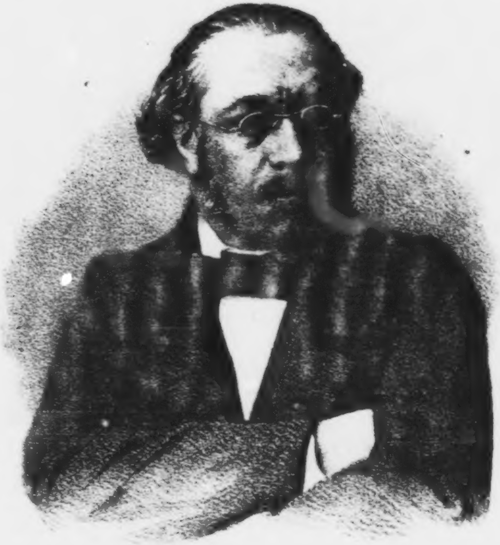


Prof. Dr. Pfeiffer.

Verlag v. W. Braumüller in Wien

Briefwechſel

zwiſchen

Joſeph Freiherrn von Laßberg

und

Ludwig Uhland.

Herausgegeben

von

Franz Pfeiffer.

Mit einer Biographie **Franz Pfeiffers** von Karl Bartſch
und den Bildniſſen von
Pfeiffer, v. Laſsberg und Uhland.

Lassberg
Briefwechsel

Wien, 1870.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

52 G

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Mit dem vorliegenden Buche tritt das letzte litterariſche Unternehmen Franz Pfeiffers in die Oeffentlichkeit, ein Unternehmen, das ihm manche Stunde ſeiner trüben Leidensnacht freundlich erhellt hat, das zuſammen mit ſeiner „Germania“ vielleicht der letzte Gegenſtand ſeiner Sorgen geweſen iſt. Mir war es vergönnt dem verehrten Manne hilfreichen Beiſtand zu leiſten, als er mit ſchon ſinkenden Kräften an die Veröffentlichung dieſer Briefe ſchritt, und ſo erwuchs es mir als eine theuere Pflicht, welche die Bedeutung der Sache mir noch dringender ans Herz legte, das verwaiſte Unternehmen nach ſeinem Hinſcheiden völlig zu Ende zu führen.

Freilich, was Pfeiffer dem fertigen Buche voraufzuſchicken gedachte: eine Schilderung der unvergänglichen Verdienſte, welche die beiden Männer, deren Briefwechſel hier vorliegt, jeder in ſeiner Weiſe um die Wiſſenſchaft ſich erworben, ſowie eine Darlegung ſeiner eigenen fruchtbaren Beziehungen zu ihnen beiden, das bin ich zu geben nicht im Stande und auch ein anderer würde an dieſer Stelle es nicht geben können und wollen. Von dieſer Einleitung hat Pfeiffer leider! auch nicht einmal einen flüchtigen Entwurf hinterlaſſen und wir haben das zu bedauern als einen unerſetzlichen Verluſt. Ich muß mich darauf beſchränken, hier mitzutheilen was ich von der Entſtehung des Unternehmens weiß und von dem, was ſich für den unvergeßlichen dahingeſchiedenen daran knüpfte.

Als Pfeiffer im Jahre 1862 zwei alte deutſche Arzneibücher wieder ans Licht förderte, fand er ſich bewogen mit nachfolgenden Worten der Einleitung auf den Werth hinzuweiſen, welchen dieſe früheſten Verſuche die Arzneimittellehre in deutſcher Sprache zu behandeln auch für den gelehrten Arzt haben müßten: „Wer immer Sinn und Empfänglichkeit hat für das Werden und Entſtehen im Geiſtesleben der Menſchheit, für die hiſtoriſche Entwickelung der Wiſſenſchaften, wird die früheſten Spuren und Anfänge derſelben mit einem geheimnißvollen Reize betrachten, er wird die Vergangenheit, ihre Anſchauungen und Meinungen nicht mit dem Maßſtab der heutigen Bildung und Gelehrſamkeit meſſen, ſondern ſie vom Standpuncte ihrer Zeit und im Zuſammenhange mit anderen Erſcheinungen auf geiſtigem Gebiete als nothwendige Durchgangspuncte aufzufaſſen ſuchen.“ Von einem Manne, der ſolche Anſchauungen hegte, läßt ſich erwarten, daß er auch in der Geſchichte der eigenen Wiſſenſchaft fruchtbaren Umblick gehalten. Und in der That war Pfeiffer früh zu der Erkenntniß gelangt, daß um die Wiſſenſchaft, in der man ſelbſt lebt und ſtrebt, ihre Gegenwart, ihre Zukunft und Ziele richtig zu erfaſſen, man vor Allem mit ihrer Vergangenheit ſich vertraut machen muß. Das Werden und Wachſen der Wiſſenſchaft, der Er ſeine Kräfte geweiht, war ihm ein Gegenſtand von großer Anziehung geweſen, ſeine Betrachtung ein nimmer verſiegender Quell der Luſt und der Lehre. Mit liebevollem Intereſſe ſpürte er der Pflege der deutſchen Alterthumskunde nach in ihren erſten Anfängen und ihrem allmäligen Emporblühen und es gewährte ihm, um mit Roſcher zu ſprechen, faſt ebenſo große Freude die unſcheinbare Quelle einer Wahrheit höher zurückzuverfolgen als den vollen Strom derſelben weiter und ſchiffbarer zu machen.

Schon in den vierziger Jahren hatte Pfeiffer manches und mancherlei geſammelt zur Geſchichte der deutſchen Philologie. Ja er trug ſich nach ſpäterer Mittheilung damals ſogar mit dem

Plane eine ſolche vollſtändig auszuarbeiten. Der Plan blieb unausgeführt wie mancher andere. Der eigene unmittelbare Antheil, den Pfeiffer bald an der Weiterförderung der Wiſſenſchaft nahm, erforderte ſeinen Mann ſo ganz und gar, daß ihm keine Muße mehr übrig blieb für ſo etwas. Dennoch ſetzte ſich nie Roſt an die alte Liebe und nach faſt dreißigjährigem Wirken in anderer Richtung ſollte ſie faſt wie zum Abſchluſſe dieſer reichen Thätigkeit ſogar auch noch einmal zu litterariſchem Ausdrucke gelangen.

Im Jahre 1866 begann Pfeiffer ſeine Veröffentlichungen von Briefen berühmter Germaniſten, welche ſein Beitrag ſein ſollten zu einer Geſchichte der deutſchen Philologie.

Dieſe Mittheilungen waren, ſind und bleiben etwas ſehr dankenswerthes. Umkleidet mit dem feſſelnden Reize, den die Briefe hervorragender Männer überhaupt auf uns ausüben, gewährten ſie dem deutſchen Philologen noch ein ganz beſonderes Intereſſe. Man konnte das Entſtehen und Reifen vieler wichtiger Unternehmungen auf dem Gebiete der deutſchſprachlichen Forſchung nun beſſer verfolgen als die dürftigen Nachrichten in Vorreden, Litteraturzeitungen u. ſ. w. dies früher oft möglich machten. Die äußeren und inneren Bedingungen, die mancherlei Sorgen, Mühen und Hinderniſſe, unter denen ſo manches unvergängliche Meiſterwerk der vorzugsweiſe deutſchen Wiſſenſchaft geſchaffen wurde, erſchloſſen ſich uns hier und machten eine vertieftere Würdigung derſelben möglich. Daneben finden wir manche wiſſenſchaftliche Anſicht da niedergelegt, die nie ihren Weg in die Oeffentlichkeit gefunden, Unternehmungen werden beſprochen, die nie zur Ausführung gelangten, die Vorzüge und Schwächen eigener und fremder Leiſtungen mitunter rückhaltloſer erörtert als dies in der gedruckten Litteratur geſchehen konnte, und ſo hebt ſich aus dem bunten Gewebe vertraulicher Mittheilungen ein Bild empor von den neben- und durcheinander laufenden, ſich kreuzenden und ergänzenden Beſtrebungen auf dem Gebiete der deutſchen Alterthumswiſſenſchaft in den letzten funfzig Jahren, wie es auf ein über gewöhnliche Neugier weit hinausgehobenes Intereſſe

Anſpruch erheben darf. Ueberdies aber macht, wie ſchon Pfeiffer hervorgehoben hat*), die Fülle treffender Bemerkungen über die alten Autoren, ihre Werke und ihre Ausgaben, welche in dieſen Briefen enthalten ſind, dieſelben zugleich zu einer werthvollen Fundgrube für die Geſchichte unſerer alten Litteratur ſelbſt und die Methode ihrer Behandlung. Aber auch ſelbſt da, wo dies ſachliche Intereſſe nicht vorhanden iſt, wo es ſich um rein perſönliches, Eindrücke und Stimmungen, Familienverhältniſſe u. dgl. handelt, ſind uns dieſe Briefe von erheblichem Werth. Was dem gleichgiltigen unbedeutend ſcheinen möchte hat auf den vollen herzlichen Antheil desjenigen ein Anrecht, der nicht nur dank- und fühllos eines gebotenen ſich zu bedienen, ſondern auch des Gebers zu gedenken verſteht. Aus hunderterlei kleinen Zügen, die rühren und erfreuen, wird uns das Denken, Fühlen und Empfinden, das ganze ſittliche Sein der Meiſter offenbar, und liebevolles Bemühen weiß daraus ein Bild zu ſchaffen, dem Farbe und Leben kaum weniger gebricht als einem aus perſönlichem Umgange gewonnenen.

Wie Pfeiffer das erfaßt ſpricht er ſchön aus in einem Briefe an Uhlands Wittwe (6. Dec. 1865): „Aus ihren Briefen treten ſie (die betreffenden Männer) uns, dem nachgebornen Geſchlecht, menſchlich näher, und es iſt gut, daß wir Einblick gewinnen in die ſtille aber raſtloſe Thätigkeit dieſer großen Männer, die unſere Wiſſenſchaft geſchaffen haben und auf deren Schultern wir ſtehen. Wir werden in Hinkunft mit noch größerer Pietät zu ihnen aufblicken lernen.“

Die werthvolle Sammlung von Urkunden zur Geſchichte der deutſchen Philologie ward eröffnet mit den Briefen, welche Jacob Grimm während eines nahe zwei Jahrzehnte andauernden Freundſchaftsverhältniſſes an Franz Pfeiffer gerichtet.**) In bunter

---

*) Germania XI, S. 114.

**) Jacob Grimms Briefe an Franz Pfeiffer (1844—1863) in der Germania XI. (1866) S. 111—128 u. 239—256, und daraus ſowie die übrigen Briefe auch in beſonderen Abdrücken wiederholt.

Reihe folgte, was die Mappen der lebenden Freunde und die Nachläſſe einiger heimgegangenen an alten Briefſchätzen gewährten: Briefe von Jacob und Wilhelm Grimm, Lachmann und J. A. Schmeller an Hoffmann von Fallersleben, G. K. Frommann, Th. Vernaleken, L. Uhland, K. A. Hahn, A. Schott und einige andere.*)

Als die reichſte Fundgrube aber erwies ſich der Nachlaß weil. Joſephs Freiherrn von Laßberg auf der alten Meersburg am Bodenſee.

Dieſer edele, für das deutſche Alterthum hoch begeiſterte Mann, in dem ſelbſt ein Stück Mittelalter im beſten Sinne des Wortes in unſere Zeit hereinragte, hatte durch ein halbes Jahrhundert zu den ausgezeichneteſten Vertretern der deutſchen Philologie in Beziehung geſtanden. Beſitzer einer Reihe der koſtbarſten Ueberbleibſel altdeutſcher Dichtung theilte er den Beſitz dieſer Schätze neidlos mit jedem, der zu ihrer Benutzung berufen war. Durch lange Jahre war des alten Jägermeiſters Haus ſo recht eigentlich der Mittelpunkt für die meiſten Beſtrebungen auf dem Gebiete der deutſchen Litteraturforſchung, namentlich ſoweit ſie ſich mit der Glanzepoche der ritterlichen Dichtung befaßte. Ein gutes Theil davon beruht auf den Grundlagen, wofür er mit ſeltener Hingabe, kein Opfer ſcheuend an Mühe und an Geld die Materialien herbeigeſchafft. Dadurch und durch ſeine eigene nicht gering anzuſchlagende litterariſche Thätigkeit entſtand ein reger brieflicher und perſönlicher Verkehr: Benecke, die Grimms, Lachmann, Schmeller u. a. fanden in Laßberg den bereitwilligen Förderer

---

**) Im XI. Jahrgange der Germania erſchienen noch: S. 375—388. 498—511 Jacob Grimms Briefe an Hoffmann v. F. (1818—1852) nebſt einem Nachtrag im XII. Jahrgange S. 383. 384. Im Jahrgange XII (1867) S. 115—128 Briefe von Jacob Grimm an L. Uhland, K. A. Hahn, K. Frommann, Th. Vernaleken u. ſ. w.; S. 241—248 Briefe von Carl Lachmann an L. Uhland und K. A. Hahn; S. 248—256 Briefe von Schmeller an Hoffmann von F., L. Uhland, G. K. Frommann und Franz Pfeiffer; S. 370—383 Briefe von Wilhelm Grimm an G. K. Frommann, K. A. Hahn, L. Uhland, A. Schott und Franz Pfeiffer.

ihrer großartigen Leiſtungen und Beſtrebungen. Am innigſten und dauerhafteſten aber geſtalteten ſich des Freiherrn von Laßberg Beziehungen zu einem Manne, der ihm von allen wohl geiſtig am nächſten ſtand und — worauf Laßberg nicht kleine Stücke hielt — obendrein auch ein Schwabe war. Dieſe Beziehungen, auf das gleiche vaterländiſche Streben, auf die gleiche Begeiſterung für alles gute, ſchöne und edele und eine ſeltene Uebereinſtimmung in allen wichtigeren Puncten der Lebensanſchauung gegründet, wurden auch dann nicht abgebrochen, als das Bedürfniß gelehrter Mittheilung längſt ſchon mehr in den Hintergrund getreten war. Sie dauerten bis an Laßbergs Ende.

Im Herbſte 1865 erhielt Pfeiffer durch die Güte von Uhlands Wittwe wie in andere an ihren Gatten gerichtete Briefe auch in die des Freiherrn von Laßberg Einſicht. Es war ein ſehr natürlicher Wunſch, der ſofort in ihm erwachte, dieſe prächtigen Aeußerungen einer durchaus liebenswürdigen und hochſinnigen Natur auch weiteren Kreiſen vorzuführen. Alte Erinnerungen traten ihm wieder heller und lebhafter vor die Seele. War er doch ſelbſt einſt gaſtfrei aufgenommen geweſen in die Hallen der alten Meersburg und hatte das Glück genoſſen an ihrem Bewohner einen liebevollen Freund und wohlwollenden Förderer ſeiner erſten Schritte auf dem Gebiete der gelehrten Litteratur zu finden! Da er nun ſchon früher beſchloſſen hatte einer alten Pflicht der Pietät zu genügen und die an ihn gerichteten Briefe Laßbergs der Oeffentlichkeit zu übergeben, ſo war es ihm ſehr willkommen ſeinen Plan nun noch erweitern zu können. Wie eifrig Pfeiffer die Angelegenheit dieſer Briefveröffentlichungen betrieb, erhellt aus einem an Frau Profeſſor Uhland gerichteten Briefe vom 3. Nov. 1865:

> „Ihren eben erhaltenen freundlichen Brief vom 31. October beantworte ich, einen freien Augenblick erhaſchend, ſofort, um Ihnen für die gütige Mittheilung der Briefe der beiden Grimm und Schmellers herzlich zu danken. Daß von den erſteren ſo wenig vorhanden iſt, fällt auf, da ſie doch mit Uhland ſo lange in freundlichem

Verkehr ſtanden*). Die Nachricht von der Exiſtenz einer größeren Anzahl Lachmanniſcher Briefe iſt mir ſehr erfreulich, denn gerade von ihm beſitze ich die wenigſten und doch gehören ſie für die Geſchichte der deutſchen Philologie zu den wichtigſten Quellen. Bitte, ſchicken Sie mir dieſelben doch recht bald, Sie erhalten ſie und alle die Sie mir anvertrauen nach gemachtem Gebrauch pünktlich wieder zurück.

Von Laßberg beſitze ich ſelbſt eine anſehnliche Reihe.

Es iſt nichts darunter, deſſen Veröffentlichung ſeinen beiden Töchtern unangenehm ſein könnte; im Gegentheil laſſen ſie den trefflichen Mann im ſchönſten Lichte erſcheinen. Daß ſeine Töchter ſelbſt etwas damit vorhaben, glaube ich nicht. Ich würde indeſſen gern an ſie, die ich vor 25 Jahren als Kinder von 4 Jahren auf den Armen im Schloßhofe der alten Meersburg herumgetragen, ſchreiben und ſie um Erlaubniß bitten, allein ich kenne ihren gegenwärtigen Aufenthalt nicht."

Die erbetene Erlaubniß ward mit der Bereitwilligkeit ertheilt, welche das ſchöne Vorhaben verdiente. Schon den 3. März 1866 konnte Franz Pfeiffer an Fräulein Hildegund von Laßberg ſchreiben:

„Für die mir durch Vermittelung der Frau Dr. Uhland in Tübingen zugekommene gütige Erlaubniß, die Briefe Ihres ſel. Vaters an Uhland in meiner Zeitſchrift „Germania" veröffentlichen zu dürfen, empfangen Sie nachträglich meinen herzlichſten Dank. Ich habe dieſelben mit Rührung geleſen und nicht ohne reiche Belehrung aus der Hand gelegt und ich bin überzeugt, daß ſie auf alle Fachgenoſſen und Freunde des deutſchen Alterthums denſelben Eindruck machen werden, ſpricht doch aus jeder Zeile, möcht' ich ſagen, der edle Character des trefflichen Mannes, ſeine warme Liebe zur Heimat, ſeine Begeiſterung für die deutſche Wiſſenſchaft.

---

*) Es ſind nur 3 Briefe von Jacob und 2 von Wilhelm Grimm vorhanden, abgedruckt a. a. O.

Freilich würde dieſer Eindruck weſentlich erhöht, er würde ein vollſtändiger ſein, wenn es mir vergönnt wäre, zugleich auch Uhlands Briefe an Ihren ſel. Vater, alſo den ganzen Briefwechſel geben zu können. Durch Mittheilung der Uhlandiſchen Briefe würden Sie mich glücklich machen und die Freundſchaft, womit mich der verehrte Mann im Leben ausgezeichnet hat, gibt mir den Muth, darum zu bitten. Der Zuſtimmung der Frau Dr. Uhland bin ich jetzt ſchon gewiß.

Die ſchönen Tage und Wochen, die ich zum erſten Mal vor nun 26 Jahren in der Dagobertsburg zubringen durfte, und die Gaſtfreundſchaft, die ich dort genoſſen, leben noch heute friſch in meiner Erinnerung und das Bild des verehrten Freundes trage ich ſtets in dankbarem Herzen. Das Andenken an ihn auch in dem Kreiſe der Fachgenoſſen lebendig zu erhalten, iſt der Zweck der mich bei der Veröffentlichung der Briefe leitet. Daß ich mit aller Discretion dabei verfahren werde, iſt etwas, das ſich von ſelbſt verſteht.“

Durch die Liebenswürdigkeit der Fräulein von Laßberg erhielt Pfeiffer nun nicht nur die von Uhland, ſondern auch viele andere von namhaften Germaniſten an den Freiherrn von Laßberg gerichtete Briefe zur litterariſchen Benutzung. Es ward ihm bald klar, daß der Briefwechſel zwiſchen Laßberg und Uhland, dieſes ſchöne Denkmal eines ächtdeutſchen Freundſchaftsbundes, eine geſonderte Herausgabe verdiene. Da er nun über ſeine eigenen Beziehungen zu den beiden Männern gar manches zu ſagen hatte und namentlich dem Freiherrn von Laßberg eine ſorgſamere biographiſche Schilderung widmen wollte als ihm bisher zu Theil geworden war*), ſo konnte ſich das Unternehmen für die gelehrten und wohl auch für weitere Kreiſe anziehend genug geſtalten.

---

*) Das ausführlichſte, was über den Freiherrn von Laßberg bisher gedruckt wurde, die „Erinnerung an Joſeph Freiherrn von Laßberg auf der alten Meersburg“ in den Hiſtor.-politiſchen Blättern für das katholiſche Deutſchland Bd. 53 (1864) S. 424—441 u. 505—522, die wohl einer geiſtlichen St. Galler Feder entſtammt, enthält ſehr viele größere und

Leider mußte die Ausführung des ſchönen Planes vorerſt noch hinausgeſchoben werden. Immer mehr häufte ſich die Arbeit um Pfeiffer, während die Körperkraft abnahm und zu ſeiner unſäglichen Qual nimmer Schritt halten konnte mit dem raſtloſen Geiſte. Um ſich zu erholen und zu kräftigen hatte Pfeiffer bereits den Entſchluß gefaßt, für das Winterſemeſter 1867/1868 Urlaub zu nehmen, als er noch nicht ahnen konnte, daß dies ein ganz unabweisliches Gebot der Nothwendigkeit werden ſollte. Während dieſer Zeit aber ganz auszuruhen war ihm undenkbar, und ſo wollte er zunächſt dieſe Lieblingsarbeit, den Briefwechſel, vornehmen. Ein günſtiger Zufall fügte es, daß Pfeiffer im Sommer 1867 mit Frau Uhland und Fräulein von Laßberg zuſammentraf und nun mit den beiden Damen manches noch perſönlich beſprechen konnte. Noch einmal betrat er die Räume der alten Dagobertsburg, wo er einſt ſo heitere Tage und Stunden genoſſen hatte, und es gehörte dieſe Erinnerung zu den liebſten

---

geringere Unrichtigkeiten. Einiges fand ſich auf einem Zettel in Pfeiffers Nachlaſſe verzeichnet. Danach iſt es z. B. falſch, daß Laßberg aus dem elterlichen Hauſe entwich, um in Frankreich Dienſte zu nehmen. Er wurde vielmehr von ſeinem Oheim dorthin geſandt um die franzöſiſche Sprache und allerlei ritterliche Uebung zu lernen. Der Oheim veranlaßte ihn dann allerdings in ſein Regiment einzutreten, es dauerte aber nur bis zum nächſten Jahre, in welchem er die academiſchen Studien in Straßburg und dann in Freiburg begann. So fallen denn dieſe Studien auch nicht in die Jahre 1788—1789, ſondern ſchon 1786—1787. Seine erſte Frau ſtarb auch nicht 1813 in Sigmaringen, ſondern 1814 in Donaueſchingen. Daß der Schluß keineswegs befriedigt und der ganze zweite Theil überhaupt ſehr abfällt, darin wird Pfeiffern auch jeder andere aufmerkſame Leſer beiſtimmen. So iſt es auch unrichtig, daß Uhland in der letzten Zeit „immer mehr, endlich ganz ausgeblieben ſei“, das zeigen die Briefe beſſer, und nach einer Notiz Pfeiffers war Uhland noch im Herbſte 1853 auf der Meersburg geweſen, gerade am 18. October, Laßbergs Hochzeitstage, deſſen er denn auch bei Tiſch auf die heiterſte liebenswürdigſte Weiſe gedachte. Auch ein jüngſt in der „Gartenlaube“ Nr. 43 vom Jahre 1868 erſchienener Aufſatz: „Ein Bauernhaus der rothen Erde und ein Schloß am Schwabenmeer“ nimmt es mit der Wahrheit wenig genau und kann höchſtens Zeugniß ablegen für die lebhafte Phantaſie ſeiner Verfaſſerin.

ſeiner an freundlichen Eindrücken ſonſt nicht reichen letzten Ferienreiſe.

Zu Anfangs October langte Pfeiffer krank in Wien an. In der trüben Leidenszeit, die nun folgte, gewährte ihm die Beſchäftigung mit dem Briefwechſel eine wahre Erquickung. Er ſpricht ſich darüber ausführlich aus in einem Briefe an Frau Profeſſor Uhland vom 8. Nov. 1867:

> „Mein Leiden hat bis jetzt aller ärztlichen Kunſt geſpottet und von einer weſentlichen Beſſerung iſt noch keine Rede. Da ſitze ich denn ſtill in meinem Zimmer, mitten unter meinen Büchern, ohne etwas ernſtliches arbeiten zu dürfen, noch, wenn ich auch dürfte, es zu können. So habe ich mich denn zu einiger Zerſtreuung und Aufheiterung an die Zuſammenſtellung der Briefe Uhlands und Laßbergs gemacht; und finde darin wirklich auch Troſt und Erquickung. Mich in die Briefe dieſer beiden Männer, die ich ſo ſehr verehrte und liebte, zu verſenken, gewährt mir in der That hohen Genuß. Bis Ende nächſter Woche wird, hoff' ich, die Abſchrift vollendet ſein. Es gibt ein ganz ſtattliches Bändchen, und ich zweifle nicht, daß dasſelbe nicht nur den Fachgenoſſen, die vieles und neues daraus lernen können, ſondern auch weiteren Kreiſen Freude machen wird."

Den 21. Nov. 1867 berichtet er in einem Briefe an Fräulein von Laßberg:

> „Seit mehr denn 3 Wochen bin ich, eben meiner Neigung zum Schwindel wegen nicht aus dem Hauſe gekommen, aber ich füge mich mit Geduld und Ergebung in das unvermeidliche. Zwar iſt mir alle geiſtige Anſtrengung ſtreng verboten, aber ganz unthätig bin ich dennoch nicht und kann es nicht ſein. Und ſo iſt mir denn Ihre Sendung mit dem Dichterbuch und den Briefen an Ihren ſel. Vater eine wahre Wohlthat, indem mich die Beſchäftigung damit nicht nur nicht anſtrengt oder ermüdet, ſondern, und dies gilt namentlich von den Briefen, mir die angenehmſte Erholung und hohen Genuß gewährt.

Mit der Zuſammenſtellung der Briefe Ihres ſel. Vaters und Uhlands bin ich, zum Theil mit Hilfe meiner Frau, nahezu fertig und gehe demnächſt an das Niederſchreiben der kleinen erklärenden Noten, deren Beifügung ich für nothwendig erachte. Nur die Einleitung werde ich auf etwas ſpätere Zeit verſchieben müſſen.“

Den ganzen Winter hindurch widmete er dem Briefwechſel jeden erträglichen Augenblick. Mit wahrer Freudigkeit las er mir bei meinen Beſuchen einzelne der ſchönſten Briefe und Stellen vor oder ließ ſie von mir ſich vorleſen, z. B. wiederholt den in der Anmerkung S. 282 mitgetheilten Brief an den Oberſten v. Hövel. Den 3. Jan. 1868 äußert er ſich brieflich gegen Fräulein von Laßberg:

„Indem ich die Briefe und Papiere durchleſe und ordne, bin ich in Gedanken oft in der „weitausſchauenden“ Meersburg, wie Uhland ſie nannte, die, wie ich mir vorſtelle, auch jetzt unter brauſenden Winterſtürmen ihre eigenthümlichen Reize haben muß.“

Endlich waren die Vorarbeiten ſo weit gediehen, daß zu Anfang Februars an den Druck geſchritten werden konnte. Gleichzeitig begann auch der Abdruck der Briefe von Benecke u. ſ. w. an den Freiherrn von Laßberg in der „Germania“ *).

---

*) Zur Aufnahme in die „Germania“ waren beſtimmt die Briefe von Benecke, Jacob und Wilhelm Grimm, Lachmann und Schmeller an Freiherrn von Laßberg, denen ſich ſpäter Briefe „anderer Gelehrten anfügen ſollten, die, ohne gerade vom Fache zu ſein, doch vielfach ihre lebendige Theilnahme dafür bethätigten, indem ſie, von Laßberg angeſpornt, deſſen regem Forſchungstriebe hilfreiche Hand leiſteten und dadurch manches zu Tage fördern halfen, was ſonſt leicht verborgen geblieben wäre.“ Pfeiffer meinte damit die Briefe von Meuſebach, Emil Braun, Albert Schott, Zeune, Uſteri, J. C. Orelli, Follen, v. Mülinen, Wyß, Kirchhofer, Conz und v. Arx, welche ihm die freundſchaftliche Güte der Fräulein von Laßberg gleichfalls zur uneingeſchränkten Verfügung geſtellt hatte. Nur die Briefe Beneckes konnte noch Pfeiffer veröffentlichen in dem Ende März erſchienenen 1. Hefte des 1. Jahrganges der neuen Reihe ſeiner „Germania“. Ich ließ dann in den von mir beſorgten Heften noch die werthvollſten der übrigen folgen und, wie dies Pfeiffers Wunſch und Wille geweſen, zugleich einen beſonderen Abzug veranſtalten:

Trotz ſeines bedenklichen Geſundheitszuſtandes wollte Pfeiffer es ſich doch nicht nehmen laſſen jeden Bogen zweimal ſelbſt zu corrigieren und ich ſollte dann die Reviſion beſorgen. Sein Leiden verſchlimmerte ſich jedoch bald ſo, daß er ſich dieſer Mühe nicht weiter unterziehen konnte. Da er nun die Weiterführung des Unternehmens in fremde Hände durchaus nicht legen wollte und immer noch auf Geneſung hoffte, ſo wurde der Druck mit dem fünften Bogen vorläufig eingeſtellt. Er ſollte zu Pfeiffers Lebzeiten nicht wieder aufgenommen werden.

Das in Pfeiffers Nachlaß vorgefundene Druckmanuſcript, beſtehend in einer vollſtändigen Abſchrift der Briefe, war inſoferne durchgearbeitet, als die nöthigen Streichungen darin bereits angedeutet und auch die erläuternden Anmerkungen meiſt ſchon beigefügt waren. Nur die im Anhange mitgetheilten Briefe Laßbergs und Uhlands an Pfeiffer entbehrten noch der erläuternden Bemerkungen, welche darum wo mir ſolche nöthig ſchienen von mir hinzugethan wurden.

Daß ſich von der Einleitung mit Ausnahme einiger dafür beſtimmten biographiſchen Daten gar nichts vorfand, wurde ſchon oben erwähnt.

Ich habe vorhin der Streichungen gedacht und muß auf dieſen Punct noch etwas näher eingehen.

Die Briefe ſind im ganzen genau nach den Originalen gedruckt. Nur wenige Stellen ſind fortgelaſſen. Dahin gehören vor allen ſolche, welche ſich auf eigene oder fremde reine Privat- und Familien-Angelegenheiten beziehen, wie in Brief Nr. 105;

Briefe von Geo. Fr. Benecke, Jacob und Wilhelm Grimm, Carl Lachmann, Johann A. Schmeller und H. G. von Meuſebach an Joſeph Freiherrn von Laßberg 1818—1849. Nach Franz Pfeiffers Anordnung herausgegeben von J. M. Wagner. Wien 1868. 56 SS. 8°.

Das Büchlein wurde nur als Geſchenk für Freunde in 100 Exemplaren gedruckt, von denen noch einige vorräthig ſind, welche denen die ſich dafür intereſſieren gern zu Gebote ſtehen. Es gewährt in vielfacher Beziehung eine willkommene Ergänzung zu dem vorliegenden Briefwechſel.

ferner Aeußerungen, wodurch ſich noch lebende oder die Angehörigen und Nachkommen bereits verſtorbener gekränkt und verletzt fühlen konnten, endlich (wie in Brief Nr. 1. 51 und 66) umfangreichere litterariſche Mittheilungen, Handſchriftenauszüge u. dgl., wenn es Dinge waren, die heutzutage allgemein gekannt ſind. Selten einmal wurde eine etwas derbere Aeußerung unterdrückt, wie z. B. in Brief Nr. 65 eine über die Clara Hätzlerin, von deren Schreiberei Laßberg gar nicht erbaut war (vgl. S. 150 und 155). Wie Pfeiffer über dieſe Auslaſſungen und Nichtauslaſſungen dachte, lernen wir aus einem Briefe an Fräulein Hildegund von Laßberg vom 21. Nov. 1867 kennen, und jedermann wird den dort geäußerten Anſchauungen gerne beiſtimmen:

> „Wenn es ſich immer machen läßt, wäre es mir ſehr lieb, daß Sie mit Ihrer Fräulein Schweſter und Frau Uhland, welche mir erſt dieſer Tage noch mehrere Briefe Ihres Herrn Vaters nachträglich geſchickt hat, eine Correctur leſen würden, damit alles aus dem Buche wegbleibt, was Ihnen oder andern unangenehm ſein könnte. Zwar habe ich vieles auf noch lebende Perſönlichkeiten bezügliches geſtrichen, aber Frauen beſitzen eben doch feineren Tact als die derber organiſierten Männer. Der Zweck des Buches iſt ja nicht nur den Fachgenoſſen, ſondern auch einem größeren Leſerkreis Genuß und Freude zu bereiten, und dies wird uns, wie ich lebhaft überzeugt bin, gewiß gelingen. Auf der anderen Seite wird man auch nicht gar zu ängſtlich und ſtreng verfahren dürfen. Das ſchöne Bild des friſchen prächtigen alten Jägermeiſters würde gewiß nicht gewinnen, ſondern weit eher abgeſchwächt oder gar entſtellt werden, wenn man alle die kräftigen oder ſelbſt derben Aeußerungen über Perſonen und Dinge, wozu ihn theils gerechter Zorn und Unmuth, theils ſein ſtets lebendiger köſtlicher Humor veranlaßt haben, tilgen wollte."

So wird denn auch die Aeußerung über Jacob Grimm S. 276 dem würdigen Meiſter Sepp niemand allzuhoch anrechnen. Die Befangenheit politiſcher Anſchauung war eben damals im ſüdlichen Deutſchland noch ungleich weiter verbreitet und tiefer eingewurzelt als ſie es leider! jetzt noch iſt.

Noch habe ich einer von Pfeiffer an den Laßberg'ſchen Briefen vorgenommenen Aenderung zu gedenken, die aber rein äußerlicher Natur iſt. Seit 1824 bediente ſich nämlich Laßberg, offenbar dem Einfluſſe Jacob Grimms gehorchend, in ſeinen Briefen und Schriften der lateiniſchen Schrift und auch durchgehends der kleinen Buchſtaben im Anlaute der Worte. Da dies nun nach Pfeiffers Anſicht ſich nicht vereinigen wollte mit der für das Buch gewählten deutſchen Druckſchrift, ſo ward auch für die Laßberg'ſchen Briefe wenigſtens in dieſem Stücke die gewöhnliche Schreibung angenommen.

Kein günſtiger Stern hat über der Entſtehung dieſes Buches geleuchtet. Möge es nun in der Oeffentlichkeit ein glücklicheres Geſchick erfahren und ſich in und außer den Kreiſen der Fachgenoſſen ſo viele Freunde erwerben, als der Mann, der ihm ſeine letzten Kräfte gewidmet, gewünſcht und gehofft. Den Fräulein von Laßberg aber und Frau Uhland, denen das Hauptverdienſt gebührt an ſeinem Erſcheinen, ſei für ihre edle Opferwilligkeit und ihre vielfachen Bemühungen unſer herzlicher Dank dargebracht.

J. M. Wagner.

Franz Pfeiffer.

Eine Biographie

von

Karl Bartſch.

Franz Pfeiffer wurde am 27. Februar *) 1815 zu ~~Bettlach, einem Dörfchen dicht bei~~ Solothurn, geboren **). Sein Vater, der früher in einem franzöſiſchen Schweizerregimente gedient hatte, lebte dort in kümmerlichen Verhältniſſen als Muſicus und Militärinſtructor ***). Mutter und Schweſter mußten durch ihrer Hände Arbeit zum Unterhalte der Familie weſentlich beitragen. So trat ihm der Ernſt, ja die Noth des Lebens in früheſter Jugend entgegen, und er mußte bei Zeiten lernen ſich gegen den Kampf mit demſelben zu waffnen.

Franz, das jüngſte von drei Kindern †), wird uns als ein ſtiller zurückgezogener Knabe geſchildert, der ſich wenig in die lärmenden Spiele der übrigen Altersgenoſſen miſchte, dennoch aber ſeines eigenthümlichen Weſens wegen bei allen beliebt war. Er beſuchte die Primarſchulen in Solothurn und trat im Herbſte 1826 in die unterſte Klaſſe des damaligen Collegiums, deſſen ſechs Gymnaſial- und zwei Lycealklaſſen er ſämmtlich abſolvierte.

---

*) Nicht Januar, wie Schlatter, Andenken an Franz Pfeiffer S. 3, und H. Lambel in ſeinem Nachrufe, Allgem. Zeitung 1868, Nr. 189 Beilage, angeben.

**) Nicht: in Solothurn ſelbſt; die mir vorliegenden Schulzeugniſſe haben Franz Pf[illegible]er ex Bettlach Solod. Ebenſo in einem amtlichen Zeugniß, welches ihm bei der Rückkehr nach München, nach einem Ferienbeſuch bei den Eltern, ausgeſtellt wurde: Hr. Franz Pfyffer von Bettlach.

***) Schlatter S. 3, dem auch die nächſtfolgenden Angaben meiſt entnommen ſind.

†) Seine Schweſter lebt in Solothurn, ſein viel älterer Bruder ſtarb bereits vor einigen Jahren in Frankreich.

+ nach Angabe einer Schwester [illegible]

Das Collegium hatte damals noch ſehr alterthümliche Einrichtung; die Zeugniſſe von 1828—33, lateiniſch abgefaßt und mit einem „Lectori benevolo salutem“ beginnend, bekunden unter Anerkennung des vorzüglichſten Fleißes und Betragens ſeinen regelmäßigen Fortſchritt von den rudimentis linguae latinae durch die grammatica, syntaxis, rhetorica prima und secunda, bis zur philosophia. Im Jahre 1833/34 trat das Collegium mit einer den Bedürfniſſen der Zeit mehr entſprechenden Organiſation als „höhere Lehranſtalt des Kantons“ ins Leben. Jetzt erhielt er auch den erſten Einblick ins Altdeutſche: in einem Freicurs ertheilte der aus München berufene Profeſſor Weishaupt nach Ziemanns Grundriß zur Buchſtaben- und Flexionslehre Unterricht in der älteren Sprache.

Im Herbſte 1834 war er reif, die Univerſität zu beziehen. Er dachte anfänglich ſich dem Studium der katholiſchen Theologie zu widmen; bald jedoch entſchloß er ſich zur Medicin, freilich auch hier weniger der Neigung folgend als in dem Beſtreben möglichſt bald ſeinen Eltern eine Stütze zu werden. So gieng er, mit geringen Hilfsmitteln ausgerüſtet, im Herbſte 1834 nach München. Seine Quellen waren bald erſchöpft und er mußte darauf denken, ſich ſolche ſelbſt zu ſchaffen. Der in ihm wohnende Sinn für Poeſie, der ſich ſchon früher in poetiſchen Verſuchen kundgegeben hatte, führte ihn auf belletriſtiſche Thätigkeit. Er ſchrieb für eine damals in München erſcheinende Zeitſchrift Erzählungen und Novellen, wollte aber in ſpäterer Zeit von dieſer durch die Noth ihm aufgedrungenen Thätigkeit nicht gern etwas wiſſen, weil er ſich ſelbſt darin nicht genügte. Da dieſe Sachen vermuthlich ohne ſeinen Namen veröffentlicht ſind, ſo wird es ſchwer ſein, ſie zu ermitteln; der nachher genannte „Eilbote“ iſt mir nicht zugänglich. Die Thatſache ſelbſt aber ſteht feſt; 1854 ſchreibt Maßmann: „Am Ende kommt er noch wie L. Diefenbach in Frankfurt zu ſeiner Jugendſünde, dem Romanſchreiben, zurück, da er doch immer ſagt, das ſei ſeine ſchönſte Zeit geweſen.“ Einzelne poetiſche Sachen von ihm fanden ſich unter ſeinem

Nachlaß. Ein Gedicht, datiert vom 16. Februar 1835, wenige Tage bevor er das 20. Jahr vollendete, gibt Zeugniß von dem Heimweh, das der Sohn der Schweiz nach ſeinen Bergen empfand; es möge als einziger Beleg ſeiner „Poetiſchen Verſuche“ *) hier einen Platz finden.

Sehnſucht nach dem Vaterlande.

O theures Land, o Schweizerland,
Wie ſehn' ich mich nach dir!
„Zieh' heim, zieh heim' ins Vaterland“
Tont's mächtig fort in mir.

Den Bergen zu, den Fluren zu,
Ruft meines Herzens Sprach',
Den Bergen, Wäldern, Fluren zu,
Hallt jeder Seufzer nach.

Zu dir, du ſchönes Paradies,
Zu dir, du Blumenreich,
Zu euch, ihr Thäler mild und ſüß,
Ihr Wälder, hin zu euch.

O könnt' ich euch, ihr Gletſcherreih'n,
Und euch, ihr Alpenſeen,
Dich, Aare, Rhone, Limat, Rhein,
Euch alle wiederſeh'n.

Wär' ich bei euch, o wär' ich dort,
Ich zög' von Thal zu Thal,
Und über Berg und Hügel fort
Bis ſpät zum Abendſtrahl.

---

*) So iſt ein zwei Bogen in Octav umfaſſendes Heft überſchrieben, auf deſſen achter Seite das angezogene Gedicht ſteht.

Umſonſt ſtreck' ich nach dir die Hand
Und wein' vergebens hier —
O Heimatland, o Schweizerland,
Wie theuer biſt du mir!

Auch in ſpäterer Zeit war er ſtets bereit, kleine Gelegenheitsgedichte, meiſt ſcherzhafter Natur, zu machen. „Auch las er wohl einmal etwas in früherer Zeit entſtandenes vor, jedoch nur ſelten“ *). Die Concepte von mehreren ſolchen Gelegenheitsgedichten fanden ſich unter ſeinen Papieren **). Auch ein paar proſaiſche Kleinigkeiten belletriſtiſchen Inhalts von ſeiner Hand haben ſich vorgefunden. Ein Aufſatz „Ein Beſuch in Wien“ mit dem Schiller'ſchen Motto „Immer iſt's Sonntag, es dreht immer am Herd ſich der Spieß,“ iſt vielleicht während ſeines Wiener Aufenthaltes (1840—41) entſtanden.

Die unangenehme Erfahrung junger Schriftſteller, ihre Sachen nicht an den Mann zu bringen, mußte Pfeiffer inzwiſchen auch machen: am 13. Februar 1836 wird ihm von dem Redacteur eines Journales eine demſelben überſendete „gut geſchriebene Erzählung“ zurückgeſchickt, weil er mit ähnlichem Vorrath bereits für lange Zeit verſehen iſt. Ein andermal bietet er der Fleiſchmann'ſchen Buchhandlung ein vermuthlich belletriſtiſches Manuſcript an, aber auch hier erklärt ſich der Verleger nicht in der Lage es anzunehmen, da er von Verlagsluſt verleitet, ſchon allzuviel übernommen habe. „Das für den Eilboten mitgetheilte wird nächſtens eingerückt. Wenn Sie mir bisweilen ächt komiſches, aber dabei kurzes, mitzutheilen die Güte haben wollen, ſo wird es mir angenehm ſeyn," heißt es am Schluſſe des Briefes (4. Februar 1837).

---

*) Briefliche Mittheilung der Wittwe.

**) Von einem vermuthlich gedruckten Scherze lautet der Titel: „Kieſeriſche Hauschronica (roth) das iſt: warhafftige Erzehlung der fürnehmbſten Geſchichten vnd Begebenheiten / ſo ſich zu der Familie derer Kieſer (roth) aus Steinheimb im Albuech zu Schimpff und Ernſt zugetragen. Den Nachkommen zur Luſt vnd Lieb geſtifftet durch M. Franz Pfeiffer (roth) der Weltweisheit Doctor, dermalen Buchwart zur Stuetgarten. Im Jahre nach Chriſti Geburt M. DCCC. LIII.

Seinen mediciniſchen Studien lag er pflichtgetreu, aber ohne Liebe ob. Neben mediciniſchen Vorleſungen hörte er bei Maßmann, an welchen er durch den 1834 als Profeſſor der Philoſophie von Solothurn nach München berufenen Dollmayr eine Empfehlung erhalten hatte*), Vorleſungen über Litteraturgeſchichte, Nibelungenlied, Gothiſch, Handſchriftenkunde und Geſchichte der Hohen Schulen. Die ſchon auf der Schule geweckte Liebe für die ältere deutſche Sprache fand hier neue Nahrung und gewann in ſeiner Seele die Oberhand, ſo daß er in einen harten Kampf zwiſchen der Pflicht, die ihn bei dem erwählten Brotſtudium bleiben hieß, und der Neigung, die ihn einer ungewiſſen Laufbahn entgegenführte, gerieth. Noch im Sommer 1837 hört er bei Profeſſor Willhelm Klinik und gleichzeitig bei Maßmann deutſche Litteraturgeſchichte. Es läßt ſich denken, daß dieſes Schwanken ihn in ſeinem Berufe, der eine ungetheilte Kraft erfordert, nicht vorwärts brachte. Maßmann, der von jeher ſeinen Zuhörern unmittelbar nahe trat, ihnen Freund, Rather und Helfer war, merkte bald den Kampf, der in der Seele des jungen Mediciners vorgieng; er half ihm darüber hinweg, indem er ihm eines Tages erklärte, daß, bis er ſich entſchieden, er ſeine Vorleſungen wie ſein Haus, das ihm wie allen ſeinen Zuhörern ſtets offen ſtand, meiden müſſe. Etwa nach Verlauf eines Monats erſchien Pfeiffer wieder bei Maßmann mit der feſten Erklärung, daß er die Medicin an den Nagel gehängt habe. Zugleich legte er ihm ein offenes Geſtändniß ſeiner Lage ab, und daß er außer Stande ſei, das Honorar für die Vorleſungen zu entrichten. Nun geſtattete ihm Maßmann nicht nur den unentgeltlichen Beſuch derſelben, ſondern Pfeiffer wurde fortan Maßmanns täglicher Haus- und Tiſchgenoſſe und nahm Theil an den Freuden und Leiden der Familie. Es entwickelte ſich zwiſchen beiden ein Freundſchaftsverhältniß, welches das Leben hindurch gedauert hat. Pfeiffer blieb dem alten Freunde immer dankbar für das, was er an ihm gethan; als Antwort auf einen feurigen Dankbrief ſchreibt ihm Maßmann (27. Juli 1840):

---

*) Schlatter a. a. O. S. 4.

Was du gethan haſt, wirf es ins Meer,
Weiß es der Fiſch nicht, weiß es der Herr.

An den kleinen Ausflügen, den ſogenannten Turnfahrten, betheiligte er ſich öfter und gern, war aber nie zu bewegen, an den von Maßmann geleiteten Turnübungen Theil zu nehmen, ſo daß ihn Maßmann ſcherzweiſe den Solo-Turner zu nennen pflegte. Als Pfeiffer 1839 an der Grippe erkrankt iſt, hält ihm Maßmann vor, daß er ſeiner Mahnung wegen des Turnens nicht gefolgt ſei und räth ihm, künftig haushälteriſcher mit ſeinem Capital umzugehen. In der That iſt wohl dieſe Vernachläßigung körperlicher Anſtrengung bei ſo reichlicher geiſtiger mit eine Urſache ſeines frühen Lebensendes geweſen.

Maßmann verſchaffte ihm nun auch andern Erwerb, der ſeiner Neigung mehr zuſagte und mit dem gewählten Berufe in innerlichſter Verbindung ſtand. Der Buchhändler Baſſe in Quedlinburg hatte wenige Jahre vorher (1835) ſeine „Bibliothek der geſammten deutſchen Nationalliteratur“ unternommen, in welcher er Ausgaben faſt aller mittelhochdeutſchen Schriftſteller zu veröffentlichen beabſichtigte. Für dieſes Unternehmen wurde Pfeiffer zunächſt durch Copien von Handſchriften beſchäftigt; die Münchener Bibliothek bot deren einen großen Reichthum und auch von auswärts, z. B. von Heidelberg, ließ Maßmann zu dieſem Zwecke Handſchriften kommen. Im Jahre 1838 ſchrieb er die (einzige) Handſchrift von Rudolfs Alexander ab, welchen der frühverſtorbene Hermann Leyſer in Leipzig für die Nationalbibliothek herausgeben ſollte*); Rudolfs Wilhelm hatte er für eigene Bearbeitung ſich abgeſchrieben und bot Leyſer ſeine Abſchrift zur

---

*) Nach Leyſers Tode übernahm Emil Sommer die Aufgabe, und als auch dieſer früh ſtarb (1846), fiel dieſelbe Zacher zu.

Förderung der Kritik des Alexander auf einige Zeit an. Ebenſo machte er Abſchriften des Daniel von Blumenthal, von Strickers Beiſpielen, von Roſenplüts Faſtnachtſpielen, die Dr. Schletter herauszugeben beabſichtigte; von der großen Heidelberger Handſchrift 341 mit Erzählungen und Beiſpielen, an der er volle vier Monate zu arbeiten hatte, von Volksliedern u. ſ. w. Für Endlicher in Wien fertigte er eine prachtvolle Abſchrift der Handſchrift der Carmina Burana *); andere Copien machte er für W. Grimm und Andere.

Allerdings wurden die, namentlich für Buchhändler, gemachten Abſchriften nur ſehr mäßig honoriert, und zuweilen geſchah es auch, daß an dem wohlverdienten Honorare noch etwas abgezogen wurde; aber den Gewinn, den er für ſeine Ausbildung daraus ſchöpfte, ſchlug er mit Recht höher an als den materiellen. Er ſchrieb mir (es war der erſte Brief, den ich von ihm erhielt), als ich, ebenfalls ein armer Student, in Berlin ihm eine Handſchriftencopie **) beſorgt hatte: „Maßmann kann Ihnen erzählen, daß ich einſt viele tauſend Verſe um noch geringeres Honorar abgeſchrieben habe. Der pecuniäre Gewinn war das wenigſte, aber ich habe viel dabei gelernt, das ich nicht miſſen möchte.“ (18. November 1852.)

Dieſe frühe und umfangreiche Beſchäftigung mit Handſchriften war von großem Einfluſſe auf Pfeiffers ganze Entwickelung; er lernte die Sprache unmittelbar aus den Quellen kennen, die Vergleichung von Gedichten in verſchiedenen Handſchriften, das Copieren von Werken, die in den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands entſtanden waren, machte ihn auf die verſchiedenen älteren Dialekte aufmerkſam, und er legte hier den Grund zu jenen Dialektforſchungen, die ſo bedeutſam für unſere Wiſſenſchaft geworden ſind. Zugleich hängt damit ſeine Beſchränkung auf das Mittelhochdeutſche zuſammen; es waren faſt ausſchließlich Werke der mhd. Litteratur, mit denen er ſich zu beſchäftigen hatte; er ſah bald ein, daß in der Beſchränkung eine Weisheit liege, und ſuchte um ſo vollſtändiger das erwählte Gebiet zu beherrſchen und zu durchdringen.

---

*) Endlicher ſchenkte ſie Ferdinand Wolf, und durch des Letzteren Güte kam ſie wieder in Pfeiffers Beſitz; ſie befindet ſich in ſeinem Nachlaß.

**) Von der Schweriner Handſchrift des Evangelium Nicodemi.

Wenn ihm ſpäter dieſe Zeit als die ſchönſte ſeines Lebens erſchien, ſo begreift ſich das vollkommen. Er fühlte hier zum erſten Male, daß er ſeiner Neigung ſich hingeben dürfe, während bisher der Zwang eines unlieben Brotſtudiums auf ihm gelaſtet hatte. Die reichen Schätze der Wiſſenſchaft thaten ſich ihm auf und ſeine junge Seele konnte in ihnen ſchwelgen. Und blickt doch jeder Menſch in ſpäteren Jahren gern auf die Zeit zurück, in der er mit dem Leben ringen mußte. Das Bewußtſein, daß ein ſolcher Kampf für den Menſchen heilſam iſt, hatte er mit Recht. „Wir haben doch wenigſtens,“ ſchreibt er 1841 an Zacher, „vor denen, die im Sonnenſchein des Glückes und Reichthums groß geworden, das voraus, daß wir vor dem frühen Philiſter werden geſchützt ſind. Wie Ihnen nach dem Sturme, ſo war mir Prof. Maßmann in demſelben Sonne und Leitſtern. Wie ein Vater hat er ſich meiner treu und liebevoll angenommen und als kundiger Lootſe an mancher Klippe, die mir Untergang drohte, glücklich mich vorbeigeführt. Darum hänge ich auch mit dankbarer Liebe und Innigkeit an ihm. Er hat mir die Pforten des Heiligthums erſchloſſen, in welchem ich Prieſter zu werden mich beſtrebe.“ Und mir ſchrieb er am 20. März 1860: „Wir haben den Vortheil, daß wir uns früh ſchon placken und plagen und durchs Leben ſchlagen mußten: darin liegt eine ſtärkende, reinigende Kraft, die ihre Wirkung noch bis in ältere Jahre äußert.“

Ueber der begeiſterten Hingabe an das nun erwählte Studium ließ er jedoch keineswegs die Rückſicht auf eine ſichere Stellung in der Zukunft außer Acht. Ein Brief an Baſſe, mit dem er damals in einem ſehr freundlichen Verhältniß ſtand, gibt über ſeine Zukunftspläne Auskunft; er ſchreibt am 21. November 1839:

„Es ſcheint, daß Sie meine Aeußerung, mich für die Zukunft ausſchließlich dem Studium der ältern deutſchen Litteratur zu widmen, mißverſtanden haben, indem ich keineswegs der Meinung wàr und bin, in den Arbeiten auf dieſem Felde die Quelle meiner künftigen Lebensexiſtenz zu erblicken oder zu ſuchen. Vielmehr gieng ſchon beim Entſtehen dieſes in mir feſtgewordenen Entſchluſſes mein Streben dahin, bei einer der höheren Lehranſtalten meines Vaterlandes, wo dieſes Studium zu immer größeren Ehren kommt, eine Stelle als Lehrer zu erhalten, was mir hoffentlich ohne allzugroße Mühe gelingen wird und wozu ich ſchon mehr als eine gegründete Ausſicht habe. Um mich aber zu dieſem Berufe ganz zu befähigen, iſt es nöthig, daß ich mich noch einige Jahre unter den Augen und der Leitung meines Lehrers und Freundes, des Prof. Maßmann, fort- und ſo weit ausbilde, daß ich mich ſelbſt einem ſolchen Amte gewachſen fühle. Zur ſchnellern und ſichern Erreichung meines Zweckes iſt es aber nothwendig, daß ich vorher etwas gediegenes in dieſem Fache leiſte, und dazu bedarf ich vor allem Ihrer Hilfe ... Mein höchſtes Streben geht dahin, etwas tüchtiges zu leiſten, und ich bin überzeugt, daß das Wirken nicht hinter dem Willen zurückbleiben wird."

Dieſen Grundſätzen gemäß dachte er ſchon damals an verſchiedene litterariſche Arbeiten. 1839 ſehen wir ihn bereits mit dem Plane beſchäftigt, Bruder Bertholds Predigten herauszugeben; er ſchrieb darüber an Baſſe, dieſer aber ſtand ſchon mit H. Leyſer, der 1838 eine Sammlung altdeutſcher Predigten für die Nationalbibliothek herausgegeben hatte, in Unterhandlung, und ſo lieferte Pfeiffer Abſchriften und Collationen von Münchener und Heidelberger Handſchriften, welche letztere Maßmann nach München kommen ließ. Auch das Wörterbuch ſollte Pfeiffer liefern; Leyſers Ausgabe kam aber ſo wenig wie die des Alexander zur Ausführung und Pfeiffer nahm ſpäter den Plan ſelbſtändig auf. Die in einer Münchener Handſchrift (cod. germ. 39) enthaltenen Predigten, die viel ſpäter (1858) Kelle unter dem

Titel Speculum ecclesiæ herausgab, hatte Pfeiffer ebenfalls zum Zwecke einer Ausgabe abgeſchrieben; ſie ſchienen ihm „durch Sprache und Inhalt mehr als irgend andere Bekanntmachung zu verdienen,“ und er machte Baſſe das Anerbieten, ſie als dritten Theil der in der Nationalbibliothek erſchienenen Predigten zu übernehmen; ein Gloſſar könne er ohne allzugroße Mühe dazu geben, da ſich eine obgleich unvollkommene, doch brauchbare Vorarbeit eines Geiſtlichen aus Benedictbeuern, wohin die Handſchrift gehörte, auf der Münchener Bibliothek befand. Die Ausgabe unterblieb; nur die Deutung der Meßgebräuche in Verſen wurde von Pfeiffer aus dieſem Codex 1841 in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum (1, 270—284) veröffentlicht.

Die in der Heidelberger Handſchrift 341 enthaltenen Marienlegenden hatten ſchon damals, bei der Abſchrift dieſer Handſchrift für Baſſe, die Aufmerkſamkeit Pfeiffers auf ſich gezogen: er beabſichtigte, dieſe Legenden, deren Zahl ſich auf 27 belief, und welche „größtentheils recht hübſch und für die Litteratur und Sprache nicht unwichtig ſind,“ kritiſch zu bearbeiten. Ein in München lebender junger Theologe wollte eine Einleitung über Marienverehrung und Marienlegenden dazu ſchreiben. Der Plan kam vorläufig ſo wenig zur Ausführung, als die Ausgabe des Boner, mit welcher er ſich 1839 trug. Es ſtanden ihm damals außer der Ausgabe Beneckes, „die für jene Zeit, wo die Grammatik noch nicht gegründet war, mit andern Ausgaben verglichen, wider Erwarten gut ausfiel,“ vier von Benecke nicht benutzte Handſchriften (zwei Münchener, die St. Galliſche und Wallerſteiner) zu Gebote, ein Material, welches freilich gegenüber dem ſpäter benützten unbedeutend erſcheint.

Auch 1840 ſehen wir ihn mit litterariſchen Plänen mehrfach beſchäftigt. Im Frühjahr hat er nach vier Münchener Handſchriften eine „asketiſche Abhandlung von Bruder David von Augsburg, die zu dem ſchönſten gehört, was wir von mittelhochdeutſcher Proſa beſitzen,“ bearbeitet, und bietet dieſelbe Baſſe zum Verlage an. Die Vorrede ſollte „in gedrängter Kürze bisher unbekannte Nachrichten über das Leben Davids und ſein Verhältniß zum Bruder Berhtolt, ſeinem Schüler, enthalten.“ Schon damals alſo hat er neben der Poeſie ſeine Aufmerkſamkeit der Proſa zugewendet. Mit einer auf mehrere Bändchen berechneten Sammlung altdeutſcher Dichter beſchäftigte er ſich damals auch. „Das erſte Bändchen,“ ſchreibt er am 13. Mai 1840, „ſoll den König Orendel enthalten, ein äußerſt intereſſantes, dem deutſchen Sagenkreiſe angehöriges Gedicht, deſſen Unzugänglichkeit ſchon ſo oft, z. B. von Gervinus, bedauert wurde, und deſſen Bekanntmachung gewiß mit großem Beifalle aufgenommen würde.“ Von Rudolfs Wilhelm von Orlens hatte er die Münchener Handſchrift und zwei andere abgeſchrieben, beziehungsweiſe collationiert. Eine Ausgabe zu veranſtalten, gedachte er ſchon damals; er ſchickte eine Probe des Textes bearbeitet an Baſſe, indem er zugleich gegen denſelben den Wunſch ausſprach, zur Benutzung weiterer Manuſcripte des Gedichtes nach Stuttgart und Heidelberg zu reiſen und ſich erbot, bei einem zwei- bis dreimonatlichen Aufenthalte auch andere für die Nationalbibliothek in Ausſicht genommene Werke abzuſchreiben. Allein Baſſe lehnte auch das ab und die Ausgabe unterblieb daher vorläufig; den lange gehegten Plan konnte er nur theilweiſe zur Ausführung bringen, und erſt aus ſeinem Nachlaſſe wird dieſe Dichtung ans Licht treten.

Dieſe vielſeitige Beſchäftigung läßt einen Einblick thun in die ungeheure Arbeitsfähigkeit, welche Pfeiffer ſchon damals beſaß. Die hier mitgetheilten Pläne ſind zum großen Theile ſpäter ausgeführt worden; damals (1840) erſchien von ihm noch kein ſelbſtändiges Werk im Druck, wohl aber knüpften die erſten litterariſchen Beziehungen nach außen ſich an. Am 5. März 1840 ſchickt er an M. Haupt für deſſen „Altdeutſche Blätter“ die erſten Beiträge, und ſchon am 15. März beantwortet der Herausgeber ſeine Zuſendung in der freundlichſten Weiſe. Als er ihm das letzte Heft der Altdeutſchen Blätter überſandte, durfte er mit Recht hinzufügen, daß „deſſen beſter Inhalt“ von Pfeiffer herrühre (17. Sept. 1840). Zugleich lud ihn Haupt zur Theilnahme an der damals von ihm vorbereiteten Zeitſchrift für deutſches Alterthum ein, deren fleißiger Mitarbeiter Pfeiffer durch eine Reihe von Jahrgängen blieb.

Zur Vervollſtändigung des Materials, welches er für Baſſes Nationalbibliothek hatte herbeiſchaffen helfen, machte er dieſem den Vorſchlag, er wolle eine Reiſe nach Wien unternehmen, deren Hauptzweck ſein ſollte, die von Pfeiffer „gefertigten Copien von Berhtoldes Predigten, Strickers Beiſpielen und den kleinen Erzählungen und Schwänken dort völlig zu beendigen.“ Die Reiſe ſollte bis zum Herbſt 1840 ſich ausdehnen. Der Plan, auf welchen Baſſe nicht eingieng, wurde bald darauf in einer viel umfaſſenderen und fruchtbareren Weiſe verwirklicht.

Der Geſchäftsführer der Cotta'ſchen und Mitbeſitzer der Göſchen'ſchen Verlagshandlung, L. Roth in Stuttgart, wandte ſich an Maßmann mit der Mittheilung, er beabſichtige eine größere Sammlung von Ausgaben mittelhochdeutſcher Dichtungen zu veranſtalten. Maßmann machte geltend, daß dazu die Herbeiſchaffung von handſchriftlichem, noch unbenütztem Material nothwendig ſei, und ſchlug für dieſe Arbeit Pfeiffer vor. Es wurde nun von Maßmann und Pfeiffer ein „Verzeichniß derjenigen altdeutſchen Werke, die entweder noch ungedruckt ſind, oder wovon wir nur ungenügende Ausgaben beſitzen,“ entworfen. Dies Verzeichniß umfaßte

I. Gedichte, wovon noch unbenutzte Handſchriften vorliegen: Boner, Wigalois, Barlaam, Gottfried von Straßburg, Renner, Oswald.

II. Gedichte, deren den vorhandenen Ausgaben zu Grunde gelegte Hſſ. nochmals verglichen werden müſſen: Otfrid, Ruolandesliet, Kutrun, Minneſänger (in kritiſcher Auswahl).

III. Ungedruckte Gedichte: Frauendienſt, Mai und Beaflor, Gauriel von Muntavel, Heinzelin von Coſtenz.

IV. Proſa: Berhtolt, Tauler, Suſo.

Dieſer urſprüngliche Plan, dem die Handſchriftenangabe gleich beigefügt war, erhielt allerdings manigfache Modificationen. Schon im April 1840 ſchrieb Roth, er habe für das projectierte Unternehmen eine ganz beſondere Vorliebe und trage ſich ſchon Jahre lang damit. Er erklärte ſich mit dem Plane ganz einverſtanden, vermißte aber namentlich Wolfram von Eſchenbach, Heinrich von Veldeke und das Heldenbuch, während auf der andern Seite Tauler und Suſo nicht in das Unternehmen zu paſſen ſchienen. Statt der Minneſänger in Auswahl wünſchte er eine vollſtändige Ausgabe der Weingartner Handſchrift. Pfeiffer erklärte in einem oſtenſiblen Briefe an Maßmann (28. April 1840) ſeine Bereitwilligkeit, dem Unternehmen ſeine Kraft zu widmen, und um die Zeit auf der Reiſe möglichſt zu verwerthen, erbot er ſich, in ſolchen Städten, wo er nur einen Theil des Tages an Handſchriften arbeiten könne, die übrige Zeit auf das Wörterbuch zu verwenden, welches als Schluß der ganzen Sammlung gegeben werden ſollte. Er machte nun einen Plan, wie viel Zeit er in jeder der zu berührenden Städte brauchen werde, nebſt Angabe der daſelbſt zu benutzenden Handſchriften, und ſo konnte er Anfang Juli die für ihn ſo wichtige und erfolgreiche Reiſe antreten.

Zunächſt ſuchte er die reiche Bücherſammlung Laßbergs in Meersburg auf, bei dem er, von Maßmann empfohlen, die gaſtfreieſte Aufnahme fand, und weil er mehr als er erwartet traf, länger als ſeine Abſicht war verweilte. Sein nächſtes Ziel war Zürich, wo er mit Ettmüller viel verkehrte und Wilhelm Wackernagel kennen lernte. In einem Briefe aus Wien an Ettmüller ſpricht er ſich dankend für deſſen „ſo überaus freundliche Aufnahme“ aus, und an Maßmann ſchreibt er, ebenfalls aus Wien: „Dieſe ungekünſtelte Herzlichkeit, womit er mich, den unbekannten, unempfohlenen aufnahm, habe ich außer bei Ihnen, der Sie die ſeltene Gabe, die Jugend anzuziehen und zu feſſeln in ſo hohem Maße beſitzen, nirgends gefunden. Die wenigſten Menſchen verſtehen es, fremde Eigenthümlichkeiten neben ſich gelten zu laſſen oder gar richtig aufzufaſſen, und bei den meiſten iſt es Eitelkeit oder gewiſſe Achtung vor Empfehlungen, oder

Verbindlichkeiten, die ein einigermaßen freundliches Benehmen dictiert, nicht aber von innen ſtrömende Herzensgüte, Gemüth." Wir glauben, dieſe Worte hier anführen zu müſſen, weil ſie Pfeiffers eigenes Weſen trefflich kennzeichnen und auch auf ihn vollkommen paſſen.

Nach einem kurzen Beſuche bei den ſeinigen, die ihn zum erſten Male in der vollen Freude eines lieb gewordenen Berufes erblickten, kam er Anfang Auguſt nach Baſel, wo der freundſchaftliche Verkehr mit Wackernagel ihm den Aufenthalt lieb machte. Im September finden wir ihn in Straßburg; auch hier fand er, durch Maßmann an die Bibliothekare Jung und Strobel empfohlen, die freundlichſte Aufnahme und reichliche Arbeit. Der Aufenthalt in Karlsruhe, wo ihn Maßmann auf zwei, freilich nicht beſonders werthvolle Handſchriften des Boner aufmerkſam gemacht hatte, währte nicht lange; länger feſſelte ihn Heidelberg, wo er mit K. A. Hahn in freundſchaftlichen Verkehr trat; auch bei Gervinus fand er „überaus freundliche Aufnahme"; „ſie gehört", ſchreibt er am 20. März 1841, „zu den wohlthuendſten Erinnerungen, die ich von meiner Reiſe nach Hauſe brachte." Hier ſchrieb er, ein neuer Beweis für ſein Intereſſe an der Proſa, Hermanns von Fritslar Heiligenleben ab, das ihn, wie er am 25. Sept. 1840 ſchreibt, „in hohem Grade anzieht und nächſt Berhtolt wohl zu dem vorzüglichſten gehört, was unſere ältere Litteratur derartiges beſitzt." Er bietet auch dieſes Werk, das ſpäter den erſten Band der Myſtiker eröffnete, Baſſe für die Nationalbibliothek an, und hofft, Hermann von Fritslar werde Anziehungskraft genug beſitzen, ſich Leſer, d. i. Käufer zu verſchaffen. Von Heidelberg aus machte er im October einen Ausflug in die Pfalz, wo Maßmann einen Theil der Ferien bei ſeinen Verwandten zubrachte. Nach Beendigung ſeiner Arbeiten in Heidelberg gieng er über Stuttgart, wo er ebenfalls mancherlei zu thun hatte, und über Ulm, wo man ihm als Schweizer bei der damaligen Stimmung gegen die Schweiz Schwierigkeiten wegen des Aufenthaltes machte, nach München, wo er Ende November eintraf. Nicht lange jedoch verweilte er hier, ſondern begab ſich nach Wien, deſſen reiche handſchriftliche Schätze ihn den ganzen Winter hindurch feſſelten. Schon vor den Weihnachtsferien vollendete er die Collation der Wiener Triſtanhandſchrift, aus welcher „nicht unwichtige Ausbeute gewonnen wurde“. Die vierzehntägigen Ferien (vom 25. December bis 7. Januar) benutzte er, um den eben erſchienenen erſten Theil der Grimm'ſchen Grammatik in dritter Bearbeitung gründlich zu ſtudieren; „mit wahrem Heißhunger“ ſtürzte er ſich auf denſelben. Er fand darin manche Anſicht, die er aus eigenem Studium geſchöpft hatte, zu ſeiner Freude beſtätigt; ſo die Schreibung Lachmanns frowe, riwe ꝛc. im Verſe, während er im Reime frouwe, riuwe ſchreibt, von Grimm mit Recht getadelt. Auch verwandte er die Ferien zu einem zehntägigen Ausfluge nach Kloſterneuburg, wo er „vom Prälaten und den übrigen Herren auf das gaſtfreundlichſte aufgenommen wurde“. In ſechs Tagen ſchrieb er die ganze Handſchrift von Bruder Eckhart (132 Blätter in kl. 4) vollſtändig ab. Wir ſehen, daß ſeine litterariſchen Pläne nicht auf die von Cotta beabſichtigten Ausgaben ſich beſchränkten. Bis zum 16. März 1841 verweilte er noch in Wien; der heil. Georg Reinbots von Turn und der Stricker, ſo wie Berthold beſchäftigten ihn hauptſächlich. Wegen der Stricker'ſchen Gedichte beſuchte er auch die Stiftsbibliothek in Mell, wo eine der am wenigſten mit unechten Gedichten untermiſchte Sammlung derſelben ſich befindet. Manche perſönliche Bekanntſchaft hatte der Aufenthalt in Wien zur Folge: mit F. Wolf, v. Karajan, Bergmann, Endlicher, den er ſchon von einem Beſuche in München her kannte und bei dem er beſonders herzlich aufgenommen wurde. Gleiches Streben führte ihn mit ſeinem Altersgenoſſen Frommann zuſammen, der damals in gleicher Abſicht wie Pfeiffer die Wiener Bibliothek benutzte und mit dem ihn von da an eine bis ans Lebensende dauernde Freundſchaft eng verband.

Das Ziel ſeiner Reiſe war erreicht; er kehrte mit der gewonnenen Ausbeute im März 1841 nach München zurück. Er wohnte und arbeitete mit A. Vollmer zuſammen, der an dem Cotta'ſchen Unternehmen gleichfalls beſchäftigt werden ſollte. Die Oberleitung des Ganzen war Maßmanns Händen anvertraut. Für Haupts Zeitſchrift, deren erſter Band 1841 erſchien, bereitete Pfeiffer manches vor, das aber nur zum Theil wirklich darin veröffentlicht wurde und das uns einen Einblick in die reiche Ausbeute der Reiſe gewährt. So „die ſieben Stapheln des Gebetes“, ein Gedicht von etwa 2000 Verſen, nebſt einer alten ſchönen Proſa des 13. Jahrhunderts über denſelben Gegenſtand; S. Oswalds Leben, „das ebenfalls Ueberarbeitung eines älteren Gedichtes iſt“ *); ferner „Nachträge zum Reinhart Fuchs, beſtehend in mehreren dahin gehörigen Fabeln, die Grimm entweder nicht kannte oder von ihm nicht erreicht werden konnten“; „eine Zuſammenſtellung einiger Lügenmärchen, worunter ein recht hübſches, obwohl unvollſtändiges“; endlich „Geſicht in der h. Kriſtnacht des Jahres 1356 von Ruolman Merſwin, einem Straßburger Laien, von dem auch die neun Felſen herrühren ſollen, das in Bezug auf Sittengeſchichte nicht ohne Intereſſe iſt.“

Alles bisherige waren nur Textabdrücke; die erſte Arbeit, welche wirkliche Ergebniſſe umfaſſender Forſchung darlegt, iſt die Recenſion von Hoffmanns von Fallersleben „Verzeichniß der altdeutſchen Handſchriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien“ **), welche in der Neuen Jenaiſchen Litteratur-Zeitung 1842 Nr. 242—244 erſchien. Sie iſt in dem mir vorliegenden Manuſcript vom 9. Juli 1841 datiert und älter als die Recenſion über den Guten Gerhard. Hier hatte Pfeiffer Gelegenheit, da er ſelbſt in Wien lange gearbeitet und viele der von Hoffmann beſchriebenen Handſchriften benutzt hatte, genau zu controlieren, inwiefern das Buch zuverläßig war. Seine Vertrautheit mit der gedruckten und handſchriftlichen Litteratur tritt uns hier gleich entgegen. Manches hatte auch Maßmann beigeſteuert, dem Pfeiffer vor dem Drucke das Manuſcript vorgelegt hatte. Die Recenſion fand wegen ihres reichen Inhaltes allgemeine Anerkennung, wenn man auch „an einigen übereifrigen Worten“, die ihm entſchlüpft waren, Anſtoß nehmen konnte*).

---

*) Gedruckt in Haupts Zeitſchrift 2, 92—130.

**) Leipzig 1841. Weidmann'ſche Buchhandlung.

Gleichfalls noch der Münchener Zeit gehört die Recenſion von Haupts Ausgabe des Guten Gerhard von Rudolf v. Ems, in den Gelehrten Anzeigen der Münchener Akademie 1842, Nr. 70—72, an. Mit Rudolf hatte ſich Pfeiffer, der ſeit Jahren eine Ausgabe des Wilhelm beabſichtigte, genau beſchäftigt, und davon nicht allein, ſondern von ſeinem kritiſchen Talente legt die Recenſion vollgültiges Zeugniß ab. Die beſte Anerkennung ihres Werthes war, daß der Herausgeber des Gerhard, der ihm ſchrieb: „Ihre Conjecturen ſind allermeiſtens richtig und einige ſind ſehr ſchön, Ihre Bemerkungen belehren, Ihr Ton freundlich“ (19. Oct. 1842), ſeine „wohl überlegten Verbeſſerungen des Textes“ wegen der ſchwachen Verbreitung der Gelehrten Anzeigen unter den Fachgenoſſen in ſeiner Zeitſchrift (3, 275—278) abdrucken und daſelbſt auch „mit geringer Ausnahme“ Vermuthungen, die Pfeiffer fragweiſe ausgeſprochen, Raum finden ließ.

Schon im Jahre 1841 iſt er mit der Ausgabe von Rudolfs Barlaam beſchäftigt und hofft, daß dieſelbe bis Ende des Jahres in Druck erſcheinen werde. Er hatte das Vertrauen, mit dem geſammelten „bedeutenden Apparate etwas tüchtiges, gediegenes geben zu können.“

Ein umfaſſenderer Plan, der in dieſelbe Zeit fällt, leider aber nicht zur Ausführung kam, war „eine Umarbeitung, wenn man es ſo nennen will, obſchon es etwas ganz anderes neues werden ſoll, des Hagen'ſchen Grundriſſes. Es ſoll dieſes Werk die geſammte altdeutſche Litteratur von Ulfila bis Luther vollſtändig enthalten, mithin auch die Proſa, wodurch es ſich von dem Hagen'ſchen Grundriſſe weſentlich unterſcheiden wird. Natürlich wird es in mehrere und zwar ſtoffliche Abtheilungen zerfallen, deren jeder eine geſchichtliche, äſthetiſche Darſtellung vorausgehen ſoll: drei Hauptabſchnitte nach den drei Hauptepochen unſerer alten Litteratur, Gothiſch, Althochdeutſch, Mittelhochdeutſch; innerhalb dieſer ergeben ſich eine Menge Unterabtheilungen: einheimiſche und ausländiſche Heldenſage, didactiſche Poeſie, geiſtliche Dichtungen, Minneſang, Erzählungen und Schwänke u. ſ. w. Innerhalb dieſer Abtheilungen folgen dann, und zwar der Zeitfolge nach, die Verfaſſer und deren Werke, mit kurzem Abriß ihres Lebens, ſo weit wir dies kennen, und zugleich Proben aus ihren Schriften, dieſe womöglich in kritiſcher Bearbeitung; darauf genaue Angabe aller bekannten Handſchriften und endlich das Verzeichniß der davon vorhandenen Drucke und Ausgaben bis in die neueſte Zeit." Er gedachte alſo in ſeinem Buche „eine Litteraturgeſchichte, ein Leſebuch und bibliographiſches Handbuch zu vereinigen." Einen ähnlichen Plan im Auge, hatte ſich zu derſelben Zeit ein Buchhändler damit an Maßmann gewendet; den vorgelegten Plan beurtheilte Pfeiffer auf Maßmanns Veranlaſſung, indem er obiges Anerbieten machte, ſehr freimüthig und bemerkt dabei zur Entſchuldigung: „Es iſt mein Erbtheil, als Schweizer offen zu reden"; ein Charakterzug, der ihm durchs Leben geblieben iſt. Zu einem ausführlichen Berichte über ſein bibliographiſches Handbuch aufgefordert, ſchreibt er: „Um ein Werk wie das in Rede ſtehende, das durch Vollſtändigkeit, Genauigkeit u. ſ. w. jeder, auch der ſtrengſten Anforderung genügen ſoll, herzuſtellen, iſt es unumgänglich nöthig, die an Handſchriften und alten Drucken der altdeutſchen Litteratur reichſten und wichtigſten Bibliotheken Deutſchlands einer genauen Unterſuchung zu unterwerfen, und es ſind und bleiben deshalb dahin vorzunehmende Reiſen das erſte und Haupterforderniß zur Abfaſſung einer Quellenkunde der altdeutſchen Litteratur . . . Schmeller, der von meinem Vorhaben ſchon länger unterrichtet iſt, und ſehr viel Theilnahme dafür an den Tag legt, äußerte ſich einmal, wie mir ſcheint ſehr richtig, gegen mich darüber: „Eine ſolche Arbeit kann eigentlich nur ein Mann unternehmen, dem nach allen Richtungen hin frei und ungebunden ſich zu bewegen vergönnt iſt; ſitzt man einmal im Amte und zwiſchen ſeinen vier Pfählen eingepfercht, was bei den meiſten von uns der Fall iſt, ſo hält es unendlich ſchwer oft ſelbſt nur auf kürzere Zeit loszukommen, und ſelbſt wenn dies gelingt, ſo verfolgt man ſtatt ſolcher Arbeiten, die eigentlich immer ſehr trocken und mühſam ſind, und wo der Geiſt leer ausgeht, lieber lang gehegte Lieblingspläne, bei denen der Geiſt freien Spielraum hat und eigentliches eigenes Schaffen möglich iſt.“ Zum Glück (ein anderer würde vielleicht ſagen zum Unglück, doch ich möchte mir die Freiheit ſo lange wie möglich bewahren) bin ich in der Lage ungebunden und zur Zeit noch ohne Amt zu ſein, und ſteht mir daher in dieſer Hinſicht kein Hemmniß entgegen.“ Es iſt ſicherlich zu bedauern, daß aus dem Plane nichts wurde, da zu deſſen Ausführung Pfeiffer wie wenige befähigt war. In ſeinem Nachlaſſe fanden ſich allerdings einige Materialien, aber die hier vorgeſchlagene Reiſe durch die Hauptbibliotheken Deutſchlands konnte er nicht ausführen. Wer etwa jetzt mit Benutzung des von ihm hinterlaſſenen das Werk in Angriff nimmt, hat den großen Vortheil, daß inzwiſchen die Schätze der Bibliotheken viel mehr bekannt ſind, als damals, freilich iſt dadurch auch die Bedeutung einer ſolchen Arbeit weſentlich verringert.

---

*) Wie Pfeiffer mir noch in den letzten Jahren mittheilte, hat es ihm leid gethan, von der gegen Hoffmann eingeleiteten Maßregelung erſt erfahren zu haben, als jene Recenſion bereits gedruckt war. „Manches wäre ſonſt gemildert worden.“ W.

Im Verkehr mit Maßmann und mit deſſen Familie hatte Pfeiffer wenn auch arbeitsvolle, doch beglückende Tage in München. An kleinen Ausflügen fehlte es auch jetzt nicht, auf denen Pfeiffer ein froher und geſelliger Genoſſe war; heller Geſang entquoll dann ſeiner Bruſt. Als es einſt, Pfingſten 1841, nach dem Peißenberge im baieriſchen Gebirge gieng, war er der erſte von allen auf und ſang am Rande des Berges Uhlands Lied „Ich bin vom Berg der Hirtenknab“ der aufgehenden Sonne entgegen*).

---

*) Briefliche Mittheilung Maßmanns.

In München verkehrte er außerdem mit Vollmer, mit dem ihn gleiche Beſchäftigung zuſammenführte, mit Dr. Trettenbacher und Dr. Mager, mit denen er ſich oft über Baaders Philoſophie unterhielt. Auch mit Maßmanns ſpäterem Schwager, Maler Engelbach, wurde er befreundet und ſetzte dieſen Verkehr in Stuttgart noch lebhafter fort. Der kleine Kreis von Freunden nannte ſich ſcherzend die „Tafelrunder.“

Die Cotta'ſche Unternehmung der „Dichtungen des deutſchen Mittelalters“ veranlaßte Pfeiffer im Anfang des Jahres 1842 nach Stuttgart überzuſiedeln, um dort dieſer Arbeit ſich mit ganzer Kraft widmen zu können. Es kam jetzt darauf an, die einzelnen Arbeiten in die rechten Hände zu legen. Pfeiffer ſelbſt hatte von Anfang an den Barlaam, Boner und Wigalois übernommen; Maßmann den Triſtan, und derſelbe auch eine Sammlung der Stricker'ſchen kleineren Gedichte, Erzählungen und Beiſpiele auf Grund des von Pfeiffer herbeigeſchafften Materials vorbereitet; die Ausgabe des Nibelungenliedes war Vollmer zugewieſen, auch die Eneit dachte man ihm zu überlaſſen; wem die Kudrun zufallen ſollte, war noch zweifelhaft, für den Parzival dachte man an Rudolf von Raumer, mit welchem Pfeiffer ſeit 1836 in München zuſammen ſtudiert hatte; das Rolandslied wollte Maßmann herausgeben; das zu der Sammlung gehörende Wörterbuch ſollte urſprünglich Vollmer übernehmen — Pfeiffer hatte auf ſeiner Reiſe viel dafür gearbeitet — aber es zerſchlug ſich durch Vollmers Mangel an Ausdauer, ſo daß Maßmann einzutreten verſprach, der aber durch ſeine Ueberſiedelung nach Berlin (1843) an der Ausführung verhindert wurde. Auch ſeine Ausgabe der Kaiſerchronik dachte Maßmann in der Cotta'ſchen Sammlung zu veröffentlichen; da jedoch Baſſe ältere Anrechte darauf hatte, ſo verblieb ſie deſſen Nationalbibliothek. Schon als es ſich um den Entwurf eines auszugebenden Proſpectes handelte, ſehen wir Pfeiffer gegen die vornehme Abſchließung älterer Denkmäler, für die Verminderung des gelehrten Apparates in die Schranken treten, der nur ſo weit gegeben werden ſollte, daß „der Gelehrte Genüge habe für ſeine nähere Unterſuchung“ (Brief Maßmanns vom 11. März 1842). Ende 1842 wurde der Proſpect ausgegeben und 1843 erſchienen als erſte Lieferung das Nibelungenlied von A. Vollmer, Triſtan von Maßmann, und Barlaam und Joſaphat von Franz Pfeiffer.

Durch langes Studium des Dichters war Pfeiffer zur Ausgabe des Barlaam trefflich vorbereitet. Das von ihm benutzte Material befähigte ihn außerdem etwas ganz anderes zu geben als die Köpke'ſche Ausgabe von 1818, die im weſentlichen nur ein Abdruck einer guten Handſchrift ſein ſollte. Zwiſchen 1818 und 1843 lagen die gewaltigen grammatiſchen Forſchungen J. Grimms, lag die ſtattliche Reihe von Lachmanns Ausgaben, die zum erſten Male gezeigt hatten, wie man mittelalterliche Dichter kritiſch behandeln müſſe. Gleich dieſe erſte kritiſche Ausgabe Pfeiffers zeigt uns die Sauberkeit und Gewiſſenhaftigkeit, den kritiſchen Scharfſinn, der doch immer in maßvollen Schranken ſich hält, das Eingehen auf des Schriftſtellers Sprache und Eigenthümlichkeiten, kurz alle die Eigenſchaften, die auch ſeine ſpäteren Ausgaben auszeichnen. Haupt, der genaueſte Kenner von Rudolfs Werken, der eine Recenſion des Buches beabſichtigte, hatte doch nur weniges daran zu tadeln, was ſich meiſt auf metriſches bezog; die Handſchriften waren hier und da nicht ganz richtig gewürdigt: „Im ganzen ſind es Kleinigkeiten, und Sie dürfen glauben, daß meine Recenſion volle Anerkennung Ihrer Arbeit enthalten haben würde“ (15. Dec. 1845).

Die Ausgabe des Barlaam war „dem Freiherren Joſeph von Laßberg auf der alten Meersburg am Bodenſee in treuer Verehrung gewidmet“, deſſen vorzügliche Handſchrift er hauptſächlich zu Grunde gelegt hatte. Als vierter Band der „Dichtungen“ erſchien 1844, dem „lieben Freunde Georg Krutter in Solothurn“ zugeeignet, Ulrich Boners Edelſtein. Auch davon lag, von älteren Drucken abgeſehen, ſchon eine Ausgabe vor, von G. F. Benecke, aus dem Jahre 1816, der Pfeiffer (Einleitung S. IX) volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, wenn er auch die aus dem damaligen Standpunkte der deutſchen Philologie erklärlichen Mängel nicht verſchwieg. Eine genauere Scheidung der Handſchriftenfamilien bezeichnet den kritiſchen Fortſchritt im Vergleich mit Barlaam; noch merklicher aber iſt der Fortſchritt in ſprachlicher Hinſicht. Während Rudolfs Gedicht dem reinen Mittelhochdeutſch angehört, war hier „die Behandlung nicht ohne eigenthümliche Schwierigkeiten“. Es war die ſchweizeriſche Mundart des 14. Jahrhunderts, „ungehemmt durch überlieferte Gebräuche und Geſetze, in ihrer naturwüchſigen Geſtalt.“ Zum erſten Male betritt hier Pfeiffer das Gebiet dialektiſcher Forſchung, für welche er ſpäter durch ſeine Arbeiten ſo viel geleiſtet hat.

Neben dieſer Thätigkeit als Herausgeber in höherem Sinne geht in jenen Jahren Pfeiffers Theilnahme an den Publicationen des litterariſchen Vereins in Stuttgart, der im Jahre 1842 gegründet wurde. Für ihn lieferte Pfeiffer eine Reihe genauer und ſorgfältiger Textabdrücke, wie von Georgs von Ehingen Reiſen, von Ott Rulands Handlungsbuch (zuſammen mit K. D. Haßler), von der Weingartner und von der Heidelberger Liederhandſchrift, deren ſo erleichterte Benutzung allen Fachgenoſſen hoch willkommen war. Eine kritiſche Textbearbeitung war die Ausgabe der Livländiſchen Reimchronik (1844), die ihn auf die Deutſchordenslitteratur und auf Nicolaus von Jeroſchin führte. Eine durch die Vorſtudien bedeutend ſchwierigere Arbeit war die Herausgabe des habsburgiſch-öſterreichiſchen Urbars (1850), über welche Pfeiffer ſchreibt: „Ich hatte mich hier auf ein mir ganz fremdes Gebiet begeben und mit Aufopferung von Zeit, Mühe und Geld des Gegenſtandes gewaltig zu werden verſucht“; es war dies die letzte Arbeit, welche er für den litterariſchen Verein lieferte.

An Thätigkeit fehlte es ihm, wie man ſieht, gleich in den erſten Jahren ſeines Stuttgarter Aufenthaltes nicht, und die Anerkennung von Seiten der Fachgenoſſen blieb nicht aus, ſo daß ihm Maßmann ſchon Ende 1842 ſchreiben konnte: „Ihr Name gewinnt guten Klang, ſo wird auch bald eine feſte Stellung daraus erwachſen.“ Damit dauerte es allerdings noch mehrere Jahre; eine beſcheidene Stellung fand er zwar ſchon 1843 als Secretär des litterariſchen Vereins; Ende des Jahres 1844 bot ſich ihm die Ausſicht, an der Stiftsbibliothek zu St. Gallen angeſtellt zu werden, indeß die Sache zerſchlug ſich. So war ſeine Lage eine durchaus nicht ſorgenfreie, da er faſt ganz auf litterariſchen Erwerb angewieſen war. Im Uebrigen wurde er in Stuttgart mehr und mehr heimiſch; in herzlichen Verkehr trat er gleich zu Anfang mit Albert Schott, der ſich „an Pfeiffers Bekanntſchaft aufrichtig freute"; auch mit W. Menzel, Kausler, Stälin, Fellner, der die Bilder zur Ausgabe der Weingartner Liederhandſchrift lieferte, wurde er bald bekannt und befreundet. Litterariſche Beziehungen nach außen knüpften ſich ungeſucht an: hoch beglückte ihn 1844 die erſte Berührung mit Jacob Grimm. „Ich hatte", ſagt Pfeiffer *), „bei meinem Auftreten in der Litteratur eine unüberwindliche Scheu, fremd wie ich ihm war, an ihn zu ſchreiben oder ihm von meinen Arbeiten etwas zu ſchicken, denn ich wollte nicht die Schaar der jungen Germaniſten mehren helfen, die ſich damals um ihn, mehr noch freilich um Lachmann drängten. Meine Meinung war, es ſollte Jeder, der etwas gelernt hat, auf eigenen Füßen zu ſtehen verſuchen, und ich dachte mir, daß meinen Arbeiten, falls wirklich etwas darin geleiſtet wäre, früher oder ſpäter, auch ohne mein äußeres Zuthun, die verdiente Beachtung und Anerkennung nicht entgehen würde." Mit W. Grimm war er durch Abſchriften und Collationen ſchon 1840 in Verbindung getreten; eine gelegentlich an ihn gerichtete Frage nach Jacobs Abhandlung über „die Gedichte des Mittelalters auf Friedrich den Staufer", veranlaßte Jacob, dieſelbe an Pfeiffer zu ſenden, wobei er u. a. ſchrieb: „Ihre Thätigkeit hat mich ſchon lange gefreut und ich folge ihr mit aufrichtiger Theilnahme." „Man muß jung geweſen ſein", bemerkt Pfeiffer, „und muß wiſſen, wie einem aufſtrebenden jungen Manne in bedrängter

---

*) In der Vorbemerkung zu J. Grimms Briefen an Pfeiffer, Germania XI. 111.

äußerer Lage zu Muthe iſt, um den Eindruck zu ermeſſen, den die wenigen einfachen, aber herzlichen Zeilen auf mich machten. Nun waren alle Bedenken verſcheucht, und von da an ſchrieb ich und ſchickte ihm alle meine Sachen."

Der dritte Brief Jacob Grimms dankt für den erſten Band der „Deutſchen Myſtiker", der 1845 erſchien. Den Myſtikern hatte Pfeiffer ſchon als Student, vielleicht im Zuſammenhange mit den Geſprächen über Baaders Philoſophie, ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet. Ausgaben einer Abhandlung Davids von Augsburg und des Heiligenlebens Hermanns v. Fritslar hatte er ſchon früher beabſichtigt und Baſſe angeboten: 1842 war in Cotta ein Verleger gefunden. Der erſte Band „ſeinem verehrten Lehrer und Freunde H. F. Maßmann in treuer Liebe und Verehrung gewidmet", umfaßt, außer Hermann von Fritslar, Nicolaus von Straßburg und David von Augsburg, den Lehrer Bruder Bertholds. In mehrfacher Beziehung kann das Buch epochemachend genannt werden: es wandte ſich liebevoll der bis dahin ſehr vernachläſſigten Proſa zu, es vertiefte die Dialektforſchung und gab durch ſeinen Inhalt einen wichtigen Beitrag zur Geſchichte der Philoſophie im Mittelalter. Die Myſtik, ein vielfach falſch gedeuteter und mißverſtandener Begriff, kam hier zum erſten Male zu lebendiger Anſchauung, indem ihre Quellen erſchloſſen wurden: erſchloſſen nicht nur dem Sprachforſcher, ſondern auch demjenigen, der, ohne Germaniſt zu ſein, mit dem Inhalt ſich vertraut machen wollte; für dieſen hatte Pfeiffer durch Hinzufügung von erklärenden Anmerkungen geſorgt. Das liebevolle und humane Streben, den Kreis derer zu erweitern, die an den Quellen ſchöpfen wollen, finden wir alſo ſchon hier. Gegen die Vernachläßigung der Proſa hatte ſich Pfeiffer öffentlich bereits in ſeiner Recenſion von Hoffmanns Handſchriftenverzeichniß ausgeſprochen, und dabei auf die reichen Schätze hingewieſen, die in ihr begraben lagen. Am folgenreichſten für den philologiſchen Standpunkt war aber die Ausgabe der Myſtiker von Seite der Dialektforſchung. Hier ſprach zuerſt Pfeiffer ſeine Entdeckung von einem den

Landſchaften Mitteldeutſchlands eigenthümlichen Vocalismus aus. Zwar auf dem Wege zu dieſer Entdeckung waren ſchon Frommann bei ſeiner Ausgabe des Herbort, und W. Grimm, als er die Bruchſtücke von Athis und Proſilias bearbeitete, man erkannte Abweichungen, aber man wußte ſie nicht recht in die Scheidung J. Grimms zwiſchen Hoch- und Niederdeutſch unterzubringen. Die Hinneigung des mitteldeutſchen Vocalismus zum Niederdeutſchen, während die Conſonanten mit wenigen Ausnahmen dem Hochdeutſchen ſich anſchließen, bildet das beſondere Merkmal jener „mitteldeutſchen“ Mundarten, welche die weſentliche Grundlage der neuhochdeutſchen Schriftſprache werden ſollten, und der in ihnen geſchriebenen Denkmäler. Im Anhange zum erſten Bande gab Pfeiffer eine Ueberſicht der Laute bei Hermann von Fritslar und zeichnete darin die Grundzüge, die er ſpäter weiter ausführte. Die Entdeckung war um ſo mehr zu bewundern, als ſie an einem Proſaiker, nicht an Dichtern gemacht war; denn bei dieſen hatte man ſeit Lachmann die Reime als ſichere Stützen bei ſprachlichen Eigenthümlichkeiten betrachten gelernt. Die Aufnahme der Myſtiker war eine ſehr günſtige; „Sie haben ſich“, ſchreibt J. Grimm (19. Dec. 1845), „eines wichtigen und nicht leichten Geſchäftes gründlich und willkommen erledigt. Ich kannte dieſe Predigten entweder gar nicht oder nur durch Auszüge und gewahre nun, wie viel daraus zu lernen ſein wird.“

Auf eine ſprachlich verwandte Quelle hatten die Myſtiker ſchon damals Pfeiffer geführt: auf die Deutſchordenschronik des Nicolaus von Jeroſchin, von der eine Handſchrift in der königlichen Privatbibliothek zu Stuttgart ſich befand. Schon 1845 mahnt J. Grimm an eine Ausgabe derſelben für den litterariſchen Verein, und freut ſich (19. Dec. 1845) daß ſein Vorſchlag „auf ſo guten Boden gefallen iſt.“

Eine andere ebenfalls dem mitteldeutſchen Sprachgebiete angehörige Arbeit veröffentlichte er 1846 in den „Marienlegenden.“ Sie bildeten eine Ergänzung zu dem von K. A. Hahn abgedruckten Paſſional (Frankfurt 1845), in welchem ein großer

Theil jener Legenden fehlte. Auch bei dieſem Buche hatte Pfeiffer einen größeren Leſerkreis im Auge, indem er den einzelnen Legenden Inhaltsangaben und erklärende Anmerkungen beifügte; auch war nicht die übliche lateiniſche, ſondern deutſche Schrift gewählt*). Aber auch dem Forſcher that die Ausgabe Genüge, nicht nur durch die beigefügten Varianten der Handſchriften, ſondern beſonders auch durch die Einleitung, in welcher er das nachholte, was der Herausgeber des Paſſionals unterlaſſen hatte, d. h. über Anlage und Umfang des Werkes, über die Handſchriften, über den Dichter ꝛc. handelte und demſelben ein anderes Werk, das Leben der Altväter, ſcharfſinnig zuerkannte. Er konnte es nicht unterlaſſen, mit der ihm eigenen Wahrheitsliebe ſeinen Tadel über dieſe bloßen Textabdrücke, wie ſie Hahn im Paſſional und Titurel gegeben, auszuſprechen. Da er mit Hahn befreundet war, ſo iſt dieſe Wahrheitsliebe um ſo höher anzuſchlagen. Pfeiffer fühlte ſich verpflichtet, Hahn darüber zu ſchreiben und ſich ihm als Herausgeber (denn das Buch erſchien anonym) zu nennen. „Im Vorwort“, ſchreibt er am 15. Januar 1846, „mußte ich nothwendig auf das Paſſional und Ihre lückenhafte Ausgabe desſelben zu reden kommen, und da konnte ich nicht umhin, meine Mißbilligung Ihres Verfahrens offen auszuſprechen. Sollte ich Sie dadurch verletzt haben, ſo würde es mir leid thun. Aber ich konnte nicht anders und bin mir bewußt, nichts geſagt zu haben, was nicht in der Wahrheit begründet iſt. Es iſt mir in der That unbegreiflich, wie Sie einem durch Inhalt und Sprache gleich wichtigen Werke ſo wenig Aufmerkſamkeit ſchenken mochten. Mit nur etwas Fleiß und Umſicht hätten Sie leicht ein Buch herſtellen können, das für lange Zeit dem Bedürfniſſe würde genügt haben. Ihr Verfahren war freilich bequemer für Sie, hat aber doch ſeine bedenkliche Seite, indem es der Sache Schaden bringt. Die altdeutſche Litteratur zählt bekanntlich noch immer ein ſehr kleines Publicum, weßhalb es ſchwer hält, ihre Denkmäler in der Fülle, wie es zu wünſchen wäre, zum Drucke zu bringen. Durch Ausgaben, wie die des Paſſionals und des Titurel, werden aber die wenigen Theilnehmer noch vor den Kopf geſtoßen, indem ihnen nicht zugemuthet werden kann, daß ſie Bücher, die ſie nicht genießen können, kaufen ſollen. Demzufolge leidet auch der Verleger Schaden, und ſeine Luſt zu ähnlichen Unternehmungen dürfte kaum zum Wachsthum gedeihen. Sie werden ſich dies alles nicht ſo überlegt haben, mir aber doch geſtehen müſſen, daß ich recht habe. Verſchiedene Gründe haben mich beſtimmt, meinen Namen nicht auf den Titel zu ſetzen. Daher hielt ich es für nöthig, mich Ihnen zu nennen; denn Ihr Tadler durfte Ihnen keinen Augenblick unbekannt bleiben. Sie erhalten dadurch natürlich volle Freiheit, ſich über meine Arbeit und deren Mängel eben ſo rückſichtslos zu äußern; ja ich erſuche Sie ſogar darum; denn eine Recenſion, die mich freuen ſoll, muß mir zur Belehrung dienen, und für allgemeines, unmotiviertes Lob bin ich ganz unempfänglich. Uebrigens wünſche ich lebhaft, daß durch den vorliegenden Fall unſer freundliches Verhältniß keinen Stoß erleiden möchte. Perſönliche Freundſchaft kann nach meiner Anſicht ſehr wohl neben wiſſenſchaftlichem Kampfe beſtehen.“ Der Brief zeigt Pfeiffers Unabhängigkeitsſinn; die Wahrheit zu ſagen und zu verfechten, gieng ihm über jede perſönliche Rückſicht. Hahn nahm die Sache nicht ſo auf, wie Pfeiffer gewünſcht hatte: es iſt eben nicht jedem gegeben, die Wahrheit hören zu können.

---

*) Darüber ſpricht ſich Schmeller in einem Briefe an Pfeiffer beſonders befriedigt aus (Germania XII, 256).

Im Jahre 1846 gelang es Pfeiffer endlich, eine feſte Stellung in Stuttgart zu gewinnen; er wurde als zweiter Bibliothekar an der königlichen öffentlichen Bibliothek angeſtellt, freilich vor der Hand nur proviſoriſch, und ſo war ſeine Stellung noch 1849. J. Grimm hatte auf ſeinen Wunſch ihm ein Empfehlungsſchreiben gegeben, das ſeine Bewerbung kräftig unterſtützte. Im Herbſte 1846 lernte er den von ihm ſo hoch verehrten Mann perſönlich kennen; es waren genußreiche, geiſtig belebte Tage, die er bei der erſten Germaniſtenverſammlung in Frankfurt a. M. (September 1846) verlebte. Auch Maßmann, der ſeit 1843 in Berlin wirkte, ſah er dort wieder. Einen ſehr innigen Freundſchaftsbund ſchloß er mit Grieshaber in Raſtatt, von dem er gewöhnlich in ſeinen Briefen als von „Papa Grieshaber“ ſpricht.

Durch ſeine Anſtellung war ihm die Möglichkeit gegeben, an Gründung eines eigenen Herdes zu denken. Er verlobte ſich Anfang des Jahres 1847 mit Louiſe Kieſer, der Tochter des penſionierten großherzoglich Oldenburg'ſchen Hofrathes v. Kieſer († 1838) in Stuttgart. Leider aber war ſeine Stellung noch nicht der Art, daß er ſogleich die Braut hätte heimführen können. Erſt nach beinahe dreijährigem Verlobtſein war ihm das möglich. Um ſo mehr mußte er darauf bedacht ſein, durch litterariſchen Fleiß ſeine Einnahmen zu mehren. Die Bekanntſchaft mit J. Grimm ward Anlaß, zum Berthold zurückzukehren, der zu ſeinen älteſten Neigungen gehörte. Er erſuchte J. Grimm, ſeinen früheren Aufſatz über Berthold in den Wiener Jahrbüchern umzuarbeiten und als Einleitung der beabſichtigten Ausgabe vorauszuſchicken; J. Grimm war gerne dazu bereit, erklärte aber 1849, es ſei ihm, da Arbeit auf Arbeit ſich thürme, und ſeine Geſundheit ab-, nicht zunehme, unmöglich ſein Verſprechen zu halten: „Nehmen Sie alſo den Berthold ganz auf Ihre Schultern und ſchalten mit dem, was mein vor langen Jahren verfaßter Aufſatz noch brauchbares darbietet, nach Belieben“ (13. März 1850).

Das Jahr 1847 brachte als ſechſten Band der „Dichtungen des Mittelalters“ Pfeiffers Ausgabe des „Wigalois.“ Auch hier war Benecke ſein Vorgänger, und das Buch ward daher „Dem Andenken G. F. Beneckes“ gewidmet; denn es ſchien billig, „daß die neue Ausgabe dieſer Dichtung den Namen des Mannes an der Stirne trage, dem wir deren erſte Kenntniß zu danken haben. Durch dieſes kleine Denkmal aufrichtiger Verehrung und Pietät, das ich ſeinem Andenken ſetze, möchte ich zugleich dem hie und da ausgeſprochenen Tadel von vornherein den Stachel nehmen“: gewiß ein Zeugniß, daß es Pfeiffer an Pietät gegen verdiente Männer nicht fehlte. Auch hier ſtanden ihm reichere Quellen zu Gebote, auch hier förderte ihn im Vergleich zu Benecke die durch Lachmanns Leiſtungen gewonnene kritiſche Sicherheit. „Ihre Arbeit am Wigalois," ſchreibt ihm Haupt (9. Aug. 1847), „iſt ſehr ſauber und nett, nur wünſchte ich das Versmaß ſorgfältiger behandelt." Allerdings überließ Pfeiffer manches der Ausſprache, was in Lachmanns und Haupts Ausgaben ſchon für das Auge ſtrenge, manchmal vielleicht zu ſtrenge, geregelt war. Im folgenden Jahre erſchien, aber ohne Pfeiffers Namen, als ſiebenter Band der „Dichtungen," „Mai und Beaflor. Eine Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. Erſter Druck." Es waren perſönliche Verhältniſſe, die ihn bewogen, ſich nicht zu nennen, und auf die wir nicht näher einzugehen brauchen. Die nicht fehlerfreie Ueberlieferung in den beiden einzigen Handſchriften hätten der Kritik einen freien Spielraum eröffnet. „Aber die beſonderen Umſtände in Bezug auf das Alter und den ſonſt unbekannten Verfaſſer des Gedichtes nöthigten zu einem vorſichtigen Verfahren. Namentlich iſt in Betreff der Metrik von einer allzu gewaltſamen Aenderung der Kritik Umgang genommen worden: die Verſe hätten ſonſt leicht eine regelrechtere, zierlichere Geſtalt erhalten, als ſie der Kunſt und Fertigkeit des Dichters gemäß wäre."

An der Fortſetzung der Myſtiker arbeitete er gleichzeitig fleißig weiter. Der zweite Band ſollte urſprünglich Seuſe und Ruolman Merſwin enthalten, aber bald wurde er dem älteren Eckhart, dem großartigſten der Myſtiker, eingeräumt und jene beiden auf ſpäter verſchoben. 1848 war der zweite Band faſt druckfertig, aber die damaligen Zeitverhältniſſe waren zu wenig günſtig, um den Druck in Angriff zu nehmen.

1849 wurde Pfeiffer die ehrenvolle Auszeichnung zu Theil, daß die Univerſität Baſel ihm die philoſophiſche Doctorwürde honoris causa verlieh, eine wohlverdiente Anerkennung ſeines litterariſchen Wirkens, die er Wackernagels Freundſchaft verdankte. Nicht ohne freudigen Stolz unterzeichnet er einen Brief an Frommann vom 4/11. Juli 1849 mit Franz Pfeiffer, philos. Dr.

Aus dieſem Briefe erſehen wir, daß er ſeit anderthalb Jahren würtembergiſcher Staats- und Gemeindebürger war; als ſolcher hatte er auch „die zeitraubenden Wehrpflichten zu erfüllen“, denen er ſich gerne unterzog, wenngleich ſeine „ſtillen Arbeiten dabei nicht gedeihen und vorwärts kommen wollen“.

Sein Leben gewann einen andern Charakter, als er am 5. November 1849 ſeine Braut heimführte. Man kann ſich denken, daß das Glück der Ehe den fleißigen nur noch arbeitsfreudiger machte; noch waren ja ſo viele Pläne, die er ſich vorgeſetzt hatte, auszuführen. Für die Cotta'ſche Sammlung hatte er auch die Ausgabe des Parzival übernommen, und Ende 1849 mahnt Roth, nach dem „honey-moon“ werde doch wohl der Parzival an die Tagesordnung kommen. Es kam leider nicht dazu; aber er war nichts weniger als unthätig. 1850 ſchrieb er in den Münchener Gelehrten Anzeigen (1851, II, Nr. 84—92) eine ausführliche Recenſion von Hagens Geſammtabenteuer, worin er zwar dem Fleiße des Herausgebers in Bezug auf die Sammlung der Quellennachweiſe Lob zollte, aber ſeine kritikloſe Weiſe, altdeutſche Dichtwerke herauszugeben, unumwunden und ſcharf tadelt. Ein darauf bezüglicher Brief vom 2. December 1850 iſt für Pfeiffers Stellung zu bezeichnend, als daß er nicht theilweiſe hier eingefügt werden ſollte. „Mit Ausnahme der Geſchichte der einzelnen Stücke, der ich alle Gerechtigkeit widerfahren laſſe, iſt die Geſammtabenteuer eine über allen Begriff liederliche Arbeit, die in keiner Weiſe auch nur die gemäßigtſten Anforderungen zu befriedigen geeignet oder im Stande iſt. Ich habe keinen Grund, Lachmanns Weſen und Charakter mit freundlichen Augen anzuſehen. Aber von ihm und von Jacob Grimm müſſen alle lernen, die auf dieſem Gebiete etwas zu leiſten im Sinne haben. V. d. Hagen hat das nicht gethan, wie man faſt aus jeder Seite ſeines Buches erſehen kann, das ein wahrer Hohn auf die Wiſſenſchaft, die an ſeinem Aufenthalte die würdigſten Vertreter zählt, genannt werden darf. Ich bin mir zwar wohl bewußt, daß meine eigenen Arbeiten, namentlich die erſten, an vielen und weſentlichen Mängeln leiden; das Zeugniß aber kann ich mir dennoch geben, daß ich mit Ernſt und Eifer vorwärts geſtrebt und mir Mühe gegeben habe, die Forſchungen der Meiſter der altdeutſchen Philologie zu ſtudieren, und ſo weit meine Fähigkeiten, aber auch meine Ueberzeugung es erlaubte, zu folgen ... 71 Jahre können doch unmöglich als Freibrief betrachtet werden, unter deſſen Schutze man alle die Forſchungen, Fortſchritte, Entdeckungen und Aufſchlüſſe, die ſeit 20–25 Jahren in unſerer Wiſſenſchaft gemacht ſind, aus Abſicht oder Trägheit ungeahndet ignorieren darf.“

Wenn wir ſehen, wie gleichzeitig das habsburgiſch-öſterreichiſche Urbar erſcheint, das ihn auf das hiſtoriſche Gebiet führt, wie er bald darauf (1851) die „Theologia deutſch“, die mit ſeinen Myſtikern zuſammenhängt, herausgibt, und eine Menge kleinerer und größerer Veröffentlichungen in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum neben hergeht, ſo werden wir geſtehen müſſen, daß es ihm mit ſeinem Streben nach allſeitiger Durchdringung des einmal gewählten Gebietes Ernſt war. „Für das willkommene Geſchenk der deutſchen Theologie“ dankend, ſchreibt ihm J. Grimm (14. Juli 1851) darüber: „Sie verrichten alles ſo reinlich, daß man wenig oder nichts auszuſetzen hat; mögen Sie nur nicht allzu feſt an dieſen geiſtlichen Sachen hängen, ſondern ſich auch wieder einmal weltliche Gegenſtände aus unſerem Alterthum ſuchen. Denn die geiſtliche Dichtung, davon überzeuge ich mich immer mehr, hat eigentlich alle weltliche verderbt und zu Grunde gerichtet.“ Dagegen hatte nun Pfeiffer freilich, wie man aus J. Grimms Antwort vom 10. September ſieht, mancherlei Einwände; die Furcht, daß er ſich zu ſehr der geiſtlichen Richtung hingeben werde, war übrigens ungegründet; im folgenden Jahre erſchien die Ausgabe des Heinzelin von Konſtanz, deſſen „Minnelehre“ gerade einen ganz weltlichen Charakter trägt, wenn auch der Streit der beiden Johannes wieder ins geiſtliche Gebiet hinüberführt. Ja er fand in jener Zeit Anlaß, ſelbſt ein weltliches Gedicht in mittelhochdeutſcher Sprache zu verfaſſen. Daſſelbe entſtand auf Wunſch einer hohen Frau in Berlin, welche die mittelhochdeutſchen Verſe als Legende zu einer Reihe von Handzeichnungen, in denen die Stretlinger Hausſage dargeſtellt war, verwenden wollte. Die Aufforderung gelangte durch Maßmann an Pfeiffer, der ſie Anfangs mit derben Worten zurückwies, ſpäter aber die Aufgabe ſehr glücklich nach einer ihm gegebenen Aufzeichnung löſte. Auf Wackernagels Anregung, dem Pfeiffer das Gedicht mittheilte, wurde es Neujahr 1854 gedruckt: „Heinrich von Stretelingen. Ein altdeutſches Gedicht. Den Freunden älterer deutſcher Dichtung dargebracht.“ Das Ganze war natürlich nur als Scherz gemeint und wurde von der Kritik auch ſo aufgefaßt. „Hat man keine Vermuthung, wer der Herausgeber oder Verfaſſer iſt?“ fragt er ſchelmiſch Frommann am 21. Januar 1854, und bald darauf: „Ich denke, es ſollte doch wol noch gelingen, den Verfaſſer ausfindig zu machen“ *).

Die frohe Zeit ſeiner Ehe währte leider nicht lange; ihr entſproß 1850 ein Knabe, der aber in den erſten Lebenswochen ſtarb. Die Frau, eine poetiſche Natur, war wohl geeignet, ihm das Leben zu erheitern und zu verſchönern; leider war ſie viel kränklich, ſie mußte im Sommer 1851 ins Bad, und ſchon am 22. Mai 1852 wurde ſie ihm durch den Tod entriſſen. An ihrem Todtenbette ſchrieb er die Trauerbotſchaft ſeinem väterlichen Freunde Maßmann, der ihm unmittelbar (24. Mai) antwortete: „Du ſchreibſt mir ſogleich neben der entſchlafenen: Du wendeſt Dich ſogleich, nachdem Gott Dich heimgeſucht, an Den, der das gleiche Leid in ſo hohem Maße, in ſo entſetzlichem Umfange erfahren hat, und hoffſt von Dem Troſt? Ich kann Dir nur den geben, daß Du, was Dir Gott zur nächſten Seelenmahnung gegeben, den Schmerz, das tiefſte Seelenleid, voll austrinkeſt; der Schmerz will ſein Recht, nur darin liegt auch Rettung, Beruhigung, Heilung. Die Zeit, das Leben, die Arbeit werden auch ihr Recht üben; ſie ſind alle Diener Gottes, wie der Liebe

---

*) Vergl. Germania XIII, 253, wo Pfeiffers eigene Mittheilung über das Sachverhältniß.

Lebensglück ſeine Gnadengabe iſt.“ Um ſeinen Schmerz zu beſänftigen, „trug er ihn heim“ zu ſeiner Mutter nach Solothurn; doch erſt die Arbeit konnte ihn wieder aufrichten und tröſten. In wieder einſamem Leben ſtrengte er ſich aber allzuſehr durch Arbeit an, im Frühjahr 1853 finden wir ihn verſtimmt und leidend, ſo daß Freund Maßmann ſich veranlaßt ſieht, ihm zu ſchreiben (22. April 1853): „Man ſoll, wenn Jemand leidend iſt, nicht tadeln und ſchelten; aber wie oft hab' ich in München Dich gemahnt zum Turnen! Thu es nun als Bußübung! Nimm die Hanteln und ſchüttre Dich recht durch! Nun in der Einſamkeit, nachdem Du es nicht in der Genoſſenſchaft gethan haſt!“ Aber mehr als der wohl erfolglos gebliebene gute Rath half ihm ſich aufrichten, daß er in demſelben Sommer wieder ein Herz fand, welches ſeine Einſamkeit theilen wollte. Er verlobte ſich mit der Tochter des Oberamtrichters Müller in Stuttgart, Emilie, und führte ſie am 5. September 1853 als ſeine Frau heim. Auf der Hochzeitsreiſe kam er nach Nürnberg, wo im September die Verſammlung der Alterthumsvereine ſtattfand. Hier traf er mit Maßmann, Frommann und manchem andern Freunde zuſammen, und kehrte körperlich und geiſtig erfriſcht nach Stuttgart zurück. Es wurde nun wieder fleißig geſchanzt, und Maßmann ſieht ſich daher genöthigt, „dem lieben Schwabenweibchen zu rathen, doch ja nicht ſtundenlang ſtumm neben ihm zu ſitzen, ſondern ihn durch herzliches Abküſſen zu unterbrechen.“ Auch bei mancher Aeußerlichkeit der Arbeit half ſie ihm und ließ ſich willig zum Copieren verwenden.

Das nächſte Werk, das in Druck erſchien, waren die „Beiträge zur Geſchichte der mitteldeutſchen Sprache und Litteratur,“ die Deutſchordenschronik des Nicolaus von Jeroſchin enthaltend (1854), mit einer umfaſſenden Einleitung über die litterariſchen Beſtrebungen des Deutſchordens für die deutſche Sprache, einer gründlichen Darſtellung von Jeroſchins Mundart und Verskunſt, und einem den Wortvorrath erſchöpfenden Wörterbuche. Es war urſprünglich Pfeiffers Abſicht, die Auszüge in Haupts

Zeitſchrift erſcheinen zu laſſen (1852), aber wegen des allzu großen Umfanges ſtieß das auf Schwierigkeiten. Das Buch ward den „Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm gewidmet," recht zum Beweiſe anhänglicher Geſinnung an den erſtern, wiewohl es ſeinen Aufſtellungen bezüglich des mitteldeutſchen Vocalismus ſcharf entgegentrat. So faßte es auch J. Grimm auf, der ihm am 19. Januar 1854 herzlich dafür dankte, die reinliche und ſaubere Arbeit lobte und das Gloſſar „von bleibendem Werthe" nannte, wenn gleich er auch jetzt nicht von der Richtigkeit der Pfeiffer'ſchen Anſicht überzeugt war. Anders W. Grimm, der ſchon im Athis (1846) ſeine Beiſtimmung erklärt hatte und nun ebenfalls in ſeinem Dankbriefe (17. Januar 1854) gegen ſeinen Bruder ſich ausſprach. Müllenhoff ſchreibt am 5. März 1854, nachdem er über ein ihm widerwärtiges Buch geklagt: „Ein Buch wie der Jeroſchin muß dann wieder mal kommen, daß wir wieder Glauben faſſen." Sehr willkommen war Pfeiffer die ſorgſame Art, in welcher Frommann zumal das Wörterbuch durcharbeitete und ihm eine Menge Nachträge und Berichtigungen ſchickte. Als ihm Pfeiffer (24. Mai 1854) dafür dankt, und ſie genau durchzugehen, das richtige in ſein Handexemplar einzutragen verſpricht, äußert er: „Es geht mir eigen mit meinen Büchern; ich habe einen unüberwindlichen Widerwillen ſie ſpäter wieder genau durchzuarbeiten, und nach einigen Jahren ſind ſie mir ſo fremd, als hätte ich ſie nie geſchrieben"; eine Thatſache, deren Richtigkeit vielleicht auch ſchon Andere empfunden haben mögen.

Durch Frommann war Pfeiffers Theilnahme für das germaniſche Muſeum geweckt, welchem jener ſeit 1854 angehörte. Thatkräftig und praktiſch wirkte er dafür, indem er durch ein Rundſchreiben die Buchhändler Stuttgarts aufforderte, Freiexemplare ihres Verlags, ſoweit er deutſche Geſchichte, Litteratur und Alterthumskunde betraf, an die Bibliothek des Muſeums zu ſchenken. Er wurde bald in den Verwaltungsausſchuß gewählt und hat bis an ſein Lebensende für das Muſeum gewirkt. Auch zu dem wieder ins Leben gerufenen Anzeiger für Kunde der deutſchen

Vorzeit ſteuerte er fleißig Beiträge und ſuchte ſo in jeder Art das verdienſtliche Unternehmen zu fördern.

Der zweite Band der Myſtiker, deſſen Text er am 6. Januar 1853 dem Verleger druckfertig überſandte, wurde im folgenden Jahre raſch im Druck gefördert, ſo daß er von den Correcturen beinahe ſich erdrückt fühlte. „Wie der heurige Frühling eigentlich war," ſchreibt er am 24. Mai 1854 an Frommann, „weiß ich bloß vom Hörenſagen: ſehen konnte ich es nicht. Nun, mir iſt alles recht, wenn ich nur das Buch, das ſeit Jahren wie ein Alp auf mir liegt, einmal los werde."

Seine Arbeitszeit war ſehr eingeſchränkt; außer dem Sonntage konnte er „keine drei Stunden zuſammenhängend ſchaffen" (Brief an Frommann vom 22. October 1854): „Ich kann Dich verſichern, daß ich mich noch aufreibe, wenn mir nicht bald auf irgend eine Weiſe mehr Muße wird."

Dazu bot ſich ihm in demſelben Jahre eine Gelegenheit dar: es wurde bei ihm angefragt, ob er nicht Luſt hätte, die durch Hahns Berufung nach Wien erledigte Profeſſur in Prag anzunehmen. Er ſehnte ſich allerdings nach einer academiſchen Thätigkeit; aber weder Prag noch der gebotene Gehalt waren nach ſeinem Sinne, und er ſchrieb ablehnend.

Es läßt ſich begreifen, daß bei ſo anſtrengender Arbeit ſeine Geſundheit leiden mußte; er war 1854 viel unwohl, fühlte ſich aber beſſer, ſeit er täglich zum Baden morgens nach Cannſtatt gieng. Auch ein Ausflug nach Heidelberg (im September), wo er fünf Tage mit Maßmann zuſammen war, und nach Raſtatt, zu „Papa" Grieshaber, erfriſchte ihn wieder. Seine häuslichen Verhältniſſe geſtalteten ſich ſehr angenehm. Am 24. Juni 1854 wurde ihm ein Sohn, Berthold, geboren, nach Bruder Berthold ſo genannt. „Der Pfiferlinc," ſchreibt er vergnügt an Frommann (6. Auguſt 1854), „gedeiht bis jetzt Gottlob zuſehends und macht uns ſchon viel Freude." Dazu kam im folgenden Jahre (28. Auguſt 1855) ein Mädchen, Marie, welches aber ſchon nach wenigen Wochen ſtarb.

Trotz körperlichen Unwohlſeins ſehen wir ihn raſtlos thätig. Für die Kieler Monatsſchrift hatte ſchon 1851 Müllenhoff ihn zu gewinnen geſucht; er forderte 1852 Pfeiffer von Seiten der Redaction auf, einen Aufſatz über Ausgaben altdeutſcher Gedichte zu ſchreiben, worin geſagt und gezeigt werden ſollte, „wie die Ausgaben altdeutſcher Gedichte gemacht werden und was wir von einer guten ſeit Lachmann verlangen, und welch eigentümliche Aufgaben ein Herausgeber deutſcher Gedichte zu überwinden und zu löſen hat... Uns würde ein ſolcher Aufſatz von Ihnen, denn Sie ſind doch der einzige, der ihn ordentlich machen kann, im Laufe dieſes Winters ſehr willkommen ſein.“ Pfeiffer gelangte nicht dazu, den Wunſch zu erfüllen; wohl aber lieferte er für das Juniheft 1854 eine ausführliche Beſprechung von Benecke-Müllers mittelhochdeutſchem Wörterbuche. Auch dazu war er von Müllenhoff (6. März 1854) aufgefordert worden, der erklärte, daß er die Zeit nicht habe, den Wunſch des Verlegers zu erfüllen, und das was er etwa vernünftiges darüber ſagen könnte, „von andern, d. h. von Ihnen viel beſſer geſagt werden kann.“

Auch an Frommanns Zeitſchrift für deutſche Mundarten betheiligte er ſich durch eine werthvolle Arbeit. Da er, ſeit früher Zeit von der eigenen Heimat fern, wenig auf dem Gebiete der neueren Mundarten gearbeitet hatte, ſo gab er einen Beitrag zur Kenntniß der kölniſchen Mundart im 15. Jahrhundert, Mittheilungen aus „einer Sammlung von Erzählungen, Novellen und Legenden,“ der Seelen Troſt genannt, wovon er eine Handſchrift in Stuttgart fand. „Dieſe Erzählungen ſind durch Inhalt und Sprache gleich anziehend und lehrreich.“ Dazu gab er ein Wörterbuch, welches bereits im Januar 1855 im weſentlichen entworfen war; da er jedoch auch auf andere kölniſche Sprachdenkmäler Bezug nehmen wollte, ſo ſchob ſich die Vollendung hinaus; doch ſehen wir ihn im April 1855 mit der Ausarbeitung des Gloſſars beſchäftigt. Auch die Lautlehre war im Entwurfe fertig, indeß kamen andere Arbeiten dazwiſchen und verhinderten die Vollendung; das Material dazu findet ſich in ſeinem Nachlaſſe.

Aber noch weitere mundartliche Beiträge hatte er vorbereitet: ſo „eine Darſtellung der alemanniſchen Mundart im 12—14. Jahrhundert, und eine Unterſuchung über den weſtfäliſchen Dialect im 15. Jahrhundert, alles aus Handſchriften mit Auszügen der betreffenden Sprachdenkmäler, die zum Theil auch durch den Inhalt von Intereſſe ſind. Auf dieſe beiden letzteren Arbeiten freue ich mich ſehr, denn hierin iſt noch gar nichts geleiſtet: aus der mittelhochdeutſchen Zeit kennen wir im Grunde blos die höfiſche Sprache, von den daneben beſtehenden Mundarten aber ſo gut wie nichts, hier iſt noch alles zu thun“ *).

Ende des Jahres 1854 erſchienen als „anziehende Weihnachtsgabe“ die drei Unterſuchungen „Zur deutſchen Litteraturgeſchichte“ (Stuttgart 1855), deren erſte „nicht nur wahrſcheinlich machte, ſondern bewies, daß uns noch ein Bruchſtück des leider verlornen Umhanges gerettet iſt“ **). Der zweite handelte von Konrad Flecke, deſſen Zeit abweichend von den bisherigen Aufſtellungen näher beſtimmt wurde; die dritte und wichtigſte widerlegte in glänzender Weiſe die von W. Grimm aufgeſtellte Hypotheſe, daß Walther der Verfaſſer von Freidanks Beſcheidenheit ſei. Die beiden letzteren, namentlich die letztere, waren weſentlich polemiſch. „Daß ich mit der Widerlegung der Freidank-Walther-Hypotheſe eine große Ketzerei begehe, um derentwillen man mich anfeinden und ſchlecht machen wird (von gewiſſen Seiten wenigſtens), das habe ich mir keinen Augenblick verhehlt. Doch wird es wohl noch erlaubt ſein, einen erkannten Irrthum, auch wenn ſein Urheber ein berühmter Mann iſt, zu bekämpfen; wäre das nicht der Fall, ſo würde ich lieber heute als morgen meine altdeutſchen Arbeiten an den Nagel hängen und das Feld denen räumen, die beſſer dazu angethan ſind unter ſolcher Tyrannei zu leben als ich.“ Die ruhig gehaltene Polemik, die Klarheit der Beweisführung konnte ihren Eindruck nicht verfehlen; J. Grimm, nachdem er ſich über Bligger geäußert, ſchreibt weiter: „Auch über Flecke ſtimme ich Ihnen bei, und daß ich an die Einheit von Walther und Freidank nie geglaubt habe, iſt Ihnen längſt bekannt.“ W. Grimm freilich ward nicht überzeugt und verſuchte eine Widerlegung, welche ein durch mehrere Jahre ſich hinziehendes Kreuzfeuer veranlaßte: Pfeiffer kam in einer Abhandlung über Bernhard Freidank (Germania II, 129) nochmals darauf zurück und fügte den früheren Gründen neue hinzu.

---

*) Brief an Frommann vom 22. October 1854.

**) Brief von J. Grimm, 5. Januar 1855.

Schon 1855 beſchäftigte ihn ſehr Konrads von Megenberg „Buch der Natur“; im Januar kamen die Münchener Handſchriften (cod. germ. 38 und 589) in Stuttgart an und wurden von ihm bis Ende Februar abgeſchrieben, reſp. collationiert. Der Druck begann auch bald, und im September 1856 hoffte er, ſollte das Buch ausgegeben werden; allein der Druck blieb liegen und erſt von Wien aus wurde er wieder aufgenommen.

Eine neue umfangreiche Thätigkeit erwuchs Pfeiffer, als er im Sommer 1855 den Plan zu einer neuen germaniſtiſchen Zeitſchrift faßte. Der Gedanke an eine ſolche war ſchon älter; bereits 1846, als Haupt wegen zu geringen Abſatzes ſeine Zeitſchrift aufgeben wollte, gieng Pfeiffer mit einem derartigen Plane um. Nun kam ein äußerer Anlaß dazu: im Jahre 1854 waren Holtzmanns „Unterſuchungen über das Nibelungenlied“ erſchienen, in welchen zum erſten Male ein Angriff auf eine bis dahin als unumſtößlich geltende Lehre Lachmanns gemacht wurde. Pfeiffer, welchem Holtzmann das Manuſcript zur Einſicht mitgetheilt hatte, war anfangs „nicht ohne Vorurtheil“ an die Prüfung gegangen; als er aber die Schrift durchgeleſen hatte, war ſein Unglaube beſiegt, obwohl er „für die ſchwachen Parthien des Buches nicht blind“ war. Die Anſichten waren von Anfang an getheilt; von den Anhängern Lachmanns wurden viele überzeugt, unter ihnen Zarncke, der gleichzeitig durch ſelbſtändige Forſchungen zu verwandten Ergebniſſen gelangt war, andere aber blieben dem Meiſter getreu. Im Decemberhefte 1854 der Kieler Monatsſchrift erſchien eine Widerlegung Müllenhoffs in einem die Grenzen objectiver Polemik allzuſehr überſchreitenden Tone. Pfeiffer, dem er ſeine Abſicht, das Buch zu recenſieren, ſchon im März 1854 mitgetheilt, hatte ihm dringende Vorſtellungen gemacht, ſich „innerhalb wiſſenſchaftlicher Gränzen“ zu halten, und die Hoffnung ausgeſprochen, daß der Kampf „nicht in perſönliches Gezänke ausarten“ werde: „letzteres wäre in jeder Beziehung höchlich zu beklagen.“ Der Ton der Müllenhoff'ſchen Schrift mußte daher Pfeiffer aufs empfindlichſte berühren; er ſah ein, daß von dieſer Seite eine ruhige Verſtändigung nicht zu erwarten ſei und beſchloß gänzlich abzubrechen. Im April 1855 erſuchte er Haupt, mit dem er durch die Zeitſchrift bis dahin in unausgeſetzter freundlicher Verbindung geſtanden hatte, ihm alle Beiträge, die er von ihm noch in Händen habe, zurückzuſenden, und führt als Grund dieſes Erſuchens ausdrücklich Müllenhoffs Schrift an, der „die Polemik gegen Holtzmann in einer Weiſe geführt, die ich ſelbſt nach ſeinen früheren Aeußerungen nicht für möglich gehalten hätte. Wohin ich höre, iſt das Urtheil über die Form ſeiner Widerlegung faſt einſtimmig, und es lautet nicht zu ſeinen Gunſten. Um der freundſchaftlichen Beziehungen willen, in denen ich bisher zu ihm ſtand, thut es mir für ihn perſönlich leid, daß er ſich durch ſein Temperament zu ſolchen leidenſchaftlichen Ausbrüchen hat hinreißen laſſen. Aber die Sache leidet Noth darunter, und jeder, dem unſere Studien und ihr Gedeihen am Herzen liegen, wird nicht anders als dieſe Wendung des Streites aufs tiefſte beklagen können. Der Riß, der dadurch in der kleinen Schar der altdeutſchen Philologen entſtanden iſt, wird, fürchte ich, kaum zu heilen ſein. Ich für meinen Theil bin nicht im Zweifel, welche Parthei ich ergreifen ſoll: ich ſtehe auf der Seite derjenigen, welche nicht nur die Freiheit des Urtheils, ſondern auch die Freiheit geſtatten, dasſelbe ohne Rückſicht der Perſon und ohne deßhalb perſönliche Verunglimpfung befürchten zu müſſen, offen auszuſprechen zu dürfen. Wenn man uns, die wir in der Nibelungenfrage Holtzmann zuſtimmen, deßhalb blödſinnige und Dummköpfe ſchilt, ſo können wir uns das, wenn wir wollen, in Ruhe gefallen laſſen; aber daß wir mit denen, die uns mit dieſen Titeln beehren, im friedlichen Vereine an einer und derſelben Zeitſchrift mitarbeiten, das iſt faſt mehr als man uns billigerweiſe zumuthen kann. Dies iſt auch der Grund, der mich von der ferneren Betheiligung bei der Zeitſchrift abhält, unter deren Mitarbeiter zu zählen mir früher eine Luſt und Freude war."

Der Plan der neuen Zeitſchrift wurde mit naheſtehenden Freunden mündlich und ſchriftlich beſprochen: ſie waren einig darin, daß die altdeutſchen Philologen „eines neuen unabhängigen Organs" bedürfen, das keiner Schule und Clique, ſondern einzig und allein, ohne Rückſicht der Perſonen, der Wiſſenſchaft dient, und durch welches ſie ohne Furcht vor Schmähungen und Beleidigungen ihre kleineren Arbeiten, Funde und Entdeckungen bekannt machen können." Pfeiffer wünſchte die, wie er ſeit Jahren mit Bedauern ſah, erkaltete Theilnahme an den germaniſtiſchen Studien neu zu beleben; darauf waren ſchon ſeine früheren Arbeiten gerichtet, dieſem Zwecke ſollte auch ſeine „Germania" dienen. „Wenn die Begeiſterung," heißt es im Programm, „womit dieſe Studien aufgenommen und betrieben wurden, bei vielen nachgelaſſen hat, ſo iſt nicht der Gegenſtand an dieſer Erkältung ſchuld, ſondern gewiß nichts anderes als Geiſt und Ton der Behandlung, der nicht nur die Theilnahme auf die kleine Zahl der Mitforſchenden beſchränken mußte, ſondern auch geeignet war, den Kreis der Mitforſchenden ſelbſt eher zu verengern, als zu erweitern." „Wir bilden keine Schule," heißt es weiter; Pfeiffer war ein abgeſagter Feind alles Schulzwanges, den er der freien Entwicklung der Wiſſenſchaft gefährlich hielt. Auch einen Gegenſatz zwiſchen Nord- und Süddeutſchland in der Wiſſenſchaft ſollte die „Germania" nicht bezwecken, und es berührte ihn ſchmerzlich, als J. Grimm bemerkte, ſeine Zeitſchrift ſcheine einen ſüddeutſchen Ton anzuſchlagen, und einen Gegenſatz zum norddeutſchen Betriebe auszudrücken (7. Mai 1856). In ſeiner Antwort verwahrt er ſich ausdrücklich dagegen: er bekennt ſich „laut und freudig" als J. Grimms und ſelbſt als Lachmanns Schüler „und laſſe mich darin nicht beirren, auch wenn ich nicht allem beiſtimmen kann, was Sie und Lachmann lehren und gelehrt haben. Der Gegenſatz, den die Germania bildet, iſt nicht gegen Norddeutſchland und norddeutſche Wiſſenſchaft überhaupt, er iſt gegen den undeutſchen und verderblichen Geiſt und Ton gerichtet, der unter den blinden Anhängern Lachmanns herrſcht, die ihren Meiſter in ſeinen Fehlern wo möglich noch zu überbieten ſuchen“ (10. Mai 1856).

Von allen Seiten folgte dem Programm zuſtimmende Erklärung, und ſchon das erſte Heft brachte die beſten Namen: Ludwig Uhland, der bis dahin jeder Betheiligung an einer germaniſtiſchen Zeitſchrift ſich fern gehalten, eröffnete es mit einer inhaltsreichen Abhandlung über „Die Pfalzgrafen von Tübingen;“ es folgten Beiträge von Jacob Grimm, K. L. Roth, Fr. Zarncke, W. Menzel, Alb. Höfer, A. Holtzmann, J. V. Zingerle, W. L. Holland u. a. Die Vorausſagung der Gegner, daß nur Dilettanten an ihr ſich betheiligen würden, war glänzend widerlegt. Von Jahr zu Jahr mehrte ſich die Zahl der Mitarbeiter, und zu den längſt bewährten Kräften kam eine jüngere Generation von Arbeitern, die hier zum Theil die erſten Früchte ihrer Forſchung niederlegten. Pfeiffer ſelbſt ſteuerte gleich einen ſchönen Beitrag „Der Gunzenle“ bei, eine ſprachlich-hiſtoriſche Unterſuchung; auch das zweite Heft brachte eine Abhandlung von ihm „Wernher vom Niederrhein und der Wilde Mann,“ polemiſierend gegen W. Grimm, aber wieder in der objectivſten Form. Neben den Abhandlungen gab die Germania auch Recenſionen, und unterſchied ſich ſchon dadurch von der Haupt'ſchen Zeitſchrift; auch hier lieferte Pfeiffer treffliches: ſo die inhaltsreiche Beſprechung von Karajans Heinrich dem Teichner, und, einem andern Gebiete angehörend, von Simrocks neueſter Auflage ſeiner Nibelungenüberſetzung.

Eine intereſſante Entdeckung, die er gemacht hatte, ſollte ebenfalls Stoff einer Abhandlung für die Germania geben: die romaniſche Quelle von Heinrichs von Veldeke Eneit. „Ich habe,“ ſchreibt er an Frommann (11. Nov. 1855), „inzwiſchen auch eine der Quellen Veldekes (er hat nach mehreren gearbeitet, und ſagt darum ſtets diu, nie daz buoch) entdeckt in einer Pariſer Handſchrift, die vorn den Trojerkrieg von Benoît und darauf die Eneit enthält, die ohne Eingang gerade ſo beginnt wie das deutſche Gedicht. Ich vermuthe, daß auch dieſer Roman den Benoît zum Verfaſſer hat. Leider konnte ich mir nur zu wenige Verſe des franzöſiſchen Textes bis jetzt verſchaffen, doch reichen dieſe hin.“ Noch ehe er zur Ausführung gelangte, kam A. Pey mit ſeinem Schriftchen über den „Roman d'Eneas“ (1856) zuvor: Pfeiffer hatte die Abſicht, dasſelbe in der Germania zu beſprechen, aber auch das unterblieb über andern Arbeiten.

Dagegen trat er mit einer verwandten Entdeckung raſcher hervor: daß in dem Bruchſtücke eines altromaniſchen Alexandergedichtes, welches Paul Heyſe in ſeinen „Romaniſche Inedita“ 1856 veröffentlichte, die Quelle des Pfaffen Lamprecht, das Gedicht des Alberich von Beſançon vorliege (Menzels Literaturblatt 1856, Nr. 18).

Bei der durch die Redaction der Germania vermehrten Arbeitslaſt litt ſeine Geſundheit: am 15. Juni 1856 ſchreibt er an Frommann: „Drittens — das ſchlimmſte kommt zuletzt — bin ich ſeit Wochen ſo leidend, daß ich nur mit der größten Anſtrengung arbeiten kann. Abgeſehen von häufigen und heftigen Kopfſchmerzen plagt mich ein Fußleiden, ich weiß nicht, iſt es Gicht oder bloß Rheumatismus, das mich nicht nur am Gehen, ſondern auch am Schreiben hindert und mir viele Schmerzen macht.“ Neue Freude brachte die Geburt eines zweiten Sohnes (am 13. September), den er nach dem von Fritslar Hermann benannte: „er hätte eigentlich,“ ſchreibt er, „ſeinem älteren Bruder zu Lieb Bruder David getauft werden ſollen.“ Bei Gelegenheit der in Stuttgart Ende September tagenden Philologenverſammlung ſah er manchen Freund und Fachgenoſſen. „Mit Uhland, Holtzmann, Grieshaber, Zingerle war es ein recht gemüthlicher Kreis altdeutſcher Philologen mitten unter — Heiden“ (24. November 1856 an Frommann).

Sein ſchon damals leidender Zuſtand, der das ſpätere größere Leiden bereits andeutet, hinderte ihn aber nicht, rüſtig weiter zu arbeiten: es erſchien, lange vorbereitet, der zweite Band der Myſtiker (1857), Eckhart umfaſſend, durch ſeinen Inhalt wohl die bedeutungsvollſte Arbeit Pfeiffers. Welchen Impuls das Buch der philoſophiſchen Forſchung gegeben, bezeugen die ſich daran anſchließenden Arbeiten von Bach, Preger, Laſſon u. a. „Es iſt ein mühſames, großes, bleibendes Werk,“ ſchreibt ihm J. Grimm am 10. December 1857. „Leicht ſtimme ich Ihnen darin bei, daß er ein ausgezeichneter feiner Denker war, deſſen Bedeutung in anderer Zeit tief durch die Welt hätte dringen können. Er widerlegt auch das Vorurtheil, daß deutſche Sprache im 14. Jahrhundert geſunken und zu Grund gegangen ſei, denn wie gelenkig weiß er ſie zu handhaben und wie viel ſchöne Wörter und Ausdrücke treffen ſich bei ihm. Seine freie und herrliche Denkkraft ſcheiterte aber daran, woran auch edle und höchſtbegabte Philoſophen unſerer Zeit ſich geſchwächt haben, daß ſie ſtreben, die Dogmen der Religion mit dem Ergebniß ihres Denkens in Einklang zu ſetzen, woraus die verwirrendſten Hemmniſſe entſprangen. Das hindert nicht, daß auch Eckhart oft Gedanken von überraſchender Wahrheit und feinſter Wahrnehmung vorträgt, aber in der Hauptſache bleibt er unklar und ermüdet aufs peinlichſte. Wiſſen Sie, wo er mir am meiſten zuſagt? Wenn Sie's nicht übel nehmen, will ich's bekennen, da wo er aus der Enge der Religion in Ketzereien übergeht. Der zu Rom aufgefundene Widerruf thut mir leid, es iſt leicht einzuſehen, wie die Macht der Kirche den Mann dazu drängte, und es beweiſt weder für noch gegen ihn. Ich ſtelle mir vor, wenn er von ſeiner Kanzel herabſtieg, mag ihn oft das Gefühl befallen haben, daß weder die Gemeinde noch die Geiſtlichkeit ſeinem Denkvermögen zu folgen im Stande war.“

Eckhart war die letzte Arbeit, die Pfeiffer in Stuttgart abſchloß: die Vorrede iſt vom 5. Juli 1857 datiert. Damals war er ſchon im Begriff, eine Stellung anzutreten, nach welcher er ſich lange geſehnt hatte. In Wien war 1856 Hahn geſtorben und Pfeiffer wurde zu ſeinem Nachfolger vorgeſchlagen. Nach längerer Verhandlung erfolgte im April 1857 das Ernennungsdecret, und freudig, mit den beſten Erwartungen, folgte er dem Rufe. Seine Stellung in Stuttgart hatte ihm nie eine ſorgenfreie Exiſtenz, wohl aber reichliche Arbeit verſchafft; doch blickt er dankbar auf ſie zurück. „Meine hieſige Stellung," ſchreibt er an Frommann (24. April 1857), „war, abgeſehen von dem in gegenwärtiger Zeit unzureichenden Gehalt, der es mir je länger je ſchwerer machte mit Ehren auszukommen, keine unangenehme, und mein Amt inmitten einer großen Bibliothek ein vielfach lohnendes und anziehendes, wenn ſchon es an einer Maſſe von geiſtloſen, widerwärtigen, abſpannenden Geſchäften nicht fehlte. Die neue Stellung, die mir in ſo unerwarteter Weiſe zu Theil wurde, ſagt indeß meiner Neigung ungleich mehr zu, und ich freue mich des Wirkungskreiſes, der ſich mir in Wien eröffnet... Ich gehe fröhlichen Muthes nach Wien, und nur darüber will es mich hie und da mit Bangigkeit überkommen, ob es mir auch gelingen werde, die nicht geringen Erwartungen, die man dort von mir hegt, zu erfüllen. Indeß aller Anfang iſt ſchwer, und dem Ernſte und Eifer, womit ich dem neuen Berufe mich hingebe, wird am Ende der Erfolg nicht entgehen." Sein Leben in Stuttgart war übrigens kein unangenehmes geweſen; er hatte dort „eine zweite Heimat" gefunden, und ſo fiel ihm der Abſchied nicht leicht. Sein Verkehr hatte ſich keineswegs auf gelehrte Kreiſe beſchränkt; ſein allen menſchlichen Intereſſen offenes Herz bethätigte ſich auch hier und bei aller Arbeit fand er doch noch Muße, für andere zu ſorgen. Im Allgemeinen führte er ein ſtilles zurückgezogenes Leben. Bis gegen Abend lag er ſeinem Beruf als Bibliothekar ob; dann gieng er gewöhnlich nach kurzer Raſt an ſeine Privatarbeiten, die er nicht ſelten bis in die ſpäte Nacht fortſetzte und oft früh morgens wieder begann. Dabei ſchloß er ſich jedoch nicht in ſeine Studierſtube ein, ſondern ſah es nicht ungern, wenn ſeine Frau ab- und zugieng oder ſich mit einer Arbeit gleichfalls in ſeinem Heiligthum niederließ, und nahm oft, mitten in der ernſten Arbeit, Veranlaſſung zu einem heitern Geſpräch oder Scherz. Er hatte aus der keineswegs roſigen ungetrübten Jugend noch in das Mannesalter eine bewunderungswürdige Jugendfriſche und Empfänglichkeit für die kleinen beſcheidenen Freuden des Lebens mitgebracht, die er mit der Harmloſigkeit eines Kindes zu genießen verſtand*).

In der zweiten Hälfte des Juli reiſte er nach Wien, um die nothwendigen Einrichtungen in Bezug auf Wohnung u. ſ. w. zu treffen. „Obwohl mir das Leben in Wien," ſchreibt er an Frommann (3/16. Auguſt 1857), „von früherher noch in guter Erinnerung war, ſo hat doch die ungeheure Bewegung, das Geräuſch und Gewühl der großen Stadt anfänglich wieder überwältigend, ja faſt betäubend auf mich gewirkt, und das Antichambrieren beim Miniſter und andern hohen Herren, ſo wie das Rennen und Jagen nach einer Wohnung**), die in gelegener Nähe faſt gar nicht zu bekommen iſt, hat mich in den zehn Tagen meines Hierſeins in beſtändiger Aufregung erhalten."

Die neue Thätigkeit machte ihm auch reichlich zu ſchaffen. „Das war," ſchreibt er rückblickend am 4. September 1858 an Frommann, „ein ſchweres hartes Jahr für mich, ein Jahr voll Arbeit, und doch wieder trotz alledem voll ungekannter neuer Freuden: das erſte Jahr meiner academiſchen Thätigkeit. Noch bin ich lange nicht über den Berg, aber leichter wird's, ſo hoff' ich, im nächſten Jahre doch gehen. Mein neuer Beruf wird mir, ich kann es wohl ſagen, täglich lieber, und nur eins bedaure ich wieder und wieder, nicht ſchon in jüngeren Jahren, als ich noch in voller körperlicher Kraft war, ein ſolches Feld der Wirkſamkeit gefunden zu haben, denn ich ſpüre meine 40 und mehr Jahre doch mehr und öfter als mir lieb iſt***). Ich glaube zwar

---

*) Nach brieflichen Mittheilungen der Wittwe.

**) Er fand eine ſolche, ziemlich entfernt, in der Vorſtadt Landſtraße.

***) Ebenſo ſchreibt er an mich, 24. Auguſt 1858: „Ich habe überhaupt oft zu bedauern, nicht ſchon in jüngeren Jahren, vor 10—15 Jahren, zum Lehramt gelangt zu ſein. Doch auch jetzt iſt's, hoff' ich, noch nicht zu ſpät für mich, und kein Tag vergeht, daß ich nicht lerne und den Kreis nicht an geiſtiger Regſamkeit und Friſche verloren zu haben, um ſo mehr an zäher, ausdauernder Arbeitskraft. Zudem übte das Wiener Klima bis jetzt keinen günſtigen Einfluß auf meine Geſundheit, ich war im Laufe des Jahres öfter unwohl, und kaum war der Sommerſemeſter zu Ende, ſo gieng ich — es war die höchſte Zeit — mit Diemer in die ſteiriſchen Berge, wo ich mich trotz ſchlechten Wetters doch etwas erholt zu haben glaube. Alſo: mit dem Erfolge meiner Vorleſungen habe ich, ſofern (ſich) nämlich dieſes nach dem Beſuche ermeſſen läßt, alle Urſache zufrieden zu ſein. Die Nibelungen las ich vor 37, die Geſchichte der neuern Litteratur vor 43, die deutſche Grammatik vor 46, Walther (wo indeſſen Colliſionen mit anderen Collegien ſtörend einwirkten) vor 15 Zuhörern. Im nächſten Semeſter leſe ich über ältere Litteraturgeſchichte und Triſtan. Unter einer größeren Anzahl von Studenten, die meine Vorleſungen beſuchen, herrſcht ein erfreulicher und reger Eifer für die altdeutſchen Studien, dem ich auch im Verkehr, den ich mit ihnen zu wecken und zu unterhalten ſuche, Vorſchub zu leiſten beſtrebt bin. Sie ſind ordentlich froh, einmal etwas anderes als Grammatik und nur Grammatik zu hören, und geſtehen mir, daß ihnen nun auch über dieſe (ich ſuche beſonders auch die Erkenntniß des mundartlichen zu ſchärfen) und über vieles andere ein neues Licht aufgehe. Auch in mir tagt es über vieles erſt recht . . . Wenn mir Gott Leben und Geſundheit ſchenkt, ſo hoffe ich eine Anzahl junger, talentvoller Leute ſo zu bilden, daß für unſere Studien etwas tüchtiges von ihnen zu hoffen und zu erwarten iſt.“

Bei den Pflichten des neuen Amtes wurde es ihm der Arbeit faſt zu viel, und er dachte ſchon damals daran, die Germania aufzugeben, umſomehr als auch die Entfernung von dem Verlagsorte die Redaction erſchwerte. Doch er beſann ſich „eines beſſern“ *); in der Tendler'ſchen, ſpäter in der Gerold'ſchen Ver-

---

meiner Kenntniſſe erweitere, aber auch ſehe, wieviel auf dem Gebiete der altd. Litteratur noch zu geſchehen hat.“

*) Vergl. J. Grimms Brief vom 31. October 1858.

lagshandlung, wurde ein in Wien ſelbſt wohnender Verleger gewonnen und damit die Redactionsgeſchäfte weſentlich erleichtert. Für den dritten Jahrgang ſchrieb er die werthvolle Abhandlung über Gottfried von Straßburg (III, 59—80), in welcher er nachwies, daß der dem Dichter beigelegte Lobgeſang auf Chriſtus und Maria das Werk eines alemanniſchen Dichters vom Ende des 13. Jahrhunderts ſei, wiederum ein Zeugniß ſeiner eindringenden Kritik und klaren objectiven Art der Beweisführung, ſo daß ihm J. Grimm (26. Nov. 1859) ſchrieb: „Ihr Aufſatz über Titurel wie der frühere über Gottfried ſind der ganzen Zeitſchrift Glanz!“ Der hier erwähnte kleine Aufſatz über Titurel (IV, 298—308), ein Jahr ſpäter geſchrieben (Februar 1859), wies nach, daß Wolframs Bruchſtücke nicht nach, ſondern vor dem Parzival entſtanden ſeien, und daß verſchiedene Gründe es waren, die Wolfram bewogen, die Fortſetzung und Vollendung aufzugeben und ſich einem andern Theile der Sage, ſowie einer andern poetiſchen Form zuzuwenden.

Gleichfalls noch dem Jahre 1858 gehört die wichtige Recenſion über des Minneſangs Frühling von K. Lachmann und M. Haupt (Germania III, 484—508) an, worin er nicht nur einzelne Mängel der im übrigen ſo bedeutenden kritiſchen Leiſtung hervorhob, ſondern manche weiter und tiefer greifende Fragen litterariſcher und ſprachlicher Art erörterte, namentlich das höhere Alter der Lyrik betonte und auf die Vernachläſſigung der Behandlung des mundartlichen hinwies. Die Beſchäftigung mit den Vorleſungen über Walther von der Vogelweide führte ihn zum genaueren Studium dieſes Dichters; er kam zwar nicht ſehr weit mit der Lectüre, hatte aber „das wenige um ſo einläßlicher behandelt,“ und glaubte „eine ganze Reihe von Verbeſſerungen und Emendationen beibringen zu können“ *), die er ſpäter veröffentlichte. „Für das hiſtoriſche in Walthers Gedichten,“ ſchreibt er weiter, „iſt ſehr viel, für das ſprachliche ſehr wenig bis jetzt ge-

---

*) Brief an mich vom 24. Auguſt 1858.

than. Davon habe ich mich zu meinem eigenen Erſtaunen überzeugt. Seit Jahren wird auf den meiſten Univerſitäten über Walther geleſen und noch iſt für die Textkritik und die Exegeſe kein Vortheil daraus erwachſen.“ Auch nach der Veröffentlichung ſeiner Abhandlung (Germania V, 1) hatte er noch manches neue bei Wiederholung der Vorleſung, die ihm eine der liebſten war, im Sommer 1861 beizubringen. Mit dem Iwein beſchäftigte er ſich im Sommer 1858 ebenfalls und hoffte dazu Bemerkungen zu liefern, über die man ſtaunen werde. Einzelnes brachte er bei Gelegenheit des Abdruckes von Bruchſtücken des Iwein und der ſehr werthvollen Florianer Fragmente des armen Heinrich zur Sprache (Germania III, 338—350).

So angenehm in vieler Beziehung ſeine Wiener Stellung war, ſo hatte ſie doch auch viele Laſt im Gefolge, wenn auch anderer Art als in Stuttgart. Die Arbeit wie der Verkehr mit Fremden ſteigerte ſich von Jahr zu Jahr. Die liebſte und faſt einzige Erholung nach des Tages Laſt und Hitze fand er in ſpäter Abendſtunde in der Mitte einiger Freunde oder Schüler, und ſtets war er die Seele dieſer kleinen Geſellſchaften. Trotz Ueberbürdung und Zeitmangel, unter welchem er ſo oft ſeufzte, geſtattete ihm ſein wohlwollendes Gemüth nicht, die von Freunden und Fremden maſſenhaft an ihn gerichteten Fragen und Bitten je unbeantwortet zu laſſen. Er ſcheute weder Mühe noch Opfer, wenn es galt zu helfen, zu rathen, zu erfreuen. Alle die in nähere Beziehung mit ihm kamen, werden den Worten in Emil Kuhs Nachrufe beiſtimmen: „Nie habe ich einen wohlwollenderen Menſchen kennen gelernt.“ Selbſt ſeine Heftigkeit verletzte diejenigen nicht, die ſein Wohlwollen, ſeine Herzensgüte und Offenheit kannten *).

„Ich ſeufze ſchwer,“ klagt er am 2. Februar 1859 gegen mich, „unter der Laſt meiner Vorleſungen und ſonſtigen Arbeiten. Ich habe in meinem Leben noch nie ſo angeſtrengt gearbeitet, komme nirgends hin, als um 3 Uhr in die Stadt zur Vorleſung

---

*) Briefliche Mittheilung der Wittwe.

und um 5 Uhr wieder nach Haus, vor 12 – 1 Uhr komme ich ſelten zu Bett und um 8 Uhr in der Früh ſitze ich ſchon wieder feſt. Gottlob hält ſich meine Geſundheit dieſen Winter beſſer als im vorigen.“ Dazu kam häuslicher Kummer, indem ein im November 1858 geborner Knabe, Rudolf, an den Folgen der Zahnentwickelung im Frühjahr 1859 ſtarb.

Doch fand er neben der Arbeit Muße, die erwähnte Abhandlung über den Titurel und die umfangreichere über Hartmanns Erek (Germania IV, 185—237) zu ſchreiben, worin er zum erſten Male ſeit Jahren das Auge der Kritik wieder auf das Gedicht richtete und eine Reihe ſchöner Emendationen gab; im Nachwort nahm er Gelegenheit, die Angriffe Haupts gegen ſeine Recenſion des Minneſangsfrühlings zurückzuſchlagen. Zum Schluß des Jahres 1858 gab er als Silveſterſpende des Strickers Märe von den Gäuhühnern heraus, das ſpäter in der Germania (VI. 457) wieder abgedruckt wurde. J. Grimm, indem er ihm für die Gabe dankt, ſchreibt (8. Februar 1859): „Wenn ich bedenke, daß Sie dazu*) noch treffende und wichtige Aufſätze in der Germania gegeben haben, ſo weiß ich wohl, wem ich das Lob der fruchtbarſten Thätigkeit in der jüngſten Zeit zuerkenne.

Die Herbſtferien 1859 gieng er, um ſich zu erholen, „mit Kind und Kegel“ wieder in die ſteiriſchen Berge, diesmal nach Krieglach im Mürzthal am Semmering. Neue Arbeit wartete ſeiner nach der Rückkehr: bei der von Seiten der Univerſität veranſtalteten Schillerfeier (November 1859) fiel ihm die Feſtrede zu, die wohl werth wäre, aus dem Nachlaß herausgegeben zu werden. Sie iſt eben ſo warm empfunden und geſchrieben, wie der Nachruf an W. Grimm, den er in der Wiener Zeitung 1860, Nr. 1 und 2, veröffentlichte. Da er mit dem Verſtorbenen in Folge der Freidank-Walther-Frage in den letzten Jahren auf geſpanntem Fuß gelebt hatte, ſo war es um ſo mehr ein Zeichen eines liebevollen Gemüthes, daß er wenige Wochen nach dem

---

*) Zum Megenberg und Eckhart.

Tode ihm dieſen „ſchönen und edelmüthigen“ Nachruf widmete, der J. Grimm „rührte und bewegte“ (19. Februar 1860). Er kann als Beweis dienen, wie neidlos Pfeiffer fremdem Verdienſt gerecht zu werden verſtand.

Eine verdiente Anerkennung war es, als er 1860 zum wirklichen Mitgliede der Wiener Academie der Wiſſenſchaften ernannt wurde: freilich wurden dadurch die Anſprüche an ihn noch erhöht, denn die Academie „forderte Beweiſe wiſſenſchaftlicher Thätigkeit.“ Dazu kam, daß er für das Jahr 1860 zum Decan der philoſophiſchen Facultät erwählt ward und einen bedeutenden Zuwachs an amtlichen Arbeiten dadurch erhielt. Trotzdem fühlte er ſich geſünder, als in den beiden erſten Jahren.

Mancherlei Redactionsverdrießlichkeiten hatten ihm den Gedanken, die Germania aufzugeben, wiederum nahe gerückt; zwar der Abſatz war zufriedenſtellend, und auch an Beiträgen fehlte es nicht. Aber manches andere kam hinzu, ihm „die Sache gründlich zu verleiden.“ „Die Hoffnung,“ ſchreibt er am 30. Januar 1860 an Frommann, „der altdeutſchen Wiſſenſchaft einigen Schwung zu geben und etwas neues friſches Leben einzuhauchen, habe ich längſt aufgegeben ... Ich weiß meine Zeit in der That beſſer zu verwerthen und ſehne mich, ach wie lange, nach den mancherlei angefangenen Büchern, die alle über der Germania ſeit Jahren elend vernachläſſigt und liegen geblieben ſind. Ich empfinde eine wahrhaft kindiſche Freude, wenn ich daran denke, bald der Laſt überhoben und frei und mein eigener Herr zu ſein.“ Doch gab er der unmuthigen Stimmung nicht Raum; der neue Jahrgang wurde mit einer im December 1859 verfaßten Abhandlung Pfeiffers über Walther von der Vogelweide eröffnet, und mit friſchem Muthe war er bei der Fortſetzung. Aber der öfter wiederkehrende Unmuth bezeugt die leidenſchaftliche Reizbarkeit, die eine Folge der überanſtrengenden Thätigkeit war.

Der Herbſt war auch diesmal einer längeren Erholungsreiſe gewidmet: zum erſtenmale von Wien aus beſuchte er mit der Familie ſeine „zweite Heimat“ Stuttgart, und machte von da aus Ausflüge nach Baſel, Heidelberg und Nürnberg. Nach Baſel gieng er als Deputierter der Univerſität Wien zum 400jährigen Jubiläum der Univerſität Baſel. Hier war es mir vergönnt, den lieben Freund zum erſtenmale perſönlich zu ſehen. Nach einer Viertelſtunde waren wir im traulichſten Geſpräche, das herzliche Du brachte uns einander noch näher. In anregendem Verkehre mit ihm, Wackernagel, Keller u. a. verfloſſen mir die Feſttage, die mir eine theure Erinnerung bleiben werden.

Nach Wien zurückgekehrt, wandte er ſich erfriſcht ſeinen Arbeiten zu: über ſeine zahlreichen litterariſchen Pläne ſpricht ſich ein Brief an mich (vom 7. Juli 1860) aus. „Ich habe nun Gottlob das erſte Triennium glücklich hinter mir und damit das ſchwerſte, den Anfang und die Grundſteinlegung, überwunden, darf alſo nun wieder an eigene Arbeit denken. Schon im Laufe des Winters hoffe ich den Megenberg und im folgenden Jahre die zweite Abtheilung des Eckhart fertig zu bringen. Für den Berthold habe ich längſt alles beiſammen und freue mich auf die Ausarbeitung wie ein Schneekönig. Auch der Wilhelm von Orlens und Reinbots heil. Georg iſt unvergeſſen, ebenſo das Evangelium Nicodemi und der zweite Theil der mitteldeutſchen Beiträge und der Lautlehre. Zwiſchen hinein wird aber die Herausgabe des Eberhard von Windecke fallen, für die kaiſerliche Academie, wofür ich demnächſt das geſammte Material beiſammen habe. Sie ſehen, an Arbeit, alter und neuer, fehlt es nicht, ebenſowenig an Luſt und Freudigkeit zur Ausarbeitung.“ Auch mit der niederdeutſchen Chronik des Hermann Korner war er, wie man aus J. Grimms Briefe vom 11. October 1860 ſieht, damals ſchon beſchäftigt. Konrad von Megenberg, von dem ſchon 1856 der Text, 31 Bogen, gedruckt war, wurde im November 1860 wieder aufgenommen; bis zum Sommeranfang ſollte er „um jeden Preis“ fertig werden. „Das mit Recht immer ungeſtümere Drängen des Verlegers und das Bewußtſein, meiner Pflicht nicht ſo nachgekommen zu ſein, wie ich wohl geſollt, iſt mir zur drückenden Laſt geworden, und ich habe keine Ruhe mehr, bevor ich ſie durch Vollendung der Arbeit von mir gewälzt habe. Es iſt aber eine Heidenarbeit. Mit den Anmerkungen und Lesarten bin ich ſo ziemlich fertig, auch mit der Einleitung durfte es raſch gehen, aber das Gloſſar, wofür ich gegen 15.000 Zettelchen da liegen habe, macht mich, nur bis alles in ein Alphabet geordnet und in Reih' und Glied ſteht, halb krank" *). Das Buch erſchien 1861 (die Einleitung iſt vom September 1861 datiert), Joſeph Diemer und Anton Ruland gewidmet. Pfeiffer trat damit auf einem neuen Gebiete, dem der mittelalterlichen Naturforſchung, auf, indem er „die erſte Naturgeſchichte in deutſcher Sprache" (geſchrieben 1349—50), die in Handſchriften und alten Drucken ſehr verbreitet war, dem heutigen gelehrten Publicum wieder allgemein zugänglich machte. Die ſorgfältige Behandlung der baieriſchen Mundart, die von dem gewöhnlichen Mittelhochdeutſchen ſtark abweicht, legte einen Grund zu einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung derſelben, das Wörterbuch bereicherte unſere Kenntniß der mittelhochdeutſchen Sprache höchſt bedeutend.

Die anſtrengende Arbeit blieb nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf ſeinen Körper. „Ich fühle," ſchrieb er mir in melancholiſcher Stimmung am 13. April 1861, „täglich mehr, daß ich raſchen Schrittes alt werde; daran mahnt mich die wankende Geſundheit und die Bemerkung, daß mir die Arbeit bei weitem nicht mehr ſo raſch und leicht von der Hand geht wie noch vor wenigen Jahren. Wenn es mir nur noch vergönnt iſt, wenigſtens einen Theil des ungeheuren aufgeſpeicherten, täglich mehr anwachſenden Materials zu verarbeiten, ſo will ich zufrieden ſein. Für das übrige werde ich Dich und Bech teſtamentariſch zu Erben einſetzen, ſchon der Alliteration wegen, und wenn an die Stelle des harten, noch dazu auf ff lautenden P zwei milde weiche B treten, ſo wird gegen dieſe Lautverſchiebung ohnehin niemand etwas einzuwenden haben und alle Welt mit dem Tauſche zufrieden ſein."

---

*) Brief an Frommann vom 27. December 1860.

Eine Ferienreiſe mußte ihm daher doppeltes Bedürfniß ſein. Norddeutſchland kannte er noch gar nicht; längſt hatte er verſprochen, ſeinen alten Freund und Lehrer Maßmann in Berlin aufzuſuchen, die inniger gewordene Verbindung mit J. Grimm ließ ihm dieſe Reiſe doppelt lieb werden. Er reiſte alſo im Auguſt 1861 nach Berlin, „um den verehrten Freund und Meiſter vor dem Ende noch einmal zu ſehen. Er empfieng mich überaus liebreich, mit, ich möchte faſt ſagen, väterlicher Güte. Er forderte mich auf, ſo oft zu ihm zu kommen, als es mich freue; er lud mich zu Spaziergängen in den Thiergarten ein, auf denen ich mit dem unter lebhaftem Geſpräch und in jugendlicher Rüſtigkeit dahinſchreitenden oft Mühe hatte gleichen Schritt zu halten; er nahm mich zur Academie mit und überhäufte mich mit Büchergeſchenken. Als ich einſt die Frage, ich werde doch alle ſeine Abhandlungen beſitzen, verneinend beantwortete, meinte er, der Fehler werde ſich gut machen laſſen, er ſelbſt habe zwar keine Exemplare, aber die Bibliothek ſeines Bruders könne aushelfen: Der brauche ſie ja doch nicht mehr; und wenn auch etwa Bemerkungen von deſſen Hand auf den Rändern ſich eingeſchrieben fänden, ſo würde, fügte er lächelnd hinzu, mich das wohl nicht ſtören. Nicht ohne einen gewiſſen Stolz zeigte er mir ſeine an ſeltenen und koſtbar eingebundenen Büchern (meiſt Dedicationsexemplare) reiche Bibliothek und deren Aufſtellung, und auch in ſeine Arbeit am Wörterbuch gewährte er mir bereitwillig Einblick. Natürlich fehlte es nicht an mancherlei bedeutenden Geſprächen über gelehrte Dinge und die Zuſtände in unſerer Wiſſenſchaft. Beim Abſchied konnte ich meine tiefe Bewegung nicht verbergen; auch er war ſichtlich ergriffen und entließ mich mit Kuß und Umarmung“ *). Von Berlin aus ging Pfeiffer über Weimar, Gotha, Eiſenach und Nürnberg wieder nach Wien zurück. Schon auf der Heimreiſe faßte er den Entſchluß, J. Grimm die Ausgabe des Berthold zu widmen.

---

*) Germania XI. 112.

Dem Drucke und der Vollendung des lange vorbereiteten Werkes war die nächſte Zeit beſtimmt. 1862 im Sommer war es beendet; J. Grimm hatte über die Zueignung außerordentliche Freude. „Die letzte Sendung,“ ſchreibt er am 5. Auguſt 1862, „verdunkelt aber alle früheren und ich kann ihnen nicht ausdrücken, wie ſie mich überraſcht hat und welch dauernde Freude ſie mir macht. Eine angenehmere Zueignung hätten Sie nicht erdenken können als die eines Werkes, das mir längſt am Herzen lag und mich beſchäftigte. Ich leſe es nun in reinerem Gewande und mit voller Zufriedenheit. Sie haben nichts daran verſäumt und der folgende Band wird nicht nur die mir noch unbekannten Predigen, ſondern auch ein Wörterbuch gleich dem zu Megenberg bringen, und allen meinen Arbeiten Vorſchub leiſten. Ich bin begierig, was Sie über den Verhalt der lateiniſchen Texte und die wahrſcheinlichſte Art und Weiſe der Aufzeichnung feſtgeſtellt haben. Sicher war Berthold ein klarer und begabter Kopf, der freilich nach den Einflüſſen ſeines Zeitalters zu beurtheilen iſt, und deſſen Sprache noch ruhiger und reiner fließt als die des ſpäteren Keiſersberg, der ihm ſonſt an Geſinnung und Anlage oft ähnlich ſteht. Die Myſtiker Eckhart und Tauler ſind tiefſinniger, aber auch verworrener und ärmer an Aufſchluß über Sitte und Geſchichte.“ Leider kam er nicht dazu, den zweiten Theil auszuarbeiten, der dieſe erſte kritiſche Ausgabe des größten deutſchen Predigers im Mittelalter abgeſchloſſen hätte; das reiche Material, das ſich in ſeinem Nachlaſſe findet, wird hoffentlich nicht unbenutzt liegen bleiben. Ebenſo wenig gelangte er dazu, den zweiten Band des Eckhart zur Ausführung zu bringen, „vor dem mir eigentlich grauſt,“ ſchreibt er mir am 5. November 1860. „Es gehört der Leichtſinn der jungen Jahre dazu, um ſo weitſchichtige Arbeiten anzufangen; jetzt käme ich nicht mehr dazu.“

Daneben war er für ſeine Zeitſchrift unausgeſetzt thätig, die er zwar 1861 wiederum aufzugeben beabſichtigte, weil er im Unmuthe an der Zukunft der deutſchen Philologie verzagen wollte, indem er beim Publicum die Theilnahme für unſere Forſchungen erkaltet ſah, die er aber, „wegen der Fortſetzung von allen Seiten beſtürmt," doch noch weiterzuführen beſchloß. Seine Beiträge um dieſe Zeit ſind allerdings alle nur von geringerem Umfang; eigentliche Abhandlungen ſo gut wie gar nicht. Dagegen veröffentlichte er in den Sitzungsberichten der Academie eine Abhandlung „Ueber Weſen und Bildung der höfiſchen Sprache" (1861), worin er der geläufigen Anſicht, daß dieſelbe ſich vorzugsweiſe aus der ſchwäbiſch-alemanniſchen Mundart entwickelt, entgegentrat und nachzuweiſen verſuchte, daß vielmehr die Dialekte des mittleren Deutſchlands zu ihrer Bildung beigetragen, während im Alemanniſchen ſich die alterthümlichen ans Althochdeutſche ſtreifenden Formen und Flexionen durchs Mittelhochdeutſche hindurch erhielten.

Noch weitgreifender war der in feierlicher Sitzung der Academie am 30. Mai 1862 gehaltene Vortrag „Der Dichter des Nibelungenliedes." Von der Thatſache ausgehend, daß im 12. Jahrhundert und in den erſten Jahrzehenden des 13. kein Dichter den „Ton," die Strophenform eines andern ſich aneignete und aneignen durfte, folgerte er, daß die lyriſchen Strophen in der Form der Nibelungenſtrophe, die einen vor der Mitte des 12. Jahrhunderts lebenden öſterreichiſchen Ritter aus dem Geſchlechte der Kürenberger zum Verfaſſer haben, und das Nibelungenlied Werke eines und desſelben Dichters ſein müſſen. Zugleich ergab ſich daraus, worauf ſchon die Betrachtung der Reime führte, daß das Nibelungenlied uns nicht in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, ſondern nur in Ueberarbeitung aufbewahrt iſt. „Alles iſt," ſchreibt ihm J. Grimm (8. Auguſt 1862), „von Ihnen fein und ſorgfältig angelegt, mit unleugbarem Scharfſinn ausgeführt." „Daß die Autorſchaft eines ſolchen Dichters und bei ſolch einem Werke im ganzen 13. Jahrhundert verſchollen und unberührt geblieben ſein ſollte," trat ihm allerdings als ein Bedenken entgegen; doch „weil uns ſo viel verloren iſt, geſtehe ich, darf auch dem argumentum a silentio nicht zu viel getraut werden." Der von Pfeiffer angeregte Gedanke fand in meinen „Unterſuchungen über das Nibelungenlied" (Wien 1865), die ihm zugeeignet waren, weitere Ausführung, indem das Verhältniß der beiden erhaltenen Bearbeitungen zu dem verlornen Original ſchärfer und anders beſtimmt wurde, als Pfeiffer gethan, der in ſeinem Vortrage noch C als den dem Original zunächſt ſtehenden Text betrachtet hatte, aus welchem die anderen gefloſſen ſeien. Ich fand in ſeinem Nachlaß den Anfang einer Beſprechung meines Buches, wie es ſcheint, für die Allgemeine Zeitung, unter dem Titel: „Neue Forſchungen über das Nibelungenlied," ein dreifaches Manuſcript, wie überhaupt Pfeiffer, ehe er ſich genügte, immer und immer wieder umſchrieb.

Das Jahr 1862 brachte Pfeiffer noch einen herben Verluſt: am 13. November ſtarb Ludwig Uhland, deſſen Freundſchaft Jahre hindurch Pfeiffer beglückt hatte und der bis zuletzt ein treuer Mitarbeiter der Germania geweſen war. „Obwohl durch Deine" *), ſchrieb er mir am 15. November, „und durch Stuttgarter und Tübinger directe Nachrichten längſt darauf vorbereitet, hat mich dennoch der Heimgang eines ſo lieben und treuen Freundes, wie Uhland mir war, tief ergriffen. So geht eben einer nach dem andern: wie bald wird es heißen, daß auch J. Grimm nicht mehr iſt. Mit Deiner Widmung **) biſt Du alſo zu ſpät gekommen; doch bleibt es Dir ja unverwehrt, das Buch ſeinem Andenken zu widmen, ***) und dieſes wollen wir in Ehren halten, denn er war ein ganzer Mann, und treuer und wärmer hat niemals ein Herz für Deutſchland, für das Volk und die Freiheit geſchlagen." Pfeiffer widmete ihm einen warm empfundenen Nachruf (20. Nov. 1862), der zum Beſten des projectierten Uhlanddenkmals erſchien. „Der Nachruf hinter Uhland," ſchreibt ihm J. Grimm (23. Dec. 1862), „hat mich gerührt und es fuhr mir durch die Seele, daß Sie auch nach meinem Tode ein paar Blätter ausgeben werden.“ Eine theure Pflicht erwuchs ihm durch die Herausgabe von Uhlands Nachlaſſe, die er zuſammen mit Holland und Keller beſorgte. Um den Nachlaß durchzuſehen, reiſte er auf Wunſch der Wittwe, Oſtern 1863, nach Tübingen und blieb acht Tage dort. „Es waren,“ ſchrieb er mir am 11. Mai, „arbeitsvolle, aber auch genußreiche Tage. Der Fleiß und die Thätigkeit, aber auch der Geiſt und die Gelehrſamkeit dieſes Mannes hat mich mit Staunen und Ehrfurcht erfüllt. Die Zahl der vorhandenen druckfertigen und druckwürdigen Arbeiten iſt eine weit größere als ich mir gedacht; das gedruckte und ungedruckte dürfte zuſammen leicht 5—6 große Octavbände füllen.“ Pfeiffers Antheil war die längſt erwartete Abhandlung über das Volkslied, welche als „Alte hoch- und niederdeutſche Volkslieder, mit Abhandlung und Anmerkungen herausgegeben von L. Uhland, 2. Band: Abhandlung, Stuttgart 1866“ erſchien. Das Vorwort dazu ſchrieb Pfeiffer in Salzburg, 4. Auguſt 1866. Außerdem beabſichtigte er noch die Schrift über Walther von der Vogelweide, und den Wiederabdruck der in der Germania erſchienenen Abhandlungen zu übernehmen.

---

*) Ich hatte Uhland am 21. und 22. September in Tübingen beſucht, und meine Beſorgniß, daß es raſch mit ihm zu Ende gehe, Pfeiffer nicht verhehlt.

**) Mein Herzog Ernſt ſollte ihm gewidmet werden, und er ſchien, als ich ihm davon ſprach, freudig bewegt zu ſein.

***) Dieß iſt jetzt (1869) auch geſchehen.

Das folgende Jahr (1863) verfloß nicht ohne gewinnbringende Thätigkeit für die Wiſſenſchaft. Im 42. Bande der Sitzungsberichte der Academie erſchien die Ausgabe der „Zwei deutſchen Arzneibücher aus dem 12. und 13. Jahrhundert mit einem Wörterbuche“; leider, da die Correctur in den letzten Wochen vor den Ferien „über Hals und Kopf“ gemacht werden mußte, blieben viele ärgerliche Fehler ſtehen, zu deren Berichtigung das im Nachlaß vorhandene Manuſcript dienen kann. Bedeutſamer war das erſte Heft von „Forſchung und Kritik auf dem Gebiete des deutſchen Alterthums“ (Wien 1863), aus dem 41. Bande der Sitzungsberichte. Er beabſichtigte unter dieſem Titel in unbeſtimmten Zeiträumen eine Reihe von Aufſätzen und Mittheilungen vorzulegen, die einerſeits der ältern deutſchen Sprache und Litteratur theils neue Quellen zuführen, theils ſchon vorhandene erweitern und vervollſtändigen, andererſeits über einzelne wenig bekannte oder dunkle Punkte der deutſchen Alterthumskunde Licht verbreiten oder auch der verkannten Wahrheit zu ihrem Recht verhelfen ſollten. Das erſte Heft wurde durch eine Unterſuchung über Meier Helmbrecht eröffnet, die von zahlreichen Textverbeſſerungen begleitet war: freilich ſind ſeitdem die Reſultate jener Unterſuchung durch die merkwürdigen Entdeckungen von Keinz manigfach modificiert worden. Der zweite Aufſatz beſchäftigt ſich mit der nachrudolfiſchen Bearbeitung der Geſchichte von Barlaam und Joſaphat, der dritte Theil gab Bruchſtücke eines unbekannten Lobgedichts auf Ludwig den Baier. An letztere knüpfte Pfeiffer ſpäter, durch eine Recenſion des Liter. Centralblattes veranlaßt, eine Erörterung über „die Kanzleiſprache K. Ludwigs des Baiern“ (Germania IX, 159).

Zur Stärkung ſeiner angegriffenen Geſundheit gieng er Ende Juli 1863 nach Rorſchach am Bodenſee, um die Bäder zu gebrauchen. Wenngleich die Klagen über ſeinen Geſundheitszuſtand ſich von Jahr zu Jahr häufen, ſo ſehen wir ihn doch unermüdet fortarbeiten und ſchaffen. Ein neues Unternehmen umfaſſender Art beſchäftigte ihn damals faſt ausſchließlich. Schon im November 1862 war Brockhaus nach Wien gekommen, um Pfeiffer für ein litterariſches Unternehmen zu gewinnen und ihn zu erſuchen, die Leitung desſelben zu übernehmen. Es handelte ſich um eine Sammlung der bedeutendſten mittelhochdeutſchen Dichtungen in neuen, ſchön ausgeſtatteten Ausgaben, mit Hinweglaſſung alles gelehrten Apparates, dagegen mit ſprachlichen und ſachlichen Erläuterungen und Anmerkungen unter dem Texte, die Texte ſelbſt nach dem neueſten Standpunkt der Forſchung kritiſch bearbeitet. „Obwohl nicht ohne allerlei Zweifel und Bedenken,“ gab er doch „nach reiflicher Ueberlegung“ ſeine Zuſage; „und zwar namentlich deßhalb, weil ich die Sache für ſehr wichtig und folgenreich für unſere ganze Wiſſenſchaft hielt, wenn es uns gelingt, durch wohlfeile, hübſche, mit allem zum Verſtändniß erforderlichen ausgerüſtete Ausgaben den gebildeten Theil der deutſchen Leſewelt für die mittelhochdeutſche Poeſie zu intereſſieren und zu erwärmen.

Wir würden die wohlthätige Rückwirkung auf unſere gelehrten Arbeiten bald verſpüren und der ganze Betrieb des Altdeutſchen käme in ein anderes Geleiſe“ *). Natürlich machte er ſeine Zuſage von der Mitwirkung geeigneter Fachgenoſſen abhängig. Dieſe wurden denn auch für die Sache gewonnen. Es ſollte vorläufig eine erſte Serie von zwölf Bänden, Nibelungen, Kudrun, Wolframs Parzival, Gottfried, Hartmann, Walther u. a. umfaſſend, erſcheinen, und wenn dieſe den gewünſchten Beifall fände, eine zweite nachfolgen. Wenn man bedenkt, daß ſchon frühere Arbeiten Pfeiffers darauf gerichtet waren, den Kreis der an der altdeutſchen Litteratur Theilnehmenden zu erweitern, daß er ſeine Ausgaben (Myſtiker, Marienlegenden) mit erklärenden Anmerkungen verſah, ſo begreift man, daß ein Plan, wie der eben erwähnte, für ihn viel anziehendes hatte. Ihm war die Trennung der Wiſſenſchaft vom Leben immer unnatürlich erſchienen, zumal auf einem Gebiete, das eine nationale Bedeutung mehr und mehr gewann. Zunächſt hatte Pfeiffer Walther von der Vogelweide übernommen; dieſer eröffnete die Sammlung, welche unter dem Titel „Deutſche Claſſiker des Mittelalters“ **) im Sommer 1864 ins Leben trat.

Der Beifall, den das Unternehmen fand, war von Anfang an allgemein und faſt ungetheilt: ein Zeichen, wie ſehr es einem Bedürfniſſe der Gebildeten entgegenkam. Die bedeutende Auflage war binnen Jahr und Tag vergriffen, und es mußte 1866 eine zweite noch ſtärkere erſcheinen. In ähnlichem Maße war der Erfolg der nächſten Bände, die Kudrun und Nibelungenlied, von mir bearbeitet, brachten: von jener, die 1865 erſchien, wurde 1867 eine zweite Auflage nöthig, und von dem letzteren (1866) iſt ein neuer Druck in Vorbereitung. Es ſteht zu erwarten, daß die Ausgabe von Hartmanns Werken durch Bech, wenngleich der

---

*) Brief an mich, vom 18. März 1863.

**) Dieſen Titel hatte ich, von Pfeiffer zu Vorſchlägen aufgefordert, am 3. Februar 1864 vorgeſchlagen.

Name des Dichters nicht in demſelben Maße wie Walther und das Nibelungenlied populär iſt, nicht weniger gut aufgenommen werden wird. Die Mängel in der Ausführung des Unternehmens kann man zugeben, und ich kenne zumal die meiner eigenen Ausgaben recht wohl; trotzdem wird die Bedeutſamkeit der Sammlung von niemand verkannt und unterſchätzt werden, ja das beſte Zeugniß für ſie iſt, daß die hauptſächlichſten Gegner ſich zu einem Unternehmen verbunden haben, welches dem befehdeten in jeder Beziehung ſehr ähnlich iſt.

Die Ausarbeitung des Walther wurde raſch gefördert, trotz ungünſtiger Verhältniſſe, denn Pfeiffers Arbeitszeit wurde durch amtliche Thätigkeit mehr und mehr beſchränkt. Im Frühjahr 1864 wurde er in den neu geſchaffenen Unterrichtsrath, in die Section für Gymnaſien berufen, eine Commiſſion, die ihm viel zu ſchaffen machte durch Referate, Gutachten über Schulbücher u. ſ. w. Er befand ſich am Schluſſe des Sommerſemeſters ſo leidend, daß er unmittelbar (Anfang Auguſt) nach Marienbad gehen mußte. Die Cur hatte jedoch keinen ſonderlichen Erfolg; die Migräne, an der er ſchon ſeit Jahren, und von Jahr zu Jahr heftiger, litt, wollte nicht weichen. Nach Beendigung der Cur machte er noch eine weitere Rundreiſe durch Mitteldeutſchland und beſuchte, zum erſtenmal ſeit die Germaniſten eine vollſtändige Section bildeten (in Augsburg, 1862), die Philologenverſammlung, die vom 26. bis 30. September in Hannover tagte. Pfeiffer hatte, wie er ſagte, nicht mit leeren Händen kommen wollen, und, da die Verſammlung auf niederdeutſchem Boden ſtattfand, ſinnig eine niederdeutſche Gabe gebracht: niederdeutſche Erzählungen, die der Chronik H. Korners entnommen waren (Abdruck aus der Germania IX. 257—288), einem Denkmale, an dem die Vorzüge der niederdeutſchen Sprache ganz beſonders zu Tage treten, und einer Sprachquelle erſten Ranges. Das ſeien, ſetzte er hinzu, die Gründe geweſen, die ſeine Aufmerkſamkeit ſchon vor Jahren auf das Werk gelenkt und ihn bewogen, ſich des Wortvorrathes in möglichſter Vollſtändigkeit zu bemächtigen: die Ausarbeitung werde in nicht ferner Zeit erfolgen und ſie ſolle ſein Beitrag zu einer Geſchichte der niederdeutſchen Sprache ſein. Hieran anknüpfend gab Pfeiffer die Anregung zur Wiederaufnahme des nur bis auf wenige Lieferungen gediehenen niederdeutſchen Wörterbuches von Koſegarten oder vielmehr zu einer vollſtändigen Umarbeitung desſelben, indem er mit Recht die höchſt unpraktiſche Anlage tadelte. Es wurde auf Pfeiffers Vorſchlag eine Commiſſion, beſtehend aus den Profeſſoren W. Müller, Höfer und Bartſch, erwählt, die die Sache in die Hand nehmen ſollte. Wenn auch der Gedanke nicht in der Form, wie urſprünglich beabſichtigt war, zur Ausführung kam, ſo hat er doch die gute Folge gehabt, daß zwei auf dem niederdeutſchen Gebiete bewährte Männer, Lübben in Oldenburg und Schiller in Schwerin, zur Bearbeitung eines niederdeutſchen Wörterbuches, unabhängig von Koſegarten, geſchritten ſind.

Zeigt ſich Pfeiffers auf das praktiſche gerichteter Blick und Sinn, dem die erforderliche Thatkraft beigegeben war, auch in dieſer Anregung, ſo nicht minder in dem Schritte, den er veranlaßte, um einem verdienten Gelehrten die für ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten erforderliche Muße zu verſchaffen. Im September 1864 hatte Pfeiffer bei ſeinem Beſuche in Leipzig Hildebrand, den Fortſetzer des Grimm'ſchen Wörterbuches, kennen gelernt und ſich überzeugt, wie der verdiente Mann zum Nachtheile ſeiner Geſundheit ſich abmühen mußte, um gleichzeitig ſeinem Lehrberufe und den mit dem Wörterbuche übernommenen Verpflichtungen gerecht zu werden. In einem Rundſchreiben vom 1. Februar 1865 an eine Reihe von Fachgenoſſen forderte er dieſelben auf, ſich mit ihm zu einer an den Leipziger Rath zu richtenden Adreſſe zu vereinigen, welche unter Hervorhebung von Hildebrands Verdienſten eine Erleichterung ſeiner Stellung nachſuchte. Die Eingabe war vom beſten Erfolge begleitet, indem Hildebrand zunächſt für einige Jahre des größeren Theiles ſeiner Lehrſtunden überhoben wurde und dadurch Muße fand, ſich dem Wörterbuche mit ungetheilter Kraft zu widmen. Damit im Zuſammenhange ſteht ein Geſuch verwandter Art, welches ebenfalls unter Pfeiffers Betheiligung und mit von ihm angeregt, von den zu Heidelberg im September 1865 verſammelten Germaniſten an die Großherzoglich Heſſiſche Regierung gerichtet wurde und für K. Weigand, der zugleich mit Hildebrand die Fortſetzung des deutſchen Wörterbuches leitete, eine ähnliche Erleichterung nachſuchte, indem er von ſeiner Doppelſtellung an Univerſität und Realſchule befreit würde und lediglich, als ordentl. Profeſſor, der academiſchen Wirkſamkeit und ſeiner litterariſchen Thätigkeit leben könnte. Auch dieſes Geſuch war, wenn auch nicht unmittelbar, vom Erfolge gekrönt.

Den folgenden Winter (1865—66) verbrachte er oft leidend, aber auch jetzt rüſtig weiter arbeitend, wenngleich er klagte, daß, was er ſchriebe, nicht einmal von ſeinen Freunden geleſen werde. Eine häufig hervortretende Verſtimmung war jedenfalls Folge ſeines leidenden Zuſtandes, und dieſer machte ihn ſehr reizbar. Die Germania führte er zwar weiter, aber häufig verdroſſen und unluſtig; manche von ihm ſelbſt früher gewünſchte Einrichtung, wie die ſeit 1862 beigegebene jährliche bibliographiſche Ueberſicht, erſchien ihm jetzt in anderem Lichte, „bei der troſtloſen Stumpfheit und Verdroſſenheit, die ſich, nicht erſt ſeit geſtern, an der Germaniſtik kund gibt, iſt es ſehr die Frage, ob damit wirklich jemand ein Gefallen geſchieht“ *). Seit 1864 hatte er eine beſondere Abtheilung, Miscellen genannt, beigegeben, welche Perſonalnotizen enthielten, die germaniſtiſchen Vorleſungen an den deutſchen Univerſitäten brachten u. ſ. w. Auch beabſichtigte er biographiſche und bibliographiſche Notizen über die Fachgenoſſen zu geben, gewiſſermaßen als Fortſetzung von Hoffmanns von Fallersleben „Deutſcher Philologie,“ und erließ zu dieſem Zwecke bereits im Februar 1865 eine Aufforderung zur Einſendung biographiſcher Notizen nach einem beigegebenen Schema. Endlich veröffentlichte er auch als Beitrag zur Geſchichte der deutſchen

---

*) Brief an mich, vom 26. April 1866.

Philologie in den Miſcellen Briefe von J. und W. Grimm, Lachmann, Schmeller u. a., bei deren Abdrucke freilich noch ſorgfältiger alles perſönlich verletzende hätte getilgt werden ſollen. Eine mitgetheilte Aeußerung J. Grimms über J. Zacher veranlaßte unangenehme Erörterungen mit dieſem, wobei, wir müſſen es leider ſagen, Pfeiffer, von Leidenſchaft hingeriſſen, die rechte Grenze überſchritt. Solche Streitigkeiten trugen natürlich nicht bei, ſeinen leidenden Zuſtand zu beſſern. Schon vor Schluß der Vorleſungen ſah er ſich genöthigt, zu ſeiner Erholung nach Salzburg abzureiſen, wo er die Ferien mit ſeiner Familie verlebte. Drückend wirkte auf ſein Gemüth nächſt dem eigenen Leiden der Zuſtand des Vaterlandes, für welches ſein Herz immer warm und lebendig ſchlug. „Die Geiſtes- und Gemüthsaufregung der letzten Zeit,“ ſchreibt er mir am 9. September 1866, „der Kummer um Deutſchland und mein nunmehriges engeres Vaterland, die geſunkenen Hoffnungen auf eine ſchönere beſſere Zukunft haben meiner ohnehin mehr als Du glaubſt wankenden Geſundheit einen neuen Stoß verſetzt, und der Aufenthalt in dem herrlichen Salzburg hat mir, wohl auch des unbeſtändigen, regneriſchen Wetters wegen, die gehoffte Erholung und Stärkung diesmal nicht gewährt.“ Aber unthätig konnte er auch hier nicht ſein, außer der Vorrede zum dritten Bande von Uhlands Schriften ſchrieb er die Erlauer Handſchrift des Gregorius ab, deren er endlich habhaft geworden war.

In ſeiner Verſtimmung hatte er große Luſt, ans Ende des laufenden Jahrganges ſeiner Zeitſchrift „Finis Germaniæ“ zu ſetzen; „denn es iſt eigentlich doch ein Hohn und Spott, in dem aus Deutſchland ſchimpflich ausgeſtoßenen Oeſterreich ferner noch eine Germania herauszugeben“ (9. Sept. 1866). Auf mein Zureden jedoch, und als ich erklärte, daß ich eher ſelbſt die Redaction in die Hand nehmen würde, entſchloß er ſich, ſie weiter zu führen. Sein leidender Zuſtand machte ihm eine umfaſſende wiſſenſchaftliche Thätigkeit unmöglich. Die beiden die Jahreszahl 1866 tragenden Schriften gehören ihrer Abfaſſung nach noch in das vorhergehende Jahr. 1866 erſchien ſein „Altdeutſches Uebungsbuch zum Gebrauch an Hochſchulen,“ worin er, veranlaßt durch die von ihm geleitete deutſche Geſellſchaft, als Arbeitsſtoff eine Anzahl von noch ungedruckten Texten ganz oder theilweiſe veröffentlichte; das Buch war beſtimmt, zu philologiſchen Uebungen benutzt zu werden, an welchen die jungen Germaniſten die niedere und höhere Kritik lernen und bethätigen könnten. Gleichfalls noch aus dem Jahre 1865 iſt das zweite Heft von „Forſchung und Kritik,“ welches ein intereſſantes althochdeutſches Denkmal, einen Bienenſegen, brachte, den ihm Reifferſcheid aus einer Vaticaniſchen Handſchrift mitgetheilt hatte; außerdem enthielt es, nächſt dem von Anmerkungen begleiteten Abdrucke der Regensburger und Fuldaer Beichte, eine Abhandlung über das von Zappert aufgefundene und herausgegebene Schlummerlied, deſſen Echtheit nachzuweiſen ſein Beſtreben war. Wiewohl gleich beim Bekanntwerden von der gelehrten Welt faſt einſtimmig verurtheilt, wurde es doch von Jacob Grimm für echt gehalten, der noch wenige Wochen vor ſeinem Tode (am 26. Juli 1863) ſchrieb, er werde nächſtens eine academiſche Abhandlung über das Schlummerlied erſcheinen laſſen. Dies Feſthalten J. Grimms an der Echtheit iſt wohl nicht ohne Einfluß auf Pfeiffers Urtheil geweſen, der, wie man aus einem Briefe Grimms (vom 11. April 1862) ſieht, ſchon damals damit umgieng, über das Schlummerlied zu ſchreiben. Es iſt nicht zu leugnen, daß Pfeiffer alle Gründe, die für die Echtheit und gegen die Annahme einer Fälſchung ſprechen können, vorgebracht hat, freilich überzeugt hat er mich nicht, wenngleich ich die Acten noch keineswegs als geſchloſſen betrachte.

Indeß auch das Jahr 1866 verfloß nicht ohne litterariſche Thätigkeit. Im November, mitten unter den Vorleſungen, fand er noch Kraft und Muße, einen inhaltsreichen Aufſatz für die Germania zu ſchreiben, mit welchem der zwölfte Jahrgang eröffnet wurde: über Konrad von Würzburg. Außer dem Alexius, zu welchem er kritiſche Beiträge lieferte, war es namentlich der verloren geglaubte Partonopier des Dichters, von dem er eine

Handſchrift entdeckt hatte, und über den er vorläufige Mittheilung machte. Es knüpfte ſich daran von ſelbſt der Gedanke an eine Ausgabe des intereſſanten Fundes. Er machte ſich auch ungeſäumt und freudig an die Arbeit, wurde aber in den letzten Tagen des Jahres, nachdem er 13.000 Verſe (von 22.000) „zu Faden geſchlagen," von einem heftigen ſchmerzhaften Rheuma am rechten Arme befallen, welches ihm den Gebrauch der Hand faſt unmöglich machte und daher die Vollendung hinderte. Am Anfang des neuen Jahres hatte ſich ſein Befinden ſo weit gebeſſert, daß er weiter arbeiten konnte, und im Februar 1867 wurde die Abſchrift, die zugleich ſchon eine Umſchreibung ins Mittelhochdeutſche war, vollendet.

Für die Denkſchriften der Academie bearbeitete er ebenfalls noch im Jahre 1866 das erſte Heft „Quellenmaterial zu altdeutſchen Dichtungen" (Wien, 1867), worin er neue Hilfsmittel für die Textkritik der mittelhochdeutſchen Dichter zu veröffentlichen beabſichtigte; außer dem Abdruck des Erlauer Gregorius, dem wichtigſten Stücke, brachte das Heft Bruchſtücke der Eneide, des Gregor, des Wigalois, Freidank, des j. Titurel und von Rudolfs Weltchronik zum Abdruck.

Im Jahre 1867 unternahm er, veranlaßt durch den von mehreren Seiten ausgeſprochenen Wunſch, ſeine zerſtreuten Aufſätze und Abhandlungen, ſoweit ſie von allgemeinem Intereſſe waren, zu ſammeln. Ein weiterer Antrieb lag für ihn in der Wahrnehmung, „daß Sinn und Empfänglichkeit für die altdeutſchen Studien ſeit einiger Zeit auch außerhalb des engeren Kreiſes der Fachgenoſſen ſichtbar in erfreulichem Wachsthum begriffen ſeien." Außer zehn Abhandlungen, von denen die eine, „Höfiſch und unhöfiſch" ungedruckt, eine andere, über die mittelhochdeutſche Hofſprache, mit einem Nachwort bereichert war, ließ er die beiden Nachrufe an W. Grimm und L. Uhland und zwei Recenſionen, über des Minneſangs Frühling und Hugdietrichs Brautfahrt, wieder abdrucken. Die letzterwähnte Recenſion, über eine Neudichtung der Sage durch W. Hertz, will ich deßhalb hier hervorheben, weil ſie Pfeiffers Sinn für wahre Poeſie in ſchöner Weiſe bekundet. Der Name des Buches, „Freie Forſchung,“ wenn auch manchem vielleicht ein wenig anſpruchsvoll klingend, iſt bezeichnend für Pfeiffers Weſen und Richtung. Für Freiheit der Forſchung hatte er ſein Leben lang in Wort und Schrift gekämpft, und mit unerſchrockenem Muthe iſt er ſeinem Grundſatze treu geblieben.

Im vergangenen Sommer (1867) war er körperlich tief herunter gekommen. „Mein altes Leiden, die Migräne,“ klagt er gegen mich am 4. Juli, „hat ſich ſeit vorigem Herbſt zu bedenklicher Höhe geſteigert. Ganz frei von Schmerz iſt mein armer Kopf gegenwärtig faſt nie mehr; doch das wollte ich ertragen, aber oft werde ich Tage lang nacheinander furchtbar gepeinigt und bin unfähig zu denken, geſchweige zu arbeiten. An ſolchen Tagen bin ich manchmal der Verzweiflung nahe. Meine Aerzte haben mir für ein paar Monate Ruhe, complete Ruhe und Enthaltung von jeder Arbeit geboten und nebenbei den Gebrauch kalter Bäder angerathen. Ich muß, ich ſehe es ein, ihren Befehlen Folge leiſten, ſo ſauer mir das längere Nichtsthun auch ankommt. Zwar Erlöſung von meiner Pein finde ich nicht, ich will froh ſein, wenn einige Linderung.“ Ende Juli gieng er, nach Schluß der zwei bis drei Wochen andauernden Lehramtsprüfungen, bei denen allen er anweſend und zum Theil von 4 – 9 Uhr Abends den Vorſitz führen mußte, nach Ueberlingen am Bodenſee, um zu baden, während ſeine Familie dieſe Zeit in Salzburg zubrachte. Nach Beendigung der Cur wollte er die reine Bergluft auf Rigi-Scheideck genießen. Seinen Aufenthalt dort ſchildert uns Schlatter (S. 8). Ein Reiter mit ziemlich ergrauten Haaren grüßte ihn laut vom Pferde herunter. Es war Pfeiffer, den er ſeit 10 Jahren nicht mehr geſehen hatte. An den Geſichtszügen hätte er ihn nicht ſobald erkannt, ſo ſehr hatte er während dieſer Zeit gealtert. Die ſtarke, ſonore Stimme war dieſelbe geblieben; an ihr erkannte er zuerſt den alten Freund wieder. Zwei genußreiche Wochen verlebte er hier mit Pfeiffer, der aus dem Schatze ſeines Wiſſens und ſeiner Erfahrungen eine Fülle neuer und intereſſanter Details mittheilte, auf den einſamen Morgenſpaziergängen, auf denen er ſich der friſchen belebenden Gebirgsluft erfreute. Der Nachmittag war der Geſelligkeit und den übrigen Curgäſten gewidmet. Pfeiffer war in der froheſten Laune, war der Anführer bei kleinen Ausflügen und kochte ſelber für die Geſellſchaft den Kaffee, der unter alten Tannen im Anblick der Alpen und des herrlichen Sees, unter Scherzen und Lachen genoſſen wurde. Es waren vielleicht ſeine letzten frohen Stunden. Von da begab er ſich nach Solothurn, um ſeine noch lebende Schweſter und das Grab ſeiner Mutter, vielleicht im Vorgefühl ſeines eigenen Todes, zu beſuchen; doch bald im Thale ſich nicht wohl fühlend, floh er wieder auf die Berge, dießmal auf den Weißenſtein, um die Bergcur fortzuſetzen.

Am 8. October traf er wieder in Wien ein. Die ihn wenigſtens äußerlich kräftig ſcheiden geſehen, ſahen ihn gebrochen wieder. Ein leichter Schlaganfall traf ihn nicht lange danach, er konnte nicht ſchreiben, und erſchrak, als er bei einem Verſuche zu leſen, die Buchſtaben nicht zuſammenbringen konnte. Zwar ſuchte er ſich ſelbſt über ſeinen Zuſtand zu täuſchen, aber die ihm naheſtehenden wußten nur zu gut, wie es ſich verhielt, während er den entfernten Freunden, da er ſelbſt nicht ſchreiben durfte, durch die Hand ſeiner Frau oder ſeiner Söhne ſchreiben ließ, und, wohl um ſie zu ſchonen, ſeinen Zuſtand möglichſt verhüllte. In einem Briefe vom 2. November 1867 machte er mir den Vorſchlag, das von ihm geſammelte Material zu einer Ausgabe des Parzival zu übernehmen. Es klang wie ein Teſtament, und wiewohl vor der Schwierigkeit bangend, mochte ich mich der Aufgabe doch nicht entziehen. Daß es ihm ſchmerzlich war, ihn aus der Hand zu geben, nachdem er ſeit Jahren mit dem Gedanken der Ausgabe (dieſelbe war von Hauſe aus für die Dichtungen des deutſchen Mittelalters beſtimmt) ſich getragen hatte, wird man begreiflich finden. Für die Auswahl der Erzählungen und Schwänke, welche ebenfalls einen Band der „Claſſiker“ bilden ſollten, hatte er ſchon vieles vorgearbeitet und freute ſich noch in den letzten Lebenswochen (22. April 1868) auf die Ausarbeitung.

Das alte Jahr hatte mit der Vollendung des zwölften Bandes der Germania abgeſchloſſen; noch im Juli 1867 dachte er daran, dann „mit friſchem Muthe“ an die neue Reihe zu gehen. Auch jetzt, wo er ſelbſt zur Arbeit unfähig war, hielt er den Gedanken feſt, und fand an J. M. Wagner einen ſachverſtändigen Helfer. Er hatte noch die Freude, die Vollendung des erſten Heftes vom dreizehnten Bande zu erleben; das zweite war im Drucke beinahe fertig als er ſtarb. Um ihm eine Freude und Anerkennung für das durch die Redaction geleiſtete zu bereiten, vereinigten ſich die Mitarbeiter ſeiner Zeitſchrift, ihm ein reich ausgeſtattetes Album mit ihren Photographien zu überreichen. „Noch ſehe ich ihn vor mir,“ ſagt Strobl *), „als ich ihn Tags darauf beſuchte. Krank ſaß er auf ſeinem Lehnſtuhl, das Buch vor ſich und Freudenthränen im Auge. Wenn ihn etwas geſund machen könne, ſo ſei es dies. Geſund wohl hat's ihn nimmer gemacht, aber ſeine letzten Stunden hat es ihm verklärt, wie ſchönes Abendroth.“

Im Beginn des neuen Jahres hatte ſich ſein Zuſtand ſoweit gebeſſert, daß er wieder eigenhändig ſchreiben konnte. Doch klagt er auch jetzt. „Mein compliciertes Leiden, Kopfſchmerz-Schwindel,“ ſchreibt er mir am 7. Februar, „will nicht weichen, und die Aerzte wiſſen nicht, wo es ſitzt und wie ſie es anpacken ſollen. Neuerdings dehnt ſich der Schleier, der früher das linke Auge umflorte, auch auf das rechte aus, und wenn es ſo fort geht, werde ich demnächſt auf oder mit beiden Augen nichts mehr ſehen.“ Mit großer Geduld und Reſignation ertrug er jedoch das lange ſchwere Leiden, und die für ihn ſo peinliche Unthätigkeit, zu der ihn dasſelbe verurtheilte. Sein unverwüſtlicher Humor verließ ihn ſelbſt in den trüben Leidenstagen nie ganz **).

---

*) Wiener Zeitung 1868, Nr. 150.

**) Briefliche Mittheilung der Witwe.

Die letzte Arbeit, die im Druck vollendet zu ſehen ihm vergönnt war, war das zweite Heft ſeines „Quellenmaterials“ (Wien 1868), welches ausſchließlich Wolfram von Eſchenbach gewidmet, eine bedeutende Anzahl zum Theil ſehr werthvoller Bruchſtücke des Parzival und Willehalm zum Abdruck brachte und ein Verzeichniß ſämmtlicher Handſchriften gab, aus welchem hervorgeht, daß keine mittelhochdeutſche Dichtung ſo verbreitet war, wie der Parzival.

Am 27. Februar 1868, gerade an ſeinem Geburtstage, erlitt er einen ſchweren Anfall ſeines Leidens, den die zu einem Conſilium herbeigerufenen Aerzte nicht ohne große Bedenken anſahen. „Es hatte aber,“ ließ er mir am 31. März durch ſeinen jüngeren Sohn Hermann ſchreiben, „doch das gute, daß mein Leiden genauer als bisher unterſucht und energiſcher dagegen eingeſchritten wurde. Daſſelbe wurde als eine Folge geiſtiger Ueberanſtrengung erklärt und vor Allem ſtrengſte Diät, complete Ruhe und Enthaltung von jeder Arbeit, ſelbſt von Leſen und Schreiben, dagegen verordnet. Nun ich den Ernſt geſehen, füge ich mich, wie ſchwer es mir auch kommt, geduldig dieſer Vorſchrift, und ich kann nicht leugnen, daß ſich in Folge deſſen einige wenige, wenn auch ſehr, ſehr langſame Beſſerung in meinem Zuſtande zu zeigen beginnt. Größere Wirkung verſpricht man ſich und mir von einem Landaufenthalt, den ich, ſobald das Wetter es erlaubt, antreten werde. Nun wir wollen ſehen und die Hoffnung nicht aufgeben. Jedenfalls aber ſelbſt im günſtigſten Falle werde ich ein verlornes Jahr zu beklagen haben.“ Es gieng auch wirklich etwas beſſer, und er konnte ſich zu einem zwei- bis dreiwöchentlichen Aufenthalte in dem benachbarten Baden rüſten, um ſich dort wieder an die friſche Luft und ans Gehen zu gewöhnen. Am 2. Mai gieng er mit ſeiner Frau dahin. „Trotz heftigen Kopf- und Magenſchmerzen“, berichtete er in einem mit den alten feſten Zügen eigenhändig geſchriebenen Briefe vom 8. Mai an J. M. Wagner, „an denen ich gerade am Reiſetage litt, überſtand ich doch die langweilige und ziemlich anſtrengende Fahrt tapfer und bringe ſeitdem die größte Zeit des Tages, wenn anders das ſeit dem Mittwoch wieder trübe Wetter es erlaubt, ſitzend oder gehend in dem hübſchen, geräumigen, annoch zu unſerer alleinigen Verfügung ſtehenden Garten zu. Zwiſchen hinein mache ich größere oder kleinere Entdeckungsreiſen in die Stadt und die allernächſte Umgebung. Noch iſt zwar mein Schritt nur wenig ſicher, allein wenn der Kopf nicht gar zu ſchwer, doch ſchon etwas feſter und ausdauernder als in den erſten Tagen. Und ſo wollen wir hoffen, daß es noch beſſer kommt und die Vorkur hier nicht ganz umſonſt und erfolglos iſt", und „Gottlob," ſchrieb er mir am 27. Mai, unmittelbar bevor er Baden verließ, „hat der Mai dießmal ſeinem alten Rufe Ehre gemacht, und ich befinde mich in Folge deſſen um Vieles beſſer, als vorher; freilich muß es noch ganz anders kommen, bevor ich mich geſund fühle und als geneſen betrachten darf. Uebermorgen, 29., gehen wir wieder nach Wien zurück, um unſere Vorbereitungen zur Abreiſe nach Auſſee in Steiermark zu treffen, wohin ich etwa am 8. Juni abzureiſen gedenke. Dort, in der friſchen Alpenluft, ſoll ich auf den Rath meiner Aerzte wo möglich bis in den October hinein zubringen. Gebe Gott, daß ihre Vorausſagung und meine Erwartungen ſich erfüllen, und ich mich bis zum Herbſte dauernd erhole." — „In Lieb und Treue Dein Pfeiffer," ſchloß der mit Ausnahme der Unterſchrift von ſeiner Frau geſchriebene Brief, der letzte vielleicht, den er ſchrieb: als ich ihn erhielt, war Pfeiffer nicht mehr unter den Lebenden.

Wie er beabſichtigte, fuhr er am 29. Mai Nachmittags nach Wien zurück; er war heiter und guter Dinge, ſcherzte und lachte, aber eine gewiſſe Aufregung war ihm anzumerken, ſein Geſicht war leicht geröthet. In Wien angekommen, fühlte er ſich ſo kräftig, daß er beſchloß, noch denſelben Abend (es war um 8 Uhr) einen Spaziergang zu machen. Er begab ſich in Begleitung von Emil Kuh, der von ſeinem Eintreffen gehört und ihn aufgeſucht hatte, in den von ſeiner Wohnung in der Lagergaſſe nicht entfernten Stadtpark. Er kam auf die damals ſchwebende Reform der Academie der Wiſſenſchaften zu ſprechen, der man eine mehr populäre Haltung zu geben beabſichtigte, und betonte, daß er ſich unbedingt der Majorität, die ſich dagegen erklärte, angeſchloſſen hätte. „Erinnern Sie ſich,“ fügte er hinzu, „wie J. Grimm in ſeiner Abhandlung über Schule, Univerſität und Academie die Aufgabe der letzteren präciſiert hat? Goldene Worte, die J. Grimm geſchrieben!“ Dieſer Preis J. Grimms war das Letzte, was Pfeiffer zuſammenhängend geſprochen*); wenige Minuten darauf brach er, von einem Gehirnſchlage getroffen, zuſammen, zwei Stunden ſpäter, $10^{1}/_{4}$ Uhr, war er eine Leiche. Am 2. Juni Nachmittags 4 Uhr, wurde in der Kirche zu St. Karl die Leiche eingeſegnet; ein Freund des Verſtorbenen, der Schottenprieſter Mareta, verrichtete die heilige Handlung. Auf dem St. Marxer Friedhofe ward er beerdigt: ein einfaches Denkmal bezeichnet die Stelle, wo er ruht.

An dem Tage trat, von einer längern italieniſchen Reiſe zurückkehrend, in Pfeiffers Haus Maßmann, der den kranken Freund durch ſeinen unerwarteten Beſuch zu erfreuen gedachte. Auf ſeine Frage, ob hier Pfeiffer wohne, erhielt er von einer fremden Frau die Antwort: „Ja, der hat hier gewohnt; in eben dieſer Stunde haben wir ihn beerdigt“ **).

Viel hat die Wiſſenſchaft an Pfeiffer verloren, der er, in voller Geiſtesfriſche arbeitend, noch manchen wichtigen Dienſt hätte leiſten können. Eine große Zahl theils angefangener, theils handſchriftlich vorbereiteter Werke fand ſich in ſeinem Nachlaß, und die Pflicht ſeiner Freunde wird es ſein, ſie in ſeinem Sinne zu vollenden und zu veröffentlichen.

Seine Bedeutung als Gelehrter, die Anerkennung, die ſeine Arbeiten fanden, wird ſich aus vorliegender Darſtellung ergeben haben. Unermüdlicher und treueſter Fleiß, größte Gewiſſenhaftigkeit, kritiſcher Scharfſinn und glückliche Combinationsgabe, klare

---

*) Emil Kuh in der „Preſſe“ vom 3. Juni 1868.

**) Briefliche Mittheilung Maßmanns.

Darſtellung, die ſich, wo der Gegenſtand es mit ſich brachte, zu höherem Fluge belebte, ruhige und überzeugende Beweisführung, rückſichtsloſes Kämpfen für und Feſthalten an dem als Wahrheit erkannten — das ſind die Eigenſchaften, die ihn als Gelehrten auszeichnen. Eine polemiſche Natur war er allerdings, aber nicht die Luſt am Widerſpruch und an der Negation war es, was ſeine aufrichtige Feder führte, ſondern die Liebe zur Wahrheit, das ernſte Streben, an die Stelle des bekämpften poſitives zu ſetzen und durch Nachweis und Widerlegung des Irrthums die Wiſſenſchaft zu fördern.

Ueber ſeine academiſche Lehrthätigkeit, die ihm, wie wir aus ſeinen eigenen Aeußerungen erſahen, anfänglich große Schwierigkeiten machte, laſſen wir ſeinen unmittelbaren Schüler, Dr. J. Lambel, reden*).

Verhältnißmäßig ſpät auf die Lehrkanzel gelangt, vermochte er nicht eigentlich durch einen ſchönen glänzenden Vortrag zu wirken, wie er überhaupt kein hervorragender Redner war; aber was in dieſer Beziehung ſeinen ſorgfältig ausgearbeiteten Vorträgen an unmittelbarer zündender Wirkung fehlte, das erſetzten ſie durch das reiche darin niedergelegte Wiſſen und die Gründlichkeit der Behandlung ihrer Gegenſtände. Und manchmal, wo ſich Gelegenheit bot und eine Stelle in einem Gedichte zu höherem poetiſchen Schwunge ſich erhob, hörte man durch die Worte des Lehrers wohlthuend den warmen Herzſchlag des begeiſterten Menſchen durch, und das wirkte dann beſſer als der ſchönſte Vortrag. Seit mehreren Jahren hatte er eine deutſche Geſellſchaft an der Univerſität begründet, in welcher er ſolche, die mit dem Studium der deutſchen Philologie ſich näher beſchäftigen wollten, in die Methode der Forſchung, der kritiſchen Behandlung alter Texte einführte und zu ſelbſtändigen Arbeiten anleitete. Dafür hatte er noch vor zwei Jahren ſein Altdeutſches Uebungsbuch (Wien 1866) herausgegeben. Zuletzt zog er im Hinblick auf das Bedürfniß der künftigen Lehrer auch die neuhochdeutſche Litteratur, deren vielfach verkehrtem Betrieb er ſo entgegen zu wirken hoffte, in den Bereich des hier verhandelten. Ganz beſonders fruchtbar und anregend wirkte er aber als Lehrer im perſönlichen Verkehr, in welchen er gern jeden zog, der ſich ihm vertrauensvoll anſchließen wollte und Begabung verrieth. Hier theilte er freudig ſein reiches Wiſſen mit, und förderte durch belehrende Winke und Rathſchläge mehr noch als in Vorleſungen. Hier gieng er aber auch gern in die perſönlichen Verhältniſſe der Schüler ein, liebevoll theilnehmend und helfend, wo er konnte, und mancher wird ſich dankbar erinnern, wie er hier fortſetzte, was Maßmann an ihm gethan. Als echter Menſchenfreund ließ er ſich hier wie ſonſt im Wohlthun durch unangenehme Erfahrungen nicht irre machen."

---

*) Allgemeine Zeitung 1868, Nr. 191, Beilage.

Zum Gelehrten und Lehrer gehört aber, als nothwendige Ergänzung, Pfeiffer als Menſch. Bei ihm gerade ſehen wir die innige Verbindung des Gelehrten mit dem Menſchen. Kein einſeitiges Abwenden vom Leben, ſondern warme Theilnahme an allem, praktiſcher Sinn und Verſtändniß für das, was noththut, verbunden mit Energie und Thatkraft; eine im innerſten wohlwollende Natur, gutmüthig und leutſelig, jedem Hochmuth fern, ſelbſtlos und aufopfernd, immer bereit zu helfen und zu rathen, aufrichtig und wahrheitsliebend — ſo haben ihn alle gekannt, die ihm näher getreten, und ſo wird er in ihrem Gedächtniß fortleben. Wie edel er Wohlthätigkeit übte, davon hat Schröer in ſeinem Nachrufe*) einen ſchönen Zug berichtet. Die Schattenſeiten — und wie könnten dieſe fehlen? — hängen mit ſeinen Vorzügen aufs innigſte zuſammen. Sein leidenſchaftliches Gemüth, das ihn lebhaft empfänglich machte für alles gute und große, konnte ihn doch auch zur Heftigkeit hinreißen, und dieſe Heftigkeit und Reizbarkeit nahm mit den Jahren zu, namentlich als er körperlich leidend zu werden anfieng. Pfeiffer war ein aufrichtiger treuer Freund, und verlangte dieſelben Eigenſchaften von ſeinen Freunden. Wo er an einem Freunde Mangel an Lauterkeit und Aufrichtigkeit zu entdecken glaubte, da war er hart und brach ſchonungslos lieber alte, ihm lieb gewordene Verhältniſſe ab. „Nichts kann ich," heißt es in einem Briefe an mich (15. November 1862), „von einem Freunde, dem ich von Herzen zugethan bin, weniger ertragen, nichts ſchmerzt mich mehr, als die Entdeckung ſeiner Unaufrichtigkeit," und am 8. Juli 1865: „Von einem Freunde verlange ich Lauterkeit der Geſinnung, wie ich ſie habe, und alles kann ich eher vertragen als halbes Weſen. Solches hat nicht den geringſten Werth für mich, weit lieber iſt mir ein offener ehrlicher Gegner, als ein lauer zweifelhafter Freund. Ich weiß recht gut, daß ſolche Entſchiedenheit nicht nach jedes Geſchmack iſt, aber ſie liegt in meiner Natur und hängt mit den beſten Seiten in mir innig zuſammen." Da er nun in Folge ſeiner Reizbarkeit leicht an etwas ſich ärgerte, ſo gab es nicht ſelten auch Mißverſtändniſſe ſelbſt mit den nächſten Freunden, und manchen hat er ſich dadurch in den letzten Jahren entfremdet, wenn er auch ſelbſt am meiſten darunter litt. „Meine ungeſtüme Art," ſchrieb er mir am 21. December 1860, „paßt nicht in die ruhige zahme Zeit, und am Ende entfremde ich mir dadurch die neuen Freunde zu den alten, und das thäte meinem, trotz allem Sturm und Drang, weichen und liebebedürftigen Herzen doch wehe."

---

*) „Neue Freie Preſſe" vom 27. Juni 1868.

Wie ein warmer Freund, ſo war Pfeiffer auch ein warmer Patriot; einzelne derartige Aeußerungen habe ich ſchon mitzutheilen Gelegenheit gehabt. „Der Krieg," ſchrieb er mir am 17. Mai 1866, „pocht vernehmlich an die Thore Deutſchlands, zur Einigkeit und Eintracht mahnend. Aber wer hört darauf? Man möchte blutige Thränen weinen, wenn man die Verblendung betrachtet und die gränzenloſe Begriffsverwirrung, die überall im lieben Vaterlande herrſcht. Wir ſtehen an einem Abgrunde, alle Welt fühlt es und ſieht es, nur die nicht, in deren Händen die Gewalt ruht," und im December desſelben Jahres an Frommann: „Zu dieſem und über dieſem allen liegt der Zuſtand Oeſterreichs wie ein Alp auf mir und trübt die frohe Luſt des Schaffens. Gleichwohl, wie ſchlimm es auch mit uns ſteht, iſt mir für Deutſchland und ſeine Zukunft nicht bange.“ Während der Kriegsmonate 1866, ſagt Emil Kuh, lebte er in fortwährender Fieberaufregung, weil er den Groll und Schmerz nicht verwinden konnte, den die Rechtsverletzung ihm eingeflößt hatte, durch welche der preußiſche Feldzug eingeleitet worden. „Ich vergeſſe nicht die Nacht des 3. Juli, als er mit mir gegen 11 Uhr in die Redaction der „Preſſe“ gieng, um vielleicht dort Nachrichten von Königgrätz zu erhalten; ich ſehe ſein verfärbtes Geſicht, als das Telegramm anlangte, welches den Ausgang der Schlacht andeutete. Er liebte das Land, in dem er ſich niedergelaſſen, die Stadt, in der er die letzten Jahre ſeines Lebens wirkte und lehrte, wie ſeine Heimat, und konnte in Zorn gerathen, wenn Fremde Oeſterreich und Wien verunglimpften.“

Die äußere Erſcheinung des heimgegangenen Freundes wird allen das wohlgetroffene Bild vergegenwärtigen, welches dieſem Buche beigegeben iſt. Pfeiffer war von kräftiger, etwas zur Corpulenz neigender, nicht ſehr hoher Geſtalt, ſein Haar ergraut und ſtark gelichtet, die hohe Stirn kündete Gedankenreichthum, der feingeſchnittene Mund verrieth den Kritiker, aus dem ſchönen ſeelenvollen Auge ſprach ein heller Geiſt und ein reiches liebevolles Gemüth. Er war ein ganzer Mann, deſſen ſchön menſchliches Bild auch ſeine Schwächen nicht zu trüben vermögen. Jetzt, wo der Hügel über ſeinem Grabe ſich wölbt, werden jene kleinen Schatten ſchwinden, und nur die leuchtende Erinnerung an ein Herz bleiben, das im redlichen Ringen nach Wahrheit den Beſten ſeines Volkes ſich gleichſtellen darf.

Anhang.

Ueberſicht der litterariſchen Thätigkeit Pfeiffers.

I. Selbſtändig erſchienene Arbeiten.

1842. Des schwäbischen Ritters Georg von Ehingen Reisen nach der Ritterschaft. Herausg. von Franz Pfeiffer. Stuttgart. VII und 28 SS. 8. (Bibliothek des litterar. Vereins in Stuttgart I.)

1843. Ott Rulands Handlungsbuch. Herausg. von K. D. Haßler und F. Pf. Stuttgart. XII und 36 SS. 8. (Bibliothek u. ſ. w. I.)

1843. Die Weingartner Liederhandschrift. Herausg. von F. Pf. und F. Fellner. Stuttgart. XIV und 338 SS. 8. (Bibliothek u. ſ. w. V.)

1843. Barlaam und Josaphat von Rudolf von Ems. Herausg. von F. Pf. Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. XIV und 462 SS. 8. (Dichtungen des deutſchen Mittelalters. Dritter Band).

1844. Der Edelstein von Ulrich Boner. Herausg. von F. Pf. Ebendaſelbſt. XIII und 233 SS. 8. (Dichtungen u. ſ. w. Vierter Band).

1844. Livländische Reimchronik. Herausg. von F. Pf. Stuttgart. VIII und 332 SS. 8. (Bibliothek u. ſ. w. VII).

1844. Die alte Heidelberger Liederhandschrift. Herausgegeben von F. Pf. Mit einer Schriftprobe. Stuttgart. XII und 295 SS. 8. (Bibliothek u. ſ. w. IX).

1845. Deutsche Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts. Herausg. von F. Pf. Erster Band. Hermann von Fritzlar, Nicolaus von Straßburg, David von Augsburg. Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshdlg. XLVIII und 612 SS. 8.

1846. Marienlegenden. Stuttgart. A. Krabbe. XXII und 275 SS. 8.

1847. Wigalois. Eine Erzählung von Wirnt von Gravenberg. Herausg. von F. Pf. Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshdlg. XX und 369 SS. 8. (Dichtungen u. ſ. w. Sechſter Band).

1848. Mai und Beaflor. Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert. Erster Druck. Ebendaſelbſt. XVIII und 279 SS. 8. (Dichtungen u. ſ. w. Siebenter Band).

1850. Das habsburgisch-österreichische Urbarbuch. Herausg. von F. Pf. Stuttgart. XXVIII und 404 SS. 8. (Bibliothek u. ſ. w. XIX).

1851. Theologia deutſch. Neue, nach der einzigen bis jetzt bekannten Handſchrift beſorgte, vollſtändige Ausgabe von F. Pf. Stuttgart. S. G. Lieſching. X und 120 SS. 8. (In 256 Exemplaren gedruckt*).

1852. Heinzelin von Konstanz. Herausg. von F. Pf. Leipzig. T. O. Weigel. XVII und 150 SS. 8.

1854. Beiträge zur Geschichte der mitteldeutschen Sprache und Litteratur von Dr. F. Pf. Die Deutsch-Ordenschronik des Nicolaus von Jeroschin. Ein Beitrag zur Geschichte der mitteldeutschen Sprache und Litteratur. Stuttgart. F. Köhler. LXXII und 315 SS. 8.

---

*) Danach erſchien eine engliſche Ueberſetzung: Theologia Germanica: Which setteth forth many fair Lineaments of divine Truth, and saith very lofty and lovely things touching a perfect life. Edited by Dr. Pfeiffer from the only complete Manuscript yet known. Translated from the German by Susanna Winkworth etc. London 1854. Longman, Brown, Green, and Longmans. lxxiij und 205 SS. 8.

1854. Heinrich von Stretelingen. Ein altdeutſches Gedicht. Den Freunden älterer deutſcher Dichtung dargebracht auf Neujahr 1854. O. O. 16 SS. 8.

1855. Zur deutschen Litteraturgeschichte. Drei Untersuchungen von Dr. F. Pf., Professor und Bibliothekar in Stuttgart. Stuttgart. F. Köhler. 87 SS. 8.

1855. Theologia deutſch. Zweite verbeſſerte, und mit einer neudeutſchen Ueberſetzung vermehrte Auflage. Stuttgart. S. G. Lieſching. XXXII und 239 SS. 8.

1856—1867. Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausg. v. F. Pf. I.—XII. Jahrgang. 1—3 Stuttgart. J. B. Metzler'sche Buchhdl. 4—6 Wien. Tendler & Co. 7—12 Wien. C. Gerolds Sohn. 8.

1857. Deutsche Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts. Zweiter Band: Meister Eckhart. Erste Abtheilung. Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshdlg. XIV und 686 SS. 8.

1859. Das Mære von den Gäuhühnern. Ein Beispiel des Strickers. Wien. Druck von C. Gerolds Sohn. 15 SS. 8. (In den Sylveſter-Spenden eines Kreiſes von Freunden vaterländiſcher Geſchichtsforſchung. Vorwort: 15. Dec. 1858. F. Pf.)

1860. Über Walther von der Vogelweide. Von F. Pf. Wien. Tendler & Co. 44 SS. 8. (Sonderabdruck aus Pfeiffers Germania V, 1).

1861. Das Buch der Natur von Konrad von Megenberg. Die erste Naturgeschichte in deutscher Sprache. Herausg. von Dr. F. Pf., k. k. o. ö. Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität zu Wien, der kaiserlichen Akademie der Wisschaften wirklichem, der k. bayr. Akademie zu München auswärtigem Mitgliede. Stuttgart. K. Aue. LXXI und 807 SS. 8.

1861. Über Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit. Von Dr. F. Pf., wirkl. Mitgl. der k. Ak. d. W. Wien. C. Gerolds Sohn in Comm. 28 SS. 8. (Aus dem Junihefte des Jahrganges 1861 der Sitzungsberichte der phil.-hiſt. Cl. der k. Ak. d. W. [XXXVII. Bd. S. 263] beſonders abgedruckt).

1862. Das Donauthal von Ladislaus Suntheim. Herausg. von F. Pf. Wien. Druck von C. Gerolds Sohn. 25 SS. 8. (Sonderabdruck aus dem Jahrbuch f. vaterländiſche Geſchichte, Wien 1860.)

1862. Der Dichter des Nibelungenliedes. Ein Vortrag, gehalten in der feierlichen Sitzung der k. Akademie der Wiss. am XXX. Mai MDCCCLXII von F. Pf., wirkl. M. u. ſ. w. Wien. k. k. Hof- und Staatsdruckerei. 48 SS. 8.

1862. Berthold von Regensburg. Vollständige Ausgabe seiner Predigten mit Anmerkungen und Wörterbuch von Dr. F. Pf., o. ö. Prof. u. ſ. w. Erster Band. Wien. W. Braumüller. XXXIV und 575 SS. 8.

1862. Ludwig Uhland. Ein Nachruf von Prof. Dr. F. Pf. Zum Beſten des Uhland-Denkmals. Wien. C. Gerolds Sohn. 22 S. 8. (Aus der Kaiſ. Wiener Zeitung).

1863. Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums v. Dr. Fr. Pf., wirkl. M. u. ſ. w. I. Wien. C. Gerolds Sohn in Comm. 84 SS. 8. (Februarheft des Jahrgangs 1863 der Sitzungsberichte u. ſ. w. XLI. Bd. S. 286).

1863. Zwei deutsche Arzneibücher aus dem XII. und XIII. Jahrhundert. Mit einem Wörterbuche von Dr. F. Pf., wirkl. M. u. ſ. w. Wien. C. Gerolds Sohn in Comm. 93 SS. 8. (Märzheft des Jahrg. 1863 der Sitzungsberichte XLII. Bd. S. 110).

1863. Marienlegenden. Zweite (Titel-) Ausgabe. Wien. W. Braumüller. XXII und 275 SS. 8.

1864. Walther von der Vogelweide. Herausg. von F. Pf. Leipzig. F. A. Brockhaus. LVIII und 338 SS. 8. (Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausg. v. F. Pf. Erster Band)*).

1866. Altdeutsches Übungsbuch. Zum Gebrauch an Hochschulen. Von F. Pf. Wien. W. Braumüller. VIII und 206 SS. 8.

1866. Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums u. ſ. w. II. Mit einem Facsimile.) Wien. C. Gerolds Sohn in Comm. 87 SS. 8. (Januarheft des Jahrg. 1866 der Sitzungsberichte. LII. Bd. S. 3).

---

*) Die folgenden Bände, ſoweit Pf. ihre Veröffentlichung erlebte, enthalten: 2. Kudrun von K. Bartſch. 3. Nibelungen von K. Bartſch. 4—6. Hartmann von Aue von F. Bech.

1866. Walther von der Vogelweide. Zweite Auflage. LXII und 338 SS. 8.

1866. Uhlands Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage. Dritter Band: Alte hoch- und niederdeutſche Volkslieder mit Abhandlung und Anmerkungen. Herausg. von L. Uhland. 2. Band: Abhandlung. Stuttgart. Cotta. XII und 549 SS. (Vorwort: 4. Aug. 1866 F. Pf.).

1867. Freie Forſchung. Kleine Schriften zur Geſchichte der deutſchen Litteratur und Sprache von F. Pf. Wien. Tendler & Co. XIV und 463 SS. 8.

1867. Quellenmaterial zu altdeutschen Dichtungen von Dr. F. Pf., wirkl. Mitgl. u. ſ. w. I. Wien. C. Gerolds Sohn in Comm. 72 SS. 4. (Aus dem XVI. Bande der Denkſchriften der philoſ.-hiſt. Claſſe der k. Akad. der Wiſſenſch.)

1868. Quellenmaterial u. ſ. w. II. Ebendaſelbſt. 90 SS. 4. (Aus dem XVII. Bande der Denkſchriften).

1868. Germania. Vierteljahrsschrift u. ſ. w. Herausg. von F. Pf. Neue Reihe. Erster Jahrgang.*) Wien. C. Gerolds Sohn.

II. Abhandlungen u. ſ. w. in Zeitſchriften.

1. In Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit, herausg. von Mone. VIII, 1839. Sp. 549—551. Spruchgedichte.

   Sp. 66—85, 186—197, 326—334, 468—481. Deutſche Volkslieder. (Im ganzen 20 Lieder).

2. In Altdeutsche Blätter, herausg. von M. Haupt und H. Hoffmann.

   II, 1840. S. 325—350. Die Kirchenlieder des Mönches von Salzburg.

---

*) Das zweite Heft ſah Pf. faſt noch im Drucke vollendet; die Redaction des 3. und 4. beſorgte J. M. Wagner, der ihm ſchon während der ganzen Zeit der Krankheit zur Hand gegangen war.

S. 350—359. Von unsers Herren Leichnam.
S. 359—373. Geistliche Minne.
S. 373—376. Marienklage.

3. In Zeitschrift für deutsches Alterthum, herausg. von M. Haupt.

I, 1841. S. 117—126. Die Zeichen des jüngsten Tages.
S. 126—135. Bruchstück aus Barlaam und Josaphat.
S. 270—283. Deutung der Messgebräuche.
S. 285—294. Predigten aus dem XII. Jahrhundert.

II, 1842. S. 92—130. Sanct Oswalds Leben.
S. 361 fg. Laubacher Barlaam.

III, 1843. S. 275—278. Zum guten Gerhard.

V, 1845. S. 17—32. Leben Christi.
S. 250—268. Volksbüchlein vom Kaiser Friedrich.
S. 423—453. Bruchstücke mhd. Gedichte.
S. 471. Zu Seifried Helbling.
S. 471. Zum Helmbrecht.

VI, 1848. S. 413—430. Das alte Stadtrecht von Meran.

VII, 1849. S. 94—102. Statuten von Dinkelsbühl.
S. 102—105. Das Mære vom Bachen.
S. 106—108. Frauenlob.
S. 109—128. Frauentrost von Siegfried dem Dorfer.
S. 318—382. Altdeutsche Beispiele.
S. 405—409. Der Weinschlund.
S. 478—521. Frauenehre von dem Stricker.
S. 558 fg. Orendelsal.

VIII, 1851. S. 89—105. Zwei alte Schwänke.
S. 156—200. Mariæ Himmelfahrt v. Konr. v. Heimesfurt.
S. 209—258. Predigten u. Sprüche deutscher Mystiker. I.
S. 274—298. Mariengrüße.
S. 298—302. Gedicht auf Maria von einer Frau.
S. 384. Zu Pleon (7, 458).
S. 422—464. Predigten u. Tractate deutscher Mystiker. II.

IX, 1853. S. 1—67. Bruder David von Augsburg.

4. In Taſchenbuch für Geſchichte und Alterthum in Süddeutſchland, herausg. von H. Schreiber.

IV, 1844. S. 312—315. Des von Beringen Lieder.

5. In Serapeum. Zeitschrift für Bibliothekswissenschaft, herausg. von R. Naumann.

VIII, 1847. Nr. 8. Über eine Handschrift von Ciceros Briefen.

Nr. 23. Zur Geschichte der Jungfrau von Orleans.

IX, 1848. Nr. 5. Johann Fischart.

Nr. 7 fg. Italienische Canzonen, Terzinen, Sonette etc. aus dem XIV. und XV. Jahrhundert.

Nr. 8. Image du Monde, Altfranzösisches Gedicht aus dem XIII. Jahrhundert.

Nr. 17. Drei alte französische Volksbücher.

Nr. 18 Alte deutsche Kochbücher.

Nr. 22. Die Alexandreis des Ulrich v. Eschenbach.

X, 1849. Nr. 7 fg. Rudolf Agricola.

Nr. 12—14. Die Tragödien und Comödien des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig.

Nr. 21. Zur Litteratur alter deutscher Kochbücher.

XIV, 1853. Nr. 10 fg. Ein deutscher Cisiojanus aus dem XV. Jahrhundert.

XV, 1854. Nr. 3. Lateinisches Gedicht auf K. Philipps Tod.

XVII, 1856. Nr. 9. Notiz. (Ein Bruchſtück des Paſſionals betreffend.)

6. In Neues Jahrbuch der Berliniſchen Geſellſchaft für deutſche Sprache und Alterthumskunde, herausg. durch F. H. v. d. Hagen.

IX, 1850. S. 1—11. Minneſinger. Bruchſtücke einer noch unbekannten altdeutſchen Liederhandſchrift.

S. 207—212. Vom Nutzen der Meſſe. Von Heinrich dem Teichner. (Zu Schillers: Gang nach dem Eiſenhammer.)

7. Jn Die deutschen Mundarten, herausg. von G. K. Frommann.
   I, 1854. S. 170—226. Beiträge zur Kenntniss der Kölnischen Mundart im 15. Jahrhundert.
      S. 242—250. Zur Litteratur der schwäbischen Mundart.
   II, 1855. S. 289—312 und 433—457. Beiträge u. ſ. w.
   III, 1856. S. 49—62. Beiträge u. ſ. w. (Schluß).

8. Jn Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. Organ des germanischen Museums.
   I, 1854. Sp. 25 fg. Keverlingeburg.
      Sp. 30—32. Wirnt v. Grävenberg und Heinrich v. d. Türlin.
      Sp. 36. Besprechungsformeln.
      Sp. 55—58 und 75—78. Verzeichniss der Handschriften, Bruchstücke und Umarbeitungen des Wilhelm von Orlens v. Rudolf von Ems.
      Sp. 137—139. Lied vom Müllereſel.
      Sp. 165 fg. und 190 fg. Aberglauben. I. Segensformeln. II. Liebeszauber.
   V, 1858. Sp. 337. Bruchstück einer Magdalenenlegende.

9. Jn Zeitschrift für deutsche Mythologie, herausg. von W. Mannhardt.
   III, 1855. S. 309—318. Der alten Weiber Philosophey.

10. Jn Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde, herausg. von Fr. Pfeiffer.
   I, 1856. S. 81—100. Der Gunzenle.
      S. 207—217. Zum Nibelungenlied. 1. Bruchstücke einer neuen Handschr. 2. Mittelniederländische Umarbeitung.
      S. 223—233. Wernher vom Niederrhein und der wilde Mann.
      S. 346—356. Das Mære vom Feldbauer.
      S. 363—366. Die Sammlung altfranzösischer Dichter.
      S. 461. Herzog Ernst.
      S. 483. Johannes Freund.

II, 1857. S. 81—84. Zum Parzival. 1. Rumolds Rath.
S. 129—163. Über Bernhard Freidank.
S. 470—472. Zwei Lieder Walthers von der Vogelweide.
S. 486—489. Alswa. Alwec.
III, 1858. S. 21—23. Des Teufels Netz.
S. 59—80. Über Gottfried von Straßburg.
S. 225—243. Sprüche deutscher Mystiker.
S. 338—350. Bruchstücke aus Iwein und dem Armen Heinrich.
S. 367—368. Entgegnung.
S. 407—444. Predigtmärlein.
S. 480. Uosezzel.
IV, 1859. S. 185—287. Über Hartmann von Aue 1. Zum Erek.
S. 298—308. Zum Titurel.
V, 1860. S. 1—44. Über Walther von der Vogelweide.
S. 208 fg. Diu Wende.
VI, 1861. S. 80—106. Das Märchen vom Zaunkönig.
S. 109. Die Wanderlust der Schwaben.
S. 185 fg. Eine noch unbekannte Darstellung der Sempacher Schlacht.
S. 225—231. Der Schelch.*)
S. 350—357. Herzog Ernst. Bruchstücke des alten Gedichtes.
S. 357—365. Bruchstücke aus Iwein.
S. 365—368. Zu einem Spruche Walthers.
S. 457—466. Das Mære von den Gäuhühnern. Ein Beispiel des Strickers.
VII, 1862. S. 110—112. Heinrich von Rucke.
S. 226—230. Mitteldeutsch.
S. 330—350. Drei Predigten aus dem XIII. Jahrhundert.

---

*) Wiederholt in A. Hugos Jagdzeitung (Wien), 4. Jahrgang, Nr. 15 v. 18. Aug. 1861, S. 469—472.

VIII, 1863. S. 61 fg. Mangel.

S. 63 fg. Ein komisches Recept.

S. 187—196. Prager Bruchstücke des Nibelungenliedes.

IX, 1864. S. 159—172. Die Kanzleisprache Kaiser Ludwigs des Baiern.

S. 253—256. Übersicht der Vorlesungen über deutsche Sprache und Litteratur (1863—64).

S. 257—289. Niederdeutsche Erzählungen aus dem XV. Jahrhundert.

X, 1865. S. 94 fg. Zeugnisse zur Heldensage.

S. 126—128. Aufruf zur Einsendung biograph. Notizen.

S. 253—256. Übersicht der Vorlesungen u. ſ. w. (1864—65).

XI, 1866. S. 79—85. Bruchstücke. 1. Aus der Chronik des Eike von Repgow. 2. Aus Jacobs van Maerlant Reimbibel.

S. 111—128. 239—256. Zur Geschichte der deutschen Philologie. I. Briefe von Jacob Grimm. A. J. Grimms Briefe an Franz Pfeiffer.

S. 320—323. Altes Zeugniss über die Mundarten und die Schriftsprache der Deutschen.

S. 445—449. Über die Betonung viersilbiger Wörter im Mittelhochdeutschen.

XII, 1867. S. 1—48. Über Konrad von Würzburg. 1. Partonopier und Meliur. 2. Zum Alexius.

S. 49—55. Zwei ungedruckte Minnelieder.

S. 60. Akrostichon.

S. 66—75. Altdeutsche Handschriften der fürstl. Starhemberg. Bibliothek, früher zu Riedegg, jetzt zu Efferding.

S. 224—225. Dunkelstern.

S. 255 fg. Zur Geschichte der deutschen Philologie. II. Briefe von Carl Lachmann und Joh. Andr. Schmeller. VI. J. A. Schmeller an Franz Pfeiffer.

S. 377 383. Zur Geschichte der deutschen Philologie. III. Briefe von Wilhelm Grimm. V. W. Grimm an Franz Pfeiffer.

S. 478 fg. Ein Zeugniss für Rudolf von Ems.

XII, 1868. S. 118—127. Zur Geschichte der deutschen Philologie. Briefe an Joseph Freiherrn von Laßberg. I. Briefe von G. Fr. Benecke.

S. 385—391. Zwei althochdeutsche Beichten. (Aus Pfeiffers Nachlaß herausgegeben mit Erläuterungen von Wilhelm Scherer.)

11. In der Kaiſerl. Wiener Zeitung.

1860. Nr. 1. 2. Wilhelm Grimm. Ein Nachruf.

12. Im Converſations-Lexikon, 11. Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus 1864—68, ſind folgende Artikel von Pfeiffer theils überarbeitet und durchgeſehen, theils neu abgefaßt: die letzteren ſind mit * bezeichnet. Barlaam und Joſaphat, Behaim (Mich.), Berchta, *Bergreien, *Berthold von Holle, *Berthold von Regensburg, Blocksberg, *Boner (Ulrich), *Brandanus, Brant (Sebaſt.), Brunehilde, *Büheler, Burkard Waldis, *Cato (Spruchdichter), Charade, *Chriemhild, Chronik, Deutſche Literatur (1—5. Periode), Deutſche Mundarten, *Deutſche Sprache, Deutſch, Dialekt, Dienſtag, Dietrich von Bern, Ding (Thing), *Eckart (der treue), *Eckhart (Myſtiker), Eginhard, *Etzel (Attila), *Eulenſpiegel, Fabel, Faſtnachtſpiele, Fauſt (Dr.), Fiſchart, Flor und Blancflor, *Folz, Fortunatus, Franck (Seb.), Frauenlob, *Freidank, Geiler von Kaiſersberg, *Gengenbach, Genovera, Geſta Romanorum, *Gottfried v. Straßburg, *Gral, *Grimm (Gebrüder), *Grimmelshauſen, Griſeldis, Gudrun, Haimonskinder, Hartmann von Aue, *Heinrich von Veldeken, Heldenbuch, *Heldenſage, Heliand, Hildebrandslied, Hugo von Trimberg, Kahlenberg (Pfaff vom), *Klingſor, *Königinhofer Handſchrift, *Königshofen (Twinger von), Konrad von Würzburg, Kuhreihen, Lachmann, *Lamprecht der Pfaffe, *Lamprecht von Regensburg, *Lancelot vom See, Legende, Lehrgedicht, Leich, Lohengrin, *Lorelei, Ludwigslied, *Magelone, Mandeville, *Maneſſiſche Hand-

ſchrift, Meiſterſänger, Meluſine, Merlin, Minne, Minneſinger, Mittwoch, Moſcheroſch, Murner (Thom.), Muſpilli, Myſterien (Schauſpiele), Neithard, *Nepomuk, Oberon, *Oſterdingen, *Oswald (d. heilige), Otfried, Ottokar von Steiermark, *Parzival, *Paſſionsſpiele, Pfeifer, Pfeifergericht, Priamel, Räthſel, Reim, Reineke Vos, Reinmar, Ritterpoeſie, Ritterſagen, *Roſengarten, Roſenblüt, Roswitha, Rudolf von Ems, Sage, *Suſo.

13. In der Beilage zur (Augsburger) Allgemeinen Zeitung.
  1866. Nr. 60. Germaniſtiſche Fünde in Italien.

III. Recenſionen.

1. In der Neuen Jenaischen Literatur-Zeitung.
  1842. Nr. 242—244. Hoffmann v. Fallersleben, Verzeichniss der altdeutschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Leipzig 1841.
2. In den Gelehrten Anzeigen, herausgegeben von Mitgliedern der kgl. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften.
  1842. Nr. 70—72. Der gute Gerhard. Eine Erzählung von Rudolf von Ems. Herausg. von M. Haupt. Leipzig 1840.
  1843. Nr. 156. Das zwölfjährige Mönchlein, herausgegeben von Maurer. Schaffhauſen 1842.
  1851. Nr. 16. Oberrheiniſche Chronik, herausgegeben von F. K. Grieshaber. Raſtatt 1850.
  1851. Nr. 84—92. Geſammtabenteuer, herausg. von F. H. v. d. Hagen. 3 Bände. Stuttgart 1850.
  1853. Nr. 71—73. K. Gödeke, Deutſche Dichtung im Mittelalter. Hanover 1854.
3. In Wolfgang Menzels Literaturblatt.
  1843. Nr. 127 fg. Eraclius, herausg. von H. F. Maßmann. Quedlinburg und Leipzig 1842.
  1847. Nr. 70 fg. Die Gedichte Oswalds von Wolkenſtein, herausg. von Beda Weber. Innsbruck 1847.

1853. Nr. 95. Creſcentia, ein niederrhein. Gedicht aus dem 12. Jahrh., herausg. von O. Schade. Berlin 1853.

1856. Nr. 18. Romaniſche Inedita aus italieniſchen Bibliotheken, herausg. von P. Heyſe. Berlin 1856.

4. Im Serapeum.

1852. Nr. 23. Notice généalogique etc. sur Jacques du Fouilloux gentilhomme Poitevin, auteur d'un célèbre traité de Vénerie. Paris 1852.

5. In der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Litteratur.

1854, Juni. S. 460—471. Mittelhochdeutsches Wörterbuch, mit Benutzung des Nachlasses von G. Fr. Benecke ausgearbeitet von W. Müller. 1. Band. Leipzig 1854.

6. In der Germania.

I, 1856. S. 126—128. Der arme Heinrich Herrn Hartmanns von Aue, herausg. von W. Wackernagel. Basel 1855.

S. 128. Mittelhochd. Wörterbuch u. ſ. w. 2. Bd., bearbeitet von Fr. Zarncke. 1. Lieferg. Leipzig 1855.

S. 375—381. Th. G. von Karajan, Über Heinrich den Teichner. Wien 1855.

S. 381—384. Friedr. Pfeiffer, Untersuchungen über die Repgowische Chronik. Breslau 1854.

S. 504—508. Das Heldenbuch von Dr. K. Simrock. 2. Bd.: Das Nibelungenlied. 10. Auflage. Stuttgart 1856.

II, 1857. S. 250—255. Uolrichs von Türheim Rennewart, herausg. von K. Roth. Regensburg 1856.

S. 491—505. K. Gödeke, Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. Hanover 1857.

III, 1858. S. 484—508. Des Minnesangs Frühling, herausg. von K. Lachmann und M. Haupt. Leipzig 1857.

VI, 1861. S. 115 fg. Fr. X. Wöber, Wort- und Sachverzeichniss zu J. Grimms deutscher Grammatik und Geschichte der deutschen Sprache. 1. Theil. Wien 1860.

S. 116 fg. Frd. Sachse, Über den Ritter Kei. Berlin 1860.

S. 235—243. San Marte, Parcival-Studien. Erstes und zweites Heft. Halle 1861.

VIII, 1863. 127 fg. E. H. Meyer, Walther von der Vogelweide identisch mit Schenk Walther von Schipfe. Bremen 1863.

IX, 1864. S. 77. Jos. Bach, Meister Eckhart, der Vater der deutschen Speculation. Wien 1864.

S. 78. R. Heidrich, Das theologische System des Meisters Eckhart. Posen 1864.

S. 78. Friedr. Sachse, Über die Verstandescultur der Deutschen im Mittelalter. Berlin 1864.

S. 484—486. Bibliothek der angelsächsischen Poesie, herausg. von C. W. M. Grein. 4 Bde. Cassel und Göttingen 1857—64.

7. In der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.

IX, 1858. S. 414—416. Ein Bruchstück des Luarin, herausg. von K. J. Schröer. Preßburg 1857.

XIII, 1862. S. 723—730. K. Weinhold, Mittelhochdeutsches Lesebuch. 2. Auflage. Wien 1862.

XIV, 1863 (Beilage zum 1. Heft). Antwort auf die vorstehenden Bemerkungen (von K. Weinhold gegen Pfeiffers Recenſion).

8. In der Öſterreichiſchen Wochenſchrift.

I. 1863. Nr. 1. W. Hertz, Hug Dietrichs Brautfahrt. Ein epiſches Gedicht. Stuttgart 1863.

Briefwechſel

zwiſchen

Joſeph Freiherrn von Laßberg

und

Ludwig Uhland.

* * *

1.

L. Uhland an Joſ. Freiherrn v. Laßberg.

Stuttgart, den 8. April 1820.

Hochwohlgeborner Freiherr,
Hochzuverehrender Herr!

In der Vorrede des mir kürzlich zu Geſicht gekommenen Liederſaals haben Euer Hochwohlgeboren eine Galerie von Minneſängern des Thurgaus und der benachbarten Gegend aufgeſtellt, welche für mich um ſo anziehender war, als ich ſelbſt mit mehreren dieſer alten Dichter mich näher beſchäftigt habe. Dieſes Zuſammentreffen in demſelben Ideenkreiſe wird mich entſchuldigen, wenn ich mir die Freiheit nehme, mich als Unbekannter mit gegenwärtiger Zuſchrift an Sie zu wenden.

Es wird von mir eine Schrift im Druck erſcheinen, worin ich den Meiſter Walther von der Vogelweide hauptſächlich aus ſeinen eigenen Liedern darzuſtellen verſucht habe. Dabei mußte mir daran gelegen ſeyn, dem Urſprunge dieſes Dichters auf die Spur zu kommen. Gewöhnlich wird angenommen, daß er aus dem Thurgau entſproſſen ſey. Dieſe Meinung erſchien mir bei näherer Prüfung nicht zureichend erwieſen, wie ich ſolches im erſten Abſchnitte | meiner Schrift, wovon ein Auszug hier anliegt,*) ausgeführt habe. Nun finde ich in der Vorrede des Liederſaals bemerkt, daß zwar nicht mehr bekannt ſey, wo Herr Walther in oder bei Sankt Gallen gehaust habe, wohl aber, daß er oſt und lang dort geſungen. Dieſe Stelle hat mir von neuem die Hoffnung belebt, über die Heimath des Dichters etwas Beſtimmteres zu erfahren. Bei meiner Arbeit konnte ich, auſſer der Maueſſiſchen Sammlung, die Weingartner Handſchrift der Minneſänger, welche jetzt hier befindlich iſt, ſodann die Heidelberger Handſchrift Nr. 350 benützen. Die bedeutendere Heidelb. Handſchrift Nr. 357 iſt mir noch zugeſagt. Sollten nun Euer Hochwohlgeboren nähere Belege über den Urſprung Walthers von der Vogelweide beſitzen, oder Gedichte deſſelben, ſowie des Truchſeſſen von Singenberg ꝛc. ꝛc., welche nicht in den vorbemerkten Sammlungen vorkommen, ſo würde mich deren gütige Mittheilung zu dem lebhafteſten Danke verbinden. Auch verſchiedene Lesarten würden für mich von vielem Intereſſe ſeyn, ſowie eine Nachweiſung darüber, daß mit dem im Renner vorkommenden Abte von Sankt Gallen der Abt Berthold von Falkenſtein gemeint ſey. Ich fürchte jedoch, beſchwerlich zu ſeyn, und ſchlieſſe mit der Verſicherung der vollkommenſten Verehrung, womit ich verharre

---

*) Dieſer Auszug bleibt hier weg, da er mit dem in Uhlands Schrift (Walther von der Vogelweide, Stuttg. u. Tüb. 1822) Seite 5—13 Geſagten in allem Weſentlichen genau übereinſtimmt.

Euer Hochwohlgeboren

unterthäniger Diener

D. Ludwig Uhland.

NS. Daß der Truchſeß von Singenberg Walthern: „mein Meiſter“, nennt, iſt mir bekannt, aber dieſer damals öfters vorkommende Ausdruck ſcheint mehr einen Titel, als ein perſönliches Verhältniß zu bezeichnen.

2.

Laßberg an Uhland.

Wolgeborner,
hochzuverehrender Herr!

Der Zeitraum zwiſchen Abgang und Ankunft der Poſt iſt hier ſo kurz, daß ich Eu. Wolgeboren nur mit wenig

Worten den Empfang Dero Schreibens vom 8. dieſes anzeigen und Ihnen ſagen kann, daß die Erfüllung eines lang genährten Wunſches mit Denſelben in nähere Bekanntſchaft zu kommen, ein für mich ſehr erfreuliches Ereigniß war. Die Notizen und Auskunft über die in Dero Schreiben enthaltenen Gegenſtände werden, ſo weit ich im Stande bin ſolche genügend zu ertheilen, nachfolgen. Die Stelle in Stumpf Chronik: „Sonſt iſt Vogelweid ein alt Schloß geweſſt im obern Thurgow“ 2c. 2c. bitte ich mir näher zu bezeichnen, ich habe ſie dieſen ganzen Morgen vergebens in meiner Ausgabe von Stumpf Chr. 1548. Zürch, Froſchauer geſucht. In Wirtemberg iſt mir zu Reutlingen ein Vogelweider zur Krone bekannt, hat dieſer keine Familien-Nachrichten? Walters Wappen, | im Maneßiſchen Kodex, von welchem ich eine flüchtige Abſchrift beilege, iſt freilich von jenem in Stumpf ſehr abweichend; doch könnten beide ächt ſein, wenn angenommen wird, daß Walter, welcher Ritter war, von den Hohenſtauffen ein neues Wappen erhielt. Auf die etymolog. Unterſuchungen meines mir ſonſt ſo lieben Freundes von Arx verlaſſe ich mich nicht immer, er iſt hierin nicht immer glücklich. Von einer Würde eines Vogelweiders bei den Äbten zu St. Gallen kommt in Urkunden eben ſo wenig etwas vor, als dies Prädikat irgendwo anders wird gefunden werden, denn mit dem Amte des Falkenmeiſters (Falconarius) wird er es doch nicht identiſiren wollen. Durch 3 ganze Jahre kriegten wir mit einander um den Abt von St. Gallen, der einen Hof voll Sänger hatte, welches er mir ganz und gar abſprechen wollte, endlich mußte er mir beiſtimmen. Daß Ew. Wolgeboren den Codex palatinus Nr. 357 noch nicht haben, wundert mich; es ſind ſchon über 2 Monate, daß ich ihn zurückgegeben habe. Ich habe ihn abgeſchrieben, aber nicht viel Troſt darinnen gefunden. Alles was ich an Handſchriften, Abſchriften oder Urkunden beſitze, ſteht Ihnen mit herzlicher | Bereitwilligkeit zu Dienſten. Vor wenig Tagen erhielt ich eine Handſchrift des Gedichtes: Herzog Friedrich von Schwaben, welches Wolfram von Eſchilbach zugeſchrieben wird. Befindet ſich in Wirtemberg kein Codex hievon? Ich ſollte es eher für das Werk eines ſchwäbiſchen Dichters halten und würde, wenn ich einen Aparat von Handſchriften dazu bekommen könnte, es in meinem Liederſaal herausgeben. Ich wollte keine Galerie der Minneſänger dieſer Gegend aufſtellen; ſonſt hätte ich mehrere genannt und mehr von ihnen geſagt: aber ich ſammle an Materialien hiezu, und wäre ſehr geneigt in der Folge es zu tun. Ich bitte in Ihrer Schrift, wenn Sie von Sankt Gallen ſprechen, Ekehard I. von Jonswil nicht zu vergeſſen, von welchem wir das herrliche Gedicht: de Walthario manuforti haben, welches in den Kreis des Nibelungen-Liedes gehört, von welchem ich die älteſte bekannte Handſchrift beſitze, die eben jezt in Zürich abgedrukt wird. Nehmen Sie das inliegende Exemplar des Liederſaals als ein Zeichen der aufrichtigſten Hochachtung an von

Euer Wolgeboren!
Eppishauſen, am 12. April 1820. gehorſamen Diener
Joſ. v. Laßberg, Freiherr.

3.

Laßberg an Uhland.

Wolgeborner,
hochzuverehrender Herr!

Indem ich geſtern mein Paket an Euer Wolgeboren ſchon abgeſchikt hatte, fiel mir ein, daß es Ihnen vielleicht angenehm ſein dürfte, die erſten Bogen meines Abdrukes des Nibelungenliedes mit den bisherigen Ausgaben dieſes Gedichtes zu vergleichen; ich bin dahero ſo frei, Ihnen die aus der Preſſe gekommenen 15 Bogen, nebſt einem Facſimile der Handſchrift zu übermachen. Über die Form des Abdrukes, in den urſprünglichen Wechſelreimen, werde ich ſuchen mich in der Vorrede zu rechtfertigen. Nehmen Euer Wolgeboren indeſſen die Gabe eines

Einſiedlers mit Nachſicht auf und genehmigen Sie den Ausdruk der vollkommenſten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu ſein

Euer Wolgeboren
Eppishauſen, am 13. April 1820. gehorſamer Diener
J. v. Laßberg, Freiherr.

4.

Uhland an Laßberg.

Hochwohlgeborener Freiherr!
Hochzuverehrender Herr!

Durch die gütigen Schreiben vom 12. und 13. d. M. und deren Beilagen haben Eu. Wohlgeboren mich auf das Erfreulichſte überraſcht. Ich beeile mich, für dieſe ſchönen Geſchenke und für die wohlwollende Bereitwilligkeit, womit Sie meinen Anfragen entgegengekommen, den aufrichtigſten Dank zu bezeigen.

Meine dermaligen Geſchäfte, als Mitglied der würtemberg. Ständeverſammlung, werden mich zwar noch einige Zeit lang verhindern, an meine Arbeit über Walther v. d. Vogelweide die letzte Hand anzulegen. Die Zwiſchenzeit ſuche ich aber zu Einſammlung weiterer Notizen zu benutzen, um der kleinen Schrift ſo viel Vollſtändigkeit zu geben, als in meinen Mitteln liegt. Ich ſehe daher Demjenigen, was Eu. Hochwohlgeboren mich hoffen laſſen, froh erwartend entgegen.

Die Stelle bei Stumpf ſteht im V. Buch der Chronik in dem Abſchnitt: Von dem Turgow, nach der von mir gebrauchten Ausgabe, Zürich 1606. fol. 373^b. Auf der Seite iſt das Wappen der Vogelweider abgebildet.

Docen, im Muſeum für altdeutſche Literat. und Kunſt Bd. II., Heft 1, Seite 23, verſpricht, Walthers Epitaphium zu Würzburg mitzutheilen. Ich habe an ihn deßhalb geſchrieben, er hat es aber unter ſeinen Papieren | nicht mehr auffinden können.

Von dem Gedichte: Friedrich von Schwaben, befindet ſich eine Handſchrift auf der hieſigen Königl. Privatbibliothek, vermuthlich aus dem Kloſter Weingarten hierher gekommen. Wollen Ew. Hochwohlgeboren mir hierüber Aufträge ertheilen, ſo werde ich mir deren Vollziehung zur angenehmen Pflicht machen.

Sehr zu wünſchen iſt es, daß die von Ihnen beabſichtigte Galerie thurgauiſcher Sänger zur Ausführung kommen möchte. Die eigene Anſchauung der Gegend iſt äuſſerſt förderlich für die Lebendigkeit einer ſolchen Darſtellung. Mir war es bei meiner Beſchäftigung mit jenen Dichtern ſchon Vieles werth, jene Gegend wenigſtens einmal als flüchtiger Wanderer durchſtrichen zu haben.

Durch die Herausgabe des Nibelungen-Liedes und des Gedichtes von Walther und Hiltegunt bereiten Ew. Hochwohlgeboren den Freunden der altdeutſchen Sage und Dichtung ſehr interreſſante Erſcheinungen.

In der Anlage nehme ich mir die Freiheit, Ihnen die neue Auflage meiner Gedichte zu überſenden. Mögen Sie, mit den alten ſchwäbiſchen Meiſtern vielfach beſchäftigt, dieſe neueren Klänge nicht ungeneigt aufnehmen.

Mit größter Verehrung verharre ich
Euer Hochwohlgeboren
Stuttgart, den 23. April 1820. unterthäniger Diener
L. Uhland.

NS. In dem Weingartner Codex befindet ſich vor Walthers Liedern das ähnliche Bild, wie das mir nach dem Maneſſiſchen gütig mitgetheilte. Doch fehlen in erſterem Schild und Helm. Das Bild iſt ohne Zweifel nach dem Liede des Dichters gezeichnet: Ich saz uf einem steine ꝛc. Man. I., 102.

5.

Laßberg an Uhland.

Wolgeborner,
hochverehrter Herr!

Hier ſende ich Ihnen die neueſten 4 Bogen meiner Ausgabe des Nibelungen-Liedes. Ich bin noch nicht in meinem Heimweſen angelangt, ſonſt hätte ich ſchon längſt aus meinen Kollektaneen für Sie das Walter von der Vogelweide betrefende herausgehoben und Ihnen geſandt: es ſoll mein Erſtes Geſchäfte ſein, wenn ich wieder auf der Villa Epponis angelangt bin.

Mit dankbarem Gefüle habe ich Stuttgardt verlaßen; denn ſo kurz mein Aufenthalt war, ſo genußreich war er! Ich zäle darunter vorzüglich Ihre Bekanntſchaft, wenn ich unſer kurzes Geſpräche ſo nennen darf. Ein alter Jäger von mehr denn fünfzig Jaren, kann einem jungen Dichter, der in der Lebensblüte auf alles Schöne und Gute vollen Anſpruch zu machen hat, nicht viel zierliches ſagen; doch erlauben Sie mir dieſe wenigen Worte: Es tat meinem Herzen wol wieder einen ſchwäbiſchen Mann von altem Schrot und Korn begegnet zu haben, der ſeine Zeit verſteht und Herz und Kopf am rechten Fleke hat. Möchte uns das Schikſal noch oft zuſammen füren und vor Allem der Beſuch ſtatt finden, zu dem Sie mir beim Abſchiede Hofnung machten; dann wollten wir von Eppishauſen aus die Sänger-Burgen im alten Herzogthum Alemannien zuſammen beſuchen.

Ich glaube Ihnen geſagt zu haben, daß ich auf der Reiſe nach Stuttgardt eine Handſchrift (von 1440) erworben habe, welche eine auf Befel des Herzogs Albrecht v. Öſterreich durch Dr. Johann Hartlieb zu Wien gemachte Überſezung von magistri Andreae Francorum aulae regiae Capellani (er lebte um 1160) Libro de arte amandi & de reprobatione amoris, enthält. Aretin hat in ſeinen Ausſprüchen der Minnegerichte, München 1803, 8°. aus einer Münchner Handſchrift Auszüge herausgegeben; aber das Buch iſt zu wichtig, als daß es nicht eine eigene Bearbeitung verdiente. Es ſind in Teutſchland Ausgaben des lateiniſchen Originals gemacht worden. Eine: Erotica seu amatoria Andreae Capellani regii, Scriptoris vetustissimi ꝛc. Dorpmundae Typis Westhovianis. 1610. Die andere: Tremoniae, Typis Westhovianis. 1614.

Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie auf der großen Bibliothek zu Stuttgard wollten nachſehen laſſen, ob keine dieſer Ausgaben ſich dort befindet. Es iſt das einzige Werk, an welchem man die Cours d'amour diplomatiſch erweiſen kann. Vielleicht findet ſich unter den Incunabeln der Bibliothek: Tractatus amoris & de amoris remedio Andreae Capellani. Sine l. & a., deſſen Mencken in den miscellaneis lips. novis Meldung tut. |

Hier ſende ich Ihnen eine (zwar nicht ganz getreue) Abſchrift eines größeren Gedichtes aus meinem Lieder Kodex, welches mit anderen im II. Bande meines Liederſaals erſcheinen wird. Mich däucht es lohnte ſich wol der Mühe, es in die heutige Sprache zu überſetzen. Hätten Sie wol Luſt dazu?

Über die in den Stuttgardter Bibliotheken geſehenen teutſchen Handſchriften kann ich Ihnen nur ſo viel ſagen, daß ich genug geſehen habe, um zu wißen, daß ich einmal einen eigenen Pilgerzug nach dieſen Heiltumen tun muß, biß wohin ich auch meine Betfart ins heilige Land der Stauffen verſchieben muß.

Iſt es nicht unbeſcheiden, ſo möchte ich wol fragen: wollen Sie den Walter von d. Vogelweide als auctor classicus mit einem hiſtoriſchen und kritiſchen Kommentar ediren? oder bloß eine Dissertatiuncula über [illegible] ſchreiben? im letzten Falle ſeze ich mich mit den Buchhändlern um das Manuſcript bei Ihnen in Concurrenz; ich möchte gerne in das Erſte Heft einer Zeitſchrift, die ich noch in dieſem Jare zu beginnen gedenke, Etwas von Ihnen haben. Es giebt eine Menge einzelner Dinge, welche ich in meinem Liederſaale, worin ich nur ganze Codices aufneme, nicht geben kann; dieſe möchte ich denn auch nicht gerne zu Grunde | gehen laſſen: zudem dürfte mancher oberdeutſche Altertumsfreund froh ſein, durch ſolches Mittel Nachrichten mitteilen zu können und Anfragen zu machen; freilich mußte die Sache nicht à la Gräter betrieben werden und zum Teile auch nicht wie v. d. Hagen und Büſchings wochentliche Nachrichten; alſo beßer! und dazu ſollten die Beſſern unter den Alemannen helfen, darum frage ich Sie mein hochverehrter Landsmann! —

Von meiner Seite iſt weder Geldgewinn, noch ſogenannter Ehrgeiz im Spiele; ich gedenke auch keinen Trompeter vorauf zu ſenden; ſondern die hiſtoriſchen und ſingenden Mannen gleich im erſten Geſchwader anrüken zu laßen, an ihren Fähnlein mag man ſie dann erkennen und nach Ehren, freundlich oder feindlich empfahen.

Leben Sie wol und grüßen Sie herzlich von mir ihre eheliche Wirtin! auch ſeien Sie nicht weniger freundlich gegrüßt von

Ihrem

Heiligenberg, am 29. July 1820. aufrichtig ergebenen

Joſeph v. Laßberg.

Ich gehe in dieſem Augenblike nach Conſtanz, wohin Hr. Miniſter v. Stein mich beſchieden hat.

6.

Laßberg an Uhland.

Wolgeborener,
hochverehrter Herr!

Ihr Schreiben vom 19. dieſes*) hat mich ungemein betrübt! ich hatte gehofft, daß Sie mich bei Ihrem Zuge durch die öſtliche Schweiz zum Fürer nehmen würden; nicht, weil ich eitel genug bin zu glauben, daß meine Geſellſchaft Ihren Genuß bei dieſer Reiſe würde vermehrt oder erhöht haben, ſondern weil ich mir bewußt bin, daß in jener ganzen Gegend niemand beßer im Stande geweſen wäre Ihnen bei geſchichtlichen Erinnerungen das Örtliche beſtimmter und umſtändlicher nachzuweiſen; und darauf hatte ich mich ſo ſehr gefreut! da Sie mir in Stuttgardt ſagten, wie Sie noch nicht entſchloßen wären, ob Sie den Weg nach dem Rheinlande, oder dem alten Sängerlande nehmen würden; ſo glaubte ich, daß Sie im lezten Falle mir hievon Kunde geben möchten — auch noch von Conſtanz aus, wohin man von hier in 3 Stunden reitet; wäre mir die Nachricht früh genug zugekommen, um Sie nach St. Gallen, Eppishauſen oder wo immerhin zu begleiten. Infelix dies nigro notanda lapillo! | was mich (ich ſage es nicht in Böſem) einigermaßen tröſtet, iſt, daß Sie die herrlichen Schätze der Theotisca in St. Gallen nicht geſehen haben, daß Sie vermutlich auch nicht in das ſchöne Rheintal gekommen ſind, und die alten Sängerburgen nicht beſucht haben; ſomit bleibt mir die Hofnung Sie noch einmal im Lande der alten Lieder zu ſehen, aber dann ſei es auch nicht nur, wie lezthin Hr. Miniſter v. Stein kam, Grüeß Gott und Bhüet Gott bei einander.

---

*) Fehlt.

Das lat. Werk des Magiſter Andreas über die Minnegerichte werde ich ſuchen, wo anders her zu bekommen. Ich habe ſeit deme noch eine zweite Handſchrift der teutſchen Überſetzung durch Dr. Johann Hartlieb aufgefunden; auch einen gleichzeitigen Codex des Chronikons Jacob Twingers von Königshoven, Presbyteri argentinensis, welches viele ſchäzbare Zuſäze enthält, unter andern mehrere Notizen über die Familie Hemling, welche dem Hrn. Boiſſerée vielleicht angenehm ſein dürften.

Das „Kloſter der Minne“ können Sie nicht nur ſo lange Sie wollen, ſondern, wenn es Ihnen Vergnügen machen ſollte, auch ganz und gar behalten. Einem Manne Ihrer Art etwas Angenehmes erweiſen zu können, gehört zu den ſchönſten Genüßen meines Lebens. Das beſcheint ſich wol nicht ſehr an der

Langſamkeit, mit welcher ich mein Verſprechen wegen Walter von der Vogelweide in Erfüllung | gehen laße! — Das iſt nun eine meiner Schattenſeiten. Was ich mache, möchte ich gerne recht machen und dadurch geſchieht dann oft, daß ich es ſehr langſam zu Stande bringe. Über dieſen Fürſten der Sänger ſelbſt haben wir bekanntlich gar nichts Urkundliches, als einige Stellen in den Minneſängern; ich habe daher an mehrere meiner Bekannten geſchrieben, um das Wenige was ich geſammelt habe zu vermehren, bisher iſt nichts eingegangen, in Eppishauſen war ich ſeit deme nur einmal auf einen Tag und konnte aus meinen Collektaneen das verlangte nicht zuſammen leſen; ich gehe aber nun nächſte Woche eigends dahin, um Ihnen mein Contingent abzuliefern. Machen Sie ſich aber zu keiner großen Ausbeute Hofnung, das meiſte, wenn gleich nicht das Beſte, dürften Animadversiones ſein, welche aus Vergleichungen gleichzeitiger Notizen hervorgiengen. Wo ſteht denn die Nachricht, daß Walter zu Würzburg begraben ſei? Ich ehre Ihre Gründe, aus welchen Sie Ihre Arbeit über Walthern beſonders herausgeben wollen; es gieng mir wie den Gemälde-Sammlern, man hat nicht gerne lauter ekigte Martin Schoens, Wolgemute und Albr. Dürer ꝛc. Wer einen Hemling, Härlein oder Schorel erhalten kann, läßt ſich einen Schritt darum nicht reuen.

Nun hat uns Hr. v. der Hagen, nach einer Pauſe von 10 Jaren, mit dem 2. Teile der Sammelung a. t. Gedichte beſchenkt, die Commentare zum Texte ſollen (vielleicht wieder nach einigen Jaren) nachfolgen. Auch das was jezt erſchienen, wäre ohne die Dazwiſchenkunft des wakern jungen Primiſſer (Aufſeher über die ambraſiſche Sammelung in Wien) nicht zu Stande gekommen. | Er gab die zwei herrlichen Gedichte: Gudrun und Bitterolf dazu her. Das Heldenbuch im öſterreichiſch-baieriſchen Dialekte aus der Dresdner Handſchrift iſt ein elendes Zeug und ſteht weit unter den älteren gedrukten Ausgaben dieſer Gedichte, ſo felerhaft dieſe auch ſind.

Einen noch unbekannten Schwäbiſchen Sänger habe ich in einer mir vor einiger Zeit zugekommenen Handſchrift entdekt; es iſt Conrad von Stöffeln (Hohenſtoffeln im Höhgau) ein Fryherr, welcher um die Zeit Meiſter Gottfrieds von Straßburg gelebt zu haben ſcheint. Er ſchrieb ein Gedicht von ungefär 8000 Verſen, welches in den Fabelkreis von der alten Tafelrunde gehört, und Gabriel von Montavel oder der Ritter mit dem Boke genannt wird. Dieſen Winter gedenke ich auch eine in Zürch gekaufte Handſchrift des Gedichtes vom Schachzabelſpiele von Conrad von Ammenhuſen, einem Thurgauer und Leutprieſter zu Stein am Rhein (anno 1330) vorzunehmen.

Leben Sie recht wol; ſehen Sie die Herren Haug und Lebrêt, ſo bitte ich ſie von mir zu grüßen.

Euer Wolgeboren!

Heiligenberg, am 23. Sept. 1820.
gehorſamer Diener
Joſeph v. Laßberg.

7.

Uhland an Laßberg.

Stuttgart, d. 31. Dec. 1820.

Euer Hochwohlgeboren
entſchuldigen mich gütig, wenn ich mir erlaube, die Notizen, welche Sie mich über Walther v. d. Vogelweide hoffen lieſſen, in Erinnerung zu bringen. Meine Schrift über dieſen Dichter iſt nun ſo weit ausgearbeitet, daß ich ſie mit nächſtem zum Drucke fördern kann; und doch möchte ich keinen mir erreichbaren Aufſchluß über Geſchlecht und Heimath des Dichters miſſen.

Ueber Walthers Grabſtätte zu Würzburg findet ſich das Nähere in den Götting. Gelehrten Anzeigen vom Jahr 1818, S. 2054—56. Die dort angezeigte Schrift von Oberthür[*] habe ich mir verſchreiben laſſen. Hingegen habe auch ich die Originalſtelle in 4 Bänden von Gropps Würzburg. Geſchichtſammlungen vergeblich geſucht.

---

[*] Die Minne- und Meiſterſänger aus Franken ꝛc. Würzb. 1818.

Neuerlich hat mich Schachts Schrift über Ottokar von Horneck*) ſehr erfreut.

Um dem Verhältniß unſrer ſchwäbiſchen Sänger zu den Provenzalen auf den Grund zu ſehen, habe ich mir das Werk von Raynouard: Choix des Poésies originales des Troubadours, kommen laſſen. Im zweiten Bande dieſes Werks ſteht eine Abhandlung über die Liebeshöfe. Da ich weiß, daß Eu. Hochwohlgeboren ſich mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt haben, ſo wollte ich Jenes bemerken. Mit vielem Vergnügen würde ich Ihnen die erwähnte Abhandlung mittheilen, wenn ſie Ihnen nicht ſonſt ſchon bekannt iſt.

Heute ſchließt ſich das Jahr, das mir zuerſt Ihre perſönliche Bekanntſchaft verſchaffte. Es iſt mein angelegener Wunſch, daß Sie die Gewogenheit, welche Sie mir zugewendet, auch fernerhin mir erhalten mögen.

Der ich mit der ausgezeichnetſten Hochachtung verharre
Euer Hochwohlgeboren
unterthäniger Diener
L. Uhland.

8.

Laßberg an Uhland.

Wolgeborner,
hochverehrter Herr!

Wenn Sie die Hälfte des Unmutes, den ich während des vergeblichen Suchens nach Walter v. der Vogelweide in meinen Collektaneen empfunden, kennten, ſo würden Sie Mitleid mit mir haben und mein langes Stillſchweigen entſchuldigen. Ich wuſte, daß ich mehreres über ihn aufgeſchrieben hatte, und auch ungefär, wo die Blätter in meinem Schreibzimmer liegen ſollten; allein, nachdem ich Alles zu unterſt zu oberſt gekeret hatte, fieng ich erſt an zu zweifeln und durchſuchte in meinem Schriften-Kaſten mehr als 60 Faszikel. Nichts fand ich mehr, als die wenigen Blätter, die ich Ihnen hier beilege: aber auf eine andere traurige Entdekung kam ich dabei. Ein ganzer Faszikel, worin ſich mehr als 30 pergamentne Bücherdekel beſanden, lauter Fragmente altteutſcher Gedichte und Chroniken, ſind zum Teufel und da ich vergangenen Früling einen ſogenannten reiſenden Gelerten einen ganzen Vormittag in meinem Studio allein ſchreiben ließ, ſo kann ich nicht anders glauben, als daß der Czernibög*) ihm Dieſelben nebſt einem kleinen Pak Notizen über die Thurgauer Sänger muß beim Weggehen in den Sak geſchoben haben. Nemen Sie mit dem Wenigen hier Folgenden vorlieb, es tut mir leid, daß es nicht mehr iſt. Ich wollte Ihnen nicht von St. Gallen einige dort noch vorhandene Traditiones kommen laßen, nach welchen die Vogelweider bei Handänderungen und Güter-Verkäufen, von der Mitte des XIV. biß in | die Mitte des XV. Jarhunderts in öffentlichen Urkunden vorkommen, da ich vermutete, daß ſie zu ihrem Zweke nicht taugen. Walter ſtarb, warſcheinlich unverheuratet, im Auslande (Würzburg), ſeine Verwandten mögen unbemittelt, wie hier zu Lande Beiſpiele genug davon vorhanden ſind, ſich in der Folge des Adels abgetan und einen Guts-Namen angenommen haben. Wenn Sie dieſe Blätter nicht mehr brauchen, ſo bitte ich mir ſie einmal zurükzuſenden. Das Wappen von Singenberg (jenes von Walter habe ich Ihnen ſchon geſendet) habe ich den Abzeichnungen aus dem Pariſer Codex der Maneßiſchen Sammelung die ich habe, nachgezeichnet; es ſtimmt auch mit den St. Galliſchen Siegeln überein.

---

*) Aus und über Ottokars von Horneck Reimchronik oder Denkwürdigkeiten ſeiner Zeit, von Th. Schacht. Mainz 1821.

---

*) Czernebog, der ſchwarze oder böſe Gott der Slaven, von dem ſie alles Unglück herleiten.

Für das gütige Anerbieten mir Renouard Choix des Troubadours zu leihen, danke ich vielmal; ich beſize es ſchon ſeit leztem Sommer, wo ich es auf der großen Bibliothek zu Stuttgard zum erſten Male ſah. Schade daß ſeit dem 3. Bande nichts mehr erſchienen iſt! Ich beſize 2 Handſchriften von des Dr. Johann Hartlieb Überſetzung der Ars amatoria & de reprobatione Amoris, des Magister Andreas Francorum aulae regiae Capellani, wovon Aretin in ſeinen Ausſprüchen der Minne-gerichte*) nur einen Teil herausgegeben hat, und welche für dieſen Teil der poetiſchen Literatur des Mittelalters ſo wichtig ſind. | Eine meiner Handſchriften iſt eine Wiener und mit Dr. Hartlieb gleichzeitig. In der Folge dürfte ich mich vielleicht der Herausgabe des Ganzen unterziehen. Indeſſen rükt mein Liederſaal fort, am 2. Bande wird fleißig gedrukt und ich hoffe im Laufe dieſes Jares auch noch den 3. zuſtande zu bringen, dieſe ſind noch immer aus der nämlichen Handſchrift, aus welcher der Erſte. Das Nibelungen Lied, welches nun vollendet, und von welchem ich Ihnen nächſtens die lezten Bogen ſenden werde, macht den IV. Band aus. Herrn v. der Hagens neueſte Ausgabe hat mich überzeugt, daß er meine Handſchrift in Heiligenberg nicht ſo benuzt hat, daß meine Ausgabe dadurch überflüßig geworden wäre; überhaupt war es nötig einmal einen reinen, vollſtändigen und unverfälſchten Abdruk einer guten Handſchrift zu haben, da Alles bisherige nur zuſammengeſtoppeltes Flikwerk war, und es däucht mich unglüklich zu ſein, daß es gerade eine Handſchrift getroffen hat, welche vor Allen übrigen ſich ſo ſehr auszeichnet. Leben Sie wol, und verzeihen mein langes Schweigen, es hatte ſeinen Grund bloß in dem Wunſche, mein Wort zu halten und Ihnen Etwas über die Thurgauiſche Sängerſchule zu ſenden. Noch eins! ich habe entdekt, daß um die Mitte des XIII. Jarhunderts hier in meinem Hauſe ein Sänger gelebt hat. Conrad von Helmsdorf | ſchrieb eine teutſche Reimbibel; oder war vielleicht der Continuator von der Welt-Chronik des Rudolph von Ems. Im Literator celta des Löſcher. Lipsiae 1726. 8vo, ſoll Meldung von ihm geſchehen; wer mir das Buch brächte, dem wollte ich gerne eine Tagweide weit entgegen gehen.

---

*) J. Cph. A. M. v. Aretin, Ausſprüche d. Minnegerichte: aus d. alten Handſchrift neu herausgegeben und mit einer hiſt. Abhandlung über die Minnegerichte des Mittelalters begleitet. München 1803.

Leben Sie wol, empfelen Sie mich den Herrn Herrn Haug und Lebrêt, was macht Ihr Conradin?

Ihr

Eppishauſen bei Conſtanz
am 16. Hornungs 1821.

ergebenſter
J. v. Laßberg.

9.

Uhland an Laßberg.

Euer Hochwohlgeboren

verzeihen mir das lange Behalten der mir durch Ihre Güte gewordenen Mittheilungen über die Sänger des Thurgaus, welche ich nach gemachtem Gebrauche hiebei dankbar zurückſende. Der Drang der landſtändiſchen Geſchäfte hat mich bisher von der völligen Beendigung meiner Arbeit über Walther von der Vogelweide abgehalten, doch glaube ich ſolche in einigen Wochen zum Drucke geben zu können.

Unter den hier zurückfolgenden Collektaneen findet ſich ein Citat: „Epist. ad D^{num} de la Loubère, regis Galliae apud Confeder: Helvet: Oratorem, Soloduri.“ Iſt dieſe epistola etwa von Goldaſt?

Die Stelle über Walthers Grabſtätte zu Würzburg habe ich in Gropp's Sammlungen, woraus ſolche entnommen iſt, vergeblich geſucht. |

Kann ich dieſen Sommer beſſere Muſſe gewinnen, als bisher, ſo gedenke ich auf die Unterſuchung andrer altdeutſcher Sänger überzugehen, und zwar zunächſt derjenigen, welche den

Stil des Minneſangs an den des Nibelungenliedes anknüpfen. Ueber den von Kürenberg finde ich in Ihren Notizen, daß er aus dem Breisgau ſtamme. Wo mag man hierüber Näheres leſen?

Gelingt es mir, den Sommer über in dieſen Forſchungen vorzuſchreiten, ſo werde ich mich um ſo mehr gedrungen fühlen, gegen den Herbſt hin eine neue Wanderung an den Bodenſee und nach St. Gallen anzutreten, wo der Geſang ſo heimiſch war und noch ſo Manches aus dem Alterthum ſich erhalten hat. Sehr oft bin ich in Gedanken in jener ſchönen Gegend.

Unter Wiederholung meines herzlichen Dankes verharre ich mit größter Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren

Stuttgart, den 17. Mai 1821.
unterthäniger Diener
L. Uhland.

10.

Laßberg an Uhland.

Wolgeborener,
hochverehrter Herr!

Zur glüklichen Beendigung Ihres Walters von der Vogelweide wünſche ich Ihnen Heil und Segen. Möge das Publikum die Mühe, welche ſolche Forſchungen, Unterſuchungen und Bearbeitungen koſten, gehörig zu würdigen wiſſen! Leider iſt das höchſt ſelten der Fall!

Eine große Freude haben Sie mir gemacht, durch die Hofnung, welche Sie mir geben, Sie dieſen Herbſt in dem alten Sänger-Lande zu ſehen. Ich zäle darauf, daß Sie Ihr Hauptquartier in der Villa Epponis aufſchlagen; von da aus wollen wir denn manchen Zug nach den alten Sänger-Burgen tun und auch die Theotisca in der St. Galler Bibliotheke etwas genauer in Augenſchein nehmen, als Ihnen vorigen Sommer möglich wurde.

Hier übermache ich Ihnen die erſten 18 Bogen vom zweiten Bande meines Liederſaales; ich hoffe daß er dem Erſten an Werte nicht nachſtehen wird, beſonders glaube ich daß das ſchöne Gedicht, welches ich das Kloſter der Minne genannt habe, auf den Wert dieſer Handſchrift aufmerkſam machen dürfte. Wenn ich ſo glüklich bin, in dieſem Jare noch den dritten Band des Liederſaales aus derſelben Handſchrift zu beendigen; ſo will ich mich im Jar 1822 an die kleineren handſchriftlichen Sammelungen machen, welche der großen Maneßiſchen um hundert Jare voran giengen. Leztere, die Maneßiſche nämlich, wurde warſcheinlich nicht von dem Bürgermeiſter Rüdiger Maneß, wie Bodmer glaubte und nachher alle anderen nachſchrieben, veranſtaltet, ſondern von einem Sone des Ritters Rüdger Maneß, welcher Mannegg an ſein Geſchlecht brachte. Dieſer Sohn hieß auch Rüdger und war Chorherr und Scholaſter des Chorherren Stiftes zu | Zürich, hinterließ von drei Dirnen 4 uneheliche Töchter, ſtarb ums Jar 1304 und ward von ſeinem Vater überlebt, der mit dem Chorherren Stifte über die Erbſchaft ſeines Sones in einen langwierigen Streit geriet.

Über Klingſor von Ungerland, wenigſtens über ſein Geſchlecht, habe ich nun auch eine Notiz aufgefunden, welche einſtweilen die Vermutung giebt, daß ſein Vaterland mit jenem des Marſchalks von Rapperswyl daſſelbe möchte geweſen ſein. In der zu Bern befindlichen Handſchrift von Tſchachtlans Chronik findet ſich unter den Burg-Männern von Rapperswyl, welche am Zinstag vor dem Sonntag Cantate 1433, mit ihrem Hauptmanne dem Ritter Ludwig Meyer (von Altſtätten?) denen von Schwytz und ihren Helfern einen Abſage-Brief zuſandten, auch Lienhart Klingsor unterſchrieben. Es iſt merkwürdig, daß die Beſazung zu Rapertswil (urſprünglich eine Reichsburg), welche meiſt aus Edelleuten beſtand, eine der nur noch in der neueſten Zeit untergegangenen Reichsburg Friedberg ähnliche Verfaſſung hatte, und die Ämter und Dienſte darinnen nach und nach erblich und die Benennungen derſelben Familien-Namen wurden, wie: Marſchalk, Truchſäß, Mayer, Schultheiß, Amann ꝛc. ꝛc., auch der Otto von Thurn bei Maneß ſcheint einem dortigen Geſchlechte angehört zu haben. Nach Erlöſchen des Raperswyler Manns-Stammes kam der Beſiz durch Weiber an die Graven von Homberg aus dem Friktal; die beiden lezten Werner, Vater und Sohn, welche bald nach einander ſtarben, ſind aus den Liedern ihrer Zeit bekannt genug; dann kam Rapperswyl an die Graven von Habsburg-Lauffenburg, von welchem Grav Hans, | auch Hänsly genannt, uns das bekannte Lied: „Ich weiß ain blowes Blümalin“ ꝛc. ꝛc. hinterlaſſen hat. Der Geſang lebte alſo ſtets fort in der Veſte zu Rapperswyl, in welcher, wie von Arx ſagt, mehr Edelleute lebten, als oft in einem ganzen Land, und es iſt mir gar nicht unwarſcheinlich, daß die Lieder von dem Hofe des Graven von Rappertswyl, Homberg und Habsburg (von welchen die ältere Linie doch ſehr proſaiſch war und blieb) den See herab nach Zürch kamen, wo ſie von den Maneßen, Hadloub, dem von Conſtanz, dem von Mure (Chorherr zu Zürch) und andern noch lange fortgeſezt wurden. Klingsor konnte den Beinamen: von Ungerland, von einem längern Aufenthalte daſelbſt bekommen haben, one daher zu Hauſe zu ſein. Gegenwärtig befindet ſich noch ein Fähndrich von Klingsöhr im dritten Garde-Battaillon der k. Hannoverichen Armee. Hat er Familien-Urkunden? Der ſogenannte Maneßiſche Codex iſt für einen Privatmann der damaligen Zeit ein zu koſtbares Unternehmen; ich vermute daher, er ſei für Heinrich von Klingenberg, Biſchof zu Konſtanz, erwält: 1293, geſchrieben und gemalt worden. Heinrichs Mutter war eine Zürcherin, aus dem ritterlichen Geſchlechte derer von Coſtenz; er war ein Freund des Geſanges und kam ſehr oft nach Zürch, wo er ſich manchmal lange aufhielt. In das Haus der Freiherren von Sax, von welchen er in die Sammlung des Winterkönigs Friedrich des Pfalzgraven nach Heidelberg kam, mag er durch einen Conſtanzer Domherren gebracht worden ſein. Das Haus Sax hatte gewönlich eine Pfründe in dieſem Stifte beſezt.

Unſer guter Conz hat mir verſprochen, mich in den Herbſtferien zu beſuchen; möchten Sie es doch ſo einrichten, daß ſie zuſammen träfen bei dem alten Einſiedler in Heremo Helvetiorum! Leben Sie wol, einen freundlichen Gruß an Ihre eheliche Hauswirtin!

Eppishauſen am 20. Juny 1821. Joſeph v. Laßberg.

Wie viele Bogen haben Sie von meinem Nibelungen Liede? der Text iſt nun ganz gedrukt. |

Vielleicht dürfte es Ihnen oder einem Ihrer Freunde angenehm ſein, anſchauliche Kunde von den Ausgrabungen zu haben, welche in leztem Herbſte und dieſen Früling zu Höfingen, eine halbe Stunde von Donauöſchingen, auf Befel und Koſten des Fürſten von Fürſtenberg gemacht worden ſind. Der Fürſt gab mir lezthin Zeichnung davon, und ich ließ ſie zur Mitteilung an Freunde vaterländiſcher Altertümer lithographiren.

11.

Laßberg an Uhland.

Hochverehrter Herr!

Ich habe vor kurzem die „Mörin" des Herrmann von Sachſenheim, gedrukt zu Worms 1538 erhalten. Dieſes warhaft ſchwäbiſche Gedicht hat mich ungemein angezogen. Iſt es gleich nicht (ut ajunt) aus der beſten Zeit, ſo enthält es doch in Bezug auf Plan, Sprache und Ausführung ſo viele Anklänge und Anmanungen an die ſchönen Tage der ſchwäbiſchen Blüte Zeit, daß ich es für höchſt würdig halte der Welt in einer neuen guten Ausgabe wieder vorgeſtellt zu werden.

Hermann von Sachſenheim ſoll in Stuttgardt begraben ſein. Wo und in welcher Kirche? Iſt das Grab noch vorhanden? War Groß Sachſenheim bei Krailsheim ſein Siz und Eigentum?

und iſt er nicht ſelbſt, wie ich vermute, in dem Dienſte des Graven von Wirtemberg geweſen? Sie mein hochverehrter Freund! ſollten die Bearbeitung dieſes Dichters und ſeiner Biographie übernehmen. Es iſt doch beides Eigentum Ihres Vaterlandes und könnte in keine beßere Hände fallen.

Ein Büchlein: „die Minnehöfe des Mittelalters“, Lpzg. bei Brockhauß 1821, hat mir ſehr wol gefallen und iſt wol bei Weitem das Beſte, was bisher über dieſen Gegenſtand zuſammen geſtellt worden iſt; es iſt mir während dem Leſen deſſelben oft eingefallen, daß Sie wol der Verfaſſer deſſelben ſein könnten. Habe ich weit vom Ziele geſchoſſen? Ich beſize ſelbſt 2 gleichzeitige Handſchriften von der Überſezung des Dr. Hartlieb, und hätte Ihnen dieſelben zu dieſer Arbeit ſehr gerne überlaſſen. Offenbar iſt es daß Dr. Hartlieb nicht das Werk des Andreas Capellanus vor ſich gehabt; ſondern | ein anderes, vermutlich eines Italiäniſchen Schriftſtellers, in welches des Magister Andreas Buch de Arte amatoria nur aufgenommen ward. Wäre es in beſſerm Latein, ſo würde ich auf F. Petrarca raten.

Glauben Sie nicht, daß der König erlauben würde, den Codex Weingartensis der Minnelieder abſchreiben zu laßen? Und wie müſte man es angehen, um dieſe Erlaubniß zu erhalten? Wenn eine gute neue Ausgabe der Maneßiſchen Sammelung zu Stande kommen ſoll (und man denkt ernſtlicher daran als je) ſo müßen one Anders die Pfälziſche Handſchrift Nr. 357 und die Weingartner, als die älteſten Urkunden, dieſer Anthologie zum Grunde gelegt werden.

Das Gedicht: „die Minneburg“, von welchem Conz in Tübingen eine Handſchrift hat, und von dem ich dieſen Frühling aus einer ſchweizeriſchen Handſchrift eine Abſchrift genommen habe; ſcheint zwar mit Dr. Hartlieb gleichzeitig zu ſein, iſt aber doch mit dem von Hartlieb überſezten Werke nicht im entfernteſten Grade verwandt. Als Gedicht hat es einen nur ſehr geringen Wert, und iſt mit meinem „Kloſter der Minne“, welches nun im 2. Bande des Liederſaales abgedrukt iſt, nicht zu vergleichen. Von dieſem Bande ſind nun 26 Bogen abgedrukt und ich ſehe ſeiner Beendigung in wenig Wochen entgegen, dann ſollen Sie ihn haben. Ich habe in meinem lezten Schreiben Sie gefragt: wie viele Bogen von meinem Nibelungen Liede ich Ihnen überſendet habe? um Ihnen das Fehlende nachſenden zu können. Mit dem 3. Bande des Liederſaales, an den ich mich dieſen Winter machen will, wird der Abdruk des Helfenſteiniſchen Codex*) vollendet, jener meiner Handſchrift des Liedes der Nibelungen macht den 4. Band aus; dann möchte ich die beiden Handſchriften der Minne Lieder, die Weingartner und die Pfälziſche Nr. 357 in dem 5. zuſammen herausgeben, wozu mir denn eine gute in Stuttgardt zu nehmende | Abſchrift unumgänglich notwendig iſt. Darum (würde mich)**) denn keinerlei Bewerbung gereuen laſſen; nur bitte ich Sie mir den beſten Weg hiezu (anzugeben)**).

Werden Sie dieſen Herbſt keine Ausflucht in das alte Sänger Land machen? Auf die Weinleſe kann ich Sie nicht einladen, denn, es iſt leider mehr als warſcheinlich, daß wir heuer keine werden halten können; allein, Sie wißen wol, daß Sie mir zu jeder Zeit der willkommenſte Gaſt wären, nur wünſchte ich auch die Zeit Ihrer Ankunft voraus zu wißen, damit ich nicht wie das lezte Mal das Unglük hätte, Sie zu verfehlen.

Leben Sie wol, aufrichtig verehrt von

Ihrem

Heiligenberg bei Pfullendorf am
16. Auguſt 1821.

ergebenſten
Joſeph v. Laßberg.

---

*) Der Codex (gr. Fol. 269 Blätter), deſſen Inhalt die drei erſten Bände des Liederſaales bilden, gehörte einmal der Bücherſammlung der ausgeſtorbenen Grafen von Helfenſtein zu Wiſenſteig in Schwaben an, vgl. Weimariſches Jahrbuch 3, 213. Die Stammburg des Geſchlechtes, bei Geislingen, ward 1552 von den Ulmern geſchleift.

**) Lücken durch ausgeriſſenes Siegel.

12.

Uhland an Laßberg.

Euer Hochwohlgeboren

haben in Ihrem Schreiben vom 16. v. M. die Abſicht ausgedrückt, die Weingartner Handſchrift im 5. Bande des Liederſaals herauszugeben, und mich zur Erklärung aufgefordert, auf welchem Wege eine gute Abſchrift von jenem Codex zu erlangen wäre. Aeuſſerſt erfreulich war es mir, zu vernehmen, daß Sie unſrer poetiſchen Literatur von Neuem einen ſo wichtigen Dienſt erweiſen wollen. Da ich bezweifeln muß, ob hier eine geſchickte Hand für zuverläſſige Abſchrift alter Manuſcripte zu finden ſey, ſo fragt es ſich, ob Sie es nicht für zweckmäſſiger halten, daß der Codex Ihnen zugeſendet werde? Zwar werden ſonſt Handſchriften nicht von hier weggegeben, auch würden es die Angeſtellten der Königl. Privatbibliothek auf ihre eigene Fauſt nicht unternehmen. Dagegen glaube ich, daß es ſicher zum Ziele führen würde, wenn Sie an den König unmittelbar mit dem Wunſche ſich wendeten, den Codex zum Behufe des Abdrucks auf einige Zeit zu erhalten. Ich kann mir nicht vorſtellen, daß ein ſo verdienſtliches Unternehmen nicht bereitwilliges Entgegenkommen finden ſollte. Zur Empfehlung würde es vielleicht gereichen, wenn Sie die früheren Theile des Liederſaals für die königl. Privatbibliothek beilegten. |

Die Mörin des Hermann von Sachſenheim iſt mir nur im Auszuge bekannt geworden. Eine neue Ausgabe des Gedichts dürfte nur die Schwierigkeit haben, daß die Handſchriften deſſelben ſehr entfernt ſind, zu Wien, Koppenhagen ꝛc. Die Vergleichung der Handſchriften mit dem Druck wäre aber doch wohl erforderlich. Was den Verfaſſer betrifft, ſo befindet ſich das Stammſchloß deſſelben, noch bewohnbar, 7–8 Stunden von hier, bei dem Städtchen Groß-Sachſenheim im Oberamte

Vaihingen. Es iſt wohl möglich, daß unter den Grabmälern der hieſigen Stiftskirche ſich der Grabſtein eines Hermann von Sachſenheim findet. Zu Anfang des 15. Jahrh. war ein ſolcher Probſt des hieſigen Stiftes zum h. Kreuz. Doch iſt dieſer, der Zeit nach, ſchwerlich Verfaſſer der Mörin. Der Name Hermann war in dieſem Geſchlechte herkömmlich.

Bedauern muß ich, nicht Verfaſſer des Büchleins über die Minnehöfe zu ſeyn, da ſolches von Ihnen als das Beſte über den Gegenſtand gerühmt wird. Ich habe mir es ſogleich angeſchafft.

Gegenwärtig habe ich die Heidelberg. Handſchr. Nr. 329, das Liederbuch des Grafen Hugo von Montfort enthaltend, in Händen. Sie hat mich ſehr angezogen und ich gedenke, Einiges darüber nieder zu ſchreiben. Wo findet man wohl die beſten Nachrichten über die Grafen von Montfort?

Auf Ihre gütige Frage bemerke ich, daß ich von den Nibelungen die Bogen 1—15, und ſpäterhin 21—24, ſowie vom 2. Bande des Liederſaals 1—18, erhalten habe, wofür ich meinen herzlichſten Dank bezeuge. Mein Walther v. d. Vogelweide iſt jetzt fertig, doch bin ich noch nicht dazu gekommen, ihn einem Buchhändler zu überantworten. |

Einem Beſuche des thurgauiſchen Sängerlandes, wozu Sie mich ſo freundlich einladen, muß ich bis zum nächſten Frühling entſagen, da ich kaum erſt von einer Reiſe in die Rheinlande zurückgekommen bin. Ich hoffe, den Winter über in meinen altdeutſchen Studien ſo weit vorzurücken, daß ich im Frühling jene Gegend mit ſo gröſſerem Nutzen beſuchen kann.

In Köln ſah ich bei Herrn de Groote den größtentheils vollendeten Abdruck ſeiner neuen Ausgabe des Triſtan*). Möchten wir doch einmal auch die noch ungedruckten Werke des trefflichen Hartmann von Owe, den guten Gerhard**)

---

*) Erſchienen Berlin 1821, in 4.

**) Verwechslung, die im nächſtfolgenden Brief (Nr. 13) von Laßberg berichtigt wird.

(der eine eigenthümlich deutſche Sage enthalten ſoll) und den h. Georg*), erſcheinen ſehen!

Mit der vollkommenſten Verehrung verharre ich
Euer Hochwohlgeboren
Stuttgart, den 9. September 1821. unterthäniger Diener
L. Uhland.

13.

Laßberg an Uhland.

Baden im Aargau am 21. September 1821.

Euer Wolgeboren

Danke ich viel mal für die zur Erlangung der Weingartner Handſchrift gegebene Anleitung. Ich werde ſie befolgen, ſo bald der 2. Band des Liederſaals (an dem nur wenige Bogen fehlen) und die Vorrede zum 4. vollends abgedrukt ſind; ſo daß ich dem König die 3 Bände zumal, in Begleitung meiner Bitte zu Füſſen legen kann. Indeſſen werden auch die Vorarbeiten zu einer neuen, und wie ich hoffe, guten, Ausgabe der Maneßiſchen Handſchrift eingeleitet. Ich war vor einigen Tagen bei Görres in Aarau, und möchte ihn bewegen, wärend ſeines Aufenthaltes in Paris (er reiſet nächſten Monat dahin ab) dieſe Arbeit zu unternemen. Bei dieſem Anlaß hörte ich von ihm, daß Sie altfranzöſiſche Lieder von ihm verlangt haben, von welchen er glaubte, daß ſie in Coblenz geblieben ſeien; ſie wurden aber wärend meiner Anweſenheit nochmals unter ſeinen Papieren geſucht und gefunden; Sie werden ſie nächſtens erhalten.

Wenn der Grabſtein des Hermann von Sachſenheim aufgefunden werden könnte; ſo wäre es ſehr gut und ich würde mit eben ſo viel Dank als Vergnügen alle für die Abzeichnung deſſelben ergehenden Koſten erſtatten. Vielleicht wäre es nicht ſo gar unzeitig, nach ein Par Jaren dem Lieder Saal einen teutſchen Sänger Saal zuzugeſellen, und den Lebensbeſchreibungen der Dichter alle noch vorhandene bildliche Denkmale beizufügen. Es wäre übrigens nicht unmöglich, daß der Stuttgardter Probſt Hermann v. Sachſenheim Verfaßer der Mörin wäre. Wer den damaligen ſittlichen Zuſtand des teutſchen Klerus kennt, dem wird dieſes gar nicht unbegreiflich vorkommen.

---

*) Lies: Gregor.

Die Liederſammlung des Graven Haug von Montfort, dominus de Brigantia, habe ich auch abgeſchrieben; aber zur Stunde noch keinen Tonkünſtler gefunden, der den Schlüſſel zu den derſelben beigefügten Liederweiſen finden könnte; daſſelbe iſt auch Görres damit begegnet. Die Geſellſchaft für teutſche Sprache in Berlin hat mich beauftragt, die Handſchrift für ſie zur Herausgabe zu bearbeiten; aber, die Weiſen gehören unumgänglich zu den Liedern, und welcher magnus Apollo wird mir dieſe entziſſern? Über die Graven von Montfort findet man die Geſchlechts Nachrichten nirgends zuſammen geſtellt, in der Nachbarſchaft von Eppishauſen iſt ein | Mann, der für die Geſchichte dieſes Hauſes ſammelt, und in einiger Zeit Etwas darüber herausgeben will.*) Unſer Sänger war ein viel gebrauchter Staatsmann, mehrere Jare Präſes der öſterreichiſchen Regierung zu Enſisheim im Elſaß, einige Zeit in der Lombardey gebraucht, wo ſein Vetter Wilhelm kaiſerl. Reichsſtatthalter war, und in dem nun zerſtörten Pallaſte zu Monza (von Teudelinden erbaut) wonte. Familien Zwiſtigkeiten verbitterten ſein Alter, er war in ſeinen Kindern nicht glüklich, erlebte noch das Concilium von Conſtanz und ſang nicht one Urſache: Wær ich von sünden fry, wurd ich in Selden gra. Burk (i. e. Burkhard) Mangold, der die

---

*) S. nun J. N. v. Vanotti, Geſchichte der Grafen v. Montfort u. Bellevue 1845 und K. Weinhold: Ueber den Dichter Graf Hugo VIII. von Montfort, Herren zu Bregenz und Pfannberg, (im 7. Heft der „Mittheilungen des hiſtor. Vereins für Steiermark“) Gräz 1857.

Weiſen zu ſeines Herren Liedern machte, war ein Conſtanzer. Von den beiden nun ihrer Beendigung nahen Bänden des Liederſaales werde ich Ihnen bald nach meiner Zuhauſekunft Abdrüke ſenden. Jezt muß ich noch einige Zeit apud Aquenses verweilen und meinen armen Arm baden; dann mache ich noch eine kleine Ausflucht an den Hallwiler See, wo ich in einer alten Burg noch einige merkwürdige Membrane zu entdeken hoffe; auch im Kloſter Mury ſoll ich ein teutſches Gebetbuch aus dem X. Jarhundert antreffen. Jeder Buchhändler wird gerne Ihren Walter von der Vogelweide übernemen; laſſen Sie uns doch nicht mer lange darauf warten! Wollen Sie ihn wie meinen Liederſaal gedrukt haben? ſo beſorge ich dies mit Vergnügen.

Alſo auf den Früling ſoll ich Sie in dem Thur Gau erwarten! auch gut! im Frühling iſt der Thurgau am ſchönſten, und im ganzen Jare iſt einem nie ſo wol, als beim Wiedererwachen der Natur; ich freue mich jezt ſchon darauf, ſo wie auf Sie.

Von Hartmann v. Owe, der die Herren von Ow zu Felldorf und Wachendorf nichts angeht, ſind der Iwain und der Arme Heinrich gedrukt; den guten Gerhart hielt ich bisher für ein verloren gegangenes Gedicht meines Nachbars, des Rudolph von Emps; den Einige fälſchlich Rudolf von Montfort nennen. Könnten Sie mir eine Handſchrift vom guten Gerhardt nachweiſen; ſo würden Sie mich höchlich verbinden. Von der Legende des heiligen Georg*) vom Steine ſind noch Handſchriften vorhanden; ich kenne das Gedicht nicht, aber es gehört in unſere beſte Zeit und verdient ſchon deshalb die Herausgabe.

Leben Sie wol, aufrichtig verehrt von

Ihrem

ergebenſten

J. v. Laßberg.

---

*) Lies: Gregor.

14.

Uhland an Laßberg.

Tübingen, den 8. April 1822.

Euer Hochwohlgeboren

habe ich die Ehre, hiebei meine ſo eben unter der Preſſe hervorgegangene Schrift über Walther v. d. Vogelweide zu überſenden. Ich kann ſolche, wie auch in der Vorrede geſagt iſt, freilich nur als eine Vorarbeit betrachten, die ich aber um ſo eher dem Druck übergeben zu dürfen glaubte, als ſie doch zu weiteren Forſchungen Anſtoß geben kann.

Es iſt meine Abſicht, eine Darſtellung der geſammten Poeſie des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zu entwerfen, die, durchaus auf Quellenſtudium gegründet, doch von allem gelehrten Apparat entkleidet, das poetiſche Leben jener Zeit in klaren Bildern entfalten ſoll. Für dieſen Zweck habe ich mich neuerlich an die Aventürendichter gemacht. Heinrich von Veldecke und Hartmann von Aue habe ich bereits durchgearbeitet, ſo weit es bei Letzterem ohne Erek und Enite und Gregor vom Steine möglich war. Jetzt bin ich mit Wolfram von Eſchenbach beſchäftigt, der freilich ſchon für ſich ein bedeutendes Penſum ausmacht. Nach Betrachtung der Dichter, welche nach wälſchen Vorbildern gedichtet haben, glaube ich mit gehellterem Blicke zu den Dichtungen aus dem einheimiſchen Heldenkreiſe zurückkehren zu können. |

Nach einer Beſchreibung der Denkmale in der Stiftskirche zu Stuttgart vom Jahr 1798 befanden ſich damals in ſolcher folgende Monumente, die Herren von Sachſenheim betreffend:

> „Auf der Emporkirche unterhalb der Orgel liegt das
> „Sachſenheimiſche Wappen in Stein gehauen mit der
> „Jahrzahl 1471. — Anno 1508 ſtarb der Streng und

„Vöſt Herr Herrmann von Sachſenheimb Landthoffmaiſter der (l. des) alten Herren Herrmanns Sohn an St. Othmars Abendt. — Anno 1558. Am guten Tag*) vor St. Bonifacij Tag ſtarb der Streng Vöſt Herrmann von Sachſenheimb Ritter, dem Gott und Maria gnädig ſeyn Amen. — Ferner iſt das Wappen unter ſich gekehrt bei einem von Sachſenheimb, auf gedachter Emporkirche, in Stein gehauen, knieend, darbei die Jahrzahl 1501.“

Die Stiftskirche hat ſeitdem verſchiedene Veränderungen erfahren, wodurch Manches verrückt und verdeckt worden ſeyn mag. Da faſt Alle von Sachſenheim Hermann geheiſſen, ſo wird es ſchwer ſeyn, über die Perſon des Dichters ins Klare zu kommen, wenn er nicht etwa ſelbſt in ſeinem Gedichte nähere Hinweiſung giebt.

Eine Einberufung zum landſtändiſchen Ausſchuſſe wird mich auf einige Zeit wieder den altdeutſchen Studien entrücken. Nachher gedenke ich ſolche durch einen Ausflug an den Bodenſee wieder anzufriſchen, wobei es mir ſo beſonders erfreulich ſeyn würde, mich von Ihrem Wohlbefinden und dem erwünſchten Fortgang Ihrer litterariſchen Unternehmungen perſönlich überzeugen zu können.

Der ich mit der aufrichtigſten Verehrung beharre
Euer Hochwohlgeboren
unterthäniger Diener
L. Uhland.

NS. Dürfte ich wohl bitten, daß Sie das eine der anliegenden Exemplare des Walth. v. d. Vogelw. Herrn Ildefons v. Arx in St. Gallen, der mir gleichfalls in meinen Nachfragen ſo gefällig an Hand gegangen, gelegenheitlich zugehen laſſen? — Hier in Tübingen bin ich gegenwärtig nur auf Beſuch und werde zu Ende der Woche nach Stuttg. zurückkehren.

---

*) = Montag.

15.

Uhland an Laßberg.

Stuttgart, den 20. Mai 1823.

Hochwohlgeborner
Hochzuverehrender Herr Baron!

Zu Ende dieſes Monats gedenke ich eine Fußreiſe nach dem Bodenſee und nach St. Gallen anzutreten. Da mir ſo ſehr daran gelegen, Eu. Hochwohlgeboren nicht abermals zu verfehlen, ſo erlaube ich mir die Anfrage, ob Sie um jene Zeit Ihren Aufenthalt in Eppishauſen, oder etwa noch in Conſtanz haben werden, wo Sie, wie mir Herr Prof. Conz geſagt, den Winter zugebracht?

Ueber meine gegenwärtige Beſchäftigung mit der altdeutſchen Literatur würde ich nicht unterlaſſen, Ihnen einige Nachricht zu geben, wenn ich nicht die Hoffnung hätte, ſolches auf meiner Reiſe mündlich thun zu können.

Mit der vorzüglichſten Hochachtung verharre ich
Euer Hochwohlgeboren
gehorſamſter Diener
L. Uhland.

16.

Laßberg an Uhland.

Wolgeborner,
hochverehrter Herr!

So eben erhalte ich Ihre mir ſo werten Zeilen vom 20. dieſes; möchten die Meinigen noch frühe genug eintreffen, um Ihnen noch vor Ihrer Abreiſe zu ſagen, daß ich zu Hauſe bin und nun auf alle Fälle zu Hauſe bleibe, da mir die Hofnung gegeben iſt, Sie in meiner (einſt ſo frohen) Einſamkeit zu ſehen.

Seit wir uns ſahen hat ſich für mich Vieles, Alles möchte ich ſagen, auf eine ſchmerzliche Weiſe umgewandelt und Sie treffen nur noch die Exuvias des Mannes an, den Sie in Stuttgardt ſahen. An dem ſtärkern Schlag meines Herzens beim Leſen Ihres Briefes fülte ich ſeit zehn Monden wieder ein Mal, daß ich mich noch freuen kann; was mir, ſeit der Stern untergegangen, der ſo ſchön und freundlich auf die Ban meines Lebens geleuchtet, nicht begegnete.*

Seien Sie nichts deſto weniger aufs herzlichſte willkommen in meiner Klauſe und laßen Sie ſich durch die traurige Auſſenſeite des Beſizers nicht abſchreken, recht lange zu bleiben.

Warſcheinlich geht Ihr Weg über Konſtanz hier her und von da erſt nach St. Gallen, ich bilde mir ein, daß Sie Ihren Reiſeplan mit einem landeskundigen Manne, wie der Einſiedler von Eppishauſen iſt, beſprechen werden.

Den lezten Winter habe ich hier in der tiefſten Abgeſchiedenheit, blos dem Schmerz um meine hingegangene Gebieterin, verlebt; arbeiten konnte ich nichts und noch bin ich nicht im Stande Anderes, als wie ein frommer Mönch Codices, abzuſchreiben.

Sehen Sie in der Durchreiſe den guten Conz, ſo grüßen Sie ihn herzlich von mir: er ſoll doch nicht grollen über mein freilich ungebürlich langes Stillſchweigen. Sagen Sie ihm daß ich eine Arbeit unter den Händen habe, welche ihn auch freuen wird; es iſt das wenig bekannte Gedicht von Friedrich dem Einäugigen von Hohenſtaufen. Wiſſen Sie daß von der Hagen auf Koſten ſeiner Regierung dieſen Sommer nach Paris reiſet, um dort die Maneßiſche Anthologie zu bearbeiten. Owe!

An Pfingſten war ich auf einer wunderſchön gelegenen Sängerburg am Bodenſee, anderthalb Stunden von Überlingen: Alt Hohenfels; bei dem erſten Band des Liederſaales war nämlich eine Verwechſelung mit Neu Hohenfels vorgegangen, welche ich nun durch Unterſuchung an Ort und Stelle berichtigen wollte.

---

*) Dieſe Klage und Trauer (vgl. Brief Nr. 18) bezieht ſich auf den am 21. Juli 1822 zu Heiligenberg erfolgten Tod ſeiner Gönnerin und Gebieterin der Frau Eliſabeth Fürſtin von Fürſtenberg, geb. Thurn und Taxis, (geb. 30. Nov. 1767 zu Regensburg).

Leben Sie wol; ich freue mich, wie nur immer ein armer Mann, der den Preis des Lebens verloren hat, ſich noch freuen kann, Sie in der Villa Epponis zu ſehen.

Ihr

Eppishauſen am 24. May 1823. gehorſamer Diener

Joſeph v. Laßberg.

Wüßte ich den Tag Ihrer Ankunft in Conſtanz, ich würde Sie da abholen. Auf jeden Fall bitte ich bei meinem alten Freunde dem Staatsrate v. Ittner nach mir zu fragen; es würde den biedern alten Mann ſehr freuen Sie zu ſehen; er ſoll Sie zu Herrn Hofrat Iſſel füren, der eben die altertümlichen Baudenkmale von Conſtanz in getreuen Abbildungen ſammelt.

17.

Laßberg an Uhland.

Der Mantelſak kam geſtern, jedoch ganz offen und one alle Authentica von Conſtanz hier an; da ich nicht weiß was er enthaltet, ſo hielt ich für nötig ihn zu verſiegeln und ſende Ihnen nun denſelben durch den Biſchoffzeller Boten, der Morgen Vormittags zeitig in St. Gallen eintreffen ſoll. Die Anſtalten, welche die Witterung heute zum Regnen macht, laſſen mich hoffen, daß Sie hochverehrter Herr! die Hofnung, die Sie mir geſtern gaben, Sie noch einmal in der Zelle des heiligen Eppo zu ſehen, verwirklichen dürften: mein guter Homeride Ittnerus hat ſich auf dieſen Fall vorgenommen Sie ſelbſt dem heiligen Marcus ſowol, als dem ſeligen Kaiſer Carolus crassus, zu präſentiren, was ihm als einem ehmaligen Miniſter allerdings zuſteht. Grüßen Sie von mir vielmal den biedern Hr. v. Arx. Rittmeiſter v. Madruz hat ſich unterwegs entſchloßen, noch eine Nacht in der Villa Epponis zuzubringen und iſt dieſen Morgen nach dem heil. Georg zu Stein aufgebrochen. In Hofnung Sie bald wieder zu ſehen

Euer Wolgeboren

Eppishauſen am 10. Juny 1823.

gehorſamer D.

Joſeph von Laßberg.

18.

Laßberg an Uhland.

Heiligenberg am 31. July 1823.

Wolgeborner!
hochverehrter Herr!

Hier am Grabe meiner ewig angebeteten, nie genug beweinten Gebieterin, deßen Umgebung ich noch immer auszuſchmüken fortfare, erhielt ich ein Schreiben des Graven Johann Mayláth aus Wien; er trägt mir auf Sie freundlich zu grüßen und Ihnen zu ſagen daß Sie ihm der Liebſte unter den jezt lebenden teutſchen Dichtern ſeien. Er meint, es wäre gut, wenn ich ſeine Abſchrift des Carlsburger Codex von dem Gedichte auf Karl d. Gr. beſonders in Bezug auf die Frage durchſehen würde, ob mir kein mit dieſem ſtammverwandtes Ged. auf dieſen Kaiſer bekannt ſeie? Er hat zu dieſem Ende an die Cotta'ſche Buchhandlung geſchrieben, und ich nehme mir die Freiheit Sie um Beſorgung des Briefes zu bitten.

Dieſer Tage kam Jemand aus Tübingen hier über Nacht, der von einer Schweizer Reiſe zurükkehrte und ein Verwandter von Ihnen ſein will, ein entſchloßener und wie mir ſchien, mit ſich ſelten im Streite befindlicher Mann. Es tat mir | leid, ihm wegen ſeiner ſchnellen Abreiſe gar nichts Freundliches erweiſen zu können. Hoffentlich ſind (Sie) geſund und wolbehalten wieder bei Ihrem eigenen Herde angekommen; grüßen

Sie freundlich von mir Ihre liebenswürdige Hauswirtin, und behalten Sie mich in Ihrem mir ſo teuren Angedenken.

Recht ſehr bedauerte ich, daß Ihr mir ſo lieber Beſuch mich nicht allein traf und ich Sie nicht auf die Sängerburgen meiner Nachbarſchaft begleiten konnte; laßen Sie ſich den Gang auf ein ander Mal nicht reuen. Grüßen Sie unſern Conz von mir, ſuchen Sie ihn zu bereden in den Herbſtferien die längſt verſprochene Reiſe nach der Villa Epponis anzutreten: ich will ihn dann mit Ittner zuſamen bringen, und wir wollen einmal Tage leben, wie man ſie vor 300 Jaren lebte. Gott befolen!

Ihr
aufrichtiger Verehrer und Diener
J. v. Laßberg.

19.

Uhland an Laßberg.

Stuttgart, den 2. Oktober 1823.

Hochwohlgeborner
Hochzuverehrender Herr Baron!

Nur zu ſehr fühle ich, wie der Schein des Undanks auf mir laſtet, indem ich für alle die Güte, der ich mich bei meinem Aufenthalt in Eppishauſen zu erfreuen hatte, ſo ſpät erſt meinen innigen Dank ausſpreche. Die Erinnerung an jene Tage, die mir durch Ihr gaſtfreundliches Wohlwollen ſo angenehm geworden, hab' ich gleichwohl in treuem Herzen bewahrt.

Sogleich bei meiner Ankunft zu Hauſe empfieng mich ein Auftrag, der den Gegenſtänden, die mich auf der Reiſe beſchäftigt hatten, ſehr fremdartig war. Die Rechtsvertheidigung eines wegen Todſchlags Angeſchuldigten war mir übertragen und nahm mich für geraume Zeit gänzlich in Anſpruch.

Ich habe Ihnen wohl ſchon früher geſagt, daß ich eine Darſtellung der deutſchen Poeſie im Zeitalter der Hohenſtaufen auszuarbeiten vorhabe. Sie wird in mehrere Abſchnitte zerfallen, deren jeder für ſich ein kleineres Ganze bilden ſoll. Mit dem Abſchnitt über den Minneſang, der mir einer der ſchwierigſten ſchien, hab' ich die Ausarbeitung begonnen. Dieſen Abſchnitt hoffte ich im vergangenen Sommer zu beendigen und es wäre mir überaus wünſchenswerth geweſen, ihn Ihrer Prüfung unterſtellen zu können. Allein eben | jene Störung, wie ſo manche andre, verzögerten den Fortgang der Arbeit: doch trachte ich ſehr, ſolche noch vor Einbruch des Winters zu Stande zu bringen, da mich dieſer durch die bevorſtehende Einberufung unſrer Ständeverſammlung den litterariſchen Beſchäftigungen faſt gänzlich entziehen wird. Darf ich auf ſo lange noch die mir gütig anvertraute Abſchrift des Heidelberg. Codex ſammt den Maneßiſchen Bildern in Händen behalten, ſo wird dieſes meinen Studien ſehr zu ſtatten kommen. Die Vergleichung jener Handſchrift mit der Weingartner und der Maneß. iſt in mehrfacher Beziehung erſprießlich. Dem Abſchnitt über den Minneſang ſoll zunächſt derjenige über die einheimiſche Heldenſage folgen.

Die Mailathſche Handſchrift, welche Sie in dem mich beſchämenden Schreiben vom 31. Jul. verlangt haben, wird Ihnen längſt durch die Cottaiſche Buchhandlung zugekommen ſeyn. Ich ſelbſt habe das Gedicht noch nicht geleſen und mir ſolches für den Abſchnitt über den Fabelkreis Karls d. Groſſen vorbehalten, wofür ich ſchon früher Mehreres geſammelt.

Conz, den ich bei einem Beſuch in Tübingen geſprochen, iſt durch meine Erzählung ſehr lüſtern geworden, das ſchöne Eppishauſen zu beſuchen. Doch hat er dieſen Sommer eine Badreiſe gemacht und will darum den Herbſt zu Hauſe bleiben.

Angelegenſt bitte ich Sie, mich den achtungswerthen Männern zu empfehlen, die ich in Ihrem Hauſe kennen gelernt. An Hrn. v. Ittner, der mir ſo vieles Wohlwollen erzeigt, ſchreib' ich be | ſonders. H. v. Arx wird, wie ich aus öffentlichen Blättern ſehe, nunmehr das Gedicht über den

Appenzeller Krieg herausgeben. Gerne möcht' ich mich ihm als Subſcribenten nennen.

Mit dankbarer Verehrung beharre ich
Euer Hochwohlgeboren
gehorſamſter Diener
L. Uhland.

20.

Laßberg an Uhland.

Lieber Herr!

Ich möchte lieber ſagen: Freund! wenn ich hoffen dürfte, dieſen Namen bei Ihnen zu verdienen; jeder Andere, den Sie mir geben können, iſt mir höchſt gleichgiltig, und nach dieſem werde ich ſtreben, ſo lange Sie mir erlauben, von mir und meinem Treiben und Tun Ihnen Nachricht zu geben. Ihr Schreiben vom 2. dieſes hab ich erſt heute erhalten. Daß Sie die Erinnerung an die kurzen Stunden, die Sie der Villa Epponis und ihrem Einſiedler geſchenkt, in Ihrem Herzen bewaren wollen, hat mich innig gerürt und ſo weit mich noch Etwas freuen kann, herzlich gefreut. Es ſchien mir als ob irgend eine mir unbekannte Urſache Sie zurükgehalten habe, ſich ganz zu entſchließen; daß dieſe meine Anſicht nicht die Einzige geweſen ſeie, mögen Sie aus folgenden Worten meines Freundes Ittner, die ich heute mit Ihrem Briefe erhalte, ſchließen: „Dieſe Woche erhielt ich von dem Dichter Uhlandus,
„dem wir kein Lächeln ablokken konnten, die lateiniſchen Oden
„von Guſtav Schwab, die er unter dem fetten König Agag
„an die Landſtände dichtete, faſt alle im alkaiſchen Versmaße.
„Sie ſind von verſchiedenem Werte, doch meiſtenteils gut und
„ſtrotzen von Vaterlandsliebe und freiſinnigen Gedanken, wie
„ſie die Könige nicht gerne hören. Das Beſte aber dabei ſind
„die herrlichen deutſchen Überſetzungen von Uhland, die das

„Original bei weitem | übertreffen und die verſchloßenen „Ideen hell und deutlich ans Tageslicht ziehen.“ *)

Nun zu Beantwortung Ihres Briefes! — Von Ihrem Vorhaben eine Darſtellung der teutſchen Poeſie im Zeitalter der Hohenſtaufen zu geben, haben Sie mir weder im Allgemeinen, noch in Bezug auf die Abteilungen Etwas geſagt; allein, als ich Ihren Walter von der Vogelweide geleſen hatte, war mir ſchon klar, daß in dieſer Zeit nur Sie, oder ſonſt niemand, dieſe Arbeit mit Glük und Geſchik unternemen und vollfüren könne. Daß Sie ſolche meiner Prüfung unterſtellen möchten, ſehe ich für eine bloße Höflichkeit an; denn Sie verſtehen das in jeder Beziehung beſſer als ich, und wenn ich je Etwas war und konnte, ſo hat die Trauer nun zuviel Gewalt über mich gewonnen, als daß ich mir noch ſchmeicheln dürfte Etwas Gutes und Großes in meinem Sinne zu leiſten. Non sum qualis eram, sub bonae regno Cynarae! — Gleichviel, wenn nur das Gute geſchieht, durch wen es geſchehe! Nicht nur die Abſchrift des palatiniſchen Codex Nr. CCCLVII. und die Zeichnungen aus der Maneßiſchen Handſchrift; ſondern mein ganzer literariſcher Apparat ſtehen Ihnen zu jeder Zeit und auf ſo lange Zeit als Sie ihn nüzen wollen zu Dienſten. Wozu hätte ich ihn ſonſt erworben? Möchte ich im Stande ſein Ihnen recht viele Dienſte zu leiſten und Ihnen zu zeigen, wie ſehr ich einen Mann ehre und liebe, der ſeinem Vaterlande teuer ſein muß, hätte er auch kein anderes Verdienſt um daſſelbe, | als daß er ſo oft gezeigt hat, wie teuer ihm das Vaterland iſt.

Die Vergleichung der Maneßiſchen Ausgabe mit der Weingartner Handſchrift und der Heidelberger muß Ihnen unzweifelbar wichtige Reſultate gewären. Ich glaube daß der

---

*) v. Jttner hatte die lat. Überſetzung für das Original gehalten. Der Titel der kleinen Schrift lautet: De constitvenda re publica carmina. Latinit. et metris Horatianis vestita venvsinæ mvsae amatorib. offert adj. textv vernacvlo G. Schwab. Stuttgard. 1823. gr. 8.

Weingartner Codex dem ſogenannten Maneßſchen zur Grundlage gedient hat, daß Lezterer für den Biſchof Heinrich (von Klingenberg) von Konſtanz geſchrieben worden ſeie, iſt mir beinah mehr als warſcheinlich. Er war von ſeiner Mutter, einer gebornen von Coſtenz, ein halber Zürcher, er war Chorherr und Dechant zu Zürch — Johann von Koſtenz (ſonſt auch Klein Heinzelin von Coſtenz genannt) warſcheinlich ſein Ohm, iſt Verfaſſer des ſchönen Gedichtes: Gott Amur (was ich diplomatiſch beweiſen kann). Eben ſo warſcheinlich iſt, daß er in Zürch ſeine Bildung erhielt, er wurde Chanzler Kaiſer Rudolfs von Habsburg, aber erſt nach des lezteren Tode (1293) Biſchof zu Conſtanz.

Einen ſolchen Aufwand als die Handſchrift erforderte konnte damal kein Privatmann beſtreiten; auch iſt ganz falſch daß der Bürgermeiſter Rüdger Maneß die Handſchrift fertigen ließ; es war ein gleichnamiger Vetter, Scholaſter am großen Münſter zu Zürch, der als ſolcher über alle Schönſchreiber und Rubricarios zu befelen hatte.

Ich halte den Heidelberger Codex CCCLVII. für Etwas älter als den Weingartner; aber er iſt | offenbar ein ἀπόγραφον, wovon ſeine große Unkorrektheit einen unwiderlegbaren Beweiß giebt. Auf jenen Abſchnitt Ihres Werkes, der von der einheimiſchen Heldenſage handelt, bin ich am meiſten begierig und wünſchte vorläufig zu wiſſen, welchen Zeit-Raum Sie demſelben einräumen?

Mit Manláths Handſchrift habe ich ſchon viele Zeit verdorben, und hätte dieſelbe ſchon längſt weggeworfen, wenn ich nicht dem biedern Ungar zu lieb mir vorgenommen hätte, ſie bis ans Ende zu leſen. Eine elendere Mönchs-Compilation aus Legenden und Kloſtertraditionen iſt mir nicht bald vorgekommen; in den Fabelkreiß Karl des Großen möchte ich ſie auf keinen Fall reihen; denn es iſt offenbar ein Produkt des XV. Jar-Hunderts im Anfange warſcheinlich auf einer lateiniſchen Legende beruhend, dann aber eine bloße langweilige

Geſchichte des Schotten Kloſters zu Regensburg, welches von viel ſpäterem Urſprunge iſt als Karl des Großen Regierung. Da iſt mein Gabriel von Montavel, gedichtet von unſerm Landsmanne Konrad von Hohenſtoffeln (dem edlen, fryen manne), der auch in den Kreiß der Tafelrunde gehört, ein ganz anderer Kerl.

Wir haben heuer keine ſüßen Trauben, ſonſt würde ich bedauern, daß der gute Conz dieſen Herbſt ſeinen Ausflug in die Villa Epponis nicht unternommen hat; aber | ich habe noch alten Wein und das iſt für alte Knaben, wie er und ich ſind, doch die Hauptſache; ſagen Sie ihm dieſes, und wenn er kommen will, ſo kann ich ihm meine Pferde bis Tuttlingen entgegen ſchiken. Ihre Subſcription an Arx für das Gedicht auf den Appenzeller Krieg werde ich bei ihm anmelden, er hatte es mir vor ein Par Jaren zur Einſicht geſendet und ich ihm ſehr mißraten, es heraus zugeben; es hat weder das Verdienſt der Gleichzeitigkeit, noch irgend einen dichteriſchen Wert. Dies und Mayläths Handſchrift ſind nun 2 Sachen, die dem Geſchmake an altteutſcher Literatur mehr Schaden als Nuzen bringen werden.

Im Anfange Auguſts habe ich mit Ittner und einem Konſtanzer Archiviſten die Reiſe in das Rheintal gemacht, welche Sie hätten machen ſollen: ich habe dabei mehr als 40 alte Burgen beſucht und unter dieſen mehrere Sängerburgen, als: Huſen, Altſtetten, Hohenſax, Sevelen (welches ich für die Burg des Milon von Sevelingen halte; denn Söflingen bei Ulm war ſchon im XIII. Jar Hundert ein Nonnen Kloſter, und gehörte früher denen von Freiberg), Gutenburg bei Balzers, drei Burgen der Montforter, und 3 deren von Hohen Ems. Ich werde den 20 Sängern im erſten Bande des Liederſaals im Vorberichte zum 2. noch zwanzig andere anreihen, welche alle nicht weiter von Eppishauſen entfernt wonten, als die im erſten Bande erwänten. In Sargans ent dekte ich bei Herrn Altſtatthalter Gallatin eine Handſchrift des Gedichts von dem

Ritter von Staufenberg und der Meerfeye, warſcheinlich von Gilg Tſchudy oder ſeinem Sone geſchrieben, und einige noch unbekannte Schlachtlieder aus den Burgundiſchen Kriegen, vielleicht von Veit Weber aus Freiburg im Breißgau. Das iſt aber auch Alles, was mir auf dieſer Ausflucht von altteutſcher Literatur vorkam. Höchſt merkwürdig war mir Werdenberg. Das ſchönſte Wetter begünſtigte uns; aber mir felte die Sonne, die ſonſt alle meine Schritte ſo freundlich beſchien! — Davon mag ich nicht weiter ſprechen! Ich habe für dieſen Winter den alten Helmsdorfiſchen Hof zu Konſtanz gemietet; ich will verſuchen mich über meine Empfindungen zu täuſchen und mich zu bereden, daß ich mich noch in dieſe Welt und unter dieſe Menſchen ſchiken kann; zugleich laſſe ich den 3. Band meines Liederſaales dann dort unter meinen Augen druken. Leben Sie recht wol und vergnügt mit Ihrer liebenswürdigen, ſchlanken, ehelichen Wirtin und gedenken Sie zuweilen Ihres Sie aufrichtig

verehrenden

Eppishauſen am 11. Oktober 1823. J. v. Laßberg.

21.

Uhland an Laßberg.

Verehrteſter Freund!

Wenn ich ſo ſpät erſt das Schreiben erwidre, wodurch Sie mir dieſen Namen geſtatten, und wenn ich ſo lange im Beſitz Ihrer gütigen Mittheilungen geblieben bin, ſo wird mir zu einiger Entſchuldigung gereichen, daß ich nun ſeit mehr als ſieben Monaten durch die landſtändiſchen Verhandlungen Demjenigen, wohin mich die Neigung trägt, faſt gänzlich entfremdet bin.

Doch kann ich den Sonntag, den ich im vorigen Sommer zu Eppishauſen ſo angenehm zugebracht, nicht ohne einige Zeilen dankbarer Erinnerung vorübergehen laſſen.

Die Abſchrift der Pf(älzer) Liederhandſchrift, die ich mit innigem Dank zurückſende, hat mich in meinen Studien manigfach gefördert. Wenn gleich im Ganzen nachläſſig und gedankenlos geſchrieben, giebt dieſer Codex doch eine Menge neuer Lesarten und berichtigt an vielen Stellen den geſtörten Rhythmus, vorzüglich aber hat er manche werthvolle oder literariſch merkwürdige Lieder, die in der Maneſſ. Sammlung fehlen, der Vergeſſenheit entriſſen.

Die Zeichnungen aus der Maneſſ. Handſchrift ſind in mehrfacher Beziehung erläuternd. Manche | ſtammen offenbar aus älteren Handſchriften her, namentlich aus der Weingartner. Das Bild Ulrichs v. Lichtenſtein iſt ohne Zweifel, ſammt den Liedern, aus einer Handſchrift des Frauendienſts entnommen; Königin Venus erhebt ſich aus dem Meere zu Meſtre. Mehrere mögen nach alten Siegeln, welche den Ritter in voller Wappnung darſtellen, gezeichnet ſeyn. Die Wappen zeigen, zu welchem von verſchiedenen Geſchlechtern des gleichen Namens man in ſo naher Zeit die Sänger gezählt; manche ſind aber wohl auch, in Ermanglung feſteren Anhalts, nach den Namen aus der Phantaſie gemalt.

Zu bedauern iſt, nach Ihrer Beſchreibung, daß Mailaths Handſchrift nichts Beſſeres liefert. Warum nicht lieber weitere Erzählungen des Coloczaer Codex, mit dem nun der Liederſaal in trefflichen Stücken zuſammentrifft? Warum geben uns die öſterreich. Literatoren immer nicht Hartmanns Erek und Enite, Ulrichs Itewiz, den Lancelot, Wolkenſteins Lieder ꝛc.? Warum bleibt der Frauendienſt, der ältere Herzog Ernſt ꝛc. in München begraben? und wie Vieles in Heidelberg?

Sehr erfreulich iſt die Entdeckung des Gabriel v. Montavel. Auch dieſe Hegäuburg tritt nun in den Glanz der Poeſie.

Neuerlich hat ein gewiſſer Heinrich Schreiber in der Bibliothek des proteſtant. Seminars in Straßburg die | Handſchrift einer älteren, als Rudolfs, Alexandreis gefunden und davon in der Zeitſchrift „Charis“ *) Proben gegeben. Solche Stücke aus dem 12. Jahrhdt., mit unvollkommenen Reimen, wie der alte Triſtan ꝛc. ſcheinen mir, wenn gleich einem ganz andern Kreiſe angehörend, über das Alter des Nibelungenlieds mehreres Licht verbreiten zu können.

Von Méons altfranzöſiſchen Fabliaux ſind zwei Supplementbände erſchienen. Aber noch immer geben die Franzoſen ihr Beſtes nicht, die Heldengedichte von Karl d. Großen und die romantiſchen Erzählungen, nach denen unſre Aventürendichter gearbeitet. Die Berner Bibliothek enthält Mehreres dieſer Art.

Mit Sehnſucht ſehe ich der Zeit entgegen, die mir geſtatten wird, der alten vaterländiſchen Dichtkunſt wieder einige Muſſe zu widmen. Das Nächſte wird dann wohl ſeyn, daß ich den Aufſatz über den Minneſang, wovon ich Ihnen ſchon früher gemeldet, ins Reine bringe.

Sie haben wohl längſt wieder das ſchöne Eppishauſen bezogen und werden auch wieder von den Gäſten des vorigen Jahrs beſucht, denen ich mich freundlich zu empfehlen bitte.

Mit aufrichtiger Verehrung und Freundſchaft

Stuttgart, den 13. Jun. 1824.
der Ihrige
L. Uhland.

NS. Den Milon (in der Weing. Hdſ. Meinlo) von Sevelingen möchte ich doch in Söflingen ſuchen. Wenn ich nicht irre, kömmt ein ſolcher in der urkundl. Geſchichte der Grafen von Kirchberg (worunter auch ein Minneſänger), welche im vorigen Jahre von der Münchner Akademie zum Druck befördert worden, als Zeuge vor.

Prälat Schmid hat mir folgende Notiz mitgetheilt:
„Milon v. Sevelingen. Vermuthlich Meinlohus v. S.,
„Miniſteriale des Gr. Hartmann v. Dillingen, S. Lang

---

*) Charis oder Blätter für Kunſt, Litteratur und Alterthum. (Heidelberg 1824.) Nr. 6—9.

„Regesta Boica z. J. 1240. Es dürfte derſelbe Men-
„lochus, ein Ritter ſeyn, der nach dem Lagerbuch des
„Teutſchen Hauſes in Ulm dem Orden die Kirche und
„die Wohnung daſelbſt gegeben hat, und deſſen Todes-
„tag im Kalender dieſes Ordenshauſes bei dem 25. Okt.
„bemerkt iſt."

Nach meiner Anſicht hat der Minneſänger Meinlo lange vor 1240 geſungen, er gehört zu den Trefflichſten des ältern Styls. Aber die Namen gehen ja in dieſen Geſchlechtern immer vom Vater auf den Sohn.

Dietmar v. Aſt ſtammt nach Docen aus dem Thurgau. Ich habe bei Arx und Andern, auch in der Vorrede des Liederſaals, nichts darüber gefunden.

22.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen am 23. Juny 1824.

Jeder Poſttag, der mir einige Zeilen von Ihnen bringt, mein verehrter Freund! iſt mir ein Feſttag; aber der vorgeſtrige war es für mich doppelt, da ich Ihrem Briefe einen Namen vorgeſetzt fand, den ich ſchon längſt von Ihnen zu erhalten wünſchte. Nemen Sie mit einem, leider nur im Geiſte gereichten, kräftigen Handſchlage meinen guten treuen Dank dafür und glauben Sie daß ich dieſen ſchönen Namen als ein teures Geſchenk anſehe, mit dem das Geſchik noch einen lieblichen Schein auf den ſonſt ſo freudenloſen Abend meines Lebens herab ſenden wollte.

Ich habe die Handſchrift und die Zeichnungen richtig erhalten, und freue mich, daß ſie Ihnen nüzlich waren. Von den Zeichnungen hege ich dieſelbe Anſicht wie Sie und glaube daß die Wappen nur mit äuſſerſter Vorſicht zu gebrauchen ſind; auch ſcheinen die Bodmeriſchen, von welchen die meinigen abgenommen ſind, mit großer Eile gemacht worden zu ſein; man wollte warſcheinlich die Bilder alle, wie die Pariſer Handſchrift ſie hat, abzeichnen; als aber die Zeit wegen Zurükgabe des Codex nicht mer hinreichte, begnügte man ſich an den Wappen, wo dann bei Eintragung der Namen hie und da eine Verwechſelung mag vorgegangen ſein. Hievon habe ich unwiederſprechliche Beweiſe. Schöpflin ſchrieb an Bodmern, nach Zurükſendung der Handſchrift, ganz verwundert über die kurze Zeit, welche man zur Abſchrift verwendet; | ſchon die Jarzalen des Drukes beweiſen, daß die Handſchrift bei der Correctur nicht mer zum Grunde gelegt werden konnte, hinc illæ lacrimæ! Aus Hagens neuer Ausgabe dieſer Handſchrift iſt nichts geworden; ich verneme aus Paris, daß er ſich dort meiſt mit provençaliſchen Handſchriften beſchäftiget habe. Sollen wir in ſeinem Gottfried v. Straßburg einen Teil jener Leſefrüchte bewundern; ſo hat der Teufel das Geld geholt, was auf der Reiſe aufgegangen iſt.

Ich habe dem Grafen Mailáth dieſelbe Bemerkung über die Herausgabe des magern und langweiligen Klauſenburger Karls gemacht, welche in Ihrem Brief ſteht: allein, das iſt nun ein mal eine Grille von ihm, er betrachtet ſich hierinn als den Repreſentanten der Ungarn, und will uns zeigen, daß ſie auch nicht einen Fezen von unſerer alten Literatur wollen zu Grunde gehen laßen! — Von dem Kodex zu Colocza wird, wie er mir ſchreibt, nicht weiters erſcheinen, warum? weiß ich nicht. Primiſſer ſagt mir (Sie kennen wol ſeine Beſchreibung der ambraſiſchen Sammlung) daß er aus dem Sinzendorfiſchen Codex und andern handſchriftlichen Quellen den Wiener Spruchdichter Suchenwirt zur Herausgabe bearbeitet habe; aber keinen Verleger finde. Das macht nun, daß ſo manche gute Handſchrift nicht ins Liecht tretten kann. Der Präfekt Heinrich Schreiber zu Freiburg in Breißgau, von welchem Ihnen eine neue Ausgabe der Kriegslieder von Veit Weber bekannt ſein wird, hat aus Straßburg eines gewiſſen Ekenold (C. Berthold) aus

Herboldsheim (im Breißgau) Alexandreis erhalten*) und | hält dieſe für die älteſte — ich habe auch eine hier von Ulrich von Eſchenbach und es ſoll mit der von Rud. von Ems noch eine Vierte geben. Er wird ſie ganz herausgeben und da er ein ſehr pünktlicher und fleißiger Mann iſt, ſo dürfen wir eine gute Ausgabe erwarten. Ja wol iſt zu wünſchen, daß ſolche Sprachurkunden welche dem Nibelungen Liede am nächſten ſtehen, recht bald erſcheinen. Bedaurungswert iſt die große Lüke, welche zwiſchen dem 10. und 12. Jarhunderte in unſerer Literatur ſich findet, und die von dem Liede auf den Heiligen Anno nicht ausgefüllt wird. Von dieſem Liede iſt in Teutſchland keine Handſchrift mer; ich habe von hier aus in Engelland wieder Eine entdekt; ſie kam mit dem literariſchen Nachlaße des Franz Junius (des Herausgebers des Ulphila) dahin. Vielleicht iſt es dieſelbe, welche einſt in der Redingerſchen Bibliothek zu Breßlau war, und welche Opiz ſeiner Ausgabe zu Grunde gelegt hat. Wenn ein mal einer Ihrer Bekannten nach Oxford reiſet, ſo geben Sie ihm ja auf ſich nach dieſer Handſchrift zu erkundigen.

Die Fabliaux des Herrn von Méon ſind mir, wie ſo Manches Neue nicht bekannt; wüßte ich den Titel, ſo würde ich ſie mir kommen laßen. Hingegen beſaß ich die Fabliaux et Contes du XIIe et XIIIe Siècle, par le Grand: allein, vom vielen Ausleihen iſt mir leider nur noch der 3. Band übrig, in welchem ſich merere Schwänke des Liederſaales befinden. Zu Toulouſe iſt lezthin eine Grammaire de la Langue des Troubadours erſchienen die ich nächſtens erwarte. In einem alten franzöſiſchen Volksbuche: Les Escraignes Dijonnoises. Rouen. 1628 habe ich dieſe Tage auch einen Schwank gefunden der im Liederſaal ſteht. So haben wir überall entlehnt! das Gegenteil iſt wol nicht zu vermuten. |

---

*) Beruht auf einem Irrthum, nur ein Zeugniſs, nicht das Gedicht ſelbſt iſt vorhanden.

Was Sie mir über den Sänger von Sevelingen ſchreiben, wäre mir vor 14 Tagen ſehr willkommen geweſen; aber leider iſt der Bogen, der meine Animadverſion über ihn enthält, ſchon gedrukt, und ich müßte damit noch andere umdruken laßen. Wo Urkunden ſprechen, hört alle Meinung auf. Indeßen will mir der ſchottiſche oder irländiſche Name Meinlochus nicht in den Kopf; das Facſimile aus dem Weingartner Codex in Zapfs Reiſen hat: Meingoz, einen Namen der öfters vorkömmt. Von Langs Regesta Bavar. habe ich nur erſt den erſten Band, und die Geſchichte der Graven von Kirchberg (von welcher ich wußte daß die Handſchrift eines Mönchs im Kloſter Wiblingen lag) welche kürzlich in München erſchien, iſt mir noch ganz unbekannt. Wie lautet der Titel? In Stuttgart wird man freilich mer innen als in der einſamen Villa Epponis. Dietmar von Aſt gehört ungezweifelt dem Thurgau an*), und zu den vielen Thurgauiſchen Familien, welche Einhorne im Wappen fürten, wie diesmal der Maneßiſche Codex richtig angiebt. Richtig traf Ihr Brief beinahe durchaus dieſelbe Geſellſchaft hier an, welche Sie ſelbſt mein Freund! voriges Jar hier antrafen. Herr v. Ittner trug mir freundliche Grüße an Sie auf. Künftigen Monat erwarte ich den guten, lieben Conz hier, wenigſtens hat er es mir verſprochen. Leben Sie wol, aufrichtig geliebt und verehrt von

Ihrem

J. v. Laßberg.

Morgen ſind es 38 Jare, daß ich in der Burg zu Trifels, die unſer Kaiſer Friedrich der Rotbart neu baute, aus den Händen eines Biedermannes die erſten Waffen erhielt.

---

*) Vgl. im Anhang Laßbergs Brief Nr. 2.

23.*)

Laßberg an Uhland.

Hochvererter Herr und Freund!

Hier kommt endlich der zweite Band des Liederſaales, wie ich hoffe, pro Strena noch zu rechter Zeit; den dritten laße ich unter meinen Augen zu Conſtanz, wo ich für dieſen Winter eine Wonung genommen habe, druken.

Dieſen Sommer haben Zeune aus Berlin und Prof. Lachmann aus Königsberg mich in der Villa Epponis beſucht: lezterer iſt ein ſer tüchtiger junger Mann, der einſt in der Theotisca etwas leiſten wird, er hat lezten Sommer merere Monate in der Handſchriften Sammelung zu St. Gallen gearbeitet und macht ſeinem Lerer Benecke warhaft Ere.

Es tat mir leide, daß ich Ire Auskunft über Milon von Sevelingen für die Vorrede zu dieſem Bande nicht mer benuzen konnte; ich werde aber dieſen Schnizer im dritten Bande getreulich beichten; weil es one dies bei uns ein Jubiläums Jar iſt, wo man Nachlaß für alle Sünden erhält.

Einiges in der Vorrede habe ich abſichtlich hingeworffen, auf daß es widerſprochen werde und das Ware an den Tag komme.

Heinrich von Klingenberg hat mich lange veſtgehalten, er war ein Mann deſſen Geiſt mächtig und mannigfaltig in ſeine Zeit eingrif. Es ſind viele Materialien zu ſeiner Biographie vorhanden und man könnte ein gutes Buch von im machen. |

Haben Sie ſchon vernommen, daß der böſe Hagen (jezo in Berlin), der dies Jar das Nibelungen Lied in einer neuen Überſezung verhunzt hat, nun in allem Ernſte daran iſt, eine neue Ausgabe der ſogenannten Maneßiſchen Sammlung zu machen? Dieſe Arbeit hätte vor Allen einem ſchwäbiſchen Manne zugehört und Sie mein vererteſter Freund! hätten ſich dieſelbe von Keinem ſollen entreißen laſsen. Welchen Dienſt würden Sie der Literatur unſeres Vaterlandes geleiſtet, welche Freude würden Sie allen Freunden unſerer lyriſchen Anthologie gemacht haben! und noch wäre im Grunde nichts verſpielt; denn ich zweiſle nicht daß von der Hagen zurüktritt, wenn er hört daß Sie ſich der Sache unterziehen. Von der Hagens wird eine andere Ausgabe nicht entberlich machen: aber es wird vergeblich viel Geld aufgewendet ſein (die Regierung unterſtüzt jn) und alle verſtändigen Leute bereuen das Buch gekauft zu haben. Sollte nicht Herr von Cotta eine Ere darin ſuchen die Arbeit und den Preiß einer ſolchen Unternemung dem Lande, welchem er angehört, zuzueignen?

---

*) Von hier an ſind alle Briefe Laßbergs mit lateiniſcher Schrift geſchrieben, offenbar unter J. Grimms Einfluß.

Künftigen Früling komme ich nach Haygerlohe, von wo aus ich den guten Conz zu beſuchen gedenke, und wenn ich dann ſicher bin Sie zu treffen; ſo komme ich auch nach Stuttgart und bringe Jnen ſelbſt den Gruß des alten

Eppishauſen am 9. December 1824. Laßbergäre.

Jttnerus der einen Teil des Sommers bei mir zubrachte, und recht wol iſt, läſst Sie grüſsen.

24.

Laßberg an Uhland.

Conſtanz am 6. April 1825.

Hochvererter Freund!

One Zweifel haben Sie meinen unterm 9. December an Sie geſendeten zweiten Band des Liederſaales erhalten; ich laſſe demſelben die eben fertig gewordene erſte Hälfte des dritten folgen, welcher noch im Laufe dieſes Sommers ſeine Vollendung erhalten wird. Jch bin entſchloſſen Jrem Wunſche gemäß, denſelben mit einer kleinen geographiſchen Charte auszuſtatten, welche die Wonſize unſerer alten Sänger angeben ſoll; es verſtehet ſich aber, daß dieſe Topographie die Gränzen des alten Herzogtums Alemannien nicht überſchreitte.

Mein guter lieber Ittner, welchen Sie in der Villa Epponis geſehen haben, hat uns am 9. März für immer verlaſſen; nach ſeinem im Leben geäuſſerten Wunſche, ſtarb er one Schmerz, von den ſanften Pfeilen des Helios getroffen. Ich entbere jn täglich mer und füle mich ſer alleine; er liebte mich und gab mir noch in den lezten Stunden ſeines Lebens Beweiſe davon; nun habe ich gar keinen Umgang mer, weder auf dem Lande noch in der Stadt. Das ſind die Zweige, Blätter und Blüten, die vom Baume des Lebens abfallen und denen der Stamm bald ſelbſt nachfolget. | Er hatte im lezten Herbſte von mir einen Stof zu einer Winterarbeit verlangt, und ich gab jm aus der Handſchrift der Zimberiſchen Chronik die höchſt romantiſche Legende: wie Grav Albrecht von Werdenberg eines Königs Tochter aus Portugal erwarb die auch im Thomas Lyrer ſtehet; aber mit veränderter Lection. Er ſagte mir einige male, dies werde ſeine lezte Arbeit ſein: wenige Tage vor ſeiner Krankheit vollendete er ſie, und ich ſollte nun hiſtoriſche Noten dazu machen, da ſtarb er.

Eine erfreuliche Nachricht ſchrieb mir kürzlich der H. Miniſter von Stein aus Naſſau. Der erſte Band der Monumenta historiae Germaniae medii aevi wird nun endlich auf Michaelis bei Hahn zu Hannover in Folio erſcheinen: die Armut unſerer Geſellſchaft erlaubte nicht, ſo wünſchenswert es geweſen wäre, den Selbſtverlag zu übernemen, und ſo iſt nun das Fortſchreiten der Unternemung abſolut an den Abſaz gebunden, was mich für die Zukunft manchen Stillſtand befürchten läſſt. Die teutſchen Regierungen haben ſo viel wie nichts für die Sache getan! |

Conzius macht mir neuerdings Hofnung jn dieſen Herbſt in meiner Einſiedelei zu ſehen: allein, ich fürchte dieſe spes longa möchte wieder an irgend einem unvorgeſehenen Hinderniſſe ſcheitern.

Nach Beendigung des Landtages vermute ich Sie mein vererteſter Freund! wieder der Theotisca zugewendet und näre die ſüße Hofnung bald wieder Etwas über den alten Geſang und die Sänger von Inen zu leſen; auch habe ich von einer neuen und vermerten Ausgabe Irer Gedichte ſprechen gehört; mögen Sie fortfaren auch hierin die Freude und Ere Ires Vaterlandes zu meren! Behalten Sie mich in Irem freundſchaftlichen Andenken und ſeien Sie herzlich gegrüßt

Von

Irem ergebenſten

J. v. Laßberg.

25.

Uhland an Laßberg.

Verehrteſter Herr und Freund!

Für das Geſchenk, das Sie mir mit dem zweiten Bande des Liederſaals gemacht, ſage ich erſt jetzt meinen innigen Dank, nachdem es mir auf abermalige lange Unterbrechung wieder vergönnt iſt, zu den altdeutſchen Studien zurückzukehren und dabei auch dieſer ſchönen Gabe mich zu erfreuen. Beſonders wichtig iſt mir auch das reichhaltige Vorwort. Möge das Buch, das ſich über Heinrich v. Klingenberg ſchreiben lieſſe, nicht ungeſchrieben bleiben!

Aber die Zueignung dieſes zweiten Bandes erweckt wehmüthige Erinnerung an den Biedermann, von dem es nun erſt recht heißt:

mich mvet*) harte ſere
das ir ſo verre ſint!

Im vorigen Spätjahr hatte ich mich viel mit Wolfram von Eſchenbach beſchäftigt, auch Einiges niedergeſchrieben, aber ſtatt der erwarteten altfranzöſiſchen Handſchriften von Bern, welche mir zu gründlicher Behandlung dieſes Dichters unentbehrlich ſchienen, kam die Antwort, daß ſolche nicht abgegeben werden. Dieſes nöthigte mich, den ganzen Abſchnitt zurückzulegen, und ich habe mich jetzt zu der deutſchen Heldenſage gewendet.

---

*) d. h. muet, mueſet, muht, beſchwert.

Eine neue Ausgabe der Maneſſ. Handſchrift zu bearbeiten, möchte, wenn auch kein andres Hinderniß obwaltete, mein grammatiſches Ta | lent kaum ausreichen. Mich freut es, wenn nun endlich das ganze Material dieſer reichen Liederſammlung zu Tage kömmt. Davon aber hat mich die Vergleichung der hieſigen, Weingartner, Handſchrift überzeugt, daß man die älteren Minneſänger aus dem Maneſſ. Codex nicht in ächter Geſtalt kennen lernt.

Lachmanns Bekanntſchaft habe ich hier gemacht. Von ihm iſt gewiß Bedeutendes für Sprache, Proſodie, Kritik, zu erwarten. Ein andrer eifriger Freund des deutſchen Alterthums, Maßmann, war an Oſtern hier, als ich mich gerade in Tübingen befand. Er ließ mir die Anzeige ſeiner beabſichtigten Ausgabe der Kaiſerchronik zurück, die ich, für den Fall, daß ſie Ihnen noch nicht bekannt wäre, hier beilege. Er reiſt dieſes verdienſtlichen Unternehmens wegen noch nach München und Straßburg und wird auf dem Rückweg wieder hier eintreffen.

Eine weitere Ankündigung altſaſſiſcher Sprachdenkmale, von Scheller, erregt große Erwartungen. Zu verwundern iſt nur, daß mit einer ſpäten Ueberſetzung der Anfang gemacht wird.

Der Frühling, für den Sie uns einen Beſuch hoffen ließen, iſt nun angebrochen. Ich darf nicht erſt verſichern, wie ungemein es mich erfreuen würde, Sie recht bald unter meinem Dache zu begrüßen. Auch Conz, den ich vor wenigen Tagen geſprochen, iſt zu treffen und freut ſich auf Ihre Ankunft.

Mit der aufrichtigſten Verehrung

Stuttgart den 16. April 1825.
L. Uhland.

26.

Uhland an Laßberg.

Stuttgart den 11. Mai 1825.

Verehrteſter Herr und Freund!

Während mein Dank für den zweiten Band des Liederſaals ſich auf dem Wege befindet, bin ich bereits mit der erſten Hälfte des dritten beſchenkt und erfreue mich des nun bald vollſtändigen Erſcheinens dieſer reichen Sammlung, welche nun erſt von der fortlebenden Poeſie im 14. Jahrhundert lebendiges Bild giebt und auch für den früheren Zeitraum ſo Manches ergänzt und aufhellt. Ueberaus merkwürdig iſt die Sage von den Nachtfrauen; wichtig mir beſonders die Anſpielungen auf Nithart, auf ältere Tanzweiſe u. ſ. w.

In Wallenſtein iſt ja nun auch eine Nibelungenhandſchrift ruchtbar geworden, ein Roſengartenlied, ein provenzaliſcher Fierabras ꝛc. Die erſtern werden aber bis jetzt ſehr unzugänglich gehalten.

v. d. Hagen hat um den Weingartner Codex angeſucht, vermuthlich um ihn mit der Maneſſiſchen Sammlung herauszugeben. Der zweite Theil ſeines Heldenbuchs iſt nun endlich auch erſchienen. Doch fehlt noch immer Manches aus dieſem Kreiſe: Alpharts Tod, der Wiener Wolfdietrich ꝛc.

Mit Bedauern habe ich in Ihrem letzten Schreiben keine Beſtätigung des Beſuchs gefunden, den Sie uns für dieſen Frühling hoffen ließen; jene frühere Aeußerung in Erinnerung zu bringen und zugleich für das neue Geſchenk herzlich zu danken, iſt der Zweck gegenwärtiger Zeilen.

Mit aufrichtiger Verehrung und Freundſchaft

L. Uhland.

27.

Laßberg an Uhland.

Conſtanz am 30. May 1825.

Mein lieber Freund!

Explicit feliciter Liederſaals dritter Band; dies habe ich mit Vergnügen ausgerufen, als mir der Buchdruker vorgeſtern den lezten Bogen brachte. Vorrede und Titelkupfer werde ich nachſenden; indeſſen kann man das Buch leſen.

Die Nachricht, welche Sie mir geben, daß von der Hagen den Weingartner Codex ſollicitirt hat, macht, daß ich Morgen in die Villa Epponis zurükkere, um ein Exemplar des Liederſaales zuſamenzupaken und bei Irem Könige ebenfalls um beſagte Handſchrift zu werben. Er iſt ja der König der Schwaben und wird wol einem ſchwäbiſchen Manne lieber dieſe Arbeit gönnen, als einem Ausländer. Können Sie durch Freunde und Bekannte Etwas hiebei zu meinen Gunſten wirken; | ſo weiß ich daß Sie es nicht unterlaſſen werden: es ſeie denn, daß Sie ſelbſt Abſichten auf den Codex hätten, dann tue ich mit Freuden Verzicht auf denſelben.

Wie wird mir meine liebe Villa vorkommen, one meinen teuren Ittnerus? quis desiderio sit pudor, aut modus, tam chari capitis? incorrupta fides, nudaque veritas! —

Was machen Sie, wie leben Sie, wo gehen Sie dieſen Sommer hin? wüſte ichs, ich würde Sie manchmal in Gedanken begleiten.

Da iſt Iemanden eingefallen, daß in unſern trübſeligen Zeiten ſo gar nichts für die Gemütserheiterung des Volkes getan wird; der meint folgende drei Büchlein in Druk ausgehen zu laſſen:

I.

Eine ſchöne neue Hiſtoria, von einer Künigs-Tochter aus Portugal und einem Graven von Werdenberg, wie er dieſelbe aus jres Vaters Hof entfürt, und nach viel ausgeſtandenen | Abenteuern, glüklich in ſein Haimat nach Sargans bracht hett. Luſtig und anmutig zu leſen, und dem Schwäbiſchen Volk zu Luſt und Lieb, neuerlich ans Liecht geſtellt durch Maiſter Seppen von Eppishuſen, einen farenden Schueler.

II.

Ein ſchöne, neue und weltliche Hiſtoria von Herzog Friederich von Schwaben, wie der eines Künigs Tochter Angelburg genannt, ſo in einen Hirß verwunſchen war, begegnet und dieſelbe, nach viel erlittenen Färlichkeiten und Drangſalen, endlich erlöſet, worauf ſie noch viele Jar mit einander in aller Freud und Einigkeit gelebt und zulezt jre Tag gottſelig beſchloſſen haben. Dem lieben Schwäbiſchen Volk, zu einiger Gemütsergözlichkeit, und Ler ans Liecht geſtellt, und in Druk ausgeben, durch Meiſter Seppen von Eppishuſen, einen farenden Schueler.

III.

Eine ſchöne und lerreiche Hiſtoria, von eines teutſchen Künigs Son, genannt Konradin Herzog zu Schwabenland. Wie der ſein väterlich Erb mit Kriegen wieder gewinnen wollt; darüber aber durch Schikung Gottes, in Gefangenſchaft und Gewalt Künig Karls zu Napels fiel, und zulezt ſamt ſeinem beſten Freund, Markgrav Frie | derich von Baden, jämmerlich enthauptet ward. Allen redlichen Schwaben zu Nuz, und frommen Seelen zu Troſt in betrübten Zeiten, zum erſten mal in Druk ausgeben, durch Maiſter Seppen von Eppishuſen, einen farenden Schüler. Gedrukt in dieſem Jar.

Nu! ich hoffe, wenn der alte Sepp einmal mit ſeiner Kräzen*) auf den Stuttgarter Markt kommt, Sie kauffen im da auch Etwas ab. Indeſſen, Gott befolen von

Irem

J. v. Laßberg.

28.

Uhland an Laßberg.

Stuttgart, d. 26. Sept. 1825.

Verehrteſter Herr und Freund!

Mein lieber Freund, Prof. Schwab, der im Begriff iſt, eine Reiſe an den Bodenſee anzutreten, hat mich um einige Zeilen der Empfehlung an Sie erſucht. Seine vor zwei Jahren erſchienene Beſchreibung der ſchwäbiſchen Alb,**) worin er mit der hiſtoriſch-topographiſchen Darſtellung die poetiſche Auffaſſung der Natur und Sagenwelt zu verbinden geſucht, iſt Ihnen vielleicht bekannt. In gleichem Sinne unternimmt er jetzt, den Bodenſee und das Rheinthal zu beſchreiben, und macht ſich auf den Weg, um Alles wiederholt ins Auge zu faſſen. Die Aufgabe iſt intereſſanter, zugleich aber ſchwieriger, als die frühere. Durch Studien und Berufsgeſchäft bisher vorzüglich dem griechiſchen und römiſchen Alterthum zugewendet, (wiewohl er auch den Waltharius manufortis im Nibelungenmaße verdeutſcht hat***), iſt ihm ſehr angelegen, für das neue Unternehmen Rath und Beiſtand ortskundiger und in der mittleren Zeit einheimiſcher Männer zu gewinnen. Zu Erfüllung dieſes Wunſches glaubte ich durch nichts ſo ſehr behülflich ſeyn zu können, als indem ich mir geſtatte, ſein Vorhaben Ihrer wohlwollenden Aufmerkſamkeit zu empfehlen.

---

*) Geflochtener Hängekorb.

**) Die Neckarſeite der Schwäbiſchen Alb. Stuttg. J. N. Metzler'ſche Buchhandlung. 1823. VIII. 324. (Mit einer Specialkarte der Alb.)

***) In der erſten Ausgabe ſ. Gedichte. Stuttg. 1828—29. im zweiten Band.

Für die gütige Zuſendung vom dritten Bande des Liederſaals hole ich meinen wärmſten Dank nach; aber nur mit Ärger kann ich daran denken, daß die Mittheilung der Weingartner Handſchrift für die Fortſetzung des Werkes verweigert worden. Die Conſequenz | wegen eines frühern Ablehnens nach andrer Seite mag der Grund davon ſeyn. Wäre mir nur ein brauchbarer Abſchreiber für ſolchen Zweck bekannt, mit Vergnügen würde ich eine ſorgfältige Vergleichung der Urſchrift für den Liederſaal vornehmen. Oder würde mir nur der Codex auf ein halb Jahr ins Haus gegeben, ich würde wohl ſchon nach und nach damit fertig, beſonders wenn etwa der ſchon gedruckte Gott Amur wegbleiben könnte.

Ihrem freundlichen Andenken mich angelegenſt empfehlend, mit unwandelbarer Verehrung

L. Uhland.

29.

Laßberg an Uhland.

Mein teurer Uhlandus!

Sie haben mir durch die Zuſendung des Hrn. Prof. Schwab, eine große Freude gemacht und ich betrachte den Tag, an dem ich mit dieſem wakern Manne wie ein farender Ritter auf der offnen Heerſtraße zuſamentraf, als einen den man mit einem weißen Steine bezeichnen muß. Die Enge der Zeit zwingt mich, diesmal Alles auf einen herzlichen Gruß an Sie und Ire eheliche Wirtin zu beſchränken, Iren lieben Brief beantworte ich von Hauſe aus, und ſage nur vorläufig Dank für Ir freundſchaftl. Anerbieten rükſichtlich des Codex.

Conſtanz am 9. Weinmonde 1825.

Laßberg.

30.

Uhland an Laßberg.

Stuttgart, den 6. Dec. 1825.

Verehrteſter Freund!

Durch Maßmanns Aufenthalt bei uns, öffnet ſich endlich die Ausſicht, eine ſorgfältige Abſchrift des Weingartner Codex für den Liederſaal zu gewinnen. In beiliegendem Schreiben zeigt er ſelbſt Ihnen ſeine Abſicht an, eine ſolche Abſchrift zu nehmen, und ſeine Bereitwilligkeit, ſie für die Fortſetzung des Liederſaals abzugeben. Auch in Durchzeichnung von Bildern iſt Maßmann ſehr geſchickt und er wird auch die Bilder der Sänger abzeichnen. Die Weing. Handſchrift iſt in der That zu eigenthümlich und wichtig, um etwa nur zu Varianten und Ergänzungen bei einer Ausgabe der Maneſſiſchen angewendet zu werden. Als älteſte und ächteſte Urkunde des Minneſangs erfodert ſie einen beſondern und vollſtändigen Abdruck.

Herr Graff aus Königsberg, der zum Behuf eines althochdeutſchen Sprachſchatzes eine literariſche Reiſe macht, war einige Wochen hier. Eine der nächſten Nummern des Morgenblatts wird eine kurze Relation über dasjenige enthalten, was er bisher von noch unbekannten oder wenig bekannten Denkmälern gefunden. Beſonders war er über die reichen, uralten Gloſſenſammlungen erfreut, die in Karlsruhe, aus der Reichenau und von St. Peter, befindlich ſind. In einer hieſigen Handſchrift, hinter einer deutſchen Pſalmenüberſetzung, hat er eine Reihe von Gedichten gefunden, worunter einige auch im Liederſaal vorkommende, namentlich Metzen Hochzeit. Die Lücken dieſes Stücks im Liederſ. werden durch das hieſige Exemplar ergänzt, jedoch iſt dieſes durchgängig voll Varianten und im Ganzen weniger reichhaltig, als das Ihrige. Ein Verzeichniß von den Anfängen dieſer Gedichte ſchließe ich hier bei, mit der Bemerkung, wo Einzelnes ſchon im Liederſaale ſteht. Auch in

Büttners Franconia ſind drei Stücke abgedruckt, ohne Angabe woher, aber ohne Zweifel aus hieſiger Handſchrift, in der ich noch ein Zeichen mit Büttners Addreſſe bemerkte.

Schwab iſt noch voll Freude über die ſchönen Tage, die er in Ihrer Nähe verlebt.

Mit der aufrichtigſten Verehrung und Freundſchaft

L. Uhland.

31.

Laßberg an Uhland.

Vererteſter Freund!

Als ich geſtern Mittags von meinem heiligen Berge hieher zurükkam fand ich ein Schreiben von Inen mit einem Einſchluße von H. Dr. Maßmann, welches wieder drei Briefe von Jacob Grimm, Prof. Mone und Herrn von der Hagen von ſer altem Datum enthielt. Der Inhalt von Maßmanns Schreiben konnte mir, da er auch Iren Beifall hatte, nicht anders als höchſt angenem ſein: allein, bei dieſen Briefen lag ein ſpäterer von Herrn Dr. Maßmann, der von Schwierigkeiten ſpricht, die ſich dem Abſchreiben des Weingartner Codex plözlich in den Weg geſtellt haben und dann noch ein ſpäterer von Herrn Prof. Schwab, der das Vorhaben Maßmanns als ganz aufgegeben angiebt und den Antrag enthält, in Gemeinſchaft mit einem Herren Kaußler das Manuſcript für mich zu copiren. Es muß alſo Etwas vorgefallen ſein, was, nach meinem Dafürhalten nur die Perſon des Herrn Dr. Maßmann betreffen kann und mich und mein Vorhaben den Codex Weingartensis heraus zugeben, nicht berüret; und obſchon ich in keinem | der erhaltenen Briefe etwas davon erwänet finde; ſo glaube ich doch vermuten zu müſſen, daß Herr Dr. Maßmann bereits Stuttgart verlaſſen und ſeinen Literariſchen Zug weiters fortgeſezt habe. Ich bin dadurch in der Verlegenheit nicht zu wiſſen, wohin ich jm auf ſeine zwei Schreiben antworten ſoll; können Sie mir ſeinen Aufenthalt angeben, ſo bitte ich darum.

Empfangen Sie meinen beſten Dank, lieber Freund! für die Mitteilung des Inhaltes des Schluſſes der Handſchrift Nr. 69, worunter mir das vollſtändige Gedicht von Metzen Hochzit, beſonders angenem iſt; weil ich alle treue Schilderungen des Volkslebens der mittleren Zeit vorzüglich ſchäze. Man findet oft die leer gebliebenen Blätter an Manuſcripten des Mittelalters mit einzelnen Liedern ausgefüllt, und ich habe von den mir vorgekommenen ſchon eine kleine Sammlung zu machen angefangen; welche einmal einen ganzen Band zum Liederſaal füllen könnte. Für jezt aber beſchäftiget mein Gemüte vor allem die Sorge, um Vorbereitung zu Herausgabe des Weingartner Codex. Der Antrag | der Herren G. Schwab und Kausler, mir dieſe Membrane abzuſchreiben, iſt gewiß des höchſten Dankes wert; ich füle das ganz: Αλλ' ἐκ τοι ἐρεω, και επι μεγαν ὁρκον ὀμουμαι, daß mir nichts angenemeres begegnen könnte, als es ſelbſt zu tun: es iſt nicht Eitelkeit, die mich dies wünſchen heißt; ſondern viel mer eine religiöſe Ängſtlichkeit, daß andere nicht die, nach meiner Anſicht, unerläßliche Geduld bei ſolcher Arbeit haben würden, one welche einem Dichter ſo oft durch einen ſcheinbar unbedeutenden Schreibſeler, großes Unrecht zugefügt werden kann. Ir in dem vorlezten Brieſe geäuſſertes Anerbieten zu Vergleichung der Handſchrift, könnte ich wol one große Unbeſcheidenheit nicht annemen. Männer die ſo Trefliches arbeiten können, ſollte man mit ſolchen ermüdenden und trokenen Geſchäften nicht behelligen.

Ich hätte zwar große Luſt auf den Früling oder Sommer eine Entdekungs Reiſe längs dem Rheine und Nekar in Beziehung auf alte teutſche Dichter zu machen; aber im lezten Jare ſind mir 3 dergleichen Reiſe Plane ſo häſſlich geſcheitert, das ich ganz miſſtrauiſch auf das Schikſal geworden bin, und mir vorgenommen habe, alle dergleichen Projekte | den Göttern anheimzuſtellen, kurz, ich bin ganz ein Mann geworden, den wie Horaz ſagt: quem duplici panno patientia velat.

Von der Hagens Brief, den mir Dr. Maßmann mitgebracht hat, giebt Kunde über ſeine Ausgabe der Maneßiſchen Sammlung, zugleich ſchreibt mir Jakob Grimm: „Hagen ſtehet „vielleicht ab von ſeiner überſchnellen Ausgabe der Maneßiſchen „Sammlung wenn er die Schwierigkeit der Sache reiflicher bedenkt, oder darauf gefürt wird.“

Wie wenig dies der Fall ſei, ſollen Sie nun aus Hagens eigenen Worten vernemen:

„Von meiner neuen Ausgabe der Maneßiſchen Samlung bemerke ich vorläufig. Der Maneßiſche Text bleibt „im Ganzen (?) unvermiſcht, alles aber berichtigt, „ergänzt aus der Urſchrift. Orthographie und Grammatik „berichtigt und gleichartig, ſo fern nicht örtliche und perſönliche Abweichung entſcheiden, mangelhafte Lieder werden, ſo „weit es noch geht (ja wol!) aus andern Handſchriften ergänzt (als ſolche mit * bezeichnet) und beſonders ſo die „großen | Sonnetartigen Strophenreihen mehrerer Dichter „vervollſtändigt, und dieſe auch beſſer geordnet (meiſt nach „andern Handſchriften) und zum Teile chronologiſch hergeſtellt (z. B. bei Walther von der Vogel Weide)“. Nun, ich gratuliere Freund Uhland! „Ein ſtarker Suplement-Band „umfaſſt aber Alles, was dieſem Dichter-Chor ſonſt noch zugeſchrieben wird, desgleichen die Lieder anderer namhafter „Dichter dieſer Zeit, ſo wie viele namenloſe. Meine Ausgabe des Meiſter Gottfried iſt ungefähr Maaßſtab, beſonders das Gloſſar (dies bleibt hier aber weg, weil demnächſt (!!!) ein allgemeines mittel-hochdeutſches Wörter „Buch folgen ſoll) dagegen Lesarten und literariſch-biographiſche Nachrichten über Alles.“

In dieſer verwirrten und gräuelvollen Manier gehet der ganze Brief fort und läßt billig zweifeln ob der böſe Hagen die ſogenannte Maneßiſche Sammelung auch nur einmal aufmerkſam und ganz durchleſen habe. Da möchte man doch des Teufels werden! Auch erfare ich von Im, daß nicht, wie anfangs verſprochen, eine Umarbeitung des literariſchen Grund Riſſes; ſondern | blos ein Nachtrag folgen ſoll. Wir wiſſen an Im, daß dergleichen Codicille manchmal erſt in Extremis gemacht werden, d. i. wenn die Meſſe vor der Türe iſt und im das Waſſer an die Kele gehet; alſo auch von dieſer Seite nichts zu erwarten. In Warheit, dieſer Mann kömmt mir vor wie ein Taſchenſpieler, der alle ſeine Stücke mit ſonderbarer Geſchwindigkeit zu machen weiß; allein wie dieſe Künſtler zu ſagen pflegen: Praxis est multiplex ꝛc.

Mit meiner kurzweiligen Hiſtoria von Graven Albrechten von Werdenberg, habe ich, wie die Franzoſen ſagen, nichts heur et malheur! der Mann der die Holzſchnitte dazu machen ſoll, iſt wegen falſcher Tätigkeit, ins Zuchthaus gekommen; das iſt nun ſer langweilig, für mich und In.

Der Iwain des Hartmann von Owe, kömmt nun auch heraus. Lachmann ſchreibt mir, daß er den Text bearbeite und Benecke Anmerkungen und das Wörterbuch dazu mache, lezterer hat auch den Aparat dazu zuſamen gebracht. |

Der Abdruk von Lachmanns Nibelungen Lied rükt auch mit großen Schritten vor. Er giebt den Text der zu München befindlichen zweiten Hohen Emſer Handſchrift, ganz rein one Interpolation â la Hagen, übrigens ſoll die Ausgabe gehörig mit Lectionibus variis und notis ausgeſtattet werden. Ich traue Lachmann etwas ſer gutes zu, und freue mich, daß nun auch einmal eine zweite Urkunde des Nibelungen Liedes edirt wird; zunächſt ſollte nun die St. Galliſche folgen; allein, ſchwerlich wird ſobald jemand die Herausgabe unternemen. Man muß geſtehen, daß im Norden ungleich mer Liebe, Eifer und Tätigkeit für dieſen Teil der teutſchen Literatur iſt, als bei uns, und die dortigen Buchhändler ungleich mer Mut haben, als ſelbſt Cotta, der ſich doch ſo gerne loben hört.

Herr Prof. Schwab wird Inen vielleicht von dem neuentdekten Sänger Hug von Langenſtein, aus dem Höwgau, geſprochen haben, zu welchem Funde mir Benecke die Veranlaſſung gab. Ich habe nun in dem Manuſcript vom II. Teile von Trutpert Neugarts Episcopatus Constantiensis, die Beſtätigung meiner Sammlung gefunden, daß dieſer Dichter noch bis 1318 teutſchordens Komthur auf der Inſel Maynau war. |

Nun hoffe ich laſſen auch Sie mich bald eine erfreuliche Kunde über Ir literariſches Leben und Weben hören; denn mir ſagt eine innere Andung, daß Sie an der Theotisca arbeiten und uns bald etwas mitteilen werden, wie wirs an unſerm Uhland gewont ſind. Indeſſen: Vale et fave

Conſtanz am 14. December 1825. Laßbergio.

32.

Laßberg an Uhland.

Ich ſende Inen, mein vererteſter Freund! mit den beſten Wünſchen zum Neuen Jar, eine kleine Gabe*), die teils wegen ires ſonderbaren Inhaltes, teils wegen dem noch ganz unbekannten Verfaſſer derſelben, vielleicht wol würdig war, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden und bitte Sie Herrn Profeſſor Schwab, Herrn Hofrat Haug, Liprêt, den Herrn Herrn Boiſſerée und Bertram, Herrn Praelat von Schmid und Herrn Dr. Maßmann, wenn er noch bei Jnen weilt, Exemplare auszuteilen. Gerne hätte ich pro Strena etwas Bedeutenderes geſchikt; allein, one meine Schuld, kam mein Grav von Werdenberg nicht zu Stande.

---

*) Es iſt das Gedicht vom „Litower“, das L. irrig dem Hug v. Langenſtein zuſchrieb (der wirkliche Verf. „Schondoch“ nennt ſich am Schluß). „Ein ſchoen und anmuetig Gedicht, wie ein heideſcher Küng, genannt der Littower, wunderbarlich bekert und in Prüßenland getoufft ward. Vor mer denn fünfhundert Jaren, durch Bruoder Hugen von Langenſtein, tütſch Ordens Komturen uf der Maygen Owe im Bodenſee alſo in Reimen gepracht, und jetzt zum erſtenmal, gueten Fründen ze Luſt und Lieb, ans Liecht geſtellt, durch Maiſter Seppen von Epishuſen, einem farenden Schueler. (Vignette.) Gedrukt am obern Markt (in Conſtanz) uf Neujar 1826.“ 16 SS. 8. — Im ſelben Jahr veranſtaltete L. auf Anſuchen des Buchhändler Seemüller in Conſtanz von dieſem nur als Geſchenk für Freunde gemachten Abdruck eine für den Buchhandel beſtimmte Ausgabe, der ein ausführliches Vorwort und eine neudeutſche Überſetzung beigefügt iſt (XX und 47 SS. 12.). Davon erſchien nach Laßbergs Tod (Schwäb. Hall, im Verlag von Eduard Fiſchhaber) ohne Zweifel auf Schönhuts Betrieb eine zweite Auflage (31 SS. 8.).

Daß in den älteren Zeiten und biß in das XIII. Jarhundert das teutſche Volk lateiniſche Kirchen- und Kriegs-Lieder ſang, wuſten wir aus den Geſchichtſchreibern: daß es aber auch lateiniſche weltliche Volks-Lieder gab, davon giebt uns ein Pergament Codex des X. Jarhunderts, vier Specimina in 4 zerſchiedenen Tonarten, wovon wenigſtens zwei unſern Schwabenlande angehören. Eins davon erhält dieſelbe Erzälung, welche 400 Jare ſpäter im III. Bande des Liederſaales, No. CCXLII. vermutlich auch von einem ſchwäbiſchen Sänger iſt bearbeitet worden. Jn dem lateiniſchen Liede iſt Conſtanz als der Wonort des Kaufmanns angegeben. Mer hierüber finden Sie in Eberts Überlieferungen Bd. I. Heft. 1. pag. 80 sqq.

Zur Geſchichte des teutſchen Geſanges, ſcheint mir dieſer Beitrag wol beachtenswert zu ſein.

Für Herrn Dr. Maßmann, der nach einem Schreiben Prof. Schwabs noch in Stuttgartt ſein ſoll, neme ich mir die Freiheit Jnen ein Dankſagungs Schreiben für die mir von Jm zugedachte Gefälligkeit beizuſchlieſſen. Gehaben Sie ſich wol und fangen Sie das neue Jar unter guten Auſpicien an, nach dem Horaziſchen:

Musis amicus, tristitiam et metus
Tradam protervis in mare creticum
Portare ventis.

Conſtanz am 22. December 1825. J. v. Laßberg.

33.

Uhland an Laßberg.

Stuttgart, den 25. Jan. 1826.

Verehrteſter Herr und Freund!

Ihre freundliche Neujahrsgabe hat mich und die übrigen Freunde des einheimiſchen Alterthums, denen ich ſolche zu übergeben beauftragt war, zum herzlichſten Danke verpflichtet. Sie iſt ein neu erfreulicher Beweis, daß man in dieſem Fache noch täglich neue Entdeckungen erwarten darf. Die Mythe hat für mich beſondres Intereſſe in Beziehung auf den Fabelkreis vom Gral, wo gleichfalls die ſichtbare Geſtalt aus der Hoſtie hervortritt.

Herrn Prälat Schmied konnte ich das Exemplar nicht perſönlich übergeben. Er iſt während der Synode hier erkrankt und ließ ſich noch vor der Geneſung nach Ulm führen, wohin ich ihm daſſelbe nachgeſchickt habe. Maßmann iſt vor etwa 14 Tagen nach Straßburg abgereiſt, er will beſonders auch der Kolmarer Handſchrift nachſpüren. Was veranlaßte, daß ihm der Gebrauch der Hofbibliothek gänzlich verweigert wurde, iſt mir räthſelhaft.

Ihre Aeuſſerungen in Beziehung auf den Weingartner Codex geben mir die Hoffnung, daß Sie dieſen Hort perſönlich hier zu heben gedenken, und ich erlaube mir, meine frühere Einladung auf das angelegenſte zu wiederholen. |

Die lateiniſchen Dichtungen bei Ebert ſind auch mir als ein überaus merkwürdiger Fund erſchienen. Schon die uralten deutſchen Benennungen der Singweiſen verdienen alle Aufmerkſamkeit. Die Abtheilung in Verſe iſt ſchwierig und von Ebert nicht mit Glück verſucht worden.

Schon vor einiger Zeit machte ich Verſuche, einige Kunde darüber zu erlangen, was etwa in den fürſtl. Bibliotheken in

Oberſchwaben noch von Altdeutſchem vorhanden ſeyn möchte. Das Reſultat, welches auf anliegendem Blättchen enthalten iſt, fiel zwar bis jetzt nicht glänzend aus, doch ſind die Nachrichten von einer Handſchrift des trojan. Kriegs von Konrad und von einem Drucke des Parcival, Ulm 1472, immerhin erfreulich; in Hagens Grundriß wird nur ein Druck von 1477. ohne Ort, angeführt.

Der Maneſſiſche Codex ſollte allerdings rein urkundlich herausgegeben werden; die Sammler desſelben haben abſichtlich nach dem Geſchmack ihrer Zeit die ältern Lieder verändert und eben auch dieſes Verfahren ungeſchmälert kennen zu lernen, iſt von Wichtigkeit für die Geſchichte der Liederkunſt.

Ueber meine litterariſche Beſchäftigung, wovon Sie zu hören wünſchen, weiß ich eben nicht viel zu ſagen; nur die Ausführung ſelbſt kann in ſolchen Dingen ſprechen, Plane ſind leicht gemacht, die Ausführung aber hat bei mir bisher allzu viele Unterbrechungen, auch Schwierigkeiten in Herbeiſchaffung der Quellen, gefunden. Was ich in dieſem Jahre noch an das Licht zu fördern | wünſche, iſt eine geſchichtliche, allgemein verſtändliche Darſtellung über *Heldenlied* und *Minneſang* des deutſchen Mittelalters.

Sie erwähnen einer Sammlung einzelner Lieder, welche leergebliebenen Blättern anderartiger Manuſcripte zur Ausfüllung gedient und welche leicht einmal einen Band des Liederſaals füllen könnten. Sollte darunter Einiges ſeyn, was zu näherer Kenntniß des Minneſanges dienen könnte, ſo würde ich, gerade mit dieſem Gegenſtand beſchäftigt, es beſonders dankbar erkennen, hierüber belehrende Notiz zu erhalten oder gütige Mittheilung.

Zum Schluſſe nochmals den herzlichen Wunſch, daß die litterariſche Frühlingsreiſe Sie gewiß in mein Haus führen möge, von dem aus man zwar nicht das herrliche Thurgau, aber doch die Baumgärten unſres Thals überſchaut und von wo aus ein bequemer und naher Weg zu den poetiſchen Handſchriften führt.

Mit unveränderlicher Verehrung der Ihrige

L. Uhland.

(Beilage). Auszug aus einem Schreiben des Herrn Pfarrer Fricker in Altham an Herrn Prof. v. Drey in Tübingen. —

In Wurzach, wie ich gewiß weiß, iſt von Minne-Geſängen nichts vorzufinden. Diß gilt nach meiner bisherigen Erfahrung auch von Wolfegg, (wo ich übrigens noch einmal nachſuchen will). Hingegen in Zeil, wo ich unſere Freunde Dr. Spegele und Dekan Strohmaier gepflogener Verabrede zu Folge antraf, fanden wir von alten deutſchen Dichtern eine alte prächtige Ausgabe von Parzival — Ulm gedruckt im Jener 1472. Dann Conrads von Würzburg Geſchichte des trojaniſchen Kriegs, von der auch Oberlin in einer beſondern Diſſertation von dieſem Conrad handelt, und einen Codex aus der Johanniter Bibliothek zu Straßburg beſchreibet, der aber viel unvollſtändiger war, als der Zeiliſche iſt; denn dieſer hat, wenn gleich im Anfange etwas manque, doch gegen das Ende wenigſtens 10—12. Blatt mehr, und es fehlt in demſelben am Ende höchſtens ein halbes Blatt.

Der brave Herr Fürſt von Zeil freuete ſich nicht nur über unſern Beſuch, ſondern ebenſoſehr darüber, daß ſich auch Gelehrte von Tübingen ſeiner Bibliothek, die jedoch nicht außerordentlich iſt, erinnern: Er erklärte ſich zu jeder ihm möglichen Auskunfft und zu allen Dienſten für Herrn Dr. Uhland erbötig: Desnahen könnten ſich dieſelben nöthigenfalls an den Herrn Fürſten wenden, dem es nach Seiner eigenen Aeußerung ein reines Vergnügen gewähren würde, zum ſchönen Vorhaben des Herrn Dr. Uhland einen kleinen Beitrag leiſten zu können.

34.

Laßberg an Uhland.

Heiligenberg, am 20. May 1826.

Ich habe, mein vererteſter Freund! in allen meinen Schriften und Collectaneen aufmerkſam nachgeforſcht, aber nichts darunter gefunden, was zu näherer Kenntniß des Minneſanges vor dem XIV. Jarhundert dienen könnte; konnte Inen folglich auch nichts zum Behufe Irer geſchichtlichen Darſtellung des Heldenliedes und Minneſanges überſenden. Zwar hat auch das XIV. Jar Hundert noch Gedichte aufzuweiſen, welche dieſelbe Tendenz wie die Minnelieder der guten ſchwäbiſchen Zeit haben, allein das reichſte Specimen hievon, die Lieder des Inen wolbekannten Hugo von Montfort, zeigen zur Genüge, daß Sprache, Darſtellung und Bilder hier ſchon ein ganz anderes Weſen angenommen haben und in poetiſcher Beziehung ſich dem eigentlichen Minneſang nicht mer anreihen laſſen. Die einzelnen Blätter, von denen ich Inen ſchrieb, daß ich ſie wie den Littower, nach und nach mit fortlaufenden Seitenzalen herauszugeben gedenke und welche zulezt gleichfalls zu einem Bande anwachſen dürften, ſind meiſt geſchichtlichen; oder ſcherzhaften Inhaltes, in Proſa und in Verſen, und laſſen ſich irem zufälligen Vorkommen nach nicht wol in eine ordentliche Einteilung bringen; ſie ſcheinen mir daher vorzüglich zu kleinen Gaben an Freunde ſich zu eignen.

Sie wiſſen one Zweifel, daß ich ſeit einiger Zeit mit Herrn Proſ. Schwab viel ſchriftlichen Verker gehabt habe; ſeine Beſchreibung des Bodenſees liegt mir ſer am Herzen.

Heiligenberg am 26. May.

Ich war ſo weit gekommen, als ein heftiger, wie angeflogener Fieberanfall mich ins Bette warf. Da ich dergleichen nicht gewont bin; ſo gedachte ich bei ganz ruhigem Verhalten nach ein par Tagen wieder loszukommen; aber den zweiten Tag muſſte der Arzt gerufen werden und dieſer erklärt die Krankheit für ein Schleimfieber; ich füle zwar, nach dem mörderiſchen Fieberanfalle, eine große Schwäche, aber ich bin dabei doch wolgemutet und bedaure nur, daß ich Sie mein Freund! nun wol viel ſpäter ſehen werde, als ich mir vorgenommen hatte. Leben Sie wol, bald hoffe ich Inen beſſere Nachrichten geben zu können.

Ir

Laßberg.

35.*)

Laßberg an Uhland.

Heiligenberg, am 29. Juny 1826.

Vererteſter Freund!

Meinen beſten und innigſten Dank für das große Opfer, das Sie mir mit Verwendung Irer koſtbaren Zeit auf Abſchreibung des Weingartner Codex bringen: wann und wie werde ich im Stande ſein dieſen Freundſchafts Dienſt zu erwiedern? doch, Inen bleibe ich gerne ein Schuldner.

Herr Prof. Schwab hat mir von Zeit zu Zeit von dem Fortgange dieſer Arbeit Kunde gegeben und mir Hofnung gemacht, ſie bis Ende dieſes Monats beendiget zu ſehen; dann wollte ich zu Inen kommen, Sie beſuchen und die Vergleichung mit der Urſchrift vornemen. Ein geſtern erhaltenes Schreiben des Herrn Prof. tut keine Erwänung von dem Weingartner Codex; ich ſchließe daraus, daß ich noch nicht kommen ſoll, und erwarte vorhero noch weitere Nachricht von Im, oder von Inen.

Ich freue mich Sie nach ſo langer Zeit wieder einmal zu ſehen und zu ſprechen; dann wollen wir die Theotiſca leben laſſen, in welcher doch noch hie und da etwas getan wird; ſo muß Inen z. B. Lachmanns Ausgabe vom ältern Münchner Codex des Nibelungen Liedes gefallen haben, da ſie uns die älteſte Überlieferũng deſſelben, ſo treu als möglich giebt. Der Ywain des Hartmann von Aue wird nun auch bald erſcheinen, durch In und Beneke. In München wollen Sie den Frauendienſt des Ulrich von Liechtenſtein nach der Handſchrift herausgeben. Lachmann ſchreibt mir, daß er den Walter von der Vogelweide beſonders heraus zugeben wünſche: da muß er warten bis die Weingartner Membrane | gedrukt iſt. Herr Praelat von Schmid zu Ulm, wünſchte daß ich die Mörin des Heinrich von Sachſenheim in den Liederſaal aufnemen möchte; ich fürchte das Gedicht möchte wegen ſeinen vielen örtlichen Beziehungen zu wenig allgemeines Intereſſe erregen.

---

*) Dazwiſchen ſcheint ein Brief Uhland's zu fehlen.

Ich ſende Inen hier: die treue maid von Bodmann; Sie ſoll mich bei Inen und Irer eheligen Wirtin freundlich anmelden; in meinem Albrecht von Werdenberg (zu dem ich noch immer die Holzſchnitte nicht habe) erſcheint ſie, als Epiſode weitläufiger. Es iſt mancher weniger ſchöne Stof in der neueren Zeit zur Romanze verarbeitet worden: möchte er Sie mein Freund! zu einem guten ſchwäbiſchen Lied anregen!*)

Leben Sie wol und ſchreiben Sie mir bald, daß dem Weingartner apographum, das: Explicit feliciter, iſt beigeſezt worden.

vollendet zu Conſtanz am 4. July. J. v. Laßberg.

---

*) An Uhlands ſtatt hat ſich Guſtav Schwab des Stoffes angenommen und denſelben noch in nämlichen Jahre (1826) dichteriſch bearbeitet in der Romanze „Im kupfernen Keſſel von Bodmann zu ſingen“ (ſ. Gedichte. 4. Aufl. Stuttg. und Tübingen 1851. S. 421). Erſt viele Jahre ſpäter hat U. die Sage in ſeiner ſchönen Abhandlung „Bodman“ (Germ. IV, 35 ff.) wiſſenſchaftlich verwerthet.

36.

Uhland an Laßberg.

Stuttgart, den 12. Jul. 1826.

Verehrteſter Herr und Freund!

Geſtern empfing ich die erfreuliche Kunde, vom 4. d., daß Ihre Reiſe hieher nur noch auf die Nachricht von beendigter Abſchrift des Weingartner Codex ausgeſetzt iſt. Unſre Abſchrift iſt nun wirklich ſo weit vorgerückt, daß Sie, wenn Sie ſich auch ſogleich auf den Weg begeben, ſämmtliche Lieder zur Vergleichung mit der Urſchrift bereit finden werden, ausgenommen einzig den ſogenannten Gott Amur, mit welchem der Codex ſchließt. Dieſes Gedicht iſt, wie Ihnen bekannt, aus unſrer Handſchrift bereits in Müllers Sammlung abgedrukt und es kömmt nun darauf an, ob Sie etwa bloß Berichtigungen des gedachten Abdruckes oder nochmals das Ganze im Liederſaal zu geben bezwecken. Im leztern Fall möchte es das zweckmäſſigſte geweſen ſeyn, eine Abſchrift des Müller. Drucks zu veranſtalten und dieſe dann nach der Handſchrift durchzucorrigiren. Kürzer noch wäre, ein gedrucktes Exemplar ſo durchzuarbeiten, wozu ich nur das mir zu Gebot ſtehende, als ein entlehntes nicht anbieten kann. Jedenfalls hoffe ich, daß dieſe Sache keinen Aufſchub Ihres Beſuches veranlaſſen und ſich hier leicht erledigen werde.

Das Wichtigſte der Handſchrift ſchließt, nach meiner Anſicht, mit Seite 204, bis wohin die Minnelieder gehen. Von S. 206—228. folgt der Winsbecke und die Winsbeckin, S. 229—38. Gotfrids von Straßburg Lobgeſang auf Maria, von anderer, ungenauer Hand. Dann noch S. 240—51. lehrhafte Meiſterlieder; bis dahin wird bei ihrer Ankunft Alles ab | geſchrieben ſeyn. S. 223—305. iſt dann noch der Gott Amur übrig.

Für die gütige Zuſendung von Sage und Lied meinen verbindlichſten Dank und nun nochmals die herzliche Bitte, daß es Ihnen gefallen möge, die Vergleichung des Codex in meiner Wohnung (Kaufmann Conradis Haus in der Schloßſtraſſe) zu veranſtalten und mit der Bewirthung unſres einfachen Heerdes vorlieb zu nehmen. Die Membrane ſelbſt, ſo wie den etwa nöthigen Apparat: Bodmers Minneſänger, Raßmanns und Beneckes Ergänzungen, die Müller. Sammlung, werde ich bereit halten.

Mit der aufrichtigſten Verehrung

L. Uhland.

NS. Einen Brief von Maßmann, worin Einiges Sie betrifft, ſchlieſſe ich bei und bitte, mir ihn wieder mitzubringen, da er noch nicht beantwortet iſt.

37.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen am 18. July 1826.

Verereteſter Freund!

Ire Zeilen vom 11. dieſes erhalte ich ſoeben, und wenn ich bei dem Eintreffen dieſes Briefes noch nicht bei Inen bin, ſo iſt es nicht meine Schuld. am nächſten Freitag den 21. feiere ich die θανατήσια meiner verklärten Gebieterin in Heiligenberg, eine für mich unerläßliche Wallfart. auf den 23. und 24. iſt mir ein Beſuch aus Arau angeſagt, den ich nicht ablenen kann und am 27. iſt das große ſchweizeriſche Feſt auf dem Stoß bei Gaiß im Appenzeller Land, bei dem ich als Mitglied mererer ſchweizeriſcher Geſellſchaften erſcheinen ſollte. Ich werde alſo ſchwerlich vor dem 30. abreiſen können; um ſo ungeſtörter könnte ich dann bei Inen verweilen: nur ein Gedanke macht mich zuweilen unruhig, der nämlich, daß meine Anweſenheit Sie mein Freund! und ire liebe Frau, von einer Bade- oder ſonſt von einer Luſtreiſe abhalten könnte. Mir, dem die einfachſte und mäßigſte Koſt die liebſte iſt, iſt nicht bange Inen beſchwerlich zu fallen und mit Freude mache ich von der Einladung unter Ir Tach Gebrauch.

Ich bringe die Myllerſche Sammlung worin der Gott Amur ſtehet mit, und wir können die Vergleichung vermittelſt Eintragung der Varianten, von kurzer Hand abtun.

Ich bringe aber auch noch etwas ſer ſeltenes und ſchönes mit, worüber ſich beſonders Herr Sulpitz Boiſſerée freuen wird. Es iſt ein alter Pergament Riſſ von einem Münſter, den ich bei meiner Durchreiſe vor 8 Tagen in Conſtanz auffand und erwarb. | obſchon die Jarzal 1360, die ſich darauf befindet, von einer ſpätern Hand hinzu geſezt ſcheint; ſo gehört die Arbeit doch noch in die gute Zeit und zwar zu einer Kirche, welche 2 Türme bekommen ſollte.

Ich ſende Inen hier Maßmanns Brief mit Dank zurük; über das Conſtanzer Gemälde von 1482 kann ich keine beſtimmte Auskunft geben. offenbar ſtellt es einen Baumeiſter: vielleicht auch einen Goldſchmied vor, der opera coelata machte; Wenn das Alter des Mannes ungefär angegeben wäre, könnte man raten. Um dieſe Zeit, oder etwas ſpäter, lebte ein berümter Künſtler Maiſter Oxenhom, in Coſtenz, der um 1450 den Sarg des heiligen Pelagius (Sant Polaye) für den Dom machte, wozu 60 Mark Goldes und viele Edelſteine verwendet wurden. Um 1480—1490 kommt ein Steinmeze Ulrich Greifenberg vor, von dem noch ſchöne Arbeit vorhanden iſt, um 1499 ein Baumeiſter Maiſter Lux, der eine Schnekenſtiege am Dom gebaut hat. Simon Baider ein Bildhauer machte um 1470 die ſchönen Türen und die Chorſtüle im Dom. Es iſt noch ſein Bild in Holz geſchnizt vorhanden, welches einen Zirkel in der Hand hält; damal ſchien er zwiſchen 30 und 40 Jaren inne zu ſtehen. Das von Maßmann angegebene Wappen iſt unzweifelhaft ein bürgerliches, und gehört einem Künſtler an. Ich wünſche daß dieſe Notizen das Combinations Vermögen des Herrn Maßmann auf eine glükliche Spur leiten mögen; ſchreiben Sie jm; ſo bitte ich auch einen Gruß von mir beizuſezen. |

Mit Irem Schreiben erhielt ich zugleich eines von Herrn Prof. Schwab von demſelben Tage; welches ich mündlich beantworten will, da keine Gefar auf dem Verzug haftet. Wie viel Dank bin ich Inen, vererteſter Freund! und jme ſchuldig, für die große Mühe, die Sie um meinetwillen mit der Weingartner Handſchrift auf ſich genommen haben! ich hoffe es ſoll ein gutes Werk werden; denn ich laſſe auf den Herbſt den Codex palatinus No. 357 auch kommen, um jn noch einmal recht genau zu vergleichen.

Leben Sie wol und nun komme ich ſobald als es nur jmmer mir möglich wird. Herzlich gegrüßt

Von

Irem

J. Laßberg.

38.

Laßberg an Uhland.

Siegmaringen am 5. Septembers 1826.

Ich wollte Inen mein teurer Freund! ſchon vorgeſtern aus Trochtelfingen ſchreiben; allein eine Erkältung, welche ich mir auf der Achalm zuzog machte mich zu allem untüchtig. In Tübingen ließ mich der gute alte Conz nimmer los und ich konnte es im nicht verſagen, den Abend noch mit im in dem Muſeum zuzubringen, wo ich die Bekanntſchaft des vielſeitig unterrichteten Herrn Kanzlers Autenriet machte. Den folgenden Morgen fur ich durch das ſchöne Nekartal nach Rotenburg um da die alte Samulocensis aufzuſuchen: da ich Herrn Jauman nicht zu Hauſe fand; ſo blieb mir nichts anders übrig, als mich an den mir vormals wolbekannten Biſchof von Evara*) zu wenden, der ſich meiner auch mit ſo großer Selbſtaufopferung annam, daſſ er Abends bei unſerer Heimkunſt ganz erſchöpft ſich zu Bett legen muſſte. Ich ſah manches und halte Leichtlens Behauptung über Samulocenis für hinreichend begründet; ich würde warſcheinlich noch mer geſehen haben, wenn ich einen ganz unterrichteten Mann zum Begleiter gehabt hätte. Den folgenden Morgen fur ich an der Muſenſtadt vorbei nach Reutlingen und beſtieg die alte Achalmin, nicht one viele Schweistropfen zu vergießen; mein Fürer ein alter Reichsbürger, gewärte mir gute Unterhaltung, er wuſſte vieles Geſchichtliches von ſeiner Vaterſtadt, manches ganz verkert; aber es war | doch erfreulich zu ſehen, wie einem ſein Vaterort lieb iſt.

---

*) D. h. Landesbiſchof von Keller.

One mich lange bei der neumodiſchen Majerei aufzuhalten, eilte ich die Stammburg des Hauſes zu erreichen, dem ich und meine Vorältern ſo manches Jar gedient haben; denn Achalm, Urach und Fürſtenberg ſind zwar drei Namen aber nur eine Sache. Von dem Turme, der vor kurzer Zeit noch zugänglich war, iſt im vorigen Sommer die weſtliche Seite herabgefallen, und von den Eken hat man die behauenen Steine ſo weit man konnte, heraus gebrochen; rings umher iſt nichts als Graus und Verwüſtung. Ich ſezte mich an die ſüdöſtliche Seite, wo die gröſte Ausſicht iſt; durch eine Berglücke der Alpkette erblikte ich den Staufen: warum ſol ich über dich klagen, du alte Achalm und deinen Sturz, da auch die hohe Kaiſerburg gefallen iſt, und die Krone der ſtolzen Schwaben! Ich gedachte da der älteſten Zeit und wie Kuno und Leuthold, der eine ſo tapfer als der andere fromm, lebensmüde aus der väterlichen Burg in das Kloſter Zwifalten zogen, ſich und die Welt da vergeſſend. Ich dachte an den Wandel der menſchlichen Dinge, und wie dieſe Burg aus einer Hand in die andere kam, und wie Ulrich der ſon Eberhard des Greiners vermeſſen herabfiel mit einem Häuflein übermütiger Ritter und den kräftigen Streichen der Reutlinger erlag: mein Fürer zeigte mir die Stelle, wo S. Lienhards Kappel vor kurzem noch ſtund, und vierzig gefallene Ritter begraben wurden: da trat mich ein langhariges Völklein an, das vor wenig Jaren vom Fuſſe des ungeheuren Hymmelaja entfürt, in dieſen Hügeln angekommen war, die im noch immer fremd zu ſein ſchienen. |

Ich ſollte vielleicht darüber erſtaunen: aber ich hatte vor wenig Tagen über den gewölben der alten Burg Wirtemberg*) die traurigen Geſänge ruſſiſcher Pfaffen ertönen gehört und es konnte nichts mer meine Verwunderung erregen; nur noch einen wehemütigen Blik warf ich auf den alten erwürdigen Turm, der in wenig Jaren vollends auf dem Boden liegen wird, und ſtieg wieder hinab durch das reichgeſegnete Rebengelände in den ſonntäglichen Lärm der gewerbfleißigen Stadt, die ich nach dem Mittagmale wieder verließ. In Pfullingen wollte ich Iren Schwager beſuchen; aber er ſtund auf der Kanzel und ſtreute die heilige Saat des Evangeliums über ſeine Gemeine, ich ließ eine Zeile des Grußes zurük und eilte den Höhen der Alp zu, von welchen herab mir das Felſenneſt Lichtenſtein ſchon fernher winkte. Ich hatte mir in Reutlingen die Walter Scottiſche Nachamung des Herrn Hauff, überſchrieben: Lichtenſtein, gekauft und unterhielt mich mit dieſem Reiſegefärten ganz angenem bis Trochtelfingen, wo ich bei dem dortigen Amtmanne einem alten Schulkameraden übernachtete; ich wurde da etwas unpäſſlich und konnte erſt den folgenden Mittag abreiſen; auf den Abend traf ich durch das teilweiſe ſchöne Lauchert Tal herab, hier bei meinen Kindern ein, wo ich ein par Tage ruhen will.

Da haben Sie mein Freund! den getreuen Bericht meiner kurzen, eben nicht ereigniſſreichen Reiſe, auf der ich ſo oft an Sie und Ire liebe eheliche Wirtin gedacht habe und an die Liebe und Freundſchaft die ich empfing; | nie one Empfindung herzlichen Dankes für den ſtillen Frieden den ich bei Inen genoß. Sonderbar, daß auch auf dieſer kurzen Fart das Glük mich wieder in meinen Forſchungen begünſtigte und ich in dem Hauſe des Biſchofs von Evara die Heimat eines Schweizeriſchen Sängergeſchlechtes entdeken muſſte; wie Sie aus der Beilage erſehen werden.

---

*) Jetzt Rothenberg genannt, eine Capelle, die der verſtorbene König Wilhelm 1824 ſeiner Gemahlin Katharina, geb. Großfürſtin von Rußland († 1818), als Ruheſtätte errichten ließ. Zwei griech. Geiſtliche beſorgen dort den Gottesdienſt.

Ich denke in ein par Tagen die Ufer des Bodenſee'es wieder zu ſehen und von der villa Epponis aus Inen weitere Nachricht zu geben. Indeſſen tauſend herzliche Grüße an die wakere Frau Emma, und den biedern Suabo, dem ich nochmals ſo wie Inen teurer Freund! für die große Hilfe an dem Codex Weingartensis innig danke. Die Irigen, ich meine Herrn Roſner und ſeine ſchöne Frau, auch den lieblichen kleinen Guſtav, bitte ich von mir viel mal zu grüßen; kann ich Irem Herrn Schwager in der Umgebung des Bodenſees oder in der Schweiz entomologiſche Aufträge beſorgen? ſo werde ich es mit eben ſo viel Pünktlichkeit als Vergnügen tun. Bitten Sie Schwab in meinem Namen, auch an ſeine Frau einen ſchönen Gruß auszurichten. An ſein Buch werde ich am erſten Tage meiner Zuhauſekunft Hand anlegen und es ime ſobald möglich zurükſenden. Vale et me amare perge explicit am 6. Sept. 1826.

Laßbergius.

39.

Laßberg an Uhland.

Conſtanz am 4. October 1826.

Ich habe Inen mein verereter Freund! im Anfange des Septembers von Siegmaringen aus geſchrieben und von meinem dortigen Tun und Leben Nachricht erteilt. Von da gieng ich noch einmal das von mir nie genug geſehene Donau Tal hinauf, und ſahe die zwei wunderſchöne Burgen bei Buchheim und den Kalenberg (Kallenberg?), welche lezte ein Muſter koſtbarer und veſter Bauart iſt; ich war auch zu Fridingen, wo auf einem Berge nahe daran noch die Stätte einer alten Stadt und Burg iſt. Dieſe konnte ich durch die fernhintreffenden Stralen des Helios ermattet, nicht mer gehörig unterſuchen und werde es auf meinem nächſten Gange dahin tun; dann beſah ich 20, warſcheinlich teutſche Grabhügel bei Neuhauſen auf der Egg, im Wirtembergiſchen, deren einer nun auf meine Veranſtaltung geöffnet wird. Bei meiner Zuhauſekunft traf ich einen Brief von Suabo und darinne grüße von Inen und Irer lieben Hausfrau an, die mich alle herzlich erfreuten, da ſie von guten Nachrichten über jr beider Wolbefinden Kunde gaben. Ich ſende Inen, lieber Freund! hier Ir apographum des Codex weingartensis zurük, weil ich glaube daß Sie es behufs Irer literariſchen Arbeiten gemacht haben und vielleicht dieſen Winter brauchen könnten; ich habe es abſchriftlich in mein apographum eingetragen.

Es ſcheint mir, nach einem gemachten Ueberſchlage, daß der Abdruk nebſt Bildern und Vorrede gegen 600 Seiten einnemen werden, und folglich die Hinzufügung des Heidelberger Codex Nr. CCCLVII. nicht mer möglich ſein wird. Ich lege Inen hier den erſten Abdruk von einem der zu Albrecht von Werdenberg gehörigen Holzſchnitte bei; es ſcheint mir, daß ſie das Büchlein anſtändig zieren werden und werde mir alle Mühe geben, es pro strena verſenden zu können.

Meine gegenwärtige Geſchäfte gehen die Weinleſe an, welche hier zu Lande bald beginnen wird; aber in der Güte keinen beſſern Wein als den leztgemachten verſpricht, doch, vom Wetter begünſtiget, noch immer frölich genug werden kan; möchten Sie lieber Freund und die wakere Frau Emma mir doch dies Feſt begehen helfen! warlich liebere Gäſte könnte die Villa Epponis nicht aufnemen!

Wie oft denke ich an Sie lieben Freunde! und an all freundliches und liebes, da ich bei Inen erfaren habe; jezt wo der Tag ſchon ſo kurz und die Abende lang zu werden anfangen, ſize ich oft halbe Stunden lang einſam auf meiner Stube im Dunkeln, da erſcheint mir immer das Bild Ires ſtillen häuslichen Friedens; ich ſehe Sie in Irem blauen und die tätige Frau Emma in irem amaranth farbnen Kleide vor mir wandeln, und denke dann an die glüklichen Zeiten, da auch ich nicht allein in der Welt war, und das fürt mich denn weit, weit über die Welt hinaus. Adieu! herzliche Grüße an die Irigen, auch die Kinder nicht zu vergeſſen.

Ir

Laßberg.

40.

Uhland an Laßberg.

Stuttgart, den 19. Jan. 1827.

Hochverehrter Freund!

Indem ich die Feder ergreiſe, mich in Ihrem Andenken zu erneuern, fällt es mir ſchwer auf das Herz, wie lang ich, nicht ohne eigenes Verſchulden, außer brieflichem Verkehr mit Ihnen geblieben bin und daß ich ſelbſt noch nicht der mir ſo werthen Erinnerung an Ihren freundlichen Beſuch in unſrem Hauſe Worte gegeben habe. Es iſt aber auch Manches in dieſer Zwiſchenzeit eingetreten, was mich in Briefwechſel und Studien zurückbringen mußte, früher meine letztmalige Beſchäftigung beim landſtändiſchen Ausſchuß und neuerdings mehrmalige Abweſenheit von hier, veranlaßt durch Trauerfälle in der Familie, den Tod einer Schwägerin in Calw und den eines Kindes meiner Schweſter.

Von litterariſchen Vorgängen hab' ich Einiges zu berichten. Bald nach Ihrer Abreiſe kam ein Brief vom Prof. v. d. Hagen an, worin er zum Behuf ſeiner Ausgabe der Minneſänger, deren erſter Band ſchon großentheils gedrukt ſey, Abſchriften aus dem Weingartner Codex verlangte, von den Liedern Kaiſer Heinrichs, Veldekes u. ſ. f., am liebſten der ganzen Minneſängerreihe. Ich gab ihm Nachricht, daß wir von Ihnen eine reine und vollſtändige Herausgabe dieſer Handſchrift zu erwarten haben, und unterließ nicht, zu bemerken, daß die Vergleichung einiger einzelner Sänger hier zu nichts führen würde und eine bloße Variantenſammlung bei manchen derſelben gar nicht anwendbar ſey.

Lachmann beabſichtigt eine kritiſche Ausgabe der Lieder Walthers v. d. Vogelweide. Da ihm hiezu nur die Vergleichung der hieſigen Handſchrift noch fehlte, ſo wendete er ſich an mich, in der Vorausſetzung, daß ich vollſtändige Abſchrift der darin enthaltenen Gedichte Walthers beſitze. Dieſes war jedoch nur theilweiſe der Fall, ich hielt es aber für Pflicht, Lachmanns gründliches Unternehmen zu fördern, trug deshalb das Fehlende nach und überſchickte ihm den ganzen hieſigen Walther.

Maßmann war hier auf der Durchreiſe nach München, wo er als Erzieher bei einer Familie eintreten wird und, wie es ſcheint, auf Verwendung bei der Bibliothek ſein Abſehen hat, was bei ſeinem Eifer und ſeiner Dienſtfertigkeit für ihn und Andre wünſchenswerth wäre.

Geh. Hofrath Kohler aus Wallerſtein war dieſen Winter hier. Wenn ich früher über die Nichtbeantwortung meiner Anſuchen an ihn mich zu beklagen einige Urſache hatte, ſo muß ich jetzt nicht minder die Bereitwilligkeit rühmen, mit der er mir den provenzaliſchen Fierabras hier gelaſſen und die wallerſtein. Nibelungenhandſchrift auf das Frühjahr hieher mitzubringen verſprochen hat.

Graffs Diutiska iſt doch, von der eigentlichen Sprachkunde abgeſehen, etwas zu trocken ausgefallen.

Da Sie mit Schwab fortwährend in Correſpondenz geſtanden, ſo bemerke ich blos, daß er ſich mit den Seinigen wohl und munter befindet.

Nun bin ich aber überaus begierig, von Ihrem Befinden den Winter über und von Ihren neueſten Bemühungen für unſer vaterländiſches Alterthum Nachricht zu empfangen. Auch hole ich meinen herzlichen Dank nach für die Mittheilung der Entdeckungen, welche Sie auf der Rückreiſe gemacht. Ob das aufgefundene Geſchlecht der Spervogel (Sperling) mit dem der Sänger identiſch ſey, wird ſich aus den Liedern ausmitteln laſſen, in welchen mehrere Eigennamen vorkommen.

Meine Frau fügt ihre beſten Grüße den meinigen bei, wir empfehlen uns beide Ihrer freundlichen Erinnerung.

Verehrungsvoll der Ihrige

L. Uhland.

NS. Eine ſehr tüchtige Arbeit, worauf ich, wenn ſie Ihnen nicht ſchon bekannt, Sie aufmerkſam machen möchte, iſt das eben erſchienene Buch von Diez, Prof. in Bonn: die Poeſie der Troubadours, Zwickau, bei Schumann. Maßmann will in München Ulrichs v. Lichtenſt. Frauendienſt abſchreiben, wodurch man hoffen kann, dieſes merkwürdige Buch einmal genauer kennen zu lernen.

41.

Laßberg an Uhland.

Ex villa feria prima post purificationem. 1827.

Ich ſchreibe Inen mit einen lamen Arme, mein vereresten Freund! in den ſich die böſe ἀρθρῖτις eingeniſtet hat: allein, das Vergnügen über Ire letzten Zeilen, läßt mich mit meiner Antwort nicht länger zögeren. Ich habe ſeit meiner Abreiſe aus Irem gaſtfreundlichen Hauſe doch zuweilen durch H. Prof. Schwab, Nachricht von Irem und der Irigen Befinden erhalten und ſogar Grüße, was mich immer getröſtet hat: ſeit einem Vierteljare aber iſt auch H. Prof. Schwab verſtummt und ſo war ich denn wirklich um Sie beſorgt und wollte eben die Feder ergreiſen; als die gewöhnliche Krankheit alter Jäger mich beſuchte und ſeit mereren Wochen ein Interdikt auf alle Correſpondenz legte; urteilen Sie alſo, ob Ir Brief vom 19. Jan. willkommen war?

An den Trauerfällen in Irer Familie neme ich herzlichen Anteil; auch mich traf vor wenigen Tagen das Los, meine gute alte Schwiegermutter in Kempten zu verlieren, die freilich mit 77 Jaren nimmer viele Anſprüche an das Leben machen konnte.

Für die mir ſtets intereſſanten Nachrichten, die Theotisca oder Diutiska betreſend, ſage ich Inen vielen Dank. Auch an mich hat v. der Hagen geſchrieben und ſeinen Gottfrid v. Straßburg zugeſchikt, den ich ſchon beinahe 4 Jare lang aus dem Buchladen beſize!!! Er verſichert mich daß ich im meinen Liederſaal geſchenkt habe; worüber mir freilich mein Gedächtniß keine Kunde gibt; dann hat er die Güte mir ein Blättchen Correcturen zu dem Littower zu ſenden, von denen auch nicht eine einzige Stich haltet und endlich verlangt er ich ſolle im die Aushängebogen von dem Weingartner Codex, ſobald der Druk begonnen hat, poſttäglich zuſenden; dabei nennt er mich ſeinen vererteſten Freund; ſo daß ich vor lauter Dank und Ere nicht weiß, was ich antworten ſoll. Ich bin von Natur nicht boshaft; aber ich muß geſtehen, daß mir unwillkürlich hiebei das Horaziſche „ibam forte via sacra etc.“ einfiel.

Was Sie für Lachmann z. Beförderung ſeiner Ausgabe des Walters v. der Vogelweide getan haben, dafür danke ich Inen, denn ich halte in allerdings für einen ſer tüchtigen Mann in der Diutiska. Vor ſeinem W. von der Vogelweide wünſchte ich die Beendigung des Iwains zu ſehen: aber dieſe Norddeutſchen laufen uns doch in allem guten zuvor!

Maßmann hat mir auch aus München geſchrieben; aber kein Wort v. einer Abſchrift des Frauendienſtes erwänt. Ich fragte in, wer denſelben herausgeben werde? (denn ich hatte vernommen, daß es in M. beabſichtet werde) allein ich blieb one Antwort. Daß der geh. Hofrat v. Kohler etwas geſchmeidiger und gefälliger geworden freut mich: ich habe auf meinen Brief, den ich bei Inen wegen ſeinem Anſinnen an mich ſchrieb, keine Antwort erhalten; ein Zeichen, daß er mit ſeinem Nibelungen Codex noch geheim tut und tun will. Von dem Fierabras hat man merere gedruckte Ausgaben: Geneve 1478, Lyon 1484 und 1486. Dieſe Sachen kann man nur in Paris bekommen, wohin ich ſchon längſt gegangen wäre, wenn keine Franzoſen da wären.

Allerdings iſt Graffs Diutiska ein trokenes Ding, aber doch ein verdienſtliches; es ſoll ja vorzüglich der Sprachkunde gewidmet ſein: aber das wünſchte ich, daß er über die Quellen, aus denen er ſchöpft, etwas ausfürlicher ſpräche. Wo iſt er nun wol? Das 2. Hefte erhielt ich im December mit einer Zeile von ſeiner Hand; hat denn die Reiſe nach Italien nicht ſtattgefunden?

Sie ſagen: ich habe mit H. Prof. Schwab fortwärend in Correſpondenz geſtanden; das iſt das Wort; ich ſchrieb im am 5. Nov. das lezte Mal, erhielt aber keine Antwort; er hatte mir zerſchiedenes ſeinen Bodenſee betrefend zur Einſicht und Vernemlaſſung z. ſenden angekündiget, unter andern auch die Charte: allein ich erhielt nie etwas; einige 20 Druckbogen hatte ich mit aller Treue und Liebe corrigirt und redigirt: allein, ich muß unwillkürlich (das weiß Gott) in irgendwo verwundet haben: das tut mir leid, denn mein Wille konnte es nie ſein Liebe mit Leid zu erwiedern. Dergleichen habe ich in 57 Jaren ſchon oft erlebt und ſtelle das dann immer den Göttern anheim, und oft entwikelt es ſich wieder freundlich. Das muß man kommen laſſen! indeſſen grüßen Sie dieſen Mann hurtigen Geiſtes von mir, dem ich alles erfreuliche wünſche.

Über Spervogel habe ich nun keinen Zweifel mer, daß er ein Schwizer war; *) ſeine Lieder haben unverkennbare

---

*) Was hier und auf den folgenden Seiten über Spervogel und ſeine Sprüche vorgebracht wird, iſt bekanntlich durch ſpätere Forſchungen längſt widerlegt.

Criterien der Mundart des Zürcherſee's. Seine Gedichte gehören ganz dem Meiſterſange an, er war ein Spruchtichter und hat warſcheinlich um das Jar 1330—1335, da die ſogenannte Maneß. Sammlung geſchrieben wurde, noch gelebt. Die Strophe bei Bodmer II. 226.

„es zimt wol helden, das fro nach leide sin etc.“

ſcheint mir eine Anſpielung auf die (1315) verlorne Schlacht von Morgarten zu ſein. Johann v. Schwanden, Abt zu Einſiedlen, eingedenk der im vorigen Jar von den Schwizeren begangenen Plünderung ſeines Kloſters, war auf Seite Herzogs Leopold v. Öſterrich: die Spervögel waren Amtleute des Kloſters E. zu Hurden: er konnte alſo wol ſingen:

„Dorumbe son wir nit verzagen.
„Es wirt noch bas versuochet.“

Daß er arm und warſcheinl. ein farender Sänger war, erſcheint aus der Strophe, pag. 227: Ich sage iu lieben süne min etc., aber ſeine Voreltern waren doch im Wolſtande; denn ſie machten beträchtliche geiſtl. Stiftungen zu Hurden und Uſnan.

Wer der Fruote von Tenemarken war iſt nicht wol z. entziffern, ein Mann der mit wenig anfieng und viel gewan. Von Husen Walther ſcheint blos des Reimes wegen da zu ſtehen, da der Sänger bekanntlich Friederich hieß — vielleicht hieß er: Friederich Walter?

Heinrich v. Gibichenstein iſt ganz unbekannt.

„Vnd von Stoufen we ir noch ein“

deutet vielleicht auf die uneheliche Nachkommenſchaft, die König Enzius von der Lucia Viadagola in Bologna verließ. Wernhart v. Steinsberg oder Steinberg iſt mir nicht bekannt; aber da die Graven v. Oettingen in erbten, muß er wol mit dieſem Hauſe verwandt geweſen ſein; niemand ſollte hierüber beſſere Auskunft geben können als H. geh. Hofrat Kohler. Ich werde darüber Langs Regesta nachſchlagen, von welchen er mir kürzlich den IV. Bd. zugeſchikt hat. Pag. 227 „man seit ze hove mere etc. ſcheint zu beweiſen, daß er an dem Hofe, warſcheinl. des Herzogs Leopold, bekannt und ſolgl. ein farender Sänger war, der Gransprunge man eben da iſt mir unverſtändlich, warſcheinlich iſt der Text verdorben. pag. 228. „Ein wolf und ein witzig man, saszen Schachzabel an“ beziehet ſich auf d. Fabel Nr. CLXI. im II. Bd. des Liederſaales Seite 605, welche alſo älter ſein muß als Spervogels Getichte. Die Strophe pag. 230

„mich wundert dike, das ein wolgeraten man
„vnder sinen friunden niht erben kan“ etc.

ſpielt vielleicht auf ſein Verhältniß, mit ſeinen Verwandten zu Hurden an, welche ſo vieles den Kirchen vermachten.

Auch ebenda:

„das ich vngelüke han, das tuot mir we,
„des muos ich ungetrunken gan, von einem see“

mag ſich wol auf keinen andern als den Züricher See beziehen, an welchem Hurden, die Heimat des Tichters, liegt. Nemen wir noch dazu die Nachbarſchaft v. Ratpertswil, gerade jenſeits der Brüke, wo um dieſe Zeit und zuvor mer als ein Sänger war; ſo möchte es uns nicht ſchwer fallen, den Sänger Spervogel bei Bodmer zu den Spervögeln zu zählen, welche um dieſe Zeit zu Hurden wonten.

Über Albrecht von Kemenaten (Rud. v. Ems in der Alexandreis) und ſeine Familie habe ich eine ganze Genealogie und an Urkunden von 1282—1285 wolerhaltene Siegel aufgefunden. Sie beſaßen Arbon am Bodenſee (ſagen Sie dieſes dem H. Prof. Schwab), waren Camerarii ducis Sueviae und König Conrad der Junge wonte 1266 den ganzen Sommer bei ſeinem Vater Volkmar von Kemenaten. Albrecht ſcheint mit Conradin nach Apulien gezogen zu ſein; denn da ſeine Brüder 1282 Arbon an d. Biſchof Rud. v. Conſtanz verkauften, war er nicht gegenwärtig und iſt in der Urkunde nur in dem Ausdrucke: fratres mei begriffen; vermutlich lag er noch in dem Kerker des K. Karl v. Anjou, in dem viele ſchwäb. Ritter liegen blieben. In Langs Regesta kommen ſie öfters vor. Der Vater Volkmar hat da in Urkunden den Beinamen: Sapiens.

Wir finden bei Bodmer M. S. II. 19 einen Sänger unter dem Namen: der Diuring. Einige Worte und mundartliche Ausdrüke in ſeinen Liedern erlaubten mir nie zu glauben, daß dieſer Sänger aus Thüringen ſeie. Unter vielen Urkunden die mir dieſen Winter zu Geſicht kamen, war auch ein Compromißſpruch, worin Wernher Türing Altlandammann zu Schwiz, Conrad ab Iberg Landammann daſelbſt, mit Jacob von Warte und Rudolf Müller Ritter einen Span zwiſchen dem Kloſter Einſiedlen und denen von Schwitz vergleichen. actum VIII. kal. Jul. 1311.

In einer Urkunde des lezten Graven v. Raperswil Rudolf, de anno 1261 dem Kloſter Einſideln gegeben, finde ich unter den Zeugen einen: Heinricus miles de Owe der kein Schwabe, ſondern ein Dienſtmann des Graven geweſen zu ſein ſcheint.

Nun will ich Jnen noch ein ganz Neſt vol alte Tichter ausſchütteln, von denen Jnen gewiß mancher zum erſten male unter die Augen kommt.

Johannes Müller in ſeiner handſchriftl. Chronik und Geſchichte der Freiherren von Zimbern, Blat. 1488a. ſagt nachfolgendes: *)

„Ich hab von diſem herren Konrad von Bickenbach in ainem „gar alten geſchribenen buoch ain lied gefunden das im wirt namlichen zuegeſchrieben, und ſeitmals ouch anderer fürnemer leuten „lieder, die ſie ſelbs getícht vnd gemacht, daby geſtanden, wie hernach folgen wirt, ſo glaub ich genzlich her Conrat ſye dies orts „ouch der author, und dem verborgenen ſinn nach zu nemen; ſo „mag das lied vff die obgehörte hyſtoria gedeutet werden. Ich kan „ouch ſunderlichen nit vmbgehen, die zu vermelden, die vermög des

---

*) Vgl. v. d. Hagens Minneſinger IV, 883 und III, 408.

„gar vralten buochs mit iren namen ſint vſſgeſchriben worden vnd „die Gedechtnuß bey iren getichten der lieder, den nach komen habend bekannt gemacht, als: Her Hadamar v. Laber ain Bayer vnd „Her Wolfram v. Eſchenbach, baid Fryherren, Grav Peter v. Arburg, Her Rainhart v. Brennenberg vnd Her Hainrich v. Morungen, baid ritter, Her Conrat Fryherr v. Bickenbach vnd dann „nachfolgende von adell, Walther v. Gachnang (in Thurgau) der „v. Pawenberg, der von Sonneckh, vnd dann der Schenk von Landegkh, item maiſter Frawenlob, maiſter Boltzan, Maiſter Conrat „von Würtzburg, Maiſter Klingſor vnd maiſter Sueßkind v. Trimberg, Desgleichen der Marner (von Conſtanz) der Muetinger „(warſcheinlich ein Diener der Graven v. Oettingen, Moettingen „liegt im Öttingſchen) der Öttinger (von dieſem beſize ich einige „handſchriftliche Gedichte) der Ellentrich, der Wild v. Veltkürch, „der Rupſtdenmann, vnd dann ein Schweitzer genannt der Hayne „Zelky, der was ain groſzer Delky, auch hat der zeit Biſchof Niklas „(aus dem Sängergeſchlechte v. Kiunzingen genannt Hofmeiſter von „Frauwenfeld) von Coſtanntz einen Schriber gehapt, Her Hainrich, „der iſt gleichfalls mit den tütſchen lieder vnd geruempten getichten „vmbgangen, zue vermueten ſy haben dazumal nit groeſſer oder mer „geſchafft gehapt; ſonder nur de faire bon temps, aber das Bickenbachiſch Lied, das laut von Wort zu Wort wie hernach folgt:

„1. Stilſwigen vnd gedagt
„daz iſt nu der beſte ſitt
„dann wer ſich vil ruempt vnd ſagt
„zwar der laydet ſich dar mit
„ſicherlich er wurt zu ſwach
„er ſy ritter oder knecht
„wer ez tůt der tůt nit recht
„der vil ſagt daz nie beſchach
„wer ſich well lieben rainen wiben
„der hab ſy in ſteter hůt
„beſchicht aim Mann dann icht ze gůt
„daz kan im layd vertriben.

„2. Mancher ſpricht er ſy gelegen
„by hertzlieb dikh vnd dikh
„vnnd heb ouch liebe phlegen
„mund an mund blikh an blikh
„layder das entpſannd ich nie
„ez geſchicht do ez geſchehen ſol
„mir iſt am denckhen wol
„kuß von liebe ich nie entphie
„wer ſich well lieben rainen wiben
„der hab ſy in ſteter hůt
„beſchicht aim Mann dann icht ze gůt
„daz kan im layd vertriben.
„3. Swig ich zů der liebe gůt
„hey ſo wer ich gar ain heldt
„ſy kumpt mir ſelten vz dem můt
„die ich ze troſt hab vzerwelt
„ſy iſt by rainen wiben clůg
„die ich mit ganzen trewin [minn? Pf.]
„minß hertzen trut ain Kayſerin
„wer ſy mir holt ich hett genůg
„wer ſich well lieben rainen wiben
„der hab ſy in ſteter hůt
„beſchicht aim Mann dann icht ze gůt
„daz kan im layd vertriben."

Sie wiſſen wol lieber Freund! wo dies Lied ſonſt noch ſtehet; aber das ſehen wir doch hieraus, daß es um die Mitte des XVI. Jarhunderts dem Schenken Conrad von Bikenbach namlichen zugeſchrieben worden.

Sie fragen mich, was ich mache? ich bin hier in der Villa Epponis eingeſchneit und habe eine ſo gute warme Stube, daß es mich gar nicht geluſtet in die Stadt zu gehen. Der Codex Weingartensis hat mich einige Zeit beſchäftiget: aber eine Menge intereſſanter Urkunden, die mir über einmal zukamen und die ich bald wieder zurükſtellen muß, haben mich fürs erſte von dieſer Arbeit abgezogen, ſo daß ich vor einigen Wochen nicht wider daran kommen kann.

Tauſend herzliche Grüße an Ire liebe eheliche Wirtinne, ich habe drei Tage an dieſem Briefe geſchrieben und meine ſteife Hand will ausruhen. Leben Sie wol aufrichtig geliebt vnd vereret von Irem

Laßberg.

Das Buch des H. Prof. Diez von der Poeſie der Troubadours habe ich ſogleich verſchrieben, und danke für die Notiz.

Explicit 5ta Februarij MDCCCXXVII.

42.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen in die Cinerum. 1827.

Mein teurer Uhlandus! ich kann nicht länger warten Inen meine Gedanken über Hartmann von Aue, die ich zwar ſchon lange mit mir herumtrage; aber nur erſt in dieſen lezten Faſtnachtstagen niedergeſchrieben habe, ſogleich mitzuteilen.

Warſcheinlich habe ich zu viel hierüber geſchrieben und zu wenig geſagt; ich geſtehe daß die Beſorgniß, nicht deutlich und gründlich genug zu ſein, meine Feder etwas breit gemacht hat, und gebe Inen vollkommene Gewalt alles überflüſſige wegzuſchneiden und zu verwerfen, was Inen nicht weſentlich zur Sache zugehören ſcheint; nur darum bitte ich, daß Sie mir Ire Meinung und Anſicht über meine Entdekung, wenn ſie je eine iſt, frei und unumwunden mitteilen. Senden Sie mir nach gemachtem Gebrauche, den Auſſaz wieder zurük; ich erwarte aus Zürich noch diplomatiſche Auskunft über das Wappen von Weſterſpül und es könnten ſich in der Folge noch weitere Aufſchlüſſe aus dem Reichenauer Archive zu Karlsruhe ergeben, wohin ich mich gleichfalls wenden werde.

Schwab wird dieſe Notizen wol nimmer zu ſeinem Bodenſee benuzen können.

Er ſchrieb mir endlich auch wieder einmal und kündigte mir ſeine Reiſe nach Paris in den Oſterferien an. Ich bin begierig zu erfahren, wie meine Ideen über Hartmann von Aue, deſſen Bearbeitung Sie mir ſchon vor langer Zeit als beendiget ankündeten, mit Iren Anſichten über in zuſammenſtimmen?

Wie ſteht es und geht es denn mit der Geſchichte des teutſchen Heldenliedes und des Minneſanges? haben Sie Iren Vorſaz, dieſen Winter, die Bearbeitung dieſes Gegenſtandes zu vollbringen, ausgeführt?

Jak. Grimm ſchreibt mir, daß er für dies Jar den III. Teil ſeiner Grammatik bei Seite gelegt habe und an eine andere Arbeit über das teutſche Recht geraten ſeie. Er wünſcht aus dem ſüdlichen Teutſchland alte noch unedirte Rechtsbücher, beſonders Dorfweistümer zu erhalten. Gibt es bei Inen nichts dergleichen? In den kleinen Kantonen der Schweiz giebt (es) ſolche uralte Rechtstitel; aber Strutthan von Winkelried hat nicht alle Drachen jener Gegend getötet; ſie hüten dieſe alten Schäze noch ſer ſcharf. Maßmann hat mir ein Berliner Neujarsblat, einen Schwank, den ſich ein Studioſus Wakernagel zu machen erlaubt hat, zugeſchikt, vermutlich Inen auch. Ich bin nicht getäuſcht worden; der 87. Vers: Sazt er sines schiltes rant, By daz swert an die want gab mir mit dem Berliner Accuſativ ſogleich Aufſchluß über den Verfaſſer; auch erkannte ich die beiden kämpfenden Hirſche hinten ſogleich als ein Plagiat aus unſeres Landsmannes Elias Riedingers Kupferſtichen. Lachmann ſoll damit angefürt worden ſein; es iſt kaum zu glauben.*) Haben Sie die ſchwediſche Volksharfe herausgegeben von einem Bündtner Staudacher, geleſen? Es ſind ſer ſchöne Sachen darin.

---

*) Vgl. darüber Maßmann in den Heidelberger Jahrb. der Litt. XX. (1827) Nr. 67. 68.

Wir Schwaben ſind doch gar zu arm an ſolchen Dingen! Auch das ſchwäbiſche Volksbüchlein vom Profeſſor Auerbacher zu München, werden Sie geleſen haben. Die Schwabenſtreiche und die Märe von den 7 Schwaben darin gefielen mir nicht übel.

Das ſind alle meine Neuigkeiten in unſerem Fache. Regnets nicht, ſo tröpfelts doch! Ich habe noch immer eine Menge Urkunden um mich herumliegen, die ich ausziehe oder abſchreibe. Dieſes Spicilegium iſt nicht ſo ganz undankbar, man findet hie und da eine merkwürdige geſchichtliche Notiz: aber die Augen gehen darüber zum Teufel und ich habe bisher am meiſten durch die Augen gelebt.

Nun ſind die Bachanalien vorüber und bald kommt der Früling; da wird denn meine Gicht auch aus dem ſteifen Arme ausziehen und wir: redeunt jam gramina campis, arboribusque comae ſingen; indeſſen leben Sie wol, et feliciter se habeat placens uxor, die ich von ganzem Herzen grüße.

Ir

Laßberg.

43.

Uhland an Laßberg.

Stuttgart, den 6. April 1827.

Hochverehrter Freund!

Die Beantwortung Ihrer beiden neueſten Schreiben hat ſich mir dadurch verzögert, daß ich mit dem Aufſatze über Hartmann, den Sie mir mitzutheilen die Güte hatten, nicht ſo ſchnell abkommen konnte. Um die Zurückſendung nicht länger aufzuhalten, gebe ich meine Anſicht, wie ich ſie bis jetzt gefaßt. Ihre Vermuthung über des Dichters Herkunft iſt durchaus neu und ſinnreich, aber auch ſie hat ihre Bedenklichkeiten Wenn man in der Gegend ſelbſt die Inſel Reichenau ohne weiteres die Aue nennt, wenn man: in der Aue, aus der Aue ꝛc. ſagt, hat man auch jemals ohne Artikel geſagt oder urkundlich geſchrieben: von Ǒwe, zů Ǒwe, ze Ǒwe? Doch Dieſes mag unerheblich ſeyn und ſich beſeitigen laſſen. Ein wichtiger Uebelſtand iſt, daß die Erklärung nicht ausreicht, daß man eine doppelte Conjektur nöthig hat und neben dem Abte von Reichenau, als Lehnsherrn des Dichters, doch noch ein ritterliches Geſchlecht aufſuchen muß, worauf Dasjenige paßt, was im armen Heinrich von einem Herrn von Ǒwe erzählt wird. Es legt ſich doch allzu nahe, daß Hartmann, der Dienſtmann zů Ǒwe war und die wunderbaren Geſchicke eines vielgerühmten ſchwäbiſchen Ritters Heinrich von Ǒwe berichtet, etwas zur Verherrlichung des adelichen Hauſes, dem er diente, habe thun wollen. Selbſt der Schluß des Gedichtes, wie Heinrich ſeine gottbegabte Retterin zum Weibe nimmt, paßt hiezu am beſten. Grimm (S. 141) bemerkt gewiß richtig, daß nach dem Geiſte der Legende die durch ein Wunder Geretteten zu reinem, gottgeweihten Leben verpflichtet ſehen. Daß auch die Legende vom armen Heinrich, in ur | ſprünglicher Geſtalt, ſolchen Schluß hatte, zeigt das etwas ungeſchickte Einſchiebſel des Ueberarbeiters. Hartmann konnte das geiſtliche Ende nicht gebrauchen, weil er die Legende auf ein fortblühendes Geſchlecht anwendete. Eine weitere Andeutung, daß der geliebte Herr, deſſen Tod Hartmann ſo tief betrauert, ein weltlicher Ritter war, liegt in dem Liede ſelbſt, worin er dieſe Trauer ausſpricht. (Man. I. 180.ᵇ Sit mich der tot etc.). Er iſt bis daher der Welt nachgelaufen, jetzt, nachdem ihn der Tod ſeines Herren beraubt, will er durch die Kreuzfahrt „ime ze helfe komen“. Hätte ſo der laiſche Dienſtmann von einem heiligen Abte der Reichenau geſprochen? Doch dieſes bezweifeln Sie ſelbſt. Endlich, womit ich angefangen, taugt das artikelloſe von und zů Ǒwe, deſſen Anwendung auf die Inſel ich bezweifelte, allerdings zur

Bezeichnung einer lehnsherrlichen Burg und Familie, wobei die ſinnliche Wortbedeutung ſchon zurückgetreten iſt. Dieſes ſind die Zweifel, die ich mir nicht zu löſen vermochte; ich habe nicht die Hülfsmittel zur Hand, um zu erſehen, ob nicht etwa bei der Reichenauer Abtei ein Advokatengeſchlecht beſtand, welches vermittelnd eintreten könnte.

Wenn ich über dieſen erſtern Punkt Bedenklichkeiten äußerte, deren Hebung ich nicht für unmöglich halte und ſelbſt wünſche, ſo muß ich die zweite Vermuthung, in Betreff des Haſen, aus poſitiven Gründen beſtreiten. Das Bild vom Haſen, im Triſtan, bezieht ſich nach meiner feſteſten Ueberzeugung und allen bisherigen Erklärungen nicht auf Hartmann von Aue, ſondern gerade im Gegenſatze zu ihm auf Wolfram von Eſchenbach. Der ſchlichte Hartmann wird ſeiner lautern, reinen, kryſtallenen Wörtlein halber des Lorbeers würdig erkannt; dem originellen Wolfram werden ſeine wunderlichen Haſenſprünge vorgeworfen.

Damit iſt nicht nur an ſich die Verſchiedenheit des Styls der beiden Dichter deutlich bezeichnet, es iſt auch unzweifelhaft auf den Eingang des Parcival angeſpielt, wo Eſchenbach ſelbſt ſeine fliegende Bilderſprache mit einen ſchelbichen Haſen vergleicht (V. 19), welche Stelle wieder am Anfang des Titurel gloſſirt wird. Die Alexandreis Rudolfs von Ems giebt eine Aufzählung der vorzüglichſten Aventürendichter, welche ſichtbar derjenigen im Triſtan nachgebildet iſt. Da tritt denn an des Haſen Stelle namentlich Herr Wolfram von Eſchenbach „mit wilden aventüren"; nur daß Rudolf zum Guten ſpricht, während Gottfried auf den ihm der Zeit nach am nächſten ſtehenden Wolfram, bei dem er auch Manches gelernt hat, unverkennbar eiferſüchtig iſt. Wenn ich nicht irre, haben Sie von der Stelle der Alexandreis, die mir durch Maßmann mitgetheilt war, Abſchrift genommen. Aehnliche Stellung iſt dem von Eſchenbach im Wilh. v. Orleans gegeben. (Docens Miscell. II. 151.)

Wären Hartmanns Erek und Enite, zu Wien, und Gregor vom Steine, einſt zu Straßburg, (Görres ſoll eine Abſchrift haben,) zugänglich, ſo möchten ſich leicht weitere Spuren über ſeine Heimath ergeben.

Ueberaus merkwürdig iſt die Nachricht der zimbern. Chronik von einer bisher völlig unbekannten Liederſammlung. Das Lied, welches Sie mir daraus mitgetheilt, iſt mir noch nicht vorgekommen, beſonders möchte ich dafür ſtehen, daß es nicht in den Bodmer. Minneſingern ſteht. Sollte man die Hoffnung ganz aufgeben, das alte Liederbuch wieder aufzufinden? hat der Verfaſſer der Chronik nicht, wie es ſonſt öfters vorkommt, ein Verzeichniß der gebrauchten Hülfsmittel ſeinem Werke ein verleibt? oder kann man nicht aus den Lebensumſtänden deſſelben ſchlieſſen, welche Bibliotheken und Archive er benützt und worin dem Schatze nachgeforſcht werden könnte?

Ihr neueſtes Schreiben an Schwab iſt erſt nach ſeiner Abreiſe angekommen, wird ihm aber nachgeſchickt. Der Amethyſt iſt bei Hirſch in Empfang genommen und wird zugleich mit Gegenwärtigem auf die Poſt gegeben werden.

Durch Schwab hoffe ich mehrere altfranzöſiſche Romanzen aus einer Pariſer Handſchrift abſchriftlich zu erhalten. Einige Stücke dieſer Art beſitze ich ſchon und weiß auch noch anderwärts ſolche aufzutreiben. Es würde ſich mir dadurch eine kleine Sammlung bilden, die ich mit Hinweiſungen auf die Romanzen — und Balladenpoeſie andrer Völker herauszugeben gedächte. Bei Ihrer Anweſenheit in Stuttgart war davon die Rede, daß mir vielleicht durch Ihre Verwendung auf einige Zeit die Benützung einer altfranz. Handſchrift zu Theil werden könnte, welche Görres, ohne Zweifel in einer Copie von Glöckle, beſitzt und wovon er in der Vorrede zu den Volks- und Meiſterliedern XLVIII. ff. Nachricht gibt: Roman de la Rose de Vinne de Volce, unter Nr. 1725 in der Bibliothek der Königin Chriſtine in Rom. In dieſen Roman ſind mehrere

Romanzen eingewoben, mit denen ich, ſofern es der Beſitzer geſtattete, meine Sammlung verſtärken könnte. Ein Landsmann, der nach Rom reiſt, hat mir zwar angeboten, Abſchriften und Auszüge für mich zu machen, da er aber mit dem Altfranzöſiſchen ſich noch nicht beſchäftiget hat, ſo mochte ich ihn in dieſem Fache mit keinem Auftrag beſchweren. Die Ausſicht, jetzt durch Schwab Mehreres zu erlangen, iſt der Anlaß, daß ich dieſen Gegenſtand wieder anzuregen mir erlaube.

Ich bin im Begriff eine kleine Reiſe nach Tübingen zu machen, und ſchließe daher für heute. Mit herzlicher Verehrung und Freundſchaft

L. Uhland.

44.

Uhland an Laßberg.

Stuttgart, den 20. März 1828.

Hochverehrter Herr und Freund!

Der Umſtand, deſſen Sie im Eingang Ihres mir ſo eben von Schwab mitgetheilten Schreibens erwähnen, die Ungewißheit, ob ich in Stuttgart oder Tübingen mich befinde, iſt auch die Urſache, warum ich ſeit dem Beſuche in Eppishauſen, *) bei dem wir ſo viele Güte und Freundſchaft erfahren und der ſo oft der Gegenſtand unſerer frohen Erinnerung iſt, doch keine Sylbe von mir habe verlauten laſſen. Denn wirklich war ich bisher zwiſchen beiden Orten ſchwebend; von Woche zu Woche, von Monat zu Monat ohne Entſcheidung hingehalten, hat mich das Unvermögen, meinen Freunden hierüber etwas Beſtimmtes mitzutheilen, in eine mich nur allzu leicht überwältigende Mißſtimmung zum Briefſchreiben verſetzt. Jener Zuſtand der Ungewißheit dauert noch jetzt an, und man muß ſein Ziel klar im Auge haben, um ſich durch ſolche Erfahrungen nicht irre machen zu laſſen.

---

*) Im Juli 1827 ſ. L. Uhland ꝛc. S. 216. 217.

Zu meinem aufrichtigen Bedauern meldet die erſte Nachricht, die uns von Ihnen wieder zu Theil wird, daß die Beſchwerde des vorigen Winters ſich wieder bei Ihnen eingeſtellt hat; möge der anrückende Frühling völlige Geneſung bringen!

Was ich über den altfranzöſiſchen Fund, von dem Ihr Schreiben uns Kenntniß giebt, *) von litterariſchen Notizen aufzutreiben vermocht habe, iſt hierneben zuſammengeſtellt. Die rechte, lebendige Poeſie hat freilich im Zeitraum dieſer Gedichte ſchon ſtark nachgelaſſen, aber zur Geſchichte der Ritterſitten ſcheinen ſie ein merkwürdiges Denkmal zu ſeyn.

Von neuen Erſcheinungen im Gebiete der altdeutſchen Litteratur weiß ich nichts zu benennen. Lachmann bereitet Mehreres vor, eine Abhandlung über die Nibelungen, eine Ausgabe der wenigen Lieder des 12. Jahrhunderts, den Parcival. Mit Wolfram v. Eſchenbach hatte auch ich mich vor einigen Jahren anhaltend beſchäftigt, aber die Vergeblichkeit aller Verſuche, einige altfranzöſiſche Handſchriften der Berner Bibliothek, die mir für dieſe Arbeit unentbehrlich ſchienen, hieher mitgetheilt zu erhalten, wozu mir früher Hoffnung gemacht war, zwang mich, die Sache zurückzulegen.

Ein junger Theologe in Tübingen, Namens Halling, der ſich den deutſchen Schriftſtellern des 16. und 17. Jhderts mit Eifer widmet, hat über das auf hieſiger Bibliothek vorhandene Exemplar von Fiſcharts glückhaftem Schifflein eine ſolche Freude empfunden, daß er von dem ſeltenen Büchlein einen Abdruck, mit Notizen über Fiſchart, veranſtalten will. Der Verleger wollte ſich nur unter der Bedingung zur Uebernahme verſtehen, wenn ich eine kleine Zugabe dazu ſtiftete, und ich habe keinen Anſtand gefunden, darauf einzugehen. Dieſes Denkmal kräftiger Bürgerluſt verdient wohl, wieder bekannter zu werden. Aus einem Briefe von Lachmann erſehe

---

*) Ohne Zweifel an G. Schwab.

ich, daß eine Bitte Hallings an Herrn von Meuſebach um Unterſtützung bei ſeinem Vorhaben, nicht ſo ſehr von dieſem ſelbſt, als von ſeinen Freunden, ſehr übel aufgenommen worden iſt. Daß H. v. M. ſeit vielen Jahren die Herausgabe einer Auswahl Fiſcharts Werke mit ausführlichen Nachrichten über Leben und Litteratur dieſes Schriftſtellers vorbereitet, habe ich bei dieſem Anlaß vernommen und wünſche von Herzen, daß wir dieſe Ausgabe, ſo wie diejenige ſeiner Volksliederſammlung, erleben mögen, welche letztere ich wirklich für ein weſentliches Bedürfniß unſrer poetiſchen Litteratur halte. Ich gebe auch gerne zu, daß die Studien des jungen Mannes neben ſolchen Vorarbeiten ſehr unerheblich erſcheinen müſſen und daß ſein Anſinnen an H. v. M. nicht in der rechten Art geſtellt ſeyn mochte. Aber doch ſcheint mir die Beſchäftigung mit Fiſchart kein Monopol zu ſeyn und das glückhafte Schifflein vorderhand füglich wieder abgedruckt werden zu können, womit bereits der Anfang gemacht iſt, und ich finde auch keinen Anlaß, meine Zuſage zurückzunehmen, ohne daß ich übrigens für die Anmerkungen und Einleitung, womit der Herausgeber den Abdruck verſehen hat, einzuſtehen gedenke. Was ich beizugeben wünſchte, wären einige Bemerkungen über Fiſcharts umfaſſende und innige Bekanntſchaft mit dem deutſchen Volksleben und namentlich der poetiſchen Volkslitteratur. Ich ſchreibe von dieſer Sache ſo ausführlich, um die Bitte zu begründen, wenn Ihnen etwa Einiges, Fiſchart betreffend, zu Gebot ſtände, was Sie mir zu öffentlichem Gebrauch mitzutheilen geeignet fänden, Sie damit meinem Appendix einiges Gewicht beilegen möchten. Sollten Sie namentlich Fiſcharts Bearbeitungen des Peter von Stauffenberg oder des Eulenſpiegels, ſowie den Murnerſchen, beſitzen, ſo würde deren gütige Mittheilung meinem Zwecke überaus förderlich ſeyn.

Ich ſchließe dieſes lange Schreiben mit den herzlichſten Grüßen und Wünſchen für Ihr Wohlbefinden von mir und meiner Frau. Auch Ihrer Fräulein Nichte, deren freundliche Aufnahme bei uns im dankbarſten Andenken lebt, bitte ich uns angelegenſt zu empfehlen.

Mit unwandelbarer Freundſchaft und Verehrung der

Ihrige

L. Uhland.

In den Mémoires sur l'ancienne Chevalerie par De la Curne de Sainte-Palaye. Paris, 1781. Tom. I. p. 242. werden folgende Handſchriften des Gedichts angeführt: Voyez le Roman intitulé Des Voeux du paon et le retour du paon, manusc. du Roi, n. 7973, 7989, 7990 et $7990^2/_3$. In dieſem Werke finden ſich auch mehrere Notizen über die wirkliche Anwendung dieſes Gelübdes bei Ritterfeſten und für kriegeriſche Unternehmungen. Ein anderes Gedicht in Alexandrinern: Du Voeu du Heron, iſt daſelbſt Tom. III. p. 119 sqq. abgedruckt.

Sollten Sie dieſes Buch, wovon meiſt nur die Klüber. Ueberſetzung in Deutſchland zu finden iſt, nicht etwa ſelbſt beſitzen, ſo werde ich es Ihnen mit größtem Vergnügen überſenden.

In dem Schriftſtellerverzeichniß bei Roquefort, Glossaire de la Langue Romane, Paris 1808. Tom. II. p. 756 sq. ſteht Folgendes: Alexandre de Bernay, surnommé de Paris: Roman ou la Geste d'Alexandre, composé vers le commencement du XIIIe siècle, ns. 7190, 7190^2, 7190^4, 7190 A. B., 7190^5, 7498^3, 6987, fol. 164; et du fonds de S. Germain, 7633; de S. Victor, 894, et de Cangé, 7498. Ses différentes branches sont: 1. Le Voeu du Paon, les Accomplissemens et les Mariages; 2. le Restor (rétablissement) du Paon, par Brise-Barre; 3. le Testament d'Alexandre, par Pierre de S. Cloot; 4. la Vengeance d'Alexandre, par Jehan le Venelais, que Fauchet appelle le Névelois. — Estace (ou Vace, Wace, Wistace), Lambert li Cors (Court), le Clerc Simon ou Simon de Bologne, auteur d'une traduction de Solin en françois, et Guy de Cambrai, on (ont) travaillé à ce Roman. On croit que les Romans d'Alexandre, en prose (XIVe siècle), sont une version de la Geste.

Dans un exemplaire de la Belgique, Mss. n°. 299, in fol. divisés en deux parties, la première contient le Voeu du Paon, et le Restor du Paon, qui finit au mariage d'Alexandre avec la fille de Darius; la seconde partie comprend la suite du Roman avec la Vengeance; et le traducteur, qui se dit Picard, déclare avoir travaillé par ordre de Jehan de Bourgogne, Comte d'Etampes, Seigneur de Dourdan. Alexandre de Bernay est aussi auteur du Roman d'Atys et Profilias, Mss. n°. 7191 in-fol. Ibid. p. 758. Brise-Barre: Roman du Restor du Paon. Mss. fonds de la Valliere, in-4., n°. 2704, et n° 2703, ancien fonds, in-fol.

In dieſer Notiz Roqueforts über die Verfaſſer der Alexandreiden ſcheint eine ſonderbare Vermiſchung früherer und ſpäterer Autoren obzuwalten. Roquefort ſelbſt ſagt in ſeiner Schrift: De l'État de la Poésie françoise dans les 12. & 13. siècles, Par. 1815. pag. 158: Le Roman d'Alexandre fut publié, l'an 1184, par Alexandre de Paris et par Lambert li Cort. (Voy. Notices des Manusc., tom. V. p. 101 — 121. Biographie universelle, art. Alexandre de Paris.) Le commencement de cet ouvrage est un récit des principales actions de la vie du conquérant macédonien, entremêlé d'autres faits relatifs à ce qui se passa vers la fin du règne de Louis VII. et au commencement de celui de Philippe-Auguste. (Von dieſem Gedichte, in Alexandrinern, enthält die Histoire littéraire T. XV. einen Auszug.)

Ob die aus St. Palaye hievor angeführten Handſchriften den Roman vom Pfauen in Verſen oder in Proſa aufgelöſt enthalten, könnte zweifelhaft erſcheinen. Daß ſie aber, zum Theil wenigſtens, verſificirte Dichtungen geben, dafür ſprechen nachfolgende Excerpte, die ich mir einſt aus dem Catalog der franzöſiſchen Handſchriften auf der königl. Bibliothek zu Paris gemacht und welche ſich auf dieſelben Nummern beziehen, auch noch eine weitere dazu liefern:

No. 7596. Les voeux du Paon et les complissemens et le Mariage des pucelles. F. med.
— 7973. Roman d'Alexandre en vers. 4°.

No. 7989—90. Vieux Roman en vers intitulé les voeux du Paon d'Alexandre. 2 Vol. 4°.

— 7990^2. Les voeux du Paon Roman ancien. 4°.

45.

Uhland an Laßberg.

Stuttgart, den 28. Nov. 1828.

Hochverehrter Freund!

Seit Sie uns von Ihren Wanderungen durch die Schweiz im vergangenen Sommer Kunde gegeben haben,*) entbehren wir von Ihnen aller erwünſchten Nachricht. Ich rufe mich Ihnen ins Gedächtniß, indem ich meinerſeits von einer kurzen Reiſe berichte, die ich in dieſem Spätherbſte noch nach Nürnberg gemacht habe. Dazu muß ich aber weiter ausholen, als der Erfolg rechtfertigen wird. In meinen Studien mittelaltriger Poeſie war mir beſonders eine bedeutende Lücke in Beziehung auf die poetiſchen Alterthümer Englands fühlbar geworden. Da hier nichts von dieſer Litteratur zu finden iſt, ſo ließ ich mir durch einen deutſchen Buchhändler in London, Koller, der ſelbſt für dieſe Gegenſtände Sinn hat, die nöthigſten Sammlungen von Ritson, Ellis, Webber, W. Scott. Jamieson etc., ankaufen und habe mit ſolchen mich einen großen Theil des Sommers hindurch beſchäftigt. Die Trefflichkeit der ſchottiſchen Balladen regte in mir lebhaft die Frage an, ob denn Deutſchland wirklich nichts aufzuweiſen habe, was mit dieſer ſchottiſchen und engliſchen, mit der ſchwediſchen und däniſchen Balladenpoeſie ſich meſſen dürfte? Schlagen wir das Wunderhorn und andre Sammlungen dieſer Art auf, ſo zeigen ſich die meiſten balladenartigen Stücke, auch wo die Herausgeber nicht hinein improviſirt haben, doch in überaus mangelhafter und verworrener Geſtalt. Dennoch laſſen ſich auch durch dieſe hindurch die einſt vollſtändigen und klaren Urbilder ahnen und man darf die Hoffnung nicht aufgeben, ſie noch aufzufinden und herzuſtellen. | Man wird hiebei zunächſt auf die gedruckten Flugblätter des 16. Jhd. hingewieſen, obſchon ich glaube, daß, wie es in Schottland und Schweden der Fall war, auch in den abgelegenern Gegenden unſres Vaterlandes noch immer das Lebendigſte und Aechteſte aus mündlicher Ueberlieferung zu erlangen ſeyn dürfte. Meinert in ſeinen Volksliedern des Kuhländchens hat hiezu einen ſchönen Beleg geliefert und Anklänge, die ich auf meiner vorjährigen Reiſe im Tirol vernommen, haben mich überzeugt daß dort von einem landeskundigen Sammler noch reiche Ausbeute zu Tage gefördert werden könnte. Bei all dieſem haben jene alten Druckblätter ihre unbeſtreitbare Wichtigkeit, aber ihre Seltenheit macht ſie ſchwer zugänglich; Herr von Meuſebach in Berlin ſoll die bedeutendſte Sammlung derſelben beſitzen. Da dergleichen Stücke vorzüglich in Nürnberg und Augspurg gedruckt wurden, ſo war mir der Anlaß, einen Freund auf ſeiner Reiſe in's nördliche Deutſchland bis Nürnberg zu begleiten, gerade erwünſcht, um mich zu unterrichten, was dort in der Pflegſtadt ſelbſt noch für ſolche Zwecke vorhanden ſey. Ich fand freilich Weniges, zu Mehrerem wurde mir durch zugeſagte Nachforſchung in Privatſammlungen einige Hoffnung gemacht und zuletzt noch auf der Rückreiſe, bei Gräter in Schorndorf, ſah ich ſehr Merkwürdiges dieſer Art, deſſen mir zugeſagte Benützung ich gleichfalls noch zu hoffen habe. Im nächſten Jahre denke ich auch Augspurg zu beſuchen.

---

*) Wahrſcheinlich in einem Briefe an Guſtav Schwab.

Die Rückreiſe machte ich zu Fuß, über Schwabach, Gunzenhauſen, Wallerſtein. Zwiſchen den zwei erſtern Orten gieng ich eine gute Strecke rechts ab von der Straſſe, um Wolframs von Eſchenbach Heimath und Grabſtätte zu beſuchen. Stadt Eſchenbach, burgartig mit Mauern und | Thürmen befeſtigt, ſonſt von ganz geringem Umfang, iſt nach meiner durch dieſe Anſchauung beſtätigten Ueberzeugung die Heimath des Dichters. Die den jetzt unerheblichen Schloßgebäuden zunächſtſtehende Kirche erſcheint alt genug, daß ſie ſeine Gebeine bewahren könnte, aber der Fußboden in Chor und Schiff iſt neu mit Steinplatten getäfelt und die Wände ſtehen glatt. So waren freilich Schild und Inſchrift nicht mehr zu finden, die noch Püterich von Reicherzhauſen, auch einſt ein Waller zum Sängergrabe „in Eſchenbach dem Markt, in unſer Frauen Münſter“ in Augenſchein genommen hatte. Abenberg, Pleienfelden, im Parc. und Titur. genannt, ſind nahgelegene Orte.

In Wallerſtein ſah ich die Handſchriften, namentlich die des Nibelungenliedes. Sie iſt eine ſpäte Papierhandſchrift und beginnt mit der Fahrt nach Brunhilden. Statt des fehlenden Anfangs ſteht eine kurze proſaiſche Notiz über Dietrich von Bern, wann er gelebt habe ꝛc. Um dieſer proſ. Einleitung willen war ich längſt auf die Hdſchr. geſpannt, indem davon verlautet hatte, daß ſie Nachrichten von den Sängern enthalte. Nun weiß ich, daß nichts daran iſt, und habe ſo, wie in manchen Fällen, meine Befriedigung erlangt. Merkwürdiger ſcheint eine Hdſchr. des Roſengartenliedes, in andrer als der bekannten Versart; ich bekam ſie nicht zu Geſicht, ſoll aber nähere Kunde davon erhalten. Die Sammlung oberdeutſcher Gemälde, die ſonſt in Wallerſtein zu ſehen war, hat der König von Baiern angekauft. Sie wird zuſammt der Boiſſeréeſchen nach Nürnberg kommen; eine Capelle neben der Sebaldskirche wird zur Aufnahme der deutſchen Schulen zugerichtet, die Juweele aus jeder bleiben aber in München für die Pinakothek.

Dieß das Wenige, was Sie von meiner Reiſe intereſſiren könnte. Was meine Arbeiten anbelangt, ſo werden mich Heldenſage und Minneſang wohl noch dieſen Winter beſchäftigen. Dann aber möchte ich mich wieder zu Wolfram wenden und, wenn ich ſeinen Grabſtein nicht entdecken konnte, mir den Geiſt des Dichters aus ſeinen Werken aufſteigen laſſen. Es ermuntert mich dabei, daß, nach Ihrem letzten Schrei | ben an Schwab, nunmehr Wyß bei der Bibliothek in Bern angeſtellt zu ſeyn ſcheint und ſo die altfranzöſiſchen Schätze dort ſich vielleicht eher öffnen dürften; nicht minder die Notiz, die ſie mir über die Handſchriften zu Donaueſchingen durch Schönhut zugehen lieſſen, worunter ich mit frohem Erſtaunen einen Cod. membr. des Parcival, deutſch und welſch,*) verzeichnet fand. Ob und auf welchem Wege die Benützung dieſes Cod. zu erlangen wäre, darüber würden wohl Sie am beſten mich zu belehren wiſſen. Auch eine Reiſe nach Donaueſchingen würde mich nöthigenfalls nicht verdrieſſen, wenn ich nur einer ruhigen Vergleichung ſicher wäre.

Gegenwärtig leſe ich mit größtem Intereſſe Grimms deutſche Rechtsalterthümer. Auch der Liederſaal hat in dieſem Buche manche ſchöne Frucht getragen.

Nachträglich zu meinen früheren Notizen bemerke ich, daß in Tom. XI. der Histoire littéraire de la France über den altfranz. Dichter Alexandre de Paris und deſſen und des Lambert-li-Cors Roman d'Alexandre**) ein ausführlicher Bericht ſteht.

Der vorerwähnte Buchhändler Koller in London, ein Schweizer, ſchrieb mir unter andrem: „Auch ich habe zufällig einen kleinen Tractat auf Pergament in 4° 10 Blätter aus dieſer Zeit (13 Jhd.) erhalten, der einen luſtigen Aufſatz über Roßertzneyen und als Anhang ein Bruchſtück eines Wächterlieds an Maria enthält, das ich Hrn. v. d. Hagen abſchrieb. Gern würde ich dieſes ſeltene Kabinetsſtückchen der Sammlung des Hrn. Laßberg v. Eppishauſen zuſtellen, um dafür ſeinen nicht in Buchhandel gekommenen intereſſanten Liederſaal für meine gedruckte Sammlung zu erhalten, und bin ſo frei, Sie, falls Sie den Sepp v. Eppishauſen kennen, zu erſuchen, ihm gelegentlich dieſen meinen Vorſchlag mitzutheilen*. Ich vollziehe den Auftrag, den ich übrigens auf keine Weiſe veranlaßt habe.

---

*) Vgl. die Berichtigung im nächſtfolgenden Brief Nr. 46.

**) Dieſer iſt nun herausgegeben durch H. Michelant (Bibliothek des litt. Vereins XIII. Stuttg. 1846.)

Meine Frau empfiehlt ſich mit mir Ihnen beſtens. Möchte bald wieder die Vergleichung eines alten Dichterwerks, etwa des Friedrich von Schwaben, Sie zu unſern ſtillen Laren führen. Wir wohnen jetzt ziemlich ländlich, in derſelben Straße, in der Sie uns mit Ihrem erſten Beſuch erfreut hatten.

Mit der aufrichtigſten Freundſchaft und Verehrung

L. Uhland.

46.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen, am 2. Chriſtmonds. 1828.

Theuerſter Uhland!

Der Tag an dem ich einige Zeilen von Inen erhalte, iſt jedesmal ein Feſttag für mich; ich laſſe Sie alſo von meiner Freude urteilen, als ich dieſen Morgen Iren Brief vom 28. Novbrs. empfieng. Daß auch Sie eine Reiſe in das Dichterland gemacht und ein heiliges Grab geſucht, auch wenigſtens ſeine Stäte gefunden haben, war mir ſer lieb zu vernemen. Für mich hat es etwas ganz eigenes, erhebendes auf der Stelle zu ſtehen, wo ein meinem Geiſte oder Herzen verwandter Mann einſt geatmet, gelebt und gewirkt hat. Aus der Geſtalt des Landes, den Bäumen, Wieſen, dem Fluſſe und den Bergen bei denen er aufgewachſen, ſchlieſſe ich auf die erſten Empfindungen die in ſeiner Bruſt aufſtiegen, auf die Wendung die ſein Sinn genommen u. behalten hat, und ich lerne daraus ſeine Schriften weit beſſer verſtehen.

Sie haben ſich alſo auch d. alten engliſchen Dichter kommen laſſen; ſind auch die von W. Scott, Jamieson u. Weber | 1814 zu Edinbourgh herausgegebenen: Illustrations of

Northern antiquities dabei? ſonſt ſtünde Inen mein Exemplar zu Dienſte. Von franzöſiſchen Sachen könnte ich Inen: „Les poëtes français depuis le XII siècle etc. par P. R. Auguis. 6 Bände in 8°. a°. 1824 und: Nouveau recueil des fabliaux et contes etc. par M. Méon. 1823, 2 Bände in 8°. zuſenden. Dieſe lezte Sammlung v. Fabliaux iſt von der kurz zuvor erſchienenen des Barbaçan in 4 Bänden z. unterſcheiden. Von ältern franz. Sachen habe ich meiſt nur einzelne Bände, da mir durch Ausleihen viel verloren gieng; doch habe ich: „le roman de la rose par Guil: de Lorris & Jean de Meun, accompagné De plusieurs autres ouvrages, etc. et d'un glossaire, Amsterdam. 1785. 3 Tomes in 8°. ancienne chronique de Gerard d'Euphrate duc de Bourgogne remise en français moderne. Paris. 1783. 2 Tomes in 8°. und: aventures & plaisante education du courtois chevalier Charles le bon Seri d'Armagnac. Amsterdam. 1786. 2 tomes in 12° noch ganz. Renouard's choix des troubadours haben Sie ſelbſt. Da ich längſt im Sinne hatte einmal ſelbſt nach Paris z. gehen; ſo habe ich mir von der alten franz. Poeſie nicht viel angeſchaft. In der Bibliotheke zu Donauöſchingen ſind ziemlich viel alte Druke von Romans de Chevallerie. |

Daß man in abgelegenen Gegenden noch einiges auf unſre alten Balladen bezügliches aufſammeln könnte, will ich gerne glauben; aber wer gehet dahin? und wie lange wird es noch dauren, ſo iſt alles vollends verſchollen? Ich habe dieſen Sommer im Berner Oberlande unabläſſig nach alten Sagen geforſcht, aber nichts erfaren können, was nicht ſchon bekannt wäre. Daß Meuſebach in Berlin die beträchtlichſte Sammlung von volkstümlichen Gedichten beſize, habe ich nicht nur von andern, ſondern auch von im ſelbſt vernommen: allein, da er ſelbſt im Sinne hat über teutſche Volkspoeſie ein Werk herauszugeben; ſo wird er vorderhand wol ſchwerlich etwas aus ſeinem Vorrate mitteilen. Jezt iſt er mit ſeinem Fiſchart beſchäftiget, der endlich erſcheinen ſoll. Halling hat jn durch Herausgabe des glükhaften Schifs gewekt. Was Sie mir von einer Handſchrift des Roſengartenliedes in einer andern als der bekannten Versart ſagen, die in Wallerſtein ſein ſoll, iſt mir höchſt wichtig; es köme darauf an welche Recenſion d. ältere iſt: aber daß man Jnen die Hdſchft. nicht gezeigt hat, finde ich höchſt engherzig ja recht unartig. Daß Sie dieſen Winter wieder an Jr Werk über Heldenſage u. Minneſang gehen wollen, das | erfreuet mich über die Maßen; ich ſene mich ordentlich darnach es kennen zu lernen und Schwab, der etwas davon vorleſen hörte, hat mich noch mer entzündet. Laſſen Sie ja mein teurer und vererter Freund! dieſe Arbeit nimmer liegen! Meiſter und Geſellen werden ſich daran erfreuen. Daß Wyß Bibliothecar in Bern geworden kann nicht anders als förderlich für Jre Zwecke ſein. Er iſt ſer gefällig und ich glaube mir ſchmeicheln zu dürfen, daß ich etwas bei jm gelte. Wenn Sie ſich entſchließen könnten ſelbſt nach Bern zu gehen; ſo würde alles ſich leichter machen laſſen. Und ich zweifle nicht daß man Jnen die Handſchriften in die Wonung geben würde; ſollte aber dazu keine Ausſicht ſein; ſo wünſchte ich wenigſtens die Titel der Mſſpte. zu wiſſen, welche Sie zu benuzen wünſchen, um dafür auch einen Verſuch machen zu können. Hätte ich Wyß dieſen Sommer nicht krank und bettliegerig gefunden; ſo hätte er mir auf der Bibliotheke ein eigenes Kämmerchen eingeräumt, um die Hdſchrften mit Muſſe benuzen zu können: ich denke, dieß tut er für Sie wol eben ſo gerne, denn wenn man bei jm iſt, ſo iſt er ein gar wakerer und gefälliger Mann; ſonſt aber läſſt er ſich gerne treiben. | Da Herr Schönhut etwas ſchnellen Gemütes iſt, ſo mag ſich wol begeben haben, daß er durch unvollſtändige Abſchrift meiner Notaten über die Biblioth. zu Donauöſchingen Sie, mein beſter Uhlandus! in einen Jrrtum gefüret hat. Die dortige Handſchrift des Parcifal iſt nicht wie Sie meinen teutſch und wälſch; ſondern es ſind 2 Parcifale, näml.: der des Wolfram v. E. und ein anderer, den Philipp Kolin, ein Goldſchmit zu Straßburg, aus wälſch (alſo warſcheinlich franzöſch.) in teutſche Reimen gebracht hat, und dieſer iſt ao. 1336 gemacht worden. Ob nun Kolin einen andern Text vor ſich gehabt hat als Wolfram?*) ich konnte meine Notizen weder ſo vollſtändig noch ſo deutlich machen als ich wünſchte; weil eben da ich ſchrieb der Fürſt dazu kam und ich alſo eilen mußte zum Schluß zu kommen. Der Bibliothekar Hofprediger Dr. Beker iſt ein äuſſerſt braver und gefälliger Mann und ich zweifle nicht, daß er ſich ein Vergnügen daraus machen wird Inen dieſe und andere Handſchriften zu verſchaffen, wenn es in ſeiner Befugniß ſtehet, was ich nicht weiß: im entgegengeſezten Falle würde es freilich einiger verbindlicher Zeilen an den Fürſten | bedürfen. Das ſicherſte würde immer ſein ſelbſt nach Donauöſchingen zu gehen, wo Sie für d. Benuzung der Mſſpte. keinem Hinderniſſe entgegen ſehen dürften.

Auch ich leſe gegenwärtig meines lieben Gevatters Jac. Grimm teutſche Rechtsaltertümer mit vielem Vergnügen. Ich habe im Weistümer u. Offnungen von alemanniſchen Ortsgemeinden liefern müſſen u. war ſo glüklich einige höchſt Intereſſante zu bekommen: indeſſen felet dem guten Manne noch vieles und in einigen Jaren kann er ſeine beiden Bände wenigſtens auf 4 ausdenen.

H. v. der Hagen hat mir auch geſchrieben, an ſeiner Ausgabe des Pariſer Cod. der Minnelieder ſind die 2 erſten Bände ganz und am 3. bereits 32 Bogen gedrukt. Ich muſſte im an den nithardiſchen Liedern des Weingartner Codex über 800 Verſe abſchreiben. Er will auch ein Gloſſarium der | altteutſchen Sprache herausgeben; aber was will der nicht alles? und was hat er nicht ſchon gewollt? indeſſen lebt er in einem Lande, wo man an jn glaubt u. das iſt die Hauptſache.

---

*) Von dieſer Handſchrift hat Uhland ſpäter eine ausführliche Beſchreibung gegeben in H. Schreibers Taſchenbuch für Geſchichte und Alterthum in Süddeutſchland II, 259.

Auch hat ein H. Pfarrer Dr. Jäger zu Bürg bei Heilbronn an mich geſchrieben u. mich eingeladen einem hiſtoriſchen Vereine beizutretten, der auch Sie mein Freund, Pfarrer Pfiſter, le Brét u. a. m. unter ſeine Mitglieder zäle, und eine dem Mittelalter gewidmete Zeitſchrift unter dem Titel: Suevia herausgeben will. Jch habe mir die Einſicht des Planes ausgebeten, und bin überal gerne, wo mein lieber Uhland mit iſt. Jch danke Jnen für die fernere Nachweiſung über die Alexandreis des Lambert, welche aber mit meiner Handſchrift nichts gemein hat. Unterdeſſen habe ich in N. P. Sibbern idea hist. literar. Islandorum gefunden, daß Brandus Jona Biſchof zu Hole in Jsland die Alexandreis des Gualterius a Castellione episcopi insulani (im XIII. J. H.) ins Jsländiſche überſezt habe.

Es freut mich von Jnen zu vernemen, daß ein ſchweizeriſcher Buchhändler in London iſt, der ein Freund von alt teutſcher Literatur iſt; dieſer Mann könnte uns ja vielleicht zu der Handſchrift des Liedes vom heil. Anno verhelfen, welche Franz Junius (der Herausgeber des Wulfila) der Univerſität z. Oxford geſchenkt hat. Es iſt noch die Einzige die in der Welt exiſtirt. Wenigſtens könnte er uns Nachricht verſchaffen über den Codex und eine umſtändliche Beſchreibung desſelben. |

Obſchon ich gegen ein teutſches Roſſarzneybuch aus dem XIII. J. H. mit allem Rechte miſſtrauiſch bin; und das Bruchſtük eines Wächterliedes, das aus 10 Blättern beſtehen ſoll eine nähere Notiz erforderte; ſo bin ich doch bereit dem wakern Schweizer die 3 Bände des Liederſaales dagegen zu geben, wenn er mir ſein Mſſpt. zuerſt ſendet. Ser gerne ließe ich durch dieſen Herrn Koller, Percy's relikes of ancient english poëtry kommen, wenn Sie die Güte haben wollten es jm zu ſagen. Ein Thurgauer Namens Stähele, aus Summery, eine Stunde von hier, ſoll d. Vernemen nach in London auch einen Buchhandel angefangen haben, vielleicht kann H. Koller Auskunft über ſein Treiben geben.

Und nun mein verereter Freund! vielen und herzlichen Dank für Jre und der lieben Frau Emma freundliche Einladung in jr ſtilles und friedliches Hausweſen, in dem es mir ſo überaus wol gefiel. Es war mir wol bei Jnen und es würde mir wieder wol ſein; aber dieſen Winter kann ich wegen meiner Gicht in d. Schultern nicht reiſen, und auf den Früling wollen wir erſt ſehen: quid valeant humeri, quid ferre recusant. Aber dieſe Einladung hat meinem Herzen ſer wol getan! Zu ſehen, daß mich Jemand zu ſich wünſcht, gehet mir über alles; darum nochmals meinen innigen Dank für Jre Liebe. Gott befolen von Jrem Freunde

Laßberg.

Empfelen Sie mich Schwabs, ich werde jm nächſtens ſchreiben.

47.

Uhland an Laßberg.

Stuttgart, den 26. März 1829.

Hochverehrter Freund!

Der junge Schönhut wollte mich nach ſeiner Zurückkunft vom Bodenſee hier beſuchen, traf mich aber nicht an und dadurch kam ich um ſeine ausführlichern Nachrichten. Nur im Allgemeinen erfuhr ich, daß Sie von der Ungunſt des Winters Einiges zu leiden hatten. Möge dieſes mit der rauheſten Jahrszeit ſelbſt vorübergegangen ſeyn!

Dieſen Winter lernte ich hier den Baron Aufſeß aus Franken kennen. Er wohnt auf ſeinem Stammſitze, der Burg Aufſeß unweit Bamberg, und widmet ſich mit vieler Liebe dem deutſchen Alterthum. Namentlich bezweckt er, eine Geſchichte ſeines alten Hauſes zu ſchreiben und an dieſe allgemeinere Darſtellungen aus der deutſchen Cultur- und Sittengeſchichte anzureihen. In den Urkunden des hieſigen Archivs hat er Mehreres gefunden, was zur Kenntniß ſeiner Familie dient, und aus den Handſchriften der Bibliothek, namentlich der Weltchronik des Rudolf v. Ems, ließ er Abzeichnungen machen, indem er beſonders auch für die Coſtüme der verſchiedenen Jahrhunderte ſammelt. In dieſen Abſichten gedenkt er die merkwürdigern deutſchen Bibliotheken ꝛc. zu bereiſen. Er hat den lebhaften | Wunſch geäußert, für dieſe antiquariſchen Beſtrebungen Ihnen empfohlen zu ſeyn. Sein reger Eifer verdient es auch gewiß, durch Rath und Nachweiſungen von Ihnen gefördert zu werden. Ohne Zweifel hat er inzwiſchen ſelbſt an Sie geſchrieben.

Dieſer Winter war überaus arm an neuen Erſcheinungen aus der deutſchen Vorzeit. Für Jac. Grimm wird gegenwärtig auf hieſigem Archiv Mehreres für die deutſchen Rechtsalterthümer abgeſchrieben. Pupikofers Geſchichte des Thurgaus habe ich noch nicht kennen gelernt, der Verkehr der ſchweizeriſchen Buchhandlungen mit den deutſchen iſt langſam und mangelhaft; wir erfahren oft nur ſpät und zufällig, was in der Schweitz Neues erſchienen.

Für die Benachrichtigung über die Verhältniſſe der Donaueſching. Bibliothek meinen verbindlichſten Dank! ich denke ſpäter davon Gebrauch zu machen. Da ich nicht vorausſehe, wie ich ſo bald auf längere Zeit nach Bern kommen könnte, ſo benenne ich nach Ihrer Erlaubniß die Mſpte, die mich dort vorzüglich intereſſiren und für die mir Ihre gütige Verwendung vom größten Werthe ſeyn würde. Es ſind ihrer 4, vor allen aber:

Cod. Nro. 113: Li Romans de Loherens.

Dieſer Codex enthält nemlich auſſer dem benannten Stücke noch manche andre und zwar zunächſt auch einen Parcheval le Galois, deſſen nähere Kenntniß | mir für meine Studien des Wolfram von Eſchenbach unentbehrlich erſcheint. *)

Die übrigen mir merkwürdigen Handſchriften ſind:

Nr. 296. Les faits de Guillaume d'Orange.

Nr. 349. Chansons diverses. (Altfranzöſiſcher Minneſängercodex.)

Nr. 573. Vers sur Charlemagne.

Ein andrer franzöſ. Parcival Nr. 354 iſt durch Ausleihen nach Paris verloren gegangen und dieſes ſcheint nun auch das Abgeben an ehrliche Leute ſo ſehr zu erſchweren. Um aber nicht durch Zuvielverlangen ſcheu zu machen, richte ich meine Bewerbung vorerſt einzig auf den zuerſt genannten Cod. Nr. 113., als den mir wichtigſten. Bei meiner Anweſenheit in Bern habe ich von dieſen Schätzen nur flüchtige Anſicht nehmen können, die mich aber von ihrer Bedeutung für meine Arbeiten hinreichend überzeugt hat.

Können Sie wirklich einmal die Poëtes français von Auguis und die Illustrations of northern antiquities auf einige Zeit entbehren, ſo werden ſie mich durch deren freundliche Mittheilung ſehr verbinden. Die neueren Fabliaux von Méon beſitze ich ſelbſt. Von Raynouard ſoll nun auch das längſt ausſtehende provenzal. Wörterbuch erſchienen ſeyn.

Sehr entſchuldigen muß ich, Ihre Aufträge an Koller in London noch nicht vollzogen zu haben. | Indem ich beſtändig Einiges von dort erwartete, unterließ ich neue Beſtellung, werde aber in meinem nächſten Schreiben das Erforderliche beſorgen.

Vor einigen Wochen iſt Maßmann mit der jungen Frau, die er ſich aus Rheinbaiern heimgeholt, hier durchgereiſt. Er ſcheint entſchloſſen, eine Abſchrift des Frauendienſtes für Sie zu nehmen. Docens Verlaſſenſchaft, worunter wohl manches von Werth, ſoll verſteigert werden.

---

*) Vgl. nun Alfred Rochat, über einen bisher unbekannten Percheval li Galois. Zürich 1855. 8.

Giebt es wohl von Thannhauſen in Oberſchwaben, unweit Waldſee und Winterſtetten, ein altes Geſchlecht, wohin man den Minneſänger dieſes Namens und den fabelhaften Tanhäuſer beziehen könnte? und wenn es ein ſolches gab, wo mögen ſich Nachrichten darüber finden?

Meine Frau empfiehlt ſich mit mir Ihrem freundlichen Andenken. Erfreuen Sie uns bald wieder mit guter Nachricht.

In aufrichtiger Verehrung und Freundſchaft der Ihrige

L. Uhland.

NS. Pfarrer Jäger in Bürg iſt ein ſehr fleißiger Forſcher und Sammler für ſchwäbiſche Geſchichte. Er hat unlängſt eine Geſchichte der Reichsſtadt Heilbronn herausgegeben. Kommt ſein Unternehmen zu Stande, ſo würde auch ich gerne beitragen, wenn ich etwas dafür Taugliches zu geben hätte.

48.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen, am 31. März 1829.

Charissime Uhlande!

Soeben erhalte ich Iren Brief vom 26. dieſes und ſeze mich gleich hin um zu antworten: mir iſt nämlich wärend dem Leſen desſelben etwas eingefallen die Berner Handſchriften betreffend.

Sollte (was ich jedoch auf keine Weiſe vermuten will) es mir nicht gelingen die Erlaubniß zu erhalten ſie Inen teilweiſe oder zuſamen zuzuſenden: würden Sie ſich dann wol entſchließen dieſelben hier in dem armen Klöſterlein zu Eppishauſen zu benuzen wenn ſie hieher abgegeben würden? Hierüber möchte ich beſtimmte Antwort haben, ehe ich meine Bewerbung um dieſe Handſchriften beginne; dann könnte ich, wenn der erſte Antrag nicht gehet, hintennach noch mit dem zweiten komen; ich würde in mit dem Anerbieten unterſtüzen: die Handſchrift meines Nibelungenliedes ſolange in Bern das obstagium leiſten zu laſſen, bis die dortigen

Franzmänner wieder zurük ſind. Wie gerne böte ich Jnen dann meine Aushilfe bei Jrer Arbeit hier an, wenn ſie Jnen von einigem Nuzen ſein könnte. Um Jnen die Waldeinſamkeit bei mir etwas erträglicher zu machen könnte ja die gute Frau Emma mit Jnen kommen; wir wollten recht friedlich und einig mit einander leben.

Nun lieber Freund! die Hand aufs Herz! und alles recht wol und klug mit Jrer ehelichen Wirtinne überlegt und dann aber eine freie teutſche Antwort: was Sie über meinen Vorſchlag beſchloſſen haben? | Was Sie mir von und über den Freiherrn von Aufſeß ſagen, hat mich ſer erfreut. Es iſt gut wenn die Edelleute auch einmal anfangen verſtändig zu werden. Das iſt ſonſt bei uns in Oberteutſchland noch ſelten der Fall; denn was hie und da Einer aus Liebhaberei oder gar pour tuer le tems tut, hat in meinen Augen keinen Wert.

Da Sie jn loben; ſo habe ich ſchon im voraus eine gute Meinung von dieſem Manne; er hat noch nicht an mich geſchrieben; aber meine Dienſte ſtehen jm demongeachtet überall bereit.

Am 2. April.

Geſtern Abends erhielt ich einen Brief von dem Oberbibliothekar Prof. Rud. Wyß aus Bern, der mir Anlaß giebt jm und der Bibliotheke einen Dienſt zu erweiſen, und davon habe ich ſogleich dieſen Morgen Anlas genommen, den ambitus wegen der Handſchriften zu eröffnen. Jch bin nicht mer gewont mich allzuſer ſanguiniſchen Hoffnungen hinzugeben; allein, ich glaube doch daß meine Werbung nun nicht mer ganz fruchtlos ſein werde.

Die poëtes français par Auguis und Walter Scott's northern illustrations, werde ich Jnen nicht durch den Poſtwagen, wegen des hohen Portos, ſondern durch das Dampfbot über Friedrichshaven durch die Spedition der Gebrüder Beer daſelbſt übermachen. Aber haben Sie denn auch die frühere Sammlung der fabliaux et contes, par Barbazan et Méon. Paris. 1808. 4 dike Octavbände? — Dieſe enthalten eigentlich die intereſſanteſten Stüke. In der ſpäteren Sammlung von Méon in 2 Bänden, iſt auch der verloren gegangene Berner Codex citirt, und ein Stük | aus demſelben abgedrukt. Wenn Sie an Koller ſchreiben; ſo ſagen Sie jm nur, daß ich den Handel eingehe; aber er muß die kleine Handſchrift zu erſt ſchiken.

Wegen Thanhauſen und Tannhauſer kann ich heute nicht antworten: weil mich die Poſt zuſer drängt; es ſoll aber bald geſchehen. Uebrigens halte ich den Sänger dieſes Namens für einen Tyroler, wo dies alte Geſchlecht noch beſtehet, oder doch vor kurzem noch beſtanden hat. Von Buwenburg und Stamheim ſind alte Wirtemberger. Kommen Sie zu mir, ſo will ich Jnen eine Handſchrift von merern hundert Seiten über die alten Dichter zeigen; ſie iſt zwar nicht ſer alt und kömmt von einem gewiſſen Meiſter Sepp, der ſchon mit Jnen das Brot gebrochen und den Becher gehoben hat. Gerne will derſelbe auf die Herausgabe dieſer Blätter verzichten, wenn Sie mein teurer Freund! dieſelben für Jr Werk brauchen können; | es wäre ja unnüz wenn wir zwei dieſelbe Arbeit machen wollten; bei dieſen Worten habe ich meine rote Kappe abgezogen.

Jch bin ein abſcheulicher Menſch, daß ich dem guten wakern Suabo ſo lange nicht für ſeine lieben Geſchenke gedankt habe, entſchuldigen läßt ſich das nicht, aber wol vergeben, bitten Sie jn doch in meinem Namen darum und ſagen Sie jm daß ich ganz lateiniſch geworden bin; denn ich bearbeite wirklich mit aller Anſtrengung, einem lieben Manne, dem alten Schultheißen von Mülinen, zu liebe den episcopatus Constantinesis des Trutpert Neugart.

Noch einen ſchönen und herzlichen Gruß an Frau Emma und dann ade für heute. Geben Sie mir doch ja bald Nachricht in Beziehung auf meinen Vorſchlag.

Gott mit uns!

Jhr Laßberg.

Wenn Sie einen Catalog von Docens Auction bekommen, ſo teilen Sie jn mir doch auch mit.

49.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen, am 14. April 1829.

Hier mein vererteſter Freund! habe ich alles zuſammen getragen, was ich bisher über das Geſchlecht der Tanhuſer habe aufſammeln können;*) es giebt wenig Aufſchluß über d. Perſönlichkeit des Dichters. Ir Tanhauſen in Schwaben, was nun denen v. Stadion gehört, die es von Zinzendorf geerbt haben, könnte wol auch einmal dem Geſchlechte des Sängers angehört haben, und dieſes unter den Habsburgern in d. öſterreichiſchen Staaten gezogen ſein; daß aber der Sänger bei dem Tode des lezten Babenbergers Friedrich des Streitbaren A. 1246 ſchon in Oeſterreich begütert ware, unterliegt wol keinem Zweifel. Ueber die Zerſchiedenheit der Wappen könnte das Stadionſche Archiv zu Warthauſen aus alten Siegeln vielleicht Auskunft geben und wenn ſich das im Manes. Cod. abgebildete dort an einigen Urkunden fände: ſo müßte dies freilich für d. ſchwäb. Heimat des vielgereiſeten Tanhuſers entſcheiden. Er ſcheint kein Freund Ottokars geweſen zu ſein und mag wol nach der Einname des Landes von dieſem verfolgt worden ſein, wie auch Ulrich v. Liechtenſtein begegnete. Ich bedaure daß ich Inen nicht mer mitteilen kann. Primiſſer in Wien wäre vielleicht über d. Geſchlechter der öſterreich. Sänger beſſer unterrichtet als ich. |

Hr. Prof. v. der Hagen in Berlin, der immer nur zu ſchwimmen Luſt bekömmt wenn im das Waſſer in den Mund läuft; ſchrieb mir lezthin auf das dringendſte um Abſchriften aus dem Weingartner Codex; ſie müſſten aber alſobald gemacht werden; da ſein Werk: die Minneſänger in 3 Quartbänden, ſchon in der Oſtermeſſe ſollte ausgegeben werden.

Ich geſtehe, daß ich dieſem Manne von Hauſe aus eben nicht ſer hold bin; aber um der guten Sache willen ſezte ich mich in Gottes Namen hin u. ſchrieb im in kurzer Zeit 2510 Verſe ab die ich im auch anfangs dieſes Monats zugeſchikt habe.

---

*) S. den Anhang.

Hr. Barth in Lpzg. welcher den Druck und Verlag dieſes Werkes von v. der Hagen übernommen hat, ſchrieb mir, daß er von dem was bereits gedrukt iſt, mir ein Exemplar durch Löflund und Son zugeſendet habe. Wenn Sie einmal bei Löflund vorübergehen, ſo bitte ich im zu ſagen, er möchte mein Paket doch ungeſäumt über Friederichshafen und Rorſchach an mich nach Eppishauſen ſpediren laſſen. Ich bin ſer begierig auf dies Werk; hege aber keine gar zu große Hofnungen davon; ich fürchte daß wieder eine Menge Flikwerk hineingeſchiftet werden wird; denn Hagen ſpricht ſchon von einer reichlichen Nachleſe im III. Bande. Ohe! — |

Aber eine Nachricht von einer kürzlich aufgefundenen handſchriftl. Liederſammlung des XIV. Jarhunderts, welche auch Hagen mir mitteilte, wird Jnen zu vernemen angenem ſein.

„Eben lerne ich einen noch ganz unbekannten, und wie es „ſcheint einzigen Codex kennen, welchen eine Augsburgerin Clara „Hezlerin im XV. Jarh. geſchrieben, welcher viele Erzählungen, „Spruchgedichte und Lieder von Hermann von Sachſenheim, „Suchenwirt, Freydank, Kaltenbach (?) Jörg Schiller, Mönch „von Salzburg, Suchs im Sinne, auch einen Nithart (ſein gefräß „im alten Druk) enthält; beſonders aber gegen 100 Stüke ſonſt „unbekannte Tage-Wächter-Liebes-Lieder ꝛc. welche zwar nicht „mer in den eigentlichen Minneſang gehören, und auf die ich „deshalb vergeblich Jagd machte, die aber einen willkommenen „Uebergang von demſelben zum ſpätern Volksliede bilden, dem „XIV. J. H. noch angehören, und ſer der Bekanntmachung „wert ſind. Abſchriften ſtehen mir und alſo auch Jnen zu gebote, „gebieten Sie nur. ꝛc. ꝛc.“

Ich halte dieſen Beitrag zu unſerer Literatur des XIV. Jarhunderts für wichtig und allerdings der Bekanntmachung wert; allein, nie würde ich mich entſchließen eine Abſchrift herauszugeben, welche ich nicht ſelbſt mit der Handſchrift verglichen hätte. Es würde ſich dieſe Handſchrift ganz erwünſcht zu den erſten III Bänden des Liederſaals fügen. |

Vorige Woche brachte mir ein Conſtanzer den ſchwäb. Merkur vom 1. April worin ich einen Trompeten Stoß, des H. Pf. J. fand, der mich auch namentlich mit betrift, und mir ſer unangenem war; einmal weil alle Trompeter Stückchen überhaupt meiner Natur widerſtreben, und ich nichts weniger liebe als in den Zeitungen herumzufaren, und dann, weil der Aufſaz merere Unwarheiten enthält und alſo der Unternemung mer ſchaden als nüzen kann; endlich aber ſiehet das ganze, was wol nur von H. Pf. J. ſelbſt herrüren kann, einer Art von compelle intrare änlich, die ſich auf mich nie mit Erfolg anwenden läßt; weil mein ganzes Weſen ſich ſogleich gegen jeden Notzwang empört, und ich in ſolchen Fällen lieber gleich das Ganze zum Teufel ſchmeiße, als mich in einen Krieg um die Suprematie einlaſſe, welche der eingeborne Tod jedes geſellſchaftl. Vereines iſt. Auch halte ich für ſer unverſtändig daß man den Namen eines Andern in irgend einem Geſchäfte, one ſein Wiſſen und Wollen druken laſſe. Der höfliche Briefwechſel in welchem H. Pf. J. bisher mit mir geſtanden, hätte mich berechtigen ſollen zu erwarten, daß er mir ſeinen Aufſaz für den ſchwäb. Merkur vor dem Druke mitteilen; oder doch wenigſtens kund geben werde. Im erſten Falle wäre ich dann wenigſtens im Stande geweſen, die chronologiſchen Schnizer welche er enthält, zu berichtigen.

Nicht mer für heute lieber Freund! ich erwarte noch Iren Entſchluß in betref der Berner Angelegenheit und kere indeſſen zu meinem episcopatus Constantiensis zurück. Viele herzliche Grüße an die Irige und Schwabs von Irem

Laßberg.

Tannhauſen.

Das Wappen der von Tannhauſen findet ſich unter den Bairiſchen Geſchlechtern in dem ſonſt ſer guten „Erneuerten Wappenbuch, Nürnberg. Bei Paulus Fürſt". 1657. I. 86. Es ſtellet einen goldnen Greiſſenfuß im blauen Felde vor, auf d. Helme eine goldne Greiſſen Klaue, linksgekeret.

In Rürners Thurnierbuche findet ſich das Wappen nicht.

Wiguleius Hund in ſeinem „bayeriſchen Stammenbuch“, welcher den Rürner fleißig, doch meiſt one alle Critik, benuzt hat, füret nicht einmal den Namen des Geſchlechtes an; woraus ich ſchließe, daß dasſelbe erſt ſpäter, nach Rürner und Hund; alſo ungefär nach 1600 nach Baiern, vermutlich aus Tyrol oder Steyermark, gekommen ſeie.

Prof. Sartorius in d. „Burgveſten und Ritterſchlöſſern der öſterreichiſchen Monarchie“. VI. 123. ſagt vom Minneſänger Tannhauſer, daß er wol dem Geſchlechte der Freiherren von Thannhauſen in Salzburg und Baiern angehöre und zwiſchen 1200 u. 1240 gelebt habe. Alſo zur Zeit Herzog Friederich des Streitbaren, an deſſen Hofe er ſich aufgehalten zu haben ſcheint.

Die Güter Leopoldsdorf und Hinperg (Hindberg), welche Tannhauſer, wie er in ſeinen Gedichten ſelbſt ſagt, beſaß, lagen ganz nahe bei Wien, wo er einen Hof, curia, d. i. ein Haus | mit einem ummauerten Hofraum hatte, ſind warſcheinlich Lehen von Herzg. Friederich d. Streitbaren, dem letzten Babenberger, geweſen und da er davon in der vergangenen Zeit ſpricht:

Ze wiene hat ich einen hof
Der lag so rehte schone
Lupoldzdorf was dar zue min
Daz lit bi luchse (Lachsendorf) nahen
Ze hinperg hat ich schone gůt.

ſo fürchte ich, daß im dieſe Beſizungen durch den nach Friederichs Tod eingedrungenen Kön. Ottokar von Böhmen, wie vielen andern Anhängern des Babenberg. Hauſes geſchahe, wieder genommen worden ſeien.

Dükher in ſeiner „Salzburg. Chronik“. Salzburg. 1666. füret das obengemeldete Wappen (mit d. Greiſſenfuß) an und ſagt, daß zu ſeiner Zeit die Graven von Tannhauſen das Erbtruchſäſſenamt bei dem Erzſtifte Salzburg haben. Loc. cit. pg. 4.

Cyriac. Spangenberg im „Adelsſpiegel“. I. Cap. XXIII. „vom Truchſeß-Adel“. pg. 349. ſagt folgendes: „Auch die Bisthümer: Als des Erzſtifts Salzburg Truchſeſſen, waren etwan „die von Albin, ſo anno 1561 abgeſtorben, jezt die Freyherren „von Thanhauſen.“ Der Adelsſpiegel iſt gedruckt: 1591. |

Preuenhueber „Annales Styrenſes“ hat über dies Geſchlecht folgendes: 1537. Im Monat Decbr. ward auf Befel u. Anordnung Königs Ferdinandi ein großer Convent der fünf N. O. Lande zu Wien gehalten ꝛc. ꝛc. Dabei war unter andern auch: Franz v. Thannhauſen, Hauptmann und Vitzdom zu Frieſach, Abgeordneter von dem Lande zu Kärnthen.

Gabriel Bucelin in der „Germania topo-chrono-stemato-graphica“ Part. II. pag. 20. ſezet die von Tanhauſen unter die Bairiſchen Adelsgeſchlechter.

1452. obiit Guilielmus a Tannhausen abbas monasterii Urspergensis in Suevia. Bucelin. loc. cit. pg. 300.

In dem Stammbaume der Graven Lobgott, Gotthilf und Ehrgott von Kueſſtein (aus Oeſterreich ob der Ens) bei Buzelin loc. cit. P. II. in genealog. pag. 191. finde ich: Balthaſſar d. Tanhauſen und ſeine Gemalin Emerent. Tänzel de Trazberg, deren Sohn auch Balthaſſar de T. Euphroſine v. Apfenthal zu einer ehelichen Wirtin hatte, mit der er einen Son Conrad á T. zeugte, verheuratet mit Dorothea de Teuffenbach, deren Tochter Dorothea de T. den Freiherren Georg Hartmann von Stubenberg in Steyermark ehelichte.

Idem, ibidem, hat pag. 232. in dem Stammbaume der Graven Palſi: eine Sydonia Maria Freyin von Thanhauſen, welche die Gemalin des Fürſten Hans Ulrich von Eggenberg, und die Tochter des oben genannten Conrad Freiherrn v. Thanhauſen und der Dorothea v. Teuffenbach war. |

Der ſchon oft angeführte Buzelin giebt uns endlich in der „Germania“ ꝛc. Part. II. genealogica pg. 307 den Stammbaum des Johann Antonius comes, den er familiae ultimum nennt, mit 32 Ahnen. Wir ſehen daraus, daß die ſchon sepius memorata Dorothea de Teuſſenbach irem Gemal Conrad v. Tannhauſen einen Son Balthaſſar geboren hat, dem die Urſula von Holnek einen Son, den genannten Joh. Antonius ſchenkte, aus deſſen unkräftigen Lenden kein fernerer Tannhauſen hervorging.

Das Wappen iſt hier bei Buzelin mit einem andern, vermutlich angeheurateten, geviert, quadriert, ecartelé, dies ſtellt in einem der Länge nach geteilten, halb rot, halb weißen Felde, einen aufgerichteten Sparren vor, deſſen eine Hälfte im weißen Felde ſchwarz und im roten Felde weiß iſt.

Warum in der kaum genannten Handſchrift der Tanhuſer auf dem Bilde das ſchwarze Kreuz des teutſchen Ordens auf ſeinem Mantel führet, wird uns aus ſeinen Gedichten nicht klar; auf alle Fälle aber könnte es uns Aufſchluß geben wie der Thannhuſer ein weit und vielgereiſter Mann war, qui multorum hominum vidit mores et urbes.

In fidem
J. v. Laßberg.

50.

Uhland an Laßberg.

Stuttgart, den 30. April 1829.

Hochverehrter Freund!

Ihre beiden Schreiben vom 31. März und 14. Apr., letzteres mit der Sammlung von Auguis und den Northern Antiquities, habe ich empfangen und bin für ſo Vieles, was Sie mir mittheilen, erbieten und ankündigen, von dem lebhafteſten Dank erfüllt. Ein zehntägiger Aufenthalt in Tübingen iſt dazwiſchen eingetreten. Wie erfreulich iſt mir Ihre gütige Verwendung für die Berner Handſchriften und die Einladung, ſolche in Eppishauſen zu durchforſchen. Angenehmer könnte ich dieſelben allerdings nicht benützen. Aber erhebliches Bedenken macht mir, daß ein vollſtändiger Gebrauch dickleibiger Membranen (den altfranzöſ.

Parcival wünſchte ich, wo möglich, ganz abzuſchreiben,*) längere Zeit erfordert, als ich Ihnen zur Laſt fallen und auch ſelbſt von Hauſe entfernt ſeyn dürfte. Würde jedoch die Benützung einer oder mehrerer Handſchriften nur auf ſchweizeriſchem Boden geſtattet, dann freilich würde ich mich auf das Weſentlichſte beſchränken und den Vortheil haben, unter dem Titel gelehrter Beſtrebungen eine Luſtfahrt nach dem grünen Eppishauſen anzutreten. Mögen Sie nun die Güte haben, mir von dem Beſcheid und den Bedingungen der berniſchen Bibliothekverwaltung ſeiner Zeit Kenntniß zu geben. | Die reichhaltigen Notizen über das Geſchlecht von Tannhauſen ſind mir höchſt dankenswerth. Meine Anfrage war zunächſt durch das alte Lied vom Tannhäuſer im Venusberge veranlaßt. Allerdings wird hiebei eine größere Mythe zu Grund liegen, aber es ſchien mir der Nachforſchung werth, ob ſich ſolche nicht bei dem ſchwäbiſchen Thannhauſen localiſirt habe, denn unferne von demſelben liegt der Weiler Venusberg.

Bei Löflund habe ich geſtern, ſogleich nach Empfang des Briefes, nachgefragt. Er hat die Sendung der Barthſchen Buchhandlung vor etwa 14 Tagen erhalten und unverzüglich mit dem Poſtwagen weiter ſpedirt, ſo daß ſie nun hoffentlich in Ihren Händen ſeyn wird. Was Sie von der neuaufgefundenen Liederhandſchrift ſchreiben, war mir von größter Wichtigkeit, ſo füllen ſich überall die Zeiträume, welche ſtumm ſchienen, mit Lied und Geſang.

Aber die Eppishauſer Handſchrift von den alten Dichtern, wovon wir in den Vorreden zum Liederſaale ſchon ſo erfreuliche Proben geſehen, möge dieſe zum Frommen der Dichterfreunde bald an das Licht treten. Meine Studien, deren ſie hiebei ſo wohlwollend gedenken, ſind gerade in dieſem Fache ſehr mangelhaft und ich habe mir die Perſönlichkeiten der Sänger recht eigentlich an das Ende meiner Arbeiten geſtellt, um erſt abzuwarten, was ſich mir bei einer vollſtändigen Kenntniß der Dicht | werke ſelbſt dafür abwerfen würde.

---

*) Am Rande von Laßberg's Hand: „es ſind gegen 25.000 Verſe.“

Aus Ihrem letztern Schreiben erſehe ich, daß Ihnen Primiſſers Tod, der etwa vor einem halben Jahre erfolgt iſt, noch nicht bekannt war. Er hat die Ausgabe des Suchenwirt nicht lange überlebt und mit ihm iſt die einzige Stütze der deutſchen Alterthümer in Wien gefallen.

Der Artikel im ſchwäbiſchen Merkur iſt mir ſogleich unheimlich vorgekommen und nun ich höre, daß er ganz auf eigene Fauſt abgefaßt und eingerückt worden iſt. muß ich dieſes Verfahren in hohem Grade ungebürlich finden. Dieſe lauten Heroldsrufe ſind nur allzuſehr an der Tagesordnung. Dennoch hoffe und wünſche ich, daß die würdige Sache nicht hierunter leiden werde.

Ein Verzeichniß der Doceniſchen Verlaſſenſchaft hat mir Maßmann zugeſagt, aber bisher nicht geſchickt; ich würd' es Ihnen ſogleich mittheilen.

Die Berliniſche Geſellſchaft für deutſche Sprache hat eine Zeitſchrift angekündigt, die auch Nachrichten von altdeutſchen Hdſchriften und Mittheilungen kleinerer Stücke alter Sprache und Poeſie enthalten ſoll.

Von J. Grimm erhielt ich dieſer Tage einige Zeilen. Kausler, beim hieſigen Archiv, hatte mir ein altes Pergamentblatt gebracht, in welchem ich ein Bruchſtück des Karls | gedichts vom Pfaffen Chuonrat erkannte. Merkwürdig fällt dasſelbe gerade in die Lücke der Straßburger Handſchrift, ſo daß es, neben dem Heidelberger Codex, unicum iſt. Ich ſchickte dasſelbe an Wilh. Grimm, da ich wußte, daß dieſer mit einer Ausgabe des Gedichts beſchäftigt iſt. Von ihm wird eine Schrift zur älteſten deutſchen Poeſie nächſtens gedruckt ſeyn, eine vollſtändigere Bearbeitung der in den altdeutſchen Wäldern enthaltenen Zeugniſſe für die deutſche Heldenſage. Der dritte Theil von J. Grimms Grammatik iſt im Meßkatalog angekündigt.

Zu der Neugart. Arbeit wünſche ich Ihnen den froheſten Muth. Unter unſern beſten Grüßen mit freundſchaftlicher Verehrung

der Ihrige
L. Uhland.

51.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen, den 28. May 1829.

Accidit in puncto, quod non speratur in anno! Schon im September des lezten Jares ſchrieb mir mein erwürdiger alter Freund Mülinen: „Vor einigen Tagen ſah ich hier „(auf ſeinem Gute bei Thun) einen Reiſenden, der mir ſagte, „er habe zu Waſſerburg bei Linden, bei einem alten Pfarrer „einen uralten Codex altdeutſcher Dichter geſehen. „Iſt Inen dieſer bekannt?“

Im October ſandte ich einen Späher dahin, um ſchauen zu laſſen, was an der Sache ſeie: allein der Pfarrer war auf merere Tage abweſend, und der Kaplan verſicherte meinen Abgeſandten, daß ſein Pfarrer keinen Büchervorrat beſitze, am allerwenigſten aber Manuſcripte von irgend einer Art. Auf dieſe Nachricht reſignirte ich mich wieder, ſo ſer auch mein Blut durch den Brief des Graven von Mülinen in Bewegung geraten war, und dachte, der befragliche Reiſende werde wol auch zu denjenigen gehören von denen Claudius ſingt: wenn einer eine Reiſe macht, ſo kann er was erzälen ꝛc. ꝛc. Vor einigen Tagen ſchrieb mir Herr Magiſter Schönhut, er werde Ende May's eine Ausflucht nach dem Bodenſee und zwar in die Gegend von Lindau machen und mich bei dieſem Anlaſſe beſuchen; ich erſuchte jn, bei dem Vorbeireiſen auf einen Augenblick bei dem Pfarrer in Waſſerburg einzuſprechen, und ſich nach dem bewußten Codex zu erkundigen; lezten Montag kam nun Herr Schönhut in die villa Epponis und berichtete, daß der parochus zu Waſſerburg wirklich einen ſer alten Codex alt teutſcher Gedichte beſize, welche 1. den Wilhelm von Oranſe des Rudolf von Ems 2. et 3 zwei Gedichte auf die Jungfrau Maria und 4. et 5 zwei Gedichte aus dem Heldenbuch begreiffen. Am Dienſtag hatte Herr Schönhut die Gefälligkeit für mich eine nochmalige Reiſe nach Waſſerburg zu unternemen und ſeit dieſem Morgen bin ich, titulo emti et venditi, rechtmäßiger Beſizer und Eigentümer dieſer in Teutſchland wol nicht viel ältere Brüder oder Schweſtern habenden ſer ſchönen Handſchrift. Ich weiß nicht, ob ich durch eine Art von Prädeſtination das officium habe alle altteutſche Handſchriften dieſer Gegend aus irer Gefangenſchaft zu erlöſen; aber das weiß ich mein teuerſter Uhlandus! daß es mir nicht möglich wäre, einen Tag ſpäter als heute, Inen Nachricht von meinem neuen Funde zu geben, über den ich mich nicht weniger freue, als ein Vater zalreicher Nachkommenſchaft, wenn im wieder ein neues Kind geboren iſt. Und dieſe Freude, ich weiß es gewiß, teilen Sie aufrichtig mit ihrem Freunde, beſonders wenn ich Inen ſage, daß dieſer ſchäzbare Codex zwei Stücke aus dem Fabelkreiſe des Heldenbuches enthaltet. Doch, zur Beſchreibung meines ſo erfreulichen Erwerbes! — Die Größe und Geſtalt der Handſchrift iſt klein Folio. Warſcheinlich iſt ſie im XV. Jarhunderte zum zweiten Male in rotes Ziegenleder gebunden worden. Sie iſt auf mäßig dickes Pergamen geſchrieben und zält 74 Blätter, wovon das erſte nichts als den Namen des ehemaligen Beſizers: Chriſtoff Schulthais enthaltet, deſſen mir wolbekannte Schriftzüge mir ſagen, daß der Codex noch in der zweiten Hälfte des XVI. Jarhunderts zu Conſtanz geweſen iſt, wo dieſer Schulthais durch viele Jare Bürgermeiſter war, ein Bruder des ehemaligen Beſizers des Weingartner Codex Nicolaus Schulthaiß, fleißiger und ſcharfſinniger | Geſchichtsforſcher, der ſeiner Vaterſtadt 9 Foliobände hiſtoriſcher Collectaneen zurükgelaſſen hat.*)

Die Schrift gehört unter die zierlichſten, reinſten und kleinſten (es ſtehen oft über 200 Verſe auf einer Seite) irer Zeit und iſt one alles Bedenken in den Anfang des XIII. Jarhunderts zu ſezen, ich habe Urſache zu glauben daß ſie nicht ſpäter als das Jar 1230 iſt.*) Sie iſt von einer geübten Hand; durchaus gleich und one alle Lüken: die Schreibung iſt conſequent und correct, meiſt in 3, zuweilen in 2 Colonnen auf einer Blatſeite, in abgeſezten Zeilen die am Ende mit einem Punkte bezeichnet ſind und deren von 50 bis 70 in einer Spalte ſtehen. Zur Rubrication iſt da wo Abſäze ſind Plaz gelaſſen, aber ſie hat keine rote oder ſonſtfarbige Initialen. Eigenheiten der Handſchrift ſind, daß ſer oft w für v geſchrieben iſt, wie: woll für voll, wall für vall ꝛc., daß die Infinitive der Zeitwörter öfter den Ausgang in on, ſtatt en haben, z. B. betton, stritton, tihton, für betten, stritten, tihten u. ſ. w., daß manchmal an für ein (unus) geſchrieben wird. Ich werde warſcheinlich in der Folge noch mer ſolche Eigentümlichkeiten entdeken: übrigens ſcheint mir die Recenſion optimae notae zu ſein, und iſt gewiß die älteſte und reinſte die wir von nachfolgenden Gedichten haben, von welchen ich auch für ein gutes Zeichen halte, daß ſie bei weitem nicht ſo verſereich ſind, als in andern und jüngern Handſchriften. Nun zum *Inhalte*. Von Seite 1. bis 91. *Wilhelm v. Orliens*, durch *Rudolf von Ems*. Durchaus 3 Colonnen, jede zu 60—65 Zeilen oder Verſen.**)

---

*) Dahin iſt die irrige Angabe in meiner Ausgabe der Weingartner Liederhandſchrift S. 51 zu berichtigen.

Vergleichen Sie damit die Leſearten in von der Hagen's Grundriß Seite 192. a. sqq., ſo werden Sie die Vortrefflichkeit meiner Handſchrift bald entdeken. Die Zal der Verſe konnte ich noch nicht abzälen, ich ſchäze ſie über 15.000.

Seite 91. fängt ein anderes Gedicht an; es iſt das *Leben Mariä und Jeſus Kindheit*. Von derſelben Hand, mit etwas größerer Schrift, zwei Colonnen auf einer Blatſeite. Sie finden es im v. d. Hageniſchen Grundriße Seite 260 und folgde., angeblich von einem Ungenannten, der aber *hier* einen Namen bekömmt: von fůoziz brunnen cůnrat. Auf 15 Blättern, jedes zu 4 Colonnen, die Colonne zu wenigſtens 50 Verſen, ſtehen alſo ungefär 3.000 Verſe, welche dies Gedicht des Conrad von Fuſisbrunnen begreift: wo mag wol dieſer Fuozizbrunnen quillen? ich erinnere mich nicht von einem gleichnamigen Geſchlechte gehört zu haben. Auch die Geſchichte, wie das Kind Jeſus aus Leimen kleine Vögel gemacht hat, kommt unter mereren andern darin vor.

---

*) So alt iſt die Handſchrift nicht, ſondern gehört höchſtens in den Anfang des XIV. Jarhrts.

**) Die im Briefe reichlich mitgeteilten Anfangs- und Schlußverſe bleiben hier weg.

Seite 120 in der zweiten Spalte, fängt nun ein anderes Gedicht auf Marien an, deſſen im mererwänten Grundriſſe, Seite 271 und folgende unter dem Namen des Conrad von Hennesfurt, Meldung geſchiehet.

Dies Gedicht hat in allem 1104 Verſe und iſt ebenfalls mit größerer Schrift, von der nämlichen Hand wie die vorgehenden zu zwei Colonnen auf einer Seite geſchrieben. Der Verfaſſer heißet hier: Pfaffe Cuonrat von Himmelsfurt und nicht von Hennesfurt. Iſt dies vielleicht ein Kloſter, das Himmelsporte, porta coelj, hieß? von welchem Namen es merere in Teutſchland gab.

Seite 132 beginnt, mit kleiner Schrift, und zu 3 Colonnen auf jeder Blatſeite, der Rieſe Siegenot, ein Gedicht von 569 Verſen, das mit der nachfolgenden Eken Ausfart zuſamenhängt und worin ſich eingangs, wenigſtens implicite auf ein vorgehendes, aber nicht vorhandenes Gedichte aus demſelben Fabelkreiſe bezogen wird. Auskunft über dasſelbe und die davon vorhandenen Handſchriften finden Sie in Hagens Grundriße, Seite 24 et sqq. wo lauter Papierhandſchriften des XV. Jarhunderts angefürt werden; alſo wäre die meinige die erſte auf Pergament und auch weit aus die älteſte.

Seite 134. Spalte 3. beginnt: Eggen Ausfart; ſiehe Hagens Grundriß S. 34 und folgende. Auch hievon iſt meines Wiſſens noch keine Pergament Handſchrift angefürt: aber leider iſt auch in der meinigen das Gedicht unvollendet geblieben: denn der Schluß von da an, wo Dietrich die Ruz erſchlägt, fehlt, obſchon noch anderthalb Spalten Plaz vorhanden, der nicht beſchrieben. Es ſind in allem 3170 Verſe, ſo daß dem Gedichte nur weniges an der Vollſtändigkeit abgehet.

Die Handſchrift iſt im Ganzen recht wol erhalten und one alle Lüken, an dem Rande iſt ſie, beſonders beim erſten vierten und fünften Gedichte ſer abgegriffen, welches beweiſet, daß ſie oft abgeſchrieben wurde.*) Kurz, es iſt ein herrlicher Codex, der in Schwaben wol nicht viele ſeines gleichen haben dürfte. Ich weiß gewiß daß Sie meine Freude teilen und das erhöhet bei mir dieſelbe: denn, wer möchte ſich allein freuen? Da ich nächſtens einen Fußlauf nach den rhätiſchen Burgen antreten werde; ſo könnte ich den Codex auf 14 Tage oder drei Wochen entberen: wollen Sie daß ich Inen denſelben zuſchiken ſoll? ich würde Inen auch den franzöſiſchen codex picturatus vom voeu du paon beilegen. Von Bern habe ich noch immer keine Antwort, obſchon es ſchon 4 Wochen iſt, daß ich an den Grafen von Mülinen geſchrieben; er muß | krank geworden ſein, ſonſt wüßte ich mir ſein Stillſchweigen nicht zu erklären; ich habe auch wegen den franzöſiſchen Handſchriften an meinen Gevatter Armin *) geſchrieben, um die Gemüter in Bern vorzubereiten, und wenn ich dieſe Woche keine Antwort erhalte, ſo ſchreibe ich in der nächſten geradezu durch Wyß den Bibliothecar an die Bibliothek-Commiſſion. Möchte ich Inen doch bald gute Nachricht geben können. In den Bienenkorb der teutſchen Dichter des Mittelalters trage ich ruhig Notizen ein, wo mir welche aufſtoßen: aber zu wirklicher Zuſammenſtellung und Verarbeitung des Werkes werde ich noch nicht ſobald kommen, da mir dringendere Sachen vor der Hand liegen: ſollten Sie mein teurer Freund! meine Materialien zur Vervollſtändigung Ires größeren Werkes über Helden und Minneſang brauchen können? ſo trete ich Inen dieſelben mit warem Vergnügen ab, da ſie unter Iren Händen nur gewinnen können und ich auf die Autorſchaft gar nicht verſeſſen bin. Wenn Sie wollen, ſo werde ich Inen vorerſt ein onomaſtiſches Verzeichniß derjenigen Dichter zuſenden, über welche ich ſchon etwas aufgeſchrieben habe. Schon 10mal habe ich mir vorgenommen an unſern guten Schwab zu ſchreiben, und immer werde ich wieder davon abgehalten; es iſt ein wares Verhängniß. Grüßen Sie in doch vielmal von mir. Ich habe Inen ſchon gemeldet, daß von der Hagen in Berlin einen noch ganz unbekannten Liedercodex aus dem XIV. Jarhundert aus Wien erhalten hat? — — — Hagen bietet mir eine Abſchrift davon an. Das würde allerdings ſer gut in den Liederſaal paſſen: weil es den Uebergang vom Minneſang zum Volksliede machet.

---

*) Richtiger: viel iſt geleſen worden.

**) Es iſt Heinrich Alexander Freiherr von Armin gemeint, der eine Zeit lang Geſandtſchafts-Attaché in der Schweiz war.

Es bleibt mir nur noch übrig Ire wakere Hausfrau Emma von ganzem Herzen zu grüßen; denn meine alten Augen verſagen mir den Dienſt. Gott befolen von Irem

aufrichtigen Freunde
J. Laßberg.

52.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen, am 13. Juny 1829.

Daß ich Inen ſchon wieder ſchreibe, mein teurer Freund! geſchiehet nicht weil ich närriſch geworden bin: ich habe viel mer die Hoffnung daß Sie mich einen ganz klugen Mann ſchelten werden; denn es ſind geſtern Abends Briefe angekommen, die es ſer warſcheinlich machen, daß wir den Parcifal fürs erſte aus Bern hieher bekommen: von einer Verſendung außer der Schweiz will man durchaus nichts hören. Glücklicherweiſe habe ich mich an den Graven von Mülinen zuerſt gewant, der die Freundlichkeit und Gefälligkeit ſelbſt iſt. Er ſchreibt mir unterm 6. dieſes von ſeinem Landgute bei Thun:

„Der zweite Grund warum ich Iren Brief nicht beantwortete,
„war durch den Wunſch veranlaßt, den derſelbe enthielt,
„von der Berner Bibliothek auf einige Zeit den Parzifal zu
„erhalten. Nun wird Inen noch erinnerlich ſein, daß ſeit dem

„Verluſte der Troubadours, die der vormaligen franzöſiſchen
„Regierung mitgeteilt worden waren, unſere Bibliothek-Comiſ-
„ſion ſich zum Grundſaze gemacht hat, von ihrem vormaligen
„liberalen Syſteme abzugehen; ſo daß ſeit einigen Jaren ihre
„Handſchriften bis auf 2 oder 3 Ausnamen, nur auf der Bi-
„bliothek ſelbſt haben benuzt werden können. Nun hatte es ſich
„zugetragen, daß vor 2 bis 3 Monaten ich mit großer Mühe,
„vermittelſt einer Bürgſchaft von 20 Louisd'ors eine Handſchrift
„von Buſchät zum Behuſe Pfarrer Kirchhofers erhalten hatte.
„Vor Rükgabe derſelben konnte ich an keine neue Forderung
„dieſer Art mit einiger Hofnung des Erfolges gedenken. Nun
„iſt mir erſt ganz lezthin dieſes Manuſcript von Stein her
„zurükgekommen, und nun hoffe ich, daß ich in der künf-
„tigen Woche, die ich | wegen unſerm großen Rathe
„in Bern zubringen werde, Irem Wunſche werde
„entſprechen können. Prof. und Bibliothecar Wyß liegt
„ſehr krank im Bade zu Schinznach, und man fürchtet ſer für
„das Leben dieſes ſchäzbaren Gelerten, der den ganzen Winter
„ſein Zimmer nicht verlaſſen hat.“ ꝛc. ꝛc.

Nun mein Freund! machen Sie ſich reiſefertig; denn wir dürfen uns bei dieſen ſtrengen und geſtrengen Herren von Bern eben auf keinen gar zu langen Termin Hofnung machen, wenn wir die andern codices auch noch in dieſem Jare benuzen wollen. Ich ſchreibe Inen in gröſter Eile, um Sie zu bitten, wenn ich Inen die Ankunft des edlen Ritters Parcifal melde, Irer Abreiſe ja keinen längern Aufſchub zu gönnen: indeſſen werde ich bis zu Irem Eintreffen in der villa Epponis an dem Codex abſchreiben, was ich vermag und alle andere Arbeit indeſſen beſeitigen. Vielleicht kommt derſelbe ſchon in der nächſten Woche; vielleicht machen auch die Herren zu Bern eben ſolche Schwierigkeiten wie die Basler einſt mit Hug von Langenſteins St. Martinun bůch gemacht haben, die mir eine förmliche Capitulation vorlegten, die ich eingehen mußte. Alſo auf alle Fälle die Stifel geſchmiert, und von der placens uxor vorläufig Abſchied genommen! denn ich hoffe doch, daß Sie mich nicht den ganzen Parciſal (von dem ich auch eine teutſche Handſchrift beſize) allein wollen abſchreiben laſſen? — Ich ſage Inen nichts von der Freude die ich habe, Sie mein Freund! wieder zu ſehen; denn ich bin weit davon ein Herz beſtechen zu wollen, auf das ich eben ſo wenig Anſprüche, als Verdienſte habe: | aber es ſind noch merere alte Membrane und alte Druke da, die Sie noch nicht kennen, und Inen die Arme entgegen ſtreken; auch erwarte ich mit morgiger Poſt aus Zürich über hundert großenteils der Theotisca (die Diutiska mag ich nicht) angehörige Stüke, welche ich aus der Verſteigerung der Bibliotheke meines verſtorbenen Freundes Martin Uſteri erhalten ſolle. Kurz, Sie ſollen in den Feierabenden bei dem alten Einſiedler am Fuße der Alpen (wenigſtens am Tage) keine Langeweile haben. Aber eines zwingt mich das Gewiſſen Inen voraus zu ſagen, ich habe nämlich, da meine alte Köchin närriſch geworden, d. i. nach dem Ittneriſchen glossarium, geheuratet hat, gegenwärtig eine Haushälterin, die in der edlen Kunſt des Apicius celius kaum die rudimenta inne hat, und da ich einer der wenigen Menſchen zu ſein das Unglük habe, die nicht vom Eſſen leben; ſo ſeze ich mich leichtſinniger weiſe darüber hinweg, und füle das Unbequeme davon erſt dann, wenn ein Gaſt in mein Haus kommt, und ein Freund ſollte von rechts wegen beſſer bewirtet werden als ein Gaſt. Nun wiſſen Sie es und damit: baſta!

Als Anhang zu meinem letzten Briefe vom 28. May folget hier eine Abſchrift aus meinem vor kurzem eroberten codex Wasserburgensis, deren Vergleichung mit dem mir von Inen am 24. Auguſt 1826 mitgeteilten Auszuge aus des nämlichen Verfaſſers Alexandreis Inen wol angenem ſein dürfte: wollen Sie mir denſelben wieder mitbringen, ſo erſparen Sie mir die Mühe ein par hundert Verſe noch einmal abzuſchreiben, für meine Augen immer ein beneficium; sed flebile. |

Der Conrad von Fuozizbrunnen, der das Gedicht Nr. 2 in meinem Waſſerburger Coder über Maria und Jeſus

Kindheit gemacht hat, und in dem Anſchuſſe aber: von Suezesbrunnen heißet, hat auch ſchon ſeine Heimat gefunden, und der allzeit fertige Genealogiſt Grav von Mülinen macht einen Freiherrn von Signau daraus, welchem Hauſe der im heutigen Berner Gebiete liegende Ort noch im XIII. Jarhunderte angehörte.*) Bald mein vererteſter Freund! hoffe ich Inen für Sie, und noch mer für mich erfreuliche Nachrichten geben zu können; indeſſen leben Sie wol und grüßen Sie herzlich von mir die wakere Frau Emma, und unſern Schwab cum sua. Geſchrieben in der Heuerndte, da Jupiter pluvius regierte. Ir aufrichtiger und unveränderlicher Freund

Laßberg.

53.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen, am 21. Juny 1829.

Nun, mein vererteſter Freund! iſt es Ernſt! heute morgen bekam ich von dem Herrn von Mülinen einen Brief folgenden Inhaltes:

Karthauſe bei Thun am 18. Juny 1829.

„Ich komme eben von Bern zurück, mein werteſter Herr „und Freund! und habe daſelbſt meine Negociation für Iren „gewünſchten Parcifal glücklich geſchloſſen. Da die Bibliothek-„Comiſſion keine Handſchriften an Nicht Berner verabfolgen „laßt; ſo habe ich den Parcifal für mich gefordert und gegen „eine Bürgſchaft von 20 Louisd'or erhalten.

„Da aber der Bibliothecar Prof. Wyß abweſend iſt und „man jn von Schinznach aus in 8 Tagen in Bern zurük erwartet:

---

*) Die betreffende Stelle in v. Mülinens Brief vom 6. Juni 1829 lautet: „Mir iſt kein anderer Ortsname Fuozisbrunnen in der Schweiz bekannt, als das Schwendlenbad, welches in Urkunden des XV. Jahrh. Fuzisbrunnen oder Fuzisbad genannt wird. Eine ſchwache Mineralquelle in der Pfarre Wyl bey Bern, und eine auf derſelben errichtete Badeanſtalt" ꝛc. Vgl. darüber Zeitſchrift für d. Alterthum 8, 156.

„ſo habe ich die Veranſtaltung getroffen, daß er Inen von dort„her die Handſchrift zuſende; nur bitte ich Sie lieber Laßberg, „wenn Sie dieſelbe erhalten haben werden, mich davon zu „benachrichtigen.“

Sie ſehen hieraus, mein beſter Uhlandus! daß warſcheinlich der Parciſal noch vor Inen in der villa Epponis einrüken wird. Ich hoffe doch, Sie haben meine Zeilen vom 28. May und 13. Juny richtig erhalten, und auf alle Fälle ſich reiſefertig gemacht.

Könnten Sie von demſelben Papier mitbringen, auf welches wir den Weingartner Codex geſchrieben haben; ſo wäre es ſer gut; denn in dieſer Gegend bekommt man kein ſo gutes. So viel in Eile, um die Mittags abgehende Poſt nicht zu verſäumen; können Sie auch nur mit zwei Zeilen den Tag Irer Ankunft beſtimmen, ſo verbinden Sie mich, damit ich denſelben Tag zu Hauſe bleibe.

Viele Grüße an Frau Emma; bringen Sie ſie doch mit. Auch an Schwab alles freundliche, von Irem

J. v. Laßberg.

54.

Uhland an Laßberg.

Stuttgart, den 3. Aug. 1829.

Vor Allem, hochverehrter Freund! meinen wiederholten, innigſten Dank nicht bloß für all die gütige Gaſtfreundſchaft, die mir in Ihrem Hauſe widerfahren, ſondern vornehmlich auch für die Förderung, welche Sie durch die vielfachen Bemühungen um die alte Dichterhandſchrift meinen Studien gegeben, für ſo viel Belehrendes und Erfreuendes, was mir in den Stunden der Erholung von der Handarbeit des Abſchreibens und Ausziehens zu Theil geworden.

Noch an dem Tage, da wir zu Stein ſchieden, gelangte ich bis Donaueſchingen. Nach Beſuchung des Rheinfalls ging ich Nachmittags von Schaffhauſen weiter, ſetzte mich unterwegs auf eine rückkehrende Salzfuhr von Schwenningen, fuhr in Gewitter und Regenguß über den Randen und kam wohlgenetzt auf dem Zollhaus an. Es war erſt 7 Uhr, ich entſchloß mich ſogleich, hier Poſt zu nehmen, die mich vor 10 Uhr nach Donaueſchingen brachte. So gewann ich den nächſten Vormittag für die Bibliothek, die mir Hofprediger Becker, der in Tübingen ſtudirt und ſich der dortigen Verhältniſſe gern erinnerte, mit der größten Gefälligkeit öffnete und zur Benützung ſtellte. Was ich in der kurzen Zeit hier einſah, traf auf das Schönſte mit den Eppishauſer Studien zuſammen und iſt ſo recht die Ergänzung derſelben. Was ich in der Berner Handſchr. im altfranzöſiſchen Original geleſen, davon enthält der Donaueſchinger Parcival die deutſche Bearbeitung, welche zugleich die Lücken jener Hdſchr. ausfüllt. Dieſes Donaueſch. Dichtwerk iſt eine höchſt ſonderbare Compoſition. Zwiſchen Wolframs Parcival, welcher hier der alte, auch der deutſche heißt, iſt der neue, von Philipp Kolin von Straßburg 1336 für Ulrich v. Rapolzſtein bearbeitete eingefugt, in welchem ich ſogleich das Gedicht der Berner Hdſchr. erkannte. Auch der welſche Meiſter iſt genannt:

Daz het Maneschier gar bedoht
Und allez zů eime ende broht
In welsch wan ez waz och ein francezeis
Wise vn dazů korteiz
In alleme frangriche
Lebete nút sin gliche.
An tihtenden siñen
Von manheit vñ von minnē
Het er getihtet in welsch so wol
Daz man in iemer loben sol.

Dieſer Maneschier iſt Manessier, einer der Fortſetzer des Parc. von Crestien de Troyes. Aus letzterem Gedichte ſteht ein Auszug im 15. Bande der Histoire littéraire de la France, Par. 1820., dabei die Notiz, daß Gautier de Denet daſſelbe fortgeſetzt und Maneſſier es beendigt.

Si com Manesiers le tesmoigne
Qui à fin traist ceste besoigne
El non Jehane la contesse
Qui est de Flandres dame et maitresse.

Eine frühere Stelle, wo Gautiers de Denet ſich nennt, muß in der Berner Hdſchr. gerade auf einem der ausgefallenen Blätter geſtanden haben.

Alle dieſe Verhältniſſe werde ich ſoviel möglich ins Klare zu ſetzen ſuchen, wenn mir der Donaueſch. Parcival hieher geſchickt ſeyn wird, was mir Herr Becker mit voller Bereitwilligkeit zugeſagt hat. Ich habe mir Dieſes erſt in einigen Monaten erbeten, um zunächſt an der Heldenſage fortzufahren.

In demſelben Coder fand ich 8 meiſt ſchon bekannte Strophen von Minneliedern. Leere Räume am Schluſſe der Abſchnitte des Hauptwerks wurden, der Schrift nach gleichzeitig, benützt, dieſe Lieder einzuſchreiben. Ich werde davon ſeiner Zeit Abſchrift nehmen.

Hr. Becker hat ſich auch erboten, die Stelle der Zimmrer Chronik, wonach ein Herr von Zimmern auf dem Schloſſe Wildenſtein vom Berner gedichtet, nachzuſuchen und auszuziehen, wenn ihm Name und Zeit dieſes Freiherrn nur einigermaßen näher angegeben würde. Iſt Ihnen vielleicht hierüber noch etwas Beſtimmteres erinnerlich? Mein Durchblättern der Chronik war fruchtlos.

Über Garin le Loherens habe ich auf hieſiger Bibliothek nachgeſucht; anfangs vergeblich in der erſten Ausgabe von Calmet Hist. de Lorraine; nachher aber fand ſich am Schluſſe des 1ten Bandes der neuern Ausgabe in 6 Bden. zwar keineswegs, wie Sinner angiebt, ein vollſtändiger Abdruck des Gedichts, aber ein gutes Stück Auszüge. Sinner hat ſich ohne Zweifel dadurch verleiten laſſen, daß dieſe Auszüge geradezu überſchrieben ſind: Roman de Garin le Loherens.

Von Neubronner in Ulm habe ich nun doch das Meiſte erhalten, was ich aus Haugs Bibliothek zu erhalten wunſchte, darunter Percy's Reliq. of anc. engl. Poetry, die ich mit nächſter Bücher-Zurückſendung überſchicken werde. Freilich iſt es nicht, wie die Titelangabe erwarten ließ, eine Londoner Ausgabe, ſondern eine von London and Francfort und hat daher nur Werth als Erinnerung an den guten Hang, der ſich viel mit dieſem Buche beſchäftigt. Von Koller in London habe ich wegen der kleinen Pergamenthandſchrift noch keine Antwort angetroffen.

Schönhut habe ich zu meinem Bedauern in Tübingen nicht geſprochen. Er hatte mich verfehlt und verſprochen, noch vor meiner Abreiſe wieder zu kommen, muß aber verhindert geweſen ſeyn.

Dieſe Zeilen kommen Ihnen wohl erſt nach der Rückkehr vom Wallenſtadter See zu, möge dieſe Reiſe, deren Aufſchub ich verſchuldet, vom Himmel beſtens begünſtigt geweſen ſeyn. Vielleicht iſt auch indeß ein neuer Sturm auf Waſſerburg verſucht worden, vielleicht ſind weitere poetiſche Schönheiten vom langen Zauberſchlaf erlöſt.

Meine Frau, die während meiner Abweſenheit bis nach Würzburg ausgeflogen, empfiehlt ſich mit mir Ihrem freundlichen Andenken.

Voll Verehrung und Dankbarkeit

der Ihrige

L. Uhland.

NS. Um über das Verhältniß des Berner Parc. zu den Notizen in der Hist. Littér. mich beſtimmter zu unterrichten, erlaube ich mir noch eine Bitte: ob Sie, verehrteſter Freund, ſich wohl die Mühe nehmen möchten, mir die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß nachfolgende Stelle, welche in beſagter Hist. Littér. abgedruckt iſt, ſich auch in den Berner Hdſchr. finde. Ich glaube mich derſelben zu erinnern, werde ſie aber nicht abgeſchrieben haben, da ſie nur eine kurze Wiederholung deſſen enthält, was früher ausführlich erzählt war. Sie müßte ungefähr auf dem dritt- oder viertletzten Blatte des Bern. Parcival ſtehen, wo der Name Bag. (Bagomedes) am Anfange der Abſchnitte öfters vorkömmt:

Es vos atant un chevalier
Qui Bagomedes est nomez
En la riche sale est entrez
Trestoz armez sor son cheval.
etc. etc. etc.

Jaloie querant aventure
Tant quen une forest obscure
Mencontra Kex li seneschax
Et avec lui ot trois vassax
Qui de noient ne maraisnerent
Il me prisent et laidengerent
Si me fisent grant deshonor
Kex meismes al chief del tor
Ne me deporta de rien nee
Ainz me pendi sans demoree
A un arbre par les deus piez
Des trois autres fuisse espargniez
Mais ne soffri que il parlaissent
Car volentiers me delivraissent
Par che que iere chevaliers
Kex qui fel ert et pantoniers
Me pendi pendans les deus piez
Encor ert mes hiaumez laciez
Et mes haubers eus en mon dos
Si mait Diex je ne vous os
Dire comment il me batirent
Ne le grant honte qu'ils me firent
Car cest grant honte à chevalier
De si faite ovre retraiter
En cort où il a tant de gent
Entrues que iere en tel torment
I vint chevalchant Percevax
Li bons li sages li loiaus
Qui aloit al mont doleraus
Ja fuisse mors tot à estrous.
Quant de larbre me dependi.

Schwab ſagt mir, daß er geſtern ſelbſt Ihnen geſchrieben. Er hat gegenwärtig die Handſchrift zum zweiten Bande der Schweitzer Burgen vor ſich liegen.

55.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen, am 14. Auguſt 1829.

Ich habe, mein teurer Freund! Ir Schreiben vom 3. Auguſt am 11. in der Villa erhalten, eben als ich im Begriffe war für den guten Gevatter Grimm eine ſchon jarelang von im vergebens geſuchte Dorföffnung (worin oder woraus das ſo viel beſprochene Jus primae noctis diplomatiſch erwieſen wird), die ich in Zürich aufgetrieben, abzuſchreiben. Sogleich legte ich alles bei Seite und nachdeme ich Iren Brief geleſen hatte, machte ich mich an den

Codex Bernensis, und fand one vieles Nachſuchen die befragliche Stelle an dem von Jnen nachgewieſenen Orte. Jn Jren Abſchriften ſtand ſie nicht; denn da iſt eine Lüke von Fol. 95 bis 113. Jn Jren Excerpten fand ich zwar die Abenteuer von dem bei den Füſſen aufgehängten Bagomedes; allein, nicht vollſtändig und glaubte daher ſie ganz abſchreiben zu müſſen. Sie werden ſehen, daß die histoire literaire eine Handſchrift anderer Recenſion anfüret und ich geſtehe daß mir jener Text beſſer gefällt als der Berner. Von Jrer glüklichen Heimkunft hatte ich ſchon durch Schwab Nachricht und freue mich nun von Jnen ſelbſt zu vernemen, daß Sie nicht bedauren den Weg über meine Vaterſtadt genommen zu haben und Herr Bekker ſo gefällig ſein will Jnen den dortigen Parcival zu ſenden. Die Stelle der Chronik von Zimbern, wo der alte Werner von Zimbern auf ſeiner Burg Wildenſtein mit ſeinem Kaplane Verſe auf Dietrich von Bern machte, findet ſich nicht in dem pergamentenen Concepte dieſer Chronik, welches auf der Bibliotheke ſtehet; ſondern in dem ausgeführten Werke des Joh. Müller, welches ſich im fürſtlichen Archive in 2 auf Papier geſchriebenen Foliobänden befindet; ich werde jm aber die Stelle ſo beſchreiben, daß er mit einiger Geduld ſie gewiß auffinden ſoll.

Zugleich mit Jrem Briefe erhalte ich von Varentrapp aus Frankfurt Reliques of ancient Poetry. Frankfort. printed for Varrentrapp and Wenner. 1803. 3 Vol. in 8vo one ſie beſtellt zu haben und weiß auch nicht, wer mir ſie beſtellt hat? vielleicht der gute Oberſt Hoevel, der hier war wärend Jrem Beſuche. Jndeſſen neme ich das von Jnen für mich gekaufte Exemplar mit Dank und Vergnügen an; vergeſſen Sie nicht mir auch den Preis zu bemerken. Es wird mir immer eine liebe Erinnerung an den guten Haug ſein. Zwei Tage nach Jrer Abreiſe kam, da ich eben den Wanderſtab ergreiffen wollte, ein Herr Dr. Mejer von Zürich zu mir, der eine Ausgabe des Quinctilian bereitet und meine Handſchrift dazu benuzen wollte; alsbald nach dieſem beſuchte mich der beſte aller Aurelier, der ſprachkundige auch Jnen bekannte Joh. Caſpar von Orelly aus Zürich, welcher 8 Tage hier über meinen ciceronianiſchen Handſchriften ſaß und nun in der Bibliotheke zu St. Gallen ſizt.

Wärend dieſer Zeit ſchrieb ich aus dem Codex Wasserburgensis Maria Leben und Jeſus Kindheit von Conrad von Fuozizbrunnen 3047 Verſe für den Profeſſor Hug in Freiburg ab, welcher dieſes Gedicht in ſeiner Zeitſchrift für das Erzbistum will abdruken laſſen, ich habe es jm ſchon überſchikt. Vielleicht erwekt es bei irgend einem jungen Geiſtlichen Liebe für unſere alte Literatur und Sprache! Sie ſehen, mein teurer Uhlandus! daß ich ſeit Jrer Abreiſe weder meine vorhabende See- und Landreiſe antreten konnte, noch dabei müßig war. Auf heute hat ſich ein poëtiſcher oder halbpoëtiſcher Pfarrer aus dem Thurgau bei mir anſagen laſſen — da komme ich denn wieder nicht fort, und doch fordert meine Geſundheit notwendig eine Ausflucht und Luftveränderung.

Waſſerburg liegt mir auch gewaltig in dem Sinne, und es würde mir unendlich leid thun, wenn ich post festum dahin käme. Nun, wir haben immer noch ſchöne Tage zu erwarten und das ſchöne Wetter ſollte jezt erſt kommen.

Schwab will mir die Freude machen mit ſeiner Frau in den erſten Octobertagen zu mir zu kommen, den Sigenot abſchreiben und jn wie den Waltarius bearbeiten; wenn nur kein Hinderniß dazwiſchen kommt! Aurelius tigurinus kannte den Waltarius noch nicht, ich habe jm meine Abſchrift noch am lezten Abende ſeines Hierſeins vorgeleſen, und er hat mir ſer gute und ſcharfſinnige Conjecturen über den Text desſelben mitgeteilt. Follen will die 4 Heymonskinder, wozu ich jm eine Heidelberger Handſchrift verſchaft habe, in einem gleichgroßen Epos bearbeiten.

Meuſebach hat mir einen gar intereſſanten Brief geſchrieben; von der Hagen, welcher nun hat, was er von mir verlangte, ſchweigt. |

Der komiſche Hamelburger Lang zu Ansbach ſchrieb mir einen langen hiſtoriſch diplomatiſchen Brief, er arbeitet an etwas; ſagt mir aber nicht was. Ich hoffe jn noch zu bereden, daß er ein Regiſter zu ſeinen 5 Bänden Regeſten macht, one welches das Werk ſer beſchwerlich zum Nachſchlagen iſt. In der Theotisca iſt mir nichts neues vorgekommen. Haben Sie denn den in Jena erſchienenen König Laurin ſchon geleſen? was iſt daran? Ich bin recht frohe daß die treffliche Frau Emma jre Reiſeflügel bis nach Würzburg getragen hat; die Lage dieſer alten Stadt iſt wunderſchön, und, was freilich uns merkwürdiger iſt, als einer Frau, der Leiſtenwein, der würzigſte unter allen teutſchen Weinen; daher tragt ſie mit Recht den Namen Würzburg: denn um die alte Burg wächſt dieſe Würze.

Viele herzliche Grüße an Sie lieber Freund! und an Jre eheliche Wirtinne von Jrem

aufrichtigen Freunde
J. Laßberg.

Mit vielem Danke ſende ich Jnen hier Jre scripta und daneben noch ein kleines Büchlein, das mir geſchenkt worden.

56.

Uhland an Laßberg.

Stuttgart, den 3. Sept. 1829.

Im Begriff, einen kurzen Ausflug zu den Heidelberger Handſchriften zu machen, deren ich mir mehrere nach und nach hieher verſchaffen möchte, ſage ich zuvor noch Ihnen, verehrteſter Freund! für die gütigen Mittheilungen Ihres letzten Schreibens meinen herzlichſten Dank. Vermuthlich ſind Sie, bei Ankunft dieſes, von der Gebirgreiſe zurück, von der ich Ihnen diejenige Erfriſchung wünſche, welche mir ſtets ſolche Wanderungen zu Berg und See gegeben haben.

Ihrer Vermuthung, daß die in der Hist. littér. angeführte Hdſchr. eine andre Recenſion des Parcival enthalte, als der Cod. Bernenſ., ſetze ich noch einigen Zweifel entgegen und da mir dieſer Punkt nicht unwichtig iſt, ſo erlaube ich mir, ſofern ſie den Cod. noch bei Handen haben, ihre Güte für nochmaliges Nachſchlagen in Anſpruch zu nehmen. Das unglückliche Abenteuer des Bagomedes kommt nemlich dreimal in dem Gedichte vor: zuerſt als es ſich wirklich ereignet; ſodann als Bagomedes ſeinem Befreier Parcival dasſelbe erzählt, und dieß iſt die mir von Ihnen gefälligſt abgeſchriebene Stelle; endlich und drittens wie er am Hofe des Königs Artus, wo er den Seneſchall Kex zur Genugthuung ziehen will, dieſe Erzählung wiederholt. An dieſem dritten Platze nun würden die 31. Verſe ſtehen, die ich meinem vorigen Schreiben aus der Hist. littér. beigelegt, anfangend:

Ialoie querant aventure
Tant quen une forest obscure
Mencontra Kex li seneschax etc.

und ſchließend:

Quant de larbre me despendi.

Nach meinen Auszügen zu ſchließen, müßten nun dieſe Verſe, wenn die Berner Hdſchr. ſolche wirklich hat, fol. 112. col. 2. 3. ſtehen und meine Bitte iſt, daß Sie nicht etwa mit einer weitern Abſchrift ſich bemühen, ſondern bloß nachſehen möchten, ob die fraglichen Verſe nicht dort ſtehen, | da doch die richtige Stellung des Berner Gedichts und ſomit auch des deutſchen in Donaueſchingen von dieſer Frage abhängig iſt.

Für die Lieder von Tanner bin ich Ihnen ſehr dankbar, es hat mich mancher Klang derſelben innig angeſprochen.

Der kürzlich erſchienene König Laurin iſt eine Ausgabe des kleinen Roſengartens nach dem Muſter der Lachmann Beneckeſchen Bearbeitungen mittelhochdeutſcher Gedichte. Der Herausgeber hat unter andern eine um 1750 genommene Abſchrift eines zu Freiburg im Breißgau, vermuthlich im Privatbeſitz geweſenen

Pergamentcodex vor ſich gehabt, über deſſen jetziges Schickſal er nichts anzugeben weiß.

Wenn v. d. Hagen zu lange zögert, Ihnen die verſprochene Liederhandſchrift zu überſenden, ſo wird man ſie leicht auf andrem Wege erhalten können. Wenn ich mich recht erinnere, liegt dieſe abſchriftliche Sammlung auf der Berliner Bibliothek, von wo ſie Ihnen Meuſebach oder Lachmann gewiß mit Vergnügen verſchaffen werden.

Was ich Ihnen von einem altböhmiſchen Nibelungenliede erzählt, hat ſich, wie zu befürchten war, als ein Mißverſtändniß ergeben. Der Dichter Ebert aus Prag, welcher kürzlich hier durchreiſte, hat mir den Aufſchluß gegeben, daß die irrige Nachricht von ihm herrühre. Hanka hatte ein altböhmiſches Gedicht aufgefunden, worin eine Jagd vorkömmt, in welcher er anfänglich die des Nib. Liedes zu erkennen glaubte. Dieſen vermeintlichen Fund theilte Ebert ſogleich an Hormayr und Letzterer dem Publikum im „Inlande“ mit. Bald aber fand Hanka, daß er ſich getäuſcht hatte.

Die von Letzterem ſo eben erſchienene 2te Ausgabe der Königinhofer Hdſchrift enthält unter mehreren beigegebenen altböhm. Liedern eines, welches gänzlich einem Minneliede des Königs Wenzel in der Maneſſ. Sammlung entſpricht. Dabei wird ausgeführt, | daß das böhmiſche Gedicht das Original ſey.

Daß wir das Mariengedicht Konrads v. Fuzisbrunnen gedruckt erhalten ſollen, iſt ſehr erfreulich. Mit meinen Arbeiten bin ich nun ſoweit vorangekommen, daß, wenn ſie einmal den Cod. Wasserburg. bequem entbehren könnten, ich von Ihrem freundlichen Erbieten Gebrauch machen möchte, doch ſo, daß es mir ganz gleich lieb wäre, in welchem der bevorſtehenden Herbſt- oder Wintermonate mir der Genuß des trefflichen Fundes zu Theil würde, alſo gerade ſo, wie es Ihnen ſelbſt am wenigſten ungelegen iſt.

Schwab ſagt mir, daß er Hrn. Abel immer nicht angetroffen habe, um mit ihm wegen der Zeichnungen zu ſprechen, daß er aber, ſobald er deſſen Erklärung erhalten, Ihnen darüber ſchreiben werde.

Mit der aufrichtigſten Freundſchaft und Verehrung

der Ihrige
L. Uhland.

57.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen, am 9. September 1829.

Vererteſter Freund!

Auf Ir Schreiben vom 3. dieſes habe ich die befragliche Stelle im Berner Parcival alſo gleich nachgeſchlagen und ſie auch glüklich an dem von Inen angegebenen Orte gefunden: da ſich aber gegen den von Inen angeführten Text der histoire literaire merere Varianten ergaben; ſo hielt ich es doch der Mühe wert die par Duzent Verſe für Sie lieber Freund! abzuſchreiben und lege ſie hier bei. Glauben Sie ja nicht, daß dergleichen mir Mühe macht, wenn es für Sie geſchiehet! der einzige Gedanke: wenn du einmal lange tod biſt und er im Alter in ſeinen Papieren blättert, fällt im auch dieſes einmal in die Hände, und dann denkt er: das war auch einer von den Wenigen, die mich herzlich und treu liebten! dieſer einzige Gedanke iſt ſchon reicher Sold für mich.

Sie ſind nun mitten unter den Schäzen der Heidelberger Bibliothek und finden gewiß noch manches in den Eingeweiden der alten Handſchriften, was Mone und Wilken entgangen iſt. Lezterer ſandte mir vorige Woche das Liederbuch der Häzlerin, an welchem ich ſchon bei 1000 Verſe abgeſchrieben habe, den Reſt will ich Herrn Schönhut, der ſich dazu erbotten hat, abzuſchreiben überlaſſen. Beim erſten Durchgehen dieſes Apographums konnte ich noch keine Gedichte des XIV. Jarhunderts entdeken, von denen Herr von der Hagen eine große Menge darin will gefunden haben. Es enthaltet dieſe Handſchrift auch

Metzen Hochzeit, mit der Ueberſchrift: von mayer betzen, aber etwa nur den dritten Teil von dem was im Liederſaale ſtehet. Von der Graßmetzen, von Herman von Sachſenhaim Ritter. Was die Lieb ſey, von Kaltenbach. Das wirtembergiſche Geſchlecht heißt von Kaltenthal. Auch ſelen Sprüche aus dem Frydank und die Leren des Kato nicht darinn.

Den König Luarin habe ich nun auch; die Arbeit, die Ettmüller daran gelegt hat, gefällt mir; der Mann iſt kein Neuling, hat er ſonſt etwas geſchrieben? — wenn wir nur den Freiburger Codex wieder auffinden könnten.

Von der Hagen hat auch wieder geſchrieben, er wird nicht müde zu verlangen und zu heiſchen. Er will meine über die Dichter geſammelten Notizen herausgeben, ich ſoll im meinen waſſerburgiſchen Codex zur Herausgabe von Sigenot und Ekenausfart, für ſeinen III. Band des Heldenbuchs überlaſſen, die Bilder aus dem maneſſiſchen Codex von Paris hatte er auch gerne, und zu ſeiner in Berlin erſcheinenden Zeitſchrift der teutſchen Geſellſchaft ſoll und müſſe ich Beiträge liefern; endlich giebt er mir auch noch einen freundſchaftlichen Gruß an Ludwig Uhland auf, und den Dank der teutſchen Geſellſchaft zu Berlin für das ſinnige Lied, das Sie lieber Freund! an dieſelbe gerichtet haben. Dieſer Allerweltsfreund wird mir nach gerade läſtig.

Von der Königinhofer Handſchrift habe ich weder die erſte noch die zweite Ausgabe, weiß ſie auch nicht zu bekommen; ſer ſchön wär es, wenn unſer Schwab mir ein Exemplar mitbringen wollte.

Den codex Wasserburgensis will ich Inen ſenden, wenn ich einmal weiß, daß Sie wieder zu Hauſe ſind, oder durch Schwab; von Inen muß er dann nach Göttingen zu dem alten biedern Benecke, unſerm Landsmanne wandern, welcher ſein zu einer Ausgabe des Wilhelm von Orlenz geſammeltes Material damit vergleichen, und wenn im mein Text gut genug iſt, ſelben zu Grunde ſeiner Ausgabe legen will. Er und Grimm erkennen ſchon aus meiner Beſchreibung die Wichtigkeit des in Waſſerburg gemachten Fundes. Jacob Grimm hat mir einen ſer | lieben und langen Brief geſchrieben und ſein Bruder Wilhelm mir ſein Buch von der teutſchen Heldenſage geſchikt, welches eben fertig geworden. Das iſt nun wieder einmal ein teutſches Stük Arbeit, wie man es gerne ſiehet, Fleiß, Treue und Scharfſinn ſind daran nicht zu verkennen. Die testimonia autorum von unſerer Helden Sage, ſind wol noch nirgend ſo vollſtändig geſammelt. Jacob Grimm ſchreibt mir, daß er nun ſeit einiger Zeit wieder an dem III. Teile ſeiner Grammatik gearbeitet habe; auch von einer Recenſion, über Caſtiglione's XIII. Brief des Paulus an die Korinther, aus den Ambroſianiſchen Palimpſeſten, die er für die Wiener Jarbücher gefertiget hat, und die ſer umſtändlich ſein ſoll: ich wollte er hätte dieſem Lombarden es recht derb in den Bart geworfen, daß er den ganzen ſchönen und koſtbaren Aparat zu Herausgabe der gothiſchen Sprachdenkmale, welche Aug. Man aufgefunden, ſo ſchmähelich liegen und wenigſtens rükſichtlich der Typen, zu Grunde gehen läßt. Indeſſen wünſchte ich doch dieſe neue Edition des Herrn Graven Caſtiglione zu ſehen; iſt ſie bei Jnen ſchon bekannt?

Habe ich Jnen denn ſchon geſagt, daß Aurelius Tigurinus, zu teutſch Hans Caſpar Orelly, auch eine Woche lang bei mir in Arbeit ſtand, verſteht ſich, one für mich zu arbeiten; er iſt aus der villa Epponis ad sanctum Gallonem verreiſet, wo er freilich eine reichere Ausbeute wird gefunden haben, als in meiner armen Einſiedlerklauſe. Dieſer Aurelius iſt einer der wenigen rein guten Menſchen die ich kenne; er hat recht herzlich bedauert, daß Sie, lieber Freund! den heremus ſo bald verlaſſen haben und er Sie nimmer hier getroffen.

Mich hat innig erfreut von Jnen ſelbſt zu vernemen, daß Sie in Jrer Arbeit immer mer vorankommen, und meine Hoffnungen von Jrem Werke ſich nach und nach dem Zeitpunkte irer Erfüllung nähern. Ich kenne zwar weder den Plan, noch die innere Einrichtung Jres Werkes, aber ſchon was mir Schwab hierüber mitgeteilt hat, berechtiget mich meinem Vaterlande | Glük zu wünſchen, daß die Illuſtration des teutſchen Geſanges wieder von da ausgehet, von wo aller Warſcheinlichkeit nach auch derſelbe ſeinen Anfang nam. Ich kann mir nicht anderſt vorſtellen, als daß Ire Arbeit ein aus merern Bänden beſtehendes Werk geben wird, das hinwieder in merere einzelne Abteilungen zerfällt und folglich nicht über einmal unter die Preſſe zu gehen braucht; ſo daß wir vielleicht bald etwas davon zu ſehen bekommen, was für alte Leute mit jungen Herzen immer ein Troſt iſt; weil es bei uns in doppeltem Sinne heißt: carpe diem, minime credulus postero!

Anfangs des künftigen Monats hat mir Schwab mit ſeiner wakern Frau einen Beſuch zugeſagt; er will den Sigenot abſchreiben und jn in der Versart des Originals bearbeiten, da wollen wir dann fleißig und frölich von Inen und der lieben Frau Emma ſprechen und nicht nur einmal den Becher auf Ir beider Wol erheben. Dann kommt der Winter und ich begrabe mich mit den Dachſen und Bären in mein tugurium bis die Frülingsſonne wieder ſcheinet.

Leben Sie wol, herzlich gegrüßt und aufrichtig geliebt von Irem

alten Lazzpergáre.

58.

Uhland an Laßberg.

Stuttgart, d. 1. Oct. 1829.

Sie haben, verehrteſter Freund! durch die weitere Abſchrift aus dem Berner Parcival mir die Gewißheit von der Identität beider Gedichte verſchafft und dadurch eine bedeutende Lücke meiner Excerpte ausgefüllt. Innigen Dank nicht blos für die Mühe, noch weit mehr für die Liebe und das Wohlwollen, womit Sie auch hierin meine Studien gefördert.

In Heidelberg war ich nur 5 Tage, theils um Einzelnes in verſchiedenen Handſchriften nachzuſehen, was nicht die Verſchreibung derſelben hierher verlohnt hätte, theils um mir wieder den Weg zu öffnen, Codices hieher zu erlangen. In beider Hinſicht bin ich mit dem Ergebniß meiner Reiſe zufrieden und habe bei Prof. Eiſelen die gefälligſte Bereitwilligkeit gefunden. Dieſes Jahr hat mich der h. Gral beſonders geſegnet und Prieſter Johann ſtreckt überall die Hände nach mir aus; ich traf in Heidelberg von ihm eine deutſche, poetiſche Epiſtel an Kaiſer Friedrich*), wie ſich in der Berner Hdſchr. eine proſaiſche an den Kaiſer Konſtantin befindet.

Die Ankunft des Liederbuchs der Häzlerin hat mich ſehr erfreut. Herr Schönhuth iſt bereits demſelben entgegengereiſt. Auch hievon dürfen wir uns manche neue Aufhellung vergangener Zeit verſprechen. Nimmt Schönhuth dieſe Gedichte zu Vollendung der Abſchrift mit ſich in unſre Gegend, ſo erlauben Sie mir wohl auch, davon Einſicht zu nehmen? |

Ueber Ettmüller weiß ich nichts Näheres zu ſagen; vermöge der Dedication an einen Phil. Stud. wird er noch ein junger Mann ſeyn; erfreulich iſt es aber, unerwartet da und dort einen tüchtigen Freund unſres poetiſchen Alterthums auftauchen zu ſehen.

Die Königinhofer Handſchrift wird Schwab überbringen, von den 2 Ex., die ich beſeſſen, bitte ich, das eine in die Bibliotheca villae Epponis gütig aufzunehmen.

Grimms reichhaltig gedrängtes Werk über die Heldenſage zeigt mir ſchon beim erſten Anblick, wie ſchwierig es für mich ſeyn werde, über Gegenſtände, die hier behandelt ſind, noch einiges Neue zu ſagen; was ich darüber gedacht und, faſt bis zur letzten Ausarbeitung, niedergeſchrieben habe, finde ich hier in weſentlichen Momenten aus der gründlichſten und ſchärfſten Forſchung beſtätigt, und das iſt auch ein ſchöner Gewinn. Die Hauptſache bleibt immer, daß in dieſem wichtigſten Theile der Geſchichte altvaterländiſcher Poeſie endlich einmal die volle, geſunde Wahrheit hervortrete.

---

*) Zum Theil abgedruckt von J. Grimm in ſeiner Abhandlung „Gedichte des Mittelalters auf Kaiſer Friedrich I. (1844). S. 103 ff. (Kleinere Schriften. 3, 84.)

Caſtiglione's gothiſches Anekdoton habe ich noch nicht zu Geſicht bekommen und weiß nur durch eine kurze Anzeige in den Götting. Blättern davon.

Können Sie mir durch Schwab den Cod. Wasserburg. zugehen laſſen, ſo werde ich nicht ſäumen, denſelben eifrigſt zu benützen und ſodann nach Ihrer Anweiſung weiter zu befördern. Ich freue mich zum voraus des Genuſſes, den mir dieſer werthvolle Fund gewähren wird. Orelli nicht mehr bei Ihnen getroffen zu haben, thut mir recht leid. Ungewiß bin ich darüber, ob nicht die Gebirgreiſe, welche Sie vor | gehabt, uns, Ihren Gäſten, leider zum Opfer gebracht worden ſey.

Schwabs ſind am Montag von hier abgereiſt und ein heiteres Herbſtwetter nach langen Regentagen ſcheint ſie begünſtigen zu wollen. Ich verſetze mich beim Gedanken an dieſe Reiſenden recht lebhaft nach Eppishauſen.

Indem ich Sie, nebſt den Gäſten, auf das herzlichſte grüße, bin ich wie immer mit Verehrung und Liebe

der Ihrige
L. Uhland.

59.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen, am 12. October 1829.

Charissime Uhlande!

Vorerſt meinen Dank für Iren lieben Brief vom 1. dieſes, dann meinen weitern Dank für die Königinhofer Handſchrift, mit welcher Sie die Bibliotheca Villae Epponis beſchenkt haben. Antworten kann ich Inen heute nicht; weil Schwabs ſchon morgen frühe wieder abreiſen wollen; der Jupiter pluvius hat die wenigen Tage, welche dieſe lieben Leute mir ſchenkten, häßlich verdorben; ſo daß wir keine Ausflucht machen konnten. Ich würde Jnen den Codex Wasserburgensis durch Schwab ſenden, wenn ich nicht noch Eggen Ausfart abſchreiben möchte ehe ich Jn auf Reiſen ſende; denn ich bitte Sie, nach gemachtem Gebrauche, denſelben an den Herrn Prof. Benecke, unſern Landsmann, durch den Poſtwagen nach Göttingen zu ſenden, meine Abſchrift wird in wenigen Wochen vollendet ſein. Unſer Freund Schwab wird Jnen ſagen, wie oft und viel wir von Jnen geſprochen und Sie in unſere Mitte gewunſchen, one die Frau Emma zu vergeſſen. Viele herzliche Grüße an Sie alle beide von Jrem

unveränderlichen alten
Meiſter Sepp.

Die Handſchrift der Klara Häzlerin, halte ich nicht für wert abgeſchrieben zu werden, es iſt zuviel Schofelzeug darinne, von der Hagen hat mich damit angeführt; weil Sie aber wünſchen ſie zu | ſehen; ſo will ich Jnen ſolche mit dem Codex Wasserburgensis zuſchiken; Sie haben mir nicht geſagt ob Sie den franzöſiſchen Codex welcher le Voeu du Paon enthaltet haben wollen, ich gebe jn auf gut Glük unſerm Suabo mit. Noch einmal grüße ich Sie von ganzem Herzen, und nie genug.

60.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen, am 28. November 1829.

Hier kömmt endlich, mein teurer Uhlandus! die Handſchrift von Waſſerburg. Möge ſie Jnen ſo viel Vergnügen machen, als ſie mir gemacht hat. Wilhelm von Orlenz iſt ein herrliches Gedicht, one Zweifel das beſte, das der ſo fruchtbare Rudolf von Ems gemacht hat. Für mich hat er Spracheigenheiten, die äußerſt ſchäzbar ſind und warſcheinlich in den ſpäteren Abſchriften verloren giengen. Ich halte mein Exemplar für ein noch bei Lebzeiten des Dichters gemachtes; er ſtarb unter Kaiſer Conrad IV. in Italien, und der Kaiſer ſelbſt ſchon 1254, 21. May. Das Leben Mariä und Jeſus Kindheit, den Sigenot und Ekken Ausfart, habe ich abgeſchrieben, gegen 7000 Verſe; erſteres wird Hug in Freiburg im 5.—6. Hefte ſeiner geiſtlichen Zeitſchrift herausgeben. Wenn Sie die Handſchrift benuzt haben; ſo bitte ich mir ſolches zu ſagen; ich werde Inen dann einen Brief für Benecke zuſchiken, damit Sie im dieſelbe nach Göttingen ſenden können, wo bis dahin auch Jacob und Wilhelm Grimm als Bibliothecare aufgezogen ſein werden, erſterer zugleich als Profeſſor ord., wie Sie aus meinem Briefe an Schwab des breitern erſehen werden. |

Aus meiner Bergreiſe iſt diesmal nichts geworden. Mein Haus wurde vaſt nie von Beſuchenden leer, und dann war das Wetter für Fußgänger auch gar zu ſchlecht. Ich habe Inen wol noch nicht geſagt, daß mir Wilken aus Berlin das Liederbuch der Häzlerin 1470 zugeſchikt hat. Es enthält einige ſchäzbare Sachen aus der Zeit da das Minnelied in das Volkslied übergieng, aber doch nur weniges, der größere Teil iſt eben ſo elend als ſchmuzig, ſo daß man nicht begreifft, wie eine weibliche Feder ſich mit ſolchem Wuſte befaſſen konnte, wenn ſie nicht einer ἑταίρα angehörte. Das Buch iſt alſo keiner vollſtändigen Abſchrift wert. Einzelnes werde ich mir denn daraus abſchreiben.

Mein iezigès Geſchäft iſt der Episcopat Constant. des ſeligen Trutpert Neugart, zu welchem ich einen Verleger ſuche, worüber Inen Schwab aus meinem Briefe mereres ſagen wird, und wozu ich auch Ire bona officia in Anſpruch neme, und zwar nicht blos in meinem, ſondern im Namen des geſammten Vaterlandes, beſonders Schwabens, und ich denke das lezte Wort reicht ſchon hin meinen wakern Uhland zu entzünden. Es wäre doch iammerſchade wenn dieſe Geſchichte ungedrukt bliebe. Videant ergo consules, ne quid detrimenti capiat res publica! | —

Nun aber, lieber Freund! zürnen Sie mir nicht, wenn ich auch einmal nach dem Fortgange Ires Werkes über die teutſche Heldenſage und den Minneſang frage. Während Ires Hierſeins, ich geſtehe es, erwartete ich hierüber einige Mitteilung; denn ich wußte, daß Sie ſchon Andern einige Abteilungen daraus vorgeleſen hatten: allein Sie ſchwiegen, und ſo getraute ich mich nicht davon anzuheben: nun aber da man allgemein weiß daß Ir Buch ſchon ſer weit vorgerükt iſt und ſelbſt aus dem Norden hierüber Anfragen an mich geſchehen, wage ich es mich zu erkundigen, ob wir nicht bald etwas von Irer Arbeit zu ſehen bekommen. Sie haben mit Irem Walter von der Vogelweide alles auf dies noch nicht bearbeitete Feld unſerer Literatur aufmerkſam gemacht; aber nicht nur auf dieſes; ſondern eben ſo ſer auf Sie ſelbſt, da man nun ſah, was Sie hierinn im Stande ſind zu leiſten. Ich, dem Ir literariſcher Rum nicht weniger am Herzen liegt, als mich Ir bürgerlicher erfreut; bin alſo wol zu entſchuldigen, wenn Inen meine Anfrage auch etwas zudringlich vorkommen ſollte: wäre das? ſo ſehen Sie ſolche als nicht geſchehen an.

Des biedern Schwab und ſeiner geiſtreichen Frau Beſuch, hat mich über die maßen erfreut, und ich habe um ſo größern Genuß davon gehabt, als das abſcheulichſte Wetter uns alle die Tage ihres Hierſeins in die Stube zuſammen geſperrt hat. Dies klingt zwar eigennüzig; aber ich hoffe | meine lieben Gaſtfreunde ſind überzeugt, daß ich mit nicht weniger Freude mit Inen in dem alten Sängergaue herumgefaren wäre, wenn es der Jupiter pluvius erlaubt hätte. Wir haben, wie das zu geſchehen pflegt, wenn man über Tiſche frölich iſt, nach Berechnung der geringen Koſten, auf das künftige Jar eine Reiſe nach Mayland (3 Tagreiſen von hier) ausgemacht, wobei Sie lieber Freund! und Frau Emma das 2te Par und ich das fünfte Rad am Wagen ausmachen würden. Was ſagen denn Sie zwei dazu? — Möchte doch aus dem Schimpf Ernſt werden.

Ir Herr von Aufſeß hat an mich geſchrieben; das erſte Mal wars, um meinen Liederſaal zu haben, den ich im auch ſandte, dann ſchrieb er mir einen wie es ſcheint herzlichen Brief, und will um meine nähere Bekanntſchaft zu machen, mich ſogar beſuchen. Was er will; oder was er eigentlich kann? iſt mir aber noch nicht klar. Vederemo!

In Irem nächſten Briefe hoffe ich zu erfaren: ob ich Inen zum Profeſſor oder zum Bibliothecar Glük wünſchen ſoll? Eines und das andere wäre mir lieb, lieber das erſtere; aber secundum leges baiuvariorum vivere, möchte ich meinen guten lieben Uhland nicht gerne ſehen.

Leben Sie wol und grüßen Sie aufs herzlichſte die wakere Frau Emma, von Irem

L. Laßberg.

61.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen, am 29. Januar 1830.

Hochvererter Freund!

Ir Schreiben vom 11. Januar *) erhielt ich am 19. dieſes und mit der herzlichſten Freude erſehe ich daraus, daß nun endlich Ire und der guten Frau Emma Wünſche in Erfüllung gegangen ſind. Welche Freude für Ire erwürdigen Aeltern! ich teile ſie von ganzem Herzen. Für das von Haug gebrauchte Buch, die Reliques of ancient english poetry und die neue Ausgabe Irer Gedichte danke ich vielmal. Dies ſind mir die liebſten Neujarsgeſchenke die ich bekommen habe. Der Himmel weiß, wann ich ſie erwiedern kann; aber den Willen habe ich dazu. Der Eröffnung Irer Lerkanzel und beſonders Irer Vorleſung über die Geſchichte der Poëſie des deutſchen Mittelalters möchte ich beiwonen! — überzeugt daß Sie den alten hoſpitirenden Purſchen nicht aus Irem Collegium weiſen würden.

---

*) Fehlt.

Von Hrn. v. Cotta habe ich in Betreff des episcopatus Constantiensis einen Brief erhalten, der meinen Wünſchen vollkommen entſpricht. Das Buch wird in Conſtanz gedrukt: aber Ir allzu freundſchaftliches Anerbieten zur Correctur verdanke ich Inen eben ſo herzlich, als wenn ich es angenommen und genoſſen hätte.

Was die beiden Codd. des Voeu du Paon und Waſſerburg betrifft, ſo bitte ich mir ſolche nach gemachtem Gebrauche hieher zu ſenden. Benecke befindet ſich gegenwärtig nicht im Stande Gebrauch vom lezten zu machen. An der Membrane des Hrn. Buchhändler Koller in London habe ich das nicht gefunden, was von jm verſprochen war. Erſtlich iſt die Schrift nicht die des XIII., ſondern offenbar aus dem XV. Jarhundert, und dann ſind die 76 Verſe nicht einmal die Hälfte des Frauenlob-Gedichtes auf Maria. Ich werde jm ſolches durch die angegebene Weinbrak. Buchhandlung in Leipzig wieder zurükſenden. Mein Liederſaal iſt nicht ſo wolfeil. Das Liederbuch der Häzlerin ſollen Sie haben. Der Elblin von Eſelsberg, von dem einige nicht unebene Gedichte drin vorkommen, iſt gewiß ein Wirtemberger*); eben ſo gewiß iſt der von Kalterpach | kein Wirtenberger, ſondern ein Breisgauer aus der Herrſchaft Suſenberg, wie ich diplomatiſch erforſcht habe. Das wirtemberg. Geſchlecht hieß: von Kaltenthal. Als ein Denkmal des Verfalles teutſcher Dichtkunſt iſt dieſe Handſchrift wirklich beachtenswert. Die hinten befindlichen Wächterlieder oder Tagweiſen halte ich für das älteſte, was darinnen ſtehet. Uebrigens kann ich nicht begreifen, wie eine weibliche Hand ſolche Schweinereien niederſchreiben konnte, wenn ſie nicht einer Hetäre angehörte. Aber, da Sie doch zur Vorleſung den möglichſten Grad der Vollſtändigkeit geben wollen, ſo dächte ich, daß meine Abſchrift von dem Gedichte auf Karl den Großen, welches ich von dem Hrn. Grafen v. Majlath habe, weniger vorübergegangen zu werden verdient, als das Liederbuch der Hätzlerin. Ich halte es zwar ſeinem Urſprunge nach nicht für älter, als den Anfang des XV. Jarhunderts; aber gerade aus genannter Zeit ſind die Epopoeen von ſo großem Umfange äußerſt ſelten. Zwar können die latein. Quellen des Andreas ratisbonensis nachgewieſen werden; aber mir iſt die Frage noch nicht entſchieden, ob der teutſche Dichter aus dem latein. oder dieſer aus jenem geſchöpft. Allerdings mag urſprünglich ein latein. Gedicht dem teutſchen zu Grunde gelegen haben, aber ein viel älteres als der fromme presbyter Andreas war. Ich glaube alſo nicht übel zu thun, wenn ich Inen hier beiliegend zuerſt den Inhalt des Gedichtes zuſende, um Sie in den Stand zu ſezen, mir zu ſagen, ob ich Inen den Text auch nachſenden ſoll? In Arau befindet ſich auch, aus der Zurlaubenſchen Bibliotheke, ein proſaiſches Gedicht von Karl dem Großen, welches mir mit den Haymonskindern verwandt ſchien, und offenbar auf einem wälſchen Boden wurzelt. Auch in Schafhauſen befindet ſich ein Gedicht auf den König Oswald v. Northumberland, das ich meinem Freunde Ittner zu lieb abgeſchrieben habe, es ſcheint auch der Sprache nach aus dem XV. (Jarh.) zu ſein, hat aber Anklänge, die ins höchſte nordiſche Altertum hinaufreichen. |

---

*) S. nun Elblin v. Eſelberg herausg. von Adelbert v. Keller. Tübingen 1856. 4.

Sie ſagen mir nicht, ob Hr. Hofprediger Bekker Inen den Donauöſchinger Parcifal geſendet hat? und ob Sie viel Merkwürdiges darin gefunden? Der Lachmannſche Ferabras iſt noch nicht heraus; oder? Auf Graffs Ottfried freue ich mich. Maßmann in München ſcheint ſowohl die Denkmäler, als auch ſeine Kaiſerchronik ganz vergeſſen zu haben, und hierin dem Publikum zuvorgekommen zu ſein. Auch Meuſebach, dem ich, nach dem Ausdruke des badiſchen Exerzierreglements, kürzlich wieder einen Ermunterungshieb gegeben habe, ſcheint über ſeinen Fiſchart eingeſchlafen zu ſein. Vorige Woche habe ich von dem Hrn. Prof. Follen in Altikon Abſchied genommen, er ziehet nächſten Monat auf ein Gut bei Höngg, eine kleine Stunde von Zürich, wo ſein Schwiegervater ein Gütchen gekauft hat, es heißt:

der Akerſtein. Können Sie meine Notizen über die teutſchen Sänger brauchen zu Irer Vorleſung, ſo ſagen Sie nur ein Wort und ich ſende ſie Inen.

„Ire angelegentliche Empfelung in die Fortdauer meines freundſchaftlichen Wolwollens und um meinen guten Rat bei Ihren bevorſtehenden Arbeiten“ war wol nur ein Neujarsſcherz von meinem lieben Uhlandus! — ich hätte dies vielleicht nicht ſagen ſollen; aber dies ſei auch die einzige Rache Ires

unveränderlichen
J. v. Laßberg.

Viele und herzliche Grüße an Frau Emma und auch an den biedern Schwab und ſeine Frau. |

Aus einem mir vor kurzem vorgekommenen Siegel, mit der Umſchrift: R$\mathring{\mathrm{V}}$DOLF GELTER, ſcheint mir, daß dies Geſchlecht (Geltar bei Bodmer II., 119) von St. Gallen war. Im Jar 1425 war ein Gelter Burgermeiſter zu St. Gallen. Zwar nennt der Dichter ſelbſt ſich einen wehen Flemming; allein die Aebte von St. Gallen, die ſtets den Kaiſerhöfen nachzogen, brachten allerlei Leute mit ſich nach Hauſe.

62.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen, am 27. Hornung 1830.

Mein teurer Uhlandus! hier kommt die Frau — Jungfrau kaum? — Hätzlerin, und mit dieſer will ich Sie hezen, damit Sie mir den Cod. Waſſerburg. quandocius zurükſenden, denn ich habe in meiner Abſchrift des Conrad v. Fuozizbrunnen, welche ſogleich unter die Preſſe gehen ſoll, zwei beträchtliche Feler entdekt, welche one Einſicht der Handſchr. nicht hergeſtellt werden können. Ich befürchte, daß Sie bei Anblik dieſer Zeilen ausrufen werden: O he! ecce iterum Crispinus! — aber ich kann mir nicht anderſt helfen, und Meiſter Leonhard*) in

---

*) D. i. Prof. Leonhard Hug.

Freiburg treibt gewaltig auf den Conrad v. Fuſizbrunnen. Ich hoffe doch, Sie haben mein unterm 29. Januar an Sie abgeſendetes Inhaltsverzeichniß v. dem Gedichte über Karl den Großen, von einem Regensburger Mönche, richtig erhalten? Ir ausgeſprochener Wunſch: „die verſchiedenen Perioden des alten Geſanges, auch die des Verfalles, ſo vollſtändig als möglich kennen zu lernen,“ konnte mich allein zur Ueberſendung veranlaſſen. |

Hofprediger Becker von Donauöſchingen hat mir geſchrieben, daß er Inen den dortigen Parcifal überſchikt habe, und wünſcht, daß Sie noch mer Codices aus ſeiner Bibliotheke verlangen möchten, welche er Inen mit Freude zuſenden würde. — Schade alſo daß die dortige Bibliotheke nicht mer Intereſſantes beſizt.

Ich ſehe Sie in Gedanken unermüdet an Irer Vorleſung pro captanda et aperienda cathedra beſchäftiget, von einer Menge alter Bücher und Handſchriften umlagert, manchmal in Irer Stube auf und abſchreitend, perlecta mente revolvens, und höre auf einmal Frau Emma rufen: aber Uhland! die Suppe ſtehet ſchon lange auf dem Tiſch!

Unſer guter Arx in St. Gallen ſchwebt ſeit Weihenachten, wo jn ein Schlagfluß getroffen hat, zwiſchen Leben und Tod und kann nicht ſterben: ein zweiter Schlag wird dem Zweifel plözlich ein Ende machen. Seine Stelle an der Bibliotheke kann nicht beſezt werden, — es iſt Niemand da, und ein Herr Henne, | den Sie vielleicht als Dichter des „Divico“ *) kennen, iſt wol nicht albae gallinae filius. Man ſagt, er ſuche von Arxens Stelle. Schwab wird Inen geſagt haben, daß auch ich einen Spaziergang über den gefrornen Bodenſee machte — ſeitdeme bin ich nicht mer aus dem Hauſe gekommen. Huſten abgerechnet, iſt meine Geſundheit gut und da der Schnee hinweg iſt, warte ich nur bis der Auſter den Boden aufgetroknet hat, um durch eine tüchtige Ausflucht wieder neue Lebensluft in meine alten Lungen zu pumpen.

---

*) Henne von Sargans, Joſ. Ant., Diviko oder das Wunderhorn oder die Lemanſchlacht. Ein deutſches National-Heldengedicht. 2 Bde. Stuttg. 1826.

In der Theotiska iſt meines Wiſſens, ut ajunt, nichts neues paſſirt. Lezte Woche haben Pupikofer und ich Schwabs Waltharius und den latein. Text mit einander verglichen: aber das ſind zwei ganz verſchiedene Gedichte! Herr Beker hat mir auch geſchrieben, daß der Sigenot irgendwo öffentlich gerümet worden ſei. Das wird warſcheinlich von Stuttgart aus gegangen ſein. Wiſſen Sie, wo etwas davon ſtehet, ſo bitte ich es mir zu ſagen, damit ich es dann auch zu leſen bekomme. Der Abdruk hat Fehler und zwar nach einer zweimaligen Correctur!

Wenn Sie, mein teurer Freund! mir den Tag melden wollen, an dem ſie in Tübingen Ire Vorleſungen eröffnen, ſo will ich an dieſem Tage ein eigenes Tronbeſteigungsfeſt in meinem Hauſe anſtellen. Ich meine man lebt doch etwas freier in Tübingen, als zwiſchen den Bergen in Stuttgart, und dann tut der ſchöne Fluß den Augen auch wol; ich freue mich ſchon zum voraus, Sie einmal in Irem Reiche zu beſuchen. Viele herzliche Grüße an Frau Emma und gutes Angewönen in der Vaterſtadt. Die Hätzlerin bitte ich mir, nach gemachtem Gebrauche, — ich denke Sie werden bald genug dran kriegen — wieder hieher zurükzuſenden; denn ich habe noch einige Wächterlieder daraus abzuſchreiben. Der von Eſelsberg darin iſt ſicher ein Wirtemberger; aber der von Kaltenbach iſt ein Breisgauer, aus der Herrſchaft Sauſenberg, ſie kommen ſchon im XII. Jarh. in St. Blaſianer Urkunden vor. Gott befolen von Irem

Laßberg.

E. Münchs Geſch. des Hauſes und Landes Fürſtenberg iſt unter aller Kritik.

63.

Uhland an Laßberg.

Stuttgart, den 19. März 1830.

Sie erhalten hiebei, verehrteſter Freund, den Cod. Wasserburg. und den Voeu du Paon mit dem verbindlichſten

Danke zurück. Das Liederbuch der Hätzlerin iſt mir wohlbehalten zugekommen und ich werde mich beeilen, es vor meinem Abzuge von hier, der in der Oſterwoche erfolgt, Ihnen zurückzuſenden. Dagegen wünſche ich die Northern Antiqu. und die Poëtes français noch auf einige Zeit mit nach Tübingen zu nehmen, wenn Sie nicht gerade ſelbſt davon Gebrauch machen.

Für den Druck des Sigenot*) danke ich gar ſehr; er iſt eine ſchöne Verkündigung des neuen Fundes. Die Anzeige von Menzel lege ich hier bei, freilich meiſt nur Abdruck Ihrer Notizen.

Den Cod. Wasserburg. habe ich für meine künftigen Vorträge tüchtig ausgebeutet. Ecken Ausfahrt giebt neue und überraſchende Reſultate zur Geſchichte der deutſchen Heldenſage. Schon früher habe ich Inen meine Vermuthung mitgetheilt, daß Heinrich von Linowe der Dichter dieſes Liedes ſey. Dieſe Vermuthung iſt jedoch nicht neu, ſchon Docen hat ſie gehabt. Aber das glaube ich neu gefunden zu haben, daß der Dichter ſich ſelbſt im Liede nennt.

pag. 37. col. 1. Erst sait von lune helferich.

muß beſtimmt heißen: Erst sait von linŏw heinrich. Dieß iſt gewiß viel ungezwungener, als die Erklärung dieſer | Strophe, welche noch neuerlich im Iwein von Benecke und Lachmann (S. 399 zu V. 6497) gegeben worden. In der bekannten Stelle von Rudolfs Alexandreis wird ausdrücklich Her Heinrich von Linŏwe genannt. Eine Zuſammenſtellung aller hieher bezüglichen Stellen würde meines Erachtens dieſe Autorſchaft außer Zweifel ſetzen. Auch findet ſich Ecken Ausfahrt nun in einer Hdſchr., welche, neben Rudolfs eigenem Gedichte, durchaus Werke von ihm benannter Dichter enthält. Dagegen muß (wie ſchon Primiſſer gemeint) die Stelle im Wilh. v. Orleans pag. 41. col. 1.

---

*) Ein ſchoen und kurzweilig Gedicht von einem Rieſen genannt Sigenot ꝛc. Aus der älteſten Geſchrift guten Freunden zu Luſt und Lieb alſo zum erſtenmal ans Liecht geſtellt in dem kalten Winter 1829. Durch Meiſter Seppen von Eppishuſen einem farenden Schueler. Gedrukt am obern Markt, auf Neu Jar 1830. 21 S. in 8°.

Von dem wallære
Hern Ekkenes mære

gewiß ſo geleſen werden:

Von dem Ouwære
Hern Erekes mære.

denn das Abenteuer mit dem Sperber findet ſich in Hartmanns Erek und Enite. (Wiener Jahrb. d. Literat. Bd. XVI. Anzeig. Blatt.) Iſt linôw etwa Leinau im vormaligen Stifte Kempten? *)

Es möchte wohl ſehr einen nochmaligen Sturm auf Waſſerburg verlohnen. Wo der eine Vogel ausgeflogen, mögen noch mehr im Neſte ſeyn.

Sie fragen mich: ob ich Ihre Notizen über die deutſchen Sänger zu meinen Vorleſungen brauchen könne? Gewiß würde mir die gütige Mittheilung derſelben vom größten Intereſſe ſeyn. Ich bezwecke gegen den Schluß meiner Vorträge eine geographiſche Ueberſicht der Wohnſitze und Straßenzüge des alten Geſanges zu geben und da würden mir Ihre | Nachweiſungen treffliche Hülfe leiſten. Werden Sie nicht einmal, wie es in den Vorreden zum Liederſaale ſchon theilweiſe geſchehen iſt, den Freunden der altdeutſchen Poeſie die vollſtändige Sammlung deſſen, was Sie über die Lebensumſtände der Dichter erforſcht haben, mittheilen?

Das Mailathſche Manuſcript habe ich einmal von Cotta in Händen gehabt, konnte es aber damals nicht benützen. Nach der Vorrede, welche Sie mir überſchickt, ſcheint wenigſtens der vordere Theil des Gedichts auf ältere Sage hinzuweiſen und ich würde daher die Mittheilung desſelben um ſo mehr mit Dank erkennen, als die meiſten andern Gedichte aus dem Sagenkreiſe von Karl d. Gr. aus dem Franzöſiſchen überſetzt ſind, dieſes

---

*) Das vorſtehende hat Uhland weiter ausgeführt in ſ. Abhandlung „Dietrich von Bern" in m. Germania I, 321.

aber mehr deutſche Lokalität zu haben ſcheint. Damit verbinde ich noch eine weitere Bitte. Den Wilhelm von Oranſe, der zu dieſem Stamme gehört, habe ich, alle 3 Theile, nach einer Heidelberg. Membrane excerpirt, den Abdruck von Caſparſon aber (der ſich aus dem Buchhandel verloren,) längſt vergeblich geſucht. Den 1ſten Theil zwar beſitze ich, aber nicht den wichtigern 2ten, der Eſchenbachs Werk enthält. Dieſen beſitzen Sie, ſo viel ich mich zu erinnern glaube, und Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir denſelben etwa bis zum nächſten Juni, wo ich in meinen Vorleſungen an dieſen Gegenſtand kommen dürfte, auf einige Zeit zugehen ließen.

Ihre glückliche Ueberſchreitung des froſtgebändigten Bodenſees | hat Schwab im Liede gefeiert*).

Daß Sie Herrn v. Meuſebach wegen Fiſcharts ermuntert, war ſehr wohl angebracht. Nicht minder möchte eine energiſche Anregung wegen ſeiner Volkslieder an der Stelle ſeyn. Den Fiſchart beſitzen wir wenigſtens in ſeinen Hauptwerken, aber die alten fliegenden Blätter beſitzt nur H. von Meuſebach, nur er die reichhaltigen Notizen über dieſen Volksgeſang. Möchte er endlich für das deutſche Volkslied leiſten, was Engländer, Dänen, Schweden, längſt für das ihrige gethan.

Arx, der rechte Hüter und Weiſer des St. Gallen Horts, iſt ein großer Verluſt. Seine Scriptor. St. Gallens. ſind nun im 2ten Theile der Pertz. Sammlung gedruckt. Ob ihn das wohl noch intereſſirt hat?

Den Donaueſch. Parcival habe ich erhalten aber noch nicht ſoweit benützt, um etwas Befriedigendes darüber ſagen zu können. Es iſt eine höchſt wunderliche Zuſammenſetzung 2 verſchiedener Werke.

Es ſieht jetzt wirklich in meiner Arbeitsſtube aus, wie Sie es beſchrieben haben, die Zeit des akadem. Berufs drängt gewaltig heran.

---

*) ſ. G. Schwabs Gedichte, Stuttg. 4. Aufl. 1851, S. 406: „Der Spuk auf dem Bodenſee.“

Wir werden für das erſte Vierteljahr auf der Pfalz Hohentübingen wohnen, mit ſchöner, weiter Ausſicht und großem innerem Raume. Wie ſehr werden Sie uns erfreuen, hochverehrter Freund, wenn Sie, wozu Ihr Brief Hoffnung giebt, uns dort beſuchen werden, wo (nach dem Tanhuſer) Hug ein Twinger (Tuwinger, nach Präl. Schmids Conjectur), als Freund der Sänger herrenwere worhte.

Mit Freundſchaft und Hochachtung

der Ihrige
L. Uhland.

64.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen am 25. März 1830.

Vorgeſtern, mein teurer Freund! erhielt ich von Conſtanz den codex wasserburg., le voeu du paön und Iren lieben Brief und ſage Inen dieſes ſchon heute, damit Sie ſpäter nicht wegen Ankunft dieſer Bücher in Verlegenheit ſind, und weil ich ſelbſt über die Charwoche einen Lauf ins Rheintal verſuchen will.

Behalten Sie die andern Bücher ſo lange ſie Inen nötig ſind; das was Sie ſonſt noch verlangt haben, werde ich Inen nach Tübingen ſenden, ſobald ich höre, daß Sie dort angelangt ſind.

Wie freue ich mich, daß Sie im codex wasserburgensis ſo vieles für Ire Arbeiten Brauchbares gefunden! Die von Inen vorgeſchlagene Verbeſſerung der Lesart in Eggen Ausfart: Erst sait von Linöw Heinerich, für: von Lune Helferich, iſt unangreifbar; denn da Rudolf von Ems im Wilhelm von Orlenz ausdrüklich ſaget: der von Linowe habe Ekkeuis manheit getihtet und gesait, und dies Gedicht nenne man den Wallere, dann auch in der Alexandreis: Her Heinrich von Linowe hat ouch vil sueze arbeit an den waller gelait;

ſo folgt ja unwiderſprechlich daraus, daß der Helferich von Lune in der Handſchrift der Eggenausfart mißſchrieben ſein müſſe. Dieſer Schreiber war überhaupt in den eigenen | Namen unglüklich, wie ſolches im Wilhelm von Orlenz klar erſcheinet. Mein Papier-Codex hat im Wilhelm von Orlenz die Literatur gar nicht, ich konnte alſo keine Vergleichung anſtellen. Aber nun kömmt es darauf an, die Heimat des Heinrich von Linowe aufzufinden! Ich ſchreibe Inen daher aus meinem Collectanéen-Buche ab, was ich vor ein par Jaren, da Sie mir in Stuttgart die Literatur aus Rud. von Ems Alexandreis im Münchner Codex mitteilten, aus einer S. Galler Urkunde hinein geſchrieben habe. Es triſt ſich ſonderbarer weiſe, daß dieſer Heinrich von Linowe gar nicht weit von Waſſerburg geſeſſen iſt:

„Anno 1271. XIX. Februarii. unter Biſchof Eberhard
„von Waldburg, zu Conſtanz wird die Burg Bongarten an der
„Schuſſen bei Buchhorn mit Grund und Leuten (possessionibus
„et hominibus) alſo geteilt, daß Biſchof und Capitel zu Con-
„ſtanz die eine, und Abt Bertold von Falkenſtein und ſein Kloſter
„St. Gallen die andere Hälfte bekommen. Dabei waren Schied-
„leute: Hainricus de Laimovve, C. de Wachingen und
„Rud. von Ailingen. Dies Leimnau in der Montfortiſchen
„Herrſchaft Tettnang, gehört jezt dem Spital zu Lindau mit
„Boden und niedern Gerichten."

„Nun muß freilich der Dichter, der im Rudolf von Ems
„vorkommt | eine geraume Zeit vor dem Heinrich in der Urkunde,
„gelebt haben; aber wir wiſſen, daß in den Geſchlechtern Lieb-
„lingsnamen waren, die man von einem berümten Vorfaren
„annam und die hernach immer in der Familie, meiſt den erſt-
„gebornen Sönen gegeben wurden. Der Dichter Heinrich von
„Linowe konnte alſo der Vater; oder wenigſtens der Großvater
„des Mannes mit dem gleichen Namen in der Urkunde gewe-
„ſen ſein.

„Die Verwandlung von Linowe oder Limowe in Laim-
„owe und dann in Laimnowe iſt ganz dem Gange gemäß,

„nach welchem ſich die Ausſprache mit der Zeit in dem Munde „des Volks verändert hat. Es iſt aber noch ein Leinau im „Algau nicht weit vom Kloſter Irſee, das auch ſeine eigenen „gleichnamigen Edelleute hatte; deren einige als benefactores „daſelbſt begraben liegen ſollen. Wenn an Urkunden oder Grabſteinen die Wappen gegen einander verglichen werden könnten; „ſo würde ſich wol bald zeigen, daß ſie ein und daſſelbe Geſchlecht „waren. Leinau und Laimnau ſind im Grunde nur dialektiſch „zerſchieden; da im Allgau wie immer im Berglande, das ei „reiner und ſchärfer, in der Ebne hingegen beſonders am Bodenſee, ſchon weicher wie ai geſprochen wird". *)

Daß Heinrich von Linowe Gedicht der Wallere genannt wurde, kam warſcheinlich daher; weil Ekke, gleich einem wallære, Wandersmann, überall herumfur, um Dieterichen aufzuſuchen und zu bekämpfen; die Benennung des Gedichtes: Ekken Ausfart, ſtammt vielleicht erſt aus der Zeit des erſten Drukes her. Rudolfs Stelle: das ist der wallere, würde unverſtändlich ſein, wenn nicht hernach jene in der Alexandreis ſie erklärte: Heinrich von Linowe hat ouch vil sueze arbeit an den Waller gelait. Dadurch wird wenigſtens mir die Sache ganz klar: Herr Heinrich von Linowe hat Eggenausfart gedichtet und dies Gedicht nannte man zu Rudolf von Ems Zeiten (1230) ſchlechthin den Wallaere.

Die Stelle codex wasserburgensis pg. 41 col. 1 vers. 37. Swer hat uernomen alder gelesen, von dem wallåre hern ekkenes måre, dem ist wol kunt wie iårlich, an (l. ein) turnay hebet sich u. ſ. w. möchte nun wol ſtehen bleiben, wenn in Ekkenausfart etwas von einem Turnay und einem als Preis aufgeſezten Sperber vorkäme; das iſt aber nicht; folglich iſt hier wieder offenbar mißſchrieben; wenn nun in Hartmanns Erek und Eneit, etwas von einem Turnay und Sperber

---

*) Hier irrt Laßberg. Aus Linowe wurde Leinau, aus Leimowe Laimau: beide haben mit einander nichts gemein, vgl. auch Uhland in der Germania I, 321. 323.

vorkömmt, was ich freilich aus Unkunde des Gedichtes nicht weiß; ſo iſt doch wol kein Zweifel, daß die Stelle hierauf muß bezogen, und der Text nach Irem Vorſchlage hergeſtellt werden.

Der Siegſperber kömmt auch in 2 meiner Handſchriften von Dr. | Hartliebs Ueberſezung (1440) von des capellanus Andreas Buch: de arte amatoria, vor: dort iſt er aber nicht als Turnier Preis, ſondern als Belonung gefärlicher Abenteuer ausgeſezt.

Einen Sturm auf Waſſerburg habe ich ſelbſt vor, nur war mir bisher das Wetter noch nicht ſchön und milde genug — auf poëtiſche Handſchriften habe ich zwar keine Hoſnung, da der Herr Pfarrer ſo beſtimmt geäußert, daß er keine mer beſize: aber, wo eine Handſchrift Chriſtoff Schultheiſſens von Conſtanz lag, liegen wol auch noch andere die jm gehörten und da läßt ſich vielleicht etwas Geſchichtliches auffinden.

Allerdings habe ich Luſt meine Notizen über die Dichter des Mittelalters einmal in einem Dichterbuche herauszugeben: allein, dies hindert gar nicht, daß Sie lieber Freund! dieſelben zu Iren Vorleſungen benuzen. Ueber diejenigen deren Zeit, Heimat und Herkommen bereits bekannt ſind, habe ich gar nichts aufgeſchrieben; weil man das ſobald man will haben kann.

Meine Aufzeichnungen ſind meiſt diplomatiſch, nämlich aus Urkunden oder alten Geſchichtsſchreibern — und darin habe ich viele wichtige Entdekungen gemacht, und noch heute Frühe um 4 Ur, da ich im Bette las, entdeke ich in einer Basler Urkunde von 1237 einen Conradus Goely canonicus Basileensis. Sie wiſſen aus Gottfried von Straßburg | daß um dieſelbe Zeit ungefär, noch ein anderer Domherr dort war namens Dietherich, der dem Geſange und den Dichtern auch hold geweſen. Der Düring war auch von Baſel, und der von Gliers aus der Nachbarſchaft, ſo wie auch der Püller aus dem obern Elſaß. Zu Baſel muß ein rechtes Adelsneſt geweſen ſein; auch koſtete es den Baslern viele Zeit und Mühe ſie auszutreiben. So bringt, ich will nicht ſagen jeder Tag, aber doch mancher Tag im Jare etwas Neues. Menzels Anzeige des Sigenot, für deren Mitteilung ich Inen vielmal danke, hat mich gefreut; denn dieſe Art Lob mag ich wol ertragen, wo man nämlich ſagt, daß man mich liebt; freilich läſe ich es lieber geſchrieben als gedrukt; aber doch bitte ich Herrn Menzel, wenn Sie In ſehen, gelegentlich meinen ſchwäbiſchen (ich meine das heißt aufrichtigen) Dank dafür auszudrüken. Eigentlich gehet die Sache Sie an, und wenn Sie Irem alten Vorhaben eine Geſchichte der teutſchen Poëſie des Mittelalters zu ſchreiben ungetreu werden könnten; ſo müßte ich und jeder Teutſche es herzlich beklagen: allein, das ſcheint mir bei einem Manne der wie Sie das Vaterland liebt, und die Kraft dazu in ſich fült, beinahe unmöglich, und ſo gehet der größte Teil meines Dankes an Herrn Menzel dahin, daß er Sie öffentlich dazu aufgeruffen und vermanet hat. Was Görres betrift, den ich 7 Monate lang beinahe täglich ſehe; ſo entberet er vaſt gänzlich | des hiſtoriſchen Sinnes und der dabei unerläßlichen Kritik, und obſchon er ſeit 20 Jaren an einer Sagengeſchichte aller Völker ſammelt, ſo erwarte ich von Im doch nichts als Poeſie. Gebet uns die hiſtoriſchen Daten klar und rein, wie ſie aus den Quellen hervorgehen; dann mögt jr hinterdrein paraphraſiren ſo viel jr könnt und wollt.

Was nun die Klauſenburger Handſchrift von dem Gedichte über Karl den Großen, mir durch Maylath mitgetheilt, betrift, welches ich Inen ſchiken werde, ſo muß ich Inen vorläufig ſagen, daß beinahe Alles aus dem Regensburger Mönche Andreas genommen iſt, deſſen literariſchen Nachlaß Oefele im I. Bande der Scriptores rerum boicarum genommen, der gegen die Mitte des XV. Jarhunderts ſchrieb. Man hat auch anfangs das ſchon frühe gedrukte Gedicht von Karl dem Großen und den Heiden von Regensburg (wovon Meuſebach einen Abdruk beſizt) drein verwoben, woraus hervorgehet, daß das ganze Machwerk nicht vor 1450 kann geſchmiedet worden ſein. Aber Sie ſollen es haben. Aber Sie ſollten alle meine Handſchriften (teutſche) zu Irer Arbeit haben, und das könnte nach und nach wol geſchehen: noch beſſer wär aber, wenn Sie künftige Herbſtferien mit Frau Emma zu mir kämen und alles recht ordentlich recognoscirten, um zu wiſſen, was Sie brauchen können; denn Sie haben meine Handſchriften noch nie recht durchgegangen, und das könnte um ſo füglicher ſein als ich jezt eine wirtembergiſche | Köchin und Haushälterin bekomme, die Frau Schwab die Güte gehabt hat mir zu verſchaffen und man dann doch wenigſtens menſchlich bei mir eſſen wird. Wiſſen Sie was? ich hole Sie Beide in Tübingen mit meinen Pferden ab und wenn Sie einmal in der alten Villa Epponis ſind; ſo giebt ſich dann eins ums andere.

Ja es iſt war, ich bin dem alten Potamus über ſeinen Panzer gelaufen; aber beim Heimfaren war der Schlitten mit 4 Schwaben beſpannt. Der arme Arx lebt noch immer, ſeit Weihenacht Abend kämpft er mit dem Tode und iſt nur ſelten und immer nur auf wenige Minuten ſeines Geiſtes mächtig.

Ueber den Donauöſchinger Parcifal wünſchte ich nur (zu ſeiner Zeit) von Inen zu erfaren, wie er ſich zu dem Berner Codex verhält?

Von der Hagens Minneſinger, die Sie lezten Sommer bei mir ſahen, ſind noch immer nicht im Buchhandel, es iſt doch ein erbärmlicher Kerl! Aber alle Erbärmlichkeit übertrift E. Münch's Geſchichte des Hauſes Fürſtenberg; ich möchte doch wiſſen was Pfiſter dazu ſagt? ich habe mir nichts anderes als ſchlechtes von Herrn Münch erwartet: aber auf ein ſolches ſtudentiſches Prello für 3000 fl. Honorar war ich nicht gefaßt. Sie können denken, wie dieſe Mißhandlung eines Hauſes, dem ich und meine Vorältern über 100 Jare gedient haben, mich ſchmerzen muß. Aber jezt gute Nacht! und fröliche Oſtern! und der guten Frau Emma meinen herzlichen Gruß, wie auch Iren lieben Aeltern in Tübingen. Bei Schwabs bitte mich nicht zu vergeſſen.

Ir
Laßberg.

65.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen am 11. Mai 1830.

So eben, mein teurer Uhlandus! erhalte ich mit der Frau Clara Hätzlerin, auch Ire freundſchaftlichen Zeilen vom 2. dieſes*), und freue mich, daß Sie mit der lieben Frau Emma, deren Gruß mich eben ſo herzlich freuet, und den ich noch viel herzlicher erwiedere, wol auf der Pfalzgravenburg angekommen und darin ſchon völlig eingeniſtet ſind. Wüßte ich, wo der Skythe Zamolxis ſeinen Pfeil gelaſſen hat; ich würde darauf zur Stunde nach den Ufern des Nekars reiten, um ein par Tage mit Inen zu koſen; aber me tenet nunc parthenope! das iſt die Constantia sacra, wie Herr von Mülinen den episcopatus constantiensis des T. Neugart nennet, und ehe das Werk nicht im Gange iſt, kann ich nicht reiſen.

Das Prof. Tafel mit ſeinem kurzen Aufenthalte in der villa Epponis zufrieden war und dem alten Meiſter Sepp auch in der Entfernung noch hold bleibet, tut meinem alten Herzen wol; denn der Mann gefiel mir gar zu gut, und ſein männliches Weſen und anſpruchsloſe Gelerſamkeit, zogen mich ſer an. Grüßen Sie jn von mir, | und ſagen Sie jm, daß er ſich um Schmidlins Beiträge zur Geſchichte Wirtembergs für mich nicht bemühen ſolle; ich erhielt von verſchiedenen Seiten 2 Exemplare dieſes wegen den Graven von Achalm mir wichtigen Werkes beinahe zu gleicher Zeit. Ich glaube Inen die Erwerbung eines Schwabenſpiegels von 1287. und zweier Exemplare des cod. trad. Sangallens. gemeldet zu haben: aber wol eben ſo merkwürdig iſt mir die Ankunft eines um das Jar 1260 durch den dortigen Probſt Hermann geſchriebenen codex trad. augie albae (Weiſſenau bei Ravensburg), welcher höchſt wichtige Beiträge zur Geſchichte Schwabens enthält und bis auf König Conrad IV. gehet. Er iſt mit 15 gemalten Bildern verziert, welche nebſt einigen Biſchöfen und weiſſenauiſchen Pröbſten, den Stifter von Weiſſenau Gebezo von Ravensburg, Kaiſer Friederich I., ſeinen Son Heinrich als König, König Philipp, Friederich II., Heinrich den Löwen, Conrad von Staufen als Herzog von Schwaben den alten Welf anno 1180 und einen Graven Albert von Achalm, um das Jar 1150—1160 vorſtellen. Dieſer Albert welcher lange nach dem vermeintlichen Ausſterben des Hauſes Achalm hier diplomatiſch erſcheint, war der | Schwiegervater Heinrichs von Riſen und wird advocatus in cholstetten genannt, welchen Ort ich im Lexicon von Schwaben nicht finde. Der Codex enthält auch merere bisher ganz unbekannte Hohenſtaufiſche Urkunden, und muß ſchon vor 200 Jaren zu Weiſſenau abhanden gekommen ſein. Kurz es iſt ein warer Schaz, und ich glaube am Ende daß ich, wie Schwab in ſeinem Gedichte ſagt, ein Schazgräber bin, one es zu wiſſen. Der Codex hat 451. Octavſeiten und iſt ganz unverſeret.

---

*) Dieſer Brief fehlt.

Des Leipziger Prof. Hänels catalogus librorum manuscriptorum möchte ich mir auch anſchaffen, wo iſt er gedrukt? Die von Jnen ausgezogenen Notizen werde ich in St. Gallen verificiren und Jnen über den Erfund berichten. Beſonders merkwürdig wäre mir der codex picturatus der vadianiſchen Bibliothek, welcher warſcheinlich die ſo oft abgeſchriebene Weltchronik des Rudolf von Ems ſein wird. Strikers Karl der Große iſt auch in dem Nibelungen Codex auf der Kloſterbibliotheke. Die angefürten Catalogs Numern beziehen ſich wol auf den Handſchriften Catalog des Priors Kolb, in 2 Foliobänden. Von Arx hat keinen gemacht. Die cantilena bibulorum, möchte wol die zum Volkslied gewordene des Diaconus Walter von Mapoes ſein, und wird warſcheinlich als Lükenbüßer im Codex allein ſtehen. |

Münchs Geſchichte von Fürſtenberg, die ich nun aus Jngrimm zum zweiten Male leſe, iſt unter aller Kritik; wenn dieſein Manne auch nicht der Begriff abgienge von dem was Geſchichte ſchreiben heißt; ſo wäre er doch wegen ſeiner ungeheuren Unwiſſenheit unbedingt untüchtig dazu.

Den Ferabrâs (einige ſagen Fierabrâs; aber ich meine: Eiſen am Arm, Schwert in der Hand, wie man am Bodenſee ſagt: „Leder am Schuh“ ſei eigentümlicher als: ſtolzer Arm, denn fier heißt doch wol eigentlich ſtolz, vermeſſen und die ſpätere Bedeutung: tapfer, iſt ſchon Umbildung), alſo Fierabras habe ich verſchrieben, aber noch nicht erhalten. Durch J. Grimm wußte ich ſchon, daß Sie Lachmann altfranzöſiſche Sachen zur Aufname darein geſendet haben. In dem Meßcatalog finde ich: Tegnér, E., Der Riſe Tine. gr. 8°. Lund. Iſt das ein neu entdektes Gedicht? Was enthält denn Wolfs Sammlung hiſtoriſcher Volkslieder. Stuttgart, Cotta, und H. Dörings Galerie teutſcher Dichter und Proſaiſten, ſeit der Mitte des XII. Jarhunderts. Gotha, Hennings?

Schmeller will mir ſeine Evangelienharmonie ſchiken, Lachmann arbeitet an der Herausgabe des Parcival, hat den Ulrich von Liechtenſtein in München requirirt, allein, das Miniſterium macht Schwierigkeiten, mir hat man eine Abſchrift der Lieder daraus angetragen; allein, ich will das Ganze oder nichts. Der im vorigen Sommer in Oberöſterreich aufgefundene Pergamentcodex des Nithart, mit 45 Melodien, liegt jezt bei dem alten Benecke zu Göttingen, welcher, wie J. Grimm hofft in bald herausgeben wird, was mich ſchon darum freut; weil dadurch von der Hagens nichtsnuziges Verfaren in ſeinen Editionen ans klare Licht geſtellt werden wird. | Bechſteins Haymonskinder, Simrocks armen Heinrich, Graffs Ottfrid, Ettmüllers Krieg auf der Wartburg und Weiske's Abhandlung: de septem clypeis militaribus hoffe ich bald zu Geſicht zu bekommen. Regnets nicht; ſo tröpfelts doch! — Ueber Wilhelm Grimms Grave Rudolf habe ich eine eigene Idee. Nach ſeiner eigenen Meinung und der aller Leſer, muß der Held ein Teutſcher ſein. Der König (Balduin?) von Jeruſalem giebt es ſelbſt zu verſtehen:

Der Kunic sprach da zestunt.
rudolf dir ist wole kunt.
vmme den kaiser und vogt von rome.
swenne er trage die crone.
so hat er hochgezite.
sin gezelte daz ist wite. etc. etc.

Ich kenne keinen teutſchen Graven Rudolf der ſich zu dieſer Zeit in Syrien befunden hätte, als Grav Rudolf von Pfullendorf, der ſeine Güter an Kaiſer Friederich den Rotbart abtrat und am heiligen Grabe ſtarb. Daß das Gedicht früher einen franzöſiſchen Frak anhatte, tut nichts zur Sache; die Hofleute zu Jeruſalem waren ja lauter Franzoisen. Schade daß das ſchöne Gedicht zum gröſten Teile verloren iſt!

In Irer Nachbarſchaft iſt ein Pfarrer Gratianus (ich denke dabei an das Decretum Gratiani) zu Sondelfingen, welcher durch ein eigenes decretum, die Pfalzgraven von Tübingen zu Graven von Achalm macht und beide aus Rhätien abſtammen laſſet. Ich fürchte der Mann ſchöpft Waſſer mit dem Siebe. |

Sehen Sie den Herrn Prof. Michaëlis der mit Prof. Tafel bei mir war; ſo bitte ich im zu ſagen, daß auch zu Freiburg in der Schweiz eine ſer alte Handſchrift des Schwabenſpiegels ſich im dortigen Staatsarchive befindet, welche noch niemal conferirt worden iſt. Ich erwarte Ire Weiſung, um Inen das Gedicht von Karl dem Großen, wovon Sie das Inhaltsverzeichniß haben, zu ſenden. Auch nimmt mich wunder, ob Sie nicht Luſt haben die Bekanntſchaft des Gabriel von Montavel; oder des Ritters mit dem Boke zu machen, das Conrad von Stoffelen, ein Straßburgiſcher Domher im XIII. Jarhundert aus Spanien mitgebracht und überſezt hat.

Auch das vermutlich einem lateiniſchen exemplum nachgebildete Gedicht auf König Oswald von Northumberland, hat einiges Intereſſe, wäre es auch nur jenes der Legende, aus welcher einiges in Wolframs Wilhelm den Heiligen übergegangen zu ſein ſcheint, welchen ich Inen nach Irem Wunſche hier beilege. Das Gedicht von Oßwald habe ich aus der einzigen mir bekannten Schafhauſer Handſchrift abgeſchrieben. Ich lege auch das Gedicht von Karl dem Großen bei, damit ich durch 2 beſondere Sendungen Inen nicht das Porto vermere.

Jezt aber ſchließe ich; ſonſt würde ich gar nie aufhören an Sie mein geliebter Freund zu ſchreiben. Der Frau Profeſſorin, indem ich dies Wort zum erſten Male ſchreibe, habe ich meine rote cappa stultitiae ein wenig gelüftet, alſo der Frau Profeſſorin gutes Angewönen in dem Nekar-Athen; aber ſie ſoll acht geben, daß ſie nicht unter die ariſtophaniſchen Syracuſerinnen fällt. Gott befolen, von Irem

Laßberg.

66.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen am 29. May 1830.

Mein teurer Uhlandus!

Der Leipziger Prof. Hänel mit ſeinem catalogus librorum manuscriptorum ſcheint eben auch in die Klaſſe von Reiſenden zu gehören, die Notizen ſammeln, um numerus zu machen, one ſich dabei viel um die Handſchriften zu bekümmern, die Verzeichniſſe oder gar nur die Rukentitel abzuſchreiben und am Ende ein Buch davon machen. So verhält es ſich wenigſtens mit denen in Irem lezten Briefe bemerkten Angaben des Herrn Hänel von St. Galliſchen Manuſcripten. Es nam mich doch Wunder, wie dieſer Mann mer davon wiſſen ſollte als ich? Ich gieng alſo am lezten Montag vor 8 Tagen ſelbſt auf beide Bibliotheken, in Hofnung Inen erfreulichen Bericht abſtatten zu können; aber helas! es war alles Wind.

Der Codex 184. Prosper in psalmos, enthält wol ein kurzes Gedicht, welches: cantilena bibulorum überſchrieben iſt, wo warſcheinlich einer aus der schola interior des Kloſters den leeren Raum benuzt hat ſchlechtes Studenten Machwerk hinzu ſchmieren.

Anfang: dulcis amice bibe, gratanter munera bachi
si uiuas totum dulcis amice bibe
fercula sume libens callata (?) et uiscera cervi
si non ut acrioris (?) mors sit acerua tibi
dente timendus aper tibi ponitur auipelatus — etc.

Ich denke Sie haben ſchon genug an dieſem introitus.

Codex 1010. Das Leiden des Herren. Von der Müllerin ꝛc. ſind nichts als theologiſche Fragen und Antworten, in ſchlechter Proſe. Zwei Predigermönche kommen zu einer frommen Müllerin aufs Land und ſtellen ir mancherlei Fragen, welche ſie in aller Andacht beantwortet. |

Codex 1027. Sermones sacri, teutonicae narrationes. Leztere ſind nur wenige Zeilen, bibliſchen Inhaltes, warſcheinlich Pericopen eines Predigers, one literariſchen Wert.

Codex 1028. Sermones sacri, ſind allerdings aus dem XIII. Jarhundert. Aber die concio teutonica iſt Sec. XIV oder XV. und ad implendum spatium hinein geſchrieben. Sie beginnt pag. 137 und läuft durch XII paginas, verſpricht aber ſer wenig.

Der Codex insignis auf der Stadtbibliothek, nicht A. B. 15; ſondern A. 8. enthält, wie ich vermutete, des Rudolf von Ems Weltchronik und Strikers Karl d. Gr. die figurae deauratae ſind ſer ſchlecht; aber im Striker waren ſie mir merkwürdig; weil ich noch keinen codex picturatus von dieſem Gedichte kannte. Die Weltchronik iſt bei weitem vorn herein nicht ganz, und fängt erſt bei den Verſen an:

von caucasus von caspia
das ostirt ist gelegen da.

Der Striker hingegen ſcheint ganz zu ſein, wenigſtens nach Anfang und Schluß, die Schrift iſt ſer ſchön, aber doch nicht älter als die im Striker der dem Nibelungen Codex auf der

Stifts Bibliotheke angebunden iſt, und von dem ich eine Abſchrift beſize, welche Jnen zu Dienſte ſtehet.

Das iſt alſo das Ergebniß von meiner St. Galler Reiſe; indeſſen habe ich geſtern aus Berlin den III. Band von der Müllerſchen Sammlung, ſo weit er nämlich gedrukt worden, und Kochs Compendium erhalten, welche mir immer noch mangelten.

Ueber die Handſchrift von Parthenopier und Meliure, welche vorigen Sommer aus dem Stahrenbergiſchen Schloſſe Ried[egg] in Oberöſterreich in das Kloſter St. Florian kam, will mir der dortige Archivar Stülz, ein Schwabe von Bezau in Vorarlberg, eine umſtändliche Beſchreibung und Auszüge ſenden. Vorläufig ſagt er mir nur, daß die Handſchrift ungefär 23000 Verſe enthalte, aber deſſen ungeachtet kaum die Hälfte des ganzen Gedichtes*). Was für ein fruchtbares Genie war dieſer Conrad von Würzburg! Jn gemelter Burg zu Riedegg, ein par Stunden von Laßberg, lag auch der ſchöne, gleichzeitige Nithart mit den Singweiſen, der iezo wie J. Grimm ſchreibt bei Benecke in Göttingen iſt, der jn herausgeben will. Von Engelhardt und Bibliothekar Jung aus Straßburg habe ich auch Briefe erhalten, auf meine Bitte haben ſie noch einmal die ganze Handſchriften Bibliotheke umgekeret; aber den heil. Gregor im Steine des Hartmann von Owe nicht wieder auffinden können; er iſt alſo definitiv verloren, da er doch vor 8—10 Jaren noch vorhanden war; daher warſcheinlich geſtolen, und taucht vielleicht in ſpäterer Zeit aus irgend einer nordiſchen Bibliotheke wieder auf. Jung, der Bibliothekar bearbeitet wirklich den Thomas Murner, und will jn bald herausgeben. Er hat mir Oberlins Dissertationes de poëtis eroticis med. aevi, die Alsatia literata Sec. IX et X. und ſeinen Geiler von Kaiſersberg geſendet, jene de Conrado herbipolita haben Sie ſchon früher bei mir geſehen. Der gute Engelhardt iſt ganz mißmutig daß ein Herr Lenoble, der ſeine Herrad von Landsberg ausſchrieb, von der academie des belles lettres eine goldene Medaille erhielt, und ſeiner dabei gar nicht einmal erwänet wurde.

---

*) Vgl. nun meinen Aufſatz in der Germania XII, 1 ff.

Sonſt nichts Neues! Ich habe Handwerksleute im Hauſe, und kann nicht fort. Leben Sie wol und grüßen Sie die Frau Profeſſorin von mir wie auch die lieben Aeltern.

Laßberg.

67.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen am 6. Auguſt 1830.

Mein teurer Uhlandus! Dieſe Auszüge und Abſchriften, welche ich eben von dem Archivar Stülz, einem Schwaben aus dem Kloſter S. Florian, bei Linz in Oeſterreich erhalte, und noch nicht Zeit finde zu leſen; ſende ich Inen zu, mit der Bitte, nach gemachtem Gebrauche ſie mir wieder zukommen zu laſſen. Ich habe den Weißenauer Codex von 450 Seiten vollendet, auch die Hohenſtaufiſchen und andere Bilder ſind als Facſimiles recht gut copirt, aber nun muß ich ad refocillandum animum und um meine müden Augen auf den ſmaragdgrünen Matten des Schweizerlandes zu weiden einen Gang in die Berge machen. In 3 Wochen will ich wieder zu Hauſe ſein, und es würde mich recht ſer erfreuen, auch wieder einmal gute Nachrichten von Inen, mein vererter Freund! und Irer lieben Frau Emma zu erhalten. Wie gerne hätte ich mit Schwab über Pfingſten bei Inen hoſpitirt: aber mein Codex weissenaugiensis hielt mich veſt, ich durfte den Termin der mir anberaumt war, nicht verſtreichen laſſen. Den III. Band der Müllerſchen Sammlung | ſo weit er gedrukt iſt, etwa 25200 Verſe vom trojaniſchen Krieg des Conrad von Würzburg, und Kochs Compendium 2 Bde. habe ich auch erhalten, lezteres Buch iſt mir lieber als Hagens Grundriß. Auch den III. Band von dem Berner Handſchriften Catalog, in dem die franzöſiſchen Codices vorkommen, und worin ich ſogar einen franzöſiſchen Schwabenſpiegel des XIV. Jarhunderts angetroffen habe. Mein Son Friederich hat 3 Wochen bei mir an meiner Handſchrift des Schwabenſpiegels gearbeitet, und hat im Sinne dieſen herauszugeben. Grimm iſt wie tod; er giebt ſeit beinahe einem halben Jare gar kein Lebenszeichen mer von ſich. Vermutlich hält in der Druk des III. Teils ſeiner Grammatik veſt. Orellj hat mir eine altfranzöſche Grammatik, die ſein Bruder Conrad herausgab, zugeſchikt, ich habe nur erſt ein par Mal hineingeſchaut, und wäre ſer begierig Jre Meinung darüber zu vernemen. Der Ferabras macht mir viel Vergnügen; aber der Text ſcheint mir jünger zu ſein, als Lachmann meint. Jre Zugaben dazu ſind höchſt intereſſant. Mit meinem Episcopatus will es gar nicht voran gehen, der Buchdruker hat noch immer keine Schrift. — — — |

Der arme alte Arx ringt noch immer mit dem Tode und kann nicht ſterben. Ich habe jn vor 8 Tagen beſucht; aber es iſt ein herzzerreißender Anblik zu ſehen, wie Verſtand und Gedächtniß jm ſchon vorausgegangen ſind und nichts mer als die bloßen exuviae durch ein Par große und ſtiere Augen einen angrinſen. Seine liebenswürdige Gutmütigkeit, ſeine warme Liebe zum Schönen und Guten, hätten einen ſchnellen und ſanften Tod verdient; möchte doch die Hand die das All regiert, im endlich auflöſen! Sein eigentümliches Exemplar des cod. trad. S. Gallens: dem er viele 100 Noten und Emandationen beigeſchrieben, die Frucht vieljäriger ſorgfältiger Vergleichungen mit den Original Urkunden des Archivs, dem er 30 Jare vorſtand, übergab er mir ſchon vor 4 Monaten als eine donatio mortis caussa; er war damal auf vollem Wege der Beſſerung und ich ſelbſt war nicht ohne Hofnung für ſeine Wiedergeneſung: aber wiederholte Schlagflüſſe haben Alles vereitelt. R. J. P.! —

Jn dem Berner Handſchriften Catalog II. Codex. Num. 455. Sec. IX. kom̄t pag. 146 ein Gedicht: Versus de Herico vor. Hericus, Herrich, Heirich, iſt eigentlich Heinrich.

Dieſer war unter Karl dem Großen Herzog von Friaul, von Geburt aber ein Elſaſſer, Schöpflin nennt jn: argentinensem. | Seine Kriege mit den Hunnen, in deren einem er auch blieb, ſind der Gegenſtand des Gedichtes, welches, one die 12 Pairs und die Paladine, noch in den Cyclus Karl des Großen zu gehören ſcheint. Ich neme mir vor, wenn ich nach Bern komme dieſen Codex ernſtlich zu recognosciren.

Am 11. dieſes werden die Bücher des verſtorbenen Prof. Wyß in Bern verſteigert, worunter manches für die ältere teutſche Literatur ſich befindet. Komme ich bis dahin dazu; ſo hoffe ich auch einiges wegzutragen. Kürzlich habe ich den Thesaurus des Pez, 5 Bände in Folio aus Wien erhalten, eine ſchäzbare Quelle, welche ich mir in unſerem Lande nicht verſchaffen konnte. So wird mein Handwerkszeug immer beſſer, wärend der Arbeiter immer weniger wird. Mich däucht, das ſei von jeher ſo geweſen, und über die Ordnung der Natur klagen, hieße vollends ein specimen dementiae geben.

Leben Sie wol, geliebter Freund! ich grüße Sie alle Beide von ganzem Herzen.

Laßberg.

68.

Uhland an Laßberg.

Tübingen, den 26. Spt. 1830.

Hochverehrter Freund!

Nachdem ich vorgeſtern meine Vorleſungen geſchloſſen habe und nun erſt nach geraumer Zeit wieder zu einiger Ruhe gelangt bin, fällt es mir ſchwer aufs Herz, wie ſehr ich mich dieſen Sommer über in Antwort und Dank auf Ihre gütigen Schreiben und Zuſendungen verſäumt habe. Mein Vorſatz war immer der beſte, aber der Störungen ſo viele. Daß es keine allzu leichte Aufgabe ſey, die Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter, ohne vollſtändige Vorarbeiten, in einem academiſchen Semeſtralvortrage abzuhandeln, habe ich mehr als genügend erfahren; außerdem hielt ich ein Styliſtikum, welches von Seiten der Studirenden lebhafte Theilnahme fand, aber eben dadurch meine Zeit vielfach in Anſpruch nahm. Hiezu die vielen Beſuche zum Einſtand, eine Wohnungsveränderung, eine Krankheit meines Vaters und manche erfreuliche Zerſtreuung durch liebe Gäſte — ſo iſt mir der Sommer hingegangen und ich begreife kaum, daß er ſchon vorüber iſt.

Von Schönhuth, der nun nach Hohentwiel verpflanzt iſt, habe ich kürzlich gehört, daß Sie eine Reiſe nach dem Gotthard | gemacht, von dieſer vielleicht kaum wieder zurück ſind. Doch ſcheint Herr v. Haxthauſen, der mich auf der Durchreiſe beſucht, darauf gerechnet zu haben, Sie wieder zu Hauſe zu treffen.

Unter den Mittheilungen vom Schloſſe Riedeck hat beſonders der Auszug aus dem Gedichte Partenopier und Meliure, als einem noch unbekannten Werke Konrads von Würzburg, Intereſſe; er zeigt ſich auch hier zu Baſel eingeniſtet. Ein franzöſiſches Gedicht dieſes Inhalts befindet ſich in der Berner Handſchrift (Nr. 113), die ich im vorigen Jahre durch Ihre Güte benützte. Ich würde dieſe Mittheilungen, nebſt andern, hier beiſchließen, wenn ich mir nicht einige Hoffnung machte, ſelbſt der Ueberbringer derſelben und meines Dankes ſeyn zu können.

Schon längere Zeit gehe ich damit um, etwas über altdeutſche Balladen niederzuſchreiben. Nur war mir der Vorrath von ächten Stücken dieſer Art noch zu gering; wie das Wunderhorn ſolche giebt, iſt bekannt; alte fliegende Blätter mit Volksliedern und die älteren Liederſammlungen ſind überaus ſelten. Ich hoffe nun, wie ich ſchon früher zu Nürnberg nachgeſpäht, jetzt in Baſel und Augspurg mit beſſerem Erfolge zu ſuchen. Nach Baſel will ich mich in den nächſten Tagen über Freiburg auf den Weg machen; werde ich dort nicht zu lange aufgehalten (was nur bei einem über mein Erwarten reichlichen | Ertrage der dortigen Bibliothek der Fall ſeyn könnte,) und wäre die

Herbſtwitterung nicht allzu ungünſtig, ſo wünſchte ich wohl den Weg von da am Rhein hinauf, über den Bodenſee und durch das Allgäu nach Augspurg zu nehmen und auf dieſer Wanderung beſonders auch am Thore zu Eppishauſen anzuklopfen. Doch vertraue ich, da wir mit unſern Ferien ſo ſpät im Jahre ſind, noch immer nicht recht auf die vollſtändige Ausführung dieſes Planes.

Meine Frau, die mich auf der dießmaligen Reiſe nicht begleiten kann, weil ſie eine Freundin erwartet, die nach langer Abweſenheit aus dem Vaterlande zurückkommt, verbindet ihre beſten Grüße mit den meinigen.

In unwandelbarer Freundſchaft und Verehrung
der Ihrige
L. Uhland.*)

69.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen am 27. Xbers 1830.

Mein teurer Uhland! Vergebens warte ich auf eine Gelegenheit mein Paket nach Siegmaringen und von da nach Tübingen zu bringen: da am Ekkenliet erſt 5 Bogen gedrukt ſind und keine Hofnung vorhanden, es auf Neujar verſenden zu können; ſo muß nun mein Nibelungen Lied und Kochs Compendium an die Stelle tretten und das ſchon Gegebene als Lükenbüßer erſcheinen. Ich glaube daß es nicht bald einmal ſo nötig war einander zum neuen Jar Glük zu wünſchen; denn nie werden wir es mer brauchen als im nächſtkommenden Jare; die politiſche Cholera macht noch ſchnellere Reiſen als die phiſiſche, und die Geſundheitsumſtände unſerer kaum 32järigen Thurgauiſchen Republik müſſen ſer bedenklich ſein, da man lezthin nicht weniger als 20, ſage zwanzig Aerzte und Tierärzte in den großen Rat gewälet hat. Gott habe den armen Pazienten | in ſeiner gnädigen Obhut!

---

*) Nach einer Bemerkung Laßbergs auf dem Briefe hat er denſelben am Tage des Empfanges, 2. Oct., nach Baſel beantwortet; aber dieſe Antwort fehlt.

Mich verlangt ſer zu hören, was Sie auf Irer Liederjagd für Beute gemacht haben? —

Wenige Tage nach Irer Abreiſe erhielt ich aus der Verlaſſenſchaft des Prof. Rudolf Wyß zu Bern 8 Quartbände und einen Folioband handſchriftlicher Schweizer Lieder, welche er vom Jare 1809 an geſammelt hat. Seine Wittwe ſendet mir ſolche, um meinen Rat zu vernemen, wie ſie am vorteilhafteſten für ſeine Kinder könnten verwertet werden? Ich habe nur erſt eine ſer flüchtige Durchſicht derſelben vornemen können; es ſind meiſt hiſtoriſche und großenteils Kriegs- und Schlachtgeſänge; aber keines, das über das XV. Jarhundert hinauf reichte. Ich habe im Sinne ein Regiſter darüber zu machen, und dann werde ich Inen mer | davon erzälen können. Glauben Sie nicht daß Cotta vielleicht Luſt bekommen könnte, die ganze Sammlung zu kaufen? Einen ſolchen Reichtum von Liedern wird man wol ſobald nicht wieder zuſammen bringen. Zugleich erhielt ich einen Querquartband ſchöner, fröhlicher, friſcher, alter und neuer teutſcher Liedlein. Gedrukt zu Nürnberg, durch Johann von Berg vnd Ulrich Newber. 1552. Die Melodien ſind überall daben, aber von den Liedern immer nur die erſte Strophe: ich denke aber daß ſich der Text wol aus den Meuſebachiſchen Sammlungen ergänzen ließe: ich habe 323 Lieder gezählt und ſer hübſche Sachen darinnen gefunden.

Soll ich Inen dieſen Band ſchiken?

Jezt aber hätte ich Les Poëts français wieder auf kurze Zeit nötig und bitte Sie mir ſobald Sie ſolche entberen können, zu ſchiken. |

J. Grimm hat mir ſeine aus einem Juniusſchen Codex zu Oxford herausgegebenen Altteutſchen Hymnen geſchikt, welche eine ganz Notkerſche Phiſiognomie haben. Dies iſt eine ſchöne invitatio ad lectiones; aber ich möchte lieber bei Inen die Nibelungen hören. Dem Episcopatus Constantiensis ſtellen ſich aufs neue Hinderniſſe entgegen; Herr von Cotta, der ſich ſo bereitwillig zeigte, hat dem Buchdruker noch immer den Contract nicht unterzeichnet, den er doch in einem Schreiben an mich gebilliget hatte; aber, ich laſſe nicht nach, es muß doch zum Druke kommen.*) Leben Sie wol, grüßen Sie aufs freundlichſte die Irigen von mir und bleiben Sie auch im neuen wie im alten Jare gewogen

Irem

J. Laßberg.

70.

Uhland an Laßberg.

Tübingen, d. 20. Jan. 1831.

Hochverehrter Freund!

Mein jetziger Beruf, der mir im Ganzen wohl zuſagt, hat doch für die erſte Zeit das Nachtheilige mit ſich gebracht, daß ich etwas ſtark an das jedesmal vorliegende Penſum gebunden bin und mich dadurch in der freieren Arbeit, zu der mich gerade die Neigung führen würde, und ſo auch im brieflichen Verkehr manigfach beſchränkt fühle. Um ſo wohlthätiger iſt es mir, wenn die Freunde mit mir Nachſicht haben, und innigen Dank ſag' ich Ihnen, daß Sie, noch eh' ich ſeit der letzten freundlichen Aufnahme in Eppishauſen Kunde von mir gegeben, mich durch ſo erfreuliche Mittheilungen überraſcht haben.

Solang ich nicht auf eine ſchon gehaltene Vorleſung zurückkommen kann, ſondern für jedes Semeſter eine neue auszuarbeiten habe, wird auch jene Gebundenheit mehr oder weniger fortdauern. Beim Nibelungenliede, das ich dieſen Winter einer geringen Anzahl von Zuhörern vortrage, meint' ich Erleichterung zu finden, habe mich aber darin getäuſcht, denn die exegetiſche Erklärung, bei | der man jeden Satz, jedes Wort, in Beziehung auf die Sprachformen in der Hand umdrehen muß, nimmt Zeit und Mühe auf eine Art in Anſpruch, wovon ich mir beim Leſen zum freien Genuſſe wenig Begriff gemacht hatte. Ich bin darum auch noch bei Brünhilden auf dem Iſenſtein und werde nur dadurch bis Oſtern zum Ziele kommen, daß ich weiterhin nur die ſchönſten Aventüren aushebe. Ich war eben daran, einen Excurs über Vers und Strophe des Liedes zu beendigen, als Abends Ihre gütige Sendung ankam, aus der ich dann ſogleich die Facſimiles mit mir nahm, um meinen Zuhörern anſchaulich zu machen, wie die verſchiedenen Handſchriften dieſe Formen behandelt haben.

---

*) Die Ausführung dieſes ſo lebhaften Wunſches war Laßberg leider nicht mehr vergönnt; erſt ſieben Jahre nach ſeinem Tode trat das Werk an's Licht auf Koſten des Convents zu St. Paul in Kärnten, beſorgt durch F. J. Mone: Episcopatus Constantiensis alemannicus sub Metropoli Moguntina chronologice et diplomatice illustratus a P. Trudperto Neugart ol. San-Blasiano. Partis I. Tom. secundus etc. Friburgi Brisgoviæ. 1862. VIII. 814 S. 4°.

Meine kleine Ausbeute von der Ferienreiſe her liegt noch zuſammengerollt, wie ich ſie mitgebracht. Ich erwarte noch eine mir von Orelli zugeſagte Mittheilung alter Liederdrucke, bevor ich ans Werk gehe, und darum bitt' ich auch, mir mit dem Liederbüchlein der Ottilia Fenchlerin*) noch einige Geduld zu ſchenken. Von Eppishauſen an war meine Wanderung nicht mehr ergiebig. Nach Wolfegg bin ich nicht gekommen; in Lautkirch traf ich den Hauptmann v. Beſſerer aus Ulm, der mir ſagte, daß auf der Wolfegger Bibliothek, die er | vor einiger Zeit eingeſehen, nichts für die poetiſchen Studien vorhanden ſey, als ein Theuerdank auf Pergament. Auf der Bibliothek zu Augsburg fand ſich zwar ein Band einzelner Liederdrucke aus dem 15. und 16. Jhd., aber nicht von der volksmäßigen, romantiſchen Art, wie ich ſie ſuche, ſondern entweder hiſtoriſche, oder eigentliche Meiſterſängerlieder. Ueberhaupt wäre in Augsburg für die Kenntniß des Meiſterſängerweſens viel zu erlernen, ein großes Liederbuch, Tabulaturen ꝛc. ſind dort vorhanden. Rector Beiſchlag hat ſich zwar damit beſchäftigt, ob er aber noch etwas öffentlich mittheilen werde, iſt zweifelhaft. Noch ganz unbekannt war mir ein alter, nicht mehr vollſtändiger Druck des Wilhelm von Orleans.

---

*) Vgl. darüber Uhlands Volkslieder I, 2. S. 1011.

Was Sie mir vom Liederſchatze des Wyßſchen Nachlaſſes ſchreiben, intereſſirt mich im höchſten Grade. Ein hier ſtudierender Schweizer hat mir kürzlich geſagt, Wyß habe ſeine Sammlung in Gemeinſchaft mit Münch herausgeben wollen und es ſei davon in einer Münchiſchen Schrift: Aletheia, eine Probe gegeben und der Plan mitgetheilt. Wie heilſam iſt es, daß ſich nun das Ganze unter Ihrer Sorge befindet. Kommt dabei auch weſentlich der Vortheil der Familie in | Betracht, ſo iſt es doch gewiß auch darum zu thun, daß der geiſtige Zweck des eifrigen Sammlers nicht hintangeſetzt werde. Cotta hat wohl ſonſt ſchon ſolche nachgelaſſene Sammlungen angekauft, z. B. die Collectaneen von Peterſen, die jedoch ganz brach liegen geblieben ſind. Es würde vielleicht darauf ankommen, ob Jemand ſich der Anordnung für die Herausgabe unterzöge. Bei Cotta iſt im vorigen Jahre die Ihnen vermuthlich bekannte Sammlung hiſtor. Volkslieder von Wolf herausgekommen, die, bei aller Mangelhaftigkeit, doch Beifall und Abgang zu finden ſcheint.

Sehr dankbar ſende ich hiebei die Bibliothèque des Poëtes françois zurück, nebſt dem Caſparſon. Wilhelm. Zugleich füge ich an, was Sie mir vom Liederſaale bogenweiſe zugeſchickt, aber nachher durch gütige Beſchenkung mit den vollen Bänden entbehrlich gemacht haben; es werden dadurch die Exemplare, denen es um dieſe Bogen mangelt, wieder completirt werden können. Für die Illustrations of northern antiquities, den handſchriftl. Karl d. Gr. und die Ottil. Fenchlerin bitte ich, wenn Sie nicht ſelbſt davon Gebrauch machen, noch um einige Friſt.

Ich weiß nicht, ob mitfolgende Aufforderung von Ulm Ihnen ſonſt ſchon zugekommen iſt. | Für unſre Gegend kommt man mit dem Sammeln der Sagen und Lieder wohl zu ſpät. Aber erfreulich iſt es immer, daß in einer von ſo manigfachen andern Intereſſen bewegten Zeit, doch auch dieſe unſchuldigen Dinge noch Liebe finden, wo man es oft gar nicht erwartet hätte.

Mone hat im 2ten Hefte ſeiner Quellen und Forſchungen doch manches für die Sprachgeſchichte Wichtiges gegeben, aber viel begieriger bin ich auf den nächſten Band, in dem er uns die altniederländiſche Poeſie aufzuſchließen verheißt. Längſt habe ich nach jener Seite erwartungsvoll geblickt. Wenn nur nicht wieder, wie in andern Fällen, das Unternehmen mit der erſten Lieferung ſtockt und das Beſte zurückbleibt.

Durch Mittheilung der Nürnberg. fröhlichen, friſchen Liedlein würden Sie mich ſehr verbinden. Sind es auch nur Liederanfänge, ſo iſt doch von Intereſſe, auch von dem Verlorenen Kunde zu haben und von manchen Liedern, von denen ich früher nur die Anfänge kannte, bin ich allmählig auch zum ganzen Texte gekommen.

Begierig habe ich bisher geleſen, was uns | die Zeitungen von den Ereigniſſen im Thurgau meldeten. Der Major und Advocat Häberlin iſt wohl derſelbe, der vor zwei Jahren bei Ihnen im Quartiere lag. Mögen dieſe Stürme auch im Jahre 1831 die Ruhe des Muſenſitzes zu Eppishauſen ungeſtört laſſen.

Meine Frau verbindet ſich mit mir zu den herzlichſten Wünſchen für Ihr Wohlſeyn. Wir hoffen doch, der nächſte Sommer könnte Sie auch einmal zu einem Ausfluge nach Tübingen veranlaſſen.

Mit unveränderlicher Freundſchaft und Verehrung
L. Uhland.

71.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen an Mariä Lichtmeſſe 1831.

Teuerſter Uhlandus!

Da ich geſtern Ir Paket ſamt dem Briefe vom 20. Januar erhielt, hatte ich eine große Freude; denn ich fieng ſchon um Ir Wolbefinden in Sorge zu ſtehen; nun iſt alles gut, da Sie geſund und noch der alte Uhland ſind. Hier ſchike ich Inen 323 neue und alte Lieder unter welchen Inen manches gefallen wird; die beigedrukten Namen halte ich für jene der Männer, welche die Weiſen dazu gemacht, oder wenigſtens ſie aus dem Munde des Volkes aufgeſchrieben haben. Auch ſende ich Inen eine Schriftprobe von dem Maximilianiſchen Codex des Nibelungen Liedes, welche mir der unvergeßliche Primiſſer ein Jar vor ſeinem Tode beſorgt hat, und von der ich bei Irem lezten Hierſein keine Abdrüke bei Handen hatte. Dieſe Recenſion ſcheint etwas mit der meinigen zu ſtimmen. Mir iſt eingefallen, daß ich in München wol Manches für Ire Sammlung von teutſchen Volksliedern finden möchte; ich ſchrieb alſo dahin und ein junger Herr Braun aus Gotha, ein Schüler Benecke's, antwortete mir folgendes: | „Was Herrn Uhland betrifft; ſo iſt dieſes alt Meiſtergeſangbuch nicht für in. Sämtliche Lieder in demſelben ſind von einem braven Meiſterſänger Peham, liegt es Inen daran etwas näheres von demſelben zu wiſſen, ſo ſende ich Inen das Regiſter desſelben. Aber ich tue gern was der alte Meiſter Sepp befielt und am liebſten ſehe ich im etwas an den Augen ab, deswegen ſende ich hiebei ein Verzeichniß deſſen, was ſich in den Docenianis auf der Münchner Centralbibliothek für einen Liederjäger findet. Schmeller hat erlaubt daß ich es copiere, ich ſende es an Sie damit Sie auch wiſſen, was es in München zu jagen giebt. Um alles Weitere müſſen Sie Schmeller bitten, ſo wie

Uhland ſich ebenfalls an dieſen mit beſtimmten Bitten zu wenden hat; ich aber bin Schmellers allzeit fertiger Schreiber und ſende treue Copien auf ſeinen Befel an Sie und Iren lieben Uhland. Können Sie oder dieſer etwas damit anfangen; ſo ſchriebe ich die übrigen nicht unbedeutenden Anfänge von hiſtoriſchen Liedern aus ſelbigem Verzeichniſſe ab und ſende ſie ebenfalls.“ Zugleich ſchrieb mir der gute Schmeller ebenfalls einen ſer freundlichen Brief. Der Weg wäre alſo offen, und ich glaube, mit Ausname des Ulrich von Liechtenſtein, der für Wilhelm Grimm durch Herrn Braun abgeſchrieben wurde, könnte man von München wol alles bekommen. Ich habe die 6 Blättchen bezeichnet, wie ſie auf einander folgen: wenn Sie daraus | abgeſchrieben haben, was Inen taugt; ſo bitte ich ſie mir zurükzuſenden; auch die Blätter von dem Archivar Stülz aus St. Florian möchte ich gerne haben, damit ich dem erlichen Landsmanne auch einmal eine ordentliche Antwort auf ſein Geſchenk ſenden kann.

Graffs Ottfried iſt erſchienen, ich habe in noch nicht zu Geſicht gebracht, er hat an Schmeller geſchrieben und wünſcht Unterſtüzung von allen Seiten zur Herausgabe ſeines Wörterbuches.

Wir ſollten in Schwaben zuſammen treten, um eine ergiebige Subſcription zu bewerkſtelligen, die Sache iſt doch wirklich ſer verdienſtlich, und wenn Sie lieber Freund! ſich derſelben unterziehen wollten; ſo würde ich in meinem Kreiſe gern und mit allem Eifer mitwirken. Geben Sie mir eine Antwort hierüber; ſo will ich an Graff ſchreiben, daß er das Nähere an die Hand giebt. Ungemein hat mich erfreut, daß meine lezte Sendung Inen Anlaß gegeben hat, Iren Zuhörern ein Vergnügen durch die Anſchaulichkeit der Handſchriften des Nibelungen Liedes zu verſchaffen. Ich kann mich ganz in die Zeit des Univerſitätslebens zurükdenken, ja meine Phantaſie iſt noch lebhaft genug, um es mir vergegenwärtigen zu können; wie ſelig würde ich mich gefült haben, wenn mir ein Profeſſor hätte einen Codex des Theodoſius, oder nur einen Schwabenſpiegel zeigen können

— alſo kann ich auch verſtehen, daß es Inen und Iren | Schülern angenem war, Schriftproben von unſerer teutſchen Ilias zu zeigen und zu ſehen. Der Hauptmann von Beſſerer, den Sie in Leutkirch begegneten, hatte mir ſchon ein par Mal geſchrieben, daß er mich beſuchen wolle, iſt aber nichts draus geworden: er arbeitet, wie er ſagt an einer teutſchen Literaturgeſchichte des Mittelalters. Die Nachrichten die er über die Bibliothek von Wolfegg giebt, ſind mir nicht ſer tröſtlich; ich hatte einige Hofnungen, da etwas zu entdeken! wollen Sie die Wyſſiſche Liederſammlung auf 3 Wochen haben; ſo kann ich Sie Inen ſenden; ich kann jezt vor der Faſten noch nicht daran gehen; weil ich verlegene Arbeit habe, die erſt aufgeräumt werden muß. Sie werden nach Einſicht derſelben im Stande ſein Herrn von Cotta gelegenheitlich mündlich darüber Auskunft zu geben; denn ich habe im Sinne ſie im anzubieten, jedoch blos in der Vorausſezung, daß er Sie druken läßt; unſer Schwab könnte die Herausgabe wol beſorgen.

Im Grunde iſt es mir ſer widerlich mit dieſem Herren in Unterhandlung zu treten! Seit 8 Monden verweigert er dem Buchdruker Bannhart zu Conſtanz die Unterſchrift des Contractes, wegen Druk des Episcopatus Constantiensis, den er doch in einem Schreiben an mich ausdrüklich genehmiget hatte. Die Sache bleibt ſteken und ich werde vor dem Publikum als ein Mann erſcheinen, der viel anfangt und wenig ausrichtet. Herr von Cotta ſoll ſich einen andern Narren ſchaffen. |

Den von Inen in Augsburg entdekten Druk vom Wilhelm von Orlenz finde ich nicht in Panzers Annalen der teutſchen Literatur, er iſt alſo eine der wichtigſten typographiſchen Seltenheiten: dieſes ſchöne Gedicht ſollte man einmal herausgeben zu Eren unſeres Landsmannes des Rudolf von Ems*). Benecke hat halb und halb in einem Briefe von Jacob Grimm an mich

---

*) Vgl. über dieſen alten Druck m. kleinen Aufſatz im Anzeiger des German. Muſeums. I (1854), S. 76.

Luſt dazu bezeigt; allein, er iſt ſchon zu alt und zu reich, um ſich einer ſolchen Anſtrengung zu unterziehen. Die Ulmer Einladung, obſchon ich keinen großen Erfolg erwarte, hat mich doch gefreut; ich bin mit Inen der Meinung, daß man mit ſolcher Sammlung jezt zu ſpät kommt; aber auch der Zufall hilft manchmal etwas entdeken, was man nicht mer verſchollen, ſondern längſt be- und ver-graben wänte und es iſt daher immer gut, daß ſich noch Leute drum bekümmern. Im Kanton Luzern wird noch das Lied vom Thanhauſer geſungen, und Stalder will mir die Melodie desſelben verſchaffen. Das iſt freilich nur eins; aber da eins und dort eins, gibt zulezt mereres. Adde parum parvo, magnus acervus erit! Mone's Quellen und Forſchungen, haben mich ſer erfreut; es iſt doch gut, daß wir in jener March jezt auch Jemanden haben, der ſammelt, und herausgiebt. Auf die niederländiſchen Lieder baue ich in der Art keine große Erwartungen; weil ich nichts ſer altes von daher kommen ſehe; in der Zeit des allgemeinen Geſanges hat jnen der Rhein hie und da ein oberteutſches Lied herabgeſchwemmt; aber eigenes Altes werden ſie wol nicht viel aufzuweiſen haben. | Was Inen die Zeitungen von unſern politiſchen Begebenheiten berichtet haben mögen; ſo ſind ſie doch nur Folgen des allgemeinen äußeren Impulſes, und auf keine Weiſe aus dem Volke ſelbſt hervorgegangen, und das iſt wol der Fall auch anderswo, d. i. die Sache kam am Ende wol aus der Quelle, nachdem man ſie vorher in die Quelle gebracht hatte.

Ein reform. Pfarrer Bornhauſer, ein redlicher und tugendhafter Mann, mit einem etwas hyperpoëtiſchen Gemüte, hat den Handel angefangen; aber, weil er keine proper Handlung treiben konnte, mußte er ſich um Aſſocié's umſehen, und da fiel das Geſchäft mitunter nicht in die beſten Hände; indeſſen half die Regierung durch ire Elendigkeit treflich dazu die Sache in den Gang zu bringen und nun iſt ſie im Gange und in wenigen Wochen wird ſie iren Lauf vollendet haben, das heißt wir werden eine neue Verfaſſung haben; aber ſie wird eben ſo wenig für dieſes wilde und verdorbene Volk paſſen, als man in der Mitte desſelben tüchtige Männer finden wird, die im Stande wären ſie in Vollzug zu ſezen. Alſo, angenommen, eine moraliſch rein gute Verfaſſung in den Händen untüchtiger Leute, was muß da für eine ſchwankende, mit ſich und dem Geſeze in ewigem Widerſpruch befindliche Regierung herauskommen? So viel man weiß ſollen 3 Tribunen (triumviri?) eine den venetianiſchen Saggi ähnliche inquiſitoriſche | Macht über den kleinen Rat (die vollziehende Gewalt) ausüben, das heißt, das öffentliche Bekenntniß ablegen, daß das Volk ewiges Mißtrauen in die von im gewälte Regierung ſezet. Welcher Man von Ergefül wird in dieſem Rate mer eine Stelle annemen? Allein, es iſt nichts verſpielt! Wenn die Wogen ſich einmal gelegt haben, dann wird nach und nach Beſinnung, Bewuſtſein und der Verſtand zum Beſſern wieder Plaz gewinnen. Gewalttätigkeiten ſind ein paar Fälle ausgenommen, keine verübt worden und im allgemeinen lebt man ruhig. Da ich nicht Bürger bin, ſo habe ich mit der ganzen Geſchichte, in welcher ein Eſel den andern Langor geſchimpft hat, nichts zu tun und danke Gott, daß ich das mir ſchon zweimal geſchenkte Bürgerrecht nie angenommen habe.

Wenn wir nur von außen ruhig bleiben, ſo laßt ſich ſchon noch eine Weile mit den alten Handſchriften handtieren: aber auf die bewaffnete Neutralität der Schweiz gebe ich nicht viel; eine Linie deren Länge die Breite mer als 10 Mal verſchlingt, läßt ſich in der Zeit worin wir leben, nicht militäriſch behaupten und man macht jezt keine Feler mer, wie bei Morgarten, Sempach und am Stoß.

Die moraliſche Cholera macht ſchnellere Fortſchritte als die aſiatiſche; ich wünſche nur, daß ſie nicht | ende, wie das Hornberger Schießen, d. i. faute de combattans. Unſere Leute dahier ſchreien alle nach Freiheit und Republik; das ließe ich mir gerne gefallen; aber wo ſind die republikaniſchen Männer und die republikaniſchen Tugenden? — Die Eſel und Füchſe in der Löwenhaut habe ich genug geſehen. Der Major Häberlin welchen

Sie vor 2 Jaren bei mir ſahen, iſt der vorgebliche Mörder des Pfarrers Bornhauſer: er iſt wanſinnig und ſingt den ganzen Tag Pſalmen; die Krankheit liegt ſchon lang in im, und es iſt nicht recht, daß man in ſo lange gefangen haltet.

Frau Emma iſt herzlich von mir gegrüßt und meinen Dank für Ire guten Wünſche. Möge es Inen beiden immer wol gehen. Ich habe dieſen Winter außerordentlich viel, lang und ſtark gehuſtet; nun bin ich fertig. Auf den Sommer wills Gott! hoffe ich auch einmal auf der alma Eberhardina zu hoſpitiren und zwar bei einem gewiſſen Doctor Uhlandus, der mir ſer ans Herz gewachſen iſt. Auf Oſtern iſt mir ein Engelländer Cleasbj angeſagt, der gelert und ein Freund der teutſchen Geſchichte und Poëſie ſein ſoll; ich mag zwar die Engelländer nicht; aber Schmeller mag dieſen. Viele Grüße an Ire Alten, und auch dem wakern Tafel.

Ir

Laßberg.

72.

Uhland an Laßberg.

Tübingen d. 13. Febr. 31.

Verehrteſter Freund!

Mit Ihrem neueſten Schreiben iſt mir, wie mit jedem, wieder viel Erfreuliches und Dankwerthes zugegangen. Die Doceriana habe ich mir ſogleich abgeſchrieben und ſende ſie ſehr dankbar hiebei zurück. Ich werde nun dieſe Notizen erſt genauer mit den meinigen vergleichen und dann auf dem mir von Ihnen ſo gütig gezeigten und gebahnten Wege das Weitere verſuchen. Das alte Liederbuch behalte ich noch bei Handen, um mir Auszüge daraus zu machen. Im Vergleich mit mehrern alten Muſikalienbüchern dieſer Art, die ich zuletzt in Baſel benützt, finde ich in dem Ihrigen manches für mich Neue und Intereſſante, Auch ſtehen darin manchmal 2 oder mehr Strophen, wo die andern nur eine geben, und ſo kommt man doch immer um einen Zug weiter. Muſikaliſch erwarten dieſe Sammlungen auch erſt ihre Würdigung; die Lieder ſcheinen zwar von den benannten Meiſtern neu componirt zu ſeyn, aber es bleibt doch die Frage: ob die neuen Compoſitionen etwa doch nur Umſetzungen und Ausſtaffierungen alter Volksweiſen ſeien. Was Sie über das Lied vom Tanhäuſer ſchreiben, iſt mir ſehr merkwürdig; es iſt mir nicht bekannt, daß man ſchon eine Melodie davon kenne, und wohl möglich, daß das Lied ſelbſt im Volksmunde ſich theilweiſe beſſer erhalten hat, als | wie es in den Drucken des XVI. Jhd. vorkommt, wo es offenbar ſchon etwas trocken geworden iſt. Aventin führt ſchon als Sprüchwort an: „Den alten Danhauſer ſingen,“ und nun wird alſo im Canton Luzern noch immer der alte Tanhäuſer geſungen.

Von Ihrem Erbieten, mir die Wyßſchen Liederſammlungen auf 3 Wochen anzuvertrauen, mache ich mit Freuden Gebrauch. Es iſt mir nicht nur wichtig, näher einzuſehen, was denn der ſel. Wyß in ſo großer Fülle zuſammengebracht hat, ſondern es wird ſich auch nach genommener Einſicht mit Schwab beſtimmter über die Sache ſprechen laſſen.

Ich weiß nicht, ob Sie es billigen, aber ich konnte mich nicht enthalten, heute an Schwab zu ſchreiben, daß er doch den jungen Cotta, der ſich für den Episcopatus Constant. zu intereſſiren ſchien und den Namen ſeines Vaters auf dem Titel wünſchte, bemerken möge, welche ärgerliche Stockung dieſes ſo verdienſtliche Unternehmen erfahren mußte.

Graffs althochdeutſchen Sprachſchatz halte ich für ein den deutſchen Studien geradezu unentbehrliches Werk. Leider aber wüßte ich, ſowie jetzt die Sachen ſtehen, für unſere Gegenden nur auf drei Abnehmer mit Sicherheit zu zählen: mich ſelbſt, die öffentl. Bibliothek in Stuttgart und etwa noch die hieſige Univerſitätsbibliothek. Man zeigt wohl Luſt am vaterländiſchen Alterthum, aber man will keine Bretter bohren und noch Geld dazu aufwenden, Ein paar andere Liebhaber kann ich vorerſt nur als wahrſcheinlich be | zeichnen. Doch wäre, wie Sie bemerken, vor Allem nöthig, daß Graff einen beſtimmten Proſpectus gäbe. Den Otfried, worauf ich ſubſcribirt, habe ich noch nicht erhalten.

Die Blätter vom Archivar Stülz, welche Sie zurückwünſchen, werden ſich, wie ich hoffe, bei Ihnen vorfinden; ich habe ſie bei meinem Beſuch im Herbſte zurückgebracht. Sie waren mit meinen Basler Collectaneen zuſammengepackt und ſind ſorgfältig in Acht genommen worden. Gleichwohl habe ich in meinen Papieren nachgeſucht, aber wirklich nichts vorgefunden. Was darunter von Conrads von Würzburg perſönl. Verhältniſſen in Baſel vorkommt, war mir beſonders merkwürdig.

Aus Anlaß des Docen. Nachlaſſes bemerke ich doch noch Folgendes: Docen ſagt in ſeinen Miscellan. Bd. 1. S. 69:

> „So habe ich noch unlängſt ein Fragment aus einem Rittergedicht in leoniniſchen Verſen entdeckt, wo die Namen Rudlieb, Immunch, und der Kampf des Erſten mit einem Zwerge (nanus) vorkommt.“

V. d. Hagen hat im Grundriß, Einleit. S. XXIV. Nr. III., dieſe Notiz aufgenommen und in dem latein. Gedichte die Uebertragung eines deutſchen Heldenliedes vermuthet. W. Grimm führt in ſeiner d. Heldenſage die Namen Rudlieb und Immunch nicht auf. Nun zeigt aber Ihre Handſchrift von Ecken Ausfahrt, in den beiden Strophen, welche den bisher bekannten Recenſionen des Liedes fehlen, pag. 137^b:

De sw't de was vil lank u'holn etc.

und: Sus wůhs h'port ze ainē mā etc.

den rechten Zuſammenhang. Hier finden wir den König Rudlieb zuſammt dem nanus. Wir erfahren aber auch, daß Rudlieb der Vater Herborts war, und damit ergiebt ſich die Anknüpfung an die in der Vilkina Sage er | zählte und im Gedichte von Biterolf und Dietleib angedeutete Herbortsſage (worüber Grimm's Regiſter, unter Herbort, die nöthigen Nachweiſungen liefert). Auch den Namen des Rieſen, den Herbort erſchlagen: Hugebold, erfahren wir aus Ihrem Eckenliede. So eröffnen ſich immer weitere Blicke in den einſtigen Reichthum unſeres deutſchen Sagenkreiſes und wo ſo Vieles verloren iſt, kann auch noch Manches wieder gefunden werden.

Wir haben hier auch unſre Revolution gemacht. Seit 6 Jahren beſtand für Tübingen eine außerordentliche Landjägerpolizei. Alle vernünftigen Vorſtellungen dagegen waren vergeblich. Die Verwundung eines Weingärtners durch einen Landjäger hat nun aber auf einmal eine ſolche Gährung erzeugt, daß die Landjäger in der Nacht abziehen mußten. Sie kamen zwar pro forma auf 14 Tage, unter Gewährſchaft der Bürger für ihre Sicherheit, zurück. Es wurde aber zugleich das Verſprechen gegeben, daß nach dieſer Zeit eine andre Polizei eintreten ſolle, was nun auch geſchehen wird.

Mit Bedauern habe ich gehört, daß Ihr Herr Sohn in Sigmaringen in neueſter Zeit ſehr an ſeiner Geſundheit leide. Von Herzen wünſche ich, daß Ihnen hierüber beruhigende Nachrichten zukommen mögen.

Mein Vater, deſſen Sie ſich freundlich erinnern, iſt zwar nicht eigentlich krank, aber doch ſehr entkräftet, ſo daß er dieſen Winter meiſt im Bette zubringt und mir oft große Sorge macht.

Die Hoffnung, die Sie uns zu einem Beſuch im Laufe des nächſten Sommers geben, bitten wir recht ſehr, in Erfüllung zu bringen.

Mit Verehrung und Freundſchaft

L. Uhland.

73.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen am 19. Hornungs 1831.

Ich kann mein teurer Freund! die Wyſſiſche Liederſammlung nicht nach der alma Eberhardina abreiſen laſſen, one Inen einen Gruß an Sie und meinen Dank für das heute erhaltene Schreiben vom 13. dieſes, mitzugeben. Sobald ich von Stalder den verſprochenen Text und Weiſe des Thanhauſers erhalte, werde ich Inen eine Abſchrift ſenden. Sie werden in der Wyſſiſchen Liederſammlung warſcheinlich nicht finden, was man von einem ſolchen Manne erwarten ſollte; allein, er war auch ein Mann von ſchnellen Begriffen, und manchmal ſind bei im die Hände dieſen zuvorgeeilet: eine tiefe Kritik lag außer ſeinem Bereiche; daher auch die Abſchriften von ſer ungleichem Werte ſind. Indeſſen bleibt es immer eine ſchäzbare und reiche Sammlung und ire Herausgabe höchſt wünſchenswerth, damit doch das gerettet werde, was noch vorhanden iſt. Wie ſer würde das Publikum dafür dankbar ſein, wenn Sie und Schwab ſich der Edition unterziehen wollten. Cotta würde wol nichts dabei wagen, wenn er die Handſchrift den Wyßiſchen Erben abkaufen wollte und ich glaube, daß hundert Ducaten eben nicht zu viel dafür wären. |

Ich bin Inen vielen Dank ſchuldig mein Freund! daß Sie die Mühe namen wegen des Episcopatus Constantiensis zu ſchreiben. Ich hatte vor einigen Wochen ſelbſt an den Herrn von Cotta geſchrieben, und heute erhielt ich ſchon Bericht vom Buchdruker, daß er mir künftige Woche den erſten Correctur-Bogen ſenden werde. Nun bin ich wieder ein membranae adscriptus; aber ich werde doch mich nicht ſo beſchränken laſſen, daß ich nicht, wenn einmal ein paar Duzend Bogen gedrukt ſind, auch hie und da einen Ausflug machen könnte.

Wegen Graff wollen wir noch eine weitere Anzeige erwarten, ehe wir unſere Bewerbungen für ſeinen Sprachſchaz anſtellen. Ich habe deshalb an Schmeller geſchrieben und Graff durch in auffordern laſſen, daß er vorerſt auch einen ordentlichen Proſpectus herausgiebt.

Herzlich hat mich erfreut, was Sie mir aus dem reichen Vorrate Irer Literaturkenntniſſe über das Eggenlied mittheilen, was Docen, Hagen und Grimm über Rudlieb und Herport ſagen, hatte ich mir zwar für meine Noten ſchon aufgezeichnet;

aber es iſt mir nun | ſer lieb die betrefenden Stellen in der Wilkina Sage und in Ditlieb und Biterolf aufzuſuchen. Ich ſende Inen hier ſo viel vom Eggenlied gedrukt iſt: die Hauptſache, d. i. den Text; ſobald der Buchdruker im Stande iſt, will er mit erſtem auch die paar Bogen Zugabe noch druken; iezt, dachte ich, während Ire Vorleſungen ſich über dieſen Dichtungskreis verbreiten, könnte Inen vielleicht dieſer Text dienen.

Und nun für dies Mal Gott befolen! Ich muß noch an meinen armen kranken Friz ſchreiben; deſſen Geſundheits Zuſtand Sie am beſten durch ſeinen Arzt, der Ir Oheim iſt, erfaren können. Ich fürchte daß die Sache noch zulezt ſchlimm werden kann, warſcheinlich eine Lungenſchwindſucht, wenn im nicht ſeine ſonſt ungeſchwächte Jugend noch heraushilft.

Gott iſt groß! Gott iſt gnädig! Amen.

Ir

Laßberg.

74.

Uhland an Laßberg.

Tübingen d. 10. März 1831.

Die 8 Bände der Wyßſchen Schweizerlieder, welche Sie, verehrteſter Freund, ſammt dem gedruckten Eckenliede mir zugehen ließen, ſind mir wohlbehalten zugekommen. Empfangen Sie meinen herzlichſten Dank für dieſe Mittheilungen, beſonders aber für das erfreuliche Geſchenk, das Sie mir und jedem Freunde unſerer alten Heldenſage durch den Druck jenes nun in früherer Geſtalt hervortretenden Liedes gemacht haben.

In den Wyßſchen Sammlungen bin ich, bei mancher Störung in der letzten Zeit, noch nicht ſo weit vorgerückt, als es in der zweiten Woche, ſeit ich ſolche in Händen habe, der Fall ſeyn ſollte, werde mich aber beeifern, ſie Ihnen zur gehörigen Zeit wieder zugehen zu laſſen. Einſtweilen wollte ich die Anzeige des richtigen Empfangs nicht länger verzögern, wenn ich auch noch keine beſtimmte Anſicht darüber auszuſprechen vermag.

Im 6. Hefte ſteht eine Randgloſſe: „Alle folgenden Lieder, bis Nr. 15 incluſ. ſind abgeſchrieben aus einer alten handſchriftlichen Liederſammlung im Beſitze des Herrn Schultheißen von Mülinen, welche jedoch mehr | nichtſchweizeriſche Stücke enthält.“

Unter dieſen nichtſchweizeriſchen Stücken möchte doch auch noch manches ſonſt bemerkenswerthe Lied enthalten ſeyn.

Ich erinnere mich, auf einer frühern Schweizerreiſe, von einem Schuhmacher Huber in Meiringen, der mir die Stiefel ausbeſſerte, einen dicken Band älterer gedruckter Volkslieder in Händen gehabt zu haben, worin ſich unter andern das Lied von der Schweizer Ankunft aus Schweden befand. Ich ſchrieb mir Einiges daraus ab, namentlich zwei Balladen, welche nachher ins Wunderhorn kamen und wovon die eine: Graf Friedrich auch in der Wyßſchen Sammlung ſteht. Es hat mich nachher gereut, daß ich dem Manne ſeine Sammlung nicht feil machte; vielleicht iſt ſie noch in dem Hauſe.

Schwab ſchreibt mir, daß er wegen des Contrakts mit Banhardt ſogleich mit dem jüngern Cotta geſprochen, welcher ſich die Sache ſehr angelegen ſeyn laſſen und deshalb an ſeinen Vater ge | ſchrieben. Allein das hat ſich ja nun ohnedieß erledigt.

Nächſtes Semeſter will ich in meinen Vorleſungen auf die Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt im 15. und 16. Jhd. übergehen. Da ich hiebei auf den Meiſtergeſang zu ſprechen kommen werde, ſo wünſchte ich ſpäter einmal einen Aufſatz über Frauenlob wieder zu leſen, den ich einmal bei Ihnen auf einzelnen Blättern einer ſonſt wenig bekannten Zeitſchrift geſehen habe. Vielleicht kommen Ihnen dieſelben gelegenheitlich unter die Hände.

Durch Beſuch bin ich genöthigt, hier abzubrechen, um die Schweizerpoſt nicht zu verſäumen.

Voll Freundſchaft und Verehrung

L. Uhland.

75.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen am 11. März 1831.

Teurer Uhlandus!

Ich hoffe Sie haben die unterm 19. Hornungs an Sie abgeſendete Wyßiſche Liederſammlung wol erhalten; allein, ſchon wieder muß ich Inen ſchreiben, ungeachtet des: Ecce iterum Crispinus, welches Sie vielleicht beim Erbrechen dieſes Briefes ausrufen werden; ich denke aber die Nachricht die ich Inen zu geben habe, iſt das Briefgeld ſchon wert. Hören Sie alſo! Eine vollſtändige, leſerliche und genau verglichene Abſchrift des Ulrich von Liechtenſtein iſt als Eigentum in meinen Händen, und folglich auch eben ſo wol in den Irigen. Ich glaube Inen ſchon geſagt zu haben, daß lezten Herbſt Prof. Maßmann mich beſuchte; mit Im kam ein junger Mann Son des Forſtmeiſters Braun aus Gotha; er hatte ein Jar bei Benecke zu Göttingen über altteutſche Literatur Collegien gehört, und ließ merken, daß er in einer guten Schule geweſen. Sie können ſich leicht einbilden, daß die Sprache auch auf den Ulrich von Liechtenſtein kam; obſchon ich, da Maßmann ſchon zweimal ganz unaufgefordert verſprochen hatte mir jn abzuſchreiben, den Gegenſtand nicht in Anregung bringen wollte. Auch diesmal wieder erneuerte Maßmann ſein altes Verſprechen, Herr Braun aber verhielt ſich ganz ſtille und ſprach gar kein Wörtchen darüber. | Lezthin als ich eben beim Nachteſſen in Ludens Geſchichte die Schlacht des Arioviſt mit dem Cäſar las, erhalte ich ein Paket mit unbekannter Aufſchrift und nachdem ich es mit meiner gewöhnlichen Haſtigkeit aufgebrochen hatte, fielen mir ſogleich die Hefte des Frauendienſtes in die Hände. O, du guter Menſch! rief ich aus, verdiene ich alter Mann denn auch ſo viel Liebe! Wie manche Stunde hat der Student ſich von ſeinem Vergnügen abmüſſigen müſſen, um dieſe

20.000 Verſe abzuſchreiben. Ich muß geſtehen daß ich in langer, ja ſer langer Zeit nicht ſo tief gerüret war. Ja, die Pietas iſt in der Bruſt deutſcher Jünglinge noch nicht ausgeſtorben, und wird es auch nimmermer! Nun iſt alſo der Ulrich von Liechtenſtein da und es kömmt nur darauf an, wann er die Reiſe nach Tübingen antretten ſoll? Ich kann mich nicht entſchließen, in anderſt als in einem Zuge zu leſen und mich dabei nicht unterbrechen zu laſſen, um den ganzen Eindruk und die volle Erinnerung davon zu behalten; dazu laſſen mir aber andere angefangene Arbeiten jezt keine Zeit. Ich denke auf Oſtern nach Sigmaringen zu reiſen und wollte Inen denſelben nach Tübingen mitbringen, allein bei näherer Betrachtung, hielt ich dieſe Ueberraſchung doch nicht für recht, noch weniger die längere Vorenthaltung dieſes Fundes, nach dem ich mich ſo lange geſenet hatte. So iſt denn beinahe kein Jar, das mir nicht etwas bringt, das lezte den Schwabenſpiegel, das vorlezte den Waſſerburger Codex, auch den geſchichtlich wichtigen Weiſſenauer nicht zu vergeſſen. Ich bin ein wares Glükskind; aber kein undankbares.

Geſtern bekam ich endlich Graffs Ottfried, das iſt nun einmal ein geſcheider Druk, der alten Augen wol tut und den man auch bei Licht leſen kann. Nebſt dem Ulrich von Liechtenſtein hat mir der gute Emil Braun auch eine Abſchrift von einer Legende des heil. Ulrich in teutſchen Verſen des XII. Jarhunderts geſchikt, welche ich mit der lateiniſchen die 20 Jare nach dem Tode dieſes Biſchofs gemacht wurde, verglichen und ganz übereinſtimmend gefunden habe.*)

Von dem Episcopatus Constantiensis habe ich den 4. Bogen in der Correctur; allein, nun iſt der Buchdruker gefärlich krank und alles liegt wieder darnieder. Wenn ich geſagt habe, daß ich ein Glükskind ſeie, ſo war es keineswegs in Beziehung auf die Buchdruker. Hier ſchike ich Inen auch den Thanhauſer, wie er jezt noch im Entlibuch geſungen wird, ich erhielt in vorgeſtern von dem alten Stalder, die Weiſe war nicht dabei; ich habe aber neuerdings darum geſchrieben und ſie wird nachfolgen. Das Lied hat eine Magd geſchrieben, ich folge alſo auch irer Schreibung.

---

*) Es iſt das ſpäter von Schmeller herausgegebene Gedicht: St. Ulrichs Leben von Albertus. München 1844. 8°.

In Tübingen, höre ich ſoll ein Nibelungenlied herauskommen; aber, in der Ankündigung ſtehet eine Lüge, es heißt nämlich der Abdruk ſei nach meiner Handſchrift gemacht. Wenn, wie ich allerdings | zu vermuten Urſache habe, Herr Schönhut der Editor iſt, ſo tut es mir leid, daß er es mit der Warheit nicht ſo genau nimmt als man bei einem Manne ſeines Standes erwarten ſollte.

Mit meinem armen Friz gehet es zwar um vieles beſſer, wie er mir ſelbſt ſchreibt, er hat auch wieder Arbeit von mir verlangt; aber meine Befürchtniſſe vor der Zukunft ſind nichts weniger als gehoben. Er will dieſen Sommer in der Schweiz die Molkenkur brauchen und ich verſpreche mir von ſeinem ungeſchwächten Alter (33) noch Geneſung, in ſo weit ſie bei einem organiſchen Uebel möglich iſt. Lieber Freund! Unverſchuldetes Unglük muß man mit Geduld und mit Mut tragen, und ſeinen Freunden mit Paraphraſirung ſeiner Leiden keine lange Weile machen. Leben Sie wol, grüßen Sie mir herzlich Ire treffliche Hausfrau Emma und haben Sie immer ein wenig lieb

Iren

alten Lazzbergåre.

Sehen Sie Herrn Profeſſor Michaëlis; ſo bitte ich im zu ſagen, er mochte mich doch gefälligſt entſchuldigen, daß ich ſein Schreiben noch nicht beantwortet habe; es ſoll nächſtens geſchehen. Auch bei unſerm guten Schwab bin ich in alter Schuld; aber bei dem bin ich wol gewiß, daß er mir darum nicht zürnt.

76.

Uhland an Laßberg.

Tübingen d. 24. März 31.

Sie empfangen hiebei, verehrteſter Freund, mit meinem herzlichen Danke die 8 Hefte Wyßſcher Schweizerlieder zurück. Es ſind zwar aus den 3 Wochen, welche Sie Anfangs beſtimmt hatten, viere geworden, da Sie aber nach Ihrem neueſten Schreiben gerade in einer andern Arbeit begriffen waren, ſo glaubte ich noch eine Schweizerpoſt weiter abwarten zu dürfen.

Die Sammlung hat unbeſtreitbar vieles Intereſſe, ſie giebt eine fortlaufende Schweizergeſchichte in Liedern und Vieles aus Quellen, die Andern nicht ſo leicht zugänglich wären. Ihre Herausgabe iſt daher ſehr wünſchenswerth. Aber das glaube ich, daß der Ordner der Ausgabe eine nicht ganz unbedeutende Arbeit übernimmt. Die Zeitordnung der geſchichtl. Ereigniſſe, worauf die Lieder ſich beziehen, wäre wohl die natürlichſte. Zu dieſem Zweck wäre aber das Mſpt. gewiſſermaaßen aufzulöſen oder umzuſchreiben. Es wird ſich überhaupt ungefähr um $^1/_4$ reduciren, wenn man die oft drei- oder mehrfach vorhandenen Stücke auf ein Exemplar beſchränkt; es wäre dann etwa die beſte der verſchiedenen Abſchriften zu Grund zu | legen und die Varianten der andern zu benützen. Im Ganzen ſcheinen mir die Wyßſchen Copieen mit Sinn und Sorgfalt behandelt zu ſeyn. Da aber Wyß von den ſonſt ſchon bekannten Liedern nur ſolche aufgenommen hat, von denen ihm noch ungebrauchte Handſchriften oder ſeltenere alte Drucke zu Gebote ſtanden, ſo fragt ſich: ſollten nicht auch die andern Lieder, die in den Chroniken und anderwärts ſtehen, beigefügt werden, damit das Corpus des hiſtoriſchen Schweizergeſangs ein vollſtändiges ſei? An abſolute Vollſtändigkeit läßt ſich freilich nicht denken, ich ſelbſt glaube noch Einiges zu haben, was in den Heften nicht ſteht, wenn nicht etwa in dem Convolut der noch nicht abgeſchriebenen Collectaneen, deren das Schreiben des Vormunds der Wyßſchen Kinder erwähnt. Sie ſelbſt werden vielleicht auch noch Manches dieſer Art beſitzen. Sollten noch hiſtor. Anmerkungen hinzukommen, was ich aber nicht für weſentlich halte, ſo würde dies ein ſpecielles Studium der ſchweizeriſchen Geſchichte vorausſetzen.

An der Freude, die Ihnen der nun auf einmal unerwartet herbeigekommene Frauendienſt verurſacht hat, habe ich lebhaften Antheil genommen. Daß Sie den Genuß auch ſogleich mit mir theilen wollen, erfüllt mich mit innigem Danke; aber ich muß mir dieſen Genuß für jetzt verſagen und noch einige Zeit beim 14. und 15. Jhd. bleiben, die für das nächſte Semeſter meine akademiſche Thätigkeit in Anſpruch nehmen. Es iſt mir genug, daß das Kleinod jetzt in Ihren Händen iſt. Dagegen würde die Legende vom h. Ulrich in eine Materie einſchlagen, die ich mir zum Gegenſtand einer noch rückſtändigen Inauguralrede gemacht habe; und für jenes Collegium würde ich Sie einmal um Mittheilung von Rebmanns Geſpräch zwiſchen Nieſſen und Stockhorn bitten.

Als ich den alten Tannhäuſer erhielt, kam mir vor Freude faſt das Tanzen in die Beine, wie den ſchönen Jungfraun im Walde. Dieſe Ire gütige Mittheilung iſt das Juwel von dem, was ich für meine Arbeit über die alten Balladen habe erſammeln können. Meine Erwartung, die ich Ihnen in einem der vorigen Briefe ausgedrückt, daß dieſe Ballade noch ächter, mythiſcher im Munde des Volkes vorhanden ſeyn dürfte, als | in den Drucken des 16. Jhd. hat ſich nun vollkommen beſtätigt. Aber wo man ein ſolches Lied noch ſo recht alterthümlich ſingt, da ſingt man wohl noch mehrere dieſer Art und der verdienſtvolle Stalder würde ſich ein neues Verdienſt erwerben, wenn er noch Weiteres, ſoviel ihm irgend zugänglich iſt, zur Aufzeichnung bringen wollte. Zehn Jahre ſpäter, wäre vielleicht dieſer Tanhäuſer, der mir ſo vielen Werth hat, auf immer verſchollen geweſen.

Aber, um vom Beſten zuletzt zu reden, Ihr Brief giebt mir, wenn auch noch unbeſtimmte Hoffnung, Sie um Oſtern bei uns zu ſehen; ich bitte Sie angelegenſt, mir dieſe Ausſicht zu beſtätigen. Ich gedenke in dieſen Ferien keine Reiſe zu machen, nur auf kurze Zeit die Freunde in Stuttgart zu beſuchen, was ich nach Belieben früher oder ſpäter einrichten kann. Damit ich aber ſicher auf dem Platze bin, wenn Sie uns mit Ihrem Beſuche erfreuen wollen, ſo bitte ich um einige Zeilen, die uns die Zeit der Ankunft, wenn auch nur ungefähr, verkündigen. Wir wohnen nicht mehr ſo hoch, wie im vorigen Sommer, aber noch immer mit freier Ausſicht ins Nekarthal. Möge Ihnen die Freude werden, Ihren Hn. Sohn in günſtigem Zuſtand anzutreffen.

Verehrungsvoll
L. Uhland.

77.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen am 5. April 1831.

Ich zeige Inen hiemit den Rükempfang der Wyſſiſchen Liederſammlung an, welche vorgeſtern hier eingelaufen ſind.

Wie angenem war es mir mein teurer Freund! zu vernemen, daß ich ſo glüklich war Inen durch Ueberſendung des Thanhauſers eine kleine Freude zu machen. Bei Gelegenheit, als ich Staldern erinnerte mir auch die Melodie zum Liede zu ſenden, munterte ich in zugleich auf, doch in ſeiner alten Seelenheerde nach mer alten Liedern forſchen zu laſſen; aber, der gute Stalder iſt ſchon ſer alt und daher nimmer ſer tätig. Meine Abſicht war auf Oſtern nach Siegmaringen zu kommen, und von dort nach 1 oder 2 Wochen Sie in Tübingen zu überfallen; allein ich erhielt vor meiner Abreiſe Briefe aus München, welche mir einen Beſuch ankündigten, der auch wirklich am Charſamſtage hier eintraf, und wie es ſcheint, die Ferien über hier zu bleiben denkt; wodurch alſo meine Reiſe nach Donau und Nekar vertaget wird; auf alle Fälle gebe ich Inen, | wenn ich erſt einmal in Siegmaringen bin, Nachricht und kann dann auch die Zeit meiner Ankunft bei Inen um ſo ſicherer beſtimmen. Ich habe die beſten und tröſtlichſten Nachrichten von der ſchnell voranſchreitenden Geneſung meines Sones. Ich ſende Inen nicht nur die gereimte Legende des heil. Ulrich welche Docen noch in das XII. Jarhundert ſezte; ſondern ich lege auch die editio princeps des lateiniſchen Originales bei; weil ich glaube, daß eine Vergleichung zum Behuſe Irer Diſſertation Inen vielleicht erwünſcht ſein dürfte. Ich lege auch den Spiegel, gedichtet auf Maria,*) ebenfalls aus einem alten Münchner Codex bei, und dann noch das Convolut, in welchem die noch unabgeſchriebenen Sachen der Wyſſiſchen Liederſammlung liegen. Auch folgt nach Verlangen Rebmanns Geſpräche zwiſchen Stokhorn und Nieſen. Ich habe immer eine Freude etwas nach Tübingen zu ſchiken, denn beim Auspaken, ſo bilde ich mir ein, muß mein teurer Uhland doch immer auch ein wenig an mich denken. | Die Woche vor der Charwoche war ich merere Tage in Schafhauſen, wo ich an der dortigen Kantonsſchule einen Herrn Gözinger, Lerer der teutſchen Sprache und Literatur, kennen lernte, welcher wirklich ein Buch über Geſchichte der teutſchen Poëſie druken läßt, und eine ſchöne erleſene Bücherſammlung beſizt, welche viele Seltenheiten aus der ältern teutſchen poëtiſchen Literatur enthält; dieſer Mann iſt aber kein Schafhauſer; ſondern ein Sachſe aus dem Erzgebirge.

So eben fällt mir ein, daß, da Sie nun an das XIV. und XV. Jarhundert kommen, Inen vielleicht noch einige Abſchriften und wol auch Handſchriften, aus dieſer Zeit welche ich beſize, nüzlich ſein könnten. Fürs erſte lege ich eine Abſchrift von 21 Fabeln und Biſpeln bei, worunter ſich einiges ſer gutes befindet.**)

---

*) Aus Cod. Monac. germ. 28; vgl. Barack S. 182 und Mones Schauſpiele des MA. I, 27 ff.

**) Aus Cod. S. Gall. Nr. 647, vgl. Barack, die Handſchriften der fürſtl. Fürſtenberg. Bibliothek zu Donaueſchingen S. 86.

Ich weiß nicht, ob Sie ſich eines codex picturatus auf Pergament bei mir erinnern, der die Liebesgeſchichte des Herrn Chriſtus mit einer Nonne oder andern frommen Seele enthält und von hohem pſychiſchen Intereſſe iſt, ſoll ich Inen dieſen nicht auch ſenden? | *)

Es würde mir innig und tief leid tun, lieber Freund! wenn Sie um meinetwillen Ire Reiſe nach Stuttgart auch nur um eine Stunde aufſchieben wollten; es iſt jezt ſchon nicht mer warſcheinlich, daß ich vor 14 Tagen oder 3 Wochen nach Siegmaringen komme; weil mein Gaſt Herr Braun aus Gotha hier iſt. Graffs Kriſt hat mich höchlich vergnügt und meinen Wünſchen ſer entſprochen, mir kömmt vor, das ſeie ein Specimen, an welches künftige Editoren der Sprachurkunden aus dem Karolingiſchen Zeitraume, ſich zu halten haben werden. Nun aber mein teurer Uhlandus! neme ich Abſchied von Inen, indem der Bote vor der Thüre ſtehet. Viele herzliche Grüße an Frau Emma Ire eheliche Wirtinne und in Erwartung Sie bald mit Handſchlag zu grüßen,

Ir alter Klausner Sepp.

Wenn Sie die northern Illustrations nimmer brauchen, ſo würde ich ſie gerne einmal wieder leſend durchforſchen.

78.

Uhland an Laßberg.

Tübingen d. 16. Apr. 1831.

Der Empfang Ihrer gütigen Sendung vom 2ten d. beſcheine ich Ihnen, verehrteſter Freund, durch Herrn Wagner von Lauffenburg, aus dem Kantone Aargau, welcher ſeine theologiſchen Studien hier abſolvirt hat und jetzt durch die Bodenſeegegend nach ſeiner Heimat zurückkehrt, um den Concurs für eine Lehrſtelle in Rheinfelden, die er zu erhalten wünſcht, in Aarau zu erſtehen. Er hat mich erſucht, ihm einige Zeilen mitzugeben, die

---

*) S. Barack a. a. O. S. 101.

ihn auf ſeiner Reiſe bei Ihnen einführen könnten, und ich habe dieſem Wunſche um ſo gerner entſprochen, als er mir durch ſein ſchönes poetiſches Talent und ſeine perſönliche Bekanntſchaft werth geworden iſt. Gewiß iſt es freilich nicht, ob Hr. Wagner Sie noch in Eppishauſen finden wird; ich rathe ihm daher, ſich, wenn er den Weg über Sigmaringen macht, dort zu erkundigen, ob Sie etwa ſchon angekommen. Wie ſehr freue ich mich der guten Nachrichten, die | Sie mir zum Voraus von dem Befinden Ihres Hrn. Sohnes geben konnten, und wie ſehr des Beſuches, den wir nun bald zu hoffen haben. Sie werden mich jeden Tag zu Hauſe treffen, denn unſere Ferien ſind zu Ende und der Ausflug nach Stuttgart iſt bereits abgemacht. Ich wollte mich nur auf wenige Tage entfernen, da die Geſundheitsumſtände meines alten Vaters, die ſich übrigens doch in der letztern Zeit etwas gebeſſert, mir keine längere Abweſenheit geſtatteten.

Aus Verſehen habe ich das 14. und 15. Jahrhundert, ſtatt des 15. und 16., als den Gegenſtand meiner litterarhiſtor. Vorleſungen in dieſem Sommer angegeben. Ich mache wohl vielleicht im Laufe des Semeſters von Ihrem freundſchaftlichen Beiſtande noch weitern Gebrauch.

Hrn. Braun, der Sie in dieſen Ferien beſucht hat, bin ich ſehr dankbar für die ausführlichen Notizen, die er mir durch Ihre Vermittlung über den Docen. Nachlaß zugehen ließ und die gar manches für mich Intereſſante enthielten. Nach den mitgetheilten Liederanfängen hatte Docen mehrere alte Balladen hochdeutſch vor ſich, die ich in niederdeutſcher Mundart beſitze; andre auch, die ich gar nicht habe. Schmeller beabſichtigt aber, dieſe Doceniana als ein Denkmal für den Verſtorbenen herauszugeben, und ich beſchränke mich daher vorläufig auf den Wunſch, daß dieſes bald geſchehen möchte.

Meine Frau freut ſich mit mir, Sie in kurzem in unſerem Hauſe zu begrüßen. Inzwiſchen mit hochachtungsvollem Gruße

der Ihrige
L. Uhland.

79.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen am 12. May 1831.

Ire Zeilen vom 5. dieſes Monats habe ich am 10. erhalten. Es tut mir leid, mein teurer Uhlandus! Inen ſagen zu müſſen, daß unvorgeſehene und unvorſehbare Ereigniſſe mich nötigen meine Reiſe zu Inen aufzuſchieben.

Der Buchdruker Bannhard iſt plözlich geſtorben, 4 Tage vor ſeinem Tode brachte er mir noch Correcturen zum II. Bande des Episcopatus Constant. und nam für merere Bogen Mſpt. mit. Wie ich höre hat er ſein Haus und Gewerbe in großer Unordnung und ſchlechtem Zuſtande verlaſſen, wobei ich auch in Rechnung komme zum Glüke mit keinem großen Vorſchuſſe, das würde mich nicht abhalten zu reiſen; allein vor allem muß ich meine Mſpt. Bogen wieder zurük haben, und vor Pfingſten werden die amtl. Verhandlungen über die Verlaſſenſchaft nicht vorgenommen.

Zweitens ſchreibt mir mein Son Friz, welcher erſt in der Mitte des Junius Sigmaringen verlaſſen wollte, daß er ſich entſchloſſen habe ſobald als möglich von da wegzugehen um in eine mildere Luft zu kommen; ich erwarte nun Antwort von im, ob ich noch zu im kommen; oder ſeine Ankunft hier erwarten ſoll? Ich kann alſo noch nicht einmal die Woche beſtimmen wo ich Sie, teurer und lieber Freund! wieder ſehen werde; | indeſſen, laſſen Sie ſich dies nicht anfechten, wenn ich eines Abends wie ein warer farender Schueler in Ire Stube trette, ſo hoffe ich daß weder Sie, noch die wakere Hausfrau darüber erſchreken werden.

Was in dem Briefe ſtehet, welchen Sie dem Hrn. Wagner aus Lauffenburg für mich mitgegeben, werde ich ja wol erfaren, wenn er mir in bringt oder ſendet, ſollte er aber Aufträge oder Anfragen enthalten; ſo täte es mir ſer leid ſie nicht früher beſtellen zu können; damit Sie aber ſehen, daß ich auch one Auftrag an Sie denke; ſo ſende ich Inen hier:

1. Die Weiſe des Tanhauſers, welche bereits in Biſchofszelle von den Kindern des Diaconus Pupikofer zum Klavier geſungen wird; was mir Stalder bei der Ueberſendung derſelben ſchrieb, ſeze ich Inen auch hieher.

„Die Singſtimme wurde in der Ercholzmatt (im Entlibuch) „in Muſik aufgefaßt; allein, dieſem Machwerk nicht trauend, „gab ich das Zugeſandte einem hieſigen Stiftskaplan in Zenſur „und dieſer genehmigte die Compoſition, nachdem meine Köchin „die erſte Strophe wieder vorgeſungen hatte; ſo ſezte derſelbe „noch einen einfachen Baß hinzu, damit man das Lied zum „Clavier ſingen kann. Es würde mich innig freuen, wenn | ich „Irem Wunſche, wie auch Irem vererteſten Freund Uhland, dem „ich mich durch Sie freundſchaftlichſt empfehlen laſſe, würdig „entſprochen hätte. Auch werde ich zugleich Nachfrage nach einigen „alten Liedern halten; aber ich zweifle ſer ob ich darinn glüklich „ſein werde.“ *)

2. Ein genaues und vollſtändiges Verzeichniß des zu München befindlichen Würzburger Codex; weil ich glaube, daß Sie wol einiges daraus im Laufe dieſes Halbjahres zu Iren Vorleſungen über das XIV. und XV. Jarh. benüzen könnten; wollen Sie, bei Zurükſendung der Schrift mir dieſes bezeichnen; ſo wird es alſobald in München abgeſchrieben werden.

3. Zwei Blätter der Agrippina, welche mir geſtern die Schweſter des Hrn. Bern. Hundeshagen in ſeinem Namen übergab. Sind ſie gleich ſchon 7 Jar alt! iſt der Verfaſſer des Aufſazes über die Nibelungen gleich ein wenig ſtark verrükt, ſer unwiſſend und von allem kritiſchen judicium entblößt; ſo ſind doch wieder einige Notizen darin, welche, obgleich verkehrt vor-

---

*) Lied und Melodie theilte Laßberg ſpäter in Aufſeß' Anzeiger I. (1832), S. 239 mit. Vgl. Scherer, Deutſche Volkslieder, 2. Aufl. (1868), Nr. 48.

getragen, doch nicht auf den Boden fallen dürfen. Das Siegel des Heinr. v. Offterdingen allein (wenn ich nur eine Copie davon hätte!) hat mich für die lange Weile entſchädiget, welche die Raſereien des Hrn. Hundeshagen jedem vernünftigen | Menſchen verurſachen müſſen. Dieſer Hr. Hundeshagen tut alle 5—6 Jare einen Schrei in die Welt, um ſeinen codex picturatus auszutrompeten, wenn Ebbe in ſeinem Beutel, und Schmalhans Küchenmeiſter in ſeinem Hauſe iſt, kommt den Jemand der Luſt hätte in zu kauffen; und hat ſich indeſſen die Flut wieder eingeſtellt; ſo wird man gewönlich mit aber und wen one Zal aufs weite gewieſen:*) aber was muß man denken, wenn d. Nibelungen Lied zu Bonn von ſolchen Nebeljungen vorgetragen wird? Und welche Begriffe müſſen die Jünglinge die in hören, davon tragen! Doch die Sache iſt zu toll, als daß ſie Schaden anrichten könnte. Leben Sie wol vererter Freund! Für dies Mal will ichs kurz machen: ich bin ſo unruhig wie die Maus in dem Kindbette, bis ich meinen episcopatus const. wieder auf dem Trokenen habe.

Herzliche Grüße an die Irigen und an unſern Guſt. Schwab.

Laßberg.

80.

Uhland an Laßberg.

Tübingen d. 23. Jun. 1831.

Hochverehrter Freund!

Es waren traurige Ereigniſſe, die mich ſo ſaumſelig im Schreiben gemacht haben. Nachdem mein Vater von langem

---

*) Zur weitern Charakteriſtik dieſes Mannes dient auch folgender Zug: „Hundeshagen zeigte ſeine Nibelungenhandſchrift nur gegen einen Friedrichsd'or Honorar auf einem altarartig bekleideten Pult mit vier brennenden Wachslichtern" (ſ. Augsb. allg. Ztg. Nr. 316 vom 12. November 1867). — Im November 1867 wurde die Hſ. um 780 Rthlr. von der kgl. Bibliothek zu Berlin angekauft.

Krankſein ſich ſoweit erholt hatte, daß außer einer großen Entkräftung kein krankhafter Zuſtand zurückblieb, wurde meine Mutter, deren lebhafte Regſamkeit längere Jahre zu verſprechen ſchien, von einer Bruſtentzündung ergriffen, mit deren Folgen ſie auf einem fünfwöchigen Krankenlager zu kämpfen hatte. Sie unterlag am 1ten dieſes Monats, und ſo verlor mein Vater im 76ſten Jahre ſeine 71jährige Lebensgefährtin. Die Trauer über dieſen ſchmerzlichen Verluſt würde mich eher gedrungen, als abgehalten haben, mich mit der Nachricht von demſelben an Ihre theilnehmende Freundſchaft zu wenden, aber die mancherlei äußern Beſorgungen, welche mir ſtatt meines Vaters oblagen, verbunden mit den fortlaufenden Berufsarbeiten, nahmen mich allzuſehr in Anſpruch.

Ich hoffe, in dieſer Zwiſchenzeit werden Sie über das Mſpt. des Episcopat. Constant. beruhigt worden ſeyn, vielleicht auch dem ſo übel unterbrochenen Unternehmen eine neue Bahn eröffnet haben. Der Beſuch von Ihrem Herrn Sohne iſt wohl auch ſeitdem ausgeführt worden, und ſo ſehe ich mit neuer Erwartung der Ausführung des Ihrigen bei uns entgegen. |

Die Weiſe des Tanhauſers, das Inhaltsverzeichniß der Würzburger Handſchrift und auch die guten Körner, die in dem Unkraut von Hundeshagen verſteckt liegen, waren mir ſehr willkommen; immer öffnen ſich wieder neue oder tiefere Einblicke. Ich glaube aus Ihrem Schreiben zu bemerken, daß ich irriger Weiſe das 14. und 15. Jahrhundert, ſtatt des 15. und 16ten, als den Zeitraum angegeben habe, den ich in dieſem Sommer für meine Vorleſungen zu bearbeiten verſuche. Meine Neigung, in poetiſcher Hinſicht, iſt freilich mehr bei der früheren Zeit, doch hat auch dieſe ſpätere Periode ungemein viel Tüchtiges und giebt ſelbſt rückwärts manchen unerwarteten Aufſchluß.

Mit den Sagen und Gedichten vom Herzog Ernſt von Schwaben habe ich mich auch in neuerer Zeit beſchäftigt. Im 2ten Bande von Pertz Monumenta pag. 83, not. 67 wird unter den mancherlei Volksgeſängen, die in den Casib. Sti. Galli vorkommen, auch derjenigen de Ernesto gedacht, ich vermag aber in den Casibus, ſo weit ſie bei Goldaſt und Pertz gedruckt ſind, durchaus keine beſtimmtere Erwähnung von Volksliedern über H. Ernſt zu finden. Sollte eine ſolche etwa in der Fortſetzung von Kuchenbecker*) vorkommen? oder iſt Ihnen ſonſt Näheres hierüber bekannt?

Wie ſehr ſoll es mich freuen, mich bald über Dieſes und Andres mündlich mit Ihnen unterhalten zu können.

Mit Freundſchaft und Verehrung, wie immer,

der Ihrige
L. Uhland.

81.

Uhland an Laßberg.

Tübingen, den 22. Sept. 1831.

Jur. Stud. Fallati**), derjenige von meinen Zuhörern, welcher, ſoweit es ſeine juridiſche Studien geſtatten, am meiſten mit Eifer und Einſicht ſich den poetiſchen Alterthümern der mittleren Zeit widmet, will eine Ferienreiſe nach Oberſchwaben und an den Bodenſee machen, wobei er ſich in den oberſchwäbiſchen Bibliotheken umzuſehen beabſichtigt. Er hat mich gebeten, für den Fall, daß er auch an das andre Ufer des Bodenſees käme, ihm einige empfehlende Zeilen an Sie, hochverehrter Freund, mitzugeben, und ich thu es hiemit im Vertrauen auf Ihr vielerprobtes Wohlwollen gegen die jüngern Freunde der vaterländiſchen Studien.

Mit Verehrung und Freundſchaft

der Ihrige
L. Uhland.

---

*) Am untern Rande von Laßbergs Hand: lies Küchenmeiſter.

**) Geb. 15. März 1809 zu Hamburg, geſt. 5. October 1855 im Haag als Tübinger Profeſſor.

82.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen am 25. September 1831.

Mein teurer Uhlandus! Unterm 24. July ſchrieb ich Inen durch einen Herrn Cleasby aus London*), welcher von München aus zu Inen und zu Schwab reiſen wollte, und ſeitdeme, vorige Woche, zu mir kam, wo ich dann erfur, daß die Briefe nicht abgegeben ſind und er erſt jezt, auf ſeiner Rükreiſe von Freiburg im Breisgau zu Inen kommen wird. Das tat mir leide; denn ein anderer als Sie, mein Freund! könnte glauben, daß ich an dem gerechten Schmerze über den Verluſt Irer Mutter nicht alle den Anteil genommen, den ich gewiß tiefer als Viele empfinde, da auch ich dieſen Schmerz in aller ſeiner Schärfe empfand, und noch nicht one Wehemut an die Mutter denken kann, der ich alles verdanke was ich bin. Der Verluſt einer Mutter iſt immer der gröſte, den man erleben kann; denn wo wäre mer, innigere und frommere Liebe, als im Mutter Herzen?

Heute aber muß ich Sie bitten, mir die Wyſſiſchen Lieder, die ich Inen, nebſt dem Spiegel Mariä vnd St. Ulrichs Leben, unterm 5. April l. J. durch den Conſtanzer Poſtwagen übermachte, ſo ſchnell wie möglich zurükzuſenden, da ſolche vorige Woche von mir abverlangt worden ſind: bei dieſer Gelegenheit werden Sie mich verbinden, wenn Sie auch die Northern illustrations mitſenden wollten, wie auch das Gedicht von Carl dem Großen aus dem Clauſenburger Codex. Nach Briefen aus Caſſel vom 11. d. iſt Jacob Grimm auf der Reiſe hieher und ſoll in wenigen Tagen eintreffen; dieſem lieben Freunde möchte ich dann auch alles zeigen, was ich beſize, beſonders dieſen Regensburger Carol, den er noch nicht kennt. |

---

*) Dieſer Brief iſt, wie aus ſpäteren Mittheilungen hervorgeht, niemals in Uhlands Hände gelangt.

Meine auf dieſen Sommer ausgeſezte Reiſe nach Siegmaringen und zu Inen, iſt durch die Anherokunft meines Sones Friedrich vereitelt worden. Gottlob iſt er durch die gebrauchte Molkenkur ſer geſtärkt, nun auf dem Wege nach Hyeres bei Toulon, und hat im Sinne, mit dem alle Wochen 3 Mal von lezterem Orte abgehenden Dampfboote, dieſen Winter ſelbſt einen Abſtecher nach Algier zu machen. Ich bin dieſen ganzen Sommer nicht aus dem Meere von Urkunden herausgekommen, welches mich umgiebt und noch täglich neuen Zufluß erhält; ſo daß ich nicht zweifle, der codex diplomaticus, welches ich dem II. Bande des Episcopatus Constantiensis beizugeben gedenke, der auch zugleich als dritter Band von Neugarts codex diplomaticus Alamanniae dienen kann, werde dieſem leztern an Reichtum und Intereſſe nichts nachgeben. Indeſſen iſt mein Buchdruker geſtorben und ſeine Erben, finden den von jm für dies Werk eingegangenen Drukvertrag ſchädlich, verluſtbringend und wollen nicht halten. So wachſen dieſem Unternehmen von Zeit zu Zeit wieder neue hemmende Hinderniſſe zu. Aber: Nil desperandum! zulezt geht's doch.*) Sie aber, mein Freund! ſind, wie ich höre, auch wieder in die politiſche Arena geraten; ich fürchte daß diesmal das Opfer umſonſt gebracht ſeie; es wird wieder überall trübe und trüber. Exspectata seges vanis delusit avenis! So viel für heute, nebſt einem herzlichen Gruße an Frau Emma, von Irem

J. v. Laßberg.

83.

Uhland an Laßberg.

Stuttgart, den 5. Oct. 1831.

Das Schreiben vom 25. Sept., worin Sie, verehrteſter Freund, verſchiedene mir gütig mitgetheilte Bücher und Handſchriften zurückverlangen, hat mich hier in Stuttgart erreicht, wo ich einen Theil meiner Herbſtferien zubringe. Ich habe ſogleich meinen Schwager, Diaconus Meyer von Pfullingen, der über Tübingen zurückgieng, beauftragt, Alles, was Sie zur Zurückgabe bezeichnet hatten, ſorgfältig verpacken zu laſſen und dem nächſten Poſtwagen zu übergeben. Sie werden alſo gleichzeitig mit gegenwärtigen Zeilen zurückerhalten:

---

*) Vgl. die Anmerkung oben Seite 180.

die Mappe mit Wyſſiſchen Liedern,
den Spiegel Mariä und das Fragment vom Leben des h. Ulrichs,
das Gedicht von Karl d. Großen,
die Northern illustrations.

Daß ich dieſe und einige weitere noch bei mir liegende Mittheilungen ſo lange in Händen behalten, muß ich freilich ſehr entſchuldigen. Aber das vergangene Jahr war all zu ungünſtig für meine Plane und Arbeiten. Dem Tode meiner Mutter folgte, noch vor Abfluß eines Vierteljahrs, am 29. Aug., der meines Vaters und das vorhergehende Krankenlager nahm | unſre Sorge und Pflege manigfach in Anſpruch. Nehmen Sie meinen innigen Dank für die freundliche Theilnahme, die Sie mir an dem Verluſte der Mutter bezeigt haben.

Darf ich mir für die Arbeiten, die mich im nächſten Semeſter beſchäftigen werden, abermals Ihre gütige Förderung erbitten, ſo wäre es zumeiſt die Abſchrift des Gedichts vom h. Oswald, deren Benützung mir von großem Intereſſe ſeyn würde. Bei meinem letzten Beſuche in Eppishauſen habe ich von dem bedeutenden Werthe dieſes Gedichts für Mythus und Sage mich überzeugt.

Herr Cleasby hat mich hier aufgefunden, aber leider liegt das Schreiben, das er mir von Ihrer Hand überbringen ſollte, noch in München, wohin er erſt ſpäter, wenn die Cholera nicht vorſchreitet, zurückkehren will. Er zeigt lebhaftes Intereſſe für die deutſche Literatur. Das Gleiche war der Fall bei einem Franzoſen, Letellier aus Rouen, der mich kürzlich in Tübingen beſucht hat. Ein Freund des Letztern, Quinet, wird dieſen Winter den altfranzöſiſchen Parcival herausgeben, aber freilich nicht den noch immer vermißten, deſſen ſich Wolfram bediente, ſondern den von Chreſtien de Troyes begonnenen, deſſen in der Berner Hdſchr. enthaltenes Fragment mir durch Ihre Güte zugänglich wurde. |

An unſern landſtändiſchen Verhandlungen wieder Theil zu nehmen, habe ich zwar eine Aufforderung erhalten, denke aber, wenigſtens vorläufig noch, mich nicht zu binden, bis zur wirklichen Einberufung unſres Landtags, am Ende des nächſten Jahrs, kann ſich noch Manches ſo oder anders geſtalten.

Der Beſuch des trefflichen Jacob Grimm wird Ihnen und ihm viel reichen Genuß verſchaffen. Möchte ihn ſeine Reiſe auch durch unſre Gegend führen!

Voll Verehrung und Freundſchaft

der Ihrige
L. Uhland.

84.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen am 13. Octobers 1831.

Ich habe, mein teurer Uhlandus! Iren Brief vom 5. dieſes aus Stuttgart, und die Bücher aus Tübingen lezten Dienſtag mit einander erhalten: allein, Grimm iſt ſchon am 7. abgereiſet und wird warſcheinlich die Freude gehabt haben Sie noch in Stuttgart anzutreffen; er war aber entſchloſſen Sie in Tübingen aufzuſuchen und Sie haben alſo auf alle Fälle die perſönliche Bekanntſchaft dieſes eben ſo liebenswürdigen als gelerten Mannes zu machen: ich habe jn nur 8 Tage bei mir gehabt und dieſe ſind entflohen wie wenn es nur ſo viel Stunden geweſen wären; ſo daß ich am Ende mich und jn fragte; iſt es der Mühe wert beinahe 100 Meilen zu reiſen um einer Woche willen? aber, der Menſch iſt nie ganz zufrieden, auch wenn er alt iſt. Daß der gute Vater der lieben Mutter nachgezogen iſt, habe ich wol erwartet! Wenn man lange beiſammen in einem Neſt geſeſſen iſt, und das eine fliegt fort; ſo mags das Andere auch nimmer lange allein erleiden. Gegen die Ordnung der Natur wollen wir uns nicht vergeblich auflenen und die woltätige Hand der Zeit wirken laſſen, Gott wird uns auch weiter forthelfen!

Zwei Tage nach Grimms Abreiſe kam mein älteſter Freund Hug*) aus Freiburg an — er und ich ſind allein noch aus dem sodalitium von 1787 übrig! Aber | mein armer Freund Leonhard iſt lebensmüde, und auch ſein Körper ſcheint es zu ſein; die injuriae temporum haben zu gewaltig auf jn eingewirkt; er hat mich geſtern Abends verlaſſen und ich zweifle, ob ich jn diesſeits der Asphodeluswieſe wiederſehen werde! Der Gedanke von meinen Zeitgenoſſen bald nur noch allein da zu ſtehen, hat zwar für mich nichts Schreckliches; aber einer innigen Wehemut kann ich mich dabei doch nicht erweren — danach folgt dann die Senſucht nach dem Lande wo die Vorangegangenen wonen, und zulezt kömmt der lange Schlaf, in dem wir allerlei ſehen werden.

Genug von dieſem! Hier folgt der König Oswald**), die Schrift iſt ſchlecht aber getreu, ich habe ſie in einer traurigen Gemütsſtimmung gemacht, wo es mir Woltat war meine ganze Aufmerkſamkeit auf einen fremden Gegenſtand zu richten. Meuſebach hat, nach 3jährigem Stillſchweigen, ſich auch wieder vernemen laſſen, er arbeitet noch fleißig an ſeinem Fiſchart; allein, er iſt ſo voll aber, und wenn? als Hans Benedix der Schäfer des Abts von St. Gallen und ſo mache ich keine große Hofnungen auf die Herausgabe ſeiner Arbeit. |

Lachmann hat mir auch geſchrieben, und ſeine beiden Abhandlungen: über die Nibelungen und über die alten

---

*) Johann Leonhard Hug, geboren zu Konſtanz 1. Juni 1765, † in Freiburg 11. März 1846 als Profeſſor der kath. Theologie und Mitglied des Domcapitels.

**) Später (Zürich 1835) nach derſelben Schafhauſer Handſchrift von L. Ettmüller herausgegeben: „Sant Oswaldes Leben. Ein Gedicht aus dem XII. Jahrh.“

Leiche geſchikt, welche Sie vermutlich auch ſchon haben werden. Aus der erſten habe ich die Warheit zu geſtehen nicht viel neues gelernt, auch ſcheint ſie mir für den großen Gegenſtand unzulänglich; der lezten aber muß ich allen meinen Beifall geben.

Haben Sie auf den: Anzeiger des Herrn von Aufſeß, für Kunde des deutſchen Mittelalters noch nicht ſubſcribirt, ſo bitte ich um die Erlaubniß Iren Namen auf meine Liſte ſezen zu dürfen. Der Conſtanzer Bote iſt im Hauſe, ich muß ſchließen. Leben Sie wol und grüßen Sie herzlich Frau Emma von

Irem

Laßberg.

85.

Uhland an Laßberg.

Tübingen, d. 10. Nov. 1831.

Für die gütige Mittheilung des Königs Oswald ſage ich Ihnen, hochverehrter Freund! meinen beſten Dank.

Von meinen Liedern iſt eine neue Auflage erſchienen, die ich Sie bitte, freundlich aufzunehmen.

Der längſt gehegte Wunſch, den trefflichen Jacob Grimm einmal von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, ſollte mir nicht erfüllt werden. An demſelben Tage, da er in Stuttgart ankam, war ich von dort nach Tübingen zurückgereiſt. Er brachte einen Abend bei Schwab zu, zu deſſen großer Freude, und eilte dann nach Karlsruh weiter. Der 3te Theil der deutſchen Grammatik iſt, wie ich in öffentlichen Blättern leſe, nun ausgegeben, hieher aber vermuthlich wegen der Choleraſperren, noch nicht gekommen.

In meinem Schreiben, worauf die Antwort bei Hrn. Cleasby liegen geblieben, hatte ich Sie befragt: ob Ihnen | wohl in Beziehung auf die cantiunculas populares de Ernesto, deren Pertz im 2ten Bande der Monum. germ. hist. p. 83. Not. 67 als in den Casibus S. Galli vorkommend erwähnt, etwas näher bekannt ſey? Denn weder bei Goldaſt, noch bei Pertz ſelbſt kann ich in den Casib. etwas von den Volksliedern über Ernſt von Schwaben berichtet finden. Alſo vielleicht in noch ungedruckten Fortſetzungen, bei Kuchemeiſter ꝛc.

Außer einem Beſuche in Stuttgart, habe ich die Herbſtferien hier zugebracht. Wir hatten hier ſehr erfreulichen Beſuch von Schwabs und das ſchöne Herbſtwetter geſtattete uns jeden Tag in die Gegend auszufliegen. Leider iſt dieſer Sommer vorübergegangen, ohne daß wir uns Ihrer Gegenwart in unſrem Hauſe freuen durften.

Es ſcheint neuerlich, daß ich doch wieder in die landſtändiſchen Angelegenheiten verwickelt werden ſoll. Da ſo manche Männer, von denen man ſich Gutes verſprechen darf, dies | mal hinzutreten wollen, ſo will ich, wenn die Wahl auf mich fällt, auch noch einmal mitmachen. Die neue Verſammlung würde aber erſt etwa am Ende des nächſten Jahres einberufen werden, ſo daß vorher noch manches Andre gearbeitet werden könnte.

Voll Verehrung und Freundſchaft

der Ihrige
L. Uhland.

NS. Den beiliegenden Gräter. Catalog haben Sie ohne Zweifel ſchon erhalten. Doch will ich ihn für jeden Fall beiſchließen. Die Abtheilungen über nord. Literatur werden mich veranlaſſen, einige Tage dem Verkauf in Stuttgart anzuwohnen.

86.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen am 26. Januar 1832.

Schon 2 Monate ſind verfloſſen, ſeit ich Iren lezten Brief und mit im, die neue Ausgabe Irer Gedichte erhielt; ſtatt Inen lieber Freund! dafür zu danken, legte ich mich hin und ward krank; der Stof dieſer Krankheit lag nicht in meinem Körper ;

ſondern, eine herumfarende Sucht ergriff mich, die viele Leute in unſerer Gegend aufs Bette warf; das Fieber ſteigerte ſich bis zum Delirium, ich glaubte man wolle mich mit Gewalt zum Biſchof machen, endlich genaſs ich. Ich war ſchon merere Tage aus dem Bette; als mich die Krankheit aufs neue befiel; aber ich war ſchon zu weit auf dem Wege der Geneſung vorgeſchritten, als daß ſie mer etwas über mich vermocht hätte: nun bin ich ſchon merere Wochen frei von allem Fieber. Der Arzt nennte das Uebel eine Art Cholera benigna: ſonderbar, daß ich mich an demſelben Tage von der Krankheit befallen fühlte, da ich einen Brief von Hug aus Freiburg erhielt, der mir ſchrieb, daß er die ſporadiſche Cholera mit den heftigſten Symptomen, die ſie je gezeigt, überſtanden habe. Jezt bin ich wieder friſch und geſund und füle keine Nachwehen mer. Die 9 neuen Lieder in Irem Buche, haben mir zwar alle gefallen; doch am beſten das auf die Mutter; daß der Vater bald nachfolgen werde, habe ich wol vermutet, es kömmt gewönlich ſo. | Die Note 67 in der Perziſchen Ausgabe der Casus monasterii St. Galli, wo von Arx von den cantiunculis ſpricht, habe ich immer nur ſo verſtanden, daß Arx ſagen wolle, ſo wie auf den tragiſchen Tod des fränkiſchen Kammerboten Adalpert, ſo ſeien auch auf andere berümte Männer Lieder gemacht und im Volke geſungen worden. Ich gieng aber auf Iren vorlezten Brief im Herbſte ſelbſt wieder nach St. Gallen, um nachzuforſchen; aber es war, wie ich vorausſahe, vergeblich, dort iſt außer den bereits aufgefundenen, kein teutſches Lied mer anzutreffen; daß aber in früherer Zeit manches dergleichen, und ſelbſt noch in ſer ſpäter Zeit (1712) dort war, beweiſet beiliegendes Büchlein, welches ich pro strena von mir anzunemen bitte.*)

Es hat mich dies ſchöne Geſchenk des guten Aurelius Tigurinus unendlich gefreut: ein ſolches Zeichen der Liebe vor allem Volke gegeben, müßte auch dem Unempfindlichen wol tun. Bei der Plünderung des Kloſters 1712 ſtalen die Zürcher die St. Galler Bibliotheke, vermutlich auf Angabe irer gelerten Mitbürger, ſo ziemlich aus, und viele der ſchäzbärſten Codices auf der Waſſerkirche zu Zürich tragen noch das Bibliothek Zeichen des Kloſters von St. Gallen. Lezten Sommer bin ich außer einem kleinen Ausfluge nach dem Zürcher See, Einſiedlen und auf den Rigi, gar nirgends hingekommen; denn meine Waldklauſe wurde bis in den | Winter hinein nimmermer von Gäſten leer, und ich bin dadurch nicht nur mit meinen Arbeiten; ſondern auch mit meiner Correſpondenz in Rükſtand gekommen, was ich nun den Winter über nachzuholen habe.

---

*) Es iſt die L. gewidmete kleine Schrift: Halperici sive ut alii arbitrantur Angilberti Karolus Magnus et Leo papa. Ed. K. J. Orellius. Turici 1832. Lex. 8°.

Ich habe Herren Cleasby wärend ſeinem Hierſein ſer aufgemuntert in der Bodleyaniſchen Bibliotheke zu Oxford nachzuforſchen, ob die von Franciscus Junius dahin geſchenkte Handſchrift von dem Liede auf den heiligen Anno noch vorhanden ſeie? und bin ſo glüklich geweſen von im nachfolgende von einem Bibliothekare daſelbſt mitgeteilte Notizen zu erhalten.

Annonis archiepiscopi coloniensis vita. Rhitmice.

1. The manuscript does exist in the Bodleian Library.

2. It is suppos'd by the Librarian to be in the hand writing of the Author.

3. It contains about 46 Pages with perhaps 30 lines on each page.

4. A Stranger would be allow'd to examine it minutely (of course in the Library) or even to take a Copy, if introduc'd by a member of the University, an magister artium probably.

Das iſt es alles, aber es iſt indeſſen ſchon viel; mir iſt vorzüglich wichtig daß das Oxforder exemplum über 500 Verſe mer hat, als die Opiziſche Ausgabe, welche ich immer für beſchnitten gehalten habe. Was er mit dem: „writing in the hand of the | author“ ſagen will? iſt mir nicht ganz klar:

wäre es buchſtäblich von dem Dichter des Liedes zu verſtehen; ſo müßte dies ein Colophon am Ende der Handſchrift beſagen, und wir lernten einen alten Sänger mer kennen. Nun! wir wollen ſehen, was aus der Sache zu machen iſt.

Herzlich gefreut hat es mich, daß Sie dieſen lezten Herbſt das Vergnügen genoſſen haben den wakern Suabo und ſeine liebenswürdige Frau bei ſich zu haben, grüßen Sie beide aufs freundlichſte von mir. Schwab hält ein zu ſtrenges Ettiquette mit mir; ich hatte im durch Cleasby geſchrieben; daß er den Brief nicht erhielt, iſt nicht meine Schuld. Ich wünſche daß es im und den Seinen wol gehe.

Nun wird wol bald die erſte Lieferung des Aufſeſſiſchen Anzeigers in München erſcheinen, ich hoffe, daß er mit der Zeit etwas mer als bloßer Anzeiger werden wird. Herr Schönhuth will eine Schulausgabe meines Nibelungenliedes machen, die Sache ſoll ſchon im Gange ſein: ich habe etwas bange, daß es mit der Kritik bei Abfaſſung des Wörterbuches nicht ganz glüklich gehen werde. Damit Sie ſehen, daß ich nicht allein für mich, ſondern auch für meine Freunde leſe, lege ich Inen einige aufgehaſchte Leſefrüchte bei. Tauſend Grüße an Frau Emma; wann kommen Sie wieder einmal zu mir? Die flava gens Suevorum läßt ſich ſchon lange nicht mer in der villa Epponis ſehen.

Gott befolen! von

Irem

Laßberg.

87.

Uhland an Laßberg.

Tübingen, d. 23. Apr. 1834.

Hochverehrter Freund!

Es iſt eine lange Zeit vergangen, während welcher ich großentheils von hier abweſend und noch mehr meinen Studien und dem freundſchaftlichen Briefwechſel entfremdet war. Nun ich wieder hier heimiſch bin, erfülle ich endlich auch die Pflicht, die mir von Ihnen gütig mitgetheilten Handſchriften und Bücher mit meinem herzlichen Danke für die getragene Geduld hiebei zurückzuſenden. Immer wollte ich dieſelben nicht unbenützt abgehen laſſen und war doch von der Benützung ſo manigfach abgehalten.

Dadurch, daß mir von unſrer Regierung der Urlaub zur Annahme der wiederholt auf mich gefallenen Abgeordnetenwahl verweigert wurde, fand ich mich genöthigt, meine hieſige Lehrſtelle aufzugeben. Gleichwohl habe ich meinen hieſigen | Wohnort beibehalten und denke auch nach wie vor die deutſchen Studien zu betreiben. Es iſt ſeitdem für dieſe manches Erfreuliche erſchienen, namentlich Lachmanns Wolfram von Eſchenbach und J. Grimms Reinhart Fuchs, von Letzterem haben wir nun bald auch eine deutſche Mythologie zu hoffen, die gewiß an unerwarteten Aufſchlüſſen reich ſeyn wird. Der literariſche Anzeiger von Aufſeß bleibt ſchon ſeit längerer Zeit aus und ich befürchte, er möchte völligen Stillſtand genommen haben.

Nachdem ich zum eigenen Herde zurückgekehrt bin, gebe ich mit meiner Frau, die ſich Ihnen angelegenſt empfiehlt, dem langgehegten Wunſche wieder Raum, Sie einmal, während der ſchönen Jahreszeit, bei uns hier zu ſehen, mich perſönlich von Ihrem Wohlbefinden zu überzeugen, von Ihren Arbeiten, die inzwiſchen gewiß nicht geraſtet haben, aus Ihrem Munde Näheres zu vernehmen.

Mit unveränderlicher Verehrung und Freundſchaft

der Ihrige

L. Uhland. |

NS. Die Reliques of Irish Poetry und die Dissertation sur le Roman de Roncevaux habe ich zufällig erhalten und wünſche, daß die Bibliotheca Eppishusana dieſe Doubletten nicht verſchmähen möchte.

88.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen am 28. April 1834.

Ich ſchreibe Inen mit einem durch die Gicht gelämten Arme, lieber Freund! aber ich kann meinen Dank für Iren lieben Brief und für die ſchönen und ſchäzbaren Geſchenke, mit denen Sie mich erfreut haben, nicht verſchieben. Ach, wie inniglich hat es mich erfreut nach ſo langer Zeit, wieder einmal des biedern Freundes Schriftzüge zu ſehen. Nun ſind Sie wieder in Irer lieben Vaterſtadt, und das Auge freuet ſich aufs Neue des immer teuren Jugendlandes und das Gemüte iſt wieder zu den alten teuren Studien zurükgekert. O quid solutis est beatius curis? cum mens onus reponit, ac peregrino labore fessi, venimus ad larem nostrum. Ich denke die iezigen Zeiten ſind wol darnach, einen fremder Arbeit müde zu machen, und ſo muß einem ja die Ruhe wol tun. Mir und allen Freunden der altteutſchen Literatur wünſche ich Glük dazu, daß Sie, mein vererter Freund! wieder zu den Muſen zurükgekeret ſind; es iſt nun zu hoffen daß Ire Geſchichte unſeres alten Sanges immer mer fortſchreiten und dann bald im Publikum erſcheinen werde. Ich habe dieſen Winter mit Vergnügen erfaren, daß auch die Franzoſen iezt eifrig daran ſind, die Geſchichte irer alten Poëſie aufzuhellen. Herr Buchon, membre de l'institut, ehemaliger Generaldirector der Archive Frankreichs; der eine Sammlung alter Chroniken von 60 Bänden herausgibt, wovon ſchon 47 erſchienen ſind, hat mich ſchon ein paar Mal in meiner Einſiedelei beſucht, und mir unter anderm auch die Revue des deux mondes vom Jare 1832. gebracht, in welcher Zeitſchrift merere Vorleſungen des Herrn Fauriel, sur l'origine de l'epopée du moyen age, abgedrukt ſind, welche viel Gutes enthalten und auch einige Bekanntſchaft mit der altteutſchen Literatur verraten. Aber, das kennen Sie Alles wol ſchon längſt. Herr

Wakernagel zu Baſel, der mich lezten Herbſt beſucht hat, giebt ein Leſebuch, eine Chreſtomathie für Schüler der altteutſchen Sprache und Dichtkunſt heraus, wozu ich auch einige anecdota | geliefert habe. Wenn das Studium der altteutſchen Sprache eine wirkliche Schulſache werden ſoll; ſo ſcheint mir die Herausgabe eines ſolchen Buches nicht wol entberlich zu ſein. Benecke, Grimm und Lachmann, haben mir ire Bücher auch zugeſendet. Die beiden erſtern haben mich gar ſo freundlich dringend nach Göttingen eingeladen, daß ich mich wol entſchließen werde ſie dieſen Sommer zu beſuchen. Grimm hat mir über ſeine teutſche Mythologie geſchrieben. Gewiß er wird etwas Beſſeres machen, als Mone im V. Theile der Kreuzerſchen Symbolik; aber der Sache ſelbſt widerſtehet der Mangel an brauchbaren Quellen; und zweierlei Mythologien ſind doch offenbar. Wie oft wird unſer guter Jac. Grimm gezwungen ſein, wie Yoriks Staar zu rufen: I can not ut! einwärts wird er es wol tun. Indeſſen iſt auch war, daß, wer über die teutſche Mythologie ſchreiben will, nicht warten ſoll; denn wir können nun keine neue Quellen mer entdeken. Bisher wurde dergleichen immer von nordteutſchen, ſaſſiſchen Schriftſtellern unternomen und dieſe hatte nicht genug Acht auf unſere hochteutſche Vorzeit. Mir iſt unter ſo vielen nicht ein einziger oberteutſcher Schriftſteller bekannt, der ſich ex professo damit befaßt hätte; und ſo muß ich glauben daß alles was man iezt noch ſagen kann, wenig mer als ein Verſuch bleiben werde. Für den Aufſeſſiſchen Anzeiger habe ich gethan was ich vermochte, ich habe im 25 Subſcribenten und 10 Freibogen verſchaft. Zum Lone habe ich nicht einmal ein vollſtändiges Exemplar des erſten Jarganges erhalten. Ich hatte bereits ein Duzend nicht wertloſe Beiträge und Zeichnungen für den zweiten Jargang bereit, als ich durch ein hartnäkiges Stillſchweigen, das meinen wiederholten Bitten und Anfragen entgegen trat, belert wurde, daß ich mich nicht | ferner aufdringen ſoll. Indeſſen bedaure ich das Aufhören dieſer Zeitſchrift, die im zweiten Jargange unverkennbar beſſer geworden iſt.

Sie fragen mich nach meinen Arbeiten? Lieber Freund! ich muß Inen mit den Worten des armen verwieſenen Ovidius antworten: Tempora labuntur, tacitisque senescimus annis! ich bin auch nicht müßig geweſen, das heißt, ich habe geſchrieben, ich habe vieles abgeſchrieben. Meiſt nur Urkunden. Man muß ſie erhalten, die zukünftige Welt würde ſie ungern vermiſſen. Ich weiß wol daß das kein Verdienſt iſt; aber ich habe keine Luſt mer zum arbeiten. Der Haß, der allgemeine Haß, der alle Menſchen ergriffen hat und immer giftiger zu werden drohet, hat mich ſo tief betrübt! In meinem teutſchen ſchwäbiſchen Herzen iſt nichts als Liebe: ich meine dies ſeie das Natürlichſte. Warum ſollen denn zwei Männer nicht mer mit einander ſprechen können, one ſich mit Bliken, Worten oder Händen zu ſchlagen? Und doch iſt es leider ſo! Muß denn der Krieg der Meinungen auch ein Krieg der Herzen werden? Und doch iſt es nun ſo! Genug davon. — Ich danke Inen lieber Freund! für Ire und Irer lieben Frau Emma, die ich auf das herzlichſte grüße, freundliche Einladung in die alte Stadt der Pfalzgraven. Ach, es hätte keiner Einladung bedurft; ich weiß, daß ich in Irem ſtillen freundlichen Hausweſen zu ieder Stunde ſo willkommen geweſen wäre als Sie beide bei mir. Schwab hat mir geſchrieben, daß er auf Pfingſten mit ſeinen 2 älteſten Sönen zu mir kommen will. Ich freue mich, wir werden viel von Inen ſprechen. Frau Sophie reiſet wie er mir ſagt zu gleicher Zeit nach Bremen, ich bedaure dies nicht früher gehört zu haben; wir hätten ſo gut bis *Münſter* in Weſtphalen zuſammenreiſen können. Ich habe dies an Schwab geſchrieben; ſollte es ſich iezt noch machen; ſo gehet mein Weg nach Stuttgart gewiß über Tübingen. Ach! da kömmt ein Beſuch! ich muß enden um die Poſt nicht zu verſäumen.

Lieber Uhland! der Himmel erhalte ſie und die liebe eheliche Wirtinne geſund und wol,

Ir unveränderlicher Freund
Laßberg. |

Mit der Vita S. Udalrici des Marcus Welſer, Augustae. 1595. ſandte ich Inen auch eine Abſchrift eines altteutſchen Gedichtes auf dieſen Biſchof, aus einem Münchner Codex des XII. Jarhunderts. Das Format iſt in 8° und hinten iſt auch ein Gedicht auf die Jungfrau Maria beigefügt. Ich bitte Sie gefälligſt nachzuſehen, ob dieſes apographum ſich nicht unter Iren Schriften verſchoben hat: unter den zurükgeſandten Sachen befindet es ſich nicht.

89.

Uhland an Laßberg.

Tübingen, d. 12. Juni 1834.

Das Schreiben, mit dem Sie, verehrteſter Freund! mich erfreut haben, verſetzte mich wieder lebhaft in das ſtille Muſeum von Eppishauſen und deſſen ſchöne Umgebungen. Erwünſcht war mir aber auch die Nachricht, daß ſie daſſelbe für einige Monate zum Behuf einer Reiſe verlaſſen werden, die gewiß mit manigfachem Genuß und Gewinn für Sie verbunden ſeyn wird. Schwab, der auf der Rückreiſe von Ihnen auch bei mir noch einen Raſttag hielt, ſagte mir, daß Sie vielleicht nun bald ſich auf die Fahrt begeben, und ich bitte daher angelegenſt, daß Sie doch den Hin- oder Herweg, oder am liebſten beide, über Tübingen nehmen und bei uns ausruhen möchten. Möge Ihnen dieſe Reiſe nach allen Theilen beſſer gelingen:

— — — als Welfe,
dô der Tüwingen ervaht.
(Wolfr. v. Eſchenbach.)

Die Abhandlung Fauriel's, von der Sie ſchreiben, habe ich auch erhalten. Das größere Werk über provenzaliſche Poeſie, deſſen Vorläuferin ſie iſt, wird von bedeutendem Intereſſe ſeyn. Wenn F. auch zu einſeitig den Südfranzoſen das Karolingiſche Epos vindiciren will, ſo iſt er doch ohne Zweifel der geiſtreichſte und kundigſte unter den franzöſiſchen Literatoren dieſes Faches. Schon ſeine Sammlung neugriechiſcher Volkslieder hat gezeigt, daß er das Weſen der Volkspoeſie, wie man es in Deutſchland erkannt hat, gleichfalls wohl aufgefaßt habe. Seine Vorleſungen in Paris haben dort eine Schule für | dieſe Studien geweckt, wie ſolches die kleine Schrift von Monin über den Roman de Roncevaux und eine ähnliche von Barry über den Cyklus von Robin Hood beweiſen. Ein andrer junger Gelehrter, Francisque Michel, der ſchon Verſchiedenes von altfranzöſiſcher Poeſie herausgegeben hat, befindet ſich jetzt aus Auftrag des Miniſteriums, dem im neueſten Budget für ſolche Zwecke eine bedeutende Summe verwilligt wurde, in England um dort für Sammlung und Abſchrift der normänniſchen Sprach- und Geſchichtdenkmäler thätig zu ſeyn.

Von Aufſeß's Anzeigen ſind nun auf einmal Lieferungen nachgekommen, die deſſen Fortdauer unter Mone's Aegide bezeugen. Dieſer wird wohl manches Intereſſante von ſeinem Aufenthalt in den Niederlanden her mittheilen können. Das lange Schweigen des Hrn. v. Aufſeß mag mitunter in dem Mißgeſchicke ſeinen Grund haben, das ſein Anzeiger bei der antiquariſchen Verſammlung zu Nürnberg im letzten Herbſt erfahren hat.

Der Frhrr. F. K. v. Erlach in Mannheim hat eine Sammlung deutſcher Volkslieder in 4 Bänden auf Subſcription angekündigt. Er hat mir die Ehre erwieſen, mich in der Zueignung mitzunennen, und ich würde ihm ſehr dankbar ſeyn, wenn von den 4 Bänden auch nur ein halber ächte, alte und bisher nicht zugängliche Volkslieder brächte, da meine eigenen Bemühungen in dieſem mir ſo ſehr am Herzen liegenden Theile unſrer alten Poeſie nur langſame Fortſchritte machen. Aber Hr. v. Erlach nimmt das deutſche Volkslied in einem ſehr weiten Sinne, indem | ihm nicht blos Luther und ſeine Zeitgenoſſen, ſondern auch, wie es ſcheint, die meiſten ſpäteren Lyriker darunter fallen. So lange freilich Hr. v. Meuſebach ſich nicht entſchließt, die große Lücke in der Kenntniß ächtdeutſcher Volkspoeſie zur Ehre des Vaterlandes auszufüllen, muß man auch mit wenigem Zuwachs vergnügt ſeyn. Ich habe, vielleicht von Ihnen ſelbſt, einmal gehört, daß auch Hr. v. Harthauſen Vieles von norddeutſchen Volksliedern geſammelt habe. Da Ihre Reiſe gewiß auch zu ihm gerichtet iſt, ſo könnte vielleicht Ihr Zuſpruch ihn bewegen, ſeine Sammlung zur Kunde der Freunde des deutſchen Volksgeſanges zu bringen.

Mit einigem Erſchrecken habe ich aus Ihrem werthen Briefe erſehen, daß Sie unter meiner Rückſendung das altdeutſche Bruchſtück vom h. Ulrich vermiſſen. Sollte ich dasſelbe nicht mit dem, gleichfalls von Hrn. Braun gefertigten Verzeichniß des Docenſchen Nachlaſſes früher zurückgeſchickt haben, ſo muß es ſich allerdings noch unter meinen Papieren befinden, in denen ich jedoch bis jetzt ohne Erfolg nachgeſehen habe. Verloren kann es in keinem Falle ſeyn, da ich es weder nach Stuttgart mitgenommen, noch irgend Jemand mitgetheilt habe. Nur muß ich vorläufig bitten, die lange getragene Geduld noch um etwas zu verlängern.

Herr Prof. Öchsle in Oehringen wünſcht den Hug- und Wolfdietrich herauszugeben und hat vorläufig ein anſehnliches Stück des erſten aus der zu Oehringen befindlichen Hdſchrift bekannt gemacht. Er ſieht jedoch die ungenügende Beſchaffenheit dieſer ſpäten Hdſ. ſelbſt ein und würde der Ausgabe des Ganzen vermuthlich die Straßburger Hdſ. zu Grunde legen, wenn er überhaupt durch Subſcription, zu höchſtens 3 fl. für etwa 25 Bogen, dazu in Stand geſetzt würde.

Voll freundſchaftlicher Verehrung

L. Uhland.*)

---

*) Zwiſchen dieſen und den nächſtfolgenden Brief fällt ein Beſuch Laßbergs, der auf der angekündigten Reiſe nach Weſtfalen im Sept. 1834 mehrere Tage in Uhlands Hauſe verweilte; ſ. L. Uhland S. 255.

90.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen am 10. März 1836.

Lezten Samſtag, mein teurer Freund! Abends 4 Ur wurde im 77ſten Jare ſeit Erbauung dieſes Hauſes das erſte Kind geboren, ſage mit Worten zwei geſunde luſtige rothaarige und blauaugige Mädchen, welche vorgeſtern Hildegund und Hildegard getauft wurden.

Mutter und Kinder ſind gottlob! ſo wol als wir nur immer wünſchen können; erſtere grüßet mit mir Sie, lieber Freund! und unſere gute Frau Emma; der wir, da wir nur eine Wiege haben, eines der zwei Füchslein abgeben könnten; allein die Wal würde uns ſchwer, allzuſchwer werden! Die ſtille, ſanfte Hildegund liegt meinem geliebten Weibe zu nahe am Herzen, und die luſtige Hildegard abzugeben, wäre mir unmöglich. Da ich nicht weiß, ob Sie noch in Stuttgart ſind, ſo ſende ich dieſe Zeilen nach Tübingen, von wo Inen dieſelben wol nachgeſendet werden. Leben Sie ſo wol und vergnügt als Ir

J. v. Laßberg.

91.

Uhland an Laßberg.

Tübingen, d. 2. Aug. 1836.

Hochverehrter Freund!

Nach achtmonatlicher Abweſenheit bin ich vor wenigen Tagen hieher zurückgekehrt und werde in dieſer Woche noch ein kleines Eigenthum an Haus und Garten an der Neckarbrücke, mit freundlicher Ausſicht in das Thal, beziehen, das ich mir im Frühjahr erkauft habe.

Mit der herzlichſten Theilnahme bin ich mit meiner Frau den Nachrichten gefolgt, die uns ſeither von Ihnen und Ihrem Hauſe zugekommen ſind. Die Kunde von der Geburt und dem Gedeihen Ihrer Zwillingstöchter war uns eine höchſt erfreuende; mit großem Bedauern vernahmen wir dagegen den Unfall, der Sie auf einer Ausfahrt betroffen;*) daß Sie jetzt von demſelben glücklich wiederhergeſtellt ſeyen, hat mich Hr. Procurator Abel zu meiner innigen Freude verſichert. Die Rückkehr zum eigenen Heerde iſt mir durch den Tod der einzigen Schweſter, die vergangenen Monat im Wochenbette ſtarb, ſehr getrübt worden.

Ueber die lange Dauer unſrer landſtändiſchen Verhandlungen konnte ich für die Studien meiner Neigung wenig Anderes thun, als daß ich die hier beifolgende Arbeit zum Drucke förderte und dieſen überwachte.**) Nehmen Sie ſolche in ihrer fragmentariſchen Geſtalt freundlich auf!

An dieſen ſagengeſchichtlichen Forſchungen gedenke ich jetzt fortzuarbeiten und daneben was ich über unſere älteren Volkslieder vorbereitet habe, zu ordnen und auszubilden. Auch für dieſe Beſchäftigung nehme ich Ihre freundſchaftliche Beihülfe in Anſpruch, indem ich Sie, ſofern es mit Ihrer eigenen Convenienz geſchehen kann, um Mittheilung einiger in Ihrem Beſitze befindlicher Seltenheiten bitte. Es ſind folgende:

1. Das Münchner Bruchſtück des Ecken-Liedes, das Sie in einer von Hrn. Braun gefertigten Abſchrift beſitzen und das Ihrer Ausgabe jenes merkwürdigen Liedes zur Ergänzung zu dienen ſcheint;

2. Der unvollſtändige 3te Theil der Müllerſchen Sammlung altdeutſcher Gedichte, den keine Bibliothek hieſiger Gegend beſitzt; |

---

*) L. that einen gefährlichen Sturz aus dem Wagen, von deſſen Folgen, einem Beinbruch, er ſich nie wieder ganz erholte. Eine Lähmung blieb ihm auf Lebenszeit und längere Zeit konnte er nur mit Hilfe zweier Krücken ſich fortbewegen.

**) Sagenforſchungen. I. Der Mythus von Thôr. Stuttg. und Augsb. 1836.

3. Das Volksbuch vom Herzog Ernſt in Reimen, das ich ſonſt nirgends geſehen habe und das ſich, nach der Angabe Schönhuths in ſeiner Geſchichte von Reichenau, in Ihrer Bibliothek befindet.

Mit Vergnügen habe ich neuerlich in Mone's Anzeiger Beiträge von Laßberg, Vater und Sohn, geleſen; Mone gibt in dieſer Zeitſchrift wirklich viel Dankenswerthes, ſo theilt er aus einer St. Georger Handſchrift des 15. Jhd., im Karlsruher Archiv, von Zeit zu Zeit volksmäßige Lieder mit, die mir eine nähere Kenntniß beſagter Handſchrift, die eine größere Liederſammlung zu enthalten ſcheint, ſehr wünſchenswerth gemacht haben.

Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin empfehlen wir Beide uns beſtens. Mit unveränderlicher Freundſchaft und Hochſchätzung

L. Uhland.

92.

Laßberg an Uhland.

Baden im Kanton Aargau am 21. Auguſt 1836.

Welche Freude, mein teurer Freund! hat mit Ir Schreiben vom 2. dieſes, das ich nebſt dem Buche geſtern durch meine Frau zugeſendet bekam, gemacht. Als ich Inen am 10. März die glükliche Ankunft zweier blauaugiger, rothaariger Schwabenmädchen in Eppishauſen meldete, wußte ich nicht, daß die Ständeverſammlung noch in Stuttgart ſaß und ſendete meinen Brief nach Tübingen, wo Sie in wenigſtens bei der Heimkunft gefunden haben. Den Ankauf eines Hauſes in Irer Vaterſtadt hatte mir ſchon unſer guter Schwab mitgeteilt, und ich freute mich, durch die Gründung eines veſten Sizes, Sie nun für immer Irem Vaterlande geſichert zu ſehen; aber ach! die geliebte Schweſter, welche ſo viel durch die Beſtſtellung Ires Aufenthaltes gewonnen hätte, mußten Sie, lieber Freund! ſo frühe verlieren. Ich ſahe ſie ein einziges Mal in dem Hauſe der würdigen Aeltern und ſie gefiel mir in der kurzen Zeit recht ſer. Glauben Sie an meine herzliche Theilnahme an Irem unerſezlichen Verluſte; eine Schweſter iſt eine geborne Freundin, die man nur durch den Tod verlieren kann; ich habe nur noch eine behalten, und füle bei dem Gedanken an die Irige wieder doppelt wie tief mich Ir Verluſt verwunden würde.

Woher Herr Procurator v. Abel die Nachricht von meiner Wiederherſtellung genommen weiß ich nicht; allein wiederhergeſtellt kann ich mich nur dann glauben, wenn ich wieder gehen kann; denn ſich hinkend an zwei Stöken herumſchleppen und bei iedem Schritte Schmerzen empfinden iſt wol keine Herſtellung zu nennen: in integrum iſt ſie auch wol kaum zu hoffen, ungeachtet deſſen habe ich, den Wünſchen meiner Familie nachgebend, mich am 9ten dieſes hieher ins Bad verfügt, dem Verſprechen der Aerzte zufolge meine völlige Heilung da zu holen. Nach 14tägigem Gebrauche des Waſſers finde ich, daß die Schmerzen und die Steifheit meines geräderten Beines ſich vermeren; aber, ich bin nichtsdeſtoweniger entſchloſſen die vorgeſchriebene Kurzeit hier auszuharren, das iſt noch 14 Tage zu bleiben, um mir hindennach keine Vorwürfe machen zu müſſen; daher tut es mir leid, Irem Wunſche, durch Ueberſendung der | verlangten Handſchrift und Bücher, nicht ſo plözlich entſprechen zu können, als ich gerne wollte; aber bei meiner Zuhauſekunft ſoll es auch das erſte ſein, was ich vorneme. Ich werde dieſer Sendung dann noch zwei Liederſammlungen beifügen, in deren Beſiz ich ſeit einem Jare gekommen bin. Das eine gedrukte Buch in Querquarto, beſtehet aus mereren zuſammengebundenen Sammlungen zerſchiedener Tonkünſtler unter denen ſich auch ein H. würtembergiſcher Kapellmeiſter befindet. Das andere iſt eine Abſchrift von etwa 44 Liedern mit Melodien, welche Prof. Maßmann von dem Kretſchmarſchen Codex des XV. Jarhunderts genommen und mir zur Abſchrift mitgeteilt hat. Da die beigefügten Weiſen nur einfach die Singſtimme enthalten; ſo hat meine Schwägerin Nette Droſte (der ich auch das erſtgenannte Liederbuch verdanke) zu iedem Liede einen Baß geſezt; ſo daß ſie ſich nun ſer gut mit Klavierbegleitung ſpielen laſſen. Vielleicht haben Sie von dieſer lezten Sammlung ſchon etwas in der Münchner muſikaliſchen Zeitung geleſen, wohin Maßmann etwas davon einrüken ließ. *Mone's Anzeiger, der beinahe aufgehört hat ein Anzeiger zu ſein, hat ſeit einiger Zeit wirklich an literariſchem Gehalte gewonnen, und man kann jezt auch, one ſich zu ſchämen und mit Vergnügen Beiträge dazu liefern. Ich bearbeite auch wirklich hier eine Anzal Urkunden des XI. und XII. Jarhunderts, die Stiftung des Kloſters Allerheiligen zu Schafhauſen betreffend, welche ich an Mone ſenden will und welche, wie ich hoffe, den ſchwäbiſchen Geſchichtforſcheren willkommen ſein werden. Auch will ein Freund und Nachbar von mir, Herr von Imhof mir ein höchſt merkwürdiges Minneſängerkäſtchen, das im Beſize der verwittweten Königin von Baiern war, und gewiß dem XIII. Jarhundert angehöret, abzeichnen, um es in Steindruk dem Moneſchen Anzeiger beifügen zu können. Sie ſehen, bei mir alten Manne trift nun das ſchwäbiſche Sprüchwort ein: regnets nicht, ſo tröpfelts doch, aber auch das Horaziſche: non sum qualis eram, bonae sub regno Cynarae! dem ſei nun, wie im ſeie, testatus exibo, bonam conscientiam me amasse, bona studia: nullius libertatem per me imminutam esse, minime meam. |

Was ſagen Sie zu J. Grimms deutſcher Mythologie? Es iſt wieder eine ganze Bibliotheke voll Gelerſamkeit! Ich ſchrieb im: es ſind eine Menge guter und ſchöner Steine, aus denen einmal ein herrliches Haus gebaut werden kann, und mündlich ſagte ich im vorlezten Winter zu Göttingen: es ſeie noch allzufrühe zu einer teutſchen Mythologie, man müſſe noch warten bis ein größerer und reicherer Apparat zuſammen gebracht ſeie. Dies füret mich nun auf Ire Sagenforſchungen, für deren freundſchaftliche Mitteilungen ich Inen herzlich danke: ich habe bereits ein halb hundert Seiten in Irem Thôr geleſen, und es kam mir oft vor als wenn ich es ſchon einmal geleſen hätte, als ich die Sache näher betrachtete, fand ſich, daß es Ire Darſtellung, Ire Anſicht, Ire Erklärung war, die mich ſo anſprach, ich möchte ſagen: anheimelte; denn ich hatte von Anfang als ich mit dieſen Mythen bekannt wurde bis nun, ſie beinahe immer ſo angeſehen und aufgenommen, wie ich ſie in Irem Buche vorgetragen finde; auch habe ich wieder eine Klarheit und Gediegenheit in dieſem opusculum gefunden, welche mich immer in Iren Schriften, ſelbſt in den poëtiſchen, ſo ſer erfreut haben. Aber welchen großen Plan mein Freund! haben Sie ſich vorgezeichnet! Ich fürchte, daß die nordiſche Mythologie allein Ire Zeit auf viele Jare in Beſchlag nemen werde; wo bleiben Zeit und Raum für unſere Lieder?

Wann wird ſich denn einmal ein tüchtiger Mann an unſre oberteutſche Mythologie machen und ſie nach der Geſchichte der Völkerſtämme vortragen? So wenig man ſich bei der niederteutſchen des Nordens und ſeiner Götterlehre gänzlich entſchlagen kann, ſo wenig wird man ſich beim ſüdlichen und weſtlichen Teutſchlande ganz von den römiſchen und damit verwandten Mythen losmachen können; aber wir haben doch mer Geſchichtliches, und mer Denkmale in Bild und Sprache für uns. Es wäre wol des Schweißes eines Edlen wert einmal einen Verſuch zu machen, nur müßte man die vielſchreibende und wenig ſagende Academie celtique nicht zum Muſter nemen.

Sie haben wol vernommen, daß der Stuttgarter Hohenſtaufen Verein mich zu ſeinem Vorſtande gewält hat. Inen kann ich es wol geſtehen, daß ich die Sache als einen Epiſcopat in partibus angeſehen habe; aber nicht in partibus infidelium, denn, was könnte ich in dieſer Entfernung wirken? Allein, die Sache ward wiederholt und auf eine ſo freundliche Weiſe an mich gebracht, daß ich, one als ein eigenſinniger oder eingebildeter Menſch zu erſcheinen, mich derſelben nicht wol entziehen konnte. Es ſind doch viele wakere Leute dabei, neben denen ich wol ſtehen mag; obſchon ich den Namen, den ich am liebſten geleſen hätte, in dem Verzeichniſſe nicht fand, was nun die guten Götter | zu Ere und Frommen der ſeligen Hohenſtaufen (eigentlich Staufen; denn der Zuſaz: Hohen, kömmt urkundlich nirgend vor) uns eingeben werden? will ich in Geduld und Demut gewärtigen.

Von Hauſe bekomme ich alle Wochen zweimal Briefe, und gottlob! iſt noch immer alles geſund und munter, wie wir es nur wünſchen können, die Kinder wachſen wie die Spargeln und Hildegard jauchzet ſchon ſo laut, daß man ſie im obern Stok des Hauſes hören kann. Meine Frau, die mir Iren Brief geſchikt hat, grüßet mit mir Frau Emma auf das herzlichſte, wollen Sie nicht mit einander kommen und unſre Trauben dieſen Herbſt bei uns verſuchen, die Sie im vorlezten zu Tübingen ſo ſüß fanden? Sie verſprechen auch diesmal gut zu werden, und der kleine Ludwig (?) möchte wol Freude haben ſie am Geländer zu leſen. Gott befolen, mein Freund! und geliebt und vereret von

Irem

J. v. Laßberg.

Mein Son Fridericus Ahenobarbus, welcher auf der Heimreiſe von Interlachen, wo er die Molken trank, zu Bern den wiederaufgefundenen franzöſchen Schwaben Spiegel verglich, welcher dem Biſchofe Heinrich von Verdun gehörte, und ganz mit meinem Codex von 1287 ſtimmt, hat mich hier auf der Durchreiſe beſucht und wird nun Anſtalt machen ſeine Ausgabe des Schwabenſpiegels, mit den Leſearten von 85 Handſchriften, in Tübingen druken zu laſſen. J. Grimm arbeitet am 4. Bande ſeiner Grammatik, welcher heuer noch unter die Preſſe ſoll. Wie haben es die Berliner angefangen auf einmal zwei Handſchriften des Nibelungen Liedes zu bekommen? Von W. Wakernagels Leſebuch ſoll ſchon die zweite Auflage erſcheinen. Lachmann arbeitet auch wieder in der Theotiska, er ſagt aber nicht was es ſeie?

93.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen am 17. September 1836.

Es tut mir leid, teurer Freund! daß ich nicht auf einmal allen Iren Wünſchen entſprechen kann. Hier ſende ich Inen zuerſt den III. Teil der Mylleriſchen Sammlung, in welchem weniger der unvollſtändige Trojaniſche Krieg des Konrad von Würzburg, als die demſelben angehängten einzelnen Gedichte, Sie anziehen werden. Den Herzog Ernſt in Reimen, den ich vor mer als 30 Jaren in dem höwgauiſchen Städtchen Engen auf dem Jarmarkte kauffte, konnte ich in dem zuſammengeſchnürten Convolute ſolcher Volksbücher, nicht wieder finden; indeſſen kann ich Inen ſagen, daß ich ſolchen mit dem Abdruke in von der Hagens altteutſchen Gedichten des Mittelalters Band I. verglichen und beinahe wörtlich übereinſtimmend, aber wol um $^3/_4$ kürzer gefunden habe, was bei älteren Recenſionen gegen neuere beinahe immer der Fall zu ſein pfleget. Das Münchner Bruchſtük aus dem Ekenliet beſize ich noch und werde es Inen nachſenden, ſobald ich es wieder aufgefunden habe; es iſt ſer merkwürdig, denn es ſtimmt weder mit meiner Handſchrift des XIII. Jarhunderts, noch viel weniger mit den ſpäteren interpolirten Recenſionen. Vor meiner Badereiſe wurde meine Stube, um ſie in meiner Abweſenheit puzen zu können, von Schriften ausgeräumt; nun habe ich eine Weile zu tun bis der mächtige Papierhaufe wieder in eine etwaige Ordnung gebracht ſein wird.

Am 5. verließ ich Baden, one von meiner Kur eine vorteilhafte Wirkung verſpürt zu haben, ich gieng über Donauöſchingen meine einzige und liebe Schweſter, die wie eine Inclusa da lebet, und die Gräber meiner Väter noch einmal zu beſuchen; am 7. Morgens um 8 Ur kamen wir von Conſtanz hier an, und fanden gottlob! unſere kleinen Füchslein unter der Hut von Jennys Mutter ganz wol. Die ſo ungewönlich frühe eingetrettene rauhe Witterung, verdirbt uns alle Herbſtfreuden und vorzüglich die Trauben, welche nun warſcheinlich nimmer zur Reiffe kommen. Mone ſchreibt mir, daß der Verleger des Anzeigers, rükſichtlich des guten Abganges, ſich entſchloſſen habe die Bogenzal dieſer Zeitſchrift zu vermeren, etwa auf 40: ich wollte lieber daß man die Zal der Hefte vermerte und die Zeit irer Erſcheinung abkürzte; es gehet ja gar zu lange her, ehe ich in meinem angulus terrae erfare, was in der Theotisca geſchiehet und gefunden wird?

Jenny und ich grüßen die liebe Frau Emma und Sie und ich bitte auch Schwab und Tafel von mir zu grüßen. Ade für diesmal, und zeigen Sie mir den Empfang des Buches nur mit 2 Zeilen an; ich wüßte es nicht wieder zu bekommen, da die meiſten Exemplare verbrannt ſind.

Gott befolen! von Irem alten hinkenden

J. v. Laßberg.

94.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen am 9. Novembers 1837.

Ich muß Inen geſchwind etwas ſenden, lieber Freund! damit Sie es, noch weil es warm iſt, erhalten, wie die Straßburger den Zürcher Reisbrei. Endlich iſt nun auch eine Ausgabe des h. Gregors vf dem Steine von unſerm Hartmann von Owe erſchienen.*) Ich ſage: von unſerm; denn ſeine Schilderung des Knabenlebens im Kloſter am See, in welcher ich mer als eine Oertlichkeit der Reichenau nachweiſen wollte, beveſtiget meine Vermutung, daß er uns Schwaben und nicht den Franken angehöre immer mer. Ich freue mich auch über die Herausgabe; weil ich, da Herr Greith noch in Rom war und deshalb bei mir anfragte, den erſten Anſtoß dazu gab und auch im dann den Verleger dazu verſchaffte. Zu lezt aber freut mich am meiſten das Gedicht ſelbſt, das, wenn gleich vielleicht ſein früheſtes, doch keinem andern des redlichen guten Hartmanns an innerm Gehalte nachzuſtehen ſcheint. Der Schluß erinnerte mich an jenen des Tannhauſer Liedes. Daneben enthaltet das Büchlein noch manche merkwürdige und angeneme Notiz und wenn der | Herausgeber gleich nicht viel für die Illuſtration des Gedichtes geleiſtet hat; weil er die Sprache nicht hinlänglich verſtehet; ſo hat er doch auch nicht, wie andere, die ſich ſer gelert dünken, vieles am Texte verdorben, und Kenner werden es wol ſo wie es iſt, gebrauchen können.

---

*) Spicilegium Vaticanum. Von Carl Greith. Frauenfeld, 1838.

Seit Irer Abreiſe, lieber Freund! haben wir beinahe täglich Beſuch gehabt, zahlreichen, ununterbrochenen; ſogar aus dem fernen Weſtphalen, eine ganze Stube voll. Auch W. Wakernagel hat uns mit ſeiner iungen Frau den nächſten Tag nach ſeiner Vermälung beſucht. Jezt iſt der Winter da, es hat ſchon geſchneiet, da bin ich den fleißig hinter meinem Wilhelm von Orlenz her, und mit unter fange ich an meine Bücher einzupaken, bei deren Handhabung mir manche ſüße und ſaure Erinnerung aufſtößt; beides giebt einigen Genuß, ſelbſt das lezte, wenn es überſtanden iſt. In 10 Tagen wird es ſich entſcheiden, ob ich die alte Dagobertsburg zu Meersburg für mein Eigentum und leztes Neſt erhalte; ſollte nichts daraus werden; ſo ziehe ich war | ſcheinlich nach Herblingen nahe bei Schafhauſen, in eine große aber ſer ſchöne Einſamkeit, wo auch noch guter Wein wächſt.

Wenn Sie mein altes Liederbuch nicht mer brauchen, ſo bitte ich es mir wieder zu ſenden; meine Frau möchte gerne einige Lieder für eine Freundin daraus abſchreiben.

Wir ſind Alle wol, die Kinder gedeihen zuſehends; Rötel kann ſchon leſen und ſchreiben, wenigſtens bildet ſie ſichs ein. Die gute ſanfte Hildegard übt ſich fleißig im Tanzen und hat eine ware Freude daran. Meine Frau grüßet Sie und Frau

Emma auf das herzlichſte mit mir; wir ſind beide begierig zu hören, wie es Inen gehet. Jacob Grimm hat mir den 4. Theil ſeiner Grammatik geſchikt, und der närriſche Benecke unſer Landsmann hat mich am Jubiläum als Mitglied der Götting. Societät der Wiſſenſchaften ausrufen laſſen. Ohe! iam vesperascit! ich weiß nicht was mir lieber wäre! — Und nun, Gott befolen! von

Irem

J. v. Laßberg.

95.

Laßberg an Uhland.

Eppishauſen am 21. Hornungs 1838.

Lieber Freund Uhlandus!

In der Freude meines alten, aber noch immer grünen Herzens, kann ich nicht umhin, Inen zu ſagen, daß ich vorige Woche die Nachricht erhielt, wie daß mir die alte biſchöfliche Burg zu Meersburg, für den von mir gebotenen Preis, von der Domainenkammer zu Carlsruhe zugeſchlagen worden iſt. Eine ſchöne, große Burg, wolerhalten (da vor einem Jare noch das Hofgericht ſammt dem Hofrichter darinne ſaß), hell, warm und in einer Lage, die eine der ſchönſten Ausſichten am Bodenſee gewäret. Sagen Sie dies auch Schwab und Abel, und daß man in einem Sommertage, von Stuttgart oder Tübingen, wenn man ein wenig frühe aufſtehet, mit der Poſt bequem nach Meersburg kommen kann. Wie viele geſchichtliche Erinnerungen knüpfen ſich an dieſe Beſizung. König Dagobert von Auſtraſien baute ſie, Carl Martell erneuerte die Burg, die Welfen, die Hohenſtaufen | beſaßen ſie. Warſcheinlich trat ſie Conradin ſeinem Vormunde, dem biedern Biſchofe Eberhard von Waldburg ab. Biſchof Niclaus aus dem Minneſänger Geſchlechte von Kiunzingen, hielt 1334 eine 14wöchentliche Belagerung gegen Kaiſer

Ludwig den Baier, darinne aus, und nötigte dieſen mit Schimpf abzuziehen. Die Gegend ſo wie die ganze Nachbarſchaft, iſt fruchtbar, freundlich und wolangebaut; der Wein, welcher ſeit einigen Jaren da aus Traminer Trauben gezogen wird, gehört gewiß unter die vorzüglichſten Weine Schwabens, und ich hoffe, wir ſollen in einem der runden Gemächer der guten alten Burg, welche die Ausſicht auf die blauen Fluten des Potamus geben, mer als einmal die Erfarung hievon machen. Jezt gehet es ans Einpaken, das iſt müheſam und langweilig; aber das Auspaken und Aufſtellen iſt hinwieder luſtig, und dann will ich auch wieder mit erneutem Mut und Luſt arbeiten; denn dort wird mir ein Wunſch gewärt, den ich bisher ſtets | vergeblich närte, ich kann alle meine Bücher und Handſchriften ꝛc. in einem ſchönen, hellen, gewölbten (ehemaligen Archiv-) Saale beiſammen aufſtellen und durch die Glastüre eines anſtoßenden geräumigen Arbeitszimmers alles überſehen.

Hoc erat in votis: dii melius et auctius fecere! bene est! nil amplius oro! —

Ich habe 6 Querfolioblätter Manuſcript aus dem XVI. Jarhundert erhalten. Sie enthalten: Der Benzenauer in Tantz weis. Der Schwartz Knab, Tantz weis geflorieret. Sankt Jacobis Danz. Der Moriſtgen Danntz. Der Hoppen Dantz. Die Weiſen ſind blos für die Laute geſezt; oder Zither. Aber der Text felet überall, es ſtehen immer nur ein paar Verſe, der Anfang, unter den Noten. Die Noten ſelbſt beſtehen nur aus Buchſtaben und Ziffern. Wer kann dieſe alte Muſik leſen?

Dann habe ich bekommen: Lautenbuch vieler neuer, erleſener, fleißiger ſchöner Lautenſtuk, von artlichen Fantaſeien, künſtlichen Muſikartlichen lateiniſchen Muteten ꝛc. durch Sixtum Kargel fürſtlich biſchöflich Straßburgiſchen Lauteniſten. Gedrukt zu | Straßburg, durch Bernhard Jobin. 1586. in Folio.

Wer die jezt nicht mer gangbare Notenſchrift entziffern könnte, würde vielleicht auf manche liebliche Entdekung geraten.

Sie wiſſen nun mein Freund! wo Sie uns wieder finden können; hiemit ſage ich Ade! Herzliche Grüße von Jenny und mir an Frau Emma. Wälzen Sie indeſſen den Stein des Syſiphus und laſſen Sie es ſich nicht verdrießen, quand même —

Ir
treuer Freund
I. v. Laßberg.

96.*)

Laßberg an Uhland.

Auf der alten Meersburg am 20. Auguſt 1838.

Ein Gruß aus einem betrübten Herzen,**) iſt darum doch ein Gruß, wenn er war und treu iſt. Meinem lieben Freunde Uhland müſſe es gut und wol gehen und in patriam redux, ſoll in die ſchwäbiſche Erde und die ſchwäbiſche Treue wieder mer als ie erfreuen.

Das unerwartete Zuſammentreffen mit Schwab, war eine für mich woltätige Erſcheinung und ſeine freundſchaftliche Güte erhöhete dies dadurch, daß er mir ſogar einige Stunden in der alten Meersburg ſchenkte. Er wird Inen ſagen, lieber Freund! wie wir uns freuen Sie und Frau Emma einmal in dieſen alten Mauren zu ſehen und Sie in der ſchönen Umgebung herumzuführen. Jenny grüßet mit mir Sie und Ire liebe Hausfrau und ich hoffe nach einiger Zeit von Irem Wolſein zu hören; denn, daß es den Freunden wolgehet iſt ia der höchſte Genuß betrübter Leute. Gott befolen! von Irem

I. v. Laßberg.

---

*) Von außen überſchrieben: An Freund Uhland, den weitgereiſeten.

**) Laßbergs Sohn Friedrich v. L., geb. am 13. Mai 1798 zu Lindau, ſtarb als Regierungsdirector zu Sigmaringen am 30. Juni 1838.

97.

Uhland an Laßberg.

[Im Herbſt 1839.]

Hochverehrter Freund!

Beifolgende Frühlingsgabe hat mir der Herausgeber zur Beſtellung an Sie zugehen laſſen. Karajan iſt ein eifriger und tüchtiger Arbeiter im Fache unſrer alten Literatur; während meines Aufenthalts in Wien iſt er mir ſehr freundlich an Hand gegangen und fördert auch jetzt noch meine Liederforſchungen.

Unſre Schweizerreiſe, bei deren Antritt wir in der alten Meersburg ſo gaſtlich aufgenommen waren, iſt recht angenehm abgelaufen; wir fanden überall förderliches Entgegenkommen. Die Wikſche Sammlung in Zürch, die Cyſatſche in Luzern, die Bibliothek des Herrn von Mülinen in Bern, die mir ſehr bereitwillig geöffnet war, gewährten Nachleſe zu meinem Liedervorrathe; für das hiſtoriſche Volkslied bietet die Schweiz noch gute Ausbeute dar, weniger für Lieder andrer Art, wie ſie mir hauptſächlich in Betracht kommen. Herr Domdechant Bock in Solothurn, an den Sie mich empfohlen, iſt mir eine werthe Bekanntſchaft und war wohlwollend be | müht, uns den Aufenthalt daſelbſt angenehm zu machen. In Aarau waren Tanner und Rochholz meine Geleiter und in Baſel traf ich Wackernagel gerade noch vor ſeiner Abreiſe nach dem Rigi, wo er einige Zeit im Kaltenbad verweilen wollte.

Auch die ſchöne und große Natur des Gebirglandes ließen wir nicht ganz zur Seite, der Vierwaldſtätter See bis Flüelen wurde auf dem Dampfſchiff befahren und das Faulhorn erſtiegen.

Sie, verehrter Freund, werden nun auch wieder von Ueberlingen in der neuen Heimath zurück ſeyn. Von Herzen wünſchen wir, daß Ihnen die Badkur gute Dienſte geleiſtet haben möge. Empfehlen Sie uns der Frau Gemahlin zu freundlichem Andenken und grüßen Sie uns die fröhlichen Zwillingsſchweſtern.

In Freundſchaft und Verehrung

L. Uhland.

98.

Laßberg an Uhland.

Auf der alten Meersburg am 9. Octobers 1839.

So eben, mein teurer Freund! erhalte ich Ire Zeilen vom 6. dieſes*) ſamt dem Mayer Helmprehte**) und danke Inen für Beides, mich der Worte des perſiſchen Dichters erinnernd: Freundesworte ſind wie Goldſand, auch das kleinſte Körnchen hat ſeinen Wert: um ſo teurer ſind mir die Irigen von heute, da ſie mir Gelegenheit geben etwas zu tun, was Inen angenem iſt: ich ſende daher den vierten Band der v. d. Hagenſchen Minneſinger, in ſoweit ich in nämlich beſize, durch den heutigen Poſtwagen. Ich ſtund im Zweifel, ob ich Inen nicht auch das Handſchriftliche, was ich über dieſen Gegenſtand geſammelt habe, und was bereits zu einem diken Bande angewachſen iſt, mitſenden ſolle? Allein ich dachte, daß Sie Irem Werke wol weder eine diplomatiſche noch eine genealogiſche Geſchichte der Sänger einverleiben werden und ſo halte ich es einſtweilen zurük, bis Sie es verlangen. Wie gerne, lieber Uhland! wollte und würde ich Inen auch dasienige ſenden, was Sie mir von der geflorirten Tanzweiſe des ſchwarzen Knaben erwänen, allein es muß noch mit andern Schriftfaszikeln irgendwo eingepakt liegen; denn, ungeachtet ich es dieſen Morgen in dem alten Turme des Königs Dagobert, wo meine Schriften liegen, aufs emſigiſte ſuchte, konnte ich dies Fragment noch nicht auffinden; ſo bald ich es entdeke, ſollen Sie es erhalten. |

In den Mayer Helmpreht habe ich nur ein paar ſchnelle Blike getan; aber mir fiel dabei ſogleich ein: wenn doch Bergmann zu einer Ausgabe des Frauendienſtes, die ia doch einmal erfolgen muß und wird, die Anmerkungen und Noten machen wollte, denn nur ein Einwohner Oeſterreichs oder der Steiermark kann dies leiſten, wenn dies ſchöne Gedicht nicht zum größten Teile dem Leſer unverſtändlich und genußlos bleiben ſoll.

---

*) Fehlen.

**) Von dem Mayr Helmprechte. Zum erſten Male herausgegeben von Joſ. Bergmann. Wien 1839.

Mit großer Freude ſehe ich aus Irem Briefe, daß Sie unverdroſſen und frölich an Irem Volksſange arbeiten und der Sänger und Gelerte Schwabens nun bald wieder einmal auftretten und den Norddeutſchen zeigen wird, daß ſie kein privilegium exclusivum auf unſere altteutſche Literatur beſizen, wie es ſeit einigen Jaren den Anſchein nemen wollte. Wir ſind alle wol und geſund, Frau Jenny ſchreitet in irem geſegneten Zuſtande glüklich voran, und verſpricht uns auf Weihenachten ein Chriſtkindchen zu beſcheren. Wir haben ſeit ein paar Tagen das Vergnügen unſern älteſten Son Karl, zeitlichen Commandanten der Zittadelle zu Mainz*), zu beſizen: wir grüßen Sie und Frau Emma auf das herzlichſte und ich bin und bleibe

Ir
treuer
Joſeph v. Laßberg.

99.

Laßberg an Uhland.

Auf der alten Meersburg am 5. Juli 1840.

Vererter Freund!

In der Ungewißheit ob Sie das unterm 2. Juny durch den hieſigen Poſtwagen an Sie abgeſandte alte Liederbuch des Eberwin Droſte**) erhalten haben, oder ob ich meinen hiefür erhaltenen Poſtſchein ſoll geltend machen? um die geſezliche Zeit nicht zu verſäumen, neme ich mir die Freiheit deshalb bei Inen anzufragen. Ich komme eben von Freiburg im Breisgau zurük, wohin mich die Pflicht einer durch 53 Jare nie getrübten Freundſchaft zu meinem noch immer kranken Freunde Profeſſor Hug rief: ich mußte in leider mit ſer ſchwankenden Hofnungen für ſeine Wiederherſtellung verlaſſen, und, da er ſeinen täglichen Vorleſungen auf dem Katheder durchaus nicht entſagen wird, befürchten, daß er einmal, wie ein alter Feldherr, auf dem Feld der Ere bleiben wird. Seit ein paar Tagen habe ich den auch Inen bekannten Herrn Franz Pfeiffer aus Solothurn bei mir, der aus München gekommen iſt, um meine 3 Handſchriften des Wilhelm von Orlenz, zum Behufe einer vorhabenden Ausgabe dieſes Gedichtes, zu benuzen.

---

*) † im April 1866 zu Prag.

**) Vergl. darüber Mone's Mittheilungen im Anzeiger für Kunde des deutſchen Mittelalters 7. Jahrg. (Karlsruhe 1838) S. 72 ff.

Wir gottlob! ſind alle, alt und jung, geſund und zufrieden und grüßen Sie und Frau Emma herzlich.

Ir
J. v. Laßberg.

100.

Uhland an Laßberg.

Tübingen, d. 1. Sept. 1840.

Hochverehrter Freund!

In der Anlage ſtelle ich das Droſteſche Liederbuch nebſt den Leben der Minneſinger zurück und danke für die lange getragene Geduld, der ich unter den manigfachen Abhaltungen der letzten Zeit ſo ſehr bedurfte. Die von der Hagenſchen Minneſinger, die nun endlich im Buchhandel erſchienen, habe ich mir jetzt ſelbſt angeſchafft. Ob das Lied: Venus du und dein Kind ꝛc. von dem Sammler ſelbſt herrühre, ſcheint mir doch zweifelhaft, denn auch die übrigen Lieder ſind meiſt ſolche, die um jene Zeit viel verbreitet waren; eher möchte ich einzelne, den Liedern angehängte Sprüche für Zuthat des ehemaligen Beſitzers der Handſchrift anſehen.

Profeſſor Reyſcher hat uns erfreuliche | Nachricht von Ihrem und der Ihrigen Befinden gebracht, auch daß Sie vielleicht noch das Wildbad gebrauchen würden, und dieß gab uns Hoffnung, Sie wenigſtens auf der Hin- oder Herreiſe bei uns zu ſehen; bis jetzt aber fand ich Ihren Namen nicht auf der Liſte der Wildbader Kurgäſte.

Meine Arbeit über das Volkslied rückt allmählich vor. Die Sammlung iſt der Hauptſache nach geordnet, auch ein Stück Einleitung geſchrieben, doch bleibt auch noch Vieles zu thun. Ich denke dieſen Herbſt noch einen Ausflug nach Frankfurt und in die Rheingegend zu machen, um etwa noch einige alte Liederdrucke zu erhaſchen.

Unter herzlichen Grüßen hochſchätzend

der Ihrige
L. Uhland.

101.

Laßberg an Uhland.

Auf der alten Meersburg am 23. Octbrs. 1841.

Vererteſter Freund!

Nach in Conſtanz und St. Gallen angeſtellten Nachforſchungen, kam endlich geſtern Abends Ire Reiſekarte in meine Hände und hier folgt dieſelbe, weil ich doch warſcheinlich ſo bald nicht etwas an Sie zu ſchiken habe, und den Brief, der Inen Kunde von dem Wiederfinden derſelben gibt, doch nicht allein laufen laſſen will. Nochmals, lieber Freund! meinen herzlichen Dank für Iren, obwol kurzen, Beſuch. Ich habe nun auch des Klein-Heinzelin von Coſtenz kleines Gedicht vom Ritter und Pfaffen in die Drukerei gegeben, damit es den beiden andern ſchwäbiſchen Dichtern Silberdrat und Oettinger beigefügt werde, und die drei redliche Schwaben auf Neuiar in meinem Namen meine Freunde begrüßen. Mögen Sie geſund und vergnügt wieder bei Irer lieben Frau Emma angekommen ſein, die wir alle, ſo wie auch Sie von ganzem Herzen grüßen.

Ir
J. v. Laßberg.

102.

Laßberg an Uhland.

Auf der alten Meersburg, am 27. July 1842.

Vererteſter Freund!

Endlich kommt der Oettinger*), zu dem ſich auf dem Wege vom Schreibtiſch zur Preſſe, noch andere Leute geſellet haben, die, ſo hoffe ich wenigſtens, Inen nicht weniger gefallen ſollen, als ir Vorreiter. Sind doch wieder ein par bisher noch unbekannte ſchwäbiſche Dichter ans Licht gezogen, freilich nicht aus der goldenen Staufenzeit, aber darum doch zu beachten, weil ſie in die Lüke zwiſchen 1390 und 1430 fallen, von wo wir wenig specimina haben, und ſomit glaube ich das Papier nicht ganz umſonſt ſchwarz gemacht zu haben: das nächſtemal will ich ſuchen es beſſer zu machen, d. i. etwas Beſſeres zu liefern.

Ich denke Ir ehemaliger Schüler, Profeſſor A. Schott, hat Inen und Frau Emma auf ſeiner Durchreiſe mehrere Grüße ausgerichtet. Wir ſind gottlob! alle wol und haben einen guten warmen Sommer gehabt, was alten Leuten wol tut. In theotiscis nihil novi! Die Entdekung, welche Jacob Grimm in dem Merſeburger Meßbuch | gemacht hat, will mir doch nicht ſo außerordentlich wichtig vorkommen. Eine Wolke mer oder weniger, macht den nordiſchen Götterhimmel noch nicht hell! Indeſſen: adde parum parvo etc. Wie mir A. Schott ſagte, will Cotta eine Reihe mittelhochteutſcher Dichter herausgeben: ich hoffe doch, daß es lauter inedita ſein werden. Ich vermute, daß wir dieſen Herbſt recht ſüße Trauben eſſen werden; möchten Sie, lieber Freund! doch Luſt bekommen, ſie mit Frau Emma, die wir alle herzlich grüßen, bei uns zu verſuchen!

Und nun Gott befolen! von Irem

J. v. Laßberg. |

---

*) Ein ſchön alt Lied von Grave Friz von Zolre, dem Oettinger, und der Belagerung von Hohen-Zollren, nebſt noch etlichen andern Liedern. Alſo zum erſten Mal, guten Freunden zu Luſt und Lieb, in Druck ausgegeben durch den alten Meiſter Sepp, auf der alten Meersburg. Ge-

Noch eines. Die Stiftdame Freiin von Wintgen, eine weitläufige Verwandte meiner Frau, welche ſich mit irer Nichte ſeit einigen Wochen bei uns aufhält, machte in Wisbaden die Bekanntſchaft von Miß Clara Graves, einer Irländerin, deren Vater am Hofe der Königin Viktoria zu London angeſtellt iſt. Dieſe beſchäftiget ſich viel mit Ueberſezzungen aus dem Teutſchen, und ſchenkte der Stiftdame von Wintgen eine Ueberſezzung von Uhlands kleinem Roland, welche leztere hinwieder an mich abtrat, um ſie Inen zu ſenden, und da iſt ſie.

103.

Laßberg an Uhland.

Auf der alten Meersburg am 3. Brachmonats 1843.

Lieber Freund Uhland!

Was ſolt ich Inen ſagen zu dem wunderſchönen Geſchenke, das Sie mir zu meinem 74. Geburtstage gemacht haben?*) So wie der Dank im Herzen ſtund, und noch ſtehet und auch ſtehen bleiben wird, kann ich in doch nicht wiedergeben! Nemen Sie alſo mit einem aus dem innerſten Herzen geſprochenen: Gott vergelts! vorlieb. Ja, die Freude war groß, ſo groß wie die Ueberraſchung, und dieſe hätte nicht wol größer ſein können! Wen, er ſei alt oder jung, muß es nicht innig erfreuen, ſich alſo von den Beſten ſeines Volkes geliebt und geeret zu ſehen? Gottlob! daß mein altes Herz noch friſch genug iſt, um es recht lebendig zu fülen. Aber auch als vaterländiſches Kunſtwerk iſt der wunderſchöne Stul merkwürdig und muß den alten Schwaben erfreuen, da er eben ſo fein und ſinnig gedacht, als künſtlich und zierlich ausgefüret iſt: aus altem ſchwäbiſchem Eichenholze und durch ſchwäbiſche Hände. Ich habe meine Leute gebeten, wenn es einmal mit mir zum Abſchiednemen kommen ſollte, mich in dieſen Stul zu ſezzen, damit ich beim Anſchauen der

---

druckt in dieſem Jar. — Danach neuerdings wiederholt in: Die hiſtoriſchen Volkslieder der Deutſchen im 13. bis 16. Jahrhundert geſammelt und erläutert von R. v. Liliencron. I. Bd. (Leipzig 1865). Nr. 59.

*) Vgl. unten S. 281 ff. den an mich gerichteten Brief.

Namen und Wappen ſo vieler biderber Männer, noch ſagen kann: ich habe nicht umſonſt gelebt! ich bin geliebt worden! testatus exibo, bonam conscientiam me amasse, bona studia; nullius libertatem per me imminutam fuisse, minime meam. Dies Zeugniß werden mir, ich glaube daran, meine Freunde nicht verſagen, und mit dieſem Paſſe hoffe ich, ienſeits des tiefen Grabens, durch alle Zollvereine durchzukommen.

Ser leide hat mir das Schikſal des ſonſt ſo gutmütigen Prof. Hoffmann von Fallersleben getan; bei ſeinem hieſigen Aufenthalte*) gab ich im mit meiner angeborenen ſchwäbiſchen Freimütigkeit zu verſtehen, daß es wol an der Zeit ſein möchte einmal den Studenten auszuziehen, bekam aber ein: ridendo dicere verum, quid vetat? zur Antwort. Zum Bedauren aller, die in kennen und im wolwollen, ſind ſeine Gedichte nun im entgegengeſezzten Sinne wirklich unpolitiſch geworden.

Maßmanns Eraclius iſt eine wichtige und ſchäzenswerte Gabe und ein ungeheures Stück Arbeit; aber in Beziehung auf den teutſchen Verfaſſer hat er mich nicht überzeugt. Ich habe aus der Sprache des teutſchen Eraclius manches gelernt, aber für ſo alt als Maßmann meinet, kann ich ſie doch nicht halten; wol aber durchgehend für ſchwäbiſch. Lezten Winter hindurch habe ich mich ausſchließend mit der vaterländiſchen Geſchichte beſchäftiget, und an der dicken Handſchrift des Domkapitular von Vanotti über die Häuſer Montfort und Werdenberg herrlich unterhalten. Sie ſoll nun dem Drucke übergeben werden, und ich wünſche uns Schwaben Glück dazu; ſie wird von allen vaterländiſchen Geſchichtsfreunden gut aufgenommen werden. |

Die nordliche Luft und Berliner Sandwüſte, neben dem unruhigen Stadtleben, haben, wie ich vorausſahe und ſagte, unſerm guten lieben Jakob Grimm nicht zugeſagt. Seine Geſundheit iſt ſchon ſo zerfallen, daß er dieſen Sommer nicht leſen kann und einen milderen Himmelsſtrich aufſuchen muß. Ich habe im Meersburg vorgeſchlagen, wollte Gott! daß ers annemen würde! Aber er wird wol daneben ein warmes Bad bedürfen. Es wäre für uns Teutſche ein harter Verluſt, wenn wir in verlieren ſollten. Albert Schott aus Stuttgart ſchreibt mir, daß Sie eine Reiſe nach Franken und ſelbſt nach Churſachſen vorhaben, um abermal auf die Liederiagd zu gehen. Möge die Reiſe glüklich und die Ausbeute reich ſein!

---

*) Im Juni 1839, ſ. Mein Leben, Aufzeichnungen und Erinnerungen von Hoffmann v. Fallersleben, Bd. III. (1868) S. 73. 74.

Mein Büchlein, enthaltend einen Strauß meiſt ſchwäbiſcher Dichtergaben, werden Sie voriges Jar, bei Ihrer Zurükkunft aus dem Norden wol zu Hauſe gefunden haben; hoffentlich hat Inen mein Beſtreben, unſere alten ſchwäbiſchen Liedermänner wieder an das Licht zu bringen, nicht mißfallen.

Wir haben einen milden Winter in beſter Geſundheit durchgelebet: die Kinder ſind gewaltig gewachſen, kräftig, frölich und lernbegierig, ſie ſingen und ſpringen den ganzen Tag. Gottlob! der Abend meines Lebens iſt voll ſtiller Freuden! Wir grüßen Sie und die liebe Frau Emma auf das herzlichſte und wünſchen Inen tauſend Glük und Vergnügen auf Ire Reiſe, Möchte doch ein freundlicher Herbſt Sie nach dem blauen Bodenſee loken.

Ir

alter Lazzbergáre. |

Wenn Sie in Dresden das hiſtoriſche Muſeum beſuchen und da das Schwert des Schenken Conrads von Winterſtetten ſehen, des Bruders des Minneſängers Ulrich, von welchem Schwerte Moriz Haupt in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum Band I. Heft 1. Seite 194 und flgde. Abbildung und Bericht über dasſelbe erteilet, ſo würden Sie, lieber Freund! mir einen großen Gefallen erweiſen, wenn Sie ſich bei dem Director dieſes Muſeums, Herrn Dr. Kraukling, erkundigen wollten: ob dies ſchwäbiſche Schwert nicht gegen ein anderes Altertum einzutauſchen wäre? denn ans kaufen iſt wol nicht zu denken, es wäre dann, daß Herr Director ein anderes altes Kunſtſtük im Auge hätte, gegen welches er das Schwert hinzugeben geneigt wäre, und deſſen Preis ich gerne erlegen, oder etwas anderes dagegen anbieten würde. Dies Schwert des innigen Freundes unſeres Rudolphs von Ems, liegt mir ſchon lange im Kopfe und noch mer am Herzen; es ſollte notwendig wieder nach Schwaben zurük; denn Conrad der Schenke war nicht nur einer der tapferſten Männer ſeiner Zeit, ſondern Kenner, Beförderer und Freund des Geſanges und der Sänger, ewig würde ich Inen verbunden ſein, wenn Sie etwas zur Erwerbung dieſes vaterländiſchen Altertums beitragen könnten und wollten. Ich würde z. B. gerne einen ſer ſchönen italieniſchen eiſernen Schild, | aus dem Anfange des XV. oder Ende des XIV. Jarhunderts, mit Figuren, der mich ſer teuer zu ſtehen kommt, dafür geben. Laſſen Sie ſich, teuerſter Freund! dieſe Sache doch beſtens empfolen ſein.

104.

Uhland an Laßberg.*)

Verehrteſter Freund!

Die neueſte erwünſchte Nachricht von Ihrem und der Ihrigen Wohlbefinden kommt mir von Hrn. Kirchhofer, der auf dem Rückwege von Kanſtadt bei Ihnen angeſprochen hat. Daß Sie ſo freundlich das Andenken dankbarer Freunde aufgenommen, hat gewiß Allen große Freude gebracht. Könnte nur an der Lehne des Stuhls das alte Schwert des Schenken von Winterſtetten befeſtigt werden! Leider traf ich das Schreiben, worin Sie mich mit einer Nachfrage nach demſelben beauftragen wollten, erſt bei meiner Zurückkunft hier an. Allein ich muß auch ſehr bezweifeln, ob ein Tauſchvorſchlag in Dresden Eingang gefunden hätte, nachdem durch die Bekanntmachung in Haupt's Zeitſchrift eben erſt der Werth dieſes Beſitzes hervorgehoben war. Ich konnte dort nicht einmal das hiſtoriſche Muſeum beſuchen, da ich bei kurzem Aufenthalt und herannahenden Pfingſtfeiertagen mit meiner Arbeit auf der Bibliothek mich ſehr gedrängt fand. Nach Berlin bin ich nicht gekommen, ſo ſehr es mein Wunſch iſt, die Brüder Grimm auch einmal perſönlich kennen zu lernen. Nürnberg war dießmal für meine Liederſammlung ergiebiger, als bei früheren Beſuchen, dagegen hat ein wiederholter Ausflug nach Straßburg, von dem ich erſt vorige Woche zurückkam, geringe Ausbeute gewährt. Der durch dieſe und andere Nachforſchungen verzögerte Druck meiner Sammlung iſt auch Urſache meines läßigen Briefſchreibens. Immer wünſchte ich, den Freunden auch von meiner Seite einmal wieder etwas bieten zu können, während ich langeher nur ihre Mittheilungen, wie neuerlich die werthe Johannisgabe, mit ſtillem Danke benütze. Doch ſoll nun im nächſten Monat der Druck der Liedertexte beginnen.

---

*) Nach einem Concept.

Da ich bei dieſem Unternehmen häufig in den Fall komme, Fiſcharts Geſchichtklitterung anzuziehen, ſo iſt es ein Uebelſtand, daß mein Exemplar und ſämmtliche in hieſiger Gegend vorhandene nur Drucke des 17ten Jahrhunderts ſind; wenn ich mich recht erinnere, beſitzen Sie eine der älteren Ausgaben und Sie geben mir vielleicht einmal Gelegenheit, meine Citate an ſolcher nachzuprüfen.

Von Prof. Keller wird demnächſt eine „Romfahrt“ herauskommen, eine anſehnliche Reihe von Auszügen, die er in Rom und Venedig aus altfranzöſiſchen Gedichthandſchriften gefertigt hat.

Meine Frau wünſcht mit mir herzlich, daß Sie Alle auf der weitausſchauenden Meersburg einen heitern Winter verbringen mögen.

In Freundſchaft und Verehrung

Ihr treuergebener
L. Uhland.

T. d. 8. October (1843).

105.

Laßberg an Uhland.

Auf der alten Meersburg am 13. Weinmonats 1843.

Mein ſer teurer Freund Uhlandus!

Unſere Gaſtfreundin, die Gemalin des k. preuß. Oberregierungsrates Rüdiger (nicht des Markgraven von Pechelaren), geborene von Hohenhauſen, und Tochter der Inen gewiß beſſer als mir bekannten Eliſe von Hohenhauſen, gibt mir, bei irer Heimreiſe nach Weſtphalen, über Tübingen, die erwünſchte Gelegenheit Inen die verlangten Bücher ſogleich zu übermachen.

Ich neme hievon Anlaß Inen, lieber Freund! und Irer lieben Emma, dieſe Frau, als eine gebildete, beſcheidene und verſtändige Dame zu empfelen, welche ein ſenliches Verlangen hat, Ihre Bekanntſchaft zu machen.

Ire Zeilen vom 8. dieſes haben wie eine woltätige Arznei auf mich gewirkt! Ich hatte ſo lange dieſe mir ſo teuren Schriftzüge nicht geſehen, und ſeit 4 Wochen lag ich an einem tiefen Kummer krank. — — —

Ich rang einige Zeit mit dem Schmerz; aber zulezt wurde er meiner Meiſter und warf mich aufs Bette. Als Stälin zu mir kam, lag ich noch danieder. Den andern Morgen bekam ich Iren Brief: die Freude darüber gab mir Kraft, ich ſtand auf und ſeit deme gehet es beſſer, nur die Eßluſt will ſich noch nicht einſtellen. Ich bin abgemagert wie ein Karthauſſer nach der 40 tägigen Faſten und lebe bloß von Waſſer, Wein und Brod. Haben Sie tauſend Dank, lieber Freund! für Iren freundlichen und woltätigen Brief! Die meinigen ſind gottlob! alle wol. Die Kinder wachſen zum Erſtaunen, ſingen und ſpringen den ganzen Tag, lernen fleißig und gerne, und ſind folgſam | den ganzen Tag frölich. Vorige Woche kam meine Schwiegermutter Droſte mit irer Tochter Nette, der Inen bekannten Dichterin und Sängerin zu uns, und kommende Woche erwarten wir meinen noch einzigen biederen Son Karl aus Prag; es iſt alſo warſcheinlich, daß Ir und Irer lieben Frau Emma Wunſch: „daß wir auf der weitausſchauenden Meersburg einen heiteren Winter zubringen möchten.“ in Erfüllung gehen werde, wenn der liebe Gott mich anders wieder geſunden läßt. Tauſend herzliche Grüße von uns allen an Sie und Ire liebe eheliche Wirtinne! Auch Tafel und Reyſcher bitte ich von mir zu grüßen und dem leztern zu ſagen, daß ich heute ſeine mir zurükgeſchikten Bücher erhalten habe. Und nun Gott befolen!

von Irem
treuen Freunde
Joſeph v. Laßberg.

106.

Laßberg an Uhland.

Mein teuerer Freund Uhlandus!

Der Himmel ſchenke Inen und der lieben Frau Emma ſchöne Tage! Mir hat er eine lame Hand geſchenkt und die Ars lineandi (wie die alten Mönche die Schreibekunſt nannten) beinahe gänzlich entzogen. Dies iſt die Urſache, warum Inen mein herzlicher Dank ſo ſpät zukömmt, für Iren lieben Brief*) und für Ir nicht weniger liebes Buch, welche beide mich innig erfreut haben. Das lange erwartete, noch länger erſenete Buch iſt wol das geworden, was ich mir von Inen verſprochen habe; aber nun bin ich ungeduldig-begierig auf den codex probationum zu demſelben; oder beſſer zu ſagen auf den Comentar zu den Liedern. Es ging mir vor vielen Jaren, als De Bock zum erſtenmale die griechiſche Anthologie mit der Ueberzeugung des unſterblichen Hugo Grotius | herausgab, gerade eben ſo, als der 4te Band, der die notas uberrimas enthalten ſollte, ſo lange nicht erſcheinen wollte.

Indeſſen haben Sie vielen und großen Dank für das, was Sie uns gegeben haben! Es iſt lauter gute Waare, die one Sie wol meiſt für uns verloren gegangen wäre. Aber, was würde es Inen verſchlagen haben? wenn Sie vom erſten Bande nur die Hälfte, und die Geſchichte der Lieder dazu gegeben hätten. Vielen Dank hätten Sie wenigſtens von denen eingeärndet, die ein Pferd nicht ohne Zaum zu reiten verſtehen. Ich armer

---

*) Fehlt.

Naturaliſt muß bekennen, daß ich über das Ganze kein Urtheil erwerben kann, bis ich auch ein Ganzes vor mir habe. Es wird aber Alles kommen, mit der Zeit und zu ſeiner Zeit! Und ſo ſollen wirs dann erwarten! Ich, mit meinen am 10. April eintretenden 76 Jaren, nicht ohne Beſorgniß, daß ich früher die große Reiſe antreten | werde: und was iſt's dann? Bin ich fort: ſo kommen wol beſſere als ich, denen Ire Lieder und Ire Worte die Bruſt warm machen werden. Das Merkwürdigſte war mir Seite 329 Der Eber, und ich bin äußerſt begierig auf die Herkunft dieſer Verſe des IX. oder X. Jarhunderts, die mir einer Art von Beſchwörung anzugehören ſcheinen, gleich ienen, die J. Grimm aus dem Merſeburger Kirchenbuch herausgegeben hat.

Wir haben einen milden Winter gehabt, bis Anfangs dieſes Monats; aber um ſo empfindlicher war uns der rauhe Froſt, der ſo ſpät eintrat. Wir ſingen auch iezt ſchon:

„O Winter! wir haben dein genüg,
„Nu heb''dich auß dem Land mit Füg."

Gottlob! wir ſind alle geſund. Ich in tantum in quantum, meine Hand voll Gicht iſt mir oft ſer beſchwerlich; aber das Herz iſt noch immer grün. Wir grüßen Sie und Frau Emma auf das herzlichſte. Ir

Auf der alten Meersburg am
25. Hornungs 1845.

alter Freund
J. v. Laßberg.

107.

Uhland an Laßberg.

Tübingen, den 12. Jul. 45.

Verehrteſter Freund!

Ueberbringer dieſer Zeilen iſt mein lieber Freund Oberjuſtizrath Karl Mayer, der mit einer ſeiner Töchter eine Erholungsreiſe an den Bodenſee macht. Seine Liederſammlung voll friſcher Naturbilder, namentlich auch aus dem Bereiche des Bodenſees, iſt Ihnen vielleicht bekannt geworden. Er wünſcht, durch ein Blatt von meiner Hand in die alte Meersburg eingeführt zu werden, von deren ſchöner Lage und freundlichen Bewohnern ich ihm öfters erzählt habe. Seit ſeiner Anſtellung beim hieſigen Kreisgerichtshofe täglich mit uns verkehrend, kann Mayer Ihnen auch am beſten berichten, wie es uns geht, und wir hoffen nun gegenſeitig, durch ihn von Ihrem und der | Ihrigen Wohlbefinden nähere Kunde zu erhalten. Meine Frau grüßt mit mir herzlich.

Von der zweiten Abtheilung meiner Volksliederſammlung erwarte ich täglich fertige Exemplare. Sie hätte ſchon im vorigen Monat verſchickt werden können, wenn nicht gerade noch an den zwei letzten Druckbogen die Papierſorte ausgegangen wäre. Am Schluſſe dieſer Abtheilung werden Sie nun auch eine umſtändliche Angabe der Quellen finden.

In alter Freundſchaft und Hochſchätzung

L. Uhland.

108.

Uhland an Laßberg.

Hochverehrter Freund!

Die gute Frau Sophie Schwab hat mich geſtern beauftragt, Ihnen eine Trauerkunde zu geben, die Sie jedoch bereits durch öffentliche Blätter erhalten haben werden. Unſer geliebter Freund Schwab war ſchon im vorigen Sommer von einem Erſtickungsanfall auf dem Spaziergange betroffen, deſſen ſchwerere Folge aber durch eine ſchleunige Aderläſſe abgewendet worden. Davon hatte er ſich in kurzem ſo gut erholt, bewegte ſich ſo ganz wieder in gewohnter Thätigkeit, daß die Seinigen die beſte Hoffnung hegten. Er ſelbſt war auf eine Wiederkehr des Anfalls gefaßt und dieſe iſt, nachdem er den Abend vergangenen

Sonntags vollkommen heiter zugebracht, in der Nacht gegen drei Uhr plötzlich eingetreten. Er konnte der Frau und der jüngeren Tochter nur noch ein frommes Lebewohl zurufen, Arzt und Wundarzt fanden ihn nicht mehr am Leben. Es hat ſich gezeigt, daß ein Herzübel die Urſache ſeines allzu frühen Todes war. Er iſt 58 Jahre 4 Monate alt geworden. Schön war es, daß er kurze Zeit zuvor alle ſeine Kinder um ſich verſammelt hatte. Der jüngere Sohn, der in Newyork als Kaufmann anſäßig iſt, brachte ſeine junge Gattin den Eltern, die er ſeit ſieben Jahren nicht mehr geſehen, und aus dieſem Anlaß kamen auch die andern Geſchwiſter herbei. Die Eltern machten mit dem jungen Paare zu Ende Auguſts eine Reiſe in die Schweiz und Schwab war ſo rüſtig, daß er zu Fuß den Rigi beſteigen konnte. Noch vierzehn Tage vor ſeinem Tode war er hier in Tübingen zu Beſuch und wir freuten uns ſeines friſchen, kräftigen Weſens. Es ſollte das letzte irdiſche Zuſammenleben ſein; vorgeſtern fand die Beerdigung ſtatt und der lange Zug der Begleitenden zeigte, wie viele Menſchen er ſich durch die Gaben ſeines Geiſtes wie durch ſein überall thätiges Wohlwollen verbunden hatte. Für mich war es hart, auf den Sarg des jüngeren, ſo vieljährig und innig vertrauten Freundes die Scholle werfen zu müſſen.

Die tiefbetrübte Sophie liegt an der Geſichtsroſe nieder, von der ſie ſchon vor dem Hingang des Gatten befallen war. Dies iſt auch der Grund, warum ſie nicht ſelbſt geſchrieben hat. Sie gab mir noch beſonders auf, Ihnen zu ſagen, daß Schwab, der auf der kurzzugemeſſenen Schweizerreiſe nicht in Meersburg ankehren konnte, den Vorſatz hatte, Sie im nächſten Frühjahre eigens zu beſuchen. Er war auch herzlich erfreut, daß wir bei unſrer Zurückkunft aus Ihrem gaſtfreundlichen Hauſe ſo erwünſchte Nachricht von Ihrem Wohlbefinden mitbrachten. Die Freude des Wiederſehens war ihm nicht mehr vergönt.

Meine Frau ſagt mit mir Ihnen und den Ihrigen die angelegenſten Grüße. In alter Freundſchaft und Verehrung

Tübingen, 8. November 1850. L. Uhland.

109.

Laßberg an Uhland.

Meersburg am heil. Oſtertag 1853

Lieber Freund Uhland, liebe Frau Emma!

Der gute Juſtinus Kerner hat Euch ſeinen lezten Blütenſtrauß geſchickt, ich habe Euch nur eine einzelne Blume zu ſenden, gepflanzt von der Hand einer frommen Nonne, im Kloſter Magdenau, in der erſten Hälfte des XIII. Jarhunderts; denn daß es Werk einer Nonne iſt, zeigen zur genüge die Worte und die Singweiſe. Meine Hildegund hat daran den erſten Verſuch gewagt, alte Schriftzüge und Tonzeichen nachzuamen. Wenn man wol daran denkt, daß man vor 600 Jaren die Kinder ſchon mit 4—6 Jahren in die Klöſter tat um den Kreis ihrer Begriffe nach irem künftigen Bedürfniſſe zu beſchränken, ſo darf einen gar nicht Wunder nemen, daß dies Lied ſo ſonderbare Begriffe von der Wirtſchaft ausſpricht, die der liebe Gott in ſeinem | Himmel angerichtet hat.

Ich konnte geſtern nicht fortſchreiben, die Zeit, die ich dazu benuzzen konnte, wurde mir durch Feſtbeſuche verdorben. Nun, guten Tag, alle beide! Es iſt mir noch immer, als ob ich zu Euerer Türe herein träte und ſehe Euch ſo ſtille und freundlich bei Euerem altväteriſchen Rauchfleiſche und ſauren Rüben ſizzen. Nun es einmal bei mir ſo weit gekommen iſt, daß es mit dem Daſein wol bald ein Ende nemen muß und noch bälder ein Ende nemen kann, ſo will ich meinen Hermes Pſychopompus ſeine Fakel doch nicht anzünden laſſen, one den wenigen übergebliebenen Freunden noch einen Gruß zuzurufen, ehe ich den Fuß auf die dunkle Ban ſezze.

Es iſt mir gut gegangen im Leben, Gott ſei Dank und Lob dafür! ich habe Freunde gewonnen, habe geliebt und bin geliebt worden; ſchön war das Leben bis in mein hohes Alter. Morgen über acht Tage begehe ich den 84 Geburtstag: kommt und helft mir meinen Elfer Wein vollends austrinken.

Est mihi cadus vini Manlio sub consule nati! aber ach! wie könnten wir frölich ſein? Der liebe Gott hat meiner guten Frau ire 80iärige Mutter weggeholt: ſie ſtarb am 1. dieſes in irem Bette und ſo ſchmerzlos, daß ſie warſcheinlich ſchon vor der Himmelstüre ſtand, ehe ſie ſich deſſen bewußt wurde. Wenn ir nun, Ir lieben Freunde, über eine Weile höret: den alten Jäger haben ſie auch begraben, ſo ſagt: wol im! er war ein treues ſchwäbiſches Herz! er liebte uns und das alte teutſche Vaterland. Vivite felices quibus est fortuna peracta iam sua! aber ich fürchte es kommen noch weit trübere Tage als wir ſchon erlebten. Ich werde ſie nicht erleben; aber wenn auch Euch einmal der Tag der Auswanderung nach der lezten Heimat erſcheinet, aliquando dextræ coniungere dextram fas erit et notas audire ac reddere voces, dann erzälet Ir mir Alles. Bis dahin lebet wol! |

Sollte es aber gegen Wunſch und Erwartung, doch ſo weit gehen, daß ich die Sichel dieſen Sommer noch zu Feld gehen ſehe: ſo tut mir die Liebe und ſuchet mich auch im Bette auf und iezt in allem Ernſte: Ade und Gott befolen!

Von
Eurem
Explicit am 2. April 1853. Joſeph von Laßberg.

110.

Uhland an Laßberg.

Hochverehrter Freund!

Mein wärmſter Dank für Ihr erfreuendes Schreiben und deſſen ſchöne Beilage würde ſogleich erfolgt ſein, wenn ich nicht damals in Ausſicht genommen hätte, Ihnen denſelben perſönlich auszudrücken. Es war mein Plan, über Ravensburg, wo mein Neffe Ludwig Meyer als Hilfsarbeiter beim Oberamtsgerichte verwendet wird, einen Beſuch in Meersburg zu machen, um Sie in vorſchreitender Geneſung, wovon Ihr Brief mir Zeugniß gab, zu begrüßen. Dem Blatte jedoch, worauf Sie am Oſterfeſte mir ſchrieben, war nicht umſonſt eine Winterlandſchaft übergeſetzt und ſo iſt die Frühlingsfahrt in Schnee und Eis verkommen. Aber auch zu Hauſe habe ich mit innigem Gedächtniß und Segenswunſch Ihren 84 jährigen Geburtstag gefeiert.

Morgen will ich eine Reiſe nach Berlin in Geſellſchaft meiner Frau antreten, nicht um mich im Glanze der Hauptſtadt zu ſonnen, ſondern um der ſchlichten, alten Volkslieder willen, deren eine große Zahl aus Meuſebachs Nachlaß nun der Berliner Bibliothek einverleibt iſt. | Dieſe Meuſebachſche Sammlung lag immer nur im Dämmerlicht eines Märchens, jetzt aber iſt es für meine Liederforſchung eine Art Nothwendigkeit, einmal klar zu ſehen, wieviel mir noch Unbekanntes und Unerreichtes dort zu finden ſei. Unſre Reiſe iſt übrigens nur auf etwa vier Wochen berechnet, ich hoffe daher und es verlangt mich ſehr, im weiteren Laufe des Sommers dennoch zur gaſtlichen Meersburg kommen und Ihnen über den Nibelungenhort an der Spree und Ihre dortigen Freunde Bericht erſtatten zu können.

Das gütig mitgetheilte Kloſterlied iſt mir gänzlich neu und merkwürdig. Noch beſonders dankbar bin ich der kunſtreichen Hand, die von Wort und Weiſe ein ſo treues Abbild gefertigt hat.

Meine Frau, die von Ihren theuern Zeilen gleichfalls innig bewegt und erfreut war, ſagt mit mir Ihnen und den werthen Ihrigen die angelegenſten Grüße. Mit aufrichtiger Theilnahme hat uns die Nachricht von dem unerwarteten Hingang Ihrer ehrwürdigen Frau Schwiegermutter erfüllt, deren wohlwollender Sinn und geiſtige Lebendigkeit uns in ungetrübter Erinnerung ſteht.

Mit alter Verehrung und Liebe der Ihrige

Tübingen 2. Jun. 1853. L. Uhland.

111.

Laßberg an Uhland.

Welche große Freude haben Sie mir gemacht, mein teurer und herzlicher Freund! Einmal durch die Zeilen, in welchen Sie mir den Namen geben, den mein Herz ſchon ſeit bald 40 Jaren um Sie zu verdienen ſucht und dann durch das mir ſo werte und ſo wichtige Buch*), welches in der Geſchichte unſeres lieben alten Schwabenlandes, auf eine ſo verdienſtliche Weiſe, eine ſo bedeutende Lüke ausfüllt. Nemen Sie meinen beſten Dank für dies werte Geſchenk an. Ich bin im Leſen deſſelben ſchon ſo weit gekommen, daß ich den unermüdlichen Fleiß, die ſeltene Gründlichkeit des Verfaſſers erkennen und mich dankbar darüber freuen muß. Vorzüglich befriedigend war mir auch zu ſehen, daß er, wie ich ſeit mehr als 50 Jaren, die Tübinger Graven im Gegenſaz zu neueren Schriftſtellern von den mit Karl dem Großen verſchwägerten Buchhornern ableitet. Was die vielen, vielleicht nicht ganz nötigen Wiederholungen in dem Buche betrift, ſo ſchreibe ich ſie auf Rechnung der religioſen Beeiferung des Verfaſſers vollſtändig zu ſein: dies begegnet Leuten und begegnete auch mir in meinem langen Leben, welche ſich bemühen verſtanden zu werden, oft genug, one daß ſie es inne werden. Sehen Sie, lieber Freund! dieſen Herren Dr. Schmid, ſo bitte ich Sie, im meinen Dank auszurichten für ſein Buch, das einem alten Schwaben ſchon viele vergnügte Stunden gemacht hat: ich leſe täglich darinne.

Ich frage nicht: haben Sie eine gute Reiſe gemacht? Haben Sie an der Quelle des Iſters, wo Zeus (nach der III. Pindariſchen Ode) ſeinen Son Herakles hinſandte, um da den Oelbaum zu pflanzen, noch etwas gefunden: quod faciat ad rem? Ich ſage auch nicht: ſchreiben Sie mir! denn ich weiß zu wol, daß Sie Anderes und Beſſeres zu tun haben.

---

*) Der Brief fehlt; das Buch iſt: Schmid, Geſchichte der Pfalzgraven von Tübingen. Tüb. 1853.

Wir alle, alt und iung, grüßen Sie und Frau Emma von ganzem Herzen: wir haben das Haus voll Gäſte und ich ſizze heute mit 9 Laßbergen zu Tiſche; das iſt in meinem langen Leben nicht oft geſchehen.

An A. Keller und Holland und wer noch meiner gedenket, die beſten Grüße.

Leben Sie wol und lieben Sie immer ein wenig
Iren
alten Freund
Dr. Joſeph von Laßberg. |

Meersburg, 9. Herbſtmonats 1854.

Von Freund Juſtinus, der uns wenige Tage nach Inen verließ, hörten wir nichts mehr. Schwabs Sophie, die uns ſchon im Auguſt beſuchen wollte, läßt auch nichts verlauten, am wenigſten Stälin, dem Sie doch meine Handſchrift der Regesta Constantiensia überbracht haben.

102.

Uhland an Frau v. Laßberg.

Hochverehrte Frau!

Die Nachricht vom Hinſcheiden Ihres edeln Gemahls hat in weiten Kreiſen Trauer verbreitet, unter ſeinen vielen Freunden und Verehrern in Schwaben mußte ſie aber beſonders ſchmerzlich mich betreffen, der ich ſo lange Jahre hindurch ſeiner unwandelbaren, wohlwollendſten Freundſchaft mich zu erfreuen hatte. Meine Frau nimmt an dieſem großen Verluſte den aufrichtigſten Antheil und gibt mir auf, Ihnen und den trauernden Töchtern mit meinem innigen Beileide auch das Ihrige auszudrücken. Wir hatten freilich bei wiederholten Beſuchen in den letztern Jahren uns ſagen müſſen, daß der Abſchied wohl auch einer für dieſes Leben ſein könne, aber ſeine kräftige Natur raffte ſich doch wieder auf und gerade noch im vorigen Sommer fand ich ihn geiſtig munterer, als zweimal zuvor. Wie ich auf jeder Reiſe an den | Bodenſee, auf dem einen und dem andern Ufer gaſtfrei von ihm aufgenommen war, ſo wird auch ſein Andenken bei jedem ſpäteren Beſuche der Gegend in mir lebendig ſein. Während meiner letzten Anweſenheit in Meersburg ſaß Laßberg einmal an ſeinem ſonnigen Fenſter, eine alte Schrift in der Mappe für mich aufſuchend, ſein ehrwürdiges Geſicht hob ſich auf dem weiten Hintergrunde des Sees und Gebirges ab, ſo ſteht das Bild des ſchwäbiſchen Forſchers und Freundes unvergänglich vor dem geiſtigen Auge.

Möge, verehrte Frau, der Troſt von oben Ihnen und den Ihrigen dieſe ſchweren Tage tragen helfen. Bewahren Sie uns auch fernerhin Ihre wohlwollende Geſinnung.

Mit unveränderlicher Hochſchätzung

L. Uhland.

Tübingen, 25. März 1855.

Anhang.

I.

Briefe Joſeph's Freiherrn von Laßberg an Franz Pfeiffer.

1.

Auf der alten Meersburg am 7. Auguſt 1840.

Ich ſchreibe Inen in großer Eile, mein vererter Herr! denn ich habe Gäſte im Hauſe und bin nicht frei. Mit Vergnügen habe ich aus Irem heute erhaltenen Briefe vom 2. dieſes erſehen, daß es Inen wohl gehet und mit Danke, daß Sie Ires alten Gaſtfreundes nicht nur nicht vergeſſen haben, ſondern ſogar um Befriedigung ſeiner Wünſche beſorgt geweſen ſind. Die Addreſſe des Hrn. Rechnungs Comiſſärs Georg Krutter werde ich benuzen und bitte mir auch iene des Solothurniſchen Antiquars, welcher das fragl. Gebetbüchlein mit Gemälden beſizt, zu überſenden, da es mir nicht um dieſes, ſondern um Glasgemälde zu tun iſt. Es iſt mir auch nicht um ein ganzes vollſtändiges Exemplar des Solothurner Wochenblattes zu tun, da ich ſchon zwei unvollſtändige beſizze. Ich werde Inen ſpäter meine Defecte angeben und Sie können ia wol von München aus vielleicht die Completirung beſorgen. Wie ſoll ich Inen genug danken für die Verſchaffung einer Handſchrift von Taulers Predigten? — Hätten Sie die Güte gehabt, mir zugleich den Preis zu melden, ſo hätte ich Inen auch heute ſchon den Betrag über Conſtanz zuſenden können: wollen Sie doch gütigſt mir kund geben, wohin ich Inen das Geld ſenden ſolle? |

Sagen Sie doch nichts von Dank für Ire Aufname auf der alten Meersburg! Das Vergnügen die Bekanntſchaft eines ſo wakeren Mannes gemacht zu haben, iſt ia reichlicher Lon für die Zeit, welche ich Inen ſchenken konnte, und können Sie mich ferner zu etwas brauchen, ſo klopfen Sie dreiſte bei dem alten Lazzbergäre an; es wird in ſtets freuen Inen zeigen zu können, wie herzlich ſeine Hochſchätzung für Sie iſt. Weib und Kind ſind, Gott ſei Dank, mit mir alle wol, und grüßen Sie freundlichſt; aber unſere weſtphäliſche Reiſe haben wir wirklich für dies Jar aufgegeben; wir erwarten nun Jenny's Mutter und Schweſter, welche den Herbſt und Winter bei uns zubringen und im Frülinge uns mit ſich nemen ſollen. Leben Sie wol, reiſen Sie glücklich und geben Sie hie und da Nachricht von ſich Irem

aufrichtig ergebenen
Joſeph von Laßberg.

2.*)

Wolgeborner Herr!

Sie können es nicht wiſſen, mein teurer Herr Pfeiffer! wie innig wol es alten Leuten tut, wenn ſie von iungen ſich geliebt ſehen! Und ich muß ia glauben, daß Sie mich lieben, und noch dazu nicht wenig, da Sie mir ſo oft ſichtbare und fülbare Zeichen davon geben und mich ſo oft mit ſo ſchätzbaren Geſchenken erfreuen: meſſen Sie nun daraus meinen Dank ab, den ich mit Worten nur ſer unvollkommen auszudrüken vermöchte. Als ich aus Solothurn den ſchönen Codex des Bruder Berthold**) erhielt, war meine Freude ſer groß, nicht weniger die über Iren freundlichen Brief. Ich wollte ſogleich antworten; allein, wohin? Nach Straßburg, Carlsruhe, oder Heidelberg? Ueberall konnten meine Zeilen Sie verſelen: ich beſchloß alſo zu warten, bis Sie wieder in München wären. Ich dachte Gevatter Maßmann werde wol auch einmal ſchreiben; aber ohe! da kam ein Brief von Inen, geſchrieben, als Sie ſchon den einen Fuß im Wagen hatten, um nach der alten Vindobona zu fahren, und abermal Geſchenke, die ſchönen Dinten, an die ich längſt nimmer gedacht hatte und dann die beiden ſo ſeltenen Büchlein. Wie tief komme ich in Ire Schuld! und was kann ich tun, um wieder herauszukommen? wenn ich das wüßte; ſo könnte ich Sie noch viel lieber haben. Indeſſen will ichs doch nicht länger anſtehen laſſen zu ſchreiben und wenigſtens ſo ſchön zu danken, als ich es nur | immer vermag, und da Sie mir auch nach Wien keine Addreſſe gegeben haben, ſo ſchließe ich meinen Brief gerade an Maßmann ein, der ſchon Wege finden wird in weiter zu bringen. Dieſen Winter bleiben Sie wol in der Wien Stadt hängen und haben vollauf zu ſehen, zu leſen und abzuſchreiben. Nun will ich zuerſt mit einem Auftrage, das heißt mit einer Bitte anfangen. Ich habe unterm 18. July v. J. drei Exemplare meines Liederſaales an den Graven (oder Nichtgraven) von Karajan nach Wien geſandt, eines für die k. k. große Bibliothek, eines für die Ambraſer Sammelung an Bergmann und eines für Karajan. Beide leztgenannte Herren haben mir den Empfang angezeigt, was aber Karajan mit dem für die k. k. Bibliotheke gemacht hat, weiß ich nicht. Da es ein Geſchenk war und zwar das Geſchenk eines k. k. Ö. Kammerherren, ſo hätte die Höflichkeitspflicht gefordert, mir, wenn auch nicht dafür zu danken, doch wenigſtens durch einen der Cuſtoden den Empfang deſſelben anzeigen zu laſſen. Wenn Sie mir hierüber verläſſige Auskunft verſchaffen könnten, ſo würden Sie mich verbinden. Das Kürzeſte wäre wol, das Buch quaestionis auf der k. k. Bibliotheke zu verlangen, da wird man bald ſehen, ob es dahin gekommen iſt? —

---

*) Der Umſchlag zu dieſem Briefe iſt überſchrieben: „Seiner Wohlgeboren Herren Pfeiffer aus Solothurn. Wien." Von Maßmanns Hand iſt die weitere Adreſſe hinzugefügt: „Alſer Vorſtadt Nr. 125/1 bei Joſeph Gärmer zum Goldenen Hirſchen." W.

**) Es war eine Hſ. von Taulers Predigten.

Nun hätte ich aber noch ein Anliegen, das Inen aber größere Mühe verurſachen dürfte als das vorige, das mir aber auch näher am Herzen liegt, da es eine Familienangelegenheit betrift. Ich hätte nämlich nötig zu | wiſſen: wie die Männer mit Vor- und Zu-Namen hießen, welche vom Jar 1700 bis 1750 die Bürgermeiſterwürde in der Stadt Wien bekleideten? Es muß ein Herr von Perger darunter ſein, und um dieſen iſt es mir eigentlich zu tun; denn er war der Vater meiner Großmutter. Wenn ich nun einmal ſeinen Taufnamen und die Jargänge weiß, wann er anfieng und aufhörte Bürgermeiſter zu Wien zu ſein; ſo will ich dann ſchon weiter darauf fortbauen und das übrige was mir zu wiſſen nötig iſt, herauskriegen; bei einem der Wiener Magiſtratsräte, welche ſämmtlich Litterati ſein müſſen, werden Sie oder einer Irer Wiener Bekannten das Verlangte am ſicherſten erkundigen. Hormayrs Geſchichte von Wien habe ich nicht, ſonſt ließe ſich vielleicht darinne etwas auffinden.

Ich danke Inen auch viele male für den Auszug aus der Urkunde, welchen Sie mir noch von München aus zuzuſenden die Güte hatten, noch mer wird es mich freuen, die Urkunde einmal durch Sie in extenso zu leſen zu bekommen. Vor einigen Tagen ſandte mir mein Freund und Landsmann Jodocus Stülz, Archivar zu St. Florian in Oberöſterreich, eine kleine Abhandlung, in einer Linzer Zeitſchrift, worin er den Minneſänger Dietmar von Aſt zu einem öſterreichiſchen Edlen von Aiſt machen will*); er hat mich aber nicht überzeugt: die von mir geſammelten diplomatiſchen Notizen und das Wappen im dem Pariſer Codex ſprechen offenbar für die Schweiz. Ein anderer Öſterreicher, Herr von Spaun, auch zu Linz, will gar nicht anderſt, als den Heinrich von Oſterdingen zum Verfaſſer des Nibelungenliedes machen**), fechtet aber mit noch ſchwächeren Waffen, als mein guter Stülz.

---

*) Der Minneſänger Dietmar von Aiſt ein Oberöſterreicher. Von Jodok Stülz. Im Linzer Muſealblatte auf das Jahr 1840, S. 1—3. W.

**) Heinrich von Oſterdingen und das Nibelungenlied. Ein Verſuch, den Dichter und das Epos für Oeſterreich zu vindiciren. Von Anton R. v. Spaun. Linz 1840. W.

Indeß hat es mich doch gefreut, das Buch zu leſen; denn ich ſahe daraus, daß die Liebe zu unſern alten teutſchen Sängern in Oeſterreich, immer lebendiger und allgemeiner wird.

Von Iren vaterländiſchen Neuigkeiten ſage ich Inen nichts, lieber Herr! denn da ſiehet es allzutraurig aus, und kann leider noch viel trauriger werden. Wir alle, auf der alten Dagobertsburg, ſind Gott ſei Dank! wol auf und grüßen Sie auf das herzlichſte, auch die beiden Hilden wollen genannt ſein; ſie ſprechen noch lange von Herren Pfeiffer und ſprechen noch manchmal davon, daß er ſie ſo luſtig und freundlich herum getragen hat. Dieſen Winter ſtriken ſie und fangen an franzöſiſch zu parliren, dieſem Uebel kann man leider nicht ausweichen. Es würde uns ſer freuen, auch von Wien aus Nachrichten von Irem Befinden zu erhalten, und zu erfaren bis wann Sie wieder nach München zurükkeren? Wenn wir dieſen Sommer nach Weſtphalen reiſen; ſo könnte es leicht geſchehen, daß wir den Heimweg über München nämen und wie ſer würde es mich freuen Sie da zu treffen. Möge es Inen bei den guten redlichen Wienern wol gehen!

Leben Sie wol, Gott befolen! von
Irem
verbundenſten
Joſeph von Laßberg.

Explicit auf der alten Meersburg
am 29. Januar 1841.

3.

Ueberlingen, am 24. Juny 1841.

Aus meinem Briefe vom 11. dieſes an Maßmann werden Sie, vererter Herr, erſehen haben, daß ich mich hier im Bade befinde. Nun erhalte ich hier Ir Schreiben vom 12. mit dem Poſtſtempel vom 14. dieſes, worin Sie von mir das Bruchſtück von Barlaam und Joſaphat aus dem XIII. Jarh. und Nachrichten über Rudolph v. E. verlangen. Wie herzlich leide tut es mir, nicht ſogleich Irem Wunſche entſprechen zu können! aber ich darf meine Badekur, welche ſich ſo ziemlich gut anläßt, nicht ſchon wieder unterbrechen. In wenigen Wochen kere ich wieder nach der Dagobertsburg, und will dann das fragliche Bruchſtück aufſuchen, und meine Notizen über Rud. v. E., ſo weit ſie niedergeſchrieben ſind, mitteilen; oder beſſer den beiden Exemplaren des Liederſaales beilegen. Leztere weiß ich Inen nicht anderſt, als durch den Poſtwagen zu übermachen, da in Meersburg keine Spedition iſt. Wenn Inen nämlich das Porto nicht zu theuer iſt. Ich bitte Sie, lieber Pfeiffer! veſt zu glauben, daß es mir ſtets Vergnügen macht, wenn Sie mir Anlaß geben etwas zu tun, was Inen angenem iſt. Vielen Dank ſage ich Inen für die Abſchrift der beiden Lügenmärchen, welche Sie dem Beringer zuſchreiben, was auch in allen darin vorkommenden örtlichen, perſönlichen und ſelbſt zeitgemäßen Beziehungen übereinzuſtimmen ſcheint und durch die von Inen beigefügte Jarzal (1347) noch beſtärkt wird. Möchte angeführte Handſchrift, nicht vielleicht der von Ingolſtadt über Landshut, an die Univerſitätsbibliothek gelangte Würzburger Codex ſein? von dem, nach einer mir von Herrn Prof. Richarz aus Würzburg gegebenen Nachricht, ſich noch ein Band an leztgenanntem Orte befindet, in dem die bekannte Grabſchrift Walters v. d. VW. ſtehet. Die Jeſuiten zu Ingolſtadt hatten dieſen Band von Würzburg entlenet und nie zurückgeſtellt. Auch für die Abſchrift der Recenſion der Gedichte meiner Schwägerin Nette, ſage ich Inen Dank: uns war ſie nicht bekannt, ich vermute, daß ſie von einem | Herren Schücking herrüre, welcher ein Verehrer dieſer Droſtiſchen Muſe iſt, und in der benachbarten Stadt Münſter wonet und warſcheinlich ſchon dafür geſorgt hat, daß die Verfaſſerin ſeinen Panegyricus zu leſen bekam: nichts deſtoweniger hat meine Frau, die Sie freundlichſt grüßen laßt, Ire Abſchrift irer Schweſter geſandt, weil, wie Sie ſelbſt ſagen: „etwas Angenemes ſich wol zweimal leſen laßt."

Maßmann hat uns die glükliche Entbindung ſeiner Frau von einem Mädchen, ſelbſt angemeldet, und meine Frau, als erbettene Gevatterin, hat in erſucht der Kleinen den Namen Hildegund zu geben. Hier in Ueberlingen iſt eine von dem hieſigen Pfarrer und Decan Wocheler gegründete öffentliche Bibliotheke, welche auch einige ſchäzbare alte Handſchriften enthaltet, doch nichts aus oder für die Theotisca. Geſtern machten wir zu Dampfboot eine Fart zu der alten Karolingiſchen Burg Bodmann, und zu dem vielleicht ſeit 1000 Jaren da wonenden gleichnamigem Geſchlechte, von dem ich nun 4 Generationen kenne. Auf der Heimfart wurden wir von einem ſer heftigen Sturme überfallen, der beſonders hier das Ausſchiffen etwas gefärlich machte: zu meiner großen Freude bemerkte ich, daß keines der Meinigen dabei auch nur einen Augenblick Furcht zeigte, und das bekannte: heroum filiae noxae ſo wenig auf die Töchter anwendbar war, als es auf den Vater es iſt.

Ich laſſe eben ein kleines Gedichte auf die Belagerung und Zerſtörung der Burg Hohenzollern (1422) druken, welches gleichzeitig iſt und uns einen neuen Schwabendichter: Conrad Silberdrat von Rotweil bekannt macht. Da über dieſe Begebenheit noch kein Liet bekannt war, ſo denke ich, es werde nicht unwillkommen ſein.

Grüßen Sie Maßmanns von uns, ich laſſe in bitten, mir doch die Citation aus Hans Sachs zu ſchicken und auch den Empfang des Strikäre mit zwei Zeilen anzuzeigen.

Und nun, Gott befolen! von Irem

aufrichtig ergebenen

Joſeph von Laßberg.

Die beiden Hilden wachſen wie die Spargeln, ſind gottlob! geſund und fröhlich und lernen allerlei.

4.

Auf der alten Meersburg am 13. März 1842.

Vererter Herr und Freund!

Ire Zeilen ddto. Stuttgart vom 1. März habe ich dieſen Morgen im Bette erhalten und eine große Freude darüber empfunden, daß Sie mir Anlaß geben, Jnen einen Dienſt zu erweiſen: zwar nicht den, welchen Sie in Jrem Briefe ausſprechen; aber einen, wie ich glaube, noch viel wichtigern, wenn es mir gelingen ſollte, Jnen ſtatt eines Fragmentes von 2 Quartblättern eine ganze Pergamenthandſchrift des Barlaams aus dem XIII. Jarhundert zur Benuzung zu verſchaffen. Zu dieſer Notiz kam ich vor wenig Tagen, da ich von dem Herrn Prof. Grieshaber zu Raſtadt, einem alten und lieben Bekannten von mir, mit ſeinem Buche: Vaterländiſches aus dem Gebiet der Literatur, der Kunſt und des Lebens. Raſtadt, bei Joh. Peter Birks. 1842. 8. beſchenkt wurde, wo ich Seite 51, Note 55 Folgendes las:

„Ich will den Schluß der Stelle ganz anführen nach dem „Texte meiner eigenen ſchönen Pergamenthandſchrift aus dem „XIII. oder XIV. Jarhundert.“ Sollten Sie nun, wie ich vermute, dieſe Handſchrift nicht kennen, ſo ſchreiben Sie mir umgehend, damit ich ſogleich darum ſchreiben kann; denn ich glaube, daß der brave Mann mir es nicht abſchlagen wird. |

Ich lag merere Wochen krank, an einem entzündlichen Katharrfieber, vor zwei Tagen erlaubte mir endlich der Arzt das Bette zu verlaſſen; aber Sie werden meinen Buchſtaben wol anſehen, daß das Schreiben mich noch hart ankömmt. Auch meine beiden Hilden und meine Schwägerin wurden von dem hier allgemein herrſchenden Katharrfieber befallen, kamen aber bälder wieder los; meine Frau blieb verſchont.

Das Bruchſtück des Barlaam's, 2 Pergamentblätter in 4° Sec. XIII, wovon ich Jnen geſprochen, habe ich ſchon wiederholt unter meinen Schriften, aber leider vergeblich geſucht, ſonſt wollte ich es Jnen ja gerne ſchiken.

Was ich über Rud. v. Ems habe aufſammeln können, wird wenig ſein: aber ich will es aus den Collectaneen zu meinem Dichterbuche ausheben und Jnen wo möglich noch heute übermachen. Ich habe ſie jezt aus dem Bücherſaale heraufgeholt;

aber ich fürchte Sie werden ſagen: exspectata seges fatuis delusit avenis! Ein Schelm, der mer gibt als er hat. Sie werden bei Hagen, Minneſinger, mer finden; aber dieſe Angaben ſind nur mit Vorſicht zu gebrauchen, wenn man nicht in Widerſprüche verfallen will. Die Reiſe nach Weſtphalen hat im letzten Sommer wirklich ſtattgehabt. Meine liebe Jenny machte dieſelbe mit den Kindern | ganz glücklich auf dem Rheine von Kehl bis Weſel; aber am zweiten Tage nach irer Ankunft bei der Großmutter bekamen die Kinder die Poken. Sie kamen gut davon, mußten aber 5 Wochen lang das Haus hüten, und auf alle weitere Reiſen zu den übrigen Verwandten verzichten. Am lezten September holte ich ſie in Stockach wieder ab und am 1. October erreichten wir auf dem Dampfboote wieder unſere alte Burg, wo wir den Winter ganz vergnügt, wie immer in ſtillem Frieden zugebracht haben, bis mit dem Frulinge der fatale Katharr kam, der nun aber gottlob auch wieder abgezogen iſt. Die Kinder haben den 5. dieſes ir 6. Jar zurükgelegt, ſind gerade, geſund, kräftig, ſtets frölich, und oft mutwillig. Haben viele Luſt zum lernen und ſind gottlob nicht dumm. Was will man mer?! —

Mit herzlicher Freude habe ich aus Irem Briefe erſehen, daß der biedere A. Schott endlich das Ziel ſeiner Wünſche erreicht hat.*) Ich bitte Sie im meine aufrichtigſten Glükwünſche zu dieſem Ereigniſſe auszuſprechen. Auch möchte ich gerne von im vernehmen, ob denn der Stuttgarter Verein für den Dombau zu Cöln ſich ſo gar verſteinert hat, daß er iczt wo ſich alles in Teutſchland hiefür reget, ſein altes Recht in allen guten Dingen den übrigen Teutſchen vorzuſtreiten will einſchlafen laſſen. Ich möchte auch wiſſen, wohin ich mein Scherflein abgeben ſolle, und am liebſten täte | ich es wieder dahin, wo man es früher ſo freundlich angenommen hat. Ich muß ſchließen, meine Hand iſt müde und der Abend bricht herein, ein andermal mer. Wir

---

*) Albert Schott wurde damals zum Lehrer der deutſchen Sprache und Litteratur am Stuttgarter oberen Gymnaſium ernannt. W.

Alle, alt und jung, groß und klein grüßen Sie von ganzem Herzen, am herzlichſten

Ir

Freund
Joſeph von Laßberg.

5.

Auf der alten Meersburg am 27. März 1842.

Werteſter Herr Pfeiffer!

Durch geſtern erhaltenen Brief meldet mir Herr Profeſſor Grieshaber aus Raſtadt, daß er an dem Tage des Empfanges meines Briefes, ſeine Pergamenthandſchrift des Barlaam an Euer Wohlgeboren abgeſendet habe. Ich irrte mich alſo nicht in dem Vertrauen auf die Gefälligkeit dieſes biedern Schwaben, und wünſche nun nur noch, daß ſie recht viele gute Leſearten in dieſem Codex finden möchten.

Von Maßmann bekam ich in dieſen Tagen auch einen Brief. Er teilet mir die ſo hochausgepoſaunte J. Grimmiſche Entdekung aus einem Merſeburger Miſſale des X. Jarhunderts, mit, welche ein ſo helles Licht uber unſere urteutſche Mythologie verbreiten ſollte. Grimm will darinne 4 alte Göttinen gefunden haben; ich aber kann, wie Maßmann, auch nicht mer als zwei entdeken. Er ſoll darüber eine akademiſche Abhandlung herausgegeben haben, die noch nicht bis zu mir gelangt iſt. Vederemo!

Warſcheinlich haben Sie ſchon die Bekanntſchaft des Mannes gemacht, durch den Sie dieſe Zeilen erhalten; er iſt mein großer Gönner. Wir grüßen Sie alle viele male; aber der Himmel hängt uns nicht voller Geigen, ſondern voller Schnee, und wir werden morgen wol weiße Oſtern haben. Leben Sie wol, Gott befolen! von

Irem

Joſeph von Laßberg.

6.

Auf der alten Meersburg am 23. April 1842.

Vererter Herr!

Angenem wurde ich dieſen Morgen durch Ire Zeilen aus Stuttgart und deren Beilage überraſcht. Die Recenſion von M. Haupts Gutem Gerhard*) habe ich ſogleich und mit vielem Vergnügen geleſen. Ich bin vollkommen Irer Meinung, daß eine Recenſion nicht blos eine descriptive ſein müſſe, der man am Ende noch ein par Trümpfe anhängt; ſondern eine ganze, vollſtändige und one Micrologie ins Detail gehende.

Da ich heute noch meine Antwort abgeben will, ſo kann ich hierüber nicht weitläufiger ſein; aber ich hoffe auch noch die Zeit zu erleben, wo

Aliquando dextræ coniungere dextram
Fas erit et notas audire ac reddere voces!

dann wollen wir in longum et latum von der Sache ſprechen; iezt aber zu Irem Wunſche: mich bei Irem Erſtgeborenen zum Paten zu nemen. Ich bin von Hauſe aus ein homo inglorius, und das digito monstrari et dicier heic est hat meine Pulſe nie ſchneller ſchlagen gemacht, ſonſt hätte ich in meinem langen Leben nach ſogenannten Erenſtellen geworben und ſie wären mir zu teile geworden; aber gottlob! von dieſer Krankheit bin ich verſchont geblieben. Nun wollen Sie mir | das erſtgeborene Irer literar. Werke weihen: andere haben es getan, one mich darum zu fragen; aber ich wußte inen keinen Dank dafür, nun haben Sie mich darum gefragt und es als einen Irer Wünſche ausgeſprochen, daß ich es bewilligen möge. Eine ſolche pietas gegen einen alten Mann, kann nur erfreulich ſein, wenn man ſiehet, daß es aus bloſer Liebe und Freundlichkeit geſchiehet, und das glaube ich in Irem Anſinnen zu ſehen. So mögen Sie denn tun, was Inen gut dünkt; denn nichts tut alten Leuten ſo wol, als die Zuneigung wakerer iunger Männer; aber eines muß ich dabei bitten: loben Sie mich nicht in Irem Buche, und geben Sie mir auf dem Dedicationsblatte keinen andern Titel, als meinen angeborenen.

---

*) S. Gelehrte Anzeigen herausgegeben von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1842, Nr. 70—72. W.

Wir ſind alle recht wol und genießen mit Wonne die nun endlich eingetrettenen ſchönen Frülingstage, die ſchon dem Sommer gleichen. Alles grüßet Sie auf das freundſchaftlichſte, mit

Irem
ganz ergebenen
Joſeph von Laßberg.

Sehen Sie H. Albert Schott, ſo bitte ich in zu grüßen, ich werde auch nächſtens ſeinen Brief beantworten. |

Herr Schüking war ein halb Iar bei mir, um einen Catalog über meine Bücherſammelung zu machen, den er nicht vollenden konnte, weil er von dem Fürſten Wrede einen Ruf nach Ellingen bekam, um da als Erzieher ſeiner Söne anzuſtehen. Er ſchrieb uns, daß er Sie, lieber Pfeiffer, in Stuttgart aufgeſucht, aber zu ſeinem Bedauren nicht zu Hauſe getroffen habe. Auch ich bedaure es; denn Sie hätten an im nicht nur einen ſer gebildeten, ſondern auch einen ganz biedern teutſchen Mann kennen gelernt.

Jacob Grimm hat mir auch ſeine Abhandlung über den in dem alten Merſeburger Miſſale gemachten teutſch mytholog. Fund zugeſandt. Es iſt wol merkwüdig: aber doch nicht ſo, daß man darum die Hände überm Kopf zuſamenſchlagen ſollte, und zudem uns Oberteutſchen nicht ſo wichtig, da der Fund der von der unſern alten ſo abweichenden nordiſchen Mythologie angehört. Mein guter Freund Jacob ſcheint mir ſchon ein wenig von dem preuß. Berliner Winde angewehet worden zu ſein!

7.

Auf der alten Meersburg am 15. Brachmonats 1842.

Geſtern, mein teurer αὐλητής! habe ich Ire Zeilen vom 11. dieſes erhalten. Möchten doch die Schriftzüge der Inlage den Irigen geglichen haben! aber ſagen Sie ſelbſt: was möchte dies für ein Büchercatalog werden, bei dem ſo Vieles, ia das Meiſte, auf Deutlichkeit und beſonders Reinheit der Schrift ankommt? Herr W. Müller mag, wie mir auch H. Profeſſor Albert Schott, deſſen Brief ich mit dem Irigen erhielt, ſchreibet, ein iunger Mann von ganz ausgezeichneten Eigenſchaften ſein; nur ſchade, daß bei dem Geſchäfte, um welches es ſich bei mir handelt, gerade eine Nebenſache eine Hauptſache ſein muß! Ich weiß nicht, habe ich mich in meinem Schreiben vom 8. May*) nicht deutlich genug ausgeſprochen; oder haben Sie mich nicht ganz verſtanden? Mein Wunſch war und iſt: einen iungen oder alten Mann zu finden, der nur ſo lange bei mir bleibe, bis er den Bücherkatalog, an dem ſchon ein großer Teil Arbeit fertig iſt, vollendet hätte: aus dem Briefe des Hrn. W. Müller ſcheint mir aber hervorzugehen, daß man im von einer förmlichen Anſtellung muß geſprochen haben, wozu ich gewiß keinen Anlaß gab. Dann möchte ich wiſſen, obſchon dies eine von dem Geſchäfte ganz unabhängige Sache iſt, was für eine Art von Schrift meine Kinder von dieſem Schreibmeiſter lernen könnten? ich hoffe doch daß ſie eine weit beſſere bekommen ſollen. Alles dies ſezzet mich in | Verlegenheit ſelbſt an Herren W. Müller zu ſchreiben; denn es würde mich ſer betrüben demſelben das zu ſagen, was hier rukwärts ſtehet; weil es im unmöglich gefallen kann. Da er nun in ſeinem Briefe verlangt, daß ich im *durch* Sie *„das Nähere über die Bedingungen, unter welchen er in mein Hauß käme, ſagen laſſen möchte,“* ſo hoffe ich, daß er es mir wolwollend erlaſſen wird, im das ſelbſt zu ſchreiben, was uns beiden gleich unangenem ſein muß.

---

*) Fehlt.

Nun ſtehe ich aber wieder auf dem alten Plaze und habe Niemanden, dem ich die von Herrn Schüking verlaſſene Arbeit übertragen könnte, und doch wünſchte ich ſer, daß ſie dieſen Sommer hindurch beendigt würde. Den Geldpunkt, außer freier Station, würde ich lieber dem eigenen Ermeſſen des Antrettenden anheimſtellen, da ich bei einer Vorausbeſtimmung immer befürchte zu wenig zu tun, oder den Erwartungen eines andern nicht zu entſprechen. Mir wäre es dabei ganz gleichgiltig, ob man den Empfang des Honorars, wochen, monat oder vierteliarweiſe wünſchte. Es iſt doch das Ganze keine Hexerei, die Bücherzettel, welche ſchon beinahe alle geſchrieben ſind, in ein Buch mit ſauberer und reinlicher Schrift einzutragen; noch weniger aber die Bücher ſelbſt nach dem Cataloge in ire Kaſten und Fächer zu ordnen. Sehen Sie zu, mein vererter Herr und Freund! ob Sie in dieſer Sache noch etwas für mich tun können und wollen? im entgegengeſezzten Falle, würde ich mich ie eher, ie lieber wo andershin wenden.

Herr Gevatter Maßmann hat die Pfingſtferien vorübergehen laſſen, one ſein Verſprechen eines Beſuches bei uns zu erfüllen; vielleicht ſind uns die Herbſtferien günſtiger.

Herr Albert Schott ſchreibt mir, daß ime Cotta eine Geſchichte der teutſchen Poeſie verdungen hat; ſie muß aber auf den September fertig ſein!!! quae, qualis, quanta!? Auch ſoll Cotta im Sinne haben eine Reihe alter teutſcher Dichter zu verlegen. Ich denke, da wird es wol Arbeit für H. Franz Pfeiffer die Hülle und Fülle geben, und etwa mein lieber Rudolf v. Ems den Tanz eröffnen? —

Wir ſind alle wol und grüßen Sie alle; leben auch Sie recht wol! Gott befolen! von Irem

ergebenſten
Joſeph von Laßberg.

8.

Auf der alten Meersburg am 19. Hornungs 1843.

Vererter Herr und Freund!

Mit Vergnügen habe ich in Irem Schreiben vom 14. dieſes die wolbekannten zierlichen Schriftzüge wieder erkannt; aber, was mich am meiſten erfreut hätte, Nachrichten über Sie ſelbſt und Ir Wolbefinden, vermiſſte ich darinne und hoffe nun aus dieſem Stillſchweigen wenigſtens den günſtigen Schluß ziehen zu dürfen: daß Sie nicht krank waren und nicht krank ſind, was mich doch die lange verzögerte Herausgabe des Barlaam befürchten ließ. Unter den vielen alten Monographien die ich beſizze, iſt auch eine: de fatis librorum; aber ich finde darinne nicht, daß ein Editor ein beinahe beendigtes Buch liegen läßt, um ein neues anzufangen; werde alſo Barlaams Schickſal, als einen neuen Beitrag, cum notis, beiſchreiben.

Das Habsburgiſche Urbar, durch den Schreiber Kaiſ. Albrechts I. Meiſter Burkhard von Frik. 1292—1303. iſt gegenwärtig außer meinem Laufe und ich kann daher nicht ganz beſtimmt ſagen: wann ich wieder in den Beſiz deſſelben kommen werde. Will der literariſche Verein, deſſen Mitglied zu ſein ich die Ere nicht habe, dieſe Handſchrift druken laſſen, ſo wird es notwendig ſein ſich vor allem die zerſtreuten großen und | kleinen Bruchſtüke deſſelben zu verſchaffen, da das Mſpt. 1415 bei der Eroberung des Steins zu Baden zerriſſen und unter die unblutigen helvetiſchen Sieger verteilt wurde, quo ad concernentes, der größere Teil derſelben befindet ſich im Staatsarchive zu Zürich, etwas zu Arau, zu Solothurn, zu Luzern, und wie ich vermute auch zu Bern. Rector Aebi ließ ein specimen der zu Arau befindlichen Fragmente in einem Programme abdruken und ſprach dabei das Vorhaben aus, wenn es im gelingen ſollte den Text wieder zu vervollſtändigen, das Ganze herauszugeben. Daß, wie Sie ſchreiben, auch in Augsburg ſich ein Bruchſtük von dieſer Urkunde befindet, war mir unbewußt. Wenn man ſo glüklich iſt, alle Bruchſtüke mit der Haupthandſchrift wieder zu vereinigen, dann erſt läßt ſich an eine Herausgabe denken; jedoch, nach meiner Anſicht, nur dann, wenn man ſich entſchlöße, den Text mit geographiſchen Noten und Beifügung der heutigen Ortsnamen zu begleiten, one welche in meinen Augen die Ausgabe wenig Wert haben würde. Vitae summa brevis spem vetat inchoare longam! Sonſt würde ich ſelbſt meine Hand gerne zu dieſem Werke bieten; aber, iam vesperascit! meiner Tage ſind wol nimmer viele, und manche angefangene Arbeit liegt noch unvollendet da; es iſt alſo wol kein Grund vorhanden, noch Mereres anzufangen. |

Eraclius, den ich durch den Buchhandel erhalten habe, iſt ein ſer wakeres Werk und ein ſchönes Stück Arbeit und hat mich ſer erfreut. Maßmann hat es mir nicht geſchikt, aber wol 2 ſeiner Buben, was mich denn auch gefreut hat. Wir haben ſie einige Tage behalten und die Jungens ſcheinen ſich auch bei uns gefallen zu haben.

Wir haben einen guten Winter gehabt, ſind geſund geblieben und befinden uns ganz wol; aber ich habe immer ſo viele fremde Arbeit vor mir liegen, daß ich für mich ſelbſt wenig tun kann. Gegenwärtig iſt mir eine große und weitläufige Handſchrift zum Gutachten mitgeteilt, welche die Geſchichte der älteſten Dynaſtie Schwabens enthält, multorum camelorum onus! aber mit einem unſäglichen Fleiße und großer Treue zuſammengetragen. Hr. Profeſſor Stälin kennt den Verfaſſer, und, wenn es nach meinem Wunſche gehet, muß das Buch gedrukt werden und es wird auch bleibenden Werth behalten, wenn auch keinen ſo vorzüglichen, wie Stälins Wirtembergiſche Geſchichte, der ſo bald keine andere gleich kommen wird. | Herren Profeſſor A. Schott bitte ich, nebſt einem freundlichen Gruße, von mir zu ſagen, daß ich zu meinem Leide noch nicht dazu kommen konnte auf ſeinen werten Brief zu antworten, aber es ſoll doch bald geſchehen und mein Dank für ſeine ſchonende Recenſion meines

Oettingers (über den Sie mir kein Wort geſagt haben), nicht ausbleiben. An Stälin, Oberſt von Hövel, Schott, Archivar Kausler und Obertribunal Advocaten von Abel, bitte ich meine beſten Grüße auszurichten, Sie ſelbſt ſind von uns allen auf das herzlichſte gegrüßet. Möge es Inen in unſerem lieben guten, alten Schwabenlande recht wol gehen! Mit dieſem aufrichtigen Wunſche leben Sie wol! Gott befolen! von

Irem

ganz ergebenen Freunde.

Joſeph von Laßberg.

9.

Auf der alten Meersburg am 22. April 1843.

Mein lieber Herr und Freund!

Auf Iren heute erhaltenen Brief vom 19. huius habe ich Nachſtehendes zu antworten. Erſtens meinen beſten Dank für Ire guten Wünſche zu meinem Geburtstage. Ich habe ſie ſchon am 10. April ſelbſt Nachmittags um 4 Uhr an einem wunderſchönen Stule aus gutem ſchwäbiſchen Eichenholz, künſtlich und zierlich gemalt und geſchnizzet geleſen, und mich gefreuet, das ſilberne Kleeblat im roten Felde (ein wares Sängerwappen) unter den Zeichen der übrigen guten ſchwäbiſchen Männer zu finden. Es war eine fein ausgeſonnene und rürend ausgefürte Ueberraſchung für den alten Mann, der bis auf wenige Schritte von dem Erenſtule, keine Andung von der Freude hatte, die im bereitet war. Gott vergelts! denn ich kann es nicht vergelten und der Ere und Liebe iſt daran viel mer gewendet, als ich verdiene. Da auch meine eheliche Wirtinne M. Anna Droſte mit in die freundſchaftliche Verſchwörung getreten war, mußte die Ueberraſchung allerdings gelingen. Der Stul iſt in jeder Beziehung ein Opus absolutum! und der Meiſter, der in erfunden und iener welcher ihn ausgefürt hat, ſind beide gleiches Lobes würdig; aber die Pietät der Freunde gegen den alten Mann, das iſt und bleibt doch das erfreulichſte!*) |

---

*) Ueber dieſe dem Freiherrn von Laßberg von einem Kreiſe Stuttgarter Freunde bereitete ſinnige Ueberraſchung ſpricht ſich ein von dem Gefeierten an den Oberſten v. Hövel gerichtetes Schreiben noch ausführlicher aus:

Auf der alten Meersburg am 11. April 1843.

Oh mein teurer Hovelius! Welche Freude haben Sie mir alten Manne bereitet! denn Sie, alter Freund! halte ich für den Urheber und Rädelsfürer dieſer freundſchaftlichen Verſchwörung. Dieſer ſchöne und mer als ſchöne Stul freut mich und eret mich mer, als wenn einer der Könige der Erde, wie ſie nun ſind, mir alle ſeine Orden umgehängt hätte. Daß Sie mir aber meine liebe Hauswirtinne auch zu dieſem Verrate verfürt haben, will ich gutmütig verzeihen; aber weiter ſolls nicht gehen! Wir feierten meinen Geburtstag, der mir viel lieber und wichtiger iſt, als der Namenstag, ganz ſtille und vergnügt zu vieren, wie wir täglich zu Tiſche ſizzen. Auch der abweſenden Freunde Geſundheit ward getrunken, wobei ich freilich das Beſte tun mußte. Nach Tiſche ſezzte ich mich an den Schreibtiſch, und fur mitunter auch in meinen ſchon frühmorgens begonnenen Betrachtungen über meinen bisherigen Lebenslauf fort. Gottlob! Ich ſtieß auf nichts, was mein Herz ſchneller an die Rippen der alten ſchwäbiſchen Bruſt ſchlagen machte. Es war etwas nach vier Ur, da kamen die beiden Hilden herangelaufen und ſagten: Die Mutter läßt dich bitten, du möchteſt doch ſogleich zu ir ins Blumenzimmer herabkommen. Was ſoll ich denn da machen? Ey das wiſſen wir nicht! war die Antwort. Nun, dachte ich, vermutlich iſt eine der Lieblingspflanzen im Aufblühen und das ſoll ich ſehen und loben.

Als ich in das Blumenzimmer kam, war Niemand da, aber die eiſerne Türe des Bücherſaales war offen. Die Schlüſſel waren mir alſo entwendet. Ich rief Jenny, Jenny; allein keine Antwort. Auf einmal erblicke ich in dem Rondel, wo ich ſonſt im Sommer zu ſchreiben pflege, etwas von ganz fremdartiger Geſtalt ſtehen. Die Kinder lachten überlaut und klatſchten vor Freuden in die Hände. Heu! rief ich, hat unſere närriſche Mutter ein altes Märchen gekauft, um mich damit anzubinden!

Als ich aber näher trat, ſahe ich wol, was es war, konnte mir aber gar nicht ausdenken, woher es kommen möchte. Auf einmal erblickte ich auf beiden Seiten des Stules die Wappen mit den Inſchriften. Nun hatte ich deren nicht ein halb Duzend geleſen; ſo wußte ich ſchon alles. Da trat meine Frau hinter der Türe, wo ſie ſich verborgen hatte, hervor und gab mir die Briefe. Lieber Freund! Da erfur ich, daß einem alten Manne auch nach drei und ſiebenzig Jahren, die Augen noch naß werden können. Gott vergelts euch, ihr lieben biedern ſchwäbiſchen Män-

Was nun die Herausgabe des Habsburgiſchen Urbars betriſt, ſo ſtehet meine Handſchrift dem literariſchen Vereine zu Stuttgart zwar zu Dienſte, doch nur unter der ausdrüklichen Bedingung, daß der Ausgabe ein vollſtändiges topographiſches Regiſter beigefügt werde, one welches der Gebrauch des Buches zu beſchwerlich ſein würde. Auch geographiſche Noten über die iezigen politiſchen und ſtatiſtiſchen Verhältniſſe der darinne aufgeführten Orte wären ſer wünſchenswert. Es iſt nicht genug, daß man Bücher macht, man muß ſie auch für den Gebrauch bequem machen, beſonders ſolche, welche meiſt nur von Gelerten benuzt werden. Uebrigens muß ich geſtehen, daß ich gewünſcht hätte, nicht zuerſt in der Zeitung zu leſen, daß der literariſche Verein beſchloſſen hat dieſes Urbar herauszugeben. Ich möchte wol ſehen, wie ſie das wol one meine Handſchrift angehen wollten; es wäre demnach wol nicht zu viel geweſen, mich zuerſt darum zu begrüßen; denn der Brief, in dem Sie zuerſt von dieſer Sache Erwänung taten, kam beinahe zugleich mit dem

---

ner. Seit vielen, ja vielen Jaren, hat der alte Meiſter Sepp ſolche ſüße Rürung nicht empfunden. „So viel Ere und Liebe bin ich warlich nicht wert", war meine erſte Rede und das muß ich auch noch ſagen: aber es freute mich die ſchöne Gabe. „Old Oak" ſagte ich dann, Holz von unſern alten ſchwäbiſchen Eichen! das iſt ſchöner und beſſer, als Gold, Silber und Elfenbein.

Nachdem ich den Stul von vorne und hinden, von den Seiten und oben und unten, bis auf den Namen des Meiſters Wirth, des kunſterfarenen Stuttgarters, beſichtiget und alles ſchön, rein und untadelhaft gefunden hatte, ſezzte ich mich hinein, und ich ſaß ſer gut. Dann ſagte ich: da werde ich oft ſizzen und wenn mir eines der Wappen in die Augen fällt, an den wakern Mann mit Dank gedenken, dem es angehört. Nun, wie ſoll ich meinen Dank ausdrüken? Das wird ſchwer ſein, wenn die Worte meinem Gefüle gleich ſtehen ſollen. Eine allgemeine Dankſagung d. i. an alle und iede, will ich gedrukt nachſenden; denn an jeden beſonders zu ſchreiben, wäre jezt nicht möglich, da ich die Gicht am rechten Arme habe; indeſſen ſagen Sie, liebſter Hovelius! den Freunden in Stuttgart, welche Freude ich ihnen verdanke. Mer mag ich wahrhaftig diesmal nicht zu ſchreiben. Nur noch einen Gruß von uns an Weib und Kind und dann Gott befolen von Irem

Joſeph von Laßberg.

Aufſazze in der allgemeinen Zeitung in meine Hände. Noch iſt die fragliche Handſchrift nicht zu mir zurükgekeret; ſobald ich ſie wieder habe, werde ich es Inen melden und dann können Sie ſolche auf eine beſtimmte Zeit bekommen. Daß Profeſſor (nicht Archivar) Eutychius Kopp aus Luzern deshalben an den L. Verein ſchreiben werde, wußte ich durch in ſelbſt. |

Ich komme nun zu Irem Wunſche: die Handſchrift von den Predigten des Nicolaus von Straßburg, welche in dem Chorherrenſtifte zu St. Florian in Oeſterreich ob der Ens liegen ſoll, zur Collation zu erhalten. Ich werde demnächſt an meinen Freund den Archivar Jodoc Stülz daſelbſt ſchreiben; ob ich aber in meiner Bewerbung glüklich ſein werde? ſcheint mir noch ſer ungewiß zu ſein. Es giebt nämlich Klöſter, aus welchen ſtatutengemäß keine Codices dürfen ausgeliehen werden; iſt nun die fragliche Handſchrift Eigentum des Kloſters, ſo kann Stülz nichts dazu tun; ſollte ſie aber ſein Privateigentum ſein, ſo zweifle ich nicht einen Augenblik, daß er ſie mir zu lieb herſenden wird. Um Zeit zu ſparen werde ich im ſagen, daß er ſie unmittelbar nach Stuttgart ſenden ſoll; aber: unter welcher Adreſſe?? —

Nun zum Poſtſcriptum Ires heutigen Briefes. Ich äußerte freilich in meinem letzten: Sie hätten mir noch kein Wörtchen über mein leztes Büchlein geſagt. Das nennen Sie irrig für einen Vorwurf, als ob Sie mir nicht dafür gedankt hätten? Wie konnte ich das meinen, da Sie mir ia wirklich gedankt hatten. Ich meinte aber, Sie würden und könnten mir über den zwar bunten aber doch großenteils intereſſanten Inhalt deſſelben etwas im allgemeinen oder im einzelnen ſagen. Nicht mich oder das Büchlein loben, quae omnia ego procul habeo; aber was Sie von dem Ganzen halten. Daß man dergleichen von ſeinen Freunden erwartet, finde ich ganz natürlich.

Mit den beiden Hohenſtaufiſchen Liedern iſt durch Faulheit des Buchdrukers eine Ungeſchiklichkeit vorgegangen, die im Literaturblatte wie billig gerügt wurde, aber nicht auf meine Rechnung fällt, obſchon ich ſie büßen muß. Nach 2maliger

Correctur der verdruckten Strophen fand ich beim Empfang des Reindrukes bei genauerem Durchgehen, daß die alten Feler doch ſtehen geblieben ſind. Ich ließ ſogleich einen Carton druken, allein leider waren ſchon 30 Exemplare verſandt und unglücklicher Weiſe darunter auch die 10 Stuttgarter.

Wir alle befinden uns wol, haben einen guten Winter gehabt und freuen uns jezt des ſchönen Frülings, ſeit acht Tagen iſt unſer Schloßhügel mit Blüten bedekt und die 2 Hilden ſpringen darunter herum, wie zwei junge Rehelein. Viele Grüße an die Stuttgarter Freunde, ich werde mich bei allen ſchriftlich bedanken; aber ich bin ſo mit fremder Arbeit überladen, daß ich beinahe nicht umkommen kann.

Wir alle grüßen Sie auf das freundlichſte und ich bin und bleibe, wie immer

Ir

ergebenſter
J. v. Laßberg.

Iſt Maßmann ſchon nach Berlin gegangen?

10.

Auf der alten Meersburg am 16. Juny 1843.

Beſter Herr Pfeiffer!

Der Codex des Habsburg. Urbars iſt nun wieder hier und ich würde Inen denſelben ſchon heute geſchikt haben, wenn ich nicht vor wenigen Tagen aus Luzern eine Nachricht erhalten hätte, welche mich veranlaſſet, zuvor bei Inen eine Anfrage zu machen.

Herr Prof. Eutychius Kopp daſelbſt las in der allgemeinen Zeitung, daß unter anderem der Literar. Verein zu Stuttgart im Sinne habe, das fragliche Habsburg. Urbar herauszugeben. Da er nun natürlicher Weiſe vorausſezzen mußte, daß gedachter Verein hiezu vorläufig meine Beiſtimmung eingeholt habe — denn was wollte man one meine Handſchrift herausgeben?! — ſo ſchrieb er dahin und erbot ſich, nicht nur die Herausgabe zu beſorgen; ſondern auch die noch hier und da in der Schweiz zerſtreuten Fragmente der in meinem Codex beträchtliche Hiatus verurſachenden Urſchrift, zu ſammeln und dem Werke einzuverleiben. Gewiß konnte dieſe Arbeit in keine beſſere Hände fallen, als in die des Hrn. Prof. Kopp! und wie ich verneme, hat der Literar. Verein dies Anerbieten angenommen, auch ſeitdeme Prof. Kopp mich um Abgabe meiner Handſchrift angegangen. Nun können Sie leicht denken, daß ich hiedurch in Verlegenheit geſezt bin; denn da Sie ſchon früher mir ſchreiben, daß Sie die Redaction der fraglichen Ausgabe übernommen haben, und der literariſche Verein ſich deshalb mit mir | niemal in unmittelbares Einvernemen geſezt hat; ſo kann ich auch nicht wiſſen, an welchen der beiden Herausgeber ich nun den Codex abgeben ſoll? — können Sie, mein hochgeachteter Freund! mich hierüber endlich ins klare bringen, ſo werden Sie mich verbinden.

Am 7. Juny*) 1843.

Ich wurde durch einen Beſuch von Verwandten meiner Frau aus Weſtphalen unterbrochen und vom Schreibtiſche abgehalten, die erſt geſtern weiter in die Schweiz abgereiſet ſind. Herr Gevatter Maßmann iſt one Sang und Klang und one von ſeinen ſüdteutſchen Freunden Abſchied zu nemen, nach den nordiſchen Turnpläzen abgereiſet. Möge es im wol gehen! und er in ſeinem alten Vaterlande die gewünſchte Zufriedenheit finden! —

Ich habe nun auch den Eraclius ganz und mit großer Aufmerkſamkeit, geleſen. Es iſt ein gutes und großes Stück Arbeit; aber ich habe auch gar keinen Glauben an die Maßmanniſche Behauptung, daß | Biſchof Otto von Freyſingen der Verfaſſer des teutſchen Gedichtes ſeye. Unmöglich hätte ein Biſchof die Bulſchaft zwiſchen Athenais und Parides alſo beſchrieben,

---

*) Es muß Juli heißen, das Poſtzeichen iſt vom 9. dieſes Monates.
W.

am allerwenigſten ein Teutſcher des XII. Jarhunderts; aber auch das glaube ich nicht, daß das Gedicht aus dem XII. Jarhundert ſeie. Die Sprache iſt ja offenbar eine des XIII. Das Reimbuch halte ich für eine ganz überflüßige Arbeit; es kann Niemanden nuzzen, als einem Schüler: beſſer wäre ein Gloſſar der Wörter und Ausdrücke geweſen, die dem Verfaſſer des Eraclius vor andern Dichtern ſeiner Zeit eigen ſind. Auch einige allotria finde ich darinne, wie ich glaube, zu Vergrößerung des Werkes und auch des Honorares. Allein, dies alles ſind keine weſentliche Feler. Es bleibt dennoch eine gute und große Arbeit, und ſelten iſt noch ein altteutſches Gedicht mit ſo reichem Apparate ausgeſtattet erſchienen. Die vielen Drukfehler ſind freilich der Entfernung vom Drukorte zuzuſchreiben, allein es ſind auch Schreibfeler darunter, die nicht zu entſchuldigen ſind. Von Barlaam und Joſaphat ſage ich nichts und denke dabei, was mir einmal Schmeller auf Anfrage nach dem II. Teile ſeines bairiſchen Wörterbuches geantwortet hat: „er wird wol erſcheinen, wenn er fertig iſt". Und damit, von uns allen gegrüßet und Gott befolen! von

Irem

ergebenſten
J. v. Laßberg.

Grüße an alle Stuttgarter Freunde.

11.

Auf der alten Meersburg am 21. December 1844.

Lieber Herr und Freund!

Das Jar will enden, und man muß ſeine Schuldigkeit bezalen. Schon längſt hätte ich Inen gerne geſchrieben; allein, meine Hand verſagte mir den Dienſt. Wie erbärmlich derjenige iſt, den ſie mir jezo leiſtet, ſehen Sie aus den gegenwärtigen häßlichen Schriftzügen. Es wäre lächerlich, zu verlangen, daß wegen mir die Geſäzze der Natur ſich verkeren ſollten. Alte Leute von rüſtigem Körperbau müſſen langſam enden, und die ſchwere Bagage reiſet voraus.

Als ich Greith's Antwort auf meinen Inen mitgegebenen Brief erhielt, konnte ich Inen denſelben nicht zuſenden; denn ich wußte nicht, ob Sie Ire Reiſe vollendet hatten oder nicht? Ich wollte es auch darum nicht tun; weil ich noch auf weitere Antwort und Auskunſt von Greith wartete. Da bis nun zu noch nichts gekommen, ſo ſende ich Inen den Brief. Daß die Sache wegen des St. Galler Biſchoſtums noch gar nicht im Reinen iſt, wiſſen Sie aus öffentlichen | Blättern, wie aber die Stelle eines Bibliothecars mit jener des Biſchofs zuſammenhängt? verſtehe ich nicht! — Was nun Sie, lieber Freund! weiter in der Sache thun werden oder wollen, muß ich Irem Ermeſſen anheim ſtellen: wünſchen Sie, daß ich dieſelbe bei Greith wieder in Erinnerung bringe, ſo ſtehe ich zu Dienſten.

Was nun den literariſchen Verein zu Stuttgart und meinen Beitritt zu demſelben betrifft, ſo liegen fürs erſte 22 fl. hiebei für den I. und II. Jargang, worüber Sie mich gefälligſt quittiren wollen. Unter den bereits übergebenen und geſandten Stücken vermiſſe ich noch: Closners Chronik und den Georg von Ehingen. Wollen Sie wol den Secretär der Geſellſchaft veranlaſſen, mir dieſe zu ſenden, ſo verbinden Sie mich. Was ſoll im Laufe des nächſten Jares erſcheinen? |

Wenn Sie die Güte hätten, Autographa für unſere Schweſter Nette zu ſammeln, ſo dürfen Sie ſolche nur mit dem Poſtwagen an mich ſenden: es gehen wol manchmal im Jare Sendungen von hier an ſie ab, denen wir ſie beiſchließen können. Nette's Gedichte gefallen Inen alſo ſer wol! — mir gefallen ſie nicht! Originalität, Erfindung und dichteriſchen Schwung kann man inen zwar nicht abſprechen; aber ſie ermangeln der claſſiſchen Reinheit der Sprache gar zu ſer! und welches Heer dem nicht Weſtphalen ganz unverſtändlicher Provinzialismen! — one ganz reine, höchſt gebildete Sprache kann ich keinen Dichter anerkennen.

Sie bedauren, daß Ire Weiterreiſe Sie ſo bald von uns abrief; glauben Sie mir, daß ich es nicht weniger bedauerte, und die Hofnung, die Sie uns geben, noch öfter in der alten Dagobertsburg einzukeren, uns allen Freude macht. Warum bin ich nicht reich genug, um Inen bei meiner Bücherei eine erkleckliche Pfründe anbieten zu können, | die Inen Zeit genug zu literariſchen Arbeiten übrig ließe! Aber es iſt nun einmal ſo, daß die, welche wollten, nicht können, und die, welche könnten, nicht wollen.

Grüßen Sie mir beſtens die Stuttgarter Freunde! und bitten Sie dieſelben in meinem Namen, mir nicht zu zürnen, wenn ich nicht ſchreibe. Stälin laſſe ich bitten: mir doch das Wappen der Familie v. Pfuhl von Rippur, nur in Bleiſtift ſchrafirt zu ſchiken. Wann wird denn der II. Band ſeiner Geſchichte Wirtembergs einmal erſcheinen?

Wir alle grüßen Sie auf das herzlichſte.

Leben Sie wol, Gott befolen! von

Irem

ergebenſten

Joſeph von Laßberg.

Explicit am 22. Decbrs. und prost Neujar.

12.

Mein vererter Herr und Freund!

Hier folgt des Tinfels Segi, Sageina im mittelalterl. Latein, la Seine oder la Saine im heutigen Franzöſiſch. In Neumanns Conspectus literar. und bei Scherz Oberlin finden Sie dies Gedicht erwänet, welches mir eine reiche Schilderung des Lebens und der Sitten des beginnenden XV. Jarhunderts zu ſein ſcheinet. Zwar one allen dichteriſchen Wert, aber in ebenerwänter Hinſicht nicht unwürdig, bekannt zu werden*). Die am Fuße des erſten Blattes recto befindliche Zeichnung ſtellet das Tor der oberen Stadt zu Bregenz vor, wo das Buch, wo nicht gemacht, doch gewiß geſchrieben worden. Der dortige Beichtiger der Kloſterfrauen, Herr von Weizzenegg beſaß es und von im iſt es an mich gekommen. Der Minneſänger Grave Hug von Montfort, Herr zu Bregenz, beſaß einen Knappen, Burk (i. e. Burkhard) Mangolt, der im ſeine Lieder, die er meiſt zu Pferde dichtete, auf und abſchrieb. Von des Tiufels Segi befindet ſich auch eine alte Abſchrift mit Gemälden in dem Luzerneriniſchen Ciſterzienſerkloſter St. Urban; | aber ſie hat Lüken. Nun aber, um wieder auf den Burk Mangold zu kommen, ſo vermute ich, daß er wol der Verfaſſer des um 1440 geſchriebenen Gedichtes von des T. Segi ſein möchte. Ob aber das in demſelben angerufene Concilium, das Conſtanzer 1414—1418, oder das ſpätere Basler ſeie? will ich nicht entſcheiden, doch iſt mir Erſteres um ſo warſcheinlicher, als Grave Hug als ein ſchon alter Mann die Conſtanzer Kirchenverſammelung 1415 beſuchte.

Seit einigen Wochen bin ich mit Herrn Dr. Matile, Prof. Juris zu Neuchatêl in Briefwechſel geraten, welcher gerne die Lieder des Graven von Fenis aus dem Weingartner Codex, von einer franzöſiſchen Ueberſezung begleitet, herausgeben möchte, und zwar den ganzen Text jener Handſchrift. Nun iſt die Frage: was würde ein gutes Facſimile der ſämmtlichen Strophen dieſes Minneſängers auf Strohpapier koſten? Im Vertrauen auf Ire bisherige freundſchaftliche Gefälligkeit für mich ſehe ich der möglichſt ſchnellen Erledigung dieſer Frage mit Senſucht entgegen. Ich möchte ſo gerne Hrn. Prof. Matile gefällig ſein; denn es freuet mich immer ſer, wenn ich auch im Auslande Freunde un | ſers alten Sanges entdeke. Dieſer, der ſeine Studien in Berlin und Heidelberg gemacht hat, hat ſchon das Chronicon ex Cartulario Lausannensi herausgegeben, dann die Berner Handſchrift des franzöſiſchen Schwabenſpiegels, und eben iſt von im der erſte Band der Monumenta Novi Castri, eines Werkes von mer als 2000 Urkunden erſchienen. Solche Männer muß man warm halten! Sie verbinden mich alſo, wenn Sie mir bald über fraglichen Gegenſtand antworten.

---

*) Nun herausgegeben von Dr. K. A. Barack: Des Teufels Netz. Satiriſch-didaktiſches Gedicht aus der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Stuttgart (70. Publication des litter. Vereins) 1863. W.

In St. Gallen iſt noch immer kein Bibliothecar! Ich hatte vorige Woche Anlaß, an Greith, wegen Mitteilung handſchriftlicher Badiſcher Geſchichtsquellen, deren Herausgabe die Regierung an Mone übertragen hat, zu ſchreiben und daneben die Bibliotheke wieder in Anregung gebracht. Es wäre doch eine ware Schande für St. Gallen, wenn im nächſten Sommer, wie alle Jare geſchiehet, fremde Gelerte dahin kämen und die Bibliothek geſchloſſen fänden.

Auch ich habe, ungeachtet aller Nachfragen, noch Niemand gefunden, dem ich die Ordnung und Catalogiſirung meiner Bücherei übertragen könnte! und doch wünſchte ich ſo ſenlich, dieſe Sache vor meinem Ableben noch vollendet zu ſehen, um meinen Erben, die ſo gar nichts davon verſtehen, die Verwertung meiner Bücher zu erleichtern. Wäre ich reich, ſo würde ich ſie einer öffentlichen Anſtalt vermachen; aber das bin ich nun einmal nicht! auch habe ich [nie] geſtrebt es zu werden. |

Grüßen Sie herzlich von mir die lieben guten Stuttgarter Schwab, Schott, Stälin, Kausler, Moſer, Abel und wer ſich des alten Meiſters Sepp erinnern mag. Ach! daß ich Inen nicht auch noch einen Gruß an meinen lieben alten Hövelins aufgeben kann! Have! candidissima anima!

Wir ſind gottlob! Alle wol, und ſeufzen dem ſo lange zögernden Früling entgegen. Wie gerne möchten wir ſingen:

redeunt iam gramina campis,
arboribusque comae! —

Voriges Jar, um dieſe Zeit, konnte man ſäen, jezt liegt noch hie und da ein Fezzen Schnee und der Boden iſt gefroren! —

Alle Bewoner der alten Dagobertsburg ſind wol und grüßen Sie beſtens. Leben Sie wol! Gott befolen! von

Irem

M. am 12. März. 1845. J. v. Laßberg.

Ich konnte nicht früher ſchreiben; denn meine Hand war völlig unbrauchbar.

13.

M. am 12. April 1845.

Lieber Herr und Freund!

Ich habe an demſelben Tage, als ich Iren Brief vom 3. huius erhielt, die mir zugeſchloſſenen Facſimile's und auch den Abdruck des Heidelberger Codex Nr. 357. an den H. Prof. Dr. Matile nach Neuſchatel verſendet. Empfangen meinen beſten und verbindlichſten Dank für die ſo ſchnelle als glüklich ausgefallene Beſorgung der Facſimile's des Codex Weingartenſis, wodurch Sie mich in den angenemen Fall ſezzen, daß H. Prof. Matile das alte: bis dat, qui cito dat! auf mich anwenden kann. Ich wollte im einen Gefallen erweiſen und dies iſt durch Ire freundſchaftliche Hilfe vollkommen gelungen.

Für Ire ſo freundſchaftliche Abſicht, mir einen tüchtigen und wiſſenſchaftlich gebildeten Mann für Ordnung und Catalogiſirung meiner Bücherſammelung zu verſchaffen, ſage ich Inen den herzlichſten Dank. Ich habe vorgeſtern mein ſechsundſiebenzigſtes Lebensiar auf meine Achſeln genommen und muß daher wünſchen, daß dies Geſchäft noch vor meiner Reiſe in das Land, aus dem noch keiner zurückgekommen, beendiget werde. Weder meine Frau noch meine Mädchen würden an den griechiſchen, lateiniſchen, oder altteutſchen Büchern und Handſchriften viel Unterhaltung finden; eben ſo wenig mein einziger Son Karl, der iezt ſchon ein alter Kriegsknecht geworden iſt und es auch bleiben will, ſo lange er activ bleiben kann. Nun habe ich die Auſſicht, daß meine wiſſenſchaftlichen Sammelungen, mit Vorbehalt meines lebenslänglichen Genuſſes, an jemanden übergehen und doch in Schwaben bleiben werden, der nach meinem Tode meinen Erben einen erklecklichen Erſatz leiſten würde. Dazu iſt eine ſyſtematiſche Ordnung und Catalogiſirung vorläufig unentberlich. Hiezu iſt der Sommer die beſte Zeit; denn bei den kurzen Wintertagen und in den unheizbaren Gewölben meines Bücherſaales wäre die Sache unausfürbar. Es iſt mir zwar, wegen ſeiner ſchönen Schrift ein Lycäiſt aus Conſtanz empfolen worden, allein, mit dieſem wäre ich täglich angebunden, um in zu leiten, zu beraten und anzufüren, wozu ich mich nur ſchwer entſchließen könnte; denn iede andere Arbeit müßte ich dann aufgeben.

Am liebſten würde ich meine Handſchriften (iezt ſchon weit über 200) in Stuttgart, auch mir die Hauptſtadt meines geliebten Schwabenlandes, ſehen; aber ich kann ſie von den gedrukten Büchern, one dieſen zu ſchaden, nicht trennen. Vor meiner zweiten Ehe, | hatte ich keinen andern Gedanken, als ſie einſt der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart zu ſchenken; allein, nun ſind zwei Kinder mer da, und ich habe ſeit einigen Jaren auch beträchtliche Verluſte erlitten, da muß ich nun auf das verfluchte Geld ſehen, das ich mein ganzes Leben hindurch mer gehaßt als geliebt habe.

Ich las heute in der Kölniſchen Zeitung vom 8ten April: „Literariſcher Verein in Stuttgart. *Heute wurde an die verehrt.* Mitglieder *verſandt*: Die neunte Publication enthaltend: 1. Bruchſtük über den Kreuzzug Friedrich I. 2. Ein „Buch von guter Speiſe. 3. Die alte Heidelberger Liederhandſchrift. Stuttgart am 23. Februar. 1845.“ Nach ſechs Wochen nach dieſer Publication befinde ich mich one ein Stück derſelben! Ich meine, der Literar. Verein ſollte ſolche Mitglieder, welche im Beiträge liefern, nicht ſchlechter behandeln als andere. Mögen Sie, lieber Freund! dies da anbringen, wohin es gehört. Und nun leben Sie recht wol! Gott befolen! von

Irem J. v. Laßberg.

Grüße an alle, die meiner gedenken.

14.

Auf der alten Meersburg am 23. May 1845

Lieber Herr und Freund!

Ire Sendung und Geſchenk hat H. Profeſſor Matile viele und große Freude gemacht und er würde Inen dies ſelbſt geſchriben und gedankt haben, wenn er nicht eben im Begriffe wäre eine Ferienreiſe nach Schwaben vorzunemen, auf welcher er Sie in Stuttgart aufſuchen und mündlich danken will.

Nun aber empfangen Sie auch meinen beſten Dank, für die ſo freundſchaftliche Zuweiſung des Herren Doctor H. Sein Brief gefällt mir ſer gut, er ſtellt mir einen biedern und herzlichen Schwaben von altem Schrot und Korn dar und ich glaube auch G. A. Bürgers Blümchen Wunderhold in ſeinem Karakter nicht zu vermißen. Seine Schrift hätte ich freilich zierlicher und körniger gewünſcht: aber ſie iſt doch ſer deutlich und ziemlich gleichförmig. Es bleibt mir ia immer freigeſtellt, wenn er den Catalog fertig geſchrieben hat, denſelben noch einmal, durch eine zierlichere Hand ab- ſchreiben zu laſſen. Ich halte für das beſte, jetzt an Herrn Doctor H. zu ſchreiben und im freizuſtellen, ob er nicht vorläufig zu mir kommen will? um in loco Einſicht von dem qualitativen und quantitativen Beſtande der Arbeit zu nemen, welcher er ſich unterziehen ſoll; auch Ort und Leute kennen zu lernen, bei denen er ſich eine geraume Zeit aufhalten ſoll, möchte im wol nicht überflüſſig ſcheinen.

Hier noch eine Notiz zu des Tiufels Segi. Habe ich Inen auch geſagt, daß im Kloſter St. Urban im Canton Luzern auch eine Handſchrift des XV. Jahrh. von diſem Gedichte liegt?

Mit großer Senſucht forſche ich in iedem Literaturblatte nach der endlichen Erſcheinung des II. Teiles von Stälins Geſchichtwerke, in vielen Jaren hat mich kein Buch ſo lebhaft angeregt. Grüßen Sie in und alle Stuttgarter Freunde von mir.

Wir ſind 'Gottlob! alle zuſammen wol und haben alle Tage Gäſte aus allen 4 Ecken der Welt. Vorgeſtern kam uns ein ſchwäbiſcher Edelmann, als frommer Pilger aus Jeruſalem, Aegypten und Italien zu Hauſe; ich aber tue ſeit 2 Monaten nichts als Urkunden ſchreiben, die mir ein glüklicher Zufall in die Hände gefürt hat. Es ſind nun nahe an 500. Iſt die Zal einmal voll, ſo hätte ich wol Luſt ſie mit Noten herauszugeben; einen Verleger werde ich wol nicht finden, und ſo werde ich alter Eſel, wol die Laſt wieder auf mich nemen müſſen, wie beim Liederſaale. Nun, in Gottes Namen! Leben Sie wol, herzlich gegrüßt, von

Irem

Joſeph von Laßberg.

15.

Auf der alten Meersburg am 5. Auguſt 1845.

Josephus Laszbergius, Fransisco [illegible] salutem et omne bonum!

Geſtern Abend kam Decan Greith aus S. Gallen, mit einem monachus Einsidlensis zu mir und Sie können denken, mein werter Freund! daß ich, als wir nach dem Nachteſſen allein beiſamen waren, ſogleich das Geſpräch auf Sie gelenkt habe. Die Sache ſtehet noch, wie ich Sie Inen früher überſchrieben habe: ſo lange kein Biſchof gemacht iſt, wird auch die Bibliothecarſtelle nicht definitive beſezzt; — — aber G. hat mir nun in Beziehung auf Sie einen andern Vorſchlag gemacht, der mir nicht übel gefällt und den Sie nun in Ueberlegung nemen mögen. Es iſt folgender: Sie wollen ſich um die Profeſſur der teutſchen Sprache und Literatur, am S. Galliſchen Lycäum melden, welche er Inen verſchaffen zu können glaubt. Dieſe Stelle tragt zwar iährlich nur achthundert Gulden; aber ſie gewärt demienigen, der ſie bekleidet, noch viele Zeit zu eigenen Arbeiten, die Bibliotheke ſtünde ganz zu Irem Gebrauche und Sie würden, wenn Sie es wünſchten, auch den Titel als Unterbibliothecar erhalten, was Inen ſchon eine Anſprache auf das

Bibliothecariat gäbe, zu welchem, wie mir Greith ſagt, ſich bereits nicht weniger als 28 Competenten gemeldet haben. Ich fragte: ob es in St. Gallen teuer zu leben ſei? Die Antwort war, daß ein unverheurateter Mann mit 800 fl. in S. Gallen recht wol leben könne, beſcheidne Wonungen würden Sie in der Nähe des Stiſts, und ſer billige Koſt in der in dem Stiſte ſelbſt befindlichen Reſtauration finden, welche von merern Angeſtellten beſucht wird.

Nun, mein lieber Auletes! wie gefällt Inen dieſer Vorſchlag? Da Sie ſich ſchon früher gegen mich geäußert haben: Sie wünſchten vor allem wieder in der vaterländiſchen Schweiz veſten Fuß zu faſſen, ſo ſchiene mir dies Anerbieten die beſte Gelegenheit dazu und ich meine, Sie würden nicht übel tun die Fronte Capillata beim Schopf zu nemen. Entſchließen Sie ſich dazu, ſo rate ich one langen Verzug An Herren Decan und Pfarr-Rector Greith Hochwürden nach St. Gallen zu ſchreiben, denn mir ſcheint, er wünſcht in dieſer Sache begrüßt zu werden; alſo carpe diem, dum fervet olla.

Ich habe dieſen Morgen Moriz Engelhard aus Straßburg, mit ſeiner Frau, Greith und den Bibliothecar Gallus Morell von Einſiedlen, nach Heiligenberg und Salmannsweiler füren laſſen, und mich ſogleich hingeſezzt, um an Freund Pfeiffer zu ſchreiben; dieſen Abend kommen ſie zurück, um mit dem Dampfſchiffe nach Conſtanz zu gehen.

Sie werden verwundert ſein zu hören, daß ich noch immer nicht an Herren Dr. H. geſchrieben habe! allein, es war bisher rein unmöglich die Bibliothekararbeit anzufangen. Seit einem Vierteliar war mein Haus keinen Tag von Gäſten und Beſuchern leer: dieſe guten und lieben Leute nemen und namen alle meine Zeit in Beſchlag und doch beſtehet das Leben aus lauter Zeit!!! — Wie hätte ich da, wenn Herr Dr. H. auch hier geweſen wäre, bei im ſein und in anweiſen und helfen können? was doch wenigſtens in der erſten Zeit unerläßlich geweſen wäre. Nun iſt der Sommer beinahe vorüber und die Arbeit würde doch vor Winter unmöglich zu Stande gebracht werden können. Das vor allem zu Bewirkende iſt die Umſtellung und Ordnung der Bücher, für deren Zal der vorhandene Raum kaum mer ausreichen will. In den onehin ſo kurzen Wintertagen könnte in den unheizbaren Gewölben des Bücherſaales doch nicht gearbeitet werden; es wird alſo wol nichts anders übrig bleiben, als das ganze Geſchäft auf den kommenden May zu vertagen. Fragen Sie doch Hrn. Dr. H.: ob er Luſt hätte um dieſe Zeit zu kommen, und welche ſeine Bedingungen ſind?

Ich muß ſchon wieder abbrechen, da ein Beſuch kömmt; will Inen aber meine Nachricht, S. Gallen betreffend, nicht länger vorenthalten. Leben Sie wol! von uns allen beſtens gegrüßt.

Ir

Explicit am 6. Auguſt 1845. J. v. Laßberg.

Wann kommt denn Stälins IIter Band einmal heraus?

16.

Auf der alten Meersburg am 2. Hornungs 1846.

Vererter Herr und Freund!

Ich kann Inen heute nur wenig Worte ſchreiben. Ich möchte wiſſen, ob es war iſt, daß der Aventiure Krone, von Heinrich von dem Türlin, im Druke erſchienen ſeie? Ich habe es gehört; aber noch iſt mir kein Exemplar davon anſichtbar geworden.

Sie können mir hievon die verläſſigſte Kunde geben und ich bitte Sie darum. Wenn es aber nicht der Fall ſein ſollte; dann bitte ich ferner mir zu ſagen: ob Sie nicht eine Abſchrift diſes Gedichtes beſizzen und mir dieſelbe auf kurze Zeit leihen wollen? oder, ob Sie mir nicht wenigſtens von anderwärtsher eine Abſchrift zu diſem Gebrauche verſchaffen können?

Sollte nicht in der Palatiniſchen Sammelung zu Heidelberg ſich eine Handſchrift diſes Gedichtes befinden? und was

würde wol eine g
bewieſene freundſch
die andere dieſer F

Es iſt nun
wenn mir der liebe
des Liederſaales u
auch Wilhelm von
heres hierüber ein
noch zu des Tüſ
geſchrieben haben,
wünſche. Von dem
nichts mer: ſein S
ſagen, was er mac
wol, von Weib u
len! von

Noch immer
mit mir wol noch
Viele Grüße

ürde wol eine getreue Abſchrift koſten? Ire gegen mich ſtets wieſene freundſchaftliche Gefälligkeit laßt mich über eine oder e andere dieſer Fragen baldige Antwort von Inen hoffen.

Es iſt nun dahingekommen, daß auch ein fünfter und, enn mir der liebe Gott das Leben laſſet, ſogar ein VI. Band es Liederſaales unter die Preſſe gehen werden, darunter wird ch Wilhelm von Orlenz von Rud. v. Ems erſcheinen. Nä-eres hierüber ein ander mal. Vielleicht entſchließe ich mich auch och zu des Tüfels Segi, welche Sie nun wol längſt ab-ſchrieben haben, und die ich nun auch wieder zurükzuhaben ünſche. Von dem literariſchen Vereine höre ich ſchon lange gar chts mer: ſein Secretaire Herr Franz Pfeiffer, könnte mir wol gen, was er macht oder zu machen im Sinne hat? Leben Sie el, von Weib und Kindern mit mir gegrüßet und Gott befo-n! von

Irem

Joſeph von Laßberg.

Noch immer ſeufze ich nach Stälins zweitem Bande, und it mir wol noch mancher Schwabe.

Viele Grüße an alle Stuttgarter Freunde.

II.

Briefe Ludwig Uhland's an Franz Pfeiffer.

1.

Geehrteſter Herr und Freund!

Sie hatten mir in Ihrem freundlichen Schreiben vom 6. d. zur Benützung der mitgetheilten Abſchriften noch weiteren Raum gegeben, was mir um ſo willkommener war, als mich eben der ablaufende Termin für die Zurückgabe einer von Wolfenbüttel entliehenen niederländiſchen Liederſammlung drängte. Sie wollten mir auch noch die Mühe des Abſchreibens dadurch erſparen, daß Sie nur die Stricker'ſchen Stücke zurückverlangten, und ich habe deshalb, außer der früheren Mittheilung zu Heſſeloher, das Geſpräch der Vögel in Händen behalten; ſollten Sie aber dasſelbe irgend vermiſſen, ſo werde ich auch davon Abſchrift nehmen und die Ihrige wieder einſenden. Die Lügen-mähren und Thierfabeln haben mir beſonders erwünſchte Züge für meine Arbeit über das Volkslied dargeliehen.

Nehmen Sie für alles gefällig Mitgetheilte meinen herzlichen Dank, den ich Ihnen noch lieber perſönlich geſagt hätte, wenn Sie uns nicht zu lange auf einen Beſuch in Tübingen warten ließen.

In freundſchaftlicher Hochachtung

L. Uhland.

Tübingen, den 26. Juni 1842.

2.

Tübingen, den 29. Juni 44.

Sie erhalten hiebei, geehrteſter Freund, unverweilt die gewünſchte Urkunde. Der Zweifel, ob es mir überhaupt anſtehe, ein Zeugniß über Sie auszuſtellen, hob ſich mir nur durch die Erwägung, daß in der Literatur des deutſchen Alterthums überall noch ſo Wenige Beſcheid wiſſen. So leid es mir auch thun wird, wenn Sie unſere Gegend verlaſſen, ſo müſſen wir doch Ihre Meldung mit den beſten Wünſchen begleiten.

Kurz nach Ihrer Abreiſe an Pfingſten kamen Ihre erfreulichen Geſchenke bei mir an, für die ich Ihnen herzlichen Dank ſage. Das Lied de vagorum ordine und der nachgefolgte Henneke ſind für mein jetziges Geſchäft von beſonderem Intereſſe. Ich lege das letztere Stück noch nicht wieder bei, da ich mir eine Abſchrift nehmen und, wenn ſich noch ſonſtige Nachträge zu meiner Liederſammlung ergeben, es darunter einreihen möchte; obgleich unſtrophiſch, ſteht es doch auf der Grenze zwiſchen Lied und Spruchgedicht und hat ächt volksmäßigen Ton.

Auch den Aufſatz von Coremans behalte ich noch in Händen, um mir Einiges zu excerpiren.

Wollen Sie mir jetzt Ihr Minnelieder-Verzeichniß zuſenden, ſo kann es mir nur anziehend ſein, auf ſolche Weiſe einen raſchen Durchgang durch das Gewählteſte des alten Liedervorraths zu nehmen.

Keller befindet ſich ſeit 14 Tagen auf einer Reiſe in die Rheingegenden.

Das wohlgetroffene Bild, das ich durch ihn erhalten, iſt ein um ſo wertheres Andenken, wenn Sie ſelbſt wegziehen wollen.

Freundlich grüßend

der Ihrige

L. Uhland.

3.

Lieber Herr Doctor!

Müllenhoff hat wegen des Wolfdietrichs an mich geſchrieben und ich möchte ihm nun, da ich inzwiſchen wieder an die Volkslieder gegangen bin, zukommen laſſen, was mir für ſein Unternehmen zu Gebote ſteht. Nur weiß ich nicht, auf welchem Wege das am beſten geſchieht, und da Sie ihm unlängſt die Schönhut'ſche Abſchrift, die ich mir, wenn ſie zurückkommt, auf kurze Zeit ausbitten möchte, zugefertigt haben, ſo erlaube ich mir die Anfrage, ob Sie ihm nicht auf gleiche Weiſe meine hier beifolgende Mittheilungen gefälligſt zugehen laſſen und die damit verbundenen Auslagen mir gelegentlich berechnen wollten. Zugleich lege ich die Zacher'ſchen Fiſchartslieder mit verbindlichſtem Danke hier wieder an.

Noch mit einer weitern Frage werden Sie von mir beläſtigt: ob nemlich von den hierneben bemerkten Büchern eines oder das andere ſich auf der Stuttgarter Bibliothek befinde. Iſt dieß der Fall, ſo bitte ich das Vorhandene nur auf dem Zettel anzuſtreichen und dieſen ihren Schwägern für mich mitgeben zu wollen.

Maßmann's 2ten Theil der Kaiſer-Chronik habe ich als erfreuliches Weihnachtsgeſchenk erhalten.

Ihnen und Ihrer l. Frau meine herzlichſten Grüße.

Tübingen, 30. Dec. 1849.

L. Uhland.

4.

Tübingen, 29. Jan. 1850.

Hiebei, geehrteſter Herr Doctor, ſende ich den Schönhut'ſchen Wolfdietrich dankbar zurück. Auch für die gefällige Beſorgung der Mſpte. an Müllenhoff bin ich Ihnen verbindlichen Dank ſchuldig. Er hat mich bereits vom Empfang derſelben benachrichtigt. Noch benütze ich dieſen Anlaß, Sie mit einer Frage zu behelligen. In Eiſelein's Sprüchwörtern und Sinnreden, Freib. 1840, S. 558, findet ſich die Stelle: „Warum ſäeſt du grobe Schwaben und nicht ſubtile? — das Erdreich tragt's nicht. Geiler*)." Es wäre mir von einigem Belang, dieſe Stelle in ihrem Zuſammenhange kennen zu lernen, da aber Eiſelein, wie immer, nur allgemein citirt, ſo müßte ich um dieſelbe vielleicht Bände durchſuchen, ohne des Auffindens gewiß zu ſein. Bei Ihrer genaueren Bekanntſchaft mit den Predigern des 15. Jhd. iſt Ihnen möglicher Weiſe dieſe Scherzrede aufgeſtoßen und für dieſen Fall möchte ich um nähere Anzeichnung derſelben bitten. Nun ich ſchon im Fragen bin, noch Eines, worüber vielleicht Stälins Gefälligkeit Beſcheid | weiß: wo gab oder gibt es ein Kloſter Bertingen? In einer alten poetiſchen Erzählung zu Nürnberg gedruckt: „Von ritter Gotfried, wye er ſein weyp erlöſt auß der hell", wird eines Kloſters gedacht: „Das kloſter heißt zu pertingen". Ich wünſchte ſehr die Heimath der Sage feſtzuſtellen, vermag aber nirgends einen ſo benannten Ort zu entdecken. „Zen bertingen" wäre an ſich ſchon: zu den Kloſterbrüdern; die Stelle meint aber kein bloſſes Appelativ. Herbrechtingen mit einem Vogte Gotfried (bei Stälin II, 735) liegt doch zu weit ab.

Freundſchaftlich grüßend

L. Uhland.

---

*) Aus Joh. Pauli's Bröſamlin. Pf.

5.

Entſchuldigen Sie, verehrter Herr Profeſſor, daß ſich, unter mancherlei Unruhe der letzten Zeit, die Beantwortung Ihres freundlichen Schreibens etwas verzögert hat.

Ein Theil der im Lorck'ſchen Verzeichniß von Ihnen angeſtrichenen Saga'n betrifft isländiſche Geſchichten: Bandamanna Saga, S. af Thórđi Hredu Vápnfirdinga S., dann beachtenswerth noch Tvær Sögur af Gisla Súrssyni (dagegen ſcheint Hörd Grimkjeldssöns S. blos däniſche Ueberſetzung zu ſein): dieſe Stücke ſind ſämmtlich von Intereſſe, nur weiß ich nicht wie weit ſie etwa ſchon in den auf der Stuttg. Bibliothek befindlichen Íslendinga Sögur gedruckt ſind oder in dieſe, wie es ſcheint, langſam fortſchreitende Sammlung noch aufgenommen werden ſollen, der ältere Abdruck einiger derſelben durch Biörn Marcusſon um die Mitte des vorigen Jhd. wird die neuen Ausgaben nicht überflüſſig machen. Ein andrer Theil begreift norwegiſche Königsſagen: Fagzrkinna und Olafs Saga, zwei ſaubre Ausgaben, die ich ſelbſt beſitze, und auch neben Snorris großem Geſchichtwerke von Werth. | Den dritten Theil bilden die Bearbeitungen aus fremden Sprachen: Alexanders Saga, Barlaams ok Josaphats S., die ich gleichfalls beſitze (Lucidarius ſcheint däniſch), ſie haben wohl mehr nur literar-hiſtoriſche Bedeutung, am meiſten möchten in dieſer Klaſſe die Strengleikar eda Liođabók zu beachten ſein, Nachbildungen altfranzöſiſcher Lais, die ich übrigens noch nicht geſehen habe. Die durch Unger, Keyſer, Munch beſorgten Ausgaben ſind zum Theil durch die Univerſität Chriſtiomia veranſtaltet und Einiges davon iſt auch der hieſigen Univerſitätsbibliothek zugeſchickt worden.

Für die Mittheilung des reichhaltigen Katalogs von Hanke in Zürich bin ich Ihnen dankbar und habe daraus ſogleich Mehreres beſtellt.

Neuerlich habe ich vom hieſigen Antiquar Heckenhauer eine Handſchrift der Lacorn'ſchen Chronik von Schwäbiſch Hall mit der Jahrzahl 1700 in Händen gehabt. Herr OStR. Stälin ſagte mir unlängſt, | daß eben dieſe Chronik ſich bei den Sammlungen des topographiſchen Bureau's befinde. Das Mſpt. in Heckenhauers Beſitz, ein Folioband von 1138 Seiten, iſt in tergo als Tomus 1^{mus} bezeichnet und aus mehreren Stellen ergibt ſich, daß das Ganze aus 4 Bänden beſtand. Ich wollte hierauf nur für den Fall aufmerkſam machen, daß etwa das Stuttg. Exemplar durch Ankauf des hieſigen Einzelbandes ergänzt werden könnte. Der Arbeit ſelbſt mögen die älteren von Herold und Widmann zu Grunde liegen, aber Lacorn ſcheint dazu Eigenes erſammelt und nachgetragen zu haben, nähere Vergleichung konnte ich nicht anſtellen.

Wir freuen uns, Ihren Schwager Karl demnächſt als Hausgenoſſen zu begrüßen.

Mit freundſchaftlicher Hochachtung

Ihr ergebenſter
L. Uhland.

Tübingen, 18. November 52.

6.

Verehrter Herr Profeſſor!

In Folge Ihrer freundlichen Aufforderung zu einem Beitrage für die Germania überſende ich, vorerſt nur zur Einſicht, ein Stück meiner ſchwäbiſchen Sagenforſchungen. Ein zweites von minderem Umfange könnte ſich zu gleichzeitigem Abdruck anreihen, Sie werden aber für das erſte Heft eine mehrſeitige Theilnehmerſchaft längeren Mittheilungen des Einzelnen vorziehen. Die hier folgende bedarf jedenfalls einer nochmaligen Durchprüfung, namentlich ſind die Texte noch beſſer zu bereinigen. In dem vorne leergelaſſenen Raume wären wenige Worte über den größeren

Zuſammenhang zu ſagen, dem ich, wie überhaupt jeder künftigen freien Verwendung, dieſe und etwaige weitere Beiträge vorbehalten muß.

Für gewöhnlich werden wohl Schrift und Schreibweiſe wie in der Ankündigung beſchaffen ſein, römiſche Schrift mit großen Buchſtaben im Anlaut des Subſtantivs. Bleibt daneben für Grimm und die ihm Folgenden die philologiſche Weiſe vorbehalten, ſo wird doch durch den gemeinſamen Gebrauch der Antiqua die Verſchiedenheit weniger in die Augen ſtechen. Wenn ich mich im Mſpt. deutſcher Schrift bedient habe, ſo geſchah es nur, um dreierlei zur Unterſcheidung zu bezeichnen: neben herkömmlicher Schreibung habe ich nemlich roth unterſtrichene oder am Rand angeſtrichene Schrift für Wörter und Stellen gebraucht, die unſerer älteren Sprache und Orthographie angehören, ſodann römiſche Schrift für Latein, Romaniſches, Nordiſches.

Finden Sie meinen Aufſatz dem Plan Ihrer Zeitſchrift entſprechend, ſo bitte ich mir ihn gleichwohl nach Durchleſung zurück, um das noch Erforderliche beſorgen zu können.

Den Gunzenlê betreffend, gebe ich hiebei die Bände 8 und 9 des oberbair. Archivs an die Bibliothek zurück, die ich im vorigen Monat von Stuttgart mitgenommen. Haben Sie dieſelben nicht ſchon vorher benützt, ſo fällt vielleicht doch für Ihre Unterſuchung noch Einiges daraus ab (8, 338 ff. 9, 258 f.). Zugleich ſchließe ich meine dahin einſchlägigen, wenn auch noch nicht geläuterten Aufzeichnungen bei, in denen Sie das Citat zu dem fraglichen Cunzo ex provinc. Augustæ finden werden. Bei mir handelt es ſich zunächſt um den Birhtinlê, der mich dann auf den Gunzenlê führte. Da Sie letztern eigens beleuchten,*) ſo kann ich mich um ſo eher auf erſtern beſchränken und mich im Uebrigen auf Ihre Arbeit beziehen, ich wünſchte nur, daß meine Notizen, ſoweit ſie jenen betreffen, noch irgend etwas Ihnen

---

*) „Der Gunzenle. Von Franz Pfeiffer“. In der Germania I, 21–100. W.

Dienliches enthalten möchten. Laſſen Sie mir ſolche mit dem Andern gef. wieder zugehn.

Es iſt für Forſchungen im Gebiete des ſchwäbiſchen Alterthums ein fühlbarer Uebelſtand, daß der 2. Theil des würtemberg. Urkundenbuchs noch immer nicht zu Tage tritt.

Jakob Grimm's thätige Betheiligung an der Zeitſchrift iſt ſehr erfreulich, man fühlt ſchon, daß er vom Wörterbuch freier aufathmen kann.

Tübingen, 29. Aug. 1855.

Freundſchaftlich grüßend
L. Uhland.

7.

Tübingen, 12. October 55.

Nehmen Sie meinen beſten Dank für die gegebene Nachricht von den Nachforſchungen in Worms, welche freilich kaum noch einen Erfolg hoffen laſſen.

Hiebei folgt, nebſt dem gef. mitgetheilten Teichner*), die nochmals durchgeſehene erſte Nummer meines Beitrags zum erſten Heft Ihrer Zeitſchrift. Das Mſpt. iſt durch Zuſätze und Abänderungen weniger reinlich geworden und doch wäre eine nochmalige Reinſchrift zu umſtändlich geweſen. Sie haben wohl die Güte, wenn Ihnen Ueberſehenes auffällt, es zur Nachbeſſerung im Druck zu beachten. Meine Unterſcheidungen in der Schrift, ſollen, wie ſchon bemerkt, der Regel, die Sie ſonſt für zweckmäßig annehmen, keineswegs vorgreifen. Mit der zweiten Nr., Dietrichsſage, bin ich beſchäftigt.

Dieſelbe führt mich u. A. zu den alten Herzogen von Urslingen und es fehlen mir hiebei zwei von Stälin 2, 586 angemerkte Schriften:

---

*) Wahrſcheinlich Th. G. v. Karajans akademiſche Abhandlung: Ueber Heinrich den Teichner. Wien 1855. Fol. W.

Bronner, Abenteurl. Geſch. Herzog Werners von Urslingen ꝛc. Aarau 1828.

Fickler, Die Herzoge v. Ursl. in: Archiv für Geſchichte, Genealogie ꝛc. 1846. 1, 17 ff.

Dieſes Archiv, das zu Stuttgart herauskam, iſt, wie ich höre, bald wieder erloſchen, aber doch wohl in ſeinen Anfängen dort vorhanden. Es wäre mir förderlich, wenn Sie mir beide Schriften unmittelbar oder durch hieſige Biblioth. zugehen laſſen könnten.

Eilig, mit freundſchaftl. Gruße

L. Uhland.

8.

Tübingen, 22. October 55.

Den Empfang der mir gefälligſt überſchickten Bücher: Bronners Werner von Urslingen und Archiv f. Geſch. und Geneal. 1, beſcheine ich dankend.

Die zurückfolgende Druckprobe ſtimmt im Ganzen mit der gewiß auch wohl überlegten Weiſe Wackernagels in der Literaturgeſchichte und der Einleitung zum Dienſtmannenrecht: große Anfangsbuchſtaben der Subſtantive und ſchräge Schrift für Alles, was nicht Wort des Verfaßers iſt, alſo gleichmäßig für älteres Deutſch und für Latein, ſowie für Stellen aus andern germaniſchen oder romaniſchen Sprachen. Durch dieſe vereinfachte Auszeichnung werden dann auch die Häkchen ‚ ' entbehrlich und ſie würde ſelbſt auf Stellen aus neueren deutſchen Werken, z. B. Anm. 3) der Schriftprobe auf einen Satz aus Grimms Grammatik, Anwendung finden. Zugleich aber dürfte die Conſequenz erfordern, daß auch was aus der Zimmr. Chronik oder andern ältern Urkunden in den Text aufgenommen iſt, durch ſchräge Schrift, etwa die S. 6 für Schainbuoch gebrauchte, wenn dieſe nicht ein wenig zu groß iſt, unterſchieden würde, vielleicht könnten ſie nebendem etwas eingerückt werden. Anders wird es ſich allerdings verhalten, wenn größere altdeutſche Stücke für ſich abgedruckt werden und eben der Quellenabdruck die Hauptſache iſt, wo dann zweckmäßig die gleiche Schrift, wie für Originalaufſätze eintritt (ſo z. B. in Haupts Zeitſchrift), dieß berührt jedoch meinen Beitrag nicht. Wackernagel gebraucht für das Unterſtrichene dickere Lettern oder Initialſchrift, dieſem Bedürfniß wird aber auch geſperrte Schrift beider Art (der geraden und der ſchrägen) genügen können. W. bedient ſich des ſchließenden ß in Maß, Straßburg, Anlaß, Mißverhältniß, alſo ohne etymologiſche Unterſcheidung zwiſchen z und s, die ja auch in der heutigen Sprache nicht mehr gefühlt würde, nur für das Auge ſcheint mir der Wechſel des fließenden ss mit dem ſchließenden ß angenehmer zu ſein, als überall ss, welches ſich in Zuſammenſetzungen manchmal ſogar zum sss verdreifachen müßte.

Doch es iſt dieſer ganz unmaßgeblichen Bemerkungen genug. Ich bitte nur noch, daß Sie der Mittheilung der erſten Correctur zur Reviſion auch die betreffenden Blätter des Mſpts. beilegen möchten, da mir ſelbſt manches Einzelne nicht mehr gegenwärtig ſein möchte.

Herzlich grüßend
L. Uhland.

9. *)

Tübingen, 11. November 1855.

Sie werden wenig mit mir zufrieden ſein, daß der Reviſionsbogen nicht ſchleuniger zurückkam, es traf in dieſen Tagen Verſchiedenes zuſammen und doch wollte ich es nicht an ſorg-

---

*) Die Urſchrift dieſes Briefes nebſt dem Mſcr. zu den „Pfalzgrafen von Tübingen“ (gedruckt in der Germania Jahrg. I, 1—18) ſchenkte Pfeiffer am 20. Mai 1865 in die fürſtl. Fürſtenbergiſche Bibliothek zu Donaueſchingen. W.

fältiger Durchſicht fehlen laſſen. Sie haben zum voraus durch die nunmehrige Druckeinrichtung das Beſte gethan und mit der Zurückführung des Mſpts. auf dieſelbe ſich viel bemühen müſſen. Meine Nachleſe iſt meiſt unbedeutender Art, z. B. Wegräumung einiger etc., die, ſich in den deutſchen Texten nicht gut ausnehmend, vielleicht künftig durch ein ꝛc. oder dgl. erſetzt werden könnten, hauptſächlich um zu bezeichnen, daß nach der ausgehobenen Stelle noch einiges Beachtenswerthe weiter folgt. Auch einige Alinea habe ich beſeitigen wollen, wenn nach eingerückten Quellenſtellen der Zuſammenhang fortläuft.

Nur einmal, S. 8, Anm. 11, erlaubte ich mir, zwei Zeilen ganz zu verändern; der ſchwäbiſche Beleg, auf den ich eben erſt zufällig traf, ſchien mir paſſender, als der aus dem fernen Norden.

Der Aufſatz nimmt ſo vielen Raum ein, daß es zweckmäßig iſt, nicht noch einen zweiten beizufügen. Der Gegenſtand, den ich dazu beſtimmen wollte, iſt auch wirklich von größerer Ausdehnung, als ich mir gedacht hatte, und ich hätte jetzt erſt wieder abkürzen und in's Reine arbeiten müſſen. Vielleicht wird er auch für das zweite Heft beſſer mit einem andern vertauſcht.

Es wäre mir wünſchenswerth, von den Pfalzgrafen einen beſonderen Aushängebogen zu meinen ſchwäb. Unterſuchungen zu erhalten. Sie legen mir dann vielleicht eine kleine Mittheilung freundlich bei, wenn Sie etwa aus Rudolfs v. Ems Alexander reichlichere Auszüge haben; in W. Grimms Heldenſ. S. 159 iſt nämlich von einer Stelle, Dietrich von Bern betreffend, der Vorderſatz gegeben, es fehlen aber die nothwendig folgenden Nach- und Nebenſätze, welche kennen zu lernen ich begierig bin.

Freundſchaftlich grüßend
L. Uhland.

10.

Tübingen, 17. Dec. 55.

Nehmen Sie meinen beſten Dank für Ihre freundlichen Zuſendungen. Aus dem anliegenden Mſpt. erſehen Sie, daß ich an einer zweiten Nr. zur ſchwäb. Sagenkunde gearbeitet habe, zugleich aber auch, daß die Arbeit etwas weitſchichtig ausgefallen iſt. Sie hat auf manche noch wenig oder gar nicht erörterte Fragen geführt und läßt gleichwohl vermiſſen, daß ſie auf den innern Beſtand der Dietrichsſage gar nicht eingehen konnte. Für den Druck in der Zeitſchrift wäre Mehreres, beſonders in den Anmerkungen, wegzulaſſen, z. B. die Einzelheiten über Beinamen Tübing. Dienſtleute, Anderes gedrängter und beſtimmter zu faſſen, aber auch Verſchiedenes noch zu ergänzen und weiter zu verfolgen, hiezu aber würde ein nochmaliger, in nächſter Zeit für mich kaum ausführbarer Beſuch in Stuttgart erforderlich werden. Auf dem Archiv hätte ich die Urkunden über die von Bern noch vollſtändiger durchzugehn, als mir das letztemal der Aufenthalt reichte, und auf der Bibliothek wäre den allgäuiſchen Leinauern und Kemnatern, über die ich in den Monum. boic. wenig gefunden, wo möglich in urkundl. Geſchichten von Kaufbeuern und der benachbarten Abtei Irrſen (etwa in der Zeitſchrift von Steichele) nachzugehen, ebenſo das Cartulaire de S. Amand-Elno (vermuthlich in der Collect. des cartul. de France) aufzuſuchen, auch der 3. Thl. v. Maßmanns Kaiſerchronik, den wir hier gar nicht haben, nachzuſchlagen. Die Reinſchrift würde ſich der Druckeinrichtung von Nr. 1 anzugleichen haben.

Bevor ich nun zur Ueberarbeitung ſchreite, mögen Sie aus dem Mſpt. näher entnehmen, ob Ihnen die Sache überhaupt nach Art und Umfang für die Zeitſchrift anſtehe, jedoch bitte ich mir dasſelbe demnächſt zurückfolgen zu laſſen, damit ich bejahenden Falls das Nöthige vornehmen, andern Falls als Nr. 2 etwa mein Erſammeltes über das Wuetesherr in Schwaben herrichten kann.

Herzlich grüßend
L. Uhland.

11.

Verehrter Herr und Freund!

Mein längeres Stillſchweigen war dadurch verurſacht, daß ich immer noch meinte, den Dietrich von Bern rechtzeitig für das 2te Heft fertig bringen zu können, aber zu den äußern Abhaltungen kam auch noch Verſchiedenes, was in der Sache ſelbſt neu zu thun war. Während ich auf der einen Seite abzukürzen ſuchte, erſchloßen ſich auf der andern Ausblicke, die eine Erweiterung herbeiführten. Der Aufſatz wird nun voll das Zweifache der Pfalzgrafenſage ausmachen, alſo etwa 2¼ Bogen. Da iſt es nun jedenfalls beſſer, wenn er erſt im 3ten Heft erſcheint und ich nicht gleich wieder ſo beträchtlichen Raum einnehme. Ueber die von Kemenaten und Linouwe habe ich mich bei Herberger befragt und bin von ihm auf Raiſers Oberdonaukreis, den auch Stälin anführt, und auch die Jahresberichte des hiſtor. Vereins für dieſen Kreis aufmerkſam gemacht worden. Dieſe Schriften ſind hier, eine weitere darin genannte: Raiſers Wappen der Städte ꝛc. im Oberdonaukr. 1834, 4°, werde ich vielleicht in Stuttgart finden, wo auch ein anderwärts noch unbekannter Druck von Ecken Ausfahrt, Augsb. bei Hans Zimmermann, vorhanden iſt. Die Leinauer kommen freilich überall kurz weg und ihnen beſſer auf die Spur zu kommen, wäre mir allerdings erwünſcht: Ich überzeuge mich immer mehr, daß ſie mit den Kemnathern in derſelben Gegend bei Kaufbeuern und Kloſter Irrſen (alt Urſin) zuſammentreffen.

Ihr erſtes Heft hat auf mich den günſtigſten Eindruck gemacht, ich freue mich aufrichtig dieſes Vereins neuauftauchender Kräfte mit ſchon bewährten und ſehe darum den auf dem Umſchlag in Ausſicht geſtellten Arbeiten begierig entgegen.

Noch bin ich für die freundliche Aushilfe mit Maßmanns 3ten Bande dankbar verbunden. Die aus der öffentl. Bibliothek mitgetheilten Bücher werde ich vor dem Sturz ſämmtlich zurückgeben. In ſichtlicher Eile Ihr ergebenſter

Tüb., 25. Febr. 56. L. Uhland.

12.

Tübingen, 15. Apr. 56.

Ihre eben angelangten Mittheilungen ſind ſehr erfreulicher Art. Erſt geſtern hatte ſich mir eine vermuthete Beziehung des Augsburger Dieterich von Berne 1162 zu dem Pollinger Dietricus Veronensis 1175 näher beſtimmt, das hing aber noch ganz von der urkundl. Richtigkeit des erſtern ab, die nun durch Rockingers dankbar erhaltene Auskunft außer Zweifel geſtellt iſt. Hiezu den Memminger Dietrich von Bern aus dem 14. Jhd. genommen, der mir kürzlich unerwartet zugefallen iſt, ergibt ſich auf der ſchwäb. bair. Grenzmark ein ähnliches Dietrichsneſt, wie die ſchwarzwäldiſchen, nur nicht in ſo fortlaufenden genealogiſcher Anknüpfung. Der hachbergiſche Querbalken im Wappen der Rotweiler Dietriche, den ich bei meiner letzten Nachforſchung im Stuttg. Archiv noch in 5 Urkundenſiegeln gefunden habe, mit Allem, was damit zuſammenhängt, erhält nun erſt den rechten Sagenhelm durch die ausgiebige Stelle der handſchriftl. Chronik, durch die Sie mich ſo angenehm überraſchen. Von Baders Burg Hachberg, die ich mir beſtellt habe, erwarte ich eher noch einen oder den andern urkundl. Nachweis, als Sagenzeugniſſe.

Noch einmal nehme ich freilich für eben dieſe Rotweiler Ihre Gefälligkeit in Anſpruch. Nachdem ich die neuere archiv.

Ausbeute mit der frühern verglichen habe, klafft noch ein Widerſpruch. Im Lagerbuch der Kl. Alpirſpach. Pflege zu Rotweil (Staatsarch.) Bl. xj ſteht, daß dieſes Kloſter den einen Halbtheil des Burgſtals Bern 1351 von Haug von Tannegge ꝛc., den andern 1357 von Hainrichen von Bern ꝛc. erkauft habe, und es wird ſich dafür auf die 2 Kaufbriefe berufen, welche dann abſchriftlich folgen. Dieſe habe ich abzuſchreiben unterlaſſen, weil über dieſelben Verkäufe das Archiv Originalurkunden bot. Letztere ergeben aber für den Verkauf Hugs von Tannegge nicht die Jahrzahl 1351, ſondern 1357, und für den andern, auch von 1357, keinen Heinrich, ſondern einen Dietrich von Bern. Die Originale haben im Zweifelsfall das Richtige, nur das möchte ich conſtatiren, ob im Lagerbuch auch die dort abſchriftl. gegebenen Urkunden 1351 und Hainrich v. B. beſagen und, wenn ſo, ob, was kaum zu glauben, die von 1351 gar eine andre ſei, als die von mir excerpirte von 1357. Auf angeſchloſſenen Blättern ſind die betreffenden Stellen doppelt angeſtrichen. Die Originalurkunden beizuſchaffen, wäre überflüßig, da meine Excerpte genügen. Aber wenn ſie in einer verfügbaren Viertelſtunde ſich das bezeichnete Lagerbuch durch Kausler oder meinen Schwager Piſtorius vorweiſen laſſen, über jene beiden Punkte, mit meinen Urkundenauszügen vergleichen und das Ergebniß nur kurz am Rande beiſetzen möchten, ſo würde ich wohl in den Stand geſetzt werden, mit Sicherheit den Angaben des Lagerbuchs hierüber entgegen zu treten. Geht man einmal auf Urkundliches ein, ſo wird mit Recht, wenn auch der Gegenſtand nicht erheblich iſt, Genauigkeit erwartet.

Liebrechts neues Buch bei meiner Zurückkunft anzutreffen, war ich ſehr erfreut, es wird für mich um ſo mehr von Intereſſe ſein, als ich, wie ſie wiſſen, mich ebenfalls mit dem Wuotesheer beſchäftige. Da Sie ihm in dieſen Tagen ſchreiben, laſſen Sie wohl auch ein Wort meines Dankes einfließen. Den alteſten Urkundendietrich von Bern aus St. Amand habe ich auf dem beſondern Blättchen bemerkt.*) Ich habe gerade bei dieſer Unterſuchung mich überzeugt, wie gut es iſt, außer dem bloßen Namen, auch etwas über Siegel, weitere Theilnehmer und Oertlichkeiten der Urkunde zu erfahren.

Bei meinem letzten Beſuch verſäumte ich, Ihnen noch beſonders für die gütige Ueberſendung des 3ten Theils der Kaiſerchronik zu danken. Ich habe ihn für den augenblickl. Gebrauch heften laſſen, möchte Sie aber doch nicht auf die Dauer des Exemplars berauben.

Dem 2ten Hefte ſehe ich mit reger Theilnahme entgegen. Kann der Druck des 3ten, wie Sie mir ſagten, ſchon Anfang Mais beginnen, ſo wäre mir das auch erwünſcht, da ich vielleicht ſpäterhin einen Ausflug mache.

Herzlich grüßend
L. Uhland.

13.

Verehrter Herr und Freund!

Liebrechts Brief und Zingerles Albrecht von Kemenaten folgen hiebei zurück, mit beſtem Danke für den mir durch Ihre freundliche Vermittlung aus allen Himmelsgegenden gewordenen Zuzug. Zingerles verdienſtlicher Aufſatz würde wohl am angemeſſenſten, als ein weiterer Theil ſeiner tiroliſchen Forſchungen, im gleichen Hefte mit meinem Dietrich ſelbſtſtändig abgedruckt werden, ſo daß ich mich nur darauf zu beziehen brauchte.**) Für eine Rückſprache reicht ohnedieß die Zeit nicht mehr und ſeine Gewährſchaft, Stafflers Topographie von Tirol, iſt hier nicht

---

*) Mones Anzeiger 1835, Sp. 414.

**) Im 3. Hefte des 1. Jahrganges der G. erſchien dann auch: S. 295 f. Albrecht von Kemenaten. Von J. V. Zingerle; S. 304–341 Zur ſchwäbiſchen Sagenkunde. Von Ludwig Uhland. 2. Dietrich von Bern. W.

vorhanden. Die ſehr erfreulichen neuen Beiträge haben freilich auch zur Folge, daß in meiner Ausführung noch manches ergänzt, abgeändert und ausgeglichen werden muß, z. B. die allgäuiſchen Kemnater, und ſo werde ich leider erſt bis Mitte nächſter Woche druckfertig ſein können, denn auch das iſt ſehr nöthig, eine ſo muſiviſch zuſammengeſetzte Arbeit noch einmal als Ganzes durchzuprüfen. Damit jedoch der Beginn des Drucks nicht aufgehalten werde, könnte ein andrer Beitrag eben ſo gut das 3te Heft eröffnen; der meinige iſt ja nur eine Fortſetzung.

Ich breche ab, um das Geſchäft ſelbſt alsbald weiter zu führen.

Mit herzlichem Gruße

Tübingen, 30. Apr. 1856. L. Uhland.

14.

Verehrter Freund!

Sie erhalten hiebei den Reviſionsbogen nebſt Mſpt. zurück. Die gef. Correctur hat Ihnen viele Mühe verurſacht, was ich nachzutragen fand, ſind hauptſächlich nur einige Ausgleichungen in meiner eigenen Faſſung, die wie ich hoffe, doch nicht zu ſehr ſtören werden. So viel Noten, als Text, die den Druck beſonders ſchwierig machten, ſagen freilich mir ſelbſt nicht zu, aber es mußte ſo Manches erſt im Einzelnen begründet werden und, in den Text aufgenommen, hätte dieſe Begründung den Zuſammenhang verdunkelt.

Die Schmeller. Druckblätter einer alten Pſalmenüberſetzung*) ſchwebten mir wohl vor, als ſollte ich ſie haben, aber ich bedaure, daß ich ſie nirgends finden konnte, wo ſie hingehört hätten. Den Spruch, bei dem es ſich um Teichners Verfaſſerſchaft fragt und den ich auch in den Pfalzgrafen S. 12 berührt habe, ſteht im Liederſaal 2, 419 ff., ein Seitenſtück dazu ebd. 1, 409 ff.

---

*) Vgl. Germania, 2. Jahrg., S. 98 ff. W.

Ein Schwank von Hans Sachs: die Lappenhewſer Bawren, iſt mir erſt wieder vors Geſicht getreten. Schildbürgerſtreiche von einem Dorfe Lappenhauſen „bei Rappersweil im Schweytzerlandt“, es iſt aber doch ſicher ein utopiſcher Name, die genauen Lexica von Leu und Lutz wiſſen nichts von einem ſolchen Orte. Doch werde ich auf dem folgenden Reviſionsbogen in die betreffende Note von Lappenhauſen, Torenhofen ꝛc. ein Citat von 2 Linien einrücken müſſen.

Die ſchwunghafte Betheiligung an der Zeitſchrift freut mich ſehr.

Mit herzlichem Gruße

L. Uhland.

Tübingen, 1. Jun. 56.

15.

Verehrter Freund!

Mancherlei Unruhe hat die Zurückſendung der Reviſion über Gebühr verzögert. Die Beziehungen auf Seitenzahlen und Anmerkungen im erſten Bogen, ſind vielleicht ein paarmal, da ich jenen nicht zur Hand hatte, unrichtig geblieben. So wollte ich in Anm. 12^8 mich, außer auf Anm. 21^2 auf diejenige Textſtelle berufen, in welcher bei den Wurmling. Lindwürmen dieſe als unbewältigte Gewäſſer, wie Winkelrieds Drache, aufgefaßt ſind.

Die Verſe in Anm. 109 habe ich nach Schreibers Abdruck wieder gegeben und verſtehe halber adverbial. Leider vermiſſe ich die Auszüge, die ich aus einem alten Druck des Gedichts gemacht hatte. Schreiber gab die ſeinigen aus einer Pap. Hdſchr. in Fol. (Peter von Hagenbach) im Stuttg. Archiv durch Kauslers Vermittlung, wo die befragte Stelle Fol. 149b. ſteht.

Es wäre mir angenehm wieder einige Aushängebogen zu erhalten, da ich durch ſolche mit Unterſtützern meiner Forſchungen mich verſtändigen oder ihnen aufmerkſam erweiſen kann.

Wenn Sie in den Umſchlag des 3ten Heftes aufnehmen wollen: Zur ſchwäb. Sagenkunde III., ſo wird das auch hinreichen.*) Ich habe Sagenbilder vom Bodenſee zu Faden geſchlagen, könnte ſie aber noch nicht ankündigen, zumal die Ausführung noch von einem Beſuch der Seegegend im Laufe dieſes Sommers abhängt. Ich habe nehmlich im Sinne, mir die in Schwabs Bodenſee beſchriebene Bibliothek zu Ueberlingen etwas näher anzuſehen. Kennen Sie Niemand, an dem man dort einigen Anhalt finden könnte?

Mit herzlichem Gruß

L. Uhland.

Tübingen, 15. Jun. 56.

16.

Verehrter Freund!

Bei Ankunft Ihrer Sendung vom 8. d. war ich eben im Begriffe, an Sie zu ſchreiben, ſetzte dies nun aber auf vorherige Durchleſung des Schulz'ſchen Mſpts. aus, welches hiebei zurückfolgt. Eine Entſcheidung über daſſelbe dürfen Sie freilich von mir nicht erwarten, da mir eine ſolche überhaupt nicht zukommt, auch gerade dieſer Fabelkreis mir ziemlich ferne getreten iſt und wäliſche Sprachkunde mir gänzlich abgeht. Werthlos kann ich den Aufſatz keineswegs finden. Er regt eine für größeren Zuſammenhang neue und meines Erachtens nicht unerhebliche Unterſuchung an. Daß die Gralſage durchaus eine mittelalterlich chriſtliche ſei, war ſtets meine Anſicht, es freut mich hier ausſprechen zu hören, daß ſie nicht im Keſſel der Ceridwen gekocht worden. Stellen ſich ihre Orts- und Perſonennamen als begriffliche heraus, ſo hebt ſie ſich nur um ſo vollſtändiger in das Reich der Gedanken. Näherer Erklärung wird es noch bedürfen, wie für die wälſchen Abenteuer und die chriſtliche Symbolik gleichartige Namengebung üblich werden könnte. Was nun aber die Ausführung betrifft, ſo ſcheint ſie mir einerſeits an Uebermaß, anderſeits am Mangel einer feſten etymologiſchen Grundlage zu leiden. An Uebermaß, ſofern ſie nicht etwa von den unzweifelhaften Namendeutungen ausgeht, ſodann dieſen noch eine Anzahl wahrſcheinlicher anreiht und durch ſolche Prämiſſen den Schluß auf gleiche Beſchaffenheit der nur anklingenden und noch gar nicht klar zu ſtellenden im Allgemeinen zu begründen ſucht, ſondern, um eine vollere Reihe zu erhalten, auch ſelbſtgeſtändig unhaltbare aufnimmt und mitten unter die ſicheren ſtellt, wodurch auch dieſe verdächtig oder doch für die Ueberzeugung weniger wirkſam gemacht werden. Ein Mangel iſt es, daß der Verf. den Normen dieſer Namenbildung, beſonders auch denen der Zuſammenſetzung, nicht auf den Grund gegangen iſt, wie er denn Bl. 19b. ſich damit abfindet: „Doch mögen die Sprachgelehrten es rechtfertigen, ob die Kompoſition in dieſer Form zuläſſig ſein möchte.“ Solche Rechtfertigung gehört aber weſentlich zu ſeiner Aufgabe, die nur damit zu einiger Befriedigung gelöſt werden kann. Vielleicht wäre hiernach eine geeignete Auskunft den Verf. zu veranlaſſen, daß er die große Zahl der verſuchten Namenerklärungen auf die ſchlagendern beſchränke, wodurch er zugleich für Darlegung und Begründung der allgemeinen Geſichtspunkte (die mir ſchon jetzt von Intereſſe waren) weiteren Raum gewinnen würde. Die notulae adjectae gehören doch nicht eigentlich zum Gegenſtand und kommen mir theilweiſe bedenklich vor. Wenn überall Chreſtiens und die Berner Hdſchr. als zwei verſchiedene Quellen bezeichnet ſind, ſo weiß ich nicht, ob das richtig iſt, die Schrift von Rochat iſt mir nicht zur Hand.*)

---

*) Vgl. unten S. 329. W.

---

*) Es iſt hier von dem, ſpäter in der Germania II, 385 ff. gedruckten Aufſatze dje Rede: Ueber die Eigennamen im Parzival des Wolfram von Eſchenbach. Von A. Schulz (San-Marte). W.

Für die Stellen aus dem alten Drucke der Marburger Bibliothek verbindlichen Dank. Grieshaber war ſo freundlich, mir einen pergam. Zinsrodel von Breiſach vom J. 1319 mitzutheilen. Von Maßmann erhielt ich kürzlich ſeinen fertigen Ulfilas, der ſich recht tüchtig anläßt. Gödeke hat weitere Bogen des mir werthen Grundriſſes geſchickt. |

Er wünſchte ſchon früher, Nachweiſungen über Schauſpiele des 16. Jhd., die bei Keller oder Gottſched nicht gedrukt oder verzeichnet ſind, zu erhalten, womit ich leider nicht aushelfen konnte. Jetzt erſucht er um Mittheilung des in meinem Dietr. v. Bern angeführten Hexenſpiegels. Ich hatte dieſes Stück (aus dem ich nur einige Stellen auszog) vor mehr als 20 Jahren von der Stuttg. Bibl. in Händen. Es führt den Titel:

Hexenſpiegel. Ein vberaus ſchöne vnd wohlgegründte Tragedi, darinnen augenſcheinlich zuſehen, was von Vnholden vnd Zauberern zuhalten ſeine. (Folgt ausführl. Angabe). Zu Tübingen, Getruckt bey Georgen Gruppenbach, Anno M.DC. 4°.

Das Ex. war hinten defekt, gieng aber bis S. 72, und hatte nicht einmal eine Decke, ſo daß zu befürchten iſt, es könnte ganz verkommen ſein. Iſt es noch vorhanden ſo ſtellen Sie es vielleicht zu Gödekes Gebrauch, auf hieſiger Bibl. ſieht Holland nach.

Mit dem beabſichtigten Beitrag zum nächſten Hefte der Germania bin ich zwiſchen zwei Stühle gekommen. Die Sagen vom Bodenſee konnten nicht abgeſchloſſen werden, weil weitere Ermittlungen in Ausſicht ſtehen. Statt deſſen gieng ich an den treuen Eckart, den ich mir raſch ausführbar dachte, allein ich gerieth damit für den ältern Theil tief in die Ermenrichsſage und für den ſpätern, die örtliche Volksſage, ſollte ich noch beſſer ausgerüſtet ſein. (Gedenken wohl auch Seb. Franks Sprichwörter, Frankf. 1541 und Zürich 1545, die wir hier gar nicht haben, des tr. Eckarts? es wäre erwünſcht, die Aufzeichnung des Schwaben mit der bekannten des Thüringers Agricola vergleichen zu können.)

Gut iſt, daß Sie nicht Mangel an Mſpt. haben und für das Märzheft werde ich Eines oder das Andre fertig bringen.

Herzlich grüßend
Tübingen, 19. Nov. 56. L. Uhland.

17.

Verehrter Freund!

Nachdem ich die Pfalz Bodmann, in Hoffnung auf weiteres Material, ausgeſetzt hatte, war ich eifrig am treuen Eckart, gerieth aber damit ſo in die Ermenrichsſage, daß dieſer Theil der Unterſuchung zu weitſchichtig ausfiel im Verhältniß zu dem noch anzufügenden über das ſchwäbiſch Örtliche. Deßhalb griff ich ſtatt der beſeitigten Arbeiten erſt am Schluße des Jahres noch zu einer dritten, einem Beitrag zur Siegfriedsſage. Der Aufſatz iſt jetzt zwar niedergeſchrieben, bedarf aber noch einer Reinſchrift, die mehr als ſolche iſt, indem ſie zugleich ergänzen, abkürzen und berichtigen muß. Gerne würde ich Ihnen das Mſpt. vorher zur Einſichtnahme mitgetheilt haben, allein es iſt zu verwickelt geworden und das Geſchäft würde dadurch unterbrochen. Das Ganze wird, ſoweit ich bemeſſen kann, ungefähr den Umfang der Pfalzgrafen von Tübingen erhalten. Mein Wunſch iſt daher, daß Sie dieſem noch etwas ungebärdigen Siegfried einen der letzten Bogen des im Drucke begonnenen Heftes möchten vorbehalten können.

Die Arbeit ſelbſt hat mich mit dem Schreiben in Verzug gebracht und ſo zeige ich nachträglich und entſchuldigend den Empfang der Seb. Frank'ſchen Sprichwörter an und gebe mit beſtem Danke den von Holtzmann mitgetheilten Brief des Herrn von Bodmann zurück. Für das freundlich überſchickte neueſte Heft der Germania, das intereſſante Erörterungen bringt, bin ich gleichfalls dankbar verbunden.

Herzlich grüßend
Tübingen, 1. Febr. 1857. L. Uhland.

Befindet ſich wohl im Vaderlandsch Museum von Serrure, wovon Sie vorläuf. Nachricht gegeben, auch das Bruchſtück, das Mone, Niederländ. Volkslit. S. 35, unter dem Titel: Wiſſelau der Bär, verzeichnet hat?

18.

Verehrter Freund!

Mit dem Aufſatz zur Siegfriedsſage bin ich eben erſt zum Schluße gekommen. Die letzte Durchſicht und Nachbeſſerung fehlt noch. Sie werden aber jetzt Ihre Anordnung für das 3. Heft treffen wollen und ſo können Sie wenigſtens aus dem beifolgenden Mſpt. erſehen, ob Ihnen der Aufſatz für das 3te oder ein ſpäteres Heft geſchickt iſt. Erſtern Falls erbitte ich mir das Mſpt. nach Durchleſung gleich zurück, um zeitig noch das Erforderliche beſorgen zu können. Fällt Ihnen Dieß oder Jenes auf, ſo werden Sie mich durch gefl. Bemerkung verbinden. Ich wünſche meine Anſichten jedenfalls deutlich zu machen, ob ſie Beiſtimmung finden, iſt dann eine andre Frage. Vielleicht könnte am Mythiſchen der Beowulfſage noch etwas gekürzt werden. Wenn Sie je auf dem Umſchlag von dieſer Arbeit vorläufige Anzeige machen, ſo wird ſie beſſer nur als „Beitrag zur Siegfriedsſage", noch nicht mit „Sigemund und Sigeferd" bezeichnet werden.

Angeſchloßene 3 Märchen, hat ein junger Mann, A. Birlinger, der nächſten Herbſt ſeine Studien im hieſigen Wilhelmsſtifte beendigt, aus dem Volksmund aufgeſchrieben. Er iſt eifrig mit Sammlung ſchwäbiſcher Sagen, Gebräuche u. dgl. beſchäftigt und hat dafür feinen poetiſchen Sinn. Als Sohn eines Wirths von Wurmlingen bei Rotenburg und mittelſt ſeiner Studiengenoſſen, die großentheils auch Söhne von Landleuten ſind, hat er gute Quellen im Volke. Einige kleine Beiträge hat er ſchon in

Wolfs Zeitſchr. gegeben, es wäre ihm aber lieb, auch zur Germania beiſteuern zu können. Die 3 Märchen ſollen zur vorläufigen Anfrage dienen, ob Ihnen Derartiges anſtehe. Sie ſcheinen mir beachtenswerth; hie und da werden ſich einzelne Ausdrücke mildern laſſen, das dritte, vom Nebelmännlein, hat er mir zur Verfügung geſtellt, nachdem ich ihm das Nebelmärchen von Bodman vorgeleſen. Am Beſten würden ſeiner Zeit dieſe beiden im gleichen Heft abgedruckt werden, da ſie ſich gegenſeitig ergänzen und es Schade wäre, wenn ſie getrennt würden. Die erſammelten Volksſagen will Birlinger je nach den Gegenſtänden gruppenweiſe zuſammenordnen, was mir für Mittheilungen in einer Zeitſchrift angemeßen erſcheint.

Sie haben mir ſchon vor längerer Zeit mit dem beiliegenden Hefte der Kopp'ſchen Geſchichtblätter ausgeholfen. Ich habe mir jetzt ſämmtliche Hefte, die ſich mit der Tellsſage befaſſen, verſchafft und ſende daher das Ihrige dankend zurück. Im 6ten Hefte des 2ten Bds., womit die Zeitſchrift geſchloſſen wird, bezieht ſich Kopp S. 334 auf „die neueſte Schrift eines andern Forſchers“ Der die Geſchichte von W. Tell hinter 1231 zurückverſetzen wolle; wiſſen Sie oder Stälin, wer dieſer nicht genannte Forſcher und wo ſeine Forſchung mitgetheilt iſt?

Tübingen, 18. März 1857.

Mit freundſchaftl. Gruße
L. Uhland.

19.

Verehrter Freund!

Mit beſtem Danke für die freundliche Zuſendung des 2ten Heftes und der Einzelbogen, *) laſſe ich hiebei den Aufſatz über

---

*) Das 2. Heft des II. Jahrganges der Germania (1857) enthält S. 218–228: Zwei Geſpielen. Aus einer Abhandlung über die deutſchen Volkslieder von Ludwig Uhland. W.

Sigemund und Sigeferd für das 3te folgen.*) Ich habe ihm noch eine allgemeinere Ueberſchrift vorgeſetzt, nicht als Ankündigung bereiter weiterer Beiträge zur deutſchen Heldenſage, ſondern nur als eine Handhabe, an die etwa Nachfolgendes aus dieſem Gebiete ſich anknüpfen könnte. Indem ich überhaupt nicht dazu gelangen konnte, umfaſſendere Darſtellungen auszuarbeiten, wünſche ich doch derlei monographiſche Bruchſtücke als zuſammen gehörig zu bezeichnen und muß mir auch für ſolche zur Heldenſage künftigen, anderwärtigen Zuſammendruck vorbehalten.

Das Mſpt. iſt theilweiſe etwas bunt geworden und es iſt mir um ſo angelegener den Correcturbogen, ſo bald es geſchehen kann, mit dem Mſpt. zur Reviſion zu erhalten.

Birlinger hat mir mitangeſchloſſenen Aufſatz zur Anfrage übergeben, ob Sie denſelben für die Germania geeignet finden.

Unter Anwünſchung recht angenehmer Frühlingsreiſe

Tübingen, 18. Mai 1857.

der Ihrige
L. Uhland.

20.

Verehrter Freund!

Da Sie mir geſtattet haben, Ihnen die für mich etwa noch wünſchenswerthen Ergänzungen der Schwabenſtreiche zu bezeichnen, ſo folgen hier einige dahin einſchlagende Angaben.

Gödekes Grundr. S. 228, Lit. 8, unter den Sammlungen von Meiſtergeſängen: „Eine Hs. in Folio, aus der nur die Überschriften der ersten 50 Stücke (1528—1588) bekannt geworden, enthält meist Schwänke.“ Darunter: „die neun Schwaben mit dem Hasen; der Schwab mit dem Glück;

---

*) Er erſchien im 3. Hefte des II. Jahrganges der Germania S. 344—363: Zur deutſchen Heldenſage. Von Ludwig Uhland. 1. Sigemund und Sigeferd. W.

der Schwab mit dem Schufleck.“ Es ſcheint jedoch leider, daß die Hdſchr. verſchollen iſt, denn G. bezieht ſich nur auf: „Sinceri neue Nachrichten,“ Frkf. u. Leipz. 1748. 1, 103 ff.

Die Pap. Hdſchr. der Dresdner Bibliothek, Fol., M. 8 (Titel: „Buech der fabel und stampeney“, eine Meiſterliederſammlung Valtin Wildenawers von 1551), enthält 3 Schwabenſchwänke: Blatt 101, 132 und 668 („der Schwebisch Hader“). Bei meinem Aufenthalt in Dresden 1843 konnte ich mir dieſe Stücke nur kurz bemerken.

Im Nachtbüchlein mag wohl auch hieher Gehöriges vorkommen.

Mit dem Bedauern, daß Ihr Beſuch bei uns nicht mehr ausgeführt werden konnte, wünſche ich nochmals Ihnen und den Ihrigen auf die Reiſe und für den neuen Aufenthalt alles Glück, mir aber die Fortdauer Ihrer freundſchaftlichen Geſinnung und Mittheilung.

Tübingen, 24. Sept. 57.

Herzlich der Ihrige
L. Uhland.

21.

Verehrter Freund!

Zwar muß ich befürchten, daß der beifolgende Aufſatz*) für das erſte Heft der dießjährigen Germania ſchon zu ſpät komme, doch wollte ich es nicht an einem Zeichen meines guten Willens fehlen laſſen. Ich habe nur zu ſehr die Erfahrung gemacht, daß es mir nicht gut möglich iſt, Beiträge auf beſtimmte Zeit in Ausſicht zu ſtellen. Während der Ausführung wächſt mir der Gegenſtand, es tauchen neue, weiter greifende Fragen auf, es zeigt ſich, daß nicht alle nöthigen Quellen und Hülfsmittel beigeſchafft ſind. So mußte ich zwei begonnene Ausarbeitungen zurücklegen, die eine über den im vorigen Sommer beſtiegenen Wasgenſtein, eine andre über die Schwabenſtreiche, die mir jetzt am meiſten in den Hintergrund getreten iſt. *) Die dritte, die ich hier überſende, war wohl ſchon früher vorbereitet, hat ſich aber bei der Wiederaufnahme beträchtlich umgeſtaltet und erweitert. Zwei ſehr ſchmerzliche Todesfälle in unſerer nächſten | Verwandtſchaft trübten die Stimmung und veranlaßten wiederholte Abweſenheit von Hauſe. Ich kam mir unter der letzten Arbeit zuweilen vor, wie jene Geſellen, die in ſchwerer Bedrängniß von der Nachtigall ſingen.

---

*) Rath der Nachtigall, gedruckt im 2. Hefte des III. Jahrg. der Germania, S. 129—146. Pf.

Sehr dankbar bin ich für die näheren Nachrichten, die Sie mir von Ihrem Leben und Wirken in Wien ertheilten, und es erfreut mich herzlichſt, daß dieſelben über Ihr und der Ihrigen Befinden fortwährend günſtig lauten. Bei meinen neueſten Beſuchen in Stuttgart war es mir freilich überaus fühlbar, mich nicht mehr über die gemeinſamen Studien mit Ihnen beſprechen zu können.

Von vielem Belang war mir, was Sie bezüglich der Piariſtenhandſchrift ſchrieben, denn die heimiſche Heldenſage iſt mir ſtets das Wichtigſte im Bereich unſrer alten Poeſie. Keller, dem ich davon Mittheilung machte, hat ſich ganz entgegenkommend geäußert, freilich wird er über Inhalt und Umfang erſt näher unterrichtet ſein müſſen, um dem lit. Verein Anträge machen zu können. Wenn Sie mir die beendigte Abſchrift hieher ſenden, kann er ja Einſicht nehmen und Sie laſſen ihm dann wohl auch Ihren näher beſtimmten Vorſchlag zugehen. Wie es mit Feifaliks Nibelungen ſteht, wird ſich inzwiſchen auch aufgeklärt haben.**)

---

*) Beide Arbeiten werden erſt jetzt aus Uhlands Nachlaß an's Licht treten. W.

**) Vergl. A. Holtzmanns Mittheilung darüber in der Germania IV (1859), S. 315 ff. Eine vollſtändige Veröffentlichung nach der in Pfeiffers Nachlaſſe vorgefundenen Abſchrift ſteht bevor. W.

Zum Rathe der Nachtigall konnte ich in unſeren Bibliotheken ein Buch nicht auftreiben, das vielleicht noch einen lebendigen Zug beigeſteuert hätte, nemlich: Reutter, Andr. v. Speir, Kriegsordnung, Cöln 1595. 4°. S. 34. J. Grimm beruft ſich hierauf in der Gramm. 3, 308, für den Satz: „die lerche ruft tireti! der sperling schjirb!“ Dieſe Vögelſtimmen aus einer Kriegsordnung klingen mir ins Ohr und wenn Sie etwa das Buch zu Wien vorfänden und mir die betreffende Stelle gef. ausziehen würden, könnte nach Umſtänden noch bei der Reviſion ein kleiner Beiſatz gemacht werden.

Um die Einſendung des Mſpts. nicht länger aufzuhalten, die eben darum dießmal auch unmittelbar an Sie gerichtet iſt, ſchließe ich mit den aufrichtigſten Wünſchen und Grüßen.

Tübingen, 29. März 58.

Ihr treuergebener
L. Uhland.

22.

Verehrter Freund!

Mit meinem beſten Danke für die willkommene Mittheilung der beiden Abſchriftbände war es mein Wunſch, Ihnen noch für das 4te Heft der dießjährigen Germania den Aufſatz über Bodman, erweitert und bereinigt, überſenden zu können. Nun iſt aber das 3te Heft erſchienen und ſoll, wie Sie mir ſchreiben, das 4te alsbald in Angriff genommen werden, während ich mit meiner Reinſchrift, die zugleich Durcharbeitung iſt, noch nicht zum Abſchluß gekommen bin und das mühſame Stück erſt für das Eröffnungsheft des neuen Jahrgangs werde fertig bringen können. Vielerlei Unruhe hat mich gehemmt, auch war der Umſtand unförderlich, daß eine nochmalige Ausfahrt nach Donaueſchingen, wo ich beſonders aus Laßbergs Nachlaß noch Einiges benützen wollte, ihren Zweck verfehlte, indem ich, wegen Abweſenheit des Bibliothekars, die Bücherſammlung geſchloſſen fand.

Eine der ungerne vermißten Quellen, die ich dort zu erreichen hoffte, iſt der ſeltene, auf unſern Bibliotheken nicht vorhandene Druck: Codex Traditionum S. Galli. Sollte derſelbe zu Wien vorfindlich ſein, ſo könnte ich vielleicht doch noch über einen der fraglichen Punkte Aufſchluß erhalten. Bei Arx, Geſch. des Kantons St. Gallen 1, 58 Anm. b iſt zu leſen: „Bodamum Curtis regia. Curtem cum casa, caeterisque aedificiis muro, sepeque circumdata. loc. cit.“ d. h. nach der vorhergehenden Arm. a: „Urk. 792. Cod. Trad.“ bedeutet 792 das Jahr, nicht etwa die Nummer der bei Neugart fehlenden Urkunde und ſteht in ſolcher wirklich „Bodamum“ mit der nachfolgenden Beſchreibung einer curtis beiſammen, ſo wäre das die älteſte in einer Handfeſte vorkommende Nennung des Hofes Bodman. Im Falle dieß ſich wirklich ſo beſände, darf ich Sie wohl bitten, mir von der vermuthlich kurzen Urkunde eine vollſtändige Abſchrift machen zu laſſen.

Die Beſchäftigung mit gedachtem Aufſatz (der nebſt ſeinen Beilagen im Druck etwas über 1½ Bogen geben dürfte,) iſt auch Urſache, warum ich die überaus einladenden Abſchriften der beiden Heldengedichte*) noch nicht mit den bekannten Texten vergleichen konnte. Iſt aber ein längerer Verzug für Holtzmann unangenehm, ſo kann ich die Mſpte. auf erhaltene Nachricht ſofort an ihn abſchicken und mir für etwas ſpäteren Gebrauch von ihm zurückerbitten.

Nehmen Sie für heute mit dieſen Zeilen vorlieb und gedenken Sie fortwährend freundlich Ihres ergebenen

L. Uhland.

Tübingen, 1. Nov. 1858.

---

*) Des Dietrich von Bern und des Wolfdietrich aus der Hſ. der Wiener Piariſtenbibliothek, ſ. u. S. 330. W.

23.

Verehrter Freund!

Die Antwort auf Ihr gefälliges Schreiben vom 8. d. möchte ich nicht bis zur Einſendung der Hdſchr. über Bodman verſchieben, hauptſächlich in Bezug auf den Zappert'ſchen Fund. Darf der Entdecker ſich der Echtheit dieſes ahd. Schlummerliedes nicht vollkommen verſichert halten, ſo würde ihm aus einer raſchen Veröffentlichung leicht mancherlei Unluſt erwachſen.*) Es erregt mir nehmlich Bedenken, daß dieſes poetiſch anziehende Stück, mit geringen Ausnahmen ſo genau mit Graffs Sprachſatz, Grimms Grammatik und Mythologie, übereinſtimmt, während die Merſeburger Segen ſo manches Räthſel zu löſen gaben. Unter den aufgezählten Gottheiten iſt keine, die nicht in der Mytholog. ſtände, ſelbſt Triwa findet ſich bei den Perſonificationen S. 846: ver Triuwe. Beſonders fraglich iſt mir auch ſonſt Ostara. Doch ſind Sie ja in der Handſchriftenkunde wohlerfahren und werden ſelbſt auch vom Original Einſicht nehmen, ſo daß Zappert, wenn er ſich bisher nicht mit dem Althochdeutſchen beſchäftigt hat, bei Ihnen Rath einholen könnte.

Leid thut mir, daß die neuaufgetauchten Nibelungen ſo wenig Ausbeute verſprechen. Es ſcheint auch nicht, daß dieſe Hdſchr., etwa wie diejenige, deren allein noch vorhandenen Abenteurentitel Weigand bekannt gemacht (Haupts Zeitſchr. 10, 144), den Drachenſtein oder ſonſt neue Oertlichkeiten der Rheingegend (zum Wasgenſtein?) hereinziehe.

---

*) Sie erfolgte aber dennoch und ſchon Anfangs 1859 in den Sitzungsberichten der kaiſ. Akademie der Wiſſenſchaften zu Wien. Ueber die literariſche Fehde, die ſich ſpäter an dies Denkmal knüpfte, orientiert am beſten F. Pfeiffers Abhandlung: „Ueber das Wiener Schlummerlied. Eine Rettung“ in ſ. Forſchung und Kritik auf dem Gebiete des deutſchen Alterthums. II. S. 43–86. W.

Mit aufrichtiger Theilnahme laſen wir, meine Frau und ich, in der ſchwäb. Chronik, die Nachricht, daß Sie durch die Geburt eines geſunden Sohnes erfreut worden ſind, nehmen Sie Beide dazu unſern herzlichen Glückwunſch.

Holland grüßt beſtens.

In treuer Ergebenheit
L. Uhland.

Tübingen, 20. Nov. 1858.

24.

Verehrter Freund!

Beifolgendes Mſpt. kommt vielleicht zu ſpät für das erſte dießjährige Heft der Germania. Mögen Sie jedenfalls meinen guten Willen daraus entnehmen. Es waren der Hemmniſſe mancherlei. Zu Ende des Sommers fuhr ich noch einmal, eigens für dieſe Bodmanſagen, nach Donaueſchingen, da war der Bibliothekar verreiſt und der Bücherſaal geſchloſſen. Aus dortigem Archiv gewann ich dann noch die kleinen Rechtsalterthümer u. dgl. Sie werden erſehen, wie manches geſchichtlich Aufhellende noch aus bodmanſchen, ſalemſchen und ſanktgalliſchen Quellen zu erwarten wäre. Dennoch ſchloß ich ab und will zuſehen, ob nicht die Anregung des Gegenſtands Weiteres erſchließt.

Daß ich den Druck zur Reviſion erhalte, wird kaum zu vermeiden ſein, da leider das Mſpt nicht ſehr reinlich iſt und die verſchiedenen Schreibweiſen leicht beirren können. Wenn mir etwa 25 beſondre Abdrücke für meine Rechnung abgezogen werden könnten, ſo wäre mir das erwünſcht, keineswegs als ob ich dieſe Arbeit für beſonders gelungen hielte, aber wenn ſie einmal gedruckt wird und Einzeldrucke ſonſt bei der Zeitſchrift üblich ſind, ſo ſcheint es angemeſſen, daß ich an Solche, die mir an Hand gegangen ſind, Mittheilung mache.*)

---

*) Im 1. Hefte des IV. Jahrg. der Germania (1859) erſchien: Zur ſchwäbiſchen Sagenkunde. Von Ludwig Uhland. 3. Bodman. W.

Die freundlich mitgetheilten Abſchriften des Wolfdietr. und Dietr. von Bern habe ich vollſtändig durchleſen. Sie ſcheinen mir für eine künftige Ausgabe dieſer Gedichte von Belang zu ſein. Aus beiden möchte ich mir nun noch Einiges ausziehen und bemerken, wozu ich in letzter Zeit nicht kommen konnte.

Nehmen Sie für die „Gäuhühner“*) meinen beſten Dank. Solche Stücke mitten aus dem Volksleben ſind, je ſeltener, um ſo werthvoller.

Mit herzlichem Gruß
der Ihrige
L. Uhland.
Tübingen, 5. Febr. 1859.

25.

Verehrter Freund!

Diesmal muß ich um ſäumiger erſcheinen, als ich Ihnen für mehrere, ſehr erfreuliche Zuſendungen längſt hätte danken ſollen, wovon namentlich eine meinen alten Freund von der Vogelweide, dem ich noch keine Geburtsſtätte anzuweiſen wußte, in beſſeres Licht ſtellt. Erſt noch am Anfang Septembers war ich zu einer kurzen Schweizerreiſe gekommen, an den Gießbach und dann an den Vierwaldſtätterſee, wo ich bei Hauptmann Müller in Altdorf abermals um den Stand ſeiner Nachforſchungen über Wilhelm Tell mich erkundigte und leider vernehmen mußte, daß die ihm vorgeeilten Kritiken Kopps ſeiner Druckbereitſchaft weiteren Verzug gebracht haben. Auch meine Beſchäftigung mit der Tellſage hat hiedurch fortgeſetztes Hemmniß erfahren. Das Arauer Feſtalbum gibt zwar anſchauliche Nachricht über die Schillersfeier auf dem Rütli, das ich kurz vorher auch wieder betreten hatte, aber nichts zur Aufhellung der Geſchichts-

---

**) Das Märe von den Gauhühnern. Ein Beiſpiel des Strickers. Wien. Druck von Carl Gerold's Sohn. 1859. 8°, 16 SS. — Pfeiffers Beiſteuer zu den Sylveſter-Spenden eines Kreiſes von Freunden vaterländiſcher Geſchichtsforſchung 1858. W.

ſage. Von Ihrer Wiener Feſtrede hat eines unſrer Blätter Rühmliches gemeldet. In Stuttgart war ich über die Tage der Feier, zu der auch W. Wackernagel, wie ſchon früher hier zu freundlichem Beſuche, ſich eingefunden hatte. Damit ſchloß ich meine vorjährige Reiſezeit.

Dann aber traten unfeſtliche Tage bei uns ein. Eine liebe Verwandte, die Frau meines Neffen Rechtsconſul Meyer in Reutlingen, kam, noch im November, hieher, um von einem hieſigen Arzte berathen zu werden, und iſt ſeitdem in unſrem Hauſe krank gelegen. Erſt ſeit letzter Woche leuchtet uns wieder beſſere Hoffrung auf.

Während dieſer trüben Wintermonde gab ich zwar die Arbeit im Gebiete des deutſchen Alterthums nicht eben auf, aber etwas rein und fertig zu ſchaffen, dazu fehlte mir, zumal ich hierin auf ziemlich vereinſamten Pfaden gehe, die förderliche Stimmung. Indem ich nun für die Zeitſchrift nichts Entſprechendes einzuſchicken hatte, gerieth auch das Briefſchreiben in Verzug.

Wenn Sie, wie ich vermuthe, mit Herrn Prof. Vernaleken, der mich durch Zuſendung ſeiner öſtreich. Mythen und Bräuche, wie zuvor ſchon ſeiner Alpenſagen, zu lebhaftem Danke verpflichtet hat, perſönlich bekannt ſind, ſo bitte ich, auch gegen ihn mich wegen bisherigen Schweigens zu entſchuldigen. Durch S. 25 Nr. 5 der neuern Schrift erwächſt dem Nebelroß im Jura (Bodman, Germ. 4, 53. Anm. 87^{a}) ein beſtätigendes Seitenſtück.

Da Sie mir die Hefte 2—4 der Germania von 1859 freundlich übermacht haben, ſo darf ich wohl annehmen, daß Solches auch mit Heft 1 Ihre Abſicht war, das mit Bartſchs Roſengarten anhebt, einer mir in ihren verſchiedenen Verſionen beſonders angelegenen Sagendichtung. Vermuthlich iſt dieß bei der Verlagshandlung über den Sonderdrucken meines Bodman unterblieben. Letztere ſind ſchön und ſehr billig ausgefallen. Sie waren hauptſächlich beſtimmt, den Herrn von Bodmann und andern Angehörigen des Bodenſees, die mich bei dieſer Arbeit gefördert haben oder mir fernerhin förderſam ſein könnten, mit meinen Abſehen genauer bekannt zu machen und dafür weiter anzuregen. Es iſt mir auch bereits einiges Willkommene zugegangen und noch mehreres in Ausſicht geſtellt.

Holtzmanns dankenswerther Bericht über die Piariſtenhandſchrift der Nibelunge bringt (S. 329) die Vorlage dieſer Faſſung auch bezüglich auf Walther von Spanien in Frage. Das aber wird nicht ausgehoben, wie die vom Wasgenſtein handelnde Strophe (bei Holtzm. 2403, bei Lachm. 2281) in obiger Handſchrift laute. Vermuthlich iſt darüber nichts angemerkt, weil ſich dort keine beſondre Lesart vorfand.

W. Grimms betrübender Hingang läßt auch darin ein herbes Vermiſſen zurück, daß die beabſichtigte neue Ausgabe ſeines vortrefflichen Buches über die deutſche Heldenſage, wozu ſich ihm gewiß die reichhaltigſten Nachträge angeſammelt hatten, nicht mehr zu Stande kam. Mögen jüngere Kräfte rüſtig anſtreben, wenn die altbewährten zur Raſt gehen. Es iſt tröſtlich, daß mehrfach, auch in Ihrer Zeitſchrift, neue germaniſtiſche Namen mit Proben tüchtiger Leiſtung auftauchen.

Nehmen Sie dieſe in mancherlei Unruhe geſchriebenen Zeilen freundſchaftlich auf und ſeien Sie mit den Ihrigen von mir und meiner Frau herzlich gegrüßt.

Tübingen, 28. Febr. 1860.

L. Uhland.

26.

Verehrter Freund!

Für die gefällige Zuſendung des mir noch abgegangenen Heftes der Germania, ſowie der auf Walther von Spanien bezüglichen Stelle aus den Nibelungen der Piariſtenhandſchrift bin ich mit meinem angelegenen Danke bisher im Rückſtand geblieben. Es war mein Wunſch, Ihnen zugleich für den fünften Jahrgang der Zeitſchrift einen Beitrag übermachen zu können, und ich muß nun anheimgeben, ob Sie beifolgenden „Sommer und Winter“ dazu geeignet finden.*) Der Aufſatz gehört, gleich zwei früheren, zu den künftigen Beigaben und Nachträgen meiner Volksliederſammlung, doch iſt er ſo eingerichtet, daß er einſtweilen auch für ſich verſtanden werden kann. Um die Sendung nicht länger aufzuhalten, füge ich nur noch meine und meiner Frau aufrichtige Grüße an Sie und die Ihrige bei. Auf Ihren bevorſtehenden Beſuch im Schwabenlande freut ſich herzlich

Tübingen, 27. Apr. 1860.

Ihr treu ergebener
L. Uhland.

Holland läßt beſtens grüßen. Zur Reviſion möchte ich die Correctur erhalten.

27.

Verehrter Freund!

Leider bin ich mit Zurückſendung des Correkturbogens in Verzug gerathen. Nachdem zu Anfang vorigen Monats unſre Anverwandte in gebeſſertem Zuſtand an den eigenen Herd zurückgekehrt war, erſchien mir eine baldige Erholungsreiſe meiner Frau zu ihren Geſchwiſtern in Stuttgart geboten und ich ſelbſt verband damit einen Beſuch bei Kerner in Weinsberg und dann auch bei dem noch nicht geneſenen Freunde Simrock in Winnenthal. Kurz vor Pfingſten hieher zurückgekehrt, traf ich den erſten Druckbogen von Sommer und Winter, und da es ſich anließ, als werde der Schluß demnächſt nachfolgen, hoffte ich, das Ganze auf einmal zurückgehen laſſen zu können. Nun iſt dies, nach Ihrem neueſten Schreiben, durch den ſtarken Verbrauch der Curſivſchrift unausführbar geworden.

---

*) Gedruckt in der Germania V. (1860), S. 257–286. W.

Da ich wünſchte, Ihre ſchätzbaren Mittheilungen noch zur volleren Ausſtattung des Ganzen verwenden zu können, und Sie eine Einſchiebung für unthunlich erachten, ſo ſchließe ich eine ſolche bezüglich auf den Inhalt des Meiſterſangs hier an. Es wäre jedoch Schade, wenn bei dieſem Anlaß nicht auch das vollſtändige Lied an das Licht träte, und, wenn Sie einverſtanden ſind, könnten Lied und Chronikſtelle zugleich als Beilagen kleineren Drucks, wie diejenigen zu Bodman, dem Aufſatze angefügt werden, zu welchem Zwecke ſie in Abſchrift hier mitkommen.

Einige beſondre Abzüge möchte ich mir ausbitten.

Im Juli denken wir abermals an den Bodenſee zu reiſen. Dort iſt mir neben Weiterem über Bodman, die von Henne in St. Gallen wieder aufgefundene Klingenberger Chronik, namentlich für die Studien zur Tellſage, von Intereſſe.

Herzlich grüßend

der Ihrige
L. Uhland.

Tübingen, 4. Jun. 1860.

28.

Verehrter Freund!

Tübingen, d. 22. Aug. 1860.

Die Nachricht von Ihrer Ankunft im Schwabenlande war mir ſehr erfreulich. Sie werden nun auch von Krispenhofen in Stuttgart zurück ſein. Laſſen Sie uns jetzt bald wiſſen, wann wir Sie zu erwarten haben, ich hoffe, daß Sie dann Ihren Abſtand bei mir nehmen werden, wo wir doch am wenigſten geſtört ſind. Keller wird zu Ende nächſter Woche nach Baden reiſen, wo er einige Tage verweilen will, bevor er, als Abgeordneter der hieſigen Univerſität, ſich zum Basler Jubiläum begibt. Mir ſtehen, doch etwas ſpäter, noch zwei kleine Reiſen in Ausſicht, die eine, doch überhaupt noch ſehr ungewiß, nach Donaueſchingen, die andre, wohl erſt nach Mitte Septembers, würde mich auch nach Stuttgart führen.

Das neueſte Heft der Germania, beſonders durch Wackernagels größeren Aufſatz ſchätzbar, habe ich mit Dank erhalten.

Auf baldiges Wiederſehen, mit herzlichen Grüßen an Sie und die Ihrigen

L. Uhland.

29.

Verehrter Freund!

Für mehrfache Zuſendungen, durch die Sie mich erfreut haben, bin ich mit meinem herzlichen Danke bisher im Rückſtand geblieben. Das Bruchſtück eines angelſächſiſchen Valdere, wovon Sie mir Abſchrift zugehen ließen, war mir für den Wasgenſtein, obgleich dieſer nicht darin genannt iſt, von vielem Belang; jetzt iſt auch in Haupts Zeitſchrift ein Abdruck mit Commentar gegeben. W. Grimms Bruchſtücke vom Roſengarten hab' ich gleichfalls noch zur Hand gebracht. Im „Donauthal"*) hat mich Suntheims Nachricht über des Landfahrers Hans von Bodman Begräbnißſtätte im Chor der Karmeliterkirche zu Wien beſonders angezogen. Bucelin ſpricht von einer Beſchreibung der Wanderſchaften dieſes Landſtörzers faſt wie von einem gedruckten Buche (Germ. 4, 81: totum volumen prodiit), ſollte nicht, wenn es dort keine Kirche und kein Kloſter der Karmeliten mehr gibt, doch etwa auf einer anderen Bibliothek noch jenes totum volumen zu finden ſein? Im neueſten Hefte der Germania (5, 445 f.) bot mir der Lorleberg mit ſeinem edlen Zwerge die angenehmſte Ueberraſchung.

Damit komm' ich zum Anlaß meines längeren Stillſchweigens. Es war meine Abſicht, den Aufſatz über den Roſengarten von Worms, deſſen Entwurf ich Ihnen hier vorgeleſen und dem ſchon der früher gedruckte „Sommer und Winter“ den Weg bahnen ſollte, für die Germania herzurichten. Manches hat ſich mir aber ſeitdem ergeben, was eine etwas mühſame Umgeſtaltung nöthig machen würde. Dazu war mir die letzte Zeit nicht günſtig. Vielfach war ich anderwärts in Anſpruch genommen und auch Betrübendes trat hinzu, erſt in voriger Woche hat mein Pflegſohn Steudel in Böblingen, den Sie auch kennen, ein liebenswürdiges Kind verloren. Ich habe nun zwar auch dieſen Winter die Beſchäftigung mit dem deutſchen Alterthum keineswegs aufgegeben, aber zum Ausrüſten eines an ſich ſchwierigeren Gegenſtandes für den Druck gehört eine Stimmung und Anregung, die mir neuerlich allzuſehr abgieng.

---

*) Das Donauthal von Ladislaus Suntheim, Wien 1861. (Aus dem Jahrbuch für vaterl. Geſchichte, I. Jahrg. 1861, S. 273—297 beſonders abgedruckt.) W.

Mein aufrichtiger Wunſch iſt, das angetretene Jahr möge Ihnen und den Ihrigen ein heiteres, auch Ihrem verdienſtlichen Wirken im Gebiete der germaniſtiſchen Literatur erfolgreiches ſein.

Ihr freundſchaftlich ergebener

L. Uhland.

Tübingen, 24. Jan. 1861.

30.

Verehrter Freund!

Bis heute bin ich Ihnen für die freundliche Sendung zwei diesjähriger Hefte der Germania meinen Dank ſchuldig geblieben. Es war mein Wunſch, Ihnen zugleich den Aufſatz vom Roſengarten, deſſen Entwurf ich Ihnen im vorigen Sommer bereits mitgetheilt hatte, fertig überſchicken zu können. Allein es kamen mir in die Arbeiten dieſer Art mancherlei und langwierige Unterbrechungen. Jetzt bin ich im Begriffe, noch einen Ausflug an den Bodenſee zu machen und ſchließe den Aufſatz ab, weil es unter ſolchen Umſtänden rathſam geworden iſt. Finden Sie denſelben überhaupt für die Zeitſchrift geeignet, ſo werden Sie mich ſehr verbinden, wenn Sie mich noch auf etwa Nachzubeſſerndes aufmerkſam machen wollen.

Vorgeſtern hat Holtzmann ſeine hieſigen Freunde mit einem Beſuch erfreut, iſt aber ſchon am folgenden Tage wieder abgereiſt. Von ihm hörten wir, daß Sie mit Ihrer Reiſe nach Berlin wohl zufrieden ſeien. In Nürnberg waren Sie von Frommann | erwartet, aber das Schwabenland iſt leider diesmal auf der Seite geblieben.

Die nahe Abreiſe geſtattet mir nicht Weiteres.

Mit herzlichem Gruß Ihr treuergebener
L. Uhland.

Tübingen, 29. Aug. 1861.

31.

Tübingen, 25. Sept. 61.

Verehrter Freund!

Erſt am 19. d. Abends kam ich nach faſt dreiwöchiger Abweſenheit hieher zurück. Unter den Eingängen der Zwiſchenzeit befand ſich Ihr Aufſatz über die höfiſche Sprache,*) der mich lebhaft angeregt hat und für deſſen Mittheilung ich herzlich danke. Am folgenden Abend erhielt ich Ihr Schreiben vom 18. d. und zugleich den Correcturbogen. Wenn es mit der Rückſendung des letztern, der hier beifolgt, einige Tage angeſtanden hat, ſo muß ich dieß mit verſchiedenen Beſorgungen nach der Heimkehr entſchuldigen.

Sonntag und Montag waren wir durch Beſuch von Simrock erfreut, der von einer Schweizerreiſe, die er mit Sohn und zwei Töchtern ausgeführt, den Rückweg über Tübingen nahm.

---

*) Ueber Weſen und Bildung der höfiſchen Sprache in mittelhochdeutſcher Zeit. Wien 1861. (Aus dem 32. Bande der Sitzungsberichte der kaiſ. Akademie d. W. zu Wien.) W.

Auf die Reiſe nach Frankfurt habe ich, kaum erſt hier wieder eingetroffen, verzichtet.

In Eile grüßend Ihr ergebenſter
L. Uhland.

NS. Sollten die altnordiſchen þ im Anlaut, die ich vielleicht nicht deutlich genug vom lat. p unterſchieden habe, Schwierigkeit verurſachen, ſo könnten ſie auch durch Th, th erſetzt werden.

32.

Verehrter Freund!

Der Reviſionsbogen, bis S. 336 iſt hoffentlich gleich nach Abgang Ihres Schreibens vom 23. d. M. bei Ihnen angekommen. Hier folgt nun der Schluß der Correctur mit dem des Mſpts. Es war mir leid, zu p. 339 einen kleinen Zuſatz nöthig zu finden und zu p. 345, Anm. 87, einen Durchſtrich, letztern dadurch veranlaßt, daß ich inzwiſchen Dübners Plutarchausgabe zur Hand bekam, wo Cloris in Chione, die griechiſche Idun in eine Schneegöttin, kritiſch berichtigt wird. In den Seitenüberſchriften früherer Bogen ſtrich ich die Ziffer II., weil ſie vornherein nicht beigeſetzt war. Diesmal ließ ich ſie ſtehen, für den Fall, daß ſie jetzt auch dort nachgetragen wäre. *)

Nehmen Sie meinen herzlichen Dank für die freundliche Aufnahme meines Neffen Karl Neeff, der mir in ſeiner Studienzeit ein lieber Hausgenoſſe war. Mit beſtem Gruße

Tübingen, 29. Okt. 61. L. Uhland.

---

*) Das 3. Heft des VI. Jahrganges der Germania brachte S. 307—350: Zur deutſchen Heldenſage. Von Ludwig Uhland. II. Der Roſengarten von Worms. — Ueber L. Uhlands Theilnahme an der Germania überhaupt ſprach ſich Pfeiffer aus in: Ludwig Uhland. Ein Nachruf. (Wien 1862) S. 15 ff. W.

Inhalt.

Seite
Vorrede III
Franz Pfeiffer. Eine Biographie von Karl Bartſch . . . XVII
Briefwechſel zwiſchen Joſeph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland 1
1. Uhland an Laßberg 8. Apr. 1820 3
2. Laßberg an Uhland 12. Apr. „ 4
3. „ „ „ 13. Apr. „ 6
4. Uhland an Laßberg 23. Apr. „ 7
5. Laßberg an Uhland 29. Juli „ 9
6. „ „ „ 23. Sept. „ 11
7. Uhland an Laßberg 31. Dec. „ 14
8. Laßberg an Uhland 16. Febr. 1821 15
9. Uhland an Laßberg 17. Mai „ 18
10. Laßberg an Uhland 20. Juni „ 19
11. „ „ „ 16. Aug. „ 22
12. Uhland an Laßberg 9. Sept. „ 25
13. Laßberg an Uhland 21. Sept. „ 27
14. Uhland an Laßberg 8. Apr. 1822 30
15. „ „ „ 20. Mai 1823 32
16. Laßberg an Uhland 24. Mai „ . . . . —
17. „ „ „ 10. Juni „ 34
18. „ „ „ 31. Juli „ 35
19. Uhland an Laßberg 2. Oct. „ 36
20. Laßberg an Uhland 11. Oct. „ 38
21. Uhland an Laßberg 13. Juni 1824 42
22. Laßberg an Uhland 23. Juni „ 45
23. „ „ „ 9. Dec. „ 49
24. „ „ „ 6. Apr. 1825 50

Seite
25. Uhland an Laßberg 16. Apr. 1825 52
26. „ „ „ 11. Mai „ 54
27. Laßberg an Uhland 30. Mai „ 55
28. Uhland an Laßberg 26. Sept. „ 57
29. Laßberg an Uhland 9. Oct. „ 58
30. Uhland an Laßberg 6. Dec. „ 59
31. Laßberg an Uhland 14. Dec. „ 60
32. „ „ „ 22. Dec. „ 64
33. Uhland an Laßberg 25. Jan. 1826 66
34. Laßberg an Uhland 20. — 26. Mai 1826 69
35. „ „ „ 29. Juni — 4. Juli 1826 70
36. Uhland an Laßberg 12. Juli 1826 72
37. Laßberg an Uhland 18. Juli „ 73
38. „ „ „ 5. Sept. „ 75
39. „ „ „ 4. Oct. „ 78
40. Uhland an Laßberg 19. Jan. 1827 80
41. Laßberg an Uhland 5. Febr. „ 82
42. „ „ „ 28. Febr. „ 90
43. Uhland an Laßberg 6. Apr. „ 92
44. „ „ „ 20. März 1828 96
45. „ „ „ 28. Nov. „ 101
46. Laßberg an Uhland 2. Dec. „ 105
47. Uhland an Laßberg 26. März 1829 110
48. Laßberg an Uhland 31. März — 2. Apr. 1829 113
49. „ „ „ 14. Apr. 1829 116
50. Uhland an Laßberg 30. Apr. „ 121
51. Laßberg an Uhland 28. Mai „ 124
52. „ „ „ 13. Juni „ 129
53. „ „ „ 21. Juni „ 132
54. Uhland an Laßberg 3. Aug. „ 133
55. Laßberg an Uhland 14. Aug. „ 137
56. Uhland an Laßberg 3. Sept. „ 140
57. Laßberg an Uhland 9. Sept. „ 143
58. Uhland an Laßberg 1. Oct. „ 146
59. Laßberg an Uhland 12. Oct. „ 148
60. „ „ „ 28. Nov. „ 149
61. „ „ „ 29. Jan. 1830 152
62. „ „ „ 27. Febr. „ 155
63. Uhland an Laßberg 19. März „ 157

Seite
64. Laßberg an Uhland 25. März 1830 161
65. „ „ „ 11. Mai „ 167
66. „ „ „ 29. Mai „ 171
67. „ „ „ 6. Aug. „ 174
68. Uhland an Laßberg 26. Sept. „ 176
69. Laßberg an Uhland 27. Dec. „ 178
70. Uhland an Laßberg 20. Jan. 1831 180
71. Laßberg an Uhland 2. Febr. „ 184
72. Uhland an Laßberg 13. Febr. „ 189
73. Laßberg an Uhland 19. Febr. „ 192
74. Uhland an Laßberg 10. März „ 194
75. Laßberg an Uhland 11. März „ 196
76. Uhland an Laßberg 24. März „ 199
77. Laßberg an Uhland 5. Apr. „ 201
78. Uhland an Laßberg 16. Apr. „ 203
79. Laßberg an Uhland 12. Mai „ 205
80. Uhland an Laßberg 23. Juni „ 207
81. „ „ „ 22. Sept. „ 209
82. Laßberg an Uhland 25. Sept. „ 210
83. Uhland an Laßberg 5. Oct. „ 211
84. Laßberg an Uhland 13. Oct. „ 213
85. Uhland an Laßberg 10. Nov. „ 215
86. Laßberg an Uhland 26. Jan. 1832 216
87. Uhland an Laßberg 23. Apr. 1834 219
88. Laßberg an Uhland 28. Apr. „ 221
89. Uhland an Laßberg 12. Juni „ 224
90. Laßberg an Uhland 10. März 1836 227
91. Uhland an Laßberg 2. Aug. „ . . . . —
92. Laßberg an Uhland 21. Aug. „ 229
93. „ „ „ 17. Sept. „ 234
94. „ „ „ 9. Nov. 1837 235
95. „ „ „ 21. Febr. 1838 237
96. „ „ „ 20. Aug. „ 239
97. Uhland an Laßberg im Herbſt 1839 240
98. Laßberg an Uhland 9. Oct. „ 241
99. „ „ „ 5. Juli 1840 242
100. Uhland an Laßberg 1. Sept. „ 243
101. Laßberg an Uhland 23. Oct. 1841 244
102. „ „ „ 27. Juli 1842 245

Seite
103. Laßberg an Uhland 3. Juni 1843 246
104. Uhland an Laßberg 8. Oct. „ 249
105. Laßberg an Uhland 13. Oct. „ 250
106. „ „ „ 25. Febr. 1845 252
107. Uhland an Laßberg 12. Juli „ 253
108. „ „ „ 8. Nov. 1850 254
109. Laßberg an Uhland 27. März — 2. Apr. 1853 256
110. Uhland an Laßberg 2. Juni 1853 257
111. Laßberg an Uhland 9. Sept. 1854 259
112. Uhland an Frau v. Laßberg 25. März 1855 260

Anhang.

I. Briefe Josephs Freiherrn von Laßberg an Franz Pfeiffer (1840—1846) 265
II. Briefe Ludwig Uhlands an Franz Pfeiffer (1842—1861) . 299

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei

DISSERTATIO INAUGURALIS JURIDICA
DE
JURIS ROMANI SERVITUTUM NATURA DIVIDUA VEL INDIVIDUA.

QUAM
CONSENTIENTE ILLUSTRI JURISCONSULTORUM ORDINE
PRAESIDE
VIRO ILLUSTRI ATQUE CONSULTISSIMO
DOMINO
CHRISTIANO THEOPHILO
DE GMELIN
J. U. DOCTORE ET PROFESSORE PUBL. ORD.
ORDIN. REGII MERIT. CIVIL. EQUITE
PRO GRADU DOCTORIS
IN UTROQUE JURE OBTINENDO
DIE APRILIS MDCCCX.
PUBLICE DEFENDET
AUCTOR
JO. LUDOVICUS UHLAND
TUBINGENSIS
ADVOCAT. REG. IMMATRICULAT.

TUBINGAE
LITERIS SCHRAMMIANIS.

CONSPECTUS.

Prooemium. §. 1.

Cap. I. Quaestiones et difficultates praecipuae. §. 2—6a.

Cap. II. Servitutum natura, quatenus usu vel fructu consistant, explicata. §. 6b—13.

Cap. III. Servitutum divisio A) *qualis* intelligatur? §. 14—18.

Cap. IV. Servitutum pro partibus praediorum constitutio. §. 19-23.

Cap. V. Leges, quae servitutum alias individuarum divisionem aliquam admittere videntur, conciliatae. §. 24—31.

Cap. VI. Servitutum divisio B) *cur* admittatur vel non admittatur? § 32—47.

Cap. VII. Scriptorum ſententiae. §. 48—51.

Ad Bibl. Acad. Land.

Universitäts-Bibliothek München

PROOEMIUM.

§. 1.

Tritum est in Jure Romano, usumfructum esse dividuum, reliquas servitutes individuas.

L. 1. §. 9. *ff. ad Leg. Falc. L.* 13. §. 1. *ff. de acceptilat. L.* 81. *pr. ff. ad Leg. Falc. L.* 72. *pr. ff. de V. O.*

Quam juris thesin commentaturus, eum amplector ordinem, ut primo principales, quae hic obveniunt, quaestiones distinguam, et quid ad ſingulas vel expressis verbis, vel inſignioribus indiciis leges ſuppeditent, quid maxime explorandum et conciliandum relinquant, excutiam, deinde ampliori tractatione quaestionum istarum ſolvendarum praecipuarumque difficultatum removendarum faciam periculum, praemissa, ne ſcilicet deductionis ſeries postea nimis interpellaretur, investigatione aliqua in ſervitutum naturam, quatenus circa divisionem ea venit consideranda.

Scriptorum, quos thema hoc persecutos adire mihi licuit, ſententias memoratu digniores ad opusculi finem ſingulari capite retuli.

CAP. I.

QUAESTIONES ET DIFFICULTATES PRAECIPUAE.

§. 2.

Leges de ſervitutum divisione agentes rite conſideranti non potest non duplex occurrere quaestio:

I) quae tandem ſit ea divisio, quam in servitutibus leges vel admittant vel recusent, ſeu *quatenus* ususfructus ſit dividuus, reliquae ſervitutes ſint individuae?

II) quae ſit diversae ejus qualitatis causa, i. e. *cur* ille divisionem admittat, hae respuant?

§. 3.

Quod ad priorem sigillatim attinet, expressis legum verbis, de cujusmodi divisione in ea re agatur, definitum non inveni. Respiciendum itaque, quae ſint praecipua dividuitatis, vel contrariae qualitatis indicia et effectus, quem in finem ſpectandae ante omnia eae leges, quae de ſervitutum ipsarum divisione, de ipsarum partibus loquuntur.

Viae, itineris, actus, aquaeductus partem non posse in obligationem deduci, definitum est *Leg.* 17. *ff. de ſerv.* viae, itineris, actus, aquaeductus, ceterarumque ſervitutum, ſicuti omnium rerum individuarum, ſtipulationes non dividi, partium praestationem non recipere, *L.* 72. *pr. ff. de V. O. L.* 2. §. 1. *eod.* ita ut promissoris heredes ſinguli in ſolidum teneantur, *L.* 2. *cit.* §. 2. (cf. *L.* 192. *pr. ff. de R. J.*) *L.* 17. *ff. de ſerv.* ſtipulatoris heredes in ſolidum habeant actionem, *L. L.*

cit. nec veniat haec ſtipulatio in judicium familiae erciscundae, *L.* 25. §. 9. 10. *ff. fam. erc.* ſervitutum praedii rustici vel urbani acceptilationem in partem nullius esse momenti, *L.* 13. §. 1. *ff. de acceptil.* viae, itineris actusve legatum divisionem non recipere, ad nullum enim eam rem pro parte posse pertinere, et ideo haec legata tota ad legatarium pertinere, et ſi plures heredes ſint, ſingulos in ſolidum teneri, *L.* 80. §. 1. *ff. ad Leg. Falc.* a) usus partem legari non posse, *L.* 19. *ff. de us. et hab.*

Usumfructum contra, qui ſit dividuus, legatum venire in computationem legis Falcidiae, enunciat *L.* 81. *pr. ff. ad Leg. Falc.* posse quartam partem ex eo ſicut ex corporibus retineri, *L.* 1. §. 9. *eod.* et ſi duobus legatus fuerit, ipso jure ad ſingulos partes pertinere. *L.* 81. *pr. cit.* reo quoque promittendi defuncto, in partes hereditarias usuſfructus obligationem dividi, *L.* 5. *ff. de usufr.*

---

a) Cf. quoque casum *L.* 76. *pr. ff. de legat.* 2. relatum.

§. 4.

Est tamen aliquis in eo nodus, quod eadem fere, quae de ſervitutum partibus, principia constituantur etiam de partibus praediorum.

Servitutes ſcilicet, praeter usumfructum, pro praedii ſervientis, et praediales etiam pro dominantis fundi parte indivisa nullo modo possunt constitui, acquiri, adimi, *L.* 6. §. 1. *ff. comm. praed.* *L.* 11. *ff. de ſerv.* *L.* 8. §. 1. *ff. eod.* *L.* 140.

§. 2. *ff. de V. O. L. 5. ff. comm. praed.* (Per partes vero retinentur. *d. L. 8. §. 1. ff. de ſervit. L. 30. §. 1. ff. de ſerv. pr. urb. L. 34. pr. ff. de ſerv. pr. ruſt. d. L. 140. §. 2. ff. de V. O.*)

Secus in usufructu quoad praedii fructuarii partes, *L. 5. ff. de usufr. L. 25. ff. quib. mod. usufr. am.*

Quinimo in legibus quibusdam ambiguum videtur, utrum de juris, an de praedii parte agatur:

> „*Excepta capitis minutione, vel morte, reliquae cauſae vel pro parte interitum usuſfructus recipiunt.*" *L. 14. ff. quib. mod. usuſfr. am.*
>
> „— *frui quidem pro parte poſſumus; uti pro parte non poſſumus.*" *L. 19. ff. de us. et hab.*
>
> „— *ſi usuſfructus ſit in ſtipulatum deductus, puta fundi Titiani, poterit pro parte acceptilatio fieri: et erit reſiduae partis usuſfructus.*" *L. 13. §. 1. ff. de acceptil.* add. *L. 14. §. 1. ff. de adim. legat.*

§. 5.

Non minimam denique movet difficultatem, quod ſint leges, quae et aliarum, praeter usumfructum, ſervitutum diviſionem aliquam admittere videantur.

Sic aquarum iter in judicia familiae erciscundae et communi dividundo venit, ut mensura vel tempore dividatur, *L. 19. §. ult. ff. comm. div.* et notanda ſunt verba:

„*Igitur in hujusmodi ſpeciebus* (*etiam*) *in communi dividundo*

> „*judicio venit, ut praefata jura aut menſura, aut temporibus*
> „*dividantur.*"

Praecipue quoque reſpicienda *L.* 4. *ff. de aq. quot.* verbis:

> „*Sicut iter, actus, via pluribus cedi vel ſimul, vel ſeparatim*
> „*poteſt, ita aquae ducendae jus recte cedetur; ſed ſi inter*
> „*eos, quibus aqua ceſſa eſt, non convenit, quemadmodum*
> „*utantur: non erit iniquum, utile judicium reddi: ſicut inter*
> „*eos, ad quos uſusfructus pertinet, utile communi*
> „*dividundo judicium reddi, plerisque placuit.*"

Quo loco ſervitus, quae individua alias audit, aequiparatur quodammodo uſuifructui, qui eſt dividuus. Adde *L.* 5. *pr. ff. ib.*

Deinde huc referendi ii caſus, ubi, praedio dominante vel ſerviente realiter diviſo, ex una ſervitute duae quodammodo fiunt. *L.* 6. §. 1. *ff. quem. ſerv. am.*

In uſu denique plures concurrere poſſe, apparet ex *L.* 14. §. 2. *ff. de us. et hab. L.* 42. *pr. ff. de uſufr. L.* 10. §. 1. *ff. comm. div.* et quemadmodum circa eum diviſio fiat in communi dividundo judicio, definitum eſt *cit. leg.* 10. §. 1.

§. 6. a.

Ad alteram quaeſtionum §. 2. propoſitarum ipſa ſane legum verba nonnihil ſuppeditant. Sic via, iter, actus *natura* diviſionem non admittere dicuntur *L.* 2. §. 1. *ff. de V. O.* Deinde definitum eſt *L.* 17. *ff. de ſervit.*

> „*Viae, itineris, actus, aquaeductus pars in obligationem deduci*
> „*non poteſt: quia uſus eorum indiviſus eſt.*"

De ſervitute usus quoque ratio reddita *L.* 19. *ff. de us. et hab.*

> *„Usus pars legari non poteſt: nam frui quidem pro par-*
> *„te possumus, uti pro parte non possumus.“*

Denique in *L.* 1. §. 9. *ff. ad Leg. Falc.* operarum ſervi legatum dividi non posse, ſic confirmatur:

> *„quia necessario ex omnibus, quae ſint facti, pars decedere*
> *„debet, nec pars operae intelligi poteſt.“*

Quae tamen, niſi justa prioris quaestionis ſolutio praecesserit, congruoque ſingula nexu et ordine comprehendantur, non poterunt plenam rei lucem affundere.

CAP. II.

SERVITUTUM NATURA, QUATENUS USU VEL FRUCTU CONSISTANT, EXPLICATA.

§. 6. b.

Ne insequens tractatio altius repetitis deductionibus nimium interpellaretur, praemittenda cenſui nonnulla de ſervitutum natura, quatenus usu fructuve,consiſtant, ad quae postea me referam b).

Quantum ſcilicet ſervitutum natura et praeſertim, quae inter uti et frui est, differentia, in nostro themate ſit consideranda, jam ex iis, quae §. praeced. retulimus, apparet.

---

b) Progredior in ſubsequentibus ab ideis novioribus, quas cel. THIBAUT tractatu ſingulari (*Versuche uber einzelne Theile der Theorie des Rechts. 1r. Bd. Jena. 1798. Abh. 3.*) protulit. Sed cum is pro inſtituti fine, quem indicat inſcriptio;

„Verſuch einer neuen Theorie über die eigentliche Beſchaffenheit der „Dienſtbarkeit des Uſus nach Römiſchem Recht.“

maxime ad uſus ſervitutem perſonalem reſpexerit, in ideis ejus et ad alias ſervitutum ſpecies extendendis verſatus ſum. De civilibus fructibus complura adjunxi.

Quae **Thibaut** l. c. nonniſi hypotheſeos modo protulit, poſtea, relicta hypotheſeos mentione, in Syſtema Pandectarum (Ed. 2 §. 834.) ab eo recepta ſunt. Nec ea ſententia caruit aſſenſu. Adoptarunt illam **Glück** *Ausführl. Erläut. der Pandekt. nach Hellfeld. IX. Th. II. Abth.* §. 648. **Weber** *in not. ad Commentarii Hoepfner.* §. 380.

§. 7.

Fructus ab origine eſt fructuum perceptio, tangit ergo principaliter non rem ipſam, ſed id, quod ea profert, rei acceſſoria; uſus eſt reliqua rei ſine ejus conſumtione c) tractatio. Sic equae fructus eſt, prolem ejus ſuam facere, uſus, ad vehendum, arandum illam adhibere.

Quodſi cui alterutrum in re aliena plene concedatur, oritur inde ſervitus fructus vel uſus, ſeu fructus, uſus, ſenſu ſtrictiori d); qui ſi ambo conjungantur, procedit ſervitus uſusfructus, jus utendi fruendi re aliena.

c) Quae enim conſumuntur, ſint in abuſu. *L.* 5. §. 1. 2. *ff. de uſufr. ear. rer.*

d) Poteſt in eadem re alteri fructus, alteri uſus conſtitui. *L.* 42. *pr. ff. de uſufr. L.* 14. §. 3. *ff. de uſ. et hab.* Alias vero fructus et ſynonyme eum uſufructu accipi ſolet. *L.* 14. §. 1. *ff. de uſ. et hab. Pauli* 3 *ſentent.* 6. §. 24.

§. 8.

Non uno tantum modo rebus uti vel frui poſſumus, ſic ut uſus fructusve plenus conſtet pluribus, ut ita dicam, minoribus usibus fructibusve. Fundo e. g. uti possum, ut per eum vehar, agam, eam, aquam ducam &c. Singulis jam ejusmodi usibus e) continentur ſervitutes reales. f)

---

e) Sunt quidem ſervitutes reales, quae fructum aliquem continere videntur, veluti aquaeductus, aquaehaustus, jus pecoris pascendi, cretae lapidisque eximendi, ligna ſecandi etc. Aestimandae tamen ſunt ex eo, quod in illis est principale, ſc. usu, facto. Sic in ſervitutibus aquae minus aquae privatio, quam ducentis opus, haurientis ingressus (*aquarum iter. L. 19. §. 4. ff. comm. div*) respicitur. Pascui ſervitus non exercetur gramine eximendo et ſic fructum percipiendo, ſed pecus immittendo et in praedio ſerviente ſtabulando.

Eae ſervitutes, quibus ſervientis praedii dominus in ſuo quid facere prohibetur, quas vocant negativas, fructum ſane haud relinquunt, ſed tangunt nonnisi rem ipsam, vetando ſcilicet.

Notandum quoque, pro thematis ratione, leges de divisione agentes, ſervitutum negativarum rarius facere mentionem et ex affirmativis maxime itineris, actus, viae, aquaeductus ſervitutes respicere, quas fere ſolas nominatim commemorant, et quae omnino inter rusticas maximi habitae ſunt momenti. Cfr. *L. 1. pr. ff. de ſerv. pr. rust. pr. J. de ſerv. praed.*

f) Singuli illi usus, quibus ſervitutes reales consistunt (nec non et alii, qui praediis utilitatem non ferrent,) possunt et personalium ſervitutum jure constitui. *L. 1. §. 12. ff. de aq. quot. L. 4. ff. de ſerv. pr. rust. L. 14 §. ult. ff. de alim. leg. L. 21. ff. de us. et hab.* VINNIUS *ad Tit. Instit. de usufr. ab. init.* DONELL. *Comment. de Jur. Civ. Lib. XI. Cap. I. nro. 11.* Dissent. CUJAC. *Observat. L. 24. Cap. 22.*

§. 9.

Cum tamen nec fructus percipiantur ſine aliqua rei ipsius tractatione, e. g. agrum colendo et messis causa ingrediendo, pecora mulgendo &c. necesse est, ut et fructuario aliquis usus competat, tantus ſcilicet, quanto ad fructus percipiendos opus est. *„— ipse fruendi causa et usum habebit.“* L. 42. pr. ff. de usufr.

Vice verſa ſi res, in qua uſus conſtitutus eſt, ſit ejusmodi, ut ſine fructuum perceptione vel plane nullam, vel ſatis imperfectam utilitatem praebitura eſſet uſuario, habebit is, ut res ſalva ſit, aliquem quoque fructum, reſtrictum tamen ad ſuam ſuorumque indigentiam. g) Quibus vero terminis uſus ipſe neutiquam continetur. h)

---

g) Caſus ſingulos vide apud THIBAUT & GLÜCK *locis cit.*

h) *L.* 12. § 3. *L.* 16. §. 2. *L.* 22. §. 1. *ff. de uſ. et hab. et Autor.* citt.

§. 10.

Introductis commerciis coeptus eſt et ulterior ex rebus percipi proventus, quam qui conſtat fructibus naturalibus, pretium praecipue ſeu commodum traditionis rei fructuariae in alium collatae. i)

Hi jam proventus, qui non natura et ex corpore rei, ſed jure et per occaſionem ejus percipiuntur, a JCtis appellati ſunt fructus civiles, haud inepto nomine, cum et in *L.* 62. *pr. ff. de R. V.* locaria fructuum nomine veniant. Cfr. *L.* 29. *ff. de hered. petit.* *L.* 72. *ff. de R. J.*

Quare cum civiles hi proventus fructuum nomine generali comprehenſi fuerint, ut quas res ſuo modo proferre videretur, conceſſum eſt iis, quibus rei fructus conſtitutus eſt, reliquum juris ſui exercitium in alios transferendo emolumenta capere *)

Nec ſane ob id fructuarii eſſe deſinunt. Fruuntur enim, civile emolumentum percipientes. k) Quare ſi vendidero uſumfructum, etiamſi emtor non utatur, videor uſumfructum retinere. [l] Ipsum vero usus fructus jus, fructuarii ſcilicet personae adstrictum, cedi non potest, nisi proprietatis domino. [m]

Quae contra nudo usu consistunt ſervitutes, quatenus usuifructui opponuntur, nullam exercitii locando &c. translationem continent. [n]

Sed nec juris ipsius in extraneum cessionem admittunt, cum primo usus ſtricte ſic dictus non minus ad usuarii personam adſtrictus ſit, quam usus fructus ad fructuarii, deinde ſervitutes reales, quantum praedio, cui debentur, cohaereant, inter omnes constet.

---

i) Donell. *Commentar. Lib. X. Cap. VIII. nro. 15. ſqq.*

*) Leges huc pertinentes §. ſeq. citabuntur.

k) *L. 39. ff. de usufr.*: „*Quia qui pretio fruitur, non minus habere intelligitur, „quam qui principali re utitur fruitur.*" *L. 12. §. 2. ib.* verbis: „*nam et „qui locat, utitur, et qui vendit [utitur.] Sed et ſi alii precario concedat vel „donet, puto eum uti: atque ideo retineri usumfructum.*" Quo loco verbum: *uti*, ſensu generaliori acceptum est, quo ſignificat omne juris exercitium, non usui, per quem jura intereunt, oppositum.

l) *L. 38. ff. ib.* Secus ſi donavero. *L. 40. ff. ib.* de quo casu tamen vide Voet *Comment. ad tit. quib. mod. usu fr. amitt. nro. 7.*

m) *L. 66. ff. de jur. dot.* (quae discrimen facit inter jus ipsum et fructuum perceptionem.) §. 3. *J. de usufr.* Distinguunt nonnulli duplex quodammodo fructuarii jus. Quorum unum mere personale ſit, ita infixum personae ejus, cui usufructus primo constitutus est, ut ab eo avelli nequeat: alterum reale, consistens in usu et fruitione rei fructuariae, quod a fructuario abire et in alium transferri possit, licet a personali illo jure promanet. Quam distinctionem illustrant exemplo heredis et creditoris, in quibus ſimiliter jus duplex animadvertimus: unum quod personae adhaeret, heredi ex aditione hereditatis, creditori ex obligatione quaesitum: alterum reale in re quaesita aut debita; quae distinctio in hereditate vel actione vendita maxime se exserit. v. VINNIUS *Comment. ad* §. 1. *J. de us. et hab.*

n) §. 1. 2. 3. *J. de us. et hab. L.* 8. *pr. L.* 12. §. 4. *et ult. ff. eod. L.* 44. *ff. loc. cond. L.* 11. §. 3. *ff. de pignor.*

§. 11.

Commoda usus traditionisve rei fructuariae in alium collatae ſunt haec quatuor: rem fruendam alii vendere, fruendam locare, gratis concedere, pignori dare. Quae ſingula fructuarius facere potest. o)

o) *L.* 12. §. 2. *L.* 38. *ff. de usufr. L.* 72. *ff. de R. J.*: „*Fructus rei est, vel* „*pignori dare licere.*“ Quis vero donationis, quis pignori dationis fructus ſit, de eo vid. DONELL. *loc. not.* i) *cit. nro.* 17.

§. 12.

Quae de usu non transferendo tradidimus, nonnihil habent dubii.

Siquidem THIBAUT p) asserit, ſecundum originariam usus notionem, usuario potestatem esse, juris ſui exercitium in alium quem transferendi, certe potestatem hanc notioni illi originariae neutiquam refragari. Quodsi enim ad essentialia usus pertineret, ne ejus exercitium ab usuarii persona ſepararetur: usus cum fructu in usufructu conjunctionem meram fuisse in adjecto contradictionem. Quare leges Romanas forsan usum quendam loquendi ſecutos, usuarii jus terminis istis circumscripsisse.

Accedit, quod, cui relictus est domus usus, dummodo ipse ſimul inhabitet, poſſit tam gratis. quam pensione accepta, alium quem recipere. *L.* 2. §. 1. *L.* 3. 4. *ff. de us. et hab.*

Ad quae ſic respondendum videtur: Non quidem obstat usus natura, quin ejus exercitium transferatur. ſed ea translatio non usus jure, ſed alio, ſc. fructus, obtingit. q)

Unde usus in usufructu contentus non ſua ipsius vi, ſed ob fructus adjectionem transferri potest, ut quodammodo usum transferendo fructus percipiantur.

Sed et usus ſervituti nonnunquam aliquid ex fructu admisceri vidimus quoad fructus quidem naturales. (§. 9.) Quid mirum, ſi ſimile quid circa civiles obtineat! Sic in usu domus, ut quae civilem tantum ferat fructum, admissum est, tam gratis. quam pensione accepta, alium recipere. dummodo ipse usuarius ſimul inhabitet. *L.* 4. *L.* 8. *ff. de us et hab.*

> *„Quid enim, ſi tam ſpatioſae domus usus ſit relictus homini „mediocri, ut portiuncula contentus ſit?“ L. 4. cit. pr.*

Notandum tamen, quod *Leg.* 12. §. 5. *ff. eod.* dicatur:

> *„neque videbitur alii concessisse, ſi ſimul cum ipsis utatur.“*

Quo ipſo ſignificatur regula de usu non transferendo. a qua utilitatis causa aliquando recedatur, ſic tamen ut tum fictio adhibeatur. r)

Denique haud praetereundum, agi in legibus huc pertinentibus de usu relicto, i. e. legato. In legatis autem multa utilitatis causa admitti, constat. Cfr. *L.* 12. §. 4. *ff. eod.*

---

p) *l. c. pag.* 50. *ſeqq.*

q) cfr. *L.* 10. §. 1. *ff comm. div.*

r) cfr. *L.* 25. *ff. de op. lib. L.* 10. §. 1. *ff. comm. div.*

§. 13.

Servitutes praediales jam ob id, quod ad certi alicujus praedii utilitatem alligatae ſunt, ſine praedio nullo modo poſſunt transferri. *L.* 33. §. 1. *ff. de ſerv. pr. ruſt. L.* 44. *ff. loc. cond. L.* 11. §. 3. *ff. de pignor.* [s] cum praedio possunt. Cum enim ſervitus ſit praedii, non personae, haud vere translata ea censetur, quamdiu remanet apud praedium dominans, quamvis hujus possessor mutatus ſit. Et utut dominus ob id, quod ſervitus praedium facit pretiosius, ea cum praedio translata, emolumentum aliquod capiat, non tamen ſervitutis jure, ſed magis ex occasione praedii id illi contingit, secus ac in fructuario, qui locando &c. ipsam ſuam ſervitutem exercet.

---

[s] De pignori datione tamen et de precario v. VOET *ad Tit. Comm. Praed. nro.* 8.

CAP. III.

SERVITUTUM DIVISIO A) QUALIS INTELLIGATUR?

§. 14.

Inspecta servitutum natura, agimus jam de earum diviſione, de qua prima haec est quaestio (§. 2.): *quatenus* ususfructus dicatur dividuus, reliquae servitutes individuae?

Siquidem ante omnia leges §. 3. allegatas respiciamus, quae, de ſervitutum ipsarum diviſione, de ipsarum partibus agentes, praecipua dividuitatis vel contrariae qualitatis continent indicia: id maxime prostat inquirendum: quidnam ſingulae illae leges sub partium nomine intelligant?

§. 15.

Duplex enim in jure Romano partium est ratio.

Primo ſi partes ſint discretae et naturaliter ſeparatae, e. g. ſi fundus certis regionibus possideatur, tunc partes dicuntur certae ac pro diviso. *L.* 36. *ff. de serv. pr. urb. L.* 25. *ff. quib. mod. usfr. am. L.* 6. §. 1. *ff. comm. praed. L.* 8. *ff. de rei vind.*

Et quod speciatim ad res incorporales attinet. et in his corporum realiter partitorum analogon quoddam obtinet, quatenus ex pluribus, ut ita dicam, juribus minoribus ſingulisque exercitiis constant, quae inter plures possunt distribui.

Sic horti fructus constat praecipue ex olerum et ex pomorum perceptione; ſic ſervitutes rusticae constant pluribus itionibus, ductionibus &c. (Cf. Leg. §. 3. citt.)

§. 16.

Secundo ſi partes non partitione reali, ſed intellectu ſeparatae ſint, tunc vocantur indivisae, res possideri dicitur pro indiviso. *L.* 5. *ff. de ſtip. ſerv. L.* 25. *ff. quib. mod. usfr. am. L.* 25. §. 1. *ff. de V. S.*

Quodsi enim cui promissa vel data ſit rei pars, numero quidem certa, ſed realiter indistincta, nequaquam is ſeparatam aliquam portionem ſibi ſumere potest, jus enim ejus tangit minimas quidem rei particulas, sed id ipsum jus est partiale. Quare necesse est, ut re realiter indivisa manente, ejus communio inducatur pro partibus intellectu tantum constantibus.

Quales jam partes indivisas intelligi in legibus nostris, non est dubium, neminemque ſcio, qui negaverit. Non ſolum enim generatim leges Romanas, cum de partibus ſine ulteriori adjectione loquuntur, intelligere potius partes pro indiviso, patet ex *L.* 25. §. 1. *ff. de V. S. L.* 6. §. 1. *ff. comm. praed.* ſed et ſigillatim leges illae, de ſervitutum partibus tractantes, agunt utplurimum de partibus hereditariis, quas ſcimus esse indivisas, vel de deductione quartae Falcidiae, quae itidem fit per partes indivisas, et ſic porro; quod per ſingula facile deduxeris.

§. 17.

Singulis ergo, quas recensuimus (§. 3.), legum constitutionibus id est commune, quod pertineant ad partes ſervitutum indivisas, ſed et ſingulae exinde, tanquam e fonte communi, profluxerunt, ad quem jam retro eas persequi tentabo: quod ſervitutes, quae dicuntur individuae, partium praestationem non recipiant. ſecundum *Leg.* 2. §. 1. *ff. de V. O.* vel, uti expressum est *Leg.* 80 §. 1. *ff. ad Leg. Falc.* quod ad nullum ea res pro parte possit pertinere.

Inspiciamus ſingula!

Servitutis pars non potest in obligationem deduci, *L.* 17. *ff. de ſervit.* Nil mirum! inane enim esset ſtipulatione partem cui constituere, quae tamen nunquam ad illum pertinere posset.

Servitutum, sicut omnium rerum individuarum, nec ſtipulationes, nec legata dividi, legimus *L. 72. pr. ff. de V. O. L. 80. §. 1. ff. ad Leg. Falc.* Stipulatio dividitur, cum eadem res in ſtipulationem deducta pluribus vel a pluribus pro parte deberi incipiat. Quod tum praecipue evenit, cum vel ſtipulator plures heredes reliquerit, qui jam ſinguli pro portione hereditaria partes petere possint, vel promissor, a cujus heredibus partes petantur. At cum omnis, praeter usumfructum, servitus ad neminem pro parte possit pertinere, partium praestationem non recipiat, nec partes ejus cum effectu peti posse, et ſic, cum diviſio omnino inanis esset, ſtipulationem illius individuam esse, liquet. Quare ex ejusmodi ſtipulatione promissoris heredes ſinguli in ſolidum tenentur, ſtipulatoris heredes ſinguli in ſolidum habent actionem, *L. 2. §. 2. ff. de V. O.* 1) Pertinet huc etiam *L. 13. §. 1. ff. de acceptil.* qua definitur, acceptilationem in partem nullius esse momenti. Si enim pro parte fieri posset acceptilatio, tunc nonniſi pars adhuc ſervitutis deberi inciperet, ſtipulationis facta esset diviſio, quam non admitti, vidimus.

Legatum itidem dividitur, cum rei in legatum deductae partes debentur. Quod evenit, ſi legator plures heredes reliquerit, a quibus pro portione hereditaria rei legatae partes peti possint; itidem ſi legatarius quartam Falcidiam deducere possit, ut nonnisi ea pars, quae quarta deducta ſuperſit, ad legatarium pertineat. Quae itidem in ſervitutibus iis, quorum praestari non possunt partes, quae ad neminem pro parte possunt pertinere, locum non habere, apparet. Quare haec legata a ſingulis heredibus ſolida possunt peti et tota ad legatarium pertinent, *L.* 80. §. 1. *ff. ad. Leg. Falc.* u)

Eodem reducendum, quod ſervitutes istae pro parte non possint amitti. Parte enim amissa, nonnisi pars restaret, quod itidem fieri non potest, cum ad neminem ejusmodi ſervitus pro parte possit pertinere.

Cum contra, quod vidimus §. 14. ususfructus tam obligatio, quam legatum dividi possit, pro parte eum ad nos pertinere posse, necesse est, quod nisi concederemus, non possent non ſingula in eo ſicut in reliquis ſervitutibus ſe habere.

t) „*Sed qui eorum unus ex heredibus ſolidum praeſtiterit: repetitionem habebit a* „*coheredi, familiae erciſcundae judicio.*" d. *L.* 2. §. 2.

u) „*Sed poteſt heredi hoc remedio ſuccurri, ut, aeſtimatione facta legati, de-* „*nunciet legatario, ut partem aeſtimationis inferat: ſi non inferat, utatur ad-* „*verſus eum exceptione doli mali.*" *L.* 80. §. 1. *ff. ad Leg. Falc. add. L.* 7. *ff. eod.*

§. 18.

Eo jam reduximus ſingula, quae a legibus proponuntur dividuitatis vel contrariae qualitatis indicia: quod ususfructus possit ad aliquem pertinere pro parte indivisa, reliquae ſervitutes ſecus. Oritur denique quaestio: utrum in eo ipso, quod partes indivisae esse possint vel nequeant, ſervitutum dividuitas vel (ſit venia verbo!) individuitas consistat? an partium indiviſarum admiſſio vel exploſio ſit nonniſi dividuitatis vel individuitatis aliquod conſectarium? — ſeu, aliis verbis, num jam ad prioris quaeſtionis: *quatenus* ſcilicet ſervitutes vel dividuae ſint vel individuae? ſolutionem pervenerimus, et nonniſi differentiae ejus cauſa adhuc inveſtiganda ſit?

Et quamvis, quae intellectu conſtant, partes in jure Romano dicantur *indiviſae*, res poſſideri pro *indiviſo, communis* eſſe pro partibus *indiviſis*, *L. 5. ff. de ſtip. ſerv.* quae communio demum reſolvitur judicio *communi dividundo:* non una tamen affirmandi adeſt ratio.

Non ſolum enim ſingulae leges, de dividuitate vel contraria qualitate ſervitutum agentes, eo, quod partes indiviſae obtineri queant vel nequeant, recurrunt, et in eo acquieſcunt, ſed etiam in iis legibus, quae maximi hic ſunt momenti, verba: „diviſionem admittere, dividua eſſe,“ cum his: „partium praeſtationem, dationem recipere, pro parte ad aliquem poſſe pertinere,“ quae ad partes indiviſas ſe referre vidimus, ſatis promiſcue adhibentur. v)

Denique *leg. 92. pr. ff. de R. J.* Marcellus ait:

> „*Ea quae in partes dividi non poſſunt, ſolida a ſingulis*
> „*heredibus debentur.*“

Quo loco: „*in partes dividi*“ nihil aliud ſignificat, niſi eum alibi per partes praeſtari dicatur. Intelliguntur enim hic itidem partes incertae, ſiquidem eorum, quae tantummodo in partes certas dividi non poſſunt, nihilominus dividi ſolet ſtipulatio &c. ut a ſingulis heredibus pro portione hereditaria rei partes indivisae debeantur, v. c. ſi Stichus ſervus legatus ſit, cujus partem indivisam solvendo ſinguli heredes ſese liberant.

Secundum quae ad paragraphi 2. quaestionem priorem ſic respondeo: *eatenus* usumfructum dici dividuum, reliquas ſervitutes individuas, quatenus illius partes indivisae obtineri queant, harum nequeant.

v) Cfr. *L.* 2. §. 1. 2. *ff. de V. O. L.* 1. §. 9. *ff. ad Leg. Falc. L.* 80. §. 1. *L.* 81 *L.* 7. *ff. eod. L. ult. ff de ſervit. leg.*

Cap. IV.

SERVITUTUM PRO PARTIBUS PRAEDIORUM CONSTITUTIO.

§. 19.

Praecedens deductio vindicanda jam a difficultatibus §. 4. et 5. memoratis. Et primo quidem, quae §. 4. propoſita ſunt, resolvere studebo.

Aliud ſane videtur, ſervitutis partem, aliud, ſervitutem pro praedii dominantis vel ſervientis parte constituere.

Si pars fundi ſit certa, regionibus divisa, nihil obest, quin ad eam partem praedii dominantis, vel in eadem praedii ſervientis tam ususfructus, quam usus et ſervitutes reales constituantur.

L. 5. *ff. de usufr. L.* 25. *ff. quib. mod. ususfr. am. L.* 6. *ff. de ſervit. L.* 6. §. 1. *ff. comm. praed.*

Ratio redditur in *d. l.* 6. §. 1.

„*quia non est pars fundi, ſed fundus.*“

§. 20.

Paullo implicatior est quaestio de partibus praediorum indivisis.

Servitutes, excepto usufructu, pro parte praedii ſervientis, et praediales etiam pro dominantis fundi parte indivisa nullo modo constitui, acquiri, adimi posse, ſupra §. 4. retuli.

§. 21.

Quinimo **Hotomannus** [w] eo processit, ut partem ususfructus vere proprieque dici non posse, et ſi quando dicatur, improprie et per fictionem atque abusive dici, contenderet.

Et ſunt ſane leges, quas iisdem §. 4. allegavi, in quibus vix distinxeris, utrum de ſervitutum ipsarum, an de fundorum partibus agant.

---

[w] *Quaest. illustr. XX.*

§. 22.

At in *L.* 19. *ff. de us. et hab.* usus partem legari non posse, expresse dicitur, fructus partem posse, ſubintelligitur.

L. 1. §. 9. *ff. ad Leg. Falc.* quartam partem ex usufructu, ſicut ex corporibus, retineri posse, enunciat, et partem operae intelligi non posse, opponit.

Cfr. *L.* 17. *ff. de ſervit.*

> „*Viae, itineris, actus, aquaeductus pars in obligationem deduci non potest.*“ Add. *L.* 2. §. 1. *ff. de V. O.*

Univ. Bibl. München

Quid ergo leges improprie loqui contendamus, ubi nihil obeſt, quin dictionem propriam accipiamus, quod ex omni ſuperiori tractatione apparet?

§. 23.

Arctam tamen inter utrumque caſum cognationem eſſe, ex omni legum habitu nexuque ſuſpicandum, et ſequenti forſan ratione res poſſet expediri.

Realia illa hic beneficia, illic onera, quibus ſervitutes in praedio dominante vel ſerviente ſe exſerunt, non poſſunt exerceri, niſi in corpore.

Quare in diviſa quidem parte exercitium eſt ſervitutis, nequaquam in indiviſa, ideoque ſervitutes ad partem fundi dominantis indiviſam, vel in ejusmodi parte praedii ſervientis nullo modo conſtitui vel amitti poſſe, cenſendum.

Sed quid eſt, quod nihilominus ususfructus pro parte praedii indiviſa conſtitui, partis pro indiviſo ususfructus non utendo amitti poſſe, dicatur?

Dixerim jam, in omnibus, quae huc ſe referunt, legibus agi mediate de ususfructus ipſius parte indiviſa, quae reſpondeat indiviſae praedii ſervientis parti, ut ergo ususfructus eidem partitioni arithmeticae ſubmittatur, cui res fructuaria.

Pone ſis, fundum aliquem duorum eſſe pro partibus aequalibus indiviſis! habent illi abſque dubio et ususfructus cauſalis partem quisque dimidiam, et ſi alteruter quod ex uſufructu habet, extraneo cui conſtituere velit tanquam ſervitutem, non potest concedere, nisi ipsius ususfructus partem dimidiam. Simili modo, ſi quis totius praedii dominus pro parte indivisa fundi ſeu pro parte dominii (*L.* 11. *ff. de ſerv*) usumfructum constituat, nihil aliud constituere putandus est, nisi et ususfructus ipsius partem eam, de qua disponere posset is, cui nonnisi pars ista dominii competeret. x)

CAP. V.

LEGES, QUAE SERVITUTUM ALIAS INDIVIDUARUM DIVISIONEM ALIQUAM ADMITTERE VIDENTUR, CONCILIATAE.

§. 24.

Restat, ut, quae ex legibus §. 3. citatis oriuntur, difficultates removeantur, quem in finem quae in dictis legibus ſupponantur, distinguenda, et duplex quidem casus discernendus:

I) ſi praedium dominans vel ſerviens constitutionis tempore vel postea plurium ſit dominorum, et ſigillatim ſi realiter ſit divisum;

II) ſi pluribus ejusdem generis ſervitus ſine partium mentione in eadem re ſit concessa.

---

x) Suffragantur quodammodo verba, quibus tam de dominante, quam de ſerviente fundo leges utuntur: „*pro parte dominii, praedii;*“ quasi ad mensuram et proportionem ejus partis, quae est in dominio.

Cur per partes *retineantur* ſervitutes, ea in *L.* 34. *pr. ff. de ſerv. pr. rust.* redditur ratio: „*quoniam non personae, ſed praedia deberent.*“ Cfr. DONELL. *Comment. de Jur. Civ. Lib. XI. Cap.* 17. *nro.* 7 — 10.

§. 25.

I) Quin ſervitus deberi poſſit fundo, cujus plures pro partibus indiviſis ſint domini, non eſt dubium. *L.* 16. *ff. quem. ſerv. am. L.* 140. §. 2. *ff. de V. O.*

Et quemadmodum eo caſu ſervitus exerceatur, definitum eſt *Leg.* 19. §. *ult. ff. comm. div.* y) poſſunt enim menſura vel tempore diviſionem facere.

Quaeritur jam: habeantne hoc ſaltem caſu praedii dominantis condomini eaſdem, quas in dominio, etiam in ſervitute partes indiviſas, ſcilicet quae exercitii ea, quam diximus, diviſione ad effectum perducantur?

Quod ſane negandum videtur, quia ſimulac pars ſervitutis indiviſa ad reale aliquod exercitium, quo ſolo utilitatem praebitura eſſet, perduceretur, in indiviſa praedii dominantis ſeu dominii parte non poſſet exerceri. (§. 23.)

Quare etiamſi hic exercitii quaedam fiat diviſio, ſervitutis tamen jus manet indiviſum, et a ſingulis nonniſi totius praedii nomine exercetur; ideoque et uno ex condominis utente, tota ſervitus retinetur.

L. 16. *ff. quem. ſerv. am. L.* 10. *pr. ff. ib. L.* 5. *ib.* „*Servitus et per ſocium — — nobis retinetur.*" *L.* 6. *pr. ff. ib.* „*Nam ſatis eſt, fundi nomine itum eſſe.*"

---

y) Cfr. CUJAC. *In Tit. fam. erc. L.* 14. §. 1.

§. 26.

Quodſi vero praedium dominans realiter dividatur, quid jam de ſervitute fieri dicamus?

Sic de eo caſu diſponit *L. 25. ff. de ſerv. pr. ruſt.*:

„Si partem fundi mei certam tibi vendidero, aquaeductus jus,
„etiamſi alterius partis cauſa plerumque ducatur, te quoque ſequetur;
„neque ibi aut bonitatis agri, aut uſus ejus aquae ratio habenda eſt,
„ita, ut eam ſolam partem fundi, quae pretioſiſſima ſit, aut maxi-
„me uſum ejus aquae deſideret, jus ejus ducendae ſequatur: ſed pro
„modo agri detenti, aut alienati, fiat ejus aquae diviſio.“

Quae lex ſervitutis aliquam diviſionem admittere videtur.

§. 27.

Omnis ſervitus praedialis menſuram capit ex praedii dominantis utilitate, quae jam compoſita eſt ex eo, quod ſingulis praedii partibus eſt utile. Quodſi praedium realiter ſit diviſum, non ceſſat illa in ſingulis partibus diſcretis utilitas, ſervitus enim praedio, non homini, debetur. Pone, ſervitutem aquae debitam eſſe praedio iti comparato, ut omnibus ejus partibus idem eſſet aquae uſus! Diſcretus eſt fundus in duas partes aequales. Jam utrique parti dimidio ejus aquae opus eſt, qua antea toti praedio, et diſtribuenda eſt aqua partibus aequalibus. Quodſi vero alterutri parti major aquae uſus ſit, et huic plus adjudicandum eſſe, apparet.

Nec obſtat, quod in citata lege ſubjungatur:

> *„neque ibi aut bonitatis agri, aut usus ejus aquae ratio haben-*
> *„da est &c. — divisio.“*

Non enim hic, aquae usus omnino non habendam rationem, praeſcribitur, ſed tantum eatenus non habendam, ut eam *ſolam* partem, quae maxime usum ejus aquae desideret, jus ejus ducendae ſequatur. Et cum adjiciatur:

> *„pro modo agri detenti, aut alienati fiat ejus aquae divisio;“*

vix aliud subintellectum contenderim, quam quod antea ex ipſa ſervitutum natura deduximus, ſcilicet partis cujusque usum. Cfr. *L.* 17. *ff de ſerv. pr. rust.* Inconveniens enim esset, alteri parti plus vel minus adjudicare, quam illi esset utile.

Et quidem ſin ita divisus est fundus regionibus:

> *„quod ad ſervitutem attinet, quae ei fundo debebatur, perin-*
> *„de est, atque ſi ab initio duobus fundis debita ſit, et ſibi quis-*
> *„que dominorum usurpat ſervitutem, ſibi non utendo deperdit:*
> *„nec amplius in ea re causae eorum [fundorum] miscentur; nec*
> *„ſit ulla injuria ei, cujus fundus ſervit, imo ſi quo melior:*
> *„quoniam alter dominorum utendo, ſibi, non toti fundo pro-*
> *„ficit.“ L. 6. §. 1. ff. quem. ſerv. am.*

Potestque huc analogice adhiberi, quod in dicta lege de eo casu asseritur, ſi fundus ſerviens realiter ſit divisus:

> *„perinde obſervabimus, atque ſi ab initio duobus fundis duae*
> *„ſervitutes injunctae fuiſſent.“*

Quo casu non est dubium, quin ea ſervitus realiter quodammodo divisa ſit, ex una enim factae ſunt plures. (Cfr. §. 15.)

§. 28.

Denique ſi praedium ſerviens pluribus acquisitum ſit pro partibus indivisis, nihil mutatur de jure praedii dominantis, ſi vero realiter illud ſit divisum, tunc res consideratur, atque ſi ab initio duobus fundis duae ſervitutes injunctae fuissent, ut altera retineri, altera non utendo possit deperire. *d. L.* 6. §. 1. *ff. quem ſerv. am.* z)

---

z) Ad *d. L.* 6. §. 1. commentatur *Frid. Esai.* a PUFENDORF *Observat. jur. civ. univ. Obs.* 188. §. 33. *ſqq.*

§. 29.

Quae ſingula neutiquam contradicunt individuae ſervitutum naturae, quam in eo consistere vidimus, quod illae non possint pro parte indivisa ad aliquem pertinere.

Non enim hic agitur de constituendis ſervitutum partibus indivisis, ſed potius de constituendo eo, quod reali corporum divisioni in incorporalibus est analogon (§. 15.); nec quoque de perducendis ad reale aliquod exercitium partibus ſervitutis indivisis: ſervitus enim inter plures, qui partes praedii dominantis indivisas possederant, et jam divisas habere volunt, non pro ratione partium, quas in fundo, et ſic hypothetice in ſervitute, habuerant, dividitur, ſed potius pro usu et indigentia partium praedii divisarum.

Nec etiam in reali ea divisione ulla procedit translatio, nisi quam cum praedio ipso fieri posse, ſupra explicavimus. (§. 13.)

§. 30.

II) Transeo ad eum casum, ſi pluribus ejusdem generis ſervitus ſine partium mentione in eadem re ſit concessa.

Sunt ſane ſervitutes, quae pluribus ſolidae in eadem re competere possunt; ſic nihil impedit, quin pluribus per eundem fundum ad ipsorum praedia iter concedatur, ſic potest fons vel flumen plurium praediorum usui ſufficere, ut pluribus fundis aquae jus in illo constituatur.

L. 2. §. 1. 2. ff. de ſerv. pr. rust. L. 15. ff. comm. praed.

Quae quidem concessio fieri potest vel pluribus ſimul, neque tamen ideo partes concessae videntur, vel ſingulis ſeparatim, quo casu, ſi diversis id temporibus contingat, juri prius quaesito per posteriorem constitutionem derogari non posse, ultro patet. Cfr. *L. 8. ff. de aq. et aq. pluv. arc.* Evenire etiam potest, ut e. g. aquae jus duobus praediis constituatur, aquae pleno utriusque usui non ſufficiente, quo casu ipsa constitutionis lege utriusque fundi jus ab initio terminatum et restrictum esse, putandum. *)

Quodſi jam ſic plures ejusdem generis ſervitutes ſolidae in eadem re constitutae ſint, ne diversorum illorum, quibus ſervitutes debentur, praediorum domini, in ſervitutum exercitio ſibi obstent, quod maxime casu postremo enarrato, deinde tunc accidere posset, cum illorum exercitio commune quid assignatum fuerit, e. g. eadem ſemita, idem rivus, nonnunquam est necesse, ut illi de modo exercendae ſervitutis conveniant, e. g. de aqua, quae per communem rivum ducitur, mensura vel tempore dividenda, vel, ſi non poſſint convenire, ad judicem concurrant, qui illis utile communi dividundo judicium reddet, ad ſimilitudinem eorum, qui uſumfructum dividunt.

Non tamen hic de partibus ſervitutum cogitandum [a]), ſed nonniſi ſervitutum ſolidarum exercitium certius definitur et determinatur, ne invicem ſibi obſtaculo ſint. [b])

Et ſic interpretandae videntur *L* 4. *L*. 5. *ff. de aq. quot. L*. 5. §. 1. *ff. de ſerv.*

---

[*]) Saltem eo uſque temporis, donec in altero fundo ſervitus ceſſaverit.

[a]) *Cfr.* praecipue *L*. 16. *ff. quem. ſerv. am.* ubi egregie explicatur, qui ſint diverſi effectus, ſi pluribus praediis, vel ſi ejuſdem praedii condominis per eundem rivum aquaeductus ſit debitus.

[b]) Quaeſtio hoc loco poteſt moveri, ſi legetur vel promittatur dimidium ejus aquae, quae praedio eſſet utilis, utrum ſit pars ſervitutis, an ſolida quae ſervitus, *i. e.* ſervitus aquae, arctioribus, quam ſolet, terminis circumſcripta?

§. 31.

Progredior ad eas ſervitutes, quae jurium quandam plenitudinem continent, quales eſſe vidimus (§. 7.) uſumfructum, uſum proprie ſic dictum.

Non poteſt eſſe plurium in ſolidum uſusfructus, poteſt enim nonniſi unus omnem rei utilitatem capere. Quamobrem ſi pluribus, etiam ſine partium mentione, ejuſdem rei uſusfructus ſit promiſſus, legatus, intelligendae ſunt uſusfructus partes aequales indiviſae.

Similiter plenarius et omnimodus rei uſus non poteſt pluribus in ſolidum competere. [c]) Sed is nec pro partibus, ſicut ſupra vidimus. Quare ſi duobus usus legatus ſit, ne legatum omnino interverteretur, necessaria putata est Praetoris interventio, qui ſic fictione rem emendat:

> „*ut, ſi judex alteri usum adjudicaverit, non videatur alter,*
> „*qui mercedem accepit, non uti: quasi plus faciat, qui videtur*
> „*frui, quia hoc propter necessitatem ſit.*" *L.* 10. §. 1. *ff. comm. div.*

Denique ſi alii usus, alii fructus ejusdem rei legatus ſit, constitutum, concurrere eos in usu. *L.* 14. §. 2. *ff. de us. et hab. L.* 42. *pr. ff. de usufr.*

Vidimus enim (§. 9.), fructum ſine aliquo rei usu non posse exerceri, ideoque fructuarium fruendi causa et aliquem usum habere. Quamobrem in casu proposito legator jam in ipsa constitutione usum eo restrixisse putandus est *), ut usuario id deducatur, quod fructuario fructus causa ex usu opus est. Sed nec hic usus partes indivisae intelliguntur, usus potius ipsa constitutionis lege certis terminis circumscriptus est. *)

---

*) Non obstant *Legis* 5. §. *ult. ff. commod.* verba:

> „*usum — balnei quidem, vel porticus, vel campi uniuscujusque in ſoli-*
> „*dum esse: neque enim minus me uti, quod et alius uteretur.*"

Usus enim commodatarii, de quo hic agitur, non est omnimodus, ſed restrictus ad certum utendi modum, ſcilicet ut is balneetur, ſpatietur: haud enim e. g. porticus adhiberi potest ad merces deponendas. Sufficere autem ſolet porticus, campus vel balneum plurium deambulationi, lavationi. Quare magis hic adest ſimile quid definito illi usui, qui est in ſervitutibus realibus. Cfr. quoque *L.* 21. *ff. de us. et hab.*

*) Ad id certe tempus, quo alter decesserit.
De jure accrescendi in usu cf. Glück loc. ad §. 6.^{b} cit. §. 649. et ibi allegatos.

CAP. VI.

SERVITUTUM DIVISIO B) CUR ADMITTATUR VEL NON ADMITTATUR?

§. 32.

Pergo ad alteram quaestionum §. 2. propoſitarum; *cur* ſc. usufructus ſit dividuus, reliquae ſervitutes ſint individuae? quae ſecundum ea, quae capite praecedente deduximus, eo jam redit: cur illius partes indiviſae dentur, harum ſecus?

Quid heic ſuppeditent expressa legum verba,*) vidimus §. 6. a. Quae utut ſint brevia, nec omnes resolvant tenebras, tantum tamen inde procedit: ideo non posse in ſervitutibus istis partes indivisas constitui, quoniam partes hae reali aliquo exercitio, *usu*, non possint se exserere; earum ſervitutum, quae *usu* terminentur, non posse partes indivisas ad effectum perduci, earum, quae *fructu* constent, posse; obſervandum denique, quae ſervitutes ſint *facti?*

Curatius rem inquiramus!

---

*) Praecipue *L. 17. ff. de ſervit. L. 19. ff. de us. et. hab. L. 1. §. 9. ff. ad Leg. Falc.*

§. 33.

Si pluribus res aliqua communis ſit pro partibus indivisis, ipsa ejusmodi partium natura exigit, ne quis illorum certam partem ſoli ſibi ſumat, eademque communio non potest non obtinere in fructibus, qui sequuntur rei principalis conditionem.

Quae jam partes indivisae ut et reali ſe exserant effectu et utilitate, necesse est, ut vel fructuum, vel, ſuo modo, rei ipsius ratione, dissolvatur communio; quinimo quoniam rerum communio non minimis laborare difficultatibus et mater esse ſolet discordiarum, legibus cautum est, ne valeat conventio de retinenda in perpetuum communione. *L. 14. §. 2. ff. comm. div. L. 70. ff. pro ſoc.*

§. 34.

Communionis ſolutio, vel privata conventione, vel judicio divisorio, non uno modo potest procedere.

Aut enim res ipsa dividitur in partes reales, vel aequales, vel, pretii compensatione facta, inaequales, aut tota res in unum ex ſociis confertur, et reliqui pretium accipiunt, quinimo fieri potest, ut res in extraneum alienetur et pretium dividatur. Omnino judicem quod omnibus utilissimum ſit, vel quod malint litigatores, ſequi convenit.

§. 5. J. de off. jud. L. 55. ff. fam. erc. L. 21. ff. comm. div. L. 2. C. comm. div.

§. 35.

Iam vero ſive quis ex sociis prorsus a re tota recedat, ſive jus ſuum quod antea totam rem, quamquam pro parte indivisa, tetigerat, ad certam aliquam et distinctam partem contrahat terminetque: omni casu procedere videtur aliqua cessio et translatio, remittit is, utut compensatione accepta, aliquid de eo, quod ante habuerat. *Arg. L. 33. pr. ff. de ſerv. pr. rust.*

§. 36.

Applicemus haec ad ſervitutes, et quemadmodum in his partes indiviſae ad effectum perduci queant vel nequeant, inquiramus!

Distinguendi duo caſus:

I) ſi integra aliqua ſervitus pluribus legatariis &c. pro partibus indiviſis ſit conſtituta;

II) ſi nonniſi pars ſervitutis uni vel communiter pluribus competat, nec ulterior pars alii cuidam.

§. 37.

Siquidem

I) priori modo usuſfructus partes ſint conſtitutae, non uno modo poterunt ad exitum perduci.

Poterunt enim ſocii, in communione permanentes, fructus naturales et civiles dividere. At poſſuntne et uſufructu ipſo diviſo a communione recedere? vel quid est, quod dividatur, cum usuſfructus, expreſſa legum definitione, veniat in judicia diviſoria?

L. 14. §. 1. *L.* 15. *L.* 16. *ff. fam. erc.* L. 7. §. 10. *ff. comm. div.*

§. 38.

Cum usuſfructus a fructuario nemini poſſit cedi, niſi proprietatis domino, non poteſt hic ea, quae in ceteris rebus, totius rei vel distinctae partis translatio fieri; ſic ut quis vel omnino, vel pro regione, certo tempore, fruendi modo, fructuarius esse prorsus desinat.

Exercitium tamen dividi, et usus fructus in judicium divisorium deduci potest eo modo, quo admittitur *Leg.* 7. §. 10. *ff. comm. div.*

> *„Cum de usufructu communi dividundo judicium agitur, ju-*
> *„dex officium ſuum ita diriget, ut vel regionibus eis uti frui*
> *„permittat, vel locet usumfructum uni* [*ex illis*], *vel tertiae*
> *„personae, ut hi pensiones ſine ulla controversia percipiant: vel*
> *„ſi res mobiles ſint, etiam ſic poterit, ut inter eos conveniat*
> *„caveantque, per tempora se usuros et fruituros: hoc est, ut*
> *„apud ſingulos mutua vice certo tempore sit ususfructus."*

Permanent enim hic in ususfructus communione et non nisi ea translatione utuntur, quae fructus ipsius jure fit, exercitium ſc. locando, vendendo &c. ita ut e. g. is, cui fundi certa regio utendi fruendi causa adjudicata ſit, non jam ſuo tantum, ſed pro parte et reliquorum ſociorum nomine utatur, quemadmodum is, qui emit, conduxit &c. *L.* 38. *ff. de usufr.*

Vidimus enim, et eum, qui locavit, vendidit, donavit &c. retinere usumfructum. *L.* 12. §. 2. *ff. de usufr.* (§. 10.)

Quare juris ususfructus ratione permanent in communione, ab exercitii communione quodammodo recedunt.

§. 39.

Contra ſi pluribus pro partibus indivisis concessam posueris ſervitutem aliquam nudo usu constantem *): vix esset perspiciendum, quo hic modo partium indivisarum aliquis produci posset effectus.

Primo enim non adsunt fructus, quos, communione retenta, dividerent; deinde nec jus ipsum potest cedi, nec exercitii locando &c. ulla fieri translatio et ſic ejus ſolvi communio. (§. 10.)

Praecipue huc conferenda *L.* 10. §. 1. *ff. comm. div.* ubi communionis circa usum ſolvendae difficultas ponitur in denegata illa transferendi potestate, verbis:

> „*Si usus tantum noster ſit, qui neque venire, neque locari po-*
> „*test, quemadmodum divisio potest fieri in communi dividundo*
> „*judicio, videamus?*“

§. 40.

II) Quodsi vero nonnisi pars ſervitutis indivisa ſit concessa, ſic ut pro ulteriori parte nemini ſervitus competat, ante omnia quaestio movenda: quid commune ſit ei iisve, quibus ſervitutis pars constituta est, cum domino rei ſervientis?

Servitutis ſane communio inter eos non obtinet, cum domino in re ſua ne pro parte quidem ſervitus possit constitui.

Iuris ergo ipsius non adest communio, exercitium vero ſeu ſingula emolumenta, quae ſervitutum non formam, ſed quasi corpus constituunt, erunt communia; ſic ut e. g. quoad usumfructum, in omnibus rei utilitatibus duo concurrere possint, alter jure ususfructus formalis, alter jure dominii ſeu ususfructus causalis.

---

*) Quemadmodum tamen reales ſervitutes nec ejusdem praedii dominantis condominis, nec diversorum praediorum dominis pro partibus indivisis communes ſint, vidimus jam §. 25. 30.

§. 41.

Conſtituta ſic usus fructus pars optime poterit ad exitum perduci iisdem modis, quos casu priori adhiberi vidimus. Poterunt enim in exercitii communione permanere, fructuum diviſione contenti, poterunt et illam ſolvere, rem realiter dividendo, locando &c. In iis contra, quae nudo usu conſtant, ſervitutibus, iterum nec fructus adsunt, nec exercitii translatio fieri poteſt.

§. 42.

Quaesieris autem:

a) poſſitne in his ita ſuccurri, ut proprietatis dominus partem, quam habet in utilitatibus usu conſtantibus, pretio accepto, in eum transferat, cui, ex hypotheſi, reliqua pars usus jure ſervitutis competat?

b) poſſitne tam in usu, quam in fructu ſic communionis fieri ſolutio, ut usuarius vel fructuarius aut plane cedat partem ſuam indiviſam, pretio accepto, aut jus ſuum ad diſtinctam rei partem, certum aliquem utendi fruendive modum, tempus definitum, reſtringat et a reliquis prorſus recedat, cum non ſit dubium, quin in proprietatis dominum non ſolum usus fructus, ſed et reliquarum ſervitutum ceſſio et ſic cum proprietate conſolidatio fieri queat?

§. 43.

At cum

ad a) proprietatis dominus, qui vel ipse, vel cujus anteceſſor usum pro parte duntaxat conſtituerat, contra conſtitutionis legem, omnem, qua usus constat, utilitatem transſerre deberet;

ad b) ſervitus pro parte indiviſa constituta vel plane corrumperetur vel restringendo valde immutaretur:

vix est, quod hos communionis ſolvendae modos agnoscamus, de quibus leges nihil expresse constituunt.

§. 44.

Hactenus relata ſic breviter possunt comprehendi: ususfructus *) partes indiviſas tum retenta exercitii communione per fructuum diviſionem, tum per ipsam hujus communionis ſolutionem ſe posse exserere, in ſervitutibus nudo usu constantibus ſecus omnia ſe habere, nec earum partes indiviſas ad effectum posse perduci.

At jam ubi nullum prorsus effectum habiturae essent partes indiviſae, inaniter ſane constituerentur, et pro nullis ſunt cenſendae. Et ſic recte dicimus, diviſionem eam, quae fit in partes indiscretas, non posse adhiberi ad ſervitutes nudo usu constantes.

---

*) Quae de usufructu tradidimus, et de fructu, ſine usu constituto, ſuo modo valebunt.

§. 45.

Esse tamen ſuperiorem deductionem *ex parte* hypotheticam, non negarim. Siquidem nusquam legibus expressum inveni, diviſionem eam, quae tempore mensurave inter ſocios fit, conſiderari tanquam translationem ei, cui nudus usus competat, vetitam. Quinimo inter praedii dominantis condominos menſura vel tempore exercitium dividi, permiſsum est; ita ut hic vel exceptio ſtatuenda, vel alia quae conciliatio esset adducenda. d)

Multum tamen diversam ſervitutum divisionis ratione qualitatem ex eo pendere, utrum transferendi aliqua potestas iis insit vel ſecus, et plures ſane partium indivisarum ad effectum perducendarum modos in usufructu adesse, quae in ſervitutibus, nudo usu constantibus deficiant, id ex omni ſuperiori deductione elucescere ac praecipue allegatis (§. 39.) *Legis* 10. §. 1. *ff. comm. div.* verbis confirmari, autumo.

---

d) Et nimium ſane fuisset, eousque omnem transferendi potestatem denegasse, ut vel praedii ipsius, cui ſervitus debetur, inter plures communicatio, vel, hac admissa, ſervitutis, quae *fundo* debetur, omne exercitium impediretur.

§. 46.

Sed quid est, quod ſint ſervitutes, quae locationem admittant et ſic nudo usu non terminentur, nihilominus tamen individuis adnumerentur?

Servi operarum ſcilicet et habitationis locatio permittitur, *L. 2. ff. de us. et usufr. L. 13. C. de usufr. et hab. §. 5. J. de us. et hab.* *) attamen non ſolum generatim ceterae praeter usumfructum ſervitutes individuae dicuntur in *L. 1. §. 9. ff ad Leg. Falc.* ſed et ibidem ſigillatim operae ſervi in eo individuis ſervitutibus aequiparantur, quod ex iis non possit, ſicut ex corporibus, quarta Falcidia retineri, et ſubjungitur ratio:

„quia necessario ex omnibus, quae ſint facti, pars decedere debet, nec pars operae intelligi potest."

§. 47.

Quae ipsa ratio adjecta dubium ſolvere mihi videtur.

Facti esse in lege nostra eodem ſensu adhiberi putem, quo in *L.* 10. *ff. de cap. min.* legatum in annos ſingulos vel menses relictum, itidem habitationis legatum in facto potius, quam in jure, consistere, deinde in *L.* 1. *ff. de oper. ſerv.* opera in actu consistere dicitur.

Quid id ſit, facti esse, de eo vide DONELL. *Comm. de Jur. Civ. Lib. X. Cap.* 20. *nro.* 12—14. *Cap.* 21. cur vero et quousque ex iis, quae facti ſint, pars debeat decedere? aliis explorandum relinquo, cum mihi in re tam obscura minus perſpicere, quam ſuſpicari licuerit.

Notasse ſufficiat, neutiquam ea esse tractationi nostrae de reliquis ſervitutibus, quae in Jure Romano erant praecipuae, contraria.

Siquidem hactenus actum est de ſervitutibus in jure consistentibus, quales regulariter ſunt ususfructus, usus et ſervitutes praediales, ex quibus illum, quoniam fruendo maxime constet, dividuum, has, quoniam nudo usu terminentur, individuas esse, deduximus. Cui non obstat, quod et iis, quae fructum continent, ſupervenire possit ſingularis aliqua ratio, quae individuas illas reddat, qualis est, ſi ſint facti, ſic ut ususfructus ipsius legatum, in annos mensesve ſingulos relictum, partem non recipere, dixeris. e)

---

*) Mitto, quod ſervi operae et praeter locationem varium comparare possint reditum.

Quare duplex agnoscenda ſervitutum individuitatis ratio, altera ſi nudo usu terminentur, altera ſi ſint facti.

---

e) Nonnihil tamen dubii movet *L. 10. pr. ff. de ann. leg.* quae et legati cujusdam annui aliquam admittit divisionem.

CAP. VII.

SCRIPTORUM SENTENTIAE.

§. 48.

Scriptorum, quos de ſervitutum divisione agentes inspicere mihi licuit, plurimorum eo maxime redit ſententia:

Res incorporales utrum dividuae ſint, an individuae, pendere ex eo, pertineantne ad percipiendum et consequendum id, quod natura possit dividi? Secundum quod usus et ſervitutes praediorum, quia in ſolo usu consistant et ſolo ſervitute utentis, puta euntis, agentis, aquam ducentis, tignum immittentis &c. facto terminentur, nulla re, quae dividi queat, relicta, non possint non esse individuae. Longe aliter in usufructu: qui licet et ipse ab initio in facto consistat, facto tamen ſolo non terminetur, ſed post ſe relinquat et fructuario adjiciat fructus, utpote res corporales et dividuas; qui fructus cum dividi possint, etiam jus eorum percipiendorum dividuum haberi.

Sic, ſuo quisque modo, DONELLUS f), CUJACIUS g), VINNIUS h) et qui eos ſequuntur. i)

---

f) *Ad L. 2. ff. de V. O. nro. 14. 15.* et *Comment. de Jur. Civ. Lib. X. Cap. 24. nro. 8.*

g) *In Lib. VII. Quaest. Papin. ad L. 5. de usufr.*

h) *Select. Jur. Quaest. Lib. I. Cap. 28.*

i) e. g. D'AVEZAN *Servitut. Lib. I. Cap. 2.*

ALCIATUS, *Paradox. Lib. I.* Cap. 17. magis ad civilem reditum ſpectans,

> „— *illud*, ait, *dividuum esse non potest, quod ad aestimationem. utpote*
> „*rem dividuam, deduci non possit: quod in usu est: cujus aestimationem ſi*
> „*consideraveris, non usum, ſed usumfructum feceris: quia pecunia in fruc-*
> „*tu est.*“

Sigillatim vero quoad priorem paragraphi 2. quaestionem maxime nostra accedunt ad OSUALDI HILLIGERI deductionem in Not. ad Donell. Comment. Lib. X. Cap. 24. nro. 2.

§. 49.

Quae opinio non quidem a veritate aliena mihi videtur, ſed nec plene quaestioni satisfacere.

Concesseris, unicum aliquod factum dividi non posse, nec e. g. ſicut ait DONELLUS, quamdiu imus, ſic itionem et du[illegible] temperare aut ſuspendere nos posse. ut partim ire, [illegible] ire videamur: at eae ipsae. quae individuae vocantur, ſerv[illegible]on uno terminantur facto. ſed pluribus constant v. c. itionibus, ductionibus; quorum quasi cumulus factorum, quin inter plures ita dividatur, (quemadmodum et fructus, e. g. poma. non corpore ſed numero dividi ſolere diversis,) ut ſing[illegible] ſingulorum exercendorum jus ſit, natura quidem ipsa non obstat, eoque pertinet quodammodo ipsa illa divisio. qua ſervitus aquae nonnunquam temporibus vel mensura dividi dicitur.[k]

Praeterea et alii ſunt jurium communionis ſolvendae modi, e. g. locando, vendendo, ad quos ergo ſingulos, quemadmodum in usufructu admittantur, in ſervitutibus nudo usu constantibus denegentur, respiciendum, nec in ſola fructuum consideratione ſubsistendum, putavi.

k) Difficultatem inde ortam, inter ſecretionem et divisionem distinguentes, removere ſtudent DONELLUS, (*Commentar. de Jur. Civ. Lib. XI. Cap. 10. nro. 25.*) CUJACIUS, (*In tit. fam. erciſc. L.* 14. §. 1.) VINNIUS. (*l. c.*) Ipse tamen Donellus, minime in verbis consistens, plures usus, e. g. itiones, dividi posse concedit,

„*quia ex universo illo usu ſervitutis possunt ſingulares plures ſtatui.*"

CORASIUS (*Commentar. in Tit. ff. de Servitut. ad L.* 17. *eod.*) *jure* considerato usumfructum, tamquam rem incorporalem, eadem ratione, qua reliquae ſervitutes, individuum esse, asserit; *commoditatis* vero diviſionem recipere non ſolum usumfructum, ſed et ceteras ſervitutes, eo tamen discrimine, quod latius multo pateat diviſio in usufructu, respectu commoditatis, hoc est fructuum, qui omnem omnino diviſionem, etiam naturalem, admittant: quam in caeteris ſervitutibus, quae nonnisi mensuris et temporibus dividantur.

§. 50.

Deinde autores nostri recte quidem inde exordiuntur, quod dicant, frui esse fructus percipere, uti rem tractare, hoc nudo facto terminari, fructibus haud relictis, illud ſecus. Sed de personali usus ſervitute id plerique admiscent, quod usus utentis necessitate et indigentia terminetur. l)

Cui tamen opinioni, quatenus obstet novior, quam THIBAUT instituit, in usus naturam investigatio, ſupra retuli. (Cap. II.)

l) Sic DONELLUS *l. c.* VINNIUS *l. c.* verbis:

„*in usu — non ad fructus respicitur, ſed tantum ad indigentiam personae*
„*usuarii, cujus ſolo facto et consumptione usus terminatur, nihil relinquens,*
„*quod dividi possit.*"

COCCEJI itidem (*Iur. Civ. Controvers. Lib. VIII. Tit. 1. Qu. 10.*) naturam et formam usus in quotidiana necessitate ponens,

> „*tota*, ait, *haec forma — interverteretur, ſi minus quotidiana necessitate*
> „*relinqueretur; adeoque ita relictum non valet ut ſervitus usus, ſed vel ex*
> „*pacto, vel tanquam legatum alicujus utilitatis.*"

§. 51.

Cum praeterea plurimi, quorum mihi copia fuit, ſcriptores[m]) non ita ample, nonnullique variis ſparsim locis de ſervitutum divisione egerint: eo minus ſuperflua mihi visa est nova rei pertractatio. Sed nec meo labore rem tot implicatam dubiis prorsus jam esse expeditam, praesertim, cum et hypotheseos amplexus ſim auxilium, lubens concedo, contentus, ſi quaestiones et difficultates praecipuas rite distinxisse, diversarum constitutionum inter ſe nexum haud inepte ſignificasse, et in ſingulis ſaltem momentis ad doctrinae hujus illustrationem nonnihil conduxisse, mihi contigerit.

m) Praeter jam allegatos HOTOMANNUM (*Quaest. ill 18. ſeqq.*) et PUFENDORF (*Obs. 188.*) adhuc conferri poterunt:

Steph. FORCATULUS, *ad Tit. Dig. de Servitut. ſuccinct. explicat.* ad L. 17. eod.

CEPOLLA, *de Servitut. tam urb. quam. rust. praed.*

Ios. Fern. de RETES, *de divid. et individ. obligat. Comment.* Cap. *II.* (*Meermann. Thes. T. VII.*)

Aug. HOFFMANN, *de Iure Rerum Individuarum tractat. method. Hal. Magd.* 1701. *Cap. I. Aph. VII. et Cap. III. Sect. II.*

Iacq. de MALEVILLE, *Analyse raisonnée de la discussion du Code civil au Conseil d'etat. Par.* 1805. *ad art.* 700. 709. 710. *Tom.* 2, *p.* 149. 158. — 162.

PRAENOBILISSIMO ET CONSULTISSIMO
DOMINO RESPONDENTI
S. P. D.

PRAESES.

Dissertationem hanc, quam mihi, Praesidi electo obtulisti, neque forma, neque re ipsa mutatam TIBI reddidi; thema enim elegisti ſubtilius quidem, ideoque difficilis tractationis, ſed et ita plurimas ejus difficultates ſuperasti, ut ex hoc ſpecimine ſolidioris doctrinae laudem TIBI et commendationem exorturam, certissime mihi persuasus ſim; Implevisti ſpem, ex assiduo TUO juris civilis ſtudio conceptam, ideoque et TE fructus diligentiae cultique ingenii uberrimos percepturum ſpero et confido. Igitur TIBI egregium hoc eruditionis TUAE ſpecimen, et Consultissimo TUO Domino Parenti, Viro de nostra Universitate meritissimo, justam, quam ex laude TIBI debita concipit laetitiam, ex animo gratulor. Semper in me habebis eum, qui prospera TUA fortuna laetabitur, TE quoque TUAM mihi amicitiam conservaturum fore, ſpero et rogo. Dabam Tub. d. XXVIII. Mart. MDCCCX.

Gedichte

von

Ludwig Uhland.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1815.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Lieder ſind wir, unſer Vater
Schickt uns in die offne Welt,
Auf dem kritiſchen Theater
Hat er uns zur Schau geſtellt.
Nennt es denn kein frech Erkühnen,
Leiht uns ein geneigtes Ohr,
Wenn wir gern vor euch Verſammelten
Ein empfehlend Vorwort ſtammelten!
Sprach doch auf den griech'ſchen Bühnen
Einſt ſogar der Fröſche Chor.

Anfangs ſind wir faſt zu kläglich,
Strömen endlos Thränen aus,
Leben dünkt uns zu alltäglich,
Sterben muß uns Mann und Maus.
Doch man will von Jugend ſagen,
Die von Leben überſchwillt;
Auch die Rebe weint, die blühende,
Draus der Wein, der purpurglühende,
In des reifen Herbſtes Tagen,
Kraft und Freude gebend, quillt.

Und, bei Seite mit dem Prahlen!
Andre ſtehn genug zur Schau,
Denen heiſſe Mittagsſtralen
Abgeleckt den Wehmuthsthau.
Wie bei alten Ritterfeſten
Mit dem Tode zog Hanswurſt,
Alſo folgen ſcherzhaft ſpitzige
Und, will's Gott! erträglich witzige.
Aechtes Leid ſpaßt oft zum beſten,
Kennt nicht eiteln Thränendurſt.

Lieder ſind wir nur, Romanzen,
Alles nur von leichtem Schlag,
Wie man's ſingen oder tanzen,
Pfeifen oder klimpern mag.
Doch vielleicht wer ſtillem Deuten
Nachzugehen ſich bemüht,
Ahnt in einzelen Geſtaltungen
Größeren Gedichts Entfaltungen
Und als Einheit im Zerſtreuten
Unſres Dichters ganz Gemüth.

Bleibt euch dennoch Manches kleinlich,
Nehmt's für Zeichen jener Zeit,
Die ſo drückend und ſo peinlich
Alles Leben eingeſchneit!
Fehlt das äußre freie Weſen,
Leicht erkrankt auch das Gedicht;
Aber nun die hingemoderte
Freiheit Deutſchlands friſch aufloderte,
Wird zugleich das Lied geneſen,
Kräftig ſteigen an das Licht.

Seyen denn auch wir Verkünder
Einer jüngern Brüderſchaar,
Deren Bau und Wuchs geſünder,
Höher ſey, als unſrer war!
Dies iſt, was wir nicht geloben,
Nein! vom Himmel nur erflehn.
Und ihr ſelbſt ja ſeyd Vernünftige,
Die im Jetzt erſchaun das Künftige,
Die an junger Saat erproben,
Wie die Frucht einſt wird beſtehn.

Lieder.

Des Dichters Abendgang.

Ergehſt du dich im Abendlicht, —
Das iſt die Zeit der Dichterwonne —
So wende ſtets dein Angeſicht
Zum Glanze der geſunknen Sonne!
In hoher Feier ſchwebt dein Geiſt,
Du ſchaueſt in des Tempels Hallen,
Wo alles Heil'ge ſich erſchleußt
Und himmliſche Gebilde wallen.

Wann aber um das Heiligthum
Die dunkeln Wolken niederrollen:
Dann iſt's vollbracht, du kehreſt um,
Beſeligt von dem Wundervollen.
In ſtiller Rührung wirſt du gehn,
Du trägſt in dir des Liedes Segen;
Das Lichte, das du dort geſehn,
Umglänzt dich mild auf finſtern Wegen.

An den Tod.

Der du ſtill im Abendlichte
Wandelſt durch der Erde Beet,
Klare Blumen, goldne Früchte
Sammelſt, die dir Gott geſät:
Schon', o Tod, was, ſanft entzücket,
An des Lebens Bruſt ſich ſchmiegt,
Sich zum ſüßen Liede wiegt
Und zum Mutterauge blicket!

Laß der Erde ihre Söhne,
Deren Kraft im Sturme fleugt,
Daß ein freudiges Getöne
Schnell aus todten Wäldern ſteigt!
Löſche nicht den Geiſt des Weiſen,
Deſſen heil'gen Sonnenglanz,
Schön verwebt in ſichrem Tanz,
Jugendliche Mond' umkreiſen.

Auf der Silberwolke fahre
Still dahin zur Sternezeit,
Wo ein Greis am Hausaltare
Jedem Abend Thränen weiht;
Sprich die Namen ſeiner Lieben,
Führ ihn auf in ihren Kranz,
Wo des Auges ew'gen Glanz
Keiner Trennung Zähren trüben!

Und den Jüngling, dem die Liebe
Heiſſes Sehnen aufgeweckt,
Der in ungeſtilltem Triebe
Offne Arme ausgeſtreckt,
Dann zur Blumenflur des Sterne
Aufgeſchauet liebewarm:
Faß ihn freundlich Arm in Arm,
Trag ihn in die blaue Ferne!

Wo es bräutlich glänzt und hallet,
Liebeathmend ihn umſchließt,
Was ihn geiſtig einſt umwallet
Und mit leiſem Gruß gegrüßt;
Wo es in der Seele maiet,
Die, von neuem Leben jung,
Ewiger Begeiſterung,
Ewigen Geſangs ſich freuet,

Harfnerlied am Hochzeitmahle.

Feſtlich iſt der Freude Schall
Durch dies hohe Haus geſchwebet,
Und ein dumpfer Widerhall
Aus der Gruft emporgebebet.
In der ſchönen Jubelnacht
Habt der Väter ihr gedacht,
Manche hohe That beſungen
Aus der Vorzeit Dämmerungen.

Oft war dieſes Saales Raum
Schimmervoll bei frohen Feſten,
Wie mit jedem Lenz der Baum
Prangt in friſchen Blüthenäſten.
Ach! die hier in Fröhlichkeit
Treuer Liebe Bund geweiht,
Drunten in der Schlummerhalle
Ruhen ſie beiſammen alle.

Auf des Lebens Bahn dahin
Fleugt der Menſch mit Sturmeseile,
Dann in treuer Freunde Sinn
Dauert er noch kurze Weile.
Durch den Saal, in Erz und Stein,
Stehn der Vorwelt lange Reihn,
Können nicht das Auge heben,
Nicht das Wort der Liebe geben.

Keine ewig helle That
Hebt dich aus der Nacht der Grüfte;
Niemand ſah des Donners Pfad,
Noch den Fittig ſanfter Lüfte.
Wie du auf zu Gott geblickt,
Wie des Freundes Hand gedrückt,
Wie der Liebe Kuß gegeben,
Das entſchwindet mit dem Leben.

Auch das Kind, das lächelnd ſich
In der Mutter Arm geſchmieget;
Und der Greis, der wonniglich
Enkel auf dem Schooß gewieget;
Und die Braut, mit Jugendluſt
Hängend an des Treuen Bruſt:
Alle lebten ſchönes Leben,
Alle ſoll das Lied erheben!

Der König auf dem Thurme.

Da liegen ſie alle, die grauen Höhn,
Die dunkeln Thäler, in milder Ruh;
Der Schlummer waltet, die Lüfte wehn
Keinen Laut der Klage mir zu.

Für Alle hab' ich geſorgt und geſtrebt,
Mit Sorgen trank ich den funkelnden Wein;
Die Nacht iſt gekommen, der Himmel belebt,
Meine Seele will ich erfreun.

O du goldne Schrift durch den Sterneraum!
Zu dir ja ſchau' ich liebend empor.
Ihr Wunderklänge, vernommen kaum,
Wie beſäuſelt ihr ſehnlich mein Ohr!

Mein Haar iſt ergraut, mein Auge getrübt,
Die Siegeswaffen hängen im Saal,
Habe Recht geſprochen und Recht geübt,
Wann darf ich raſten einmal?

O ſelige Raſt, wie verlang' ich dein!
O herrliche Nacht, wie ſäumſt du ſo lang,
Da ich ſchaue der Sterne lichteren Schein,
Und höre volleren Klang!

Maiklage.

Leuchtet ſchon die Frühlingsſonne
Ueber See und Aue hin?
Hat zur Stätte ſtiller Wonne
Sich gewölbt der Zweige Grün?
Ach! die Gute, die ich meine,
Schenkt mir keinen Maienſtral,
Wandelt nicht im Blüthenhaine,
Ruhet nicht im Quellenthal.

Ja! es waren ſchönre Zeiten,
Als in buntbekränzten Reihn
Hirten mit den ſüßen Bräuten
Walleten zum Opferhain;
Als die Jungfrau, Krüge tragend,
Oft zum kühlen Brunnen trat,
Und der Wandrer, ſehnlich fragend,
Sie um Trunk und Liebe bat.

Ach! das Toben roher Stürme
Riß den goldnen Frühling fort.
Schlöſſer ſtiegen auf und Thürme,
Traurig ſaß die Jungfrau dort;
Lauſchte nächtlichem Geſange,
Sah hinab in's Schlachtgewühl,
Sah es, wie im Waffendrange
Ihr getreuer Streiter fiel.

Und ein Alter, dumpf und trübe,
Lagerte ſich auf die Welt,
Das die ſchöne Jugendliebe
Wie ein Traum befangen hält.
Im Vorübereilen grüßen
Sich mit Blicken, voll von Schmerz,
Die ſich feſt und ewig ſchließen
Möchten an das treue Herz.

Welkt, ihr Blumen und ihr Bäume,
Höhnet nicht der Liebe Schmerz!
Sterbet auch, ihr Jugendkeime!
Schmachte hin, du volles Herz!
In die öde Nacht der Grüfte
Sinkt, ihr Jünglinge, hinab!
Flieder wallen in die Lüfte,
Roſen blühn um euer Grab.

Lied eines Armen.

Ich bin ſo gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Muthes ſeyn.

In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind,
Der bittre Kummer iſt mein Theil
Seit ſie begraben ſind.

Der Reichen Gärten ſeh' ich blühn,
Ich ſeh' die goldne Saat:
Mein iſt der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe trat.

Doch weil' ich gern mit ſtillem Weh
In froher Menſchen Schwarm
Und wünſche Jedem guten Tag,
So herzlich und ſo warm.

O reicher Gott! du lieſſeſt doch
Nicht ganz mich freudenleer:
Ein ſüßer Troſt für alle Welt
Ergießt ſich himmelher.

Noch ſteigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgeſang
Ertönet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wann die Abendglocke hallt,
Da red' ich, Herr, mit dir.

Einſt öffnet jedem Guten ſich
Dein hoher Freudenſaal,
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und ſetze mich an's Mahl.

Geſang der Jünglinge.

Heilig iſt die Jugendzeit!
Treten wir in Tempelhallen,
Wo in düſtrer Einſamkeit
Dumpf die Tritte widerſchallen!
Edler Geiſt des Ernſtes ſoll
Sich in Jünglingsſeelen ſenken,
Jede ſtill und andachtsvoll
Ihrer heil'gen Kraft gedenken.

Gehn wir in's Gefild hervor,
Das ſich ſtolz dem Himmel zeiget,
Der ſo feierlich empor
Ueber'm Erdenfrühling ſteiget!
Eine Welt von Fruchtbarkeit
Wird aus dieſer Blüthe brechen.
Heilig iſt die Frühlingszeit,
Soll an Jünglingsſeelen ſprechen!

Faſſet die Pokale nur!
Seht ihr nicht ſo purpurn blinken
Blut der üppigen Natur?
Laßt uns hohen Muthes trinken!
Daß ſich eine Feuerkraft
Selig in der andern fühle.
Heilig iſt der Rebenſaft,
Iſt des Jugendſchwungs Geſpiele.

Seht das holde Mädchen hier!
Sie entfaltet ſich im Spiele;
Eine Welt erblüht in ihr
Zarter, himmliſcher Gefühle.
Sie gedeiht im Sonnenſchein,
Unſre Kraft in Sturm und Regen.
Heilig ſoll das Mädchen ſeyn,
Denn wir reiſen uns entgegen!

Darum geht in Tempel ein,
Edeln Ernſt in euch zu ſaugen!
Stärkt an Frühling euch und Wein,
Sonnet euch an ſchönen Augen!
Jugend, Frühling, Feſtpokal,
Mädchen in der holden Blüthe,
Heilig ſeyn ſie allzumal
Unſrem ernſteren Gemüthe!

Lied des Gärtners.

Laßt euch pflücken, laßt euch pflücken,
Lichte Blümlein, meine Luſt!
Denn ihr ſollet lieblich ſchmücken
Meiner ſchönſten Fürſtin Bruſt.

Glühet purpurn nach der Süßen,
Aeugelt blau empor zu ihr!
Ach! ihr müßt es endlich büßen,
Sinken ohne Glanz und Zier.

Einſt auch glühten meine Wangen,
Meine Augen hin nach ihr:
Nun iſt alles Roth vergangen,
Aller blaue Schimmer mir.

Die Kapelle.

Droben ſtehet die Kapelle,
Schauet ſtill in's Thal hinab,
Drunten ſingt bei Wieſ' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille ſind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauſcht empor.

Droben bringt man ſie zu Grabe,
Die ſich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch ſingt man dort einmal.

Die ſanften Tage.

Ich bin ſo hold den ſanften Tagen,
Wann in der erſten Frühlingszeit
Der Himmel, blaulich aufgeſchlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme ſtreut;
Die Thäler noch von Eiſe grauen,
Der Hügel ſchon ſich ſonnig hebt;
Die Mädchen ſich in's Freie trauen,
Der Kinder Spiel ſich neu belebt.

Dann ſteh' ich auf dem Berge droben
Und ſeh' es alles, ſtill erfreut,
Die Bruſt von leiſem Drang gehoben,
Der noch zum Wunſche nicht gedeiht.
Ich bin ein Kind und mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt,
In ihre ruhigen Gefühle
Iſt ganz die Seele eingewiegt.

Ich bin ſo hold den ſanften Tagen,
Wann ihrer mild beſonnten Flur
Gerührte Greiſe Abſchied ſagen;
Dann iſt die Feier der Natur.
Sie prangt nicht mehr mit Blüth' und Fülle,
All ihre regen Kräfte ruhn,
Sie ſammelt ſich in ſüße Stille,
In ihre Tiefen ſchaut ſie nun.

Die Seele, jüngſt ſo hoch getragen,
Sie ſenket ihren ſtolzen Flug,
Sie lernt ein friedliches Entſagen,
Erinnerung iſt ihr genug.
Da iſt mir wohl im ſanften Schweigen,
Das die Natur der Seele gab.
Es iſt mir ſo, als dürft' ich ſteigen
Hinunter in mein ſtilles Grab.

Im Herbſte.

Seyd gegrüßt mit Frühlingswonne,
Blauer Himmel, goldne Sonne!
Drüben auch aus Gartenhallen
Hör' ich frohe Saiten ſchallen.

Ahneſt du, o Seele, wieder
Sanfte, ſüße Frühlingslieder?
Sieh umher die falben Bäume!
Ach! es waren holde Träume.

Wunder.

Sie war ein Kind vor wenig Tagen,
Sie iſt es nicht mehr, wahrlich nein!
Bald iſt die Blume aufgeſchlagen,
Bald hüllt ſie halb ſich wieder ein.
Wen kann ich um das Wunder fragen?
Wie? oder täuſcht mich holder Schein?

Sie ſpricht ſo ganz mit Kinderſinne,
So fromm iſt ihrer Augen Spiel;
Doch großer Dinge werd' ich inne,
Ich ſchau' in Tiefen ohne Ziel.
Ja! Wunder ſind's der ſüßen Minne,
Die Minne hat der Wunder viel.

Mein Geſang.

Ob ich die Freude nie empfunden?
Ob ſtets mein Lied ſo traurig klang?
O nein! ich lebte frohe Stunden,
Da war mein Leben Luſtgeſang.
Die milde Gegenwart der Süßen
Verklärte mir das Blumenjahr.
Was Morgenträume mir verhießen,
Das machte ſtets der Abend wahr.

O könnten meiner Wonne zeugen
Des Himmels und der Bäche Blau,
Die Haine mit den Blüthenzweigen,
Der Garten und die lichte Au!
Die haben Alles einſt geſehen,
Und haben Alles einſt gehört.
Doch ach! ſie müſſen traurig ſtehen,
Auch ihre Zier iſt nun zerſtört.

Du aber zeuge, meine Traute!
Du Ferne mir, du Nahe doch!
Du denkſt der kindlich frohen Laute,
Du denkſt der ſel'gen Blicke noch.
Wir hatten uns ſo ganz empfunden,
Wir ſuchten nicht das enge Wort;
Uns floß der raſche Strom der Stunden
In freien Melodieen fort.

Du ſchiedeſt hin, die Welt ward öde,
Ich ſtieg hinab in meine Bruſt;
Der Lieder ſanfte Klagerede
Iſt all mein Troſt und meine Luſt.
Was bleibt mir, als in Trauertönen
Zu ſingen die Vergangenheit?
Und als mich ſchmerzlich hinzuſehnen
In neue goldne Liebeszeit?

Mönch und Schäfer.

Mönch.

Was ſtehſt du ſo in ſtillem Schmerz?
O Schäfer, ſag es mir!
Wohl ſchlägt auch hier ein wundes Herz,
Das ziehet mich zu dir.

Schäfer.

Du frageſt noch! o ſieh umher
In meinem trauten Thal!
Die weite Au iſt blumenleer
Und jeder Baum iſt kahl.

Mönch.

Du klage nicht! Was iſt dein Weh?
Was, als ein ſchwerer Traum?
Bald glänzt die Blume aus dem Klee,
Die Blüthe von dem Baum.

Dann ſteht das Kreuz, davor ich knie',
Im grünen Baumgefild;
Doch ach! es grünt und blühet nie,
Trägt ſtets ein ſterbend Bild.

Schäfers Sonntagslied.

Das iſt der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch Eine Morgenglocke nur!
Nun Stille nah und fern!

Anbetend knie' ich hier.
O ſüßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungeſehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er iſt ſo klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen ſich.
Das iſt der Tag des Herrn!

Geſang der Nonnen.

Erhebet euch mit heil'gem Triebe,
Ihr frommen Schweſtern, himmelan,
Und ſchwebt auf blüh'nder Wolkenbahn!
Da leuchtet uns die reinſte Sonne,
Da ſingen wir in Frühlingswonne
Ein Lied von dir, du ew'ge Liebe!

Ob welken alle zarte Blüthen
Von dem Genuß der ird'ſchen Glut:
Du biſt ein ewig Jugendblut
Und unſrer Buſen ſtäte Fülle,
Die ew'ge Flamme, die wir ſtille
Am Altar und im Herzen hüten.

Du ſtiegeſt nieder, ew'ge Güte,
Du lagſt, ein lächelnd Himmelskind,
Im Arm der Jungfrau, ſüß und lind;
Sie durft' aus deinen hellen Augen
Den Glanz der Himmel in ſich ſaugen,
Bis ſie die Glorie umglühte.

Du haſt mit göttlichem Erbarmen
Am Kreuz die Arme ausgeſpannt.
Da ruft der Sturm, da dröhnt das Land:
Kommt her, kommt her von allen Orten!
Ihr Todte, ſprengt des Grabes Pforten!
Er nimmt euch auf mit offnen Armen,

O Wunderlieb', o Liebeswonne!
Iſt dieſe Zeit ein Schlummer mir,
So träum' ich ſehnlich nur von dir;
Und ein Erwachen wird es geben,
Da werd' ich ganz in dich verſchweben,
Ein Glutſtral in die groſe Sonne.

Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab,
Seh' auf die Schlöſſer all herab.
Die Sonne ſtralt am erſten hier,
Am längſten weilet ſie bei mir.
Ich bin der Knab vom Berge!

Hier iſt des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn friſch vom Stein heraus;
Er brauſt vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab vom Berge!

Der Berg, der iſt mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen ſie von Nord und Süd,
So überſchallt ſie doch mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge!

Sind Bliß und Donner unter mir,
So ſteh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne ſie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einſt erſchallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann ſteig' ich nieder, tret' in's Glied,
Und ſchwing' mein Schwerdt, und ſing' mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge!

Brautgeſang.

Das Haus benedei' ich und preiſ' es laut,
Das empfangen hat eine liebliche Braut;
Zum Garten muß es erblühen.

Aus dem Brautgemach tritt eine herrliche Sonn';
Wie Nachtigalln locket die Flöte,
Die Tiſche wuchern wie Beete,
Und es ſpringet des Weines goldener Bronn.

Die Frauen erglühen.
Zu Lilien und Roſen;
Wie die Lüfte, die loſen,
Die durch Blumen ziehen,
Rauſchet das Küſſen und Koſen.

Entſchluß.

Sie kommt in dieſe ſtillen Gründe,
Ich wag' es heut mit kühnem Muth.
Was ſoll ich beben vor dem Kinde,
Das Niemand was zu Leide thut?

Es grüßen Alle ſie ſo gerne,
Ich geh' vorbei und wag' es nicht;
Und zu dem allerſchönſten Sterne
Erheb' ich nie mein Angeſicht.

Die Blumen, die nach ihr ſich beugen,
Die Vögel mit dem Luſtgeſang,
Sie dürfen Liebe ihr bezeugen:
Warum iſt mir allein ſo bang?

Dem Himmel hab' ich oft geklaget
In langen Nächten bitterlich:
Und habe nie vor ihr gewaget
Das Eine Wort: ich liebe dich!

Ich will mich lagern unter'm Baume,
Da wandelt täglich ſie vorbei;
Dann will ich reden als im Traume,
Wie ſie mein ſüßes Leben ſey.

Ich will — o wehe! welches Schrecken!
Sie kommt heran, ſie wird mich ſehn;
Ich will mich in den Buſch verſtecken,
Da ſeh' ich ſie vorübergehn.

Lauf der Welt.

An jedem Abend geh' ich aus,
Hinauf den Wieſenſteg.
Sie ſchaut aus ihrem Gartenhaus,
Es ſtehet hart am Weg.
Wir haben uns noch nie beſtellt,
Es iſt nur ſo der Lauf der Welt.

Ich weiß nicht, wie es ſo geſchah,
Seit lange küſſ' ich ſie.
Ich bitte nicht, ſie ſagt nicht: ja!
Doch ſagt ſie: nein! auch nie.
Wenn Lippe gern auf Lippe ruht,
Wir hindern's nicht, uns dünkt es gut.

Das Lüftchen mit der Roſe ſpielt,
Es fragt nicht: haſt mich lieb?
Das Röschen ſich am Thaue kühlt,
Es ſagt nicht lange: gib!
Ich liebe ſie, ſie liebet mich,
Doch Keines ſagt: ich liebe dich!

Waldlied.

Im Walde geh' ich wohlgemuth,
Mir graut vor Räubern nicht;
Ein liebend Herz iſt all mein Gut,
Das ſucht kein Böſewicht.

Was rauſcht, was raſchelt durch den Buſch?
Ein Mörder, der mir droht?
Mein Liebchen kommt geſprungen, huſch!
Und herzt mich faſt zu Tod.

Seliger Tod.

Geſtorben war ich
Vor Liebeswonne;
Begraben lag ich
In ihren Armen;
Erwecket ward ich
Von ihren Küſſen;
Den Himmel ſah ich
In ihren Augen.

Untreue.

Dir iſt die Herrſchaft längſt gegeben
In meinem Liede, meinem Leben,
Nur dieſe Nacht, o welch ein Traum!
O laß das ſchwere Herz mich löſen!
Es ſaß ein fremd, verſchleiert Weſen
Dort unter unſrer Liebe Baum.

Wie hält ſie meinen Sinn gefangen!
Ich nahe mich mit ſüßem Bangen,
Sie aber hebt den Schleier leicht;
Da ſeh' ich — deine lieben Augen,
Ach! deine blauen, trauten Augen,
Und jeder fremde Schein entweicht.

Die Abgeſchiedenen.

So hab' ich endlich dich gerettet
Mir aus der Menge wilden Reihn!
Du biſt in meinen Arm gekettet,
Du biſt nun mein, nun einzig mein.
Es ſchlummert Alles dieſe Stunde,
Nur wir noch leben auf der Welt;
Wie in der Waſſer ſtillem Grunde
Der Meergott ſeine Göttin hält.

Verrauſcht iſt all das rohe Toſen,
Das deine Worte mir verſchlang;
Dein leiſes, liebevolles Koſen
Iſt nun mein einz'ger, ſüßer Klang.
Die Erde liegt in Nacht gehüllet,
Kein Licht erglänzt auf Flur und Teich;
Nur dieſer Lampe Schimmer füllet
Noch unſrer Liebe kleines Reich.

Die Zufriedenen.

Ich ſaß bei jener Linde
Mit meinem trauten Kinde,
Wir ſaßen Hand in Hand.
Kein Blättchen rauſcht' im Winde,
Die Sonne ſchien gelinde
Herab auf's ſtille Land.

Wir ſaßen ganz verſchwiegen,
Mit innigem Vergnügen,
Das Herz kaum merklich ſchlug.
Was ſollten wir auch ſagen?
Was konnten wir uns fragen?
Wir wußten ja genug.

Es mocht' uns nichts mehr fehlen,
Kein Sehnen konnt' uns quälen,
Nichts Liebes war uns fern.
Aus liebem Aug' ein Grüſſen,
Vom lieben Mund ein Küſſen
Gab Eins dem Andern gern.

Hohe Liebe.

In Liebesarmen ruht ihr trunken,
Des Lebens Früchte winken euch;
Ein Blick nur iſt auf mich geſunken,
Doch bin ich vor euch allen reich.

Das Glück der Erde miſſ' ich gerne,
Und blick', ein Märtyrer, hinan,
Denn über mir, in goldner Ferne,
Hat ſich der Himmel aufgethan.

Nähe.

Ich tret' in deinen Garten;
Wo, Süße, weilſt du heut?
Nur Schmetterlinge flattern
Durch dieſe Einſamkeit.

Doch wie in bunter Fülle
Hier deine Beete ſtehn!
Und mit den Blumendüften
Die Weſte mich umwehn!

Ich fühle dich mir nahe,
Die Einſamkeit belebt;
Wie über ſeinen Welten
Der Unſichtbare ſchwebt.

Vorabend.

Was ſtreift vorbei im Dämmerlicht?
War's nicht mein holdes Kind?
Und wehten aus dem Körbchen nicht
Die Roſendüfte lind?

Ja! morgen iſt das Maienfeſt,
O morgen welche Luſt!
Wann ſie ſich glänzend ſchauen läßt,
Die Röslein an der Bruſt.

Nachts.

Dem ſtillen Hauſe blick' ich zu,
Gelehnt an einen Baum;
Dort liegt ſie wohl in ſchöner Ruh
Und glüht in ſüßem Traum.

Zum Himmel blick' ich dann empor,
Er hängt mit Wolken dicht.
Ach! hinter ſchwarzem Wolkenflor,
Da glänzt des Vollmonds Licht.

Schlimme Nachbarſchaft.

Nur ſelten komm' ich aus dem Zimmer,
Doch will die Arbeit nicht vom Ort;
Geöffnet ſind die Bücher immer,
Doch keine Seite rück' ich fort.

Des Nachbars lieblich Flötenſpielen
Nimmt jetzt mir die Gedanken hin,
Und jetzt muß ich hinüberſchielen
Nach meiner hübſchen Nachbarin.

Bauernregel.

Im Sommer ſuch ein Liebchen dir
In Garten und Gefild!
Da ſind die Tage lang genug,
Da ſind die Nächte mild.

Im Winter muß der ſüße Bund
Schon feſt geſchloſſen ſeyn,
So darfſt nicht lange ſtehn im Schnee
Bei kaltem Mondenſchein.

Hans und Grete.

Sie.

Guckſt du mir denn immer nach,
Wo du nur mich findeſt?
Nimm die Aeuglein doch in Acht,
Daß du nicht erblindeſt!

Er.

Guckeſt du nicht ſtets herum,
Würdeſt mich nicht ſehen;
Nimm dein Hälschen doch in Acht!
Wirſt es noch verdrehen.

Der Schmied.

Ich hör' meinen Schatz,
Den Hammer er ſchwinget,
Das rauſchet, das klinget,
Das dringt in die Weite,
Wie Glockengeläute,
Durch Gaſſen und Platz.

Am ſchwarzen Kamin,
Da ſitzet mein Lieber,
Doch geh' ich vorüber,
Die Bälge dann ſauſen,
Die Flammen aufbrauſen
Und lodern um ihn.

Jägerlied.

Kein' beſſre Luſt in dieſer Zeit,
Als durch den Wald zu dringen,
Wo Droſſel ſingt und Habicht ſchreit,
Wo Hirſch' und Rehe ſpringen.

O ſäß' mein Lieb im Wipfel grün,
Thät wie 'ne Droſſel ſchlagen!
O ſpräng' es, wie ein Reh, dahin,
Daß ich es könnte jagen!

Des Hirten Winterlied.

O Winter, ſchlimmer Winter!
Wie iſt die Welt ſo klein!
Du drängſt uns all in die Thäler,
In die engen Hütten hinein.

Und geh' ich auch vorüber
An meiner Liebſten Haus:
Kaum ſieht ſie mit dem Köpfchen
Zum kleinen Fenſter heraus.

Und nehm' ich's Herz in die Hände,
Und geh' hinauf in's Haus:
Sie ſitzt zwiſchen Vater und Mutter,
Schaut kaum zu den Aeuglein heraus.

O Sommer, ſchöner Sommer!
Wie wird die Welt ſo weit!
Je höher man ſteigt auf die Berge,
Je weiter ſie ſich verbreit't.

Und ſteheſt du auf dem Felſen,
Traut Liebchen! ich rufe dir zu,
Die Halle ſagen es weiter,
Doch Niemand hört es, als du.

Und halt' ich dich in den Armen
Auf freien Bergeshöhn:
Wir ſehn in die weiten Lande,
Und werden doch nicht geſehn.

Lied des Gefangenen.

Wie lieblicher Klang!
O Lerche! dein Sang,
Er hebt ſich, er ſchwingt ſich in Wonne.
Du nimmſt mich von hier,
Ich ſinge mit dir,
Wir ſteigen durch Wolken zur Sonne.

O Lerche! du neigſt
Dich nieder, du ſchweigſt,
Du ſinkſt in die blühenden Auen.
Ich ſchweige zumal
Und ſinke zuthal,
Ach! tief in Moder und Grauen.

Frühlingslieder.

1. Frühlingsahnung.

O ſanfter, ſüßer Hauch!
Schon weckeſt du wieder
Mir Frühlingslieder,
Bald blühen die Veilchen auch.

2. Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte ſind erwacht,
Sie ſäuſeln und weben Tag und Nacht,
Sie ſchaffen an allen Enden.
O friſcher Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, ſey nicht bang!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird ſchöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernſte, tiefſte Thal.
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden.

3. Frühlingsruhe.

O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben ſeyn,
Lieg' ich in's tiefe Gras hinein.

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

4. Frühlingsfeier.

Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?

Doch warum in dieſer Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling iſt ein hohes Feſt:
Laßt mich ruhn und beten!

5. Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amſelſchlag,
Sonnenregen, linde Luft!

Wenn ich ſolche Worte ſinge,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preiſen, Frühlingstag?

6. Frühlingslied des Recenſenten.

Frühling iſt's, ich laſſ' es gelten,
Und mich freut's, ich muß geſtehen,
Daß man kann ſpazieren gehen,
Ohne juſt ſich zu erkälten.

Störche kommen an und Schwalben,
Nicht zu frühe, nicht zu frühe!
Blühe nur, mein Bäumchen, blühe!
Meinethalben, meinethalben!

Ja! ich fühl' ein wenig Wonne,
Denn die Lerche ſingt erträglich,
Philomele nicht alltäglich,
Nicht ſo übel ſcheint die Sonne.

Daß es Keinen überraſche,
Mich im grünen Feld zu ſehen!
Nicht verſchmäh' ich auszugehen,
Kleiſtens Frühling in der Taſche.

Freie Kunſt.

Singe, wem Geſang gegeben,
In dem deutſchen Dichterwald!
Das iſt Freude, das iſt Leben,
Wenn's von allen Zweigen ſchallt.

Nicht an wenig ſtolze Namen
Iſt die Liederkunſt gebannt;
Ausgeſtreuet iſt der Samen
Ueber alles deutſche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gib ſie keck im Klange frei!
Säuſelnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singſt du nicht dein ganzes Leben,
Sing doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn:
Gib ein fliegend Blatt den Winden,
Muntre Jugend haſcht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unſre Kunſt heißt Poeſie.

Heilig achten wir die Geiſter,
Aber Namen ſind uns Dunſt;
Würdig ehren wir die Meiſter,
Aber frei iſt uns die Kunſt.

Nicht in kalten Marmorſteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den friſchen Eichenhainen
Webt und rauſcht der deutſche Gott.

Das Thal.

Wie willſt du dich mir offenbaren,
Wie ungewohnt, geliebtes Thal?
Nur in den frühſten Jugendjahren
Erſchienſt du ſo mir manchesmal.
Die Sonne ſchon hinabgegangen,
Doch aus den Bächen klarer Schein!
Kein Lüſtchen ſpielt mir um die Wangen,
Doch ſanftes Rauſchen in dem Hain!

Es duftet wieder alte Liebe,
Es grünet wieder alte Luſt;
Ja ſelbſt die alten Liedertriebe
Beleben dieſe kalte Bruſt.
Natur! wohl braucht es ſolcher Stunden,
So innig und ſo liebevoll,
Wenn dieſes arme Herz geſunden,
Das welkende geneſen ſoll!

Bedrängt mich einſt die Welt noch bänger,
So ſuch' ich wieder dich, mein Thal!
Empfange dann den kranken Sänger
Mit ſolcher Milde noch einmal!
Und ſink' ich dann ermattet nieder,
So öffne leiſe deinen Grund,
Und nimm mich auf, und ſchließ ihn wieder,
Und grüne fröhlich und geſund!

Ruhethal.

Wann im letzten Abendſtral
Goldne Wolkenberge ſteigen
Und wie Alpen ſich erzeigen,
Frag' ich oft mit Thränen:
Liegt wohl zwiſchen jenen
Mein erſehntes Ruhethal?

An einem heitern Morgen.

O blaue Luft nach trüben Tagen,
Wie kannſt du ſtillen meine Klagen?
Wer nur am Regen krank geweſen,
Der mag durch Sonnenſchein geneſen.

O blaue Luft nach trüben Tagen,
Doch ſtillſt du meine bittern Klagen!
Du glänzeſt Ahnung mir zum Herzen:
Wie himmliſch Freude labt nach Schmerzen.

Wanderlieder.

1. Lebewohl.

Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!
Muß noch heute ſcheiden.
Einen Kuß, einen Kuß mir gib!
Muß dich ewig meiden.

Eine Blüth', eine Blüth' mir brich,
Von dem Baum im Garten!
Keine Frucht, keine Frucht für mich!
Darf ſie nicht erwarten.

2. Scheiden und Meiden.

So ſoll ich nun dich meiden,
Du meines Lebens Luſt!
Du küſſeſt mich zum Scheiden,
Ich drücke dich an die Bruſt.

Ach Liebchen! heißt das meiden,
Wenn man ſich herzt und küßt?
Ach Liebchen! heißt das ſcheiden,
Wenn man ſich feſt umſchließt?

3. In der Ferne.

Will ruhen unter den Bäumen hier,
Die Vöglein hör' ich ſo gerne.
Wie ſinget ihr ſo zum Herzen mir!
Von unſrer Liebe was wiſſet ihr
In dieſer weiten Ferne?

Will ruhen hier an des Baches Rand,
Wo duftige Blümlein ſprießen.
Wer hat euch, Blümlein, hieher geſandt?
Seyd ihr ein herzliches Liebespfand
Aus der Ferne von meiner Süßen?

4. Morgenlied.

Noch ahnt man kaum der Sonne Licht,
Noch ſind die Morgenglocken nicht
Im finſtern Thal erklungen.

Wie ſtill des Waldes weiter Raum!
Die Vöglein zwitſchern nur im Traum,
Kein Sang hat ſich erſchwungen.

Ich hab' mich längſt in's Feld gemacht,
Und habe ſchon dies Lied erdacht,
Und hab' es laut geſungen.

5. Nachtreiſe.

Ich reit' in's finſtre Land hinein,
Nicht Mond, noch Sterne geben Schein,
Die kalten Winde toſen.
Oft hab' ich dieſen Weg gemacht,
Wann goldner Sonnenſchein gelacht,
Bei lauer Lüfte Koſen.

Ich reit' am finſtern Garten hin,
Die dürren Bäume ſauſen drin,
Die welken Blätter fallen.
Hier pflegt' ich in der Roſenzeit,
Wann Alles ſich der Liebe weiht,
Mit meinem Lieb zu wallen.

Erloſchen iſt der Sonne Stral,
Verwelkt die Roſen allzumal,
Mein Lieb zu Grab getragen.
Ich reit' in's finſtre Land hinein,
Im Winterſturm, ohn' allen Schein,
Den Mantel umgeſchlagen.

6. Winterreiſe.

Bei dieſem kalten Wehen
Sind alle Straßen leer,
Die Waſſer ſtille ſtehen,
Ich aber ſchweif' umher.

Die Sonne ſcheint ſo trübe,
Muß früh hinuntergehn,
Erloſchen iſt die Liebe,
Die Luſt kann nicht beſtehn.

Nun geht der Wald zu Ende,
Im Dorfe mach' ich Halt,
Da wärm' ich mir die Hände,
Bleibt auch das Herze kalt.

7. Abreiſe.

So hab' ich nun die Stadt verlaſſen,
Wo ich gelebet lange Zeit;
Ich ziehe rüſtig meiner Straßen,
Es gibt mir Niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerriſſen,
Es wär' auch Schade für das Kleid!
Noch in die Wange mich gebiſſen
Vor übergroßem Herzeleid.

Auch Keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh';
Sie konnten's halten nach Belieben;
Von Einer aber thut mir's weh.

8. Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngſt zu Gaſte;
Ein goldner Apfel war ſein Schild
An einem langen Aſte.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit ſüßer Koſt und friſchem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in ſein grünes Haus
Viel leichtbeſchwingte Gäſte;
Sie ſprangen frei und hielten Schmaus
Und ſangen auf das Beſte.

Ich fand ein Bett zu ſüßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirth, er deckte ſelbſt mich zu
Mit ſeinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit;
Da ſchüttelt' er den Wipfel.
Geſegnet ſey er allezeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

9. Heimkehr.

O brich nicht, Steg, du zitterſt ſehr!
O ſtürz nicht, Fels, du dräueſt ſchwer!
Welt, geh nicht unter, Himmel, fall nicht ein,
Eh ich mag bei der Liebſten ſeyn!

Zimmerſpruch.

Das neue Haus iſt aufgericht't,
Gedeckt, gemauert iſt es nicht,
Noch können Regen und Sonnenſchein
Von oben und überall herein:
Drum rufen wir zum Meiſter der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieſes offne Haus.
Zuoberſt woll' er gut Gedeihn
In die Kornböden uns verleihn;
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Geſundheit allermeiſt,
In den Keller dem Wein einen guten Geiſt;
Die Fenſter und Pforten woll' er weihn,
Daß nichts Unſeligs komm' herein,
Und daß aus dieſer neuen Thür
Bald fromme Kindlein ſpringen für.
Nun, Maurer, decket und mauret aus!
Der Segen Gottes iſt im Haus.

Theelied.

Ihr Saiten, tönet ſanft und leiſe,
Vom leichten Finger kaum geregt!
Ihr tönet zu des Zärtſten Preiſe,
Des Zärtſten, was die Erde hegt.

In Indiens mythiſchem Gebiete,
Wo Frühling ewig ſich erneut,
O Thee, du ſelber eine Mythe,
Verlebſt du deine Blüthezeit.

Nur zarte Bienenlippen ſchlürfen
Aus deinen Kelchen Honig ein,
Nur bunte Wundervögel dürfen
Die Sänger deines Ruhmes ſeyn.

Wann Liebende zum ſtillen Feſte
In deine duft'gen Schatten ziehn,
Dann rühreſt leiſe du die Aeſte
Und ſtreueſt Blüthen auf ſie hin.

So wächſeſt du am Heimathſtrande,
Vom reinſten Sonnenlicht genährt.
Noch hier in dieſem fernen Lande
Iſt uns dein zarter Sinn bewährt.

Denn nur die holden Frauen halten
Dich in der mütterlichen Hut;
Man ſieht ſie mit dem Kruge walten,
Wie Nymphen an der heil'gen Flut.

Den Männern will es ſchwer gelingen,
Zu fühlen deine tiefe Kraft;
Nur zarte Frauenlippen dringen
In deines Zaubers Eigenſchaft.

Ich ſelbſt, der Sänger, der dich feiert,
Erfuhr noch deine Wunder nicht;
Doch was der Frauen Mund betheuert,
Iſt mir zu glauben heil'ge Pflicht.

Ihr aber möget ſanft verklingen,
Ihr meine Saiten, kaum geregt!
Nur Frauen können würdig ſingen
Das Zärtſte, was die Erde hegt.

Metzelſuppenlied.

Wir haben heut nach altem Brauch
Ein Schweinchen abgeſchlachtet;
Der iſt ein jüdiſch eckler Gauch,
Wer ſolch ein Fleiſch verachtet.
Es lebe zahm und wildes Schwein!
Sie leben alle, groß und klein,
Die blonden und die braunen!

So ſäumet denn, ihr Freunde, nicht,
Die Würſte zu verſpeiſen,
Und laßt zum würzigen Gericht
Die Becher fleißig kreiſen!
Es reimt ſich trefflich: Wein und Schwein,
Und paßt ſich köſtlich: Wurſt und Durſt,
Bei Würſten gilt's zu dürſten.

Auch unſer edles Sauerkraut,
Wir ſollen's nicht vergeſſen;
Ein Deutſcher hat's zuerſt gebaut,
Drum iſt's ein deutſches Eſſen.
Wenn ſolch ein Fleiſchchen, weiß und mild,
Im Kraute liegt, das iſt ein Bild
Wie Venus in den Roſen.

Und wird von ſchönen Händen dann
Das ſchöne Fleiſch zerleget,
Das iſt, was einem deutſchen Mann
Gar ſüß das Herz beweget.
Gott Amor naht und lächelt ſtill,
Und denkt: nur daß, wer küſſen will,
Zuvor den Mund ſich wiſche!

Ihr Freunde, tadle Keiner mich,
Daß ich von Schweinen ſinge!
Es knüpfen Kraftgedanken ſich
Oft an geringe Dinge.
Ihr kennet jenes alte Wort,
Ihr wißt: es findet hier und dort
Ein Schwein auch eine Perle.

Trinklied.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauſchet und was brauſet.

So denken wir an den wilden Wald,
Darin die Stürme ſauſen,
Wir hören, wie das Jagdhorn ſchallt,
Die Roſſ' und Hunde brauſen,
Und wie der Hirſch durch's Waſſer ſetzt,
Die Fluten rauſchen und wallen,
Und wie der Jäger ruft und hetzt,
Die Schüſſe ſchmetternd fallen.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauſchet und was brauſet.

So denken wir an das wilde Meer,
Und hören die Wogen brauſen,
Die Donner rollen drüberher,
Die Wirbelwinde ſauſen.
Ha! wie das Schifflein ſchwankt und dröhnt,
Wie Maſt und Stange ſplittern,
Und wie der Nothſchuß dumpf ertönt,
Die Schiffer fluchen und zittern!

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauſchet und was brauſet.

So denken wir an die wilde Schlacht,
Da fechten die deutſchen Männer.
Das Schwerdt erklirrt, die Lanze kracht,
Es ſchnauben die muth'gen Renner.
Mit Trommelwirbel, Trommetenſchall,
So zieht das Heer zum Sturme;
Hin ſturzet von Kanonenknall
Die Mauer ſammt dem Thurme.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauſchet und was brauſet.

So denken wir an den jüngſten Tag,
Und hören Poſaunen ſchallen,
Die Gräber ſpringen von Donnerſchlag,
Die Sterne vom Himmel fallen.
Es brauſt die offne Höllenkluft
Mit wildem Flammenmeere,
Und oben in der goldnen Luft,
Da jauchzen die ſel'gen Chöre.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauſchet und was brauſet.

Und nach dem Wald und der wilden Jagd,
Nach Sturm und Wellenſchlage,
Und nach der deutſchen Männer Schlacht,
Und nach dem jüngſten Tage:
So denken wir an uns ſelber noch,
An unſer ſtürmiſch Singen,
An unſer Jubeln und Lebehoch,
An unſrer Becher Klingen.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauſchet und was brauſet.

Lied eines deutſchen Sängers.

Ich ſang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei,
Von alten, frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.
Nun iſt es ausgeſungen,
Es dünkt mir Alles Tand;
Der Heerſchild iſt erklungen,
Der Ruf: für's Vaterland!

Man ſagt wohl von den Katten:
Sie legten Erzring' an,
Bis ſie gelöſt ſich hatten
Mit einem erſchlagnen Mann.
Ich ſchlag' den Geiſt in Bande
Und werf' an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwerdtgenoß.

Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldenthum,
Iſt mir das Lied erkoren
Zu Luſt und ſchlichtem Ruhm:
Doch möcht' ich Eins erringen
In dieſem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu ſingen
Des deutſchen Volkes Sieg.

Auf das Kind eines Dichters.

Sey uns willkommen, Dichterkind,
An deines Lebens goldner Pforte!
Wohl ziemen dir zum Angebind
Sich Lieder und prophet'ſche Worte.

In großer Zeit erblüheſt du,
In ernſten Tagen, wundervollen,
Wo über deiner kind'ſchen Ruh
Des heil'gen Krieges Donner rollen.

Du aber ſchlummre ſelig hin
In angeſtammten Dichterträumen
Von Himmelsglanz und Waldesgrün,
Von Sternen, Blumen, Blüthenbäumen!

Derweil verrauſchet der Orkan,
Es weicht der blut'gen Zeiten Trübe;
Wohl blühſt als Jungfrau du heran,
Du kündeſt ſo das Reich der Liebe.

Was einſt als Ahnung, Sehnſucht nur
Durchdrungen deines Vaters Lieder,
Das ſinkt von ſel'ger Himmelsflur
Als reiches Leben dir hernieder.

Vorwärts!

Vorwärts! Fort und immerfort!
Rußland rief das ſtolze Wort:
Vorwärts!

Preußen hört das ſtolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!

Auf, gewalt'ges Oeſterreich!
Vorwärts! thu's den andern gleich!
Vorwärts!

Auf, du altes Sachſenland!
Immer vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!

Baiern, Heſſen, ſchlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!

Vorwärts, Holland, Niederland!
Hoch das Schwerdt in freier Hand,
Vorwärts!

Grüß euch Gott, du Schweizerbund,
Elſaß, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Vorwärts, Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand!
Vorwärts!

Vorwärts, fort und immer fort!
Guter Wind und naher Port!
Vorwärts!

Vorwärts heißt ein Feldmarſchall.
Vorwärts, tapfre Streiter all!
Vorwärts!

Die Siegesbotſchaft.

Es war ſo trübe, dumpf und ſchwer,
Die ſchlimme Sage ſchlich umher,
Sie krächzte, wie zur Dämmerzeit
Ein ſchwarzer Unglücksvogel ſchreit.

Die ſchlimme Sage ſchlich im Land
Mit ſchnöder Schattenbilder Tand,
Sie zeigte Zwietracht und Verrath,
Zernichtung aller edeln Saat.

Des Böſen Freunde trotzen ſchon,
Sie lachen hämiſch, ſprechen Hohn,
Die Guten ſtehen ernſt und ſtill
Und harren, was da werden will.

Da ſchwingt ſich's über'm Rhein empor
Und bricht den düſtern Wolkenflor:
Iſt's ſtolzer Adler Sonnenflug?
Iſt's tönereicher Schwäne Zug?

Es rauſcht und ſingt im goldnen Licht:
Der Herr verläßt die Seinen nicht,
Er macht ſo Heil'ges nicht zum Spott.
Viktoria! Mit uns iſt Gott!

An das Vaterland.

Dir möcht' ich dieſe Lieder weihen,
Geliebtes deutſches Vaterland!
Denn dir, dem neuerſtandnen, freien,
Iſt all mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut iſt dir gefloſſen,
Dir ſank der Jugend ſchönſte Zier:
Nach ſolchen Opfern, heilig großen,
Was gälten dieſe Lieder dir?

Sinngedichte.

Diſtichen.

An Apollo, den Schmetterling.

Göttlicher Alpenſohn, ſey huldreich uns Epigrammen!
Ueber der nächtlichen Kluft flatterſt du, ſpielend im Glanz.

Achill.

1.

Durch der Schlachten Gewühl biſt du ſtets ſicher gewandelt,
Aus Skamanders Gewog tratſt du gerettet hervor;
Als du der Jungfrau Hand empfiengſt im Tempel des Friedens,
Göttergleicher Achill! traf dich der tödtliche Pfeil.

2.

Dort nun thronet Achill, ein Gott, in der Seligen Lande,
Wogen umſchlingen es; du, Göttin der Wogen, den Sohn.

Helena.

Soll ich furchtſames Weib des Krieges Furie heißen?
Sucht doch tiefer den Grund! hat nicht der Apfel die Schuld?

Narziß und Echo.

1.

Seltſam ſpieleſt du oft mit Sterblichen, Amor! es liebet
Einen Schatten Narziß, aber ihn liebet ein Hall.

2.

Das noch tröſtete ſie, das Wort des ſpröden Geliebten
Nachzuſtöhnen; nun gar iſt er zur Blume verſtummt.

3.

Schmerzlich dachte Narziß: o wär' ich wieder ein Jüngling!
Echo dachte ſogleich: könnt' ich als Mädchen zurück!

4.

Amor, und dies dein Spiel! bald lockſt du die zärtliche Echo,
Bald in der kindiſchen Hand drehſt du den goldnen Narziß.

Die Götter des Alterthums.

Sterbliche wandeltet ihr in Blumen, Götter von Hellas,
Ach! nun wurdet ihr ſelbſt Blümchen des neuen Gedichts.

Tells Platte.

Hier iſt das Felſenriff, drauf Tell aus der Barke geſprungen;
Sieh! ein ewiges Mal hebet dem Kühnen ſich hier.
Nicht die Kapelle dort, wo ſie jährliche Meſſen ihm ſingen!
Nein! des Mannes Geſtalt, ſiehſt du, wie herrlich ſie ſteht?
Schon mit dem einen Fuße betrat er die heilige Erde,
Stößt mit dem andern hinaus weit das verzweifelnde Schiff.
Nicht aus Stein iſt das Bild, noch von Erz, nicht Arbeit der Hände,
Nur dem geiſtigen Blick Freier erſcheinet es klar;
Und je wilder der Sturm, je höher brauſet die Brandung,
Um ſo mächtiger nur hebt ſich die Heldengeſtalt.

Die Ruinen.

Wandrer! es ziemet dir wohl, in der Burg Ruinen zu ſchlummern,
Träumend bauſt du vielleicht herrlich ſie wieder dir auf.

Begräbniß.

Als des Gerechten Sarg mit heiliger Erde bedeckt war,
Deckte der Himmel darauf freundlich den ſilbernen Schnee

Mutter und Kind.

Mutter.

Blicke zum Himmel, mein Kind! dort wohnt dir ein ſeliger Bruder,
Weil er mich nimmer betrübt, führten die Engel ihn hin.

Kind.

Daß kein Engel mich je von der liebenden Bruſt dir entführe,
Mutter, ſo ſage du mir, wie ich betrüben dich kann!

Märznacht.

Horch! wie brauſet der Sturm und der ſchwellende Strom in der Nacht hin!
Schaurig ſüßes Gefühl! lieblicher Frühling, du nahſt!

Im Mai.

Blumen und Blüthen wie licht, und das Glorienlaub um die Bäume!
Bleib nur, Himmel, bewölkt! Erde hat eigenen Glanz.

Tauſch.

Als der Wind ſich erhob, da flog, zerblättert, die Blume,
Aber der Schmetterling ſetzt' in dem Laube ſich feſt.

Amors Pfeil.

Amor! dein mächtiger Pfeil, mich hat er tödtlich getroffen,
Schon im elyſiſchen Land wacht' ich, ein Seliger, auf.

Traumdeutung.

Geſtern hatt' ich geträumt, mein Mädchen am Fenſter zu ſehen;
Doch was ſah ich des Tags? Blumen der Lieblichen nur.
Heute nun war mir im Traum, als ſäh' ich am Fenſter die Blumen;
Darum ſchau' ich gewiß heute die Liebliche ſelbſt.

Die Roſen.

Oft einſt hatte ſie mich mit duftigen Roſen beſchenket;
Eine noch ſproßte mir jüngſt aus der Geliebteſten Grab.

Antwort.

Das Röschen, das du mir geſchickt,
Von deiner lieben Hand gepflückt,
Es lebte kaum zum Abendroth,
Das Heimweh gab ihm frühen Tod;
Nun ſchwebet gleich ſein Geiſt von hier
Als kleines Lied zurück zu dir.

Die Schlummernde.

Wann deine Wimper neidiſch fällt,
Dann muß in deiner innern Welt
Ein lichter Traum beginnen:
Dein Auge ſtralt nach innen.

An Sie.

Deine Augen ſind nicht himmelblau,
Dein Mund, er iſt kein Roſenmund,
Nicht Bruſt und Arme Lilien.
Ach! welch ein Frühling wäre das,
Wo ſolche Lilien, ſolche Roſen
Im Thal und auf den Höhen blühten,
Und alles das ein klarer Himmel
Umfienge, wie dein blaues Aug'!

Greiſenworte.

Sagt nicht mehr: guten Morgen! guten Tag!
Sagt immer: guten Abend! gute Nacht!
Denn Abend iſt es um mich und die Nacht
Iſt nahe mir; o wäre ſie ſchon da!

Komm her, mein Kind! o du mein ſüßes Leben!
Nein! komm, mein Kind, o du mein ſüßer Tod!
Denn Alles, was mir bitter, nenn' ich Leben,
Und was mir ſüß iſt, nenn' ich alles Tod.

Auf den Tod eines Landgeiſtlichen.

Bleibt abgeſchiednen Geiſtern die Gewalt,
Zu kehren nach dem ird'ſchen Aufenthalt,
So kehreſt du nicht in der Mondennacht,
Wann nur die Sehnſucht und die Schwermuth wacht.
Nein! wann ein Sommermorgen niederſteigt,
Wo ſich im weiten Blau kein Wölkchen zeigt,
Wo hoch und golden ſich die Ernte hebt,
Mit rothen, blauen Blumen hell durchwebt,
Dann wandelſt du, wie einſt, durch das Gefild
Und grüßeſt jeden Schnitter freundlich mild,

Schickſal.

Ja, Schickſal! ich verſtehe dich:
Mein Glück iſt nicht von dieſer Welt,
Es blüht im Traum der Dichtung nur.
Du ſendeſt mir der Schmerzen viel
Und gibſt für jedes Leid ein Lied.

Sonette. Oktaven. Gloſſen.

Vermächtniß.

Ein Sänger in den frommen Ritterſagen,
Ein kühner Streiter in dem heil'gen Lande,
Durchbohrt von Pfeilen, lag er auf dem Sande,
Doch konnt' er dies noch ſeinem Diener ſagen:

„Verſchleuß mein Herz, wann es nun ausgeſchlagen,
In jener Urne, die vom Heimathſtrande
Ich hergebracht mit manchem Liebespfande!
Drin ſollt du es zu meiner Herrin tragen!" —

So ich, Geliebte! der nur dich gefeiert,
Verblute, fern von dir, in Liebesſchmerzen,
Schon decket meine Wangen Todesbläſſe.

Wann deinen Sänger Grabesnacht umſchleiert,
Empfange du das treuſte aller Herzen
In des Sonettes goldenem Gefäſſe!

An Petrarka.

Wenn du von Laura Wahres haſt geſungen,
Von hehrem Blick, von himmliſcher Gebärde: —
Und ferne ſey, daß angefochten werde,
Was dir das innerſte Gemüth durchdrungen! —

War ſie ein Zweig, im Paradies entſprungen,
Ein Engel in der irdiſchen Beſchwerde,
Ein zarter Fremdling auf der rauhen Erde,
Der bald zur Heimath ſich zurückgeſchwungen:

So fürcht' ich, daß auch auf dem goldnen Sterne,
Wohin du, ein Verklärter, nun gekommen,
Du nimmer das Erſehnte wirſt erringen;

Denn Jene flog indeß zur höhern Ferne,
Sie ward in heil'gern Sphären aufgenommen,
Und wieder mußt du Liebesklage ſingen.

In Varnhagens Stammbuch.

Als Phöbus ſtark mit Mauern, Thürmen, Gittern
Die Königsburg von Niſa half bereiten,
Da legt' er ſeiner Lyra goldne Saiten
Auf einen Mauerſtein mit leiſem Schüttern.

Die Zinne konnte nicht ſo ſehr verwittern,
Daß nicht den Marmor noch in ſpäten Zeiten,
Selbſt bei des Fingers leichtem Drübergleiten,
Durchklungen hätt' ein ſanft melodiſch Zittern.

So legt' auch ich auf dies Gedächtnißblatt,
Das du wohl öfters, blätternd, wirſt berühren,
Mein Saitenſpiel, auch gab es einen Ton:

Und dennoch zweifl' ich, ob an dieſer Statt
Du jemals einen Nachklang werdeſt ſpüren,
Denn ich bin Phöbus nicht, noch Phöbus Sohn.

An Kerner.

Es war in traurigen Novembertagen,
Ich war gewallt zum ſtillen Tannenhaine
Und ſtand gelehnet an der höchſten eine,
Da hielt ich deine Lieder aufgeſchlagen.

Verſunken war ich in die frommen Sagen:
Bald kniet' ich vor Sankt Albans Wunderſteine,
Bald ſchaut' ich Regiswind im Roſenſcheine,
Bald ſah ich Helicena's Münſter ragen.

Welch lieblich Wunder wirkten deine Lieder!
Die Höh' erſchien in goldnem Maienſtrale
Und Frühlingsruf ertönte durch die Wipfel.

Doch bald verſchwand der Wunderfrühling wieder,
Er durfte nicht ſich ſenken in die Thale,
Im Fluge ſtreift' er nur der Erde Gipfel.

Auf Karl Gangloffs Tod.

(† am 16. Mai 1814, 24 Jahre alt, zu Merklingen im Württembergiſchen, an einer Nervenkrankheit. Die nachſtehenden Sonette beziehen ſich auf die letzten Zeichnungen und Entwürfe des genialen jungen Künſtlers.)

I.

In dieſer Zeit, ſo reich an ſchönem Sterben,
An Heldentod in frühen Jugendtagen,
Ward dir's nicht, auf dem Siegesfeld erſchlagen,
Den heil'gen Eichenkranz dir zu erwerben.

Beſchleichend Fieber brachte dir Verderben,
Du wurdeſt bei der Eltern Weheklagen
Aus deinem Heimathhauſe hingetragen
Zur Stätte, die nicht Blut, nur Blumen färben.

Doch nein! auch dich ergriff die Zeit des Ruhmes,
Dich drängt' es, eine Hermannsſchlacht zu ſchaffen,
Ein ſinnig Denkmal deutſchen Heldenthumes.

Wohl hörteſt du noch ſcheidend Kampfruf ſchallen,
Es wogt' um dich von Männern, Roſſen, Waffen:
So biſt du in der Hermannsſchlacht gefallen.

2.

Nach Hohem, Würd'gem nur haſt du gerungen,
Das Kleinliche verſchmähend, wie das Wilde;
So faßteſt du in kräftige Gebilde
Das wundervolle Lied der Nibelungen.

Schon hatte Hagens Größe dich durchdrungen,
Schon ſtand vor dir die Rächerin Chriemhilde,
Vor Allem aber rührte dich die Milde
Des edeln Siſrids, Giſelhers, des jungen.

Mit Fug ward Giſelher von dir beklaget,
Der blühend hinſank in des Kampfs Bedrängniß,
Dich ſelbſt hat nun ſo früher Tod erjaget.

Warſt du vielleicht zu innig ſchon verſunken
In jenes Lied, deß furchtbares Verhängniß
Zum Tode Jedem, nun auch dir, gewunken?

3.

Bedeutungsvoll haſt du dein Künſtlerleben
Mit jenem frommen, ſtillen Bild geſchloſſen:
Wie Abraham mit ſeines Stamms Genoſſen
Das Land begrüßt, das ihm der Herr gegeben.

Da lehnen ſie auf ihren Wanderſtäben,
Von Wald und Felſenhang noch halb umſchloſſen,
Doch herrlich ſehn ſie unter ſich ergoſſen
Das weite Land voll Kornes und voll Reben.

So biſt auch du nun, abgeſchiedne Seele,
Aus dieſes Erdelebens rauher Wilde
An deiner Wandrung frohes Ziel gekommen;

Und durch das finſtre Thor der Grabeshöhle
Erblickſt du ſchon die ſeligen Gefilde,
Das himmliſche Verheißungsland der Frommen.

An den Unſichtbaren.

Du, den wir ſuchen auf ſo finſtern Wegen,
Mit forſchenden Gedanken nicht erfaſſen,
Du haſt dein heilig Dunkel einſt verlaſſen
Und trateſt ſichtbar deinem Volk entgegen.

Welch ſüßes Heil, dein Bild ſich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufaſſen!
O ſelig, die an deinem Mahle ſaßen!
O ſelig, der an deiner Bruſt gelegen!

Drum war es auch kein ſeltſames Gelüſte,
Wenn Pilger ohne Zahl vom Strande ſtießen,
Wenn Heere kämpften an der fernſten Küſte:

Nur um an deinem Grabe noch zu beten,
Und um in frommer Inbrunſt noch zu küſſen
Die heil'ge Erde, die dein Fuß betreten.

Todesgefühl.

Wie Sterbenden zu Muth, wer mag es ſagen?
Doch wunderbar ergriff mich's dieſe Nacht;
Die Glieder ſchienen ſchon in Todes Macht,
Im Herzen fühlt' ich letztes Leben ſchlagen.

Den Geiſt befiel ein ungewohntes Zagen,
Den Geiſt, der ſtets ſo ſicher ſich gedacht;
Erlöſchend jetzt, dann wieder angefacht,
Ein mattes Flämmchen, das die Winde jagen.

Wie? hielten ſchwere Träume mich befangen?
Die Lerche ſingt, der rothe Morgen glüht,
In's rege Leben treibt mich neu Verlangen.

Wie? oder gieng vorbei der Todesengel?
Die Blumen, die am Abend friſch geblüht,
Sie hängen hingewelket dort vom Stengel.

Erſtorbene Liebe.

Wir waren neugeboren, himmliſch helle
War uns der Liebe Morgen aufgegangen.
Wie glühten, Laura, Lippen dir und Wangen!
Dein Auge brannt', es ſchlug des Buſens Welle.

Wie wallt' in mir des neuen Lebens Quelle!
Wie hohe Kräfte raſtlos mich durchdrangen!
Sie ließen nicht des Schlafes mich verlangen,
Lebendig kurzer Traum vertrat die Stelle.

Ja! Lieb' iſt höher Leben im gemeinen;
Das waren ihre regen Lebenszeichen:
Nun ſuch' ich ſie an dir, in mir vergebens.

Drum muß ich, Laura! dich und mich beweinen:
Wir beide ſind erloſchner Liebe Leichen,
Uns traf der Tod des liebeloſen Lebens.

Geiſterleben.

Von dir getrennet, lieg' ich wie begraben,
Mich grüßt kein Säuſeln linder Frühlingslüfte;
Kein Lerchenſang, kein Balſam ſüßer Düfte,
Kein Stral der Morgenſonne kann mich laben.

Wann ſich die Lebenden dem Schlummer gaben,
Wann Todte ſteigen aus dem Schooß der Grüfte,
Dann ſchweb' ich träumend über Höhn und Klüfte,
Die mich ſo fern von dir gedränget haben.

Durch den verbotnen Garten darf ich gehen,
Durch Thüren wandl' ich, die mir ſonſt verriegelt,
Bis zu der Schönheit ſtillem Heiligthume.

Erſchreckt dich Geiſterhauch, du zarte Blume?
Es iſt der Liebe Wehn, das dich umflügelt.
Leb wohl! ich muß in's Grab, die Hähne krähen.

Oeder Frühling.

Wohl denk' ich jener ſel'gen Jugendträume,
Obſchon ſich die Gefühle mir verſagen,
Wann in den erſten, milden Frühlingstagen
Im Buſen ſich mir drängten volle Keime.

Die Ahnung lockte mich in ferne Räume,
Wann wo ein Laut des Lenzes angeſchlagen;
Die Hoffnung wollte ſich zum Lichte wagen,
Wie aus den Knoſpen friſches Grün der Bäume.

Doch nun, da ich das Höchſte jüngſt genoſſen,
Geriſſen aus dem innigſten Vereine,
Vom reichſten Paradieſe kaum verſtoßen:

Was ſollen nun mir halbergrünte Triſten,
Einſamer Amſelſchlag im todten Haine,
Ein armes Veilchen, noch ſo ſüß von Düften?

Die theure Stelle.

Die Stelle, wo ich auf verſchlungnen Wegen
Begegnete dem wunderſchönen Kinde,
Das, leicht vorübereilend mit dem Winde,
Mir ſpendete des holden Blickes Segen:

Wohl möcht' ich jene Stelle liebend hegen,
Dort Zeichen graben in des Baumes Rinde,
Mich ſchmücken mit der Blumen Angebinde,
Zu Träumen mich in kühle Schatten legen.

Doch ſo verwirrte mich des Blickes Helle,
Und ſo geblendet blieb ich von dem Bilde,
Daß lang ich wie ein Trunkner mußte wanken;

Und nun mit allem Streben der Gedanken,
So wie mit allem Suchen im Gefilde,
Nicht mehr erforſchen kann die theure Stelle.

Die zwo Jungfraun.

Zwo Jungfraun ſah ich auf dem Hügel droben,
Gleich lieblich von Geſicht, von zartem Baue;
Sie blickten in die abendlichen Gaue,
Sie ſaßen traut und ſchweſterlich verwoben.

Die Eine hielt den rechten Arm erhoben,
Hindeutend auf Gebirg und Strom und Aue;
Die Andre hielt, damit ſie beſſer ſchaue,
Die linke Hand der Sonne vorgeſchoben.

Kein Wunder, daß Verlangen mich beſtrickte
Und daß in mir der ſüße Wunſch erglühte:
O ſäß' ich doch an Einer Platz von Beiden!

Doch wie ich länger nach den Trauten blickte,
Gedacht' ich im beſänftigten Gemüthe:
Nein! wahrlich, Sünde wär' es, ſie zu ſcheiden!

Der Wald.

Was je mir ſpielt' um Sinnen und Gemüthe
Von friſchem Grün, von kühlen Dämmerungen,
Das hat noch eben mich bedeckt, umſchlungen,
Als eines Maienwaldes Luſtgebiete.

Was je in Traum und Wachen mich umglühte
Von Blumenſchein, von Knoſpen, kaum geſprungen,
Das kam durch die Gebüſche hergedrungen,
Als leichte Jägerin, des Waldes Blüthe.

Sie floh dahin, ich eilte nach, mit Flehen,
Bald hätten meine Arme ſie gebunden,
Da mußte ſchnell der Morgentraum verwehen.

O Schickſal, das mir ſelbſt nicht Hoffnung gönnte!
Mir iſt die Schönſte nicht allein verſchwunden,
Der Wald ſogar, drin ich ſie ſuchen könnte.

Der Blumenſtrauß.

Wenn Sträuchen, Blumen manche Deutung eigen,
Wenn in den Roſen Liebe ſich entzündet,
Vergißmeinnicht im Namen ſchon ſich kündet,
Lorbeere Ruhm, Cypreſſen Trauer zeigen;

Wenn, wo die andern Zeichen alle ſchweigen,
Man doch in Farben zarten Sinn ergründet,
Wenn Stolz und Neid dem Gelben ſich verbündet,
Wenn Hoffnung flattert in den grünen Zweigen:

So brach ich wohl mit Grund in meinem Garten
Die Blumen aller Farben, aller Arten,
Und bring' ſie dir, zu wildem Strauß gereihet:

Dir iſt ja meine Luſt, mein Hoffen, Leiden,
Mein Lieben, meine Treu, mein Ruhm, mein Neiden,
Dir iſt mein Leben, dir mein Tod geweihet.

Entſchuldigung.

Was ich in Liedern manchesmal berichte
Von Küſſen in vertrauter Abendſtunde,
Von der Umarmung wonnevollem Bunde,
Ach! Traum iſt, leider, Alles und Gedichte.

Und du noch geheſt mit mir in's Gerichte,
Du zürneſt meinem prahleriſchen Munde:
Von nie gewährtem Glücke geb' er Kunde,
Das, ſelbſt gewährt, zum Schweigen ſtets verpflichte.

Geliebte, laß den ſtrengen Ernſt ſich mildern
Und lächle zu den leichten Dichterträumen,
Dem unbewußten Spiel, den Schattenbildern!

Der Sänger ruhet ſchlummernd oft im Kühlen,
Indeß die Harfe hänget unter Bäumen
Und in den Saiten Lüfte ſäuſelnd wühlen.

Vorſchlag.

Dem Dichter iſt der Fernen Bild geblieben,
Bei dem er einſam oftmals Troſt gefunden,
Und hält des Lebens Wirrung ihn umwunden,
Er fühlt am Buſen doch das Bild der Lieben.

Auch was der Dichter ſang, ſehnſuchtgetrieben,
Die Schöne lieſt es oft in Abendſtunden,
Und Manches hat ſo innig ſie empfunden,
Daß ihr es tief im Herzen ſteht geſchrieben.

Ein theures Bild, wohl wirkt es wunderkräftig,
Wohl mancher Kummer weicht des Liedes Tönen,
Doch ewig bleibt der Trennung Schmerz geſchäftig.

O Schickſal! wechſle leicht nur mit den Looſen:
Den Dichter führe wieder zu der Schönen,
Die Lieder mögen mit dem Bilde koſen!

Die Bekehrung zum Sonett.

Der du noch jüngſt von deinem krit'ſchen Stuhle
Uns arme Sonettiſten abgehudelt,
Der du von Gift und Galle recht geſprudelt
Und uns verflucht zum tiefſten Höllenpfuhle:

Du reines Hermelin der alten Schule,
Wie haſt du nun dein weiſſes Fell beſudelt!
Ja! ein Sonettlein haſt du ſelbſt gedudelt,
Ein ſchnalzend Seufzerlein an deine Buhle.

Haſt du die ſelbſtgeſteckten Warnungszeichen,
Haſt du, was halb mit Spott und halb mit Knirſchen
Altmeiſter Voß geprediget, all vergeſſen?

Fürwahr! du biſt dem Lehrer zu vergleichen,
Der ſeinen Zögling ob geſtohlnen Kirſchen
Ausſchalt und ſcheltend ſelber ſie gefreſſen.

Schlußſonett.

Wie, wenn man auch die Glocke nicht mehr ziehet,
Es lange dauert, bis ſie ausgeklungen;
Wie, wer von einem Berge kam geſprungen,
Umſonſt, den Lauf zu hemmen, ſich bemühet;

Wie oft aus Bränden, welche längſt verglühet,
Ein Flämmchen unverſehens ſich geſchwungen;
Und ſpät noch eine Blüthe vorgedrungen
Aus Aeſten, die ſonſt völlig abgeblühet;

Wie den Geſang, den zu des Liebchens Preiſe
Der Schäfer angeſtimmt aus voller Seele,
Gedankenloſe Halle weiter treiben:

So geht es mir mit der Sonettenweiſe:
Ob mir's an Zweck und an Gedanken fehle,
Muß ich zum Schluſſe dies Sonett doch ſchreiben.

An K. M.

Wann die Natur will knüpfen und erbauen,
Dann liebt in ſtillen Tiefen ſie zu walten;
Geweihten einzig iſt vergönnt, zu ſchauen,
Wie ihre Hand den Frühling mag geſtalten,
Wie ſie erzieht zu Eintracht und Vertrauen
Die Kinder früh in dunkeln Aufenthalten.
Nur wenn ſie will zerſtören und erſchüttern,
Erbraust ſie in Orkanen und Gewittern.

So übet auch die Liebe tief und leiſe
Im Reich der Geiſter ihre Wundermacht;
Sie zieht unſichtbar ihre Zauberkreiſe
Am goldnen Abend, in der Sternennacht;
Sie weckt durch feierlicher Lieder Weiſe
Verwandte Chöre in der Geiſter Schacht;
Sie weiß durch ſtiller Augen Strahl die Seelen
Zu knüpfen und auf ewig zu vermählen.

Dort in des Stromes wild empörte Wogen
Warf ſich ein Jüngling, voll von raſchen Gluten,
Doch jene Wallung, die ihn fortgezogen,
Sie mußt' ihn wieder an das Ufer fluten.
Ich aber ſah es, wie des Himmels Bogen,
Der Erde Glanz im ſtillen Teiche ruhten:
Da ſank ich hin, von ſanfter Wonne trunken,
Ich ſank und bin auf ewig nun verſunken.

Ein Abend.

Als wäre nichts geſchehen, wird es ſtille,
Die Glocken hallen aus, die Lieder enden.
Und leichter ward mir in der Thränen Fülle,
Seit Sie verſenket war von frommen Händen.
Als noch im Hauſe lag die bleiche Hülle,
Da wußt' ich nicht, wohin nach Ihr mich wenden;
Sie ſchien mir, heimathlos, mit Klaggebärde,
Zu ſchweben zwiſchen Himmel hin und Erde.

Die Abendſonne ſtralt', ich ſaß im Kühlen
Und blickte tief in's lichte Grün der Matten;
Mir dünkte bald, zwei Kinder ſäh' ich ſpielen,
So blühend, wie einſt wir geblühet hatten.
Da ſank die Sonne, graue Schleier fielen,
Die Bilder fliehn, die Erde liegt im Schatten;
Ich blick' empor, und hoch in Aethers Auen
Iſt Abendroth und all mein Glück zu ſchauen.

Rückleben.

An Ihrem Grabe kniet' ich, feſtgebunden,
Und ſenkte tief den Geiſt in's Todtenreich.
Zum Himmel reichte nicht mein Blick, es ſtunden
Des Wiederſehens Bilder fern und bleich:
Da ſo ich vorwärts Grauen nur gefunden,
Vergangne Tage, flüchtet' ich zu euch;
Ich ließ den Sarg des Grabes Nacht entheben,
Zurück Sie tragen in das ſchöne Leben.

Schon huben ſich die bleichen Augenlieder,
Ihr Auge ſchmachtete zu mir empor;
Bald ſtrebten auf die friſchverjüngten Glieder,
Sie ſchwebte blühend in der Schweſtern Chor;
Der Liebe goldne Stunden traten wieder,
Selbſt mit des erſten Kuſſes Luſt, hervor:
Bis ſich verlor Ihr Leben und das meine
In ſel'ger Kindheit Duft und Morgenſcheine.

Geſang und Krieg.

I.

Wühlt jener ſchauervolle Sturm aus Norden
Zerſtörend auch im friſchen Liederkranze?
Iſt der Geſang ein feiges Spiel geworden?
Wiegt fürder nur der Degen und die Lanze?
Muß ſchamroth abwärts fliehn der Sängerorden,
Wann Kriegerſcharen ziehn im Waffenglanze?
Darf nicht der Harfner, wie in vor'gen Zeiten,
Willkommen ſelbſt durch Feindeslager ſchreiten?

Bleibt Poeſie zu Wald und Kluft verdrungen,
Bis nirgends Kampf der Völker Ruhe ſtöret,
Bis das vulkan'ſche Feuer ausgerungen,
Das ſtets ſich neu im Erdenſchooß empöret:
So iſt bis heute noch kein Lied erklungen.
Und wird auch keins in künft'ger Zeit gehöret.
Nein! über ew'gen Kämpfen ſchwebt im Liede,
Gleichwie in Goldgewölk, der ew'ge Friede.

Ein jedes weltlich Ding hat ſeine Zeit,
Die Dichtung lebet ewig im Gemüthe,
Gleich ewig in erhabner Herrlichkeit,
Wie in der tiefen Lieb' und ſtillen Güte,
Gleich ewig in des Ernſtes Düſterheit,
Wie in dem Spiel und in des Scherzes Blüthe.
Ob Donner rollen, ob Orkane wühlen,
Die Sonne wankt nicht und die Sterne ſpielen.

Schon rüſten ſich die Heere zum Verderben,
Der Frühling rüſtet ſich zu Spiel und Reigen;
Die Trommeln wirbeln, die Trommeten werben,
Indeß die wilden Winterſtürme ſchweigen;
Mit Blute wild der Krieg die Erde färben,
Die ſich mit Blumen ſchmückt und Blüthenzweigen:
Darf ſo der ird'ſche Lenz ſich frei erſchließen,
So mög' auch unſer Dichterfrühling ſprießen!

2.

Nicht ſchamroth weichen ſoll der Sängerorden,
Wann Kriegerſcharen ziehn im Waffenglanze;
Noch iſt ſein Lied kein ſchnödes Spiel geworden,
Doch ziert auch ihn der Degen und die Lanze;
Wohl ſchauervoll iſt jener Sturm aus Norden,
Doch weht er friſch und ſtärkt zum Schwerdtertanze.
Wollt, Harfner, ihr durch Feindeslager ſchreiten,
Noch ſteht's euch frei — den Eingang zu erſtreiten.

Wann: Freiheit! Vaterland! ringsum erſchallet,
Kein Sang tönt ſchöner in der Männer Ohren,
Im Kampfe, wo ſolch heilig Banner wallet,
Da wird der Sänger kräftig neugeboren.
Hat Aeſchylos, deß Lied vom Siege hallet,
Hat Dante nicht dieß ſchönſte Loos erkoren?
Cervantes ließ, gelähmt, die Rechte ſinken
Und ſchrieb den Don Quixote mit der Linken. *)

---

*) Dieſes iſt unrichtig, dem Cervantes wurde in dem Seetreffen bei Lepanto die linke Hand gelähmt.

Auch unſres deutſchen Liedertempels Pfleger,
Sie ſind dem Kriegesgeiſte nicht verdorben,
Man hört ſie wohl die freud'gen Telynſchläger,
Und mancher hat ſich blut'gen Kranz erworben.
Du, Wehrmann Leo, du, o ſchwarzer Jäger,
Wohl ſeyd ihr ritterlichen Tods geſtorben!
Und Fouqué, wie mir du das Herz durchdringeſt!
Du wagteſt, kämpfteſt — doch du lebſt und ſingeſt.

Den Frühling kündet der Orkane Sauſen,
Der Heere Vorſchritt macht die Erde dröhnen,
Und wie die Ström' aus ihren Ufern brauſen,
So wogt es weit von Deutſchlands Heldenſöhnen;
Der Sänger folgt durch alles wilde Grauſen,
Läßt Sturm und Wogen gleich ſein Lied ertönen.
Bald blüht der Frühling, bald der goldne Friede,
Mit mildern Lüften und mit ſanftrem Liede.

Gloſſen.

1. Der Recenſent.

Süſſe Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern;
Nur in Tönen mag ſie gern
Alles, was ſie will, verſchönen.

Tieck.

Schönſte! du haſt mir befohlen,
Dieſes Thema zu gloſſiren;
Doch ich ſag' es unverhohlen:
Dieſes heißt die Zeit verlieren,
Und ich ſitze wie auf Kohlen.
Liebtet ihr nicht, ſtolze Schönen!
Selbſt die Logik zu verhöhnen,
Würd' ich zu beweiſen wagen,
Daß es Unſinn iſt, zu ſagen:
Süſſe Liebe denkt in Tönen.

Zwar verſteh' ich wohl das Schema
Dieſer abgeſchmackten Gloſſen,
Aber ſolch verzwicktes Thema,
Solche räthſelhafte Poſſen
Sind ein gordiſches Probleme.
Dennoch macht' ich dir, mein Stern!
Dieſe Freude gar zu gern.
Hoffnunglos reib' ich die Hände,
Nimmer bring' ich es zu Ende,
Denn Gedanken ſtehn zu fern.

Laß, mein Kind! die ſpan'ſche Mode,
Laß die fremden Triolette,
Laß die wälſche Klangmethode
Der Kanzonen und Sonette,
Bleib bei deiner ſapph'ſchen Ode!
Bleib der Aftermuſe fern
Der romantiſch ſüßen Herrn!
Duftig ſchwebeln, luſtig tänzeln
Nur in Reimchen, Aſſonänzeln,
Nur in Tönen mag ſie gern.

Nicht in Tönen ſolcher Gloſſen
Kann die Poeſie ſich zeigen;
In antiken Verskoloſſen
Stampft ſie beſſer ihren Reigen
Mit Spondeen und Moloſſen.
Nur im Hammerſchlag und Dröhnen
Deutſchhelleniſcher Kamönen
Kann ſie ſelbſt die alten, kranken,
Allerhäßlichſten Gedanken,
Alles, was ſie will, verſchönen.

2. Der Romantiker und der Recenſent.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!

Tieck.

Romantiker.

Finſter iſt die Nacht und bange,
Nirgends eines Sternleins Funkel!
Dennoch in verliebtem Drange
Wandl' ich durch das grauſe Dunkel
Mit Geſang und Lautenklange.
Wenn Kamilla nun erwacht
Und das Lämpchen freundlich facht,
Dann erblick' ich, der Entzückte,
Plötzlich eine ſterngeſchmückte,
Mondbeglänzte Zaubernacht.

Recenſent.

Laß Er doch ſein nächtlich Johlen,
Poetaſter Helikanus!
Was Er ſingt, iſt nur geſtohlen
Aus dem Kaiſer Oktavianus,
Der bei mir nicht ſehr empfohlen,
Den ich der gelehrten Welt
Von den Alpen bis zum Belt
Preisgab als ein Werk der Rotte,
Die den Unſinn hub zum Gotte,
Die den Sinn gefangen hält.

Romantiker.

Welche Stimme, rauh und heiſcher!
Iſt das wohl der Baur Hornvilla?
Iſt es Klemens wohl, der Fleiſcher?
Von den Fenſtern der Kamilla
Heb dich weg, du alter Kreiſcher!
Was die krit'ſche Feder hält
Von den Alpen bis zum Belt,
Wüth' es doch zu Haus und ſchäume,
Nur verſchon' es Ihrer Träume
Wundervolle Mährchenwelt!

Recenſent.

Bänkelſänger, Hackbretſchläger,
Volk, das Nachts die Stadt durchleiert,
Nennt ſich jetzt der Muſen Pfleger;
Nächſtens, wenn Apoll noch feiert,
Dichten ſelbſt die Schornſteinfeger.
Zeit, wo man mit Wohlbedacht
Nur latein'ſchen Vers gemacht,
Zeit gepuderter Perücken,
Drauf Pfalzgrafen Lorbern drücken,
Steig auf in der alten Pracht!

3. Die Nachtſchwärmer.

Eines ſchickt ſich nicht für Alle;
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle!

Goethe.

Der Unverträgliche.

Stille ſtreif' ich durch die Gaſſen,
Wo ſie wohnt, die blonde Kleine;
Doch ſchon ſeh' ich Andre paſſen
Und mir war's im Dämmerſcheine,
Einer würd' hineingelaſſen.
Regt es mir denn gleich die Galle,
Daß ſie Andern auch gefalle?
Sey's! doch kann ich nicht verſchweigen:
Jeder hab' ein Liebchen eigen!
Eines ſchickt ſich nicht für Alle.

Der Hülfreiche.

Zu dem Brunnen, mit den Krügen,
Kömmt noch ſpät mein trautes Mädchen,
Rollt mit raſchen, kräft'gen Zügen
Huſch! die Ketten um das Rädchen;
Ihr zu helfen, welch Vergnügen!
Ja! ich zog mit ganzem Leibe,
Bis zerſprang des Rädchens Scheibe.
Iſt es nun auch ſtehn geblieben,
Haben wir's doch gut getrieben.
Sehe Jeder, wie er's treibe!

Der Vorſichtige.

Zwölf Uhr! iſt der Ruf erſchollen
Und mir ſinkt das Glas vom Munde.
Soll ich jetzt nach Haus mich trollen
In der ſchlimmen Geiſterſtunde,
In der Stunde der Patrollen?
Und daheim zum Zeitvertreibe
Noch den Zank von meinem Weibe!
Dann die Nachbarn, häm'ſche Tadler! —
Nein! ich bleib' im goldnen Adler,
Sehe Jeder, wo er bleibe!

Der Schwankende.

Ei! was kann man nicht erleben!
Heute war doch Sommerhitze,
Und nun hat's Glatteis gegeben;
Daß ich noch auf's Pflaſter ſitze,
Muß ich jeden Schritt erbeben;
Und die Häuſer taumeln alle,
Wenn ich kaum an eines pralle.
Hüte ſich in dieſen Zeiten
Wer da wandelt, auszugleiten,
Und wer ſteht, daß er nicht falle!

Dramatiſche Dichtungen.

Schildeis.

Fragment.

Böhmerwald. Im Hintergrunde das Schloß Schildeis.

Herzog Eginhard, die **Herzogin**, Ritter **Dietwald** und ein **Einſiedler** treten auf.

Einſiedler.

Dort liegt das Jagdſchloß, ſo man Schildeis nennt,
Ganz in des Böhmerwaldes Innerſtem.

Dietwald (zum Herzog.)

Das iſt das Schloß, von dem ich Euch geſagt,
Daß es die beſte Zuflucht bieten mag.
Ich hätt' es, wahrlich! ſelbſt nicht mehr gefunden,
Denn alle Weg' und Stege ſind verwachſen,
Seitdem der ſel'ge Herzog hier gejagt,
Es ſind nun fünf und zwanzig Jahre her.

Herzog (zum Einſiedler.)

Dank, frommer Bruder, Euch für das Geleit!
Ihr ſeyd der wilden Gegend trefflich kund.

(Zur Herzogin.)

Und du, mein gutes Weib! nun haſt du endlich
Des weiten Wegs Beſchwerden überſtanden.

Herzogin.

Viel wohler, als in des Pallaſtes Pracht,
Der ich unwürdig oft mich achtete,

War mit auf dieſer mühevollen Fahrt.
So meint' ich abzubüßen meine Schuld,
Die Schuld, ach! die ich nicht bereuen kann.

Herzog.

Dort kömmt ein Jägersmann am Fels herum.

Einſiedler.

Der alte Eckart, dieſes Schloſſes Vogt.

Dietwald.

Wie iſt er grau geworden und gebeugt!

(**Eckart** tritt auf.)

Herzog.

Willkommen, treuer Eckart!

Eckart.

Seh' ich recht?
So wird mir noch einmal in dieſem Leben
Die Freude, meinen lieben Herrn zu ſchaun!

Herzog.

Wie kennſt du plötzlich, den du nie geſehn?

Eckart.

Iſt's möglich? Seyd Ihr nicht mein junger Herr,
Der Herzog Wolf?

Herzog.

Du ſprichſt von meinem Vater,
Der vor drei Monden zu den Ahnen ging.

Eckart.

Um Gott! Davon gelangte nichts zu uns.
Der Himmel ſchenk' ihm eine ſanfte Ruh!
Er ſah doch ganz wie Ihr, der gute Herr,

Als er vor Jahren hier bei'm Jagen war.
Auch dünkt es mir nicht gar ſo lange her,
Und ſteht noch Alles drüben in der Burg
So wie der Herr es hinterlaſſen hat.
Die Sanduhr iſt ſeitdem nicht mehr gelaufen,
Die Armbruſt hängt noch dort unabgeſpannt,
Sein Jägerhut noch mit dem Tannenzweig,
Sein Falke ſitzt im Käfig ausgebälgt.
Das alte Liederbuch, darin er las,
Iſt aufgeſchlagen, wo er aufgehört;
Ihr könnt fortleſen, wo der Vater blieb,
Es kommen erſt die herrlichſten Geſchichten.

Einſiedler.

Ja! Euer Schloß iſt ein ſeltſamer Ort,
Es wandeln dort in ſtiller Mitternacht
Die Geiſter längſt Verſtorbner durch die Hallen.
Sie kehren gerne zu dem Haus zurück,
Wo Alles noch iſt, wie zu ihrer Zeit.

Eckart.

Das iſt wohl gar der Junker Dietwald hier,
Der mit dem ſel'gen Herzog bei uns war?
Ihr habt Euch was verändert, doch nicht ſehr.

Dietwald.

Das hör' ich gern, mein alter Jagdgeſell!

Herzogin (zu Eckart.)

Ihr habt wohl manches Jährlein hinter Euch?

Eckart.

Ein Sechzig.

Dietwald.

Und ein Dreißig noch dazu.

Einſiedler.

Das Jahr nicht kennend, das der Welt ihn gab,
Hat er ſchon längſt auf ſechzig ſich geſchätzt,
Doch neigt das Jahr ſich wieder, denkt er ſtets:
Ich hab' ein Jährlein leicht zuviel gezählt;
So tritt er über ſechzig nie hinaus.

Eckart.

Es liegt ja doch am Ende wenig dran.

Einſiedler.

Kein Wunder, daß die Zeit ihm ſtille ſtand
Und daß er meinet, Alles ſteh' im Alten;
Denn kein Ereigniß zeichnet' ihm die Tage,
Seitdem der ſel'ge Herzog hier gejagt,
Noch hört er Kunde von dem Lauf der Welt.
Den Wechſel ſelbſt der Jahreszeiten läßt
Der Tannenwälder ewig Dunkelgrün,
Der Felſen ewig frühlingsloſe Oede
In unſrer Wildniß weniger bemerken.

Eckart.

Ganz recht! ich hab' es niemals ſo bedacht.

Einſiedler.

Ihr Theuerſten! des Menſchen Leben iſt
Ein kurzes Blühen und ein langes Welken.
Durch dieſen einfach langen Wechſel zieht
Der Jahreszeiten ſchneller, bunter Tauſch,
Und ſchafft dem Menſchen, der, dazwiſchen ſtehend,
Nicht folgen kann, ſo manigfaches Weh.
Denn wann der Herbſt das Feld entblümt, entlaubt,
Da trübt ſich ſelbſt des friſchen Jünglings Sinn,
Er muß das Alter koſten vor der Zeit.

Noch ſchmerzlicher — wann ſich der Lenz belebt,
Da will des Greiſen Wange neu ſich röthen,
Sich zu verjüngen meint das matte Herz;
Ach! kurze Täuſchung nur!
Der dürre Stamm, er treibt ein ſchwaches Laub,
Doch zu geſunder Blüthe bringt er's nicht.
Drum lob' ich dieſe wechſelloſe Gegend,
Wo nichts im Herzen weckt der Sehnſucht Qual.

Dietwald (ſeitwärts zum Herzog.)

Der Pred'ger in der Wüſte hier hat wohl
Seit langer Zeit ſich nicht mehr ausgeſprochen.

Einſiedler.

Es iſt, als wäre dieſe Gegend früh
Zurückgeblieben hinter'm Schritt der Zeit.
Die weiten, ſtillen Wälder, wo der Menſch,
Des Schöpfers letztes Werk, noch fehlt.
Und dort noch in der Ferne das Gebirg,
Das liegt nun vollends außer aller Zeit.
Auch nicht das Pflanzenreich iſt dort geſchaffen;
Die Elemente ſind noch nicht geſchieden.
Ein Chaos ungeheurer Felſenblöcke,
Voll tiefer Klüfte, drein kein Licht noch fiel,
Nur daß oft Flammen aus dem Abgrund zucken!
Die dunkeln Waſſer rauſchen ſchaurig drunten,
Und Wolken liegen in den Schluchten hin.
Es kam mich einsmals dort gar ſeltſam an,
Als ich ſo über die todten Maſſen
In eigner kräftiger Bewegung ſchritt.
Es glüht mein Aug', es hebet ſich mein Arm,
Mein Mantel wallt, es flattern meine Locken,

Ich rufe durch die Stille hin: Es werde! —
Unmächt'ge Stimme ſchwacher Kreatur!

Herzog.

Auch hieher dringt noch die raſtloſe Zeit;
Die Tannen, die ſo trotzig ſtehn, ſie müſſen
Zur Menſchenwohnung ſich zuſammenfügen;
Die Felſen werden vom Gebirg gerollt
Und ſteigen neu, als hehre Dom', empor.

Dietwald.

Kaum tretet Ihr in dieſe Wildniß ein,
Und habt ſchon ſo tiefſinnige Gedanken.

Herzog.

Und nun, mein guter Eckart, ſey mir treu,
Wie du es meinem lieben Vater warſt!
Wir nehmen unſern Sitz in dieſem Schloß,
Ich und die werthe Frau hier, mein Gemahl,
Doch bleibt es ein Geheimniß, wer wir ſind.

Herzogin.

So ziehn wir denn zur neuen Hofburg ein!

(Alle ab.)

Ein Wanderer (tritt auf und ſingt:)

O Tannenbaum, du edles Reis!
Biſt Sommer und Winter grün.
So iſt auch meine Liebe,
Die grünet immerhin.

O Tannenbaum! doch kannſt du nie
In Farben freudig blühn.
So iſt auch meine Liebe,
Ach! ewig dunkel grün.

(Ab.)

Das Ständchen.

Junker David. Abſalon und andere Bediente Davids.

Garten. Mondſchein.

David.

Wie angenehme, warme Sommernacht!
Die Fröſche ſingen und die Grillen pfeifen;
So ſtimmen wir auch unſre Muſik an!

Abſalon.

Wir ſollten eine ſchwärzre Nacht erwarten
Mit unſrem Frevel gegen die Muſik;
Verruchte Thaten lieben Finſterniß.

David.

Hier iſt kein Frevel! Meiner Dame Herz
Möcht' ich erſteigen auf der Töne Leiter.

Abſalon.

O trauet Eurer Leiter nicht zu ſehr!
Es krachen, brechen alle Stufen.

David.

Schweig!
Was murreſt du ewig, du Undankbarer,
Den brodlos ich in meine Dienſte nahm?

Abſalon.

Noch hatt' ich Brod und brodlos ward ich erſt
In Eurem Dienſt, vom Dienſte lebt ſich's nicht.
Doch dies iſt nicht mein höchſtes Mißgeſchick.

David.

In der Muſik ließ ich dich unterweiſen
Auf dein inſtändig Flehen.

Abſalon.

Traun! Ihr trefft
Die rechte Saite, die Ihr nie noch traft.
Als ich ein Knabe war, da kamen oft
Die Harfner wandernd, vor des Vaters Thür.
Sie dünkten theure Boten mir zu ſeyn
Aus einer Welt von vollern Harmonien,
Nach der ſie heiſſes Sehnen mir erweckten.
Und bald verließ ich meiner Eltern Heerd,
Als wollt' ich ſuchen das gelobte Land,
Wo jene Himmelsſprache der Muſik
Geſprochen würde — weh! ich kam zu Euch,
Dem Antipoden der melod'ſchen Zone.

David.

Ha! ſtammt nicht mein tonliebendes Geſchlecht
Vom König David her, der Harfner erſtem?

Abſalon.

Von König David und Bathſeba wohl,
Drum blieb zum Fluch Euch der unſel'ge Hang.

David.

So ſucht' ich dich umſonſt mir zu verbinden,
Da ich den Namen Abſalon dir gab
Und väterlich die Kunſt in dir gepflegt?

Abſalon.

Ich weiß es nicht, durch welchen Höllenzauber
Ihr mich geriſſen aus der Chriſtenheit
Und feſt mich haltet in verhaßtem Bann.

David.

Vergebens gab ich dir die ſchöne Geige,
Ein werthes Erbſtück, trefflich ausgeſpielt?

Abſalon.

Das eben iſt mein Jammer, daß ihr mich
Gekettet an dies mißgelaunte Werkzeug,
Dies Ungeheuer, jeden Wohllauts Feind,
Ganz ungelehrig für die Melodie.
Mein Flehen, all mein innigſtes Verlangen
Hat ihm noch keinen lautern Ton entlockt.
Ich mag es ſtreicheln, ſchüttern, ſchlagen, nichts
Gewinn' ich, als ein mürriſches Gekreiſch.
Ich hörte, daß man böſe Geiſter oft
In Säcke bannt und in den Strom verſenkt;
Fürwahr, in dieſer Geige Kaſten ſind
Des Mißlauts Plagegeiſter all gebannt,
Wo ſie nun ewig ſtöhnen, winſeln, heulen.
Laßt mich ſie ſenken in des Meeres Tiefe,
Zum tauben Abgrund, zu den ſtummen Fiſchen!
Und reißt ſich dennoch ſolch ein Mißton los,
Dann bäumt, ihr Wellen, euch, verſchlinget ihn!
Ihr Stürme, macht euch auf, ihn zu zerreißen,
Bevor zu Menſchenohren er gelangt!

David.

Halt ein! Zum Werk, ihr Leute! Flugs geſtimmt!

(Sie ſtimmen.)

Abſalon.

Iſt keine Rettung? Iſt die Harmonie
Geſtorben? Sind die Engel der Muſik
Gefallen und Satane worden?

David.

Still!

(Er ſingt zur Harfe:)

David ward herabgelaſſen
Von dem Fenſter an dem Seil,
Michal, ſeine treue Gattin,
Ließ ihn nieder, ihm zum Heil.
Schönſtes Fräulein! liebſte Michal!
Hör auf meiner Triller Lauf!
Ziehe du zu deinem Fenſter
Mich verkehrten David auf!

Abſalon.

Baalspfaffen ihr mit grimmigem Gekreiſch,
So muß ich noch als euer Opfer ſterben!
Bin ich von dieſem grauſen Mißgetön
Nicht krumm gewachſen? Haben ſich die Augen
Mir nicht verdreht?

David.

Verruchter Läſterer!
Verhöhneſt du des eignen Herrn Geſtalt?

Abſalon.

Nun weiß ich, wie dem Abſalon es war,
Als an den Haaren er vom Baume hieng
Und ihm drei Spieße fuhren durch das Herz.

David.

O Undank! wahrhaft zweiter Abſalon!

Abſalon.

Ich könnte nicht dem Abſalon verargen
Den Aufruhr gegen ſeinen eignen Vater,
Wenn dieſer hätte muſizirt wie Ihr.

David.

Recht rührend war's. Ein Stein erbarmte ſich.

Abſalon.

Gebt Acht, daß nicht dies Haus zuſammenſtürzt!
Amphions göttliche Muſik bewog
Die Steine, ſelber ſich zum Bau zu fügen,
Die unſre muß der Mauer Fugen löſen.

David.

Was zeigt ſich Weiſſes dort am Fenſter? ſeht
Die Feueraugen! Merket auf, ſie ſpricht!

Abſalon.

Des Fräuleins Katze ruft uns Beifall zu.
Das Fräulein wird ſich in die Decke hüllen,
Ergrauend vor der Nachtgeſpenſter Lärm.

David.

Nur Eines noch, ſo wird ſie ſelbſt erſcheinen!

(Sie ſtimmen wieder.)

Abſalon.

Der Mond, die Sterne, die ſo freundlich erſt
Herniederlauſchten, hoffend auf Muſik,
Sie haben, gleich dem Fräulein, ſich verhüllt.
Wir haben aufgeregt des Himmels Zorn,
Ich höre ſchon die fernen Donner grollen.
Der Himmel wirft die Blitze nach uns aus,
Wie König Saul nach Eurem Ahn den Spieß.

David.

Es ſchlägt der Blitz wohl gern in die Muſik?
Mich überfällt ein Schauer. Laßt uns fliehn!

Abſalon.

Hätt' dieſe Unmuſik noch lang gewährt,
Es wären, traun! Erdbeben noch entſtanden,
Die Erde hätt' im Innern ſich geſchüttelt.

(Es donnert. Alle ab, außer Abſalon.)

Ich höre dich, gewalt'ge Donnerſtimme!
Dich herrlichen Choral der Wolken.
Vergeh, erbärmlich Machwerk! ich bin frei!

(Er ſchleudert die Geige an die Mauer. Ab.)

Normänniſcher Brauch.

Dem Freiherrn de la Motte Fouqué zugeeignet.

Balder, ein Seefahrer. **Richard**, ein Fiſcher. **Thorilde.**

Fiſcherhütte auf einer Inſel an der Küſte der Normandie.

Balder.

Dies auf dein Wohlſeyn, vielgeehrter Wirth!
Fürwahr, ich hab's dem tollen Sturme Dank,
Der mich in deiner Inſel Bucht gejagt,
Denn ſolch ein traulich Mahl am ſtillen Heerd;
Hat mich ſeit langer Zeit nicht mehr gelabt.

Richard.

Man trifft's in Fiſcherhütten beſſer nicht,
Hat's dir behagt, viel Ehr' und Freude mir!
Inſonders werth iſt mir ſo edler Gaſt,
Der aus dem nord'ſchen Heimathlande kömmt,
Von wannen unſre Väter hergeſchifft,
Davon man noch ſo Vieles ſagt und ſingt.
Doch muß ich dir eröffnen, edler Herr,
Wer bei mir einkehrt, ſey er noch ſo arm,
Wird angeſprochen um ein Gaſtgeſchenk.

Balder.

Mein Schiff, das in der Bucht vor Anker liegt,

Es hegt der ſeltnen Waaren mancherlei,
Die ich vom Mittelmeere hergeführt,
Goldfrüchte, ſüſſe Weine, bunte Vögel;
Auch wahrt es Waffen, nord'ſcher Schmiede Werk,
Zweiſchneid'ge Schwerdter, Harniſch, Helm und Schild.

Richard.

Nicht ſolches meint' ich, du verſtehſt mich falſch.
Es iſt ein Brauch in unſrer Normandie:
Wer einen Gaſt an ſeinem Heerd empfieng,
Verlangt von ihm ein Mährchen oder Lied
Und gibt ſofort ein Gleiches ihm zurück.
Ich halt' in meinen alten Tagen noch
Die edeln Sagen und Geſänge werth,
Darum erlaſſ' ich dir die Fodrung nicht.

Balder.

Ein Mährchen iſt oft ſüß wie Cyperwein,
Wie Früchte duftig und wie Vögel bunt,
Und manch ein alterthümlich Heldenlied
Ertönt wie Schwerdtgeklirr und Schildesklang,
Drum war mein Irrthum wohl nicht allzu groß.
Zwar weiß ich nicht ſo Herrliches zu melden,
Doch ehrt' ich gern den löblichen Gebrauch.
Vernimm denn, was in heitrer Mondnacht jüngſt
Ein Schiffgenoß auf dem Verdeck erzählt!

Richard.

Noch einen Trunk, mein Gaſt! Beginne dann!

Balder.

Zween nord'ſche Grafen hatten manches Jahr
Das Meer durchſegelt mit vereinten Wimpeln,
Vereint beſtanden manch furchtbaren Sturm,

Manch heiße Schlacht zur See und am Geſtad,
Auch manchesmal im Süden oder Oſten
Auf blüh'ndem Strand zuſammen ausgeruht;
Jetzt ruhten ſie daheim auf ihren Burgen,
In gleiche Trauer Beide tief verſenkt,
Denn Jeder hatt' ein treues Ehgemahl
Unlängſt begleitet nach der Ahnengruft.
Doch ſproßt' auch Jedem aus dem düſtern Gram
Ein ſüßes, ahnungsvolles Glück herauf:
Dem Einen blüht' ein muntrer Sohn,
Der Andre pflegt' ein liebes Töchterlein.
Um ihren alten Freundſchaftsbund zu krönen
Und daurendes Gedächtniß ihm zu ſtiften,
Beſchloſſen ſie, die theuern Sprößlinge
Dereinſt durch heil'ge Bande zu verknüpfen.
Zween goldne Ringe ließen ſie bereiten,
Die man, den zarten Fingern noch zu weit,
An bunten Bändern um die Hälschen hing.
Ein Sapphir, wie des Mägdleins Auge blau,
War in des jungen Grafen Ring gefügt,
Im andern glüht' ein roſenrother Stein,
Recht wie des Knaben friſches Wangenblut.

Richard.

Ein roſenrother Stein im goldnen Reif,
Das war des Mädchens Schmuck? verſtand ich's wohl?

Balder.

Ja! wie du ſagſt, doch kömmt's darauf nicht an.
Schon wuchs der Knabe hoch und ſchlank herauf,
In Waffenſpielen ward er früh geübt,
Schon tummelt' er ein kleines, ſchmuckes Roß.
Nicht ſoll er, wie der Vater, einſt das Meer

Auf abenteuerlicher Fahrt durchſchweifen,
Beſchirmen ſoll er einſt mit ſtarker Hand
Das mächtige Gebiet, die hohen Burgen,
Vereintes Erbthum beider Grafenſtämme.
Des jungen Ritters Bräutlein lag indeß
Noch in der Wieg', im dämmernden Gemach,
Von treuen Wärterinnen wohl beſorgt.
Nun kam ein milder Frühlingstag in's Land,
Da trugen ſie das ungeduld'ge Kind
Zum ſonnig heitern Meeresſtrand hinab
Und brachten Blum' und Muſchel ihm zum Spiel.
Die See, von leiſem Lufthauch kaum bewegt,
Sie ſpiegelte der Sonne klares Bild
Und warf den Zitterſchein auf's junge Grün.
Am Strande lag gerad' ein kleiner Kahn,
Den ſchmücken jetzt die Frau'n mit Schilf und Blumen
Und legen ihren holden Pflegling drein
Und ſchaukeln ihn am Ufer auf und ab.
Das Kindlein lacht, die Frauen lachen mit,
Doch eben unter'm fröhlichſten Gelächter
Entſchlüpft das Band, daran ſie ſpielend ziehn,
Und als ſie es bemerken, kann ihr Arm
Das Schifflein nicht vom Strande mehr erreichen.
So ſcheinbar ſtill die See, ſo wellenlos,
Doch ſpült ſie weiter ſtets den Kahn hinaus.
Man höret noch des Kindes herzlich Lachen,
Die Frauen aber ſehn verzweifelnd nach,
Mit Händeringen, wildem Angſtgeſchrei.
Der Knabe, der ſein Liebchen zu beſuchen
Gekommen war und jetzt das leichte Roß
Auf grüner Uferwieſe tummelte,

Er ſprengt auf das Geſchrei im Flug heran,
Er treibt ſein Pferdchen muthig in die See
Und meint das blum'ge Fahrzeug zu erſchwimmen.
Kaum aber prüft das Thier die kalte Flut,
So ſchüttelt ſich's und wendet ſtörrig um
Und reißt den Reiter an den Strand zurück.
Derweil hat ſchon der Nachen mit dem Kind
Hinausgetrieben aus der ſtillen Bucht,
Und friſches Wehen auf der offnen See
Entführt ihn bald den Blicken.

Richard.

Armes Kind!
Die heil'gen Engel mögen dich umſchweben!

Balder.

Dem Vater kömmt die Schreckensbotſchaft zu,
Gleich läßt er alle Schiffe, groß und klein,
Auslaufen und das ſchnellſte trägt ihn ſelbſt.
Doch ſpurlos iſt das Meer, der Abend ſinkt,
Die Winde wechſeln, nächtlich tobt der Sturm.
Von mondenlangem Suchen bringen ſie
Den leeren, morſchen Nachen nur zurück,
Mit abgewelkten Kränzen —

Richard.

Was ſtört dich in der Rede, werther Gaſt?
Du ſtockſt, du athmeſt tief.

Balder.

Ich fahre fort.
Seit jenem Unfall freute ſich der Knabe
Nicht mehr des Roſſelenkens, wie zuvor.

Viel lieber übt' er ſich im Schwimmen, Tauchen,
Am Ruder prüft' er gerne ſeinen Arm.
Als er zum kräft'gen Jüngling nun erſtarkt,
Da heiſcht er Schiffe von dem Vater.
Nichts hat das feſte Land, was er begehrt,
Kein Fräulein auf den Burgen reizet ihn,
Dem wilden Meere ſcheint er anverlobt,
Darein das Mägdlein und der Ring verſank.
Auch rüſtet er ſein Hauptſchiff ſeltſam aus
Mit Purpurwimpeln, goldnem Bilderſchmuck,
Wie Einer, der die Braut meerüber holt.

Richard.

Faſt wie das deine drunten in der Bucht,
Nicht wahr, mein wackrer Seemann?

Balder.

Wenn du willſt.

Mit jenem reichgeſchmückten Hochzeitſchiff
Hat er in manchem grauſen Sturm geſchwankt.
Wenn ſo zu Donnerſchlag und Sturmgebraus
Die Wogen tanzen, ſeiner Hochzeittanz!
Manch blut'ge Seeſchlacht hat er durchgekämpft
Und iſt davon im Norden wohl bekannt,
Mit ſondrem Namen ward er dort belegt:
Springt er hinüber, mit geſchwungnem Schwerdt,
Auf ein geentert Schiff, dann ſchreit das Volk:
„Weh uns! vertilg uns nicht, Meerbräutigam!“ —
Das iſt mein Mährchen.

Richard.

Habe Dank dafür!
Es hat mir recht mein altes Herz bewegt.

Nur, dünkt mir, fehlt ihm noch der volle Schluß.
Wer weiß, ob wirklich denn das Kind verſank,
Ob nicht ein fremdes Schiff vorüberfuhr,
Das flugs an Bord den armen Fündling nahm,
Den morſchen Kahn der Meerfluth überließ?
Vielleicht auf einer Inſel, wie die unſre,
Ward dann das ſchwache Kindlein abgeſetzt,
Von frommen Händen ſorgſamlich gepflegt,
Und iſt zur holden Jungfrau nun erblüht.

Balder.

Du weißt geſchickt ein Mährchen aufzuſpinnen.
So laß nun deines hören, wenn's beliebt!

Richard.

In vor'gen Tagen wußt' ich manche Mähr'
Von unſern alten Herzogen und Helden
Und ſonderlich vom Richard Ohnefurcht,
Der Nachts ſo hell alswie am Tage ſah,
Der durch den öden Wald allnächtlich ritt
Und mit Geſpenſtern manchen Strauß beſtand;
Doch jetzt iſt mein Gedächtniß alterſchwach,
Verworren ſchwankt mir Alles vor dem Sinn.
Drum ſoll das junge Mädchen mich vertreten,
Das dort ſo ſtill und abgewendet ſitzt
Und Netze ſtrickt bei'm trüben Lampenſchein.
Sie hat ſich manches gute Lied gemerkt
Und hat 'ne Kehle, wie die Nachtigall.
Thorilde! darfſt den edeln Gaſt nicht ſcheun,
Sing uns das Lied vom Mägdlein und vom Ring,
Das einſt der alte Sänger dir gereimt!
Ein feines Lied! ich weiß, du ſingſt es gern.

Thorilde (ſingt:)
Wohl ſitzt am Meeresſtrande
Ein zartes Jungfräulein.
Sie angelt manche Stunde,
Kein Fiſchlein beißt ihr ein.

Sie hat 'nen Ring am Finger
Mit rothem Edelſtein.
Den bindt ſie an die Angel,
Wirft ihn in's Meer hinein.

Da hebt ſich aus der Tiefe
'ne Hand, wie Elfenbein,
Die läßt am Finger blinken
Das goldne Ringelein.

Da hebt ſich aus dem Grunde
Ein Ritter, jung und fein,
Er prangt in goldnen Schuppen
Und ſpielt im Sonnenſchein.

Das Mägdlein ſpricht erſchrocken:
„Nein, edler Ritter, nein!
Laß du mein Ringlein golden!
Gar nicht begehrt' ich dein.“

„Man angelt nicht nach Fiſchen
Mit Gold und Edelſtein,
Das Ringlein laſſ' ich nimmer,
Mein eigen mußt du ſeyn.“

Balder.

Was hör' ich? ſeltſam ahnungsvoller Sang!
Was ſeh' ich? welch ein himmliſch Angeſicht
Hebt ſüß erröthend ſich aus goldnen Locken
Und mahnt mich an die ferne Kinderzeit!
Ha! an der Rechten blinkt der goldne Ring,
Der rothe Stein; du biſt's, verlorne Braut!
Ich bin's, den ſie Meerbräutigam genannt,
Hier iſt der Sapphir, wie dein Auge blau,
Und drunten liegt das Hochzeitſchiff bereit.

Richard.

Das hab' ich längſt gedacht, verehrter Held!
Ja! nimm ſie hin, mein theures Pflegekind,
Halt ſie nur feſt in deinem ſtarken Arm,
Du drückſt ein treues Herz an deine Bruſt.
Doch ſieh einmal! du haſt dich ganz verwirrt
Im Netze, das mein fleißig Kind geſtrickt.

Balladen und Romanzen.

Entſagung.

Wer entwandelt durch den Garten
Bei der Sterne bleichem Schein?
Hat er Süßes zu erwarten?
Wird die Nacht ihm ſelig ſeyn?
Ach! der Harfner iſt's, er ſinkt
Nieder an des Thurmes Fuße,
Wo es ſpät herunterblinkt,
Und beginnt zum Saitengruße:

„Lauſche, Jungfrau, aus der Höhe
Einem Liede, dir geweiht!
Daß ein Traum dich lind umwehe;
Aus der Kindheit Roſenzeit.
Mit der Abendglocke Klang
Kam ich, will vor Tage gehen,
Und das Schloß dem ich entſprang,
Nicht im Sonnenſtrale ſehen.

Von dem kerzenhellen Saale,
Wo du throneſt, blieb ich fern,
Wo um dich bei'm reichen Mahle
Freudig ſaßen edle Herrn.
Mit der Freude nur vertraut,
Hätten Frohes ſie begehret,
Nicht der Liebe Klagelaut,
Nicht der Kindheit Recht geehret.

Bange Dämmerung entweiche!
Düſtre Bäume, glänzet neu!
Daß ich in dem Zauberreiche
Meiner Kindheit ſelig ſey.
Sinken will ich in den Klee,
Bis das Kind mit leichtem Schritte
Wandle her, die ſchöne Fee,
Und mit Blumen mich beſchütte.

Ja! die Zeit iſt hingeflogen,
Die Erinnrung weichet nie;
Als ein lichter Regenbogen
Steht auf trüben Wolken ſie.
Schauen flieht mein ſüßer Schmerz,
Daß nicht die Erinnrung ſchwinde.
Sage das nur, ob dein Herz
Noch der Kindheit Luſt empfinde?“

Und es ſchwieg der Sohn der Lieder,
Der am Fuß des Thurmes ſaß;
Und vom Fenſter klang es nieder,
Und es glänzt' im dunkeln Gras.
„Nimm den Ring, und denke mein,
Denk an unſrer Kindheit Schöne!
Nimm ihn hin! ein Edelſtein
Glänzt darauf und eine Thräne.“

Die Nonne.

Im ſtillen Kloſtergarten
Eine bleiche Jungfrau ging;
Der Mond beſchien ſie trübe,
An ihrer Wimper hing
Die Thräne zarter Liebe.

„O wohl mir, daß geſtorben
Der treue Buhle mein!
Ich darf ihn wieder lieben:
Er wird ein Engel ſeyn,
Und Engel darf ich lieben.“

Sie trat mit zagem Schritte
Wohl zum Mariabild;
Es ſtand in lichtem Scheine,
Es ſah ſo muttermild
Herunter auf die Reine.

Sie ſank zu ſeinen Füßen,
Sah auf mit Himmelsruh,
Bis ihre Augenlieder
Im Tode fielen zu;
Ihr Schleier wallte nieder.

Der Kranz.

Es pflückte Blümlein manigfalt
Ein Mägdlein auf der lichten Au;
Da kam wohl aus dem grünen Wald
Eine wunderſchöne Frau.

Sie trat zum Mägdlein freundlich hin,
Sie ſchlang ein Kranzlein ihm in's Haar:
„Noch blüht es nicht, doch wird es blühn;
O trag' es immerdar!“

Und als das Mägdlein größer ward,
Und ſich erging im Mondenglanz,
Und Thränen weinte, ſüß und zart:
Da knoſpete der Kranz.

Und als ihr holder Bräutigam
Sie innig in die Arme ſchloß:
Da wanden Blümlein wonneſam
Sich aus den Knoſpen los.

Sie wiegte bald ein ſüßes Kind
Auf ihrem Schooße mütterlich:
Da zeigten an dem Laubgewind
Viel goldne Früchte ſich.

Und als ihr Lieb geſunken war
Ach! in des Grabes Nacht und Staub:
Da weht' um ihr zerſtreutes Haar
Ein herbſtlich falbes Laub.

Bald lag auch ſie erbleichet da,
Doch trug ſie ihren werthen Kranz:
Da war's ein Wunder, denn man ſah
Es Frucht als Blüthenglanz.

Der Schäfer.

Der ſchöne Schäfer zog ſo nah
Vorüber an dem Königsſchloß;
Die Jungfrau von der Zinne ſah,
Da war ihr Sehnen groß.

Sie rief ihm zu ein ſüßes Wort:
„O dürft' ich gehn hinab zu dir!
Wie glänzen weiß die Lämmer dort,
Wie roth die Blümlein hier!“

Der Jüngling ihr entgegenbot:
„O kämeſt du herab zu mir!
Wie glänzen ſo die Wänglein roth,
Wie weiß die Arme dir!“

Und als er nun mit ſtillem Weh
In jeder Früh' vorübertrieb:
Da ſah er hin, bis in der Höh'
Erſchien ſein holdes Lieb.

Dann rief er freundlich ihr hinauf:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ihr ſüßes Wort ertönte drauf:
„Viel Dank, du Schäfer mein!“

Der Winter floh, der Lenz erſchien,
Die Blümlein blühten reich umher,
Der Schäfer thät zum Schloſſe ziehn,
Doch Sie erſchien nicht mehr.

Er rief hinauf ſo klagevoll:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ein Geiſterlaut herunter ſcholl:
„Ade, du Schäfer mein!“

Die Vätergruft.

Es ging wohl über die Haide
Zur alten Kapell' empor
Ein Greis im Waffengeſchmeide,
Und trat in den dunkeln Chor.

Die Särge ſeiner Ahnen
Standen die Hall' entlang,
Aus der Tiefe thät ihn mahnen
Ein wunderbarer Geſang.

„Wohl hab' ich euer Grüßen,
Ihr Heldengeiſter! gehört.
Eure Reihe ſoll ich ſchließen:
Heil mir! ich bin es werth.“

Es ſtand an kühler Stätte
Ein Sarg noch ungefüllt,
Den nahm er zum Ruhebette,
Zum Pfühle nahm er den Schild.

Die Hände thät er falten
Auf's Schwerdt, und ſchlummert' ein.
Die Geiſterlaute verhallten;
Da mocht' es gar ſtille ſeyn.

Die ſterbenden Helden.

Der Dänen Schwerdter drängen Schwedens Heer
Zum wilden Meer.
Die Wagen klirren fern, es blinkt der Stahl
Im Mondenſtral.
Da liegen, ſterbend, auf dem Leichenfeld
Der ſchöne Sven und Ulf, der graue Held.

Sven.

O Vater! daß mich in der Jugend Kraft
Die Norne rafft!
Nun ſchlichtet nimmer meine Mutter mir
Der Locken Zier.
Vergeblich ſpähet meine Sängerin
Vom hohen Thurm in alle Ferne hin.

Ulf.

Sie werden jammern, in der Nächte Graun
Im Traum uns ſchaun.
Doch ſey getroſt! bald bricht der bittre Schmerz
Ihr treues Herz.
Dann reicht die Buhle dir bei Odins Mahl,
Die goldgelockte, lächelnd den Pokal.

Sven.

Begonnen hab' ich einen Feſtgeſang
Zum Saitenklang,
Von Königen und Helden grauer Zeit
In Lieb' und Streit.
Verlaſſen hängt die Harfe nun, und bang
Erweckt der Winde Wehen ihren Klang.

Ulf.

Es glänzet hoch und hehr im Sonnenſtral
Allvaters Saal,
Die Sterne wandeln unter ihm, es ziehn
Die Stürme hin.
Dort tafeln mit den Vätern wir in Ruh,
Erhebe dann dein Lied und end' es du!

Sven.

O Vater! daß mich in der Jugend Kraft
Die Norne faſſt!
Noch leuchtet keiner hohen Thaten Bild
Auf meinem Schild.
Zwölf Richter thronen, hoch und ſchauerlich,
Die werthen nicht des Heldenmahles mich.

Ulf.

Wohl wieget Eines viele Thaten auf, —
Sie achten drauf —
Das iſt um deines Vaterlandes Noth
Der Heldentod.
Sieh hin! die Feinde fliehen; blick hinan!
Der Himmel glänzt, dahin iſt unſre Bahn!

Der blinde König.

Was ſteht der nord'ſchen Fechter Schaar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in ſeinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bittrem Harme
Auf ſeinen Stab gelehnt,
Daß über'm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:

„Gib, Räuber, aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenſpiel, ihr Lied, ſo ſüß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Haſt du ſie weggeraubt,
Dir iſt es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt.“

Da tritt aus ſeiner Kluft hervor
Der Räuber, groß und wild,
Er ſchwingt ſein Hünenſchwerdt empor
Und ſchlägt an ſeinen Schild:
„Du haſt ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient ſo mancher Fechter,
Und keiner kämpft um Sie?“

Noch ſtehn die Fechter alle ſtumm,
Tritt keiner aus dem Reihn,
Der blinde König kehrt ſich um:
„Bin ich denn ganz allein?“
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn ſo warm:
„Vergönn mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm.“

„O Sohn! der Feind iſt rieſenſtark,
Ihm hielt noch Keiner Stand.
Und doch! in dir iſt edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie iſt der Skalden Preis.
Und fällſt du, ſo verſchlinge
Die Flut mich armen Greis!“

Und horch! es ſchäumet und es rauſcht
Der Nachen über's Meer.
Der blinde König ſteht und lauſcht,
Und Alles ſchweigt umher;
Bis drüben ſich erhoben
Der Schild' und Schwerdter Schall,
Und Kampfgeſchrei und Toben,
Und dumpfer Wiederhall.

Da ruft der Greis ſo freudig bang:
„Sagt an, was ihr erſchaut!
Mein Schwerdt, ich kenn's am guten Klang,
Es gab ſo ſcharfen Laut."
„Der Räuber iſt gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor allen,
Du ſtarker Königsſohn!"

Und wieder wird es ſtill umher,
Der König ſteht und lauſcht:
„Was hör' ich kommen über's Meer?
Es rudert und es rauſcht."
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwerdt und Schild,
In ſonnehellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild."

„Willkommen! — ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab —
Nun wird mein Alter wonnig ſeyn
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legſt mir, Sohn, zur Seite
Das Schwerdt von gutem Klang,
Gunilde, du Befreite,
Singſt mir den Grabgeſang."

Der Sänger.

Noch ſingt den Wiederhallen
Der Knabe ſein Gefühl;
Die Elfe hat Gefallen
Am jugendlichen Spiel.
Es glänzen ſeine Lieder
Wie Blumen rings um ihn;
Sie gehn mit ihm wie Brüder
Durch ſtille Haine hin.

Er kommt zum Völkerfeſte,
Er ſingt im Königsſaal,
Ihm ſtaunen alle Gäſte,
Sein Lied verklärt das Mahl;
Der Frauen ſchönſte krönen
Mit lichten Blumen ihn;
Er ſenkt das Aug' in Thränen
Und ſeine Wangen glühn.

Gretchens Freude.

Was ſoll doch dies Trommeten ſeyn?
Was deutet dies Geſchrei?
Will treten an das Fenſterlein,
Ich ahne, was es ſey.

Da kehrt er ja, da kehrt er ſchon
Vom feſtlichen Turnei,
Der ritterliche Königsſohn,
Mein Buhle wundertreu.

Wie ſteigt das Roß und ſchwebt daher!
Wie trutzlich ſitzt der Mann!
Fürwahr! man dächt' es nimmermehr,
Wie ſanft er ſpielen kann.

Wie ſchimmert ſo der Helm von Gold,
Des Ritterſpieles Dank!
Ach! drunter glühn vor Allem hold
Die Augen, blau und blank.

Wohl ſtarrt um ihn des Panzers Erz,
Der Rittermantel rauſcht:
Doch drunter ſchlägt ein mildes Herz,
Das Lieb' um Liebe tauſcht.

Die Rechte läßt den Gruß ergehn,
Sein Helmgefieder wankt;
Da neigen ſich die Damen ſchön,
Des Volkes Jubel dankt.

Was jubelt ihr und neigt euch ſo?
Der ſchöne Gruß iſt mein.
Viel Dank, mein Lieb! ich bin ſo froh,
Gewiß ich bring' dir's ein.

Nun zieht er in des Vaters Schloß
Und knieet vor ihm hin,
Und ſchnallt den goldnen Helm ſich los
Und reicht dem König ihn.

Dann Abends eilt zu Liebchens Thür
Sein leiſer, loſer Schritt;
Da bringt er friſche Küſſe mir
Und neue Liebe mit.

Das Schloß am Meere.

Haſt du das Schloß geſehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und roſig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte ſich niederneigen
In die ſpiegelklare Flut;
Es möchte ſtreben und ſteigen
In der Abendwolken Glut.

„Wohl hab' ich es geſehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber ſtehen,
Und Nebel weit umher.“

Der Wind und des Meeres Wallen
Gaben ſie friſchen Klang?
Vernahmſt du aus hohen Hallen
Saiten und Feſtgeſang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu.“

Saheſt du oben gehen
Den König und ſein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen?
Der goldnen Kronen Stral?

Führten ſie nicht mit Wonne
Eine ſchöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Stralend im goldnen Haar?

„Wohl ſah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im ſchwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau ſah ich nicht.“

Vom treuen Walther.

Der treue Walther ritt vorbei
An unſrer Frau Kapelle.
Da kniete gar in tiefer Reu'
Ein Mägdlein an der Schwelle.
„Halt an, halt an, mein Walther traut!
Kennſt du nicht mehr der Stimme Laut,
Die du ſo gerne hörteſt?"

„Wen ſeh' ich hier? Die falſche Maid,
Ach! weiland, ach, die Meine!
Wo lieſſeſt du dein ſeiden Kleid?
Wo Gold und Edelſteine?"
„O daß ich von der Treue ließ!
Verloren iſt mein Paradies,
Bei dir nur find' ich's wieder."

Er hub zu Roß das ſchöne Weib,
Er trug ein ſanft Erbarmen;
Sie ſchlang ſich feſt um ſeinen Leib
Mit weiſſen, weichen Armen.
„Ach, Walther traut! mein liebend Herz,
Es ſchlägt an kaltes, ſtarres Erz,
Es klopft nicht an dem deinen."

Sie ritten ein in Walthers Schloß,
Das Schloß war öd' und ſtille,
Sie band den Helm dem Ritter los;
Hin war der Schönheit Fülle.
„Die Wangen bleich, die Augen trüb,
Sie ſind dein Schmuck, du treues Lieb!
Du warſt mir nie ſo lieblich.“

Die Rüſtung löst die fromme Maid
Dem Herrn, den ſie betrübet.
„Was ſeh' ich? ach! ein ſchwarzes Kleid!
Wer ſtarb, den du geliebet?“
„Die Liebſte mein betraur' ich ſehr,
Die ich auf Erden nimmermehr,
Noch über'm Grabe ſinde.“

Sie ſinkt zu ſeinen Füßen hin,
Mit ausgeſtreckten Armen.
„Da lieg' ich arme Büßerin,
Dich fleh' ich um Erbarmen.
Erhebe mich zu neuer Luſt!
Laß mich an deiner treuen Bruſt
Von allem Leid geneſen!“

„Steh auf, ſteh auf, du armes Kind!
Ich kann dich nicht erheben;
Die Arme mir verſchloſſen ſind,
Die Bruſt iſt ohne Leben.
Sey traurig ſtets, wie ich es bin!
Die Lieb' iſt hin, die Lieb' iſt hin,
Und kehret niemals wieder.“

Der Pilger.

Es wallt ein Pilger hohen Dranges,
Er wallt zur ſel'gen Gottesſtadt,
Zur Stadt des himmliſchen Geſanges,
Die ihm der Geiſt verheißen hat.

„Du klarer Strom! in deinem Spiegel
Wirſt du die heil'ge bald umfahn.
Ihr ſonnehellen Felſenhügel!
Ihr ſchaut ſie ſchon von Weitem an.

Wie ferne Glocken hör' ich's klingen,
Das Abendroth durchblüht den Hain.
O hätt' ich Flügel, mich zu ſchwingen
Weit über Thal und Felſenreihn!"

Er iſt von hoher Wonne trunken,
Er iſt von ſüßen Schmerzen matt,
Und, in die Blumen hingeſunken,
Gedenkt er ſeiner Gottesſtadt.

„Sie ſind zu groß noch, dieſe Räume,
Für meiner Sehnſucht Flammenqual;
Empfahet ihr mich, milde Träume,
Und zeigt mir das erſehnte Thal!"

Da iſt der Himmel aufgeſchlagen,
Sein lichter Engel ſchaut herab:
„Wie ſollt' ich dir die Kraft verſagen,
Dem ich das hohe Sehnen gab!

Die Sehnſucht und der Träume Weben,
Sie ſind der weichen Seele ſüß,
Doch edler iſt ein ſtarkes Streben
Und macht den ſchönen Traum gewiß."

Er ſchwindet in die Morgendüfte;
Der Pilger ſpringt geſtärkt empor,
Er ſtrebet über Berg' und Klüfte,
Er ſtehet ſchon am goldnen Thor.

Und ſieh! gleich Mutterarmen ſchließet
Die Stadt der Pforte Flügel auf;
Ihr himmliſcher Geſang begrüßet
Den Sohn nach tapfrem Pilgerlauf.

Abſchied.

Was klinget und ſinget die Straß' herauf?
Ihr Jungfern, machet die Fenſter auf!
Es ziehet der Burſch in die Weite,
Sie geben ihm das Geleite.

Wohl jauchzen die Andern und ſchwingen die Hüt',
Viel Bänder darauf und viel edle Blüth',
Doch dem Burſchen gefällt nicht die Sitte,
Geht ſtill und bleich in der Mitte.

Wohl klingen die Kannen, wohl funkelt der Wein;
„Trink aus und trink wieder, lieb Bruder mein!“
„Mit dem Abſchiedsweine nur fliehet,
Der da innen mir brennet und glühet!“

Und draußen am allerletzten Haus,
Da gucket ein Mägdlein zum Fenſter heraus,
Sie möcht' ihre Thränen verdecken
Mit Gelbveiglein und Roſenſtöcken.

Und draußen am allerletzten Haus,
Da ſchlägt der Burſche die Augen auf,
Und ſchlägt ſie nieder mit Schmerze
Und leget die Hand auf's Herze.

„Herr Bruder! und haſt du noch keinen Strauß,
Dort winken und wanken viel Blumen heraus.
Wohlauf, du Schönſte von Allen,
Laß ein Sträußlein herunterfallen!“

„Ihr Brüder, was ſollte das Sträußlein mir?
Ich hab' ja kein liebes Liebchen, wie ihr.
An der Sonne würd' es vergehen,
Der Wind, der würd' es verwehen.“

Und weiter, ja weiter mit Sang und mit Klang!
Und das Mägdlein lauſchet und horchet noch lang.
„O weh! er ziehet, der Knabe,
Den ich ſtille geliebet habe.

Da ſteh' ich, ach! mit der Liebe mein,
Mit Roſen und mit Gelbveigelein;
Dem ich Alles gäbe ſo gerne,
Der iſt nun in der Ferne.“

Des Knaben Tod.

„Zeuch nicht den dunkeln Wald hinab!
Es gilt dein Leben, du junger Knab!“
„Mein Gott im Himmel, der iſt mein Licht,
Der läßt mich im dunkeln Walde nicht.“

Da zeucht er hinunter, der junge Knab,
Es brauſt ihm zu Füßen der Strom hinab,
Es ſauſt ihm zu Haupte der ſchwarze Wald,
Und die Sonne verſinket in Wolken bald.

Und er kommt an's finſtere Räuberhaus,
Eine holde Jungfrau ſchauet heraus:
„O wehe! du biſt ſo ein junger Knab,
Was kommſt du in's Thal des Todes herab?“

Aus dem Thor die mördriſche Rotte bricht,
Die Jungfrau decket ihr Angeſicht,
Sie ſtoßen ihn nieder, ſie rauben ſein Gut,
Sie laſſen ihn liegen in ſeinem Blut.

„O weh! wie dunkel! keine Sonne, kein Stern!
Wen ruf' ich an? iſt mein Gott ſo fern?
Ha! Jungfrau dort, im himmliſchen Schein,
Nimm auf meine Seel' in die Hände dein!“

Der Traum.

Im ſchönſten Garten wallten
Zwei Buhlen, Hand in Hand,
Zwo bleiche, kranke Geſtalten,
Sie ſaßen in's Blumenland.

Sie küßten ſich auf die Wangen
Und küßten ſich auf den Mund,
Sie hielten ſich feſt umfangen,
Sie wurden jung und geſund.

Zwei Glöcklein klangen helle,
Der Traum entſchwand zur Stund';
Sie lag in der Kloſterzelle,
Er fern in Thurmes Grund.

Drei Fräulein.

1.

Drei Fräulein ſahn vom Schloſſe
Hinab in's tiefe Thal.
Ihr Vater kam zu Roſſe,
Er trug ein Kleid von Stahl.
„Willkomm, Herr Vater, Gottwillkomm!
Was bringſt du deinen Kindern?
Wir waren alle fromm.“

„Mein Kind im gelben Kleide!
Heut hab' ich dein gedacht.
Der Schmuck iſt deine Freude,
Dein Liebſtes iſt die Pracht.
Von rothem Gold die Kette hier
Nahm ich dem ſtolzen Ritter,
Gab ihm den Tod dafür.“

Das Fräulein ſchnell die Kette
Um ihren Nacken band.
Sie ging hinab zur Stätte,
Da ſie den Todten fand.
„Du liegſt am Wege, wie ein Dieb,
Und biſt ein edler Ritter,
Und biſt mein feines Lieb.“

Sie trug ihn auf den Armen
Zum Gotteshaus hinab;
Sie legt' ihn mit Erbarmen
In ſeiner Väter Grab.
Die Kett', die ihr am Halſe ſchien,
Die zog ſie feſt zuſammen,
Und ſank zum Lieb dahin.

2.

Zwei Fräulein ſahn vom Schloſſe
Hinab in's tiefe Thal.
Ihr Vater kam zu Roſſe,
Er trug ein Kleid von Stahl.
„Willkomm, Herr Vater, Gottwillkomm!
Was bringſt du deinen Kindern?
Wir waren beide fromm.“

„Mein Kind im grünen Kleide!
Heut hab' ich dein gedacht.
Die Jagd iſt deine Freude
Bei Tag und auch bei Nacht.
Den Spieß an goldnem Bande hier
Nahm ich dem wilden Jäger,
Gab ihm den Tod dafür.“

Sie nahm den Spieß zu Händen,
Den ihr der Vater bot,
Thät in den Wald ſich wenden,
Ihr Jagdruf war der Tod.
Dort in der Linde Schatten traf
Sie bei den treuen Bracken
Ihr Lieb im tiefen Schlaf.

„Ich komme zu der Linde,
Wie ich dem Lieb verhieß.“
Da ſtieß ſie gar geſchwinde
In ihre Bruſt den Spieß.
Sie ruhten bei einander kühl,
Waldvöglein ſangen oben,
Grün Laub herunter fiel.

3.

Ein Fräulein ſah vom Schloſſe
Hinab in's tiefe Thal.
Ihr Vater kam zu Roſſe,
Er trug ein Kleid von Stahl.
„Willkomm, Herr Vater, Gottwillkomm!
Was bringſt du deinem Kinde?
Ich war wohl ſtill und fromm.“

„Mein Kind im weiſſen Kleide!
Wohl hab' ich dein gedacht.
Die Blumen ſind dein' Freude,
Mehr als des Goldes Pracht.
Das Blümlein, klar wie Silber, hier
Nahm ich dem kühnen Gärtner,
Gab ihm den Tod dafür.“

„Wie war er ſo verwegen?
Warum erſchlugſt du ihn?
Er thät der Blümlein pflegen,
Die werden nun verblühn.“
„Er hat mir wunderkühn verſagt
Die ſchönſte Blum' im Garten,
Die ſpart' er ſeiner Magd.“

Das Blümlein lag der Zarten
An ihrer weichen Bruſt.
Sie ging in einen Garten,
Der war wohl ihre Luſt.
Da ſchwoll ein friſcher Hügel auf,
Dort bei den weiſſen Lilien,
Sie ſetzte ſich darauf.

„O könnt' ich thun zur Stunde
Den lieben Schweſtern gleich!
Doch's Blümlein gibt kein' Wunde,
Es iſt ſo zart und weich.“
Auf's Blümlein ſah ſie, bleich und krank,
Bis daß ihr Blümlein welkte,
Bis daß ſie niederſank.

Der ſchwarze Ritter.

Pfingſten war, das Feſt der Freude,
Das da feiern Wald und Halde.
Hub der König an zu ſprechen:
„Auch aus den Hallen
Der alten Hofburg allen
Soll ein reicher Frühling brechen!“

Trommeln und Trommeten ſchallen,
Rothe Fahnen feſtlich wallen.
Sah der König vom Balkone;
In Lanzenſpielen
Die Ritter alle fielen
Vor des Königs ſtarkem Sohne.

Aber vor des Kampfes Gitter
Ritt zuletzt ein ſchwarzer Ritter.
„Herr! wie iſt Eur Nam' und Zeichen?“
„Würd' ich es ſagen,
Ihr möchtet zittern und zagen,
Bin ein Fürſt von großen Reichen.“

Als er in die Bahn gezogen,
Dunkel ward des Himmels Bogen
Und das Schloß begann zu beben.
Beim erſten Stoße
Der Jüngling ſank vom Roſſe,
Konnte kaum ſich wieder heben.

Pfeif' und Geige ruft zu Tänzen,
Fackeln durch die Säle glänzen;
Wankt ein großer Schatten drinnen.
Er thät mit Sitten
Des Königs Tochter bitten,
Thät den Tanz mit ihr beginnen.

Tanzt im ſchwarzen Kleid von Eiſen,
Tanzet ſchauerliche Weiſen,
Schlingt ſich kalt um ihre Glieder.
Von Bruſt und Haaren
Entfallen ihr die klaren
Blümlein welk zur Erde nieder.

Und zur reichen Tafel kamen
Alle Ritter, alle Damen.
Zwiſchen Sohn und Tochter innen
Mit bangem Muthe
Der alte König ruhte,
Sah ſie an mit ſtillem Sinnen.

Bleich die Kinder beide ſchienen,
Bot der Gaſt den Becher ihnen:
„Goldner Wein macht euch geneſen.“
Die Kinder tranken,
Sie thäten höflich danken:
„Kühl iſt dieſer Trunk geweſen.“

An des Vaters Bruſt ſich ſchlangen
Sohn und Tochter; ihre Wangen
Thäten völlig ſich entfärben.
Wohin der graue,
Erſchrockne Vater ſchaue,
Sieht er eins der Kinder ſterben.

„Weh! die holden Kinder beide
Nahmſt du hin in Jugendfreude:
Nimm auch mich, den Freudeloſen!“
Da ſprach der Grimme
Mit hohler, dumpfer Stimme:
„Greis! im Frühling brech’ ich Roſen.“

Der Roſengarten.

Vom ſchönen Roſengarten
Will ich mit Sang euch melden.
Am Morgen luſtwandelten Fraun,
Am Abend fochten die Helden.

„Mein Herr iſt König im Land,
Ich herrſch' im Garten der Roſen,
Er hat ſich die güldene Kron',
Ich den Blumenkranz mir erkoſen.

So hört, ihr junge Recken,
Ihr lieben drei Wächter mein!
Laßt alle zarten Jungfräulein,
Laßt keinen Ritter herein!

Sie möchten die Roſen verderben,
Das brächte mir große Sorgen.“
So ſprach die ſchöne Königin
Als ſie dannen ging am Morgen.

Da wandelten die drei Wächter
Gar treulich vor der Thür.
Die Röslein dufteten ſtille
Und blickten lieblich herfür.

Und kamen des Wegs mit Sitten
Drei zarte Jungfräulein:
„Ihr Wächter, liebe drei Wächter,
Laßt uns in den Garten ein!“

Als die Jungfraun Roſen gebrochen,
Da han ſie all drei geſprochen:
„Was blutet mir ſo die Hand?
Hat mich das Röslein geſtochen?“

Da wandelten die drei Wächter
Gar treulich vor der Thür.
Die Röslein dufteten ſtille
Und blickten lieblich herfür.

Und kamen des Wegs auf Roſſen
Drei freche Rittersleut':
„Ihr Wächter, ſchnöde drei Wächter,
Sperret auf die Thüre weit!“

„Die Thüre, die bleibet zu,
Die Schwerdter, die ſind blos,
Die Roſen, die ſind theuer,
Eine Wund' gilt jegliche Roſ'.“

Da ſtritten die Ritter und Wächter,
Die Ritter den Sieg erwarben,
Zertraten die Röslein all,
Mit den Roſen die Wächter ſtarben.

Und als es war am Abend,
Frau Königin kam herbei:
„Und ſind meine Roſen zertreten,
Erſchlagen die Jünglinge treu:

So will ich auf Roſenblätter
Sie legen in die Erde.
Und wo der Roſengarten war,
Soll der Liliengarten werden.

Wer iſt es, der die Lilien
Mir treulich nun bewacht?
Bei Tage die liebe Sonne,
Der Mond und die Sterne bei Nacht.“

Die Lieder der Vorzeit.

1807.

Als Knabe ſtieg ich in die Hallen
Verlaßner Burgen oft hinan;
Durch alte Städte thät ich wallen,
Und ſah die hohen Münſter an.
Da war es, daß mit ſtillem Mahnen
Der Geiſt der Vorwelt bei mir ſtand,
Da ließ er frühe ſchon mich ahnen,
Was ſpäter ich in Büchern fand:

Daß Jungfraun dort von ew'gem Preiſe,
Die heil'gen Lieder, einſt gewohnt,
Und in der Edelfrauen Kreiſe
Bei'm Feſte des Geſangs gethront.
Da kam der Krieger wild Geſchlechte
Und warf den Brand in's frohe Haus.
Die Schweſtern flohn im Graun der Nächte
Nach allen Seiten zagend aus.

Wie manche ſchmachtet, hart gefangen,
In eines Kerkers dunklem Grund!
Zu keinem milden Ohr gelangen
Die Kläng' aus ihrem zarten Mund.
Ach! Jene, die auf öden Wegen
Umhergeirret, krank und müd,
Sie iſt dem ſchweren Gram erlegen,
Und ſang noch einmal, eh ſie ſchied.

In eines armen Mädchens Kammer
Iſt einer Andern Aufenthalt,
Sie miſcht ſich in der Freundin Jammer,
Wann ſtill der Mond am Himmel wallt.
Auch manche wagt der Märterinnen
Sich in des Marktes frech Gewühl,
Sie will der Menſchen Herz gewinnen
Und ſinget ſanft zum Saitenſpiel.

Getroſt! ſchon ſinken eure Bande
Und Boten ziehn nach Oſt und Weſt,
In eine Stadt am Neckarſtrande
Zu laden euch zum neuen Feſt.
Ihr Heitern, kommt zu Tanzes Feier,
Laßt wehn das roſige Gewand!
Ihr Ernſten, wallt im Nonnenſchleier,
Die weiſſe Lilie in der Hand!

Die drei Lieder.

In der hohen Hall' ſaß König Sifrid:
„Ihr Harfner! wer weiß mir das ſchönſte Lied?"
Und ein Jüngling trat aus der Schaar behende,
Die Harf' in der Hand, das Schwerdt an der Lende.

„Drei Lieder weiß ich; den erſten Sang,
Den haſt du ja wohl vergeſſen ſchon lang:
Meinen Bruder haſt du meuchlings erſtochen!
Und aber: haſt ihn meuchlings erſtochen!

Das andre Lied, das hab' ich erdacht
In einer finſtern, ſtürmiſchen Nacht:
Mußt mit mir fechten auf Leben und Sterben!
Und aber: mußt fechten auf Leben und Sterben!"

Da lehnt' er die Harfe wohl an den Tiſch,
Und ſie zogen Beide die Schwerdter friſch,
Und fochten lange mit wildem Schalle,
Bis der König ſank in der hohen Halle.

„Nun ſing' ich das dritte, das ſchönſte Lied,
Das werd' ich nimmer zu ſingen müd:
König Sifrid liegt in ſeim rothen Blute!
Und aber: liegt in ſeim rothen Blute!"

Der junge König und die Schäferin.

I.

In dieſer Maienwonne,
Hier auf dem grünen Plan,
Hier unter der goldnen Sonne,
Was heb' ich zu ſingen an?

Wohl blaue Wellen gleiten,
Wohl goldne Wolken ziehn,
Wohl ſchmucke Ritter reiten
Das Wieſenthal dahin.

Wohl lichte Bäume weben,
Wohl klare Blumen blühn,
Wohl Schäferinnen ſtehen
Umher in Thales Grün.

Herr Goldmar ritt mit Freuden
Vor ſeinem ſtolzen Zug,
Einen rothen Mantel ſeiden,
Eine goldne Kron' er trug.

Da ſprang vom Roß geſchwinde
Der König wohlgethan,
Er band es an eine Linde,
Ließ ziehn die Schaar voran.

Es war ein friſcher Bronne
Dort in den Büſchen kühl;
Da ſangen die Vögel mit Wonne,
Der Blümlein glänzten viel.

Warum ſie ſangen ſo helle?
Warum ſie glänzten ſo baß?
Weil an dem kühlen Quelle
Die ſchönſte Schäferin ſaß.

Herr Goldmar geht durch Hecken,
Er rauſchet durch das Grün;
Die Lämmer drob erſchrecken,
Zur Schäferin ſie fliehn.

„Willkommen, Gottwillkommen!
Du wunderſchöne Maid!
Wärſt du zu Schrecken gekommen,
Mir wär' es wahrlich leid.“

„Bin wahrlich nicht erblichen,
Als ich dir ſchwören mag.
Ich meint', es hab' durchſtrichen
Ein loſer Vogel den Hag.“

„Ach! wollteſt du mich erquicken
Aus deiner Flaſche hier,
Ich würd' es in's Herz mir drücken
Als die größte Huld von dir.“

„Meine Flaſche magſt du haben,
Noch Keinem macht' ich's ſchwer,
Will Jeden daraus laben,
Und wenn es ein König wär'.“

Zu ſchöpfen ſie ſich bücket,
Aus der Flaſch' ihn trinken läßt,
Gar zärtlich er ſie anblicket,
Doch hält ſie die Flaſche feſt.

Er ſpricht von Lieb' bezwungen:
„Wie biſt du ſo holder Art!
Als wäreſt du erſt entſprungen
Mit den andern Blumen zart.

Und biſt doch mit Würd' umfangen,
Und ſtraleſt doch Adel aus,
Als wäreſt hervorgegangen
Aus eines Königs Haus.“

„Frag meinen Vater, den Schäfer:
Ob er ein König was?
Frag meine Mutter, die Schäferin:
Ob ſie auf dem Throne ſaß?“

Seinen Mantel legt er der Holden
Um ihren Nacken klar,
Er ſetzet die Krone golden
In ihr nußbraunes Haar.

Gar ſtolz die Schäferin blicket,
Sie ruft mit hohem Schall:
„Ihr Blumen und Bäume, bücket,
Ihr Lämmer, neigt euch all!“

Und als den Schmuck ſie wieder
Ihm beut mit lachendem Mund,
Da wirft er die Krone nieder
In des Bronnens klaren Grund.

„Die Kron' ich dir vertraue,
Ein herzlich Liebespfand,
Bis ich dich wiederſchaue
Nach manchem harten Stand.

Ein König liegt gebunden
Schon ſechszehn lange Jahr',
Sein Land iſt überwunden
Von böſer Feinde Schaar.

Ich will ſein Land erretten
Mit meinen Rittern traut,
Ich will ihm brechen die Ketten,
Daß er den Frühling ſchaut.

Ich ziehe zum erſten Kriege,
Mir werden die Tage ſchwül.
Sprich! labſt du mich nach dem Siege
Hier aus dem Bronnen kühl?“

„Ich will dir ſchöpfen und langen
Soviel der Bronn vermag.
Auch ſollſt du die Kron' empfangen
So blank, wie an dieſem Tag.“

Der erſte Sang iſt geſungen,
So folget gleich der letzt';
Ein Vogel hat ſich geſchwungen,
Laßt ſehen, wo er ſich ſetzt!

2.

Nun ſoll ich ſagen und ſingen
Von Trommeten und Schwerdterklang,
Und hör' doch Schallmeien klingen,
Und höre der Lerchen Geſang.

Nun ſoll ich ſingen und ſagen
Von Leichen und von Tod,
Und ſeh' doch die Bäum' ausſchlagen
Und ſprießen die Blümlein roth.

Nur von Geldmar will ich melden,
Ihr hättet es nicht gedacht:
Er war der erſte der Helden,
Wie bei Frauen, ſo in der Schlacht.

Er gewann die Burg im Sturme,
Steckt' auf ſein Siegspanier;
Da ſtieg aus tiefem Thurme
Der alte König herfür.

„O Sonn'! o ihr Berge drüben!
O Feld und o grüner Wald!
Wie ſeyd ihr ſo jung geblieben,
Und ich bin worden ſo alt!“

Mit reichem Glanz und Schalle
Das Siegesfeſt begann;
Doch wer nicht ſaß in der Halle,
Das nicht beſchreiben kann.

Und wär' ich auch geſeſſen
Dort in der Gäſte Reihn,
Doch hätt' ich das Andre vergeſſen
Ob all dem edeln Wein.

Da thät zu Goldmar ſprechen
Der königliche Greis:
„Ich geb' ein Lanzenbrechen,
Was ſetz' ich euch zum Preis?“

„Herr König, hochgeboren,
So ſetzet uns zum Preis,
Statt goldner Helm' und Sporen,
Einen Stab und ein Lämmlein weiß!“

Um was ſonſt Schäfer laufen
In die Wett' im Blumengefild,
Drum ſah man die Ritterhaufen
Sich tummeln mit Lanz' und Schild.

Da warf die Ritter alle
Herr Goldmar in den Kreis,
Er empfieng bei Trommetenſchalle
Einen Stab und ein Lämmlein weiß.

Und wieder begann zu ſprechen
Der königliche Greis:
„Ich geb' ein neues Stechen
Und ſetz' einen höhern Preis.

Wohl ſetz' ich euch zum Lohne
Nicht eitel Spiel und Tand,
Ich ſetz' euch meine Krone
Aus der ſchönſten Königin Hand."

Wie glühten da die Gäſte
Bei'm hohen Trommetenſchall!
Wollt' Jeder thun das Beſte,
Herr Goldmar warf ſie all.

Der König ſtand im Gaden
Mit Frauen und mit Herrn,
Er ließ Herrn Goldmar laden,
Der Ritter Blum' und Stern.

Da kam der Held im Streite,
Den Schäferſtab in der Hand,
Das Lämmlein weiß zur Seite,
An roſenrothem Band.

Der König ſprach: „ich lohne
Dir nicht mit Spiel und Tand,
Ich gebe dir meine Krone
Aus der ſchönſten Königin Hand.“

Er ſprach's, und ſchlug zurücke
Den Schleier der Königin.
Herr Goldmar mit keinem Blicke
Wollt' ſehen nach ihr hin.

„Keine Königin ſoll mich gewinnen
Und keiner Krone Stral,
Ich trachte mit allen Sinnen
Nach der Schäferin im Thal.

Ich will zum Gruß ihr bieten
Das Lämmlein und den Stab.
So mög' euch Gott behüten!
Ich zieh' in's Thal hinab.“

Da rief eine Stimm' ſo helle,
Und ihm ward mit einem Mal,
Als ſängen die Vögel am Quelle,
Als glänzten die Blumen im Thal.

Die Augen thät er heben,
Die Schäferin vor ihm ſtand,
Mit reichem Geſchmeid' umgeben,
Die blanke Kron' in der Hand.

„Willkommen, du viel Schlimmer,
In meines Vaters Haus!
Errich! willſt du ziehn noch immer
In's grüne Thal hinaus?

So nimm doch zuvor die Krone,
Die du mir lieſſeſt zum Pfand!
Mit Wucher ich dir lohne,
Sie herrſcht nun über zwei Land'."

Nicht länger blieben ſie ſtehen
Das Eine vom Andern fern.
Was weiter nun geſchehen,
Das wüßtet ihr wohl gern?

Und wollt' es ein Mädchen wiſſen,
Dem thät' ich's plötzlich kund,
Dürft' ich ſie umfahn und küſſen
Auf den roſenrothen Mund.

Fräuleins Wache.

Ich geh' all Nacht die Runde
Um Vaters Hof und Hall'.
Es ſchlafen zu dieſer Stunde
Die trägen Wächter all.
Ich Fräulein zart muß ſtreifen,
Ohn' Wehr und Waffen ſchweifen,
Den Feind der Nacht zu greifen.

O weh des ſchlimmen Geſellen!
Nach Argem ſteht ſein Sinn.
Würd' ich nicht kühn mich ſtellen,
Wohl ſtieg' er über die Zinn'.
Wann ich denſelben finde,
Wie er lauert bei der Linde,
Ich widerſag' ihm geſchwinde.

Da muß ich mit ihm ringen
Allein die Nacht entlang;
Er will mich ſtets umſchlingen,
Wie eine wilde Schlang';
Er kommt vom Höllengrunde,
Wie aus eins Drachen Schlunde,
Gehn Flammen aus ſeinem Munde.

Und hab' ich ihn überwunden,
Halt' ihn im Arme dicht:
Doch eh die Sterne geſchwunden,
Entſchlüpft mir ſtets der Wicht.
Ich kann ihn Niemand zeigen,
Muß meinen Sieg verſchweigen
Und mich in Trauer neigen.

Des Goldſchmieds Töchterlein.

Ein Goldſchmied in der Bude ſtand
Bei Perl' und Edelſtein:
„Das beſte Kleinod, das ich fand,
Das biſt doch du, Helene,
Mein theures Töchterlein!"

Ein ſchmucker Ritter trat herein:
„Willkommen, Mägdlein traut!
Willkommen, lieber Goldſchmied mein!
Mach mir ein köſtlich Kränzchen
Für meine ſüße Braut!"

Und als das Kränzlein war bereit
Und ſpielt' in reichem Glanz,
Da hängt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
An ihren Arm den Kranz.

„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Krönlein tragen ſoll.
Ach, ſchenkte mir der Ritter traut
Ein Kränzlein nur von Roſen,
Wie wär' ich freudenvoll!"

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Kränzlein wohl beſchaut':
„O faſſe, lieber Goldſchmied mein,
Ein Ringlein mit Demanten
Für meine ſüße Braut!"

Und als das Ringlein war bereit
Mit theurem Demantſtein,
Da ſteckt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
Es halb an's Fingerlein.

„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Ringlein tragen ſoll.
Ach, ſchenkte mir der Ritter traut
Nur ſeines Haars ein Löcklein,
Wie wär' ich freudenvoll!"

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Ringlein wohl beſchaut':
„Du haſt, o lieber Goldſchmied mein!
Gar fein gemacht die Gaben
Für meine ſüße Braut.

Doch daß ich wiſſe, wie ihr's ſteh',
Tritt, ſchöne Maid, herzu!
Daß ich an dir zur Probe ſeh'
Den Brautſchmuck meiner Liebſten,
Sie iſt ſo ſchön, wie du."

Es war an einem Sonntag früh,
Drum hatt' die feine Maid
Heut angethan mit ſondrer Müh',
Zur Kirche hinzugehen,
Ihr allerbeſtes Kleid.

Von holder Scham erglühend ganz
Sie vor dem Ritter ſtand.
Er ſetzt' ihr auf den goldnen Kranz,
Er ſteckt' ihr an das Ringlein,
Dann faßt' er ihre Hand.

„Helene ſüß, Helene traut!
Der Scherz ein Ende nimmt,
Du biſt die allerſchönſte Braut,
Für die ich's goldne Kränzlein,
Für die den Ring beſtimmt.

Bei Gold und Perl' und Edelſtein
Biſt du erwachſen hier,
Das ſollte dir ein Zeichen ſeyn,
Daß du zu hohen Ehren
Eingehen wirſt mit mir.“

Der Wirthin Töchterlein.

Es zogen drei Burſche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin, da kehrten ſie ein.

„Frau Wirthin! hat ſie gut Bier und Wein?
Wo hat ſie ihr ſchönes Töchterlein?“

„Mein Bier und Wein iſt friſch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr.“

Und als ſie traten zur Kammer hinein,
Da lag ſie in einem ſchwarzen Schrein.

Der erſte, der ſchlug den Schleier zurück
Und ſchaute ſie an mit traurigem Blick:

„Ach lebteſt du noch, du ſchöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieſer Zeit.“

Der zweite deckte den Schleier zu,
Und kehrte ſich ab, und weinte dazu:

„Ach! daß du liegſt auf der Todtenbahr!
Ich hab' dich geliebet ſo manches Jahr.“

Der dritte hub ihn wieder ſogleich,
Und küßte ſie an den Mund ſo bleich:

„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit.“

Die Mähderin.

„Guten Morgen, Marie! ſo frühe ſchon rüſtig und rege?
Dich, treuſte der Mägde, dich machet die Liebe nicht träge.
Ja! mähſt du die Wieſe mir ab von jetzt in drei Tagen,
Nicht dürft' ich den Sohn dir, den einzigen, länger verſagen."

Der Pächter, der ſtattlich begüterte, hat es geſprochen,
Marie, wie fühlt ſie den liebenden Buſen ſich pochen!
Ein neues, ein kräftiges Leben durchdringt ihr die Glieder,
Wie ſchwingt ſie die Senſe, wie ſtreckt ſie die Mahden danieder!

Der Mittag glühet, die Mähder des Feldes ermatten,
Sie ſuchen zur Labe den Quell und zum Schlummer den Schatten,
Noch ſchaffen im heißen Gefilde die ſummenden Bienen,
Marie, ſie ruht nicht, ſie ſchafft in die Wette mit ihnen.

Die Sonne verſinkt, es ertönet das Abendgeläute,
Wohl rufen die Nachbarn: „Marie, genug iſt's für heute!"
Wohl ziehen die Mähder, der Hirt und die Herde von hinnen,
Marie, ſie dengelt die Senſe zu neuem Beginnen.

Schon ſinket der Thau, ſchon erglänzen der Mond und die Sterne,
Es duften die Mahden, die Nachtigall ſchlägt aus der Ferne,
Marie verlangt nicht zu raſten, verlangt nicht zu lauſchen,
Stets läßt ſie die Senſe, die kräftig geſchwungene, rauſchen.

So fürder von Abend zu Morgen, von Morgen zu Abend,
Mit Liebe ſich nährend, mit ſeliger Hoffnung ſich labend;
Zum drittenmal hebt ſich die Sonne, da iſt es geſchehen,
Dort ſeht ihr Marien, die wonniglich weinende, ſtehen.

„Guten Morgen, Marie! was ſeh' ich! o fleißige Hände!
Gemäht iſt die Wieſe! das lohn' ich mit reichlicher Spende;
Allein mit der Heurath — du nahmeſt im Ernſte mein Scherzen,
Leichtgläubig, man ſieht es, und thöricht ſind liebende Herzen.“

Er ſpricht es und gehet des Wegs, doch der armen Marie
Erſtarret das Herz, ihr brechen die bebenden Kniee.
Die Sprache verloren, Gefühl und Beſinnung geſchwunden,
So wird ſie, die Mähderin, dort in den Mahden gefunden.

So lebt ſie noch Jahre, ſo ſtummer, erſtorbener Weiſe,
Und Honig, ein Tropfen, das iſt ihr die einzige Speiſe.
O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendſten Wieſe!
So liebende Mähderin gab es doch nimmer, wie dieſe.

Das Ständchen.

Was wecken aus dem Schlummer mich
Für ſüße Klänge doch?
O Mutter, ſieh! wer mag es ſeyn,
In ſpäter Stunde noch?

„Ich höre nichts, ich ſehe nichts,
O ſchlummre fort ſo lind!
Man bringt dir keine Ständchen jetzt,
Du armes, krankes Kind!“

Es iſt nicht irdiſche Muſik,
Was mich ſo freudig macht;
Mich rufen Engel mit Geſang.
O Mutter, gute Nacht!

Die Harfe.

In Wälder floh mit ſeinem Grame
Ein Ritter, den verſchmäht die Dame.
Ihm kommt auf ungebahnten Wegen
Ein traut umfangen Paar entgegen.

Er kann ihr Koſen ganz verſtehen,
Da ſie auf ſich nur hören, ſehen:
Sie ſind ſich kaum zurückgegeben
Zu neuer Liebe, neuem Leben.

Muß Alles ſeinen Schmerz erfriſchen!
Er fliehet zu den dunklern Büſchen.
Da ſteht in ſchwarzer Tannen Mitte,
Verlaſſen, eine Bruderhütte.

Hier liegt die Eremitenhülle,
Dort hängt die Harfe, traurig ſtille;
Gewiß! den er geſehn im Glücke,
Der ließ ſein Trauren hier zurücke.

Er eilt, die Kutte anzulegen,
Er prüft das Spiel mit dumpfen Schlägen:
„Wie lange werd' ich, fern der Süßen,
Auf dieſer Harfe ſpielen müſſen?"

Der Leitſtern.

Der ausfuhr nach dem Morgenlande,
Des fremden Schiffes leichte Laſt,
Schon führt er zu der Heimath Strande,
Von Golde ſchwer, den eignen Maſt.

Er hat ſo oft nach keinem Sterne,
Wie nach dem Liebesſtern, geſchaut.
Der lenkt' ihn glücklich aus der Ferne
Zur Vaterſtadt der theuren Braut.

Noch hat er nicht das Ziel gefunden,
Obſchon er in die Thore trat;
Wie mag er gleich die Braut erkunden
Im Labyrinth der großen Stadt?

Wie mag ſein Auge ſie erlauſchen?
Der Blick iſt überall verbaut.
Wie mag er durch der Märkte Rauſchen
Vernehmen ihrer Stimme Laut?

Dort iſt ein Fenſter zugefallen,
Vielleicht hat ſie herausgeſchaut;
Hier dieſes Schleiers eilig Wallen,
Verbirgt es nicht die theure Braut?

Schon dunkeln ſich die Abendſchatten,
Noch irrt er durch die Straßen hin;
Die Füße wollen ihm ermatten,
Das rege Herz doch treibet ihn.

Was hält er plötzlich ſtaunend inne?
Horch, Saiten! welcher Stimme Laut!
Umſonſt nicht ſah er ob der Zinne
Den Liebesſtern, dem er vertraut.

Das Schifflein.

Ein Schifflein ziehet leiſe
Den Strom hin ſeine Gleiſe.
Es ſchweigen, die drin wandern,
Denn Keiner kennt den Andern.

Was zieht hier aus dem Felle
Der braune Waldgeſelle?
Ein Horn, das ſanft erſchallet;
Das Ufer wiederhallet.

Von ſeinem Wanderſtabe
Schraubt Jener Stift und Habe,
Und miſcht mit Flötentönen
Sich in des Hornes Dröhnen.

Das Mädchen ſaß ſo blöde,
Als fehlt' ihr gar die Rede,
Jetzt ſtimmt ſie mit Geſange
Zu Horn und Flötenklange.

Die Rudrer auch ſich regen
Mit taktgemäßen Schlägen.
Das Schiff hinunter flieget
Von Melodie gewieget.

Hart ſtößt es auf am Strande,
Man trennt ſich in die Lande.
Wann treffen wir uns, Brüder!
Auf Einem Schifflein wieder?

Sängers Vorüberziehn.

Ich ſchlief am Blüthenhügel,
Hart an des Pfades Rand.
Da lieh der Traum mir Flügel
In's goldne Fabelland.

Erwacht, mit trunknen Blicken,
Wie wer aus Wolken fiel,
Gewahr' ich noch im Rücken
Den Sänger mit dem Spiel.

Er ſchwindet um die Bäume,
Noch hör' ich fernen Klang.
Ob der die Wunderträume
Mir in die Seele ſang?

Traum.

Es hat mir jüngſt geträumet,
Ich läg' auf ſteiler Höh';
Es war am Meeresſtrande,
Ich ſah wohl in die Lande
Und über die weite See.

Es lag am Ufer drunten
Ein ſchmuckes Schiff bereit,
Mit bunten Wimpeln wehend,
Der Ferg' am Ufer ſtehend,
Als wär' ihm lang die Zeit.

Da kam von fernen Bergen
Ein luſt'ger Zug daher.
Wie Engel thäten ſie glänzen,
Geſchmückt mit Blumenkränzen,
Und zogen nach dem Meer.

Voran dem Zuge ſchwärmten
Der muntern Kinder viel.
Die Andern Becher ſchwangen,
Muſizirten, ſangen,
Schwebten in Tanz und Spiel.

Sie ſprachen zu dem Schiffer:
„Willſt du uns führen gern?
Wir ſind die Wonnen und Freuden,
Wollen von der Erde ſcheiden,
All von der Erde fern.“

Er hieß in's Schiff ſie treten,
Die Freuden allzumal,
Er ſprach „Sagt an, ihr Lieben!
Iſt Keins zurückgeblieben
Auf Bergen, noch im Thal?“

Sie riefen: „Wir ſind Alle!
Fahr zu, wir haben Eil'!“
Sie fuhren mit friſchen Winden,
Fern, ferne ſah ich ſchwinden
Der Erde Luſt und Heil.

Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen beſſern findſt du nit.
Die Trommel ſchlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite,
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggeriſſen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!

Der Roſenkranz.

In des Maies holden Tagen,
In der Aue Blumenglanz,
Edle Knappen fechten, jagen
Um den werthen Roſenkranz.
Wollen nicht mit leichtem Finger
Blumen pflücken auf dem Plan,
Wollen ſie, als wackre Ringer,
Aus der Jungfrau Hand empfahn.

In der Laube ſitzt die Stille,
Die mit Staunen Jeder ſieht,
Die in ſolcher Jugendfülle
Heut zum erſten Male blüht.
Weiße Roſenzweig' umwanken,
Als ein Schattenhut, ihr Haupt;
Reben mit den Blüthenranken
Halten ihren Leib umlaubt.

Sieh! im Eiſenkleid ein Reiter
Zieht auf krankem Roß daher,
Senkt die Lanz', als müder Streiter,
Neigt das Haupt, wie ſchlummerſchwer.
Dürre Wangen, graue Locken;
Seiner Hand entfiel der Zaum.
Plötzlich fährt er auf, erſchrocken,
Wie erwacht aus bangem Traum.

„Seyd gegrüßt auf dieſen Auen,
Schönſte Jungfrau, edle Herrn!
Dürfet nicht ob mir ergrauen,
Eure Spiele ſchau' ich gern.
Gerne möcht' ich für mein Leben
Mit euch brechen einen Speer,
Aber meine Arme beben,
Meine Kniee wanken ſehr.

Kenne ſolche Zeitvertreibe,
Bin bei Lanz' und Schwerdt ergraut,
Panzer liegt mir noch am Leibe,
Wie dem Drachen ſeine Haut.
Auf dem Lande Kampf und Wunden,
Auf dem Meere Wog' und Sturm;
Ruhe hab' ich nie gefunden,
Als ein Jahr im finſtern Thurm.

Weh! verlorne Tag' und Nächte!
Minne hat mich nie beglückt;
Nie hat dich, du rauhe Rechte!
Weiche Frauenhand gedrückt.
Denn noch war dem Erdenthale
Jene Blumenjungfrau fern,
Die mir heut zum erſten Male
Aufgeht, als ein neuer Stern.

Wehe! könnt' ich mich verjüngen!
Lernen wollt' ich Saitenkunſt,
Minnelieder wollt' ich ſingen,
Werbend um der Süßen Gunſt.
In des Maies holden Tagen,
In der Aue Blumenglanz,
Wollt' ich freudig fechten, jagen,
Um den werthen Roſenkranz.

Weh! zu früh bin ich geboren!
Erſt beginnt die goldne Zeit.
Zorn und Neid hat ſich verloren,
Frühling ewig ſich erneut.
Sie, in ihrer Roſenlaube,
Wird des Reiches Herrin ſeyn.
Ich muß hin zu Nacht und Staube,
Auf mich fällt der Leichenſtein!“

Als der Alte dies geſprochen,
Er die bleichen Lippen ſchloß.
Seine Augen ſind gebrochen,
Sinken will er von dem Roß.
Doch die edeln Knappen eilen,
Legen ihn in's Grüne hin;
Ach! kein Balſam kann ihn heilen,
Keine Stimme wecket ihn.

Und die Jungfrau niederſteiget
Aus der Blumenlaube Glanz;
Traurig ſich zum Greiſe neiget,
Setzt ihm auf den Roſenkranz:
„Sey des Maienfeſtes König!
Keiner hat, was du, gethan.
Ob es gleich dir frommet wenig,
Blumenkranz dem todten Mann.“

Das traurige Turnei.

Es ritten ſieben Ritter frei,
Mit Schilden und mit Speeren,
Sie wollten halten gut Turnei,
Des Königs Kind zu Ehren.

Und als ſie ſahen Thurm und Wall,
Ein Glöcklein hörten ſie drüben;
Und als ſie traten in Königs Hall',
Da ſahen ſie Kerzen ſieben.

Da ſahen ſie liegen, todesblaß,
Die holde Adelheide,
Der König zu ihrem Haupte ſaß
In großen Herzeleide.

Da ſprach der ſtolze Degenwerth:
„Das muß ich immer klagen,
Daß ich umſonſt gegürt't mein Pferd,
Mein Schild und Speer getragen.“

Drauf ſprach der jung' Herr Adelbert:
„Wir ſollen das nicht klagen!
Des Königs Tochter iſt immer werth,
Daß wir drum ſtechen und ſchlagen.“

Herr Walther ſprach, ein Ritter kühn:
„Nach Hauſe wollen wir reiten,
Es kann uns wenig Heil erblühn,
Um eine Todte zu ſtreiten.“

Sprach Adelbert: „wohl iſt ſie todt,
Doch lebet keine ſo holde,
Sie trägt einen Kranz von Roſen roth
Und einen Ring von Golde."

Sie ritten auf den Sand hinaus,
Die freien Ritter ſieben.
Sie ſtritten alſo harten Strauß,
Bis ſechſe todt geblieben.

Der ſiebente war Herr Adelbert,
Der Sieger über alle.
Er ſtieg ſo bleich von ſeinem Pferd,
Und trat in Königs Halle.

Er nahm den Kranz von Roſen roth,
Dazu den Ring von Golde,
Er fiel zur Erde, bleich und todt,
So bleich wie ſeine Holde.

Der König trug ein ſchwarz Gewand,
Er ließ die Glocke läuten,
Sechs freie Ritter von dem Sand
Thät er zu Grab begleiten.

Der ſiebente war Herr Adelbert,
Mit ſeiner Adelheide.
Die liegen zuſammen in kühler Erd',
Ein Stein bedecket Beide.

Der Sieger.

Anzuſchauen das Turnei,
Saßen hundert Frauen droben;
Dieſe waren nur das Laub,
Meine Fürſtin war die Roſe.
Aufwärts blickt' ich keck zu ihr,
Wie der Adler blickt zur Sonne.
Wie da meiner Wangen Glut
Das Viſier durchbrennen wollte!
Wie des Herzens kühner Schlag
Schier den Panzer durchgebrochen!
Ihrer Blicke ſanfter Schein
War in mir zu wildem Lodern,
Ihrer Rede mildes Wehn
War in mir zu Sturmestoben,
Sie, der ſchöne Maientag,
In mir zum Gewitter worden.
Unaufhaltbar brach ich los,
Sieghaft Alles niederdonnernd.

Der nächtliche Ritter.

In der mondlos ſtillen Nacht
Stand er unter dem Altane,
Sang mit himmliſch ſüßer Stimme
Minnelieder zur Guitarre.
Dann auch mit den Nebenbuhlern
Hat er tapfer ſich geſchlagen,
Daß die hellen Funken ſtoben,
Daß die Mauern wiederhallten.
Und ſo übt' er jeden Dienſt,
Den man weihet edeln Damen,
Daß mein Herz in Lieb' erglühte
Für den theuern Unbekannten.
Als ich drauf am frühen Morgen
Bebend blickte vom Altane:
Blieb mir nichts von ihm zu ſchauen,
Als ſein Blut, für mich gelaſſen.

Der kaſtiliſche Ritter.

1.

„Beſter Ritter von Kaſtilien!
Wann die fernen Berge toſen,
Mein' ich deinen Kampf zu hören:
Doch es iſt des Donners Rollen.
Wann es hinter jenen Höhen
Roth und golden glüht am Morgen,
Mein' ich, daß du wollſt erſcheinen:
Doch es kommt herauf die Sonne."

2.

„Darum ward ein Weg betreten
Längſt von Pilgern, Sängern, Wappnern,
Darum ward ein Schloß erbauet,
Herrlich, an des Weges Rande,
Darum ſchaute von den Zinnen
Bis auf mich wohl manche Dame:
Weil der ſchönſte, kühnſte Ritter
Sollte hier vorüberfahren.
Wehe nun! es iſt erfüllt,
Was ſo lange ward erharret.
Weh! die Augen werden brechen,
Die ſo hohen Adel ſahen.
Weh! die Mauern werden ſinken,
Drin des Roſſes Tritt verhallet.
Weh! der Pfad, den er verließ,
Wird vergehn in hohem Graſe."

3.

Nimmer mochten ihn verwunden
Liebesblicke ſüßer Schönen,
Nimmer mochten ihn bezwingen
Schwerdterſchläge, Lanzenſtöße.
Als er einſam ritt auf Bergen,
Fuhr ein Blitz aus dem Gewölke;
Und ſo iſt er unterlegen
Nur dem Stral von Himmelshöhen.

4.

Schwarze Wolken ziehn hinunter,
Golden ſtralt die Sonne wieder,
Fern verhallen ſchon die Donner,
Und die Vögelchöre ſingen;
Blumen heben ſich und Bäume,
Sind erfriſchet vom Gewitter,
Wanderer, die ſich geborgen,
Schreiten wieder raſch von hinnen:
Nur des Waldes höchſte Eiche
Hebt nicht mehr die ſtolzen Wipfel,
Nur Kaſtiliens beſter Streiter
Bleibt am Fuß der Eiche liegen.

5.

Alle Damen ſchmachten, hoffen,
Ihn, den Schönſten, zu empfahen;
Alle Mohren zagen, zittern
Vor des kühnſten Streiters Nahen.
Damen! würdet nicht mehr hoffen,
Mohren! würdet nicht mehr zagen:
Wüßtet ihr, daß im Gebirge
Längſt Gewitter ihn erſchlagen.

Sankt Georgs-Ritter.

I.

Hell erklingen die Trommeten
Vor Sankt Stephan von Gormaz,
Wo Fernandes von Kaſtilien
Lager hält, der tapfre Graf.
Almanſor, der Mohrenkönig,
Kommt mit großer Heeresmacht
Von Kordova hergezogen,
Zu erſtürmen jene Stadt.
Schon gewappnet ſitzt zu Pferde
Die kaſtil'ſche Ritterſchaar;
Forſchend reitet durch die Reihen
Fernandes, der tapfre Graf:
„Paskal Vivas! Paskal Vivas!
Preis kaſtil'ſcher Ritterſchaft!
Alle Ritter ſind gerüſtet,
Du nur fehleſt auf dem Platz.
Du, der erſte ſonſt zu Roſſe,
Sonſt der erſte zu der Schlacht,
Hörſt du heute nicht mein Rufen,
Nicht der Schlachttrommeten Klang?
Fehleſt du dem Chriſtenheere
Heut, an dieſem heißen Tag?
Soll dein Ehrenkranz verwelken,
Schwinden deines Ruhmes Glanz?“
Paskal Vivas kann nicht hören,
Fern iſt er im tiefen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.

An der Pforte ſteht ſein Roß,
Lehnet Speer und Stahlgewand,
Und der Ritter knieet betend
Vor dem heiligen Altar;
Iſt in Andacht ganz verſunken,
Höret nicht den Lärm der Schlacht,
Der nur dumpf, wie Windesſtoßen,
Durch die Waldgebirge hallt;
Hört nicht ſeines Roſſes Wiehern,
Seiner Waffen dumpfen Klang.
Doch es wachet ſein Patron,
Sankt Georg, der Treue, wacht;
Aus der Wolke ſteigt er nieder,
Legt des Ritters Waffen an,
Setzt ſich auf das Pferd des Ritters,
Fleugt hinunter in die Schlacht.
Keiner hat wie er geſtürmet,
Held des Himmels, Wetterſtral!
Er gewinnt Almanſors Fahne
Und es flieht die Mohrenſchaar.
Paskal Vivas hat beſchloſſen
Seine Andacht am Altar,
Tritt aus Sankt Georgs Kapelle,
Findet Roß und Stahlgewand;
Reitet ſinnend nach dem Lager,
Weiß nicht, was es heißen mag,
Daß Trommeten ihn begrüßen
Und der feſtliche Geſang:
„Paskal Vivas! Paskal Vivas!
Stolz kaſtil'ſcher Ritterſchaft!
Sey geprieſen, hoher Sieger,
Der Almanſors Fahne nahm!

Wie ſind deine Waffen blutig,
Wie zermalmt von Stoß und Schlag!
Wie bedeckt dein Roß mit Wunden,
Das ſo muthig eingerannt!“
Paſkal Vivas wehrt vergebens
Ihrem Jubel und Geſang,
Neiget demuthsvoll ſein Haupt,
Deutet ſchweigend himmelan.

2.

In den abendlichen Gärten
Ging die Gräfin Julia.
Fatiman, Almanſors Neffe,
Hat die Schöne dort erhaſcht;
Flieht mit ſeiner ſüßen Beute
Durch die Wälder, Nacht und Tag,
Zehn getreue Mohrenritter
Folgen ihm gewappnet nach.
In des dritten Morgens Frühe
Kommen ſie in jenen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.
Schon von Weitem blickt die Gräfin
Nach des Heil'gen Bild hinan,
Welches ob der Kirchenpforte,
Groß in Stein gehauen, prangt:
Wie er in des Lindwurms Rachen
Mächtig ſticht den heil'gen Schaft,
Während, an den Fels gebunden,
Bang die Königstochter harrt.

Weinend und die Hände ringend,
Ruft die Gräfin Julia:
„Sankt Georg, du heil'ger Streiter,
Hilf mir aus des Drachen Macht!"
Siehe! wer auf weiſſem Roſſe
Sprengt von der Kapell' herab?
Goldne Locken wehn im Winde
Und der rothe Mantel wallt.
Mächtig iſt ſein Speer geſchwungen,
Trifft den Räuber Fatiman,
Der ſich gleich am Boden krümmet,
Wie der Lindwurm einſt gethan.
Und die zehen Mohrenritter
Hat ein wilder Schreck gefaßt,
Schild und Lanze weggeworfen,
Fliehn ſie über Berg und Thal.
Auf den Knieen, wie geblendet,
Liegt die Gräfin Julia:
„Sankt Georg, du heil'ger Streiter,
Sey geprieſen tauſendmal!"
Als ſie wieder hebt die Augen,
Iſt der Heil'ge nicht mehr da,
Und es geht nur dumpfe Sage,
Daß es Paſkal Vivas war.

Romanze vom kleinen Däumling.

Kleiner Däumling! kleiner Däumling!
Allwärts iſt dein Ruhm poſaunet.
Schon die Kindlein in der Wiege
Sieht man der Geſchichte ſtaunen.
Welches Auge muß nicht weinen,
Wie du lieſſt durch Waldes Grauſen,
Als die Wölfe hungrig heulten
Und die Nachtorkane ſauſten!
Welches Herz muß nicht erzittern,
Wie du lagſt im Rieſenhauſe
Und den Oger hörteſt nahen,
Der nach deinem Fleiſch geſchnaubet!
Dich und deine ſechs Gebrüder
Haſt vom Tode du erkaufet,
Liſtiglich die ſieben Kappen
Mit den ſieben Kronen tauſchend.
Als der Rieſe lag am Felſen,
Schnarchend, daß die Wälder rauſchten,
Haſt du keck die Meilenſtiefel
Von den Füßen ihm gemauſet.
Einem vielbedrängten König
Biſt als Bote du gelaufen;
Köſtlich war dein Botenbrot:
Eine Braut vom Königshauſe.
Kleiner Däumling! kleiner Däumling!
Mächtig iſt dein Ruhm erbrauſet,
Mit den Siebenmeilenſtiefeln
Schritt er ſchon durch manch Jahrtauſend.

Romanze vom Recenſenten.

Recenſent, der tapfre Ritter,
Steigt zu Roſſe, kühn und ſtolz;
Iſt's kein Hengſt aus Andaluſien,
Iſt es doch ein Bock von Holz.
Statt des Schwerdts die ſcharfe Feder
Zieht er kampfbereit vom Ohr,
Schiebt, ſtatt des Viſiers, die Brille
Den entbrannten Augen vor.
Publikum, die edle Dame,
Schwebt in tauſendfacher Noth,
Seit ihr bald, barbariſch ſchnaubend,
Ein Siegfried'ſcher Lindwurm droht,
Bald ein ſüßer Sonettiſte
Sie mit Lautenklimpern lockt,
Bald ein Mönch ihr myſtiſch predigt,
Daß ihr die Beſinnung ſtockt.
Recenſent, der tapfre Ritter,
Hält ſich gut im Drachenmord,
Schlägt in Splitter alle Lauten,
Stürzt den Mönch vom Kanzelbord.
Dennoch will er, groß beſcheiden,
Daß ihn Niemand nennen ſoll,
Und den Schild des Helden zeichnet
Kaum ein Schriftzug, räthſelvoll.
Recenſent, du Hort der Schwachen,
Sey uns immer treu und hold!
Nimm zum Lohn des Himmels Segen,
Des Verlegers Ehrenſold!

Ritter Paris.

Paris iſt der ſchönſte Ritter,
Alle Herzen nimmt er hin.
Jede Dame kann's beſchwören
An dem Hof der Königin.
Was der ſchönen Siegeszeichen
Warf das Glück in ſeinen Schooß!
Briefe, die von Küſſen rauſchen,
Locken, Ringe, zahlenlos.
Allzu leichter Siege Zeichen!
Ungebetnes Minneglück!
Bann und Feſſel nennt euch Paris,
Stößt ſein ſüßes Loos zurück.
Schwingt zu Roß ſich, ſchwergerüſtet,
Glüht von edler Heldenluſt,
Beut den Frauen all den Rücken,
Beut den Männern keck die Bruſt.
Doch es will kein Feind ſich zeigen,
Frühling waltet im Gefild,
Mit dem Helmbuſch ſpielen Lüftchen,
Sonne ſpiegelt ſich im Schild.
Weit ſchon iſt er ſo geritten,
Siehe! da an Waldes Thor
Hält ein Ritter, hoch zu Roſſe,
Strecket ihm die Lanze vor.
Ritter Paris fliegt zum Kampfe,
Eilte nie zum Reihn ſo ſehr;
Wirft den Gegner ſtracks zur Erde,
Blickt als Sieger ſtolz umher;

Naht ſich hülfreich dem Geworfnen,
Nimmt ihm ab des Helms Gewicht:
Sieh! da wallen reiche Locken
Um ein zartes Angeſicht.
Wie er Schien' und Panzer löſet,
Welch ein Buſen! welch ein Leib!
Hingegoſſen ohne Leben,
Liegt vor ihm das ſchönſte Weib.
Würden erſt die bleichen Wangen
Röthen ſich von neuer Glut,
Hüben erſt ſich dieſe Wimpern:
Wie dann, Paris, junges Blut?
Ja! ſchon holt ſie tiefen Athem,
Schlägt die Augen zärtlich auf;
Die als wilder Feind geſtorben,
Lebt als milde Freundin auf.
Dort, in Stücken, liegt die Hülle,
Die ein ſtarrer Ritter war,
Hier, in Paris Arm, die Fülle,
Süßer Kern, der Schaale baar.
Paris ſpricht, der ſchöne Ritter:
„Welcher Sieg nun? welcher Ruhm?
Soll mir nie ein Strauß gelingen
In dem ernſten Ritterthum?
Wandelt ſtets, was ich berühre,
Sich in Scherz und Liebe mir?
Minneglück, das mich verfolget,
Zürn' ich oder dank' ich dir?“

Sängerliebe.

Seit der hohe Gott der Lieder
Mußt' in Liebesſchmerz erbleichen,
Seit der Lorbeer ſeiner Schläfe
Unglückſel'ger Liebe Zeichen:
Wundert's wen, daß ird'ſchen Sängern,
Die daſſelbe Zeichen kranzet,
Selten in der Liebe Leben
Ein beglückter Stern erglänzet?
Daß ſie ernſt und düſter blicken,
Ihre Saiten traurig tönen,
Daß von Luſt ſie wenig ſingen,
Aber viel von Schmerz und Sehnen?
Sängerliebe, tief und ſchmerzlich,
Laßt euch denn in ernſten Bildern
Aus den Tagen des Geſanges,
Aus der Zeit der Minne, ſchildern!

1. Rudello.

In den Thalen der Provence
Iſt der Minneſang entſproſſen,
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder, inniger Genoſſen.
Blüthenglanz und ſüße Stimme
Konnt' an ihm den Vater zeigen,
Herzensglut und tiefes Schmachten
War ihm von der Mutter eigen.

Selige Provencer Thale,
  Ueppig blühend wart ihr immer,
  Aber eure reichſte Blüthe
  War des Minneliedes Schimmer.
Jene tapfern, ſchmucken Ritter,
  Welch ein edler Sängerorden!
  Jene hochbeglückten Damen,
  Wie ſie ſchön gefeiert worden!
Vielgeehrt im Sängerchore
  War Rudello's werther Name,
  Vielgeprieſen, vielbeneidet
  Die von ihm beſungne Dame.
Aber Niemand mocht' erkunden,
  Wie ſie hieße, wo ſie lebte,
  Die ſo herrlich, überirdiſch
  In Rudello's Liedern ſchwebte;
Denn nur in geheimen Nächten
  Nahte ſie dem Sänger leiſe,
  Selbſt den Boden nie berührend,
  Spurlos, ſchwank, in Traumesweiſe.
Wollt' er ſie mit Armen faſſen,
  Schwand ſie in die Wolken wieder,
  Und aus Seufzern und aus Thränen
  Wurden dann ihm ſüße Lieder.
Schiffer, Pilger, Kreuzesritter
  Brachten dazumal die Mähre,
  Daß von Tripolis die Gräfin
  Aller Frauen Krone wäre;
Und ſo oft Rudell es hörte,
  Fühlt' er ſich's im Buſen ſchlagen,
  Und es trieb ihn nach dem Strande,
  Wo die Schiffe fertig lagen.

Meer, unſichres, vielbewegtes,
Ohne Grund und ohne Schranken!
Wohl auf deiner regen Wüſte
Mag die irre Sehnſucht ſchwanken.
Fern von Tripolis verſchlagen,
Irrt die Barke mit dem Sänger;
Aeußrem Sturm und innrem Drängen
Widerſteht Rudell nicht länger.
Schwer erkranket liegt er nieder,
Aber ſüdwärts ſchaut er immer,
Bis ſich hebt am letzten Rand
Ein Pallaſt im Morgenſchimmer.
Und der Himmel hat Erbarmen
Mit des kranken Sängers Flehen,
In den Port von Tripolis
Fliegt das Schiff mit günſt'gem Wehen.
Kaum vernimmt die ſchöne Gräfin,
Daß ſo edler Gaſt gekommen,
Der allein um ihretwillen
Ueber's weite Meer geſchwommen;
Alſobald mit ihren Frauen
Steigt ſie nieder, unerbeten,
Als Rudello, ſchwanken Ganges,
Eben das Geſtad betreten.
Schon will ſie die Hand ihm reichen,
Doch ihm dünkt, der Boden ſchwinde,
In des Führers Arme ſinkt er,
Haucht ſein Leben in die Winde.
Ihren Sänger ehrt die Herrin
Durch ein prächtiges Begängniß,
Und ein Grabmal von Porphyr
Lehrt ſein trauriges Verhängniß.

Seine Lieder läßt ſie ſchreiben
Alleſammt mit goldnen Lettern,
Köſtlich ausgezierte Decken
Gibt ſie dieſen theuren Blättern;
Liest darin ſo manche Stunde,
Ach! und oft mit heißen Thränen,
Bis auch ſie ergriffen iſt
Von dem unnennbaren Sehnen.
Von des Hofes luſt'gem Glanz,
Aus der Freunde Kreis geſchieden,
Suchet ſie in Kloſtermauern
Ihrer armen Seele Frieden.

2. Durand.

Nach dem hohen Schloß von Baldi
Zieht Durand mit ſeinem Spiele;
Voll die Bruſt von ſüßen Liedern,
Naht er ſchon dem frohen Ziele.
Dort ja wird ein holdes Fräulein,
Wann die Saiten lieblich rauſchen,
Augen ſenkend, zart erglühend,
Innig athmend, niederlauſchen.
In des Hofes Lindenſchatten
Hat er ſchon ſein Spiel begonnen,
Singt er ſchon mit klarer Stimme
Was er ſüßeſtes erſonnen.
Von dem Söller, von den Fenſtern
Sieht er Blumen freundlich nicken,
Doch die Herrin ſeiner Lieder
Kann ſein Auge nicht erblicken.

Und es geht ein Mann vorüber,
Der ſich traurig zu ihm wendet:
„Störe nicht die Ruh der Todten!
Fräulein Blanka hat vollendet.“
Doch Durand, der junge Sänger,
Hat darauf kein Wort geſprochen,
Ach! ſein Aug' iſt ſchon erloſchen,
Ach! ſein Herz iſt ſchon gebrochen.
Drüben in der Burgkapelle,
Wo unzähl'ge Kerzen glänzen,
Wo das todte Fräulein ruht,
Hold geſchmückt mit Blumenkränzen:
Dort ergreifet alles Volk
Schreck und Staunen, freudig Beben,
Denn von ihrem Todtenlager
Sieht man Blanka ſich erheben.
Aus des Scheintods tiefem Schlummer
Iſt ſie blühend auferſtanden,
Tritt im Sterbekleid hervor
Wie in bräutlichen Gewanden.
Noch, wie ihr geſchehn, nicht wiſſend,
Wie von Träumen noch umſchlungen,
Fragt ſie zärtlich, ſehnſuchtsvoll:
„Hat nicht hier Durand geſungen?“
Ja! geſungen hat Durand,
Aber nie mehr wird er ſingen,
Auferweckt hat er die Todte,
Ihn wird Niemand wiederbringen.
Schon im Lande der Verklärten
Wacht' er auf und mit Verlangen
Sucht er ſeine ſüße Freundin,
Die er wähnt vorangegangen;

Aller Himmel lichte Räume
Sieht er herrlich ſich verbreiten;
Blanka! Blanka! ruft er ſehnlich
Durch die öden Seligkeiten.

3. Der Kaſtellan von Couci.

Wie der Kaſtellan von Couci
Schnell die Hand zum Herzen drückte,
Als die Dame von Favel
Er zum erſten Mal erblickte!
Seit demſelben Augenblicke
Drang durch alle ſeine Lieder,
Unter allen Weiſen ſtets
Jener erſte Herzſchlag wieder.
Aber wenig mocht' ihm frommen
All die ſüße Liederklage,
Nimmer darf er dieſes hoffen,
Daß ſein Herz an ihrem ſchlage.
Wenn ſie auch mit zartem Sinn
Eines ſchönen Lieds ſich freute,
Streng und ſtille ging ſie immer
An des ſtolzen Gatten Seite.
Da beſchließt der Kaſtellan,
Seine Bruſt in Stahl zu hüllen
Und mit drauf geheft'tem Kreutz
Seines Herzens Schlag zu ſtillen.
Als er ſchon im heil'gen Lande
Manchen heißen Tag geſtritten,
Fährt ein Pfeil durch Kreutz und Panzer,
Trifft ihm noch das Herze mitten.

„Hörſt du mich, getreuer Knappe?
 Wann dies Herz nun ausgeſchlagen,
 Zu der Dame von Fayel
 Sollſt du es hinübertragen!“
In geweihter, kühler Erde
 Wird der edle Leib begraben;
 Nur das Herz, das müde Herz,
 Soll noch keine Ruhe haben.
Schon in einer goldnen Urne
 Liegt es, wohl einbalſamiret,
 Und zu Schiffe ſteigt der Diener,
 Der es ſorgſam mit ſich führet.
Stürme brauſen, Wogen ſchlagen,
 Blitze zucken, Maſte ſplittern,
 Aengſtlich klopfen alle Herzen,
 Eines nur iſt ohne Zittern.
Golden ſtralt die Sonne wieder,
 Frankreichs Küſte glänzet drüben,
 Freudig ſchlagen alle Herzen,
 Eines nur iſt ſtill geblieben.
Schon im Walde von Fayel
 Schreitet raſch der Urne Träger,
 Plötzlich ſchallt ein luſtig Horn
 Sammt dem Rufe wilder Jäger.
Aus den Büſchen rauſcht ein Hirſch,
 Dem ein Pfeil im Herzen ſtecket,
 Bäumt ſich auf und ſtürzt und liegt
 Vor dem Knappen hingeſtrecket.
Sieh! der Ritter von Fayel,
 Der das Wild in's Herz geſchoſſen,
 Sprengt heran mit Jagdgefolg
 Und der Knapp' iſt rings umſchloſſen.

Nach dem blanken Goldgefäß
Taſten gleich des Ritters Knechte,
Doch der Knappe tritt zurück,
Spricht mit vorgehaltner Rechte:
„Dies iſt eines Sängers Herz,
Herz von einem frommen Streiter,
Herz des Kaſtellans von Couci,
Laßt dies Herz im Frieden weiter!
Scheidend hat er mir geboten:
Wann dies Herz nun ausgeſchlagen,
Zu der Dame von Favel
Soll ich es hinübertragen."
„Jene Dame kenn' ich wohl."
Spricht der ritterliche Jäger
Und entreißt die goldne Urne
Haſtig dem erſchrocknen Träger,
Nimmt ſie unter ſeinen Mantel,
Reitet fort in finſtrem Grolle,
Hält ſo eng das todte Herz
An das heiße, rachevolle.
Als er auf ſein Schloß gekommen,
Müſſen ſich die Köche ſchürzen,
Müſſen gleich den Hirſch bereiten
Und ein ſeltnes Herze würzen.
Dann, mit Blumen reich beſtecket,
Bringt man es auf goldner Schaale,
Als der Ritter von Favel
Mit der Dame ſitzt am Mahle.
Zierlich reicht er es der Schönen,
Sprechend mit verliebtem Scherze:
„Was ich immer mag erjagen,
Euch gehört davon das Herze."

Wie die Dame kaum genoſſen,
  Hat ſie alſo weinen müſſen,
  Daß ſie zu vergehen ſchien
  In den heißen Thränengüſſen.
Doch der Ritter von Fayel
  Spricht zu ihr mit wildem Lachen:
  „Sagt man doch von Taubenherzen,
  Daß ſie melancholiſch machen:
Wieviel mehr, geliebte Dame,
  Das, womit ich Euch bewirthe!
  Herz des Kaſtellans von Couci,
  Der ſo zärtlich Lieder girrte.“
Als der Ritter dies geſprochen,
  Dieſes und noch andres Schlimme,
  Da erhebt die Dame ſich,
  Spricht mit feierlicher Stimme:
„Großes Unrecht thatet Ihr,
  Euer war ich ohne Wanken,
  Aber ſolch ein Herz genießen
  Wendet leichtlich die Gedanken.
Manches tritt mir vor die Seele,
  Was vorlängſt die Lieder ſangen,
  Der mir lebend fremd geblieben,
  Hat als Todter mich befangen.
Ja! ich bin dem Tod geweihet,
  Jedes Mahl iſt mir verwehret,
  Nicht geziemt mir andre Speiſe
  Seit mich dieſes Herz genähret.
Aber Euch wünſch' ich zum Letzten
  Milden Spruch des ew'gen Richters.“ —
  Dieſes alles iſt geſchehen
  Mit dem Herzen eines Dichters.

4. Don Maſſias.

Don Maſſias aus Gallizien
Mit dem Namen: der Verliebte,
Saß im Thurm zu Arjonilla,
Klagend um die Treugeliebte.
Einen Grafen, reich und mächtig,
Gab man jüngſt ihr zum Genoſſen,
Und den vielgetreuen Sänger
Hält man ferngebannt, verſchloſſen.
Traurig ſang er oft am Gitter,
Machte jeden Wandrer lauſchen,
Theure Blätter, liederreiche,
Ließ er oft vom Fenſter rauſchen.
Ob es Wandrer fortgeſungen,
Ob es Winde hingetragen:
Wohl vernahm die Heißgeliebte
Ihres treuen Sängers Klagen.
Ihr Gemahl, argwöhniſch ſpähend,
Hatt' es alles gut beachtet:
„Muß ich vor dem Sänger beben
Selbſt wann er im Kerker ſchmachtet?“
Einsmals ſchwang er ſich zu Pferde,
Wohlgewaffnet, wie zum Sturme,
Sprengte nach Granada's Grenze
Und zu Arjonilla's Thurme.
Don Maſſias, der Verliebte,
Stand gerade dort am Gitter,
Sang ſo glühend ſeine Liebe,
Schlug ſo zierlich ſeine Zither.

Jener hub ſich in den Bügeln,
  Muthvoll ſeine Lanze ſchwingend;
  Don Maſſias iſt durchbohret,
  Wie ein Schwan, verſchied er ſingend.
Und der Graf, des Siegs verſichert,
  Kehret nach Gallizien wieder.
  Eitler Wahn! es ſtarb der Sänger,
  Doch es leben ſeine Lieder;
Die durch alle ſpan'ſchen Reiche
  Tönevoll, geflügelt, ziehen,
  Andern ſind ſie Philomelen,
  Jenem nur ſind ſie Harpyjen.
Plötzlich oft vom Freudenmahle
  Haben ſie ihn aufgeſchrecket,
  Aus dem mitternächt'gen Schlummer
  Wird er peinlich oft erwecket:
In den Gärten, in den Straßen
  Hört er Zithern hin und wieder,
  Und wie Geiſterſtimmen tönen
  Des Maſſias Liebeslieder.

---

5. Dante.

War's ein Thor der Stadt Florenz,
  Oder war's ein Thor der Himmel,
  Draus am klarſten Frühlingsmorgen
  Zog ſo feſtliches Gewimmel?
Kinder, hold wie Engelſchaaren,
  Reich geſchmückt mit Blumenkränzen,
  Zogen in das Roſenthal
  Zu den frohen Feſtestänzen.

Unter einem Lorbeerbaume
Stand, damals neunjährig, Dante,
Der im lieblichſten der Mädchen
Seinen Engel gleich erkannte.
Rauſchten nicht des Lorbeers Zweige,
Von der Frühlingsluft erſchüttert?
Klang nicht Dante's junge Seele,
Von der Liebe Hauch durchzittert?
Ja! ihm iſt in jener Stunde
Des Geſanges Quell entſprungen;
In Sonetten, in Kanzonen
Iſt die Lieb' ihm früh erklungen.
Als, zur Jungfrau hold erwachſen,
Jene wieder ihm begegnet,
Steht auch ſeine Dichtung ſchon
Wie ein Baum, der Blüthen regnet.
Aus dem Thore von Florenz
Zogen dichte Schaaren wieder,
Aber langſam, trauervoll,
Bei dem Klange dumpfer Lieder.
Unter jenem ſchwarzen Tuch,
Mit dem weiſſen Kreutz geſchmücket,
Trägt man Beatricen hin,
Die der Tod ſo früh gepflücket.
Dante ſaß in ſeiner Kammer,
Einſam, ſtill, im Abendlichte,
Hörte fern die Glocken tönen
Und verhüllte ſein Geſichte.
In der Wälder tiefſte Schatten
Stieg der edle Sänger nieder,
Gleich den fernen Todtenglocken
Tönten fortan ſeine Lieder.

Aber in der wildſten Oede,
  Wo er ging mit bangem Stöhnen,
  Kam zu ihm ein Abgeſandter
  Von der hingeſchiednen Schönen;
Der ihn führt' an treuer Hand
  Durch der Hölle tiefſte Schluchten,
  Wo ſein ird'ſcher Schmerz verſtummte
  Bei dem Anblick der Verfluchten.
Bald zum ſel'gen Licht empor
  Kam er auf den dunkeln Wegen,
  Aus des Paradieſes Pforte
  Trat die Freundin ihm entgegen.
Hoch und höher ſchwebten Beide
  Durch des Himmels Glanz und Wonnen,
  Sie, aufblickend, ungeblendet,
  Zu der Sonne aller Sonnen;
Er, die Augen hingewendet
  Nach der Freundin Angeſichte,
  Das, verklärt, ihn ſchauen ließ
  Abglanz von dem ew'gen Lichte.
Einem göttlichen Gedicht
  Hat er Alles einverleibet,
  Mit ſo ew'gen Feuerzügen,
  Wie der Blitz in Felſen ſchreibet.
Ja! mit Fug wird dieſer Sänger
  Als der Göttliche verehret,
  Dante, welchem ird'ſche Liebe
  Sich zu himmliſcher verkläret.

Liebesklagen.

1. Der Student.

Als ich einſt bei Salamanka
Früh in einem Garten ſaß
Und bei'm Schlag der Nachtigallen
Emſig im Homerus las:
Wie in glänzenden Gewanden
Helena zur Zinne trat
Und ſo herrlich ſich erzeigte
Dem trojaniſchen Senat,
Daß vernehmlich Der und Jener
Brummt' in ſeinen grauen Bart:
„Solch ein Weib ward nie geſehen,
Traun, ſie iſt von Götterart!“
Als ich ſo mich ganz vertiefet,
Wußt' ich nicht, wie mir geſchah:
In die Blätter fuhr ein Wehen,
Daß ich ſtaunend um mich ſah.
Auf benachbartem Balkone,
Welch ein Wunder ſchaut' ich da!
Dort in glänzenden Gewanden
Stand ein Weib wie Helena,
Und ein Graubart ihr zur Seite,
Der ſo ſeltſam freundlich that,
Daß ich ſchwören möcht', er wäre
Von der Troer hohem Rath.
Doch ich ſelbſt ward ein Achäer,
Der ich nun ſeit jenem Tag
Vor dem feſten Gartenhauſe,
Einer neuen Troja, lag.

Um es unverblümt zu ſagen:
Manche Sommerwoch' entlang
Kam ich dorthin jeden Abend
Mit der Laut' und mit Geſang,
Klagt' in manigfachen Weiſen
Meiner Liebe Qual und Drang,
Bis zuletzt vom hohen Gitter
Süße Antwort niederklang.
Solches Spiel mit Wort und Tönen
Trieben wir ein halbes Jahr,
Und auch dies war nur vergönnet
Weil halbtaub der Vormund war.
Hub er gleich ſich oft vom Lager,
Schlaflos, eiferſüchtig bang,
Blieben doch ihm unſre Stimmen
Ungehört, wie Sphärenklang.
Aber einſt, die Nacht war ſchaurig,
Sternlos, finſter wie das Grab,
Klang auf das gewohnte Zeichen
Keine Antwort mir herab.
Nur ein alt zahnloſes Fräulein
Ward von meiner Stimme wach,
Nur das alte Fräulein Echo
Stöhnte meine Klagen nach.
Meine Schöne war verſchwunden,
Leer die Zimmer, leer der Saal,
Leer der blumenreiche Garten,
Rings verödet Berg und Thal.
Ach! und nie hatt' ich erfahren
Ihre Heimath, ihren Stand,
Weil ſie, Beides zu verſchweigen,
Angelobt mit Mund und Hand.

Da beſchloß ich, ſie zu ſuchen,
Nah und fern, auf irrer Fahrt,
Den Homerus ließ ich liegen,
Nun ich ſelbſt Ulyſſes ward;
Nahm die Laute zur Gefährtin
Und vor jeglichem Altan,
Unter jedem Gitterfenſter
Frag' ich leis mit Tönen an,
Sing' in Stadt und Feld das Liedchen,
Das im Salamanker Thal
Jeden Abend ich geſungen
Meiner Liebſten zum Signal;
Doch die Antwort, die erſehnte,
Tönet nimmermehr und ach!
Nur das alte Fräulein Echo
Reiſt zur Qual mir ewig nach.

2. Der Jäger.

Als ich einsmals in den Wäldern
Hinter einer Eiche ſtand,
Lauernd, oft mich vorwärts legend,
Auch die Büchſe ſchon zur Hand:
Da vernahm ich leichtes Rauſchen
Und mein Hünerhund ſchlug an,
Fertig hielt ich gleich die Büchſe,
Paßte mit geſpanntem Hahn:
Sieh! da kam nicht Reh. noch Haſe,
Kam ein Wild von ſchönrer Art,
Trat ein Mägdlein aus den Büſchen,
Jung und friſch, und lind und zart.

So von ſeltſamen Gewalten
Ward ich plötzlich übermannt,
Daß ich faſt vor eitel Liebe
Auf die Schönſte losgebrannt.
Immer geh' ich nun den Fährten
Dieſes edeln Wildes nach
Und vor ſeinem Lager ſteh' ich
Jeden Abend auf der Wach'.
Um es unverblümt zu ſagen:
Vor der Lieblichſten Altan
Steh' ich pflichtlich jeden Abend,
Blicke traurig ſtill hinan.
Doch von ſolcher ſtummen Klage
Wird ihr gleich die Zeit zu lang,
Lieder will ſie ſüße Weiſen,
Flötentöne, Lautenklang.
Ach! das iſt ein künſtlich Locken,
Drin ich Waidmann nichts vermag,
Nur den Kuckucksruf verſtehend
Und den ſchlichten Wachtelſchlag.

Unſtern.

Unſtern, dieſem guten Jungen,
Hat es ſeltſam ſich geſchickt,
Manches wär' ihm faſt gelungen,
Manches wär' ihm ſchier geglückt.
Alle Glückesſtern' im Bunde
Hätten weihend ihm gelacht,
Wenn die Mutter eine Stunde
Früher ihn zur Welt gebracht.

Waffenruhm und Heldenehre
Hätten zeitig ihm geblüht,
War doch in dem ganzen Heere
Keiner ſo von Muth erglüht:
Nur als ſchon in wilden Wogen
Seine Schaar zum Sturme drang,
Kam ein Bote hergeflogen,
Der die Friedensfahne ſchwang.

Nah iſt Unſterns Hochzeitfeier,
Hold und ſittig glüht die Braut;
Sieh! da kömmt ein reichrer Freier,
Der die Eltern baß erbaut.
Dennoch hätte die Geraubte
Ihn als Wittwe noch beglückt,
Wäre nicht der Todtgeglaubte
Plötzlich wieder angerückt.

Reich wär' Unſtern noch geworden
Mit dem Gut der neuen Welt,
Hätte nicht ein Sturm aus Norden
Noch im Port das Schiff zerſchellt.
Glücklich war er ſelbſt entſchwommen,
Einer Planke hatt' er's Dank,
Hatte ſchon den Strand erklommen,
Glitt zurück noch und verſank.

In den Himmel, ſonder Zweifel,
Würd' er gleich gekommen ſeyn,
Liefe nicht ein dummer Teufel
Juſt ihm in den Weg hinein.
Teufel meint, es ſey die Seele,
Die er eben holen ſoll,
Packt den Unſtern an der Kehle,
Rennt mit ihm davon wie toll.

Da erſcheint ein lichter Engel
Rettend aus dem Nebelduft,
Donnert flugs den ſchwarzen Bengel
In die tiefſte Höllenkluft,
Schwebt der goldnen Himmelsferne
Mit dem armen Unſtern zu,
Ueber gut' und böſe Sterne
Führt er den zur ew'gen Ruh.

Der Ring.

Es ging an einem Morgen
Ein Ritter über die Au.
Er dacht' in bangen Sorgen
An die allerſchönſte Frau.

„Mein werthes Ringlein golden!
Verkünde du mir frei,
Du Pfand von meiner Holden,
Wie ſteht es mit ihrer Treu?“

Wie er's betrachten wollte,
Vom Finger es ihm ſprang,
Das Ringlein hüpft' und rollte
Den Wieſenrain entlang.

Er will mit ſchnellen Händen
Es haſchen auf der Au,
Doch goldne Blumen ihn blenden
Und Gräſer, betropft von Thau.

Ein Falk' es gleich erlauſchte,
Der auf der Linde ſaß,
Vom Wipfel er niederrauſchte,
Er holt' es aus dem Gras.

Mit mächtigem Gefieder
Er in die Luft ſich ſchwang.
Da wollten ſeine Brüder
Ihm rauben den goldnen Fang.

Doch keiner gewann's von allen,
Das Ringlein fiel aus der Höh'.
Der Ritter ſah es fallen
In einen tiefen See.

Die Fiſchlein hüpften munter,
Zu haſchen den goldnen Tand;
Das Ringlein ſank hinunter,
Bis es den Blicken ſchwand.

„O Ringlein! auf den Triften,
Da äſſen dich Gras und Blum';
O Ringlein! in den Lüften,
Da tragen die Vögel dich um.

O Ringlein! in Waſſers Grunde,
Da haſchen die Fiſche dich frei.
Mein Ringlein! iſt das die Kunde,
Die Kunde von Liebchens Treu?"

Die drei Schlöſſer.

Drei Schlöſſer ſind in meinem Gaue,
Die ich mit Liebe ſtets beſchaue;
Und ich, der wohlbeſtellte Sänger,
Durch Feld und Wald der raſche Gänger,
Wie ſollt' ich ſchweigen von den Dreien,
Die ſich dem Gau zum Schmucke reihen?

Das erſt' iſt kaum ein Schloß zu nennen,
An wenig Trümmern zu erkennen,
Verſunken dort am Waldeshange,
Sein Name ſelbſt verſchollen lange,
Denn ſeit nicht mehr die Thürme ragen,
Verging nach ihm der Wandrer Fragen.
Doch ſchreckt dich nicht durch Waldes Dichte
Der Zweige Schlagen in's Geſichte:
Dort, wo des Beiles Schläge fallen,
Einſame Waldhornklänge hallen,
Dort kannſt du Wundermähr' erfragen
Von Mauern, welche nicht mehr ragen.
Ja! ſetzeſt du im Mondenſcheine
Dich auf's verfallene Geſteine:
So wird die Kund', auch unerbeten,
Dir vor die ſtille Seele treten.

Das zweite meines Dreivereines,
Es ſcheint ein Schloß, doch iſt es keines.

Du ſiehſt vom hohen Bergesrücken
Es ſtolz im Sonnenſtrale blicken,
Mit Thürmen und mit Zinnen prangen,
Mit tiefem Graben rings umfangen,
Voll Heldenbilder aller Orte,
Zween Marmorlöwen an der Pforte:
Doch drinnen iſt es öd' und ſtille,
Im Hofe hohes Gras in Fülle,
Im Graben quillt das Waſſer nimmer,
Im Haus iſt Treppe nicht, noch Zimmer,
Ringsum die Epheuranken ſchleichen,
Zugvögel durch die Fenſter ſtreichen.
Dort ſaßen mit der goldnen Krone
Voreinſt die Herrſcher auf dem Throne,
Von dortaus zogen einſt die Helden,
Von denen die Geſchichten melden.
Die Herrſcher ruhn in Gräberhallen,
Die Helden ſind im Kampf gefallen;
Verhallet war der Burg Getümmel,
Da fuhr ein Feuerſtral vom Himmel,
Der reiche Schatz verging in Flammen,
Gemach und Treppe fiel zuſammen.
Inwendig ward das Schloß verheeret,
Doch außen blieb es unverſehret.
Sobald erloſch der Edeln Orden,
Iſt auch ihr Haus verödet worden.
Doch wie noch die Geſchichten melden
Der Herrſcher Namen und der Helden:
So ſieht man auch die Thürm' und Mauern
Mit ihren Heldenbildern dauern.
Auch wird noch ferner manch Jahrhundert

Das hohe Denkmal ſchaun verwundert
Und jenes Schloß auf Berges Rücken
Verklärt im Sonnenſtral erblicken.

Dann zwiſchen beiden in der Mitte,
Ein luſtig Schlößlein, ſteht das dritte;
Nicht ſtolz auf Berges Gipfel oben,
Doch auf dem Hügel, ſanft gehoben;
Nicht in des Waldes finſtern Räumen,
Doch unter friſchen Blüthenbäumen;
Mit blanken Mauern, rothen Ziegeln,
Mit Fenſtern, die wie Sonnen ſpiegeln.
Es iſt zu klein für die Geſchichte,
Zu jung für Sagen und Gedichte.
Doch ich, der wohlbeſtellte Sänger,
Durch Feld und Wald der raſche Gänger,
Ich ſorge redlich, daß nicht länger
Das Schlößlein bleibe ſonder Kunde.
Zur Morgen- und zur Abendſtunde
Umwandl' ich es mit meiner Laute,
Und wenn dann Klelia, die Traute,
An's Fenſter tritt mit holdem Grüßen:
So will in mir die Hoffnung ſprießen,
Daß eine Kunde, drin Geſchichte
Sich ſchön verwoben mit Gedichte,
Daß ſolche Kunde bald beginne
Von Klelia's und Sängers Minne.

Graf Eberhards Weißdorn.

Graf Eberhard im Bart
Vom Würtemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
Zu Paläſtina's Strand.

Daſelbſt er einsmals ritt
Durch einen friſchen Wald.
Ein grünes Reis er ſchnitt
Von einem Weißdorn bald.

Er ſteckt' es mit Bedacht
Auf ſeinen Eiſenhut.
Er trug es in der Schlacht
Und über Meeres Flut.

Und als er war daheim,
Er's in die Erde ſteckt,
Wo bald manch neuen Keim
Der milde Frühling weckt.

Der Graf, getreu und gut,
Beſucht' es jedes Jahr,
Erfreute dran den Muth,
Wie es gewachſen war.

Der Herr war alt und laß,
Das Reiſlein war ein Baum,
Darunter oftmals ſaß
Der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung, hoch und breit,
Mit ſanftem Rauſchen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land.

Das Reh.

Es jagt' ein Jäger früh am Tag
Ein Reh durch Wälder und Auen,
Da ſah er aus dem Gartenhag
Ein roſig Mägdlein ſchauen.

Was iſt geſchehn dem guten Pferd?
Hat es den Fuß verletzet?
Was iſt geſchehn dem Jäger werth,
Daß er nicht mehr ruft und hetzet?

Das Rehlein rennet immer noch
Ueber Berg und Thal ſo bange.
Halt an, du ſeltſam Thierlein, doch!
Der Jäger vergaß dich lange.

Der weiſſe Hirſch.

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birſch,
Sie wollten erjagen den weiſſen Hirſch.

Sie legten ſich unter den Tannenbaum,
Da hatten die drei einen ſeltſamen Traum.

Der Erſte.

Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Buſch,
Da rauſchte der Hirſch heraus, huſch huſch!

Der Zweite.

Und als er ſprang mit der Hunde Geklaff,
Da brannt' ich ihn auf das Fell, piff paff!

Der Dritte.

Und als ich den Hirſch an der Erde ſah,
Da ſtieß ich luſtig in's Horn, trara!

So lagen ſie da und ſprachen, die drei,
Da rannte der weiſſe Hirſch vorbei.

Und eh' die drei Jäger ihn recht geſehn,
So war er davon über Tiefen und Höhn.

Huſch huſch! piff paff! trara!

Die Jagd von Wincheſter.

König Wilhelm hatt' ein' ſchweren Traum,
Vom Lager ſprang er auf,
Wollt' jagen dort in Wincheſters Wald,
Rief ſeine Herrn zuhauf.

Und als ſie kamen vor den Wald,
Da hält der König ſtill,
Gibt Jedem einen guten Pfeil,
Wer jagen und birſchen will.

Der König kömmt zur hohen Eich',
Da ſpringt ein Hirſch vorbei,
Der König ſpannt den Bogen ſchnell,
Doch die Sehne reißt entzwei.

Herr Titan beſſer treffen will,
Herr Titan drückt wohl ab,
Er ſchießt dem König mitten in's Herz
Den Pfeil, den der ihm gab.

Herr Titan fliehet durch den Wald,
Flieht über Land und Meer,
Er flieht wie ein geſcheuchtes Wild,
Findt nirgends Ruhe mehr.

Prinz Heinrich ritt im Wald umher,
Viel Reh' und Haſen er fand:
„Wohl träf' ich gern ein edler Wild
Mit dem Pfeil von Königs Hand.“

Da reiten ſchon in ernſtem Zug
Die hohen Lords heran,
Sie melden ihm des Königs Tod,
Sie tragen die Kron' ihm an.

„Auf dieſer trauervollen Jagd
Euch reiche Beute ward,
Ihr habt erjagt, gewalt'ger Herr!
Den edeln Leopard.“

Harald.

Vor ſeinem Heergefolge ritt
Der kühne Held Harald.
Sie zogen in des Mondes Schein
Durch einen wilden Wald.

Sie tragen manch' erkämpfte Fahn',
Die hoch im Winde wallt,
Sie ſingen manches Siegeslied,
Das durch die Berge hallt.

Was rauſchet, lauſchet im Gebüſch?
Was wiegt ſich auf dem Baum?
Was ſenket aus den Wolken ſich,
Und taucht aus Stromes Schaum?

Was wirft mit Blumen um und um?
Was ſingt ſo wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reihn?
Schwingt auf die Roſſe ſich?

Was koſt ſo ſanft und küßt ſo ſüß?
Und hält ſo lind umfaßt?
Und nimmt das Schwerdt, und zieht vom Roß,
Und läßt nicht Ruh noch Raſt?

Es iſt der Elfen leichte Schaar;
Hier hilft kein Widerſtand.
Schon ſind die Krieger all dahin,
Sind all im Feenland.

Nur er, der Beſte, blieb zurück,
Der kühne Held Harald.
Er iſt vom Wirbel bis zur Sohl'
In harten Stahl geſchnallt.

All ſeine Krieger ſind entrückt,
Da liegen Schwerdt und Schild,
Die Roſſe, ledig ihrer Herrn,
Sie gehn im Walde wild.

In großer Trauer ritt von dann
Der ſtolze Held Harald,
Er ritt allein im Mondenſchein
Wohl durch den weiten Wald.

Vom Felſen rauſcht es friſch und klar,
Er ſpringt vom Roſſe ſchnell,
Er ſchnallt vom Haupte ſich den Helm
Und trinkt vom kühlen Quell.

Doch wie er kaum den Durſt geſtillt,
Verſagt ihm Arm und Bein;
Er muß ſich ſetzen auf den Fels,
Er nickt und ſchlummert ein.

Er ſchlummert auf demſelben Stein
Schon manche hundert Jahr',
Das Haupt geſenket auf die Bruſt,
Mit grauem Bart und Haar.

Wann Blitze zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbraust im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwerdt,
Der alte Held Harald.

Die Elfen.

Erſte.

Kommt herbei, ihr luſt'gen Schweſtern!
Seht! ein holdes Erdenkind!
Sputet euch, bevor ſie fliehet!
Solch ein Hexchen iſt geſchwind.

Alle.

Mädchen, komm zum Elfentanze,
Komm im Mond- und Sternenglanze!

Zweite.

Traun! du biſt ein leichtes Liebchen,
Wiegſt nicht über fünfzig Pfund,
Haſt ein kleines, flinkes Füßchen;
Tanze mit uns in die Rund'!

Dritte.

Kannſt wohl frei in Lüften ſchweben
Bis man eben drei gezählt,
Stampfſt zuweilen kaum ein wenig,
Daß man nicht den Takt verfehlt.

Alle.

Zürne nicht, du flinke Kleine,
Tanze friſch im Mondenſcheine!

Vierte.

Trautes Liebchen! kannſt du lachen?
Weinſt du gern im Mondenſchein?
Weine nur, ſo wirſt du ſchmelzen,
Bald ein leichtes Elfchen ſeyn!

Fünfte.

Sprich! iſt auch dein Fleiß zu loben?
Iſt dir keine Arbeit fremd?
Iſt dein Brautbett ſchon gewoben?
Spinnſt du ſchon für's Todtenhemd?

Sechste.

Kennſt du auch die große Lehre
Von der Butter und dem Schmalz?
Spürſt du in den Fingerſpitzen:
Wieviel Pfeffer, wieviel Salz?

Alle.

Liebchen, laß uns immer fragen!
Darfſt uns keine Antwort ſagen.

Siebente.

Haſt du nichts auf dem Gewiſſen,
Wie ſo manches arme Kind,
Von verſtohlnen ſüßen Küſſen,
Welches große Sünden ſind?

Achte.

Oder biſt du ſchon ein Bräutchen,
Haſt 'nen Bräutigam ſo treu,
Der dich darf ſpazieren führen
Nachmittags von Eins bis Zwei?

Neunte.

Haſt du einen Ring am Finger,
Schwer von Gold, mit Stein geſchmückt?
Das iſt ächte Lieb' und Treue,
Wenn es recht am Finger drückt.

Zehnte.

Liebchen! biſt noch immer böſe?
Haſt du ſo ein hitzig Blut?
Mußt dir's Zürnen abgewöhnen,
Iſt nicht für die Ehe gut.

Alle.

Liebchen, friſch zum Elfentanze!
Auf im Mond- und Sternenglanze!

Die Bildſäule des Bacchus.

Kalliſthenes, ein Jüngling zu Athen,
Kam einſt, nach einer durchgeſchwärmten Nacht,
Den welken Epheukranz um's wilde Haar,
Hintaumelnd in der Dämmerung, nach Haus,
Er ſelber, wie die Dämmerung, wüſt und bleich.
Als nun der Diener nach dem Schlafgemach
Ihm leuchtet durch den hohen Säulengang,
Da tritt mit Eins im vollen Fackelſchein
Des Bacchus göttlich Marmorbild hervor,
Von ſchöpferiſcher Meiſterhand geformt.
In Jugendfülle hebt ſich die Geſtalt,
Aus reichem, lang hinwallendem Gelock
Erglänzt das feingewölbte Schulterpaar,
Und unter'm Schatten üppigen Geflechts
Von Rebenlaub und ſchwellender Traubenfrucht
Erſcheint das runde, blühende Geſicht.
Erſchrocken fährt Kalliſthenes zurück
Vor der Erſcheinung Herrlichkeit und Glanz,
Ihm iſt, als hätte mit dem Thyrſusſtab
Der Gott die Stirne ſtrafend ihm berührt,
Als ſpräche zürnend der belebte Mund:
„Was ſpuckſt du hier, du wankendes Geſpenſt?
Ereb'ſcher Schatten, kraftlos, ſinnbetäubt!
Du haſt den heil'gen Epheu mir entweiht,
Du nenneſt frevelnd meinen Prieſter dich;
Hinweg von mir! ich kenne deiner nicht.

Ich bin die Fülle ſchaffender Natur,
Die ſich beſonders in dem edeln Blut
Der Rebe rein und göttlich offenbart.
Will euer wüſtes Treiben einen Gott,
So ſucht ihn nicht auf ſonnigem Weingebirg,
Nein! ſucht ihn drunten in des Hades Nacht!“
Der Gott verſtummt, der Fackel Licht erliſcht.
Der Jüngling ſchleicht beſchämt in ſein Gemach,
Er nimmt vom Haupt den welken Epheukranz
Und ſtill in des Gemüthes Innerſtem
Beſchwöret er ein heiliges Gelübd.

Von den ſieben Zechbrüdern.

Ich kenne ſieben luſt'ge Brüder,
Sie ſind die durſtigſten im Ort,
Die ſchwuren höchlich, niemals wieder
Zu nennen ein gewiſſes Wort,
In keinerlei Weiſe,
Nicht laut und nicht leiſe.

Es iſt das gute Wörtlein: Waſſer,
Darin doch ſonſt kein Arges ſteckt.
Wie kömmt's nun, daß die wilden Praſſer
Dies ſchlichte Wort ſo mächtig ſchreckt?
Merkt auf! ich berichte
Die Wundergeſchichte.

Einſt hörten jene durſt'gen Sieben
Von einem fremden Zechkumpan,
Es ſey am Waldgebirge drüben
Ein neues Wirthshaus aufgethan,
Da fließen ſo reine,
So würzige Weine.

Um einer guten Predigt willen
Hätt' Keiner ſich vom Platz bewegt,
Doch gilt es, Gläſer gut zu füllen,
Dann ſind die Burſche gleich erregt.
„Auf, laſſet uns wandern!“
Ruft Einer dem Andern.

Sie wandern rüſtig mit dem Frühen,
Bald ſteigt die Sonne drückend heiß;
Die Zunge lechzt, die Lippen glühen
Und von der Stirne rinnt der Schweiß:
Da rieſelt ſo helle
Vom Felſen die Quelle.

Wie trinken ſie in vollen Zügen!
Doch als ſie kaum den Durſt geſtillt,
Bezeugen ſie ihr Mißvergnügen,
Daß hier nicht Wein, nur Waſſer, quillt:
„O fades Getränke!
O ärmliche Schwenke!“

In ſeine vielverwobnen Gänge
Nimmt jetzt der Wald die Pilger auf,
Da ſtehn ſie plötzlich im Gedränge,
Verworrnes Dickicht hemmt den Lauf;
Sie irren, ſie ſuchen,
Sie zanken und fluchen.

Derweil hat ſich in finſtre Wetter
Die ſchwüle Sonne tief verhüllt,
Schon rauſcht der Regen durch die Blätter,
Es zuckt der Blitz, der Donner brüllt,
Dann kömmt es gefloſſen,
Unendlich ergoſſen.

Bald wird der Forſt zu tauſend Inſeln,
Zahlloſe Ströme brechen vor;
Hier hilft kein Toben, hilft kein Winſeln,
Er muß hindurch, der edle Chor.
O gründliche Taufe!
O köſtliche Trauſe!

Vor Alters wurden Menſchenkinder
Verwandelt oft in Quell und Fluß,
Auch unſre ſieben arme Sünder
Bedroht ein gleicher Götterſchluß.
Sie triefen, ſie ſchwellen,
Als würden ſie Quellen.

So, mehr geſchwommen, als gegangen,
Gelangen ſie zum Wald hinaus;
Doch keine Schenke ſehn ſie prangen,
Sie ſind auf gradem Weg nach Haus;
Schon rieſelt ſo helle
Vom Felſen die Quelle.

Da iſt's, als ob ſie rauſchend ſpreche:
„Willkommen, ſaubre Brüderſchaar!
Ihr habt geſchmähet, thöricht Freche!
Mein Waſſer, das euch labend war.
Nun ſeyd ihr getränket,
Daß ihr daran denket.“

So kam es, daß die ſieben Brüder
Das Waſſer fürchteten hinfort,
Und daß ſie ſchwuren, niemals wieder
Zu nennen das verwünſchte Wort,
In keinerlei Weiſe,
Nicht laut und nicht leiſe.

Junker Rechberger.

Rechberger war ein Junker keck,
Der Kaufleut' und der Wanderer Schreck.
In einer Kirche, verlaſſen,
Da thät er die Nacht verpaſſen.

Und als es war nach Mitternacht,
Da hat er ſich auf den Fang gemacht.
Ein Kaufzug, hat er vernommen,
Wird frühe vorüberkommen.

Sie waren geritten ein kleines Stück,
Da ſprach er: „Reitknecht! reite zurück!
Die Handſchuh hab' ich vergeſſen
Auf der Bahre, da ich geſeſſen."

Der Reitknecht kam zurück ſo bleich:
„Die Handſchuh hole der Teufel Euch!
Es ſitzt ein Geiſt auf der Bahre;
Es ſtarren mir noch die Haare.

Er hat die Handſchuh angethan
Und ſchaut ſie mit feurigen Augen an,
Er ſtreicht ſie wohl auf und nieder;
Es beben mir noch die Glieder."

Da ritt der Junker zurück im Flug,
Er mit dem Geiſte ſich tapfer ſchlug,
Er hat den Geiſt bezwungen,
Seine Handſchuh wieder errungen.

Da ſprach der Geiſt mit wilder Gier:
„Und läßt du ſie nicht zu eigen mir,
So leihe mir auf ein Jährlein
Das ſchmucke, ſchmeidige Pärlein!“

„Ein Jährlein ich ſie dir gerne leih',
So kann ich erproben des Teufels Treu.
Sie werden wohl nicht zerplatzen
An deinen dürren Tatzen.“

Rechberger ſprengte von dannen ſtolz,
Er ſtreifte mit ſeinem Knecht im Holz.
Der Hahn hat ferne gerufen,
Da hören ſie Pferdehufen.

Dem Junker hoch das Herze ſchlug,
Des Weges kam ein ſchwarzer Zug
Vermummter Rittersleute;
Der Junker wich auf die Seite.

Und hinten trabt noch Einer daher,
Ein ledig Räpplein führet er,
Mit Sattel und Zeug ſtaffiret,
Mit ſchwarzer Decke gezieret.

Rechberger ritt heran und frug:
„Sag an! wer ſind die Herren vom Zug?
Sag an, traut lieber Knappe!
Wem gehört der ledige Rappe?"

„Dem treueſten Diener meines Herrn,
Rechberger nennt man ihn nah und fern.
Ein Jährlein, ſo iſt er erſchlagen,
Dann wird das Räpplein ihn tragen."

Der Schwarze ritt den Andern nach,
Der Junker zu ſeinem Knechte ſprach:
„Weh mir! vom Roß ich ſteige,
Es geht mit mir zur Reige.

Iſt dir mein Rößlein nicht zu wild,
Und nicht zu ſchwer mein Degen und Schild:
Nimm's hin dir zum Gewinnſte,
Und brauch es in Gottes Dienſte!"

Rechberger in ein Kloſter ging:
„Herr Abt, ich bin zum Mönche zu ring,
Doch möcht' ich in tiefer Reue
Dem Kloſter dienen als Laie."

„Du biſt geweſen ein Reitersmann,
Ich ſeh' es dir an den Sporen an,
So magſt du der Pferde walten,
Die im Kloſterſtalle wir halten."

Am Tag, da ſelbiges Jahr ſich ſchloß,
Da kaufte der Abt ein ſchwarz wild Roß,
Rechberger ſollt' es zäumen,
Doch es thät ſich ſtellen und bäumen.

Es ſchlug den Junker mitten auf's Herz,
Daß er ſank in bitterem Todesſchmerz.
Es iſt im Walde verſchwunden,
Man hat's nicht wieder gefunden.

Um Mitternacht, an Junkers Grab,
Da ſtieg ein ſchwarzer Reitknecht ab,
Einem Rappen hält er die Stangen,
Reithandſchuh am Sattel hangen.

Rechberger ſtieg aus dem Grab herauf,
Er nahm die Handſchuh vom Sattelknauf,
Er ſchwang ſich in Sattels Mitte,
Der Grabſtein diente zum Tritte.

Dies Lied iſt Junkern zur Lehr' gemacht:
Daß ſie geben auf ihre Handſchuh Acht,
Und daß ſie fein bleiben laſſen,
In der Nacht am Wege zu paſſen.

Graf Eberſtein.

Zu Speier im Saale, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.

Und als er ſie ſchwingt nun im luſtigen Reigen,
Da flüſtert ſie leiſe, ſie kann's nicht verſchweigen:
„Graf Eberſtein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird dein Schlößlein gefährdet ſeyn."

Ei! denket der Graf, Euer kaiſerlich' Gnaden,
So habt Ihr mich darum zum Tanze geladen!
Er ſucht ſein Roß,
Läßt ſeinen Troß
Und jagt nach ſeinem gefährdeten Schloß.

Um Eberſteins Veſte da wimmelt's von Streitern,
Sie ſchleichen im Nebel mit Hacken und Leitern.
Graf Eberſtein
Grüßet ſie fein,
Er wirft ſie vom Wall in die Gräben hinein.

Als nun der Herr Kaiſer am Morgen gekommen,
Da meint er, es ſeye die Burg ſchon genommen.
Doch auf dem Wall
Tanzen mit Schall
Der Graf und ſeine Gewappneten all.

„Herr Kaiſer! beſchleicht ihr ein andermal Schlöſſer,
Thut's Noth, Ihr verſtehet auf's Tanzen Euch beſſer.
Euer Töchterlein
Tanzet ſo fein,
Dem ſoll meine Veſte geöffnet ſeyn.“

Im Schloſſe des Grafen, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.

Und als er ſie ſchwingt nun im bräutlichen Reigen,
Da flüſtert er leiſe, nicht kann er's verſchweigen:
„Schön Jungfräulein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird ein Schlößlein gefährdet ſeyn.“

Schwäbiſche Kunde.

Als Kaiſer Rothbart lobeſam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüſt und leer.
Daſelbſt erhub ſich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutſche Reitersmann
Hat dort den Trunk ſich abgethan.
Den Pferden war's ſo ſchwach im Magen,
Faſt mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und ſtarker Hand,
Deß Rößlein war ſo krank und ſchwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben
Und koſtet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück,
Da ſprengten plötzlich in die Queer
Fünfzig türkiſche Reiter daher,
Die huben an, auf ihn zu ſchießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' ſich nit,
Ging ſeines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ ſich den Schild mit Pfeilen ſpicken
Und thät nur ſpöttlich um ſich blicken,

Bis Einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel ſchwang.
Da wallt dem Deutſchen auch ſein Blut,
Er trifft des Türken Pferd ſo gut,
Er haut ihm ab mit Einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erſt ſein Schwerdt mit Macht,
Er ſchwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten ſieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken herunterſinken.
Da packt die Andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und Jedem iſt's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeſchnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Chriſtenſchaar,
Die auch zurück geblieben war,
Die ſahen nun mit gutem Bedacht
Was Arbeit unſer Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiſer vernommen,
Der ließ den Schwaben vor ſich kommen,
Er ſprach: „Sagt an, mein Ritter werth!
Wer hat Euch ſolche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' ſich nicht zu lang:
„Die Streiche ſind bei uns im Schwang,
Sie ſind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt ſie halt nur Schwabenſtreiche."

Die Rache.

Der Knecht hat erſtochen den edeln Herrn,
Der Knecht wär' ſelber ein Ritter gern.

Er hat ihn erſtochen im dunkeln Hain
Und den Leib verſenket im tiefen Rhein.

Hat angeleget die Rüſtung blank,
Auf des Herren Roß ſich geſchwungen frank.

Und als er ſprengen will über die Brück',
Da ſtutzet das Roß und bäumt ſich zurück.

Und als er die güldnen Sporen ihm gab,
Da ſchleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der ſchwere Panzer ihn niederzwingt.

Das Schwerdt.

Zur Schmiede ging ein junger Held,
Er hatt' ein gutes Schwerdt beſtellt.
Doch als er's wog in freier Hand,
Das Schwerdt er viel zu ſchwer erfand.

Der alte Schmied den Bart ſich ſtreicht:
„Das Schwerdt iſt nicht zu ſchwer noch leicht,
Zu ſchwach iſt Euer Arm, ich mein',
Doch morgen ſoll geholfen ſeyn.“

„Nein, heut! bei aller Ritterſchaft!
Durch meine, nicht durch Feuers Kraft.“
Der Jüngling ſpricht's, ihn Kraft durchdringt,
Das Schwerdt er hoch in Lüften ſchwingt.

Siegfrieds Schwerdt.

Jung Siegfried war ein ſtolzer Knab,
Ging von des Vaters Burg herab.

Wollt' raſten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet' ihm mancher Ritter werth
Mit feſtem Schild und breitem Schwerdt.

Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.

Und als er ging im finſtern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.

Da ſah er Eiſen und Stahl genug,
Ein luſtig Feuer Flammen ſchlug.

„O Meiſter, liebſter Meiſter mein!
Laß du mich deinen Geſellen ſeyn!

Und lehr du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerdter macht!"

Siegfried den Hammer wohl ſchwingen kunnt,
Er ſchlug den Ambos in den Grund.

Er ſchlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eiſen in Stücke ſprang.

Und von der letzten Eiſenſtang'
Macht' er ein Schwerdt, ſo breit und lang.

„Nun hab' ich geſchmiedet ein gutes Schwerdt,
Nun bin ich wie andre Ritter werth.

Nun ſchlag' ich wie ein andrer Held
Die Rieſen und Drachen in Wald und Feld."

Klein Roland.

Frau Berta ſaß in der Felſenkluft,
Sie klagt' ihr bittres Loos.
Klein Roland ſpielt' in freier Luft,
Deß Klage war nicht groß.

„O König Karl, mein Bruder hehr!
O daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr',
Nun zürnſt du ſchrecklich mir.

O Milon, mein Gemahl ſo ſüß!
Die Flut verſchlang mir dich.
Die ich um Liebe Alles ließ,
Nun läßt die Liebe mich.

Klein Roland, du mein theures Kind!
Nun Ehr' und Liebe mir!
Klein Roland, komm herein geſchwind!
Mein Troſt kommt all von dir.

Klein Roland, geh zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speiſ' und Trank,
Und wer dir gibt eine kleine Gab',
Dem wünſche Gottes Dank!“

Der König Karl zur Tafel ſaß
Im goldnen Ritterſaal.
Die Diener liefen ohn' Unterlaß
Mit Schüſſel und Pokal.

Von Flöten, Saitenſpiel, Geſang
Ward jedes Herz erfreut,
Doch reichte nicht der helle Klang
Zu Berta's Einſamkeit.

Und draußen in des Hofes Kreis,
Da ſaßen der Bettler viel,
Die labten ſich an Trank und Speiſ'
Mehr, als am Saitenſpiel.

Der König ſchaut in ihr Gedräng
Wohl durch die offne Thür,
Da drückt ſich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab herfür.

Des Knaben Kleid iſt wunderbar,
Vierfarb zuſammengeſtückt;
Doch weilt er nicht bei der Bettlerſchaar,
Herauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wär's ſein eigen Haus.
Er hebt eine Schüſſel von Tiſches Mitt'
Und trägt ſie ſtumm hinaus.

Der König denkt: „was muß ich ſehn?
Das iſt ein ſondrer Brauch.“
Doch weil er's ruhig läßt geſchehn,
So laſſen's die Andern auch.

Es ſtund nur an eine kleine Weil',
Klein Roland kehrt in den Saal.
Er tritt zum König hin mit Eil'
Und faßt ſeinen Goldpokal.

„Heida! halt an, du kecker Wicht!“
Der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er ſchaut.

Der König erſt gar finſter ſah,
Doch lachen mußt' er bald.
„Du trittſt in die goldne Halle da
Wie in den grünen Wald.

Du nimmſt die Schüſſel von Königs Tiſch
Wie man Aepfel bricht vom Baum;
Du holſt wie aus dem Bronnen friſch
Meines rothen Weines Schaum.“

„Die Bäurin ſchöpft aus dem Bronnen friſch,
Die bricht die Aepfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildbrät und Fiſch,
Ihr rothen Weines Schaum.“

„Iſt deine Mutter ſo edle Dam',
Wie du berühmſt, mein Kind!
So hat ſie wohl ein Schloß luſtſam
Und ſtattlich Hofgeſind?

Sag an! wer iſt denn ihr Truchſeß,
Sag an! wer iſt ihr Schenk?“
„Meine rechte Hand iſt ihr Truchſeß,
Meine linke, die iſt ihr Schenk.“

„Sag an! wer ſind ihre Wächter treu?“
„Meine Augen blau allſtund.“
„Sag an! wer iſt ihr Sänger frei?“
„Der iſt mein rother Mund.“

„Die Dam' hat wackre Diener, traun!
Doch liebt ſie ſondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuſchaun,
Mit Farben mancherlei.“

„Ich hab' bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat.“

„Die Dame hat, nach meinem Sinn,
Den beſten Diener der Welt.
Sie iſt wohl Bettlerkönigin,
Die öffne Tafel hält.

So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe ſeyn.
Wohlauf, drei Damen! auf, drei Herrn!
Führt ſie zu mir herein!“

Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach;
Drei Damen, auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

Es ſtund nur an eine kleine Weil',
Der König ſchaut in die Fern',
Da kehren ſchon zurück mit Eil'
Die Damen und die Herrn.

Der König ruft mit einem Mal:
„Hilf Himmel! ſeh' ich recht?
Ich hab' verſpottet im offnen Saal
Mein eigenes Geſchlecht.

Hilf Himmel! Schweſter Berta, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf Himmel! in meinem Prunkſaal reich
Den Bettelſtab in der Hand!“

Frau Berta fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt ſich plötzlich der alte Grimm,
Er blickt ſie an ſo wild.

Frau Berta ſenkt die Augen ſchnell,
Kein Wort zu reden ſich traut.
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Oehm begrüßt er laut.

Da ſpricht der König in mildem Ton:
„Steh auf, du Schweſter mein!
Um dieſen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen ſeyn.“

Frau Berta hebt ſich freudenvoll:
„Lieb Bruder mein! wohlan!
Klein Roland dir vergelten ſoll,
Was du mir Guts gethan.

Soll werden, ſeinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farb' von manchem Reich
In ſeinem Banner und Schild.

Soll greifen in manches Königs Tiſch
Mit ſeiner freien Hand;
Soll bringen zu Heil und Ehre friſch
Sein ſeufzend Mutterland.“

Roland Schildträger.

Der König Karl ſaß einſt zu Tiſch
Zu Aachen mit den Fürſten,
Man ſtellte Wildbrät auf und Fiſch
Und ließ auch Keinen dürſten.
Viel Goldgeſchirr von klarem Schein,
Manch rothen, grünen Edelſtein
Sah man im Saale leuchten.

Da ſprach Herr Karl, der ſtarke Held:
„Was ſoll der eitle Schimmer?
Das beſte Kleinod dieſer Welt,
Das fehlet uns noch immer.
Dies Kleinod, hell wie Sonnenſchein,
Ein Rieſe trägt's im Schilde ſein,
Tief im Ardennerwalde."

Graf Richard, Erzbiſchof Turpin,
Herr Heimon, Naims von Baiern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern.
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hießen ſatteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Rieſen.

Jung Roland, Sohn des Milon, ſprach:
„Lieb Vater! hört, ich bitte!
Vermeint Ihr mich zu jung und ſchwach,
Daß ich mit Rieſen ſtritte,
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen Euern Speer
Sammt Eurem guten Schilde.“

Die ſechs Genoſſen ritten bald
Vereint nach den Ardennen,
Doch als ſie kamen in den Wald,
Da thäten ſie ſich trennen.
Roland ritt hinter'm Vater her;
Wie wohl ihm war, des Helden Speer,
Des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenſchein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen,
Doch fanden ſie den Rieſen nicht
In Felſen noch Gehegen.
Zur Mittagsſtund' am vierten Tag
Der Herzog Milon ſchlafen lag
In einer Eiche Schatten.

Roland ſah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Stralen in dem Wald
Die Hirſch' und Reh' aufſcheuchten;
Er ſah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Rieſe, groß und wild,
Vom Berge niederſteigend.

Roland gedacht' im Herzen ſein:
„Was iſt das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im beſten Schlaf erwecken?
Es wachet ja ſein gutes Pferd,
Es wacht ſein Speer, ſein Schild und Schwerdt,
Es wacht Roland, der junge.“

Roland das Schwerdt zur Seite band,
Herrn Milons ſtarkes Waffen,
Die Lanze nahm er in die Hand
Und thät den Schild aufraffen.
Herrn Milons Roß beſtieg er dann
Und ritt erſt ſachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

Und als er kam zur Felſenwand,
Da ſprach der Rieſ' mit Lachen:
„Was will doch dieſer kleine Fant
Auf ſolchem Roſſe machen?
Sein Schwerdt iſt zwier ſo lang als er,
Vom Roſſe zieht ihn ſchier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken.“

Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
Dich reuet noch dein Necken.
Hab' ich die Tartſche lang und breit,
Kann ſie mich beſſer decken;
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwerdt,
Muß eins dem andern helfen.“

Der Rieſe mit der Stange ſchlug,
Auslangend in die Weite,
Jung Roland ſchwenkte ſchnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Rieſen ſchwang,
Doch von dem Wunderſchilde ſprang
Auf Roland ſie zurücke.

Jung Roland nahm in großer Haſt
Das Schwerdt in beide Hände,
Der Rieſe nach dem ſeinen faßt',
Er war zu unbehende;
Mit flinkem Hiebe ſchlug Roland
Ihm unter'm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

Dem Rieſen ſchwand der Muth dahin,
Wie ihm der Schild entriſſen,
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
Mußt' er mit Schmerzen miſſen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
Doch Roland in das Knie ihn ſtach,
Daß er zu Boden ſtürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter,
Ein großer Strom von Blute lief
In's tiefe Thal hinunter;
Und aus des Todten Schild' hernach
Roland das lichte Kleinod brach,
Und freute ſich am Glanze.

Dann barg er's unter'm Kleide gut,
Und ging zu einem Quelle,
Da wuſch er ſich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung' Roland,
Dahin, wo er den Vater fand,
Noch ſchlafend bei der Eiche.

Er legt' ſich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe ſelbſt bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgeſprungen:
„Wach auf, wach auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze ſchnell zur Hand,
Daß wir den Rieſen ſuchen!“

Sie ſtiegen auf und eilten ſehr,
Zu ſchweifen in der Wilde,
Roland ritt hinter'm Vater her
Mit deſſen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt'
Wo Roland jüngſt geſtritten hät,
Der Rieſe lag im Blute.

Roland kaum ſeinen Augen glaubt',
Als nicht mehr war zu ſchauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen,
Nicht mehr des Rieſen Schwerdt und Speer,
Auch nicht ſein Schild und Harniſch mehr,
Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

Milon beſah den großen Rumpf:
„Was iſt das für 'ne Leiche?
Man ſieht noch am zerhau'nen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Das iſt der Rieſe! frag' ich mehr?
Verſchlafen hab' ich Sieg und Ehr',
Drum muß ich ewig trauern.“ —

Zu Aachen vor dem Schloſſe ſtund
Der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl geſund?
Sie weilen allzu lange.
Doch ſeh' ich recht, auf Königswort!
So reitet Herzog Heimon dort,
Des Rieſen Haupt am Speere.“

Herr Heimon ritt in trübem Muth,
Und mit geſenktem Spieße
Legt' er das Haupt, beſprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
Und fünfzig Schritte weiter lag
Des Rieſen Rumpf am Boden.“

Bald auch der Erzbiſchof Turpin
Den Rieſenhandſchuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin,
Er zog ſie aus und lachte:
„Das iſt ein ſchön Reliquienſtück,
Ich bring' es aus dem Wald zurück,
Fand es ſchon zugehauen.“

Der Herzog Naims von Baierland
Kam mit des Rieſen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen, ſtark und lange.
Wohl ſchwitz' ich von dem ſchweren Druck;
Hei! bairiſch Bier, ein guter Schluck,
Sollt' mir gar köſtlich munden!"

Graf Richard kam zu Fuß daher,
Ging neben ſeinem Pferde,
Das trug des Rieſen ſchwere Wehr,
Den Harniſch ſammt dem Schwerdte:
„Wer ſuchen will im wilden Tann,
Manch Waffenſtück noch finden kann,
Iſt mir zu viel geweſen."

Der Graf Garin thät ferne ſchon
Den Schild des Rieſen ſchwingen.
„Der hat den Schild, deß iſt die Kron',
Der wird das Kleinod bringen!"
„Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn!
Das Kleinod hätt' ich gar zu gern,
Doch das iſt ausgebrochen."

Zuletzt thät man Herrn Milon ſehn,
Der nach dem Schloſſe lenkte,
Er ließ das Rößlein langſam gehn,
Das Haupt er traurig ſenkte.
Roland ritt hinter'm Vater her
Und trug ihm ſeinen ſtarken Speer
Zuſammt dem feſten Schilde.

Doch wie ſie kamen vor das Schloß
Und zu den Herrn geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
Den Zierath in der Mitten;
Das Rieſenkleinod ſetzt' er ein,
Das gab ſo wunderklaren Schein,
Alswie die liebe Sonne.

Und als nun dieſe helle Glut
Im Schilde Milons brannte,
Da rief der König frohgemuth:
„Heil Milon von Anglante!
Der hat den Rieſen übermannt,
Ihm abgeſchlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entriſſen.“

Herr Milon hatte ſich gewandt,
Sah ſtaunend all die Helle:
„Roland! ſag an, du junger Fant!
Wer gab dir das, Geſelle?“
„Um Gott, Herr Vater! zürnt mir nicht,
Daß ich erſchlug den groben Wicht,
Derweil Ihr eben ſchliefet!“

König Karls Meerfahrt.

Der König Karl fuhr über Meer
Mit ſeinen zwölf Genoſſen,
Zum heil'gen Lande ſteuert' er,
Und ward vom Sturm verſtoßen.

Da ſprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und ſchirmen,
Doch hält mir dieſe Kunſt nicht Stand
Vor Wellen und vor Stürmen.“

Dann ſprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe ſchlagen;
Was hilft mir das, wenn alſo ſtark
Die Wind' und Wellen jagen?“

Herr Oliver war auch nicht froh,
Er ſah auf ſeine Wehre:
„Es iſt mir um mich ſelbſt nicht ſo,
Wie um die Alteklare.“

Dann ſprach der ſchlimme Ganelon,
Er ſprach es nur verſtohlen:
„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' euch der Teufel holen!“

Erzbiſchof Turpin ſeufzte ſehr:
„Wir ſind die Gottesſtreiter;
Komm, liebſter Heiland, über das Meer
Und führ uns gnädig weiter!“

Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geiſter aus der Hölle!
Ich hab' euch manchen Dienſt gethan,
Jetzt helft mir von der Stelle!“

Herr Naimis dieſen Ausſpruch that:
„Schon Vielen rieth ich heuer.
Doch ſüßes Waſſer und guter Rath
Sind oft zu Schiffe theuer.“

Da ſprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen,
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinſt in's Trockne legen.“

Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
Der fing wohl an zu ſingen:
„Ich wollt', ich wär' ein Vögelein,
Wollt' mich zu Liebchen ſchwingen.“

Da ſprach der edle Graf Garein:
„Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trink' viel lieber den rothen Wein,
Als Waſſer in dem Meere.“

Herr Lambert ſprach, ein Jüngling friſch:
„Gott woll' uns nicht vergeſſen!
Aeſſ' lieber ſelbſt 'nen guten Fiſch,
Statt daß mich Fiſche freſſen.“

Da ſprach Herr Gottfried lobeſan:
„Ich laſſ' mir's halt gefallen,
Man richtet mir nicht anders an,
Als meinen Brüdern allen.“

Der König Karl am Steuer ſaß,
Der hat kein Wort geſprochen,
Er lenkt das Schiff mit feſtem Maaß,
Bis ſich der Sturm gebrochen.

Taillefer.

Normannenherzog Wilhelm ſprach einmal:
„Wer ſinget in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer ſinget vom Morgen bis in die ſpäte Nacht,
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?“

„Das iſt der Taillefer, der ſo gerne ſingt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen ſchwingt,
Im Saale, wann er das Feuer ſchüret und facht,
Wann er Abends ſich legt und wann er Morgens erwacht.“

Der Herzog ſprach: „ich hab’ einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht,
Er treibt mein Rad und ſchüret mein Feuer gut,
Und ſinget ſo hell, das höhet mir den Muth.“

Da ſprach der Taillefer: „und wär’ ich frei,
Viel beſſer wollt’ ich dienen und ſingen dabei.
Wie wollt’ ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt’ ich ſingen und klingen mit Schild und mit Schwerdt!“

Nicht lange, ſo ritt der Taillefer in’s Gefild,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwerdt und mit Schild.
Des Herzogs Schweſter ſchaute vom Thurm in’s Feld,
Sie ſprach: „dort reitet, bei Gott! ein ſtattlicher Held.“

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,
Da ſang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie ſprach: „der ſinget, das iſt eine herrliche Luſt!
Es zittert der Thurm und es zittert mein Herz in der Bruſt."

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er ſprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei! — rief er — ich faſſ' und ergreife dich, Engelland!"

Als nun das Normannenheer zum Sturme ſchritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab' ich geſungen und Feuer geſchürt,
Manch Jährlein geſungen und Schwerdt und Lanze gerührt.

Und hab' ich Euch gedient und geſungen zu Dank,
Zuerſt als ein Knecht und dann als ein Ritter frank:
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergönnet mir auf die Feinde den erſten Schlag!"

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwerdt und mit Speer,
Er ſang ſo herrlich, das klang über Haſtingsfeld,
Von Roland ſang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erſcholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze ſchwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth,
Der Taillefer ſang und ſchürte das Feuer gut.

Dann ſprengt' er hinein und führte den erſten Stoß,
Davon ein engliſcher Ritter zur Erde ſchoß,
Dann ſchwang er das Schwerdt und führte den erſten Schlag,
Davon ein engliſcher Ritter am Boden lag.

Normannen ſahen's, die harrten nicht allzu lang,
Sie brachen herein mit Geſchrei und mit Schilderklang.
Hei! ſauſende Pfeile, klirrender Schwerdterſchlag!
Bis Harald fiel und ſein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm ſteckte ſein Banner auf's blutige Feld,
Immitten der Todten ſpannt' er ſein Gezelt,
Da ſaß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland.

„Mein tapfrer Taillefer! komm, trink mir Beſcheid!
Du haſt mir viel geſungen in Lieb und in Leid,
Doch heut im Haſtingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Lebenlang.“

Graf Eberhard der Rauſchebart.

Iſt denn im Schwabenlande verſchollen aller Sang,
Wo einſt ſo hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verſchollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Thaten, der alten Waffen Glanz?

Man liſpelt leichte Liedchen, man ſpitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüſtig Heldenleben längſt auf Beſchwörung lauſcht,
Da trippelt man vorüber und ſchauert, wenn es rauſcht.

Brich denn aus deinem Sarge, ſteig aus dem düſtern Chor
Mit deinem Heldenſohne, du Rauſchebart, hervor!*)
Du ſchlugſt dich unverwüſtlich noch greiſe Jahr' entlang,
Brich auch durch unſre Zeiten mit hellem Schwerdtesklang!

1. Der Ueberfall im Wildbad.

In ſchönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn,
Die Wälder luſtig grünen, die Gärten blühend ſtehn,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von ſtolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauſchebart.

---

*) Graf Eberhard von Würtemberg, genannt der Greiner, auch der Rauſchebart, († 1392.) und deſſen Sohn Ulrich († 1388.) ſind im Chor der Stiftskirche zu Stuttgart beigeſetzt.

Mit wenig Edelknechten zieht er in's Land hinaus,
Er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht geht's auf blut'gen Strauß,
In's Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entſpringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greiſe wieder jüngt.

Zu Hirſchau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein
Und trinkt bei Orgelſchalle den kühlen Kloſterwein.
Dann gehts durch Tannenwälder in's grüne Thal geſprengt,
Wo durch ihr Felſenbette die Enz ſich rauſchend drängt.

Zu Wildbad an dem Markte, da ſteht ein ſtattlich Haus,
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus,
Dort ſteigt der Graf vom Roſſe, dort hält er gute Raſt,
Den Quell beſucht er täglich, der ritterliche Gaſt.

Wann er ſich dann entkleidet und wenig ausgeruht
Und ſein Gebet geſprochen, ſo ſteigt er in die Flut;
Er ſetzt ſich ſtets zur Stelle, wo aus dem Felſenſpalt
Am heißeſten und vollſten der edle Sprudel wallt.

Ein angeſchoßner Eber, der ſich die Wunde wuſch,
Verrieth voreinſt den Jägern den Quell in Kluft und Buſch,
Nun iſt's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waſchen und zu ſtrecken den narbenvollen Leib.

Da kömmt einsmals geſprungen ſein jüngſter Edelknab':
„Herr Graf! es zieht ein Haufe das obre Thal herab.
Sie tragen ſchwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein roth von Golde und einen Eber wild.“

„Mein Sohn! das ſind die Schlegler, die ſchlagen kräftig drein, —
Gib mir den Leibrock, Junge! — das iſt der Eberſtein,
Ich kenne wohl den Eber, er hat ſo grimmen Zorn,
Ich kenne wohl die Roſe, ſie führt ſo ſcharfen Dorn.“

Da kömmt ein armer Hirte in athemloſem Lauf:
„Herr Graf! es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf.
Der Hauptmann führt drei Beile, ſein Rüſtzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's, wie Wetterleuchten, noch in den Augen beißt.“

„Das iſt der Wunnenſteiner, der gleißend' Wolf genannt, —
Gib mir den Mantel, Knabe! — der Glanz iſt mir bekannt,
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut, —
Bind mir das Schwerdt zur Seite! — der Wolf, der lechzt nach Blut.

Ein Mägdlein mag man ſchrecken, das ſich im Bade ſchmiegt,
Das iſt ein luſtig Necken, das Niemand Schaden fügt,
Wird aber überfallen ein alter Kriegesheld,
Dann gilt's, wenn nicht ſein Leben, doch ſchweres Löſegeld.“

Da ſpricht der arme Hirte: „deß mag noch werden Rath,
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Menſch betrat,
Kein Roß mag ſie erſteigen, nur Geiſſen klettern dort,
Wollt Ihr ſogleich mir folgen, ich bring' Euch ſicher fort.“

Sie klimmen durch das Dickicht den ſteilſten Berg hinan,
Mit ſeinem guten Schwerdte haut oft der Graf ſich Bahn.
Wie herb das Fliehen ſchmecke, noch hatt' er's nie vermerkt,
Viel lieber möcht' er fechten, das Bad hat ihn geſtärkt.

In heißer Mittagsſtunde bergunter und bergauf!
Schon muß der Graf ſich lehnen auf ſeines Schwerdtes Knauf.
Darob erbarmt's den Hirten des alten, hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rücken: „ich thu's von Herzen gern.“

Da denkt der alte Greiner: „es thut doch wahrlich gut,
So ſänftlich ſeyn getragen von einem treuen Blut;
In Fährden und in Nöthen zeigt erſt das Volk ſich ächt,
Drum ſoll man nie zertreten ſein altes, gutes Recht.“

Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart ſitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnißmal,
Er gibt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
Auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

Dann ſchickt er tücht'ge Maurer in's Wildbad alſofort,
Die ſollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künft'gen Sommern ſich jeder greiſe Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

2. Die drei Könige zu Heimſen.

Drei Könige zu Heimſen, wer hätt' es je gedacht!
Mit Rittern und mit Roſſen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es ſind die hohen Häupter der Schlegelbrüderſchaft,
Sich Könige zu nennen, das gibt der Sache Kraft.

Da thronen ſie beiſammen und halten eifrig Rath,
Bedenken und beſprechen gewalt'ge Waffenthat:
Wie man den ſtolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt
Und, beſſer als im Bade, ihm jeden Schlich verſtellt.

Wie man ihn dann verwahret und ſeine Burgen bricht,
Bis er von allem Zwange die Edeln ledig ſpricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! dann, Lehndienſt, gute Nacht!
Dann iſt's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

Schon ſank die Nacht hernieder, die Kön'ge ſind zur Ruh,
Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu,
Da ſchallt mit ſcharfem Stoße das Wächterhorn vom Thurm,
Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! das Horn verkündet Sturm.

In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer
Und zieht von allen Seiten ſich um das Städtlein her;
Verhaltne Männerſtimmen, verworrner Gang und Drang,
Hufſchlag und Roſſesſchnauben und dumpfer Waffenklang!

Und als das Frühroth leuchtet und als der Nebel ſinkt,
Hei! wie es da von Speeren, von Morgenſternen blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern ſtehn um den Ort geſchaart,
Und mitten hält zu Roſſe der alte Rauſchebart.

Die Schlegler möchten ſchirmen das Städtlein und das Schloß,
Sie werfen von den Thürmen mit Steinen und Geſchoß.
„Nur ſachte! — ruft der Greiner — euch wird das Bad geheizt,
Ausdampfen ſoll's und qualmen, daß euch's die Augen beizt!“

Rings um die alten Mauern iſt Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geſchichtet und wohl mit Theer beträuft,
Drein ſchießt man glüh'nde Pfeile, wie raſchelt's da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kränze, wie flackert's lichterloh!

Und noch von allen Enden wird Vorrath zugeführt,
Von all den rüſt'gen Bauern wird emſig nachgeſchürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und ſchweift,
Und ſchon mit luſt'gem Praſſeln der Thürme Dach ergreift.

Ein Thor iſt frei gelaſſen, ſo hat's der Graf beliebt,
Dort hört man wie der Riegel ſich leiſe, loſe ſchiebt.
Dort ſtürzen wohl, verzweifelnd, die Schlegler jetzt heraus?
Nein! friedlich zieht's herüber, alswie in's Gotteshaus.

Voran drei Schlegelkön'ge, zu Fuß, demüthiglich,
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unter ſich;
Dann viele Herrn und Knechte, gemachſam, Mann für Mann,
Daß man ſie alle zählen und wohl betrachten kann.

„Willkomm! — ſo ruft der Greiner — willkomm in meiner Haft!
Ich traf euch gut beiſammen, geehrte Brüderſchaft!
So konnt' ich wieder dienen für den Beſuch im Bad;
Nur Einen miſſ' ich, Freunde! den Wunnenſtein, 's iſt Schad'!“

Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,
Lehnt dort an ſeinem Spieße, nimmt Alles wohl in Acht:
„Drei Könige zu Heimſen, — ſo ſchmollt es — das iſt viel!
Erwiſcht man noch den vierten, ſo iſt's ein Kartenſpiel.“

3. Die Schlacht bei Reutlingen.

Zu Achalm auf dem Felſen, da hauſt manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit ſeiner Ritterſchaar;
Wild rauſchen ihre Flüge um Reutlingen die Stadt,
Bald ſcheint ſie zu erliegen, vom heißen Drange matt.“

Doch plötzlich einſt erheben die Städter ſich zu Nacht,
In's Urachthal hinüber ſind ſie mit großer Macht,
Bald ſteigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig roth,
Die Herden weggetrieben, die Hirten liegen todt.

Herr Ulrich hat's vernommen, er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt ſoll kommen kein Huf und auch kein Horn!“
Da ſputen ſich die Ritter, ſie wappnen ſich in Stahl,
Sie heiſchen ihre Roſſe, ſie reiten ſtracks zuthal.

Ein Kirchlein ſtehet drunten, Sankt Leonhard geweiht,
Dabei ein grüner Anger, der ſcheint bequem zum Streit.
Sie ſpringen von den Pferden, ſie ziehen ſtolze Reihn,
Die langen Spieße ſtarren, wohlauf! wer wagt ſich drein?

Schon ziehn vom Urachthale die Städter fern herbei,
Man hört der Männer Jauchzen, der Herden wild Geſchrei,
Man ſieht ſie fürder ſchreiten, ein wohlgerüſtet Heer;
Wie flattern ſtolz die Banner! wie blitzen Schwerdt und Speer!

Nun ſchließ dich feſt zuſammen, du ritterliche Schaar!
Wohl haſt du nicht geahnet ſo dräuende Gefahr.
Die übermächt'gen Rotten, ſie ſtürmen an mit Schwall,
Die Ritter ſtehn und ſtarren wie Fels und Mauerwall.

Zu Reutlingen am Zwinger, da iſt ein altes Thor,
Längſt wob mit dichten Ranken der Epheu ſich davor,
Man hat es ſchier vergeſſen, nun kracht's mit einmal auf,
Und aus dem Zwinger ſtürzet, gedrängt, ein Bürgerhauf'.

Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauſer Wuth,
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber ſo meiſterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber ſo purpurroth gefärbt!

Heut nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
Heut ſprützt das Blut wie Regen, der Anger blühet roth.
Stets drängender umſchloſſen und wüthender beſtürmt,
Iſt rings von Bruderleichen die Ritterſchaar umthürmt.

Das Fähnlein iſt verloren, Herr Ulrich blutet ſtark,
Die noch am Leben blieben, ſind müde bis in's Mark.
Da haſchen ſie nach Roſſen und ſchwingen ſich darauf,
Sie hauen durch, ſie kommen zur feſten Burg hinauf.

„Ach Allm—“ ſtöhnt' einſt ein Ritter, ihn traf des Mörders Stoß —
Allmächt'ger! wollt' er rufen — man hieß davon das Schloß.
Herr Ulrich ſinkt vom Sattel, halbtodt, voll Blut und Qualm,
Hätt' nicht das Schloß den Namen, man hieß' es jetzt: Achalm.

Wohl kömmt am andern Morgen zu Reutlingen an's Thor
Manch trauervoller Knappe, der ſeinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathhaus liegen die Todten all gereiht,
Man führt dahin die Knechte mit ſicherem Geleit.

Dort liegen mehr denn ſechszig, ſo blutig und ſo bleich,
Nicht jeder Knapp' erkennet den todten Herrn ſogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
Gewaſchen und gekleidet in weiſſes Grabgewand.

Auf Bahren und auf Wagen getragen und geführt,
Mit Eichenlaub bekränzet, wie's Helden wohl gebührt,
So geht es nach dem Thore, die alte Stadt entlang,
Dumpf tönet von den Thürmen der Todtenglocken Klang.

Götz Weiſſenheim eröffnet den langen Leichenzug,
Er war es, der im Streite des Grafen Banner trug,
Er hatt' es nicht gelaſſen, bis er erſchlagen war,
Drum mag er würdig führen auch noch die todte Schaar.

Drei edle Grafen folgen, bewährt in Schildesamt,
Von Tubingen, von Zollern, von Schwarzenberg entſtammt.
O Zollern! deine Leiche umſchwebt ein lichter Kranz:
Sahſt du vielleicht noch ſterbend dein Haus im künft'gen Glanz?

Von Sachſenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn,
Die liegen ſtill beiſammen in Lilien und in Mohn,
Auf ihrer Stammburg wandelt von Alters her ein Geiſt,
Der längſt mit Klaggebärden auf ſchweres Unheil weiſt.

Einſt war ein Herr von Luſtnau vom Scheintod auferwacht,
Er kehrt' im Leichentuche zu ſeiner Frau bei Nacht,
Davon man ſein Geſchlechte die Todten hieß zum Scherz,
Hier bringt man ihrer einen, den traf der Tod in's Herz.

Das Lied, es folgt nicht weiter, des Jammers iſt genug,
Will Jemand Alle wiſſen, die man von dannen trug:
Dort auf den Rathhausfenſtern, in Farben bunt und klar,
Stellt jeden Ritters Name und Wappenſchild ſich dar.

Als nun von ſeinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
Da reitet er nach Stuttgart, er hat nicht ſehr geeilt;
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl,
Ein froſtiger Willkommen! kein Wort ertönt im Saal.

Dem Vater gegenüber ſitzt Ulrich an den Tiſch,
Er ſchlägt die Augen nieder, man bringt ihm Wein und Fiſch;
Da faßt der Greis ein Meſſer, und ſpricht kein Wort dabei,
Und ſchneidet zwiſchen Beiden das Tafeltuch entzwei.

4. Die Döffinger Schlacht.

Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es ſtill zu ſeyn,
Man hört nur leiſes Beten bei Kreuz und Leichenſtein;
Zu Döffingen war's anders, dort ſcholl den ganzen Tag
Der feſte Kirchhof wieder von Kampfruf, Stoß und Schlag.

Die Städter ſind gekommen, der Bauer hat ſein Gut
Zum feſten Ort geflüchtet und hält's in tapfrer Hut;
Mit Spieß und Karſt und Senſe treibt er den Angriff ab,
Wer todt zu Boden ſinket, hat hier nicht weit in's Grab.

Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Noth,
Schon kömmt er angezogen mit ſtarkem Aufgebot,
Schon iſt um ihn verſammelt der beſten Ritter Kern,
Vom edeln Löwenbunde die Grafen und die Herrn.

Da kömmt ein reiſ'ger Bote vom Wolf von Wunnenſtein:
„Mein Herr mit ſeinem Banner will Euch zu Dienſte ſeyn.“
Der ſtolze Graf entgegnet: „ich hab' ſein nicht begehrt,
Er hat umſonſt die Münze, die ich ihm einſt verehrt.“

Bald ſieht Herr Ulrich drüben der Städte Schaaren ſtehn,
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn,
Da brennt ihn ſeine Narbe, da gähret der alte Groll:
„Ich weiß, ihr Uebermüth'gen, wovon der Kamm euch ſchwoll."

Er ſprengt zu ſeinem Vater: „heut zahl' ich alte Schuld,
Will's Gott, erwerb' ich wieder die väterliche Huld!
Nicht darf ich mit dir ſpeiſen auf *einem* Tuch, du Held!
Doch darf ich mit dir ſchlagen auf *einem* blut'gen Feld."

Sie ſteigen von den Gaulen, die Herrn vom Löwenbund,
Sie ſtürzen auf die Feinde, thun ſich als Löwen kund.
Hei! wie der Löwe Ulrich ſo grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen, er hat ſein Wort verbürgt.

Wen trägt man aus dem Kampfe, dort auf den Eichenſtumpf?
„Gott ſey mir Sünder gnädig!" — er ſtöhnt's, er röchelt's dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerſpällt!
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwerdt gefällt!

Da ruft der alte Recke, den nichts erſchüttern kann:
„Erſchreckt nicht! der gefallen, iſt wie ein andrer Mann.
Schlagt drein! die Feinde fliehen!" — er ruft's mit Donnerlaut;
Wie rauſcht ſein Bart im Winde! hei! wie der Eber haut!

Die Städter han vernommen das ſeltſam liſt'ge Wort.
„Wer flieht?" ſo fragen Alle, ſchon wankt es hier und dort.
Das Wort hat ſie ergriffen gleich einem Zauberlied,
Der Graf und ſeine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

Was gleißt und glänzt da droben, und zuckt wie Wetterſchein?
Das iſt mit ſeinen Reitern der Wolf von Wunnenſtein.
Er wirft ſich auf die Städter, er ſprengt ſich weite Bucht,
Da iſt der Sieg entſchieden, der Feind in wilder Flucht.

Im Erntemond geſchah es, bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edeln Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch ſo mancher Schnitter die Arme ſinken läßt!
Wohl halten dieſe Ritter ein blutig Sichelfeſt.

Noch lange traf der Bauer, der hinter'm Pfluge ging,
Auf roſt'ge Degenklinge, Speereiſen, Panzerring,
Und als man eine Linde zerſägt und niederſtreckt,
Zeigt ſich darin ein Harniſch und ein Geripp verſteckt.

Als nun die Schlacht geſchlagen und Sieg geblaſen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„Hab Dank, du tapfrer Degen, und reit mit mir nach Haus!
Daß wir uns gütlich pflegen nach dieſem harten Strauß.“

„Hei! — ſpricht der Wolf mit Lachen — gefiel Euch dieſer Schwank?
Ich ſtritt aus Haß der Städte und nicht um Euren Dank.
Gut' Nacht und Glück zur Reiſe! es ſteht im alten Recht.“
Er ſpricht's und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
Bei ſeines Ulrichs Leiche, des einz'gen Sohns, verbracht.
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet ſein Geſicht,
Ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht.

Des Morgens mit dem Frühſten ſteigt Eberhard zu Roß,
Gen Stuttgart fährt er wieder mit ſeinem reiſ'gen Troß,
Da kömmt des Wegs gelaufen der Zuffenhauſer Hirt';
„Dem Mann iſt's trüb zu Muthe, was der uns bringen wird?“

„Ich bring' Euch böſe Kunde, nächt iſt in unſerm Trieb
Der gleißend' Wolf gefallen, er nahm ſoviel ihm lieb.“
Da lacht der alte Greiner in ſeinen grauen Bart:
„Das Wölflein holt ſich Kochfleiſch, das iſt des Wölfleins Art.“

Sie reiten rüſtig fürder, ſie ſehn aus grünem Thal
Das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenſtral.
Da kömmt deß Wegs geritten ein ſchmucker Edelknecht;
„Der Knab' will mich bedünken, als ob er Gutes brächt'.“

„Ich bring' Euch frohe Mähre: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein, hold und fein.“
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn ſei Dank und Preis!“

Jungfrau Sieglinde.

Das war Jungfrau Sieglinde,
Die wollte früh aufſtehn,
Mit ihrem Hofgeſinde
Zum Frauenmunſter gehn.
Sie ging in Gold und Seide,
Mit Blumen und Geſchmeide,
Das ward zu großem Leide.

Es ſtehn drei Lindenbäume
Wohl vor der Kirchenpfort';
Da ſaß der edle Heime,
Der ſprach viel leiſe Wort':
„Was Gold, was Edelſteine!
Hätt' ich der Blumen eine
Aus deinem Kranz, du Feine!"

So ſprach der Jüngling leiſe,
Da trieb der Wind ſein Spiel,
Daß aus der Blumen Kreiſe
Die ſchönſte Roſe fiel.
Herr Heime thät ſich bücken,
Die Roſe wegzupflücken,
Damit wollt' er ſich ſchmücken.

Da war ein alter Ritter
In Siegelindens Chor,
Dem war es leid und bitter,
Gar zornig trat er vor:
„Muß ich dich Hofzucht lehren?
Darfſt du vom Kranz der Ehren
Ein Läublein nur begehren?“

O weh dem Garten immer,
Der ſolche Roſen bracht'!
O Heil den Linden nimmer,
Wo ſolcher Streit erwacht!
Wie klangen da die Degen,
Bis unter wilden Schlägen
Der Jüngling todt erlegen!

Sieglinde beugt' ſich nieder
Und nahm die Roſ' empor,
Steckt' in den Kranz ſie wieder,
Und ging zur Kirche vor.
Sie ging in Gold und Seide,
Mit Blumen und Geſchmeide,
Wer thät ihr was zu Leide?

Vor Sankt Mariens Bilde
Nahm ſie herab die Kron':
„Nimm du ſie, Reine, Milde!
Kein Blümlein kam davon.
Der Welt will ich entſagen,
Den heil'gen Schleier tragen
Und um die Todten klagen.“

Der Königsſohn.

1.

Der alte, graue König ſitzt
Auf ſeiner Väter Throne,
Sein Mantel glänzt wie Abendroth,
Wie ſinkende Sonn' die Krone.

„Mein erſter und mein zweiter Sohn!
Euch theil' ich meine Lande.
Mein dritter Sohn, mein liebſtes Kind!
Was laſſ' ich dir zum Pfande?“

„Gib mir von allen Schätzen nur
Die alte, roſtige Krone!
Gib mir drei Schiffe! ſo fahr' ich hin,
Und ſuche nach einem Throne.“

2.

Der Jüngling ſteht auf dem Verdeck,
Sieht ſeine Schiffe fahren,
Die Sonne ſtralt, es ſpielt die Luft
Mit ſeinen goldnen Haaren.

Das Ruder ſchallt, das Segel ſchwillt,
Die bunten Wimpel fliegen,
Meerfrauen mit Geſang und Spiel
Sich um die Kiele wiegen.

Er ſpricht: „Das iſt mein Königreich,
Das frei und luſtig ſtreifet,
Das um die träge Erde her
Auf blauen Fluten ſchweifet.“

Da ziehen finſtre Wolken auf
Mit Sturm und mit Gewitter.
Die Blitze zucken aus der Nacht,
Die Maſte ſpringen in Splitter.

Und Wogen ſtürzen auf das Schiff,
So wilde, Bergen gleiche;
Verſchlungen iſt der Königsſohn
Sammt ſeinem luſt'gen Reiche.

3.

Fiſcher.

Verſunken, wehe, Maſt und Kiel!
Der Schiffer Ruf verſchollen!
Doch ſieh! wer ſchwimmet dort herbei,
Um den die Wogen rollen?

Er ſchlägt mit ſtarkem Arm die Flut
Und fürchtet die Wellen wenig,
Trägt doch das Haupt mit goldner Kron',
Er dünkt mir wohl ein König.

Jüngling.

Ein Königsſohn, mir aber iſt
Die Heimath längſt verloren.
Erſt hat die ſchwache Mutter mich,
Die irdiſche, geboren.

Doch nun gebar die zweite Mutter,
Das ſtarke Meer, mich wieder.
In Rieſenarmen wiegte ſie
Mich ſelbſt und meine Brüder.

Die Andern all ertrugen's nicht,
Mich brachte ſie hier zum Strande.
Zum Reiche wohl erkor ſie mir
All dieſe weiten Lande.

4.

Fiſcher.

Was ſpäheſt du nach der Angel
Vom Morgen bis zur Nacht,
Und haſt mit aller Mühe doch
Kein Fiſchlein aufgebracht?

Jüngling.

Ich angle nicht nach Fiſchen,
Ich ſah in Meeresſchacht,
Wohl jeder Angel allzu tief,
Viel königliche Pracht.

5.

Wie ſchreitet königlich der Leu!
Schüttelt die Mähn' in die Lüfte.
Er ruft ſein Machtgebot
Durch Wälder und Klüfte.

Doch werd' ich ihn ſtürzen
Mit dem Speer in ſtarker Hand,
Um die Schultern mir ſchürzen
Sein Goldgewand.

Der Aar, ein König, ſchwebet auf,
Er rauſchet in Wonne,
Will langen ſich zur Kron' herab
Die goldene Sonne.

Doch in den Wolken hoch
Soll ihn fahen und ſpießen
Mein geflügelter Pfeil,
Daß er mir ſinke zu Füßen.

6.

Im Walde läuft ein wildes Pferd,
Hat nie den Zaum gelitten,
Goldfalb, mit langer, dichter Mähn',
Schlägt Funken bei allen Tritten.

Der Königsſohn, er fängt es ein,
Hat ſich hinauf geſchwungen,
Es bläht die Bruſt und ſchwingt den Schweif,
Kömmt wiehernd hergeſprungen.

Und Alle horchen ſtaunend auf,
Die in den Thälern hauſen.
Sie hören's vom Gebirge her
Wie Sturm und Donner brauſen.

Da ſprengt herab der Königsſohn,
Umwallt vom Fell des Leuen,
Des wilden Roſſes Mähne fleugt,
Die Hufe Feuer ſtreuen.

Da drängt ſich alles Volk herzu
Mit Jubel und Geſange:
„Heil uns! er iſt's, der König iſt's,
Den wir erharrt ſo lange!“

7.

Es ſteht ein hoher, ſchroffer Fels,
Darum die Adler fliegen,
Doch wagt ſich keiner drauf herab,
Den Drachen ſehen ſie liegen.

In alten Mauern liegt er dort,
Mit ſeinem goldnen Kamme,
Er raſſelt mit der Schuppenhaut,
Er hauchet Dampf und Flamme.

Der Jüngling, ohne Schwerdt und Schild,
Iſt keck hinaufgedrungen,
Die Arme wirft er um die Schlang'
Und hält ſie feſt umrungen.

Er küßt ſie dreimal in den Schlund,
Da muß der Zauber weichen,
Er hält im Arm ein holdes Weib,
Das ſchönſt' in allen Reichen.

Die herrliche, gekrönte Braut
Hat er am Herzen liegen,
Und aus den alten Trümmern iſt
Ein Königsſchloß geſtiegen.

8.

Der König und die Königin,
Sie ſtehen auf dem Throne,
Da glüht der Thron wie Morgenroth,
Wie ſteigende Sonn' die Krone.

Viel ſtolze Ritter ſtehn umher,
Die Schwerdter in den Händen,
Sie können ihre Augen nicht
Vom lichten Throne wenden.

Ein alter blinder Sänger ſteht
An ſeine Harf' gelehnet,
Er fühlet, daß die Zeit erſchien,
Die er ſo lang erſehnet.

Und plötzlich ſpringt vom hohen Glanz
Der Augen finſtre Hülle.
Er ſchaut hinauf und wird nicht ſatt
Der Herrlichkeit und Fülle.

Er greifet in ſein Saitenſpiel,
Das iſt gar hell erklungen,
Er hat in Licht und Seligkeit
Sein Schwanenlied geſungen.

Des Sängers Fluch.

Es ſtand in alten Zeiten ein Schloß, ſo hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin ſprangen friſche Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort ſaß ein ſtolzer König, an Land und Siegen reich,
Er ſaß auf ſeinem Throne ſo finſter und ſo bleich;
Denn was er ſinnt, iſt Schrecken, und was er blickt, iſt Wuth,
Und was er ſpricht, iſt Geißel, und was er ſchreibt, iſt Blut.

Einſt zog nach dieſem Schloſſe ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der ſaß auf ſchmuckem Roß,
Es ſchritt ihm friſch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte ſprach zum Jungen: „nun ſey bereit, mein Sohn!
Denk unſrer tiefſten Lieder, ſtimm an den vollſten Ton,
Nimm alle Kraft zuſammen, die Luſt und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs ſteinern Herz.“

Schon ſtehn die beiden Sänger im hohen Säulenſaal
Und auf dem Throne ſitzen der König und ſein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtſchein,
Die Königin, ſüß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da ſchlug der Greis die Saiten, er ſchlug ſie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre ſchwoll,
Dann ſtrömte himmliſch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwiſchen, wie dumpfer Geiſterchor.

Sie ſingen von Lenz und Liebe, von ſel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
Sie ſingen von allem Süßen, was Menſchenbruſt durchbebt,
Sie ſingen von allem Hohen, was Menſchenherz erhebt.

Die Höflingsſchaar im Kreiſe verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, ſie beugen ſich vor Gott,
Die Königin, zerfloſſen in Wehmuth und in Luſt,
Sie wirft den Sängern nieder die Roſe von ihrer Bruſt.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König ſchreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft ſein Schwerdt, das blitzend des Jünglings Bruſt durchdringt,
Draus, ſtatt der goldnen Lieder, ein Blutſtral hochauf ſpringt.

Und wie vom Sturm zerſtoben iſt all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in ſeines Meiſters Arm,
Der ſchlägt um ihn den Mantel und ſetzt ihn auf das Roß,
Er bindt ihn aufrecht feſte, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er ſeine Harfe, ſie aller Harfen Preis,
An einer Marmorſäule, da hat er ſie zerſchellt,
Dann ruft er, daß es ſchaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr ſtolzen Hallen! nie töne ſüßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Geſang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen, und ſcheuer Sklavenſchritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeiſt zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieſes Todten entſtelltes Angeſicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell verſiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen verſteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umſonſt ſey all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name ſey vergeſſen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sey, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!“

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen ſind zerſtört,
Noch Eine hohe Säule zeugt von verſchwundner Pracht,
Auch dieſe, ſchon geborſten, kann ſtürzen über Nacht.

Und rings, ſtatt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verſtreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Verſunken und vergeſſen! das iſt des Sängers Fluch.

Die verlorene Kirche.

Man höret oft im fernen Wald
Von obenher ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche ſoll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einſt war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn Keiner mehr zu finden.

Jüngſt ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betretner Steig ſich dehnet,
Aus der Verderbniß dieſer Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingeſehnet.
Wo in der Wildniß Alles ſchwieg,
Vernahm ich das Geläute wieder,
Je höher meine Sehnſucht ſtieg,
Je näher, voller klang es nieder.

Mein Geiſt war ſo in ſich gekehrt,
Mein Sinn vom Klange hingenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich ſo hoch hinauf gekommen.
Mir ſchien es mehr denn hundert Jahr',
Daß ich ſo hingeträumet hätte:
Als über Nebeln, ſonneklar,
Sich öffnet' eine freie Stätte.

Der Himmel war ſo dunkelblau,
Die Sonne war ſo voll und glühend,
Und eines Münſters ſtolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken ihn,
Gleich Fittigen, emporzuheben,
Und ſeines Thurmes Spitze ſchien
Im ſel'gen Himmel zu verſchweben.

Der Glocke wonnevoller Klang
Ertönte ſchütternd in dem Thurme,
Doch zog nicht Menſchenhand den Strang,
Sie ward bewegt von heil'gem Sturme.
Mir war's, derſelbe Sturm und Strom
Hätt' an mein klopfend Herz geſchlagen,
So trat ich in den hohen Dom
Mit ſchwankem Schritt und freud'gem Zagen.

Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten ſchildern.
Die Fenſter glühten dunkelklar
Mit aller Märtrer frommen Bildern;
Dann ſah ich, wunderſam erhellt,
Das Bild zum Leben ſich erweitern,
Ich ſah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesſtreitern.

Ich kniete nieder am Altar,
Von Lieb' und Andacht ganz durchſtralet.
Hoch oben an der Decke war
Des Himmels Glorie gemalet;
Doch als ich wieder ſah empor,
Da war geſprengt der Kuppel Bogen,
Geöffnet war des Himmels Thor
Und jede Hülle weggezogen.

Was ich für Herrlichkeit geſchaut
Mit ſtill anbetendem Erſtaunen,
Was ich gehört für ſel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Poſaunen:
Das ſteht nicht in der Worte Macht,
Doch wer darnach ſich treulich ſehnet,
Der nehme des Geläutes Acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!

Mährchen.

Ihr habt gehört die Kunde
Vom Fräulein, welches tief
In eines Waldes Grunde
Manch hundert Jahre ſchlief.
Den Namen der Wunderbaren
Vernahmt ihr aber nie,
Ich hab' ihn jüngſt erfahren:
Die deutſche Poeſie.

Zwo mächt'ge Feen nahten
Dem ſchönen Fürſtenkind,
An ſeine Wiege traten
Sie mit dem Angebind.
Die Erſte ſprach bebende:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir frühes Ende
Von einer Spindel Stich."

Die Andre ſprach dagegen:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir meinen Segen,
Der heilt den Todesſtich;
Der wird dich ſo bewahren,
Daß ſüßer Schlaf dich deckt,
Bis nach vierhundert Jahren
Ein Königsſohn dich weckt."

Da ward in's Reich erlaſſen
Ein feierlich Gebot,
Verkündet in allen Straßen,
Der Tod darauf gedroht:
Wo Jemand Spindeln hätte,
Die ſollte man liefern ein,
Und ſie an offner Stätte
Verbrennen insgemein.

Nicht nach gewohnter Sitte
Erzog man dieſes Kind
In dumpfer Kammern Mitte,
Noch ſonſt wo Spindeln ſind;
Nein, in den Roſengärten,
In Wäldern, friſch und kühl,
Mit luſtigen Gefährten,
Bei freiem, kühnem Spiel.

Und als es kam zu Jahren,
Ward es die ſchönſte Frau,
Mit langen, goldnen Haaren,
Mit Augen dunkelblau;
In Gang, Gebärde züchtig,
In Reden treu und ſchlicht,
In aller Arbeit tüchtig,
Nur mit der Spindel nicht.

Viel ſtolze Ritter gingen
Der Holden Dienſte nach,
Heinrich von Oſterdingen,
Wolfram von Eſchenbach,
Sie gingen in Stahl und Eiſen,
Goldharfen in der Hand;
Die Fürſtin war zu preiſen,
Die ſolche Diener fand.

Mit Degen und mit Speere
Waren ſie ſtets bereit,
Den Frauen gaben ſie Ehre,
Und ſangen widerſtreit.
Sie ſangen von Gottesminne,
Von kühner Helden Muth,
Von lindem Liebesſinne,
Von ſüßer Maienbluth.

Von alter Städte Mauern
Der Wiederhall erklang,
Die Bürger und die Bauern
Erhuben friſchen Sang.
Der Senne hat geſungen,
Der über den Wolken wacht,
Ein Lied iſt aufgeklungen
Tief aus des Bergmanns Schacht.

In einer Mainacht blinkten
Die Sterne wunderſchön,
Der Fürſtin war, als winkten
Sie ihr zu Thurmes Höhn.
Sie ſtieg hinauf zum Dache,
Die Zarte ganz allein,
Da fiel aus einem Gemache
Ein trüber Lampenſchein.

Ein Weiblein, grau von Haaren,
Dort an dem Rocken ſpann,
Sie hatte wohl nichts erfahren
Vom ſtrengen Spindelbann.
Die Fürſtin, die noch nimmer
Geſehen ſolche Kunſt,
Sie trat in Weibleins Zimmer:
„Wer biſt du, mit Vergunſt?“

„Man nennt mich, ſchönes Liebchen!
Die Stubenpoeſie;
Denn aus dem trauten Stübchen
Verirrt' ich mich noch nie.
Ich ſitz' am lieben Platze
Beim Rocken, wandellos,
Meine alte, blinde Katze,
Die ſpinnt auf meinem Schooß.

Lange lange Lehrgedichte,
Die ſpinn' ich recht mit Fleiß,
Flächſene Heldengedichte,
Die haſpl' ich ſchnellerweiſ'.
Mein Kater maut Tragödie,
Mein Rad hat lyriſchen Schwung,
Meine Spindel ſpielt Komödie
Mit Tanzbeluſtigung.“

Die Fürſtin thät erbleichen,
Als man von Spindeln ſprach,
Sie wollte flugs entweichen,
Die Spindel ſprang ihr nach;
Und an der morſchen Schwelle,
Da fiel das Fräulein jach,
Die Spindel auf der Stelle
Sie in die Ferſe ſtach.

Was war das für ein Schrecken,
Als man ſie Morgens traf!
Sie war nicht mehr zu wecken,
Sie ſchlief den Zauberſchlaf.
Ein Lager ward bereitet
Im hohen Ritterſaal,
Goldſtoffe drauf gebreitet
Und Roſen ohne Zahl.

So ſchlief ſie in der Halle,
Die Fürſtin, reich geſchmückt.
Bald hatte die Andern alle
Der gleiche Schlaf berückt.
Die Sänger, ſchon in Träumen,
Rührten die Saiten bang,
Bis in des Schloſſes Räumen
Der letzte Laut verklang.

Die Alte ſpann noch immer
Im ſtillen Kämmerlein,
Es woben in jedem Zimmer
Die Spinnen, groß und klein,
Die Hecken und Ranken woben
Sich um den Fürſtenbau,
Und um den Himmel oben,
Da ſpann ſich Nebelgrau. —

Wohl nach vierhundert Jahren,
Da ritt des Königs Sohn
Mit ſeinen Jägerſchaaren
In's Waldgebirg davon:
„Was ragen doch da innen,
Ob all dem hohen Wald,
Für graue Thürm' und Zinnen
Von ſeltſamer Geſtalt?"

Am Wege ſtund gerade
Ein alter Spindelmann:
„Erlauchter Prinz, um Gnade!
Hört meine Warnung an!
Romantiſche Menſchenfreſſer
Hauſen auf jenem Schloß,
Die mit barbariſchem Meſſer
Abſchlachten Klein und Groß.“

Der Königsſohn verwegen
Thät mit drei Jägern ziehn,
Sie hieben mit den Degen
Sich Bahn zum Schloſſe hin.
Geſenket war die Brücke,
Geöffnet war das Thor,
Daraus im Augenblicke
Ein Hirſchlein ſprang hervor.

Denn in des Hofes Räumen,
Da war es wieder Wald,
Da ſangen in den Bäumen
Die Vögel manigfalt.
Die Jäger ohn' Verweilen,
Sie drangen muthig hin,
Wo eine Thür mit Säulen
Aus dem Gebüſch erſchien.

Zween Rieſen ſchlafend lagen
Wohl vor dem Säulenthor,
Sie hielten, in's Kreuz geſchlagen,
Die Hellebarden vor,
Darüber rüſtig ſchritten
Die Jäger allzumal,
Sie gingen mit kecken Tritten
Zu einem großen Saal.

Da lehnten in hohen Niſchen
Geſchmückter Frauen viel,
Gewappnete Ritter dazwiſchen
Mit goldnem Saitenſpiel.
Hochmächtige Geſtalten,
Geſchloßnen Auges, ſtumm;
Grabbildern gleich zu halten
Aus grauem Alterthum.

Und mitten ward erblicket
Ein Lager, reich von Gold,
Da ruhte, wohlgeſchmücket,
Eine Jungfrau wunderhold.
Die Süße war umfangen
Mit friſchen Roſen dicht,
Und auch von Mund und Wangen
Schien zartes Roſenlicht.

Der Königsſohn, zu wiſſen,
Ob Leben in dem Bild,
Thät ſeine Lippen ſchließen
An ihren Mund ſo mild.
Er hat es bald empfunden
Am Odem, ſüß und warm,
Und als ſie ihn umwunden,
Noch ſchlummernd, mit dem Arm.

Sie ſtreifte die goldnen Locken
Aus ihrem Angeſicht,
Sie hob, ſo ſüß erſchrocken,
Ihr blaues Augenlicht.
Und in den Niſchen allen
Erwachen Ritter und Frau,
Die alten Lieder hallen
Im weiten Fürſtenbau.

Ein Morgen, roth und golden,
Hat uns den Mai gebracht;
Da trat mit ſeiner Holden
Der Prinz aus Waldesnacht.
Es ſchreiten die alten Meiſter
In hehrem, ſtolzem Gang,
Wie rieſenhafte Geiſter,
Mit fremdem Wunderſang.

Die Thäler, ſchlummertrunken,
Weckt der Geſänge Luſt;
Wer einen Jugendfunken
Noch hegt in ſeiner Bruſt,
Der jubelt, tief gerühret:
„Dank dieſer goldnen Früh',
Die uns zurückgeführet
Dich, deutſche Poeſie!"

Die Alte ſitzt noch immer
In ihrem Kämmerlein;
Das Dach zerfiel in Trümmer,
Der Regen drang herein.
Sie zieht noch kaum den Faden,
Gelähmt hat ſie der Schlag;
Gott ſchenk' ihr Ruh in Gnaden
Bis über den jüngſten Tag!

Inhalt.

Seite
Vorwort. 3

Lieder.

Des Dichters Abendgang. 9
An den Tod. 10
Harfnerlied am Hochzeitmahle. 12
Der König auf dem Thurme. 14
Maiklage. 15
Lied eines Armen. 17
Geſang der Jünglinge. 19
Lied des Gärtners. 21
Die Kapelle. 22
Die ſanften Tage. 23
Im Herbſte. 25
Wunder. 26
Mein Geſang. 27
Mönch und Schäfer. 29
Schäfers Sonntagslied. 30
Geſang der Nonnen. 31
Des Knaben Berglied. 33
Brautgeſang. 35
Entſchluß. 36
Lauf der Welt. 37

Seite
Waldlied. 38
Seliger Tod. 39
Untreue. 40
Die Abgeſchiedenen. 41
Die Zufriedenen. 42
Hohe Liebe. 43
Nähe. 44
Vorabend. 45
Nachts. 46
Schlimme Nachbarſchaft. 47
Bauernregel. 48
Hans und Grete. 49
Der Schmied. 50
Jägerlied. 51
Des Hirten Winterlied. 52
Lied des Gefangenen. 53

Frühlingslieder.

1. Frühlingsahnung. 54
2. Frühlingsglaube. . . . . ebd.
3. Frühlingsruhe. 55
4. Frühlingsfeier. . . . . ebd.
5. Lob des Frühlings. 56
6. Frühlingslied des Recenſenten. 57
Freie Kunſt. 58
Das Thal. 60
Ruhethal. 61
An einem heitern Morgen. 62

Wanderlieder.

1. Lebewohl. 63
2. Scheiden und Meiden. . . . . . . ebd.

Seite
3. In der Ferne. 64
4. Morgenlied. . . . . ebd.
5. Nachtreiſe. 65
6. Winterreiſe. 66
7. Abreiſe. 67
8. Einkehr. . . . . ebd.
9. Heimkehr. 68
Zimmerſpruch. 69
Theelied. 70
Metzelſuppenlied. 72
Trinklied. 74
Lied eines deutſchen Sängers. 77
Auf das Kind eines Dichters. 78
Vorwärts! 79
Die Siegesbotſchaft. 81
An das Vaterland. 82

Sinngedichte.

An Apollo, den Schmetterling. 83
Achill. . . . . ebd.
Helena. . . . . ebd.
Narziß und Echo. 86
Die Götter des Alterthums. . . . . . . ebd.
Tells Platte. 87
Die Ruinen. . . . . ebd.
Begräbniß. . . . . ebd.
Mutter und Kind. 88
Märznacht. . . . . ebd.
Im Mai. . . . . ebd.
Tauſch. . . . . ebd.

Seite
Amors Pfeil. 89
Traumdeutung. . . . . ebd.
Die Roſen. . . . . ebd.
Antwort. 90
Die Schlummernde. . . . . ebd.
An Sie. 91
Greiſenworte. 92
Auf den Tod eines Landgeiſtlichen. 93
Schickſal. 94

Sonette. Oktaven. Gloſſen.

Vermächtniß. 97
An Petrarka. 98
In Varnhagens Stammbuch. 99
An Kerner. 100
Auf Karl Gangloffs Tod. 101
An den Unſichtbaren. 104
Todesgefühl. 105
Erſtorbene Liebe. 106
Geiſterleben. 107
Oeder Frühling. 108
Die theure Stelle. 109
Die zwo Jungfraun. 110
Der Wald. 111
Der Blumenſtrauß. 112
Entſchuldigung. 113
Vorſchlag. 114
Die Bekehrung zum Sonett. 115
Schlußſonett. 116
An K. M. 117

Seite
Ein Abend. 118
Rückleben. 119
Geſang und Krieg. 120

Gloſſen.

1. Der Recenſent. 123
2. Der Romantiker und der Recenſent. . . . 125
3. Die Nachtſchwärmer. 127

Dramatiſche Dichtungen.

Schildeis. Fragment. 131
Das Ständchen. 137
Normänniſcher Brauch. 143

Balladen und Romanzen.

Entſagung. 155
Die Nonne. 157
Der Kranz. 158
Der Schäfer. 160
Die Vätergruft. 162
Die ſterbenden Helden. 163
Der blinde König. 165
Der Sänger. 168
Gretchens Freude. 169
Das Schloß am Meere. 171
Vom treuen Walther. 173
Der Pilger. 175
Abſchied. 177
Des Knaben Tod. 179
Der Traum. 180
Drei Fräulein. 181

Seite
Der ſchwarze Riter. 185
Der Roſengarten. 188
Die Lieder der Vorzeit. 191
Die drei Lieder. 193
Der junge König und die Schäferin. 194
Fräuleins Wache. 203
Des Goldſchmieds Töchterlein. 205
Der Wirthin Töchterlein. 208
Die Mähderin. 209
Das Ständchen. 211
Die Harfe. 212
Der Leitſtern. 213
Das Schifflein. 215
Sängers Vorüberziehn. 216
Traum. 217
Der gute Kamerad. 219
Der Roſenkranz. 220
Das traurige Turnei. 224
Der Sieger. 226
Der nächtliche Ritter. 227
Der kaſtiliſche Ritter. 228
Sankt Georgs Ritter. 231
Romanze vom kleinen Däumling. 233
Romanze vom Recenſenten. 236
Ritter Paris. 237
Sängerliebe. 239
1. Rudello. . . . . ebd.
2. Durand. 242
3. Der Kaſtellan von Couci. 244
4. Don Maſſias. 248

Seite
5. Dante. 249

Liebesklagen.

1. Der Student. 252
2. Der Jäger. 254
Unſtern. 256
Der Ring. 258
Die drei Schlöſſer. 260
Graf Eberhards Weißdorn. 263
Das Reh. 265
Der weiſſe Hirſch. 266
Die Jagd von Wincheſter. 267
Harald. 269
Die Elfen. 272
Die Bildſäule des Bacchus. 275
Von den ſieben Zechbrüdern. 277
Junker Rechberger. 281
Graf Eberſtein. 285
Schwäbiſche Kunde. 287
Die Rache. 289
Das Schwerdt. 290
Siegfrieds Schwerdt. 291
Klein Roland. 293
Roland Schildträger. 299
König Karls Meerfahrt. 307
Taillefer. 310
Graf Eberhard der Rauſchebart. 313
1. Der Ueberfall im Wildbad. . . . . ebd.
2. Die drei Könige zu Heimſen. 316
3. Die Schlacht bei Reutlingen. 318
4. Die Döffinger Schlacht. 322

Seite
Jungfrau Sieglinde. 326
Der Königsſohn. 328
Des Sängers Fluch. 335
Die verlorene Kirche. 338
Mährchen. 341

Sechs
vaterländiſche Gedichte.

Uhland

I. Das alte gute Recht.
II. Würtemberg.
III. Geſpräch.
IV. An die Volks-Vertreter.
V. Am 18. Oktober 1815.
VI. Am 18. Oktober 1816.

Würtemberg.
1816.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

1.

Das alte gute Recht.

Wo je bey altem, gutem Wein
Der Würtemberger zecht,
Da ſoll der erſte Trinkſpruch ſeyn:
Das alte, gute Recht!

Das Recht das unſers Fürſten Haus
Als ſtarker Pfeiler ſtützt,
Und das im Lande ein und aus
Der Armuth Hütten ſchützt.

Das Recht das uns Geſetze giebt.
Die keine Willkühr bricht;
Das offene Gerichte liebt,
Und gültig Urtheil ſpricht.

Das Recht, das mäßig Steuern ſchreibt
Und wohl zu rechnen weiß;
Das an der Kaſſe ſitzen bleibt,
Und kargt mit unſerm Schweiß.

Das unſer heil'ges Kirchengut
Als Schutzpatron bewacht;
Das Wiſſenſchaft und Geiſtesglut,
Getreulich nährt und ſchafft.

Das Recht, das jedem freyen Mann
Die Waffen giebt zur Hand;
damit er ſtets verfechten kann
den Fürſten und das Land.

Das Recht, das Jedem offen läßt
Den Zug in alle Welt;
Das uns allein durch Liebe feſt
Am Mutterboden hält.

Das Recht, das wohlverdienten Ruhm
Jahrhunderte bewährt,
Das jeder, wie ſein Chriſtenthum
Von Herzen liebt und ehrt.

Das Recht, das eine ſchlimme Zeit
Lebendig uns begrub,
Das jetzt mit neuer Regſamkeit
Sich aus dem Grab erhub.

Ja! wenn auch wir von hinnen ſind —
Beſteh' es fort und fort
Und ſey für Kind und Kindeskind
Des ſchönſten Glückes Hort!

Und wo bey altem guten Wein
Der Würtemberger zecht,
Soll ſtets der erſte Trinkſpruch ſeyn:
Das alte gute Recht!

II.

Würtemberg.

Was kann dir aber fehlen,
Mein theures Vaterland?
Man hört ja weit erzählen
Von deinem Segensſtand.

Man ſagt: du ſeyſt im Garten,
Du ſeyſt im Paradies;
Was kannſt du mehr erwarten,
Wenn man dich ſelig pries?

Ein Wort, das ſich vererbte,
Sprach jener Ehrenmann:
Wenn man dich gern verderbte,
Daß man es doch nicht kann.

Und iſt denn nicht ergoſſen
Dein Fruchtfeld wie im Meer?
Kömmt nicht der Moſt gefloſſen
Von tauſend Hügeln her?

Und wimmeln dir nicht Fiſche
In jedem Strom und Teich?
Iſt nicht dein Waldgebüſche
An Wild nur allzu reich?

Treibt nicht die Wollenherde
Auf deiner weiten Alb?
Und nähreſt du nicht Pferde
Und Rinder allenthalb?

Hört man nicht fernhin preiſen
Des Schwarzwalds ſtämmig Holz?
Haſt du nicht Salz und Eiſen,
Und ſelbſt ein Körnlein Golds?

Und ſind nicht deine Frauen
So häuslich, fromm und treu?
Erblüht in deinen Gauen
Nicht Weinsberg ewig neu?

Und ſind nicht deine Männer
Arbeitſam, redlich, ſchlicht?
Der Friedenswerke Kenner,
Und tapfer, wenn man ficht?

Du Land des Korns und Weines,
Du ſegenreich Geſchlecht,
Was fehlt dir? — All und Eines:
Das alte, gute Recht.

III.

Geſpräch.

„Und immer nur vom alten Recht?
„Wie du ſo ſtörrig biſt!“
Ich bin des Alten treuer Knecht,
Weil es ein Gutes iſt.

„Das beßre, nicht das Gute nur,
„Zu rühmen, ſey dir Pflicht!“
Vom Guten hab' ich ſichre Spur,
Vom Beſſern leider! nicht.

„Wenn ich dir's aber weiſen kann,
„So merk' und trau' auf mich!“
Ich ſchwör' auf keinen einzeln Mann,
Denn Einer bin auch ich.

„Iſt weiſer Rath dir kein Gewinn,
„Wo zündeſt du dein Licht?“
Ich halt' es mit dem ſchlichten Sinn,
Der aus dem Volke ſpricht.

„Ich ſehe, daß du wenig weißt
„Von Schwung und Schöpferkraft.“
Ich lobe mir den ſtillen Geiſt,
Der mählig wirkt und ſchafft.

„Der ächte Geiſt ſchwingt ſich empor
„Und rafft die Zeit ſich nach.“
Was nicht von innen keimt hervor,
Iſt in der Wurzel ſchwach.

„Du haſt das Ganze nicht erfaßt,
„Der Menſchheit groſſen Schmerz.“
Du meinſt es löblich, doch du haſt
Für unſer Volk kein Herz.

IV.

An die Volksvertreter.

Schaffet fort am guten Werke
Mit Beſonnenheit und Stärke!
Laßt euch nicht das Lob bethören,
Laßt euch nicht den Tadel ſtören!

Tadeln euch die Ueberweiſen,
Die um eigne Sonnen kreiſen:
Haltet feſter nur am ächten,
Alt-erprobten einfach Rechten!

Höhnen euch die herzlos Kalten,
Die Erglühn für Thorheit halten:
Brennet heiſſer nur und treuer
Von des edlen Eifers Feuer!

Schmähn euch Jene, die zum Guten
Lautern Antrieb nie vermuthen:
Zeigt in deſto ſchönrer Klarheit
Reinen Sinn für Recht und Wahrheit!

Was ihr Treues uns erwieſen,
Sey von uns mit Dank geprieſen!
Was ihr ferner werdet bauen,
Sey erwartet mit Vertrauen!

V.

Am 18. Oktober 1815.

Die Schlacht der Völker ward geſchlagen,
Der Fremde wich von deutſcher Flur,
Doch die befreiten Lande tragen
Noch manches vor'gen Dranges Spur,
Und wie man aus verſunknen Städten
Erhabne Götterbilder gräbt;
So iſt manch heil'ges Recht zu retten,
Das unter wüſten Trümmern lebt.

Zu retten gilts und aufzubauen,
Doch das Gedeihen bleibet fern,
Wo Liebe fehlet und Vertrauen,
Und Eintracht zwiſchen Volk und Herrn.
Der Deutſche ehrt in allen Zeiten
Der Fürſten heiligen Beruf;
Doch liebt er frei einher zu ſchreiten,
Und aufrecht wie ihn Gott erſchuf.

So wirkt auch Ihr im feſten Bunde,
Ihr guten Hüter unſres Rechts!
Ihr bauet auf dem alten Grunde
Das Heil des künftigen Geſchlechts.

Uneingedenk gemeinen Lohnes
Seyd Ihr beharrlich, emſig, treu,
Des Volkes Würde, wie des Thrones,
Beachtet Ihr mit heil'ger Scheu.

Drum da wir heut das Feſt begehen,
Dem tauſend Freudenfeuer ſprühn,
Und wo ſie nicht von Bergen wehen,
Doch tief in allen Herzen glühn.
Was kann ſo edlen Schmuck gewähren,
Dem Mahle, das uns hier vereint?
Als Einen Mann bei uns zu ehren,
Der's ſo getreulich mit uns meint.

Dem Mann, der unſrer Stadt entſproſſen,
Stets ihres Wohles treu gedacht,
Dem wir uns innig angeſchloſſen,
Der unſer Theuerſtes bewacht;
Der unerſchüttert ausgehalten
Im Sturm der ſchreckensvollen Zeit,
Und der auch jetzt mit kräft'gem Walten,
Dem neuen Werk ſein Leben weiht.

Nie kömmt das Wort, Ihr treuen Väter
Dem heiſſen Herzens-Danke gleich;
Nie ſpricht es aus, Ihr Volk-vertreter,
Wie wir ſo Eines ſind mit Euch.
Als jüngſt in hehren Tempelhallen
Die Menge ſich mit Euch erbaut,

Da ſprach das Schweigen über Allen
Mehr als der hellſte Jubellaut.

So laß Dir Edler! denn gefallen
Bey unſerem fröhlichen Gelag,
Und will Dich düſtrer Ernſt umwallen,
So denk am künft'gen Feſtes Tag.
Wenn jener Schlacht Gewitterſegen
Sichtbar auch unſer Heil erneut,
Wann ſchwellend ſich die Saaten regen,
Die Ihr im Sämond ausgeſtreut.

VI.

Am 18. Oktober 1816.

Wenn heut' ein Geiſt herniederſtiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein ſolcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der ſänge wohl auf deutſcher Erde
Ein ſcharfes Lied, wie Schwerdtesſtreich,
Nicht ſo wie ich es künden werde,
Nein! himmelskräftig, Donnergleich:

„Man ſprach einmal von Feſtgeläute,
Man ſprach von einem Feuermeer,
Doch was das groſſe Feſt bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müſſen Geiſter niederſteigen,
Von heil'gem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt.

Ihr Fürſten! ſeyd zuerſt befraget:
Vergeßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue ſie erprobt,

So iſt's an euch, nicht zu vertröſten,
Zu leiſten jetzt, was ihr gelobt.

Ihr Völker! Die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den ſchwülen Tag?
Das Herrlichſte, was ihr erſtritten,
Wie kömmt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat ſich nichts gehellt,
Und Freie ſeyd ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht feſtgeſtellt.

Ihr Weiſen! muß man euch berichten,
Die ihr doch Alles wiſſen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihr, daß in den heiſſen Gluten
Die Zeit, ein Phönix, ſich erneut,
Nur um die Eier auszubruten,
Die ihr geſchäftig unterſtreut?

Ihr Fürſtenräth' und Hofmarſchälle,
Mit trübem Stern auf kalter Bruſt,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute nichts gewußt,
Vernehmt! an dieſem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht.
Ihr aber hört nicht, was ich ſage,
Ihr glaubt an Geiſterſtimmen nicht.

Was ich geſollt, hab' ich geſungen,
Und wieder ſchwing' ich mich empor,
Was meinem Blick ſich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem ſel'gen Chor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröſtlich iſt's noch allerwärts,
Doch ſah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz."

Gedichte

von

Ludwig Uhland.

Zweite vermehrte Auflage.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1820.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort

zu der erſten Auflage 1815.

Lieder ſind wir, unſer Vater
Schickt uns in die offne Welt,
Auf dem kritiſchen Theater
Hat er uns zur Schau geſtellt.
Nennt es denn kein frech Erkühnen,
Leiht uns ein geneigtes Ohr,
Wenn wir gern vor euch Verſammelten
Ein empfehlend Vorwort ſtammelten!
Sprach doch auf den griech'ſchen Bühnen
Einſt ſogar der Fröſche Chor.

Anfangs ſind wir faſt zu kläglich,
Strömen endlos Thränen aus,
Leben denkt uns zu alltäglich,
Sterben muß uns Mann und Maus.
Doch man will von Jugend ſagen,
Die von Leben überſchwillt;
Auch die Rebe weint, die blühende,
Draus der Wein, der purpurglühende,
In des reifen Herbſtes Tagen,
Kraft und Freude gebend, quillt.

Und, bei Seite mit dem Prahlen!
Andre ſtehn genug zur Schau,
Denen heiſſe Mittagsſtralen
Abgeleckt den Wehmuthsthau.
Wie bey alten Ritterfeſten
Mit dem Tode zog Hanswurſt,
Alſo folgen ſcherzhaft ſpitzige
Und, will's Gott! erträglich witzige.
Aechtes Leid ſpaßt oft zum beſten,
Kennt nicht eiteln Thränendurſt.

Lieder ſind wir nur, Romanzen,
Alles nur von leichtem Schlag,
Wie man's ſingen oder tanzen,
Pfeifen oder klimpern mag.
Doch vielleicht wer ſtillem Deuten
Nachzugehen ſich bemüht,
Ahnt in einzelen Geſtaltungen
Größeren Gedichts Entfaltungen
Und als Einheit im Zerſtreuten
Unſres Dichters ganz Gemüth.

Bleibt euch dennoch Manches kleinlich,
Nehmt's für Zeichen jener Zeit,
Die ſo drückend und ſo peinlich
Alles Leben eingeſchneit!
Fehlt das äuſre freie Weſen,
Leicht erkrankt auch das Gedicht;
Aber nun die hingemoderte
Freiheit Deutſchlands friſch aufloderte,
Wird zugleich das Lied geneſen,
Kräftig ſteigen an das Licht.

Seyen denn auch wir Verkünder
Einer jüngern Brüderſchaar,
Deren Bau und Wuchs geſünder,
Höher ſey, als unſrer war!
Dies iſt, was wir nicht geloben,
Nein! vom Himmel nur erflehn.
Und ihr ſelbſt ja ſeyd Vernünftige,
Die im Jetzt erſchaun das Künftige,
Die an junger Saat erproben,
Wie die Frucht einſt wird beſtehn.

Lieder.

Des Dichters Abendgang.

Ergehſt du dich im Abendlicht, —
Das iſt die Zeit der Dichterwonne —
So wende ſtets dein Angeſicht
Zum Glanze der geſunknen Sonne!
In hoher Feier ſchwebt dein Geiſt,
Du ſchaueſt in des Tempels Hallen,
Wo alles Heil'ge ſich erſchleußt
Und himmliſche Gebilde wallen.

Wann aber um das Heiligthum
Die dunkeln Wolken niederrollen:
Dann iſt's vollbracht, du kehreſt um,
Beſeligt von dem Wundervollen.
In ſtiller Rührung wirſt du gehn,
Du trägſt in dir des Liedes Segen;
Das Lichte, das du dort geſehn,
Umglänzt dich mild auf finſtern Wegen.

An den Tod.

Der du ſtill im Abendlichte
Wandelſt durch der Erde Beet,
Klare Blumen, goldne Früchte
Sammelſt, die dir Gott geſä't;
Schon', o Tod, was, ſanft entzücket,
An des Lebens Bruſt ſich ſchmiegt,
Sich zum ſüßen Liede wiegt
Und zum Mutterauge blicket!

Laß der Erde ihre Söhne,
Deren Kraft im Sturme ſteugt,
Daß ein freudiges Getöne
Schnell aus todten Wäldern ſteigt!
Löſche nicht den Geiſt des Weiſen,
Deſſen heil'gen Sonnenglanz,
Schön verwebt in ſichrem Tanz,
Jugendliche Mond' umkreiſen.

Auf der Silberwolke fahre
Still dahin zur Sternezeit,
Wo ein Greis am Hausaltare
Jedem Abend Thränen weiht;
Sprich die Namen ſeiner Lieben,
Führe ihn auf in ihren Kranz,
Wo des Auges ew'gen Glanz
Keiner Trennung Zähren trüben!

Und der Jüngling, dem die Liebe
Heiſſes Sehnen aufgeweckt,
Der in ungeſtilltem Triebe
Offne Arme ausgeſtreckt,
Dann zur Blumenflur der Sterne
Aufgeſchauet liebewarm:
Faß ihn freundlich Arm in Arm,
Trag ihn in die blaue Ferne!

Wo es bräutlich glänzt und hallet,
Liebeathmend ihn umſchließt,
Was ihn geiſtig einſt umwallet
Und mit leiſem Gruß gegrüßt;
Wo es in der Seele maiet,
Die, von neuem Leben jung,
Ewiger Begeiſterung,
Ewigen Geſangs ſich freuet.

Harfnerlied am Hochzeitmahle.

Feſtlich iſt der Freude Schall
Durch dies hohe Haus geſchwebet,
Und ein dumpfer Widerhall
Aus der Gruft emporgebebet.
In der ſchönen Jubelnacht
Habt der Väter ihr gedacht,
Manche hohe That beſungen
Aus der Vorzeit Dämmerungen.

Oft war dieſes Saales Raum
Schimmervoll bei frohen Feſten,
Wie mit jedem Lenz der Baum
Prangt in friſchen Blüthenäſten.
Ach! die hier in Fröhlichkeit
Treuer Liebe Bund geweiht,
Drunten in der Schlummerhalle
Ruhen ſie beiſammen alle.

Auf des Lebens Bahn dahin
Fleugt der Menſch mit Sturmeseile,
Dann in treuer Freunde Sinn
Dauert er noch kurze Weile.
Durch den Saal, in Erz und Stein,
Stehn der Vorwelt lange Reihn,
Können nicht das Auge heben,
Nicht das Wort der Liebe geben.

Keine ewig helle That
Hebt dich aus der Nacht der Grüfte;
Niemand ſah des Donners Pfad,
Noch den Fittig ſanfter Lüfte.
Wie du auf zu Gott geblickt,
Wie des Freundes Hand gedrückt,
Wie der Liebe Kuß gegeben,
Das entſchwindet mit dem Leben.

Auch das Kind, das lächelnd ſich
In der Mutter Arm geſchmieget;
Und der Greis, der wonniglich
Enkel auf dem Schooß gewieget;
Und die Braut, mit Jugendluſt
Hängend an des Treuen Bruſt;
Alle lebten ſchönes Leben,
Alle ſoll das Lied erheben!

Der König auf dem Thurme.

Da liegen ſie alle, die grauen Höhn,
Die dunkeln Thäler, in milder Ruh;
Der Schlummer waltet, die Lüfte wehn
Keinen Laut der Klage mir zu.

Für Alle hab' ich geſorgt und geſtrebt.
Mit Sorgen trank ich den funkelnden Wein;
Die Nacht iſt gekommen, der Himmel belebt,
Meine Seele will ich erfreun.

O du goldne Schrift durch den Sternenraum!
Zu dir ja ſchau' ich liebend empor.
Ihr Wunderklänge, vernommen kaum,
Wie beſäuſelt ihr ſehnlich mein Ohr!

Mein Haar iſt ergraut, mein Auge getrübt,
Die Siegeswaffen hängen im Saal,
Habe Recht geſprochen und Recht geübt,
Wann darf ich raſten einmal?

O ſelige Raſt, wie verlang' ich dein!
O herrliche Nacht, wie ſäumſt du ſo lang,
Da ich ſchaue der Sterne lichteren Schein,
Und höre volleren Klang!

Maiklage.

Leuchtet ſchon die Frühlingsſonne
Ueber See und Aue hin?
Hat zur Stätte ſtiller Wonne
Sich gewölbt der Zweige Grün?
Ach! die Gute, die ich meine,
Schenkt mir keinen Maienſtral,
Wandelt nicht im Blüthenhaine,
Ruhet nicht im Quellenthal.

Ja! es waren ſchönre Zeiten,
Als in buntbekränzten Reihn
Hirten mit den ſüßen Bräuten
Walleten zum Opferhain;
Als die Jungfrau, Krüge tragend,
Oft zum kühlen Brunnen trat,
Und der Wandrer, ſehnlich fragend,
Sie um Trunk und Liebe bat.

Ach! das Toben roher Stürme
Riß den goldnen Frühling fort.
Schlöſſer ſtiegen auf und Thürme,
Traurig ſaß die Jungfrau dort;
Lauſchte nächtlichem Geſange,
Sah hinab in's Schlachtgewühl,
Sah es, wie im Waffendrange
Ihr getreuer Streiter fiel.

Und ein Alter, dumpf und trübe,
Lagerte ſich auf die Welt,
Das die ſchöne Jugendliebe
Wie ein Traum befangen hält.
Im Vorübereilen grüßen
Sich mit Blicken, voll von Schmerz,
Die ſich feſt und ewig ſchließen
Möchten an das treue Herz.

Welkt, ihr Blumen und ihr Bäume,
Höhnet nicht der Liebe Schmerz!
Sterbet auch, ihr Jugendkeime!
Schmachte hin, du volles Herz!
In die öde Nacht der Grüfte
Sinkt, ihr Jünglinge, hinab!
Flieder wallen in die Lüfte,
Roſen blühn um euer Grab.

Lied eines Armen.

Ich bin ſo gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Muthes ſeyn.

In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind,
Der bittre Kummer iſt mein Theil
Seit ſie begraben ſind.

Der Reichen Gärten ſeh' ich blühn,
Ich ſeh' die goldne Saat:
Mein iſt der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe trat.

Doch weil' ich gern mit ſtillem Weh
In froher Menſchen Schwarm,
Und wünſche Jedem guten Tag,
So herzlich und ſo warm.

O reicher Gott! du lieſſeſt doch
Nicht ganz mich freudenleer:
Ein ſüßer Troſt für alle Welt
Ergießt ſich himmelher.

Noch ſteigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgeſang
Ertönet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wann die Abendglocke hallt,
Da red' ich, Herr, mit dir.

Einſt öffnet jedem Guten ſich
Dein hoher Freudenſaal,
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und ſetze mich an's Mahl.

Geſang der Jünglinge.

Heilig iſt die Jugendzeit!
Treten wir in Tempelhallen,
Wo in düſtrer Einſamkeit
Dumpf die Tritte widerſchallen!
Edler Geiſt des Ernſtes ſoll
Sich in Jünglingsſeelen ſenken.
Jede ſtill und andachtsvoll
Ihrer heilgen Kraft gedenken.

Gehn wir in's Gefild hervor,
Das ſich ſtolz dem Himmel zeiget,
Der ſo feierlich empor
Ueber'm Erdenfrühling ſteiget!
Eine Welt von Fruchtbarkeit
Wird aus dieſer Blüthe brechen.
Heilig iſt die Frühlingszeit,
Soll an Jünglingsſeelen ſprechen!

Faſſet die Pokale nur!
Seht ihr nicht ſo purpurn blinken
Blut der üppigen Natur?
Laßt uns hohen Muthes trinken!
Daß ſich eine Feuerkraft
Selig in der andern fühle.
Heilig iſt der Rebenſaft,
Iſt des Jugendſchwungs Geſpiele.

Seht das holde Mädchen hier!
Sie entfaltet ſich im Spiele;
Eine Welt erblüht in ihr
Zarter, himmliſcher Gefühle.
Sie gedeiht im Sonnenſchein,
Unſre Kraft in Sturm und Regen.
Heilig ſoll das Mädchen ſeyn,
Denn wir reiſen uns entgegen!

Darum geht in Tempel ein,
Edeln Ernſt in euch zu ſaugen;
Stärkt an Frühling euch und Wein,
Sonnet euch an ſchönen Augen!
Jugend, Frühling, Feſtpokal,
Mädchen in der holden Blüthe,
Heilig ſeyn ſie allzumal
Unſrem ernſteren Gemüthe!

Lied des Gärtners.

Laßt euch pflücken, laßt euch pflücken,
Lichte Blümlein, meine Luſt!
Denn ihr ſollet lieblich ſchmücken
Meiner ſchönſten Fürſtin Bruſt.

Glühet purpurn nach der Süßen,
Aeugelt blau empor zu ihr!
Ach! ihr müßt es endlich büßen,
Sinken ohne Glanz und Zier.

Einſt auch glühten meine Wangen,
Meine Augen hin nach ihr:
Nun iſt alles Roth vergangen,
Aller blaue Schimmer mir.

Die Kapelle.

Droben ſtehet die Kapelle,
Schauet ſtill in's Thal hinab,
Drunten ſingt bei Wieſ' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille ſind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauſcht empor.

Droben bringt man ſie zu Grabe,
Die ſich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch ſingt man dort einmal.

Die ſanften Tage.

Ich bin ſo hold den ſanften Tagen,
Wann in der erſten Frühlingszeit
Der Himmel, blaulich aufgeſchlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme ſtreut;
Die Thäler noch von Eiſe grauen,
Der Hügel ſchon ſich ſonnig hebt;
Die Mädchen ſich in's Freie trauen,
Der Kinder Spiel ſich neu belebt.

Dann ſteh' ich auf dem Berge droben
Und ſeh' es alles, ſtill erfreut,
Die Bruſt von leiſem Drang gehoben,
Der noch zum Wunſche nicht gedeiht.
Ich bin ein Kind und mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt,
In ihre ruhigen Gefühle
Iſt ganz die Seele eingewiegt.

Ich bin ſo hold den ſanften Tagen,
Wann ihrer mild beſonnten Flur
Gerührte Greiſe Abſchied ſagen;
Dann iſt die Feier der Natur.
Sie prangt nicht mehr mit Blüth' und Fülle,
All ihre regen Kräfte ruhn,
Sie ſammelt ſich in ſüße Stille,
In ihre Tiefen ſchaut ſie nun.

Die Seele, jüngſt ſo hoch getragen,
Sie ſenket ihren ſtolzen Flug,
Sie lernt ein friedliches Entſagen,
Erinnerung iſt ihr genug.
Da iſt mir wohl im ſanften Schweigen,
Das die Natur der Seele gab.
Es iſt mir ſo, als dürft' ich ſteigen
Hinunter in mein ſtilles Grab.

Im Herbſte.

Seyd gegrüßt mit Frühlingswonne,
Blauer Himmel, goldne Sonne!
Drüben auch aus Gartenhallen
Hör' ich frohe Saiten ſchallen.

Ahneſt du, o Seele, wieder
Sanfte, ſüße Frühlingslieder?
Sieh umher die falben Bäume!
Ach! es waren holde Träume.

Wunder.

Sie war ein Kind vor wenig Tagen,
Sie iſt es nicht mehr, wahrlich nein!
Bald iſt die Blume aufgeſchlagen,
Bald hüllt ſie halb ſich wieder ein.
Wen kann ich um das Wunder fragen?
Wie? oder täuſcht mich holder Schein?

Sie ſpricht ſo ganz mit Kinderſinne,
So fromm iſt ihrer Augen Spiel;
Doch großer Dinge werd' ich inne,
Ich ſchau' in Tiefen ohne Ziel.
Ja! Wunder ſind's der ſüßen Minne,
Die Minne hat der Wunder viel.

Mein Geſang.

Ob ich die Freude nie empfunden?
Ob ſtets mein Lied ſo traurig klang?
O nein! ich lebte frohe Stunden,
Da war mein Leben Luſtgeſang.
Die milde Gegenwart der Süßen
Verklärte mir das Blumenjahr.
Was Morgenträume mir verhießen,
Das machte ſtets der Abend wahr.

O könnten meiner Wonne zeugen
Des Himmels und der Bäche Blau,
Die Haine mit den Blüthenzweigen,
Der Garten und die lichte Au!
Die haben Alles einſt geſehen,
Und haben Alles einſt gehört.
Doch ach! ſie müſſen traurig ſtehen.
Auch ihre Zier iſt nun zerſtört.

Du aber zeuge, meine Traute!
Du Ferne mir, du Nahe doch!
Du denkſt der kindlich frohen Laute,
Du denkſt der ſel'gen Blicke noch.
Wir hatten uns ſo ganz empfunden,
Wir ſuchten nicht das enge Wort;
Uns floß der raſche Strom der Stunden
In freien Melodieen fort.

Du ſchiedeſt hin, die Welt ward öde,
Ich ſtieg hinab in meine Bruſt;
Der Lieder ſanfte Klagerede
Iſt all mein Troſt und meine Luſt.
Was bleibt mir, als in Trauertönen
Zu ſingen die Vergangenheit?
Und als mich ſchmerzlich hinzuſehnen
In neue goldne Liebeszeit?

Mönch und Schäfer.

Mönch.

Was ſtehſt du ſo in ſtillem Schmerz?
O Schäfer, ſag es mir!
Wohl ſchlägt auch hier ein wundes Herz,
Das ziehet mich zu dir.

Schäfer.

Du frageſt noch! o ſieh umher
In meinem trauten Thal!
Die weite Au iſt blumenleer
Und jeder Baum iſt kahl.

Mönch.

Du klage nicht! Was iſt dein Weh?
Was, als ein ſchwerer Traum?
Bald glänzt die Blume aus dem Klee,
Die Blüthe von dem Baum.

Dann ſteht das Kreuz, davor ich knie',
Im grünen Baumgefild;
Doch ach! es grünt und blühet nie,
Trägt ſtets ein ſterbend Bild.

Schäfers Sonntagslied.

Das iſt der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur.
Noch Eine Morgenglocke nur!
Nun Stille nah und fern!

Anbetend knie' ich hier.
O ſüßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungeſehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er iſt ſo klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen ſich.
Das iſt der Tag des Herrn!

Geſang der Nonnen.

Erhebet euch mit heil'gem Triebe,
Ihr frommen Schweſtern, himmelan,
Und ſchwebt auf blüh'nder Wolkenbahn!
Da leuchtet uns die reinſte Sonne,
Da ſingen wir in Frühlingswonne
Ein Lied von dir, du ew'ge Liebe!

Ob welken alle zarte Blüthen
Von dem Genuß der ird'ſchen Glut:
Du biſt ein ewig Jugendblut
Und unſrer Buſen ſtäte Fülle,
Die ew'ge Flamme, die wir ſtille
Am Altar und im Herzen hüten.

Du ſtiegeſt nieder, ew'ge Güte,
Du lagſt, ein lächelnd Himmelskind,
Im Arm der Jungfrau, ſüß und lind;
Sie durft' aus deinen hellen Augen
Den Glanz der Himmel in ſich ſaugen.
Bis ſie die Glorie umglühte.

Du haſt mit göttlichem Erbarmen
Am Kreuz die Arme ausgeſpannt.
Da ruft der Sturm, da dröhnt das Land:
Kommt her, kommt her von allen Orten!
Ihr Todte, ſprengt des Grabes Pforten!
Er nimmt euch auf mit offnen Armen.

O Wunderlieb', o Liebeswonne!
Iſt dieſe Zeit ein Schlummer mir,
So träum' ich ſehnlich nur von dir;
Und ein Erwachen wird es geben,
Da werd' ich ganz in dich verſchweben,
Ein Glutſtral in die große Sonne.

Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab,
Seh' auf die Schlöſſer all herab.
Die Sonne ſtralt am erſten hier,
Am längſten weilet ſie bei mir.
Ich bin der Knab vom Berge!

Hier iſt des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn friſch vom Stein heraus;
Er brauſt vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab vom Berge!

Der Berg, der iſt mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen ſie von Nord und Süd,
So überſchallt ſie doch mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge!

Sind Bliz und Donner unter mir,
So ſteh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne ſie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einſt erſchallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann ſteig' ich nieder, tret' ins Glied,
Und ſchwing' mein Schwerdt, und ſing' mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge!

Brautgeſang.

Das Haus benedei' ich und preiſ' es laut,
Das empfangen hat eine liebliche Braut;
Zum Garten muß es erblühen.

Aus dem Brautgemach tritt eine herrliche Sonn';
Wie Nachtigalln locket die Flöte,
Die Tiſche wuchern wie Beete,
Und es ſpringet des Weines goldener Bronn.

Die Frauen erglühen
Zu Lilien und Roſen;
Wie die Lüfte, die loſen,
Die durch Blumen ziehen,
Rauſchet das Küſſen und Koſen.

Entſchluß.

Sie kommt in dieſe ſtillen Gründe,
Ich wag' es heut mit kühnem Muth.
Was ſoll ich beben vor dem Kinde,
Das Niemand was zu Leide thut?

Es grüßen Alle ſie ſo gerne,
Ich geh' vorbei und wag' es nicht;
Und zu dem allerſchönſten Sterne
Erheb' ich nie mein Angeſicht.

Die Blumen, die nach ihr ſich beugen,
Die Vögel mit dem Luſtgeſang,
Sie dürfen Liebe ihr bezeugen:
Warum iſt mir allein ſo bang?

Dem Himmel hab' ich oft geklaget
In langen Nächten bitterlich:
Und habe nie vor ihr gewaget
Das Eine Wort: ich liebe dich!

Ich will mich lagern unter'm Baume,
Da wandelt täglich ſie vorbei;
Dann will ich reden als im Traume,
Wie ſie mein ſüßes Leben ſey.

Ich will — o wehe! welches Schrecken!
Sie kommt heran, ſie wird mich ſehn;
Ich will mich in den Buſch verſtecken,
Da ſeh' ich ſie vorübergehn.

Lauf der Welt.

An jedem Abend geh' ich aus,
Hinauf den Wieſenſteg.
Sie ſchaut aus ihrem Gartenhaus,
Es ſtehet hart am Weg.
Wir haben uns noch nie beſtellt,
Es iſt nur ſo der Lauf der Welt.

Ich weiß nicht, wie es ſo geſchah,
Seit lange küſſ' ich ſie.
Ich bitte nicht, ſie ſagt nicht: ja!
Doch ſagt ſie: nein! auch nie.
Wenn Lippe gern auf Lippe ruht,
Wir hindern's nicht, uns dünkt es gut.

Das Lüftchen mit der Roſe ſpielt,
Es fragt nicht: haſt mich lieb?
Das Röschen ſich am Thaue kühlt,
Es ſagt nicht lange: gieb!
Ich liebe ſie, ſie liebet mich,
Doch Keines ſagt: ich liebe dich!

Waldlied.

Im Walde geh' ich wohlgemuth,
Mir graut vor Räubern nicht;
Ein liebend Herz iſt all mein Gut,
Das ſucht kein Böſewicht.

Was rauſcht, was raſchelt durch den Buſch?
Ein Mörder, der mir droht?
Mein Liebchen kommt geſprungen, huſch!
Und herzt mich faſt zu Tod.

Seliger Tod.

Geſtorben war ich
Vor Liebeswonne;
Begraben lag ich
In ihren Armen;
Erwecket ward ich
Von ihren Küſſen;
Den Himmel ſah ich
In ihren Augen.

Untreue.

Dir iſt die Herrſchaft längſt gegeben
In meinem Liede, meinem Leben,
Nur dieſe Nacht, o welch ein Traum!
O laß das ſchwere Herz mich löſen!
Es ſaß ein fremd, verſchleiert Weſen
Dort unter unſrer Liebe Baum.

Wie hält ſie meinen Sinn gefangen!
Ich nahe mich mit ſüßem Bangen,
Sie aber hebt den Schleier leicht;
Da ſeh' ich — deine lieben Augen,
Ach! deine blauen, trauten Augen,
Und jeder fremde Schein entweicht.

Die Abgeſchiedenen.

So hab' ich endlich dich gerettet
Mir aus der Menge wilden Reihn!
Du biſt in meinen Arm gekettet,
Du biſt nun mein, nun einzig mein.
Es ſchlummert Alles dieſe Stunde,
Nur wir noch leben auf der Welt;
Wie in der Waſſer ſtillem Grunde
Der Meergott ſeine Göttin hält.

Verrauſcht iſt all das rohe Toſen,
Das deine Worte mir verſchlang;
Dein leiſes, liebevolles Koſen
Iſt nun mein einz'ger, ſüßer Klang.
Die Erde liegt in Nacht gehüllet,
Kein Licht erglänzt auf Flur und Teich;
Nur dieſer Lampe Schimmer füllet
Noch unſrer Liebe kleines Reich.

Die Zufriedenen.

Ich ſaß bei jener Linde
Mit meinem trauten Kinde,
Wir ſaßen Hand in Hand.
Kein Blättchen rauſcht' im Winde,
Die Sonne ſchien gelinde
Herab auf's ſtille Land.

Wir ſaßen ganz verſchwiegen,
Mit innigem Vergnügen,
Das Herz kaum merklich ſchlug.
Was ſollten wir auch ſagen?
Was konnten wir uns fragen?
Wir wußten ja genug.

Es mocht' uns nichts mehr fehlen,
Kein Sehnen konnt' uns quälen,
Nichts Liebes war uns fern.
Aus liebem Aug' ein Grüſſen,
Vom lieben Mund ein Küſſen
Gab Eins dem Andern gern.

Hohe Liebe.

In Liebesarmen ruht ihr trunken,
Des Lebens Früchte winken euch;
Ein Blick nur iſt auf mich geſunken,
Doch bin ich vor euch allen reich.

Das Glück der Erde miſſ' ich gerne,
Und blick', ein Märtyrer, hinan,
Denn über mir, in goldner Ferne,
Hat ſich der Himmel aufgethan.

Nähe.

Ich tret' in deinen Garten;
Wo, Süße, weilſt du heut?
Nur Schmetterlinge flattern
Durch dieſe Einſamkeit.

Doch wie in bunter Fülle
Hier deine Beete ſtehn!
Und mit den Blumendüften
Die Weſte mich umwehn!

Ich fühle dich mir nahe,
Die Einſamkeit belebt;
Wie über ſeinen Welten
Der Unſichtbare ſchwebt.

Vorabend.

Was ſtreift vorbey im Dämmerlicht?
War's nicht mein holdes Kind?
Und wehten aus dem Körbchen nicht
Die Roſendüfte lind?

Ja! morgen iſt das Maienfeſt,
O morgen welche Luſt!
Wann ſie ſich glänzend ſchauen läßt,
Die Röslein an der Bruſt.

Nachts.

Dem ſtillen Hauſe blick' ich zu,
Gelehnt an einen Baum;
Dort liegt ſie wohl in ſchöner Ruh
Und glüht in ſüßem Traum.

Zum Himmel blick' ich dann empor,
Er hängt mit Wolken dicht.
Ach, hinter ſchwarzem Wolkenflor,
Da glänzt des Vollmonds Licht.

Schlimme Nachbarſchaft.

Nur ſelten komm' ich aus dem Zimmer,
Doch will die Arbeit nicht vom Ort;
Geöffnet ſind die Bücher immer,
Doch keine Seite rück' ich fort.

Des Nachbars lieblich Flötenſpielen
Nimmt jetzt mir die Gedanken hin,
Und jetzt muß ich hinüberſchielen
Nach meiner hübſchen Nachbarin.

Bauernregel.

Im Sommer ſuch ein Liebchen dir
In Garten und Gefild!
Da ſind die Tage lang genug,
Da ſind die Nächte mild.

Im Winter muß der ſüße Bund
Schon feſt geſchloſſen ſeyn,
So darfſt nicht lange ſtehn im Schnee
Bei kaltem Mondenſchein.

Hans und Grete.

Sie.

Guckſt du mir denn immer nach,
Wo du nur mich findeſt?
Nimm die Aeuglein doch in Acht,
Daß du nicht erblindeſt!

Er.

Guckteſt du nicht ſtets herum,
Würdeſt mich nicht ſehen;
Nimm dein Hälschen doch in Acht!
Wirſt es noch verdrehen.

Der Schmied.

Ich hör' meinen Schatz,
Den Hammer er ſchwinget,
Das rauſchet, das klinget,
Das dringt in die Weite,
Wie Glockengeläute,
Durch Gaſſen und Platz.

Am ſchwarzen Kamin,
Da ſitzet mein Lieber,
Doch geh' ich vorüber,
Die Bälge dann ſauſen,
Die Flammen aufbrauſen
Und lodern um ihn.

Jägerlied.

Kein' beßre Luſt in dieſer Zeit,
Als durch den Wald zu dringen,
Wo Droſſel ſingt und Habicht ſchreit,
Wo Hirſch' und Rehe ſpringen.

O ſäß' mein Lieb im Wipfel grün,
Thät wie 'ne Droſſel ſchlagen
O ſpräng' es, wie ein Reh, dahin,
Daß ich es könnte jagen!

Des Hirten Winterlied.

O Winter, ſchlimmer Winter!
Wie iſt die Welt ſo klein!
Du drängſt uns all in die Thäler,
In die engen Hütten hinein.

Und geh' ich auch vorüber
An meiner Liebſten Haus,
Kaum ſieht ſie mit dem Köpfchen
Zum kleinen Fenſter heraus.

Und nehm' ich's Herz in die Hände,
Und geh' hinauf in's Haus:
Sie ſitzt zwiſchen Vater und Mutter,
Schaut kaum zu den Aeuglein heraus.

O Sommer, ſchöner Sommer!
Wie wird die Welt ſo weit!
Je höher man ſteigt auf die Berge,
Je weiter ſie ſich verbreit't.

Und ſteheſt du auf dem Felſen,
Traut Liebchen! ich rufe dir zu.
Die Halle ſagen es weiter,
Doch Niemand hört es, als du.

Und halt' ich dich in den Armen
Auf freien Bergeshöhn:
Wir ſehn in die weiten Lande,
Und werden doch nicht geſehn.

Lied des Gefangenen.

Wie lieblicher Klang!
O Lerche! dein Sang,
Er hebt ſich, er ſchwingt ſich in Wonne.
Du nimmſt mich von hier,
Ich ſinge mit dir,
Wir ſteigen durch Wolken zur Sonne.

O Lerche! du neigſt
Dich nieder, du ſchweigſt,
Du ſinkſt in die blühenden Auen.
Ich ſchweige zumal
Und ſinke zuthal,
Ach! tief in Moder und Grauen.

Frühlingslieder.

1. Frühlingsahnung.

O ſanfter, ſüßer Hauch!
Schon weckeſt du wieder
Mir Frühlingslieder,
Bald blühen die Veilchen auch.

2. Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte ſind erwacht,
Sie ſäuſeln und weben Tag und Nacht,
Sie ſchaffen an allen Enden.
O friſcher Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, ſey nicht bang!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird ſchöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernſte, tiefſte Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden.

3. Frühlingsruhe.

O legt mich nicht ins dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben ſeyn,
Lieg' ich ins tieſe Gras hinein.

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

4. Frühlingsfeier.

Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?

Doch warum in dieſer Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling iſt ein hohes Feſt:
Laßt mich ruhn und beten!

5. Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amſelſchlag,
Sonnenregen, linde Luft!

Wenn ich ſolche Worte ſinge,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preiſen, Frühlingstag?

6. Frühlingslied des Recenſenten.

Frühling iſt's, ich laſſ' es gelten,
Und mich freut's, ich muß geſtehen,
Daß man kann ſpazieren gehen,
Ohne juſt ſich zu erkälten.

Störche kommen an und Schwalben,
Nicht zu frühe, nicht zu frühe!
Blühe nur, mein Bäumchen, blühe!
Meinethalben, meinethalben!

Ja ich fühl' ein wenig Wonne,
Denn die Lerche ſingt erträglich,
Philomele nicht alltäglich,
Nicht ſo übel ſcheint die Sonne.

Daß es Keinen überraſche,
Mich im grünen Feld zu ſehen!
Nicht verſchmäh' ich auszugehen,
Kleiſtens Frühling in der Taſche.

Freie Kunſt.

Singe, wem Geſang gegeben,
In dem deutſchen Dichterwald!
Das iſt Freude, das iſt Leben,
Wenn's von allen Zweigen ſchallt.

Nicht an wenig ſtolze Namen
Iſt die Liederkunſt gebannt!
Ausgeſtreuet iſt der Samen
Ueber alles deutſche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gieb ſie keck im Klange frei!
Säuſelnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singſt du nicht dein ganzes Leben,
Sing doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn:
Gieb ein fliegend Blatt den Winden
Muntre Jugend haſcht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unſre Kunſt heißt Poeſie.

Heilig achten wir die Geiſter,
Aber Namen ſind uns Dunſt;
Würdig ehren wir die Meiſter,
Aber frei iſt uns die Kunſt.

Nicht in kalten Marmorſteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den friſchen Eichenhainen
Webt und rauſcht der deutſche Gott.

Bitte.

Ich bitt' euch, theure Sänger,
Die ihr ſo geiſtlich ſingt,
Führt dieſen Ton nicht länger,
So fromm er euch gelingt!
Will Einer merken laſſen,
Daß er mit Gott es hält,
So muß er keck erfaſſen
Die arge, böſe Welt.

Auf einen verhungerten Dichter.

So war es dir beſcheeret,
Du lebteſt kummervoll,
Du haſt dich aufgezehret,
Recht wie ein Dichter ſoll.

Das gab die Pieride
An deiner Wiege kund;
Sie weihte dir zum Liede,
Zu Andrem nicht, den Mund.

Die Mutter ſtarb dir frühe,
Man ſah an dem Verluſt,
Daß dir kein Heil erblühe
Von einer ird'ſchen Bruſt.

Die Welt mit ihren Schätzen,
Mit allem Ueberfluß,
Soll nur dein Auge ſehen,
Für Andre der Genuß!

Der Frühling war dein Leben,
Die Blüthe war dein Traum,
Ein Andrer preßt die Reben,
Ein Andrer leert den Baum.

Du haſt an manchem Tage
Den Waſſerkrug geſtürzt,
Indeß man Feſtgelage
Mit deinem Lied gewürzt.

Du warſt ſchon hier verkläret
Und wenig mehr, als Geiſt,
Nun biſt du heim gekehret,
Wo man Ambroſia ſpeiſt.

Zu Grab getragen werde
Was einem Leichnam gleich.
Du drückeſt nicht die Erde,
Sey dir die Erde leicht!

Das Thal.

Wie willſt du dich mir offenbaren,
Wie ungewohnt, geliebtes Thal?
Nur in den frühſten Jugendjahren
Erſchienſt du ſo mir manchesmal.
Die Sonne ſchon hinabgegangen,
Doch aus den Bächen klarer Schein!
Kein Lüftchen ſpielt mir um die Wangen,
Doch ſanftes Rauſchen in dem Hain!

Es duftet wieder alte Liebe,
Es grünet wieder alte Luſt;
Ja ſelbſt die alten Liedertriebe
Beleben dieſe kalte Bruſt.
Natur! wohl braucht es ſolcher Stunden,
So innig und ſo liebevoll,
Wenn dieſes arme Herz geſunden,
Das welkende geneſen ſoll!

Bedrängt mich einſt die Welt noch bänger,
So ſuch' ich wieder dich, mein Thal!
Empfange dann den kranken Sänger
Mit ſolcher Milde noch einmal!
Und ſink' ich dann ermattet nieder,
So öffne leiſe deinen Grund,
Und nimm mich auf, und ſchließ ihn wieder,
Und grüne fröhlich und geſund!

Ruhethal.

Wann im letzten Abendſtral
Goldne Wolkenberge ſteigen
Und wie Alpen ſich erzeigen,
Frag' ich oft mit Thränen:
Liegt wohl zwiſchen jenen
Mein erſehntes Ruhethal?

Mailied.

Wenig hab' ich noch empfunden
Von der werthen Frühlingszeit;
All die Luſt und Lieblichkeit
Hat zu mir nicht Bahn gefunden.
Ach! was ſollt' ein Herz dabei,
Das ſich ſo zerriſſen fühlet!
Jetzt empfind' ich erſt den Mai,
Seit der Sturm in Blüthen wühlet.

Klage.

Lebendig ſeyn begraben,
Es iſt ein ſchlimmer Stern;
Doch kann man Unglück haben,
Das jenem nicht zu fern:
Wenn man bei heiſſem Herzen
Und innern Lebens voll,
Vor Kümmerniß und Schmerzen
Frühzeitig altern ſoll.

Rechtfertigung.

Wohl geht der Jugend Sehnen
Nach manchem ſchönen Traum.
Mit Ungeſtüm und Thränen
Stürmt ſie den Sternenraum.
Der Himmel hört ihr Flehen
Und lächelt gnädig: nein!
Und läßt vorübergehen
Den Wunſch zuſammt der Pein.

Wenn aber nun vom Scheine
Das Herz ſich abgekehrt,
Und nur das Aechte, Reine,
Das Menſchliche begehrt,
Und doch mit allem Streben
Kein Ziel erreichen kann:
Da muß man wohl vergeben
Die Trauer auch dem Mann.

An einem heitern Morgen.

O blaue Luft nach trüben Tagen,
Wie kannſt du ſtillen meine Klagen?
Wer nur am Regen krank geweſen,
Der mag durch Sonnenſchein geneſen.

O blaue Luft nach trüben Tagen,
Doch ſtillſt du meine bittern Klagen!
Du glänzeſt Ahnung mir zum Herzen:
Wie himmliſch Freude labt nach Schmerzen.

Wanderlieder.

1. Lebewohl.

Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!
Muß noch heute ſcheiden.
Einen Kuß, einen Kuß mir gieb!
Muß dich ewig meiden.

Eine Blüth', eine Blüth' mir brich,
Von dem Baum im Garten!
Keine Frucht, keine Frucht für mich!
Darf ſie nicht erwarten.

2. Scheiden und Meiden.

So ſoll ich dich nun meiden,
Du meines Lebens Luſt!
Du küſſeſt mich zum Scheiden,
Ich drücke dich an die Bruſt.

Ach Liebchen! heißt das meiden,
Wenn man ſich herzt und küßt?
Ach Liebchen! heißt das ſcheiden,
Wenn man ſich feſt umſchließt?

3. In der Ferne.

Will ruhen unter den Bäumen hier,
Die Vöglein hör' ich ſo gerne.
Wie ſinget ihr ſo zum Herzen mir!
Von unſrer Liebe was wiſſet ihr
In dieſer weiten Ferne?

Will ruhen hier an des Baches Rand,
Wo duftige Blümlein ſprießen.
Wer hat euch, Blümlein, hieher geſandt?
Seyd ihr ein herzliches Liebespfand
Aus der Ferne von meiner Süßen?

4. Morgenlied.

Noch ahnt man kaum der Sonne Licht,
Noch ſind die Morgenglocken nicht
Im finſtern Thal erklungen.

Wie ſtill des Waldes weiter Raum!
Die Vöglein zwitſchern nur im Traum,
Kein Sang hat ſich erſchwungen.

Ich hab' mich längſt in's Feld gemacht,
Und habe ſchon dies Lied erdacht,
Und hab' es laut geſungen.

5. Nachtreiſe.

Ich reit' in's finſtre Land hinein,
Nicht Mond, noch Sterne geben Schein,
Die kalten Winde toſen.
Oft hab' ich dieſen Weg gemacht,
Wann goldner Sonnenſchein gelacht,
Bei lauer Lüfte Koſen.

Ich reit' am finſtern Garten hin,
Die dürren Bäume ſauſen drin,
Die welken Blätter fallen.
Hier pflegt' ich in der Roſenzeit,
Wann Alles ſich der Liebe weiht,
Mit meinem Lieb zu wallen.

Erloſchen iſt der Sonne Stral,
Verwelkt die Roſen allzumal,
Mein Lieb zu Grab getragen.
Ich reit' ins finſtre Land hinein,
Im Winterſturm, ohn' allen Schein,
Den Mantel umgeſchlagen.

6. Winterreiſe.

Bei dieſem kalten Wehen
Sind alle Straßen leer,
Die Waſſer ſtille ſtehen,
Ich aber ſchweif' umher.

Die Sonne ſcheint ſo trübe,
Muß früh hinuntergehn,
Erloſchen iſt die Liebe,
Die Luſt kann nicht beſtehn.

Nun geht der Wald zu Ende,
Im Dorfe mach' ich Halt,
Da wärm' ich mir die Hände,
Bleibt auch das Herze kalt.

7. Abreiſe.

So hab' ich nun die Stadt verlaſſen,
Wo ich gelebet lange Zeit;
Ich ziehe rüſtig meiner Straßen,
Es giebt mir Niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerriſſen,
Es wär' auch Schade für das Kleid!
Noch in die Wange mich gebiſſen
Vor übergroßem Herzeleid.

Auch Keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh';
Sie konnten's halten nach Belieben;
Von Einer aber thut mir's weh.

8. Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngſt zu Gaſte;
Ein goldner Apfel war ſein Schild
An einem langen Aſte.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit ſüßer Koſt und friſchem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in ſein grünes Haus
Viel leichtbeſchwingte Gäſte;
Sie ſprangen frei und hielten Schmaus
Und ſangen auf das Beſte.

Ich fand ein Bett zu ſüßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirth, er deckte ſelbſt mich zu
Mit ſeinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit;
Da ſchüttelt' er den Wipfel.
Geſegnet ſey er allezeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

9. Heimkehr.

O brich nicht, Steg, du zitterſt ſehr!
O ſtürz nicht, Fels, du dräueſt ſchwer!
Welt, geh nicht unter, Himmel, fall nicht ein,
Eh ich mag bei der Liebſten ſeyn!

Zimmerſpruch.

Das neue Haus iſt aufgericht't,
Gedeckt, gemauert iſt es nicht,
Noch können Regen und Sonnenſchein
Von oben und überall herein:
Drum rufen wir zum Meiſter der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieſes offne Haus.
Zuoberſt woll' er gut Gedeihn
In die Kornböden uns verleihn;
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Geſundheit allermeiſt,
In den Keller dem Wein einen guten Geiſt;
Die Fenſter und Pforten woll' er weihn,
Daß nichts Unſeligs komm' herein,
Und daß aus dieſer neuen Thür
Bald fromme Kindlein ſpringen für.
Nun, Maurer, decket und mauret aus!
Der Segen Gottes iſt im Haus.

Verſpätetes Hochzeitlied.

Die Muſe fehlt nicht ſelten,
Wenn man ſie eben will;
Sie ſchweift in fernen Welten
Und nirgends hält ſie ſtill.
Die Schwärmerin verträumet
Gar oft den Glockenſchlag,
Was ſag' ich? ſie verſäumet
Selbſt einen Hochzeittag.

So auch zu eurem Feſte
Erſcheinet ſie zu ſpät,
Und bittet nun auf's Beſte,
Daß ihr ſie nicht verſchmäht.
Des ſchönſten Glückes Schimmer
Erglänzt euch eben dann,
Wenn man euch jetzt und immer
Ein Brautlied ſingen kann.

Theelied.

Ihr Saiten, tönet ſanft und leiſe,
Vom leichten Finger kaum geregt!
Ihr tönet zu des Zärtſten Preiſe,
Des Zärtſten, was die Erde hegt.

In Indiens mythiſchem Gebiete,
Wo Frühling ewig ſich erneut,
O Thee, du ſelber eine Mythe,
Verlebſt du deine Blüthezeit.

Nur zarte Bienenlippen ſchlürfen
Aus deinen Kelchen Honig ein,
Nur bunte Wundervögel dürfen
Die Sänger deines Ruhmes ſeyn.

Wann Liebende zum ſtillen Feſte
In deine duft'gen Schatten fliehn,
Dann rühreſt leiſe du die Aeſte
Und ſtreueſt Blüthen auf ſie hin.

So wächſeſt du am Heimathſtrande,
Vom reinſten Sonnenlicht genährt.
Noch hier in dieſem fernen Lande
Iſt uns dein zarter Sinn bewährt.

Denn nur die holden Frauen halten
Dich in der mütterlichen Hut;
Man ſieht ſie mit dem Kruge walten,
Wie Nymphen an der heil'gen Flut.

Den Männern will es ſchwer gelingen,
Zu fühlen deine tiefe Kraft;
Nur zarte Frauenlippen dringen
In deines Zaubers Eigenſchaft.

Ich ſelbſt, der Sänger, der dich feiert,
Erfuhr noch deine Wunder nicht;
Doch was der Frauen Mund betheuert,
Iſt mir zu glauben heil'ge Pflicht.

Ihr aber möget ſanft verklingen,
Ihr meine Saiten, kaum geregt!
Nur Frauen können würdig ſingen
Das Zärtſte, was die Erde hegt.

Metzelſuppenlied.

Wir haben heut nach altem Brauch
Ein Schweinchen abgeſchlachtet;
Der iſt ein jüdiſch eckler Gauch,
Wer ſolch ein Fleiſch verachtet.
Es lebe zahm und wildes Schwein!
Sie leben alle, groß und klein,
Die blonden und die braunen!

So ſäumet denn, ihr Freunde nicht,
Die Würſte zu verſpeiſen,
Und laßt zum würzigen Gericht
Die Becher fleißig kreiſen!
Es reimt ſich trefflich: Wein und Schwein,
Und paßt ſich köſtlich: Wurſt und Durſt,
Bei Würſten gilt's zu bürſten.

Auch unſer edles Sauerkraut,
Wir ſollen's nicht vergeſſen;
Ein Deutſcher hat's zuerſt gebaut,
Drum iſt's ein deutſches Eſſen.
Wenn ſolch ein Fleiſchchen, weiß und mild,
Im Kraute liegt, das iſt ein Bild
Wie Venus in den Roſen.

Und wird von ſchönen Händen dann
Das ſchöne Fleiſch zerleget,
Das iſt was einem deutſchen Mann
Gar ſüß das Herz beweget.
Gott Amor naht und lächelt ſtill,
Und denkt: nur daß, wer küſſen will,
Zuvor den Mund ſich wiſche!

Ihr Freunde, table Keiner mich,
Daß ich von Schweinen ſinge!
Es knüpfen Kraftgedanken ſich
Oft an geringe Dinge.
Ihr kennet jenes alte Wort,
Ihr wißt: es findet hier und dort
Ein Schwein auch eine Perle.

Trinklied.

Was iſt das für ein durſtig Jahr!
Die Kehle lechzt mir immerdar,
Die Leber dorrt mir ein.
Ich bin ein Fiſch auf trocknem Sand,
Ich bin ein dürres Ackerland;
O ſchafft mir, ſchafft mir Wein!

Was weht doch jetzt für trockne Luft!
Kein Regen hilft, kein Thau, kein Duft,
Kein Trunk will mir gedeihn.
Ich trink' im allertiefſten Zug,
Und dennoch wird mir's nie genug,
Fällt wie auf heiſſen Stein.

Was herrſcht doch für ein hitz'ger Stern!
Er zehrt mir recht am innern Kern
Und macht mir Herzenspein.
Man dächte wohl, ich ſey verliebt;
Ja, ja! die mir zu trinken giebt,
Soll meine Liebſte ſeyn.

Und wenn es euch, wie mir, ergeht,
So betet, daß der Wein geräth,
Ihr Trinker insgemein!
O heil'ger Urban, ſchaff uns Troſt!
Gieb heuer uns viel edeln Moſt,
Daß wir dich benedein!

Trinklied.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauſchet und was brauſet.

So denken wir an den wilden Wald,
Darin die Stürme ſauſen,
Wir hören, wie das Jagdhorn ſchallt,
Die Roſſ' und Hunde brauſen,
Und wie der Hirſch durchs Waſſer ſetzt,
Die Fluten rauſchen und wallen,
Und wie der Jäger ruft und hetzt,
Die Schüſſe ſchmetternd fallen.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauſchet und was brauſet.

So denken wir an das wilde Meer,
Und hören die Wogen brauſen,
Die Donner rollen drüberher,
Die Wirbelwinde ſauſen.
Ha! wie das Schifflein ſchwankt und dröhnt,
Wie Maſt und Stange ſplittern,
Und wie der Nothſchuß dumpf ertönt,
Die Schiffer fluchen und zittern!

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauſchet und was brauſet.

So denken wir an die wilde Schlacht,
Da ſechten die deutſchen Männer,
Das Schwerdt erklirrt, die Lanze kracht,
Es ſchnauben die muth'gen Renner.
Mit Trommelwirbel, Trommetenſchall,
So zieht das Heer zum Sturme;
Hin ſtürzet vom Kanonenknall
Die Mauer ſammt dem Thurme.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauſchet und was brauſet.

So denken wir an den jüngſten Tag,
Und hören Poſaunen ſchallen,
Die Gräber ſpringen von Donnerſchlag,
Die Sterne vom Himmel fallen.
Es brauſt die offne Höllenkluſt
Mit wildem Flammenmeere,
Und oben in der goldnen Luft,
Da jauchzen die ſel'gen Chöre.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauſchet und was brauſet.

Und nach dem Wald und der wilden Jagd,
Nach Sturm und Wellenſchlage,
Und nach der deutſchen Männer Schlacht,
Und nach dem jüngſten Tage:
So denken wir an uns ſelber noch,
An unſer ſtürmiſch Singen,
An unſer Jubeln und Lebehoch,
An unſrer Becher Klingen.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauſchet und was brauſet.

Lied eines deutſchen Sängers.

Ich ſang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei,
Von alten, frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.
Nun iſt es ausgeſungen,
Es dünkt mir Alles Tand:
Der Heerſchild iſt erklungen,
Der Ruf: für's Vaterland!

Man ſagt wohl von den Katten:
Sie legten Erzring' an,
Bis ſie gelöst ſich hatten
Mit einem erſchlagnen Mann.
Ich ſchlag' den Geiſt in Bande
Und werf' an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwerdtgenoß.

Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldenthum,
Iſt mir das Lied erkoren
Zu Luſt und ſchlichtem Ruhm:
Doch möcht' ich Eins erringen
In dieſem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu ſingen
Des deutſchen Volkes Sieg.

Auf das Kind eines Dichters.

Sey uns willkommen, Dichterkind,
An deines Lebens goldner Pforte!
Wohl ziemen dir zum Angebind
Sich Lieder und prophet'ſche Worte.

In großer Zeit erblüheſt du,
In ernſten Tagen, wundervollen,
Wo über deiner kind'ſchen Ruh
Des heil'gen Krieges Donner rollen.

Du aber ſchlummre ſelig hin
In angeflammten Dichterträumen
Von Himmelsglanz und Waldesgrün,
Von Sternen, Blumen, Blüthenbäumen!

Derweil verrauſchet der Orkan,
Es weicht der blut'gen Zeiten Trübe;
Wohl blühſt als Jungfrau du heran,
Du kündeſt ſo das Reich der Liebe.

Was einſt als Ahnung, Sehnſucht nur
Durchdrungen deines Vaters Lieder,
Das ſinkt von ſel'ger Himmelsflur
Als reiches Leben dir hernieder.

Vorwärts!

Vorwärts! Fort und immerfort!
Rußland rief das ſtolze Wort:
Vorwärts!

Preußen hört das ſtolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!

Auf, gewalt'ges Oeſterreich!
Vorwärts! thu's den andern gleich!
Vorwärts!

Auf, du altes Sachſenland!
Immer vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!

Baiern, Heſſen, ſchlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!

Vorwärts, Holland, Niederland!
Hoch das Schwerdt in freier Hand,
Vorwärts!

Grüß euch Gott, du Schweizerbund,
Elſaß, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Vorwärts, Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand!
Vorwärts!

Vorwärts, fort und immer fort!
Guter Wind und naher Port!
Vorwärts!

Vorwärts heißt ein Feldmarſchall.
Vorwärts, tapfre Streiter all!
Vorwärts!

Die Siegesbotſchaft.

Es war ſo trübe, dumpf und ſchwer,
Die ſchlimme Sage ſchlich umher,
Sie krächzte, wie zur Dämmerzeit
Ein ſchwarzer Unglücksvogel ſchreit.

Die ſchlimme Sage ſchlich im Land
Mit ſchnöder Schattenbilder Tand,
Sie zeigte Zwietracht und Verrath,
Zernichtung aller edeln Saat.

Des Böſen Freunde trotzen ſchon,
Sie lachen hämiſch, ſprechen Hohn,
Die Guten ſtehen ernſt und ſtill
Und harren, was da werden will.

Da ſchwingt ſich's über'm Rhein empor
Und bricht den düſtern Wolkenflor:
Iſt's ſtolzer Adler Sonnenflug?
Iſt's tönereicher Schwäne Zug?

Es rauſcht und ſingt im goldnen Licht:
Der Herr verläßt die Seinen nicht,
Er macht ſo Heil'ges nicht zum Spott.
Viktoria! Mit uns iſt Gott!

An das Vaterland.

Dir möcht' ich dieſe Lieder weihen,
Geliebtes deutſches Vaterland!
Denn dir, dem neuerſtandnen, freien,
Iſt all mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut iſt dir gefloſſen,
Dir ſank der Jugend ſchönſte Zier:
Nach ſolchen Opfern, heilig großen,
Was gälten dieſe Lieder dir?

Ernſt der Zeit.

Wann ward der erſte Kranz gewunden?
Wann flog der erſte Ball an's Ziel?
Wann ward der heitre Tanz erfunden?
Und wann das loſe Pfänderſpiel?

Ach! wohl in fernen, fernen Tagen,
Die unſern hätten's nie erdacht,
Wo bald im Feld die Völker ſchlagen
Und bald der innre Zank erwacht.

Das neue Mährchen.

Einmal athmen möcht' ich wieder
In dem goldnen Mährchenreich;
Doch ein ſtrenger Geiſt der Lieder
Fällt mir in die Saiten gleich.

Freiheit heißt nun meine Feee,
Und mein Ritter heißet Recht;
Auf denn, Ritter, und beſtehe
Kühn der Drachen wild Geſchlecht!

Ausſicht.

Wird das Lied nun immer tönen
Mit dem ernſten, ſcharfen Laut?
Und das Feld des heitern Schönen
Bleibt es forthin ungebaut?

Sind die Wälder erſt gelichtet
Und die Sümpfe abgeführt,
Dann zu reiner Sonne richtet
Sich das Auge, fromm gerührt.

An die Mütter.

Mütter! die ihr euch erquickt
An der Kinder theuren Zügen,
Und mit ahnendem Vergnügen
Vieles Künft'ge drin erblickt:

Schaut einmal recht tief hinein,
Und verſchafft uns ſichre Kunde:
Wird der Vater Kampf und Wunde
In den Kindern fruchtbar ſeyn?

An die Mädchen.

Ihr beſonders dauret mich,
Arme Mädchen, inniglich,
Daß ihr juſt in Zeiten fielet,
Wo man wenig tanzt und ſpielet.

Eine Mädchenjugend iſt
Abgeblüht in kurzer Friſt;
Müſſet ihr nun Blüthe tragen
In ſo rauhen, trüben Tagen!

Ja! mir dünket oft ſo ſehr
Eure Jugend freudenleer,
Das euch keine Zuflucht bliebe,
Als die wahre, fromme Liebe.

Die neue Muſe.

Als ich mich des Rechts befliſſen
Gegen meines Herzens Drang,
Und mich bald nur losgeriſſen
Von dem lockenden Geſang:
Wohl dem Gotte mit der Binde
Ward noch manches Lied geweiht,
Keines jemals, dir, o blinde
Göttin der Gerechtigkeit!

Andre Zeiten, andre Muſen!
Und in dieſer ernſten Zeit
Schüttert nichts mir ſo den Buſen,
Weckt mich ſo zum Liederſtreit:
Als wenn du, mit Schwerdt und Wage,
Themis, thronſt in deiner Kraft,
Und die Völker rufſt zur Klage,
Könige zur Rechenſchaft!

Vaterländiſche Gedichte.

1. Am 18. Oktober 1815.

Herrn Bürgermeiſter Klüpfel,

ſtändiſchem Abgeordneten der Stadt Stuttgart.

Die Schlacht der Völker ward geſchlagen,
Der Fremde wich von deutſcher Flur,
Doch die befreiten Lande tragen
Noch manches vor'gen Dranges Spur;
Und wie man aus verſunknen Städten
Erhabne Götterbilder gräbt,
So iſt manch heilig Recht zu retten,
Das unter wüſten Trümmern lebt.

Zu retten gilt's und aufzubauen,
Doch das Gedeihen bleibet fern,
Wo Liebe fehlet und Vertrauen
Und Eintracht zwiſchen Volk und Herrn.
Der Deutſche ehrt' in allen Zeiten
Der Fürſten heiligen Beruf,
Doch liebt er, frei einherzuſchreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erſchuf.

So wirkt auch ihr im feſten Bunde,
Ihr guten Hüter unſres Rechts!
Ihr bauet auf dem alten Grunde
Das Wohl des künftigen Geſchlechts.
Uneingedenk gemeinen Lohnes,
Seyd ihr beharrlich, emſig, treu;
Des Volkes Würde, wie des Thrones,
Beachtet ihr mit heil'ger Scheu.

Drum, da wir heut das Feſt begehen,
Dem tauſend Freudenfeuer ſprühn,
Und, wo ſie nicht von Bergen wehen,
Doch tief in allen Herzen glühn:
Was kann ſo edlen Schmuck gewähren
Dem Mahle, das uns hier vereint,
Als einen Mann bei uns zu ehren,
Der's ſo getreulich mit uns meint!

Den Mann, der, unſrer Stadt entſproſſen,
Stets ihres Wohles treu gedacht,
Dem wir uns innig angeſchloſſen,
Der unſer Theuerſtes bewacht;
Der unerſchüttert ausgehalten
Im Sturm der ſchreckensvollen Zeit,
Und der auch jetzt mit kräft'gem Walten
Dem neuen Werk ſein Leben weiht.

Nie kömmt das Wort, ihr treuen Väter!
Dem heißen Herzensdanke gleich,
Nie ſpricht es aus, ihr Volksvertreter!
Wie wir ſo Eines ſind mit euch.
Als jüngſt in hehren Tempelhallen
Die Menge ſich mit euch erbaut,
Da ſprach das Schweigen über Allen
Mehr, als der hellſte Jubellaut.

So laß dir's, Edler, denn gefallen
Bei unſrem fröhlichen Gelag,
Und will dich düſtrer Ernſt umwallen,
So denk' an künft'gen Feſtestag:
Wann jener Schlacht Gewitterſegen
Sichtbar auch unſer Heil erneut,
Wann ſich die Saaten ſchwellend regen,
Die ihr im Sämond ausgeſtreut!

2. Das alte gute Recht.

Wo je bei altem, gutem Wein
Der Würtemberger zecht,
Da ſoll der erſte Trinkſpruch ſeyn:
Das alte, gute Recht!

Das Recht, das unſres Fürſten Haus
Als ſtarker Pfeiler ſtützt
Und das im Lande ein und aus
Der Armuth Hütten ſchützt.

Das Recht, das uns Geſetze giebt,
Die keine Willkür bricht;
Das offene Gerichte liebt
Und gültig Urtheil ſpricht.

Das Recht, das mäßig Steuren ſchreibt
Und wohl zu rechnen weiß,
Das an der Kaſſe ſitzen bleibt
Und kargt mit unſrem Schweiß.

Das unſer heil'ges Kirchengut
Als Schutzpatron bewacht,
Das Wiſſenſchaft und Geiſtesglut
Getreulich nährt und facht.

Das Recht, das jedem freien Mann
Die Waffen giebt zur Hand,
Damit er ſtets verfechten kann
Den Fürſten und das Land.

Das Recht, das Jedem offen läßt
Den Zug in alle Welt,
Das uns allein durch Liebe feſt
Am Mutterboden hält.

Das Recht, deß wohlverdienten Ruhm
Jahrhunderte bewährt,
Das Jeder, wie ſein Chriſtenthum,
Von Herzen liebt und ehrt.

Das Recht, das eine ſchlimme Zeit
Lebendig uns begrub,
Das jetzt mit neuer Regſamkeit
Sich aus dem Grab erhub.

Ja! wenn auch wir von hinnen ſind,
Beſteh' es fort und fort,
Und ſey für Kind und Kindeskind
Des ſchönſten Glückes Hort!

Und wo bei altem, gutem Wein
Der Würtemberger zecht,
Soll ſtets der erſte Trinkſpruch ſeyn:
Das alte, gute Recht!

3. Würtemberg.

Was kann dir aber fehlen,
Mein theures Vaterland?
Man hört ja weit erzählen
Von deinem Segensſtand.

Man ſagt: du ſeyſt ein Garten,
Du ſeyſt ein Paradies;
Was kannſt du mehr erwarten,
Wenn man dich ſelig pries?

Ein Wort, das ſich vererbte,
Sprach jener Ehrenmann:
Wenn man dich gern verderbte,
Daß man es doch nicht kann.

Und iſt denn nicht ergoſſen
Dein Fruchtfeld wie ein Meer?
Kömmt nicht der Moſt gefloſſen
Von tauſend Hügeln her?

Und wimmeln dir nicht Fiſche
In jedem Strom und Teich?
Iſt nicht dein Waldgebüſche
An Wild nur allzu reich?

Treibt nicht die Wollenherde
Auf deiner weiten Alb?
Und nähreſt du nicht Pferde
Und Rinder allenthalb?

Hört man nicht fernhin preiſen
Des Schwarzwalds ſtämmig Holz?
Haſt du nicht Salz und Eiſen,
Und ſelbſt ein Körnlein Golds?

Und ſind nicht deine Frauen
So häuslich, fromm und treu?
Erblüht in deinen Gauen
Nicht Weinsberg ewig neu?

Und ſind nicht deine Männer
Arbeitſam, redlich, ſchlicht?
Der Friedenswerke Kenner,
Und tapfer, wenn man ficht?

Du Land des Korns und Weines,
Du ſegenreich Geſchlecht,
Was fehlt dir? — All und Eines:
Das alte, gute Recht.

4. Geſpräch.

„Und immer nur vom alten Recht?
„Wie du ſo ſtörrig biſt!“
Ich bin des *Alten* treuer Knecht,
Weil es ein *Gutes* iſt.

„Das *Beßre*, nicht das *Gute* nur,
„Zu rühmen, ſey dir Pflicht!“
Vom Guten hab' ich ſichre Spur,
Vom Beßren, leider! nicht.

„Wenn ich dir's aber weiſen kann,
„So merk' und trau' auf mich!“
Ich ſchwör' auf keinen einzeln Mann,
Denn *Einer* bin auch ich.

„Iſt weiſer Rath dir kein Gewinn,
„Wo zündeſt du dein Licht?“
Ich halt' es mit dem ſchlichten Sinn,
Der aus dem Volke ſpricht.

„Ich ſehe, daß du wenig weißt
„Von Schwung und Schöpferkraft.“
Ich lobe mir den ſtillen Geiſt,
Der mählig wirkt und ſchafft.

„Der ächte Geiſt ſchwingt ſich empor
„Und rafft die Zeit ſich nach.“
Was nicht von innen keimt hervor,
Iſt in der Wurzel ſchwach.

„Du haſt das Ganze nicht erfaßt,
„Der Menſchheit großen Schmerz.“
Du meinſt es löblich, doch du haſt
Für unſer Volk kein Herz.

5. An die Volksvertreter.

Schaffet fort am guten Werke
Mit Beſonnenheit und Stärke!
Laßt euch nicht das Lob bethören,
Laßt euch nicht den Tadel ſtören!

Tadeln euch die Ueberweiſen,
Die um eigne Sonnen kreiſen:
Haltet feſter nur am ächten,
Alt-erprobten einfach Rechten!

Höhnen euch die herzlos Kalten,
Die Erglühn für Thorheit halten:
Brennet heiſſer nur und treuer
Von des edlen Eifers Feuer!

Schmähn euch Jene, die zum Guten
Lautern Antrieb nie vermuthen:
Zeigt in deſto ſchönrer Klarheit
Reinen Sinn für Recht und Wahrheit!

Was ihr Treues uns erwieſen,
Sey von uns mit Dank geprieſen!
Was ihr ferner werdet bauen,
Sey erwartet mit Vertrauen!

6. Am 18. Oktober 1816.

Wenn heut ein Geiſt herniederſtiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein ſolcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der ſänge wohl auf deutſcher Erde
Ein ſcharfes Lied, wie Schwerdtesſtreich,
Nicht ſo, wie ich es künden werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich:

„Man ſprach einmal von Feſtgeläute,
Man ſprach von einem Feuermeer,
Doch was das große Feſt bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müſſen Geiſter niederſteigen,
Von heil'gem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt."

„Ihr Fürſten! ſeyd zuerſt befraget:
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker löſten,
Wenn ihre Treue ſie erprobt,
So iſt's an euch, nicht zu vertröſten,
Zu leiſten jetzt, was ihr gelobt."

„Ihr Völker! die ihr *viel* gelitten,
Vergaßt auch ihr den ſchwülen Tag?
Das Herrlichſte, was ihr erſtritten,
Wie kommts, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat ſich nichts gehellt,
Und Freie ſeyd ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht feſtgeſtellt.“

„Ihr Weiſen! muß man euch berichten,
Die ihr doch Alles wiſſen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihr, daß in den heiſſen Gluten
Die Zeit, ein Phönix, ſich erneut,
Nur um die Eier auszubruten,
Die ihr geſchäftig unterſtreut?“

„Ihr Fürſtenräth' und Hofmarſchälle,
Mit trübem Stern auf kalter Bruſt,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute nichts gewußt,
Vernehmt! an dieſem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht.
— Ihr aber hört nicht, was ich ſage,
Ihr glaubt an Geiſterſtimmen nicht.“

„Was ich geſollt, hab' ich geſungen,
Und wieder ſchwing' ich mich empor,
Was meinem Blick ſich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem ſel'gen Chor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröſtlich iſt's noch allerwärts,
Doch ſah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz.“

7. Schwindelhaber.

Ei! wer hat in dieſem Jahre
All den Wuſt in's Korn gebracht,
Mutterkorn und andre Waare,
Die im Kopfe dämiſch macht,
Raden, Ruß, am meiſten aber
Schwindelhaber, Dippelhaber?

Was die neuen Früchte taugen,
Sah man jüngſt beim Schützenfeſt:
Allen tanzt' es vor den Augen
Und nicht Einer traf in's Neſt;
In dem jungen Bier war aber
Schwindelhaber, Dippelhaber.

Worfeln ſoll man, beuteln, ſieben,
Was der Krankheit Spuren trägt;
Tüchtig werd' es durchgetrieben,
Abgegerbt und ausgefegt!
Weg den Wuſt, beſonders aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

Die ihr ſorgt in unſrem Namen
Für die neue, große Saat,
Sichtet aus den falſchen Samen,
Der ſchon ſo viel Böſes that:
Raden, Ruß, vor allem aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

8. Hausrecht.

Tritt ein zu dieſer Schwelle!
Willkommen hier zu Land!
Leg' ab den Mantel, ſtelle
Den Stab an dieſe Wand!

Sitz' obenan zu Tiſche!
Die Ehre ziemt dem Gaſt.
Was ich vermag, erfriſche
Dich nach des Tages Laſt!

Wenn ungerechte Rache
Dich aus der Heimath trieb,
Nimm unter meinem Dache
Als theurer Freund vorlieb!

Nur Eins iſt, was ich bitte:
Laß du mir ungeſchwächt
Der Väter fromme Sitte,
Des Hauſes heilig Recht!

9. Das Herz für unſer Volk.

An unſrer Väter Thaten
Mit Liebe ſich erbaun,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertraun;
In ſolchem Angedenken
Des Landes Heil erneun;
Um unſre Schmach ſich kränken,
Sich unſrer Ehre freun;
Sein eignes Ich vergeſſen
In Aller Luſt und Schmerz:
Das nennt man, wohlermeſſen,
Für unſer Volk ein Herz.

Was unſre Väter ſchufen,
Zertrümmern ohne Scheu,
Um dann hervorzurufen
Das eigne Luftgebäu;
Fühllos die Männer läſtern,
Die wir uns ausgewählt,
Weil ſie dem Plan von geſtern
Zu huldigen verfehlt;
Die alten Namen nennen
Nicht anders, als zum Scherz:
Das heißt, ich darf's bekennen,
Für unſer Volk kein Herz.

Jetzt, da von neuem Lichte
Die Hoffnung ſich belebt,
Und da die Volksgeſchichte
Den Griffel wartend hebt:
O Fürſt! für deſſen Ahnen
Der unſern Bruſt gepocht,
Und unter deſſen Fahnen
Die Jugend Ruhm erfocht,
Jetzt, unvermittelt, neige
Du dich zu unſrem Schmerz!
Ja! du vor Allen zeige
Für unſer Volk ein Herz!

10. Neujahrswunſch, 1817.

Wer redlich hält zu ſeinem Volke,
Der wünſch' ihm ein geſegnet Jahr!
Vor Mißwachs, Froſt und Hagelwolke
Behüt' uns aller Engel Schaar!
Und mit dem bang erſehnten Korne,
Und mit dem lang entbehrten Wein,
Bring' uns dieß Jahr in ſeinem Horne
Das alte, gute Recht herein!

Man kann in Wünſchen ſich vergeſſen,
Man wünſchet leicht zum Ueberfluß,
Wir aber wünſchen nicht vermeſſen,
Wir wünſchen, was man wünſchen muß.
Denn ſoll der Menſch im Leibe leben,
So brauchet er ſein täglich Brot,
Und ſoll er ſich zum Geiſt erheben,
So iſt ihm ſeine Freiheit noth.

11. Den Landſtänden
zum Chriſtophstag 1817.

Und wieder ſchwankt die ernſte Wage,
Der alte Kampf belebt ſich neu;
Jetzt kommen erſt die rechten Tage,
Wo Kern ſich ſondern wird von Spreu,
Wo man den Falſchen von dem Treuen
Gehörig unterſcheiden kann,
Den Unerſchrocknen von dem Scheuen,
Den halben von dem ganzen Mann.

Den wird man für erlaucht erkennen,
Der von dem Recht erleuchtet iſt,
Den wird man einen Ritter nennen,
Der nie ſein Ritterwort vergißt,
Den Geiſtlichen wird man verehren,
In dem ſich regt der freie Geiſt,
Der wird als Bürger ſich bewähren,
Der ſeine Burg zu ſchirmen weißt.

Jetzt wahret, Männer, eure Würde,
Steht auf zu männlichem Entſcheid!
Damit ihr nicht dem Land zur Bürde,
Dem Ausland zum Gelächter ſeyd.
Es iſt ſo viel ſchon unterhandelt,
Es iſt geſprochen fort und fort,
Es iſt geſchrieben und geſandelt —
So ſprecht nun euer letztes Wort!

Und kann es nicht ſein Ziel erſtreben,
So tretet in das Volk zurück!
Daß ihr vom Rechte nichts vergeben,
Sey euch ein lohnend ſtolzes Glück!
Erharret ruhig und bedenket:
Der Freiheit Morgen ſteigt herauf,
Ein Gott iſt's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltſam iſt ihr Lauf!

12. Gebet eines Würtembergers.

Der du von deinem ew'gen Thron
Die Völker hüteſt, groſſ' und kleine:
Gewiß! du blickſt auch auf das meine,
Du ſiehſt das Leiden, ſiehſt den Hohn.

Zu unſrem König, deinem Knecht,
Kann nicht des Volkes Stimme kommen;
Hätt' er ſie, wie er will, vernommen,
Wir hatten längſt das theure Recht.

Doch dir iſt offen jeglich Thor,
Dir keine Scheidwand vorgeſchoben,
Dein Wort iſt Donnerhall von oben:
Sprich du an unſres Königs Ohr!

13. Nachruf.

Noch iſt kein Fürſt ſo hochgefürſtet,
So auserwählt kein ird'ſcher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürſtet,
Er ſie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in ſeinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuſpenden
So viel, ſo wenig ihm gefällt.

Die Gnade fließet aus vom Throne,
Das Recht iſt ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdenſohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut;
Und wann ſich Männer frei erheben
Und treulich ſchlagen Hand in Hand,
Dann tritt das innre Recht in's Leben
Und der Vertrag giebt ihm Beſtand.

Vertrag! es gieng auch hier zu Lande
Von ihm der Rechte Satzung aus,
Es knüpfen ſeine heil'gen Bande
Den Volksſtamm an das Fürſtenhaus.
Ob Einer im Palaſt geboren,
In Fürſtenwiege ſey gewiegt,
Als Herrſcher wird ihm erſt geſchworen,
Wenn der Vertrag beſiegelt liegt.

Solch theure Wahrheit ward verfochten,
Und überwunden iſt ſie nicht.
Euch, Kämpfer, iſt kein Kranz geflochten,
Wie der beglückte Sieg ihn flicht:
Nein! wie ein Fähnrich, wund und blutig,
Sein Banner rettet im Gefecht,
So blickt ihr, tief gekränkt, doch muthig
Und ſtolz, auf das gewahrte Recht.

Kein Herold wird's den Völkern künden
Mit Pauken- und Trommetenſchall,
Und dennoch wird es Wurzel gründen
In deutſchen Gauen überall:
Daß Weisheit nicht das Recht begraben,
Noch Wohlfahrt es erſetzen mag,
Daß bei dem biedern Volk in Schwaben
Das Recht beſteht und der Vertrag!

Sinngedichte.

Diſtichen.

An Apollo, den Schmetterling.

Göttlicher Alpenſohn, ſey huldreich uns Epigrammen!
Ueber der nächtlichen Kluft flatterſt du, ſpielend im Glanz.

Achill.

1.

Durch der Schlachten Gewühl biſt du ſtets ſicher gewandelt,
Aus Skamanders Gewog tratſt du gerettet hervor;
Als du der Jungfrau Hand empfiengſt im Tempel des Friedens,
Göttergleicher Achill! traf dich der tödtliche Pfeil.

2.

Dort nun thronet Achill, ein Gott, in der Seligen Lande,
Wogen umſchlingen es; du, Göttin der Wogen, den Sohn.

Helena.

Soll ich furchtſames Weib des Krieges Furie heißen?
Sucht doch tiefer den Grund! hat nicht der Apfel die Schuld?

Narziß und Echo.

1.

Seltſam ſpieleſt du oft mit Sterblichen, Amor! es liebet
Einen Schatten Narziß, aber ihn liebet ein Hall.

2.

Das noch tröſtete ſie, das Wort des ſpröden Geliebten
Nachzuſtöhnen; nun gar iſt er zur Blume verſtummt.

3.

Schmerzlich dachte Narziß: o wär' ich wieder ein Jüngling!
Echo dachte ſogleich: könnt' ich als Mädchen zurück!

4.

Amor, und dieß dein Spiel! bald lockſt du die zärtliche Echo,
Bald in der kindiſchen Hand drehſt du den goldnen Narziß.

Die Götter des Alterthums.

Sterbliche wandeltet ihr in Blumen, Götter von Hellas,
Ach! nun wurdet ihr ſelbſt Blümchen des neuen Gedichts.

Tells Platte.

Hier iſt das Felſenriff, drauf Tell aus der Barke geſprungen;
Sieh! ein ewiges Mal hebet dem Kühnen ſich hier.
Nicht die Kapelle dort, wo ſie jährliche Meſſen ihm ſingen!
Nein! des Mannes Geſtalt, ſiehſt du, wie herrlich ſie ſteht?
Schon mit dem einen Fuße betrat er die heilige Erde,
Stößt mit dem andern hinaus weit das verzweifelnde Schiff.
Nicht aus Stein iſt das Bild, noch von Erz, nicht Arbeit der Hände,
Nur dem geiſtigen Blick Freier erſcheinet es klar;
Und je wilder der Sturm, je höher brauſet die Brandung,
Um ſo mächtiger nur hebt ſich die Heldengeſtalt.

Die Ruinen.

Wandrer! es ziemet dir wohl, in der Burg Ruinen zu ſchlummern,
Träumend bauſt du vielleicht herrlich ſie wieder dir auf.

Begräbniß.

Als des Gerechten Sarg mit heiliger Erde bedeckt war,
Deckte der Himmel darauf freundlich den ſilbernen Schnee.

Mutter und Kind.

Mutter.

Blicke zum Himmel, mein Kind! dort wohnt dir ein ſeliger Bruder,
Weil er mich nimmer betrübt, führten die Engel ihn hin.

Kind.

Daß kein Engel mich je von der liebenden Bruſt dir entführe,
Mutter, ſo ſage du mir, wie ich betrüben dich kann!

Märznacht.

Horch! wie brauſet der Sturm und der ſchwellende Strom in der Nacht hin!
Schaurig ſüßes Gefühl! lieblicher Frühling, du nahſt!

Im Mai.

Blumen und Blüthen wie licht, und das Glorienlaub um die Bäume!
Bleib nur, Himmel, bewölkt! Erde hat eigenen Glanz.

Tauſch.

Als der Wind ſich erhob, da flog, zerblättert, die Blume,
Aber der Schmetterling ſetzt' in dem Laube ſich feſt.

Amors Pfeil.

Amor! dein mächtiger Pfeil, mich hat er tödtlich getroffen,
Schon im elyſiſchen Land wacht' ich, ein Seliger, auf.

Traumdeutung.

Geſtern hatt' ich geträumt, mein Mädchen am Fenſter zu ſehen;
Doch was ſah ich des Tags? Blumen der Lieblichen nur.
Heute nun war mir im Traum, als ſäh' ich am Fenſter die Blumen;
Darum ſchau' ich gewiß heute die Liebliche ſelbſt.

Die Roſen.

Oft einſt hatte ſie mich mit duftigen Roſen beſchenket;
Eine noch ſproßte mir jüngſt aus der Geliebteſten Grab.

Antwort.

Das Röschen, das du mir geſchickt,
Von deiner lieben Hand gepflückt,
Es lebte kaum zum Abendroth,
Das Heimweh gab ihm frühen Tod;
Nun ſchwebet gleich ſein Geiſt von hier
Als kleines Lied zurück zu dir.

Die Schlummernde.

Wann deine Wimper neidiſch fällt,
Dann muß in deiner innern Welt
Ein lichter Traum beginnen:
Dein Auge ſtralt nach innen.

An Sie.

Deine Augen ſind nicht himmelblau,
Dein Mund, er iſt kein Roſenmund,
Nicht Bruſt und Arme Lilien.
Ach! welch ein Frühling wäre das,
Wo ſolche Lilien, ſolche Roſen
Im Thal und auf den Höhen blühten,
Und alles das ein klarer Himmel
Umfienge, wie dein blaues Aug'!

Greiſenworte.

Sagt nicht mehr: guten Morgen! guten Tag!
Sagt immer: guten Abend! gute Nacht!
Denn Abend iſt es um mich und die Nacht
Iſt nahe mir; o wäre ſie ſchon da!

Komm her, mein Kind! o du mein ſüßes Leben!
Nein! komm, mein Kind, o du mein ſüßer Tod!
Denn Alles, was mir bitter, nenn' ich Leben,
Und was mir ſüß iſt, nenn' ich alles Tod.

Auf den Tod eines Landgeiſtlichen.

Bleibt abgeſchiednen Geiſtern die Gewalt,
Zu kehren nach dem ird'ſchen Aufenthalt,
So kehreſt du nicht in der Mondennacht,
Wann nur die Sehnſucht und die Schwermuth wacht.
Nein! wann ein Sommermorgen niederſteigt,
Wo ſich im weiten Blau kein Wölkchen zeigt,
Wo hoch und golden ſich die Ernte hebt,
Mit rothen, blauen Blumen hell durchwebt,
Dann wandelſt du, wie einſt, durch das Gefild
Und grüßeſt jeden Schnitter freundlich mild.

Schickſal.

Ja, Schickſal! ich verſtehe dich:
Mein Glück iſt nicht von dieſer Welt,
Es blüht im Traum der Dichtung nur.
Du ſendeſt mir der Schmerzen viel
Und giebſt für jedes Leid ein Lied.

Sonette. Oktaven. Gloſſen.

Vermächtniß.

Ein Sänger in den frommen Rittertagen,
Ein kühner Streiter in dem heil'gen Lande,
Durchbohrt von Pfeilen, lag er auf dem Sande,
Doch konnt' er dieß noch ſeinem Diener ſagen:"

„Verſchleuß mein Herz, wann es nun ausgeſchlagen,
In jener Urne, die vom Heimathſtrande
Ich hergebracht mit manchem Liebespfande!
Drin ſollt du es zu meiner Herrin tragen!" —

So ich, Geliebte! der nur dich gefeiert,
Verblute, fern von dir, in Liebesſchmerzen,
Schon decket meine Wange Todesbläſſe.

Wann deinen Sänger Grabesnacht umſchleiert,
Empfange du das treuſte aller Herzen
In des Sonettes goldenem Gefäſſe!

An Petrarka.

Wenn du von Laura Wahres haſt geſungen,
Von hehrem Blick, von himmliſcher Gebärde:
Und ferne ſey, daß angefochten werde,
Was dir das innerſte Gemüth durchdrungen! —

War ſie ein Zweig, im Paradies entſprungen,
Ein Engel in der irdiſchen Beſchwerde,
Ein zarter Fremdling auf der rauhen Erde,
Der bald zur Heimath ſich zurückgeſchwungen:

So fürcht' ich, daß auch auf dem goldnen Sterne,
Wohin du, ein Verklärter, nun gekommen,
Du nimmer das Erſehnte wirſt erringen;

Denn Jene flog indeß zur höhern Ferne,
Sie ward in heil'gern Sphären aufgenommen,
Und wieder mußt du Liebesklage ſingen.

In Varnhagens Stammbuch.

Als Phöbus ſtark mit Mauern, Thürmen, Gittern
Die Königsburg von Ilia half bereiten,
Da legt' er ſeiner Lyra goldne Saiten
Auf einen Mauerſtein mit leiſem Schüttern.

Die Zinne konnte nicht ſo ſehr verwittern,
Daß nicht den Marmor noch in ſpäten Zeiten,
Selbſt bei des Fingers leichtem Drübergleiten,
Durchklungen hätt' ein ſanft melodiſch Zittern.

So legt' auch ich auf dieß Gedächtnißblatt,
Das du wohl öfters, blätternd, wirſt berühren,
Mein Saitenſpiel, auch gab es einen Ton:

Und dennoch zweifl' ich, ob an dieſer Statt
Du jemals einen Nachklang werdeſt ſpüren,
Denn ich bin Phobus nicht, noch Phobus Sohn.

An Kerner.

Es war in traurigen Novembertagen,
Ich war gewallt zum ſtillen Tannenhaine
Und ſtand gelehnet an der höchſten eine,
Da hielt ich deine Lieder aufgeſchlagen.

Verſunken war ich in die frommen Sagen:
Bald kniet' ich vor Sankt Albans Wunderſteine,
Bald ſchaut' ich Regiswind im Roſenſcheine,
Bald ſah ich Helicena's Münſter ragen.

Welch lieblich Wunder wirkten deine Lieder!
Die Höh' erſchien in goldnem Maienſtrale
Und Frühlingsruf ertönte durch die Wipfel.

Doch bald verſchwand der Wunderfrühling wieder,
Er durfte nicht ſich ſenken in die Thale,
Im Fluge ſtreift' er nur der Erde Gipfel.

Auf Karl Gangloffs Tod.

(† am 16 Mai 1814, 24 Jahre alt, zu Merklingen im Würtembergiſchen, an einer Nervenkrankheit. Die nachſtehenden Sonette beziehen ſich auf die letzten Zeichnungen und Entwürfe des genialen jungen Künſtlers.)

1.

In dieſer Zeit, ſo reich an ſchönem Sterben,
An Heldentod in frühen Jugendtagen,
Ward dir's nicht, auf dem Siegesfeld erſchlagen,
Den heil'gen Eichenkranz dir zu erwerben.

Beſchleichend Fieber brachte dir Verderben,
Du wurdeſt bei der Eltern Weheklagen
Aus deinem Heimathhauſe hingetragen
Zur Stätte, die nicht Blut, nur Blumen färben.

Doch nein! auch dich ergriff die Zeit des Ruhmes,
Dich drängt' es, eine Hermannsſchlacht zu ſchaffen,
Ein ſinnig Denkmal deutſchen Heldenthumes.

Wohl hörteſt du noch ſcheidend Kampfruf ſchallen,
Es wogt' um dich von Männern, Roſſen, Waffen:
So biſt du in der Hermannsſchlacht gefallen.

2.

Nach Hohem, Würd'gem nur haſt du gerungen,
Das Kleinliche verſchmähend wie das Wilde;
So faßteſt du in kräftige Gebilde
Das wundervolle Lied der Nibelungen.

Schon hatte Hagens Größe dich durchdrungen,
Schon ſtand vor dir die Rächerin Chriemhilde,
Vor Allem aber rührte dich die Milde
Des edeln Siſrids, Giſelhers, des jungen.

Mit Fug ward Giſelher von dir beklaget,
Der blühend hinſank in des Kampfs Bedrängniß,
Dich ſelbſt hat nun ſo früher Tod erjaget.

Warſt du vielleicht zu innig ſchon verſunken
In jenes Lied, deß furchtbares Verhängniß
Zum Tode Jedem, nun auch dir, gewunken?

3.

Bedeutungsvoll haſt du dein Künſtlerleben
Mit jenem frommen, ſtillen Bild geſchloſſen:
Wie Abraham mit ſeines Stamms Genoſſen
Das Land begrüßt, das ihm der Herr gegeben.

Da lehnen ſie auf ihren Wanderſtäben,
Von Wald und Felſenhang noch halb umſchloſſen,
Doch herrlich ſehn ſie unter ſich ergoſſen
Das weite Land voll Kornes und voll Reben.

So biſt auch du nun, abgeſchiedne Seele,
Aus dieſes Erdelebens rauher Wilde
An deiner Wandrung frohes Ziel gekommen;

Und durch das finſtre Thor der Grabeshöhle
Erblickſt du ſchon die ſeligen Gefilde,
Das himmliſche Verheißungsland der Frommen.

An den Unſichtbaren.

Du, den wir ſuchen auf ſo finſtern Wegen,
Mit forſchenden Gedanken nicht erfaſſen,
Du haſt dein heilig Dunkel einſt verlaſſen
Und trateſt ſichtbar deinem Volk entgegen.

Welch ſüßes Heil, dein Bild ſich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufaſſen!
O ſelig, die an deinem Mahle ſaßen!
O ſelig, der an deiner Bruſt gelegen!

Drum war es auch kein ſeltſames Gelüſte,
Wenn Pilger ohne Zahl vom Lande ſtießen,
Wenn Heere kämpften an der fernſten Küſte:

Nur um an deinem Grabe noch zu beten,
Und um in frommer Inbrunſt noch zu küſſen
Die heil'ge Erde, die dein Fuß betreten.

Todesgefühl.

Wie Sterbenden zu Muth, wer mag es ſagen?
Doch wunderbar ergriff mich's dieſe Nacht;
Die Glieder ſchienen ſchon in Todes Macht,
Im Herzen fühlt' ich letztes Leben ſchlagen.

Den Geiſt befiel ein ungewohntes Zagen,
Den Geiſt, der ſtets ſo ſicher ſich gedacht;
Erlöſchend jetzt, dann wieder angefacht,
Ein mattes Flämmchen, das die Winde jagen.

Wie? hielten ſchwere Träume mich befangen?
Die Lerche ſingt, der rothe Morgen glüht,
In's rege Leben treibt mich neu Verlangen.

Wie? oder gieng vorbei der Todesengel?
Die Blumen, die am Abend friſch geblüht,
Sie hängen hingewelket dort vom Stengel.

Erſtorbene Liebe.

Wir waren neugeboren, himmliſch helle
War uns der Liebe Morgen aufgegangen.
Wie glühten, Laura, Lippen dir und Wangen!
Dein Auge brannt', es ſchlug des Buſens Welle.

Wie wallt' in mir des neuen Lebens Quelle!
Wie hohe Kräfte raſtlos mich durchdrangen!
Sie ließen nicht des Schlafes mich verlangen,
Lebendig kurzer Traum vertrat die Stelle.

Ja! Lieb' iſt höher Leben im gemeinen;
Das waren ihre regen Lebenszeichen:
Nun ſuch' ich ſie an dir, in mir vergebens.

Drum muß ich, Laura! dich und mich beweinen:
Wir beide ſind erloſchner Liebe Leichen,
Uns traf der Tod des liebeloſen Lebens.

Geiſterleben.

Von dir getrennet, lieg' ich wie begraben,
Mich grüßt kein Säuſeln linder Frühlingslüfte;
Kein Lerchenſang, kein Balſam ſüßer Düfte,
Kein Stral der Morgenſonne kann mich laben.

Wann ſich die Lebenden dem Schlummer gaben,
Wann Todte ſteigen aus dem Schooß der Grüfte,
Dann ſchweb' ich träumend über Höhn und Klüfte,
Die mich ſo fern von dir gedränget haben.

Durch den verbotnen Garten darf ich gehen,
Durch Thüren wandl' ich, die mir ſonſt verriegelt,
Bis zu der Schönheit ſtillem Heiligthume.

Erſchrekt dich Geiſterhauch, du zarte Blume?
Es iſt der Liebe Wehn, das dich umflügelt.
Leb wohl! ich muß in's Grab, die Hähne krähen.

Oeder Frühling.

Wohl denk' ich jener ſel'gen Jugendträume,
Obſchon ſich die Gefühle mir verſagen,
Wann in den erſten, milden Frühlingstagen
Im Buſen ſich mir drängten volle Keime.

Die Ahnung lockte mich in ferne Räume,
Wann wo ein Laut des Lenzes angeſchlagen;
Die Hoffnung wollte ſich zum Lichte wagen,
Wie aus den Knoſpen friſches Grün der Bäume.

Doch nun, da ich das Höchſte jüngſt genoſſen,
Geriſſen aus dem innigſten Vereine,
Vom reichſten Paradieſe kaum verſtoßen:

Was ſollen nun mir halbergrünte Triſten,
Einſamer Amſelſchlag im todten Haine,
Ein armes Veilchen, noch ſo ſüß von Düften?

Die theure Stelle.

Die Stelle, wo ich auf verſchlungnen Wegen
Begegnete dem wunderſchönen Kinde,
Das, leicht vorübereilend mit dem Winde,
Mir ſpendete des holden Blickes Segen:

Wohl möcht' ich jene Stelle liebend hegen,
Dort Zeichen graben in des Baumes Rinde,
Mich ſchmücken mit der Blumen Angebinde,
Zu Träumen mich in kühle Schatten legen.

Doch ſo verwirrte mich des Blickes Helle,
Und ſo geblendet blieb ich von dem Bilde,
Daß lang ich wie ein Trunkner mußte wanken;

Und nun mit allem Streben der Gedanken,
So wie mit allem Suchen im Gefilde,
Nicht mehr erforſchen kann die theure Stelle.

Die zwo Jungfraun.

Zwo Jungfraun ſah ich auf dem Hügel droben,
Gleich lieblich von Geſicht, von zartem Baue;
Sie blickten in die abendlichen Gaue,
Sie ſaßen traut und ſchweſterlich verwoben.

Die Eine hielt den rechten Arm erhoben,
Hindeutend auf Gebirg und Strom und Aue;
Die Andre hielt, damit ſie beſſer ſchaue,
Die linke Hand der Sonne vorgeſchoben.

Kein Wunder, daß Verlangen mich beſtrickte
Und daß in mir der ſüße Wunſch erglühte:
O ſäß' ich doch an Einer Platz von Beiden!

Doch wie ich länger nach den Trauten blickte,
Gedacht' ich im beſänftigten Gemüthe:
Nein! wahrlich, Sünde wär' es, ſie zu ſcheiden!

Der Wald.

Was je mir ſpielt' um Sinnen und Gemüthe
Von friſchem Grün, von kühlen Dämmerungen,
Das hat noch eben mich bedeckt, umſchlungen,
Als eines Maienwaldes Luſtgebiete.

Was je in Traum und Wachen mich umglühte
Von Blumenſchein, von Knoſpen, kaum geſprungen,
Das kam durch die Gebüſche hergedrungen,
Als leichte Jägerin, des Waldes Blüthe.

Sie floh dahin, ich eilte nach, mit Flehen,
Bald hätten meine Arme ſie gebunden,
Da mußte ſchnell der Morgentraum verwehen.

O Schickſal, das mir ſelbſt nicht Hoffnung gönnte!
Mir iſt die Schönſte nicht allein verſchwunden,
Der Wald ſogar, drin ich ſie ſuchen könnte.

Der Blumenſtrauß.

Wenn Sträuchen, Blumen manche Deutung eigen,
Wenn in den Roſen Liebe ſich entzündet,
Vergißmeinnicht im Namen ſchon ſich kündet,
Lorbeere Ruhm, Cypreſſen Trauer zeigen;

Wenn, wo die andern Zeichen alle ſchweigen,
Man doch in Farben zarten Sinn ergründet,
Wenn Stolz und Neid dem Gelben ſich verbündet,
Wenn Hoffnung flattert in den grünen Zweigen:

So brach ich wohl mit Grund in meinem Garten
Die Blumen aller Farben, aller Arten,
Und bring' ſie dir, zu wildem Strauß gereihet:

Dir iſt ja meine Luſt, mein Hoffen, Leiden,
Mein Lieben, meine Treu, mein Ruhm, mein Neiden,
Dir iſt mein Leben, dir mein Tod geweihet.

Entſchuldigung.

Was ich in Liedern manchesmal berichte
Von Küſſen in vertrauter Abendſtunde,
Von der Umarmung wonnevollem Bunde,
Ach! Traum iſt, leider, Alles und Gedichte.

Und du noch geheſt mit mir in's Gerichte,
Du zürneſt meinem prahleriſchen Munde:
Von nie gewährtem Glücke geb' er Kunde,
Das, ſelbſt gewährt, zum Schweigen ſtets verpflichte.

Geliebte, laß den ſtrengen Ernſt ſich mildern
Und lächle zu den leichten Dichterträumen,
Dem unbewußten Spiel, den Schattenbildern!

Der Sänger ruhet ſchlummernd oft im Kühlen,
Indeß die Harfe hänget unter Bäumen
Und in den Saiten Lüfte ſäuſelnd wühlen.

Vorſchlag.

Dem Dichter iſt der Fernen Bild geblieben,
Bei dem er einſam oftmals Troſt gefunden,
Und hält des Lebens Wirrung ihn umwunden,
Er fühlt am Buſen doch das Bild der Lieben.

Auch was der Dichter ſang, ſehnſuchtgetrieben,
Die Schöne liest es oft in Abendſtunden,
Und Manches hat ſo innig ſie empfunden,
Daß ihr es tief im Herzen ſteht geſchrieben.

Ein theures Bild, wohl wirkt es wunderkräftig,
Wohl mancher Kummer weicht des Liedes Tönen,
Doch ewig bleibt der Trennung Schmerz geſchäftig.

O Schickſal! wechsle leicht nur mit den Looſen:
Den Dichter führe wieder zu der Schönen,
Die Lieder mögen mit dem Bilde koſen!

Die Bekehrung zum Sonett.

Der du noch jüngſt von deinem krit'ſchen Stuhle
Uns arme Sonettiſten abgehudelt,
Der du von Gift und Galle recht geſprudelt
Und uns verflucht zum tiefſten Höllenpfuhle:

Du reines Hermelin der alten Schule,
Wie haſt du nun dein weiſſes Fell beſudelt!
Ja! ein Sonettlein haſt du ſelbſt gedudelt,
Ein ſchmelzend Seufzerlein an deine Buhle.

Haſt du die ſelbſtgeſteckten Warnungszeichen,
Haſt du, was halb mit Spott und halb mit Knirſchen
Altmeiſter Voß gepredigt, all vergeſſen?

Fürwahr! du biſt dem Lehrer zu vergleichen,
Der ſeinen Zögling ob geſtohlnen Kirſchen
Ausſchalt und ſcheltend ſelber ſie gefreſſen.

Schlußſonett.

Wie, wenn man auch die Glocke nicht mehr ziehet,
Es lange dauert, bis ſie ausgeklungen;
Wie, wer von einem Berge kam geſprungen,
Umſonſt, den Lauf zu hemmen, ſich bemühet;

Wie oft aus Bränden, welche längſt verglühet,
Ein Flämmchen unverſehens ſich geſchwungen;
Und ſpät noch eine Blüthe vorgedrungen
Aus Aeſten, die ſonſt völlig abgeblühet;

Wie den Geſang, den zu des Liebchens Preiſe
Der Schäfer angeſtimmt aus voller Seele,
Gedankenloſe Halle weiter treiben:

So geht es mir mit der Sonettenweiſe:
Ob mir's an Zweck und an Gedanken fehle,
Muß ich zum Schluße dieß Sonett doch ſchreiben.

An die Bundſchmecker.

1816.

Die ihr mit ſcharfen Naſen ausgewittert
Viel höchſt gefährlicher, geheimer Bünde,
Vergönnt mir, daß ich einen euch verkünde,
Vor dem ihr wohl bis heute nicht gezittert!

Ich kenne, was das Leben euch verbittert,
Die arge Peſt, die weitvererbte Sünde:
Die Sehnſucht, daß ein Deutſchland ſich begründe,
Geſetzlich frei, volkskräftig, unzerſplittert;

Doch Andres weiß ich, und vernehmt ihr's gerne,
So will ich einen mächt'gen Bund verrathen,
Der ſich in ſtillen Nächten angeſponnen:

Es iſt der große Bund zahlloſer Sterne,
Und wie mir Späher jüngſt zu wiſſen thaten,
So ſteckt dahinter ſelbſt das Licht der Sonnen.

An K. M.

Wann die Natur will knüpfen und erbauen,
Dann liebt in ſtillen Tiefen ſie zu walten;
Geweihten einzig iſt vergönnt, zu ſchauen,
Wie ihre Hand den Frühling mag geſtalten,
Wie ſie erzieht zu Eintracht und Vertrauen
Die Kinder früh in dunkeln Aufenthalten.
Nur wann ſie will zerſtören und erſchüttern,
Erbrauſt ſie in Orkanen und Gewittern.

So übet auch die Liebe tief und leiſe
Im Reich der Geiſter ihre Wundermacht;
Sie zieht unſichtbar ihre Zauberkreiſe
Am goldnen Abend, in der Sternennacht;
Sie weckt durch feierlicher Lieder Weiſe
Verwandte Chöre in der Geiſter Schacht;
Sie weiß durch ſtiller Augen Stral die Seelen
Zu knüpfen und auf ewig zu vermählen.

Dort in des Stromes wild empörte Wogen
Warf ſich ein Jüngling, voll von raſchen Gluten,
Doch jene Wallung, die ihn fortgezogen,
Sie mußt' ihn wieder an das Ufer fluten.
Ich aber ſah es, wie des Himmels Bogen,
Der Erde Glanz im ſtillen Teiche ruhten:
Da ſank ich hin, von ſanfter Wonne trunken,
Ich ſank und bin auf ewig nun verſunken.

Ein Abend.

Als wäre nichts geſchehen, wird es ſtille,
Die Glocken hallen aus, die Lieder enden.
Und leichter ward mir in der Thränen Fülle,
Seit Sie verſenket war von frommen Händen.
Als noch im Hauſe lag die bleiche Hülle,
Da wußt' ich nicht, wohin nach Ihr mich wenden;
Sie ſchien mir, heimathlos, mit Klaggebärde,
Zu ſchweben zwiſchen Himmel hin und Erde.

Die Abendſonne ſtralt', ich ſaß im Kühlen
Und blickte tief in's lichte Grün der Matten;
Mir dünkte bald, zwei Kinder ſäh' ich ſpielen,
So blühend, wie einſt wir geblühet hatten.
Da ſank die Sonne, graue Schleier fielen,
Die Bilder fliehn, die Erde liegt im Schatten;
Ich blick' empor, und hoch in Aethers Auen
Iſt Abendroth und all mein Glück zu ſchauen.

Rückleben.

An Ihrem Grabe kniet' ich, feſtgebunden,
Und ſenkte tief den Geiſt in's Todtenreich.
Zum Himmel reichte nicht mein Blick, es ſtunden
Des Wiederſehens Bilder fern und bleich.
Da ſo ich vorwärts Grauen nur gefunden,
Vergangne Tage, flüchtet' ich zu euch;
Ich ließ den Sarg des Grabes Nacht entheben,
Zurück Sie tragen in das ſchöne Leben.

Schon huben ſich die bleichen Augenlieder,
Ihr Auge ſchmachtete zu mir empor;
Bald ſtrebten auf die friſchverjüngten Glieder,
Sie ſchwebte blühend in der Schweſtern Chor;
Der Liebe goldne Stunden traten wieder,
Selbſt mit des erſten Kuſſes Luſt, hervor:
Bis ſich verlor Ihr Leben und das meine
In ſel'ger Kindheit Duft und Morgenſcheine.

Geſang und Krieg.

1.

Wühlt jener ſchauervolle Sturm aus Norden
Zerſtörend auch im friſchen Liederkranze?
Iſt der Geſang ein feiges Spiel geworden?
Wiegt fürder nur der Degen und die Lanze?
Muß ſchamroth abwärts fliehn der Sängerorden,
Wann Kriegerſchaaren ziehn im Waffenglanze?
Darf nicht der Harfner, wie in vor'gen Zeiten,
Willkommen ſelbſt durch Feindeslager ſchreiten?

Bleibt Poeſie zu Wald und Kluft verdrungen,
Bis nirgends Kampf der Völker Ruhe ſtöret,
Bis das vulkan'ſche Feuer ausgerungen,
Das ſtets ſich neu im Erdenſchooß empöret:
So iſt bis heute noch kein Lied erklungen,
Und wird auch keins in künft'ger Zeit gehöret.
Nein! über ew'gen Kämpfen ſchwebt im Liede,
Gleichwie in Goldgewölk, der ew'ge Friede.

Ein jedes weltlich Ding hat ſeine Zeit,
Die Dichtung lebet ewig im Gemüthe,
Gleich ewig in erhabner Herrlichkeit,
Wie in der tiefen Lieb' und ſtillen Güte,
Gleich ewig in des Ernſtes Düſterheit,
Wie in dem Spiel und in des Scherzes Blüthe.
Ob Donner rollen, ob Orkane wühlen,
Die Sonne wankt nicht und die Sterne ſpielen.

Schon rüſten ſich die Heere zum Verderben,
Der Frühling rüſtet ſich zu Spiel und Reigen;
Die Trommeln wirbeln, die Trommeten werben,
Indeß die wilden Winterſtürme ſchweigen;
Mit Blute will der Krieg die Erde färben,
Die ſich mit Blumen ſchmückt und Blüthenzweigen:
Darf ſo der ird'ſche Lenz ſich frei erſchließen,
So mög' auch unſer Dichterfrühling ſprießen!

2.

Nicht ſchamroth weichen ſoll der Sängerorden,
Wann Kriegerſchaaren ziehn im Waffenglanze;
Noch iſt ſein Lied kein ſchnödes Spiel geworden,
Doch ziert auch ihn der Degen und die Lanze;
Wohl ſchauervoll iſt jener Sturm aus Norden,
Doch weht er friſch und ſtärkt zum Schwerdtertanze.
Wollt, Harfner, ihr durch Feindeslager ſchreiten,
Noch ſteht's euch frei — den Eingang zu erſtreiten.

Wann: Freiheit! Vaterland! ringsum erſchallet,
Kein Sang tönt ſchöner in der Männer Ohren,
Im Kampfe, wo ſolch heilig Banner wallet,
Da wird der Sänger kräftig neugeboren.
Hat Aeſchylos, deß Lied vom Siege hallet,
Hat Dante nicht dieß ſchönſte Loos erkoren?
Cervantes ließ, gelähmt, die Rechte ſinken
Und ſchrieb den Don Quixote mit der Linken. *)

---

*) Dieſes iſt unrichtig, dem Cervantes wurde in dem Seetreffen bei Lepanto die linke Hand gelähmt.

Auch unſres deutſchen Liedertempels Pfleger,
Sie ſind dem Kriegesgeiſte nicht verdorben,
Man hört ſie wohl die freud'gen Telynſchläger,
Und mancher hat ſich blut'gen Kranz erworben.
Du, Wehrmann Leo, du, o ſchwarzer Jäger,
Wohl ſeyd ihr ritterlichen Tods geſtorben!
Und Fouqué, wie mir du das Herz durchdringeſt!
Du wagteſt, kämpfteſt — doch du lebſt und ſingeſt.

Den Frühling kündet der Orkane Sauſen,
Der Heere Vorſchritt macht die Erde drohnen,
Und wie die Ström' aus ihren Ufern brauſen,
So wogt es weit von Deutſchlands Heldenſöhnen;
Der Sänger folgt durch alles wilde Grauſen,
Läßt Sturm und Wogen gleich ſein Lied ertönen.
Bald blüht der Frühling, bald der goldne Friede,
Mit mildern Lüften und mit ſanftrem Liede.

Katharina.

Die Muſe, die von Recht und Freiheit ſinget,
Sie wandelt einſam, ferne den Paläſten;
Wenn Luſtgeſang und Reigen dort erklinget,
Sie hat nicht Antheil an des Hofes Feſten:
Doch nun der laute Schmerz die Flügel ſchwinget,
Da kömmt auch ſie mit andern Trauergäſten,
Und hat ſie nicht die Lebenden erhoben,
Die Todten, die nicht hören, darf ſie loben.

Die Stadt erdröhnt vom Schall der Todtenglocken,
Die Menge brüſtet ſich im ſchwarzen Kleide,
Kein Antlitz lächelt und kein Aug' iſt trocken,
Ein Wettkampf iſt im ungemeſſnen Leide:
Doch all dieß kann die Muſe nicht verlocken,
Daß ſie das Falſche nicht vom Aechten ſcheide;
Die Glocke tönet, wenn man ſie geſchwungen,
Und Thränen giebt es, die nicht tief entſprungen.

Der reiche Sarg, von Künſtlerhand gezimmert,
Mit einer Fürſtin purpurnem Gewande,
Mit einer Krone, die von Steinen flimmert,
Bedeutet er nicht großes Weh dem Lande?
Doch wie der Purpur, wie die Krone ſchimmert,
Die Muſe huldigt nimmermehr dem Tande;
Der ird'ſche Glanz, kann er die Augen blenden,
Die ſich zum Licht der ew'gen Sterne wenden?

Sie blickt zum Himmel, blickt zur Erde wieder,
Sie ſchaut in alle Zeiten der Geſchichte:
Da ſteigen Königinnen auf und nieder,
Und viele ſchwinden hin, wie Traumgeſichte,
Und ſind verſchollen in dem Mund der Lieder,
Und ſind erloſchen in des Ruhmes Lichte,
Indeß in friſchem unverblühtem Leben
Die Namen edler Bürgerinnen ſchweben.

Drum darf die Muſe wohl, die ernſte, fragen:
„Hat dieſer goldne Schmuck ein Haupt umfangen,
Das würdig und erleuchtet ihn getragen?
Hat unter dieſes Purpurmantels Prangen
Ein hohes, königliches Herz geſchlagen?
Ein Herz, erfüllt von heiligem Verlangen,
Von reger Kraft, in weiteſten Bezirken
Belebend, hülfreich, menſchlich groß zu wirken?“

So frägt die Muſe, doch im innern Geiſte
Ward ihr voraus der rechten Antwort Kunde,
Da ſpricht ſie manches Schmerzliche, das Meiſte
Verſchließt ſie bitter in des Buſens Grunde;
Und daß auch ſie ihr Todtenopfer leiſte,
Ihr Zeichen ſtifte dieſer Trauerſtunde,
Legt ſie zur Krone hin, der goldesſchweren,
Bedeutſam einen vollen Kranz von Aehren:

„Nimm hin, Verklärte, die du früh entſchwunden!
Nicht Gold noch Kleinod iſt dazu verwendet,
Auch nicht aus Blumen iſt der Kranz gebunden,
In rauher Zeit haſt du die Bahn vollendet:
Aus Feldesfrüchten hab' ich ihn gewunden,
Wie du in Hungertagen ſie geſpendet;
Ja! gleich der Ceres Kranze, flocht ich dieſen,
Volksmutter, Nährerin, ſey mir geprieſen!“

Sie ſpricht's — und aufwärts deutet ſie, da weichen
Der Halle Bogen, die Gewölke fliehen,
Ein Blick iſt offen nach des Himmels Reichen
Und droben ſieht man Katharinen knieen,
Sie trägt nicht mehr der ird'ſchen Würde Zeichen,
Sie ließ der Welt, was ihr die Welt geliehen,
Doch auf die Stirne fällt, die reine, helle,
Ein Lichtſtral aus des Lichtes höchſtem Quelle.

Gloſſen.

1. Der Recenſent.

Süſſe Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern;
Nur in Tönen mag ſie gern
Alles, was ſie will, verſchönen.

Tieck.

Schönſte! du haſt mir befohlen,
Dieſes Thema zu gloſſiren;
Doch ich ſag' es unverhohlen:
Dieſes heißt die Zeit verlieren,
Und ich ſitze wie auf Kohlen.
Liebtet ihr nicht, ſtolze Schönen!
Selbſt die Logik zu verhöhnen,
Würd' ich zu beweiſen wagen,
Daß es Unſinn iſt, zu ſagen:
Süſſe Liebe denkt in Tönen.

Zwar verſteh' ich wohl das Schema
Dieſer abgeſchmackten Gloſſen,
Aber ſolch verzwicktes Thema,
Solche räthſelhafte Poſſen
Sind ein gordiſches Problema.
Dennoch macht' ich dir, mein Stern!
Dieſe Freude gar zu gern.
Hoffnungslos reib' ich die Hände,
Nimmer bring' ich es zu Ende,
Denn Gedanken ſtehn zu fern.

Laß, mein Kind! die ſpan'ſche Mode,
Laß die fremden Triolette,
Laß die wälſche Klangmethode
Der Kanzonen und Sonette,
Bleib bei deiner ſapph'ſchen Ode!
Bleib der Aftermuſe fern
Der romantiſch ſüßen Herrn!
Duftig ſchwebeln, luſtig tänzeln
Nur in Reimchen, Aſſonänzeln,
Nur in Tönen mag ſie gern.

Nicht in Tönen ſolcher Gloſſen
Kann die Poeſie ſich zeigen;
In antiken Verskoloſſen
Stampft ſie beſſer ihren Reigen
Mit Spondeen und Moloſſen.
Nur im Hammerſchlag und Dröhnen
Deutſchhelleniſcher Kamönen
Kann ſie ſelbſt die alten, kranken,
Allerhäßlichſten Gedanken,
Alles, was ſie will, verſchönen.

2. Der Romantiker und der Recenſent.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!

Tieck.

Romantiker.

Finſter iſt die Nacht und bange,
Nirgends eines Sternleins Funkel!
Dennoch in verliebtem Drange
Wandl' ich durch das grauſe Dunkel
Mit Geſang und Lautenklange.
Wenn Kamilla nun erwacht
Und das Lämpchen freundlich ſacht,
Dann erblick' ich, der Entzückte,
Plötzlich eine ſterngeſchmückte,
Mondbeglänzte Zaubernacht.

Recenſent.

Laß Er doch ſein nächtlich Jodlen,
Poetaſter Helikanus!
Was Er ſingt, iſt nur geſtohlen
Aus dem Kaiſer Oktavianus,
Der bei mir nicht ſehr empfohlen,
Den ich der gelehrten Welt
Von den Alpen bis zum Belt
Preisgab als ein Werk der Rotte,
Die den Unſinn hub zum Gotte,
Die den Sinn gefangen hält.

Romantiker.

Welche Stimme, rauh und heiſcher!
Iſt das wohl der Baur Hornvilla?
Iſt es Klemens wohl, der Fleiſcher?
Von den Fenſtern der Kamilla
Heb dich weg, du alter Kreiſcher!
Was die krit'ſche Feder hält
Von den Alpen bis zum Belt,
Wüth' es doch zu Haus und ſchäume,
Nur verſchon' es Ihrer Träume
Wundervolle Mährchenwelt!

Recenſent.

Bänkelſänger, Hackbretſchläger,
Volk, das Nachts die Stadt durchleiert,
Nennt ſich jetzt der Muſen Pfleger;
Nächſtens, wenn Apoll noch feiert,
Dichten ſelbſt die Schornſteinfeger.
Zeit, wo man mit Wohlbedacht
Nur latein'ſchen Vers gemacht,
Zeit gepuderter Perücken,
Drauf Pfalzgrafen Lorbern drücken,
Steig auf in der alten Pracht!

3. Die Nachtſchwärmer.

Eines ſchickt ſich nicht für Alle;
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle!

Goethe.

Der Unverträgliche.

Stille ſtreif' ich durch die Gaſſen,
Wo ſie wohnt, die blonde Kleine;
Doch ſchon ſeh' ich Andre paſſen
Und mir war's im Dämmerſcheine,
Einer würd' hineingelaſſen.
Regt es mir denn gleich die Galle,
Daß ſie Andern auch gefalle?
Sey's! doch kann ich nicht verſchweigen:
Jeder hab' ein Liebchen eigen!
Eines ſchickt ſich nicht für Alle.

Der Hülfreiche.

Zu dem Brunnen, mit den Krügen,
Kommt noch ſpät mein trautes Mädchen,
Rollt mit raſchen, kräft'gen Zügen
Huſch! die Ketten um das Rädchen;
Ihr zu helfen, welch Vergnügen!
Ja! ich zog mit ganzem Leibe,
Bis zerſprang des Rädchens Scheibe.
Iſt es nun auch ſtehn geblieben,
Haben wir's doch gut getrieben,
Sehe Jeder, wie er's treibe!

Der Vorſichtige.

Zwölf Uhr! iſt der Ruf erſchollen
Und mir ſinkt das Glas vom Munde.
Soll ich jetzt nach Haus mich trollen
In der ſchlimmen Geiſterſtunde,
In der Stunde der Patrollen?
Und daheim zum Zeitvertreibe
Noch den Zank von meinem Weibe!
Dann die Nachbarn, häm'ſche Tadler! —
Nein! ich bleib' im goldnen Adler,
Sehe Jeder, wo er bleibe!

Der Schwankende.

Ei! was kann man nicht erleben!
Heute war doch Sommerhitze,
Und nun hat's Glatteis gegeben;
Daß ich noch auf's Pflaſter ſitze,
Muß ich jeden Schritt erbeben;
Und die Häuſer taumeln alle,
Wenn ich kaum an eines pralle.
Hüte ſich in dieſen Zeiten
Wer da wandelt, auszugleiten,
Und wer ſteht, daß er nicht falle!

Dramatiſche Dichtungen.

Schildeis.

Fragment.

Böhmerwald. Im Hintergrunde das Schloß Schildeis.

Herzog Eginhard, die **Herzogin**, **Ritter Dietwald** und ein **Einſiedler** treten auf.

Einſiedler.

Dort liegt das Jagdſchloß, ſo man Schildeis nennt,
Ganz in des Böhmerwaldes Innerſtem.

Dietwald (zum Herzog.)

Das iſt das Schloß, von dem ich Euch geſagt,
Daß es die beſte Zuflucht bieten mag.
Ich hätt' es, wahrlich! ſelbſt nicht mehr gefunden,
Denn alle Weg' und Stege ſind verwachſen,
Seitdem der ſel'ge Herzog hier gejagt,
Es ſind nun fünf und zwanzig Jahre her.

Herzog (zum Einſiedler.)

Dank, frommer Bruder, Euch für das Geleit!
Ihr ſeyd der wilden Gegend trefflich kund.
(Zur Herzogin.)
Und du, mein gutes Weib! nun haſt du endlich
Des weiten Wegs Beſchwerden überſtanden.

Herzogin.

Viel wohler, als in des Palaſtes Pracht,
Der ich unwürdig oft mich achtete,

War mir auf dieſer mühevollen Fahrt.
So meint' ich abzubüßen meine Schuld,
Die Schuld, ach! die ich nicht bereuen kann.

Herzog.

Dort kömmt ein Jägersmann am Fels herum.

Einſiedler.

Der alte Eckart, dieſes Schloſſes Vogt.

Dietwald.

Wie iſt er grau geworden und gebeugt!

(**Eckart** tritt auf.)

Herzog.

Willkommen, treuer Eckart!

Eckart.

Seh' ich recht?
So wird mir noch einmal in dieſem Leben
Die Freude, meinen lieben Herrn zu ſchaun!

Herzog.

Wie kennſt du plötzlich, den du nie geſehn?

Eckart.

Iſt's möglich? Seyd Ihr nicht mein junger Herr,
Der Herzog Wolf?

Herzog.

Du ſprichſt von meinem Vater,
Der vor drei Monden zu den Ahnen ging.

Eckart.

Um Gott! Davon gelangte nichts zu uns.
Der Himmel ſchenk' ihm eine ſanfte Ruh!
Er ſah doch ganz wie Ihr, der gute Herr,

Als er vor Jahren hier bei'm Jagen war.
Auch dünkt es mir nicht gar ſo lange her,
Und ſteht noch Alles drüben in der Burg
So wie der Herr es hinterlaſſen hat.
Die Sanduhr iſt ſeitdem nicht mehr gelaufen,
Die Armbruſt hängt noch dort, unabgeſpannt,
Sein Jägerhut noch mit dem Tannenzweig,
Sein Falke ſitzt im Käfig, ausgebäizt.
Das alte Liederbuch, darin er las,
Iſt aufgeſchlagen, wo er aufgehört;
Ihr könnt fortleſen, wo der Vater blieb,
Es kommen erſt die herrlichſten Geſchichten.

Einſiedler.

Ja! Euer Schloß iſt ein ſeltſamer Ort,
Es wandeln dort in ſtiller Mitternacht
Die Geiſter längſt Verſtorbner durch die Hallen.
Sie kehren gerne zu dem Haus zurück,
Wo Alles noch iſt, wie zu ihrer Zeit.

Eckart.

Das iſt wohl gar der Junker Dietwald hier,
Der mit dem ſel'gen Herzog bei uns war?
Ihr habt Euch was verändert, doch nicht ſehr.

Dietwald.

Das hör' ich gern, mein alter Jagdgeſell!

Herzogin (zu Eckart.)

Ihr habt wohl manches Jährlein hinter Euch?

Eckart.

Ein Sechzig.

Dietwald.

Und ein Dreißig noch dazu.

Einſiedler.

Das Jahr nicht kennend, das der Welt ihn gab,
Hat er ſchon längſt auf ſechzig ſich geſchätzt,
Doch neigt das Jahr ſich wieder, denkt er ſtets:
Ich hab' ein Jährlein leicht zuviel gezählt;
So tritt er über ſechzig nie hinaus.

Eckart.

Es liegt ja doch am Ende wenig dran.

Einſiedler.

Kein Wunder, daß die Zeit ihm ſtille ſtand
Und daß er meinet, Alles ſteh' im Alten;
Denn kein Ereigniß zeichnet' ihm die Tage,
Seitdem der ſel'ge Herzog hier gejagt.
Noch hört er Kunde von dem Lauf der Welt.
Den Wechſel ſelbſt der Jahreszeiten läßt
Der Tannenwälder ewig Dunkelgrün,
Der Felſen ewig frühlingsloſe Oede
In unſrer Wildniß weniger bemerken.

Eckart.

Ganz recht! ich hab' es niemals ſo bedacht.

Einſiedler.

Ihr Theuerſten! des Menſchen Leben iſt
Ein kurzes Blühen und ein langes Welken.
Durch dieſen einfach langen Wechſel zieht
Der Jahreszeiten ſchneller, bunter Tauſch,
Und ſchafft dem Menſchen, der, dazwiſchen ſtehend,
Nicht folgen kann, ſo manigfaches Weh.
Denn wann der Herbſt das Feld entblümt, entlaubt,
Da trübt ſich ſelbſt des friſchen Jünglings Sinn,
Er muß das Alter koſten vor der Zeit.

Noch ſchmerzlicher — wann ſich der Lenz belebt,
Da will des Greiſen Wange neu ſich röthen.
Sich zu verjüngen meint das matte Herz;
Ach! kurze Täuſchung nur!
Der dürre Stamm, er treibt ein ſchwaches Laub,
Doch zu geſunder Blüthe bringt er's nicht.
Drum lob' ich dieſe wechſelloſe Gegend,
Wo nichts im Herzen weckt der Sehnſucht Qual.

Dietwald (ſeitwärts zum Herzog.)

Der Pred'ger in der Wüſte hier hat wohl
Seit langer Zeit ſich nicht mehr ausgeſprochen.

Einſiedler.

Es iſt, als wäre dieſe Gegend früh
Zurückgeblieben hinter'm Schritt der Zeit.
Die weiten, ſtillen Wälder, wo der Menſch,
Des Schöpfers letztes Werk, noch fehlt.
Und dort noch in der Ferne das Gebirg,
Das liegt nun vollends außer aller Zeit.
Auch nicht das Pflanzenreich iſt dort geſchaffen;
Die Elemente ſind noch nicht geſchieden.
Ein Chaos ungeheurer Felſenblöcke,
Voll tiefer Klüfte, drein kein Licht noch fiel,
Nur daß oft Flammen aus dem Abgrund zucken!
Die dunkeln Waſſer rauſchen ſchaurig drunten,
Und Wolken liegen in den Schluchten hin.
Es kam mich einsmals dort gar ſeltſam an,
Als ich ſo über die todten Maſſen
In eigner kräftiger Bewegung ſchritt.
Es glüht mein Aug', es hebet ſich mein Arm,
Mein Mantel wallt, es flattern meine Locken.

Ich rufe durch die Stille hin: Es werde! —
Unmächt'ge Stimme ſchwacher Kreatur!

Herzog.

Auch hieher dringt noch die raſtloſe Zeit;
Die Tannen, die ſo trotzig ſtehn, ſie müſſen
Zur Menſchenwohnung ſich zuſammenfügen;
Die Felſen werden vom Gebirg gerollt
Und ſteigen neu, als hehre Dom', empor.

Dietwald.

Kaum tretet Ihr in dieſe Wildniß ein,
Und habt ſchon ſo tiefſinnige Gedanken.

Herzog.

Und nun, mein guter Eckart, ſey mir treu,
Wie du es meinem lieben Vater warſt!
Wir nehmen unſern Sitz in dieſem Schloß,
Ich und die werthe Frau hier, mein Gemahl,
Doch bleibt es ein Geheimniß, wer wir ſind.

Herzogin.

So ziehn wir denn zur neuen Hofburg ein!

(Alle ab.)

Ein Wanderer (tritt auf und ſingt:)

O Tannenbaum, du edles Reis!
Biſt Sommer und Winter grün.
So iſt auch meine Liebe,
Die grünet immerhin.

O Tannenbaum! doch kannſt du nie
In Farben freudig blühn.
So iſt auch meine Liebe,
Ach! ewig dunkel grün.

(Ab.)

Das Ständchen.

Junker David. Abſalon und andere **Bediente Davids.**

Garten. Mondſchein.

David.

Wie angenehme, warme Sommernacht!
Die Fröſche ſingen und die Grillen pfeifen;
So ſtimmen wir auch unſre Muſik an!

Abſalon.

Wir ſollten eine ſchwärzre Nacht erwarten
Mit unſrem Frevel gegen die Muſik;
Verruchte Thaten lieben Finſterniß.

David.

Hier iſt kein Frevel! Meiner Dame Herz
Möcht' ich erſteigen auf der Töne Leiter.

Abſalon.

O trauet Eurer Leiter nicht zu ſehr!
Es krachen, brechen alle Sproſſen.

David.

Schweig!
Was murrſt du ewig, du Undankbarer,
Den brotlos ich in meine Dienſte nahm?

Abſalon.

Noch hatt' ich *Brot* und brotlos ward ich erſt
In Eurem Dienſt, vom Dienſte lebt ſich's nicht.
Doch dieß iſt nicht mein höchſtes Mißgeſchick.

David.

In der Muſik ließ ich dich unterweiſen
Auf dein inſtändig Flehen.

Abſalon.

Traun! Ihr trefft
Die rechte Saite, die Ihr nie noch traft.
Als ich ein Knabe war, da kamen oft
Die Harfner, wandernd, vor des Vaters Thür.
Sie dünkten theure Boten mir zu ſeyn
Aus einer Welt von vollern Harmonien,
Nach der ſie heiſſes Sehnen mir erweckten.
Und bald verließ ich meiner Eltern Heerd,
Als wollt' ich ſuchen das gelobte Land,
Wo jene Himmelsſprache der Muſik
Geſprochen würde — weh! ich kam zu Euch,
Dem Gegenfüßler der melod'ſchen Zone.

David.

Ha! ſtammt nicht mein tonliebendes Geſchlecht
Vom König David her, der Harfner erſtem?

Abſalon.

Von König David und Bathſeba wohl,
Drum blieb zum Fluch Euch der unſel'ge Hang.

David.

So ſucht' ich dich umſonſt mir zu verbinden,
Da ich den Namen Abſalon dir gab
Und väterlich die Kunſt in dir gepflegt?

Abſalon.

Ich weiß es nicht, durch welchen Höllenzauber
Ihr mich geriſſen aus der Chriſtenheit
Und feſt mich haltet in verhaßtem Bann.

David.

Vergebens gab ich dir die ſchöne Geige,
Ein werthes Erbſtück, trefflich ausgeſpielt?

Abſalon.

Das eben iſt mein Jammer, daß ihr mich
Gekettet an dieß mißgelaunte Werkzeug,
Dieß Ungeheuer, jeden Wohllauts Feind,
Ganz ungelehrig für die Melodie.
Mein Flehen, all mein innigſtes Verlangen
Hat ihm noch keinen lautern Ton entlockt.
Ich mag es ſtreicheln, ſchüttern, ſchlagen, nichts
Gewinn' ich, als ein mürriſches Gekreiſch.
Ich hörte, daß man böſe Geiſter oft
In Säcke bannt und in den Strom verſenkt;
Fürwahr, in dieſer Geige Kaſten ſind
Des Mißlauts Plagegeiſter all gebannt,
Wo ſie nun ewig ſtöhnen, winſeln, heulen.
Laßt mich ſie ſenken in des Meeres Tiefe,
Zum tauben Abgrund, zu den ſtummen Fiſchen!
Und reißt ſich dennoch ſolch ein Mißton los,
Dann bäumt, ihr Wellen, euch, verſchlinget ihn!
Ihr Stürme, macht euch auf, ihn zu zerreißen,
Bevor zu Menſchenohren er gelangt!

David.

Halt ein! Zum Werk, ihr Leute! Flugs geſtimmt!

(Sie ſtimmen.)

Abſalon.

Iſt keine Rettung? Iſt die Harmonie
Geſtorben? Sind die Engel der Muſik
Gefallen und Satane worden?

David.

Still!

(Er ſingt zur Harfe:)

David ward herabgelaſſen
Von dem Fenſter an dem Seil,
Michal, ſeine treue Gattin,
Ließ ihn nieder, ihm zum Heil.
Schönſtes Fräulein! liebſte Michal!
Hör' auf meiner Triller Lauf!
Ziehe du zu deinem Fenſter
Mich verkehrten David auf!

Abſalon.

Baalspfaffen ihr mit grimmigem Gekreiſch,
So muß ich noch als euer Opfer ſterben!
Bin ich von dieſem grauſen Mißgetön
Nicht krumm gewachſen? Haben ſich die Augen
Mir nicht verdreht?

David.

Verruchter Läſterer!
Verhöhneſt du des eignen Herrn Geſtalt?

Abſalon.

Nun weiß ich, wie dem Abſalon es war,
Als an den Haaren er vom Baume hieng
Und ihm drei Spieße fuhren durch das Herz.

David.

O Undank! wahrhaft zweiter Abſalon!

Abſalon.

Ich könnte nicht dem Abſalon verargen
Den Aufruhr gegen ſeinen eignen Vater,
Wenn dieſer hatte muſizirt wie Ihr.

David.

Recht rührend war's. Ein Stein erbarmte ſich.

Abſalon.

Gebt Acht, daß nicht dieß Haus zuſammenſtürzt!
Amphions göttliche Muſik bewog
Die Steine, ſelber ſich zum Bau zu fügen,
Die unſre muß der Mauer Fugen löſen.

David.

Was zeigt ſich Weiſſes dort am Fenſter? Seht
Die Feueraugen! Merket auf, ſie ſpricht!

Abſalon.

Des Fräuleins Katze ruft uns Beifall zu.
Das Fräulein wird ſich in die Decke hüllen,
Ergrauend vor der Nachtgeſpenſter Lärm.

David.

Nur Eines noch, ſo wird ſie ſelbſt erſcheinen!
(Sie ſtimmen wieder.)

Abſalon.

Der Mond, die Sterne, die ſo freundlich erſt
Herniederlauſchten, hoffend auf Muſik,
Sie haben, gleich dem Fräulein, ſich verhüllt.
Wir haben aufgeregt des Himmels Zorn.
Ich höre ſchon die fernen Donner grollen.
Der Himmel wirft die Blitze nach uns aus,
Wie König Saul nach Eurem Ahn den Spieß.

David.

Es ſchlägt der Bliz wohl gern in die Muſik?
Mich überfällt ein Schauer. Laßt uns fliehn!

Abſalon.

Hätt' dieſe Unmuſik noch lang gewährt,
Es wären, traun Erdbeben noch entſtanden,
Die Erde hätt' im Innern ſich geſchüttelt.

(Es donnert. Alle ab, außer Abſalon.)

Ich höre dich, gewalt'ge Donnerſtimme!
Dich herrlichen Choral der Wolken.
Vergeh, erbärmlich Machwerk! ich bin frei!

(Er ſchleudert die Geige an die Mauer. Ab.)

Normänniſcher Brauch.

Dem Freiherrn de la Motte Fouqué zugeeignet.

Balder, ein Seefahrer. **Richard**, ein Fiſcher. **Thorilde.**

Fiſcherhütte auf einer Inſel an der Küſte der Normandie.

Balder.

Dieß auf dein Wohlſeyn, vielgeehrter Wirth!
Fürwahr, ich hab's dem tollen Sturme Dank,
Der mich in deiner Inſel Bucht gejagt,
Denn ſolch ein traulich Mahl am ſtillen Heerd
Hat mich ſeit langer Zeit nicht mehr gelabt.

Richard.

Man trifft's in Fiſcherhütten beſſer nicht,
Hat's dir behagt, viel Ehr' und Freude mir!
Inſonders werth iſt mir ſo edler Gaſt,
Der aus dem nord'ſchen Heimathlande kömmt,
Von wannen unſre Väter hergeſchifft,
Davon man noch ſo Vieles ſagt und ſingt.
Doch muß ich dir eröffnen, edler Herr,
Wer bei mir einkehrt, ſey er noch ſo arm,
Wird angeſprochen um ein Gaſtgeſchenk.

Balder.

Mein Schiff, das in der Bucht vor Anker liegt,

Es hegt der ſeltnen Waaren mancherlei,
Die ich vom Mittelmeere hergeführt.
Goldfrüchte, ſüſſe Weine, bunte Vögel;
Auch wahrt es Waffen, nord'ſcher Schmiede Werk,
Zweiſchneid'ge Schwerdter, Harniſch, Helm und Schild.

Richard.

Nicht ſolches meint' ich, du verſtehſt mich falſch.
Es iſt ein Brauch in unſrer Normandie:
Wer einen Gaſt an ſeinem Heerd empfieng,
Verlangt von ihm ein Mährchen oder Lied
Und giebt ſofort ein Gleiches ihm zurück.
Ich halt' in meinen alten Tagen noch
Die edeln Sagen und Geſänge werth.
Darum erlaſſ' ich dir die Fodrung nicht.

Balder.

Ein Mährchen iſt oft ſüß wie Cyperwein,
Wie Früchte duftig und wie Vögel bunt,
Und manch ein alterthümlich Heldenlied
Ertönt wie Schwerdtgeklirr und Schildesklang.
Drum war mein Irrthum wohl nicht allzu groß.
Zwar weiß ich nicht ſo Herrliches zu melden,
Doch ehrt' ich gern den löblichen Gebrauch.
Vernimm denn, was in heitrer Mondnacht jüngſt
Ein Schiffgenoß auf dem Verdeck erzählt!

Richard.

Noch einen Trunk, mein Gaſt! Beginne dann!

Balder.

Zween nord'ſche Grafen hatten manches Jahr
Das Meer durchſegelt mit vereinten Wimpeln,
Vereint beſtanden manch furchtbaren Sturm,

Manch heiße Schlacht zur See und am Geſtad,
Auch manchesmal im Süden oder Oſten
Auf blüh'ndem Strand zuſammen ausgeruht;
Jetzt ruhten ſie daheim auf ihren Burgen,
In gleiche Trauer Beide tief verſenkt,
Denn Jeder hatt' ein treues Ehgemahl
Unlängſt begleitet nach der Ahnengruft.
Doch ſproßt' auch Jedem aus dem düſtern Gram
Ein ſüßes, ahnungsvolles Glück herauf:
Dem Einen blüht' ein muntrer Sohn,
Der Andre pflegt' ein liebes Töchterlein.
Um ihren alten Freundſchaftsbund zu krönen
Und daurendes Gedächtniß ihm zu ſtiften,
Beſchloſſen ſie, die theuern Sprößlinge
Dereinſt durch heil'ge Bande zu verknüpfen.
Zween goldne Ringe ließen ſie bereiten,
Die man, den zarten Fingern noch zu weit,
An bunten Bändern um die Hälschen hing.
Ein Saphir, wie des Mägdleins Auge blau,
War in des jungen Grafen Ring gefügt,
Im andern glüht ein roſenrother Stein,
Recht wie des Knaben friſches Wangenblut.

Richard.

Ein roſenrother Stein im goldnen Reif,
Das war des Mädchens Schmuck? Verſtand ich's wohl?

Balder.

Ja! wie du ſagſt, doch kommt's darauf nicht an.
Schon wuchs der Knabe hoch und ſchlank herauf,
In Waffenſpielen ward er früh geübt,
Schon tummelt' er ein kleines, ſchmuckes Roß.
Nicht ſoll er, wie der Vater, einſt das Meer

Auf abenteuerlicher Fahrt durchſchweifen,
Beſchirmen ſoll er einſt mit ſtarker Hand
Das mächtige Gebiet, die hohen Burgen,
Vereintes Erbthum beider Grafenſtämme.
Des jungen Ritters Bräutlein lag indeß
Noch in der Wieg', im dämmernden Gemach,
Von treuen Wärterinnen wohl beſorgt.
Nun kam ein milder Frühlingstag in's Land,
Da trugen ſie das ungeduld'ge Kind
Zum ſonnig heitern Meeresſtrand hinab
Und brachten Blum' und Muſchel ihm zum Spiel.
Die See, von leiſem Lufthauch kaum bewegt,
Sie ſpiegelte der Sonne klares Bild
Und warf den Zitterſchein auf's junge Grün.
Am Strande lag gerad' ein kleiner Kahn,
Den ſchmücken jetzt die Frau'n mit Schilf und Blumen
Und legen ihren holden Pflegling drein
Und ſchaukeln ihn am Ufer auf und ab.
Das Kindlein lacht, die Frauen lachen mit,
Doch eben unter'm fröhlichſten Gelächter
Entſchlüpft das Band, daran ſie ſpielend ziehn,
Und als ſie es bemerken, kann ihr Arm
Das Schifflein nicht vom Strande mehr erreichen.
So ſcheinbar ſtill die See, ſo wellenlos,
Doch ſpült ſie weiter ſtets den Kahn hinaus.
Man höret noch des Kindes herzlich Lachen,
Die Frauen aber ſehn verzweifelnd nach,
Mit Händeringen, wildem Angſtgeſchrei.
Der Knabe, der ſein Liebchen zu beſuchen
Gekommen war und jetzt das leichte Roß
Auf grüner Uferwieſe tummelte,

Er ſprengt auf das Geſchrei im Flug heran,
Er treibt ſein Pferdchen muthig in die See
Und meint das blum'ge Fahrzeug zu erſchwimmen.
Kaum aber prüft das Thier die kalte Flut,
So ſchüttelt ſich's und wendet ſtörrig um
Und reißt den Reiter an den Strand zurück.
Derweil hat ſchon der Nachen mit dem Kinde
Hinausgetrieben aus der ſtillen Bucht,
Und friſches Wehen auf der offnen See
Entführt ihn bald den Blicken.

Richard.

Armes Kind!
Die heil'gen Engel mögen dich umſchweben!

Balder.

Dem Vater kömmt die Schreckensbotſchaft zu,
Gleich läßt er alle Schiffe, groß und klein,
Auslaufen und das ſchnellſte trägt ihn ſelbſt.
Doch ſpurlos iſt das Meer, der Abend ſinkt,
Die Winde wechſeln, nächtlich tobt der Sturm.
Von mondenlangem Suchen bringen ſie
Den leeren, morſchen Nachen nur zurück,
Mit abgewelkten Kränzen —

Richard.

Was ſtört dich in der Rede, werther Gaſt?
Du ſtockſt, du athmeſt tief.

Balder.

Ich fahre fort.
Seit jenem Unfall freute ſich der Knabe
Nicht mehr des Roſſelenkens, wie zuvor,

Viel lieber übt' er ſich im Schwimmen, Tauchen,
Am Ruder prüſt' er gerne ſeinen Arm.
Als er zum kräft'gen Jüngling nun erſtarkt,
Da heiſcht er Schiffe von dem Vater.
Nichts hat das feſte Land, was er begehrt,
Kein Fräulein auf den Burgen reizet ihn,
Dem wilden Meere ſcheint er anverlobt,
Darein das Mägdlein und der Ring verſank.
Auch rüſtet er ſein Hauptſchiff ſeltſam aus
Mit Purpurwimpeln, goldnem Bilderſchmuck,
Wie Einer, der die Braut meerüber holt.

Richard.

Faſt wie das deine drunten in der Bucht,
Nicht wahr, mein wackrer Seemann?

Balder.

Wenn du willſt.
Mit jenem reichgeſchmückten Hochzeitſchiff
Hat er in manchem grauſen Sturm geſchwankt.
Wenn ſo zu Donnerſchlag und Sturmgebraus
Die Wogen tanzen, ſeiner Hochzeittanz!
Manch blut'ge Seeſchlacht hat er durchgekämpſt
Und iſt davon im Norden wohl bekannt,
Mit ſondrem Namen ward er dort belegt:
Springt er hinüber, mit geſchwungnem Schwerdt,
Auf ein geentert Schiff, dann ſchreit das Volk:
„Weh uns! vertilg uns nicht, Meerbräutigam!“
Das iſt mein Mährchen.

Richard.

Habe Dank dafür!
Es hat mir recht mein altes Herz bewegt.

Nur, dünkt mir, fehlt ihm noch der volle Schluß.
Wer weiß, ob wirklich denn das Kind verſank,
Ob nicht ein fremdes Schiff vorüberfuhr,
Das flugs an Bord den armen Fündling nahm,
Den morſchen Kahn der Meerflut überließ?
Vielleicht auf einer Inſel, wie die unſre,
Ward dann das ſchwache Kindlein abgeſetzt,
Von frommen Händen ſorgſamlich gepflegt,
Und iſt zur holden Jungfrau nun erblüht.

Balder.

Du weißt geſchickt ein Mährchen auszuſpinnen.
So laß nun deines hören, wenn's beliebt!

Richard.

In vor'gen Tagen wußt' ich manche Mähr'
Von unſern alten Herzogen und Helden
Und ſonderlich vom Richard Ohnefurcht,
Der Nachts ſo hell als wie am Tage ſah,
Der durch den öden Wald allnächtlich ritt
Und mit Geſpenſtern manchen Strauß beſtand;
Doch jetzt iſt mein Gedächtniß alterſchwach,
Verworren ſchwankt mir Alles vor dem Sinn.
Drum ſoll das junge Mädchen mich vertreten,
Das dort ſo ſtill und abgewendet ſitzt
Und Netze ſtrickt bei'm trüben Lampenſchein.
Sie hat ſich manches gute Lied gemerkt
Und hat 'ne Kehle, wie die Nachtigall.
Thorilde! darfſt den edeln Gaſt nicht ſcheun,
Sing uns das Lied vom Mägdlein und vom Ring,
Das einſt der alte Sänger dir gereimt!
Ein feines Lied! ich weiß, du ſingſt es gern.

Thorilde (ſingt:)
Wohl ſitzt am Meeresſtrande
Ein zartes Jungfräulein,
Sie angelt manche Stunde,
Kein Fiſchlein beißt ihr ein.

Sie hat 'nen Ring am Finger
Mit rothem Edelſtein,
Den bindt ſie an die Angel,
Wirft ihn in's Meer hinein.

Da hebt ſich aus der Tiefe
'ne Hand, wie Elfenbein,
Die läßt am Finger blinken
Das goldne Ringelein.

Da hebt ſich aus dem Grunde
Ein Ritter, jung und fein,
Er prangt in goldnen Schuppen
Und ſpielt im Sonnenſchein.

Das Mägdlein ſpricht erſchrocken:
„Nein, edler Ritter, nein!
Laß du mein Ringlein golden!
Gar nicht begehrt' ich dein.“

„Man angelt nicht nach Fiſchen
Mit Gold und Edelſtein,
Das Ringlein laſſ' ich nimmer,
Mein eigen mußt du ſeyn.“

Balder.

Was hör' ich? ſeltſam ahnungsvoller Sang!
Was ſeh' ich? welch. ein himmliſch Angeſicht
Hebt ſüß erröthend ſich aus goldnen Locken
Und mahnt mich an die ferne Kinderzeit!
Ha! an der Rechten blinkt der goldne Ring,
Der rothe Stein; du biſt's, verlorne Braut!
Ich bin's, den ſie Meerbräutigam genannt,
Hier iſt der Sapphir, wie dein Auge blau,
Und drunten liegt das Hochzeitſchiff bereit.

Richard.

Das hab' ich längſt gedacht, verehrter Held!
Ja! nimm ſie hin, mein theures Pflegekind,
Halt ſie nur feſt in deinem ſtarken Arm,
Du drückſt ein treues Herz an deine Bruſt.
Doch ſieh einmal! du haſt dich ganz verwirrt
Im Netze, das mein fleißig Kind geſtrickt.

Balladen und Romanzen.

Entſagung.

Wer entwandelt durch den Garten
Bei der Sterne bleichem Schein?
Hat er Süßes zu erwarten?
Wird die Nacht ihm ſelig ſeyn?
Ach! der Harfner iſt's, er ſinkt
Nieder an des Thurmes Fuße,
Wo es ſpät herunterblinkt,
Und beginnt zum Saitengruße:

„Lauſche, Jungfrau, aus der Höhe
Einem Liede, dir geweiht!
Daß ein Traum dich lind umwehe
Aus der Kindheit Roſenzeit.
Mit der Abendglocke Klang
Kam ich, will vor Tage gehen,
Und das Schloß, dem ich entſprang,
Nicht im Sonnenſtrale ſehen.

Von dem kerzenhellen Saale,
Wo du throneſt, blieb ich fern,
Wo um dich bei'm reichen Mahle
Freudig ſaßen edle Herrn.
Mit der Freude nur vertraut,
Hätten Frohes ſie begehret,
Nicht der Liebe Klagelaut,
Nicht der Kindheit Recht geehret.

Bange Dämmrung entweiche!
Düſtre Bäume, glänzet neu!
Daß ich in dem Zauberreiche
Meiner Kindheit ſelig ſey.
Sinken will ich in den Klee,
Bis das Kind mit leichtem Schritte
Wandle her, die ſchöne Fee,
Und mit Blumen mich beſchütte.

Ja! die Zeit iſt hingeflogen,
Die Erinnrung weichet nie;
Als ein lichter Regenbogen
Steht auf trüben Wolken ſie.
Schauen flieht mein ſüßer Schmerz,
Daß nicht die Erinnrung ſchwinde.
Sage das nur, ob dein Herz
Noch der Kindheit Luſt empfinde?"

Und es ſchwieg der Sohn der Lieder,
Der am Fuß des Thurmes ſaß;
Und vom Fenſter klang es nieder,
Und es glänzt' im dunkeln Gras.
„Nimm den Ring, und denke mein,
Denk an unſrer Kindheit Schöne!
Nimm ihn hin! ein Edelſtein
Glänzt darauf und eine Thräne."

Die Nonne.

Im ſtillen Kloſtergarten
Eine bleiche Jungfrau gieng;
Der Mond beſchien ſie trübe,
An ihrer Wimper hieng
Die Thräne zarter Liebe.

„O wohl mir, daß geſtorben
Der treue Buhle mein!
Ich darf ihn wieder lieben:
Er wird ein Engel ſeyn,
Und Engel darf ich lieben.“

Sie trat mit zagem Schritte
Wohl zum Mariabild;
Es ſtand in lichtem Scheine,
Es ſah ſo muttermild
Herunter auf die Reine.

Sie ſank zu ſeinen Füßen,
Sah auf mit Himmelsruh,
Bis ihre Augenlieder
Im Tode fielen zu;
Ihr Schleier wallte nieder.

Der Kranz.

Es pflückte Blümlein manigfalt
Ein Mägdlein auf der lichten Au;
Da kam wohl aus dem grünen Wald
Eine wunderſchöne Frau.

Sie trat zum Mägdlein freundlich hin,
Sie ſchlang ein Kränzlein ihm in's Haar:
„Noch blüht es nicht, doch wird es blühn;
O trag' es immerdar!“

Und als das Mägdlein größer ward,
Und ſich ergieng im Mondenglanz,
Und Thränen weinte, ſüß und zart:
Da knoſpete der Kranz.

Und als ihr holder Bräutigam
Sie innig in die Arme ſchloß:
Da wanden Blümlein wonneſam
Sich aus den Knoſpen los.

Sie wiegte bald ein ſüßes Kind
Auf ihrem Schooße mütterlich:
Da zeigten an dem Laubgewind
Viel goldne Früchte ſich.

Und als ihr Lieb geſunken war
Ach! in des Grabes Nacht und Staub:
Da weht' um ihr zerſtreutes Haar
Ein herbſtlich falbes Laub.

Bald lag auch ſie erbleichet da,
Doch trug ſie ihren werthen Kranz:
Da war's ein Wunder, denn man ſah
So Frucht als Blüthenglanz.

Der Schäfer.

Der ſchöne Schäfer zog ſo nah
Vorüber an dem Königsſchloß;
Die Jungfrau von der Zinne ſah,
Da war ihr Sehnen groß.

Sie rief ihm zu ein ſüßes Wort:
„O dürft' ich gehn hinab zu dir!
Wie glänzen weiß die Lämmer dort,
Wie roth die Blümlein hier!“

Der Jüngling ihr entgegenbot:
„O kämeſt du herab zu mir!
Wie glänzen ſo die Wänglein roth,
Wie weiß die Arme dir!“

Und als er nun mit ſtillem Weh
In jeder Früh' vorübertrieb:
Da ſah er hin, bis in der Höh'
Erſchien ſein holdes Lieb.

Dann rief er freundlich ihr hinauf:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ihr ſüßes Wort ertönte drauf:
„Viel Dank, du Schäfer mein!“

Der Winter floh, der Lenz erſchien,
Die Blümlein blühten reich umher,
Der Schäfer thät zum Schloſſe ziehn,
Doch Sie erſchien nicht mehr.

Er rief hinauf ſo klagevoll:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ein Geiſterlaut herunter ſcholl:
„Ade, du Schäfer mein!“

Die Vätergruft.

Es gieng wohl über die Haide
Zur alten Kapell' empor
Ein Greis im Waffengeſchmeide,
Und trat in den dunkeln Chor.

Die Särge ſeiner Ahnen
Standen die Hall' entlang,
Aus der Tiefe thät ihn mahnen
Ein wunderbarer Geſang.

„Wohl hab' ich euer Grüßen,
Ihr Heldengeiſter! gehört.
Eure Reihe ſoll ich ſchließen:
Heil mir! ich bin es werth.“

Es ſtand an kühler Stätte
Ein Sarg noch ungefüllt,
Den nahm er zum Ruhebette,
Zum Pfühle nahm er den Schild.

Die Hände thät er falten
Auf's Schwerdt, und ſchlummert' ein.
Die Geiſterlaute verhallten;
Da mocht' es gar ſtille ſeyn.

Die ſterbenden Helden.

Der Dänen Schwerdter drängen Schwedens Heer
Zum wilden Meer.
Die Wagen klirren fern, es blinkt der Stahl
Im Mondenſtral.
Da liegen, ſterbend, auf dem Leichenfeld
Der ſchöne Sven und Ulf, der graue Held.

Sven.

O Vater! daß mich in der Jugend Kraft
Die Norne rafft!
Nun ſchlichtet nimmer meine Mutter mir
Der Locken Zier.
Vergeblich ſpähet meine Sängerin
Vom hohen Thurm in alle Ferne hin.

Ulf.

Sie werden jammern, in der Nächte Graun
Im Traum uns ſchaun.
Doch ſey getroſt! bald bricht der bittre Schmerz
Ihr treues Herz.
Dann reicht die Buhle dir bei Odins Mahl,
Die goldgelockte, lächelnd den Pokal.

Sven.

Begonnen hab' ich einen Feſtgeſang
Zum Saitenklang,
Von Königen und Helden grauer Zeit
In Lieb' und Streit.
Verlaſſen hängt die Harfe nun, und bang
Erweckt der Winde Wehen ihren Klang.

Ulf.

Es glänzet hoch und hehr im Sonnenſtral
Allvaters Saal,
Die Sterne wandeln unter ihm, es ziehn
Die Stürme hin.
Dort tafeln mit den Vätern wir in Ruh,
Erhebe dann dein Lied und end' es du!

Sven.

O Vater! daß mich in der Jugend Kraft
Dir Norne rafft!
Noch leuchtet keiner hohen Thaten Bild
Auf meinem Schild.
Zwölf Richter thronen, hoch und ſchauerlich,
Die werthen nicht des Heldenmahles mich.

Ulf.

Wohl wieget Eines viele Thaten auf, —
Sie achten drauf —
Das iſt um deines Vaterlandes Noth
Der Heldentod.
Sieh hin! die Feinde fliehen; blick hinan!
Der Himmel glänzt, dahin iſt unſre Bahn!

Der blinde König.

Was ſteht der nord'ſchen Fechter Schaar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in ſeinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bittrem Harme
Auf ſeinen Stab gelehnt,
Daß über'm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:

„Gieb, Räuber, aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenſpiel, ihr Lied, ſo ſüß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Haſt du ſie weggeraubt,
Dir iſt es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt.“

Da tritt aus ſeiner Kluft hervor
Der Räuber, groß und wild,
Er ſchwingt ſein Hünenſchwerdt empor
Und ſchlägt an ſeinen Schild:
„Du haſt ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient ſo mancher Fechter,
Und keiner kämpft um Sie?“

Noch ſtehn die Fechter alle ſtumm,
Tritt keiner aus dem Reihn,
Der blinde König kehrt ſich um:
„Bin ich denn ganz allein?"
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn ſo warm:
„Vergönn mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm."

„O Sohn! der Feind iſt rieſenſtark,
Ihm hielt noch Keiner Stand.
Und doch! in dir iſt edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie iſt der Skalden Preis.
Und fällſt du, ſo verſchlinge
Die Flut mich armen Greis!"

Und horch! es ſchäumet und es rauſcht
Der Nachen über's Meer.
Der blinde König ſteht und lauſcht,
Und Alles ſchweigt umher;
Bis drüben ſich erhoben
Der Schild' und Schwerdter Schall,
Und Kampfgeſchrei und Toben,
Und dumpfer Wiederhall.

Da ruft der Greis ſo freudig bang:
„Sagt an, was ihr erſchaut!
Mein Schwerdt, ich kenn's am guten Klang,
Es gab ſo ſcharfen Laut.“
„Der Räuber iſt gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor allen,
Du ſtarker Königsſohn!“

Und wieder wird es ſtill umher,
Der König ſteht und lauſcht:
„Was hör' ich kommen über's Meer?
Es rudert und es rauſcht.“
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwerdt und Schild,
In ſonnehellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild.“

„Willkommen! — ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab —
Nun wird mein Alter wonnig ſeyn
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legſt mir, Sohn, zur Seite
Das Schwerdt von gutem Klang,
Gunilde, du Befreite,
Singſt mir den Grabgeſang.“

Der Sänger.

Noch ſingt den Wiederhallen
Der Knabe ſein Gefühl;
Die Elfe hat Gefallen
Am jugendlichen Spiel.
Es glänzen ſeine Lieder
Wie Blumen rings um ihn;
Sie gehn mit ihm wie Brüder
Durch ſtille Haine hin.

Er kommt zum Völkerfeſte,
Er ſingt im Königsſaal,
Ihm ſtaunen alle Gäſte,
Sein Lied verklärt das Mahl;
Der Frauen ſchönſte krönen
Mit lichten Blumen ihn;
Er ſenkt das Aug' in Thränen
Und ſeine Wangen glühn.

Gretchens Freude.

Was ſoll doch dieß Trommeten ſeyn?
Was deutet dieß Geſchrei?
Will treten an das Fenſterlein,
Ich ahne, was es ſey.

Da kehrt er ja, da kehrt er ſchon
Vom feſtlichen Turnei,
Der ritterliche Königsſohn,
Mein Buhle wundertreu.

Wie ſteigt das Roß und ſchwebt daher!
Wie trutzlich ſitzt der Mann!
Fürwahr! man dächt' es nimmermehr,
Wie ſanft er ſpielen kann.

Wie ſchimmert ſo der Helm von Gold,
Des Ritterſpieles Dank!
Ach! drunter glühn vor Allem hold
Die Augen, blau und blank.

Wohl ſtarrt um ihn des Panzers Erz,
Der Rittermantel rauſcht:
Doch drunter ſchlägt ein mildes Herz,
Das Lieb' um Liebe tauſcht.

Die Rechte läßt den Gruß ergehn,
Sein Helmgefieder wankt;
Da neigen ſich die Damen ſchön,
Des Volkes Jubel dankt.

Was jubelt ihr und neigt euch ſo?
Der ſchöne Gruß iſt mein.
Viel Dank, mein Lieb! ich bin ſo froh,
Gewiß ich bring' dir's ein.

Nun zieht er in des Vaters Schloß
Und knieet vor ihm hin,
Und ſchnallt den goldnen Helm ſich los
Und reicht dem König ihn.

Dann Abends eilt zu Liebchens Thür
Sein leiſer, loſer Schritt;
Da bringt er friſche Küſſe mir
Und neue Liebe mit.

Das Schloß am Meere.

Haſt du das Schloß geſehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und roſig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte ſich niederneigen
In die ſpiegelklare Flut;
Es möchte ſtreben und ſteigen
In der Abendwolken Glut.

„Wohl hab' ich es geſehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber ſtehen,
Und Nebel weit umher.“

Der Wind und des Meeres Wallen
Gaben ſie friſchen Klang?
Vernahmſt du aus hohen Hallen
Saiten und Feſtgeſang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu.“

Saheſt du oben gehen
Den König und ſein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen?
Der goldnen Kronen Stral?

Führten ſie nicht mit Wonne
Eine ſchöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Stralend im goldnen Haar?

„Wohl ſah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im ſchwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau ſah ich nicht.“

Vom treuen Walther.

Der treue Walther ritt vorbei
An unſrer Frau Kapelle.
Da kniete gar in tiefer Reu'
Ein Mägdlein an der Schwelle.
„Halt an, halt an, mein Walther traut!
Kennſt du nicht mehr der Stimme Laut,
Die du ſo gerne hörteſt?"

„Wen ſeh' ich hier? Die falſche Maid,
Ach! weiland, ach, die Meine!
Wo lieſſeſt du dein ſeiden Kleid?
Wo Gold und Edelſteine?"
„O daß ich von der Treue ließ!
Verloren iſt mein Paradies,
Bei dir nur find' ich's wieder."

Er hub zu Roß das ſchöne Weib,
Er trug ein ſanft Erbarmen;
Sie ſchlang ſich feſt um ſeinen Leib
Mit weiſſen, weichen Armen.
„Ach, Walther traut! mein liebend Herz,
Es ſchlägt an kaltes, ſtarres Erz,
Es klopft nicht an dem deinen."

Sie ritten ein in Walthers Schloß,
Das Schloß war öd' und ſtille,
Sie band den Helm dem Ritter los;
Hin war der Schönheit Fülle.
„Die Wangen bleich, die Augen trüb,
Sie ſind dein Schmuck, du treues Lieb!
Du warſt mir nie ſo lieblich.“

Die Rüſtung löst die fromme Maid
Dem Herrn, den ſie betrübet.
„Was ſeh' ich? ach! ein ſchwarzes Kleid!
Wer ſtarb, den du geliebet?“
„Die Liebſte mein betraur' ich ſehr,
Die ich auf Erden nimmermehr,
Noch über'm Grabe finde.“

Sie ſinkt zu ſeinen Füßen hin,
Mit ausgeſtreckten Armen.
„Da lieg' ich arme Büßerin,
Dich fleh' ich um Erbarmen.
Erhebe mich zu neuer Luſt!
Laß mich an deiner treuen Bruſt
Von allem Leid geneſen!“

„Steh auf, ſteh auf, du armes Kind!
Ich kann dich nicht erheben;
Die Arme mir verſchloſſen ſind,
Die Bruſt iſt ohne Leben.
Sey traurig ſtets, wie ich es bin!
Die Lieb' iſt hin, die Lieb' iſt hin,
Und kehret niemals wieder.“

Der Pilger.

Es wallt ein Pilger hohen Dranges,
Er wallt zur ſel'gen Gottesſtadt,
Zur Stadt des himmliſchen Geſanges,
Die ihm der Geiſt verheißen hat.

„Du klarer Strom! in deinem Spiegel
Wirſt du die heil'ge bald umfahn.
Ihr ſonnehellen Felſenhügel!
Ihr ſchaut ſie ſchon von Weitem an.

Wie ferne Glocken hör' ich's klingen,
Das Abendroth durchblüht den Hain.
O hätt' ich Flügel, mich zu ſchwingen
Weit über Thal und Felſenreihn!“

Er iſt von hoher Wonne trunken,
Er iſt von ſüßen Schmerzen matt,
Und, in die Blumen hingeſunken,
Gedenkt er ſeiner Gottesſtadt.

„Sie ſind zu groß noch, dieſe Räume,
Für meiner Sehnſucht Flammenqual;
Empfahet ihr mich, milde Träume,
Und zeigt mir das erſehnte Thal!“

Da iſt der Himmel aufgeſchlagen,
Ein lichter Engel ſchaut herab:
„Wie ſollt' ich dir die Kraft verſagen,
Dem ich das hohe Sehnen gab!

Die Sehnſucht und der Träume Weben,
Sie ſind der weichen Seele ſüß,
Doch edler iſt ein ſtarkes Streben
Und macht den ſchönen Traum gewiß."

Er ſchwindet in die Morgendüfte;
Der Pilger ſpringt geſtärkt empor,
Er ſtrebet über Berg' und Klüfte,
Er ſtehet ſchon am goldnen Thor.

Und ſieh! gleich Mutterarmen ſchließet
Die Stadt der Pforte Flügel auf;
Ihr himmliſcher Geſang begrüßet
Den Sohn nach tapfrem Pilgerlauf.

Abſchied.

Was klinget und ſinget die Straß' herauf?
Ihr Jungfern, machet die Fenſter auf!
Es ziehet der Burſch in die Weite,
Sie geben ihm das Geleite.

Wohl jauchzen die Andern und ſchwingen die Hüt',
Viel Bänder darauf und viel edle Blüth',
Doch dem Burſchen gefällt nicht die Sitte,
Geht ſtill und bleich in der Mitte.

Wohl klingen die Kannen, wohl funkelt der Wein:
„Trink aus und trink wieder, lieb Bruder mein!"
„Mit dem Abſchiedsweine nur fliehet,
Der da innen mir brennet und glühet!"

Und draußen am allerletzten Haus,
Da gucket ein Mägdlein zum Fenſter heraus,
Sie möcht' ihre Thränen verdecken
Mit Gelbveiglein und Roſenſtöcken.

Und draußen am allerletzten Haus,
Da ſchlägt der Burſche die Augen auf,
Und ſchlägt ſie nieder mit Schmerze
Und leget die Hand auf's Herze.

„Herr Bruder! und haſt du noch keinen Strauß,
Dort winken und wanken viel Blumen heraus.
Wohlauf, du Schönſte von Allen,
Laß ein Sträußlein herunterfallen!“

„Ihr Brüder, was ſollte das Sträußlein mir?
Ich hab' ja kein liebes Liebchen, wie ihr.
An der Sonne würd' es vergehen,
Der Wind, der würd' es verwehen.“

Und weiter, ja weiter mit Sang und mit Klang!
Und das Mägdlein lauſchet und horchet noch lang.
„O weh! er ziehet, der Knabe,
Den ich ſtille geliebet habe.

Da ſteh' ich, ach! mit der Liebe mein,
Mit Roſen und mit Gelbveigelein;
Dem ich Alles gäbe ſo gerne,
Der iſt nun in der Ferne.“

Des Knaben Tod.

„Zeuch nicht den dunkeln Wald hinab!
Es gilt dein Leben, du junger Knab!"
„Mein Gott im Himmel, der iſt mein Licht,
Der läßt mich im dunkeln Walde nicht."

Da zeucht er hinunter, der junge Knab,
Es brauſt ihm zu Füßen der Strom hinab,
Es ſauſt ihm zu Haupte der ſchwarze Wald,
Und die Sonne verſinket in Wolken bald.

Und er kommt an's finſtere Räuberhaus,
Eine holde Jungfrau ſchauet heraus:
„O wehe! du biſt ſo ein junger Knab,
Was kommſt du in's Thal des Todes herab?"

Aus dem Thor die mördriſche Rotte bricht,
Die Jungfrau decket ihr Angeſicht,
Sie ſtoßen ihn nieder, ſie rauben ſein Gut,
Sie laſſen ihn liegen in ſeinem Blut.

„O weh! wie dunkel! keine Sonne, kein Stern!
Wen ruf' ich an? iſt mein Gott ſo fern?
Ha! Jungfrau dort, im himmliſchen Schein,
Nimm auf meine Seel' in die Hände dein!"

Der Traum.

Im ſchönſten Garten wallten
Zwei Buhlen, Hand in Hand,
Zwo bleiche, kranke Geſtalten;
Sie ſaßen in's Blumenland.

Sie küßten ſich auf die Wangen
Und küßten ſich auf den Mund,
Sie hielten ſich feſt umfangen,
Sie wurden jung und geſund.

Zwei Glöcklein klangen helle,
Der Traum entſchwand zur Stund';
Sie lag in der Kloſterzelle,
Er fern in Thurmes Grund.

Drei Fräulein.

1.

Drei Fräulein ſahn vom Schloſſe
Hinab in's tiefe Thal.
Ihr Vater kam zu Roſſe,
Er trug ein Kleid von Stahl.
„Willkomm, Herr Vater, Gottwillkomm!
Was bringſt du deinen Kindern?
Wir waren alle fromm.“

„Mein Kind im gelben Kleide!
Heut hab' ich dein gedacht.
Der Schmuck iſt deine Freude,
Dein Liebſtes iſt die Pracht.
Von rothem Gold die Kette hier
Nahm ich dem ſtolzen Ritter,
Gab ihm den Tod dafür.“

Das Fräulein ſchnell die Kette
Um ihren Nacken band.
Sie gieng hinab zur Stätte,
Da ſie den Todten fand.
„Du liegſt am Wege, wie ein Dieb,
Und biſt ein edler Ritter,
Und biſt mein feines Lieb.“

Sie trug ihn auf den Armen
Zum Gotteshaus hinab;
Sie legt' ihn mit Erbarmen
In ſeiner Väter Grab.
Die Kett', die ihr am Halſe ſchien,
Die zog ſie feſt zuſammen,
Und ſank zum Lieb dahin.

2.

Zwei Fräulein ſahn vom Schloſſe
Hinab in's tiefe Thal.
Ihr Vater kam zu Roſſe,
Er trug ein Kleid von Stahl.
„Willkomm, Herr Vater, Gottwillkomm!
Was bringſt du deinen Kindern?
Wir waren beide fromm.“

„Mein Kind im grünen Kleide!
Heut hab' ich dein gedacht.
Die Jagd iſt deine Freude
Bei Tag und auch bei Nacht.
Den Spieß an goldnem Bande hier
Nahm ich dem wilden Jäger,
Gab ihm den Tod dafür.“

Sie nahm den Spieß zu Händen,
Den ihr der Vater bot,
Thät in den Wald ſich wenden,
Ihr Jagdruf war der Tod.
Dort in der Linde Schatten traf
Sie bei den treuen Bracken
Ihr Lieb im tiefen Schlaf.

„Ich komme zu der Linde,
Wie ich dem Lieb verhieß.“
Da ſtieß ſie gar geſchwinde
In ihre Bruſt den Spieß.
Sie ruhten bei einander kühl,
Waldvöglein ſangen oben,
Grün Laub herunter fiel.

3.

Ein Fräulein ſah vom Schloſſe
Hinab in's tiefe Thal.
Ihr Vater kam zu Roſſe,
Er trug ein Kleid von Stahl.
„Willkomm, Herr Vater, Gottwillkomm!
Was bringſt du deinem Kinde?
Ich war wohl ſtill und fromm.“

„Mein Kind im weißen Kleide!
Wohl hab' ich dein gedacht.
Die Blumen ſind dein' Freude,
Mehr als des Goldes Pracht.
Das Blümlein, klar wie Silber, hier
Nahm ich dem kühnen Gärtner,
Gab ihm den Tod dafür.“

„Wie war er ſo verwegen?
Warum erſchlugſt du ihn?
Er thät der Blümlein pflegen,
Die werden nun verblühn.“
„Er hat mir wunderkühn verſagt
Die ſchönſte Blum' im Garten,
Die ſpart' er ſeiner Magd.“

Das Blümlein lag der Zarten
An ihrer weichen Bruſt.
Sie gieng in einen Garten,
Der war wohl ihre Luſt.
Da ſchwoll ein friſcher Hügel auf,
Dort bei den weiſſen Lilien,
Sie ſetzte ſich darauf.

„O könnt' ich thun zur Stunde
Den lieben Schweſtern gleich!
Doch's Blümlein giebt kein' Wunde,
Es iſt ſo zart und weich.“
Auf's Blümlein ſah ſie, bleich und krank,
Bis daß ihr Blümlein welkte,
Bis daß ſie niederſank.

Der ſchwarze Ritter.

Pfingſten war, das Feſt der Freude,
Das da feiern Wald und Haide.
Hub der König an zu ſprechen:
„Auch aus den Hallen
Der alten Hofburg allen
Soll ein reicher Frühling brechen!“

Trommeln und Trommeten ſchallen,
Rothe Fahnen feſtlich wallen.
Sah der König vom Balkone;
In Lanzenſpielen
Die Ritter alle fielen
Vor des Königs ſtarkem Sohne.

Aber vor des Kampfes Gitter
Ritt zuletzt ein ſchwarzer Ritter.
„Herr! wie iſt Eur Nam' und Zeichen?“
„Würd' ich es ſagen,
Ihr möchtet zittern und zagen,
Bin ein Fürſt von großen Reichen.“

Als er in die Bahn gezogen,
Dunkel ward des Himmels Bogen
Und das Schloß begann zu beben.
Beim erſten Stoße
Der Jüngling ſank vom Roſſe,
Konnte kaum ſich wieder heben.

Pfeif' und Geige ruft zu Tänzen,
Fackeln durch die Säle glänzen;
Wankt ein großer Schatten drinnen.
Er thät mit Sitten
Des Königs Tochter bitten,
Thät den Tanz mit ihr beginnen.

Tanzt im ſchwarzen Kleid von Eiſen,
Tanzet ſchauerliche Weiſen,
Schlingt ſich kalt um ihre Glieder.
Von Bruſt und Haaren
Entfallen ihr die klaren
Blümlein welk zur Erde nieder.

Und zur reichen Tafel kamen
Alle Ritter, alle Damen.
Zwiſchen Sohn und Tochter innen
Mit bangem Muthe
Der alte König ruhte,
Sah ſie an mit ſtillem Sinnen.

Bleich die Kinder beide ſchienen,
Bot der Gaſt den Becher ihnen:
„Goldner Wein macht euch geneſen.“
Die Kinder tranken,
Sie thäten höflich danken:
„Kühl iſt dieſer Trunk geweſen.“

An des Vaters Bruſt ſich ſchlangen
Sohn und Tochter; ihre Wangen
Thaten völlig ſich entfärben.
Wohin der graue,
Erſchrockne Vater ſchaue,
Sieht er eins der Kinder ſterben.

„Weh! die holden Kinder beide
Nahmſt du hin in Jugendfreude:
Nimm auch mich, den Freudeloſen!“
Da ſprach der Grimme
Mit hohler, dumpfer Stimme:
„Greis! im Frühling brech' ich Roſen.“

Der Roſengarten.

Vom ſchönen Roſengarten
Will ich mit Sang euch melden.
Am Morgen luſtwandelten Fraun,
Am Abend fochten die Helden.

„Mein Herr iſt König im Land,
Ich herrſch' im Garten der Roſen,
Er hat ſich die güldene Kron',
Ich den Blumenkranz mir erkoſen.

So hört, ihr junge Recken,
Ihr lieben drei Wächter mein!
Laßt alle zarten Jungfräulein,
Laßt keinen Ritter herein!

Sie möchten die Roſen verderben,
Das brächte mir groſſe Sorgen.“
So ſprach die ſchöne Königin,
Als ſie dannen gieng am Morgen.

Da wandelten die drei Wächter
Gar treulich vor der Thür.
Die Röslein dufteten ſtille
Und blickten lieblich herfür.

Und kamen des Wegs mit Sitten
Drei zarte Jungfräulein:
„Ihr Wächter, liebe drei Wächter,
Laßt uns in den Garten ein!"

Als die Jungfraun Roſen gebrochen,
Da han ſie all drei geſprochen:
„Was blutet mir ſo die Hand?
Hat mich das Röslein geſtochen?"

Da wandelten die drei Wächter
Gar treulich vor der Thür.
Die Röslein dufteten ſtille
Und blickten lieblich herfür.

Und kamen des Wegs auf Roſſen
Drei freche Rittersleut':
„Ihr Wächter, ſchnöde drei Wächter,
Sperret auf die Thüre weit!"

„Die Thüre, die bleibet zu,
Die Schwerdter, die ſind bloß,
Die Roſen, die ſind theuer,
Eine Wund' gilt jegliche Roſ'."

Da ſtritten die Ritter und Wächter,
Die Ritter den Sieg erwarben,
Zertraten die Röslein all,
Mit den Roſen die Wächter ſtarben.

Und als es war am Abend,
Frau Königin kam herbei:
„Und ſind meine Roſen zertreten,
Erſchlagen die Jünglinge treu:

So will ich auf Roſenblätter
Sie legen in die Erde.
Und wo der Roſengarten war,
Soll der Liliengarten werden.

Wer iſt es, der die Lilien
Mir treulich nun bewacht?
Bei Tage die liebe Sonne,
Der Mond und die Sterne bei Nacht.“

Die Lieder der Vorzeit.

1807.

Als Knabe ſtieg ich in die Hallen
Verlaßner Burgen oft hinan;
Durch alte Städte that ich wallen,
Und ſah die hohen Münſter an.
Da war es, daß mit ſtillem Mahnen
Der Geiſt der Vorwelt bei mir ſtand,
Da ließ er frühe ſchon mich ahnen,
Was ſpäter ich in Büchern fand:

Daß Jungfraun dort von ew'gem Preiſe,
Die heil'gen Lieder, einſt gewohnt,
Und in der Edelfrauen Kreiſe
Beim Feſte des Geſangs gethront.
Da kam der Krieger wild Geſchlechte
Und warf den Brand in's frohe Haus.
Die Schweſtern flohn im Graun der Nächte
Nach allen Seiten zagend aus.

Wie manche ſchmachtet, hart gefangen,
In eines Kerkers dunklem Grund!
Zu keinem milden Ohr gelangen
Die Kläng' aus ihrem zarten Mund.
Ach! Jene, die auf öden Wegen
Umhergeirret, krank und müd,
Sie iſt dem ſchweren Gram erlegen,
Und ſang noch einmal, eh ſie ſchied.

In eines armen Mädchens Kammer
Iſt einer Andern Aufenthalt,
Sie miſcht ſich in der Freundin Jammer,
Wann ſtill der Mond am Himmel wallt.
Auch manche wagt der Märterinnen
Sich in des Marktes frech Gewühl,
Sie will der Menſchen Herz gewinnen
Und ſinget ſanſt zum Saitenſpiel.

Getroſt! ſchon ſinken eure Bande
Und Boten ziehn nach Oſt und Weſt,
In eine Stadt am Neckarſtrande
Zu laden euch zum neuen Feſt.
Ihr Heitern kommt zu Tanzes Feier,
Laßt wehn das roſige Gewand!
Ihr Ernſten, wallt im Nonnenſchleier,
Die weiſſe Lilie in der Hand!

Die drei Lieder.

In der hohen Hall' ſaß König Sifrid:
„Ihr Harfner! wer weiß mir das ſchönſte Lied?"
Und ein Jüngling trat aus der Schaar behende,
Die Harf' in der Hand, das Schwerdt an der Lende.

„Drei Lieder weiß ich; den erſten Sang,
Den haſt du ja wohl vergeſſen ſchon lang:
Meinen Bruder haſt du meuchlings erſtochen!
Und aber: haſt ihn meuchlings erſtochen!

Das andre Lied, das hab' ich erdacht
In einer finſtern, ſtürmiſchen Nacht:
Mußt mit mir fechten auf Leben und Sterben!
Und aber: mußt fechten auf Leben und Sterben!"

Da lehnt' er die Harfe wohl an den Tiſch,
Und ſie zogen Beide die Schwerdter friſch,
Und fochten lange mit wildem Schalle,
Bis der König ſank in der hohen Halle.

„Nun ſing' ich das dritte, das ſchönſte Lied,
Das werd' ich nimmer zu ſingen müd:
König Sifrid liegt in ſeim rothen Blute!
Und aber: liegt in ſeim rothen Blute!"

Der junge König und die Schäferin.

1.

In dieſer Maienwonne,
Hier auf dem grünen Plan,
Hier unter der goldnen Sonne,
Was heb' ich zu ſingen an?

Wohl blaue Wellen gleiten,
Wohl goldne Wolken ziehn,
Wohl ſchmucke Ritter reiten
Das Wieſenthal dahin.

Wohl lichte Bäume wehen,
Wohl klare Blumen blühn,
Wohl Schäferinnen ſtehen
Umher in Thales Grün.

Herr Goldmar ritt mit Freuden
Vor ſeinem ſtolzen Zug,
Einen rothen Mantel ſeiden,
Eine goldne Kron' er trug.

Da ſprang vom Roß geſchwinde
Der König wohlgethan,
Er band es an eine Linde,
Ließ ziehn die Schaar voran.

Es war ein friſcher Bronne
Dort in den Büſchen kühl;
Da ſangen die Vögel mit Wonne,
Der Blümlein glänzten viel.

Warum ſie ſangen ſo helle?
Warum ſie glänzten ſo baß?
Weil an dem kühlen Quelle
Die ſchönſte Schäferin ſaß.

Herr Goldmar geht durch Hecken,
Er rauſchet durch das Grün;
Die Lämmer drob erſchrecken,
Zur Schäferin ſie fliehn.

„Willkommen, Gottwillkommen!
Du wunderſchöne Maid!
Warſt du zu Schrecken gekommen,
Mir wär' es wahrlich leid.“

„Bin wahrlich nicht erblichen,
Als ich dir ſchwören mag,
Ich meint', es hab' durchſtrichen
Ein loſer Vogel den Hag.“

„Ach! wollteſt du mich erquicken
Aus deiner Flaſche hier,
Ich würd' es in's Herz mir drücken
Als die größte Huld von dir.“

„Meine Flaſche magſt du haben,
Noch Keinem macht' ich's ſchwer,
Will Jeden daraus laben,
Und wenn es ein König wär'."

Zu ſchöpfen ſie ſich bücket,
Aus der Flaſch' ihn trinken läßt,
Gar zärtlich er ſie anblicket,
Doch hält ſie die Flaſche feſt.

Er ſpricht, von Lieb' bezwungen:
„Wie biſt du ſo holder Art!
Als wäreſt du erſt entſprungen
Mit den andern Blumen zart.

Und biſt doch mit Würd' umfangen,
Und ſtraleſt doch Adel aus,
Als wäreſt hervorgegangen
Aus eines Königs Haus."

„Frag meinen Vater, den Schäfer:
Ob er ein König was?
Frag meine Mutter, die Schäfrin:
Ob ſie auf dem Throne ſaß?"

Seinen Mantel legt er der Holden
Um ihren Nacken klar,
Er ſetzet die Krone golden
In ihr nußbraunes Haar.

Gar ſtolz die Schäferin blicket,
Sie ruft mit hohem Schall:
„Ihr Blumen und Bäume, bücket,
Ihr Lämmer, neigt euch all!“

Und als den Schmuck ſie wieder
Ihm beut mit lachendem Mund,
Da wirft er die Krone nieder
In des Bronnens klaren Grund.

„Die Kron' ich dir vertraue,
Ein herzlich Liebespfand,
Bis ich dich wiederſchaue
Nach manchem harten Stand.

Ein König liegt gebunden
Schon ſechszehn lange Jahr',
Sein Land iſt überwunden
Von böſer Feinde Schaar.

Ich will ſein Land erretten
Mit meinen Rittern traut,
Ich will ihm brechen die Ketten,
Daß er den Frühling ſchaut.

Ich ziehe zum erſten Kriege,
Mir werden die Tage ſchwül.
Sprich! labſt du mich nach dem Siege
Hier aus dem Bronnen kühl?“

„Ich will dir ſchöpfen und langen
Soviel der Bronn vermag.
Auch ſollſt du die Kron' empfangen
So blank, wie an dieſem Tag."

Der erſte Sang iſt geſungen,
So folget gleich der letzt';
Ein Vogel hat ſich geſchwungen,
Laßt ſehen, wo er ſich ſetzt!

2.

Nun ſoll ich ſagen und ſingen
Von Trommeten und Schwerdterklang,
Und hör' doch Schallmeien klingen,
Und höre der Lerchen Geſang.

Nun ſoll ich ſingen und ſagen
Von Leichen und von Tod,
Und ſeh' doch die Bäum' ausſchlagen
Und ſprießen die Blümlein roth.

Nur von Goldmar will ich melden,
Ihr hättet es nicht gedacht:
Er war der erſte der Helden,
Wie bei Frauen, ſo in der Schlacht.

Er gewann die Burg im Sturme,
Steckt' auf ſein Siegspanier;
Da ſtieg aus tiefem Thurme
Der alte König herfür.

„O Sonn'! o ihr Berge drüben!
O Feld und o grüner Wald!
Wie ſeyd ihr ſo jung geblieben,
Und ich bin worden ſo alt!“

Mit reichem Glanz und Schalle
Das Siegesfeſt begann;
Doch wer nicht ſaß in der Halle,
Das nicht beſchreiben kann.

Und wär' ich auch geſeſſen
Dort in der Gäſte Reihn,
Doch hätt' ich das Andre vergeſſen
Ob all dem edeln Wein.

Da thät zu Goldmar ſprechen
Der königliche Greis:
„Ich geb' ein Lanzenbrechen,
Was ſetz' ich euch zum Preis?“

„Herr König, hochgeboren,
So ſetzet uns zum Preis,
Statt goldner Helm' und Sporen,
Einen Stab und ein Lämmlein weiß!“

Um was ſonſt Schäfer laufen
In die Wett' im Blumengefild,
Drum ſah man die Ritterhaufen
Sich tummeln mit Lanz' und Schild.

Da warf die Ritter alle
Herr Goldmar in den Kreis,
Er empfieng bei Trommetenſchalle
Einen Stab und ein Lämmlein weiß.

Und wieder begann zu ſprechen
Der königliche Greis:
„Ich geb' ein neues Stechen
Und ſetz' einen höhern Preis.

Wohl ſetz' ich euch zum Lohne
Nicht eitel Spiel und Tand,
Ich ſetz' euch meine Krone
Aus der ſchönſten Königin Hand.“

Wie glühten da die Gäſte
Bei'm hohen Trommetenſchall
Wollt' Jeder thun das Beſte,
Herr Goldmar warf ſie all.

Der König ſtand im Gaden
Mit Frauen und mit Herrn,
Er ließ Herrn Goldmar laden,
Der Ritter Blum' und Stern.

Da kam der Held im Streite,
Den Schäferſtab in der Hand,
Das Lämmlein weiß zur Seite,
An roſenrothem Band.

Der König ſprach: „ich lohne
Dir nicht mit Spiel und Tand,
Ich gebe dir meine Krone
Aus der ſchönſten Königin Hand."

Er ſprach's und ſchlug zurücke
Den Schleier der Königin.
Herr Goldmar mit keinem Blicke
Wollt' ſehen nach ihr hin.

„Keine Königin ſoll mich gewinnen
Und keiner Krone Stral,
Ich trachte mit allen Sinnen
Nach der Schäferin im Thal.

Ich will zum Gruß ihr bieten
Das Lämmlein und den Stab.
So mög' euch Gott behüten!
Ich zieh' in's Thal hinab."

Da rief eine Stimm' ſo helle,
Und ihm ward mit einem Mal,
Als ſängen die Vögel am Quelle,
Als glänzten die Blumen im Thal.

Die Augen thät er heben,
Die Schäferin vor ihm ſtand,
Mit reichem Geſchmeid' umgeben,
Die blanke Kron' in der Hand.

„Willkommen, du viel Schlimmer,
In meines Vaters Haus!
Sprich! willſt du ziehn noch immer
In's grüne Thal hinaus?

So nimm doch zuvor die Krone,
Die du mir lieſſeſt zum Pfand!
Mit Wucher ich dir lohne,
Sie herrſcht nun über zwei Land'."

Nicht länger blieben ſie ſtehen
Das Eine vom Andern fern.
Was weiter nun geſchehen,
Das wüßtet ihr wohl gern?

Und wollt' es ein Mädchen wiſſen,
Dem thät' ich's plötzlich kund,
Durft' ich ſie umfahn und küſſen
Auf den roſenrothen Mund.

Fräuleins Wache.

Ich geh' all Nacht die Runde
Um Vaters Hof und Hall'.
Es ſchlafen zu dieſer Stunde
Die trägen Wächter all.
Ich Fräulein zart muß ſtreifen,
Ohn' Wehr und Waffen ſchweifen,
Den Feind der Nacht zu greifen.

O weh des ſchlimmen Geſellen!
Nach Argem ſteht ſein Sinn.
Würd' ich nicht kühn mich ſtellen,
Wohl ſtieg' er über die Zinn'.
Wann ich denſelben finde,
Wie er lauert bei der Linde,
Ich widerſag' ihm geſchwinde.

Da muß ich mit ihm ringen
Allein die Nacht entlang;
Er will mich ſtets umſchlingen
Wie eine wilde Schlang';
Er kommt vom Höllengrunde,
Wie aus eins Drachen Schlunde,
Gehn Flammen aus ſeinem Munde.

Und hab' ich ihn überwunden,
Halt' ihn im Arme dicht:
Doch eh die Sterne geſchwunden,
Entſchlüpft mir ſtets der Wicht.
Ich kann ihn Niemand zeigen,
Muß meinen Sieg verſchweigen
Und mich in Trauer neigen.

Des Goldſchmieds Töchterlein.

Ein Goldſchmied in der Bude ſtand
Bei Perl' und Edelſtein:
„Das beſte Kleinod, das ich fand,
Das biſt doch du, Helene,
Mein theures Töchterlein!“

Ein ſchmucker Ritter trat herein:
„Willkommen, Mägdlein traut!
Willkommen, lieber Goldſchmied mein!
Mach mir ein köſtlich Kränzchen
Für meine ſüße Braut!“

Und als das Kränzlein war bereit
Und ſpielt' in reichem Glanz,
Da hängt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
An ihren Arm den Kranz.

„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Krönlein tragen ſoll.
Ach, ſchenkte mir der Ritter traut
Ein Kränzlein nur von Roſen,
Wie wär' ich freudenvoll!“

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Kränzlein wohl beſchaut':
„O faſſe, lieber Goldſchmied mein,
Ein Ringlein mit Demanten
Für meine ſüße Braut!“

Und als das Ringlein war bereit
Mit theurem Demantſtein,
Da ſteckt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
Es halb an's Fingerlein.

„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Ringlein tragen ſoll.
Ach, ſchenkte mir der Ritter traut
Nur ſeines Haars ein Löcklein,
Wie wär' ich freudenvoll!“

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Ringlein wohl beſchaut':
„Du haſt, o lieber Goldſchmied mein!
Gar fein gemacht die Gaben
Für meine ſüße Braut.

Doch daß ich wiſſe, wie ihr's ſteh',
Tritt, ſchöne Maid, herzu!
Daß ich an dir zur Probe ſeh'
Den Brautſchmuck meiner Liebſten,
Sie iſt ſo ſchön, wie du.“

Es war an einem Sonntag früh,
Drum hatt' die ſchöne Maid
Heut angethan mit ſondrer Müh',
Zur Kirche hinzugehen,
Ihr allerbeſtes Kleid.

Von holder Scham erglühend ganz,
Sie vor dem Ritter ſtand.
Er ſetzt' ihr auf den goldnen Kranz,
Er ſteckt' ihr an das Ringlein,
Dann faßt' er ihre Hand.

„Helene ſüß, Helene traut'
Der Scherz ein Ende nimmt,
Du biſt die allerſchönſte Braut,
Für die ich's goldne Kränzlein,
Für die den Ring beſtimmt.

Bei Gold und Perl' und Edelſtein
Biſt du erwachſen hier,
Das ſollte dir ein Zeichen ſeyn,
Daß du zu hohen Ehren
Eingehen wirſt mit mir.“

Der Wirthin Töchterlein.

Es zogen drei Burſche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin, da kehrten ſie ein.

„Frau Wirthin! hat ſie gut Bier und Wein?
Wo hat ſie ihr ſchönes Töchterlein?“

„Mein Bier und Wein iſt friſch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr.“

Und als ſie traten zur Kammer hinein,
Da lag ſie in einem ſchwarzen Schrein.

Der erſte, der ſchlug den Schleier zurück
Und ſchaute ſie an mit traurigem Blick:

„Ach lebteſt du noch, du ſchöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieſer Zeit.“

Der zweite deckte den Schleier zu,
Und kehrte ſich ab, und weinte dazu:

„Ach! daß du liegſt auf der Todtenbahr!
Ich hab’ dich geliebet ſo manches Jahr.“

Der dritte hub ihn wieder ſogleich,
Und küßte ſie an den Mund ſo bleich:

„Dich liebt’ ich immer, dich lieb’ ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit.“

Die Mähderin.

„Guten Morgen, Marie! ſo frühe ſchon rüſtig und rege?
Dich, treuſte der Mägde, dich machet die Liebe nicht träge.
Ja! mähſt du die Wieſe mir ab von jetzt in drei Tagen,
Nicht dürft' ich den Sohn dir, den einzigen, länger verſagen.“

Der Pächter, der ſtattlich begüterte, hat es geſprochen,
Marie, wie fühlt ſie den liebenden Buſen ſich pochen!
Ein neues, ein kräftiges Leben durchdringt ihr die Glieder,
Wie ſchwingt ſie die Senſe, wie ſtreckt ſie die Mahden danieder!

Der Mittag glühet, die Mähder des Feldes ermatten,
Sie ſuchen zur Labe den Quell und zum Schlummer den Schatten,
Noch ſchaffen im heißen Gefilde die ſummenden Bienen,
Marie, ſie ruht nicht, ſie ſchafft in die Wette mit ihnen.

Die Sonne verſinkt, es ertönet das Abendgeläute,
Wohl rufen die Nachbarn: „Marie, genug iſt's für heute!“
Wohl ziehen die Mähder, der Hirt und die Herde von hinnen,
Marie, ſie dengelt die Senſe zu neuem Beginnen.

Schon ſinket der Thau, ſchon erglänzen der Mond und die Sterne,
Es duften die Mahden, die Nachtigall ſchlägt aus der Ferne,
Marie verlangt nicht zu raſten, verlangt nicht zu lauſchen,
Stets läßt ſie die Senſe, die kräftig geſchwungene, rauſchen.

So fürder von Abend zu Morgen, von Morgen zu Abend,
Mit Liebe ſich nährend, mit ſeliger Hoffnung ſich labend;
Zum drittenmal hebt ſich die Sonne, da iſt es geſchehen,
Dort ſeht ihr Marien, die wonniglich weinende, ſtehen.

„Guten Morgen, Marie! was ſeh' ich! o fleißige Hände!
Gemäht iſt die Wieſe! das lohn' ich mit reichlicher Spende;
Allein mit der Heurath — du nahmeſt im Ernſte mein Scherzen,
Leichtgläubig, man ſieht es, und thöricht ſind liebende Herzen.“

Er ſpricht es und gehet des Wegs, doch der armen Marie
Erſtarret das Herz, ihr brechen die bebenden Kniee.
Die Sprache verloren, Gefühl und Beſinnung geſchwunden,
So wird ſie, die Mähderin, dort in den Mahden gefunden.

So lebt ſie noch Jahre, ſo ſtummer, erſtorbener Weiſe,
Und Honig, ein Tropfen, das iſt ihr die einzige Speiſe.
O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendſten Wieſe!
So liebende Mähderin gab es doch nimmer, wie dieſe.

Das Ständchen.

Was wecken aus dem Schlummer mich
Für ſüße Klänge doch?
O Mutter, ſieh! wer mag es ſeyn,
In ſpäter Stunde noch?

„Ich höre nichts, ich ſehe nichts,
O ſchlummre fort ſo lind!
Man bringt dir keine Ständchen jetzt,
Du armes, krankes Kind!“

Es iſt nicht irdiſche Muſik,
Was mich ſo freudig macht;
Mich rufen Engel mit Geſang,
O Mutter, gute Nacht!

Die Harfe.

In Wälder floh mit ſeinem Grame
Ein Ritter, den verſchmäht die Dame.
Ihm kommt auf ungebahnten Wegen
Ein traut umfangen Paar entgegen.

Er kann ihr Koſen ganz verſtehen,
Da ſie auf ſich nur hören, ſehen:
Sie ſind ſich kaum zurückgegeben
Zu neuer Liebe, neuem Leben.

Muß Alles ſeinen Schmerz erfriſchen!
Er fliehet zu den dunklern Büſchen.
Da ſteht in ſchwarzer Tannen Mitte,
Verlaſſen, eine Bruderhütte.

Hier liegt die Eremitenhülle,
Dort hängt die Harfe, traurig ſtille;
Gewiß! den er geſehn im Glücke,
Der ließ ſein Trauren hier zurücke.

Er eilt, die Kutte anzulegen,
Er prüft das Spiel mit dumpfen Schlägen;
„Wie lange werd' ich, fern der Süßen,
Auf dieſer Harfe ſpielen müſſen?“

Der Leitſtern.

Der ausfuhr nach dem Morgenlande,
Des fremden Schiffes leichte Laſt,
Schon führt er zu der Heimath Strande,
Von Golde ſchwer, den eignen Maſt.

Er hat ſo oft nach keinem Sterne,
Wie nach dem Liebesſtern, geſchaut.
Der lenkt' ihn glücklich aus der Ferne
Zur Vaterſtadt der theuren Braut.

Noch hat er nicht das Ziel gefunden,
Obſchon er in die Thore trat;
Wie mag er gleich die Braut erkunden
Im Labyrinth der großen Stadt?

Wie mag ſein Auge ſie erlauſchen?
Der Blick iſt überall verbaut.
Wie mag er durch der Märkte Rauſchen
Vernehmen ihrer Stimme Laut?

Dort iſt ein Fenſter zugefallen,
Vielleicht hat ſie herausgeſchaut;
Hier dieſes Schleiers eilig Wallen,
Verbirgt es nicht die theure Braut?

Schon dunkeln ſich die Abendſchatten,
Noch irrt er durch die Straßen hin;
Die Füße wollen ihm ermatten,
Das rege Herz doch treibet ihn.

Was halt er plötzlich ſtaunend inne?
Horch, Saiten! welcher Stimme Laut!
Umſonſt nicht ſah er ob der Zinne
Den Liebesſtern, dem er vertraut.

Des Sängers Wiederkehr.

Dort liegt der Sänger auf der Bahre,
Deß bleicher Mund kein Lied beginnt,
Es kränzen Daphnes falbe Haare
Die Stirne, die nichts mehr erſinnt.

Man legt zu ihm in ſchmucken Rollen
Die letzten Lieder, die er ſang;
Die Leier, die ſo hell erſchollen,
Liegt ihm in Armen, ſonder Klang.

So ſchlummert er den tiefen Schlummer,
Sein Lied umweht noch jedes Ohr,
Doch nährt es ſtets den herben Kummer,
Daß man den Herrlichen verlor.

Wohl Monden, Jahre ſind verſchwunden,
Cypreſſen wuchſen um ſein Grab;
Die ſeinen Tod ſo herb empfunden,
Sie ſanken alle ſelbſt hinab.

Doch, wie der Frühling wiederkehret
Mit friſcher Kraft und Regſamkeit,
So wandelt jetzt, verjüngt, verkläret,
Der Sänger in der neuen Zeit.

Er iſt den Lebenden vereinet,
Vom Hauch des Grabes keine Spur!
Die Vorwelt, die ihn todt gemeinet,
Lebt ſelbſt in ſeinem Liede nur.

Das Schifflein.

Ein Schifflein ziehet leiſe
Den Strom hin ſeine Gleiſe.
Es ſchweigen, die drin wandern,
Denn Keiner kennt den Andern.

Was zieht hier aus dem Felle
Der braune Waidgeſelle?
Ein Horn, das ſanft erſchallet;
Das Ufer wiederhallet.

Von ſeinem Wanderſtabe
Schraubt Jener Stift und Habe,
Und miſcht mit Flötentönen
Sich in des Hornes Dröhnen.

Das Mädchen ſaß ſo blöde,
Als fehlt' ihr gar die Rede,
Jetzt ſtimmt ſie mit Geſange
Zu Horn und Flötenklange.

Die Rudrer auch ſich regen
Mit taktgemäßen Schlagen.
Das Schiff hinunter flieget,
Von Melodie gewieget.

Hart ſtößt es auf am Strande,
Man trennt ſich in die Lande.
Wann treffen wir uns, Brüder!
Auf Einem Schifflein wieder?

Sängers Vorüberziehn.

Ich ſchlief am Blüthenhügel,
Hart an des Pfades Rand.
Da lieh der Traum mir Flügel
In's goldne Fabelland.

Erwacht, mit trunknen Blicken,
Wie wer aus Wolken fiel,
Gewahr' ich noch im Rücken
Den Sänger mit dem Spiel.

Er ſchwindet um die Bäume,
Noch hör' ich fernen Klang.
Ob der die Wunderträume
Mir in die Seele ſang?

Traum.

Es hat mir jüngſt geträumet,
Ich läg' auf ſteiler Höh';
Es war am Meeresſtrande,
Ich ſah wohl in die Lande
Und über die weite See.

Es lag am Ufer drunten
Ein ſchmuckes Schiff bereit,
Mit bunten Wimpeln wehend,
Der Ferg' am Ufer ſtehend,
Als wär' ihm lang die Zeit.

Da kam von fernen Bergen
Ein luſt'ger Zug daher.
Wie Engel thäten ſie glänzen,
Geſchmückt mit Blumenkränzen,
Und zogen nach dem Meer.

Voran dem Zuge ſchwärmten
Der muntern Kinder viel.
Die Andern Becher ſchwangen,
Muſizirten, ſangen,
Schwebten in Tanz und Spiel.

Sie ſprachen zu dem Schiffer:
„Willſt du uns führen gern?
Wir ſind die Wonnen und Freuden,
Wollen von der Erde ſcheiden,
All von der Erde fern.“

Er hieß in's Schiff ſie treten,
Die Freuden allzumal,
Er ſprach: „Sagt an, ihr Lieben!
Iſt Keins zurückgeblieben
Auf Bergen, noch im Thal?“

Sie riefen: „Wir ſind Alle!
Fahr zu, wir haben Eil'!“
Sie fuhren mit friſchen Winden,
Fern, ferne ſah ich ſchwinden
Der Erde Luſt und Heil.

Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen beſſern findſt du nit.
Die Trommel ſchlug zum Streite,
Er gieng an meiner Seite,
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggeriſſen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!

Der Roſenkranz.

In des Maies holden Tagen,
In der Aue Blumenglanz,
Edle Knappen fechten, jagen
Um den werthen Roſenkranz.
Wollen nicht mit leichtem Finger
Blumen pflücken auf dem Plan,
Wollen ſie, als wackre Ringer,
Aus der Jungfrau Hand empfahn.

In der Laube ſitzt die Stille,
Die mit Staunen Jeder ſieht,
Die in ſolcher Jugendfülle
Heut zum erſten Male blüht.
Volle Roſenzweig' umwanken,
Als ein Schattenhut, ihr Haupt;
Reben mit den Blüthenranken
Halten ihren Leib umlaubt.

Sieh! im Eiſenkleid ein Reiter
Zieht auf krankem Roß daher,
Senkt die Lanz', als müder Streiter,
Neigt das Haupt, wie ſchlummerſchwer.
Dürre Wangen, graue Locken;
Seiner Hand entfiel der Zaum.
Plötzlich fährt er auf, erſchrocken,
Wie erwacht aus bangem Traum,

„Seyd gegrüßt auf dieſen Auen,
Schönſte Jungfrau, edle Herrn!
Dürfet nicht ob mir ergrauen,
Eure Spiele ſchau' ich gern.
Gerne möcht' ich für mein Leben
Mit euch brechen einen Speer,
Aber meine Arme beben,
Meine Kniee wanken ſehr.

Kenne ſolche Zeitvertreibe,
Bin bei Lanz' und Schwerdt ergraut,
Panzer liegt mir noch am Leibe,
Wie dem Drachen ſeine Haut.
Auf dem Lande Kampf und Wunden,
Auf dem Meere Wog' und Sturm;
Ruhe hab' ich nie gefunden,
Als ein Jahr im finſtern Thurm.

Weh! verlorne Tag' und Nächte!
Minne hat mich nie beglückt;
Nie hat dich, du rauhe Rechte!
Weiche Frauenhand gedrückt.
Denn noch war dem Erdenthale
Jene Blumenjungfrau fern,
Die mir heut zum erſten Male
Aufgeht, als ein neuer Stern.

Wehe! könnt' ich mich verjüngen!
Lernen wollt' ich Saitenkunſt,
Minnelieder wollt' ich ſingen,
Werbend um der Süßen Gunſt.
In des Maies holden Tagen,
In der Aue Blumenglanz,
Wollt' ich freudig fechten, jagen,
Um den werthen Roſenkranz.

Weh! zu früh bin ich geboren!
Erſt beginnt die goldne Zeit.
Zorn und Neid hat ſich verloren,
Frühling ewig ſich erneut.
Sie, in ihrer Roſenlaube,
Wird des Reiches Herrin ſeyn.
Ich muß hin zu Nacht und Staube,
Auf mich fallt der Leichenſtein!"

Als der Alte dieß geſprochen,
Er die bleichen Lippen ſchloß.
Seine Augen ſind gebrochen,
Sinken will er von dem Roß.
Doch die edeln Knappen eilen,
Legen ihn in's Grüne hin;
Ach! kein Balſam kann ihn heilen,
Keine Stimme wecket ihn.

Und die Jungfrau niederſteiget
Aus der Blumenlaube Glanz;
Traurig ſich zum Greiſe neiget,
Setzt ihm auf den Roſenkranz:
„Sey des Maienfeſtes König!
Keiner hat, was du, gethan.
Ob es gleich dir frommet wenig,
Blumenkranz dem todten Mann.“

Das traurige Turnei.

Es ritten ſieben Ritter frei,
Mit Schilden und mit Speeren,
Sie wollten halten gut Turnei,
Des Königs Kind zu Ehren.

Und als ſie ſahen Thurm und Wall,
Ein Glöcklein hörten ſie drüben;
Und als ſie traten in Königs Hall',
Da ſahen ſie Kerzen ſieben.

Da ſahen ſie liegen, todesblaß,
Die holde Adelheide,
Der König zu ihrem Haupte ſaß
In großem Herzeleide.

Da ſprach der ſtolze Degenwerth:
„Das muß ich immer klagen,
Daß ich umſonſt gegürt't mein Pferd,
Mein Schild und Speer getragen.“

Drauf ſprach der jung' Herr Adelbert:
„Wir ſollen das nicht klagen!
Des Königs Tochter iſt immer werth,
Daß wir drum ſtechen und ſchlagen.“

Herr Walther ſprach, ein Ritter kühn:
„Nach Hauſe wollen wir reiten,
Es kann uns wenig Heil erblühn,
Um eine Todte zu ſtreiten.“

Sprach Adelbert: „wohl iſt ſie todt,
Doch lebet keine ſo Holde.
Sie trägt einen Kranz von Roſen roth
Und einen Ring von Golde.“

Sie ritten auf den Sand hinaus,
Die freien Ritter ſieben.
Sie ſtritten alſo harten Strauß,
Bis ſechſe todt geblieben.

Der ſiebente war Herr Adelbert,
Der Sieger über alle.
Er ſtieg ſo bleich von ſeinem Pferd,
Und trat in Königs Halle.

Er nahm den Kranz von Roſen roth,
Dazu den Ring von Golde,
Er ſiel zur Erde, bleich und todt,
So bleich wie ſeine Holde.

Der König trug ein ſchwarz Gewand,
Er ließ die Glocke läuten,
Sechs freie Ritter von dem Sand
Thät er zu Grab begleiten.

Der ſiebente war Herr Adelbert,
Mit ſeiner Adelheide.
Die liegen zuſammen in kühler Erd',
Ein Stein bedecket Beide.

Jungfrau Sieglinde.

Das war Jungfrau Sieglinde,
Die wollte früh aufſtehn,
Mit ihrem Hofgeſinde
Zum Frauenmünſter gehn.
Sie gieng in Gold und Seide,
Mit Blumen und Geſchmeide,
Das ward zu großem Leide.

Es ſtehn drei Lindenbäume
Wohl vor der Kirchenpfort';
Da ſaß der edle Heime,
Der ſprach viel leiſe Wort':
„Was Gold, was Edelſteine!
Hätt' ich der Blumen eine
Aus deinem Kranz, du Feine!"

So ſprach der Jüngling leiſe,
Da trieb der Wind ſein Spiel,
Daß aus der Blumen Kreiſe
Die ſchönſte Roſe fiel.
Herr Heime thät ſich bücken,
Die Roſe wegzupflücken,
Damit wollt' er ſich ſchmücken.

Da war ein alter Ritter
In Siegelindens Chor,
Dem war es leid und bitter,
Gar zornig trat er vor:
„Muß ich dich Hofzucht lehren?
Darfſt du vom Kranz der Ehren
Ein Läublein nur begehren?“

O weh dem Garten immer,
Der ſolche Roſen bracht'!
O Heil den Linden nimmer,
Wo ſolcher Streit erwacht!
Wie klangen da die Degen,
Bis unter wilden Schlägen
Der Jüngling todt erlegen!

Sieglinde beugt' ſich nieder
Und nahm die Roſ' empor,
Steckt' in den Kranz ſie wieder,
Und gieng zur Kirche vor.
Sie gieng in Gold und Seide,
Mit Blumen und Geſchmeide,
Wer thät ihr was zu Leide?

Vor Sankt Mariens Bilde
Nahm ſie herab die Kron':
„Nimm du ſie, Reine, Milde!
Kein Blümlein kam davon.
Der Welt will ich entſagen,
Den heil'gen Schleier tragen
Und um die Todten klagen.“

Der Sieger.

Anzuſchauen das Turnei,
Saßen hundert Frauen droben;
Dieſe waren nur das Laub,
Meine Fürſtin war die Roſe.
Aufwärts blickt' ich keck zu ihr,
Wie der Adler blickt zur Sonne.
Wie da meiner Wangen Glut
Das Viſier durchbrennen wollte!
Wie des Herzens kühner Schlag
Schier den Panzer durchgebrochen!
Ihrer Blicke ſanfter Schein
War in mir zu wildem Lodern,
Ihrer Rede mildes Wehn
War in mir zu Sturmestoben,
Sie, der ſchöne Maientag,
In mir zum Gewitter worden.
Unaufhaltbar brach ich los,
Sieghaft Alles niederdonnernd.

Der nächtliche Ritter.

In der mondlos ſtillen Nacht
Stand er unter dem Altane,
Sang mit himmliſch ſüßer Stimme
Minnelieder zur Guitarre.
Dann auch mit den Nebenbuhlern
Hat er tapfer ſich geſchlagen,
Daß die hellen Funken ſtoben,
Daß die Mauern wiederhallten.
Und ſo übt' er jeden Dienſt,
Den man weihet edeln Damen,
Daß mein Herz in Lieb' erglühte
Für den theuern Unbekannten.
Als ich drauf am frühen Morgen
Bebend blickte vom Altane:
Blieb mir nichts von ihm zu ſchauen,
Als ſein Blut, für mich gelaſſen.

Der kaſtiliſche Ritter.

1.

„Beſter Ritter von Kaſtilien!
Wann die fernen Berge toſen,
Mein' ich deinen Kampf zu hören:
Doch es iſt des Donners Rollen.
Wann es hinter jenen Höhen
Roth und golden glüht am Morgen,
Mein' ich, daß du wollſt erſcheinen:
Doch es kommt herauf die Sonne."

2.

„Darum ward ein Weg betreten
Längſt von Pilgern, Sängern, Wappnern,
Darum ward ein Schloß erbauet,
Herrlich, an des Weges Rande,
Darum ſchaute von den Zinnen
Bis auf mich wohl manche Dame;
Weil der ſchönſte, kühnſte Ritter
Sollte hier vorüberfahren.
Wehe nun! es iſt erfüllt,
Was ſo lange ward erharret.
Weh! die Augen werden brechen,
Die ſo hohen Adel ſahen.
Weh! die Mauern werden ſinken,
Drin des Roſſes Tritt verhallet.
Weh! der Pfad, den er verließ,
Wird vergehn in hohem Graſe."

3.

Nimmer mochten ihn verwunden
Liebesblicke ſüßer Schönen,
Nimmer mochten ihn bezwingen
Schwerdterſchläge, Lanzenſtöße.
Als er einſam ritt aufs Bergen,
Fuhr ein Blitz aus dem Gewölke;
Und ſo iſt er unterlegen
Nur dem Stral von Himmelshöhen.

4.

Schwarze Wolken ziehn hinunter,
Golden ſtralt die Sonne wieder,
Fern verhallen ſchon die Donner,
Und die Vögelchöre ſingen;
Blumen heben ſich und Bäume,
Sind erfriſchet vom Gewitter,
Wanderer, die ſich geborgen,
Schreiten wieder raſch von hinnen:
Nur des Waldes höchſte Eiche
Hebt nicht mehr die ſtolzen Wipfel.
Nur Kaſtiliens beſter Streiter
Bleibt am Fuß der Eiche liegen.

5.

Alle Damen ſchmachten, hoffen,
Ihn, den Schönſten, zu empfahen;
Alle Mohren zagen, zittern
Vor des kühnſten Streiters Nahen.
Damen! würdet nicht mehr hoffen,
Mohren! würdet nicht mehr zagen:
Wüßtet ihr, daß im Gebirge
Längſt Gewitter ihn erſchlagen.

Sankt Georgs Ritter.

1.

Hell erklingen die Trommeten
Vor Sankt Stephan von Gormaz,
Wo Fernandes von Kaſtilien
Lager hält, der tapfre Graf.
Almanſor, der Mohrenkönig,
Kommt mit großer Heeresmacht
Von Kordova hergezogen,
Zu erſtürmen jene Stadt.
Schon gewappnet ſitzt zu Pferde
Die kaſtil'ſche Ritterſchaar;
Forſchend reitet durch die Reihen
Fernandes, der tapfre Graf:
„Paskal Vivas! Paskal Vivas!
Preis kaſtil'ſcher Ritterſchaft!
Alle Ritter ſind gerüſtet,
Du nur fehleſt auf dem Platz.
Du, der erſte ſonſt zu Roſſe,
Sonſt der erſte zu der Schlacht,
Hörſt du heute nicht mein Rufen,
Nicht der Schlachttrommeten Klang?
Fehleſt du dem Chriſtenheere
Heut, an dieſem heißen Tag?
Soll dein Ehrenkranz verwelken,
Schwinden deines Ruhmes Glanz?“
Paskal Vivas kann nicht hören,
Fern iſt er im tiefen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.

An der Pforte ſteht ſein Roß,
Lehnet Speer und Stahlgewand,
Und der Ritter knieet betend
Vor dem heiligen Altar;
Iſt in Andacht ganz verſunken,
Höret nicht den Lärm der Schlacht,
Der nur dumpf, wie Windestoſen,
Durch das Waldgebirge hallt;
Hört nicht ſeines Roſſes Wiehern,
Seiner Waffen dumpfen Klang.
Doch es wachet ſein Patron,
Sankt Georg, der Treue, wacht;
Aus der Wolke ſteigt er nieder,
Legt des Ritters Waffen an,
Setzt ſich auf das Pferd des Ritters,
Fleugt hinunter in die Schlacht.
Keiner hat wie er geſtürmet,
Held des Himmels, Wetterſtral!
Er gewinnt Almanſors Fahne
Und es flieht die Mohrenſchaar.
Paskal Vivas hat beſchloſſen
Seine Andacht am Altar,
Tritt aus Sankt Georgs Kapelle,
Findet Roß und Stahlgewand;
Reitet ſinnend nach dem Lager,
Weiß nicht, was es heißen mag,
Daß Trommeten ihn begrüßen
Und der feſtliche Geſang:
„Paskal Vivas! Paskal Vivas!
Stolz kaſtil'ſcher Ritterſchaft!
Sey geprieſen, hoher Sieger,
Der Almanſors Fahne nahm!

Wie ſind deine Waffen blutig,
Wie zermalmt von Stoß und Schlag!
Wie bedeckt dein Roß mit Wunden,
Das ſo muthig eingerannt!“
Paskal Vivas wehrt vergebens
Ihrem Jubel und Geſang,
Neiget demuthsvoll ſein Haupt,
Deutet ſchweigend himmelan.

2.

In den abendlichen Gärten
Gieng die Gräfin Julia.
Fatiman, Almanſors Neffe,
Hat die Schöne dort erhaſcht;
Flieht mit ſeiner ſüßen Beute
Durch die Wälder, Nacht und Tag.
Zehn getreue Mohrenritter
Folgen ihm gewappnet nach.
In des dritten Morgens Frühe
Kommen ſie in jenen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.
Schon von Weitem blickt die Gräfin
Nach des Heil’gen Bild hinan,
Welches ob der Kirchenpforte,
Groß in Stein gehauen, prangt:
Wie er in des Lindwurms Rachen
Mächtig ſticht den heil’gen Schaft,
Während, an den Fels gebunden,
Bang die Königstochter harrt.

Weinend und die Hände ringend,
Ruft die Gräfin Julia:
„Sankt Georg, du heil'ger Streiter,
Hilf mir aus des Drachen Macht!“
Siehe! wer auf weiſſem Roſſe
Sprengt von der Kapell herab?
Goldne Locken wehn im Winde
Und der rothe Mantel wallt.
Mächtig iſt ſein Speer geſchwungen,
Trifft den Räuber Fatiman,
Der ſich gleich am Boden krümmet,
Wie der Lindwurm einſt gethan.
Und die zehen Mohrenritter
Hat ein wilder Schreck gefaßt.
Schild und Lanze weggeworfen,
Fliehn ſie über Berg und Thal.
Auf den Knieen, wie geblendet,
Liegt die Gräfin Julia:
„Sankt Georg, du heil'ger Streiter,
Sey geprieſen tauſendmal!“
Als ſie wieder hebt die Augen,
Iſt der Heil'ge nicht mehr da,
Und es geht nur dumpfe Sage,
Daß es Paskal Vivas war.

Romanze vom kleinen Däumling.

Kleiner Däumling! kleiner Däumling!
Allwärts iſt dein Ruhm poſaunet.
Schon die Kindlein in der Wiege
Sieht man der Geſchichte ſtaunen.
Welches Auge muß nicht weinen,
Wie du liefſt durch Waldes Grauſen,
Als die Wölfe hungrig heulten
Und die Nachtorkane ſauſten!
Welches Herz muß nicht erzittern,
Wie du lagſt im Rieſenhauſe
Und den Oger hörteſt nahen,
Der nach deinem Fleiſch geſchnaubet!
Dich und deine ſechs Gebrüder
Haſt vom Tode du erkaufet,
Liſtiglich die ſieben Kappen
Mit den ſieben Kronen tauſchend.
Als der Rieſe lag am Felſen,
Schnarchend, daß die Wälder rauſchten,
Haſt du keck die Meilenſtiefel
Von den Füßen ihm gemauſet.
Einem vielbedrängten König
Biſt als Bote du gelaufen;
Köſtlich war dein Botenbrot:
Eine Braut vom Königshauſe.
Kleiner Däumling; kleiner Däumling!
Mächtig iſt dein Ruhm erbrauſet,
Mit den Siebenmeilenſtiefeln
Schritt er ſchon durch manch Jahrtauſend.

Romanze vom Recenſenten.

Recenſent, der tapfre Ritter,
Steigt zu Roſſe, kühn und ſtolz;
Iſt's kein Hengſt aus Andaluſien,
Iſt es doch ein Bock von Holz.
Statt des Schwerdts, die ſcharfe Feder
Zieht er krampfbereit vom Ohr,
Schiebt, ſtatt des Viſiers, die Brille
Den entbrannten Augen vor.
Publikum, die edle Dame,
Schwebt in tauſendfacher Noth,
Seit ihr bald, barbariſch ſchnaubend,
Ein Siegfried'ſcher Lindwurm droht,
Bald ein ſüßer Sonettiſte
Sie mit Lautenklimpern lockt,
Bald ein Mönch ihr myſtiſch predigt,
Daß ihr die Beſinnung ſtockt.
Recenſent, der tapfre Ritter,
Hält ſich gut im Drachenmord,
Schlägt in Splitter alle Lauten,
Stürzt den Mönch vom Kanzelbord.
Dennoch will er, groß beſcheiden,
Daß ihn Niemand nennen ſoll,
Und den Schild des Helden zeichnet
Kaum ein Schriftzug, räthſelvoll.
Recenſent, du Hort der Schwachen,
Sey uns immer treu und hold!
Nimm zum Lohn des Himmels Segen,
Des Verlegers Ehrenſold!

Ritter Paris.

Paris iſt der ſchönſte Ritter,
Alle Herzen nimmt er hin.
Jede Dame kann's beſchwören
An dem Hof der Königin. —
Was der ſchönen Siegeszeichen
Warf das Glück in ſeinen Schooß!
Briefe, die von Küſſen rauſchen,
Locken, Ringe, zahlenlos.
Allzu leichter Siege Zeichen!
Ungebetnes Minneglück!
Bann und Feſſel nennt euch Paris,
Stößt ſein ſüßes Loos zurück.
Schwingt zu Roß ſich, ſchwergerüſtet,
Glüht von edler Heldenluſt,
Beut den Frauen all den Rücken,
Beut den Männern keck die Bruſt.
Doch es will kein Feind ſich zeigen,
Frühling waltet im Gefild,
Mit dem Helmbuſch ſpielen Lüftchen,
Sonne ſpiegelt ſich im Schild.
Weit ſchon iſt er ſo geritten,
Siehe! da an Waldes Thor
Hält ein Ritter, hoch zu Roſſe,
Strecket ihm die Lanze vor.
Ritter Paris fliegt zum Kampfe,
Eilte nie zum Reihn ſo ſehr;
Wirft den Gegner ſtracks zur Erde,
Blickt als Sieger ſtolz umher;

Naht ſich hülfreich dem Geworfnen,
Nimmt ihm ab des Helms Gewicht:
Sieh! da wallen reiche Locken
Um ein zartes Angeſicht.
Wie er Schien' und Panzer löſet,
Welch ein Buſen! welch ein Leib!
Hingegoſſen ohne Leben,
Liegt vor ihm das ſchönſte Weib.
Würden erſt die bleichen Wangen
Röthen ſich von neuer Glut,
Hüben erſt ſich dieſe Wimpern:
Wie dann, Paris, junges Blut?
Ja! ſchon holt ſie tiefen Athem,
Schlägt die Augen zärtlich auf;
Die als wilder Feind geſtorben,
Lebt als milde Freundin auf.
Dort, in Stücken, liegt die Hülle,
Die ein ſtarrer Ritter war,
Hier, in Paris Arm, die Fülle
Süßer Kern, der Schaale baar.
Paris ſpricht, der ſchöne Ritter;
„Welcher Sieg nun? welcher Ruhm?
Soll mir nie ein Strauß gelingen
In dem ernſten Ritterthum?
Wandelt ſtets, was ich berühre,
Sich in Scherz und Liebe mir?
Minneglück, das mich verfolget,
Zürn' ich oder dank' ich dir?“

Der Räuber.

Einſt am ſchönen Frühlingstage
Tritt der Räuber vor den Wald.
Sieh, den hohlen Pfad hernieder
Kommt ein ſchlankes Mädchen bald.

„Trügſt du, ſtatt der Maienglocken, —
Spricht des Waldes kühner Sohn —
In dem Korb den Schmuck des Königs,
Frei doch zögeſt du davon.“

Lange folgen ſeine Blicke
Der geliebten Wallerin.
Durch die Wieſengründe wandelt
Sie zu ſtillen Dörfern hin.

Bis der Gärten reiche Blüthe
Hüllt die liebliche Geſtalt.
Doch der Räuber kehret wieder
In den finſtern Tannenwald.

Sängerliebe.

Seit der hohe Gott der Lieder
Mußt' in Liebesſchmerz erbleichen,
Seit der Lorbeer ſeiner Schläfe
Unglückſel'ger Liebe Zeichen:
Wundert's wen, daß ird'ſchen Sängern,
Die daſſelbe Zeichen kränzet,
Selten in der Liebe Leben
Ein beglückter Stern erglänzet?
Daß ſie ernſt und düſter blicken,
Ihre Saiten traurig tönen,
Daß von Luſt ſie wenig ſingen,
Aber viel von Schmerz und Sehnen?
Sängerliebe, tief und ſchmerzlich,
Laßt euch denn in ernſten Bildern
Aus den Tagen des Geſanges,
Aus der Zeit der Minne, ſchildern!

1. Rudello.

In den Thalen der Provence
Iſt der Minneſang entſproſſen,
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder, inniger Genoſſen.
Blüthenglanz und ſüße Stimme
Konnt' an ihm der Vater zeigen,
Herzensglut und tiefes Schmachten
War ihm von der Mutter eigen.

Selige Provencer Thale,
Ueppig blühend wart ihr immer,
Aber eure reichſte Blüthe
War des Minneliedes Schimmer.
Jene tapfern, ſchmucken Ritter,
Welch ein edler Sängerorden!
Jene hochbeglückten Damen,
Wie ſie ſchön gefeiert worden!
Vielgeehrt im Sängerchore
War Rudello's werther Name,
Vielgeprieſen, vielbeneidet
Die von ihm beſungne Dame.
Aber Niemand mocht' erkunden,
Wie ſie hieße, wo ſie lebte,
Die ſo herrlich, überirdiſch
In Rudello's Liedern ſchwebte;
Denn nur in geheimen Nächten
Nahte ſie dem Sänger leiſe,
Selbſt den Boden nie berührend,
Spurlos, ſchwank, in Traumesweiſe.
Wollt' er ſie mit Armen faſſen,
Schwand ſie in die Wolken wieder,
Und aus Seufzern und aus Thränen
Wurden dann ihm ſüße Lieder.
Schiffer, Pilger, Kreuzesritter
Brachten dazumal die Mähre,
Daß von Tripolis die Gräfin
Aller Frauen Krone wäre;
Und ſo oft Rudell es hörte,
Fühlt' er ſich's im Buſen ſchlagen,
Und es trieb ihn nach dem Strande,
Wo die Schiffe fertig lagen.

Meer, unſichres, vielbewegtes,
Ohne Grund und ohne Schranken!
Wohl auf deiner regen Wüſte
Mag die irre Sehnſucht ſchwanken.
Fern von Tripolis verſchlagen,
Irrt die Barke mit dem Sänger;
Aeußrem Sturm und innrem Drängen
Widerſteht Rudell nicht länger.
Schwer erkranket liegt er nieder,
Aber ſüdwärts ſchaut er immer,
Bis ſich hebt am letzten Rand
Ein Palaſt im Morgenſchimmer.
Und der Himmel hat Erbarmen
Mit des kranken Sängers Flehen,
In den Port von Tripolis
Fliegt das Schiff mit günſt'gem Wehen.
Kaum vernimmt die ſchöne Gräfin,
Daß ſo edler Gaſt gekommen,
Der allein um ihretwillen
Ueber's weite Meer geſchwommen:
Alſobald mit ihren Frauen
Steigt ſie nieder, unerbeten,
Als Rudello, ſchwanken Ganges,
Eben das Geſtad betreten.
Schon will ſie die Hand ihm reichen,
Doch ihm dünkt, der Boden ſchwinde.
In des Führers Arme ſinkt er,
Haucht ſein Leben in die Winde.
Ihren Sänger ehrt die Herrin
Durch ein prächtiges Begängniß,
Und ein Grabmal von Porphyr
Lehrt ſein trauriges Verhängniß.

Seine Lieder läßt ſie ſchreiben
Alleſammt mit goldnen Lettern,
Köſtlich ausgezierte Decken
Giebt ſie dieſen theuren Blättern;
Liest darin ſo manche Stunde,
Ach! und oft mit heißen Thränen,
Bis auch ſie ergriffen iſt
Von dem unnennbaren Sehnen.
Von des Hofes luſt'gem Glanz,
Aus der Freunde Kreis geſchieden,
Suchet ſie in Kloſtermauern
Ihrer armen Seele Frieden.

2. Durand.

Nach dem hohen Schloß von Balbi
Zieht Durand mit ſeinem Spiele;
Voll die Bruſt von ſüßen Liedern,
Naht er ſchon dem frohen Ziele.
Dort ja wird ein holdes Fräulein,
Wann die Saiten lieblich rauſchen,
Augen ſenkend, zart erglühend,
Innig athmend, niederlauſchen.
In des Hofes Lindenſchatten
Hat er ſchon ſein Spiel begonnen,
Singt er ſchon mit klarer Stimme
Was er ſüßeſtes erſonnen.
Von dem Söller, von den Fenſtern
Sieht er Blumen freundlich nicken,
Doch die Herrin ſeiner Lieder
Kann ſein Auge nicht erblicken.

Und es geht ein Mann vorüber,
  Der ſich traurig zu ihm wendet:
  „Störe nicht die Ruh der Todten!
  Fräulein Blanka hat vollendet.“
Doch Durand, der junge Sänger,
  Hat darauf kein Wort geſprochen,
  Ach! ſein Aug' iſt ſchon erloſchen,
  Ach! ſein Herz iſt ſchon gebrochen.
Drüben in der Burgkapelle,
  Wo unzähl'ge Kerzen glänzen,
  Wo das todte Fräulein ruht,
  Hold geſchmückt mit Blumenkränzen:
Dort ergreifet alles Volk
  Schreck und Staunen, freudig Beben,
  Denn von ihrem Todtenlager
  Sieht man Blanka ſich erheben.
Aus des Scheintods tiefem Schlummer
  Iſt ſie blühend auferſtanden,
  Tritt im Sterbekleid hervor
  Wie in bräutlichen Gewanden.
Noch, wie ihr geſchehn, nicht wiſſend,
  Wie von Träumen noch umſchlungen!
  Fragt ſie zärtlich, ſehnſuchtsvoll:
  „Hat nicht hier Durand geſungen?“
Ja! geſungen hat Durand,
  Aber nie mehr wird er ſingen,
  Auferweckt hat er die Todte,
  Ihn wird Niemand wiederbringen.
Schon im Lande der Verklärten
  Wacht' er auf und mit Verlangen
  Sucht er ſeine ſüße Freundin,
  Die er wähnt vorangegangen;

Aller Himmel lichte Räume
  Sieht er herrlich ſich verbreiten;
  Blanka! Blanka! ruft er ſehnlich
  Durch die öden Seligkeiten.

3. Der Kaſtellan von Couci.

Wie der Kaſtellan von Couci
  Schnell die Hand zum Herzen drückte,
  Als die Dame von Fayel
  Er zum erſten Mal erblickte!
Seit demſelben Augenblicke
  Drang durch alle ſeine Lieder,
  Unter allen Weiſen ſtets
  Jener erſte Herzſchlag wieder.
Aber wenig mocht' ihm frommen
  All die ſüße Liederklage,
  Nimmer darf er dieſes hoffen,
  Daß ſein Herz an ihrem ſchlage.
Wenn ſie auch mit zartem Sinn
  Eines ſchönen Liedes ſich freute,
  Streng und ſtille gieng ſie immer
  An des ſtolzen Gatten Seite.
Da beſchließt der Kaſtellan,
  Seine Bruſt in Stahl zu hüllen
  Und mit drauf geheft'tem Kreuz
  Seines Herzens Schlag zu ſtillen.
Als er ſchon im heil'gen Lande
  Manchen heißen Tag geſtritten,
  Fährt ein Pfeil durch Kreuz und Panzer,
  Trifft ihm noch das Herze mitten.

„Hörſt du mich, getreuer Knappe?
Wann dieß Herz nun ausgeſchlagen,
Zu der Dame von Favel
Sollt du es hinübertragen!“
In geweihter, kühler Erde
Wird der edle Leib begraben;
Nur das Herz, das müde Herz,
Soll noch keine Ruhe haben.
Schon in einer goldnen Urne
Liegt es, wohl einbalſamiret,
Und zu Schiffe ſteigt der Diener,
Der es ſorgſam mit ſich führet.
Stürme brauſen, Wogen ſchlagen,
Blitze zucken, Maſte ſplittern,
Aengſtlich klopfen alle Herzen,
Eines nur iſt ohne Zittern.
Golden ſtralt die Sonne wieder,
Frankreichs Küſte glänzet drüben,
Freudig ſchlagen alle Herzen,
Eines nur iſt ſtill geblieben.
Schon im Walde von Favel
Schreitet raſch der Urne Träger,
Plötzlich ſchallt ein luſtig Horn
Sammt dem Rufe wilder Jäger.
Aus den Büſchen rauſcht ein Hirſch,
Dem ein Pfeil im Herzen ſtecket,
Bäumt ſich auf und ſtürzt und liegt
Vor dem Knappen hingeſtrecket.
Sieh! der Ritter von Favel,
Der das Wild in's Herz geſchoſſen,
Sprengt heran mit Jagdgefolg
Und der Knapp' iſt rings umſchloſſen.

Nach dem blanken Goldgefäß
Taſten gleich des Ritters Knechte,
Doch der Knappe tritt zurück,
Spricht mit vorgehaltner Rechte:
„Dieß iſt eines Sängers Herz,
Herz von einem frommen Streiter,
Herz des Kaſtellans von Couci,
Laßt dieß Herz im Frieden weiter!
Scheidend hat er mir geboten:
Wann dieß Herz nun ausgeſchlagen,
Zu der Dame von Fayel
Soll ich es hinübertragen.“
„Jene Dame kenn' ich wohl.“
Spricht der ritterliche Jäger
Und entreißt die goldne Urne
Haſtig dem erſchrocknen Träger,
Nimmt ſie unter ſeinen Mantel,
Reitet fort in finſtrem Grolle,
Hält ſo eng das todte Herz
An das heiße, rachevolle.
Als er auf ſein Schloß gekommen,
Müſſen ſich die Köche ſchürzen,
Müſſen gleich den Hirſch bereiten
Und ein ſeltnes Herze würzen.
Dann, mit Blumen reich beſtecket,
Bringt man es auf goldner Schaale,
Als der Ritter von Fayel
Mit der Dame ſitzt am Mahle.
Zierlich reicht er es der Schönen,
Sprechend mit verliebtem Scherze:
„Was ich immer mag erjagen,
Euch gehört davon das Herze.“

Wie die Dame kaum genoſſen,
Hat ſie alſo weinen müſſen,
Daß ſie zu vergehen ſchien
In den heißen Thränengüſſen.
Doch der Ritter von Favel
Spricht zu ihr mit wildem Lachen:
„Sagt man doch von Taubenherzen,
Daß ſie melancholiſch machen:
Wie viel mehr, geliebte Dame,
Das, womit ich Euch bewirthe!
Herz des Kaſtellans von Couci,
Der ſo zärtlich Lieder girrte.“
Als der Ritter dieß geſprochen,
Dieſes und noch andres Schlimme,
Da erhebt die Dame ſich,
Spricht mit feierlicher Stimme:
„Großes Unrecht thatet Ihr,
Euer war ich ohne Wanken,
Aber ſolch ein Herz genießen
Wendet leichtlich die Gedanken.
Manches tritt mir vor die Seele,
Was vorlängſt die Lieder ſangen,
Der mir lebend fremd geblieben,
Hat als Todter mich befangen.
Ja! ich bin dem Tod geweihet,
Jedes Mahl iſt mir verwehret,
Nicht geziemt mir andre Speiſe
Seit mich dieſes Herz genähret.
Aber Euch wünſch' ich zum Letzten
Milden Spruch des ew'gen Richters.“ —
Dieſes alles iſt geſchehen
Mit dem Herzen eines Dichters.

4. Don Maſſias.

Don Maſſias aus Gallizien
Mit dem Namen: der Verliebte,
Saß im Thurm zu Arjonilla,
Klagend um die Treugeliebte.
Einen Grafen, reich und mächtig,
Gab man jüngſt ihr zum Genoſſen,
Und den vielgetreuen Sänger
Hält man ferngebannt, verſchloſſen.
Traurig ſang er oft am Gitter,
Machte jeden Wandrer lauſchen,
Theure Blätter, liederreiche,
Ließ er oft vom Fenſter rauſchen.
Ob es Wandrer fortgeſungen,
Ob es Winde hingetragen:
Wohl vernahm die Heißgeliebte
Ihres treuen Sängers Klagen.
Ihr Gemahl, argwöhniſch ſpähend,
Hatt' es alles gut beachtet:
„Muß ich vor dem Sänger beben
Selbſt wann er im Kerker ſchmachtet?“
Einsmals ſchwang er ſich zu Pferde,
Wohlgewaffnet, wie zum Sturme,
Sprengte nach Granada's Grenze
Und zu Arjonilla's Thurme.
Don Maſſias, der Verliebte,
Stand gerade dort am Gitter,
Sang ſo glühend ſeine Liebe,
Schlug ſo zierlich ſeine Zither.

Jener hub ſich in den Bügeln,
Wuthvoll ſeine Lanze ſchwingend;
Don Maſſias iſt durchbohret,
Wie ein Schwan, verſchied er ſingend.
Und der Graf, des Siegs verſichert,
Kehret nach Gallizien wieder.
Eitler Wahn! es ſtarb der Sänger,
Doch es leben ſeine Lieder;
Die durch alle ſpan'ſchen Reiche
Tönevoll, geflügelt, ziehen,
Andern ſind ſie Philomelen,
Jenem nur ſind ſie Harpyien.
Plötzlich oft vom Freudenmahle
Haben ſie ihn aufgeſchrecket,
Aus dem mitternächt'gen Schlummer
Wird er peinlich oft erwecket:
In den Gärten, in den Straßen
Hört er Zithern hin und wieder,
Und wie Geiſterſtimmen tönen
Des Maſſias Liebeslieder.

5. Dante.

War's ein Thor der Stadt Florenz,
Oder war's ein Thor der Himmel,
Draus am klarſten Frühlingsmorgen
Zog ſo feſtliches Gewimmel?
Kinder, hold wie Engelſchaaren,
Reich geſchmückt mit Blumenkränzen,
Zogen in das Roſenthal
Zu den frohen Feſtestänzen.

Unter einem Lorbeerbaume
Stand, damals neunjährig, Dante,
Der im lieblichſten der Mädchen
Seinen Engel gleich erkannte.
Rauſchten nicht des Lorbeers Zweige,
Von der Frühlingsluft erſchüttert?
Klang nicht Dante's junge Seele,
Von der Liebe Hauch durchzittert?
Ja! ihm iſt in jener Stunde
Des Geſanges Quell entſprungen;
In Sonetten, in Kanzonen
Iſt die Lieb' ihm früh erklungen.
Als, zur Jungfrau hold erwachſen,
Jene wieder ihm begegnet,
Steht auch ſeine Dichtung ſchon
Wie ein Baum, der Blüthen regnet.
Aus dem Thore von Florenz
Zogen dichte Schaaren wieder,
Aber langſam, trauervoll,
Bei dem Klange dumpfer Lieder.
Unter jenem ſchwarzen Tuch,
Mit dem weiſſen Kreuz geſchmücket,
Trägt man Beatricen hin,
Die der Tod ſo früh gepflücket.
Dante ſaß in ſeiner Kammer,
Einſam, ſtill, im Abendlichte,
Hörte fern die Glocken tönen
Und verhüllte ſein Geſichte.
In der Wälder tiefſte Schatten
Stieg der edle Sänger nieder,
Gleich den fernen Todtenglocken
Tönten fortan ſeine Lieder.

Aber in der wildſten Oede,
Wo er gieng mit bangem Stöhnen,
Kam zu ihm ein Abgeſandter
Von der hingeſchiednen Schönen;
Der ihn führt' an treuer Hand
Durch der Hölle tiefſte Schluchten,
Wo ſein ird'ſcher Schmerz verſtummte
Bei dem Anblick der Verfluchten.
Bald zum ſel'gen Licht empor
Kam er auf den dunkeln Wegen,
Aus des Paradieſes Pforte
Trat die Freundin ihm entgegen.
Hoch und höher ſchwebten Beide
Durch des Himmels Glanz und Wonnen,
Sie, aufblickend, ungeblendet,
Zu der Sonne aller Sonnen,
Er, die Augen hingewendet
Nach der Freundin Angeſichte,
Das, verklärt, ihn ſchauen ließ
Abglanz von dem ew'gen Lichte.
Einem göttlichen Gedicht
Hat er Alles einverleibet,
Mit ſo ew'gen Feuerzügen,
Wie der Blitz in Felſen ſchreibet.
Ja! mit Fug wird dieſer Sänger
Als der Göttliche verehret,
Dante, welchem ird'ſche Liebe
Sich zu himmliſcher verkläret.

Liebesklagen.

1. Der Student.

Als ich einſt bei Salamanka
  Früh in einem Garten ſaß
  Und bei'm Schlag der Nachtigallen
  Emſig im Homerus las:
Wie in glänzenden Gewanden
  Helena zur Zinne trat
  Und ſo herrlich ſich erzeigte
  Dem trojaniſchen Senat,
Daß vernehmlich Der und Jener
  Brummt' in ſeinen grauen Bart:
  „Solch ein Weib ward nie geſehen,
  Traun, ſie iſt von Götterart!“
Als ich ſo mich ganz vertiefet,
  Wußt' ich nicht, wie mir geſchah:
  In die Blätter fuhr ein Wehen,
  Daß ich ſtaunend um mich ſah.
Auf benachbartem Balkone,
  Welch ein Wunder ſchaut' ich da!
  Dort in glänzenden Gewanden
  Stand ein Weib wie Helena,
Und ein Graubart ihr zur Seite,
  Der ſo ſeltſam freundlich that,
  Daß ich ſchwören mocht', er wäre
  Von der Troer hohem Rath.
Doch ich ſelbſt ward ein Achäer,
  Der ich nun ſeit jenem Tag
  Vor dem feſten Gartenhauſe,
  Einer neuen Troja, lag.

Um es unverblümt zu ſagen:
Manche Sommerwoch' entlang
Kam ich dorthin jeden Abend
Mit der Laut' und mit Geſang,
Klagt' in manigfachen Weiſen
Meiner Liebe Qual und Drang,
Bis zuletzt vom hohen Gitter
Süße Antwort niederklang.
Solches Spiel mit Wort und Tönen
Trieben wir ein halbes Jahr,
Und auch dieß war nur vergönnet
Weil halbtaub der Vormund war.
Hub er gleich ſich oft vom Lager,
Schlaflos, eiferſüchtig bang,
Blieben doch ihm unſre Stimmen
Ungehört, wie Sphärenklang.
Aber einſt, die Nacht war ſchaurig,
Sternlos, finſter wie das Grab,
Klang auf das gewohnte Zeichen
Keine Antwort mir herab.
Nur ein alt zahnloſes Fräulein
Ward von meiner Stimme wach.
Nur das alte Fräulein Echo
Stöhnte meine Klagen nach.
Meine Schöne war verſchwunden,
Leer die Zimmer, leer der Saal,
Leer der blumenreiche Garten,
Rings verödet Berg und Thal.
Ach! und nie hatt' ich erfahren
Ihre Heimath, ihren Stand,
Weil ſie, Beides zu verſchweigen,
Angelobt mit Mund und Hand.

Da beſchloß ich, ſie zu ſuchen,
  Nah und fern, auf irrer Fahrt.
  Den Homerus ließ ich liegen,
  Nun ich ſelbſt Ulyſſes ward;
Nahm die Laute zur Gefährtin
  Und vor jeglichem Altan,
  Unter jedem Gitterfenſter
  Frag' ich leis mit Tönen an,
Sing' in Stadt und Feld das Liedchen,
  Das im Salamanker Thal
  Jeden Abend ich geſungen
  Meiner Liebſten zum Signal;
Doch die Antwort, die erſehnte,
  Tönet nimmermehr und ach!
  Nur das alte Fräulein Echo
  Neckt zur Qual mir ewig nach.

2. Der Jäger.

Als ich einsmals in den Wäldern
  Hinter einer Eiche ſtand,
  Lauernd, oft mich vorwärts legend,
  Auch die Büchſe ſchon zur Hand:
Da vernahm ich leichtes Rauſchen
  Und mein Hühnerhund ſchlug an,
  Fertig hielt ich gleich die Büchſe,
  Paßte mit geſpanntem Hahn:
Sieh! da kam nicht Reh noch Haſe,
  Kam ein Wild von ſchönrer Art,
  Trat ein Mägdlein aus den Büſchen,
  Jung und friſch, und lind und zart.

So von ſeltſamen Gewalten
Ward ich plötzlich übermannt,
Daß ich faſt vor eitel Liebe
Auf die Schönſte losgebrannt.
Immer geh' ich nun den Fährten
Dieſes edeln Wildes nach
Und vor ſeinem Lager ſteh' ich
Jeden Abend auf der Wach'.
Um es unverblümt zu ſagen:
Vor der Lieblichſten Altan
Steh' ich pflichtlich jeden Abend,
Blicke traurig ſtill hinan.
Doch von ſolcher ſtummen Klage
Wird ihr gleich die Zeit zu lang,
Lieder will ſie, ſüße Weiſen,
Flötentöne, Lautenklang.
Ach! das iſt ein künſtlich Locken,
Drin ich Waidmann nichts vermag,
Nur den Kuckucksruf verſtehend
Und den ſchlichten Wachtelſchlag.

Unſtern.

Unſtern, dieſem guten Jungen,
Hat es ſeltſam ſich geſchickt,
Manches wär' ihm faſt gelungen,
Manches wär' ihm ſchier geglückt.
Alle Glückesſtern' im Bunde
Hätten weinend ihm gelacht,
Wenn die Mutter eine Stunde
Früher ihn zur Welt gebracht.

Waffenruhm und Heldenehre
Hätten zeitig ihm geblüht,
War doch in dem ganzen Heere
Keiner ſo von Muth erglüht:
Nur als ſchon in wilden Wogen
Seine Schaar zum Sturme drang,
Kam ein Bote hergeflogen,
Der die Friedensfahne ſchwang.

Nah iſt Unſterns Hochzeitfeier,
Hold und ſittig glüht die Braut;
Sieh! da kömmt ein reichrer Freier,
Der die Eltern baß erbaut.
Dennoch hätte die Geraubte
Ihn als Wittwe noch beglückt,
Wäre nicht der Todtgeglaubte
Plötzlich wieder angerückt.

Reich wär' Unſtern noch geworden
Mit dem Gut der neuen Welt,
Hätte nicht ein Sturm aus Norden
Noch im Port das Schiff zerſchellt.
Glücklich war er ſelbſt entſchwommen,
Einer Planke hatt' er's Dank,
Hatte ſchon den Strand erklommen,
Glitt zurück noch und verſank.

In den Himmel, ſonder Zweifel,
Würd' er gleich gekommen ſeyn,
Ließe nicht ein dummer Teufel
Juſt ihm in den Weg hinein.
Teufel meint, es ſey die Seele,
Die er eben holen ſoll,
Packt den Unſtern an der Kehle,
Rennt mit ihm davon wie toll.

Da erſcheint ein lichter Engel
Rettend aus dem Nebelduft
Donnert flugs den ſchwarzen Bengel
In die tiefſte Höllenkluft,
Schwebt der goldnen Himmelsferne
Mit dem armen Unſtern zu,
Ueber gut' und böſe Sterne
Führt er den zur ew'gen Ruh.

Der Ring.

Es gieng an einem Morgen
Ein Ritter über die Au.
Er dacht' in bangen Sorgen
An die allerſchönſte Frau.

„Mein werthes Ringlein golden!
Verkünde du mir frei,
Du Pfand von meiner Holden,
Wie ſteht es mit ihrer Treu?"

Wie er's betrachten wollte,
Vom Finger es ihm ſprang,
Das Ringlein hüpft' und rollte
Den Wieſenrain entlang.

Er will mit ſchnellen Händen
Es haſchen auf der Au,
Doch goldne Blumen ihn blenden
Und Gräſer, betropft von Thau.

Ein Falk' es gleich erlauſchte,
Der auf der Linde ſaß,
Vom Wipfel er niederrauſchte,
Er holt' es aus dem Gras.

Mit mächtigem Gefieder
Er in die Luft ſich ſchwang.
Da wollten ſeine Brüder
Ihm rauben den goldnen Fang.

Doch keiner gewann's von allen,
Das Ringlein fiel aus der Höh'.
Der Ritter ſah es fallen
In einen tiefen See.

Die Fiſchlein hüpften munter,
Zu haſchen den goldnen Tand;
Das Ringlein ſank hinunter,
Bis es den Blicken ſchwand.

„O Ringlein! auf den Triſten,
Da äſſen dich Gras und Blum';
O Ringlein! in den Lüften,
Da tragen die Vögel dich um.

O Ringlein! in Waſſers Grunde,
Da haſchen die Fiſche dich frei.
Mein Ringlein! iſt das die Kunde,
Die Kunde von Liebchens Treu?"

Die drei Schlöſſer.

Drei Schlöſſer ſind in meinem Gaue,
Die ich mit Liebe ſtets beſchaue;
Und ich, der wohlbeſtellte Sänger,
Durch Feld und Wald der raſche Gänger,
Wie ſollt' ich ſchweigen von den Dreien,
Die ſich dem Gau zum Schmucke reihen?

Das erſt' iſt kaum ein Schloß zu nennen,
An wenig Trümmern zu erkennen,
Verſunken dort am Waldeshange,
Sein Name ſelbſt verſchollen lange,
Denn ſeit nicht mehr die Thürme ragen,
Vergieng nach ihm der Wandrer Fragen.
Doch ſchreckt dich nicht durch Waldes Dichte
Der Zweige Schlagen in's Geſichte:
Dort, wo des Beiles Schläge fallen,
Einſame Waldhornklänge hallen,
Dort kannſt du Wundermähr' erfragen
Von Mauern, welche nicht mehr ragen.
Ja! ſetzeſt du im Mondenſcheine
Dich auf's verfallene Geſteine:
So wird die Kund', auch unerbeten,
Dir vor die ſtille Seele treten.

Das zweite meines Dreivereines,
Es ſcheint ein Schloß, doch iſt es keines.

Du ſiehſt vom hohen Bergesrücken
Es ſtolz im Sonnenſtrale blicken,
Mit Thürmen und mit Zinnen prangen,
Mit tiefem Graben rings umfangen,
Voll Heldenbilder aller Orte,
Zween Marmorlöwen an der Pforte:
Doch drinnen iſt es öd' und ſtille,
Im Hofe hohes Gras in Fülle,
Im Graben quillt das Waſſer nimmer,
Im Haus iſt Treppe nicht, noch Zimmer,
Ringsum die Epheuranken ſchleichen,
Zugvögel durch die Fenſter ſtreichen.
Dort ſaßen mit der goldnen Krone
Voreinſt die Herrſcher auf dem Throne,
Von dortaus zogen einſt die Helden,
Von denen die Geſchichten melden.
Die Herrſcher ruhn in Gräberhallen,
Die Helden ſind im Kampf gefallen;
Verhallet war der Burg Getümmel,
Da fuhr ein Feuerſtral vom Himmel,
Der reiche Schatz vergieng in Flammen,
Gemach und Treppe fiel zuſammen.
Inwendig ward das Schloß verheeret,
Doch außen blieb es unverſehret.
Sobald erloſch der Edeln Orden,
Iſt auch ihr Haus verödet worden.
Doch wie noch die Geſchichten melden
Der Herrſcher Namen und der Helden:
So ſieht man auch die Thürm' und Mauern
Mit ihren Heldenbildern dauern.
Auch wird noch ferner manch Jahrhundert

Das hohe Denkmal ſchaun verwundert
Und jenes Schloß auf Berges Rücken
Verklärt im Sonnenſtral erblicken.

Dann zwiſchen beiden in der Mitte,
Ein luſtig Schlößlein, ſteht das dritte;
Nicht ſtolz auf Berges Gipfel oben,
Doch auf dem Hügel, ſanft gehoben;
Nicht in des Waldes finſtern Räumen,
Doch unter friſchen Blüthenbäumen;
Mit blanken Mauern, rothen Ziegeln,
Mit Fenſtern, die wie Sonnen ſpiegeln.
Es iſt zu klein für die Geſchichte,
Zu jung für Sagen und Gedichte.
Doch ich, der wohlbeſtellte Sänger,
Durch Feld und Wald der raſche Gänger,
Ich ſorge redlich, daß nicht länger
Das Schlößlein bleibe ſonder Kunde.
Zur Morgen- und zur Abendſtunde
Umwandl' ich es mit meiner Laute,
Und wenn dann Klelia, die Traute,
An's Fenſter tritt mit holdem Grüßen:
So will in mir die Hoffnung ſprießen,
Daß eine Kunde, drin Geſchichte
Sich ſchön verweben mit Gedichte,
Daß ſolche Kunde bald beginne
Von Klelia's und Sängers Minne.

Graf Eberhards Weißdorn.

Graf Eberhard im Bart
Vom Würtemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
Zu Paläſtina's Strand.

Daſelbſt er einsmals ritt
Durch einen friſchen Wald.
Ein grünes Reis er ſchnitt
Von einem Weißdorn bald.

Er ſteckt' es mit Bedacht
Auf ſeinen Eiſenhut.
Er trug es in der Schlacht
Und über Meeres Flut.

Und als er war daheim,
Er's in die Erde ſteckt,
Wo bald manch neuen Keim
Der milde Frühling weckt.

Der Graf, getreu und gut,
Beſucht' es jedes Jahr,
Erfreute dran den Muth,
Wie es gewachſen war.

Der Herr war alt und laß,
Das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals ſaß
Der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung, hoch und breit,
Mit ſanftem Rauſchen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land.

Das Reh.

Es jagt' ein Jäger früh am Tag
Ein Reh durch Wälder und Auen,
Da ſah er aus dem Gartenhag
Ein roſig Mägdlein ſchauen.

Was iſt geſchehn dem guten Pferd?
Hat es den Fuß verletzet?
Was iſt geſchehn dem Jäger werth,
Daß er nicht mehr ruft und hetzet?

Das Rehlein rennet immer noch
Ueber Berg und Thal ſo bange.
Halt an, du ſeltſam Thierlein, doch!
Der Jäger vergaß dich lange.

Der weiſſe Hirſch.

Es giengen drei Jäger wohl auf die Birſch,
Sie wollten erjagen den weiſſen Hirſch.

Sie legten ſich unter den Tannenbaum,
Da hatten die Drei einen ſeltſamen Traum.

Der Erſte.
Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Buſch,
Da rauſchte der Hirſch heraus, huſch huſch!

Der Zweite.
Und als er ſprang mit der Hunde Geklaff,
Da brannt' ich ihn auf das Fell, piff paff!

Der Dritte.
Und als ich den Hirſch an der Erde ſah,
Da ſtieß ich luſtig in's Horn, trara!

So lagen ſie da und ſprachen, die Drei,
Da rannte der weiſſe Hirſch vorbei.

Und eh' die drei Jäger ihn recht geſehn,
So war er davon über Tiefen und Höhn.

Huſch huſch! piff paff! trara!

Die Jagd von Wincheſter.

König Wilhelm hatt' ein' ſchweren Traum,
Vom Lager ſprang er auf,
Wollt' jagen dort in Wincheſters Wald,
Rief ſeine Herrn zuhauf.

Und als ſie kamen vor den Wald,
Da hält der König ſtill,
Giebt Jedem einen guten Pfeil,
Wer jagen und birſchen will.

Der König kömmt zur hohen Eich',
Da ſpringt ein Hirſch vorbei,
Der König ſpannt den Bogen ſchnell,
Doch die Sehne reißt entzwei.

Herr Titan beſſer treffen will,
Herr Titan drückt wohl ab,
Er ſchießt dem König mitten in's Herz
Den Pfeil, den der ihm gab.

Herr Titan fliehet durch den Wald,
Flieht über Land und Meer,
Er flieht wie ein geſcheuchtes Wild,
Findt nirgends Ruhe mehr.

Prinz Heinrich ritt im Wald umher,
Viel Reh' und Haſen er fand:
„Wohl träf' ich gern ein edler Wild
Mit dem Pfeil von Königs Hand.“

Da reiten ſchon in ernſtem Zug
Die hohen Lords heran,
Sie melden ihm des Königs Tod,
Sie tragen die Kron' ihm an.

„Auf dieſer trauervollen Jagd
Euch reiche Beute ward,
Ihr habt erjagt, gewalt'ger Herr!
Den edeln Leopard.“

Harald.

Vor ſeinem Heergefolge ritt
Der kühne Held Harald.
Sie zogen in des Mondes Schein
Durch einen wilden Wald.

Sie tragen manch' erkämpfte Fahn',
Die hoch im Winde wallt,
Sie ſingen manches Siegeslied,
Das durch die Berge hallt.

Was rauſchet, lauſchet im Gebüſch?
Was wiegt ſich auf dem Baum?
Was ſenket aus den Wolken ſich,
Und taucht aus Stromes Schaum?

Was wirft mit Blumen um und um?
Was ſingt ſo wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reihn?
Schwingt auf die Roſſe ſich?

Was koſt ſo ſanft und küßt ſo ſüß?
Und hält ſo lind umfaßt?
Und nimmt das Schwerdt, und zieht vom Roß,
Und läßt nicht Ruh noch Raſt?

Es iſt der Elfen leichte Schaar;
Hier hilft kein Widerſtand.
Schon ſind die Krieger all dahin,
Sind all im Feenland.

Nur er, der Beſte, blieb zurück,
Der kühne Held Harald.
Er iſt vom Wirbel bis zur Sohl'
In harten Stahl geſchnallt.

All ſeine Krieger ſind entrückt,
Da liegen Schwerdt und Schild,
Die Roſſe, ledig ihrer Herrn,
Sie gehn im Walde wild.

In großer Trauer ritt von dann
Der ſtolze Held Harald,
Er ritt allein im Mondenſchein
Wohl durch den weiten Wald.

Vom Felſen rauſcht es friſch und klar,
Er ſpringt vom Roſſe ſchnell,
Er ſchnallt vom Haupte ſich den Helm
Und trinkt vom kühlen Quell.

Doch wie er kaum den Durſt geſtillt,
Verſagt ihm Arm und Bein;
Er muß ſich ſetzen auf den Fels,
Er nickt und ſchlummert ein.

Er ſchlummert auf demſelben Stein
Schon manche hundert Jahr',
Das Haupt geſenket auf die Bruſt,
Mit grauem Bart und Haar,

Wann Blitze zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbraust im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwerdt,
Der alte Held Harald.

Die Elfen.

Erſte.

Kommt herbei, ihr luſt'gen Schweſtern!
Seht! ein holdes Erdenkind!
Sputet euch, bevor ſie fliehet!
Solch ein Herchen iſt geſchwind.

Alle.

Mädchen, komm zum Elfentanze,
Komm im Mond- und Sternenglanze!

Zweite.

Traun! du biſt ein leichtes Liebchen,
Wiegſt nicht über fünfzig Pfund,
Haſt ein kleines, flinkes Füßchen;
Tanze mit uns in die Rund'!

Dritte.

Kannſt wohl frei in Lüften ſchweben
Bis man eben drei gezählt,
Stampfſt zuweilen kaum ein wenig,
Daß man nicht den Takt verfehlt.

Alle.

Zürne nicht, du flinke Kleine,
Tanze friſch im Mondenſcheine!

Vierte.

Trautes Liebchen! kannſt du lachen?
Weinſt du gern im Mondenſchein?
Weine nur, ſo wirſt du ſchmelzen,
Bald ein leichtes Elfchen ſeyn!

Fünfte.

Sprich! iſt auch dein Fleiß zu loben?
Iſt dir keine Arbeit fremd?
Iſt dein Brautbett ſchon gewoben?
Spinnſt du ſchon für's Todtenhemd?

Sechste.

Kennſt du auch die große Lehre
Von der Butter und dem Schmalz?
Spürſt du in den Fingerſpitzen:
Wieviel Pfeffer, wieviel Salz?

Alle.

Liebchen, laß uns immer fragen!
Darfſt uns keine Antwort ſagen.

Siebente.

Haſt du nichts auf dem Gewiſſen,
Wie ſo manches arme Kind,
Von verſtohlnen ſüßen Küſſen,
Welches große Sünden ſind?

Achte.

Oder biſt du ſchon ein Bräutchen,
Haſt 'nen Bräutigam ſo treu,
Der dich darf ſpazieren führen
Nachmittags von Eins bis Zwei?

Neunte.

Haſt du einen Ring am Finger,
Schwer von Gold, mit Stein geſchmückt?
Das iſt ächte Lieb' und Treue,
Wenn es recht am Finger drückt.

Zehnte.

Liebchen! biſt noch immer böſe?
Haſt du ſo ein hitzig Blut?
Mußt dir's Zürnen abgewöhnen,
Iſt nicht für die Ehe gut.

Alle.

Liebchen, friſch zum Elfentanze!
Auf im Mond- und Sternenglanze!

Die Bildſäule des Bacchus.

Kalliſthenes, ein Jüngling zu Athen,
Kam einſt, nach einer durchgeſchwärmten Nacht,
Den welken Epheukranz um's wilde Haar,
Hintaumelnd in der Dämmerung, nach Haus,
Er ſelber, wie die Dämmrung, wüſt und bleich.
Als nun der Diener nach dem Schlafgemach
Ihm leuchtet durch den hohen Säulengang,
Da tritt mit Eins im vollen Fackelſchein
Des Bacchus göttlich Marmorbild hervor,
Von ſchöpferiſcher Meiſterhand geformt.
In Jugendfülle hebt ſich die Geſtalt,
Aus reichem, lang hinwallendem Gelock
Erglänzt das feingewölbte Schulternpaar,
Und unter'm Schatten üppigen Geflechts
Von Rebenlaub und ſchwellender Traubenfrucht
Erſcheint das runde, blühende Geſicht.
Erſchrocken fährt Kalliſthenes zurück
Vor der Erſcheinung Herrlichkeit und Glanz,
Ihm iſt, als hätte mit dem Thyrſusſtab
Der Gott die Stirne ſtrafend ihm berührt,
Als ſpräche zürnend der belebte Mund:
„Was ſpuckſt du hier, du wankendes Geſpenſt?
Ereb'ſcher Schatten, kraftlos, ſinnbetäubt!
Du haſt den heil'gen Epheu mir entweiht,
Du nenneſt frevelnd meinen Prieſter dich;
Hinweg von mir! ich kenne deiner nicht.

Ich bin die Fülle ſchaffender Natur,
Die ſich beſonders in dem edeln Blut
Der Rebe reich und göttlich offenbart.
Will euer wüſtes Treiben einen Gott,
So ſucht ihn nicht auf ſonnigem Weingebirg,
Nein! ſucht ihn drunten in des Hades Nacht!“
Der Gott verſtummt, der Fackel Licht erliſcht,
Der Jüngling ſchleicht beſchämt in ſein Gemach,
Er nimmt vom Haupt den welken Epheukranz,
Und ſtill in des Gemüthes Innerſtem
Beſchwöret er ein heiliges Gelübd.

Von den ſieben Zechbrüdern.

Ich kenne ſieben luſt'ge Brüder,
Sie ſind die durſtigſten im Ort,
Die ſchwuren höchlich, niemals wieder
Zu nennen ein gewiſſes Wort,
In keinerlei Weiſe,
Nicht laut und nicht leiſe.

Es iſt das gute Wörtlein: Waſſer,
Darin doch ſonſt kein Arges ſteckt.
Wie kömmt's nun, daß die wilden Praſſer
Dieß ſchlichte Wort ſo mächtig ſchreckt?
Merkt auf! ich berichte
Die Wundergeſchichte.

Einſt hörten jene durſt'gen Sieben
Von einem fremden Zechkumpan,
Es ſey am Waldgebirge drüben
Ein neues Wirthshaus aufgethan,
Da fließen ſo reine,
So würzige Weine.

Um einer guten Predigt willen
Hätt' Keiner ſich vom Platz bewegt,
Doch gilt es, Gläſer gut zu füllen,
Dann ſind die Burſche gleich erregt.
„Auf laſſet uns wandern!"
Ruft Einer dem Andern.

Sie wandern rüſtig mit dem Frühen,
Bald ſteigt die Sonne drückend heiß;
Die Zunge lechzt, die Lippen glühen
Und von der Stirne rinnt der Schweiß:
Da rieſelt ſo helle
Vom Felſen die Quelle.

Wie trinken ſie in vollen Zügen!
Doch als ſie kaum den Durſt geſtillt,
Bezeigen ſie ihr Mißvergnügen,
Daß hier nicht Wein, nur Waſſer, quillt:
„O fades Getränke!
O ärmliche Schwenke!“

In ſeine vielverwobnen Gänge
Nimmt jetzt der Wald die Pilger auf,
Da ſtehn ſie plötzlich im Gedränge,
Verworrnes Dickicht hemmt den Lauf;
Sie irren, ſie ſuchen,
Sie zanken und fluchen.

Derweil hat ſich in finſtre Wetter
Die ſchwüle Sonne tief verhüllt,
Schon rauſcht der Regen durch die Blätter,
Es zuckt der Blitz, der Donner brüllt,
Dann kömmt es geſtoſſen,
Unendlich ergoſſen.

Bald wird der Forſt zu tauſend Inſeln,
Zahlloſe Ströme brechen vor;
Hier hilft kein Toben, hilft kein Winſeln,
Er muß hindurch, der edle Chor.
O gründliche Taufe!
O köſtliche Traufe!

Vor Alters wurden Menſchenkinder
Verwandelt oft in Quell und Fluß,
Auch unſre ſieben arme Sünder
Bedroht ein gleicher Götterſchluß.
Sie triefen, ſie ſchwellen,
Als würden ſie Quellen.

So, mehr geſchwommen, als gegangen,
Gelangen ſie zum Wald hinaus;
Doch keine Schenke ſehn ſie prangen,
Sie ſind auf gradem Weg nach Haus;
Schon rieſelt ſo helle
Vom Felſen die Quelle.

Da iſt's, als ob ſie rauſchend ſpreche:
„Willkommen, ſaubre Brüderſchaar!
Ihr habt geſchmähet, thöricht Freche!
Mein Waſſer, das euch labend war.
Nun ſeyd ihr getränket,
Daß ihr daran denket.“

So kam es, daß die ſieben Brüder
Das Waſſer fürchteten hinfort,
Und daß ſie ſchwuren, niemals wieder
Zu nennen das verwünſchte Wort,
In keinerlei Weiſe,
Nicht laut und nicht leiſe.

Junker Rechberger.

Rechberger war ein Junker keck,
Der Kaufleut' und der Wanderer Schreck.
In einer Kirche, verlaſſen,
Da thät er die Nacht verpaſſen.

Und als es war nach Mitternacht,
Da hat er ſich auf den Fang gemacht.
Ein Kaufzug, hat er vernommen,
Wird frühe vorüberkommen.

Sie waren geritten ein kleines Stück,
Da ſprach er: „Reitknecht! reite zurück!
Die Handſchuh hab' ich vergeſſen
Auf der Bahre, da ich geſeſſen.“

Der Reitknecht kam zurück ſo bleich:
„Die Handſchuh hole der Teufel Euch!
Es ſitzt ein Geiſt auf der Bahre;
Es ſtarren mir noch die Haare.

Er hat die Handſchuh angethan
Und ſchaut ſie mit feurigen Augen an,
Er ſtreicht ſie wohl auf und nieder;
Es beben mir noch die Glieder.“

Da ritt der Junker zurück im Flug,
Er mit dem Geiſte ſich tapfer ſchlug,
Er hat den Geiſt bezwungen,
Seine Handſchuh wieder errungen.

Da ſprach der Geiſt mit wilder Gier:
„Und läßt du ſie nicht zu eigen mir,
So leihe mir auf ein Jährlein
Das ſchmucke, ſchmeidige Pärlein!“

„Ein Jährlein ich ſie dir gerne leih’,
So kann ich erproben des Teufels Treu.
Sie werden wohl nicht zerplatzen
An deinen dürren Tatzen.“

Rechberger ſprengte von dannen ſtolz,
Er ſtreifte mit ſeinem Knecht im Holz.
Der Hahn hat ferne gerufen,
Da hören ſie Pferdehufen.

Dem Junker hoch das Herze ſchlug,
Des Weges kam ein ſchwarzer Zug
Vermummter Rittersleute;
Der Junker wich auf die Seite.

Und hinten trabt noch Einer daher,
Ein ledig Räpplein führet er,
Mit Sattel und Zeug ſtaffiret,
Mit ſchwarzer Decke gezieret.

Rechberger ritt heran und frug:
„Sag an! wer ſind die Herren vom Zug?
Sag an, traut lieber Knappe!
Wem gehört der ledige Rappe?“

„Dem treueſten Diener meines Herrn,
Rechberger nennt man ihn nah und fern.
Ein Jährlein, ſo iſt er erſchlagen,
Dann wird das Räpplein ihn tragen.“

Der Schwarze ritt den Andern nach,
Der Junker zu ſeinem Knechte ſprach:
„Weh mir! vom Roß ich ſteige,
Es geht mit mir zur Neige.

Iſt dir mein Rößlein nicht zu wild,
Und nicht zu ſchwer mein Degen und Schild:
Nimm's hin dir zum Gewinnſte,
Und brauch es in Gottes Dienſte!“

Rechberger in ein Kloſter gieng:
„Herr Abt, ich bin zum Mönche zu ring,
Doch möcht' ich in tiefer Reue
Dem Kloſter dienen als Laie.“

„Du biſt geweſen ein Reitersmann,
Ich ſeh' es dir an den Sporen an,
So magſt du der Pferde walten,
Die im Kloſterſtalle wir halten.“

Am Tag, da ſelbiges Jahr ſich ſchloß,
Da kaufte der Abt ein ſchwarz wild Roß,
Rechberger ſollt' es zäumen,
Doch es thät ſich ſtellen und bäumen.

Es ſchlug den Junker mitten auf's Herz,
Daß er ſank in bitterem Todesſchmerz.
Es iſt im Walde verſchwunden,
Man hat's nicht wieder gefunden.

Um Mitternacht, an Junkers Grab,
Da ſtieg ein ſchwarzer Reitknecht ab,
Einem Rappen hält er die Stangen,
Reithandſchuh am Sattel hangen.

Rechberger ſtieg aus dem Grab herauf,
Er nahm die Handſchuh vom Sattelknauf,
Er ſchwang ſich in Sattels Mitte,
Der Grabſtein diente zum Tritte.

Dieß Lied iſt Junkern zur Lehr' gemacht;
Daß ſie geben auf ihre Handſchuh Acht,
Und daß ſie fein bleiben laſſen,
In der Nacht am Wege zu paſſen.

Graf Eberſtein.

Zu Speier im Saale, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.

Und als er ſie ſchwingt nun im luſtigen Reigen,
Da flüſtert ſie leiſe, ſie kann's nicht verſchweigen:
„Graf Eberſtein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird dein Schlößlein gefährdet ſeyn."

Ei! denket der Graf, Euer kaiſerlich' Gnaden,
So habt Ihr mich darum zum Tanze geladen!
Er ſucht ſein Roß,
Läßt ſeinen Troß
Und jagt nach ſeinem gefährdeten Schloß.

Um Eberſteins Veſte da wimmelt's von Streitern,
Sie ſchleichen im Nebel mit Hacken und Leitern.
Graf Eberſtein
Grüßet ſie fein,
Er wirft ſie vom Wall in die Gräben hinein.

Als nun der Herr Kaiſer am Morgen gekommen,
Da meint er, es ſeye die Burg ſchon genommen.
Doch auf dem Wall
Tanzen mit Schall
Der Graf und ſeine Gewappneten all.

„Herr Kaiſer! beſchleicht Ihr ein andermal Schlöſſer,
Thut's Noth, Ihr verſtehet auf's Tanzen Euch beſſer.
Euer Töchterlein
Tanzet ſo fein,
Dem ſoll meine Veſte geöffnet ſeyn."

Im Schloſſe des Grafen, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.

Und als er ſie ſchwingt nun im bräutlichen Reigen,
Da flüſtert er leiſe, nicht kann er's verſchweigen:
„Schön Jungfräulein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird ein Schlößlein gefährdet ſeyn."

Schwäbiſche Kunde.

Als Kaiſer Rothbart lobeſam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüſt und leer.
Daſelbſt erhub ſich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutſche Reitersmann
Hat dort den Trunk ſich abgethan.
Den Pferden war's ſo ſchwach im Magen,
Faſt mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und ſtarker Hand,
Deß Rößlein war ſo krank und ſchwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben
Und koſtet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück,
Da ſprengten plötzlich in die Queer
Fünfzig türkiſche Reiter daher,
Die huben an, auf ihn zu ſchießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' ſich nit,
Gieng ſeines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ ſich den Schild mit Pfeilen ſpicken
Und thät nur ſpöttlich um ſich blicken,

Bis Einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel ſchwang.
Da wallt dem Deutſchen auch ſein Blut,
Er trifft des Türken Pferd ſo gut,
Er haut ihm ab mit Einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erſt ſein Schwerdt mit Macht,
Er ſchwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten ſieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken herunterſinken.
Da packt die Andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und Jedem iſt's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeſchnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Chriſtenſchaar,
Die auch zurück geblieben war,
Die ſahen nun mit gutem Bedacht
Was Arbeit unſer Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiſer vernommen,
Der ließ den Schwaben vor ſich kommen,
Er ſprach: „Sag an, mein Ritter werth!
Wer hat dich ſolche Streich' gelehrt?“
Der Held bedacht' ſich nicht zu lang:
„Die Streiche ſind bei uns im Schwang,
Sie ſind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt ſie halt nur Schwabenſtreiche.“

Die Rache.

Der Knecht hat erſtochen den edeln Herrn,
Der Knecht wär' ſelber ein Ritter gern.

Er hat ihn erſtochen im dunkeln Hain
Und den Leib verſenket im tiefen Rhein.

Hat angeleget die Rüſtung blank,
Auf des Herren Roß ſich geſchwungen frank.

Und als er ſprengen will über die Brück',
Da ſtutzet das Roß und bäumt ſich zurück.

Und als er die güldnen Sporen ihm gab,
Da ſchleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der ſchwere Panzer ihn niederzwingt.

Das Schwerdt.

Zur Schmiede gieng ein junger Held,
Er hatt' ein gutes Schwerdt beſtellt.
Doch als er's wog in freier Hand,
Das Schwerdt er viel zu ſchwer erfand.

Der alte Schmied den Bart ſich ſtreicht:
„Das Schwerdt iſt nicht zu ſchwer noch leicht,
Zu ſchwach iſt Euer Arm, ich mein',
Doch morgen ſoll geholfen ſeyn.“

„Nein, heut! bei aller Ritterſchaft!
Durch meine, nicht durch Feuers Kraft.“
Der Jüngling ſpricht's, ihn Kraft durchdringt,
Das Schwerdt er hoch in Lüften ſchwingt.

Siegfrieds Schwerdt.

Jung Siegfried war ein ſtolzer Knab,
Gieng von des Vaters Burg herab.

Wollt' raſten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet' ihm manch Ritter werth
Mit feſtem Schild und breitem Schwerdt.

Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.

Und als er gieng im finſtern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.

Da ſah er Eiſen und Stahl genug,
Ein luſtig Feuer Flammen ſchlug.

„O Meiſter, liebſter Meiſter mein!
Laß du mich deinen Geſellen ſeyn!

Und lehr du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerdter macht!“

Siegfried den Hammer wohl ſchwingen kunnt,
Er ſchlug den Ambos in den Grund.

Er ſchlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eiſen in Stücke ſprang.

Und von der letzten Eiſenſtang'
Macht' er ein Schwerdt, ſo breit und lang.

„Nun hab' ich geſchmiedet ein gutes Schwerdt,
Nun bin ich wie andre Ritter werth.

Nun ſchlag' ich wie ein andrer Held
Die Rieſen und Drachen in Wald und Feld.“

Klein Roland.

Frau Berta ſaß in der Felſenkluft,
Sie klagt' ihr bittres Loos.
Klein Roland ſpielt' in freier Luſt,
Deß Klage war nicht groß.

„O König Karl, mein Bruder hehr!
O daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr',
Nun zürnſt du ſchrecklich mir.

O Milon, mein Gemahl ſo ſüß!
Die Flut verſchlang mir dich.
Die ich um Liebe Alles ließ,
Nun läßt die Liebe mich.

Klein Roland, du mein theures Kind!
Nun Ehr' und Freude mir!
Klein Roland, komm herein geſchwind!
Mein Troſt kommt all von dir.

Klein Roland, geh zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speiſ' und Trank,
Und wer dir giebt eine kleine Gab',
Dem wünſche Gottes Dank!“

Der König Karl zur Tafel ſaß
Im goldnen Ritterſaal.
Die Diener liefen ohn' Unterlaß
Mit Schüſſel und Pokal.

Von Flöten, Saitenſpiel, Geſang
Ward jedes Herz erfreut,
Doch reichte nicht der helle Klang
In Berta's Einſamkeit.

Und draußen in des Hofes Kreis,
Da ſaßen der Bettler viel,
Die labten ſich an Trank und Speiſ'
Mehr, als am Saitenſpiel.

Der König ſchaut in ihr Gedräng
Wohl durch die offne Thür,
Da drückt ſich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab herfür.

Des Knaben Kleid iſt wunderbar,
Vierfarb zuſammengeſtückt;
Doch weilt er nicht bei der Bettlerſchaar,
Herauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wär's ſein eigen Haus.
Er hebt eine Schüſſel von Tiſches Mitt'
Und trägt ſie ſtumm hinaus.

Der König denkt: „was muß ich ſehn?
Das iſt ein ſondrer Brauch.“
Doch weil er's ruhig läßt geſchehn,
So laſſen's die Andern auch.

Es ſtund nur an eine kleine Weil',
Klein Roland kehrt in den Saal.
Er tritt zum König hin mit Eil'
Und faßt ſeinen Goldpokal.

„Heida! halt an, du kecker Wicht!“
Der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er ſchaut.

Der König erſt gar finſter ſah,
Doch lachen mußt' er bald.
„Du trittſt in die goldne Halle da
Wie in den grünen Wald.

Du nimmſt die Schüſſel von Königs Tiſch
Wie man Aepfel bricht vom Baum;
Du holſt wie aus dem Bronnen friſch
Meines rothen Weines Schaum.“

„Die Bäurin ſchöpft aus dem Bronnen friſch,
Die bricht die Aepfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildbrät und Fiſch,
Ihr rothen Weines Schaum.“

„Iſt deine Mutter ſo edle Dam',
Wie du berühmſt, mein Kind!
So hat ſie wohl ein Schloß luſtſam
Und ſtattlich Hofgeſind?

Sag an! wer iſt denn ihr Truchſeß,
Sag an! wer iſt ihr Schenk?“
„Meine rechte Hand iſt ihr Truchſeß,
Meine linke, die iſt ihr Schenk.“

„Sag an! wer ſind die Wächter treu?“
„Meine Augen blau allſtund.“
„Sag an! wer iſt ihr Sänger frei?“
„Der iſt mein rother Mund.“

„Die Dam' hat wackre Diener, traun!
Doch liebt ſie ſondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuſchaun,
Mit Farben mancherlei.“

„Ich hab' bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat.“

„Die Dame hat, nach meinem Sinn,
Den beſten Diener der Welt,
Sie iſt wohl Bettlerkönigin,
Die offne Tafel hält.

So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe ſeyn.
Wohlauf, drei Damen! auf, drei Herrn!
Führt ſie zu mir herein!“

Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach;
Drei Damen, auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

Es ſtund nur an eine kleine Weil’,
Der König ſchaut in die Fern’,
Da kehren ſchon zurück mit Eil’
Die Damen und die Herrn.

Der König ruft mit einem Mal:
„Hilf Himmel! ſeh’ ich recht?
Ich hab’ verſpottet im offnen Saal
Mein eigenes Geſchlecht.

Hilf Himmel! Schweſter Berta, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf Himmel! in meinem Prunkſaal reich
Den Bettelſtab in der Hand!“

Frau Berta fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt ſich plötzlich der alte Grimm,
Er blickt ſie an ſo wild.

Frau Berta ſenkt die Augen ſchnell,
Kein Wort zu reden ſich traut.
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Oehm begrüßt er laut.

Da ſpricht der König in mildem Ton:
„Steh auf, du Schweſter mein!
Um dieſen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen ſeyn.“

Frau Berta hebt ſich freudenvoll:
„Lieb Bruder mein! wohlan!
Klein Roland dir vergelten ſoll,
Was du mir Guts gethan.

Soll werden, ſeinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farb' von manchem Reich
In ſeinem Banner und Schild.

Soll greifen in manches Königs Tiſch
Mit ſeiner freien Hand;
Soll bringen zu Heil und Ehre friſch
Sein ſeufzend Mutterland.“

Roland Schildträger.

Der König Karl ſaß einſt zu Tiſch
Zu Aachen mit den Fürſten,
Man ſtellte Wildbrät auf und Fiſch
Und ließ auch Keinen dürſten.
Viel Goldgeſchirr von klarem Schein,
Manch rothen, grünen Edelſtein
Sah man im Saale leuchten.

Da ſprach Herr Karl, der ſtarke Held:
„Was ſoll der eitle Schimmer?
Das beſte Kleinod dieſer Welt,
Das fehlet uns noch immer.
Dieß Kleinod, hell wie Sonnenſchein,
Ein Rieſe trägt's im Schilde ſein,
Tief im Ardennerwalde.“

Graf Richard, Erzbiſchof Turpin,
Herr Heimon, Naims von Baiern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern.
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hieſſen ſatteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Rieſen.

Jung Roland, Sohn des Milon, ſprach:
„Lieb Vater! hört, ich bitte!
Vermeint ihr mich zu jung und ſchwach,
Daß ich mit Rieſen ſtritte,
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen Euern Speer
Sammt Eurem guten Schilde.“

Die ſechs Genoſſen ritten bald
Vereint nach den Ardennen,
Doch als ſie kamen in den Wald,
Da thäten ſie ſich trennen.
Roland ritt hinter'm Vater her;
Wie wohl ihm war, des Helden Speer,
Des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenſchein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen,
Doch fanden ſie den Rieſen nicht
In Felſen noch Gehegen.
Zur Mittagsſtund' am vierten Tag
Der Herzog Milon ſchlafen lag
In einer Eiche Schatten.

Roland ſah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Stralen in dem Wald
Die Hirſch' und Reh' aufſcheuchten;
Er ſah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Rieſe, groß und wild,
Vom Berge niederſteigend.

Roland gedacht' im Herzen ſein:
„Was iſt das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im beſten Schlaf erwecken?
Es wachet ja ſein gutes Pferd,
Es wacht ſein Speer, ſein Schild und Schwerdt,
Es wacht Roland, der junge.“

Roland das Schwerdt zur Seite band,
Herrn Milons ſtarkes Waffen,
Die Lanze nahm er in die Hand
Und thät den Schild aufraffen.
Herrn Milons Roß beſtieg er dann
Und ritt erſt ſachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

Und als er kam zur Felſenwand,
Da ſprach der Rieſ' mit Lachen:
„Was will doch dieſer kleine Fant
Auf ſolchem Roſſe machen?
Sein Schwerdt iſt zwier ſo lang als er,
Vom Roſſe zieht ihn ſchier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken.“

Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
Dich reuet noch dein Necken.
Hab' ich die Tartſche lang und breit,
Kann ſie mich beſſer decken;
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwerdt,
Muß eins dem andern helfen.“

Der Rieſe mit der Stange ſchlug,
Auslangend in die Weite,
Jung Roland ſchwenkte ſchnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Rieſen ſchwang,
Doch von dem Wunderſchilde ſprang
Auf Roland ſie zurücke.

Jung Roland nahm in großer Haſt
Das Schwerdt in beide Hände,
Der Rieſe nach dem ſeinen faßt',
Er war zu unbehende;
Mit flinkem Hiebe ſchlug Roland
Ihm unter'm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

Dem Rieſen ſchwand der Muth dahin,
Wie ihm der Schild entriſſen,
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
Mußt' er mit Schmerzen miſſen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
Doch Roland in das Knie ihn ſtach,
Daß er zu Boden ſtürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter,
Ein großer Strom von Blute lief
In's tiefe Thal hinunter;
Und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach,
Und freute ſich am Glanze.

Dann barg er's unter'm Kleide gut,
Und gieng zu einem Quelle,
Da wuſch er ſich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung' Roland,
Dahin, wo er den Vater fand,
Noch ſchlafend bei der Eiche.

Er legt' ſich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe ſelbſt bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgeſprungen:
„Wach auf, wach auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze ſchnell zur Hand,
Daß wir den Rieſen ſuchen!“

Sie ſtiegen auf und eilten ſehr,
Zu ſchweifen in der Wilde,
Roland ritt hinter'm Vater her
Mit deſſen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
Wo Roland jüngſt geſtritten hätt,
Der Rieſe lag im Blute.

Roland kaum ſeinen Augen glaubt',
Als nicht mehr war zu ſchauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen,
Nicht mehr des Rieſen Schwerdt und Speer,
Auch nicht ſein Schild und Harniſch mehr,
Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

Milon beſah den großen Rumpf:
„Was iſt das für 'ne Leiche?
Man ſieht noch am zerhau'nen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Das iſt der Rieſe! frag' ich mehr?
Verſchlafen hab' ich Sieg und Ehr',
Drum muß ich ewig trauern.“ —

Zu Aachen vor dem Schloſſe ſtund
Der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl geſund?
Sie weilen allzu lange.
Doch ſeh' ich recht, auf Königswort!
So reitet Herzog Heimon dort,
Des Rieſen Haupt am Speere.“

Herr Heimon ritt in trübem Muth,
Und mit geſenktem Spieße
Legt' er das Haupt, beſprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
Und fünfzig Schritte weiter lag
Des Rieſen Rumpf am Boden.“

Bald auch der Erzbiſchof Turpin
Den Rieſenhandſchuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin,
Er zog ſie aus und lachte:
„Das iſt ein ſchön Reliquienſtück,
Ich bring' es aus dem Wald zurück,
Fand es ſchon zugehauen.“

Der Herzog Naims von Baierland
Kam mit des Rieſen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen ſtark und lange.
Wohl ſchwitz' ich von dem ſchweren Druck;
Hei! bairiſch Bier, ein guter Schluck,
Sollt' mir gar köſtlich munden!"

Graf Richard kam zu Fuß daher,
Gieng neben ſeinem Pferde,
Das trug des Rieſen ſchwere Wehr,
Den Harniſch ſammt dem Schwerdte:
„Wer ſuchen will im wilden Tann,
Manch Waffenſtück noch finden kann,
Iſt mir zu viel geweſen."

Der Graf Garin thät ferne ſchon
Den Schild des Rieſen ſchwingen.
„Der hat den Schild, deß iſt die Kron',
Der wird das Kleinod bringen!"
„Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn!
Das Kleinod hätt' ich gar zu gern,
Doch das iſt ausgebrochen."

Zuletzt thät man Herrn Milon ſehn,
Der nach dem Schloſſe lenkte,
Er ließ das Rößlein langſam gehn,
Das Haupt er traurig ſenkte.
Roland ritt hinter'm Vater her
Und trug ihm ſeinen ſtarken Speer
Zuſammt dem feſten Schilde.

Doch wie ſie kamen vor das Schloß
Und zu den Herrn geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
Den Zierath in der Mitten;
Das Rieſenkleinod ſetzt' er ein,
Das gab ſo wunderklaren Schein,
Alswie die liebe Sonne.

Und als nun dieſe helle Glut
Im Schilde Milons brannte,
Da rief der König frohgemuth:
„Heil Milon von Anglante!
Der hat den Rieſen übermannt,
Ihm abgeſchlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entriſſen.“

Herr Milon hatte ſich gewandt,
Sah ſtaunend all die Helle:
„Roland! ſag an, du junger Fant!
Wer gab dir das, Geſelle?“
„Um Gott, Herr Vater! zürnt mir nicht,
Daß ich erſchlug den groben Wicht,
Derweil Ihr eben ſchliefet!“

König Karls Meerfahrt.

Der König Karl fuhr über Meer
Mit ſeinen zwölf Genoſſen,
Zum heil'gen Lande ſteuert' er,
Und ward vom Sturm verſtoßen.

Da ſprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und ſchirmen,
Doch hält mir dieſe Kunſt nicht Stand
Vor Wellen und vor Stürmen.“

Dann ſprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe ſchlagen;
Was hilft mir das, wenn alſo ſtark
Die Wind' und Wellen jagen?“

Herr Oliver war auch nicht froh,
Er ſah auf ſeine Wehre:
„Es iſt mir um mich ſelbſt nicht ſo,
Wie um die Alteklare.“

Dann ſprach der ſchlimme Ganelon,
Er ſprach es nur verſtohlen:
„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' euch der Teufel holen!“

Erzbiſchof Turpin ſeufzte ſehr:
„Wir ſind die Gottesſtreiter;
Komm, liebſter Heiland, über das Meer
Und führ uns gnädig weiter!“

Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geiſter aus der Hölle!
Ich hab' euch manchen Dienſt gethan,
Jetzt helft mir von der Stelle!“

Herr Naimis dieſen Ausſpruch that:
„Schon Vielen rieth ich heuer,
Doch ſüßes Waſſer und guter Rath
Sind oft zu Schiffe theuer.“

Da ſprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen,
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinſt in's Trockne legen.“

Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
Der fieng wohl an zu ſingen:
„Ich wollt', ich wär' ein Vögelein,
Wollt' mich zu Liebchen ſchwingen.“

Da ſprach der edle Graf Garein:
„Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trink' viel lieber den rothen Wein,
Als Waſſer in dem Meere.“

Herr Lambert ſprach, ein Jüngling friſch:
„Gott woll' uns nicht vergeſſen!
Aeſſ' lieber ſelbſt 'nen guten Fiſch,
Statt daß mich Fiſche freſſen.“

Da ſprach Herr Gottfried lobeſan:
„Ich laſſ' mir's halt gefallen,
Man richtet mir nicht anders an,
Als meinen Brüdern allen.“

Der König Karl am Steuer ſaß,
Der hat kein Wort geſprochen,
Er lenkt das Schiff mit feſtem Maaß,
Bis ſich der Sturm gebrochen.

Taillefer.

Normannenherzog Wilhelm ſprach einmal:
„Wer ſinget in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer ſinget vom Morgen bis in die ſpäte Nacht,
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?“

„Das iſt der Taillefer, der ſo gerne ſingt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen ſchwingt,
Im Saale, wann er das Feuer ſchüret und facht,
Wann er Abends ſich legt und wann er Morgens erwacht.“

Der Herzog ſprach: „ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht,
Er treibt mein Rad und ſchüret mein Feuer gut,
Und ſinget ſo hell, das höhet mir den Muth.“

Da ſprach der Taillefer: „und wär' ich frei,
Viel beſſer wollt' ich dienen und ſingen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich ſingen und klingen mit Schild und mit Schwerdt!“

Nicht lange, ſo ritt der Taillefer in's Gefild,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwerdt und mit Schild.
Des Herzogs Schweſter ſchaute vom Thurm in's Feld,
Sie ſprach: „dort reitet, bei Gott! ein ſtattlicher Held.“

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,
Da ſang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie ſprach: „der ſinget, das iſt eine herrliche Luſt!
Es zittert der Thurm und es zittert mein Herz in der Bruſt.“

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er ſprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei! — rief er — ich faſſ' und ergreife dich, Engelland!“

Als nun das Normannenheer zum Sturme ſchritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab' ich geſungen und Feuer geſchürt,
Manch Jährlein geſungen und Schwerdt und Lanze gerührt.

Und hab' ich Euch gedient und geſungen zu Dank,
Zuerſt als ein Knecht und dann als ein Ritter frank:
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergönnet mir auf die Feinde den erſten Schlag!“

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwerdt und mit Speer,
Er ſang ſo herrlich, das klang über Haſtingsfeld,
Von Roland ſang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erſcholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze ſchwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth,
Der Taillefer ſang und ſchürte das Feuer gut.

Dann ſprengt' er hinein und führte den erſten Stoß,
Davon ein engliſcher Ritter zur Erde ſchoß,
Dann ſchwang er das Schwerdt und führte den erſten Schlag,
Davon ein engliſcher Ritter am Boden lag.

Normannen ſahens, die harrten nicht allzu lang,
Sie brachen herein mit Geſchrei und mit Schilderklang.
Hei! ſauſende Pfeile, klirrender Schwerdterſchlag!
Bis Harald fiel und ſein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm ſteckte ſein Banner auf's blutige Feld,
Immitten der Todten ſpannt' er ſein Gezelt,
Da ſaß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland.

„Mein tapfrer Taillefer! komm, trink mir Beſcheid!
Du haſt mir viel geſungen in Lieb und in Leid,
Doch heut im Haſtingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Lebenlang.“

Das Nothhemd.

„Ich muß zu Feld, mein Töchterlein,
Und Böſes dräut der Sterne Schein,
Drum ſchaff du mir ein Nothgewand,
Du Jungfrau, mit der zarten Hand!"

„Mein Vater! willſt du Schlachtgewand
Von eines Mägdleins ſchwacher Hand?
Noch ſchlug ich nie den harten Stahl,
Ich ſpinn' und web' im Frauenſaal."

„Ja! ſpinne, Kind, in heil'ger Nacht,
Den Faden weih der hölliſchen Macht,
Draus web ein Hemde, lang und weit!
Das wahret mich im blut'gen Streit."

In heil'ger Nacht, im Vollmondſchein,
Da ſpinnt die Maid im Saal allein.
„In der Hölle Namen!" ſpricht ſie leis,
Die Spindel rollt in feurigem Kreis.

Dann tritt ſie an den Webeſtuhl
Und wirft mit zager Hand die Spul';
Es rauſcht und ſauſt in wilder Haſt,
Als wöben Geiſterhände zu Gaſt.

Als nun das Heer austritt zur Schlacht,
Da trägt der Herzog ſondre Tracht:
Mit Bildern, Zeichen, ſchaurig, fremd,
Ein weiſſes, weites, wallendes Hemd.

Ihm weicht der Feind, wie einem Geiſt,
Wer böt' es ihm, wer ſtellt' ihn dreiſt,
An dem das härteſte Schwerdt zerſchellt,
Von dem der Pfeil auf den Schützen prellt!

Ein Jüngling ſprengt ihm vor's Geſicht:
„Halt, Würger, halt! mich ſchreckſt du nicht.
Nicht rettet dich die Höllenkunſt,
Dein Werk iſt todt, dein Zauber Dunſt.“

Sie treffen ſich und treffen gut,
Des Herzogs Nothhemd trieft von Blut;
Sie haun und haun ſich in den Sand
Und Jeder flucht des Andern Hand.

Die Tochter ſteigt hinab in's Feld:
„Wo liegt der herzogliche Held?“
Sie findt die todeswunden Zwei,
Da hebt ſie wildes Klaggeſchrei.

„Biſt du's, mein Kind? Unſel'ges Weib!
Wie ſpanneſt du das falſche Kleid?
Haſt du die Hölle nicht genannt?
War nicht jungfräulich deine Hand?“

„Die Hölle hab' ich wohl genannt,
Doch nicht jungfräulich war die Hand,
Der dich erſchlug, iſt mir nicht fremd,
So ſpann' ich, weh! dein Todtenhemd.“

Graf Eberhard der Rauſchebart.

Iſt denn im Schwabenlande verſchollen aller Sang,
Wo einſt ſo hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verſchollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Thaten, der alten Waffen Glanz?

Man liſpelt leichte Liedchen, man ſpitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüſtig Heldenleben längſt auf Beſchwörung lauſcht,
Da trippelt man vorüber und ſchauert, wenn es rauſcht.

Brich denn aus deinem Sarge, ſteig aus dem düſtern Chor
Mit deinem Heldenſohne, du Rauſchebart, hervor! *)
Du ſchlugſt dich unverwüſtlich noch greiſe Jahr' entlang,
Brich auch durch unſre Zeiten mit hellem Schwerdtesklang!

1. Der Ueberfall im Wildbad.

In ſchönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn,
Die Wälder luſtig grünen, die Gärten blühend ſtehn,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von ſtolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauſchebart.

---

*) Graf Eberhard von Würtemberg, genannt **der Greiner**, auch **der Rauſchebart**, († 1392) und deſſen Sohn Ulrich († 1388) ſind im Chor der Stiftskirche zu Stuttgart beigeſetzt.

Mit wenig Edelknechten zieht er in's Land hinaus,
Er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht geht's auf blut'gen Strauß,
In's Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entſpringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greiſe wieder jüngt.

Zu Hirſchau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein
Und trinkt bei Orgelſchalle den kühlen Kloſterwein.
Dann gehts durch Tannenwälder in's grüne Thal geſprengt,
Wo durch ihr Felſenbette die Enz ſich rauſchend drängt.

Zu Wildbad an dem Markte, da ſteht ein ſtattlich Haus,
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus,
Dort ſteigt der Graf vom Roſſe, dort hält er gute Raſt,
Den Quell beſucht er täglich, der ritterliche Gaſt.

Wann er ſich dann entkleidet und wenig ausgeruht
Und ſein Gebet geſprochen, ſo ſteigt er in die Flut;
Er ſetzt ſich ſtets zur Stelle, wo aus dem Felſenſpalt
Am heißeſten und vollſten der edle Sprudel wallt.

Ein angeſchoßner Eber, der ſich die Wunde wuſch,
Verrieth voreinſt den Jägern den Quell in Kluft und Buſch,
Nun iſt's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waſchen und zu ſtrecken den narbenvollen Leib.

Da kömmt einsmals geſprungen ſein jüngſter Edelknab':
„Herr Graf! es zieht ein Haufe das obre Thal herab.
Sie tragen ſchwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein roth von Golde und einen Eber wild.“

„Mein Sohn! das ſind die Schlegler, die ſchlagen kräftig drein, —
Gieb mir den Leibrock, Junge! — das iſt der Eberſtein,
Ich kenne wohl den Eber, er hat ſo grimmen Zorn,
Ich kenne wohl die Roſe, ſie führt ſo ſcharfen Dorn.“

Da kömmt ein armer Hirte in athemloſem Lauf:
„Herr Graf! es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf.
Der Hauptmann führt drei Beile, ſein Rüſtzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's, wie Wetterleuchten, noch in den Augen beißt.“

„Das iſt der Wunnenſteiner, der gleißend' Wolf genannt. —
Gieb mir den Mantel, Knabe! — der Glanz iſt mir bekannt,
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut, —
Bind mir das Schwerdt zur Seite! — der Wolf, der lechzt nach Blut.

Ein Mägdlein mag man ſchrecken, das ſich im Bade ſchmiegt,
Das iſt ein luſtig Necken, das Niemand Schaden fügt,
Wird aber überfallen ein alter Kriegesheld,
Dann gilt's, wenn nicht ſein Leben, doch ſchweres Löſegeld.“

Da ſpricht der arme Hirte: „deß mag noch werden Rath,
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Menſch betrat,
Kein Roß mag ſie erſteigen, nur Geiſſen klettern dort,
Wollt Ihr ſogleich mir folgen, ich bring' Euch ſicher fort.“

Sie klimmen durch das Dickicht den ſteilſten Berg hinan,
Mit ſeinem guten Schwerdte haut oft der Graf ſich Bahn.
Wie herb das Fliehen ſchmecke, noch hätt' er's nie vermerkt,
Viel lieber möcht' er fechten, das Bad hat ihn geſtärkt.

In heißer Mittagsſtunde bergunter und bergauf!
Schon muß der Graf ſich lehnen auf ſeines Schwerdtes Knauf.
Darob erbarmt's den Hirten des alten, hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rücken: „ich thu's von Herzen gern.“

Da denkt der alte Greiner: „es thut doch wahrlich gut,
So ſänftlich ſeyn getragen von einem treuen Blut;
In Fährden und in Nothen zeigt erſt das Volk ſich ächt,
Drum ſoll man nie zertreten ſein altes, gutes Recht.“

Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart ſitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnißmal,
Er giebt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
Auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

Dann ſchickt er tücht'ge Maurer in's Wildbad alſofort,
Die ſollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künft'gen Sommern ſich jeder greiſe Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

2. Die drei Könige zu Heimſen.

Drei Könige zu Heimſen, wer hätt' es je gedacht!
Mit Rittern und mit Roſſen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es ſind die hohen Häupter der Schlegelbrüderſchaft,
Sich Könige zu nennen, das giebt der Sache Kraft.

Da thronen ſie beiſammen und halten eifrig Rath,
Bedenken und beſprechen gewalt'ge Waffenthat:
Wie man den ſtolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt
Und, beſſer als im Bade, ihm jeden Schlich verſtellt.

Wie man ihn dann verwahret und ſeine Burgen bricht,
Bis er von allem Zwange die Edeln ledig ſpricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! dann, Lehndienſt, gute Nacht!
Dann iſt's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

Schon ſank die Nacht hernieder, die Kön'ge ſind zur Ruh,
Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu,
Da ſchallt mit ſcharfem Stoße das Wächterhorn vom Thurm,
Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! das Horn verkündet Sturm.

In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer
Und zieht von allen Seiten ſich um das Städtlein her;
Verhaltne Männerſtimmen, verworrner Gang und Drang,
Hufſchlag und Roſſesſchnauben und dumpfer Waffenklang!

Und als das Frühroth leuchtet und als der Nebel ſinkt,
Hei! wie es da von Speeren, von Morgenſternen blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern ſtehn um den Ort geſchaart,
Und mitten hält zu Roſſe der alte Rauſchebart.

Die Schlegler möchten ſchirmen das Städtlein und das Schloß,
Sie werfen von den Thürmen mit Steinen und Geſchoß.
„Nur ſachte! — ruft der Greiner — euch wird das Bad geheitzt,
Ausdampfen ſoll's und qualmen, daß euch's die Augen beitzt!“

Rings um die alten Mauern iſt Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geſchichtet und wohl mit Theer beträuft,
Drein ſchießt man glüh'nde Pfeile, wie raſchelt's da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kränze, wie flackert's lichterloh!

Und noch von allen Enden wird Vorrath zugeführt,
Von all den rüſt'gen Bauern wird emſig nachgeſchürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und ſchweift,
Und ſchon mit luſt'gem Praſſeln der Thürme Dach ergreift.

Ein Thor iſt frei gelaſſen, ſo hat's der Graf beliebt,
Dort hört man, wie der Riegel ſich leiſe, loſe ſchiebt.
Dort ſtürzen wohl, verzweifelnd, die Schlegler jetzt heraus?
Nein! friedlich zieht's herüber, alswie in's Gotteshaus.

Voran drei Schlegelkön'ge, zu Fuß, demüthiglich,
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unterſich;
Dann viele Herrn und Knechte, gemachſam, Mann für Mann,
Daß man ſie alle zählen und wohl betrachten kann.

„Willkomm! — ſo ruft der Greiner — willkomm in meiner Haft!
Ich traf euch gut beiſammen, geehrte Brüderſchaft!
So konnt' ich wieder dienen für den Beſuch im Bad;
Nur Einen miſſ' ich, Freunde! den Wunnenſtein, 's iſt Schad'!“

Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,
Lehnt dort an ſeinem Spieße, nimmt Alles wohl in Acht:
„Drei Könige zu Heimſen, — ſo ſchmollt es — das iſt viel!
Erwiſcht man noch den vierten, ſo iſt's ein Kartenſpiel.“

3. Die Schlacht bei Reutlingen.

Zu Achalm auf dem Felſen, da hauſt manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit ſeiner Ritterſchaar;
Wild rauſchen ihre Flüge um Reutlingen die Stadt,
Bald ſcheint ſie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

Doch plötzlich einſt erheben die Städter ſich zu Nacht,
In's Urachthal hinüber ſind ſie mit großer Macht,
Bald ſteigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig roth,
Die Herden weggetrieben, die Hirten liegen todt.

Herr Ulrich hat's vernommen, er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt ſoll kommen kein Huf und auch kein Horn!“
Da ſputen ſich die Ritter, ſie wappnen ſich in Stahl,
Sie heiſchen ihre Roſſe, ſie reiten ſtrals zuthal.

Ein Kirchlein ſtehet drunten, Sankt Leonhard geweiht,
Dabei ein grüner Anger, der ſcheint bequem zum Streit.
Sie ſpringen von den Pferden, ſie ziehen ſtolze Reihn,
Die langen Spieße ſtarren, wohlauf! wer wagt ſich drein?

Schon ziehn vom Urachthale die Städter fern herbei,
Man hört der Männer Jauchzen, der Herden wild Geſchrei,
Man ſieht ſie fürder ſchreiten, ein wohlgerüſtet Heer;
Wie flattern ſtolz die Banner! wie blitzen Schwerdt und Speer!

Nun ſchließ dich feſt zuſammen, du ritterliche Schaar!
Wohl haſt du nicht geahnet ſo dräuende Gefahr.
Die übermächt'gen Rotten, ſie ſtürmen an mit Schwall,
Die Ritter ſtehn und ſtarren wie Fels und Mauerwall.

Zu Reutlingen am Zwinger, da iſt ein altes Thor,
Längſt wob mit dichten Ranken der Epheu ſich davor,
Man hat es ſchier vergeſſen, nun kracht's mit einmal auf,
Und aus dem Zwinger ſtürzet, gedrängt, ein Bürgerhauf.

Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauſer Wuth,
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber ſo meiſterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber ſo purpurroth gefärbt!

Heut nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
Heut ſprützt das Blut wie Regen, der Anger blümt ſich roth.
Stets drängender umſchloſſen und wüthender beſtürmt,
Iſt rings von Bruderleichen die Ritterſchaar umthürmt.

Das Fähnlein iſt verloren, Herr Ulrich blutet ſtark,
Die noch am Leben blieben, ſind müde bis in's Mark.
Da haſchen ſie nach Roſſen und ſchwingen ſich darauf,
Sie hauen durch, ſie kommen zur feſten Burg hinauf.

„Ach Allm—“ ſtöhnt' einſt ein Ritter, ihn traf des Mörders Stoß —
Allmächt'ger! wollt' er rufen — man hieß davon das Schloß.
Herr Ulrich ſinkt vom Sattel, halbtodt, voll Blut und Qualm,
Hätt' nicht das Schloß den Namen, man hieß' es jetzt: Achalm.

Wohl kömmt am andern Morgen zu Reutlingen an's Thor
Manch trauervoller Knappe, der ſeinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathhaus liegen die Todten all gereiht,
Man führt dahin die Knechte mit ſicherem Geleit.

Dort liegen mehr denn ſechszig, ſo blutig und ſo bleich,
Nicht jeder Knapp' erkennet den todten Herrn ſogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
Gewaſchen und gekleidet in weiſſes Grabgewand.

Auf Bahren und auf Wagen getragen und geführt,
Mit Eichenlaub bekränzet, wie's Helden wohl gebührt,
So geht es nach dem Thore, die alte Stadt entlang,
Dumpf tönet von den Thürmen der Todtenglocken Klang.

Götz Weiſſenheim eröffnet den langen Leichenzug,
Er war es, der im Streite des Grafen Banner trug,
Er hatt' es nicht gelaſſen, bis er erſchlagen war,
Drum mag er würdig führen auch noch die todte Schaar.

Drei edle Grafen folgen, bewährt in Schildesamt,
Von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entſtammt.
O Zollern! deine Leiche umſchwebt ein lichter Kranz:
Sahſt du vielleicht noch ſterbend dein Haus im künft'gen Glanz?

Von Sachſenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn,
Die liegen ſtill beiſammen in Lilien und in Mohn,
Auf ihrer Stammburg wandelt von Alters her ein Geiſt,
Der längſt mit Klaggebärden auf ſchweres Unheil weiſt.

Einſt war ein Herr von Luſtnau vom Scheintod auferwacht,
Er kehrt' im Leichentuche zu ſeiner Frau bei Nacht,
Davon man ſein Geſchlechte die Todten hieß zum Scherz,
Hier bringt man ihrer einen, den traf der Tod in's Herz.

Das Lied, es folgt nicht weiter, des Jammers iſt genug,
Will Jemand Alle wiſſen, die man von dannen trug:
Dort auf den Rathhausfenſtern, in Farben bunt und klar,
Stellt jeden Ritters Name und Wappenſchild ſich dar.

Als nun von ſeinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
Da reitet er nach Stuttgart, er hat nicht ſehr geeilt;
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl,
Ein froſtiger Willkommen! kein Wort ertönt im Saal.

Dem Vater gegenüber ſitzt Ulrich an den Tiſch,
Er ſchlägt die Augen nieder, man bringt ihm Wein und Fiſch;
Da faßt der Greis ein Meſſer, und ſpricht kein Wort dabei,
Und ſchneidet zwiſchen Beiden das Tafeltuch entzwei.

---

4. Die Döffinger Schlacht.

Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es ſtill zu ſeyn,
Man hört nur leiſes Beten bei Kreuz und Leichenſtein;
Zu Döffingen war's anders, dort ſcholl den ganzen Tag
Der feſte Kirchhof wieder von Kampfruf, Stoß und Schlag.

Die Städter ſind gekommen, der Bauer hat ſein Gut
Zum feſten Ort geflüchtet und hält's in tapfrer Hut;
Mit Spieß und Karſt und Senſe treibt er den Angriff ab,
Wer todt zu Boden ſinket, hat hier nicht weit in's Grab.

Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Noth,
Schon kömmt er angezogen mit ſtarkem Aufgebot,
Schon iſt um ihn verſammelt der beſten Ritter Kern,
Vom edeln Löwenbunde die Grafen und die Herrn.

Da kömmt ein reiſ'ger Bote vom Wolf von Wunnenſtein:
„Mein Herr mit ſeinem Banner will Euch zu Dienſte ſeyn.“
Der ſtolze Graf entgegnet: „ich hab' ſein nicht begehrt,
Er hat umſonſt die Münze, die ich ihm einſt verehrt.“

Bald ſieht Herr Ulrich drüben der Städte Schaaren ſtehn,
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn,
Da brennt ihn ſeine Narbe, da gährt der alte Groll:
„Ich weiß, ihr Uebermüth'gen, wovon der Kamm euch ſchwoll."

Er ſprengt zu ſeinem Vater: „heut zahl' ich alte Schuld,
Will's Gott, erwerb' ich wieder die väterliche Huld.
Nicht darf ich mit dir ſpeiſen auf einem Tuch, du Held!
Doch darf ich mit dir ſchlagen auf einem blut'gen Feld."

Sie ſteigen von den Gaulen, die Herrn vom Löwenbund,
Sie ſtürzen auf die Feinde, thun ſich als Löwen kund.
Hei! wie der Löwe Ulrich ſo grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen, er hat ſein Wort verbürgt.

Wen trägt man aus dem Kampfe, dort auf den Eichenſtumpf?
„Gott ſey mir Sünder gnädig!" — er ſtöhnt's, er röchelt's dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerſpällt!
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwerdt gefällt!

Da ruft der alte Recke, den nichts erſchüttern kann:
„Erſchreckt nicht! der gefallen, iſt wie ein andrer Mann.
Schlagt drein! die Feinde fliehen!" — er ruft's mit Donnerlaut;
Wie rauſcht ſein Bart im Winde! hei! wie der Eber haut!

Die Städter han vernommen das ſeltſam liſt'ge Wort.
„Wer flieht?" ſo fragen Alle, ſchon wankt es hier und dort.
Das Wort hat ſie ergriffen gleich einem Zauberlied,
Der Graf und ſeine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

Was gleißt und glänzt da droben, und zuckt wie Wetterſchein?
Das iſt mit ſeinen Reitern der Wolf von Wünnenſtein.
Er wirft ſich auf die Städter, er ſprengt ſich weite Bucht,
Da iſt der Sieg entſchieden, der Feind in wilder Flucht.

Im Erntemond geſchah es, bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edeln Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch ſo mancher Schnitter die Arme ſinken läßt!
Wohl halten dieſe Ritter ein blutig Sichelfeſt.

Noch lange traf der Bauer, der hinter'm Pfluge gieng,
Auf roſt'ge Degenklinge, Speereiſen, Panzerring,
Und als man eine Linde zerſägt und niederſtreckt,
Zeigt ſich darin ein Harniſch und ein Geripp verſteckt.

Als nun die Schlacht geſchlagen und Sieg geblaſen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„Hab Dank, du tapfrer Degen, und reit mit mir nach Haus!
Daß wir uns gütlich pflegen nach dieſem harten Strauß.“

„Hei! — ſpricht der Wolf mit Lachen — gefiel Euch dieſer Schwank?
Ich ſtritt aus Haß der Städte und nicht um Euren Dank.
Gut' Nacht und Glück zur Reiſe! es ſteht im alten Recht.“
Er ſpricht's und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
Bei ſeines Ulrichs Leiche, des einz'gen Sohns, verbracht.
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet ſein Geſicht,
Ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht.

Des Morgens mit dem Frühſten ſteigt Eberhard zu Roß,
Gen Stuttgart fährt er wieder mit ſeinem reiſgen Troß,
Da kömmt des Wegs gelaufen der Zuffenhauſer Hirt';
„Dem Mann iſt's trüb zu Muthe, was der uns bringen wird?“

„Ich bring' Euch böſe Kunde, nächt iſt in unſern Trieb
Der gleißend' Wolf gefallen, er nahm ſoviel ihm lieb.“
Da lacht der alte Greiner in ſeinen grauen Bart:
„Das Wölflein holt ſich Kochfleiſch, das iſt des Wölfleins Art.“

Sie reiten rüſtig fürder, ſie ſehn aus grünem Thal
Das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenſtral,
Da kömmt des Wegs geritten ein ſchmucker Edelknecht;
„Der Knab' will mich bedünken, als ob er Gutes brächt'.“

„Ich bring' euch frohe Mähre: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein, hold und fein.“
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn ſei Dank und Preis!“

Der Schenk von Limburg.

Zu Limburg auf der Veſte,
Da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner ſeiner Gäſte
Jemals zu Hauſe traf.
Er trieb ſich allerwegen
Gebirg und Wald entlang,
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet' ihm den Gang.

Er trug ein Wams von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder,
Das ſteht den Jägern gut;
Es hieng ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er ſchreiten
Und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht' und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Gieng doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war ſein ganz Geleite
Ein Jagdſpieß, ſtark und lang,
An dem er über breite
Waldſtröme kühn ſich ſchwang.

Nun hielt auf Hohenſtaufen
Der deutſche Kaiſer Haus.
Der zog mit hellen Haufen
Einsmals zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und haſtig vor,
Daß ihn ſein Jagdgeſinde
Im wilden Forſt verlor.

Bei einer kühlen Quelle,
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen manigfalt.
Hier dacht' er ſich zu legen
Zu einem Mittagſchlaf,
Da rauſcht' es in den Hägen
Und ſtand vor ihm der Graf.

Da hub er an zu ſchelten:
„Treff ich den Nachbar hie?
Zu Hauſe weilt er ſelten,
Zu Hofe kömmt er nie:
Man muß im Walde ſtreifen,
Wenn man ihn fahen will,
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonſt hält er nirgends ſtill.“

Als drauf ohn' alle Fährde
Der Graf ſich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerſtange ſtieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiſer nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm' ihn mir zu Haft.

Der Spieß iſt mir verfangen,
Deß ich ſo lang begehrt,
Du ſollſt dafür empfangen
Hier dieß mein beſtes Pferd.
Nicht ſchweifen im Gewälde
Darf mir ein ſolcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel beſſer dienen kann.“

„Herr Kaiſer, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir ſchwer.
Laßt mir mein freies Leben,
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich ſchon eigen,
Für Eures ſag' ich Dank;
Zu Roſſe will ich ſteigen,
Bin ich 'mal alt und krank.“

„Mit dir iſt nicht zu ſtreiten,
Du biſt mir allzu ſtolz.
Doch führſt du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz:
Nun macht die Jagd mich dürſten,
D'rum thu mir das, Geſell,
Und gieb mir Eins zu dürſten
Aus dieſem Waſſerquell!“

Der Graf hat ſich erhoben,
Er ſchwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiſer dar.
Der ſchlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein
Und zeigt ein ſolch Vergnügen,
Als wär's der beſte Wein.

Dann faßt der ſchlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du ſchwenkteſt mir den Becher
Und fullteſt ihn zum Rand,
Du hielteſt mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du biſt von dieſer Stunde
Des deutſchen Reiches Schenk!“

Der Königsſohn.

1.

Der alte, graue König ſitzt
Auf ſeiner Väter Throne.
Sein Mantel glänzt wie Abendroth,
Wie ſinkende Sonn' die Krone.

„Mein erſter und mein zweiter Sohn!
Euch theil' ich meine Lande.
Mein dritter Sohn, mein liebſtes Kind!
Was laſſ ich dir zum Pfande?"

„Gieb mir von allen Schätzen nur
Die alte, roſtige Krone!
Gieb mir drei Schiffe! ſo fahr' ich hin,
Und ſuche nach einem Throne."

2.

Der Jüngling ſteht auf dem Verdeck,
Sieht ſeine Schiffe fahren,
Die Sonne ſtralt, es ſpielt die Luft
Mit ſeinen goldnen Haaren.

Das Ruder ſchallt, das Segel ſchwillt,
Die bunten Wimpel fliegen,
Meerfrauen mit Geſang und Spiel
Sich um die Kiele wiegen.

Er ſpricht: „Das iſt mein Königreich,
Das frei und luſtig ſtreifet,
Das um die träge Erde her
Auf blauen Fluten ſchweifet.“

Da ziehen finſtre Wolken auf
Mit Sturm und mit Gewitter.
Die Blitze zucken aus der Nacht,
Die Maſte ſpringen in Splitter.

Und Wogen ſtürzen auf das Schiff,
So wilde, Bergen gleiche;
Verſchlungen iſt der Königsſohn
Sammt ſeinem luſt'gen Reiche.

3.

Fiſcher.

Verſunken, wehe, Maſt und Kiel!
Der Schiffer Ruf verſchollen!
Doch ſieh! wer ſchwimmet dort herbei,
Um den die Wogen rollen?

Er ſchlägt mit ſtarkem Arm die Flut
Und fürchtet die Wellen wenig,
Trägt hoch das Haupt mit goldner Kron',
Er dünkt mir wohl ein König.

Jüngling.

Ein Königsſohn, mir aber iſt
Die Heimath längſt verloren.
Erſt hat die ſchwache Mutter mich,
Die irdiſche, geboren.

Doch nun gebar die zweite Mutter,
Das ſtarke Meer mich wieder.
In Rieſenarmen wiegte ſie
Mich ſelbſt und meine Brüder.

Die Andern all ertrugen's nicht,
Mich brachte ſie hier zum Strande.
Zum Reiche wohl erkor ſie mir
All dieſe weiten Lande.

4.

Fiſcher.

Was ſpäheſt du nach der Angel
Vom Morgen bis zur Nacht,
Und haſt mit aller Mühe doch
Kein Fiſchlein aufgebracht?

Jüngling.

Ich angle nicht nach Fiſchen.
Ich ſah in Meeresſchacht,
Wohl jeder Angel allzu tief,
Viel königliche Pracht.

5.

Wie ſchreitet königlich der Leu!
Schüttelt die Mähn' in die Lüfte.
Er ruft ſein Machtgebot
Durch Wälder und Klüfte.

Doch werd' ich ihn ſtürzen
Mit dem Speer in ſtarker Hand,
Um die Schultern mir ſchürzen
Sein Goldgewand.

Der Aar, ein König, ſchwebet auf,
Er rauſchet in Wonne,
Will langen ſich zur Kron' herab
Die goldene Sonne.

Doch in den Wolken hoch
Soll ihn faben und ſpießen
Mein geflügelter Pfeil,
Daß er mir ſinke zu Füßen.

6.

Im Walde läuft ein wildes Pferd,
Hat nie den Zaum gelitten,
Goldfalb, mit langer, dichter Mähn',
Schlägt Funken bei allen Tritten.

Der Königsſohn, er fängt es ein,
Hat ſich darauf geſchwungen,
Es bläht die Bruſt und ſchwingt den Schweif,
Kömmt wiehernd hergeſprungen.

Und Alle horchen ſtaunend auf,
Die in den Thälern hauſen.
Sie hören's vom Gebirge her
Wie Sturm und Donner brauſen.

Da ſprengt herab der Königsſohn,
Umwallt vom Fell des Leuen,
Des wilden Roſſes Mähne fleugt,
Die Hufe Feuer ſtreuen.

Da drängt ſich alles Volk herzu
Mit Jubel und Geſange:
„Heil uns! er iſt's, der König iſt's,
Den wir erharrt ſo lange!“

7.

Es ſteht ein hoher, ſchroffer Fels,
Darum die Adler fliegen,
Doch wagt ſich keiner drauf herab,
Den Drachen ſehn ſie liegen.

In alten Mauern liegt er dort,
Mit ſeinem goldnen Kamme,
Er raſſelt mit der Schuppenhaut,
Er hauchet Dampf und Flamme.

Der Jüngling, ohne Schwerdt und Schild,
Iſt keck hinaufgedrungen,
Die Arme wirft er um die Schlang'
Und hält ſie feſt umrungen.

Er küßt ſie dreimal in den Schlund,
Da muß der Zauber weichen,
Er hält im Arm ein holdes Weib,
Das ſchönſt' in allen Reichen.

Die herrliche, gekrönte Braut
Hat er am Herzen liegen,
Und aus den alten Trümmern iſt
Ein Königsſchloß geſtiegen.

8.

Der König und die Königin,
Sie ſtehen auf dem Throne,
Da glüht der Thron wie Morgenroth,
Wie ſteigende Sonn' die Krone.

Viel ſtolze Ritter ſtehn umher,
Die Schwerdter in den Händen,
Sie können ihre Augen nicht
Vom lichten Throne wenden.

Ein alter blinder Sänger ſteht
An ſeine Harf' gelehnet,
Er fühlet, daß die Zeit erſchien,
Die er ſo lang erſehnet.

Und plötzlich ſpringt vom hohen Glanz
Der Augen finſtre Hülle.
Er ſchaut hinauf und wird nicht ſatt
Der Herrlichkeit und Fülle.

Er greifet in ſein Saitenſpiel,
Das iſt gar hell erklungen,
Er hat in Licht und Seligkeit
Sein Schwanenlied geſungen.

Des Sängers Fluch.

Es ſtand in alten Zeiten ein Schloß, ſo hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin ſprangen friſche Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort ſaß ein ſtolzer König, an Land und Siegen reich,
Er ſaß auf ſeinem Throne ſo finſter und ſo bleich;
Denn was er ſinnt, iſt Schrecken, und was er blickt, iſt Wuth,
Und was er ſpricht, iſt Geißel, und was er ſchreibt, iſt Blut.

Einſt zog nach dieſem Schloſſe ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der ſaß auf ſchmuckem Roß,
Es ſchritt ihm friſch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte ſprach zum Jungen: „nun ſey bereit, mein Sohn!
Denk unſrer tiefſten Lieder, ſtimm an den vollſten Ton,
Nimm alle Kraft zuſammen, die Luſt und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs ſteinern Herz."

Schon ſtehn die beiden Sänger im hohen Säulenſaal
Und auf dem Throne ſitzen der König und ſein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtſchein,
Die Königin, ſüß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da ſchlug der Greis die Saiten, er ſchlug ſie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre ſchwoll,
Dann ſtrömte himmliſch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwiſchen, wie dumpfer Geiſterchor.

Sie ſingen von Lenz und Liebe, von ſel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
Sie ſingen von allem Süßen, was Menſchenbruſt durchbebt,
Sie ſingen von allem Hohen, was Menſchenherz erhebt.

Die Höflingsſchaar im Kreiſe verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, ſie beugen ſich vor Gott,
Die Königin, zerfloſſen in Wehmuth und in Luſt,
Sie wirft den Sängern nieder die Roſe von ihrer Bruſt.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?“
Der König ſchreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft ſein Schwerdt, das blitzend des Jünglings Bruſt durchdringt,
Draus, ſtatt der goldnen Lieder, ein Blutſtral hochauf ſpringt.

Und wie vom Sturm zerſtoben iſt all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in ſeines Meiſters Arm,
Der ſchlägt um ihn den Mantel und ſetzt ihn auf das Roß,
Er bindt ihn aufrecht feſte, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er ſeine Harfe, ſie aller Harfen Preis,
An einer Marmorſäule, da hat er ſie zerſchellt,
Dann ruft er, daß es ſchaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr ſtolzen Hallen! nie töne ſüßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Geſang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen, und ſcheuer Sklavenſchritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeiſt zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieſes Todten entſtelltes Angeſicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell verſiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen verſteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umſonſt ſey all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name ſey vergeſſen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sey, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!“

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen ſind zerſtört,
Noch Eine hohe Säule zeugt von verſchwundner Pracht,
Auch dieſe, ſchon geborſten, kann ſtürzen über Nacht.

Und rings, ſtatt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verſtreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Verſunken und vergeſſen! das iſt des Sängers Fluch.

Die verlorene Kirche.

Man höret oft im fernen Wald
Von obenher ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche ſoll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einſt war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn keiner mehr zu finden.

Jüngſt gieng ich in dem Walde weit,
Wo kein betretner Steig ſich dehnet,
Aus der Verderbniß dieſer Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingeſehnet.
Wo in der Wildniß Alles ſchwieg,
Vernahm ich das Geläute wieder,
Je höher meine Sehnſucht ſtieg,
Je näher, voller klang es nieder.

Mein Geiſt war ſo in ſich gekehrt,
Mein Sinn vom Klange hingenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich ſo hoch hinauf gekommen.
Mir ſchien es mehr denn hundert Jahr',
Daß ich ſo hingeträumet hätte:
Als über Nebeln, ſonnenklar,
Sich öffnet' eine freie Stätte.

Der Himmel war ſo dunkelblau,
Die Sonne war ſo voll und glühend,
Und eines Münſters ſtolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken ihn,
Gleich Fittigen, emporzuheben,
Und ſeines Thurmes Spitze ſchien
Im ſel'gen Himmel zu verſchweben.

Der Glocke wonnevoller Klang
Ertönte ſchütternd in dem Thurme,
Doch zog nicht Menſchenhand den Strang,
Sie ward bewegt von heil'gem Sturme.
Mir war's, derſelbe Sturm und Strom
Hätt' an mein klopfend Herz geſchlagen;
So trat ich in den hohen Dom
Mit ſchwankem Schritt und freud'gem Zagen.

Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten ſchildern.
Die Fenſter glühten dunkelklar
Mit aller Märtrer frommen Bildern;
Dann ſah ich, wunderſam erhellt,
Das Bild zum Leben ſich erweitern,
Ich ſah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesſtreitern.

Ich kniete nieder am Altar,
Von Lieb' und Andacht ganz durchſtralet.
Hoch oben an der Decke war
Des Himmels Glorie gemalet;
Doch als ich wider ſah empor,
Da war geſprengt der Kuppel Bogen,
Geöffnet war des Himmels Thor
Und jede Hülle weggezogen.

Was ich für Herrlichkeit geſchaut
Mit ſtill anbetendem Erſtaunen,
Was ich gehört für ſel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Poſaunen:
Das ſteht nicht in der Worte Macht,
Doch wer darnach ſich treulich ſehnet,
Der nehme des Geläutes Acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!

Mährchen.

Ihr habt gehört die Kunde
Vom Fräulein, welches tief
In eines Waldes Grunde
Manch hundert Jahre ſchlief.
Den Namen der Wunderbaren
Vernahmt ihr aber nie,
Ich hab' ihn jüngſt erfahren:
Die deutſche Poeſie.

Zwo mächt'ge Feen nahten
Dem ſchönen Fürſtenkind,
An ſeine Wiege traten
Sie mit dem Angebind.
Die Erſte ſprach behende:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir frühes Ende
Von einer Spindel Stich."

Die Andre ſprach dagegen:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir meinen Segen,
Der heilt den Todesſtich;
Der wird dich ſo bewahren,
Daß ſüßer Schlaf dich deckt,
Bis nach vierhundert Jahren
Ein Königsſohn dich weckt."

Da ward in's Reich erlaſſen
Ein feierlich Gebot,
Verkündet in allen Straßen,
Der Tod darauf gedroht:
Wo Jemand Spindeln hätte,
Die ſollte man liefern ein,
Und ſie an offner Stätte
Verbrennen insgemein.

Nicht nach gewohnter Sitte
Erzog man dieſes Kind
In dumpfer Kammern Mitte,
Noch ſonſt wo Spindeln ſind;
Nein, in den Roſengärten,
In Wäldern, friſch und kühl,
Mit luſtigen Gefährten,
Bei freiem, kühnem Spiel.

Und als es kam zu Jahren,
Ward es die ſchönſte Frau,
Mit langen, goldnen Haaren,
Mit Augen dunkelblau;
In Gang, Gebärde züchtig,
In Reden treu und ſchlicht,
In aller Arbeit tüchtig,
Nur mit der Spindel nicht.

Viel ſtolze Ritter giengen
Der Holden Dienſte nach,
Heinrich von Oſterdingen,
Wolfram von Eſchenbach.
Sie giengen in Stahl und Eiſen,
Goldharfen in der Hand;
Die Fürſtin war zu preiſen,
Die ſolche Diener fand.

Mit Degen und mit Speere
Waren ſie ſtets bereit,
Den Frauen gaben ſie Ehre,
Und ſangen widerſtreit.
Sie ſangen von Gottesminne,
Von kühner Helden Muth,
Von lindem Liebesſinne,
Von ſüßer Maienbluth.

Von alter Städte Mauern
Der Wiederhall erklang,
Die Bürger und die Bauern
Erhuben friſchen Sang.
Der Senne hat geſungen,
Der über den Wolken wacht,
Ein Lied iſt aufgeklungen
Tief aus des Bergmanns Schacht.

In einer Mainacht blinkten
Die Sterne wunderſchön,
Der Fürſtin war, als winkten
Sie ihr zu Thurmes Höhn.
Sie ſtieg hinauf zum Dache,
Die Zarte ganz allein,
Da fiel aus einem Gemache
Ein trüber Lampenſchein.

Ein Weiblein, grau von Haaren,
Dort an dem Rocken ſpann,
Sie hatte wohl nichts erfahren
Vom ſtrengen Spindelbann.
Die Fürſtin, die noch nimmer
Geſehen ſolche Kunſt,
Sie trat in Weibleins Zimmer:
„Wer biſt du, mit Vergunſt?“

„Man nennt mich, ſchönes Liebchen!
Die Stubenpoeſie;
Denn aus dem trauten Stübchen
Verirrt' ich mich noch nie.
Ich ſitz' am lieben Platze
Beim Rocken, wandellos,
Meine alte, blinde Katze,
Die ſpinnt auf meinem Schooß.

Lange lange Lehrgedichte,
Die ſpinn' ich recht mit Fleiß,
Flächſene Heldengedichte,
Die haſpl' ich ſchnellerweiſ.
Mein Kater maut Tragödie,
Mein Rad hat lyriſchen Schwung,
Meine Spindel ſpielt Komödie
Mit Tanzbeluſtigung."

Die Fürſtin thät erbleichen,
Als man von Spindeln ſprach,
Sie wollte flugs entweichen,
Die Spindel ſprang ihr nach;
Und an der morſchen Schwelle,
Da fiel das Fräulein jach,
Die Spindel auf der Stelle
Sie in die Ferſe ſtach.

Was war das für ein Schrecken,
Als man ſie Morgens traf!
Sie war nicht mehr zu wecken,
Sie ſchlief den Zauberſchlaf.
Ein Lager ward bereitet
Im hohen Ritterſaal,
Goldſtoffe drauf gebreitet
Und Roſen ohne Zahl.

So ſchlief ſie in der Halle,
Die Fürſtin, reich geſchmückt.
Bald hatte die Andern alle
Der gleiche Schlaf berückt.
Die Sänger, ſchon in Träumen,
Rührten die Saiten bang,
Bis in des Schloſſes Räumen
Der letzte Laut verklang.

Die Alte ſpann noch immer
Im ſtillen Kämmerlein,
Es woben in jedem Zimmer
Die Spinnen, groß und klein,
Die Hecken und Ranken woben
Sich um den Fürſtenbau,
Und um den Himmel oben,
Da ſpann ſich Nebelgrau. —

Wohl nach vierhundert Jahren,
Da ritt des Königs Sohn
Mit ſeinen Jägerſchaaren
In's Waldgebirg davon:
„Was ragen doch da innen,
Ob all dem hohen Wald,
Für graue Thürm' und Zinnen
Von ſeltſamer Geſtalt?“

Am Wege ſtund gerade
Ein alter Spindelmann:
„Erlauchter Prinz, um Gnade!
Hört meine Warnung an!
Romantiſche Menſchenfreſſer
Hauſen auf jenem Schloß,
Die mit barbariſchem Meſſer
Abſchlachten Klein und Groß.“

Der Königsſohn verwegen
Thät mit drei Jägern ziehn,
Sie hieben mit den Degen
Sich Bahn zum Schloſſe hin.
Geſenket war die Brücke,
Geöffnet war das Thor,
Daraus im Augenblicke
Ein Hirſchlein ſprang hervor.

Denn in des Hofes Räumen,
Da war es wieder Wald,
Da ſangen in den Bäumen
Die Vögel manigfalt.
Die Jäger ohn' Verweilen,
Sie drangen muthig hin,
Wo eine Thür mit Säulen
Aus dem Gebüſch erſchien.

Zween Rieſen ſchlafend lagen
Wohl vor dem Säulenthor,
Sie hielten, in's Kreuz geſchlagen,
Die Hellebarden vor,
Darüber rüſtig ſchritten
Die Jäger allzumal,
Sie giengen mit kecken Tritten
Zu einem großen Saal.

Da lehnten in hohen Niſchen
Geſchmückter Frauen viel,
Gewappnete Ritter dazwiſchen
Mit goldnem Saitenſpiel.
Hochmächtige Geſtalten,
Geſchloßnen Auges, ſtumm;
Grabbildern gleich zu halten
Aus grauem Alterthum.

Und mitten ward erblicket
Ein Lager, reich von Gold,
Da ruhte, wohlgeſchmücket,
Eine Jungfrau wunderhold.
Die Süße war umfangen
Mit friſchen Roſen dicht,
Und auch von Mund und Wangen
Schien zartes Roſenlicht.

Der Königsſohn, zu wiſſen,
Ob Leben in dem Bild,
Thät ſeine Lippen ſchließen
An ihren Mund ſo mild.
Er hat es bald empfunden
Am Odem, ſüß und warm,
Und als ſie ihn umwunden,
Noch ſchlummernd, mit dem Arm.

Sie ſtreifte die goldnen Locken
Aus ihrem Angeſicht,
Sie hob, ſo ſüß erſchrocken,
Ihr blaues Augenlicht.
Und in den Niſchen allen
Erwachen Ritter und Frau,
Die alten Lieder hallen
Im weiten Fürſtenbau.

Ein Morgen, roth und golden,
Hat uns den Mai gebracht;
Da trat mit ſeiner Holden
Der Prinz aus Waldesnacht.
Es ſchreiten die alten Meiſter
In hehrem, ſtolzem Gang,
Wie rieſenhafte Geiſter,
Mit fremdem Wunderſang.

Die Thäler, ſchlummertrunken,
Weckt der Geſänge Luſt;
Wer einen Jugendfunken
Noch hegt in ſeiner Bruſt,
Der jubelt, tief gerühret:
„Dank dieſer goldnen Früh',
Die uns zurückgeführet
Dich, deutſche Poeſie!“

Die Alte ſitzt noch immer
In ihrem Kämmerlein!
Das Dach zerfiel in Trümmer,
Der Regen drang herein.
Sie zieht noch kaum den Faden,
Gelähmt hat ſie der Schlag;
Gott ſchenk' ihr Ruh in Gnaden
Bis über den jüngſten Tag!

Altfranzöſiſche Gedichte.

Die Königstochter.

Des Königs von Spanien Tochter
Ein Gewerb' zu lernen begann.
Sie wollte wohl lernen nähen,
Waſchen und näh'n fortan.

Und bei dem erſten Hemde,
Das ſie ſollte gewaſchen han,
Den Ring von ihrer weiſſen Hand
Hat in's Meer ſie fallen lan.

Sie war ein zartes Fräulein,
Zu weinen ſie begann.
Da zog des Wegs vorüber
Ein Ritter lobeſan.

„Wenn ich ihn wiederbringe,
Was giebt die Schöne dann?“ —
„Einen Kuß von meinem Munde
Ich nicht verſagen kann.“

Der Ritter ſich entkleidet,
Er taucht in's Meer wohlan,
Und bei dem erſten Tauchen
Er nichts entdecken kann.

Und bei dem zweiten Tauchen,
Da blinkt der Ring heran,
Und bei dem dritten Tauchen
Iſt ertrunken der Rittersmann.

Sie war ein zartes Fräulein,
Zu weinen ſie begann.
Sie gieng zu ihrem Vater:
„Will kein Gewerb' fortan!“

Graf Richard ohne Furcht.

1.

Graf Richard von der Normandie
Erſchrack in ſeinem Leben nie.
Er ſchweifte Nacht wie Tag umher,
Manchem Geſpenſt begegnet' er,
Doch hat ihm nie was Graun gemacht,
Bei Tage noch um Mitternacht.
Weil er ſo viel bei Nacht thät reiten,
So gieng die Sage bei den Leuten:
Er ſeh' in tieſer Nacht ſo licht,
Als Mancher wohl am Tage nicht.
Er pflegte, wenn er ſchweifſt' im Land,
So oft er wo ein Münſter fand,
Wenn's offen war, hinein zu treten,
Wo nicht, doch auſſerhalb zu beten.
So traf er in der Nacht einmal
Ein Münſter an im öden Thal;
Da gieng er fern von ſeinen Leuten,
Nachdenklich, ließ ſie fürbaß reiten.
Sein Pferd er an die Pforte band,
Im Innern einen Leichnam fand.
Er gieng vorbei hart an der Bahre
Und kniete nieder am Altare,
Warf auf 'nen Stuhl die Handſchuh' eilig,
Den Boden küßt' er, der ihm heilig.

Noch hatt' er nicht gebetet lange,
Da rührte hinter ihm im Gange
Der Leichnam ſich auf dem Geſtelle.
Der Graf ſah um und rief: „Geſelle!
Du ſeyſt ein Guter oder Schlimmer,
Leg' dich auf's Ohr und rühr' dich nimmer!“
Dann erſt er ſein Gebet beſchloß,
Weiß nicht, ob's klein war, oder groß.
Sprach dann, ſich ſegnend: „Herr! mein' Seel'
Zu deinen Handen ich empfehl'.“
Sein Schwerdt er faßt' und wollte gehen,
Da ſah er das Geſpenſt aufſtehen,
Sich drohend ihm entgegen recken,
Die Arme in die Weite ſtrecken,
Als wollt' es mit Gewalt ihn faſſen
Und nicht mehr aus der Kirche laſſen.
Richard beſann ſich kurze Weile,
Er ſchlug das Haupt ihm in zwei Theile;
Ich weiß nicht, ob es wehgeſchrien,
Doch mußt's den Grafen laſſen ziehn.
Er fand ſein Pferd am rechten Orte;
Schon iſt er aus des Kirchhofs Pforte,
Als er der Handſchuh' erſt gedenkt.
Er läßt ſie nicht, zurück er lenkt,
Hat ſie vom Stuhle weggenommen;
Wohl Mancher wär' nicht wieder kommen.

2.

In der Abtei von Sankt Ouan
War dazumal ein Sakriſtan;
Er war als frommer Mönch genannt,
Ihm gutes Zeugniß zuerkannt.
Allein je mehr die Seele werth,
Je mehr der Teufel ihr begehrt.
Einſt gieng der Mönch, von dem ich ſprach,
Im Münſter ſeinem Amte nach,
Da mußt' er eine Dame ſehen,
Er liebt ſie, kann nicht widerſtehen,
Er ſtirbt, wird ſie ihm Gunſt verſagen,
Er will an ſie ſein Alles wagen.
Wie er nun bat, wie er verhieß,
Die Dame ſich bereden ließ,
Sie zeigte Zeit und Ort ihm an,
Wo er zunacht ſie treffen kann.
Als nun die Nacht gedunkelt tief
Und Alles in dem Kloſter ſchlief,
Begann der Bruder ſeinen Gang,
Er ſuchte nicht Geſellſchaft lang.
Zum Haus der Dame war kein Weg,
Als über einen ſchmalen Steg,
Darüber wollt' er eilig gehen;
Nun weiß ich nicht, wie ihm geſchehen,
Ob er ſich ſtieß, ſich übertrat,
Ob einen falſchen Tritt er that:
Er fiel in's Waſſer und verſank,
Ohn' alle Rettung er ertrank.
Ein Teufel gleich die Seele nahm,
So warm ſie aus dem Leibe kam,

Er wollte ſie zur Hölle ziehn,
Da trat ein Engel vor ihn hin.
Sie thäten um die Seele ſtreiten,
Mit Gründen wechſelnd ſich bedeuten.
Der Teufel ſprach: „es ziemt dir ſchlecht,
Zu greifen in mein beſtes Recht.
Du weißt, die Seel' iſt mir gebunden,
Die ich ob böſen Werken funden.
Ich traf den Mönch ob böſen Werken,
Wie an dem Wege leicht zu merken,
Der Weg hat ihm den Stab gebrochen.
Du weißt, es hat der Herr geſprochen:
Wo ich dich ſind', will ich dich richten."
Der Engel ſprach darauf: „mit nichten!
Der Bruder lebte wandelfrei,
So lang er war in der Abtei,
Nun hat die Schrift uns klar bedeutet:
Dem Guten iſt ſein Lohn bereitet.
Dem Unſern muß der Lohn nun werden
Des Guten, das er that auf Erden.
Die Sünde war noch nicht erfüllt,
Darum du ſchon ihn richten willt.
Er iſt aus der Abtei getreten,
Er hat die Planke zwar betreten,
Allein er konnte noch zurücke,
Wär' er geſtürzt nicht von der Brücke.
Des Böſen, das er nicht gethan,
Darf er die Strafe nicht empfahn,
Und um ein wenig Wollen, nein!
Kann er nicht ein Verdammter ſeyn.
Doch klage Keiner übern Andern,

Laß uns zum Grafen Richard wandern!
Von ihm ſey unſer Span geſchlichtet!
Er hat noch immer gut gerichtet.“
Der Teufel ſprach: „ich bin's zufrieden,
Von ihm ſey zwiſchen uns entſchieden!“
Sie eilten in's Gemach des Grafen,
Er lag im Bett und hatt' geſchlafen,
Doch war er jetzo eben wach
Und dachte manchen Dingen nach.
Sie meldeten ihm Alles klar,
Wie's mit der Seel' ergangen war.
Sie bäten ihn nun, zu entſcheiden,
Wem ſie gehören ſollt' von Beiden.
Herr Richard hielt nicht lange Rath,
Er kürzlich dieſen Ausſpruch that:
„Die Seele gebt dem Leib zurücke,
Und ſtellt das Pfäfflein auf die Brücke,
Dahin gerade, wo es fiel!
Dann miſche Keiner ſich in's Spiel!
Und rennt es in geſtrecktem Lauf
Voran, und ſchaut nicht um, noch auf,
So fall' es in des Böſen Schlinge
Ohn' Widerſpruch und lang Gedinge!
Doch wenn es anders ſich entſchieden
Und ſich zurückzieht, hab' es Frieden!“
Der Rechtsſpruch, den der Graf gethan,
Stand Einem, wie dem Andern an,
Die Seele ſie dem Leib einblieſen,
Dem Mönch die alte Stelle wieſen.
Als ſich der Bruder wieder fand
Und friſch auf beiden Beinen ſtand,

Zog ſchneller er zurück den Schritt,
Als wer auf eine Schlange tritt.
Kaum hatten ſie ihn losgelaſſen,
Thät er mit Abſchied kurz ſich faſſen,
Er floh in größter Haſt nach Haus,
Verkroch ſich, wand die Kleider aus.
Noch immer er zu ſterben bebte,
Er war im Zweifel, ob er lebte.
Als nun der Morgen brach heran,
Da gieng der Graf nach Sankt Ouan,
Berief die Brüderſchaft zuhand,
Den Mönch in naſſen Kleidern fand.
Richard ihn zu ſich kommen ließ
Und vor den Abt ihn treten hieß:
„Herr Bruder! wie iſt's Euch ergangen,
Was habt Ihr Schlimmes angefangen?
Ein andermal habt beſſer Acht
Beim Plankengehen in der Nacht!
Erzählt dem Abte frei und offen,
Was Euch in dieſer Nacht betroffen!“
Der Bruder ſchämte ſich zu tod,
Er ward bis über die Ohren roth,
Vor Abt und Grafen ſo zu ſtehen,
Doch thät er Alles frei geſtehen.
Der Graf beſtärkte den Bericht,
So kam die Wahrheit an das Licht,
Und in der Normandie noch lange
War dieſes Stichelwort im Schwange:
„Mein frommer Bruder, wandelt ſacht,
Und nehmt auf Stegen Euch in Acht!“

Legende.

Es iſt 'ne Kirche wohl bekannt,
Sankt Michael vom Berg genannt;
Am Ende vom Normannenlande,
Auf eines hohen Felſen Rande,
Umſchloſſen überall vom Meer,
Nur daß von einer Seite her,
So wie die Flut zurücke trat,
Sich öffnet ein gebahnter Pfad.
Es kommt die Flut zweimal im Tage
Mit ſchnell- und ſtarkem Wellenſchlage,
Daß Mancher zu derſelben Friſt
Mit großer Noth entronnen iſt.
Viel Waller zu der Kirche kommen,
Zu ihres ew'gen Erbes Frommen.
Einmal, an einem hohen Feſte,
Beeilten ſich die frommen Gäſte,
Zur heil'gen Meſſe hinzuwallen:
Doch hat die Flut ſie überfallen.
Sie flohen auf des Pfades Enge
Mit Haſt und mächtigem Gedränge.
Nur einer armen Schwangern war
Die Kraft geſchwunden ganz und gar,
Gehemmt ihr Lauf von herben Schmerzen,
Die ſich ihr regten unterm Herzen.
Sie ward geſtoßen von der Menge
Und fiel zu Boden im Gedränge.
So blieb ſie liegen, unbeachtet,
Weil Jeder ſich zu retten trachtet.
Die Andern waren all' entronnen

Und hatten ſchon den Berg gewonnen,
Doch wie ſie nach der Frau hinſahen,
So thät ſich ſchon die Flut ihr nahen;
Wohl jede Hülfe war zu ſpät,
Drum wandten ſie ſich zum Gebet.
Auch Jene, die, dem Tode nah,
Nicht Menſchenhülfe möglich ſah,
Sie hat zu Jeſus und Marien
Und zum Erzengel laut geſchrieen.
Die Pilger haben's nicht vernommen,
Zum Himmel iſt der Ruf gekommen.
Die ſüſſe Gottesmutter oben
Hat ſich von ihrem Thron erhoben.
Die heil'ge Herrin voll Erbarmen
Wirft einen Schleier hin der Armen,
Die unter ſolcher Decke Schutz
Bewahrt iſt vor der Wellen Trutz;
Denn mitten in der Waſſer Braus
Iſt ihr gebaut ein trocknes Haus.
Die Ebbezeit nicht ferne war,
Noch ſtund am Strand die ganze Schaar.
Die Frau man längſt verloren gab;
Da wich die Flut vom Land hinab,
Und trat aus all der Wellen Grund
Die Frau, ganz freudig und geſund,
Und in den Armen hielt ſie lind
Ein lieblich neugeboren Kind.
Da thäten Geiſtliche und Laien
Des ſchönen Wunders hoch ſich freuen,
Mit Staunen auf die Frau ſie wieſen,
Den Herrn und ſeine Mutter prieſen.

Roland und Alda.

Aus einem Heldengedichte.

Schon kehren die Vianer in die Stadt,
Gehoben wird die Brück', das Thor verwahrt.
Als Kaiſer Karl es ſieht, ſein Blut aufwallt,
Lautauf er ſchreit, von wildem Zorn entbrannt:
„Wohlan zum Sturme, wackre Ritterſchaft!
Wer jetzt mir fehlt, was er zu Leben hat,
Hab' er in Frankreich Bergſchloß oder Stadt,
Thurm oder Veſte, Flecken oder Mark,
Es wird ihm all dem Boden gleich gemacht.“
Auf ſolche Worte kommen All' heran,
Die Schildner dringen auf die Mauern dar,
Mit Hammer ſchlagend und geſtähltem Schaft.
Die von Viane ſteigen maueran,
Da werfen Stein' und Scheiter ſie herab,
Und mehr als ſechszig werden da gemalmt
Der Jünglinge vom ſchönen Frankenland.
„Herr Kaiſer! — ſpricht der Herzog Naims im Bart —
Wollt Ihr die Stadt gewinnen mit Gewalt,
Die hohen Mauern mit den Zinnen ſtark,
Die feſten Thürme, manch Jahrhundert alt,
So Heiden einſt erbaut mit großer Kraft:
In Eurem Leben wird es nicht vollbracht.

Drum ſendet eh' zurück nach Frankenland,
Daß Zimmerleute werden hergeſchafft!
Und ſind ſie angekommen vor der Stadt,
So laßt ſie bauen Rüſtzeug mancher Art,
Davon die Mauern ſtürzen:“

Der Kaiſer hört es, mächtig er ergrimmet.
„Monjoie!“ ruft er aus mit lauter Stimme.
„Was zögert ihr, ihr meine kühnen Ritter!“
Von Neuem da der wilde Sturm beginnet,
Sie werfen, ſchleudern in gewalt'gem Grimme.
Und ſieh! ſchön' Alda dort, die Minnigliche!
Mit reichem Mantel war ſie wohl gezieret,
Der mit Goldfaden meiſterlich geſticket;
Die Augen blau, und blühend das Geſichte.
Sie trat auf der gewalt'gen Veſte Zinnen.
Als ſie den Sturm, das wilde Toben ſiehet,
Da bückt ſie ſich, 'nen Stein hat ſie ergriffen,
Auf eines Gascons Helm wirft ſie ihn nieder,
Daß ſie den ganzen Cirkel ihm zerſplittert,
Es fehlte wenig, wär' er todt geblieben.
Roland erſah es, mit dem kühnen Blicke,
Der edle Graf, er rief mit lauter Stimme:
„Von dieſer Seite, bei dem Sohn Mariens!
Wird man die Veſte nimmermehr gewinnen,
Denn gegen Damen ſtürm' ich nun und nimmer.“
Er ließ nicht länger, daß er nicht ihr riefe:
„Wer ſeyd Ihr doch, o Jungfrau, Minnigliche?
Wenn ich Euch frage, nehmt's in gutem Sinne!
Ich frag' es nicht um irgend Unglimpfs willen.“
„Herr! — ſagte ſie — es bleib' Euch unverſchwiegen!

Die mich erzogen, Alda ſie mich hießen,
Die Tochter Rainers, welchem Genua pflichtet,
Die Schweſter Olivers mit kühnem Blicke,
Gerhards, des mächtigen Gebieters, Nichte;
Mein Stamm, er iſt erlaucht und hochgebietend.
Bis heute bin ich ohne Herrn geblieben
Und werd' es bleiben, bei dem Sohn Mariens!
Es wäre denn mit Herzog Gerhards Willen
Und Olivers, den Rittertugend zieret."
Da ſprach Roland für ſich, mit leiſer Stimme:
„Es thut mir leid, beim ew'gen Sohn Mariens!
Daß Ihr Euch nicht in meiner Haft befindet.
Doch ſoll es noch geſchehn, nach Gottes Willen,
Durch jenen Kampf, zu welchem mich beſchieden,
    Oliver, der Genueſer."

So ſprach ſchön' Alda, die Verſtändige:
„Herr Ritter! nun ich hab' Euch nicht verhehlt,
Was Ihr von mir erforſchet und begehrt:
Nun ſagt hinwieder mir, ſo Euch gefällt,
Von wann Ihr ſeyd, und welches Eur Geſchlecht!
Es ſteht Euch wohl der Schild, mit Banden feſt,
Und jenes Schwerdt, das Euch zur Seite hängt,
Und jene Lanze, dran das Fähnlein weht,
Und unter Euch das apfelgraue Pferd,
Das ſchnell, wie ein beſchwingter Pfeil, hinrennt.
Ihr drängtet heute mächtig unſer Heer,
Vor allen Andern ſcheinet Ihr ein Held.
Nun glaub' ich wohl, wie mir's in Sinnen ſteht,
Daß Eure Freundin hohe Schönheit trägt."
Roland vernahm es und er lachte hell.

„Ja! Dame! — ſprach er — wahr iſt, was Ihr ſprecht.
In Chriſtenlanden keine Gleiche lebt,
Noch ſonſten, daß ich wüßte.“

Als Roland höret, daß ſie alſo ſpricht,
Entdeckt er ihr ſein ganzes Herze nicht,
Doch allerwegen gut er ſie beſchied:
„Jungfrau! nach Wahrheit geb' ich Euch Bericht:
Roland benennen meine Freunde mich.“
Schön' Alda hört' es, wohl ihr das gefiel:
„Seyd Ihr der Roland, welcher, wie man ſpricht,
Mit meinem Bruder ſich zum Kampf beſchied:
Noch wißt Ihr wenig, wie ſo kühn er iſt.
Und habt Ihr Kampf beſchloſſen gegen ihn:
Auf Treue ſag' ich Euch, es kränket mich,
Weil man für meinen Freund Euch halten will,
Wie mir zu Ohren kam von dort und hie.
Bei jener Treu', womit ihr Karlen dient!
Wär' ich nicht geſtern Eurer Haft entwiſcht,
Erbarmen nicht, noch Gnade hättet Ihr,
Daß zu den Meinen Ihr mich wieder ließt.“
Roland vernahm es wohl, antwortet' ihr:
„Ich bitt' in Liebe, ſpottet meiner nicht!“ —
Der Kaiſer rief den Grafen von Berri:
„Herr Lambert! gebt mir redlichen Bericht:
Wer iſt die Dam' auf jener alten Zinn',
Die mit dem Roland ſpricht und er mit ihr?“
„Bei meiner Treue! — Lambert ihn beſchied —
Schön' Alda iſt's, das edle Frauenbild,
Rainers von Genua, des Tapfern, Kind,
Der Lombard ſoll ſie führen nach Rom.“

„Das wird er nicht — verſetzt der Kaiſer ihm —
Roland hat ſelbſt auf ſie geſtellt den Sinn.
Eh ſtürben hundert Mann, in Stahl geſtrickt,
Bevor der Lombard Alden führte hin.“
So ſprach der Kaiſer, Roland aber ſchied
Von Alden, die auf hoher Mauer blieb.
Der König ſieht ihn, neckt ein wenig ihn.
„Traut Neffe! — ſpricht er — was iſt Euer Sinn
Gegen die Maid, mit der Ihr ſprachet hie?
Wenn irgend Zorn Ihr heget gegen ſie:
In Liebe bitt' ich Euch, verzeihet ihr!“
Roland vernahm's, ſein Blut empörte ſich
Aus Scham vor ſeinem Oehme.

„Traut Neffe mein! — ſprach Karl, der ſtarke Held —
Ob jener Maid, mit welcher Ihr geredt,
Habt Ihr zu lang verweilet an der Stell'.
Denn aus der Stadt brach Oliver indeß,
Und mit ihm hundert Ritter, wohl bewehrt,
Sie haben überfallen Euer Heer,
Der Unſern Zwanzigen das Haupt geſpellt
Und ihrer viel gefangen weggeſchleppt.
Die Jungfrau Alda wußt' es wohl vorher,
Sie hat Euch nur gehöhnet und geneckt.“
Roland vernahm's, ſchier kam von Sinnen er,
Von wildem Grimm das Angeſicht ihm brennt.
Als nun der Kaiſer Rolands Zorn erſehn,
Da that er gütlich ihn beſchwichtigen:
„Traut Neffe! — ſprach er — zürnet nicht ſo ſehr!
Ob jener Maid, mit welcher ihr geredt,
Ziehn wir zurück zu Hütten und Gezelt,

Und ihr zu Liebe nimmt der Sturm ein End'."
Roland verſetzte: „So wie Ihr befehlt!"
Ein Horn erſcholl, es wandte ſich das Heer
Zurück zu den Gezelten.

Fortunat und ſeine Söhne.

Fragment.

Erſtes Buch.

Ihr Wolken, die ihr bunt den Himmel ſaumet,
Aufſteigt, Geſtalten wechſelt und vergehet!
Ihr Wellen, die ihr Sterne jetzt beſchäumet,
Jetzt tief zum Abgrund ſtürzt, jetzt neu erſtehet!
Ihr Winde, die ihr jene Wellen bäumet
Und jene Wolken durch die Lüfte wehet!
Euch ruf' ich an als Muſen, führt zum Ziele
Mein Lied von der Fortuna laun'ſchem Spiele!

Glück zu! ſchon ſind die Segel aufgezogen,
Von Cyperus Küſte ſtößt das fremde Schiff.
Da zeigt ſich noch mit Federſpiel und Bogen
Ein ſchlanker Jüngling auf dem nahen Riff.
Er ruft, er ſpringt hinab, er theilt die Wogen,
Bis er das zugeworfne Thau ergriff.
Mit *einem* Zug iſt er an Bord geriſſen,
Gleichwie ein Stör, der in die Angel biſſen.

Das Schiff, woſelbſt der Jüngling angeſchwommen,
Es war ein guter Venetianer Maſt,
Der von Jeruſalem zurückgekommen
Und Waſſer hier, nebſt Cyperwein, gefaßt.
Gar freundlich iſt der Schwimmer aufgenommen,
Man drängt ſich um den wunderlichen Gaſt.
Da ſetzt er ruhig ſich auf eine Tonne
Und ſpricht alſo, ſich trocknend an der Sonne:

„Ihr guten Herren, die ihr jetzt mein Ohr
Mit Fragen täubet und mein Kleid zerzauſet,
Wißt denn, mein Vater iſt Herr Theodor,
Der dort in Famaguſta's Mauern hauſet!
Er war der reichſte Bürgersmann hievor,
Die Freunde haben ihm ſein Gut verſchmauſet;
Frau Graziana, die geehrte Dame,
Iſt meine Mutter, Fortunat mein Name.“

„Nun denkt ihr leicht, und ich bekenn' es ehrlich,
Daß mir's daheim nicht ſehr behagen mochte.
Für Durſt zu trinken, und zu ſpeiſen nährlich,
Wo man vordem zahlloſen Gäſten kochte;
Ermunternde Geſellſchaft fand ſich ſpärlich,
Wenn nicht ein Gläubiger zuweilen pochte,
Noch minder taugten, mich zu unterhalten,
Der Mutter Sorgenblick, des Vaters Falten.“

„Mein einzig Labſal blieb die Jägerei;
Und ward, bei rings verhegtem Königsforſte,
Mir nie ein Wild mit ſtattlichem Geweih,
Viel weniger ein Thier mit ſtolzer Borſte,
Ein Vogel kaum, mit hungrigem Geſchrei
Hintaumelnd um die dürren Klippenhorſte:
Doch that mir's gut, auf Felſen und in Klüften
Umher zu klettern und die Bruſt zu lüften.“

„Und heute ſah ich juſt aus meiner Wüſte
Das Schiff die Segel ungeduldig ſchwellen,
Da faßte mich ein plötzliches Gelüſte,
Der reiſemuth'gen Schaar mich zu geſellen.
Gedacht, gethan! ich rannte flugs zur Küſte,
Ein ſichrer Schwimmer, ſprang ich in die Wellen.
Fleug, Falke, nun nach Süden oder Norden!
Dein Jäger iſt ein freier Seemann worden.“

„Ach! Eines fällt mit einmal mir auf's Herz:
Hin fuhr ich, ohne nur Valet zu ſagen.
Oft mahnt' ich zwar die Eltern, halb im Scherz:
Viel Glück iſt in der Welt noch, laßt mich's wagen!
Dennoch trifft unerwartet ſie der Schmerz,
Mir iſt, als hört' ich die Verlaß'nen klagen;
Die Mutter ſonderlich, die gute Mutter,
Sie weint ſo leicht, ſie hat ein Herz wie Butter.“

„Weil's aber nun geſchehn und ſchon die Zinnen
Von Famaguſta fern hinabgetaucht,
So muß ich jetzt auf andre Dinge ſinnen,
Denn plutt und bloß bin ich hieher gehaucht.
Durch Herrendienſt möcht' ich mein Brot gewinnen,
Iſt Keiner hier, der einen Diener braucht?
Manch edeln Ritter ſeh' ich ja im Kreiſe,
Ich dient' ihm wohl, daheim und auf der Reiſe.“

Er ſprach's und ließ die Blicke forſchend wandern,
Bis ſie auf Einem feſtgeheftet blieben:
Das war der edle Graf Hubert von Flandern,
Der ſich auf frommen Fahrten umgetrieben;
Anſehnlich ſtand er da vor allen Andern,
Wohlwollen war dem Antlitz eingeſchrieben,
Und leicht verſtehend unſres Jünglings Auge,
Sprach lächelnd er: „Schlag' ein, wenn ich dir tauge!“

„Denn ſind wir nicht ein ſeltſames Geſpann,
Nach Sinn und Neigung ganz und gar verſchieden?
Du reißt dich eben aus der Heimath Bann
Und willſt in weiter Welt ein Glück dir ſchmieden,
Dagegen ich ein reiſemüder Mann,
Der nach den Stürmen Ruhe ſucht und Frieden,
Der ſehnlich wünſcht, nach manigfachen Fährden
Zum Port des Ehſtands eingelothſt zu werden.“

„Ein Port die Ehe! — rief der Narr des Grafen,
Er war zum heil'gen Grabe mitgefahren, —
So möge doch vor ſolchem Ruhehaven
Der Himmel jeden Biedermann bewahren!
Ein Meer iſt ſie, deß Wellen nimmer ſchlafen,
Drauf ewig ſich die tollen Stürme haaren,
Ein falſches Meer, ein wildes Meer, Eur Liebden,
Ein hölliſch Meer voll Scyllen und Charybden!“

„Zwei Dinge brachten mich zu dem Entſchluß,
Den friſchen Leib der Seefahrt preis zu geben:
Das eine war der Andacht Ueberfluß,
Die Sehnſucht, an dem heil'gen Grab zu kleben,
Das andre war der tägliche Verdruß,
Der mir geblüht im lieben Eheleben.
Nie hat dieß Schiff im Sturme ſo geſchwanket,
Wie unſer Häuschen, wenn mein Weib gezanket.“

Doch laßt uns, was der Schalksnarr weiter ſpricht,
Mit einer Göttin Selbſtgeſpräch vertauſchen!
Seht ihr die neckiſche Fortuna nicht
Aus jener goldnen Wolke niederlauſchen?
Sie ſchaut das Schiff im heitern Morgenlicht,
Sie hört die muntern Ruderſchläge rauſchen.
Denn wird ein Anker irgendwo gelichtet,
Dahin iſt gleich Fortunens Blick gerichtet.

„Ha! — ſpricht ſie — Fahre wohl, auf ſchwankem Kiel,
Fahr' wohl, mein Fortunat, du goldner Knabe!
O Heil mir, daß hieher mein Auge fiel,
Wo längſt Geſuchtes ich gefunden habe!
Du Vogelfreier, ſey mein luſtig Spiel!
Dich werd' ich redlich tummeln bis zum Grabe,
Dich werd' ich, meine Macht an Tag zu legen,
Durch Luſt- und Trauerſpiele friſch bewegen.“

„Durch Trauerſpiele, ja! wenn gleich die Dichter
Als Zufall in das Luſtſpiel mich gebannt.
Sie ziehen, traun! ſo wichtige Geſichter,
Wie zum Verwaltungsrath der Welt ernannt.
Und vor dem Stuhle dieſer ird'ſchen Richter
Werd' ich für blind, für ungerecht erkannt.
Bedachte Keiner denn, daß mit der Binde
Die ſtrenge Dice ſelbſt ihr Aug' umwinde?“

„Ein Weſen haben ſie nun ausgeſonnen,
Verhängniß heißt es, finſter, räthſelhaft.
Bereiteſte Rechtspfleg' iſt hier gewonnen,
Wie bei der Fehme dunkler Brüderſchaft.
Ein Mord iſt, eh' drei Stunden hingeronnen,
Beredt, verübt, gerichtet, abgeſtraft.
Was iſt's, wo iſt es denn? Man ſagt dem Volke:
Gafft nur hinauf und ſeht die ſchwarze Wolke!“

„Kein Wunder denn, daß längſt ich meine Gunſt
Der überweiſen Dichterzunft entzogen!
Nach Brote gieng von jeher alle Kunſt,
Den Dichtern wird's am kargſten zugewogen.
Doch nähren ſie ja gerne ſich vom Dunſt
Und weiden ſich am bunten Regenbogen;
Iſt einem alles Lebensglück verdorben,
Geduld! man ehrt ihn ſchön, wenn er geſtorben.“

„Zwar hat ſo eben Einer von der Gilde
Ein Lied, das mir geweiht iſt, angehoben,
Doch wenig Gutes führet er im Schilde,
Drauf deuten ſchon die wunderlichen Proben,
Auch war ich ſeither ihm nicht allzu milde
Und wenig Urſach fand er, mich zu loben,
Drum bind' ich ihm noch fürder ſo die Hände,
Daß er es mühſam oder nie vollende.“

„Mein Fortunat! von welchem ungeſehen
Und ungehört, ich hier in Wolken hange,
Du wirſt, ich hoff's, dich nie zum Dichter blähen,
Sonſt wär' es mir um unſre Freundſchaft bange,
Ein Liedchen höchſtens kann ich zugeſtehen,
Das man vor Frauen ſingt zum Lautenklange.
Nimm Alles leicht! das Träumen laß' und Grübeln!
So bleibſt du wohlbewahrt vor tauſend Uebeln.“

Mit dieſen inhaltſchweren Götterworten,
Sag' ich von anderem Bericht mich ledig;
Nichts von der Anfahrt in ſo manchen Porten,
Nichts von beglückter Landung in Venedig,
Nichts von dem Eintritt in die Gent'ſchen Pforten,
Nicht, wie der Graf, dem Jüngling mehr als gnädig,
So ſtattlich ihn beritten macht und kleidet,
Daß ihn die ganze Dienerſchaft beneidet!

Auch von des Grafen feſtlicher Vermählung
Mit einer herzoglichen Braut von Cleve
Erſpar' ich mir, wie billig, die Erzählung,
Kein Lorbeer grünet hier für meine Schläfe.
Erſt als die Luſt gehetzt bis zur Entſeelung,
Der Freudenkelch geleert bis auf die Hefe,
Erſt nach der Ritterfeſte vierzehn Sonnen
Hat, was zu melden ſich verlohnt, begonnen.

Wann ſchon der Schnitter Fleiß in vollen Schwaden
Des Sommers goldnen Segen hingebreitet,
Wann ſchon die Erntewagen, hoch geladen,
Hinfahren, von Geſang und Klang begleitet:
Iſt auf der Stoppelfelder öden Pfaden
Der Aehrenleſe magres Feſt bereitet.
O gieriges Gewühl zerlumpter Knaben,
Baarfüß'ger Mädchen, heiſchrer Krähn und Raben!

So auf den Plan, der vom Turnei der Ritter
Zerwühlt iſt und umwölkt mit Staub und Dampf,
Wo abgeknickte Büſche, Lanzenſplitter,
Schildtrümmer zeugen von dem heiſſen Kampf,
Wo rings zerquetſcht die Schranken und die Gitter
Von wilder Roſſe mächtigem Geſtampf:
Dorthin berufet nun zum Nachgefechte
Trommetenſchall die Knappen und die Knechte.

Wohl nennt uns der homeriſche Geſang
Die Völker und die Häuptlinge des Breiten,
Die hier vom Strand aufziehn im Donnergang,
Die dort aus Troja's Mauern niederſchreiten,
Mich aber ſpornet kein vermeßner Drang,
Mit ſolchem Meiſter um den Kranz zu ſtreiten,
Drum meld' ich kurz die Männer und die Rotten,
Die zum Turniere traben oder trotten.

Des Vorſaals und des Stalles edle Stämme,
Man ſieht ſie alleſammt zu Gaule ſteigen,
Wer je ein Roß geritten in die Schwemme,
Der will ſich heut als wackern Renner zeigen,
Der Meiſter Kellner auch iſt keine Memme,
Gevatter Koch iſt keiner von den Feigen,
Selbſt der noch jüngſt den Bratſpieß mußte wenden,
Er ſprengt heran, den Lanzenſchaft in Händen.

Und keinen dieſer Tapfern ſoll man ſchelten,
Erſcheint er nicht ſogleich beim erſten Ruf,
Denn widerſpenſt'ge Roſſe ſind nicht ſelten
Und manche giebt's, die Gott ſehr träge ſchuf.
Auch muß ja Alles heut für Streitroß gelten,
Was irgend Mähne zeigen kann und Huf,
Zieht ſchon ein Ohr ſich merklich in die Länge,
Die Wappenſchau iſt heut nicht allzu ſtrenge.

Ein hölzern Männlein, wunderlich geſchmückt,
Iſt aufgeſtellt vor all den kühnen Recken,
Ein Männlein, in die Stellung hingebückt,
Die hinter Zäunen heimiſch iſt und Hecken;
Durch innere Gewerke vorgedrückt,
Entfallen Münzen in ein klingend Becken;
Je länger ſie den Preis ſich ſtreitig machen,
Je reicher ſtets wird er dem Sieger lachen.

Nach dieſem ſegenſchwangern Bilde blickt
Mit heiſſer Sehnſucht manch ein armer Knappe.
Wen aber mehr die edle Ruhmgier zwickt,
Dem winkt ein goldnes Diadem von Pappe,
Rings von Kapaunenfedern bunt umnickt,
Ein Mittelding von Kron' und Narrenkappe.
Nichts Seltſames noch Aermlichs hegt die Erde,
Drum nicht geworben und gehadert werde.

Als nun zum Angriff die Trommete ſchallt,
Da kömmt's von allen Seiten hergeſchoſſen;
Mit Schwerdtern, Kolben, Lanzen, neu und alt,
Wird dreingehaun, geſchlagen und geſtoſſen,
Das pfeift und ziſcht, das ſchmettert und das prallt,
Die Kreuz' und Queer', wie Hagelſturm und Schloſſen,
Und als am tollſten ſich gewirrt der Knäuel,
Verhüllet dichter Staub den ganzen Greuel.

Doch wie aus düſtrem, nebelſchwerem Himmel
Mit flücht'gem Schimmer blickt ein Sonnenſtral,
So bricht aus jenem ſtäubenden Gewimmel
Der ſchmucke Fortunatus manchesmal,
Er tummelt meiſterhaft den raſchen Schimmel,
Er glänzt in bunter Tracht und blankem Stahl,
Recht ritterlich erſcheint er, feſt und munter,
Bald taucht er auf, bald wieder taucht er unter.

Zuletzt, als ſich der wilde Lärm gelegt
Und nun das dichte Staubgewölke ſinkt,
Da ſieht man erſt, was ſich am Boden regt,
Wie Mancher kraftlos dort um Hülfe winkt,
Auch Manchen, der nach ſeinem Roſſe frägt,
Und Manchen, der beſchämt vom Platze hinkt:
Nur Fortunat ſitzt aufrecht in den Bügeln,
Und: Sieger! Sieger! hallt's von allen Hügeln.

Seit dieſes Tages wohlerworbnen Kränzen
Hält ihn der Graf noch werther, als zuvor,
Vor allen Andern ſoll der Jüngling glänzen,
Er ſteigt zum ehrenvollſten Dienſt empor,
Beim Mahle darf er den Pokal kredenzen,
Die Schlüſſel wahrt er zu des Burghofs Thor,
Man ſendet ihn, zu laden hohe Gäſte,
Er folgt dem Herrn zum Jagen und zum Feſte.

Und will die Gräfin oft an Regentagen
Sich ſelbſt und ihren Fraun Kurzweil bereiten,
So heißt ſie ihn die griech'ſche Zither ſchlagen
Und Heimathliedchen ſingen in die Saiten,
Auch giebt's von Cypern mancherlei zu fragen,
Von Frauentracht und andern Seltſamkeiten,
Er ſagt's in böſem Deutſch, doch zierlich immer,
Von hellem Lachen hallen dann die Zimmer.

Je reicher ihm die Gnade zugemeſſen,
Je gift'ger ſchwillt der andern Diener Neid,
Zumal dem Narren will's das Herz zerfreſſen,
Verſchmäht zu ſeyn, wie ein verbrauchtes Kleid,
Denn Niemand horchet jetzt den froſt'gen Späſſen,
Von böſen Weibern und von Ehleid;
Wie könnten ſie dem neuen Paare munden
In ſeiner Ehe goldnen Flitterſtunden?

Es war an einem Abend in der Schenke,
Schon zog die ernſte Mitternacht in's Land,
Schon leerten mählig ſich die meiſten Bänke,
Nur eine Kameradſchaft hielt noch Stand;
Doch lehnt ſich, müd von Zechen und Gezänke,
Der auf den Tiſch, und Jener an die Wand;
Die Lampe hängt erſterbend von der Decke,
Da hebt der Narr ſich an des Tiſches Ecke:

„Nicht mehr verbeiſſ' ich dieſen herben Kummer,
Maulhenker ihr, Schlafmützen, Memmen, Tröpfe!
Erwacht einmal aus eurem dumpfen Schlummer,
Ehrloſe, ſinnverlaſſene Geſchöpfe!
Geſchehn nicht Dinge, ſchreien möcht' ein Stummer?
Ihr aber ſchweigt dazu und kratzt die Köpfe.
Hat ſich die Welt ſo wunderbar verwandelt,
Daß nur der Narr noch denkt und ſpricht und handelt?“

„Der Fremdling, den wir aus dem Meer gezogen,
Viel beſſer hätten wir ihn drin verſenkt,
Der unſern Herrn beſchmeichelt und belogen,
Der unſre Frau am Narrenſeile lenkt,
Der um den Kampfpreis ſchmählich uns betrogen,
War doch die beſte Rüſtung ihm geſchenkt:
Den ſeht ihr uns verdrängen, uns zernichten,
Und Keiner wagt, ſich männlich aufzurichten?“

„Merkt auf! mir ſchieſſe Jeder dritthalb Thaler,
So ſchaff' ich den Verhaßten euch vom Ort.
Das Doppelte gelob' ich jedem Zahler,
Iſt Jener nicht in dreiſſig Tagen fort.
Ihr gafft mich an, ihr wähnt, ich ſey ein Praler,
Nein, Freunde! Narrenwort iſt auch ein Wort.
So eilig ſoll er aus dem Lande jagen,
Als wollt' er mit dem Sturm die Wette wagen.“

Noch war der ſcharfe Redner nicht am Ende,
Als Jeder ſchon entflammt vom Sitze fuhr.
Die Gläſer wirft man jubelnd an die Wände
Und Mancher trägt des Eifers blut'ge Spur;
Dann reichen ſie zum Bunde ſich die Hände,
Gleich der Verſammlung, die im Rütli ſchwur;
Die Glocke kündet Zwölf mit dumpfem Schalle,
Die Lamp' erliſcht, nach Hauſe taumeln Alle.

Von dieſer Zeit an wirbt der luſt'ge Rath
Um unſres Jünglings Neigung und Vertrauen.
O Fortunat, mein theurer Fortunat!
Du machſt mir bang, du haſt's mit einem Schlauen.
Nicht wahr, er dienet dir mit Rath und That,
Führt dich zu gutem Wein und ſchönen Frauen?
Er lobt dich, nennt dich einen ſchmucken Ritter?
Wohl weiß er, ſolche Rede ſchmeckt nicht bitter.

Und ſeltſam! was das traute Paar verzehrt,
Der Narr bezahlt die Zeche ſtets von Beiden;
So ſehr der ehrenhafte Jüngling wehrt,
Er kann es doch am Ende nie vermeiden.
Den Andern dünkt das alles höchſt verkehrt:
„Will er ihm ſo den Aufenthalt verleiden?
Wär' Fortunatus noch auf Cyperns Küſte,
Er käme flugs, wenn er ſolch Leben wüßte.“

Einsmals, zur Ruhe war die Herrſchaft ſchon,
Der Jüngling war noch auf der Kammer wach,
Da hört' er drauſſen leiſen Seufzerton
Und bebend trat der Narr in das Gemach:
„O Fortunat, mein armer, liebſter Sohn!
Ach, Fortunat, mein ſüſſer Liebling, ach!
Beſchloſſen iſt's, es ſchaudert mir die Haut,
Mein Freund, der Kanzler, hat mir's ſelbſt vertraut.“

„Ach! du begreifſt mich nicht, ich muß mich faſſen,
Eh' die Gefahr noch enger dich umſtrickt.
O Freund! es hätte längſt ſich merken laſſen,
Daß Eiferſucht an ſeinem Herzen pickt.
Auch mochte wohl die Gräfin dich nicht haſſen,
Sie hat dem Sänger freundlich oft genickt.
Ja! — ſchwur der Graf — ich ſchaff' es nächſter Tage,
Daß er viel zarter noch die Triller ſchlage.“

„Der Siegesſchmuck mit Federn von Kapaunen
Ward dir zu ſchlimmem Zeichen aufgeſetzt.
Und morgen ſchon! ich hört' es deutlich raunen,
Die Stunde naht, das Meſſer iſt gewetzt.
Statt deiner trug ich oft der Herrſchaft Launen,
Wie gerne doch verträt' ich dich auch jetzt!
Und thät' ich's nicht zur Freundſchaft dem Genoſſen,
Doch thät' ich's meinem Ehgeſpann zum Poſſen.“

„Zwar wenn es dir nicht allzu ſchrecklich wäre,
Geduldig dich zu fügen der Gewalt:
Du lebſt an unſrem Hof in hoher Ehre
Und nirgends triffſt du beſſeren Gehalt,
Auch trocknet Freundeshand ja manche Zähre,
Wenn jemals ich für einen Freund dir galt —
Allein ich ſeh', du bebſt an allen Gliedern,
Auf ſolche Antwort läßt ſich nichts erwiedern.“

„So höre denn ein Mittel, das dich rette!
Ein guter Engel flüſtert's mir in's Ohr.
Frühmorgens, wenn man läutet in die Mette,
Erſchlieſſet ſich zuerſt das Norderthor,
Dann, Theurer, hebe ſchleunig dich vom Bette
Und wie zur Jagd gerüſtet reit' hervor!
Biſt du hinaus, dann laſſ' dein Roß ſich ſtrecken!
Des Himmels Heere mögen dich bedecken!“

Er ſpricht's und des Erſchrocknen bleiche Wange
Küßt er mit Judaskuß und ſchleicht nach Haus.
Dem neuen Attis iſt's ſo herzensbange,
Bald überläuft ihn Glut, bald kalter Graus.
Die längſte Nacht, ſie währt' ihm nie ſo lange,
Verzweifelnd blickt er nach dem Morgen aus;
Noch immer lächelt, wie mit kaltem Hohne,
Die keuſche Luna nach dem Schmerzensſohne.

Mich ſelbſt, den Dichter, überſchauert's leiſe,
Iſt gleich der ganze Lug mir aufgedeckt,
Denn ſollte Fortunat ſo ſchnöder Weiſe
Geſtümmelt werden, wie der Narr ihn ſchreckt,
So ſtürbe mir an meinem Lorbeerreiſe
Manch edles Blatt, das noch im Keime ſteckt,
So könnte mein Geſang ja nur ertönen
Vom Fortunat, und nicht von ſeinen Söhnen.

Horch! was vernehm' ich? hallet nicht Geläute?
Er iſt's, der Mettenglock' erſehnter Klang.
O heller Laut, wie oft beriefſt du Bräute,
In Luſt erſchreckende, zum Tempelgang!
Doch wie dem angſtgequälten Jüngling heute,
So ſüß erklangſt du nie, ſo freudig bang.
Kaum heben ſich des Thores Gatterbalken,
Er ſprengt gebückt hinaus mit Hund und Falken.

Und als nun hinter ihm die Mauern ragen,
Da fliegt er über Hecken hin und Gräben,
Die Dogge meint den ſchnellſten Hirſch zu jagen,
Der Falke meint in Sturmgewölk zu ſchweben,
Der Reiter nur will über Trägheit klagen
Und hört nicht auf, den heiſſen Sporn zu geben,
Entfiel' ein Aug' ihm in der groſſen Eile,
Es aufzuheben nähm' er ſich nicht Weile.

Die Meeresflut, unendlich hingegoſſen,
Sie ſetzet erſt der wilden Flucht ein Ziel,
Doch eben will ein Schiff vom Strande ſtoſſen,
Er dingt ſich ein um wenig oder viel,
Zurück noch ſchickt er ſeine Reisgenoſſen,
Den Schimmel ſammt dem Hund und Federſpiel.
Hin fährt das Schiff; wohin? ich kann's nicht ſagen,
Vergaß ja doch der Flüchtling ſelbſt zu fragen.

So gieng's dem Jüngling in den Niederlanden,
Ich malte treu und redlich die Geſchichten,
Auch etwas niederländiſch, ſey's geſtanden!
Man muß ſich nach des Landes Weiſe richten,
Wie in Getränken, Speiſen und Gewanden,
So manchmal auch im Malen und im Dichten.
Wird unſer Schiff nach China hingeweht,
Mal' ich chineſiſch euch, ſo gut es geht.

Und will mich dennoch Der und Jener ſchmälen,
Daß ich ſein feineres Gefühl beleidigt,
So hört denn, eckle Ohren, zarte Seelen,
Ein Wörtchen noch, das mich gewiß vertheidigt!
Die Wahrheit darf ich nimmermehr verhehlen,
Dem alt ehrwürd'gen Buch bin ich vereidigt,
Sollt' ich an ihm das Schmähliche vollziehen,
Dem unſer Held meerüber muß entfliehen?

Zweites Buch.

Wirf ab, mein Lied, den niederländ'ſchen Schuh
Und ſchnalle den Kothurn dir an die Sohlen!
Der herriſchen Fortuna pflichteſt du
Und dieſe hat ein Trauerſpiel befohlen,
Aus Wolken ſprach ſie den Prolog dazu
Und nicht beliebt's ihr, ihn zu wiederholen.
Tritt auch der Held nicht alsbald auf die Bretter,
Noch blieb er unverſenkt von Sturm und Wetter.

Der Schauplatz unſres Stückes iſt zu London,
Die Zeit — ich dächte wohl, im Februar?
Denn welcher rühmet ſich von allen Monden,
Daß er dem Trauerſpiele günſt'ger war?
Doch meine Göttin ſchüttelt ihre blonden
Stirnlocken, fürder deutet ſie in's Jahr:
Den wechſelnden April hat ſie erkoren,
Ihr Dichter ſelbſt iſt im April geboren.

Zu London alſo war ein Kaufmann ſäſſig,
Roberto, von toskaniſchem Geſchlechte.
Von Jugend auf bedacht, arbeitſam, mäſſig,
Hatt' er beſiegt die kargen Schickſalsmächte,
Noch jetzo warb und ſchafft' er unabläſſig,
Streng hielt er ſeine Schreiber, ſeine Knechte,
In Strömen kam ihm der Gewinnſt gefloſſen,
Doch nahm er auch den kleinen gern zum groſſen.

Als dieſer einſt am Pulte ſaß und ſann,
Hört' er im Gange drauſſen raſche Tritte.
Es klopft, und eh' er Antwort geben kann,
Steht ihm der Gaſt ſchon in des Zimmers Mitte,
Ein langer, hagrer, frühverzehrter Mann,
Nach Farb' und Wuchs und Kleidertracht kein Britte;
Die dunkeln Augen läßt er kecklich ſchweifen
Und was er anſieht, ſcheint er zu ergreifen.

„Andreas Rodio bin ich genannt, —
So ſpricht er — von Florenz, wie Ihr, entſproſſen.
Mein Vater Lucas iſt Euch wohl bekannt,
Er rühmt ſich Eurer Jugendzeit Genoſſen,
Hat gute Seidenwaar' Euch ſtets geſandt
Und Euch getreulich in's Gebet geſchloſſen.
Bei der Bewandtniß darf ich mich erfrechen,
Um einen Freundesdienſt Euch anzuſprechen.“

„Ein edler Lord iſt zu Turin gefangen,
Deß kläglich Schickſal mir das Herz bewegt.
Dem armen Manne war es beigegangen,
Daß er ſich eine Sammlung angelegt,
Nicht von Zwiefaltern, Steinen, Muſcheln, Schlangen,
Noch Andrem, was man ſonſt zu ſammeln pflegt,
Nein, wie die Britten ſtets Beſondres freute,
Von Rechnungen der Wirth' und Handelsleute.“

„Seit Monden ſchmachtet er in Block und Eiſen
Ob dieſer Neigung für das Ungemeine;
Nun kam ich jüngſt dorthin auf meinen Reiſen,
(Ich kaufte dort verſchiedne Edelſteine,)
Da ließ ich mir das Sehenswürd'ge weiſen,
Die Kirchen, Klöſter, heiligen Gebeine:
Und durft' ich wohl den Schuldthurm übergehen,
Wo jene ſeltne Sammlung iſt zu ſehen?“

„Als Kenner hatt' ich bald mich überzeugt,
Sie hält' im Werthe vierzehntauſend Kronen,
Den Sammler aber fand ich tiefgebeugt,
Er konnte nicht der dumpfen Luft gewohnen,
Und wie mich leicht das Mitleid überfleugt,
So ſchwur ich, keinen Fleiß für ihn zu ſchonen,
Und nennt mich einen Schurken, wenn ich raſte,
Bis ich der leid'gen Feſſeln ihn entlaſte!“

„Geloben mußt' ich noch am Abſchiedstag,
Nicht ganz umſonſt die Sache zu betreiben,
Auch will er gerne dreifach den Betrag
Von dem, was ihm geliehen wird, verſchreiben.
Roberto — ſprach er — weiß, was ich vermag,
Der wird gewiß nicht ungerühret bleiben. —
So bin ich vor Roberto denn getreten,
Er ſey um dieſen Liebesdienſt gebeten!“

Glaubt nicht, daß mit demüthiger Gebärde
Andreas dieſe Worte vorgebracht!
Hält er nicht, wie der Bettler mit dem Schwerdte,
Mit ſcharfem Blick den Handelsfreund bewacht?
Doch dieſer iſt der kältſte Mann der Erde
Und nie empfand er noch der Blicke Macht.
Geruhig ſpricht er, einen Brief entfaltend
Und ihn dem Fremdling vor die Augen haltend:

„Mit dieſem Schreiben ward ich heute Morgen
Von Eurem Vater aus Florenz beehrt.
Herr Lucas iſt um Euch in großen Sorgen,
Weil Ihr auf Reiſen Geld und Gut verzehrt,
Er warnt mich, Euch das Mindeſte zu borgen,
Wenn Ihr vielleicht hieher den Flug gekehrt,
Auch ſchrieb er ſo nach vielen Handelsplätzen,
Um ſich und Andre aus Gefahr zu ſetzen.“

„Gleichwohl geſteh' ich, daß mir wohl gefällt
Was Ihr betreibt, es iſt ein gut Geſchäfte.
Der edle Lord, von dem Ihr vor gemeldt,
Erlangt noch einſt durch reiches Erbgut Kräfte.
Ich werde zahlen, wenn Ihr Bürgen ſtellt,
Es fehlt Euch nicht, faßt Ihr's am rechten Hefte:
Er hat Verwandte, die ihm helfen können,
Der König ſelber wird ihm Gutes gönnen.“ —

Andreas eilt zu Vettern und Gevattern,
Sie ſind die Reichſten auf der reichen Inſel,
Er ſpricht von faulem Stroh und gift'gen Blattern,
Er ſchildert des Verlaſſenen Gewinſel,
Er malt ihn halbverzehrt von grimmen Nattern,
Er taucht in jeden Höllengraus den Pinſel;
Vergeblich! alle Kunſt iſt hier verſchwendet:
„Der König helfe, der hat ihn verſendet!“

Der König helfe! Nach der Hofburg ſchreitet
Andreas, vor den Kämmrer tritt er hin:
„Britannia! — ruft er — Schmach iſt dir bereitet,
Dein Bote liegt im Kerker von Turin.
Siehſt du, wie er nach dir die Arme ſpreitet?
Und haſt du keinen Schilling mehr für ihn?
Der Pöbel ſammelt ſich vor ſeinem Gitter
Und jubelt: Seht doch Sankt Georg, den Ritter!“

Der Kämmrer drauf: „Mein Lord muß ſich gedulden,
Es hilft ihm nichts, wenn er die Haare rauft,
Er macht zu großer Unzeit ſeine Schulden,
Kein überflüſſig Gold iſt hier gehauft,
Der ſchöne Brautſchmuck koſtet manchen Gulden,
Den unſer König ſeiner Schweſter kauft.
Herr Edmund, der den theuren Schatz verſchlieſſet,
Der zeig' es Euch, wohin das Geld uns flieſſet!“

Geziemt' es, Höll' und Himmel zu vergleichen,
So ſpräch' ich: wie ein heller Sternekranz
Hervortritt, wenn die Wolken plötzlich weichen,
So dem Andreas jener neue Glanz!
O armer Lord, wie muß dein Bild erbleichen!
Der Brautſchmuck füllet ihm die Seele ganz;
Und gierig nach dem koſtbarn Augenſchmauſe,
Eilt er die Straße hin zu Edmunds Hauſe.

Der Ritter Edmund war ein frommer Chriſt,
Doch hatt' er nicht das Leibliche vergeſſen.
So war er eben auch zu jener Friſt
Mit Frau und Kindern an den Tiſch geſeſſen,
Und wie er immer gut und freundlich iſt,
So bittet er den Fremden gleich zum Eſſen.
Wie auch der ungeduld'ge Gaſt ſich wehret,
Er muß erſt ſpeiſen, was der Herr beſcheeret.

Einſtweilen doch beginnt er zu erzählen
Und giebt dem Wirthe ſein Begehren kund.
Er nennt ſich einen Händler in Juwelen,
Und führt die ſchönſten auf dem Erdenrund.
Er hat gehört, der König will vermählen
Die Schweſter an den Herzog von Burgund,
Auch von dem Brautgeſchenk hat er vernommen,
Zu ſehn, zu handeln, iſt er hergekommen.

„Das ſoll geſchehn, das ſoll geſchehn nach Tiſche!
Warum verſchmäht Ihr ſo mein häuslich Mahl?
Entdeckt Ihr nichts, was Euch den Gaumen friſche?
Ihr nehmt vom Rebhuhn nicht und nicht vom Aal!“
Doch Jener denkt an Vögel nicht, noch Fiſche,
Und jede Schüſſel bringt ihm neue Qual.
Bis endlich, nach geſprochnem Tiſchgebete,
Der Wirth zu holen geht das Brautgeräthe.

So wie ein Faun vom buſchigen Geſtade
Mit brünſt'gen Blicken nach der Nymphe ſpäht,
Die ſich entkleiden will zum kühlen Bade
Und bald in offner Fülle vor ihm ſteht:
So blickt der Florentiner nach der Lade,
Daran Herr Edmund jetzt den Schlüſſel dreht;
Und als es nun an dem, ſie aufzudecken,
Da zittert ihm das Herz vor Luſt und Schrecken.

Wie blitzen der Demanten helle Sonnen!
Wie ſpielen farbig all die edeln Sterne!
Und Perlen, Nereus Töchtern abgewonnen,
Und ſchönes, blankes Gold vom reinſten Kerne!
Gleichwie, in der Gedanken Meer zerronnen,
Ein Seher aufblickt zur geſtirnten Ferne,
So dem Andreas am Juwelenſchranke
Verirrt in's Grenzenloſe der Gedanke:

„Ich ſchaue hin, und ſchaue hin auf's Neue,
Es iſt der Erde Gott, was vor mir liegt.
Vor dieſem Zauber weicht die fromme Scheue,
Und des Gewiſſens Zweifel iſt beſiegt,
Von ihm bezwungen wird des Weibes Treue,
Von ihm des Mädchens Unſchuld eingewiegt.
Solch einen Talisman an jedem Finger,
Du biſt ein Fürſt, du biſt ein Weltbezwinger!“

„Und mußt' ich ſo die ſchönſte Zeit verſchwenden,
Die Kraft der Jugend, mit unwürd'ger That!
Was hieß es, falſche Wechſel auszuſenden,
Die man beim erſten Blick mit Füßen trat?
Verliebte Wittwen um ihr Gut zu pfänden?
O leichtes Spiel! o kindiſcher Verrath!
Kömmt mir der wahre Sinn ſo ſpät zur Reiſe,
Daß ich erſt jetzo nach dem Höchſten greiſe?“

„Nur weil ihr pranget mit den Diademen,
Ihr Fürſten, ſeyd ihr Herrſcher dieſer Zeit,
Wird man euch dieſe Zier vom Haupte nehmen,
So weicht die Blendung eurer Herrlichkeit.
Ein Schatten iſt der Menſch, ein trüber Schemen,
Wenn ihm das Gold nicht ſeinen Schimmer leiht.
Ich aber will mich ſchwingen aus dem Dunkeln,
Der Schmuck iſt mein, ein König werd' ich funkeln!“

So führ' er fort, zu träumen und zu raſen,
Da frägt Herr Edmund: „Nun geſteht mir frei!
Was denkt Ihr von den feurigen Topaſen?
Was von dem großen Diamanten-Ei?
Was hier von den milchweiſſen Perlenblaſen?
Und habt Ihr ſelber was, das ſchöner ſey?“
Der Fremdling ſpricht: „Ich werd' Euch Meines weiſen,
Beliebt es morgen Euch, mit mir zu ſpeiſen.“

Drauf kehrt Andreas zu dem Gaſtfreund wieder
Und iſt der angenehmſten Botſchaft voll:
Ein Mann hat ſich gefunden, feſt und bieder,
Der für den Sammler ſich verſchreiben ſoll;
Auch ſinget er dem Kaufherrn ſeine Lieder
Von ſichrer Bürgſchaft auf des Königs Zoll:
„Schafft morgen nur ein ſtattlich Mahl, denn wiſſet,
Daß unſer guter Bürge mit uns iſſet!“

Roberto rüſtet ſtattlich ſeine Küche,
Der Gaſt erſcheinet mit dem Stundenſchlag,
Er wittert ferne ſchon die Wohlgerüche,
Sie künden ihm ein treffliches Gelag.
Man ißt, man trinkt, man bringt ſich gute Sprüche,
Und Jeder denkt im Herzen, was er mag;
Doch iſt's verpönet, daß kein Wort entwiſche
Von dem Geſchäft, nach Tiſche das, nach Tiſche!

Als nun der Gaſt die Mahlzeit eingenommen
Und manches Glas genippt vom edeln Wein,
Da ſieht man recht, wie es ihm wohl bekommen,
Denn freundlich, wie ein Engel, blickt er drein.
Das innige Behagen dieſes Frommen,
Es rührte wohl ein Herz von Kieſelſtein.
Andreas aber naht ſich ihm geſellig:
„Zur Sache nun, Herr Ritter, wenn's gefällig!“

Nicht ahnt der Arme, wie man ihn beliſte,
Er dankt für Alles, was er Gut's genoß,
Und kindlich froh, als gieng's zum heil'gen Chriſte,
Folgt er dem Schalk in's obere Geſchoß.
Dort ſteht in öder Kammer eine Kiſte;
Schon öffnet ſich das wohlverwahrte Schloß,
Herr Edmund beugt ſich hin, ſo ſieht er's beſſer,
Da fährt ihm in's Genick des Wälſchen Meſſer.

Drauf nimmt der Mörder dem entſeelten Gaſt
Den Daumenring, womit er ſonſt geſiegelt,
Reißt ihm vom Gurt die Schlüſſel, und mit Haſt
Entweichet er, nachdem er feſt verriegelt.
Du aber/Edmund, hätteſt dich im Glaſt
Der eiteln Erdenſchätze gern geſpiegelt:
Wie iſt dir, als mit einmal ſich verbreiten
Vor deinem Blick des Himmels Herrlichkeiten?

Der Mörder rennt hinab in's Haus des Todten,
Wo er die Frau, nun Wittwe, ſo verſtändigt:
„Herr Edmund ſendet mich als ſeinen Boten,
Er läuft nicht gern, wenn er ein Mahl beendigt,
Und daß er löſe jeden Zweifelsknoten,
Hat er mir Ring und Schlüſſel eingehändigt.
Er ſchickt mich, weil zum Tauſch wir nöthig haben
Das Käſtlein mit den feinen Hochzeitgaben.“.

Hat auch die Frau noch irgend ein Bedenken,
Der Wälſche weiß, wie man mit Weibern ſpricht;
Sie ſucht in allen Kammern, allen Schränken,
Sie ſucht und ſucht, das Käſtlein find't ſie nicht.
Das hat er nun von allen ſeinen Ränken,
Von ſeiner blut'gen That, der Böſewicht!
Doch er, der Welt und ſeines Ichs Verächter,
Bricht aus in ein ſataniſches Gelächter.

Die Stunde drängt und Eile will die Flucht,
Bevor um Rache ſchreit der grauſe Mord.
Drum flügelt er die Schritte nach der Bucht
Und wirft ſich an des nächſten Schiffes Bord.
Wer vor dem Henkerbeile Rettung ſucht,
Dem gilt es gleich, nach Süd hin oder Nord.
Das Hurrah ſchallt, die Barke fleugt mit vollen
Gefiedern — aber ferne Donner rollen.

Der Kaufherr ſaß indeß daheim und ſchrieb,
Da quoll das Blut hernieder durch die Dielen,
Doch weil er ſein Geſchäft mit Eifer trieb
Und nicht gewohnt war, über's Blatt zu ſchielen,
Kein Wunder! daß er unbekümmert blieb,
Bis ihm die Tropfen in die Rechnung fielen.
Ob er ſich wohl am Federmeſſer ritzte?
Ob er mit rother Dinte ſich beſchmitzte?

Roberto! hebt es an, ſich dir zu lichten?
Erbebſt du vor der gräßlichen Entfaltung?
Nicht wahr, von derlei blutigen Geſchichten
Stand nichts in deiner doppelten Buchhaltung?
In ebnem Gleiſe gieng dein Thun und Dichten,
Da faßt dich furchtbar des Geſchickes Waltung,
Das Angewohnte fällt, das alte, theure,
Du mußt hinüber in das Ungeheure!

Roberto ſteckt die Feder hinter's Ohr,
Berufet zitternd ſeine Hausgenoſſen
Und ſteigt mit ihnen zum Gemach empor,
Von wo der böſe Thau herabgefloſſen,
Wohl ſchöbe Jeder gern den Andern vor,
Die Thüre wird gewaltſam eingeſtoſſen:
Dort liegt Herr Edmund blutig bei der Truhe,
Dort hält Herr Edmund tiefe Mittagsruhe.

Hat ſich in einem Hauſe was geändert,
Auf ſolche Weiſe, drob das Herz erſchaudert,
Und kömmt ein Freund des Hauſes hergeſchlendert,
Der ſonſt wohl manches Stündlein dort verplaudert:
Wie der erſtaunt und, ſelbſt noch unverändert,
Die Wohlbekannten zu erkennen zaudert!
Denn Alle ſind, wie man Lemuren ſchildert,
Verfärbt, entſtellt, die Stimmen ſelbſt verwildert.

So hätt' es Einer bei Roberto troffen,
Bis man ſich mählig ſammelt und bedenkt:
Kann man die Leiche wegzubringen hoffen?
Wird der Verdacht noch irgend abgelenkt?
Ein tiefer Brunnen ſteht im Keller offen,
Wohlan! dort wird der todte Leib verſenkt.
Doch bleibt dem Hauſe Luſt und Muth verdorben,
Als wäre der Gebieter ſelbſt geſtorben.

Geſtorben nicht, doch auch nicht mehr lebendig!
Er hat ja keine Luſt mehr an den Zahlen,
Er weiß noch kaum das Einmaleins auswendig,
Vergißt den Monatstag zu öftern Malen
Und ſtößt ſich in den Rechnungen beſtändig,
Denn immer, wenn er ſitzt ob den Journalen,
Iſt's ihm, als ob das Blut herniedertropfe
Und an der Thüre ſchon der Häſcher klopfe.

Geduld! die Sage rennt auf allen Pfaden,
Der König hört, daß man den Ritter miſſe,
Herr Edmund ſtand bei ihm in großen Gnaden,
Und mehr noch macht der Schmuck ihm Kümmerniſſe.
Zum Florentiner war der Mann geladen,
Dort iſt es glaublich, daß man von ihm wiſſe.
Jetzt klopft es erſt! der Richter mit den Bütteln,
Um Alles auszuſtöbern, aufzurütteln!

Auch die Gewölbe werden nicht verſchont
Und ſo durchſtört vom Boden bis zur Decke,
Daß keine Ratz' im Loche ſicher wohnt
Und keine Fledermaus in ihrer Ecke.
Da denkt noch Einer: „ob ſich's wohl verlohnt,
Daß ich ein Windlicht in den Brunnen ſtrecke?"
Und ſieh! entſetzlich aus der feuchten Tiefe
Starrt eine Hand, als ob ſie Rache riefe.

Nicht ſoll Medea ihre Kinder ſchlachten
Vor allem Volke, hat Horaz gelehrt,
Und ſeinen Ausſpruch ziemt es uns zu achten,
Da er, Fortuna, deinen Ruhm gemehrt.
Drum, wenn wir Keckes auf die Bühne brachten,
So bleib' uns doch das Aeuſſerſte verwehrt:
Wie man den Herrn aufhenkt zuſammt den Knechten,
Weil ſie den Mord verhehlt, nach Landesrechten.

Und euch, Zuſchauer, die ihr müde ſeyd
Der traurigen und fürchterlichen Dinge,
Zeig' ich zum Troſte, wie man herbes Leid
Und finſteres Entſetzen bald bezwinge,
Wenn ich ein junges Weib in ſchwarzem Kleid,
Camillen, Edmunds Wittwe, vor euch bringe.
Die Schöne, deren Trauerzeit noch dauert,
Hat doch im Herzen mählig ausgetrauert.

Erſt fühlt ſie ihre Zähren ſanfter rinnen,
Gemäſſigter ertönt ihr Weh und Ach,
Schon hört ſie auf, ſich feindlich einzuſpinnen,
Sie läßt die Sonne ſchon in ihr Gemach,
Schon ſieht ſie wieder ihre Nachbarinnen
Und merkt es ſich, was eine tröſtend ſprach,
Sie ſprach: „O laßt Euch eine Wittwe ſagen,
Wie Ihr des todten Manns Euch könnt entſchlagen!“,

„Jetzt, da die Blüthenknöpfe wieder quellen
Und da der Kuckuck rufet, früh und ſpät,
Jetzt laſſet Eure Bettſtatt anders ſtellen,
Als ſie noch ſeit des Sel'gen Tagen ſteht,
Und denkt an einen feinen Junggeſellen,
Jedoch in Ehren, wenn Ihr ſchlafen geht!
Die Todten zu den Todten, mein' ich eben,
Die Lebenden zu denen, die da leben!"

Camilla drauf: „Gevatterin, bei Leibe!
Sollt' ich vergeſſen meines liebſten Herrn?"
Doch als ſie nun allein iſt, kömmt's dem Weibe
Nicht aus dem Sinne, ſie verſucht' es gern.
Und wär' es auch zum bloſſen Zeitvertreibe,
Die Bettſtatt ſoll vom alten Platze fern.
Doch als man rückt, was hat ſich da gefunden?
Das Käſtlein, das ſeit Edmunds Tod verſchwunden.

Die Wittwe wendet ſich an zween geehrte
Verwandte, die ihr oft zu Rathe waren,
Die Männer aber ſchütteln ihre Bärte:
„Was hilft es Euch, den theuren Schmuck bewahren?
Unmöglich iſt es, daß man ihn verwerthe,
In aller Welt hat man davon erfahren.
Viel beſſer iſt's, Ihr tragt ihn ſelbſt zum Throne
Und harret, wie der König Euch belohne."

Da ſchmücket ſich Camilla, wie es denen,
Die um den Gatten trauern, ſich gebührt.
An ihre Wimpern hängt ſie Wittwenthränen,
In Seufzer wird die ſchöne Bruſt geſchnürt,
Und nichts verſäumt ſie, was an Magdalenen
Die Augen locket und die Herzen rührt.
Das Käſtlein hüllet ſie in ihre Flöre
Und meldet ſich dem König zum Gehöre.

Als drauf der König an dem theuren Funde
Den Blick geſättigt, denket er im Stillen:
„Die Pflicht erheiſcht, daß noch in dieſer Stunde
Mein voller Dank ſich zeige Frau Camillen.
Um was nun trägt ihr Herz die tiefe Wunde,
Als um des jetztgefundnen Schmuckes willen?
Drum iſt es billig, daß aus dieſem Schatze
Ein neues Glück ihr aufblüht zum Erſatze.“

Und mitten aus der unſchätzbaren Habe
Entnimmt er einen Ring von hohem Preis:
„Empfangt, Camilla, die geringe Gabe!
Doch nicht als meiner Dankbarkeit Beweis,
Nein! daß ich Euch von des Gemahles Grabe
Zurücke zieh' in meines Hofes Kreis.
Ihr aber werbet, meines Throns Vaſallen,
Wer dieſen Ring gewinne von euch allen!“

Nun ſteht ein Junker, blondgelockt und ſchlank,
Dem Dienſte wartend, bei des Königs Stuhle.
Bevor noch Edmund in die Grube ſank,
Hieß es, daß Jener um Camillen buhle
Und daß er Tag für Tag, nicht ohne Dank,
Sein Roß an ihrem Haus vorüberſchule.
Der bittet jetzo, nicht umſonſt, die Dame
Um ihren Ring, ein Tröſter ihrem Grame.

Doch ihr, Demanten, königliche Spende,
Wohl mögt ihr eine reine Stirne ſchmücken,
Und ihr, der Perlen köſtliche Gebände,
Ihr mögt um eine fromme Bruſt euch drücken,
Ihr aber, goldne Spangen, zieret Hände,
Die nichts denn wohlthun, ſegnen und beglücken,
Daß ihr entſündigt werdet, Brautkleinode,
Die ihr befleckt ſeyd mit vielfachem Tode!

Britanniens großer König ſey geprieſen,
Wie er der frommen Wittwen ſich erbarme!
Noch eine ſoll den Tröſter ſich erkieſen,
Roberto's Wittwe, Cordula, die Arme.
Obſchon ſich ihre Unſchuld klar erwieſen,
Doch lebt ſie, ſammt den Waiſen, tief im Harme:
Denn als ihr Eheliebſter hieng am Galgen,
Da ließ man um ſein Gut das Volk ſich balgen.

Der König ruft ſie, reichlich auszuſtatten
Gedenkt er ſie, erſcheinet nur ein Freier.
Zwar längern ſchon ſich ihres Lebens Schatten,
Doch löst ſie gerne noch den Wittwenſchleier.
Sie ſpricht von einem Diener ihres Gatten:
Zur Zeit des Mords verſchickt geweſen ſey er,
Er ſey, unangeſehen ſeiner Jugend,
Ein Muſterbild der Frömmigkeit und Tugend.

Der König läßt den jungen Mann beſchicken,
Nur denkt er, als er Jenen ſich beſchaut:
„An dem iſt wenig Tugend zu erblicken,
Er ſcheint mir eine leichte, lockre Haut.
Doch meint die Frau an ihm ſich zu erquicken,
So werde ſie noch heut' ihm angetraut!“ —
Wir aber wünſchen: möge wohl gerathen
Die Ehe Cordula's mit — Fortunaten!

Der Vorhang fällt. Was wir euch aufgetiſchet,
Sagt, iſt es nicht ein ächtes Trauerſpiel?
Zwar iſt der ärgſte Böſewicht entwiſchet,
Der Hehler des Verbrechens aber fiel,
Die Wittwenthränen hat man abgewiſchet,
Und Alles kam an ein verſöhnend Ziel.
Doch mag die Welt nun tadeln oder loben,
Schon hat Fortuna neues Spiel erhoben.

Nachtrag
zu den
Vaterländiſchen Gedichten S. 121.

14. Prolog zu dem Trauerſpiel: Ernſt, Herzog von Schwaben.

(Zur Feier der würtembergiſchen Verfaſſung wurde am 29. Okt. 1819 auf dem Hof- und National-Theater zu Stuttgart das genannte Trauerſpiel des Verfaſſers dieſer Gedichte mit dem hier abgedruckten Prolog aufgeführt.)

Ein ernſtes Spiel wird euch vorübergehn,
Der Vorhang hebt ſich über einer Welt,
Die längſt hinab iſt in der Zeiten Strom,
Und Kämpfe, längſt ſchon ausgekämpfte, werden
Vor euern Augen ſtürmiſch ſich erneun.

Zween Männer, edel, bieder, fromm und kühn,
Zween Freunde, treu und feſt bis in den Tod,
Preiswerthe Namen deutſcher Heldenzeit,
Ihr werdet ſehn, wie ſie, geächtet, irren
Und, in Verzweiflung fechtend, untergehn.

Das iſt der Fluch des unglückſel'gen Landes,
Wo Freiheit und Geſetz darnieder liegt,
Daß ſich die Beſten und die Edelſten
Verzehren müſſen in fruchtloſem Harm,
Daß, die für's Vaterland am reinſten glühn,
Gebrandmarkt werden als des Lands Verräther,
Und, die noch jüngſt des Landes Retter hießen,
Sich flüchten müſſen an des Fremden Heerd.
Und während ſo die beſte Kraft verdirbt,
Erblühen, wuchernd in der Hölle Segen,
Gewaltthat, Hochmuth, Feigheit, Schergendienſt.

Wie anders, wenn aus ſturmbewegter Zeit
Geſetz und Ordnung, Freiheit ſich und Rech
Emporgerungen und ſich feſtgepflanzt!
Da drängen die, ſo grollend ferne ſtanden,
Sich fröhlich wieder in der Bürger Reihn,
Da wirket jeder Geiſt und jede Hand,
Belebend, fördernd, für des Ganzen Wohl,
Da glänzt der Thron, da lebt die Stadt, da grünt
Das Feld, da blicken Männer frei und ſtolz;
Des Fürſten und des Volkes Rechte ſind
Verwoben, wie ſich Ulm' und Reb' umſchlingen,
Und für des Heiligthums Vertheidigung
Steht Jeder freudig ein mit Gut und Blut.

Man rettet gern aus trüber Gegenwart
Sich in das heitere Gebiet der Kunſt,
Und für die Kränkungen der Wirklichkeit
Sucht man ſich Heilung in des Dichters Träumen.
Doch heute — wen vielleicht der Bühne Spiel
Verwundet, der gedenke, ſich zum Troſte,
Welch Feſt wir wahr und wirklich heut begehn!
Da mag er ſehn, für was die Männer ſterben.

Noch ſteigen Götter auf die Erde nieder.
Noch treten die Gedanken, die der Menſch
Die höchſten achtet, in das Leben ein.
Ja! mitten in der wildverworrnen Zeit
Erſteht ein Fürſt, vom eignen Geiſt bewegt,
Und reicht hochherzig ſeinem Volk die Hand
Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts.
Ihr habt's geſehen, Zeugen ſeyd ihr alle,
In ihre Tafeln grab' es die Geſchichte!
Heil dieſem König, dieſem Volke Heil!

Inhalt.

Seite
Vorwort zu der erſten Auflage 1815. 3

Lieder.

Des Dichters Abendgang. 9
An den Tod. 10
Harfnerlied am Hochzeitmahle. 12
Der König auf dem Thurme. 14
Maiklage. 15
Lied eines Armen. 17
Geſang der Jünglinge. 19
Lied des Gärtners. 21
Die Kapelle. 22
Die ſanften Tage. 23
Im Herbſte. 25
Wunder. 26
Mein Geſang. 27
Mönch und Schäfer. 29
Schäfers Sonntagslied. 30
Geſang der Nonnen. 31
Des Knaben Berglied. 33
Brautgeſang. 35
Entſchluß. 36
Lauf der Welt. 37
Waldlied. 38
Seliger Tod. 39

Seite

Untreue. 40
Die Abgeſchiedenen. 41
Die Zufriedenen. 42
Hohe Liebe. 43
Nähe. 44
Vorabend. 45
Nachts. 46
Schlimme Nachbarſchaft. 47
Bauernregel. 48
Hans und Grete. 49
Der Schmied. 50
Jägerlied. 51
Des Hirten Winterlied. 52
Lied des Gefangenen. 53
Frühlingslieder.
- 1. Frühlingsahnung. 54
- 2. Frühlingsglaube. . . . . . . ebd.
- 3. Frühlingsruhe. 55
- 4. Frühlingsfeier. . . . . . . ebd.
- 5. Lob des Frühlings. 56
- 6. Frühlingslied des Recenſenten. . . . . ebd.

Freie Kunſt. 58
Bitte. 60
Auf einen verhungerten Dichter. 61
Das Thal. 63
Ruhethal. 64
Mailied. 65
Klage. 66
Rechtfertigung. 67
An einem heitern Morgen. 68
Wanderlieder.
- 1. Lebewohl. 69
- 2. Scheiden und Meiden. . . . . . ebd.
- 3. In der Ferne. 70
- 4. Morgenlied. . . . . ebd.
- 5. Nachtreiſe. 71

Seite
6. Winterreiſe. 72
7. Abreiſe. 73
8. Einkehr. . . . . ebd.
9. Heimkehr. 74
Zimmerſpruch. 75
Verſpätetes Hochzeitlied. 76
Tafellied. 77
Metzelſuppenlied. 79
Trinklied. 81
Trinklied. 82
Lied eines deutſchen Sängers. 85
Auf das Kind eines Dichters. 86
Vorwärts. 87
Die Siegesbotſchaft. 89
An das Vaterland. 90
Ernſt der Zeit. 91
Das neue Mährchen. 92
Ausſicht. 93
An die Mütter. 94
An die Mädchen. 95
Die neue Muſe. 96

Vaterländiſche Gedichte.

1. Am 18. Oktober 1815. 99
2. Das alte gute Recht. 102
3. Würtemberg. 104
4. Geſpräch. 106
5. An die Volksvertreter. 108
6. Am 18. Oktober 1816. 109
7. Schwindelhaber. 112
8. Hausrecht. 113
9. Das Herz für unſer Volk. 114
10. Neujahrswunſch, 1817. 116
11. Den Landſtänden zum Chriſtophstag 1817. . . . 117
12. Gebet eines Würtembergers. 119
13. Nachruf, im Jun. 1817. 120

Seite

Sinngedichte.

An Apollo, den Schmetterling. 125
Achill. . . . . ebd.
Helena. . . . . ebd.
Narziß und Echo. 126
Die Götter des Alterthums. . . . . . . ebd.
Tells Platte. 127
Die Ruinen. . . . . ebd.
Begräbniß. . . . . ebd.
Mutter und Kind. 128
Märznacht. . . . . ebd.
Im Mai. . . . . ebd.
Tauſch. . . . . ebd.
Amors Pfeil. 129
Traumdeutung. . . . . ebd.
Die Roſen. . . . . ebd.
Antwort. 130
Die Schlummernde. . . . . ebd.
An Sie. 131
Greiſenworte. 132
Auf den Tod eines Landgeiſtlichen. 133
Schickſal. 134

Sonette. Oktaven. Gloſſen.

Vermächtniß. 137
An Petrarka. 138
In Varnhagens Stammbuch. 139
An Kerner. 140
Auf Karl Gangloffs Tod. 141
An den Unſichtbaren. 144
Todesgefühl. 145
Ergebene Liebe. 146
Geiſterleben. 147
Oeder Frühling. 148
Die theure Stelle. 149
Die zwo Jungfraun. 150

Seite
Der Wald. 151
Der Blumenſtrauß. 152
Entſchuldigung. 153
Vorſchlag. 154
Die Bekehrung zum Sonett. 155
Schlußſonett. 156
An die Bundſchmecker. 1816. 157
An K. M. 158
Ein Abend. 159
Rückleben. 160
Geſang und Krieg. 161
Katharina. 164

Gloſſen.

1. Der Recenſent. 167
2. Der Romantiker und der Recenſent. . . 169
3. Die Nachtſchwärmer. 171

Dramatiſche Dichtungen.

Schildeis. Fragment. 175
Das Ständchen. 181
Normänniſcher Brauch. 187

Balladen und Romanzen.

Entſagung. 199
Die Nonne. 201
Der Kranz. 202
Der Schäfer. 204
Die Vätergruft. 206
Die ſterbenden Helden. 207
Der blinde König. 209
Der Sänger. 211
Gretchens Freude. 213
Das Schloß am Meere. 215
Vom treuen Walther. 217
Der Pilger. 219
Abſchied. 221
Des Knaben Tod. 223

Seite
Der Traum. 224
Drei Fräulein. 225
Der ſchwarze Ritter. 229
Der Roſengarten. 232
Die Lieder der Vorzeit. 235
Die drei Lieder. 237
Der junge König und die Schäferin. 238
Fräuleins Wache. 247
Des Goldſchmieds Töchterlein. 249
Der Wirthin Töchterlein. 252
Die Mähderin. 253
Das Ständchen. 255
Die Harfe. 256
Der Leitſtern. 257
Des Sängers Wiederkehr. 259
Das Schifflein. 260
Sängers Vorüberziehn. 261
Traum. 262
Der gute Kamerad. 264
Der Roſenkranz. 265
Das traurige Turnei. 269
Jungfrau Sieglinde. 271
Der Sieger. 273
Der nächtliche Ritter. 274
Der kaſtiliſche Ritter. 275
Sankt Georgs Ritter. 278
Romanze vom kleinen Däumling. 282
Romanze vom Recenſenten. 283
Ritter Paris. 284
Der Räuber. 286
Sängerliebe. 287
  1. Rudello. . . . . ebd.
  2. Durand. 290
  3. Der Kaſtellan von Couci. 292
  4. Don Maſſias. 296
  5. Dante. 297

Seite

Liebesklagen.
  1. Der Student. 300
  2. Der Jäger. 302
Unſtern. 304
Der Ring. 306
Die drei Schlöſſer. 308
Graf Eberhards Weißdorn. 311
Das Reh. 313
Der weiße Hirſch. 314
Die Jagd von Wincheſter. 315
Harald. 317
Die Elfen. 320
Die Bildſäule des Bacchus. 323
Von den ſieben Zechbrüdern. 325
Junker Rechberger. 329
Graf Eberſtein. 333
Schwäbiſche Kunde. 335
Die Rache. 337
Das Schwerdt. 338
Siegfrieds Schwerdt. 339
Klein Roland. 341
Roland Schildträger. 347
König Karls Meerfahrt. 355
Taillefer. 358
Das Nothhemd. 361
Graf Eberhard der Rauſchebart. 364
  1. Der Ueberfall im Wildbad. . . . ebd.
  2. Die drei Könige zu Heimſen. 367
  3. Die Schlacht bei Reutlingen. . . . 369
  4. Die Döffinger Schlacht. 373
Der Schenk von Limburg. 377
Der Königsſohn. 382
Des Sängers Fluch. 389
Die verlorene Kirche. 392
Mährchen. 395

Seite

Altfranzöſiſche Gedichte.

Die Königstochter. 407
Graf Richard ohne Furcht. 409
Legende. 415
Roland und Alda. 417

Fortunat und ſeine Söhne. Fragment.

Erſtes Buch. 425
Zweites Buch. 444

Nachtrag zu den Vaterländiſchen Gedichten.

14. Prolog zu dem Trauerſpiel: Ernſt, Herzog von Schwaben. 463

Walther von der Vogelweide,

ein

altdeutſcher Dichter,

geſchildert

von

Ludwig Uhland.

Herr Walther von der Vogelweide,
Wer des vergäſſe, thät' mir leide.
Der Renner.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1822.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Der Dichter, deſſen Leben und Charakter darzuſtellen ich unternommen habe, ſchien mir vorzüglich geeignet, diejenige Richtung für das Erforſchen der altdeutſchen Poeſie zu bezeichnen; welche, nach meinem Dafürhalten, noch mit beſondrem Eifer zu verfolgen iſt, wenn ein lebendiges und vollſtändiges Bild von dem dichteriſchen Treiben jenes Zeitalters hervortreten ſoll.

Neben den gründlichen Bemühungen, welche der Sprachkenntniß, als der erſten Bedingung des Verſtändniſſes, zugewendet worden ſind, hat vornehmlich die Erforſchung des Gemeinſamen, des poetiſchen Geſammteigenthums in Sage, Bild und Wort, bedeutende Fortſchritte gemacht. Mit weniger Liebe und Erfolg iſt das Beſondre behandelt worden, wie es aus der Eigenthümlichkeit von Zeit und Ort, aus der perſönlichen Anlage und Neigung des Dichters, hervorgeht.

Beiderlei Richtungen ſind aber gleich nothwendig. So wenig der allgemeine Zuſammenhang aller Poeſie zu mißkennen iſt, eben ſo wenig kann die Schöpferkraft, die ſtets im Einzelnen Neues wirkt, geläugnet werden. Es giebt eine Ueberlieferung von Geſchlecht zu Geſchlecht; es giebt eine freie Dichtung begabter Geiſter. Beides muß die Geſchichte der Poeſie zu würdigen wiſſen.

Die ſorgfältige Beachtung dieſes Beſondern darf am wenigſten verſäumt werden, wenn in jene reichhaltigen Liederſammlungen aus dem deutſchen Mittelalter, welche noch als verworrene Maſſe vor uns liegen, Licht und Ordnung kommen ſoll. Dieſe Sammlungen enthalten, bei allem Gemeinſamen in Form und Gegenſtand der Dichtung, gleichwohl eine große Manigfaltigkeit von Dichtercharakteren, eigenthümlichen Verhältniſſen und Stimmungen, perſönlichen und geſchichtlichen Beziehungen. Gerade diejenigen Lieder, welche ſich mehr im Allgemeinen halten und darum auch am leichteſten verſtanden werden, ſind vorzugsweiſe bekannt geworden und mußten denn auch dieſer ganzen Liederdichtung den Vorwurf der Eintönigkeit und Gedankenarmuth zuziehen. Diejenigen dagegen, deren Beziehungen eigenthümlicher und tiefer ſind, blieben ſo ziemlich ihrem Schickſal überlaſſen.

Davon will ich hier nicht ausführlicher ſprechen, wie die Zeitgeſchichte überhaupt, das merkwürdige Zeitalter der Hohenſtaufen, das uns Jahrbücher und Urkunden nur in politiſcher Starrheit darſtellen, wie dieſes erſt die rechte Farbe und Lebenswärme gewinnt, wenn wir es in der Einbildungskraft und dem Gemüthe der Dichter abgeſpiegelt ſehen.

Vom Thunerſee bis zur Inſel Rügen, vom adriatiſchen Meere bis nach Brabant ziehen ſich die Straßen des altdeutſchen Geſanges. Ueberall Fürſtenhöfe und Ritterburgen, Städte und Klöſter, wo Sänger und Sangesfreunde hauſen oder herbergen. Es ließe ſich eine reiche Landkarte des poetiſchen Deutſchlands im Mittelalter entwerfen. Von keinem aber aus der Zahl dieſer Sänger dürfte die Forſchung zweckmäßiger ausgehen, als von Walther von der Vogelweide, der auf ſeinen vielfachen Wanderungen allwärts Berührungen anknüpft und deſſen langes, liederreiches Leben einen für die Poeſie ſo merkwürdigen Zeitraum umfaßt.

Wenn ich den Werth dieſes Dichters hervorhebe, ſo berühre ich nicht etwas Neues und bisher Unbeachtetes. Von Bodmer (Proben d. alt. ſchwäb. Poeſ. ꝛc. Zürich 1748. Vorber. S. 33 ff.) bis auf die neueſte Zeit haben manche Literatoren die dichteriſche Kraft und die Vielſeitigkeit deſſelben, ſo wie ſeine Bedeutung für die Zeitgeſchichte, mit mehr oder weniger tiefem Verſtändniß, erkannt und angerühmt *). Von Gleim (Gedichte nach Walth. v. d. Vogelw. 1779.) bis auf Tieck (Minnelieder ꝛc. Berl. 1803.) und Spätere iſt manches ſeiner

---

*) Das Treffendſte, was mir bekannt iſt, hat über ihn ein Gelehrter geſprochen, dem man ſonſt die Ueberſchätzung der Dichterwerke des Mittelalters nicht vorwirft, Bouterwek, in ſeiner Geſch. d. Poeſ. u. Beredſamk., Bd. IX. S. 107 ff.: „Einer der vorzüglichſten unter dieſen erſten und unter allen deutſchen Minneſingern iſt Walther von der Vogelweide aus einer adeligen Familie im Thurgau. — Aus ſeinen volltönenden, kräftigen und lieblichen Geſängen ſpricht ein wahrhaft lyriſches Genie. Selbſt religiöſe Gegenſtände behandelt er glücklicher, als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen. Auch war er reicher an Gedanken, als ſie. Ihm ſchwebte, wie jedem großen Dichter, auch ohne philoſophiſche Meditation, das Ganze des menſchlichen Lebens vor. Gewöhnlich haben ſeine Darſtellungen etwas Mahleriſches Einige ſeiner Geſänge in langen Zeilen nähern ſich dem metriſchen Charakter des Sonetts. Einige nehmen einen hohen feierlichen Schwung; andere geben den leichten, raſchen Schritt des muntern Volksliedes; noch andere ſind mit einer faſt epigrammatiſchen Feinheit ausgeführt. Weinerliche Klage war nicht dieſes Dichters Sache; aber im Preiſe der Frauen iſt er unerſchöpflich. Doch das poetiſche Verdienſt des

Lieder durch Bearbeitung oder Uebertragung in die neuere Sprache den Zeitgenoſſen näher gerückt worden. Gleichwohl fehlt es noch an einer umfaſſenderen Darſtellung ſeines Lebens und Weſens.

Man wird behaupten, durch eine kritiſche, mit den verſchiedenen Lesarten und den nöthigen Erklärungen ausgeſtattete, das Unächte vom Aechten ausſcheidende und den vielfach geſtörten Rhythmus in ſeiner Reinheit herſtellende Ausgabe ſeiner Lieder würde das Beſte für den alten Dichter geſchehen. Weit entfernt, das Verdienſtliche und die Wichtigkeit eines ſolchen Unternehmens zu mißkennen *), bin ich doch der Meinung, daß nur dann jedes Einzelne ſein rechtes und

---

„trefflichen Walthers von der Vogelweide iſt einer ausführlichen Analyſe werth, zu der ſich hier kein Raum findet. Noch verdient ſein Vaterlandsgefühl bemerkt zu werden. Einige ſeiner Gedichte haben das öffentliche Wohl Deutſchlands zum Gegenſtande. Im Volkstone hat er das Lob des deutſchen Namens geſungen."

*) Eine neue Ausgabe ſämmtlicher Gedichte Walthers hat Köpke, der Herausgeber von Barlaam und Joſaphat, zugeſagt. S. Büſchings Wöchentl. Nachrichten ꝛc. Bd. IV. 1819. S. 11. Vorarbeiten hat auch Lachmann, in ſeiner Auswahl aus den hochdeutſchen Dichtern des 13 Jahrh. Berl. 1820. S. 178—203, geliefert.

volles Licht erhalten könne, wenn erſt der Geiſt und Zuſammenhang des Ganzen gehörig erkannt iſt. Für eine Ausgabe der Lieder aber würde nicht die Zuſammenſtellung nach der Zeitfolge, welche bei einem großen Theile derſelben ohnehin nicht beſtimmbar iſt, oder nach der Verwandtſchaft der Gegenſtände, ſondern vielmehr die Anordnung nach den Tönen die' ſchicklichſte ſeyn.

Weil übrigens der Dichter doch nur aus ſeinen Liedern vollſtändig begriffen wird und weil Walthers Lieder gerade die Hauptquelle ſind, woraus wir über ſeine Lebensumſtände Aufſchluß erhalten, ſo habe ich überall die Gedichte ſelbſt oder doch bezeichnende Stellen aus denſelben in die Darſtellung verwoben.

Die Form, in der ich dieſe Gedichte liefre, mußte durch den Zweck der ganzen Arbeit beſtimmt werden. Sie mußten vor Allem verſtändlich ſeyn. Es war hier nicht ſowohl um die ſprachliche Beziehung, als um die Aufklärung über Schickſal und Charakter des Dichters zu thun. Darum wählte ich den Weg der Uebertragung aus der älteren Mund- und Schreibart in die neuere.

Nicht unbekannt iſt mir, wie wenig dieſes Verfahren bei gründlichen Kennern des deutſchen Alterthums empfohlen iſt. Es gehen dabei manche Feinheiten der alten Sprache verloren und nicht geringere Schwierigkeit, als die gänzlich veralteten Formen und Worte, bieten häufig diejenigen dar, welche, noch jetzt gangbar, ihre Bedeutung mehr oder weniger verändert haben und dadurch zum bloſſen Scheinverſtändniſſe verleiten können, wie ſolches beſonders in Benecke's trefflichem Wörterbuche zum Wigalois gezeigt iſt. Auf der andern Seite iſt Manchen auch die leichteſte Abweichung vom gegenwärtigen Sprachgebrauche unerträglich.

So wenig ich nun hoffen durfte, zwiſchen dieſen Klippen ohne Anſtoß hindurch zu ſchiffen, ſo konnte ich doch jene Behandlungsweiſe nicht umgehen. Die Gedichte ſelbſt in die Darſtellung aufzunehmen, war mir weſentlich; mit der alten Schreibart aufgenommen, würden ſie aber umſtändliche, den lebendigen Zuſammenhang allzu ſehr ſtörende Erläuterungen erfordert haben. Um jedoch überall die Vergleichung zu erleichtern, iſt bei jedem ganz oder theilweiſe ausgehobenen Liede nachgewieſen, wo daſſelbe in der Urſchrift zu leſen ſey.

Bei jener Uebertragung war es auch keineswegs auf eine Umarbeitung, am wenigſten auf anmaßliche Verſchönerung, angelegt. Ueberall habe ich das Alterthümliche zu erhalten geſucht. Nur wenige, ganz veraltete Formen ſind umgangen worden. Veraltete Worte habe ich vorzüglich dann vermieden, wenn ſie den Eindruck des Ganzen zu ſtören drohten. Andre, beſonders ſolche, die ſich zur Wiedereinführung empfehlen, habe ich lieber erklärt, als mit neueren vertauſcht. Manchen Leſern mag noch jetzt Mehreres zu fremdartig lauten. Es gehört jedoch keine ſehr große Entäuſſerung dazu, hin und wider einmal Arebeit, Gelaube, Pabeſt, unde, ſicherlichen, meh, ſach ꝛc. ſtatt Arbeit, Glaube, Pabſt, und, ſicherlich, mehr, ſah ꝛc. zu leſen oder auch einige unvollſtändige Reime zu dulden, z. B. ſchöne auf Krone, die ſich aber in der alten Sprache vollkommen ausgleichen.

Abſichtlich wurden meiſt ſolche Stücke ausgehoben, welche an ſich leichter verſtändlich ſind, was glücklicher Weiſe gerade bei den beſten größtentheils der Fall iſt. Von andern ſind Auszüge oder auch nur eine kurze Andeutung ihres Inhalts gegeben. Dabei darf ich nicht verhehlen, daß einige Stücke, auch nach Einſicht der verſchiedenen Handſchriften, mir noch räthſelhaft geblieben ſind. Die beigefügten Wort- und Sacherklärungen habe ich meiſt nur auf das Nöthigſte beſchränkt und mein Augenmerk darauf gerichtet, daß jedes Gedicht, ſo viel möglich, ſchon durch den Zuſammenhang in den es geſtellt iſt, ſeine Erläuterung erhalte.

Im Verlaufe meiner Darſtellung mußte ich auf

Verſchiedenes ſtoſſen, was noch ſehr einer genaueren Unterſuchung bedarf, wie z. B. der Krieg zu Wartburg, Nithart ꝛc. Aber eben weil dieſen Gegenſtänden noch eigene, weitgreifende Forſchung gewidmet werden muß, habe ich mich auf dieſelben nur ſo weit eingelaſſen, als ſie den meinigen unmittelbar berühren. Man wird ſich ihnen noch von mehreren Seiten nähern müſſen, bevor man ſich ihrer völlig bemächtigt.

Hauptquellen, die ich benützt habe, ſind:

1) Die Maneſſiſche Sammlung, nach Bodmers Ausgabe, welche im I. Thl. von S. 101—142. den reichſten Schatz von Gedichten Walthers enthält. Sie iſt im Folgenden durch Man. bezeichnet und, weil ſie am meiſten zugänglich iſt, auch da angeführt, wo Lesarten aus andern Handſchriften gewählt wurden.

2) Die Weingartner Handſchrift von Minneſängern, (mit W. Hdſ. von mir bezeichnet,) wahrſcheinlich älter als die Maneſſiſche, jetzt in der Königl. Privatbibliothek zu Stuttgart befindlich. Sie enthält von S. 140—170. 112 Strophen unſres Dichters.

3) Die Pfälzer Handſchrift Nr. 357. (Pf. Hdſ. 357.), aus dem Vatikan nach Heidelberg zurückgebracht. Von Bl. 5 b. bis 13 b. giebt ſie unter Walthers Namen 151 Strophen. Weiterhin, von

Bl. 40. an, folgt, von andrer Hand geſchrieben, noch mehreres dieſem Dichter Angehörige.

4) Die Pfälzer Handſchrift Nr. 350. (Pf. Hdſ. 350.), mit 18 Strophen.

Vermißt habe ich vorzüglich die Würzburger Liederhandſchrift, jetzt zu Landshut, und die (verſchollene?) Kolmarer, in welchen gleichfalls Gedichte von Walther enthalten ſind.

Gegenwärtiger Verſuch iſt eine Vorarbeit zu einer größeren Darſtellung in dieſem Fache. Um ſo erwünſchter wird mir ſeyn, was dazu beiträgt, den Gegenſtand deſſelben vollſtändiger aufzuklären.

Walther von der Vogelweide.

Erſter Abſchnitt.

Einleitung. Des Dichters Herkunft. Die Sänger des Thurgaus. Friedrich von Oeſterreich. Des Dichters Jugend.

Walther von der Vogelweide iſt einer von den Meiſtern deutſchen Geſangs, die einſt, wie die Sage meldet, auf der Wartburg wettgeſungen. Ebenſo iſt er Einer der Zwölfe, von denen ſpät noch die Singſchule gefabelt, daß ſie in den Tagen Otto's des Groſſen gleichzeitig und doch Keiner vom Andern wiſſend, gleichſam durch göttliche Schickung, die edle Singkunſt erfunden und geſtiftet haben.

Wenn Einige, die auf ähnliche Weiſe mit ihm genannt werden, im Halbdunkel ſolcher Ueberlieferung zurückgeblieben ſind und höchſtens durch Vermuthung mit noch vorhandenen Dichterwerken in Verbindung geſetzt werden können, ſo iſt dagegen kaum einer von den Dichtern des Mittelalters ſo mit ſeinem eigenſten Leben in unſre Zeit herüber getreten, als eben dieſer Walther von der Vogelweide.

Nicht als ob die Geſchichte ſeinen Wandel auf Erden in ihre Jahrbücher aufgenommen hätte oder als ob alte Urkunden von ſeinen Handlungen Zeugniß gäben, wie dieß bei andern ſeiner Kunſtgenoſſen der Fall iſt: ſeine zahlreichen Lieder ſind es, die ſein Andenken, und mehr als dieß, ein klares Bild ſeines äußern und innern Lebens, auf uns gebracht haben.

Er hat nicht ſeine Perſönlichkeit in der alten Heldenſage des deutſchen Volkes untergehen laſſen, noch hat er ſeine Kunſt den Ritter- und Zaubermähren vom heiligen Gral, von der Tafelrunde u. ſ. w. zugewendet, ſondern er hat die Gegenwart ergriffen. Und hiebei hat er wieder nicht blos den Mai und die Minne geſungen, vielmehr iſt er gerade der vielſeitigſte und umfaſſendſte unſrer älteren Liederdichter, er behandelt die verſchiedenſten Richtungen und Zuſtände der menſchlichen Seele, er betrachtet die Welt, er ſpiegelt in ſeinem beſondern Leben das öffentliche, er knüpft ſeine eigenen Schickſale, wenn auch in ſehr untergeordnetem Verhältniß, an die wichtigſten Perſonen und Ereigniſſe ſeiner Zeit.

Dieſe Zeit war eine bedeutende, vielfach und ſtürmiſch bewegte. Die Verwirrung des Reichs nach dem Tode Heinrichs VI., der verderbliche Streit der Gegenkönige Philipp und Otto, Friedrichs II. heranwachſende Größe, deſſen Kämpfe gegen die päbſtliche Allmacht, der Kreuzzüge wogendes Gedräng!

Unſcheinbar allerdings iſt das Auftreten unſres Dichters auf der Bühne dieſer Weltbegebenheiten. Schon darüber könnten wir verlegen ſeyn, wie wir ihn zuerſt in die Welt einführen, denn ſein Urſprung iſt bis jetzt nicht mit Sicherheit erhoben.

Im obern Thurgau ſtand, nach Stumpf's Schweizerchronik, ein altes Schloß: Vogelweide. Im benachbarten Sankt Gallen hat das patriziſche Geſchlecht der Vogelweider geblüht. Mit dieſem Geſchlecht und jenem Schloſſe wird Walther von der Vogelweide in Beziehung geſetzt 1).

In keinem deutſchen Lande finden wir auch die rit-

---

1) Stumpf, der gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts ſchrieb, erwähnt im 5. Buche ſeiner Chronik eines Sankt Galliſchen Bürgers, Hans Vogelweider, und fügt das Wappen dieſer Vogelweider bei. Hierauf folgt in der, vierzig Jahre nach des Verfaſſers Tod erſchienenen Ausgabe von 1606 (Bl. 373 b.) nachſtehender Beiſatz, welcher in der erſten Ausgabe von 1548 (II. Bl. 31 b) noch nicht befindlich iſt: „Sonſt „iſt Vogelweide ein alt Schloß geweßt im oberen „Turgew gelegen: davon berümpte Leut kommen, an „der Herzogen in Schwaben Hof bekannt. Walther „v. d. Vogelweid war ein frommer biderber, nothaffter „Ritter, an Keyſers Philippi Hof: wie ſölchs bezeuget ſein ſelbſt eigen Lied in einem uralten Buch (ſicherlich die Maneſſ. Handſchr.) under Keyſer Heinrich und König Cunraden dem jungen geſchrieben: „darinnen auch ſein Wappen abgemalet, hat aber nichts „mit dieſem geleichs." Dieſes iſt ohne Zweifel die Hauptſtelle, nach welcher Bodmer und nachher viele Andre den Urſprung des Dichters in das obere Thurgau ſetzen.

terlichen Sänger ſo gedrängt beiſammen, als in jenen nachbarlichen Gebirgsthälern, die von der Thur, der Sitter, der Steinach durchrauſcht werden, und dort, wo der Rhein dem Bodenſee zueilt. Der Truchſeß von Singenberg, der Schenk Kunrad von Landegg, Göli, Graf Kraft von Toggenburg, Heinrich und Eberhard von Sax, Friedrich von Huſen, Kunrad von Altſtetten, Walther von Klingen, Heinrich von Frauenberg, Wernher von Tüfen, Heinrich von Rugge, der von Wengen, der Hardegger, der Taler, Rudolf von Ems u. A. m., von denen allen noch Lieder vorhanden ſind, gehören theils mit Gewißheit, theils mit größerer oder geringerer Wahrſcheinlichkeit, jener Gegend an 2).

---

2) Von Singenberg, Landegg und Göll wird weiterhin die Rede ſeyn. Kraft von Toggenburg iſt in der Geſchichte dortiger Gegend hinlänglich bekannt. Die von Sax, ein ausgeſtorbenes Geſchlecht im Rheinthal, nach welchem noch die Landſchaft genannt wird. Ueber die Geſchlechter von Huſen und von Thal ſ. v. Arx (Geſchichte des Kantons St. Gallen, 2 Bde. St. Gallen 1810. 11.) I. 495. 498. Unter den Dienſtleuten des Gotteshauſes St. Gallen um 1300 zählt ein altes Verzeichniß: die von Altſtetten, von Hardegg, von Huſen, auf. Ebd. I. 481. Der Minneſänger Friedrich von Huſen, ein Kreuzfahrer, bezeichnet ſich ſelbſt als um den Rhein einheimiſch. Man. I. 92b. 94a. (Im Elſaß ſucht ihn Oberlin, De poet. Alsat. erot. p. 10.)

Mitten in jenen ſangreichen Gauen lag das Stift Sankt Gallen, von dem der Anbau der Gegend und die Bildung ihrer Bewohner ausgegangen. Die dortigen Kloſterbrüder waren im 9. und 10. Jahrhundert geprieſene Tonkünſtler. Ihre geiſtlichen Lieder, wozu ſie ſelbſt die Singweiſe ſetzten, giengen in den allgemeinen Kirchengeſang über. Eben ſo frühe wurde zu St. Gallen in deutſcher Sprache gedichtet, und hinwieder das deutſche Heldenlied (Walther und Hiltegund) in lateiniſche Verſe übertragen. Namentlich aber waren dieſe Mönche beſchäftigt, die Söhne des benachbarten Adels überhaupt ſowohl, als insbeſondre in der Tonkunſt, zu unterrichten 3). Und eben in dieſen Verhält-

---

Ein Walther von Klingen kömmt um 1271 urkundlich vor, Arx I. 395. (nach Docen, Muſ. I. 144, ſchon 1251.) ein *H.* (Heinricus) miles de *Frouunberch* 1257. Ebd. I, 544. ein Cuno miles de *Tüfin.* 1279. Ebd. I. 506. Die Ruggen erſcheinen noch um die Mitte des 15. Jahrh. als St. Galliſche Junker. Ebd. II. 296. Der von Wengen richtet ein Lied an die Thurgäuer. Man. II. 99a. — Anziehend und anſchaulich hat v. Laßberg in der Zueignung des 1. Bands ſeines Liederſaals (1820.) an die Sänger dortiger Gegend erinnert.

3) Alles Obige hat v. Arx in ſeinem äußerſt lehrreichen Geſchichtwerke umſtändlich ausgeführt und belegt. Von dem Mönche Tutilo (ſt. 911.) ſagt *Ekkehard. Jun.* de casib. monast. St. Galli Cap. III: „filios nobilium „in loco ab Abbate destinato fidibus edocuit.“

niſſen mochten Keime liegen, welche nachher im ritterlichen Geſang zur Blüthe gekommen ſind.

Der von *Singenberg* war des Abtes zu St. Gallen Truchſeß, der von *Landegg* deſſen Schenk, *Göli* (jedoch nur muthmaßlich) deſſen Kämmerer, und alſo ſehen wir dieſen fürſtlichen Abt von einem ſingenden Hofſtaat umgeben. Auch die andern adelichen Geſchlechter, aus denen zuvor eine Reihe von Minneſängern namhaft gemacht wurde, ſind größtentheils als Lehens- und Dienſtleute des Kloſters bekannt 4). Selbſt das meldet *Hugo von Trimberg* in ſeinem *Renner* (um 1300), daß ein Abt von St. Gallen ſchöne *Taglieder* geſungen, d. h. Lieder, in welchen der Wächter verſtohlene Minne warnt, daß ſie nicht vom Tageslicht überraſcht werde.

Unſern Dichter von da ausgehen zu laſſen, wo der Geſang ſo heimiſch war, wo vielleicht der eigentliche Quell der ſchwäbiſchen Liederkunſt zu ſuchen iſt, hat an ſich etwas Gefälliges. Auch darf nicht un-

---

4) Ueber die St. Galliſchen Erbämter ſ. *Arx* I. 320. *Konrad*, Schenk von Landegg, kömmt von 1281 (oder ſchon 1271, I. 318.) bis 1304 in den Urkunden vor. Ebd. I. 476. Die Kämmerer hießen: *Giele*. „Rudolf Gielo noster Camerarius.“ Ebd. I. 320. Vgl. *Muſ*. I. 161. Der Dichter *Göli* (*Man*. II. 57 a.) ſingt:

> *Bei dem Rheine* grünen Werde und Auen.

Ueber die andern Geſchlechter ſ. Anm. 2.

beachtet bleiben, daß jener St. Galliſche Truchſeß von Singenberg ſich beſonders viel mit Walthern zu ſchaffen macht. Er rühmt denſelben als Sangesmeiſter, betrauert deſſen Tod, ahmt ſeine Lieder nach, und wir finden auf dieſe Weiſe im Thurgau wenigſtens einen Widerhall von Walthers Geſange.

Gleichwohl bleibt der Urſprung des Dichters in jener Gegend noch immer zweifelhaft. Das vormalige Daſeyn einer Burg Vogelweide ſcheint lediglich auf der Angabe der vorgenannten Chronik zu beruhen, und die Urkunden des Stiftes St. Gallen, welche nicht leicht einen Weiler, einen Thurm der Umgegend unberührt laſſen, enthalten, ſo viel man bis jetzt weiß, keine Spur von dem fraglichen Stammſchloß 5). Das aus-

---

5) Die oftangeführte Geſchichte des Kantons St. Gallen giebt eine umſtändliche geſchichtliche Ortsbeſchreibung dortiger Gegend, auf die reichhaltigen, in hohes Alterthum hinaufreichenden Urkundenſammlungen des St. Galliſchen Archivs gegründet. Nirgends aber erwähnt ſie einer Burg Vogelweide. Um deſto ſicherer zu gehen, habe ich an Herrn v. Arx ſelbſt mich ſchriftlich gewendet und von ihm die Beſtätigung erhalten, daß ihm von einem Schloſſe dieſes Namens nie eine Meldung aufgeſtoßen ſey. Möglich wäre eine Verwechslung mit Vögelinsberg oder Vögeliseck. In dem St. Galliſchen Jahrszeitenbuche (*Goldast*, Script. Rer. Alem. Tom. I.), das 1272 geſchrieben wurde, kömmt ein Ruodolfus *dispensator* de *Voegillinsberc* vor. Notker III., Vorſteher der

geſtorbene St. Galliſche Geſchlecht der Vogelweider kömmt erſt im 15. Jahrhundert unter denjenigen vor, welche als Gerichtsherren den Junkertitel führen konnten, und es mag ſeinen Namen eher von einer Bedienung, als von einer Burg, entnommen haben 6). Rühmliche

---

der St. Galliſchen Kloſterſchulen, geſt. 1022, hatte bei Speicher, in der Gegend, wo jetzt das weitausſchauende Vögeliseck ſteht, ein Gehege (vivarium), worin er Wild und ſeltene Vögel, die er am meiſten liebte, verwahren und füttern ließ. Es iſt vermuthet worden, daß hier die Heimath des Geſchlechtes v. d. Vogelweide zu ſuchen ſey, welcher Name im Munde des Volks in Vögeliseck umgewandelt worden ſeyn möchte. Man überzeugt ſich leicht, wie ſehr es hiebei an einem ſichern Halt gebreche.

6) Ueber die St. Galliſchen Vogelweider ſ. Arx II. 196. Leu, Allgem. Helvet. Lexicon Thl. 18. S. 676. Sie kommen zuerſt 1430 vor. Das Schreiben des Herrn v. Arx beſagt darüber Folgendes:

„Ich bezweifle es ſehr, ob Walther Vogelweider von St. Gallen her ſey. Denn nie kömmt dieſes Geſchlecht in ältern Zeiten, ſondern erſt im 15. Jahrh. da vor, wo von allen Orten her Leute ſich in St. Gallen anſiedelten, oder wieder abzogen. Mir ſcheint Vogelweider eher eine Bedienung ausgedrückt zu haben, und von dieſer in einen Geſchlechtsnamen übergegangen zu ſeyn. Nämlich ſo wie Kuchimeiſter einen Proviantmeiſter, und Füller (impletor), Spiſer, andre Verrichtungen anzeigten, und nachhin zu (St. Galliſchen) Familiengeſchlechtern wurden, ſo war Vogelweider

Erwähnung des Dichters aber und vertraute Bekanntſchaft mit ſeinen Liedern findet ſich nicht blos bei dem Truchſeß von Singenberg, ſondern auch bei andern gleichzeitigen und ſpätern Sängern, welche nicht dem Thurgau angehören.

Ein Meiſtergeſang über die zwölf Stifter der Kunſt nennt Walthern einen Landherrn aus Böhmen 7). Anderwärts wird er dem ſächſiſchen Adelsgeſchlechte von der Heide beigezählt 8). Beides ohne erſichtlichen

---

„ohne Zweifel ein Mann, der ſich mit dem Fangen, Füttern, Abrichten der Vögel eines Großen abzugeben hatte, denn Fogilweida hieß eben „das, was Aviarium, *Glossar sec. 10. in. ab Ekhart*, und ohne ſolches Vogelbehältniß und einen „Wärter deſſelben konnte der Falkenjagd wegen und „des Finkenſangs kein Fürſt oder Graf ſeyn. Es „mußte darum aller Orte Vogelweider geben." Im Würtembergiſchen iſt der Name Vogelwaid nicht ſelten.

7) Bei Wagenſeil, Von der Meiſterſänger holdſel. Kunſt, S. 506:

Der Fünft Herr Walter hieß,
War ein Landherr aus Böhmen gewiß(?)
Von der Vogelweid ꝛc.

In einem andern Meiſterliede (Görres, Altt. Volks- und Meiſterlieder ꝛc. Frankf. 1817. S. 226.) heißt er: Herr Walther von der Wid, der Ziervogel. (Vgl. Man. II. 2 b.)

8) S. König, Genealog. Adelshiſtorie ꝛc. Thl. II. S. 353.

Grund. Neuerlich iſt ſeine Geburtsſtätte in Würzburg geſucht worden, wo er begraben liegt und wo vormals ein Hof „zu der Vogelweide“ genannt war 9). Und nach Allem bleibt noch die Frage übrig: ob nicht der Name ein dichteriſch angenommener oder umgewandelter ſey? wovon man auch ſonſt in jener Zeit Beiſpiele findet.

Die Sprache von Walthers Gedichten leitet auf keine nähere Spur ſeiner Herkunft, da ſie in der weit verbreiteten oberdeutſchen Mundart verfaßt ſind, in welcher die meiſten Dichter des 13. Jahrhunderts geſungen haben.

Der Dichter ſelbſt, deſſen Ausſpruch entſcheiden würde, gedenkt nur einmal des Landes, wo er geboren iſt, aber ohne es zu benennen. Er hat, als er in ſpäteren Jahren dorthin zurückgekommen, Alles fremd gefunden, was ihm einſt kundig war, wie eine Hand den andern, das Feld angebaut, den Wald verhauen und nur das Waſſer noch fließend, wie es weiland floß. (Man. I. 141 b. f.) Auch ſonſt iſt in ſeinen Liedern nirgends eine Beziehung auf die Gegend des Thurgaus, ob er gleich von den Orten ſeines Aufenthalts und von ſeinen Wanderungen vielfältig Rechenſchaft giebt. Die erſte beſtimmtere Ortsbezeichnung iſt es, wenn er meldet:

> Zu Oeſterreich lernte ich ſingen und ſagen.
> (Ebd. I. 132 a.)

---

9) Oberthür, Die Minne- und Meiſterſänger aus Franken ꝛc. Würzb. 1818. S. 30.

Aus dieſen Worten iſt übrigens noch keineswegs zu ſchließen, daß er auch in Oeſterreich geboren ſey, eher das Gegentheil; denn ſie bezeichnen gerade nur das Land ſeiner Bildung zur Kunſt. In Oeſterreich, wo die Kunſt des Geſanges unter den Fürſten aus babenbergiſchem Stamme ſo ſchön gepflegt wurde, konnten die Lehrlinge derſelben gute Schule finden. Auch Reinmar von Zweter, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts dichtete, berichtet von ſich:

Von Rheine, ſo bin ich geboren,
In Oeſterreiche erwachſen. (Man. II. 146 b.)

Nach allen Anzeigen war Walther von adelicher Abkunſt. Mit dem Titel: Herr, dem Zeichen ritterbürtigen Standes, redet er ſelbſt ſich an, und ſo wird er auch von Zeitgenoſſen benannt. Spätere nennen ihn Ritter 10). Daß er ein Reichslehen erhalten hat, werden wir nachher ſehen.

Dem Bilde, welches ſich in der Weingartner Handſchrift vor ſeinen Liedern befindet, iſt weder Helm

---

10) So wird er genannt im Leben der h. Eliſabeth (*Mencken.* Script. Rer. Germ. T. II.) und in dem Meiſterliede bei Görres S. 224. In der Nachricht, welche die Würzb. Handſchr. von ſeiner Grabſtätte giebt, heißt er Miles. Doch iſt es zweifelhaft, ob er die Ritterwürde ſelbſt erlangt habe, indem er ſich in einem ſeiner Gedichte mit den Rittern in Gegenſatz zu ſtellen ſcheint. (Man. I. 142 a:
„Daran gedenket, Ritter, es iſt euer Ding ꝛc.")

noch Schild beigegeben. Nur das Schwerdt iſt ſeitwärts angelehnt. In der Maneſſiſchen Handſchrift ſind Helm und Schild hinzugekommen; das Wappenzeichen auf beiden iſt ein Falke oder andrer Jagdvogel im Käfig, alſo gänzlich verſchieden von dem bei Stumpf abgezeichneten Wappen der Vogelweider, welches drei Sterne enthält.

Anſehnlich muß das adeliche Geſchlecht des Dichters in keinem Falle geweſen ſeyn. Er ſagt einmal: „Wie nieder ich ſey, ſo bin ich doch der Werthen einer.“ (Man. I. 122. b). Ueber ſeine Armuth klagt er öfters, und eben ſie mag ihn bewogen haben, aus der Kunſt des Geſanges, die von Andern aus freier Luſt geübt ward, ein Gewerbe zu machen.

„Zu Oeſterreich lernte ich ſingen und ſagen“

Mit dieſen Worten des Dichters treten wir zuerſt aus dem Gebiete der Fabel und der Vermuthung auf einen feſteren Boden. Doch müſſen wir häufig dieſen wieder verlaſſen und uns darauf beſchränken, einzelne ſichere Punkte zu bezeichnen, welchen wir dann dasjenige, was den Stempel von Ort und Zeit weniger beſtimmt an ſich trägt, nach Wahrſcheinlichkeit und nach Verwandtſchaft der Gegenſtände anreihen. Wo ſich der Faden der Geſchichte verliert, da giebt das innere Leben des Dichters Stoff genug, die Lücke auszufüllen.

Es laſſen ſich zweierlei Zeiträume beſtimmt unterſcheiden, in welchen der Dichter am Hofe der Fürſten von Oeſterreich aus babenbergiſchem Stamme gelebt hat. Er befand ſich dort unter Friedrich, von den Spätern der Katholiſche genannt, der von 1193 bis 1198 am Herzogthume war, und kam dorthin zurück unter Leopold VII., dem Glorreichen, vor dem Jahre 1217.

Dieſe beiden Fürſten waren Söhne Leopolds VI, des Tugendreichen, Herzogs von Oeſterreich und Steier, der zu Anfang des Jahres 1193 geſtorben war. Friedrich, der ältere Sohn, ließ ſich 1195 mit dem Kreuze zeichnen, reiſte 1197 nach Paläſtina ab und ſtarb 1198 auf der Kreuzfahrt 11)

Mit ihm muß dem Dichter Vieles zu Grabe gegangen ſeyn. In einem geraume Zeit nachher gedichteten Liede rechnet er den Anfang ſeines unſteten und mühſeligen Lebens eben von dem Tode Friedrichs an. Lebendig genug ſchildert er in demſelben Liede ſeine Trauer um den fürſtlichen Gönner: „Da Friedrich aus „Oeſterreich alſo warb, daß er an der Seele genas und „ihm der Leib erſtarb, da drückt ich meine Kraniche „(Schnabelſchuhe) tief in die Erde, da gieng ich ſchleichend, wie ein Pfau, das Haupt hängt' ich nieder „bis auf meine Kniee.“

Zwar fällt in Walthers Zeit noch ein andrer Friedrich von Oeſterreich, Friedrich der Streitbare, des Obigen Neffe, der 1230 ſeinem Vater, Leopold VII.,

---

11) Chron. Claustro-Neoburg. (ap. Pez, Script. Rer. Austr. T. I.) ad ann. 1195. 97. 98.

nachfolgte und 1246 in der Ungarnſchlacht an der Leitta umkam. Es ſind aber hinreichende Gründe vorhanden, das angeführte Gedicht nicht auf den Neffen, ſondern auf den Oheim, zu beziehen. Das Geneſen an der Seele bei dem Erſterben des Leibes iſt bezeichnend für den Tod auf der Kreuzfahrt, welchen der Dichter auch ſonſt für einen ſegenreichen erklärt. Und wenn wir auch annehmen wollten, daß Walther, der, wie ſich zeigen wird, ſchon 1198 in ſehr männlichem Geiſte gedichtet, noch um 1246 gelebt und geſungen habe, ſo wird doch aus dem natürlichen Zuſammenhange, worin jenes Lied ſpäterhin erſcheint, ſich ergeben, daß ſolches in den erſteren Jahren der Regierung Kaiſer Friedrichs II., alſo gar lange vor dem Tode Friedrichs des Streitbaren, entſtanden ſey.

Wenn uns gleich der Dichter, auſſer dem Wenigen, was angeführt wurde, von den Schickſalen ſeiner früheren Lebenszeit keine beſtimmtere Nachricht giebt, ſo iſt uns doch, bevor wir ihm weiter folgen, ein verweilender Blick in ſeine Jugend geſtattet. Er zeigt uns den Zeitraum, worein ſolche gefallen, im Widerſcheine ſeiner ſpäteren Lieder.

„Hievor war die Welt ſo ſchön!“ ruft er klagend aus. Inniglich thut es ihm wehe, wenn er gedenkt, wie man weiland in der Welt gelebt. O weh! daß er nicht vergeſſen kann, wie recht froh die Leute waren. Soll das nimmermehr geſchehen, ſo kränket ihn, daß er's je geſehen. Jetzt trauern ſelbſt die Jungen,

die

die doch vor Freude ſollten in den Lüften ſchweben. (I. 129 a. 140 b. 114 b.)

Dieſes unfrohe Weſen rügt er an mehreren Stellen. Es gilt ihm, wie andern Dichtern der Zeit, für ein ſittliches Gebrechen, ſo wie umgekehrt die Freude für eine Tugend. „Niemand — ſagt er — taugt ohne Freude.“ (I. 110 b.) Und allerdings iſt es nicht ſelten die ſittliche Beſchaffenheit des Gemüths, hier des wohlgeordneten, dort des in ſich zerfallenen, woraus Frohſinn oder Mißmuth entſpringen.

Ob Walther, auſſer dem Unterricht in der Kunſt des Geſanges, irgend einer Art von gelehrter Bildung genoſſen, iſt nicht erſichtlich. Einige Hinweiſungen auf Stellen der Schrift und zwei lateiniſche Segensſprüche, die er ſcherzhaft anbringt, können nichts entſcheiden. Von den Helden, welche dazumal in romantiſchen Gedichten verherrlicht wurden, kömmt bei ihm blos Alexander vor 12). Richard Löwenherz und Saladin, deren er erwähnt, waren durch nahe Ueberlieferung noch in friſchem Angedenken. Nirgends eine ſichre Spur, ob er des Leſens und Schreibens kundig war. Das Leben hat ihn erzogen, er hat

---

12) Auf die deutſche Heldenſage findet ſich nirgends eine Beziehung, man müßte es denn für eine Anſpielung auf Walther und Hiltegund anſehen, wenn auch er, der Sänger Walther, ſeine Geliebte Hiltegund nennt. (I. 136 b.)

gelernt, was er mit Augen ſah, das Treiben der Menſchen, die Ereigniſſe der Zeit waren ſeine Wiſſenſchaft.

Manches Lied, das über ſeine Lebensgeſchichte vollſtändigeres Licht verbreiten könnte, mag verloren gegangen ſeyn. In denjenigen, die auf uns gekommen ſind, erſcheint er als ein Mann von gereiſtem Alter, und in mehreren zeigt er ſich am Ziel ſeiner Tage. Seine Gedichte tragen im Allgemeinen das Gepräge der Welterfahrenheit, des Ernſtes, der Betrachtung. Bis zur eigenen Qual fühlt er ſich zum Nachdenken hingezogen, und er ſpricht das bedeutſame Wort:

Lieſſen mich Gedanken frei,
So wüßte ich nicht um Ungemach. (I. 114 a.)

Er ſtellt ſich uns in einem ſeiner Lieder dar, auf einem Steine ſitzend, Bein über Bein geſchlagen, den Ellenbogen darauf geſtützt, Kinn und Wange in die Hand geſchmiegt, und ſo über die Welt nachdenkend. Damit bezeichnet er treffend das Weſen ſeiner Dichtung, und ſinnreich iſt er in zwei Handſchriften vor ſeinen Liedern in dieſer Stellung abgebildet.

Zweiter Abſchnitt.

Philipp von Schwaben. Deutſchlands Zwieſpalt und Zerfall. Walther als Vaterlandsdichter.

Das Jahr 1198, in welchem der Dichter ſeinen fürſtlichen Gönner in Oeſterreich verlor, war auch ein Wendepunkt in der Geſchichte der Zeit. In dieſem Jahre wich der Friede, der in den letztern Jahren Kaiſer Friedrichs I. und während der Regierung Heinrichs VI. in Deutſchland geherrſcht hatte, den langwierigen und verderblichen Kämpfen der Gegenkönige.

Heinrich VI. war im Herbſt 1197 zu Meſſina geſtorben, ſein dreijähriger Sohn Friedrich blieb, unter Vormundſchaft des Pabſtes, als König in Sicilien. Die deutſchen Fürſten hatten ihn noch bei Lebzeiten ſeines Vaters als Nachfolger auf dem deutſchen Throne anerkannt. Aber Innocenz III., der kurz nach des Kaiſers Hintritt, im kräftigſten Alter, zum Oberhaupt der Kirche gewählt worden, wollte nicht wieder die Vereinigung der deutſchen Krone mit der ſiciliſchen dulden. Er fand dieſe Vereinigung gefährlich für die Kirche, und erklärte: da Friedrich noch nicht getauft geweſen, als man ihn zum römiſchen König erwählt, ſo brauche man ſich hieran nicht zu kehren. Den Deutſchen war nicht mit einem Kinde geholfen. In den ſechsten Monat war das Reich verwaist.

Philipp von Schwaben, des verſtorbenen Heinrichs Bruder, hatte anfangs verſucht, ſeinem unmündigen Neffen die Thronfolge zu erhalten, bald richtete er ſelbſt ſein Abſehen auf die Krone. Auch dieſem Hohenſtaufen arbeitete der Pabſt entgegen. Mit Berthold von Zähringen und Bernhard von Sachſen wurde von den Fürſten um das Reich unterhandelt. Nachher ordneten der Erzbiſchof von Köln und andre, mehrentheils geiſtliche Fürſten, von päbſtlichem Einfluß geleitet, eine Geſandtſchaft an Otto von Braunſchweig ab, um ihn zum Throne zu berufen. Die Reichskleinode, auf deren Beſitz man damals großen Werth legte, waren in Philipps Händen.

Schon früher war ein falſches Gerücht von Kaiſer Heinrichs Tode das Zeichen zu allgemeiner Auflöſung der geſellſchaftlichen Ordnung geweſen. Jetzt, nach des Kaiſers wirklichem Hintritt, erreichte die Verwirrung den höchſten Grad. „Als ich aus Tuscien nach Deutſchland zurückgekommen — ſchreibt Philipp an Innocenz III. 13) — fand ich das ganze Land in nicht ge-

---

13) Registr. Innocent. III. ep. 136. p. 147.

„ringerer Verwirrung, als irgend das Meer von allen „Winden zerwühlt werden könnte.“

Die erſten Lieder unſres Dichters, denen wir den Zeitpunkt ihrer Entſtehung beſtimmter nachweiſen können, beziehen ſich auf dieſe Ereigniſſe. Ernſtes Nachdenken über die Zerrüttung des Vaterlands, Anklage des Pabſtes, deſſen Umtriebe den Zwieſpalt herbeigeführt, Aufruf an Philipp, der Verwirrung ein Ende zu machen.

Ich ſaß auf einem Steine, 14)
Da deckte ich Bein mit Beine,
Darauf ſetzte ich den Ellenbogen,
Ich hatte in meine Hand geſchmogen
Das Kinn und eine Wange;
Da dachte ich mir viel bange,
Wie man zur Welte ſollte leben.
Keinen Rath konnte ich mir geben,
Wie man drei Ding' erwürbe,
Der keines nicht verdürbe:
Die zwei ſind Ehre und fahrend Gut,
Der jedes dem andern Schaden thut,
Das dritte iſt Gottes Hulde,
Der zweien Uebergulde;
Die wollte ich gerne in einen Schrein.
Ja leider! möchte das nicht ſeyn,
Daß Gut und weltlich' Ehre
Und Gottes Huld je mehre

---

14) Dieſe Strophe iſt nachgeahmt von Boppo (Man. II. 235.):

Ich ſaß auf einer Grüne ꝛc.

Zuſammen in ein Herze kommen.
Steige und Wege ſind eingenommen,
Untreue iſt in der Saſſe,
Gewalt fährt auf der Straſſe,
Friede und Recht ſind beide wund,
Die drei haben Geleites nicht, die zwei werden denn eh' geſund.

geſchmogen, geſchmiegt. Uebergulde, was mehr als jene gilt. In der Saſſe, ſeßhaft. Die drei, nemlich Gut (Reichthum), weltliche Ehre und Gottes Huld, haben kein ſicheres Geleit, um zuſammen zu kommen, bevor nicht die zwei, Friede und Recht, wiedergeneſen ſind und die Straſſe frei machen.

Ich ſah mit meinen Augen
Der Menſchen Thun und Taugen.
Da ich nun hörte, da ich ſach,
Was Jedes that, was Jedes ſprach:
Zu Rome hörte ich lügen
Und zweene Könige trügen.
Davon hub ſich der meiſte Streit,
Der eh' ward oder immer ſeit.
Da ſich begannen zweien
Die Pfaffen und die Laien,
Das war eine Noth vor aller Noth,
Leib und Seele lag da todt.
Die Pfaffen ſtritten ſehre,
Doch ward der Laien mehre;
Das Schwerdt legten ſie da nieder
Und griffen zu der Stole wieder,
Sie bannten, die ſie wollten,
Und nicht den ſie ſollten.
Da ſtörte man manch Gotteshaus,
Da hörte ich ferne in einer Klaus

Viel ſtarker Ungebäre;
Da weinte ein Klauſenere,
Er klagete Gott ſein bittres Leid:
„O weh! der Pabeſt iſt zu jung, hilf, Herre, deiner Chriſtenheit!“

ſeit, ſeitdem, nachher. zweien, entzweien. Pfaffen und Laien, geiſtliche und weltliche Fürſten, in der ſtreitigen Königswahl. Ungebäre, ungebärdige Wehklage. Klauſenere, der klagende Klausner, welcher mehrmals vorkömmt, bedeutet die vormalige ſtrenge Frömmigkeit im Gegenſatze zu der nunmehrigen Ausartung des geiſtlichen Standes.

Ich hörte die Waſſer dieſſen
Und ſah die Fiſche fließen,
Ich ſah was in der Welte was,
Wald, Feld, Laub, Rohr und Gras.
Was kriechet oder flieget,
Oder Beine zur Erde bieget,
Das ſah ich und ſage euch das:
Der keines lebet ohne Haß;
Das Wild und das Gewürme,
Die ſtreiten ſtarke Stürme,
Alſo thun die Vögel unter ihn'n,
Nur daß ſie haben einen Sinn
(Sie wären anders zu nichte):
Sie ſchaffen gut Gerichte,
Sie ſetzen Könige und Recht
Und ſchaffen Herren und Knecht.
O weh dir, deutſche Zunge,
Wie ſteht deine Ordenunge!
Daß nun die Mück' ihren König hat 15)
Und daß deine Ehre alſo zergat!

---

15) Die Mücken haben König unter ihnen,

Bekehre dich, bekehre!
Die Kirchen ſind zu hehre,
Die armen Könige drängen dich.
Philippe! ſetze den Waiſen auf und heiſſe ſie
treten hinter ſich! (Man. I. 102.)

hieſſen, toſen, rauſchen. flieſſen, ſchwimmen. was, war. Was kriechet ꝛc. vgl. Wernh. Mar. S. 28. 52. unter ihn'n, unter ſich. deutſche Zunge, Land deutſcher Sprache. zergat, zergeht. Die Kirchen, die Geiſtlichkeit. zu hehre, zu gewaltig. die armen Könige, die mittelloſen Thronbewerber. den Waiſen, das Reichskleinod, den Edelſtein der Kaiſerkrone, welchen Herzog Ernſt aus dem hohlen Berge mitgenommen haben ſoll.

Noch im Frühjahr 1198 ward dem Dichter die Freude, Philippen gekrönt zu ſehen. Das hochſchwebende Lied, worin er ſeinen Jubel ausſpricht, läßt kaum bezweifeln, daß er ſelbſt der Krönung zu Mainz anwohnte.

Die Krone iſt älter, denn der König Philippe ſey;
Da möget ihr alle ſchauen wohl ein Wunder bei,
Wie ſie ihme der Schmid ſo eben recht gemachet.
Sein kaiſerliches Haupt geziemet ihr alſo wohl,
Daß ſie zu Rechte niemand Gutes ſcheiden ſoll;
Jedwedes nicht des andern Tugend ſchwachet.
Sie lachen beide einander an
Das edel Geſteine und der junge ſüſſe Mann;
Die Augenweide ſehen die Fürſten gerne.
Wer nun des Reiches irre geh',

Die Bienen einen Weiſſel, dem ſie folgen,
Kein' Creature lebet ohne Meiſterſchaft ꝛc.
Der Mysnere. (Bei. Müll. DXCIII.)

Der ſchaue, wem der Waiſe ob ſeinem Nacken ſteh'!
Der Stein iſt aller Fürſten Leiteſterne. (L. 127 b.)

zu Rechte, mit Recht. Tugend, Werth. ſchwachet, ſchwächet, verringert.

Das angenehme Bild, das Walther von ſeinem Könige giebt, beſtätigen die Worte des Geſchichtſchreibers. Nach der Beſchreibung der urſpergiſchen Jahrbücher war Philipp ein Mann von ſchöner und edler Geſichtsbildung, blondem Haar, mittlerer Größe, zartem, faſt ſchwächlichem Körperbau 16).

Der Dichter begnügt ſich nicht, Philippen zum Throne berufen und auf demſelben begrüßt zu haben. Er giebt dem neuen Könige noch das Mittel an, ſeine Herrſchaft zu befeſtigen und auszubreiten. Dieſes Mittel findet er in der Milde, der dankbaren Freigebigkeit gegen Diejenigen, die ſich dem Könige verſöhnt und verpflichtet haben, der rückhaltloſen Ausſpendung von Gaben und Ehre.

Philippe, König hehre!
Sie geben dir alle Heiles Wort
Und wollten Lieb nach Leide.
Nun haſt du Gut und Ehre,

---

16) *Chron. Abb. Ursperg:* „Erat autem Philippus ani-
„mo lenis, mente mitis, eloquio affabilis, erga homi-
„nes benignus, largus satis et discretus, debilis qui-
„dem corpore, sed satis virilis, in quantum confi-
„dere poterat de viribus suorum, facie venusta et
„decora, capillo flavo, statura mediocri, magis tenui
„quam grossa."

Das iſt wohl zweier Könige Hort,
Die gieb der Milde beide!
Die Milde lohnet, wie die Saat,
Von der man wohl zurück empfaht,
Darnach man ausgeworfen hat;
Wirf von dir mildigliche!
Welch' König der Milde geben kann,
Sie giebt ihm, das er nie gewann,
Wie Alexander ſich verſann:
Der gab und gab, da gab ſie ihm alle Reiche.
(I. 113 a.)

Das iſt wohl ꝛc. (Lesart der Pf. Hdſ. 357) Reichthum und Ehre, jedes für ſich ſchon, iſt der Hort, Schatz, eines Königs. (Vgl. I. 135 b. „zwei Kaiſers Ellen", d. h. Stärke, Kraft.) ſich verſann, inne ward.

Die Geſchichte beweiſt, daß Philipp wirklich in dieſem Sinne gehandelt. Wie er überhaupt die gelinden Wege den gewaltſamen vorzog, ſo ſuchte er beſonders durch reiche Gaben an Geld und Ländereien Feinde zu beſeitigen und Anhänger zu gewinnen. Seinem gefährlichſten Mitbewerber um die Krone, dem Herzog Berthold von Zähringen, hatte er für deſſen Rücktritt 11000 Mark bezahlt. Seine Freigebigkeit war ſo groß, daß er damit nicht, wie Alexander, alle Reiche gewann, ſondern ſelbſt die anererbten Lande nur noch dem Namen nach behielt.

„Als er — ſo erzählen die urſpergiſchen Jahrbücher — kein Geld hatte, um ſeinen Kriegsleuten „Sold zu bezahlen, fieng er zuerſt an, die Ländereien zu veräußern, die ſein Vater, Kaiſer Friedrich,

„weit umher in Deutſchland erworben hatte, ſo daß er
„jedem Freiherrn oder Dienſtmann Dörfer oder angren-
„zende Kirchen verſetzte. Und alſo geſchah es, daß ihm
„nichts übrig blieb, auſſer dem leeren Namen des
„Landesherrn und derjenigen Städten und Dörfern, wor-
„in Märkte gehalten werden, nebſt wenigen Schlöſſern
„des Landes.“

Deſſen unerachtet vermochte er es nicht Allen zu Danke zu machen, und ſelbſt Walther wirft ihm in einem andern Liede vor, daß er ſich nicht ſo recht im Geben gefalle. Er erinnert Philippen an den milden Saladin, welcher geſagt: Königes Hände ſollten durchlöchert ſeyn, und an den König von Engelland (Richard Löwenherz), den man ſeiner Mildigkeit wegen ſo theuer ausgelöst. (I. 127 b.) 17.)

Auch hatte Philipp mit all ſeiner Freigebigkeit nicht verhindern können, daß gleich nach ſeiner Krönung Otto

---

17) Richard war zu Ende des Jahres 1192, als er auf der Rückkehr aus dem heiligen Lande durch das Gebiet Leopolds VI. von Oeſterreich, den er in Paläſtina beleidigt hatte, verkleidet reiſen wollte, erkannt und feſtgeſetzt worden. Leopold überließ ſeinen Gefangenen um 60000 Mark Silbers an Kaiſer Heinrich, der Richarden wegen deſſen Verbindung mit Tankred von Sicilien übel wollte. Nun wurde Richard vom Kaiſer in harter Gefangenſchaft gehalten, und erſt zu Anfang des Jahres 1194 gegen ein Löſegeld von 100,000 Mark, das die Engländer mit groſer Anſtrengung zuſammen gebracht hatten, in Freiheit geſetzt.

von Braunſchweig als Gegenkönig aufgeſtellt wurde, mit dem er bis an ſeinen Tod zu kämpfen hatte. Wie einſt in den Vätern, Friedrich dem Rothbart und Heinrich dem Löwen, ſo ſtanden jetzt in den Söhnen, Philipp und Otto, Gibelinen und Welfen ſich drohend gegenüber.

Wir haben zuvor geſehen, in welch heiterem Lichte unſrem Dichter ſeine frühere Lebenszeit erſcheint. Mit ſtets düſterern Farben malt er die Gegenwart. Er klagt um die alte Ehre, um die alten getreuen Sitten. Treue und Wahrheit ſind viel gar beſcholten. Leer ſtehen die Stühle, wo Weisheit, Adel und Alter ſaßen ehe. Recht hinket, Zucht trauert und Scham ſiechet. Die Sonne hat ihren Schein verkehret, Untreue ihren Samen ausgeſtreut auf allen Wegen, der Vater findet Untreue bei dem Kinde, der Bruder lügt dem Bruder, geiſtlicher Orden ſelber trüget, der uns doch zum Himmel leiten ſollte. Der Dichter erkennt hierin die ſchreckbaren Zeichen des nahenden Weltgerichts. (I. 121 a. 107 b. 112 a. 128 a.)

Mit tiefem Kummer hält er dem politiſchen und ſittlichen Verfalle ſeines Vaterlands deſſen früheren Glanz entgegen: „O weh! was Ehren ſich fremdet von „deutſchen Landen! Witz und Mannheit, dazu Silber „und Gold!“ (I. 103 b.) „Ich ſah hievor einmal den „Tag, da unſer Lob war gemein allen Zungen, wo „kein Land uns nahe lag, es begehrte Sühne oder es „war bezwungen. Reicher Gott! wie wir nach Ehren „da rungen!“ (I. 106 a.)

Er rügt hiebei die Entartung und Zuchtloſigkeit des jüngeren Geſchlechts. Vormals riethen die Alten und thaten die Jungen. Jetzt haben die Jungen die Alten verdrungen und ſpotten ihrer. Junge Altherren ſieht man und alte Jungherren. Und wenn gleich Walther einmal behauptet: Niemand könne mit Gerten Kindeszucht behärten, wen man zu Ehren bringen möge, dem ſey ein Wort als ein Schlag; ſo tadelt er doch anderswo die Väter, daß ſie Salomons Lehre brechen, nach welcher den Sohn verſäume, wer den Beſen ſpare. (I. 106. 126 b. 129 a.)

Unrecht würde dem Dichter geſchehen, wenn wir in ſeinem Lobe der Vergangenheit und Tadel der Gegenwart die bloße Vorliebe für verlebte Jugendzeit erblicken wollten. Die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber ſind in vollkommener Uebereinſtimmung mit ſeiner Schilderung des Zuſtandes, in welchen Deutſchland durch die doppelte Königswahl verſetzt wurde.

„Damals — ſagt der Abt von Urſperg — fiengen die Uebel an, ſich auf der Erde zu vervielfältigen. „Denn es entſtand unter den Menſchen Feindſchaft, „Trug, Untreue, Verrath, womit ſie ſich gegenſeitig „in Tod und Untergang hingeben, Raub, Plünderung, „Verheerung, Landesverwüſtung, Brand, Aufruhr, „Krieg. Jedermann iſt jetzt meineidig und in die verbeſagten Frevel verſtrickt. Wie das Volk, ſo auch „die Prieſterſchaft. Die Verfolgung iſt ſo groß, daß

„Niemand mit Sicherheit von ſeinem Wohnort ausgehen kann, auch nur in den nächſten Ort.“

In dem allgemeinen Zwieſpalt nahmen auch die Sänger verſchiedene Wege. Wenn Walther von der Vogelweide Philipps Krönung feierte, ſo geleitet Wolfram von Eſchenbach den Gegenkönig Otto zu ſeiner Weihe 18).

Zu den Anhängern Philipps gehörten der Herzog Bernhard von Sachſen, früher ſelbſt Bewerber um den Thron, und der Erzbiſchof von Magdeburg 19). Nach dem thüringiſchen Feldzug im Jahr 1204, der ſich mit der Unterwerfung des Landgrafen Hermann endigte, oder als im Jahr 1207 Philipp, mit Otto unterhandelnd, ſich in jener Gegend befand 20), mag es geſchehen ſeyn, daß er die Weihnachten zu Magdeburg feierte. Walther war bei dieſer Feier anweſend, in einem farbenhellen Gemälde, den altdeutſchen auf Goldgrund ähnlich, zeigt er uns den Kirchgang des Königs mit

---

18) Oranſe S. 176b. vgl. Titurel Kap. 27. Str. 4096.

19) „De Saxonia quidem habuit (Philippus) *Ducem* „*Bernhardum*, Marchionem Moesiæ et alios principes seculares potentissimos, insuper Archiepiscopos „*Magdeburgensem* et Bremensem et suffraganeos eorundem.“ *Chron. Ursp.*

20) Dieſe Zeit vermuthet Köpke a. a. O. S. 16.

ſeiner Gemahlin, der griechiſchen Irene, und dem Gefolge der Thüringer und Sachſen.

Es gieng ein's Tages, als unſer Herre ward geborn
Von einer Magd, die er ſich zur Mutter hat erkorn,
Zu Magdeburg der König Philippe ſchöne.
Da gieng ein's Kaiſers Bruder und ein's Kaiſers Kind
In einer Wat, wie auch der Namen zweene ſind;
Er trug des Reiches Zepter und die Krone.
Er trat viel leiſe, ihm war nicht jach;
Ihm ſchlich eine hochgeborne Königinne nach,
Roſe ohne Dorn, eine Taube ſonder Gallen.
Die Zucht war nirgend anderswo,
Die Thüringer und die Sachſen dienten da alſo,
Daß es den Weiſen mußte wohl gefallen.

(I. 127 b.)

Magd, Jungfrau. ein's Kaiſers Bruder ꝛc. Philipp war Bruder Kaiſer Heinrichs VI. und Sohn Kaiſer Friedrichs I. Wat, Gewand. Roſe ohne Dorn, Taube ſonder Galle, Beinamen, die ſonſt auch der heiligen Jungfrau gegeben werden. Zucht, Hofzucht, Hofdienſt. den Weiſen, den Kennern.

Dem königlichen Paare, das uns hier im Glanze der Macht und des Glückes erſcheint, ſind finſtre Geſchicke bereitet. Kurze Zeit nachher, 1208, fällt Philipp durch Mörderhand, und Irene, die Roſe ohne Dorn, verwelkt am Kummer über ſeinen Tod.

Wir haben die ſchmerzliche Klage des Dichters über den Verfall von Deutſchland vernommen. Es hat uns daraus eine ſeiner ſchönſten Eigenſchaften angeſprochen, die Vaterlandsliebe. Dieſes edle Gefühl iſt die Seele eines bedeutenden Theils ſeiner Dichtungen.

Ueberall erregt es ihn zu der lebhafteſten Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Ihm gebührt unter den altdeutſchen Sängern vorzugsweiſe der Name des vaterländiſchen. Keiner hat, wie er, die Eigenthümlichkeit ſeines Volkes erkannt und empfunden. Wie bitter wir ihn vorhin klagen und tadeln hörten, mit ſtolzer Begeiſterung ſingt er anderswo den Preis des deutſchen Landes, vor allen andern, deren er viele durchwandert:

Ihr ſollt ſprechen: willekommen!
Der euch Mähre bringet, das bin ich.
Alles, das ihr habet vernommen,
Das iſt gar ein Wind, nun fraget mich!
Ich will aber Miethe,
Wird mein Lohn halb gut,
Ich mag leichtlich ſagen, das euch ſanfte thut;
Seht, was man mir Ehren biete!

Ich will deutſchen Frauen ſagen
Solche Mähre, daß ſie deſto baß
Sollen aller Welt behagen;
Ohne große Miethe thu' ich das.
Was wollt' ich zu Lohne?
Sie ſind mir zu hehr.
Drum bin ich gefüge und bitte ſie keines mehr,
Als daß ſie mich grüßen ſchöne.

Ich hab' Lande viel geſehen
Und der beſten nahm ich gerne wahr.
Uebel müſſe mir geſchehen,
Könnt' ich je mein Herze bringen dar,

Daß

Daß ihm wohl gefallen
Wollte fremde Sitte!
Was denn hälfe mich, ob ich mit Unrecht ſtritte?
Deutſche Zucht geht doch vor allen.

Von der Elbe bis an den Rhein
Und herwider bis in Ungerland,
Da mögen wohl die beſten ſeyn,
Die ich irgend in der Welt gekannt.
Kann ich rechte ſchauen
Gut Gelaß und (ſchönen) Leib
So mir Gott! ſo ſchwüre ich wohl, daß da die Weib
Beſſer ſind, denn anderswo die Frauen.

Deutſche Mann ſind wohlgezogen,
Gleich den Engeln ſind die Weib gethan;
Wer ſie ſchilt, der iſt betrogen,
Anders könnt' ich nimmer ſein verſtahn.
Tugend und reine Minne,
Wer die ſuchen will,
Der ſoll kommen in unſer Land, da iſt Wonne viel;
Lange müſſe ich leben darinne!

(I. 119. b.)

Mähre, Nachricht, Botſchaft. ein Wind, ein Nichts. Miethe, Bezahlung, Botenlohn. ſanfte thut, wohl thut. Sie ſind mir ꝛc. vgl. Nibel. V. 2240. dar, dahin. Kann ich rechte ſchauen ꝛc. das Benehmen (Gelaſſe) und die Schönheit der Frauen als Kenner zu beurtheilen, galt für eine ſchätzbare Eigenſchaft. Vgl. Nibel. V. 2385. Ulr. v. Lichtenſt. Frauend. S. 10. Man. II. 24. a. 36 a. die Weib, die Weiber ebenſo Mann, Männer. gethan, beſchaffen. betrogen, falſch berichtet.

Dritter Abſchnitt.

Walthers Wanderleben. Der Hof zu Thüringen. Die Hofſänger. Des Dichters Anſichten von Fürſten und Fürſtenräthen, von Geburt, Freundſchaft, Manneswerth. Blicke in ſein Inneres.

Die Sänger jener Zeit waren nothwendig wandernde. Mochten auch die Herren, welche ſich im Liede zur Kurzweil übten, auf ihren Burgen daheim bleiben: Diejenigen, welche den Geſang zu ihrem Berufe gemacht, mußten ſich auf den Weg begeben. Um Unterhalt und Lohn zu finden, mußten ſie den Höfen und Feſtlichkeiten geſangliebender Fürſten nachziehn. War doch der Hof des Kaiſers ſelbſt ein wandernder, bald in dieſer, bald in jener Stadt des Reiches ſich niederlaſſend. Krönungstage, Fürſtenverſammlungen, Hochzeitfeſte, das waren die Anläſſe, bei welchen die Kunſt- oder Prunkliebe der Großen ſich am freigebigſten äuſſerte. War dazumal das gewöhnliche und häus liche Leben einfach, ſo waren dagegen feſtliche und öffentliche Zuſammenkünfte deſto glanzvoller.

Auch vom äuſſern Lohne abgeſehen, mußte der Dichter wandern, wenn er mit den Angelegenheiten der Zeit bekannt werden, wenn er, bei noch ſehr unvollkommenen Mitteln der Verbreitung geiſtiger Erzeugniſſe, ſich ſelbſt Anerkennung, ſeinem Liede Wirkſamkeit verſchaffen wollte. Darum war es den alten Meiſtern allerdings zu thun. Reinbot von Dorn, der die Legende vom h. Georg in Gedicht gebracht hat, ſpricht die Hoffnung aus (V. 56—63.), daß ſein Werk über alle deutſche Lande, von Tirol bis nach Bremen und von Preßburg bis nach Metz, werde bekannt werden. Auf der andern Seite wird im Titurel (Cap. 4. Str. 5,2.) die Beſorgniß geäußert, daß der Schreiber das Rechte unrichtig machen möchte. Am ſicherſten aber wurde die Fälſchung vermieden, wenn der Dichter ſelbſt vortrug. Wollte er verſichert ſeyn, daß ſeine Tonweiſe richtig geſungen werde, wollte er ſeine eigene Fertigkeit im Geſange geltend machen, [illegible] war ohnehin ſein perſönliches Erſcheinen erforderlich.

So war denn auch Walthers Leben das eines fahrenden Sängers. Er reiſt zu Pferde, vermuthlich die Geige mit ſich führend 21). Daß er ſeine Lieder ſelbſt

---

21) „Wohlauf! wer tanzen wolle nach der Geigen." (W. Hdſ. S. 170.) Daß Walther ſich der Harfe bedient, iſt aus der Stelle (I. 111.) vermuthet wor-

vorgetragen, iſt aus einigen derſelben noch hörbar 22). Zu Hof und an der Straße läßt er ſie ertönen. (I. 136 b.) In einem Morgengebet empfiehlt er ſich unter Gottes Obhut, wohin des Landes er heute reiten möge. (I. 129 a.) Er beruhigt ſeine Geliebte über ſeine Abweſenheit:

Meiner Frauen darf nicht werden leid,
Daß ich reite und frage in fremde Land'
Nach den Weiben, die mit Würdigkeit
Leben (der iſt viel manche mir bekannt)
Und die ſchöne ſind dazu;
Doch iſt ihrer keine,
Weder groß noch kleine,
Der Verſagen mir jemals wehe thu'!
(I. 118 b.)

Er hat der Lande viel geſehen, wie wir zuvor ihn ſingen hörten. Von der Elbe bis an den Rhein und wider bis in Ungerland hat er ſich umgeſehen, von der Seine bis an die Mur, von dem Po bis an die Drave hat er der Menſchen Weiſe erkannt. (I. 131 b.) Am Hofe von Oeſterreich haben wir ihn zuerſt getroffen, am Hofe von Thüringen finden wir ihn jetzt wieder.

---

den, wo er von der alten Lehre ſpricht, daß man nicht in der Mühle harpfen ſolle. Der Ausdruck iſt aber, wie der Dichter ſelbſt andeutet, ſprichwörtlich zu verſtehen.

22) In den Anreden: „Ja Herre!“ (I. 109 b. 124 b.) „Herren und Freund'!“ (I. 136 b.)

Hermann, Landgraf in **Thüringen** (von 1195 bis 1215), den ſich Philipp in dem vorerwähnten Feldzuge von 1204 unterworfen 23), behauptet eine ausgezeichnete Stelle unter den fürſtlichen Freunden der Dichtkunſt. Er ſetzte ſchon den Meiſter **Heinrich von Veldecke** in den Stand, ſeine Aeneide, die ihm neun Jahre lang entwendet war, zu Ende zu führen. (**Eneidt** V. 13268 ff.) Auf ſeinen Anlaß bearbeitete **Wolfram von Eſchenbach** den Wilhelm von Oranſe (H. Georg V. 34 ff.) und für ihn verdeutſchte **Albrecht von Halberſtadt** die Verwandlungen Ovids 24). Vornemlich aber iſt er durch den Wettſtreit der Sänger an ſeinem Hofe zu Wartburg berühmt geworden.

Auch in dem Leben und den Liedern unſres Dich-

---

23) Das politiſche Gedicht: „Nu ſoll der Kaiſer hebre“ ꝛc. (I. 136 a.) iſt auf dieſe Begebenheit bezogen worden. Es iſt jedoch zu bemerken, daß Philipp niemals **Kaiſer** war, daß Walther ihn ſonſt überall **König** nennt und beiderlei Titel ſehr wohl unterſcheidet, z. B. in dem Liede:

Herre **Kaiſer**! ihr ſeyd willekommen,
Des **Königes** Name iſt euch benommen ꝛc.
(I. 103 b.)

Bei dem damaligen Wechſel der Parteiung kann jenem Gedichte leicht ein ſpäteres Ereigniß zu Grunde liegen.

24) S. den Prolog Albrechts vor **Wickrams** Umarbeitung ſeiner Verdeutſchung. Frankf. 1581.

ters ſpielt er eine bedeutende Rolle. Vor 1198 fanden wir dieſen in Oeſterreich. Alsdann folgen ſeine Lieder auf Philipp von Schwaben und es iſt nicht anzunehmen, daß er ſich an dem Hofe des Landgrafen werde aufgehalten haben, ſo lange dieſer Philipps Gegner war. Im Sommer des Jahres 1204 unterwarf ſich der Landgraf. Es iſt daher ganz nicht unwahrſcheinlich, daß Walthers Aufenthalt an deſſen Hofe um das Jahr 1207 ſtattgefunden, in welches der Krieg auf Wartburg, worin Walther auftritt, von den thüringiſchen Chroniken geſetzt wird.

Dieſer Wettſtreit, den das vielbeſprochene Gedicht in der Maneſſiſchen Sammlung (II. 1 — 16.) in Wechſelgeſang, mit untermengter Erzählung, darſtellt, hat zunächſt das Lob milder Fürſten zum Gegenſtand. Heinrich von Ofterdingen erhebt den Herzog von Oeſterreich; ihm treten Wolfram von Eſchenbach und Andre entgegen, die den Landgrafen von Thüringen verherrlichen. Walther von der Vogelweide zeigt ſich anfangs ungehalten auf Oeſterreich und giebt dem Könige von Frankreich vor allen Fürſten den Preis. Nachher bereut er, daß er ſich von dem Oeſterreicher losgeſagt, den er jetzt der Sonne vergleicht; allein über die Sonne noch ſtellt er den Tag: Hermann von Thüringen. Von ſich ſelbſt meldet er, wie er zu Paris gute Schule gefunden, zu Konſtantinopel, zu Baldach, zu Babylon Kunſt und Weisheit erlernt habe. Hieraus iſt wenigſtens erſichtlich, daß Walther dem Verfaſſer des Gedichts für einen weitgereiſten und in die Tiefen der Kunſt eingeweihten Meiſter gegolten habe. Das Gedicht, ſo wie es vorliegt, hat aber wohl nicht den Wolfram von Eſchenbach, dem man es zugeſchrieben, ſondern einen ſpätern mainziſchen Meiſter zum Verfaſſer, wenn gleich Ueberlieferung und ältere Lieder zu Grunde liegen.

Wenden wir uns zu Walthers eigenen Aeuſſerungen über ſein Verhältniß zu dem Hofe von Thüringen, ſo iſt dasjenige ſeiner Lieder zuerſt auszuheben, mit welchem er ſich dem Landgrafen erſt zu nähern ſcheint. Er fodert Jeden auf, der an des edeln Landgrafen Rathe ſey, Dienſtmann oder Freier, den jungen Fürſten um Eines zu mahnen und zwar ſo, daß er, der Dichter, den Erfolg davon ſpüre. Drei Tugenden werden an dem Landgrafen gerühmt: er ſey milde, ſtet und wohlgezogen. Aber eine vierte noch würde ihm wohl anſtehen, die nemlich: daß er nicht ſäumig ſey. (I. 106 a.) Der Dichter mochte damit den Wunſch ausdrücken, baldmöglich von dem Landgrafen beſchenkt oder in deſſen Dienſt aufgenommen zu werden.

In einem weiteren Liede (I. 133 b.) finden wir ihn dieſes Wunſches gewährt. Er freuet ſich, des milden Landgrafen Jngeſinde zu ſeyn. Es iſt ſeine Sitte, daß man ihn immer bei den Theureſten finde. Die andern Fürſten alle ſind anfangs milde, aber ſie bleiben es nicht ſo ſtetiglich. Der Landgraf war es ehe und iſt es noch, darum kann er beſſer, denn ſie, der

Milde pflegen. Das Lied ſchließt mit den ſchönen Worten:

Wer heuer ſchallet und iſt hin zu Jahre böſe, als eh',
Des Lob grünet und falbet, wie der Klee.
Der Thüringer Blume ſcheinet durch den Schnee,
Sommer und Winter blühet ſein Lob, wie in den erſten Jahren 25).

ſchallet, pochet, pranget. hin zu Jahre, über's Jahr.
als eh', wie vorher.

Wünſchenswerth allerdings mag das Leben an des Landgrafen Hofe geweſen ſeyn. Der Dichter giebt eine ſehr anſchauliche Schilderung von dieſem Hofhalt, woraus zu entnehmen iſt, daß man dort wenig von der ſchlimmen Zeit verſpürte:

Wer in den Ohren ſiech, wer krank im Haupte ſey,
Das iſt mein Rath, der laſſe den Hof zu Thüringen frei;
Kommt er dahin, fürwahr er wird erthöret.
Ich habe gedrungen, bis ich nicht mehr dringen mag;
Eine Schaar fährt aus, die andre ein, ſo Nacht als Tag,
Groß Wunder iſt, daß Jemand da noch höret.
Der Landgrafe iſt ſo gemuth,
Daß er mit ſtolzen Helden ſeine Habe verthut,
Der jeglicher viel wohl ein Kämpfe wäre.
Mir iſt ſeine hohe Art wohl kund,

---

25) Im Titurel, wo des Landgrafen Hermann mehrmals rühmliche Erwähnung geſchieht, heißt es von ihm (Kap. 7):

Hermann von Thüringen Ehre
Pflag weiland, die muß immer Preiſes walten ꝛc.

Und gälte ein Fuder gutes Weines tauſend Pfund,
Da ſtünde doch nimmer Ritters Becher leere.
(W. Hdſ. S. 170.)

erthöret, betäubt. Kämpfe, Kämpe, ein Solcher, der beſonders aufgeſtellt iſt, eine Sache im Zweikampf auszufechten, alſo ein auserwählter, vorzüglicher Streiter.

Manch unnützen Geſellen mußte die Gaſtfreiheit dieſes Hofes anziehen. Eſchenbach rügt dieſes in ſeinem Parcifal V. 8356 ff. 26), mit Beziehung auf ein nicht mehr vorhandenes Lied unſres Dichters:

Von Thüringen Fürſte Hermann!
Etlich dein Ingeſinde ich maß,
Das Ausgeſinde hieſſe baß.
Dir wär' auch eines Kaien noth,
Seit wahre Milde dir gebot
So manigfalten Anehang,
Hier ein ſchmählich Gedrang
Und dort ein werthes Dringen.
Drum muß Herr Walther ſingen:
„Guten Tag, Böſe und Gut!“
Wo man ſolchen Sang nun thut,
Des ſind die Falſchen geehret.
Kaie hatt's ihn nicht gelehret,
Noch Herr Heinrich von Riſpach ꝛc.

Kaie iſt des Königs Artus ſtrenger und mürriſcher Seneſchall, der ſolchem Unweſen, nach Eſchenbachs Ausdruck, ſchärfer war, denn der Biene Stachel. Gedrang, Gedränge, Zudrang. Die Falſchen, die Schlechten.

---

26) Aus demſelben Gedichte V. 19097 f. erhellt, daß damals Thüringen auch für das Vaterland neuer Tanzmuſik galt.

Heinrich von Riſpach, vielleicht der tugendhafte Schreiber, der im Wartburger Kriege auftritt und deſſen Gedichte Man. II. 101 ff. aufbewahrt ſind, der Henricus Notarius, H. Scriptor, welcher in thüringiſchen Urkunden von 1208 — 1228 vorkömmt. Muſ. I. 173.

Ein wunderlicher Mann, mit Namen Gerhard Atze, ſcheint der freudigen Geſellſchaft am thüringiſchen Hofe zur Zielſcheibe ihres Witzes gedient zu haben. Ihm hat Walther zwei Gedichte gewidmet. Das eine (I. 105 a.) iſt durch perſönliche Anſpielungen räthſelhaft. Das andre (I. 113 a.) betrifft einen ſcherzhaften Rechtsſtreit. Der merkwürdige Fall iſt dieſer: Herr Gerhard Atze hat dem Dichter zu Eiſenach ein Pferd erſchoſſen. Walther klagt auf Entſchädigung: das Pferd war wohl dreier Marke werth. Gerhard Atze weicht aber damit aus, daß er behauptet: das getödtete Pferd ſey dem Roſſe blutsverwandt, das einſt ihm, dem Beklagten, den Finger zu Schanden gebiſſen. Dagegen erbietet ſich Walther, mit beiden Händen zu beſchwören, daß die Pferde einander nicht befreundet waren, und er ruft auf, wer ihm ſtaben, d. h. den Eid abnehmen wolle?

Ein Kampfgenoſſe des Landgrafen Hermann in deſſen Fehde mit König Philipp war der Graf von Katzenellenbogen, Wilhelm II., zugenannt der Reiche 27). Derſelbe mag es ſeyn, von dem unſer Dichter ſingt. Walther iſt dem Bogener hold, ganz ob-

---

27) Dilich, Heſſiſche Chronik. 1606. Thl. I. S. 33.

ne Gabe und ohne Sold. (I. 127 a.) Doch der Graf verſieht, er beſchenkt den Sänger mit einem Diamant. Dafür preiſt ihn dieſer als der ſchönſten Ritter einen. Nicht nach dem Scheine lobt er die Schönheit; milder Mann iſt ſchön und wohlgezogen, man ſoll die innre Tugend nach auſſen kehren, dann iſt das äuſſre Lob nach Ehren, wie des von Katzenellenbogen. (Ebd.)

So wird gewöhnlich der Fürſt, dem der Dichter ſich nähern will, zuerſt mit einem Liede ausgeforſcht. Iſt der Erfolg entſprechend, dann ertönt auch das vollere Lob.

Von einer groſzen, zarter oder unzarter ſich äuſſernden Begehrlichkeit können die Hofſänger damaliger Zeit nicht freigeſprochen werden. Sie verſäumen keinen Anlaß, ſich zu milder Gabe zu empfehlen. Ihre zahlreichen Lobgedichte ſind überall darauf berechnet. Die Milde d. h. die Freigebigkeit, iſt ihnen der Fürſten erſte Tugend 28). Wo ihnen nicht willfahrt wird, machen ſie ihr Lied zur Waffe des Tadels und des

---

28) Das Gedicht vom Kriege auf Wartburg erhebt dieſe fürſtliche Tugend zum vorzüglichen Gegenſtande des Wettgeſangs. Der Tanhuſer, um die Mitte des 13. Jahrh., muſtert in einem beſondern Gedichte (Man. II. 64) die Fürſten ſeiner und der nächſt vorhergegangenen Zeit nach eben dieſer Beziehung.

Spottes. Sie werfen dem unmilden Herrn einen Stein in den Garten und eine Klette in den Bart 29).

Noch ziemlich gelinde ſcherzt der Unſrige über die unwirthliche Aufnahme, die er in der bairiſchen Abtei Tegernſee gefunden. Es war ihm viel von dieſes Hauſes Ehre geſagt worden. Deßhalb ritt er einſt, um dahin zu kommen, mehr denn eine Meile abſeits der Straße. Aber vergeblich war ſeine Hoffnung auf einen guten Kloſtertrunk:

Ich nahm da Waſſer,
Alſo naſſer
Mußt' ich von des Mönches Tiſche ſcheiden.
(I. 113 a.)

---

29) Damit droht der Mysner (DXCVI). Mit dem Verfalle der Kunſt nimmt die Gemeinheit zu. Sie werden trotziger und niederträchtiger zugleich. Dem Kargen, der ſich ſelbſt bedürftig ſtellt, wünſcht der Unverzagte (III.), daß ſeine Hand eines fremden Mannes Kleid auf ſeines Weibes Bette finden möge. Der Urenheimer (CCVI.) ſagt gerade heraus: „alſo man den Meiſter lohnet, alſo wiſchet er das Schwerdt." Rumelant von Schwaben (CCCLXXXI.) verhehlt nicht, daß er mit ſeinen Lobliedern gelogen habe. Doch hat ihm ein weiſer Prediger geſagt, daß hübſche Lüge nicht große Sünde ſey. Der Unverzagte (XIX.) äuſſert noch: „Man ſoll gnädige Heilige fern in fremden Landen ſuchen, ſo ſuch' ich werthe Leute, die ihr Gut mit Ehren zehren. Welcher Herr mir Gnade

Geld, Auslöſung der für Zehrung verſetzten Pfänder, Pferde, Kleider, waren der Lohn, der den Sängern von ihren Gönnern zu Theil wurde. Walther ſagt von einer ſchönen Frau, ſie habe ein werthes Kleid angezogen: ihren reinen Leib. Sie ſey ein wohlgekleidet Weib. Getragene Kleider hab' er nie genommen 30), dieſes nähm' er für ſein Leben gerne. Der Kaiſer würde dieſer Frau Spielmann um ſo reiche Gabe. (I. 121 b.)

Wenn übrigens auch unſer Dichter in dieſem Werben um Gunſt und Gabe der Fürſten dem Gebrauche der Zeit und dem äuſſern Bedürfniſſe gefolgt iſt, ſo muß doch auf der andern Seite anerkannt werden, nicht bloß daß er jene Tugend der Milde auf wahrhaft dichteriſche Weiſe geprieſen, ſondern auch, daß er darüber das Höhere nicht aus den Augen geſetzt, vielmehr mitten im Getrieb der Höfe ſich einen freien

---

thut, der ſoll mein Lob hinnehmen. Sie ſind heilig, die mir geben um Gottes und der Ehre willen. Die lebenden Heiligen müſſen ſelig ſeyn!"

30) So ſagt auch der von Buwenburg (II. 181 a.):

Wer getragener Kleider gehrt,
Der iſt nicht Minneſanges werth.

Herrn Geltar dagegen (oder Gedrut, Pf. Hdſ. 357. Bl. 24 b.) iſt es noth nach alter Wat. (II. 119 b.) Auch der Chanzler zeigt ſich lüſtern nach reicher Herren alter Wat. (II. 146 b.)

Blick und einen würdigen Sinn erhalten. Es erſcheint angemeſſen, jetzt auch dieſe edlere Seite herauszuheben.

Nicht die bloße Freigebigkeit iſt es, darum er die Fürſten in Anſpruch nimmt, weit umfaſſender hat er den Kreis ihrer Pflichten erkannt:

Ihr Fürſten tugnet eure Sinne mit reiner Güte,
Seyd gegen Freunde ſanfte, gegen Feinde traget Hochgemüthe,
Stärket Recht, und danket Gott der großen Ehren,
Daß mancher Menſch ſeinen Leib, ſein Gut muß euch zu Dienſte kehren!
Seyd milde, friedebar, laßt euch in Würde ſchauen!
So loben euch die reinen ſüßen Frauen.
Scham, Treue, ehrebringende Zucht ſollt ihr gerne tragen!
Minnet Gott und richtet, was die Armen klagen!
Glaubt nicht, was euch die Lügenere ſagen,
Und folget gutem Rathe, ſo möget ihr im Himmelreiche bauen! (I. 132 b.)

tugnet, machet tüchtig, veredlet. **minnet**, liebet; **Minne** iſt Liebe in jeder Bedeutung. **bauen**, wohnen, dereinſt Bürger des Himmelreichs werden.

Noch in andern Liedern warnt er die Fürſten vor falſchem Rathe. Er will ſie lehren, wie ſie jeglichen Rath wohl mögen erkennen. Der guten Räthe ſind drei, drei böſe ſtehen zu linken Hand dabei. **Frommen**, **Gottes Huld** und **weltliche Ehre**, das ſind die guten. Wohl ihm, der dieſe lehret! den möchte ein Kaiſer nehmen an ſeinen höchſten Rath. Die drei böſen heißen: **Schade**, **Sünde** und **Schande**. (I. 105 b.)

Beſonders wird Derjenige, wes Standes er ſey, fur einen Schalk erklärt, der ſeinen Herren lehre, zu lügen oder das Angelobte nachher zu verſagen, und der ſo die Biedern ſchamlos mache:

Erlahmen müſſen ihm die Beine, ſo er ſich zu dem Rathe biege!
Sey aber er ſo hehr, daß er dazu ſitze,
So wünſche ich, daß ſein' ungetreue Zunge müſſe erlahmen.
(I. 130 b.)

Die Herren ſelbſt, welche ſo durch glänzende Verſprechungen täuſchen, vergleicht Walther den Gauklern, die unter dem Hute jetzt einen wilden Falken, jetzt einen ſtolzen Pfau, jetzt gar ein Meerwunder vorweiſen, am Ende aber iſt es weiter nichts, als eine Krähe. Wär' ich dir ſtark genug, ruft er ſolchem Gaukler zu, ich ſchlüge dir die falſche Gaukelbüchſe an dein Haupt. (I. 132 b.)

Der Umgang mit den Mächtigen hat das Urtheil des Dichters über die wahren Vorzüge der Menſchen keineswegs getrübt. Er ſucht dieſe nicht in der Geburt. Kräftig ſpricht er ſich über den Urſprung aller Sterblichen aus gleichem Lehm und über ihre Gleichheit vor dem höchſten Herren aus:

Wer ohne Furcht, o Herr Gott!
Will ſprechen deine zehn Gebot',
Und brichet die, das iſt nicht wahre Minne.
Dich heiſſet Vater Mancher viel,
Der mich zum Bruder doch nicht will;

Der ſpricht die ſtarken Wort' aus ſchwachem Sinne.
Wir wachſen all' aus gleichem Dinge,
Speiſe frommet uns, ſie wird ringe,
So ſie durch den Mund hin fährt.
Wer kann den Herren von dem Knechte ſcheiden,
Der ihr Gebeine bloßes fände,
(Hatt' er gleich der Lebenden Kunde,)
So Gewürme das Fleiſch verzehrt?
Ihm dienen Chriſten, Juden und Heiden,
Der alle lebende Wunder nährt. (I. 128 b.)

Der Teufel, wenn er ſichtbar daher käme, ſagt Walther ein andermal, wäre mir nicht ſo verwünſcht, als des Böſen böſer Sohn. Von der Geburt kommt uns weder Frommen noch Ehre. (I. 129 a.)

Die erworbenen, ſelbſtverdienten Freunde zieht er den angebornen, den Magen, vor:

Mann, hochgemagt, an Freunden krank,
Das iſt ein ſchwacher Habedank;
Baß hilfet Freundſchaft ohne Sippe.
Laß Einen ſeyn geborn von Königes Rippe,
Er habe denn Freunde, was hilfet das?
Magſchaft iſt ſelbſtgewachſ'ne Ehre,
So muß man Freunde verdienen ſehre.
Mag' hilfet wohl, Freund vieles baß.
(I. 126 b.)

hochgemagt, der hohe Magen, Blutsverwandte, hat. krank, ſchwach, arm. Habedank, Entgelt, Erſatz. So, den Gegenſatz bezeichnend. verdienen, durch Dienſt, mühſam erwerben.

Den wahren Werth des Mannes begründen ihm drei Eigenſchaften: Kühnheit, Milde, beſonders aber Treue. An Weibes Lobe, meint er, ſtehet wohl, daß man ſie ſchön heiße. Manne ſtehet es übel, es iſt zu weich und oft zum Hohne. Kühn und mild und daß er dazu ſtete ſey, ſo iſt er viel gar gelobt. Ihr müſſet in die Leute ſehen, wollt ihr ſie erkennen; Niemand ſoll auſſen nach der Farbe loben (I. 134 a.) Gewiſſen Freund, verſuchtes Schwerdt, ſoll man zu Nöthen ſehen (I. 131 b.) 31).

Ihm grauſet, wenn ihn die Lächler anlachen, denen die Zunge honiget und das Herz Galle hat. Freundes Lächeln ſoll ſeyn ohne Miſſethat, lauter wie das Abendroth, das liebe Mähre kündet. Wes Mund mich trügen will, der habe ſein Lachen hin! Von dem nähme ich ein wahres Nein für zwei gelogene Ja. (I. 131 a.)

---

31) Die Pf. Hdſ. 357. Bl. 20. hat das Lied, welches mit dieſem Satze ſchließt, unter denen des Truchſ. von St. Gallen. „Getreuer Freund, verſuchtes Schwerdt, die zweene ſind in Nöthen gut!“ ſagt auch Bruder Werner (LVIII.). Die Rede iſt ſprichwörtlich, wie jenes Lied ſelbſt andeutet. Walther läßt zuweilen ein Sprichwort (ein alt geſprochen Wort, wie Ulrich v. Winterſtetten ſich ausdrückt, Benecke's Ergänz. S. 220. Vgl. Fragm. de bell. Carol. M. contr. Sarac. v. 1011.) einfließen, als: „In der Mühle harpfen.“ (I. 122.) (Vgl. Freigedank, V. 1559 f.) „Guter Mann iſt guter Seiden werth.“ (I. 115 a.) „Sind je doch Gedanken frei.“ (I. 121 b.) Vgl. Dietmar von Aſt: „Gedanken, die ſind ledig frei.“ (I. 40 a.)

Gott, der ein rechter Richter heißet in der Schrift, ſollte das geruhen, daß er die Getreuen von den Falſchen ſchiede; hienieden noch, denn jenſeits werden ſie wohl geſondert. Gerne ſähe ich an ihrer Etlichem ein Schandenmal, der ſich dem Manne windet aus der Hand, recht wie ein Aal. O weh! daß Gott nicht zorniglich an denen wundert! Wer mit mir fährt von Hauſe, der fahr' auch mit mir heim! Des Mannes Muth ſoll feſt ſeyn, als ein Stein, an Treue grad und eben, wie der Stab am Pfeile. (W. H d ſ. S. 151.)

So ſtreng der Dichter hier und anderwärts gegen Alles eifert, was er für ſchlecht erkannt hat, ſo ſcharf er auch zu ſpotten verſteht, ſo erſcheint dennoch ſein Innerſtes ungemein weich und milde. In ſittlicher Beziehung zeichnet ihn das Zartgefühl, ja die Aengſtlichkeit aus, womit er vorzubeugen ſucht, daß ſein Straflied nicht mit dem Schuldigen zugleich den Unſchuldigen verletze. (Z. B. I. 107 b. 6. 120 b. 3.) Er iſt den Böſen verſöhnlich, wenn ſie ſich beſſern wollen. (I. 115. b. 4.) Er duldet manche Unfuge, obwohl er ſich rächen könnte. (I. 121 b. 2.) Denen, die im Winter ihm Freude benommen, wünſcht er doch, daß die Sommerzeit ihnen wohl bekommen möge. Er kann nicht fluchen, als das üble Wort: unſelig! das wär' aber allzuviel. (I. 136. b. 3.)

Seine gedrückte Lage, ſeine Abhängigkeit von der Gunſt oder Ungunſt Andrer, hat ihn eingeſchüchtert und er lebt ſein wahrſtes Leben nur in der Einſamkeit und Heimlichkeit des Gemüths. Er hütet ſich, daß nicht die Leute ſein verdrieße, mit den Frohen iſt er froh und lacht ungerne, wo man weinet. (I. 117. a. 1.) Er iſt unſchädlich froh, daß man ihm wohl zu leben gönne. Heimlich ſteht ſein Herze hoch. (I. 114. a. 3.) Er ſcheut ſich froh zu ſeyn, wenn es nicht Andre mit ihm ſind, damit er nicht ihr Fingerzeigen leide. (I. 140 a. 1. v. u.) So verhehlt er auch ſein Leid und ſtellt ſich freudenreich (I. 140 b. 2. v. u.); damit hat er oft ſich ſelbſt betrogen und um der Welt willen manche Freude erlogen, dieß Lügen war aber löblich. (I. 139. b. 2.)

Seiner ſelbſt mächtig zu ſeyn, gilt ihm für eine vorzügliche Tugend:

Wer ſchlägt den Löwen? wer ſchlägt den Rieſen?
Wer überwindet jenen und dieſen?
Das thut Jener, der ſich ſelber zwinget.
(I. 127 a.)

Vierter Abſchnitt.

Otto IV. und Friedrich II. Walther empfängt ein Reichslehen. Der Truchſeß von Singenberg.

Nach dem Tode Philipps von Schwaben wurde Otto von Braunſchweig allgemein als König anerkannt. Um ſich der Anhänger des hohenſtaufiſchen Hauſes zu verſichern, beſchloß er, ſich mit Philipps verwaiſter Tochter Beatrix zu verloben. Auf der Fürſtenverſammlung zu Würzburg, 1209, empfieng Beatrix, von den Herzogen Leopold von Oeſterreich und Ludwig von Baiern eingeführt, des Königs Kuß und Ring. Das Hinderniß der Verwandtſchaft hatte der Pabſt, auf den hohenſtaufiſchen Friedrich in Sicilien argwöhniſch, gerne gehoben. Doch blieb die Vermählung ausgeſetzt. Otto trat den Römerzug an und wurde im Weinmond 1209 von Innocenz III. als Kaiſer gekrönt. Die Anſprüche der päbſtlichen und der kaiſerlichen Gewalt, der Platte und der Krone 32), waren ſich aber zu

---

32) So bezeichnet Reinmar d. Alte (Man. I. 80 b.) die geiſtliche und die weltliche Macht.

ſehr entgegengeſetzt, als daß jemals ein gutes Vernehmen in die Dauer beſtanden hätte. Die von Otto vorgenommene Herſtellung der Reichsrechte in Italien war der Anlaß, daß ſein bisheriges Einverſtändniß mit Innocenz ſich in heftige Zwiſtigkeiten auflöste. Weil Otto befürchten mußte, daß der Pabſt ihm in dem jungen Friedrich von Sicilien einen Gegenkönig aufſtellen würde, brach er mit Heeresmacht in Apulien ein. Dagegen warf Innocenz auf ihn den Bannſtral und erweckte in Deutſchland durch den Erzbiſchof von Mainz eine Partei für den ſiciliſchen Friedrich. Der König von Böhmen, die Herzoge von Oeſterreich und von Baiern, der Landgraf von Thüringen und viele Andre erklärten den für den rechten König, dem man einſt Treue geſchworen, als er noch in der Wiege lag. Es wurden Boten abgeſchickt, um Friedrichen nach Deutſchland einzuladen.

Otto, der in Apulien große Fortſchritte gemacht hatte, ſah ſich jetzt genöthigt, nach Deutſchland zurückzukehren. Er beſchleunigte ſeine Vermählung mit Beatrix, aber dieſe ſtarb am vierten Tage nach der Hochzeit, und nun verließen auch die ſchwäbiſchen und bairiſchen Vaſallen ſein Heer.

Während er in Thüringen den Landgrafen, ſeinen vormaligen Anhänger, bekriegte, im Sommer 1212, kam Friedrich, jetzt fünfzehn Jahre alt, vom Segen des Pabſtes begleitet, nach Ueberſtehung großer Gefahren und Mühſeligkeiten, über das unwegſamſte

Alpgebirge zu Chur in Rhätien an. Der dortige Biſchof und der Abt von Sankt Gallen geleiteten ihn nach Konſtanz. Zu gleicher Zeit erſchien am andern Ufer des Sees, zu Ueberlingen, Otto mit ſeinem Heer. Aber von Vielen verlaſſen, konnte dieſer ſich nicht mit ſeinem Gegner meſſen. Friedrich begab ſich nach Baſel, unter dem Beiſtand des Grafen von Kiburg und Andrer, denen er freigebig Lehen ertheilte. Von da zog er mit ſtets wachſendem Anhang den Rhein hinab. Otto mußte nach Sachſen entweichen und Friedrich empfieng auf dem Hoftage zu Mainz die Huldigung der Fürſten. Zu Frankfurt traf der Landgraf Hermann von Thüringen zu ihm. Friedrich ritt dieſem Fürſten mit großem Gefolg entgegen, umarmte ihn, nannte ihn ſeinen Vater und führte ihn auf das ehrenvollſte in die Stadt.

Auf welchem Wege Walther von der Vogelweide dem neuen Könige nahe gekommen ſeyn mag, wir treffen ihn jetzt, wie er in zwei Liedern zwiſchen Friedrich und Otto Vergleichung anſtellt.

In dem einen verſichert er ſpottweiſe: Herr Otte werde ihn noch reich machen. Ein Vater hat weiland ſeinem Sohne die Lehre gegeben: dem böſeſten Manne zu dienen, damit der beſte ihm lohne. Walther iſt der Sohn, Otto iſt der böſeſte Mann, denn ſo recht böſen Herrn hat der Dichter nie gehabt, König Friedrich aber iſt der beſte, der nun lohnen wird. (I. 130 a.)

Es erhellt aus dieſem Liede, daß Walther zuvor auch Ottos Dienſte nachgezogen.

Otto IV., ſtolz und kriegeriſch, dabei allzu ſehr von Geld entblößt, war freilich nicht der Mann nach dem Sinne der begehrlichen Sänger 33). Auch finden wir ihn nirgends unter den Beförderern des Geſanges aufgeführt. Friedrich II., deſſen Vortheil es mit ſich brachte, gefällig und freigebig aufzutreten, mußte unſrem Dichter um ſo mehr zuſagen, als ſich dieſer vorher ſchon als einen Freund des hohenſtaufiſchen Hauſes gezeigt hatte.

Noch anſchaulicher, als in dem vorerwähnten Liede, mißt Walther in dem nachſtehenden die beiden Könige mit dem Maßſtab der Milde gegen einander ab und zeigt, wie der junge Friedrich ſeinem Gegner über das Haupt gewachſen ſey. Zum Verſtändniß dieſes Gedichts muß bemerkt werden, daß Otto durch hohen Wuchs ausgezeichnet war. Der Abt von Urſperg führt ſogar Ottos Stärke und hohe Geſtalt als einen Grund an, der die Fürſten bewogen habe, ihn zum Throne zu berufen 34.)

---

33) Auf ihn und ſeine Sparſamkeit zielt vielleicht auch das weitere Spottgedicht Walthers: „Der König, mein Herre ꝛc.“ (I. 130 a.)

34) „ — pro eo, quod superbus et stultus, sed fortis videbatur viribus, et statura procerus.“ *Chron Ursp.* Der Verfaſſer dieſer Chronik iſt ein eifriger Anhänger der hohenſtaufiſchen Partei.

Ich wollte Herrn Otten Milde nach der Länge meſſen,
Da hatt' ich mich an der Maße ein Theil vergeſſen,
Wär' er ſo mild, als lange, er hätte der Tugend viel beſeſſen.
Viel ſchiere maß ich ab den Leib nach ſeiner Ehre,
Da ward er viel gar zu kurz, wie ein verſchroten Werk,
Mildes Muthes minder viel, denn ein Gezwerg,
Und iſt doch von den Jahren, daß er nicht wachſet mehre.
Da ich dem Könige brachte das Maß, wie er aufſchoß!
Sein junger Leib ward beides: ſtark und groß.
Nun ſeht, was er noch wachſe erſt jetzo über ihn wohl
rieſengroß!
(I. 130 a.)

ſchiere, bald, ſchleunig. verſchroten, verhauen. Werk, irgend eine Kunſtarbeit, eine Waffe ꝛc.

Dießmal aber iſt es dem Dichter nicht um bloße Hofgunſt, nicht um ein Geſchenk an Geld oder Kleidern zu thun. Er iſt des irren Lebens müde, ein Heimweſen ſoll ihm die Huld des Königs begründen. Lange genug iſt er Gaſt geweſen, er ſehnt ſich darnach, Wirth zu heißen. Ein Reichslehen, wie wir bald ſehen werden, iſt es, worauf er abzielt:

Seyd willekommen, Herre Wirth! dem Gruße
muß ich ſchweigen.
Seyd willekommen, Herre Gaſt! da muß ich ſprechen oder neigen.
Wirth und Heim ſind zween unſchämeliche Namen.
Gaſt und Herberge muß man ſich viel ofte ſchämen.
Noch müſſe ich erleben, daß ich den Gaſt auch grüße,
So daß er mir, dem Wirthe, danken müſſe!

Seyd heutnacht hie, ſeyd morgen dort! was
Gauckelfuhre iſt das! —
Ich bin heim oder ich will heim, das tröſtet baß.
Gaſt und Schach kommt ſelten ohne Haß:
Herre! büſſet mir des Gaſtes, daß euch Gott des Schaches büſſe. (I. 131 b.)

Wirth, Hausherr, Bewirther. da muß ich ſprechen ꝛc. auf ſolchen Gruß muß ich antworten oder mich dankend verneigen. unſchämeliche, deren man ſich nicht zu ſchämen hat. ſchamen, ſchämen. Gauckelfuhre, Gauckelweiſen, Gauckelei. Schach, das Schachbieten. Das Gegenüberſtehn der beiden Könige, Friedrich und Otto, wird dem Schachſpiele (worauf Walther auch ſonſt anſpielt, I. 137 a. 138 b.) verglichen. Der Dichter wünſcht dem Erſtern, daß ihn der Letztere nicht in Schach ſetze. kommt ſelten ohne Haß, wird ſelten gerne gehört. büſſet mir ꝛc. erlöſet mich ꝛc.

Noch dringender ſpricht der Dichter ſein Anliegen mit Folgendem aus:

Von Rome Vogt, von Pulle König! laßt euch erbarmen,
Daß man bei reicher Kunſt mich läſſet alſo armen! 35)
Gerne wollte ich, möchte es ſeyn, bei eigenem Feuer erwarmen.
Ahi! wie ich dann ſänge von den Vögeleinen,
Von der Heide und von den Blumen, wie ich weiland ſang!
Welch ſchönes Weib mir gäbe dann ihr Habedank,
Der ließe ich Lilien und Roſen aus den Wänglein ſcheinen.

---

35) „Soll ich ſo bei reicher Kunſt verarmen und verderben!“
Der Mysnere. (DXCIV.)

Nun reite ich früh und komme nicht heim; Gaſt, weh
dir, weh!
So mag der Wirth wohl ſingen von dem grünen Klee.
Die Noth bedenket, milder König, daß eure Noth
zergeh'! (I. 131 a.)

Von Rome Vogt, häufig vorkommende Benennung der römiſchen Kaiſer oder Könige. **Pulle**, Apulien, das jetzige Königreich Neapel. **Heide**, Aue.

Die Lieder rühren des Königes Herz. Der Wunſch iſt erfüllt. Hören wir des Dichters Freude!

Ich hab' mein Lehen, all die Welt! ich hab' mein Lehen!
Nun fürchte ich nicht den Hornung an die Zehen
Und will alle böſe Herren deſto minder flehen.
Der edle König, der milde König, hat mich berathen,
Daß ich den Sommer möge Luft, den Winter Hitze han.
Nun dünke ich meinen Nachbarn vieles baß gethan
Sie ſehen mich nicht mehr an in Unholds Weiſe, wie ſie
weiland thaten.
Ich bin zu lange arm geweſen, ohne meinen Dank,
Ich war ſo voller Scheltens, daß mein Athem ſtank,
Den hat der König gemachet rein und dazu meinen
Sang. (I. 130 b.)

den Hornung ꝛc. die Winterkälte, das Erfrieren der Zehen. **baß gethan**, Comparativ von **wohl-gethan**, wohlgemacht, ſchön. **ohne meinen Dank**, wider meinen Willen. **Ich war ſo** ꝛc. Der Dichter drückt aus, wie anhaltendes Ungemach ihn menſchenfeindlich gemacht und ſein Lied verbittert. Die frohere Stimmung wird jetzt auch ſeinen Geſang freundlicher machen.

Noch ein andres Lied, deſſen wir früher ſchon zu erwähnen hatten, feiert den glücklichen Wechſel des

Schickſals. Wir ſehen hier den Sänger mit der Geige, eine Tanzweiſe aufſpielend:

Da Friedrich aus Oeſterreiche alſo warb,
Daß er an der Seele genas und ihm der Leib erſtarb,
Da führt' er meiner Kraniche Tritt in die Erde.
Da gieng ich ſchleichend wie ein Pfau, wohin ich gieng.
Das Haupt mir nieder bis auf meine Kniee hieng:
Nun richt' ich es auf nach vollem Werthe.
Ich bin wohl zu Feuer kommen,
Mich hat das Reich und auch die Kron' an ſich genommen.
Wohlauf! wer tanzen wolle nach der Geigen!
Mir iſt meiner Schwere Buß',
Erſt will ich eben ſetzen meinen Fuß
Und wieder in ein Hochgemüthe ſteigen.
(W. Hdſ. S. 170.)

Da führt' er ꝛc. da macht' er, daß ich meine Kraniche-Schnabelſchuhe, nachdenklich in die Erde drückte. nach vollem Werthe, mit vollem Rechte. meiner Schwere Buß', meiner Noth Erleichterung. eben ſetzen, das Gegentheil des vorigen in die Erde führen.

Dieſe Liederreihe dürfen wir nicht verlaſſen, ohne ein Gedicht des Sankt Galliſchen Truchſeſſen von Singenberg 36) anzuführen, das einem der vorſtehen-

---

36) Ein Truchſeß Ulrich von Singenberg erſcheint in Sankt Galliſchen Urkunden von 1219 und 1228. v. Arx I. 458. 459. Ulrich hieß auch, nach Tſchudy, der Letzte des Geſchlechts, der um 1267 ſtarb. „Obi-

den nachgebildet iſt und ſich auf daſſelbe bezieht. Wie dort Walther den Vogt von Rom und König von Apulien anruft, ſo hier der Truchſeß den Vogt der Welt und König des Himmels. Der Truchſeß ſtellt dem mißlichen Looſe Walthers ſein eigenes behagliches und unabhängiges Leben gegenüber und bittet Gott, ihm dieſes zu erhalten:

Der Welte Vogt, des Himmels König! ich lob' euch gerne,
Daß ihr mich habt erlaſſen, daß ich nicht lerne,
Wie Dieſer und Der an fremder Statt zu meinem Geſange ſcherne.
Mein Meiſter klaget ſo ſehre von der Vogelweide,
Ihn zwinge dieß, ihn zwinge das, das mich noch nie bezwang;
Das machet, daß ich mich ſo kaume von dem Meinen ſcheide,
Mir geben denn hohe Herren und ein ſchönes Weib ihr Habedank.
So reite ich ſpät und komme doch heim; mir iſt nicht zu weh,

---

tus *Rudolfi* Dapiferi militis de Eggon inter Blidegge et Singinberc" kömmt in dem 1272 geſchriebenen Necrolog. Tuiſburg. (*Goldast*, Script. Rer. Alam. T. I. p. 100.) vor. — In dem ſcherzhaften Geſpräche zwiſchen Vater und Sohn, welches ſich unter den Liedern des Truchſeſſen von St. Gallen (Pf. Hdſ. Nr. 357. Bl. 16 b.) findet, wird der Sohn: Rüdelin! angeredet.

Da ſinge ich von der Heide und von dem grünen Klee.
Das ſtetet ihr mir, milder Gott, daß es mir nicht zergeh'!
(W. Hdſ. S. 149.)[37]

an fremder Statt, an fremdem Orte. ſcherne, blicke, drein ſchaue, urtheile. zwinge, quäle. ſo laume ꝛc. nicht leicht mein Heimweſen verlaſſe. ſtetet, erhaltet, feſtigt.

---

[37] In der Maneſſ. Samml. I. 154 a. iſt die Reimſtellung des Lieds auf die Form des Gedichts von Walther zurückgeführt, welchem jenes nachgebildet iſt.

Fünfter Abſchnitt.

Walthers Minneſang.

Walther hat den König verſichert, wenn er ſeines Wunſches gewährt, wenn ihm eine Heimath geſchaffen würde, dann wollte er ſingen von Vögelein, von der Heide, von Blumen und von ſchönen Frauen. Er bezeichnet damit die Beſtandtheile des Minneſangs und giebt uns Anlaß, nunmehr ſeine eigentlichen Minnelieder zu betrachten.

Wir finden denn auch bei ihm jene bekannten Gattungen und Formen des Minnelieds: ſpielende Wonne und ſehnendes Leid in Sommer und Winter, dienſtliches Werben, Geſpräch zwiſchen Ritter und Frau, Meldung des Boten, Trennung der Liebenden, wenn der Tag durch die Wolken ſcheint, Hülfruf an Frau Minne, Klage über die Merker, ein verhaßtes Geſchlecht, das die Freuden der Liebe belauert und ſtört.

Gerne jedoch würden wir ſelbſt den Merker ſpielen, wenn wir hoffen könnten, auch hier etwas Geſchichtliches aus dem Leben des Dichters zu erſpähen. Aber er iſt behutſam, er führt uns irre und verſpottet uns.

Mancher fragt ihn: wer die Liebe ſey, der er diene und bis daher gedient? Wenn ihn dieſes verdrießt, ſo ſpricht er: „ihrer ſind drei, denen ich diene, und nach der vierten habe ich Wunſch.“ Doch weiß es ſie alleine wohl, der er vor ihnen allen dienen ſoll. (I. 110 b.)

Ein andermal fertigt er die Neugierigen ſo ab:

Sie fragen und fragen aber allzuviel
Von meiner Frauen, wer ſie ſey?
Das mühet mich ſo, daß ich ſie ihnen nennen will,
So laſſen ſie mich doch darnach frei.
Genade und Ungenade, dieſe zweene Namen
Hat meine Fraue beide, die ſind ungeleich:
Der eine iſt arm, der andre reich.
Der mich des reichen irre, der müſſe ſich des armen
ſchamen! (I. 122 a.)

Genade, Gnade, Liebesgunſt, Erhörung. ungeleich, ungleich. irre, hinderlich ſey. ſchamen, zu ſchämen haben.

Dennoch ſcheinen die Merker auf eine Spur gekommen zu ſeyn. Man wirft ihm vor: daß er ſeinen Sang ſo nieder wende. Er muß ſich und die Geliebte vertheidigen. Die, ſagt er, traf die Minne nie, die nach dem Gute und nach der Schöne minnen. Doch du biſt ſchön und haſt genug. Was ſie reden, ich bin dir hold und nähme dein gläſen Fingerlein 38) (Fingerring) lieber als einer Königin Gold. (I. 117 a.)

Auch ein Name wird genannt:

Meines Herzens tiefe Wunde,
Die muß immer offen ſtehn,
Sie werde denn heil von Hiltegunde.
(I. 156 b.)

Von ſich ſelbſten geſteht Walther, daß er nicht aller Männer ſchönſter ſey; ſein Haupt ſey nicht allzu wohlgethan. Es nimmt ihn Wunder, was ein Weib an ihm erſehen. Sie hat doch Augen, hat ihr Jemand von ihm gelogen, ſo beſchaue ſie ihn baß. Wo ſie wohnt, da wohnen wohl tauſend Männer, die viel ſchöner ſind. Nur daß er auf Fuge (Sitte, auch Kunſt) ſich ein weniges verſteht. Will ſie aber Fuge für die Schönheit nehmen, ſo iſt ſie viel wohlgemuth. (I. 139 a.)

Im Allgemeinen hat er von der Minne allerdings einen hohen Begriff. Der verlieret ſeine Tage, dem nie von rechter Liebe ward weder wohl noch weh. Minne iſt ein Hort aller Tugenden, ohne Minne wird nimmer ein Herz recht froh. Ja! ohne Minne kann Niemand Gottes Huld erwerben. (I. 104 a. 127 a.)

---

38) Ein gläſen Fingerlein bezeichnet auch im Triſtan (v. Grootes Ausg. V. 15885.) eine Sache von ſehr geringem Werth.

Er ermahnt die Jugend, nach Herzeliebe zu werben. (I. 108 a.) Wer Würde und Freude erwerben will, der diene um gutes Weibes Gruß. (I. 109 b.) Wer gutes Weibes Minne hat, der ſchämt ſich aller Miſſethat. Was hat die Welt zu geben Lieberes, denn ein Weib? (I. 108 b.) Den Fürſten hält er als Lohn ihrer Tugenden vor, von den reinen, ſüßen Frauen gelobt zu werden. (I. 133 a.) Er verwahrt ſich gegen die Anſchuldigung, als hätte er in ſeinem Sange guter Frauen übel gedacht, und er ruft männiglich zu Zeugen auf, ob deutſchen Weiben Jemand je beſſer geſprochen? Daß er die Guten von den Böſen ſcheide, das nur erzeuge den Haß. (I. 120 b.) Sein begeiſtertes Lob deutſcher Frauen, worauf er ſich hier beziehen mag, iſt zuvor ausgehoben worden. Man ſoll alle Weiber ehren, aber doch die beſten baß, behauptet er anderswo. (I. 110 b.) Die Regeln der Weisheit und Ehre, die er in einem ſeiner Lieder giebt, ſchließt er mit den Worten: „willt du das Alles übergülden, ſo ſprich wohl den Weiben!“ (I. 133 b.) Von der Frau ſeines Herzens ſagt er: ſie entfremde ihm alle andre, nur daß er um ihretwillen alle ehren müſſe. (I. 124 a.) Der Gedanke an gute Frauen iſt ihm ein Troſt in böſer Zeit:

Wer verhohl'ne Sorge trage,
Der gedenke an gute Weib, er wird erloſt,
Und gedenke an lichte Tage!
Die Gedanken waren ſtets mein beſter Troſt.

Gegen den finſtern Tagen hab' ich Noth,
Nur daß ich mich richte nach der Heide,
Die ſich ſchämt vor Leide,
So ſie den Wald ſieht grünen, ſo wird ſie immer roth.
(I. 115 b.)

erloſt, erlöſt. gegen, vor. hab' ich Noth, banget mir.

Gleichwohl iſt es nicht die tiefere und anhaltende Leidenſchaft, die zärtliche Innigkeit, das Verſinken in einem Gefühle, was Walthers Minnelieder auszeichnet, zumal wenn ſie in dieſer Beziehung mit den Liedern andrer vorzüglichen Minneſänger, z. B. Reinmars des Alten oder Heinrichs von Morunge, verglichen werden. Es iſt ſogar nicht zu läugnen, daß mehrere an einer gewiſſen Trockenheit leiden. Das Selbſtbewußtſeyn, die Ueberlegung iſt in manchen ſehr vorherrſchend. Einige Male giebt er der Geliebten zu verſtehen, wenn ſie ihm nicht hold ſeyn wolle, ſo werde er ſich anderwärts zu helfen wiſſen. Sie möge aber bedenken, daß nicht leicht Jemand beſſer, denn er, ſie loben könne. (I. 123 b.) Doch drückt er dieſes noch zärtlich genug aus, wenn er ſagt: Ihr Leben hat meines Lebens Ehre, tödtet ſie mich, ſo iſt ſie todt. (I. 124 b.) Er vermißt ſich ſogar, um die ſchönen Tage zu klagen, die er an ihr verſäumt habe. Noth und Ungemach um der Liebe willen zu leiden, würde ihn nicht ſo ſehr bekümmern, als verlorene Zeit. (I. 118 a.) Ja! er ſagt einmal: Minne habe von ihm in der Woche je nur den ſiebenten Tag. (I. 120 a.)

Hiebei darf nun aber nicht überſehen werden, daß er den Minneſang bis in ein ſehr vorgerücktes Alter fortgeſetzt. Auch in der Minne vermißt er eine verſchwundene beſſere Zeit: Hiebevor, da man ſo recht minnigliche warb, da waren meine Sprüche auch freudenreich; ſeit daß die minnigliche Minne alſo verdarb, ſeit ſang auch ich ein Theil unminniglich. (I. 116 b.) Er klagt, daß Falſchheit überhandgenommen. Seit man falſcher Minne mit ſo ſüßen Worten gehrt, kann ein Weib nicht wiſſen, wer ſie meine. Der die Weiber allererſt betrog, der hat an Männern und Weibern miſſefahren. (I. 104 a.) Aber auch die Frauen erkennt der Dichter ſchuldig: daß die Männer ſo übel thun, das iſt gar der Weiber Schuld. Hievor ſtand der Frauen Muth auf Ehre, jetzt ſieht man wohl, daß man ihre Minne mit Unfuge erwerben ſoll. (I. 107 b.) Das thut uns Männern den meiſten Schaden, daß wir den Weibern gleich lieb ſind, wir ſeyen übel oder gut. Unterſchieden ſie uns, wie vormals, und ließen auch ſich unterſcheiden, das frommte uns vieles mehr, Männern und Weibern beiden. (I. 116 b.)

Walther bedauert ein ſchönes Weib, daß ihr die Schönheit nichts nütze, ſeit man nicht mehr gewohnt ſey, innern Werth bei Schönheit zu finden:

Ich will Einer helfen klagen,
Der doch Freude ziemte wohl,
Daß in alſo falſchen Tagen
Schönheit Tugend verlieren ſoll.

Hiebevor wär' ein Land erfreuet über ein ſo ſchönes
Weib:
Was ſoll Der nun ſchöner Leib? (I. 140 a.)

Aber nicht bloß in dieſem Rückblick auf verlebte Zeiten zeigt ſich uns der Dichter als einen bejahrten Mann. Er giebt es noch näher. Minne, ſagt er, hat einen Brauch, damit ſie Manchen beſchwert, den ſie nicht beſchweren ſollte. Ihr ſind vier und zwanzig Jahr viel lieber, denn ihr vierzig ſind, ſie ſtellet ſich viel übel, ſieht ſie irgend graues Haar 39). Minne war ſo ganz die Meine, daß ich wohl wußte all ihr Geheimniß. Nun iſt mir ſo geſchehen: kommt ein Junger jetzo her, ſo werde ich mit zwerchen Augen ſchielend angeſehen. Armes Weib! wes mühet ſie ſich? Weiß Gott! ob ſie auch Thoren trüget, ſie iſt doch älter viel, denn ich. (I. 120 a.)

Noch mehr! Walther verſichert, wohl vierzig Jahre und drüber habe er von Minne geſungen. (I. 122 b.) Darum auch kein Wunder, wenn manche ſeiner Lieder nicht mehr die Friſche jugendlichen Lebens athmen! Er ſagt ſich am Ende feierlich von der Minne los; ſein Minneſang möge nun Andern dienen und ihre Huld werde dafür ſein Theil. Er ſegnet ſich, daß

---

39) „Die Weiber haſſen graues Haar" — führt ſchon Heinrich von Veldecke (Man. I. 10 a.) als ein altes Sprichwort an.

er auf der Welt ſo Manche froh gemacht, Mann und Weib. Aber von der vergänglichen Minne, die nichts weiter iſt, als vom Fiſche der Grat, wendet er ſich jetzt zu der ſteten, ewigen. (I. 123 a.)

Wir müſſen jedoch zurückkehren, um nun auch die Lichtſeite ſeines Minneſanges darzulegen. Wenn dieſer Dichter nicht in derjenigen Gattung von Minneliedern voranſteht, deren Seele die innigſte Empfindung iſt, ſo ergreift er dagegen auch hier durch die ſinnliche Kraft ſeiner Darſtellung, durch die Anſchaulichkeit und den Farbenglanz ſeiner Lebensbilder; Vorzüge, die er uns ſchon anderwärts bewährt hat. Es ſind in dieſer Beziehung einige etwas muthwillige Lieder nicht minder auszuheben, als andre von würdiger und hoher Art.

Zuerſt eine Tanzweiſe, ein Reigen:

„Nehmet, Fraue, dieſen Kranz!“ —
Alſo ſprach ich zu einer wohlgethanen Magd —
„So zieret ihr den Tanz
Mit den ſchönen Blumen, ſo ihr's auf euch tragt.
Hätt' ich viel edel Geſteine,
Das müßt' auf euer Haupt,
Ob ihr mir es glaubt.
Seht meine Treue, daß ich es meine!“

„Fraue! ihr ſeyd ſo wohlgethan,
Daß ich euch mein Schapel gerne geben will,
Das allerbeſte, das ich kann.
Weißer und rother Blumen weiß ich viel;

Die ſtehn ſo ferne in jener Heide,
Da ſie ſchön entſprangen
Und die kleinen Vögel ſangen,
Da ſoll'n wir ſie brechen Beide.''

Sie nahm, das ich ihr bot,
Einem Kinde viel geleich, dem Ehr' geſchieht.
Jhre Wangen wurden roth,
Wie die Roſe, da man ſie bei Lilien ſieht;
Des muſten die lichten Augen ſich ſchämen.
Da neigte ſie mir viel ſchöne,
Das ward mir zu Lohne;
Wird mir noch mehr, das will ich ſchweigend nehmen.
(I. 125 a.)

ſeht meine Treue, man denke ſich hiebei die Bewegung des Schwörens oder des Handſchlags. meine, ernſtlich meine. Schapel, Kranz, Kopfſchmuck. geleich, gleich.

Wie es mit dem Blumenbrechen 40) gemeint ſey, verräth ein weiteres Lied, an dem der hörbare Wohllaut der Singweiſe zu bewundern iſt:

Unter der Linden, an der Heide,
Da unſer Zweier Bette was,
Da möget ihr noch finden, ſchöne beide,
Gebrochen Blumen unde Gras,

---

40) Anderswo ſingt Walther:
Müßte ich noch erleben, daß ich die Roſen
Mit der Minniglichen ſollte leſen,
So wollt' ich mich ſo mit ihr erkoſen,
Daß wir immer Freunde müßten weſen.
(I. 137 b.)

Vor dem Walde, in einem Thal,
Tandaradai!
Schöne ſang die Nachtigall.

Ich kam gegangen zu der Aue,
Da war mein Friedel kommen eh'.
Da ward ich empfangen, hehre Fraue!
Daß ich bin ſelig immermeh.
Er küßte mich wohl tauſendſtund,
Tandaradai!
Seht, wie roth mir iſt der Mund!

Da hatt' er gemachet, alſo reiche,
Von Blumen eine Betteſtatt.
Des wird noch gelachet, inniglīche,
Kommt Jemand an denſelben Pfad;
Bei den Roſen er wohl mag —
Tandaradai!
Merken, wo das Haupt mir lag.

Ein andrer Dichter wendet ſich ſo an ihn:
Hör' an, Walther, wie es mir ſtaht,
Mein traut Geſelle von der Vogelweide!
Hülfe ſuche ich und Rath,
Die Wohlgethane thut mir viel zu Leide.
Könnten wir erſingen beide,
Daß ich mit ihr müßte brechen Blumen an der lichten Heide! (I. 140 a.)

Vgl. Reinmar, I. 81 b. Nithart, II. 81 a. Hadloub, II. 194 b. 195 b. Schön ſagt König Wenzel von Beheim, I. 2 b.:
Ich brach der Roſen nicht und hatt' ihr doch Gewalt.

Daß wir da lagen, wüßt' es Jemand,
Das hüte Gott! ſo ſchämt' ich mich.
Wes wir da pflagen, nimmer Niemand
Befinde das, denn er und ich
Und ein kleines Vögelein!
Tandaradai!
Das mag wohl getreue ſeyn. (I. 113 b.)

was, war. ſchöne beide, Beiwort des nachfolgenden: Blumen und Gras. Friedel, Liebſter. hehre Fraue! wohl nicht Anrede an eine Vertraute, ſondern Ausruf zu Marien. immermeh, immermehr, immerfort. tauſendſtund, tauſendmal. getreue, verſchwiegen.

Wir laſſen noch einige der kleineren Liebeslieder folgen:

Mich däuchte, daß mir nimmer
Lieber würde, denne mir zu Muthe was.
Die Blumen fielen immer
Von dem Baume bei uns nieder in das Gras.
Seht! da mußte ich vor Freuden lachen.
Da ich ſo innigliche
War im Traume reiche,
Da taget' es und mußt' ich wachen. (I. 137 a.)

Daß ich dich ſo ſelten grüſſe,
Das iſt ohn' alle arge Miſſethat.
Ich will wohl, daß zürnen müſſe
Lieb mit Liebe, wo es von Freundes Herzen gaht.
Trauren und werden froh,
Sanfte zürnen, ſehre ſühnen:
Das iſt der Minne Recht, die Herzeliebe will alſo.
(I. 113 b.)

In einem zweifelichen Wahn
War ich geſeſſen und gedachte,
Ich wollte von ihrem Dienſte gahn,
Nur daß ein Troſt mich widerbrachte.
Troſt mag es doch nicht heißen, es
Iſt viel kaum ein Tröſtelein,
So kleine, wenn ich euch das ſage, ihr ſpottet mein;
Doch freuet ſich ſelten Jemand, der nicht wiſſe: was.

Mich hat ein Halm gemachet froh,
Er ſagt: ich ſolle Gnade finden.
Ich maß daſſelbe kleine Stroh,
Wie ich zuvor geſehn bei Kinden.
Höret und merket, ob ſie's denne thu'?
Sie thut nicht, ſie thut! ſie thut nicht, ſie thut!
ſie thut nicht, ſie thut!
Wie oft ich alſo maß, war ſtets das Ende gut.
Da gehört auch Glaube zu. (I. 142.)

Einen höheren Schwung nimmt das nachfolgende Mailied:

So die Blumen aus dem Graſe dringen,
Gleich als lachten ſie gegen der ſpiel'nden Sonnen,
In einem Maien, an dem Morgen fruh,
Und die kleinen Vögelein wohl ſingen
In der beſten Weiſe, die ſie können:
Was Wonne kann ſich da vergleichen zu?
Es iſt wohl halb ein Himmelreiche,
Nun ſprechet Alle, was ſich dem vergleiche!
So ſage ich, was mir ofte baß
In meinen Augen hat gethan und thäte auch noch, erſähe ich das:

Wo eine edele Fraue, ſchöne, reine,
Wohl bekleid't und dazu wohl gebunden,
Um Kurzeweile zu viel Leuten geht,
Höfelichen, hochgemuth, nicht eine,
Um ſich ſehend ein wenig unterſtunden,
Gleich wie die Sonne gegen den Sternen ſteht.
Der Maie bringe uns all ſein Wunder!
Was iſt denn da ſo Wonnigliches unter,
Als ihr viel minniglicher Leib?
Wir laſſen alle Blumen ſtehn und gaffen an das werthe Weib.

Nun wohlauf! wollt ihr die Wahrheit ſchauen,
Gehn wir zu des Maien Hochgezeite!
Der iſt mit aller ſeiner Wonne kommen.
Seht an: ihn! und ſeht an: ſchöne Frauen!
Welches die das Andre überſtreite?
Das beſſre Spiel, ob ich das habe genommen?
Wer mich hie Eines wählen hieße,
Daß ich das Eine um das Andre ließe:
Ahi! wie ſchnell ich danne köre!
Herre Mai! ihr müßtet Märze ſeyn, eh' ich meine Fraue da verlöre. (I. 116 a.)

wohl gebunden, mit ſchönem Gebände, Kopfband. **zu viel Leuten**, unter die Leute, zu einer feſtlichen Verſammlung. **nicht eine**, nicht allein, mit Begleitung. **unterſtunden**, zuweilen. **Hochgezeite**, Feſt. **köre**, wählte.

Die Reihe der Minnelieder ſchließen wir mit zwei Geſätzen, welche, ganz ihrem Inhalt gemäß, in einer von jenen volltönenden Weiſen gedichtet ſind, womit ſonſt der Dichter die Könige zu begrüſſen pflegt:

Durchſüſſet und geblümet ſind die reinen Frauen,
Es ward nie nichts ſo wonnigliches anzuſchauen
In Lüften, auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Lilien, Roſenblumen, wo die leuchten
Im Maienthaue durch das Gras, und kleiner Vögelein Sang,
Das iſt gegen ſolcher wonnereicher Freude krank.
Wo man ein' ſchöne Fraue ſieht, das kann trüben Muth
erfeuchten
Und löſchet alles Trauren an derſelben Stund'.
So lieblich lachet in Liebe ihr ſüßer rother Mund,
Und Strale aus ſpiel'nden Augen ſchießen in Mannes
Herzensgrund. (I. 130 a.)

krank, ſchwach. erfeuchten, erfriſchen. Strale, Pfeile.

Viel ſüße Fraue, hochgelobt mit reiner Güte!
Dein keuſcher Leib giebt ſchwellend Hochgemüthe.
Dein Mund iſt röther, denn die lichte Roſe in Thaues
Blüthe.
Gott hat gehöhet und gehehret reine Frauen,
Daß man ihn'n wohl ſoll ſprechen und dienen zu aller
Zeit.
Der Welte Hort mit wonniglichen Freuden leit
An ihnen. Ihr Lob iſt lauter und klar. Man ſoll ſie
ſchauen;
Für Trauren und für Ungemüthe iſt nichts ſo gut,
Als anzuſehn ein' ſchöne Fraue, wohlgemuth,
Wenn ſie aus Herzensgrund ihrem Freunde ein lieblich
Lachen thut.
(I 130 b.)

wohl ſprechen, Gutes von ihnen ſprechen. leit, liegt. Ungemüthe, Unmuth.

Ein Ueberblick über dieſe Minnelieder giebt uns den Eindruck, daß in denſelben der Dichter nicht von ſeinem Gegenſtande beherrſcht ſey, ſondern dieſen mit Freiheit auſſer ſich ſtelle. Zumal in den ausgehobenen Gedichten höheren Styls betrachtet er die Schönheit und den Werth der Frauen, faſt ohne eigenen Anſpruch, als eine glänzende Erſcheinung, die er in das Ganze ſeiner Weltanſchauung aufnimmt.

Sechster Abſchnitt.

Der Hof zu Wien. Leopold VII. Der Kärnthner. Der Patriarch. Ulrich von Lichtenſtein.

In welcher Gegend das Lehen gelegen, das Friedrich II. dem Dichter ertheilte, darüber giebt dieſer keinen Aufſchluß. Auch die Zeit der Belehnung iſt ungewiß. Geraume Zeit nach Friedrichs Ankunft in Deutſchland läßt Walther ſich wieder am Hofe von Oeſterreich treffen.

Es mag ſeyn, daß er am Hofe Leopolds VII., der ſeinem Bruder Friedrich, dem Gönner des Dichters, im Herzogthum nachgefolgt war, mehrmals und zu ſehr verſchiedenen Zeiten ſich aufhielt. In Ermangelung beſtimmterer Anzeigen müſſen wir uns jedoch begnügen, die Gedichte, welche den Hof zu Wien betreffen, um den einen Zeitpunkt zu ſammeln, der mit einiger Sicherheit angegeben werden kann. Diejenigen, welche ſich auf den benachbarten Hof von Kärnthen beziehen, ſtehen mit erſtern in genauem Zuſammenhang.

Leopold VII. (der Glorreiche), Herzog von Oeſterreich und Steier, iſt derjenige, den im Kriege auf Wartburg Heinrich von Oſterdingen vor allen Fürſten preist. Er legt Leopolds Tugend auf die Wage und fodert die andern Sänger auf, ſolche mit dreier Fürſten Milde aufzuwägen. Der von Oeſterreich wünſche ſich vier Hände, damit, während er mit zweien gegen die Feinde kämpfe, zwei andre den gehrenden Leuten Gabe ſpenden können. Als er gegen den König von Ungarn den Schild an den Arm genommen, habe er zugleich zu ſeinem Kämmerer geſprochen: Nun ſchaffe, daß den Gehrenden ihre Pfänder gelöst werden! (Man. II. 1 a. 4 a.)

Drei Sorgen hat unſer Dichter ſich genommen, dreierlei Dinge möcht' er gewinnen. Das eine iſt Gottes Huld, das andre ſeiner Frauen Minne, das dritte, das ſich mit Unrecht manchen Tag ſeiner erwehrt, iſt der wonnigliche Hof zu Wien. Er will nimmer raſten, bis er dieſen verdient. Dort ſah man Leopolds Hand geben, ohne daß ſie des erſchrack. (I. 105 b.)

Näher rückt er mit folgendem Liede:

Mir iſt verſperrt des Heiles Thor,
Da ſteh' ich als ein Waiſe vor,
Mich hilfet nicht, was ich daran auch klopfe.

Wie möcht' ein Wunder größer ſeyn:
Es regnet beidenthalben mein,
Daß mir des alles nimmer wird ein Tropfe!
Des Fürſten Milde aus Oeſterreich
Freuet, dem ſüſſen Regen gleich,
Beide: Leute und auch das Land.
Er iſt eine ſchöne wohlgezierte Heide,
Darab man Blumen brichet wunder.
Und bräche mir ein Blatt da herunter
Seine viel milde, reiche Hand,
So möchte ich loben die viel ſüſſe Augenweide.
Hiemit ſey er an mich gemahnt!
(I. 118 a.)

beidenthalben mein, zu meinen beiden Seiten. wunder, wunderviel.

Es iſt wahrſcheinlich, daß Walther einmal von Kärnthen aus gegen Wien angedrungen. In Kärnthen war Bernhard, aus dem Geſchlechte der Grafen von Lavantthal, von 1202 bis 1256 am Herzogthum 41). In ihm finden wir den Kärnthner unſres Dichters, den fürſtlichen Freund des Geſanges, auf welchen auch im Titurel angeſpielt wird 42). Der Aufenthalt am Hofe dieſes Fürſten wurde Walthern,

---

41) *Frölich*, Specimen Archontologiæ Carinthiæ. Vienn. etc. 1758. p. 4.

42) „Ob mir ein Fürſt aus Kärnthen giebt die Miethe.“
Titur. Cap. 15.
Freilich kann der Titurel in ſeiner jetzigen Geſtalt nur mit Vorſicht gebraucht werden.

wie es ſcheint, durch Hofränke und Kunſtneid verleidet. Er hat des Kärnthners Gabe oft empfangen, aber einmal geſchah es, daß ihm die Kleider nicht gegeben wurden, die ihm der Fürſt beſtimmt hatte. Daraus entſtanden Mißverſtändniſſe, deren Erzählung der Dichter mit den Worten ſchließt:

Dieſer Zorn iſt ohn' alle Schulde, weiß Gott, unſer beider. (I. 132 a.)

Ein andermal beklagt er ſich, daß man am Hofe ſeinen Sang verkehre [43]. Er eifert gegen ſolche Schälke, zeigt ſich zum weitern Gefechte gerüſtet, bittet jedoch den Fürſten, ſelbſt die Sache zu unterſuchen:

Frage, was ich habe geſungen, und erfahr' uns, wer's verkehre! (Ebd.)

Die Gegner ſcheinen aber geſiegt zu haben und hieher kann es bezogen werden, wenn der Dichter ſich jetzt an den Herzog von Oeſterreich wendet:

In nomine domini! ich will beginnen, ſprechet Amen!
Das iſt gut für Ungelücke und für des Teufels Samen.
Daß ich nun ſingen müſſe in dieſer Weiſe alſo,

---

[43] Ueber das Verkehren des Geſanges, d. h. das Mißdeuten, Entſtellen, wohl auch Parodiren deſſelben, hat auch der Hardegger zu klagen:

Wer mir verkehret, das ich heure von dem Kaiſer ſang ꝛc. (Man. II. 121 b.)

Vgl. v. Singenberg. (I 156 b. 3.)

Wer höſiſchen Sang und Freude ſtöre, daß der werde
unfroh!
Ich habe wohl und hofelich daher geſungen,
Mit der Höfiſchheit bin ich nun verdrungen,
Daß die Unhöfiſchen nun zu Hofe werther ſind, denn ich.
Das mich ehren ſollte, das unehret mich.
Herzog aus Oeſterreiche, Fürſte, nun ſprich!
Du wendeſt es alleine, ſonſt verkehre ich meine Zungen.
(I. 131 b.)

verkehre ich ꝛc. d. h. ſinge auch ich unhofelich.

In einem ähnlichen Liede droht er, ſich jetzt auch des *ſcharfen Sanges* befleißen zu wollen:

Da ich ſtets mit Furchten bat, da will ich nun gebieten,
Ich ſehe wohl, daß man Herrengut und Weibesgruß
Gewaltiglich und ungezogenlich erwerben muß.

Er beſchwert ſich weiter, wenn er ſeinen höfiſchen Sang ſinge, ſo klagen ſie es *Stollen*, vermuthlich einem von den unhöfiſchen Verkehrern ſeines Geſangs. Der Schluß des Liedes geht wieder auf den Herzog Leopold:

Zu Oeſterreiche lernte ich ſingen und ſagen,
Da will ich mich allererſt beklagen.
Finde ich an Lüpold höfiſchen Troſt, ſo iſt mir mein
Muth entſchwollen.
(I. 131 b. f.)

Mehrere Lieder zeigen uns nun den Dichter wirklich an dem erſehnten Hofe zu Wien. Einige derſelben geſtatten eine ungefähre Zeitbeſtimmung, namentlich beziehen ſich zwei davon auf den Kreuzzug des Herzogs.

Leopold VII. ließ ſich ſchon 1208 mit mehreren Edeln des Landes zu Neuenburg mit dem Kreuze zeichnen. Im Jahr 1213 begab er ſich mit großem Gefolge nach Spanien, um die Mauren zu bekriegen. Sodann im Jahr 1217 fuhr er mit dem Könige von Ungarn und vielen Andern nach dem heiligen Lande. Dort betrieb er die Belagerung von Damiata, kehrte aber, bevor noch dieſe Stadt eingenommen war, im Jahr 1219 nach Oeſterreich zurück 44). Walther feiert des Herzogs glückliche Heimkehr. Ihr ſeyd wohl werth, ſagt er, daß wir die Glocken gegen euch läuten, dringen und ſchauen, als ob ein Wunder kommen ſey; ihr kommet uns ſünden- und ſchandenfrei, drum ſollen wir Männer euch loben und die Frauen ſollen euch koſen. Im Uebrigen geht das Lied darauf hinaus, daß der ehrenvolle Empfang den Herzog für den Vorwurf entſchädigen ſolle, als hätte es ſeiner Ehre angeſtanden, noch länger über Meer zu bleiben. (I. 135.)

Nach der Rückkehr des Herzogs iſt ein Lied gedichtet, worin die Kargheit des öſterreichiſchen Adels gerügt wird. Als Leopold ſpart' auf die Gottesfahrt, da ſparten ſie alle, als wagten ſie nicht zu geben.

---

44) *Chron. Claustro-Neoburg.* ad ann. 1208-1219.

Das war billig, daß ſie ihn an Milde nicht überhöben wollten; man ſoll immer nach dem Hofe leben. Die Helden aus Oeſterreich hatten ſtets gehofeten Muth. Sie behielten ihm zu Ehren, das war gut. Nun gebet ihm zu Ehren, wie er nun thut, und lebet nach dem Hofe, ſo iſt eure Zucht unbeſcholten! (I. 132 b.)

In einem andern Gedichte lehnt Walther es ab, den Herzog nach dem Walde zu begleiten. Zu Felde folgt er ihm gern, zu Walde nicht. Zu Walde will ihn der Herzog, Walther hat ſtets bei Leuten gelebt. Selig ſey der Wald und die Heide, da möge Leopold mit Freuden leben! Zieh' er dahin, Walthern laſſ' er bei Leuten, ſo haben ſie Wonne beide. (I. 132 b.)

Aeuſſerſt wohl ergeht es dem Dichter um dieſe Zeit. Er benennt dreier Fürſten Höfe, ſo lang er dieſe weiß, braucht er nicht um Herberge fern zu ſtreichen, ſein Wein iſt geleſen und ſeine Pfanne ſauſet. Die drei Fürſten ſind: der biderbe Patriarch; zuhand dabei Leopold, der Fürſt zu Steier und Oeſterreich, dem Niemand lebender zu vergleichen; der dritte: des vorigen Vetter, der wie der milde Welf gemuth iſt, des Lob nach dem Tode beſteht. (I. 133 b.)

Den Herzog Leopold kennen wir. Sein Vetter iſt wohl niemand anders, als ſeines Vaters einziger Bruder, Heinrich, der bis in das Jahr 1223 lebte.45). Der biderbe Patriarch aber iſt uns der Patriarch von Aquileja, Berthold, aus dem Geſchlechte der Grafen von Andechs, der von 1218 an dieſe geiſtliche Würde bekleidete und erſt 1251 ſtarb 46).

Ein Blick in das Leben eines andern Dichters kann dieſe Verhältniſſe erläutern. Ulrich von Lichtenſtein, aus dem ſteiriſchen Geſchlechte, das jetzt gefürſtet iſt, einer der liederreichſten Minneſänger, hat bekanntlich ſelbſt ſein ritterliches Leben in dem Buche: Frauendienſt 47) beſchrieben. Dieſes Buch, dem geſchichtliche Grundlage nicht abzuſprechen iſt, giebt die merkwürdigſten Aufſchlüſſe über die Sitten damaliger Zeit, über Minnedienſt und Minneſang, beſonders über das Leben und Treiben der Fürſten und des Adels in Oeſterreich, Steiermark, Kärnthen und Iſtrien. Eben dieſe Gegenden, wo wir Walthern zuletzt getroffen, hat Ulrich von Lichtenſtein, bald als

---

45) *Chron. cit.* ad ann. 1225. Wer der milde Welf ſey, mit welchem Leopolds Vetter verglichen wird, getraue ich mir nicht zu beſtimmen. Auch der Tanhuſer (Man. II. 64 a.) gedenkt eines Welf von Schwaben unter den verſtorbenen Fürſten, welche manchem Mann viel reicher Kleider gaben.

46) *Frölich* l. c. Tab. IV.

47) Frauendienſt ꝛc. Nach einer alten Hdſchr. bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck. Stuttg. u. Tüb. 1811. Ein Abdruck der Urſchrift dieſes wichtigen Denkmals wird noch immer vermißt.

Königin Venus, bald als der aus dem Paradies zurückgekommene König Artus verkleidet, auf Ritterfahrt durchzogen. Eben die Fürſten, an deren Hofe Walther geſungen, hat auch Ulrich gekannt und mit einigen derſelben ſich im Ritterſpiele getummelt. Ulrich iſt jünger, als Walther, und keiner gedenkt ausdrücklich des andern, aber ſie ſind Zeitgenoſſen und gerade in dem Zeitabſchnitte, bei dem wir jetzt verweilen, begegnen ſich ihre Bahnen; auch möchte ſich aus Ulrichs Liedern nachweiſen laſſen, daß Walthers Gedichte auf ihn eingewirkt haben.

Den Herzog Leopold, Walthers Beſchützer, finden wir im Buche Ulrichs von Lichtenſtein 48), wenn dieſer (Cap. II.) erzählt:

„Darauf ward ich Ritter, zu Wien, bei einer
„Hochgezeit', die ich ſeitdem nimmer ſo ſchön geſehen
„habe: da war großes Ungemach von Gedränge.
„Der Fürſt Leupold aus Oeſterreich gab ſeine min-
„nigliche Tochter einem Fürſten von Sachſen zum Ge-
„mahl. Der edle Fürſt gab dritthalb hundert Knap-

---

48) Auch den vorerwähnten Vetter Leopolds würden wir in dem Markgrafen Heinrich von Oeſterreich erkennen, bei welchem Ulrich von Lichtenſtein Lehrling war und von dem er ſo viel Schönes zu rühmen weiß. Frauend. Cap. I. S. 3. 4. Es iſt aber zweifelhaft, ob hier nicht Iſterreich ſtatt Oeſterreich zu leſen ſey? denn ſpäterhin tritt der Markgraf Heinrich von Iſterreich auf.

„pen Schwerdt; den Grafen, Freien, Dienſtmann, „wohl tauſend Rittern, gab der edle Fürſt Gold, Silber, „ber, Roß und Kleider. Fünf tauſend Ritter aßen „da des werthen Fürſten Brod, da war viel Buhurt „(eine Art des Turniers) und Tanzes, und manches „Ritterſpiel: da waren die reiche Herzogin und ihre „minnigliche Tochter, und manche gute Fraue."

Das Hochzeitfeſt, welches Ulrich beſchreibt, hatte nach den Geſchichtſchreibern im Jahr 1222 ſtatt 49). Ein ähnliches Feſt, wenn nicht daſſelbe, hat Walther vor Augen, wenn er ſo anſtimmt:

Ob Jemand ſpreche, der nun lebe,
Daß er geſehn je größre Gebe,
Als wir zu Wien durch Ehre haben empfangen?
Man ſah den jungen Fürſten geben,
Als wollt' er nicht mehr länger leben,
Da ward mit Gute Wunders viel begangen.
Man gab da nicht bei dreißig Pfunden,
Nein! Silber, gleich als wär's gefunden,
Gab man hin und reiche Wat.
Auch hieß der Fürſte durch der Gehr'nden Hulde
Die Mallen von den Stellen leeren.
Roß', als ob es Lämmer wären,
Viel Mancher weggeführet hat.
Es galt da Niemand ſeiner alten Schulde.
Das war ein minniglicher Rath! (I. 119 b.)

---

49) „Solemnitas magna in Wienna fit Duce auctore Liupoldo, „cujus etiam filia Duci Saxonum nuptiali „thalamo est copulata." *Chron. Cl. Neoburg.* ad ann. 1222.

Gebe, Ausſpendung. Als wollt' er ꝛc. vgl. Nibel. B. 171. durch der Gehrn'den Hulde, zum Beſten der Gehrenden, der Sänger und andrer begehrlichen Leute, die ſich bei ſolchen Feſtlichkeiten zudrängten. Mallen, Koffer. Stellen, Gerüſte, worauf die Mallen ſtanden. galt, bezahlte; man pflegte bei ſolchen Anläſſen den Gehrenden die Pfänder auszulöſen.

Im Verfolg ſeiner Geſchichte (Cap. VI.) meldet Ulrich von Lichtenſtein von einer Fürſtenſprache, die zu Freiſach ſtattgefunden. Der Markgraf Heinrich von Iſterreich 50) wollte den Fürſten von Kärnthen angreifen. Als aber Leopold von Oeſterreich dieſes vernahm, ſprach er: „Das geſtatte ich nicht, ſondern ich will es verſühnen und in kurzem einen Tag machen.“ Dieſe Gelegenheit benützten Ulrich und ſein Bruder, auf einem Anger bei der Stadt Freiſach Ritterſpiele zu veranſtalten, woran die Fürſten ſelbſt Theil nahmen und über welchen man mehrere Tage lang nicht zum Hauptgeſchäfte kam. Am Ende ward jedoch die Ausſöhnung vermittelt. Unter den weltlichen Fürſten, die für dieſes Geſchäft verſammelt waren, erſcheinen Leopold von Oeſterreich und Bernhard von Kärnthenland, unter den geiſtlichen der Patriarch von Aquileja.

---

50) Dieſer Markgraf Heinrich, aus dem Hauſe Andechs, ein Bruder des Patriarchen Berthold, war des Antheils an der Ermordung König Philipps verdächtig und wurde deshalb 1209 ſeiner Würden, Leben und Einkünfte verluſtig erklärt. Das Haus Andechs behauptete aber ſeine Anſprüche auf die Markgrafſchaft. Heinrich ſtarb um 1228.

Wir ſehen alſo hier drei von den Gönnern unſres Dichters zu Ernſt und Spiel vereinigt, der Verkehr zwiſchen ihren Höfen iſt eröffnet, es ſind belebte Pfade, worauf der Sänger wandelt.

So melden auch die Geſchichtbücher, daß noch im Jahr 1229 der Patriarch von Aquileja, Leopold von Oeſterreich und der Herzog von Iſterreich nach Italien hinunter ritten, um den Kaiſer Friedrich mit dem Pabſte auszuſöhnen. Leopold ſtarb 1230 zu St. Germano in Campanien und nur ſeine Gebeine kamen nach Oeſterreich zurück 51).

Wie heimiſch Walther von der Vogelweide in jenen öſtlichen Gegenden war, giebt er deutlich zu erkennen. Wenn er ſagt: von der Seine bis an die Mur, vom Po bis an die Drave hab' er der Menſchen Weiſe gemerket (I. 131 b.), ſo hat er offenbar ſeinen Standpunkt in der Steiermark, die von Mur und Drave durchſtrömt wird. Dahin zieht er ſeine Linien von der Seine aus, als der nordweſtlichen, vom Po, als der ſüdlichen Gränze ſeiner Wanderungen. In einem andern Liede (I. 105 b. 4.) ſcheint er die Fürſten von Oeſterreich, im Gegenſatze zu andern Herren, die auf einem Hoftage zu Nürnberg waren, die heimlichen (heimiſchen) zu nennen.

Hinwider zeigt eine Stelle im Frauendienſt

---

51) *Chron. Ursp.* ad ann. 1229. *Chron. Cl. Neoburg.* ad ann. 1230.

S. 119., wie gangbar Walthers Geſang eben in jenen Gegenden war. Als Ulrich von Lichtenſtein auf der Ritterfahrt, die er als Königin Venus unternommen, gen Wien reitet, begegnet ihm einer ſeiner Knechte, der ihm erfreuliche Botſchaft von der Frau ſeines Herzens zu melden hat. Der Bote darf den verkleideten Herrn nicht anreden, er reitet daher bloß hinter demſelben her und ſingt ein Lied, wodurch er kund giebt, daß er gute Botſchaft bringe. Dieſes Lied iſt die erſte Strophe eines Gedichts von Walther, welches oben geliefert worden:

Ihr ſollt ſprechen: willekommen!
Der euch Mähre bringet, das bin ich ꝛc.

„Das Lied — ſagt Ulrich — klang mir in mein Herze und that mir inniglich wohl.“

Noch hören wir Walthern den Verfall des Hofes zu Wien beklagen. Die Urſache dieſes Wechſels aber giebt er nicht an. Ob ſolche in dem 1230 erfolgten Tode Leopolds und in dem kriegeriſchen Geiſte ſeines Nachfolgers, Friedrichs des Streitbaren, zu ſuchen ſey, laſſen wir dahingeſtellt ſeyn. Daß Friedrich dem Geſange nicht abhold war, ergiebt ſich aus dem, was Nithart, Tanhuſer, Pfeffel und Bruder Werner von ihm ſagen. Sang er doch ſelbſt den Frauen den Reigen, und der Tanhuſer mit. (Man. II. 59 b.) Soviel meldet übrigens die Geſchichte, daß nach Leopolds Tode faſt alle ſeine Dienſtleute ſich gegen ſeinen Sohn Friedrich verſchworen, dieſen des väterlichen Erbes beraubten und nachher beinahe ganz Oeſterreich mit Raub und Brand verwüſteten 52).

Reinmar der Alte giebt ein Trauerlied auf den Tod Leopolds, der darin der Herr aller Freuden genannt wird. (I. 68 a.), Walther hinwider betrauert den Tod Reinmars (I. 105 a.) nud hätte hiernach, wenn in jenem Klageliede wirklich Leopold von Oeſterreich gemeint iſt, allerdings noch in den Tagen Friedrichs des Streitbaren gelebt.

Das Gedicht ſelbſt, worin er den Wechſel der Dinge am Hofe zu Wien ſchildert, iſt folgendes:

Der Hof zu Wiene ſprach zu mir:
„Walther! ich ſollte lieben dir,
Nun leide ich dir, das müſſe Gott erbarmen!
Meine Würde, die war weiland groß,
Da lebte nirgend mein Genoß,
Denn Artuſes Hof. Nun weh mir armen!
Wo unn Ritter, wo nun Frauen,
Die man bei mir ſollte ſchauen?
Seht! wie jämmerlich ich ſteh'.
Mein Dach iſt faul, es tropfen meine Wände,
Mich minnet Niemand, leider!
Gold, Silber, Roſſ und dazu Kleider,
Die, gab ich und noch hatt' ich meh.
Nun hab' ich weder Schapel, noch Gebände,
Noch Frauen zu einem Tanze, o weh!
(I. 119 b.)

lieben, leiden, lieb, leid ſeyn. mein Genoß, meines Gleichen. Gebände, Kopfbänder.

---

52) *Chron. Cl. Neoburg.* ad ann. 1230.

Siebenter Abſchnitt.

Walthers Kunſt und Kunſtgenoſſen. Nithart. Der Meiſſner. Reinmar. Walthers Standpunkt in der Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt.

Wie ſehr Walther von der Vogelweide ſeiner Kunſt wegen von den Zeitgenoſſen geſchätzt war, beweiſt nicht bloß die Gunſt, der er ſich von den angeſehenſten Fürſten, zumal demjenigen, der, auch dem Geiſte nach, vor allen glänzte, von Kaiſer Friedrich II., zu erfreuen hatte; auch die gleichzeitigen Meiſter des Geſanges zollen ihm hohe Achtung.

Dem geprieſenen Wolfram von Eſchenbach iſt er wohl bekannt, wie wir bereits aus einer Stelle des Parcifal erſehen haben, in welcher ein jetzt verlorenes Lied von ihm angeführt iſt. Im Titurel, woſelbſt Walther als einer der hohen Meiſter genannt wird 53), und im Wilhelm von Orleans

---

53) Im 6. Cap. des Titurel wird der Aventeure d. h. der romantiſchen Ueberlieferung, welche von

des Rudolf von Ems 54) iſt gleichfalls auf Ausſprüche von ihm Bezug genommen. Der Rolle, die er im Kriege auf Wartburg ſpielt, haben wir erwähnt.

Meiſter Gottfried von Straßburg, der ſelbſt als ein feiner Hauptſchmidt güldene Gedichte wirkte 55), hat in der Stelle ſeines Triſtan, welche von den deutſchen Dichtern handelt, auch den unſrigen ver-

---

dem ſeligen Leben der Hüter des heiligen Grales Kunde giebt, entgegengehalten, daß ſie mit hohen Meiſtern in Widerſpruch gerathe:

Ich mein', daß mein Herr Walther könnte ſprechen:
Hulde Gottes und Gut und weltlich' Ehre
Mitſammt wär' Niemand habende.

Das Lied von Walther, worin die angezogene Stelle vorkömmt (Man. I. 102.), iſt zuvor, Abſchn. II., ausgehoben worden.

54) Nach v. d. Hagen's Anführung aus der Kaſſeler Handſchrift (Muſ. I. 2. S. 563.):

Nun ſeyd ihr doch einander gram,
Frau Minne und auch die Kindheit,
Als uns Meiſter Walther ſeit
Von der Vogelweide,
Der ſang, daß ihr beide
Wäret gar einander gram.

Walthers Worte ſind dieſe:

Minne und Kindheit ſind einander gram.
(I. 112 a.)

55) So ſpricht von ihm Konrad von Würzburg in ſeiner goldenen Schmiede, V. 97 ff. (Grimm, Altd. Wäld. Bd. II. S. 219.)

herrlicht. Die Liederdichter vergleicht er mit Nachtigallen, die ihre ſüße Sommerweiſe ſingen. Wer aber, fragt er, ſoll dieſer Nachtigallen Panier jetzt tragen, ſeit die von Hagenau 56) verſtummt iſt? wer ſoll die lebende Schaar führen und weiſen? Ihre Meiſterin kann es wohl, die von der Vogelweide. Hei! wie die über Heide mit hoher Stimme ſchallet! was Wunders ſie ſtellet! wie ſpähe (kunſtvoll) ſie organieret! wie ſie ihren Sang wandelieret! Die ſoll der andern Leiterin ſeyn, die weiß wohl, wo man ſuchen ſoll der Minne Melodie. (Triſtan, v. Groote's Ausg. V. 4750 ff.)

Auch die Späteren erkennen Walthers Meiſterſchaft an. Insbeſondere rühmt noch ein Meiſtergeſang des vierzehnten Jahrhunderts ſeine ſchönen und reinen Töne 57).

Von einer Handſchrift, welche mit den Singweiſen ſeiner Lieder ausgeſtattet war, ſind nur noch traurige Ueberreſte vorhanden 58). Aber der innere Wohl-

---

56) Docen (Muſ. I. 1. S. 167.) vermuthet unter dieſer Bezeichnung nicht unwahrſcheinlich Reinmarn den Alten; v. Groote (Anm. zu V. 4778.) glaubt, daß Hartmann von Aue darunter verſtanden ſey, was mir, ſchon nach dem Zuſammenhang der Stelle, bedenklicher ſcheint.

57) Dieſen Meiſtergeſang des Lupolt Hornburg hat Docen im Muſ. II. 1. S. 18 ff. aus der Würzburger Handſchrift geliefert.

58) Docen a. a. O. S. 26.

laut ſeiner Geſänge, der ſich in ſchönen und manigfaltigen Formen ausdrückt, welchen man oft ihre Singweiſe anzuhören meint, giebt den Lobpreiſungen Gottfrieds von Straßburg und dem Zeugniſſe des Meiſterliedes volle Glaubwürdigkeit.

Das Gepräge der Meiſterſchaft erkennen wir an den Liedern unſres Dichters vornemlich in dem Einklange von Inhalt und Form. Der Gegenſtand iſt durch die Form harmoniſch begrenzt und die Form iſt durch den Gegenſtand vollſtändig ausgefüllt. Für das bloße Spiel mit Formen iſt Walther zu gedankenreich. Eben darum ſind auch ſeine Formen in der Manigfaltigkeit einfach.

Es iſt eine anſehnliche Stufenleiter von Tönen, auf der er ſich vom einfachſten Volksliede bis zu jenen großartigen Königsweiſen erhebt. Nach Abzug Desjenigen, was ſich der Unächtheit verdächtig macht, kann man in ſeinen Gedichten noch immer etliche und achtzig verſchiedene Töne zählen. Er führt uns durch den hohen, den niedern und den mittlern Sang (I. 105 b.) Er ſingt, wie ein Andrer von ihm meldet, was er will, des Kurzen und des Langen viel. (I. 113 b.) Aber ſtets geht der Inhalt gleichen Schrittes mit der Form und ſchon der äuſſre Bau ſeiner Gedichte läßt auf ihren Gegenſtand ſchließen. Der fröhlichen Weiſe des Volkslieds entſpricht die Lebensfriſche des Inhalts und die volleren, gezogenen Töne ſind in Uebereinſtimmung mit der Würde der Perſon, an die das Lied gerichtet iſt, mit der Wichtigkeit des Gegenſtandes, mit der Fülle der Gedanken. Die Spiele der Reimkunſt ſind ihm zwar nicht unbekannt, doch bedient er ſich ihrer mäßig und verſteht ſie ſcherzhaft anzuwenden 59). Er hat zu gewiſſen Formen Vorliebe und kehrt häufig zu ihnen zurück, aber auch hierin verfährt er nach richtigem Ermeſſen. Die Betrachtung und die bildneriſche Darſtellung lieben Stetigkeit, die Leidenſchaft, die Empfindung den Wechſel der Formen. Wir haben es bei ſeinen Minneliedern ſchön gefunden, wenn es das Erſcheinen einer herrlichen Frau in derſelben Weiſe darſtellt, worin er ſonſt die Könige feiert. Jene Geſänge vom erſten Auftreten Friedrichs II. bis wo der Dichter das Lehen empfängt, ſind alle in gleicher oder verwandter Form gedichtet, ſie treten dadurch in näheren Zuſammenhang und bilden gewiſſermaßen ein epiſches Ganzes. Eben die Einfachheit der Formen macht ſie geeignet, vielfacherem Inhalte zu dienen. Selbſt die großartigſten, und gerade dieſe wiederholt Walther am ofteſten, ſind nicht vielfach verſchlungen, faſt kunſtlos folgt ſich in drei langhingezogenen Zeilen

---

59) Z. B. in dem wunderlichen Winterliede (I. 125.), das durch alle Selbſtlauter reimt. Der Truchſeß von Singenberg (I. 157 b.) und Rudolf der Schreiber (II. 181 b.) haben es nachgeahmt. Reime am Anfang und Schluſſe der Zeilen finden ſich in der Strophe: „Ob ich mich ſelben rühmen ſoll ꝛc.“ (I. 121 b.) und den drei folgenden.

der dreimalige Reimſchlag. Es iſt der volle Wellenzug eines anſchwellenden Stromes.

Walthers Gedichte bilden großentheils nur eine Strophe. Der Bau eines ſolchen Geſätzes iſt aber genugſam in ſich gegliedert, um für eine vollſtändige Darſtellung auszureichen. Man darf Geſätze, die in derſelben Weiſe über denſelben Gegenſtand gedichtet ſind, darum noch keineswegs als Theile eines Gedichtes betrachten, Sie können ſich auf einander beziehen, eines kann aus dem andern entſprungen ſeyn, und doch jedes dabei ſeine Selbſtſtändigkeit behaupten, wie etwa bei einer Reihe von Sonetten über den nemlichen Gegenſtand. Unſer Meiſter ſetzt ſeine Gedichte nicht zuſammen, er ſchafft ſie von innen heraus. Eben dieſe lebendige Entfaltung des Gedankens, des Bildes, ſichert dem Gedichte ſeine Selbſtſtändigkeit und bedingt ſeine Begrenzung. Iſt der Gedanke dargelegt, das Bild hingeſtellt, ſo iſt auch das Gedicht abgeſchloſſen. Bedarf ja doch gerade der kräftigſte Gedanke, das klarſte Bild, zu ſeiner vollſtändigen Erſcheinung am wenigſten der Ausführlichkeit.

In einem Theile von Walthers Gedichten findet ſich die Grundform, keineswegs aber die überkünſtliche Verwicklung des ſpätern meiſterſängeriſchen Strophenbaues. Ebenſo iſt die prunkende Gelehrſamkeit und der überladene Bilderſchmuck der ſpäteren Dichter ihm fremd. Er iſt mehr geſtaltend, als bilderreich.

Wenn Frauenlob (ſt. 1317.) in ſeinem Liederſtreite mit Regenbog ſich ſelbſt als den Meiſter Aller rühmt, die je geſungen und noch ſingen, als einen Koch der Kunſt und einen Vergolder des Sanges der alten Meiſter, Reinmars, Eſchilbachs und des von der Vogelweide, die neben kunſtreicher Straße den ſchmalen Steig gefahren ſeyen (Man. II. 214 b. f.), ſo wird uns dieſes nicht abhalten, den unvergoldeten Sang und den ſchmalen Naturpfad jener älteren Dichter vorzuziehen. Wir werden auf Regenbogs Seite treten, der, als erklärter Kämpfe der letzteren, behauptet: die Kunſt Walthers und der Andern ſtehe noch immer friſch belaubt und bewähre die Kraft ihrer Wurzeln (Ebd. 215 b); übereinſtimmend mit dem Marner, der ebenfalls Walthern von der Vogelweide an die Spitze der hingegangenen Sangesmeiſter ſtellt, aus deren Garten er, unwillkührlich, Blumen leſen müſſe. (II. 173 a.)

Walther ſelbſt iſt ſich ſeiner Meiſterſchaft bewußt. Er ſpricht von ſeinem werthen Sange. (I. 118 a.) Er klagt, daß man ihn ſo arm laſſe bei reicher Kunſt. (I. 131 a.) Er ſpricht es aus, daß die Frau, von der er ſinge, durch ſeinen Sang geehrt werde; daß nicht leicht Jemand ſie beſſer loben könne; daß, wenn er ſeinen Sang laſſe, Alle, die ſie jetzt loben, dann ſie ſchelten werden; daß ſie todt ſey, wenn ſie ihn tödte. (I. 123 b. 124 b.) Ein ſchöner

Stolz aber iſt es, wenn er zugleich ſich deſſen rühmt, daß ſein Geſang tauſend Herzen froh gemacht.

Rührend iſt folgende Aeuſſerung:

> Uns hat der Winter kalt und andre Noth
> Viel gethan zu Leide.
> Ich wähnte, daß ich nimmer Blumen roth
> Sähe an grüner Heide.
> Doch ſchadt' es guten Leuten, wäre ich todt,
> Die nach Freuden ringen
> Und die gerne tanzen und ſpringen.
> (I. 138 b.)

Die Kunſt iſt Walthern eine hohe Sache. Darum entrüſtet er ſich denn auch vielfältig gegen die Verderber und Entwürdiger derſelben. Die Fuge, die Höfiſchheit, das höfiſche, hofeliche Singen ſtellt er dem Unfuge, der Dörperheit 60), dem unhofelichen Singen, die Meiſter den Schnarrenzern gegenüber. Die Worte: höfiſch, höflich, hatten aber dazumal einen andern und höheren Sinn, als wie ſie heutzutage genommen werden. Sie bedeuteten die edlere Bildung, die feinere Sitte, wie ſie an den Höfen geſangliebender Fürſten blühte.

Ungefüge Töne, ſo klagt er, haben das hofeliche Singen zu Hofe verdrungen, ſeine Würde liegt dar-

---

60) Man. I. 117 b. In der Pf. Hdſ. 357. Bl. 38 b. kömmt die Strophe: „Uns will ſchiere wohl gelingen" ꝛc. ſammt den übrigen des Mailieds unter den Liedern Lütolts von Seven vor.

nieder, Frau Unfuge hat geſiegt. Die das rechte Singen ſtören, deren iſt jetzt ungleich mehr, denn die es gerne hören. Wer will noch harfen bei der Mühle, wo der Stein ſo rauſchend umgeht und das Rad ſo manche Unweiſe hat? Die ſo freventlich ſchallen, ſie thun wie die Fröſche in einem See, denen ihr Schreien ſo wohl behagt, daß die Nachtigall davon verzagt, ſo ſie gerne mehr ſänge. Wer doch die Unfuge von den Burgen ſtieſſe! Bei den Bauern möchte ſie wohl ſeyn, von denen iſt ſie hergekommen. (I. 112.)

Das Letztere deutet merklich darauf hin, was unter dieſem ungefügen Sange hauptſächlich zu verſtehen ſey. Es ſcheint damals in den ritterlichen Geſang die Gattung von Liedern eingedrungen zu ſeyn, welche man unter dem Namen der Nitharte begreift, Darſtellungen aus dem Dorfleben, Schwänke mit den Bauern, derb und rüſtig, aber auch manchmal ſehr ungezogen und ſchmutzig. Den Eingang des Liedes macht häufig eine Beſchreibung des Frühlings. Mit dem Frühling rühren ſich Freude und Muthwill, und ſo folgt nun im Liede allerlei ländliche Luſtbarkeit, Tanz und Schlägerei.

Von der angegebenen Art ſind nicht blos die meiſten Lieder, welche unter dem Namen des Herrn Nithart auf uns gekommen ſind, auch viele andre, ritterliche Sänger haben in derſelben Weiſe gedichtet. Der Schauplatz von Nitharts Darſtellungen iſt die Umgegend von Wien. Einige ſeiner Lieder betreffen den Fürſten Fridrich in Oſterland, (Friedrich den Streitbaren,) von deſſen milder Gabe ihm ein ſilbervoller Schrein geworden. (Man. II. 72 a.) Der Biſchof Eberhard, an den er ſich gleichfalls wendet (II. 79 a.), iſt ohne Zweifel der Erzbiſchof von Salzburg dieſes Namens, der von 1200 bis 1246 auf dem erzbiſchöflichen Stuhle ſaß [61]. Auch erzählt Nithart von einem Zuge über Meer, den er mit Kaiſer Friedrich gemacht und auf dem ein heidniſcher Pfeil ihn verwundet [62].

Schon durch dieſe Anzeigen, denen ſich weitere beifügen ließen, wird Nithart der Zeit und dem Orte nach, wenn gleich als jüngerer Zeitgenoſſe, unſrem Dichter nahe gerückt. Es ſind aber auch Spuren vorhanden, daß Nithart auf Walthers Gedichte in derjenigen Weiſe angeſpielt, die wir Parodie nennen und die vielleicht unter dem früher erwähnten Verkehren des Geſanges begriffen iſt.

Die mehrfache Anſpielung iſt in nachſtehendem Liede Nitharts, deſſen Name ſchon auf Schlimmes deutet, kaum zu verkennen:

> Sie fragen: wer ſie ſey, die Sälden reiche,
> Der ich ſo hofelichen habe geſungen?
> Sie wohnt in deutſchen Landen ſicherliche,

---

[61] *Chron. Salisb.* ad ann. 1200. 1246.

[62] Leipz. Literat. Zeitung. 1812. Nr. 162. — v. d. Hagen, Brieſe in die Heimat ꝛc. I. Bd. Breſl. 1818. S. 65.

Das ſag' ich den Alten und den Jungen.
Sie iſt in einem Kreiſe, der ich diene,
Von dem Po bis auf den Sand,
Von Elſaſſe bis Ungerland,
In der Enge ich ſie fand,
Sie iſt noch zwiſchen Paris und Wiene.
(II. 73 a.)

Säldenreiche, Heilbringende, Wonnereiche. Sand, Meeresufer.

Man erinnere ſich hiebei derjenigen Stellen, worin Walther von ſeiner Länderkunde ſpricht, und ſeines zuvor (Abſchnitt V.) ausgehobenen Gedichtes:

Sie fragen und fragen aber all zu viel
Von meiner Frauen, wer ſie ſey? (I. 122 a.)

Ergötzlich iſt auch ſonſt der Spott, den jene derberen Dichter mit dem Minneſang und deſſen Ueberzartheit treiben. Ein ſolcher, Gedrut, macht ſich über den Minneſänger Wachsmut von Künzingen luſtig: Herr Wachsmut minne ſeine Fraue über tauſend Meilen, dennoch ſey ſie ihm gar zu nahe; es thäte ihm ſo ſanft, wenn er ſie auf einem hohen Thurme ſchauen und von ihrer Hand ein Ringlein empfangen ſollte, das küßt' er tauſendmal, läg' er aber bei der Wohlgethanen mit ihrem rothen Munde, nimmer würd' er ſie berühren. (Pf. Hdſ. 357. Bl. 24 b.) Derſelbe 63) äuſſert: wär' es denen Ernſt, die ſich alſo

---

63) Bei Man. II. 119 a. iſt das Lied Herrn Geltar zugeſchrieben.

um Minne härmen, in Jahresfriſt lägen ſie todt; ſie ſeyen zu feiſt bei der Noth, von der ſie klagen. (Ebd.)

In Beziehung auf Walthern von der Vogelweide wird, außer dem ſchon eher genannten Stolle, noch eines Herrn Volknant (in der Pf. Hdſ. 357. heißt er Wicman,) als eines ſolchen gedacht, der den Meiſtern ihre meiſterlichen Sprüche treten (Pf. Hdſ. irren) wolle. Walther und Volknant werden verglichen. Jener iſt das Korn, dieſer die Spreu; ſinget Volknant eins, ſo ſinget Walther drei; ſie gleichen ſich wie der Mond und ein gewiſſer runder Theil des menſchlichen Körpers. Herr Walther ſinget was er will, des Kurzen und des Langen viel, ſo mehret er der Welt ihr Spiel; Volknant jagt wie ein falſcher Leithund nach Wahne. (I. 113.) Das Lied, welches dieſe Vergleichungen anſtellt, in einer von Walthers Weiſen gedichtet, iſt gleich andern, welche nicht ihm angehören, aber auf ihn Bezug haben, unter die ſeinigen gekommen.

Von dem Verfalle der Kunſt, den ſchon unſer Dichter beklagt, zeugen auch, durch eigenes Beiſpiel, die Gedichte des Tanhuſer, der, wie Nithart, in Friedrichs des Streitbaren Dienſte war; meiſt Tanzreihen, zum Theil in Nitharts Geſchmacke, mit allerlei Gelehrſamkeit überladen und durch widerliche Sprachmengerei aus dem Franzöſiſchen verunſtaltet 64). An-

---

64) Z. B. Daß ich wäre ihr dulz amis ꝛc.
Ein' Riviere ich da geſach (ſah),

klänge aus Walthers Liedern ſind auch in dieſen Gedichten unverkennbar 65). Tanhuſer überlebte den Fürſten Friedrich und beklagt deſſen Tod mit der drolligen Aeuſſerung: wer nun Thoren (Hofnarren), ſo gut halte, als Er gethan? (Man. II. 69 a.)

Freundlich ſind die Verhältniſſe der Kunſtgenoſſenſchaft, in welchen Walther mit dem Miſſener, Meißner, ſtand. Daß er unter dieſer Benennung einen der meißniſchen Markgrafen verſtehe, iſt nicht bloß aus dem Liede, worin er den Meißner zu den Fürſten zählt, welche die Zurückkunft des Kaiſers nach deſſen Krönung treulich erwartet (I. 103 b.), ſondern mehr noch aus dem äuſſerlich untergeordneten Verhältniſſe zu ſchließen, in welches Walther auch da, wo er von dem Meißner als einem Dichter ſpricht, ſich zu demſelben ſtellt. Daß ſodann unter den Markgrafen von Meiſſen, welche in Walthers Zeit fallen, Heinrich der Erlauchte gemeint ſey, dafür ſtimmt theils das Zeugniß Tanhuſers, welcher, unter offenbarer Beziehung auf jenes Lied unſres Dichters, Heinrich

---

Durch den Fores gieng ein Bach
Zuthal über ein' Planüre.
Ich ſchlich ihr nach, bis ich ſie fand,
Die ſchöne Creatüre.
Bei dem Fontane ſaß die Klare, Süſſe von Statüre. (II. 61 a.)

65) Z. B. Ich bin Gaſt und ſelten Wirth, das Leben iſt unſtete. (II. 67 b.)

den Miſſener aufführt (II. 64 b. f.) 66), theils der Umſtand, daß der Markgraf Heinrich von Meiſſen ſelbſt unter den Minneſängern erſcheint. Er war von mütterlicher Seite Enkelſohn Hermanns von Thüringen, befand ſich in ſeiner früheſten Jugend am Hofe von Oeſterreich und vermählte ſich 1234, ſechszehn Jahre alt, mit Conſtantia, der Schweſter Friedrichs

---

66) Die Worte Tanhuſers: „Der ſein' Treue nie zerbrach ꝛc." entſprechen augenſcheinlich dem Schluſſe von Walthers Lied: „Von Gotte würde ein Engel eh' verleitet." Auch die weitere Zeile von Tanhuſer: „Er ſollte des Reiches Krone tragen ꝛc." deutet auf die Stelle in einem andern Liede Walthers:

Möcht' ich ihn han gekrönet,
Die Krone wäre heute ſein. (I. 136 b.)

Die letztern Worte bezeichnen abermals einen fürſtlichen Freund unſres Dichters. So ſingt Tanhuſer von Friedrich von Oeſterreich:

In kurzen Zeiten das geſchieht,
Daß man wohl eine Krone
Schöne auf ſeinem Haupte ſteht. (II. 59.)

Köpke, a. a. O. S. 13., bezieht die politiſche Strophe: „Herr Kaiſer, ihr ſeyd willekommen ꝛc." (I. 103 b.) auf Otto IV. und den Markgrafen Dietrich, Heinrichs Vater. Mit der Stelle bei Tanhuſer (II. 64 b.), ſoferne man ſolcher Beweiskraft beilegen will, läßt ſich dieſe Annahme nicht vereinigen. Der Beziehung auf Friedrich II. iſt es zwar nicht günſtig, daß dieſer erſt vierzehn Jahre, nachdem er zu Rom gekrönt worden, nach Deutſchland des Streitbaren. Die meißniſche Chronik meldet von ſeiner Prachtliebe und ſeinem ritterlichen Hofhalt 67).

Walther hat den Meißner im Liede gelobt, er darf nun erwarten, daß derſelbe ihm *wandle*, *Wandels Recht biete*, d. h. das Lob erwidre. Für alles Andre, was er ſonſt dem Meiſſner gedient, will er dieſem den Lohn erlaſſen, nur auf das Lob verzichtet

---

zurückkam, und ſo kann auch gegen die Beziehung auf *Heinrich den Erlauchten* die bedeutende Altersverſchiedenheit angeführt werden, welche nothwendig zwiſchen ihm und Walthern ſtattgefunden; Heinrich iſt im Jahr 1218 geboren. Allein auch Otto IV. blieb nach ſeiner Krönung zum römiſchen Kaiſer noch dritthalb Jahre von Deutſchland abweſend und die Verſchiedenheit des Alters iſt kein entſcheidendes Hinderniß. Der junge Markgraf (jugendlich iſt er auch in der Maneſſ. Handſchrift vor ſeinen Liedern dargeſtellt,) mag von dem alten Meiſter gelernt haben. Die Strophe: „Mir hat ein Lied von Franken ꝛc.“ (I. 111 a.) beweiſt, daß der Meißner Walthern mit Achtung behandelte, und in den Liedern Heinrichs von Meiſſen (I. 5. 6.) könnten einige Spuren von Walthers Einfluſſe bemerklich gemacht werden. Man ſieht, daß hier weitere Unterſuchungen nicht überflüſſig ſind. Ein Aufſatz über Heinrich den Erlauchten als Minneſänger und Förderer deutſchen Minneſangs, von *K. Förſter*, iſt neuerlich in *Kinds* Muſe, 1821. II. 3. erſchienen.

67) *Albinus*, Meißniſche Land- und Berg-Chronika. Dresd. 1589. S. 195.

er nicht. Wird ihm das nicht, ſo will er auch ſeines zurücknehmen, zu Hof und an der Straße. (I. 136.) Der Künſtlertrotz, womit er hier auf ſeinem Sängerrechte beſteht, ſoll, wie es ſcheint, nur beweiſen, wie hoch er eine Erwiderung von dieſem Fürſten anſchlagen würde.

Beſſer zufrieden zeigt er ſich, als ihm der Meißner aus Franken ein Lied mitgebracht hat:

Mir hat ein Lied von Franken
Der ſtolze Meiſſener gebracht,
Das fährt von Ludewige.
Ich kann es ihm nicht danken
So wohl, als er mein hat gedacht,
Als daß ich tief ihm neige.
Könnt' ich, was Jemand Gutes kann,
Das theilte ich mit dem werthen Mann,
Der mir ſo hoher Ehren gann;
Gott müſſe auch ihm die ſeinen immer mehren!
Zu fließe ihm alles Segens Fluß,
Nichts Wildes meide ſeinen Schuß,
Sein's Hundes Lauf, ſein's Hornes Duß
Erhalle ihm und erſchalle ihm wohl nach Ehren!
(I. 111 a.)

Ludewige, es iſt noch unerrathen, wer dieſer Ludewig ſey. gann, gönnt. Duß, Getöſe, Schall.

Daß Walther den Tod Reinmars im Liede betrauert, iſt bereits erwähnt worden. Reinmar der Alte, den Walther am Hofe zu Wien kennen gelernt haben mochte, iſt ein trefflicher Minneſänger, berühmt unter den älteren Meiſtern. Seine zahlreichen Lieder ſind einfach und innig, ſie athmen eine ſanfte Schwermuth. Er hat, wie er einmal ſingt, die Minne noch ſtets in bleicher Farbe geſehen. (Man. I. 66 a.) Auch äuſſert er, es werde Mancher ihn nach ſeinem Tode klagen, der jetzt leicht ſeiner entbehrte. (I. 71 a.) Unſer Dichter ſcheint nicht in völlig gutem Vernehmen mit ihm geſtanden zu ſeyn, doch beklagt er, ſelbſt ſchon am Ziele ſeiner Jahre, den Tod deſſelben auf eine würdige Weiſe.

Zwei Geſätze Walthers ſind dieſer Klage gewidmet. In dem einen verſichert er: wenn Reinmar nichts geſungen hätte, als die eine Rede: „So wohl dir, Weib, wie rein dein Name!“ ſo hätt' er verdient, daß alle Frauen ſtets für ſeine Seele bitten würden 68).

Das andre lautet ſo:

Fürwahr, Reinmar, du reueſt mich 69)

---

68) Dieſe Strophe ſteht in der Pf. Hdſ. 357. Bl. 41 b. unmittelbar vor der andern auf Reinmars Tod. Sie iſt Walthers nicht unwerth; nur iſt der Text in jener Hdſ. verdorben. Das Lied Reinmars, worauf ſie ſich bezieht, iſt noch vorhanden. (I. 67 a.) So finden ſich auch unter Walthers Liedern zwei Geſätze (I. 137.), welche auf Strophen von Reinmar (I. 64 b. Vgl. 68 b. 7.) in der gleichen Tonweiſe wettſtreitend antworten.

69) Vgl. Robyn (CLXIII.):

Reinmar, mich reuet ſehre
Dein Sinn und auch dein Tod ꝛc.

Vieles härter, denn ich dich,
Ob du lebteſt und ich wär' erſtorben.
Ich will's bei meinen Treuen ſagen:
Dich ſelben wollt' ich wenig klagen,
Ich klage dein' edle Kunſt, daß ſie iſt verdorben.
Du konnteſt all der Welte Freuden mehren,
So du's zu guten Dingen wollteſt kehren.
Mich reuet dein wohlredender Mund und dein viel ſüßer
Sang,
Daß die verdorben ſind bei meinen Zeiten.
Daß du nicht eine Weile mochteſt beiten!
So leiſtet' ich dir Geſelleſchaft, mein Singen iſt nicht lang.
Deine Seele müſſe wohl nun fahren, deine Zunge habe
Dank! (I. 105 a.)

reueſt, ſchmerzeſt. du's, du ſie, die Kunſt. beiten, warten. iſt nicht lang, währt nicht mehr lange.

Die Beziehungen, worin wir unſern Dichter zu den vorgenannten Kunſtgenoſſen gefunden, die achtungsvollen Aeuſſerungen, welche wir von gleichzeitigen und ſpäteren Meiſtern über ihn vernommen, führen auf die Frage: welches die Stelle ſey, die derſelbe in der Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt überhaupt einnehme?

Der innere Werth, die Menge und Manigfaltigkeit ſeiner Lieder, die Länge und die poetiſche Wichtigkeit des Zeitraums, in welchem er geſungen, müſſen ihm ſchon auf den erſten Anblick eine bedeutende Stelle ſichern. Sein dichteriſches Wirken umfaßt vollkommen die glänzendſte Zeit der altdeutſchen Liederkunſt. Er reicht hinauf in die erſte Blüthe des Minneſangs im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts, er reicht hinunter in den Uebergang dieſer Dichtungsweiſe zur Betrachtung und zum Lehrhaften gegen die Mitte des dreizehnten; ja er ſelbſt erſcheint als Derjenige, der zuerſt das jugendlich ſpielende Lied zur Männlichkeit gekräftigt. Aus der Blüthe der Phantaſie und der Empfindung reift ihm die Frucht des Gedankens, die Formen des Minnelieds dehnt er aus, damit ſie vermögend ſeyen, die Sache des Vaterlandes, die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche, zu faſſen. Wenn er gleich über den Zerfall des Minneſanges Klage führt, ſo hat doch gewiß er ſelbſt, nur in andrem Sinne, zerſtörend auf denſelben gewirkt. Je mehr die Wichtigkeit des Stoffes ſich geltend machte, um ſo merklicher mußte das zartere Spiel der Poeſie erliegen, und wenn in Walthers Liedern noch der Ernſt des Gedankens überall mit Poeſie getränkt und umkleidet iſt, ſo tritt dagegen bei ſeinen Nachfolgern immer mehr die Betrachtung in einſeitiger Trockenheit und proſaiſcher Blöße hervor.

Soll die Fortbildung der Dichtkunſt nach den bedeutendſten Meiſtern bezeichnet werden, ſo grenzt Walther in aufſteigender Reihe zunächſt an Reinmar den Alten, in abſteigender an Reinmar von Zweter. Der Erſtere lebt noch ganz in den Empfindungen und dem Tönereichthum des Minneſanges, der Letztere, faſt nur noch in einem ſtreng gemeſſenen Tone dichtend, hat ſich völlig der Betrachtung und der Lehre zugewendet; und in demſelben Verhältniß, in welchem Walther den Erſtern an Kraft und Reichthum der Gedanken übertrifft, zeichnet er ſich vor dem Letztern durch Farbenglanz und manigfaltige Anmuth der Behandlung aus.

Wie häufig Walthers Lieder nachgeahmt wurden, kann ſchon die flüchtigſte Anſicht der alten Liederſammlungen ergeben 70). Daß er von der Singſchule unter die zwölf Altmeiſter des Geſanges, die Stifter der Kunſt, gezählt wurde, iſt gleich Eingangs berichtet worden.

Meiſter hieß zu Walthers Zeiten Jeder, der ſich der Ausübung irgend einer Kunſt mit Auszeichnung widmete. Meiſter hieſſen daher auch unter den Dichtern vorzugsweiſe diejenigen, welche die Sangeskunſt zu ihrer eigentlichen Beſchäftigung gemacht hatten. Diejenigen dagegen, welche den Geſang weniger ausſchließlich und fruchtbar treiben, denen zugleich ſchon durch ihren Stand ein anderwärtiger Hauptberuf angewieſen war, Fürſten und Ritter, wurden mit ihren fürſtlichen oder adelichen Namen bezeichnet, obgleich ihre Kunſt dem Weſen nach dieſelbe war. Es iſt hienach leicht zu erachten, daß Walther von Gleichzeiti-

---

70) Beiſpiele ſind, beſonders in den Anmerkungen, manche ausgehoben worden. Was als Gebrauch dichteriſchen Gemeinguts und was als wirkliche Nachahmung anzuſehen ſey, darüber mögen freilich im einzelnen Falle die Anſichten verſchieden ſeyn.

gen und Späteren als Meiſter benannt wird. Wenn übrigens der Truchſeß von Singenberg ihn: „unſres Sanges Meiſter“ nennt (Pf. Hdſ. 357. Bl. 20 b.) und wenn derſelbe Dichter (Man. I. 154 a.), ſowie der Marner (I. 173 a.) und ein Ungenannter in der Pf. Hdſ. 350: „mein Meiſter“ von ihm ſprechen, ſo kann hieraus, nach der Sprache der Zeit, kein Verhältniß des perſönlichen Unterrichts gefolgert werden. Es heißt nicht mehr, als wenn im Titurel (Cap. 6. Str. 632.) geſagt wird: „mein Herr Walther.“ Am wenigſten aber darf aus dem Meiſternamen überhaupt auf damaliges Beſtehen einer förmlichen Dichtergilde geſchloſſen werden.

Zwar liegt es in der Natur der Sache, daß eine ſo ausgebildete Dichtkunſt, wie die deutſche in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, eine Dichtkunſt, die mit wirklichem Geſang und begleitendem Saitenſpiel innig verſchwiſtert war, nicht wild wachſend ſich verbreitete, ſondern durch Unterricht fortgepflanzt wurde. Davon giebt unſer Dichter klares Zeugniß, wenn er meldet, das er in Oeſterreich ſingen und ſagen gelernt habe. Zugleich weiſen ſeine Lieder nicht blos im Allgemeinen durch ihren wohl abgemeſſenen Bau, ſondern auch durch einzelne nähere Andeutungen, auf Kunſtregel und Kunſtgebrauch, z. B. wenn er von dreierlei Art des Sanges ſpricht, wenn er die Meiſter den Schnarrenzern gegenüberſtellt, wenn er Wandels Recht begehrt. Nirgends aber, weder bei ihm, noch bei den andern Dichtern ſeiner Zeit, findet ſich der Beweis, daß unter den Sangesmeiſtern des dreizehnten Jahrhunderts zunftmäßige Genoſſenſchaften ſich gebildet hatten, wie ſie unter den Meiſterſängern der ſpäteren Jahrhunderte beſtanden.

Gleichwohl iſt zwiſchen beiden unläugbar ein geſchichtlicher Zuſammenhang 71). Es ſind verſchiedene Stufen einer ſtetigen Entwicklung und Ausbildung, Entartung und Erſtarrung des deutſchen Geſanges. Die Regel wurde ſtets enger gezogen und der Geiſt entſchwand. In der Singſchule der Handwerker, war es der Form nach auf mühſame Künſtlichkeit, dem Inhalt nach auf nützliche Erbauung angelegt. Aber auch in dieſem Zuſtande vergaß die Kunſt ihres Urſprungs nicht. Die Meiſter dieſer Singſchulen erhielten, wie billig, das Gedächtniß ihrer geſchichtlichen Verbindung mit jenen alten Meiſtern. Walther wird mit Eſchenbach, Oſterdingen, Klinſor, Reinmar u. A. zu

---

71) Dieſen hat J. Grimm (Ueber den altdeutſchen Meiſtergeſang, Gött. 1811.) überzeugend nachgewieſen; ebenſo die Identität der Meiſter des dreizehnten Jahrhunderts mit ſämmtlichen Minneſängern, nicht minder, daß die Meiſterſängerſchule den Grundſatz der Dreitheiligkeit von den ältern Meiſtern ererbt. Nur ſcheint es mir, beſonders in Betrachtung der Gedichte Walthers, daß die Abtheilung in Stollen und Abgeſang bei den Aelteren nicht in dem Maaße herrſchend geweſen, als Grimm annimmt.

zu den Stiftern der Kunſt gezählt und einige nach ihm benannte Töne (der lange, der übergüldte, der Kreuzton Walthers von der Vogelweide,) laufen in den Töneverzeichniſſen der Schule fort. Das Kolmarer Meiſtergeſangbuch enthält Gedichte von ihm nebſt Meiſterliedern vom Ende des ſechszehnten Jahrhunderts.

Bis zu dieſem Verhallen ſeiner Töne ſind wir dem künſtleriſchen Wirken des Dichters gefolgt. Wenn aber ſeine Wirkſamkeit, ſofern er ſie durch den Inhalt der Lieder ausübte, vollſtändiger gewürdigt werden ſoll, ſo iſt es nöthig, auf den Schauplatz der politiſchen Bewegungen zurückzukehren.

Achter Abſchnitt.

Friedrich II. und die Päbſte. Erzbiſchof Engelbert von Köln. Die Kreuzzüge. Walthers Kreuzfahrt.

Zweierlei Angelegenheiten, unter ſich in genauer Verbindung, bewegten jetzt die Welt: Friedrichs II. Kampf mit den Päbſten und die Wiedereroberung des heiligen Grabes.

Als zwiſchen Philipp und Otto die Königswahl ſtreitig war, hatte Innocenz III. ſich nicht geſcheut, den deutſchen Fürſten zu erklären, daß die Entſcheidung dieſes Wahlſtreits, wie die Beſetzung des deutſchen Thrones überhaupt, dem päbſtlichen Stuhle zuſtehe, weil das Reich durch die Päbſte von den Griechen auf die Deutſchen gebracht ſey und der neue König die Kaiſerkrone vom Pabſt allein erhalte. Der ernſtliche Widerſpruch der Fürſten bewirkte die Zurücknahme dieſes übereilten Wortes, aber das Benehmen des römiſchen Hofs war gleichwohl beſtändig von der Abſicht geleitet, eine päbſtliche Weltherrſchaft zu begründen, der das Kaiſerthum als ein von ihr abhängiges Lehen untergeordnet wäre.

Wenn das Banner der Freiheit nicht auf Friedrichs Seite weht, wo er die aufſtrebende Kraft der oberitaliſchen Freiſtaaten bekämpft oder den weltlichen Arm zur Vertilgung der Ketzer herleiht, ſo gebührt ihm dagegen die dankbare Anerkennung der Nachwelt in ſeinem raſtloſen Ringen gegen jene Anmaßungen der Prieſterherrſchaft. Das Mühſelige und Gefahrvolle ſeiner Laufbahn iſt in einem Liede des gleichzeitigen Dichters, Bruder Werner, durch ein ſchauerlich ſchönes Bild bezeichnet, wenn Friedrich einem Manne verglichen wird, der im Walde geht, während ein Wolf hinter ihm her ſchleicht, ſtets begierig, wenn der Mann ſtraucheln oder fallen würde, ſich über ihn herzuſtürzen. (Man. II. 165 b.)

Die Kreuzzüge, deren oberſte Leitung in den Händen des Pabſtes lag, waren dieſem ein bedeutendes Mittel zu Erreichung jener großen Zwecke. Er war hier das Oberhaupt einer geiſtlich-weltlichen Vereinigung aller chriſtlichen Könige und Völker.

Seit der Eroberung Jeruſalems durch Saladin im Jahr 1188 waren die heiligen Orte unter der Gewalt der Unglaubigen. Die Kreuzpredigt war unermüdlich, das Abendland zu erregen. Als Friedrich II. im Jahr 1215 zu Aachen gekrönt wurde, ließ er ſich, den Anfoderungen der Zeit entſprechend, nebſt vielen Biſchöfen, Fürſten und Rittern, mit dem Kreuze bezeichnen.

Nach einem achtjährigen Aufenthalt in Deutſchland trat er im Jahr 1220 ſeinen Römerzug an. Seinen eilfjährigen Sohn Heinrich, der bereits zum Nachfolger im Reiche gekrönt war, ließ er unter Vormundſchaft zurück. In demſelben Jahre ward er zu Rom von Honorius III. als Kaiſer gekrönt und bei dieſem Anlaſſe von dem Kardinal-Biſchof Hugolin von Oſtia, nachherigem Pabſt Gregor IX., abermals mit dem Kreuze bezeichnet. Aber ſo wie bisher die deutſchen Angelegenheiten, ſo ſchoben jetzt die ſiciliſchen die Erfüllung des Gelübdes hinaus. Je mehr, während Friedrichs Anweſenheit in den ſiciliſchen Erblanden, zwiſchen ihm und dem pähſtlichen Hofe Eiferſucht und Mißhelligkeit ſich erzeugte, um ſo wünſchenswerther war einerſeits dem Pabſte die Entfernung und auswärtige Beſchäftigung des gefährlichen Gegners, anderſeits dem Kaiſer die Begründung ſeiner Macht auf heimiſchem Boden. Als im Jahr 1221 Damiata, kaum erobert, durch die Uneinigkeit der Kreuzfahrer wieder verloren gieng, war Friedrich den bittern Vorwürfen des Pabſtes und der Bedrohung mit dem Bann ausgeſetzt. Zur großen Zufriedenheit des heiligen Vaters gereichte hingegen Friedrichs zweite Vermählung mit Jolantha, der Erbin des Königreichs Jeruſalem. Unter Ermahnungen und Bedrohungen von der einen, Entſchuldigungen und Vertröſtungen von der andern Seite verzog ſich die Abfahrt bis in das Jahr 1227. Jetzt waren die großen Zurüſtungen beendigt und die Schaaren der Kreuzfahrer auf der apuliſchen Küſte verſammelt. Schon war eine große Zahl von Brindiſi abgeſegelt, der Kaiſer und der Landgraf von Thüringen hatten ſich gleichfalls eingeſchifft, aber nach drei Tagen liefen dieſe wieder zu Otranto ein, beide von anſteckender Krankheit ergriffen, woran der Landgraf einige Tage nachher verſchied. Auch die vorausgefahrene Flotte kehrte nun zurück und die ganze Unternehmung zerſchlug ſich.

Gregor IX. hatte kurz zuvor den päbſtlichen Stuhl beſtiegen. Er war aus einem von Friedrich beleidigten Geſchlecht entſproſſen, er hatte den Kaiſer bei der Krönung mit dem Kreuze bezeichnet und ihn zuletzt noch dringend zum Kreuzzuge gemahnt. Jetzt verwarf er jede Entſchuldigung, erklärte Friedrichs Krankheit für Verſtellung, ſchleuderte unerbittlich auf ihn den Bannſtral und verkündigte in Deutſchland, ſo wie in allen abendländiſchen Reichen, des Kaiſers ungeheure Schuld und furchtbare Beſtrafung.

Friedrich erließ gleichfalls Briefe zu ſeiner Verantwortung Er klagte den Geitz und die Herrſchſucht der Kirche an, die ſich Kaiſer, Könige und Fürſten zinsbar zu machen ſtrebe. Zugleich aber erneuerte er die Anſtalten zum Kreuzzuge und fuhr wirklich im folgenden Jahr, 1228, mit dem Pabſte unverſöhnt, nach Paläſtina ab. Auch dorthin verfolgte ihn Gregors Haß und war ihm in allen Unternehmungen hinderlich. Gleichwohl bewirkte Friedrich die Zurückgabe Jeruſalems und der heiligen Stätten, und da kein Prieſter ihn weihen wollte, ſetzte er ſelbſt im Tempel die Krone von Jeruſalem ſich auf das Haupt 72).

Unſer Dichter iſt eben ſo ſehr ein erklärter Gegner der Prieſterherrſchaft, als ein begeiſterter Herold der Kreuzzüge. Er eifert gegen die Eingriffe der Kirche in die Rechte der weltlichen Gewalt, gegen die Habſucht und Verſchwendung des römiſchen Hofes, gegen den Ablaßhandel, gegen die willkührlichen Bannſprüche, gegen das unerbauliche Leben der Geiſtlichkeit; zugleich aber ruft er wiederholt den Kaiſer zur Vornahme des Kreuzzuges auf. Es kann uns einen Begriff geben, mit welchen Schwierigkeiten Friedrich II. zu kämpfen hatte, wenn wir ſelbſt ſeine aufgeklärteren Anhänger ihn zu einem Schritte drängen ſehen, zu dem er ſo ungerne ſich entſchloß.

Damit ſoll jedoch kein Widerſpruch in der Geſinnung des Dichters bezeichnet werden. Gerade der fromm begeiſterte Sinn muß am meiſten Anſtoß nehmen, wenn er das Heilige durch Mißbrauch zu fremdartigen Zwecken entweiht ſieht. Die Erſcheinung des Heiligen iſt zu verſchiedenen Zeiten eine verſchiedene. Was der einen Zeit Andacht und Begeiſterung war, iſt der andern Aberglaube und Schwärmerei. Aber von dem Urtheil über Formen und Lehrſätze unabhängig iſt die Unterſcheidung

---

72) Das Vorſtehende meiſt nach der trefflichen Geſchichte Kaiſer Friedrichs des Zweiten. Züllichau und Freiſt. 1792.

deſſen, was aus reiner Quelle, aus der Inbrunſt des Herzens, aus der Sehnſucht nach dem Ewigen, aus der Ehrfurcht vor dem Unendlichen entſprungen iſt, von demjenigen, was, aus gänzlich irdiſchen Triebfedern hervorgegangen, nur äußerlich mit dem Mantel der Heiligkeit ſich bekleidet. Wenn Jenes noch in ſpäter Folgezeit empfängliche Gemüther, dichteriſch wenigſtens, anzuſprechen vermag, ſo muß Dieſes ſchon in der Zeit, wo es, durch Umſtände begünſtigt, ſeine größte Gewalt ausübt, den Zweifel an ſeiner inneren Gültigkeit erwecken.

Wenn man ſich dafür begeiſterte, das Land, wo Gottes Sohn menſchlich gewandelt, wo er im Leben und im Tode Wunder gewirkt, der Entweihung durch Unglaubige zu entreißen, ſo kann dieß auch eine Folgezeit begreiflich finden, welche ſich von demſelben Eifer nicht zu entflammen vermöchte. Wenn aber der heilige Vater nach Rückſichten der Staatsklugheit heute ſegnete und morgen fluchte, wenn er Zwietracht im Reich erweckte und nährte, wenn er Eidſchwüre nach Gefallen löſte, den Ablaß zu einer Erwerbsquelle machte, wenn die Geiſtlichkeit, ſtatt zu ſingen und zu beten, ſich in Fehden tummelte oder weltlicher Ueppigkeit fröhnte, ſo mußte ſolches Aergerniß ſchon die glaubigen Zeitgenoſſen entrüſten.

Man kann nicht behaupten, daß Walther für den Beruf der Geiſtlichkeit keine Achtung hege. Er empfiehlt, zu glauben, was die Pfaffen Gutes leſen (I. 133 b.), er klagt, daß Frauen und Pfaffen, zwei ſo edle Namen, mit den Schamloſen werden. (l. 115 b.) Aber eben die Entartung der Geiſtlichkeit, das Heraustreten aus den Grenzen ihres Berufs, die pfafflichen Ritter und ritterlichen Pfaffen (l. 126 b.), die Verdorbenheit der Kirche an Haupt und Gliedern, greift er mit dem ſcharfen Sange an.

Jene Anmaſſungen der kirchlichen Gewalt ſind ihm unerträglich. Er verwünſcht die Begründung der Prieſterherrſchaft mittelſt der Schenkung Konſtantins des Großen, durch welche, nach der von den Päbſten verbreiteten Meinung, die Stadt Rom ſammt mehreren Ländereien Italiens dem römiſchen Biſchof übergeben und damit der Kirchenſtaat geſtiftet worden.

König Konſtantin, der gab ſo viel,
Als ich es euch beſcheiden will,
Dem Stuhl zu Rome: Speer, Kreuze und Krone.
Zuhand der Engel laute ſchrie:
„O weh! o weh! zum dritten: weh!
Eh' ſtund die Chriſtenheit mit Züchten ſchöne,
Der iſt ein Gift nun gefallen,
Ihr Honig iſt worden zu einer Gallen,
Das wird der Welt hernach viel leid.“
Alle Fürſten leben nun mit Ehren,
Nur der höchſte iſt geſchwachet;
Das hat der Pfaffen Wahl gemachet.
Das ſey dir, ſüſſer Gott, geklagt:
Die Pfaffen wollen Laienrecht verkehren;
Der Engel hat uns wahr geſagt 73). (l. 129 b.)

---

73) Ohne Zweifel hat Ottokar von Horneck das obige

beſcheiden, berichten, erklären. der höchſte, d. i. der Kaiſer. geſchwachet, erniedrigt. der Pfaffen Wahl, vermuthlich die Erwählung Gregors IX.

Lied vor Augen gehabt, (wie auch Schacht, in dem lebensvollen Buche: Aus und über Ottokar's von Horneck Reimkronik, Mainz, 1821. S. 279. andeutet,) wenn er im Cap. 448. ſeiner Chronik (*Pez*, Script. Rer. Austr. T. III. p. 446. sq.) ausruft:

Ei, Kaiſer Konſtantin!
War thät du dein Sinn,
Da du den Pfaffen geb
Den Gewalt und das Urleb,
Daß Städt, Burge und Land
Unterthanig ihr'r Hand
Und ihr'm Gewalt ſollt weſen?
Geiſtlicher Zuchtebeſen
Iſt nu zu ſcharf worden.
Du ſollteſt in dem Orden
Die Pfaffen haben lan,
Als ſein St. Peter begann,
Das wär hoher Miethe werth.
Was wollteſt du das Schwerdt
Den Pfaffen zu der Stol geben,
Die damit nichts können leben,
Noch zu Recht können walten?
Laſſen und behalten,
Als man mit dem Schwerdt ſoll,
Das können ſie nicht wohl.
Sie haben es vergramaziert
Und das Reich verirrt
Maniger Ehr'n und Gewalt,

Anderswo räth Walther den Pfaffen, die Armen zu bedenken, zu ſingen und Jedem das Seine zu laſſen. Dabei erinnert er ſie der Gabe, die auch ſie einſt von König Konſtantin empfangen. Hätte dieſer gewußt, daß daraus künftig Uebel entſtehen würde, ſo hätt' er der Noth des Reiches vorgebeugt, aber damals wären ſie noch frei von Uebermuth. (I. 103 a.) Auch die Geſchichte vom Zinsgroſchen wird erzählt und wie Chriſtus den Phariſäern gerathen: daß ſie den Kaiſer lieſſen haben ſein Kaiſersrecht und Gott, was Gottes wäre. (I. 103 b.)

Heftiger noch werden des Dichters Angriffe. Der neue Pabſt wird mit Sylveſter II., vorher Gerbert, verglichen, der von 999 bis 1003 auf dem päbſtlichen Stuhle ſaß und wegen ſeiner naturwiſſenſchaftlichen und mechaniſchen Kenntniſſe für einen Schwarzkünſtler galt. Wenn dieſer nur ſich ſelbſt, durch die Zauberei, in's Verderben gebracht, ſo bringe der jetzige Pabſt mit ſich die ganze Chriſtenheit zu Fall

Der Stuhl zu Rome ſteht nun erſt beſetzet rechte,
Alswie hievor mit einem Zauberer, hieß Gerbrechte.

Die ihm vor was bezahlt.
Konſtantin, nu ſieh an!
Hätteſt du zu Latran
Den Pabſt den Pſalter laſſen leſen
Und den Kaiſer gewaltig weſen,
Als er vor deinen Zeiten was ꝛc.

Derſelbe gab zu Falle nur ſein eines Leben,
Nun hat ſich dieſer und alle Chriſtenheit zu Falle geben.
Alle Zungen ſoll'n zu Gotte ſchreien: waſen!
Und rufen ihme: wie lang er wolle ſchlafen?
Sie widerwirken ſeine Werk' und fälſchen ſeine Wort',
Sein Kämmerere ſtiehlt ihm ſeinen Himmelhort,
Sein Sühner mordet hie und raubet dort,
Sein Hirt' iſt zu einem Wolfe ihm worden unter ſeinen
Schafen (I. 132 a.)

ſein eines Leben, ſein, des Einzelnen Leben. waſen! wehe! widerwirken, vereiteln entgegenwirkend. Himmelhort, himmliſcher Schatz.

Auf päbſtlichen Befehl wurde, noch unter Innocenz III., in den Kirchen der Stock (truncus) aufgeſtellt, worein die frommen Gaben fielen, die von Männern und Frauen zur Unterſtützung des heiligen Landes beſtimmt wurden 74). Zwei Gedichte Walthers handeln von dieſem Stocke:

Ahi! wie chriſtlich nun der Pabeſt unſer lachet,
Wenn er ſeinen Wälſchen ſagt: „ich hab's alſo gemachet.“

---

74) „In illis autem Ecclesiis, in quibus convenit processio „generalis, *truncus* statuatur concavus tribus clavibus „consignatus, una penes honestum presbyterum, alia „apud laicum devotum, tertia penes aliquem regularem „fideliter conservandis, in quo viri et mulieres eleemo„synas ponant, in terræ sanctæ subsidium convertendas, „secundum dispositionem eorum, quibus fuerit hæc sol„licitudo commissa.“ Bulla Innocentii III. ad Christianos pro reparanda terra sancta in *Chron. Ursp.* ad ann. 1212.

(Das er da ſagt, er ſollt' es nimmer han gedacht.)
Er ſpricht: „ich hab' zween Alemann' unter eine Krone, bracht,
Daß ſie das Reiche ſollen ſtören und waſten.
All die Weile fülle ich die Kaſten.
Ich hab' ſie an meinen Stock gemännet, ihr Gut iſt alles mein,
Ihr deutſches Silber fährt in meinen wälſchen Schrein.
Ihr Pfaffen, eſſet Hühner und trinket Wein,
Und laßt die Deutſchen faſten! (ſ. 132 a.) 75)

waſten, verwüſten. gemännet, als Mannen, Vaſallen, pflichtig gemacht.

Saget an, Herr Stock! hat euch der Babeſt her geſendet,
Daß ihr ihn reichet und uns Deutſche ärmet und ſchwendet?
Wenn ihm die volle Maaße kommt zu Lateran,
So thut er einen argen Liſt, wie er eh' hat gethan,
Er ſagt uns danne: wie das Reiche ſteh' verworren,
Bis ihn erfüllen wieder alle Pfarren.
Ich wähne, des Silbers wenig kommet zu Hülfe in Gottes Land.
Groſſen Hort zertheilet ſelten Pfaffenhand.
Herr Stock! ihr ſeyd auf Schaden her geſandt,
Daß ihr aus deutſchen Leuten ſuchet Thörinnen und Narren. (Ebd.)

reichet, ärmet, reich, arm machet. ſchwendet, auszehret. Liſt, Kunſtgriff. bis ihn ꝛc., nemlich den Stock. Gottes Land, das heilige Land. zertheilet, theilet aus. ſuchet, auſſuchet.

---

75) In der Pf. Hdſ. 357. Bl. 9 a. iſt dieſe Strophe durch derbe Variationen erweitert.

Vom Ablaßhandel hat Walther Anſichten, die man bei einem Dichter aus der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts nicht geſucht haben möchte:

Ihr Biſchöf' und ihr edlen Pfaffen! ihr ſeyd verſehret
(viell. verkehret).
Seht! wie euch der Pabeſt mit des Teufels Stricken ſehret.
Sagt ihr uns, daß er Sankte Peters Schlüſſel habe,
So ſagt, warum er deſſen Lehre von den Büchern ſchabe?
Daß man Gottes Gabe je kaufe oder verkaufe,
Das ward uns verboten bei der Taufe.
Nun lehret's ihn ſein ſchwarzes Buch, das ihm der Hölle Mohr
Gegeben hat, und aus ihm leſen ſie nun vor.
Ihr Kardinál'! ihr decket euren Chor,
Unſer Frohnaltar ſteht unter einer übeln Traufe.
(I. 133 b.)

ſehret, verſehret, beſchädigt. der Hölle Mohr, der Teufel. (Vgl. I. 181 b.)

Die Schlußzeilen des vorſtehenden Gedichtes ſchildern die Bereicherung Roms im Gegenſatze zu dem Zerfall der deutſchen Kirche. Auch der gleichzeitige Geſchichtſchreiber, ſelbſt ein Geiſtlicher, erhebt laute Klage über die Habſucht des römiſchen Hofes und die dadurch eingeriſſenen Mißbräuche.

„Kaum blieb noch — ſagen die urſpergiſchen Jahr„bücher — irgend ein Bisthum, oder eine kirchliche „Würde, oder auch eine Pfarre übrig, die nicht ſtreitig „gemacht und dann die Sache nach Rom gebracht „wurde, jedoch nicht mit leerer Hand. Freue dich,

„unſre Mutter Rom, daß die reichen Schatzquellen auf „der Erde ſich öffnen, damit Ströme Geldes zu dir hin „ſich ergießen im Ueberfluß! Frohlocke über die Ungerechtigkeit der Menſchenſöhne, weil bei Vergütung ſo „großer Uebel das Sündengeld dir entrichtet wird! Ergötze „dich deiner Gehülfin, der Zwietracht, daß ſie aus den „Brunnen des hölliſchen Abgrundes hervorbrach, damit „dir die Gelder ſich anhäufen! Du haſt, wonach du „immer gedürſtet. Stimm' an ein Jubellied, daß du „durch die Bosheit der Menſchen und nicht durch deine „Heiligkeit den Erdkreis überwunden haſt! Zu dir zieht „die Menſchen nicht ihre Andacht oder ihr reines Gewiſſen, ſondern die Verübung vielfacher Verbrechen und „der Streithändel Entſcheidung um Geld." 76)

---

76) In gleichem Sinne ſpricht auch der *Freigedank*, ein Spruchdichter des 13ten Jahrhunderts:

Sünde Niemand mag vergeben,
Wann Gott einig, dar ſollen wir ſtreben.
(*Müll.* Ausg. V. 3180 f.)

Alle Schatzes Flüſſe gehn
Zu Rome (*nach Rom*) bis ſie da beſtehn (*bleiben*),
Und doch nimmer wird voll,
Das iſt ein unſinnig Hohl.
So kommet alle Sünde dar,
Die nimmt man da den Leuten gar ꝛc.
(V. 3185 ff.)

Das Netz kam zu Rome nie,
Damit Sankt Peter Fiſche fie (*fieng*),

Wie das ſchlimme Beiſpiel der Geiſtlichkeit auch die Laien irre machen und verderben müſſe, führt der Dichter weiter aus:

Welch Herze ſich bei dieſen Zeiten nicht verkehret,
Seit daß der Pabeſt ſelber dort den Ungelauben mehret,
Dem wohnt ein ſel'ger Geiſt und Gottes Minne bei.
Nun ſeht ihr, was der Pfaffen Werk und was ihr'
Lehre ſey.

Das Netz iſt ihm verſchmähet.
Römiſch Netz fähet
Silber, Gold, Burge und Land;
Das war Sankt Petern unbekannt.
Sankt Peter war zu Recht ein Degen,
Den hieß Gott ſeiner Schafe pflegen,
Er hieß ihn nicht Schafe beſcheeren,
Nun will man Scheerens nicht entbehren.
Unrecht iſt zu Rome erhaben,
Recht und Gericht iſt da abgeſchaben.
(V. 3880 ff.)

Reimar von Zweter ſingt:
Der Pabeſt hat viel reiche Kind (Kinder),
Die minnet er, wo ſie geſeſſen in den Landen ſind,
Mit ihnen theilt er ſeinen Segen, ſo theilen ſie mit
ihm ihr Gold.
Dieſelben Kind ſind ihm ſo traut,
Daß er ungerne käme mit Schlägen auf ihrer eines Haut.
Wollte Gott, es wären ihm die habeloſen Kind halb
alſo hold (lieb)!
Eh' daß der arme Sohn ſein Recht bedärte,
So iſt der reiche auf ſeiner Vorderfährte ꝛc.
Pf. Hdſ. 350.

Cf. *Odon.* Ernest. L. I p. 317.

Ehdeß war ihre Lehre bei den Werken reine,
Nun ſind ſie aber anders ſo gemeine,
Daß wir ſie unrecht wirken ſehen, unrecht hören ſagen,
Die uns guter Lehre Vorbild ſollten tragen;
Des mögen wir dumme Laien wohl verzagen.
Ich wähne wieder, mein guter Klauſener klage ſehr und weine. (I. 133 b.)

gemeine, allgemein. des, darüber.

Die Chriſtenheit, ſie lebte nie ſo gar nach Wahne,
Die ſie da lehren ſollten, die ſind guter Sinne ohne.
Es wär' zuviel, und thät' ein dummer Laie das.
Sie ſünden ohne Furcht, darum iſt ihnen Gott gehaß.
Sie weiſen uns zum Himmel und fahren ſelbſt zur Hölle.
Sie ſprechen: wer ihr'n Worten folgen wölle,
Und nicht ihr'n Werken, der ſey ohne allen Zweifel dort geneſen.
Die Pfaffen ſollten keuſcher, denn die Laien, weſen;
An welchen Büchern haben ſie das erleſen,
Des ſich ſo mancher fleiſſet, wo er ein ſchönes Weib verfälle?
(W. Hdſ. S. 147.) [77]

dort geneſen, jenſeits gerettet. weſen, ſeyn. erleſen, geleſen, erlernt. verfälle, zu Fall bringe.

Es

---

[77] Vgl. Ottokar v. Horneck, Cap. 811. (*Pez*, l. c. p. 832.):

Gott Herre, durch dein' Güt'
Die Chriſtenheit daß behüt'
Und weiſ' uns auf beſſre Spur,
Denn uns die Pfaffen gehn vor,

Es iſt eine alte Ueberlieferung der Singſchule, daß die zwölf Stifter des Meiſtergeſangs als Ketzer angeklagt worden ſeyen und darüber vor dem Kaiſer, dem päbſtlichen Legaten und einer großen Verſammlung von Gelehrten ſich haben verantworten müſſen. Gedichte, wie die bisher angeführten, konnten allerdings zu einer ſolchen Sage Anlaß geben.

Daß die freimüthigen Aeußerungen eines ſo berühmten Meiſters, als der unſrige war, nicht wirkungslos verhallten, iſt ſchon zum voraus anzunehmen. Es ſind aber auch noch ſpäthin beſtimmte Spuren der Nachwirkung vorhanden. Ottokar von Horneck, der ſteiriſche Chronikſchreiber am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, der manch hellen Blick in ſeine Zeit wirft, verräth deutlich ſeine Vertrautheit mit Walthers Ausſprüchen über die Geiſtlichkeit und ihr Verhältniß zur weltlichen Gewalt 78).

Die da Gewalt hie tragen!
Als uns die Buch ſagen,
So ſollten ſie uns Lehr' geben
Mit Worten und mit gutem Leben,
Des ſie leider thun nicht;
Wer ihre Werk' anſicht,
Die ſind viel wahrleich
Ihren Worten ungeleich.

78) S. Anm. 73 und 77. Es könnten aber noch weitere Nachweiſungen über Ottokars Bekanntſchaft mit Walthers Gedichten beigebracht werden. Die Anſichten

Bei der Abreiſe nach Italien im Jahr 1220 hatte Friedrich ſeinen jungen Sohn Heinrich unter Vormundſchaft zurückgelaſſen und die Verwaltung des Reichs dem Erzbiſchof **Engelbert** von Köln, aus dem Geſchlechte der Grafen von Berg, übertragen. Im Wintermond 1225 wurde dieſer auf dem Rückwege von Soeſt nach Köln von ſeinem Anverwandten, dem Grafen Friedrich von Iſenburg, der als Kirchenvogt von Eſſen mit dem Erzbiſchof in Streit gerathen war, überfallen und meuchelmörderiſch erſchlagen. Die Kloſterbrüder zu Berg, welche bei dem Leichnam wachten und Pſalmen ſangen, behaupteten, zwiſchen dem Geſang Engelſtimmen gehört zu haben. Einem derſelben erſchien Engelbert als Märtyrer im Traume. An ſeinem Grabe zu Köln geſchahen viele Wunder und in der Folge ward er unter die Heiligen verſetzt. Der Mörder hatte ſich nach Rom begeben, wo er ſich vom Pabſte Honorius III. Buſſe auflegen ließ. Nach ſeiner Zurückkunft aber wurde er aufgegriffen und ein Jahr nach vollbrachter That zu Köln mit dem Rade hingerichtet 79).

Zwei Gedichte Walthers handeln von dem werthen Biſchof von Köln. In dem einen, noch bei Lebzeiten

---

des Erſtern von Pabſt und Klerus hat **Schacht** a. a. O. Abſchn. XI. beſ. S. 176. 178—84. dargelegt.

79) *Godefrid. Colon.* Annal. (ap. *Freher.* Germ. rer. Script. T. I.) ad ann. 1225. 1226. *Chron. Salisb.* cit. ad ann. 1226.

dieſes Fürſten verfaßt und an ihn gerichtet, werden deſſen Verdienſte um das Reich gerühmt, er wird als Fürſtenmeiſter aufgeführt, als Ehrentroſt eines geprieſenen Kaiſers, beſſer denn je ein Kanzler es war, und zum Schluſſe noch, in Beziehung auf die Heiligen von Köln, als Kämmerer von drei Königen und eilftauſend Jungfrauen. (I. 106 a.) Das andre, ein Seitenſtück zu dem vorigen, iſt nach der Ermordung des Erzbiſchofs, aber noch vor bekannt gewordener Hinrichtung des Thäters, abgefaßt und lautet alſo:

Wes Leben ich lobe, des Tod, den will ich immer klagen.
So weh' ihm, der den werthen Fürſten habe erſchlagen
Von Kölne! o weh', daß ihn die Erde mag noch tragen!
Ich kann ihm nach ſeiner Schulde keine Marter finden;
Ihm wäre allzu ſanft ein eichner Strang um ſeinen Kragen,
Ich will ihn auch nicht brennen, noch zerglieden, noch ſchinden,
Noch mit dem Rade zerbrechen, noch auch darauf binden:
Ich warte alles, ob die Hölle ihn lebend wolle ſchlinden. (Ebd.) 80)

zerglieden, zerreiſſen, viertheilen. alles, gänzlich, lediglich. ſchlinden, verſchlingen.

---

80) Es iſt zu entſcheiden, ob nicht beide Gedichte ironiſch gemeint ſeyen. In beiden ſcheint die Schlußzeile dieſe Wendung zu nehmen. Dieſe ironiſche Weiſe iſt überhaupt dem Dichter nicht fremd. Sie findet ſich namentlich in ſeinen Gedichten auf Otto IV. Was ihn aber veranlaßt haben mochte, ſie gegen den Erzbiſchof, von dem ſonſt Gutes gemeldet wird, und ſelbſt auf deſſen Ermordung anzuwenden, erhellt nicht. Der Abt von

Wir haben uns dem Zeitpunkte genähert, wo Friedrich der Anmuthungen des Pabſtes, den längſt gelobten Kreuzzug wirklich vorzunehmen, ſich nicht länger erwehren konnte. Schon im Jahr 1223 hatte Honorius den

---

Urſperg ſetzt dieſe Begebenheit in Verbindung mit damals neu aufgekommenen, von einem Predigermönch aus Straßburg, Johannes, verkündigten Lehrſätzen, die an ſich nicht verwerflich, in der Anwendung durch Mißverſtand verderblich geworden und zu den abſcheulichſten Frevelthaten Anlaß gegeben. Hievon findet ſich jedoch keine Meldung bei dem Mönche von Köln, der dem Ereigniß näher ſtand und nach deſſen Jahrbüchern daſſelbe oben erzählt wurde. Uebrigens ſcheint das Urtheil der Zeitgenoſſen nicht einhellig geweſen zu ſeyn. Nach dem Berichte eines andern Geſchichtſchreibers kam zu Nürnberg bei der Vermählung des Königs Heinrich mit der Tochter Leopolds von Oeſterreich die Ermordung des Erzbiſchofs zur Klage und es erhob ſich über dieſen Fall Widerſpruch zwiſchen dem Erzbiſchof von Trier und dem Grafen von Truhendingen. Man griff zu den Waffen und es kamen in dieſem Auflauf gegen ſechszig Menſchen um. Excerpt. ex Catal. Rom Pontif. et Imp. (ap. *Pez*, T. II) ad ann. 1225. — Sonſt machen einige Schriftſteller den heiligen Engelbert zum Stifter der Fehmgerichte. Zu wirkſamerer Verfolgung der Ketzer ſoll er dieſe Gerichte, nach dem Muſter der damals aufgekommenen und beſtätigten heiligen Inquiſition, geſtiftet haben. Der geſchichtliche Beweis für dieſe Meinung wird aber vermißt. Berck, Geſchichte der Weſtphäl. Fehmgerichte. Brem. 1815. S. 151.

Glaubigen verkündigt, daß ſie ſich rüſten ſollten, nach zwei Jahren mit dem ruhmreichen Kaiſer Friedrich über Meer zu fahren. Wunderbare Naturerſcheinungen hatten von jeher die Prediger des Kreuzes unterſtützt. Vorſtellungen von dem nahenden Weltende, vom tauſendjährigen Reiche, deſſen Hauptſitz Jeruſalem ſeyn würde, erregten die Geiſter. Auch unſer Dichter hat die Vorboten des heranrückenden Weltgerichtes erkannt, nicht bloß in den Zeichen des Himmels, weit mehr noch in der Verderbniß der Menſchen. Es iſt höchſte Zeit, daß die Chriſtenheit ſich aufraffe, die allzu lang im Schlafe lag:

Nun wachet! uns geht zu der Tag,
Vor dem wohl Angſt verſpüren mag
Ein Jeglichs: Chriſten, Juden und auch Heiden.
Wir haben der Zeichen viel geſehen,
Daran wir ſeine Kunſt wohl ſpähen,
Wie uns die Schrift mit Wahrheit kann beſcheiden.
Die Sonne hat ihren Schein verkehret,
Untreu' ihren Samen ausgeleeret
Allenthalben an den Wegen.
Der Vater bei dem Kind Untreue findet,
Der Bruder ſeinem Bruder lüget,
Geiſtlicher Orden in Kutten trüget,
Der uns zum Himmel ſollte ſtegen.
Gewalt geht aufrecht, gut Gerichte ſchwindet.
Wohlauf! hier iſt zu viel gelegen. (I. 128 a.) 81)

ſtegen, den Weg weiſen oder bahnen. Wohlauf! die Pf. Hdſ. 357. hat: wol hin! was die Beziehung auf den Kreuzzug noch näher legt.

---

81) Köpke a. a. O. glaubt, daß dieſes Gedicht im Jahr

Gewaltiger noch ertönt die mahnende Stimme in nachfolgendem Aufruf:

Ein ſeltſames Lied iſt es, worin der Dichter den En-

Es kommt ein Wind, das wiſſet ſicherliche,
Davon wir Beides hören: ſingen und ſagen.
Der ſoll mit Grimm erfahr'n alle Königreiche,
Das höre ich Waller und Pilgerime klagen.
Bäume, Thürme liegen vor ihm zerſchlagen,
Starken Leuten wehet er die Häupter abe.
Nun ſollen wir fliehen hin zu Gottes Grabe!
(I. 103 b.)

erfahr'n, befahren, durchfahren.

1234, alſo geraume Zeit nach dem Kreuzzuge Friedrichs II., abgefaßt ſey. Er deutet nemlich die Untreue des Kindes gegen den Vater auf die Empörung des römiſchen Königs Heinrich wider ſeinen Vater, den Kaiſer, und die Worte: „Der Bruder ſeinem Bruder lüget" auf die Feindſchaft zwiſchen Heinrich und ſeinem jüngern Bruder Konrad. Dieſe beſondre Beziehung iſt mir nicht wahrſcheinlich. In dem Lied eines ſpäteren Dichters (Müll. Samml. II. Bd. CCCCXLVIII.) kömmt die ähnliche Stelle vor:

Menſchenkind, denket daran! —
Es iſt in der Welt wohl Schein, daß Endes Tag will kommen. —
Das Kind trauet nicht dem Vater ſein
Noch Vater ſeinem Kinde nicht, das haben wir wohl vernommen.

(Vgl. Reinm. v. Zwet. II. 134 a. 4.) Das Ganze beruht auf bekannten Stellen der Schrift, wie unſer Dichter ſelbſt zu erkennen giebt.

geln das Lob verſagt, ſo lange ſie nicht kräftiger gegen die Heidenſchaft mitankämpfen. (I. 126 a.)

Hinwider läßt er einen Boten Gottes auftreten, an deſſen Vogt, den Kaiſer, geſendet, um Klage zu führen über die Heidenſchaft, die im Lande ſeines Sohnes ſchmählich hauſe. Der Kaiſer hat die Erde, Gott das Himmelreich. Jetzt ſoll der Kaiſer dem Herrn Recht ſchaffen, Gott wird es gegenſeitig thun, da wo er Vogt iſt, und klagte der Kaiſer auch über den Teufel in der Hölle. (I. 135 b.)

Ein andres Geſätz mahnt den Kaiſer, Deutſchlands innern Frieden zu befeſtigen und die ganze Chriſtenheit zu ſühnen; das verherrliche ihn und mühe die Heiden ſehr. Er habe zwiefache Kaiſersſtärke: des Aares Tugend, des Leuen Kraft; die ſeyen darum Heerzeichen an dem Schilde 82). Dieſe zween Heergeſellen, wollten ſie an die Heidenſchaft, was widerſtände ihrer Mannheit und ihrer Milde? (Ebd.)

---

82) Der Adler iſt das Wappen des Reichs, der Löwe das Hohenſtaufiſche. Dieſer iſt den altdeutſchen Dichtern das Sinnbild des Muthes, der Kraft, jener der Milde, der Freigebigkeit. So bei Reinmar von Zweter, I. 140 b. 146 b. Vgl. Eneidt, V. 12416 f. Beide ſind Herrſcher im Thierreich. Dem Könige der Vögel iſt es vermuthlich als Freigebigkeit ausgelegt worden, daß er, wie man beobachtet hat, zuweilen von ſeiner Beute nur das Beſte verzehrt und, was ihm nicht gut genug iſt, den geringern Vögeln überläßt.

Bei all dieſem Eifer für die Sache des Kreuzes bleibt doch Walther ſeinem kaiſerlichen Wohlthäter treu ergeben, auch nachdem dieſer wegen der geſcheiterten Unternehmung im Jahr 1227, von Gregor IX. mit dem furchtbaren Bannſtrale gezeichnet iſt. Den Kirchenfluch, der auch die Anhänger des Gebannten traf, weiſt der Dichter unerſchrocken von ſich ab, indem er dem Pabſt entgegenhält, was dieſer bei der Krönung des Kaiſers den Völkern geboten:

Herr Pabeſt! ich mag wohl geneſen,
Denn ich will euch gehorſam weſen;
Wir hörten euch der Chriſtenheit gebieten,
Wie wir des Kaiſers ſollten pflegen,
Da ihr ihm gabet den Gottesſegen:
Daß wir ihn Herren hieſſen und vor ihm knieten.
Auch ſollt ihr nicht vergeſſen,
Ihr ſprachet: „wer dich ſegne, daß der geſegnet ſey!
Wer dir fluche, der ſey verfluchet
Mit Fluche vollgemeſſen!“
Durch Gott! bedenket euch dabei,
Ob ihr der Pfaffen Ehre irgend ſuchet?
(I. 103 a.)

geneſen, an meinem Seelenheil unbeſchädigt bleiben.
weſen, ſeyn. durch Gott! um Gottes willen.

Von neuem läßt Walther den alten Klausner klagen: daß man die Guten banne und den Uebeln ſinge. (I. 103 a.) Dem Kaiſer aber räth er, unbekümmert um des Pabſtes Irrung, dennoch abzufahren 83).

---

83) So kann die Strophe: „Bote, ſage dem Kaiſer ꝛc.“

Die Willkühr, womit die Bannſprüche erlaſſen wurden, mußte allerdings ihre Wirkung ſchwächen. Reinmar von Zweter, der gleichfalls politiſche Gedichte auf Friedrich II. und Gregor IX. verfaßt hat, unterſcheidet den Bann, der mit Gott und nach Gott ſey, von demjenigen, worin fleiſchlicher Zorn ſtecke. (II. 143 b.) Der Freigedank behauptet, der Bann habe keine Kraft, der durch Feindſchaft geſchehe (V. 4117 f.); auch ereifert ſich dieſer Dichter ſehr über die Schwierigkeiten, welche den Unternehmungen Friedrichs im heiligen Lande, beſonders durch den päbſtlichen Bann, in den Weg gelegt worden, und daß man den Kaiſer ſelbſt dann nicht vom Banne losgeſprochen, nachdem er die heiligen Stätten den Chriſten wieder zugänglich gemacht. 84)

(I. 103 a.) eingereiht werden. Auch das Gedicht: „Ihr Fürſten, die des Königes ꝛc.“ (I. 131 a.) betrifft die Kreuzfahrt. Daſſelbe iſt muthmaßlich ſchon um 1220 verfaßt, wo Friedrich, noch nicht als Kaiſer gekrönt, aber längſt mit dem Kreuze bezeichnet, Deutſchland verließ.

84) Wo gefuhr eh' Kaiſer über Meer
Im Bann und ohne Fürſtenheer?
Und iſt nun kommen in ein Land,
Da Gott noch Mann nie Treue fand.
(V. 4026 ff.)

Was mag ein Kaiſer ſchaffen,
Seit Chriſten, Heiden und Pfaffen

Wenn wir Walthers Liedern glauben dürfen, ſo hat er ſelbſt eine Heerfahrt nach dem heiligen Lande mitgemacht. Entſteht aber die Frage: welchem der verſchiedenen Kreuzzüge, die in ſeine Zeit fallen, er gefolgt ſey? ſo ſpricht die meiſte Wahrſcheinlichkeit für den von Friedrich II. im Jahr 1228 unternommenen, von welchem zunächſt die Rede war. Daß er nicht im Gefolge Leopolds von Oeſterreich in Paläſtina geweſen, ergiebt ſich aus dem Liede, womit er die Rückkehr dieſes Fürſten feiert. Auch iſt die Kreuzfahrt darum in ſeine ſpätere Lebenszeit zu ſetzen, weil er noch in einem Gedichte, das

---

Streiten g'nug wider ihn?
Da verdürbe Salomons Sinn.
(V. 4046 ff.)
Der Bann und manche Chriſten
Mit viel manchen Liſten
Wollten ſie es erwendet (hintertrieben) han.
Nun hat Gott ſein Ehre gethan,
Daß Sünder ſollen das Grab geſehen.
Das muß ihm ohn' ihren Dank geſchehen.
Gott und der Kaiſer haben erloſt
Ein Grab, das iſt aller Chriſten Troſt.
Seit er das Beſte hat gethan,
So ſoll man ihn auſſer Banne lan.
Das wollen Römer leichte nicht;
Was ohn' ihren Urlaub Gut's beſchicht,
Dem wollen ſie keiner Stete jehen,
(keine Dauer zugeſtehen)
Nun iſt das ohn' ihren Dank (gegen ihren Willen) geſchehen. (V. 4068 ff.)

offenbar den vorgerückten Jahren angehört, ſeine Sehnſucht nach der frommen Reiſe ausſpricht. (I. 142 a.)

Ein Kriegsgeſang in ſchöner, volltönender Weiſe erhebt ſich ſchon wie aus den Reihen des Kreuzheeres, das begeiſtert nach dem wogenden Meere hinzieht. (I. 125 b.) Aber wirklich auf heiligem Boden ſtehend zeigt ſich uns der Dichter in einem andern Liede. Jetzt erſt iſt ſein Leben ihm werth, ſeit ſein ſündig Auge das reine Land ſieht und die Erde, der man ſo viel Ehre zuerkennt. Es iſt geſchehn, was er ſtets gebeten, er iſt an die Stätte gekommen, wo Gott menſchlich wandelte. Was er noch von Ländern geſehen, ſchönen, hehren und reichen, die Ehre aller iſt dieſes, wo der göttlichen Wunder ſo viele geſchehen ſind. In dieſes Land hat auch der Herr jenen angſtvollen Tag geſprochen, wo der Waiſe gerächet wird und die Wittwe klagen mag. Chriſten, Juden und Heiden ſagen, daß dieß ihr Erbe ſey. Gott mög' es zu Recht entſcheiden, alle Welt ſtreitet darum, aber recht iſt, daß er uns gewähre! (I. 104 f.)

Den Chriſten wurde damals gewährt und groß mag Walthers Freude geweſen ſeyn, wenn ihm vergönnt war, ſeinen geliebten Kaiſer Friedrich im Tempel des heiligen Grabes mit der Krone von Jeruſalem gekrönt zu ſehen.

Neunter Abſchnitt.

Des Dichters Alter. Seine Religionsanſichten. Sein Tod.

Es iſt eine Reihe von mehr als dreißig Jahren, durch die wir unſrem Dichter ſeit den erſten Liedern, denen ſich die Zeit ihrer Entſtehung nachweiſen läßt, d. h. vom Jahr 1198 an, unter dem Fingerzeig der Geſchichte gefolgt ſind, und ſchon jene Lieder tragen den Ausdruck männlicher Reife. Wir haben ihn ſagen gehört, daß er vierzig Jahre und drüber von Minne geſungen. Sonach iſt nicht zu zweifeln, daß er ein anſehnliches Alter erreicht habe.

Wie wenig ſein Leben durch äuſſere Glücksumſtände begünſtigt war, darüber läßt er ſich bald ſchmerzlich, bald launig vernehmen. Auf letztere Weiſe in Folgendem:

Frau Sälde theilet rings um mich
Und kehret mir den Rücken zu,
Da kann ſie nicht erbarmen ſich;

Nun rathet, Freunde, was ich thu'!
Sie ſteht ungerne gegen mir,
Geh' ich hinfür, ich bin doch immer hinter ihr,
Sie geruhet nicht mich anzuſehen;
Ich wollte, daß ihr Aug' an ihrem Nacken ſtünde,
So müßt' es ohn' ihren Dank geſchehen.
(I. 119 a.)

Frau Sälde, Frau Glück, die Segensgöttin. gegen mir, mir zugewendet. ohn' ihren Dank, gegen ihren Willen.

In ähnlichem Tone hat er ſeinen letzten Willen aufgeſetzt. Er will, eh' er hinfährt, ſein fahrend Gut und Eigen austheilen, damit Niemand darum ſtreite, dem er es nicht zugedacht. All ſein Unglück beſcheidet er Jenen, die ſich dem Haß und Neid ergeben; ſeinen Kummer den Lügnern; ſeinen Unverſtand denen, die mit Falſchheit minnen; den Frauen: nach Herzeliebe ſehnendes Leid. (I. 115 b.)

Eben die Ungunſt des Geſchickes, womit er vielfältig zu kämpfen hatte, konnte frühzeitig ſeinen Sinn auf das Höhere lenken. Die manigfachen Erfahrungen einer langen Lebensbahn waren geeignet, ihm die Nichtigkeit der irdiſchen Dinge aufzudecken. Mit dem vorrückenden Alter ſehen wir ihn auch immermehr in das Gebiet ernſter und frommer Betrachtung hingezogen. Wenn wir an einem Theile ſeiner Minnelieder die Wärme der Empfindung vermißten, ſo finden wir die Heimath ſeiner tieferen Begeiſterung da, wo es von Sachen des Vaterlandes und der Religion ſich handelt. Seit Zeitgenoſſe Reinmar der Alte iſt ſo ſehr Minneſänger, daß er auch noch als Pilgrim ſeiner Gedanken nicht Meiſter wird: den Gott, dem er dienen ſoll, helfen ſie ihm nicht ſo loben, wie er es bedürfte. (I. 72 a.) 85) Unſer Dichter dagegen hat mit dem ungetheilteſten Eifer die Sache des Kreuzes ergriffen.

Jetzt, da er ſich am Abend ſeines Lebens befindet, wird es angemeſſen ſeyn, eben die religiöſe Seite ſeiner Dichtungen völlig hervorzuheben. Das Irdiſche ſchwindet ihm, ſo wie beim Sinken der Sonne die Thäler ſich in Schatten hüllen und bald nur noch die höchſten Gipfel beleuchtet ſtehen.

Den Vorzug der wahren und daurenden Freuden von den eiteln und flüchtigen bezeichnen nachſtehende Lieder:

Ich bin Einer, der nie halben Tag
Mit ganzen Freuden hat vertrieben.
Was ich je daher der Freuden pflag,
Der bin ich hier entblöst geblieben.
Niemand kann hie Freude finden, ſie zergeh',

---

85) So geſteht auch Friedrich von Huſen: ſein Leib wolle gerne fechten gegen die Heiden, aber ſeinem Herzen liege ein Weib nahe (Man. I. 93 b.); und der von Johannsdorf bittet die Minne, ihn ſo lange frei zu laſſen, bis er die reine Gottesfahrt vollendet habe, dann ſoll ſie ihm wieder willkommen ſeyn. (I. 176 b.)

Wie der lichten Blumen Schein.
Darum ſoll das Herze mein
Trachten nach falſchen Freuden nimmermeh.
(I. 114 a.)

ſie zergeh', ſie zergehe denn.

O weh! wir müſſigen Leute, wie ſind wir verſeſſen
Zwiſchen zwei Freuden nieder an die jämmerliche Statt!
Aller Arbeit hatten wir vergeſſen,
Da uns der kurze Sommer ſein Geſind' zu werden bat.
Der brachte uns fahrende Blumen und Blatt,
Da trog uns der kurze Vogelſang.
Wohl ihm, der nur nach ſteten Freuden rang!

Weh geſchehe der Weiſe, die wir mit den Grillen ſangen!
Da wir uns ſollten warnen gegen des kalten Winters Zeit.
Daß wir viel Dummen mit der Ameiſe nicht rangen,
Die nun viel würdiglich bei ihren Arebeiten leit!
Das war ſtets der Welte Streit:
Thoren ſchalten ſtets der Weiſen Rath.
Man ſieht wohl dort, wer hie gelogen hat.
(I. 103 b.)

verſeſſen, falſch geſeſſen. zwei Freuden, der irdiſchen und der ewigen. Da uns ꝛc. Als uns der flüchtige Sommer einlud, ſein Gefolge zu ſeyn. fahrende Blumen, vergängliche, unſtete, gleich den fahrenden Leuten (Vgl. Man. I. 70 a. 7. I. 170 a. 7.); das Bild entſpricht dem obigen Geſinde. Blatt, Blätter. gegen, vor, leit, liegt.

Wie der Dichter dem Minneſang abſagt, den er ſo lange Zeit geübt, wie er von der vergänglichen Minne ſich zu der ewigen wendet, iſt ſchon oben gezeigt worden.

In einem Zweigeſpräche mit Frau Welt (I. 111 b.) nimmt er von dieſer ſeiner bisherigen Pflegerin feierlich Abſchied. Sie ſpricht ihm zu, bei ihr zu bleiben; er ſoll gedenken, was ſie ihm Ehren bot und wie ſie ihm ſeinen Willen ließ. Frau Welt! erwidert er, ich habe zu viel geſogen, ich will entwohnen, es iſt Zeit. Gott gebe dir, Frau, gute Nacht! Ich will zur Herberge fahren.

Welt! ich habe deinen Lohn erſehen, — ſagt er in einem ähnlichen Gedichte (I. 122 b.) — was du mir giebſt, das nimmſt du mir. Wir ſcheiden alle nackt und bloß von dir. Ich hatte Leib und Seele tauſendmal gewagt um dich, nun bin ich alt und haſt mit mir dein Spiel, und zürn' ich des, ſo lacheſt du. Lach' uns noch eine Weile ſo! dein Jammertag wird bald auch kommen.

Traum und Spiegelglas — heißt es anderswo — gelten bei der Stete dem Winde gleich. Laub und Gras, das ſtets meine Freude war, dazu Blumen manigfalt, die rothe Heide, der grüne Wald, der Vögelein Sang, der Linde Süſſigkeit, haben ein traurig Ende. Den thörichten Wunſch zur Welt, ich ſollt' ihn laſſen, damit er nicht meiner Seele große Noth bringe. Der Buſſe wäre hohe Zeit. Nun fürchte ich ſiecher Mann den grimmen Tod, daß er kläglich über mich komme. Vor Furcht bleichen mir die Wangen. Wie ſoll ein Mann, der nichts denn ſündigen kann, hohen Muth gewinnen? Seit ich an weltlichen Dingen

gen Uebel und Gut zu erkennen begann, griff ich, wie ein Thor, zur linken Hand recht in die Glut und mehrte ſtets dem Teufel ſeinen Sieg. Ich war mit ſehenden Augen blind und aller guten Dinge ein Kind, wie ich auch meine Miſſethat der Welt hehlte. Heiliger Chriſt! mache du mich rein, eh' meine Seele verſinke in das verlorne Thal! (I. 141 b.)

Mit tiefſchmerzlicher Empfindung iſt die Nichtigkeit des Irdiſchen beſonders in dem großen Klaggeſange dargelegt, den der Dichter anſtimmt, nachdem er in ſpäteren Jahren in das Land ſeiner Geburt zurückgekommen iſt. Alles findet er umgewandelt, er wird an der Wirklichkeit irre, ihm iſt jetzt das Leben ein Traum. Lautes Wehe erhebt er über die Verderbniß und den Unbeſtand der Welt. Er will ſich hinüber retten in das Heilige.

O weh! wohin verſchwanden alle meine Jahr'?
Iſt mein Leben mir geträumet oder iſt es wahr?
Das ich ſtets wähnte, daß es wäre, war das icht?
Darnach hab' ich geſchlafen und ſo weiß ich's nicht.
Nun bin ich erwachet, und iſt mir unbekannt,
Was mir hievor war kundig, wie mein' andre Hand.
Leute und Land, dannen ich von Kinde bin geborn,
Die ſind mir fremde worden, recht als ob es ſey verlorn.
Die meine Geſpielen waren, die ſind träge und alt,
Bereitet iſt das Feld, verhauen iſt der Wald,
Nur daß das Waſſer fließet, wie es weiland floß.
Fürwahr! ich wähnte, mein Ungelücke würde groß.
Mich grüßet mancher träge, der eh' mich kannte wohl;
Die Welt iſt allenthalben Ungenaden voll.

Wenn ich gedenke an manchen wonniglichen Tag,
Die mir entfallen ſind, wie in das Meer ein Schlag:
Immermehr o weh!

O weh! wie jämmerlich die jungen Leute thunt,
Denen nun viel traurigliche ihr Gemüthe ſtund!
Die können nichts, denn ſorgen; o weh! wie thun ſie ſo?
Wo ich zur Welt hinkehre, da iſt Niemand froh.
Tanzen, Singen, zergeht mit Sorgen gar.
Nie Chriſtenmann noch ſah ſo jämmerliche Jahr'.
Nun merket, wie den Frauen ihr Gebände ſtaht!
Die ſtolzen Ritter tragen dörferliche Wat.
Uns ſind unſanfte Briefe her von Rome kommen,
Uns iſt erlaubet Trauren und Freude gar benommen.
Das mühet mich inniglichen ſehr, wir lebten ſonſt viel wohl,
Daß ich nun, für mein Lachen, Weinen kieſen ſoll.
Die wilden Vögel betrübet unſre Klage,
Was Wunder iſt, wenn ich davon verzage!
Was ſpreche ich dummer Mann durch meinen böſen Zorn?
Wer *dieſer* Wonne folget, der hat *jene* dort verlorn
Immermehr, o weh!

O weh! wie uns mit ſüßen Dingen iſt vergeben!
Ich ſehe die bittre Galle mitten in dem Honige ſchweben.
Die Welt iſt auſſen ſchöne weiß, grüne und roth,
Und innen ſchwarzer Farbe finſter, wie der Tod.
Wen ſie nun verleitet habe, der ſchaue ſeinen Troſt!
Er wird mit ſchwacher Buße großer Sünde erlöst.
Daran gedenket, Ritter! es iſt euer Ding.
Ihr traget die lichten Helme und manchen harten Ring,
Dazu die feſten Schilde und das geweihte Schwerdt.
Wollte Gott, ich wäre ſolches Sieges werth!
So wollte ich nothiger Mann verdienen reichen Sold,
Doch meine ich nicht die Huben, noch der Herren Gold:

Ich wollte ſelber Krone ewiglichen tragen,
Die möchte ein Söldener mit ſeinem Speer bejagen.
Möchte ich die liebe Reiſe fahren über See,
So wollte ich danne ſingen: wohl! und nimmermehr: o weh!
(I. 141 b. f.)

icht, irgend etwas. kundig ꝛc. bekannt, geläufig, wie der einen Hand die andre. von Kinde, von Kindheit auf. Ungenaden, Ungunſt, Mißgeſchick. Immermehr, immerfort. thunt, thun. ſtund, geworden, beſchaffen iſt. zur Welt, auf der Welt. unſanfte, unerfreuliche; die Bannbriefe. mühet, betrübet, quälet. vergeben, Gift gegeben. ſchwacher, geringer. euer Ding, eure Sache. Ring, Panzerring. Huben, Grundſtücke, Lehengüter. möchte, könnte. bejagen, erjagen, erwerben.

Es kann mit Recht gefragt werden: was, nach der Verſchmähung des Irdiſchen, dem Dichter das Göttliche ſey, das ihn entſchädige und erhebe?

Das zuletzt ausgehobene Gedicht benennt uns den Kampf unter der Fahne des Kreuzes. Es iſt bemerkenswerth, wie der Dichter, der ſonſt um das Gold der Fürſten geworben, jetzt, dieſes verſchmähend, ſelbſt eine Krone, die himmliſche, erwerben möchte. Das heilige Land iſt ihm die durch Gottes irdiſchen Wandel verklärte Erde; der Kampf um dieſes Land eine höhere Weihe, ein Uebertritt vom Dienſte der Welt in den des Himmels; der Tod in dieſem Kampfe der geradeſte Pfad nach dem Reiche Gottes.

Große Verehrung widmet Walther der Königin der Engel, deren keuſcher Leib den umfieng, den Höhe, Breite, Tiefe, Länge nie umgreifen mochte. (I. 133 a.) 86)

Er theilt dieſe beſondre Verehrung der heiligen Jungfrau mit den andern Dichtern ſeiner Zeit. Sie hieng ſelbſt mit dem Minneſange zuſammen. „Der Welt Hort — ſagt Reinmar von Zweter (II. 143 a.) liegt gar an reinen Weiben, ihr Lob, das ſoll man höhen und treiben; was Gott je erſchuf, das übergelten ſie, es ward geboren ſein ſelbes Leib von einer Magd, das gab er ihnen zu Steuer.“ Und es geht wohl aus dieſer Anſicht von der höheren Weihe der Frauen hervor, wenn derſelbe Dichter meint: „flüchtete ſich ein Wolf zu Frauen, man ſollte ihn um ihretwillen leben laſſen.“ (II. 152 b.)

Auch über den Kriegsheeren ſchwebte die heilige Jungfrau. In ſeinem Kreuzgeſange (I. 125 b.) ruft Walther die Königin ob allen Frauen an 87). „St. Marie, Mutter und Magd, unſre Noth ſey dir geklagt!“ ſangen die Heere, wenn ſie in die Schlacht zogen. (Horneck, Cap. 440. 682. 83.)

---

86) So auch Meiſter Friedrich von Sunnenburg, CCCXCVIII: „Den all die Welt an Breite, an Länge, nicht umgreifen möchte, den umgriff die Reine alleine.“ Vgl. Rumelant, CCCLXXV. Boppo, II. 233 a. 3.

87) Der von Johannsdorf (I. 174 b.) findet einen gewichtigen Beweggrund für die Kreuzfahrt in der Schmähung der Heiden: daß Gottes Mutter nicht eine Jungfrau ſey.“

Ein vorzüglicher Grund des Mariendienſtes im Mittelalter lag in dem Glauben, daß Gott keine Fürbitte ſeiner Mutter unerhört laſſe. Walther ſingt: „Nun loben wir die ſüße Magd, der ihr Sohn nimmer nichts verſagt! Sie iſt des Mutter, der von Hölle uns löſte. Das iſt uns ein Troſt vor allem Troſte, daß man da zu Himmel ihren Willen thut.“ (I. 126 a.). Aus andern Dichtern könnten ähnliche Stellen angeführt werden. So wie aber der Sohn die Mutter erhört, ſo wird hinwider die Mutter bei dem Namen des Sohnes gemahnt. „Hilf mir durch deines Kindes Ehre, daß ich meine Sünde büſſe!“ ruft Walther zu ihr. (I. 133 a.) 88).

Es war ſonſt ſchon Anlaß, ſeine Gedichte mit Gemälden zu vergleichen. Wie zuvor den Kirchenzug des Königs oder den Ausgang einer herrlichen Frau, ſo ſtellt er uns jetzt geiſtliche Bilder auf aus der Geſchichte Mariens und ihres göttlichen Sohnes. Beſonders ſchön ſind zwei derſelben, die Kreuzigung und der Tod Jeſu, rührend durch die bloße Darſtellung, ohne allen Erguß der Empfindung:

---

88) Schön führt Meiſter Stolle (III.) dieſes aus: wer ſie des mahnet, daß ſie Chriſtum gebar, dem wird geholfen. Mehr noch iſt ihrer Gnaden, wenn ſie daran gemahnt wird, wie ihr wehe ward, als ſie ihn an das Kreuz ſchlugen. Wer ſie aber der großen Freude mahnt, als ihr Sohn vom Tode aufſtand, der machet ſich von ſeinen Sünden bloß.

Sünder! du ſollt an die groſe Noth gedenken,
Die Gott um uns litt, und ſollt dein Herz in Reue ſenken!
Sein Leib war mit ſcharfen Dornen gar verſehret,
Und noch ward manigfalt ſein' Marter an dem Kreuze gemehret.
Man ſchlug ihm dreie Nägel durch Hände und auch durch Füſſe.
Jammerlichen weinte Maria, die Süſſe,
Da ſie ihrem Kinde das Blut aus beiden Seiten fließen ſach.
Traurigliche Jeſus von dem Kreuze ſprach:
„Mutter! iſt doch euer Ungemach
Mein zweiter Tod. Johann! du ſollt der Lieben Schwere büſſen!“ (I. 133 a.)

ſach, ſah. Schwere büſſen, Kummer ſtillen.

Der Blinde ſprach zu ſeinem Knechte: „Du ſollt ſetzen
Den Speer an ſein Herze! ſo will ich die Marter letzen.“
Der Speer gegen all der Welte Herren ward geneiget.
Maria vor dem Kreuze trauriglichen Klage erzeiget;
Sie verlor ihr' Farbe, ihr' Kraft, in bitterlichen Nöthen,
Da ſie jämmerlich ihr liebes Kind ſah tödten
Und Longinus den Speer ihm in ſein' reine Seite ſtach.
Sie ſank unmächtig nieder, daß ſie nicht hörte und nicht ſprach.
In dem Jammer Chriſte ſein Herze brach.
Das Kreuz begunnte ſich mit ſeinem ſüßen Blute röthen. (Ebd.)

letzen, endigen. Longinus, der h. Longinus iſt, nach der Legende, der Kriegsknecht, welcher die Seite Jeſu mit dem Speer öffnete. Von dem niederſtrömenden Blute ſoll ein Blinder geheilt worden ſeyn.

Niemand wird ſich wundern, den Dichter in den Vorſtellungen ſeiner Zeit befangen zu finden. Aber auch in freier Bewegung zeigt ſich uns derſelbe.

Von eigener Aufrichtigkeit iſt nachfolgende Beichte:

Viel hochgelobter Gott! wie ſelten ich dich preiſe!
Da ich von dir doch beides habe, Wort und Weiſe,
Wie wag' ich ſo zu freveln unter deinem Reiſe!
Ich thu' nicht rechte Werke, noch hab' ich wahre Minne
Zu meinem Nebenchriſten, Herre, noch zu dir.
So hold noch ward ich ihrer keinem je, als mir.
Gott Vater und Gott Sohn, dein Geiſt berichte meine
Sinne!
Wie ſollt' ich den wohl minnen, der mir übel thut?
Mir muß der immer lieber ſeyn, der mir iſt gut.
Vergieb mir andre meine Schuld! ich will noch haben
den Muth.
(I. 131 a.)

Von Walthers freimüthigen Aeußerungen gegen die Prieſterherrſchaft iſt umſtändlich gehandelt worden. Wenn er zum Kampfe für die Erlöſung des heiligen Grabes eifrig ermuntert, ſo iſt er darum nicht eben von blindem Haſſe gegen nichtchriſtliche Mitmenſchen beherrſcht. „Räche, Herr! — betet er — dich und deine Mutter an denen, die eures Erblandes Feinde ſind! Laß dir den Chriſten gleich wenig gelten, als den Heiden! Du weißt wohl, daß nicht die Heiden allein dich irren, die ſind wider dich doch öffentlich unrein; zeige die in ihrer Unreine, die es mit jenen heimlich gemein haben.“ (I. 103 a.) 89). Als den Vater aller Menſchen erkennt er den Herrn, wenn er ausruft: „Ihm dienen Chriſten, Juden und Heiden, der alle lebende Wunder nährt.“ (I. 128 b.) Um Vieles duldſamer und freidenkender, als der Freigedank (V. 481—84.), den es gewaltig verdrießt, daß Gott Chriſten, Juden und Heiden gleiches Wetter giebt.

Am reinſten aber und über allen Wahn der Zeit erhaben erſcheint ſeine Anbetung da, wo er vor Gott ſich niederwirſt, als dem Unbegreiflichen, den zu erforſchen alle Mühe bei Tag und bei Nacht verloren iſt, den keine Predigt und keine Glaubensſatzung erklärt:

Mächtiger Gott! du biſt ſo lang und biſt ſo breit.
Gedächten wir daran, daß wir unſre Arebeit
Nicht verlören! Dir ſind beide ungemeſſen: Macht und
Ewigkeit.
Ich weiß an mir wohl, was ein Andrer auch drum trachtet,
Doch iſt es, wie es ſtets war, unſern Sinnen unbereit.
Du biſt zu groß, du biſt zu klein; es iſt ungeachtet.
Dummer Gauch, der daran betaget oder benachtet!
Will er wiſſen, was nie ward gepredigget noch gepfachtet?
(I. 102 b.)

unbereit, unzugänglich. **ungeachtet**, unermeſſen, ungeſchäzt. **daran betaget oder benachtet**, Tag oder Nacht darauf wendet, damit hinbringt. (Vgl. II. 112 a.) **gepfachtet**, in Satzungen gefaßt, von **Pfacht**, Satzung, Geſetz.

---

89) Dieſe Aeußerungen haben wohl dieſelbe Beziehung wie die in der Anm. 84. ausgehobenen des **Freigedank**.

Unſre Blicke ſind dem Dichter in das Gebiet des Unendlichen gefolgt und hier mag er uns verſchwinden. Es iſt uns keine Nachricht von den äußeren Umſtänden ſeiner letzten Zeit geblieben, gleich als ſollten wir ihn nicht mehr mit der Erde befaßt ſehen, von der er ſich losgeſagt, und von ſeinem Tode nichts erkennen, als das allmählige Hinüberſchweben des Geiſtes in das Reich der Geiſter.

Davon jedoch iſt Kunde vorhanden, wo ſeine irdiſche Hülle beſtattet worden. In der Würzburger Liederhandſchrift, aus der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, 90) findet ſich die Nachricht, daß Herr Walther von der Vogelweide zu Würzburg zu dem Neuenmünſter in dem Graſehofe begraben liege. In einer handſchriftlichen Chronik aber iſt eine liebliche Sage mit Folgendem aufbewahrt: im Gange des Neuenmünſters, gewöhnlich Lorenzgarten genannt, ſey Walther begraben unter einem Baume. Dieſer habe in ſeinem Teſtament verordnet, daß man auf ſeinem Grabſteine den Vögeln Waizenkörner und Trinken gebe; und, wie noch jetzt zu ſehen ſey, hab' er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen laſſen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des Neuenmünſters aber habe dieſes Vermächtniß für die

---

90) Und zwar in der alten Vorrede zu dem Anm. 56. angeführten Meiſterliede des Lupolt Hornburg, Muſ. II. 1. S. 22.

Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestage den Chorherrn gegeben werden ſollten, und nicht mehr den Vögeln. Im Gange des vorbeſagten Gartens, gewöhnlich im **Kreuzgang**, ſey von dieſem Walther noch Folgendes, in lateiniſchen Verſen, in Stein gehauen, zu leſen: „Der du bei Leben, o Walther, der **Vögel Weide** geweſen biſt, Blume der Wohlredenheit! Mund der Pallas! du ſtarbeſt. Damit nun deine Frömmigkeit den himmliſchen Kranz erlangen möge, ſo ſpreche, wer Dieſes lieſt: ſey Gott ſeiner Seele gnädig!" 91)

---

91) **Oberthür** in der Schrift, welche Anm. 9. angeführt worden iſt, S. 30., giebt dieſe Stelle mit der Bemerkung, daß **Ignaz Gropp** ſolche in einer geſchriebenen Chronik gefunden habe. Die Stelle, worüber die Recenſion des **Oberthür'ſchen** Buches in den **Götting. Gel. Anz.** 1818. S. 1054 – 56. zu vergleichen, lautet ſo: In novi monasterii ambitu, vulgo Lorenzgarten, sepultus est *Waltherus* sub arbore. Hic in vita sua constituit in suo testamento, volucribus super lapide suo dari blanda (*blada?*) et potum; et quod adhuc die hodierna cernitur, fecit quatuor foramina fieri in lapide, sub quo sepultus est, ad aves quotidie pascendas. Capitulum vero N. M. hoc testamentum volucrum transtulit in semellas, dari canonicis in suo anniversario, et non amplius volucribus. In ambitu præfati horti, vulgo im Creuzgang, de hoc Walthero adhuc ista carmina saxo incisa leguntur:

Name und Wappen des Dichters mögen zu jener Sage Anlaß gegeben haben.

Der Truchſeß von Sankt Gallen betrauert den Tod Walthers auf ähnliche Weiſe, wie dieſer den Tod Reinmars beklagt hat: Uns iſt unſres Sanges Meiſter, den man eh' von der Vogelweide nannte, auf die Fahrt, die nach ihm uns Allen unerlaſſen bleibt. Was frommet nun, was er eh' der Welt erkannte? Sein hoher Sinn iſt worden krank. Nun wünſchet ihm um ſeines werthen, hofelichen Sanges willen, daß ſein der ſüſſe Vater nach Gnaden pflege! (Pf. Hdſ. 357. Bl. 20 b.)

Pascua qui *volucrum* vivus Walthere fuisti,
Qui flos eloquii, qui Palladis os oblivisti,
Ergo quod aureolam probitas tua poscit habere,
Qui legit, hic dicat: Deus istius miserere.

Nach einer neueren Mittheilung im Morgenblatt 1821. Nr. 19. ſind dieſe vier gereimten Hexameter auch in die Würzburger Handſchrift, Bl. 212 b., eingezeichnet. (Statt oblivisti heißt es hier beſſer obiisti, ſtatt poscit ſteht possit.) Voran ſtehen die Worte: De milite Walthero dicto von der Vogelweide, sepulto in ambitu novi monasterii Herbip.; in suo epitaphio sculptum erat: etc.

Sagenforſchungen

von

Ludwig Uhland.

I.

Der Mythus von Thôr.

Stuttgart und Augsburg.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

1836.

Der

Mythus von Thôr

nach nordiſchen Quellen.

Von

Ludwig Uhland.

Stuttgart und Augsburg.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Mythus von Thôr

nach nordiſchen Quellen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Aus den Tiefen einer Vorzeit, in die keine äuſſere Geſchichte hinabreicht, haben die Völker altnordiſchen Sprachſtamms ſich ein großartiges Geiſtesdenkmal gerettet, eine volle Mythologie, eine umfaſſende religiöſe Weltanſchauung in Sinnbildern.

Die beiden Hauptquellen dieſer Mythologie, die unter dem Namen ältere oder Sämunds Edda bekannte Sammlung altnordiſcher Götter- und Heldenlieder, muthmaßlich in der erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts veranſtaltet, ſodann die jüngere oder Snorris Edda[1], ein mythologiſch-poetiſches Handbuch, deſſen Grundlage dem Isländer Snorri in der vordern Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zugeſchrieben wird, erhalten manigfache Ergänzung durch die vielen mythiſchen Ueberlieferungen, die in isländiſchen Saga'n, in den Geſchichtwerken Saxos und Snorris, in Volksliedern und Volksſagen, zum Theil noch jetzt gangbaren, aufbewahrt ſind.

---

[1] Unter dieſen Namen ſind im Folgenden, der Kürze wegen, auch Skalda und die weiteren Anhänge in Raſks Ausgabe begriffen. Die Entſtehung des Ganzen erörtert P. E. Müller: Ueber die Aechtheit der Aſalehre ꝛc., überſ. von L. C. Sander, Kopenh. 1811.

Bei aller Reichhaltigkeit der vorhandenen Quellen iſt jedoch in dieſen ſelbſt auf manches nun Verlorene hingewieſen, wovon oft nur noch dürftige Andeutungen oder die bloßen Namen übrig geblieben ſind. Aber auch die formelle Beſchaffenheit jener Quellen erſchwert auf verſchiedene Weiſe den Gebrauch derſelben. Die älteſten Urkunden, die mythiſchen Eddalieder von unbekannten Verfaſſern aus heidniſcher Zeit, bedienen ſich einer ſehr gedrängten Darſtellung, wobei der Gegenſtand großentheils als ſchon bekannt vorausgeſetzt iſt; einige Lieder dieſer Art aber, die ſich durch ihre Annäherung an den Kunſtſtyl des nordiſchen Skaldengeſangs als ſpätere verkünden, ſind eben darum auch theilweiſe mit den Dunkelheiten des gedachten Styls behaftet. In viel ſtärkerem Maße trifft dieß die zahlreichen größeren und kleineren Bruchſtücke von Liedern genannter Skalden des neunten und der folgenden Jahrhunderte, welche der j. Edda als Belege der hier angegebenen dichteriſchen Ausdrücke eingeflochten ſind; die Sprache dieſer Skaldenlieder, in welchen alte Mythen entweder als Hauptgegenſtand behandelt oder zum dichteriſchen Redeſchmucke benutzt waren, iſt durch künſtliche Bildlichkeit und durch die äuſſerſte Freiheit der Umſtellungen nicht ſelten ſo ſchwierig, daß die ſprachkundigſten Erklärer, geborne Isländer, rathlos davor ſtehen. Die proſaiſchen Erzählungen der j. Edda, meiſt Auszüge und Paraphraſen noch vorhandener oder verlorener Mythenlieder, ſind zwar an ſich deutlich, müſſen jedoch behutſam gebraucht werden, weil den Verfaſſern derſelben ſchwerlich mehr ein tieferes Verſtändniß der Mythen zu Gebot ſtand und deßhalb die Auffaſſung hin und wieder ungenau oder verfehlt iſt, wie man ſich da, wo die reineren Quellen noch zugänglich ſind, aus der Vergleichung überzeugen kann. Die mythiſchen Rahmen, worein dieſe Erzählungen, nach dem Beiſpiel der alten Lieder, gefaßt ſind, und einige offenbare Einflüſſe chriſtlicher Anſicht müſſen ohnedieß in Abzug gebracht werden. Bei Saxo hat man nicht bloß die Färbung durch ein rhetoriſches Latein, in das er die heimiſchen Sagen übertragen hat, von dieſen abzuſtreifen, ſondern man muß auch bei ihm, wie in Snorris Geſchichtbuche, den hiſtoriſchen Geſichtspunkt, unter welchem beide die alte Götterwelt aufgefaßt und dadurch nothwendig verdunkelt haben, erſt wieder auf den mythiſchen zurückführen. In den isländiſchen Saga'n iſt der ächte Mythenbeſtand häufig in das willkürlich Gefabelte hinübergeſpielt und aufgelöst, in den ſpäteren Volksſagen und Volksliedern aber iſt derſelbe meiſt zum ergetzlichen Märchen geworden.

Zu dieſen äuſſerlichen Schwierigkeiten kommt nun diejenige, die im Weſen der Mythen ſelbſt liegt. Jede Mythologie iſt ihrem Begriffe nach ſinnbildlich, mögen daher auch ihre Bilder noch ſo vollſtändig und ungetrübt erhalten ſeyn, ſo fragt es ſich dann erſt um die Ergründung ihres Sinnes oder vielmehr um eine ſolche Aneignung derſelben, wobei Bild und Bedeutung in unmittelbarer, ungetheilter Anſchauung wirken. Die nordiſchen Mythen ſind, nach dem Zeugniſſe der Mythenquellen ſelbſt, Runen, Geheimreden, Geheimniſſe, ſie wollen, nach Räthſelart, gelöst ſeyn.

Es kann unter ſolchen Umſtänden nicht befremden, daß dieſe Mythologie ſehr verſchiedenartige Deutungen erfahren hat, und wer es, bei aller Anerkennung des durch vielfaches Verdienſt bereits Geleiſteten, nicht für überflüſſig hält, hierin Weiteres zu verſuchen, hat ſein Augenmerk vorerſt darauf zu richten, welcher Weg zur Löſung durch die beſondre Natur des Gegenſtandes angezeigt ſey.

Hier bietet ſich nun zunächſt die unverkennbare Bedeutſamkeit der mythiſchen Namen dar, und zwar in einem Stufengange, der von den unmittelbarſten und klarſten Bezeichnungen in ſtätiger Folge zu entfernteren und verſteckteren fortleitet. Unter den Namen der mythiſchen Weſen ſind manche, noch im jetzigen Isländiſchen, das gebräuchliche und eigentliche Wort für denſelben Gegenſtand, den der Mythus damit bezeichnet; andre ſind zwar nicht minder eigentlich, müſſen aber, da ſie ſchon in den altnordiſchen Schriftdenkmälern nicht mehr in ſolchem Gebrauche vorkommen, in andern, näher oder ferner verwandten Sprachen aufgeſucht werden; noch andre halten zwar das mehr oder weniger unmittelbar bezeichnende Wurzelwort feſt, fügen aber Endformen bei, durch welche Perſon und Geſchlecht ſchärfer hervortreten; weiter gibt es ſolche, in denen Eigenſchaften oder Thätigkeiten des damit benannten Weſens bald leicht erkenntlich und wieder eigentlich ausgeſprochen, bald bildlich und in tieferliegenden Beziehungen angedeutet ſind. Von allen dieſen Benennungsweiſen, oder auch von Spielarten und Uebergängen derſelben, werden ſich im Folgenden Beiſpiele ergeben. Daß gleichwohl manche Namen, ſey es etymologiſch in der Wurzel oder in der beſtimmteren Beziehung zu ihrem Gegenſtand, auch der beharrlichſten Forſchung ſich verſchließen mögen, hebt den Nutzen nicht auf, der aus einem aufmerkſamen Verfolgen der in den Namenbildungen gegebenen Fingerzeige und aus einer vertrauteren Beobachtung des dabei ſtattgefundenen Verfahrens für die Erklärung des inneren Mythengehaltes gezogen werden kann.

Selbſt der ſprachlich unzweifelhafteſte Name gewährt jedoch nur dann eine ſichere Mythendeutung, wenn das Weſen, dem er angehört, auch durch ſeine

Erſcheinung in Lied oder Sage demſelben wirklich entſpricht. Weit mehr noch iſt man bei zweifelhaftem oder gänzlich unerklärbarem Namen auf die Anſchauung des Gegenſtandes verwieſen, aus welcher umgekehrt oft der Name ſelbſt erſt deutlich wird. Schon bei der erſten, unbefangenen Betrachtung laſſen die nordiſchen Mythenbilder in ihrer Geſammtheit einen entſchiedenen Eindruck zurück, ſie machen ſich auf einen gewiſſen Grad verſtändlich und laſſen weiteres Verſtändniß ahnen. Dieß iſt die Folge davon, daß ſie aus dichteriſch ſchaffendem Geiſte hervorgegangen ſind. Sie können darum auch nur mit poetiſchem Auge richtig erfaßt werden, dieſem aber werden ſie ſich bei näherem Anblick immer voller und lebendiger entfalten. Jede Deutung dagegen, die in der Einbildungskraft keinen Anhalt findet, die den Bildern einen Sinn unterlegt, durch welchen ihr anſchaulicher Zuſammenhang aufgehoben würde, muß eine unrichtige ſeyn, weil für ſie in der Natur des dichteriſchen Hervorbringens überall keine Möglichkeit gegeben iſt. Erſt im Vereine mit der poetiſchen Anſchauung wird nun auch die etymologiſche Forſchung ihre rechte Wirkſamkeit üben, beide werden ſich wechſelsweiſe prüfen, beſtätigen und ergänzen. Aber nicht bloß die allgemeinen Bedingungen des poetiſchen Geſtaltens hat ſich der Erklärer zur Richtſchnur zu nehmen; die mythiſche Symbolik hat ſich bei verſchiedenen Völkern ſo verſchiedenartig angelaſſen, ihre Plaſtik iſt ſo manigfach, die Rechte des Bildes einerſeits und der innwohnenden Idee andrerſeits ſind ſo abweichend ausgetheilt, daß es nöthig iſt, auch hierin je die Eigenthümlichkeit der beſondern Götterlehre zu beachten, wenn die Deutung im Einzelnen glaubhaft und im Ganzen übereinſtimmend werden ſoll.

Der Geſammtumfang nordiſcher Mythen iſt allerdings von durchgreifenden Gedanken über göttliches Weſen und Wirken, über Leben und Schickſal der Welt beherrſcht, allein dieſe Gedanken ſind vornherein auf die mythiſche Darſtellung gerichtet, ſie werden daher nicht als nackte Lehrſätze vorgetragen, ſondern ſind durchaus in Bild und bildliche Handlung geſetzt, ja ſie treten oft ganz in den Hintergrund und überlaſſen das Feld der abſichtloſeren Luſt des dichteriſchen Geſtaltens. Die vielen Mythen vom Wechſel der Jahreszeiten, des Lichtes und des Dunkels, vom Streite wohlthätiger und verderblicher Naturkräfte, hängen zwar alle mit jenen Grundgedanken zuſammen, ſollten aber auch ſie durchaus in der Richtung erforſcht werden, Philoſopheme oder phyſikaliſche Weisheit des Alterthums in ihnen zu ergründen, ſo würde entweder die Ausbeute ſehr karg ausfallen, man würde unter der ſinnbildlichen Verhüllung doch oft nur die bekannteſten Naturerſcheinungen wiederfinden, oder man müßte, wie es wohl auch geſchehen iſt, Anſichten und

Denkweiſe einer viel ſpäteren Zeit in die Erzeugniſſe der früheren hineinlegen. Der Drang des menſchlichen Geiſtes, ſich mittelſt der ihm eingeborenen Vermögen der Auſſenwelt zu bemächtigen, iſt in philoſophiſchen Zeitaltern vorzugsweiſe durch die Reflexion, in poetiſchen durch die Einbildungskraft thätig. Wie die Natur ſelbſt ihre Spiegel hat, im Waſſer und in der Luft, ſo will auch die Dichterſeele von den äuſſeren Dingen ein Gegenbild innerlich hervorbringen, und dieſe Aneignung für ſich ſchon iſt ein geiſtiger Genuß, der ſich auch andern Betrachtern des Bildes mittheilt. Gewinnt ja doch das Bekannteſte in irgend einer Widerſpieglung den Reiz des Fabelhaften und ſtammen wohl eben daher die Wunder des Zauberſpiegels. Das Innere des Menſchen aber ſtralt nichts zurück, ohne es mit ſeinem eigenen Leben, ſeinem Sinnen und Empfinden getränkt und damit mehr oder weniger umgeſchaffen zu haben. So tauchen aus dem Borne der Phantaſie die Kräfte und Erſcheinungen der unperſönlichen Natur als Perſonen und Thaten in menſchlicher Weiſe wieder auf. Die nordiſche Mythologie zeigt dieſen Hergang in allen Graden der Belebung und Geſtaltung, und wer ſie in ihrem eigenen Sinne würdigen will, muß dieſer Wiedergeburt im Bilde, als ſolcher ſchon, ihre ſelbſtändige Geltung einräumen. Gleich den Kräften und Erſcheinungen der Natur ſind aber auch die des Geiſtes in den Mythen perſönlich geworden; ſelbſt die abgezogenſten Begriffe, namentlich die Formen und Verhältniſſe der Zeit, haben ſich als handelnde Weſen geſtaltet. Indem ſo einerſeits die Natur durch Perſonification beſeelt wird, andrerſeits der Geiſt durch daſſelbe Mittel äuſſere Geſtaltung erlangt, werden beide fähig, auf dem gleichen Schauplatze ſinnbildlicher Darſtellung zuſammenzutreten.

Es macht ſich übrigens wohl fühlbar, daß die nordiſche Mythendichtung nicht auf die bildende Kunſt gerichtet oder von letzterer beſtimmt war. Wenn es gleich nicht an Beiſpielen fehlt, daß an heiliger Stätte Götterbilder aufgeſtellt, daß zur Weihung oder zum Schmucke des Hauſes, des Ehrenſitzes, des Schiffes, des Schildes, Bildwerke aus der Götterwelt angebracht waren, ſo ſpricht doch nichts dafür, daß dieſe Kunſtübung ein allgemeineres Bedürfniß des Volkslebens geweſen ſey oder irgend eine höhere Stufe der Ausbildung erreicht habe. So blieb die mythiſche Symbolik von den Bedingungen der künſtleriſchen Darſtellbarkeit unabhängig und nur denen der inneren Anſchauung unterworfen, ihr Inhalt konnte daher auch nicht in der äuſſeren Vollendung des Bildes aufgehen. Der Gedanke in ſeiner Verſinnlichung, der Naturgegenſtand in ſeiner Perſonification blieb doch zugleich er ſelbſt. Nimmt man hiezu die vorbemerkte Bedeutſamkeit der Namen, ſo kann es nicht befremden, daß in manchen Fällen die Allegorie ziemlich unverſchleiert heraustritt. Der Gebrauch der Sinnbilder erſcheint als ein bewußter und iſt eben deßhalb ein freierer; derſelbe Gegenſtand kann in verſchiedenen Beziehungen auch unter verſchiedenen Namen und Bildern aufgeführt ſeyn, es können ſich Mythengruppen bilden, die unter ſich wenig oder äuſſerlich gar nicht zuſammenhängen, es kann ſelbſt Widerſpruch zwiſchen einzelnen Mythen oder mehrfachen Darſtellungen des nämlichen Mythus ſtattfinden. Ob man geneigt ſey oder nicht, ein ſolches Bewußtſeyn der Mythenbildung im nordiſchen Alterthum anzuerkennen, die Thatſache liegt in den Mythen ſelbſt. Dieſe Mythik iſt darum doch nicht in trockenen Abſtractionen erſtarrt, denn da für Gegenſtände der religiöſen Weltbetrachtung noch keine andere Weiſe des Ausdrucks, ja des Denkens ſelbſt, gefunden war, als eben die bildliche, ſo ſteht der Gedanke doch niemals ausgeſchieden neben dem Bilde, wohl aber theilt er den aus der Natur und der menſchlichen Erſcheinung entnommenen Gebilden ſeine eigene ſchrankenloſere Bewegung mit, und ſo erhält das Natürliche, indem es theils ſeinen gewohnten, theils fremden und höheren Geſetzen folgt, den Zauber des Wunderbaren, die Mythendichtung im Ganzen aber den Charakter des Tiefſinns und der ſicheren Kühnheit.

Jene Thatſache der ſelbſtbewußten oder ſich fühlenden Symbolik hebt auch nicht den Glauben an göttliche Perſönlichkeit auf, der überall als religiöſes Bedürfniß vorauszuſetzen iſt, nur wird oft ſchwer zu beſtimmen ſeyn, wo das Sinnbild aufhöre und der wahrhaft perſönliche Gott eintrete. Im Allgemeinen befindet dieſe Frage ſich in der Schwebung zwiſchen der dem ſinnlichern Volksglauben und dem herkömmlichen Götterdienſte zugewandten Auſſenſeite und dem innerſten Sinne des durchgebildeten Mythus. Der Mythenforſcher wird ſomit zwar auch die rohere Volksſage und die zerſtreuten Nachrichten über den heidniſchen Cultus als Hülfsmittel zu gebrauchen haben, obwohl mit Vorſicht gegen die Befangenheit der chriſtlichen Aufzeichner, ſtets aber werden ihm die Mythen ſelbſt ſowie der eigentliche Gegenſtand der Betrachtung, ſo auch die Hauptquelle der Erklärung ſeyn. Hier nun weichen allerdings die Perſönlichkeiten großentheils entweder nach auſſen in die Natur oder nach innen in den Begriff zurück, allein auch die bewußt ſinnbildliche Perſonification zeugt von dem Verlangen und Erfühlen eines lebendigen Gottes, für deſſen manigfaches Walten und Wirken in Natur und Geiſteswelt kein anderer Ausdruck genügt, als Geſtalt und Bewegung lebendiger, begeiſtigter Weſen. Dieſe perſönlichen Geſtaltungen, beſonders die bedeutendern, durch älteſte Ueberlieferung geheiligten, wurden denn auch fortwährend nicht rein bildlich genommen, ſondern ſie wirkten mit dem Hauche des göttlichen Lebens, das in ihnen zur Erſcheinung kam, und ſo vermittelte ſich der tiefere Geiſt des Mythus mit der ſinnlicheren Volksanſicht.

Während auf dem angezeigten Wege ſich der etymologiſchen Forſchung und der poetiſchen Anſchauung die einzelnen Durchblicke lichten, wird zugleich der vorausgefaßte Geſammteindruck ſich beſtimmter geſtalten, der Geiſt des Ganzen, von innen heraus arbeitend, ſtets näher und vernehmbarer entgegenkommen und ſo die Genauigkeit im Beſondern mit der umfaſſenden Ueberſicht zum rechten Verſtändniſſe zuſammenwirken.

Dieſe Bemerkungen über Mittel und Wege der Mythendeutung können zwar nur an der näheren Beleuchtung ihres Gegenſtandes ſelbſt ſich bewähren, doch ſchienen ſie geeignet, über manches Nachfolgende einleitend zu verſtändigen und die Wiederkehr allgemeinerer Betrachtungen abzuſchneiden.

Die Erforſchung des Einzelnen darf ſich, wie eben bemerkt, vom Hinblick auf das Ganze, dem Jenes angehört, niemals losſagen, da aber die umfaſſendere Erkenntniß doch nicht mit einem Schritte zu erlangen iſt, ſo wird es auch zu ihr am ſicherſten führen, wenn vom Leichteren zum Schwierigeren, vom Helleren zum Dunkleren fortgeſchritten wird. Mythen, die im

Naturgebiete verkehren, liegen nun gewiß dem Verſtändniß offener, als ſolche, die ſich auf die innere Welt beziehen; dort ſind die ſtoffartigen und greifbaren Dinge, hier die körperloſen und überſinnlichen. In der nordiſchen Götterlehre fällt auf dieſe Seite der Mythus von Odin, auf jene der von Thôr; im erſteren Mythenkreiſe iſt vorzugsweiſe das Geiſtesleben, im letzteren das Naturleben vergegenwärtigt. Schon die Anerkennung dieſer verſchiedenen Gebiete und die Auseinanderhaltung deſſen, was der einen oder der anderen Seite angehört, iſt ein erheblicher Schritt zur richtigen Auffaſſung des Ganzen. Thôr waltet überall in der Natur und befindet ſich im unabläſſigen und manigfachſten Zuſammenſtoße mit den gewaltſamſten Naturkräften, deren mythiſche Erſcheinung denn auch am meiſten in die Sinne fällt. Mit dem Mythus von Thôr wird daher ein neuer Verſuch, Inhalt und Geiſt der nordiſchen Mythologie zu erforſchen, am zweckmäßigſten beginnen.

Jötune (*iötnar*, sing. *iötunn*), Thurſe, Rieſen, ſind dieſer Mythologie die Perſonification des Ungeheuren und Ungeſtümen, Finſtern und Feindſeligen in der Natur, der rohen, ungezähmten Elemente. Das chaotiſche Urweſen Ymir, der Brauſer, auch Örgelmir, der Uralte, aus deſſen Körper die Welt geſchaffen iſt, war ein Jötun und aller Jötune Stammvater. Ymir ſelbſt iſt dadurch geworden, daß im Abgrunde Ginnûngagap die von der kalten Nordſeite, von Niflheim, der Nebelwelt, hergedrungenen Eisſtröme, Elivâgar, vor den von Muſpellsheim, der ſüdlichen Feuerwelt, ausgeflogenen Funken zu ſchmelzen anfiengen und die Tropfen ſich belebten. Der ſo entſtandene Urrieſe erzeugte aus ſich ſelbſt ſeine jötuniſche Nachkommenſchaft; unter dem Arme wuchſen ihm Sohn und Tochter, ein Fuß zeugte mit dem andern einen Rieſenſohn. Aus des erſchlagenen Ymirs Fleiſche ward dann die Erde geſchaffen, aus ſeinem Gebeine Felſen, aus ſeinen Haaren Bäume, aus ſeinem Blute das Meer, aus der Hirnſchale der Himmel, aus dem Gehirne die mißmuthigen Wolken, aus ſeinen Brauen Midgard, das Geheg der mitteln, bewohnbaren Erde (*Vsp.* 3. *Vafthr.* 21. 28—35. *Grimn.* 40. 41. *Hyndl.* 32. *Sn. Edd.* 5—7).

Aber auch in der erſchaffenen und geordneten Welt behalten Ymirs Abkömmlinge, Rieſen und Rieſenweiber, die Liebe zum alten Chaos, den Hang zur Zerſtörung, die Feindſchaft gegen Alles, was den Himmel mild und die Erde wohnlich macht. Sie ſind die Dämone des kalten und nächtlichen Winters, des ewigen Eiſes, des unwirthbaren Felsgebirgs, des Sturmwinds, der ſengenden Hitze, des verheerenden Gewitters, des wilden Meeres; und darnach ſind ſie auch beſonders benannt, Reif- oder Eisthurſe, Berg- oder Felsrieſen (*hrimthursar, bergrisar*) ꝛc. Zurückgedrängt oder gebunden, rütteln ſie unabläſſig an ihren Schranken und Feſſeln, auch wird es ihnen noch einſt gelingen, alle Bande zu zerreißen, und ſelbſt die in Ymir verbundenen Elemente werden im Weltuntergange zugleich losbrechen[*].

Schöpfer, Ordner und Erhalter der Welt ſind die Götter, Âſen (*aesir*, sing. *âs*). Ihr Stammvater Buri gieng, nach der j. Edda, aus ſalzigen Reifſteinen (*Sn. Edd.* 7), aus der Blume und Würze des Urſtoffes, hervor; in ihnen iſt die treibende und bildende Kraft, der lebendige und belebende Geiſt. Buris Sohn iſt Bör, der mit der Rieſentochter Beſtla drei Söhne zeugt (*Sn. Edd.* 7. *Vsp.* 4. *Rún.* 3). Odin, der erſte von dieſen, iſt fortan der Âſen oberſter (*Grímn.* 44. vgl. *Hyndl.* 29). Er und ſeine Brüder ſchaffen in vorbeſagter Weiſe Himmel und Erde aus dem Körper des von ihnen erſchlagenen Urrieſen. Dann ordnen die Âſen den Gang der Geſtirne, den Wechſel der Tageszeiten und den Jahreslauf (*Vsp.* 6). Sie erſchaffen aus Brimirs, des Brandenden (wieder des Urrieſen), Fleiſch und ſchwärzlichen Knochen

---

[*] Eine weitere Stufe des Jötunweſens, die Uebertragung desſelben auf die Geiſteswelt, iſt mit dem Vorbeſagten nicht ausgeſchloſſen; ſo iſt z. B. der Zweifel (Twe, Twi, Vafthr. 5. Sn. Edd. 211) ein Rieſe.

(*Vsp.* 9), d. h. nach Obigem aus Erde und Geſtein, die Zwerge (*dvergar*), die, beſonders im Schoß der Erde, ſtill und unſichtbar wirkenden Naturgeiſter. Zuletzt wird aus Aſk und Embla, Eſche und Ulme, das Menſchengeſchlecht gebildet und beſeelt (*Vsp.* 17. 18). Die Åſen walten über ihrer Schöpfung, indem ſie täglich nach der Eſche Yggdraſil zum Gerichte fahren (*Grimn.* 29. 30). Dort ſitzen ſie, in der Zwölfzahl gedacht (*Hyndl.* 28. *Sn. Edd.* 23), wie auch im nordiſchen Rechte der Gerichtsmänner meiſt zwölfe ſind, auf Rathſtühlen (*Vsp.* 9. 27). Darum heißen ſie auch Regin, rathende, waltende Mächte. Die Eſche ſelbſt, hochragend und mit weitverbreiteten Wurzeln, immergrün und doch vielzernagt (*Vsp.* 19. *Grimn.* 35), iſt ein Bild des wachſenden und vergänglichen Naturlebens. Unter derſelben Eſche wohnen an Urds Brunnen die drei ſchickſalskundigen Nornen (*nornir*), Urd, Verdandi und Skuld (*Vsp.* 20), die ſchon durch ihre Namen, welche auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft weiſen, als Zeitgöttinnen bezeichnet ſind. Sie bedeuten das Geſetz der Zeit, des Werdens und Vergehens, dem die erſchaffene Welt und in ihr die waltenden Åſen ſelbſt unterworfen ſind. Die geiſtige Natur des Åſengeſchlechts hat ſich ſchon in der Ehe Börs mit der Rieſentochter an die Materie gebunden und iſt dadurch im Looſe dieſer mitbefangen. Wann einſt die entfeſſelten Jötune hereinbrechen, dann werden im Untergange der Welt auch die kämpfenden Âſen verſchlungen und darum heißt das Ende der Dinge Ragnarök, der Regin, waltenden Götter, Dämmerung. Aber aus dem allgemeinen Untergange ſteigt eine neue Welt empor, in der auch die Âſen wieder aufleben, und ſo bewährt ſich der im Salzſteine gelegene Keim dennoch als ein Göttliches, das im Durchgange durch die Zeit zwar ihren Wechſeln verfallen, an ſich aber unvertilgbar iſt.

Auf dem zeitlichen Daſeyn der Âſen laſtet nun ſtets das Vorgefühl des hereindrohenden Verderbens. Ueberall erkennen ſie die Zeichen deſſelben; im Einbruche der Nacht, in der jährlichen Abnahme des Lichtes, im Welken des Sommergrüns, im Siege des Winterfroſts ahnen ſie den Tod ihrer Schöpfung, empfinden ſie ihr eigenes Altern. Haben ſie doch Den in ihrer Mitte, in dem ſich durchaus die Neige der Dinge verbildlicht. Loki, der Beſchließer, Endiger[5], von jötuniſcher Abkunft, hat in früheſter Zeit ſchon mit Odin Blutbrüderſchaft geſchloſſen (*Aeg.* 9) und befindet ſich ſtets in der Âſen Geſellſchaft. Nach Raum und Zeit bezeichnet er Ziel und Ende der Göttermacht. Er wirkt die Abnahme des Lichtes, er iſt der Abend des Jahres, wie der Zeiten überhaupt, und ſteht in durchgängigem Gegenſatze mit Heimdall, dem überall die Frühe, der Aufgang, angehört, deſſen Schwert Höfud, der Anfang, iſt, der Gras und Wolle wachſen hört, jedes leiſeſte Werden erlauſcht. In die Gemeinſchaft der waltenden Götter aufgenommen, vertritt Loki nicht bloß den im Leben der Welt auch den Jötunen gebührenden Antheil, er iſt zugleich das leiſe Verderben, das raſtlos unter den Göttern umherſchleicht. Dieß ſein ſtille zehrendes Wirken wird als Liſt und Trug, als boshafter Rath dargeſtellt, wodurch er die von ihm getäuſchten Âſen in Schaden und Unfall führt. Aber auch ihren endlichen, gewaltſamen Untergang hat er vorbereitet. Mit dem Rieſenweib Ögurboda oder Ângrboda, der Unheilkünderin, hat er, auſſer der Todesgöttin Hel, den Wolf Fenrir und die Midgardsſchlange gezeugt; das erſtere dieſer Ungeheuer wird im letzten Kampfe Odins Tödter ſeyn, das andre Thôrs, der beiden Hauptgötter. Als die Âſen ſeines Verrathes inne werden, fangen und binden ſie ihn, allein auch er wird einſt los werden und die zerſtörenden Gewalten heranführen. Dann geben Loki und Heimdall ſich gegenſeitig den Tod, Anfang und Ende gehen in der Auflöſung alles Zeitlichen mit einander auf. Lokis Eltern ſind Farbauti und Laufey, wörtlich: Fährmann, Ruderer, und Laubinſel[4]. Vergegenwärtigt man ſich was dieſe Namen beſagen, ſo zeigt ſich ein Fährmann, der einem dichtbelaubten, abendlich ſchattenden Eilande zurudert; in dieſen wenigen Zügen mag die Heimkehr der Dinge in die alte Nacht, die Dämmerung der Götter ſelbſt, Lokis künftiges Werk, vorgebildet ſeyn. Schiff und Schifffahrt leihen auch ſonſt dem nordiſchen Mythus Bilder der Bewegung und des Umlaufs im Leben der Welt, Sohn des Zeitverlaufs aber iſt das Ende; Loki ſelbſt ſteuert am Schluſſe der Zeiten den Kiel der Zerſtörer (*Vsp.* 51).

---

[5] Lex. isl. lok, n. pl. finis, consummatio; namentlich auch von einer größern Kataſtrophe: Niflunga-lok (Sæm. Edd. 250), der Niflunge Untergang. Das Zeitwort iſt: linka, lúka, claudere, finire, part. præt. lokinn. Vgl. Lex. myth. 252. 629. D. Myth. 118.

Doch nicht verzagend und thatlos harren die Götter dem Schickſal entgegen. Jeder wacht und wehrt, ſchafft und kämpft an ſeiner Stelle. Odin (*Odhinn*), das Haupt der Âſen, der, auch dem Namen nach (Lex. myth. 364. D. Myth. 94), der Gott des lebendigen Geiſtes iſt, durchforſcht raſtlos die Welt und ſtärkt die Sache der Götter, indem er überall geiſtiges Leben weckt und den irdiſchen Heldengeiſt zu höherem Berufe, zur künftigen Theilnahme an dem großen Götterkampf, in ſeine himmliſche Halle heranzieht. Dagegen iſt Thôr, Odins kräftigſter Sohn, vorzugsweiſe Beſchirmer der Erde, deren

---

[4] Die Mutter heißt auch *Nal* (*Hrafn.* 16. *Sn. Edd.* 32), Nadel; der Name (deſſen Deutung in *Sn. Edd.* 355 wenig aufhellt) betrifft wieder das Schiffsweſen, denn unter den Benennungen des Schiffes (*Sn. Edd.* 220 b) findet man: *nalar*, wie *knar* ꝛc.

Anbau er begründet, deren Fruchtbarkeit und Freundlichkeit er zum Beſten ihrer Bewohner unermüdlich fördert und ſchützt, und darum mit den wilden Elementargewalten in beſtändigem Kampfe liegt.

Zu ſeiner näheren Charakteriſtik kann nach dieſen allgemeinen Andeutungen übergegangen werden.

Thôr (*Thórr* ſtatt *Thonr*, D. Gramm. III, 353. D. Myth. 112) iſt der perſonificierte Donner, der Donnergott. Das Wort findet ſich zwar im Isländiſchen nicht mehr für Donner gebraucht und iſt durch andre erſetzt. Aber die neueren nordiſchen, ſowie andre germaniſche Sprachen, und ſelbſt eine weitergreifende etymologiſche Verwandtſchaft, ſetzen die Wortbedeutung auſſer Zweifel. Dazu ſtimmt denn auch Thôrs äuſſere Erſcheinung. Wenn er daherfährt, erzittern die Berge, brechen die Felſen und ſteht die Erde in Flammen (*Aeg.* 55. *Thrym.* 23. *Fornm. S.* II, 154). Seinen Wagen ziehen dann zwei ſtattlichgehörnte (*Hym.* 7) Böcke, **Tanngnioſtr** und **Tanngriſnir**, Zahnkniſter und Zahnknirſcher. Sie verſinnlichen eben die Sprungfahrt über die Gipfel des Gebirgs. Von ſolchem Fahren heißt er nach der j. Edda (*Sn. Edd.* 26) **Ökuthôr**, der wagenlenkende Thôr, und in einem Eddaliede **Wagenmann** (*vagna verr*, *Alv.* 3). Auf ſeinem täglichen

Wege zum Gerichte bei der Eſche Yggdraſil muß er durch die Ströme Körmt, Örmt und beide Kerlaug waten, denn die Åſenbrücke ſteht all in Flammen, heilige Waſſer glühen (*Grimn.* 29). Die Åſenbrücke iſt das Himmelsgewölbe, das bei des Donnergottes Herankunft brennt und unter den glühenden Strömen ſind blitzumloderte Gewittergüſſe zu verſtehen[5]. Kerlaug iſt: Wannenbad, geheiztes Bad, die zwei andern Namen ſind unerklärt. Aus Thôrs Augen ſcheint Feuer zu flammen (*Thrym.* 29. vgl. *Sn. Edd.* 50) und zu den Menſchen tritt er als ein anſehnlicher, jugendlicher Mann mit rothem Barte, dem Zeichen ſeiner Feuernatur (*Fornm. S.* II, 182 f. V, 249); wenn er in dieſen Bart bläſt und damit ſeine Bartſtimme, ſeinen Bartruf (*skeggrödd, skeggraust*) erregt, ſo verurſacht er den ſeinem Heiligthum nahenden Feinden heftigen Gegenwind (*Fornm. S.* I, 302 f. vgl. II, 204 f. *Thrym.* 1. D. Myth. 120). Seine Ankunft iſt eine plötzliche, wie die des Gewitters; kaum genannt, iſt er auch ſchon gegenwärtig und ſchlagfertig (*Aeg.* 55. *Sn. Edd.* 47. 108). Mit Eiſenhandſchuhen oder Eiſengriffen (*Sn. Edd.* 26) ſchwingt er den Hammer **Miölnir**, den Malmer, der, ausgeworfen, in ſeine Hand zurückkehrt (*Sn. Edd.* 132) und mit dem er den Jötunen die Schädel zerſchmettert, unverkennbar hatte man dabei die ſogenannten Donnerſteine, Donnerhämmer, im Auge, die nach dem Volksglauben mit dem zündenden Blitze niederfahren; dem Wurfe des Hammers gehen Blitz und Donner voran (*Sn. Edd.* 109), auch hiedurch erweiſt er ſich als der einſchlagende Donnerkeil[6]. Dieſer Erſcheinung des Gottes entſprechen die Beiwörter: der Starke, Thatkräftige, Hartgeſinnte (*Hým.* 38. 23. *Thrym.* 33). Wenn er **Megingiardar**, die Stärkegürtel, um ſich ſpannt, dann verdoppelt ſich ihm die Götterkraft (*Sn. Edd.* 26). Ihm vorzugsweiſe ſchwillt, dem Jötunzorne (*jötunmôdhr, Vsp.* 50. *Sn. Edd.* 107. 150) gegenüber, Åſenzorn (*âsmôdhr, Sn. Edd.* 109) und Åſenſtärke (*âsmegin, Hým.* 30. *Sn. Edd.* 26. 51. 114).

---

[5] Das erſte Lied von Helgi dem Hundingstödter (Sæm. Edd. 149) ſagt in der Beſchreibung einer Sturmnacht: „Aare klangen, heilige Waſſer (heilög vötn, ganz wie in Grimn. 29) rannen von Himmelbergen.“ Die klingenden Aare ſind Sturmwinde, der Sturm erſcheint auch ſonſt, wie ſich weiterhin ergeben wird, in Adlergeſtalt; in Vsp. 34. ſchlägt Egdir (der Sturmadler) die Harfe. Die Waſſer, die von Himmelbergen niederfallen, ſind in ſolchem Zuſammenhang augenſcheinlich Regenſtröme, die ſich aus den aufgethürmten Wolken ergießen; heilig ſind ſie, weil ſie vom Himmel kommen.

Die Stammtafel Thôrs iſt folgende: er iſt der Sohn **Odins** von Jörd (*Vsp.* 56. 57. *Thrym.* 34. *Aeg.* 58 ꝛc.). Seine Pflegeltern ſind **Vingnir** und Hlôra (*Sn. Edd.* 101). Er wird Meilis Bruder genannt (*Harb.* 9. *Haustl.* in *Sn. Edd.* 111). Seine Gemahlin iſt Sif, die ihm einen Stiefſohn Ullr zugebracht und eine Tochter Thrûd geboren hat (*Sn. Edd.* 101. 119). Zwei Söhne hat er: Môdi und Magni (*Vafthr.* 51. *Hym.* 33. *Harb.* 9. 51. *Sn. Edd.* 101); nur von letzterem wird die Mutter, Jarnſaxa, ausdrücklich genannt (*Sn. Edd.* 110)[7].

---

[6] D. Myth. 122 f. — Stellen der Skaldengeſänge, worin Thôr als Donnerer und Blitzeſchleuderer geſchildert wird, ſind angemerkt im Lex. myth. 658. 685 sq.

Die Verbindung des Âſenvaters Odin mit Jörd (*Jördh*), d. h. die Beziehung der ſchaffenden und bildenden Götterkraft zur Erde, äuſſert in Thôr, dem Sohne, ihre volle und manigfache Wirkung. Bedeuten Vingnir und Hlôra, wie vermuthet wird[8], den Flügelſchwinger und die Funkelnde, ſo eignen ſich ſolche Pflegeltern für den Gott, der in Sturm und Flamme daherfährt und dem dieſes geflügelte Weſen nicht von der ſchwerfälligen Mutter Erde angeboren oder anerzogen ſeyn kann; Vingnir findet ſich auch im Verzeichniß der Jötune (*Sn. Edd.* 210), zu denen die

---

[7] Nach Hálfdans S. Eysteinss. (Fornald. S. III, 556) war der Jötun Svadi ein Sohn Ásathôrs, allein die genannte Saga iſt ſehr unſicher und wo ſonſt dieſes Jötuns (Svadha iötuns, Fornald. S. II, 4. 20) ganz genealogiſch gedacht wird, geſchieht ſeiner Abſtammung von Thôr keine Erwähnung. Ueber Halfdan, der für Thôrs Sohn gehalten worden, weiterhin Mehreres.

[8] Lex. myth. 656. Man findet glóa und hlóa, Grimn. 29 (glær und hlær?), analog wären glóra und hlóra, vgl. Sn. Edd. form. 12.

Stürme gehören. Den Namen der Pflegeltern entſprechen dann die von Thôr ſelbſt gebräuchlichen: Vingthôr (*Alv.* 6. *Thrym.* 1), der beſchwingte Thôr, und Hlôrridi (*Hym.* 4. *etc. Aeg.* 54. 55. *Thrym.* 8. *etc.*), Stralſchleudrer[9]. Das nordiſche Herkommen, die Kinder in fremdem Hauſe erziehen zu laſſen, iſt hier auf den Götterſohn übertragen[10]. Von Thôrs Bruder Meili wird nichts weiter erwähnt, als daß auch er ein Sohn Odins iſt (*Sn. Edd.* 211. *Haustl.* ebd. 120); auch die gleiche Mutter, Jörd, iſt zu vermuthen, da Thôr allein unter den Âſen als Meilis Bruder zugenannt wird. Seine Söhne Môdi (*Môdhi*) und Magni treten wenig in den vorhandenen Mythen auf, und über Thôrs Verbindung mit Jarnſaxa, der Eiſenſteinigen (D. Myth. 506), die als Mutter Magnis genannt iſt, einer Rieſin[11], wird die eigene Sage vermißt. In Môdi, dem Muthigen, Zornigen, und Magni, dem Starken, ſcheinen die Eigenſchaften des Vaters:

---

[9] Lex. isl. „rid, n. vibratio. at rida, tremere." Aber auch tranſitiv, Fornald. S. III, 575: ridhr, wirft, ſchwingt.

[10] Der Ausdruck in Sn. Edd. 101: fóstri Vingnis ok Hlóru geſtattet zweifache Auslegung, da fóstri (alumnus) den Pflegvater ſowohl als den Pflegſohn bezeichnet; doch ſagt Letzteres den angegebenen Verhältniſſen beſſer zu.

[11] Sn. Edd. 110. 210b. Hyndl. 34. 35. Jarnſaxa iſt in der Skaldenſprache eine Benennung der Streitaxt (Sn. Edd. 175. 182), aber ohne daß ſich daraus Näheres über Magnis Mutter entnehmen ließe, da jene Waffe überhaupt nach Rieſenweibern dichteriſch benannt werden kann (ebd. 180. vgl. 215b).

Åſenzorn (*ásmódhr*) und Åſenſtärke (*ásmegin*), beſonders perſonificiert zu ſeyn. Die übrigen Glieder der Stammtafel werden beſſer bei den einzelnen Mythen betrachtet werden.

Dienſtpflichtige Gefährten Thôrs ſind Thiálfi und Röſkva (*Sn. Edd.* 50. 101), der Arbeiter und die Raſche[12], Kinder eines Bauers; ſie bezeichnen die unverdroſſene menſchliche Arbeit beim Anbau der Erde.

Thôr wohnt in Thrûdheim (*Grímn.* 4) oder Thrûdvâng (*Thrúdhvângar, Sn. Edd.* 25. 61. 110). Bilſkirnir nennt Odin das wölbige Haus ſeines Sohnes mit 540 Böden (*Grímn.* 24. vgl. *Sn. Edd.* 25); daß aber Thôr dieſer Sohn Odins ſey, ſagt die j. Edda ausdrücklich (*Sn. Edd.* 25) und wird hierin durch die Skaldenſprache beglaubigt (ebd. 102). Thrûdheim iſt, wie in der Folge erörtert werden ſoll, das fruchtbare Land, Bilſkirnir der Wolkenhimmel.

Der Beruf Thôrs, als Schirmers der bewohnten Erde und der Götterwohnungen ſelbſt durch Bekämpfung der Jötune, iſt in beſtimmten Ausdrücken angezeigt. Im Eddaliede von Hýmir heißt er: Freund der Menſchenſtämme; der die Geſchlechter ſchirmt, der Schlange Alleintödter; Zerſchmettrer der Felsbewohner; Thurſentodwalter; Rieſenweibsbetrüber (*Hým.* 11. 22.

---

[12] Lex. isl. thiálf, n. labor. at thiálfa, labore domare. röskr, strenuus, fortis.

17. 19. 14. vgl. *Sn. Edd.* 101). Anderswo (*Harb.* 23) ſagt Thôr ſelbſt: „Ich war im Oſten und ſchlug der Jötune ſchadenkluge Bräute, die zum Berge giengen; groß würde der Jötune Geſchlecht, wenn alle lebten; aus wär' es mit den Menſchen unter Midgard." Und Loki ſpricht zu ihm (*Thrym.* 20): „Bald werden Jötune Âsgard (die Götterburg) bewohnen, du holeſt denn deinen Hammer dir wieder."

Thôr heißt auch Veor (*Veorr, Hym.* 11. 17. 22), Midgards Veor (*M. veorr, Vsp.* 56. nach der Schreibung dieſes Wortes in *Sn. Edd.* 74), Hardveor (*Sn. Edd.* 211. vgl. ebd. *Veodhr*). Ve (n. pl.) bedeutet ſonſt Heiligthum, Vear (m. pl.) Götter, heilige Götter. Iſt Veor hiernach der Heiliger? Ein ſolcher Name geziemte ſich für ihn eben in Beziehung auf Midgard, die bewohnbare Erde, die hierzu von ihm die Weihe hat. Das Werkzeug dieſer Heiligung iſt der Hammer Miölnir, deſſen harter Schlag, wie ein beſondrer Mythus ergeben wird, die Erde urbar macht, daher Hardveor. Der Hammer erſcheint dann überhaupt als Symbol von Thôrs göttlicher Wirkſamkeit, das von ihm ſelbſt zu verſchiedenen Weihungen, der Braut (*Thrym.* 32), des Leichenbrandes (*Sn. Edd.* 66. vgl. 49)[15], auf dieſelbe Weiſe angewandt wird, wie es in menſchlichen Verhältniſſen gebräuchlich ſeyn mochte (vgl. *Fornm. S.* I, 35).

---

[15] An allen dieſen Stellen wird das Zeitwort vigia gebraucht; über deſſen Verhältniß zu ve ſ. D. Gramm. III, 428.

Wie mit der äuſſeren Erſcheinung Thôrs, als des Donnerers, ſein göttliches Weſen und Wirken keineswegs erſchöpft iſt, ſo wird er nicht bloß Ökuthôr und Vingthôr, ſondern auch Âſathôr (*Harb.* 50. *Sn. Edd.* 25), Thôr der Âſen, beigenannt. Seine hohe Geltung unter den Göttern bezeichnen ferner die Benennungen Âſenfürſt (*Ásabragr, Skîrn.* 34. vgl. *Sn. Edd.* 211) und Âſenheld (*Ásahetia, Sn. Edd.* 211).

Noch manche Namen und Beiwörter liegen vor (*Sn. Edd.* 211. Lex. myth. 636 sq.), die entweder ſelbſt dunkel ſind, oder doch nicht zu beſſerer Erläuterung der bisher nur in den Grundzügen angegebenen Eigenthümlichkeit Thôrs beitragen. Die vollere Aufhellung iſt vielmehr da zu ſuchen, wo er mit Freunden und Feinden in Handlung tritt, in einer Reihe von Mythen, welche jedesmal erſt als Räthſelbilder aufgeſtellt und dann ſoweit möglich gedeutet werden ſollen. Die einzelnen Mythen werden je nach den bedeutendern Weſen benannt ſeyn, mit denen Thôr in Gutem oder Böſem zuſammentrifft. „Niemand iſt ſo kundig, — heißt es in Sn. Edda 26. — daß er alle Großthaten deſſelben aufzuzählen wüßte, doch kann ich dir ſo Vieles von ihm berichten, daß der Tag lang werden wird, bevor Alles geſagt iſt, was ich weiß.“

1. Forniot.

In Thôrsdrâpa, einem Geſange zu Thôrs Ruhme, welchen Eilif, Gudrûns Sohn, ein nachmals zum Chriſtenthum bekehrter Skalde vom Schluſſe des zehnten Jahrhunderts, gedichtet und wovon die j. Edda ein beträchtliches Stück erhalten hat, wird Thôr als „Fäller der luſtigen Götterſtühle Forniots“ umſchrieben (*Sn. Edd.* 115). Forniot (*Forniotr*) iſt auch unter den Jötunen verzeichnet (*Sn. Edd.* 209) und es gibt zwei altnordiſche Erzählungen vom Anbau Norwegens, welche über ihn und ſein Geſchlecht Folgendes ſagen (*Fornald.* S. II, 3—5. 17—21):

> Ein Mann mit Namen Forniot (der eine der beiden Berichte läßt ihn König über Jôtland ſeyn, welches Finnland und Kvenland genannt werde) hatte drei Söhne, Hlêr, Logi und Kâri; der erſte derſelben, auch Aegir genannt, waltete über das Meer, der zweite über das Feuer, der dritte über die Winde. In der weitern Stammfolge weichen die Erzählungen etwas von einander ab: nach der einen war Kâris Sohn Jökul, Vater des Königs Snär, und deſſen Kinder waren Thorri, Fönn, Drifa und Miöll, in der andern wird Kâris Sohn, der Vater Snärs des Alten, Froſti genannt, von Snär aber nur der Sohn Thorri angeführt.

> Uebereinſtimmend folgen dann in beiden Thorris Söhne Nor und Gor, nebſt einer Tochter Gôi. Indem Nor und Gor ihre abhanden gekommene Schweſter aufſuchen, unterwirft Jener ſich Norwegen, das von ihm den Namen erhält, Gor aber nimmt die Inſeln ein; von Erſterem ſtammen die Gebieter des norwegiſchen Feſtlandes, von Letzterem die Seekönige.

Ueber Logi, den Bruder Kâris, und ſein Geſchlecht wird an andrem Orte, in der Saga von Thôrſtein Vikingsſohn (*Fornald. S.* II, 383—385), Auskunft gegeben:

> Er wird, von ſeinem hohen Wuchſe, denn er iſt Rieſenſtammes (*risakyns*), Hâlogi genannt und das Land, deſſen König er iſt, erhält nach ihm den Namen Hâlogaland. Seine Frau heißt Glöd und von ihr hat er zwei Töchter, Eyſa und Eimyria, welche von zwei verbannten Jarlen, Veſeti und Viſil, nach fernen Eilanden entführt werden.

Der Wortſinn der aufgezählten Namen liegt faſt nur allzu nackt am Tage. Hlêr und Kâri (stridens, Lex. isl.) erſcheinen zwar nicht mehr unter den gangbaren Benennungen des Meeres und des Windes, aber durch den Zuſammenhang, durch die ausdrücklichen Erklärungen des Sagenſchreibers und der j. Edda (*Sn. Edd.* 79. 125. 126. 332) und durch den

Skaldengebrauch iſt ihre Bedeutung im Allgemeinen geſichert. Dagegen ſtehen noch unveraltet im isländiſchen Wörterbuche: von Kâris Nachkommen, Froſti, Froſt, Jökull, Eisberg, Snär, Snior, Schnee, Fönn, dichter Schnee, Drifa, Schneegeſtöber, Miöll, feinſter, glänzendſter Schnee; Thorri und Gôi ſind Monatsnamen, ungefähr dem Januar und Februar entſprechend, ſowie Gor auf den Gormonat (*gormânadhr*), Schlachtmonat im Spätjahre, ſich zu beziehen ſcheint; Nor, als Landesherr, iſt rückwärts aus Noregr, Norwegen, hervorgegangen. Logi heißt Flamme (Hâlogi, hohe Flamme, Hochlohe), ſeine Frau Glöd, Glut, die Töchter Eyſa und Eimyria, Glutaſche. Iſt Aegir, der in den Mythen vorherrſchende Name des Meergottes, identiſch mit Hlêr, wie hier und anderwärts ausgeſprochen wird (*Fornald. S.* II, 16. *Sn. Edd.* 125 ꝛc.), ſo ergibt ſich auch in dieſes Bruders Hauſe dieſelbe Erſcheinung. Aegirs Gattin iſt Rân, Raub, und unter den Namen ſeiner neun Töchter (*Sn. Edd.* 185) ſind, neben einigen verſtecktern, die folgenden: Hefring, Hrönn, Bylgia, Bâra, Dröſn, Kôlga, wieder im Wörterbuch als Meereswelle, Flut, Seegebraus ꝛc. zu finden.

Der gemeinſame Stammvater dieſer drei Linien, in denen drei Elemente ſich kund geben, iſt nun Forniot und auch ſein Name ſpricht deutlich genug. Forniot iſt der Vorbeſitzer, der vormalige Inhaber des Landes“[14]. Er und ſein jötuniſches Geſchlecht bedeuten die Urzeit des Nordlandes, als in dieſem noch einzig die rohen Elemente walteten.

Die dürre genealogiſche Allegorie, wie ſie in dieſem Stammbaume herausſteht, möchte wohl dazu verſuchen, das Geſchlecht Forniots aus dem Kreiſe der ächten, lebendigen Mythen gänzlich zu verweiſen. Man kann dieß hinſichtlich der letzten Glieder, Thorri und Göi, Nor und Gor, einräumen. Anders verhält es ſich mit den übrigen, elementariſchen Weſenreihen, die, von örtlicher Anknüpfung unabhängig, in allgemeinerer Geltung erſcheinen. Forniots Geſippte heißen, dem Zuſammenhange nach, die Winde in einem der mythiſchen Eddalieder, wenn auch keinem der älteſten (*Hrafn.* 17). Namen und Verwandtſchaftsverhältniſſe aus obigem Stammbaume kommen in den Skaldengeſängen vor und werden hiernach in der j. Edda angegeben (*Sn. Edd.* 126). So der Skalde Sveinn: „mit Schneegeſtöbern begannen Forniots häßliche Söhne.“ Das volksmäßigere Räthſellied in Hervörsſaga (*Fornald. S.* I, 475) läßt den verdunkelnden

---

[14] Vergl. Lex. isl. I, 255. Sag. Bibl. II, 430. — For-niotr iſt gebildet wie for-madhr, antecessor, for-fedr, majores ꝛc. niotr, von niota, frui, uti, kommt auch anderwärts vor: hafra-niotr (Sn. Edd. 102). niotr giardhar (Sn. Edd. 116. 7. Thorlac. Sp. VII, 25. 92). Beſitzer der Böcke, des Gürtels, Beides von Thôr; Niotr einfach als einer der Namen Odins (Lex. myth. 571).

Nebel allein vor dem Sohne Forniots (wieder dem Winde) fliehen. Es mag in der ganzen Weiſe der mythiſchen Perſonendichtung liegen, daß die Grundweſen, die einfachſten Naturerſcheinungen, zugleich in etymologiſcher Schroffheit ſich darſtellen und daß erſt wie ſie in manigfachere Thätigkeit, Verbindung und Wechſelwirkung unter ſich und mit anderartigen Kräften eintreten, mit der lebendigern Geſtaltung eine weniger abſtrakte Wortbezeichnung ſich entwickle. Dieſelbe Wahrnehmung ergibt ſich in Hinſicht auf ein andres jötuniſches Urweſen, Nött, die Nacht, mit ihrem Stamme. Nött und ihre Tochter Jörd erſcheinen in den Eddaliedern ſelbſt bald als Begriffe, bald als Perſonen (*Vsp.* 6. vgl. mit *Vafthr.* 24. 25), und zeigen ſo die unterſten Anſätze der Mythenbildung. Die unmittelbare Bezeichnung iſt auch weniger entbehrlich, wo die Anſchauung noch ſparſam zu Hülfe kommt, ſie kann zurücktreten, wo die Bilder ſprechen. Jener unverhüllten Namen ungeachtet laſſen ſich aber ſchon in Forniots Geſchlechte die Spuren einer volleren Belebung nachweiſen. Abgeſehen von den Mythen, in denen ſpäterhin Aegir eine Rolle ſpielen wird, iſt es doch bereits dichteriſche Anſchauung, wenn der Mann Logi, das flammende Feuer, mit dem Weibe Glöd, der milderen Glut, verbunden iſt; oder wenn Snär, Forniots Abkömmling, der Alte zugenannt wird, deſſen dreihundertjähriges Alter König

Hälfdan ſich wünſcht (*Fornald. S.* II, 8), das Alter des greiſen, ewigen Gebirgſchnees. Es haben ſich aber auch insbeſondre von dieſem Könige Snär oder Snio und deſſen Angehörigen, wenn gleich durch fabelnde Willkür oder geſchichtliche Auffaſſung entſtellt und verkümmert, noch Ueberreſte durchgebildeter Mythen erhalten. Wenn, bei Saxo, der Dänenkönig Snio ſeinen vermummten Boten nach einer ſchönen Königin in Schweden ausſchickt, wenn der Bote ihr leiſe, leiſe zuſingt: „Snio liebt dich!" und ſie ebenſo, kaum hörbar, entgegenflüſtert: „Ich lieb' ihn wieder!"[15] und wenn ſie dann die verſtohlene Zuſammenkunft auf den Anfang des Winters beſtimmt; wenn, nach der Saga von Sturlaug (*Fornald. S.* III, 634—638), dieſer norwegiſche Jarl und nachmalige König in Schweden ſeinen Pflegbruder Froſti nach der ſchönen, lichtgelockten Miöll, der Tochter des Finnenkönigs Snär[16], ausſendet und Froſti die mit ihm Entfliehende unter dem Gürtel faſſen muß, worauf ſie raſch im Winde hinfahren; oder wenn, nach däniſchen Chroniken (*Langebek*, Script. rer. dan. I, 225. 80), Snio ein Hirte des Rieſen Lä (Hlêr) auf Läsö iſt: ſo erahnt man wohl noch bald das leiſe Geſäuſel der niederfallenden Flocken, bald den ſtürmiſchen Flug des glänzenden Schneegeſtöbers, bald den dichten Trieb der Schneewolkenheerde vom Meere her, dem Gebiete Hlêrs, in ſeltſame Märchenbilder verwandelt, und dieſe Schneemärchen mögen einſt, in ihrer ungetrübten Geſtalt, Seitenſtücke zu den Eddaſagen von Freys Brautwerbung durch Skirnir, von der Entführung Iduns ꝛc. geweſen ſeyn. Umgekehrt aber wird nachher in eine der ausgeführteſten Sagen von Thôr noch unmittelbar der elementariſche Forniotsſohn Logi einſchreiten.

---

[15] Sax. VIII, 158: „exili vocula succinens: amat, inquit, te Snio etc. Illa allapsum auribus sonum dissimulanter excipiens etc. obscuro et vix aures offendente sibilo: amantem, inquit, me redamo etc."

[16] In Yngl. S. c. 16 (Heimskringla, ed. J. Peringskiöld, Stockh. 1697. I, 16) erſcheint der finnländiſche König Snii der Alte mit einer andern ſeiner vorgenannten Töchter, Drifa.

Wenn nun Thôr im Geſange Eilifs Fäller der luftigen Götterſtühle Forniots genannt wird, ſo iſt damit in der Dichterſprache Daſſelbe geſagt, was anderwärts in Proſa: er ſey durch Berge gefahren und habe Felſen gebrochen (*Fornm. S.* II, 154). Luftige Götterſtühle oder Tempelgeſtelle heißen bildlich die Berge, dieſe ſind aber Forniots, denn ihm und ſeinem Stamme, den jötuniſchen Elementarmächten des Windes, des vulkaniſchen Feuers, des Eiſes und Schnees, gehört das hohe Felsgebirg. Ohne daß man der Liedesſtelle für ſich weitergreifende Deutung gibt[17], iſt übrigens Thôr als derjenige zu betrachten, der dieſes Rieſengeſchlecht in die Berge zurückgeworfen hat, als Gründer des Anbaus ſteht er mit dem wilden Urzuſtande des Landes in natürlichem Gegenſatz.

---

[17] Die Stelle der Thorsdrapa (Sn. Edd. 115): „flug stalla fellir Forniots godha" iſt im Obigen ſo aufgefaßt, daß die Worte: flug stalla godha zuſammengenommen werden;

Die geſchichtliche Saga vom König Olaf, Tryggvis Sohne, der gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts die Einführung des Chriſtenthums in Norwegen durchſetzte, läßt den vormaligen Befreier und Schutzgott des Landes, den Landåſen (*Landás, Egils Saga,*

---

stallir, pl. von stalli, m., ſind Geſtelle, worauf in den nordiſchen Tempeln die Götterbilder geſezt waren (Eyrbyggia-Saga, Havn. 1787, p. 8: „undan stallanum thar er Thórr hafdhi ſetit." Ebd. 10. Fornm. S. II, 154); godha-stallir gibt, da stalli auch allgemeineren Sinn hat, noch beſtimmter den Bezug auf die Götterbilder, godh, n. pl. (Fornm. S. II, 162: hann skýfdhi godhin af stallonum.); flug-stallir ſind dieſe Geſtelle, weil ſie hier ſteile, hohe Gebirgsfelſen bedeuten, das vorgeſezte flug (n. volatus) bezeichnet, wie in flug-stigr, præcipitium (Lex. isl. s. v. vgl. Sæm. Edd. 168, 56. Grimm, Lieder d. alt. Edda. Berl. 1815, S. 119. Not.), das Luftige, nur Beſtiegbare. Dieſe Erklärung ſtimmt mit der im Lex. myth. 637: „altarum ararum (vel rupium) etc. destructor." Im Uebrigen verbinden die Ausleger (Thorlac. Sp. VII. 17. 54. Lex. myth. 75. 637. Geijer, Svea Rikes Hafder, I. Ups. 1825. S. 274. 411): Forniots godha, und erklären: Umſtürzer der Altäre Forniot'ſcher Götter; woran dann religionsgeſchichtliche Folgerungen über einen durch den Thórsdienſt verdrängten älteren Cultus Forniot'ſcher Gottheiten geknüpft werden. Allein die Verbindung Forniots godh zur Bezeichnung von Göttern aus dem Geſchlechte Forniots erregt in ſprachlicher, und die Benennung godh für jötunniſche Weſen in mythologiſcher Hinſicht Bedenken, hauptſächlich aber ſcheint ein ſo unmittelbarer Ausdruck dem bildlichen Charakter der Skaldenſprache, wie er ſonſt in Thórsdrápa herrſcht, nicht gemäß zu ſeyn.

Havn. 1809, p. 365), wie Thôr in einer Skaldenſtrophe genannt iſt, noch einmal am hellen Tage mitten unter den Chriſten ſichtbar werden (*Fornm. S.* II, 182 ff.):

> Als König Olaf eines Tags ſüdwärts die Küſte entlang mit gelindem Fahrwinde ſegelt, ſteht ein Mann auf einem Felsvorſprung und ruft um Aufnahme in das Schiff, die ihm auch gewährt wird. Er iſt von ſtattlichem Wuchſe, jugendlich, ſchön von Ausſehen und rothbärtig. Mit dem Gefolge des Königs beginnt er allerlei Kurzweil und ſcherzhaftes Wettſpiel, wobei die Andern ſchlecht gegen ihn beſtehen. Sie führen ihn hierauf, als einen vielkundigen Mann, vor den König ſelbſt. Dieſer heißt ihn irgend eine alte Kunde ſagen. Der Mann antwortet: „Damit heb' ich an, Herr! daß dieſes Land, dem wir vorbeiſegeln, ehemals von Rieſen bewohnt war. Dieſe kamen jedoch zufällig ſchnellen Todes um, bis auf zwei Weiber. Hernach begannen Leute aus öſtlichen Landen ſich hier anzubauen, aber jene großen Weiber thaten ihnen viel Gewalt und Bedrängniß an, bis die Landbewohner beſchloſſen, dieſen rothen Bart um Hülfe anzuflehen. Alsbald ergriff ich meinen Hammer und erſchlug die beiden Weiber. Das Volk dieſes Landes blieb auch dabei, mich in ſeinen Nöthen um Beiſtand anzurufen, bis du, König! faſt alle

meine Freunde vertilgt haſt, was wohl der Rache werth wäre.“ Hiebei blickt er bitter lächelnd nach dem König zurück, indem er ſich ſo ſchnell über Bord wirft, als ob ein Pfeil in das Meer ſchöße, und niemals ſehen ſie ihn fortan wieder.

In dieſer Volksſage ſchimmert, wenn auch nur noch halbverſtanden, die alte mythiſche Vorſtellung durch, daß Thór es war, der die Herrſchaft der jötuniſchen Urbeſitzer des Landes, Forniots und ſeines Stammes, gebrochen.

Der allgemeine Gegenſatz, in welchem Thór bisdaher mit den rohen Naturgewalten ſich gezeigt hat, läuft in eine große Manigfaltigkeit beſonderer Dichtungen aus, worin jene Urweſen verblümtere Namen und perſönlichere Geſtalt annehmen. In allen vier Elementen iſt Thór wirkſam und nach dieſen werden auch die folgenden Mythen am natürlichſten eingetheilt werden, obgleich eine ſtrenge und durchgreifende Abſonderung ebenſowenig anwendbar iſt, als ſie in der Natur ſelbſt ſtattfindet. Alle Wirkſamkeit Thórs bezieht ſich in ihrem Endzweck und Ergebniß auf die Erde, ſeine Mutter. Sie erſcheint in der Sage von Forniot noch unbelebt, als das nördliche Land, deſſen Entwilderung erſt im Beginn iſt. Wenn ſie aber auch anderwärts, ihrer Natur gemäß, im Ganzen ruhig und leidend verharrt, ſo bietet ſie doch zwei verſchiedene Seiten dar, die eine ſtarr und unwirthſam, die andre fruchtbar und wohnlich, und ſo kommen unmittelbar an ihr entgegengeſetzte Weſen und Kräfte zum Vorſchein, welche, je nachdem ſie ihrem Anbau förderlich oder hinderlich ſind, von Thôr geſchirmt oder bekämpft werden. In dieſem nächſten Verhältniß zur Erde ſoll nun Thôr zuerſt betrachtet werden. Wenn es räthlich ſchien, die Naturmythen vor den auf das geiſtige Leben bezüglichen zu erforſchen, ſo wird die Erklärung der erſtern wieder am ſicherſten vom feſten Elemente zu den ſchwebenden und flüchtigen vorſchreiten.

2. Hrûngnir.

Auszug aus der Erzählung der j. Edda (*Sn. Edd.* 106—110):

> Thôr und der Jötun Hrûngnir haben ſich an die Ländergrenze auf Griottûnagardar zum Holmgange (Zweikampf) beſchieden. Die Jötune fürchten das Schlimmſte von Thôr, wenn Hrûngnir, der ſtärkſte von ihnen, erläge. Da machen ſie auf der Kampfſtätte einen Mann von Lehm, neun Raſten (Wegmeilen) hoch und drei breit unter den Armen. Das Herz nehmen ſie von einer Stute, das ihm jedoch nicht haltbar iſt, als Thôr kommt. Hrûngnir aber hat ein Herz

von hartem Steine, mit drei Ecken; von Stein iſt auch ſein Haupt, ſowie ſein breiter und dicker Schild. Dieſen hat er vor ſich, als er auf Griottûnagardar ſteht und Thôrs wartet. Seine Waffe iſt ein Schleifſtein, den er über die Schulter nimmt; und nicht mild iſt er anzuſehen. Ihm zur Seite ſteht der Lehmjötun, Möckrkâlfi genannt. Dieſer iſt ſehr furchtſam; es wird geſagt, daß er das Waſſer ließ, als er Thôr ſah. Thôr fährt heran und mit ihm Thiälfi, der gegen Hrûngnir vorläuft und zu ihm ſpricht: „Du ſtehſt übel behütet, Jötun! haſt den Schild vor dir, aber Thôr hat dich geſehen, er fährt niederhalb in der Erde und wird von unten an dich kommen.“ Da wirft Hrûngnir ſich den Schild unter die Füße und ſteht darauf, die Steinwaffe aber faßt er mit beiden Händen. Demnächſt ſieht er Blitze und hört ſtarke Donner. Thôr fährt daher in Âſenzorn, ſchwingt den Hammer und wirft ihn weit nach Hrûngnir. Der Jötun wirft die Steinwaffe entgegen, ſie trifft den Hammer im Fluge und der Schleifſtein bricht entzwei. Der eine Theil fällt zur Erde (davon ſind alle Wetzſteinfelſen geworden), der andre fährt in das Haupt Thôrs, ſo daß dieſer vor ſich auf die Erde ſtürzt. Miölnir aber trifft den Hrûngnir mitten an das Haupt und zerſchmettert ihm die Hirnſchale zu kleinen Splittern.

Der Rieſe fällt vorwärts über Thôr, ſo daß ſein Fuß auf deſſen Halſe liegt. Thiâlfi greift den Lehmrieſen an, der mit geringem Ruhme fällt. Dann will er Hrûngnirs Fuß von Thôr nehmen, iſt es aber nicht im Stande. Als die Âſen erfahren, daß Thôr gefallen, eilen ſie herbei, aber keiner vermag zu helfen, bis Magni, der Sohn Thôrs und Jarnſaxas, hinzukommt. Erſt drei Nächte (nach andrer Lesart: drei Winter) alt, wirft er Hrûngnirs Fuß von Thôr und ſpricht: „Schmerz und Schmach, Vater, daß ich ſo ſpät kam! mit meiner Fauſt würd' ich dieſen Jötun erſchlagen haben, wär' ich mit ihm zuſammengetroffen.“ Da ſteht Thôr auf, bewillkommt ſeinen Sohn und ſagt, derſelbe werde ſehr tüchtig werden.

Dieſer Erzählung iſt ein Stück aus Hauſtlöng, einem Gedichte des norwegiſchen Skalden Thiodôlf, aus dem neunten Jahrhundert, angehängt. Das Bruchſtück von ſieben Strophen (*Sn. Edd.* 111. 112. Thorlac. Sp. VI) beſingt nur den Hauptkampf, im Ganzen übereinſtimmend mit Obigem; der Lehmrieſe, Thiâlfi und Magni kommen darin nicht vor. Als Thôr mit ſeinen Böcken daherfährt, reißen und brechen die Felſen und brennt der Himmel. Der Kampf Thôrs mit Hrûngnir war aber ſehr wahrſcheinlich auch Gegenſtand eines beſondern, nun verlorenen Mythenliedes in der einfachern Weiſe der in der ä. Edda erhaltenen. Dieſe ſelbſt ſpielen wiederholt auf das Ereigniß an und beurkunden es damit als zu ihrem Kreiſe gehörig. Sie laſſen Thôr ſich der Erlegung des hochfahrenden Jötuns rühmen, deſſen Haupt von Stein war, und nennen Thôrs Hammer Hrûngnirstödter (*Harb.* 14. 15. *Hym.* 16. *Aeg.* 61. 63. *Grottas.* in *Sn. Edd.* 148). Bei den Skalden heißt Thôr ſelbſt Schädelſprenger Hrûngnirs (*Sn. Edd.* 102) und der Schild Hrûngnirs Fußſohlenblatt oder Fußgeſtell (ebd. 160. 162. *Kormaks Saga,* Hafn. 1832. p. 40), weil der Jötun auf dem ſeinigen ſtand.

Wenn auch der Name Hrûngnir[18] ohne erwieſene Deutung bleibt, ſo ſteht die Geſtalt um ſo entſchiedener da. Der Jötun, der bis in ſein dreigeſpitztes Herz von Stein iſt, ſtammt unzweifelhaft vom Gebeine des Urrieſen, daraus einſt die Felſen geſchaffen wurden. In ihm bezwingt Thôr die dem Anbau der Erde widerſtrebende Steinwelt.

Der erſte Anlaß, dem Donnergotte die Urbarmachung der Erde zu übertragen, lag in der felſenſpaltenden Gewalt des Wetterſtrals. Es iſt zuvor geſagt worden, wie die Berge zittern und die Felſen brechen, wenn Thôr feurig einherfährt, und wie insbeſondre ſeine Anfahrt gegen Hrüngnir im Skaldenliede ſo

[18] Vgl. Lex. isl. s. v. D. Myth. 302.

geſchildert wird. Die volle, zerſchmetternde Kraft aber äuſſert ſich im Wurfe des Hammers Miölnir, des Donnerkeils, von dem auch Hrûngnir zuſammenſtürzt. Der Volksglaube ſchrieb die Bergfälle, die Felslawinen im Gebirge, dem Thôr und ſeinem Hammer zu (Sax. VII, 187. Lex. myth. 656. *Faye*, 3—6). Es iſt nur eine ausgedehntere Auffaſſung dieſes zermalmenden Hammerſchlags, ihm die Bereitung des harten Steingrunds zum urbaren Erdreiche beizumeſſen. Thôr vollbringt dieß mit dem einen Streiche auf Hrûngnirs ſteinernes Haupt, das in kleine Stücke ſpringt.

Die Kämpfer haben ſich auf die Landmark nach Griottûnagardar, nach den Bezirken der Steingehege, beſchieden, an die Grenze des jötuniſchen Steingebietes. Thôr kommt dahin mit ſeinem Diener Thiâlfi, der, wie ſchon bemerkt, die menſchliche Arbeit vorſtellt. Thiâlfi beredet den Hrûngnir, ſich nach unten mit dem Schilde zu decken; dieſer täuſchende Rath kommt aus dem Munde Deſſen, der von unten herauf das Gebirg zu bearbeiten gewohnt iſt. Aber Âſathôr fährt von obenher. Auch dem Thiâlfi wird ſein Theil am Kampfe. Die Jötune haben den langen und breiten Lehmrieſen aufgerichtet, der aber feig iſt und nur ein ſcheues Stutenherz in der Bruſt hat; ſein Name iſt Möckrkâlfi, Wolken- oder Nebelwade. Er iſt der zähe, wäſſrige Lehmboden am dunſtigen Fuße des Steingebirgs. Mit ihm wird menſchliche

Anſtrengung fertig, während den Steinrieſen nur Götterkraft beſiegen kann. Daß Thôr in Gefahr kommt, vom Sturze des erſchlagenen Steinjötuns erdrückt zu werden, iſt dem Anblick verſchüttender Bergfälle, die gleichwohl Thôrs Werk ſind, entnommen; nach der Volksſage verlor er einſt auch bei ſolchem Anlaſſe ſeinen Hammer (Lex. myth. 656). Die Aufraffung, die erneute Kraft, die ihn rettet, wird ſeinem jungen Sohne Magni, der perſonificierten Âſenſtärke, beigemeſſen.

Iſt auch das Nebenwerk da und dort verdunkelt [19], ſo bleibt doch das Hauptbild verſtändlich. Den Lehmhügel hinan, am Abhange des Gebirgs, regt ſich der mühſame Anbau, oben herein ragt das ungeheure

---

[19] Was Skalda als Anlaß zum Kampfe Thôrs mit Hrûngnir voranſchickt, darüber muß lediglich auf die Quelle ſelbſt (Sn. Edd. 107 f.) verwieſen werden, indem keine befriedigende Erklärung zu gewinnen war. Daß der Steinrieſe nach Âsgard eindringt, daß er droht, Walhöll auf ſich zu nehmen und nach Jôtunheim zu tragen, auch Freyja und Sif mitzunehmen, die übrigen Götter aber zu erſchlagen u. ſ. f., kann zwar wohl auf das himmelanſteigende Gebirg gedeutet werden; dagegen iſt das Roß Gullfaxi, das goldmähnige, auf dem er mit Odin in die Wette reitet und das Thôr nachher dem Magni ſchenkt, eine ungelöſte Rune. Auch Hauſtlöng hat ſich auf die Darſtellung des Holmganges beſchränkt, denn die daraus mitgetheilten Strophen ſchließen ſich zu einem Ganzen ab und wenn die Vorgeſchichte ſich im Liede gefunden hätte, ſo iſt nicht abzuſehen, warum nicht auch dieſe Stelle deſſelben zum Belege der proſaiſchen Erzählung beigebracht worden wäre.

Felshorn, an dem eine Gewitterwolke blitzt und donnert, daß plötzlich der ganze Gebirgsſtock erbebt. Die Feldarbeiter blicken empor und ſiehe! der Fels wird zum Steinrieſen, in der Wolke ſteht der feurige Wagenlenker Thôr, den malmenden Hammer ſchleudernd. Da fühlt Thiälfi, daß er nicht allein arbeite, ein gewaltiger Gott iſt hülfreich mit ihm, und während er das Geringe ſchafft, vollbringt Jener das Große und hat das Schwerſte ſchon vorgearbeitet.

3. Örvandil.

Weiter meldet die j. Edda (110 f.):

Vom Kampfe mit Hrûngnir fährt Thôr heim nach Thrûdvâng, aber der Schleifſtein ſteckt in ſeinem Haupte. Da kommt die Weiſſagerin Grôa hinzu, die Frau Örvandils des Kecken; ſie ſingt ihre Zauber über Thôr bis der Schleifſtein los wird. Als aber Thôr Dieſes merkt und hoffen kann, den Schleifſtein wegzubekommen, will er ihr die Heilung durch die frohe Botſchaft lohnen, daß er von Norden her über Elivâgar gewatet ſey und im Korb auf ſeinem Rücken Örvandil aus Jötunheim getragen habe. Zum Wahrzeichen ſagt er ihr, daß eine Zehe deſſelben aus dem Korbe vorgeſtanden und erfroren ſey, weßhalb er ſie abgebrochen, an den Himmel geworfen und daraus den

Stern Örvandilstá, Örvandils Zehe, gemacht habe. Es werde nicht lange anſtehn, daß Örvandil heimkomme. Hierüber wird Grôa ſo erfreut, daß ſie der Zauberlieder vergißt, und ſo wird der Schleifſtein nicht loſer und ſteckt noch in Thôrs Haupte.

Zwar geſchieht dieſer Begebenheit weder in den Eddaliedern noch im Bruchſtücke von Hauſtlöng Erwähnung, da gleichwohl letzteres noch beſagt, wie der zerbrochene Schleifſtein in Thôrs blutendem Schädel ſtecken geblieben, ſo iſt hiemit allerdings auch die Kunde vom Heilverſuche eingeleitet.

Das Stück von Hrûngnirs zerſchmetterter Steinwaffe, das in Thôrs Haupte haftet, iſt das Geſtein, darauf auch im urbaren Felde Pflug und Karſt noch immer ſtoßen. Grôa iſt das Wachsthum, das Saatengrün, das vergeblich bemüht iſt, die Steine des Feldes zu bedecken, Thôrs Wunde zu heilen; das nordiſche Zeitwort (*at grôa*), das hier zu Grunde liegt, bezeichnet doppelſinnig das Wachſen und Grünen, das Zuwachſen und Vernarben. Eine Weiſſagerin (*völva*) kann ſie heißen, weil die weiſſagenden Frauen zugleich magiſche Heilkunſt zu treiben pflegten, auch iſt ſie ja Vorbotin der künftigen Ernte. Örvandil (*Örvandill*), wörtlich: der mit dem Pfeil Arbeitende, Anſtrebende[20], iſt der Fruchtkeim, der, wenn einmal die Saat grünt, bald auch hervorſtechen und aufſchießen wird. Ihn hat Thôr von Norden her aus Jötunheim, der Rieſenwelt, über Elivâgar, die Eisſtröme, im Korbe getragen, er hat das keimende Pflanzenleben den eiſigen Winter über bewahrt; aber der kecke Örvandil hat eine Zehe hervorgeſtreckt und erfroren, der Keim hat ſich allzu frühe herausgewagt und muß es büßen. Daß Örvandils erfrorene Zehe an den geſtirnten Himmel verſetzt wird, dazu hat irgend ein Sternbild von entſprechender Form den Anlaß gegeben.

---

[20] Lex. isl. ör, f. sagitta. at vanda, elaborare, industriam adhibere.

Nicht zufrieden, den harten Boden dem Anbau bereitet zu haben, ſchirmt Thôr auch die in der Wintererde verwaiſte Ausſaat. Es iſt ein anſprechendes Bild, wie der getreue Thôr, auf ſeinen Götterſchultern den fürwitzigen Örvandil tragend, durch die eiſigen Urſtröme watet, welche die Heimath alles winternächtlichen Grauens ſind (*Hym.* 5. *Hrafn.* 13).

Für die dargelegte Anſicht zeugt noch beſonders eine Erzählung bei Saxo (III, 48 f.):

> Horwendil (Horwendillus) und Fengo folgen ihrem Vater Gerwendil in der Statthalterſchaft von Jütland nach. Der Ruhm, den ſich Horwendil als Seeheld erworben, weckt die Eiferſucht des Königs von Norwegen Koller (Collerus). Er ſucht Jenen auf, um ſich mit ihm zu meſſen. An einer Inſel mitten im Meere

> legen die Flotten Beider von verſchiedenen Seiten an. Die Annehmlichkeit der Ufer lockt die Führer, das Innere der frühlingsgrünen Gehölze (interiora nemorum verna) zu durchſtreifen, und ſie begegnen einander ohne Begleitung. Ein Zweikampf wird alsbald beſchloſſen, doch verabreden ſie, daß der Sieger den Beſiegten ehrenvoll beſtatten und, wer den Andern verwunde, ihm mit zehn Pfunden (talentis) Goldes büßen ſolle. Die Anmuth des frühlingsmäßigen Ortes (vernantis loci jucunditas) vermag nicht, ſie vom Kampfe abzuhalten. Der kühne Jüngling Horwendil kümmert ſich in ſeiner Hitze nichts um den Schild und faßt das Schwert mit beiden Händen. Koller fällt von ſeinen Streichen. Dem Vertrage gemäß ſetzt ihn Horwendil mit königlichem Begängniß in einem prächtigen Grabhügel bei. Dann verfolgt er Kollers Schweſter Sela, gleichfalls eine Seeheldin, und erlegt auch ſie. Nachmals erhält er die Tochter ſeines Oberherrn, des Dänenkönigs Rörik, Gerutha, zur Gemahlin und hat von ihr einen Sohn Amleth. Sein Bruder Fenge, neidiſch auf ſolches Glück, ſtellt ihm nach und ermordet ihn. Auch nimmt er ſich die Wittwe des Erſchlagenen zur Frau. Amleth aber rächt in der Folge blutig den Tod des Vaters.

Durch alle hiſtoriſche Verkleidung ſind hier dennoch die Grundzüge des alten Naturmythus unverkennbar.

Der jugendliche Held Horwendil, deſſen Kühnheit (audacia) wiederholt hervorgehoben wird, iſt wieder Örvandil der Kecke (hinn frækni). Der Gegner, mit dem er den Inſelkampf, Holmgang, zu beſtehen hat, heißt Koller, der Kalte[21], der von Norwegen kommt. Es iſt der Sieg des jungen Keimes, des aufkeimenden Jahresſegens, über den Frühlingsfroſt, den Nordhauch, der beſonders in jenen Gegenden auch dem Saatfelde Verderben droht. Die Bezeichnung der Frühlingszeit hat ſich vollkommen erhalten. Örvandil, der in der früheren Sage noch erwartet wurde, iſt nun gekommen. Aber er iſt noch ebenſo unbehutſam, als da er die Zehe herausſtreckte. Er kämpft ſogleich mit weggeſchobenem Schilde, der Keim hat die ſchützende Hülſe abgeſtreift. Dießmal jedoch iſt er glücklicher, denn es iſt günſtigere Zeit und er ſelbſt iſt beſſer erſtarkt, als da man ihn über die Eisſtröme trug. Der prächtige Grabhügel, den er ſeinem Gegner errichtet, iſt wohl der hohe, dichte Halmenwuchs und die Buße von zehen Pfunden Geldes kann er mit goldenen Körnern zahlen (vgl. D. Rechtsalth. 672).

Die eigenthümliche Weiſe, wie Saxo den manigfaltigen Stoff, den er für ſein Geſchichtwerk vorfand, unter ſeine däniſchen Königsreihen einordnete, macht es oft ſchwierig, das wirklich Zuſammengehörende auszuſondern, die mythiſchen Namen von den hiſtoriſchen rein abzuſcheiden. Im vorliegenden Fall iſt der Königsname **Rörik** (iſl. Hrærekr) nur der äuſſere Anhalt für verſchiedene ſagenhafte Erzählungen[22]. Dagegen verläugnet **Gerwendil**, **Horwendils** Vater, die mythiſche Verwandtſchaft nicht. Iſt **Horwendil** (*Örvandill*) der Arbeiter mit dem Pfeile, ſo iſt **Gerwendil** (*Geirvandill*) der mit dem Speere[23]. Der Name des Sohnes, der in der vorigen Fabel allein hervortrat, wird in dieſer durch den des Vaters verdeutlicht. Der vollgewachſene Fruchthalm mit der ſpitzigen Aehre ſtrebt wie ein Schaft mit dem Speereiſen empor, der neukeimende, der von jenem abſtammt, dringt nur wie eine Pfeilſpitze heran; ſo iſt **Örvandil** der Sohn **Geirvandils**. **Gerutha** erſcheint in anderer Form (*grôdhr*, *grôdhi*, feracitas, dän. *groede*) gleichartig mit **Grôa**, wie in der j. Edda Örvandils Frau heißt. Ob **Fengo**, Horwendils Bruder, Mörder und Ehenachfolger, und **Sela**, Kollers kriegeriſche Schweſter, auch in die mythiſche Verwandtſchaft einſchlagen, muß, obgleich nicht unwahrſcheinlich, doch in Ermanglung paſſender Etymologieen dahingeſtellt bleiben. Noch weniger iſt bei der ſchon in Saros Erzählung romanhaften Beſchaffenheit der Sage von Amleth (*Amlôdhi*, *Sn. Edd.* 126. vgl. Lex. isl. I, 29) zu ermitteln, ob ſie mit dem Mythus, dem ſie jetzt angereiht iſt, nur durch ſpätere Willkür oder ſchon urſprünglich verbunden ſey.

---

[21] Kollr, aſſimiliert aus Koldr, wie in dem ähnlichen Namen Snækollr, Fornald. S. III, 713.

---

[22] Ueber Rörik ſ. P. E. Müller, Critisk Undersøgelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie ꝛc. Kiøbh. 1823. S. 41.

[23] Vgl. Anm. 20. geirr, m. hastile: Saxo gebraucht gleichmäßig Geruthua für Geirrhôdhr. Die althochd. Form iſt Kêr, wovon der entſprechende Name Kêrwentil, aus dem neunten Jahrhundert. **Schmellers** Bayr. Wörterb. II, 331.

4. Thiâlfi.

Wie Thôr zu ſeinem Dienſtgefolge, Thiâlfi und Röſkva, gekommen, berichtet die j. Edda (49 f.) mit Folgendem:

> Ökuthôr fährt mit Wagen und Böcken aus, mit ihm der Âſe Loki. Sie nehmen Abends Herberge bei einem Bauer. Thôr ſchlachtet ſeine beiden Böcke, welche abgezogen und im Keſſel geſotten werden. Er ladet dann den Bauer mit Weib und Kindern zum Eſſen und heißt ſie die Knochen auf die Bocksfelle werfen. Thiâlfi, des Bauers Sohn, zerbricht mit ſeinem Meſſer das Schenkelbein des einen Bocks, um zum Marke zu kommen. Thôr bleibt die Nacht über, am Morgen aber hebt er den Hammer Miölnir und weiht damit die Felle. Da ſtehen die Böcke auf, doch hinkt der eine am Hinterfuße. Als Thôr bemerkt, daß das Schenkelbein zerbrochen iſt, ſagt er, der Bauer oder ſeine Leute müſſen nicht verſtändig mit den Knochen

umgegangen ſeyn. Groß iſt des Bauers Erſchrecken, als Thòr die Brauen ſenkt; was aber der Bauer von den Augen ſieht, vor deſſen bloßem Anblick glaubt er zuſammenſinken zu müſſen. Thòr ſchlägt die Hände ſo feſt um den Hammerſchaft, daß die Knöchel weiß werden. Die Bauersleute rufen ihn flehentlich um Frieden an und bieten ihm Alles, was ſie haben, zur Sühne. Als er ihre Furcht ſieht, verläßt ihn der Zorn und er nimmt zum Vergleiche die Kinder des Bauers, Thiàlfi und Röſkva. So werden dieſe Thòrs Dienſtpflichtige und folgen ihm fortan beſtändig.

Das Ereigniß iſt hier an den Beginn einer abenteuervollen Reiſe Thòrs nach Ùtgard, dem unwirthſamen Jötunenlande, geſtellt. Im Eddaliede von Hỳmir wird deſſelben unter andern Umſtänden gedacht. Auf der Rückfahrt Thòrs vom Gebiete des Eisrieſen Hỳmir ſtürzt einer der Böcke halbtodt vorwärts, er iſt ſchief geworden durch Anſtiften des trugkundigen Loki; als bekannt wird dabei ausdrücklich vorausgeſetzt: welchen Erſatz Thòr dafür von dem Geſteinbewohner (*hraunbüi*) empfangen habe, der ſeine beiden Kinder zum Entgelte gegeben (*Hým.* 36. 37). Dieſes weist darauf hin, daß der Mythus vom Hinken des Bockes und der Erwerbung des Dienſtgefolgs eine allgemeinere Bedeutung hatte, wodurch er verſchiedener Anknüpfungen fähig war.

Thiâlfi, der Arbeiter, der menſchliche Fleiß beim Anbau der Erde, zeigt ſich in dieſer Eigenſchaft am klarſten in der ebendarum vorangeſtellten Fabel von Hrûngnir. Seine Schweſter Röſkva, die Raſche, iſt ihm zugeſellt als die unverdroſſene Rüſtigkeit, womit jene Arbeit betrieben wird, und dieſelbe Bedeutung hat es, wenn Thiâlfi der fußrüſtigſte (*fôthvatastr, Sn. Edd.* 50), flinkeſte, aller Menſchen genannt wird. Die Lähmung und das Straucheln des Bockes auf dem Wege nach und aus jötuniſchen Gebieten bezeichnet Hinderniſſe, worauf Thôrs Wirkſamkeit in ſolcher Nähe ſtößt. Für dieſe Hemmung werden ihm Thiâlfi und Röſkva zum Erſatz und damit entwickelt ſich vollſtändig der Gedanke vom nothwendigen Zuſammenwirken göttlicher und menſchlicher Thätigkeit zur Urbarmachung der Erde. Ohne daß der Gott vorgearbeitet, kann Menſchenarbeit nichts fruchten, das war im Kampfe mit Hrûngnir dargeſtellt; aber da, wo das Wirken des Gottes aufhört, muß die menſchliche Anſtrengung ergänzend eingreifen, werden Thiâlfi und Röſkva zu Thôrs Gefolge berufen.

Nimmt man an, daß der Hindeutung des Eddaliedes in der Hauptſache der gleiche Mythus vorgelegen, welchen die j. Edda ausführlich erzählt, ſo muß es auch geſtattet ſeyn, dieſe Erzählung in einzelnen Zügen aus dem älteren Liede zu ergänzen und zu erläutern. Nach dem Liede war der trugkundige Loki Anſtifter des Schadens, hier gewiß wie anderwärts durch hinterliſtigen Rath, und zwar indem er die Zerbrechung des Knochens anrieth, wodurch Thôrs Fahrt gehemmt wird. So erhält Lokis Mitanweſenheit im Hauſe des Bauers Bedeutung, während ſie in der j. Edda müßig iſt. Der Bauer (*Sn. Edd. büi, büandi*) wird im Liede genauer als Bewohner des Steinichts (*hraunbüi*) bezeichnet. Es handelt ſich vom Anbau eines ſteinigen Geländes; der Bauer iſt mit den Seinigen zu Thôrs Tiſche geladen, aber ſie wollen allzu leichten Kaufes zum Marke kommen. So erlahmt Thôrs Geſpann, der Bauer muß nun ſelbſt herhalten, er muß ſeine Kinder Thiâlfi und Röſkva, ſeine eigene angeſtrengte Arbeit, in Thôrs Dienſt geben.

Die Wiederbelebung der am Abend bis auf die Knochen verzehrten Böcke mittelſt des weihenden Hammers in der Frühe drückt aus, wie die den Winter über aufgezehrte Nahrung durch Thôrs ſegnende Macht ſich jährlich wiederherſtelle. Der hier ſinnbildlich angewandten Vorſtellung, daß die aufbewahrten Knochen wieder belebt werden können, begegnet man in Sagen und abergläubiſchen Gebräuchen verſchiedener Völker.

Thiâlfi wird im Zuſammenhange weiterer Mythen von Thôr, als Begleiter des Gottes, die bisherige Darſtellung ſeines Weſens bewähren. Hier iſt noch eine Sage beizubringen, die ihn und ein von ihm abſtammendes Geſchlecht beſonders angeht.

Hinter dem alten Rechtsbuche der Inſel Gotland wird über die erſte Auffindung und Bebauung derſelben Nachſtehendes berichtet (Gutalag, herausg. von Schildener, Greifsw. 1818. S. 106 f.):

> Gutland fand zuerſt der Mann, welcher Thielvar hieß. Damals war Gutland ſo lichtlos, daß es Tags unterſank und Nachts oben war. Der Mann aber brachte zuerſt Feuer auf das Land und ſeitdem ſank es nicht wieder. Thielvar hatte einen Sohn, der Hafdi hieß, Hafdis Weib aber hieß Hvitaſtierna. Dieſe zwei wohnten zuerſt auf Gutland. Die erſte Nacht, die ſie zuſammen ſchliefen, träumte ihr, als wenn drei Schlangen in ihrem Schoße zuſammengeſchlungen wären und daraus hervorkröchen. Hafdi deutete dieſen Traum ſo: „Alles iſt mit Ringen gebunden, Bauland wird dieß werden und wir werden drei Söhne haben.“ Den noch ungeborenen gab er Namen: Guti ſoll Gutland haben, Graipr ſoll der zweite heißen und Gunfiaun der dritte. Dieſe theilten hernach Gutland in drei Theile, ſo daß Graipr das nördlichſte Drittheil erhielt, Guti das mittlere und Gunfiaun das ſüdlichſte. Von dieſen Dreien mehrte ſich nachmals das Volk in Gutland.

Thielvar, Thialvar (ſo war das Wort als Eigenname auf einem Runenſtein in Oſtgotland zu leſen), iſt, nur in andrer Ableitungsform, gleichbedeutend mit Thiâlfi (Lex. myth. 607 sq.). Thôrs Diener erſcheint hier als erſter Bearbeiter des beſtimmten Inſellandes. Der Name Thorsborg, wie eine hohe Felsgegend daſelbſt hieß (Gutal. 107. 260), weiſt auch auf die Verehrung des Gebieters hin; auch von Thôr erhielten ſich dort Sagen, wie noch weitere von Thialfar[24]. Das Feuer, welches Thielvar zuerſt nach Gotland bringt, iſt Bedingung und Sinnbild menſchlicher Beſitznahme und Anſiedlung; mit dieſer wird das Land den nächtlichen, jötuniſchen Gewalten entriſſen. Es iſt als alter Rechtsgebrauch, beſonders an nordiſchen Beiſpielen, nachgewieſen, von herrenloſem Lande ſowohl, als erkauften Grundſtücken, mittelſt angezündeten Feuers Beſitz zu ergreifen (D. Rechtsalth. 194 f. 941. Lex. myth. 541); damit hatte man ſich das neue Grundeigenthum geheiligt (*helgat*). In Thielvars Geſchlechte ſind, wie in ſo mancher ähnlichen Sage, Ortsbenennungen auf erſt aus ihnen gebildete Perſonennamen zurückgeführt. Guti beſitzt Gutland gerade ſo, wie Nor von Norwegen Beſitz nahm. Auch von einigen der andern Namen ſind Zeugniſſe örtlicher Beziehung übrig, z. B. in den Ortsnamen Thialvars, Hvitaſtierna, weißer Stern (Gutal. 260). Die Dreitheilung der Inſel in Nord-, Süd- und Mitteltheil zeigt ſich als eine altbeſtandene (ebd. XLI. 111. 113). Der Traum Hafdis von den drei Schlangen bezieht ſich eben darauf und wird auch ſo von ihm ausgelegt. Wenn er ſagt: „Alles iſt mit Ringen gebunden, Bauland wird dieß werden;“ ſo kann unter dieſen Ringen entweder die mit dem Anbau überhaupt verbundene Abgrenzung und Umzäunung oder insbeſondre die ringförmige, mit heiligen Bändern (*vebönd*) gezogene Einhegung der Dingſtätten des dreigetheilten Landes verſtanden ſeyn (vgl. D. Rechtsalth. 809 f.). Der Sinn der ganzen Genealogie iſt, wie der erſten Anſiedlung die allmälige Ausbreitung über die verſchiedenen Bezirke der Inſel folgte[25].

---

[24] Lex. myth. 608*. 661. unter Beziehung auf Strelows Guthiland. Cron. (Kiobh. 1633).

Die Beſitznahme von dem noch unbewohnten Eilande mittelſt des eingebrachten Feuers findet ihr Entſprechendes in einem zuvor aus der Saga von Thôrſtein Wikingsſohn angeführten Mythus des forniot'ſchen Kreiſes. Zwei Jarle, Weſeti und Wifil, entführen die Töchter des Königs Hâlogi, um welche ſie vergeblich geworben, und laſſen ſich mit ihnen auf fernen Eilanden nieder, der erſtere mit Eyſa auf Bornholm (*Borgundarhólmr*), der letztere mit Eimyria auf Vifilsey (*Fornald.* S. II, 384 f.). Wenn die Eltern, Hålogi und Glöd, Hochlohe und Glut, noch ganz dem ungebundenen Geſchlechte Forniots angehören, ſo treten ihre ſanfteren Töchter, deren beider Namen Aſche, Glutaſche, bedeuten, in Gemeinſchaft mit der Menſchenwelt. Wie Thiälfi das erſte Feuer nach Gotland bringt, ſo führen Veſeti und Vifil nach andern Inſeln des Belts den Keim der heiligenden Flamme, des friedlichen Heerdfeuers; Veſeti iſt wörtlich der Stifter heiliger Stätten, Vifil * der Freier, Weibnehmer, in deſſen neubegründetem Hausweſen zur Einweihung das erſte Feuer aufgemacht wird (vgl. D. Rechtsalth. 195. Lex. myth. 540 *). Vielleicht iſt es auch noch als Ueberreſt ſinnbildlicher Darſtellung zu betrachten, wenn im Verfolge der Saga Vifil und ſeine Hausfrau Eimyria, beide gealtert, am eingeſunkenen Heerdfeuer, das nur dämmernde Helle gibt, Abends beiſammenſitzen (*Fornald.* S. II, 388).

---

[25] Nach §. 11 der Erzählung (Gutal. 111 f.) gieng ebenſo der kirchliche Anbau des Landes von den drei Kirchen aus, deren je eine in jedem Drittheil der Inſel erbaut war, und es ſcheint, daß dieſe älteſten Kirchen an vormaligen Dingſtätten gegründet wurden (ebd. 264).

Mehr in geſchichtlichem Lichte ſtehen die Anſiedlungen auf der Hauptinſel Island. Doch hat das Buch, welches eigens davon handelt (*Islands Landnámabók*, Havn. 1774), Züge verzeichnet, die mit dem bisher Ausgeführten wohl zuſammenſtimmen. Einer der dortigen Anſiedler, Thörkell, führt den Beinamen

---

26 Vifill, analog mit bidill, m. procus; vgl. Lex. isl. s. v. vifkandi.

Thiâlfi (*Landn.* 350). Ein beſondrer Verehrer Thôrs, Thôrôlf Moſtrarſkegg, wirft bei der Anfahrt gegen Island die aus Norwegen mitgenommenen Pfeiler des Ehrenſitzes, auf welchen Thôrs Bildniß ausgeſchnitzt iſt[27], über Bord, damit Thôr da an das Land komme, wo er wolle, daß der Einwandrer ſich anbaue; dabei gelobt Thôrôlf, allen Landbeſitz, den er einnehmen würde, dem Thôr zu heiligen und nach demſelben zu benennen. Er nennt dann auch ſein Landgebiet Thôrsnes, ſtiftet dem Thôr ein Gotteshaus und gründet da, wo Thôr an den Strand getrieben, eine heilige Dingſtätte (ebd. 92 f. vgl. 134). Eine andre Saga (*Eyrbygg.* 8) meldet noch weiter, daß Thôrôlf vor Unternehmung der Fahrt ſeinen lieben Freund (*âstvin sinn,* vgl. *Egils S.* 616) Thôr befragt, und als Dieſer ſolche angerathen, das meiſte Holzwerk von Thôrs Tempel mitgenommen habe, ſammt der Erde unter dem Geſtelle, worauf Thôr geſeſſen. Wer ſo die geweihten Pfeiler oder das heimiſche Gotteshaus im neuen Beſitzthum wieder aufſtellte, der konnte füglich Beſeti (sacra collocans) genannt werden[28a]. Das erſtangeführte Buch gibt mehrere Beiſpiele vom Auswerfen der Hochſitzſäulen zur Leitung der Ankömmlinge, ſowie von der Beſitznahme durch Feuer. Aber auch das kommt darin vor, daß der Anfahrende jenes Auswerfen der Pfeiler für unzuverläßig hält und lieber zu Thôr ſelbſt fleht, um durch die Richtung, die Dieſer dem Schiffe geben ſoll, an die rechte Stelle gewieſen zu werden (*Landn.* 210. 211. vgl. 229)[28 b]. Daß Thôr ſchon das Stammland Norwegen, durch Bezwingung der Rieſenweiber, den Einwanderern baulich gemacht, iſt bei den Mythen von Forniot gezeigt worden. Ueberall bricht er ſeinem Diener Thiâlfi die Bahn und wo Dieſer auch für ſich erſcheint, iſt doch Thôr im Hintergrunde zu denken.

---

[27] Man findet es auch am Vordertheile des Schiffes. Fornm. S. II, 324.

[28a] Vgl. Eyrbygg. 10: „hann setti bú." Fornm. S. III, 216: „setti bú." Nicht unbedeutſam heißt ein Sohn Beſetis: Búi (Fornald. S. II, 585), Bewohner, Anwohner.

5. Skrŷmir.

Die j. Edda fährt fort (50—61):

Nachdem Thôr die Kinder des Bauers zur Sühne empfangen, läßt er die Böcke dort zurück und zieht mit Loki, Thiâlfi und Röſkva oſtwärts nach Jötunheim und zum tiefen Meer, über das ſie fahren. Als ſie an das Land geſtiegen und eine kleine Weile gegangen, zeigt ſich vor ihnen ein großer Wald, durch den ſie den ganzen Tag über

---

[28 b] Ausführlicher, doch in andrer Anſicht, vom Weſen Thôrs, handelt von dieſen Orakeln und Tem[illegible]lgründungen Leo: Ueber das Leben in Island ꝛc. in Raumers hiſtor. Taſchenb. 1835. S. 382 ff. 435 ff.

wandern. Thiálfi, aller Männer fußrüſtigſter, trägt Thôrs Taſche, aber Speiſevorrath iſt nicht leicht zu erlangen. Ihr Nachtlager nehmen ſie in einem großen Hauſe, deſſen Thür gleichbreit mit dem Hauſe ſelbſt iſt. Um Mitternacht entſteht großes Erdbeben, der Boden unter ihnen ſchüttert und das Haus erbebt. Sie flüchten ſich in einen Anbau, den ſie zur rechten Hand am Hauſe finden. Thôr ſetzt ſich in die Thür, die Andern ſind innerhalb und fürchten ſich. Er aber hält den Hammerſchaft und gedenkt ſich zu wehren. Da hören ſie großes Gebraus und Geräuſch. Bei Tagesanbruch geht Thôr hinaus und ſieht nicht weit von ſich im Walde einen großen, ſchlafenden Mann liegen, der gewaltig ſchnarcht. Da merkt er, wie es in der Nacht ſich verhalten. Er umſpannt ſich mit den Stärkegürteln und ihm erwächſt Âſenſtärke. Indem erwacht der Mann und ſteht haſtig auf. Da wagt Thôr, das eine Mal, nicht mit dem Hammer nach ihm zu ſchlagen und fragt ihn nach dem Namen. Jener nennt ſich Skrŷmir. „Dich — ſagt er — brauch' ich nicht um den Namen zu fragen, ich weiß, daß du Âſathôr biſt; aber wohin haſt du meinen Handſchuh geſchleppt?" Damit ſtreckt Skrŷmir den Arm aus und hebt ſeinen Handſchuh auf. Thôr ſieht nun, daß er denſelben dieſe Nacht zur Herberge gehabt, das

Nebenhaus aber war der Däumling des Handſchuhs. Skrymir bietet ſich ihm zum Reiſegenoſſen an, auch ſchlägt er vor, ihren Speiſevorrath zuſammenzulegen. Nachdem Thòr eingewilligt, bindet Skrymir Alles in einen Bündel, den er auf ſeinen Rücken nimmt. Er geht den Tag über mit großen Schritten voran, die Nachtherberge ſucht er unter einer großen Eiche. Hier heißt er ſie den Speiſebündel nehmen und ſich ein Nachteſſen bereiten. Er ſelbſt legt ſich ſchlafen und ſchnarcht mächtig. Thòr aber, was unglaublich ſcheint, iſt nicht im Stande, die Riemen des Bündels aufzuknoten. Darüber wird er zornig, faßt Miölnir mit beiden Händen, ſetzt den einen Fuß gegen Skrymir vor und ſchlägt ihn auf's Haupt. Skrymir erwacht und fragt: ob ihm ein Blatt auf den Kopf gefallen ſey? Um Mitternacht, als Skrymir wieder ſchnarcht, daß es im Walde donnert, wiederholt Thòr den Schlag mitten auf Skrymirs Wirbel, ſo daß das Hammerende tief in den Kopf dringt. Da erwacht Skrymir und fragt: „Fiel mir eine Eichel auf den Kopf?“ Zum drittenmal, kurz vor Tagesanbruch, ſchwingt Thòr den Hammer mit aller Kraft auf Skrymirs Schläfe; bis zum Schafte dringt der Hammer ein. Skrymir aber erhebt ſich, ſtreicht ſich die Wange und ſpricht: „Sitzen Vögel auf dem Baume über mir? mir kam vor, da ich erwachte, als fiele mir Moos von den Aeſten auf den Kopf. Wachſt du, Thôr? Zeit wird nun ſeyn, aufzuſtehen und ſich anzukleiden. Nicht weit habt ihr mehr zu der Burg, die Ùtgard heißt. Ich hörte, daß ihr unter euch rauntet, ich ſey kein kleingewachſener Mann, aber dort werdet ihr größere Männer ſehen. Nun will ich euch heilſamen Rath geben: überhebt euch nicht zu ſehr, nicht werden Ùtgardslokis Hofmänner von ſolchen Burſchen ſtolze Worte dulden; beſſer würdet ihr gar umkehren. Wollt ihr aber weiter reiſen, ſo ziehet oſtwärts, mein Weg geht nun nordwärts nach dieſen Bergen, die ihr jetzt werdet ſehen können.“ Da wirft Skrýmir den Speiſebündel auf ſeinen Rücken und wendet ſich quer hinweg von ihnen in den Wald, und nicht iſt gemeldet, daß die Âſen ihm Glück auf den Weg wünſchten. Thôr wandert mit ſeinen Gefährten bis Mittags; da ſehen ſie auf dem Feld eine Burg ſtehen, über die ſie nur mit zurückgebogenem Nacken wegſchauen können. Sie gehen zum Thore, vor dem ein verſchloſſenes Gatter iſt. Thôr vermag nicht es zu öffnen, darum kriechen ſie zwiſchen den Latten hinein. Sie gehen in eine große, offene Halle, wo ſie auf zwei Bänken viele, meiſt hochgewachſene Männer ſehen. Sofort kommen ſie vor den König Ùtgardsloki und grüßen ihn;

er aber blickt ſie verächtlich an und fragt, höhniſch lächelnd, ob der kleine Burſch da Ökuthór ſey? Weiter fragt er, welcher Künſte oder Fertigkeiten ſie kundig ſeyen? Loki, der zuhinderſt gieng, rühmt ſich, daß Keiner hier innen ſey, der ſeine Speiſe hurtiger aufeſſen könne, als er. Ùtgardsloki läßt Dieß für eine Kunſt gelten und heißt den Logi von der Bank vortreten, um ſich gegen Loki zu verſuchen. Es wird ein Trog auf den Eſtrich der Halle gebracht und mit Fleiſch gefüllt. Loki ſetzt ſich an ein Ende, Logi an das andre, und ſie eſſen auf das Hurtigſte, bis ſie ſich mitten im Troge begegnen. Da hat Loki alles Fleiſch von den Knochen abgegeſſen, Logi aber hat Fleiſch und Knochen zuſammt dem Troge verzehrt und es bedünkt nun Alle, daß Loki das Spiel verloren habe. Nach Dieſem wird außen auf ebenem Felde ein Wettlauf zwiſchen den jungen Geſellen Thiálfi und Hugi, einem Diener Ùtgardslokis, veranſtaltet. Beim erſten Lauf iſt Hugi ſo ſehr voran, daß er am Ende der Bahn ſich umwendet, dem Thiálfi entgegen. Gleichwohl geſteht Ùtgardsloki, daß noch kein Raſchfüßigerer hieher gekommen. Sie beginnen den zweiten Lauf und als Hugi am Ende der Bahn ſich umwendet, iſt er einen guten Pfeilſchuß von Thiálfi. Im dritten Laufe hat Dieſer noch nicht die Mitte der Bahn erreicht, als Hugi ſich am Ende derſelben umwendet. Nun fragt Ùtgardsloki nach den Künſten Thôrs, von deſſen Thaten ſo große Sagen gehen. Thôr ſagt, er wolle am liebſten ſich mit Jedem im Trinken meſſen. Ùtgardsloki ruft ſeinen Schenken und heißt ihn das Horn bringen, woraus die Hofleute zu trinken pflegen. „Aus dieſem Horne — ſpricht er — ſcheint uns wohl getrunken, wenn es auf einen Trunk leer wird, Einige trinken es auf den zweiten aus, Keiner aber iſt ein ſo ſchwacher Trinker, der es nicht auf drei leerte.“ Thôr beſchaut ſich das Horn und es erſcheint ihm nicht zu groß; wohl iſt es ziemlich lang, er aber iſt ſehr durſtig. Er hebt an zu trinken und ſchlingt gewaltig, als er aber nachſieht, wieviel ausgetrunken ſey, ſcheint ihm faſt ſoviel im Horne zu ſeyn als vorher. Thôr ſetzt zum zweitenmal an, um einen größern Trunk zu thun, aber noch immer will die Spitze des Hornes nicht genugſam hinauf und als er es vom Munde nimmt, ſcheint weniger abgegangen als auf's erſtemal. Doch kann man jetzt das Horn tragen ohne zu verſchütten. Zornig über Ùtgardslokis Spottreden, trinkt Thôr nochmals ſo ſtark und lang als möglich und nun iſt mehr als zuvor ein Abgang bemerklich. Da gibt er das Horn zurück und will nicht mehr trinken. Doch iſt er bereit, noch ein Spiel zu verſuchen.

Da ſpricht Ûtgardsloki: „Junge Burſche pflegen hier, was wenig heißen will, meine Katze von der Erde aufzuheben; nicht wagt' ich Solches dem Âſathôr vorzuſchlagen, hätt' ich nicht zuvor geſehen, daß du viel weniger vermagſt, als ich dachte." Alsbald kommt eine graue, ziemlich große Katze gelaufen; Thôr faßt ſie mit der Hand mitten unterm Bauche, die Katze krümmt den Rücken und als Thôr ſoweit aufhebt als er vermag, lüpft ſie einen Fuß, weiter bringt Thôr dieſes Spiel nicht. Ûtgardsloki ſpricht: „Das Spiel lief ſo ab, wie ich mich deß verſehen; die Katze iſt ziemlich groß, Thôr aber iſt kurz und klein neben den anſehnlichen Männern, die hier bei mir ſind." Hierauf Thôr: „So klein ihr mich nennt, ſo komme nun Jeder her und ringe mit mir! jetzt bin ich zornig." Ûtgardsloki ſieht ſich nach der Bank um und antwortet: „Keinen ſeh' ich hier innen, den es nicht eine Kleinigkeit bedünkte, mit dir zu ringen. Aber ruft mir gleich die Alte her, meine Amme Elli, mit ihr ringe Thôr, wenn er will! ſie hat ſchon Männer niedergeworfen, die mir nicht ſchwächer vorkamen denn Thôr." Thôr muß nun mit dem alten Weibe ringen, aber je mehr er ſich anſtrengt, um ſo feſter ſteht ſie; zuletzt ſchlägt ſie ihm ein Bein unter, er ſchwankt und fällt auf das eine Knie. Da heißt Ûtgardsloki aufhören, bewirthet die Gäſte wohl und begleitet ſie am Morgen zur Burg hinaus. Beim Abſchied aber fragt er: wie Thôr mit ſeiner Reiſe zufrieden ſey, oder ob er einen Mächtigern, als er ſelbſt, getroffen habe? Thôr geſteht, daß er nicht ehrenvoll beſtanden und übel zufrieden ſey. Da ſpricht Ùtgardsloki: „Nun du wieder aus der Burg biſt, will ich dir die Wahrheit ſagen, daß, wenn ich lebe und Macht habe, du niemals wieder hereinkommen ſolleſt; auch wär' es nimmer geſchehen, wenn ich vorher gewußt hätte, daß du ſo große Kraft beſitzeſt, womit du uns nahezu in großes Unglück gebracht hätteſt. Aber ich habe dir Blendungen vorgemacht. Gleich als ich euch im Walde traf und du den Speiſebündel löſen ſollteſt, da hatte ich ihn mit Eiſendrath zugebunden und du fandeſt nicht, wo du ihn öffnen ſollteſt. Hernach führteſt du auf mich mit dem Hammer drei Schläge, wovon der erſte der geringſte und doch ſo ſtark war, daß er mein Tod geworden wäre, wenn er getroffen hätte; aber du haſt bei meiner Halle einen Felsſtock und oben darinne drei viereckige Thäler geſehen, deren eines beſonders tief iſt, das ſind deine Hammerſpuren; den Felsſtock hielt ich vor den Schlag, du aber ſaheſt es nicht. So war es auch mit den Spielen, worin ihr euch mit meinen Hofleuten maßet. Loki war ſehr hungrig und aß haſtig, aber der, welcher **Logi** hieß, war **Wildfeuer** (*villieldr*, Blitz[29]) und verbrannte das Fleiſch und den Trog zugleich. Als ſodann Thiälfi im Laufe mit Dem ſtritt, welcher **Hugi** hieß, das war mein **Gedanke** (*hugi minn*) und nicht war zu erwarten, daß Thiälfi es mit deſſen Geſchwindigkeit aufnehmen könne. Als aber du aus dem Horne trankſt und es dir langſam abzunehmen ſchien, da geſchah was ich nicht für möglich gehalten hätte; das andre Ende des Hornes war außen im Meere, was du nicht ſaheſt, wenn du aber jetzt zum Meere kommſt, ſo wirſt du ſehen können, welchen Abmangel du darein getrunken haſt; das nennt man jetzt **Ebbe**. Als du hernach die Katze lüpfteſt und ihr einen Fuß von der Erde hebſt, da erſchracken Alle, die es ſahen; dieſe Katze war die **Midgardsſchlange**, die um alle Lande liegt, und kaum war dieſelbe lang genug, daß Schweif und Haupt die Erde berührten, denn ſo hoch ſtreckteſt du den Arm auf, daß nicht weit zum Himmel war. Ein groß Wunder war es auch um den Ringkampf, den du mit **Elli** rangſt, indem Keiner ward noch werden wird, den nicht, wenn er ſo bejahrt iſt, daß **Elli** ihn erreicht, das **Alter** (*elli*, f. senectus) zu

---

[29] Vgl. Schmeller, Bayr. Wörterb. 1, 555: Wildfeur.

Falle brächte. Nun müſſen wir uns trennen und es wird beiderſeits beſſer ſeyn, wenn ihr nicht öfter mich zu beſuchen kommt, auch werd' ich ein andermal meine Burg mit ſolchen oder andern Täuſchungen ſchirmen, daß ihr keine Macht über mich erlanget." Als Thôr dieſe Rede gehört, will er den Hammer verſchwingen, aber nirgends mehr ſieht er Ûtgardsloki. Er wendet ſich zurück nach der Burg, ſie zu brechen, da ſieht er weite und ſchöne Grasfelder, aber keine Burg. Hierauf kehrt er um und zieht ſeines Weges bis er wieder nach Thrûdvâng kommt.

In zwei Eddaliedern (*Harb.* 26. *Aeg.* 60) muß Thôr den Vorwurf hören, daß er ſich in den Handſchuh des Rieſen oder in des Handſchuhs Däumling furchtſam verkrochen. In einem dieſer Lieder (*Aeg.* 62) wird ihm noch beſonders vorgerückt: „Scharf bedünkten dich Skrŷmirs Riemen und nicht vermochteſt du damals zur Reiſekoſt zu gelangen und wurdeſt bei geſundem Leibe von Hunger verzehrt." Der Name Ûtgardsloki kommt nicht in den Liedern vor, ebenſo wenig eine Anſpielung auf die übrigen Abenteuer in Ûtgard. In der j. Edda ſelbſt iſt kein andrer Mythus in ſolcher Breite ausgeführt, wie dieſer, ſo daß er zwar nicht in den Grundzügen, doch in Einzelheiten der Ausführung ſpäteres Gepräge trägt. Weit mehr noch iſt Letzteres der Fall mit der Erzählung

Saxos (VIII, 164—166) von einer Seefahrt, welche **Thorkill** auf Befehl des Dänenkönigs Germ zum **Ůtgardsloki** (Ugarthilocus, cf. IX, 175: Utgarthia) unternimmt. Er findet denſelben in entlegenem Lande, wo ewige Nacht herrſcht, tief in einer Höhle an Händen und Füßen mit ungeheuren Ketten belaſtet, was eine augenſcheinliche Verwechslung mit dem von den Göttern gefeſſelten Åſaloki iſt (*Müller, crit. undersög.* 145). Saxo ſucht auch hier den Mythen, die er ſelbſt ſchon in ſehr getrübter Geſtalt empfangen haben mochte, hiſtoriſchen Anhalt zu geben.

Den Gegenſatz zu **Åsgard** und **Midgard**, den von Göttern und Menſchen bewohnten Gebieten, bildet in den Eddaliedern **Jötunheim**, die Rieſenwelt. Sie liegt von jenen aus oſtwärts, nach welcher Seite den Norwegern die rauhe Gebirgskette lag. Dorthin gehen Thôrs Oſtfahrten, um Jötune zu ſchlagen, wovon ſo häufig die Rede iſt (*Aeg.* 60. *Harb.* 23. vgl. *Thrym.* 4. 10. *Grimn.* 41). Auch im vorliegenden Mythus zieht er oſtwärts nach Jötunheim, über das tiefe Meer und durch großen Wald, zu der Rieſenburg **Ůtgard** (*Ůtgardhr*, in Zuſammenſetzung Pluralform), deren Name noch ſchärfer die Lage **auſſerhalb** jener beiden Gebiete[50] und damit den Sinn der ganzen Sage ausſpricht. Dieſe zeigt den Âſen und den Menſchen, Thôr und Thiâlfi, jenſeits der Grenze, die ihrer Macht und Anſtrengung gezogen iſt (*Müller*, a. a. O. 142 f.), und auf dem Boden, wo das Jötunengeſchlecht ſich in ſeinem Rechte befindet. Der Name des Rieſenkönigs, Ûtgardsloki (*Ûtgardhaloki*), bezeichnet weiter dieſes Verhältniß. Loki (der Endiger) in Ûtgard ſteckt der bildenden Âſenmacht in ihrer räumlichen Ausdehnung ein Ziel. Er kann aber zugleich auch als Âſaloki gegenwärtig ſeyn, als gewöhnlicher Gefährte der Âſen, wo es gilt, ſie nach Zeit oder Raum dem Ende ihrer Macht entgegenzuführen. Uebrigens kennt die Liederedda nur den Namen Skrýmir, Poſſentreiber, Praler[51], wie auch in der proſaiſchen Erzählung, bei der Begegnung im Walde, der Rieſe ſich nennt. Zwar betreffen die Anſpielungen in den Liedern eben nur dieſen Theil der Fabel, aber auch die nachfolgenden Wettkämpfe in Ûtgard ſind voll ähnlicher Vorſpieglungen und Blendungen, wie ſie ſchon im Walde vorkamen, und jener Name kann daher mit gleichem Recht auch auf die ſpäteren Abenteuer bezogen werden. Nachdem Thôr ſeine Machtgrenze überſchritten hat, iſt er in fortwährenden Täuſchungen über das Maß ſeiner Kräfte befangen.

---

[50] Vgl. Sax. VIII, 164: „extramundani climatis.“

---

[51] Lex. isl. s. v. skrum, skruma, skrýmnir.

Dieſer Mythus iſt ein Gegenſtück zu Thôrs ſiegreichen Kampffahrten überhaupt und dann insbeſondre zu ſeinem Kampfe mit Hrûngnir. An der Ländergrenze, bei den Steingehegen, konnte Thôr des Steinrieſen und Thiâlfi des Lehmjötuns mächtig werden, aber weiter hinaus, nach Ûtgard, iſt all ihr Kraftaufwand vergeblich. Schon am Anfang ihrer Fahrt, beim Bewohner des Steinichts, wird Thôrs Bock hinkend. Zwar ſchließen ſich dafür Thiâlfi und Röſkva ihm an, womit der Bezug auch dieſer Fabel auf die Urbarmachung der Erde genügend angezeigt iſt; allein der Weg führt durch weiten Wald, wo der Speiſevorrath aufhört. Der Rieſenhandſchuh, darin ſie übernachteten, iſt eine Steinkluft mit ihrer Nebenhöhle. Der Rieſe ſelbſt, von deſſen Schnarchen es im Walde donnert, iſt das ſturmſchnaubende Felsgebirg. Vergeblich gürtet ſich Thôr zu gewaltigen Hammerſchlägen; werden auch nachmals die Spuren des Hammers als Vertiefungen im Felsſtocke ſichtbar, der Rieſe ſelbſt bleibt unangetaſtet und hält den Speiſeſack feſt zugeſchnürt; Thôr kann hier wohl Felſen kerben, aber nimmermehr nährende Frucht dem Steingrunde abringen. Die Wettkämpfe in Ûtgard ſcheinen zwar den Mythus über den nächſten Bezug auf die verſuchte Bezwingung des Steinreichs hinauszuſpielen, anderartige mythiſch-allegoriſche Weſen, Logi, die Flamme, Hugi, der Gedanke, Elli, das Alter, kommen auf die Bahn, das Meer wird zur Ebbe getrunken und die erdumgürtende Schlange gelüpft. Allein eben dieſe bunte Miſchung verräth, daß die aufgezählten Weſen hier keine ſelbſtändige Geltung haben, daß hier keine Deutung im Beſondern zu verſuchen, ſondern nur die allgemeine anwendbar ſey, wonach alles Einzelne im gemeinſamen Ausdrucke der Unmöglichkeit zuſammentrifft. So wenig die verzehrende Gewalt des Wildfeuers überboten, die Schnelligkeit des Gedankens überflügelt, dem niederwerfenden Alter widerſtanden, das Meer ausgetrunken, die Migardsſchlange dem Ocean enthoben werden kann, ſo wenig wird Ùtgard vom Gott in der Zeit und dem Menſchen in ſeinem Gefolge gänzlich bezwungen werden. Lokis allmäliges Zehren, Thiälfis Raſchheit, Thôrs Àſenſtärke ſelbſt, die das Ungeheure vollbringt, aber doch zuletzt ihre Grenze findet, ſind mit ihren Gegenſätzen hier Bild im Bilde, mythiſcher Ausdruck im Mythus, und ſo ſind die Blendungen, welchen die Helden unterliegen, auch auf die Darſtellung übergegangen. Ùtgardsloki bemüht ſich am Ende noch ſelbſt, die Täuſchung durch ſeine planen Erklärungen aufzuheben, welche freilich nur dem proſaiſchen Nacherzähler beizumeſſen ſind, während im Mythenliede, wenn ein ſolches auch hiebei zu Grunde lag, die Löſung wie gewöhnlich dem Hörer überlaſſen blieb.

6. Sif.

Eine der vielen Benennungen des Geldes in der Skaldenſprache war: **Sifs Haar** (*haddr Sifiar*[52]). Der Grund derſelben wird ſo angegeben (*Sn. Edd.* 130—132):

> Loki, Laufeys Sohn, hatte trügeriſcher Weiſe Sifs Haar alles abgeſchoren. Als Thôr, ihr Gatte, deſſen gewahr wird, ergreift er Loki und würde ihm alle Knochen zerſchlagen haben, wenn er nicht geſchworen hätte, von den Schwarzälfen zu erlangen, daß ſie aus Golde der Sif ein Haar machen, das wie natürliches wachſe. Hierauf begibt ſich Loki zu den Zwergen, die Ivaldis Söhne heißen, und dieſe machen das Frauenhaar. Loki bringt es dem Thôr und daſſelbe wächst feſt, ſobald es auf Sifs Haupt kommt.

Dieſer Mythus iſt der einzige, in welchem Thôrs Gattin beſtimmter in das Bild tritt. Er läßt aber auch über ihr Weſen kaum einen Zweifel übrig. **Sif**, die ſchönhaarige Göttin (*Sn. Edd.* 119), iſt das Getreidefeld, deſſen goldener Schmuck im Spätſommer abgeſchnitten, dann aber von unſichtbar wirkenden Erdgeiſtern wieder neu gewoben wird. Damit ſtimmen auch die anderwärtigen Erwähnungen dieſer Göttin überein.

---

[52] Haddr, m. bedeutet nach Sn. Edd. 205: Frauenhaar, doch iſt zweifelhaft, ob eigentlich oder nicht, indem das Wort an einigen Stellen auch für Haartuch, Haarſchleier gebraucht ſeyn kann; vgl. Sæm. Edd. 217a. 267b. Kormaks S. 26. Ueber den Ausdruck: „sem annat hár" (Sn. Edd. 132) ſ. J. **Grimm**, Reinhart Fuchs (Berl. 1834) CCLVII.

Das Wurzelwort Sif, ſonſt noch in mehrfachen Ableitungen und Zuſammenſetzungen vorhanden, bedeutet Sippe, Verwandtſchaft; wohl geeignet für die größte aller Sippſchaften, das zahllos wuchernde Geſchlecht von Halmen, Aehren, Körnern. Sif iſt mit Thôr vermählt, dem göttlichen Freund und Beſchützer des Feldbaus. Als der Steinrieſe Hrûngnir ſie zu rauben droht (*Sn. Edd.* 107), da wird Thôr der Rächer dieſer Pralerei. Unter den vielen Namen Jörds, der Erde, wird in den Denkverſen (*Sn. Edd.* 220) auch Sif aufgezählt. Die Möglichkeit dieſes Gebrauchs in der Dichterſprache dient obiger Deutung zur Gewähr. Das Getreidefeld, als eine beſondre Geſtaltung der Erde, konnte im rechten Zuſammenhange ſynonym mit dieſer gebraucht werden; darum beſteht aber nicht minder der Unterſchied des Allgemeinen und Beſondern, Sif iſt Thôrs Gattin, Jörd ſeine Mutter, und letztere heißt daher Sifs Schwieger (*Sn. Edd.* 123). Der ſchönen Haare wird Sif durch den Trug Lokis beraubt, der hier, ſeinem ganzen Charakter gemäß, die Neige des Sommers, die Reife des Feldſchmuckes für die Sichel, darſtellt. In einem der Eddalieder (*Aeg.* 54) rühmt ſich Loki, den Hlôrridi zum Hanrei gemacht zu haben, mag Dieß nun auf Umſtände des vorliegenden Mythus in einer vollſtändigern Geſtalt, oder auf eine anderweitige beſondre Fabel vom Ende des Sommers ſich beziehen. Den Schluß der Sommerzeit mit der Ernte bezeichnet es auch, daß der Wintergott Ullr ein Sohn Sifs, von ungenanntem Vater, und damit Thôrs Stiefſohn iſt (*Sn. Edd.* 105). Thôr zwingt Loki, von den Zwergen, den Söhnen Ivaldis (des innen Waltenden?), neues, goldenes Haar für Sif herbeizuſchaffen. Damit lenkt ſich die Betrachtung auf die Natur des Zwergvolks zurück, wie ſolche ſchon in der Geſchichte ſeines Urſprungs begründet iſt. Aus des Urrieſen Fleiſch und ſchwärzlichen Knochen, d. h. aus Erde und Geſtein erſchaffen, haben ſie fortwährend ihre Wohnung in der Erde und in Felſen, und dieſem Leben in der Finſterniß gemäß heißen ſie auch, nach der j. Edda, Schwarzälfe (*Sn. Edd.* 34. 130. 136). Sie ſind die unſichtbaren Naturkräfte, die im Erdenſchoße die leuchtenden Erze, das verführeriſche Gold und das gewaltige Eiſen, hegen und bereiten, deren Werk die wunderbar kunſtreichen Gewächſe ſind, die aus dem dunkeln Grunde hervorkommen. Sie ſind Schmiede, in deren verborgener Eſſe Geräthſchaften, Waffen, Schmuck der Götter und Göttinnen gefertigt werden[53].

[53] Lex. isl. I, 160: „dverga-smidi, n. fabrica affabre et artificiose elaborata." Vgl. Lex. myth. 53***, Faye, 21. Im Schwediſchen wird das kunſtreiche Gewebe der Spinne Zwergsnetz (dvergsnät) genannt, Ihre, Glossar. Sviogoth. (Upsal 1769) I, 573. II, 241.

Der Mythus von Sifs Haaren erweitert ſich zu einer größeren Erzählung vom Wettſtreit der Zwerge in Bereitung der trefflichſten Götterkleinode, unter denen dem Hammer Thôrs der Preis zuerkannt wird, nur daß der Schaft ziemlich kurz ausgefallen iſt (*Sn. Edd.* 132. vgl. Sax. III, 41), was ſich auf die Form der Donnerſteine zu beziehen ſcheint. Der Zwergname iſt allerdings auf manche Erſcheinungen und Verhältniſſe in der Natur ausgedehnt worden, in denen ſich, ohne daß ſie aus dem Innern der Erde hervorgehen, überhaupt ein ſtilleres Wirken, eine ſinnreiche, kunſtmäßige Einrichtung offenbart, als Verfertiger der Haare Sifs aber erweiſen ſich die Zwerge ganz in urſprünglicher Wirkſamkeit und vollbringen das Meiſterſtück der ſtillarbeitenden Erdkraft, das ſtaunenswerthe Goldgeſchmeid einer vollen Ernte. Der ſpätere isländiſche Sprachgebrauch hat den Mythus ſehr in das Enge gezogen, indem jetzt nur noch ein kleines, lichthaariges Kraut Sifs Haar (*haddr Sifar*, polytrichum aureum, Lex. myth. 691) genannt wird.

7. Alvîs.

Eddalied von Alvis (*Sæm. Edd.* 48—51):

Der Zwerg Alvis, der unter der Erde wohnt und unterm Stein Stätte hat, will eilig ſeine Braut, Thôrs Tochter, die ſchönglänzende, ſchneeweiße Jungfrau, heimholen. Vingthôr, dem Zwerge noch unerkannt, tritt entgegen und erklärt, daß ein Bleichnaſiger, der wohl heute Nacht bei Leichen geweſen, ein Thurſengleicher, nicht zur Braut geboren ſey. Alvis beruft ſich auf unverbrüchliche Verheißung. Thôr will dieſe doch aufheben, er allein, als Vater, habe über die junge Maid zu verfügen und nicht ſey er daheim geweſen, als die Verheißung geſchehen. Er nennt ſich auf die Frage des Zwerges und wiederholt, daß die Heirath ohne ſeine Zuſtimmung nicht zu Stande kommen werde. Der Zwerg hofft, dieſe doch zu erlangen, und Thôr willigt ein, wenn der weiſe Gaſt Alles, was er wiſſen wolle, aus jeder Welt zu ſagen vermöge. Alvis iſt bereit, die Probe zu beſtehen, denn alle neun Welten hat er durchfahren und der Weſen jedes kennen gelernt. In einer Reihe von Fragen und Antworten gibt nun Alvis Beſcheid, wie Erde, Himmel und Geſtirne, Wolken, Wind und Windſtille, Meer, Feuer, Baum, Nacht, Saat und Bier bei den verſchiedenen Weſenklaſſen, bei Menſchen, Âſen, Vanen, Jötunen, Âlfen, Zwergen, verſchieden benannt ſeyen. Am Schluſſe geſteht Thôr, daß er niemals mehr alte Kunden in einer Bruſt gefunden habe; doch überliſtet ſey der Zwerg, oberhalb der Erde von Tag und Sonnenſchein überfallen.

Die Eddalieder, welche Belehrung über einen größeren Umfang mythiſcher Gegenſtände zum Zwecke haben, gebrauchen als Rahmen hiezu irgend eine Handlung oder Situation, die wieder der Mythenwelt entnommen iſt und mit dem Inhalt nicht immer in näherem Zuſammenhange ſteht. Selbſt noch die manigfaltigen Erzählungen der proſaiſchen Edda ſind in ſolche Faſſungen eingereiht. Im Liede von Vafthrûdnir (*Sæm. Edd.* 31—38) muß ein Wettgeſpräch Odins mit dieſem Jötun, wobei es um das Haupt geht, zur Form der Belehrungen dienen, im vorliegenden Lied ein Frageſpiel Thôrs mit dem Zwerge Alvis, wobei es die Braut gilt. Wie dem Jötun das Beiwort der Allkluge (*alsvidhr*) gegeben wird, ſo führt der Zwerg den Namen Allkundig (*Alvis*); beide ſind in allen neun Welten bewandert (*Vafthr.* 43. *Alv.* 9), beider Wiſſen beſteht in alten Runen (*Vafthr.* 1. 42. 43. 55. *Alv.* 36), geheimen Kunden aus der Urwelt. Dieſe formelle Aehnlichkeit der beiden Lieder läßt annehmen, daß das unzweifelhaft jüngere von Alvis eine Nachahmung des älteren von Vafthrûdnir ſey. An die Stelle des mythologiſchen Inhalts iſt in jenem ein ſprachlichpoetiſcher getreten, zu deſſen Aufnahme ſich ein alter Mythus von Thôr und dem Zwerge darbot. Alvis, der ſich gleich dem Jötun der Erfahrenheit in allen neun Welten rühmt, erprobt ſolche als Bekanntſchaft mit der Sprache aller Weſenklaſſen. Uebrigens haben die Synonyme, die er aufzählt, nur geringen Theils eine anſchauliche Beziehung zu der eigenthümlichen Natur der Weſen, in deren Sprache ſie gehören ſollen. Einem Zwerge die allſeitige Sprachkenntniß beizulegen, war ein volksmäßiger Anlaß gegeben. Das beſondre Gebiet der Zwerge erſtreckt ſich über das Innere der Erde, Geſtein ſowohl als urbaren Grund. Vom Geſtein aber hallt aller Klang, aller Weſen Sprache wider und noch jetzt heißt in den nordiſchen Mundarten das Echo Zwergrede (*dvergmál*, Lex. isl. I, 160. *Ihre* I, 374. Lex. myth. 53); namentlich läßt ein färöiſches Volkslied in den Bergen, in jedem Fels dieſe Zwergſprache ſingen (*dvörgamaal sang, Fær. qv.* 464, 77. 470, 93. vgl. D. Myth. 255).

Sieht man von dem lehrhaften Inhalte des Geſprächs zwiſchen Thôr und Alvis ab und betrachtet man die Handlung, in die derſelbe eingelegt und die hier allein von Belang iſt, ſo ſcheidet ſich ein Mythus aus, der glaublicher Weiſe zuvor ſchon für ſich beſtanden hat und ſich den bisher abgehandelten anſchließt.

Thôr hat von Sif eine Tochter Thrûd (*Thrúdhr, Sn. Edd.* 101. 119). Die Tochter des Anbaus und des Getreidefeldes artet begreiflich in den gleichen, landwirthſchaftlichen Kreis. Hat nun der Name Thrûd die Bedeutung: Kraft, Stärke (Lex. myth. 698. vgl. Edd. Havn. I, 710. II, 858), ſo iſt das Nächſte, hier an das nährende und ſtärkende Erdmark zu denken, an die Nährkraft, die im Korne liegt, dem eigenſten Erzeugniſſe der Eltern Thôr und Sif. Auch dadurch iſt Thrûd dieſem Kreiſe verfangen, daß im Bruchſtück eines Skaldenliedes (*Sn. Edd.* 162) der Steinjötun Hrûngnir Thrûds Dieb genannt wird; der ſteinige Boden ſtiehlt das Korn, das auf ihn geſät iſt. So erklärt ſich nun auch Thôrs Gebiet Thrûdheim oder Thrûdvâng als das fruchtbare, nährkräftige Bauland und es erſcheint nicht unbedeutſam, wenn gerade nach den Abenteuern mit Hrûngnir und Skrŷmir, den Gebirgsrieſen, beidemal geſagt wird, Thôr ſey nach Thrûdvâng zurückgekehrt, und wenn ihn eben dann Grôa vom Steinſplitter heilen will (*Sn. Edd.* 61. 110)[34]. Dieſen Muthmaßungen über Thrûd kommt nun auch die Sage von Thôr und Alvis in der nachfolgenden Deutung zu Statten.

Der Gott verweigert und entrafft ſeine Tochter dem Zwerge, dem ſie in ſeiner Abweſenheit verlobt worden. Daß dieſe Tochter jung, ſchönglänzend, ſchneeweiß genannt wird, paßt ganz auf das neugewachſene und neues Leben beginnende, goldfarbige, weißmehlige Saatkorn[35]. Der Zwerg iſt ſehr beſtimmt als Unterirdiſcher, als lichtſcheuer, unheimlicher Erdgeiſt gezeichnet; er haust unter Erd' und Stein, er iſt Thurſen ähnlich, bleich iſt er um die Naſe, als hätt' er die Nacht bei Leichen zugebracht, die ja auch in der dunkeln Erde liegen und zur Nachtzeit hervorkommen (*Hrafn.* 25). Jhm iſt Thôrs junge Tochter anverlobt, das ausgeſtreute Saatkorn ſcheint dem finſtern Erdgrunde verhaftet zu ſeyn; aber Vingthôr kommt heran und hebt dieſes Verlöbniß auf, die Saat wird mit dem rückkehrenden Sommer wieder an das Licht gezogen. Während Thôrs Abweſenheit fand die Verheißung ſtatt, die Ausſaat iſt in einer Zeit gedacht, zu welcher Thôr auf ſeinen Kampffahrten gegen die Jötune begriffen war. Bei ſeiner Zurückkunft überraſcht er den Zwerg mit Tageslicht und Sonnenſchein, Dieß kann auf die Wiederkehr der längern, ſonnigen Tage bezogen werden, welche dem Boden die Saat wieder abgewinnen, es waltet aber dabei noch beſonders die in manche Sagen eingreifende Vorſtellung, daß Nachtgeſpenſter, vom Tageslicht überfallen, in Steine verwandelt werden (z. B. *Sæm. Edd.* 145, 30. *Sn. Edd.* 165). Die nächſte Anwendung findet Dieß auf den Zwerg, der, an die unterirdiſche Finſterniß gewöhnt, auch nur im Schatten der Nacht ſich hervorwagt und nun, da ihn der Sonnenſtral getroffen, zum Stein erſtarrt, der ſein Element iſt.

---

[34] Noch weiter klingt, auf Thôr bezüglich, die Wurzelſylbe thrúdh in Ableitung und Zuſammenſetzung an. Er ſelbſt wird thrúdhugr âs (Thrym. 19. vgl. Lex. myth. 698; thrúdhmódhgr) und thrúdhvaldr godha (Harb. 9), ſein Hammer wird thrúdhhamar (Aeg. 57) genannt. Auch dieſe Ausdrücke können auf den in Thrúdhr, der Tochter Thôrs, perſonificierten Begriff der Nährkraft zurückgeführt werden, wogegen in der Walkyrie gleichen Namens (Grimn. 36), der Dienerin Odins, eine Kampfkraft zur Erſcheinung kommt.

---

[35] Jm Liede ſelbſt, unter den ſprachlichen Fragen und Antworten, wird zwar die Saat (sâdh, Alv. 32. 33), das Samenkorn, mit ihren Synonymen ohne irgend eine Beziehung zu Thôrs Tochter aufgeführt, aber die in den Mythus eingelegte Nomenclatur iſt überhaupt unperſönlich. So findet ſich weder Aegir oder Hlêr unter den Benennungen des Meeres, noch Logi unter denen des Feuers (Alv. 25. 27) ꝛc.

Die Jungfrau im Alvisliede erſcheint nach dieſer Auffaſſung als eine Perſon mit der Thôrstochter Thrûd und die Verlobung derſelben an den Zwerg Alvis als ein mythiſches Seitenſtück zu der Entführung durch den Jötun Hrûngnir, der nicht minder ſeinen Frevel büßen mußte.

8. Harbard.

Eddalied von Harbard (*Sæm. Edd.* 75—80):

Thôr kommt von der Oſtfahrt her an einen Sund; jenſeits iſt der Fährmann mit dem Schiffe. Thôr ruft hinüber: „Führ du mich über den Sund! ich nähre dich morgen; einen Futterkorb hab' ich auf dem Rücken, nicht gibt es beſſere Speiſe. Ich aß in Ruhe, eh ich von Hauſe fuhr, Häringe und Haberkoſt[56], ſatt bin ich noch davon.“ Der Fährmann: „Allzu frühe rühmſt du die Mahlzeit, nicht genau weißt du voraus, traurig iſt dein Heimweſen, todt wird deine Mutter ſeyn.“ Thór: „Das ſagſt du jetzt, was Jedem die herbſte Kunde, daß meine Mutter todt ſey.“ Der Fährmann: „Nicht ſiehſt du aus, als ob du drei gute Höfe habeſt; baarbeinig ſtehſt du da in Landſtreichersaufzug, nicht einmal haſt du deine Beinkleider.“ Thór: „Steure hieher die Eiche! ich werde dir den Staden weiſen; doch wes iſt das Schiff, das du am Lande hältſt?“ Fährmann: „Hildólf heißt er, der mich es halten hieß, der rathkluge Recke, der in Rádseyſund wohnt; nicht hieß er mich Taugenichtſe überführen oder Pferdediebe, ehrliche Leute nur und die ich genau kenne; ſag deinen Namen an, wenn du über den Sund fahren willſt!“ Der Wandrer nennt ſich nun als Thór, Odins Sohn, Meilis Bruder und Magnis Vater, den Kräftiger der Götter. Auch der Fährmann gibt, auf Thórs Frage, ſeinen Namen Harbard an, doch verweigert er beharrlich die Ueberfahrt. In fortgeſetztem, bitterem Wortwechſel hebt Jeder ſeine Thaten hervor und verkleinert die des Andern. Thór rühmt ſich der Siege über Hrúngnir und Thiaſſi, auch wie er im Oſten der Jötune ſchädenkundige Bräute geſchlagen, als ſie zum Berge giengen: „groß wäre der Jötune Geſchlecht, wenn alle lebten; aus wär' es mit den Menſchen unter Midgard." Weiter führt er an, wie er im Oſten war und den Stromübergang wehrte, als Svarângs Söhne ihn angriffen und mit Steinen ſchlugen, doch erfolglos, indem ſie zuerſt ihn um Frieden bitten mußten; dann wie er auf Hlêsey Berſerkbräute ſchlug, die das Schlimmſte verübt, alles Volk betrogen hatten; Wölfinnen, kaum Weiber, wanden ſie ſein Schiff los, das er auf Stützen gebracht hatte, bedrohten ihn mit dem Eiſenknüppel und vertrieben Thiälfi. Harbard hält ſeine Kriegsthaten, Zauber= und Liebesabenteuer entgegen: fünf Winter hab' er auf der Inſel Algrön gekämpft und Männer gefällt; in Valland ſey er Schlachten gefolgt, habe Fürſten aufgehetzt und niemals verſöhnt; Odin habe die Jarle, die auf der Walſtatt fallen, Thôr habe der Thräle (Unfreien) Geſchlecht; Thôr habe Stärke genug, aber nicht Herz, aus Furcht und Feigheit ſey er im Handſchuh geſteckt und habe nicht zu nieſen gewagt, ſo daß es der Rieſe gehört hätte. Insbeſondre noch rühmt Harbard ſich, im Heere geweſen zu ſeyn, das hieher Kriegsfahnen erhob, den Speer zu färben. Zwar verſpricht er, den Schaden Thôrs mit einem Handringe zu büßen, nach der Beſtimmung vergleichſtiftender Schiedsmänner. Thôr aber nimmt Dieß für Hohn und droht, durch das Waſſer zu waten und den Gegner mit dem Hammer zu hauen, daß er lauter als ein Wolf aufſchreie. Harbard meint, beſſer werde Thôr ſich an den Buhler machen, den Sif daheim habe. Thôr ſchilt Das eine Lüge, verlangt nochmals vergeblich Ueberfahrt und fordert dann den Fährmann auf, ihm ſonſt den Weg zu weiſen. „Nicht weit — antwortet Harbard — iſt die Fahrt; eine Weil' iſt zum Stocke, eine andre zum Steine; halt dich ſo zum linken Wege, bis du Verland erreichſt, dort wird Fiörgyn ihren Sohn Thôr treffen und ſie wird dich der Verwandten Wege lehren zu Odins Landen." Thôr: „Werd' ich dahinaus heute heim kommen?" Harbard: „Mit Noth und Mühe bei noch obenſtehender Sonne, wann ich von dannen gieng." Mit Drohung und üblem Wunſche trennen ſie ſich.

---

[56] Str. 3: „sildr oc hafra.“ Über dieſe althergebrachte Speiſe ſ. D. Myth. 169.

Harbard (*Harbardhr*) iſt, nach dem Eddaliede von Grimnir (*Sæm. Edd.* 46. vgl. *Sn. Edd.* 24), einer der Namen Odins. Auch dem Weſen nach iſt Odin in Harbard vollkommen kenntlich. Zwar ſind die hier beiläufig angeregten Mythen von ihm, wie auch einige von Thôr, anderwärts meiſt verſchollen; aber wenn Harbard ſich als Denjenigen bezeichnet, der den Kämpfen nachziehe, der Fürſten aufreize und niemals verſöhne, ſo iſt Dieß ganz und gar Odin, wie er überall in der nordiſchen Heldenſage umgeht;

auch iſt dieſer Bezeichnung unmittelbar und namentlich, im fortlaufenden Gegenſatze zu **Thôr**, beigefügt, daß **Odin** die Jarle habe, die auf der Walſtätte fallen (*Harb.* 24). **Odin**, der Beleber und Erreger alles Geiſtes, facht insbeſondre als Kriegsgott den kriegeriſchen Geiſt an, der in jenen Zeiten die höchſte Geltung hatte, er bildet und gewinnt ſich auf Erden ſchon die Seelen der Kampfrüſtigen für den künftigen Weltkampf. Er beſucht in menſchlicher Verkleidung und unter mancherlei Namen die Heldengeſchlechter, ſtiftet Zwietracht auch unter Verwandten, nimmt ſelbſt am Kampfe Theil und verſammelt die Geiſter der Erſchlagenen in Valhöll, ſeinem himmliſchen Heldenſaale. So zeigt ihn das Lied im Dienſte **Hildôlfs**, deſſen Name ſelbſt wieder deutlich ſpricht. Das Wurzelwort (*hild-*) bedeutet **Kampf**, die Anhängſylbe (*-ólfr*) bezeichnet ein Ungeheures, Unheimliches, **Hildôlf** (*Hildólfr*) alſo einen furchtbaren, dämoniſchen Kriegsmann[57]. In den Gedenkverſen (*Sn. Edd.* 211) wird **Hildôlf** unter den Söhnen Odins genannt. Im Heere Hildôlfs iſt Odin hergekommen, dem Thôr zum

---

[57] Ueber die Formel -olf, -ölfr, ſ. D. Gramm. II, 330 f. 557. III, 706. Synonym mit Hildólfr ſind die altnordiſchen Namen Gunnólfr, Vigólfr, Heriólfr. Nicht ſo offen liegt, warum Hildôlf in Rádseyſund (í Rádseyjarsundi, Harb. 8) wohne. Bedeutet Rádsey, wie man erklärt, insula imperii, ſo heißt auch das damit im Stabreim ſtehende Beiwort Hildôlfs: inn rádsvinni, der Befehlkluge, der kundige Heerführer.

Schaden, und als Fährmann am Sunde verweigert er nun auch demſelben den Eintritt. Hält man feſt, daß Thôr der Gott des Anbaus iſt, und beachtet man die landverheerende Weiſe der alten Kriegsführung (*Sæm. Edd.* 142), ſo ergibt ſich das einfache Thema des Liedes: der Segen des Landbaus, verdrängt durch zerſtörende Kriegsgewalt. In dem Namen Harbard (Heerſchild?), welchen Odin hier annimmt, ſcheint auch ſonſt die Kriegsplage mit ihrem übeln Gefolge: Fehljahr und Hungersnoth, perſonificiert worden zu ſeyn[38].

Der angegebene Gedanke des Liedes läßt ſich auch in das Einzelne verfolgen. Thôr kommt von Oſten her, aus dem Winter, in ärmlichem Aufzug, denn um dieſe Zeit gehen die Jahresvorräthe zu Ende, die ihn bisher ſatt erhalten. Noch verſpricht er, aus dem Futterkorb (*meis*) auf ſeinem Rücken den Fährmann zum Lohne der Ueberfahrt morgen zu ſpeiſen. Es iſt dieß wohl derſelbe Korb (auch *meis* genannt), in welchem Thôr ſonſt Örvandil, den Fruchtkeim, auf ſeinem Rücken aus Jötunheim herüberträgt. Damit glaubt er Nahrung auf morgen, für das nächſte Jahr, zuſagen zu können. Aber Harbard verweigert die Fähre und meint, Jener rühme allzu frühe die Mahlzeit, traurig ſteh' es in ſeiner Heimath, todt ſey ſeine Mutter und einen Buhler habe Sif. Thôrs Mutter, die Erde, in Folge von Hildôlfs Kriegszuge verheert und ungebaut, liegt leblos da und ſeine Gattin Sif, die letzte Ernte, ward der fremden Gewalt zur Beute. Doch iſt Jörd nicht wirklich todt, denn auf dem Wege zur Linken, den Harbard zuletzt dem Wanderer anzeigt, in Verland, wird Fiörgyn (einer der Namen Jörds, *Vsp.* 57. *Sn. Edd.* 178. 220) ihren Sohn Thôr finden und ihn der Verwandten Wege zu Odins Lande lehren; mit Mühe wird er bei noch obenſtehender Sonne dahin gelangen. Unter dieſem mühſamen Umweg, deſſen Angabe Thôr für Spott zu nehmen ſcheint, iſt dem ganzen Zuſammenhange nach eine neue Ausſaat und Feldbeſtellung, die doch dem Jahre noch einen Ertrag abgewinnt, zu verſtehen. Dem von Oſten kommenden Thôr iſt der Weg zur linken Hand ein ſüdlicher, ſommerlicher, in Frühlingsſaat und Sommerfrucht muß er ſeinen Ausweg ſuchen; Verland[59], wo er ſeine Mutter Erde noch am Leben trifft, iſt das von Menſchen bewohnte, dem Anbau günſtige Land; die Bahnen der Verwandten zu Odins

---

[38] Harbardhr, deutſch Herbort, altfranzöſiſch Herbout (Roquefort, Gloss. I, 748), welch letzteres Wort J. Grimm (Reinh. Fuchs, CXXXV.) als einen Namen der perſonificierten Hungersnoth aufgezeigt hat. Har- ſcheint veraltete Form des ſonſt in Zuſammenſetzungen gebräuchlichen her-, heri-, zu ſeyn, ſowie -bardhr das ſtarke Maſc. ſtatt des gewöhnlichen ſchwachen bardhi, der Schild (vgl. Sn. Edd. 216b).

---

[59] Vgl. die ſonſtigen Zuſammenſetzungen mit ver-, D. Gramm. II, 180.

Landen beziehen ſich dann auf das Emporſtreben der Saat in Licht und Luft, die Gebiete der Âſen, im Gegenſatze zu den finſtern, beeiſten Pfaden, auf denen Thôr ſonſt mit dem Saatkorbe wandeln muß; mit Noth kommt er noch vor untergehender Sonne an das Ziel, kaum noch gelangt die neue Ausſaat vor einbrechendem Winter zur Reife.

Von den Anſpielungen auf Thôrs Thaten und Weſen, welche dieſem Hauptbeſtande des Liedes eingeflochten ſind, erfordern hier nur diejenigen nähere Betrachtung, deren Gegenſtände nicht mehr in beſondern Liedern und Sagen ſich erhalten, ſondern nur hier noch ihre Spur zurückgelaſſen haben. Dahin gehören Svarângs Söhne, gegen welche Thôr im Oſten den Fluß vertheidigte, als ſie ihn mit Steinen angriffen, aber nichts gewannen und um Frieden bitten mußten (*Harb.* 29). Svarâng (*Svarângr*, *Svârângr*), unter den Jötunnamen aufgezählt (*Sn. Edd.* 209), iſt wörtlich: ſchwere Angſt, harte Bedrängniß. Die Söhne dieſes Jötuns, des Aengſtigers, die nach Thôr, dem Gotte des Anbaus, mit Steinen werfen, bedeuten den Hagel, der aus ſchwerdrohender Wetterwolke fährt; ſie ſtürmen in Mehrzahl an, weil die Schloſſen wie von vielen Händen zugleich geworfen werden. Thôr aber wehrt ihnen ſiegreich den Uebergang in ſein bebautes Gebiet, denn, obgleich ſelbſt Herr des Donners, kämpft er doch, wie ſich noch ferner zeigen wird, auch gegen die verheerende Macht des Gewitters, wie gegen jede jötuniſche Gewalt, ſchirmend an. Weiter hat Thôr auf Hlêsey Berſerkbräute geſchlagen, Wölfinnen mehr, denn Weiber, die alles Volk betrogen, die ſein Schiff losgewunden, das er auf Stützen gebracht hatte, die ihn mit dem Eiſenknüppel bedroht und Thiálfi vertrieben (*Harb.* 35. 37). Auf Hlêsey, mag damit Meereiland überhaupt oder die Inſel Läsö beſonders gemeint ſeyn, hat Thôr ſein Schiff an den Strand gezogen, auf Pfähle geſetzt, er hat den Anbau nach dieſer Inſel gebracht. Darum iſt Thiálfi bei ihm, derſelbe, der auch nach Gotland das erſte Feuer geführt. Aber Berſerkbräute, wilde Rieſenweiber (vgl. *Harb.* 23), betriegen und beſchädigen hier das Volk, wütende Sturmfluten verheeren wieder das ihnen allzuſehr ausgeſetzte, vergeblich angebaute Uferland, reißen das ſchon befeſtigte Schiff wieder los und verjagen Thiálfi, ihr gewaltiger Wogenſchlag gleicht dem Schlage mit eiſenbeſchlagenen Keulen. Vorzüglich beachtenswerth iſt endlich der von Harbard aufgeſtellte Unterſchied zwiſchen Odin und Thôr: Jener habe die Jarle, die auf der Walſtatt fallen, Dieſer das Geſchlecht der Thräle; Thôr habe Stärke, aber nicht Herz, zu deſſen Beweiſe ſeine Angſt im Rieſenhandſchuh angeführt wird (*Harb.* 24. 26). Zu Odin nach Valhöll fahren, nach altnordiſchem Glauben, allerdings nur die Helden, die Kampfrüſtigen und Kampferprobten, die auf der Walſtätte oder durch freien Entſchluß gefallen, oder die, in ſinnbildlicher Darſtellung des Waffentodes, mit Speeresſpitze gezeichnet worden. Die Knechte, deren Zuſtand ſeinen Urſprung in der Gefangenſchaft hat (D. Rechtsalth. 320 ff.), ſind nicht waffenfähig und darum auch nicht für Odin geeignet (ebd. 340 f. vgl. 349)[40], aber ihnen beſonders liegt die Beſtellung des Feldes ob, darum gehören ſie dem Thôr; in Vergleichung dieſes anſtrengenden, aber gefahrloſen Berufes mit dem kühneren des Kriegsmanns wird dem Thôr vorgeworfen, daß er mehr Stärke als Muth habe.

Der Gegenſatz, in welchen durch das ganze Harbardslied Thôr und Odin gebracht ſind, iſt gleichwohl kein innerer Widerſpruch der nordiſchen Glaubenslehre, keine Spaltung religiöſer Anſichten, er zeigt nur den nothwendigen äuſſern Zuſammenſtoß der verſchiedenen, je unter Obhut eines dieſer Götter geſtellten Richtungen und Zuſtände des irdiſchen Daſeyns. Daß dieſer äuſſerliche Zwieſpalt nicht in das Leben der Götter ſelbſt eingreife, iſt ſchon durch das Verhülltbleiben Odins unter Namen und Geſtalt des Fergen Harbard angedeutet. Auch iſt damit auf eine höhere

---

[40] In Gautreks S. (Fornald. S. III, 8) kann der Thräl nur im Gefolge des freien Hausherrn nach Valhöll fahren; denn auſſerdem würde Odin Jenem nicht entgegengehn.

Ausgleichung hingewieſen, daß Harbard dem Thôr für den erlittenen Schaden Buße und Vergleich nach dem Ausſpruche von Schiedsmännern verſpricht (*Harb.* 40. vgl. *Aeg.* 12. 13) und zuletzt ſelbſt ihm den Weg angibt, auf dem er zum Erſatze gelangen kann. Odins weitſchauender Rath und Thôrs unermüdliche Thatkraft wirken am Ende doch wieder hülfreich und heilend zuſammen und in neuem Segen ergrünt das Land, das der Kriegsdämon verödet hatte.

Wenn gleich Thôrs Thätigkeit unmittelbar oder mittelbar ſtets der Erde zugewandt iſt, ſo waltet er doch ſchon urſprünglich als Donnerer in der Luft und von dieſer aus wirken ja die manigfachſten Einflüſſe freundlich oder feindlich auf alles irdiſche Leben und Wachsthum. Thôrs irdiſches Gebiet iſt, nach Obigem, Thrûdheim oder Thrûdvâng, das urbare, nahrhafte Land. Er hat aber auch einen Bau Bilſkirnir, mit Schwibbögen und mit 540 Böden, der beſparrten Häuſer größtes (*Grimn.* 24). Name und Schilderung dieſes Hauſes ſtellen auch deſſen Bedeutung heraus. Bilſkirnir, der ſich langſam Heiternde[41], iſt der Wolkenhimmel mit ſeinen Bedachungen, ſeinen zahlreichen Lagen und Schichten, die vielräumige Halle des Donners. In der j. Edda (25) werden zwar Thôrs Reich Thrûdvâng und ſein Saal Bilſkirnir gleich nacheinander genannt, aber die dabei angeführte Strophe des Eddaliedes, die ſich auf letztern bezieht, iſt in dem Liede ſelbſt weit von derjenigen getrennt, in welcher Thrûdheims gedacht wird (*Grimn.* 4. 24), und man iſt daher um ſo mehr berechtigt, die beiden Beſitzthümer Thôrs nach ihren ſonſtigen Merkmalen auch den Gebieten verſchiedener Elemente, in denen er gewaltig iſt, anzueignen. Sie können gleichwohl in einer Geſammtanſchauung aufgefaßt werden: über dem weiten Ackerlande der hochaufgeſchichtete Wolkenbau.

---

[41] Lex. isl. bil, n. momentum, intervallum temporis v. loci. bil-giarn, cunctabundus, segnis. et skirna, clarescere.

Sowie nun Thôr bisher mit gefügigen oder widerſtrebenden Erdſtoffen und Erdkräften zu ſchaffen hatte, ſo verkehrt er in weiteren Sagen mit den verſchiedenen Stimmungen der Luft, mit Wind und Wetter in ihrem Ungeſtüm und ihrer Milde, je nach der wechſelnden Jahreszeit. In dieſer Reihe gebührt der Vortritt demjenigen Mythus, in welchem Thôr durchweg als Hauptperſon handelt und mit Luftweſen beider Art, der milden und der gewaltſamen, in Berührung kommt.

9. Thrym.

Eddalied von Thrym (*Sæm. Edd.* 70—74):

Zornig iſt Vingthôr, als er aufwacht und ſeinen Hammer vermißt, er ſchüttelt den Bart, bewegt das Vorderhaupt und taſtet umher. Zuerſt ſagt er Loki, daß ihm der Hammer geſtohlen ſey. Sie gehen zu Freyjas ſchönen Gehegen und Thôr befragt dieſelbe, ob ſie ihm ihr Federgewand leihen wolle, damit nach dem Hammer geſucht werde. Freyja ſagt, ſie würd' es geben, wär' es auch von Gold oder Silber. Loki fliegt hin mit dem tönenden Gefieder, bis er hinauskommt vor der Âſen Gebiet und hinein in das der Jötune. Hier ſitzt Thrym auf dem Hügel, der Thurſe Herr, ſeinen Hunden Goldbänder windend und ſeinen Roſſen die Mähnen ſchlichtend. Er fragt: wie es bei Âſen und Âlfen ſtehe und warum Loki allein nach Jötunheim gekommen? „Uebel ſteht es bei Âſen, übel bei Âlfen, — antwortet Loki — haſt du Hlôrridis Hammer verſteckt?" „Ich habe Hlôrridis Hammer verſteckt, acht Raſten unter der Erde, ihn holt Niemand wieder, er bringe mir denn Freyja zum Weibe." Mit dieſem Beſcheide fliegt Loki zu Thôr zurück und ſie gehen abermals zu der ſchönen Freyja: Sie ſoll ſich mit dem Brautlein binden, um nach Jötunheim geführt zu werden. Da ſchnaubt Freyja vor Zorn, all der Âſenſaal erbebt unter ihr und der große Briſingſchmuck ſpringt; die Mannlüſternſte will ſie heißen, wenn ſie mit nach Jötunheim fahre. Âſen und Âſinnen verſammeln ſich und berathen, wie ſie den Hammer wieder erlangen. Heimdall, der Åſen lichteſter, vorwiſſend wie die Vanen, räth an, den Thôr als Braut zu kleiden und zu ſchmücken. Da ſpricht Thôr: „Mich werden die Åſen einen Weibiſchen nennen, wenn ich mich mit dem Brautlein binden laſſe.“ Aber Loki erwidert: „Bald werden Jötune Åsgard bewohnen, wenn du nicht den Hammer dir wieder holſt.“ Da binden ſie Thôr mit dem großen Briſingſchmucke, laſſen Schlüſſel an ihm herabfallen und Frauengewand ſein Knie umwallen, auf der Bruſt hat er edle Steine und das Haupt zierlich umgipfelt. Loki ſchließt ſich als Dienerin ihm an. Die Böcke, eilig heimgetrieben und an die Deichſel geſpannt, müſſen weidlich rennen; Felſen brechen, die Erde brennt und flammt, Odins Sohn fährt nach Jötunheim. Da heißt Thrym die Jötune aufſtehn, die Bank beſpreiten und Freyja ihm zum Weibe bringen, Niörds Tochter aus Nóatûn. Goldgehörnte Kühe, ſchwarze Ochſen wandeln hier, dem Jötun zur Kurzweil, dem Hofe zu, Kleinode und Halsgeſchmeide hat er in Menge, Freyja allein fehlt ihm. Am Abend zeitig kommen die Gäſte an und es wird Bier herbeigetragen; die Braut allein ißt einen Ochſen, acht Lachſe, alle Leckerſtücke, die den Frauen gebühren, drei Tonnen Meets trinkt ſie. Nie ſah Thrym

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

eine Braut breiter beiſſen, noch ein Mägdlein mehr Meet austrinken. Die ſchlaue Dienerin aber ſpricht: „Nichts aß Freyja ſeit acht Nächten, ſo ſehnſüchtig war ſie nach Jötunheim.“ Thrym beugt ſich unter den Lein, lüſtern ſie zu küſſen, aber zurück ſpringt er den ganzen Saal entlang, ſo furchtbar ſind Freyjas Augen, aus denen Feuer zu brennen ſcheint. Da ſagt wieder die ſchlaue Dienerin: „Nicht ſchlief Freyja ſeit acht Nächten, ſo ſehnſüchtig war ſie nach Jötunheim.“ Herein kommt die arme Jötunenſchweſter und verlangt Goldringe von Freyjas Händen zum Brautgelde. Da heißt Thrym den Hammer Miölnir hereinbringen, auf der Jungfrau Kniee legen und ſo die Brautleute zuſammenweihen. Hlôrridi lacht das Herz in der Bruſt, als er den Hammer erkennt; zuerſt erſchlägt er den Thurſenherrn Thrym, alles Geſchlecht des Jötuns zerſchmettert er, die alte Rieſenſchweſter erhält Hammerſchall für Schillinge. So kam Odins Sohn wieder zum Hammer.

Freyja, die mit dieſer Fabel in den Thôrsmythus eintritt, iſt vom Stamme der Vanen und heißt darum auch Vanengöttin (*Vanagodh*, *Vanadis*, *Sn. Edd.* 119). Die Vanen bezeichnet der Name ſchon als dem Leeren, Stoffloſen angehörig[43]. Ihr Gebiet heißt Vanenheim (*Vafthr.* 39: *í Vanaheimi*); von da kam Niörd, der Vater der Vanengötter, zu den Âſen und befindet ſich ſeitdem mit ſeinen Kindern Frey (*Freyr*) und Freyja in der Geſellſchaft Jener. Die zwei letztern Namen beſagen: Herr und Frau, und noch weiter hinauf: die Frohen, Freundlichen[43]. Dieſes Geſchlechtes milde Herrſchaft beſteht nun darin, daß von ihm alle Annehmlichkeiten und Segnungen der heiteren und gelinden Luft, der fruchtbaren Witterung ausgehen. Im Beſondern waltet Niörd in Nôatûn, der Schiffſtätte[44], Strandgegend, vorzüglich über dem für Schiffahrt und Fiſchfang günſtigen Wind und Wetter, Frey über der den Feldgewächſen gedeihlichen Witterung, während in Freyja Glanz und Wärme des reinen, wolkenloſen Himmels der ſchönen Jahreszeit zur perſönlichen Erſcheinung kommt. Als Luftgöttin hat ſie ein Fluggewand, nach der j. Edda eine Falkenhaut (*Sn. Edd.* 81), und auch in ihrem heftigen Aufbrauſen äußert ſich ihr erregbares Element. Ihre Wohnſtätte iſt Fôlkvâng (*Fólkvángr*), Volkfeld, eben das Luftgebiet, die große Allmende, die für alles Volk Raum hat, und in gleichem Sinne wird ihr großer und ſchöner Saal Seſſrymnir, der Sitzräumige, genannt (*Sn. Edd.* 28. Lex. myth. 75. D. Myth. 194); täglich erkieſt ſie ſich die Hälfte der Gefallenen, die andre Hälfte hat Odin (*Grímn.* 14), zu Dieſem fahren die Seelen, die Leiber gehen mit dem Rauche des Scheiterhaufens in die Luft auf. Ihre Thränen, der Thau, ſind lichtes Gold und ſie heißt davon die thränenſchöne Göttin (*Sn. Edd.* 119). Unter ihrem leuchtenden Halsgeſchmeide, dem Briſingſchmucke (*Brísinga-men*), iſt vermuthlich der klare Venusſtern, Morgen- und Abendſtern zugleich, verſtanden, denn um ihn ſtritten ſich einſt, in Geſtalt von Seehunden, Heimdall und Loki, der Frühe und der Späte, bis Erſterer das Kleinod zurückerlangte, welches Loki unter Meeresklippen verſteckt hatte (*Sn. Edd.* 104 f. 106). Die wohlthätige Natur dieſes Vanenſtammes hat ihm ein Recht auf die Gemeinſchaft der Âſen gegeben. Aber im Gegenſatze zu den Vanengöttern und doch zugleich, vermöge des gemeinſamen Elements, im Bande der Verwandtſchaft mit ihnen ſteht ein Geſchlecht wilder, winterlicher Thurſe, die, zum Unterſchiede der bisher aufgetretenen Steinjötune, als Sturmrieſen bezeichnet werden können. Ihr Gebiet heißt Thrymheim (*Thrymheimr, Grímn.* 11) und die Erklärung dieſes Wortes fällt zuſammen mit derjenigen des Jötunnamens Thrym im vorliegenden Liede.

---

[43] Vgl. Lex. myth. 553. D. Gramm. II, 655. Benecke's Wörterb. z. Wigal. 756 f.

---

[43] D. Gramm. III, 355. D. Myth. 135–137. 189–192. Lex. isl. „húsfreya, mater familias;“ vgl. Fornald. S. II, 388.

[44] Finn Magnusen, den aeldre Edda (Kjöbhv. 1821–23), I. 233. II, 124. — Sn. Edd. 219 hat unter den Benennungen des Schiffes: nór.

Thrym (*Thrymr*) bedeutet Getös, der Thurſenfürſt dieſes Namens iſt Gebieter der toſenden Winterſtürme. Der Weg nach Thrymheim, das zwar in dieſem Liede nicht genannt wird, geht in das Gebirge (*Sn. Edd.* 27. 28). Auf der rauhen, windumbrausten Gebirgshöhe kann auch wohl Thryms Herrſcherſitz, die Heimath der Stürme gedacht werden, die hier nur den allgemeineren Namen Jötunheim trägt[45]. Aber Loki kommt fliegend dahin, auf dem Luftwege, und als Thôr ebendahin fährt, brechen die Felſen. Thrym ſitzt auf dem Hügel, hier dem Kulme des Gebirgs, die Hunde, denen er Goldbänder ſchnürt, und die Roſſe, denen er die Mähnen ſchlichtet, ſind ſeine wilde Sturmjagd; als wiehernde Roſſe werden auch im Verfolge dieſer Mythen die Winde ſich darſtellen. Die goldhornigen Kühe und die ſchwarzen Ochſen, an denen Thrym ſich vergnügt, ſind die finſtern, lichtgeſäumten Sturmgewölke; auch der Rieſe Snio war ein Wolkenhirte. Aber jetzt iſt Thrym daheim, ſitzt auf dem Hügel, wie auch ſonſt die Fürſten in ihrem Heimweſen gefunden werden[46], er legt ſeinen Hunden Bänder an und bringt den Roſſen die verwehte Mähne wieder zurecht, ſeine Heerde kehrt zum

---

[45] Im däniſchen Volksliede, wovon nachher, iſt es Norden-Fjeld, Nordgebirg.

[46] Fornald. S. II, 66. III, 59. Fornm. S. II, 58. vgl. Vap. 54. Skirn. 11.

Hofe. Dieß entſpricht ganz der Jahreszeit, in welche die Handlung des Liedes fällt. Der Thurſenfürſt hat dem ſchlafenden Thôr den Hammer geſtohlen; die Entwaffnung des ermatteten Donnergottes iſt das Werk eines Winterrieſen. Acht Raſten tief unter der Erde hat Thrym den Hammer verborgen, damit können acht Monate gemeint ſeyn, während welcher kein Donner zu verlauten pflegt[47]. Doch jetzt iſt die Zeit herangekommen, wo Thôr zürnend erwacht und nach ſeiner Waffe ſucht; es iſt dieſelbe Zeit, um welche Thryms wilde Jagd[48] und Wolkenheerde heimkehren. Jetzt wird Freyja ſichtbar, der milde, klare Frühlingshimmel; darum iſt dieſe Göttin in Theilnahme gezogen. Götter- und Menſchenwelt iſt, nach einem durchgehenden Zuge der nordiſchen Fabel, von den Jötunen auf zweifache Weiſe gefährdet, mit den männlichen Götterweſen liegen ſie im Kampfe, den ſchönen, weiblichen trachten ſie nach, um dieſelben nach Jötunheim hinwegzuführen. Hier nun will Thrym den Hammer

---

[47] Mone, Geſch. d. Heidenth. im nördl. Europa, 1, 406. Vgl. D. Myth. 125 f.

[48] In den Volksſagen vom wilden Jäger und wütenden Heere, die auch in Dänemark und Schweden im Umlaufe ſind, haben ſich zwei ganz verſchiedene Beſtandtheile vermiſcht, welche füglich mittelſt jener beiden Namen wieder ausgeſondert werden können, der Naturmythus von des Sturmrieſen, Thurſes, wilder Jagd (ſchweiz. Dürſtengejäg) und der odiniſche von der Ausfahrt der Walkyrien und Einherien, von Wuotes Heer und dem Reiten der Todten.

Thörs nur unter der Bedingung zurückgeben, daß ihm die ſchöne Freyja zum Weibe werde. Bei dieſer Unterhandlung ſind wieder die zwei Entgegengeſetzten **Loki** und **Heimdall** thätig. Loki vermittelt überall den Verkehr der Âſen mit den Jötunen, hier jedoch, im Zuſammentreffen Lokis mit Heimdall, des Niedergangs mit dem Aufgang, iſt noch beſonders die Zeit angedeutet, in welcher Tag und Nacht ſich die Waage halten. Loki, der finſtern Jötunenwelt zugeneigt, bringt die harte Bedingung, daß Freyja hingegeben werden müſſe, Heimdall, der Pförtner des Lichtreichs, gibt den Rath, wie ſie zu behalten und doch der Hammer zu gewinnen ſey. Thôr ſelbſt fährt nach Jötunheim, als Freyja verkleidet, die Sommerkraft noch in Frühlingsheitre gehüllt. Doch ſchon verkündet ſich, beim Brautmahle, ſeine verzehrende Gewalt auf gleiche Weiſe, wie an Ûtgardslokis Hofe **Logi**, das Wildfeuer, den Wettſtreit beſtand (vgl. auch *Hym.* 14--16); aus ſeinen Augen ſprüht erſchreckende Glut, und als ihm der Hammer zur Vermählungsweihe auf den Schoß gelegt iſt, da fährt plötzlich der zerſchmetternde Streich hernieder, ein Wetterſtral aus blauem Himmel. Die arme oder armſelige, nach Freyjas Gaben gierige Rieſenſchweſter iſt wohl die Armuth, Nothdurft des Winters; etwa die unter mehrern von Thôr erſchlagenen Rieſenweibern in einem Skaldenliede (*Sn. Edd.* 103) genannte **Bûſeyra**, wörtlich:

Hefe des Haushalts[49]. „Hunger und Hefe" (*sultr og seyra*, Lex. isl. II, 240) beſagt im Isländiſchen ſprichwörtlich den Mangel der täglichen Nahrung. Thôr erſchlägt Bûſeyra, er macht der Winternoth ein Ende.

Das Lied von der Wiedererlangung des Hammers (*Hamars-heimt, Sæm. Edd.* 70), von der neuerwachten und zum Sieg erſtarkten Sommerkraft, iſt vor allen andern Eddaliedern durch lebendige Bewegung, durch vollendetes Verſchmelzen des Gedankens mit der freien, poetiſchen Geſtaltung, ausgezeichnet. Daher iſt auch gerade bei dieſem Liede weniger erforderlich und ausführbar, die Allegorie bis in das Einzelnſte nachzuweiſen oder genau zu unterſcheiden, was dem unmittelbaren Ausdrucke der Idee, was einer unabhängigern Darſtellung der menſchlichen Verhältniſſe, die jener zur Einkleidung dienen, hier z. B. der Hochzeitgebräuche, angehöre. Das poetiſch ſelbſtändige Leben, vermöge deſſen dieſes Lied, abgeſehen von ſeiner mythologiſchen Bedeutung, als vergnügliches Märchen wirken kann, hat ſich dadurch bewährt, daß der Inhalt deſſelben, wenn auch im Einzelnen entſtellt und im Tone herabgeſtimmt, doch den Hauptzügen nach unverſehrt, in den ſpäteren Mundarten des Nordens, ſchwediſch, däniſch und norwegiſch, als gereimtes Volkslied, fortbeſtand[50].

---

[49] Lex. isl. bú, n. res familiaris, rusticatus. seyra, feculentia, fex. Lex. myth. 656.

[50] Schwediſch in Iduna, VIII, 122—127 (Stockh. 1820) und in Arwidsson's Svenska Fornsånger (Stockh. 1834) I, 3—6.

10. Svadilfari.

Woher Odins Roß Sleipnir ſtamme, erzählt die j. Edda alſo (*Sn. Edd.* 45—47):

Frühe beim erſten Bau der Götter, nachdem ſie Midgard geſetzt und Valhöll gemacht, kommt ein Meiſter dahin und erbietet ſich, ihnen in drei Halbjahren eine Burg zu bauen, welche vor Berg- und Eisrieſen ſicher ſey, wenn auch ſolche innerhalb Midgards hereinkommen. Zum Lohne bedingt er ſich den Beſitz Freyjas nebſt Sonne und Mond. Die Âſen berathen ſich und ſichern ihm das Verlangte zu, wenn er die Burg in einem Winter fertig bringe; wenn aber am erſten Sommertage noch irgend etwas an der Burg fehle, ſo ſoll' er um den Lohn ſeyn, auch dürf' er ſich Niemand zum Werke helfen laſſen. Der Meiſter verlangt jedoch, daß ſie ihm geſtatten, ſein Pferd Svadilfari zu Hülfe zu nehmen, und nach Lokis Rathe wird ihm Dieſes bewilligt. Am erſten Wintertage beginnt er den Bau, aber die Nacht über läßt er das Pferd Steine herbeiziehen. Die Âſen ſind erſtaunt, wie große Felſen dieſes Pferd zieht; daſſelbe arbeitet nochmal ſoviel als der Meiſter. Der Vertrag iſt durch Zeugen

Däniſch in Nyerup's Udvalg af danske Viser (Kjöbh. 1821) II, 188—195. Ebd. II, 226 die erſte Str. des norwegiſchen Liedes.

und Eide befeſtigt, denn ohne ſolchen Frieden hätten die Jötune ſich nicht ſicher bei den Åſen geglaubt, wenn Thôr heimkäme, der damals nach Oſten gezogen, Unholde zu ſchlagen. Als nun der Winter zur Neige geht, wird der Bau der Burg ſehr beſchleunigt und dieſe iſt ſo hoch und ſtark, daß ihr kein Angriff ſchaden kann. Noch ſind es drei Tage zum Sommer, als das Werk faſt bis zum Burgthore vorgerückt iſt. Da ſetzen ſich die Götter auf ihre Gerichtſtühle und befragen einander, wer dazu gerathen habe, Freyja nach Jötunheim zu vergeben und Luft und Himmel ſo zu verderben, daß Sonne und Mond davon weggenommen und den Jötunen gegeben werden ſollten. Alle kommen überein, daß Der es gethan, der auch ſonſt zum Uebeln rathe, Loki, Laufeys Sohn. Sie drohen ihm den Tod, wenn er nicht Rath finde, den Meiſter um den Lohn zu bringen. Als nun Loki bange wird, ſchwört er Eide, um jeden Preis es ſo anzurichten, daß Jener um den Lohn komme. Denſelben Abend, als der Meiſter mit dem Pferde Svadilfari nach Steinen ausfährt, läuft aus dem Wald eine Stute und wiehert daſſelbe an. Da wird Svadilfari raſend, reißt die Stricke entzwei und jagt der Stute nach. Dieſe läuft voran zum Walde, der Meiſter aber nach, um ſein Pferd zu fangen. Die beiden Roſſe

> rennen die ganze Nacht umher, auch der Meiſter verweilt ſich ſolang und am Tage wird dann nicht wie ſonſt gearbeitet Der Meiſter ſieht nun, daß das Werk nicht zum Ende kommen werde, da geräth er in Jötunzorn. Als die Âſen dadurch gewiß werden, daß ein Bergrieſe dahin gekommen, da wird der Eide nicht gedacht und ſie rufen zu Thôr. Gleichbald erſcheint Dieſer, ſchwingt den Hammer Miölnir und zahlt den Arbeitslohn, doch nicht mit Sonne und Mond, vielmehr verſagt er dem Meiſter auch das Wohnen in Jötunheim. Der erſte Streich ſchmettert den Schädel in kleine Stücke und ſendet den Meiſter hinab unter Niſlhel. Loki aber gebiert, von der Begegnung mit Svadilſari, einige Zeit nachher ein graues, achtfüßiges Füllen, und iſt dieß der Pferde beſtes bei Göttern und Menſchen.

Die Erzählung knüpft hier zwei Strophen aus Völuſpâ des Inhalts an:

> Da giengen alle Götter zu den Rathſtühlen und beriethen, wer die ganze Luſt mit Verderben gemiſcht oder dem Geſchlechte des Jötuns Freyja gegeben habe. Thôr allein ſchwoll dort von Zorne, nicht bleibt er ſitzen, wenn er Solches erfährt. Eide wurden gebrochen, Wort' und Schwüre, alle kräftige Beredungen, die unter ihnen geſchehen (*Vsp.* 29. 30. vgl. *Sn. Edd.* 47).

Auch das Eddalied von Hyndla erwähnt, daß Loki den Sleipnir mit Svadilfari erzeugt habe (*Hyndl.* 37).

Die angeführten Strophen der Völuſpâ, die überhaupt nur in größeren Zügen den Bau und die Schickſale der Welt vorüberführt, laſſen nicht erkennen wie weit der ihnen zu Grunde gelegene Mythus mit der Erzählung der j. Edda auch im Einzelnen übereingeſtimmt. Beide Darſtellungen verſetzen übrigens den Vorgang in die Zeit der früheſten Welteinrichtung. Es iſt die erſte und hauptſächlichſte Scheidung des Jahres in Sommer und Winter. Dieſem, der als Jötun eingeführt iſt, wird von Seite der Âſen ſeine Grenze geſteckt, und zwar, da zwiſchen Weſen ſo entgegengeſetzter Art Verträge keine Gewähr haben, ſchließlich doch nur durch gewaltſame Bekämpfung. Wie bei den meiſten dieſer Naturmythen waltet aber auch hier die Vorſtellung, daß dieſelbe vorbildliche Handlung in jedem Jahre ſich erneue.

Der ungenannte Baumeiſter aus Jötunheim iſt unverkennbar ein Winterrieſe; ſeine Arbeit beginnt mit dem erſten Wintertage und ſoll bis zum erſten Sommertage vollendet ſeyn. Der Winter (*Vetr*) ſelbſt wird im Liede von Vafthrûdnir perſonificiert und ſein Vater wird Vindſval (*Vindsvalr*), Windkühl, genannt, welchen die j. Edda zu den Jötunen zählt (*Vafthr.* 27. *Sn. Edd.* 23. 127. 210). Wie der

Thurſenfürſt Thrym, ſo bedingt nun auch der jötuniſche Baumeiſter ſich die ſchöne Freyja; tritt an ihre Stelle der trübe Winterhimmel, ſo ſind damit auch Sonne und Mond hingenommen. Eine der Benennungen des Windes im Liede von Alvis iſt: Wieherer (*Alv.* 21); von Thryms Roſſen war gleichfalls ſchon die Rede. So erſcheint denn auch das Pferd Svadilfari, Eisfahrer[51], als der Winterwind, der in der kalten Nacht mit den ungeheuern Steinen, den Eis- und Schneemaſſen, zum Bau des Winterrieſen heranfährt. Dieſer Bau ſoll den Bergrieſen und Reifthurſen (*bergrisum oc hrimthursum*) ſelbſt als Bollwerk entgegenſtehen, er bedeutet die feſte, ſchützende Eis- und Schneedecke, unter der die Erde vor den ſchädlichen Wirkungen des Winterfroſtes ſelbſt geborgen iſt. Doch darf der mächtige Bau nicht vollendet, nicht mit dem Burgthor auf immer abgeſchloſſen werden. Die Götter zwingen Loki, der auch hier den verderblichen Rath gab, Abhülfe zu ſchaffen. Loki hat zur Hingabe Freyjas ſammt Sonne und Mond an den Winterrieſen gerathen, wie er auch im Thrymsliede das Begehren des Jötuns ausrichtet, er iſt ja die Neige des Sommers, die Abnahme des Lichtes. Jetzt aber, um nothgedrungen dem Bau des Winters ein Ziel zu ſetzen, verwandelt er ſich in eine Stute, auch er wirkt in der Eigenſchaft des Windes; iſt der eisthürmende Svadilfari Oſt oder Nordoſt, ſo kommt nun der abendliche Loki, auch hier der Endiger, als Gegenwind, als thauender Weſt oder Südweſt. Wie die wiehernden Pferde die Nacht hindurch im Wald umherrennen und der Meiſter vergeblich dem ſeinigen nachläuft, das iſt der Wandel und Wechſel der Winde bei einbrechendem Thauwetter. An ſeinem Jötunzorne über die vergebliche Arbeit erkennen die Götter, daß Derjenige, der ihnen zuerſt ein nützlicher Werkmeiſter gegen die Eisthurſe geſchienen, ſelbſt ein Rieſe des rauhen Felsgebirgs (*bergrisi*) ſey, und wie ſie ſich in ihm getäuſcht, ſo achten ſie nun auch ihrerſeits des beſchworenen Friedens nicht und rufen zu Thôr, der, als Sommergott, während der Arbeit des Winterrieſen abweſend war. Wie immer auf ſolchen Ruf fährt Thôr plötzlich herab, zerſchmettert mit dem erſten Hammerſchlage des Jötuns Haupt und ſchickt ihn nieder unter Niflhel, in die tiefſte, licht- und wärmeloſe Unterwelt; der Thauwind brach den Eisbau, der erſte Donner vernichtet gründlich die Gewalt des Winters[52].

---

[51] Vgl. Lex. myth. 433, Lex. isl. „svadi, m. (ſ. auch Anm. 7) svadill, m. lubricitas, glacies lubrica." (Iſt svell, n. glacies, contr. aus svadhill?) Die Hdſ. wechſeln mit -fari, -fœri, -feri; tranſitiv wäre -færi

---

[52] Vgl. Mone, a. a. O. I, 378 ff. Lex. myth. 459 sq

Die Entſtehung des Roſſes Sleipnir gehört zwar nicht zum Hauptbeſtande des Mythus, wie denn auch in Völuſpâ davon nichts erwähnt iſt, aber ſie knüpft ſich paſſend demſelben an und ſtimmt nicht minder zu dem Weſen dieſes Roſſes und ſeines Beſitzers. Sleipnir, der Gleitende[53], der ſeinen Herrn ebenſowohl hoch durch die Lüfte als tief zu Niflhel hinunter (*Vegt.* 6) trägt, von zwei entgegengeſetzten Winden erzeugt, ebendarum wohl auch achtfüßig, die ganze Windroſe in ſich ſchließend (Lex. myth. 439), von grauer Farbe, als der unſcheinbarſten, der Unſichtbarkeit am nächſten kommenden, wie auch Odin ſelbſt in grauem Mantel zu den Menſchen kommt, dieſes trefflichſte der Pferde (*Grîmn.* 44), bedeutet die nach jeder Richtung ſchnellbereite Gegenwart Odins, des Geiſtes, der mit allen Winden fährt.

Eine Volksſage aus Norrland[54] zeigt den rieſenhaften Baumeiſter legendenartig umgeſtaltet. Ein Tröll verpflichtet ſich dem heiligen Olaf, den Bau einer Kirche von wunderbarer Größe, Pfeiler und Zierathe auſſen und innen von hartem Flinsſtein, auf beſtimmte Zeit allein zu vollenden, bedingt ſich aber zum Lohne Sonne und Mond oder den h. Olaf ſelbſt. Schon iſt das Werk fertig und ſelbſt die Spitze aufgeſetzt, als der Rieſe bei Nennung ſeines Namens mit ſchrecklichem Krach vom Dachkamme ſtürzt und in viele Stücke zerſpringt, die lauter Flinsſteine ſind. In dieſen Flinsſteinen am Kirchenbau und vom zerkrachenden Rieſenleibe ſind noch wohl die Eiskryſtalle zu erkennen. Der Name des Werkmeiſters, der im Mythus ganz verſchwiegen bleibt, wird hier am Ende ausgeſprochen: Wind und Wetter, nach Andern: Bläſter, Blaſer, und es iſt damit für obige Deutung auch der beſtätigende Ausdruck gefunden[55].

---

[53] Lex. isl. sleipr, lubricus. sleipa, f. lubricitas. Ueber die Verbalbildungen mit -a ſ. D. Gramm. II, 170.

[54] Iduna, Hft. III. 3te Aufl. Stockh. 1824. S. 60 f. D. Myth. 517 f.

Nach der Saga von Olaf Tryggv. S. (*Fornm. S.* II, 225—228) war auf Island in einem harten Winter und bei eingetretener Hungersnoth von einer Bezirksverſammlung beſchloſſen worden, die alten und gebrechlichen Leute, die ihren Unterhalt nicht erwerben könnten, auszutreiben; der Häuptling Arnór aber lud zu einer neuen Zuſammenkunft, auf der er die Zurücknahme des grauſamen Beſchluſſes und die Annahme menſchenfreundlicher Vorſchläge zur Ernährung aller Bedürftigen auswirkte; bereits dem Chriſtenglauben zugeneigt, verwies er dabei auf den Gott, der die Sonne geſchaffen, um die Welt zu erhellen und zu wärmen, und der an ihnen ſeine Macht und ſein Erbarmen ſo bewähren möge, daß ſie hinfort an ihn glauben. Nun heißt es weiter: „Damals waren Kälte und Froſt ſtrenger, als lange Zeit vorher, und die grimmigſten Nordwinde, mit Eis und der härteſten Schneerinde (*svelli ok hinu hardhazta hiarni*) war die ganze Erde übergoſſen, ſo daß ſie nirgends verſtand, aber in der Nacht nach dieſer Zuſammenkunft wechſelte durch göttliche Fürſorge die Beſchaffenheit der Luft ſo ſchnell, daß am nächſten Morgen aller Grimm des Froſtes vorbei und ſtatt deſſen lauer Südwind und das beſte Thauwetter gekommen war; von da an war milde Witterung und freundliche, eisſchmelzende Sonne, die Erde kam Tag für Tag mehr hervor, ſo daß in Kurzem der ganze Viehſtand Gras genug von ihr zur Nahrung erhielt, da freuten ſich Alle und waren ſehr vergnügt, daß ſie Arnórs Mitleidsrathe gehorcht hatten, und empfiengen alsbald ſo reichliche Wohlthat göttlicher Gabe. Darum traten auch alle Dingmänner Arnórs ſchnell und gerne mit ihrem Häuptling unter das heilige Gebot des wahren Glaubens, der ihnen bald nachher verkündet wurde, denn nach Verlauf weniger Winter war das Chriſtenthum über ganz Island durch Geſetz angenommen.“ In dieſer einfachen Erzählung iſt ohne Bild der Hauptinhalt des vorſtehenden Mythus dargelegt; auch ſie zeugt von dem Eindrucke des wunderähnlichen Wechſels in der Natur auf die Gemüther, aber die Gnade des Chriſtengottes wirkt hier, was in heidniſcher Vorſtellung der um Hülfe angerufene Thôr vollbringt.

---

[55] In einer ähnlichen Sage aus Norwegen heißt der Rieſe Skalle (Lex. myth. 79 sq. Faye, 114); unter den Jotunnamen in Sn. Edd. 210a finden ſich Vindr und Skalli, der Kahle, paſſend für einen Eisrieſen, wie ein dritter Name, der dem norrländiſchen Troll gegeben wird, Slatt, der Glatte.

11. Thiaſſi.

Die j. Edda gibt folgende Sage (*Sn. Edd.* 80—82):

> Die drei Âſen Odin, Loki und Hänir ziehen durch Gebirg und Einöden, wo es übel mit dem Eſſen ſteht. Als ſie aber in ein Thal herab kommen, ſehen ſie einen Trupp Ochſen, nehmen einen davon und wollen ihn ſieden. Zweimal decken ſie vergeblich auf, um nachzuſehen, ob er geſotten ſey. Während ſie nun ſich berathen, woher das kommen möge, hören ſie in der Eiche über ſich ſprechen, daß Der, welcher dort ſitze, das Sieden verhindre. Sie ſehen hin und es ſitzt ein großer Adler dort. Derſelbe ſagt weiter: „Wollet ihr mir meine Sättigung von dem Ochſen geben, ſo wird es ſieden.“ Sie bewilligen es, da läßt er ſich vom Baume nieder, ſetzt ſich zum Sude und nimmt ſogleich vorweg die zwei Lenden des Ochſen nebſt beiden Bugen. Loki, zornig hierüber, greift nach einer großen Stange und ſtößt ſie mit aller Macht dem Adler in den Leib. Der Adler ſchwingt ſich auf, während die Stange an ſeinem Körper feſt iſt, am andern Ende derſelben haften Lokis Hände.

Er fliegt nah am Boden, ſo daß Loki mit den Füßen Geſtein und Gehölze ſtreift, die Arme aber, glaubt er, werden ihm aus den Achſeln reißen. Flehentlich ruft er den Adler um Frieden an, doch Dieſer will ihn nicht loslaſſen, er ſchwöre denn, Idun mit ihren Aepfeln aus Åsgard herauszubringen. Als Loki Dieſes zuſagt, wird er los und kommt wieder zu ſeinen Genoſſen. Zur verabredeten Zeit lockt er Idun aus Åsgard in einen Wald, indem er vorgibt, daß er Aepfel gefunden habe, die ihr wahre Kleinode dünken werden; auch bittet er ſie, ihre Aepfel mitzunehmen und mit jenen zuſammenzuhalten. Dorthin kommt nun der Jötun Thiaſſi in Adlerhaut, ergreift Idun und fliegt mit ihr in ſein Heimweſen. Die Åſen aber befinden ſich übel bei Iduns Verſchwinden, ſie werden ſchnell grauhaarig und alt. Da halten ſie Verſammlung und befragen einander um Idun; was man zuletzt von ihr geſehen, iſt, daß ſie mit Loki aus Åsgard gieng. Loki wird ergriffen und herbeigeführt; man droht ihm mit Tod oder Peinigung. Erſchreckt hiedurch, verſpricht er, Idun in Jötunheim aufzuſuchen, wenn Freyja ihm ihre Falkenhaut leihen wolle. Mit ſolcher fliegt er nordwärts nach Jötunheim zu Thiaſſi. Der Jötun iſt auf die See gerudert, Idun iſt allein daheim. Loki verwandelt ſie in eine Nuß,

> die er in ſeinen Klauen hält und eiligſt davonfliegt. Als nun Thiaſſi heimkommt und Idun vermißt, nimmt er die Adlerhaut und verfolgt Loki. Die Âſen ſehen den Falken mit der Nuß und den Adler heranfliegen, da gehen ſie hinaus unter Âsgard und häufen Spähne. Kaum hat ſich der Falke innerhalb der Burgmauer niedergelaſſen, ſo werfen ſie Feuer in die Spähne, der Adler aber vermag ſich nicht anzuhalten, das Feuer ſchlägt ihm in's Gefieder und macht ſeinem Flug ein Ende. Die Âſen ſind nahe und erſchlagen den Jötun Thiaſſi innerhalb des Gatters; allbekannt iſt dieſer Todſchlag.

Noch wird hierauf erzählt, wie Skadi, Thiaſſis Tochter, zur Buße für den Tod ihres Vaters, den Niörd zum Gemahl erhält, auch wie Odin, zur Ueberbuße, Thiaſſis Augen an den Himmel wirft und daraus zwei Sterne macht.

Nach dieſer Darſtellung in der j. Edda würde Thôr mit Thiaſſi und Idun in keiner Beziehung ſtehen. Anders verhält es ſich nach dem Harbardsliede. In dieſem ſagt Thôr: „Ich erſchlug Thiaſſi, den übermüthigen Jötun, auf warf ich ſeine Augen an den heitern Himmel; ſie ſind die größten Wahrzeichen meiner Thaten, die ſeitdem allen Menſchen ſichtbar ſind (*Harb.* 19)." Im Eddaliede von Aegir rühmt ſich Loki, der Erſte und Hitzigſte zur Tödtung geweſen zu ſeyn, als Thiaſſi ergriffen ward (*Aeg.* 50. 51). Das Skaldenlied Hauſtlöng (*Sn. Edd.* 119—121), ſonſt mit obiger Erzählung der j. Edda übereinſtimmend, ſagt allgemein, daß die Götter ihre Schäfte geſchüttelt; ob Thôr dabei beſonders thätig geweſen, hängt von der zweifelhaften Erklärung der Schlußzeilen ab. Der Ehre, welche den Augen Thiaſſis widerfahren, wird hier gar nicht erwähnt.

„Der Wind, der über das Waſſer fährt, den Menſchen unſichtbar,“ kommt, nach dem Eddaliede von Vafthrûdnir, von den Schwingen des Jötuns Hräſvelg (*Hræsvelgr*), der in Adlershaut an des Himmels Ende ſitzt (*Vafthr.* 36. 37). Der Name Hräſvelg, Leichenſchlund, Leichenſchlinger, iſt eine auf den Windrieſen, vielleicht den forniot'ſchen Kâri, übertragene Bezeichnung des Adlers[56]. Vermöge derſelben Symbolik iſt der als Adler ausfliegende Thiaſſi ein Sturmjötun; er hat die mächtige Adlerſchwinge, während der milden Luftgöttin Freyja das ſchwächere Falkengefieder zukommt[57]. Seine Wohnſtätte iſt, nach dem Liede von Grimnir, **Thrymheim** (*Grímn.* 11. vgl. *Sn. Edd.* 81, Anm. 2), das toſende Sturmgebirg. In **Hauſtlöng** heißt er **Bergwolf** (*fiallgyldir, Sn. Edd.* 120) ꝛc.[56] Den Stamm Thiaſſis gibt die j. Edda ſo an:

---

[56] *Hræsvelgr* findet ſich nicht unter den poetiſchen Benennungen des Windes (*Sn. Edd.* 126), wohl aber unter den Jötunnamen (ebd. 209); bei den Bezeichnungen des Adlers (ebd. 181 ff.) iſt zwar *Hræsvelgr* nicht beſonders angeführt, dagegen im Allgemeinen geſagt, daß man den Adler und den Raben bezeichne, indem man Blut oder Leichnam (*hræ*) ihre Nahrung nenne.

[57] Die gleiche Anſchauung iſt es, wenn in den Zweigen der Weltesche Yggdraſil, wie Thiaſſi auf der Eiche, ein Adler

> **Ölvaldi**, ſein Vater, war ſehr reich an Golde; als Dieſer ſtarb und die drei Söhne, **Thiaſſi**, **Idi** und **Gáng**, das Erbe theilen ſollten, war das ihr Maß, daß Jeder ſeinen Mund voll des Goldes nahm und Alle gleich oft. Darum heißt in Runen oder in der Dichtkunſt das Gold: Maß oder Rede dieſer Jötune (*Sn. Edd.* 83).

ſitzt und zwiſchen deſſen Augen der Habicht Vedrfölnir, Luftwelker (Sn. Edd. 19. vgl. Grímn. 32); auch in Dieſen iſt das ſtärkere und das mattere Rauſchen des Windes verbildlicht. — Windjotune mit Adlernamen ſind auch: **Egdir**, der Rieſin Hirte, der auf dem Hügel ſitzt und die Harfe ſchlägt (Vsp. 34. vgl. Sn. Edd. 182); **Agdi**, Thryms Sohn (Fornald. S. II, 5); **Örnir**, der unter den Jotunen aufgezählt (Sn. Edd. 210) und im Mühlliede (ebd. 148) mit den Brüdern Thiaſſi und Idi, ſtatt des hier fehlenden Gáng, genannt wird, zur Beſtätigung der äoliſchen Natur dieſes Geſchlechts.

[56] Berg- oder Felsrieſen und Reif- oder Eisthurſe werden, beſonders als Gegner Thors, in der j. Edda öfters zuſammen genannt (Sn. Edd. 18. 26. 45. 65), der winterliche Baumeiſter iſt ein Bergrieſe (ebd. 47) und das Mühllied ſcheint den Steinrieſen **Hrungnir** mit Thiaſſi, Idi und Örnir, die es „Bergrieſenbrüder" nennt, in Verwandtſchaft zu bringen (ebd. 148). Ueberall liegt hiebei die Vorſtellung zu Grunde, daß im Gebirge die Heimath der kalten und heftigen Winde ſey.

Auch dieſe Sage bewegt ſich im Reich der Winde. Ölvaldi und ſeine drei Söhne ſind die vier Hauptwinde; er ſelbſt, wörtlich: der Bier, Getränke herſchafft, iſt der Bringer des Regens, der Regenwind; ſein Gold, ſein aufgehäufter Schatz, ſind die Wolken. Nach ſeinem Abſcheiden, wann der Regenwind gewichen, fällt dieſes Erbe den übrigen Winden anheim, es wird von ihnen mit dem Munde getheilt, aufgehaucht und zerblaſen. Idi (*Idhi*), der Geſchäftige[59], und Gäng (*Gångr*), Wandel, Geräuſch, ſind leicht verſtändliche Windnamen, Thiaſſi iſt dem Worte nach dunkel, ſein Weſen aber wird ſich bei näherer Betrachtung des Hauptmythus vollſtändig herausſtellen.

Als die wandernden Äſen ſich umſonſt bemühen, den Ochſen zum Sieden zu bringen, hören ſie in der Eiche über ſich die Stimme des Adlerrieſen; der Sturm rauſcht in den Baumzweigen. Sie erfahren, daß eben der Adler es ſey, der den Sud verhindre; der Wind verweht das Kochfeuer. So iſt auch hierin die Weiſe des Sturmdämons wohl eingehalten. Der Sinn des Streites mit dem Adler ergibt ſich jedoch nur mit der richtigen Auffaſſung des Hauptgegenſtandes dieſer Sage: Raub und Rückerlangung der Göttin Idun.

---

[59] Lex. isl. „at idia, operari. idia, f. opera. idinn, diligens, solers. idni, f. sedulitas.“

Die in den älteren germaniſchen Sprachen gangbare Partikel *id-*, wieder[60], verbunden mit der nordiſchen Endung weiblicher Namen auf *-un*, *unn*, bildet den Eigennamen Idun (*Idhunn*), die perſonificierte Wiederkehr, Erneuung. Jene Partikel äuſſert im Isländiſchen auch ſonſt die Kraft einer Wurzel, die in Ableitung und Zuſammenſetzung insbeſondre auf das Ergrünen des Feldes angewandt wird[61]. Hält man mit dem Wortſinn in dieſer beſondern Färbung die ganze mythiſche Erſcheinung Iduns zuſammen, ſo überzeugt man ſich leicht, daß in ihr das friſche Sommergrün an Gras und Laub perſönlich geworden ſey und daß Iduns Raub durch den Jötunadler Thiaſſi die Entblätterung der Bäume und Entfärbung der Wieſen durch den rauhen Hauch der Herbſt- und Winterwinde darſtelle. Dieſe Bedeutung des Ganzen wird ſich klar machen laſſen, wenn auch einzelne Umſtände hier, wie anderwärts, unerklärt oder zweifelhaft bleiben. Die drei Âſen kommen aus Gebirg und Einöde, wo es an Nahrung gebricht, in ein Thal herab, in welchem ſie einen Trupp Ochſen ſehen, deren ſie einen ſich zum Mahle beſtimmen, darüber jedoch mit Thiaſſi in Streit gerathen. Schon Dieß ſteht in Beziehung zum Mythus von Idun, in der nämlich, daß Idun über dem grünen, beweideten Thale waltet und der nährenden Heerde pflegt, der winterliche Thiaſſi aber ſolches Gedeihen räuberiſch zu ſtören ſucht. In Hauſtlöng wird Iduns Wohnung oder Gebiet Brunnacker (*Brunnakr, Sn. Edd.* 121) genannt, ein maleriſcher Name für eine quellenreiche Gegend mit üppigem Gras- und Baumwuchs, wie jenes Thal, in das die drei Âſen niederſtiegen. Wieder iſt es Loki, der die Sommergöttin an den Winterrieſen verräth und dann auch Abhülfe zu ſchaffen gezwungen wird, wie in der Sage von dem jötuniſchen Baumeiſter, der ſich Freyja ausbedungen. Loki übernimmt es, Idun mit ihren Aepfeln aus Âsgard zu locken und ſo dem Jötun Thiaſſi zu überliefern. In der Zeit, wann Idun Aepfel hat, wann der grüne Baum Früchte trägt, iſt ſie auch durch Loki, den Endiger des Sommers, dem Räuber Thiaſſi verfallen. Dann wird Idun aus dem Walde geraubt, dann ſtreift der Wind den Schmuck der Blätter ab. Da werden die Götter grauhaarig, alt und runzlig (*hamlot, Haustl.* in *Sn. Edd.* 121). Die Naturgötter, dem

---

[60] Ueber die Partikel id-, ed-, ſ. D. Gramm. II, 757 f. Daſelbſt namentlich: ahd. it-ruod, germen.

[61] Lex. isl. „idior, f. pl. vigor prati. idia-graenn, viridis, floridus. ida-völlr, m. viretum." (Vsp. 59: iördh idhia-graena. 7. 60: á idhavelli. 61: í grasi. Vgl. D. Myth. 476). Nimmt man hiezu die in Anm. 59 angeführten Wörter, dann noch weiter: „idull, continuus, frequens: idka, solere, frequentare; idkun, idhun, f. exercitium ꝛc.", ſo ergibt ſich der gemeinſame Begriff der Wiederholung, Erneuung, bald im Sinne des emſigen, beharrlich fortgeübten Wiederholens, bald in dem, hier zunächſt in Betracht kommenden, der neuen Belebung, der wiederkehrenden Friſche.

Wechſel der Jahreszeiten unterworfen, müſſen freilich bei Iduns Verſchwinden Glanz und Jugendfriſche verlieren. Die Zeit des Laubfalles iſt das Altern der Natur[62]. Von den Göttern gezwungen, die Geraubte zurückzuholen, fliegt Loki nordwärts nach Jötunheim mit Freyjas Falkenhaut, gerade wie damals, als er Thôrs Hammer ſuchte; er fährt aus mit der Frühlingsluft. Dort findet er Idun allein daheim, Thiaſſi iſt auf das Meer gerudert; er iſt ja der Wind, der, wie das Eddalied ſagt, über das Waſſer fährt, der die See aufwühlt. In Geſtalt einer Nuß[63] wird Idun von dem Falken zurückgebracht. Die Nuß bedeutet hier allgemein den Kern, aus dem die erſtorbene Pflanzenwelt immerfort wieder aufgrünt; in enger Schale liegt die Gewähr eines neuen, reichen Wachsthums, der Frühling in einer Nuß. Die Götter zünden dem nacheilenden Adler ein Feuer an, das ihm die Schwingen verſengt, die Sommerglut macht dem Fluge des Winterſturmes ein Ende. Und nun fährt auch Thôr herab, der überall den Sieg des Sommers mit ſeinem Hammerſchlage beſiegelt. Thiaſſis Augen, unter die Sterne verſetzt, ſind irgend ein den Hingang des Winters anzeigendes Sternbild, wie früher Örvandils Zehe.

---

[62] Zwar ſagt Sn. Edd. 50: Idun verwahre in ihrer Büchſe die Aepfel, wovon die Götter eſſen ſollen, wenn ſie altern, dann werden ſie jung und ſo werd' es ſeyn bis Ragnarök; auch ſollen, ebd. 119, die Aepfel: Alterarznei der Åſen (elli-lyf Åsanna) dichteriſch genannt werden. Allein in der Sage ſelbſt, ebd. 81, ſteht nichts davon, daß vom Verluſte der Aepfel die Götter alt geworden ſeyen, und es iſt an der betreffenden Stelle nur vom Wegkommen Iduns die Rede (en Aesir urdhu illa vidh hvarf Idhunnar, oc gerdhuz their brátt hárir oc gamlir), auch wird bei ihrer Rückkehr der Aepfel weiter nicht gedacht; der Ausdruck: elli-lyf Åsanna (Åsa) aber iſt dem dabei angeführten Stücke von Hauſtlong (Sn. Edd. 121) entnommen, wo Idun die trauerſtillende Jungfrau genannt wird, die ſich auf der Åſen Alterarznei verſtehe (sorg-eyra mey, — thá er elli-lyf Åsa kunni), ohne daß irgend der Aepfel erwähnt würde. Iſt man daher weder durch Sage noch Lied gedrungen, den Aepfeln dieſe Wunderkraft beizumeſſen, ſo erſcheint es paſſender, die Gabe der Verjüngung bei der in ihrer Lenzesfriſche wiederkehrenden Idun ſelbſt zu ſuchen, die Aepfel aber als Wahrzeichen der Herbſtzeit zu betrachten, in welcher Idun dem Abfall oder Raube zugereift iſt.

Zur Probe der hier geltend gemachten Bedeutung Iduns dient ein dieſer Göttin beſonders gewidmetes Eddalied, Odins Rabenzauber (*Sæm. Edd.* 88—92), das, bisher für eines der räthſelhafteſten gehalten, hinwider durch obige Forſchung in ſeinen Hauptzügen einfach erklärt wird. Die Anlage des Liedes iſt dieſe:

Schlimme Ahnung drückt die Åſen, dunkle Vorzeichen, ſchwere Träume laſſen großes Weltunheil erwarten. Idun, die neugierige Göttin, vom Geſchlecht der Âlfe, Ivalds älterer Kinder jüngſtes, weilt in Thälern, von Yggdraſils Eſche geſunken. Uebel erträgt ſie dieſes Herabkommen, unter des Laubbaumes Stamme feſtgehalten; nicht gefällt ſie ſich bei Nörvis Tochter (der Nacht), an heitrere Aufenthalte gewohnt. Die Götter ſehen ihre Trauer und Odin ſendet Heimdall mit Bragi und Loki hinab zu ihr, ſie zu befragen, was ſie von den Geſchicken der Welt wiſſe; er ſelbſt lauſcht auf Hlidſkiâlf (ſeinem Hochſitze). Doch vergeblich iſt alles Befragen, ſie ſpricht kein Wort, gibt keinen Laut, Thränen rinnen, mühſam verborgen, von ihren Augen. Wie ſchlafbetäubt erſcheint den Fragenden die Harmvolle, und wie ſehr ſie drängen, wird ihnen doch keine Antwort. Da kehrt der Vormann der Sendung (Heimdall) mit Loki zurück, aber Odins Skalde (Bragi) bleibt als Hüter unten. Beim Mahle der Götter berichten Jene ihre übelausgeführte Botſchaft. Odin fordert die Âſen auf, die Nacht über auf neuen Rath zu ſinnen. Es folgt eine dichteriſche Schilderung der einbrechenden Nacht und dann der Auffahrt des Tages, deſſen Verkünder Heimdall iſt.

---

[63] Nach einer andern Lesart, wie es ſcheint: in Geſtalt einer Schwalbe (Edda ꝛc. op. P. J. Resenii, Havn. 1665. Dæmes. LII. vgl. Lex. myth. 199), was wohl auch auf die Wiederkunft des Frühlings Anwendung findet, aber dem Weſen Iduns nicht ſo unmittelbar entſpricht.

Das Verſchwinden Iduns, zuvor als Entführung durch den Sturmrieſen dargeſtellt, iſt in dieſem Lied auf andre Weiſe ausgeführt, wodurch die im Gewächsreich haftende Natur der Göttin ſich noch mehr veranſchaulicht. Idun ſtammt hier vom Geſchlecht der Álfe, der kunſtreichen Zwerge, wie dieß der Name ihres Vaters, Ivalds, anzeigt, der doch wohl derſelbe mit jenem Zwerg Ivaldi iſt, deſſen Söhne Sifs Goldhaar ſchmiedeten. Wunderbares Erzeugniß der unterirdiſch wirkenden Zwerge, bald als Abſtammung, bald als Arbeit ausgedrückt, iſt ebenſowohl die grüne Blätterwelt, die ſich in Idun perſonificiert, als die goldenen Aehren, die in Sifs Haare verbildlicht ſind. Das jüngſte von Ivalds älteren Kindern kann Idun eben in Vergleichung mit früheren und ſpäteren Erzeugniſſen dieſer Erdkräfte heißen. Neugierig, fürwitzig (*forvitin*) iſt die junge, aus den Sproſſen dringende Idun, ungefähr wie Örvandil der Kecke. Darin, daß ſie von Yggdraſil herabſinkt, fallen Bild und Gegenſtand faſt gänzlich zuſammen. Das Sommergrün erſcheint hier als Laub der großen Eſche, des Sinnbilds der lebendigen Natur; wann die Erde zu grünen aufhört, dann iſt Yggdraſils Blätterfall, dann ſinkt Idun vom Laubbaume. In Thälern, im tiefen Grunde, unter dem Stamme des Baumes feſtgehalten, weilt ſie jetzt; die zuvor in Luft und Licht lebte, iſt nun von Nacht umgeben, in ſchlummerähnliche Betäubung, in dumpfe Trauer verſenkt; die ſtockende Triebkraft des Gewächſes iſt tief in die Wurzel hinabgedrängt[64]. Die Wirkung, welche Iduns Fall auf die Götter ausübt, iſt ein Zuſtand banger Ahnung, daß das Leben der Welt ſich zum Ende neige; dieſes jährliche Welken der Natur iſt Vorbote der endlichen allgemeinen Auflöſung. Die Orakel ſchweigen; Odin, der vor Allen über dem tieferen Leben ſeiner Schöpfung wacht, beſendet die verſunkene Idun ſelbſt, um ſie über Alter und Ende der Welt zu befragen, allein auch ſie bleibt ſtumm; wohl iſt jetzt nur in der Wurzel die Gewähr des Fortlebens zu ſuchen, aber noch gibt ſich dieſes durch kein äuſſeres Zeichen kund. Odins Boten ſind Heimdall, Loki und Bragi. Die beiden Erſteren bilden auch hier den ſchon bekannten Gegenſatz des Aufgangs und der Neige in gleichmäßiger Anwendung auf Tags- und Jahreszeit, auf Weltanfang und Weltende. Sie kehren unverrichteter Dinge zurück, nichts iſt zwiſchen ihnen entſchieden. Bragi; der Skalde unter den Göttern, erſcheint anderwärts als Iduns Gatte, denn im Naturgefühle des Alterthums iſt die ſchöne, grünende Jahreszeit auch die Zeit des Geſanges, des menſchlichen wie des Vogelſanges; darum bleibt Bragi jetzt auch unten bei Idun in ihrer Verbannung, der verſtummte Geſang bei der hingewelkten Sommergrüne. Die das Lied ſchließende Beſchreibung der einfallenden Nacht und des aufgehenden Tages gibt denſelben Gegenſatz wie zwiſchen Loki und Heimdall, welch Letzterer ſelbſt am Ende ſieghaft heraufſteigt und ſo die Hoffnung erglänzen läßt, daß auch Idun wiederkehren werde.

---

[64] Darauf mag ſich auch die Verhüllung in den Wolfsbalg (Str. 8) beziehen.

Wenn nun gleich dieſes Mythenlied für ſich ſeinen guten Sinn hat, ſo läßt doch deſſen Ueberſchrift: Odins Rabenzauber, womit der Inhalt nicht genügend zutrifft, vermuthen, daß daſſelbe Theil eines größeren Ganzen geweſen ſey[65]. In dem vorhandenen Liede wird nur geſagt, daß, bei der ahnungsvollen Beſorgniß über Iduns Niederſinken, Hugin (*Hugr*, ſonſt *Huginn*) ſich aufgemacht und die Himmel geſucht, die Götter aber Unheil befürchtet haben, wenn er verweile (vgl. *Hrafn.* 3. mit *Grímn.* 20). Hugin iſt einer der beiden Raben Odins, die jeden Tag über die Erde hinfliegen, der verkörperte Gedanke. Raben, durch eine beſondre Opferweihe dazu bereitet, ließ man, vor dem Gebrauche des Magnets, vom Schiffe auffliegen, um die Nähe des Landes zu erforſchen[66]. Sagenhaft werden auch ſonſt Raben auf Botſchaft ausgeſchickt. Rabenzauber (*hrafna-galdr*) hieß nun wohl die Beſchwörungsformel, wodurch dieſe Vögel zu ſolchem Dienſte geweiht wurden[67], und dann auch die Rabenſendung überhaupt, womit ſich der Name des Liedes erklärt. Von der Wiederkehr Hugins, des nach Rath und Rettung ausgeſandten göttlichen Gedankens, ſchweigt daſſelbe, es hält ſich im Gebiete banger, träumeriſcher Ahnung und nur am Schluſſe dämmert die Hoffnung auf. Ein zweiter, fehlender Theil mochte das Ergebniß des Rabenfluges und die endliche Erlöſung Iduns darſtellen.

---

[65] Die weitere Ueberſchrift *Forspiallsliodh* kann auch den fünf erſten Strophen gelten, hinter denen die Stockh. Ausg. abtheilt.

[66] Nach *Landn.* 7 f. Leo, a. a. O. 568 ff.

Die ſchwierige, mythologiſch gelehrte Sprache dieſes Eddaliedes, die poetiſche Malerei (vgl. *Edd. Havn.* I, 204), die gemeſſene Behandlung des Verſes und die offenbaren Entlehnungen aus andern Liedern von älterem Gepräge (*Vsp.*, *Grimn.*, *Vegt.*) weiſen demſelben eine verhältnißmäßig ſpäte Zeit der Abfaſſung an. Gleichwohl herrſcht darin noch durchaus das innere Verſtändniß der mythiſchen Symbolik und es iſt auch davon, daß der Gegenſtand deſſelben einſt volksmäßig geweſen, noch einige Spur in der mit den ſkandinaviſchen Volksliedern ſo nahe verwandten ſchottiſchen Balladenpoeſie vorhanden, und zwar in der Ballade von Hind Etin[68]:

---

[67] Vgl. Str. 10 des nämlichen Liedes: galdur gôlo, gôndom ridho ꝛc., wo gleichfalls der Zuſammenhang ergibt, daß durch galdur die Wölfe zum Ritte beſchworen werden.

[68] In der alterthümlichſten, obwohl fragmentariſchen Geſtalt ſteht dieſe Ballade im (Kinloch's) Ancient Scottish

Jungfrau Margret ſteht in ihrer Thür und kämmt ihr gelbes Haar; ſie ſieht Nüſſe, im Walde gewachſen, und wünſcht dort zu ſeyn. Sie flicht ihre Locken, ſchürzt ihr Kleid und eilt zum Walde hin. Kaum hat ſie eine Nuß gepflückt, als der Hind Etin aufſpringt und ihr es wehrt. Sie erwidert: dieſe Wälder ſeyen ihr Eigenthum, ihr Vater hab' ihr dieſelben zu Luſt und Spiel gegeben. Kaum pflückt ſie aber zum zweitenmal, nichts Schlimmes denkend, ſo faßt er ſie bei den gelben Locken, bindet ſie an einen Baum und droht ihr übeln Tod. Er reißt einen Baum aus, den dickſten im Wald umher, gräbt eine Höhle, viele Klaftern tief, und ſetzt Jungfrau Margret darein. Hier ſoll ſie bleiben, wenn ſie nicht lieber mit ihm ziehen will. Keine Ruhe hat Margret in der

---

Ballads, Lond. 1827. S. 225 ff. Die ſcheinbar vollſtändigſte Ueberlieferung gibt Buchan, Anc. Ballads and Songs of the North of Scotland, Edinb. 1828. I, 6 ff. unter dem Titel: Young Akin, aber gerade hier iſt das älteſte Gepräge verwiſcht und der neuere Beſtandtheil um ſo ausführlicher behandelt. Mit dem alten Sagenliede vom Etin ſcheint nämlich, auch bei Kinloch, ein andres, romantiſches Balladenthema verſchmolzen worden zu ſeyn, eine Entführungsgeſchichte, Young Hastings, die bei Buchan, II, 67 ff. und in Motherwell's Minstrelsy anc. and modern, Glasg. 1827. S. 287 ff. gedruckt iſt. Chambers, The Scott. Ballads, Edinb. 1829. S. 217 ff. ſucht noch größere Vollſtändigkeit zu erreichen, indem er aus den drei angeführten Stücken (Etin, Akin, Hastings) ein Ganzes zuſammenſetzt.

> Grube, kein Schlaf kommt über ſie, ihr Rücken liegt auf dem kalten, kalten Boden, ihr Haupt auf einem Steine. Sie ſchreit, er möge ſie heraus und zu ſich heim nehmen, wo ſie ihm (als Edelknabe) dienen wolle. Er nimmt ſie aus dem tiefen Kerker, doch traurig iſt der Tag, an dem eines Grafen Tochter mit Hind Etin heim geht. Sie lebt mit ihm manches Jahr und ſchenkt ihm ſieben Söhne. Eines Tages geht Etin mit dem älteſten auf die Jagd. Dieſer fragt den Vater, warum der Mutter Wangen ſo ſelten trocken ſeyen? Der Vater gibt den Grund an, daß ſie von edler Geburt und jetzt das Weib des Unchriſten Hind Etin ſey: „aber laß uns die Lerche in der Luft und die Ammer auf dem Baume ſchießen! die ſollſt du der Mutter heim bringen und ſehen, ob ſie getröſtet ſeyn wird.“ Derſelbe Sohn bewirkt dann auch die Rückkehr Margrets zu ihrem gräflichen Vater und deſſen Ausſöhnung mit Hind Etin.

Dieſes erſt neuerlich der mündlichen Ueberlieferung entnommene Märchenlied verläugnet doch, durch alle Umgeſtaltung, Erweiterung und Vermiſchung hindurch, ſeinen mythiſchen Urſprung nicht. Solchen verräth gleich der Name des Räubers. Der Etin iſt der Jötun (angelſächſiſch *Eoten*) und die jötuniſche Natur iſt dadurch bezeichnet, daß er kein Chriſtenthum hat. Die ſchöne Margret aber, die durch die reifen Nüſſe aus des Vaters Haus in den Wald gelockt, hier vom Etin ergriffen und in die Grube des ausgeriſſenen Baumes auf den kalten Boden geſetzt wird, die dann mit dem Etin in ſein Heimweſen ziehen muß, wo ihr die Wangen nicht trocken werden, daß ſie, eines edeln Grafen Tochter, das Weib eines Unchriſten ſeyn ſolle, der hernach die Vögel, die Boten des Frühlings, zum Troſte gebracht werden, worauf auch ihre Befreiung erfolgt, — dieſe Margret und ihr Geſchick gemahnen gar ſehr an Idun, theils wie ſie durch die Vorſpieglung von wunderbaren Aepfeln aus Âsgard in den Wald verleitet[69] und da von dem Rieſen Thiaſſi geraubt wird, bei dem ſie nun in Jötunheim weilen muß, bis Loki ſie in Geſtalt einer Nuß zurückholt, theils wie ſie unter der Eſche Yggdraſil in Nacht und Trauer, fern den gewohnten, heiteren Heimathsorten, feſtgehalten iſt und ihr die Thränen unaufhaltſam von den Augen rinnen. Merkwürdig iſt es und zeugt von manigfachem Umtriebe der Fabel, daß in der ſchottiſchen Ballade Züge aus beiderlei altnordiſchen Darſtellungen zuſammentreffen.

---

[69] Urſprünglich mochten es auch in nordiſcher Sage, ſtatt der Aepfel, Nüſſe geweſen ſeyn. In Hálfs s. ziehen die Frauen, ſelbſt die Königstochter, zu ihrer Beluſtigung in den Nußwald (í hnetskóg, Fornald. S. II, 51. 59). Auch bei Saxo (VIII, 151) heißt es:

> Quis vetuit te, note senex, juvenilibus uti
> Rite jocis, agitare pilam, morsa nuce vesci?

(Das Ballwerfen iſt Frühlingsſpiel, das Nüſſeſammeln herbſtliches.) So würde ſich der Mythus an eine altherkömmliche Sitte knüpfen.

Aber auch für den vermutheten zweiten Theil des Eddaliedes, die Befreiung Iduns mittelſt der Ausſendung des Rabens, ergibt ſich, wieder zwiſchen manchem Anderartigem hindurch, noch ein mythiſcher Anklang im ſkandinaviſchen Volksgeſange ſelbſt. Die ſchwediſche Volksballade vom Raben Rune, verglichen mit einer däniſchen Behandlung deſſelben Gegenſtandes, erzählt, wie dieſer kluge Rabe zwiſchen einer in fremdem Lande gefangen liegenden Frau und ihrem Vater Botſchaft trägt, in deren Folge Letzterer auf einem wunderbaren, gleich Odins Sleipnir über das Meer rennenden Roſſe ausreitet und die befreite Tochter zurückholt[70].

Das Feuer iſt dem Donnergott ein vertrautes Element. Hlôrridi, der Stralſchwinger, der Pflegſohn Hlôras, der Funkelnden, fährt in Flammen daher und watet durch glühende Ströme, während die Âſenbrücke brennt. Dem gemäß hat er ſich bisher als Widerſacher und Bezwinger winterlicher Sturm- und Froſtjötune erwieſen. Aber auch der Sommer hat ſein verderbliches Uebermaß[71] und wann die Eisthurſe geſchlagen ſind, bemächtigen ſich Feuerrieſen des Dunſtkreiſes und der Witterung. Auch wider ſie erhebt ſich Thôr und wenn gleich ſelbſt ein Feuerheld, bewährt er ſich doch auch ihnen gegenüber als den Bekämpfer aller maßloſen, das irdiſche Gedeihen bedrohenden Naturgewalt. Zwei jötuniſche Weſen dieſer Art greifen in den Thôrsmythus ein.

---

[70] Svensk. Folkvis. II, 194—200. Udv. Danske Viser I, 319—325.

12. Geirröd.

Wie Thôr ohne ſeinen Hammer Miölnir, ohne Stärkegürtel und Eiſenhandſchuhe, nach Geirrödsgard (*til Geirrödhargardha*) zieht, auf Anſtiften Lokis, der auch ſein Begleiter iſt, wird in der j. Edda berichtet (*Sn. Edd.* 112—115):

> Loki fliegt einmal zu ſeiner Kurzweil mit Freyjas Falkengewand. Aus Neugier fliegt er bis Geirrödsgard, ſieht dort eine große Halle, läßt ſich nieder und ſchaut zum Fenſter hinein. Geirröd erblickt ihn und befiehlt, den Vogel zu greifen und ihm zu bringen. Der Ausgeſandte gelangt mit Noth die hohe Hallenwand hinan. Loki ergetzt ſich daran, wie Jener ihm mühſam nachſtrebt, und er gedenkt nicht eher aufzufliegen, als bis der

---

[71] In Sn. Edd. 209 wird Somr, Sumar, der Sommer ſelbſt, mit ſeinem Vater Svâsudhr (vgl. Vafthr. 27) unter den Jotunen aufgezählt.

Mann den ganzen ſchwierigen Weg zurückgelegt. Jetzt langt derſelbe nach ihm, da ſchlägt er die Flügel und ſpreizt die Füße, aber dieſe hangen feſt; er wird ergriffen und dem Jötun Geirröd gebracht. Dieſem ſind die Augen des Vogels verdächtig, aber Loki ſchweigt auf ſeine Frage. Da ſchließt ihn Geirröd in eine Kiſte und läßt ihn darin drei Monate lang hungern. Als er den Gefangenen wieder herausnimmt und ſprechen heißt, geſteht Loki, wer er ſey, und löst ſein Leben damit, daß er dem Jötun ſchwört, Thôr ohne Hammer und Gürtel nach Geirrödsgard zu bringen.

Auf dem Wege dahin nimmt Thôr Herberge bei der Rieſin **Grid**, der Mutter Vidars des Schweigſamen. Sie ſagt ihm die Wahrheit von Geirröd, als einem klugen und übelumgänglichen Jötun; auch leiht ſie ihm ihre eigenen Eiſenhandſchuhe, ihre Stärkegürtel und ihren Stab (*Gridharvölr*). Damit zieht Thôr zu dem Fluſſe **Vimur**, aller Flüſſe größtem. Er umſpannt ſich mit den Stärkegürteln, ſtemmt Grids Stab gegen die Strömung, Loki aber hält ſich unten am Gurte. Als nun Thôr mitten in den Fluß kommt, da wächst dieſer ſo ſtark an, daß er bis zu Thôrs Schulter ſteigt. Aber Thôr ruft dem Strome zu: „Weißt du, wenn du wächſeſt, daß dann mir Âſenkraft anwächst himmelhoch?“ Beim Aufblick in ein

Geklüfte ſieht Thôr, daß Giâlp, Geirröds Tochter, quer über dem Strome ſteht und das Wachſen deſſelben verurſacht. Er nimmt einen großen Stein aus dem Fluſſe, wirft nach ihr und ſpricht: „An der Mündung muß man den Strom ſtemmen[72].“ Sein Wurf fehlt nicht, in demſelben Augenblicke naht er ſich dem Land, erwiſcht einen Vogelbeerenſtrauch und ſteigt ſo aus dem Fluſſe; daher das Sprichwort, dieſer Strauch ſey Thôrs Rettung. Als nun die Reiſegefährten zu Geirröd kommen, werden ſie zuerſt in das Gäſtehaus gewieſen. Hier iſt nur ein Stuhl, auf den Thôr ſich ſetzt. Er bemerkt, daß der Stuhl unter ihm ſich gegen das Dach hinanhebt, ſtößt daher mit Grids Stabe aufwärts in das Sparrwerk und drückt ſich auf den Stuhl herab; da entſteht großes Gekrach und folgt lautes Geſchrei; unter dem Stuhle waren Geirröds Töchter Giâlp und Greip, Beiden hat Thôr das Genick gebrochen. Darauf läßt ihn Geirröd in die Halle zu den Spielen rufen. Dort ſind große Feuer, der ganzen Länge der Halle nach. Als nun Thôr dem Jötun gegenüberſteht, faßt Dieſer mit der Zange einen glühenden Eiſenkeil und wirft nach ihm; Thôr aber fängt den Keil mit den Eiſenhandſchuhen auf und wirft ihn zurück.

---

[72] Nach Lex. myth. 625 noch jezt ein isländiſches Sprichwort.

Geirröd läuft hinter eine Eiſenſäule, ſich zu wahren. Doch von Thôrs Wurfe fährt der Keil durch die Säule, durch Geirröd, durch die Wand und darüber hinaus in die Erde. Nach dieſer Sage hat Eilif, Gudrûns Sohn, in Thôrsdrâpa gedichtet. Es folgen hierauf 19 Strophen des genannten Skaldenliedes vom Schluſſe des zehnten Jahrhunderts[75]. Dieſe Stelle gibt den Mythus von Thôrs Fahrt zu Geirröd im Ganzen übereinſtimmend mit obiger Sage, doch fehlt Lokis Gefangenſchaft und der Einkehr bei Grid iſt nicht beſonders erwähnt, wohl aber des Stabes. Die Gebirgsgegend ſtellt ſich beſtimmter heraus, ebenſo die cyniſche Weiſe, wie der unreine Strom von der Rieſentochter Giâlp angeſchwellt wird; in der pomphaften Skaldenſprache nimmt ſich Dieß noch widerlicher aus. Hier erſcheint auch Thiâlfi als Gefährte Thôrs, mit deſſen Beiſtand er mühſam das Ufer erreicht, doch zittert auch ihm das Herz nicht (Str. 9. 10).

Ueberreſt eines älteren, einfacheren Mythenliedes von dieſer Fahrt kann die der proſaiſchen Erzählung einverleibte Strophe ſeyn, worin Thôr dem wachſenden Strome Trotz bietet[76]. Wie ſehr dieſer Mythus verbreitet war, ergeben noch anderwärtige Zeugniſſe. Saxo (VIII, 160—164) berichtet die fabelhafte Fahrt eines Dänenkönigs Gormo, unter Führung Thorkills, nach den Wohnſitzen Geruths (sedes *Geruthi* cujusdam). Die Reiſenden kommen zu einer finſtern Stadt, die einem dunſtigen Gewölke gleicht (oppidum vaporanti maxime nubi simile). In einer ſchauerlichen Steinkammer ſitzt dort der greiſe Geruth mit durchbohrtem Leib einem geſpaltenen Fels gegenüber und drei höckrige Weiber liegen mit gebrochenem Rücken da; denn einſt hat Thôr durch die Bruſt des übermüthigen Rieſen den glühenden Stahl getrieben, der dann noch die Bergwand ſpaltete; die Weiber aber, von Blitzen zerſchmettert, büßen gleichfalls dafür, daß ſie den Gott verſucht. Weiteren mythiſchen Zuſammenhang eröffnet eine ähnliche isländiſche Erzählung von Thôrſteins, zugenannt Bäarmagn, Abenteuern am Hofe Geirröds, in den Anhängen zu der Geſchichte Olafs Tryggvaſons (*Fornm. S.* III, 182 ff.) Endlich in der hiſtoriſchen Saga von Harald Hardrâdi (ebd. VI, 361 f.) wird erzählt, wie dieſer norwegiſche König um die Mitte des eilften Jahrhunderts, alſo aus chriſtlicher Zeit, einſt dem Skalden Thiodôlf aufgab, die Schlägerei eines Gerbers und eines Schmieds, die von der Straße aus zu ſehen war, dergeſtalt zu beſingen, daß der Eine den Jötun Geirröd, der Andre den Thôr vorſtellen ſollte.

---

[75] Ueber den Dichter ſ. Skáldatal, Heimskr. II, 463. Thorlac. Spec. VII, p. IX sq.

[76] Die weitere Strophe, Sn. Edd. 115 eb., ſcheint einem Liede angehört zu haben, in welchem Thôr auf ähnliche Weiſe, wie im Harbardsliede, von ſeinen vorigen Thaten ſpricht.

Thiodólf dichtete ſogleich eine Strophe, wie Thôr aus der Schmiede Blitze von Bocksfleiſch nach dem häutegerbenden Jötun ſchleudert.

Geirröd (*Geirrödhr*) hat eine Halle, deren ganzer Länge nach große Feuer brennen, er ſchleudert einen glühenden Eiſenkeil und auch ſein Name gibt ihm Wurfgeſchoß[75]. Der Weg nach Geirrödsgard wird nicht als ein nördlicher oder öſtlicher bezeichnet, wie es bei andern Ausfahrten Thôrs in jötuniſche Gebiete zu geſchehen pflegt[76]. Im Eddaliede von Grîmnir ſetzt Geirröd ſeinen Gaſt zwiſchen zwei Feuer, wo er von Hitze gepeinigt wird und ihm das Gewand brennt. In der Saga von Thôrſtein (*Fornm. S.* III, 186 f.) wird an Geirröds Hof ein glühender, funkenſprühender Ball zum Spiele geworfen. Die Töchter des Jötuns dagegen, **Giâlp**, Lärm, Brandung, und **Greip**, Griff, ſchwellen den Fluß[77a] und gefährden damit Thôr und ſeinen Begleiter Thiâlfi.

---

[75] Geir, m. hastile; rôdhr, womit auch ſonſt nordiſche Eigennamen gebildet ſind, bedarf noch einer ſicheren Ableitung, vgl. D. Gramm. I, 760.

[76] Nach Örvar-Odds S. c. 23 (Fornald. S. II, 253) liegt zwar Geirrödsgard im Oſten, allein in dieſer Sage hat Geirröd alle mythiſche Bedeutung verloren. Nicht zuverläßiger iſt die mythiſche Geographie bei Saxo und Petrus Olai (Langebek, Script. rer. danic. I, 76. vgl. Müller, crit. Undersög. 143**). — Eine vollſtändigere Darſtellung Geirröds in der Reihe ſämmtlicher Jahreszeiten muß hier a[illegible]ſetzt bleiben.

[77a] Ein Flußname: Greipá in Fornald. S. I, 4[illegible].

Offenbar iſt nun Geirröd ein Dämon der glühenden Hitze; ſollen aber die lärmende Brandung und die reißende Strömung als Töchter des Glutrieſen ihre Erklärung finden, ſo wird Geirröd, wozu auch ſein Name paßt, zum Gewitterrieſen; der brennende Sommer entladet ſich in furchtbarem Gewitter, in Wolkenbruch und Ueberſchwellen der Bergſtröme, die den Anbau zu verſchlingen drohen; Geirröd wirft den glühenden Keil, Giälp und Greip ſchwellen den Strom, der dem Thôr an die Schulter ſteigt und den Thiälfi fortreißen will. Wohl iſt Thôr ſelbſt Donnergott, aber das ſchädliche, verheerende Gewitter ſtammt nicht von ihm, der darum auch hier den Hammer Miölnir nicht bei ſich hat, es kommt von Jötunen und wird, wie jeder andre Ausbruch wilder Elemente, von Thôr gedämpft. Gleicherweiſe hat er in Svarângs Söhnen den zerſtörenden Hagel abgetrieben.

Dieſe Auffaſſung der Hauptgeſtalten bewährt ſich auch im Nebenwerk der Sage. Dieſelbe beginnt damit, daß Loki mit Freyjas[77b] Falkengefieder ausfliegt, wodurch, wie anderwärts, der Eintritt der ſchönen Jahreszeit angezeigt wird. Er fliegt bis nach Geirrödsgard, in das Gebiet des Sommers; hier aber wird er feſtgehalten und in eine Kiſte verſchloſſen, worin er drei Monate lang hungern muß, der Dämon des abnehmenden Lichtes muß jetzt, über die Zeit der größten Tageslänge, gefangen ſeyn und verkümmern. In dem Manne, der mühſam nach ihm aufſteigt und zuletzt ihn erhaſcht, iſt eben die allmälige Zunahme des Tages verſinnlicht. Um ſich zu löſen, ſchwört er, Thôr ohne Hammer und Stärkegürtel nach Geirrödsgard zu bringen; die Sonnenwende iſt eingetreten, der Sommer wird jötuniſch, der Glutrieſe Geirröd waltet im Gewölk, und wie Thôrs Hammer einſt vom Winterrieſen geſtohlen war, ſo fehlt ihm derſelbe nun auf dem Wege nach Geirrödsgard. Aber die Rieſin Grid (*Grídhr*) leiht ihm Stab und Gürtel. Mit Grids Stabe ſtützt ſich Thôr gegen den ſchwellenden Strom und denſelben ſtemmt er gegen die Decke, als er Geirröds wilden Töchtern den Rücken bricht. Großes Anſehen hat im nordiſchen Alterthum das Wettermachen, beſonders von zauberkundigen Weibern geübt[78]; Sturm zu Land und Waſſer, Hagel, Schneegeſtöber, Wolkenbruch, werden durch

---

[77b] Sn. Edd. 113 ſagt zwar: medh valsham Frîggiar, allein Thrym. 3—5 und Sn. Edd. 81 weiſen auf Freyja, wie denn auch in Friggs Weſen nichts liegt, was ihr dieſes Attribut anpaßte, und wenn auch ſie, ebd. 119 (obgleich nicht in allen Hdſ.): drotning valshams genannt wird, ſo iſt dieß wohl nur eben der hier befragten Stelle entnommen. Vgl. D. Myth. 192.

---

[78] Manche Stellen, die hier zum Belege dienen können, ſind im Sachregiſter zu Fornald. S. (III, 768 f.) unter: Gjörningavedhr verzeichnet.

Zauberei erregt und wieder geſtillt. Die Kraft des Zaubers aber liegt meiſt in einem Stabe (vgl. Lex. myth. 502). Die Wurzelſylbe Grid[79] bedeutet Heftigkeit, Ungeſtüm; Stab des Ungeſtüms könnte nun wohl der Wetterſtab, Grid die Wettermacherin ſelbſt heißen. Dieſe perſonificierte Gewalt über das Wetter ſteht dem Thôr gegen die wütenden Rieſentöchter bei. Sonſt wohl möchte Grid, ihrem Namen gemäß, als Urheberin des Ungewitters auftreten[80], hier aber, wo daſſelbe ſchon von andrer Seite erregt iſt, äuſſert ihr Stab nur ſeine niederſchlagende Kraft; ſie erſcheint als Mutter des ſchweigſamen Gottes. Dunkel iſt die beſondre Beziehung des Vogelbeerenſtrauches zu Thôrs Rettung. Liegt ſie etwa darin, daß um die Zeit, in welcher dieſe Beeren reif werden, die Heftigkeit der Gewitter nachläßt?[81] Der Stuhl, mittelſt deſſen Thôr Geirröds Töchtern den Rücken quetſcht, läßt folgende Räthſellöſung zu.

---

[79] Die Länge des Vokals wird durch die Re[illegible]verbindung: steidh- Gridh- im Fragment der Thórsdrápa Str. 9 (Sn. Edd. 117) beſtätigt.

[80] In der S. af Illuga Gridharfóstra (Fornald. S. III, 653) wird ein weibliches Ungethüm (trollkona) Gridhr beſchrieben, aus deſſen Naslöchern Unwetter und Platzregen oder Hagel hervorzubrechen ſcheint. Hierin hat ſich noch eine Spur mythiſcher Bedeutſamkeit erhalten. — Auch in Sn. Edd. 210a wird Gridhr unter den trollqvenna heiti aufgeführt, vgl. Saem. Edd. 164a.

[81] Ueber mancherlei auf den Vogelbeerenbaum bezüglichen Aberglauben, beſonders deſſen Schutzkraft gegen Teufel und Hexerei, ſ. Lex. myth. 625.

Es ſind noch in der Volksſage, wie auch in dem Ortsnamen Thôrsbro, Thôrs Brücke, Spuren vorhanden, daß Brücken, beſonders an ſchwierigen Stellen erbaute, für das Werk Thôrs angeſehen wurden (Lex. myth. 655 sq. 663), der ja überall den menſchlichen Verkehr fördert und gegen zerſtörende Naturgewalten ſchirmt. Die Brücke mit Pfeilern und Jochen iſt nun auch der Stuhl, unter welchem Thôr den aufgebäumten Wellen des Bergſtroms das Genick bricht. Zuletzt wendet Thôr ſich gegen den Urheber der Drangſal, den Jötun in der Feuerhalle ſelbſt, dem er den eigenen Glutkeil zurückſchleudert, und eben der Umſtand, daß Thôr und Geirröd ſich deſſelben Wurfgeſchoſſes bedienen können, iſt ein Stützpunkt für die verſuchte Erklärung des Mythus, nach welcher im gleichen Elemente der Jötun verderblich und der Gott hülfreich waltet.

13. Hyrrokin.

Aus der Sage von Baldurs Tod und Leichenbegängniß, wie ſolche in der j. Edda erzählt iſt, gehört hieher Folgendes (*Sn. Edd.* 66):

> Die Âſen führen Baldurs Leiche zum Meere. Sein Schiff Hringhorni, aller Schiffe größtes, wollen ſie vom Strande ſtoßen, um darauf die Verbrennungsfahrt zu bewerkſtelligen, aber daſſelbe geht nicht von der Stelle. Da wird nach Jötunheim, nach der Rieſin Hyrrokin geſandt. Dieſe

kommt auf einem Wolfe geritten, der mit einer Schlange gezäumt iſt. Als ſie vom Roſſe geſprungen, ruft Odin vier Berſerke herbei, um daſſelbe zu halten, ſie vermögen Dieß aber nicht anders, als indem ſie es niederwerfen. Hyrrokin tritt an das Vordertheil des Schiffes, das ſie im erſten Anfaſſen vertreibt ſo daß Feuer aus den Walzen fährt und alle Lande zittern. Da ergreift Thôr zürnend den Hammer und würd' ihr das Haupt zerſchmettert haben, wenn nicht alle Götter ihr Frieden erbeten hätten. Sodann wird Baldurs Leichnam auf das Schiff hinausgetragen, als aber ſeine Frau, Nanna, Neps Tochter, Dieſes ſieht, zerſpringt ſie vor Jammer und ſtirbt. Sie wird auf den brennenden Scheiterhaufen gelegt. Thôr tritt hinzu und weiht dieſen mit Miölnir. Vor ſeinen Füßen läuft der Zwerg Lit, da ſtößt ihn Thôr mit dem Fuß in das Feuer und der Zwerg verbrennt.

Olaf, Höſkulds Sohn, zugenannt Pâ (Pfau), ein reicher Isländer am Schluſſe des zehnten Jahrhunderts, ließ ſein neuerbautes Haus mit Sagenbildern ſchmücken, auf welche dann Ùlf, Uggis Sohn, einen Geſang dichtete, der nach dieſem Anlaß Hûsdrâpa genannt wurde[62]. Aus den vorhandenen Ueberreſten dieſes Skaldenliedes iſt erſichtlich, daß in jenen Bildern mit Andrem auch Baldurs Leichenbegängniß dargeſtellt war, und insbeſondre iſt noch eine Halbſtrophe erhalten, welche beſagt, wie die Rieſin das Schiff in Bewegung brachte und die Berſerke das Roß niederwarfen (*Sn. Edd.* 162). Ein Bruchſtück eines andern Liedes, von dem Skalden Thôrbiörn, gedenkt, in der Aufzählung mehrerer von Thôr bezwungener Weſen, wie Lit von ihm erſchlagen ward und wie Hyrrokin ſtarb (*Sn. Edd.* 103). Lit wird auch in Völuſpâ (Str. 12) unter den Zwergen aufgezählt, ſowie Hyrrokin in der j. Edda (210) unter den Namen von Unholdinnen.

---

[62] Laxdaela-Saga, Hafn. 1826. c. 29. p. 112 sqq. In der angehängten Abhandlung, p. 386 sqq., hat Finn Magnuſen

Ueber Baldur und Nanna iſt hier ſoviel zu ſagen, als zur Erklärung der allerdings nur epiſodiſchen Theilnahme Thôrs an ihrem Geſchicke nöthig ſcheint.

Baldur[83], Odins Sohn von Frigg, der allbeliebteſte der Âſen, iſt ſo ſchön und licht, daß Glanz von ihm ausgeht; das weißeſte aller Kräuter wird mit ſeinen Brauen verglichen und darnach kann ſeine Schönheit an Antlitz und Haar ermeſſen werden (*Sn. Edd.* 26. vgl. *Vegt.* 3. *Lex. myth.* 20); er wohnt in

---

die Bruchſtücke der Hûsdrâpa zuſammengeſtellt, wozu aber noch das im *Lex. myth.* 635^{a} aus *Sn. Edd.* 162 nachgetragene kommt, welches ſich auf den Mythus von Hyrrokin bezieht.

[83] Den Namen Baldr betreffend ſ. D. Myth. 141 f.

Breidablik, Weitglanz, wo nichts Schädliches oder Unreines beſtehen kann (*Grimn.* 12. *Sn. Edd.* 27). Sein Tod, deſſen Vorahnung die Götter auf das Aeuſſerſte beängſtigt und den nachmals die ganze Natur beweint, iſt eine Anſtiftung Lokis. Die beſorgte Mutter hat Elemente und Weſen aller Art ſchwören laſſen, Baldurs zu ſchonen. Als nun die Âſen ſich damit vergnügen, nach ihm zu ſchlagen und zu werfen, ohne daß es ihm irgend ſchadete, reicht Loki dem blinden Âſen Höd einen Miſtelſproſſen (*mistilteinn*), den Frigg, weil er ihr noch zu jung ſchien, nicht in Eid genommen, und bedeutet Jenem, wo Baldur ſtehe; von dieſem Geſchoſſe durchbohrt, fällt Baldur und muß hinab in Hels, der Todesgöttin, dunkle Wohnungen (*Sn. Edd.* 64 f. *Vsp.* 36. 37. *Vegt*). Die meiſten Erklärer erkennen im Tode Baldurs, ſoweit ſie den Mythus phyſiſch nehmen, die Neige des Lichtes in der Sommerſonnenwende und dieſe Erklärung zeigt ſich auch bei näherer Anſicht probehaltig. Baldur iſt das Licht in ſeiner Herrſchaft, wie ſolche bis zum Mittſommer ſich vollendet, von da an aber zur Neige geht. Seine ganze glänzende, allerfreuende Erſcheinung verkündet ihn als vollkommenes Lichtweſen. Er ſtammt aus Odins ächter Ehe, das Licht ſcheint für die reinſte Offenbarung des Geiſtes in der Natur, für die nächſte Vermittlung zwiſchen Geiſt und Stoff gegolten zu haben. Die Lichtnatur

Baldurs beſtätigt ſich auch im Gegenſatze zu Höd (*Hödhr*)[84], ſeinem Tödter, dem Blinden, Lichtloſen. Gleichwohl iſt Höd ein Âſe, auch ein Sohn Odins (*Sn. Edd.* 105), er iſt für ſich am Morde unſchuldig und in der verjüngten Welt werden einſt dieſe beiden Brüder in des Vaters Hauſe zuſammenwohnen (*Vsp.* 62). Dieß bezeichnet ihn als das unſchädliche Dunkel, das nothwendige Zuſammenbeſtehen und den wohlthätigen Wechſel des Schattens mit dem Lichte, und erſt damit, daß Loki ſich Höds bemächtigt, wird des Letzteren Hand verderblich. Loki führt durch ihn jene große Abnahme des Lichtes herbei, welche nicht nur jährlich das heitere Leben der Natur ertödtet, ſondern auch das ahnungsvolle Vorſpiel der nur durch beſtändiges Entgegenwirken der Götter aufgehaltenen Endesdämmerung iſt. Baldurs Unverletzbarkeit durch Wurf und Schlag erklärt ſich mit der unkörperlichen Natur des Lichtes; die einzige Waffe, die an ihm haftet, iſt ein Symbol des düſteren Winters. Die Miſtel, die im Winter wächst und reift, die darum auch nicht des Lichtes zu ihrem Gedeihen zu bedürfen ſcheint, iſt allein nicht für Baldur in Pflicht genommen.

Der mythiſche Gegenſatz von Baldur und Höd hat ſich in der halbhiſtoriſchen Darſtellung Saxos (III, 39 sqq.) zu einem hartnäckigen, von wechſelnden

---

[84] Ueber hödr ſ. D. Gramm. II, 460.

Erfolgen begleiteten Kriege zwiſchen zwei Helden Hother und Balder um die norwegiſche Königstochter Nanna geſtaltet. Wenn aber hier der von Balder in die Flucht geſchlagene Hother ſich in abgelegener Wildniß verbirgt, weil, bemerkt Saxo, der Kummer dunkle und einſame Zufluchtsorte ſuche, ſo überträgt man Dieſes leicht auf den Sieg Baldurs, des ſommerlichen Lichtes, vor dem der dunkle Höd nur noch im tiefſten Waldesſchatten eine Stätte findet.

Vorzüglich aber bewährt ſich Baldurs angegebenes Weſen in ſeinem Verhältniſſe zu Nanna.

Nanna[85], Baldurs Gattin, iſt die Blüthe, die Blumenwelt, deren ſchönſte Zeit mit Baldurs Lichtherrſchaft zuſammentrifft. Dafür ſpricht zunächſt der Name ihres Vater: Nep (*Nepr*), Knopf, Knoſpe[86]; Tochter des Blüthenknopfes iſt die Blume. In den Genealogieen von Göttern und Menſchen, welche das Eddalied von Hyndla zuſammenhäuft, erſcheint Nanna, Nöckvis Tochter (*Hyndl.* 20: *Nökkva döttir*),

---

[85] Ueber den Namen ſ. D. Gramm. II, 512. D. Myth. 198. Sie kann die Kühne heißen, wie Örvandil: hinn frækni, und Idun (Hrafn. 6): dis forvitin.

[86] Nepr, mit weggefallenem Kehllaut, für hnøppr = hnappr, knappr, m. globulus, caput (namentlich vom Blüthenknopfe, D. Gramm. III, 413). Auch das verwandte Adjectiv mit der Bedeutung arctus, knapp, kommt in den Formen knappr, hnappr, hneppr, neppr, nepr (Sn. Edd. 74. Not. 7) vor. — In Sn. Edd. 211a wird Nepr unter den Söhnen Odins genannt.

Nöckvi bedeutet aber, wie Nep, einen Knäuel, Ballen[87]. Bei Saxo entbrennt Baldurs Liebe zu Nanna, als er ihre glänzende Schönheit im Bade ſieht; die entkleidete, badende Nanna, von Baldur belauſcht, iſt die dem Licht erſchloſſene, friſchbethaute Blüthe; die Poeſie des Alterthums denkt ſich den zarteſten Blumenglanz nie anders, als vom Thau gebadet. Mit der Abnahme des Lichtes geht auch das reichſte, duftendſte Blumenleben zu Ende, als Baldurs Leiche zum Scheiterhaufen getragen wird, zerſpringt Nanna vor Jammer (*Sn. Edd.* 66); dieſer Ausdruck iſt auch ſonſt für das gebrochene Herz gebräuchlich (*Sæm. Edd.* 211), er eignet ſich aber beſonders für die zerblätterte Blume. Aus Hels Behauſung, wo Nanna mit Baldur weilt, ſendet ſie den Göttinnen Frigg und Fulla Geſchenke, erſterer ein Frauentuch (*ripti*), letzterer einen goldenen Fingerring (*fingrgull*); Frigg[88] iſt die Göttin, die über der ehlichen Liebe waltet, darum erhält ſie das Schleiertuch, das auch ſonſt als Abzeichen der Hausfrau vorkommt (*Rigsm.* 18. 20. 25); Fulla, Friggs Dienerin und Vertraute, mit den jungfräulich flatternden Haaren (*Sn. Edd.* 36), iſt die vollgewachſene, bräutliche Jungfrau, daher geziemt ihr der Verlobungsring. Schleier und Goldring, welche Nanna noch aus der finſteren Unterwelt zum Gedächtniß heraufſchickt, ſind wohl nichts Anderes, als Blumen des Spätſommers. Wie man Thiaſſis Augen und Örvandils Zehe unter die Geſtirne verſetzte und nach Friggs hausfräulichem Rocken ein Sternbild ſchwediſch Friggerock benannt iſt (*Ihre, Gloss.* I, 603), ſo wurden auch Blumen- oder Pflanzennamen der Götterwelt entnommen: Baldurs Braue, Tŷs Helm, Thôrs Hut, Sifs Haar, Friggs Gras[89], denen ſich nun Friggs Schleier und Fullas Fingergold anreihen mögen. Das bunte Spiel der norwegiſchen Wieſenblumen iſt berühmt, ein kurzer, doch heißer Sommer läßt ſie in seltener Fülle und Manigfaltigkeit erblühen.

---

[87] Gevarus, wie Nannas Vater bei Saxo heißt, iſt der altnordiſche Name Jófr, Jófur (Hyndl. 18. Fornald. S. II, 9. Möinichen, Nordiske Folks Overtroe ꝛc. Kiöbh. 1800. 161). Jófur gilt aber in der Dichterſprache auch allgemein für König oder Jarl (Sn. Edd. 191. Sæm. Edd. 178. 182).

[88] Ueber das Etymologiſche des Namens ſ. D. Gramm. I, 327. D. Myth. 191 f. vgl. noch Hým. 9: mina fri.

Die Liebe Baldurs und Nannas, des Lichtes und der Blüthe, bildet ein Seitenſtück zu der Liebe Bragis und Iduns, des Geſanges und der Sommergrüne, und die Aehnlichkeit dieſer Mythen iſt aufklärend für beide[90].

---

[89] Ueber mythologiſche Pflanzennamen ſ. Lex. myth. 105 sq. 186 sq. 690 sq. D. Gramm. III, 374.

[90] Baldurs und Nannas Sohn iſt Forſeti (Sn. Edd. 51), der Vorſitzer, deſſen Saal Glitnir, der Glänzende, mit Gold

Es liegt im Weſen Thôrs, daß ihm das Schickſal Baldurs, ſeines ſommerfreundlichen Bruders, nicht gleichgültig bleiben kann. In der Erzählung Saxos (III, 41) kämpft er, zugleich mit Odin und der übrigen Götterſchaar, auf Balders Seite gegen Hother. Dem gewaltigen Schwung ſeiner Keule vermag nichts zu widerſtehen und er hätte damit den Sieg für Balder entſchieden, wenn nicht Hother, als ſchon die Seinigen wichen, den Griff der Keule abgehauen (præciso manubrio), dieſelbe dadurch unbrauchbar gemacht und ſo die Götter zur Flucht genöthigt hätte. Nach dem früher angeführten Zwergmythus (*Sn. Edd.* 131 f.) hatte Thôrs Hammer ſchon aus der Werkſtätte das Gebrechen mitgebracht, daß der Schaft zu kurz war. In der j. Edda erſcheint Thôr erſt bei Baldurs Leichenfeier, wobei er mit dem Hammer das Rieſenweib Hyrrokin bedroht und den Scheiterhaufen weiht. Angeſehene Männer auf Schiffen zu verbrennen,

---

geſtützt und mit Silber gedeckt iſt; hier weilt Forſeti meiſten Tags und beſchwichtigt alle Streitſachen (Grimn. 15). Dieſer Saal iſt, nach Sn. Edd. 31, die beſte Urtheilſtätte bei Göttern und Menſchen. Forſeti erſcheint hiernach als ein Gott der Dingſtätte, der Lichtglanz ſeiner Wohnung aber, welche hierin derjenigen ſeines Vaters gleicht, und zugleich ſeine Abſtammung von Baldur und Nanna, erklärt ſich damit, daß die Zeit des Lichtſieges und der Blüthe auch für Abhaltung des Gerichtes die geeignetſte war, da ſolches im Freien und nur bei obenſtehender Sonne gehegt wurde.

zeigt ſich auch anderwärts als altnordiſche Sitte[91]. Da nun Baldurs Tod in den Eintritt der heißeſten Jahreszeit fällt, ſo wird der Vollzug ſeines Begängniſſes einer jötuniſchen Feuergewalt übertragen. Die Rieſin Hyrrokin, die Feuerberauchte, wird aus Jötunheim berufen, um das Schiff mit dem Holzſtoße vom Strande zu bringen. Ihr Name wie ihr ganzes Auftreten, ihr Herritt auf dem ſchlangengezäumten Wolfe, den vier Berſerke Odins zu Boden werfen müſſen, der Stoß, den ſie dem Schiffe gibt, daß Feuer aus den Rollen fährt und alle Lande zittern[92], all Dieſes zuſammen läßt in ihr ein dem Glutrieſen Geirröd ähnliches Weſen erkennen, ſie iſt der verſengende Sommerbrand, der erderſchütternde, vulkaniſche Ungeſtüm (vgl. Lex. myth. 23). Das Schiff Hringhorni, das Ringhornige, bezeichnet die Bahn des Lichtes, den Sonnenlauf, der jetzt ſeinen Höhepunkt erreicht und mit Baldurs Tode ſeinen Stillſtand genommen hat, am Strande feſtſitzt. Der gewaltſame Stoß, womit die Rieſin es vertreibt, iſt die Wende dieſes Laufs. Die Sage meldet, wie ein Schiff mit dem Scheiterhaufen, darauf der todte Seeheld Haki gelegt iſt, brennend in das Meer hinausläuft (*Yngl. S. c.* 27), ſo fährt nun Hringhorni, flammend in Sommerglut, dahin, aber es trägt nur noch die Leiche ſeines Gottes. Thôr iſt gegen Hyrrokin entrüſtet, wie gegen alles Jötunenvolk, und nach dem ſchon erwähnten Liedesbruchſtücke ſcheint er ſie erſchlagen zu haben, worüber es vielleicht noch einen beſondern Mythus gab.

---

[91] Belege dafür gibt eine Abhandlung von Werlauff in den Antiqvariske Annaler IV (Kjöbh. 1827), 281 f.

[92] Sn. Edd. 66: „lavnd avll skulfu." Das Erdbeben heißt isl. landskiálfti, m. vgl. Sn. Edd. 70.

Sowie Thôr den übrigen Göttinnen der ſchönen und fruchtbaren Jahreszeit, Freyja, Idun, Sif, befreundet iſt und ſich ihrer thätig annimmt, ſo muß ihm auch der Tod Nannas, des lieblichſten Schmuckes der von ihm beſchützten Erde, nahe gehen und er äußert ſeinen trotzigen Unmuth, indem er ihr den Zwerg Lit, der ihm vor die Füße läuft, in das Feuer nachwirft. Lit (*Litr*), die Farbe, der reiche, friſche Schmelz des Frühſommers (Lex. myth. 23), muß mit hinab, wann Baldur und Nanna zu Aſche werden.

Thôr iſt auch nachmals am eifrigſten dabei, als die Âſen, zur Rache des Verraths an Baldur, den Loki fangen und feſſeln (*Sn. Edd.* 70).

* *

Schon die bisher beleuchteten Mythen zeigten den Schirmer der Erde in mehrfacher Anſtrengung gegen das Element des Waſſers. Er mußte den wachſenden Strom durchwaten und brach den Rieſentöchtern, die denſelben angeſchwellt, das Genicke. Auf Hlêsey ſchlug er die wilden Weiber, die ſein Schiff losgewunden, ihn ſelbſt mit Eiſenkeulen bedroht und Thiâlfi vertrieben hatten. Der treue Diener Thôrs gewann ſeinerſeits dem Meeresgrunde die Inſel Gotland ab. Auch in den Spielen bei Ûtgardsloki ſchien dieſes Verhältniß durch, indem Thôr die See zur Ebbe trank und die graue Katze zu lüpfen bemüht war. Mit dem Meere, darin die volle Macht des Elementes geſammelt iſt, trifft aber der Gott noch weiter thatkräftig zuſammen, im Jahreswechſel mit dem winterlichen, beeisten, und dem ſommerlichen, geöffneten, im größeren Weltkampfe mit dem erdzerſtörenden, ihm ſelbſt verderblichen. Dieſe dreierlei Beziehungen ſind in den Sagen von Hŷmir, Aegir und der Midgardsſchlange mythiſch ausgedrückt.

14. Hŷmir.

Eddalied von Hŷmir (*Sæm. Edd.* 52—58):

Die Âſen wollen bei Aegir Trinkmahl halten und Thôr ſtellt an ihn dieſes Begehren, aber dem Jötun fehlt es an einem Bierkeſſel. Auf Rache an den Göttern ſinnend, bittet er Thôr, ihm einen Keſſel zu verſchaffen, worin er ihnen Allen brauen möge. Die Götter wiſſen keinen ſolchen zu erlangen, bis Tŷ dem Thôr ſeinen Rath gibt. Im Oſten der Elivâgar, an des Himmels Ende, wohne der Jötun Hŷmir, Tŷs Vater (Stiefvater), der einen geräumigen, eine Raſte tiefen Keſſel habe.

Raſch fahren die Beiden von Âsgard aus den Tag entlang, bis ſie zu Hŷmirs Wohnung kommen. Thôr ſtellt die Böcke ein und geht mit Tŷ zur Halle, wo Dieſer die Großmutter findet, die ihm leidige, mit neunhundert Häuptern. Eine Andre aber geht hervor, allgolden, weißbrauig, und bringt dem Sohne kräftiges Bier. Sie hält für nöthig, die Ankömmlinge unter Keſſel zu ſetzen, weil ihr Liebhaber manchmal unfreundlich gegen Gäſte ſey. Spät erſt kommt Hŷmir vom Weidwerk heim; Eisberge ſchallen, als er in den Saal tritt, gefroren iſt des Greiſes Backenwald. Ihm wird geſagt, daß der Sohn gekommen, den ſie von weitem Weg erwartet, und mit demſelben Veor, der Freund des Menſchengeſchlechts, Beide ſitzen, ſich zu wahren, hinter der Säule. Aber die Säule zerſpringt vor des Jötuns Blicke und entzweigebrochen iſt der Balke; acht Keſſel fallen herab und ein hartgeſchmiedeter bleibt ganz. Die Gäſte gehen hervor und dem alten Jötun ahnt nichts Gutes, als er Thôr mit Blicken mißt. Er läßt drei Stiere ſieden, von denen Thôr allein vor Schlafengehen zwei verzehrt. Der graue Hŷmir findet darum nöthig, für die Mahlzeit des nächſten Abends durch Fiſchfang zu ſorgen, und Thôr iſt bereit, auf das Meer zu rudern, wenn der Jötun ihm Köder gebe. Der Rieſe heißt ihn ſolchen in der Heerde ſuchen, worauf Thôr in den Wald eilt und einem ſchwarzen Stiere den Kopf abreißt. Er heißt den Jötun immer weiter hinausrudern, wozu Dieſer jedoch wenig Luſt hat. Hŷmir zieht an der Angel zwei Wallfiſche zugleich auf, im Hinterboot aber ködert Thôr mit dem Stierhaupte, nach welchem die den Göttern verhaßte, länderumgürtende Schlange ſchnappt. Kühn zieht Thôr die Giftglänzende zum Schiffsrand empor und trifft mit dem Hammer ihr häßliches Haupt. Felſen hallen, Klüfte heulen, die alte Erde fährt zuſammen, die Schlange ſinkt in das Meer. Auf der Rückfahrt iſt Hŷmir mißgelaunt und ſtill, dann heißt er ſeinen Gefährten die Wallfiſche heimtragen oder das Boot befeſtigen. Thôr hebt dieſes zuſammt Schöpfwaſſer und Schiffsgeräth am Vordertheil auf und trägt es nach Hŷmirs Hofe. Aber noch will der Jötun ihn nicht für einen ſtarken Mann erkennen, wenn er nicht den Kelch dort zu brechen vermöge. Thôr faßt den Kelch und ſchlägt ſitzend damit den Fels entzwei und Säulen mittendurch, doch bleibt derſelbe ganz. Da räth die ſchöne Freundin, ihn auf des Jötuns harte Hirnſchale zu ſchlagen. Ganz in Âſenkraft wirft ſich Thôr zu ſolchem Schlage, heil bleibt des Greiſes Haupt, aber der Becher iſt zerborſten. Hŷmir bedauert den Verluſt, doch ſteht noch zu erproben, ob die

Gäſte den Keſſel aus dem Saale bringen. Tŷ verſucht zweimal vergeblich ihn zu rücken. Thôr aber faßt ihn am Rande, tritt den Eſtrich des Saales durch und lüpft ſich den Keſſel auf's Haupt, an die Ferſen ſchlagen ihm die Hebringe. Nicht weit ſind ſie damit gekommen, als Thôr zurückblickt und von Oſten her aus Höhlen vielhauptiges Volk mit Hŷmir nacheilen ſieht. Er hebt ſich den Keſſel von den Schultern, ſchwingt den mordluſtigen Miölnir und erſchlägt Hŷmirs ganzes Gefolge. Auf dem weiteren Wege ſtürzt einer von Thôrs Böcken, wobei bekannter Buße dafür gedacht wird. Zuletzt aber bringt er den Keſſel, den Hŷmir hatte, zur Verſammlung der Götter, die nun jede Leinernte bei Aegir zechen werden.

In der j. Edda wird Thôrs Fiſchfang mit Hŷmir ohne alle Berührung des Abenteuers mit Keſſel und Kelch, auch ſonſt mit eigenthümlichen Zügen, erzählt. Thôr kommt ohne Geſpann und Begleitung, als ein junger Geſell, zu dem Jötun, bei dem er übernachtet. Als er in der Frühe demſelben auf die Fiſchjagd folgen will, äußert Hŷmir anfänglich ſein Bedenken, daß der Gaſt zu jung und klein ſey und es ihn im Meere draußen frieren möchte. Der Stier, dem hierauf Thôr den Kopf abreißt, wird Himinbriot genannt. Thôr rudert kräftig mit und nach ſeinem Verlangen fahren ſie über die gewöhnlichen Fiſchplätze des Rieſen hinaus. Hỳmir hält es ſo weit außen für gefährlich wegen der Midgardsſchlange. Nachdem Thôr dieſelbe angeködert und die Angel ihr im Kiefer haftet, zuckt ſie ſo ſtark, daß er mit beiden Fäuſten auf den Schiffsrand geworfen wird. Aber in Zorn und Àſenſtärke ſperrt er ſich ſo feſt, daß er mit den Füßen das Schiff durchſtößt und ſich gegen den Grund ſtemmt; ſo zieht er die Schlange an den Bord herauf. Ein furchtbarer Anblick, wie Thôr die Augen auf die Schlange ſchärft, dieſe aber von unten ihn anſtiert und Gift bläst! Der Jötun Hỳmir wechſelt die Farbe, als er das Ungethüm ſieht und die See aus- und einſtrömt. Als eben Thôr den Hammer emporhebt, ſchneidet der Jötun das Fiſchſeil ab und die Schlange verſinkt in das Meer. Thôr wirft ihr den Hammer nach und man ſagt, ihr ſey am Grunde das Haupt abgeſchlagen worden. Die Wahrheit aber iſt, daß die Midgardsſchlange noch lebt und im Meere liegt. Sofort ſchwingt Thôr die Fauſt und trifft den Rieſen ſo an's Ohr, daß er über Bord ſtürzt und man ſeine Fußſohlen ſieht. Thôr aber watet an das Land (*Sn. Edd.* 61—63).

Zahlreiche Bruchſtücke von Skaldenliedern (geſammelt und erläutert im Lex. myth. 187 sq. 208 sqq.) betreffen gleichfalls die Ausfahrt Thôrs mit Hỳmir und das Abenteuer mit der Schlange. Sie ſtimmen mit obiger Darſtellung der j. Edda und namentlich zeigt ſich, daß bei dieſer Ùlfs Hûsdrâpa benutzt wurde, mit der jedoch der Erzähler inſoweit nicht einverſtanden iſt, als nach ihr Thôr der Schlange das Haupt abſchlägt. Wenn nun gleich das Eddalied von Hŷmir durch die künſtliche Dunkelheit der Sprache ſich als eines der ſpäteren zu erkennen gibt[93], ſo liegt doch hierin kein genügender Grund ſeinen mythiſchen Inhalt für verdächtig und die mit den Bruchſtücken der Skaldenlieder übereinſtimmende Darſtellung der proſaiſchen Edda für die allein ächte zu erklären. Es beſteht zwiſchen beiderlei Darſtellungen im Weſentlichen kein Widerſpruch, nur erſcheint in der einen Hŷmir als Hauptgegenſtand, die Begegnung mit der Midgardsſchlange aber als Epiſode, in der andern verhält es ſich umgekehrt. Jene nun, die des Eddaliedes, iſt hier zunächſt zu erörtern.

Der Jötun Hŷmir, Dämmerer[94], iſt mit kenntlichen Zügen gezeichnet. Er wohnt an des Himmels Ende, im Oſten der Elivâgar, der urweltlichen Eisſtröme; als er, vom Weidwerk heimkehrend, in den Saal tritt, ſchallen die Eisberge und der Bart des Greiſes iſt gefroren; vor ſeinem Blicke berſtet die Säule, es iſt die zerſprengende Gewalt des Froſtes.

---

[93] Die fremdartigen Wörter kalkr (Str. 27. 29) und api (Str. 20) kommen auch in andern Eddaliedern vor, erſteres in Aeg. 53, letzteres in Lodhfafn. 13, Grimn. 34 (wo es auch wegfallen kann), Fafn. 11 (vgl. Grimm, Lied. d. ält. Edda I, 186.)

[94] Lex. isl. húm, n. crepusculum. at húmaz, vesperascere. at hýma, dubium haerere, q. dormiturientem. Vgl. Edd. Havn. I, Gloss. 595. D. Myth. 505.

Hŷmir verkündet ſich als Froſt- und Eisrieſen ebenſo entſchieden, als in Geirröd, ſeinem Gegenſtücke, der Glutjötun nicht zu verkennen war. Auch der Name Dämmerer begründet ſich nun in der Lichtarmuth des hochnordiſchen Winters. Man darf nur eine Schilderung der Eiswelt an und in den arktiſchen Meeren vor ſich nehmen, um ſich in Hŷmirs Heimweſen zu verſetzen. Dort ſind Ströme von Eismaſſen, dort thürmen ſich am Strand, in den Baien, aus den im Sommer dahin abfließenden Schneewaſſern ungeheure Eisberge, die ſich, wenn ſie zu ſolcher Höhe angeſtiegen, mit furchtbarem Krachen in das ſie unterwühlende Meer ſtürzen; eben dort ſind auch die Fiſchplätze des Wallfiſchfanges und Hŷmir warnt, in der j. Edda, ſeinen Gaſt nicht umſonſt, daß es ihn da draußen frieren werde. Wenn mit der Rinderheerde des Sturmgebirgrieſen Thrym das Gewölke gemeint war, ſo ſind unter derjenigen des Eisrieſen Hŷmir die wandelnden Gletſcher zu verſtehen und der Stier Himmelbrecher (*Himinbriotr*) iſt ſolch ein hochgezackter Eisblock. Daß dieſer Stier ein ſchwarzer (*alsvartr*) genannt wird, ſteht nicht entgegen, denn das ſchwimmende Eis erſcheint dunkelfarbig[95].

---

[95] Man vgl. hieher überhaupt den Aufſatz: „Ueber die Eismaſſen in den nördlichen Meeren." Ausland, 1835, Nr. 68, 69. und dann beſonders die Stelle: „ſo lang es (jenes Treibeis) ſchwimmt, erſcheint es faſt ſchwarz."

Von Hŷmir muß Thôr den Braukeſſel holen, wenn die Götter ſollen bei Aegir zu Gaſte ſeyn. Aegir iſt das Meer, beſonders in Beziehung auf Schiffahrt. Von Natur jötuniſch, kann er doch mit den Âſen in Gaſtfreundſchaft kommen, in derjenigen Jahreszeit, in welcher auch er ſich zahm und umgänglich anläßt. Er iſt bei ihnen in Âsgard zu Gaſte geweſen und, durch ihre Bewirthung kirre gemacht, hat er ſie über drei Monate zu ſich eingeladen (*Sn. Edd.* 79. 129). Wahrzeichen dieſer Gaſtfreundſchaft iſt der Braukeſſel, das Vermiſſen und die Beiſchaffung deſſelben iſt bildlicher Ausdruck der bald unwirthlichen, bald wirthlichen Beſchaffenheit des Wellenreichs. Auch der Art des Elementes entſpricht es, ein Trankgefäß zum Sinnbilde jenes Gaſtverkehrs zu nehmen; Aegirs Braukeſſel iſt die geöffnete See und die Meilentiefe deſſelben bezeichnet den Abgrund des Meeres. Solang aber Buchten und Sunde zugefroren ſind und ſich das Treibeis vom hohen Norden herabſchiebt, iſt der große Keſſel in des winterlichen Hŷmirs Verſchluſſe. Daraus muß der Freund des Menſchengeſchlechts, der ſommerkräftige Thôr, als werdender Sommer in Jünglingsgeſtalt (*Sn. Edd.* 61) ausziehend, ihn löſen. Dieß gelingt erſt, nachdem Thôr mit Âſenſtärke den Kelch des Jötuns an deſſen hartem Schädel zerſchlagen hat, nachdem der feſte Eiskryſtall gebrochen und zerſchellt iſt. Aus neueren Reiſeberichten iſt bekannt, daß die

Bewohner des äuſſerſten Nordens, wie ſie ihre Hütten aus Schnee erbauen, ſo auch Becher und andres Geräth aus Eiſe fertigen; ein ſolcher Eisbecher iſt Hýmirs Kelch, deſſen Zerſchlagung den Bruch des Eiſes überhaupt vorſtellt. Doch mit dem Bruche des Eiſes iſt Aegirs Gebiet noch nicht beruhigt und wirthbar gemacht, vielmehr tobt gerade dann die See am ungeſtümſten. Darum muß mit der Erlangung des Keſſels die Bändigung der Midgardsſchlange verbunden ſeyn. In dieſer iſt, wie weiterhin ſich beſtätigen wird, der ganze Zorn des Meeres, die zurückgedrängte, aber ſtets feindſelig und zerſtörungsgierig anſtrebende Urkraft des Elementes verbildlicht, während Aegir das in der geordneten Welt, wenn auch nothdürftig und unwillig, gebundene Flutenreich darſtellt. Die Midgardsſchlange hat dem gemäß ihren Aufenthalt weit auſſen im Ocean, dem Aegir dagegen wird eine Inſel des Binnenmeers zur Wohnſtätte angewieſen (*Sn. Edd.* 79). Thôr fährt nach jener aus, er ködert ſie mit dem abgeriſſenen Stierhaupte, nach dem ſie gierig ſchnappt, das Meer verzehrt ja die ſchwimmenden Eistrümmer, wie der eisſchmelzende Donnergott ſelbſt am Abend zuvor zwei ſolche Rinder Hýmirs aufgezehrt hat; der Schlange verſetzt er nun den gewaltigen Hammerſchlag, von dem ſie in die Tiefe ſinkt. Nachdem er ſo dieſelbe geſchreckt und den Keſſel erworben, iſt es den Göttern fortan möglich, bei Aegir

Trinkmahl zu halten, doch feiern ſie dieſes erſt zur Zeit der Leinernte, im Spätſommer (vgl. *Grimm.* 45), wann die dauerndſte Meeresſtille herrſcht.

Dieß der Hauptbeſtand der Sage. Abgeſehen von einzelnen Zügen der Ausführung, iſt noch die mythiſche Bedeutung Tŷs und ſeiner Verwandtſchaft im Eddaliede zu entziffern. Tŷ (*Týr*), den die j. Edda einen Sohn Odins nennt (*Sn. Edd.* 105), iſt vorzugsweiſe der Kühne unter den Åſen, er allein wagt es, den Wolf Fenrir zu füttern und die Hand in deſſen Rachen zu ſtecken (ebd. 33. 35), welches eben Ausdruck der äuſſerſten Kühnheit iſt, da für verloren gilt, was in des Wolfes Rachen geräth[96]. Sein Name kann, in rein nordiſcher Ableitung: Rüſter, Waffner bedeuten[97]; paſſend für die Perſonifikation des kecken Entſchluſſes. Auf Tŷs Rath unternimmt Thôr die gefahrvolle Fahrt zu Hŷmir, er folgt der Eingebung des verwegenſten Muthes. Der Beſuch der Eismeere mußte ſelbſt dem unerſchrockenen Sinne der nordiſchen Seefahrer für das Gewagteſte gelten. Schwieriger erklärt ſich Tŷs Verwandtſchaft in Jötunheim. Iſt er Odins Sohn, ſo kann Hŷmir nur ſein Stiefvater ſeyn. Die leidige Großmutter mit neunhundert Köpfen iſt jötuniſcher Art[*], ſomit zur Mutter Hŷmirs geeignet, etwa die vielquellige Ergießung der Schneewaſſerbäche, die, im Sommer niederſtrömend, das Strandeis erzeugen. Tŷs Mutter dagegen befindet ſich bei Hŷmir als Kebsweib (*frilla, Hým.* 29), ihm abhold, denn ſie räth zu ſeinem Schaden. Soferne ſie golden, weißbrauig (wie Baldur) geſchildert wird, liegt es nahe, in ihr irgend ein ſommerliches, jetzt vom Froſt- und Dämmerrieſen feſtgehaltnes Lichtweſen zu vermuthen (vgl. Lex. myth. 182*), allein die phyſiſche Deutung findet keinen Anhalt in Demjenigen, was ſonſt von Tŷ bekannt iſt. Hat man daher auch hierin die nichtphyſiſche fortzuſetzen, ſo kann die Verwandtſchaft Tŷs im äußerſten Jötunheim den Sinn haben: daß der Kühne im Lande der Schrecken und Fährlichkeiten heimiſch ſey. Dann erſcheint die lichte Mutter, die dem ankommenden Sohne den Trank der Stärke bringt, als die edle, ſtrebſame Heldennatur, die den kühnen Muth gebar, ihn zum Hauſe der Gefahren hinzieht, in demſelben vertraut macht und kräftigt.

---

[96] J. Grimm. Reinh. Fuchs. XXXVI.

[97] Lex. isl. at týa, instruere, armare: týa-hûs, armamentarium. Das r gehört nicht zur Wurzel, es fällt in der Biegung weg.

15. Aegir.

Das Eddalied von Aegirs Trinkmahl (*Aegis-drecka, Sæm. Edd.* 59—68) ſtellt nun in Geſprächsform dar, wie nach Erwerbung des Keſſels Åſen und Ålfe bei dem Meeresgotte zu Gaſte ſind, die Freude dieſes Gaſtgebots aber durch Lokis Schmähungen und Zankworte (wovon das Lied auch *Loka-glepsa* und *Loka-senna* benannt iſt) getrübt wird[99]. Für den Mythus von Thôr iſt Folgendes auszuheben:

---

[*] Auch Str. 34 ſieht Thôr eine vielhauptige Schaar mit Hŷmir daherfahren. — Der gleichfalls von Thôr erſchlagene Thrivaldi ſcheint neun Häupter gehabt zu haben. Sn. Edd. 102. 103 cb. Vgl. Skirn. 31.

> Loki kommt vor Aegirs Halle und fragt Eldir, deſſen Diener, was die Götterſöhne da innen für Trinkgeſpräche führen? Eldir antwortet: ſie ſprechen von ihren Waffen und ihrem Kampfruhme; ſoviel Åſen und Ålfe drinne ſeyen, ſpreche doch Keiner als Lokis Freund. Dennoch geht Loki hinein, um das Gelag zu ſehen, den Göttern Störung zu bringen und ihnen den Meet mit Unheil zu miſchen. Als die Verſammelten ihn erkennen, verſtummen ſie alle. Doch wird er zum Mahle zugelaſſen, auf Geheiß Odins, den er an die einſt geſchloſſene Blutbrüderſchaft erinnert. Vidar muß ihm den Becher reichen. Sogleich aber geräth Loki in Wortwechſel mit Göttern und Göttinnen. Bragi, der ihm den Sitz verwehren wollte, Idun, Gefion, Odin ſelbſt und ſeine Gemahlin Frigg, Freyja, Niörd, Tŷ, Frey und deſſen Diener Berggvir, Heimdall, Skadi, Sif und Beyla, Berggvirs Gattin, werden nach

---

[99] In den alten Handſchr. folgt Aeg. dr. unmittelbar auf Hymqv., Finn Magn., d. ä. Edda II. 263, 3

einander von dem Trunkenen verhöhnt und ſchmählicher Dinge bezichtet. Frigg äuſſert: hätte ſie hier in Aegirs Hallen einen Baldur gleichen Sohn, ſo würde Loki nicht ungeſtraft bleiben. Dieſer rühmt ſich hierauf als Urheber von Baldurs Verſchwinden. Sif muß von ihm hören, daß ſie ihrem Gemahl ungetreu und Loki ſelbſt der Begünſtigte geweſen ſey. Da zittern alle Berge, Thôr kommt herangefahren und droht den Läſterer mit dem zerſchmetternden Hammer zum Schweigen zu bringen. Aber auch ihn mahnt Loki an den künftigen verderblichen Kampf mit dem Wolfe und als Thôr ihn oſtwärts empor zu werfen droht, daß er nicht mehr geſehen werde, ſpottet er der Oſtfahrten Thôrs, auf denen Dieſer ſich in den Handſchuhdäumling verkrochen und Skrýmirs Riemen nicht zu löſen vermocht habe. Erſt auf die vierte Bedrohung mit dem Hammer ſpricht Loki: „Ich ſang vor Áſen, ſang vor Áſenſöhnen, wozu der Sinn mich reizte, aber vor dir allein werd' ich hinausgehn, denn ich weiß, daß du zuſchlägſt.“ Er ſchließt mit einer Verwünſchung über Aegir, der das Bier zum Gelage bereitet.

Die proſaiſche Einleitung zu dieſem Eddaliede[100] und die Erzählungen der j. Edda (*Sn. Edd.* 79. 129) geben noch weitere Züge zu dem Mythus von Aegirs Gaſtgebot. Sowie Odin, als die Âſen Aegir bewirtheten, am Abend blanke Schwerter in den Saal hatte bringen laſſen, bei deren Glanze man keines andern Lichtes benöthigt war, ſo läßt nun Aegir lichtes Gold auf den Eſtrich ſeiner Halle tragen, wovon dieſelbe, wie durch Feuer, erleuchtet wird, daher das Gold in der Dichterſprache Aegirs Feuer, Aegirs Licht ꝛc. heißt; Bier und andrer Bedarf ſchafft ſich ſelbſt herbei, auch iſt dort eine große Friedſtätte. Thôr befindet ſich beim Beginn des Mahles auf der Oſtfahrt, Trölle zu ſchlagen.

---

[100] Bei dieſer Einleitung iſt ohne Zweifel eine vom Inhalt des Liedes verſchiedene Darſtellung des Mythus benuzt. Die

Die Bedeutung des Gaſtverkehrs der Âſen mit Aegir iſt bereits angegeben. Unter den bei ihm Verſammelten ſind beſonders auch ſämmtliche Götter des Vanenſtammes und die letzterem befreundeten Lichtälfe, denn ſoll das Meer beſänftigt ſeyn, ſo müſſen die milden Luftgeiſter walten. Freys Diener Beiggvir, Bieger, den Loki als den kleinen, wedelnden, feigen verſpottet, und deſſen Gattin Beyla, Biegung, ſind Sommerlüfte, die nur leicht und ſchmeichelnd Gezweig und Halme biegen. Baldur iſt ſchon aus dem Kreiſe der Âſen verſchwunden, das Gelage findet, wie im

---

Erzählung, wie Fimafeng von Loki erſchlagen und Letzterer dann von den Aſen verfolgt wird, paßt nicht zum Anfange des Liedes, woſelbſt Loki, ohne irgend einen Bezug auf jenen Vorgang, neu hinzukommt.

vorigen Mythus beſagt iſt, erſt im ſpäteren Theile des Sommers, nach der Sonnenwende, ſtatt. Wie der Saal des kriegeriſchen Odins von Schwertern erleuchtet war, ſo iſt es Aegirs Halle von blankem Golde, das auf den Eſtrich getragen worden. Im Grunde des Meeres ſind all die Schätze gehäuft, welche die gierige Flut verſchlungen hat. Rân, Raub, Aegirs Gemahlin, beſitzt ein Netz, womit ſie ihre Beute hinabzieht (*Sn. Edd.* 129). Nach der Saga von Fridthiof zertheilt dieſer Held, als der ſtürmiſche Aegir ihm und ſeinen Schiffsgenoſſen Verderben droht, einen Goldring, denn Gold ſoll man an den Gäſten ſehen, die in Râns Säle zur Herberge kommen (*Fornald. S.* II, 78. 494). Im Leuchten des windſtillen Meeres mochte man den Glanz des verſunkenen Goldes ſpielen ſehn. Aegirs Diener Eldir, Feurer, iſt es wohl, der für ſolche Beleuchtung zu ſorgen hat[101]. Daß bei Aegirs Mahle das Bier ſich ſelbſt herbeiſchafft, damit iſt die flutende Bewegung des Meeres bezeichnet (vgl. Edd. Havn. I, 149. not. 3), gemäß obiger Erklärung des Braukeſſels.

Hat nun aber der Jötun Aegir, nach dem vorhergehenden Mythus, von Anfang an nur übelwillig ſich zur Bewirthung der Götter verſtanden, ſo iſt auch der Friede ſeines Mahles ein unſicherer. Sie befinden ſich hier in einem ihnen unheimiſchen Gebiete, wo Loki mit ſeinen boshafteſten Schmähungen Zugang hat. Schon iſt Baldur ſeiner verderblichen Anſtiftung, der er ſich rühmt, unterlegen, ſeine Frechheit wächst und er zweifelt nicht, eine Feſtlichkeit ſtören zu können, die zum voraus wenig Gewähr ihres Beſtandes hat. In derſelben Zeit, da die Götter ſich mit Aegir vertragen, hat ja ſchon die Abnahme des Lichtes begonnen, die in Loki vertreten iſt. Auch ſchien es bereits, als ſollten die Sommerweſen der Hülfe Thôrs, ihres getreuen Schirmers, entbehren. Aber noch iſt er des Hammers gewaltig und auch dießmal im Augenblicke der Noth unverſehens gegenwärtig. Wie er durch Beiſchaffung des Keſſels die Halle Aegirs wirthbar gemacht, ſo weiß er auch den bedrohten Frieden des Mahles noch kräftig zu behaupten.

---

[101] Vgl. im Räthſelliede der Herv. S., Fornald. S. I, 478: Eldis brúdhir. Lex. myth. 59.

16. Midgardsſchlange.

Die Weiſſagung der Vala verkundet in der Schilderung des Weltendes (*Vsp.* 50. 56. 57. Lex. myth. 859):

> Midgardsſchlange ſchwellt die Wogen; Thôr ſchreitet zum Kampfe mit ihr, zornmuthig erſchlägt er ſie; Alle Männer werden die Heimathſtätten räumen; kaum neun Schritte kommt er von ihr. Die Erde ſinkt in's Meer.

Die j. Edda (71—73) ſagt umſchreibend: dann tobe das Meer an die Lande, weil die Midgardsſchlange in Jötunzorn ſich wende[102] und an das Land hinaufſtrebe; ſie blaſe ſoviel Gift, daß ſie Luft und Waſſer all beſprenge; Thôr geb' ihr den Tod und ſchreite neun Schritte von da hinweg; dann fall' er todt zur Erde von dem Gifte, das ſie auf ihn geblaſen.

---

[102] „firir thvi at thá snýz Midhgardhsormr i jötunmódh." Dieß iſt aus Vsp. 50 entnommen, wo es heißt: „snýz Jörmungandr i jötunmódhi." Auch in Sn. Edd. 52 erſcheint Jörmungandr identiſch mit der Midgardsſchlange: „Jörmungandr, that er Midhgardhsormr." Ebenſo bei dem Skalden Bragi, Sn. Edd. 101 (Lex. myth. 209). Hiemit übereinſtimmend wird Jörmungandr unter den Schlangennamen aufgeführt, Sn. Edd. 180, während gandr unter den Benennungen des Wolfes, ebd. 178 f. 222, nicht vorkommt. Dagegen iſt nach Raſk und Afzelius, in den Regiſtern zu Sn. Edd. 378 und Saem. Edd. 283, unter Jörmungandr der Wolf Fenrir gemeint. Für dieſe Anſicht zeugt nicht bloß die einzige Stelle der Eddalieder, welche jenen Namen gibt, die angeführte Str. 50 der Vsp. (Saem. Edd. 8, auch Sn. Edd. 74), nach ihrem vollſtändigen Zuſammenhange: „Jörmungand wendet ſich (snýz) in Jotunzorne; die Schlange (ormr) drängt die Wogen, aber der Adler ſchreit." Auch ſonſt wird gandr gleichbedeutend mit úlfr, vargr gebraucht. (Vgl. Hrafn. 10: „gandom ridho," mit Hyndl. 5, Sn. Edd. 66 und Saem. Edd. 156, ſ. auch Landn. 386, Edd. Havn. I, Gl. 511, Lex. isl. I, 268.) Jörmungandr iſt: lupus maximus (ſ. über iörmun D. Gramm. II, 448 f.). — Wenn nach Vsp. 56 und Aeg. 56 Thôr gegen den Wolf zu kämpfen geht, ſo iſt Dieß ebenſo zu nehmen, wie wenn nach Grimn. 23 die Einherien zum Kampfe mit dem Wolf ausziehen; durch den Wolf Fenrir, das furchtbarſte der götterfeindlichen Ungeheuer, das zuletzt den Äſenvater Odin ſelbſt verſchlingt, wird der große Endeskampf überhaupt bezeichnet.

Im Eddaliede von Hŷmir (Str. 22) heißt Thôr: der die Geſchlechter ſchirmt, der Schlange Alleintödter.

Die Erde geht nach nordiſchem Glauben im Waſſer unter, während der Himmel vom Feuer zerſtört wird. Solche verderbendrohende und zuletzt wirklich vertilgende Gewalt des Waſſers iſt die Midgardsſchlange. Sie iſt darum eine der furchtbaren Zeugungen Lokis, des Endigers, mit Ängrboda, der Angſtbotin. Bekannt mit den unheilkündenden Weiſſagungen, warf Odin ſie in die tiefe See, von der die Erde umgeben iſt, und die Schlange wuchs ſo ſehr, daß ſie mitten im Meer um alle Lande liegt und ſich in den Schwanz beißt (*Sn. Edd.* 32. *Hym.* 22). Daher auch ihr Name Midgardsſchlange (*Midhgardhzormr*), denn Midgard iſt eben die bewohnte Erde, die, ihre künftige Beute, von ihr umgürtet wird. Das Bild iſt von der rieſenhaften Seeſchlange hergenommen, die man da und dort im Meere geſehen haben will, der man aber noch niemals habhaft geworden iſt. So lange die Welt ihren Gang hat, liegt die Midgardsſchlange, wie im Mythus von Hŷmir, weit außen in der Tiefe des Oceans und ihre Bewegung iſt nur aus der Ferne in der ſtürmiſchen Brandung des Meeres erkennbar, wann aber einſt der Endestag hereinbricht, dann ſchwellt ſie mächtiger die Wogen und ſtrebt ungeſtüm an das Land herauf.

Thôr, der Sohn Jörds, der Schutzgott Midgards und ſeiner Bewohner, iſt der geborene Gegner jenes Ungeheuers, das der Erde Verderben droht. Bei Ùtgardsloki und auf dem Fiſchfange mit Hŷmir verſucht Thôr ſich an der Schlange; es ſind kecke Vorſpiele des künftigen, für Beide verderblichen Kampfes[103]. Bei dieſem letzten Kampfe werden die Menſchen von ihrer Heimathſtätte verdrängt und als Thôr, beſchäumt vom Gifte der Schlange, niederfällt, da ſinkt die Erde in das Meer. Doch iſt auch die Schlange tödlich getroffen und ſo kann zum andernmal eine friſchgrüne Erde aus dem Meer aufſteigen; die Strömungen fallen und der Aar fliegt überhin, der auf dem Gebirge Fiſche fängt (*Vsp.* 59).

Die kurzabgebrochenen Zukunftſprüche der Vala von der Wiedergeburt der Welt laſſen auch über das Schickſal der Götter manigfachen Zweifel übrig. In Beziehung auf den Mythus von Thôr iſt nur anderwärts, im Eddaliede von Vafthrûdnir (Str. 51. *Sæm. Edd.* 37. *Sn. Edd.* 76), geſagt, daß Môdi und Magni den Miölnir haben und dem Kampf ein Ende machen werden. Im Untergange der alten Erde ward die ihr beigegebene Gotteskraft entbunden, aber auch die neuaufgetauchte bedarf einer ſolchen zu ihrem Frieden und Gedeihen; in Thôrs Söhnen vererben und verjüngen ſich die Eigenſchaften des Vaters, Âſenmuth und Âſenſtärke, die in Jenen herausgeſtellt waren, mit dem Hammer, dem Werkzeug und Sinnbilde ſeiner ſchützenden und ſegnenden Wirkſamkeit, geht auch dieſe in das neue Weltleben über.

---

[103] Darum kann auch die Midgardsſchlange auf der Ausfahrt mit Hŷmir nicht von Thôr erſchlagen ſeyn (vgl. Sn. Edd. 63); ſie wird nur von ihm geſchreckt und bleibt für die letzte Zeit aufgeſpart.

So durchmißt Thôr im Kampfe mit den Elementen ſeine Götterbahn, bis er zuletzt, ein fallender Stern, im Unendlichen wieder verſchwindet. Iſt aber die Sagendichtung eines Volkes zu allſeitiger Ausbildung durchgedrungen, ſo umſchließt ſie mit den göttlichen Dingen auch die menſchlichen und an die Götterſage reiht ſich eine ihr nach Geiſt und Form entſprechende Heldenſage. Die Helden ſind Träger der Vorſtellungen, die das Volk, welches ſie feiert, ſich von der Beſtimmung und dem Schickſal der Menſchheit gebildet hat; in ihren Charakteren, Thaten und Geſchicken beleben ſich die bei ihm herrſchenden Gedanken über das Edle und Tüchtige in der menſchlichen Natur und deſſen Gegenſätze, über die Höhen, die ſie ankämpfend erſtreben ſoll, und die Schranken, die ihrem Uebermuthe geſetzt ſind. Die Sage von den Göttern, den Schöpfern, Erhaltern und Lenkern des Weltalls, wird zwar in dieſem auch dem

Menſchen ſeine Stellung anweiſen und deſſen Geſchichte in den Grundzügen vorzeichnen. In dieſem großen Verbande jedoch kann ſeine Erſcheinung nur eine ſehr untergeordnete ſeyn. Darum ſucht er ſich ein eigenes Feld, wo er ſeine Neigungen und Leidenſchaften, ſeine Beſtrebungen und Kämpfe, ſein Lieb und Leid, ſeinen Glanz und ſeinen Untergang in vollſtändiger Darſtellung ausbreiten kann, wo er ſelbſt in den Vordergrund tritt, wenn auch abhängig von den waltenden Göttern und eben Das vollziehend und erlebend, wozu er von ihnen berufen iſt. Dieſes irdiſche Gebiet der poetiſchen Weltanſchauung, dieſe kleine, doch näherliegende Welt in der großen, unabſehbaren, iſt die Heldenſage.

Im nordiſchen Göttermythus wird die Schöpfung des Menſchen erzählt, ſein Erdenſchickſal angedeutet, ſein künftiger Antheil an den Freuden und dem Kampfe der Götter verkündet. Um die gleiche Achſe bewegen ſich nun auch größere und kleinere Kreiſe der Heldenſage, in denen jene Vorbeſtimmungen erfüllt, die einſtigen, höheren Geſchicke vorbereitet werden. Die Götter ſteigen ſelbſt hernieder oder ſenden ihre Boten und greifen, je nach ihren Eigenſchaften und Zwecken, anregend oder hemmend, hülfreich oder feindſelig, in das menſchliche Treiben ein. Daß zumeiſt Odin, der Erwecker alles Geiſtes und des kriegeriſchen insbeſondre, der Einherien künftiger Führer zum

Weltkampf, in den Geſchichten der Kriegshelden thätig ſey, läßt ſich zum voraus erwarten; er ſteht am Anfang und Ende ihrer Sagen. Aber auch Thôr hat ſeinen Antheil an der Heldenſage. Der eigenſte Schirmer der Erde und ihrer Bewohner kann den irdiſchen und menſchlichen Begebniſſen nicht fremd ſeyn. Seine Gemeinſchaft mit den Menſchen iſt in der Götterſage durch die Aufnahme Thiálfis in ſein Geleit und ſeine Kampfgenoſſenſchaft angezeigt und daſſelbe Verhältniß iſt nun auch, von andrem Standpunkt aus, in der Heldenſage aufweisbar. Wenn er gleich in dieſer, worin der kriegeriſche Geiſt im eigentlichen Sinne vorherrſcht, viel ſeltener auftritt, als Odin, ſo geſchieht es doch eben genug, um die bedeutendſten Beziehungen, in welchen jene beiderlei Gebiete der Sagendichtung ſich berühren können, auch ſeinerſeits zur Erſcheinung zu bringen. Als ein reines Verhältniß beider kann es nicht betrachtet werden, wenn im Verlaufe der Zeit Götter und Göttergeſchichten mehr oder weniger in menſchliche Helden und Thaten ſich umgewandelt haben, wenn z. B. bei Saxo und vielleicht ſchon in den ihm vorgelegenen Ueberlieferungen Balder und Hother als irdiſche Heerkönige ſich bekriegen, Odin und Thôr aber nebſt anderen Göttern, als ſolche, an dem Kampfe Theil nehmen. Mögen auch derartige Umwandlungen, wenn ein neuer Geiſt in ſie eingeht, zu eigenthümlichem Leben erwachſen können, ſo ſind ſie doch immer eine Mißkennung und Trübung des urſprünglichen Mythengehaltes und rechtfertigen keineswegs die Anſicht, als wäre in dieſer menſchlichen Geſtaltung der Götterfabel das natürliche Entſtehen der Heldenſage überhaupt zu ſuchen. Wo Götter- und Heldenwelt, ſich gegenſeitig ergänzend und erklärend, zuſammenbeſtehen, da iſt offenbar auch der vollere und geſundere Zuſtand der Sagenpoeſie. Vermöge dieſes harmoniſchen Zuſammenſeyns werden die höheren Weſen, wo ſie in die Heldenſage einſchreiten, in dem gleichen Charakter und denſelben Ideen handeln, die in den Göttermythen begründet ſind. Eine ſolche Uebereinſtimmung wird ſich, bezüglich auf Thôr, an der Sage von Starkad nachweiſen laſſen, die auch in andrer Hinſicht einen merkwürdigen Uebergang bildet; der Gott wirkt auf das Schickſal dieſes Sagenhelden ebenſo charakteriſtiſch ein, wie er, nach früher angeführten Beiſpielen, manchmal noch in hiſtoriſcher Zeit ſeinem in der Götterſage ausgeprägten Weſen entſprechend den Menſchen erſchien. Zum vollkommenſten Einklange jedoch verbinden ſich beiderlei Sagengebiete, wenn dieſelbe ſinnbildliche Geſtaltung, die in der Götterwelt waltet, ſich auch der menſchlichen Dinge bemächtigt, und in dieſem Verhältniſſe zu den Göttermythen von Thôr werden ſich die ſchließlich folgenden Sagen von Hâlfdan bewähren, deſſen Heldenthum ſelbſt, wie dasjenige des Gottes, ein durchaus bildliches iſt.

17. Starkad.

Veturlidi, ein heidniſcher Skalde vom Schluſſe des zehnten Jahrhunderts, nennt in dem erhaltenen Bruchſtück eines ſeiner Lieder (*Sn. Edd.* 103) mehrere von Thôr bezwungene Jötunweſen. Er ſpricht darin zu Thôr: „Starkad ſtürzteſt du (*steypdhir Starkadhi*)!“ Ausführlicher gedenkt dieſer That die Saga von Hervör im Eingang (*Fornald. S.* I, 412 f. vgl. 513 f.):

> Ein Mann mit Namen Arngrim, Rieſe und Bergbewohner (*risi ok bergbüi*), holte ſich aus Ŷmirs Lande (*Ýmislandi*) deſſen Tochter Âma. Sohn dieſer Ehe war Hergrim, genannt Halbtröll; er war bald bei Bergrieſen (*bergrisum*), bald bei Menſchen, Stärke beſaß er gleich Jötunen, war ſehr zauberkundig und ein großer Berſerk. Er nahm aus Jötunheim Ögn Âlfaſprengi und hatte von ihr einen Sohn Grim. An den Oel- oder Âlafällen (*vidh Oelfossu, a. Álufossa*) wohnte Starkad, geheißen Âlajunge (*Starkadhr Áludrengr*), Abkömmling von Thurſen, auch ihnen gleich an Stärke und Art; ſein Vater hieß Störkvid. Ögn Âlfaſprengi war Starkads Verlobte, aber Hergrim raubte ſie ihm, als Starkad nördlich über Elivogar gezogen war. Nach ſeiner Rückkunft forderte er Hergrim zum Holmgang um die Frau. Sie kämpften am oberſten

Falle[104]. Starkad hatte acht Hände und ſchlug mit vier Schwertern auf einmal; ihm ward der Sieg und Hergrim fiel. Ögn ſah ihrem Zweikampfe zu und als Hergrim gefallen war, durchſtach ſie ſich mit einem Schwert und wollte nicht mit Starkad vermählt ſeyn. Starkad nahm nun alles bewegliche Gut (*fé*) Hergrims an ſich und behielt zugleich deſſen Sohn Grim, der bei ihm groß und ſtark heranwuchs. Eines Herbſtes war großes Diſenopfer angerichtet bei König Âlf, dem König über Âlfheim (*Âlfheimar*); ſo hieß damals das Land zwiſchen Gautelf und Raumelf. Âlfhild, des Königs Tochter, gieng zum Opfer; ſie war ſchön, wie kein andres Weib, und das ganze Volk in Âlfheim war ſchmucker, als jedes andre derſelben Zeit. In der Nacht aber, als Âlfhild die Heiligthümer beſtrich, nahm Starkad Âludreng ſie hinweg und mit ſich heim. König Âlf rief da zu Thôr, daß nach Âlfhild geſucht werde; nachmals aber erſchlug Thôr den Starkad und ließ Âlfhild zu ihrem Vater ziehen mit Grim, Hergrims Sohne. Als dieſer zwölf Winter alt war, zog er auf Heerfahrt und ward der größte Kriegsmann. Er freite Bauggerd, Âlfhilds und Starkads Tochter, nahm ſeine Wohnſtätte auf der Inſel Bôlm bei

---

[104] „vidh enn efsta foss at Eydhi“

Hålegaland und ward nachmals Eygrim Bölm genannt.

Auch die Saga von Gautrek (*Fornald. S.* III, 15) erzählt: daß Starkad Âludreng, ein ſehr kundiger Jötun mit acht Händen, aus Âlfheim Âlfhild, die Tochter des Königs Âlf, geraubt, Dieſer aber um ihre Wiederkunft zu Thôr gerufen, hierauf Thôr den Jötun erſchlagen und Âlfhild zu ihrem Vater heimgebracht habe. Sie hat hier von Starkad einen Sohn, Störvirk.

Sollen dieſe Ueberlieferungen vom Jötun Starkad, wenn nicht in jeder Einzelheit, doch in den Grundzügen aufgehellt werden, ſo ſtellt ſich vor Allem anſchaulich und eigenthümlich heraus, daß Starkad an Waſſerfällen wohnt und kämpft; derſelbe Strom, Oel oder Âla, nach dem dieſe Fälle benannt ſind[105], gibt auch dem Jötun den Beinamen Âludreng, Âlas Junge. Zugleich fällt auf, daß mit dem Namen *Starkadhr* die Form *Störkudhr* wechſelt (*Fornald. S.* I, 381. 383—385. III, 17); *udhr* iſt Wallung, Welle (*at ydha*, æstuare), daher Name einer der Töchter Aegirs (*Sn. Edd.* 185), und ſteht auch unter den Benennungen der Ströme (*Sn. Edd.* 218ª. vgl. 217ᵇ). *Störk-udhr* alſo Starkwelle, und dieſe Zuſammenſetzung beſtätigt ſich durch den ganz ähnlich gebildeten

---

[105] Lex. myth. 648: „ad Alufossa (cataractem Norvegiæ)“

Namen des Vaters *Störk-vidhr*, Starkwald. Beachtet man noch, daß der Skalde für die Bezwingung Starkads durch Thôr ein Zeitwort (*steypa*) gebraucht, das einen jähen Sturz ausdrückt (vgl. *steypir*, m. præcipitium), daß nach einer ſpäteren Stelle der Gautreksſaga (*Fornald. S.* III, 37) Hlôrridi den Jötun vor einem Fels (*fyrir hamar nordhan*) bezwang und daß die acht Rieſenhände an ſo viele Stromarme gemahnen, ſo erſcheint Störkud ſelbſt als der gewaltige Fall der Àla. Von ihr trägt er den Beinamen, während der Name ſeines Vaters den Urwald dunkeln läßt, aus dem Störkud hervorkommt. Thôr, der Bekämpfer der Jötune, ſchleudert ihn vom ſchroffen Fels herab; rücklings, mit geſpreizten acht Händen, ſtürzt der brüllende Waſſerrieſe nieder und noch jeden Augenblick ſieht man ihn im grauenvollen Sturze begriffen. Auch in Geirröds Töchtern Giâlp und Greip hat Thôr wilde Gebirgſtröme bewältigt und bedeutſam nach beiden Seiten verbindet Veturlidi die zwei Mythen im gleichen Stabreim: „Starkad ſtürzteſt du, ſtandeſt über der todten Giâlp (*Sn. Edd.* 103)!“

Von der Hauptgruppe aus verbreitet ſich weiteres Licht. Dreifach erlautet der Name Grim in dem rieſenhaften Stamme, mit dem Störkud zuſammentrifft; Grims Vater iſt Hergrim, der Sohn Arngrims. Nun iſt aber Grim oder in Zuſammenſetzung Foſſegrim, noch in heutiger Volksſage, ein Dämon norwegiſcher Waſſerfälle (Lex. myth. 679. *Faye,* 57). Störkuds ſiegreicher Kampf mit Hergrim[106] ergibt ſich damit als die brauſende Begegnung zweier Bergſtröme; der mächtigere von beiden, der achthändige Jötun, wird des andern Meiſter. Ihr Streit erhob ſich am oberſten Falle um Störkuds Braut, Ögn Âlfaſprengi aus Jötunheim, in der voraus ein gleichartiges Weſen zu vermuthen iſt. Ögn, Spreu, Âlfaſprengi, Sprenge der Âlfe, Zerſtäubung oder Sprengregen der Lichtgeiſter[107], iſt ein ſchimmernder, jungfräulicher Staubbach, der auch aus Jötunheim, dem Gebirge, kommt und um den die beiden Stromrieſen, zwiſchen denen er niederſprüht, ſich zu reißen ſcheinen. Hergrim hat Ögn geraubt, als Störkud nördlich über Elivogar gezogen war, als der Stromlauf im Winterfroſt ausblieb; Elivâgar, die mythiſchen Eisſtröme, über die Örvandil von Thôr getragen wird, bedeuten die ſtrengſte Winterkälte. Bei ſeiner Rückkehr im Frühjahr, wann die Bergſtröme im Eisbruch überſchwellen, ſtürmt Störkud mit acht Händen und vier Schwertern gegen den Nebenbuhler an. Ögn ſieht dem furchtbaren Kampfe zu und als Hergrim weggerafft iſt, ſinkt ſie mit hinab. Störkud bemächtigt ſich nun aller fahrenden Habe Hergrims, ſeines ganzen beweglichen Waſſerreichthums, und nimmt auch deſſen Sohn Grim, etwa einen Nebenſtrom deſſelben, zu ſich.

---

[106] In Fornald. S. haben dieſe Namen langen Vokal: Grîmr, larvatus; einfacher ſcheint: Grimr, saevus (gewöhnlich: grimmr), altſächſ. und angelſ. grim. Hergrimr, der Heergrimme, Verheerende; oder ſtatt Hiörgrimr, der Schwertgrimme, wie auch Storkud Schwerter (blinkenden Wellenſchlag) führt? Vgl. D. Gramm. II, 460 f. 561. — Die beiden „Grîmar“ mit den ebenſo benannten Trinkhörnern (Fornm. S. III, 138—140, vgl. 190—192) laſſen ſich gleichfalls auf das mythiſche Stromgeſchlecht zurückführen.

[107] Landn. 257: „Thôrer Thussasprengr (gigantum disruptor).“ Sn. Edd. 102: „á hausasprengi Hrúngnis,“ auf den Schädelbruch, Schädelſprenger Hrungnirs, Thôr. — Lex. isl. at sprengia, dirumpere; sprengr, m. ruptura, diruptio. Ihre, Gloss. II, 754: sprenga, conspergere; sprenga, disrumpere. — Oder etwa urſprünglich: Âlfasprænir? Lex. isl. at spræna, scaturire; spræna, f. rivulus.

In aufſteigender Linie eröffnen ſich, bezüglich auf Hergrim und ſein Geſchlecht, fernere Anſchauungen. Er hat den Zunamen Halbtröll[108], was dahin erklärt wird, daß er bald bei Bergrieſen, bald bei Menſchen geweſen ſey; er ſtrömt theils durch Bergwildniß, theils durch bewohntes oder beſuchtes Land; ein groſſer Berſerk iſt er vermöge ſeiner tobenden Brandung. Sein Vater Arngrim, Adlergrimm, ganzer Rieſe und Felsbewohner, führt noch höher auf das Gebirg, von dem er wie ein Aar herniederrauſcht. Arngrim hat ſeinen Sohn Hergrim mit Âma, der Tochter

---

[108] Hálftröll iſt in Egils S. 1. Beiname eines Mannes. Vgl. ebd. 22: hálfbergrisi; Fornald. S. I, 411: risar ok hálfrisar. D. Gramm. II, 633. Geijer, Svearik. häfd. I, 410.

Ymirs, erzeugt; dem Lande dieſes Letztern wird zwar in derſelben Saga (*Fornald. S.* II, 411. 511), wie nachher dem Gebiete des Königs Âlf, ſeine geographiſche Lage angewieſen, man wird aber mit Recht den mythiſchen Geſichtspunkt feſthalten. Ymir, der Urrieſe, der reifkalte Jötun (*Vafthr.* 21), von dem alle andre ſtammen (*Hyndl.* 32), erſcheint auch hier nicht fremdartig; anſchaulicher jedoch ergibt ſich der Fortſchritt in der Gebirgswelt, der bereits bis zur Eisgrenze geführt hat, wenn für „Ymir" an dieſer Stelle Hymir geleſen wird, wie denn auch anderwärts die beiden ähnlich lautenden Namen verwechſelt ſind[109]. Hymir iſt der Eisjötun, der ſeinen Hauptſitz an und in den arktiſchen Meeren hat, wo Thôr ihn aufſucht, und deſſen Tochter nun im ewigen Eiſe des Hochgebirgs einen paſſenden Hausſtand findet, als Mutter jötuniſcher Stromfälle[110].

---

[109] *Sn. Edd.* 61–63 gibt, in der Erzählung von Thôrs Fahrt zu Hymir, den Namen des Jötuns abwechſelnd Ymir und Hymir.

[110] Âma wird in *Sn. Edd.* 210b unter den tröllqvenna heiti aufgeführt; im *Lex. isl.* findet ſich: áma, amphora, und dieſe Bedeutung des Wortes taugt wohl für die Mutter der Bergwaſſer. Zugleich aber erinnert daſſelbe an jene vielhäuptige áma in Hymirs Halle (*Hym.* 7). Zwar ſpricht der Zuſammenhang dringend dafür, daß dort áma nicht als Eigenname, ſondern für amma, Großmutter, genommen ſey, doch iſt abermals ein Schwanken zwiſchen ähnlichen Wörtern bemerklich (vgl. *Fornald. S.* I, 513), während beide Mythen auf ein Weſen, als Urquell der Waſſerſtröme, hinleiten. — Sonſt iſt noch in *Aeg.* 51 von Mädchen (Töchtern) Hymirs

So erſchließt ſich in dieſen Mythen das Leben der nordiſchen Bergſtröme, ihr Stufenfall vom Urſprung an, ihr Lauf durch Wildniß und Anbau, ihr manigfaltiger Charakter, ihre Verzweigung und ihr ringender Zuſammenfluß zum letzten, gewaltigſten Sturze. Der Eindruck dieſer mächtigen Naturerſcheinungen auf das Gemüth der Anwohner iſt auch anderwärtig bezeugt. Thórſtein Raudnef, ein Isländer, hielt den Waſſerfall, nach dem ſein Beſitzthum benannt war, heilig und brachte ihm Opferſpenden (*Landn.* 341). Auch der norwegiſche Foſſegrim empfängt zum Opfer ein weißes Böcklein, das in den Fall geworfen wird; dafür lehrt er Geige und andres Saitenſpiel, er greift über des Spielmanns rechte Hand und führt ſie ſo lange hin und her, bis das Blut aus jeder Fingerſpitze ſpringt; dann hat der Lehrling ausgelernt und kann ſpielen, daß die Bäume tanzen und die Waſſer in ihrem Sturze anhalten [111]. In ſolche Schule,

---

die Rede. — In Hym. 16 heißt Hymir: „Hrungnirs grauer Redegeſelle (spialli)“; Dieß ſcheint doch mehr als bloße Umſchreibung des Wortes Jotun zu ſeyn und mag auf die alte Befreundung des Eiſes mit dem Felsgebirge hinweiſen. Vgl. Anm. 38.

[111] Faye, 57. D. Myth. 278. Der zaubermächtige Harfner Quintalin in der Saga von Samſon dem Schönen, Cap. 5 ff. (Biörner, Nordiska Kämpa Dater, Stockh. 1737), der Sohn eines Müllers von einem dämoniſchen Weibe (gydhiu), das unter dem Waſſerfall der Mühle lag, geboren, ſeines fremdlautenden Namens unerachtet, der nordiſchen Vorſtellung an.

wo der Waſſerfall die Saiten rührt und der Sturm die Harfe ſchlägt (*Vsp.* 34), giengen auch die Sänger der altnordiſchen Naturmythen[112].

Zweifelhafter, als das Bisherige, iſt Thôrs Verhältniß zu Âlfhild, die er aus der Gewalt Störkuds befreit; dieſe wunderſchöne Tochter des Königs Âlf aus Âlfheim, deſſen Bewohner alle durch Schönheit ausgezeichnet ſind, ſcheint ein mythiſches Weſen von dem noch wenig bekannten Geſchlechte der Lichtälfe zu ſeyn und es verhüllt ſich hier wohl ein Seitenſtück zu den Göttersagen, in welchen Thôr Iduns und Freyjas jötuniſche Werber ſtraft. Auch die

---

[112] Obige Erklärung des Mythus, wie ſie dieſem ſelbſt entheben iſt, wird durch folgende Schilderung der norwegiſchen Waſſerfälle und namentlich des Olafoß auch äuſſerlich beſtätigt und veranſchaulicht: „Die Namen der Waſſerfälle alle zu nennen, wäre eben ſo ermüdend als unmöglich. Jedes Thal, ja faſt jeder Fels hat ſeinen eigenen, und faſt alle ſind ſie in Form, im Anſehen, in der maleriſchen Wirkung verſchieden. Bald ſieht man hier einen donnernd toben, bald ſchlängelt ſich dort einer wie ein ſilbernes Band, wie ein Netz oder eine Schärpe, die ſich vom Gipfel ablöst und in den Lüften flattert; hier bedeckt einer eine ganze Felſenwand, dort rauſcht ein anderer mit einem Bogenſturz in's Thal hinab, zuweilen vereinigen ſich mehrere noch auf der Höhe, und dann gewährt der Herabſturz, wie z. B. beim Olafoß [vidh Ålufossa], wo ſich hoch in der Wolkenregion die ſchon breit ſchäumenden Gewäſſer auf der nackten röthlichen Felsabdachung zu einem breiten Schaumbette verſammeln, einen impoſanten Anblick.“ Neigebaur, Neueſtes Gemälde von Schweden, Norwegen und Dänemark, Wien 1833 (Schütz's Allgem. Erdkunde, Bd. 26), S. 276.

Angaben über Grims weiteres Schickſal und über Störkuds Nachkommenſchaft ſind dunkel und in ihnen beginnt die Verwirrung des Jötunmythus mit der Heldenſage.

Starkad (bei Saxo Starcatherus) heißt nämlich auch ein berühmter nordiſcher Held, deſſen Thaten und Schickſale, auf der Grenze zwiſchen Sage und Geſchichte ſpielend, ſich in Saxos Werke durch mehrere Bücher hinziehen, aber auch durch anderwärtige Denkmäler in altnordiſcher Sprache ergänzt und erläutert werden. Dieſer Starkather, **Storverks** Sohn, ſoll, nach Saxo (VI, 102 sq.), aus derjenigen Gegend herſtammen, welche, öſtlich von Schweden, nunmehr von Ehſten und andern barbariſchen Völkern weithin eingenommen ſey; worunter, wenn man es in die mythiſche Weltkunde zurück überſetzt, Jötunheim zu verſtehen iſt[115]. Saxo ſelbſt fügt als fabelhafte Volksmeinung bei:

> Starkather ſey von Rieſen entſproſſen und dieſe Abſtammung habe ſich durch die ungewöhnliche Zahl ſeiner Hände kund gegeben; der Gott Thór aber habe ihm die vier überzähligen ausgeriſſen und damit ſeine Rieſengeſtalt auf menſchliches Maß herabgebracht.

Beſtimmter leitet die angeführte Saga von Gautrek den Urſprung des Helden Starkad von dem gleichnamigen Jötun ab. Ålfhild, welche Dieſer entführt hatte, kam, durch Thôr befreit, ſchwanger zurück und gebar einen Sohn Stôrvirk (*Störvirkr*, auch *Störverkr*), der, ſchwarz von Haaren, größer und ſtärker als andre Männer aufwuchs und ein gewaltiger Seeheld (*víkingr*) wurde. Stôrvirk raubte Ön, eine Tochter des Jarls Freki von Hålogaland, und erzeugte mit ihr den Sagenhelden Starkad. Allein ſo genau dieſe Erzählung lautet, ſo ſteht ſie doch mit den derſelben Saga einverleibten und dem Helden ſelbſt zugeſchriebenen Liederſtrophen nicht im Einklange. Darin (*Fornald. S.* III, 37) ſagt Starkad von ſeinen höhniſchen Gegnern:

---

[115] Vgl. Müller, krit. Unterſ. 77 f.

> ſie glauben an ihm die Jötunlarve mit acht Händen zu ſehen, den Hergrimstödter, den Hlôrridi nördlich vor dem Fels der Hände beraubt; die Recken lachen, die ihn ſehen, die häßliche Schnautze, den langen Rüſſel, das wolfgraue Haar ꝛc.

Die Proſa drückt Dieß ſo aus: ſie haben ihn einen wiedergeborenen Jötun geheißen. Der einfache Sinn der mythiſchen Anknüpfung wäre hiernach: der Held Starkad wurde wegen ſeines rieſenhaften und abſchreckenden Ausſehens als der verjüngte Jötun gleichen oder ähnlichen Namens bezeichnet[116]. Die überzähligen

---

[116] Nach Sn. Edd. 127 f. kann in der Skaldenſprache der Mann auch mit Jötunnamen bezeichnet werden und iſt Dieſes die ärgſte Verhöhnung oder Schmährede.

Hände gehören dem Jötun, nicht, wie bei Saxo, dem Helden an. Die genealogiſche Verbindung Beider aber wird bei ſolcher Anſicht müßig und beruht auf ſpäterem Mißverſtehen. Stôrvirk, der Großwirkende, Thatgroße, und Ön, Arbeit, mit ihrem Vater Freki, dem Frechen, Kecken, und deſſen Söhnen Fiöri und Fŷri, Lebendig und Feurig, bilden eine allegoriſche Stammtafel des Helden, auf ſeine Thatkraft, nicht auf ſeine Geſtalt, bezüglich. Die abſichtliche, fortlaufende Umſetzung der naturbildlichen Namen in ähnlich lautende, dem Heldenthum angepaßte, iſt unverkennbar; aus *Ögn*, Spreu, iſt *Önn*, Arbeit, aus *Störkvidhr*, Starkwald, iſt *Störvirkr*, Großwirker, geworden und für *Störkudhr*, Starkwelle, tritt *Starkadhr*[115], der Erſtarkte, ein. Ob ſich in dem Anklange dieſer beiden, urſprünglich ganz verſchiedenen Namen der Knoten geſchürzt habe, wodurch der Jötunmythus mit der Heldengeſchichte, wenn gleich nur äußerlich, verbunden wurde, läßt ſich nicht mehr entſcheiden, aber die ſonſt nicht ungewöhnliche Verwandlung einer mythiſchen Perſon in eine heroiſche oder ſcheinbar geſchichtliche, die mit jener im Grunde gleichwohl nur eine iſt, kann für den vorliegenden Fall zum voraus nicht angenommen werden, da ſchon das alte Lied den Jötun und den Helden auseinander hält und die Wiedererſcheinung des Erſtern im Letztern als einen Spott darſtellt.

---

[115] Als Eigenname mit Subſtantivbiegung (D. Gramm. I, 769) und zwar zweifacher: gen. Starkadhs (Fornald. S. I, 412. III, 32) und Starkadhar (ebd. I, 354. Sn. Edd. 208). Vgl. Anm. 108.

Eine weitere und bedeutendere Beziehung des Helden Starkad zu den Mythen von Thôr zeigt ſich in der Vorbeſtimmung ſeines Schickſals. Die Saga von Gautrek (*Fornald. S.* III, 32 f.) läßt Starkads Geſchicke durch die Gunſt Odins, der unter dem Namen Hroſſhårsgrani ſein Erzieher iſt, und die Abgunſt Thôrs, vor einer richterlichen Verſammlung, welche nur die der Âſen ſeyn kann, auf folgende Weiſe feſtſetzen:

> Thôr, darüber ungehalten, daß Âlfhild, die Mutter von Starkads Vater, einſt einen Jötun dem Âſathôr vorgezogen, beſtimmt ihrem Enkel Starkad, daß er weder Sohn noch Tochter haben und ſo ſein Geſchlecht beſchließen ſolle. Odin ſchafft ihm, daß er drei Menſchenalter zu leben habe; Thôr, daß er in jedem derſelben ein Nidingswerk, eine Schandthat, vollbringe[146]. Odin verleiht ihm das beſte Waffenzeug und Gewand. Thôr verſagt ihm Land- und Grundbeſitz. Odin gewährt ihm fahrend Gut im Ueberfluß. Thôr legt auf ihn,

---

[146] Solchen Fluches von Thôr erwähnt auch das dem Starkad zugeſchriebene Lied Vikarsbalk in derſelben Saga (Fornald. S. III, 35).

> daß er niemals genug zu haben glaube. Odin gibt ihm Sieg und Geſchicklichkeit zu jedem Kampfe. Thôr, daß er aus jedem eine Knochenwunde davontrage. Odin gibt ihm Dichtergabe, ſo daß er ebenſo fertig dichte, als ſpreche. Thôr fügt hinzu, daß er vergeſſe, was er gedichtet. Odin läßt ihn bei den vornehmſten und beſten Männern angeſehen ſeyn. Thôr ſpricht, er ſolle dem geſammten Volke (*althýdu allri*) verhaßt werden. Die Richter beſtätigen all Dieſes durch Urtheilsſpruch.

Mangelhaft und verworren iſt die Erwähnung dieſer Schickſalſprüche bei Saxo (VI, 103), wo geſagt wird: Odin habe den zuvor ſchon durch ungewöhnliche Körpergröße ausgezeichneten Starkather nicht bloß mit tapferem Geiſte, ſondern auch mit Liederkunſt begabt, um ihn als williges Werkzeug zum Verderben des norwegiſchen Königs Wikar zu gebrauchen; auch hab' er demſelben darum drei menſchliche Lebensalter verliehen, damit Starkather innerhalb dieſer ebenſo viele fluchwürdige Thaten vollbringe.

Die Vorbeſtimmungen, wie ſie in der Saga vollſtändiger und in nothwendigem Gegenſatz angegeben ſind, bewähren ſich durchaus, auch bei Saxo, in den Thaten und Geſchicken des Helden. Ob und wie weit aber jene erſt aus dem Charakter und den Schickſalen Starkads, wie ſolche ſich in der Volksſage bereits darboten, herausgebildet worden oder umgekehrt die Sage ſich aus den einmal vorangeſtellten Verheißungen weiter entwickelt habe, wird kaum noch zu ermitteln ſeyn. Wahrſcheinlich hat Beides in der Art ſtattgefunden, daß die ſchon vorhandenen Sagen von Starkad auf obige Formeln zurückgeführt und dann dieſe wieder zur Abrundung und Füllung der um ihn gezogenen Sagenreihe fruchtbar gemacht wurden.

Sah man in Starkad eine Jötunlarve oder einen wiedergeborenen Jötun, oder galt er ſonſt für einen Abkömmling des Rieſengeſchlechts, ſo lag es freilich nahe, in Thôr, dem Bekämpfer der Jötune, auch ſeinen Gegner und den Urheber ſeiner Mißgeſchicke zu finden. Allein dieſe Anknüpfung wäre doch nur eine äuſſerliche. Daß, nach Gautreksſaga, Thôr darum gezürnt habe, weil er einſt von Âlfhild dem Jötun nachgeſetzt worden, erſcheint als willkürliche Vermuthung; denn abgeſehen von dem gegen die Abſtammung des Helden Starkad von jener Âlfhild obwaltenden Bedenken, erzählt die Saga vorher gar nicht, daß Thôr ſelbſt um Âlfhild geworben und Dieſe ſtatt ſeiner den Jötun Starkad gewählt habe, ſondern nur, daß ſie von Letzterem weggeführt und von Thôr, den ihr Vater angerufen, Dieſem zurückgebracht worden ſey. Eine erſchöpfende Erklärung der mißhelligen Götterſprüche muß auf den Gegenſatz zwiſchen Odin und Thôr zurückgehen, der früherhin im Harbardsliede nachgewieſen wurde.

Der Günſtling des Kriegsgottes iſt eben darum dem Schutzgotte des Ackerbaus zuwider. Wenn Thôr ihm Nachkommenſchaft und Grundbeſitz verſagt, ſo iſt damit das unſtäte Leben des Kämpen, gegenüber dem anſäßigen des Feldbauers, bezeichnet. Treffliche Waffen, reiche Beute an fahrendem Gut ſind dagegen angemeſſene Geſchenke des Kriegsgottes, welche hinwider Thôr durch die unerſättliche Begierde verkümmert. Daß Jener den Helden bei den Großen beliebt, Dieſer ihn dem Volke verhaßt macht[117], das beruht auf demſelben Grunde, warum, laut des Harbardsliedes, dem Odin die Jarle, dem Thôr die Thräle zufallen.

Noch aus mehr hiſtoriſcher Zeit, vom Ende des zehnten Jahrhunderts, wird in der Erzählung von der dreitägigen Schlacht Styrbiörns mit ſeinem Vatersbruder, dem Schwedenkönig Eirek (*Fornm. S.* V, 245 ff.), Folgendes berichtet:

> In der Nacht vor dem dritten Kampftage opfert Styrbiörn dem Thôr, auf Antrieb ſeines Pflegvaters Ulf und des Volkes; da wird in ſeinem Lager ein rothbärtiger Mann geſehen, welcher

---

[117] Gautreks S. (Fornald. S. III, 34) bemerkt, daß Starkad wegen der Tödtung Vikars beim Volke (af alþýðu) ſehr unbeliebt geworden ſey. Bei Saxo (VIII, 152) gedenkt Starkather, wie er von den Schmieden in Thelemarken zerhämmert worden, und fügt bei:

> Hic primum didici, quid ferramenta valerent
> Incudis, quantumve animi popularibus esset

> Unheil verkündigt. In derſelben Nacht weiht ſich Eirek, um den Sieg zu erlangen, dem Odin und erhält von einem großen Manne mit hereinhangendem Hut (ſo erſcheint Odin irdiſcher Weiſe) einen Rohrſtengel, den er über Styrbiörns Kriegsvolk werfen ſoll mit den Worten: „Odin hat euch alle!“ Mit dieſem Wurfe kommt Blindheit über Styrbiörn und ſein Heer und ein Bergſturz erſchlägt daſſelbe[118].

Auch hier waltet der Gegenſatz zwiſchen Odin und Thôr, doch ohne mehr erſichtliche innere Begründung, wenn nicht etwa in dem Umſtande, daß Styrbiörn auf Verlangen des Volkes (wieder *althýdu*) dem Thôr opfert, eine ſolche noch angedeutet iſt.

18. Hâlfdan.

Hâlfdan (*Hâlfdanr, Hâlfdan*, bei Saxo *Haldanus*) iſt ein Name, unter dem viele vorgeſchichtliche Könige und Helden des Nordens vorkommen. Von mehreren dieſer Hâlfdane ſind ſagenhafte Züge verzeichnet, in denen ſich ein gemeinſamer Charakter offenbart. Werden ſolche äuſſerlich zerſtreute Züge in ihrer inneren Einheit aufgefaßt, ſo ergibt ſich in mehrfacher Erſcheinung ein Sagenheld Hâlfdan, der mit den Mythen von Thôr in genauer Beziehung ſteht. Nicht bloß Odin hat ſeine Helden, auch ein Thôrsheld läßt ſich in jenen Hâlfdanen aufweiſen.

---

[118] Saxo (X, 192) erzählt dieſen Krieg nur kurz und ohne Mythiſches.

Nach dem Eddaliede von Hyndla (Str. 14—16) ward der ruhmreiche Held Hâlfdan durch Eymund mächtig, erſchlug mit kühler Schneide den Sigtrygg, führte Almveig heim, der Weiber vornehmſtes, und zeugte mit ihr achtzehn Söhne; daher ſtammen Skiöldunge, Skilfinge, Ödlinge, Ynglinge, daher die erleſenſten, zu Grundbeſitz und Würde gebornen Geſchlechter unter Midgard. Auch die j. Edda (190 f.) erzählt mit Andrem: Hâlfdan der Alte, aller Könige berühmteſter, ein großer Kriegsmann, der weit im Oſten umhergezogen, habe dort den König Sigtrygg im Einzelkampf erſchlagen, hierauf die kluge Alvig, Tochter des Königs Emund aus Hôlmgard zur Frau erhalten und von ihr achtzehn Söhne gehabt. Die Namen der neun erſten, wie ſie hier aufgezählt werden, Thengil, Râſir, Gram (*Gramr*) ꝛc. ſind Appellative, womit in der Skaldenſprache Könige und Jarle bezeichnet werden; die neun übrigen Namen ſind Stammwörter für die patronymiſchen Benennungen der ſagenberühmteſten Königs- und Heldengeſchlechter, die zum Theil auch im Hyndlaliede aufgeführt ſind und deren Namen in der Dichterſprache zu gleichem Zwecke gebraucht werden können. In der Erzählung vom Anbau Norwegens (*Fornald. S.* II, 8 f.) iſt Hâlfdan der Alte ein Sohn des Königs Hring und einer Tochter des Seekönigs Wiſil; von ſeinem Kampfe mit Sigtrygg, ſeiner Ehe mit Eymunds Tochter, die hier Âlfnŷ heißt, und der zahlreichen Nachkommenſchaft wird in der Hauptſache übereinſtimmend mit der j. Edda berichtet.

Ausführlicher und mit andern Umſtänden erzählt Saxo (I, 6—8) den Tod Sigtryggs (*Sictrugi*). Dieſer iſt ein König in Schweden und verſpricht ſeine Tochter Gro einem Rieſen. Als der Dänenkönig Gram, Sohn Skiolds von Avilda (Âlfhild?), Solches erfährt, macht er ſich mit ſeinem Freunde Beſſus auf, die Ungethüme zu bekämpfen. In Thierfelle vermummt, eine furchtbare Wucht (gestamen, Keule, vgl. VII, 122) in der Rechten, begegnet er Gro, die mit wenigen Gefährtinnen nach einer Waldquelle zum Bade reitet. Erſchrocken läßt ſie die Zügel fallen, denn ſie meint, ihr rieſenhafter Bräutigam ſey es, der die Wege verfinſtre. Gram beſtärkt ſie in dieſem Glauben, indem er eine grauſige Stimme annimmt, zuletzt aber wirft er die Verhüllung ab und zeigt ſich in angeborner Schönheit. So gewinnt er die Liebe der Jungfrau und bietet ihr Verlöbnißgeſchenke. Er hört jedoch von Wahrſagern, daß Sigtrygg nicht anders als durch Gold überwunden werden könne. Darum befeſtigt er an ſeiner hölzernen Keule einen Knoten von Gold, erſchlägt damit im Kampfe den König und bemächtigt ſich des Reiches und der Braut.

Saxo läßt die Perſonen dieſer Sage durchaus in lateiniſchen Verſen ſprechen, was hier, wie an ſo vielen Stellen ſeines Werkes, anzeigt, daß er alte einheimiſche Lieder vor ſich hatte. Er bemerkt hier aber auch ausdrücklich, Gro habe beim Anblick des vermeintlichen Rieſen ſich „in vaterländiſchem Liede (patrio carmine)“ vernehmen laſſen. Einige Unklarheit in der Darſtellung läßt noch weiter vermuthen, daß er die alten Verſe theilweiſe mißverſtanden habe. Eben daher kommt es wohl, daß er den dichteriſchen Königstitel Gram, der Zornige, Geſtrenge, für einen Eigennamen genommen. Doch iſt er ſelbſt nicht weit von der richtigen Auffaſſung, wenn er ſagt (I, 6), Gram habe bei den Nachkommen ſolchen Ruhm erlangt, daß in den älteſten Liedern der Dänen der Königsadel mit ſeinem Namen bezeichnet werde. Daß aber dieſer Gram, von dem Saxo noch mehr Fabelhaftes erzählt, der alte Sagenheld Hâlfdan ſey[119], ergibt nicht bloß der Name des von ihm erſchlagenen Königs Sigtrygg, ſondern auch die gleichartige Erſcheinung der bei Saxo weiterhin vorkommenden Hâlfdane, welche ebenmäßig Befreier der Jungfraun aus Rieſenhand und Streiter mit der Keule ſind.

---

[119] Dieſe Identität hat bereits Finn Magnuſen, d. a. Edd. IV, 309 unter: Haldan, dargethan. Daß Gram als Appellativ zu nehmen ſey, vermuthet auch Müller, krit. Unders. 20.

Ein ſolcher Hâlfdan, mit dem Beinamen Bierggram, iſt derjenige, den Saxo (VII, 121 sqq.) als einen Sohn Haralds ſeinen hiſtoriſierenden Stammtafeln einreiht. Derſelbe überläßt die Verwaltung des däniſchen Reiches ſeinem Bruder und zieht auf Kampffahrten umher. Er beſiegt Berſerke und rieſenhafte Jungfraunräuber. Als Waffe gebraucht er eine ungeheure, mit eiſernen Knoten verſehene Keule, oder eine Eiche, die er im Vorbeigehn aus dem Boden reißt und durch Abſtreifen der Aeſte zur Keule zurichtet; mit einem Hammer von erſtaunlicher Größe (p. 124: miræ granditatis malleo) zermalmt er den in Berſerkwuth tobenden Rieſen Harthben, der Königstöchter zu rauben pflegte.

Aus den Kämpfen dieſes Hâlfdans mit Erik, dem Enkel des im Kriege mit Erſterem gefallenen Schwedenkönigs, gehört hieher vorzüglich Folgendes (p. 122):

> Von Erik überwunden, flüchtet ſich Hâlfdan nach Helſingland zu einem gewiſſen Vitolf, der einſt ſeinem Vater gedient und bei dem er Pflege für ſeine Wunden ſucht. Vitolf hat den größern Theil ſeines Lebens im Heere zugebracht und ſich nach dem Tode ſeines Herrn in die Einſamkeit dieſer Gegend zu ländlichem Leben zurückgezogen. An den eigenen vielen Wunden hat er ſich nicht geringe Heilkunde erworben. Wenn aber Jemand mit Schmeichelworten ſeine Hülfe verlangt, den

beſchädigt er heimlich, ſtatt zu heilen; denn er meint, Wohlthaten werden ehrenvoller durch Drehung begehrt. Als Eriks Kriegsleute ſich ſeiner Wohnung nähern, um Hälfdan zu überfallen, weiß er ihre Augen ſo zu umnebeln, daß ſie das nahe Haus weder zu ſehen noch eine Spur dahin zu erforſchen im Stande ſind. Durch Vitolfs Bemühung hergeſtellt, beruft Hälfdan einen ausgezeichneten Kämpen Thoro[120] und kündigt dem Erik von Neuem Krieg an. Die Schlacht findet in einem Thalgrunde zwiſchen hohen Bergen ſtatt. Als Hälfdan die Seinigen vor der ſchwediſchen Ueberzahl weichen ſieht, beſteigt er mit Thoro einen felſigen Berg und wälzt von da ausgeriſſene Steinmaſſen auf den Feind, deſſen Schlachtreihen unter dem Sturze derſelben erliegen. So geſchieht es, daß er den Sieg, den er mit Waffen verloren, durch Felſen wieder gewinnt. Davon erhält er den Beinamen Bierggram, ein Wort, das aus Bezeichnung der Berge und der Wildheit zuſammengefügt erſcheint. Bei den Schweden kommt er dadurch in ſolches Anſehen, daß er für einen Sohn des großen Thôr gehalten, von dem Volke mit göttlichen Ehren begabt und öffentlichen Opfers würdig erachtet wird[121].

---

[120] „ — accito Thorone conspectioris ingenii pugile.“ Ueber die dem Justinus entlehnte Phraſe: conspectioris ingenii, ſ. Stephanius, Noten zu Saxo p. 154.

Eben dieſer Hälfdan gewinnt, nach Saxo (VII, 124), noch im Greiſenalter, das er ehelos erreicht hat, die norwegiſche Königstochter Thorild einem überaus ſtarken Streiter Grimmo im Zweikampf ab, erhält zum Lohne des Sieges ihre Hand und erzeugt mit ihr einen Sohn Asmund, von welchem abzuſtammen die norwegiſchen Könige ſich rühmen und ſo ihre glänzende Geſchlechtsreihe von Hälfdan ableiten[122]. Damit knüpft ſich die Sage wieder an den zuerſt angeführten gemeinſamen Stammvater der nordiſchen Königsgeſchlechter und Saxos Greis (vetulus) Haldan iſt kein Andrer, als jener Hälfdan der Alte (*gamli*) der isländiſchen Schriftdenkmäler.

Fragt man aber nach Bedeutung und innerem Zuſammenhang dieſer Sagen, ſo ergibt ſich ein mythiſcher Haltpunkt in dem Kämpen Thoro, der im Schwedenkriege Hälfdans Helfer iſt. Da von genanntem Ereigniſſe her Hälfdan als ein Sohn des großen

---

[121] „Ob cujus facti virtutem Biergrammi cognomen accepit: quod vocabulum ex montium et feritatis nuncupatione compactum videtur. Igitur apud Sveones tantus haberi cœpit, ut magni Thor filius existimatus divinis a populo honoribus donaretur ac publico dignus libamine censeretur.“

[122] „ — filium ex ea Asmundum sustulit, a quo se Norvagiæ reges originem duxisse magni æstimant, ab Haldano solennem generationis suæ seriem retexentes.“

Thôr[123] göttlich verehrt wird, ſo leuchtet ſchon damit ein, daß Thoro mit dieſem großen Thôr, Âſathôr, dieſelbe Perſon ſey[124]. Wenn geſagt wird, Hâlfdan habe den Thoro herbeigerufen (accito Thorone), ſo hieß Dieſes urſprünglich: er rief, flehte zu Thôr (*hét á Thôr, Fornald. S.* I, 413. III, 15). Auch die Art der Hülfleiſtung Thoros, das Herabwälzen der Felsmaſſen, entſpricht ganz dem Weſen des Donnergottes, bei deſſen Herankunft Berge zittern und Felſen brechen und der auch ſonſt in der Volksſage für den Urheber des Bergſturzes gilt.

Iſt nun einmal Hâlfdan als ein unter Thôrs beſondrem Schutze ſtehender Held erkannt, ſo erlangen auch die ihn auszeichnenden Waffen Beziehung auf den Mythus von Thôr. Hâlfdan führt die zerſchmetternde Keule, die, nach Saxos Erzählung (III, 41), Thôr (Thoro) ſelbſt im Kampfe für Balder ſchwingt. Sonſt iſt des Gottes Waffe der malmende Hammer, aber auch von Hâlfdan wird ein ſolcher gegen den

---

[123] VII, 122: „magni Thor filius existimatus." Auch anderwärts gebraucht Saxo den Eigennamen Thor ohne Biegungsform. VI, 105: Thor deum ꝛc. Thor (gen.) vel Othini dies ꝛc. II, 23: Thor deo excepto ꝛc.

[124] Vgl. Lex. myth. 646**. — An einer Stelle, wo Saxo ausdrücklich vom Gotte Thôr redet (III, 41), gebraucht er auch von Dieſem zweimal die Nominativform Thoro. — Ein regulus Thoro kommt ſonſt noch bei ihm (VII, 142) vor, doch ohne erkennbare mythiſche Beziehung.

Rieſen Harthben gebraucht[125]. Sowie Hâlfdan mit Thôrs Beiſtand und mit deſſen Waffen kämpft, ſo ſind auch ſeine Thaten, ſchon äuſſerlich, denen ſeines Schutzgottes gleichgeartet. Thôr erſchlägt Jötune zur Rettung Freyjas, Iduns, Âlfhilds, Hâlfdan bezwingt Rieſen und befreit die von ihnen geraubten oder verfolgten Königstöchter. Man kann nach all Dieſem nicht umhin, in dem Wirken des Gottes und ſeines Helden auch eine innere Verwandtſchaft anzunehmen. Thôr gründet und ſchirmt den urbaren Zuſtand der Erde, er kämpft zu dieſem Behufe für die freundlichen Naturweſen und gegen die jötuniſchen Gewalten; ein Held, der ſeinen Zwecken dienen ſoll, muß auf dem Gebiete, welches der menſchlichen Thätigkeit angewieſen iſt, der gleichen Richtung folgen, er muß ein Held des Anbaus, ein Bezwinger der ſtarren Natur und der wilden Rohheit ſeyn. Dieſe menſchliche Wirkſamkeit, der göttlichen zu Geleite gehend, iſt in Thiâlfi, dem Gefährten und Diener Thôrs, vorgebildet. Hâlfdan iſt ein Thiâlfi der Heldenſage. Es iſt ſchwierig, die Sagen von ihm, wie Saxo ſie überliefert, im Einzelnen zu erklären, aber Andeutungen ihres urſprünglichen Sinnes machen ſich doch vernehmbar. Die Königstochter Gro, die ſich in den Waldquellen baden will und durch Gram ihrem rieſenhaften Werber entriſſen wird, erinnert an jene mythiſche Grôa, das Wachsthum, das an den Waſſern gedeiht. Der Rieſe Harthben, Hartbein, der von Hâlfdan mit dem Hammer zermalmt wird (miræ granditatis malleo contusus), gemahnt durch ſeinen Namen an einen Steinjötun, denn die Felſen ſind aus des Urrieſen hartem Gebein erſchaffen und gerade ſo wird Hrûngnir von Thôrs Hammer zerſchmettert. Dem Heldenthume Hâlfdans, als des Anbauers und Entwilderers, iſt es auch gemäß, ihn für den Stammvater der zu Landbeſitz und Würde gebornen Geſchlechter[126] zu erklären, und in dieſer Eigenſchaft als Stammvater heißt er dann paſſend der Alte. Wo ſich Völker anſiedeln und zu geſelligem Verein ordnen, da herrſchen Hâlfdans Söhne. Der Name Hâlfdan, Halbdäne[127], ſelbſt bezeichnet den Sohn zweier Volksſtämme.

---

[125] Mit Axthämmern (öxarhömrum) wird in Vols. S. (Fornald. S. I, 215) ein Mann erſchlagen. Ueber die Keule vgl. das Sachregiſt. zu Fornald. S. (III, 756) unter: Kylfur.

---

[126] Hynd. 16: thadhan höldborit, thadhan hersborit ꝛc.

[127] D. Gramm. II, 633. Man findet Hálfdan (nom.), Hynd. 14, und Hálfdane, Sn. Edd. 190. Bei Saxo und Svend Aageſen: Haldanus. Unter den nordiſchen Namen im Reichenauer Todtenbuche (Mone's Anzeig. 1835, Sp. 97 ff.), das, zu Anfang des neunten Jahrhunderts angelegt, bis in das eilfte hinüberreicht (ebd. Sp. 17), kommt wirklich die Verdeutſchung Halbiene (Sp. 100) vor, aber auch Halden (Sp. 98) und Haldan (Sp. 99). Auf gleiche Weiſe iſt die gemiſchte Abkunft in den althochdeutſchen Eigennamen Halp-durinc, Halp-walah, angezeigt (D. Gramm. a. a. O. Mone, Anz. 1835, Sp. 589 f.). Auch die vorerwähnten hálf-troll und hálf-risi ſchlagen hieher ein.

Daß man ſich hier auf mythiſchem Boden befinde, dafür zeugt noch beſonders was von Hâlfdans Aufenthalte bei Witolf erzählt wird. Witolf, Widôlf (*Vidhôlfr*), ohne Zweifel derſelbe, von dem nach dem Hyndlaliede (Str. 32) alle Valen, Weiſſagerinnen, abſtammen, bedeutet wörtlich den Dämon des Waldes, von *vidhr*, Baum, Wald, mit der, wie ſchon bemerkt, das Ungeheure, Unheimliche ausdrückenden Anhängſylbe *-ôlfr*. Der beſiegte und verwundete Hâlfdan flüchtet ſich zu dem heilkundigen Widôlf, der in einſamer Waldgegend lebt und nur mit Drohung angegangen ſeine Hülfe reicht; der Held verbirgt ſich im Walde und pflegt ſeine Wunden mit dem Baſt der Waldbäume, mit den heilkräftigen Kräutern und Wurzeln des Waldbodens. Die Drohworte ſcheinen Beſchwörungen zu ſeyn, die zum Heilverfahren gehörten, wie Grôa über Thôrs Wunde ihre Zauber ſang (*Sn. Edd.* 110: *gôl galdra sína* ꝛc.). Eine Art des Runenzaubers waren, nach dem Eddaliede von Brynhild (*Sæm. Edd.* 195), Zweigrunen zur Wundenheilung, die auf Waldbäume eingeſchnitten wurden. In Beziehung auf die Heilkunde, die im alten Norden vorzüglich dem weiblichen Geſchlechte eigen war, konnte Widôlf auch Stammvater der Valen heißen; Grôa wird ebenfalls eine Vala genannt (*Sn. Edd.* 110)[128].

---

[128] Ueber heilkundige Valen in Hinſicht auf Widôlf ſ. Lex. myth. 655.

Vidôlf weiß die Verfolger Hâlfdans ſo zu blenden, daß ſie alle Spur verlieren und das Naheliegende nicht ſehen; im Dickicht des Waldes iſt der Verfolgte vor jeder Spähe geborgen. Alles geheimnißvolle Waldleben iſt in dieſem Vidôlf perſönlich geworden.

Der Charakter Hâlfdans, wie ſolcher im Bisherigen ſich herausgeſtellt, iſt bei Saxo (VII, 133 sqq.) noch in einem weiteren Helden deſſelben Namens eingehalten. **Haldan**, der Sohn **Borkars**, wirbt um **Guritha**, die Tochter **Alfs** und **Alvildas**, die Letzte des däniſchen Königsſtammes, und erſchlägt zwölf Wächter derſelben, die ihn verfolgen, mit einer Eiche, die er ſich als Keule zugeſtutzt. Sein Sohn von Guritha iſt Harald Hyldetand, mit dem die hiſtoriſche Zeit Dänemarks aufdämmert. Hinſichtlich dieſer Abſtammung ſteht jedoch Saxo ſowohl mit andern Quellen, als mit ſeiner eigenen anderwärtigen Angabe im Widerſpruch[129]. Auch in dieſes Hâlfdans abenteuerlicher Geſchichte ahnt man überall das Mythiſche, wo man es auch nicht mehr aus ſeiner Verdunklung zu heben vermag[130]. Lesbar jedoch iſt die Bilderſprache in folgender Sage (VII, 133 sqq.):

---

[129] Müller, crit. Unders. 106 f. Saxo ſelbſt macht (VII, 128) den Harald Hyldetand zu einem Sohne Borkars von Gro, der Gefährtin Alvildas.

[130] Die Eltern Gurithas. Alf: „cujus etiam insignem candore caesariem tantus comae decor asperserat, ut argenteo crine nitere putaretur“

Gunnar, der Schweden tapferſter, verheert die norwegiſche Landſchaft Jather mit Feuer und Schwert. Beute verſchmäht er, Das nur iſt ſeine Freude, leichenbeſäte und blutbeſtrömte Pfade zu wandeln. Seine Wildheit fürchtend, unterwerfen ſich die Einwohner. Als der hochbejahrte Normannenkönig Regnald von dem Wüterich hört, verſchließt er ſeine Tochter Drotta mit Dienſtgefolg und Lebensmitteln in eine unterirdiſche Höhle. In dieſer verbirgt er auch kunſtreich geſchmiedete Schwerter, damit ſie, denen er ſelbſt ſich nicht mehr gewachſen fühlt, nicht in die Hände des Feindes fallen. Auf die Schultern ſeiner Begleiter ſich ſtützend, begibt der alterſchwache

---

(VII, 127), und Alvilda, Álfhild, ein Name, den auch die vom Jötun Störkud geraubte und durch Thórs Hülfe befreite Tochter des Königs Alf in Álfheim trägt, ſowie die ganze Erzählung Saxos (a. a. O.) von Alfs Werbung um Alvilda, haben das Gepräge eines Mythus von Lichtalfen. Ihre Tochter Guritha und die Verwechslung derſelben mit Gro (p. 128) erinnert daran, daß Örvandils Gattin, die in Sn. Edda Gróa genannt iſt, bei Saxo (III, 49) Gerutha heißt, worunter oben ein verwandtes Wort vermuthet wurde. Gram wirbt um Gro, der ſagenhaft identiſche Halban, Borkars Sohn, gleichfalls unter fabelhaften Umſtänden, um Guritha, iſt nun nicht auch dieſe gleichartig mit Gro, Gróa, Gerutha? Auch daß Halban nachmals wegen Gurithas Unfruchtbarkeit ſich nach Upſala wendet (VII, 137), (woſelbſt Frey, der Geber fruchtbarer Witterung, verehrt wird, vgl. III, 42. Sn. Edd. 28) greift hier beſtärkend ein.

König ſich in die Schlacht, darin er umkommt. Die Feigheit des beſiegten Volkes zu ſtrafen, ſetzt Gunnar demſelben einen Hund zum Gebieter und legt ihm jährlich zweimalige Schatzung auf. Der verborgenen Königstochter ſpürt er eifrig nach und entdeckt, durch unterirdiſches Geräuſch aufmerkſam gemacht, ihren Aufenthalt. Ihre Diener, die den Zugang der Höhle vertheidigen, erſchlägt er, ihr ſelbſt thut er Gewalt an und erzeugt mit ihr einen Sohn Hildiger. Dieſer eifert ganz dem Vater in Mordgier und unerſättlichem Blutdurſte nach und bringt ſein ganzes Leben in den Waffen und auf grauſamen Kriegszügen hin. Inzwiſchen hat der Däne Borkar von Drottas Schickſalen gehört. Er tödtet Gunnar und Drotta willigt nicht ungern ein, ſich dem Rächer ihres Vaters zu vermählen. Sie gebiert ihm einen Sohn, Haldan, der in ſeiner erſten Jugend für ſtumpfſinnig gehalten wird, nachmals aber durch die glänzendſten Thaten zu hohem Ruhme gelangt. Wie er, als Werber um Guritha, zwölf Kämpen mit der Eichenkeule erlegt, iſt bereits erwähnt worden. Um noch Größeres zu vollbringen, empfängt er von ſeiner Mutter die durch ihre Sorgfalt vor Gunnar verborgen gebliebenen Schwerter des Ahns, die ihres Glanzes wegen Liuſing und Hwitting genannt ſind. Auf die Nachricht von einem

Kriege des Schwedenkönigs Alver gegen die Ruſſen eilt er nach Rußland und bietet den Einwohnern ſeine Hülfe an. Im ſchwediſchen Heere befindet ſich Hildiger, Gunnars Sohn. Er fordert die ruſſiſchen Kämpen heraus, als ihm aber Haldan entgegengeſtellt wird und er in Dieſem ſeinen Bruder erkennt, meidet er anfänglich den Kampf und gibt vor, daß er, der durch Sieg über ſiebenzig Kämpen berühmt ſey, nicht mit einem wenig angeſehenen Manne ſich meſſen wolle. Dieſer ſolle ſich erſt an geringeren Dingen verſuchen und dann anſtreben, was ſeinen Kräften gemäß ſey. Haldan verlangt nun einen andern Gegner und erlegt den ihm dargebotenen. Am folgenden Tage ſtreckt er deren zwei darnieder, am dritten drei und endlich eilfe zugleich. Da ſieht Hildiger ſeinen eigenen Thatenruhm erreicht und erträgt es nicht länger, den Kampf zu verweigern. Von Haldans Schwerte, das mit Tuchſtücken umwunden iſt, wird ihm eine tödliche Wunde geſchlagen. Mit weggeworfenen Waffen am Boden liegend, redet er den Bruder an. Saxo läßt hier eine Reihe lateiniſcher Verſe folgen, denen gewiß altdäniſche zu Grunde lagen. Darin vergleicht Hildiger das Loos beider Brüder, er ſelbſt ſey dem Tode verfallen, während den Andern in längerem, thatenreichem Leben Ruhm und Preis

> erwarte. Dieſem habe Dänemark, ihm Schweden den Urſprung gegeben, Drot habe Beiden die Mutterbruſt gereicht. Zu ſeinem, des Sterbenden, Haupte ſtehe der ſchwediſche Schild, mit manigfachem Bildwerke geſchmückt. Auf den kunſtreichen Getäfeln ſehe man in bunten Farben die von ihm bezwungenen Fürſten und Kämpfer, ſeine Kriege und Heldenwerke; auf dem Mittelfelde das Bild ſeines Sohnes, dem er mit eigener Hand das Leben abgeſchnitten. Sein einziger Erbe ſey es geweſen, des Vaters eine Sorge, der Mutter Troſt. Aber unabwendbar walte der Nornen Vorausbeſtimmung (Parcarum præscius ordo). Noch entſchuldigt er ſich gegen Haldans Vorwurf über das allzu ſpäte Eingeſtändniß der Blutsverwandtſchaft und damit verſcheidet er.

Die ſprechenden Namen Gunnar, Streiter, und Hildigêr (*Hildigeirr*), Kampfſpeer, zuſammengehalten mit der in den ſtärkſten Zügen geſchilderten Streitluſt und Blutgier der Namenträger, machen es klar, daß in Dieſen eben die verderbliche Kriegswut allegoriſch dargeſtellt ſey. Der redneriſche Nachdruck, welchen Saxo in jene Schilderung legt, muß ſeinen Anlaß in der Sage ſelbſt gehabt haben, wenn auch dieſe zumeiſt durch Bild und Handlung ſprach. Das Mittelbild auf Hildigers Schilde zeigt ſeinen einzigen Sohn, den er mit eigener Hand erſchlagen; dieſer Kampf des Vaters mit dem Sohne, dieſes unnatürliche Wühlen im eigenen Eingeweide, dieſes Vertilgen der ſelbſtgepflanzten Zukunft, iſt in der Sagendichtung mehrerer Völker das Aeuſſerſte der tragiſchen Geſchicke, die im Gefolge des Krieges gehen. Tritt in Gunnar und Hildiger die zerſtörende Kriegswut ſo beſtimmt zu Tage, ſo iſt damit auch der Fingerzeig gegeben, in ihren Gegenſätzen Borkar und Hálfdan ein milderes, wohlthätiges Heldenthum zu ſuchen, und hier kommt nun zutreffend entgegen, was über Hálfdan als einen Thórshelden, einen Helden des Anbaus und der Entwilderung, geſagt worden. Der Name ſeines Vaters Borkar (*Börkar*, *Barkar*), der Rindenſchäler, bezeichnet zunächſt ein ländliches Geſchäft, deſſen beſonders als einer Arbeit der Thräle gedacht wird, die Beiſchaffung der Baumrinde und des Reiſichs[131], und dann wohl in ausgedehnterem Sinne das Ausreuten des Waldes; damit arbeitet Borkar dem Sohne vor, welcher den Boden urbar macht. Bei Hálfdan ſelbſt mag jenes Waldausreuten angezeigt ſeyn, wenn er Eichen aus dem Boden reißt, die er ſich zur Waffe zurichtet. Iſt auf die ethnographiſchen Angaben hier überhaupt Werth zu legen, ſo erſcheint Hälfdan, von dem Dänen Borkar mit der norwegiſchen Erbtochter erzeugt, wirklich als Halbdäne, als Vermittler der Einwanderung mit der neuen Heimath. Die Königstochter, die erſt von Gunnar gewaltſam, dann von Borkar zwanglos erfreit wird, heißt aber Drotta, Drótt[132], was noch jetzt im Isländiſchen Volk bedeutet. Drótt iſt das Volk, deſſen ſich Kriegsgewalt und Friedenswerk nacheinander bemächtigen. Dem Gunnar hingegeben, gebiert Drótt den Hildiger, in dem das blutige Toben ſeinen Gipfel erreicht und ſich ſelbſt aufreibt; mit Borkar vermählt, wird ſie die Mutter Hälfdans, der des Vaters nützliche Arbeit vollendet. Hildiger iſt dem Tode verfallen, während Hälfdan zu ſtets ehrenvollerem Werke verſchreitet; die Ueberwältigung Gunnars durch Borkar, Hildigers durch Hälfdan ſtellt den Sieg der Cultur über die Wildheit dar. Die Schwerter, deren ſich Hälfdan zu ſeinen Heldenthaten bedient, Liuſing (*Lýsing*), das Leuchtende, und Hwitting (*Hvítingr*)[133], das Weißglänzende, ſtammen von ſeinem Ahn Regnald her; Dieſer hat ſie mit ſeiner Tochter in der

---

[131] Vgl. Rigsm. 9: „bast at binda ꝛc.“ Gautreks S. (Fornald. S. III, 30) erzählt von dem in der Jugend, wie Hálfdan, wenig verſprechenden Ref: er ſey in der Küche gelegen und habe Reis und Rinde (hris ok bork) von Bäumen geſchnitten. Die Holzart (vidharóx, Fornald. S. II, 543) hieß auch bastöx; mit einer ſolchen haut Örvar-Odd ſich die Keule im Walde (Fornald. S. II, 177. 215).

---

[132] In der proſaiſchen Erzählung hat Saxo: Drota, im Verſe (p. 156): Drot. Das isländ. Appellativ drótt iſt auch fem.

[133] Hvitingr findet ſich unter den Schwertnamen in Sn. Edd. 215, auch als ſolcher in Kormaks S. 80 ꝛc.

Höhle verſteckt und auch Drött hat dieſelben vor Gunnar zu bergen und ihrem zweiten Sohne zu bewahren gewußt. Regnald, Rögnvald, der Rathwaltende[154], der Vater des Volkes, der greiſe König, der mit dem Einbruche der rohen Gewalt dahinſinkt, ſcheint die Herrſchaft des weiſeren, bedachtſamen Sinnes zu bezeichnen. Er hinterläßt in jenen wohlgeborgenen Schwertern ein Vermächtniß, das in der Hand ſeines Enkels Hälfdan das Reich des beſſeren Rathes herſtellt. Unter denſelben mögen, dem ſonſtigen Weſen Hälfdans gemäß, Werkzeuge des Anbaus, etwa Holzart und Pflugſchaar, zu verſtehen ſeyn.

Wenn nun gleich in dieſer Sagengruppe von Berkar und Gunnar, Haldan und Hildiger, der Äſe Thôr nicht ſelbſt hervortritt, ſo gehört ſie doch zum Bereiche ſeines Mythus, nicht bloß weil Hälfdan ſonſt als Schützling Thôrs bekannt iſt, ſondern auch weil derſelbe Gedankenkreis hier im Leben des Helden, wie anderwärts in dem des Gottes, ſich erkennen läßt. Abermals erſcheint jener Gegenſatz der dem Harbardsliede zu Grunde liegt, und der Kriegsdämon Hildôlf, in deſſen Dienſte dort Odin ſich befindet, als er dem Thôr die Ueberfahrt verweigert, iſt, ſelbſt

---

[154] Der Name Rögnvaldr kommt mehrfach in den altnordiſchen Sagen vor, ſ. das Namenregiſt. Fornald. S. III, 710. Die vordere Sylbe wird dem Stamme: regin, auctoritas, consilium (D. Gramm. II, 475), angehören.

Vorwort des Herausgebers.

Schon ſeit dem Jahre 1820 beſchäftigte ſich Uhland mit der Abfaſſung eines ausführlichen Werkes über „Sang und Sage des deutſchen Mittelalters.“ Den erſten Theil ſollten Abhandlungen über das Heldenlied und den Minneſang bilden; der zweite ſollte den Heiligenſagen und Rittergedichten gewidmet ſein, der dritte den unmittelbaren Beziehungen der Poeſie auf das Leben, den Gedichten, welche in die politiſchen und kirchlichen Verhältniſſe eingriffen, den Lehr- und Spruchgedichten, den Erzählungen und Schwänken, welche das Treiben aller Stände ſchildern, der Lebensweiſe und den Lebensumſtänden der Dichter und ihrer Freunde. Eine allgemeine Überſicht ſollte das Ganze abſchließen.

Von dieſem Werke hat ſich im Nachlaſſe des Verfaſſers ein guter Theil ausgeführt vorgefunden, ja einzelne Abſchnitte in mehrfacher Bearbeitung, aus den Jahren 1820 und 1825, dazu ein Stück der Vorrede. Das Manuſcript iſt in groß Folio geſchrieben, die Anmerkungen ſtehen auf dem Rande, zuweilen auf einzelnen Beiblättern; reiche Sammlungen von Belegſtellen und Excerpten geben nebenher, als Zeugniſſe für die Sorgfalt der Forſchung und den unermüdlichen und umſichtigen Fleiß, worauf die Darſtellung beruht.

Dieſes Werk iſt jedoch nicht zum Abſchluß gelangt, ohne Zweifel aus denſelben Gründen, welche ſpäter ſo manche andere Unternehmung, insbeſondere das erläuternde Buch über die Volksliederſammlung nicht zum Abſchluß kommen ließen, weil immer neuer Stoff zuwuchs, der Verarbeitung in Anſpruch nahm, und weil der gewiſſenhafte Mann nie ſich ſelbſt genug thun konnte in der Vollendung deſſen, wofür er mit ſeinem Namen einſtehen ſollte. Vielleicht mochten auch die immer wieder auftauchenden Wünſche, Plane und Ausſichten auf eine öffentliche Wirkſamkeit als Lehrer den Gedanken an die Herausgabe und damit den Abſchluß des Manuſcripts in die Ferne ſchieben.

Als Uhland am 30 December 1829 zum Profeſſor der deutſchen Sprache und Litteratur in Tübingen ernannt ward und im Frühling 1830 ſeine Vorleſungen eröffnen ſollte, lag ihm der Stoff der weitgeförderten Arbeit bei der Wahl des Themas für das erſte akademiſche Semeſter nahe. Er las über „Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter“ viermal wöchentlich vor einem zahlreichen Zuhörerkreiſe. Dafür begann er ſorgfältige Hefte auszuarbeiten, welche, in Quart geſchrieben, noch meiſt vorhanden ſind. Bald aber verſiegt der gleichmäßige Fluß dieſer neuen Überarbeitung des Stoffes und für das Bedürfnis des Katheders muſte auf die frühere Darſtellung in Folioformat zurückgegriffen werden. Je und je ſind darüber in dem Quartmanuſcript Hinweiſungen gegeben, in andern Fällen mangeln ſie, und wie weit auf dem Katheder der Darſtellung des Foliomanuſcripts gefolgt wurde, iſt weder aus den ſpärlich gegebenen Bleiſtiftzeichen daſelbſt, noch aus dem Zuſammenhang immer ſicher zu entnehmen.

Ein weiteres Mittel zur Herſtellung des Textes, das mir bei allen ſpätern Vorleſungen des Verfaſſers zu ſtatten käme, nachgeſchriebene Collegienhefte, leiſtete hier keine Hülfe; ich ſelbſt habe dieſe Vorleſung nicht gehört, da ich erſt ein Halbjahr ſpäter die Univerſität bezog; andere Nachſchriften habe ich mich umſonſt bemüht zu erhalten; ſie ſcheinen verloren, wenn ſie je exiſtiert haben.

Der Beifall, womit dieſe Vorleſungen gehört wurden, war ein ungewöhnlich großer und der Eindruck bei vielen ein nachhaltiger. Die Quellenmäßigkeit der Forſchung, die Sicherheit und Klarheit der Ausführung, die Objectivität der Betrachtung, der feine Sinn für Auffindung des poetiſch Schönen auch unter oft harter Umhüllung, das offene Herz für alles Edle und Große, der warme Pulsſchlag für alles Vaterländiſche, die ſorgfältige, oft ſtrenge Handhabung des Stils und der Sprache, die Farbenhelle der Bilder und treffender Vergleichungen konnten ihre Wirkung auf den Zuhörer nicht verfehlen und werden auch jetzt noch, wie ich nicht zweifle, den Leſer erfreuen und befriedigen.

Gleichwohl iſt dieſes Werk in gewiſſem Sinne das unvollkommenſte, was aus dem wiſſenſchaftlichen Nachlaß des Verfaſſers zu bieten iſt. Es trägt die Spur des Entſtehens aus ungleichförmigen Elementen, es fehlt die ebenmäßige Abrundung der einzelnen Theile, es zeigt jene Gebrechen der meiſten erſten Vorleſungen angehender akademiſcher Lehrer; der Stoff ſoll ſich nach dem unerbittlichen Maße des Studienhalbjahrs abgrenzen und eintheilen; aber wie in allen Dingen das Maß das ſchwerſte iſt, ſo darf auch hier nicht wundernehmen, daß eine ganz gleiche Berückſichtigung der verſchiedenen Theile nicht auf den erſten Wurf gelungen iſt, daß beſonders gegen den Schluß zu die Darſtellung mehr nur die Spitzen der Dinge berührt und auf ein ausführlicheres Eingehen verzichtet wird. Zwei Gebiete ſind mit ſichtlicher Vorliebe erörtert, die Heldenſage und der Minnegeſang. Dafür hat Uhland von jeher die eingehendſten Studien gemacht, dafür auch ſpäter das meiſte Intereſſe bewahrt.

Manche der hier behandelten Gegenſtände ſind in ſpäteren Werken, beſonders den Vorleſungen über Sagenkunde wieder aufgenommen und weiter ausgeführt. Darum ſind denn auch hier einzelne Abſchnitte gekürzt; die eingehendere Ausführung iſt in den ſpätern Werken zu finden.

Sonſt habe ich, ſchon um den Zuſammenhang aufrecht zu halten, an der Darſtellung ſelbſt nur weniges geſtrichen; weggeblieben iſt meiſt nur veralteter litterariſcher Apparat, ſo ungerne ich auch oft dieſe Belege des ſorgſamſten und umſichtigſten Fleißes tilgte, womit das ganze behandelt iſt; Belegſtellen aus mittelalterlichen Dichtern und Geſchichtſchreibern, nicht nur deutſchen, welche auf Nebenblättern zuſammengeſtellt ſind und in der Vorleſung auch nicht gegeben wurden, habe ich nur ausnahmsweiſe mitgetheilt; einige kleine Verſtöße ſind ſtillſchweigend beſeitigt.

Was ich zugefügt habe, iſt von dem Werke des Verfaſſers durch eckige Klammern gewiſſenhaft ausgeſchieden und durch den Anfangsbuchſtaben meines Namens gekennzeichnet. Es beſchränkt ſich in der Hauptſache auf Fingerzeige über ſpätere wichtigere litterariſche Erſcheinungen, auf Citate nach neueren Ausgaben u. dgl. Doch nicht überall konnte ich in letzterer Beziehung der

Bequemlichkeit des Leſers entgegenkommen und die Zahlen der neuen jetzt gangbaren Ausgaben beifügen, die doch nach dem heutiges Tags herrſchenden Gebrauch, jede neue Textausgabe mit neuen Zahlen zu verſehen, vorausſichtlich nicht für lange Zeit brauchbar wären.

Der erſte Band enthält nur den erſten, freilich den am ausführlichſten behandelten Abſchnitt, über die deutſche Heldenſage; auch zwiſchen dem früheren Buche W. Grimms über dieſen Gegenſtand und dem ſpäteren Raßmanns wird die uhlandiſche Behandlung des Themas ihre eigenthümliche Stelle behaupten. Ein zweiter Hauptabſchnitt der Vorleſung betrifft die höfiſche Epik, ein dritter den Minnegeſang, ein vierter, nur ſkizzierter, die Lehrdichtung des deutſchen Mittelalters. Daran reiht ſich dann die Vorleſung vom Sommer 1831 über die deutſche Poeſie im 15ten und 16ten Jahrhundert.

Tübingen, 23 Februar 1864.

A. v. Keller.

Inhalt

Seite
Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter 1
Einleitung 1
Erſter Hauptabſchnitt. Die Heldenſage 24
- I. Inhalt der Heldenſage im Umriß 30
  - A. Deutſche Geſtaltung der Sage 30
    - 1. Die Amelunge 32
      - Rother 32
      - Otnit 34
      - Hugdietrich 36
      - Wolfdietrich 37
      - Dietrich von Bern 41
      - Sigenot 41
      - Ecke 42
      - Biterolf und Dietleib 43
      - Laurin 44
      - Der Roſengarten zu Worms 47
      - Dietrichs Flucht 49
      - Alphart 51
      - Schlacht vor Raben 53
      - Hildebrand und Alebrand 55
    - 2. Die Nibelunge 56
      - Walther 56

Seite
Hörnen Siegfried. (Siegfrieds Drachenkampf.) 59
Lied der Nibelunge 61
Siegfrieds Tod 61
Der Nibelunge Noth 66
3. Die Hegelinge 75
Hagen von Irland 75
Horand und Hilde 75
Gudrun 77
B. Nordiſche Geſtaltung der Sage 80
Der Hort 81
Sigurd 82
Atlis Gaſtmahl 85
Schwanhild 86
Gudruns Söhne 87
Aslög 87
Hilde 88
II. Erklärung der Heldenſage 88
1. Geſchichtliches und Örtliches 91
2. Mythiſches 138
3. Das Ethiſche 211
Die Könige 222
Die Meiſter 242
Die Recken 253
Heergeſellen 259
Wolfhart 264
Der Spielmann 271
Der ſtreitbare Mönch 279
Rumold 284
Rüdeger 285
Waffen und Roſſe 289
Die Ungetreuen 303
Ermenrich 303
Sibich 305
Wittich und Heime 305
Hagen 307

Seite
Die Frauen 314
Helche 322
Ute 324
Gudrun 327
Kriemhild 332
III. Die Formen 348
1. Vortrag 349
2. Vers 357
3. Stil 390
4. Geſtaltung der Lieder 401
IV. Die Gedichte aus dem Kreis der deutſchen Heldenſage im beſondern betrachtet 405
A. Amelungenkreis 405
1. Hildebrandslied 405
2. Sigenot 407
3. Ecken Ausfahrt 407
4. Laurin 411
5. Die Roſengartenlieder 412
6. Dietrichs Flucht 413
7. Schlacht vor Raben 414
8. Alpharts Tod 415
9. Biterolf und Dietleib 416
10. Dietrichs Drachenkämpfe 418
11. Etzels Hofhaltung 418
12. Rother 419
13. Otnit 421
14. Hugdietrich und Wolfdietrich 421
B. Nibelungenkreis 426
15. Hörnen Siegfried 426
16. Walther und Hildegund 428
17. Das Lied der Nibelunge 432
18. Die Klage 449
C. Hegelingenkreis 451
19. Gudrun 451
Die deutſche Heldenſage in Sagen und Liedern des Nordens 452

Seite
Nichtcykliſche Heldenſagen 456
- 1. Sagen der Heruler 458
- 2. Sagen der Langobarden 461
- 3. Sagen der Thüringer 467
- 4. Fränkiſch-karolingiſche Sagen 470
- 5. Sagen aus der Zeit der ſächſiſchen Kaiſer 472
  - a. Kurzbold 472
  - b. Das Lied von Otto und Heinrich 473
  - c. Modus Ottinc 475
  - d. Otto mit dem Barte 478
  - e. Von Otto dem rothen 478
- 6. Sagen aus der Zeit der fränkiſchen Kaiſer 479
  - Herzog Ernſt 479
- 7. Sagen aus der Zeit der Hohenſtaufen 481
  - a. Friedrich von Schwaben 481
  - b. Kaiſer Friedrich und der Prieſter Johann 493
  - c. Das Volksbuch vom Kaiſer Friedrich 499
  - d. Kaiſer Friedrich im Kyffhäuſerberge 501
  - e. Heinrich der Löwe 503
  - f. Wilhelm von Öſterreich 504
  - g. Der Wirtenberger 504
  - h. Der Ritter von Staufenberg 505
- 8. Die Zeit der habsburgiſchen und der zwiſchen ſie eintretenden Kaiſer aus andern Häuſern 505

Einleitung.

Die Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter vorzutragen, iſt die Aufgabe, die ich in dieſem Semeſter zu löſen übernommen habe.

Es erſcheint angemeſſen, mittelſt einer kurzen Einleitung die Aufgabe ſelbſt näher zu beſtimmen und den Weg, der zu ihrer Löſung eingeſchlagen werden ſoll, zu bezeichnen.

Das Mittelalter iſt der weltgeſchichtliche Zeitraum, aus welchem die Erſcheinungen hervorgegangen ſind, die den Gegenſtand unſerer Betrachtung und Darſtellung ausmachen. Aus der allgemeinen Geſchichte iſt bekannt, daß man unter dem Mittelalter die Zeit von der großen Völkerwanderung oder vom Untergange des weſtrömiſchen Reichs bis zum Beginn der Reformation, alſo vom fünften bis in das fünfzehnte Jahrhundert zu verſtehen pflegt. Die Grenze wird bald enger, bald weiter gezogen, je nachdem man mehr nur die volle Erſcheinung deſſen, was man für das Charakteriſtiſche des Mittelalters annimmt, oder zugleich auch das Werden und den Zerfall, die Übergänge von einer Zeit in die andere, im Auge hat, vorzüglich aber je nachdem man den Charakter dieſes Zeitalters ſelbſt ſo oder anders beſtimmt. Das innere Weſen eines tauſendjährigen, vielgeſtaltigen Völkerlebens läßt ſich nicht in einigen Worten definieren. Eine ausführlichere Charakteriſtik aber würde vorgreifend Ergebniſſe darlegen, die erſt aus der hiſtoriſchen Entwicklung auch unſres Gegenſtandes zu Tage treten ſollen. Wir beſchränken uns deshalb hier darauf, die Factoren anzugeben, aus denen der Erfund gezogen werden muß, die Elemente dieſer Zeitſchöpfung und die Grundkräfte, welche ſchaffend in ihnen gewirkt haben. Das europäiſche Mittelalter bildet ſich in dem Zuſammenſtoß und der Verſchmelzung des germaniſchheidniſchen Lebens mit dem romaniſchchriſtlichen. Der jugendlichkräftige Germanenſtamm zerbricht das morſche Römerreich und gründet auf den Trümmern deſſelben neue, eigenthümliche Staatenbildungen. Aber die Cultur der Beſiegten, noch nicht die litterariſche, ſondern die bürgerlichgeſellige, übt rückwirkend ihre Macht auf die Sieger aus. Und eben im Zerfall der alten Welt iſt ein neues geiſtiges Licht angezündet worden, das Chriſtenthum, vor deſſen aufglänzendem Stral die heidniſchen Eroberer ſich niederwerfen. Die Geiſteskräfte nun, welche aus dem Kampf und der Vermittlung jenes weitgreifenden Gegenſatzes ein neues Weltalter erſchaffen, ſind diejenigen, deren vorherrſchende Wirkſamkeit überall der wiſſenſchaftlichen Bildung, dem Reiche des Gedankens vorangeht, dieſelben, welche vorzugsweiſe das dichteriſche Vermögen ausmachen, die Kräfte der Phantaſie und des Gemüths. Alle größern Erſcheinungen des Mittelalters zeigen uns dieſen Charakter des Phantaſtiſch-gemüthlichen. Nehmen wir die Kreuzzüge, welche Jahrhunderte lang die Völker aufgeregt, ſo werden uns die politiſchen Triebfedern, welche dabei mitunterliefen, doch nimmer ausreichend bedünken, dieſe große Bewegung hervorzubringen; ſelbſt die religiöſen Antriebe dieſer kriegeriſchen Wallfahrten ſetzen einen auf das Phantaſtiſche gerichteten Glauben voraus. Aber auch die ruhigeren Zuſtände, die beſtehenden politiſchkirchlichen Syſteme tragen den bezeichneten Charakter. Die Poeſie im germaniſchen Rechte, das ſinnliche Element deſſelben, das Anſchauliche und Gemüthliche ſeiner Formen und Symbole, wie ſolches von den älteſten Zeiten des Mittelalters hindurch noch bis in unſre Zeit ſeine Spur zieht, iſt neuerlich in J. Grimms deutſchen Rechtsalterthümern (Göttingen 1828) trefflich dargelegt worden. Wir ſehen hier über dem ſteinernen Richterſtuhl die blühende Linde. Das deutſchrömiſche Kaiſerthum des Mittelalters war häufig mehr ein glänzendes Bild in der Vorſtellung, als eine Gewalt in der Wirklichkeit. Die Hierarchie der römiſchen Kirche, welche von allem am meiſten das Gepräge der Berechnung an ſich trägt, hätte doch ohne eine gläubige Begeiſterung ihrer Begründer und der Völker, die ihr huldigten, niemals ſo feſte Wurzeln ſchlagen und ſo mächtig heranwachſen können. Endlich der religiöſe Glaube ſelbſt, der dieſe Herrſchaft möglich machte, das Chriſtenthum des Mittelalters, war weſentlich in der Phantaſie geſtaltet; das Hervortreten des Gedankens in Beziehung auf die Gegenſtände des Glaubens war ein Hauptmerkmal des Anbruchs der neuen Zeit, das zunächſt und hauptſächlich im Proteſtantismus ſich geäußert; aber auch den Katholicismus unſerer Zeit ſehen wir mehr vor, als in das Mittelalter ſich ſtellen.

Indem wir jedoch Phantaſie und Empfindung, die wir als dauernde, conſtante Seelenſtimmung Gemüth nennen, für die auszeichnenden Beſtandtheile des Dichtervermögens erklärt haben, für diejenigen, wodurch es ſich von andern Fähigkeiten und Richtungen des Geiſtes eigens unterſcheidet, ſo war es keineswegs die Abſicht, dem Dichter die Denkkraft abzuſprechen oder zu erlaſſen. Ebenſo wenig ſind wir gemeint, zu behaupten, daß im Mittelalter, das wir mit denſelben Eigenſchaften charakteriſiert, darum der Gedanke brach gelegen; ſowie auch umgekehrt unſere philoſophiſche Zeit niemals auf ihr Anrecht an die Poeſie verzichten wird. Man hat in der Lehre von den Sinnen die Anſicht geltend gemacht, daß es Eine allgemeine Sinnenkraft ſei, welche in den verſchiedenen Sinnwerkzeugen nach außen wirke; es iſt auch eine bekannte Erfahrung, daß bei der Mangelhaftigkeit des einen Sinnes die Wahrnehmungen des andern um ſo feiner und ſchärfer ſich erweiſen. Auf ähnliche Weiſe ſind die verſchiedenen geiſtigen Vermögen Ausſtralungen des einen Geiſtes, und noch weit mehr, als bei den Sinnen, iſt es hier der Fall, daß die geiſtige Geſammtkraft ſich dem einzelnen Organe zuwendet und mittelſt dieſes auch die übrigen Vermögen in Wirkung treten. Wenn wir bei dem einzelnen Menſchen faſt immer irgend eine beſtimmte Geiſtesrichtung vorwaltend finden, die philoſophiſche, künſtleriſche, praktiſchverſtändige u. ſ. f., ſo hört er darum nicht auf, ein ganzer Menſch zu ſein. Ebenſo kann bei den Völkern zu verſchiedenen Zeiten dieſe oder jene geiſtige Regſamkeit die vorwiegende ſein, die poetiſche, wiſſenſchaftliche, politiſche u. ſ. w., ohne daß darum in ihnen jemals die volle Menſchheit verloren wäre. Das vollſtändige Gepräge des Menſchlichen kommt allerdings bei den Einzelnen und bei den Völkern am einleuchtendſten da zur Erſcheinung, wo die verſchiedenen Vermögen und Richtungen gleichzeitig und harmoniſch zuſammenwirken. Gleichwohl würde die ſchaffende Kraft in ihrer ganzen Stärke niemals ſichtbar werden, wenn ſie nicht auch jene ausſchließlichern Richtungen nähme, in welchen alle Geiſtesvermögen ſich unter die Fahne der einzelnen ſammeln. Im Allgemeinen pflegt die innere Geſchichte der Völker einen natürlichen Stufengang zu befolgen, in welchem ſich die eine Bildungsform aus der andern entwickelt, in der Art, daß eine poetiſche Blüthenzeit dem gereiftern Alter der Reflexion vorangeht. Der Zuſammenhang und Fortſchritt der Zeiten aber wird uns nicht zu der liebloſen und einbildiſchen Anſicht der Weltgeſchichte verleiten, als wäre je die frühere Periode nur vorhanden geweſen, um die ſpätere zur Reife zu bringen, ſo daß gerade nur um unſertwillen, die wir jetzt über dem Boden ſtehen, alle die gelebt hätten, die darunter liegen. Wir müſſen in jedem Einzelnen und in jedem Geſchlechte der Menſchen den Selbſtzweck anerkennen; ihre Bahn geht nicht bloß im Zuge der Zeiten über die Erdfläche hin, dieſe wagrechte Bahn iſt ſtets von einer andern geſchnitten, die nach oben führt. Wenn wir aber auch gänzlich bei den Erfahrungen der Geſchichte, ſowie ſie vor uns offen liegt, ſtehen bleiben und den geiſtigen Ertrag der Zeiten vergleichend prüfen, ſo zeigt ſich uns, daß doch jede ihren beſondern Gehalt entfaltet hat, daß jeder irgend etwas von der andern zu eigen ward, daß die vielſeitigſte, harmoniſche Bildung doch niemals den Kreis des geiſtigen Lebens abgeſchloſſen hat und daß der göttliche Keim, der in der Menſchheit liegt, unerſchöpflich iſt in der Manigfaltigkeit ſeiner Entwicklungen. Eine ſolche war denn auch die Periode des Mittelalters. Man hat daſſelbe ſonſt wohl eine tauſendjährige Nacht genannt. Dieſe Nacht war wenigſtens eine ſternhelle. Sternbilder ſtiegen in ihr auf und nieder, welche nicht ſichtbar ſind, wenn die ſchattenloſe Mittagsſonne ſcheitelrecht auf die Häupter der Menſchen leuchtet.

So viel vom Mittelalter überhaupt. Wir kommen zu der Poeſie deſſelben. Es iſt zum voraus anzunehmen, daß eine Zeit, in deren ganzer Geſtaltung die poetiſchen Kräfte die Oberhand hatten, auch in der dichteriſchen Production im eigentlichen Sinn fruchtbar werde geweſen ſein. Dieſes iſt wirklich in hohem Maße der Fall. Alles geiſtige Erzeugnis in den europäiſchen Landesſprachen, mit geringen Ausnahmen, iſt Gedicht; ſelbſt auf Gegenſtände, welche nicht unmittelbar der Poeſie angehören, auf erbauliche, lehrhafte, hiſtoriſche Arbeiten, wird die poetiſche Form und Behandlung angewendet. Daß ein Zeitalter, in welchem die Poeſie eine ſo bedeutende Stelle einnimmt, ohne die Bekanntſchaft mit ihr, nicht gehörig erkannt und beurtheilt werden könne, iſt von ſelbſt klar. Schöpfen wir unſere Kenntnis des Mittelalters nur aus den lateiniſchen Chroniken, ſo ſehen wir den Dornſtrauch ohne die Roſe. Dieſelben Kräfte, die in der Poeſie das Staunenswerthe zu leiſten vermögen, müſſen, wenn ſie ſich ungebändigt auf das Leben werfen, das Verderblichſte wirken. Dann bricht die jugendliche Naturkraft der Völker in rohe Gewaltthat aus, die Gemüthskraft wird zur wilden Leidenſchaft, die Phantaſie zum Fanatismus. Von dieſer Seite, die auch ich nicht verhüllen will, iſt die Geſchichte des Mittelalters längſt zur Genüge erörtert. Aber man hat doch mehr und mehr auch die hiſtoriſche Pflicht anerkannt, eben in der wildeſt bewegten Zeit den unerloſchenen Himmelsfunken nachzuweiſen. Wir müſſen dem tobenden Strom auch dahin folgen, wo er ſanfter fließt und eine blühende Gegend um ſich erſchafft. Auch unſere Zeit wird von der hiſtoriſchen Gerechtigkeit verlangen, daß einſt nicht bloß ihre Kriegs- und Revolutionsgeſchichte beachtet werde. Das Höchſte, was eine Zeit in ſich trägt und was ſie niemals ganz verwirklicht, iſt ihre Ideenwelt; das Mittelalter hat die ſeinige in der Poeſie niedergelegt, nur dieſe alſo kann uns ſeinen innern Gehalt erſchließen.

Was nun die deutſche Poeſie insbeſondere betrifft, ſo unternehmen wir die Charakteriſtik derſelben nicht in der Einleitung, denn ſie macht eben unſre Hauptaufgabe aus. Wir bezeichnen dieſelbe hier bloß in ihrer äußern Stellung zu dem geſammten poetiſchen Betriebe des Zeitraums. Sie iſt, in Vergleichung mit dem poetiſchen Vorrath der übrigen europäiſchen Völker, dem Umfange nach unſtreitig die reichſte. Denn ſie hat zu den eigenen Erzeugniſſen ſich auch einen großen Theil deſſen angeeignet, was die andern Völker hervorgebracht. Die beiden Elemente des Lebens im Mittelalter, das germaniſch-heidniſche und das romaniſch-chriſtliche, ſcheiden und verbinden ſich auch in der Poeſie. Das erſtere war den Deutſchen das heimiſche, angeſtammte. Aus ihm iſt vorzüglich eine große Heldenſage, die wieder mehrere beſondere Sagenkreiſe in ſich ſchließt, herausgewachſen. Auf dieſer Seite hängt Deutſchland mit dem ſkandinaviſchen Norden zuſammen, mit dem es nach Stamm, Glauben und Sitte verwandt iſt und mit dem es einen großen Theil der Heldenſage gemein hat. Manches, was in den deutſchen Liedern, unter dem Einfluſſe des andern Elements, mangelhaft oder verdunkelt iſt, kann aus der Poeſie des Nordens, der dem Heidenglauben und der älteſten Sitte länger getreu blieb, ergänzt und erklärt werden. Sowie nun die deutſche Poeſie in dieſem erſten Beſtandtheile urſprünglich und ſelbſtſchaffend ſich darſtellt, ſo hat ſie dagegen den andern, den romaniſch-chriſtlichen, zunächſt von der Seite des aufgelöſten Römerreiches her empfangen. Von dieſer Seite kam den Deutſchen das Chriſtenthum ſelbſt und in der lateiniſchen Kirchenſprache die Muſter des geiſtlichen Geſangs und der Legendendichtung. Aus dem nördlichen Frankreich theilte ſich ihnen ein neues, chriſtliches Heldenthum und deſſen Sagenkreiſe, die Rittergedichte, mit; aus dem ſüdlichen Frankreich unmittelbar oder durch Vermittlung des nördlichen, erhielten ſie den Minneſang in derjenigen conventionellen Geſtalt, welche er dort unter den Einflüſſen einer frühern geſelligen Bildung angenommen hatte. Die alten Sagen des keltiſchen Stammes waren, nach dem Untergange der römiſchen Geiſtesherrſchaft in Gallien und Britannien, wieder hervorgedrungen und wurden in jenen franzöſiſchen Gedichten, ritterlich-chriſtlich verarbeitet, den Deutſchen bekannt. Auch manches von den Märchen und Apologen des Morgenlandes fand bei ihnen meiſt durch Vermittlung der romaniſchen Völker Eingang. Die ältern, tiefern Spuren der Urverwandtſchaft unſres Stammes mit denen des Orients müſſen dagegen in der einheimiſchen Sage geſucht werden. Ein bloßes Empfangen jedoch war jene Aufnahme romaniſcher Poeſie in der deutſchen keineswegs; die Aneignung war mehr und mehr eine freie, wie ſie dem Gefühl des eigenen poetiſchen Vermögens zukam, die dichteriſche Individualität trat ſogar in der Bearbeitung dieſer fremden Stoffe ſtärker hervor, als es die altüberlieferte Heldenſage zuzulaſſen ſchien. Und zum voraus ſchon war ja die romaniſche Poeſie unter germaniſchem Einfluß entſtanden. Die Eroberung der römiſchen Provinzen durch die deutſchen Volksſtämme hatte überall, wo die Eroberer nicht ihre eigene Sprache geltend zu machen wuſten, doch die Folge, daß das Latein zum Roman wurde, d. h. daß aus der allgemeinen Herrſchaft der alten, römiſchen Sprache ſich mehr und mehr die beſondern Landesſprachen ablöſten, welche wir jetzt die romaniſchen nennen. Der Einfluß dieſer deutſchen Eroberer, ſowie nachher in Frankreich und England, insbeſondere der normanniſchen, auf Sitte und Poeſie der neugebildeten Reiche kann leicht nachgewieſen werden. So haben die Deutſchen in den fremden Erzeugniſſen zum Theil nur zurückempfangen, was ſie ſelbſt ausgeſät hatten.

Eine gewiſſe Univerſalität der poetiſchen Thätigkeit war nach dem Obigen den Deutſchen ſchon in jener Zeit eigen und hat den manigfaltigſten Vorrath dichteriſcher Erzeugniſſe angehäuft. Einheimiſche und fremde Sagenkreiſe, Legenden, geiſtliche und weltliche Liederdichtung, lehrhafte, polemiſche, ſcherzhafte Gedichte, Erzählungen aus dem täglichen Leben, Reimchroniken u. ſ. w. bilden die große und vielgeſtaltige Maſſe der deutſchen Poeſie im Mittelalter.

Eine geſchichtliche Darſtellung dieſer Poeſie zu geben, iſt unſer Vorhaben. Die Geſchichte der Poeſie hat weſentlich die poetiſchen Ideen, Gebilde und Formen ſelbſt, die ſich in der Zeit und bei dem Volke, wovon ſie handelt, entwickelt haben und den Gang dieſer Entwicklung zur Anſchauung zu bringen. Es genügt ihr alſo weder die bloß litterariſche Aufzählung der Dichterwerke nach ihren Claſſen, noch die Darlegung der allgemeinen und beſondern Zuſtände und Einwirkungen, unter welchen dieſe Werke hervorgegangen ſind, noch endlich die kritiſierende Überſicht derſelben. All dieſes iſt theils Mittel, theils Ergebnis der eigentlichen Geſchichte. Die Hauptaufgabe der letztern iſt ſtets die Veranſchaulichung des dichteriſchen Schaffens und Geſtaltens in den größern, gemeinſamen Kreiſen ſowohl, als in den einzelnen bedeutendern Erzeugniſſen.

Können aber Werke der Dichtung anders, als durch ſich ſelbſt, zu einer klaren Anſchauung gebracht werden? Allerdings nur annähernd; aber dieſes hat die Geſchichte der Poeſie mit jeder andern hiſtoriſchen Darſtellung gemein; keine wird jemals ihren Gegenſtand vollſtändig wiedergeben. Dagegen aber iſt es auch der Geſchichte möglich, manche Verdunklung zu heben, die in der Gegenwart ſelbſt vorhanden war; die geſchichtliche Auffaſſung kennt das Werden und das Gewordene, ſie unterſcheidet das Weſentliche von dem Zufälligen, ſie verbindet, was in der Wirklichkeit durch Zeit und Raum getrennt war. Dieſe Vortheile kommen auch der Geſchichte der Poeſie, namentlich derjenigen eines entferntern Zeitalters, zu ſtatten; hier iſt ſogar das unmittelbare Verſtändnis der Dichterwerke oft nur dann ein richtiges und vollſtändiges, wenn erſt jenes hiſtoriſche Sondern, Zuſammenſtellen und Concentrieren vorangegangen iſt. In vorzüglichem Grade muß dieſes von unſrer ältern poetiſchen Litteratur behauptet werden; hier erſcheint ſo häufig die Dichtung, wie ſie gerade in der Schrift vorliegt, nur in einer zufälligen oder willkührlichen Geſtalt, hier muß dann das Urſprüngliche von der entſtellenden Einkleidung abgelöſt, das Gediegene aus der weitſchweifigen Umhüllung ausgeſchieden werden. Überhaupt aber kann der Werth und die Wirkung eines Dichterwerkes doch nicht lediglich auf die gegenwärtige Erſcheinung, auf den unmittelbaren Genuß deſſelben beſchränkt ſein. Es war, bevor es in die Erſcheinung trat, in der poetiſchen Conception vorhanden und es wird nachwirken in der Erinnerung des Leſers oder Hörers. Dieſer, wenn er irgend lebendig aufgefaßt hat, wird ſich auch im Stande finden, andern vom Weſen und ſelbſt von der Form des Werkes eine Vorſtellung zu geben. Und das iſt es auch, was wir vom Geſchichtſchreiber der Poeſie für einen größern Zuſammenhang dichteriſcher Erzeugniſſe verlangen. In der perſiſchen Glaubenslehre hat jedes erſchaffene Ding ſeinen Ferwer,[1] den Grundkeim und die innere Einheit ſeines Weſens, der jedoch für ſich zur Erſcheinung gelangen kann. Die Ferwer der dichteriſchen Schöpfungen ſind es, was die Geſchichte der Poeſie aufzufaſſen und auf ihre Weiſe zur Erſcheinung zu bringen hat.

Indem ich ſo die Aufgabe ſtelle, will ich nur das Ziel bezeichnen, nach welchem zu ſtreben iſt, keineswegs die Erreichung deſſelben erwarten laſſen. Die Schwierigkeiten, die für jetzt noch in der Sache liegen und die ich nachher bemerklich machen werde, ſind wohl auch die Urſache, warum noch keine geſchichtliche Darſtellung unſrer älteren Poeſie in dem angegebenen Sinne, noch überhaupt eine umfaſſendere Geſchichte derſelben, in welchem Sinn es ſei, unternommen worden iſt.

Bis hieher von der Aufgabe. Wir fragen nun um den Weg ihrer Löſung, um die Methode.

Iſt es unſre Aufgabe, die Geſtaltungen der Poeſie ſo viel möglich zur Anſchauung zu bringen, ſo finden wir uns einfach darauf hingewieſen, dem Vortrag diejenige Anordnung zu geben, nach welcher der poetiſche Bildungstrieb ſelbſt ſeine Formationen aufgeſtellt und abgetheilt hat. Auf ähnliche Weiſe, wie die geſellſchaftliche Verfaſſung des Mittelalters ſich in manigfache Genoſſenſchaften verzweigt und gruppiert hat, ſcheidet und ordnet ſich auch die Poeſie dieſes Zeitraums in mehrere, nach Inhalt und Form in ſich abgeſchloſſene Gliederungen, welche durch langen Zeitverlauf und unter allen Wechſeln ihr ſelbſtändiges Leben behauptet haben. Dieſen Gliederungen, wie ſie ſchon gebildet vor uns ſtehen, folgend, theilen wir unſre Darſtellung in vier Hauptabſchnitte:

---

[1] Görres, Mythengeſch. der aſiat. Welt. Heidelberg 1810. B. I, S. 242 f. Vgl. 241 oben.

1. Die Heldenſage,
2. Heiligenſagen und Rittergedichte,
3. Minneſang,
4. Lehr- und Zeitgedichte.

In jedem dieſer Haupttheile iſt eines der beiden Elemente des mehrgedachten großen Gegenſatzes oder irgend eine beſondere Weiſe ihrer Verſchmelzung vorherrſchend, ſo daß wir mittelſt der hiernach geſonderten Betrachtung die vollſtändigſte Rechenſchaft über das Ganze zu gewinnen hoffen. Ich finde, daß der Verfaſſer des neuſten Lehrbuchs der Geſchichte des Mittelalters, Profeſſor H. Leo (2 Thle. Halle 1830), ſich veranlaßt geſehen hat, auch für die allgemeine, politiſch-kirchliche Geſchichte dieſer Zeit nicht die ethnographiſche oder ſynchroniſtiſche Methode, ſondern, nach Gibbons Vorgang, eine Anordnung nach geiſtigen Richtungen zu befolgen. Für die Geſchichte der Poeſie, wo jede bedeutendere Geiſtesrichtung ſich in beſtimmten Bildungen ſo augenfällig ausgeprägt hat, iſt mir die Anordnung nach dieſen immer unerläßlich erſchienen.

Die vorgezeichnete Abtheilung muß zwar in der Darſtellung ſelbſt ihre Rechtfertigung finden. Eine vorläufige Verſtändigung darüber ſcheint mir am zweckmäßigſten dadurch erzielt zu werden, daß ich die Beziehungen andeute, in welchen ſie zu den übrigen Methoden ſteht, welche ſonſt in der Geſchichte der Litteratur und einzelner Zweige derſelben beobachtet werden. Dieſe ſind: die ſynchroniſtiſche oder die chronologiſche mit der Abtheilung in Perioden; die ethnographiſche, hauptſächlich auf umfaſſendere litterarhiſtoriſche Werke anwendbar; die ſyſtematiſche, für die Geſchichte der Poeſie die Eintheilung nach den Dichtarten. Letztere pflegt man in der Art mit der ſynchroniſtiſchen zu verbinden, daß in jeder Periode die beachtungswerthen Werke nach dem Schema der Dichtarten abgehandelt werden. Die Methode, welche wir einzuhalten gedenken, möchte ich die organiſche nennen.

Wenn wir aber gleich keine jener andern Methoden als ſolche auf den Gegenſtand unſrer Darſtellung anwendbar finden, ſo kommen ſie uns doch als Geſichtspuncte, als ſchematiſche Anhalte in Betracht, welche für jede hiſtoriſche Arbeit ihre Geltung haben.

Der chronologiſch-ſynchroniſtiſche Geſichtspunct, die Rückſicht auf Zeitfolge und Gleichzeitigkeit der vorzutragenden Thatſachen, liegt allzu ſehr in der Natur geſchichtlicher Entwicklung, als daß ſie nicht auch bei unſrer Eintheilung im Allgemeinen und in den größern Zügen ſollte beachtet ſein. Der erſte Abſchnitt behandelt das älteſte Erbtheil der deutſchen Poeſie, die Heldenſage, das Epos, tief im heidniſchen Glauben und in der angeſtammten germaniſchen Sitte wurzelnd. Der zweite giebt uns in den Heiligenſagen und Rittergedichten Erzeugniſſe des eingeführten Chriſtenglaubens und ſeiner Verbindung mit den Begriffen und Angewöhnungen der bekehrten Völker. Der dritte zeigt uns im Minneſang eine Verſchmelzung des Naturgefühls und Naturdienſtes mit den geiſtigen Einflüſſen des Chriſtenthums und den geſelligen der romaniſchen Bildung. Im vierten endlich, unter dem Namen der Lehr- und Zeitgedichte, faſſen wir alles das zuſammen, was eine unmittelbare praktiſche Richtung auf das Leben hat: Spruchgedichte, Lehrfabeln, politiſchkirchliche Streitgedichte, Satiren und Schwänke, Sittenſchilderungen nach den verſchiedenen Ständen und hieran angereiht auch die Lebensverhältniſſe der Dichter ſelbſt. Hier werden wir erkennen, wie der Gedanke, die Betrachtung, der geſunde Haus- und Weltverſtand mitten unter den phantaſtiſchen Stimmungen des Mittelalters ſein Recht behauptet, wie er mehr und mehr über dieſe das Übergewicht erlangt hat, und ſo wird uns dieſer letzte Abſchnitt den natürlichen Übergang des Mittelalters in die neuere Zeit ausmachen. Aber eben mit dieſer Anlage im Größern iſt die chronologiſche Anreihung der einzelnen vorhandenen Werke nicht verträglich. Eine ſolche litterariſche Chronologie hat zwar auch ihr beſondres Intereſſe. Sie kann uns zeigen, wie zuerſt die Geiſtlichkeit, der chriſtliche Prieſterſtand, ſich im ausſchließlichen Beſitze der Schrift befand, ſo daß alle Schriftwerke von der früheſten Zeit bis in das letzte Viertel des zwölften Jahrhunderts, mit ganz ſeltener Ausnahme, von Geiſtlichen verfaßt, daher auch meiſt geiſtlichen Inhalts ſind oder, ſofern ihr Inhalt ein weltlicher iſt, die Spur der geiſtlichen Hand an ſich tragen, wie dann um die bemerkte Zeit die Handhabung der Schrift, wenigſtens mittelſt des Dictierens, allmählich auch auf die Laien, den Ritterſtand, übergieng und zuletzt, bei zerfallender Bildung des Adels, der Bürgerſtand ſich der Litteratur bemächtigte. Dieſen Gang der litterariſchen Ausbildung werden wir zwar ſtets im Auge haben, aber er kann die Anordnung eines Vortrags nicht beſtimmen, dem es hauptſächlich um den innern Beſtand der Dichtungskreiſe zu thun iſt. In Beziehung auf dieſen iſt es nun einleuchtend, daß der heidniſch-germaniſche Cyclus, dem wir den erſten Abſ[illegible]wieſen, vor die chriſtlichen Dichtungen des darauffolgenden gehör[illegible]gleich der letztere die älteſten Schriftdenkmäler darbietet. Das Hel[illegible] wurde durch den ganzen Zeitraum vom Volke geſungen; die ſchriftlichen [illegible]faſſungen deſſelben erſtrecken ſich über wenigſtens ſieben Jahrhunderte, ſie ſind von Geiſtlichen, Rittern, bürgerlichen Meiſterſängern bearbeitet und in den ſpäteſten bemerken wir doch oft die urſprüngliche Geſtalt der Sage richtiger und vollſtändiger, als in den vorhergegangenen. Beweiſes genug, daß uns die Zeitfolge der ſchriftlichen Aufzeichnung nicht zur Norm der Darſtellung dienen kann.

Wir werden ferner zwar im Ganzen und in den einzelnen Abtheilungen ein Werden und Wachſen, eine Blüthe und einen Verfall darzulegen haben; das iſt ja überhaupt die Geſchichte. Der Zweck der Veranſchaulichung aber wird uns darauf führen, daß wir bedeutendere Kreiſe der Dichtung zuerſt in ihrer vollen Erſcheinung geben und erſt von dieſer aus einerſeits auf ihren Urſprung und ihre allmähliche Entwicklung zurückgehen, anderſeits zu ihren Auswüchſen und ihrem Zerfalle herabſteigen.

Dieſes Auffaſſen der Erſcheinungen in ihrer Mitte ſetzt auch den Anhaltpunct unſrer Betrachtung in die Mitte des Zeitraums ſelbſt, in den innern Kreis deſſelben, in welchem wir alle Richtungen zuſammenlaufend, alle Eigenthümlichkeiten des deutſchen Mittelalters und ſo auch ſeiner Poeſie am vollſtändigſten vereinigt und am glänzendſten entfaltet finden. Es iſt dieſes die Periode von der Mitte des zwölften bis nach der des dreizehnten Jahrhunderts, welche, nicht bloß zufällig, mit der hundertjährigen Herrſchaft des ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes zuſammenfällt. In dieſer Periode hat jeder der Dichtungskreiſe, nach denen wir unſre Darſtellung abtheilen, ſeine letzte und vollſte Ausbildung erlangt, hat jede Hauptrichtung ſich in ihren bedeutendſten Werken geſammelt und feſtgeſtellt. Hier iſt der Vollſchein, in welchem Zunahme und Abnahme verſchwimmen. Blicken wir in die vorhergegangene Zeit, ſo zeigen ſich allerdings in ihr die Spuren einer urſprünglichern Sage, eines volksmäßigern Geſangs, aber es fehlt dafür an größern Schriftdenkmälern, und erſt aus der Zeit, die uns ſolche darbietet, können wir auf die früheren Zuſtände zurückgreifen; blicken wir vorwärts, ſo bemerken wir, daß ſchon das vierzehnte Jahrhundert, bloß nachbildend und ausſpinnend, von dem früheren Reichthume zehrt.

Der ethnographiſche Geſichtspunct, die Abgrenzung von Völkern, iſt uns in zweifacher Beziehung wichtig, für die Sagenbildung und für die Sprache. In der erſtern Beziehung wird uns vorzüglich die Ausmittlung des Antheils beſchäftigen, welcher den verſchiedenen germaniſchen Volksſtämmen an der zum epiſchen Cyclus ausgebildeten Heldenſage zukommt. Wir werden dabei ſolche wirkſam finden, welche längſt im Sturm der Zeiten zerſtreut ſind oder ſich unter andern verloren haben z. B. die Oſtgothen, Burgunden. Die Geſchichte der deutſchen Sprache, ihre hiſtoriſche Grammatik, kann nur ethnographiſch, nach den Volksſtämmen und ihren Mundarten zweckmäßig behandelt werden, wie es neuerlich in dem großen, noch unvollendeten Sprachwerke von Jacob Grimm (deutſche Grammatik) geſchehen iſt. Die germaniſche Sprachfamilie theilt ſich in vier Hauptſtämme, den gothiſchen, den hochdeutſchen (welchen die Baiern, Burgunden, Alemannen und Franken bilden), den niederdeutſchen (Sachſen, Weſtphalen, Frieſen und Angeln) und den nordiſchen oder ſkandinaviſchen, der auch für ſich den andern, deutſchen, entgegengeſtellt werden kann. (D. Gramm. Th. I. Ausg. 1. Göttingen 1819. Einleit. in die gebrauchten Quellen und Hülfsmittel, S. L f.). Für die meiſten dieſer Hauptſprachſtämme ergeben ſich dann weitere Abtheilungen nach den beſondern Mundarten und nach den Perioden ihrer Entwicklung. Da es nicht unſre Aufgabe iſt, eine Geſchichte der geſammten germaniſchen Poeſie zu geben, ſondern wir uns auf Deutſchland beſchränken, ſo berührt uns, für den gewählten Zeitraum, unmittelbar nur das Althochdeutſche und Mittelhochdeutſche, das Alt- und Mittelniederdeutſche. Die ältere Periode geht in den Denkmälern beider Sprachſtämme vom achten bis ins elfte, die mittlere von da an bis in das vierzehnte Jahrhundert. Nach dieſer Zeit entwickelt ſich mehr und mehr die jetzt lebende Sprache mit ihren Mundarten. Geographiſch gehören dem Hochdeutſchen diejenigen Sprachquellen an, welche in Schwaben, Baiern, Öſtreich, der Schweiz und dem Elſaß, Franken, Thüringen, Heſſen und am Oberrhein entſprungen ſind; dem Niederdeutſchen, was von Sachſen, Engern, Weſt- und

Oſtphalen und dem Niederrhein ausgegangen iſt. (Grimm a. a. O. LII. LXV. LXIX. LXXI.) Die übrigen Stämme und Verzweigungen der germaniſchen Geſammtſprache dienen uns in ihren Denkmälern nur mittelbar zur Erläuterung des eigentlichen Gegenſtandes unſrer Darſtellung. Fragt es ſich nun aber um den Vorrath dieſer verſchiedenen Sprachbildungen an dichteriſchen Erzeugniſſen, welche für unſern Zweck hauptſächlich oder erläuternd in Betracht kommen, ſo erſcheint zuvörderſt die nordiſche Poeſie ſehr reichhaltig und ſachverwandt; ihr folgt, doch in beträchtlichem Abſtand, die angelſächſiſche, die in der Reihe ihrer meiſt geiſtlichen Producte nach neueren Auffindungen auch einige bedeutendere, den Heldenkreiſen angehörende Dichtungen aufzuweiſen hat. In gothiſcher Sprache iſt nichts Poetiſches auf uns gekommen. Die althochdeutſchen Denkmäler in poetiſcher Form ſind faſt durchaus ſtreng geiſtlichen Inhalts; ebenſo die ſeltenern altniederdeutſchen. Während daher dieſe ältern Perioden für die deutſche Sprachgeſchichte von gröſter Wichtigkeit ſind, erſcheinen ſie in der Geſchichte der Poeſie ziemlich unergiebig und ſchon hiernach muß die Methode für die beiden Fächer eine verſchiedene ſein. Mittelniederdeutſche Gedichte ſind nicht in bedeutender Zahl vorhanden und manche derſelben ſind nur der Widerſchein hochdeutſcher Poeſie. Neuerlich hat zwar Scheller in ſeiner Bücherkunde der ſaſſiſch-niederdeutſchen Sprache (Braunſchweig 1826) einen großen Reichthum dieſer Sprache an Schriftdenkmälern darzuthun ſich bemüht; er zählt nicht weniger als 1851 Numern auf. Allein da er für die ältere Periode viel Fremdartiges, namentlich entſchieden hochdeutſche Werke, z. B. Notker, die Nibelungen u. ſ. w. herbeizieht und für die neuere Zeit kleine Flugſchriften, Gelegenheitsgedichte u. dgl. aufführt, ſo kann ſein Unternehmen nicht für gelungen angeſehen werden. Wir werden die erheblichern niederdeutſchen oder doch an dieſe Mundart ſtreifenden Gedichte an ihrer Stelle bemerken und es wird ſich uns insbeſondere zeigen, daß von dieſer Seite her zum Theil die Bekanntſchaft der Deutſchen mit der nordfranzöſiſchen Ritterdichtung vermittelt worden iſt. Im Ganzen aber kann das Niederdeutſche mit jener reichen Blüthe der Poeſie in den mittelhochdeutſchen Werken der ſchwäbiſchen, bairiſchen, öſtreichiſchen und ſchweizeriſchen Dichter, hauptſächlich aus der vordern Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, durchaus nicht gleichgeſtellt werden. Nach all dieſem finden wir uns auch von dem ethnographiſch-linguiſtiſchen Geſichtspunct aus wieder auf die Zeit und das Gebiet der hohenſtaufiſchen Herrſchaft hingewieſen.

Was endlich die Eintheilung nach den Dichtarten betrifft, die wir auch die ſyſtematiſche Methode genannt, ſo iſt dieſelbe inſofern berückſichtigt, als in den zwei erſten Abſchnitten die epiſche, im dritten die lyriſche und im vierten die didaktiſche Weiſe vorherrſchen wird. Eine ſpeciellere Claſſification würde in den Organismus der poetiſchen Bildungen nur ſtörend eingreifen und ſelbſt jene allgemeinere durfte nicht ſtreng die Anordnung beſtimmen. So laſſen ſich zwar, wie ſchon erwähnt, der erſte und zweite Hauptabſchnitt beide unter die epiſche Grundform einreihen, aber die Heldenſage und das chriſtliche Rittergedicht ſind nach Geiſt und Inhalt ſo weſentlich verſchieden, und ſelbſt in formeller Beziehung iſt das volksmäßige Epos ſo ſehr ein anderes, als die abſichtliche Bearbeitung welſcher Ritterpoeſieen, daß bei dieſen Verſchiedenheiten die allerdings mögliche Unterordnung unter eine gemeinſchaftliche Grundform eine leere Abſtraction ſein würde. Dramatiſche Dichtung, zum Schauſpiel ausgebildet, war im deutſchen Mittelalter nicht vorhanden. Lateiniſche Dramen, von geiſtlichen Perſonen verfaßt, können nur als gelehrte Übungsſtücke, geiſtliche Aufzüge mit Geſängen u. dgl. höchſtens als rohe Anfänge der Bühne, deren Geſtaltung einer ſpätern Zeit angehört, betrachtet werden. Nehmen wir aber das Dramatiſche allgemeiner, als eine von den Grundformen des poetiſchen Wirkens überhaupt, ſo wird es keiner dichteriſch bewegten Zeit gänzlich mangeln und mitten in der Lyrik oder im Epos erſcheinen. So auch in unſrer ältern Poeſie. Lyriſche Gedichte ſind durch Wechſelrede und Wettgeſang in Handlung geſetzt; in epiſchen, namentlich dem Nibelungenliede, wird oft die Handlung durch den in Rede tretenden Kampf der Geſinnungen und Gemüthskräfte vergeiſtigt.

Dieſes iſt, was wir von der Methode zu ſagen hatten, ſoweit ſie in der Anordnung des gegebenen Stoffes beſteht. Wir ordnen dieſen, wie er ſich ſelbſt geordnet hat. Das weitere Verfahren, wodurch wir in den angegebenen Abſchnitten die Kreiſe der Dichtung und die Beſchaffenheit der einzelnen Werke zu veranſchaulichen ſuchen werden, läßt ſich nicht wohl im Allgemeinen bezeichnen, ſondern muß ſich je nach der Natur des Gegenſtandes richten. Dieſe muß entſcheiden, ob durch Auszüge, Stellen der Gedichte, allgemeinere Charakteriſtiken, ob mehr im

Wege der Darſtellung oder in dem der Unterſuchung ein Bild der Sache gegeben werden ſoll. Zu dieſer Verſchiedenheit, die in den Gegenſtänden ſelbſt liegt, wird ſich aber eine andere Ungleichheit geſellen, die in dem gegenwärtigen Stande der altdeutſchen Studien ihren Grund hat. Viele und bedeutende Quellen dieſer Litteratur ſind gar nicht oder ſehr ungenau in den Druck gegeben, die Handſchriften liegen in den verſchiedenſten deutſchen und auswärtigen Bibliotheken zerſtreut, die Benützung derſelben iſt bald mehr, bald weniger erleichtert, und ſo iſt es ſchon aus äußern Gründen dem Einzelnen nicht wohl möglich, eine vollſtändige und gleichmäßige Geſchichte der ältern deutſchen Poeſie zu bearbeiten. Eine ſolche haben Sie daher auch von mir nicht zu erwarten und ich werde manche bedeutende Lücke ſelbſt zu bemerken haben. Dennoch iſt auch jetzt ſchon des allgemeiner Zugänglichen ſo viel, daß die Hauptpartieen entweder hell hervortreten oder, wo ſie noch verdunkelt ſtehen, doch in den Umriſſen erkennbar ſind. Gerade bei dieſem Stand der Sache ſcheint es an der Zeit, die Rechnung über das Ganze zu ziehen, das Ermittelte darzulegen und, was weiter zu erforſchen iſt, zu bezeichnen.

Was die Litteratur, die Handſchriften- und Bücherkunde anbelangt, ſo werde ich mich darin auf das Nöthige und Wichtigere beſchränken. Ich werde jedesmal die Hauptausgabe der Gedichte, oder die Sammlung, wo ſolche gedruckt ſind, anzeigen. Ebenſo die bedeutendern Erläuterungsſchriften. Bei ungedruckten Werken werde ich mich auf die Handſchriften beziehen und insbeſondere bemerken, wenn ſich auf den Stuttgarter Bibliotheken ein Gedicht handſchriftlich befindet (in Tübingen iſt bloß die vom Renner), um dadurch zu eigener Anſicht der alten Handſchriften Gelegenheit zu geben. Denjenigen, welche über irgend einen Gegenſtand dieſes Faches ſpeciellere Litterarnotizen zu erhalten wünſchen, werde ich ſolche mit Vergnügen mittheilen.

Das ausführlichſte Verzeichnis der Handſchriften, Ausgaben, Bearbeitungen, Erläuterungsſchriften u. ſ. w. iſt:

Litterariſcher Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Poeſie von der älteſten Zeit bis in das ſechzehnte Jahrhundert durch Fr. v. d. Hagen und Joh. Guſt. Büſching. Berlin 1812.

Seit dem Jahr 1812, in welchem dieſes Werk erſchienen, iſt jedoch ſo Vieles neu entdeckt und herausgegeben, ſo Manches berichtigt und durch ſpätere Bemühungen überflüſſig geworden, daß eine neue Bearbeitung des Buches oder ein Supplement, wovon auch ſchon lang die Rede iſt, großes Bedürfnis wäre.

Als geſchichtliches Handbuch ſehr empfehlungswerth iſt:

Grundriß zur Geſchichte der deutſchen National-litteratur. Zum Gebrauch auf gelehrten Schulen entworfen von Aug. Koberſtein, Profeſſor an der königl. Landesſchule zu Pforta. Leipzig 1827.[1]

Es iſt allerdings, ſchon ſeinem Umfange nach, nur Grundriß, gibt aber eine ſehr brauchbare, gedrängte Überſicht der Zeitverhältniſſe, unter welchen ſich die ſchöne Litteratur der Deutſchen in ihren verſchiedenen Perioden bis auf die neueſte Zeit entwickelt hat, ſowie der wichtigern Denkmäler ſelbſt aus dem Fache der Poeſie und Beredſamkeit nach den Hauptdichtarten, mit geſundem Urtheil und zweckmäßiger Auswahl der Litterarnotizen. Der Zeitraum, welcher uns angeht, iſt in den drei erſten Perioden abgehandelt und der Verfaſſer zeigt hier die eigene Bekanntſchaft mit der Poeſie des Mittelalters, aus deren Gebiet er auch einige verdienſtliche monographiſche Arbeiten herausgegeben hat. Auch für die folgenden Perioden wird das Buch mit Nutzen gebraucht werden.

Nicht zu verwechſeln iſt die angezeigte Schrift mit dem von demſelben Verfaſſer etwas ſpäter herausgegebenen

Leitfaden beim Vortrage der Geſchichte der deutſchen National-litteratur. Leipzig 1828.

Dieß iſt, was ich über die Aufgabe und das Verfahren zu ſagen hatte. Es war ſonſt gebräuchlich, in den Einleitungen hiſtoriſcher Lehrbücher und Lehrvorträge auch einiges über den Nutzen der abzuhandelnden Geſchichte zu bemerken. In jetziger Zeit ſcheint mehr die Anſicht zu gelten, daß das rechte Wiſſen für ſich ein Gewinn ſei und die mittelbar daraus ſich ergebenden manigfaltigen Vortheile nicht an den Fingern abgezählt zu werden brauchen. Gewiſs muß es in der Geſchichte vor allem um die richtige Auffaſſung der gegebenen Zuſtände zu thun ſein; aber eine ſolche Auffaſſung iſt doch nur als eine anſchaulich lebendige, alſo nur dann möglich, wenn der Hiſtoriker von ſeinem Gegenſtande geiſtig ergriffen iſt; nur ſo wird er die Mühen der Forſchung, die Schwierigkeiten der Verarbeitung und der Darſtellung für andre ſiegreich beſtehen. In dieſen muß dieſelbe Theilnahme geweckt werden, die in ihm wirkſam war, wenn irgend eine fruchtbare Mittheilung, eine wahre Verſtändigung zwiſchen Geſchichtſchreiber und Leſer, zwiſchen Lehrer und Hörer ſtattfinden ſoll. Beiden alſo tritt die objective Wahrheit in ſubjective Beziehungen und die vergangenen Zuſtände erlangen eine Bedeutung für die Gegenwart.

---

[1] [Neueſte, noch nicht abgeſchloſſene Auflage begonnen 1847. K.]

Wenden wir dieſes auf unſern Gegenſtand, die deutſche Poeſie im Mittelalter an, ſo iſt uns die Bedeutung derſelben eine dreifache, die hiſtoriſche, die poetiſche und die vaterländiſche.

Schon die hiſtoriſche Erkenntnis an ſich ſteigt an Wichtigkeit, wenn ſie eine größere Periode im Leben der Völker umfaßt, ſie regt den Geiſt tiefer an, wenn ſie über geiſtige Zuſtände ſich erſtreckt. Welch bedeutende Stellung die Poeſie in dem Zeitraum einnehme, von dem wir handeln, iſt bereits erörtert worden. Die Geſchichte des Mittelalters und des deutſchen Volkes in dieſem iſt nicht geſchrieben, ſo lange nicht ſeine Poeſie erſchloſſen iſt. Ich achte ſehr den gewiſſenhaften Ernſt der Hiſtoriker, welche nichts in ihre Werke aufnehmen, was nicht mit den zuverläſſigſten Zeugniſſen und Urkunden belegt werden kann. Nur glaube man nicht, daß mit den Annalen und Diplomen des Mittelalters die Quellen der urkundlichen Geſchichte erſchöpft ſeien! Sind denn die Erzeugniſſe des ſchaffenden Geiſtes, die Eröffnungen des bewegten Gemüthes, das nicht lügen kann, minder verläſſige Urkunden vom Leben jener Zeit?

Das rechte geſchichtliche Wiſſen aber iſt auch die nothwendige Bedingung des Urtheils. Hier tritt es in genaue Beziehung mit der Gegenwart. Das Mittelalter und der Stand ſeiner Bildung gehören zu den vielbeſtrittenen Gegenſtänden einer bedeutenden Meinungsverſchiedenheit. Man hat in dieſer Sache ſeit etwa fünfundzwanzig Jahren in Deutſchland die entgegengeſetzteſten Erfahrungen gemacht. Erſt die begeiſterte Anpreiſung, dann die herabſehende Gleichgültigkeit oder der feindſelige Tadel. Selbſt wiſſenſchaftliche Beſtrebungen, dem Mittelalter zugewendet, werden von Manchen entweder bloß geduldet, oder ſogar als gefährlich für politiſche und religiöſe Freiheit und für den richtigen Kunſtgeſchmack verdächtigt. An der ruhigen Pflegſtätte wiſſenſchaftlich-univerſeller Bildung kann nicht davon die Rede ſein, irgend einen Zweig des Wiſſens gegen den Vorwurf der Schädlichkeit zu vertheidigen. Hier darf als anerkannt vorausgeſetzt werden, daß das Erkennen dem

Urtheile vorangehen müſſe. Was man für ſchädlich hält, muß man am ſchärfſten ins Auge faſſen; was dem erſten Anblick ſchmeichelt, muß man am ſtrengſten prüfen. Die hiſtoriſche Einſicht zeigt am überzeugendſten, daß die Formen einer vergangenen Zeit nicht auf eine nachfolgende anwendbar ſeien; ſie zeigt aber auch, daß in den manigfachſten und fremdartigſten Formen ein Gehalt wohnen könne, der für alle Zeiten gültig iſt. Die vorgefaßte Meinung, das Vorurtheil, ſpiegelt nur immer ſich in der Oberfläche der Geſchichte, die Parteiung ſtreift nur, wie ein Sturmvogel, den Rand der Wellen; die Forſchung ſenkt ſich in die Tiefe und durchſpäht ihren innerſten Grund. So haben, mitten durch den Widerſpruch der Zeitanſichten, unverdroſſene Männer, an deren Spitze die Brüder Grimm zu nennen ſind, mit ſtiller Treue und geiſtreichem Fleiße der deutſchen Alterthumskunde die umfaſſendſten Forſchungen gewidmet, deren Früchte jetzt in gediegenen Werken überraſchend zu Tage treten; für Erkenntnis, Darſtellung und Urtheil iſt eine haltbare Grundlage gewonnen und diejenigen werden leicht durchſchaut, welche den Mangel an Sachkenntnis durch allgemeines Räſonnement erſetzen oder bemänteln wollen.

Die poetiſche Bedeutung beruht in dem freien Genuſſe, den unſre alten Dichtungen als ſolche und unabhängig von ihrem geſchichtlichen Intereſſe gewähren können. Hierüber wird, auch die Bekanntſchaft mit der Sache und die Erläuterung vorausgeſetzt, deren jedes Kunſtwerk aus einem vergangenen Zeitalter in gewiſſem Maße bedarf, das Urtheil doch immer der Verſchiedenheit in den Grundſätzen und in der ſubjectiven Genußfähigkeit unterliegen, die im Gebiete des Schönen überhaupt noch niemals ausgeglichen worden iſt. Ich verſuche auch nicht, Ihr Urtheil über den Werth dieſer Poeſie zum Voraus zu beſtimmen, ſondern wünſche vielmehr, daß ſolches, ohne theoretiſche Ausführungen, überall ſo viel möglich aus der Darſtellung ſelbſt ſich ergeben möge. Das jedoch glaube ich vorerſt nur als individuelle Anſicht ausſprechen zu dürfen, daß, was auch die Poeſie andrer Völker und Zeiten in ſich Vollendetes darbieten mag, doch dieſe einheimiſche Poeſie auch ihrerſeits Saiten anſchlage, welche vorher nicht geklungen haben, Bedürfniſſe, Ahnungen der Phantaſie und des innigern Gemüths befriedige, welche anderwärts nicht oder nicht in gleichem Maße befriedigt werden. Eine Vergleichung nach außen gehört übrigens nicht zu unſrer Aufgabe. Soll die altdeutſche Poeſie nach ihrer Eigenthümlichkeit richtig gewürdigt werden, ſo dürfen wir auch nicht überall den Maßſtab anlegen, den wir von dem claſſiſchen Alterthum auf die nach dieſem gebildete neuere Litteratur zu übertragen pflegen, ich meine das Ebenmaß jedes einzelnen Dichterwerks, die harmoniſche Verbindung ſeiner Theile zu einem Ganzen, die Übereinſtimmung von Inhalt und Form. Prüfen wir nach dieſem Maßſtab, der, richtig angewendet, allerdings ein gültiger iſt, unſre ältere poetiſche Litteratur als ſolche d. h. als eine Sammlung von Schriftwerken, ſo wird das Urtheil im Ganzen ſehr ungünſtig ausfallen. Wir werden zwar einer Anzahl von Dichtwerken begegnen, denen die ebenmäßige Ausbildung zu einem wohlgeordneten Ganzen, ſowie eine der Natur des Gegenſtandes vollkommen angemeſſene Darſtellung nicht abzuſprechen iſt. Aber eine nicht minder große Maſſe poetiſcher Producte wird uns durch Mangel an Einheit und künſtleriſcher Abrundung, durch ermüdende Weitſchweifigkeit in der Ausführung unangenehm auffallen. Finden wir nun gleichwohl, daß dieſe geringern Werke oft mit den beſten in einem genauen innern Zuſammenhange ſtehen, daß in den erſtern unter der abſtoßenden Schaale oft ein ebenſo poetiſcher Kern verhüllt liege, als in den letztern, ſo wird uns gerade dieſes Misverhältnis des gediegenen Inhalts und der zerfließenden Darſtellung, der Trefflichkeit einzelner Beſtandtheile und der Gehaltloſigkeit andrer darauf hinführen, daß nicht beides aus derſelben bildenden Kraft gleichzeitig hervorgegangen ſein könne, daß alſo der wahre Werth dieſer Poeſie nicht nach der zufälligen Auffaſſung in den vorhandenen einzelnen Schriftwerken, nicht nach der künſtleriſchen Vollendung dieſer letztern bemeſſen werden dürfe. Dieſe und ihre Verfaſſer fallen allerdings jener ſpeciellen Kritik anheim. Aber was im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in die Schrift niedergelegt und für ſie bearbeitet wurde, war großentheils nicht ein Stoff, der jetzt zuerſt ſeine poetiſche Behandlung erhielt; es war reife Poeſie, die ſich zuvor ſchon in größern Geſtaltungen entfaltet, in andern, urſprünglichern Formen ausgeprägt hatte. Wo nun dieſe Poeſie durch die ſpätern und letzten Bearbeitungen gefeſſelt, zerſtückelt und verſchwemmt iſt, da muß unſer Beſtreben ſein, ihre Geiſter zu entbinden, ihre Zuſammenhänge herzuſtellen, ihre Geſtalten und Formen klarer und echter heraufzuführen. Dann erſt fragt es ſich, ob in dieſer geläuterten Poeſie das große Geſetz des Schönen bemerkbar ſei, das naturkräftig aus dem Keime die rieſenhafte Eiche in freien und doch geregelten Umriſſen erwachſen läßt.

Dieſes Verfahren, das beſonders auf die größern Sagenkreiſe Anwendung findet, wird auch für das claſſiſche Alterthum nicht ganz zu umgehen ſein. Soll die griechiſche Heldenſage vollſtändig dargelegt werden, ſo wird man ſich nicht auf die beiden homeriſchen Epopöien beſchränken dürfen, der epiſche Cyclus in allen ſeinen Überreſten muß ſich aufſchließen, die Heldengedichte der Alexandriner müſſen geſichtet, die Tragiker, die Lyriker, die Mythologen zu Rathe gezogen werden und ſo aus den verſchiedenen Formen die geſammte Heroenwelt aufſteigen.

Kehren wir zum deutſchen Alterthum zurück, ſo ergibt ſich aus dem Bisherigen von ſelbſt, daß wir in jenem keine Muſterbilder für die Poeſie unſrer Zeit zu ſuchen haben. Um die Nachahmung der Werke vergangener Zeiten iſt es überall eine bedenkliche Sache. Aber die Macht geiſtiger Anregung wird auch der Poeſie des Mittelalters nicht zu beſtreiten ſein. Die Erſcheinung einer reichen Phantaſie, mächtiger Geſtalten, großer Sagenzüge erweitert den Blick und kräftigt die Geſinnung in Sachen der Poeſie. Sie wirkt dem Tändeln und Prunken mit den Nebenwerken der Dichtkunſt wohlthätig entgegen. Sie macht den Anſpruch fühlbar, bedeutenden Hervorbringungen einer früheren Zeit auch nur Bedeutendes und Würdiges im Geiſte der eigenen gegenüber zu ſtellen. Das Auge hat ein verſtärktes Höhenmaß, wenn wir vom Anblick der Alpen zurückkommen.

Endlich die vaterländiſche Bedeutung. Im Reiche des Geiſtes gibt es keine Landesgrenzen. Wo wir das Vortreffliche finden, in der Ferne der Völker und Zeiten, machen wir unſer Bürgerrecht geltend. Vor jedem andern Volke üben wir Deutſche dieſe univerſelle Geſinnung. Wir kennen die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge jeder fremden Litteratur; es iſt nur folgerecht, wenn wir die eigene kennen lernen. Den Werth der Vaterlandsliebe zu beweiſen, iſt nicht meine Abſicht. Das aber lehrt uns die Kenntnis jener manigfachen Entwicklungen, daß das Vortreffliche nirgends bodenlos erwachſen, daß es überall aus nationalen Elementen am kräftigſten hervorgegangen iſt. Die Poeſie vor allem wurzelt in den eigenthümlichſten Zuſtänden des Volkslebens. Wenn ſelbſt die Philoſophie, die doch nach der Einheit und Allgemeinheit gerichtet iſt, bei den verſchiedenen Völkern ein nationales Gepräge zeigt, um wie vielmehr die Poeſie, in der ſich der Geiſt nach dem Manigfaltigen und Beſondern entfaltet. Der Weltbürgerſinn ſoll uns daher nicht abhalten, in unſer Eigenſtes zu gehen, dieſes zu erkennen und zu entwickeln. Von ihm aus bringen wir am beſten dem geiſtigen Gemeinleben unſern Beitrag.

Was es ſei um das Gefühl des Vaterländiſchen, iſt ſchmerzlich und tröſtend zugleich in jener Zeit empfunden worden, als eine ausgleichende Weltherrſchaft alles Nationale zu erſticken drohte. Damals ſuchten wir in den tiefſten Faſern unſers Daſeins die Gewährſchaft eines eigenthümlichen Lebens und Beſtandes. Dieſes Nationalgefühl, dieſe innere Sammlung iſt in Thaten lebendig geworden.

Auch im vaterländiſchen Alterthum ſuchte man damals Troſt und Anhalt. Es entzündete ſich eine Begeiſterung für daſſelbe, welche bei vielen, mit den Stimmungen der Zeit, vorübergehend war, bei andern, von denen wir ſchon geſprochen, nachhaltig wirkte. Daß eine Gemeinſchaft unſrer Vorzeit mit der Gegenwart beſtehe, wurde damals lebhaft empfunden. Heimathklänge, hoffe ich, ſollen uns noch jetzt dort anſprechen.

Der Beruf, der mir als Lehrer der deutſchen Litteratur angewieſen iſt, fordert mich auf, dem geiſtigen Leben unſrer Nation in den verſchiedenen Perioden ſeiner Entwicklung nachzugehen. Wenn ich mit der früheſten Periode beginne, ſo geſchieht es nicht bloß, weil ſie der Zeit nach vorangeht; ſie iſt auch die am wenigſten allgemein bekannte. Die neuere Litteratur bietet ſich unmittelbar zugänglich dem Genuſſe und ſomit auch der Beurtheilung dar. Nur allzu leicht nehmen es manche, dieſes Urtheil ſtets fertig zu verkünden und im Garten der Poeſie, wie Tarquinius, die höchſten Mohnhäupter abzuſchlagen. Die Kenntnis jener ältern Periode aber bedarf der wiſſenſchaftlichen Forſchung und der Lehre.

Wenn ich dieſer Kenntnis Werth beilege, wenn ich in der Poeſie des Mittelalters eine ſehr merkwürdige Entwicklung des deutſchen Geiſtes nachzuweiſen verſuchen werde, ſo iſt es doch nicht meine Abſicht, dieſen Studien Anhänger zu werben. Mein Vortrag ſoll allerdings darauf berechnet ſein, denjenigen, welche ſich zu der Erforſchung unſrer älteren Poeſie hingezogen finden, eine Überſicht zu geben, mittelſt welcher ſie das Einzelne, mit dem ſie ſich zunächſt beſchäftigen, in ſeine größern Zuſammenhänge einreihen können. Häufig bemerkt man bei ſonſt verdienſtlichen Beſtrebungen in dieſem Fache eine Vereinzelung, einen Mangel an Überſicht des Ganzen, wodurch das Studium an dem minder Bedeutenden feſtgehalten wird, welches bei einem weitern Umblick ſogleich als ſolches erkannt werden würde. Aufzumuntern zu einem umfaſſendern Betrieb dieſer Studien, muß ich aber billig Anſtand nehmen. Sie ſind von keinem eigentlich praktiſchen Vortheil, ſind im Allgemeinen wenig anerkannt, dabei aber mühſam und ſchwierig und können auch, bei der bemerkten Beſchaffenheit eines großen Theils der einzelnen Dichtwerke, nur in der Durchdringung des Ganzen den rechten Genuß gewähren. Um ſo mehr jedoch ſcheint es angemeſſen, daß die Reſultate der bisherigen Forſchungen in einer für ſich verſtändlichen Darſtellung zuſammengefaßt werden, daß auch denjenigen, die ſich nicht ſelbſtthätig in das vaterländiſche Alterthum verſenken wollen, die Gelegenheit gegeben ſei, das Bedeutendſte kennen zu lernen, was Jahrhunderte hindurch den Geiſt und das Gemüth unſrer Vorfahren beſchäftigt und bewegt hat.

Wir ſtehen hier mitten im ſchwäbiſchen Lande, das einſt ein Saal des Geſanges war. Sollen wir über alles Beſcheid wiſſen, nur nicht über das, was auf dem eigenen Boden geiſtig geblüht hat?

Am öſtlichen Ende unſrer Alb ſpringt der Roſenſtein hervor, ein ſagenreicher Berg, friſch bewaldet und mit wilden Roſen blühend bekränzt. Auf ſeinem Rücken zieht ſich eine blumige Waldwieſe hin, wo die Jugend der Umgegend ihre Maienfeſte feiert. Am Rande des Berges ragen die Trümmer einer Burg, durch deren Fenſterhöhlen die Vögel ſtreichen. Gegenüber ſchwingt ſich der ſchlanke Berg empor, auf deſſen Gipfel einſt das Stammhaus der Hohenſtaufen ſich erhoben; weithin, bis zum fernen Horizont, überſchaut man das geſegnete Schwaben. In der ſchroffen Felswand aber, die aus der buſchigen Bergſeite aufſchießend, die Burgreſte des Roſenſteins trägt, öffnet ſich nach der Gegend hin eine hochgewölbte Grotte. In ihrer Mitte grünt ein Strauch und blühen wilde Blumen, von den Tropfen des Geſteins ſich nährend. An den Seiten liegen breite Felsſtufen, von der Natur zu Sitzen aufgeſchichtet. Hier, dacht' ich mir wohl ſonſt, möcht' ich, mit einigen Freunden gelagert, während die Maienluſt nur fern ertönte und der

Blick in die weite Gegend hinaus ſchweifte, hier möcht' ich den Freunden die Dichtergebilde der vergangenen Zeit, farbenhell, wie ſie mir vor der Seele ſchwebten, vorüberführen. Aber was, einmal aufgefaßt, dem innern Schauen in raſchem Fluge vorüberzieht, ſoll es andern mitgetheilt werden, ſo muß die langſame Bahn der Unterſuchung, der Entwicklung, der allmählich fortſchreitenden Darſtellung betreten werden. Dieſe betreten wir auch jetzt; möchten auf ihr jene dichteriſchen Geſtaltungen Ihnen ſo anſchaulich und vertraut werden können, daß es in Ihrer Macht ſtände, dieſelben auch künftig auf jeder ſchönen Stelle des deutſchen Landes vor das geiſtige Auge zurückzurufen!

Erſter Hauptabſchnitt.

Die Heldenſage.

Um der Betrachtung dieſes älteſten und urſprünglichſt-einheimiſchen Kreiſes deutſcher Dichtung freie Bahn zu öffnen und zum Voraus jede Beſchränkung wegzuräumen, welche aus der herkömmlichen Lehre von der Epopöie, als einer Kunſtform, hervorgehen könnte, ſprechen wir zuerſt vom Weſen der Volkspoeſie im Allgemeinen.

Wie über einer großen Bergkette, aus dem Schooße derſelben und ihrem Zuge folgend, nur mit kühneren Zacken und Zinnen, ein leuchtendes Wolkengebirg emporſteigt, ſo über und aus dem Leben der Völker ihre Poeſie. Der Drang, der dem einzelnen Menſchen inwohnt, ein geiſtiges Bild ſeines Weſens zu erzeugen, iſt auch in ganzen Völkern als ſolchen ſchöpferiſch wirkſam, und es iſt nicht bloße Redeform, daß die Völker dichten. Darin eben, in dem gemeinſamen Hervorbringen, nicht in dem nur äußerlichen Merkmale der Verbreitung, haftet der Begriff der Volkspoeſie und aus ihrem Urſprung ergeben ſich ihre Eigenſchaften.

Wohl kann auch ſie nur mittelſt einzelner ſich äußern, aber die Perſönlichkeit der Einzelnen iſt nicht, wie in der Dichtkunſt litterariſch gebildeter Zeiten, vorwiegend, ſondern verſchwindet im allgemeinen Volkscharakter. Auch aus den Zeiten der Volksdichtung haben ſich berühmte Sängernamen erhalten und, wo dieſelbe noch jetzt blüht, werden beliebte Sänger namhaft gemacht.

Meiſt jedoch ſind die Urheber der Volksgeſänge unbekannt oder beſtritten [1] und die Genannten ſelbſt, auch wo die Namen nicht ins

[1] Vgl. Wüllner, De cyclo epico poetisque cyclicis. Monaster. 1825. S. 45.

Mythiſche ſich verlieren, erſcheinen überall nur als Vertreter der Gattung, die Einzelnen ſtören nicht die Gleichartigkeit der poetiſchen Maſſe, ſie pflanzen das Überlieferte fort und reihen ihm das Ihrige nach Geiſt und Form übereinſtimmend an, ſie führen nicht abgeſonderte Werke auf, ſondern ſchaffen am gemeinſamen Bau, der niemals beſchloſſen iſt. Dichter von gänzlich hervorſtechender Eigenthümlichkeit können hier ſchon darum nicht als dauernde Erſcheinung gedacht werden, weil die mündliche Fortpflanzung der Poeſie das Eigenthümliche nach der allgemeinen Sinnesart zuſchleift und nur ein allmähliches Wachsthum geſtattet.

Vornehmlich aber läßt ein innerer Grund die Überlegenheit der Einzelnen nicht aufkommen. Die allgemeinſte Theilnahme eines Volkes an der Poeſie, wie ſie zur Erzeugung eines blühenden Volksgeſanges erforderlich iſt, findet nothwendig dann ſtatt, wenn die Poeſie noch ausſchließlich Bewahrerin und Ausſpenderin des geſammten geiſtigen Beſitzthums iſt. Eine bedeutende Abſtufung und Ungleichheit der Geiſtesbildung iſt aber in dieſem Jugendalter eines Volkes nicht gedenkbar; ſie kann erſt mit der vorgerückten künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Entwicklung eintreten. Denn wenn auch zu allen Zeiten die einzelnen Naturen mehr oder weniger begünſtigt erſcheinen, die einen gebend, die andern empfangend, die geiſtigen Anregungen aber das Geſchäft der Edleren ſind, ſo muß doch in jenem einfacheren Zuſtande die poetiſche Anſchauung bei allen lebendiger, bei den Einzelnen mehr im Allgemeinen befangen gedacht werden. Die Harfe geht noch von Hand zu Hand, wie bei den Gaſtmahlen der Angelſachſen; die ganze Maſſe iſt noch, wie ein Zug von Wandervögeln, in der poetiſchen Schwebung begriffen und die Einzelnen fliegen abwechſelnd an der Spitze. Die geiſtigen Richtungen ſind noch ungeſchieden und darum der Eigenthümlichkeit keine beſondern Bahnen eröffnet; das künſtleriſche Bewuſtſein ſteht noch nicht dem Stoffe gegenüber, darum auch keine abſichtliche Manigfaltigkeit der Geſtaltung; der Stoff ſelbſt, im Geſammtleben des Volkes feſtbegründet, durch lange Überlieferung geheiligt, gibt keiner freieren Willkühr Raum. Und ſo bleibt zwar die Thätigkeit der Begabteren unverloren, aber ſie mehrt und fördert nur unvermerkt; die reichſte Quelle, die den Strom des Geſanges ſchwellt, iſt doch in ihm nicht auszuſcheiden.

Auf keiner Stufe der poetiſchen Litteratur, ſelbſt nicht bei dem ſchärfſten Gepräge dichteriſcher Eigenthümlichkeiten, kann der Zuſammenhang des Einzelnen mit der Geſammtbildung ſeines Volkes völlig verläugnet werden. Erſcheinungen, die in Nähe und Gegenwart ſchroff auseinander ſtehen, treten in der Ferne der Zeit und des Raumes in größern Gruppen zuſammen und dieſe Gruppen ſelbſt zeigen unter ſich einen gemeinſamen Charakter. Stellt man ſich ſo dem geſammten poetiſchen Erzeugnis eines Volkes gegenüber und vergleicht man es nach außen mit den Geſammtleiſtungen andrer Völker, ſo betrachtet man daſſelbe als Nationalpoeſie; für unſern Zweck war es um den innern Gegenſatz zu thun, um die Volkspoeſie in ihrem Verhältniſſe zur dichteriſchen Perſönlichkeit.

Daß die Volkspoeſie nur in mündlichem Vortrag lebe, iſt bereits angedeutet worden. Man könnte ſagen: aus dem einfachen Grunde, weil ſolche Völker die Schrift noch gar nicht kennen oder nicht allgemeiner zu gebrauchen wiſſen. Aber weſſen der menſchliche Geiſt bedarf, das erfindet oder erlernt er; reicht ihm Sang und Sage nicht mehr aus, ſo erfindet er die Schreibkunſt; bei geſteigertem Bedürfnis erfand er den Bücherdruck. Auf derjenigen Bildungsſtufe nun, auf welcher der Volksgeſang gedeiht, wird der Buchſtabe gar nicht vermiſst. Hier gilt einzig die große Bilderſchrift mächtiger Geſtalten der Natur und des Menſchenlebens. Die Betrachtung der Welt geſchieht nicht mit dem Meßnetze des Gedankens, ſondern mit dem Spiegel der Phantaſie; was vor dieſer in klarem Bilde ſteht, wird im tönenden Worte weiter und weiter mitgetheilt. Wie ſollte das volle, farbige Lebensbild in den todten Schriftzug zuſammenſchrumpfen? Die Rune, wenn ſie auch bekannt iſt, wird mit Scheue betrachtet, als ein bannender Zauber. Noch grünt die Äſche, die im Runenalphabet zum A erſtarrt.

Das nun, daß die Gebilde der Volkspoeſie lediglich mittelſt der Phantaſie und des angeregten Gemüthes durch Jahrhunderte getragen werden, bewährt dieſelben als probehaltig. Was nicht klar mit dem innern Auge geſchaut, was nicht mit regem Herzen empfunden werden kann, woran ſollte das ſein Daſein und ſeine Dauer knüpfen? Die Schrift, die auch das Entſeelte in Balſam aufbewahrt, die Kunſtform, die auch dem Lebloſen den Schein des Lebens leiht, ſind nicht vorhanden. Auch nicht Wort und Tonweiſe, im Gedächtnis feſtgehalten, können das Richtige retten; denn das ſchlichte Wort iſt in jenen Zeiten keine Schönheit für ſich, es lebt und ſtirbt mit ſeinem Gegenſtande; die einfache Tonweiſe, wenn ſie ſelbſt Dauer haben ſoll, muß urſprünglich einem Lebendigen gedient haben. Je feſter und lebensvoller jene echten Gebilde daſtehen, je weniger kann das Scheinleben in ihrem Kreiſe aufkommen und geduldet werden.

Worin liegt aber der Gehalt und die Kraft, vermöge deren ſie durch viele Geſchlechter unvertilgbar fortbeſtehen? Ohne Zweifel darin, daß ſie die Grundzüge des Volkscharakters, ja die Urformen naturkräftiger Menſchheit wahr und ausdrucksvoll vorzeichnen. Naturanſchauungen, Charaktere, Leidenſchaften, menſchliche Verhältniſſe treten hier gleichſam in urweltlicher Größe und Nacktheit hervor; unverwitterte Bildwerke, gleich der erhabenen Arbeit des Urgebirgs. Darum kann gerade den Zeiten, welche durch geſellige, künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Verfeinerung ſolchen urſprünglichern Zuſtänden am fernſten und fremdeſten ſtehen, der Rückblick auf dieſe lehrreich und erquicklich ſein; ſo ungefähr, wie der gröſte der römiſchen Geſchichtſchreiber aus ſeinem welken Römerreich in die friſchen germaniſchen Wälder, auf die rieſenhaften Geſtalten, einfachen Sitten und geſunden Charakterzüge ihrer Bewohner vorhaltend und weiſſagend hinüberzeigte.

Wenn wir uns im Bisherigen die Volkspoeſie nach ihrem vollſten Begriffe gedacht haben, ſo iſt doch leicht zu erachten, daß ſie in ihrer geſchichtlichen Erſcheinung bei verſchiedenen Völkern, nach Gehalt und Umfang, in ſehr manigfachen Abſtufungen und Übergängen ſich darſtelle. Wie das Leben jedes Volkes wird auch das Bild dieſes Lebens, die Poeſie, beſchaffen ſein. Ein Hirtenvolk, in deſſen einſame Gebirgthäler der Kampf der Welt nur fernher in dumpfen Widerhallen eindringt, wird in ſeinen Liedern die beſchränkten Verhältniſſe ländlichen Lebens, die Mahnungen der Naturgeiſter, die einfachſten Empfindungen und Gemüthszuſtände niederlegen; ſein Geſang wird idylliſch-lyriſch austönen.

Ein Volk dagegen, das ſeit unvordenklicher Zeit in weltgeſchichtlichen Schwingungen ſich bewegt, mit gewaltigen Schickſalen kämpft und große Erinnerungen bewahrt, wird auch eine reiche und großartige Heldenſage, voll mächtiger Charaktere, Thaten und Leidenſchaften, aus ſich erſchaffen, und wie ſein Leben weitere Kreiſe zieht und größere Zuſammenhänge bildet, wird auch ſeine Sage ſich zum Epos, zum epiſchen

Cyclus, verknüpfen und ausdehnen. Dieſe Entfaltung zu einem umfaſſenden Epos, das Bedeutendſte, was die Volkspoeſie erzeugen kann, iſt uns nun auch in den Heldenliedern des deutſchen Mittelalters aufbewahrt.

Ich gedenke ſpäter einmal, in einem beſondern Curſus, eine geſchichtliche Überſicht der geſammten Volkspoeſie der neueuropäiſchen Völker zu geben. Es werden ſich bei dieſen alle Spielarten und Abſtufungen des Volksgeſanges, theils untergegangen, theils noch beſtehend, nachweiſen laſſen. Es wird ſich dann auch zeigen, wie überall die Volkspoeſie in dem Maaße zurückgewichen, in welchem die litterariſche Bildung und die mit ihr verbundene Herrſchaft dichteriſcher Perſönlichkeit vorgeſchritten, und daß dieſelbe nur da noch lebe und blühe, wo eine Litteratur noch nicht oder nicht mehr vorhanden iſt. Bedeutende Aufſchlüſſe geben in letzterer Beziehung die neueren Mittheilungen aus dem Volksgeſange zweier Völker, welche eben erſt im Begriffe ſind, nach harten Kämpfen, ihre Stelle unter den cultivierten Nationen des heutigen Europas einzunehmen; ich meine die Neugriechen und die Serben. Bei den erſtern iſt der Fall von Suli (Dec. 1803), der Tod des Markos Bozaris (1823) kaum erlebt und ſchon auch in herkömmlicher, volksmäßiger Weiſe geſungen. Im ſerbiſchen Geſange werden, neben den vielen Liedern aus dem häuslichen Leben, fortwährend die heimiſchen Thaten gefeiert, von den halb fabelhaften der alten Helden Duſchan und Marko bis zu den neueſten des letzten Aufſtandskrieges. Bei beiden Völkern iſt auch gewiſs dieſer fortlebende vaterländiſche Geſang nicht ohne merklichen Einfluß auf die Erhaltung und den neuen Aufſchwung des Nationalgefühls geblieben. Von Heldenliedern und Märchen, wie ſie in Schweden, Nordbritannien, auf den Faröen noch heute zum Tanze geſungen werden, ſind in Deutſchland nur noch verlorene Klänge hörbar. Hier hat zwar die Volkspoeſie einſt einen der großartigſten epiſchen Kreiſe gebildet, aber dieſer iſt längſt abgeſchloſſen. Gedeihen und Abſterben der Volkspoeſie hängen überall davon ab, ob die Grundbedingung derſelben, Theilnahme des geſammten Volkes, feſtſtehe oder verſage; ziehen die edleren Kräfte ſich von ihr zurück, dem Schriftenthum zugewendet, ſo verſinkt ſie nothwendig in Armuth und Gemeinheit.

Wenn nun auch eine vergleichende Zuſammenſtellung des deutſchen Epos mit der epiſchen Volksdichtung andrer Völker der alten und neuen Welt nicht in unſrer dermaligen Aufgabe liegt und wenn nicht zu beſtreiten iſt, daß die Geſchichte der poetiſchen Entwicklung jedes Volkes zunächſt aus deſſen eigenſten Zuſtänden entnommen werden ſolle, ſo iſt doch nicht minder gewiſs, daß die von allen Seiten neuerſchloſſenen Quellen des Volksgeſangs auch für die richtige Anſicht des längſt Vorhandenen und Bekannten von gröſter Wichtigkeit ſind, daß die entſprechenden Erſcheinungen bei ſo vielen Völkern auf ähnlicher Stufe des geſelligen Zuſtandes ſich gegenſeitig erklären und auf gemeinſame Bildungsgeſetze hinweiſen und daß daher der Blick auf dieſen größern Zuſammenhang geöffnet ſein muß, wenn die hiſtoriſche Behandlung der Poeſie eines einzelnen Volkes vor Willkühr und Vorurtheil geſichert ſein ſoll. Die bekannte Frage über die Abfaſſung der homeriſchen Gedichte wird ohne ſolchen Ausblick auf die Univerſalgeſchichte der Volkspoeſie niemals zu einer einleuchtenden Entſcheidung gelangen können. Bei der nachfolgenden Erörterung des einheimiſchen Epos wird uns derſelbe, auch ohne ausdrückliche Bezugnahme im Einzelnen, ſtets zur Leitung dienen. Umgekehrt aber wird die deutſche Heldenſage, die in reicher, durch viele Jahrhunderte verfolgbarer Entwicklung vor uns liegt, auch von ihrer Seite als eine der bedeutendſten Quellen zur rechten Einſicht in das Weſen und den Bildungsgang der epiſchen Volkspoeſie anzuerkennen ſein. W. Grimm ſagt in ſeiner Schrift über die deutſche Heldenſage (S. 336):

> „Wir genießen den Vortheil, die Veränderungen der Sage in Denkmälern beobachten zu können, welche von den erſten Spuren bis zu dem völligen Verſchwinden den Raum von etwa tauſend Jahren einnehmen. Es giebt kein andres Volk, das ſich dieſes Vortheils in ſolcher Ausdehnung erfreue.“

In der Betrachtung dieſes deutſchen Epos werde ich nun den Gang nehmen, daß ich zuvörderſt den Inhalt der Heldenlieder, da ich ſolchen nicht als bekannt vorausſetzen darf, im Umriß darlege; ſodann denſelben nach ſeinen Hauptelementen, dem geſchichtlichen, dem mythiſchen und dem ethiſchen, erläutre; endlich die Formen entwickle, in welchen dieſer poetiſche Stoff dargeſtellt, ausgebildet und zuletzt mittelſt ſchriftlicher Auffaſſung feſtgehalten worden iſt.

Ich werde dann aber auch im gegenwärtigen erſten Hauptabſchnitte der Betrachtung des umfaſſendern, in ſich abgeſchloſſenen epiſchen Cyclus in beſondrer Aufzählung diejenigen heroiſchen Dichtungen anreihen, welche, gleichfalls auf einheimiſcher Sage beruhend, doch für ſich vereinzelt ſtehen geblieben ſind oder einen größern Kreis zu bilden nur verſucht haben. Hier begegnen wir einer Reihenfolge geſchichtlicher Helden bis in das Geſchlecht der Hohenſtaufen ſelbſt, und dieſe ſichtbar erſt aus der ſpätern Geſchichte ſich entwickelnde Sagendichtung bahnt uns den Übergang zu den noch halb fabelhaften Reimchroniken, in welchen umgekehrt die Hiſtorie aus der Sagenpoeſie ſich abzulöſen beginnt.

I. Inhalt der Heldenſage im Umriß.

Der Hauptinhalt unſrer Heldenſage war nicht bloß in Deutſchland, ſondern auch über den ſkandinaviſchen Norden verbreitet. Damit ergibt ſich eine doppelte Geſtaltung derſelben, die deutſche und die nordiſche. Beide ſind, wenn auch in der Wurzel zuſammenhängend, doch in der Entfaltung bedeutend verſchieden; die nordiſche, noch ganz dem heidniſchen Alterthum angehörend, erläutert uns den früheren Zuſtand der deutſchen; aus der Zuſammenſtellung beider geht uns erſt der volle Gehalt des Ganzen hervor.

A. Deutſche Geſtaltung der Sage.

Es ſind achtzehn deutſche Gedichte, größeren oder geringeren Umfangs, welche aus dieſem Sagenkreiſe auf uns gekommen ſind. Wir zählen aber zu ihnen noch ein lateiniſches, von einem Deutſchen offenbar nach heimiſcher Quelle abgefaßtes. Mehrere derſelben ſind in doppelter oder mehrfacher Behandlung deſſelben Stoffes vorhanden.

Dieſe Gedichte ſind folgende: 1. Rother (Ruther), 12 Jhd. 2. Otnit, 13 Jhd. 3. Hugdietrich und Wolfdietrich, in zwei verſchiedenen Geſtaltungen, 13 Jhd. 4. Etzels Hofhaltung, 15 Jhd. 5. Dietrichs Drachenkämpfe, 13—14 Jhd. 6. Sigenot, 13 Jhd. 7. Ecken Ausfahrt, 13 Jhd. 8. Biterolf und Dietleib, 13 Jhd. 9. Laurin, 13 Jhd. 10. Der Roſengarten zu Worms, in mehrfachen Darſtellungen, 13 Jhd. 11. Alphart, 13 Jhd. 12. Dietrichs Flucht, 13—14 Jhd. 13. Schlacht vor Raben, ebenſo. 14. Hildebrand und ſein Sohn, Bruchſtück aus dem 8 Jhd. und ſpäteres Volkslied. 15. Walther, lateiniſch, 10 Jhd. 16. Hörnen Siegfried, 13—14 Jhd., ſammt dem Volksbuche gleichen Inhalts. 17. Nibelungenlied, Schluß des 12 Jhd. 18. Klage, 13 Jhd. 19. Gudrun, 13 Jhd.

Wir beſitzen in verſchiedenen mehr oder weniger kritiſchen Sammlungen und beſondern Ausgaben zwar im Ganzen das Corpus dieſes Gedichtkreiſes, aber Manches doch nur in ſpätern Überarbeitungen oder in einzelnen Darſtellungen, während die ältern Texte und andre nicht weniger merkwürdige Verſionen noch in der Handſchrift liegen.

Mit den aufgezählten Gedichten iſt übrigens der einſtige Umfang des Sagenkreiſes keineswegs erſchöpft. Jene ſelbſt weiſen auf manches Fehlende hin. Auch anderwärts iſt der Inhalt vermiſster Stücke angedeutet. Die reichſte Quelle der Ergänzung aber bietet der Norden. Denn außer der eigenthümlich nordiſchen Geſtaltung der Sage haben wir die große, in isländiſcher d. h. der dem ältern Skandinavien gemeinſchaftlichen Sprache abgefaßte Vilkinen- oder Dietrichsſage vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts (Grimm, Heldenſ. S. 175), welche, laut der Erklärungen, die in ihr ſelbſt enthalten ſind, nach deutſchen Gedichten und mündlichen Überlieferungen zuſammengeſetzt iſt, auch im Ganzen mit der deutſchen Sagenbildung übereinſtimmt und bedeutende Lücken derſelben ausfüllt.

Demſelben deutſch-nordiſchen Zweige gehört auch eine Reihe altdäniſcher Heldenlieder oder Balladen (Kjämpeviser) an. Sie ſind neu herausgegeben in:

Udvalgte Danske Viser fra Middelalderen udgivne paa ny af Abrahamson, Nyerup og Rahbek. 1ste Del. Kjöbenh. 1812. Deutſch: Altdäniſche Heldenlieder, Balladen und Märchen, überſetzt von W. C. Grimm. Heidelberg 1811.

Ich werde mich aber in den folgenden Auszügen auf den Beſtand der deutſchen Gedichte beſchränken. Es iſt mir darum zu thun, daß vorerſt geſchieden bleibe, was erklärt werden ſoll und was zur Erklärung dient, die Frage und die Antwort. Deshalb werde ich die verwiſchten Verbindungen der Lieder unter ſich hier noch nicht herzuſtellen, das Lückenhafte nicht zu ergänzen ſuchen; eine Ahnung des Zuſammenhangs wird ſich von ſelbſt ergeben. Auf der andern Seite iſt der Hauptzweck dieſer Auszüge, daß der Gegenſtand, von dem es ſich handelt, vor das Auge trete, daß die Bilder, welche zu deuten ſind, ſich hervorſtellen und dem Gedächtnis einprägen, damit, wenn künftig Namen genannt werden, zuvor ſchon die Geſtalten dazu gegeben ſeien. Zu dieſem Zweck iſt es nöthig, das verwirrende Nebenwerk abzuſtreifen, was allzu ſehr verdunkelt iſt, vorderhand beruhen zu laſſen, nur das eigentlich Sagenhafte in ſeiner jetzigen Geſtaltung und das für ſich Anſchauliche auszuheben. Ich werde daher nirgends erweitern oder hinzuſetzen, ſondern überall (wie es ſchon die Maſſe dieſer Gedichte mit ſich bringt) zuſammendrängen und abkürzen. Wer ausführlichere Analyſen zu leſen wünſcht, findet ſolche in dem Buche:

Heldenbilder aus den Sagenkreiſen Karls des Großen, Arthurs, der Tafelrunde und des Grals, Attilas, der Amelungen und Nibelungen. Herausg. von F. H. v. d. Hagen. 2 Thle. Breslau 1823 (mit 60, etwas buntſcheckigen Bildern).

Hier ſind die deutſchen Heldengedichte (mit Ausnahme von Rother und Gudrun) ihrem ganzen Inhalte nach und mit umſtändlichen Ergänzungen aus der Wilkina-Saga auf 792 Octavſeiten ausgezogen.

In dieſen deutſchen Liedern ſind hauptſächlich dreierlei Heldengeſchlechter verherrlicht: die Amelunge (gothiſche Sage), die Nibelunge (rheiniſch-burgundiſche Sage) und die Hegelinge (niederſächſiſche Sage).

Von den neunzehn zuvor aufgezählten Liedern ſind dem Ruhme der Amelungen, Dietrichs von Bern und ſeiner Stammgenoſſen zumeiſt die vierzehn erſtgenannten gewidmet, die vier weitern beziehen ſich vorzugsweiſe auf die Nibelunge; das letzte handelt von den Hegelingen. Wie im Nibelungenliede ſelbſt übrigens, ſo treffen auch in ſolchen Liedern, die wir zunächſt dem Amelungenſtamme zugeſchrieben haben, vorzüglich den Roſengartenliedern und Dietleib, Nibelunge und Amelunge kämpfend zuſammen.

Wir ordnen hiernach auch die folgenden Umriſſe.

1. Die Amelunge.

Rother.

Über dem Weſtmeere ſitzt König Rother in der Stadt zu Bare (Bari in Apulien). Er ſendet Boten, die um die Tochter des Königs Conſtantin zu Conſtantinopel für ihn werben ſollen. Als ſie hinſchiffen wollen, heißt er ſeine Harfe bringen. Drei Leiche (Spielweiſen) ſchlägt er an; wo ſie dieſe in der Noth vernehmen, ſollen ſie ſeiner Hülfe ſicher ſein. Jahr und Tag iſt um, die Boten ſind nicht zurück. Conſtantin, jede Werbung verſchmähend, hat ſie in einen Kerker geworfen, wo ſie nicht Sonne noch Mond ſehen. Froſt, Näſſe und Hunger leiden ſie; mit dem Waſſer, das unter ihnen ſchwebt, laben ſie ſich. Auf einem Steine ſitzt Rother drei Tage und drei Nächte, ohne mit jemand zu ſprechen, traurigen Herzens ſeiner Boten gedenkend. Auf den Rath Berthers von Meran, Vaters von ſieben der Boten, beſchließt er Heerfahrt, ſie zu retten oder zu rächen. Das Heer ſammelt ſich; da ſieht man auch den König Aſprian, den kein Roſs trägt, mit zwölf rieſenhaften Mannen daherſchreiten; der grimmigſte unter ihnen, Widolt mit der Stange, wird, wie ein Löwe, an der Kette geführt und nur zum Kampfe losgelaſſen. Bei den Griechen angekommen, läßt Rother ſich Dietrich nennen. Er läßt ſich vor Conſtantin auf die Kniee nieder; vom übermächtigen König Rother geächtet, ſuch' er Schutz und biete dafür ſeinen Dienſt an. Conſtantin fürchtet ſich, die Bitte zu verſagen. Durch Pracht und Übermuth erregen die Schützlinge Staunen und Furcht. Den zahmen Löwen, der von des Königs Tiſchen das Brot wegnimmt, wirft Aſprian an des Saales Wand, daß er in Stücke fährt. Wie leid es dem König iſt, er rührt ſich nicht. Rother verſchafft ſich, nach Berthers Rath, durch reiche Spenden großen Anhang. Da klagt die Königin, daß ihre Tochter dem verſagt worden, der ſolche Männer vertrieben. Die Tochter ſelbſt möchte den Mann ſehen, von dem ſo viel geſprochen wird. Am Pfingſtfeſte, wo ſie mit ihren Jungfraun zu Hofe kommt, gelingt ihr dieſes nicht, vor dem Gedräng der Gaffer um die glänzenden Fremdlinge. Als es ſtill in der Kammer, geht ihre Dienerin Herlind, ihn zu ihr zu beſcheiden. Er ſtellt ſich ſcheu, läßt aber ſeine Goldſchmiede eilend zween ſilberne Schuhe gießen und zween von Golde. Von jedem Paar einen, beide für denſelben Fuß, ſchickt er der Königstochter. Bald kehrt Herlind zurück, den rechten Schuh zu holen und den Helden nochmals zu laden. Jetzt geht er hin mit zween Rittern, ſetzt ſich der Jungfrau zu Füßen und zieht ihr die Goldſchuhe an. Während deſſen fragt er ſie, welcher von ihren vielen Freiern ihr am beſten gefalle. Sie will immer Jungfrau bleiben, wenn ihr nicht Rother werde. Da ſpricht er: „Deine Füße ſtehen in Rothers Schooß." Erſchrocken zieht ſie den Fuß zurück, den ſie in eines Königs Schooß geſetzt. Gleichwohl zweifelt ſie noch. Sie zu überzeugen, beruft er ſich auf die gefangenen Boten. Darauf erbittet ſie von ihrem Vater, als zum Heil ihrer Seele, die Gefangenen baden und kleiden zu dürfen. Des Lichtes ungewohnt, zerſchunden und zerſchwollen, entſteigen ſie dem Kerker. Der graue Berther ſieht, wie ſeine ſchönen Kinder zugerichtet ſind; doch wagt er nicht zu weinen. Als ſie darauf an ſichrem Orte, wohl gekleidet, am Tiſche ſitzen, ihres Leides ein Theil vergeſſend, ſchleicht Rother mit der Harfe hinter den Umhang. Ein Leich erklingt. Welcher trinken wollte, der gießt es auf den Tiſch; welcher Brot ſchnitt, dem entfällt das Meſſer. Vor Freuden ſinnlos ſitzen ſie und horchen, woher das Spiel komme. Laut erklingt der andere Leich; da ſpringen ihrer zween über den Tiſch, grüßen und küſſen den mächtigen Harfner. Die Jungfrau ſieht, daß es König Rother iſt. Fortan werden die Gefangenen beſſer gepflegt; ſie werden ledig gelaſſen, als der falſche Dietrich ſie verlangt, um Ymelot von Babilon zu bekämpfen, der mit großem Heere gegen Conſtantinopel heranzieht. Nach gewonnener Schlacht wird Dietrich mit den Seinigen zur Stadt vorangeſandt, um den Frauen den Sieg zu verkündigen. Er meldet aber, Conſtantin ſei geſchlagen und Ymelot komme, die Stadt zu zerſtören. Die Frauen bitten ihn, ſie zu retten, und er führt ſie zu ſeinen Schiffen. Als nun die Königstochter eingeſtiegen, entdeckt er den Trug und führt die Braut von dannen. Durch Liſt eines Spielmanns wird ſie ſpäter nach Conſtantinopel zurückentführt; durch Liſt und Gewalt, unter großen Gefahren, gewinnt König Rother ſie wieder.

Otnit.

Otnit, der junge König in Lamparten (Lombardei), auf der Burg zu Garten (Garda), findet keine kronwürdige Braut, weil alle Könige dieſſeits des Meeres ihm dienen. Darum will er nach der Tochter des Heidenkönigs Nachaol zu Muntabur fahren, obgleich ſchon viele Häupter der Werber um ſie auf den Zinnen jener Burg ſtecken. Zuvor reitet er in die Wildnis am Gartenſee (Gardaſee), von dem wunderkräftigen Stein eines Ringes geleitet, den ihm die Mutter gegeben. Vor einer Felswand, daraus ein Brunnen fließt, ſieht er auf blumigem Anger eine Linde ſtehen, die fünfhundert Rittern Schatten gäbe. Unter der Linde liegt ein ſchönes Kind im Graſe, köſtlich gekleidet, mit Gold und

Geſteine reich geſchmückt. Es iſt der Zwergkönig Elberich, dem Berg' und Thale dienen. Lange neckt und prüft der ſtarke Zwerg den Jüngling; zuletzt entdeckt er ſich als deſſen Vater. Unſichtbar hat er einſt die Königin, Otnits Mutter, überwältigt. Jetzt hebt er ſich in den Berg und holt für Otnit eine leuchtende Rüſtung, ſammt dem herrlichen Schwert Roſe. Zum Abſchied verſpricht er, dem Sohne ſtets gewärtig zu ſein, ſo lang dieſer den Ring habe. Vier Tage reitet Otnit vergeblich umher, die Waffen zu verſuchen. Soll er nicht andern Streit finden, ſo muß es vor ſeiner eigenen Burg geſchehn. Schon wird er dort als todt betrauert, da ruft plötzlich, vor Tages Anbruch, der Wächter: „Draußen hält ein Mann, vom Haupt zum Fuße brennend.“ Es iſt Otnit im Glanze der Rüſtung. Der Morgenſtern glänzt aus den Wolken, ihm gleich leuchten Otnits Schild und Helm. Die Königin öffnet ihr Fenſter. „Er brennt wie eine Kerze, ſpricht ſie; meines Sohnes Ringe waren nicht ſo hell.“ Otnit verkehrt die Stimme, die gewaltig unterm Helme toſt; er nennt ſich einen Heiden, der den jungen König erſchlagen. Die Burgmannen fordert er auf, dieſe Schmach zu rächen. Sie wappnen ſich; der Burggraf kämpft mit ihm auf der Brücke und wird verwundet; ebenſo des Burggrafen Bruder. Das Schwert Roſe ſchneidet die Stahlringe, wie morſchen Baſt; Otnits Rüſtung bleibt unverſehrt. Jetzt giebt er ſich als ihren Herrn zu erkennen, der nur ihre Treue prüfen wollte.

Die Zeit der Meerfahrt iſt herangekommen. Zu Meſſina eingeſchifft, fahren ſie erſt gen Sunders (Suders), der Heiden Hauptſtadt, wo vor allen Elias, König von Reußen, Otnits Oheim, als Heidenvertilger wüthet. Von da ziehen ſie vor die Königsburg Muntabur, auf des Gebirges Höhe. Elberich hat ſeines Wortes nicht vergeſſen; er ſaß die ganze Fahrt über auf dem Maſtbaume, keinem ſichtbar, als wer den Ring am Finger hatte. Überall ſchafft er Rath und Hülfe. Die kleinen Schiffe, die vor Sunders lagen, führt er zur Nachtzeit, wie mit Windeswehen, hinweg und auf ihnen fuhr das Heer zum Lande. Jetzt weiſt er die Straße nach Muntabur, dem Heere mit dem Banner vorreitend; aber nur Roſs und Fahne ſind ſichtbar, der Träger nicht. Er neckt den Heidenkönig, wenn dieſer nachts, ſich zu erkühlen, an die Zinne tritt, rauft ihm den Bart, wirft das Wurfgeſchütz und die Särge der Heidengötter in den Graben. Er zeigt der Königstochter von der Zinne den Helden Otnit, wie er herrlich im Streite geht, ſein Harniſch leuchtend, blutig das Schwert. Da ſpricht ſie: „Er iſt eines hohen Weibes werth.“ Elberich führt ſie heimlich zur Burg hinaus, wo Otnit ſie vor ſich zu Roſſe hebt und mit ihr davonrennt. Mit den verfolgenden Heiden beſteht der Held ſiegreichen Kampf; des Heidenkönigs ſchont er um der Tochter willen. Auf dem Meere wird dieſe getauft und Sidrat geheißen. Nach der Heimkunft aber wird ihre Krönung zu Garten gefeiert. Bei dem Feſte läßt Elberich ſich ſchauen, die Goldkrone auf dem Haupt, mit einem Edelſteine, der wie die Sonne leuchtet. Eine Harfe in der Hand, rührt er die Saiten, daß der Saal erklingt.

Der alte Heidenkönig, Verſöhnung heuchelnd, ſendet reiche Geſchenke. Zugleich aber bringt ſein Jäger zween junge Lindwürme mit, die er im Gebirg oberhalb Trient in einer Felshöhle groß zieht. Nach Jahres Friſt kommen ſie heraus und ſchweifen gierig umher. Ihr Pfleger ſelbſt iſt ihnen kaum entronnen. Niemand wagt mehr die Straße zu ziehen; die Äcker werden nicht eingeſät, die Wieſen nicht gemäht. Bis vor die Burg von Garten wird das Land verwüſtet. Tod droht dem Helden, der ſie zu beſtehen wagt.

Hugdietrich.

Hugdietrich, der junge Sohn des Attenus, iſt König zu Conſtantinopel. Roſenfarb ſein Antlitz, gelbes Haar ſchwingt ſich ihm über die Hüften. Als er zwölf Jahr alt, beräth er ſich mit ſeinen Dienſtmannen um eine Frau. Berchtung, Herzog von Meran, ſein Erzieher, rühmt die ſchöne Hiltburg, Tochter des Königs Walgund zu Salneck (Salonichi). Aber ihr Vater hat geſchworen, ſie keinem Manne zu geben, und hält ſie in feſtem Turme verſchloſſen. Noch dünkt ſich Hugdietrich zum Kampfe zu jung, mit Liſt will er ſie gewinnen. Er lernt an der Rahme wirken, ſchönes Bildwerk, Hirſch und Hinde, was da lebt. Im Kleid einer Jungfrau, mit langwallenden Haaren, geht er zur Kirche. Jedermann fragt: „Wer iſt die Minnigliche?“ So zieht er mit großem Geleite gen Salneck, wo er ſich Hiltgund, des Griechenkönigs Schweſter, nennt, die von ihrem Bruder vertrieben ſei, weil ſie nicht einen Heiden zum Manne gewollt. König Walgund und ſeine Gemahlin, Liebgart, gewähren freundliche Aufnahme. Berchtung führt das Gefolge zurück.

Hiltgund aber arbeitet künſtlich in Gold und Seide und lehrt es auch die Mägde der Königin. Dem König wirkt ſie eine herrliche Haube (Mütze), darin er am Pfingſtfeſt bei Tiſche prangt. Sie ſelbſt wird der ſchönen Hiltburg gegenübergeſetzt und ſchneidet ihr zierlich das Brot vor. Die Königstochter erbittet ſich die fremde Jungfrau zur Geſpielin. Hiltgund wird zu ihr in den Turm verſchloſſen und lehrt ſie Gold und Seide weben. Zwölf Wochen dauert die Verſtellung, länger nicht. Nach Jahresfriſt wird Hiltgund, wie verabredet war, durch Berchtung wieder abgeholt; des Bruders Zorn ſei zergangen. Trauernd bleibt Hiltburg zurück, die ſich ſchwanger fühlt. Sie geneſt eines ſchönen Sohnes, den ſie ihrer Mutter ſelbſt verbirgt. Als dieſe auf den Turm kommt, wird das Kind, in ſeidene Tücher gehüllt, in das Gebüſch des Burggrabens niedergelaſſen. Als aber die Königin abends weggegangen, iſt es nirgends mehr zu finden. Ein Wolf, der manchmal dort im Hage Hühner fängt, hat es in ſeine Höhle getragen, den Jungen zur Speiſe. Doch weil dieſe noch klein und blind ſind, bleibt es unverletzt. Morgens, auf der Jagd, kommt König Walgund zu der Höhle, wo das Kind gefunden wird. Er ſchlägt ſein Gewand um daſſelbe, nimmt es auf ſein Pferd und bringt es zur Burg. Hugdietrich aber macht ſich, nun unverkleidet, wieder nach Salneck auf, küſst ſein Kind und ſpricht, indem er den goldreichen Mantel[1] fallen läßt, vor aller Welt: „Mein Sohn, Conſtantinopel, das Königreich, iſt dein!" Hiltburg wird ihm zur Frau gegeben, mit großen Ehren führt er ſie heim nach Conſtantinopel. Wolfdietrich iſt das Kind getauft worden, weil man es bei den Wölfen gefunden.

Wolfdietrich.

Wolfdietrich mit zween jüngern Brüdern, Bogen und Wachsmut, wird durch Herzog Berchtung in Ritterkünſten unterwieſen. Er wächſt kräftig vor den andern heran; den Stein wirft er ſechs Klafter weiter, als ſie. Von dem mächtigen Kaiſer Otnit in Lamparten kommen Boten, welche Zins heiſchen. Hugdietrich, die Drohung fürchtend, läßt einen Säumer mit Gold laden. Zürnend ſpricht Wolfdietrich zu den Boten, ſobald er Mann geworden, werd' er den Kaiſer um ſein eigen Land beſtehn.

---

[1] Legitimation des Mantelkindes, legitimatio per pallium.

Auf dem Sterbelager vertheilt Hugdietrich den Söhnen ſein Reich. Wolfdietrich erhält Conſtantinopel, aber die Brüder maaßen ſich ſein Erbtheil an, weil er ein Kebskind ſei. Berchtung von Meran, deſſen Pflege er empfohlen iſt, ſchwört mit ſechszehn Söhnen, ihm das Erbe wieder gewinnen zu helfen. Sie ziehen mit Heeresmacht aus der Stadt Meran und fahren gen Conſtantinopel über. Indeſs das Heer in einem Walde hält, reiten Wolfdietrich und Berchtung in die Veſte, um die Brüder zur Güte zu bewegen. Vergeblich bietet jener ſein halbes Erbe. Die Brüder waffnen gegen ihn, Berchtung aber ſpringt zur Zinne und bläſt ſein Hörnlein. Da kommen ſeine Söhne mit dem Heer und dringen in das offene Thor. Vom Kampf erſchallt die Veſte; ſie treiben einander ein und aus. Drei Tage wird geſtritten. Berchtungs Volk iſt all erſchlagen, nur ſeine Söhne leben noch. Sie ſtreiten wieder drei Tage; ſechs von Berchtungs Söhnen werden erſchlagen. Sieht er einen fallen, ſo lacht er ſeinen Herrn an, damit der es nicht merke. Wolfdietrich ſtürzt von einem Steinwurf; Berchtung hält das Schwert über ihn und die Söhne kämpfen mit zuſammengekehrten Rücken, bis jener ſich erholt. Jetzt erſt entweichen ſie zum Walde, wo der junge Fürſt, als er ſechs von Berchtungs Söhnen vermiſst, ſich in ſein Schwert ſtürzen will.

Fortan iſt ſein Schickſal ein Gewebe von Verzauberungen, Irrfahrten, Rieſenkämpfen und andern ſeltſamen Abenteuern, durch die wir hier nur den Hauptfaden der Geſchichte verfolgen. Durch Zauber wird er von ſeinen Dienſtmannen getrennt. Nach langem, vergeblichem Suchen bieten dieſe ihren Dienſt den Brüdern an, doch nur mit dem Beding, des Eides ledig zu ſein, wenn Wolfdietrich wiederkehre. Die Könige, hierüber erzürnt, laſſen Berchtung und ſeine Söhne, je zween zuſammengeſchmiedet, auf der Burgmauer Wache gehen.

Wolfdietrich hat ihrer nicht vergeſſen. Vom Zauber entbunden, will er den Kampf beſtehn, den er als Knabe dem Kaiſer Otnit entboten. So hofft er mächtigen Beiſtand zur Befreiung ſeiner Dienſtmannen zu gewinnen. Vor der Burg zu Garten ſteht eine Linde, darunter niemand weilen darf, es ſei denn um Streites willen. Unter ihr legt Wolfdietrich ſich nieder und entſchläft vom ſüßen Vogelſang. Otnit und Sidrat gewahren ihn von der Zinne. Der Kaiſer geht hinaus, weckt ihn zum Kampfe und wird beſiegt. Er hat ſelbſt dem

Gegner den Helm feſtgebunden; jetzt holt Wolfdietrich im Helme Waſſer, womit Sidrat den lebloſen Gemahl erfriſcht. Die Helden ſchwören ſich Genoſſenſchaft und gehen Arm in Arm zur Burg.

Noch iſt den elf Dienſtmannen die Rettung ferne. Wolfdietrich wird auf neuen Fahrten umgetrieben. Otnit aber reitet zu Walde, ſein Land von den Lindwürmern zu erlöſen, die ihm ſein Schwäher geſandt. Er empfiehlt der Kaiſerin, wenn er umkomme, ſeinem Rächer ſich zu vermählen. Unter einer bezauberten Linde fällt er in tiefen Schlaf. Vergeblich bellt der Hund und ſcharrt das Roſs, als der Lindwurm naht. Das Ungethüm trägt den Schlafenden im Rachen fort. Als er aufwacht und ſein Schwert ziehen will, zerſchmettert ihn der Lindwurm an einer Felswand und trägt den Leichnam in den Berg, wo die jungen Würme ihn aus dem Harniſch ſaugen. Das Roſs läuft mit dem Hunde vor das Thor zu Garten. Trauernd lebt die Wittwe Sidrat bis in das dritte Jahr. Da kommt Wolfdietrich in der Nacht wieder vor die Burg. Er hört den Wächter an der Zinne um ſeinen Herrn klagen, der ihn wohl gehalten und den niemand rächen wolle. Die Kaiſerin tritt zum Wächter und klagt mit ihm. Ihre Schenken und Truchſäße ſeien jetzt ihre Herren, ſie ſei vom Reiche verſtoßen, weil ſie keinen zum Gemahl wolle, als der die Würm' erſchlage. Wolfdietrich wirft einen ungeheuren Stein an die Zinne, daß es laut erhallt. Erſchrocken ruft Sidrat hinab, was ſie verſchuldet, daß man ſie zu Tode werfen wolle. Der Held erwidert, er habe bewähren wollen, ob er Kraft habe, die Würme zu bekämpfen. Eher will er ſich nicht zeigen, noch nennen: aber ein Wahrzeichen verlangt er, daß ihm alsdann die Krone ſammt der Kaiſerin zum Danke werde. An ſeidnem Faden läßt ſie ihren Ring nieder, mit dem er davon jagt. Im Walde trifft er einen Löwen im Kampfe mit dem Lindwurm. Er ſteht jenem bei, weil er ſelbſt einen goldnen Löwen im Schilde führt. Held und Löwe löſen ſich im Kampf ab, bis dem Helden das Schwert bricht. Der Wurm trägt ihn im Schweife, den Löwen im Rachen, zur Höhle. Die jungen Lindwürme freſſen den Löwen auf; Wolfdietrich aber findet Otnits Schwert, womit er ſämmtliche Würm' erſchlägt, bis auf einen, den ſpäter Dietrich von Bern bekämpft. Zum Lohn empfängt er die Krone und die Hand der Kaiſerin.

Einmal ſchon auf ſeinen Fahrten iſt Wolfdietrich zur Nachtzeit vor die Burg ſeiner Brüder gekommen. Dort vernahm er die Klage ſeiner Dienſtmannen auf der Mauer. Sie hörten nur, als er wegritt, den Hufſchlag ſeines Roſſes und wie er, die Hände zuſammenſchlagend, ausrief: „Ich bin nicht todt!“ Darüber wurden ſie froh in ihren Banden. Jetzt, zur Krone gelangt, führt er ein großes Heer gen Conſtantinopel. In der Nacht geht er ſelbzwölfte, in Pilgertracht, an den Graben, wo er die Dienſtmannen ihr zehnjährig Leid klagen hört. Herbrand, einer von Berchtungs Söhnen, erzählt einen Traum; ein Adler ſei gekommen, die Könige zu verderben, und habe die Gefangenen von dannen geführt. Wolfdietrich bittet für ſich und die andern um Brot und Wein, um der liebſten Seele willen, die jenen der Tod hingenommen. Um zween Todte trauern die Wächter, ihren Vater Berchtung und ihren Herrn Wolfdietrich; jenes wollen ſie vergeſſen; um dieſes willen bieten ſie ihren Harniſch an, ihre einzige Habe, daß er um Brot und Wein verſetzt werde. Der Pilger fragt um Berchtungs Tod. Zu Pfingſten, erzählen jene, hielt der König einen Hof; reich Gewand trugen alle Fürſten, nur ſie, die Herzogskinder, trugen graue Kleider und rinderne Schuhe. Da rief ihr Vater: „O weh, Wolfdietrich, lebteſt du noch, du ließeſt uns nicht in ſolcher Armuth.“ Darnach ſprach er nichts mehr, er ſtarb vor Herzeleid. Mit großer Klage um ſeinen Meiſter giebt Wolfdietrich ſich zu erkennen. Die Wächter knieen auf der Mauer nieder und bitten Gott, wenn es wirklich ihr Herr ſei, ihre Bande zu löſen, zum Zeichen, daß ſie ihm Treue gehalten. Da zerſpringen ihre Ringe, ſie eilen von der Mauer und öffnen das Thor. Die Stadt wird eingenommen, die Brüder unterliegen in großer Feldſchlacht. Als darauf um Mitternacht Meſſe geleſen wird, bemerkt Wolfdietrich einen Sarg neben dem ſeines Vaters. Er hört, daß Berchtung hier beſtattet ſei. Da reißt er die Steine vom Sarg, umarmt und küſst den Todten, deſſen Leichnam noch unverſehrt iſt. Wolfdietrich beſtellt nun das Reich, führt ſeine Brüder gefangen nach Garten und begnadigt ſie nur auf Fürbitte der Kaiſerin. Berchtungs Söhne werden reich belehnt; ſie empfangen zum Schilde drei goldne Wölfe im grünen Feld mit blauem Ringe; davon nennt man dieſes Geſchlecht die Wölfinge.

In ſpätern Jahren überläßt Wolfdietrich das Reich ſeinem Sohne, der nach dem Ahn Hugdietrich heißt. Er ſelbſt begiebt ſich in das Kloſter Tuſtkal, am Ende der Chriſtenheit. Die Brüderſchaft hält er in ſtrenger Zucht und als die Heiden das Kloſter bedrängen, führt er ſiegreich wieder das Schwert. Keine Buße iſt ihm ſtark genug, er bittet die Kloſterbrüder um eine ſolche, wodurch er in Einer Nacht ſeiner Sünden ledig werde. Im Münſter richten ſie ihm eine Bahre. Darauf ſitzt er allein die Nacht hindurch. Die Geiſter aller, die er je erſchlagen, kommen heran und bekämpfen ihn; die härteſten Stürme, die er ſonſt gefochten, ſind nichts gegen dieſen. Morgens wird er für todt hinweggetragen, ſeine Haare ſind ſchneeweiß geworden. Noch weilt er aber manches Jahr in der Brüderſchaft, bis die Engel ſeine Seele hinführen.

(Dieß die eine Geſtaltung der Wolfdietrichsſage in deutſchem Liede; die andre ſoll, als der Erklärung näher zu ſtatten kommend, für dieſe aufgeſpart bleiben.)

Dietrich von Bern.

Dieſer ſagenberühmteſte der deutſchen Helden iſt (nach dem Anhang des Heldenbuchs Bl. 210) von einem Geiſte gezeugt. Darum ſchießt ihm Feuer aus ſeinem Munde, wenn er zornig wird. Frühe ſchon kämpft er in der Wildnis mit Rieſen und Drachen.

Sigenot.

Einſt findet Dietrich den Rieſen Sigenot, im Walde ſchlafend, erweckt ihn und muß mit ihm ſtreiten. Der Rieſe will ſeinen Oheim Grim rächen, den und deſſen Weib Hilde Dietrich früher erſchlagen und von ihnen den glänzenden Helm Hildegrim erbeutet hat. Sigenot ſchlägt mit ſeiner Stange den Berner zu Boden und wirft ihn in einen hohlen Stein, wohin kein Licht ſcheint. Dietrichs Meiſter, Hildebrand, iſt ſeinem Herrn nachgeritten, findet deſſen Roſs allein an einen Baum angebunden und beweint ſeinen Tod. Auch er wird von Sigenot angerannt, der ihm mit der Stahlſtange das Schwert aus den Händen ſchlägt und ihn am Barte nach dem hohlen Steine trägt. Hildebrand denkt jetzt nur darauf, wie er ſeinen Bart räche, in den nie zuvor eines Mannes Hand gekommen. Er findet in dem Berge Dietrichs Schwert, erlegt mit dieſem den Rieſen und befreit, mit Hülfe des Zwerges Eggerich, ſeinen Herrn aus der Wurmhöhle, nachdem er demſelben erſt verwieſen, daß er, gegen beſſern Rath, allein von Bern weggeritten.

Ecke.

In dem Lande, wo jetzt Köln liegt, wohnten drei königliche Jungfrauen. Sie haben Dietrichs Lob vernommen und wünſchen ſehnlich, ihn zu ſehen. Drei rieſenhafte Brüder, Ecke, Faſold und Ebenrot, werben um die Jungfrauen. Ecke, kaum achtzehn Jahre alt, hat ſchon manchen niedergeworfen; ſein gröſter Kummer iſt, daß er nicht zu fechten hat. Ihn verdrießt, daß der Berner vor allen Helden gerühmt wird und er gelobt, denſelben, gütlich oder mit Gewalt, lebend oder todt, herzubringen. Zum Lohne wird ihm die Minne einer von den dreien zugeſagt. Seburg, die ſchönſte, ſchenkt ihm eine herrliche Rüſtung, darein ſie ſelbſt ihn wappnet. Auch ein treffliches Roſs läßt ſie ihm vorziehn, aber Ecken trägt kein Roſs und er braucht auch keines, vierzehn Tag' und Nächte kann er gehen ohne Müdigkeit und Hunger. Zu Fuß eilt er von dannen über das Gefild, in weiten Sprüngen, wie ein Leopard; fern aus dem Walde noch, wie eine Glocke, klingt ſein Helm, wenn ihn die Äſte rühren. Durch Gebirg und Wälder rennend, ſchreckt er das Wild auf; es flieht vor ihm oder ſieht ihm ſtaunend nach, und die Vögel verſtummen. So läuft er bis nach Bern, und als er dort vernimmt, daß Dietrich ins Gebirg geritten, wieder an der Etſch hinauf in einem Tage bis Trient. Den Tag darauf findet er im Walde den Ritter Helfrich mit Wunden, die man mit Händen meſſen kann; kein Schwert, ein Donnerſtrahl ſcheint ſie geſchlagen zu haben. Drei Genoſſen Helfrichs liegen todt. Der Wunde räth Ecken, den Berner zu ſcheuen, der all den Schaden gethan. Ecke läßt nicht ab, Dietrichs Spur zu verfolgen. Kaum ſieht er dieſen im Walde reiten, als er ihn zum Kampfe fordert. Dietrich zeigt keine Luſt, mit dem zu ſtreiten, der über die Bäume ragt. Ecke rühmt ſeine köſtlichen Waffen, von den beſten Meiſtern geſchmiedet, Stück für Stück, um durch Hoffnung dieſer Beute den Helden zu reizen. Aber Dietrich meint, es wäre thöricht, ſich an ſolchen Waffen zu verſuchen. So ziehen ſie lange hin, der Berner ruhig zu Roſs, Ecke nebenher ſchreitend und inſtändig um Kampf flehend. Er droht, Dietrichs Zagheit überall zu verkünden, er mahnt ihn bei aller Frauen Ehre, er giebt dem Gegner alle Himmelsmächte vor. Endlich willigt der Berner ein, am Morgen zu ſtreiten. Doch Ecke will nicht warten, er wird nur dringender. Schon iſt die Sonne zu Raſt, als Dietrich vom Roſſe ſteigt. Sie kämpfen noch in der Nacht: das Feuer, das ſie ſich aus den Helmen ſchlagen, leuchtet ihnen. Das Gras wird vertilgt von ihren Tritten, der Wald verſengt von ihren Schlägen. Sie ſchlagen ſich tiefe Wunden, ſie ringen und reißen ſich die Wunden auf. Zuletzt unterliegt Ecke. Vergeblich bietet Dietrich Schonung und Genoſſenſchaft, wenn jener das Schwert abgebe. Ecke trotzt und zeigt ſelbſt die Fuge, wo ſein Harniſch zu durchbohren iſt. Dietrich beklagt den Tod des Jünglings, nimmt deſſen Rüſtung und Schwert Eckenſachs, das er ſeitdem führt, und bedeckt den Todten mit grünem Laube. Dann reitet er hinweg, blutend und voll Sorge, man möchte glauben, er hab' Ecken im Schlaf erſtochen. Schwere Kämpfe beſteht er noch mit deſſen Bruder Faſold und dem übrigen rieſenhaften Geſchlechte. Das Haupt Eckes führt er am Sattelbogen mit ſich und bringt es den drei Königinnen, die den Jüngling in den Tod geſandt.

Biterolf und Dietleib.

Biterolf, ein ruhmreicher König zu Tolet (Toledo), hört die Erzählung eines alten Pilgers von der Macht und Herrlichkeit des Hunnenkönigs Etzel, dem ſo viel Könige und Recken dienen. Er beſchließt ſelbſt zu ſehen und zu vergleichen. Mit zwölf Mannen reitet er heimlich hinweg, ſeine Gemahlin, Dietlinde, und einen zweijährigen Sohn, Dietleib, zurücklaſſend. Ungekannt giebt er ſich in Etzels Dienſt und heerfahrtet für ihn gegen Preußen und Polen. Indeſs wächſt der Knabe Dietleib heran: wenn andre Kinder „Vater“ ſagen, fragt er, was ein Vater ſei. Er hört, daß der ſeinige ſeit zehn Jahren vermiſst werde. Einſt findet er Biterolfs Waffen, darunter deſſen Schwert Welſung. Dieſe läßt er Nachts durch ein Fenſter die Mauer nieder, wo drei andre Knaben ſie empfangen. Morgens bittet er die Mutter um Erlaubnis auf die Falkenjagd, ſtößt zu den drei Genoſſen, wappnet ſich und reitet mit ihnen aus dem Lande, den Vater zu ſuchen. Durch mancherlei Abenteuer, in denen ſeine Kraft geprüft wird, gelangt auch er an den Hof zu Etzelnburg. Seine jugendliche Schönheit wird angeſtaunt. Lange goldfarbe Haare, wie einer Jungfrau, hängen ihm über die Schwertfeſſel herab. Er kann ſich damit vor Regen decken, wie ein Falke mit den Flügeln. Um jene Zeit rüſtet König Etzel eine Heerfahrt gegen die

Polen. Biterolf führt der Schaaren eine. Dietleib bittet, mit in den Streit fahren zu dürfen. Es wird ihm, ſeiner Jugend wegen, verſagt; aber, den Hütern entweichend, reitet er heimlich dem Heere nach und erreicht es eben zur Zeit der Schlacht. Mitten durch das Polenheer hat Biterolf ſich eine Gaſſe geſchlagen. Auch Dietleib verhaut ſich in die Feinde. So begegnen ſich im Gedränge Vater und Sohn; ſie halten ſich für Gegner und kämpfen mit einander. Der Junge führt auf den Alten einen Schlag, davon die Funken aufſprühn. Da erkennt Biterolf den Klang ſeines Schwertes Welſung, das er daheim gelaſſen. Ahnung und Sehnſucht ergreift ihn (3704: da was im ande genûg). So findet Dietleib den Vater, den er durch manche Lande geſucht. Siegreich kehren die beiden zum Hofe Etzels zurück, der nun auch ihre Namen erfährt und ſie in hohen Ehren hält. Biterolf empfängt von ihm das geſegnete Steierland; dort baut er die Burg Steier und führt dahin ſeine Gemahlin mit all ſeinem Volk und Geſinde.

Laurin.

Similde, Dietleibs Schweſter, luſtwandelt vor der Burg zu Steier zu einer Linde auf grüner Aue. Plötzlich verſchwindet ſie vor ihrem Gefolge; der Zwergkönig Laurin, in eine Nebelkappe gehüllt, führt ſie unſichtbar hinweg in das Gebirge, wo er herrſcht, die Wildnis Tirol. Dietleib reitet, um Rath zu finden, nach Garten zum alten Hildebrand und mit ihm gen Bern zum König Dietrich. Dieſem erzählt Hildebrand von dem Übermuthe des kleinen Laurin und von ſeinem Roſengarten mit vier goldenen Pforten und, ſtatt der Mauer, mit einem Seidenfaden umgeben; wer den zerreiße, werd' um Hand und Fuß gepfändet. Sogleich macht Dietrich nach dieſem Abenteuer ſich auf, begleitet von Wittich, Wielands Sohn; Hildebrand, Dietleib und Wolfhart folgen nach. Als jene beiden des Waldes ſieben Meilen geritten, kommen ſie vor den Garten, aus dem die Roſen duften und glänzen. Dietrich hat ſeine Freude daran, Wittich aber will der Hochfahrt ein Ende machen, zerſtört die goldnen Pforten und zertritt die Roſen. Da kommt Laurin mit Speer und Schwert geritten, Waffen, Gewand und Reitzeug von Gold und Edelſteinen leuchtend. Das Geſtein giebt ihm Kraft, einen Gürtel trägt er, davon er zwölf Männer Stärke hat; auf dem Haupt eine lichte Goldkrone, darin Vögel ſingen, als lebten ſie. Der Zwerg ſchilt die Zerſtörer ſeines Gartens und verlangt zur Buße von jedem den linken Fuß, die rechte Hand. Dietrich meint, es könne mit Gold gebüßt werden und der Mai bringe neue Roſen. Aber der Zwerg verſichert, daß er Goldes mehr als genug habe, und Wittich ſpottet ſeines ſchüchternen Herrn. Da rennen Laurin und Wittich mit den Speeren zuſammen: der Zwerg ſticht den Gegner aus dem Sattel, bindet ihn und will ſein Pfand nehmen. Jetzt ergreift auch Dietrich ſeinen Speer, als eben Hildebrand mit den zween andern nachkommt. Er räth ſeinem Herrn, zu Fuße zu ſtreiten und den Zwerg, deſſen Harniſch nicht zu verſehren iſt, mit Schwertſchlägen zu betäuben. Dietrich ſchlägt, daß dem Zwerg die Sonne vergeht; da macht Laurin ſich unſichtbar und ſchlägt dem Helden große Wunden. Jetzt verſucht Dietrich es mit Ringen, wird aber bei den Beinen in den Klee geworfen. Zornflammen gehn aus ſeinem Munde; doch bezwingt er den Kleinen erſt, als er ihm, auf Hildebrands Rath, den Gürtel abgeriſſen. Laurin fleht um Gnade, und als der zürnende Dietrich ſie verſagt, ruft er Dietleib als Schwager an. Dietleib hält ſich zur Hülfe verpflichtet; es erhebt ſich ein furchtbarer Kampf zwiſchen ihm und dem Berner. Hildebrand und die zween andern drängen ſich dazwiſchen und ſtiften einen Frieden, darein Laurin mitbegriffen wird. Dietrich und Dietleib ſchwören ſich Geſellſchaft und Laurin ladet die Helden in ſeinen hohlen Berg. Sie reiten mit einbrechender Nacht durch den Wald; bei einem Brunnen ſteigen ſie ab. Laurin läutet eine goldne Schelle, die vor einem Berge hängt. Laut erhallt es im Berge, der ſogleich ſich aufſchließt. Ein Schein, taghell, geht von dem edeln Geſtein aus, das im Berge liegt, und leuchtet durch den Wald. Saitenklang und andrer Wohllaut ertönt. Ein Zwergkönig, Laurins Verwandter, hauſt in dieſem Berge. Die Gäſte werden im Saale des Königs köſtlich bewirtet. In der Frühe reiten ſie weiter zu Laurins Berge. Vor demſelben iſt ein luſtiger Plan mit einer Linde und duftreichen Obßbäumen; darauf ſingen Vögel aller Art und umher ſpielt zahmes Wild. Dietrichs Herz iſt freudenvoll, Hildebrand räth, den Tag nicht vor dem Abend zu loben; Wittich traut am wenigſten; als aber Wolfhart ihn der Furcht verdächtigt, geht er zuerſt dem Berge zu und bläſt ein goldnes Horn, das davor hängt. Der Berg wird geöffnet; durch eine ſtählerne Thür, dann durch eine goldne, werden ſie eingeführt. Geſang, Tanz, Ritterſpiel treiben hier die Zwerge. Auf die Helden wird ein Zauber geworfen, daß keiner den andern ſieht. Zu Tiſch aber erſcheint Similde, herrlich gekrönt; kleine Sänger und Spielleute, Ritter einer Elle lang, reichgekleidete Mägdlein gehen mit ihr zu Hoſe. Ein Stein ihrer Krone vertreibt den Zaubernebel. Sie halſt und küſst den Bruder; was ihr Herz begehrt, wird ihr hier tauſendfältig, aber ſie ſehnt ſich nach der chriſtlichen Heimath. Laurin beredet die Helden, ſich zu entwaffnen. Als nun Similde weggegangen, fällt der Zauber wieder auf die Augen der Gäſte und ein betäubender Trank, in den Wein gemiſcht, ſenkt ſie in feſten Schlaf. So werden ſie gebunden und in einen tiefen Kerker geworfen. Nur Dietleibs will Laurin ſchonen und ihn reichlich begaben, wenn er der Genoſſen ſich nicht annimmt. „Was ihnen geſchieht, geſchehe mir!“ antwortet Dietleib. Da wird er beſonders eingeſperrt, aber die Schweſter befreit ihn, giebt ihm einen Ring, davon er wieder ſieht, und hilft ihm zu den Waffen. Er wirft den Genoſſen die ihrigen in den Kerker hinab. Als Laurin den Helden frei ſieht, ſtößt er ins Horn und ein Heer von Zwergen ſammelt ſich. Dietleib kämpft gegen die Überzahl. Indeſs hat Dietrich mit der Gluth ſeines Mundes ſeine Bande verbrannt; die Eiſenringe zerſchlägt er mit den Fäuſten und löſt ſo auch die Genoſſen. Der Gürtel, den er dem Zwerge genommen, giebt ihm das Geſicht wieder und er ficht jetzt an Dietleibs Seite. Einen Ring, den er von Laurins Finger zieht, wirft er ſeinem Meiſter zu; auch Hildebrand ſieht nun und kämpft. Zwerge zu Tauſenden erliegen; da läuft einer vor den Berg und ruft mit dem Horne fünf Rieſen aus dem Walde herbei. Sie eilen mit ihren Stangen zum Streite. Wittich und Wolfhart, den Waffenſchall vernehmend, wollen blindlings unter die Feinde ſpringen; Similde hilft auch ihnen durch Ringe mit edeln Steinen zum Geſicht. Jeder der fünf Helden nimmt einen Rieſen auf ſich, jeder erſchlägt den ſeinigen. Bis ans Knie waten ſie im Blute. Laurin wird gefangen. Großen Schatz führen die Sieger von dannen. Similden wird ein Biedermann gegeben, Laurin aber muß zu Bern ein Gaukler ſein.

Der Roſengarten zu Worms.

Zu Worms am Rheine wohnt König Gibich mit drei Söhnen und ſeiner Tochter Kriemhild. Um dieſe freit Siegfried aus Niederland, der ſo ſtark iſt, daß er Leuen fängt und an den Schwänzen über die Mauern hängt. Kriemhild hat viel Wunders von dem Berner gehört und ſinnt darauf, wie ſie die zween kühnen Männer zuſammenbringe, um zu ſehen, welcher das Beſte thue. Sie hat einen Roſengarten, eine Meile lang und eine halbe breit, mit einem ſeidenen Faden umſpannt und von zwölf Recken gehütet. Einen Boten ſendet ſie gen Bern an Dietrich: mit zwölfen ſeiner Recken ſoll er zum Rheine kommen; welcher einen der Ihrigen beſiege, dem ſoll ein Kranz von Roſen, ein Halſen und Küſſen von ihr werden. Dietrich hat zu Bern Roſen genug, aber den Trotz will er nicht dulden. Er bricht auf mit ſeinen Recken, nur der zwölfte fehlt noch. Dazu holen ſie aus dem Kloſter Eiſenburg den ſtreitbaren Mönch Ilſan, Hildebrands Bruder. Ilſan verſpricht, ſämmtlichen Kloſterbrüdern Kränze heimzubringen, ſie ſollen für ſein Heil beten. Jene aber beten, daß er nicht wiederkehre. So fahren die Helden mit einem Heere von ſechzig Tauſenden zum Rheine. Dort finden ſie den rieſenhaften Fergen Norprecht, der zum Fährlohn Hand und Fuß begehrt. Ilſan ruft ihn herüber, als ſoll' er zwölf geiſtliche Brüder überführen. Als Norprecht den Mönch in Waffen findet, ſchlägt er nach ihm mit dem Ruder, wird aber von Ilſan mit Fauſtſchlägen bezwungen und muß die Gäſte überſchiffen. Sie legen ſich vor Worms auf das Feld und im Roſengarten beginnen die Kämpfe. Zuerſt ſpringt Wolfhart in den Garten, beſteht den Rieſen Puſold und ſchlägt ihm das Haupt ab; Kriemhild lohnt mit Roſenkranz, Halſen und Küſſen. Ortwin, Puſolds Bruder, will Rache nehmen; ihn fällt der Wölfing Sigeſtab und empfängt den Dank. Jetzt kommt der Rieſe Schrutan, ſeine Bruderſöhne zu rächen; Heime ſoll ihn beſtehen, zögert erſt, aber von Hildebrand ermahnt, bekämpft er den Rieſen, wird bekränzt und geküßt. Der rieſenhafte Aſprian, zwei Schwerter führend, watet durch die Roſen; gegen ihn will Wittich nicht eher ſich wagen, bis ihm für ſein Roß Falke Dietrichs Scheming verheißen wird; dann kämpft er und treibt den Rieſen in die Flucht. Gegen Studenfuß vom Rheine tritt Bruder Ilſan vor; die Frauen lachen, wie er über dem Harniſch die Kutte trägt, aber er giebt dem Gegner kräftig den Segen, bis Kriemhild die Kämpfenden ſcheidet und dem Mönche Kranz und Kuſs gewährt. Im ſechſten Kampfe halten ſich Walther von Wasgenſtein und der junge Dietleib ſo männlich die Wage, daß Kriemhild beide bekränzt. Volker von Alzei, der Spielmann, durch harte Helme blutig fiedelnd, entweicht doch vor Dietrichs Recken Ortwin, der den Kranz davonträgt. Ebenſo Held Hagen vor dem getreuen Eckhard, der wohl die Roſen nimmt, aber nicht den Kuſs von einer ungetreuen Maid. Gernot, Kriemhilds Bruder, weicht vor Helmſchrot und ſie ſetzt dieſem den Kranz auf. Gunther, ihr älteſter Bruder, geht zum Kampfe mit Amelolt von Garten, holt tiefe Wunden und wird nur gerettet, indem Amelolt den Kranz empfängt. Der alte König Gibich ſelbſt wappnet ſich, kämpft mit Hildebrand und wird von des Meiſters Schirmſchlage hingeſtreckt; Kriemhild bittet für des Vaters Leben, Hildebrand verlangt dafür ein Kränzlein für ſeinen grauen Kopf, den Kuſs will er ſeiner lieben Hausfrau behalten. Der zwölfte ſpringt Siegfried von Niederland auf den Plan und ſucht trotzig ſeinen Gegner. Aber Dietrich von Bern ſcheut den Recken, der den Drachen ſchlug und deſſen Haut hörnen iſt. Hildebrand, der alte Zuchtmeiſter, ſtraft ſeinen Zögling lange mit Worten, zuletzt mit einem Fauſtſchlag. Dietrich, ergrimmt, ſchlägt auf ihn mit dem Schwerte, dann rennt er zum Streite mit Siegfried. Laut ſchallen ihre Schwerter, Dietrich wird durch den Helm getroffen und ſtrömt von Blut, während kein Streich auf Siegfried haftet. Da hört Hildebrand, ſein Herr fechte übel. Dietrich ſei noch nicht im Zorne, meint der Meiſter und ſinnt auf Rath. Wolfhart muß in den Garten rufen, Hildebrand ſei geſtorben von Dietrichs Schlägen. Darüber fährt dem Berner die Flamme vom Mund, wie einem Drachen. Siegfried trieft vor Hitze; durch Harniſch und Horn ſchlägt ihn Dietrich und treibt ihn um, bis er Kriemhilden in den Schooß fällt. Einen Schleier wirft ſie über ihn, dennoch will Dietrich ihn und alle, die im Garten ſind, erſchlagen. Hildebrand aber ſpringt herzu: „Du haſt geſiegt, nun bin ich wieder geboren!“ Da läßt Dietrich von ſeinem Zorn und nimmt Roſenkranz und Kuſs. Die zwölf vom Rheine ſind nun beſiegt, der Mönch Ilſan aber hat all ſeinen zweiundfünfzig Brüdern Kränze gelobt. Ebenſo viel Recken fordert er noch auf den Plan und ſticht ſie nach einander vom Roſſe. Gleiche Zahl von Küſſen muß ihm Kriemhild geben; er reibt ſie mit ſeinem rauhen Barte, daß ihr roſenfarbes Blut fließt. König Gibich muß ſein Land von Dietrich zu Lehen nehmen; er verflucht den Garten, der die Roſen trug, und den Übermuth der Tochter. Fröhlich reiten die Sieger nach Bern zurück; der Mönch kehrt in ſein Kloſter, zum Schrecken der Brüder. Die Roſenkränze drückt er in ihre Platten, bis das Blut von der Stirne rinnt, damit auch ſie ihr billig Theil darum leiden.

Dietrichs Flucht.

König Ermenrich hat einen Rathgeber mit Namen Sibich. Einſt verſendet er dieſen und entehrt deſſen ſchöne Frau. Als Sibich heimkommt, ſagt ihm die Frau, was geſchehen. Bis daher hieß er der getreue Sibich, nun will er der ungetreue ſein. Fortan räth er dem König nur zum Schlimmen. Nach Sibichs Rathe ſendet Ermenrich ſeinen Sohn Friedrich in der Wilzen Land, wo der Jüngling umkommt. Dann läßt er die drei Harlunge, ſeine Bruderſöhne, verrätheriſch aufhängen, um ihr Land für ſich zu nehmen. Endlich reizt ihn Sibich, auch ſeinen Neffen, Dietrich von Bern, zu verrathen und deſſen Erbe an ſich zu ziehen. Randolt von Ancona wird, unter Verheißung reichen Lohnes, als Bote nach Bern abgefertigt; der König woll' über Meer fahren, der Harlunge Tod zu büßen, Dietrich möge kommen und ſo lang des Reiches Pfleger ſein. Als Randolt ſeine Straße reitet, trocknen ihm die Augen nicht, wenn er des Mordes denkt, den er werben ſoll. Zu Bern richtet er die Botſchaft aus, wie er geheißen iſt, warnt aber den jungen Fürſten, die Reiſe zu laſſen und ſeine Veſten zu beſetzen. Dann reitet er zurück und meldet, daß Dietrich nicht komme. Fürder will Randolt nicht mehr zu dem Könige ſtehen, ſondern alles für Dietrich wagen. Ermenrich rüſtet nun große Heerfahrt und wüthet mit Mord und Brand, bis Dietrich in nächtlichem Überfall das übermächtige Heer vertilgt. Ehrlos entflieht Ermenrich und läßt ſeinen Sohn (Friedrich) mit achtzehnhundert Helden in Dietrichs Hände fallen. Dietrich hätte nun gerne den Recken gelohnt, die ihm Land und Ehre gerettet. Aber leer ſind die Kammern, die ſein Vater Dietmar voll Schatzes hatte. Hildebrand trägt ihm ſein und der Seinigen Gut an und Bertram von Pola bietet ſo viel, als fünfhundert Säumer tragen können. Sieben Recken werden mit Bertram nach dem Golde gen Pola geſendet:

Hildebrand, Sigeband, Wolfhart, Helmſchart, Amelolt, Eindolt und Dietleib von Steier. Da legt Ermenrich an die Straße fünfhundert Mann, welche Dietrichs Recken auf der Heimkehr überfallen und ſammt dem Schatze gefangen nach Mantua führen. Dietleib allein entrinnt und ſagt die Mähre zu Bern. Dietrich, nur ſeine Recken, nicht das Gold, klagend, erbietet ſich, für die Löſung der ſieben den Sohn Ermenrichs und die achtzehnhundert, die mit ihm gefangen wurden, freizulaſſen. Ermenrich aber droht, die Recken Dietrichs aufzuhängen, wenn dieſer nicht all ſeine Städt' und Lande für ſie hingebe. Man räth dem Berner, um die ſieben nicht alles zu verlieren, aber er ließe lieber alle Reiche der Welt, als ſeine getreuen Mannen; ſo willigt er in Ermenrichs Begehren. Dieſer zieht nun mit Heereskraft vor Bern, Dietrich aber reitet aus der Stadt zu des Königs Zelte, ſteigt ab und beugt mit naſſen Augen das Haupt ihm zu Füßen. „Gedenke", ſpricht er, „daß ich bin deines Bruders Kind, daß meine Einſicht noch ſchwach iſt! Nimmer will ich deine Huld verwirken; laß ab von deinem Zorne!" Lange ſchweigt Ermenrich, dann heißt er drohend den Jüngling aus ſeinen Augen gehn. Um die eine Stadt Bern fleht Dietrich, nur bis er zum Manne gewachſen. Umſonſt; Ermenrich droht nur grimmiger. Da bittet Dietrich nur noch um ſeine ſieben Mannen und will mit ihnen von hinnen reiten. Auch dieſe Ehre nicht wird ihm gelaſſen, zu Fuße ſoll er ſeine Straße ziehen. Mehr denn tauſend Frauen kommen aus dem Thore, für ihren Herrn zu bitten. Zuvorderſt geht Frau Ute mit vierzig Jungfrauen; ſie fallen vor Ermenrich nieder und mahnen ihn bei aller Frauen Ehre, an ſeinem Neffen königlich zu thun. Er ſtößt ſie von ſich und geſtattet auch ihnen nicht, in der Stadt zu bleiben. Da ſcheiden Männer und Frauen zu Fuße von Hab' und Gut, Hildebrand hat Frau Uten an der Hand, der andern Recken jeder die ſeinige. Jammervoll ob all der Schmach, geht Dietrich von ſeinem Erbe, nimmer ſoll man ihn lachen ſehen, bis zum Tage, da er ſein Leid rächen mag. Die Frauen werden nach Garten geführt, das der treue Amelolt beſetzt hält. Ein Stein hätte weinen mögen, wie jetzt Frau und Mann, Mutter und Kind ſich zum Abſchied küſſen. Fünfzig Getreue gehen mit Dietrich ins Elend, durch Iſterreich in das Land der Hunnen. Sie nehmen Herberge in der Stadt Gran. Dahin kommt zur ſelben Zeit von Etzelnburg die Königin Helle, des mächtigen Etzels Gemahlin, mit dem Markgrafen Rüdiger. Sie, aller Elenden Troſt, nimmt ſich auch Dietrichs und ſeiner Gefährten freigebig und hülfreich an. Ihrem Gemahl, der ſpäter anlangt, empfiehlt ſie die Helden. Dietrich wird ehrenvoll gehalten und Helke verlobt ihm ihr Schweſterkind Herrad, die mit Siebenbürgen ausgeſteuert wird. König Etzel aber gibt ihm zur Rückkehr ein ſtattliches Heer. Mit ſolcher Hülfe macht Dietrich zween Züge gegen Ermenrich und beſiegt dieſen in zwo furchtbaren Schlachten, vor Mailand und bei Bologna. Bern iſt gleich anfangs durch eine Kriegsliſt Amelolts wieder gewonnen worden. Dennoch kann Dietrich gegen Ermenrichs Übermacht nicht aufkommen, er kehrt zu den Hunnen zurück und beklagt den Verluſt von acht ſeiner theuerſten Helden.

Alphart.

Einſt tritt Dietrich zu Bern in den Saal, wo ſeine Mannen ſitzen, die kühnen Wölfinge. Sie ſpringen auf und empfangen ihn. Er klagt ihnen, daß Ermenrich mit großem Heere herangezogen, ihn von Land und Leuten zu vertreiben. Die Recken geloben alle, Leib und Leben für ihn zu wagen, und er will mit ihnen all ſein Erbe theilen. Der junge Alphart, Hildebrands Neffe, ſchlägt vor, einen Wartmann (Kundſchafter) gegen die Feinde auszuſenden; er ſelbſt will allein auf die Warte reiten. Die andern widerrathen es, ſeiner Jugend wegen. Alphart aber zürnt, daß ihm nicht Ehre gegönnt werde; ſterben will er, oder zu den Recken gezählt ſein. Frau Ute, die ihn erzogen, beklagt umſonſt ſein Vorhaben; ſie muß ſelbſt ihn wappnen, giebt ihm einen ſchönen Waffenrock und weint, als ſie ihm zuletzt den Speer in die Hand gegeben. Die junge Amelgart, kaum erſt ihm angetraut, läßt umſonſt ſich auf die Kniee nieder, daß er nur nicht ganz allein ausreite. Er küſst ſie und jagt von dannen. Von den Mauern ſehen ſie heilwünſchend ihm nach, wie er über die Etſchbrücke ſprengt. Da rüſtet ſich Meiſter Hildebrand, ihm nachzureiten; nimmer könnt' er den Jüngling verſchmerzen. Streites will er ihn ſatt machen, daß er bald zur Stadt wiederkehre. Schon iſt Alphart auf der Heide, als ſein Oheim angeritten kommt, den er für einen Dienſtmann Ermenrichs hält. Sie brechen die Speere, dann kämpfen ſie zu Fuß. Alphart gibt dem Alten einen Schlag, der ihn zu Boden ſtreckt. Hildebrand, um ſein Leben bittend, gibt ſich zu erkennen; ohne den Neffen muß er nach Bern zurückkehren, wo er den Spott zum Schaden hat. Dietrich freut ſich des jungen Helden. Alphart reitet inzwiſchen fürder, ihm begegnen achtzig Feinde, die Herzog Wolfing auf die Warte führt. Der Jüngling durchſticht den Herzog im Speerkampf; die andern umringen ihn und er beſteht ſie Mann für Mann, denn ein alter Ritter wehrt, daß mehrere zugleich gegen einen ſtreiten. Er ſtreckt ſie nieder, bis auf acht, die blutend entfliehen und Schrecken im Lager verbreiten. Ermenrich läßt Gold und Silber hervortragen; ſeinen Schild ſoll damit füllen, wer noch auf die Warte zu ziehen wagt. Alle ſchweigen. Da ruft er aus dem ganzen Heere den Helden Wittich auf, der früher dem Berner gedient. Wittich reitet hinaus; ihm folgt von ferne ſein Geſell Heime, auch er durch Sibichs böſen Rath von Dietrich abgefallen. Im Schatten einer Linde hält indeſs Alphart und lüftet den Helm; wer mit Ehren die Warte verſehen will, muß bleiben, bis der Tag ſich endet; Alphart ſieht den Rauch von Ermenrichs Heer und brennt von Kampfluſt. Als Wittich herankommt, verweiſt der Jüngling ihm mit ſcharfen Worten den Eidbruch an dem Berner. Wittich will nicht Beichte ſtehn; ſie rennen zuſammen und er wird abgeſtochen. Auch im Schwertkampf wird er niedergeſtreckt und liegt wie todt unter dem Schild. Heime, der bisher im Schatten gehalten, eilt jetzt herzu. Er will den Streit ſcheiden: Alphart ſoll nach Bern zurückkehren, ſie beide wollen dann ausſagen, daß ſie ihn nicht mehr getroffen. Der junge Held verſchmäht den Vorſchlag, er will Wittichen zum Pfande haben. Dieſer mahnt Heimen geſchworner Treue und wie er denſelben einſt vom Tod errettet. Jetzt dringen beide auf Alphart ein; er könnte ſich retten, wenn er Namen und Geſchlecht ſagte, doch er ſchämt ſich ſolcher Zagheit. Er bedingt ſich nur Frieden für ſeinen Rücken und daß ſie nicht, als Mörder, ihn ſelbander beſtehn; dann will er ihnen ſeinen frühen Tod verzeihen. Nun ficht Heime allein, als aber auch er ſchwer getroffen iſt, brechen ſie den Frieden. Wittich ſchlägt hinten, Heime von vorn. Sie fliehen, als Wittich ihn durch das Bein geſchlagen. Auf Einem Beine noch erreicht und bekämpft ſie Alphart, bis er durch den Helm gehauen wird. Das Blut rinnt ihm über die Augen, jämmerlich blickt er hindurch. Er fällt und Wittich bohrt ihm das Schwert durch den Schlitz des Harniſchs. Sterbend verwünſchte der Jüngling die ehrloſen Mordrecken.

In blutiger Schlacht vor Bern nimmt Dietrich mit den Wölfingen Rache um Alpharts Tod. Wolfhart, deſſen Bruder, hat den Vorſtreit. Ermenrich und Sibich entfliehen mit ungeheurem Verluſt. Wittich und Heime entrinnen Dietrichs Schwerte nur, indem ſie, um nicht erkannt zu werden, die Zeichen vom Helme brechen und die Schilde hinter ſich ſchwingen.

Schlacht vor Raben.

Zu Etzelnburg ſammelt ſich ein neues Heer, zahlreich wie keines zuvor, dem vertriebenen Dietrich zur Hülfe. König Etzel hat zween herrliche junge Söhne, Scharpf und Ort. Dieſe wünſchen ſehnlichſt, mit Dietrich zu reiten und ſeine gute Stadt Bern zu ſehen. Sie wenden ſich erſt an die Mutter. Frau Helke ſieht ihre Kinder traurig an, ihr hat geträumt, ein Drache ſei durch ihrer Kammer Dach geflogen, habe vor ihren Augen die beiden Söhne hingeführt und ſie auf weiter Heide zerriſſen. Als aber die Jünglinge nicht ablaſſen, legt die Mutter ſelbſt Fürbitte bei Etzeln ein. Ungerne gewährt er. Dietrich verheißt, ſie treulich zu behüten und nicht über Bern hinausreiten zu laſſen. Mit viel Thränen werden ſie entlaſſen. Das Heer zieht durch Iſterreich gen Bern. Hier ſollen Etzels Söhne zugleich mit Diethern, des Berners einzigem Bruder, der wenig älter als ſie iſt, zurückbleiben. Dietrich befiehlt ſie auf Leben und Ehre dem alten Helden Elſan. Niemals ſollen ſie auch nur vor das Thor kommen; mit eigner Hand droht er den Pfleger zu tödten, wenn ihnen irgend Leides geſchehe. Er bricht nun mit dem Heere gegen Raben auf, wo Ermenrichs Kriegsmacht liegt. Den Jünglingen aber iſt herzlich leid, daß man ſie nicht mitgenommen. Sie knieen vor ihrem Meiſter Elſan nieder und küſſen ihm die Hände, daß er ſie nur wenig vor die Stadt reiten laſſe, all den herrlichen Bau zu ſehen. Er widerſteht nicht ihren Bitten und eh' er noch ſich gerichtet, ſie zu begleiten, ſind ſie ſchon zur Stadt hinaus. Es nahet ſchon dem Herbſte, wo die Nebel ſtark ſind; ſo kommen die drei Jünglinge auf einen unrechten Weg, der ſie über die weite Heide gegen Raben führt. Elſan eilt ihnen nach und findet ſie nirgends um die Stadt; laut ruft und jammert er, ihm antwortet niemand. Vor dichtem Nebel kann er ſie auch auf der Heide nicht erſchauen. Den ganzen Tag ſtreichen ſie hin und übernachten in einem Thal im Freien. Am Morgen reiten ſie weiter, gegen dem Meere nieder. Diether fängt an, dieſe Irrfahrt zu bereuen. Als aber der Nebel weicht und heiter die Sonne ſcheint, da bewundern Etzels Söhne die Herrlichkeit des Landes, darin der Berner immer mit Freuden wohnen ſollte. Jetzt erblicken ſie den Recken Wittich, der mannlich unter ſeinem Schilde hält. Sie wollen dieſen Verräther an Diethern und ſeinem Bruder ſogleich angreifen, obſchon ſie, ſtatt Harniſchs, nur Sommerkleider anhaben. Umſonſt warnt Wittich mehrmals. Scharpf reitet zuerſt ihn an und ſchlägt ihm ſtarke Wunden; da zuckt Wittich mit Grimm das Schwert Miming, mit geſpaltenem Haupte ſchießt der Jüngling vom Roſſe. Wär' er zum Mann erwachſen, ihm hätten alle Reiche dienen müſſen. Ort will den Bruder rächen und erleidet gleichen Tod, obſchon Diether ihm beigeſtanden. Dieſer kämpft noch bis zum Abend zu Fuße; ſeine Schnellheit, darin ihm Niemand gleich iſt, friſtet ihn ſo lange; zuletzt fällt auch er, durch das Achſelbein bis auf den Gürtel gehauen. Ihn betrauert Wittich, Dietrichs Zorn fürchtend; er will zu Roſſe ſteigen, aber die Kraft verſagt ihm und er muß ſich auf der Heide niederlegen. All dieſes geſchieht um die Zeit zwölftägiger Schlacht, worin Ermenrich bei Raben von dem Berner beſiegt wird. Er entflieht zur Stadt; den Verräther Sibich fängt der treue Eckhard und führt ihn, quer auf das Roſs gebunden, durch das Heer. Dietrich freut ſich auf der Walſtatt des Sieges, da kommt Elſan und meldet, daß er die jungen Könige verloren. Mit eigenen Händen, wie gedroht war, ſchlägt Dietrich ihm das Haupt ab (Str. 1120). Die drei Erſchlagenen werden auf der Heide gefunden. Dietrich küſst ſie in die Wunden, verflucht den Tag ſeiner Geburt, weint Blut und beißt ſich vor Jammer ein Glied aus der Hand. „Armes Herz,“ ſpricht er, „daß du biſt ſo feſt!“ An der Größe der Wunden erkennt er, daß ſie mit dem Schwerte Miming geſchlagen ſind. Da ſieht man Wittichen raſch über die Heide reiten. Grimmig ſpringt der Berner auf und ſpornt ſo haſtig nach, daß keiner der Seinigen ihm folgen kann; Feuer ſprüht von den Hufſchlägen. Speer, Helm und Schild hat er auf der Walſtatt gelaſſen, nur das Schwert führt er mit ſich. Er ruft Wittichen an, mahnt, fleht ihn bei Heldenruhm und Frauenehre, zum Kampfe zu halten, verheißt Bern und Mailand, verheißt ſein ganzes Reich, wenn Wittich obſiege. Aber Wittich jagt nur ſtärker voran.

Rienold, ſein Neffe, der mit ihm reitet, ſchämt ſich der Flucht und will auch ihn zum Kampfe bewegen: zu zween würden ſie den Berner bezwingen. Wittich will nicht hören, befiehlt den Neffen in Gottes Schutz und rennt weiter. Rienold ſticht ſeinen Speer auf den Berner, dieſer haut ihn vom Roſſe, reitet Wittichen nach und reizt ihn, Rienolds Tod zu rächen. Je länger je mehr eilt Wittich, mahnt unabläſſig ſeinen Scheming, verſpricht ihm Ömd und lindes Heu die Fülle. Scheming macht weite Sprünge. Dietrich klagt, daß Scheming, einſt ihm gehörig, ſeinen Feind von hinnen trage; er treibt ſein jetziges Roſs, Falke, daß es von Blute trieft (Strophe 961. 968); vor Zorne glüht er, daß ſein Harniſch weich wird. Kaum eines Roſslaufs Weite iſt noch zwiſchen beiden, Wittich iſt bis an das Meer getrieben, er giebt ſich verloren. Da kommt die Meerminne (Meerfrau) Waghild, ſeine Ahnmutter, und nimmt ihn ſammt dem Roſs in den Grund des Meeres. Der Berner reitet bis zum Sattelbogen in das Meer nach; er muß umkehren und wartet vergeblich, ob Wittich wieder erſcheine.

Noch erſtürmt Dietrich die Stadt Raben, daraus Ermenrich, die Seinen verlaſſend, um Mitternacht entweicht. Dann ſendet er den Markgrafen Rüdiger mit dem Hülfsvolke nach Hunnenland zurück. Rüdiger ſoll ihn bei Etzeln und Helken entſchuldigen, er ſelbſt wagt noch nicht, ihnen vor die Augen zu treten. Als der Markgraf mit ſeinen Helden zu Gran ankommt, laufen die herrenloſen Roſſe der zween jungen Könige, mit blutigen Sätteln, auf den Hof. Die Königin will eben mit ihren Frauen in einen Garten gehn, an den Blumen ihr Auge zu weiden, da ſieht ſie die blutigen Roſſe ihrer Kinder ſtehn. Im erſten Schmerze verwünſcht ſie den Berner; doch ſie wird verſöhnt, als Rüdiger meldet, daß Dietrich mit ihnen den eigenen Bruder verloren. Sie iſt ſelbſt Dietrichs Fürſprecherin bei Etzeln. Der Berner kommt nach Etzelnburg, geht auf den Saal, neigt ſein Haupt auf Etzels Fuß und beut ſein Leben zur Sühne. Die Königin weint und Etzel richtet mit neuer Huld ihn auf.

Hildebrand und Alebrand.

Der alte Hildebrand reitet mit Dietrich von den Hunnen zurück; zweiunddreißig Jahre hat er Frau Uten nicht geſehen. Er wird gewarnt vor dem jungen Alebrand, der ihn auf der Mark anrennen werde, und ritt' er ſelbzwölfte. Hildebrand will ihm einen Schirmſchlag geben, daß er ein Jahr lang der Mutter zu klagen habe. Auf der Mark rennt der junge Held den Alten an: „Was ſuchſt du in meines Vaters Lande? Du ſollteſt daheim bleiben, beim warmen Herde.“ Der Alte lacht: „Zu reiſen und zu fechten bis an meine Hinfahrt, iſt mir geſetzt; darauf grauet mir der Bart.“ Er weigert ſich, Harniſch und Schild hinzugeben, wie der Junge verlangt. Von den Worten kommen ſie zu den Schwertern. Hildebrand empfängt einen Schlag, davon er ſieben Klafter hinter ſich ſpringt: „Den Streich,“ ruft er, „lehrte dich ein Weib!“ Da faßt er den Jungen, wo er am ſchmälſten iſt und ſchwingt ihn rückwärts ins Gras. Alebrand muß ſich nennen. Der Alte ſchließt den goldnen Helm auf und küſst den Sohn. Dreimal lieber am eignen Haupte trüg' Alebrand die Wunde, die er dem Vater geſchlagen. Er reitet zu Bern ein, den Vater an der Seite, führt ihn in der Mutter Haus und ſetzt ihn oben an den Tiſch. Frau Ute meint, der Ehre ſei zu viel, einen gefangenen Mann obenan zu ſetzen. „Kein Gefangener,“ ſpricht Alebrand, „es iſt Hildebrand, mein Vater.“ Da ſchenkt ſie ſelber dem Alten den Wein und er läßt aus dem Mund ein goldenes Ringlein in den Becher fallen.

2. Die Nibelunge.

Walther.

Etzel, mit Heeresmacht die Weſtreiche durchziehend, empfängt von den Königen Zins und Geiſel. Gibich, der Franken König zu Worms, deſſen eigner Sohn Gunther noch zu klein iſt, giebt den Jüngling Hagen, aus edlem Trojerſtamme, ſammt großer Schatzung. Der Burgundenkönig Herrich, zu Cavillon,[1] giebt ſein einzig Töchterlein Hiltgund, Alphar, König in Aquitanien, ſeinen jungen Sohn Walther, durch Gelöbnis der Väter für Hiltgund beſtimmt. Hagen und Walther werden bei Etzeln wohl erzogen; ſie thun es allen Hunnen in den Künſten des Kriegs zuvor und führen des Königs Heere. Hiltgund, der Frauenarbeit kundig, gewinnt die Huld der Königin und wird der Schatzkammer vorgeſetzt. Indeſs ſtirbt Gibich; ſein Nachfolger Gunther kündigt Bündnis und Zins den Hunnen auf. Als Hagen dieß erfahren, entflieht er bei Nacht. Damit nicht auch Walther, des Reiches Troſt, entfliehe, will Etzel, nach dem Rathe der Königin, ihn mit einer hunniſchen Fürſtentochter vermählen. Walther lehnt die Heirath ab, als würde ſie ihn im Dienſte des Königs ſäumig machen. Als er nun einſt von einer Heerfahrt ſieghaft zurückkehrt, trifft er Hiltgunden allein. Er küſst ſie, läßt ſich von ihr den Becher reichen und drückt ihre Hand, zur Erinnerung des Verlöbniſſes; dann beredet er mit ihr die Flucht aus der langen Verbannung. Längſt wär' er entflohen, wenn er die Jungfrau hätte zurücklaſſen wollen. Der Abrede gemäß giebt Walther dem König ein großes Mahl, wobei ſämmtliche Gäſte in Trunkenheit und tiefen Schlaf verſenkt werden. Hiltgund ladet zween Schreine mit goldnen Armringen aus der Schatzkammer. Die Schreine werden Walthers Roſs Leo an die Seiten gehängt, das die Jungfrau am Zügel führt. Der Held ſchreitet in voller Rüſtung, mit Schild und Speer, Hiltgund trägt eine Angelruthe. So ziehen ſie in der Nacht davon und ſtreichen, das bebaute Land meidend, durch unwegſame Wälder und Gebirge, mit Vogelſtellen und Fiſchfang ſich nährend. Der Jungfrau ſchlägt das Herz, wenn der Wind die Zweige rührt oder ein Vogel hindurchrauſcht. Vergeblich aber hat Etzel ſein Gold ausgeboten, wer ihm den Flüchtling zurückbringe; kein Hunne wagt es, den Helden zu verfolgen. Am vierzigſten Abend gelangen Walther und Hiltgund zum Ufer des Rheines bei Worms. Für die Überfahrt giebt Walther Fiſche, die er früher gefangen. Dieſe bringt der Ferge morgens zur Stadt und ſie kommen auf den Tiſch des Königs Gunther, der ſich wundert, in Frankenland ſolche Fiſche zu ſehen. Der Fährmann, befragt, woher die Fiſche ſeien, erzählt von dem wandernden Recken und der ſchönen Jungfrau, auch daß beim Tritte des Roſſes die Schreine wie von Gold und Edelſteinen erklungen. Hagen, der mit am Tiſche ſitzt, erräth, daß ſein Geſelle Walther von den Hunnen kehre. Da jubelt König Gunther, daß der Schatz, den ſein Vater gezinſt, in ſein Reich zurückgekommen. Sogleich wählt er zwölf Recken, den Wandernden nachzujagen; Hagen ſelbſt, obgleich er abräth, iſt von der Zahl. Derweil iſt Walther in den Wasgenwald gekommen, ein wildreiches Waldgebirge, das oft von Hörnern und Hunden widerhallt. Dort bilden zween überhangende Berggipfel eine Kluft mit friſchbegrüntem Boden. An dieſer ſichern Stelle will Walther ruhen, er hat bisher nie anders geſchlafen, als auf den Schild geſtützt; jetzt entledigt er ſich der Waffen und legt ſein Haupt in den Schooß der Jungfrau, die, über ihm wachend, von hier aus weit die Gegend überſchaut. Ferne den Staub von Roſſen gewahrend, weckt ſie Walthern. Er wappnet ſich, faßt Schild und Speer und ſtellt ſich an den Eingang der Höhle. Hiltgund, die Hunnen fürchtend, bittet ihn, ihr das Haupt abzuſchlagen, damit ſie keines andern werde. Der Held aber erkennt die Nibelunge und am Helme ſeinen Geſellen Hagen, der allein ihm Sorge macht. König Gunther hat die Spur im Sande verfolgt; mit ſeinen Recken herangeſprengt, ſendet er den Kamelo von Metz, um Walthern das Pferd mit den Schreinen, zuſammt der Jungfrau, abzufordern. Der Held bietet, wenn man ihm den Kampf erlaſſe, hundert Goldringe. Hagen räth dem Könige, ſolches anzunehmen; als aber all ſeine Warnung vergeblich iſt, reitet er hinweg und ſetzt ſich auf einen nahen Hügel. Kamelo wird nochmals abgeſchickt, von Walthern den ganzen Schatz zu verlangen und, wenn er zögre, ihn zu beſtehen. Vergebens bietet Walther zweihundert Goldringe. Kamelo wirft den Speer, dem Walther ausweicht; den ſeinigen werfend, lähmt er Kamelos Rechte und durchſticht ihn mit dem Schwerte. Der Reihe nach kämpfen Skaramund, Kamelos Neffe, Werhard, der Sachſe Eckevrid, Hadwart, Patavrid, Hagens Schweſterſohn, vom Oheim und von Walthern ſelbſt vergeblich abgemahnt, Gerwit, Randolf, Helmnod, Trogunt von Straßburg, Tanaſt von Speier. Der enge Pfad geſtattet je nur einem den Angriff und ſo werden ſie nach einander von Walthern in manigfachem Kampf erlegt. König Gunther, allein noch übrig, flieht zu Hagen und fleht ihn, ſich zum Streit zu erheben; nach langer Weigerung räth Hagen, zuvörderſt Walthern aus der Veſte zu locken. Sie reiten weg und legen ſich auf die Lauer. Indeſs iſt die Sonne zur Raſt gegangen, Walther will nicht wie ein Dieb in der Nacht entweichen, er verhegt den Weg zur Höhle mit Dornen und bindet die erbeuteten Roſſe feſt. Auf den Schild gelagert ſchläft er die erſte Hälfte der Nacht, indeſs die Jungfrau, zu ſeinem Haupte ſitzend, mit Geſange ſich wach erhält.

---

[1] Cavillonis, Châlons sur Saone.

Dann legt Hiltgund ſich zum Schlummer und Walther, auf den Speer gelehnt, hält Wache. Am Morgen beladet er vier jener Roſſe mit den Waffen der Erſchlagenen, auf das fünfte ſetzt er die Braut und das ſechſte beſteigt er ſelbſt. Nicht weit ſind ſie im Thale gezogen, als hinter ihnen Gunther mit Hagen daherjagt. Sogleich heißt Walther die Braut mit dem Roſſe Leo, das den Schatz trägt, in das nahe Gehölz reiten; er ſelbſt ſtellt ſich dem Angriff. Hagen, um ſeinen Neffen Rache ſuchend, wird umſonſt von Walthern der alten Freundſchaft gemahnt, umſonſt ihm ein Schild voll Goldes geboten. Von der zweiten bis zur neunten Stunde wehrt Walther ſich im Fußkampfe gegen die beiden. Jetzt wirft er auf Hagen gewaltig den Speer und, zugleich Gunthern mit dem Schwert anlaufend, haut er dieſem ein Stück vom Schenkel, daß der König auf ſeinen Schild niederſtürzt. Walther will ihm den Todesſtreich geben, aber Hagen ſtreckt ſein Haupt dazwiſchen, an ſeinem Helme zerſpringt das Schwert und als Walther zürnend das Heft wegwirft, ſchlägt ihm Hagen die rechte Hand ab. Mit dem wunden Arme faßt Walther den Schild, mit der geſunden Hand ſein hunniſches Halbſchwert und ſchneidet Hagens rechtes Auge ſammt dem Kiefer hinweg. Als ſo jeder ſein Zeichen hat, ruhen ſie beiſammen im Graſe. Hiltgund, herbeigerufen, verbindet die Wunden und ſchenkt den Wein. Der König, weil er ſtreitträge, bekommt zuletzt. Umher liegen Gunthers Bein, Walthers Hand, Hagens zuckendes Auge. Die zween Helden aber ſcherzen beim Becher: Walther ſoll Hirſche jagen, zu Lederhandſchuhen, wovon der rechte wohl auszuſtopfen ſei; das Schwert werd' er rechts angürten und ſein Weib einſt links umfangen; Hagen werde ſtatt Eberfleiſch gelinden Brei eſſen und ſcheel blickend die Helden begrüßen. So erneuen ſie blutig die Genoſſenſchaft. Den ächzenden König heben ſie zu Pferde. Die Franken kehren gen Worms, Walther in ſein Heimathland.

Hörnen Siegfried.

(Siegfrieds Drachenkampf.)

Siegmund, König in Niederland, hat einen Sohn mit Namen Siegfried. Groß, ſtark und unbändig iſt der Knabe. Man räth dem König, ihn hinziehen zu laſſen, ſo mög' er ein kühner Held werden.

Siegfried ſcheidet von dannen; er kommt vor dem Walde zu einem Schmied, dem er dienen will. Aber er ſchlägt das Eiſen entzwei und den Ambos in die Erde. Will man ihn darum ſtrafen, ſo ſchlägt er Meiſter und Knechte. Der Meiſter denkt, wie er des Lehrlings los werde. Im Walde, bei einer Linde, liegt ein großer Drache. Dorthin ſchickt der Schmied den jungen Siegfried nach Kohlen, in der Hoffnung, der Drache werd' ihn verſchlingen. Aber Siegfried erſchlägt den Lindwurm, reißt Bäume aus und trägt ſie in ein Thal zuſammen, wo viel Gewürmes liegt. Bei dem Köhler holt er Feuer, zündet das Holz an und verbrennt die Würme. Ihre Hornhaut ſchmilzt und ein Bächlein fließt davon. Siegfried taucht den Finger ein und als dieſer erkaltet, iſt er wie Horn. Jetzt beſtreicht Siegfried ſich den ganzen Leib, außer zwiſchen den Schultern, und wird davon hörnen. Hierauf zieht er an den Hof des Königs Gibich zu Worms und will ihm die Tochter abdienen. Als nun die ſchöne Kriemhild eines Mittags am Fenſter ſteht, kommt ein Drache geflogen und rafft ſie hin. Die Burg iſt erleuchtet, als ob ſie brenne. Hoch gegen die Wolken ſchwingt er ſich. Traurig ſtehen Vater und Mutter. Der Drache führt die Jungfrau ins Gebirg auf einen hohen Fels, der eine Viertelmeile weit Schatten wirft. Bis in das vierte Jahr hat er ſie auf dem Steine, wo ſie all die Zeit keinen Menſchen ſieht. Sie iſt ihm gar lieb und er läßt ihr nicht an Speiſe noch Trank gebrechen. Oft legt er ſein Haupt in ihren Schooß, aber von ſeinem Athmen erzittert der Stein. Im Winter legt er ſich vor die Höhle, worin ſie ſitzt, und hält die Kälte von ihr ab (Str. 138). Am Oſtertag aber wird er ein Mann; denn er iſt durch Fluch eines Weibes aus einem ſchönen Jüngling zum Drachen verwandelt. Nach fünf Jahren ſoll er wieder menſchliche Geſtalt gewinnen und bis dahin bewahrt er ſich die Jungfrau (Str. 124—6). Sie aber weint täglich und bittet, daß er ſie nur einmal Vater und Mutter wiederſehen laſſe. Umſonſt hat König Gibich in allen Landen nach ſeiner Tochter fragen laſſen. Da reitet Siegfried eines Morgens mit Habicht und Hunden in den Wald. Seiner Bracken einer führt ihn auf des Drachen ſeltſame Spur. Raſtlos, ohne Eſſen und Trinken, eilt Siegfried über das Gebirge, bis er am vierten Morgen vor den Drachenſtein kommt. Der Zwerg Eugel ſagt ihm, daß hier oben Kriemhild wohne, und giebt ihm Rath, wie er hinaufgelangen könne. Erſt muß der Rieſe Kuperan, der den Schlüſſel zum Steine hat, bezwungen werden. Der Rieſe, von Siegfried überwunden, fällt dieſen hinterrücks an, aber Eugel rettet ihn mit der unſichtbar machenden Nebelkappe. Der Stein wird aufgeſchloſſen, müde wird der Held, bis er hinaufkommt zu der weinenden Jungfrau. Dort findet er auch das Schwert, mit dem allein der Drache beſiegt werden kann. Da hören ſie einen Schall, als fiele das Gebirg alles hernieder. Der Drache kommt dahergefahren, weit vor ihm her ſchießt das Feuer, das von ihm ausgeht, grimmig ſtößt er gegen den ſchütternden Stein. Die Jungfrau birgt ſich in der Höhle, Siegfried aber ſpringt zum Streite. Mit den Krallen reißt ihm der Drache den Schild ab, ſpeit Flammen, roth und blau, und umflicht den Helden mit dem Schweif, um ihn vom Steine herabzuwerfen. Der Stein glüht, wie Eiſen in der Eſſe, und ſchwankt von dem ungeſtümen Kampfe. Des Wurmes Hornhaut wird erweicht von Schwertſchlägen und Feuer. Da haut ihn Siegfried mitten entzwei; das eine Theil fällt vom Steine zu Stücken, das andere ſtößt Siegfried hintennach. So gewinnt er die Braut und führt ſie von hinnen zuſammt dem Schatze des Zwergkönigs Nibelung, welcher, von deſſen Söhnen gehütet, unter dem Steine lag. Der Zwerg Eugel weiſſagt dem Helden frühen Tod.

Lied der Nibelunge.

(Siegfrieds Tod.)

In Burgunden erwuchs Jungfrau Kriemhild, die ſchönſte in allen Landen. Drei königliche Brüder haben ſie in Pflege, Gunther, Gernot und der junge Giſelher. Zu Worms am Rheine wohnen ſie in großer Macht; kühne Recken ſind ihre Dienſtmannen: Hagen von Tronje und ſein Bruder Dankwart, der Marſchalk; deren Neffe, Ortwin von Metz; Gere und Eckewart, zween Markgrafen; Volker von Alzei, der Spielmann; Sindolt, der Schenke; Hunolt, der Kämmerer, und Rumolt, der Küchenmeiſter. In dieſen hohen Ehren träumt Kriemhilden, wie ein ſchöner Falke, den ſie gezogen, von zween Aaren ergriffen wird. Ute, ihre Mutter, deutet dieſes auf einen edeln Mann, den Kriemhild frühe verlieren möge. Aber Kriemhild will immer ohne Mannes Minne leben. Viele werben vergeblich um ſie. Da hört auch Siegfried, Sohn des Königs Siegmund und der Siegelind zu Santen in Niederlanden, von ihrer großen Schönheit. In früher Jugend ſchon hat er Wunder mit ſeiner Hand gethan; den Hort der Nibelunge hat er gewonnen, ſammt dem Schwerte Balmung und der Tarnkappe, den Lindwurm erſchlagen und in dem Blute ſeine Haut zu Horn gebadet. Selbzwölfte zieht er jetzt aus, Kriemhilden zu erwerben, umſonſt gewarnt von den Eltern vor der burgundiſchen Recken Übermuth. Köſtlich ausgerüſtet, reitet er zu Worms auf den Hof und fordert den König Gunther zum Kampf um Land und Leute. Doch im Gedanken an die Jungfrau läßt er ſich begütigen und bleibt ein volles Jahr in Freundſchaft und Ehre dort, ohne Kriemhilden zu ſehen. Sie aber blickt heimlich durch das Fenſter, wenn er auf dem Hofe den Stein oder den Schaft wirft. Siegfried heerfahrtet für Gunthern gegen die Könige Liudeger von Sachſenland und deſſen Bruder, Liudegaſt von Dänemark; beide nimmt er gefangen. Als Kriemhilden ein Bote meldet, wie herrlich vor allen Siegfried geſtritten, da erblüht roſenroth ihr ſchönes Antlitz; reiche Miethe läßt ſie dem Boten geben. Gunther aber bereitet ſeinen Helden ein großes Feſt, bei dem Siegfried Kriemhilden ſehen ſoll; denn die Könige wollen ihn feſthalten. Wie aus den Wolken der rothe Morgen, geht die Minnigliche hervor; wie der Mond vor den Sternen, leuchtet ſie vor den Jungfrauen, die ihr folgen; Dienſtmannen, Schwerter in Händen, treten voran. Sie grüßt den Helden, ſie geht an ſeiner Hand; nie in Sommerzeit noch Maientagen gewann er ſolche Freude.

Fern über See, auf Island, wohnt die ſchöne Königin Brünhild. Wer ihrer Minne begehrt, muß in drei Spielen ihr obſiegen, in Speerſchießen, Steinwurf und Sprung; fehlt er in einem, ſo hat er das Haupt verloren. Auf ſie ſtellt König Gunther den Sinn und gelobt ſeine Schweſter dem kühnen Siegfried, wenn der ihm Brünhilden erwerben helfe. Mit Hagen und Dankwart beſteigen die beiden ein Schifflein und führen ſelbſt das Ruder. Sie fahren mit gutem Winde den Rhein hinab in die See. Am zwölften Morgen kommen ſie zur Burg Iſenſtein, wo Brünhild mit ihren Jungfraun im Fenſter ſteht. Als die Helden an das Land getreten, hält Siegfried dem Könige das Roſs, damit er für deſſen Dienſtmann gehalten werde. Sie reiten in die Burg, Siegfried und Gunther mit ſchneeweißen Roſſen und Gewanden, Hagen und Dankwart rabenſchwarz gekleidet. Brünhild grüßt Siegfrieden vor dem Könige. Die Kampfſpiele heben an; unſichtbar durch die Tarnkappe, ſteht Siegfried bei Gunthern; er übernimmt die Werke, der König die Gebärde. Brünhild ſtreift ſich die Ärmel auf, einen Schild faßt ſie, den vier Kämmerer kaum hergetragen, einen Speer, gleichmäßig ſchwer, ſchießt ſie auf Gunthers Schild, daß die Schneide hindurchbricht und die beiden Männer ſtraucheln; aber kräftiger noch wirft Siegfried den umgekehrten Speer zurück. Einen Stein, den zwölf Männer mühlich trügen, wirft ſie zwölf Klafter weit und über den Wurf hinaus noch ſpringt ſie in klingendem Waffenkleid; doch weiter wirft Siegfried den Stein, weiter trägt er den König im Sprunge. Zürnend erkennt Brünhild ſich beſiegt und heißt ihre Mannen Gunthern huldigen. Zum Rheine will ſie ihm erſt folgen, wenn ſie zuvor all ihre Freunde beſandt hat. Jeder Gefahr zu begegnen, ſchifft Siegfried heimlich von dannen, zum Lande der Nibelunge, wo er den großen Schatz hat; dort prüft er mit Kampfe den rieſenhaften Burghüter und den Zwerg Alberich, der des Hortes pflegt; dann wählt er tauſend der beſten Recken von den Nibelungen, die ihm dienſtbar ſind, und kehrt mit ihnen gen Iſenſtein. Brünhild wird nun heimgeführt und zu Worms herrlich empfangen. Am gleichen Tage führt Gunther Brünhilden, Siegfried Kriemhilden in die Brautkammer. Doch Brünhild hat geweint, als ſie Kriemhilden bei Siegfried am Mahle ſitzen ſah; vorgeblich, weil ihr leid ſei, daß des Königs Schweſter einem Dienſtmann gegeben werde; und in der Hochzeitnacht will ſie nicht Gunthers Weib werden, bevor ſie genau wiſſe, wie es ſo gekommen. Sie erwehrt ſich Gunthers, bindet ihm mit ihrem Gürtel Füß' und Hände zuſammen und läßt ihn ſo die Nacht über an einem Nagel hoch an der Wand hängen. Siegfried bemerkt am andern Tage des Königs Traurigkeit, erräth den Grund und verſpricht, ihm die Braut zu bändigen. In der Tarnkappe kommt er die nächſte Nacht in Gunthers Kammer, ringt gewaltig mit Brünhilden und bezwingt ſie dem Könige. Einen Ring, den er heimlich ihr vom Finger gezogen, und den Gürtel nimmt er mit ſich hinweg. Bald hernach führt er Kriemhilden in ſeine Heimath nach Santen, wo ſein Vater ihm die Krone abtritt. Zehn Jahre vergehen und ſtets denkt Brünhild, warum Siegfried von ſeinem Lande keinen Lehendienſt leiſte. Sie beredet Gunthern, den Freund und die Schweſter zu einem großen Feſt auf nächſte Sonnenwende zu laden. Der alte Siegmund reitet mit ihnen nach Worms. Beim Empfange blickt

Brünhild unterweilen auf Kriemhilden, wie ihre Farbe gegen dem Golde glänzt. In feſtlicher Freude verbringen ſie zehen Tage. Am elften, vor Veſperzeit, als Ritterſpiel auf dem Hofe ſich hebt, ſitzen die zwo Königinnen zuſammen. Da rühmt Kriemhild ihren Siegfried, wie er herrlich vor allen Recken gehe. Brünhild entgegnet, daß er doch nur Gunthers Eigenmann ſei. So eifern ſie in kränkenden Worten, und als man nun zur Veſper geht, kommen ſie, die ſonſt immer beiſammen giengen, jede mit beſondrer Schaar ihrer Jungfraun zum Münſter. Brünhild heißt Kriemhilden als Dienſtweib zurückſtehn; da wirft Kriemhild ihr vor, ſie ſei nur das Kebsweib Siegfrieds, der ihr das Magdthum abgewonnen, und geht in das Münſter vor der weinenden Königin. Nach dem Gottesdienſte wartet Brünhild vor dem Münſter und verlangt von Kriemhilden Beweis jener Rede. Kriemhild zeigt Ring und Gürtel, die Siegfried ihr gegeben, und abermals weint die Königin. Umſonſt ſchwört Siegfried im Ringe der Burgunden, daß er Brünhilden nicht geminnet. Hagen gelobt, ihr Weinen an Siegfried zu rächen, und er zieht die Königin in den Mordrath. Falſche Boten werden beſtellt und reiten zu Worms ein, als hätten ſie von Liudeger und Liudegaſt, die man auf Treu' und Glauben freigelaſſen, neuen Krieg anzuſagen. Siegfried, der ſeinen Freunden ſtets gerne dient, erbietet ſich alsbald, den Kampf für ſie zu beſtehen. Als das Heer bereit iſt, nimmt Hagen von Kriemhilden Abſchied. Sie bezeigt Reue über das, was ſie Brünhilden gethan, und bittet ihn, über Siegfrieds Leben in der Schlacht zu wachen. Deshalb vertraut ſie ihm, daß Siegfried an Einer Stelle, zwiſchen den Schultern, verwundbar ſei, wohin ihm ein Lindenblatt gefallen, als er ſich im Blute des Drachen gebadet. Dieſe Stelle zu bezeichnen, näht ſie, nach Hagens Rath, auf ihres Mannes Gewand ein kleines Kreuz. Hagen freut ſich der gelungenen Liſt und kaum iſt Siegfried ausgezogen, ſo kommen andre Boten mit Friedenskunde. Ungerne kehrt Siegfried um; ſtatt der Heerfahrt ſoll nun im Wasgenwald eine Jagd auf Schweine, Bären und Wiſende (wilde Ochſen) gehalten werden. Weinend ohne Maaß, entläßt Kriemhild den Gemahl. Ihr hat geträumt, wie ihn zwei wilde Schweine über die Heide gejagt und die Blumen von Blute roth geworden, wie zween Berge über ihm zuſammengefallen und ſie ihn nimmermehr geſehen. Mit Gunthern, Hagen und großem Jagdgefolge reitet Siegfried zu Walde. Gernot und Giſelher bleiben daheim. Viel Roſſe, mit Speiſe beladen, werden über den Rhein geführt auf einen Anger vor dem Walde. Die Jagdgeſellen trennen ſich, damit man ſehe, wer der beſte Weidmann ſei. Siegfried nimmt ſich einen alten Jäger mit einem Spürhund; kein Thier entrinnt ihm, Berg und Wald macht er leer, er gewinnt Lob vor allen. Schon wird zum Imbiß geblaſen, als Siegfried einen Bären aufjagt. Er ſpringt vom Roſſe, läuft dem Thiere nach, fängt und bindet es auf ſeinen Sattel. So reitet er zur Feuerſtätte; herrlich iſt ſein Jagdgewand, mächtig der Bogen, den nur er zu ſpannen vermag, reich der Köcher, von Golde das Horn. Als er abgeſtiegen, läßt er den Bären los, der unterm Gebell der Hunde durch die Küche rennt, Keſſel und Brände zuſammenwirft, zuletzt aber von Siegfried ereilt und mit dem Schwert erſchlagen wird. Die Jäger ſetzen ſich zum Mahle; Speiſe bringt man genug, aber die Schenken ſäumen. Hagen giebt vor, er habe gemeint, das Jagen ſoll heut im Speſſart ſein, dorthin hab' er den Wein geſandt. Doch hier nahe ſei ein kühler Brunnen. Zu dieſem beredet er mit Siegfried einen Wettlauf. Sie ziehen die Kleider aus, Siegfried legt ſich vor Hagens Füße; wie zween Panther laufen ſie durch den Klee; Siegfried, all ſein Waffengeräth mit ſich tragend, erreicht den Brunnen zuerſt. Doch trinkt er nicht, bevor der König getrunken. Wie er ſich zur Quelle neigt, faßt Hagen den Speer, den Siegfried an die Linde gelehnt, und ſchießt ihn dem Helden durch das Kreuzeszeichen, daß ſein Blut an des Mörders Gewand ſpritzt. Hagen flieht, wie er noch vor keinem Manne gelaufen. Siegfried ſpringt auf, die Speerſtange ragt ihm aus der Wunde, den Schild rafft er auf, denn Schwert und Bogen trug Hagen weg; ſo ereilt er den Mörder und ſchlägt ihn mit dem Schilde zu Boden. Aber dem Helden weicht Kraft und Farbe, blutend fällt er in die Blumen; die Verräther ſcheltend, die ſeiner Treue ſo gelohnt, und doch Kriemhilden dem Bruder empfehlend, ringt er den Todeskampf. In der Nacht führen ſie den Leichnam über den Rhein. Hagen heißt ihn vor Kriemhilds Kammerthür legen. Als man zur Mette läutet, bringt der Kämmerer Licht und ſieht den blutigen Todten, ohne ihn zu erkennen. Er meldet es Kriemhilden, die mit ihren Frauen zum Münſter gehen will. Sie weiß, daß es ihr Mann iſt, noch ehe ſie ihn geſehen; zur Erde ſinkt ſie und das Blut bricht ihr aus dem

Wunde. Der alte Siegmund wird herbeigerufen; Burg und Stadt erſchallen von Wehklage. Am Morgen wird der Leichnam auf einer Bahre im Münſter aufgeſtellt. Da kommen Gunther und der grimme Hagen; der König jammert. „Räuber," ſagt er, „haben den Helden erſchlagen." Kriemhild heißt ſie zur Bahre treten, wenn ſie ſich unſchuldig zeigen wollen; da blutet vor Hagen die Wunde des Todten. Drei Tage und drei Nächte bleibt Kriemhild bei ihm; ſie hofft, auch ſie werde der Tod hinnehmen. Meſsopfer und Geſang für ſeine Seele raſten nicht in dieſer Zeit. Als darauf Siegfried zu Grabe getragen wird, heißt Kriemhild den Sarg wieder aufbrechen, erhebt noch einmal ſein ſchönes Haupt mit ihrer weißen Hand, küſst den Todten und ihre lichten Augen weinen Blut. Freudlos kehrt der König Siegmund heim. Kriemhild läßt ſich am Münſter eine Wohnung bauen, von wo ſie täglich zum Grabe des Geliebten geht. Vierthalb Jahre ſpricht ſie kein Wort mit Gunthern und ihren Feind Hagen ſieht ſie niemals. Hagen aber trachtet, daß der Nibelungenhort in das Land komme. Gernot und Giſelher bringen die Schweſter erſt dahin, daß ſie Gunthern, mit Thränen, wieder grüßt; dann wird ſie beredet, den Hort, ihre Morgengabe von Siegfried, herführen zu laſſen. Als ſie aber das Gold freigebig austheilt, fürchtet Hagen den Anhang, den ſie damit gewinne. Da werden ihr die Schlüſſel abgenommen, und als ſie darüber klagt, verſenkt Hagen den ganzen Schatz im Rheine.

Der Nibelunge Noth.

Dreizehn Jahre hat Kriemhild im Wittwenthum gelebt. Da ſtirbt Frau Helke, des gewaltigen Hunnenkönigs Etzel Gemahlin. Ihm wird gerathen, um die edle Kriemhild zu werben, und er ſendet nach ihr den Markgrafen Rüdiger mit großem Geleite. Den Königen zu Worms iſt die Werbung willkommen; Hagen aber widerräth. Kriemhild ſelbſt widerſtrebt lange: Weinen geziem' ihr und andres nicht. Erſt als Rüdiger heimlich mit ihr ſpricht und ihr ſchwört, mit allen ſeinen Mannen jedes Leid, das ihr widerfahre, zu rächen, hofft ſie noch Rache für Siegfrieds Tod und reicht ihre Hand dar. Sie fährt mit den Boten hin, im Geleit ihrer Jungfraun und des Markgrafen Eckewart, der mit ſeinen Mannen ihr bis an ſein Ende dienen will. Ihr

Weg geht über Paſſau, wo der Biſchof Pilgrim, ihrer Mutter Bruder, ſie wohl empfängt, dann über Pechlarn, wo ſie in Rüdigers gaſtlichem Hauſe einſpricht. Bei Tuln reitet König Etzel ihr entgegen mit all den Fürſten, die ihm dienen, Heiden und Chriſten. Die Hochzeit wird zu Wien begangen; zu Miſenburg (jetzt Wiſelburg) ſchiffen ſie ſich auf die Donau ein; von Schiffen, die man zuſammengeſchloſſen, von Zelten, die man darüber geſpannt, iſt der Strom bedeckt, als wär' es Land und Feld. So kommen ſie gen Etzelnburg, wo Kriemhild fortan gewaltig an Hellen Stelle ſitzt. Sie geneſt eines Sohnes, der Ortlieb genannt wird. Aber in dreizehn Jahren ſolcher Ehre vergißt ſie nicht ihres Leides; allezeit denkt ſie, wie ſie es räche. Sie klagt dem Gemahle, daß man ſie für freundlos halte, weil ihre Verwandte noch niemals zu ihr gekommen. So bewegt ſie ihn, ihre Brüder zu einem Feſt auf nächſte Sonnenwende herzuladen. Werbel und Swemmel, des Königs Spielleute, werden als Boten geſandt und Kriemhild empfiehlt ihnen, daß Hagen nicht zurückbleibe, der allein der Wege kundig ſei. König Gunther beſpricht ſich mit ſeinen Brüdern und Mannen über die Botſchaft. Hagen, des Mordes eingedenk, räth ab von der Reiſe; als aber Gernot und Giſelher ihn der Furcht zeihen, ſchließt er zürnend ſich an, räth jedoch, mit Heereskraft auszufahren. Rumolts, des Küchenmeiſters, Rath iſt, daheim zu bleiben, bei guter Koſt und ſchönen Frauen. Als ſie zur Fahrt bereit ſind, hat Frau Ute einen bangen Traum, wie alles Geflügel im Lande todt ſei. Mit tauſend und ſechszig ihrer Mannen, dazu tauſend Nibelungen, und mit neuntauſend Knechten erheben ſich die Könige; durch Oſtfranken ziehen ſie zur Donau, zuvorderſt reitet Hagen. Der Strom iſt angeſchwollen und kein Schiff zu ſehen. Hagen geht gewappnet umher, einen Fährmann ſuchend. Er hört Waſſer rauſchen und horcht; in einem ſchönen Brunnen baden Meerweiber. Er ſchleicht ihnen nach, aber ihn gewahrend entrinnen ſie und ſchweben, wie Vögel, auf der Flut. Ihr Gewand jedoch hat er genommen und die eine, Hadeburg, verſpricht ihm, wenn er es wiedergebe, das Geſchick der Reiſe vorherzuſagen. Wirklich verkündet ſie, daß die Fahrt in Etzels Land wohl ergehen werde. Als er darauf die Kleider zurückgegeben, warnt die andre, Sieglind, jetzt noch umzukehren, ſonſt werden ſie alle bei den Hunnen umkommen, nur des Königs Capellan werde heimgelangen. Noch ſagen ſie ihm, wenn er die Fahrt nicht laſſen wolle, wie er über das Waſſer komme. Jenſeits des Stromes wohnt der Ferge des bairiſchen Markgrafen Elſe; laut ruft Hagen hinüber und nennt ſich Amelrich, einen Mann des Markgrafen; hoch am Schwerte bietet er einen Goldring, als Fährgeld. Der Ferge rudert herüber, als er ſich aber betrogen ſieht und Hagen nicht vom Schiffe weichen will, ſchlägt er den Helden mit Ruder und Schalte. Hagen greift zum Schwerte, ſchlägt dem Fergen das Haupt ab und wirft es an den Grund. Dann bringt er das Schiff, das von Blute raucht, zu ſeinen Herrn und fährt ſelbſt, den ganzen Tag arbeitend, das Heer über; die Roſſe werden ſchwimmend übergetrieben. Den Capellan aber, wie er über dem Heiligthume lehnt, ſchwingt Hagen aus dem Schiffe und ſtößt ihn, als er zu ſchwimmen verſucht, zürnend zu Grunde; dennoch kommt der Prieſter unverſehrt an das Ufer zurück. Dort ſteht er und ſchüttelt ſein Gewand. Hagen ſieht, daß unvermeidlich ſei, was die Meerweiber verkündet; da ſchlägt er das Schiff zu Stücken und wirft es in die Flut, damit, giebt er zuerſt vor, kein Zager entrinnen könne. Bald aber ſagt er den Recken ihr Schickſal, davor manches Helden Farbe wechſelt. Sie ziehen fürder durch Baierland, auch die Nacht hindurch. Volker reitet mit dem Heerzeichen vor. Hagen übernimmt weislich die Nachhut mit ſeinen Mannen und ſeinem Bruder Dankwart. Dieſe werden von Gelfrat und Elſe, die ihres Fergen Tod ahnden wollen, mit ſiebenhunderten angefallen. Im Scheine des Mondes wird grimmig geſtritten. Gelfrat fällt von Dankwarts Schwert und Elſe entflieht. Der Baiern bleiben hundert, der Burgunden viere todt. Seine Herren, die indeſs weiter geritten, läßt Hagen nichts von dem Kampfe wiſſen, damit ſie ohne Sorge bleiben. Erſt als die Sonne über die Berge ſcheint, ſieht Gunther die blutigen Waffen und erfährt, wie gut Hagen gehütet. Über Paſſau kommen ſie auf Rüdigers Mark, wo ſie den Hüter ſchlafend finden, dem Hagen das Schwert nimmt. Es iſt Eckewart, der mit Kriemhilden hingezogen. Beſchämt über ſeine üble Hut, empfängt er das Schwert zurück und warnt die Helden. Zu Pechlarn erfahren ſie die Gaſtfreiheit des Markgrafen Rüdiger und ſeiner Hausfrau Gotelind. Die ſchöne Tochter des Hauſes wird Giſelhern verlobt; auch keiner der andern geht unbeſchenkt hinweg; König Gunther empfängt ein Waffengewand, Gernot ein Schwert, Hagen den koſtbaren Schild Nudungs, deſſen Tod Gotelind beweint, Dankwart feſtliche Kleider, Volker, der zum Abſchied fiedelt und ſingt, zwölf Goldringe, die er, der Markgräfin zu Dienſt, an Etzels Hofe tragen ſoll. Rüdiger ſelbſt mit fünfhundert Mannen begleitet die Helden zum Feſte. Dietrich von Bern, der bei den Hunnen lebt, reitet mit ſeinen Amelungen den Gäſten entgegen. Auch er warnt, daß die Königin noch jeden Morgen um Siegfried weine. Kriemhild ſteht im Fenſter und blickt nach ihren Verwandten aus, der nahen Rache ſich freuend. Als die Burgunden zu Hofe reiten, fragt jedermann nach Hagen, der den ſtarken Siegfried ſchlug. Der Held iſt wohl gewachſen, von breiter Bruſt und langen Beinen; die Haare grau gemiſcht, ſchrecklich der Blick, herrlich der Gang. Zuerſt küßt Kriemhild Giſelhern; als Hagen ſieht, daß ſie im Gruß unterſcheide, bindet er ſich den Helm feſt. Ihn fragt ſie nach dem Horte der Nibelunge: Hagen erwidert, er hab' an Schild und Brünne, Helm und Schwert genug zu tragen gehabt. Als die Helden ihre Waffen nicht abgeben wollen, merkt Kriemhild, daß ſie gewarnt ſind; wer es gethan, dem droht ſie den Tod. Zürnend ſagt Dietrich, daß er gewarnt. Hagen nimmt ſich Volkern zum Heergeſellen. Sie zween allein gehen über den Hof und ſetzen ſich Kriemhilds Saale gegenüber auf eine Bank. Die Königin, durchs Fenſter blickend, weint und fleht Etzels Mannen um Rache an Hagen. Sechszig derſelben wappnen ſich; als ihr dieſe zu wenig dünken, rüſten ſich vierhundert. Die Krone auf dem Haupte, kommt ſie mit dieſer Schaar die Stiege herab. Der übermüthige Hagen legt über ſeine Beine ein lichtes Schwert, aus deſſen Knopf ein Jaſpis ſcheint, grüner denn Gras; wohl erkennt Kriemhild, daß es Siegfrieds war. Auch Volker zieht einen Fiedelbogen an ſich, ſtark und lang, einem Schwerte gleich. Furchtlos ſitzen ſie da und keiner ſteht auf, als die Königin ihnen vor die Füße tritt. Sie wirft Hagen vor, daß er ihren Mann erſchlagen; da ſpricht Hagen laut aus, daß er es gethan, räch' es wer da wolle! Die Hunnen ſehen einander an und ziehen ab, den Tod fürchtend. König Etzel, von all dem nichts wiſſend, empfängt und bewirtet die Helden auf das Beſte. Zur Nachtruhe werden ſie in einen weiten Saal geführt, wo koſtbare Betten bereitet ſind. Hagen und Volker halten vor dem Hauſe Schildwacht. Volker lehnt den Schild von der Hand, nimmt die Fiedel und ſetzt ſich auf den Stein an der Thüre. Seine Saiten erklingen, daß all das Haus ertoſt; ſüßer und ſüßer läßt er ſie tönen, bis alle die Sorgenvollen entſchlummert ſind. Mitten in der Nacht glänzen Helme aus der Finſternis; es ſind Gewaffnete, von Kriemhilden geſchickt; doch als ſie die Thüre ſo wohl behütet ſehn, kehren ſie wieder um, von Volkern bitter geſcholten. Morgens, da man zur Meſſe läutet, heißt Hagen ſeine Gefährten ſtatt der Seidenhemde die Harniſche nehmen, ſtatt der Mäntel die Schilde, ſtatt der Kränze die Helme, ſtatt der Roſen die Schwerter. Etzel fragt, ob ihnen jemand Leides gethan. Hagen antwortet, es ſei Sitte ſeiner Herren, bei allen Feſten drei Tage gewappnet zu gehen. Aus Übermuth ſagen ſie dem König ihren Argwohn nicht. Nach der Meſſe beginnen Ritterſpiele. Dietrich verbeut ſeinen Recken, Theil zu nehmen; auch Rüdiger hält die ſeinigen ab, weil er die Burgunden unmuthig ſieht. Einem Hunnen, der bräutlich aufgeputzt, ein Traut der Frauen, daherreitet, ſticht Volker den Speer durch den Leib. Die Verwandten des Hunnen rufen nach Waffen, Etzel ſelbſt muß ſchlichten; er reißt einem das Schwert aus der Hand und ſchlägt die andern hinweg. Ehe ſie zu Tiſche ſitzen, ſucht Kriemhild Dietrichs Hülfe; doch er verweiſt ihr den Verrath an ihren Blutsfreunden. Williger findet ſie Blödeln, Etzels Bruder, dem ſie die Mark des erſchlagenen Nudung und deſſen ſchöne Braut verheißt. Mit tauſend Gewappneten zieht er feindlich zur Herberge, wo Dankwart, der Marſchalk, mit den Knechten ſpeiſt. Nach kurzem Wortwechſel ſpringt Dankwart vom Tiſch und ſchlägt ihm einen Schwertſchlag, daß ihm das Haupt vor den Füßen liegt. Das iſt die Morgengabe zu Nudungs Braut. Ein grimmer Kampf erhebt ſich. Wer von den Knechten nicht Schwerter hat, greift zu den Stühlen. Die Hälfte der Hunnen wird erſchlagen; aber andre zweitauſend kommen und laſſen nicht vom Streite, bis all die Knechte todt liegen. Dankwart allein haut ſich zum Saale durch, wo die Herren ſind. Eben wird Ortlieb, Etzels junger Sohn, ſeinen Oheimen zu Tiſche getragen. Da tritt Dankwart in die Thür, mit bloßem Schwert, all ſein Gewand mit Hunnenblut beronnen. Laut rufend verkündet er den Mord in der Herberge. Hagen heißt ihn der Thüre hüten, daß kein Hunne herauskomme. Dann ſchlägt er das Kind Ortlieb, daß ſein Haupt in der Königin Schooß ſpringt. Dem Erzieher des Knaben ſchlägt er das Haupt ab und dem Spielmann Werbel, zum Botenlohne, die rechte Hand auf der Fiedel. So wüthet er fort im Saale. Auch Volkern klingt ſein Fiedelbogen laut an der Hand. Roth ſind ſeine Züge, ſeine Leiche hallen durch Helm und Schild. Er ſperrt innen die Thür, während Dankwart außen die Stiege wehrt. Die Könige vom Rheine wollen den Streit erſt ſcheiden; da es nicht möglich iſt, kämpfen ſie ſelbſt als Helden. Kriemhild ruft Dietrichs Hülfe an. Der Held, auf dem Tiſche ſtehend und mit der Hand winkend, läßt ſeine Stimme ſchallen, wie ein Wiſendhorn. Gunther hört im Sturme den Ruf und gebietet Stillſtand. Dietrich verlangt, daß man ihn und die Seinigen mit Frieden aus dem Hauſe laſſe. Gunther gewährt es. Da nimmt der Berner die Königin unter den Arm, an der andern Seite führt er Etzeln, mit ihm gehen ſechshundert Recken. Auch Rüdiger mit fünfhunderten räumt ungefährdet den Saal. Einem Hunnen aber, der mit Etzeln hinaus will, ſchlägt Volker das Haupt ab. Was von Hunnen im Saal iſt, wird niedergehauen. Die Todten werden die Stiege hinabgeworfen. Vor dem Hauſe ſtehen viel tauſend Hunnen. Hagen und Volker ſpotten ihrer Feigheit; umſonſt beut die Königin einen Schild voll Goldes, ſammt Burgen und Land, dem, der ihr Hagens Haupt bringe. An Etzels Hofe lebt Hawart von Dänemark mit ſeinem Markgrafen Iring und dem Landgrafen Irnfried von Thüringen. Iring vermißt ſich zuerſt, Hagen zu beſtehn. Da rüſten ſich auch Hawart und Irnfried mit tauſend Mannen. Aber Iring fleht, daß ſie ihn allein kämpfen laſſen, wie er gelobt. Mit dem Schilde ſich deckend, rennt er zum Saal hinauf, läuft bald den, bald jenen an, wird von Giſelhern in das Blut niedergeſchlagen, ſpringt wieder empor und entweicht zu den Seinen, nachdem er vier Burgunden erſchlagen und Hagen durch den Helm verwundet. Kriemhild ſelbſt nimmt ihm, dankend, den Schild von der Hand. Hagen aber rühmt ſich, daß die Wunde nur ſeinen Zorn auf Männertod gereizt. Abermals eilt Iring zum Streite, da ſchießt Hagen einen Speer auf ihn, daß ihm die Stange vom Haupte ragt; es iſt ſein Tod. Ihn zu rächen, führen Hawart und Irnfried ihre Schaar hinan; auch ſie fallen vom Schwerte, mit ihren tauſend Mannen, die man, nach Volkers Rath, in den Saal dringen ließ. Stille wird es nun, das Blut fließt durch Löcher und Rinnſteine. Auf den Todten ſitzend, ruhen die Burgunden aus. Aber noch vor Abend werden zwanzigtauſend Hunnen verſammelt; bis zur Nacht währt der harte Streit. Da verſuchen die Könige noch, Sühne zu erlangen.

Kriemhild begehrt vor allem, daß ſie ihr Hagen herausgeben. Die Könige verſchmähen ſolche Untreue. Darauf läßt Kriemhild die Helden alle in den Saal treiben und dieſen an vier Enden anzünden. Vom Winde brennt bald das ganze Haus. Das Feuer fällt dicht auf ſie nieder, mit den Schilden wehren ſie es ab und treten die Brände in das Blut. Rauch und Hitze thut ihnen weh; von Durſt gequält, trinken ſie, auf Hagens Anweiſung, das Blut aus den Wunden der Erſchlagenen; beſſer ſchmeckt es jetzt, denn Wein. Am Morgen ſind ihrer noch ſechshundert übrig, zu Kriemhilds Erſtaunen. Mit neuem Kampfe beut man ihnen den Morgengruß. Die Königin läßt das Gold mit Schilden herbeitragen, den Streitern zum Solde. Markgraf Rüdiger kommt und ſieht die Noth auf beiden Seiten. Ihm wird vorgeworfen, daß er für Land und Leute, die er vom König habe, noch keinen Schlag in dieſem Streite geſchlagen. Etzel und Kriemhild flehen ihn fußfällig um Hülfe. Jener will ihn zum Könige neben ſich erheben; dieſe mahnt ihn des Eides, daß er all ihr Leid rächen wolle. Was Rüdiger läßt oder beginnt, ſo thut er übel. Er hat die Burgunden hergeleitet, ſie in ſeinem Hauſe bewirtet, ſeine Tochter, ſeine Gabe ihnen gegeben. Land und Burgen, was er vom Könige hat, heißt er wiedernehmen und will zu Fuß ins Elend gehen. Wohl weiß er, daß heute noch alles durch ſeinen Tod ledig wird. Doch er muß leiſten, was er gelobt, ſteht auch Seel und Leib auf der Wage. Weib und Kind befiehlt er den Gebietern und heißt ſeine Mannen ſich rüſten. Kriemhild iſt freudenvoll und weint. Als Giſelher den Schwäher mit ſeiner Schaar daherkommen ſieht, freut er ſich der vermeinten Freundeshülfe. Rüdiger aber ſtellt den Schild vor die Füße und ſagt den Burgunden die Freundſchaft auf. Umſonſt mahnen ſie ihn aller Lieb' und Treue. Er wünſcht, daß ſie am Rheine wären und er mit Ehren todt; aber den Streit kann niemand ſcheiden. Schon heben ſie die Schilde, da verlangt Hagen noch eines. Der Schild, den ihm Frau Gotelind gegeben, iſt ihm vor der Hand zerhauen; er bittet Rüdigern um den ſeinigen. Rüdiger giebt den Schild hin, es iſt die letzte Gabe, die der milde Markgraf geboten. Manches Auge wird von heißen Thränen roth, und wie grimmig Hagen iſt, erbarmt ihn doch die Gabe. Er und ſein Geſelle Volker geloben, Rüdigern nicht im Streite zu berühren. Wohl zeigt der Spielmann die Goldringe, die ihm die Markgräfin, beim Feſte ſie zu tragen, gab. Hinan ſpringt Rüdiger mit den Seinen; ſie werden in den Saal gelaſſen, ſchrecklich klingen drin die Schwerter. Da ſieht Gernot, wie viel ſeiner Helden der Markgraf erſchlagen, und ſpringt zum Kampfe mit dieſem. Schon hat er ſelbſt die Todeswunde empfangen, da führt er noch auf Rüdigern den Todesſtreich mit dem Schwerte, das der ihm gegeben. Todt fallen beide nieder, einer von des andern Hand. Die Burgunden üben grimmige Rache, nicht einer von Rüdigers Mannen bleibt am Leben. Als der Lärm im Saale verhallt iſt, meint Kriemhild, Rüdiger wolle Sühne ſtiften, bis der Todte herausgetragen wird. Ungeheure Wehklage erhebt ſich von Weib und Mann; wie eines Löwen Stimme erſchallt Etzels Jammerruf. Ein Recke Dietrichs hört das laute Wehe und meldet es ſeinem Herrn; der König oder die Königin ſelbſt müſſe umgekommen ſein. Dietrich erinnert ſeine Helden, daß er den Gäſten ſeinen Frieden entboten. Wolfhart will hingehn, die Mähre zu erfragen; Dietrich aber, Wolfharts Ungeſtüm fürchtend, ſendet den Helfrich. Dieſer bringt die Kunde, daß Rüdiger ſammt ſeinen Mannen erſchlagen ſei. Der Berner will von den Burgunden ſelbſt erfahren, was geſchehen ſei, und ſchickt den Meiſter Hildebrand. Als dieſer gehen will, tadelt ihn Wolfhart, daß er ungewaffnet gehe und ſo dem Schelten ſich ausſetze. Da waffnet ſich der Weiſe nach der Unbeſonnenen Rath. Zugleich rüſten ſich, ohne Dietrichs Wiſſen, all ſeine Recken und begleiten den Meiſter. Hildebrand befragt die Burgunden und Hagen beſtätigt Rüdigers Tod; Thränen rinnen Dietrichs Recken über die Bärte. Der Meiſter bittet um den Leichnam, damit ſie nach dem Tode noch des Mannes Treue vergelten. Wolfhart räth, nicht lange zu flehen. Sie ſollen ihn nur aus dem Hauſe holen, erwidert Volker, dann ſei es ein voller Dienſt. Mit trotzigen Reden reizen ſich die beiden. Wolfhart will hinanſpringen, aber Hildebrand hält ihn feſt, an Dietrichs Verbot mahnend. „Laß ab den Leuen!“ ſpottet Volker. Da rennt Wolfhart in weiten Sprüngen dem Saale zu; zornvoll alle Berner ihm nach. Der alte Meiſter ſelbſt will ihn nicht zum Streite veranlaſſen und ereilt ihn noch vor der Stiege. Ein wüthender Kampf beginnt. Volker erſchlägt Dietrichs Neffen Sigeſtab, Hildebrand Volkern, Helfrich Dankwarten. Wolfhart und Giſelher fallen einer von des andern Schwert. Niemand bleibt lebend als Gunther und Hagen und von den Bernern Hildebrand, der mit einer ſtarken

Wunde von Hagens Hand entrinnt. Blutberonnen kommt er zu ſeinem Herrn, der traurig im Fenſter ſitzt. Dietrich fragt, woher das Blut. Der Meiſter erzählt, wie ſie Rüdigern wegtragen wollen, den Gernot erſchlagen. Als Dietrich den Tod Rüdigers beſtätigen hört, will er ſelbſt hingehen und befiehlt dem Meiſter, die Recken ſich waffnen zu heißen. „Wer ſoll zu euch gehn?“ ſagt Hildebrand: „was ihr habt der Lebenden, die ſeht ihr bei euch ſtehn.“ Mit Schrecken hört der Berner den Tod ſeiner Mannen. Einſt ein gewaltiger König, jetzt der arme Dietrich. Wer ſoll ihm wieder in ſein Land helfen? O wehe, daß vor Leid niemand ſterben kann! Das Haus erſchallt von ſeiner Klage. Da ſucht er ſelbſt ſein Waffengewand, der Meiſter hilft ihn wappnen. Dietrich geht zu Gunthern und Hagen, hält ihnen vor, was ſie ihm Leides gethan, und verlangt Sühne. Sie ſollen ſich ihm zu Geiſeln ergeben, dann woll' er ſelbſt ſie heimgeleiten. Hagen nennt es ſchmählich, daß zween wehrhafte Männer ſich dem einen ergeben ſollen. Schon als er den Berner kommen ſah, vermaß er ſich, allein den Helden zu beſtehen. Des mahnt ihn jetzt Dietrich. Sie ſpringen zum Kampfe. Dietrich ſchlägt dem Gegner eine tiefe Wunde, aber tödten will er nicht den Ermüdeten; den Schild läßt er fallen und umſchlingt jenen mit den Armen. So bezwingt er ihn und führt ihn gebunden zu der Königin. Das iſt ihr ein Troſt nach herbem Leide. Dietrich verlangt, daß ſie den Gefangenen leben laſſe. Dann kehrt er zu Gunthern; nach heißem Kampfe bindet er auch dieſen und übergiebt ihn Kriemhilden mit dem Beding der Schonung. Sie aber geht zuerſt in Hagens Kerker und verſpricht ihm das Leben, wenn er wiedergebe, was er ihr genommen. Hagen erklärt, er habe geſchworen, den Hort nicht zu zeigen, ſo lang ſeiner Herren einer lebe. Da läßt Kriemhild ihrem Bruder das Haupt abſchlagen und trägt es am Haare vor Hagen. Dieſer weiß nun allein den Schatz; nimmer, ſagt er, ſoll ſie ihn erfahren. Aber ihr bleibt doch Siegfrieds Schwert, das er getragen, als ſie ihn zuletzt ſah. Das hebt ſie mit den Händen und ſchlägt Hagen das Haupt ab. Der alte Hildebrand erträgt es nicht, daß ein Weib den kühnſten Recken erſchlagen durfte. Zornig ſpringt er zu ihr, nichts hilft ihr Schreien, mit ſchwerem Schwertſtreich haut er ſie zu Stücken. So liegt all die Ehre darnieder; mit Jammer hat das Feſt geendet, wie alle Luſt zujüngſt zum Leide wird.

3. Die Hegelinge.

Hagen von Irland.

Sigeband, König in Irland und ſeine Gemahlin, Ute von Norwegen, feiern ein prächtiges Feſt. Laut lachen die Gäſte über dem Spiel eines Fahrenden. Da achtet man wenig auf des Königs jungen Sohn Hagen, der vor dem Hauſe ſteht. Plötzlich ſchattet es, wie eine Wolke, der Wald bricht zuſammen. Ein ungeheurer Greif kommt geflogen, ſchließt in ſeine Klauen das ſchreiende Kind und führt es hoch in die Lüfte. Er trägt es weithin in die Wildnis ſeinen Jungen in das Neſt. Der jungen Greiſe einer fliegt mit dem Kinde von Baum zu Baum; aber noch gebricht ihm die Kraft, er muß zur Erde, ſtatt wieder zum Neſte; da läßt er das Kind fallen und dieſes birgt ſich im Graſe. Früher ſchon hat der Greif drei Königstöchter geraubt, die auch ſich gerettet und unfern in einer Felshöhle wohnen. Sie gewahren den Knaben, nehmen ihn zu ſich, nähren ihn mit Wurzeln und Kräutern. Kräftig wächſt er heran und zu Waffen kommt er, als ein Schiff an den Felſen ſcheitert und ein Todter gewappnet ans Geſtade getrieben wird. Die Greiſe überfallen den Königsſohn, doch er wehrt ſich erſt mit Pfeilen, dann mit dem Schwert, und erlegt ſie, alt' und junge. Hagen iſt fortan ein kühner Jäger und ſchafft Speiſe genug herbei. Endlich entdecken ſie wieder ein Schiff und Hagen ruft laut durch Wind und Wellengetös. Die Jungfraun, in junges Moos gekleidet, erſcheinen den Schiffern zuerſt als Meerwunder. Der Schiffherr fährt in einer Barke herbei, befragt die Unbekannten und nimmt ſie auf ihre Bitte in das Schiff. Die Schiffleute ſind Feinde von Hagens Vater, doch des Jünglings Stärke fürchtend, müſſen ſie ihn nach Irland führen. Die Mutter erkennt ihn an einem goldnen Kreuz auf der Bruſt; mit Freudenthränen wird er empfangen. Sein Vater überläßt ihm die Krone, und Hilde, die ſchönſte der drei Jungfraun, wird ſeine Gemahlin.

Horand und Hilde.

Hettel, König zu Hegelingen, will ſich vermählen. Man rühmt ihm die ſchöne Tochter des Königs von Irland, Hilde nach der Mutter genannt.

Aber ihr Vater, der wilde Hagen, duldet keine Werbung um ſie und läßt die Boten hängen, die nach ihr geſandt werden. Fünf Helden, dem König Hettel verwandt und lehnpflichtig, Wate von Stormen, Horand und Frute von Dänemark, Morung von Nifland und Irolt von Ortland, bereiten ſich, ihrem Herrn die Braut zu gewinnen. Das Hauptſchiff wird herrlich ausgerüſtet, von Cypreſſenholz iſt es erbaut, die Wände mit Silber beſchlagen, die Ruder mit Gold bewunden, Segel und Ankerſeile von Seide, die Anker ſelbſt von Silber. Frute führt einen Kram von koſtbaren Waaren aller Art. Im Schiffsraum iſt eine Schaar gewappneter Recken verborgen. In Irland angelandet, ſagen ſie aus, der gewaltige König Hettel habe ſie von ihren Landen vertrieben und auf Kaufſchiffen ſeien ſie hergefahren. Reiche Geſchenke darbringend, erbitten ſie des Königs Schutz. Er nimmt ſie willig auf und räumt ihnen Häuſer in der Stadt ein. Frute ſchlägt ſeinen Kram auf, nie ward noch ſo wohlfeil verkauft, und wer ohne Kauf etwas begehrt, dem wird es gerne gegeben. Die junge Hilde wünſcht die Gäſte zu ſehen, von deren Freigebigkeit ſie ſo vieles hört. Da läßt der König die Fremden zu Hofe vor die Frauen kommen. Ihre Gebärde, ihr glänzender Anzug erregen Verwunderung. Ellenbreit iſt Wates Bart (Z. 6043), ſeine greiſen Locken ſind in Gold gewunden. Die Frauen befragen ihn ſcherzend, was ihn beſſer bedünke, bei ſchönen Frauen zu ſitzen oder in hartem Streite zu fechten. Der Streit, meint er, zieme ſich beſſer für ihn. Auf dem Saal üben die Jünglinge ſich in Kampfſpielen. Wate ſtellt ſich, als hätt' er niemals ſolches Fechten geſehen und gäb' er viel darum, es noch zu lernen. Aber der Schirmmeiſter, den Hagen herbeiruft, und dann der König ſelbſt, erproben bald ihres Lehrknaben Meiſterſchaft. So, ſpricht Irolt, werd' in ihres Herren Lande täglich gefochten. Horand von Dänemark iſt ein Meiſter des Geſanges. Abends und morgens ſingt er vor dem Hauſe ſo herrlich, daß die Frauen und König Hagen ſelbſt an die Zinne treten. Die Vögel in den Büſchen vergeſſen ihrer Töne, die Thiere des Waldes laſſen ihre Weide ſtehn, das Gewürm im Graſe kreucht nicht weiter, die Fiſche im Waſſer ſchwimmen nicht fürder; die Glocken klingen nicht mehr ſo wohl, wie ſonſt; niemand bleibt ſeiner Sinne mächtig, den Trauernden ſchwindet ihr Leid, Kranke müſten geneſen. Die Königstochter beſcheidet den Sänger heimlich zu ſich, er ſingt ihr noch die ſchönſte ſeiner Weiſen und ſagt ihr die Werbung ſeines Herrn. Hilde zeigt ſich willig, wenn Horand ihr am Abend und am Morgen ſingen werde. Horand verſichert, ſein Herr habe täglich bei Hofe zwölf Sänger, die weit ſchöner ſingen, am ſchönſten aber der König ſelbſt. Bald hernach nehmen die Gäſte Abſchied vom König Hagen; ihr Herr, ſagen ſie, habe nach ihnen geſandt und Sühne geboten. Der König, mit Frau und Tochter, geleitet ſie zu den Schiffen. Hilde, wie ſie mit Horand beſprochen, geht mit ihren Jungfraun auf das Schiff, wo Frutes Kram zu ſchauen iſt. Plötzlich werden die Anker gelöſt, die Segel aufgezogen und die Gewappneten, die verborgen lagen, ſpringen hervor. Der zürnende König und ſeine Mannen werfen umſonſt ihre Speere nach; ſie wollen zu Schiffe nacheilen, aber die Kiele werden durchlöchert gefunden. Die Gäſte fahren mit der Braut dahin und ſchicken ihrem Herrn Botſchaft voran. Hettel macht ſich mit ſeinen Helden auf und empfängt Hilden am Geſtade. Auf Blumen, unter ſeidnen Gezelten, lagern ſich die Jungfraun. Aber Segel erſcheinen auf dem Meere. König Hagen hat andre Schiffe ausgerüſtet und fährt mit großem Heere der Tochter nach. Eine blutige Schlacht wird am Strande gekämpft. Hettel wird von Hagen verwundet, dieſer von Wate. Hilde fleht für den Vater; da wird der Streit geſchieden, der wilde Hagen verſöhnt ſich mit der Tochter und dem Eidam. Wate, der von einem wilden Weibe Heilkunſt gelernt, heilt, auf Hildens Bitte, ihren Vater und die andern Verwundeten.

Gudrun.

Hettel und Hilde gewinnen zwei Kinder, einen Knaben, Ortwin, und eine Tochter, Gudrun. Als dieſe in das Alter kommt, in dem Jünglinge das Schwert empfangen, iſt ſie ſchöner, als je die Mutter war, und mächtige Fürſten werben um ſie. Siegfried (Seifried) von Morland, vergeblichen Dienſtes müde, zieht drohend ab. Hartmut, Sohn des Königs Ludwig von Normandie, ſendet erſt Boten nach ihr, denen ſie verſagt wird; dann kommt er ſelbſt unerkannt an Hettels Hof. Er entdeckt ſich Gudrunen, aber ſeine Schönheit hilft ihm nur ſo viel, daß die Jungfrau ihn wegeilen heißt, wenn er vor ihrem Vater das Leben behalten wolle. Auch Herwig von Seeland wird verſchmäht, doch er ſammelt ſeine Mannen, zieht vor Hettels Burg und dringt kämpfend ein. Gudrun ſieht mit Luſt und Leid, wie Herwig Feuer aus Helmen ſchlägt. Hettel ſelbſt bedauert, daß ihm ein ſolcher Held nicht zum Freunde gegönnt war. Da wird Friede geſtiftet und Gudrun dem Helden anverlobt; in einem Jahre ſoll er ſie heimführen. Als Siegfried von Morland ſolches erfahren, fällt er in Herwigs Land ein; Hettel zieht dem künftigen Eidam zu Hülfe.

Während ſo das Land der Hegelinge von Helden entblößt iſt, kommen Hartmut und Ludwig von Normandie mit Schiffmacht angefahren, brechen die Burg und führen Gudrunen mit ihren Jungfrauen hinweg. Die Königin Hilde ſchickt Boten an Hettel und Herwig; dieſe machen ſogleich Frieden mit Siegfried und er ſelbſt hilft ihnen die Räuber zur See verfolgen. Auf einem Werder, dem Wülpenſande, halten Hartmut und Ludwig Raſt mit ihrer Beute; dort werden ſie von den Hegelingen erreicht. In furchtbarer Schlacht fällt Hettel von Ludwigs Schwerte. In der Nacht ſchiffen die Normannen mit den Jungfrauen weiter. Die Hegelinge kehren heim; durch großen Verluſt geſchwächt, müſſen ſie die Rache verſchieben, bis einſt die verwaiſten Kinder ſchwertmäßig ſind. In Normandie wird Gudrun freudig empfangen. Sie ſoll nun mit Hartmut Krone tragen. Aber ſie hält feſt an Herwig und wendet ſich ab von dem, deſſen Vater den ihrigen erſchlagen. Gerlind, die Mutter Hartmuts, hat zu der Werbung um Gudrunen gerathen; zürnend, daß ihr ſchöner Sohn verſchmäht geworden, hat ſie eifrig die Schiffreiſe gefördert; jetzt verſpricht ſie ihm, der Jungfrau Hoffarth zu brechen, indeſs er auf neue Heerfahrten zieht. Gudruns edle Jungfrauen, die ſonſt Gold und Geſtein in Seide wirkten, müſſen Garn winden und ſpinnen; ſie ſelbſt, die Königstochter, muß den Ofen heizen, mit den Haaren den Staub abkehren, zuletzt in Wind und Schnee am Strande Kleider waſchen. Hildeburg, auch eines Königs Tochter, mit Gudrunen gefangen, theilt freiwillig mit ihr die Arbeit. Dreizehn Jahre vergehen, da mahnt Frau Hilde die Helden, die ihr gelobt, den Gemahl noch zu rächen und die Tochter wiederzuholen. Sie rüſten ihre Schaaren und Schiffe. Nach ſtürmiſcher Fahrt erreichen ſie die Küſte von Normandie und landen, unbemerkt, an einem Walde. Herwig und Ortwin, Gudruns Bruder, machen ſich auf, nach ihr zu forſchen und das Land zu erkunden. Gudrun und Hildeburg waſchen am Strande, da ſehen ſie einen ſchönen

Vogel herſchwimmen. Es iſt ein Bote von Gott, der ihnen mit menſchlicher Stimme die nahe Ankunft der Freunde verkündet. Der Vogel verſchwindet und die Jungfrauen, von der Botſchaft ſprechend, verſäumen ſich im Waſchen. Darüber werden ſie abends von Gerlinden geſcholten. Am Morgen, als ſie wieder zur Arbeit ſollen, iſt Schnee gefallen. Umſonſt bitten ſie die Königin um Schuhe; baarfuß müſſen ſie durch den Schnee zum Strande waten. Unter dem Waſchen blicken ſie oft ſehnlich über die Flut hin. Sie gewahren zween Männer in einer Barke. Ihrer Schmach ſich ſchämend, entweichen ſie. Aber die beiden Männer, Herwig und Ortwin, ſpringen aus der Barke und rufen ſie zurück. Vor Froſt beben die ſchönen Wäſcherinnen, kalte Märzwinde haben ihnen die Haare zerweht; weiß, wie der Schnee, glänzt ihre Farbe durch die naſſen Hemde. Die Männer bieten ihre Mäntel dar, aber Gudrun weiſt es ab. Noch erkennen ſie einander nicht, obgleich die Herzen ſich ahnen. Ortwin fragt nach den Fürſten des Landes und nach der Königstochter, die vor Jahren hergeführt worden. Die ſei im Jammer geſtorben, antwortet Gudrun. Da brechen die Thränen aus der Männer Augen. Doch bald wird ihnen Troſt und Wonne. Gudrun und Herwig erkennen, eines an des andern Hand, die goldnen Ringe, womit ſie ſich verlobt ſind. Herwig ſchließt ſie in ſeine Arme. Dann ſcheiden die Männer, Hülfe verkündend, ehe morgen die Sonne ſcheine. Gudrun wirft die Wäſche in die Flut; nicht mehr will ſie Gerlinden dienen, ſeit zween Könige ſie geküſst und umfangen. Als ſie zur Burg zurückkommt, will Gerlind ſie mit Dornen züchtigen. Gudrun aber erklärt, wenn ihr die Strafe erlaſſen werde, wolle ſie morgen Hartmuts werden. Freudig eilt dieſer herbei. Gudrun und ihre Jungfrauen werden herrlich gekleidet und bewirtet. Die alte Königin allein fürchtet Unheil, als ſie Gudrunen nach dreizehn Jahren zum erſten Male lachen ſieht. Reiche Miethe verheißt Gudrun derjenigen ihrer Jungfrauen, die ihr den Morgen zuerſt verkünden werde. Beim Aufgang des Morgenſterns ſteht eine Jungfrau am Fenſter; mit dem erſten Tagesſchein und dem Glänzen des Waſſers ſieht ſie das Gefild von Waffen leuchten und das Meer voll Segel; eilig weckt ſie Gudrunen. Die Hegelinge ſind in der Nacht dahergefahren, die Kleider mit Blut zu röthen, die Gudrun weiß gewaſchen. Wate bläſt ſein Horn, daß die Eckſteine faſt aus der Mauer fallen. In der Schlacht, die jetzt vor der Burg beginnt, wird Ludwig von Herwig erſchlagen, Hartmut gefangen, mit achtzig Rittern; die andern alle kommen um. Wate erſtürmt die Burg und ſchont auch der Kinder in der Wiege nicht, damit ſie nicht zum Schaden erwachſen. Gerlinden, die ſich zu Gudrunen flüchtet, reißt er hinweg und ſchlägt ihr das Haupt ab. So auch der jungen Herzogin Hergart, einſt von Gudruns Gefolge, die Hartmuts Schenken genommen und viel Hoffarth getrieben. Ortrun aber, Hartmuts Schweſter, die Gudrunen ſtets freundlich ſich erwieſen, wird durch deren Fürbitte gerettet. Das Land wird verheert, die Burgen gebrochen. Nach ſolcher Vergeltung ſchiffen die Hegelinge ſich wieder ein, mit Gudrunen und mit großer Beute. Hartmut und Ortrun werden gefangen mitgeführt. Horand und Morung bleiben in dem eroberten Lande zurück. Frau Hilde empfängt in Freuden ihre Tochter; der lange Haß wird verſöhnt durch Vermählung Ortwins mit Ortrunen, und Hartmuts, dem ſein Land wieder gegeben wird, mit der treuen Hildeburg. Siegfried von Morland erhält Herwigs Schweſter. Herwig aber führt Gudrunen nach Seeland heim.

B. Nordiſche Geſtaltung der Sage.

Quellen für dieſe ſind:

1. Die Heldenlieder der ältern oder ſämundiſchen Edda, welche in ihrer gegenwärtigen Geſtalt großentheils dem achten Jahrhundert angehören. (W. Grimm, Heldenſage S. 4.)

2. Die proſaiſche jüngere oder Snorros Edda, ein Lehr- und Handbuch der nordiſchen Poeſie, welches, wenigſtens theilweiſe, dem Isländer Snorro Sturleſon, der von 1178—1241 lebte, zugeſchrieben wird. Daſſelbe gibt in Auszügen der alten Lieder und Sagen eine Überſicht der nordiſchen Mythologie und auch der den deutſchen verwandten Heldenkreiſe.

3. Die Wölſungen-Sage (Volsunga Saga), wahrſcheinlich am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts abgefaßt.

Um die Quellenliteratur der nordiſchen Darſtellung, wie früher die der deutſchen, hier auf einmal zu erledigen, führe ich noch weitere Sagen und Lieder an, die ich zwar für die folgenden Umriſſe nicht beſonders benützen, wohl aber in den nachherigen Ausführungen darauf Bezug nehmen werde:

4. Norna Geſts Sage, wahrſcheinlich vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts.

5. Ragnar Lodbroks Saga, aus dem dreizehnten Jahrhundert.

6. Hedins und Högnis Saga (im deutſchen Gudrunliede Hettel und Hagen), aus der letzten Hälfte des dreizehnten oder dem vierzehnten Jahrhundert.

7. Die faröiſchen Volkslieder von Sigurd und ſeinem Geſchlechte, welche noch jetzt auf dieſen entlegenen Inſeln des Nordmeers zum Tanze geſungen werden.

Die nun folgenden Umriſſe der nordiſchen Geſtaltung unſrer Heldenſage entſprechen dem, was wir aus der deutſchen unter dem Namen der Nibelungen aufgeführt haben, mit Ausnahme des letzten, welcher den Hegelingen gegenüberſteht.

Der Hort.

Die Aſen Odin, Höner und Loke kommen auf ihrer Wanderung durch die Welt zu einem Waſſerfalle, worin der Zwerg Andvare, in Geſtalt eines Hechts, ſich Speiſe zu fangen pflegt. Otter, Reidmars Sohn, hat eben dort, als Fiſchotter verwandelt, einen Lachs gefangen und verzehrt ihn blinzelnd. Loke wirft Ottern mit einem Steine todt und ſie ziehen ihm den Balg ab. Abends ſuchen ſie Herberge bei Reidmarn und zeigen ihm den Fang. Reidmar und ſeine Söhne, Fafne und Reigen, greifen die Aſen und legen ihnen auf, zur Buße für Otter und zur Löſung ihrer Häupter, den Otterbalg mit Gold zu füllen, auch außen mit Gold zu bedecken. Die Aſen ſenden Loken aus, das Gold herzuſchaffen. Loke fängt im Waſſerfalle mit dem erborgten Netze der Göttin Ran den Zwerg Andvare und dieſer muß zur Löſung all ſein Gold geben. Einen Ring noch hält er zurück (denn mit dieſem konnt' er ſich ſein Gold wieder mehren), aber auch den nimmt ihm Loke. Da ſpricht der Zwerg einen Fluch über den Schatz aus. Die Aſen ſtopfen nun den Otterbalg mit Gold, ſtellen ihn auf die Füße und decken ihn auch außen mit Gold. Reidmar ſieht noch ein Barthaar der Otter und heißt auch das bedecken. Da zieht Odin den Ring hervor und bedeckt es damit. Loke verkündet Reidmarn und ſeinem Sohne Verderben. Fafne und Reigen verlangen von dem Vater Theil an der Buße.

Reidmar verweigert es. Dafür durchbohrt Fafne mit dem Schwerte den ſchlafenden Vater, nimmt alles Gold und verſagt ſeinem Bruder Reigen den Antheil am Erbe. Auf Gnitaheide liegt er und hütet den Hort, in Geſtalt eines Lindwurms, mit dem Ägishelm (Schreckenshelm), vor dem alles Lebende zittert. Reigen aber ſinnt auf Rache.

Sigurd.

Sigurd, Sohn des Königs Siegmund von Frankenland, aus dem Heldengeſchlechte der Wölſunge, lebt als Kind bei dem König Halfrek (in Dänemark). Seine Mutter Hiordis iſt mit Alf, Halfreks Sohne, vermählt. Der kunſtreiche Schmied Reigen, Reidmars Sohn, iſt Sigurds Erzieher. Er reizt den Jüngling auf den Tod Fafnes und ſchmiedet ihm dazu aus den Stücken von Siegmunds zerbrochener Klinge, derſelben, die einſt Odin in den Stamm geſtoßen, das Schwert Gram. Dieſes iſt ſo ſcharf, daß es, in den Strom geſteckt, einen Flock Wolle entzwei ſchneidet, der dagegen treibt. Sigurd aber will zuerſt ſeinen Vater rächen, der im Kampfe gegen König Hundings Söhne gefallen. Er darf ſich unter den Roſſen des Königs Halfrek eines auswählen; da begegnet ihm im Walde ein alter Mann mit langem Barte, nach deſſen Rath er dasjenige wählt, welches allein den reißenden Strom zu durchſchwimmen vermag, Grani, von Odins Roſſe Sleipnir ſtammend. König Halfrek gibt ihm auch Schiffsrüſtung. Auf der Fahrt bricht ein Sturm herein; da ſteht ein Mann auf dem Berge, der ſich mit Namen nennt, die nur Odin zukommen; er tritt in das Schiff, ſtillt das Ungewitter und gibt dem Jünglinge Kampflehren, wobei er die keilförmige Schlachtordnung als ſiegbringend bezeichnet. Sigurd ſchlägt eine große Schlacht, worin Lyngwi, Hundings Sohn, und deſſen drei Brüder umkommen. Darnach zieht er mit Reigen auf die Gnitaheide, macht eine Grube in Fafnes Weg zum Waſſer und ſtellt ſich hinein. Der alte, langbärtige Mann aber kommt wieder zu ihm und räth ihm, gegen Reigens Hinterliſt mehrere Gruben zu machen, damit das Blut ablaufen könne. Als nun der Lindwurm, giftſprühend, über die Grube kriecht, da ſtößt ihm Sigurd das Schwert ins Herz. Fafne ſchüttelt ſich, ſchlägt um ſich mit Haupt und Schweif und weiſſagt ſterbend, das Gold werde Sigurds Tod ſein. Reigen ſchneidet dem Wurme das Herz aus, Sigurd ſoll es ihm braten. Dieſer koſtet den träufelnden Saft und verſteht alsbald die Sprache der Vögel auf den Äſten. Sie rathen ihm, ſelbſt das Herz zu eſſen, Reigen, der auf Verrath ſinne, zu tödten und das Gold zu nehmen. Sigurd thut alles, was ſie ihm gerathen, und füllt zwo Kiſten von dem Golde. Dazu nimmt er den Ägishelm, den Goldpanzer und das Schwert Rotte. Er beladet damit ſein Roſs Grane, das ihm Odin ſelbſt aus Halfreks Heerde kieſen half. Aber Grane will nicht von der Stelle, bis Sigurd ihm auf den Rücken ſteigt. Sigurd reitet aufwärts nach Hindarberg und lenkt dann ſüdlich gen Frankenland. Auf einem Berge ſieht er ein großes Licht, als lohte Feuer zum Himmel auf. Wie er hinzukommt, ſteht da eine Schildburg und darauf eine Fahne. Er geht hinein und findet einen Gepanzerten ſchlafend daliegen; doch als er dieſem den Helm abnimmt, ſieht er, daß es ein Weib iſt. Mit dem Schwerte ſchneidet er den feſtliegenden Panzer los, da erwacht ſie. Es iſt die Walküre Brünhild, von Odin in Schlaf geſenkt, weil ſie dem Feind eines Helden beiſtand, dem Odin Sieg verheißen. Nimmer ſoll ſie fortan Sieg erkämpfen, ſondern einem Manne vermählt werden. Dagegen hat ſie das Gelübde gethan, keinem ſich zu vermählen, der Furcht kenne. Dem Sigurd reicht ſie jetzt das Horn voll Meths zum Gedächtnistrank und ſie ſchwören ſich Eide der Treue. Sie lehrt ihn Runen und andre Weisheit, auch frühen Tod ſtatt ruhmloſer Vergeſſenheit wählen. Von da kommt Sigurd mit dem Horte zu Giuki, einem König am Rheine. Des Königs Söhne, Gunnar, Högni und Guttorm ſchließen Freundſchaft mit Sigurd und er zieht mit auf ihre Heerfahrten. Gudrun, Giukis Tochter, iſt die herrlichſte Jungfrau, aber Träume haben ihr Übles verkündet. Ihre Mutter, die zauberkundige Grimhild, ſieht, wie ſehr es ihrem Hauſe zu Statten käme, den Helden feſtzuhalten. Eines Abends reicht ſie ihm das Horn mit einem Zaubertranke. Davon vergißt er Brünhilden und nimmt Gudrunen zur Frau. Gunnar aber will um Brünhilden werben und Sigurd reitet mit ihm aus. Brünhilds Burg iſt rings von Feuer umwallt und den allein will ſie haben, der durch die Flamme reitet. Gunnar ſpornt ſein Roſs, aber es ſtutzt vor dem Feuer. Er bittet Sigurden, ihm den Grane zu leihen, aber auch dieſer will nicht vorwärts. Da vertauſcht Sigurd mit Gunnarn die Geſtalt, Grane erkennt die Sporen ſeines Herrn; das Schwert in der Hand, ſprengt Sigurd durch die Flamme. Die Erde bebt, das Feuer wallt brauſend zum Himmel, dann erliſcht es. In Gunnars Geſtalt ſteht der Held, auf ſein Schwert geſtützt, vor Brünhilden, die gewappnet daſitzt. Zweifelmüthig ſchwankt ſie auf ihrem Sitze, wie ein Schwan auf den Wogen. Doch er mahnt ſie, daß ſie dem zu folgen gelobt, der das Feuer durchreiten würde. Drei Nächte bleibt er und theilt ihr Lager, aber ſein Schwert liegt zwiſchen beiden. Sie wechſeln die Ringe und bald wird Gunnars Hochzeit mit Brünhilden gefeiert. Jetzt erſt erwacht in Sigurd die Erinnerung an die Eide, die er einſt mit ihr geſchworen; doch hält er ſich ſchweigend. Einſt gehen Brünhild und Gudrun zum Rhein, ihre Haare zu waſchen. Brünhild tritt höher hinauf am Strome, ſich rühmend, daß ihr Mann der beſſere ſei. Zank erhebt ſich zwiſchen den Frauen über den Werth und die Thaten ihrer Männer. Da ſagt Gudrun, daß Sigurd es war, der durch das Feuer ritt, bei Brünhilden verweilte und ihren Ring empfieng. Sie zeigt das Kleinod, Brünhild aber wird todesblaß und geht ſchweigend heim. Sieben Tage liegt ſie wie im Schlafe; doch ſie ſchläft nicht, ſie ſinnt auf Unheil. Sigurds Tod verlangt ſie von Gunnarn oder ſie will nicht länger mit ihm leben. Högni widerräth; zuletzt wird Guttorm, der jüngſte Bruder, der fern war, als die Eide mit Sigurd geſchworen wurden, zum Morde gereizt. Schlange und Wolfsfleiſch wird ihm zu eſſen gegeben, daß er grimmig werde. Er geht hinein zu Sigurd, Morgens, als dieſer im Bette ruht; doch als Sigurd mit ſeinen ſcharfen Augen ihn anblickt, entweicht er; ſo zum andernmal; das drittemal aber iſt Sigurd eingeſchlafen, da durchſticht ihn Guttorm mit dem Schwerte. Sigurd erwacht und wirft dem Mörder das Schwert nach, das den Fliehenden in der Thüre ſo entzwei ſchlägt, daß Haupt und Hände vorwärts, die Füße aber in die Kammer zurückfallen. Gudrun, die an Sigurds Seite ſchlief, erwacht, in ſeinem Blute ſchwimmend. Einen Seufzer ſtößt ſie aus, Sigurd ſein Leben. Angſtvoll ſchlägt ſie die Hände zuſammen, daß die Roſſ' im Stalle ſich regen und das Geflügel im Hofe kreiſcht. Da lacht Brünhild einmal von ganzem Herzen, als Gudruns Schreien bis zu ihrem Bette ſchallt.

Gudrun ſitzt über Sigurds Leiche; ſie weint nicht, wie andre Weiber, aber ſie iſt nahe daran, zu zerſpringen vor Harm. Männer und Frauen kommen, ſie zu tröſten. Die Frauen erzählen jede ihr eigenes Leid, das bitterſte, das ſie erlebt; wie ſie Männer, Kinder, Geſchwiſter, auf der

Walſtatt, auf dem Meere, verloren, Gefangenſchaft und Knechtſchaft erduldet; doch nimmer kann Gudrun weinen, ſteinharten Sinnes ſitzt ſie bei der Leiche. Da ſchwingt Gullrönd, Giukes Tochter, das Tuch ab von Sigurd. Auf ſchaut Gudrun einmal, ſieht des Helden Haare blutberonnen, die klaren Augen erloſchen, die Bruſt vom Schwerte durchbohrt. Da ſinkt ſie nieder aufs Polſter, ihr Hauptſchmuck löſt ſich, die Wange röthet ſich, ein Regentropfen rinnt nieder auf ihr Knie.

Brünhild aber will nicht länger leben, umſonſt legt Gunnar ſeine Hände um ihren Hals. Sie ſticht ſich das Schwert ins Herz und bittet noch ſterbend, daß ſie an Sigurds Seite verbrannt werde, das Schwert zwiſchen beiden, wie vormals.

Atlis Gaſtmahl.

Nach Sigurds Tode wird Gudrun mit Atli, dem mächtigen König in Hunaland, Brünhilds Bruder, vermählt. Dieſen lüſtet nach Sigurds Golde, das Gudruns Brüder behielten, und er ladet ſie verrätheriſch zum Gaſtmahl. Vergeblich ſucht Gudrun durch Runen und andre Zeichen, die ſie den Boten mitgibt, ihre Brüder zu warnen; vergeblich erzählen die Frauen unheilvolle Träume. Gunnar und Högni mit ihrem Gefolge ſteigen zu Schiffe, ſie rudern ſo heftig, daß die Wirbel zerbrechen. Als ſie ans Land kommen, befeſtigen ſie das Schiff nicht und reiten nach Atlis Burg. König Atli ſchaart ſein Volk zum Streite und fordert den Hort, den Sigurd gehabt und der jetzt Gudrunen gehöre. Aber jene verweigern ihn und nun erhebt ſich ein harter Kampf. Gudrun waffnet ſich und ficht an ihrer Brüder Seite. Der Kampf endet ſo, daß alles Volk der Brüder fällt und zuletzt ſie beide durch Übermacht gebunden werden. Atli verlangt, daß Gunnar das Gold anſage, wenn er das Leben behalten wolle. Gunnar will zuvor das blutige Herz ſeines Bruders ſehen. Dem Knechte Hialli wird das Herz ausgeſchnitten und vor Gunnarn gebracht, aber am Zittern dieſes Herzens erkennt er, daß es nicht des kühnen Högnis ſei. Nun läßt Atli dem Högni ſelbſt das Herz ausſchneiden; dieſer lacht, während er die Qual erleidet. Das Herz wird Gunnarn gezeigt und er erkennt es, denn es bebt ſo wenig, als da es in Högnis Bruſt lag. Nun weiß Gunnar allein, wo das Gold iſt, und nimmer ſagt ers aus. Da wird er in einen Schlangenhof geſetzt, die Hände feſtgebunden. Gudrun ſendet ihm eine Harfe, die er mit den Zehen ſo kunſtreich ſchlägt, daß alle Würme einſchlafen, außer einer Natter, die ihn tödtlich ins Herz ſticht. (Atli will ſich mit Gudrun verſöhnen, eine Todtenfeier wird für ihre Brüder und für des Königs Mannen bereitet.) Am Abend aber tödtet Gudrun ihre und Atlis beide Söhne, als ſie auf der Bank ſpielen. Die Schädel der Knaben ſetzt ſie dem König als Becher vor, läßt ihn daraus ihr Blut unter dem Weine trinken und gibt ihm ihre Herzen zu eſſen. In der Nacht aber erſticht ſie ihn im Schlafe; an den Saal, wo Atlis Hofmänner liegen, läßt ſie Feuer legen, und, mit Schrecken erwacht, erſchlagen dieſe einander ſelbſt.

Schwanhild.

Nach ſolcher That will Gudrun nicht länger leben, ſie nimmt Steine in den Buſen und ſpringt in die See; aber ſtarke Wogen heben ſie empor und tragen ſie zu der Burg des Königs Jonakur. Dieſer nimmt ſie zur Frau und ihre Kinder ſind Hamdir, Sörli und Erp. Von Sigurd aber hat Gudrun eine Tochter, die Schwanhild heißt, an Schönheit vor andern Frauen ragend, wie die Sonne vor andrem Geſtirn. Jörmunrek (Ermenrich), ein gewaltiger König, läßt durch ſeinen Sohn Randver und ſeinen Rathgeber Bicki (Sibich) um Schwanhild werben. Sie wird den Boten übergeben und zu Schiffe hingeführt. Der Königsſohn ſitzt bei ihr im Oberraume des Schiffes. Da ſpricht Bicki zu Randver, ziemlicher wäre für ihn die ſchöne Frau, als für den alten Mann. Als ſie aber heimgekommen, ſagt er dem Könige, Randver habe der Braut volle Gunſt genoſſen. Der zürnende König läßt ſeinen Sohn zum Galgen führen. Randver nimmt einen Habicht, rupft ihm die Federn aus und ſchickt ihn ſo dem Vater. Dieſer erkennt in dem Vogel ein Zeichen, wie er ſelbſt aller Ehren entkleidet ſei, und will den Sohn noch retten. Aber Bicki hat betrieben, daß Randver bereits todt iſt. Jetzt reizt er den König gegen Schwanhilden. Sie wird im Burgthore gebunden, von Roſſen ſoll ſie zertreten werden. Als ſie aber die Augen aufſchlägt, wagen die Roſſe nicht, auf ſie zu treten. Da läßt Bicki ihr das Haupt verhüllen und ſo verliert ſie das Leben.

Gudruns Söhne.

Gudrun mahnt ihre Söhne, die Schweſter zu rächen. Hamdir und Sörli ziehen aus, wohl gewappnet, daß kein Eiſen durchdringt; aber zumeiſt vor Steinen heißt die Mutter ſie auf der Hut ſein. Auf dem Wege finden ſie ihren Bruder Erp und fragen: wie er ihnen helfen werde? Er antwortet: Wie die Hand der Hand oder der Fuß dem Fuße. Unzufrieden damit, erſchlagen ſie den Bruder. Bald aber ſtrauchelt Hamdir und ſtützt die Hände unter, Sörli gleitet mit dem einen Fuß und wäre gefallen, hätt' er ſich nicht auf beide geſtützt; da geſtehen ſie, daß ſie übel an ihrem Bruder gethan. Sie gehen vor König Jörmunrek und fallen ihn an. Hamdir haut ihm beide Hände ab, Sörli beide Füße. Ab müßte nun das Haupt, wenn Erp lebte. Nun dringen die Männer auf ſie ein, ſie aber wehren ſich tapfer. Kein Eiſen haftet auf ihnen, da räth ein alter, einäugiger Mann, ſie mit Steinen zu werfen. So werden ſie getödtet.

Aslög.

Aslög, Sigurds Tochter von Brünhild, iſt drei Winter alt, als ihre Eltern ſterben. Heimer, ihr Pflegvater, fürchtet, daß man ſie ſuchen werde, um das ganze Geſchlecht zu vertilgen. Er verbirgt das Mägdlein, ſammt manchen Kleinoden, in einer Harfe und trägt es ſo von dannen. Wenn es weint, ſchlägt er die Harfe und ſchweigt es damit. In Norwegen kehrt er in einem kleinen Gehöft ein, wo ein alter Bauer mit ſeinem Weibe wohnt. Der Mann iſt im Walde; das Weib zündet dem Wandrer ein Feuer an, und als er die Harfe neben ſich niederſetzt, bemerkt ſie den Zipfel eines koſtbaren Kleides, der aus der Harfe hervorſteht; als Heimer ſich am Feuer wärmt, ſieht ſie einen Goldring unter ſeinem ſchlechten Gewande vorſcheinen. Sie führt ihn darauf in eine Scheune, wo er die Nacht ſchlafen ſoll. Als nun ihr Mann nach Hauſe kommt, reizt ſie ihn auf den Tod des Fremdlings, um ſeinen Schatz zu gewinnen. Sie gehen in die Scheune, das Weib nimmt die Harfe weg und der Mann ſchlägt Heimern mit der Axt. Im Verſcheiden erhebt dieſer ſo lautes Geſchrei, daß das Gebäude einſtürzt und die Erde bebt. Der Bauer und ſein Weib wiſſen die Harfe nicht anders zu öffnen, als indem ſie dieſelbe zerbrechen. Da finden ſie das Kind. Sie geben es für ihre Tochter aus und ziehen es als ſolche auf. Aslög hütet die Ziegen, als König Ragnar Lodbrok ſie findet; von ihrer Schönheit ergriffen, erhebt er ſie zu ſeiner Gemahlin und zur Stammmutter nordiſcher Könige.

Hilde.

Hedin, König Hiarandis Sohn, entführt Hilden, des Königs Högni Tochter, während Högni nicht zu Haus iſt. Als dieſer es erfährt, will er Hedin mit Schiffsmacht aufſuchen und findet ihn mit einem zahlreichen Heer auf Haey (einer der Orkaden). Hilde geht zu ihrem Vater und bietet ihm in Hedins Namen Frieden an, ſetzt aber hinzu, daß Hedin zum Kampfe bereit ſei und nichts weiter geben werde. Sie geht dann wieder zu Hedin und ſagt, daß Högni den Frieden verwerfe, weshalb ſie ihn ermahne, ſich zur Schlacht zu rüſten. Beide ſteigen ans Land und ordnen ihre Heere. Hedin ruft ſeinen Schwäher an, bietet ihm Frieden und viel Goldes zur Buße. „Zu ſpät!“ ſagt Högni; „ſchon hab' ich Dainsleif aus der Scheide gezogen, das Menſchen tödten muß, ſo oft es bloß iſt, und keine Wunde, die es ſchlägt, iſt heilbar.“ Sie beginnen den Streit und ſchlagen den ganzen Tag. Am Abend gehen die Könige zu Schiff, aber Hilde geht in der Nacht zur Walſtatt und weckt durch Zauberkunſt alle auf, die getödtet waren. Den andern Tag gehen die Könige zum Schlachtfeld und es kämpfen auch alle, die den vorigen Tag fielen. So dauert der Kampf Tag für Tag, und alle Männer, die fallen, und alle Waffen, die auf dem Felde liegen, werden (Nachts) zu Steinen; aber wenn es tagt, ſtehen alle Todten auf und die Waffen werden neu. Bis zum Weltuntergange ſoll dieſes fortwähren.

II. Erklärung der Heldenſage.

Die Alten pflegten mittelſt erhabener Arbeit auf Steintafeln ihrer Jugend die Geſtalten des epiſchen Cyclus anſchaulich zu machen. Eine ſolche tabula iliaca hat die Inſchrift: „Merke dir frühzeitig die Ordnung Homers, damit, wenn du belehrt biſt, du das Maaß aller Weisheit inne habeſt!“ Ich habe verſucht, Ihnen die Bildertafel der deutſchen Heldenſage aufzuſtellen. Unſre Zeit wird von der Erklärung eines epiſchen Kreiſes nicht das volle Maaß der Weisheit erwarten. Aber das habe ich mittelſt der gegebenen Umriſſe zu erreichen geſucht, daß die Anſchauung der Bilder nun auch die Deutung derſelben aus der Kunde des germaniſchen Alterthums wünſchenswerth gemacht haben möchte.

Es wird zwar, wie ich hoffe, dieſen unverfälſcht wiedergegebenen Sagenbildern eine poetiſche Geltung für ſich nicht abzuſprechen ſein, ſie werden ſich durch ihr bloßes Daſein als Erzeugniſſe dichteriſcher Schöpfungskraft kund gethan haben. Dieſe poetiſche Geltung kann auch, wo ſie fehlt, durch keine antiquariſche Erklärung begründet oder erſetzt, wohl aber, wo ſie vorhanden iſt, durch ergänzende Nachweiſung der Zuſammenhänge und durch nähere Beleuchtung des Einzelnen gehoben und verſtärkt werden.

Die Fragen, welche ſich bei Betrachtung der Bilder aufwerfen, die Beziehungen, welche vorzüglich zur Erläuterung auffordern, dürften ſich auf folgende Hauptpuncte zurückführen laſſen:

1. Die geſchichtlichen Namen, die geographiſchen Bezeichnungen, welche dem Nachdenken die erſte Handhabe darzubieten ſcheinen, führen ſie auf einen wirklichen, innern Zuſammenhang der Sage mit hiſtoriſchen Perſonen und Ereigniſſen? iſt die Dichtung aus dem Grunde der Geſchichte entſproſſen oder hat ſie ihrerſeits ſich des geſchichtlichen Stoffes bemächtigt? wie dachte man hierüber in den Zeiten ſelbſt, in welchen die Sage lebendig war?

2. Die Lieder zeigen uns aber auch, gerad als Gegenſeite des Geſchichtlichen, einen bedeutenden Vorrath offenbar fabelhafter, mythiſcher Erſcheinungen. Außer den Aſen und Walküren der nordiſchen Darſtellung, ſtoßen wir überall auf Rieſen, Zwerge, Drachen, Meerweiber, dämoniſche Abkunft der Helden, Verzauberungen u. ſ. f. Wo ſind nun dieſe Mythen urſprünglich zu Hauſe? ſtehen ſie, auch wo ſie abgeriſſen und verdunkelt erſcheinen, doch in größern mythologiſchen Zuſammenhängen? ſind ſie die Hieroglyphik untergegangener Glaubenslehren und welcher? liegt in ihnen der Kern und die Bedeutung dieſer ganzen Sagenpoeſie?

3. Es treten ferner in unſern Heldenliedern menſchliche Charaktere, Geſinnungen, Sitten und Einrichtungen von ſcharfem und doch oft

fremdartigem Gepräge hervor; laſſen nun die einzelnen Züge ſich zu einem beſtimmten Umkreis des geſelligen und ſittlichen Zuſtandes zuſammenfaſſen? iſt in ihnen eine bewegende Idee nachzuweiſen? entſprechen ſie dem, was uns die geſchichtliche Kenntnis des vaterländiſchen Alterthums darbietet und iſt hiernach das Ethiſche der Gedichte wirklich in Leben und Sitte germaniſcher Vorzeit begründet?

4. Endlich haben wir uns auf eine gegebene Anzahl von Liedern und Sagen bezogen; der Inhalt dieſer, den wir in Umriſſen dargelegt, muß ſeinen beſtimmten poetiſchen Ausdruck gehabt haben. Hier fragt es ſich nun um alles dasjenige, was wir unter den Formen der Poeſie im weiteſten Sinne begreifen: von dem Techniſchen an, der Art des Vortrags, der Versweiſe, dem Stil, bis zu der Fortbildung und Anordnung des geſammten Sagenſtoffes zu einem in ſich abgerundeten Ganzen und zu einzelnen, unter ſich zuſammenhängenden Dichtwerken; es fragt ſich hiebei ſowohl um das Gemeinſame dieſer poetiſchen Bildungen, als um die beſondre Beſchaffenheit der einzelnen Erzeugniſſe.

Die Erklärung der Heldenſage verſuchen wir demnach in 4 Abtheilungen und erörtern in dieſen:

1. Das Geſchichtliche und Örtliche.
2. Das Mythiſche.
3. Das Ethiſche oder die Begründung in Leben und Sitte der Zeit.
4. Die Formen.

Von den zahlreichen Schriften, welche zur Erläuterung des deutſchen Epos, namentlich in Beziehung auf das Lied der Nibelunge, erſchienen ſind, bemerke ich vorerſt nur diejenigen, welche ſich mehr über den ganzen Sagenkreis, nicht bloß über eine beſondre Seite deſſelben, die hiſtoriſche, mythiſche u. ſ. w. verbreiten.

Die Hauptſchrift iſt:

Die deutſche Heldenſage von Wilhelm Grimm. Göttingen 1829.

Der Verfaſſer hat ſchon in der gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder herausgegebenen Zeitſchrift: Altdeutſche Wälder, B. I. Caſſel 1813. S. 195 ff. eine Sammlung der Zeugniſſe über die deutſche Heldenſage, und einen Nachtrag hiezu B. III. Frankfurt 1817. S. 252 ff. gegeben. Dort hat er aber nur die äußern Zeugniſſe zuſammengeſtellt, d. h. was ſich außerhalb der deutſchen Heldendichtungen ſelbſt, von der früheſten Zeit bis in das ſechzehnte Jahrhundert, über Gegenſtände dieſes Sagenkreiſes geſagt findet, oder was je eine dieſer Dichtungen vom Inhalt andrer berührt. In dem neuen Werke hat er nun nicht bloß die äußern Zeugniſſe ergänzt, ſondern auch die innern damit verbunden, dasjenige nemlich, was die Dichtungen ſelbſt über ihre Quelle ausſagen oder ſchließen laſſen, auch was ſie über Genealogie, Heimath und Attribute der Helden unter ſich Abweichendes enthalten und wodurch ſie eben auf vorangegangene Umbildung hinweiſen. Dieſer Zuſammenſtellung der Zeugniſſe iſt noch eine Abhandlung über Urſprung und Fortbildung der Heldenſage beigefügt, welche mit inhaltreicher Gedrängtheit die bedeutendſten Geſichtspuncte, welche hiebei in Frage kommen, aushebt und aus der ſachkundigſten Betrachtung der Denkmäler ſelbſt erörtert. Die Grundſätze ſind einfach und klar, die Ergebniſſe ungezwungen. Man kann daher, auch wo man abweichender Meinung iſt, das Verhältnis zu des Verfaſſers Anſichten überall genau bezeichnen. Das iſt jedoch zu bemerken, daß dieſes Buch, um ſeinen Nutzen zu erweiſen, die nähere Bekanntſchaft mit den Dichtungen ſchon vorausſetzt.

Faſt gleichzeitig mit Grimms Werke iſt eine kleinere Schrift herausgekommen:

Das Heldenbuch und die Nibelungen. Grundriß zu Vorleſungen von Karl Roſenkranz. Halle 1829.

In dieſer Schrift können diejenigen, welche mit dem Gegenſtande noch nicht näher bekannt ſind, manches Belehrende finden.

1. Geſchichtliches und Örtliches.

Was uns in der Heldenſage zuerſt auf geſchichtliche Beziehungen hinweiſt und wodurch ſie ſelbſt den Anſpruch macht, für geſchichtliche Überlieferung zu gelten, das ſind bedeutende Königsnamen, welche, wie ſie in den Liedern voranſtehn, ſo auch in der Völkergeſchichte vorleuchten. Dieſe ſind: Etzel, der gewaltige Hunnenkönig; Ermenrich und Dietrich, Dietmars Sohn, die Amelunge; Gunther, König der Burgunden. In Etzeln erſcheint Attila, der Welteroberer, der anfangs mit ſeinem Bruder Bleda, in den Liedern Blödel, die Herrſchaft getheilt.[1] In den deutſchen Reimchroniken des Mittelalters wird Attila ſtets Etzel genannt und umgekehrt iſt in dem lateiniſchen Heldengedichte von Walthers Flucht der Etzel der deutſchen Lieder mit dem geſchichtlichen Namen Attila bezeichnet. Ermenrich iſt Ermanarich, der erſte mächtige König der Oſtgothen. Dietrich, Dietmars Sohn, iſt Theoderich, Theodemirs Sohn, Gründer des oſtgothiſchen Reiches in Italien. Beide, Ermanarich und Theoderich, ſtammten aus dem Königsgeſchlechte der Amalen, Amelunge. In Gunthern erkennen wir den Gundicar der Geſchichtſchreiber, der das Reich der Burgunden in Gallien geſtiftet, aber mit Stamm und Volk von den Hunnen unter Attila vertilgt wurde, denſelben, der im burgundiſchen Geſetzbuche als Gundahar zugleich mit Gibica und Gislahar genannt wird, gerade wie in den Liedern Gibich und Giſelher, als Vater und Bruder, Gunthern zur Seite ſtehen.

---

[1] Lachm. Krit. d. Sag. v. d. Nib. 3 [zu den Nibel. S. 334]: Seine Gemahlin Hercha, bei Priscus Κρέκα oder ἡ Ῥέκαν.

Vertheilt ſich gleich die Erſcheinung dieſer Könige in der Geſchichte auf einen Zeitraum von nahe zweihundert Jahren (Ermanarich ſt. 376, Gundicar 450, Attila 453, Theoderich iſt geb. 453 oder 456, geſt. 526), ſo hebt dieſes doch die geſchichtliche Beziehung nicht auf. Einzelne ſind wirklich Zeitgenoſſen (Attila und Gundicar), alle aber gehören einer Epoche, einer großen Weltbewegung an, jener langen Gährung von Völkerzügen und Völkerkämpfen, woraus die neue, germaniſche Zeit hervorgieng. Sie waren, hell oder blutig glänzend, die Sterne ihrer Volksſtämme, und ſo ſtehen auch in der Sage ihre Namen, als die rechten Königsnamen, bezeichnend und vertretend, je an der Spitze des angehörigen Stammes. Sind daher ſonſt in ihr, in den größern Zügen, die Verbindungen und Gegenſätze der Völker und ihre gewaltigen Schickſale richtig aufgefaßt und nachgefühlt, ſo wird uns nichts hindern, jene Heldennamen als geſchichtliche Denkſäulen anzuerkennen.

Wir verſuchen es, nach dieſem Geſichtspuncte die Sage mit dem Entſprechenden in der Geſchichte näher zuſammenzuſtellen.

Als geſchichtliche Hülfsmittel ſind im Folgenden vorzüglich gebraucht:

Mascou, Geſch. d. Teutſchen bis zu Anfange der fränkiſchen Monarchie. 2 Thle. Leipzig 1726. 4. Manſo, Geſch. d. oſtgothiſchen Reiches in Italien. Breslau 1824. 8.

Bevor noch die gothiſchen Völkerſchaften in das weſtliche Römergebiet einbrachen, hatten ſie ſelbſt ſich in zwei Reiche, das oſtgothiſche und das weſtgothiſche, geſpalten. Erſter König der abgeſonderten

Oſtgothen war jener Ermanarich, der in großen Kämpfen viele Volksſtämme unter ſeiner Herrſchaft vereinigte, weshalb er dem großen Alexander verglichen wird.

Jornandes, der, ſelbſt ein Gothe, um 552 das kleine Werk de rebus geticis ſchrieb, ſagt C. 23:

> Gothorum rege Geberich rebus excedente humanis, post temporis aliquod spatium Ermanaricus, nobilissimus Amalorum, in regno successit, qui multas ac bellicosissimas arctoas gentes perdomuit et suis parere legibus fecit. Quem merito nonnulli Alexandro Magno comparavere majores.

Als darauf die Hunnen, aus den Steppen Nordaſiens zahllos hervorbrechend und den Völkerzügen nach dem Weſten den gewaltſamen Anſtoß gebend, ſich auf die Oſtgothen warfen, da gab der alte Ermanarich, der den Sturm nicht zu beſchwören vermochte, ſich freiwillig den Tod.

Ammianus Marcellinus, ein Zeitgenoſſe dieſer Ereigniſſe (nach Chr. 375) erzählt rer. gest. l. 31, c. 3:

> Igitur Hunni . . . Ermenrichi late patentes et uberes pagos repentino impetu perruperunt, bellicosissimi regis, et per multa variaque, fortiter facta vicinis nationibus formidati. Qui vi subitæ procellæ perculsus, quamvis manere fundatus et stabilis diu conatus est, impendentium tamen diritatem augente vulgatius fama, magnorum discriminum metum voluntaria morte sedavit.

Die Oſtgothen, nach fruchtloſem Widerſtande, ſind fortan, obwohl unter eigenen Königen, den Hunnen pflichtig, wie ſpäterhin ſo manche deutſche Volksſtämme. Darum, als mit Attila die hunniſche Herrſchaft ihre höchſte Macht und weiteſte Ausdehnung erreicht hat, ſchreiten in ſeinem Zuge nach Gallien, auch die Oſtgothen, auf deren Könige er beſondres Vertrauen ſetzt, von den königlichen Brüdern aus Amalerſtamme, Theodemir (Dietmar, Dietrichs Vater) und Widemir geführt (Mascou, 1, 430. N. 2), ſammt Thüringern und andern deutſchen Namens. Die ſich dem Eroberer entgegenſtellen, wie Gundicar mit den Burgunden, werden vertilgt, bis in der catalauniſchen Völkerſchlacht, wo auf Attilas Seite die Oſtgothen, auf römiſcher ihre Stammgenoſſen, die Weſtgothen, kämpfen, durch die entſcheidende Tapferkeit der letztern, die hunniſche Strömung gegen Weſten zum Stillſtand und zur Umkehr gebracht wird.

Über den Antheil der Oſtgothen an dieſer berühmten Schlacht ſagt Jornandes C. 38 u. a.:

Cornua vero ejus [Attilæ] multiplices populi et diversæ nationes, quas ditioni suæ subdiderat, ambiebant. Inter quos Ostrogotharum præeminebat exercitus, Walamire et Theodemire et Widemire germanis ductantibus, ipso etiam rege, cui tunc serviebant, nobilioribus: quia Amalorum generis eos potentia illustrabat.

(Man ſieht die hohe Meinung des gothiſchen Geſchichtſchreibers von dem Stamme der Amalen, mit dem Jornandes ſelbſt, C. 50, ſich einiger Verwandtſchaft rühmt.)

In den Liedern nun iſt Etzel, der König von Hünenland, ein gewaltiger Vogt über viele Könige und Fürſten, deren Länder er bezwungen hat und die mit Furcht ihm unterthan ſind. In den Donauſtädten Gran (Nib. Z. 6002. [Str. 1437.] Dietr. Fl. 4529. 7871) und Etzelburg[1] (vermuthlich Ofen; Nib. 5529. [Str. 1319.] Dietr. Fl. 4645. 7220) iſt ſein Hofhalt, da findet man allezeit die kühnſten Recken, als Lehnsmannen, Geiſel oder Schützlinge, Chriſten und Heiden von gar mancherlei Sprachen.[2] So hört an Attilas Hofe der Zeitgenoſſe Priscus lateiniſch, hunniſch und gothiſch ſprechen (Masc. I, 425. 426. Not. b). Etzels Boten fahren ohne Geleite ſicher auf den Wegen, denn man fürchtet ihres Herren Zorn. Bei der Werbung um Kriemhilden läßt er ihr zwölf mächtige Kronen bieten und dreißig Fürſtenlande. Als ſeine Mannen, die Braut einholend, durch Öſterreich reiten, da ſtäubt die Straße vier Tage lang, als ob es brännte; und als nun Etzel ſelbſt ihr entgegenzieht, da reiten vor ihm Reußen, Griechen, Polen, auf ſchnellen Roſſen ſich tummelnd, die von Kiew und die wilden Petſchenegen (Peschenære), mit ſtarkgezogenen Pfeilen die Vögel im Fluge ſchießend, Walachen, ſelbſt wie fliegende Vögel, Hünen, Dänen, Thüringer, Amelunge, ritterliche Speerbrecher. Wohl vier und zwanzig Fürſten reiten bei dem Könige, darunter Hawart von Dänemark und Iring ſein Mann, Irnfried von Thüringen und Dietrich von Bern. (Irmenfried, Hermenefried, der letzte König von Thüringen, iſt auch hiſtoriſch gleichzeitig mit dem oſtgothiſchen Theoderich, mit deſſen Schweſtertochter Amalaberg er vermählt war.) Als ſie dann auf der Donau ſich einſchiffen, wird das Waſſer verdeckt von Roſs und Mann, als ob die Erde ſchwämme; über die Schiffe, die man zuſammengeſchloſſen, ſind Zelte geſpannt, als wär es Land und Feld.

---

[1] Über den Hauptſitz von Attilas Reiche ſiehe Masc. I, 425.

[2] Nib. 5365. Lachm. 1278:

Von vil maneger sprâche sach man ûf den wegen
vor Etzelen rîten manegen küenen degen,
von kristen und von heiden manege wîte schare.

Wenn unter den aufgezählten Völkern, beſonders den ſlaviſchen, manche genannt ſind, die mit dieſen Namen erſt lange nach Attila in der Geſchichte auftreten, wenn das Land der Hunnen ſchon Ungarn genannt wird (Nib. Z. 4661. 5505. [Str. 1313]), wenn Städte weit ſpäteren Urſprungs ſchon hier blühen, ſo hat mit dieſen Bezeichnungen, die an die Stelle älterer getreten, die fortlebende Sage je nach den Begriffen der Zeit die örtlichen und geſchichtlichen Verhältniſſe veranſchaulicht. Die Grundverhältniſſe aber ſind unter dem Wechſel der Namen geblieben, Hauptſitz und Ausdehnung des hunniſchen Reiches, ſcharfer Unterſchied der Hauptſtämme, Schwanken deutſcher Völkerſchaften zwiſchen Kampf und abgenöthigtem Bündnis mit den Hunnen. Wie die deutſchen Stämme, die mit Attila zogen, doch ihre Selbſtändigkeit nicht ganz verloren hatten (Manſo S. 11) und zumal die Oſtgothen bei ihm angeſehen waren, ſo läßt er auch im Liede Chriſten und Heiden je nach ihrer Satzung leben (Nib. Z. 5353—6. [Str. 1275]); er ſchlägt ſeine Hunnen verächtlich mit dem Schwerte zurück (Nib. Z. 7621—3. [Str. 1832]), während er den Amelungen hohe Achtung zollt.

Erſcheint in dem lateiniſchen Gedichte von Walthers Flucht, aus dem 10ten Jahrhundert, die Schilderung der Örtlichkeiten und der Sitten an Attilas Hofe geſchichtlich treuer, als in den deutſchen Liedern, ſtimmt ſie namentlich mit der Erzählung des Augenzeugen Priscus oft auffallend überein, ſo muß man dieſe größere Genauigkeit im Einzelnen nicht der lebendigen Überlieferung, ſondern der Beleſenheit des Verfaſſers in den Geſchichtbüchern zuſchreiben.

Das Verhältnis der Hunnen zu den Gothen (Amelungen) iſt auch in den Liedern feindlich und freundlich zugleich. Hunniſche Heere kämpfen in großen und ſiegreichen Schlachten gegen den mächtigen Kaiſer Ermenrich, wie ſie in der Geſchichte dem Reiche Ermanarichs ein Ende machen; Dietrich von Bern dagegen, Dietmars Sohn, iſt König Etzels Schützling, ficht aber dafür, wie geſchichtlich ſein Vater und ſeine Oheime, an der Seite der Hunnen im entſcheidenden Kampf und gilt, gleich jenen, für eine Stütze des Hunnenreichs. „Verlieren wir

Dietrichen, heißt es im Liede (Schlacht v. Raben Str. 1083. Rüdiger zu Helche Str. 1082. 1095 f. 1131), des haben wir immer Schaden in hunniſchen Reichen.“

Betrachten wir ferner das Schickſal des Amelungenreiches in ſich! Der Name Amelunge bezeichnet zwar zunächſt das Königsgeſchlecht, dem Ermenrich ebenſo wohl, als Dietrich, angehört, gerade wie in der Geſchichte Ermanarich und Theoderich beide dem oſtgothiſchen Königsſtamme der Amalen entſproſſen ſind. In weiterer Ausdehnung aber gebrauchen die Lieder das Wort Amelunge überall auch für Volk und Land, worüber jene Könige herrſchen. Sie kennen überhaupt zur Bezeichnung der Gothen nur dieſes Wort, wie denn auch der Name Amalen in der Stammtafel der Könige dieſes Geſchlechts (Masc. II, 91) über die Zeit der Trennung der Oſtgothen von den Weſtgothen, die dem Königshauſe der Balden folgten, hinausreicht. Jornandes C. 14 giebt dieſe Stammtafel, ut ipsi suis fabulis ferunt und darin wird genannt: Amala, a quo et origo Amalorum decurrit. In A. W. Schlegels ind. Bibl. B. I, S. 2. Nr. 5. §. 1 [1, 233] wird, nach der Bedeutung, welche das Wort amala im Sanſcrit habe, das Geſchlecht der Amalen als das ohne Mal oder Mackel erklärt (Manſo S. 11). J. Grimm [Gramm. 2, 1017] zieht dieſes aus Gründen der gothiſchen Sprache in Widerſpruch. Dieſer große Zwieſpalt im Innern des Gothenſtammes hat nun in den vielbeſungenen Kämpfen der Blutsverwandten Ermenrich und Dietrich ſein Gegenbild. Ermanarich wird vom Geſchichtſchreiber als Urheber jener Spaltung bezeichnet. Jornandes C. 48: Ostrogothæ Ermanarici regis sui decessione a Vesegothis divisi. Er iſt der erſte König der abgeſonderten Oſtgothen und hat ſelbſt in vielen Kämpfen ſein Reich gegründet, das den Hunnen unterliegt; und ſo iſt er als Sagenheld der unſelige Stifter der Entzweiung und der verderblichen Bruderkriege unter den Amelungen. Vorgerückt hat ihn aber die Sage in die Zeit des oſtgothiſchen Reiches in Italien, und an die Spitze der Gegenpartei hat ſie den glänzenden Namen Dietrichs von Bern geſtellt, deſſelben, den wir auf ähnliche Weiſe ſeine Vorfahren, den Vater und die Oheime, in dem Verhältnis zu Attila vertreten ſahen. Hinwieder heißt in dem älteſten deutſchen Liede, aus dem 8ten Jahrhundert, der Gegner Dietrichs Otacher (Hildebrand und Hadubr. 15: floh her Otachres nid hina mit Theotriche. 21.), gleichnamig mit Odoacer, dem Theoderich in bedenklich ſchwankendem Kampfe[1] die Herrſchaft über Italien abgewann.

Hier wird nun auch überall in den Liedern das Reich der Amelunge gedacht, ihre Heimath heißt bald Amelungeland oder auch nur Amelunge, bald Lamparten oder römiſch Land. Unter den vielen Ortsnamen aber ſind diejenigen, an welchen die Sage lebendig und dauernd haftet, Bern, Garten, Raben, Meran. Bern, Verona, iſt die Stadt, von welcher Dietrich zugenannt iſt und häufig nur der Berner heißt, ſowie ſie noch bei deutſchen Schriftſtellern des 16ten Jahrhunderts nach ihm Dietrichs Bern genannt wird (Grimm, Heldenſage S. 304)[2] ſein eigentlich Erbgut, wo er im Kreiſe ſeiner Recken ſitzt, von wo er zu den Heldenfahrten ſeiner Jugend auszieht, von wo er ſo ſchmerzlich in das Elend ſcheiden muß, wohin er ſtets ſich zurückſehnt, bis er nach langen Kämpfen ſiegreich zurückkehrt. In der Geſchichte erſcheint Verona, nächſt Ravenna, als ein Hauptſitz des oſtgothiſchen Reiches; vor den Mauern dieſer Stadt erfocht Theoderich den erſten Sieg über Odoacer und ſie fiel ihm als Frucht des Sieges zu; ſie war eine ſeiner Lieblingsſtädte, wo er häufig Hof hielt und die er mit Bauwerken ſchmückte (Masc. II, A. 102, 2. Manſo S. 126, Not. p). Garten, Garda an dem nach ihr benannten See, erſt Otnits Burg, unter deren Linde Wolfdietrich ihn bezwingt und nachher ſelbſt dort wohnt, dann dem alten Hildebrand, des Berners Meiſter, gehörig, iſt geſchichtlich nicht ausgezeichnet, aber als eine Zugehör der nahen Verona zu betrachten, daher auch Bern und Garten ſo oft zuſammen, als Dietrichs Erbe, genannt werden. Raben, Ravenna, dagegen iſt gewöhnlich in Verbindung mit Ermenrich geſetzt, ſeine Zuflucht, wenn er ſieglos ward, und der Ort, nach welchem die große ſagenberühmte Schlacht zwiſchen Dietrich und Ermenrich den Namen hat. Schon unter den Kaiſern war Ravenna Sitz der Regierung des abendländiſchen Römerreichs geworden, wogegen in Rom mehr und mehr die geiſtliche Gewalt Wurzel faßte; Odoacer, der den letzten Kaiſer des Weſtreichs vom Throne geſtoßen, herrſchte gleichfalls zu

---

[1] Manſo S. 41—43. Masc. II, 9. Theoderich muſte, nachdem er ſchon Verona eingenommen, mit aller Habe nach Pavia zurückziehn. Bemerkenswerth iſt der Verräther Friederich. Vgl. über ihn Manſo S. 38.

[2] Vgl. Grimm, Heldenſage 40: Verona a Teutonicis Berna nuncupatur (1135).

Ravenna (Manſo S. 34); dort muſte Theoderich, nachdem Verona ſchon in ſeinen Händen war, den Gegner noch drei Jahre lang belagern (ebd. 43 f.); als ihm Ravenna endlich zugefallen, erhob er ſie zur erſten Stadt des Oſtgothenreiches (Maſc. II, A. 95, 2). Unter den Amelungen des Heldenliedes iſt Ermenrich der mächtige und gewaltige, der auch ſeines Neffen Dietrichs Erbtheil verſchlingen will, wie er das der Harlunge ſchon verſchlungen hat, und vor deſſen Übermacht Dietrich auf lange Zeit ins Elend weichen muß. Daher wird Ermenrich auch Kaiſer genannt, Vogt zu Rom, und ſein Reich heißt das römiſche; durch nichts beſſer konnten Dichter des Mittelalters die höchſte Gewalt veranſchaulichen, wiewohl das oſtgothiſche Reich auch ſchon von Zeitgenoſſen als Fortſetzung des römiſchen dargeſtellt wurde (Ennod. Panegyr. bei Manſo S. 476. 482). Gleichwie aber in der echteren Sage Raben als die Stadt Ermenrichs daſteht, ſo entſpricht es auch den geſchichtlichen Andeutungen, daß dem oberſten der Amelunge eben dieſe erſte Stadt des Gothenreiches angewieſen ſei. Meran endlich iſt der Name von Burg und Land des treuen Herzogs Berchtung. Dort lehrt er ſeinen Zögling Wolfdietrich die Waffen führen, dort läßt er ſeine ſechszehn Söhne dem jungen Fürſten die Treue ſchwören, die ſie ſo herrlich bewähren, von dort aus ziehen ſie mit Heeresmacht und ſchiffen ſich (in Sigin?) [1] ein, um Conſtantinopel, Wolfdietrichs Erbe, zu erkämpfen. Auch König Rothers getreuer Rathgeber, der alte Berther, iſt Herzog von Meran. Unter Meran verſtand man im Mittelalter Dalmatien, überhaupt, wie es ſcheint, die Seeküſte des adriatiſchen Meerbuſens, wo auch die Stadt Marano, an der Grenze von Iſtrien, liegt. (Auch Mirano und Murano kommen bei Venedig vor.) Dieſes ganze Küſtenland, mit Inbegriff Dalmatiens, gehörte zum Reiche der Oſtgothen (Manſo S. 321. 325). Im Heldenliede tritt nun noch weiter Bertram von Pole (ein getreuer Alter, wie Berchtung und Berther) hervor, der ſeinen Schatz dem Berner anbietet, als dieſer ſeinen Getreuen lohnen möchte und ſeine Kammern leer ſind. Bertram ſelbſt mit ſieben der beſten Recken Dietrichs reitet durch Iſterreich nach Pole, wo er Haus hat (Dietr. Fl. 3607. 3681. 8093), das Gold zu holen. Auf der Heimkehr fallen ſie in den Hinterhalt, den Ermenrich ihnen gelegt, und werden bis auf einen gefangen, ein Ereignis, womit Dietrichs langes Unglück beginnt (Dietr. Fl. 3704. 3633—42). Später, als er zum zweitenmal aus Hunnenland durch Iſterreich zurückkehrt, um an Ermenrich Rache zu nehmen, erſchlagen die Bürger von Pole die Beſatzung, welche Ermenrich in ihre Stadt gelegt, und ergeben ſich ihrem rechten Herrn, der ſeine Fahne vor der Stadt aufgeſteckt (Dietr. Fl. 8085—192). Daß aber namentlich die Stadt Pola in Iſtrien Theoderichs Herrſchaft unterworfen war, zeigt ſein noch vorhandener Befehl an den dortigen Biſchof in Cassiodori[1] **Variar. l. IV, 44: Antonio** viro venerabili polensi episcopo **Theodericus Rex.**

---

[1] [Pocula quæ sculpsit Guielandus in urbe Sigeni. Vita Merlini S. 10 bei Michel. Grimm, Heldenſ. 41. K.]

Noch kommt in den Gedichten, beſonders denjenigen, welche von Dietrichs Kämpfen mit Ermenrich handeln, eine Menge italiſcher Örtlichkeiten vor. Die meiſten bedeutendern Städte Italiens, beſonders des obern, ſind mit im Spiele. Ermenrichs und Dietrichs Recken ſind als Herzoge, Markgrafen, Grafen mit dieſen Städten und Gebieten belehnt. Öfters am Schluſſe der Kriegsfahrten werden ſolche Vergabungen aufgezählt. Keinem Zeitpuncte der Geſchichte Italiens entſpricht dieſe Vorſtellung völlig. Unter Theoderich, der vieles von römiſchen Einrichtungen beibehielt, iſt eine ſolche Zertheilung des Landes noch nicht zu finden. Weit mehr entwickelte ſich unter den Langobarden das Lehensweſen und die Gewalt der Herzoge, deren mehr als dreißig geraume Zeit ein Zwiſchenreich ohne König führten; die langobardiſche Königsſtadt war übrigens Pavia und in Ravenna war der Sitz des griechiſchen Statthalters. Unter den deutſchen Kaiſern zeigt ſich noch weitere Zerſtücklung in die manigfaltigſten Herrſchaften, aber die Städte, deren Bedeutung auch in den Gedichten durchſcheint, waren der Oberherrlichkeit der großen Lehensträger entwachſen. Im Ganzen erkennen wir in den Gedichten die Spuren verſchiedener Zeiten und Zuſtände, ohne daß wir dieſe weiter auszuſondern verſuchen.

Die Deutſchen des Mittelalters hatten ſtets Gelegenheit, Italien kennen zu lernen, aber dieſe Kenntnis war nicht bei allen Bearbeitern der Sagen dieſelbe; das Bedürfnis epiſcher Umſtändlichkeit, welche überall beſtimmte Bezeichnungen verlangt, die Luſt der Ausſchmückung führten zur Willkühr, die um ſo ſichtbarer waltet, je mehr ein Gedicht mit Orts- und andern Namen überladen iſt. Uns hat genügt, zu zeigen, daß diejenigen, welche der eigentliche Anhalt der Sage ſind, zugleich in der Geſchichte ihren Anklang finden, und zwar mit ausſchließlicher Beziehung auf einen beſtimmten Zeitraum der Geſchichte. Zu keiner Zeit, als unter den Amelungen, d. h. den Oſtgothen, hat eine Herrſchaft beſtanden, deren Hauptſitze Ravenna und Verona (Raben und Bern) waren und welche von da aus nicht bloß über Italien, ſondern auch über Iſtrien (Pola), Dalmatien (Meran) und beide Rhätien ſich erſtreckte (Masc. II, 160 und Manſ. 114. 321).

---

[1] Caſſiodors Variæ ſind eine Sammlung amtlicher Schreiben, welche derſelbe, geborner Römer und ein bedeutender Staatsbeamter unter Theoderich, in des Königs oder in eigenem Namen in lateiniſcher Sprache verfaßt hat.

Rhätien, deſſen wir hier zuerſt erwähnen, begreift die Alpgebirge, welche gegen Norden Italiens Bollwerk ſind. Dort hatte Theoderich einen Grenzherzog beſtellt, zur Jagd, heißt es in der Urkunde, gegen die Anfälle der wildeſten Völker.

Cassiodor. Var. VII, 4: Formula ducatus Retiarum: ... Retiæ namque munimina sunt Italiæ et claustra provinciæ. Quæ non immerito sic appellata esse judicamus, quando contra feras et agrestissimas gentes, velut quædam plagarum obstacula, disponuntur. Ibi enim impetus gentilis excipitur et transmissis jaculis sauciatur furibunda præsumtio. Sic gentilis impetus vestra venatio est, et ludo geritis, quod vos assidue feliciter egisse sentitis.[1]

Gleichen Schutzes wegen ließ Theoderich bei Trient eine Burg feſtigen (Cassiod. Var. III, 48. V, 9. Hormayrs ſämmtliche Werke I, 55—60). Die tiroliſchen Gebirge, das Etſchthal, der Gardaſee, auch in den Liedern bedeutend, geben uns noch weiter Anlaß, zu zeigen, wie die Sage auch den Eindruck der Natur, in der ſie erwachſen, treulich in ſich bewahrt hat.

Zu Bern und Garten iſt das Heimweſen der Helden. Dorthin führen alle Straßen, darauf die Recken ſich um Dietrich ſammeln. Dort ſind auch die Hausfrauen, ſie ſehen von den Mauern zu Bern, wenn die Helden über die Etſchbrücke ausreiten in das ebene Land (Alphart Str. 40. 57. 118). Als die drei Jünglinge, Dietrichs Bruder und Etzels Söhne, gegen ihres Meiſters Befehl von Bern weggeritten ſind und in der Frühe, gegen Raben hin, auf eine ſchöne, weite Heide kommen, da wird es eben licht, der Nebel weicht und heiter ſcheint die Sonne. „Nun freu' ich mich, ſpricht Scharpf, dieſer Wonne!“ „Heiliger Chriſt, ruft ſein Bruder, wie recht ſchön iſt hier dieß herrliche Land! wahrlich, Vogt von Berne, ihr mögt hier wohl immer wohnen gerne“ (Rab. Schl. 372, 4. 5. Str. 375. [Heldenb. 1855. 1, 413.]). In dieſen Ebenen werden die großen Schlachten gefochten und die feſten, volkreichen Städte belagert, an denen das Land reich iſt. „Es iſt nicht eine kleine Ehr' um eine ſo herrliche Stadt, wo die ein reicher Fürſt hat; eine Stadt erzwinget ein Land,“ ſagt Rüdiger von Raben (Dietr. Fl. 6956—9). Wenn dabei der Wankelmuth der Städte angedeutet (ebd. 6950—5), wenn anderswo des Poteſtats (podestà) von Brandiz (Brindiſi, Dietr. Fl. 1415. 1428. 1437) gedacht wird, ſo erkennen wir leicht die Anſchauung ſpäterer Zeit. Auf der andern Seite ſchaut das Hochgebirge wunderbar über das Land herein und ſo öffnet ſich auch in ihm eine Welt von Wundern und Abenteuern, bald kühnen und ungeheuren, bald märchenhaft lieblichen.

---

[1] Vgl. Var. I, 1: Servato duci Retiarum u. ſ. w., wo die Breones genannt ſind.

Einſam, eine Felswand entlang, reitet Otnit, um zu ſuchen, wovon ihm geträumt. Die Sonne ſcheint eben über die Berge und durch die Wolken, als er auf eine Aue kommt, am Gartenſee; da ſprießen allenthalb Blumen und Klee und laut erſchallt der Vogelſang; ein Pfad, von ſchmalen Füßen getreten, führt ihn zum Brunnen und zu der Linde, die fünfhundert Rittern Schatten gäbe. Unter ihr findet er den ſchönen Zwerg Elberich, ſeinen Vater, dem viel Berg' und Thale dienen und der ihm aus der Eſſe im Berge glänzende Waffen bringt, darin der Jüngling fröhlich und kampfluſtig durch den grünen Wald reitet. Im Gebirg, oberhalb Trient, in einer Felskluft, erwachſen die Lindwürme, die bald bis an die Burg zu Garten das Land verheeren. Mit Horn und Hund reitet Otnit in die Wildnis hinauf, die Ungeheuer zu vertilgen. Dort iſt die Zauberlinde, darunter er entſchläft; dort der hohle Berg, darin eine feenhafte Frau, die den Baum bezaubert hat, ihn lange feſthält. Nach manchen Kämpfen unterliegt er den Würmen. Sein Roſs und ſein Bracke laufen gen Garten vor das Thor, daran die Kaiſerin ſeinen Tod erkennt. Auch Wolfdietrich, Otnits Rächer, beſteht viel Abenteuer in dieſem Gebirg; eine feuerſpeiende Viper verbrennt ihm den Schild vor der Hand, da ſpringt er, die Flamme zu löſchen, in den Gartenſee (Wolfd. 127 b, 2 u.) Zuletzt baut er dem

Thiere das Haupt ab und wirft es in die Fluth, die ſelbſt davon entbrennt. Die Lindwürme fällt er bis auf zween, die für Dietrich von Bern aufbehalten bleiben. Dieſer Held zieht frühe ſchon nach den Bergen, deren Höhe er anſtaunt.[1] Lindwürme bezwingt er dort und Rieſen, die ſich Bäume zur Wehr ausreißen, gerade wie des geſchichtlichen Theoderichs Grenzherzog dort die wilden Nachbarvölker erjagen ſoll (contra feras et agrestissimas gentes velut quædam plagarum obstacula disponuntur ... transmissis jaculis sauciatur furibunda præsumtio ... gentilis impetus vestra venatio est). Von jener Seite kommt der rieſenhafte Jüngling Ecke (dieſe furibunda præsumtio) nach Bern gelaufen, ſich mit Dietrich zu meſſen. Er hört, daß der Berner in den Wald zu Tirol ausgeritten und eilt ſogleich wieder von dannen. Die Leute, die an den Zinnen liegen, gaffen ihm nach, wie er an der Etſch hinauf zum Gebirge geht. Er läuft an dieſem Tage noch bis Trient und wird von da auf den Berg Ranis[2] gewieſen, wo er und Dietrich ſich ſchlagen (Eck. 55—53), daß der Wald raucht (ebd. 126). Am reichſten erſchließen ſich die Zauber des Gebirgs, als die Helden den kleinen König Laurin aufſuchen, der die Schweſter Dietleibs von Steier entführt hat. Sie kommen zu dem Roſengarten, der mitten im Gewilde Tirol erblüht, dann zu dem Anger voll duftender Obſtbäume, Vogelſangs und ſpielenden Wildes, wo Dietrich meint im Paradieſe zu ſein; wie den Wandrer oft im rauheſten Gebirg ein grünes Thal oder hoch auf Felſen ein üppiges Beet von Alproſen erfreut oder zwiſchen tiroliſchen Bergwänden ſüdliches Wachsthum überraſcht. Die Helden kommen weiter, im Mondſchein reitend, zu den hohlen Bergen, die von Spiel und Tanz der Zwerge wiederhallen, und wenn die goldene Schelle gezogen wird, öffnet ſich der Berg und ſein leuchtendes Geſtein erhellt fernhin den nächtlichen Wald. Als Otnit in der Burg zu Garten ſeine Hochzeit feiert, da läßt plötzlich, im Kreiſe der Ritter und Frauen, Elberich, der Bergkönig ſich ſchauen, ſeine Krone ſchimmert von Karfunkeln und eine Harfe rührt er in ſüßen Tönen; ſo iſt in die Heldenſage der Berggeiſt ſichtbar herabgeſtiegen und läßt in ihr ſeine wundervollen Lichter und Klänge ſpielen. Es heißt einmal im Otnitsliede (Str. 683):

---

[1] Dietr. Drachenk. 9: auch höher perg ich nie gesach
pei allen meinen zeiten.

[2] Der Ransberg, drei Meilen von Trient. Iſelin, Lex. Laßb. 51: Nones.

Do sprach der Lamparter: jo du vil cleiner geist,
e du von hinnan scheidest, du müst sagen alles das du weist.

Verfolgen wir die Amelungenſage weiter in ihren geſchichtlichen Beziehungen, ſo macht ſich bemerklich, daß, während ſie von jenen lichteren Puncten aus überall in Italien ſich anknüpft, und auch das kaiſerliche Rom auf die ſchon angezeigte Weiſe berührt, doch nirgends des Pabſtes Erwähnung geſchieht, viel weniger ihm Theilnahme an der Handlung ſelbſt eingeräumt iſt. Mehrfach und bedeutend ſind dagegen die Verhältniſſe mit Conſtantinopel und deſſen Kaiſerhofe.

Wolfdietrichs Ahnen herrſchen zu Conſtantinopel. Zu Salneck (Theſſalonica, Salonichi[1]), wo ſein Vater Hugdietrich mit Liſt eingedrungen, iſt er geboren. Ihm iſt das Reich zu Conſtantinopel zum Erbe beſtimmt, aber ſeine Brüder vertreiben ihn. Zu Meran wird er unterrichtet, ſucht in vergeblichem Kampfe ſein Reich zu gewinnen, fährt weit umher in Morgen- und Abendlanden, bezwingt zu Garten den Kaiſer Otnit, der einſt von ſeinem Vater Schatzung gefordert, wird ſelbſt König in Lamparten und erobert endlich von dort aus Conſtantinopel. Sein Sohn heißt wieder Hugdietrich und von dieſem im dritten Gliede, durch Amelung und Dietmar, den Bruder Ermenrichs, ſtammt Dietrich von Bern. All dieſes lautet gar ungeſchichtlich, aber gerade hier mögen ſehr alte Erinnerungen dämmern. Der Name Dietrich, der in dieſer fabelhaften Stammtafel ſich forterbt, war bei den Gothen ein beliebter Königsname, der öfters wiederkehrt; er verkündet geſchichtlich und ſagenhaft den gothiſchen Königshelden. Schon vor dem Stifter des Oſtgothenreichs in Italien, ſeinem Vater gleichzeitig, glänzte der Weſtgothe Theoderich, der in der catalauniſchen Schlacht gegen Attila ſiegreich focht und fiel. Zeitgenoſſe des berühmten Oſtgothen Theoderich, wenn auch den Jahren nach älter, war Theoderich, des Triarius Sohn, auch König genannt, doch kein Amale, Häuptling eines in Thracien anſäßigen Gothenſtammes.[2] Dieſe beiden Theoderiche ſtanden in ſehr lebhaftem Verkehr mit den griechiſchen Kaiſern. Der ältere ertrotzte ſich den Befehl über die zween bedeutendſten Heerhaufen des Kaiſers Leo und als er unter Zeno dieſe Stelle verlor, rückte er (im Jahr 481) gegen Conſtantinopel, kam jedoch bald darauf um. Der jüngere, als ſiebenjähriger Knabe von ſeinem Vater Theodemir dem Kaiſer Leo zum Geiſel eines Friedensſchluſſes übergeben, erhielt am griechiſchen Hofe bis zum achtzehnten Jahre ſeine Erziehung, war nachher Waffengefährte Theodemirs, als dieſer, in Griechenland vordringend, Theſſalonich bedrohte, half, als König ſeines Volkes, bei der Wiedereinſetzung des vertriebenen Zeno, empfieng von dieſem die Feldherrnſtelle des ältern Theoderich, dem er bald eiferſüchtig und feindſelig gegenüberſtand, bald wieder ſich einigte, wurde von demſelben Kaiſer zum Patricier und Conſul ernannt, ſogar, nach Jornandes, an Sohnes ſtatt angenommen.

---

[1] Berhtram von Salnicke kommt auch im Reime vor, Rab. 71. 716. Grimm, Heldenſ. 212, e.

[2] Masc. I, 457. 459. 493. 498. 502: Marcellin. in Chron.: Theodoricus Triarii filius, rex Gothorum. Manſ. 15. 18—27.

Jornand. c. 57: Et post aliquod tempus, ad ampliandum honorem ejus in arma sibi eum filium adoptavit[1] suisque stipendiis triumphum in urbe donavit; factusque est consul ordinarius, quod summum bonum primumque in orbe decus edicitur: nec tantum hoc, sed etiam equestrem statuam, ad famam tanti viri ante regiam palatii collocavit. (Masc. II, 6. Manſo S. 21.)

Selbſt zu dem Zuge nach Italien brach er mit Willen des zweideutigen Kaiſerhofes auf, denn dieſem war er mitten unter jenen Freundſchaftsverhältniſſen furchtbar geworden und noch in dem Jahre vor dem Aufbruch nach Italien verheerend vor Byzanz erſchienen. (Manſo S. 28.)

Sucht man nun auch keineswegs das Einzelne der Sage im Beſondern der Geſchichte nachzuweiſen, die Zuſammenſtellung im Ganzen erinnert an die früheren Niederlaſſungen und Umzüge der Gothen in jenen öſtlichen Gegenden, an ihre manigfachen Kämpfe und Verbindungen mit den byzantiniſchen Kaiſern, überhaupt an eine Zeit, in welcher dieſe noch eine Hauptrolle auf dem Schauplatze der Weltbegebenheiten behaupteten, der Biſchof zu Rom ſeine große Macht noch nicht begründet hatte, die Amalen aber, von Oſten herabziehend, in die Stelle der weſtrömiſchen Kaiſer eintraten.

Conſtantinopel blieb den Völkern des Abendlandes beſonders durch die Kreuzzüge fortwährend bekannt und wichtig. Dieſe Bekanntſchaft äußert ſich auch in dem Gedichte vom König Rother. Der Name des

---

[1] Dieſe Adoption als germaniſche Sitte ſiehe Grimm, Rechtsalterthümer S. 166 f. 3. S. 464 unten.

Helden mahnt an den Langobardenkönig Rotharis (J. 636—52); ſein Wohnſitz, die Stadt zu Bare, Bari, gehörte zu dem langobardiſchen Herzogthum Benevent (Muratori, Antiq. Ital. I, 69. E). Dieſer Held nun erwirbt unter mancherlei Fährlichkeiten die Tochter des Königs Conſtantin zu Conſtantinopel. Die Stadt erſcheint hier mit ihrem Hippodromus, dem Poderamushofe, wo glänzende Feſte gehalten werden, und mit ihren beſondern Heiligen, ſieben der Zwölfboten und der Kreuzfinderin Helena (Rother 4398—401). Der König Conſtantin, bezeichnender Name für den byzantiniſchen Herrſcher aller Zeiten, iſt gegen Rother und ſeine Recken gerade ſo aufgeblaſen und verzagt, ſchwach und treulos, wie die griechiſchen Kaiſer gegen bedenkliche Nachbarn und Gäſte, von den Gothen bis zu den Kreuzfahrern, ſo häufig ſich erwieſen. Conſtantin entſchuldigt ſich einmal wegen einer hochfahrenden Rede, worüber der rieſenhafte Aſprian zürnend mit der Stange droht, damit, daß er ſolche in der Trunkenheit gethan habe (Rother 1019—28. Vgl. 1083—90. 1122—6). Nicht minder wahr iſt der übermüthige Trotz der fremden Helden an jenem Hofe geſchildert; und wie Aſprian vor Conſtantins Tiſche den Löwen zerſchmettert, der den Knechten das Brot nimmt (Rother 1145—95), ſo würgten im Jahr 1101 die Kreuzfahrer aus Frevel den zahmen Lieblingslöwen des Kaiſers Alexius, leonem domitum, qui erat gratissimus in palatio imperatoris. Albert. Aquens. (Wilk. II, 123 f.).

In Wilkens Geſchichte der Kreuzzüge (Th. II. Leipzig 1813) findet ſich eine beſondere Beilage (Beil. S. 17—24) mit der Überſchrift: „Kaiſer Alexius als Kaiſer Conſtantinus in dem altdeutſchen Gedicht: König Rother.“ Wilken ſucht hier aus einzelnen Zügen der Dichtung zu zeigen, daß der Verfaſſer derſelben entweder ſelbſt unter den Kreuzrittern ſich befunden und Zeuge der Angſt des Kaiſers Alexius und ſeiner Griechen vor den ungeſchlachten Gäſten geweſen, oder daß ihm von andern Kreuzbrüdern davon erzählt worden ſei. Die Vergleichung ſcheint ſonſt etwas zu ſehr ins Einzelne und auf den beſondern Fall zu gehen. Der hervorſtechendſte Zug aber iſt die Tödtung des Löwen, und dieſer Umſtand kann wohl von dem wirklichen Ereignis des Jahres 1101 in das nach der Mitte deſſelben Jahrhunderts in ſeiner jetzigen Geſtalt verfaßte Gedicht übergegangen ſein (vgl. Grimm S. 50 f.). Von Löwenkämpfen zu Conſtantinopel kommt übrigens auch ſonſt Meldung vor.

Schon Paulus Diaconus (geſt. um 799) de gest. Langob. l. II, c. 30 erzählt ziemlich ſagenhaft, daß Peredeus, der Mörder Alboins (geſt. 563), zu Conſtantinopel vor Kaiſer und Volk einen Löwen von erſtaunlicher Größe getödtet habe, und darauf, auf Befehl des Kaiſers, der ſich vor ſeiner Stärke gefürchtet, der Augen beraubt worden ſei. Benjamin von Tudela, ein Jude, der um 1173 ſeine Reiſe nach dem Morgenlande beſchrieben hat, berichtet auch von dem Hippodrom, wo der König ſich zu vergnügen pflege und jedes Jahr an Weihnachten ein großes Schauſpiel gebe, wobei man auch Löwen und andere wilde Thiere mit einander kämpfen laſſe (Überſ. des hebr. Itinerars von Baratier. Amſterdam 1734. S. 47. v. d. Hagen Vorred. z. Volſ. S. XXII. Vgl. Göttling, Nib. u. Gib. 59). Conz (kl. proſ. Schr. III. Ulm 1825. S. 276. Not. 8) hat wahrſcheinlich gefunden, daß die Gefangennehmung der Boten Rothers auf die Verhaftung und ſchmähliche Behandlung der Geſandten Friedrichs I durch den Kaiſer Iſaak bei dem Kreuzzuge von 1189 Beziehung haben dürfte. Aber das Gedicht von Rother iſt vor 1189 zu ſetzen.

Wenn nun dieſe Dichtung zunächſt die Farbe der Kreuzzüge trägt, ſo deuten die Lieder von Wolfdietrich und durch den urſprünglichen Zuſammenhang mit dieſen, welcher ſpäter nachgewieſen werden wird, doch auch das Rotherslied ſelbſt in viel frühere Zeit hinauf.

Unergiebiger als bei den Amelungen iſt die Vergleichung zwiſchen Lied und Geſchichte bei den Nibelungen. Dieſer Name ſelbſt entzieht ſich aller geſchichtlichen Deutung und was von ihm Hiſtoriſches angeführt werden kann, beſteht nur darin, daß der urkundliche Perſonenname Nibelung, Nevelung u. ſ. w., am früheſten (von der zweiten Hälfte des 8ten Jahrhunderts an) und am häufigſten bei den Franken vorkommt (Leichtlen, 38—40. Mone, Quell. und Forſch. 1, 25 ff. Lachm. Krit. S. 3 u. [Anmerkungen S. 334 f.]), ſowie auch der Name Siegfried, Sigofried, zuerſt in fränkiſchen Urkunden, vom Ende des 7ten Jahrhunderts, erſcheint (Lachm. ebd. 24. chart. a. 690. 692. 693. bei Mabillon de re diplomatica n. 14. 15. 18. 19). Gehen wir für die Nibelungenſage auf geſchichtliche Königsnamen und Ereigniſſe aus, ſo haben wir uns an die Burgunden zu halten, auf die der Name Nibelunge in den Liedern mit Erwerbung des Hortes übergeht. Das Erheblichſte iſt hier zuerſt die ſchon berührte Namengleichheit, indem die Burgundenkönige der

Lieder, Gibich, Gunther und Giſelher, Vater und Söhne, den im burgundiſchen Geſetze zuſammen genannten Gibica, Giſlahar und Gundahar entſprechen und merkwürdig genug die zween erſtern Königsnamen, Gibica und Giſlahar, eben nur im Geſetzbuch und wieder in der Heldenſage vorkommen.

Lex Burgundion. tit. III (von Gundebald im Anfange des 6ten Jahrhunderts): Si quos apud regiæ memoriæ auctores nostros, id est Gibicam, Godomarem, Gislaharium, Gundaharium … liberos fuisse constiterit, in eadem libertate permaneant.[1]

Sodann kommt in hauptſächlichen Betracht jene hiſtoriſche Nachricht, daß Gundicar, König der Burgunden in Gallien, von den Hunnen zu Attilas Zeit mit Volk und Stamme vertilgt worden ſei.[2]

Die Stellen hierüber[3] ſind: Prosper in chron. consulari ad a. 435. (Maſc. I, 408. N. XI. 1). Cassiodori chronicon ad e. a. (Maſc. ebd.) Paul. Diacon., hist. miscella. Derſelbe wiederholt dieſes in der hist. episc. metens (Maſc. I, 432. N. XXVII. 2).

Dieſe Vertilgung der Burgunden durch die Hunnen iſt, da ein Burgundenreich auch ferner beſtand, mit Beſchränkung zu verſtehen.

Mannert, Geſch. d. alt. Deutſchen, beſ. d. Franken (Stuttgart 1829) S. 118 hat neuerlich behauptet, man dürfe bei dieſem Anfall auf die Burgunden nicht an die Hunnen des ſpäter herrſchenden Attila denken; ein freiwilliger Hauſe habe den Aetius, welcher die Unterſtützung des wilden Volkes häufig zu ſeinen Abſichten benützt, nach Gallien begleitet und daſelbſt nach eigenem Gutdünken gehauſt. Mannert bezieht ſich hiefür gleichfalls auf Proſper a. 437: Bellum adversus Gothos, Hunnis auxiliantibus, geritur.

Dieſes ſteht im Widerſpruche mit der Erzählung des Paulus Diaconus, daß Attila bei ſeinem Einfall in Gallien (im Jahr 450) Gundicarn aufgerieben habe. Wenn man auch annehmen wollte, daß dieſer ſpätere Geſchichtſchreiber die Beziehung auf Attila erſt als ſeine Vermuthung zugeſetzt habe (obgleich der beſondere Umſtand „Gundicarium sibi occurrentem protrivit“ eine eigene Quelle andeutet), ſo iſt doch, was Mannert angiebt, nicht minder Vermuthung. Non multo post, bei Proſper, kann wohl von einem Zeitraume von 15 Jahren gelten und wenn von der Niederlage der Burgunden durch die Hunnen geſprochen wird, ohne ausdrückliche Erwähnung, daß dieſes nur durch einen hunniſchen Haufen, der den Römern zuvor als Hülfsſchaar gegen die Gothen gedient, geſchehen ſei,[1] ſo iſt doch eher auf den großen und bekannten Einfall der Hunnenmacht zu ſchließen. Sidonius Apollinaris (in Avit. carm. 7) nennt zwar unter den Völkern, welche damals Attilas Zuge folgten, auch die Burgunden (Scyrum Burgundio cogit. Masc. I, 431. N. 3), was eine frühere Unterjochung vorauszuſetzen ſcheint (Grimm, 70); aber es iſt ungewiſs, ob dieſe von den Burgunden waren, welche Gundicar nach Gallien geführt (vgl. Masc. I, 381), und ſo kämpfen auch, nach Jornandes, in der darauf folgenden catalauniſchen Schlacht noch Burgunden auf der Seite der Römer.

---

[1] Statt Godemars ſteht in deutſcher Sage Gernot, mit gleicher Allitteration, Grimm 13; in den nordiſchen Liedern iſt aus Godomar durch Umſtellung Guttormr geworden. Lachmann, Kritik d. Sage v. d. Nib. 3: „Gunthomâr ward im Norden, wo Namen auf mâr nicht häufig ſind, in den unverſtändlichen Guttormr verderbt: die deutſche Sage hat ihn, ich weiß nicht auf welchen Anlaß, mit einem ähnlich lautenden Gêrnôt vertauſcht, wie ſie hingegen Giſelher allein mit der färöiſchen aufbewahrt hat.“

[2] Lachmann ebend. 2.

[3] [Sie ſtehen bei Grimm, Heldenſage S. 70. K.]

Die Völkerſtämme ſchweiften in jener Zeit in manigfacher Zerſpaltung umher.[2]

Dieſer Punct ſchien eine ausführlichere Erörterung zu fordern, weil denn doch dieſe Niederlage des burgundiſchen Königs Gundicar, cum populo suo ac stirpe, durch die Hunnen, in Bezug auf die Kataſtrophe des Nibelungenliedes, den Untergang des Burgunder Gunthers mit ſeinen Blutsfreunden und Recken bei Etzeln im Hunnenlande, ſtets für eine der ſtärkſten geſchichtlichen Anmahnungen angeſehen worden iſt.

Von einem burgundiſchen Königsſitze zu Worms meldet die Geſchichte nichts. Die Lieder ſelbſt ſchwanken, indem die dortigen Könige und ihr Volk abwechſelnd auch Franken und Rheinfranken genannt werden. Das Burgundenreich wurde wirklich frühe ſchon (im J. 534. Masc. II, 89) den fränkiſchen Königen unterworfen, die fortan daſſelbe regierten, und davon weiß allerdings die Geſchichte, daß auſtraſiſche Frankenkönige zu Worms ihren Sitz hatten. (Die Königin Brünehild hielt ſich (um 575) mit den Prinzen, ihren Mündeln, dort auf. Masc.

---

[1] Vgl. Masc. I, 410 ob.

[2] Vgl. Göttling über d. Geſch. im N. L. 18.

II, 226.) Auch der ſiegreiche Zug der Helden von Worms gegen den Sachſenkönig Lüdeger, wovon das Nibelungenlied erzählt, kann nur in den Kriegen eine geſchichtliche Beziehung finden, welche, von fränkiſchen Königen um dieſelbe Zeit gegen die angrenzenden Sachſen glücklich begonnen (Masc. II, 89. 166), erſt nach zwei Jahrhunderten mit der Bezwingung dieſes Volkes ihr Ende nahmen.

Die Kraft der Sachſen brach vorzüglich mit Wittekinds Unterwerfung und Taufe (J. 785. Hahn, Reichsgeſch. I, 35), wobei er den Namen ſeines Bekehrers Lüdger empfangen haben ſoll. Hiemit ſetzt Göttling (über das Geſchichtl. im Nibelungenliede. Rudolſtadt 1814. S. 49) den Lüdeger des Nibelungenliedes in Verbindung (vgl. Kronika van Saſſen S. 10—14); ſehr problematiſch.

Worms alſo iſt in dieſem Sagenkreiſe das Haus der Helden, wie bei den Amelungen Bern und Garten. Der Roſengarten zu Worms, wie noch ein Feld in der Nähe dieſer Stadt, aber jetzt am rechten Rheinufer (Mone, Quell. u. Forſch. I, 5 u.), genannt iſt, wird blutig von ihren Kämpfen, der Wasgenwald (Wasgauwald), der Odenwald, der Spechtshart (Speſſart), erſchallen von ihrer Jagdluſt.[1] Ein Wanderer in den Vogeſen möchte wohl noch jene maleriſche Felskluft entdecken, die in der Sage von Walthers Flucht mit Hiltgund als Kampfſtätte gemeint iſt, den Wasgenſtein, wie die Anſpielungen in den deutſchen Liedern ſie nennen. Die Mannen der Könige ſind von bekannten Orten der Rhein- und Moſelgegend benannt, von Alzei, Tronje[2], Speier, Straßburg, Metz. Von Santen, aus Niederlanden, kommt Siegfried herauf; zu Odenheim vor dem Odenwald, einem Dorfe, das jetzt verſchollen iſt, fließt, bei dem letzten Bearbeiter des Nibelungenliedes, noch der Brunnen, wo der Held erſchlagen ward. Der alte Biſchof von Speier iſt ein warnender Freund des Hauſes; das Kloſter zu Lorſe (Lorſch) iſt von Frau Uten, der Mutter der Könige, geſtiftet; dort hat ſie ihren Wittwenſitz, dorthin läßt auch Kriemhild Siegfrieds Gebeine bringen. Am Rheine bei Worms iſt der trotzige Ferge, dem Walther die Überfahrt mit Fiſchen bezahlt, der Mönch Ilſan mit Fauſtſchlägen. Dort bereitet man den Helden ein ſtarkes Segelſchifflein, ladet es mit reicher Speiſe und dem beſten Weine, den man um den Rhein finden kann; Schiffmeiſter iſt Siegfried, dem die rechten Waſſerſtraßen wohl bekannt ſind; ſo fahren ſie den Strom hinab in die See gen Island auf die gefährliche Werbung. Vom Rheine durch Heſſen reiten ſie gen Sachſenland; der hellſte Weg aber mit vielen Städten und Burgen, zieht ſich durch Oſtfranken, Baiern, Öſterreich in das Land der Hünen. So finden wir zwar auch dieſen Theil der Heldenſage überall örtlich und für die Zeit jedes Bearbeiters mehr oder minder anſchaulich durchgeführt, von alter, geſchichtlicher Grundlage jedoch erkennen wir nicht mehr, als was oben herausgeſtellt wurde.

---

[1] Der Wasgenwald kommt ſchon in Urkunden der fränkiſchen Zeit als königlicher Jagdort vor; dort wurden zur Zeit der Merowingen Büffel gejagt, ſ. v. d. Hagen Anmerk. zu d. Nib. Noth. Frankf. 1824. S. 102. 106. Der Odenwald war gleichfalls, ſchon unter den Merowingen, fränkiſcher Königsforſt und zwar, wie es ſcheint, im Zuſammenhang mit dem Königsſitze zu Worms, denn dem dortigen Bisthum wurde ſchon damals ein Theil dieſes Waldes geſchenkt. Wencks Heſſ. Landesgeſch. B. I. 1783. 4. S. 72 f.

[2] Troneja, Tronia, im elſäßiſchen Nordgau; die Beziehung auf Troneck bei Trier iſt etymologiſch unrichtig; W. Grimm, altdän. Heldenl. 432. Lachmanns Krit. 6. N. 3.

Am wenigſten Geſchichtliches offenbart ſich in der Sage von den Hegelingen; ſie iſt auch den übrigen Sagenkreiſen nur loſe verbunden. Die Namen der Helden erſcheinen ungeſchichtlich oder weiſen in eine Zeit hin, wo Wahrheit und Dichtung nicht zu ſcheiden ſind; ſo trägt Frute von Dänemark den alten Königsnamen Frodi, Frotho, aber die däniſchen Könige dieſes Namens fallen ſelbſt in die Vorgeſchichte des Landes. Wo der Hegelinge Land gedacht ſei, iſt nicht genau zu erſehen. In der deutſchen Bearbeitung hat die Sage längſt ihres Urſprungs vergeſſen, ſie ſchwebt auf unſichrem Boden und in der einzigen, ſpäten Handſchrift ſind zumal die Ortsnamen ſchwankend und unſtät; ſo auch wenn von der Königsburg der Hegelinge die Rede iſt. Deutlicher ſind zum Theil die Gebiete von Verwandten und Lehenträgern, ſowie von feindlichen Nachbarn der Hegelinge bezeichnet: Dänemark, Stormen (Stormarn), Frieſen, Diethmars (Ditmarſen), Holzanenland oder Holzſäßen (Holſtein), Seeland. (Dunkler wieder: Hortland, Rifland, Morland.) Die altſächſiſchen Nordſeeküſten ſind hiernach im deutſchen Liede der Sitz dieſer Sage. Von dort aus gehen Brautfahrten und Heerzüge bald weit hinauf nach Irland, bald der Küſte näher in die Normandie. Überall weht noch Seeluft, wie in der Amelungenſage die Luft des Gebirgs. Von den Burgen aus ſieht man den Morgenglanz des Meeres. Mit Geſang gehen die Helden zu Schiffe, die Maſtbäume krachen, die Segel erſtracken ſich, in den Fenſtern ſtehen die Frauen, mit den Augen geleitend, ſo fern ſie vermögen (Gudrun 4471—8). Auf Schiffen, am Strand, auf Werdern, wird gekämpft. Waſſermähren erzählen ſich die Fahrtgenoſſen und ſie ſelbſt werden von wildem Südwinde zu märchenhaften Wundern verſchlagen (Gudrun 4501 ff.).

Für die Örtlichkeit der Wulpenwerts oder des Werts auf dem Wulpenſande (Heldenſage 330), der Uferinſel, auf welcher die große Schlacht zwiſchen den Normannen und Hegelingen ſtatt findet, in welcher Gudruns Vater fällt, hat Mone (Quellen I, 13 f.) Folgendes beigebracht:

> Wulpen (alt Wulpa) war ein Dorf auf der flandriſchen Küſte nordweſtlich von Sluis (alſo wie der Wulpenwert im Liede, unweit Seelands, des niederländiſchen) u. ſ. w.: die Charten des 16ten und 17ten Jahrhunderts zeichnen es als eine kleine Inſel, die in geringer Entfernung an der Weſtküſte der jetzigen Inſel oder Halbinſel Cadzand u. ſ. w. lag. Dieß Eiland Wulpen wurde vor etwa 200 Jahren vom Meere verſchlungen und ein Theil desſelben an der Weſtküſte von Cadſand angeſpült. Dieß angeſchwemmte Land wurde eingedeicht d. h. zu einem Polder gemach[illegible] auf Cadzand unter dem Namen Anwachs von Wulpen bekannt iſt.

(Mehrere benachbarte Eilande haben, wie der Wulpenſand des Liedes, die Endung auf zand.)

Der Überblick, den wir über den ganzen Sagenkreis vom Standpunct der Geſchichte genommen, ſetzt wohl außer Zweifel, daß uns die Heldenſage nicht die leeren Namen der Könige und Völker überliefert hat, ſondern zugleich auch weltgeſchichtliche Umriſſe ihrer Stellung und ihres Wirkens, ähnlich jenen Grenzwällen des Römerreichs, die verſchüttet, durchbrochen und überwachſen, doch in ihren weitgeſtreckten Riffen noch ſtets erkennbar ſind. Die Ereigniſſe können und ſollen nicht im Einzelnen nachgewieſen werden. Aber in all jener Noth und Klage, jenen Vertreibungen, Heereszügen, Vertilgungskämpfen, wovon die Lieder in tiefem Wehlaut ſingen, erſcheint die tragiſche Geſchichte der deutſchen Völker in und nach der Zeit ihrer Wanderung, die Austreibung und Ausrottung eines Stammes durch den andern, der Untergang großer Reiche und Königsgeſchlechter, wobei auch der ruhige Geſchichtſchreiber in ernſte Betrachtungen verſinkt (Masc. II, 158).

Lieder waren die Geſchichtsurkunden der Völker, von denen wir gehandelt: der Stand ihrer Bildung, die Erfahrung bei allen Völkern auf ähnlicher Stufe bringt dieſes mit ſich, aber auch ausdrückliche Zeugniſſe beſtätigen es. Mit Geſang ehrend (cantibus honoratum. Jorn. c. 41) trugen die Weſtgothen ihren gefallenen König Theoderich, angeſichts der Feinde, von der catalauniſchen Walſtatt. Um Attilas Leiche ſchwenkten ſich die erleſenſten Hunnen im Reiterſpiele, ſeine Thaten ſingend.

Jornand. c. 49: Nam de tota gente Hunnorum electissimi equites in eo loco, quo erat positus, in modum Circensium cursibus ambientes, facta ejus cantu funereo tali ordine referebant.

Auch von burgundiſchem Geſange wird gemeldet, der, kurz nach Gundicars Fall (450), am Mahl ertönte. Sidon. Apollin. um 472 (Maſc. I. 481. N. 8.), carm. XII: quod Burgundio cantat esculentus u. ſ. w.

Die Oſtgothen hatten, nach Jornandes, ſchon über ihren Zug zum Pontus alte Lieder faſt geſchichtlicher Art.[1]

Jornand. c. 4: Nec mora, illico ad gentem Spalorum adveniunt, consertoque prælio victoriam adipiscuntur, exindeque velut victores ad extremam Scythiæ partem, quæ pontico mari vicina est, properant: quemadmodum et in priscis eorum carminibus pene historico ritu in commune recolitur: quod et Ablabius descriptor Gothorum gentis egregius verissima attestatur historia.

Das Lob ihrer Ahnen laut anſtimmend, ſtehen ſie den Römern in Möſien zur Schlacht gegenüber.

Ann. Chr. 377. Ammian. Marcell. l. 31, c. 7: Barbari vero majorum laudes clamoribus stridebant inconditis. (Maſc. I, 293. N. eb.)

Vor ihren Königen ſingen ſie zum Saitenſpiel die Thaten der Vorfahren, von denen im Volke große Meinung iſt, wie kaum das wundervolle Alterthum ſeine Heroen gerühmt.

Jornand. c. 5: ante quos etiam cantu majorum facta modulationibus citharisque canebant: Ethespamaræ, (al. Eterpamaræ, Etherpamaræ, Erpantanæ), Hanalæ (Hannalæ), Fridigerni, Vidiculæ (Vidicojæ, Vuidigoiæ) et aliorum, quorum in hac gente magna opinio est, quales vix heroas fuisse miranda jactat antiquitas. (Grimm S. 1.)

---

[1] Über gothiſchen Geſang und Tanz vgl. Constantin. Porphyrogen. de ceremoniis aulæ byzantinæ, l. 1, c. 83. Finn Magnusen, Lexicon mythologicum S. 481.

Finden übrigens dieſe Namen auch einigen Anklang in Geſchichte und Sage, ſo geſtatten ſie doch keinen Schluß auf den Inhalt der Geſänge.

Fritigern, Fürſt der Theruinger, eines weſtgothiſchen Volksſtamms, ſchlägt den Kaiſer Valens 378 und tritt auch ſonſt geſchichtlich hervor. Vidicula, Vuidigoia erinnert an Wittich und Witigouwe, Namen der Heldenſage; Vitiges heißt auch ein oſtgothiſcher König nach Theoderich; ein Witigîſen kommt in den Liedern vor.

Jornandes ſpricht weiter C. 11 von den capillatis, im Gegenſatze von den pileatis, einer alten gothiſchen Prieſterkaſte:

quod nomen [capill. sc.] Gothi pro magno suscipientes, adhuc hodie suis cantionibus reminiscuntur.

Ein äußerer Grund, zu den früher dargelegten innern, für die geſchichtliche Beziehung unſres Sagenkreiſes liegt nun in dieſen Nachrichten vom Heldenſang in der Zeit der Völkerwanderungen. Sind die Thaten der Helden in der Zeit ſelbſt in Geſang aufgefaßt worden und leben die Namen von Helden dieſer Zeit noch jetzt in Liedern, deren Urſprung ſich hoch hinauf in unbeſtimmter Ferne verliert, ſo kann es nicht für unzuläſſig erachtet werden, dieſe Erſcheinungen zu verbinden und eine fortlaufende Entwicklung von der gleichzeitigen Auffaſſung der Ereigniſſe bis zur letzten Geſtalt der Sage anzunehmen.

Der Glaube an geſchichtliche Geltung der Heldenſage war von früher Zeit an das Mittelalter hindurch verbreitet.

Der Tod Ermanarichs (Jahr 376) war nach kaum zweihundert Jahren dem Jornandes, der um 552 das kleine Werk de rebus geticis ſchrieb, welches jedoch ſelbſt nur ein Auszug aus dem verlorenen Werke von Caſſiodor, dem Geheimſchreiber Theoderichs († 526), iſt, in doppelter Erzählung bekannt, einer ſagenhaften, welche nach den Hauptzügen noch in den nordiſchen Dichtungen vorliegt und von deren Vorhandenſein auch in deutſcher Überlieferung noch Spur aus dem 12ten Jahrhundert übrig iſt, und in der geſchichtlichen, wie dieſes Ereignis in der zuvor ausgehobenen Stelle des Zeitgenoſſen Ammianus Marcellinus berichtet wird. Jornandes C. 24 will weder die eine noch die andre Erzählungsweiſe aufgeben; ſo wenig wagt er die Glaubhaftigkeit der Sage anzutaſten, und ſucht beide zu vereinigen.

Zwar erhebt ſich weiterhin bei den lateiniſchen Geſchichtſchreibern des Mittelalters der gelehrte Zweifel[1] an der Zeitgenoſſenſchaft Ermenrichs, Etzels und Dietrichs. Zuerſt äußert der Verfaſſer des Chronicon urspergense (erſte Hälfte des 12ten Jahrhunderts) ſein Bedenken hierüber,

> quomodo illud ratum teneatur, quod non solum vulgari fabulatione et cantilenarum modulatione usitatur, verum etiam in quibusdam chronicis annotatur.

Noch beſtimmter erklären ſich nach ihm gegen dieſe Gleichzeitigkeit Otto von Freiſingen, gleichfalls aus der erſten, und Gottfried von Viterbo, aus der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts. Aber mit dem Bedenken zieht auch die Sage hindurch; man ſieht, wie ſie auch den Gelehrten in ſo feſter, geſchichtähnlicher Haltung vor Augen ſtand, daß ſie ſtutzten und eine Widerlegung für nöthig hielten. Der Verfaſſer der urſpergiſchen Jahrbücher, der ſich am ausführlichſten einläßt, giebt doch am Schluſſe noch die Wahl, ob Jornandes mit ſeinen hiſtoriſchen Nachrichten oder die Meinung des Volks im Irrthum ſei, und will der letztern damit durchhelfen, daß ein andrer Ermenrich und ein andrer Theoderich zu Attilas Zeit gelebt haben könnten. (Die betreffenden Stellen ſiehe bei Grimm S. 36. 38. 44.)

Die Welt- und Kaiſerchroniken in deutſchen Reimen, wodurch ſeit der erſten Hälfte des 12ten Jahrhunderts der Quell der Geſchichte auch den Ungelehrten erſchloſſen werden ſollte, ſchwanken gleichfalls, wo ſie auf Etzel und Dietrich kommen, zwiſchen Sage und ſchriftlicher Überlieferung. Daß Dietrich Etzeln geſehen, wird zwar auch hier für unzuläſſig erklärt; er heiße das Buch vortragen, der es behauptet! (Kaiſerchr. Altd. Wäld. 3, 283.) Dennoch ſteht ein fabelhafter Stammbaum der Amelungen im Ganzen gleichlautend in Gedicht und Chronik (Dietrichs Fl. im Eingang und Heinrich von München, Fortſetzung von Rudolfs von Ems Weltchronik aus dem Anfang des 14ten Jahrhunderts, Altd. Wäld. 2, 115 ff.). Überhaupt läuft durch dieſe Chroniken eine Vermiſchung von Sage und Geſchichte derſelben unzuläſſigen Art, die wir bei Jornandes bemerkt haben (vgl. Grimm S. 203). Noch zu Anfang des 16ten Jahrhunderts iſt Aventin (Joh. Turnmayr, geb. 1477, geſt. 1534, ſchrieb nach 1512), den man ſonſt den Erzvater deutſcher Geſchichtſchreibung nannte, von der heimiſchen Heldenſage, die er noch im Munde des Volkes lebend fand, ſo ſehr bewältigt, daß er den elfenhaften Laurin, den Mönch Ilſan und den getreuen Eckhard (Larein, Ilſing, Höglar), als uralte Könige von Deutſchland aufzählt (Baieriſche Geſchichte 1580. Bl. 36. 38).

---

[1] Frühe Spuren einer ſagenhaften Auffaſſung Theoderichs ſ. in den Excerpt. de Odoacre, Theoderico u. ſ. w. hinter Ammian. Marcell. ed. Gronov. S. 719—21.

Gerne verwob man auch die Sage mit den Namen fortlebender, fürſtlicher und Adelsgeſchlechter, denen man dadurch höheren Glanz zu verleihen dachte, oder in denen wohl auch von Alters her ſolche Erinnerungen gehegt waren. Für die Amelungenſage iſt dieſes der Fall mit einigen Fürſtenhäuſern des ſüdöſtlichen Deutſchlands, welche dort vom 9ten und 10ten Jahrhundert an ſich mächtig erhoben.

Das Haus Andechs hatte ſeine Stammſitze in Oberbaiern, um den Ammerſee und den Würmſee. Jenſeits der Alpen waren die von Andechs Markgrafen in Iſtrien und ſeit 1181 (Hormayrs Werke III, 167) führen ſie den Titel als Herzoge von Dalmatien oder Meran, ein Name, den wir zuvor ſchon als ſagenberühmt kennen gelernt haben. Von den heimiſchen Beſitzungen hießen ſie Grafen zu Wolfratshauſen und zu Dießen. Auf den Preis dieſes Hauſes iſt es im Gedichte vom König Rother abgeſehen. Als Rother nach ſeinen gefangenen Boten, darunter ſieben Söhne Berthers von Meran, gen Conſtantinopel fährt, da befiehlt er ſein Reich Amelgern von Tengelingen (V. 742—747). Aber von ſechs Markgrafen werden die Lande verſtört; ſie wollen den Herzog Hademar von Dießen zum Könige haben. Indeſs wird Wolfrat, Amelgers Sohn, ſchwertmäßig, er waltet über Land und Leute, bis Rother wiederkehrt (V. 2947—67). Zu des Königs zweiter Fahrt nach Conſtantinopel verſpricht Wolfrat zwölftauſend Ritter, ſeinem Verwandten Lüpolt, dem Sohne des Herzogs Berther von Meran, zu Liebe; denn als Wolfrats Vater vertrieben war, gewann ihm Berther ſein Land wieder und erſchlug ſeinen Feind, den Herzog Elvewin[1] vom Rheine (V. 3402—33). Smaragde und Jacchante leuchten im Wettſtreit über das Feld, als unter ſchneefarber Fahne der junge Held Wolfrat ſein bairiſches Reitervolk, 50000 Erleſene, dem Könige zuführt. Mann und Roſs ſind in Seide gekleidet; nie beſchien das Licht ſo manchen goldgezierten Helm. Man ſeh' es den Baiern noch immer an, meint der Dichter, da ſei noch mancher Mann in ſchmuckem Gewande.

---

[1] Vgl. Conybeare S. 60. Z. 139: Mid Aelfwine. Vgl. S. 16. Z. 194. S. 20. Z. 230.

Iz scînet den Beyeren immer mêr an;
dâ ist noch manich wâtziere man.

(V. 3474—76. 3560—83.) Herrlich kämpft dieſer Held und ſeine Schaar, daß man immer davon ſagen muß (V. 4214 f. 4258—67. 4333—72). Darum, als Rother nach der Heimkehr ſeine Getreuen mit reichen Lehen bedenkt, giebt er dem Herrn von Tengelingen Öſterreich, Böheim und Polen. Hier, wie an andern Stellen, iſt der Dichter voll vom Lobe dieſes Geſchlechtes. Von keinem andern iſt ſo mancher theure Held entſprungen. Alle noch ſtarben ſie ſo, daß ſie nie Unrechts wider jemand bezichtet worden; gewaltig ohne Übermuth, weiſen Sinns, werden ſie Fürſtennamen tragen, ſo lang dieſe Welt ſteht. Daß nun unter dem gerühmten bairiſchen Fürſtenſtamme der von Andechs verſtanden ſei, ergeben die Namen. Tengelingen, wovon er im Gedichte benannt wird, iſt Denklingen (Denchlingen in einer Urkunde von 1186. Lang, Regest. rer. Boic. I, 331) in der Gegend des obern Lechs, wo die Andechſer zu Hauſe waren; unferne liegt Dießen, wovon ſie den Grafentitel führten und wo ſie ihre Burg zum Kloſter umwandelten; zwar iſt im Liede Hademar von Dießen ein Feind der Herren von Tengelingen, wohl aber mag dieſes auf alte Fehden mit Stammgenoſſen und Nachbarn deuten; auch erinnert Hadmarsberg bei Dießen ebenſo an jenen Hademar, wie das nahe Wolfratshauſen, welches gleichfalls einer andechſiſchen Grafſchaft den Namen gab, an den Helden Wolfrat, der als Stammvater des fürſtlichen Geſchlechtes im Gedichte hochgeprieſen wird. Öſterreich, Böheim und Polen empfängt er zum Lohne treuer Dienſte und wird dadurch der mächtigſte Fürſt bei dem Meere, was nur dann einen Sinn giebt, wenn für Öſterreich Iſterreich geleſen wird. Markgrafen in Iſtrien waren die Andechſer ſeit 1173 (Hormayr III, 181. 188). Der Herzogsname von Dalmatien oder Meran gieng erſt 1181 auf ſie über, nach dem Erlöſchen der gleichfalls oberbairiſchen Grafen von Dachau, welche ſolchen von 1140 an geführt hatten. Die Schweſter des letzten Dachauers war mit Berthold IV von Andechs, Markgrafen in Iſtrien, vermählt. So erſcheinen auch im Gedichte die Helden von Meran noch neben denen von Tengelingen, obgleich mit dieſen verwandt. Berther von Meran und ſeine Söhne ſpielen darin eine wichtige

Rolle und werden ſtets in Ehren genannt, doch iſt es auf ihr Lob nicht ſo augenſcheinlich abgeſehen, wie auf das der Tengelinger, welche ſonſt nicht ſo weſentlich in die Handlung eingreifen. Es läßt ſich nach all dieſem muthmaßen, daß das Gedicht vom König Rother zwiſchen 1173 und 1181 ſo geſtaltet worden ſei (vgl. Grimm S. 53). Der Markgraf Berthold (IV) von Iſtrien, welcher in dieſe Zeit fällt, erſcheint auch ſonſt als ein Freund der Dichtkunſt: in einem noch vorhandenen Schreiben erbittet er ſich von dem Abte Rupert zu Tegernſee (von 1155—86) zur Abſchrift libellum teutonicum de Herzogen Ernesten (Hormayr III, 238. Freyberg, Geſchichte von Tegernſee S. 284). Auch ſpäterhin ſind die Fürſten dieſes Hauſes den Sängern hold und gefeiert.

Dem andechſiſchen benachbart war das berühmte Fürſtenhaus der Welfen. Von dieſen ſagt Aventin (Bl. 363 ª), daß ſie ihren Urſprung von dem Helden Wolfdietrich herleiten wollten. In den Liedern ſelbſt findet ſich keine Hindeutung auf ſie; der Anlaß mag in dem Anklange der Namen Welfen und Wölfinge liegen, oder in der entfernten Ähnlichkeit der welfiſchen Stammſage (Grimm, deutſche Sagen II, 233—36) mit den Erzählungen von der Entſtehung des Namens Wolfdietrich.

Das dritte Fürſtengeſchlecht, welches hier zu nennen, iſt das der ſteiriſchen Ottokare d. h. der Grafen im Traun- und Chiemgau, Markgrafen und ſpäter Herzoge von Steier, in welchem Hauſe, bis zu deſſen Ausſterben 1192, der Name Ottokar, Otaker, Jahrhunderte hindurch herrſchend war (Hormayr III, 214 ff.). Die Beziehung deſſelben zur Heldenſage iſt dieſe: Otacher, der geſchichtliche Odoacer, erſcheint im Kaiſerbuche, das zwiſchen Fabel und Geſchichte zu vermitteln ſucht, als ein Fürſt zu Steier, der von Ecius (Aetius) verlockt wird, aus ſeinem Lande, wo er nur Gebirg und Enge hat, hervorzubrechen, und dann zu Rom ſich krönen läßt; aber Dietrich, Sohn Dietmars von Meran, hilft dem Kaiſer Zeno, erſchlägt den Ecius in der Schlacht vor Raben und belagert Otachern, der mit den Überreſten des Heers ſich in die Stadt geflüchtet (Hormayr III, 268 ff. Altd. Wäld. III, 278 ff.). Schon früher iſt bemerkt worden, daß, nach dem Bruchſtücke des alten Hildebrandliedes, Hildebrand mit Dietrich vor Otachers Neide oſtwärts geflohen. Und ſo kennen auch lateiniſche Chroniken des 11ten und 12ten Jahrhunderts die Sage, daß Ermenrich auf Anſtiften ſeines Verwandten Odoacer, der hier den Sibich der Lieder vertritt, ſeinen Neffen Theoderich zu Attila vertrieben habe

(Grimm 24 f. 32 f. 37). Auch ſonſt ſind in die Heldenlieder von den Amelungen Namen bekannter Geſchlechter eingeflochten. So kämpfen auf Ermenrichs Seite Herren von Schwangau (in Oberbaiern. Rab. Schlacht Str. 710 f.), von Zähringen (ebd. 716. Dietrichs Fl. 8611).

Dem milden Rüdiger, Etzels Markgrafen zu Pechlarn, deſſen Burg ſtets den Gäſten offen ſteht, wo ſie in weitem, ſchönem Bau, darunter die Donau hinfließt, gegen die Lüfte ſitzen, ihm hat man eine gaſtliche Aufnahme in die Geſchichte nicht verſagen können; ohne erweislichen Grund iſt er in einer Chronik von 1343 als ein geſchichtlicher Markgraf von Öſterreich aufgeführt (Nibelungen 5294—96. Hagens Anmerkungen S. 137—140. Grimm S. 99. Lachmann, Kritik S. 10 f.). Wenn nun hier ein Sagenheld in der Geſchichte Fuß gefaßt, ſo iſt umgekehrt ein geſchichtlich einflußreicher Mann, Pilgrim, aus edlem Stamm entſproſſen, von 970 Biſchof zu Paſſau, ſpäter zu dem auf ſein Betreiben hergeſtellten Erzbiſthum Lorch erhoben, eifriger Bekehrer der Ungarn, geſt. 991, in die Dichtung eingetreten und hoch in die Zeit hinaufgerückt, als Mutterbruder der burgundiſchen Könige, der Kriemhilden, ſeine Nichte, und nachher ihre Brüder auf der Reiſe in Etzels Land zu Paſſau freundlich empfängt und zuletzt ihr ſchreckliches Geſchick durch ſeinen Schreiber Konrad in Latein niederſchreiben läßt. (Hagens Anm. S. 160—165. Klage Z. 2145 ff.)

Daß der Name Nibelung, Nivelung, ſich in den Urkunden als ein fränkiſcher erweiſe, iſt bereits angeführt worden. Insbeſondere war er erblicher Familienname in dem erloſchenen Geſchlechte der Dynaſten von Hardenberg, die zu Hardenberg und Hardenſtein an der Ruhr, im ripuariſchen Franken, ſaßen. Er kann hier urkundlich als ſolcher von der Mitte des 12ten Jahrhunderts bis in das erſte Viertel des 15ten verfolgt werden. Auch findet ſich als Wappen dieſes Geſchlechts ein aufgerichteter Drache und der letzte dieſer hardenbergiſchen Nivelunge hatte nach der Erzählung eines gleichzeitigen Schriftſtellers, um das Ende des 14ten Jahrhunderts, auf ſeiner Burg Hardenſtein an der Ruhr einen Hausgeiſt, der ſich König Goldemer nannte (Goldemar iſt ſonſt in den Sagen von Dietrich der Name eines Zwergkönigs) und wie Elberich das Saitenſpiel lieblich zu rühren verſtand, lusit dulcissime in instrumento musicali chordis aptato. (Gobelin. Persona in ſeinem Cosmodrom. bei Meibom, Script. rer. Germ. Th. I, S. 286. Die urkundlichen Notizen über dieſes Geſchlecht ſind zuſammengeſtellt bei v. Ledebur, Island und Nibelungenland. Dorow, Denkm. II, 59—61. Vgl. Grimms Heldenſage 174. 338. Mone, Quellen I, 25. Über den Namen Nivelo in franzöſiſchen Adelsgeſchlechtern ſ. Mone I, 23 f. 35 f.)

Im Norden wird durch des ſelbſt noch ſagenhaften Dänenkönigs Ragnar Lodbrok (geſt. 799) Vermählung mit Aslög, Sigurds angeblicher Tochter von Brünhild, die Stammtafel der Könige in das Heldengeſchlecht der Wölſungen hinaufgeführt.

Noch iſt hier eines angelſächſiſchen Gedichtes zu erwähnen, des Lieds vom Wanderer, herausgegeben in Conybeares Illustrations of Anglo-Saxon Poetry. London 1826. 8. S. 9 f. [Grein, Bibl. der agſ. Poeſie I, 238]. In dieſem Liede des 7ten bis 8ten Jahrhunderts iſt ein Sänger gedacht, der, einem angelſächſiſchen Königsgeſchlechte dienend, die ganze bekannte Welt durchzogen hat und nun in der Meethalle ſingt, was er von den Völkern und ihren Herrſcherſtämmen geſehen und erfahren hat. Unter den vielen, nun ganz verhallten Beziehungen, neben denen auf Alexander und Cäſar, kommen auch ſolche vor, die in unſrer Heldenſage anlauten. Atla herrſchte über Hunnen, Eormanrik über Gothen, über Burgunden Giſika (Gibich). Bei den Burgunden hat der Sänger von Guthere (Gunther) einen Armring empfangen, ein ergötzliches Kleinod, als Lohn des Geſanges (Grimm S. 18—20). Öſtlich von England hat er die Heimath Eormanrics, des zornigen, treuloſen beſucht und iſt auch von dieſem Gothenkönige mit einem Armringe beſchenkt worden. Im Lande der Gothen hat er auch die Herelingen (Harlungen) Emerka und Fridla (Imbreck und Fritil), ferner Theodric und Siſeca (Sibich) beſucht; die Geſellen Wudga und Hama (Wittich und Heime), die ausländiſchen goldbewundenen ſah er den gellenden Speer werfen, über Männer und Weiber herrſchen.

So finden wir auch hier, ſehr frühe ſchon, das Reich unſrer Sagenkönige, in hiſtoriſch-geographiſcher Anſicht, über die Welt verbreitet.

Aber nicht etwa bloß an den Höfen der Großen und zur Verherrlichung angeſehener Geſchlechter war die Heldenſage gangbar; hinreichend iſt bezeugt, daß das Volk, die Bauern, von jenen Helden geſagt und geſungen haben.

Chronic. Quedlinburg. (aus dem Ende des 10ten und Anfang des 11ten Jahrhunderts): Et iste fuit Thideric de Berne, de quo cantabant rustici olim. (Grimm S. 32.)

Chron. ursp. (erſte Hälfte des 12ten Jahrhunderts): vulgari fabulatione et cantilenarum modulatione. (Ebend. 36.)

Otto Frising. (ebenſ.): vulgo dicitur. (Ebend. 38.)

Königshoven, Elſäß. Chron. um 1386: Dieterich von Berne, von dem die geburen also vil singent und sagent. (Ebend. 281.)

Aventin (Anfang des 16ten Jahrhunderts), Annal. Bojor. 165: Nam et adhuc vulgo cantatur (Attila) et est popularibus nostris, etiam litterarum rudibus, notissimus. (Ebend. 302.)

Derſelbe, baieriſche Chronik Bl. 259^{a}: Vnſer Leut ſingen vnd ſagen noch viel von jm [Dietrich v. Bern], man findet nit bald ein alten König, der dem gemeinen Mann bey vns ſo bekannt ſey, von dem ſie ſo viel wiſſen zu ſagen. (Ebend. 379.)

An Denkmäler der Natur und der Menſchenhand hat ſich die Sage vielfach angeknüpft. Wir können ſolche auf einem weiten Wege vom ſüdlichen Amelungenſitze bis nördlich zum ſcandinaviſchen Sunde verfolgen. Es hat vielleicht einigen Reiz, Städte und Gebirge auch einmal mit offenem Auge für dasjenige, was von heimiſcher Sagenpoeſie darauf abglänzt, zu durchwandern.

Zu Verona zeigte man Dietrichs Haus; ein Schriftſteller des 12ten Jahrhunderts (de fundat. monast. Gozecensis. Grimm S. 40) erwähnt deſſelben auf eine Weiſe, daß darunter die Überreſte des römiſchen Amphitheaters verſtanden ſcheinen. In den Epistolæ obscur. vir. (Anfang des 16ten Jahrhunderts [S. 210 Böcking]) heißt es davon:

Et una sabbatorum venimus ad Veronam. Illa est pulchra civitas, habens muros, castra et fortalitia. Et vidimus ibi domum Ditheri de Bern, ubi ipse habitavit et ibi superavit et mortificavit multos gigantes, qui bellaverunt cum ipso. (Grimm S. 303.)

Des Wunderhauſes, welches Dietmar, Dietrichs Vater, zu Bern gebaut, erwähnt auch die ſchon angeführte Reimchronik Heinrichs von München (Grimm S. 202. 204. Vgl. 189). Nach dem proſaiſchen Anhang zum Heldenbuch iſt die ſchöne, ſtarke Burg zu Bern in drei Nächten vom Teufel gebaut worden. (Ebd. S. 294.)

? Ziehen wir, die Straße der Helden, an der Etſch hinauf, ſo kommen wir zur Burg an der Klauſe, oberhalb Trient, welche Hildebrands Burg hieß.

Arnold. Lubec. (ſchrieb zwiſchen 1171 und 1209) l. 7, c. 18: quo [Tridento] relicto venit ad transitum arduum montibus præclusum, qui

Veronensium clusa dicitur, ubi castrum est firmissimum, quod ex longa antiquitate urbs Hildebrandi dicitur. (Grimm S. 49.)

Weiter aufwärts im Etſchland, im Schloſſe Tirol, wurde der Harniſch des Zwergkönigs Laurin gezeigt.

Aventin, bair. Chron. Bl. 36ª: Die von Tyrol am Oſchland (Horm. III. 196: Oetſchland) zeigen noch den Harniſch König Lareyns, vnnd der gemein Mann ſolts jhnen gleich glauben, daß ers ſey. (Grimm S. 302.)

Schreiten wir aus dem Etſch- und Eiſakthal, auf dem großen Heerweg, über den Berg Iſel, ſo liegt an deſſen Fuße, kaum eine Viertelſtunde vor Innsbruck, die Prämonſtratenſerabtei Wilten (Veldidena). Man wundert ſich hier an der im neuern Stil erbauten Stiftskirche, in den Niſchen am Eingang, zwo ausgehauene Rieſengeſtalten, mit Schwert und Keule, zu erblicken. Erkundigt man ſich um ihre Bedeutung, ſo erfährt man aus Legende und Volksſage, daß es die Rieſen Heymo und Thyrſus ſeien. Heymo ſei im Jahr 860 vom Rheinſtrome her gekommen und habe bei Seefeld im obern Innthale den ihm an Größe und Stärke nicht ungleichen Helden Thyrſus im Kampf erſchlagen. Der Ort, wo des letztern Burg geſtanden, oder wo der Zweikampf geſchehen, heiße noch „am Thyrſenbach“ und eine daſelbſt an der Straße befindliche Kapelle zeige gleichfalls die Abbildung der beiden Rieſen. Zur Sühnung dieſer That habe Heymo den Bau der Kirche und des Kloſters Wilten begonnen und ſelbſt dabei als der geringſte Arbeiter Hand angelegt. Aber vom nahen Thalgeklüft, von wo die Sill in rauſchendem Falle herabſtürzt, ſei jede Nacht aus finſtrer Felsſchlucht (noch jetzt die Drachenhöhle genannt) ein Drache gekommen und habe das Werk des Tages zerſtört, auch Menſchen und Vieh großes Unheil zugefügt. Heymo habe das Ungethüm erlegt und ihm die Zunge ausgeriſſen, die man noch neuerlich im Kloſter wißbegierigen Pilgern zeigte. Er ſei als Laienbruder 875 geſtorben und im Chore beigeſetzt worden. Oft habe man ſeine Grabſtätte ausfindig machen wollen; der letzte Verſuch habe den Einſturz der Kirche zur Folge gehabt. Ich glaube, die Spur dieſes Heymo, nicht in der Kloſterkirche, ſondern in der Heldenſage gefunden zu haben. Heymo iſt mir der Heime der deutſchen Lieder, den wir als Mordrecken bei Alpharts Tode kennen gelernt haben. Er hieß, laut der Vilt. S. C. 17, nach einem grimmigen Drachen dieſes Namens, der gleichen Gemüthsart wegen. Er reitet ſüdwärts über das Gebirg, um ſich mit Dietrich von Bern zu meſſen. Mit dieſem beſteht er einen gewaltigen Kampf und wird nur dadurch überwunden, daß ihm ſein Schwert zerbricht. In ſpätern Jahren begiebt er ſich reuig in ein Kloſter (Vadincusan S. 615 [S. 368 Unger] ſchwed. Wadhinkusan). Als aber das Kloſter von dem Rieſen Aſpilian bedrängt wird, beſteigt er wieder ſein altes Roſs, das Steine zum Kirchenbau gezogen (S. 609), und erſchlägt den Rieſen im Zweikampf (C. 387 f.). Leicht erkennt man in den Grundzügen dieſer Sagen von Heime die Ähnlichkeit mit der Legende von Heymo. Thyrſus, der Name des Rieſen, mit welchem Heymo (Heime) zu kämpfen hatte, iſt nichts anders, als das alte turso, Türſe, was appellativ eben Rieſe bedeutet (Schmell. I, 458). Abermals eine, gewiſs ſehr alte örtliche Anknüpfung der Amelungenſage im Tirol. (Vgl. F. A. Graf von Brandis, des Tirol. Adlers immergrünendes Ehrenkränzel. Botzen 1678. 4. S. 33 f. v. Hormayr, Tiroler Merkwürdigkeiten und Geſchichten. Th. 3. Wien o. J. S. 244—46. Grimm, deutſche Sagen I, 210 f. Beyrer, Wegweiſer von Innsbruck.)

Wir wenden uns den Rheingegenden zu. Die Überarbeitung des Nibelungenliedes nennt (4020ª), wie ſchon erwähnt worden, ein Dorf Otenheim, vor dem Otenwalde gelegen, wo noch der Brunnen fließe, über dem Siegfried erſtochen worden. Von den verſchiedenen Orten dieſes Namens kommt der im Liede bezeichneten Lage am nächſten: Odenheim im Kraichgau, ein vormaliges Reichsſtift, zwiſchen Sinsheim und Bruchſal; zwei Stunden nordwärts davon heißt das Gebirg ſchon Odenwald (vgl. Heldenſage S. 150. Mone, Quellen I, 5 f.). Doch liegt auch dieſes dem eigentlichen Schauplatz zu ferne und jenes Dorf Otenheim[1] iſt wohl als ein verſchollenes zu betrachten. Zeichen des Andenkens an Siegfried glaubt Leichtlen (Neuaufgefundenes Bruchſtück des Nibelungenliedes. Freiburg 1820) in den Siegfriedsbrunnen zu erkennen, deren er zwei in Urkunden erwähnt gefunden hat: den erſten, in einer Urkunde um 1330, unweit Freiburg im Breisgau, den andern, in einer Urkunde von 1418, nahe bei Villingen. Grimm (S. 154 f.) bemerkt hierüber, daß die Brunnen in jener Zeit häufig ſolche beſondere Namen geführt haben, deren er mehrere nachweiſt; indeſſen hält er es doch für möglich, daß die Erinnerung an die Sage, durch die einſame und ſchauerliche Lage eines Waldbrunnen angeregt, ihm einen ſolchen Namen ertheilte, der etwa ſo viel als Mordbrunnen ausſagte. Laut derſelben Überarbeitung (4584 ff.) liegt der kühne Held Siegfried in einem langen Sarge im Kloſter zu Lorich, wohin ſein edles Gebein von Worms aus gebracht und daſelbſt zum zweitenmal begraben worden. Auch Frau Ute, Kriemhilds Mutter, welche (wovon freilich die Geſchichte nichts weiß) dieſe Fürſtenabtei geſtiftet und dort ihren Sedelhof (Wittwenſitz) gehabt, liege daſelbſt noch in einem Sarge beſtattet.

---

[1] Im Weisthum von Hirſchhorn (am untern Neckar, am Rande des Odenwaldes) und im dortigen Jurisdictionalbuche von 1560 kommen Entrichtungen vor, welche Probſt, Dechant und Capitel zu Odenheim jährlich auf das Schloß zu Hirſchhorn zu leiſten haben (J. Grimm, Rechtsalterth. 257. 359. 374).

Zu Worms ſelbſt war Siegfrieds Gedächtnis lebendig. Der Name der Stadt ſollte von dem großen Wurme herrühren, der die Königstochter durch die Luft entführt und welchen Siegfried im Odenwald erſchlagen; ein fliegender Drache war auch Schildhalter des Stadtwappens, worin ein Schlüſſel, derſelbe, den Siegfried dem Rieſen abgenommen und damit den Drachenſtein aufgeſchloſſen. Der Held nebſt dem Drachen und der Jungfrau mit ihren Brüdern ſtand an einem überalten Gebäu, die Münze genannt, auf dem Markt, abgemalt; dabei hieng Gebein von Rieſen und Drachen, die Siegfried überwunden, in eiſerne Ketten gefaßt. An Thor und Mauerturm ſah man dergleichen Bilder. Ein großes, altes Haus, vermuthlich einſt die Wohnung fränkiſcher Könige, Herzoge oder Grafen, hieß das Rieſenhaus, und eine naheliegende Aue im Rheine (nach andern ein Feld am Ufer deſſelben) wie noch jetzt, der Roſengarten, wo die Heldenkämpfe ſtattgefunden. Auch Siegfrieds Speer, ein ungeheurer Baum, wurde gezeigt und des Helden Grab in der Kirche der heiligen Cäcilie. Als Kaiſer Friedrich III (1440—1493) vom Feldzug in den Niederlanden zu Worms ausruhte, und die Wunderſagen von dem rieſenhaften, faſt durch ganz Deutſchland beſungenen Helden zu ſeinen Ohren kamen, gelüſtete ihn, den Gebeinen des Rieſen nachgraben zu laſſen, wie zu Wilten nach Haymos gegraben worden. Man wühlte die Erde auf, doch ohne die mindeſte Spur zu finden, bis das Waſſer hervorquoll, auf den lebendigen Quell der Poeſie hinweiſend. Auch heimiſcher Geſang von dieſem eingebürgerten Helden wurde zu Worms gepflegt: wer in der Schule der Meiſterſänger die Geſchichte vom hörnernen Siegfried aus dem Kopfe tadelfrei ſingen konnte, empfieng vom Rathe der Stadt, alter Gewohnheit nach, ein Stück Geldes zur Verehrung.

Dieſe Nachrichten von Fiſchart, Freher, Quad von Kinkelbach, Staricius, Schriftſtellern aus der zweiten Hälfte des 16ten bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts finden ſich bei Grimm S. 311. 315—317. 319 f.

Die Heidelberger Handſchrift 405 enthält eine gereimte Beſchreibung des im Jahr 1575 zu Worms gehaltenen Armbruſtſchießens durch Lienhard Flechſel, Pritſchmeiſter von Augſpurg. Auch dieſer erzählt, wie er auf ſeinem Gange durch die Stadt die in Eiſenketten an der Münze aufgehangenen Rieſenbeine, dann an der Trinkſtube die Rieſen mit ihren Eiſenſtangen und Krimhilden mit einem Kranze gemalt geſehen habe.

Bl. 13^b: Wie ich bin zuo der Müntz ganngen
An Eissenketn sach ich hangen
Mechtig vill grosse Rissen bain
Ich stund darbey was nit allein
Besach mir der bain gleich ebn gnug.

Den Drachenfels an der Haardt (1½ Stunden von Dürkheim in Rheinbaiern), einen ſteil und kühn aufragenden Felsvorſprung, hat die Volksſage ſchön auserſehen zum weitſchattenden Horſte des Drachen, daraus die Jungfrau traurig in die Ferne geblickt, und zur Kampfſtätte, die von Siegfrieds Ringen mit dem Ungethüm erzittert.

Schreibers Handbuch für Reiſende am Rhein, 2te Auflage S. 72:

> Dieſer Fels tritt aus einem der höchſten Berge der Gegend hervor und bildet eine Terraſſe, unter welcher ſich eine Aushöhlung, wie ein Brückenbogen, befindet, wo man auf der einen Seite das anmuthigſte Gemälde des Rheinthals [wohl auch den Blick auf das nahe Worms], auf der andern die ganz verſchiedene Darſtellung des Überblicks waldiger Gebirge ſieht. In den Legenden des Landmanns ſpielt derſelbe die bedeutende Rolle des Orts, wo der gehörnte Siegfried die geraubten Töchter des Landes aus der Gewalt des Drachen befreite.

Ein anderer Drachenfels, entfernter von Worms, erhebt ſich im Siebengebirge, gegenüber von Bonn. Er iſt der ſteilſte von den Siebenbergen und trägt auf ſeiner Felswand alte Burgtrümmer. Dieſer Drachenfels, mons draconis, wird in Urkunden des 12ten Jahrhunderts genannt (bei Günther, cod. dipl. Rheno-Mosell. I. Grimm S. 155). Von ihm ſagt Schreiber S. 277:

> An dem ſüdweſtlichen Abhang, in der untern Hälfte, bemerkt man die enge aber hohe Öffnung einer Höhle, worin, der Sage nach, der Drache hauſte, welchen der hörnerne Siegfried erſchlug.

Ob nicht erſt ſeit dem neuerregten Intereſſe für das Nibelungenlied die Siegfriedsſage hieher bezogen worden, muß ich unentſchieden laſſen. Im Rheiniſchen Antiquarius von 1744 (S. 669) ſteht nichts hierüber. Dagegen habe ich in: Teutſcher Nation Herligkeit, durch Matthis Quaden von Kinkelbach (Cölln a. Rh. 1609) folgende Sage gefunden:

> Cap. 77, S. 293: Der nahm Drakenvels aber iſt jhm [dem Berge bei Bonn] daher entſtanden: Es hat vor alten Zeiten ein Drach oben auff dieſem Berg ſeine Wohnung gehabt, welcher beid Menſchen vnd Vieh gantz ſehr ſchedtlich was, denſelben ertödet ein ſtoltzer Ritter hurtig aus Griechenland, oder ja von einem Griechiſchen Vater her geboren. Deßhalben jhm ſeine menliche und kühne That wider vergolten ward vnd man gab jhm denſelben Berg, mit eim guten Theil daran gelegener Landtſchafft, vnndt verheyrathete jhn an die Tochter des Veldtöberſten der Quaden die ſich zu Oberwinter niedergeſchlagen hatten.

Man erkennt hier leicht die Sage von Wolfdietrich, der von Griechenland, Conſtantinopel, gekommen, die Lindwürme erſchlagen und dafür die Hand Sidrats mit den Landen ihres von dieſen Würmen getödteten Gemahls Otnit empfangen. Die Quaden ſind ein gelehrter Zuſatz. Daß die Abenteuer Wolfdietrichs am Niederrheine volksmäßig bekannt waren, zeigt die Darſtellung eines ſolchen in einem alten holländiſchen Volksliede (de Jager uyt Grieken), deſſen Held ein griechiſcher Königsſohn iſt (Altdeutſche Wälder I, 161 ff. Pantheon, von Büſching und Kannegießer III. 1810. S. 115 ff.)

Brünhildenbett, einſt urkundlicher Name eines Felſenſteins mitten auf dem heſſiſchen Feldberge, erinnert an Brünhilds Zauberſchlaf auf dem Gebirge. Urk. v. 1043: lapis qui vulgo dicitur lectulus Brunnihilde. Auch in einer Urk. von 1221. Grimm S. 155. N. v. d. Hagen. Eddalied. VIII, 42. Not. 51: in medium montem Veltberc, ad eum lapidem, qui vulgo dicitur lectulus Brunehilde. Vgl. Schreibers Handb. 442. Über Kriemhildenſteine ſ. Grimm a. a. O.

Alzei, woher der tapfere Spielmann Volker benannt iſt, führt noch die Geige in Wappen und Siegel, und davon heißen die Alzeier in der Umgegend ſpottweiſe die Fiedler. Auch adeliche Geſchlechter, die Truchſeße, die Winter von Alzei, hatten dieſes Wappen, und in dem Alzeier Weisthum, muthmaßlich aus dem 14ten Jahrhundert, werden die Volkerte als Mitbeſitzer eines Hofes genannt (Storck, Darſtellungen aus dem preußiſchen Rhein- und Moſellande. Bdch. I. Eſſen 1818. S. 256

bis 258. Vgl. Grimm S. 323 und Jäger, die Burg Weinsberg. Heilbronn 1825. (S. 82). Weiter hinab im Lurleiberge, am Grunde des Rheines, dort, wo er durch den echoberühmten Fels eingeengt, am tiefſten ſtrömt, glaubte man, wie es ſcheint, den Hort der Nibelunge verſenkt. Der Marner (zweite Hälfte des 13ten Jahrhunderts) ſagt (Man. II, 169^{b}):

Stad ûf, stad abe in wehset wîn;
In [den Rheinländern] dienet ouch des Rînes grunt
(Ich wil ûf si gar verkiesen):
Der Ymelunge hort lît in dem Burlenberge in bî.

Grimm bemerkt S. 162: „Imelunge für Nibelunge hort könnte eine abſichtliche oder volksmäßige Entſtellung ſein und ähnlicher Weiſe iſt wohl Burlenberc ein erfundener, nicht ernſtlich gemeinter Name.“ Er kann aber auch ebenſowohl, als jener, ein aus Lurlenberc entſtellter ſein.[1]

Die Wilkinenſage (Ende des 13ten Jahrhunderts) verlegt Etzels Königsſitz und den Kampf der Nibelunge nach Suſat, Soeſt (Susatum) in Weſtphalen, und beruft ſich auf die Erzählung Eingeborner, welche die Stätten der Ereigniſſe noch unzerſtört geſehen, wo Hagen fiel und Iring erſchlagen ward, wo der Schlangenthurm geſtanden, darin König Gunther den Tod erlitt, den Garten, darin die Nibelunge umkamen, der noch der Nibelungegarten heiße, das alte Thor, wo ſich der Streit erhoben, und das weſtliche, welches noch Hagens Thor genannt werde, wo ſie aus dem Garten gebrochen (Wilkinenſ. C. 367. Vgl. Grimm, S. 176 f.). Noch iſt in Soeſt Erinnerung, daß ein nun abgebrochener Thurm der Schlangenthurm genannt worden ſei (W. Tappe, Alterthümer der deutſchen Baukunſt in der Stadt Soeſt. Eſſen 1823. S. 13). Ein Thor daſelbſt mit einem uralten Bogen dabei heißt das Nöttenthor. Auch ſoll ein anderthalb Stunden von Soeſt gelegenes Feld noch jetzt den Namen Nibelungen führen (Weſtphalia u. ſ. w. 1825. N. 2. S. 16. Vgl. Ledebur a. a. O. S. 58).

In den altdäniſchen Liedern begeben ſich die Kämpfe, ſtatt in Hünenland, auf der kleinen Inſel Hven im Sunde; auch die ſogenannte hveniſche Chronik meldet davon. Zu Ende des 16ten Jahrhunderts ſah man auf dieſer Inſel noch Graben und Grundmauern der vier Burgen, wo Grimild und ihre Brüder gehauſt hatten, und noch heute kann man ſehen, wo die vier Burgen geſtanden. Dort befanden ſich auch ſonſt in einem länglichen Viereck aufgeſtellte Steine, welche der Frau Grimild Grab hießen. Die Begebenheiten, die wir, in den großen Heldengedichten, in weiten Heerfahrten hinziehn ſahen, ſind hier in das enge Maaß kurzgeſchnittener Balladen und auf den ſchmalen Raum des kleinen Eilandes zuſammengedrängt, bei dem wir unſre antiquariſche Wanderung ſchließen. Hier auf dieſer äußerſten Inſel, wo, nach einer andern Überlieferung, Grimild die Schlüſſel ihrer Burg ins Meer geworfen und die Burg ſelbſt durch Zauberei in die Erde verſenkt, ſcheint auch uns, in dieſem Wechſel der örtlichen Beziehungen, aller Boden der Sage zu weichen und der Schlüſſel ihrer Löſung in einen dunkeln, tiefen Grund hinabzufallen.

---

[1] [In Hagens Minneſ. 2, 241 heißt die Stelle: Der Nibelunge hort lît in dem Lurlenberge in bî. Vgl. Pfeiffers Germania 5, 445. K.]

Die hveniſchen Sagen ſ. bei Grimm, altdäniſche Heldenlieder S. 422. Heldenſage S. 321 f. Sagabibliothek II, 407—416.

Wir haben im bisherigen auszuführen geſucht, wie die Sage aus geſchichtlichen Keimen Schößlinge getrieben und hinwieder, ihre freien Entwicklungen überall an Wirkliches anheftend, über alles germaniſche Land ihr Netz gebreitet; jenem tropiſchen Schlingbaume vergleichbar, der ſeine Gipfel zum Grunde zurückſenkt und ſo, ſtets neue Wurzeln ſchlagend, weite Strecken bewaldet.

Aber dieſe Betrachtung der Heldenſage vom hiſtoriſchen Standpuncte hat nur bei der einen Seite des Gegenſtandes verweilt, bei derjenigen nemlich, welche die Ähnlichkeiten und die Anknüpfungen darbietet. Es iſt jedoch auch eine Kehrſeite vorhanden, auf welcher die Widerſprüche und die hiſtoriſch unauflösbaren Verhältniſſe hervortreten. Was wir vom Glauben einer früheren Zeit an die Wahrheit des Sageninhalts angeführt haben, kann für unſre kritiſch gereifte nicht beſtimmend ſein und ſelbſt im Mittelalter ſchon fanden wir die Widerſprüche zwiſchen dem Sagenhaften und dem Geſchichtlichen bemerkt und ausgehoben. Die Luſt zu geſchichtlichen und örtlichen Anlehnungen, die wir mit jenem Glauben Hand in Hand gehen ſahen, hat uns gerade bemerklich machen können, auf welchem Wege die Sage, wenn auch in gutem Glauben, ſich den Schein der Geſchichte zu verſchaffen wiſſe.

Die Widerſprüche, welche, gänzlich abgeſehen von bloß chronologiſchen und ſonſt äußerlichen Unrichtigkeiten, im Weſen der Begebenheiten und Charaktere, den geſchichtlichen gegenüber, ſich offenbaren, ſind von W. Grimm, in der Abhandlung über Urſprung und Fortbildung der

Heldenſage, in einigen Hauptpuncten aufgefaßt worden: bei der Nachricht von Ermenrichs eigenthümlicher Todesart ſeien wir im Stande, beides, Geſchichte und Sage zu vergleichen und ihre völlige Verſchiedenheit zu bemerken; während die Geſchichte den oſtgothiſchen Theodorich als einen in allen Unternehmungen glücklichen, in unbeſtrittener und glänzender Übermacht herrſchenden König darſtelle, ſehen wir den Dietrich der Sage von der Gewalt ſeines Oheims unterdrückt, in beſtändigem Kampfe gegen ſein hartes Geſchick den gröſten Theil ſeines Lebens bei einem fremden Könige zubringen; erſt nach ſeines Gegners Tode wag' er in ſein Reich zurückzukehren; Etzels feigherziges Weſen (es iſt wahr, er ſpielt bei aller Bekleidung mit äußerer Macht doch als Charakter in den Liedern eine geringe Rolle) ſtehe wieder in völligem Widerſpruche mit der Geſchichte.

Ich halte für überflüſſig, dieſe Widerſprüche mit weitern Beiſpielen zu vermehren oder näher ins Einzelne auszuführen. Aber bedeutender noch, als die Widerſprüche, nach Umfang und Gehalt, drängen ſich diejenigen Erſcheinungen hervor, auf welche eine eigentlich hiſtoriſche Erklärung, eine Vergleichung mit beſtimmten Perſonen und Ereigniſſen, gar nicht anſchlägt, welche mit der Geſchichte weder im Widerſpruche noch im Einklang ſtehen und mitten durch ſolche geſchichtliche Beziehungen unberührt hindurchſchreiten, wie Geiſter, die durch Wand und Riegel ihren Gang nehmen. Und gerade dieſe Erſcheinungen ſind es großentheils, welche Phantaſie und Gemüth vorzugsweiſe in Anſpruch nehmen. Die Annahme, als hätte auch ihnen eine geſchichtliche Unterlage nicht gefehlt und wäre nur dieſe jetzt nicht mehr urkundlich nachweisbar, kann uns nicht befriedigen. Nicht bloß weil wir zugleich dieſelben Widerſprüche anzunehmen hätten, welche ſich da gezeigt, wo wir die Sage mit der Geſchichte zu vergleichen im Stande waren, ſondern hauptſächlich weil uns die Sage großentheils ſolches erzählt, was nie und nirgends wirklich ſo geſchehen ſein konnte, und wir uns ſchon damit auf einen idealen Grundbeſtand derſelben hingewieſen finden.

Bevor wir nun in dieſer Erörterung weiter gehen, gebe ich litterariſche Notiz von ſolchen, mir bekannten Schriften, welche ſich hauptſächlich mit dem Geſchichtlichen und Örtlichen in der Heldenſage beſchäftigen oder ſonſt hier vorzüglich in Betracht kommen; wie ich denn auch ſonſt das über die Heldenſage Geſchriebene, deſſen ſchon eine anſehnliche

Litteratur iſt, jedesmal bei demjenigen Geſichtspuncte anzeige, der in den einzelnen Schriften der vorwaltende iſt.

Es wird ſich ſchon bei einer kurzen Anzeige bemerklich machen, daß von andern noch manche geſchichtliche Beziehungen verſucht worden ſind, die ich in der obigen Darſtellung übergangen habe, und ſo auch umgekehrt. Man kann hier über den einzelnen Fall leicht verſchiedener Meinung ſein und ich gedenke auch die Abweichungen nicht im beſondern aufzuzählen und zu beleuchten. Die allgemeinern Normen aber, die mich geleitet haben, werde ich nachher angeben.

Johannes Müller (Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, Th. I. Cap. 7) hat zuerſt die geſchichtliche Begebenheit, die Beſiegung der Burgunden durch Attila, hervorgehoben und dann weitere Fragen aufgeworfen:

> Iſt in Hildich, deren Hochzeit Etzeln tödtlich war, Spur der Chriemhilde? Oder war der Untergang des Königs Gonthahar und ſeiner 2000 Mann, deſſen Idacius bei 436 erwähnt, Chriemhildens Rache? Iſt hiſtoriſcher Grund in der Fabel der Nibelungen? Kam von dieſer Ausrottung der Großen, daß, da vielleicht Gonthahars im Jahr 436 unmündiger Sohn im Jahr 450 im Felde gegen König Etzel erſchlagen wurde, der königliche Stamm der Burgundionen erloſch? Die anziehende Beleuchtung des älteſten, gröſten, originellſten Heldengedichts teutſcher Nation iſt nicht eine Sache weniger Zeilen, ſondern ein Geſchäft, des Schweißes der Edlen werth. (Göttl. S. 6 f.)

Die hiſtoriſchen Andeutungen wurden weiter verfolgt in Abhandlungen von A. W. Schlegel (im deutſchen Muſeum 1812), von der Hagen, Grimm und andern, wie denn überhaupt niemand, der über die Heldenſage ſchrieb, den hiſtoriſch-geographiſchen Geſichtspunct, wär' es auch nur, um ihn ſtreitig zu machen, ganz übergehen konnte. Ausſchließlich oder doch vorherrſchend iſt derſelbe in folgenden Abhandlungen eingehalten:

Über das Geſchichtliche im Nibelungenliede von K. W. Göttling. Rudolſtadt 1814.

Hier wird Siegfried in dem 575 ermordeten auſtraſiſchen Könige Siegbert, dem Gemahl der weſtgothiſchen Königstochter Brunehild, wiedergefunden (S. 22 f.). Hagen iſt Egnius, ein fränkiſcher Feldherr, und in Volker wird Falko vermuthet, der den Frankenkönig Chilperich ermordet. So wenig ich dieſe ſpeciellen Angaben einleuchtend finde, miskenne ich doch nicht das Verdienſtliche der Schrift in Aufſuchung des Geſchichtlichen, die im Anfang auch nicht ohne Misgriffe abgehen konnte.

Von demſelben Verfaſſer: Nibelungen und Gibelinen. Rudolſtadt 1816.

Eine ſchon in der frühern Schrift angeregte Behauptung wird hier zu erweiſen geſucht, daß nemlich der in den Heldenliedern des 12ten und 13ten Jahrhunderts hervortretende Gegenſatz der Nibelunge gegen die Wölfinge in der Erſcheinung des Kampfes der Gibelinen mit den Welfen ſeine Erklärung finde. (S. 62 oben. Vgl. 10 f. oben.) Nibelunge ſei die ältere Form für Waiblinger oder Gibelinen (S. 29), Ermenrich ſei durch Namensähnlichkeit verwebt mit dem Gibelinen Heinrich IV und ſo erinnere der Meiſter Hildebrand an den Pabſt dieſes Namens u. ſ. w. (S. 93 f. oben. S. 87 unten.)

Nachtrag zu dieſer Schrift: Iſis 1818. S. 338 ff.

Es wäre ungerecht, eine Hypotheſe noch zu beſtreiten, welche nach Verfluß von 12 Jahren, in welchen dieſe Studien bedeutende Fortſchritte gemacht, vielleicht von dem Verfaſſer ſelbſt aufgegeben iſt, wiewohl wir ſie bei andern noch immer ſpuken ſehen. (Vgl. Mone, Quellen I, 32 f. oben. 39, 8. 53 ff.)

Neuaufgefundenes Bruchſtück des Nibelungenliedes aus dem 13ten Jahrhundert von E. J. Leichtlen. (Auch: Forſchungen im Gebiete der Geſchichte, Alterthums- und Schriftenkunde Deutſchlands. B. I, Heft 2.) Freiburg 1820.

Der Herausgeber des Bruchſtücks hat demſelben unter anderm „Aufklärungen über die geſchichtlichen Perſonen des Liedes“ beigegeben, worin, neben manchen dankswerthen Nachweiſungen z. B. über den Namen Nibelung, über die Siegfriedsbrunnen u. ſ. w., auch die Beziehungen auf Siegbert, Egnius u. ſ. w. näher zu begründen geſucht werden.

Island und Nibelungenland nach dem Nibelungenliede. Eine hiſtoriſch-geographiſche Unterſuchung von Leopold v. Ledebur. (In Dorows Muſeum für Geſchichte, Sprache, Kunſt und Geographie. Berlin 1827. Auch: Denkmäler alter Sprache und Kunſt. B. 2.)

Der Verfaſſer, durch Unterſuchungen in der Geographie des Mittelalters verdient, ſucht zu entwickeln, daß unter Brünhilds Land nicht das nordiſche Island, ſondern das zur heutigen Provinz Over-Yſſel gehörige Salland, das Jſſelland des Mittelalters (lateiniſch Jſalandia, S. 30) zu verſtehen ſei (S. 21); Norwegen des Nibelungenliedes ſei Norwenich, eine vormalige Graſſchaft im jetzigen Herzogthum Jülich (S. 43 f.); das Nibelungenland aber ein Gau des Mittelalters, Nievenheim, unweit Neuß am Unterrhein (S. 46). Schon ein Satz, von welchem der Verfaſſer ausgeht, das Geographiſche ſei der Boden, auf dem ſich das Geſchichtliche bewege; während dieſes durch des Dichters Phantaſie ausgeſchmückt und verändert erſcheine, ſtehe jenes als der Schauplatz der Begebenheiten unverändert feſt (S. 35), kann in ſeiner zweiten Hälfte nicht für richtig anerkannt werden; wir haben, beſonders im letztern Theile unſrer Ausführung geſehen, daß die geographiſchen Anknüpfungen der Sage mit derſelben Freiheit vor ſich gehen, wie die hiſtoriſchen. Richtiger iſt folgende Bemerkung S. 56:

> Dieſes eigenthümliche Weſen der auf geſchichtlichem Boden gewachſenen Sage, die bald wirklich hiſtoriſche Namen und Begebenheiten an uns vorüberführt, uns ſchnell Jahrhunderte durchfliegen läßt, das Wunderbare mit dem Natürlichen verbindet und Mythiſches an das Wahre knüpft, eben dieſer neckende Geiſt hat bei Unterſuchungen des Geſchichtlichen im Nibelungenliede auf tauſend Irrwege und zu vielen einſeitigen Anſichten geführt. Wo man gleiche Namen fand oder oberflächliche Ähnlichkeit in Urſache und Wirkung, da war unverkennbare Beziehung.

Allein dieſe Bemerkung ſcheint mir auf die geographiſche Hypotheſe des Verfaſſers ſelbſt anwendbar zu ſein, die weder Sprache, noch Inhalt der Lieder, noch Localſagen der Gegenden, wohin der Verfaſſer den Schauplatz verlegt, für ſich hat.

Am Schluſſe des Aufſatzes finden ſich einige neue Nachweiſungen über den erblichen Gebrauch des Namens Nivelung in dem erloſchenen Geſchlechte der Dynaſten von Hardenberg an der Ruhr (S. 59 f.), wovon im Obigen Gebrauch gemacht wurde.

Über die geſchichtliche Bedeutung des Nibelungenliedes. Ein Beitrag zur deutſchen Sagengeſchichte. Von Dr K. H. Hermes. Erſter Artikel. Das burgundiſche Element der Nibelungenſage. Morgenblatt 1829, N. 244—247.

Der Verfaſſer ſucht darzuthun, daß die Sage, außer jenen älteſten geſchichtlichen Anhalten im burgundiſchen Geſetzbuch und der Erzählung vom Untergange Gundikars, noch weiter ihren Kreislauf durch die burgundiſche Geſchichte genommen habe, ſo daß z. B. Crothilde, eine burgundiſche Königstochter, Gemahlin des Frankenkönigs Chlodwig, ſich in Kriemhilden abgeſpiegelt. Die Parallele zwiſchen Sage und Geſchichte iſt hier weiter in das Einzelne gezogen, als ich ſie für fruchtbar halte, worüber ich nachher mich im Allgemeinen erklären werde.

Über die Heimat der Nibelungen, von F. J. Mone, in deſſen Quellen und Forſchungen zur Geſchichte der teutſchen Litteratur und Sprache, Band I. Aachen und Leipzig 1830. S. 3—108.

Mone hatte in ſeinen frühern Schriften der Heldenſage faſt ausſchließlich einen mythiſchen Gehalt, mit Ablehnung des hiſtoriſchen (Geſchichte des Heidenthums II, 292 γ. 312) zuerkannt; in dieſer neuern Abhandlung verfolgt er nun aufs Eifrigſte die geſchichtlichen und örtlichen Beziehungen der Sage. Daß dieſe Nachweiſungen mit manchen ſeiner frühern Anſichten im Widerſpruche ſtehen, bemerkt er ſelbſt ausdrücklich am Schluſſe (S. 108 oben). Während er im Einzelnen die Forſchung mehrfach fördert, z. B. in den urkundlichen Belegen des Namens Nibelung, in der Beziehung der Harlungenſage auf dasjenige, was Jornandes vom Schickſal der Heruler erzählt (S. 40 ff.), ſo geht er doch im Ganzen, wie ſonſt in der mythiſchen Richtung, ſo nun in der hiſtoriſch-geographiſchen, meines Erachtens, viel zu weit. Er beſtreitet Ledeburs Localiſierung, der den Iſenſtein der Lieder zu Yſſelmonde ſuchte, verlegt aber denſelben nach dem benachbarten Yſſelſtein, wogegen ſich daſſelbe, wie gegen Ledeburs Hypotheſen, einwenden läßt. Beſonders aber iſt Mone allzu ſehr geneigt, hiſtoriſchen Charakteren und Ereigniſſen, welche Ähnlichkeit mit den ſagenhaften zeigen, darum auch einen unbezweifelten Einfluß auf die Bildung der Sage einzuräumen, dieſelben als wirkliche Beſtandtheile der Sage zu betrachten. So iſt ihm bei den älteſten niederdeutſchen Völkern der erſte Siegfried Arminius, der Cheruſker, der zweite der Bataver Claudius Civilis (S. 71. 73). Die Geſchichte dieſer germaniſchen Helden bietet wohl mehr oder minder ähnliche Züge mit der des Sagenheros dar und ich habe ſelbſt früher das Verhältnis des Civilis zu Veleda mit dem des Sigurd zu ſeiner Valkyrie Brynhild zuſammengeſtellt. Allein es liegt ein bedeutender Unterſchied darin, ob wir ein beſtimmtes geſchichtliches Verhältnis für die Grundlage einer beſtimmten Sagenbildung annehmen, oder ob wir es, ohne eine ſolche ſpecielle Verknüpfung, als Beiſpiel und Beleg älterer Sitte und Volksanſicht zur Erklärung der Sage benützen. Auf dieſen allgemeinern Gebrauch muß man ſich beſchränken, ſo lange nicht für die beſondere Anknüpfung dringende Anzeigen vorliegen. Indem nun Mone den angegebenen Unterſchied nicht eintreten und ſo vieles, auch entfernt nur Ähnliche für identiſch gelten ließ, ſetzt ſich ihm die Nibelungenſage aus einer Reihenfolge geſchichtlicher Perſonen und Vorfälle ſo ſtückweiſe zuſammen, daß ſchwer einzuſehen iſt, wie ſie auf ſolchem Wege ein organiſches Leben habe erlangen und bewahren können.

Am meiſten ſcheint es mir von Intereſſe zu ſein, Sie mit den Anſichten von W. Grimm bekannt zu machen, der dieſen Gegenſtänden ſo lange und tiefgehende Forſchung gewidmet hat.

Seine Anſichten ſind vorzüglich in folgenden Stellen der ſein Werk über die deutſche Heldenſage beſchließenden Abhandlung über Urſprung und Fortbildung dieſer Sage niedergelegt.

> Die hiſtoriſche Erklärung (d. h. diejenige, welche geſchichtliche Wahrheit für die erſte Grundlage hält, nur mit freier Phantaſie ausgebildet und durch die Zuthat des Wunderbaren geſchmückt), ſcheint ſicherer zu gehen (als die mythiſche, die aus der Götterſage): aber ſchon nach wenigen Schritten muß ſie auf ihrer Bahn einhalten. Mehr als ein paar hiſtoriſche Namen kann ſie nicht nachweiſen; ſie ſieht ſich genöthigt, auf zukünftige Entdeckungen zu hoffen, bis dahin aber allgemeinen Sätzen zu vertrauen. (S. 336 f.)

> Neigung zu hiſtoriſcher Anlehnung und geographiſchen Beſtimmungen verrathen ſchon die älteſten Denkmäler. Ich verſtehe unter jener die Annäherung und Berührung der Sage mit der wirklichen Geſchichte. Sie iſt natürlich für eine Zeit, welche zwiſchen Poeſie und Hiſtorie nicht unterſcheidet und in die Wahrheit der Überlieferung keinen Zweifel ſetzt. Die Sage läßt dann geſchichtliche Helden in ihr Gebiet eintreten oder ſie knüpft ihre Erzählung an wirkliche Begebenheiten. Übereinſtimmung der Namen kann eben ſo leicht Veranlaſſung geweſen ſein,[1] als Ähnlichkeit der Ereigniſſe; überhaupt mögen viele der hier möglichen Fälle eingetreten ſein. (S. 342.)

> Nach dem was darüber [über die Frage, ob der Urſprung der Sage mythiſch oder hiſtoriſch ſei] vorgebracht iſt, darf ich als ausgemacht betrachten, daß die geſchichtlichen Beziehungen, welche die Sage jetzt zeigt, erſt ſpäter eingetreten

---

[1] Wie denn Grimm für den Atli der nordiſchen Lieder die Beziehung auf den hiſtoriſchen Attila läugnet (S. 9) und die Einführung des Hunnenkönigs erſt für eine ſpätere Veränderung hält (S. 345).

> ſind, mithin die Behauptung, daß jene Ereigniſſe die Grundlage bilden, aller Stützen beraubt iſt. Noch eine andere, wie mir ſcheint, nicht geringere Schwierigkeit macht die damit verknüpfte Vorſtellung von abſichtlicher, poetiſcher Ausbildung des hiſtoriſchen Factums. Der Dichter der Nibelungenoth muſte darnach vorſätzlich chronologiſche Verſtöße begehen und ſehr genau wiſſen, daß die Geſtalten, die er auftreten ließ, bis auf einige Namen, Geſchöpfe ſeiner eigenen Einbildungskraft waren; gleicherweiſe konnte er ſich über die Unwahrheit der Thaten, die er vollbringen ließ, unmöglich täuſchen. Wie ſteht das in Widerſpruch mit der nicht bloß in der frühſten Zeit, ſondern noch bei den gebildetſten Dichtern des Mittelalters herrſchenden Überzeugung von der vollkommenen Wahrheit der Überlieferung! ... Kann man glauben, daß gerade die, welche man ſich als Verfaſſer jener Werke denkt, eine andere, der Klugheit unſrer Zeit entſprechende Anſicht nicht allein hegten, ſondern auch mit ungewöhnlicher Schlauheit verbargen? Überall bricht ein ehrlicher Glaube an die Wahrheit durch, jede Zuthat und weitere Ausbildung galt für eine bloße Ergänzung derſelben. Dieſer Glaube iſt freilich höchſt naiv, aber nicht unverſtändig, denn er will in dem Gemüthe von Menſchen, die Hiſtorie und Poeſie zu trennen noch nicht gelernt haben, nicht mehr ſagen, als daß hier nichts aus der Luft gegriffenes, ſondern ſeiner letzten Quelle nach im wirklichen Leben begründetes aufgenommen ſei. Setzt man hinzu, daß auf eine Wahrheit dieſer Art das Ganze, wie jeder einzelne Theil, vollkommen denſelben Anſpruch machen könne und nach einer hiſtoriſchen Grundlage zu fragen vergeblich, ja ſinnlos ſein würde, da in dieſer poetiſchen Läuterung und Herübernahme in das Gebiet des freien Gedankens jedes äußere Merkmal des Geſchichtlichen leicht verſchwinden muſte, ſo hat man, wie es mir ſcheint, das richtige getroffen. (S. 397 f.)

Meine Anſicht, die mit der von Grimm in weſentlichen Puncten übereinſtimmt, faſſe ich, nach meiner Gedankenfolge, in folgende Sätze:

1. Wir haben es weſentlich mit Poeſie zu thun. Es verſteht ſich alſo zum voraus, daß, ſofern dieſe Poeſie in Verhältnis mit der Geſchichte tritt, es ſich von einer durch die Phantaſie erleuchteten, durch das Gemüth belebten und erwärmten Auffaſſung des Thatſächlichen, von einer vergeiſtigten Geſchichte handeln müſſe. Wir müſſen aber noch insbeſondere auf das zurückgreifen, was früher in der Einleitung zum gegenwärtigen erſten Hauptabſchnitt über das Weſen der Volkspoeſie geſagt worden iſt. Dieſe iſt uns die geiſtige Auffaſſung eines ganzen Volkslebens durch die Geſammtheit des Volkes. In ſolcher Ganzheit des Volkslebens ſind nothwendig auch die äußern, geſchichtlichen Schickſale des Volkes in ihren bedeutendern Zügen begriffen. Da wir jedoch niemals bis zur Wiege

der Völker zurückgeben können, ſo vermögen wir auch nicht bis zum Urſprung ihrer Poeſie vorzudringen; er iſt die unaufgefundene Quelle des Nils, dieſe Poeſie fließt wohl gar, wie das Alterthum von ſeinen heiligen Strömen glaubte, von den ewigen Geſtirnen herab. Jedem Zeitraum der Volksgeſchichte, zu dem wir aufſteigen können, iſt daher ſchon irgend eine Entwicklung der Volkspoeſie vorangegangen.

Was nun ſo in jedem Zeitpunct Entwickeltes vorliegt, iſt immer der jeweilige beſte Beſitz des geiſtigen Volkslebens, es enthält den Keim des weiteren Wachsthums und das Maaß der Kraft, die in neuen Bildungen und ſo auch an der neu hinzutretenden Geſchichte ſich verſuchen kann. Der frühere Zuſtand iſt je in dem ſpäteren unverloren, das Fortſchreiten aber um ſo mehr ein allmähliches, als hier die ſchwerere Bewegung einer ganzen Volksmaſſe und das ermäßigte Mittel der mündlichen Überlieferung obwalten. Jenes immer ſchon Vorhandene und immer neu und anders ſich Erzeugende kann allerdings in ſeinen Beſtandtheilen näher nachgewieſen werden und auf einer ſolchen Abtheilung beruht eben der Gang, den wir für die Erklärung der Heldenſage eingeſchlagen; hier jedoch mochte es genügen, das Geſchichtliche als einen ſolchen Beſtandtheil zu begründen zugleich und zu beſchränken. Es ergiebt ſich uns aus dem Vorgetragenen die Grundanſicht, daß die Volkspoeſie und ihr gröſtes Erzeugnis, die Heldenſage, weder überhaupt in der Geſchichte für ſich, noch weniger in irgend einem beſtimmten Zeitraume derſelben ihre Grundlage haben könne, daß ſie aber durch jeden bewegteren Zeitraum der Geſchichte einen auf ſie ſelbſt einflußreichen Durchgang genommen haben müſſe.

2. Von dem bisherigen ausgehend muß ich mich zuerſt gegen die Zweckmäßigkeit und Glaubhaftigkeit allzu ſpecieller hiſtoriſcher Nachweiſungen erklären. In den Einzelheiten erſcheinen mir die Widerſprüche natürlicher, als die Übereinſtimmungen. Sowie in der Volkspoeſie die Perſönlichkeit der Dichter verſchwindet, ſo nicht minder die Einzelheit der geſchichtlichen Perſonen und Ereigniſſe. Die Geſinnung, die in einem Volke lebt, iſt auf die Dauer mächtiger, als der gewaltigſte einzelne Held, dieſer wird ſich in der poetiſchen Überlieferung ſtets nach jener geſtalten; die Lebensanſicht, die ſich durch Jahrhunderte bildet, überwältigt jede einzelne Thatſache und verarbeitet ſie nach ſich. Erſt wenn ſchon die ſchriftliche Aufzeichnung Platz gewonnen hat, können einzelne

Züge, die eben friſch im Gedächtnis ſind, wie etwa jene Anekdote vom Löwen zu Conſtantinopel, Aufnahme für die Dauer finden. Das Individuelle, Charakteriſtiſche der epiſchen Geſtalten iſt nicht das Werk einer ängſtlichen Bildnismalerei nach geſchichtlichen Originalen, ſondern das Werk des poetiſchen Triebes, der Ideen, Weltanſchauungen, allgemein menſchliche Verhältniſſe in ſichtbaren und lebendigen Geſtaltungen darſtellt. Die Dichtung geht hier den Gang der Schöpfungsgeſchichte; erſt ſind Himmel und Erde geſchaffen, bevor dieſe mit lebenden und webenden Einzelweſen bevölkert wird.

3. Auf der andern Seite aber kann ich das Geſchichtliche, was in der Sage durchſcheint, keineswegs für eine bloße Nomenclatur anſehen. Daher ſcheint mir z. B. Grimm zu weit zu gehen, wenn er behauptet, die hiſtoriſche Erklärung müſte nach wenigen Schritten ſchon auf ihrer Bahn einhalten und mehr als ein paar hiſtoriſche Namen könne ſie nicht nachweiſen (S. 336 u. f.), die Übereinſtimmung zwiſchen Dietrich von Bern und dem oſtgothiſchen Theoderich beſchränke ſich auf ein paar Namen, Dieterich, Dietmar und Amelung. Ich kann es mit dieſer Abweiſung einer größern geſchichtlichen Beziehung nicht wohl verträglich finden, wenn derſelbe Verfaſſer (S. 70 f.) nicht für unwahrſcheinlich hält, daß die berühmte catalauniſche Schlacht der Dichtung einzelne Züge verliehen habe. Jornandes, ſagt er, erzähle, ganz in dem Ton der Sage, ein Bach auf dem Schlachtfeld ſei von dem Blut der Getödteten zu einem reißenden Strom herangeſchwellt und, die der heiße Wundendurſt dahin geleitet, ſeien von den Fluthen weggetragen worden, und die Unglücklichen haben das Blut getrunken, das ſie vergoſſen; die Dichtung (Nibelunge Noth) drücke ſich auf ähnliche Weiſe aus, das Blut fließe allenthalben aus dem Saal und die Durſtigen trinken auf Hagens Rath davon. Auch anderwärts hat Grimm Übereinſtimmungen zwiſchen Sage und Geſchichte mit Sorgfalt nachgewieſen.

Was ich im Vorhergehenden ausgeführt habe, die Geſchicke der Völker im Größern, die von Grimm ſelbſt (S. 70) hiſtoriſch bezogene Vertilgung der Burgunden durch die Hunnen, die feindlichen und freundlichen Verhältniſſe der Hunnen mit den Gothen, der allmähliche Herabzug der Gothen vom Oſten nach dem Weſten, ihre Beziehungen zum griechiſchen Kaiſerreiche und dann ihre Anſiedlung in Oberitalien, darin dürfte doch mehr, als bloßer Namenanklang, ſich fühlbar machen. Von dem Verfahren bei den hiſtoriſchen Anlehnungen und geographiſchen Beſtimmungen, bei jener Annäherung und Berührung der vorhandenen Sage mit der wirklichen Geſchichte, wie Grimm es nennt (S. 342), müſſen wir uns eine möglich beſtimmte Vorſtellung zu machen ſuchen. Hier nun glaube ich, daß zuerſt die Meinung abzuweiſen ſei, als wären auf dem Wege einer gelehrten Geſchichtskenntnis die hiſtoriſchen Beziehungen in die Sage gekommen. Dafür ſind ſie zu eingreifend, zu lebendig und zu frühzeitig nachweisbar: ſchon das alte Hildebrandslied vom Schluſſe des 8ten Jahrhunderts, kaum viertbalb Jahrhunderte nach den Ereigniſſen, ſetzt Theodrichen mit Otachern in feindlicher, mit dem Hunnenkönige in freundlicher Stellung voraus; ſchon das vielleicht noch ältere angelſächſiſche Lied vom Wanderer deutet dieſelben ſagenhaft-geſchichtlichen Verhältniſſe an, die wir in den ſpätern Dichtungen finden; und wie ſollte in jenen Zeiten der bloß mündlichen Fortpflanzung der Poeſie die Schrift ſich ſo einflußreich geltend gemacht haben? Ganz verſchieden von dieſer alten lebendigen Durchdringung der Sage und der Geſchichten zeigten ſich uns die ſpätern, misglückten Verſuche der Reimchroniken, die Sage mit der Erzählung der Geſchichtſchreiber zuſammenzulöthen. Sind uns nun bloße Namenähnlichkeiten nicht ausreichend, gelehrte Anknüpfungen aber widernatürlich, ſo bleibt uns wieder nur das übrig, was wir den Durchgang der Sage durch die Geſchichte genannt haben. Die weltgeſchichtlichen Erſcheinungen der Völkerzüge wurden unmittelbar, wie ſie ſich begeben hatten, von der in den Völkern wirkenden Dichtkraft erfaßt, die vorhandene und ſtets fortlebende Sagenpoeſie drang in ſie ein, verjüngte ſich in ihnen, nahm von der neuen Jahreszeit ein neues Gefieder an. Ein ſolcher Durchgang aber iſt nicht bloß ein Wechſel oder eine Forterbung von Namen, er iſt eine lebendige Wiedergeburt, und wenn ſo die Sage durch manchen Zeitenwechſel hindurchzieht, verändert ſie mit den äußern Umkleidungen auch ihre innere Bedeutung.

4. Muſten wir aber vor dem Eintritt jeder geſchichtlichen Epoche ein ſchon geiſtig Vorhandenes annehmen und ſo auch ſtets wieder, wie Grimm es ſchön bezeichnet (S. 397), eine poetiſche Läuterung und Herübernahme des Geſchichtlichen in das Gebiet des freien Gedankens, haben wir das hiſtoriſche Element nur als einen der Beſtandtheile kennen

gelernt, aus welchen das Ganze der epiſchen Volkspoeſie gebildet iſt, ſo fordert uns dieſes auf, nun auch die übrigen Beſtandtheile zu erforſchen, und zwar finden wir uns zunächſt auf denjenigen hingeleitet, welcher dem Geſchichtlich-materiellen eben als das Geiſtigſte dieſer Poeſie gegenüberzuſtehen ſcheint, auf das Mythiſche nemlich, auf die Erklärung der Heldenſage aus der Glaubenslehre der germaniſchen Völker.

Ich habe meine Anſicht der Sage von geſchichtlicher Seite ſchon früher in ein Gleichnis gebracht und wiederhole daſſelbe hier, weil in Sachen der Poeſie oft das Bild am leichteſten erklärt.

Die Sage iſt ein Lagerfaß voll edeln, alten Weines; wann er angeſetzt worden, weiß niemand mehr; jeder ſonnige Herbſt bringt ihm friſchen Aufguß und vom erſten Stoffe iſt wohl nichts mehr vorhanden, als der immer fortduftende Geiſt; draußen aber auf den grünen Bergen thränen und blühen die Reben, und wenn ſie blühen, gährt es auch innen im Faſſe; blutrothe Trauben reifen und goldhelle; die Zeiten ſteigen am Weinberge geſchäftig auf und nieder und tragen den neuen Gewinn herzu; indeſs fließt unten rein und klar der goldene Quell und die Sänger ſind die Schenken, die das duftige Getränk umherbieten.

2. Mythiſches.

In der Erklärung des Mythiſchen ſind zweierlei Mythenkreiſe zu unterſcheiden,

1. der nordiſch-deutſche, wohin zunächſt dasjenige gehört, was wir in den Umriſſen als Nibelungen- und Hegelingenſage gegeben;
2. der gothiſche, dem die Amelungenſage eigen iſt.

In den altnordiſchen Liedern und Sagen erſcheint oft ein großer alter Mann, einäugig, bärtig, mit niedrigem Hut, in dem Mantel eingehüllt. In der Wildnis und in der Königshalle, in Seeſturm und in Schlachtgewühl zeigt er ſich; jungen Königsſöhnen und lebensmüden Helden tritt er nahe, hier gabenſpendend und hülfreich, dort zankſtiftend und todbringend. Mancherlei Namen führt er; bald wird er nicht genannt, doch kenntlich bezeichnet, bald auch hat er den rechten Namen, Odin, der Aſen höchſter. Verſuchen wir dieß ſein irdiſches Wirken am Beiſpiele berühmter Sagenhelden klar zu machen.

Hadding, der Sohn eines erſchlagenen Dänenkönigs, irrt einſam umher, auf Vaterrache ſinnend. Ein alter, einäugiger Mann erbarmt ſich des Verwaiſten und verbindet ihn durch Blutbrüderſchaft mit dem Seehelden Liſer. Als Hadding in einer Schlacht fliehen muß, bringt ihn der nemliche Greis auf raſchem Pferd in ſeine Wohnung, wo er durch einen köſtlichen Trank den Jüngling erquickt und ſtärkt. Wieder zu Pferde, ſeinen Mantel um Hadding ſchlagend, führt er dieſen zur vorigen Stelle. Schüchtern blickt der Jüngling durch eine Öffnung des Mantels, da ſieht er, wie das Roß über dem Meere hineilt, und auf des Alten Warnung wendet er die erſtaunten Augen von dem ſchauderhaften Wege. Zwar geräth er darauf in Gefangenſchaft; doch, wunderbar gekräftigt, zerreißt er ſeine Bande, während der hülfreiche Greis die Wächter in Schlaf geſenkt. In gewaltiger Seeſchlacht rächt Hadding den Tod ſeines Vaters. Auf einem Schiffzuge gegen die Biarmier ſieht er, wie von Norwegens Küſte ein Greis eifrig mit dem Mantel winkt. Gegen den Rath ſeiner Gefährten nimmt Hadding ihn an Bord und empfängt von ihm die Anweiſung zu einer neuen keilförmigen Schlachtordnung. Im Kampfe ſtellt der Greis ſelbſt ſich hinter die Reihen, zieht aus der Taſche, die ihm vom Nacken hängt, einen Bogen, der anfangs klein erſcheint, bald aber weit ſich dehnt, und legt an die Sehne zehen Pfeile zugleich, die mit kräftigem Schuß in die Feinde geſchnellt ebenſo viel Wunden bohren. Die Biarmier führen durch Zauberlieder ungeheure Regengüſſe herbei, aber der Greis vertreibt durch Sturmgewölk den Regen. Hadding ſiegt und der Alte ſcheidet, indem er ihn ermahnt, glänzende Feldzüge den ruhmloſen, ferne den nahen vorzuziehen, und ihm den Tod, nicht durch Feindesgewalt, ſondern durch eigene Hand, weiſſagt (Saxo Gramm., hist. dan. lib. I, ed. Klotz. S. 8 ff. zweite Hälfte des 12ten Jahrhunderts).

Harald Hyldetand, König von Dänemark, iſt durch die Gunſt Odins, von dem ſein Vater ſich den Sohn erfleht, unverwundbar durch Eiſen. Dafür hat er dem Gotte die Seelen derjenigen gelobt, die durch ſein Schwert fallen würden. Ohne Harniſch, in feſtlicher Kleidung, das Haar mit Gold bewunden, ſchreitet er in die Schlacht. Die Pfeile, die auf ihn gerichtet ſind, prallen ſtumpf von ihm zurück. Auch ihm begegnet der große, einäugige Greis in haarigem Mantel und lehrt ihn Schlachtordnung zu Land und Waſſer, wodurch Harald nachher ſiegt. Weit ausgebreitet hat er die däniſche Herrſchaft, niemand wagt gegen ihn aufzuſtehn und ein fünfzigjähriger Friede tritt ein. Der König iſt gealtert und wünſcht ſich den Tod, aber nicht den auf dem Krankenbett. Er hat einen Vertrauten, mit Namen Bruno, der oft zwiſchen ihm und ſeinem Neffen, dem Schwedenkönige Sigurd Ring, geheime Botſchaft hin und her trägt. Einſt wird Bruno auf ſolcher Reiſe vom Strome verſchlungen; Odin nimmt deſſen Namen und Kleidung an und weiß durch trügeriſche Botſchaften die Bande der Freundſchaft zwiſchen den verwandten Königen zu löſen. Der Haß ſteigert ſich zur offenen Kriegserklärung. Sieben Jahre vergehen über den Rüſtungen zu der ungeheuren, vielbeſungenen Brawallaſchlacht, in der die geprieſenſten Helden des Nordens mitkämpfen. Der Himmel ſcheint über der Erde einzubrechen, Wald und Feld zu verſinken, der Welt Untergang gekommen zu ſein. Harald hat ſein Heer durch Bruno ordnen laſſen. Alt und blind, auf einem Streitwagen fahrend, bemerkt er an dem dumpfen Getös der Seinigen, daß den Feinden das Glück ſich zugeneigt. Bruno, ſein Wagenführer, den er um Rings Schlachtordnung befragt, nennt ſie ihm hohnlachend. Erſchrocken fragt Harald weiter, von wem Ring dieſe Stellung gelernt, die ihm ſelbſt nur Odin mitgetheilt. Bruno ſchweigt, Harald aber ahnt, daß dieſes Odin ſei, einſt ſein Schutzgeiſt, jetzt ihm zur Hülfe genaht oder zum Verderben. Er fleht um Sieg für die Dänen und verſpricht, die Seelen der Erſchlagenen ihm zu weihen. Unerbittlich ſtößt Bruno den König aus dem Wagen, reißt dem Fallenden die Keule aus der Hand und zerſchmettert ihm das Haupt. Zahlloſe Leichname liegen umher, bis über die Räder des Streitwagens gehäuft. Sigurd Ring läßt nach der Schlacht ſeines Oheims Leiche aufſuchen, die ſammt der Keule gefunden wird. Er ſchirrt ſein eigenes Schlachtroſs goldgeſattelt an den Wagen Haralds, weiht es dieſem und fleht, daß er ſeinen Todesgenoſſen damit voranziehe, Freunden und Feinden glückliche Wohnſtätten erbitte (Saxo a. a. O. VI, S. 212 ff. B. VIII, S. 220 ff.).

Erik, ein ſchwediſcher König, hat ſich zween Tage hindurch mit Styrbiörn, ſeinem Brudersſohne, geſchlagen. In der folgenden Nacht geht er zu Odins Heiligthum und giebt ſich ſelbſt hin, indem er, wenn er ſiegen würde, ſeinen Tod nach zehen Jahren angelobt. Kurz darauf naht ſich ihm ein Mann mit niedrigem Hut und giebt ihm einen Rohrſtengel, den er über das feindliche Heer hinſchießen und dabei ſprechen ſoll: „Odin will euch alle." Erik folgt der Weiſung. Blindheit ſchlägt die Feinde, ein Bergfall zermalmt einen Theil derſelben. Styrbiörns däniſche Streitgenoſſen fliehen und erlangen ihr Geſicht erſt wieder, als ſie außerhalb des Raumes ſind, worüber der Rohrſtengel hinfuhr. Styrbiörn, der ſtehen geblieben, wird mit all den Seinigen erſchlagen (Müllers Sag. Bibl. III, 142. 144 f.).

Es genügt an dieſen Zügen, die ſich leicht vermehren ließen, ohne noch die Wölſungenſage zu berühren. Die Geſchichten Rolf Krakes, Starkadders und anderer Sagenhelden enthalten Ähnliches. Bald iſt Odin ſelbſt, als einäugiger Alter, des Helden Pflegvater, beſtimmt ſein Schickſal, verleiht ihm Waffen und Sieg und bedingt ſich Seelen aus; bald zürnt er, daß Krieger, die auf eigene Kraft trotzen, ſeine Gaben verſchmähten, ſtiftet ihnen Unheil und erſcheint als Verderber in der Schlacht: da fallen Schläge eines Schwertes, das durch Eiſen, wie durch Waſſer, ſchneidet, und wem das Auge mit heiligem Zeichen geweiht iſt, der ſieht den Einäugigen ſelbſt, mit weißem Schild, auf hohem Roſs umherreitend.

So blickt das Mythiſche ſelbſt in denjenigen Darſtellungen hindurch, in welchen die alten Sagen geſchichtlich aufgefaßt ſind. Manches iſt allerdings durch dieſe Richtung, ſowie durch die chriſtliche Anſchauungsweiſe der Erzähler, verdunkelt. Die Walküren, Odins ſchlachtlenkende Dienerinnen, durch die Luft und über das Meer dahinreitend, müſſen hier in der Geſtalt ehrgeiziger Fürſtinnen und ſtreitbarer Jungfraun errathen werden.[1] Stellen wir nun mit dem bisherigen die Erſcheinung Odins in den Liedern und Sagen vom Wölſungenſtamme zuſammen!

Berühmte Geſchlechter von Odin abzuleiten, war im Norden gebräuchlich. Die Wölſungen ſtammen von Odin; daher wohl auch die Auszeichnungen dieſes Geſchlechts, Unverletzbarkeit durch Gift (Grimms Edd. 126) und das ſcharfe, leuchtende Auge, das durch jede Verwandlung hindurchſcheint (ebd. 91. Volſ. S. 201). Sigi war Odins Sohn, ſein Vater geleitet ihn in die Welt hinaus und verhilft ihm zu Heerſchiffen. Rerin, der Sohn Sigis, und ſeine Frau bitten die Götter um einen Erben, da ſendet Odin den befruchtenden Apfel, ſechs Winter hindurch geht die Königin mit dem Kinde, das von ihr geſchnitten und Wölſung genannt wird. Wölſung hat zehen Söhne und eine Tochter Signi, die er an Siggeir, den König von Gothland, vermählt. Er hat einen ſtattlichen Saal erbauen laſſen; mitten darin erhebt ſich eine große Eiche, deren Zweige über das Dach hinausragen und daſſelbe beſchatten, während der Stamm tief in der Halle wurzelt, der Kinderſtamm genannt. Ein Gaſtmahl wird bei Signis Vermählung gehalten und die Männer ſitzen abends am Feuer. Da tritt ein Mann in den Saal, unbekannt von Ausſehen. Er iſt ſehr lang und bejahrt, einäugig, barfuß, hat einen niedrigen Hut auf und einen fleckigen Mantel umgethan; in der Hand trägt er ein Schwert. Dieſes zieht er aus und ſtößt es bis an das Heft in den Stamm. Alle ſcheuen ſich, ihn zu begrüßen, er aber ſpricht: „Wer dieſes Schwert aus dem Stamme zieht, der ſoll es von mir zur Gabe nehmen; er wird ſelbſt erproben, daß er nie ein beſſer Schwert in Händen trug.“ Hierauf geht er aus dem Saale und niemand weiß, wohin er gegangen. Die Männer drängen ſich hinzu, das Schwert herauszuziehen, doch keiner vermag es, das Eiſen rührt ſich nicht. Zuletzt kommt Sigmund, Wölſungs älteſter Sohn, und zieht das Schwert heraus, als ob es los vor ihm gelegen wäre. Siggeir, ſein Schwager, will es ihm mit Gold aufwägen, Sigmund aber ſagt: „Du konnteſt es nicht minder nehmen, denn ich, wenn dir es zu tragen ziemte.“ Daraus erwachſen Zwietracht und Verrath, König Wölſung fällt in blutiger Schlacht gegen Siggeir, ſeine Söhne werden umgebracht, nur Sigmund wird gerettet (Volſ. S. 3. 5. 8. 13). Dieſer muß, um einen gänzlich furchtloſen Gehülfen zur Rache zu gewinnen, mit ſeiner eigenen Schweſter, unbewuſt, den Sinfiotli zeugen, der vor dem Vater umkommt. Als Sigmund ſchon alt iſt, hält er eine Schlacht mit König Lingwi; kräftig haut er noch durch das Heer der Feinde, die Arme blutig bis zur Achſel. Da tritt ihm ein Mann entgegen, mit niedrem Hut und blauem Rock, einäugig, einen Speer auf Sigmund ſchwingend. Dieſer haut mächtig dagegen, ſein Schwert trifft auf den Speer und zerſpringt in zwei Stücke. Sein Glück iſt gewichen und er fällt mit dem meiſten Theile ſeines Heeres. Hiordys, ſeine Frau, geht in der Nacht auf die Walſtatt, findet ihn dort liegend und fragt, ob er noch zu heilen ſei. Der Held will nicht geheilt ſein; Odin wolle, daß er fürder kein Schwert ziehe, ſeit dieſes hier zerbrochen; die Schwertſtücke ſollen für den Sohn verwahrt werden, mit dem Hiordys ſchwanger gehe; er ſelbſt werde jetzt die Blutsfreunde ſehen, die vorangegangen (V. S. 54. 56). Sigmunds berühmteſte Söhne ſind Helgi, mit Borghild, Sigurd, mit Hiordys erzeugt. Mit dieſen ſpaltet ſich der Lindenſtamm, der im Wölſungenhauſe wurzelt, in zween große Äſte. Helgi erſcheint in dreifachem Leben. Zuerſt als Sohn Hiorwards, Königs in Norwegen. Stumm, namenlos ſitzt der Jüngling am Hügel. Neun Walküren reiten daher und die herrlichſte darunter Swawa, des Königs Eylimi Tochter, ruft ihn auf beim Namen Helgi. Zur Namensfeſte (Geſchenk beim Namengeben) entdeckt ſie ihm ein wunderbares Schwert. Er vollführt damit manch Heldenwerk und rächt an Rodmarn ſeinen Muttervater. Swawa ſchirmt ihn oft in Schlachten und auf dem Meere. Leuchtend unter dem Helme, reitet ſie in der Nacht vor ihren Gefährtinnen her, die Wolkenroſſe ſchütteln ſich, aus ihren Mähnen tropft Thau und Hagel. Helgi verlobt ſich mit Swawa, fällt aber in der Schlacht mit Alf, dem Rächer ſeines Vaters Rodmar. Der Todwunde beſcheidet ſeine Braut auf die Wahlſtätte und bittet ſie, ſeinem Bruder Hedin ſich zu vermählen. Aber Swawa hat gelobt, nimmermehr einen andern zu umfangen. Wiedergeboren wird Helgi als ein Sohn Sigmunds, des Wölſungen, von Borghild. Nacht iſt's in der Burg, Nornen kommen, der Sturm toſt, während ſie die Schickſalsfäden knüpfen. Fünfzehnjährig erſchlägt Helgi den König Hunding. Auch Alf und Eyiolf, die Rache ſuchenden Söhne, erliegen ihm in der Schlacht. Unter dem Aarſteine ruht er, da bricht ein Licht hervor, daraus Blitze fahren, behelmte Walküren erſcheinen, die Panzer blutbeſpritzt, Stralen auf den Spießen. Vom Roſſe ſpricht Sigrun, Högnis Tochter, die wiedergeborne Swawa, dem Hodbrod hab' ihr Vater ſie verheißen, dem müſſe Helgi ſie abkämpfen. Helgi fährt aus gegen Hodbrod und Sigrun rettet im Seeſturm die Schiffe. In der Schlacht ſchwebt ſie ſchützend hernieder und wünſcht ihm Heil, als Hodbrod gefallen. Doch in derſelben Schlacht bleibt auch Sigruns Vater mit ſeinem einen Sohne. Helgi vermählt ſich mit Sigrun und ſie zeugen Söhne, aber nicht alt wird er. Dag, Högnis zweiter Sohn, opfert dem Odin für Vaterrache. Odin leiht ihm ſeinen Spieß, womit Dag den Schwager durchbohrt. Sigrun verwünſcht ihren Bruder. „Odin allein,“ erwidert er, „iſt Schuld an allem Unheil; er warf Zwiſt unter Verwandte.“ Einſt geht die Magd der Sigrun Abends zu Helgis Grab und ſieht ihn mit vielen Männern auf den offenen Hügel zureiten. Sigrun, als ſie es vernommen, eilt hinaus und grüßt den todten Helden. Sein Haar iſt bereift, eiskalt ſeine Hände, überall iſt er mit Blut benetzt. Er ſagt ihr, jede Zähre, die ſie um ihn geweint, ſei blutig auf ſeine Bruſt gefallen. Sie ruhen beiſammen im Hügel, bis der Morgen ſich röthet; da reitet Helgi mit ſeinen Männern fort. Vergeblich erwartet ihn Sigrun am nächſten Abend, er kehrt nicht wieder aus den Sälen Odins. Auch ſie lebt nicht lange mehr, vor Gram und Sehnſucht. In neuer Wiedergeburt, wovon die verlorenen Karalieder ſangen, ſchwebt ſie als Kara, Halfdans Tochter, in Schwansgeſtalt, ſchirmend über dem kämpfenden Helgi. In der Hitze des Streites auf dem beeiſten Wänerſee ſchwingt er das Schwert ſo hoch, daß er ſie tödtlich trifft. Die Walküre ſinkt herab, Helgis Glück iſt vorbei, das Haupt wird ihm geſpalten (Grimms Edd. 121. Sag. Bibl. II, 547). So viel von Helgi. Die Schickſale ſeines Bruders Sigurd ſind ſchon früher, in dem Umriß der nordiſchen Sage, erzählt worden. Hier iſt nur hervorzuheben, was auf Odin und die Walküren ausdrückliche Beziehung hat.

---

[1] Sculda, die Streitſtifterin, und Ruta in Rolf Krakes Geſchichte (Saxo B. II) ſind doch wohl dieſelben, die in Völuſpa (I. 42) als Skuld, in der j. Edda (S. 196) als Rota und die jüngſte Norne Skuld, unter den Walküren aufgezählt werden. Die Schildjungfrauen in der Brawallaſchlacht, dann in Alwildens Abenteuern (Saxo B. VII, S. 195—197) u. ſ. w. gehören eben dahin.

Odin legt bei der Sühne für Ottur zu dem übrigen Golde den Ring, auf dem der Fluch haftet, daß er den Beſitzern des Schatzes Verderben bringt. Als der junge Sigurd unter den Roſſen des Königs ſich eines erkieſen darf, begegnet ihm im Walde ein alter Mann mit langem Barte, nach deſſen Rath er dasjenige wählt, welches allein den Strom durchſchwimmt; es iſt Grani, von Odins Roſſe Sleipner ſtammend (Volſ. S. 63 f.). Aus den Stücken des Schwertes, das Odin einſt in den Baum ſtieß, wird Sigurds treffliches Schwert Gram geſchmiedet, womit er ſeinen Vater rächt und den Lindwurm erſticht. Auf der Fahrt zur Vaterrache bricht Sturm herein; da ſteht ein Mann auf dem Berge, der ſich mit Namen nennt, die nur Odin zukommen; er tritt in das Schiff, ſtillt das Ungewitter und giebt dem Jünglinge Kampflehren, wobei er die keilförmige Schlachtordnung als ſiegbringend bezeichnet. „Gekämmt und gewaſchen, ſchließt er, ſoll jeder ſein und zu Morgen geſpeiſt, denn ungewiſs iſt, wohin er zu Abend kommt;

bös iſt's vor dem Schickſal zu ſinken" (Grimm 173). Als Sigurd auf der Heide den Lindwurm erwartet, da kommt wieder der alte, langbärtige Mann und räth ihm, gegen Reigens Hinterliſt, mehrere Gruben zu machen, in der einen ſitzend den Wurm zu durchbohren, in die andere aber das Blut ablaufen zu laſſen (ebend. 82). Odin hat die Walküre Brynhild, weil ſie einem andern, als ſeinem Günſtlinge, den Sieg verlieh, in den Zauberſchlaf geſenkt und beſtimmt, daß der ihren Schlaf breche, den nichts erſchrecken könne (Gr. Edd. 283). Dieſer iſt Sigurd, den ſie Weisheit lehrt und Ruhm oder Vergeſſenheit wählen heißt. Er gelobt, ſtets den Tod der Flucht vorzuziehen (ebend. 223). Sigurds frühzeitiger Tod wird in langer Reihe blutiger Thaten durch den völligen Untergang des Giukungengeſchlechtes gerächt, und als die letzten dieſes Stammes, Hamder und Sörli, nicht mit Waffen zu verletzen ſind, kommt nochmals der einäugige Greis und räth, ſie mit Steinwürfen zu tödten (Volſ. S. 206. Saxo B. VIII, S. 242; unklar im Eddalied IV, 208).

Öffnen wir den Blick nun auch dahin, wohin die freudig ſterbenden Helden aufblicken, wohin der Jüngling Hadding aus der Schlacht entführt und wo er mit köſtlichem Tranke gelabt ward, von wo der todte Helgi zu ſeinem Grabhügel niederkommt und wohin er morgens auf Luftpfaden zurückkehrt, zu den himmliſchen Sälen Odins! Abgeſtreift hat dieſer den Hut und den Mantel, die ſeine Gottheit verhüllten; einäugig aber iſt er, weil er das andere Auge für einen Trunk aus dem Weisheitsquelle verpfändet hat (J. Edd. 177). Walhall, die Halle der Erſchlagenen, heißt ſeine weite, goldſtralende Burg. Dort ſitzt er am Mahle, mit den übrigen Aſen und mit den Einherien, den Helden, die im Kampfe gefallen. Von Schilden iſt das Dach, von Speeren die Decke, auch die Wände ſind mit Schilden geſchmückt, ſtatt mit Teppichen, die Bänke mit Brünnen belegt[1] und am Abend werden Schwerter in den Saal gebracht, die ſo hell blinken, daß man keiner andern Erleuchtung bedarf. Auf Odins Schultern ſitzen zween Raben, die jeden Tag die Welt umfliegen und ihm ins Ohr ſagen, was ſie gehört oder geſehen. Er genießt nichts denn Wein; die Speiſe, die auf ſeinen

---

[1] Vgl. Sagabibl. III, 305: Erlings Sal var ikke behængt med Tapeter, men Ringebrynien, Sværd og Hielm hang over hver Mands Hoved.

Tiſch kommt, giebt er ſeinen zween Wölfen. Die Einherien aber eſſen vom Fleiſche des Ebers, der jeden Abend wieder ganz iſt; ſie trinken den Meth, der unverſieglich aus dem Euter einer rieſenhaften Ziege fließt. Jeden Morgen rüſten ſie ſich, gehen hinaus in den Hof, kämpfen und tödten einander; zur Zeit des Mahles aber reiten ſie geſund zur Halle zurück und ſetzen ſich an den Tiſch, wo die Walküren ihnen das Trinkhorn reichen. So viel ihrer ſind und ſtets noch kommen, nimmer ſind es zu viele, wenn der letzte Kampf naht, wenn die Götterdämmerung hereinbricht. Schreckliche Zeichen gehen ihr voran, Axtzeit und Schwertzeit, Schildeſpalten, Windzeit und Wolfzeit; Brüder fällen einander, Blutsfreunde bekämpfen ſich, keiner ſchont des andern. Dann kommt von Süden Surtur mit dem flammenden Schwerte, Steinberge krachen und der Himmel berſtet; los ſind alle Ungeheuer des Abgrunds. Odin, mit dem Goldhelm und dem Spieße Gungner, der immer trifft, reitet den Einherien voran zur Ebene Wigrid. Er kämpft mit dem Wolfe Fenrir, von dem er verſchlungen wird. Götter und Menſchen kommen um, die Sonne verliſcht, die Erde ſinkt ins Meer, vom Himmel fallen die Sterne, in Rauch und Flamme vergeht der Weltbau. Aber neu und grün hebt die Erde ſich aus dem Meere, die Sonne hat eine Tochter geboren, ſo ſchön wie die Mutter, deren Bahn ſie wandelt. Die Aſen leben auf und das Geſchlecht der Menſchen erblüht neu in heiligem Frieden.

Was in den irdiſchen Erſcheinungen Odins widerſprechend und räthſelhaft ſich darſtellen mochte, wird in der Beziehung auf dieß ſein höheres Leben ausgeglichen und erklärt. Es iſt überall der gleiche Grund, warum er Helden und Heldenſtämme pflegt, waffnet, wunderbar begabt, warum er ſie anfeindet, aufreizt, verderbt. Er dürſtet nach Seelen der Tapfern, darum ſucht er die Häuſer der Helden auf, erzieht und rüſtet ihre Söhne zur Tapferkeit, ſtiftet große Kämpfe, darin ſie ſich bewähren kann; er will nur ſolche, die im Streit gefallen ſind oder freiwillig ſich den Tod gegeben. Seine Günſtlinge müſſen die Seelen ihrer Erſchlagenen ihm geloben, ihnen ſelbſt giebt er Heldenruhm und kurzes Leben, oder, wenn ſie gealtert ſind, erbarmt er ſich ihrer und rafft ſelbſt ſie gewaltſam hin. Aber nicht leere Luſt am Tode der Tapfern treibt ihn, er bedarf ihrer, doch eben nur ihrer, der Erprobten, und dieſer kann ihm nie zu viel werden, zu jenem gröſten, ungeheuern Kampfe, welcher der Welt und den Göttern ſelbſt den Untergang droht.[1]

Dieſe Anſicht von Odin iſt ein Glaube der Wehrhaften und Rüſtigen. Er wurzelt in den Verhältniſſen und Geſinnungen eines kriegsmuthigen Volkes, das für die ewigen Kämpfe, darein es hingeriſſen iſt, höhere Bedeutung und Weihe ſucht. Ihm iſt das Leben der Tüchtigen ein Kampf, ihre Zukunft ein größerer, göttlicher Kampf, wozu der irdiſche als Übung und Probe dient. Selbſt die Luſt des himmliſchen Daſeins iſt ihm ein Kampfſpiel, ein ſtets erneuter Wechſel von Waffentod und Wiederaufleben. Der Geiſt, der die Welt bewegt, iſt ihm ein Gott des Krieges. Odin, der höchſte und mächtigſte der Aſen, der, nach der Eddalehre, den erſten Menſchen den Geiſt eingehaucht, der den Schiffern Fahrwind und den Sängern Begeiſterung giebt, er iſt auch der Kriegsſturm, der die Seelen der Männer zu Kraft und That aufregt. Erfinder der Schlachtordnungen, wird er, wenn die Schlacht am wildeſten wogt, den Kämpfenden ſichtbar und nimmt ſeine köſtliche Beute. Heervater, Siegvater, Walvater wird er angerufen, gemäß ſolchem kriegeriſchen Wirken. Die Menſchen ſchreiten über die Erde hin, wie ein Heereszug, und die Blüthe des Lebens iſt ein Todeskampf. Die nicht mit dem Zuge können, die Schwachen, Feigen, Siechtodten, fahren auch nicht zu Odin und ſeiner leuchtenden Halle, ſie müſſen hinab zu Hels dunkler Wohnung.

Ein ſolcher Glaube, wie er nur aus der Kühnheit des Lebens ſelbſt ſich geſtalten konnte, muſte rückwirkend begeiſternden Einfluß auf das Leben äußern. Die Todesverachtung, das Spiel mit der Gefahr, das Lachen in der Todesqual, wovon Lieder und Sagen des Nordens voll ſind, zeugen von einer Geſinnung, die in der Wirklichkeit nicht fehlen kann, wo ſie in der Dichtung ſo kräftig ſich ausſpricht. Aber auch die geſchichtlichen Überlieferungen ſind reich an merkwürdigen Beiſpielen dieſer Todesfreudigkeit und die Unternehmungen der nordiſchen Eroberer beurkunden den Geiſt, von dem ſie ausgegangen. Jener Fels, von dem die Mitglieder eines Geſchlechtes ſich ſtürzen, wenn ein Zeichen ſie gemahnt hat oder wenn ſie im Alter ohne Krankheit zu Odin fahren wollen (Sagabibl. II, 579. Vgl. Müllers Sagnhiſt. 195), iſt wohl nicht leere Erdichtung des Sagenſchreibers; noch haftet dieſe Meinung an einem Felſen des Hallebergs, der einſam und jäh über den Wenerſee hereinhängt (Arndts Reiſe I, 278).

---

[1] Edd. 198 und Geſang auf Hakon Adelſteins:

Da ſprach Göndul,
Auf ihre Lanze gelehnt:
Nun gedeiht der Götter Sache,
Da ſie Hakon
Mit einem großen Heer
Heim zu ſich geladen. (Münt. 453)

Im Lied auf Erich Blutaxt ſagt Odin:

Fra Verden hid vist ædle Hette
Stunde saa glædes nu mit Hjerte. (Sagabibl. II, 374.)

Allen Glaubenslehren iſt gemein, daß ſie von ihren Anhängern bald mehr wörtlich und handgreiflich, bald mehr ſinnbildlich und geiſtig aufgefaßt werden. Auch bei den Verehrern Odins ſetzen wir ſolche Verſchiedenheit der Auffaſſung voraus; im Allgemeinen jedoch iſt nach dem ſonſtigen Bildungsſtande der Nordbewohner in der Zeit, da jene Mythen lebendig' waren, wohl anzunehmen, daß Bild und innere Bedeutung, durch Bewuſtſein nicht geſchieden, in dichteriſcher Einigung zuſammenwirkten und daß weder für die ſinnlichern Darſtellungen der Glaube, noch für die höhern Beziehungen des Geiſterlebens die Empfänglichkeit fehlte. Im Übrigen liegt es nicht in unſrer Aufgabe, das Weſen Odins von allen Seiten und im vollen Zuſammenhang der Aſalehre darzuſtellen. Vielmehr wenden wir uns von dem Standpunct aus, den wir in Obigem gewonnen, zu der Erklärung der Heldenſage nach ihren mythiſchen Hauptzügen zurück.

Mancherlei Wege hat Odin, um Helden zu erwecken, Streit anzuſchüren und die Seelen der Streiter ſich zu erringen. Er ſteigt herab zu den Töchtern der Erde und wird Stifter von Heldengeſchlechtern. Er tritt ſelbſt in die Schlacht mit ſeinen göttlichen Waffen. Was irgend Hader unter den Männern erregt oder zum Werkzeug ihres Zornes dient, wird ihm zugeſchrieben. Mittel zu ſeinem Zwecke ſind darum vornemlich auch Waffengeſchenke, Gold, Blutrache.

Waffen, beſonders Schwerter, von innwohnender Wunderkraft, an denen das Geſchick eines ganzen Stammes hängt, kommen häufig in den Sagen vor. Es iſt wichtig, daß der Jüngling, wenn er zur Wehrhaftigkeit gereift iſt, mit ſolch einem Rüſtzeug die Heldenbahn beſchreite. Helgi, Hiorwarts Sohn, dem die Walküre, Odins Dienerin, den Namen giebt, wird zugleich von ihr mit dem verborgenen Zauberſchwerte ausgeſtattet. Vorzüglich wirkſam aber iſt das Wölſungenſchwert, das Odin in den Stamm geſtoßen. Es wird zum Zankapfel zwiſchen Sigmund und ſeinem Schwager und führt eine mörderiſche Schlacht herbei. Gegen Odins Speer geſchwungen, zerſpringt es in der Hand ſeines Herrn und wird ihm zum Unheil. Sigurd läßt aus den Trümmern deſſelben das Schwert Gram ſchmieden, womit er den Vater rächt und den goldhütenden Lindwurm erſchlägt.

Gold hat den Krieg in die Welt gebracht. Als die Menſchen ſich des Goldes angemaßt, warf Odin vom Götterſitze den Speer unter ſie und ſo ward der erſte Krieg. (Edd. I, 40.) Auch jenes Löſegeld, das, jedem Beſitzer fluchbringend, die drei Geſchlechter der Wölſungen, Budlungen und Giukungen ins Verderben zieht, hat von Odin ſeine unheilvolle Weihe empfangen. Eine Erdenwanderung Odins eröffnet dieſe ſchrecklichen Geſchichten und er iſt es, der den Fluchring der Buße beifügt.

Blutrache, die Rache für erſchlagene Verwandte, bildet faſt allgemein den Inhalt und die Verwicklung der nordiſchen Sagen. Iſt einmal Blut gefloſſen, ſo wirkt die Rache fort, bis ganze Geſchlechter vertilgt ſind. Odin aber empfängt Opfer für Vaterrache und leiht dann ſelbſt ſeinen Speer dazu, wie zum Tode des Wölſungen Helgi. Mit Lokis Wurfe nach der Fiſchotter, ſcheinbar unbedeutend, beginnt die lange Reihe von Gewaltthaten. Es zeigt ſich, daß die Otter Reidmars Sohn war, dieſer ſoll gebüßt werden. In die Buße ſelbſt aber legt Odin den Keim neuen Zwiſtes, der, in Mord und Rache ſich fortwälzend, die Heldenſtämme verſchlingt. Wie Ottur, im Beginn, fallen Sörli und Hamder, die letzten in dieſer Sage, von Steinwürfen.

Es ſtehen aber dem helden- und kampferregenden Odin noch beſondre dämoniſche Dienerinnen zu Gebot, die Walküren. Das heidniſche Nordland kennt dreierlei weibliche Weſen, die, von göttlichem Geiſte getrieben, auf das Schickſal der Sterblichen einwirken: Nornen, Wölen, Walküren. Die drei großen Nornen zwar, die Zeit- und Schickſalsgöttinnen, die, am Urdarbrunnen wohnend, jeden Tag die große Welteſche begießen, ſind ſo ſehr Gedankenweſen, daß ſie hier nicht unmittelbar in Betracht kommen. (Edd. I, 38. 97. 255 f. J. Edd. 179.) Wenn von ihnen diejenigen unterſchieden werden, welche ſich bei jedes Kindes Geburt einfinden und ihm Lebensdauer und Geſchick zutheilen

(J. Edd. 179. Edd. IV, 32. Saxo B. VI, S. 153. Müll. S. 76: tre Skiæbnen styrende Norner), ſo ſind dieß nur verſchiedene Äußerungen derſelben Macht, die bald das Schickſal der Welt, bald das der einzelnen Menſchen beſtimmt. So erſcheinen die Nornen bei des Wölſungen Helgi nächtlicher Geburt, begaben ihn, der kühnſte und beſte der Könige zu werden, weben goldne Schickſalsfäden und feſtigen ſie mitten unter des Mondes Saale. Nur inſofern waren dieſe Weſen hier zu nennen, als ihre Thätigkeiten und Merkmale häufig auf diejenigen Dienerinnen der Götter übertragen ſind, welche perſönlicher in die Wirklichkeit eintreten.

Wenn die Nornen das Schickſal weben, ſo verkündigen es die Wölen. Mythiſche Wölen weiſſagen von den Weltſchickſalen und deuten die Träume, von welchen die Himmliſchen geängſtigt werden. Aber auch irdiſcher Weiſe, noch in chriſtlicher Zeit, ziehen Wölen umher und werden über die Zukunft des Landes oder des Einzelnen befragt (Sagabibl. I, 353. II, 494. 531. 610. Finn. M. Edd. I, 5—10. Beſonders die Beſchreibung einer Wöle aus Eriks d. Rothen Sag. Vgl. Sagabibl. I, 293. Nifl. S. Cap. 228. S. 25). In der Sage von Nornageſt werden ſie auch Nornen genannt und ſcheiden dem Kind in der Wiege ſein Loos zu Rafn, Nornag. K. 10. S. 129 f. Vgl. Sagabibl. II, 112).

Die Walküren endlich ſind für unſern Gegenſtand die wichtigſten. Sie werden von Odin zu jeder Schlacht ausgeſandt, wählen die, welche fallen ſollen, wovon ſie den Namen haben, und walten über den Sieg. Darum heißen ſie auch Odins Mädchen (Edd. I, 43), Kriegsſchweſtern (Edd. III, 295), Siegsjungfrauen (Sagabibl. III, 141). Die Namen, unter denen ſie einzeln aufgezählt werden, beziehen ſich großentheils auf Waffenſturm und Kampflärm (Edd. I, 180). Helmgeſchmückt, Flammen auf der Lanzenſpitze, in Glanz und Wetterleuchten, reiten ſie durch die Luft; wenn ihre Roſſe ſich ſchütteln, fällt von den Mähnen Thau in die Thale und Hagel auf die Wälder, davon den Menſchen fruchtbares Jahr kommt (Edd. III, 263. 268. 279. 290 f. 299). Auch in Schwangeſtalt fliegen ſie aus (Edd. III, 246. Sagabibl. II, 547. Saxo B. VI, S. 150). Sie rufen den Jüngling auf, in welchem der Heldengeiſt noch ſchlummert, ſie ſchweben in Schlacht und Seeſturm über ihren Günſtlingen. Den Nornen ſind ſie verwandt. Die jüngſte Norne Skuld (Zukunft) trägt ſelbſt den Schild an der Spitze der Walküren, da, wo deren Ausritt den Göttern Unheil bedeutet (Edd. I, 42. J. Edd. 196); anderſeits weben auch die Walküren das Schickſal. Am Tage der Schlacht ſieht man ſie, gepanzert, einem Hügel zureiten, bei dem ſie verſchwinden; aber durch eine Öffnung deſſelben wird bemerkt, wie ſie, ihr weiſſagendes Lied ſingend, auf Spießen ihr blutig Geweb aufziehen, mit Pfeilen ſtatt der Weberſchiffe. (Vulpius Wörterb. 338 ff. Vgl. Hothers Geſchichte bei Saxo B. III, S. 54. 59.) Ein andermal ſitzen Walküren, mit abgeſtreiftem Schwangefieder, am Ufer eines Sees und ſpinnen köſtlichen Lein (Edd. III, 246). Die Wölſungenſage erzählt, daß Sigurd, als er bei Brünhilds Verwandten weilte, einſt ſeinem entflogenen Habicht auf einen hohen Thurm nachſtieg und unvermuthet durch ein Fenſter deſſelben Brünhilden ſelbſt erblickte, wie ſie in ein goldenes Gewebe ſeine vollbrachten Thaten wirkte (Volſ. S. C. 32. S. 111 f.). Man hat dieſe Erzählung, wovon die Eddalieder nichts enthalten, als eine im Geſchmack der Ritterzeit ausgemalte Darſtellung des Zuſammentreffens von Sigurd und Brünhild in der umloderten Schildburg verdächtig gefunden (Sagabibl. II, 66 f.). Gleichwohl iſt ein nordiſcher Anlaß nicht durchaus abzuſtreiten, wenn man ſich hier in Brünhild die ſchickſalwebende Walküre denkt. (Vgl. Grimm, Kinderm. III, 363.)

Wenn übrigens die Nornen der Welt und den Göttern ſelbſt das Verhängnis beſtimmen, ſo ſind die Walküren Sendbotinnen des Schlachtengottes Odin und Brünhild wird von ihm beſtraft, als ſie gegen ſeine Anordnung den Sieg austheilt (Edd. IV, 40. 43 f. 92). Dem Weſen der Wöle nähert ſich dieſe Walküre, wenn ſie, kundig der Mähren aus allen Theilen der Welt (Edd. IV, 44), den Sigurd Runen und andere Weisheit lehrt, oder wenn ſie ſterbend die lange Folge ſchrecklicher Geſchicke weiſſagt. Doch betreffen auch jene Lehren großentheils das Kriegsleben, ein Seitenſtück zu denen, welche Odin ſelbſt, als Hnikar an Bord getreten, dem jungen Helden ertheilt. Sowie die Walküren auf Erden in Odins beſonderem Dienſte geſchäftig ſind, dienen ſie ihm noch in Walhall, den Tiſch ordnend und die Trinkhörner umherreichend (Edd. I, 180. J. Edd. 196).

Es genügt nicht, den Urſprung der Mythe von den Walküren in Naturerſcheinungen, in Luftgeſichten, zu ſuchen (Finn. Magn. Edd. I, 262. Münter S. 39). Mögen ihre Roſſe, von deren Mähnen Thau und Hagel träuft, Luft und Wolken bedeuten (Grimm, Edd. 44), mag das Licht, das bei ihrem Nahen vorbricht und daraus Wetterſtralen aufleuchten (vgl. Ebend. 65. Edd. III, 279), dem wunderbaren Spiele des Nordſcheins entſprechen, die weſentlich geiſtige Macht der Walküren, ihre Einwirkung auf Willen und Leidenſchaft iſt damit keineswegs erklärt. Eben ſo wenig ſind in ihnen etwa nur die Begriffe kriegeriſcher Aufregung und Begeiſterung perſönlich gemacht.[1]

Die himmliſchen Walküren zwar, deren Ausritt der Götterdämmerung vorangeht, zeigen ſchon in ihren Namen allegoriſche Bedeutung. (Edd. I, 42.) Aber nicht in ſolcher Höhe, auch nicht als bloße Kriegsgewalten, erſcheinen andere, ſondern (wie Swawa, Sigrun, Brünhild) menſchlich und neben dem dämoniſchen Beruf in tiefer, gemüthkräftiger Weiblichkeit. Was von nordiſchen Amazonen, Schildjungfrauen, ſagenhaft gemeldet wird, kann auch nicht zur Erklärung dienen (Münt. S. 40), da die geſchichtlichen Berichte der Isländer, in welchen die Sitten der Vorzeit glaubhaft geſchildert werden, ſolcher Wehrhaftigkeit des weiblichen Geſchlechts nirgends erwähnen. Jene Schildjungfrauen möchten, genauer betrachtet, meiſt den Walküren der Dichtung gleichartig erfunden werden, alſo mit dieſen der Erklärung bedürfen.[2]

Der Glaube an Walküren beruht auf jener den Völkern germaniſchen Stammes gemeinſamen Anſicht, daß den Frauen etwas Göttliches inwohne. Die weibliche Seele erſchien als ein klarer Spiegel für die Offenbarungen des Himmliſchen. So vermochten die Wölen Künftiges zu ſchauen und zu verkünden, ſie ertheilten nach dieſer inneren Erleuchtung Rathſchläge und Warnungen. Daß die weiſen Frauen im kriegeriſchen Norden beſonders auch über Vorzeichen und Erfolge des Krieges befragt wurden, iſt an ſich ſchon glaubhaft und wird durch die Nachrichten von dem Einfluß der Wahrſagerinnen im verwandten Deutſchland beſtätigt. Zu dieſem Glauben an die prophetiſche Gabe der Frauen kam die Meinung, daß es der Menſchenſeele möglich ſei, während der Leib bewegungslos daliege, in einer fremden Geſtalt umherzuwandern und mit verſtärkter Kraft zu wirken. Mit wem dieſes geſchehen, den nannte man hamramr (Sagabibl. II, 516. Sagnhiſt. 35). Nicht bloß durch Wiedergeburt in verſchiedenen Menſchenaltern, wie bei Helgi und Swawa (Edd. III, 274. 294. 311 f. IV, 75), konnten die Seelen ihre Hülle wandeln, ſondern auch in denſelben Leben durch Übergang in einen andern menſchlichen oder thieriſchen Körper. Die Wölſungenſage iſt voll von ſolchen Verwandlungen. So vertauſcht Signi, Sigmunds Schweſter, die Geſtalt mit einem Zauberweibe (Cap. 11. S. 25), Sigurd die ſeinige mit Gunnar, der Zwerg Andwari wird zum Hecht und von Reidmars Söhnen geht der eine als Fiſchotter auf den Fang, der andere brütet als Lindwurm auf dem Golde; die gräßliche Verwandlung in reißende Thiere, dergleichen auch im vordern Theile jener Sage manches vorkommt, hat noch lange im Aberglauben von den Wehrwölfen geſpukt. Den ſtrengen Verboten der chriſtlichen Zeit gegen das Verlarven, beſonders in Thiersgeſtalt, ſcheint die Beſorgnis zu Grunde zu liegen, daß dabei ſolches Teufelsſpiel unterlaufe.

---

[1] Vulp. Wörterb. S. 337: Die Walküren ſind Perſonificationen der Heldentugenden.

[2] Müller, Sagnhiſt. 122: Overalt er det underligt, at Saxo saa ofte nævner Skiöldmöer, og at de ikke forekomme hos Islænderne undtagen i de eddiske Sange og i Sögubrots Fremstilling af Bravallaslaget.

Schöner und edler iſt die Erſcheinung der Walküren. Auf Wolken und in leuchtenden Luftgeſichten daherfahrend nehmen ſie den Flug, der einer bloß geiſtigen Gegenwart am nächſten kommt. Und nach gleicher Anſicht rauſchen ſie auch als Schwäne dahin. In der Poeſie aller Völker wird den Vögeln, die, leichtbeſchwingt und ſchnell gleich Gedanken, durch den unermeßlichen Luftraum ſchweifen und aus den Wolken herab alles Irdiſche überſchauen, ein geiſtiges Leben beigelegt, ſie ſind die Boten räumlich entfernter Ereigniſſe, und es iſt nützlich, ihre Sprache zu verſtehen, wie Sigurd von ihnen gewarnt und über die Zukunft belehrt wird. Der Liebling der Sagen aber iſt der Schwan. Dieſer Zugvogel iſt beſonders im hohen Norden heimiſch; ſelbſt lichtglänzend gehört er zwei hellen Elementen an: zum klaren Himmel ſchwingt er ſich auf und taucht nieder in die Waſſertiefe, die den Himmel ſpiegelt; ſein aufgehauchtes Gefieder ſcheint nichts von irdiſchem Stoffe zu umſchließen, in der Luft iſt er ein lichtes Gewölk, auf dem See ein glänzender Schaum; in kalten und finſtern Winternächten ſoll ſeine Stimme wie lieblicher Geſang[1] ertönen.

---

[1] Finn Magnusen Eddalæren, B. II. Kjøbenh. 1824. S. 253: Mange af Klassikernes nyere Fortolkere have villet ansee Svanernes Sang for en reen Fabel, men i Island overbevises man om Sagnets Rigtighed, og finder den endda velklingende. . . . Tidt har jeg i Island forlystet

Zween Schwäne leben in dem Brunnen der Nornen, der Alles zur Schneefarbe läutert, und von ihnen ſtammt dieſes Vogelgeſchlecht (ſ. Edd. 180). Schwangefieder iſt denn auch die luftige Schwinge, welche die Walküren hinträgt, wohin der Geiſt begehrt; im Schwanenſange tönt ihr Schickſalswort aus den Lüften. So umſchwebt Kara als Schwan ihren Helgi in der Schlacht. Der Dänenkönig Fridlev, bei Saxo,[1] vernimmt, als er nachts aus dem Lager gegangen, ein ſeltſames Geräuſch in der Luft und dann von oben das Lied dreier Schwäne, wodurch er zu einer Heldenthat aufgerufen wird.

Hilde (Hildur) heißt der Walküren eine (Edd. I, 42. 180) und dieſer Name wird für Krieg überhaupt gebraucht. Brünhild ſagt von ſich, man habe ſie Hilde unterm Helme, d. h. Walküre, genannt. (Edd. IV, 92. Grimm S. 283.) Hilde biſt du uns geweſen, d. h. Urſache des Kriegs, ſagt Helgi zu Sigrun (Edd. III, 303. Grimm S. 103). Hilden wecken heißt die Schlacht beginnen (Edd. III, 295); Hildens Spiel, Hildens Sturm iſt den Skalden der Krieg, die Schlacht (Edd. IV, 36. Sagabibl. II, 574), Hildens Rinde der Panzer (Edd. 575). Heißt nun weiter der Schild Ring von Högnis Tochter und wird im Beginn der Schlacht geſungen, Hedins Weib werde bald kommen,[2] ſo erhellt, daß die Walküre, die Kriegweckerin Hilde, dieſelbe iſt, von der wir zuvor erzählt, wie ſie, von Hedin geraubt, zwiſchen ihm und dem verfolgenden Vater durch zweideutige Vermittlung (ähnlich der Trugbotſchaft Odins, als Bruno, zwiſchen Harald und Sigurd Ring) die Schlacht auf Haey angeſtiftet, die man den Streit der Hiadninge nennt; wie ſie in der Nacht die Gefallenen wieder aufweckt, wie

---

mig ved Svanernes Sang, og anförer her endvidere et lignende Vidnesbyrd (af Auditeur Fr. Fabers Prodromus der isländischen Ornithologie, Kopenhagen 1822. S. 81): Den Namen cygnus musicus verdient er zu behalten; wenn er nämlich in kleinen Schaaren hoch in der Luft einherzieht, ſo läßt er ſeine wohlklingende melancholiſche Stimme wie fernher tönende Poſaunen hören.

[1] Saxo B. VI, S. 150: Ubi Fridlevus, noctu, speculandi gratia, castris egressus, cum inusitatum quendam icti aëris sonum cominus percepisset, fixo gradu suspiciens, trium olorum superne clangentium hoc aure carmen excepit u. ſ. w. Denique post ipsas alitum voces lapsum ab alto cingulum literas carminis interpretes præferebat.

[2] Auch Beowulf empfängt von Hilde einen Helm. Edd. III, 24.

nun Tag für Tag die Männer kämpfen, bei Nacht aber mit ihren Waffen zu Steinen werden, und wie dieſer Kampf fortdauern wird bis zur Götterdämmerung. Davon nannte die Dichterſprache den Kampf der Hiadninge Sturm, Waffen hießen der Hiadninge Feuer oder Stab, Krieger Högnis Volk (ebend. 574 f.). In großem, düſtrem Bilde vergegenwärtigt uns dieſe uralte Sage noch einmal den Odinsglauben vom endloſen Kampf als Loos und Beſtimmung des Erdenlebens. Ein ſpäterer Zuſatz iſt es, daß, als König Oluf Tryggveſen, der kräftige Verbreiter des Chriſtenthums in Norwegen am Ende des 10ten Jahrhunderts, einſt abends bei der Inſel Haey gelandet, einer ſeiner Mannen in der Nacht den geſpenſtiſchen Kampf auf immer geſtillt habe (ebend. 573. 577); dennoch iſt uns dieſe Erzählung bedeutſam: die odiniſche Kampflehre muß weichen vor der Botſchaft des Chriſtenthums, der Lehre des Friedens.

Vergleichen wir nun mit dieſen mythiſchen Anſchauungen des Nordens die deutſche Darſtellung der Sage!

Von den wunderbaren Geſchicken des Wölſungenſtammes bis auf Sigurd iſt nichts in unſern Gedichten übrig. Im Nibelungenlied erwächſt Siegfried, Sohn des Königs von Niederlanden, in der Burg zu Santen, unter ſorgſamer Pflege der Eltern, Siegmunds und Siegelinds. Zu ſeiner Schwertnahme wird ein ritterliches Feſt gefeiert. Seiner frühern, wunderbaren Thaten wird faſt nur beiläufig erwähnt. Einen Linddrachen hat er erſchlagen und ſich in dem Blute gebadet, wovon ſeine Haut hörnen geworden; nur zwiſchen den Schultern, wohin ihm ein Lindenblatt gefallen, iſt er verwundbar und an dieſer Stelle wird er von Hagen mit dem Speere durchſchoſſen (Z. 409 ff. [Str. 101]. Z. 3610 ff. [Str. 842]). Die Erwerbung des Hortes wird vor dem Drachenkampf und unabhängig von dieſem alſo erzählt. Einſam reitend kommt Siegfried zu einem Berge, daraus eben der Hort getragen iſt. Schilbung und Nibelung, zween Königsſöhne, wollen dieſes Erbe ihres Vaters Nibelung theilen. Sie bitten Siegfrieden, die Theilung vorzunehmen, und, da er es zuſagt, geben ſie ihm zum Lohne Nibelungs Schwert Balmung. Des Goldes und Geſteines iſt aber ſo viel, daß der Held mit der Theilung nicht zu Ende kommt. Darüber werden ſie zornig, es erhebt ſich Streit, Siegfried erſchlägt die beiden Könige ſammt zwölf Rieſen und bezwingt mit dem gefürchteten Schwerte ſiebenhundert Nibelungenrecken, die ihm Land und Burg unterthan machen. Der ſtarke Zwerg Alberich will ſeine

Herren rächen, aber Siegfried gewinnt ihm die Tarnkappe ab und wird ſo des Schatzes Herr. Er läßt dieſen an den vorigen Ort zurückbringen und ſetzt den Zwerg, der ihm Eide ſchwören muß, als Kämmerer darüber (V. 357—408). Als er nachher mit Gunthern auf deſſen Werbung um Brünhilden gen Island gezogen, ſchifft er von da, binnen Tag und Nacht, zum Nibelungenlande, verſtellt ſich und prüft mit Kampfe zuerſt den Wächter ſeiner Burg, einen Rieſen, dann den Zwerg Alberich, der eine Geiſel mit ſieben Knöpfen gegen ihn ſchwingt. Nachdem er beide gebunden, nennt er ſich und wählt aus dreitauſend Nibelungenrecken ein Drittheil, das er zu Gunthers Schutze von dannen führt (V. 1941 ff.). Weiterhin wird gemeldet, daß er mit Kriemhilden, deren „Morgengabe“ von ihm der Hort iſt (V. 4480. 88), auf Nibelungs Burg, in der Mark zu Norwegen, gewohnt (V. 2969—72). Brünhild iſt in dieſem Liede eine königliche Jungfrau, von großer Stärke, auf der Burg Iſenſtein in Island. Nur durch Kampfſpiele, die den Freier, wenn er beſiegt wird, das Haupt koſten, kann ſie erworben werden. Siegfried fährt mit Gunthern, Hagen und Dankwart von Worms den Rhein hinab und über Meer in zwölf Tagen dorthin, ſtellt ſich als Siegfrieds Dienſtmann an, wird jedoch von Brünhilden erkannt und begrüßt. Durch die Tarnkappe unſichtbar, die ihm zwölffache Mannesſtärke giebt, vollbringt er ſiegreich die Kampfſpiele, wozu Gunther nur die Gebärde leiht. Später, als Brünhild in der Hochzeitnacht Gunthern gebunden, bändigt Siegfried, wieder mittelſt der Tarnkappe, ſie dem Freunde, nimmt aber Gürtel und Ring mit, ſich ſelbſt zum Verderben. Brünhild, Gunthers Weib geworden, iſt fortan nicht ſtärker als eine andere Frau. (V. 2724. 2740 f.)

Das Lied vom hörnenen Siegfried läßt den Knaben, den ſein Vater Siegmund nicht zu Hauſe feſthalten kann, zu einem Schmiede kommen, dem er dienen will. Als er aber das Eiſen entzwei, den Ambos in die Erde ſchlägt und, wenn man ihn ſchilt, ſich an Knecht und Meiſter vergreift, ſchickt dieſer ihn, vorgeblich nach Kohlen, zu der Linde, wo der Drache liegt. Siegfried wirft Holz auf das Neſt der Würme, zündet es an und verbrennt ſie. Ihre Hornhaut ſchmilzt zu einem Bächlein, darein Siegfried den Finger ſtößt; als dieſer erkaltet, iſt er hörnen, worauf der junge Held ſich den ganzen Leib beſtreicht, außer zwiſchen den Schultern. Darauf zieht er an den Hof des Königs Gibich zu

Worms, deſſen Tochter Kriemhild ein Drache raubt, der an einem Oſtertage zum Manne wird (Str. 22) und nach fünf Jahren ſie zum Weibe zu nehmen droht (Str. 25—28. 124—6). Siegfried bekämpft auf dem Drachenſteine das feuerſpeiende Ungethüm und befreit die Jungfrau. Dabei iſt ihm der Zwerg[1] Eugel bald als Wegweiſer behülflich, bald macht er mittelſt ſeiner Nebelkappe den Helden unſichtbar (Str. 89), bald verſieht er ihn mit Speiſe (Str. 118), bald erweckt er die unmächtige Jungfrau, indem er ihr eine Wurzel in den Mund giebt (Str. 151 f.), endlich verkündet er aus den Sternen Siegfrieds zukünftiges Schickſal (Str. 160 ff.). Der Rieſe Kuperan dagegen, der den Schlüſſel zum Drachenſteine hat, muß durch Streit zum Öffnen gezwungen werden, zeigt auch nur in hinterliſtiger Abſicht das Schwert, mit welchem allein der Drache beſiegt werden kann (Str. 107 f.), muß aber ſeine Treuloſigkeit mit dem Leben büßen. Der Hort liegt zuerſt im Drachenſtein und gehört zween Zwergkönigen, Nibelungs Söhnen, welche Brüder von Eugel ſein ſollen. Aus Schrecken über den Drachenkampf, wovon der Berg wankte, laſſen ſie den Schatz heraustragen. Siegfried ladet ihn auf ſein Roſs, in der Meinung, daß entweder Kuperan oder der Drache denſelben geſammelt habe. Als er an den Rhein kommt und des kurzen Lebens gedenkt, das ihm beſtimmt iſt, ſchüttet er das Gut in den Strom. (Str. 13—15. 133—7. 140 f. 156—8. 164—8.)

Die Wilkinenſage berichtet Siegfrieds Aufenthalt beim Schmied und die Härtung ſeiner Haut, ſodann die Bändigung Brünhilds für Gunthern, in der Hauptſache übereinſtimmend mit den deutſchen Liedern, doch mit Beimiſchungen aus der nordiſchen Darſtellung. Von der Jungfrau auf dem Drachenſtein und von der Erwerbung des Hortes enthält ſie nichts. (Cap. 142—8. II, 23 ff. Cap. 204—8. II, 154 ff. Sagabibl. II, 206—14. 226—29.)

Die mythiſche Sage von Hilde iſt im deutſchen Gudrunsliede nur noch in wenigen Zügen zu erkennen. Wenn in der Erzählung der proſaiſchen Edda Hedin, Harandis Sohn, des Königs Högni Tochter Hildur raubt, ſo läßt im deutſchen Liede Hettel, König zu Hegelingen, durch ſeinen Neffen Horand, Hilden, die Tochter des Königs Hagen von Irland, entführen. Auch hier eilt der beleidigte Vater zu Schiffe nach und es findet eine blutige Schlacht am Strande ſtatt, worin Hettel und Hagen ſelbſt verwundet werden. Aber zuletzt verſöhnen ſie ſich und von dem Erwecken der gefallenen Kämpfer durch Hilden iſt nur darin eine Spur geblieben, daß ſie den Helden Wate, der durch ein wildes Weib zum Arzte geworden, fußfällig erbittet, ihren Vater und die übrigen Verwundeten zu heilen. (Gudr. 2115 [Str. 529] ff.)

---

[1] Schon Str. 38 wird unklar gemeldet, daß dem Helden 5000 Zwerge gedient und williglich ihr Gut gegeben, weil er einen Wurm erſchlagen.

Im Allgemeinen finden wir das Mythiſche, das in der nordiſchen Darſtellung vollſtändig, zuſammengreifend und bedeutungsvoll erſcheint, in der deutſchen mangelhaft, zerſtreut, in Widerſprüche und Mißverſtändniſſe verwickelt.

Der größere Zuſammenhang im heidniſchen Glauben iſt aufgelöſt, Odin, der Schlußſtein des Ganzen, völlig verſchwunden. Nimmt man hinzu, daß die deutſchen Lieder ausdrücklich auf Island und Norwegen hinweiſen, ſo ſcheint ſich die Anſicht zu begründen, als ob all dieſes Mythiſche und, ſofern ſolches nicht bloß eine den Skalden herkömmliche Einkleidung, ſondern lebendiger Beſtandtheil der Sagen iſt, die ganze Siegfriedsſage, ſammt der von den Hegelingen, im Norden urſprünglich zu Hauſe geweſen und von dort erſt auf deutſchen Boden verpflanzt worden ſei, hier aber die Götterfabel nur in trüber Erinnerung fortgelebt habe.

Neben den Hauptgottheiten der alten Glaubenslehren lebt und webt eine Menge untergeordneter Geiſter, welche bald unſichtbar und leiſe geahnt die Natur erfüllen (Grimm, Elfenm. LIII), bald in luftigen Erſcheinungen hervortreten, dem Menſchen in freundlicher oder feindlicher Geſinnung ſich nähernd. Dieſe geiſterhaften Weſen ſind auch dem Chriſtenthume nicht gewichen, wenn gleich der Klang der Kirchenglocken ihnen zuwider iſt, und ſie werden nicht untergehen, ſo lange die Völker noch mit einiger Einbildungskraft die Natur anſchauen, deren wunderbares Leben ſie umgiebt. Von den chriſtlichen Bekehrern ſelbſt iſt dieſes Geiſterreich anerkannt worden, indem ſie es als gefährlich und teufliſch verrufen haben, und die alten Götter haben ſich nur in daſſelbe zurückgezogen, indem auch ſie nicht für Geſchöpfe der Einbildungskraft, ſondern für leibhafte Unholde, welche ſich die Herrſchaft über die Menſchen angemaßt hatten, erklärt worden ſind.

In einem Briefe des Pabſtes Nicolaus I an Erich, König von Dänemark, vom Jahr 1028 heißt es u. a.: Desine ergo idola colere et dæmonibus jam servire desiste. Omnes enim dii gentium, dicente psalmista, dæmonia.“ (Münt. 529.)

Dieſes Geiſterweſen der neueren Völker iſt von den Brüdern Grimm, in der Einleitung zu den iriſchen Elfenmährchen (Leipzig 1826), unter dem Namen der Elfen ſehr zweckmäßig zuſammengefaßt und gründlich geſchildert worden. Die Eddalehre insbeſondere unterſcheidet Lichtelfen und Schwarzelfen, Geiſter des Lichts und der Finſternis, Bewohner der leuchtenden Himmelsgegenden und der dunkeln Erde; die ſchwarzen, unterirdiſchen Elfen werden auch Zwerge genannt. (Grimm, Elfenm. LXII f. Edd. II, 14. 15. J. Edd. 180.) Unſere Heldenlieder nennen faſt nur Zwerge; aber wie man allerwärts die beiderlei Arten verwechſelt, ihre äußern Kennzeichen gleich ihren Gemüthseigenſchaften vermiſcht hat und eben dieſe zweideutige Natur ein hervorſtechender Zug des Elfenweſens geworden iſt (Grimm LXIII f. LXXIX), ſo haben wir uns auch jene deutſchen Zwerge nicht mit dem Nebenbegriffe der Miſsgeſtalt vorzuſtellen; Alberich oder Elberich, der ſich im Namen ſchon als Elfenkönig kund thut und in den Nibelungen- wie in den Amelungenſagen herrſcht, iſt an manchen Stellen mit den hellſten Farben gemalt.

Als er bei Otnits Hochzeitfeſte ſich ſchauen läßt, heißt es im Liede (Otn. Str. 517):

Manige schœne frowe uz rôtem munde sprach:
Ich wæne, daz nie kein ouge schœner bilde ie gesach.

Als der Zwergkönig Laurin in ſeiner glänzenden Waffentracht daherreitet (Ettm. 503 ff.):

Dô sprach Wittich der degen:
„nu müeze got unser pflegen!
Dietrich, lieber herre mîn,
daz mac et zwâr ein engel sîn;
sant Michel sicherliche
vert dâher ûz dem himelriche!“

Odin und die andern Aſen erſcheinen im Nibelungenliede nicht mehr bei der Erwerbung des Hortes; aber der Zwerg Andware und das Geſchlecht Reidmars, deſſen kunſtreicher Sohn Reigen im Eddaliede (Edd. IV, 19. Grimm, Edd. 153) auch ein Zwerg genannt wird, ſind erſetzt durch den Zwerg Alberich, den Hüter des Hortes, ſowie durch den König Nibelung, den Beſitzer deſſelben und ſeine Söhne Nibelung und Schilbung, die ſich in das Erbe des Vaters theilen wollen und gleichfalls darüber umkommen. Daß auch dieſe drei als Zwerge zu betrachten ſeien, ergiebt der Zuſammenhang, wonach ſie den Hort aus einem hohlen Berge hervortragen laſſen; ſie werden auch im Siegfriedsliede ausdrücklich als Zwerge bezeichnet. (Str. 13 f. 156. 168.) Nibelungen heißen nun zunächſt die beiden Söhne des alten Zwerges (Nib. Z. 358 f. Str. 88, 2 f.), dann die Recken Nibelungs, die zu ſeinem Lande gehören und nun auch Siegfrieden dienen (Z. 388. 403. 2899. 2019. 2404), nach deſſen Tod aber mit dem Hort an die burgundiſchen Könige kommen (4479. 4512. 6105), endlich dieſe Könige und ihr Volk ſelbſt (6118. 22. 6874. 6924. 7520 f. 8806. 9636).

Schon jene urſprüngliche Verbindung des Namens Nibelung mit dem aus dem hohlen Berg entnommenen Horte deutet darauf, daß ſolcher ein Name für Erdgeiſter, Schwarzelfen, Zwerge ſei, denen er auch zuerſt gegeben iſt. Damit ſtimmt auch die Wortbedeutung des Namens überein, mögen wir nun diejenige annehmen, welche Lachmann geltend macht, wonach es einen, der vom Nebel, aus dem Nebelreiche ſtammt, bezeichnen würde, oder die von Leichtlen in ſeinen Neuaufgef. Bruchſt. d. Nib. L. 40 f. damit verbundene, wo er ſagt:

> Über die Bedeutung des Namens Nibelung iſt wohl jetzt kein Zweifel mehr. Die erſte und natürlichſte liegt im Worte ſelbſt. Niblend braucht Pictorius in ſeinem Wortbuche von einem, der mit den Augen ſchelb (ſcheel) und höhniſch ſieht, torvus; und Friſch erklärt dies weiter dahin, daß die Augen und Blicke ſolcher Leute ausſehen, wie der neblige Himmel. Nübler iſt bei Friſch ein Blinzaug, lusciosus, myops. Mit der Bedeutung eines ſchielenden hängt die eines neidiſchen Menſchen (Nidung) zuſammen. Da ferner niblig die alte Form für nebelig, nebelhaft iſt, ſo leuchtet eben auch aus dem Namen Nibelung eine Anſpielung auf die Bewohner eines fernen, wie im Nebel dämmernden Landes, wofür ſich ein zauberkundiger König, das Getwerg Niblung, vortrefflich ſchickt, hervor.

Den von Leichtlen für die Beziehung auf den Blick angeführten Stellen füge ich noch Folgendes bei: Stalder, Schweiz. Idiot. (Aarau 1812) II, 236:

> „Nibel, Sauernibel m. ſauerſichtige Perſon, Kind; herbes Geſicht; daher nibeln, ſauernibeln (m. haben), unfreundlich, finſter drein ſehen, wie nebeliges Wetter (B. Gl. Z. Schf.) Altd. f. Schott. S. 1369." (Vgl. Stald. I, 94: älbſch.)

Schottel, Ausführl. Arbeit von der teutſch. Haubtſprache. Braunſchweig 1663. S. 1369:

> „Nibel nibelen torvum videre. niblend torvus."

Von dieſem Worte nibeln, das in den ältern Wörterbüchern und noch heutzutage, namentlich in der Schweiz, ſo viel heißt als finſter, nebelhaft drein ſehen, kann der Name Nibelung auf ähnliche Weiſe gebildet ſein, wie der (von Leichtlen gleichfalls angeführte) Nidung von nîden, neiden. Reinmar von Zweter (13tes Jahrhundert) Man. II, 147: Nidunk in Sibechen wîse.

Der Beziehung auf den Blick zur Probe mag der Name des andern Bruders Schilbung dienen, von ſchelb, ſcheel, ſchielend. (Vgl. jedoch Lachmann, Krit. d. Nib. S. 22.) In dieſelbe Verwandtſchaft mag der Zwergname Eugel, im Siegfriedsliede, gehören.[1] Dieſe Namen ſind in der elfiſchen Natur ſelbſt begründet. Den Bewohnern und Beherrſchern der hohlen Berge, der dunkeln, unterirdiſchen Reiche geziemt der trübe, nebelhafte Blick. Sie haben auch die unſichtbar machende Nebelkappe, Hehlkappe; in Laurins hohlem Berge wird auf die Gäſte ein Zauber geworfen, daß keiner den andern ſieht (Luar. 1669 ff.). Die Elfen haben aber auch in der Volksmeinung das böſe, ſchielende Auge (Grimm, Elfenm. CII. 228. Finn. M. Edd. I, 190), deſſen Blick zauberhaft und verderblich wirkt. Heinrich von Morunge (Man. I, 50^b) ſingt:

von der elbe wirt entsehen vil maniger man,
alsô wart ich von grôzer liebe entsehen.

Dieſes Entſehen, das auch ſonſt vorkommt (Grimm, Elfenm. LVIII), iſt wörtlich eine Bezauberung durch das Auge. Einen lebendigen Zug, der obige Anſicht beſtätigt (den übrigens auch Lachmann auf andere Weiſe für die ſeinige geltend macht), hat die Wilkinenſage aufbewahrt. Nach ihr iſt der grimme Hagen Sohn eines Elfen, der ſeine Mutter im Garten beſchlichen hat. Als er in ſeiner Kindheit mit andern Knaben ſpielt, wird ihm vorgeworfen, daß er ausſehe wie ein Unhold (trold), nicht wie ein Menſch, und ſeinem Angeſichte gleiche ſein Sinn. Zornig hierüber geht er an ein Waſſer und beſieht ſein Bild darin; da ſieht er, daß ſein Antlitz bleich iſt wie Baſt und fahl wie Aſche, auch daß es groß und grauenhaft (grueligt) iſt (Wilkinenſ. C. 150. II, 40—42. Rafn II, 1. S. 241 f.). Weiterhin, als Held, wird er beſchrieben: ſchwarzhaarig, langen, dunkelfarbigen und grimmen Angeſichts, mit einem Auge, das aber ſcharf und ſchrecklich iſt (C. 165. II. 667. Rafn II, 1.

---

[1] Grimm, Elfenm. LXXII vermuthet Englin ſtatt Euglin.

S. 256 f.). Das andere hat er im Streite mit Walthern verloren (Wilkinenſage C. 87. I, 289), was, obgleich unter andern Umſtänden, auch das lateiniſche Gedicht von Walthern erzählt. Lusce Sicamber, heroum turbas transversa tuenda salutans, wird dort Hagano von Walthern angeredet und verſpottet (V. 1389—91. 1432—35), wenn nicht die verſchiedenartigen Erzählungen hievon etwa nur das grauenhafte Bild, um es natürlich zu erklären, in Handlung ſetzen. Im Nibelungenliede läßt Hagen ſpähend ſein Auge (Lachm. 85 ougen) wanken (V. 345) und wirft über die Achſel ſchwinde Blicke (V. 1668. 7055); der jungen Tochter Rüdigers dünkt er forchtlich zu küſſen (V. 6675—8); er iſt hoch gewachſen, mit breiter Bruſt, ſeine Haare ſind graugemiſcht, ſchrecklich ſein Ausſehen (V. 6953—6).[1] So erſcheint dieſer Held in Blick und Antlitz durchaus elfiſch, nibelſichtig, ein echter Nibelung.

Das Elfenweſen iſt der geſammten Heldenſage gemeinſam und wir ſchließen darum hier auch den Kreis der Amelungen nicht aus, wenn wir gleich dieſe nachher auch in ihren beſondern mythiſchen Beziehungen betrachten werden. Vollſtändig iſt die Natur der Elfen dargeſtellt in den beiden Zwergkönigen Elberich und Laurin. Beide gebieten im Gebirg und walten über deſſen unterirdiſche Schätze. Sie ſind klein, doch wohlgeſtalt. Elberich erſcheint als ein ſchönes Kind, Laurin wird einem Engel verglichen, ihre Kleidung iſt herrlich, voll Goldes und edler Steine. Sie beſitzen übermenſchliche Stärke und machen ſich nach Gefallen unſichtbar, Laurin mittelſt der Tarnkappe; doch wird man ihrer anſichtig, wenn man einen wunderbaren Ring an den Finger ſteckt. Sie ſind überaus neckiſch und äffen die Menſchen durch allerlei Zauber- und Blendwerk; die Muſik lieben ſie und Elberich ſpielt ſelbſt die Harfe. Beide trachten nach ſchönen Frauen aus dem Menſchengeſchlechte. Nach zwo verſchiedenen Richtungen aber bringen ſie das Elfenleben zur

---

[1] Lachm. 1672:

Der helt was wol gewahsen, daz ist al wâr;
grôz was er zen brüsten; gemischet was sîn hâr
mit einer grîsen varwe; diu bein wârn im lanc,
eislich sîn gesiune; er hete hêrlichen ganc.

V. 1665: Der dritte der gesellen der ist sô griulich [al. gremlich]
(unt doch mit schœme lîbe, küneginne rich),
von swinden sînen blicken, der er sô vil getuot,
er ist in sînen sinnen ich wæne grimme gemuot.

Erſcheinung. Laurin zeigt deſſen innern Haushalt, den unterirdiſchen Glanz der Gebirge, Spiel und Tanz des kleinen Volkes in ſeinen verborgenen Wohnſtätten; dahin hat er Similden entführt, dahin lockt er auch die Helden, die ihn angegriffen und die nun ſeine ganze Bosheit erfahren. Elberich dagegen tritt am ſchönen Maientage hinaus, beſucht die irdiſche Frau in ihrem Gemache, bringt ſeinem Sohne Otnit die koſtbaren Waffen aus der Eſſe des hohlen Berges und ſchließt ſich forthin, nach Art der Hausgeiſter, an deſſen menſchliches Treiben an, iſt ihm getreu und hülfreich und nur den Feinden des Helden boshaft und gefährlich. Wir finden hiemit in dieſen beiden Zwergkönigen die manigfachen Eigenſchaften ausgeprägt, welche, nach der Brüder Grimm umfaſſender Darſtellung, der elfiſchen Doppelnatur im Glauben der verſchiedenſten Völker zukommen.

In Wolfdietrichs und des Berners Kämpfen mit Drachen und Rieſen ſind gleichfalls die Zwerge ſtets berathend, heilend und hülfreich. Rieſen und Zwerge erſcheinen durch die ganze Heldenfabel nur ſelten getrennt; aber jene treten in roher Gewalt und wilder Treuloſigkeit auf, die durch kein ſittliches Band zu bezähmen iſt; dieſe zeigen ſich kunſtreich, gewandt, zwar, wenn ſie einmal bezwungen ſind, unermüdlich im Dienſte, doch mehr einem Gegenſtand, als innerer Zuneigung gehorchend. Beide zuſammen ſtellen (Grimm, Hausm. I. Vorr. XLIII) die Naturkräfte im Gegenſatz ihrer wilden und ſtillen Wirkungen dar. Aber auch das Unheimliche und Dunkle der Naturgewalten, welche, wenn ſie auch der Menſch ſich dienſtbar macht, doch ſtets gefährliche Diener ſind, iſt dieſen beiderlei Weſen gemein, obgleich das Gemüth des Volkes auch ihnen mehr oder weniger von ſeiner Wärme mitgetheilt hat.

Auch im Amelungenkreiſe finden wir die Abſtammung der Helden von elfiſchen Vätern, zur Begründung ihrer übermenſchlichen Kräfte und Eigenſchaften. Wolfdietrich wird, nach der einen Geſtaltung ſeiner Sage, der Abkunft von einem böſen Geiſte wenigſtens verdächtig gemacht (Caſp. v. d. Röhn Wolfd. Str. 17. 19). Otnit hat den Zwergkönig Elberich zum Vater; Dietrich von Bern einen hohlen Geiſt, der ſeiner Mutter weiſſagte, der Sohn, den ſie trage, werde der ſtärkſte Mann ſein, der je geboren worden; Feuer werde aus ſeinem Munde ſchießen, wenn er zornig werde (Anhang z. Heldenb. Bl. 210^a). Damit hängt zuſammen, daß Dietrich am Ziele ſeiner Bahn von einem Zwerge abgeholt wird (ebend. Bl. 212^a). In der Wilkinenſage (C. 365. III, 113. Rafn S. 549) ſchilt Dietrich, im Unmuth, daß er Hagen ſo lange nicht bezwingen kann, dieſen einen Elfenſohn und wird dafür von dem Gegner ein Sohn des Teufels geſcholten. In einem der Roſengartenlieder reizt Hildebrand den zögernden Helden zum Kampfe, indem er ihm vorhält, die ſchönen Frauen vom Rheine ſpotten ſeiner und ſprechen, er ſei ein rechter Alf (V. 2051—5); ſo daß wir alſo das rechte Wort, Elfe, auch im deutſchen Liede ausgeſprochen finden. Der treuloſe Wittich, Sohn des elfiſchen (Grimm, Edd. 9. Edd. III, 249 f.) Schmiedes Wieland, wird, vor Dietrich fliehend, von ſeiner Ahnfrau, der Meerminne Waghild (vgl. Wilkinenſage C. 18. I, 63 f.) in den Grund des Meeres aufgenommen (Rab. Schl. 964). Bei ihm, wie bei Hagen, taugt ſolcher Urſprung zu der Gemüthsart. Anders ſcheint es ſich mit den edlern, geprieſenen Helden der Amelungen zu verhalten. Hier iſt es glaublich, daß, ſtatt der dunkeln Geiſter, der boshaften Elfen, von denen ſie erzeugt ſein ſollen, früher, wie bei den Königsgeſchlechtern des Nordens, größere Götter genannt waren. Der Geſchichtſchreiber der Gothen ſelbſt berichtet, daß dieſes Volk ſeine ſiegreichen Fürſten für Halbgötter, d. h. Götterſöhne, erklärt habe.

Jornand. c. 13: Jam proceres suos, quasi qui fortuna[m] vincebant, non puros homines, sed semideos, id est Anses,[1] vocavere.

Wir kommen nun zum gothiſchen oder perſiſch-gothiſchen Mythenkreis, zur Amelungenſage.[2]

Bevor ich näher auf die Beziehungen eingehe, die uns das Schah-Nameh zur Amelungenſage darbietet, halte ich für angemeſſen, von der perſiſchen Heldenſage aus einen Flug durch das weite Gebiet der allgemeinen Sagenpoeſie zu nehmen. Der Kampf des Vaters mit dem Sohne, welcher den Gegenſtand unſres deutſchen Hildebrandsliedes ausmacht, zieht ſich durch die Heldenſage der verſchiedenſten Volksſtämme hindurch.

Betrachten wir denſelben zuerſt nach dem perſiſchen Heldenbuche! Hier kämpft Ruſthm, der gefeiertſte Held der perſiſchen Sage, mit ſeinem unerkannten Sohne Sehrab. Schon vor Firduſi hatte der etwas ältere Anſari dieſe Geſchichte dichteriſch bearbeitet und dieſelbe gilt noch jetzt in Perſien für eine der rührendſten und berühmteſten. In den Heldenſagen der europäiſchen Volksſtämme können wir die Behandlung dieſes Kampfes in keltiſcher, ſlaviſcher und germaniſcher Poeſie, in letzterer aber wieder nordiſch und deutſch aus verſchiedenen Zeiten aufführen.

---

[1] Vgl. oben S. 112. Hugdietrichs Vater heißt in einigen Handſchriften, namentlich der Öhringer, Anzius. Vgl. Grimms Heldenſ. 230. 315.

[2] Vgl. oben S. 138.

Bei dem ſlaviſchen Volksſtamme finden wir den Kampf des Vaters mit dem Sohne im ruſſiſchen Heldenliede: Fürſt Wladimir und deſſen Tafelrunde. Alt ruſſiſche Heldenlieder. Leipzig 1819. In dieſen Liedern ſammeln ſich um Wladimir, der geſchichtlich bis zum Jahr 1015 regierte, die ruſſiſchen Helden auf ähnliche Weiſe, wie um Dietrich von Bern die Helden der Amelungenſage, und auch einzelne Züge ſind gemeinſam. Der deutſche Bearbeiter (v. Buſſe) ſagt im Vorbericht (S. XIII—XV), dieſe Lieder haben ſich nicht ſchriftlich, ſondern nur in dem Munde des Volks erhalten, denn was davon niedergeſchrieben worden, ſcheine durch Beimiſchung vieles Modernen einer ſpäteren Zeit anzugehören; dieſe neueren Zuſätze ſeien in der Überſetzung verworfen, aber nichts Eigenthümliches ausgelaſſen oder entſtellt worden. Viele dieſer Lieder oder Sagen ſeien an des Überſetzers Wiege geſungen und erzählt worden, andre ſeien ihm aus dem Knabenalter erinnerlich.

v. Götze, Stimmen des ruſſiſchen Volks in Liedern (Stuttgart 1828), vermuthet im Vorbericht (S. 29), daß Buſſe ſeinen Stoff aus den von dem Koſaken Kiricha (Cyrill) Danilow, Zeitgenoſſen Peters des großen, geſammelten und nach eigenem Zuſchnitt zugerichteten altruſſiſchen Dichtungen genommen habe (S. 55). In den Grundzügen iſt hiernach das Alter dieſer Heldenlieder nicht zu bezweifeln und ihr Inhalt ſelbſt beſtätigt dieſes. S. 75 ſteht das hieher bezügliche Lied von Iljas von Murom Kampf mit ſeinem Sohne.

Gehen wir zum germaniſchen Volksſtamme über, ſo begegnet uns auf ſkandinaviſcher Seite der Kampf zwiſchen Vater und Sohn in der norwegiſchen Saga von An, dem Bogenſchwinger. Von dieſer Saga hat man Handſchriften aus dem 14ten Jahrhundert; Müller (Sagabibl. II. 545) nimmt aber an, daß eine viel ältere Sage zu Grunde liege. Ich gebe die hieher gehörende Scene nach Rafns däniſcher Überſetzung dieſer Saga im dritten Band ſeiner nordiſchen Kämpfergeſchichten S. 251.

An, zugenannt Bogenſchwinger, der Held der Saga, vom König Ingiald friedlos erklärt, hat ſich einige Zeit bei einem einzelnwohnenden Manne aufgehalten und mit deſſen Tochter einen Sohn erzeugt, nachher aber eine reiche Wittwe, Jorun, geheirathet und iſt ein angeſehener Mann geworden. An lag ſeiner Arbeit ob, wie zuvor, und als er eines Abends vom Werkhauſe weggieng, ſah er draußen auf einer Inſel Feuer brennen. Er dachte, der König wolle ihn noch heimſuchen, oder es könnten Räuber ſein, welche ſich ſeiner Habe bemächtigen wollten. Begierig, zu erfahren, was es wäre, gieng er allein zum Strand hinab, nahm ſich ein Boot und ruderte nach der Inſel. Hier ſah er einen jungen und großen Mann bei einer Feuerſtätte ſitzen; derſelbe war mit einem Rock und leinenen Beinkleidern angethan; er ſpeiſte, eine Silberſchüſſel ſtand vor ihm; er hatte ein Meſſer mit beinernem Hefte, woran er die Speiſe aus dem Keſſel ſteckte. An bemerkte, daß der Fremde nicht auf ſeine Sicherheit bedacht war; er ſchoß nach ihm und traf das Stück, welches jener eben aus dem Keſſel gezogen, und es fiel nieder in die Aſche. Er legte den Pfeil an ſeine Seite und ſpeiſte fort wie vorher. An ſchoß den zweiten Pfeil ab und dieſer traf den Teller, welcher vor ihm ſtand, und dieſer fiel in zwei Stücke; der Mann blieb ſitzen, ohne darauf zu achten. Da ſchoß An den dritten Pfeil ab; dieſer traf das Meſſerheft, welches von ſeiner Hand hintenaus ſtand, und das Heft flog fort in zwei Stücken. Da ſagte der junge Mann: „Dieſer Mann that mir Schaden und ſich ſelbſt nur wenig Vortheil, indem er mein Meſſer verderbte.“ Er hob nun ſeinen Bogen auf; aber An dachte, daß man nicht wiſſen könne, wohin ein noch nicht abgeſchoſſener Pfeil treffen möchte; er gieng daher hinter eine Eiche, ſo daß dieſe zwiſchen beiden ſtand. Der junge Mann ſchoß jetzt den erſten Pfeil ab, ſo, daß An glaubte, derſelbe würde ihn in der Mitte getroffen haben, wenn er vor der Eiche geſtanden wäre. Der andere Pfeil würde ihn, wie es ihm ſchien, auf die Bruſt getroffen haben, und der dritte in das Auge; ſolchergeſtalt ſteckten ſie alle in der Eiche, hinter welcher An ſtand. Da ſagte der junge Mann: „Nun ſoll der, der nach mir ſchoß, ſich zeigen, damit wir uns treffen, wenn er etwas mit mir abzumachen hat.“ An trat vor und ſie begannen zu ringen, und ihr Kampf war ſehr heftig. An wurde zuerſt müde, denn der andre war ſtark und ſtand feſt auf den Beinen. An ſchlug vor, eine Weile auszuruhen; der junge Mann ſagte, daß er zu allem bereit ſei; An aber rieth zur Ruhe. Er fragte: „Was iſt dein Name?“ Jener ſagte, er heiße Thorer und ſein Vater heiße An, „aber wie heißeſt du?“ „Ich heiße An,“ antwortete der andre. (Wortſpiele.) An ſagte: „Was haſt du aber zum Wahrzeichen, wenn du deinen Vater findeſt?“ „Ich bin gewiſs,“ ſagte Thorer, „daß ſich wahrhafte Merkmale meiner Ausſage finden werden, aber dir bin ich nicht ſchuldig, ſie vorzuzeigen.“ An ſagte, es gezieme ſich, daß er ihm das Zeichen vorweiſe. Thorer zeigte ihm hierauf den Ring. An ſagte: „Wahrhaft iſt dieſes Merkmal und hier haſt du deinen Vater getroffen; laß uns nun heim fahren und beſſere Herberge ſuchen!“ Sie thaten ſo und kamen heim, und Ans Männer ſaßen da und harrten ſein mit Angſt und Schrecken, denn ſie wuſten nicht, was aus ihm geworden. An ſetzte ſich auf den Hochſitz, und Thorer an ſeine Seite. Jorun fragte, wer der junge Mann ſei. An hieß ihn ſelbſt ſeinen Namen ſagen. Da ſprach er: „Ich heiße Thorer und bin Ans Sohn.“ Sie ſagte: „Nun muß man das Sprichwort wahr nennen, daß mancher reicher iſt, als er ſcheint; nicht ſagteſt du mir, daß du dieſen Sohn hätteſt.“ Weiter ſprach ſie zu Thorer: „Wie alt biſt du?“ „Achtzehn Winter,“ antwortete Thorer. Sie ſagte: „Das glaube ich, daß ich dich Hochbein nennen kann, denn niemand ſah ich noch höher bis zu den Knieen auf.“ „Dieſer Name behagt mir wohl,“ ſprach er, „und muſt du mir etwas zur Namensfeſte geben, damit die Leute mich ſo nennen können.“ Sie ſagte, das ſolle geſchehen, und gab ihm etwas Gold.

In deutſcher Heldendichtung treffen wir ſchon am Schluſſe des 8ten Jahrhunderts auf das Lied von Hildebrand und Hadubrand, in Stabreimen. Dieſes älteſte poetiſche Denkmal in deutſcher Sprache behandelt gerade jenen weitverbreiteten Sagenſtoff. Vgl. Grimms Ausgabe S. 7.

Zwiſchenein tritt hier das Gedicht von Biterolf und ſeinem Sohne Dietleib, aus dem 13ten Jahrhundert, deſſen hieher bezüglichen Inhalt ich in den Umriſſen der Heldenſage erzählt habe, wie nemlich Dietleib ſeinen Vater Biterolf, der vor manchen Jahren Weib und Kind verlaſſen, aufſucht und mitten im Schlachtgewühl auf ihn trifft und wie ſie dann, ſich für Gegner haltend, mit einander kämpfen, bis Biterolf bei einem ſtarken Schlage, den er empfängt, den Klang ſeines Schwertes

Welſung, das er daheim gelaſſen, erkennend, von Ahnung und Sehnſucht ergriffen wird.

Endlich iſt der Kampf Hildebrands mit ſeinem Sohne, wie er im älteſten deutſchen Liede beſungen war, wenn auch, nach der Natur der Volkspoeſie in veränderter Geſtalt, als Volkslied noch auf fliegenden Blättern des 16ten und ſelbſt des 17ten Jahrhunderts im Umlauf geweſen. Versmaaß und Reim ſind in dieſem Volksliede häufig geſtört, aber der Ton iſt rüſtig und tüchtig. Vgl. Grimms Hildebrandslied S. 53.

Es ließen ſich noch mehrere Darſtellungen ſowohl des Hildebrandsliedes insbeſondre, als des Kampfes zwiſchen Vater und Sohn überhaupt anführen. So kämpft in dem däniſchen Volksromane von Olger dem Dänen Göde, König von Dänemark, mit ſeinem Sohne Galder (Grimm, Hildebrandslied S. 77); ſo in dem altengliſchen Gedichte Sir Degoré dieſer Held mit ſeinem Vater; die Erkennung geſchieht hier dadurch, daß der Vater die abgebrochene Spitze des Schwertes bei ſich trägt, das er einſt für den Sohn zurückgelaſſen. (Ein Auszug dieſes Gedichts in Ellis, specimens of early english metrical romances. 2 edition. B. III. London 1811. S. 361. 379 ff.)

Die durchlaufende Ähnlichkeit, nicht bloß in der Grundlage, ſondern auch in manchen Einzelheiten iſt in die Augen fallend und wird ſelbſt dadurch nicht aufgehoben, daß die endliche Wendung hier traurig, dort heiter ausfällt. Überall ſind drei Perſonen im Spiele: Vater, Sohn und Mutter. Der Vater iſt gealtert, ſcheint anfangs dem jugendlichen Ungeſtüm des Sohnes zu weichen, bewährt aber zuletzt, ſiegreich, die langgeprüfte Heldenkraft. Im perſiſchen Gedichte ruft Sehrab den unerkannten Vater ſo an: „Auf dem Kampfplatz iſt dir nicht Stand, vor meiner Fauſt wirſt du niederliegen.“ Ruſthm aber erwidert: „Milde, o Jüngling! erſtarrte und dürre Erde, heiße und kalte Luft hab' ich auf dem Schlachtfelde geſehen; viel Heere hab' ich vernichtet, mancher Diw verdarb von meiner Hand, nie noch bin ich unterlegen.“ Gleicherweiſe im deutſchen Hildebrandsliede des 8ten Jahrhunderts der Vater zu dem kampfluſtigen Sohne: „Sechszig Sonnen und Winter bin ich herumgewallet, weit von meinem Vaterland, immer ward ich zu den vorderſten Kriegern geſtellt, auf keiner Burg hat man mir die Beine in Bande gelegt.“ Mehr im Hintergrunde ſteht die Mutter, ſie wird entweder nur in der Erinnerung genannt, oder ſie beklagt den verderblichen Ausgang, wie Sohrabs Mutter, oder ſie ſchließt den fröhlichen ab, wie Frau Ute im Volksliede. Im ältern Hildebrandsliede wird der im Lande zurückgelaſſenen Gattin nur im Geſpräch erwähnt, aber das Lied iſt am Ende mangelhaft.[1] In der nordiſchen Erzählung von An Bogenſchwinger erſcheint am heitern Schluſſe die Stiefmutter und wundert ſich, daß ihr Mann reicher war, als ſie geglaubt; aber ſie nimmt den Stiefſohn auf, indem ſie ihm Namen und Namensgeſchenke giebt. Die Verhinderung des frühern Erkennens liegt meiſt in dem durch herkömmliche Begriffe von Heldenehre gebotenen Verſchweigen des Namens und Zeichens. Ruſtem verweigert ſeinen Namen, weil ſonſt Sohrab, den zu bezwingen er vom Schah ausgeſendet iſt, nicht mit ihm kämpfen möchte. Im deutſchen Volksliede verſtellt ſich Hildebrand, um den Sohn im Kampfe zu prüfen. Das endliche Wahrzeichen des Erkennens iſt theils ein Schwert, gröſtentheils aber ein Ring. Sohrab hat den goldnen Armring unter dem Panzer und im Volksliede von Hildebrand läßt dieſer den Ring wenigſtens am Schluſſe noch in den Weinbecher fallen.

Die tragiſche Schlußwendung, in der perſiſchen und gäliſchen Sage, erſcheint als die ältere und urſprüngliche. Durch ſie hat die Scene einen ſchärfern, ſelbſtändigern Abſchluß in ſich. Die tiefeinſchneidenden Grundſtriche des Ernſtes ſind überall das Urſprüngliche der Sagenpoeſie; das Humoriſtiſche iſt die Kehrſeite deſſen, was zuvor im Ernſte geſchaffen war. Unter den deutſchen Hildebrandsliedern ſelbſt iſt das ältere, obgleich ſein abgebrochener Ausgang wohl auch kein trauriger war,[2] noch nicht in dem faſt ſcherzhaft rüſtigen Tone abgefaßt, der das ſpätere Volkslied auszeichnet. Mit tiefer Bekümmernis ruft dort Hildebrand aus: „Nun ſoll mich mein eignes, liebes Kind hauen mit ſeinem

---

[1] Die eben erwähnte Klage Rudabehs iſt eine der ergreifendſten Stellen der perſiſchen Darſtellung, womit dieſelbe ſchließt. Görres, das Heldenbuch von Iran 1, 269.

[2] [Einen tragiſchen Schluß des ahd. Hildebrandsliedes nimmt Grein an in ſeiner Ausgabe des Gedichts. Göttingen 1858. S. 39. Vgl. auch Mythus von Thor S. 207. 211 ff. Müllenhoff in Haupts Zeitſchr. 10, 179. in ſeinen Denkmälern S. 254. Pfeiffers Germania 9, 313 f. K.]

Schwert, dahinſtrecken mit ſeinem Beil, oder ich ſoll ſein Mörder werden.“ Das iſt dieſelbe Saite, auf der das perſiſche Gedicht anſtimmt: „Pferde kennen ihr Junges und Fiſche im Meere, nur der Menſch nicht, weil Gier und Leidenſchaft ihn verblenden.“

Es entſteht nun die Frage: iſt aus der Ähnlichkeit in Grundzügen und Einzelheiten der Erzählung bei den verſchiedenen Volksſtämmen auf eine gemeinſame Sagenquelle, die in die verſchiedenen Sprachen ſich ergoſſen hätte, zu ſchließen? oder auch auf die Verpflanzung der Sage, auf eine Entlehnung derſelben, je von einem Volke zum andern? Das Letztere kann in Beziehung auf das Verhältnis der ruſſiſchen Lieder von Wladimir und ſeinen Helden zur deutſchen Heldenſage wirklich der Fall geweſen ſein. Die ſlaviſchen und deutſchen Völker haben ſich vielfach berührt und der geſchichtliche Held des ruſſiſchen Kreiſes fällt ſelbſt erſt an die Scheide des 10ten und 11ten Jahrhunderts, alſo in eine Zeit, in welcher die deutſche Amelungenſage, wie das älteſte Hildebrandslied und das angelſächſiſche Gedicht vom Wanderer zeigen, wenigſtens ſchon ſeit drei Jahrhunderten geſtaltet war. Schwieriger iſt, was uns am nächſten angeht, das Verhältnis der perſiſchen Erzählung zur deutſchen. Man iſt gewohnt, den Orient überall auch als den Aufgangsort der Mythen und Sagen anzuſehen. Hier aber tritt der Umſtand ein, daß Firduſis Heldenbuch wieder um zwei Jahrhunderte jünger iſt, als das deutſche Hildebrandslied. Eine Einwirkung germaniſcher Sagenpoeſie auf die perſiſche würde gleichwohl allem ſonſt bekannten hiſtoriſchen Zuſammenhange widerſtreben; und da Firduſi aus ältern Königsbüchern und Überlieferungen ſein Werk bearbeitet hat, ſo verliert ſich auch der Urſprung der perſiſchen Sage in unbeſtimmte Ferne. Nur in dieſer Zeitenferne, nur in einem uralten, gemeinſamen Sagentypus, nicht in dem Abdruck einer ſchon ausgeprägten perſiſchen Heldenſage in der germaniſchen, oder umgekehrt, könnte der geſchichtliche Grund der Verwandtſchaft mehr geahnt, als nachgewieſen werden.

Allein ſelbſt das iſt noch in Frage, ob denn überhaupt die vorliegenden Ähnlichkeiten aus einem geſchichtlichen Zuſammenhange erklärt zu werden brauchen, ob nicht unter den gleichen Bedingungen auch dieſelben poetiſchen Gebilde ſich bei den verſchiedenen Völkern unabhängig erzeugt haben können, ob nicht ſchon in der Natur des dichtenden Menſchengeiſtes der gemeinſame Typus gegeben ſei.

Erwägen wir nun, daß alle dieſe Heldenſagen eine Poeſie des Kampflebens ſeien, daß eine ſolche Poeſie die manigfachen Verwicklungen, die im Kampfe möglich ſind, in ihren Bereich ziehen, daß ſie, als Poeſie, die herzergreifenden Scenen mit Vorliebe erfaſſen und pflegen werde, ſo müſſen wir ſehr natürlich finden, daß der Kampf zwiſchen Vater und Sohn, die einander nicht kennend zuſammentreffen, faſt unvermeidlich einen beliebten Gegenſtand der Darſtellung ausmache. Auch andere Kämpfe dieſer Art, zwiſchen Brüdern, Verwandten, Waffenbrüdern, kommen häufig in der Sage vor. Sind aber einmal Vater und Sohn zuſammengeführt, ſo ſtellt die Mutter, als dritte theilnehmende Perſon, von ſelbſt ſich ein. Daß Vater und Sohn wiſſentlich oder im Haſſe ſich bekämpfen, ſolche Unnatur läßt das geſunde Gemüth der dichtenden Völker nicht leicht in ihrer Poeſie aufkommen. Es muß alſo ein Nichterkennen und ein Grund deſſelben geſetzt werden. Dieſer ergiebt ſich in einer frühern, durch Geſchick oder Wankelmuth getrennten Verbindung, in einer langen, freiwilligen oder nothgedrungenen Abweſenheit von Hauſe. Auch die mögliche Aufklärung durch gegenſeitiges Befragen und Antworten über Namen und Herkommen muß beſeitigt werden und ein gültiges Mittel hiezu liegt in der, dem kriegeriſchen Trotze natürlichen Abneigung, demjenigen Rede zu ſtehen, der die Bereitwilligkeit hiezu als Furcht auslegen könnte.[1] Ein Wahrzeichen der endlichen Erkennung iſt gleichfalls nothwendig und das nächſte hiefür iſt das Schwert ſelbſt, mit welchem gekämpft worden, oder der Ring, der einſt die langgetrennte Verbindung geſchloſſen. So ſcheint die Scene, in den Grundzügen und Ähnlichkeiten, ſich überall von ſelbſt zu dichten; die Manigfaltigkeiten und Abweichungen aber ſahen wir nicht minder ſich geltend machen, ſoweit es irgend die Einfachheit der Situation zuläßt; wir fanden ſelbſt verſchiedene Grundtöne, den klagenden und den fröhlichen, angeſtimmt.

In ſolcher Erwägung des Ähnlichen und Unähnlichen, des möglichen Zuſammenhangs und der nicht minder möglichen Selbſtändigkeit geräth das Urtheil in Schwanken und der erſte Eindruck auffallender Ähnlichkeiten bei Völkern, die ſich der Zeit und dem Raume nach ferne ſtehen, bricht ſich an der Betrachtung des menſchlich Gemeinſamen; wir verlangen noch ein beſondres Wahrzeichen, wodurch auch hier Vater und

---

[1] Vgl. Grimm, Heldenſage S. 363 f.

Kind ſich ausweiſen, woran die eine Sage als der andern durch Abſtammung oder in der Seitenlinie verwandt erkannt werde.

Aus allgemeinen Gründen der Ähnlichkeit oder Verſchiedenheit ſcheint mir ſonach der einzelne Fall, wie der im vorgetragenen Beiſpiele, nicht entſchieden werden zu können. Die beſondre Verwandtſchaft der perſiſchen und deutſchen Sage kann durch daſſelbe für ſich allein um ſo weniger bewieſen werden, als die Ähnlichkeit im Ganzen und Einzelnen auch durch andere Volksſtämme fortläuft. Ich habe dieſes Beiſpiel, welches mit dem Mythiſchen nicht unmittelbar zuſammenhängt, hier zunächſt nur zur Sprache gebracht, um zu zeigen, wie nahe ſich die Verwandtſchaft legen kann, ohne doch mit Sicherheit behauptet werden zu können, und um die Nothwendigkeit ſtrengerer Kriterien zu begründen.

Solche glaube ich darin zu finden, wenn die Ähnlichkeit nicht in einfachen, aus den natürlichen Zuſtänden des ältern Volkslebens unmittelbar erklärbaren, in ſich abgeſchloſſenen und verſtändlichen Situationen beruht, ſondern wenn ſie auf zuſammengeſetztere Verhältniſſe, weitere Umriſſe und gewiſſermaßen conventionelle oder techniſche Anordnungen des Sagenſtoffes, auf die Anlage und Eintheilung größerer Dichtungen ſich erſtreckt; wenn hierin zur Erklärung der Sage des einen Volkes die Kenntnis der Sage des andern unentbehrlich iſt, wenn uns in der letztern plötzlich das Licht aufgeht, das wir in der erſtern, nicht mehr verſtandenen, vermiſsten.

Können ſolche Beziehungen der deutſchen Sage zur perſiſchen nachgewieſen werden, und iſt aus ihnen einmal die äußere Verwandtſchaft beider dargethan, dann wird rückwirkend auch für den Kampf des Vaters mit dem Sohne und andre gemeinſame Züge, zu deren Erklärung die Annahme eines verwandtſchaftlichen Zuſammenhangs nicht durchaus nöthig wäre, dieſer Zuſammenhang doch in einem höheren Grade wahrſcheinlich ſich darſtellen.

Die Erklärer der Heldenſage von der mythiſchen Seite haben großentheils die Geſammtheit derſelben auf die Eddalehre bezogen, ſo daß ſogar Siegfried, Wolfdietrich und Otnit identiſch für Balder, oder für Thor und Balder zugleich, angenommen worden ſind (Mone, Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 2 Theile. Leipzig und Darmſtadt 1822—3. II, 329 f.). Dieſes Nichtunterſcheiden hat wohl vorzüglich darin ſeinen Grund, daß man, vom Nibelungenliede ausgebend, zu ausſchließlich die Siegfriedſage und deren mythiſche Darſtellung in den Eddaliedern vor Augen gehabt hat. Darüber iſt dasjenige Gedicht hintangeſetzt worden, welches, nach meiner Anſicht, die eigenthümlich gothiſche Heldenſage und in ihr auch einen beſondern gothiſchen Mythenkreis am treueſten aufbewahrt hat, das Wolfdietrichslied. Selbſt W. Grimm hat dieſem Gedichte weder in Beziehung auf deſſen Stelle in der ganzen Sagenentwicklung, noch insbeſondre hinſichtlich ſeiner mythiſchen Beſtandtheile, die demſelben, meines Erachtens, zukommende Würdigung angedeihen laſſen. Roſenkranz (das Heldenbuch und die Nibelungen. Halle 1829. S. 43) ſtellt dasſelbe an den Schluß des Kreiſes und glaubt, daß in Wolfdietrich offenbar nur der alte Dietrich von Bern chriſtlich apotheoſirt ſei; wie denn auch Grimm in Berchtung, Wolfdietrichs Meiſter, nur den alten Hildebrand wieder ſieht (S. 358). Mir ſteht, umgekehrt, Wolfdietrich an der Spitze der Amelungenſage, mir ſcheinen in dieſem Gedichte die Spuren einer mythiſch-ſymboliſchen Darſtellung desjenigen durchzuleuchten, was in den übrigen Amelungenliedern ſich in epiſcher Charakteriſtik ausgedrückt hat; die chriſtlichen Anſätze aber halte ich für ſpät und äußerlich, während eine uralte Verwandtſchaft mit den perſiſchen Glaubenslehren überzeugend nachzuweiſen ſein möchte.

Von dem Verhältniſſe des Gedichtes zur dichteriſchen Bildung des geſammten Amelungenkreiſes wird weiterhin anderwärts die Rede ſein. Dieſes Verhältnis wird ſich auch richtiger beſtimmen laſſen, wenn wir hier erſt das mythiſche Alterthum desſelben begründet haben.

Es iſt angemeſſen, aus den früher gegebenen Umriſſen zuerſt an die Anlage der Wolfdietrichsſage zu erinnern. Wolfdietrich hat vor der Gewalt ſeiner Brüder von ſeinem väterlichen Erbe zu Conſtantinopel weichen müſſen; dort werden ſeine getreuen eilf Dienſtmannen, ſein Meiſter Berchtung nemlich und deſſen zehen Söhne, in Gefangenſchaft gehalten; er ſelbſt zieht allein nach Lamparten, um dort den mächtigen Kaiſer Otnit im Zweikampfe zu beſiegen und ſich ſo deſſen Beiſtand zur Wiedererlangung ſeines Erbes und zur Rettung ſeiner Dienſtmannen zu verſchaffen. Durch Erlegung der Lindwürme wird er Rächer des von ihnen getödteten Otnit, deſſen Wittwe und Reich ihm dafür zum Lohne wird; dadurch iſt er in den Stand geſetzt, ſein Erbe zu erkämpfen und ſeine Mannen zu befreien.

Bevor er nun zu Otnit gelangt und ſpäterhin, auf einſamer Irrfahrt, hat er eine Reihe der manigfachſten Abenteuer zu beſtehen. Ich habe in den Umriſſen nur die Anlage des Gedichts und die Hauptcharaktere desſelben, nicht aber dieſe Abenteuer gegeben, wovon die bedeutendern erſt hier ihre Stelle finden ſollten. Wie in alle Reiſegedichte, von der Odyſſee bis zum Volksbuche vom Herzog Ernſt, ſind auch in den Rahmen des Wolfdietrichsliedes die verſchiedenartigſten Abenteuer, älteren und jüngeren Gepräges, eingefaßt. Darunter finden ſich allerdings mehrere ritterlich-chriſtliche, z. B. wenn Wolfdietrich Heiden tauft, am heiligen Grabe betet, einem Ringſtechen anwohnt. Ein anderer, bedeutender Theil aber hat ein viel älteres, mythiſches Ausſehen und ich hebe davon für unſern Zweck folgende aus:

Wolfdietrichs eilf Dienſtmannen werden, noch vor ihrer langen Trennung von ihm, in der Nacht von zwölf Rieſen überfallen und auf Balmunds Burg Tremunde in einen tiefen Thurm geworfen. Er bekämpft die Rieſen und befreit die Seinigen.

Als er nachts im Walde über ſeine Dienſtmannen Wache hält, verzaubert ihn die rauhe Elſe, daß er anderthalb Jahre wahnwitzig in der Wildnis läuft. Nachdem ſie den Zauber gelöſt, baden ſich beide in einem Jungbrunnen, aus dem Elſe als das ſchönſte Weib hervorgeht und fortan Siegeminne heißt. Wolfdietrich, gleichfalls geneſen, nimmt ſie zur Frau.

Siegeminne giebt ihm ein Schiff mit Greifengefieder, worin er gen Lamparten fährt.

Kaiſer Otnit macht im Wald ein Feuer auf [Bl. 74 a], das die Würme gewahren; er, der gegen die Lindwürme ausgeritten, entſchläft nachher unter einer Linde, an die ein wildes Weib ihren Zauber gelegt, ſo daß, wer darunter ruht, bis zum dritten Tage ſchlafen muß. Vergeblich ſucht ſein Hund ihn mit Bellen, ſein Roſs mit Scharren und Beißen zu erwecken, als der Lindwurm herankommt. Die wilde Frau aber nimmt ihn aus dem Rachen des Wurmes, giebt ihm ein Kraut zur Geneſung und behält ihn ein Jahr lang in ihrem hohlen Berge (Bl. 74 b). Otnit findet einen Elephanten im Kampfe mit einem Lindwurme; weil er ſelbſt einen rothen Elephanten im Schilde führt, ſteht er jenem bei und verjagt den Lindwurm. Als er nachher abermals unter einer verzauberten Linde in Schlaf fällt, ringt der Elephant für ihn mit dem Lindwurme, wird aber getödtet. Der Wurm trägt den Helden hinweg und wirft ihn ſeinen Jungen vor.

Wolfdietrich bekämpft zwölf Räuber, die ſich ſchon um die Beute, die ſie an ihm machen wollten, geſtritten. Er kommt zu den wilden Reußen, vor Budin, die Burg des Heiden Belligan, deſſen Tochter Marpilie die Gäſte mit einem Trank einſchläfert, worauf ihnen die Köpfe mit einer Diele abgeſtoßen und auf die Zinne geſteckt werden. Solcher Köpfe ſtecken dort wohl an tauſend. Ein See, der ſich plötzlich um die Burg zieht, hindert die Umkehr. Wolfdietrich, den Marpilie mit dem Tranke verſchont, muß mit ihrem Vater einen Kampf im Meſſerwurfe beſtehen, erlegt denſelben, leidet aber große Bedrängnis bei deſſen Weibe, die aus einer Büchſe einen Nebel erregt, und durch Marpilien ſelbſt, die rings um ihn Waſſer zaubert und ſelbſt als eine Krähe davonfliegt. Seine Ankunft in dieſer Burg und die Gefahr für Belligan war durch ein Buch mit Weiſſagungen vorher verkündigt.

Der Rieſe Baldemar in Sicilien fordert Hand oder Fuß als Zoll durch einen Wald. Wolfdietrich erſchlägt ihn. Ein alter Weiſer ſieht dieſes in den Sternen.

Das Rieſenweib Romina, mit ſieben ihresgleichen, bewirtet den Helden und trägt ihn, ſammt ſeinem Roſſe, 72 Meilen weit übers Gebirge.

Wolfdietrich trifft einen Löwen im Kampfe mit einem Lindwurm. Er hilft dem Löwen, weil er das goldne Bild eines ſolchen im Schilde führt, wird aber ſammt dem getödteten Löwen von dem Wurm in ſeine Höhle getragen, wo deſſen Junge den Löwen freſſen, der Held aber die Lindwürme erſchlägt.

Er ſchneidet den Würmen die Zungen aus und überweiſt damit nachher den Herzog Gerwart, der die Köpfe der erſchlagenen Würme mit ſich nahm und dadurch den auf ihre Erlegung geſetzten Preis ſich zueignen wollte.

Wieder hilft er einem Löwen, der mit einer feuerblaſenden Viper kämpft, die ihm den Schild verbrennt. Er muß vor dem Feuer in den Gardaſee tauchen, haut ihr aber zuletzt den Kopf ab. Der Löwe folgt ihm fortan und hilft ſeinem Retter in Kämpfen.

So geſtalten ſich die Abenteuer im gedruckten Heldenbuche und den demſelben entſprechenden Handſchriften. Es giebt aber noch eine andre

Geſtaltung der Gedichte von Otnit und Wolfdietrich, die bis jetzt nur in der Bearbeitung des Caſpar v. d. Röhn aus dem 15ten Jahrhundert (Theil I des Heldenbuches von v. d. Hagen und Primiſſer) bekannt, in reinerer Darſtellung jedoch handſchriftlich zu Wien vorhanden iſt,[1] ſo viel ſich aus einer kurzen Inhaltsanzeige in v. Hormayrs Werken (B. II, 356 f.) entnehmen läßt. In dieſer andern Geſtalt der Dichtung iſt ſchon der Rahmen der Abenteuer verſchieden und die Verbindung derſelben etwas beſtimmter angedeutet, als in jener erſtern Form. Wolfdietrich wird mit ſeinem Meiſter und deſſen zehn Söhnen auf der Burg desſelben von ſeinen Brüdern in das fünfte Jahr belagert. Da reitet er aus, mitten durch das feindliche Heer, um die Hülfe des Kaiſers in Lamparten durch Kampf mit ihm zu gewinnen. Sein Meiſter hat ihm von der Reiſe abgerathen: er hab' ein halbes Jahr, eh' er zu Otnit komme, durch die wüſte Rumeney (Romanien) zu reiten, die, ohne Bewohner und Straßen, von Würmen öde liege und wo er nicht Speiſe noch Trank finden werde. Wolfdietrich aber hat ſich getroſt auf ſein gutes Roſs Falke geſetzt und die Fahrt angetreten. Von ſeiner Mutter iſt ihm ein gefeites Hemd mitgegeben, das ihn vor Feuer und Waſſer, vor Waffen und Zauber ſchützt.

Von ſeinen Reiſeabenteuern ſind folgende anzuführen, welche in der erſtern Geſtaltung des Liedes theils gar nicht, theils anders erzählt ſind: Er findet viel Wildes, mit dem er kämpft und es in ſeine Höhlen jagt, worauf er ein Feuer macht, deſſen Glut über den Wald ſcheint (Strophe 173). Er muß in der Wüſte ſeinen Harniſch zurücklaſſen, weil ſein müdes Roſs ihn nicht mit dieſem zu tragen vermag. Er ſchläft unter einer Linde auf ſeinem Sattelbogen. Da kommt aus des Meeres Grund ein ſcheußliches rauhes Weib, nimmt ihm ſein Schwert und verbirgt es, wirft ihm, als er erwacht iſt, vor, daß er ſein Roſs in ihrem Graſe weiden ließ (Strophe 183 f.), und verlangt von ihm, daß er ſie zur Ehe nehme. Als er ſich davor entſetzt, zieht ſie den rauhen Balg ab, zeigt ſich in glänzender Schönheit und bietet ihm ſüße Worte. Aber er hat vor ſeinem Ausritte geſchworen, ſich durch kein Weib von der Löſung ſeiner eilf Dienſtmannen abhalten zu laſſen. Er muß ihr jedoch verſprechen, ihr einen ſeiner Brüder zu geben, wenn er im Streite gegen dieſelben obſiege. Sie giebt ihm, als er Wein und Speiſe von ihr begehrt, ein Kraut mit, das ihm und ſeinem Roſſe zur Nahrung dienen ſoll. Auf ſein Befragen um die Wege nach Lamparten räth ſie ihm, beim Meere hinzureiten, indem das Land viel Unfrieden habe (Str. 197 f.). Er läßt ſich aber dadurch nicht abhalten und bekämpft vierzig Räuber, die im Lande Mord und Brand geſtiftet und ſchon um ſein Roſs und ſeine Waffen gelooſt haben.

---

[1] [Gedruckt in F. H. v. d. Hagen Heldenbuch. Leipzig 1855. 1, 71 ff. K.]

Als er nachher im Walde ſchläft und der Lindwurm ihn ergreifen will, reißt ſein Roſs den Zaum ab und treibt den Wurm hinweg. Es tritt ſeinen Herrn mit den Füßen, daß er wachen ſoll, aber er ſchläft noch immer auf dem Schilde. Da kommt der Wurm zum andern mal, das Roſs läuft ihn wieder an und treibt ihn nochmals ab, obgleich es übel zugerichtet von Blute trieft. Wolfdietrich erwacht und beklagt die Noth ſeines Roſſes, das ihn gerettet (Str. 221—9).

Auf einer Burg wird Wolfdietrich von Frauen (24 Göttinnen, Str. 295) köſtlich bewirtet. Sie wollen, daß er bei ihnen bleibe; als er jedoch ſich deſſen weigert, ſetzt ihm eine zum Abſchied einen Kranz von Roſen auf, der aber draußen ihm vom Haupte ſinkt und zu einem drei Klafter langen Wurme wird. Dieſer windet ſich kräftig um den Helden, der ihn mit ſich führen muß und dem es erſt am vierten Morgen gelingt, ihn von ſich zu ſtoßen.

So einfach ſchön die Grundanlage der Gedichte von Wolfdietrich iſt (Rettung der gefangenen oder belagerten eilf Dienſtmannen durch ihren Herrn), ſo verwirrt und fremdartig erſcheinen dieſe wunderbaren Abenteuer. Es drängen ſich daher die Fragen auf, ob dieſe Abenteuer nicht einſt zu einem beſſern Zuſammenhange geordnet waren, ob dieſe Lindwurmkämpfe, dieſe mitſtreitenden Löwen und Elephanten, dieſe Zauberweſen u. ſ. f. bloß willkührliche Erfindungen ſeien oder ob all dieſer fabelhafte Beſtand der Wolfdietrichsſage in irgend einem hier verdunkelten Mythenkreiſe Heimat und Bedeutung finde.

Allerdings fließt uns die Quelle einer ſolchen Erklärung, obwohl in weiter Ferne, in perſiſcher Heldenſage und Glaubenslehre. Je häufiger die Mythen des Orients zum Spielraum der willkührlichſten Verknüpfungen und Ableitungen gemacht worden ſind, um ſo nöthiger ſcheint es, die eben aufgeſtellte Behauptung gegen den Vorwurf gleicher

Willkühr zu ſichern und zu dieſem Zwecke nicht bloß die Ergebniſſe der Vergleichung gothiſcher Sage mit perſiſcher darzulegen, ſondern auf dem Wege der Unterſuchung ſelbſt zu dieſen Ergebniſſen zu führen. Manche Übereinſtimmungen zwiſchen deutſcher und perſiſcher Heldenſage, namentlich einzelner Abenteuer Ruſthms mit denen Wolfdietrichs, ſind zwar bereits von Görres (Einleitung zum Heldenbuch v. Jr. I, CCXXXVIII) und W. Grimm (Altdäniſche Heldenlieder. Heidelberg 1811. S. 467) bemerkt worden; auch hat erſterer auf die allgemeine phyſiognomiſche Ähnlichkeit der beiderſeitigen Sage aufmerkſam gemacht (Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen, Zeit. für Einſiedler, 1808. Nr. 12, S. 91—93). Aber eine umfaſſende zugleich und beſtimmtere Zuſammenſtellung, eine Begründung des gothiſchen Epos auf der gleichen mythiſchen Unterlage mit dem perſiſchen, iſt bisher nicht verſucht worden.

Die Verwandtſchaft des germaniſchen Sprachſtammes mit dem perſiſchen iſt eine von den Sprachforſchern anerkannte Sache. Hierüber kann auf einige leicht zugängliche neuere Schriften verwieſen werden: Rask, über das Alter und die Echtheit der Zendſprache und des Zendaveſta, überſetzt von von der Hagen. Berlin 1826. B. Dorn, über die Verwandtſchaft des perſiſchen, germaniſchen und griechiſch-lateiniſchen Sprachſtammes. Hamburg 1827.

Die Sprachverwandtſchaft macht zum Voraus auch einige Gemeinſchaft desjenigen glaublich, was ſich in den verwandten Sprachen von geiſtiger Bildung ausgeprägt hat. Die einſtige nähere Berührung jener beiden Sprachſtämme muß aber in eine ſolche Periode hinaufgerückt werden, in welcher Sagen und Mythen den geiſtigen Beſitz der Völker ausmachen.

Wir haben von dem älteſten geiſtigen Beſitze des perſiſchen Volksſtammes zweierlei Hauptdenkmäler, die Zendbücher, das Zendaveſta, die Urkunden der alten perſiſchen Glaubenslehre, deren Stifter oder Läuterer Zoroaſter (Serduſcht) in das 5te bis 6te Jahrhundert vor chriſtlicher Zeitrechnung geſetzt wird, und das iraniſche Heldenbuch des Firduſi, aus dem 11ten Jahrhundert nach Chriſti Geburt.

Wir ſprechen zunächſt nur von dem letztern.

Firduſis Schah-Nameh oder Buch der Könige iſt ein epiſches Gedicht, das in wenigſtens 60000 kunſtreich gebauten Doppelverſen (Görres I, VII) die Geſchichten der Beherrſcher Perſiens erzählt. Es iſt im erſten Viertel des 11ten Jahrhunderts (um 1020) abgefaßt, gründet ſich aber auf ältere einheimiſche Urkunden und Überlieferungen, deren Inhalt es zwar mit dem üppigen Schmucke morgenländiſcher Poeſie bekleidet, aber ſeinem ſagenhaften und geſchichtlichen Beſtande nach keineswegs zu verfälſchen bezweckt hat. Sagenhaft, die reiche Quelle der urſprünglichen perſiſchen Heldenſage, iſt dieſes Werk, ſoweit es von den Dynaſtieen der Pishdadier und Kaianiden berichtet, oder bis zur Eroberung Perſiens durch Alexander den großen. Dieſer Theil des Schah-Nameh iſt von Görres in einem deutſchen Auszuge gegeben, welcher, mit Abſtreifung des poetiſchen Schmuckes der Darſtellung, den Sageninhalt nach ſeinem ganzen Umfange mittheilt: Das Heldenbuch von Iran aus dem Schah-Nameh des Firduſi von J. Görres. 2 Bände. Berlin 1820.[1]

Eine kürzere Überſicht dieſer ſagenhaften Geſchichte der ältern perſiſchen Dynaſtieen, mehr vom hiſtoriſchen Standpuncte, giebt Malcolm, the history of Persia (2 Bände. London 1815. 4), vol. I, chapt. 3. 4.[2]

Die Blüthe des perſiſchen Heldenthums fällt unter die Herrſchaft der vier erſten Kaianiden, d. h. der von dem Stifter dieſer Dynaſtie, Kai Kobad, abſtammenden Schahe Kai Kawus, Kai Choſrew, Lohrasp und Guſchtasp, unter welchem Sarduſcht (Zoroaſter) lehrend auftrat. Den Mittelpunct dieſer Heldenſage aber bildet der Pehlwan (Held) Ruſthm, aus dem Geſchlechte der Statthalter von Sejehſtan, welche die eigentlichen Schirmer und Erhalter, die Majordome des perſiſchen Reiches und Königshauſes, ſind. Ruſthms fabelhaft langes Lebensalter, von mehr als 700 Jahren, zieht ſich durch die Regierungszeit aller der genannten Schahe hindurch und er iſt überall der Träger der bewegteren Handlung. Dieſe ſelbſt betrifft hauptſächlich die Kriege Irans, Perſiens, mit Turan, den demſelben nördlich jenſeits des Oxus gelegenen, hinteraſiatiſchen Ländern (ſpäter Tartarey, Turkeſtan; Malcolm I, 32) und Maſenderan, dem Uferlande des kaſpiſchen Meeres. Zu den bedeutenderen

---

[1] [A. F. v. Schack, Heldenſagen von Firduſi. Berlin 1851. 8. Von demſelben: Epiſche Dichtungen aus dem Perſiſchen des Firduſi. 2 Bände. Berlin 1853. K.]

[2] Mirkhond, Rauzat-us-safa, history of the early kings of Persia, translated from the original Persian, by David Shea. 8. London 1833.

Helden gehört auch Asfendiar, der Sohn des Schahs Gustasp, und ſeine Fahrt nach Rewindes, einer Burg im feindlichen Turan, iſt dasjenige Stück des perſiſchen Heldenbuchs, welches wir zunächſt mit den Abenteuern Wolfdietrichs in Beziehung ſetzen.

In Josephs v. Hammer Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens (Wien 1818. 4.) S. 59—76 iſt die Erzählung von dieſer Heldenfahrt vollſtändig metriſch überſetzt, unter dem Titel: „Die ſieben Abenteuer Isfendiars.“ Im Auszuge von Görres (Heldenbuch von Iran II, 281 ff.) macht ſie die fünfunddreißigſte Sage aus: „Asfendiars Zug nach Rewindes auf dem Wege der ſieben Tafeln.“

Dieſe ſieben Stationen Asfendiars, worin ſich bereits die Ähnlichkeit mit Wolfdietrichs Abenteuern bemerken läßt, ſind nur ein Nachbild deſſen, was von dem ältern Helden, Ruſthm, dem gefeiertſten der perſiſchen Heldenſage, berichtet wird, demſelben, den wir im Kampfe mit ſeinem Sohne Sehrab kennen gelernt. Auch er legt einen gefahrvollen Weg von ſieben Tagreiſen zurück und die Abenteuer, die er auf demſelben zu beſtehen hat, treffen noch näher und einleuchtender mit denen im Wolfdietrichsliede zuſammen.

Es iſt die vierzehnte Sage im Heldenbuche von Iran (I, 161 ff.): „Die Sage von Key Cawus und ſeinem Zuge nach Maſenderan.“

Die Ähnlichkeit dieſer perſiſchen Sagen mit der abenteuervollen Geſchichte Wolfdietrichs iſt auffallend. Geben wir uns nun darüber beſtimmtere Rechenſchaft!

Was die Anlage der Dichtungen betrifft, ſo iſt die Gleichheit im Größern unverkennbar: der Held macht eine Fahrt voll gefährlicher und wunderbarer Abenteuer, um die Seinigen aus einer langen und harten Gefangenſchaft zu befreien. Da Perſonen und Umſtände ſchon in den beiderlei perſiſchen Darſtellungen wechſeln; ſo dürfen wir uns um ſo weniger wundern, daß die deutſchen Lieder hierin beträchtlich von ihnen abweichen. Der Sitte des Morgenlandes iſt es gemäß, daß der minder kriegeriſche, aber ſich in Hochfahrt übernehmende Schah in die hülfloſe Lage gerathe und der Pehlwan, der Majordomus, der erſte Kriegsheld, zu ſeiner Rettung ausziehe. In germaniſcher Anſicht von der Rüſtigkeit der Könige erſchien es größer und rührender, daß der Herr ausreite, den alten Meiſter und die getreuen Dienſtmannen zu erlöſen. Die doppelte Geſtaltung der Sage im perſiſchen ſowohl als im deutſchen

Heldenbuche, zeigt nicht nur, wie hoch in der Zeit hinauf ſchon dieſe Sage manigfach bearbeitet worden, ſondern belehrt uns auch, wie unter den verſchiedenſten Namen und Farben doch der gleiche Kern der Sage ſich erhalten könne. Das Einzelne ſpielt in den verſchiedenen Darſtellungen auf merkwürdige Weiſe herüber und hinüber. Wir finden in den deutſchen Liedern Züge aus beiden perſiſchen Sagenformen, in der Art, daß, was je nur in einer der letztern vorhanden iſt, dort, in den deutſchen Gedichten, ſich manchmal beiſammen findet. Die ältere der perſiſchen Sagen erzählt, wie der Schah Cawus und ſein Heer im Zauberlande Maſenderan mit Nacht und Blindheit geſchlagen waren, bis der Retter Ruſthm mit dem Herzblute des Diws ihnen das Licht wiedergab. Hievon mag es eine Spur ſein, daß Wolfdietrichs Dienſtmannen, wie ſie auf der Mauerzinne an Ketten gehen, immer nur nächtlich gedacht ſind. Im Dunkeln der Nacht werden ihm auch dieſelben von den Rieſen entführt und in einen unterirdiſchen Kerker geworfen, aus dem er ſie errettet; und in dieſer Epiſode ſcheint wieder der Grundzug des Ganzen verkleinert hindurch.

Die Anlage der perſiſchen Darſtellungen beruht nun weiter darauf, daß dem rettenden Helden zweierlei Wege zur Wahl ſtehen; ein längerer und bequemerer, von zwei bis drei, oder gar ſechs Monaten, und ein kürzerer, aber beſchwerlicher und gefahrvoller, der in ſieben Tagen durch dürre Wüſten voll Löwen, Drachen, Zauberweiber u. ſ. w. führt. Der Held, im Eifer ſeiner Treue und im Gefühle ſeiner Kraft, wählt dieſen letztern Weg. Asfendiar ſpricht: „Der kürzeſte Weg iſt immer auf Erden der beſte“ (II, 282). Von dieſer Wahl des Weges finden wir in der einen Geſtalt des Wolfdietrichsliedes die Spur gänzlich verwiſcht, wohl aber bemerken wir ſie noch, halbverloren, in der andern Form bei Caſpar von der Röhn, wenn wir einmal durch die perſiſche Erzählung aufmerkſam gemacht ſind. Als Wolfdietrich von der belagerten Burg nach Lamparten zu Otnit ausreiten will, ſagt ihm ſein Meiſter, er hab' ein halbes Jahr zu reiten, eh' er denſelben finde.

Str. 153. Durch die wüsten Rumeneye,
da durch du kumen müst,
die ist leüt vnd stros freye
vnd ist mit wurmen wüst.
dar vmb ich disse reisse

dir pilliglich zu wern:
an trinken vnd mit speisse
kanstu dich nit genern.
Str. 157. Dietrich wolt nit enperen,
die reis die wolt er than.

Später, ſchon mitten auf der Fahrt, fragt er das Zauberweib um die Wege nach Lamparten. Sie räth ihm, beim Meere hin zu reiten, das Land habe viel Unfrieden. Er aber kehrt ſich nicht daran. Offenbar hätte dieſe Warnung zu der des Meiſters beim Beginne der Ausfahrt gehört. Aber auch ſo noch läßt ſich der einſtige Zuſammenhang, dem perſiſchen gleichmäßig, erkennen.

Auf dieſem kürzern Wege durch die Wüſte hat nun der perſiſche Held ſieben Tagereiſen zurückzulegen und für jeden Tag iſt ihm ein eigenes Abenteuer zugewieſen. Ob und welche Bedeutung dieſer Siebenzahl zu geben ſei, werde ich nachher berühren. Hier bemerke ich, daß durch dieſe Zahlbeſtimmung der Stationen, die ſchon im Begriffe des kürzern Weges liegt, auch die nothwendige Begrenzung für die Anlage des Gedichtes gegeben ſei. Es ließ ſich in dieſe ſieben Tagfahrten zuſammenbringen, was die perſiſche Poeſie von ſchreckbaren Naturbildern und dämoniſchen Geſtalten Bedeutendſtes und Eigenthümlichſtes vorzuführen hatte. Nehmen wir an, daß auch in der deutſchen Wolfdietrichsſage einſt eine ſolche Begrenzung ſtattgefunden habe, ſo iſt uns eben damit der Maaßſtab einer beſſern Anordnung der verworrenen Abenteuermaſſe gegeben.

Wenn ſelbſt in den beiderlei perſiſchen Darſtellungen die ſieben Abenteuer nicht dieſelben ſind, wenn ſie beſonders gegen das Ende der Heldenfahrt ſich über dieſe Zahl zu häufen ſcheinen und nicht mehr völlig klar iſt, welches einzelne Abenteuer dem einzelnen Tage angehöre, ſo läßt ſich leicht erachten, daß, wenn erſt die Schranke der beſtimmten Zahl gänzlich durchbrochen war, wie in den Wolfdietrichsliedern, auch für die Anhäufung des Abenteuerlichen, im Sinne der verſchiedenſten Zeiten, kein Ziel mehr geſteckt und der Zuſtand der Verworrenheit, in welchem wir dieſe Lieder jetzt finden, unvermeidlich geworden ſei.

Dafür aber, daß auch die deutſche Sage einſt ihre beſtimmten Stadien gehabt habe, ſpricht nicht nur die bis zu dieſem Puncte hin gleichmäßige Anlage, ſondern auch die in die Augen fallende Übereinſtimmung der einzelnen Abenteuer Wolfdietrichs mit denen der beiden perſiſchen Helden. Nicht als ob wir für jedes Abenteuer der deutſchen Lieder das Seitenſtück im perſiſchen Gedichte fänden, oder umgekehrt. Aber mehrere der erheblichſten und ausgeführteſten Abenteuer ſind beiden Sagen bis in das Einzelne gemeinſam. Der gemeinſchaftliche Grundtypus der perſiſchen und deutſchen Sage wird durch dasjenige, was ſich nicht auf beiden Seiten nachweiſen läßt, um ſo weniger aufgehoben, als wir ſonſt auch die ſagenmäßige Identität der beiden perſiſchen Darſtellungen ſelbſt wegen ihren Abweichungen im Einzelnen aufgeben müſten.

So weit von der Anlage der Gedichte. Wir heben nun die hervorſtehendern Ähnlichkeiten in den einzelnen Abenteuern hervor.

Als Ruſthm ausfährt, heißt es von ſeiner Mutter:

Voll Waſſer die Augen kam Rudabeh herab und klagte: „Du gehſt und läßt mich in Sorge und Trauer zurück; auf Gott ſetze deine Zuverſicht und dein Vertrauen!“ Ruſthm ſprach tröſtend ihr zu und ſagte: „O werthe Mutter, nicht aus Luſt geh ich dieſen Weg; es iſt mein Loos alſo vom Verhängnis beſtimmt: du denke meiner in deinem Gebete!“

Im deutſchen Liede, nach Caſpar von der Röhn, finden wir gleichfalls den Abſchied Wolfdietrichs von ſeiner Mutter.

Str. 159. die fraw gros leit do hete,
sprach: wem befilchstu mich?

Sie giebt ihm das Nothhemd, das vor Feuer und Waſſer, Waffen und Zauberei bewahrt. Er legt darüber ſein Streitgewand an.

Str. 163. sein muter die rymen pant.
mit clagen vnd mit weinen
clagten sie in also ser,
sie meinten all gemeine,
sie sechen in nymer mer.

Dieſes gefeite Hemd ſchützt den Helden nachher in der Lindwurmhöhle.[1] Es iſt aber auch, wie wir eben gehört, gegen allen Zauber gut. Asfendiar ſtößt dem Zauberweibe Gul einen ſtählernen Dolch, den ihm Serduſcht gegen allen Zauber geweiht, ins Genick (Heldenbuch von Iran II, 285). In Hammers Überſetzung, ohne Zweifel nach einem andern Texte, iſt es eine ſtählerne Kette.

---

[1] Vgl. noch die Meinungen der Perſer von der Weihe und dem heiligen Urſprung des Hemdes Sadere und des Gürtels Koſti. Kleukers Zendav. III, 201 f. 20. I, 59. 118.

Str. 64. Er hatt' eine Kette von feinem Stahl;
Die hielt er der Zauberin verſteckt allzumahl.
Einſt trug ſie am Arm Serdehuſcht,
Der dem Kuſchtaſp ſie bracht' von Erdehuſcht.
Mit dieſer Kette ſcheute Isfendiar
In dieſer Welt keine Gefahr;
Er warf die Kett' um den Hals ihr,
So daß ſie den Leib hinunterfiel ihr.
Die Hex' als Löwin daherfährt,
Da griff der Weltfürſt ſogleich nach dem Schwert.
Sie ſprach: Du ſchadeſt mir nicht,
Wenn du häufſt auf mich Erzgebirgegewicht.
Es ſprach zu ihr Isfendiar voll Gewalt:
O häßliche Hexe, verfault und alt,
Für deine geſchminkten Wangen
Kannſt du vom Schwerte Antwort empfangen.
An der Kette macht' er ihr die Hölle heiß,
Kohlſchwarz vom Geſicht, von Haaren ſchneeweiß.
Er führt' einen indiſchen Säbelſtreich,
Womit er ſie ſpaltet vom Haupt bis zum Buſen gleich.

Ruſthm ſattelt ſein edles Roſs Rekſch, das in den Sagen von ihm ſo berühmt iſt. Von Wolfdietrich heißt es:

Str. 158. Er wapet sich vil schire,
sas auf sein Valcken gut,
er sprach: bestê all tire
durch meinen [lies deinen] vbermut!

Rekſch iſt ſo übermüthig, die Ungethüme zu beſtehen, daß ſein Herr ihm nachher wehren muß (Heldenbuch von Iran I, 172 unten). Zu Rekſch ſprach er: Streit ſollſt du heben mit keinem; kommt ein Feind, dann eile zu mir! mit Diws und Löwen kämpfe mir nicht!

Ruſthm kommt auf einen Anger, darauf Heerden von Waldeſeln ziehen. Er jagt nach ihnen, kein Wild mag ſeinem Strick entgehen. Einen der Waldeſel fängt er, zündet mit geriebenem Holze Feuer an, und bratet ſeine Beute. Bei Caſpar von der Röhn wird geſagt:

Str. 173. Wolfdieterich nach den landen
kert auf Lamparten zu;

im kom vil wilds zu handen
wolt vechten mit in nu,
durch seinen vbermute
floch es die hölen ein:
er macht ein feur, das glute
vnd vber den walt erschein.

Gerade dieſes minder erhebliche Ereignis, wodurch nur der Eingang der Wildnis, welche noch bewaldet iſt und Nahrung darbietet, bezeichnet zu werden ſcheint, hat ſich in beiden Sagen als das erſte der Fahrt erhalten. In der perſiſchen wiederholt es ſich noch am Schluſſe der zweiten Tagreiſe. Bemerkenswerth iſt hiebei, daß Ruſthm überall als ein berühmter Waidmann erſcheint. Eine eigene Sage des iraniſchen Heldenbuchs (die ſiebenzehnte bei Görres; I, 215 ff.) handelt „von Ruſthms Jagd in Turan.“ Es gehörte alſo auch in der Sage der ſieben Tagreiſen zur Charakteriſtik des Helden, daß er ſich als rüſtigen Jäger zeigt, und im Wolfdietrichsliede finden wir nun dieſen vereinzelten Zug. Ruſthms und Aſfendiars Kämpfe mit Löwen ſind in den deutſchen Liedern anders gewendet. Hier ſteht der Held dem Löwen im Kampfe mit Lindwurm und Viper bei. Zum Danke folgt ihm der Löwe und iſt ihm in Kämpfen hülfreich. Aber ſchon dieſe mehrmalige Erſcheinung des Löwen in der deutſchen Fabel, ſowie das ähnliche Verhältnis Otnits zu einem Elephanten, weiſt uns auf die Thierwelt eines andern Erdſtrichs hin. Im Heldenbuche von Iran ſind Löwen und Elephanten heimatlich, in ihrer wirklichen furchtbaren Erſcheinung, in Gleichniſſen, als Heerzeichen und Wappenbilder.

Aus der Geſchichte des unglücklichen Zuſammentreffens des Jünglings Sohrab mit ſeinem Vater Ruſthm hat v. Hammer (a. a. O. S. 56 ff.) eine Epiſode überſetzt des Inhalts: „Sohrab fragt um das Feldzeichen Roſtems den Hedſchir, der es ihm verbirgt.“ Darin folgende Stelle:

S. 57. Sohrab ſprach: Der grüne Zeltflorpalaſt,
Wovor Irans Große ſtehn ſonder Raſt,
Und aufgeſteckt iſt die Fahn' vor dem Zelt,
Ein grimmiger Lindwurm in violnem Feld,
Ein Prachtthron glanzvoll erhebt ſich zur Schau,
Davor ſtralt hell das geſtirnte Bild Kau.
Es ſitzt damit herrſchend ein Pehliwan,

Mit Glanz, Macht, Großmuth und Herz angethan.
Der Schaar, die da ſitzt vor ſeinem Fuß am Thor,
Entragt ſein Haupt einen Kopf hoch zuvor.
Das Roſs, hoch wie er, vor ihm aufgeſchirrt,
Deſs Fußband am Knöchel hell klingend klirrt,
Es wallt in ſich ſelber hoch aufgebäumt,
Du meinſt wohl, es iſt das Meer, welches ſchäumt.
Du ſiehſt Elephanten ſtehn vor dem Haus;
Der Fürſt wallt und wogt ein Meer voll Gebraus,
Es lebt kein Mann in Iran hoch wie er,
Ich ſeh' auch kein Roſs ſo hoch und ſo hehr.
Im Banner ſieh den Elephanten ſchwer,
Von Gold ein Löw glänzet hell auf dem Speer.
Du ſag' mir, wes Namens der Ritter ſei,
Der immerfort brauſt und brüllt wie ein Leu.
Hedſchir nun alſo zu ſich ſelber ſprach:
Wenn ich Roſtems Zeichen ſag', gebend nach,
Sag' ichs dieſem Manne von Löwenherz,
So iſts um Roſtem geſchehen, welcher Schmerz!
Es däucht mich viel beſſer, wenn ichs verhüll'
Und von ſeinem Namen ganz ſchweige ſtill.

Wir finden hier die ganze Menagerie von Thiergeſtalten, die ſich, in den deutſchen Liedern, in die tiroliſchen Waldgebirge verlaufen hat: Lindwurm, Löwen, Elephanten. Wie Ruſthm als Feldzeichen den Elephanten und den goldnen Löwen führt, ſo wird in unſern Liedern geſagt, daß Otnit einen Elephanten, Wolfdietrich einen goldnen Löwen im Schilde gehabt und daß ſie deshalb den Thieren, deren Bilder ſie führten, im Kampfe mit den Lindwürmen geholfen.[1]

Ruſthms erſter Kampf iſt eben der mit dem Löwen. Dieſer trifft den Helden im Schilfgeröhre ſchlafend und will erſt ſein weidendes Roſs zerreißen. Aber Rekſch wehrt ſich mit Huf und Zahn und zerreißt den Löwen. Als der Held erwacht, ſpricht er: „O kluges Thier, warum ſtreiteſt du mit dem Löwen? Wärſt du getödtet worden, wie wollt' ich dieſen Panzer und dieß Gewaffen nach Maſenderan hin tragen! Warum kamſt du nicht mit Geſchrei zu mir?“ Er ſchläft wieder ein; am Morgen der zweiten Tagreiſe durchreitet er eine waſſerloſe Wüſte unter heißem Sonnenbrand. Er und das Roſs ſchmachten vor Hitze. Ruſthm ſteigt ab; den Speer in Händen wandelt er mühlich fort und ſieht keinen Weg zur Hülfe; ermattet ſinkt er zur Erde, die Zunge iſt ihm von brennendem Durſte zerriſſen, bis ihm der Himmel ein Schaf zuſendet, das ihn zu einer Quelle leitet.

---

[1] Der Löwe iſt noch jetzt in Perſien häufig (Malc. II, 518). Ob der Elephant jemals dort einheimiſch geweſen, bezweifelt Malcolm, nicht aber deſſen frühern zahlreichen Gebrauch, wovon auch die alten perſiſchen Steindenkmähler zeugen (ebendaſ. II, 515. I, 35). Seine Einbürgerung in der perſiſchen Sage und Heraldik iſt ohnehin nach dem Obigen unzweifelhaft.

Von Wolfdietrichs kämpfendem Roſſe nachher! Aber die Noth in der Wüſte wird ſo erzählt:

Str. 174. Die nacht pis an den tage
der kune degen reit,
keinr stras vnd weg er pflage,
müd was sein pferd gemeit;
des selben erschrack er palde.
der künn Wolfdietereich
sprach: Las in dissem walde
fur war hie mein kunckreich.
Str. 175. Do zugt er ab die prünne
vnd legtz auf einen ron:
„wem sol ich dich hie günne?“
vnd sche[i]d sich do darvon.
„wie sol ich mich erneren?“
sein leit was also gros.
„kan mich meiner veint nit weren,
ich bin nun harnisch plos.“
Str. 176. „Meines vaters reiche
das wirt mir nimer mer.“
do tet er fur pas streiche,
do flus ein wasser her.

In jener Durſtesnoth blickt Ruſthm zum Himmel und ſpricht: „O Gott, alles Übel häufſt du auf meinem Haupte; gedenke meiner in Bälde, damit das Schickſal Cawus nicht verderbe und die Iranier den Klauen der Diws entrinnen!“ Wolfdietrich klagt, daß er ſein Reich hier laſſen müſſe, und öfters in großer Gefahr ruft er:

Str. 228. „Wer sol mir denn erlosen
Zu Krichen mein eilf dienstman?“

oder (gedrucktes Heldenbuch S. 67^{b}):

„Herr got von hymmelreiche,
Berat mein eyleff dienstman!“

Das dritte Tagwerk Ruſthms iſt ſein Kampf mit einem Haupte der Diws, Asdiw genannt, der in Geſtalt eines furchtbaren flammenathmenden Drachen den Schlafenden überfallen will. Dreimal weckt das treue Roſs ſeinen Herrn, denn die beiden erſten Male hat der Diw ſich bei Ruſthms Erwachen unſichtbar gemacht. Beim dritten Erwachen bekämpft und erſchlägt der Held das Ungethüm; Rekſch aber hat tapfer mitgeſtritten und dem Drachen die Schuppenhaut mit den Zähnen zerriſſen. Dieſem entſprechen nun in gröſter Ähnlichkeit die Drachenkämpfe Otnits und Wolfdietrichs. Otnit ſchläft unter der Zauberlinde, als der Lindwurm herankommt. Vergeblich ſucht ihn ſein Roſs mit Treten, Scharren und Beißen zu erwecken (Heldenbuch S. 74^{b}). Von Wolfdietrich heißt es bei Caſpar von der Röhn:

Str. 223. Der wurm den heren schmeckte
vnd eilt nach ym gin holtz,
vnd er sein schnabel reckte,
des heren ros was stoltz
vnd reis do ab sein zaume
vnd lief den wurm do an,
den wurm es [do] gar kaume
treib von dem heren dan.

Str. 224. Das ross trat mit den fussen
den hern, er wachen solt:
do sliff er also süssen,
das er nit wachen wolt.

Str. 225. Noch schlief er auf dem schilde,
sein ros tet pei im stan;
kom aber der wurm wilde,
das ros lieffs aber an:
der wurm dem ross zureisse
sein leib vnd schones fel,
das von ym ran der schweisse
vnd ward von plut so hel.

Str. 226. Das ros den wurm tet schwachen,
treib in verr in den than;
Wolffdieterich tet erwachen

vnd sach sein ros do an.
„Das ich das ye versliffe!
du hast geliden not;
wan got vnd auch dein hilffe,
so wer ich leider todt.“

Das wiederholte Winken, die Anrede an das treue Thier, gerade wie bei Ruſthms Kampfe mit dem Diw und dem frühern mit dem Löwen.

Das vierte Abenteuer Ruſthms und Asfendiars, mit dem Zauberweibe, das die Helden beſtricken will, als ſie im Baumesſchatten bei Mahl und Becher ausruhen, findet in den deutſchen Liedern ſein Seitenſtück in dem wilden Weibe, das an die Linde, unter welcher Otnit raſtet, ſeinen Zauber gelegt hat; auch die rauche Elſe, von der Wolfdietrich verzaubert wird, gehört hieher. In der Darſtellung des Liedes bei Caſpar von der Röhn iſt es, wie in den perſiſchen Dichtungen, ein beſonderes, von dem Lindwurmkampfe unabhängiges Abenteuer, wie das ſcheußliche Weib mit raucher Haut dem Helden, der unter der Linde ſchläft, das Schwert wegnimmt, ihn dann zur Ehe begehrt und ſich in eine glänzende Schönheit verwandelt, ſo daß er nur in der Erinnerung an ſeinen Eid, ſich durch kein Weib von der Rettung ſeiner Dienſtmannen abhalten zu laſſen, ihren Lockungen entgeht. In der perſiſchen Sage iſt die Verwandlung umgekehrt, von der Schönheit in die grauenhafte Miſsgeſtalt. Dazu ſtimmt eher ein anderes Abenteuer Wolfdietrichs, wie der Roſenkranz, den ihm eine zauberhafte Frau aufgeſetzt, zur umſtrickenden Schlange wird. Von der Zauberin, die zu Asfendiar kommt, heißt es (II, 285): „der Abgrund der Hölle in einen Roſengarten verwandelt.“

Ruſthms Kampf mit dem Grenzhüter Ewlad, deſſen ganze Schaar er allein abfertigt, hat einen Anklang in dem Streite Wolfdietrichs mit den Räubern, deren in der einen Darſtellung zwölf, in der andern vierzig ſind (Caſpar von der Röhn 199 f.). Auch hier begegnen wir einer auffallenden Ähnlichkeit in einem einzelnen Zuge. Dort, erzählt die perſiſche Sage (I, 176), war ſeiden der Boden, die Erde vom Alter verjüngt, Grüne und rinnend Waſſer überall. Dem Helden kam die Luſt an, des Schlafes zu pflegen, er ließ Rekſch graſen auf einem weiten Saatfelde in der Nähe, und das Schwert unter dem Haupt, die Hand am Dolche, alſo entſchlief er. Wie der Hüter des Feldes das Pferd weidend in den Saaten erblickte, kam er ſchreiend heran, und mit einem Stocke ſchlug er auf Ruſthms Fuß. Wie davon der Reine erwachte, ſchrie der Hüter ihn an: „O Ahrman! warum haſt du alſo zum Graſen das Pferd in meine Saaten gelaſſen?“ Davon findet ſich zwar nichts in Wolfdietrichs Abenteuer mit den Räubern, wohl aber in dem mit dem Zauberweibe:

Str. 177. do kom er auf ein gröne
zu einer linden wanck,
dar vnter stund gras schöne
wol zweier ellen lanck.
Str. 178. „Des wil ich got hie loben,
futer meym ros zu teil.
auf meinem satelpogen
wil ich schlaffen ein weil.“

Als er erwacht, macht ihm das Zauberweib Vorwürfe:

Str. 183. sie sprach: „Wer tet dich heissen
zu fretzen in dem gras?“

und weiter

Str. 184. „die wissz, lindt vnd die strusse,
vnd das ist alles mein.“

Weniger Bezügliches bieten die letzten Abenteuer Ruſthms und Asfendiars dar. Wir haben aber bereits bemerkt, daß dieſe letzten Tagwerke ſelbſt ſich weniger klar und ausführlich, als die frühern, herſtellen. Doch erinnern die tiefen Waſſer, die den Weg der Helden, namentlich den Asfendiars nahe vor dem Schloſſe Rewindes, unterbrechen, an den See, welcher um Wolfdietrich vor der Burg des Heiden gezaubert wird und durch den er, nach der einen Darſtellung, drei Tage lang ſchwimmen muß.

Außer dieſen Vergleichungen, welche von den ſieben Abenteuern Ruſthms und Asfendiars aus mit Wolfdietrichsliedern angeſtellt werden konnten, ließen ſich noch manche Ähnlichkeiten, in größern und kleinern Zügen, zwiſchen deutſcher und perſiſcher Sage bemerklich machen. Ich führe deren nur noch einige an.

Vom Kampfe des Vaters mit dem Sohne in beiden Sagen iſt genügend geſprochen.

Wolfdietrich bricht dem Lindwurm die Zähne aus, um ſich als

Zunge !

Tödter deſſelben ausweiſen zu können. Daſſelbe thut der perſiſche Guſchtasp einem von ihm erlegten Drachen, in der 32ſten Sage des Heldenbuches von Iran (II, 255), welche ſelbſt mit der Siegfriedsſage ſich berührt. Wie Siegfried kommt der Jüngling Guſchtasb zu einem Schmiede, der ihn wieder fortſchickt, weil von ſeinem gewaltigen Schlage Eiſen, Amboß und Hammer mit einander zerbrechen (II, 250).

Gleichwie Wolfdietrichs Ankunft auf der Burg des Heiden Belligan und der Tod des letztern durch die Hand eines Dietrichs lange zuvor durch Weiſſagung verkündigt iſt, und wie ein alter Heide den ſiegreichen Kampf Wolfdietrichs mit dem Rieſen Baldemar in den Sternen ſieht, kommen auch in den perſiſchen Sagen überall ſolche Vorausverkündungen und Anzeigen in den Geſtirnen vor.

Von Chosrew (Cyrus) wird in der 26ſten Sage berichtet:

> Er ließ einen goldenen Thron aufſtellen, und ein Baum, deſſen Stamm Silber, deſſen Zweige von Gold, deſſen Blüthe und Früchte edles Geſtein, beſchattete den Thron.

Ähnliche Kunſtbäume finden wir in den Wolfdietrichs- und Roſengartenliedern.

Bemerkenswerth iſt endlich die Geſchichte der Kindheit des Cyrus, wie ſie bei Herodot im erſten Buche und bei Juſtinus (lib. I, c. 4) erzählt wird. Auf ähnliche Weiſe läßt Hugdietrich bei Caſpar von der Röhn ſeinen jungen Sohn, der ihm als das Kind eines böſen Geiſtes verdächtigt iſt, durch Puntung von Meran, den er nur durch Drohungen dazu bewegt, nachts hinwegtragen, damit er im Walde getödtet werde. Aber Puntung hat Mitleid mit dem Kinde, legt es an einem Brunnen nieder und beobachtet es. Da kommen wilde Schweine, Hirſche, Bären und eine große Schaar von Wölfen zu dem Brunnen, um daraus zu trinken. Die Wölfe ſetzen ſich um das Kind her und hüten es. Da erkennt Puntung, daß es nicht vom Böſen ſtammen könne, und entſchließt ſich, es zu retten.

Str. 43. er sprach: „Du pist genesen
von den wolffen wunderlich,
dar vmb dein nam sol wesen
hinfür Wolfdieterich.“

Wie ſehr jene Abtheilung einer Heldenfahrt nach beſtimmten Stadien oder Abenteuern, die wir nach Anleitung des perſiſchen Heldenbuchs auch in dem Gedichte von Wolfdietrich annahmen, in der Sagenpoeſie typiſch geworden iſt, davon zeugt ein weiteres, eben erſt bekannt gewordenes Beiſpiel aus der altfranzöſiſchen Heldenſage. Erſt kürzlich iſt erſchienen: Der Roman von Fierabras, provenzaliſch, herausgegeben von Immanuel Bekker. Berlin 1829. 4. In den Prolegomenen zu dieſem provenzaliſchen Dichtwerke iſt aus einem andern nordfranzöſiſchen Gedichte, Agolant, gleichfalls dem Sagenkreiſe von Karl dem großen angehörig, ein beträchtliches Stück abgedruckt, worin erzählt wird, wie der Herzog Naims von Baiern, einer der zwölf Pärs Karls des großen, um als Bote des Kaiſers die Macht der Saracenen auszuforſchen, einen gefahrvollen Ritt über den Berg Aſpremont wagt. Auf dieſem Wege hat er, den perſiſchen Helden ähnlich, eine Reihe von Abenteuern zu beſtehen, Kämpfe mit Greifen, Löwen, Schlangen, reißendes Waſſer ohne Brücke, Hagel und tiefen Schnee.

Es kehrt uns nun die Frage wieder, ob etwa jener Siebenzahl der Tagreiſen und Abenteuer in den beiden perſiſchen Darſtellungen eine tiefere, mythiſche Bedeutung beizulegen ſei.

Görres, in der Einleitung zum Heldenbuch von Iran (CXX ff.) giebt dem Zuge nach Maſenderan (ebendaſelbſt B. I, 161 ff.) eine ſolariſch-planetariſche Beziehung.

Ich laſſe dieſe, mir wenigſtens ſehr problematiſche Deutung auf ſich beruhen. Daß den ſieben Tagfahrten eine bedeutſamere Beziehung unterliegen könne, als nur überhaupt die Beſtimmung des Zeitmaaßes für den kürzern der beiden Wege, unter welchen zu wählen war, und die techniſche Abgrenzung und Eintheilung der Abenteuer, wovon früher die Rede war, will ich damit keineswegs beſtreiten. Eine Vermuthung werde ich ſelbſt nachher vorbringen.

Wenden wir uns aber von dem, was, ſo wie es jetzt vorliegt, mehr die äußere Form der Anordnung ausmacht, zu den in dieſelbe gefaßten mythiſchen Erſcheinungen, welche wir der deutſchen Heldenſage mit der perſiſchen gemeinſam gefunden haben, und ſuchen wir hierüber eine Aufklärung zu erhalten, welche uns den in perſiſcher und gothiſcher Sage durchlaufenden mythiſchen Sinn und Zuſammenhang auf ähnliche Art erſchlöße, wie uns der odiniſche Glaube über die andern Sagenkreiſe Aufſchluß gegeben hat, ſo ſehen wir uns auf das andre Hauptdenkmal der früheren Geiſtesentwicklung bei den Perſern hingewieſen, auf die Zendbücher, das Zendaveſta, die Urkunden der alten perſiſchen Glaubenslehre, deren Stifter oder Läuterer Zoroaſter, Serduſcht (den wir auch in der Sage nennen hörten) in das 5te bis 6te Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung geſetzt wird, wie ich ſchon früher angeführt habe.

Wem, wie mir ſelbſt, hiebei nicht die Bekanntſchaft mit den Quellen in der Urſprache zu Gebote ſteht, der kann ſich vorzüglich in folgendem Werke näher unterrichten: Zend-Aveſta, nach dem Franzöſiſchen des Anquetil du Perron von J. F. Kleuker. 2te Ausgabe. 3 Theile in 4. (Riga 1786) nebſt 2 Bänden Anhang. Dieſes Werk giebt die erhaltenen Zendſchriften in deutſcher Überſetzung, mit vielen darauf bezüglichen Abhandlungen und Erläuterungen. Beſonders dient zur Überſicht dieſer Glaubenslehre die im erſten Band enthaltene kurze Darſtellung des Lehrbegriffs der alten Perſer und ihres heiligen Dienſtes nach den Zendbüchern (von Kleuker). Einiges zur Ergänzung bringt eine neuere Schrift bei. Fragmente über die Religion des Zoroaſter, aus dem Perſiſchen von Vullers. Bonn 1831.[1] Soweit aber die Darſtellung der perſiſchen Glaubenslehre für unſre Zwecke nöthig iſt, gebe ich ſie nach dem kurzen Umriß derſelben in Görres Mythengeſchichte der aſiatiſchen Welt, Band I. Heidelberg 1810. S. 219 ff.

Die Wurzel aller Dinge iſt urbeginns durch Zervane akerene, die Zeit ohne Grenzen, das in Vollkommenheit verſchlungene Weſen gegeben. Sie hat Zervane gemacht, die lange Zeit, das große Weltjahr von zwölf Jahrtauſenden bis zur Auferſtehung, in ihr das All der übrigen Weſen, ſie ſelbſt aber geſchaffen; die Ewigkeit aber hat nichts über ſich; ſie hat keine Wurzel, iſt immer geweſen und wird immer ſein. Vom Throne des Guten aber iſt gegeben das Wort, Honover, das vortreffliche, reine, heilige, ſchnell wirkende, weit ausſehende, das war, ehe der Himmel war und irgend ein Geſchaffenes. Mit ihm iſt das erhabene glänzende Urlicht zu Anfang gegeben, das Licht, was von ſich ſelbſt in einem Nu aufglänzt, wodurch die Sterne, der Mond und die Sonne ſehen, Aniran, das erſte Licht; mit ihm das ſeit Urbeginn wirkſame Feuer und das ſüße, hülfreiche, erhabene, reine, durchſichtige, goldfarbige Urwaſſer, Ardviſur, in ihnen der Same aller Dinge. In dem

---

[1] Die Theologie Zoroaſters nach dem Zend-Aveſta, von A. Hölty, in Illgens Zeitſchrift für die hiſtoriſche Theologie, neue Folge, 2ten Bandes 1tes Stück. Leipzig 1838. S. 1—38.

Worte und den Urelementen aber iſt Ormuzd geworden, aus der Miſchung von Urfeuer und Urwaſſer kam er hervor. Er iſt glänzend und ſchimmernd in Lichtherrlichkeit, allvollkommen, allvortrefflich, allrein, allmächtig, allweiſe, allnährend, Körper aller Körper, Quell aller Freuden. Ihn hat die Zeit ohne Grenzen zum König beſtellt, begrenzt durch den Zeitraum von zwölf Jahrtauſenden (das große Weltjahr), und ſie behauptet ihre Herrſchaft über ihn. Das kräftig wirkende Urfeuer iſt Grund der Einigung zwiſchen ihm und dem in Herrlichkeit verſchlungenen Urweſen, das der Menſch nicht zu erklären ſich beſcheiden muß. Seine Ausdehnung iſt Licht, er wohnt im Lichtkreiſe der Welt, in der Mitte des Urlichts. Unbegrenzt iſt er in ſeinem Weſen, aber begrenzt in ſeiner Umhülle, dem Lichte nemlich. Und weil das Licht daher ſeine Grenze hat, darum iſt außer ihm die Finſternis, und in der Mitte dieſer Finſternis wohnt Ahrman mit ſeinem Geſetze, der in Laſter verſchlungene, der Quell der Übel, der einzig iſt böſe und unrein und verwünſcht, ein Nichts des Guten, das Laſter ſelbſt. Er kann nichts Gutes denken, nichts Gutes reden, nicht weiſe ſein. Er der Diw, der die Welt quält, der Lügner, der Arge, der Ungerechte, der Unreine, todſchwanger, Irrthümer ſäend, der finſtere König der Darvands, der Lügendrache. Seine Urwohnung iſt die tiefe Finſternis, der Duzakh; er der Böſe war allein in ihrer Mitte, in ungeheurer Weite ſah ihn Ormuzd unter ſich, ſchwarz, bedeckt mit Unrath und Fäulnis, und im Böſen begriffen. In den erſten Finſterniſſen wohnte einſam der Schlangendrache, ſein Weſen im Keime der dickſten Finſternis, weit ausgedehnt ſein Körper, ſoweit die Dunkel reichen. Er lebt durch Gottes Macht; ihn hat die ewige Zeit gegeben, wie ſie Ormuzd gegeben, wie Finſternis mit dem Licht gegeben iſt. Aber er iſt mehr böſe durch eigene Sünde, als durch die Nothwendigkeit ſeiner Natur, weil Ormuzd, ehe er ihn bekämpft, ihn von ſeiner Sündhaftigkeit abzuwenden ſucht, und weil er nach der allgemeinen Auferſtehung, nachdem ihn die glühenden Metallſtröme ausgebrannt, wird heilig werden, das himmliſche Wort reden, und lobpreiſen die Gottheit und Ormuzd, und das reine Geſetz gründen in dem Duzakh. Unendlich ſind beide Weſen in ſich ſelbſt, begrenzt in ihrer Umhülle, einſam lebten ſie in der Mitte dieſer Abgründe, aber die Zeit ohne Grenzen hatte ihnen das Vermögen zu ſchaffen mitgetheilt; die 12000 Jahre waren ſo unter ſie vertheilt, daß Ormuzd im erſten Drittheile allein regiere, im folgenden abwechſelnd mit Ahrman, im letzten dieſer allein. Ormuzd regte ſich daher zuerſt und ſprach das Wort, das vortreffliche, das ganz Lichtnatur iſt, das lebendige, ſchnellwirkende, das ſeine Seele iſt, und Ahrman ſank vor dem Worte betäubt in die Finſternis zurück; durch jenes Wort, den reinen, heiligen Honover ſind alle reine Weſen, die ſind und geweſen ſind und ſein werden, gemacht und in Ormuzds Welt gekommen, und noch jetzt ſpricht ſein Mund das Wort in aller ſeiner Weite fort und fort. Himmel war die erſte ſeiner Schöpfungen; in 45 Tagen war Himmel geworden und Licht zwiſchen Himmel und Erde, Sonne (Mithra), Mond und Sterne, die Stand halten und in Bahnen laufen; viele tauſend Izeds aber, die Lichtgeiſter, das Volk in der Höhe, umgaben ihren König Mithra. Dieſer aber dient ſelbſt dem großen Bahman, dem erſten Amſchaspand (Verweſer) des Lichtreichs unter Ormuzd. Da feierte Ormuzd. Aber Ahrman machte ſich auf, drang ein in den Himmel, miſchte ſich in die Planeten, maß ſich gegen den Himmel der Sterne, drang durch Standſtern und alles Geſchaffene. Und er ſchuf auch einen Amſchaspand des Böſen, Bahmans Gegenkämpfer, den heilloſeſten, laſterhafteſten unter den Diws und ihren König; den Diw Eſchem, dem ſieben Kräfte gegeben, ſetzte er dem Sonnenfürſten entgegen, und den Izeds der Himmelsſterne ſchuf er zum Kampfe ſeine Diws, die in zahlreichen Haufen von Norden anſtürmen. An die Wandelſterne aber heftete er ſeine Darvands. Neunzig Tage dauerte der Kampf, endlich wurde der Böſe in den Duzakh geſtürzt. Und mit dem Himmel wurde das Feuer geſchaffen, fünf Arten des Feuers, und Ardibeheſch, der Amſchaspand, der Feuergeiſt, ward ihm gegeben. Ahrman aber drang ein in das Feuer und machte es dunkel brennend und befleckte es mit Rauch und ſchuf auch ſelbſt eine eigene Art dunkeln ſengenden Feuers und ſeinen Amſchaspand, den nichtswürdigen Ander.

Die zweite Schöpfung Ormuzds war das jungfräuliche, heilige Waſſer. Aber das faulende Ungeziefer, das Ahrman hervorgebracht, vergiftete das Waſſer und gab ihm ſeine Salzigkeit. Doch abermals wurde der Diw geſchlagen.

Zum dritten ſchuf Ormuzd den Nabel aller Berge, Albordi, aus dem alle Gewäſſer ſtrömen, den Berg der Zeiten, um den die Himmelsſterne laufen und von dem die Sonne ausgeht und der Mond, das erhabene Gebirg der Herrlichkeit, das ganz Glanz iſt und ganz Gold. Mit ihm hob die Erde ſich über das Waſſer hinaus und von ihm wuchſen die andern Berge auf. Dem Hüter der Erde Schariver, König des Glanzes, iſt Savel, Fürſt der Finſternis, von Ahrman zum Gegner gegeben.

Die vierte Schöpfung Ormuzds war die der Pflanzenwelt. Auch hier eilte Ahrman von Norden und aus allen Nordenden herbei, und durchdrang Pflanzen und Bäume mit Gift und Dornen.

Die Thierſchöpfung war die fünfte. Ormuzd ſchuf den Urſtier, den Keim und den König aller Thiere, einzig in ſeiner Art. Aber Ahrman ſprang in Schlangengeſtalt vom Himmel auf die Erde, drang in ihre Mitte, gegen Süden verheerte er die Erde und ſchlug den Stier, daß er ſtarb. Aber aus ſeinem Marke giengen neue lebendige Schöpfungen hervor. Sapandomad, die Tochter Ormuzds, wurde zur Herrin der Frucht und Thiere tragenden Erde beſtimmt, und Naonghes, ihr Widerſacher, zum Herrn alles ſchädlichen Ungeziefers beſtellt. Kaiomorts, der Grundkeim des Menſchengeſchlechts, ward auch erſchlagen von Ahrman und den Diws, aber aus ihm giengen die Menſchenarten hervor. Ahrman verführte auch ſie, daß ſie ihn anbeteten, und ſie verloren von 100 Glückſeligkeiten, die ſie beſaßen, alle bis auf eine. Die Fervers aber, die Seelen der Menſchen, ſind ſtark, wohlausgerüſtet und geſchaffen in der Höhe, wirkend in der Höhe, ſchlagend, ſiegend, lebendig und ſiegreich, Licht gebend aus der Höhe, durch Feuer wirkend wider die Schlange, vom Winde begleitet, der Menſchen Körper befreiend und erlöſend, die die Diws gebunden halten. Stark ſind die vortrefflichen Ferver der Heiligen, groß ſind ihre Thaten, richtig und weiten Umfangs ihre Gedanken, ganz leben ſie in dem, was ſie thun, ſie wandeln im Triumph und ſind geſchaffen vom Anbeginn und unſterblich und werden niedergeſandt, um auf Erden zu wohnen und Ahriman zu bekämpfen. Seroſch aber, der Statthalter Ormuzds auf Erden, der wirkſamſte der Izeds, wachend über die Städte und die Welt, groß machend die Erde, Schutz dem Menſchen gebend, offenbarend das Wort, iſt ihnen zum Herren geſetzt. Eſchem dagegen, Urheber des böſen Geſetzes, mit ſieben Stärken zur Zerſtörung der Geſchöpfe aller ſieben Keſchvars oder Zonen, iſt ihnen zum Widerſacher gegeben.

In 75 Tagen war die Schöpfung des Menſchen vollendet und in 365 Tagen iſt geſchaffen von Ormuzd und Ahrman alles, was iſt, und es iſt vertheilt die lange Zeit unter den lichtglänzenden Ormuzd und den laſterverſchlungenen Ahrman. Und wie in Streit und Kampf die Welt und alle Dinge in ihr geworden ſind, alſo ſoll auch das Leben ſelbſt eine Fortſetzung des alten Streites beider Principien ſein; gewaffnet ſoll immerdar der Menſch zum Kampfe ſtehen; auf die Seite der himmliſchen Izeds, die im reinen Leben wandeln, muß er ſich ordnen, und durch die Befolgung des Geſetzes und reine Thaten und Heiligung durch Opfer und Gebete und Gebräuche immerdar kämpfen mit den Diws und ſie vernichten wie Schlangenbrut. Wenn aber in dem Streite die Zeit, die Zervane dem Böſen zugemeſſen, abgelaufen iſt, dann ſoll die Auferſtehung beginnen; dann erſtehen die Urweſen wieder, alle neu glänzend, Ahrman ſtürzt in die Finſternis, wo fließend Erz ihn und ſeine Diws ausbrennt, bis alle das heilige Wort anſtimmen. Die ganze Erde wird ewige Dauer gewinnen, der Stoff wird lichtglänzend und durchſichtig werden und rein, und ferner nicht mehr Schatten ſein in ihr noch Finſternis, alles wird ein Lichtreich werden.

Daß dieſes Weltſyſtem in ſeinem vollen Zuſammenhang, in ſeiner geiſtigſten Auffaſſung in Perſien volksmäßig geweſen ſei, kann ich keineswegs behaupten. Es iſt ſogar für die Annahme einer frühen Sagenverwandtſchaft zwiſchen den Völkern vortheilhafter, das Gegentheil vorauszuſetzen. Aber Serduſcht erſcheint auch nur als ein Läuterer und Erneuer des Glaubens, und was er vergeiſtigt hat, mag nur ſtoffartiger zuvor als Mythus vorhanden geweſen ſein, ſowie es auch nachher im Epos wieder verſinnlicht worden. Ich hebe nun diejenigen Sätze der Glaubenslehre aus, welche am deutlichſten und lebendigſten aus der iraniſchen Heldenſage widerſcheinen und ebendamit ihre volksmäßige Geltung verbürgen.

Es beſteht für das Leben in der Zeit ein fortwährender Kampf zweier Grundkräfte, einer guten und einer böſen. Jene wohnt im Lichte, dieſe in der Finſternis. Das böſe Princip iſt Ahrman, für das gute kämpfen die ſtarken und heiligen Menſchenſeelen. Ahrman hat jeder Schöpfung des guten Princips, Ormuzds, eine böſe entgegengeſetzt. Die erſte Schöpfung war die des Himmels; in ihr erſtanden die Lichtgeiſter, die Izeds der Himmelsſterne, mit ihrem Oberhaupte Bahman; dieſen zu Gegenkämpfern ſchuf Ahrman die Diwe, die Geiſter der Finſternis, mit ihrem Könige Eſchem, dem ſieben Kräfte zum Böſen gegeben ſind; auch dem reinen Feuer, das mit dem Himmel geſchaffen ward, hat

Ahrman ein dunkles, ſengendes entgegengeſetzt. So auch in der letzten Schöpfung, der Schöpfung der Thiere, hat er, den nützlichen Thieren gegenüber, das Ungeziefer und böſe Gewürm erſchaffen. Die gutgeſchaffenen Menſchen aber verführt er zu ſeinem Dienſte. Er ſelbſt erſcheint und kämpft als Schlangendrache.

In der Heldenſage finden wir dieſe Weltanſicht wieder, nur heroiſch geſtaltet. Die ſtarken und reinen Menſchengeiſter ſind ſtreitbare Helden. Ruſthm, der große Volksheld, heißt vorzugsweiſe der Diwbändiger. Ahrman aber und ſeine Vervielfältigung, die Diws, erſcheinen zum Kampfe in Geſtalt wilder, reißender Thiere, beſonders aber als Drachen, die von jenem unreinen, ſengenden Feuer lodern, das gleichfalls Ahrman erſchaffen hat; Menſchen verlockend, erſcheinen ſie als das reizende Zauberweib, mit Frühlingsduft, Rubinbecher und köſtlicher Speiſe, die jedoch, vom Talismane berührt, ſchwarz wie die Nacht wird, oder zum reißenden Löwen ſich verwandelt. „Ihm war unkund, heißt es von Ruſthm (I, 175), daß es Zauber ſei, und unter liſtigem Trugſpiel Ahrman verſteckt.“ Die Drachen werden überall als Diwe, Dämonen, bezeichnet. So erzählt Sam, Ruſthms Großvater, von ſeinem Drachenkampfe ([Görres, Heldenbuch] I, 97 f., 10te Sage):

> Mir gleich lebt auf Erden kein Held. Niemand hat in der Schlacht je meinen Rücken geſehen; unter Helden und Männern und Löwen ein Mann gürtete ich mich zum Streite mit den Dämonen. Wie jener Drache vom Fluſſe Keſchf hervorkam, und die Erde gleich der flachen Hand machte, da erbebte alle Welt in Schrecken vor ihm; von Vögeln entleerte er die Luft, von Wohnungen die Erde, von ſeinem Feuer entzündete ſich der Flügel des hochſchwebenden Geiers, der Boden entbrannte vor ſeinem Gift, die furchtbare Seeſchlange trieb er aus dem Waſſer, aus dem Gewölke die Adler; die Erde wurde öde von Menſchen und Vierfüßern. Ich aber gürtete im Namen des Allerhöchſten mir die Mitte, alle Furcht ſchlug ich aus dem Herzen; ich kam mit der ſtierköpfigen Keule, ihn zu beſtehen, ich mit mächtiger Fauſt, er mit mächtigem Athem, gleich einem himmelhohen Berge wälzte er ſich heran; ſein Haar hängend zur Erde wie Stricke, ſeine Zunge gleich einem ſchweren Baumſtamme, die Augen zwei Teiche voll Blut. Ich ſpannte den Bogen und er kam auf mich heran, Feuer entſtob ſeinen Schuppen, aus Furcht vor ihm erzitterte die Erde, dunkler Rauch ſtieg von ihr auf, ihn umſchäumte ſchwarzes Gift gleich dem Meere von Dſchin. Wie ein Löwe ſchrie ich auf, einen diamantnen Pfeil ſchoß ich an den Himmel, gegen den Rachen hatte ich den Pfeil gerichtet, in ſtaunender

Beſtürzung blieb ihm die Zunge außer dem Munde. Noch einmal ſchoß ich auf ſeinen Hals, daß er ſich krümmte und beugte. Zum dritten ſchoß ich den Pfeil in die Mitte des Rachens, und ein Strom rauchenden Blutes ſtürzte hervor. Mit der Keule ſchlug ich ihn vollends zuſammen, auf ſein Haupt ſchlug ich los, als ob der Himmel Berge auf ihn regne; der Strom Keſchf wurde voll Blut und all ſein Waſſer zu Gift. Alles Gebirg umher, bedeckt mit Schaaren von Männern und Weibern, jauchzte mir zu, die Welt war Zeuge des Kampfes geweſen, und wie der Drache, ein Dämon, raſend geſtritten u. ſ. w. Wie ich vom Kampfplatze gieng, war mein Panzer zerronnen, vom Pferde floß die Decke herab, nichts Lebendes war in dieſer Gegend allum, Char und Chawer waren verbrannt, ich aber faßte eine Stahlwaffe und ſchlug ihm ſein Haupt ab.

In der Sage von Guſchtasbs Drachenkampfe wird geſagt (II, 255):

Auf dem Berge Theſtbile liegt ein gräulicher Drache, Ahrmans Geburt, den ſollſt du ſchlagen.

Beſonders aber heißt es von dem Drachen, den Ruſthm auf dem Wege der ſieben Tagreiſen zu beſtehen hat:

Es war aber auf dieſem Felde die Wohnung eines Hauptes der Diws, Asdiw genannt. Dieſer kam in Geſtalt eines furchtlichen Drachen, alſo ſtark, daß ein Elephant ihm nimmer entgienge.

Und nachher ſpricht der Lindwurm zum Helden:

Aus dem Kampfe mit mir geht niemand frei aus, von Ende zu Ende iſt dieſe Ebene mein Ort, der weite Himmel iſt mein Luftkreis, ohne mich breitet der Adler nicht den Flügel zum Flug.

Dieſer Asdiw, der ein Haupt der Diwe genannt wird und ſo großer Gewalt ſich rühmt, mag der Diw Eſchem ſein, der König der Diwe, dem Ahrman ſieben Kräfte zum Böſen, zur Befeindung der Geſchöpfe aller ſieben Zonen gegeben hat. Jedenfalls muß ſich das, was dem oberſten Diw zugetheilt iſt, in den andern wiederholen. Dieſe ſieben Ahrmanskräfte nun ſcheinen ſich in den ſieben Abenteuern des Tafelnweges dem Lichthelden gegenüber zu entfalten. Jede Geſtalt, jedes Element ſteht den Dämonen zu Gebot, denn für jedes Geſchaffene hat Ahrman ſeine Gegenſchöpfung, in der ſeine Geiſter wirken können. Alle ſieben Kräfte des Dämonenreiches muß Ruſthm niederkämpfen, ehe von den in der Gefangenſchaft der Diwe gebundenen Söhnen des Lichtlandes Iran, wie daſſelbe (II, 254) genannt wird, die zauberhafte Finſternis, Ahrmans Erbtheil, weichen kann. In der letzten, tiefen Schlangenhöhle muß der Diw Sefid bezwungen, Leber und Herzblut, die Zeichen der völligen Vernichtung, ihm entriſſen ſein, bevor, damit beſtrichen, die Augen des Schahs und der Männer von Iran ſich dem Lichte wieder öffnen. Und wie hier Ruſthm mit dem Heldenſchwerte, ſo hat Serduſcht (Zoroaſter) mit dem Stabe ſeiner geiſtigen Sendung den Ahrman bezwungen. „Ein Greis gab auf Erden ſich kund, heißt es in der 33ſten Sage des Heldenbuchs von Iran (II, 260. Vgl. S. 263), in ſeiner Hand der Stab von Aud, geſegnet ſein Fußtritt, ſein Name Serduſcht, den Böſes wirkenden Ahrman ſchlug ſein Arm.“

Auch auf die geſchichtlichen und geographiſchen Verhältniſſe iſt der Dualismus, der große Gegenſatz der Glaubenslehre, angewandt. Die vielen und langen Kämpfe zwiſchen Iran und Turan, welche den gröſten Theil des perſiſchen Heldenbuches einnehmen, tragen überall die Farben dieſes Gegenſatzes. Iran und Turan ſind geſchieden wie Feuer und Waſſer (II, 30 ob.). Iran iſt, wie ſchon erwähnt, das helle Lichtland. In Turan iſt Land und Erde Ahrmans (II, 58 u.). Wenn Turan in der Schlacht Noth leidet, dann erbebt Ahrman und verwünſcht ſich ſelbſt im Schmerze (II, 94 u.). Wie alles Böſe von Ahrmans Wurzel iſt, ſo ſind auch die Herrſcher von Turan aus ſeinem Stamme (II, 202 ob.). Diwe, Schwarzkünſtler, werden ſie genannt und als ſolche dargeſtellt. Afraſiab, der Schah dieſes Reiches und der unermüdliche Feind von Iran, führt eines Drachen Bild in ſchwarzer Fahne (II, 43 u.). Und ſo iſt auch im feindlichen Maſenderan das Haus der trügeriſchen Diws, in den Banden ihres Zaubers iſt dieſes Land befangen (I, 164), ein Diw iſt der Sänger, der von deſſen wunderbaren Reizen ſingt und den Schah Cawus zum verderblichen Zuge dahin verlockt.

Wenn aber auch die ſieben Tagreiſen Ruſthms und Asfendiars an beſtimmte Örtlichkeiten angeknüpft ſind, wenn hiebei auch geſchichtliche Beziehungen ſtattgefunden haben mögen, ſo erhellt doch eben daraus, daß zwei verſchiedene Helden auf verſchiedenen Wegen in der Hauptſache dieſelben Abenteuer beſtehen, die mythiſch-poetiſche Anlage dieſer Dichtungen; und eine gewiſſe Ähnlichkeit der Anlage zeigt ſich ſelbſt noch in andern Sagen des iraniſchen Heldenbuches, der 15ten, von der Fahrt des Cawus nach Hamaveran, und der 26ſten, von Kerkin und Beshen, in welchen beiden ebenfalls Ruſthm der rettende Held iſt.

Von dieſer Auffaſſung der perſiſchen Glaubenslehre und Heldenſage machen wir nun die Anwendung auf die deutſchen Heldenlieder des gothiſchen oder Amelungenkreiſes.

Die Übereinſtimmung der Wolfdietrichsſage mit der perſiſchen von Ruſthm und Asfendiar in der Anlage des Ganzen ſowohl, als in einzelnen Abenteuern iſt ausführlich dargelegt worden. Schon die Naturbilder, die im deutſchen Gedichte ſpielen, Löwen, Elephanten, Lindwürme oder Schlangen, haben uns auf den fernen Oſten als ihre Heimat hingewieſen. Daß aber jene Drachenkämpfe der perſiſchen Dichtungen weder für willkührliche Einbildungen, noch für ein bloßes Ringen der menſchlichen Körperkraft mit den Naturgewalten anzuſehen ſeien, hat uns die Zuſammenſtellung der Heldenſage mit der Glaubenslehre ergeben. Auch in den deutſchen Liedern iſt eine entſprechende, urſprüngliche Bedeutung dieſer Kämpfe anzunehmen, wenn gleich die dämoniſche Natur der feindlichen Weſen längſt in den Hintergrund getreten iſt. Ich habe ſchon früher bemerkt, daß ich die Wolfdietrichsſage an die Spitze des Amelungenkreiſes ſtelle. In Dietrich von Bern, ſowie in Rother, erkenne ich nur Wiedergeburten des ältern Wolfdietrichs. Dieſes ſind zwar Behauptungen, deren Richtigkeit ich hier nur vorausſetze, die ich aber in dem Abſchnitte von der poetiſchen Entwicklung der Sage zu begründen hoffe. Wolfdietrich, Dietrich von Bern und Rother kämpfen und dulden alle drei für die Rettung ihrer getreuen Dienſtmannen; dieſes iſt der Kern der geſammten Amelungenſage, entſprechend der Anlage jener perſiſchen Sagen. Warum aber in Wolfdietrich die älteſte, deutſche Entwicklung dieſes Sagenkerns anzuerkennen ſei, ſoll dort näher beleuchtet werden. Hier führe ich, vorgreifend, nur den Grund an, welcher eben in dem Wunderbaren, Mythiſch-ſymboliſchen, liegt, welches den Abenteuern Wolfdietrichs vor denen der beiden andern Helden eigenthümlich, mit der perſiſchen Sage aber gemeinſam iſt. Auch von Dietrich von Bern werden zwar Drachenkämpfe erzählt, ſie werden aber, bezeichnend, daß ſie einer ältern Geſtaltung der Dietrichsſage angehören, in ſeine frühe Jugend hinaufgerückt und ſind aus dem Verhältnis zu ſeinen Dienſtmannen gänzlich hinausgeſchoben. Das Menſchliche, das Epiſch-charakteriſtiſche hat hier über das Wunderbare, Mythiſch-ſymboliſche geſiegt. Kein Drache ſpeit mehr Gift und Flamme, aber der gewaltige Ermenrich, Dietrichs Oheim und unverſöhnlicher Gegner, und der böſe

Rathgeber Sibich brüten giftigen Verrath und legen Dietrichs Erbland öde. Ahrman und ſeine Diws wandeln nicht mehr in Schlangengeſtalt, ſondern treten in menſchlicher Tücke zu Tag. Welche Schwierigkeiten die Beziehung des geſchichtlichen Ermanarich auf den Ermenrich der Heldenſage habe, iſt früher erwähnt worden. Aber ein mythiſcher Anklang macht ſich hörbar, wenn auch nichts weiter daraus bewieſen werden ſoll. Die gothiſche Form von Ermenrich, Ermanarich, iſt Airmanareiks (Grimm, Heldenſage 2). Rîch, reiks, iſt Anhangſilbe, die in vielen Namen wiederkehrt, und bedeutet potens, dives, fortis (Grimm, Grammatik I, 49. Vgl. ebendaſelbſt II, 175. 448 f. Rechtsalterth. 291 f.). Als Hauptbeſtand bleibt ſonach Airman-s.

Die ausführlichere Charakteriſtik Ermenrichs, die Darlegung der Ahrmansnatur dieſes Ungetreuen, Unreinen, wie ihn die Lieder nennen, bleibt dem nächſten Abſchnitte vorbehalten.

Hier nur eine Stelle aus dem Liede von Dietrichs Flucht zu den Hunnen, worin Ermenrich recht als die Wurzel des Böſen in der Welt bezeichnet wird:

V. 3496. ist er zu der helle geporn,
daz endunck nieman unpillich:
untruwe ist von im in die rich
laider aller erst bekomen.

Vergleichen wir die beiderlei mythiſchen Weltanſchauungen, auf die wir zur Erklärung der deutſchen Heldenſage zurückgehen muſten, in ihrem Einfluß auf die verſchiedenen Kreiſe der letztern, ſo zeigt ſich dieſer weſentlichſte Unterſchied: die odiniſche Anſicht ergreift im Heldenthume die ungeſchiedene Kraft; gut und böſe iſt nur ein Verhängnis, unverwüſtliche Tapferkeit ein Verdienſt; aus beiden Heeren, die ſich im Kampfe vernichten, fahren die Helden zu Odin; ein Gegenſatz iſt nur zwiſchen ihnen und den Feigen, Siechtodten, welche Hel in ihre dunkeln Wohnungen zieht, die aber gar nicht in das Heldenlied aufgenommen werden oder nur wie der Knecht Hialli, dem man das bebende Herz ausreißt, zum Unterſchiede von Högnis nicht zuckendem; die parſiſch-gothiſche Anſicht dagegen ſetzt den entſchiedenſten Dualismus, den Gegenſatz des Lichtes und der Finſternis, des Guten und Böſen, der Held iſt ein Kämpfer des Lichts gegen die Mächte der Finſternis. Mag auch im letzten Weltkampfe der odiniſchen Glaubenslehre, zu dem Götter und

Helden beſtimmt ſind, ein ſolcher Gegenſatz im Größern liegen, ſo iſt er doch ohne fühlbare Einwirkung auf die Region der Heldenſage und, wie es ſcheint, mehr in der prieſterlichen, als der heroiſchen Anſicht begründet. Dieſe Verſchiedenheit, die ich hier nur in den allgemeinſten Zügen angemerkt habe, wird ſich bei der Betrachtung des Ethiſchen in der Heldenſage näher legen.

So beſtimmt wir nun in der Geſammtheit der Heldenſage zweierlei Mythenkreiſe zu unterſcheiden hatten, deren Herrſchaft ſich in die einzelnen Sagenkreiſe theilte, ſo iſt doch leicht zu erachten, daß mit der frühzeitigen Vermiſchung und Verſchmelzung dieſer Sagenkreiſe ſelbſt auch die urſprünglich geſchiedenen Mythen mehrfach in einander übergiengen und ſich in einem gemeinſamen Wunderbaren verloren. Wir haben dieſes zuvor ſchon bei dem Elfenweſen, der Erſcheinung der Zwerge in den verſchiedenen Sagenkreiſen, bemerkt. Beſonders auch ſcheinen ſich die ſagenhaften Vorſtellungen von dem Fortleben der Helden unſicher zu durchkreuzen.

Wolfdietrich endet ſein Leben im Kloſter, eine chriſtliche Wendung der Sage, von deren älterem Beſtande vielleicht im Kampfe, den der Held, auf ſeiner Bahre ſitzend, mit den Geiſtern aller von ihm Erſchlagenen zu kämpfen hat, und worüber ihm in einer Nacht die Haare grau werden, noch ein dunkler Überreſt geblieben iſt.

Vom Ende Dietrichs von Bern ſind verſchiedene Sagen. Zuerſt die ſchon berührte Erzählung beim Heldenbuch:[1] Ein großer Streit geſchieht vor Bern, darin alle Helden, die in der Welt ſind, erſchlagen werden, ja einer durch des andern Hand, ausgenommen der Berner.

---

[1] Bl. 212: Also reit der Berner vnd Hiltebrant hinweg [nach der Nib. Noth]. Die selben wunden woltent Hiltebrant nye geheilen bisz in synen todt. Darnach ward aber ein streite bereidt der geschach vor bern. do ward der alt Hiltebrant erschlagen von künig Günther [?]. der was fraw Crimhilten bruder. vnd do kame ye einer an den andern bisz das sy all erschlagen wurden. Alle die helden die in aller welt waren, wurdent do zůmal abgethan auszgenummen der berner. Do kam ein kleiner zwerg. vnd sprache zu jm. Berner berner du solt mit mir gan. Do sprach der berner. wo sol ich hin gan. do sprach der tzwerg. du solt mit mir gan. dyn reich ist nit me in diser welt. Also gieng der berner hyn wege vnnd weysz nyemant wo er kummen ist ob er noch in leben oder todt sy, weysz nyemant warlichen da von zů reden. Man vermeinet auch der getreu Eckart sey noch vor fraw fenus berg, vnd sol auch do belyben bisz an den jungsten tag, vnd warnet alle die in den berge gan wollen.

Zu ihm kommt ein kleiner Zwerg und ſpricht: Berner! Berner! Du ſollt mit mir gehn! Dein Reich iſt nicht mehr in dieſer Welt! So geht der Berner hinweg und weiß niemand, wohin er kommen, ob er noch im Leben oder todt ſei. Anders die Wilkinenſage (Cap. 393. Rafn S. 625—8). Dietrich beginnt kraftlos zu werden vor Alter, doch führt er ſeine Waffen noch wohl. Einſt nahm er ein Bad an dem Orte, der jetzt Dietrichsbad genannt wird. Da ruft einer von ſeinen Knechten: Herr, hier läuft ein Hirſch, nie ſah man ſolch ein großes und prächtiges Thier. Der König ſpringt auf, nimmt ſein Badgewand um und ruft nach Roſs und Hunden. Die Knechte laufen darnach, aber der Hirſch rennt hin und der König wird ungeduldig. Da ſieht er ein großes, geſatteltes Pferd ſtehn, ſchwarz, wie ein Rabe; darauf ſchwingt er ſich. Indem werden die Hunde losgelaſſen, aber ſie wollen nicht dieſem Pferde nachlaufen. Raſcher und leichter läuft es unter dem König hin, als ein Vogel fliegt. Er findet jetzt, daß es wohl kein Pferd ſein möge, und will ſich vom Rücken deſſelben los machen, aber er kann keinen Schenkel heben, ſo feſt ſitzt er. Sein beſter Knecht reitet nach auf ſeinem beſten Pferd, ihm folgen alle Hunde. Doch bald verliert er den König aus dem Geſicht und niemand weiß, wo Dietrich von der Zeit geblieben iſt. Der Knecht ruft ihm zu: Herr, wann wirſt du zurückkommen? warum reiteſt du ſo haſtig? Dietrich antwortet: Ich reite übel, dieß muß ein Teufel ſein, darauf ich ſitze. Aber zurück mag ich kommen, wenn Gott und die h. Maria will. Deutſche Männer ſagen, daß ſie in Träumen erfahren, wie Gott und Maria den König Dietrich es genießen ließen, daß er ihrer Namen bei ſeinem Tod gedachte. Dieſes iſt ein gutmüthiger Zuſatz im chriſtlichen Sinne; man wollte den theuern Helden nicht zum Teufel fahren laſſen. Nicht ſo gut kommt der Arianer Theoderich in den Dialogen des Pabſts Gregor (IV, 30) weg; ein Einſiedler auf Lipari hat geſehen, wie er gebunden von dem Pabſt Johannes und dem Symmachus in Vulcani ollam, den Ätna, geworfen wird (Altd. W. I, 228). Otto von Freiſingen, der dieſes anführt (erſte Hälfte des 12ten Jahrh.) kennt auch die Volksſage, daß Dietrich bei lebendigem Leib, auf einem Pferde ſitzend, zur Unterwelt gefahren.[1] Deutſche

---

[1] Otto Fris. l. V, c. 3: hinc puto fabulam illam traductam, qua vulgo dicitur: Theodoricus vivus, equo sedens, ad inferos descendit. (Altd. W. I, 294.)

Gedichte erwähnen derſelben mit dem Zuſatz, daß Dietrich bis zum jüngſten Tage mit Würmen ſtreiten müſſe.

Bemerkenswerth iſt noch, was die Jahrbücher des Mönchs von Köln zum Jahr 1197 erzählen. Damals ſei einigen, die an der Moſel hingegangen, ein Geſpenſt von wunderbarer Größe, in menſchlicher Geſtalt, auf einem ſchwarzen Pferde ſitzend, erſchienen. Den Erſchrockenen ſich nähernd, hab' es ſie ermahnt, keine Furcht zu hegen, habe ſich Dietrich, einſt König von Bern, genannt und mancherlei Noth und Elend, ſo über das römiſche Reich kommen würde, verkündet; nach dieſen und andern Eröffnungen ſei es, von ihnen zurückweichend, über die Moſel geritten und aus ihren Augen verſchwunden.[1]

Das Gemeinſame dieſer verſchiedenen Sagen liegt darin, daß der Held in unbekannte Ferne entrückt wird, von wo ihm die Wiederkehr in künftiger Zeit vorbehalten iſt. So iſt nach dem Gedicht von der Klage (4368—404. Vgl. 4245—68) auch von Etzeln unbekannt, wohin er gekommen, und der perſiſche Chosrew verſchwindet, in der 31ſten Sage des Heldenbuchs von Iran, auf hohem Gebirge.

---

[1] Etz. Hofhalt. Str. 131: Vnd ist auch noch pey leben herr Diterich von Pern; got het jm pus zugeben, das mugt ihr horn gern: eyns tags er sich verjache zu Peren jn der stat, von red dasselb geschache, das was des teuffels rot. Str. 132: Dor vmb ward er beruret von eynem ros vnrein, vnd ward do hin gefuret, das mocht der teuffel seyn, dor auf do must er reiden in die wust Rumeney: mit wurmen mus er streiden, pis vns der jungstag wont pey. Str. 133: Das las wir hie nun seyne, wo er nun komen sey; got hilfft jm noch aus peyne, mit sterck wont er im pey u. ſ. w. Ähnliches in Herm. v. Sachſenh. Mörin. S. ſonſt über die Sage v. d. Hagens Anmerk. 180 f. 31. Ebd. Briefe in d. Heimath II, 60 f., wo als eine Veronaer Sage erzählt wird: „Dietrich, um ſeine Luſt an ſchönen Roſſen, Jagdhunden und Falken zu büßen, machte mit dem Teufel einen Vertrag, daß ſeine Geiſter ihm in ſolcher Geſtalt dienten, bis ſie alſo ihn ſelber in die Hölle jagten. So ſtellt ihn hier ein halberhobenes Bildwerk des zehnten Jahrhunderts neben der Kirchthüre von S. Zeno dar, wie er, mit früher ungewöhnlich kurzem Mantel und Steigbügeln, auf die Jagd reitet; und die lateiniſchen Reimverſe deuten das Bild durch einen thörigen König, dem der Teufel Roſs, Falken, Hund und Hirſch ſende, die ihn der Hölle zuführen, und meinen ohne Zweifel Dietrich.“ … „Ähnliche Sagen haben wir dann von einem römiſchen Kaiſer Donatus und von Kaiſer Friedrich II; ſie gehen in die vom wilden Jäger über und ihr gemeinſamer Sinn iſt: wer der Welt Luſt zu hitzig nachjägt, iſt ſelber des Teufels Wildpret.“ Die Sage von Friedrich ſteht bei Grimm, deutſche Sagen II, 188 aus Cod. Pal. 844. Vgl. noch Manſo 126. 166 f. 173 f.

Von den berühmteſten Kaiſern des deutſchen Mittelalters, beſonders von Karln dem großen und den ſchwäbiſchen Friedrichen, beſtand der Volksglaube, in örtlichen Sagen, welche zum Theil noch gangbar ſind, dieſe Helden ſitzen im Innern eines Berges oder unter einer alten Kaiſerburg, halbſchlummernd, auf den ſteinernen Tiſch geſtützt, durch den der lange Bart gewachſen. Wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, oder wenn der Bart dreimal um den Tiſch gehe, in großer Noth des Landes, oder am Ende der Welt, werden ſie wieder hervorkommen. Auf irgend einem weiten Felde wächſt ein verhängnisvoller Baum; wenn dieſer, dreimal umgehauen, wieder grünt und Früchte trägt, oder umgekehrt, wenn der grünende verdorrt, wird auf jenem Feld eine blutige Schlacht anheben; dazu wird der verlorene Held erſcheinen und ſeinen Schild am dürren, jetzt neu ergrünenden Aſte des Gerichtsbaums aufhängen (Grimm, d. Sagen).

Von der Beiſetzung Karls des Großen in der Hauptkirche zu Aachen meldet der Mönch von Angoulême:

> Corpus ejus aromizatum est, et in sede aurea sedens positum est in curvatura sepulcri, ense aureo accinctum, evangelium aureum tenens in manibus u. ſ. w. Vestitum est corpus ejus vestimentis imperialibus u. ſ. w. Sceptrum aureum et scutum aureum, quod Leo Papa consecraverat, ante eum posita sunt dependentia, et clausum et sigillatum est sepulcrum ejus. (Hahn I, 86.)

Otto III ließ im Jahr 1000 dieſes Grabgewölbe öffnen, nach der Erzählung in Ademar. Chron.:

> Otto Imp. per somnium monitus est, ut levaret corpus Caroli M. Imp. qui Aquis humatus erat, sed vetustate obliterante ignorabatur locus certus, ubi quiescebat, et peracto triduano jejunio, inventus est eo loco, quem per visum cognoverat imperator, sedens in aurea cathedra intra arcuatam speluncam, infra basilicam Beatæ Mariæ, coronatus corona ex auro et gemmis, tenens sceptrum et ensem ex auro purissimo, et ipsius corpus incorruptum inventum est, quod levatum populo demonstratum est. Solium ejus aureum Imp. Otto direxit regi Botisilano pro reliquiis S. Adalberti Martyris. (Hahn, a. a. O.) [Vgl. Karlmeinet S. 829.]

Wir ſehen hier ein leibhaftes Vorbild zu den Volksſagen von den unterirdiſch harrenden Kaiſern. Das Heldenbuch von Iran erzählt in der neunten Sage (I, 69):

Feridun gieng, und ſein Andenken blieb werth bis auf dieſe ſpäten Zeiten, nie hatte er Böſes gethan. Menutſchehr ſetzte ihm eine Krone aufs Haupt, gürtete ihn, und nach der Weiſe der Schahe machte er die Todtenwohnung aus Gold und koſtbarem Geſtein. Dort ruhte er auf elfenbeinernem Stuhle, über ſeinem Haupte die Krone, ſo ſaß er gegürtet in der Weiſe der Alten.

Ähnliches in der ſiebenunddreißigſten Sage, „vom Tode Ruſtems" (II, 346 f.):

Und es begann der Trauerzug, zwei Tagereiſen weit führten ſie die Leichen nach Sabul, die Erde bewegte ſich vor Trauer und allum erſcholl lautes Klaggeſchrei. Wie ſie die Heimath erreicht, wählten ſie einen ſchönen grün bewachſenen Garten, und errichteten dort ein Mal, das zu den Wolken den Gipfel hinaufhob. Zwei elfenbeinerne Seſſel ſtellten ſie darin einander gegenüber und ſetzten die Helden darauf. Über ihren Häuptern waren die Kronen aufgehängt, und die Diener goßen Moſchus und Roſenöl zu ihren Füßen aus. Sie ſtanden dann umher und ſagten weinend dem Helden ihr Lebewohl. Sie ſprachen: Nicht mehr, o Reiner! wirſt du ſitzen beim Gelage, und ſchmauſend im Weine und guten Speiſen dich mit deinen Freunden ergötzen; nicht mehr wirſt du das Tigerfell zur Schlacht umhängen und greifen nach Bogen und Pfeil und Schwert, und der zermalmenden Keule, nicht mehr wirſt du Rekſch, das edle Roſs, beſteigen, noch auch, wenn Krieg und Schlacht vorüber, mit freigebiger Hand, reiche Schätze vertheilen. Alles iſt dir jetzt gering; als ein nichtig Weſen ſiehſt du es an: ſo möge deine Seele denn fröhlich ſein im Paradieſe! Sie brachten dann auch noch Rekſch hinzu, und ſchloſſen das treue Thier ein in das Grabmal des Herren, und alſo ward es geſtellt, daß es ſtand wie ein lebendiges Roſs auf ſeinen Füßen. Darauf giengen ſie ſchweigend und traurig von dannen.

Die Helden des Nordens fahren nach Walhall zu Odin, kämpfen als Einherien täglich fort, fallen und leben wieder auf, bis der große Tag hereinbricht. Ihr Fortleben wird aber auch auf Erden ſichtbar durch Wiedergeburt und anderes Erſcheinen. Helge reitet mit vielen Männern zum Grabhügel zurück und Sigruns Dienerin ruft: „Iſt es Götterdämmerung? todte Männer reiten daher." Gudrun ſagt in der Todtenklage um den Gemahl: „Wende hieher, Sigurd, dein ſchwarzes Roſs!" (Edd. III, 305. 307. 310. IV, 197. von der Hagen, Eddalieder S. 94^b [Lüning S. 482]: enn blacca mar.)

Jene deutſchen Könige ſind an der Erde feſt gehalten, ihr Fortleben iſt als ein irdiſches gedacht, ſie harren, im Berge ſchlummernd, dem Kampf am Ende der Welt entgegen. Hiebei ſcheinen chriſtliche

Anſichten eingewirkt zu haben, wonach die großen Ereigniſſe der letzten Zeit, die Bekämpfung des Antichriſts und das jüngſte Gericht ſich auf der Erde begeben ſollen. Das noch umgehende Volksbuch vom Untersberge bei Salzburg, in welchem Kaiſer Karl der Zukunft harrt, beſagt:

„Der Antichriſt erſcheint, auf den Feldern von Wals kommt es zur Schlacht, die Engelpoſaunen ertönen und der jüngſte Tag iſt angebrochen.“

Bruder Berthold, in ſeinen deutſchen Predigten aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts (herausgegeben von C. F. Kling, Berlin 1824) ſagt (S. 391): „Sie werden ſich am Ende der Welt ſo unter einander ſchlagen, daß ihr Blut unter einander fließet,“ und er findet den Anfang dazu in den Kriegen ſeiner Zeit.

Gleichwohl erinnert das vorbeſtimmte Schlachtfeld auch an die Ebene Wigrid oder Oſkopnir in der Edda (Edd. I, 88. IV, 33 [bei Lüning S. 159. 370. 85]) und der verhängnisvolle Baum an die Welteſche Ygdraſill, darunter der Götter Dingſtätte, an welcher täglich große Mühſal zehrt und die im letzten Sturme zittert, doch ſtehen bleibt (Edd. I, 177. 179. 48. 51). Das ſchwarze Roſs, auf welchem Dietrich dahin fährt und welches bei ihm, wie in andern deutſchen Sagen (von Rechberger, Thedel von Walmoden), zu einem teufliſchen geworden iſt, zeigt ältere Verwandtſchaft mit Helges und Sigurds Todtenpferden, ſein Erſcheinen zur Verkündung ſchwerer Geſchicke mahnt an jenes Reiten der Todten vor der Götterdämmerung.

So blieb, durch alle Verdunklung und Vermiſchung der Sagen und Mythen, noch immer eine Ahnung, als könnten die alten Helden gewaltig wiederkehren, und manchmal noch wurden ſie ihrem Volke ſichtbar, ſo lang es ihrer nicht völlig vergeſſen hatte.

Was endlich die Litteratur der mythologiſchen Anſichten unſerer Heldenſage betrifft, ſo finden ſich ſolche vorzüglich in folgenden Schriften: Mone, Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa. Zwei Theile. Leipzig und Darmſtadt 1822—1823. (Auch als fünfter und ſechster Theil der Creuzeriſchen Symbolik und Mythologie.) Schon früher, in der Schrift: Einleitung in das Nibelungenlied (Heidelberg 1818), ſowie in der Einleitung zu ſeiner Ausgabe des Otnit (Berlin 1821) hat Mone die mythologiſche Auffaſſung der Heldenlieder als die einzig genügende darzuſtellen geſucht. Mone, über Walter von Aquitanien, im Archiv der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde von Büchler und Dümge. Frankfurt 1820. 2, 108:

„Ermenrich iſt der teutſche Ahriman in mythologiſcher und der gothiſche Hermanarich in geſchichtlicher Hinſicht, jedoch letzterer nur dem Namen, erſterer der Sache nach. Das gilt von allen Perſonen des Heldenbuchs, ſie haben einen geſchichtlichen Namen und mythologiſche Bedeutung.“

Von der Hagen, Die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. Breslau 1819.

Trautvetter, Sterndeutige Aufſchlüſſe über die altdeutſchen Heldenſagen, in Okens Iſis. 1821. Heft IX. Derſelbe Verfaſſer hat in der Iſis von 1820, Heft IX eine Abhandlung gegeben: „Asciburg oder die germaniſchen Götter- und Heldenbilder des Tacitus und der Edda als Sternbilder dargeſtellt.“ Darin erfahren wir unter anderm (S. 614), daß Schwanbild, Sigurds ſchöne Tochter von Gudrun, vor deren leuchtenden Augen die Roſſe zurückſchrecken, die ſie zertreten ſollen, nichts anderes iſt, als die Martinsgans. In einem ſpätern Aufſatze hat Trautvetter die Geſtalten der Heldenſage als chemiſche Stoffe erklärt.

W. Grimms Anſichten über das Mythiſche ſind in folgenden Sätzen niedergelegt, die ſich in der ſein Werk über die deutſche Heldenſage beſchließenden Abhandlung über Urſprung und Fortbildung der Sage finden:

Heldenſage S. 335: Die Sage folgt der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, oder vielmehr ſie begleitet ihn von einer Stufe zur andern. In dieſem Fortgange kann ſie alles, was ein Volk geiſtig beſitzt, Himmliſches wie Irdiſches, berühren und in ſich aufnehmen. Dieſes Verhältnis geſtattet nicht, ihren Inhalt anders, als auf ſolche allgemeine Weiſe zu beſtimmen; doch ſcheint bei ſelbſtändigen, in ruhigem und abgeſchloſſenem Daſein verharrenden Völkern ernſte Betrachtung des Überſinnlichen das erſte Bedürfnis des erwachten Geiſtes geweſen zu ſein. Als durch äußere Einwirkungen Manigfaltigkeit des Lebens entſtand, die den Einzelnen auszeichnete und zu eigenthümlicher Thätigkeit anregte, mochte die Sage vorzugsweiſe zur Verherrlichung irdiſcher Ereigniſſe ſich geneigt fühlen. Wir unterſcheiden daher Götter- und Heldenſage und nehmen eine ſpätere Entſtehung oder Ausbildung der letzteren an, deren Keime gleichwohl neben der erſtern können vorhanden geweſen ſein.

S. 336: Unter den verſchiedenen, über Urſprung und Fortbildung der deutſchen Heldengedichte geäußerten Meinungen haben ſich zwei geltend zu machen geſucht, die einander geradezu entgegen ſtehen. Die eine findet den eigentlichen Inhalt in der älteren Götterſage, und nimmt an, daß dieſe bei längerer Fortdauer ſich mehr verhüllt, irdiſch und ſinnlich umgeſtaltet habe. Die andere hält geſchichtliche Wahrheit für die erſte Grundlage, nur mit freier Phantaſie ausgebildet und durch die Zuthat des Wunderbaren geſchmückt. Ohne Zweifel haben einzelne Wahrheiten auf dieſe Anſichten geleitet, aber auf jeder Seite ſtellt ſich, ſo lange man unbefangen bleibt, ſehr bald das Gefühl des unzulänglichen und völlig unhaltbaren ein. Will man nur den Ausdruck geiſtiger Vorſtellungen finden, ſo muß man den das Ganze beherrſchenden Gedanken immer weiter und allgemeiner faſſen; bei dieſer Allgemeinheit aber verſchwindet der Inhalt der Sage unter den Händen oder zerfließt in eine unförmliche, lebloſe Maſſe. Wenn Siegfried zugleich Dieterich iſt, als Baldur die nordiſche, als Sonnengott auch die griechiſche Mythologie in Anſpruch nimmt, ſo ſchwankt überall der Boden, und der ſtolzen Ausſicht von der Höhe bleibt zuletzt nichts mehr übrig, als eine graue, unüberſehbare Ferne.

S. 398: Wer einen mythiſchen Urſprung annimmt, hegt folgende Vorſtellung. Die Helden, welche die Dichtung in geſchichtlichem Scheine auftreten läßt, waren früherhin Götter, verkörperte, ſinnbildlich aufgefaßte Ideen über Erſchaffung und Fortdauer der Welt. Als ſich das Verſtändnis dieſer Ideen verlor, bildete ſich das Epos, in welchem die Götter zu menſchlichen Helden, ihre Thaten zu geſchichtlichen Begebenheiten herabſanken. Doch jene Göttermythen verdankten erſt ſpäterem, ſinnlichem Wohlgefallen ihr Daſein, und rücken wir zu ihrem Urſprunge abermals zurück, ſo finden wir noch unverhüllter den Ausdruck einer höhern überſinnlichen Betrachtung. Die Aufgabe beſteht alſo darin, das verborgene Philoſophem in der doppelten Überkleidung, in welcher es jetzt ſich darſtellt, aufzuſuchen. Was dahin ſich deuten läßt, muß als der eigentliche Inhalt hervorgehoben, alles andere als nichtsſagend zurückgelaſſen werden. Dieſe Anſicht, welche den Gegenſtand bei der Wurzel zu faſſen und die Aufgabe völlig zu löſen ſcheint, zeigt ſich bei der Ausführung ſchwierig und muß zu unerweisbaren Vorausſetzungen ihre Zuflucht nehmen.

S. 398: Geringfügig iſt es [das Wunderbare im Epos] nicht, und es ſcheint allerdings, daß ſein Einfluß früherhin noch mächtiger war, aber bei Fortbildung der Sage zurückgedrängt und verdunkelt wurde. Gleichwohl habe ich kein Beiſpiel von der Umwandlung eines Gottes in einen bloßen Menſchen gefunden, oder eine Spur, daß der Ausdruck einer geiſtigen Wahrnehmung durch abſichtliche Einkleidung in eine geſchichtliche Begebenheit ſich verloren hätte. Ich unterſuche nicht, ob es unbezweifelte Beiſpiele einer ſolchen Umbildung giebt, es iſt wohl möglich; ich behaupte nur, daß, wenn wirklich etwas Einzelnes dadurch eingeführt oder geändert wäre, dieß noch nichts entſcheiden könnte, weil der Hauptinhalt ſelbſt aus einer ſolchen Veränderung müſte hervorgegangen ſein. Das Epos, welches das ganze Leben zu erfaſſen ſtrebt, kann den Glauben an überirdiſche Dinge nicht hintanſetzen, noch die Weiſe, wie er ſich äußert, ihm unbekannt bleiben. Es wird dort immer ein weſentliches Element ſeines Inhaltes finden, ja es ſcheint mir ohne eine ſolche Miſchung des Leiblichen und

Geiſtigen gar nicht beſtehen zu können, etwa wie Geſang beides Worte und Töne verlangt. Keinem Gedichte, wenn es wahrhaft beſeelt iſt, fehlt innere Bedeutung oder eine ſittliche Erkenntnis u. ſ. w. Aber nichts berechtigt uns bis jetzt zu der Vermuthung, daß die deutſche Heldenſage aus Erforſchung göttlicher Dinge oder aus einer philoſophiſchen Betrachtung über die Geheimniſſe der Natur hervorgegangen ſei und in einem ſinnbildlichen Ausdrucke derſelben ihren erſten Anlaß gefunden habe. Sie ſelbſt hat, ſo weit wir zurückblicken können, ſich allezeit neben der Geſchichte ihren Platz angewieſen.

Ich bin mit dieſen Anſichten im Allgemeinen einverſtanden: nur glaubte ich auch durch den jetzigen Zuſtand der Gedichte hindurch den odiniſchen ſowohl als den gothiſchen Volksglauben noch als ein zuſammenhängendes Ganzes im Hintergrunde der epiſchen Geſtalten nachweiſen zu können, während ſich Grimm mehr auf die Betrachtung der einzelnen Erſcheinungen beſchränkt. Den gothiſchen Mythen ſcheint überhaupt noch zu wenig Bedeutung beigelegt zu werden. Manche Ähnlichkeiten zwiſchen deutſcher und perſiſcher Sage hat zwar Görres in der Einleitung zum Heldenbuche von Iran (auch Zeitung für Einſiedler, Nr. 12, S. 91 u. 93) ausgehoben und W. Grimm hat ſchon in den Anmerkungen zu ſeiner Überſetzung des altdäniſchen Liedes von des Leuen und König Dietrichs Kampfe mit dem Lindwurm (Altdäniſche Heldenlieder, Balladen und Märchen, Heidelberg 1811, S. 467) auf die allerdings beſonders auffallende Übereinſtimmung der Drachenkämpfe Wolfdietrichs und Ruſthms und ihrer getreuen Roſſe aufmerkſam gemacht. Aber die Hauptſache iſt mir, daß die an der Spitze des Amelungenkreiſes ſtehenden Wolfdietrichslieder die Erklärung ihrer ganzen mythiſchen Unterlage nur in der perſiſchen Heldenſage und Mythe finden.

3. Das Ethiſche.

Weder von geſchichtlicher, noch von mythiſcher Seite hat ſich uns der wahre und volle Gehalt des deutſchen Heldenliedes erſchloſſen. Das Geſchichtliche fanden wir nur in Durchgängen und Umriſſen erkennbar, das Mythiſche verdunkelt und miſsverſtanden. Gleichwohl iſt dieſe Heldenſage nicht als verwittertes Denkmal alter Volksgeſchichte oder untergegangenen Heidenglaubens ſtehen geblieben, ſie iſt im längſt bekehrten Deutſchland lebendig fortgewachſen, im dreizehnten Jahrhundert in großen Dichtwerken aufgefaßt worden, hat noch lange nachher in der

Erinnerung des Volkes gehaftet und ſpricht noch jetzt verſtändlich zum Gemüthe.

Die Erklärung iſt einfach, wenn wir ſie im Weſen des Gegenſtandes ſuchen. Unſere Sagenwelt iſt weder Geſchichte, noch Glaubenslehre, ſie ſoll auch keines von beiden für ſich ſein. Sie iſt Poeſie, und zwar diejenige Art derſelben, die wir als Volksdichtung bezeichnet und deren Haupterſcheinung wir im Epos gefunden haben. Ihr Lebenstrieb muß daher ein poetiſcher, er muß in der Natur der Volkspoeſie gekeimt ſein. Eine zum Epos ausgebildete Volkspoeſie ſtellt als ſolche das Geſammtleben des Volkes dar, aus dem ſie hervorgegangen iſt. Sie umfaßt alſo zwar auch Volksgeſchichte und Volksglauben, aber ſie vergeiſtigt jene und veranſchaulicht dieſen, ſie nimmt dieſelben ungeſchieden von den übrigen Beziehungen des Lebens.

Denn wie die Geſchichte ſelbſt nicht bloß äußeres Ereignis iſt, ſondern theils in Thaten ein Erzeugnis des Volksgeiſts, theils durch äußere Einwirkungen, die er in ſich verarbeitet, eine Entwicklung deſſelben, ſo ſind noch weit mehr der Poeſie die geſchichtlichen Beſtandtheile nur das Mittel, den Volksgeiſt zur Erſcheinung zu bringen. Das Einzelne, Vorübergehende, faßt ſie als Ausdruck des Allgemeinen, Dauernden. Nur in Beziehung auf das Letztere kommt ihr geſchichtliche Treue zu, jenes löſt ſie in dieſem auf. Und ſo finden wir uns, nicht auf die einzelnen Perſonen und Begegniſſe, ſondern auf Leben und Sitte des Volkes im Ganzen, als die Grundlage der epiſchen Darſtellungen verwieſen. Einer urkundlichen Auffaſſung und Bewahrung des Geſchichtlichen widerſpricht auch geradezu die Natur einer fortlebenden Volkspoeſie. Jedes denkwürdige Ereignis, jeder aufſtrebende Held, der in den Geſang aufgenommen wird, reiht ſich dem Kreiſe poetiſcher Überlieferungen an, deren Urſprung ſich in die dunkeln Anfänge des Volkes ſelbſt verliert, deren Geiſt und Weſen durch den neuen Zuwachs nicht ſo leicht umgewandelt, als, ſich dieſen aneignend, fortgebildet und vielgeſtaltiger ausgeprägt wird. Die Vorſtellungen eines Volkes vom rechten und kräftigen Leben, vom Großen und Edeln, ſowie von den Gegenſätzen, die damit im Kampfe ſtehen, ſind zu tief eingepflanzt, als daß nicht der geſchichtliche Held, der gewaltigſte Eroberer, deſſen Name und Wirken in die Überlieferung eintritt, dem Charakter nach je mehr und mehr in jenen volksthümlichen Anſichten aufgehen müſte. Geht aber mit dem

Volksgeiſte ſelbſt allmählich eine Umwandlung vor, ſo wechſelt auch die Bedeutung der Sage, und das Geſchichtliche, was in ihr lag, iſt nothwendig dieſer Veränderung mit unterworfen. Auf der andern Seite ſpricht ſich der Glaube jugendlicher Völker nicht in abgezogenen Lehrbegriffen, ſondern in dichteriſchen Bildern aus. Der innere Gehalt ſelbſt, der unter dieſen Bildern ruht, iſt durch das äußere Leben vielfach bedingt. Die höchſten und einfachſten Erkenntniſſe liegen in jedem Menſchen und jedem Volke, wenn nicht entwickelt, doch der Entwicklung fähig; ſie ſind von jeder geiſtigen Natur unzertrennlich. Auch ohne Überlieferung müſten ſie ſich mit dem Menſchengeſchlechte ewig neu erzeugen und, wo ſie durch Überlieferung entſtellt oder verkümmert ſind, werden ſie aus dem Innern reiner und kräftiger wiedergeboren. Aber ihre Entwicklung, ihr Ausdruck, ihre Anwendung wird durch die Verſchiedenheit der äußern Umſtände auf das Manigfaltigſte beſtimmt. So bedeutend die Glaubenslehre auf das Leben eines Volkes einwirkt, ſo gewiſs iſt ihr Geiſt und ihre Geſtaltung von deſſen äußern Lebensverhältniſſen abhängig. Je weniger daſſelbe noch für allgemeine Wahrheiten empfänglich iſt, je mehr ihm die religiöſen Antriebe nur in unmittelbarem Bezug auf das Leben erkennbar und bedeutſam ſind, um ſo mehr muß ſein Glaube das Gepräge des Lebens an ſich tragen. Daher der kriegeriſche Geiſt der odiniſchen Lehren, daher die ſinnliche Geſtalt, welche das Chriſtenthum ſelbſt im Mittelalter an ſich genommen. Vornehmlich aber wird die Volkspoeſie, im Unterſchied von derjenigen eines beſondern Prieſterſtandes, aus der Glaubenslehre nur dasjenige ergreifen, was ſich in That und Leben geſtalten läßt. Von der mythiſchen alſo, wie von der geſchichtlichen Seite unſerer Volkspoeſie kommen wir auf daſſelbe Gebiet; keine von beiden für ſich konnte uns das Weſen dieſer Poeſie erſchließen; nur da, wo beide zuſammentreffen, wo die Geſchichte aus der Geſinnung hervorgeht, wo der Glaube ſich in Geſtalt und Handlung zeigt, nur in dem Ganzen des Volkslebens und der Volksſitte, des Volkscharakters, der wie der Charakter des Einzelnen aus den manigfachſten innern und äußern Beſtimmungen zuſammengeſetzt iſt, kann uns auch das Geſammtbild, welches die Poeſie giebt, ſeine volle Erklärung gewinnen. Die beiden Äußerſten, Geſchichtliches und Mythiſches, haben ſich in der Wirklichkeit wie im Gedichte bedeutend abgeſchliffen; die geſchichtlichen Erſcheinungen haben andern und anderartigen Platz gemacht und ebenmäßig ſind auch die geſchichtlichen Beſtandtheile des Epos vergeſſen oder verwandelt; der odiniſche Glaube, der gothiſche Mythus muſten der chriſtlichen Lehre weichen und ſo ſind auch die mythiſchen Sagenbilder zurückgetreten; aber der Kern, in dem äußeres und inneres Leben zuſammenſchmolz, iſt unaufgelöſt geblieben, Grundzüge des germaniſchen Volkscharakters haben die mächtigſten, politiſchen und religiöſen, Veränderungen überdauert, ſie konnten darum auch im Gedichte fortleben und ſchon dieſe Fortdauer im Wechſel verbürgt ihnen zugleich eine allgemeine menſchliche Geltung. Sie nun, als das Gemeinſame in Leben und Liede hervorzuheben, ſoll im Folgenden verſucht werden. Es wird ſich dabei zeigen, wie aus der allgemeinern Begründung, aus der gemeinſamen Wurzel auch das Einzelne in Geſtalten und Ereigniſſen oft in auffallendem Einklange zwiſchen Wirklichkeit und Gedicht hervorgeht, ohne daß wir bei dieſen Übereinſtimmungen im Einzelnen einen eigentlich geſchichtlichen Zuſammenhang anzunehmen genöthigt oder befugt wären.

Staatenbildungen, darin der Einzelne mit Bewuſtſein ſich der Idee des Geſammtvereines unterordnet, ſind nicht das Werk der Zeitalter, in welchen die Sagendichtung erblüht. In der Jugend der Völker knüpft ſich jedes geſellige Band unmittelbar durch Naturgeſetz, nächſtes Bedürfnis, perſönliche Schätzung und Zuneigung; durchaus bindet ſich nur Lebendiges an Lebendiges, Perſon an Perſon, das Nächſte an ſein Nächſtes. So bildet ſich eine Menge beſonderer Genoſſenſchaften im Gegenſatz eines allgemeinen Geſellſchaftsverbandes. Was aber allen Völkern auf derſelben Lebensſtufe gemeinſam iſt, das haben auf ausgezeichnete Weiſe die germaniſchen Stämme auch in die vorgerückte, umfaſſendere Bildung ihres ſittlichen und geſellſchaftlichen Zuſtandes übergetragen und bis zum Wendepuncte des Übergangs der mittleren in die neuere Zeit beharrlich daran feſtgehalten.

Die erſte und urſprünglichſte jener Genoſſenſchaften iſt die Familie. Aus ihr oder nach ihrem Vorbilde geſtalten ſich die weiteren Vereine. Auf dieſe Fortbildung aber war es von bedeutend verſchiedenem Einfluß, ob ein Volk von uralter Zeit in ſeinen Wohnſitzen geblieben war und ſich auf den Vertheidigungskrieg, auf heimiſche und nachbarliche Fehden, beſchränkt, oder ob es wandernd und erobernd ſich auswärts verbreitet hatte.

Schon im alteſten Deutſchland finden wir, bei Tacitus, die Grundformen vorgezeichnet und unterſchieden, aus welchen ſich das germaniſche Geſellſchaftsleben im Lauf der Jahrhunderte nach jenen beiderlei Hauptrichtungen entwickelt hat.

In dem einen Zuſtande, dem ſeßhaften, ſtellt ſich zuerſt die Familie ſelbſt in ihrem urſprünglichen Weſen dar. Das unſtädtiſche Einzelwohnen der Germanen, wie es bis jetzt noch in abgelegenern Gegenden ſich erhalten hat, die Abgeſchloſſenheit der eingehegten Höfe, jeder mit ſeinem Quelle, ſeinem Feld und Walde (Tac. Germ. C. 16), bezeichnet, ſchon in maleriſchem Anblick, die Vorliebe für Beſchränkung auf den engeren Kreis des Hauſes. Die Genoſſen deſſelben ſind auf das genaueſte unter ſich verbunden und verbürgt, jeder muß die Feindſchaften und Freundſchaften ſeines Vaters oder Verwandten übernehmen, das ganze Haus empfängt die Sühne für Todtſchlag und Gewaltthat an ſeinen Angehörigen (Germ. C. 21. 7). Auch in der Schlacht bildet nicht zufällige Zuſammenrottung die Schaaren, ſondern Hausgenoſſen und Blutsverwandtſchaften ſtehen zuſammen, ein vorzüglicher Anreiz zur Tapferkeit (C. 7). Je weniger nun bei alteingeſeſſenen oder in großer Maſſe angeſiedelten Völkern die gemeine Freiheit der andern, erobernden Richtung unterlegen iſt, um ſo länger erhielt ſich bei ihnen die volle Kraft des Familienbandes, um ſo ſtetiger erweiterte ſich daſſelbe zu den größern Bürgſchaften der Gemeinde, des Gaues, des geſammten Volksſtamms. Bei den Dithmarſen, die bis in ſpäte Zeit ihre Volksfreiheit behauptet, beſtand noch im 16ten Jahrhundert die Eintheilung in Geſchlechter (Schlachten, Klufte), deren Mitglieder in Lieb und Leid, in Eid und Blutrache, ſich auf alle Wege zu vertreten hatten. Überhaupt haben auch die größeren Vereinigungen, bis zu der Geſammtbürgſchaft unter allgemeinem Volksrecht und Gerichte, ſich nicht etwa bloß nach Ähnlichkeit des Familienverbandes ausgebildet, ſondern dieſem ſelbſt wurden fortwährend ſeine unmittelbarſten Befugniſſe belaſſen. Die ältern germaniſchen Rechte, wie ſie beſonders zur Zeit der fränkiſchen Herrſchaft aufgezeichnet worden, geſtatten bei gröbern Friedensbrüchen dem Verletzten und ſeiner Verwandtſchaft noch immer die Wahl zwiſchen Klage und Selbſthülfe oder Selbſtrache; ein ſolches Fehderecht beſteht das ganze Mittelalter hindurch, und im Gerichtswege ſelbſt, wie er durch Landrechte und Weisthümer beſtimmt iſt, bleiben die alten Blutsrechte in der Klage auf Wehrgeld und der Eideshilfe durch die Geſippten anerkannt.

Das andere der beiden Grundverhältniſſe, die Richtung auf Fahrt und Eroberung, hat ihre älteſte Form in der Gefolgſchaft. Abkömmlinge der edelſten Geſchlechter umgaben ſich, nach Tacitus, mit einer Schaar erleſener Jünglinge, denen ſie Nahrung, Roſs und Waffen reichten und deren Unterhalt ſie, wenn die Anzahl groß und daheim langer Friede war, nur dadurch aufzutreiben vermochten, daß ſie dieſelben auswärts auf Krieg und Beute führten. Ein ſolches Gefolge hatte ſeine Abſtufungen; Alle wetteiferten, wer dem Führer am nächſten ſtehe; er ſelbſt rang mit ihnen um den Preis der Tapferkeit; ſeinem Ruhm auch ihre Thaten beizuzählen, ihn zu ſchützen und zu ſchirmen, war ihre heiligſte Pflicht, ehrlos für immer, wer ihn überlebend aus der Schlacht gekehrt (Germ. C. 13. 14). Dieſer einfachen Anlage war ein unbegrenzter Spielraum eröffnet in jener großen Bewegung, welche die Völker aus ihren Wohnſitzen aufrüttelte, in den Heereszügen, die Jahrhunderte hindurch von einem Ende Europas zum andern drängten. Aus der Gefolgſchaft erwuchs in den bewältigten Ländern Königsgewalt und Mannendienſt. Wie in der Richtung nach innen das Landrecht, ſo entwickelte ſich in dieſer erobernden das Lehenrecht. Fortwährend begünſtigt durch den kriegeriſch unternehmenden Geiſt des Mittelalters, erreichte ſie ihr Äußerſtes, indem ſie das deutſche Reich zu einem vollendeten Lehenſtaate umſchuf. Aber auch ſie verleugnet nicht die Beziehung auf die Bande des Bluts.

Die beſondre Schutzpflicht, welche das Gefolge ſeinem Häuptling ſchuldig war, die Ächtung derjenigen, welche ſeinen Fall überlebten, entſprechen den Bürgſchaften des Familienvereins. Verſchiedene Arten der Bluts- und Waffenbrüderſchaft traten hinzu und ſollten ganz die Stelle der angebornen Verwandtſchaft erſetzen. Der Lehensherr und die Mannen, die unter und mit ihm zu einem Lehenhofe vereinigt waren, bildeten eine Genoſſenſchaft, die nach Art eines Geſchlechts in ſich verbunden und verbürgt war. Der Schlußſtein jeder ſolchen Verbürgung, Recht und Pflicht der Blutrache, kann auch der Gefolgſchaft und ihren Entwicklungen urſprünglich nicht gemangelt haben, und es ließen ſich darüber beſtimmte Nachweiſungen geben. Selbſt die eigentlichen Blutsbande fehlten nicht, denn je mehr im Zeitverlaufe Lehenbeſitz und Dienſtpflicht ſtetig und erblich wurden, um ſo vielfacher die engere Befreundung durch Heirath und durch Übertragung der Lehen auf Anverwandte; Mannſchaft und Magſchaft werden daher ſo häufig recht im Anklange zuſammengenannt. Durchaus reiht ſich auch im Lehenverbande je ein lebendiges Glied an das andre. Eben darum aber konnte durch das Lehenweſen niemals eine feſte Staatsverfaſſung begründet werden, in deren Begriff es liegt, daß jeder Einzelne dem Ganzen diene. Die Verkettung gieng über ihren Grundſatz hinaus, ſie war zu ausgedehnt, um noch lebendig fühlbar zu ſein, und die Kraft der einzelnen, näheren Gliederungen war größer, als die des allgemeinen Zuſammenhangs; ſie ſchwächte dieſen und hob ihn oft gänzlich auf. Der Feudalkaiſer, an der Spitze des Ganzen, wurde deſſen niemals mächtig und ſeine Hauptſtärke lag in ſeinen unmittelbaren Lehensverbindungen. Die religiöſe Idee des Kaiſerthums trat zu wenig in die Wirklichkeit, um die fehlende Kraft der Einigung zu erſetzen: ſie vermochte nicht, die Gegenwirkungen des germaniſchen Lebenstriebes zu bemeiſtern.

Je weniger in den allgemeinen Einrichtungen Gewähr der Sicherheit lag, um ſo feſter muſten die Glieder der beſondern Genoſſenſchaften ſich zuſammenſchließen. Hier allein war Schutz und Anhalt in ſo ſtürmiſch bewegter Zeit. Hier wurden Noth und Neigung, Liebe und Pflichtgefühl, Blutsband und Wahlverwandtſchaft, Gewohnheit und bewährtes Vertrauen manigfach und unauflöslich verflochten. Der Inbegriff aber all dieſer leiblichen und geiſtigen, natürlichen und ſittlichen Bindmittel iſt die Treue; in ihr erkennen wir die beſeelende und erhaltende Kraft des germaniſchen Lebens.

Das allgemeine Gebot der Treue, ſich wechſelſeitig zu vertreten und zu unterſtützen, äußert ſich nach der Natur jeder Genoſſenſchaft und dem jeweiligen Bedürfnis ihrer Glieder, auf ſehr verſchiedene Weiſe. Wenn dithmarſiſche Bundbriefe die Verbindlichkeit auflegen, dem verunglückten Genoſſen das abgebrannte Haus wieder unter Dach zu bringen oder den gebrochenen Deich herzurichten, dem Erkrankten den Acker zu beſtellen und die Ernte einzuſammeln, ſo enthalten die Lehenſatzungen die ritterliche Mannenpflicht, den Herrn nicht im Kampfe zu verlaſſen, bei Verluſt des Lehens, ja ihm, wenn er in Gefahr iſt, ſtatt des verlorenen Pferdes das eigene abzutreten, ganz entſprechend der vorerwähnten Verpflichtung des altgermaniſchen Gefolges. Von den Hülfleiſtungen und Liebesdienſten jener mildern Art ſteigt die Treuepflicht an bis zu den ſtrengſten der Fehde und der Blutrache.

Das Sicherheitsgefühl des Einzelnen beruhte vorzüglich darin, daß jeder Angriff auf ihn zugleich ſeine Blutsverwandten oder ſonſtigen Genoſſen verletzte und aufrief; der Erſchlagene ſelbſt lag nicht eine vergeſſene Leiche, er lebte fort in der beleidigten Genoſſenſchaft, bis ſein Fall vergolten war; ſeinen Harniſch und mit dieſem die Rachepflicht übernahm der nächſte Erbe gleich als erſtände der Todte ſelbſt in ſeinen Waffen.[1] Der gewaltſame Tod eines einzigen Mannes wucherte fort in blutiger Fehde der Geſchlechter und Landsmannſchaften. Davon ſind die nordiſchen Geſchichtſagen voll, und die gleiche Erſcheinung zeigt ſich bei den deutſchen Stämmen, welche das altgermaniſche Weſen am treuſten bewahrt haben. Ein Beiſpiel der oſtfrieſiſchen Geſchichte des 12ten Jahrhunderts führt von der Bahre eines Erſchlagenen, durch ſtufenweiſes Anſchwellen einer zwanzigjährigen Fehde zwiſchen Oſtringern und Wangerländern und ihren beiderſeitigen Verbündeten, zuletzt auf Schlachtfelder, wo Hunderte und Tauſende gefallen ſein ſollen.[2] Das deutſche Recht ſuchte den Gewaltthaten zu ſteuern, indem es Bußen feſtſetzte, welche der Beſchädigte oder ſeine Angehörigen einzuklagen, der Thäter und die ſeinigen zu bezahlen hatten. Die wichtigſte derſelben war das Wehrgeld, die Buße für den Todſchlag; Todesſtrafe, überhaupt körperliche Beſtrafung, den germaniſchen Völkern nur für einzelne Ausnahmfälle erhört, kam erſt nach Einführung des Chriſtenthums allmählich bei ihnen auf. Die Bußen erſcheinen bereits bei Tacitus und im nordiſchen Mythus und ſind überall in den älteſten Geſetzen mit großer Genauigkeit beſtimmt und abgeſtuft.[3] Aber die Rechtshülfe durch Bußen war ſchon dem Grundſatze nach ſehr unzureichend, ſie konnte den Frieden nicht ſichern, ſie machte ihn nur möglich. Denn es ſtand bei den Beleidigten, ob ſie durch Klage oder durch Fehde Genugthuung ſuchen wollten, und der Beleidiger hatte die Wahl, vor Gericht oder auf dem Kampfplatze ſich zu vertheidigen. Die Mordklage ſelbſt noch war von kriegeriſcher Art, der Kläger auf Wehrgeld erſchien in den Waffen, bereit, an dem widerſpenſtigen Gegner gewaltſam Genugthuung zu nehmen, den läugnenden im Gerichtskampfe zu überweiſen. Überhaupt aber wurde in der Geſinnung der Wehrhaften die Fehde dem Abkommen auf das Wehrgeld vorgezogen. Es gab ſolche, die ſich rühmten, niemals zu Bezahlung einer Buße ſich verſtanden zu haben; noch mehr aber galt es für fromm und ehrenvoll, Rache ſtatt der Buße zu nehmen. „Ich will meinen Sohn nicht im Beutel tragen,“ ſprach ein isländiſcher Greis, als ihm Buße für den erſchlagenen Sohn geboten ward; er nahm lieber den edeln Ausweg, dem flehenden Todſchläger Wohlthaten zu erweiſen. Der däniſche Geſchichtſchreiber Saxo, ein chriſtlicher Prieſter nach der Mitte des 12ten Jahrhunderts, giebt bei Anläſſen, die ihm ſeine Erzählung zahlreich darbietet, offen genug zu verſtehen, daß er die Verwandtenrache für rühmlich anſehe. Wenn dagegen, ein Jahrhundert ſpäter, der Bruder Berthold eifrig wider dieſelbe predigt, ſo zeigt er nur, wie feſt dieſe Sitte noch damals im Sinne des deutſchen Volkes begründet war. Es iſt auch nicht zu miſskennen, daß ſie, ſo blutig ihre Früchte waren, doch in der tiefſten Treue ſelbſt ihre mächtige Wurzel hatte.[1]

---

[1] Lex Anglior. et Werinor. Tit. 6. De Alodibus: Ad quemcumque hereditas terræ pervenerit, ad illum vestis bellica, id est lorica, et ultio proximi, et solutio leudis, debet pertinere.

[2] Wiarda, Oſtfrieſiſche Geſchichte I, 160 ff.

[3] Die Löſung der Aſen durch Füllen und Hüllen des Otterbalges mit Gold iſt als eine Getraidebuße nachgewieſen, von der noch in ſächſiſchen Bauernweisthümern Spuren übrig ſind, nur daß die Fabel Gold ſtatt des Waizens aufſchütten läßt. (Grimm, Rechtsalterthümer S. 668—75.)

(Wer ſich über die bisher nur in den allgemeinern Zügen bezeichneten Verhältniſſe des geſellſchaftlichen Zuſtandes der germaniſchen Völker näher unterrichten will, findet darüber Aufſchluß in folgenden zugänglichern Schriften: in den größern Werken von Eichhorn (deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte) und J. Grimm, deutſche Rechtsalterthümer, Göttingen 1828. In letzterem Werk, das ich ſchon früher als eine treffliche Entwicklung des poetiſchen Elements im deutſchen Rechte angerühmt habe, iſt überall auch umgekehrt auf das Rechtliche in den Gedichten Bedacht genommen. Rogge, über das Gerichtsweſen der Germanen, Halle 1820. Dieſe kleinere Schrift eines frühe verſtorbenen Lehrers an unſrer Anſtalt, behandelt ſeinen Gegenſtand mit der Gemüthstiefe, welcher allein der rechte Sinn der alten Volksrechte ſich aufſchließt. J. Grimm ſagt in der Vorrede ſeines Werks (S. VII): „Hätte einer, der zu frühe geſtorben iſt, die Rechtsalterthümer bearbeiten wollen, ſo würde ich gern die Hände in den Schooß gelegt haben; ich meine Roggen.“ Phillips, Verſuch einer Darſtellung der Geſchichte des angelſächſiſchen Rechts, Göttingen 1825. Das angelſächſiſche Recht iſt, in Beziehung auf unſern Gegenſtand, vorzüglich wichtig in der Entwicklung der Geſammtbürgſchaft (Freoborg) und der Dienſtgefolge. Die Verhältniſſe der Lehenstreue erſcheinen neben den deutſchen Lehenrechten und den longobardiſchen libris feudorum mit beſondrer Schärfe ausgeprägt in den Aſſiſen des Königreichs Jeruſalem, eines auf die Grundlage des von den germaniſchen Eroberern in Frankreich ausgebildeten Lehensweſens mitten unter feindlicher Umgebung colonieartig erbauten Feudalſtaates. Guta-Lagh, d. i. der Inſel Gothland altes Rechtsbuch, herausgegeben, überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von Schildener. Greifswalde 1818. 4. Über die dithmarſiſche Rechtsverfaſſung ſind nachzuſehen: Ant. Vinthens Beſchreibung und Geſchichte des Landes Dithmarſchen. Hamburg 1733. 4., und: Joh. Adolfis gen. Neocorus Chronik des Landes Dithmarſchen, herausgegeben von Dahlmann. 2 Bände. Kiel 1827. Von den nordiſchen hiſtoriſchen Sagan, in welchen die Blutrache ein ſo bedeutendes Motiv iſt, ſind Auszüge gegeben im erſten Bande von P. E. Müllers Sagabibliothek. 3 Bände. Kiøbenh. 1817—1820. Dieſer erſte Band iſt in's Deutſche überſetzt von K. Lachmann, Berlin 1816. Die beiden andern Bände ſind nicht überſetzt, der zweite insbeſondere betrifft großentheils die der deutſchen Poeſie mit der nordiſchen gemeinſame Heldenſage und giebt darüber ſehr werthvolle Abhandlungen.)

---

[1] Wehrgeld und Blutrache bei nichtdeutſchen Völkern: bei den Griechen, Il. IX. 632–36. XVIII, 497–500. Od. III, 196–8. XV, 272. XXIII, 118–22. XXIV, 433–5. 470. Il. II 262 f.: Geſchlechter ſtehen in der Schlacht beiſammen. VI, 58. 61: Auch das Knäblein im Mutterſchooße nicht verſchont, vgl. XXII, 63 f. Vgl. Heinecc. Elem. Jur. Germ. Tom. II, S. 15 f. §. XVIII. Bei den Serben, Talvj I, 279. Bei den Montenegrinern, Wila II, 263 f. Bei den Ruſſen, v. Eggers, Altruſſiſches Recht. Die ſchottiſchen Clane, vgl. Minſtrels I, LXX f. 290 f.

Wenden wir uns von dieſem Blick auf das germaniſche Leben zu dem Ausdruck deſſelben in den Heldenliedern, ſo bemerken wir leicht, daß in ihnen ſich vorzugsweiſe diejenige Seite des Lebens ausgeprägt, deren älteſte und einfachſte Erſcheinung wir in den Gefolgſchaften kennen gelernt haben. Schon der geſchichtliche Beſtandtheil der Lieder gehört den Zeiten der Völkerzüge, der wechſelvollen Geſtaltung germaniſcher

Königreiche in den eroberten Ländern an. In dieſe Richtung fällt überhaupt das gewaltigere, bewegtere Leben, deſſen Wellenſchlag im Liede tönt; wo das Heldenthum ſelbſt, da iſt der Urſprung des Heldenliedes. Die Eroberung iſt über ganz Europa geſchritten. Die kriegeriſche, feudaliſtiſche Richtung hat auch in der Wirklichkeit die Oberhand gewonnen und durch die Jahrhunderte, in welchen der Heldenſang geblüht, ihre Herrſchaft ausgebreitet und feſtgepflanzt. Aber dieſe Poeſie iſt nicht in der Art einſeitig geworden, daß ſie der künſtlichern Abgemeſſenheit des Lebenweſens ſich hingegeben hätte; ſie hat ſich ihre friſche Volksthümlichkeit bewahrt, indem ſie aus den verſchiedenen Zeiten und Bildungsſtufen, die ſie durchzogen, nur das Gemeingültige in ſich aufgenommen, indem ſie ſich überall die urſprünglichen Grundformen durchſchauen läßt und an den natürlichen, einfach menſchlichen Verhältniſſen feſthält. Die Treue, der Grundtrieb des germaniſchen Lebens, iſt darum auch die Seele der Lieder; ſie erſcheint hier in ihrer vollen Stärke und Wahrheit, in ihren mildeſten, edelſten Äußerungen, wie in den gewaltſamen der Blutrache, denn was die Zeit ſo mächtig und leidenſchaftlich aufgeregt, dem konnte auch in der Poeſie ſeine Geltung nicht entſtehen.

Der dichtende Geiſt iſt ſich der Grundbeſtimmungen des Lebens, das er darſtellt, auch nur in ihrer vollen, lebendigen Erſcheinung bewuſt. Dieſe ungetheilte Auffaſſung des Lebendigen iſt am meiſten denjenigen Zeitaltern eigen, in welchen alle geiſtigen Vermögen noch einzig und ungeſchieden in der Poeſie geſammelt ſind. Die Hauptverhältniſſe des Lebens treten daher durchaus in beſtimmten Geſtalten hervor; ſoferne aber dieſe nicht abſichtlich erleſen ſind, die Träger der Begriffe zu ſein, ſondern aus der Anſchauung in's Gedicht übergehen, behaupten ſie, neben der allgemeineren Bedeutung, ihren Anſpruch als ſelbſtändige Charaktere. Die vorangeſtellten Andeutungen über das Weſen unſrer Lieder und ihren Zuſammenhang mit dem Leben können daher nur dadurch vollſtändig erläutert und beſtätigt werden, daß wir die Hauptcharaktere derſelben, bald in Claſſen aufgefaßt, bald einzeln hervorgeſtellt, wie es die Lieder ſelbſt ergeben, der Reihe nach aufführen und beleuchten. Das Grundverhältnis der Gefolgſchaft unterlegend, ſtellen wir uns die Helden um ihren König, den Herrn des Gefolges, im Kreiſe verſammelt vor.

Die Könige.

Unter den Königen unſres Sagenkreiſes erſcheinen mehrere als Beherrſcher ausgebreiteter Reiche. Etzels Herrſchaft iſt bereits bei der Betrachtung des Geſchichtlichen nach den Liedern geſchildert worden. Dem mächtigen Ermenrich dient das römiſche Reich; er wird darum auch Kaiſer oder König von Rom genannt. Ähnlicher Glanz fällt auf Rother, Otnit, Wolfdietrich, der zur römiſchen Krone ſein Erbreich in Griechenland erobert, und auf Dietrich von Bern.[1] Sie ertheilen Belehnungen über alle wälſchen und deutſchen Lande, führen Adler und Löwen in Banner und Schild, werden kirchlich zur Krone geweiht.[2] Man erkennt jedoch leicht hierin die Vorſtellungen ſpäterer Jahrhunderte vom römiſch-deutſchen Kaiſerthum und von der Verleihung aller weltlichen Macht durch geiſtliche Weihe. Ältere Verhältniſſe blicken hindurch, wenn gleichwohl Amelungeland, Lamparten, Bern als heimiſches Gebiet dieſer Könige bezeichnet und ſie davon zugenannt werden.[1] Vor allem aber iſt darauf zu achten, welche Geſtalt und Stellung ihnen im Leben und Weſen der Heldenſage gegeben ſei. Dann wird eben die ausgedehnteſte Macht zum leeren Raume, zum verneinenden Gegenſatz, zum Schatten im großen Bilde. Der Völkerfürſt Etzel gewinnt nirgends eine kräftige Perſönlichkeit, er iſt leidend und willenlos, ſeine Herrſchaft iſt nur darin vergegenwärtigt, daß er einen weiten, reichen Hof öffnet zum Sammelplatz für alle Helden der Welt, welche nebſt den Frauen des Königs, die handelnden Perſonen ſind. Ermenrich iſt ein Werkzeug in der Hand des treuloſen Rathgebers Sibich; ſeine Gewalt und ſeine Schlechtigkeit ſind beſtimmt, die ſittliche Kraft ſeines Gegners Dietrich in das vollſte Licht zu heben. Auch unter den burgundiſchen Königsbrüdern iſt der eigentliche Machthaber, Gunther, der unſelbſtändigſte. Kreuz, Krone, Königsmantel ſind hier fremdartiger Staatsprunk. Die Liebe, die Phantaſie der Dichtung zeigt uns jugendliche Edelinge an der Spitze ihrer Gefolgſchaften.

---

[1] Ermenrich im Alph. 64: der reiche kaiser (ſo durchaus im Alphartsliede) ... mir dient das römische reich. 52: er will wider das reich sich setzen. 81: von rome der kaiser reich. 101: der kaiser von Rome. Dietrichs Flucht (von Dietwart) 9: dem dient fur aigen remische land. 249: konig von römisch lant. Ebenſo 295 und ſonſt. 624: romische here. 1439. 1451: künig von Rome. 1459: hof zu Latran. 1688: römisch konig. 1819: Latran. 2311: romisch ere und r. lant. Vgl. 2323. 2439. 2501: romisch marck. Ermenrich und Dietrich 2857: romisch lant. 3964 f.: romisch riche, lant, ere. 3992. 4764: vogt von rom. rich (Dietr.). 5049. 5693. 7825: romisch erde. 5420: rom. lant. 5627: Berne und romisch lant. 6019 f.: den vanen hiez here Ditrich der da (ge-)hort zu romisch rich. 5998. 6044: konig v. rom. rich (Dietr.). 6053: vogt von perne. 7419: der junge konig von romisch land (Diether). 7436: Lamparter und romisch rich. Rab. 2: romisch lant, Padauwe, Garten u. Berne. 158. 204. Rother 1—12: Über dem westeren mere sass ein kuninc der her Rother in der stat zu Bare, ... er was der allerheriste man der da zu Rome ie entfinc die cronen. 468: an romesker erden. 625: hof zo Rome. 650 f.: cronen vor den kuninc qvamen zo Rome. 3651: der koninc von Rome. 3787 f. 3911. 4333: von romischen landen. 4645. 4761 f.: rom. riche, Bare. Wolfdietrich heißt Dietr. Fl. 2287 f. konig uber romisch rich. Wolfdietrich 46. 116^{a}. 117^{a}. 127^{b}. 136^{a}. 144^{b}. 148^{b}.

[2] Belehnungen: Roth. 4823—90. Wolfd. 147^{a}, 1—8. Krone Roth. 12. 650 f. Wolfdietrichs Sohn wird gekrönt 146^{b}. Nib. 2595: dô wurden si gewîhet. Nib. 2867 Siegfrit gekrönt. 874 Krone auf dem Schild. Gudr. 715 f. Zur Krone weihen 6436. krœnen 6668 f. Wolfd. 136^{b}, 8. Adler in ſeiner Fahne Sigenot 64. Löwe und Adler in Dietrichs Schild Ecke 62. Goldner Löwe in Dietrichs Schild 129. 363. Roſeng. I, 379. Alph. 94 f. Löwe und Adler Dietrichs Wappen 193. 260.

König (altd. chuninc) bedeutet nach dem Wort einen vom Geſchlecht (chunni),[2] d. h. von einem jener ausgezeichneten Geſchlechter, aus welchen die deutſchen Völker ihre Fürſten zu wählen oder anzuerkennen pflegten. Dergleichen Königsſtämme ſind unſre Amelunge, die Gibichinge oder Nibelunge zu Worms, die Wölſunge, die Hegelinge. Den Urſprung ſolcher Geſchlechter und gleichmäßig den ihrer berühmteſten Heldenſöhne hüllt die Sage in fabelhaften Glanz, aus dem ſie mit wunderſamen Eigenſchaften begabt und verherrlicht hervorgehen. Am beſten zeigt ſich dieſes in

[1] Dietr. Fl. 2438. Lamparten 7436. 2425 ff. 5200. (Dietr.) vogt von Perne 5377. 3372: nu wert uch Amelunges man (ſagt Wolfh.) 5637. der jung Amelung (Dietr.) 7208. in der Amelunge lant 8054. der Amelung (Dietr.) Rab. 1. der von Berne 204. vogt von perne 375.

[2] Grimm, d. Gramm. II, 365: ahd. chuninc (primus in stirpe), mhd. kunlinc (ejusdem stirpis). chuninc von chunni (goth. kuni) wie truhtin von truht, þiudans von þiuda, fylkir von folk oder fylki. II, 351: agſ. derivativa: ädel-ing (nobilis), cyn-ing (rex). II, 103: agſ. äd-el-e (nobilis, nicht edele). II, 364: das -ling neben -ing iſt fehlerhaft entſprungen und ſetzt immer ein älteres -ing voraus.

der nordiſchen Wölſungenſage. Von Odin abſtammend, haben die Wölſunge Sicherheit vor Gift (Grimm, Edd. 126), ungemeſſene Stärke und den durchdringenden Glanz der Augen; Helgi verkleidet ſich vor ſeinen Feinden als Magd und treibt die Handmühle, aber die Steine brechen, die Mühle zerſpringt und die ſcharfen Augen verrathen edle Art (Grimm, Edd. 91). Swanhilde ſchlägt die Augen auf, und die Roſſe, die ſie zertreten ſollen, ſcheuen zurück, bis ihr Haupt verhüllt wird (Volſ. S. Cap. 49, S. 201). Der Augenglanz, als königliches Abzeichen, ſpielt auch ſonſt in den Sagen des Nordens. Regner und Thorald, ſchwediſche Königsſöhne, ſind durch den Haß ihrer Stiefmutter gezwungen, nachts die Heerde zu hüten, und werden von Geſpenſtern umſchwärmt; da naht ihnen Swanhwita (die ſchwanweiße Walküre) und obgleich Regner ſich für einen Knecht des Königs ausgiebt, erkennt ſie am leuchtenden Auge ſeinen Urſprung und reicht ihm als Brautgeſchenk ein Schwert zum Kampfe mit den nächtlichen Unholden.[1] Der Jüngling Olo, von königlicher Abkunft, ſitzt in Bauernkleidung zu unterſt im Saale eines wermiſchen Königs, deſſen Tochter durch Kampf vor übermüthiger Werbung gerettet werden ſoll. Die Jungfrau läßt forſchend den Schein des Lichtes auf des Fremden Antlitz fallen, als ſie plötzlich, von der Schärfe ſeiner Augen getroffen, zu Boden ſinkt. Sie hat in ihm einen Abkömmling von Königen erkannt, durch den ſie Rettung hofft. Der Gaſt wirft die Verhüllung ab, glänzende Locken rollen von ſeiner Scheitel, aber die ſchreckenden Augſterne deckt er mit den Wimpern. Denſelben Olo, ſpäter Dänenkönig, will Starkather im Bad erſtechen, aber der vielverſuchte Kämpe ſchrickt zurück vor dem Augenfunkel des Wehrloſen. Der König, nichts Schlimmes vermuthend und ſeinen Blick kennend, bedeckt ſich das Geſicht und heißt Starkathern herzutreten. Da ſticht ihm dieſer das Schwert durch den Leib.[1] Gleiches erzählt wieder

---

[1] Saxo B. II, S. 30: „Tunc Suanhuita speciosissimum lineamentorum ejus habitum, curiosiori contemplatione lustratum, impensius admirata, Regibus te, inquit, non servis editum præradians luminum vibratus eloquitur. Forma prosapiam pandit, et in oculorum micatu naturæ venustas elucet. Acritas visus ortus excellentiam præfert. Nec humili loco natum liquet, quem certissima nobilitatis index, pulchritudo, commendat. Exterior pupillarum alacritas interni fulgoris genium confitetur. Facies fidem generi facit, et in luculentia vultus majorum claritudo respicitur. Neque enim tam comus, tam ingenua species, ab ignobili potuit auctore profundi. Sanguinis decus cognato frontem decore perfundit, et in oris speculo conditio nativa resultat. Minime ergo tam spectati cælaminis simulacrum obscurus opifex absolvit.“ Auf die Walküreneigenſchaft der Suanhuita (des Dänenkönigs Hading Tochter) deuten folgende Stellen: S. 29: „Hadingi filia Suanhuita sororibus in famulitium sumptis, Suetiam petit, clarissimæ indolis exitium muliebri ingenio præcursura. Cumque prædictos adolescentes, nocturnis gregum excubiis occupatos diversi generis portentis circumfundi videret, sorores, equis descedere cupientes [von den Wolkenpferden], tali poematis sono vetuit: .... Tutius excelsi terga premantur equi. S. 31: Admirata juvenis constantiam Suanhuita, ablegato nubilæ inumbrationis vapore, prætentas ori tenebras suda perspicuitate discussit, ensemque, variis conflictibus opportunum, se ei daturam pollicita, miram virginei candoris speciem novo membrorum iubare præferebat. Taliter accensi juvenis connubium pacta, prolato mucrone sic cœpit: In gladio, quo monstra tibi ferienda patebunt, suscipe, rex, sponsæ munera prima

---

tuæ. Sie kämpft hierauf ſelbſt die Nacht hindurch gegen die Ungethüme und erlegt ſie, unter ihnen die Stiefmutter Thorilde. Sie heirathet Regnern, erſcheint in einer Seeſchlacht und ſtirbt aus Trauer über Regners Tod S. 38. Das Ganze, urſprünglich in Liedern, erinnert durchaus an die Verhältniſſe von Helgi und Swawa, Helgi und Sigrun: Erwecken des Jünglings durch die leuchtende Walküre, Schwertgabe, Verlobung, nachtlicher Schutz vor Zauberweibern, Tod aus Kummer und Sehnſucht. Svanhvit iſt auch eine der Walküren, welche Schwanenfittige trägt, im Wölundsliede zugenannt (Grimm, Edd. 2. 4. 6 Edda III, 246 f.) Müller, Sagnhiſt. 25 weiß nichts Näheres über die Sage.

[1] Saxo B. VII, S. 215: Igitur Olo, tertium ætatis lustrum apud patrem emensus, quantum animi corporisque dotibus inclaruerit, incredibile reddidit. Præterea adeo visu efferus erat, ut quod alii armis, ipse oculis in hostem ageret, ac fortissimum quemque vibrante luminum alacritate terreret. S. 217: Consueverat autem virgo hospitum vultus propius accedendo, quam curiosissime prælato lumine contemplari, quo certius susceptorum mores cultumque perspiceret. Eandem quoque creditum ex notis atque lineamentis oris conspectorum perpendisse prosapiam, solaque visus sagacitate cujuslibet sanguinis habitum discrevisse. Quæ quum Olonem scrutabundis aggressa luminibus constitisset, inusitato oculorum ejus horrore perstricta, pene exanimis concidit. At ubi sensim redditus vigor spiritusque liberius meare cœperat, rursum juvenem conspicari conata, lapso repente corpore, ceu mente capta procubuit. Tertio quoque, dum clausam dejectamque aciem attollere nititur, non modo oculorum motu, certe etiam pedum regimine defecta, subito lapsu decidit. Adeo vigorem stupor hebetat. Quo viso Olaus, cur toties casum corpore præbuisset, interrogat. Qua se truculento hospitis visu perculsam, testante, eundemque et regibus ortum, et si raptorum vota refelleret, suis perquam

die Wölſungenſage von Sigurd. Guttorm hat ſich durch Fleiſch von Schlangen und Wölfen zum Mord erhitzt; zweimal tritt er in das Gemach, wo Sigurd im Bette liegt, und zweimal weicht er muthlos zurück, denn Sigurds Augen leuchten ſo ſcharf, daß niemand ihren Blick aushält; erſt als Sigurd eingeſchlafen, vollbringt Guttorm die That (Volſ. S. Cap. 39, S. 152 f. bei Rafn S. 110 f.).

An die Stelle der Götter, als Stammväter der Könige, ſind in den deutſchen Überlieferungen dunkle Geiſter getreten. Solche Abkunft verdankt Dietrich von Bern die Flamme, die ihm, wenn er zürnt, aus dem Munde fährt.

Die Wunder des Urſprungs ſetzen ſich fort in den Schickſalen der erſten Kindheit, welche unſern Helden mit denen vieler Völker gemein

---

dignum amplexibus asserente, rogatus a cunctis Olo (nam os pileo obnuptum habebat), discusso velamine cognoscendi capitis notas præbere. Tum ille cunctis moerorem deponere, animumque procul a dolore habere jussis, detecta fronte, avidius omnium in se oculos eximiæ pulchritudinis admiratione deflexit. Flava quippe cæsarie, nitentique capillitio erat. Cæterum pupillas, ne visentibus formidini forent, palpebris arctius obstringendas curabat. Crederes, repente animis spe meliorum erectis tripudiare convivas, dissultare aulicos, summamque ægritudinem effusa mentium hilaritate convelli. B. VIII, S. 227 f.: „Duodecim duces, sive patriæ calamitatibus moti [weil Olo grauſam geworden], sive Oloni ob aliam olim causam infesti, insidias capiti ejus præparare cœperunt.... Cæterum ad peragendum facinus parum viribus atque ingenio freti pecunia Starcatherum adsciscunt. Ille, ut rem ferro exequeretur, adductus, utentem balneis regem susceptis cruenti ministerii partibus, attentare constituit. Quo lavante ingressus, mox acri ipsius visu, luminumque continua mobilitate vibrantium fulgore perstrictus, occulto metu hebetatis artubus vestigium pressit, relatoque pede manum propositumque suspendit. Itaque qui tot ducum, tot pugilum arma protriverat, unius inermis viri aciem ferre non potuit. At Olo, sane vultus sui conscius, obtecto ore accedere eum propius, et quid afferat, edere jubet; quippe quem vetustas convictum, et longa familiaritatis experientia ab insidiarum suspicione alienissimum faciebant. At ille districto mucrone desiliens transverberat regem, nitentisque assurgere jugulum ferit. Von Starkather ſelbſt ſagt Saxo B. VI, S. 171: Nam cum manus ejus bellico opere duratas, cicatrices, adverso corpore exceptas, acerrimumque oculorum vigorem attenderet [Ingellus], animadvertit, nequaquam enervi animo esse, cujus corpus tanta vulnerum vestigia confodissent. Müller, Sagnhiſt. S. 111 vermuthet, daß es eine eigene Sage von Ole gegeben. Vgl. 90.

ſind. Wolfdietrich hat kaum das Licht erblickt, als der Wolf ihn zu ſeinen Jungen in die Höhle trägt, die jedoch, nicht klüger als das Kind, ihm kein Leides thun.[1] Nach der andern Erzählung wird er am Waldbrunnen den wilden Thieren ausgeſetzt, von den Wölfen aber nicht beſchädigt, ſondern gehütet.[2] Der neugeborene Siegfried wird, nach der Wilkinenſage (Cap. 139. II, 20; Cap. 142. II, 23 f.), bei dem Tode ſeiner verfolgten Mutter, dadurch gerettet, daß er, in ein gläſernes Gefäß verſchloſſen, in die See treibt; dann ſäugt eine Hindin ihn zwölf Monden lang, daß er ſo groß und ſtark wird, als andre Knaben vier Winter alt. Derlei Sagen können in mehrfacher Bedeutung aufgefaßt werden: als Beweis, daß der Götterſohn im Schutze höherer Macht geſtanden, als Erklärung der gewaltigen Körperkraft des von Waldthieren großgeſäugten Wunderkindes, beſonders aber als Verherrlichung des Helden, der aus dem Zuſtande der Verwerfung und tiefſten Erniedrigung um ſo glänzender in der Kraft und Schönheit ſeiner erhabenern Natur hervorgeht. Gleichwie die altdeutſche Poeſie in der Darſtellung der Natur den Frühling liebt, ſo denkt ſie ihre Heldenkönige ſich überall in der Blüthe jugendlicher Schönheit. Dieſe Vorausſetzung findet durchaus ſtatt, ſie iſt, wenn auch ausgeführte Gemälde nicht leicht vorkommen, ſchon in der allgemeinen Farbe der epiſchen Bezeichnungen angedeutet, die Schönheit iſt überhaupt weniger beſchrieben, als in Handlung geſetzt, und erſcheint oft überraſchend in lichten Puncten der Geſchichte. Hugdietrich kann ſich wohl als Jungfrau verkleiden, denn ſein Antlitz iſt roſenfarb, gelbe Locken ſchwingen ſich ihm über die Hüfte nieder, und als er in Frauengewand zur Kirche geht, fragen die Leute, wer die Minnigliche ſei (Wolfd. 30a, 4. 31b, 2 f.). So viel ſchöne Jungfrauen an Helkens Hofe ſind, doch wird der junge Dietleib noch ſchöner gefunden; goldfarbe, magdliche Haare hängen ihm über die Schwertfeſſel herab, mit denen er ſich vor Regen decken kann, wie ein Falke mit den Fittigen.[3] Als Kriemhild Siegfrieden zum erſten male grüßt, da ſieht ſie ihn vor ſich ſtehen, wie ſeine Farbe ſich „erzündet“ (Nib. 1182); zuletzt läßt ſie den Sarg des Ermordeten erbrechen, um noch einmal „ſein ſchönes Haupt“ zu ſehen, das ſie mit ihrer weißen Hand erhebt, während ihre lichten Augen Blut weinen (Nib. 4286 ff.). Von Dietrich meldet die Wilkinenſage, er habe, ſo alt er geworden, nie einen Bart gehabt;[1] ein Zeichen, daß er ſtets als Jüngling gedacht werden muß, wenn auch Schickſale und Thaten auf ſeine Schultern gehäuft ſind, die ein langes Leben zu erfordern ſcheinen.

---

[1] Wolfd. 37b: Der wolff witz und des kindes waren geleich gestalt.

[2] Caſp. v. d. R. Wolfd. 40: Die wolf sasen geringe vnd hüten des kindes wol.

[3] Dietl. 3256—81.

Der Schmuck goldner Locken, in dem uns die Helden vorgeführt werden, iſt theils ein Bild der Jugend, theils wohl auch ein Merkmal edler Abkunft, wie in den Märchen verlorene Königskinder an ihren Goldhaaren wieder erkannt werden, oder an einem goldnen Stern auf der Stirne,[2] und in dem Gedichte von den Hegelingen der von den Greifen entführte Hagen an dem goldnen Kreuz auf ſeiner Bruſt.[3]

Die Jugend aber, die wir bisher nur in ihrem äußern Gepräge beobachtet haben, durchdringt das Innerſte des Heldencharakters. In nordiſchen und deutſchen Sagen kommt es häufig vor, daß der Held in früheren Jahren ſich ſtumm und träge, oder ungebärdig und ungelehrig anläßt, bis die Stunde ſchlägt, wo plötzlich die eingeborne Trefflichkeit aus dem Schlummer aufwacht.[4] Jener innern Verhüllung entſpricht der gedrückte Zuſtand, darein der Jüngling gewöhnlich verſetzt iſt, wie dort die Königsſöhne als Hirtenknaben dienen. Der Heldengeiſt ſcheint einem beſondern Geſetze der Entwicklung zu folgen; erſt wenn der urkräftige Stamm in die Höhe geſchoſſen, breitet er die Äſte aus; zur gewöhnlichen Thätigkeit ungeſchickt, bleibt die dämoniſche Kraft für übermenſchliche Werke aufgeſpart.

Wir beſchränken uns auf Beiſpiele des heimiſchen Sagenkreiſes. Die Wilkinenſage berichtet, abweichend vom Gedichte, wie Dietleib bis in die Jünglingsjahre blöd und verachtet am Feuerherd in der Aſche gelegen. Auf einmal, als ſein Vater zum Feſte reiten will, erhebt er ſich, ſchüttelt die Aſche ab, richtet die verwirrten Haare, verlangt Roſs und Waffen, deren Gebrauch er wohl beachtet hat, und vollbringt auf dieſer erſten Ausfahrt gewaltige Thaten (Wilk. S. Cap. 91—4. I, 298 ff.). Siegfried iſt, nach dem deutſchen Liede, ein unbändiger Knabe, verläßt den Königshof ſeines Vaters und dient einem Schmiede; aber Eiſen und Amboß ſind ſeinem Schlage zu ſchwach, und als er nach Kohlen in den Wald geſchickt iſt, erſchlägt er den Lindwurm (Hörn. Siegfr.). Nach der Wilkinenſage hat der Schmied, um Kohlen zu brennen, ein Feuer im Walde gemacht, als ein ſchöner Knabe zu ihm kommt, der ohne Kleid iſt und nicht ſprechen kann. Eine Hindin, ſeine Nährmutter, rennt herzu und leckt dem Knaben das Geſicht. Der Schmied nimmt ihn zu ſich und giebt ihm den Namen Siegfried (Wilk. S. Cap. 144. S. 25 f.). In der höheren Darſtellung der Eddalieder folgt Sigurd, bewuſtlos ſicher den Rathſchlägen des Trugſchmieds; aber Odin wacht über dem Jüngling und die Vögel ſingen ihm Warnung. Er ſucht den Schleier ſeines Schickſals zu lüften, er bittet die Walküre, ihn Weisheit zu lehren; da erfährt er, daß ihm Ruhm beſtimmt iſt und kurzes Leben. Darin eben beruht der ernſte Reiz dieſer Geſänge, wie aus ahnungsvoller Dämmerung das jugendliche Licht hervorbricht, um nach kurzem Glanze wieder zu erlöſchen.

---

[1] Wilk. Sag. Cap. 14. I, 42 f. Rafn, C. 14, S. 37. Fornald. S. I, 246: Hár hennar [Asl.] var biart ok sem á gull eitt sæi.

[2] Goldene Haare ſ. Grimm, Hausmärchen III, 37. 114. I, 356. III, 161. Stern 3, 182.

[3] Gudr. 587: Ob im an seiner pruste ain gulden creutz sey. Vgl. Z. 614.

[4] Müller, Sagabibl. (Überſ.) I, 51. 216. 218. 261. 5. II. 525. 541.

Jener Duft und Morgenhauch der Jugend waltet auch weſentlich über Dietrich von Bern, aber hier auf ganz eigenthümliche Weiſe. Nicht der einmalige Übertritt des Jünglings in das Heldenthum wird dargeſtellt; Dietrich bleibt im wunderbaren Zwielichte befangen, Dämmern und Aufleuchten des Heldengeiſtes wechſeln bei ihm beharrlich. Scheu und zögernd ſteht er vor jeder kühnen That; aber es iſt nicht das Zaudern der Überlegung und Vorſicht, es iſt jugendliche Verſchämtheit, Miſstrauen in die Kraft, die er unbewuſt in ſich trägt. Darum beſchuldigen ſeine Recken, beſonders der kampfdurſtige Wolfhart, den Zweifelmüthigen manchmal der Zagheit, und bezeichnend iſt jener ſeine Zug in den Roſengartenliedern, wo ihm vorgehalten wird, er ſtreite nur mit Rieſen und Lindwürmen im Walde, wo es niemand ſehe.[1] Iſt dann aber Dietrich einmal aufgereizt, oder drängt die äußerſte

---

[1] Roſeng. I. 257:
Do sprach der schribere: herre her Dieterich
Und lassent ir die rosen, ez stot üch lasterlich,
Ir turrent nun streiten, die schone Krimhilt gicht,
Mit wurmen in dem walde, daz nieman fromes sicht.

Noth zur Entſcheidung, dann haucht er verzehrende Zornflamme, dann ſchlägt er ſiegreich den ungeheuern Schwertſtreich. Schwankend im Entſchluß, iſt er ſtets ſicher in der That; der letzte zum Kampfe, vollführt er, was kein andrer vermocht hätte; ſo ſteht er auch, nach dem Fallen ſämmtlicher Helden, allein unbezwungen auf der Walſtatt und wird lebendig der ſichtbaren Welt entrückt.

In einer Reihe von Kämpfen und Abenteuern äußert ſich dieſer Charakter. Trefflich hervorgehoben iſt derſelbe durch den Gegenſatz von Ecke, der die jugendliche Unklarheit auf völlig verſchiedene Weiſe, durch Übermuth und ungemeſſenes Selbſtvertrauen, darſtellt. Sein gröſter Kummer iſt, daß er nicht genug zu fechten hat (Eck. A. 13); er rennt über Berg und Thal, ſich mit dem Berner zu meſſen; ihn ſchrecken nicht die großen Wunden, die er einem andern Helden durch Dietrichs Schwert geſchlagen ſieht; durch Verheißung, Drohung, flehentliche Bitte ſucht er dieſen zum Kampfe zu reizen, ja er vermißt ſich, auf jede Hülfe des Himmels zum Vortheile des Gegners zu verzichten. Dietrich reitet lange ruhig neben her, er will nicht den beſtehen, der ihm kein Leides gethan, er ſcheut ſich vor Eckes Rieſengröße (Eck. A. 84); endlich, als er ungern vom Roſſe ſteigt, wird dennoch der Schüchterne des Trotzigen Meiſter. Auf dem Zuge gegen Laurin iſt Dietrich bereit, die Zerſtörung des Roſengartens mit Gold zu büßen. Wittich wirft ihm vor, daß er eine Maus fürchte, wird aber ſelbſt von Laurin beſiegt und gebunden; und doch nur Dietrichs flammender Zorn vermag den wunderſtarken

1825: Do sprach gezögenlichen Hiltebrant der alt:
Nu sint ir dick geritten nach strit in einen walt;
Do bestündent ir risen, tier und do bi man:
Und getürrent ir vor den frouwen ein einigen nüt bestan,
Des hant ir iemer schande, wo man ez von üch saget:
Her Dieterich von Berne ist an strit gar verzaget.

Roſeng. II, 413:
Da sprach meister Hildebrand: man sol euch ein vortheil geben [?].
Ihr gedürfet gen wilden thieren wol wagen euer leben;
Dort allein im walde da waret ihr mannheit voll:
Ihr fechtet nicht vor frauen, da man preis bejagen soll.

417: Das ersahe Wolfhart, er rufte den herren an:
Was thut ir, herre von Berne, schlaht ir euern magen und mann?
Da es niemand sahe, da waret ihr kuhn, als man spricht:
Ihr gedürfet vor frauen keinen preis bejagen nicht.

Zwerg zu bezwingen. Im Roſengarten zu Worms zögert er lange, mit dem hörnenen Siegfried zu kämpfen; er will nur einen Gegner von Fleiſch und Bein (Roſeng. I. 1821); von ſeinem Meiſter geſtraft ſchreitet er endlich zum Zweikampf, weicht aber vor Siegfrieds Schwertſtreichen; erſt als ihm zugerufen wird, der Meiſter ſei von ſeinen Schlägen geſtorben, lodert ſein Zorn auf; rauchend, wie ein brennendes Haus, ſchlägt er durch Harniſch und Horn, Siegfried muß unter Kriemhilds Schleier fliehen. So kann auch der Verräther Wittich nach der Schlacht vor Raben dem Zornglühenden nur in den Grund des Meeres entrinnen.[1] In der Nibelungennoth betritt Dietrich nicht eher den Kampfplatz, als nach dem Falle ſeiner Recken, die wider ſeinen Willen geſtritten; Gunther und Hagen ſind allein noch von den Nibelungen übrig, dieſe bezwingt und bindet Dietrich, übergiebt ſie Kriemhilden und geht mit weinenden Augen von dannen.

Jene dichteriſche Höhe des Königsadels wird aber auch nur denen eingeräumt, die ihr überlegenes Heldenthum wirklich erproben. Die ganze Anlage der Wilkinenſage beruht darin, daß Dietrich ſeine Gefolgſchaft der tapferſten Recken ſich der Reihe nach ſelbſt erkämpft. Im Nibelungenliede will Siegfried, ſo ſehr ihn dürſtet, nicht eher am Waldbrunnen trinken, als bis der König getrunken (Nib. 3925 ff.); im Liede von Walther dagegen läßt dieſer Held demſelben Könige zuletzt und nach ſeinem Dienſtmanne Hagen den Becher reichen, weil Gunther läſſig im Kampfe war. Hagen ſelbſt weigert ſich nicht, vor ſeinem Könige, wohl aber vor dem tapferen Walther, zu trinken (Walther 1405—16).

Die Herrſchaft iſt eine ſehr beſchränkte, denn der König iſt bei jeder wichtigern Entſchließung an Rath und Zuſtimmung von Verwandten und Mannen, deren Beiſtand er nöthig hat, gebunden; er bemerkt ſelbſt ausdrücklich, wenn er etwas Unbedenkliches, einem Boten das Wort, „ohne Freunde Rath“ bewilligt. So König Gunther zum Markgrafen Rüdiger, der für Etzeln um Kriemhilden zu werben gekommen iſt. Nib. Lachm. 1132:

---

[1] Die Meerminne Waghild ſagt zu Wittich, daß er Dietrichen wohl hätte beſiegen können. Rabenſchl. 973 f.: Da waz daz edel gesmide allez reht erglut an sinem libe. Daz ist nu worden herte (dez la dich helt an mich!); verlorn wer din geuerte, ja slug er endelichen dich. Er ist ergrymmet an disen ziten: din drizzig mochten ym niemer gestriten.

Er rspach: swaz man uns mære bî iu enboten hât,
die erloube ich iu ze sagene âne friunde rât.

Aber den Beſcheid in der Hauptſache giebt der König nicht für ſich. Nibel. 1142:

Der künec nâch râte sande (vil wislich er pflac)
unde ob ez sine mâge dûhte guot getân,
daz Kriemhilt nemen solte den künic edeln [Eceln] zeinem man.

Die Ergebenheit ſeiner Recken wird durch ſehr umfaſſende Verpflichtungen von Seiten des Königs bedingt; wir begreifen ſie unter den Namen: Milde und Treue.

„Wozu ſoll ein reicher König, er habe denn milden Muth?“ heißt es im Otnitsliede (566). Milding iſt ein nordiſcher Dichterausdruck für König. Dieſe Milde oder königliche Freigebigkeit beſteht darin, daß der König nichts beſitzt, das er nicht mit ſeinen Getreuen zu theilen oder für ſie hinzugeben bereit wäre, eine Folge der innigen Gemeinſchaft zwiſchen ihm und ſeinem Geleite. Willig theilt er ſein Silber und ſein Gold; der Dienſtmann aber, der dieſes empfangen, reitet in Noth und Tod. Epiſche Ausdrücke dieſer Art wiederholen ſich durch den ganzen Liederkreis. Wenn der König eine Heerfahrt entboten, wenn ſeine Recken ihm Hülfe mit ihren Mannen zugeſagt, dann öffnet er den feſten Turm, der mit Gold und Silber gefüllt iſt, Roſſe giebt er hin und Sturmgewand, daß keinem ein Finger bloß bleibt.[1] Gold in den Schilden, Silber ohne Wage wird hervorgetragen, wenn die Helden zu einem gefahrvollen Unternehmen aufgereizt werden ſollen. Iſt aber die Fahrt glücklich vollendet, dann theilt der König ihnen nicht bloß ſein bewegliches Gut oder den Schatz, den er im Zelte des Feindes erbeutet (Alph. 4605); mit „der breiten Erde“[2] muß ihnen gelohnet werden und die meiſten Abenteuer ſchließen mit großen Belehnungen an Burg und Land.

---

[1] Otnit 193. (Vgl. 204.) 217. 225.
217: Ich hab einen turn uff Garten, der ist gewurcket wol,
Mit silber vnd mit golde ist er gefullet vol.
Den schatz den wil ich teilen, ich gewinne ein creftig her;
Es gange mir wie got welle, ich wil faren uber mer.
225: Ros und liechte ringe gap der keiser do,
Do machte er die herren alle sament fro.

[2] Roth. 4823—90.

Der Hort ruht jetzt nicht mehr mythiſch in der Elfenhöhle, er iſt in beſtimmtem, ſichtbarem Verkehre flüſſig geworden; der todte Schatz belebt ſich in den Recken, die an ihn gebunden ſind, er iſt das Mark der kriegeriſchen Macht; das Schwert, das bei ihm lag, leuchtet an der Spitze von Tauſenden rüſtiger Mannen, er kann niemals verſiegen, weil das Heldenſchwert, die gebieteriſche Wünſchelruthe, ihn ſtets zu ergänzen weiß. So ſind die Nibelungenrecken unzertrennlich von dem Nibelungenhorte; als dieſer, nach Siegfrieds Tod, gen Worms gebracht iſt, zieht er „viel unkunder Recken“ (Nib. 4521) in das Land und in den Dienſt Kriemhildens, die reichlich ihr Silber und ihr Gold vertheilt. Da fürchtet Hagen, daß ſie zur Rache mächtig werde; die Schlüſſel werden ihr abgenommen und zuletzt der Schatz in den Rhein geſchüttet, als gält' es, einen lebendigen Feind zu verſenken.

Das lichte, rothe Gold, wie es in unſern Liedern genannt wird (Alph. 32. 149. 342), iſt zu allen Zeiten ein mächtiges Bindungsmittel geweſen; aber hier gewinnt es ſeine vollſte Macht durch die Geſinnung, in der es gegeben wird. Die Königsmilde, die rückhaltloſeſte Freigebigkeit, iſt hier ein Drang des Herzens. Dieweil er ein Brot hat, will König Rother (4984—7) ſein Gut theilen. Als Dietrich den erſten Sieg über Ermenrich erfochten, iſt es ihm ein inniger Kummer, wo er das Gut nehme, das den Recken geziemte, die ihm Land und Ehre gerettet. Kiſten und Kammern ſind leer, die ſein Vater Dietmar voll hatte; Gold und Geſtein iſt zertragen. Er klagt nicht um das Gut ſelbſt, er klagt nur um die edeln Degen, denen er nichts zu ſpenden hat.[1]

In dieſem Lichte betrachtet iſt die Milde der Könige nur Ausfluß und Beſtandtheil der großen Pflicht und Tugend, die wir als Treue bezeichnet haben. Ein Geringes muß es ihnen ſein, ihr überflüſſiges Gold mit denen zu theilen, welchen ſie Land und Herrſchaft, Glanz und Jugendluſt, Blut und Leben zu opfern, freudig bereit ſind. Die Thaten ſolcher Treue bilden den Grundbau ganzer Gedichte des ganzen Amelungenkreiſes; die Neigung, womit ſie geübt wird, verbreitet über die Darſtellung den herzlichen, oft leidenſchaftlichen Ausdruck des innigſten Gefühls.

---

[1] Dietr. Fl. 3571—88. Beſonders:

er klaget so sere nicht daz gut,
noch hete darumb traurigen mut,
er klaget niwan die edeln degen,
den er nicht gutes hete zu wegen.

König Rother ſitzt auf einem Steine, drei Tage und drei Nächte, ohne ein Wort zu ſprechen, trauernd um ſeine ausbleibenden Boten und nachſinnend, wie er von ihnen erfahren möge (Roth. 429—55). Dann fährt er ſelbſt gen Conſtantinopel und befreit ſie unter mancherlei Abenteuern. Über allen Irrfahrten Wolfdietrichs, der vom Vatererbe vertrieben iſt, leuchtet als feſter Stern der Gedanke an ſeine eilf Dienſtmannen, die um ihrer Treue willen in Banden liegen. Kaum iſt der betäubende Zauber von ſeinem Haupte gewichen, ſo fragt er nach ihnen. Er ſtreitet mit Otnit, damit ihm dieſer ſie befreien helfe (59a, 3 f. b, 7 f. 61b, 6). In verzweifelten Kämpfen, in der äußerſten Meeresnoth, denkt er nur daran, daß jene ihren Retter verlieren, und dieſer Gedanke giebt ihm Sieg (67b, 4. 69a, 3. 82a, 7. b, 5. 83a, 2 v. u. 84a, 2. 88a, 2 v. u. 97b, 7. 98a, 1. 100a, 4. 103b, 5. 121a, 6. 121b, 2. 122a, 5). Am heiligen Grabe betend, empfiehlt er ſie vor allem dem Schutze des Himmels (91a, 1). Im ſchönſten Glücke kann er nicht raſten, ſo lange ſie gefangen ſind (59b, 7 f. 108b, 6 f. 109a, 2 v. u. f. 115a, 8). Einſt ſteht er vor einer Burg mit vielen Zinnen und Türmen, wie er nie eine herrlichere geſehen; da wünſcht er, daß ſie in Griechenland ſtände und ſeine eilf Dienſtmannen ſie inne hätten, er ſelbſt irrte dann gern im Elend umher (91b, 1 v. u.). „Berathe Gott meine eilf Dienſtmannen!“ iſt der Kehrreim des großen Geſanges. In jener nächtlichen Begegnung, wie der Held vor die Burgmauer geführt wird, darauf ſeine Dienſtmannen ſeit zehen Jahren als Wächter angeſchmiedet ſind, wie er ihre Klage vernimmt und doch ſchweigen ſoll, wie ſie bei ſeinem Enteilen nur den Hufſchlag, das Zuſammenſchlagen der Hände, den verhallenden Ausruf hören, aber ſchon davon in ihren Banden froh werden (104a, 1—b, 8): hier erſcheint die Treue als ein rein geiſtiges Band, ein Gefühl durch die Finſternis, ein ſtets waches Angedenken, eine Nähe über Zeit und Raum. Als endlich die Erlöſung naht, da iſt ſchon Herbrands ahnende Seele von weiſſagendem Traume berührt, wie ein Adler die Könige, Wolfdietrichs Brüder, zerriſſen und die Gefangenen gewaltig hinweg geführt. Der Traum der Treue täuſcht nicht, der rettende Adler rauſcht ſiegreich heran. Dem wiedergekehrten Herrn hält Hache ein Licht unter das Angeſicht: aber ſtatt des Jünglings ſteht vor ihm ein Mann mit grauen Haaren (137 b, 4 f.). Frühgealtert iſt Wolfdietrich in raſtloſem Umherſchweifen. Prangen ſonſt die Könige in goldnen Locken, dieſer iſt ſchön im Altersſchmucke der Treue.

Dietrich von Bern hat acht ſeiner Recken nach dem Horte zu Pola ausgeſchickt. Auf dem Rückweg fallen ſie, bis auf einen, in Ermenrichs Hinterhalt. Nacht und Tag klagt Dietrich um ſie und wünſcht ſich den Tod; das Geld läßt er fahren, aber an ſeinen Recken lag ſein höchſter Troſt (3771—94). Vergeblich bietet er um ſie den Sohn Ermenrichs und achtzehnhundert Mannen, die er zuvor gefangen (3826). Ermenrich droht, jene zu tödten, wenn Dietrich nicht alle ſeine Lande ihm überantworte (3888—3906). Dietrichs Mannen rathen ihm, lieber die Sieben aufzugeben; da ſpricht er: „Und wären alle Reiche mein, die wollt' ich eher alle laſſen, denn meine getreuen lieben Mannen“ (3997—4010). Er hält Wort, läßt um die ſieben Gefangenen all ſein väterlich Erbe und zieht mit ihnen in das Elend zu den Heunen.

Freundlich und anſpruchlos (Rab. 533, 5) iſt Dietrich ſtets gegen die Seinigen. Als er von Bern in den Streit ausreiten will, ruft er auf, wenn jemand hier ſei, den er irgend beſchwert hätte, der mög' es ihm erlaſſen; wiſſe er doch nicht, ob ſie ihn je wieder ſchauen. Da wird ein Weinen und Klagen, Alle ſprechen: „ihr habt uns Leides nicht gethan, Gott hab' euch in ſeinem Frieden (3087—96). Wie ihm Ermenrich mit Raub und Brand das Land verheert, klagt er nicht ſein eigen Gut, er klagt den Jammer ſeiner Leute (4091—4). Innig iſt ſeine Freude, wenn er einen ſeiner Getreuen wiederſieht (5451 ff. 4698—709). Schmerzlich klagt er um die, die er im Blute liegen ſieht (9871—970. 10062—4. 7150. Rab. 6—12. 23 f.); wäre römiſch Land alles Gold, er gäb' es um ſeiner lieben Mannen Leben (9684—8). Ein gewaltiger König war er; jetzt, nach dem Verluſte ſeiner Getreuen, nennt er ſich der arme Dietrich (Nib. 9390—2. Klage 1035. Dietrichs Flucht 7729. Rab. 892. 7. 9. Dietrichs Flucht 4746 f.). Als Etzels junge Söhne, die ihm anvertraut waren, von Wittich erſchlagen ſind, wirft er ſich über ſie, küßt ſie in die Wunden (Rab. 886. Vgl. 160), Blut ſpringt ihm aus den Augen (904. 7. Vgl. 444) und er beißt ſich ein Glied aus der Hand (Rab. 894, 6. 1089. 1128). Grimmig, zornflammend, erhebt er ſich zur Rache (Rab. 973 f. Vgl. 630. 803. 978. 23 f. Flucht 9526 f.)

Die burgundiſchen Könige bewähren in der letzten Noth ihre Treue. Schon haben ſie den ſommerlangen Tag ſich gewehrt (Nib. 8435); ein kurzer Tod dünkt ihnen beſſer, denn lange Qual; blutfarb treten ſie vor den Saal (8445—52) und bitten nur noch, daß man ſie heraus in die Weite laſſe, damit es kurz ergehe (8481—8). Kriemhild verſpricht, ſie alle leben zu laſſen, wenn Hagen allein ihr zu Geiſel gegeben werde (8513—6). Gernot antwortet: „Das wolle Gott nicht! Wären wir tauſend deiner Blutsverwandten, wir lägen alle todt, ehe wir dir einen Mann herausgäben." Und Giſelher: „Nie hab' ich einen Freund an Treue verlaſſen" (8517—24). Da heißt Kriemhild den Saal an vier Enden anzünden. Giſelher kämpft ſeinen letzten Kampf mit Wolfhart; nie mochte ſo junger König kühner ſein (9296). Darum, als ſie einander die Todeswunden geſchlagen, heißt Wolfhart den Seinigen ausrichten, daß ſie nach ihm nicht weinen; von eines Königs Handen lieg' er herrlich todt (9323 f.).

Dem Bilde deutſcher Könige, wie ich es aus den Liedern entworfen habe, entſprechen geſchichtliche Züge und die Zuſammenſtellung iſt nach beiden Seiten auffallend.

Daß die deutſchen Völker bei ihren Königen auf die Abſtammung geſehen; hat ſchon Tacitus bemerkt. Germ. C. 7: Reges ex nobilitate sumunt. Bei den Cheruskern, den Batavern, den Markomannen, den Quaden, finden wir ſolche Königsſtämme; aus ihnen gehen die Helden der früheren Kriege mit den Römern hervor.

Germ. c. 42: Marcomannis Quadisque usque ad nostram memoriam reges manserunt ex gente ipsorum, nobile Marobodui et Tudri genus.

Annal. l. XI, c. 16: Eodem anno [Chr. 47] Cheruscorum gens regem Roma petivit, amissis per interna bella nobilibus, et uno reliquo stirpis regiæ, qui apud urbem habebatur nomine Italicus. Paternum huic genus e Flavio, fratre Arminii; mater ex Catumero, principe Cattorum, erat, ipse forma decorus, et armis equisque in patrium nostrumque morem, exercitus.

Hist. l. IV, c. 12: Mox aucta per Britanniam [Batavorum] gloria, transmissis illuc cohortibus, quas vetere instituto nobilissimi popularium regebant.

Ebend. C. 13: Julius Paullus, et Claudius Civilis, regia stirpe, multo ceteros anteibant.

Bei den Völkerſchaften, welche ſpäter germaniſche Reiche gegründet haben, dieſelbe Erſcheinung, mit beſtimmter Benennung der Fürſtenſtämme. Die Oſtgothen folgen den Amalern, denen ſie göttlichen Urſprung beimeſſen, die Weſtgothen den Balthen, die Wandalen den Asdingen, die Franken den Merowingen, welche nach alter Sage von einem Meerwunder entſprungen ſind (Grimm d. Sag. II, 72. Vergl. 47—9), die Baiern den Agilolfingen, der nordiſchen Königsgeſchlechter nicht zu gedenken.

Jorn. de reb. get. c. 5: Divisi per familias populi. Vesegothæ familiæ Balthorum, Ostrogothæ præclaris Amalis serviebant.

C. 22: Visumar [Vandalor. rex] Asdingorum e stirpe, quæ inter eos eminet genusque indicat bellicosissimum.

Paul. Diac., hist. Lang. l. I, c. 14: Nolentes jam ultra Langobardi esse sub ducibus, regem sibi ad ceterarum instar gentium statuerunt. Regnavit igitur super eos primus Agelmundus, filius Ayonis, ex prosapia ducens originem Gungincorum, quæ apud eos generosior habebatur.

Leg. Baiuv. I, 3: Dux autem, qui præest in populo, ille semper de genere Agilolfingorum fuit et esse debet.

Überall wird auf die Abſtammung von ſolchem Blute hoher Werth gelegt, ſie giebt dem Führer kühner Unternehmungen zum voraus Vertrauen bei denen, die ſich ihm anſchließen; der letzte Sprößling eines ſolchen Stammes wird ſelbſt in fremden Landen aufgeſucht. Ein Beiſpiel von den Cheruskern iſt ſchon angeführt worden. Die Heruler in Illyrien ſollen, nach Procop, bis nach Thule geſchickt haben, um von ihren dortigen Stammesgenoſſen ſich, nach dem Abgang ihres Königs, einen andern vom königlichen Blute zu holen (Masc. II, 132. Geyer, Sv. Häfd. I, 92). Wird aber auch nicht leicht von dem bevorzugten Hauſe abgewichen, ſo iſt doch die Freiheit der Wahl nicht ausgeſchloſſen; die Erhebung auf den Schild, der Zuruf der Wehrhaften, giebt erſt den Ausſchlag, eine geregelte Erbfolge ringt mühſam, ſich zu befeſtigen. Öfters finden wir, wie bei den Burgunden und Amelungen der Lieder, mehrere königliche Brüder zugleich an der Spitze des Volkes, wenn auch dem älteſten einiger Vorrang zukommt; ſo wird das Verhältnis der drei oſtgothiſchen Königsbrüder Walamir, Theodemir und Widemir, geſchildert.

Jorn. c. 48: Sed nobis... ad Vuandalarii sobolem, quæ trino flore pullulabat, redeundum est. Hic etenim Vuandalarius, fratruelis Ermanarici,... tribus editis liberis, in gente Amala gloriatus est, i. e. Vualamir, Theodemir, Vuidemir. Ex quibus per successionem parentum Vualamir in regnum conscendit, adhuc Hunnis eos inter alias gentes generaliter obtinentibus. Eratque tunc in tribus his germanis contemplatio grata, quando mirabilis Theodemir pro fratris Vualamir militabat imperio; Vualamir vero pro altero jubet ornando; Vuidemir servire pro fratribus æstimabat. Sic eis mutua affectione se tuentibus, nulli penitus deerat regnum, quod utrique in sua pace tenebant. Ita tamen... imperabant, ut ipsi Attilæ Hunnorum regis imperio deservirent.

In früher Jugend ſchon fanden die Söhne der Königsgeſchlechter zu kriegeriſchen Ausfahrten bereite Folge. Der achtzehnjährige Theoderich zog, ohne Wiſſen ſeines Vaters, mit deſſen Recken und bei ſechstauſend Männern aus dem Volke, die ſich ihm aus Neigung geſellt hatten, gegen den König der Sarmaten aus, vertilgte ihn und kehrte mit Sieg und Beute zum Vater zurück.

Jorn. c. 55: Qui Theodericus jam adolescentiæ annos contingens, expleta pueritia, octavum decimum peragens annum, adscitis satellitibus patris, ex populo amatores sibi clientesque consociavit, pene sex millia viros.

Wir ſehen hier ganz die altgermaniſche Gefolgſchaft, wie Tacitus ſie beſchreibt, auf Theoderich, den geſchichtlichen Dietrich von Bern, angewandt.

Cum quibus, inscio patre, emenso Danubio, super Babai, Sarmatarum regem discurrit, qui tunc de Camundo duce Romanorum victoria potitus, superbiæ tumore regnabat, eumque superveniens Theodericus interemit, familiamque et censum deprædans, ad genitorem suum cum victoria repedavit.

Theodemir erkrankte bald hernach, bezeichnete den verſammelten Gothen ſeinen Sohn als Nachfolger und verſchied. Theoderich aber führte ſein Volk, mit deſſen Zuſtimmung auf den größeren Heereszug nach Italien.

Jorn. c. 56: Nec diu post hæc rex Theodemir in civitate Cerras fatali ægritudine occupatus, vocatis Gothis, Theodericum filium regni sui designat heredem, et ipse mox rebus humanis excessit.

C. 57: Igitur egressus urbe regia Theodericus, et ad suos revertens, omnem gentem Gothorum, quæ tamen ei præbuerat consensum, assumens, Hesperiam tendit.

Römiſche Schriftſteller, aus der Zeit der Gründung germaniſcher Reiche in Gallien und Italien, zeichnen in ihren Schilderungen junger deutſcher Könige nicht etwa bloß die hohe Geſtalt und den ſtarken Gliederbau, ſondern namentlich auch die friſche, zartblühende Schönheit dieſer unverdorbenen Jugend aus, merkwürdig übereinſtimmend mit der

Farbengebung unſrer Gedichte. Sidonius Apollinaris (geſt. 482) beſchreibt aus eigener Anſchauung ſehr umſtändlich die Perſon des zweiten weſtgothiſchen Theoderichs (453—466) und gedenkt dabei der geſcheitelten, lockigen Haare, der ſchöngebogenen Naſe, der feinen Lippen, dazwiſchen die wohlgereihten Zähne ſchneeweiß hervorſcheinen, der milchweißen Haut, oft plötzlich von jugendlicher Röthe übergoſſen, nicht im Zorne, ſondern aus Verſchämtheit.

Sidon. Apollin. l. I, ep. 11. (Maſc. I, 466. N. 1): Si forma quæratur, corpore exacto, longissimis brevior, procerior eminentiorque mediocribus. Capitis apex rotundus, in quo paululum ă planicie frontis in verticem cæsaries refuga crispatur.... Aurium legulæ, sicut mos gentis est, crinium superjacentium flagellis operiuntur. Nasus venustissime incurvus. Labra subtilia, nec dilatatis oris angulis ampliata. Si casu dentium series ordinata promineat, niveum prorsus repræsentat colorem.... Menti, gutturis, colli,... lactea cutis, quæ propius inspecta juvenili rubore suffunditur. Namque hunc illi crebro colorem non ira, sed verecundia facit.

(Ganz wie bei dem jugendlichen Dietrich von Bern.) Dann aber auch:

Teretes humeri, validi lacerti, dura brachia, patulæ manus,... corneum femur, internodia poplitum bene mascula, ... crura suris fulta turgentibus, et qui magna sustentat membra pes modicus.

Derſelbe Schriftſteller malt mit ſichtbarem Wohlgefallen den hochzeitlichen Aufzug eines königlichen Frankenjünglings, Sigismer; mitten in der Reihe von buntgekleideten und wohlbewaffneten Gefährten, umgeben von Roſſen, welche, reichgeſchmückt, von Edelſteinen ſchimmern, ſchreitet der junge Freier nach dem Gezelte ſeines Schwähers, er glänzt in Gold, Scharlach und weißer Seide, aber Locken, Geſichtsfarbe, Haut leuchten nicht minder ſchön.

Sid. Ap. l. IV, e. 20 (Maſc. I, 489. N. 2): Flammeus cocco, rutilus auro, lacteus serico; tum cultui tanto coma, rubore, cute concolor.

Auch an unſrem oſtgothiſchen Theoderich rühmt Ennodius, in ſeiner ſchwülſtigen Lobrede auf ihn, die hohe Herrſchergeſtalt, den Schnee und Purpurſchein der Wangen, das frühlingsheitre Auge; im Zorn aber ſei er über alle Vergleichung blitzlodernd.

Ennod. Panegyr. Theoder. regi dict. XXI (Manſ. S. 485 f.): Sed nec formæ tuæ decus inter postrema numerandum est, quando regii vultus purpura ostrum dignitatis irradiat. Exhibete, Seres, indumenta, pretioso murice quæ fucatis, et non uno aheno bibentia nobilitatem tegmina prorogate; discoloribus gemmis sertum texatur, et quem vehementior vipera custodit, lapis adveniat. Quæcumque ornamenta mundo obsequente transmissa fuerint, decorata venerandi genio corporis plus lucebunt. Statura est, quæ designet prolixitate regnantem; nix genarum habet concordiam cum rubore; vernant lumina serenitate continua; dignæ manus, quæ exitia rebellibus tribuant, honorum vota subjectis.... Italiæ rector in amicitiam colligit duo diversissima: ut sit in ira sine comparatione fulmineus, in lætitia sine nube formosus.

In der Vorrede zum ſaliſchen Geſetze heißt das Volk der Franken nicht nur ein tapfres, kühnes und weiſes, ſondern auch ein edles und geſundes an Leib, ein herrliches an Ausſehen und Geſtalt.

Gens Francorum inclyta, autore deo condita, fortis in armis, firma pacis fœdere, profunda in consiliis, corpore nobilis et incolumis, candore et forma egregia, audax, velox et aspera.

König Klodwig aber wird betitelt: der wohlgelockte und ſchöne, comatus et pulcher et inclytus rex Francorum. Der Schmuck langer, ſchöner Haare, darauf die Deutſchen überall großen Werth legten, muſte beſonders bevorzugte Geſchlechter auszeichnen, die wir auch bei Gothen (capillati) und Franken darnach zubenannt finden. Von den capillatis ſagt Jornandes C. 11:

Quod nomen Gothi pro magno suscipientes, adhuc hodie suis cantionibus reminiscuntur.

In Cassiod. Var. hat l. IV, ep. 49 die Aufſchrift: Universis Provincialibus, et capillatis, defensoribus et curialibus in Suavia consistentibus.

Agathias de imperio Justiniani (Maſc. II, 327): Solemne est Francorum regibus nunquam tonderi.... Cæsaries tota decenter eis in humeros propendet, anterior coma e fronte discriminata in utrumque latus deflexa. Neque vero, quemadmodum Turcis et Barbaris, implexa iis et squalida sordidaque est coma,... sed ænigmata varia ipsi sibi adhibent, diligenterque curant, idque velut insigne quoddam, eximiaque honoris prærogativa regio generi apud eos tribuitur. Subditi enim orbiculatim tondentur, neque eis prolixiorem comam alere facile permittitur.

Fredegar., hist. Franc. epit. c. 9: Franci electum a se regem, sicut prius fuerat, crinitum ... super se creant, nomine Theodemerem, filium Richemeris (vgl. Maſc. I, 391. N.).

Den Merowingen dienten die geſcheitelten bis zur Erde niederwallenden Haare zum königlichen Abzeichen (Gregor. Turon. VI, 24.

VIII, 10) und das ſaliſche Geſetz legt auf unbefugtes Scheeren gelockter Knaben und Mädchen namhafte Buße. Als jedoch den Letzten des merowingiſchen Hauſes von königlichem Weſen lediglich nichts mehr übrig war, als die langen gelben Haare, nahm man keinen Anſtand, ihnen die Platte zu ſcheeren: ein andres, kräftiges Geſchlecht beſtieg den Königsſtuhl und die Kirche gab ihren Segen dazu.

Das Verhältnis der deutſchen Könige zu den Wehrhaften des Volkes, ihre Abhängigkeit von der Zuſtimmung der letztern, bedarf keiner beſondern Ausführung.

Wenn die Gefolge der frühern Zeit, nach Tacitus, von der Freigebigkeit des Fürſten Streitroſs und Speer, gemeinſame, reichliche Koſt und die Theilung der Beute ſtatt Soldes zu erwarten hatten, ſo erwies ſich ſpäterhin die Königsmilde vornehmlich in der Belehnung mit eroberten Ländereien. Aber auch der Hort der Könige, die wohlgefüllte Schatzkammer, als Zugehör und Mittel der Herrſchaft, bleibt nicht unerwähnt.

Die alterthümliche Genoſſenſchaft zwiſchen dem König und ſeinen Recken, und wie ſie durch ſpätere Begriffe vom Königthum verdrängt worden, zeigt, in die Sinne fallend, ein Zug aus der weſtgothiſchen Geſchichte. Unter den Gewaltthaten des Königs Leovigild (geſt. 586) führt Iſidor an, daß derſelbe zuerſt im königlichen Gewand auf einem Throne geſeſſen, denn vor ihm ſeien Kleidung und Sitz dem Volke mit den Königen gemein geweſen. Weiterhin kam Salbung und Krönung hinzu.

Isidor. Hispal. chron. Goth.: Primusque inter suos regali veste opertus solio resedit. Nam ante eum habitus et consessus communis, ut genti, ita et regibus erat. Maßk. II, 202.

Ein Ausbruch des Schmerzes endlich, an Dietrich von Bern, der ſich ein Glied aus der Hand beißt, erinnernd, wird von dem Alemannen Leuthar erzählt. Das Heer, welches dieſer nach Italien geführt, wurde durch Krankheit aufgerieben; da ſoll auch er ſich getödtet haben, indem er ſich mit den Zähnen zerfleiſchte.

Murator. rer. ital. script. B. I, S. 426.

Paul. Diac. d. gest. Langob. l. II, c. 2: Tertius quoque Francorum dux, nomine Leutharius, Buccellini germanus, dum multa preda onustus ad patriam cuperet reverti, inter Veronam, de Tridentum, juxta lacum

Benacum propria morte defunctus est. (Fœda nempe rabie ita ut suas ipse dentibus carnes lacerans, ejulansque occubuerit, deleto vi morbi universo illius exercitu.)

Ebend. Excerpta ex Agathiæ histor. a fine Procopii ad Gothos pertinentia Hugone Grotio interprete. Ex libro secundo. S. 389: Nam mox orta luce pestifera multitudinem depascitur. Multi causam referebant ad cœli circumfluentis vitium: alii ad mutatam vivendi rationem, quod ab actibus bellorum, longisque itinerum repente ad mollia, ac delicias transiissent, veram interim causam, ni fallor, non attingentes. Ea enim erat, me judice, et immanitas facinorum, spretis Dei hominumque legibus, conspicua maxime in ipso duce [Leuthari] divina ultio. Vecordia enim, insaniaque, plane ut rabidi solent, agitabatur: trepidabat corpus: ejulatus edebat horrendos, et modo pronus, modo in hoc, rursumque in alterum latus humi cadebat, manante spumis ore, trucibus distortisque oculis. Eo denique furoris venit homo miserandus, ut suos ipse artus vesceretur; infixis namque in brachia dentibus carnes avellebat, mandebatque, ut feræ solent, sanguinem lingens. Ita simul et impletus sui, et paulatim decrescens, eum finem vitæ infelicissimum habuit; moriebantur interim et alii, nec remisit malum, donec omnes absumserat. Febre ardentes plurimi, mente tamen integra moriebantur, alias capitis gravedo vexabat, aliis aderat delirium: varia malorum facies: unus omnibus ad mortem exitus. Hunc terminum expeditioni Leutharis, et qui eum secuti sunt, fortuna constituit.

S. 383 ex libr. primo: Fratres hi [Leutharis et Butilinus] erant gente Alemanni, sed apud Francos eximie honorati, quippe et suæ nationis duces pridem facti.

Vollſtändiger wird ſich die Stellung der Könige zu ihrem Gefolge aufklären, wenn wir nun auch dieſes in ſeinen hervortretenden Geſtalten nach Lied und Geſchichte näher betrachten.

Die Meiſter.

Weil die Könige jung ſind, bedürfen ſie des Rathes der Erfahrenen. Den Jungen, „Tumben" (Unerfahrenen), ſtehen die Alten und Weiſen zur Seite. Jener eingeborne, blinde Trieb, welchem die ſiegreich entſcheidende Kraft zugetraut wird, muß durch Erfahrung und Beſonnenheit gepflegt, behütet, auf das Ziel gerichtet werden. Dieſes iſt das Amt des Meiſters; er iſt der Retter des ausgeſetzten Heldenkindes, Nährvater des Verwaiſten, Waffenlehrer, Führer zur erſten Schlacht, kundiger, vielgereiſter Wegweiſer zu Land und Meer, unzertrennlicher Berather, Warner, Beſchirmer. Hiebei mag ein Verhältnis zu Grunde liegen, welches in den nordiſchen Sagen ſich deutlicher herausſtellt, als in den unſrigen. Knaben werden frühzeitig, oft von dem Vater ſelbſt, in das Haus eines andern Mannes zu Pflege und Erziehung gegeben. Odin und Freia ſelbſt ſiedeln ſich wohl in einſamen Gegenden an, um Erdenſöhne groß zu ziehen. Der Zögling tritt in die Genoſſenſchaft des Pflegehauſes; ein enges Band, dem der Blutsverwandtſchaft gleichkommend, verknüpft ihn nicht bloß dem Pflegvater, ſondern auch deſſen miterzogenen Söhnen, den Pflegbrüdern. Auf ſolche Weiſe ſind auch die Söhne unſerer Meiſter den jungen Königen mit derſelben aufopfernden Treue zugethan, wie die väterlichen Meiſter ſelbſt.

Am innigſten und urſprünglichſten erſcheint dieſes Verhältnis in Wolfdietrichs Meiſter Berchtung und ſeinen Söhnen. Nach der einen Geſtalt der Sage ſoll Berchtung den vierjährigen Königsſohn, den man wegen ſeiner übermäßigen Stärke für ein Kind des Teufels hält, in der Wildnis tödten. Er weigert ſich, wird aber mit ſeinem und ſeines ganzen Geſchlechtes Tode bedroht. Da trägt er das Kind hin, das zutraulich an ſeinem Harniſch ſpielt. Er ſetzt es in das Gras und zieht ſein Schwert aus der Scheide; als aber das Kind freudig nach dem glänzenden Stahle greift, wird ihm das Herz weich. Darnach kommt er zu einem Brunnen, darauf Roſen ſchwimmen, und ſetzt es auf den Rand deſſelben, damit es, nach den Roſen langend, ſich ſelbſt ertränke; auch dieſes hilft nicht. Nun läßt er es im Walde zurück, verbirgt ſich aber unfern und bewacht es. In der Nacht kommen die wilden Thiere zum Brunnen; aber dem Kinde thun ſie nichts zu leid und die Wölfe ſetzen ſich zu ihm, es zu hüten. Berchtung erkennt, daß dieſes Kind nicht vom Böſen ſtamme, und beſchließt, es zu retten, auf Gefahr ſeines eigenen Geſchlechtes. Wolfdietrich, von jener wunderbaren Erhaltung ſo benannt, wird mit Berchtungs ſechszehn Söhnen erzogen, die er alle, obgleich der jüngſte, an Wuchs überragt (87 f.). Die andere Darſtellung beginnt gleich damit, daß Berchtung die Söhne Hugdieterichs ritterliche Künſte lehrt: fechten und ſchirmen, ſchießen, den Schaft ſchwingen, Steine werfen, den Schild tragen, den Helm binden, wohl im Sattel ſitzen (41a). Nach des Vaters Tode wird Wolfdietrich von den Brüdern ſeines Erbes beraubt, da kämpft für ihn der treue Meiſter mit ſeinen ſechszehn Söhnen. Sechſe von dieſen fallen in der Schlacht, jedesmal ſieht Berchtung ſeinen Herrn lachend an, damit er es nicht merke. Berchtung führt den vertriebenen Herrn auf ſeine Burg, die Mutter zählt nur zehen Söhne und will Klage erheben; da droht Berchtung, ſie von der Mauer zu werfen, wenn ſie nicht ſchweige, denn Wolfdietrich habe ſich aus Schmerz über die ſechs Gefallenen erſtechen wollen (Caſpar von der Röhn St. 143—146). Manches Jahr lebt der Meiſter mit ſeinen Söhnen zu Konſtantinopel in Gefangenſchaft, weil ſie nicht ihren Herrn abſchwören wollten, den ſie ſtets noch erharren. Zu Pfingſten halten die Könige einen Hof, alle Fürſten tragen reiche Gewande, Berchtung aber und ſeine Söhne, Herzogskinder, tragen graue Kleider und rinderne Schuhe. Da ſpricht der alte Mann: „O weh, Wolfdietrich! wäreſt du nicht todt, du ließeſt uns nicht in dieſer Noth und Armuth!“ Fürder ſpricht er nicht mehr; er ſtirbt, weil er die Hoffnung auf ſeines Herrn Wiederkehr aufgegeben. Seine Söhne werden auf der Mauer feſtgeſchmiedet (138a); als aber Wolfdieterich vor dem Graben erſcheint, knieen ſie nieder und bitten Gott, wenn ſie Treu und Ehre an ihrem Herrn behalten, ihre Bande zu löſen. Der Himmel giebt Zeugnis der großen Treue, die Ringe ſpringen in Stücke, die Befreiten eilen von der Mauer und ſchwingen ihrem Herrn das Thor auf (138b f.). Nach erkämpftem Siege findet Wolfdieterich ſeines Meiſters Grab, reißt die Steine hinweg, küſst das Haupt des Todten, betet für ſein Seelenheil und läßt Meſſe leſen; da liegt die Leiche weiß, rein, unverſehrt im Sarge. Der Held gelobt, ſtets zu gewähren, um was bei Berchtungs Seele gebeten werde (143. Vgl. Caſpar von der Röhn St. 311—314). Des Meiſters Söhne werden herrlich belehnt und vermählt, und ihre Söhne, namentlich Eckart und Hildebrand, ſind wieder die getreuen Meiſter der ſpätern Amelunge (147).

König Rothers Erzieher und Rathgeber iſt Berchter von Meran, eine „Grundfeſte aller Treue“ (4205. Vgl. 3652—3657). Der Name Berchter, den auch einer von Berchtungs Söhnen führt, und das gemeinſame Stammhaus Meran bezeichnen die epiſche Verwandtſchaft. Auch Berchters Söhne ſind Rothers getreue Dienſtmannen (471—496); ſieben derſelben, als Boten nach Konſtantinopel geſchickt, liegen dort im Kerker und werden von ihrem Herrn befreit. Manchen kalten Winter hat

Berchter, der unverdroſſene Mann, ſein Leben mit dem Schilde verdient (4885 ff.), nie iſt ihm der Bart zu grau, daß er daheim bliebe (3375 f.). Auf blankem Roſs, in lichtem Harniſch, ſitzt der Altgreiſe, bis auf den Gürtel reicht ihm der breite, ſchöne Bart (2468 f. 4005), Schild und Helm leuchten von Edelſteinen, wie von Sternen, vermeſſentlich reitet er, das Roſs geht ihm in Sprüngen, beſſer denn einem Jungen (4932 ff.). Ein merkwürdiger Anſatz zu der Sage iſt es, wie der geiſtliche Bearbeiter die Meiſtertreue auch in der Sorge für das Seelenheil ausführt. In Rothers ſpäteren Jahren kommt ein „ſchneeweißer Wigand“ über Land geſtrichen, das „edle Haar“ an den Ohren abgeſchoren; es iſt Berchter, der von Grund auf geboren iſt zu dem allertreueſten Mann, den je ſich ein König gewann. Rother nimmt ſelbſt das Pferd des Meiſters in Empfang. Dieſer ſpricht zum König: Als dein Vater an ſeinem Ende lag, befahl er dich mir bei der Hand: ſeitdem hab' ich dir beigeſtanden, daß niemand dir Arges bot, er hätte denn uns beide bedroht; nun aber kann ich dir nichts weiter frommen, du folgeſt denn meinem Rath und beſorgeſt die „ewige Seele“ (5081 ff.). Dieſes heißt im Sinne des chriſtlichen Mittelalters, daß Rother der Welt entſagen und ſich dem Kloſterleben zuwenden ſolle. So erſcheint dem Könige der Führer ſeiner Jugend (4483 ff.), der Gefährte ſeines Heldenlebens, im Alter noch als Schutzgeiſt und Wegweiſer zum Himmel.

Als Ermenrich, nach den böſen Rathſchlägen Sibichs, gegen ſeine Blutsverwandten wüthete, wurden auch ſeine Bruderſöhne, die beiden Harlunge, Fritel und Imbreck, von ihm treulos hingerichtet. Ihr Meiſter war der getreue Eckart, ein Enkel Berchtungs von deſſen Sohn Hache. Wir vermiſſen über ihn das lebendige Lied; welches ohne Zweifel vorhanden war. In ungenügenden Überlieferungen wird er bald als Warner, bald als Rächer ſeiner Pflegbefohlenen gerühmt. Erſteres, die Warnung, iſt hier die Hauptſache, und zwar nach folgendem Zuge, den allein noch die Wilkinenſage aufbewahrt hat. Eckart (dort Fritila genannt, während einer der Harlunge Egard heißt,) erfährt an Ermenrichs Hofe, daß den Harlungen ein Überfall drohe. Er wirft ſich auf ſein Roſs und reitet mit ſeinem Sohn Tag und Nacht, um, dem Heere voreilend, die Harlunge zu warnen. Dieſe wohnen auf ihrer Burg am Rheine, Breiſach in deutſcher Sage. Am Ufer des Stromes angelangt, will Eckart die Fähre nicht erwarten; ſie ſchwimmen, die

Roſſe nachziehend, durch den Rhein. An dieſer Eile ſchon ſehen die Harlunge, daß große Gefahr nahe ſei (Wilkinenſage Cap. 255, 6. II, 276 ff.). Eckart iſt als Warner ſprichwörtlich geworden.[1]

Der unglücklichſte unter den Meiſtern iſt Ilſan, in deſſen Pflege Dietrich ſeinen Bruder und die zween hunniſchen Königsſöhne zu Bern zurückläßt. Sie ſind dem Meiſter auf ſein Leben anvertraut (Schlacht von Raben S. 292); aber ſo treulich er es meint, widerſteht er doch nicht ihrer Bitte, ſie vor die Stadt reiten zu laſſen. Jammervoll iſt des alten Mannes Ruf und Klage und wie er ſich auf die Bruſt ſchlägt, als er jene im Nebel verloren (355 ff.). Darnach reitet er zu Dietrich und meldet ſelbſt ſeine Schuld (869—873). Streng rächt der Berner die verſäumte Meiſterpflicht; als der Tod der Jünglinge kund geworden, ſchlägt er, wie er angedroht, mit eigener Hand dem Schuldigen das Haupt ab (1120).

Vielbeſungen iſt der alte Hildebrand, der Meiſter Dietrichs von Bern, ſein treueſter Gefährte in Kampf und Elend.[2] In ihm iſt der

---

[1] In Dietrichs Fl. 2546—64 wird zwar der Harlungen Untergang erzählt, aber dabei Eckarts nicht erwähnt; eben ſo wenig bei Saxo B. VIII, 240 f. Die Namen Fritel und Imbreck kommen im Dietleib 4597 u. ſ. w. vor. Eckart wird daſelbſt 10242—5 Haches Sohn genannt. In Agricolas Sprüchwörtern (1534) findet ſich Bl. 243 dieſes: Der trewe Eckhart warnnt jederman. Bl. 244b: Wir brauchen diſes Worts, wenn jemandt einen andern trewlich vor ſchaden warnet, vnd wir wöllens nach rühmen, ſo ſagen wir: Du thuoſt wie der trew Eckhart, der warnet auch jedermann vor ſchaden. Er erſcheint in dieſer Beziehung als eine mythiſche Perſon. Der proſaiſche Anhang zum Heldenbuch beſagt von ihm Bl. 212b: Man vermeinet auch der getreu Eckart ſey noch vor fraw Fenus berg, vnd ſol auch do belyben biß an den jüngſten tag vnd warnet alle die in den berge gan wöllen. Ebenſo Agric. a. a. O.: Nun haben die Teutſchen jres trewen Eckharts nit vergeſſen, von dem ſie ſagen, er ſitze vor dem Venusberg vnnd warne alle leut, ſie ſollen nit in den berg gehn u. ſ. w. Ferner (Bl. 244): Vor dem hauffen [des wüthenden Heers] iſt ein alter man hergangen mit einem weißen ſtab, der hat ſich ſelbs den trewen Eckhart geheißen; Diſer alt man hat die leut heißen auß dem weg weichen, hat auch etliche leut heißen gar heim gehen, ſie würden ſonſt ſchaden nemen. (Über Eckharts Beziehung zu Eckewart vgl. Grimm S. 394. 190.)

[2] Wilk. S. Cap. 382. III, 172: Das ſagen deutſche Männer, daß er der treufeſteſte Mann war, ſo nur ſein konnte; dazu war er beides tapfer und ritterlich, weiſe, milde und adlich. Laur. 204: Ich gan dir aller eren wol Baß dann dem leibe mein.

Ernſt der Treue und die Erfahrung des Alters auf das glücklichſte verſchmolzen mit ſcherzhafter Heldenlaune und unerloſchenem Jugendfeuer. Er iſt ein Liebling des Volksgeſanges geworden, und in dieſem ſcheint ſich eben jene ſcherzhafte Richtung immer mehr ausgebildet zu haben, während in dem alten Hildebrandsliede des 8ten Jahrhunderts noch der Ernſt obwaltet.

Hildebrand hat nicht bloß die Brüder Dietrich und Diether erzogen (Dietrichs Flucht 2535—2540 [1]); als Haupt des Stammes der Wölfinge iſt er ein Pflegevater vieler Helden und hält die Jüngeren unter ſeiner Zucht. Vollkommen berechtigt ihn hiezu ſeine große Erfahrung. Denn wie er der Zeit nach hundert Jahre und mehr erlebt, [2] ſo hat er dem Raume nach die weite Welt ermeſſen. Ihm iſt kund alles Menſchengeſchlecht (Hild. u. Had. S. 11 [3]). Sechzig Sommer und Winter iſt er auswärts gewallet, ſtets unter den Streitenden, ohne daß er je in einer Burg gebunden lag (ebendaſelbſt S. 43 ff. [4]). Einſt wird ihm gerathen, daheim zu bleiben und gemächlich ſich an der Glut zu wärmen; da erwidert er: Mir iſt bei allen meinen Tagen zu reiſen auferlegt, zu reiſen und zu fechten bis auf meine Hinfahrt; das ſag' ich und darauf grauet mir der Bart (Hildebrandslied, S. 6. 7 [5]). Ihm ſind Straßen und Steige wohl bekannt, darum iſt er auch Leiter des

[1] Diethern und Diethrich (die) zoch ein herzog rich. Hilteprant der alte, der kune und der balde, der sit not und arbeit durch sinen lieben herren leit. Ebend. 3589—98 räth Hildebrand ſeinem Herrn, ihr Gut anzugreifen, 4543 tröſtet er denſelben. Nib. 9410: Im half daz er sich waffente meister Hildebrant.

[2] Roſeng. I: So bin ich in sülicher ahte, hundert jor sint mir gezalt. Wilk. S. Cap. 382. III, 172: Er war 180 Jahr alt, da er ſtarb; etliche ſagen, daß er 200 Jahr alt war.

[3] Chud ist min al irmin-deot.

[4] Ich wallota sumaro enti wintro sehstic ur lante. dar man mih eo scerita in folc sceotantero. so man mir at burc enigeru banun ni gifasta.

[5] Hildebrandslied (Meiſtergeſ.) 6: Du solts daheime bleiben vnd haben gut hausgemach bei einer heißen gluthe. Der alte lacht vnd sprach: Solt ich daheime bleiben vnd haben gut hausgemach, ist mir doch bei allen meinen tagen zu reisen aufgesatzt. zu reisen und zu fechten biß auf mein hinnefahrt. Da sag ich dir, viel iunger! darauff grauet mir der bart.

Heeres.[1] Er weiß die Fahnen der feindlichen Schaaren zu erklären (Rabenſchlacht St. 474); wen niemand kennt, den weiß er zu nennen (ebendaſelbſt St. 496). Als Waffenmeiſter bewährt er ſich, indem er mit kunſtreichem Schirmſchlag den Gegner unter ſeine Pflege nimmt.[2] Nie focht ein ſo alter Mann gleich ihm.[3] Er iſt liſtig, mit guten Rathſchlägen ſtets zur Hand; in den miſslichſten Fällen hilft er mit einem ſinnreichen Funde.[4] Seine Lehrart iſt durchaus handgreiflich und kurzweilig. Dietrich will gegen ſeinen Rath nach dem Rieſen Sigenot ausreiten, Hildebrand läßt ihn ziehen; erſt als jener nicht binnen geſetzter Friſt zurück iſt, reitet der Meiſter ſelbſt nach. Er findet, daß Dietrich beſiegt und gefangen iſt, und bekämpft nun ſelbſt den Rieſen. Der Berner, in der Wurmhöhle liegend, erkennt ſeinen Meiſter an den Schlägen: „wann ich bin ſehr beſchweret, ſo kommt er allezeit hernach, beſorgt mich alſo ſchön.“[5] Aber Hildebrand ruft hinunter: „Euch iſt geſchehen, als dem, der weiſe Lehren übergieng; ihr wollt mir leider folgen nicht, ich laß euch liegen allein.“ Dietrich bittet: „Hilf mir heraus, lieber Meiſter! ich will dir folgen immerdar bis an dein Ende.“

[1] Dietr. Fl. 3154 f.: Hiltepranden was wol erkant die stige und die strazze. 8757: Wiser des heres was Hiltebrant. Schl. v. Rab. 338: Daz her von hunisch lande leidet durch die march, der die strazze wol bekande, Hildebrant der recke stark auf velde vnd vff steigen. 581: Dannoch sollen wir eynen han, der vns die strazzen leyte, daz sei Hilteprant der (küene) vnuerzaite. 583: Hilteprant was wisere al dahin.

[2] Roſeng. I, 2180: Hiltebrant der alte vichtet listeclich. Erst begunt er sůchen die ersten schirmschlege. Er hatte künig Gippich under siner pflege. Roſeng. II, 388: schirmschlag. Hildebrandslied 3: schirmenschlag. Ebd. Dresd. 25: Das er mich nam gefangen, das macht ein schirmschlag.

[3] Sigen. 148: Kein elter riter vacht nye pas. Alph. 371: Er focht mit solchem grimme, kein alter es nimmermehr gethut.

[4] Ecke 2: Mit listen wer keyn kuner den der alt Hiltprant. Laur. 188b: Der kunde wyshait walten. 189a: Nu bistu ein getruwer man; niemant bas geraten kan zu sölichen sachen. 193b: Der vil wiser rete kan. 196a: Der wise man. 196a. Ebenſo 196b: Ein wyser wigant. 201a: Der vil speher liste kan. 203b: Ich fürcht hiltprandes rat. Roſeng. I, 2183: Hiltebrant hat vil sin und hat ouch vil der liste. Alph. 343: Also sprach ans listen der alte Hildebrant.

[5] Sigen. 172 f.: Werlich das ist der meister mein, das hor ich an den slegen, das er mir trew wil sein; wan ich bin ser beswerte, so kumpt er alle zeit hernach, besorgt mich also schone.

Da zerſchneidet Hildebrand ſein gut Gewand und macht ein Seil daraus, ſeinen ungehorſamen Herrn aus der Grube zu ziehen.[1] Als Dietrich ſich ſcheut, mit Siegfried im Roſengarten zu kämpfen, ſtraft ihn Hildebrand mit einem Fauſtſchlag; dafür ſchlägt Dietrich den Meiſter mit dem Schwerte zu Boden. Jetzt hat dieſer gewonnen Spiel, er ſtellt ſich todt, in Zorn und Reue bezwingt Dietrich den Gegner; da ſpringt der Scheintodte auf. „Nun habt ihr geſieget, nun bin ich wiedergeboren" (Roſengarten II. 446). Seinen eigenen Sohn prüft er, indem er, unerkannt, nach langem Elend in Hunnenland, mit jenem, als dem Hüter der Bernermark, ſich in Kampf einläßt; er kann wohl zufrieden ſein mit der Kopfwunde, die ihm von dem Geprüften geſchlagen wird, dennoch ſchwingt der Alte den Jungen kräftig in das Gras und giebt ihm die Lehre: „Wer ſich an alte Keſſel reibt, empfahet gerne Rahm" (Hildebr. 13. Dresd. 14. Vgl. Roſengarten II, 393). Den Muth der Wölfinge verſucht er einſt dadurch, daß er ſich mit ſeiner Schaar vor Bern lagert, mit umgekehrten Schilden, als wär' es Ermenrichs Heer. Der ſtreitluſtige Wolfhart kommt alsbald aus dem Thore gerannt, da wendet Hildebrand ſeinen Schild, Oheim und Neffe küſſen ſich, ſtatt ſich zu bekämpfen (Alph. S. 386 ff.[2]). Indem der alte Meiſter ſich den Lehrproben ſo muthiger Schüler ausſtellt, kann es nicht fehlen, daß er manchmal eine Beule davonträgt. Seine neckiſchen Anſchläge fallen oft auf ihn zurück und die Lehren, die er der Jugend giebt, überſpringt er ſelbſt in jäher Aufwallung. Die Lieder zeigen ihn gern in Lagen, welche der muſterlichen Haltung einigen Eintrag thun. Der Rieſe Sigenot bindet ihm Hände und Füße zuſammen, ſchwingt ihn bei ſeinem langen grauen Bart mit einer Hand über die Achſel und trägt ihn ſo hinweg; da klagt der Alte: „Noch nie ward ich beim Barte genommen; hätt' ichs zu Bern gewuſt, ich hätt' ihn abgeſchoren"

---

[1] Sigen. 187 f.: Und euch ist do geschehen, sam der weise lere vber gie. Ir wolt mir leider folgen nicht, den schaden habt ir wie mir geschicht; ich loß euch liegen eyne; hilff mir auß, lieber meyster mein! ich volg dir ymer mere piß an das ende dein.

[2] Einen ähnlichen Scheinkampf hat er mit ſeinem Sohne, um ihn zu necken, im Dresdener Hildebrandsliede St. 18 ff. In Dietr. u. ſ. Geſ. ſchlüpft er gar unter das Hochzeitbett. Zu bemerken iſt, daß im älteſten Hildebrandsliede der Vater den Sohn nicht täuſchen will, ſondern dieſer jenen nicht anerkennt.

(Sigenot S. 157 f. Dresd. St. 158 f.). Als der junge Alphart auf die Warte ausgeritten, fürchtet Hildebrand, den Neffen zu verlieren. Er beſchließt, ihn Streites ſatt zu machen und wieder in die Stadt zu bringen. In fremdem Sturmgewande eilt er nach, reitet den jungen Helden an, wird aber von deſſen Schwertſchlag auf die grüne Heide niedergeſtreckt. Er muß ſich entdecken, um ſein Leben zu retten, und kehrt unverrichteter Dinge nach Bern zurück, wo er, nach ſeinem Gefangenen gefragt, den Spott zu dem Schaden hat (Alphart St. 121 bis 241). Aber es iſt Alpharts Verderben, daß der Anſchlag des Meiſters miſslungen. In der Nibelungenoth wird Hildebrand von ſeinem Herrn ausgeſchickt, um zu erkunden, ob wirklich Rüdiger erſchlagen ſei. Er will hingehen ohne Schild und Waffen; als jedoch der grimme Wolfhart ihn ſtraft, daß er ſich waffenlos dem Schelten der Burgunden preisgebe, da rüſtet ſich der Weiſe durch des „Tumben" Rath (9109) und mit ihm ſtehen alle Dietrichsrecken in den Waffen. Sie gehen nach dem Saale, bitterer Wortwechſel entſpinnt ſich, Wolfhart will in den Kampf ſpringen, Hildebrand hält ihn feſt; als aber doch der Löwe losbricht, da duldet der alte Meiſter nicht, daß einer vor ihm zum Streit komme; an der Stiege noch überfängt er den Neffen und ſchlägt ſelbſt den erſten Schlag (Nibelungenlied 9097.—9112. 9193—9211). Dieß der Anfang des Streites, darin alle Wölfinge fallen, außer dem Meiſter ſelbſt. Aber ernſt und ſchrecklich tritt derjenige, der ſein langes Leben hindurch der Helden Pfleger und Leiter war, zuletzt noch als der Helden Rächer hervor. Kriemhild hat ſelbſt dem gefangenen Hagen das Haupt abgeſchlagen; das erträgt Hildebrand nicht, daß ein Weib die Recken erſchlage, ob ſie auch ſeine Feinde waren, obgleich Hagen ihm eine tiefe und lange Wunde geſchlagen (Nibelungenlied 9516); zornig, mit ſchwerem Schwertſchwank haut er die Königin zu Stücken (9617—9627). Er allein mit ſeinem Herren bleibt übrig; aber niemals bis in ſeinen Tod heilt die Wunde, die er an dieſem Tag empfangen.[1]

Bei den Burgunden vertritt Hagen die Stelle des Meiſters, bei den

---

[1] Anh. z. Heldenb. 212a. Hier erſchlägt der Berner Chriemhilden. Also reit der Berner und Hildebrand hinweg. Die selben wunden [es ſind ihm zwei ins Haupt geſchlagen] woltent Hiltebrant nye geheilen biß in synen todt. In einem ſpätern Streit wird er von Gunthern erſchlagen. Nach Wilk. Sag. III, 172 ſtirbt er an Siechthum.

Hegelingen Wate. Letzterer zeigt in den Fechterſpielen am Hofe des Königs von Irland unerwartet ſeine Meiſterſchaft (Gudrun Z. 1411—86). Er iſt ein alter, aber grimmiger Mann, mit breitem Bart, die greiſen Locken in Gold gewunden.[1] Er weiß die rechten Waſſerſtraßen;[2] mit dem Schalle ſeines Hornes, den man wohl dreißig Meilen weit hört und davon die Eckſteine aus der Mauer weichen, giebt er dem Heere Zeichen und Befehl.[3] Am Hofe der Hegelinge dient er als Truchſäß.[4]

Wie der Schmuck der Locken die jungen Könige auszeichnet, ſo der lange, weiße Bart die greiſen Meiſter. So heißt es von Berther im Rotherliede:

2468: Siestu jenen grawin man
Mit deme schonin barte stan?
2500: Vf den gurtel ginc ime der bart
Bi den ziden also lossam.
4947: Deme was die bart harte breit.

Dieſer ſchneeweiße Wigand reitet auch auf einem weißen Streitroſſe (4932: blankin marhe). Als der Rieſe Sigenot den alten Hildebrand am Barte daventrägt, da ruft der greiſe Mann: „O weh! nimmer kam in meinen Bart eines Mannes Hand. So lang ich lebe, werd' ich nie mehr einen Tag von Herzen froh ſein, ich räche denn meinen Bart" (Laßb. Str. 20 f.). Er rächt denſelben auch wirklich, indem er nachher den Rieſen erſchlägt. Dieß ſein Schickſal erzählt er nachher Dietrichen alſo (Laßberg Strophe 43):

Bi minem bart er mich gevie,
Bald er do von dannen gie
Gen ainem holen staine.
Also sprach maister Hiltebrant:
In minem barte lag sin hant,
Do wart min vrœde klaine,

---

[1] 1363: Sein part was im prait, sein har was im bewunden mit porten den vil gůten. 1421: Ir bayder greyse locke sach man in golde gewunden.

[2] 3345: Da sprach Wate der alte: ich wayss hiebey vil nahen ir rechte wasserstrasse [2981: merstrasse], wir mugens auf dem mer vil wol ergahen. 4500: Was half daz sy nu wiste der alte Wate vnd von Teuen Frute.

[3] 5401—16. 5569—80.

[4] 6447: Wate ward truchsasse der helt von Sturmlannd.

Won ich da alles des uergas,
Das mir ie wart ze liebe.
Den bart er mir da us gelas
Sa recht als ainem diebe.
Er het mich senfter wol getragen.
Hie laut die red beliben!
Ich han in drum erslagen.[1]

Sein grauer Bart iſt ihm das Wahrzeichen ſeines langen Heldenlebens, wie er im Liede zu ſeinem Sohne ſpricht:

Str. 7: zu reisen und zu fechten biss auf mein hinnefahrt,
das sag ich dir, viel junger! darauf grawet mir der bart.

Vgl. Wilkinenſage C. 375. Rafn S. 562. Dietleib Str. 2634:

Darzû ich das vernomen han,
Daz im grabe nu der bart.

Von Berther wird geſagt (Rother 4890), manchen kalten Winter hab' er ſein Leben, das er von Rother empfangen, mit ſeinem Schilde beritten, davon dem unverdroſſenen Manne oft ſein Bart bereiſt worden.

Wir haben das Verhältnis des Meiſters angeknüpft an den einfachen Beruf des Nährvaters, wie er in den nordiſchen Sagen, noch den geſchichtlichen, ſich darſtellt; in politiſcher Entwicklung möchten wir daſſelbe in dem Majordomus wieder erkennen, der unter den fränkiſchen Königen ſo bedeutend hervortritt, aber auch dem oſtgothiſchen Hofe nicht gefehlt hat.[2] Nicht als ob in den mächtigen Hof- und Staatsbeamten, welche ſtatt des alterſchwachen Königgeſchlechtes herrſchten und zuletzt dieſes vom Throne warfen, noch etwas von der Herzlichkeit und Treue der ſagenhaften Meiſter übrig geblieben wäre. Dem Hauſe Pipins iſt mit den Wölfingen nur das gemein, daß beide dem Königsſtamme, hier der Amelungen, dort der Merowingen, die nächſten ſind und das Meiſteramt von Glied zu Glied in ſich vererben. Aber der letzten politiſchen Geſtaltung muſten ältere und einfachere Zuſtände vorangehen, und je weiter in der Zeit wir aufſteigen, um ſo mehr erſcheint der fränkiſche Majordomus auch nur als der erſte des Gefolges, als Erzieher, Begleiter und Berather der Könige.[1] Die erſte Erwähnung deſſelben, an der Grenze der Geſchichte, findet ſich in einer ſagenhaften Erzählung, welche ſogleich an das Meiſterweſen in den Liedern erinnert. Childerich, Chlodwigs Vater, wird den Franken verhaßt und abgeſetzt. Sein Freund Wiomad, aus einem der edelſten Geſchlechter, der ihm ſonſt in allen Dingen gerathen und beigeſtanden, räth ihm jetzt, nach Thüringen zu entweichen, bricht ſeinen Goldring entzwei und giebt ihm die Hälfte; wenn ihm die andere geſandt werde und beide zuſammen paſſen, ſoll es ihm das Zeichen zur Rückkehr ſein. Die Franken wählen den Römer Ägidius zum König. Wiomad macht ſich dieſem beliebt und wird ſein Majordomus. Als ſolcher räth er zu ſtets härtern Auflagen, dann zur Hinrichtung der Mächtigſten im Lande, der Feinde des vertriebenen Childerich. Dadurch wendet er die Franken von Ägidius ab, ſie ſehnen ſich nach Childerich zurück und bald empfängt dieſer die andere Hälfte des Rings, das Zeichen der Verſöhnung (Gregor. Turon. histor. epitom. c. 11. Pertz S. 16. Grimm, deutſche Sagen II, 73 f.). So iſt Wiomad gegen ſeinen rechten Herrn ein Eckart, gegen den andern ein Sibich.

---

[1] Schon das Greifen an Locken und Bart galt für ſchimpflich und muſte gebüßt werden. Lex Burgund. add. I, 5. Grimm, Rechtsalterth. S. 710. Diebe wurden geſchoren. S. ebend.

[2] Theodahad läßt ſich durch den Majordomus beim Heere vertreten. Cassiodor. Var. X, 18: majorem domus nostræ. Manſ. 112. Maſc. II, 61.

Auch die langobardiſchen Geſchichten, wie Paulus Diaconus ſie aufgezeichnet, enthalten Mehreres, was dieſen Verhältniſſen angehört.

Die Recken.

Recke[2] bezeichnet in allgemeinerem Sinne jeden tüchtigen Kriegsmann, wornach dieſer Name allerdings auch dem König und dem Meiſter anſteht; iſt aber vom König und ſeinen Recken die Rede, ſo ſind unter letztern die Erleſenen des Gefolges oder der Lehnsmannſchaft, die nächſte Umgebung des Fürſten, gemeint. Aus der ganzen Zahl der Mannen werden zu kühneren Unternehmungen die Recken ausgewählt, daher wohl auch die Benennung Wählrecken.[1] Recken ſind gleich „auserwählten Degen.“[2] In Reckenweiſe fahren iſt der Gegenſatz von einer Heerfahrt oder von „viel Volkes führen,“ es iſt der Ausdruck dafür, wenn der König mit wenigen ſeiner geprüfteſten Helden ſich auf ein Abenteuer begiebt, wie wenn Rother ohne die volle Heereskraft ausfährt, ſeine gefangenen Boten zu befreien, oder wenn Siegfried und Gunther nur zu vieren auf die miſeliche Werbung um Brunhilden ſich einſchiffen.[3]

---

[1] Pertz, Geſchichte der merowingiſchen Hausmeier. Hannover 1819. S. 12.

[2] Grimm, Rechtsalterth. S. 733: Im Mittelalter war Recke ein vielgewanderter Held. Gudrun 5881: Er was auch ein recke vnd tet im streite wol. Walth. 452: Viro forti similis fuit. 330: More gigantis. Nib. 9299: Er [Giſelher] wunte zů dem tote den Dieteriches man [Wolfhart] ez en-het an einen reken zware niemen getan.

---

[1] Rab. 536: Drizzig tusent solt ir han der edeln welrecken. Rüdiger theilt ſie Dietrich zu. 524: Die besten hiez er uzleren, Rüdiger als Rottmeiſter. 635: Die edeln welrecken here, unbeſtimmt. 811: Die waren zu irn handen welrecken, bei Gunther. 856: Da kamen alrest zusamen welrecken. 858: Die recken uzerkoren. 923: Bistu ein welrecke, so lestu dich erbitten, Dietrich hinter Wittich her. Vgl. Not. 3 unten. Nib. 2033: Wol drizech hundert recken die wâren schiere komen, ûz den wurden der besten tûsent dô genomen, bei den Nibelungen. 5903: Sô wel ich ûz in allen tûsent ritter gût, zur Hunnenfahrt. 5925: Hagne welte tûsent die het er wol bekant, und swaz in starken striten gevrümt het ir hant. 5940: Wir füeren mit uns hinnen sô manigen ûz-erwelten man. Vgl. Gudrun 6118: Da kam der kunig Herwig ze Ludwiges sal mit seinen walgenossen nach plûte far gegangen. 5666: Das haysse walplût.

[2] Nib. 4125: Die ûzerwelten degene mit schilden komen dar, einlef hundert recken, die het an siner schar Sigemunt der herre. Vgl. Nib. 8931: Dô lief er zû den gesten einem degen [al. recken] gelich. 8134: Der rât en-zæme niemen wan einem degene. Hagen von Giſelher. Vgl. Not. 3. Dietrichs Fl. 3116: Sechs recken myn dan xii tusent tegen.

[3] Roth. 558: Sie reiten iren heren, Er solde mit grozen erin In reckewis over mer vare. 586: Der herverte ist ein teil zo vil, Vnde ob du iz ton wil, So machtu diche allerbest bewaren, Wiltu in recken wis over mere varen, damit die Boten nicht umgebracht werden. 719: Ich woz vzme lande In einis reckin wise varen Vnd wille mich anderis namen. Rother fährt mit zwölf Herzogen, deren jeder zweihundert Ritter hat, und König Aſprian zwölf ſeiner Mannen. Nib. 1373: Wie vil wir volkes fürten. 1377: Wir sule in recken wise ze tal varen den Rin. 1384: Uns [viere] endurfen ander tusent mit strite nimmer bestan. 7319: Wan wichet ir uns reken? ja dunket es mich gût [ſagt Volker], ez heizent allez degene unde sint geliche niht gemût. 8781: Gewaffent wart do Rüedeger mit funfhundert man, darüber zwelf recken ze helfe er do gewan. Vgl. 2803: Von drizech hundert reken wir geben dir tusent man. Dietl. 456: Er [Bitrolf] liez auch taugenlichen gar würchen, daz er wolte den selbzwelfter seiner man füeren in die frömde lant die pesten recken, die er vant, die welet Pitrolf darzû. 7578: Und wie der alte Hildebrant welet daz der geste schar gegen hertem streite wurde gar.

Daheim ſitzen die Recken im Saale des Königs,[1] hören mit an, wenn ihm Botſchaft zukommt, geben Rath und verheißen Hülfe, wenn ein ernſter Entſchluß zu faſſen iſt. So geht, im Alphartsliede, der Vogt von Berne vor ſeine Recken, die kühnen Wölfinge, in den Saal, ſie ſpringen auf, den Fürſten zu empfangen, er heißt ſie ſitzen, klagt ihnen ſeine Noth, wie ſein Oheim Ermenrich ihn vertreiben wolle, und mahnt ſie, was ſein Vater an ihnen gethan und wie ſie demſelben Treue geſchworen; erſt ſchweigen alle und ſehen in herzlichem Leid einander an; dann, als er ausgeſprochen, rufen ſie einhellig ihm Troſt zu und geloben, Leib und Leben für ihn zu wagen, er aber will all ſein Vatererbe mit ihnen theilen (Alphart St. 72—86).

Bei hohen Feſten begleiten die Recken, bloße Schwerter in der Hand, die Gemahlin oder Schweſter ihres Fürſten, als Schirm und Zierde des Königshofes.[2]

Auf ein Gefolge ſolcher Helden wird hoher Werth gelegt und dieſe ſind ſich deſſen ſtolz bewuſt. Als Kriemhild, mit Siegfried neu vermählt, von Worms ſcheidet, will ſie auf all anderes Erbe verzichten, nur die Recken ſollen zwiſchen ihr und den Brüdern getheilt werden.

---

[1] Nib. 321: Welt ir den herren [al. kunic, Gunther] vinden, daz mac vil wol geschehen; in jenem sale witen da han ich in gesehen bi den sinen helden; da sult ir hine gan; da mugt ir bi im vinden vil manegen herlichen man. 4754: Si giengen in den sal, da si den kunic [Gunther] funden bi manigem herlichem man. Dietrichs Fl. 5791: Und auch die recken uberal, die by ym lagen auf dem sal, bei Dietrich zu Bern.

[2] Nib. 22: In diente von ir landen vil stolzin ritterschaft mit lobelichen eren unz an ir endes zit. 30: In waren undertan ouch die besten recken, von den man hat gesagt, stark unde vil küene, in scharpfen striten unverzagt. 1125: Do hiez der kunec riche mit siner swester gan, die ir dienen solden, wol hundert siner man, ir unt siner mage, die trůgen swert en-hant. Daz was daz hove-gesinde von der Burgondenlant. 6725: Nu solte min herre Giselher nemen doch ein wip [ſagt Hagen]. Ez ist so hoher mage der mark-gravinne lip, daz wir ir gerne dienten, ich unde sine man, und solde-s under krone da zen Burgonden gan. 4811: Welt ir ir des günnen, so sol si krone tragen vor Ezelen recken; daz hiez ir min herre sagen. 7744: Man sol mich [Hagen] sehen selten ze hove nach Ortliebe gan. Gudrun 67: Da sy bey recken solten tragen krone. 708: Die vor seinen helden ze hove solde gan [Hilde]. 5182: Wann ich [Gudrun] sten under crone vor ewrn recken gůt, so hayss ich künigime. 2192: Die alten zu den jungen trůgen ze hofe swert.

Sie wählt ſich Hagen und die Seinigen zum „Heimgeſinde.“ Doch zürnend erwiedert er: „Wir Tronecker müſſen bei den Königen bleiben, denen wir alldaher gefolgt haben.“ [1]

Dieſen folgen ſie auch ferner bis in den gemeinſamen Untergang.

Von ſolcher Treue in jeder Noth heißen die Recken manchmal auch Nothgeſtalden, Helden zu rechter Noth, dann die Stäten, die Nothfeſten, die Sturmfeſten. [2]

Über die germaniſchen Gefolgſchaften berichtet Tacitus mehreres vornemlich hieher Bezügliche. Das war der Fürſten Macht und Würde, ſtets von einer großen Schaar erleſener Jünglinge umgeben zu ſein, im Frieden eine Zier, im Krieg eine Schutzwehr. In der Schlacht war zwiſchen Fürſten und Gefolg ein Wetteifer der Tapferkeit. Ehrlos für immer, wer, ihn überlebend, aus dem Gefechte wich; ihn vertheidigen, ſchirmen, ſeinem Ruhme die eigenen Heldenthaten beimeſſen, heilige

---

[1] Nib. 2797 [Str. 706]: Do sprach diu vrowe Criemhilt: Habt ir [Siegfried] der erbe rat umb Burgunde degene! so liht ez niht enstat. si mag ein kunic gerne füeren in sin lant. Ja sol si mit mir teilen miner lieben brüeder hant. 2803: Von drizech hundert reken wir geben dir tusent man, die sin dir heimgesinde. 2809: Ander iwer gesinde die lat in volgen mite [ſagt Hagen zornig], want ir doch wol bekennet der Tronegære site, wir müezen bi den kunigen hie ze hofe bestan wir suln in langer dienen den wir alher gevolget han. 3306: Zwiu sold ich [Brunhild] verkiesen so maniges ritters lip, der uns mit dem degene dienstlich ist undertan? Gudrun 6496: Er sprach: Du solt sy mynnen, du hast von ir manigen recken gůten.

[2] Rother 3548: Rother lieuer herre min, daz sin die notstadele din. Dietrichs Fl. 9277: Da waren recken zu ir hant, die man heizzet genotigot wigant. 4657: Die sine [Hildebrands] notgestalden. 6619: Die stritherten. Rab. 149: Die notgestalden alle … die dem von Perne wolden vff Ermrichen helffen als sie solden. 537: Wie vil der dinen notgestalden were. 834: Und sint auch daz die besten in herten striten die vil notvesten. 75: Ja sint ez helde stete. 86: Dez gewerten in die starcken vnd die steten. 887: Abey das waren helde stete, die slugen durch die ringe, daz das plute dar auz schrete. Alphart 74: Zwene helden zu rechter not. 76: Zu den nœthen verwegen. 160: Alphart der junge degen was ein held zu rechter not. Klage 1057: Da ruwent si mich [Dietrich] sere die notgestallen mine. Dietleib 11013: Der sturmveste. 11292: Manig ritter sturmveste. 12129: Die sturmvesten. Gudrun 2483: Nu was der notueste kumen in das lanndt. Dietrichs Fl. 5120: Die starcken und die notuesten. 6297: Die notuesten.

Eidespflicht.[1] Später, im vierten Jahrhundert, ſehen wir den Alemannen Chnodomar an der Spitze eines Gefolges, das, als der König ſich römiſchen Übermacht ergeben, für ſchändlich hält, ihn zu überleben oder nicht mit ihm zu ſterben, und ſich mit ihm binden läßt.[2] An Kriemhilds Heimgeſinde erinnert das große Gefolge edler und ſtreitbarer Männer, das der Oſtgothe Theoderich ſeiner Schweſter Amalafrida bei ihrer Vermählung mit dem Wandalenkönige Thraſamund mitgiebt und welches nachher der Fürſtin unglückliches Schickſal theilt.[3]

---

[1] Tacit. Germ. c. 13: Gradus quin etiam et ipse comitatus habet, judicio ejus, quem sectantur; magnaque et comitum æmulatio, quibus primus apud principem suum locus; et principum, cui plurimi et acerrimi comites. Hæc dignitas, hæ vires, magno semper electorum juvenum globo circumdari; in pace decus, in bello præsidium. C. 14: Cum ventum in aciem, turpe principi, virtute vinci, turpe comitatui, virtutem principis non adæquare. Jam vero infame in omnem vitam ac probrosum, superstitem principi suo ex acie recessisse. Illum defendere, tueri, sua quoque fortia facta gloriæ ejus assignare, præcipuum sacramentum est. Principes pro victoria pugnant; comites pro principe.

[2] Ammian. Marcellin. l. XVI, c. 12: Quibus visis compulsus ad ultimos metus, [Chnodomarius] ultro se dedit, solus egressus: comitesque ejus ducenti numero, et tres amici junctissimi, flagitium arbitrati post regem vivere, vel pro rege non mori, si ita tulerit casus, tradidere se vinciendos. Nach Chr. 357. So will auch das Gefolge des Angelſachſen Byrhtnoth (991) den gefallenen Herrn nicht rachelos überleben. Conybeare S. XCIV—VI.

[3] Procop. l. I, c. 8: Conjuge, nec marem unquam, nec feminam enixa, viduatus [Thrasamundus, Vandalor. rex], ut regnum optime stabiliret, missa ad Theodoricum Gothorum regem legatione, sibi uxorem poscit sororem ejus Amalafridam, a recenti viri funere viduam. Sororem illi misit cum comitatu Gothorum mille nobilium, qui stipatorum munus obirent: hos secuta sunt ministeria e viris bellicosis collecta ad quina circiter millia. Unum item e Siciliæ promontoriis (Lilybæum vocant) sorori Theodoricus donavit. Masc. II, Anm. 38 u. Ebend. l. I, c. 9: Regnante Ilderico [Vandal. reg.] Mauri Bizaceni, qui parebant Antalæ, prœlio fudere Vandalos, hisque [Vandalis] societatem et amicitiam renunciarunt Theodoricus et Gothi, ideo facti hostes, quod Amalafrida in custodiis asservaretur, cæsique, ad internecionem Gothi fuissent, impacto illis crimine conjurationis in Vandalos et Ildericum. Minime tamen ultum ivit Theodoricus, suas opes intelligens non sufficere ingenti classi, qua bellum in Africam portaret. Masc. II, Anm. 40, 2. Amalafrid wurde ſpäter höchſt wahrſcheinlich umgebracht. Ebd. 39, 6.

Der Kreis der ausgezeichnetſten Recken, die zunächſt um den König verſammelt ſind, iſt gewöhnlich in der Zwölfzahl gedacht, in der Art, daß der König bald mitgezählt iſt, bald nicht. So erfüllt Wolfdietrich mit ſeinen eilf Dienſtmannen d. h. ſeinem Meiſter Berchtung und deſſen zehn Söhnen dieſe Zahl. In Dietrichs von Bern Gefolge werden mit dem Meiſter Hildebrand bald eilf, bald zwölf Recken genannt. Den drei burgundiſchen Königsbrüdern ſind neun nambafte Helden beigegeben; und wo ſich die Heldenkreiſe feindlich gegenübertreten, kämpfen zwölfe gegen zwölfe.

Die Zwölfzahl bildet nun auch in den deutſchen Rechten häufig eine volle Verwandtſchaft. Für die geſippten Eideshelfer, welche urſprünglich und zugleich auch Fehdegenoſſen ſind, iſt zwölfe entweder die beſtimmte Zahl oder, bei verſtärkter Menge derſelben, die Grundzahl; auch der Schöffen ſind mit dem Richter oder ohne ihn zwölfe. Bei den Geſchwornengerichten zeigt ſich noch daſſelbe Verhältnis (Rogge S. 191. 162. 244. Grimm, Rechtsalterth. S. 217). Von der Familie iſt offenbar dieſe Zahl auch auf die Gefolgſchaft und in das Heldenlied übergegangen, wo, wie öfters erwähnt worden, die vornehmſten Recken Mannen und Mage des Königs zugleich ſind. Wo dieſer in ſeiner Vollkraft, in ſeiner Ganzheit auftritt, erſcheint er ſelbzwölfte.

Als Siegfried, Kriemhilden zu erwerben, gen Worms ziehen und ſein Vater ihn dazu zahlreich ausrüſten will, ſagt er (Nibel. Lachm. 60):

> Si mac wol sus ertwingen dâ mîn eines hant.
> ich wil selbe zwelfter in Gunthêres lant.

Als der Markgraf Rüdeger endlich entſchloſſen iſt, gegen die Burgunden zu kämpfen, ſagt das Lied (Nibel. Lachm. 2106):

> Gewäffent wart dô Rüedegêr mit fümf hundert man;
> dar über zwelf recken sach man mit im gân;
> die wolten pris erwerben in des sturmes nôt.

Dietleib 5241: Der pote sprach: ich sach da stan
wol zwelfe Dietriches man,
der yetzlicher seines rates phlag.

Im Volksliede von Hildebrand wird dieſer gewarnt (Str. 23):

> Was begegnet dir auf der marke? der junge Alebrand;
> Ja rittestu selbzwölfte, von ihm würdestu angerand;

d. h. ritteſt du in ganzer, voller Genoſſenſchaft.

Die Reihe der Recken, welche das Gefolge des Königs ausmachen und an deren Spitze der Meiſter ſteht, muſtern wir nun noch weiter, in der Art, daß wir von den Spuren des höhern Alterthums zu den Anſätzen ſpäterer Bildung vorſchreiten.

Heergeſellen.

Die Bande des Bluts waren die erſte, natürliche Gewähr gegenſeitigen Schutzes. Das Leben des Einzelnen ſchien in dem Grade ſicher geſtellt, je zahlreichere Verwandtſchaft ſeinen Tod zu rächen drohte. Wir haben bereits erwähnt, wie im Norden ein der Blutsverwandtſchaft in den Wirkungen gleichartiges Verhältnis dadurch gebildet wurde, daß man Kinder in die Pflege anderer Häuſer übergab. Nicht bloß wurden hiedurch der Erzieher und deſſen Söhne dem Pflegling als Vater und Brüder innig verbunden, die Allgemeinheit der Sitte ſcheint beſonders auch darin ihren Grund gehabt zu haben, daß durch ſolche Übergabe die beiderſeitigen Geſchlechter ſelbſt ſich verwandt und hülfpflichtig wurden.[1] Aber noch eine weitere Ausdehnung der Verwandtſchaftsbande war den Bedürfniſſen der Zeit angemeſſen. Wenn der junge Normann die Waffen ergriff, wenn er auf kühne Seezüge ausfuhr, in welchen er den Beruf ſeiner kräftigen Lebensjahre fand, da muſten ihm die erwünſchteſten Genoſſen diejenigen ſein, von deren Kraft und Fertigkeit er ſich den wirkſamſten Beiſtand verſprechen durfte.[2] So knüpfte ſich ein Band der Wahl, das man aber durch ſinnbildliche Handlung denen des Blutes und der Pflege gleichzuſtellen ſuchte. Die Weihe ſolcher Verbrüderung beſtand nämlich darin: man ſchnitt lange Raſenſtücke auf, befeſtigte ſie an den Enden in der Erde, richtete ſie auf und ſtützte ſie mit einem Spieße; dann traten die Freunde darunter, verwundeten ſich, ließen ihr Blut zuſammenfließen und vermiſchten es mit Erde, fielen ſofort auf die Kniee und ſchwuren bei den Göttern, einer des andern Tod zu rächen, wie Brüder, worauf ſie ſich die Hände reichten.[1] Das zuſammenfließende Blut bedeutet offenbar die Einigung in der Blutsverwandtſchaft und in den aufgerichteten Raſenſtücken erkennen wir das gemeinſchaftliche Dach, unter welchem natürliche und Pfleggeſchwiſter auferzogen werden; noch heute ſind im höhern Norden die Häuſer mit Raſen gedeckt.[1] Auch wurden dieſe Verbindungen Pflegbrüderſchaft (Fostbrödralag) genannt. Sie wurden manchmal gerade von ſolchen eingegangen, die ſich eben erſt im Kampfe gegen einander geprüft hatten,[2] ſie muſten jeder engeren Freundſchaft das Siegel aufdrücken und ſagten dem kriegsrüſtigen Geiſte der Normänner ſo ſehr zu, daß ſie, obgleich ein abgeleitetes Verhältnis, dem urſprünglichen der Blutsverwandtſchaft vorgeſetzt wurden, daher Blutsfreunde ſelbſt, welche ſich zu Schutz und Trutz auf das feſteſte verpflichten wollten, den Pflegbrüdereid zuſammenſchworen.[3] Das Chriſtenthum konnte dieſe Verbrüderungen zur Blutrache nicht für erlaubt anerkennen; dennoch hörten ſie mit deſſen Einführung nicht ſogleich auf.[4]

---

[1] In der Orvaroddsſaga C. 1 (Rafn III, 2. S. 61) bittet ſich Ingiald zum Lohne der Gaſtfreundſchaft von Grim Lodinkin aus, daß dieſer, ein ſehr reicher und mächtiger Mann, ſeinen Sohn Odd ihm zurücklaſſe. „Nej," svarede Ingjald, „Penge har jeg nok af, men din Bistand og din Venskab önsker jeg mig, og at du skal befæste det ved at lade din Son Odd blive her tilbage." „Jeg veed ikke," sagde Grim, „hvad Lopthæna [Grims Frau] siger dertil." „Ja!" svarede Lopthæna, som var tilstede, „saa godt et Tilbud tager jeg med Glæde imod." Auch Ingjald iſt ein reicher Bonde.

[2] Die Geſetze der Jomsvikingen verpflichteten zu gegenſeitiger Blutrache. Den ene skulde hevne den anden som Fader eller Broder. Müllers Sagabibl. III. 63. ff.

---

[1] Müll. Sagabibl. I, 168 (Giſle Surſſöns Saga.): De gaae nu ud paa en Olde, opskiære Strimler af Grönsvær, hvis Ender de befæste i Jorden, og understötte det med et Spyd saaledes, at man med Haanden kunde röre ved Naglen, der holdt Spydsjernet. Alle fire gaae derunder, saare sig, lade deres Blod löbe paa Jorden under Grönsværen, og röre Jorden og Blodet saamen. Derpaa faldt de paa Knæ, og svore ved alle Guder, at den ene vilde hevne den anden som en Broder. Men da de skulde give hinanden Hænder u. ſ. w. Ebend. I, 153 (Foſtbrödreſaga): Thorgeir og Thormod vare tvende tappre, men ustyrlige Ynglinge fra den nordlige Deel af Island, som uagtet den indförte Kristendom havde tilsvoret hinanden paa gammel Viis Fostbröderskab, og at skulle hevne hinandens Död. De havde nemlig skaaret trende lange Strimler af Grönsvær, fastgiort Enderne i Jorden, men saaledes löftet Grönsværen, at den sværgende kunde gaae derunder. Ebend. II, 656 (Saga om Illuge Grydefoſtre): De svore Fostbrödrelag, og lode deres Blod rinde sammen, under Löfte ad hevne hinandens Död. Saxo Gramm. l. 1. S. 12: Spoliatum nutrice Hadingum grandævus forte quidam, altero orbus oculo, solitarium miseratus, Lisero cuidam piratæ solenni pactionis jure conciliat. Siquidem icturi fœdus veteres vestigia sua mutui sanguinis aspersione perfundere consueverant, amicitiarum pignus alterni cruoris commercio firmaturi. Quo pacto Liserus et Hadingus arctissimis societatis vinculis colligati, Lokero, Curetum tyranno, bellum denunciant. Id. l. IV. S. 82: Ipse equidem [Britann. rex] ac Fengo, ut alter alterius ultorem ageret, mutua quondam pactione decreverant u. ſ. w. Finn Magn. Edd. II, 287 (Lokasenna): Loke: Mindes du vel Odin! Da vi i Tidens Morgen Blanded fælles Blod (E. O. blandede Blod sammen); Da lod du som om aldrig En Drik du vilde smage Hvis ei manden os begge bød. In der Anmerkung zu dieſer Stelle II, 308 ſagt Finn Magn.: Blodpagter (hvortil vel ogsaa Omskjærelsen i visse Maades höres) vare fra ældgamle Tider af almindelige i Österlandene. Udförligst beseriven en saadan, ved et Fostbroderskabs Stiftels ei Armenien, af Tacitus Annal. 12, 47. Ifr. Lucians Toxaris (om Skytherne). Flere hertil hörende Efterretninger findes hos Herodot og Mela. Die Stelle in Tacit. ann. XII, 47, wo vom Frieden zwiſchen Rhadamiſtus und Mithridates, welcher verrathen wird, die Rede iſt, lautet: Simul in lucum propinquum trahit, provisum illic sacrificium imperatum dictitans, ut diis testibus pax firmaretur. Mos est regibus, quotiens in societatem coëant,

Daß in der nordiſchen Darſtellung unſres Heldenkreiſes die Pfleg-

---

implicare dextras, pollicesque inter se vincire nodoque præstringere: mox, ubi sanguis artus extremos suffuderit, levi ictu cruorem eliciunt atque invicem lambunt. Id fœdus arcanum habetur quasi mutuo cruore sacratum. Sed tunc, qui ea vincula admovebat, decidisse simulans, genua Mithridatis invadit, ipsumque prosternit; simulque, concursu plurium, injiciuntur catenæ. Vgl. auch Orph. Argon. 303 ff.

[1] Vgl. Sagan af Niáli. Kavpm. 1772. C. 80. S. 119. Troils Briefe über Island 72: „Das Dach wird mit Raſen gedeckt, die über Sparren, bisweilen auch, welches doch dauerhafter, aber auch koſtbarer als Holz iſt, über Ribben von Wallfiſchen gelegt werden.“ Der Spieß mag Stützen oder Holzſäulen, wovon öfters die Rede iſt, bezeichnen.

[2] Z. B. Sagabibl. I. 178: At indgaae Staldbroderskab med hinanden. Vgl. die Rethgeſtalden.

[3] In der S. 260 angeführten Hauptſtelle, Sagabibl. I. 168 gehen zwei Brüder und zwei Schwäger dieſe Verbindung ein, um die Weiſſagung Lügen zu ſtrafen; daß ihr Übermuth nicht lange dauern werde; ſie gerathen aber bei der Ceremonie ſelbſt in Streit.

[4] S. die S. 260 aus Foſtbr. S. ausgehobene Stelle. Sodann Sagabibl. I. 165 (S. von Biörn Hitdälakappe): Thorstein og Biorn indgik derpaa noie Venskab, og lovede at hevne hinandens Dod, dog betingede Thorstein sig, at efterdi de nu vare Kristne, og altsaa vidste bedre end for, hvad de burde giöre, skulde ikke allene Manddrab, men ogsaa Boder og anden lovbestemt Straf ansees for anstændig Hevn.

brüderſchaft nicht fehle, bringt ſchon die Landesart mit ſich. Sigurd ſchwört ſolche mit den Giukungen und Gunnarn wird das zumeiſt vorgeworfen, daß er vergeſſen, wie ſie ihr Blut zuſammenrinnen ließen.[1]

In den deutſchen Dichtungen erſcheint keineswegs dieſe ſcharfausgeprägte Form der Genoſſenſchaft. War ſie auch bei den deutſchen Völkern vorhanden, ſo muſte ſie doch früher dem Einfluſſe des Chriſtenthums und der Ausbildung des Lebenſtaats weichen, welcher, wie jeder allgemeinere Verband, geeignet war, einzelne Verbrüderungen in ſich aufzulöſen. Gleichwohl treffen wir auch in unſern Liedern auf merkwürdige Züge, zu deren Erläuterung es nöthig ſchien, auf den heidniſchen Gebrauch zurückzugehen.

Die alten Rechte des Bluts wuſten ſich auch im Lehensverbande geltend zu machen; doppeltes Band hielt nur um ſo feſter. Es war der Vortheil des Lehnsherrn, die größeren Lehen an ſeine Angehörigen zu vergaben oder die mächtigern Vaſallen durch Verwandtſchaft ſich näher zu verknüpfen. Darum iſt faſt jeder ausgezeichnete Recke „Mann und Mage“ zugleich; die Wölfinge ſind den Amelungen, die Tronecker dem burgundiſchen Königsſtamme verwandt. Daß auch die Verwandtſchaft durch Pflege nicht unbekannt war, haben wir an dem Verhältniſſe des Meiſters und ſeiner Söhne zu dem jungen Könige darzuthun verſucht und eine weitere Spur derſelben werden wir in der Schildgenoſſenſchaft nachzuweiſen uns bemühen. Nicht minder tritt endlich die geſchworne Brüderſchaft zwiſchen einzelnen, die wechſelſeitige Verbindlichkeit zur Blutrache, in beſtimmten Beiſpielen zu Tage. Die Worte Geſellſchaft, Geſellen, Heergeſellen, ſonſt auch von allgemeinerer Bedeutung, bezeichnen in ſolchen Fällen jene engere Verbindung. Wolfdietrich und Otnit, die ſich erſt unter der Linde zu Garten bekämpft, ſchwören beim Abſchied, einer des andern Tod zu rächen.[2] Die Helden von Bern und Laurin ſchwören ſich, nach hartem Streit, Geſellſchaft zu.[1] Auch Heime hat gegen Wittich, der ihm aus Todesgefahr geholfen, ſich vereidet, in keiner Noth denſelben zu verlaſſen.[2] So getreulich in der Nibelungennoth die burgundiſchen Helden alle zuſammenhalten, ſo beſteht doch zwiſchen Volker und Hagen noch beſondre Genoſſenſchaft. Als die Burgunden an Etzels Hof angekommen und ſchon durch ſchlimme Anzeigen gewarnt ſind, blickt Hagen über die Achſel nach einem Heergeſellen, den er auch in dem kühnen Volker gewinnt. Dieſe beiden ſtehen fortan überall zuſammen, ſchaffen ſich im Kampf in die Hände, behalten einander wohl im Auge, erfreuen ſich je einer an des andern Wort und That. Sie zween allein gehen über den Hof und ſetzen ſich trotzend Kriemhilds Saale gegenüber

---

[1] Grimm, Edd. 242 f. 254 f. 236 f.: „Gedenkſt du nicht, Gunnar, genugſam das, daß ihr Blut in die Spur beide rinnen ließet?“ Finn. M. Edd. IV, 61. 69. 88: Ej du det Gunnar! Fuldelig mindes Da I Blod i Spor Begge udgjøde. Volſ. Sag. C. 35. S. 124 f. C. 39. S. 156. Rafn II, 1. S. 89 f. 113. Saxo B. V. S. 133: At Hoginus filiam suam Hithino despondit, conjurato invicem, uter ferro perisset, alterum alterius ultorem fore.

[2] Wolfd. 70b, 6: Sy redten zů der eyle, Wer es das keme not, Auch sich erhieb die weyle, Das einer lege todt, Das schwůren sy besunder Zů rechen an der zeyt. Das seyt man durch ein wunder In allen landen

---

weyt. Wolfdietrichs Dienſtmannen heißen ſeine Eidgenoſſen 51b, 3. 55b, 8; er ſelbſt 69a, 3 der tugend ein eydtgenoß; Rieſen 51a, 2 des teüffels eydtgenosse; ebenſo 82b, 1 ein rieſenhaftes Ungethüm. Dem Verhältnis Wolfdietrichs zu ſeinem treuen Geſellen Wernher, den er als Heiden bekämpft und dann getauft, mag urſprünglich auch eine ſolche Genoſſenſchaft zu Grunde gelegen ſeyn. 84b, 1 v. u.: Do sprach wolfdietheriche: Wernher, geselle mein, So rechte tugentliche Wiltu hie bey mir sein? Er sprach: ja, fürste here, Biß auf meins endes zil, Das ich mich nimmermere Von eüch gescheiden wil. 89a, 1–4: Vnd wernher an seiner seyten Was jm getreülich mit, Das was in herten streyten Gůtes gesellen sit. . . . Do er [Wolfdietrich] nůn auf der heyde Den gesellen sein verlos, Do geschach jm also leyde, Sein sorge die war groß. Do er die rechten mere Aller ersten do vernam, Von seinen schlegen schwere Mancher zum tode kam.

[1] Laur. 196: Wir wollen all gesellen syn. Dietlieb und her Dietherich Mit ganzen truwen sicherlich Schwůrent do geselschaft. Sy hetten beyde grosse krafft Vnd der kleine laurin Můst in dem fryd begriffen syn, Es stůnd kurz oder lang. Laurin do her für sprang. Er sprach zu dem schwager syn: Seid wir nů gesellen syn, So wil ich vns machen vndertan Alles das ich gůtes han.

[2] Alph. 251: Horst du das, geselle Heime? sprach Wittich der degen. Uns kan niemand gescheiden, denn allein mein leben. Ich mahn dich deiner Eide, sprach der hochgeborn. Und deiner stäten treue, die du mir hast geschworn. 252: Dass du mir gehiessest bis an deinen tod, Dass mich dein hand nicht liesse von keinerhande noth, Daran solt du gedenken, du auserwählter degen. Wo ich dir kam zu hülffe und fristete dir dein leben. 253: Das thät ich zu Mautaren, da half ich dir aus noth; da müsstest du fürwahre den grimmiglichen tod du und der von Berne beide genommen han, wenn nicht dass ich euch beiden so schier zu hulfe kam.

auf die Bank, wo ſie gleich wilden Thieren von den Hunnen angegafft werden. Als nun die Königin mit einer großen Schaar Gewaffneter ſich nähert, fragt Hagen ſeinen Freund, ob dieſer ihm beiſtehen werde, wenn es zum Streite komme. Volker verſichert, er werde keinen Fuß breit weichen und käme der König mit all ſeinen Recken. „Wes bedarf ich dann mehr?“ ruft Hagen getroſt. Nachher gehen die Gäſte mit Etzels Helden je paarweiſe zu Hof; da heißt es: wie ſonſt jemand ſich geſellte, Volker und Hagen ſchieden ſich nie, als in dem einen, letzten Sturme. In der Nacht vor dem Ausbruch des Kampfes übernimmt Hagen die Schildwache; alsbald erbietet ſich ihm Volker zum Gefährten und dankbar antwortet jener: „In allen meinen Nöthen begehr ich niemand, denn dich allein.“ Seinem Geſellen muß Hagen helfen, und wär' es all ſeiner Blutsfreunde Tod. Ohnmaßen reut ihn, daß er jemals über dem Spielmann geſeſſen, den er ſo herrlich kämpfen ſah. Wem von Hagen Friede ward, der hat ihn auch von Volkers Hand. Keine Noth an Magen und Mannen geht jenem ſo nahe, als da er Volkern erſchlagen ſieht, ſeine Hülfe, ſeinen beſten Heergeſellen. Rächend haut er dem alten Hildebrand die Wunde, die nie mehr heilt.[1] So finden wir auch hier die freigewählte Heergeſellenſchaft noch über Verwandtſchaft und Lehenspflicht geſtellt und die Todesrache, wenn nicht ausdrücklich beſchworen, doch ohne Säumnis vollzogen. Aber eben die feſt verbundene Heldenkraft dieſer beiden iſt langehin der mächtigſte Schutz und Beiſtand für alle (7223 ff.).

Wolfhart.

Freudiger Kriegsmuth iſt ſo ſehr der Lebensathem aller Heldendichtung, daß nicht leicht in einem heroiſchen Fabelkreiſe, der ſich zur vollſtändigen Zuſammenreihung der Charaktere entwickelt hat, ein Held fehlen wird, der in ſeiner Perſon darſtellt, was nach dem ſtrengeren oder minder ſtrengen Geiſte jedes Volkes für das Äußerſte der Kampfluſt und des kriegeriſchen Ungeſtüms gelten kann. In den deutſchen

---

[1] Nib. 7055. 7129 (Lachmann 1715). 7223. 7236 (Lachmann 1741). 7353. 7473. 7601. 7948. 8105. 8122. 8933. 8950. 7406. 7409. 7978. 7980. 8917. 9184. 9265 (L. 2226). 9329. Vgl. 836. 4731. 4754. 5041. 6349. 7323. 9184. Aber auch Volkers Thaten preiſt Hagen 8105 ff. Dietrichs Fl. 6619.

Heldenliedern iſt dieſes die Rolle Wolfharts, vom Geſchlechte der Wölfinge.

Der ſcharfe Norden hat ſeine Berſerker, Kämpfer, welche, manchmal von plötzlicher Wuth ergriffen, mit den Zähnen knirſchen, in ihre Schilde beißen, glühende Kohlen verſchlingen, durch loderndes Feuer laufen, ohne Panzer (Berſerker bedeutet bis aufs Hemd, Unterkleid bloß) in den Streit rennen, ja in ihrem Blutdurſt gegen die eigenen Genoſſen toben und deshalb beim Ausbruch des Anfalls in Bande geſchlagen werden.[1] Odin, der Kampfgott, ward auch für den Stifter dieſes

---

[1] Sagabibl. I. 149 (Vatnsdälaſaga): Af Ingemunds Sönner var Thorstein den sindigste. Jokul den stridbarste, og Thorer henreves stundom af Bersærkergangen, hvilket ansaaes for et Uheld. 150: Thorstein havde, for at befrie sin Broder for Bersærkegangen, der stundom kom over ham, naar han mindst önskede det, giort det Löfte til den Gud, han ansaae for den mægtigste. den der havde skabt Solen, at han vilde opdrage et Frillebarn, som hans Systerson Thorgrim havde ladet udsætte. Auch I, 38. Saxo B. VII, S. 189: Hic [Syualdus] septem filios habebat, tanto veneficiorum usu callentes, ut sæpe subitis furoris viribus instincti solerent ore torvum infremere, scuta morsibus attentare, torridas fauce prunas absorbere, extructa quævis incendia penetrare; nec posset conceptus dementiæ motus alio remedii genere quam aut vinculorum injuriis, aut cædis humanæ piaculo temperari. Tantam illis rabiem sive sævitia ingenii, sive furiarum ferocitas inspirabat. B. VII, S. 190: Ea tempestate Harthbenus quidam, ab Helsingia veniens, raptas regum filias stupro fœdare gloriæ loco ducebat u. ſ. w. Tanta vero corporis magnitudine erat, ut novem cubitis proceritatis ejus dimensio tenderetur. Huic duodecim athletæ contubernales fuere, quibus officio erat, quoties illi præsaga pugnæ rabies incessisset, vinculorum remedio oborti furoris impetum propulsare. Ab his Haldanus Harthbenum ejusque pugiles viritim impetere jussus. non solum certamen spopondit, sed etiam victoriam sibi ingenti verborum fiducia promisit. Quo audito, Harthbenus, repentino furiarum afflatu correptus, summas clypei partes morsus acerbitate consumpsit, igneos ventri carbones mandare non destitit, raptas ore prunas in viscerum ima transfudit, crepitantia flammarum pericula percurrit, ad postremum omni sævitiæ genere debacchatus, in sex athletarum suorum præcordia furente manu ferrum convertit. Quam insaniam illi pugnanti aviditas, an naturæ ferocitas attulit, incertum est. Paul. Diac., hist. Lang. I, 20: Erant siquidem tunc Heruli bellorum usibus exercitati multorumque jam strage notissimi. Qui sive ut expeditius bella gererent, sive ut inlatum ab hoste vulnus contemnerent, nudi pugnabant, operientes solummodo corporis verecunda.

Zuſtandes, der Berſerkergang hieß, angeſehen.[1] Übrigens gedenken auch Sagen von geſchichtlicher Geltung der Berſerkerwuth, die als ein Unheil für den damit Befaßten betrachtet ward, und noch das isländiſche Chriſtenrecht von 1123 erklärt da, wo es gegen die Überbleibſel des Heidenthums eifert, ſowohl den Berſerker ſelbſt, als diejenigen, welche den Wüthenden nicht zu bändigen ſich bemühen, für rechtlos.[2] Es iſt an ſich nicht unglaublich, was in einer andern Schrift hierüber geäußert worden, daß, in Zeiten vorwiegender Körperkraft, das Übermaß aufgeregter Lebensfülle ſich zu augenblicklicher Raſerei ſteigern konnte. (S. Menzel Geſch. d. D. I, 10.)

Die deutſchen Lieder erwähnen des Berſerkerganges nicht ausdrücklich, aber einzelne Erſcheinungen deuten darauf. Rothern zu Hülfe führt der Rieſenkönig Aſprian zwölf rieſenhafte Mannen, darunter den grimmigen Widolt,[3] der ſeines Zornes wegen, einem Löwen gleich, an die Kette gelegt iſt. Wenn ſich Streit um ihn erhebt oder ſonſt ſein Zorn erregt wird, ſträubt er ſich an der Lanne, brummt wie ein Bär, beißt in das Eiſen, daß Feuerflammen herausfahren, ſchickt ſchreckliche Blicke umher und wirft mit Steinen um ſich. Läßt man ihn von der Kette oder hat er ſelbſt ſie gebrochen, ſo ſchwingt er die ungeheure Stahlſtange, womit er, wie mit Donnerſchlägen, die Feinde zermalmt, daher er auch Widolt mit der Stange genannt iſt. Unter den Kämpfern im Roſengarten erſcheint der Rieſe Schruthan; wenn dieſer ſein Schwert auszieht und zu Streite geht, ſo verliert er ſeine Sinne, daß er niemand leben läßt; ein Heer würd' er vertilgen, wenn ihn ſein Zorn ergreift.[1] Spuren ſolcher kriegeriſchen Wuth zeigen ſich noch bei Wate im Gudrunliede, der leichter in ſtarken Stürmen ficht, als er bei ſchönen Frauen ſitzt, der, blutberonnen, „mit griesgramenden Zähnen," Fremden und Freunden ſchreckbar, in ſeinem Zorne dahertobt,[2] endlich bei Wolfhart, deſſen Bild hier mit den feſten und ſtarken Strichen unſerer Lieder wiederzugeben iſt.

---

[1] Heimskr. (Ynglinga Saga C. 6. 1. 10. 11): Hann [Asa-Odinn] oc hofgodar hans heita lióda-smidir, því at sú íþrótt hófz af þeim í Nordrlöndum. Odinn kunni sva gera, at í orustu urdu óvinir hans blindir, eda daufir, eda óttafullir; enn vopn þeirra bitu eigi helldr enn vendir: enn hans menn fóru bryniu lausir, oc voru galnir sem hundar edr vargar, bitu í skiölldu sína, voru sterkir sem birnir eda gridungar: þeir drápu mannfólkit, enn hvartki elldr ne iarn orti á þá: þat er kallat berserksgangr. Dän. Überſ. S. 11: Hand oc hands Hoffguder kallis Sangsmede (Dictemestere) thi den kunst bogynte fra dennem i Nordlandene. Odin kunde saa giöre, at hans Fiender udi Strit blefue blinde, elle döve eller forskræckede. Men deris Vaaben kunde icke bide mere end Ris-Qviste. Men hans egit Folk ginge frem foruden Brynie, saa galne som Hunde elle Ulfue, bede i deres Skiolde, oc vare saa stærcke som Biorne eller Tiure, oc sloge ihiel for Fod, men huercken Ild eller Jærn kunde bide paa dennem. Det bleff kaldet Berserksgang (Kiempegang). Note 5: De Berserkis dictaque eorum rabie vide annotationes ad Christni-Saga p. 142.

[2] Jus ecclesiast. vetus s. Thorlaco-Ketillian constitut. an. Chr. MCXXIII. ed. Gr. J. Thorkelin. Havn. et Lips. 1776. Cap. XVI, um Blótskap, de Idololatria S. 78: Ef madr gengr berserks gáng oc ver þat fiorbaugsgard, oc ver saa karlmönnom þeim er hiá ero nema þeir hepti hann at, þa ver engum þeirra er þeir vinna stödvat. Ef optar kemr at, oc ver þat fiörbaugsgardi. Furore actus berserkico relegetur, præsentesque viri, nisi rabidum compescant, eadem pœna afficiantur; si eum compescere possint, pœnæ obnoxii non sunt. Sæpius rabiens relegetur. Vgl. Münt. 544. 530.

[3] Rother 756—73. 851. 1089. 1659. 1732. 2165. 2678. 2739. 2751. 4279. 4658. 4679. 4686.

Wolfhart, ein Wölfing, Meiſter Hildebrands Neffe und Alpharts Bruder, iſt ein junger Held, der nimmer Streites ſatt wird.[3] Er heißt der ſtarke, der ſchnelle (Nib. 6893—9202), der kühne, der grimme, in Schlachten der wüthende Mann.[1] Überall räth und reizt er zur Gewalt, zur Rache, zum offenen Kampfe. Was ſoll ein Recke, von dem niemand ſpricht? Beſſer, von Heldenhand, als auf dem Stroh zu ſterben; je mehr Feinde, deſto mehr müſſen ihrer unterliegen.[2] Er verlangt ſtets den Vorſtreit, rennt vorſchnell und unaufhaltſam einem Löwen gleich, in wilden Sprüngen, unter die Feinde und tobt umher, daß ihm das Blut von den Füßen über das Haupt ſpringt.[3] Im wildeſten Kampfe verjüngt er ſich, ſein Herz klingt vor Freuden, wie eine Schelle.[4] Zornigen Rufes, der laut, wie ein Horn, erſchallt,[5] mahnt er die Streitgenoſſen, niemands zu ſchonen, Raben und Geier mit Blute zu laben, das Feld mit Leichen zu düngen; wen dürſtet, der ſoll Blut trinken, die Schilde ſoll man wegwerfen und das Schwert kräftig in beide Hände nehmen.[6]

---

[1] Roſeng. II, 126: Wer bestaht uns dann den Riesen, Der da heisset Schruthan, Dem die riesen alle, Bis an das meer sind unterthan? 127: Als er sein schwerdt ausziehet, Und zu streite gat, So verleurt er seine sinne, Daß er niemand leben lat, Und war vor ihm ein heere, Wenn ihn begreift sein zorn, Sie hätten sicherliche Alle den leib verlorn. Heldenb. 164a: Wer bestreyt vns dann den ryse, Der do heysset schrůthan, Dem die recken gryse Biß an das mör sind vntertan? Wann er syn schwert gewinne Und damit zů streite gat, So verleürt er syn sinne, Das er nyemant leben lat; Und wer vor jm ein höre, Wan in begreyfft der zorn, Und hetten geleiche wöre, Ir leben hetten sy verlorn. Widolt und Schruthan ſind ganz als Rieſen gedacht, vielleicht weil ſolche Unbändigkeit der ſpäteren Zeit völlig fabelhaft erſchien; doch bezeichnet eben das Rieſige die ungeheure Körperkraft, die wir als Urſache der Berſerkerwuth angeführt, und auch die nordiſchen Berſerker ſind öfters Rieſen, welche zu bekämpfen der edleren Helden Aufgabe und Verdienſt iſt.

[2] Gudrun Z. 1371. 6041. 6082. 6091. 6625.

[3] Roſeng. I, 192: Ich gedenke noch, Wolfhart, Du werdest strites mat. Dietr. Fl. 8430–46: Da muz ich vechtens werden satt Oder ich muz da geligen tot. Dietl. 11415: Wie halt Wolfhart der mære Nie ware komen an die stat, Da er vechtens wurde sat, Doch was ermuedet so sein haut.

---

[1] Rab. 518.

[2] Zigen. 22: Was sult eynes edlen fursten leib, Des lob wurd gar verswigen u. ſ. w. 123: So geschech mir lieber von [ſeines] heltes hant, den das [ſeyner] (ich) posleichen alhie ersturb auf eynem stro: wurd ich erlich erslagen, des wer ich werlich fro. Dietr. Fl. 3393—95: Wir mussen doch ersterben; wir sullen hute werben, daz man uns klage hin nach. 6117—21: Ir geliget dester mer under. Rab. 526: Ir gel[e]it dester mer vnder . . . ist ir vil (so) slahen wir ir desto mere. Dietl. 7764—90: Zweu sol der in herefart, von dem man nicht ze reden hat u. ſ. w.

[3] Nib. 9193 [Str. 2208]: Do wold er zů zim springen, wan daz in niht enlie Hildebrant sin œheim in vaste zim gevie: ich wæn du woldest wüeten, durch dinen tumben zorn u. ſ. w. Lat abe den lewen, meister! er ist so grimme gmut u. ſ. w. Alsam ein leu wilder lief er vor in dan; im wart ein gæhez volgen von sinen vriunden getan. Swie witer sprunge er pflæge u. ſ. w. 9280 [Str. 2231]: So rehte krefteclichen er zů dem kunege drang, daz imez blůt under fůzen alůber daz houbet spranc. Dietl. 93 8: Er sprang, als wir hœren sagen, als ein wilder liebhart.

[4] Dietr. Fl. 6981—92: Hei getet(en) wir noch eine vart, do uns so wol (an) gelunge! ach wie dan myn hertz klunge vor freuden als ein schelle! wurde ich in miner zelle noch ymmer gewaltig alsam ee, so geschech werlichen wee dem könig Ermriche u. ſ. w. Rab. 601: Wolfhart des tages in dem strite vaste junget.

[5] Roſeng. I, 1163: Wolfhart dem kuenen wart die rede zorn Er begunde rueffen daz sin stim lut als ein horn. Er sprach: ich wil noch nie striten durch den alten grin u. ſ. w.

[6] Dietr. Fl. 6024—38: Sie werden kleine gespart u. ſ. w. 6402—30: Nu freuwt uch helde gute wir sollen in mannes blute heute waten untz

Sein Aufzug im Roſengarten, wo er billig den erſten Kampf hat, wird ſo beſchrieben: er führt im Schild einen goldnen Wolf, ſein Speer iſt armesdick, ſein Roſs, weiß wie Hermelin, geht in Sprüngen, auf dem lichten Helme ſteckt eine ſilberweiße Stange mit Goldſchellen, die, wenn er den Helm ſchüttelt, laut erklingen,[1] eben wie in ſeiner Bruſt das kampffreudige Herz.

Zierliches Benehmen bei Frauen iſt nicht ſeine Sache, des Kuſſes entbehrt er wohl, des Streites nicht. Er ſcherzt gerne, doch nicht zum feinſten; nach dem Roſengarten, räth er, ſoll jeder Mann ein altes Trumm Seide mitnehmen, für den Fall, daß ihm der Schädel zertrennt würde; dort wird ihm auch, wie er ſelbſt geſteht,

---

uber die sporn u. ſ. w. Ahei waz freude mir geschiht wen noch hute myn auge ansicht daz sich die geyr und die raben mit dem blute muzzen laben. 6456—64: Wolfhart der hochgemute schrey alsam ein wutend man: nu lant genesen nieman . . . daz manig frawe hernach clait. 6544—61. Wolfhart schrei sere: Ir lat ir einen hin nicht . . . ist under uns ieman. er sihe here oder furste, den von hitze durste, der leg sich nieder und trink daz blut und fecht aber als ein helt gut . . . wir sollen uns mit blute twaben. 6702—7: In der zit kam Wolfhart gerant, als ob er were ein tobend man. Er rieff Dietlaiben an: Lazza den schilt auf daz lant! nym das swert in baide hant und slahe slege vngezalt. 8437—46: Da soln vogel und tier buzzen ires hungers gier mit azze und mit blute u. ſ. w. 9370—77: Vaste rieff der sturmgite als ein wutender man: Lat, helde, dar gan und lazzet nieman genesen! Ez muz ein urtail wesen: wir soln auch nit langer leben. Ez wirt nieman von mir fried geben, jungen noch alten. Rab. 517—20: Wir tungen das gevilde, daz man hin abe sehe gan den bach von dem blute . . . sprach der wutende man . . . da von mynen handen muz fliezzen daz blut . . . ich mache satel lere u. ſ. w. 527: Raben und geyren die wartent ane zal. 601: Sie vielen vaste ane zal: owe, daz velt lag getunget. 747: Ahei! da sich ich myn tunge. 763: Der waz aller rot von blute. 855 f.: Ir tunget vast die wilde: werffet von den handen die schilde vnd nemt die swert mit kreften!

[1] Roſeng. 1, 1116: Also vermessenclichen sprangt Wolfhart in den tot. Sin helm was gesteinet und gap ouch liechten schin. Do fůrt er an dem schilte ein wolf, was rot guldin. Do fůrt er uf dem helme, der degen vil gemeit, Ein silberwisse stange, von der man wunder seit, Daran die goltschellen, das rede ich ane wank, Wenn er den helm erschutte, daz ez vil lut erklank. Sin ros gieng in sprüngen, das was wiz als ein harm. Do fůrt er in der hende ein sper groz als ein arm.

ſein ungekämmtes Haar von Hagens Schwerte nur allzu wohl geſchlichtet.[1]

Sein jäher Zornmuth verurſacht, gegen Dietrichs Verbot, den Kampf der Wölfinge mit den Nibelungen, darin jene, außer Hildebrand, ſämmtlich untergehen. Als er ſelbſt von Giſelhern die Todeswunde empfangen, läßt er den Schild fallen, hebt hoch das Schwert und giebt dem Gegner den Tod. Hildebrand ſieht den Neffen im Blute liegen und will ihn aus dem Hauſe tragen, aber Wolfhart iſt ihm zu ſchwer. Aus dem Blute blickend, heißt er den Oheim den Verwandten ſagen, daß ſie um ihn nicht weinen, von eines Königs Handen lieg' er hier herrlich todt und ſein Leben habe er ſo vergolten, daß von ihm allein wohl hundert erſchlagen liegen.[2] Nachher findet Dietrich den Leichnam;

---

[1] Im Sigenot (126—32) ſcherzt er mit Uten, ſie ſoll ſich nicht um einen Alten grämen; ihm ſelbſt kehren alle Frauen das Hintertheil zu. Roſeng. I, 145—56: Nu küsse sy der teuffel ... ich minne lieber ein junckfrowe muleht unde swartz. 195—244: Solt ich noch Wurmez riten vmb einen rosencranz? Ich belib lieber hie heimen, so blibet mir der schedel ganz ... Ich wil ir lon die rosen, ich hab ir heimen genúg. Ich hab disen sumer gegangen, daz ich ir keine trúg ... Ich wil mich nit me ruemen, den ich vol bringen mag. Ich gebe für daz küssen lieber einen schlag ... Ires kusses enbir ich wol, irs strites enbir ich nicht ... Ieder man sol mit im füeren ein altez sidin dron, Wirt im sin houbet endrennet, zú dem ist ez im fron. 671—78 zürnt er, daß man den einzigen Fergen fürchte: wie süllent wir den in dem garten zwelf gesigen an? Wir sullen ime flehen als man dem esel tút, Wenne er nüt seck wil tragen, mit einem knütel gút u. ſ. w. 2255—66: Wolfhart ist ungezogen u. ſ. w. Er setzet rosen krenze uf ungekemtez hor ... Min hor ist mir gekembet gar unvermessenlich ... Also mir ist geslichtet, ich trüeg ez lieber krump. Hagene von Tronie mir mines hores pflag. Mit sinem gúten swerte gap er mir mangen slag u. ſ. w. Roſeng. II, 38 verſchmäht er das Magdthum der Jungfrau: das ist mein beste freude, wenn ich fechten soll.

[2] Nib. 9301 [Str. 2234]: Also der küene Wolfhart der wunden do enpfant, den schilt den liez er vallen, hoher an der hant húb er ein starkes waffen, daz was scharpf genůc; durch helm unt durch ringe der helt do Giselheren slůc. Sie heten beide einander den grimmen tot getan. 9310 ff.: Hildebrant was gegan, da Wolfhart was gevallen nider in daz blůt. Er besloz mit den armen den reken küen unde gůt. Er wolden uzem huse mit im tragen dan; er was ein teil ze swære, er můse in ligen lan. Do blikte uz dem blůte der re-wunde man, er sach wol daz im gerne sin neve het geholfen dan. Do sprach der totwunde u. ſ. w. Unde

mit röthlichem (jugendlichem) Bart und durchbiſſenen Zähnen liegt Wolfhart unter den Erſchlagenen, das Schwert ſo feſt in die Hand verklemmt, daß man es mit Zangen aus den langen Fingern brechen muß.[1]

Beſtändig in Dietrichs Gefolge, dient Wolfhart dazu, den Charakter des Hauptheldeu durch Gegenſatz hervorzuheben. Wenn Dietrich zögert, tobt Wolfhart, durch Hohn und Trotz ſucht er den zweifelmüthigen Herrn aufzureizen[2]; aber des Berners Zornflamme, die nur im rechten Augenblick auflodert, iſt entſcheidend und ſiegreich, während Wolfharts nimmerſatte, voreilige Wuth ihn ſelbſt und andre in Noth und Verderben reißt.

Der Spielmann.

In einer Welt, die gänzlich vom Geſange getragen iſt, muß der Geſang ſelbſt ſeine Geltung haben. Je weiter hinauf im Reiche der Lieder und Sagen, je unbedenklicher führen noch Könige und Helden das Saitenſpiel, je wirkſamer greift der Zauber der Töne in den Gang der Begebenheiten ein.

Drei Helden deutſcher Sagenkreiſe ſind der Töne mächtig, Rother,

---

ob mich mine mage nach tode wellen klagen, den næhesten und den besten den sult ir von mir sagen, daz si nach mir niht weinen, daz ist ane not, vor eines küneges handen lige ich hie herlichen tot. Ich han ouch so vergolten hier inne minen lip, daz ez wol mugen beweinen der gůten ritter wip Ob iuch des iemen vrage, so mugt ir balde sagen, vor min eines handen ligent wol hundert erslagen.

[1] Klag. 1758 [Lachm. 835]: Do sah er [Dietrich] Wolfharte mit rotelihtem barte Tot gevallen in das bluot . . . Wolfhart der wigant der het verchlomen in der hant daz swert in sturmesherter not, swie der helt doch wære tot, daz dietrich und hiltebrant im daz swert uz der hant chunden nie gebrechen, dem zornmůtes vrechen, unz daz sis mit zangen uz sinen vingern langen můsen chlosen dem man. Do man daz wafen gewan, owe, sprach her Dietrich, vil guot swert, wer sol dich nu mer so herliche tragen? du wirst nimmer mer geslagen so vil bi kunigen richen, also dich vil lobelichen hat geslagen Wolfhart . . . Wolfhart vor den wiganden mit durchbizzen zanden noch lach in dem bluote. In hies der degen guote heben uz der aschen: sin herre bat in waschen und vlœwen uz den ringen.

[2] Z. B. Dietl. 7870—99. 8129—48. 11115 ff.

Horand und Volker, außerdem, daß manchmal eine rüſtige Schaar ſingend daherreitet.[1]

Das Gedicht von Rother hat noch recht ſeinen Grundton in den drei Harfenſchlägen, welche dieſer König den abfahrenden Boten zum Zeichen giebt, daran ſie in der Noth ſeiner gewiſs ſein ſollen. Getroſt auf dieſe Klänge fahren ſie hin, mit lautem Ruf und ſauſenden Segeln. Als ſie zu lang ausbleiben, nimmt er wieder die Harfe und ſteigt ſelbſt zu Schiffe. Die Königstreue, die ſonſt mit dem Schwerte ſich bewährt, waltet hier im Wohllaut des Saitenſpiels. Denn als die Gefangenen, auf Rothers Bürgſchaft, zum erſtenmal wieder außerhalb des Kerkers geſpeiſt werden, da erklingt hinter dem Umhang der Leich, von dem ihnen Becher und Meſſer entfallen; freudetrunken begrüßen ſie den „reichen Harfner," deſſen erſte Klänge ihnen die Loſung zur Freiheit, der Königstochter aber, als Zeugin dieſer wunderbaren Wirkung, das Wahrzeichen ſind, woran ſie den König erkennt, dem ſie jetzt zu folgen bereit iſt.[2]

Im Hegelingenliede führt nicht der König Hettel ſelbſt die Braut heim, ſondern ſein Recke, der ſangeskundige Horand. Aber in dieſem erſcheint noch jene Anſicht des Alterthums, daß der Muſik ein Zauber, eine unwiderſtehliche Gewalt über die Natur und das menſchliche Gemüth innwohne. Wenn Horand ſingt, dann ſchweigen die Vögel, die Thiere des Waldes laſſen ihre Weide ſtehen, das Gewürm kriecht nicht weiter im Graſe, die Fiſche ſchwimmen nicht von der Stelle, Traurige werden getröſtet und Kranke geſund, den Geſunden ſchwinden die Sinne; dann muß die Jungfrau aus der Kammer an die Zinne und zuletzt folgt ſie dem Sänger über das Meer. Die ſüße Weiſe, von der ſie bezwungen wird, hat weder zuvor noch hernach ein Chriſtenmenſch gelernt, Horand hat dieſelbe auf der „wilden Fluth" gehört, d. h. von irgend einem Waſſergeiſte.[3] Denn eben den Natu[illegible]iſtern in Berg und Fluth ſind ſolche Wunderklänge vornehmlich eigen, wie auch unſer Bergkönig

---

[1] Roth. 4976. Wolfd. 35a, 3. Gudr. 2179. 2780. 4472. 6244. 6356. 6787. Mor. 3100.

[2] Roth. 163. 802. 2499. Sonſt kommen in dieſem Liede noch mehrmals Spielleute als eigentliche joculatores vor: 1710. 1880 – 908. 2169 f. 3061. 83. 3710 — 3. 4292 — 301. Die Rückentführung durch den Spielman iſt Wiederholung deſſen, was urſprünglich durch den König ſelbſt geſchieht.

[3] Gudr. 1489. 1507. 1516. 1521. 1524. 1532. 1535. 1553. 1570. 1587. 1620. 1624. Vgl. 6356. Hjarrandahljod S. Herrauds ok Bosa, Fornald. S. III, 223.

Elberich die Harfe herrlich ſpielt.[1] All dieſes ſtimmt oft wörtlich mit den Schilderungen überein, die in ſchwediſchen, däniſchen und ſchottiſchen Volksliedern von der Wunderkraft des Geſanges oder der Goldharfe gemacht ſind, wodurch die Tochter des Bergkönigs oder die Jungfrau im Elfenhaine den Chriſtenmann verlockt, oder umgekehrt der chriſtliche Bräutigam dem Waſſernix die geraubte Braut abnöthigt, oder auch eine Hirtin, ein Mühlmädchen den König hinreißt, die Goldkrone auf ihr Haupt zu ſetzen. Von ſolchen Zaubertönen heißt es dann in den Liedern: die Vögel auf den Zweigen vergeſſen, was ſie ſingen ſollen, Waldthiere und Fiſche, wohin ſie ſpringen oder ſchwimmen wollten; der Falke breitet ſeine Schwingen aus, der Fiſch ſpielt mit ſeinen Floßen; die Wieſe blüht, der Wald belaubt ſich; Menſchen und Waſſergeiſtern lacht und weint das Herz; der König und ſeine Hofleute tanzen, Holz und Halm tanzen mit; die Rinde wird vom Baume geſpielt, das Horn von der Stirne des Stieres, der Turm von der Kirche; Leichen erſtehen aus den Gräbern, die verſunkene Braut hebt den weißen Arm aus den Wellen und eilt auf den Schooß des Geliebten zurück.[2]

Daß man vom Waſſernix (Strömkarl, Necken) Muſik lernen könne, daß es eine den Elfen abgehörte Tanzweiſe gebe, bei welcher Junge und Alte, Blinde und Lahme, die Kinder in der Wiege, ſelbſt alle Hausgeräthe, zu tanzen anheben und wovon der Spieler ſelbſt nicht ablaſſen könne, wenn er nicht das Stück rückwärts zu ſpielen wiſſe oder ihm von hinten die Saiten der Geige zerſchnitten werden, iſt im Norden alter Volksglaube, und auf Ähnliches deutet in einem altdeutſchen Gedichte, einer Erzählung des 13ten Jahrhunderts, der Albleich (Elfenſpiel), die ſüßeſte Weiſe, die Fiedlern zu Gebot ſteht.[3]

---

[1] Otn. Str. 522: Do trûg Elberich der cleine ein harpfe in der hant. Er rûrte also geschwinde die seiten alle sant In einem süssen tone, Das der sal erdoß u. ſ. w. Darum kann auch Laurin zû Bern ein gaugkler sin (Heldenb. 207 a). Die Berge Laurins u. ſ. w. ſind ohnehin voll Klanges. Silv. de romanc. S. 244. 261.

[2] Svensk. Folkvis. I, 33. 35. 128 (Riddaren Tynne). III, 47 (Vallpiga). 51 f. (Vallkulla). 54. 57 (Qvarnpiga). 142. 144. 147 (Harpans kraft). 170 (ſchwed. Elfenhöh'). Udv. dansk. Vis. I, 235 (Elvehöj. Vgl. Grimm 156. 521). 328 f. (Harpens kraft). Bei den Alten Orpheus, Sirenen. Jamieson, Popul. Ball. and Songs. Edinburg 1806. I, 93. 99.

[3] Arndt, Reiſ. III, 17. IV, 241 f. Svensk. Folkv. III, 128. Grimm,

Verweiſen wir die einzelnen Erzählungen der Geſchichtbücher von deutſchen Königen, welche Geſang und Tonkunſt übten, immerhin in das Gebiet der Sage, z. B. daß der Wandalenkönig Gelimer, mit dem Reſte ſeines Volkes auf dem Gebirg eingeſchloſſen und ausgehungert (n. Ch. 534), ſich vom feindlichen Feldherrn ein Saitenſpiel zum letzten Troſt erbeten habe (Procop. hist. misc. l. II, c. 6. Grimm, d. S. I, 13 f.); oder daß noch der angelſächſiſche Alfred (um 878) als Harfner das Lager der Dänen ausgeſpäht![1] die Sagen ſelbſt ſetzen einen Begriff von der Würde des Geſanges voraus, wonach man dieſen mit jedem höchſten Berufe vereinbar fand; iſt ja doch das Lied den Heldenaltern der Ausdruck aller geiſtigen Regung und Bildung. Im ſkandinaviſchen Norden, wo Odin, der Schlachtengott, den Dichtertrank geraubt hat und den Dichtern Geſänge giebt (Edd. III, 9),[2] iſt vollkommen geſchichtlich beſtätigt, daß, als Skalde zu glänzen, den Königen und den geprieſenſten Helden für ehrenvoll galt. Noch in ſpäteren Jahrhunderten, in der Blüthe des deutſchen und romaniſchen Minneſanges, ſtehen die höchſten Namen in der Reihe der Sänger.

Aber neben dieſer freien Übung edler Kunſt zeigt ſich von frühester Zeit ein gewerbmäßiger Betrieb, der zwar als ergötzlich, ja als unentbehrlich gehegt und belohnt, jedoch mehr und mehr mit dem Stempel der Unehre bezeichnet ward, eben weil hier die Kunſt mehr um Sold, als um Ehre, diente, weil das Lob in ſolchem Geſange für ein feiles galt und die Begehrlichkeit der Sänger zu gemeinen und ſittenloſen

---

Elfenm. LXXXIII. Grimm, zur Recenſ. Vorr. II, nach Pf. Handſ. 341. Bl. 357: da ſaßen Fiedler und videlten alle den albleich, die ſüßeſte Melodie. Vgl. Silva de romanc. 244: del conde Arnaldos y del marinero. Fauriel II, 80. 390. [Grimm, deutſche Mythol. S. 438 f. K.]

[1] Vgl. Beda IV, 24: Unde nonnunquam in convivio, cum esset lætitiæ causa, ut omnes per ordinem cantare deberent, ille, ubi appropinquare sibi cytharam cernebat, surgebat a media cœna. Lingard 1, 211. N. 1 findet dieſe Geſchichte, die Ingulf S. 26 und einige nach ihm erzählen, an ſich ſelbſt unwahrſcheinlich, auch ſei ſie Aſſern nicht bekannt geweſen. Hume I, 53 führt W. Malmesb. 2, 4 an und erhebt keinen Zweifel gegen die Erzählung.

[2] Heimskr. 1. 10 f. (Yngl. S. C. 6): Mællti han allt hendingum, sva sem nú er þat qvedit, er skalldskapr heitir: Hau oc hofgodar hans heita lióda-smidir, því at sú íþrótt hófz af þeim i Nordrlöndum. Vgl. oben S. 266.

Hülfsmitteln griff, daher auch in den Rechtsbüchern des dreizehnten Jahrhunderts die Spielleute den Ehr- und Rechtloſen beigezählt ſind. In dieſem Doppellichte des heldenhaften und des gewerbmäßigen Kunſtberufes betrachten wir den Spielmann Volker und deſſen Auffaſſung im Nibelungenliede. [1]

Die Eddalieder und die Wolſungenſage wiſſen nichts von Volker, ſie theilen dem Könige Gunnar ſelbſt die Gabe des Harfenſpieles zu, ganz mit alterthümlicher Zaubermacht. Von Atli in den Schlangenhof geworfen und an den Händen gefeſſelt, ſchlägt er die Harfe, die ihm ſeine Schweſter zugeſchickt, mit den Zehen ſo herrlich, daß Frauen weinen, Kämpfer erſchüttert ſind und das Gebälke zerſpringt; die Schlangen aber ſchlafen ein, ausgenommen eine Natter, die den Helden ins Herz ſticht. Fern über den Sund hat Oddrun, ſeine Geliebte, die mächtigen Saitenklänge vernommen, womit er ſie zu Hülfe ruft, eilend fährt ſie hinüber, trifft ihn aber nicht mehr lebendig (Edd. IV, 105. 138 f. 151. 175. Volſ. S. Cap. 46, S. 190). In dem deutſchen Liede nun hat der König das Saitenſpiel an ſeinen Recken Volker abgegeben.

Schwert und Saitenſpiel in denſelben Händen bilden an ſich einen Gegenſatz, der um ſo ſtärker den Witz, ja die ironiſche Betrachtung hervorrief, je ſeltener dieſe Vereinigung in der Wirklichkeit geworden war. Volker von Alzei, einer von den tapferſten und mächtigſten Recken der burgundiſchen Könige, der Bannerführer ihres Heeres, erſcheint zugleich als Spielmann, als Fiedler; denn bezeichnend iſt ſchon die Fiedel, die Geige mit dem Bogen, an die Stelle der älteren Harfe getreten, welche noch vom König Rother geführt ward und im Liede von Morolf ſtets die deutſche Harfe heißt (Mor. 561. 610. 2483. 3578. 3702. 3759. Venant. Fortun. um 570: Romanusque lyra, plaudat tibi barbarus harpa. Masc. II, 342).

Da wird denn im Nibelungenliede für nöthig erachtet, beſonders zu erklären, warum Volker der Spielmann genannt war, nemlich: „weil er fiedeln konnte,“ d. h. nur, weil er der Kunſt mächtig war, nicht aber nach Art der fahrenden Leute auf Erwerb damit ausgieng. Beigefügt iſt ausdrücklich, er ſei ein edler Herr geweſen, dem viel guter Recken unterthan waren, deſſen Gefolge ſolch Gewand trug, daß ein König ſich nicht daran zu ſchämen hätte (Str. 1416 f.); und ſo führt er auch im Verlauf des Gedichtes, gleichſam zur Wahrung ſeiner Ehre, meiſt ein auszeichnendes Beiwort: der edle, der kühne Spielmann; kühnerer Fiedler war nie einer (Nib. 7370. Lachm. 1772), küener videlære wart noch nie dehein); groß war ſeine Kraft neben der Kunſt (7374. Lachm. 1773: sîn ellen zû der füge diu wârn beidiu grôz); und als ihn die Tochter des Markgrafen Rüdiger unter den ſechs vornehmſten Gäſten mit Kuſs empfängt, wird namentlich bemerkt, daß ihm als Helden ſolches widerfahren. Nib. Z. 6679 f. Lachm. 1605: si kuste ouch Dancwarten, dâ nâch den spilman; durch sînes lîbes ellen wart im daz grüezen getân. Wenn nun dieſer edle und kühne Recke dennoch gleich andern Spielleuten in Rüdigers gaſtlichem Saale kurzweiliger Sprüche voll iſt und zum Abſchied vor der Hausfrau ſüße Töne fiedelt und ihr ſeine Lieder ſingt, auch dafür zwölf Goldringe zur Gabe empfängt, die er zu Hofe tragen ſoll, und wieder umgekehrt, wenn er wie ein wilder Eber ficht und doch ein Spielmann iſt (8082. Lachm. 1938: Dâ vihtet einer inne, der heizet Volkêr, Alsam ein eber wilde, unde ist ein spilman), das muſte den Zeitgenoſſen des Liedes überaus ergötzlich vorkommen. Mit dem grauenvollen Ernſte der Begebenheiten ſteigert ſich die Ironie dieſes Gegenſatzes zu ſchneidendem Heldenſcherze. Einen Fiedelbogen, ſtark und lang, einem ſcharfen, breiten Schwerte gleich, zieht Volker an ſich, als er vor Kriemhilden auf der Bank ſitzt; ſchweren Geigenſchlag droht er den zudringenden Hunnen, laut erklingt ihm der Fiedelbogen an ſeiner Hand, ungefüg fiedelnd geht er durch Etzels Saal; wie ein wilder Eber ficht er und iſt doch ein Spielmann, ſeine Leiche lauten übel, ſeine Züge ſind roth, ſeine Töne fällen manchen Helden. Da ſpricht Hagen zu Günthern: „Nun ſchaue, König! Volker iſt dir hold, er dienet williglich dein Silber und dein Gold, ſein Fiedelboge ſchneidet durch den harten Stahl, nie ſah ich einen Fiedler ſo herrlich ſtehen, ſeine Leiche hallen durch Helm und Schild, wohl ſoll er reiten gute Roſſ' und tragen herrlich Gewand" (Lachm. 1943 f. 1944. Av. 33). Geld, Roſſe, Kleider ſind die Gaben, darum bei Feſtlichkeiten, wie früher in demſelben Liede bei Siegfrieds Schwertnahme (Nib. 158 f. 165—72), von den Fahrenden gedient wird, auf deren Gewerbe Hagen hier anſpielt; ſo wie in der vorerwähnten Stelle, wonach Volkers Mannen Gewand tragen, deſſen ein König ſich nicht zu ſchämen hatte (Nib. 5917 ff.), angedeutet iſt, daß er ſeinem Gefolge ſo koſtbar gebe, was andere Spielleute zum Lohne zu empfangen pflegen. Dem Gegenſatz enthoben, ein Genoſſe jener alterthümlichen Harfner, erſcheint Volker in der nächtlichen Schildwache, die er vor dem weiten Saale hält, darin die burgundiſchen Gäſte, am Vorabend der letzten Noth, voll banger Ahnung ſich niedergelegt haben. Mit ſeinem Heergeſellen, dem grimmen Hagen, tritt er vor die Thüre des Hauſes, beide in lichtem Sturmgewand. Volker lehnt ſeinen guten Schild an die Wand, holt ſeine Geige und ſetzt ſich damit auf den Stein an der Thüre. Erſt klingen ſeine Saiten ermuthigend und ſtark, daß all das Haus ertoſt, dann ſüßer und ſanfter, bis er alle die „ſorgenden“ Männer in den Schlaf geſpielt. Nun nimmt er wieder den Schild zur Hand und hütet ihrer in Treue (Nib. Lachm. 1768. 1772 ff.). Dieſe ſchöne Stelle, worin das Saitenſpiel in reiner Macht und Bedeutung anſchlägt, iſt wohl auch diejenige, wodurch der Spielmann Volker urſprünglich dem Liede angehört; durch alle Umwandlungen der Sage meinen wir in ſeinem Geigenſtrich einen Nachhall von Gunnars wunderbarem Harfenſchlage zu vernehmen; wie vor dieſem die Balken zerſpringen, ſo ertoſt von jenem noch all das Haus, und wie Gunnar die Nattern einſchläfert, ſo Volker die nagenden Sorgen ſeiner Freunde. Auch im Roſengarten ficht Volker von Alzei, der Spielmann, und es fehlen auch hier nicht die ſcherzhaften Vergleichungen des Kampfes mit Geigenſtrich und Tanze; bereits aber iſt die goldene Fiedel in den Schild der Helden verſetzt und geht damit in eine heraldiſche Beziehung über, welche ſich in den Wappen der Stadt Alzei und einiger von dort ausgegangener Adelsgeſchlechter erhalten hat.

---

[1] Nib. 35. 5917. 6349. 7324. 9184. 6623. 6705. 6679. 6696. 6829. 6795. 7093. 7161. 7202. 7317. 7365. 7602. 7605. 7612. 7941. 7982. 7993. 8081. 8100. 18122. 8145. 8152. 8189. 8256. 9024. 8797. 8917. 9177. 9185. 9219. 9245. 9248. 9259. 1406 ff. Roſeng. I, 175. 1071. 1704. 1707. 1771. Roſeng. II, 131. 342. 343. 345. 346. 347. 349. 350.

Aus dieſer örtlichen Nachweiſung, welche zuerſt in Storcks Darſtellungen aus dem Rhein- und Moſellande, Eſſen und Duisb. 1818, B. I, 256—8 gegeben worden, zuſammengenommen mit dem Umſtande, daß Volker im Nibelungenliede zuerſt in der Sage erſcheint, während er noch im ſpätern Dietleibsliede und der Sage, wie ſie in dieſem vorausgeſetzt wird, fehlt, erklärt ſich W. Grimm (Heldenſ. 355) die Einſchiebung deſſelben in das erſtere Gedicht folgendermaßen:

Jetzt, ſagt er, bin ich auch im Stande, Nachweiſungen über ſeinen wahrſcheinlichen Urſprung zu geben. Die Herrn der Burg Alzei, welche durch ihre Lage nahe bei Worms ſchon Anſpruch darauf hatte, an der Sage Theil zu nehmen, führten eine Fiedel im Wappen und hießen im Volk die Fiedeler (oben S. 323). Daraus wird deutlich, warum die Fiedel, daz wâfen, auch Volkers Schwert iſt und beide in manichfachen Ausdrücken (ez ist ein rôter anstrich, den er zem videlbogen hât 1941, 3; sîn videlbogen snîdet durch den herten stâl 1943, 3) mit einander vertauſcht werden, oder mit andern Worten, warum er zugleich Held und Spielmann iſt, und die Geige, ſein Wappen, mit in den Kampf trägt. Ich meine auch, daß der ganze etwas phantaſtiſche Charakter gegen die ſonſtige geſchichtliche Haltung des Nibelungeliedes abſticht, ſo wie ſeine durch frühere Ereigniſſe nicht erklärte Freundſchaft zu Hagen auffällt.

Sollte auch wirklich der Spielmann Volker erſt auf dieſe Art in das Lied gekommen ſein, obgleich eine eigentlich heraldiſche Beziehung noch nicht im Nibelungenliede, ſondern erſt in den Roſengartenliedern ſich zeigt, und ſollte nicht umgekehrt das Wappen von Alzei aus der Sage ſtammen, ſo iſt doch anzunehmen, daß ein Charakter, der ſo bedeutend, wie Volker, im Liede auftritt, wenigſtens für ſeine Aufnahme in daſſelbe einen Anhalt in der Sage vorgefunden haben werde. Einen ſolchen würde das vorerwähnte Harfenſpiel des Königs Gunnar darbieten.

Dazu, wie Volker die Helden in den Schlaf geigt, findet ſich ein ländliches Seitenſtück im Menchinger Vogtsrecht (bei Nördlingen) von 1441 (Grimm, Rechtsalterth. S. 395):

> Und soll man den rechern die groß glocken leuten, die sollen dann, so man leutet, in den amthof kommen und mit einem pfeifer voraushin pfeifen laßen, unz auf die vorgen. mad und des abends sol er [der Amtmann] in wider heim laßen pfeifen.

Ähnlich im Sigolzheimer Hofrecht (Elſaß), ebendaſelbſt:

> Und sol mans in [dem Köhler und Zimmermann, wenn ſie den Zins bringen] wol bieten und [so es] erberliche zu naht wird, so sol man in stro umbe das vür zetten unde einen giger gewinnen darzu, der in gige, das sie entslaven, unde einen knecht, der in hüte irs gewandes, das es in nit verburne.

Spielleute, welche in die Handlung eingreifen, ſind noch Werbel und Swemmel, die Fiedler des Königs Etzel. Sie gehören nicht, wie Volker, in die Reihe der Helden, aber als Diener und Boten des mächtigſten Königs ſind ſie höher geſtellt, denn die gewöhnlichen Fahrenden.

Bei Etzels Hochzeit mit Kriemhilden und auf ihren Botſchaftsfahrten werden ſie reichlich beſchenkt (Nib. 5509—12). Mit einem Gefolge von vier und zwanzig Recken (5649) werden ſie gen Worms geſchickt, um die burgundiſchen Könige nach Hunnenland einzuladen (Av. 24). Werbeln bekommt dieſe Botſchaft übel, zum Lohne dafür ſchlägt ihm der zürnende Hagen vor Etzels Tiſche die rechte Hand auf der Fiedel ab (Av. 33. Str. 1900—2. Z. 7929—37). Er übt damit eine Gewaltthat, die in dem Geſetze der Angeln und Weriner beſonders vorgeſehen iſt: die Hand des Harfners, gleich der des Goldſchmieds, wird darin durch erhöhte Buße geſchützt.[1] Swemmel bringt die Nachricht vom Falle der burgundiſchen Könige, ſammt ihren Waffen und Roſſen nach Worms. Auf dem Rückwege muß er dem Biſchof Pilgrim zu Paſſau, dem Oheim dieſer Könige, die ganze Geſchichte ihres Untergangs, als Ohren- und Augenzeuge vorerzählen, und der Biſchof läßt ſolche zum ewigen Gedächtnis niederſchreiben (Klage Z. 1728—40. 2145 ff. Lachm.).

Der ſtreitbare Mönch.

Eine gewaffnete Geiſtlichkeit vertrug ſich zwar nicht mit Lehre und Ordnung der chriſtlichen Kirche, die nicht ſelten dagegen eiferte, wohl aber mit der Kriegsverfaſſung und dem kriegeriſchen Geiſte des Mittelalters; ſie begegnet uns daher in mannigfaltigen Erſcheinungen von den fränkiſchen und angelſächſiſchen Biſchöfen und Äbten an, die an der Spitze ihrer Schaar zogen,[2] bis zu dem kölniſchen Erzbiſchof am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, der als Gefangener des Herzogs von Brabant in voller Eiſenrüſtung im Kerker ſitzen muſte (Ottokar Cap. 525—37. Schacht S. 254). Bei Heereszügen zu Rettung und Verherrlichung des Chriſtenglaubens hatte das Schwert in Prieſterhand nichts Befremdliches. Nicht immer bedienten ſich geiſtliche Beſitzer von Lehen und Eigen des Rechtes, die Kriegspflicht, die davon zu leiſten war, durch Stellvertreter aus dem Laienſtande verſehen zu laſſen.[1] Söhne tapferer Geſchlechter, die für geiſtliche Würden beſtimmt wurden, Fürſten und Ritter, die nach kriegeriſcher Laufbahn in das Kloſter traten, die beſte Ruheſtätte für das Alter in jener ſtürmiſchen Zeit, empfiengen mit der Prieſterweihe und dem Ordenskleide nicht ſogleich auch den Geiſt der Demuth und des Friedens. Erſcholl das Geräuſch der Waffen bis in die einſame Kloſterzelle, dann regte ſich wohl auch der alte Kampfmuth in der Heldenbruſt, wie der aquitaniſche Herzog Hunold im achten Jahrhundert nach fünf und zwanzigjährigem Kloſterleben nochmals zu Schwert und Fahne griff (Masc. II, 312).

---

[1] Lex Anglior. et Werinor. hoc est Thuringor. tit. V. § XX.: Qui harpatorem, qui cum circulo harpare potest, in manum percusserit, componat illum (Herold. illud) quarta parte maiori compositione, quam alteri eiusdem conditionis homini. Aurifices similiter. Fœminas (Herold. aurifici … fœminæ) fresum facientes similiter. Georgisch, Corp. Jur. Germ. ant. S. 448. Bei Saxo l. VI, S. 143 beginnt auch Starkather an Ingells verweichlichtem Hofe ſein Strafgericht damit, daß er dem Pfeifer (tibicen) ein Bein ins Geſicht wirft.

[2] Pertz 95. 190—92. Philipps 86. beſ. die Stelle aus dem Chron. Fontanell. Bouq. II, S. 661 (Pertz 190): Wido sortitur locum regiminis [monast. Fontanellens.]; hic namque propinquus Caroli [Martelli] principis fuit, qui etiam monasterium S. Vedasti, quod est in Atrebatensi territorio, jure regiminis tenuit anno uno sicut et istud. Erat autem de secularibus clericis, gladioque quem semispacium vocant semper accinctus, sagaque

Was ſich ſo im Leben geſtaltet, nahm auch in den Dichtungen ſeine Stelle ein. Der Helden geiſtliches Ende iſt zwar häufig nur für einen Zuſatz mönchiſcher Bearbeiter anzuſehen. Dagegen iſt der ſtreitbare Mönch als lebendiger Charakter in die Genoſſenſchaft verſchiedener Heldenkreiſe eingetreten und aus letzteren wieder in die Kloſterlegenden übergegangen. Auch die deutſche Heldenſage hat dieſen Charakter, der ihr nicht urſprünglich angehörte, wohlgefällig in ſich aufgenommen und gehegt.

König Rother folgt dem Rathe des getreuen Berchter, ſich mit ihm zu „mönchen“ (Roth. 5172: Wir munichin uns); ähnlich dem weſtgothiſchen Könige Wamba und dem langobardiſchen Ratchis.[2] Wolfdietrich, der Welt müde, opfert Krone und Sturmgewand auf den Altar des Kloſters Tuſtkal (Wolfd. 149 a, 2), wo er ſich einbrüdert. Es erbarmt ihn, daß man den Armen ſpärlichere Koſt reicht, er ſchüttet die Speiſe

---

pro cappa utebatur, parumque ecclesiasticæ disciplinæ imperiis parebat. Nam copiam canum multiplicem semper habebat, cum qua venationi quotidie insistebat, sagittatorque præcipuus in arcubus ligneis ad aves feriendas erat, hisque operibus magis quam ecclesiasticæ disciplinæ studiis se exercebat.

[1] Außer den Stellen in voriger Note vgl. Raumer V, 486. VI, 123. 392 f.

[2] Wamba 680. Ratchis 749. Masc. II, A. 228 f. II, 319 Note.

zuſammen und theilt ſie gleich aus, die widerſpenſtigen Ordensbrüder hängt er mit zuſammengeknüpften Bärten über eine Stange auf. Mit ungeſchwächtem Heldenmuthe rennt er in das Heer der Heiden, die das Kloſter bedrängen, blutroth ſind die Buchſtaben, die er ſchreibt (ebd. 150a, 4. b, 2 f. 153a, 1 v. u. b, 4 f.), übel der Segen, den er ſpendet. Um ſeine Sünden in einer Nacht abzubüßen, ſetzt er ſich im Münſter auf eine Bahre, wo er mit den Geiſtern aller von ihm Erſchlagenen den härteſten ſeiner Kämpfe beſtehen muß. Die Wilkinenſage erzählt, daß Heimr, der Amelungenrecke, unter anderem Namen ſich in ein Kloſter begeben und ſeine Waffen zu des Abtes Füßen gelegt. Sie werden wieder hervorgenommen, als Heime für die Rechte des Kloſters einen Rieſen im Zweikampfe beſteht. Der Ruf dieſer That dringt zu Dietrich von Bern, der daran den Helden erkennt und ihn aus dem Kloſter zurückholt. Den Mönchen iſt nicht leid um ihn, weil ſie alle ſich vor ihm gefürchtet und er den Abt ſelbſt miſshandelt.[1] Nach der Chronik des Kloſters Novaleſe in Piemont (Chron. monast. Novalic. l. II, c. 7—13, bei Muratori, Script. rer. ital. t. II, p. II. Grimm, d. Sag. II, 55 ff.) hat auch Walther, der Held des lateiniſchen Gedichts, im Alter ſich zum geiſtlichen Leben gewendet und dieſes Kloſter, das er der ſtrengen Zucht wegen vor allen gewählt, gegen feindliche Gewalt vertheidigt. Das Schulterblatt eines weidenden Kalbes dient ihm gelegentlich als Waffe.

Mitten im Heldenleben tummelt ſich der handfeſte Mönch Ilſan. Er iſt vom Meiſtergeſchlechte der Wölfinge, ein Bruder Hildebrands, und erſcheint im Liede von der Ravennaſchlacht noch ſelbſt als Meiſter der jungen Fürſten, die durch ſeine Nachgiebigkeit ſo kläglich umkommen. Dagegen iſt in den Roſengartenliedern das Mönchthum ihm weſentlich. Als Dietrich an den Rhein ausreiten will, fehlt noch ein Recke zu zwölfen. Hildebrand ſchlägt ſeinen Bruder Ilſan vor (Roſeng. II, 140 f.

---

[1] Sag. om K. Didrik, C. 387—391. Rafn II, 1. S. 602—21. Bei Heimes Kampf mit dem Rieſen heißt es S. 613: og saa sige tydske Kvad, at han skar saa meget af hans Laar, at een Hest ikke kunde drage mere. Daß nachher die Mönche von Heime ermordet und das Kloſter von ihm und Dietrich, weil es dieſem Schatzung verſagt, ausgeraubt und verbrannt wird, mag in dem auch ſonſt bemerklichen Haſſe gegen Dietrich als Arianer ſeine Quelle haben.

170 f. 192). Sie ziehen vor das Kloſter Eiſenburg oder Ilſenburg, wo derſelbe ſchon zwei und dreißig Jahre Mönch iſt (Roſeng. I, 300). Er bedenkt ſich nicht lange, die Fahrt mitzumachen, und die Kloſterbrüder beten, daß er nicht wiederkehre, denn er hat ſie manchmal an den Ohren umgezogen, wenn ſie nicht thun wollten, was er ihnen gebot (Roſeng. II, 209. I, 454—64). Den ſtarken Rheinfergen, der zum Fährgelde Fuß und Hand begehrt, lockt er herüber, indem er ſich für einen Wallbruder ausgiebt, und bezwingt ihn dann mit Fauſtſchlägen (I, 651 ff.). „Nummer dummer amen!“ (d. h. in nomine domini; ebd. 725) ſpricht der Ferge, vor dem geiſtlichen Herrn am Boden liegend, und iſt nun bereit, mit ſeinen zwölf Söhnen die lieben Gäſte überzuſchiffen. Im Roſengarten kämpft Ilſan nach dem einen Liede mit Stubenfuß, nach dem andern mit Volker. Die graue Kutte über dem Stahlgewand, watet er durch die Roſen oder wälzt ſich gar darin (Roſeng. I, 1639: Do begunt sich walgern der münich Ilsan In dem rosegarten, nieman greif in an, In den liehten rosen) und alle Frauen lachen über ihn (I, 308). Wen er Beichte hört, der empfängt ſchwere Buße. Der eine genügt ihm nicht, er giebt noch weitern zwei und fünfzigen den Segen, ſo viel als ſeiner Kloſterbrüder ſind, deren jedem er einen Roſenkranz mitzubringen gelobt hat. Gleich viele Küſſe muß ihm Kriemhild geben und er reibt ſie mit ſeinem Barte, daß ihr roſenfarbes Blut nachfließt (Roſeng. II, 454 f.). Man will ihn nicht mehr in ſein Kloſter einlaſſen, doch er ſtößt das Thor auf (Roſeng. I, 2454 f.), drückt die Kränze auf die Platten der Mönche, daß ihnen das Blut über die Stirne rinnt, und zwingt ſie, ihm ſeine Sünden büßen zu helfen (II, 468 ff.); die es nicht thun wollen, hängt er, wie Wolfdietrich, an den Bärten über die Stange (Gedr. Heldenb. 186 b). Im Alphartliede führt der Mönch Ilſan zur Rache um ſeinen Neffen eilfhundert Kloſterleute herbei, die über den lichten Ringen ſchwarze Kutten tragen. Sie ſingen gar üble Töne und fällen manchen in das Gras (Alph. 319. 381. 435. 459). Durch dieſe getreue Hülfe wird Ilſan mit Dietrich ausgeſöhnt, dem er vor Garten den Oheim erſchlagen (402—8). Über Alpharts Grab geführt, heißt er das Weinen laſſen und nur auf Vergeltung denken (409 f.). In den däniſchen Kämpferliedern führt er, auf Dietrichs Heldenfahrt, Kutte und Kolben im Schild und ein Meſſerlein an der Seite, das nicht über eilf Ellen lang iſt

(Grimm 25. Dansk. Vis. I, 6); auch ſonſt hat der kahle Mönch mit dem Kolben, daran fünfzehn Männer zu tragen haben, mancherlei derblustige Abenteuer (Dansk. Vis. I, 167—72. 395 f. Grimm 313—15. 494. 531—3) außer- und innerhalb des Kloſters.

Daß dem Mönche nicht ziemlich ſei, die Waffen zu handhaben, iſt in unſern Liedern genugſam ausgeſprochen. Der Abt verweigert dem Bruder Ilſan den Urlaub; das Recht der Gottesknechte ſei, nicht zu ſtreiten, ſondern Tag und Nacht dem Herrn zu dienen. Erſt als der Mönch die ganze Brüderſchaft dafür verantwortlich macht, wenn einem der Helden im Roſengarten Leides geſchehe, willigt der Abt ein, indem er ſich ſelbſt einen Kranz ausbedingt (Roſeng. II, 199—203). Auch hat Ilſan beim Eintritt in das Kloſter ſeinem Herrn noch eine Fahrt gelobt (Roſeng. I, 303—6. 395—400. Vgl. II, 173 f.), gleichwie Wolfdietrich ſich vorbehalten, zur Vertheidigung des Kloſters wieder zum Schwerte zu greifen (Wolfdietr. 149 a, 1 f.). Dennoch reichen dieſe und andere (I, 1759—66) Entſchuldigungen nicht völlig aus. Im Roſengarten muß Ilſan von Kriemhilden hören: zu Chore gehen und Meſſe ſingen ſtänd' ihm beſſer an (II, 309); und Volker meint, klare Seide würd' ihn beſſer kleiden, als die Kutte, man ſollt' ihn, nachdem er geſtritten, aus dem Kloſter jagen (I, 1758). Hierauf erwidert er, das Streiten ſei ihm von den Wölfingen angeboren. Der Widerſpruch des weltlichen Treibens mit dem geiſtlichen Beruf iſt bei Ilſan gedoppelt, indem er um den Kuſs der Frauen Leib und Seele wagt. Ward nun ſchon der kämpfende Spielmann ironiſch aufgefaßt, ſo muſte der Mönch, um Frauendank fechtend, ganz zur luſtigen Perſon werden. „Wem hat der Berner ſeinen Thoren her geſandt?“ wird ihm zugerufen (II, 312). Scherzhaft iſt durchaus ſeine Erſcheinung gehalten und wiederkehrend ſind die meiſt doppelſinnigen Anſpielungen auf Paternoſter und Benedicite, auf Beichthören und Bußegeben, auf den Predigerſtab, die tönende Kutte, das kurze Mönchshaar mit dem Roſenkranze, den rauhen Bart, der zarte Lippen wund reibt. Ergötzlich ſind in dem einen Liede Volker und Ilſan einander im Kampfe gegenübergeſtellt: der Spielmann mit dem blutigen Fiedelbogen und der Mönch mit dem lichten, ſcharfen Predigerſtabe.[1]

---

[1] Roſeng. I, 385. 415. (Vgl. Otn. 1368.) 725. 1439. 1654. 1659. 1665. 1682. 1685. 1704. 1717. 1739. 1750. 1753. 1757. 1767. 1770. 2285. 2289. 2298. 2302. 2357. Roſeng. II, 306 f. 309—313. 318. 451 ff.

Rumold.

Neben dem Kriegs- oder Lehendienſte bildete ſich ein Hofdienſt, der, aus den Bedürfniſſen jedes größeren Haushalts hervorgegangen, ſich in verſchiedene Hauptämter ſonderte, denen die niederen Dienſtleute zugetheilt und untergeordnet waren. Vier ſolcher alter Hofämter ſind es vorzüglich, die wir das ganze Mittelalter hindurch von den Höfen der Könige bis zu denen der Grafen und Äbte überall beſtellt finden: Kämmerer, Marſchalk, Truchſeß und Schenk. Doch ſind dieſe bekannteſten nicht die einzigen, namentlich wird nicht ſelten auch des Küchenmeiſters erwähnt. Der Hofdienſt muſte an ſich weniger ehrenvoll erſcheinen, als der Kriegsdienſt, theils weil ihm als ſolchem die Waffenehre abgieng, theils weil urſprünglich Hörigkeit damit verbunden war. Bald zwar wuſten jene Hauptämter ſich hoch genug zu ſtellen; ſtets in der nächſten Umgebung des Herrn, bekleideten die Inhaber derſelben ſich mit Glanz und Macht, die kriegeriſche Würde kam zu der höfiſchen, erblicher Landbeſitz verband ſich dem Amte, das nur noch im Prunkdienſte bei hohen Feſtlichkeiten ſich äußerte.[1] Die Inhaber der vier Reichsämter ſtanden zu oberſt in der Reihe der deutſchen Fürſten (Majer, t. Staatskonſt. S. 81).

Der burgundiſche Königshof des Nibelungenliedes iſt mit ſeinen Amtleuten wohl ausgerüſtet: Dankwart, Hagens Bruder, iſt Marſchalk; Ortwin von Metz, deſſen Neffe, Truchſeß; Sindolt Schenk; Hunolt Kämmerer; Rumolt Küchenmeiſter. Bei ihnen hat das Hofamt noch ſeine Bedeutung; ſteht ein Feſt bevor, dann ſind ſie „unmüßig“ mit ihrem Geſinde, alles zu ordnen und zu richten; ſie pflegen der Gäſte ſo, daß all das Land davon Ehre hat (Nibelungen Z. 1244). Zugleich aber ſind ſie tapfere Recken und ziehen mit auf Heerfahrt; dann iſt beſonders der Marſchalk als Führer und Verpfleger der reiſigen Knechte thätig. Auch Rumolt, der Küchenmeiſter, iſt ein kühner und getreuer Held, er ſtreitet wacker gegen die Sachſen und ihm werden Land und Leute befohlen, als die Könige zu den Hunnen fahren. Dennoch iſt an ihm der Spott hängen geblieben, wie der Ruß an ſeinem Schilde. Die Verwaltung der Küche, ſcheint es, konnte nicht zu rechter Würde gelangen, und wo neben dem Truchſeß ein Küchenmeiſter beſtand, mochte jenem der Ehrendienſt im Saale, dieſem die Aufſicht in der Küche zukommen. Darum wird ſcherzweiſe von Rumold angerühmt, wie gût er ſeine „Unterthanen" hergerichtet, die weiten Keſſel, die Häfen und Pfannen. Während Ortwin, der Truchſeß, zu Gewaltthaten wie zu Siegfrieds Ermordung, gerne ſtimmt und ſelbſt bereit iſt (485—92. 3473 f. 3489—91), ſo gilt Rumolts Rath ſprichwörtlich für einen überaus friedlichen. Er, der Küchenmeiſter, räth ſeinen Königen, als die Fahrt zu den Hunnen beſprochen wird, nicht ſo kindiſch das Leben zu wagen, gemächlich daheim zu bleiben, mit guten Kleidern ſich zu ſchmücken, den beſten Wein zu trinken und ſchöne Frauen zu minnen; an Speiſe, ſo köſtlich je ein König in der Welt ſie hatte, ſoll es ihnen nicht fehlen. Trauern muß der getreue Mann, als ſie dennoch die verderbliche Reiſe antreten.[1]

---

[1] Philipps 77. Masc. II, 328. Raumer V, 22. Röſſig 288 f. Lang Regeſt. I, 387: Liupoldus magister coquinæ aulæ imperialis, dictus de Nortenberch.

Im Liede von Dietleib wird der Scherz über Rumold noch weiter ausgeſponnen. Rußfarb, mit Sinnbildern der Kochkunſt bemalt, iſt der Schild des Küchenmeiſters, der wie ein Löwe ſtreitet, übel ſind die berathen, denen Hunolt (Sindolt) da den Wein ſchenkt und Rumold die Braten anrichtet oder Krapfen austheilt, davon die Glieder ſchwären.[2]

Auch bei den Hegelingen werden beim Feſte die erſten Helden zu den Hofämtern berufen; Irold wird Kämmerer, Wate Truchſeß, Frute Schenk, ſtatt des abweſenden Horands; der Marſchall bleibt unerwähnt.[3]

Rüdeger.[4]

Höher, innerlicher aufgefaßt iſt die Verbindung der Häuslichkeit mit dem Heldenthum, des friedlichen Dienſtes mit dem kriegeriſchen, in dem

---

[1] Nib. Z. 37. 953. 3117 (Vgl. 2265—68. 1240—44. 3213—21). 5165. 5878. 6083. 6081. Walth. 436. Klag. 4084—4138.

[2] Dietl. 7749. 10557. 10606. 12011. 12245. 12697.

[3] Gudr. Z. 6445.

[4] Vgl. Tac. Germ. c. 21. Nib. 6783 f., bei Lachm. 1630. Cæs. de bello gall. VI, 28. Pomp. Mela III. Vgl. Grimm, Rechtsalterth. 122. 190, 6. 249 u. 399—402. Klage 3371. V. d. Hag. Anmerk. S. 137—143. Dietrichs Flucht 4686. 4784. 4926. 5100. 5292—96. Rab. 129. Roſeng. I, 798. 817. 822. 959. 1481. 1491. 2451. 2385. 2391. Dietl. 5097. 4167. 4235. 4304. 6065. Nib. 4608. 4740. 4760. 4625. 4651. 4698. 4704.

Charakter des Markgrafen Rüdeger, der mit vollſtem Rechte der milde, der gute, der edle, der getreue zugenannt wird.

Aus ſeiner Heimat vertrieben, von Etzeln wohl aufgenommen und anſehlich belehnt, widmet er ſeine Dienſte zunächſt der Königin Helke, als Vollzieher ihrer wohlwollenden Abſichten, als Schatzmeiſter ihrer Mildthätigkeit. Den heimatloſen Dietrich und deſſen Gefährten bewillkommt er freudig im Hunnenreiche, ſchafft ihnen Pferde, Gold und Kleider, und zwar heimlich, damit niemand ihrer Armuth inne werde. Er führt ſie zu der Königin, wo ſie unter ſeiner Obſorge herrlich bewirtet und ausgeſtattet werden. So wird der Empfang bei Etzeln vorbereitet, der ihnen, auf Helkens Fürſprache, ſeine Hülfe zuſichert. Der Markgraf führt ſelbſt das hunniſche Hülfsheer gegen Ermenrich. Als auf dieſen Zügen die zween Söhne Etzels umgekommen ſind, iſt er der Vermittler zwiſchen Dietrich und den gekränkten Eltern. Wie er ſelbſt ſich jedes Gaſtes freut, iſt auch er überall gerne geſehen und darum geſchickt zu Botſchaften, zumal an Frauen, denen er durch ſeine freundliche Sitte ſich empſiehlt. Nach dem Tode ſeiner Gebieterin Helke wirbt er als Etzels Bote um Kriemhilden. Dieſe läßt ſich erſt erbitten, nachdem er, auch ihr mit allen ſeinen Mannen zu dienen und, was ihr Leides geſchähe, zu rächen, beſchworen hat. Die volle Freundlichkeit ſeines Weſens zeigt ſich in ſeinem eigenen gaſtlichen Hauſe zu Bechelarn, als er die Burgunden auf der Hunnenfahrt beherbergt. Hier iſt alles heiter, „wonniglich,“ heimatlich; aufgethan iſt die Burg, offen ſtehen die Fenſter an den Mauern; an der Hand werden die Gäſte in den ſchönen, geräumigen Bau geführt, wo die Donau untenhin fließt und ſie fröhlich gegen der Luft ſitzen. Wie das Haus, ſo die Bewohner, er der beſte Wirt, der irgend an der Straße wohnt, dann ſeine liebe Hausfrau und die ſchöne Tochter, deren Kuſs die Helden begrüßt. Am

4750. 4767. 4770—72. 4820. 4785. 4897. 4905. 4914. 4918. 4907. 4934. 4949. 5035. 5040—51. 5045. 5077. 5236. 5293. 5301. 5309—12. 5407. 5442—44. 5504. 5713. 6565. (Lachm. 1579.) 6580. 6597. 6604. 6615. 6640. 6642. 6656. 6660. 6687. 6700. 6710. 6719. 6726. 6740. 6764. 6767. 6774. 6782. 6789. 6829. 6837. 7240. 7537—45. 8062. 8644. 8663. 8959 f. 8965 f. 8696. 8699. 8708. 8717. 8728. 8730. 8742. 8769. 8804. 8825—49. 8838. 8873. 8880—912. 8916. 8925. 8973. 8976. 8985. 8989. 9021. 9038. 9042. 9049. 9078. 9068. 9092. 9095. 9135. 9139. 9144. 9145. 9149. 9156. 9157. 9170. 9176. 9369—75. 9440. Klag. 426—46. 2061—282.

wohlbeſetzten Tiſche, bei gutem Weine geht allen das Herz auf. Wie ſehr ſie ſich wehren, müſſen ſie doch bleiben bis zum vierten Morgen und zum Abſchied werden ſie auf das reichlichſte beſchenkt. Jeder empfängt eine herrliche Gabe, Waffenkleid, Schwert, Schild, Goldringe; die herrlichſte der Jüngling Giſelher, dem der milde Wirt ſeine ſchöne Tochter verlobt. Er geleitet dann die Gäſte an Etzels Hof, wo ihm der herzzerreißende Kampf bevorſteht zwiſchen den Pflichten dieſer innigen Gaſtfreundſchaft und dem Eide, womit er ſich Kriemhilden verpflichtet hat. Er ſoll die verderben, die er in ſein Haus geladen, denen er Trank und Speiſe ſammt all ſeiner Gabe geboten. Welches er läßt und welches er beginnt, ſo hat er übel gethan. Er heißt Etzeln widernehmen, was er von dieſem empfangen, Land und Burgen; Weib und Tochter an der Hand, will er zu Fuß ins Elend gehen; aber nicht erläßt man ihn ſeines Schwures. Da giebt er Seel' und Leib an die Wage, daß die Rächerin Kriemhild ſelbſt darob weinen muß. Seinen Freunden kündet er Dienſt und Gruß auf, obſchon ſie ihn der Gaſtgeſchenke mahnen. Wollte Gott, jene wären daheim am Rhein und er ſelbſt mit Ehren todt! Noch giebt er ſeine letzte Gabe; an Hagen, dem der Schild vor der Hand zerhauen iſt, vergiebt er den ſeinigen. Wie grimm und hartgemuth Hagen iſt, doch erbarmt ihn des, er und ſein Geſelle Volker geloben, Rüdegern nimmer im Streite zu berühren. Als nun der Markgraf ſich aufgerafft und in die Schaar der Burgunden gedrungen, trifft er fechtend auf Gernot, einer fällt von des andern Schlage, Rüdeger von dem Schwerte, das er ſelbſt dem Gegner gegeben. Nie ward ſo reiche Gabe ſchlimmer gelohnt. Von ungeheurem Jammer erſchallet Haus und Turm, zergangen iſt alle Freude in Hunnenland. Den grimmigen Amelungen rinnen Thränen über die Bärte, ein Vater iſt ihnen erſchlagen; „ſäh' ich heute meinen Vater todt, mir würde nimmer leider," ruft Wolfwin aus; ſie erheben um ſeine Leiche den Kampf, in dem ſie untergehen.

Mit ſichtlicher Liebe verweilen die Lieder bei Rüdegers Charakter. Mit den innigſten Worten, in blühendem Bilde, wird ſeine Milde, ſeine Güte geprieſen. Er iſt ein Troſt der Elenden, ein Vater aller Tugenden; ſein Herz trägt Tugenden, wie der ſüße Mai Gras und Blumen trägt. „Wie Rüdeger erſchlagen ward," iſt eine der ausgeführteſten Abenteuren, die rührendſte Darſtellung im Nibelungenliede. Hier erſcheint nicht bloß äußerer Kampf, wo Trotz gegen Trotz, Kraft gegen Kraft anringt. Die mildeſten Tugenden ſelbſt, die Gaſtfreundſchaft, die Dienſttreue, ſind unter ſich in den ſchmerzlichſten Widerſtreit gerathen und das Herz, das ſie ausgeboren, muß in der unauflösbaren Verwicklung brechen. Es gilt nicht Leib und Leben allein; daß er die Seele verliere, hat er auch das geſchworen? (Nib. Lachm. 2087, 3). Er ruft zu Gott, der ihm das Leben gab, ihn recht zu weiſen. Brot und Wein, Gold und Tochter, Schwert und Schild, alles hat er gerne gegeben, das Leben ſelbſt gäb' er willig hin, aber auch die Ehre, die Treue, die eigene Seele noch ſoll er hinopfern. Seine Dienſtwilligkeit iſt ihm zum Fluche geworden, die Gabe ſeiner Gaſtfreiheit giebt ihm den Todesſtoß. Dieſe Empörung von Pflicht gegen Pflicht, von Tugend gegen Tugend, dieſe Zerſpaltung des edelſten Herzens, iſt der tiefſte Schnitt des furchtbaren Geſchickes, das in dem Liede waltet. Keiner der Helden verſinkt ſo jammervoll in den allgemeinen Untergang, als eben dieſer, der beſtgeſinnte.

Es iſt an ſeiner Stelle bemerkt worden, daß Rüdeger als geſchichtliche Perſon, als ein Graf der Oſtmark im 10ten Jahrhundert nicht zu erweiſen, wahrſcheinlicher der Sagenheld in die Geſchichte übertragen ſei. Wenn er in der eigenthümlich nordiſchen Sage nicht vorkommt (wohl aber in der Wilkinenſage), ſo erklärt ſich dieſes daraus, daß überhaupt der gothiſche Beſtandtheil des Sagenkreiſes dem Norden fremder geblieben. Hiernach kann auch nicht behauptet werden, daß der Charakter dieſes Helden erſt in der ſpäteren Ausbildung chriſtlichen Sinnes und ritterlicher Sitte (vgl. Grimm S. 361) ſeinen Grund habe, obgleich der Einfluß chriſtlich-ritterlicher Anſicht auf die Darſtellung desſelben keineswegs zu verkennen iſt. Neben den ſtrengern Eigenſchaften des Heldenthums, welche in manigfaltigen Geſtalten unſres Sagenkreiſes zur Erſcheinung gebracht ſind, muſten doch die mildern Tugenden, wie ſie im germaniſchen Leben ſelbſt nicht gefehlt haben, auch in den Liedern ihre Vertretung finden. Sie fanden ſolche in Rüdeger, deſſen gaſtliche Freigebigkeit, die wir auf die höchſten Güter ſich erſtrecken ſahen, demjenigen entſpricht, was uns aus früheſter Zeit von der unbegrenzten Gaſtfreiheit der Deutſchen berichtet iſt; eben die von Rüdegern ſo rückhaltlos geübte Sitte, dem abgehenden Gaſte keinerlei Geſchenk zu verſagen, iſt durch Tacitus als eine allgermaniſche bewährt.

Das aber liegt ganz im Weſen der epiſchen Entwicklung, daß, wenn einmal die mildern Geſinnungen in einem der Heldencharaktere ihren Vertreter hatten, ſich an dieſen alles anſchloß, was die Herrſchaft des Chriſtenthums von ſanfterer Sinnesart und Sitte auch im Heldengeſang entfalten konnte, daß er vorzüglich ergriffen wurde, um, im Gegenſatze der wilden Naturkraft, die innere ethiſche Richtung zur Reife zu bringen. Bricht jene zumeiſt noch in der Berſerkernatur Wolfharts hervor, der auch bei Rüdegers Tode zornmüthig nur darüber klagt, wer nun zu ſo mancher Heerfahrt der Recken Weiſer ſein werde (Nib. 9149 f.), ſo erſcheint dagegen der Durchbruch des innern Lebens vor allem in jenem Seelenkampfe des edlen Rüdegers.

Ich komme zu einer weiteren Schilderung: Waffen und Roſſe. Es fällt vielleicht auf, daß ich dieſe Gegenſtände gewiſſermaßen in die Reihe der Perſönlichkeiten und Charaktere aufnehme. Ich erkläre mich darüber.

Waffen und Roſſe.

Als noch der reiſige Held einer wandelnden Burg zu vergleichen war, als der volle Harniſch einen Theil ſeiner Perſon auszumachen ſchien, da gebührte den Gegenſtänden dieſer Ausrüſtung allerdings eine Stelle im Kreiſe der durch wechſelſeitige Treue verbürgten Genoſſenſchaft. Sie waren nicht todtes, willenloſes Werkzeug, ſie erſchienen belebt, von dämoniſchen Kräften beſeelt, ſie waren Zeugen und Symbole der wichtigſten Handlungen des Lebens, innig befreundete Gefährten in Noth und Tod.

Göttliche Verehrung des Schwertes iſt von manchen barbariſchen Völkern, unter den deutſchen namentlich von den Quaden, berichtet. Als Zeichen ſolcher Verehrung wird das Schwören auf das Schwert angeführt, beſonders zur feierlichen Bekräftigung von Friedensverträgen. Franken, Sachſen, Dänen, Normannen ſehen wir, nach Volksſitte, den Eid des Friedens und der Treue auf ihre Waffen ſchwören. Sie ſchwuren bei dem, ſagt ein fränkiſcher Geſchichtſchreiber von den Normannen, wovon ſie vor allem Schutz und Heil erwarteten. Auch die Geſetze der Langobarden und der Baiern kennen den gerichtlichen Eid auf geweihte Waffen, neben dem auf die Evangelien. Noch bis zum 15ten Jahrhundert erkennen die Gerichte den Eid auf das Schwert.

In den Heldenliedern der Edda ſoll bei Schiffes Bord und Schildes Rand, bei Roſſes Bug und Schwertes Schneide geſchworen werden. Darum wird auch dem Eidbrüchigen geflucht, daß ihm das Schiff nicht ſchreite, wenn auch erwünſchter Wind wehe, daß ihm das Roſs nicht renne, wenn er vor Feinden fliehen müſſe, daß ihm das Schwert nicht ſchneide, als auf ſein eigen Haupt. Der deutſche Siegfried ſtößt vor dem Drachenſteine ſein Schwert in die Erde und ſchwört darauf drei Eide, daß er nicht ohne die Jungfrau von dannen kehren wolle.

Bei der Betrachtung des Mythiſchen iſt angeführt worden, wie der Heldenjüngling von Odin ſelbſt oder von der Walküre, die über ihm waltet, zuerſt das Schwert empfängt. Dieſem höheren Urſprung gemäß haften auf ſolchen Waffen wunderbare Kräfte und ſtrenge Geſchicke, die durch ganze Geſchlechter fortwirken. So giebt es Schwerter, die nicht entblößt werden können, ohne jemands Tod zu werden, oder die jeden Tag einen Mann heiſchen. Dem Schwerte Tyrfing iſt angewünſcht, daß es, ſo oft es gezogen würde, ſeinen Mann fälle, das Werkzeug zu den drei gröſten Schandthaten werde und dem Beſitzer den Tod gebe: hierauf beruht die Entwicklung der berühmten Herwaraſage. Das Wölſungenſchwert hat ſeine eigene Geſchichte, ebenſo das Schwert Nibelungs, Balmung, welches Siegfried für die Theilung des Hortes empfängt und das er ſogleich gegen die Geber ſelbſt wendet (Nib. 381. 389). Sein Mörder, Hagen, bemächtigt ſich auch des Schwertes (9334 f. 3833) und läßt es, übermüthig trotzend, auf ſeinen Knieen vor Kriemhild ſpielen, die dadurch ihres Leides gemahnt, zu weinen beginnt (7152—60). Aber das übel gewonnene (7216: daz er vil übele gewan) wird ihm zum Verderben. Als er, in Banden, vor Kriemhild geführt, den Schatz anzuzeigen ſich weigert, da iſt ihr doch das Schwert wieder geworden, das ihr Liebſter trug, da ſie ihn zuletzt ſah; ſie zieht es aus der Scheide und ſchlägt dem Mörder das Haupt ab (9605—12), wird aber ſelbſt dafür von Hildebrand erſchlagen. Leicht erkennt man, wenn es auch nicht ausgeſprochen iſt, die Verbindung Balmungs mit dem Fluche des Hortes und dem ganzen Verlauf der furchtbaren Geſchicke.

Sowie Schwerter durch Zauberſprüche ſtumpf gemacht werden können, giebt es andererſeits gefeite Harniſche, darauf kein Eiſen haftet. Auch bloßen Hemden von Seide, auf zauberhafte Weiſe verfertigt, wird in nordiſchen Sagen dieſe Eigenſchaft zugeſchrieben. Wer ein ſolches an hat, iſt nicht bloß durch Eiſen unverwundbar, auch Feuer beſchädigt ihn nicht, von Kälte leidet er weder zu Lande noch zur See, kein Schwimmen ermattet ihn, kein Hunger quält ihn. Es ſind dieß die Rothhemde des deutſchen Mittelalters. Dahin gehört nun auch Sanct Georgs Hemd, das Wolfdietrich trägt. In dieſem Hemde, von ſchneeweißer Seide, wird er, nach der einen Bildung des Heldenliedes, von einem frommen Einſiedler getauft; es ſchützt ihn gegen Stich und Schlag, gegen Feuer und Waſſer, auch gegen alle Zauberei; anfangs klein, iſt es ihm doch ſtets gerecht und er gewinnt mit jedem Jahr eine Mannsſtärke weiter. Nach der andern Geſtalt der Sage iſt Sanct Jörg ſelbſt Wolfdietrichs Pathe und das Hemd ſollte wohl das Pathengeſchenk ſein, wenn gleich erzählt wird, daß der Held ſolches dem Heiden Palmunt abgenommen, der es aus einem Kloſter geraubt hatte. In großen Nöthen ruft Wolfdietrich den Heiligen an, deſſen Hemd ihm zu tragen vergönnt iſt, und dieſes behütet ihn vor jeder Art Waffen, wie vor dem Rachen der Lindwürme.

Der chriſtliche Patron behauptet hier dieſelbe Stelle, die in andern Fällen der Heidengott einnimmt, der ſeinem Schützlinge zauberhafte Waffen verleiht. Die Ertheilung des Namens (Namenfeſte) war ſchon im nordiſchen Heidenthum eine feierliche Handlung und ſtets von einem bedeutendern Geſchenke, beſonders an Waffen, begleitet. Wir haben ſchon früher bemerkt, wie nach Verdrängung der großen Götter, bald chriſtliche Heilige, bald untergeordnete Naturgeiſter, die der Volksglaube fortleben ließ, in die Obliegenheiten jener ſich theilten. Weſen der letztern Art, die elfiſchen Zwerge, ſind es dann auch meiſt, von denen die jungen Helden mit wunderbaren Waffen ausgeſtattet werden; dieſes lag um ſo näher, als ſchon nach heidniſcher Anſicht die Erdgeiſter, die in ihren Berghöhlen über den Hort der Erze zu walten hatten, ſolchen auch kunſtreich verarbeiteten und für die Götter ſelbſt Waffen und anderes Geräthe ſchmiedeten. Odins Speer, Thors Hammer, Freyrs Schiff, der Göttin Sif Haare von Gold, Freyas Halsſchmuck u. ſ. f. ſind Kunſtwerke der Schwarzelfen, Söhne Iwalds. Gleichnamig mit dieſem erſcheint noch in unſerem Volksbuche von Siegfried der Zwergekönig Egwald. Wie dort den Göttern, ſo ſind auch gewaltigen Helden die Zwerge, obgleich meiſt nur gezwungen, mit herrlicher Arbeit zur Hand.

Das Lied von Otnit läßt uns in die Eſſe ſelbſt, in die Höhle des Berges, hineinſchauen, daraus Elberich die von ihm gefertigten, wunderbar leuchtenden Waffen ſeinem Sohne hervorholt.

Wo die Waffen ſo vieles galten, war auch der Waffenſchmied ein wichtiges Glied der Geſellſchaft. Von allen Handarbeiten jener Zeit war die ſeinige die kunſtreichſte. Der Wunderglaube, der auf dem Werke haftete, muſte den Meiſter mit berühren. Im Gebirge, wo die Erze wuchſen, ſtand auch die Werkſtätte des Schmiedes; der ſchaffende Geiſt, der in den Bergen wirkte, ſchien an der Eſſe fortzuarbeiten. So ſpielen denn die Waffenſchmiede in Liedern und Sagen eine bedeutende Rolle, ſie ſind angeſehen und gefürchtet, ſie gelten meiſt für Elfen oder Elfenſöhne.

Viel Abenteuerliches wird erzählt von den Schickſalen und Wettkämpfen der Schmiede, in der Götterwelt und bei den Menſchen. Die Schwarzelfen wetteifern, wer den Göttern die koſtbarſten Werke bereite; Loke ſelbſt verwettet darüber ſein Haupt und ſucht, zur Bremſe verwandelt, die Arbeit zu ſtören; die Aſen auf ihrem Richterſitze berathen das Urtheil. Der berühmteſte von allen Schmieden aber iſt Wieland; in Scandinavien und in Deutſchland, in England und in Frankreich, war ſeit den älteſten Zeiten ſein Name ſagenhaft. Wielands Werk hieß jedes kunſtreichſte Waffenſtück oder Prunkgeräthe. Er iſt der Dädalus des Nordens. Ein Lied der Edda ſingt ſeine Geſchichte, wie er, ein Fürſt und Genoſſe der Elfen, Gemahl einer Walküre, von dem ſchwediſchen Könige Nidud räuberiſch überfallen wird und, mit zerſchnittenen Fußſehnen auf einen Holm geſetzt, Schmiedarbeit für denſelben fertigen muß; wie er dann, Rache brütend, des Königs beide Knaben in ſeiner Werkſtätte ermordet, aus ihren Hirnſchaalen ſilbergefaßte Becher für den Vater, aus den Augen edle Steine für die Mutter, aus den Zähnen Bruſtringe für die Schweſter fertigt und, nachdem er auch dieſe überliſtet und entehrt hat, hohnlachend in die Wolken entfliegt. Auch die Wilkinenſage erzählt, in den Hauptzügen übereinſtimmend, dieſe Geſchichten, ſchickt übrigens ausführliche Nachrichten über ſein Geſchlecht, ſeine Jugend und Lehrzeit voran. Hier iſt er ein Sohn des Rieſen Wade, den König Wilkinus mit einer Meerfrau erzeugt. Die Schmiedekunſt erlernt er zuerſt bei Mimer, zu dem auch Sigurd gekommen, dann bei zween Zwergen in einem Berge, die, auf ſeine

Geſchicklichkeit eiferſüchtig, ihm nach dem Leben trachten. Nachher dient er dem Könige Nidung, wo er unter andrem mit dem Schmiede Amilias eine Wette auf Leib und Leben eingeht. Wieland ſoll ein Schwert, Amilias Helm und Harniſch ſchmieden; dringt das Schwert durch dieſe, ſo iſt Amilias, wo nicht, Wieland des Haupts verluſtig. Als die Zeit der Probe gekommen, ſetzt Amilias ſich in ſeiner Rüſtung auf einen Stuhl. Wieland ſtellt ſich hinter ihn, ſetzt das Schwert an den Helm und ſchneidet bis zum Gürtel hindurch. Dem Amelias iſt es zuerſt, als göſſe man kalt Waſſer über ihn, und als er ſich ſchüttelt, fällt er in zwei Stücken vom Stuhl herab. Dieſes iſt das Schwert Mimung, welches Wieland nachher ſeinem Sohne Wittich giebt, in deſſen Geſchichte daſſelbe häufig vorkommt. Als Vater dieſes Helden, als Verfertiger des Schwertes Mimming und andrer herrlichen Waffen wird Wieland auch in den deutſchen Liedern genannt. So ſind nach dem Dietleibsliede die dreizehn trefflichen Schwerter, die nur Fürſt oder Fürſtenkind tragen durfte, von den Schmiedemeiſtern Mime (Mimer der Wilkinerſage), Hertrich und Wieland verfertigt. Daß aber auch ſonſt Wielands Abenteuer verbreitet waren, zeigt der Anhang zum Heldenbuch, wonach derſelbe, ein Herzog, durch zween Rieſen von ſeinem Lande vertrieben und dadurch in Armuth gekommen, des Königs Elberich Geſell und ein Schmied im Berge zu Glockenſachſen ward, darnach zu König Hertwich (obigem Hertrich) kam und von deſſen Tochter die zween Söhne Wittich und Wittigowe gewann. Merkwürdig erſcheint im Triſtan, alſo aus nordfranzöſiſcher Quelle, ein Herzog Gilan (zu Swales), als Beſitzer eines wunderſamen Hündleins, das ihm aus Avalun, der Feien Land, von einer Göttin aus Liebe geſendet worden. Dieſes „fremde Werk von Avalun“ läßt im ergötzlichſten Farbenwechſel ſeine ſeidenen Haare ſpielen und hat am Hals eine Schelle hängen, deren ſüßer Klang jedes Leid vergeſſen macht. Um daſſelbe für die Geliebte zu erlangen, bekämpft Triſtan einen Rieſen, der den Herzog Gilan und deſſen Land bedrängt. Dieſes feenhafte Geſchöpf iſt doch wohl urſprünglich ein Kunſtwerk des Wieland (Guielandus, Gilan), der im Anhang zum Heldenbuch 208 b auch als ein von Rieſen bedrängter Herzog bezeichnet wird.

Die Heldenwaffen haben Namen, als Ausdruck der poetiſchen Perſönlichkeit, zu der ſie durch den Ruhm des Meiſters, durch beſondre Gaben und eine eigene Geſchichte ſich erhoben. Dieſe Namen ſind meiſt von ihrer Abkunft oder von ihren Eigenſchaften, dem Glanz, der Schärfe u. ſ. w. entnommen. Z. B. Balmung, das berühmte Schwert Siegfrieds, das er mit dem Nibelungenhorte erhielt, hat ſeinen Namen von Balm (Stalder, Schweiz. Idiot. 1, 127: Balm, Balme, f. Höhle, oder ein oben überhängender Fels) und der Abſtammungsſilbe ung; alſo eigentlich: Kind der Felshöhle; denn es kommt mit dem Zwerghorte aus dem hohlen Berge. (Vgl. Nib. 363. 389.) Jedes Schwert hat auch ſeinen eigenthümlichen Klang, woran es, wie der Menſch an der Stimme, kenntlich iſt. Schöne Sagen ſind hierauf gebaut. Wermund, ein alter blinder Dänenkönig, wird nach Saxos Erzählung (B. 4, S. 96) vom Könige der Sachſen zum Kampf um ſein Reich gefordert. Uffo, Wermunds Sohn, bisher für ſtumm und träge gehalten, erhebt ſich plötzlich und begehrt nicht bloß mit einem, ſondern mit zween Gegnern den Holmgang zu beſtehen. Aber jeder Harniſch zerſpringt über ſeiner breiten Bruſt; man muß ihm den des Vaters zerſchneiden und mit einer Spange heften. Jedes Schwert zerbricht von ſeiner Hand geſchwungen. Der alte König hat eines gehabt, mit Namen Skrep, dem auf den erſten Hieb nichts zu widerſtehen vermochte. Er hat es längſt in die Erde gegraben, weil er es ſeinem Sohne nicht anvertraut, Fremden nicht gegönnt. Jetzt ſucht er es hervor und reicht es dem Sohne. Es iſt vor Alter morſch und zerfreſſen, aber wenn dieſes bricht, ſo hält kein anderes. Auf einer Inſel der Eider treffen ſich die drei Kämpfer. Beide Stromesufer ſind mit Zuſchauern angefüllt, Wermund ſtellt ſich an den Rand der Brücke, um ſich in die Wellen zu ſtürzen, wenn ſein Sohn beſiegt würde. Dieſer, dem Schwerte miſstrauend, wehrt erſt nur mit dem Schilde die Schläge der beiden Sachſen ab. Der blinde Vater meint, es geſchehe aus Schwäche und neigt ſich ſchon zum Sturze. Da hört er den Klang des Schwertes Skrep und ſeine Seele iſt erfriſcht; der eine Feind, ſo ſagt man ihm, iſt mitten hindurch gehauen. Zum zweitenmal dringt der Klang ſeines Schwertes ihm ins Ohr; auch der andere iſt hingeſtreckt. Freudethränen vergießt der Greis und die Dänen jauchzen dem Sieger. Auch in einer altdäniſchen Ballade (Dansk. Vis. 1, 141) hört ein Vater weither über das Gebirg die Schwerter ſeiner Söhne ſchallen, die unter ſich in mörderiſchen Kampf gerathen ſind; gerade wie Oddrun (Edd. 4, 138) die letzten Harfenſchläge Gunnars über den Sund vernimmt.

(Vgl. Wunderb. I, 275.) In den nordiſchen Sprachen heißt es, die Schwerter ſingen; Rolf Krakes Schwert Sköfnung ſingt hoch auf, wenn es auf Knochen trifft. Im deutſchen Liede begegnen Vater und Sohn, Biterolf und Dietleib, einander unbekannt ſich im Getümmel der Schlacht; dieſer führt gewaltige Schläge auf jenen, da erkennt Biterolf den Klang des Schwertes Welſung, das er vor manchen Jahren daheim gelaſſen, und ſchmerzliche Sehnſucht ergreift ihn (3694. 3656. 10935. 12260). Auch ſonſt wird oft genug der Klang edler Schwerter gerühmt. Walthers Schwert ertönt im Kampfſturm wie eine Glocke. Aber auch andere Kennzeichen giebt es. Mimings Spur erkennt Dietrich an den tiefen und weiten Wunden, die den jungen Königen von Wittich geſchlagen ſind. Am Glanze wird Dietrichs Helm Hildegrin überall erkannt.

Das ſelbſtändige Leben, das man den Waffen beimaß, ſcheint ſelbſt in der Geſetzgebung ſich zu äußern. War jemand in ein fremdes Haus gegangen und hatte ſeinen Spieß außen an die Thür gelehnt, oder waren ſonſt Waffen an einen Ort gelegt worden, wo ſie ruhig ſein konnten, und hatte dennoch ein anderer ſie genommen und damit Schaden gethan, ſo muſte, nach engliſchnormanniſchem Rechte, zwar der Thäter dieſen Schaden büßen, aber auch der Eigenthümer ſollte die Waffen nicht zurücknehmen, bevor ſie von aller Anſchuldigung rein waren.[1] Die Waffe iſt hier mit Schuld belaſtet, faſt wie ein der Zurechnung fähiges Weſen.

Die Geſchichte der Helden beginnt mit der meiſt wunderbaren Erwerbung der Waffen, dieſer Werkzeuge künftiger Thaten. Ein „edles“ Schwert iſt wohl ein Land werth. (Laurin 191 a, Siegfr. 71. Ecke 196. Dietleib 12875 f. Rab. 798. 4111.) Die Dichtung verherrlichte, was im Leben ſelbſt eine wichtige Handlung war. Die Waffennahme bezeichnete den Übergang des ſchwertmäßigen Jünglings zur Mündigkeit, ſie war eine nothwendige Ergänzung der Perſon; denn nur der Wehrhafte konnte ſich und andern Sicherheit verbürgen. „Die Waffen zu nehmen,“ ſagt Tacitus (Germ. 13), „iſt keinem durch Volksſitte geſtattet, bevor ihn die Gemeinde für tüchtig erkannt. Dann wird der Jüngling in der Verſammlung ſelbſt von einem der Fürſten, oder vom Vater, oder von einem Verwandten, mit Schild und Speer geſchmückt. Dieß iſt bei den Germanen die Toga, dieß der Jugend erſte Ehre; vorher ſind ſie für einen Theil des Hauſes angeſehen, jetzt des Gemeinweſens.“ Die feierliche Wehrhaftmachung, Schwertnahme, Schwertleite finden wir bei den germaniſchen Stämmen das ganze Mittelalter hindurch. Sie fiel in der Folge zuſammen mit der Ertheilung der Ritterwürde, und die Rittergedichte ſind freigebig mit ausführlichen Beſchreibungen dieſer Feſtlichkeit. Im Nibelungenliede ſelbſt empfängt Siegfried nicht mehr das umgeſchmiedete Wölſungenſchwert aus der Hand des kunſtreichen Reigen, im Münſter zu Xanten läßt ihn ſein Vater Siegmund nach chriſtlichem Brauche feſtlich zum Ritter werden. Wir überlaſſen dieſe Feſte dem Ritterweſen und richten hier unſer Augenmerk auf die Verbindungen, welche, nach germaniſcher Sitte, mit der Waffennahme eingegangen wurden. Es war zunächſt der Vater, oder wer deſſen Stelle vertrat, der dem Jüngling die Waffen reichte. Fränkiſche und angelſächſiſche Könige, wie ſpäter hohenſtaufiſche Kaiſer, ſahen wir den Sohn oder Enkel mit dem Schwerte gürten. Dieſe Obliegenheit ward aber auch von ſolchen, die mit dem Jüngling entfernter oder gar nicht verwandt waren, namentlich von mächtigen Schutzherrn, übernommen und dieſe traten damit in die Pflichten und Rechte des Vaters ein. So erklärt ſich uns die in frühern Zeiten vorkommende Sohnesannahme durch Waffen (adoptio per arma). Schon der wehrhaftmachende Fürſt, bei Tacitus, kann hieher bezogen werden. Der oſtgothiſche Theoderich macht den König der Heruler ſich zum Sohne durch Waffen. „Ich gebe dir,“ läßt er demſelben ſchreiben, „Roſſe, Schwerter, Schilde und andres Kriegszeug, aber, was ſtärker als dieſe iſt, ich theile dir meine Gerichte zu.“ Selbſt der byzantiniſche Kaiſer folgt dieſer Sitte und nimmt den Gothen Eutharich, zum Zeichen des Friedens, als Waffenſohn an. Von dem Weſtgothen Theoderich empfängt der Suevenkönig Remismund zum Bundespfande Waffen und Frau. Der Merowinge Gunthram verſöhnt ſich mit ſeinem Neffen Childebert, indem er, ſelbſt kinderlos, denſelben für ſeinen Sohn erklärt. Er ſetzt ihn auf ſeinen Stuhl und übergiebt ihm das Reich, mit den Worten: „Ein Schild deck' uns, ein Speer ſchütz' uns!“ Selbſt wenn er noch Söhne bekommen würde, ſoll Childebert zu ihnen gezählt ſein. Was ſich in ſolchen Fällen als

---

[1] Die Stellen in Phill. Geſch. des angelſ. Rechts S. 109. N. Namentlich Leg. Henr. Pr 87: Observet autem ille, cujus arma erant, ut ea non recipiat, antequam in omni calumnia munda sint.

Form ſtaatsrechtlicher Verhältniſſe darſtellt, das zeigt ſich uns in den Sagen als mythiſche Einkleidung. Odin, den Heldenjünglingen das Schwert verleihend, erklärt ſie für ſeine Söhne. Elberich giebt dem jungen Otnit ſich als Vater zu erkennen und reicht ihm die herrlichen Waffen (Otn. 774).

Wie ſich Geber und Empfänger der Waffen als Vater und Sohn verbanden, ſo ſcheinen diejenigen, welche zugleich von demſelben Waffenvater das Schwert nahmen, ſich zu Brüdern geworden zu ſein. Wenn ein Fürſt ſeinen Sohn zum Ritter machte, ſo ließ er mit ihm eine zahlreiche Schaar edler Jünglinge die Waffen nehmen und ſtattete ſie reichlich mit Roſſen und Kleidern aus. Sie heißen in unſern Liedern Schildgefährten, Schildgeſellen, Schwertgenoſſen. Mag dieſes zum bloßen Feſtprunke geworden ſein, urſprünglich ward auch hier gewiſs ein engeres Verhältnis begründet. Der Vater bezweckte, dem Sohn eine ſchützende Umgebung tüchtiger Altersgenoſſen für das ganze Leben zu verbrüdern. Sie waren des jungen Fürſten erſtes und angeſtammtes Gefolge.

Aber auch mit den Waffen ſelbſt wurde beim Empfang derſelben eine Verbindung geſchloſſen, welche ſich weit über das bloße Recht des Beſitzes erhob. Daß der poetiſche Sinn der Zeit dem durch ſtetes und nahes Bedürfnis vertrauten Geräthe Leben und Seele lieh, iſt ſchon aus früherem erſichtlich. Das treue Schwert, des Helden beſtändiges Geleite, gewann auch Freundesrecht. „Gewiſſen Freund, verſuchtes Schwert, ſoll man zu Nöthen ſehen,“ iſt ein altes deutſches Sprichwort.[1] „Ich minne Schild und Speer,“ antwortet der heimatloſe Wolfdieterich der Königin, die ihn eine unter ihren Jungfrauen wählen heißt. Im Saale zu Bern ſitzen Dietrichs Recken bei einander, je zu zweien oder dreien geſellt, aber in der Ecke ſitzt einer, der Held Rudung, der hat keinen Geſellen, über ſeine Beine hat er ein Schwert gelegt, „das war ihm ſo lieb.“ Als auf Brunhildens Burg die gefährlichen Wettſpiele vorbereitet werden, da bedauern Dankwart und Hagen, daß ſie beim Empfang, obwohl ungern (Nib. 1644), ihre Waffen abgegeben. Brunhilde hört es und läßt ihnen ſolche zurückſtellen. Beim Wiederſehen ſeines Schwertes wird Dankwart vor Freuden viel roth. Dieß iſt ſonſt

---

[1] Walther v. d. Vogelw. I, 131b. Bruder Wirner (Alt Meiſtergeſ. B. LVIII): Getruwer vriunt, vursuchtez swert, die zwiene sint in noten gût; sie sint wol hoer eren wert, der sie hat dicke wol behût. [Freidank 95, 16. K.]

Bezeichnung der Freude beim Anblick der Geliebten (Nib. 1155). „Gunther iſt unbezwungen,“ ruft er, „nun wir unſre Waffen haben.“ Es iſt ein oft wiederkehrender Ausdruck, daß der Held ſich jeder kühnen That vermißt, „ihm breche denn das Schwert an ſeiner Hand.“ Gernot rühmt von dem Schwerte, das ihm Rüdiger gegeben, es ſei ihm in all der Noth nicht gewichen, es ſei „lauter und ſtet, herrlich und gut.“ Der alte Hildebrand, von ſeinem unerkannten Sohn aufgefordert, Harniſch und Schild abzugeben, weigert ſich ſolchen Undanks. „Mein Harniſch und mein grüner Schild, die haben mich oft ernährt (gerettet).“ Auf gleiche Anforderung erwidert Walther: „Meinen Schild will ich wehren, für gute Dienſte bin ich ſein Schuldner, oft hat er ſich meinen Feinden entgegengeworfen und Wunden, ſtatt der meinigen, aufgefangen.“ In den Schild ſinkt der wunde, der todte Held nieder. Im Tode noch hält Wolfhart ſein Schwert ſo feſt in die Hand verklemmt, daß man es mit Zangen aus den langen Fingern brechen muß. „O weh,“ ſpricht Dietrich, „viel gut Schwert, wer ſoll dich nun ſo herrlich tragen? du wirſt nimmermehr ſo viel und löblich geſchlagen bei gewaltigen Königen, als Wolfhart dich geſchlagen hat.“

Die Waffen folgten dem Helden auch auf den Scheiterhaufen, wie ſchon Tacitus berichtet, nachher in das Grab. Hiebei lag ohne Zweifel die Vorſtellung vom fortwährenden Kampfleben in einer andern Welt zu Grunde. Beraubung der Todten (Reraub) war ein beſondres Verbrechen. Darum bittet Wolfdieterich den todten Otnit, zu erlauben, daß er deſſen Harniſch, Kreuz und Krone nehme. Eines Engels Stimme antwortet aus Otnits Helme gewährend. Das aufgefundene Schwert Otnits legt jedoch Wolfdieterich, der Seele Heil wünſchend, auf den Leichnam und bekleidet dieſen mit ſeiner eigenen Brünne. „Beraubt' ich einen Todten,“ ſpricht er, „ich möchte die Krone nicht haben.“ Auch Dietrich von Bern bedenkt ſich ſehr, die Waffen des erſchlagenen Ecke zu nehmen; und er thut es nur, indem er ſeine zerhauenen dafür austauſcht. Den Todten deckt er mit grünem Laube zu.

In nordiſchen Sagen kommt wohl auch vor, daß ein Grabhügel erbrochen wird, um das Heldenſchwert herauszuholen, oder daß der Todte, durch Zaubergeſänge beſchworen, ſein berühmtes Schwert herauswirft. Doch pflegt dieß wenig Heil zu bringen. Das Volk in Dänemark erzählt, wie ein erſchlagener König bei Nacht umgeht, ſein gutes

Schwert zu ſuchen, oder wie ein rieſenhaftes Schwert im Hügel gefunden und mit zwölf Pferden auf den nahen Hof geführt wird, wie aber dasſelbe, weil nachts alle Wände zittern und die Scheiben klirren, bald an ſeine Stätte zurückgebracht werden muß.

Was hier über die Waffen ausgeführt worden, gilt in ſeiner Art auch von dem Streitroſs.

Der Kriegsdienſt zu Pferde war von früheſter Zeit bei den deutſchen Völkern einheimiſch. Der Begriff einer Auszeichnung knüpfte ſich daran. So erſcheinen in der Alemannenſchlacht Chnodomar und ſeine fürſtlichen Gefährten zu Roſſe, werden jedoch genöthigt, abzuſteigen, um das Schickſal ihres Volkes zu theilen. Bei den Tenkterern, welche Tacitus als das pferdeluſtigſte Volk bezeichnet, ſoll das Pferd nicht auf den älteſten, ſondern auf den tapferſten Sohn vererbt worden ſein. Den Wahrzeichen und Mahnungen aus dem Gewieher und Schnauben dieſer Thiere, die man für Vertraute der Götter hielt, ſchenkten die Germanen vorzüglichen Glauben. Weiße Pferde, von keiner irdiſchen Arbeit berührt, wurden zu dieſem Behuf in den heiligen Hainen genährt. Noch die fränkiſchen Kirchenverſammlungen eifern gegen die Zeichendeutung von Pferden.

Wie Odin Waffen gab, ſo half er auch, nach der Wölſungenſage, dem jungen Sigurd aus dem Geſtüte ſeines Stiefvaters das trefflichſte Roſs auswählen, den berühmten Grane, von Odins Sleipner abſtammend. Das Pferd muß der Größe und Stärke des Helden gewachſen ſein. Wolfdietrich drückt ein fremdes, das ihm angeboten wird, mit der Hand zur Erde. Nur ſein eigenes, das ſein Meiſter ihm gezogen, trägt ihn, in klafterweiten Sprüngen. Vierzehn Tag' und Nächte läuft es, ohne von ſeiner Macht zu verlieren.

Auch die Pferde haben Namen, von ihrer Farbe, Stärke, Geſchwindigkeit; Falke heißt Dietrichs Roſs, das über Feld fliegt, als ob es wehte. Er verſucht es, indem er eine Hindin überreitet. Sie haben Verſtändnis und treue Anhänglichkeit, warnen ihren Herrn und helfen ihm.

Als Otnit unter der Zauberlinde eingeſchlafen und der Lindwurm herankommt, ſucht ihn ſein Bracke mit Springen und Gebell, ſein Roſs mit Schreien und Scharren zu erwecken. Des Berners Roſs, während des Fußkampfs mit Ecke an einen Baum gebunden, ſchlägt um ſich, und ſchreit, als es ſeinen Herrn in Bedrängnis ſieht. Eckharts Roſchlin beißt und ſchlägt zornig in der Schlacht und treibt dreihundert Feinde zurück. Eine däniſche Ballade erzählt, wie zween Stallbrüder, auf der Jagd über den Vorzug ihrer Roſſe und Hunde in Streit gerathen, einander erſchlagen und wie dann auch die Pferde kämpfen und die Hunde ſich zerreißen.

In jenem Reiterſtücke, in der Rabenſchlacht, wie der zürnende Dietrich Wittichen bis ins Meer verfolgt, mahnt Wittich ſein Roſs Scheming zur Eile, indem er ihm Öhmd und lindes Heu verſpricht, wenn es ihm das Leben rette; da macht das Roſs weite Sprünge. Der Berner aber wirft dieſem Roſſe, das einſt ihm gehört, klagend vor, daß es nun ſeinen Feind von hinnen trage (Rab. 958—60).

Das Beſteigen des Roſſes gehörte zur Wehrhaftmachung, zum Ritterwerden. Wenn die jungen „Schwertdegen“ aus dem Münſter kommen, wo ſie das Schwert empfangen, dann ſtehen außen die geſattelten Roſſe, darauf ſie ſogleich als Kampfprobe den Schaft brechen. So bei Siegfrieds Schwertnahme im Nibelungenliede. Gleichwie nun das Vermögen, Roſs und Waffen zu handhaben, Bedingung der Selbſtändigkeit war, ſo galt auch derjenige, der die Kraft hiezu verloren hatte, für ritterlich todt. Das bajuwariſche Geſetz beſtimmt die ſtrenge Beſtrafung eines Herzogſohnes, der ſeinem Vater die Herrſchaft entreißen wollte, für den Fall, daß der Vater noch das Roſs mannlich beſteigen und die Waffen rüſtig führen könne. Der Sachſenſpiegel macht die Fähigkeit, fahrendes Gut zum Nachtheil der Erben zu vergeben, davon abhängig, daß der Mann vermöge, begürtet mit einem Schwert und mit einem Schild auf ein Roſs zu kommen von einem Stein oder Stock, einer Daumellen hoch, ohne Hülf, alſo doch, daß man ihm das Roſs und den Stegreif halte. So wird auch in Rechten und Urkunden des Mittelalters ausdrücklich erheiſcht, daß der Geber oder Verpfänder verfügt habe, „dieweil er reiten und gehen konnte.“ Der Werth ſolcher ritterlichen Rüſtigkeit wird auch in unſern Heldenliedern, in epiſch wiederkehrendem Ausdruck, damit bezeichnet, daß der Held, gewappnet, ohne Bügel, in den Sattel ſpringt. Die Roſſe ſpringen freudig unter den Jünglingen, iſt gleichfalls ein epiſch wiederholtes Bild; von dem greiſen Berchter aber, im Rothersliede, heißt es: „Hei! wie vermeſſentlich er ritt! ihm gieng das Roſs in Sprüngen, daß, denn einem Jungen.“

War hiernach das Reiten nicht bloß eine Standesauszeichnung der Edlen, ſondern ſelbſt ein Kennzeichen der Mündigkeit und Vollkraft, ſo dürfen wir uns nicht wundern, das Fußgehen als ſchimpflich betrachtet zu finden. Von dem engliſch-däniſchen Könige Harald, dem Sohne Konuts des großen, erzählt der Chronikſchreiber, er ſei von ſeinem Vater gänzlich abgeartet, denn unbekümmert um Ritterſchaft und Hofſitte, hab' er nur ſeinem Eigenwillen gefolgt und ſei, gegen ſeine königliche Würde, lieber zu Fuß gegangen, als geritten, daher man ihn ſeiner Leichtfüßigkeit wegen Harald Harefoot (Haſenfuß) genannt habe. Hieraus erklären ſich manche Züge in den Liedern. Der Fußgänger Ecke, den kein Roſs zu tragen vermag, der, gleich Wolfdietrichs Pferde, vierzehn Tage und Nächte ohne Müdigkeit fortlaufen kann, der in weiten Sprüngen, davon der Wald rauſcht und Wild und Vögel verſcheucht werden, vom Rheine zur Etſch rennt, der dann kampffodernd neben dem reitenden Dietrich herſchreitet, muſte den Hörern des Heldenliedes eine überaus eigenthümliche und merkwürdige Erſcheinung ſein. Im Liede ſelbſt bittet ihn die königliche Jungfrau, die ihn herrlich gewappnet, um ihrer Ehre willen zu reiten, und der alte Hildebrand ruft ihm befremdet zu, in ſolch reichem Gewande ſollt' er geritten ſein. Selbſt der Zwerg Laurin erſcheint beritten, weil er wehrhaft, kampfrüſtig vorgeſtellt iſt. Dietrichs Vertreibung von Bern, das Opfer, das er der Treue bringt, wird dadurch beſonders als mitleidswerth dargeſtellt, daß er zu Fuße von dannen zieht. „Dir wird die Ehre nimmer gethan," ſagt Ermenrich zu ihm, „daß ich dich reiten ließe; zu Füßen muſt du arbeiten auf der Straße, damit du dich ſelbſt unehreſt." Zu wiederholten Malen wird dieſer ſchmähliche Abzug von Männern und hohen Frauen, die ſolcher Mühſal nicht gewohnt ſind, bejammert. Gleicherweiſe ſagt Rüdiger, als er mit ſeinen Gaſtfreunden kämpfen ſoll: „Ich will auf meinen Füßen in das Elend gehn."

Noch ſonſt haben die Pferde, mit den Waffen, ihren Antheil an bedeutenden Handlungen und Ereigniſſen des Menſchenlebens. Sie gehörten zum Brautkauf, wie ſchon Tacitus meldet, daß der germaniſche Bräutigam ein gezäumtes Roſs mit Schild, Speer und Schwert, als Heirathgabe eingebracht. Bei Oſtgothen, Thüringern, Franken, führen fürſtliche Freier dem Brautvater erleſene und geſchmückte Pferde zu; und ſo iſt es auch zu verſtehen, wenn im Hegelingenliede der König

Hettel ſeinem Schwäher Roſſe von Dänemark auf den Strand führen läßt, denen die Mähnen bis auf die Hufe reichen.

Des germaniſchen und altnordiſchen Gebrauchs, das Roſs mit dem Helden zu verbrennen oder zu begraben, geſchieht zwar in unſrem Sagenkreiſe nicht mehr Erwähnung, obgleich Habichte und Diener auf Sigurds Scheiterhaufen gelegt werden. Nicht unbetheiligt bleibt aber das treue Roſs bei dem Tode ſeines Herrn. Sigurds Grane kommt allein aus dem Walde zurück; weinend geht Gudrun, das Roſs zu befragen; da fährt es zuſammen und verbirgt ſein Haupt im Graſe, denn es weiß, daß ſein Herr nicht mehr lebt. Nach einem andern Eddaliede hängt das Grauroſs den Kopf über den Todten. Otnits Roſs und Hund, aus dem Walde vor das Thor zu Garten wiederkehrend, ſind der Kaiſerin Boten von dem Tode des Gemahls. Helke, aus dem Blumengarten kommend, ſieht, erſchreckend, die Pferde ihrer Söhne mit blutigen Sätteln auf dem Hofe ſtehn. Rüdigers Roſs Boymund geht rückwärtsblickend an der Hand des Knappen, der es nach Bechlärn heimführt; manchmal ſonſt, wenn es ſeinen Herrn nicht ſah, brach es den Zaum und lief die Wege zurück, nun liegt er todt, der es dahingeritten und oft mannlich auf ihm geſtritten. Zuvor ſchon iſt es der Tochter ſeines Gebieters im Traum erſchienen, wie es, mit ſilberner Decke klingend, daherſprang, dann aus einem Waſſer trank, darin es auf der Stelle verſank.

Wir ſchließen dieſe Schau der Waffen und Roſſe mit einem Satze nordiſcher Rechtsbücher (Gutalagh 95, 4), der uns in einem kleinen Bilde maleriſch darſtellt, wie dem Manne ſein Kampfgeräthe Haus und Hof war. Gleich dem Angriff auf einen Mann in ſeinem Haus oder auf ſeinem Acker, den er pflügt oder ſchneidet, wird der gewaltſame Überfall deſſen gebüßt, „der ſonſt wo auf dem Felde ſeinen Spieß und Schild hingeſetzt oder ſeinen Sattel niedergelegt und ſo ſich Herberge genommen hat.“

So haben wir, das Leben und die Sitte, wie ſie in den Liedern dargeſtellt ſind, mit den geſchichtlichen Alterthümern vergleichend, den Heldenkreis abgeſchloſſen, zu welchem König, Meiſter und Recken von manigfachem Charakter, durch wechſelſeitige Treue unter ſich verbunden ſind, und in dem ſelbſt Waffen und Streitroſſe, als belebte und beſeelte Weſen hervortretend, ihre Stelle fanden.

Zu dieſem Bunde der Treuen aber bildet, wie der Schatten zum Lichte, ein andres Geſchlecht den Gegenſatz, die Ungetreuen, von denen jetzt noch zu handeln iſt.

Die Ungetreuen.

Wo die Treue Urquell und Inbegriff der edelſten Tugenden iſt, da muß die Untreue Wurzel und Krone alles Böſen ſein. Treu und ungetreu bezeichnet in unſern Liedern den Gegenſatz von gut und böſe. Der Getreue iſt mild und tapfer; ſich ſelbſt vergeſſend, giebt er für die Bande des Blutes und der Genoſſenſchaft jedes Gut des Lebens und das Leben ſelbſt dahin. Der Ungetreue in ſeiner Selbſtſucht iſt karg und zugleich feige. In vollſtändigem Gegenbilde ſtehen den getreuen Königen, Meiſtern, Recken die ungetreuen gegenüber, die auch überall mit dieſem Beiwort gezeichnet werden.

Ermenrich.

Der ungetreue König iſt Ermenrich. Seine Geſtalt ſteht in den deutſchen Liedern bleich und geſpenſterhaft im Hintergrunde, theils weil der Geſang ſich nicht darin gefallen mochte, die Verneinung zu beleben, theils weil die ausführlicheren Darſtellungen ſeiner früheren Geſchichte nicht auf uns gekommen ſind. Doch kann mittelſt der Auszüge beim Heldenbuch und der Wilkinenſage das Nothwendige ergänzt werden. Der Anfang ſeiner Frevel iſt die Untreue gegen ſeinen Marſchalk und Rathgeber Sibich, den er verſendet, um während deſſen Abweſenheit das ſchöne Weib desſelben zu ſeinem Willen zu zwingen. Üppig, in einer Reihe von Verbrechen und Unheil, wuchert dieſe Schandthat fort. Sibich übt heimtückiſch Rache, indem er durch boshafte Rathſchläge die Gier nach fremdem Beſitz in die Bruſt ſeines Herrn wirft und ihn damit antreibt, gegen ſein eigenes Geſchlecht zu wüthen. Die Harlunge, ſeine Bruderſöhne, läßt Ermenrich verrätheriſch greifen und aufhängen, um ſich ihrer Erblande zu bemächtigen. Seine eigenen Söhne kommen um, indem er, nach erweiterter Herrſchaft trachtend, ſie auf gefährliche Fahrten ausſendet. Doch erſcheint ſein Sohn Friedrich noch in den Kämpfen, welche den Hauptgegenſtand unſerer Lieder ausmachen. Dieſe Kämpfe, worin Ermenrich auch ſeines andern Bruders Söhne, Dietrich und Diether, ihres Erbes berauben will, werden von ihm mit Mord und Brand gegen die Wehrloſen, mit ſchnödem Verrath gegen die tapfern Gegner, ja an den eigenen Freunden und Mannen, geführt. Zuerſt ſucht er den Berner damit in die Falle zu locken, daß er denſelben unter dem Vorwande zu ſich ladet, als wollt' er, den Tod der Harlunge abzubüßen, zum heiligen Grabe fahren und indeſs ſein Reich in des Neffen Pflege geben. Dietrich, von dem Boten Randolt ſelbſt gewarnt, kommt nicht und nun bricht Ermenrich los, mit Feuer und Schwert die Lande verwüſtend. Aus dem Felde geſchlagen, ſinnt er auf andere Mittel. Den Recken, welche Dietrich nach dem Schatze zu Pola ausgeſchickt, legt er Hinterhalt, nimmt ſie gefangen und droht, ſie zu hängen, wenn ihm nicht Dietrichs Städte und Lande überantwortet werden. Er achtet nicht, daß achtzehnhundert ſeiner Mannen und ſein Sohn Friedrich ſelbſt des Berners Gefangene ſind. Sie alle will er preisgeben, während Dietrich um ſeine ſieben Dienſtmannen alles hingiebt. Vor Bern unter ſeinem Gezelte liegend, weidet der Unbarmherzige ſich an des Neffen kläglichem Abzug. Umſonſt mahnt ihn dieſer, mit weinenden Augen, der Bande des Bluts, vergeblich iſt die Fürbitte von mehr denn tauſend Frauen und Jungfrauen, deren Schönheit Gott vom Himmelreiche ſchauen möchte. Sie flehen ihn bei aller reinen Frauen Ehre, königlich an ihrem Herrn zu thun. Mit ſchmählicher Drohung weiſt er ſie von ſich, ſcheint er doch ſelbſt nicht von einer Frau geboren zu ſein, da er nachher zu Raben ſchamlos Frauen und Kinder hängen und enthaupten läßt. Stets, wenn ſeine Sache übel ſteht, entflieht er heimlich aus der Schlacht oder um Mitternacht aus der erſtürmten Stadt, überläßt die Männer, die für ihn kämpfen, ja den eigenen Sohn, treulos ihrem Schickſal und vergießt nur dann Thränen, als er ſie mit ſchwerem Gold aus der Gefangenſchaft löſen ſoll (Dietr. Fl. 7065). Dem Ehrloſen, Zagen iſt denn auch nicht der Tod der Helden beſcheert, in elendem Siechthum berſten ihm die Eingeweide.

Die Lieder, welche dieſe Geſchichten erzählen, ſind voll von Jammer und Verwünſchungen über Ermenrichs Untreue. Er iſt der ungetreuſte, der je von Mutter geboren ward, durch ihn iſt Untreue zuerſt in die Reiche kommen, von ihm iſt das Land öde, er hat allen Mord gebraut, ihm fluchen Männer und Frauen.

Der nordiſche Jormunrek und ſein Rathgeber Bicki (in Saxos getrübter Darſtellung B. VIII, S. 240 f. Jarmerich und Bicco) erſcheinen erſt am Schluſſe der Wölſungengeſchichte. Der König läßt, auf des treuloſen Bicke Anſtiftung, aus Eiferſucht, ſeinen Sohn Randwer hängen und ſeine Gemahlin Swanhild von Pferden zu Tode treten und wird dafür von ihren Brüdern an Händen und Füßen verſtümmelt. Daß Jornandes dieſe Sage auf den gothiſchen Ermanrich bezieht und daß dieſelbe einſt auch in Deutſchland volksmäßig war, iſt im geſchichtlichen Theile [oben S. 96. 99. 113] angezeigt worden.

Sibich.

Als Sibich erfuhr, daß Ermenrich ihm ſein Weib entehrt, ſprach er bei ſich: „Nun bin ich allwegen ein getreuer, frommer Mann geweſen, und ward mir der Name geben: der getreue Sibich; nun will ich werden der ungetreue Sibich.“ Er vollzieht das Werk der Rache durch das langſame Gift ſeiner boshaften Rathſchläge. Wie die getreuen Meiſter, Hildebrand, Eckart u. a. die Schutzgeiſter ihrer Herren ſind, ſie zu wackern und rühmlichen Thaten anweiſen, ſo führt Sibich den ſeinigen in Laſter, Schande, Verderben. Durch Sibich ſind die ungetreuen Räthe in die Welt gekommen; Sibichs Rath iſt der Same alles Böſen und wenn Ermenrich einmal etwas Löbliches vornimmt, wie die Loskaufung der Gefangenen, ſo wird ausdrücklich bemerkt, daß nicht Sibich, ſondern ein anderer, den Rath gegeben. Wie das ganze Geſchlecht des treuen Meiſters die Geſinnungen desſelben theilt, ſo gehören Sibichs Verwandte, ſein Sohn Saben und Ribeſtein, zu den Verräthern. Er und die Seinigen ſind, wie ihr König, feig und feldflüchtig. Sie werden, um den Gegenſatz hervorzuheben, je von einem des getreuen Meiſtergeſchlechts, Sibich von Eckhart, Saben von Wolfhart, gefangen, quer auf das Roſs gebunden und dem ſchmählichen Tod am Galgen zugeführt.

Wittich und Heime.

Ungetreue Recken ſind Wittich und Heime, Schildgeſellen, durch gleiche Geſinnung verbunden. Tapfer und kriegskundig werden ſie geſucht und gefürchtet. Sie verkaufen ihren Dienſt um Gold, leihen ſich der Hinterliſt und Grauſamkeit, verſchmähen kein ehrloſes Mittel und werden flüchtig in der Angſt des böſen Gewiſſens.

Wittich, des elfiſchen Wielands Sohn, führt im Schild eine Schlange. Auch Madelger, nach deutſcher Sage Heimes[1] Vater, ſcheint zum Geſchlechte der Elfen gehört zu haben. So iſt ſchon in der Abkunft die unheimliche Natur dieſer beiden begründet.

Erſt ſind ſie Dietrichs Mannen und ziehen mit ihm in den Roſengarten. Doch ſcheuen ſie ſich anfangs vor den rieſenhaften Gegnern und Wittich kämpft nicht eher, als bis Dietrich, nachdem er Gold und Land vergeblich geboten, das treffliche Roſs Scheming, welches früher dem Recken gehört, ihm zurückzugeben verſpricht. Auf der Fahrt zu Laurin iſt Wittich ebenſo gewaltthätig in Zerſtörung des Gartens, als argwöhniſch und ſcheu, dem Zwerg ins Gebirge zu folgen; erſt von den andern verſpottet, ſprengt er zornig voran. Seinen Übergang in Ermenrichs Dienſt beſchönigt er im Roſengartenliede damit, daß er den Haß der Wölfinge nicht länger ertragen könne. Beſonders miſsgönnt Wolfhart ihm das Roſs Scheming. Die getreuen Wölfinge ſind natürliche Widerſacher des ungewiſſen Dienſtmanns. Dietrich mahnt den Wegreitenden der ihm geſchworenen Eide und Wittich verflucht ſich, wenn er ſie breche. In den Kriegen des Berners mit ſeinem Oheim ſind Wittich und Heime Hauptleute bei Ermenrich. Sie führen den folgeſchweren Überfall der von Pola zurückkehrenden Helden, als dieſe entwaffnet bei ihren Feuern raſten. Später ſelbſt von Dietrich gefangen, ſchwört Wittich ihm von neuem Treue, wird zum Markgrafen von Raben beſtellt und, nach dieſer Darſtellung, jetzt mit dem guten Scheming beſchenkt. Verrätheriſch überliefert er die Stadt an Ermenrich, der Frauen und Kinder hinwürgen läßt. Das kalte und finſtre Weſen dieſer „Mordrecken" zeigt ſich vornehmlich darin, daß ſie als Feinde und Verderber alles Schönen auftreten. Sie ſprechen ihre Nichtachtung der Frauen ungeſcheut aus; ihrer lauernden Fechterkunſt unterliegen die blühendſten, feurigſten Jünglinge. Wie der grimme Wittich die Roſen zertreten, ſo ſchlachtet er jugendliche Helden. Die drei Königsſöhne

---

[1] Vgl. Saxo B. VI, S. 159: Hamo. B. VIII, S. 234. B. IX, S. 264, 2. Grimm, Heldenſage S. 17. Auch in der Brawallaſchlacht auf Rings Seite ein König Hama, Saxo B. VIII, S. 223.

Diether, Scharpf und Ort, der Hut ihres Meiſters entritten und auf der Heide verirrt, ſehen, als der Nebel weicht, einen Recken ſtreitfertig unterm Schilde halten. Diether entbrennt von Zorn und Schmerz, als er den Mann erkennt, der an ihm und ſeinem Bruder ſo große Untreue begangen. Wittich, angerannt von den Jünglingen, warnt und ſchont noch im Gefechte, aus letzter Erinnerung an die alten Bande und aus Furcht vor Dietrichs Rache. Doch als er ſchwere Wunden empfangen, faßt ihn ſein Grimm und er haut ſie in ihren Sommerkleidern durch Hirn und Zähne, durch Leber und Herz. Unedler iſt ſein Kampf mit dem jungen Alphart auf der Warte. Unheil ahnend, nur auf Ermenrichs dringenden Aufruf, reitet er hinaus. Er wird von Alphart aus dem Sattel geſtochen; ſein Roſs Scheming läuft hin und ißt das grüne Gras, als achtet' es wenig den Fall des ungetreuen Herrn (Alph. 235). Aber unfern im Schatten hält Heime und kommt jetzt ſeinem Geſellen zu Hülfe. Gegen Ehr' und Sitte bekämpfen die zween den einen, ſie hauen auf ihn von vorn und hinten, dem Gefallenen reibt Wittich das Schwert im Leibe um und ſchneidet ihm das junge Leben ab. Das Bewuſstſein ihrer Schuld macht die Mörder zaghaft. In der Schlacht zur Rache um Alphart brechen ſie die Zeichen von ihren Helmen und ſchwingen die Schilde hinter ſich, um nicht erkannt zu werden; ſie entfliehen mit Sibich und Ermenrich. Nach der Schlacht von Raben aber, als Dietrich, von den Leichen der drei Königsſöhne hinweg, zornglühend Wittichen verfolgt, rennt dieſer in unaufhaltſamer Flucht bis in den Schooß des Meeres, wo ſeine Ahnfrau, die Meerminne Waghild, ihn aufnimmt. So kehrt er zurück in das Reich der tückiſchen Geiſter, dem er entſtammt iſt.

Hagen.

An den Schluß dieſer Heldenbilder ſtellen wir denjenigen Charakter, welcher Eigenſchaften in ſich vereinigt, die in andern nur einzeln hervortreten und unter ſich durchaus unverträglich ſcheinen. Es iſt Hagen, der Nibelunge Troſt, der Mörder Siegfrieds, der getreuſte zugleich und der ungetreuſte Mann[1]; der getreuſte, ſtets wachſame für die Macht und Ehre des Königshauſes, dem er als Verwandter und Dienſtmann verbunden iſt, aber aus eben dieſer Treue der ungetreuſte gegen jeden, der jenes Haus verdunkeln oder gefährden möchte. Gegen ſolche entladet er ganz die finſtere, feindſelige Gewalt ſeines Weſens, all ſeinen Hohn und ſeine Härte, mit einem Worte den Grimm, wovon er den Beinamen hat. Mit ſichrer Hand, in wunderbaren und doch folgerechten Gegenſätzen, iſt dieſe Doppelnatur durch die Verwicklungen des Nibelungenliedes hindurchgeführt.

---

[1] Nib. 5056: Mich hât der leidege Hagene mînes gûtes ân getân.

Hagen von Tronje, Aldrians Sohn, wird im Eingang des Liedes zuerſt unter den Recken genannt, die den Stolz und die Kraft des burgundiſchen Hofes ausmachen. Sein Ausſehen wird gelegenheitlich geſchildert: er iſt grauenhaft (griulich) und doch von ſchönem Leib, wohlgewachſen, mit breiter Bruſt und langen Beinen, halbgreiſem Haar, aber herrlichem Gang; ſeine jähen, ſchrecklichen Blicke verrathen die grimme Sinnesart; rabenſchwarz, von Edelſteinen funkelnd, ſein Gewand. In früher Jugend war er als Geiſel ſeines Königshauſes bei Etzel. Ihm ſind die fremden Reiche kund. Darum, als Siegfried ſelb zwölfte zu Worms auf den Hof geritten, ſendet Gunther nach Hagen, um zu erfahren, wer dieſe Gäſte ſeien: Hagen geht an ein Fenſter und läßt ſein Auge nach ihnen wanken. Obſchon er Siegfrieden nie geſehen, erkennt er ihn doch, erzählt von ſeinem Drachenkampf und der Erwerbung des unendlichen Hortes, und räth, den jungen Helden wohl zu empfangen, damit man ſich ihn verbinde. Doch als nun Siegfried übermüthig hervortritt und Gunthern zum Zweikampf um Land und Krone ausfordert, als die Burgunden zornig daſtehn und Ortwin nach Schwertern ruft, da ſchweigt Hagen lange, zum Befremden des Königs; zuletzt ſpricht er: „Das ſollt' er unterlaſſen haben; meine Herren haben ihm nicht ſolches zu Leide gethan.“ Zwar wird dieſer erſte Zuſammenſtoß beſchwichtigt, aber ſchon bemerken wir in Hagens dunkler Seele den Unwillen über die Anmaßung des Fremden, die Berechnung, ihn zu benützen, aber auch die Ahnung, daß ſolcher Anfang zum Böſen führe. Auf Hagens Rath bittet Gunther den Gaſt, für ihn die Sachſen zu bekämpfen, und nachher auf der gefährlichen Brautfahrt nach Brunhilden ihn zu begleiten. Hagen ſelbſt entzieht ſich keiner dieſer Unternehmungen. Als Brunhild, durch Siegfrieds Hülfe beſiegt, Gunthern ihre Gewalt einräumt, da freut ſich deſſen der kühne Hagen. Die

Botſchaft nach Worms, wohin er vorausgeſandt werden ſoll, lehnt er ab und ſchiebt ſie auf Siegfried, der um Kriemhilds willen gebeten wird. Nachdem dieſe dem jungen Helden, zum Lohn ſeiner Dienſte, vermählt iſt, heißen ihre Brüder ſie tauſend Recken auswählen, die ihr als Heimgeſinde in Siegfrieds Reich folgen ſollen. Sie ſendet alsbald nach Hagen, aber zürnend erwidert dieſer: „Uns mag Gunther niemand auf der Welt geben; ihr kennt doch wohl der Tronjer Sitte, wir müſſen bei den Königen hier zu Hofe bleiben; denen wir bisher gefolgt, ſollen wir ferner dienen.“ Die Boten, welche nachher ausgeſchickt werden, um Siegfried und Kriemhilden nach Worms zum Feſte zu laden, kommen reichbeſchenkt zurück und weiſen die empfangenen Gaben, Gold und Kleider, vor. „Er mag leicht geben,“ ſpricht da Hagen; „er könnt' es nicht verſchwenden, und lebt' er ewig; den Hort der Nibelunge hält ſeine Hand verſchloſſen; möchte der noch einſt in der Burgunden Land kommen!“ Bei dem Feſte bricht der Zank der Königinnen aus. Von Kriemhilden hat Hagen ſich losgeſagt, als ſie den Hof ihrer Brüder verlaſſen; Brünhilden, der Frau ſeines Königs, iſt nun ſein Dienſt gewidmet. Zu ihr geht er und fragt die Weinende, was ihr ſei. Er gelobt ihr, daß Siegfried ihren Kummer entgelten müſſe, und ſetzt ſein eigenes Leben dafür ein (3465 ff.). Den Männern hält er den Schimpf vor, den Siegfrieds Reden auf das Königshaus gebracht. „Sollen wir Gauche (Kukuksbrut, Baſtarde) ziehen?“ fragt er und räth fortan auf Siegfrieds Tod. Wie er Kriemhilden das Geheimnis von deſſen Verwundbarkeit ablockt und die verrätheriſche Jagd anſtellt, wie er den Wein vergißt und den Wettlauf nach der Quelle veranlaßt, wie er den Waffenloſen hinterrücks durchbohrt und vor dem Todwunden die Flucht ergreift, darin zeigt er die volle Meiſterſchaft der Untreue. „All unſer Leid und unſere Sorge,“ ruft er über dem Sterbenden, „hat nun ein Ende; wir finden keinen mehr, der uns beſtehen dürfte; wohl mir, daß ich ſeine Herrſchaft abgethan!“ Er raſtet auch nicht, bis der Nibelungenhort nach Worms gebracht und die Schlüſſel Kriemhilden entriſſen ſind. „Laßt mich den Schuldigen ſein!“ ſagt er zu dem zögernden Gunther. Er verſenkt auch den Hort im Rheine, da jetzt noch (dô) kein ruhiger Genuß deſſelben möglich iſt.[1] Er allein widerräth die Vermählung der

---

[1] Nib. Z. 4564. Lachm. 1077: Er wânde er sold in niezen: des kunde dô niht gesîn. Z. 4575. Lachm. 1080: Sô enkunden sis in selben noch ander

Wittwe an Etzeln; auch der Fahrt zu den Hunnen widerſetzt er ſich, bis Gernot und Giſelher ihn, der ſchuldbewuſt den Tod fürchte, daheim bleiben heißen. Da zürnt er und duldet nicht, daß ſie ohne ihn fahren. Rumold hält ihnen vor, daß Hagen ſie noch nie verrathen habe. Hagen reitet nun der Schaar zuvorderſt, den Nibelungen „ein helfelicher Troſt.“ Die Meerfrauen weiſſagen ihm, daß keiner zurückkommen werde, außer dem Kapellan, und nachdem er, ungläubig erſt, an dieſem bei der Überfahrt über den Strom die Probe gemacht, ſchlägt er das Schiff zu Stücken, verkündet die verſagte Wiederkehr und heißt die Helden ſich waffnen. Auf dem Zuge durch Baiern übernimmt er die Nachhut und ſchlägt Gelfrats nächtlichen Anfall ab. Seinen lieben Herren heißt er den Kampf verſchweigen, damit ſie ohne Sorge bleiben, bis die aufgehende Sonne die blutigen Waffen zeigt. „Wie konnt' ein Held ſeiner Freunde beſſer hüten!“ Ihn ſchreckt nicht die Warnung des Grenzwächters Eckewart. „Mög' uns Gott behüten!“ erwidert er; „wir ſorgen um nichts, als um die Herberge für dieſe Nacht“ (6557 ff.). Für Giſelhern wirbt er um des gaſtlichen Rüdigers Tochter, die ihm mit Furcht den Willkommkuſs gegeben. „Sie iſt ſo hoher Blutsfreunde,“ ſagt er, „daß wir ihr gerne dienten, ich und ſeine Mannen, gienge ſie unter Krone bei den Burgunden.“ Giſelher, der jüngſte, edelſte und tapferſte unter den Brüdern, iſt durchaus Hagens Liebling, der in ihm die Blüthe des Königsſtammes erkennt; darum wohl ſucht er ihm in dem fremden Lande die Freundſchaft und den Schutz des trefflichen Rüdigers zu verſchaffen. Die Wilkinenſage (C. 364. Raſk II, 547) hat den Zug aufbehalten, daß Hagen in der letzten Noth für Giſelhern um Frieden bittet, weil dieſer unſchuldig an Siegfried ſei, dem er, Hagen, allein die Todeswunde gegeben. Auch in unſerm Lied iſt Giſelher vom Antheil am Morde rein erhalten und darum allein in Kriemhildens Gunſt geblieben.

niemen gegeben. Nimmt man an, daß Hagen ſich allein den Schatz zugedacht, wie es in der Überarbeitung noch ſtärker herausgehoben iſt, ſo widerſpricht der einzige Vers der durch das ganze Lied gehaltenen Charakteriſtik Hagens. Doch iſt ein ſolcher Widerſpruch bei dem Erwachſen des Liedes aus älteren allerdings möglich. Unverkennbar iſt aber, daß der Hort, wie alles Mythiſche, das rechte Verſtändnis eingebüßt hat, indem alle Bedeutung ſich auf das Innere der Charaktere gezogen, daher dort etwas nicht zum Ganzen Paſſendes wohl ſtehen bleiben konnte. Unklar iſt alles, was vom Horte, beſonders deſſen Verſenkung, geſagt wird.

Je näher die Gefahr hereindroht, um ſo freier und unerſchrockener blickt Hagen ihr ins Auge. Mit trotzigem Hohn erwidert er Kriemhildens feindlichen Empfang. Als ſie nach dem Horte fragt, antwortet er, an ſeinen Waffen hab' er genug zu tragen gehabt. Als ſie den Gäſten die Waffen abnehmen will, erwidert er, das hab' ihn ſein Vater nicht gelehrt, daß eine Königin ſeinen Schild trage, er wolle ſelbſt Kämmerer ſein. Endlich als er mit Volkern vor dem Hauſe ſitzt, Kriemhildens Saale gegenüber, als ſie mit gewaffneter Macht herankommt, er aber nicht vor ihr aufſteht, und über ſeinen Knieen das Schwert mit dem grasgrünen Jaſpis ſpielen läßt, das einſt Siegfrieds war, als ſie dann fragt, wer nach ihm geſandt, und er antwortet, man habe die geladen, die ſeine Herren heißen; als ſie zuletzt, um ihn vor den Ihrigen zu überweiſen, den Mord an Siegfried ihm vorwirft, da ſpricht er laut und offen: „Was ſoll des mehr? ich bins, Hagen, der Siegfrieden ſchlug; ſehr entgalt er, daß Kriemhilde Brunhilden ſchalt; ich bin all des Schadens ſchuld, räch' es nun, wer wolle, Weib oder Mann!" Sein Abſehen iſt fortan nur darauf gerichtet, nicht wehrlos und unvergolten unterzugehen. Gleich als Kriemhilde Giſelhern allein gegrüßt, band Hagen ſich den Helm feſter (6968); in der Nacht vor dem Feſte hält er mit Volkern vor dem Saale, wo die Burgunden ſchlafen, getreulich Schildwache und ſchon der Glanz ihrer Waffen ſcheucht die Hunnen zurück. Am Morgen, als die Helden ſich zum Kirchgang ſchmücken wollen, heißt er ſie, ſtatt der Roſen, die Waffen zur Hand nehmen, ſtatt der geſteinten Kränze die lichten Helme, ſtatt der Seidenhemde die Halsberge, ſtatt der reichen Mäntel die weiten Schilde. „Geht nur zur Kirche, klaget Gott eure Noth! denn wiſſet, daß der Tod uns nahet!" (7445 ff.) Noch verhält er ſeinen Grimm, bis Dankwart beim Mahle blutig unter die Thüre tritt und den Tod der Knechte verkündet; da giebt er die Loſung des unverſöhnbaren Kampfes, indem er Etzels jungem Sohne das Haupt abſchlägt, daß es der Königin in den Schooß ſpringt. Den Schild auf den Rücken geworfen, tobt er mit Schwerthieben durch den Saal. Todestrunken, kennt er keinen Rückhalt mehr. Im brennenden Saale heißt er die Dürſtenden Blut trinken. „Das iſt in ſolcher Hitze beſſer, denn Wein." Von Dietrich überwältigt und vor Kriemhilden geführt, weigert er ſich, ihr den verſenkten Hort anzuzeigen, und als ſie ihm Gunthers abgeſchlagenes Haupt vorhält, ſpricht er: „Nun iſt ergangen, wie ich mir gedacht; den Schatz weiß nun niemand, denn Gott und ich; der ſoll dir, Teufelin, ewig verhohlen ſein!" Da giebt ſie ihm mit Siegfrieds Schwerte den Todesſtreich.

So erſcheint Hagen zwar, gleich jenen andern Ungetreuen, ſchlau und hinterliſtig, geizig auf den Hort, den er jedem Fremden miſsgönnt, zaghaft im Augenblicke des vollbrachten Meuchelmordes. Argwöhniſch und behutſam überall, ſucht er beſonders die rächenden Folgen jener Frevelthat durch Vorſicht abzuwenden. Als aber ſeine Könige, für die er ſolche verübt, ſeinen Rath nicht achtend, dem Verderben entgegen gehn, nimmt er ſeine Schuld auf ſich und folgt ihnen. Er hört die Weiſſagung des Todes, erprobt ſie und zerſchlägt die Brücke der Rückkehr. Da erſt iſt ſein Heldengeiſt entbunden; er ſteht dem Schickſal, das er heraufbeſchworen, trägt mit Rieſenkraft den brechenden Bau und ſtürzt, der letzte, unter den Trümmern.

In der nordiſchen Darſtellung iſt Hagen ſelbſt einer der königlichen Brüder und zwar, der Eide gedenkend, dem Mord an Sigurd abgeneigt. Er ſchiebt ſolchen auf Guttorm, den jüngſten Bruder, der nicht mitgeſchworen (Edd. IV, 66 f. Volſ. S. Cap. 39). Wie in unſerm Liede Gunthers Haupt vor Hagen, ſo wird hier Högnis ausgeſchnittenes Herz vor Gunnar gebracht. Högne hat gelacht, als man es ausſchnitt, und Gunnar erkennt dasſelbe daran, daß es nicht zittert, nachdem man ihn durch das bebende Herz eines Knechtes vergeblich zu täuſchen geſucht (IV, 148 f. 175. Volſ. S. Cap. 46). Auch im deutſchen Siegfriedslied iſt der grimmige Hagen ein Bruder von Günther und Gernot, König Gibichs Söhnen; er will nicht dulden, daß ſein Schwager die Lande regiere, und erſchlägt ihn am Brunnen im Odenwald. Es liegt in der Art der Fabellieder, daß Genoſſen Brüder heißen, und der nordiſchen Sage iſt dieſes nahe Blutsband um ſo angemeſſener, als ſie überall die Schickſale der Geſchlechter darzuſtellen pflegt. Vermittelnd iſt die Wilkinenſage, die Hagen zum Halbbruder der Könige macht, von einem Elfen erzeugt, wodurch ſein Ausſehen und ſeine Sinnesart erklärt wird (C. 150. Rask II, 241). Im Nibelungenliede ſelbſt iſt Hagen ein Verwandter (Oheim) ſeiner Herren und die Eigenſchaften von „Mann und Mage" ſind auch hier ungetrennt. Iſt gleich Hagens Bruderrecht als das Einfachere und Urſprüngliche anzuerkennen, ſo finden wir doch in deutſcher Sage ſchon über zwei Jahrhunderte vor dem Nibelungenliede das Verhältnis der Dienſttreue hervorgeſtellt. In dem Gedichte von Walthers Flucht ſteht Hagen, Agaciens (?) Sohn, mitten im Widerſtreit der Pflichten gegen ſeinen Herrn, den König Gunther, und ſeinen Genoſſen, den heimkehrenden Walther. Nachdem er jenem vergeblich von der Verfolgung und Bekämpfung Walthers abgerathen, ſieht er vom nahen Hügel[1] dem Kampfe zu. Dieſes Verhalten wird ihm vom König und nachher, in der Nibelungennoth, von Hildebrand als Zaghaftigkeit vorgeworfen. Noch bleibt er ſitzen, als ſein Neffe Patafried, gegen ſeine und Walthers Mahnung angreifend, von dieſem erſchlagen iſt. Erſt als die eilf andern Begleiter des Königs hingeſtreckt ſind, erhebt er ſich auf deſſen dringende Bitte. Durch Liſt räth er Walthern aus dem Verhau zu locken; aber in dem Kampfe, der nun beginnt, ſtreckt er aufopfernd ſein Haupt dem Streiche vor, der dem am Boden liegenden Könige den Tod gegeben hätte. Mit dem Verluſte des rechten Auges kehrt er aus dieſem Streite zurück. In beſtimmten Zügen ſehen wir hier vorgezeichnet, was im Nibelungenliede ſeine volle Entwicklung erhält.

W. Grimm hat bei mehreren Heldencharakteren zu zeigen ſich bemüht, wie ſie urſprünglich edler gehalten waren und in der Fortbildung der Sage ſich verböſerten. So insbeſondere auch bei Hagen. In den Eddaliedern, wo Högni noch in der Reihe der Königsbrüder erſcheint, rathe er ſogar noch vom Morde Sigurds ab, der durch Guttorm erſchlagen wird (S. 343). Noch im lateiniſchen Walthersliede ſei Hagano durchaus edelmüthig geſinnt und das finſtre und böſe Weſen, das die Nibelungennoth beſchreibe, ihm fremd (S. 368. 370). Aber der Zwieſpalt der Pflichten, den wir kaum zuvor ausgehoben, iſt doch ſchon im lateiniſchen Gedichte ein Hauptmotiv und wirft auf den Helden, der erſt der einen und dann der andern zu genügen ſucht, ein zweifelhaftes Licht. Nachdem er ſich einmal für ſeinen König, gegen den Genoſſen, entſchieden, ſo greift er auch ſchon zur Hinterliſt, indem er den Rath giebt, daß ſie beide, der König und er, ſich in einen Hinterhalt zurückziehen und ſo Walthern aus ſeinem ſichern Verhau hervorlocken.

V. 1112: Secedamus, eique locum præstemus eundi;
Et positi in speculis tondamus prata cauallis.

---

[1] Über das Sitzen auf dem Hügel vgl. die Laxdälaſaga. Sagabibl. I, 216.

Donec jam castrum securus deserat artum,
Nos abiisse ratus campos vi calcet apertos.
Insurgamus et attonitum post terga sequamur.

Und ſo greifen ſie ihn auch wirklich zu zweien an.

V. 1282: Adversum solum conspirant arma duorum.

Als nach dem Kampfe die Helden zuſammentrinken, ſagt Walther zu Hildegund V. 1406:

Jam misceto merum Haganoni et porrige primum!
Est athleta bonus, fidei si jura reservet.

Jedenfalls ſcheint mir der tiefe Sinn, der in der Bildung des Epos thätig war, ſich gerade darin zu erweiſen, daß dieſer ſchwierigſte Charakter, der abſchreckend und anziehend zugleich, in Widerſtreit und Verbindung der entgegengeſetzteſten Eigenſchaften einen wunderbaren Abgrund des Gemüthes aufſchließt und die bedeutendſte Geiſteskraft entfaltet, mit Vorliebe gepflegt worden iſt, ſich der Herrſchaft im Liede bemächtigt und die Löſung der Widerſprüche großartig in ſich vollendet hat.

Die Frauen.

Das Sittengemälde, welches wir nach den Heldenliedern, im Vergleich mit den germaniſchen Alterthümern, entworfen haben, würde eines weſentlichen Beſtandtheils entbehren, wenn wir nicht zum Schluſſe noch das Leben der Frauen beleuchteten.

Die Stellung und Geltung der Frauen in dieſem kriegeriſchen Kreiſe, ihre Freuden und Bedrängniſſe, ihre leidende und thätige Theilnahme an ſo ſturmbewegtem Leben, erheiſchen unſre beſondre Aufmerkſamkeit.

Die klare Auffaſſung dieſer Verhältniſſe wird dadurch erſchwert, daß eben hier die bedeutendſte Vermiſchung des Geiſtes verſchiedener Zeiten in unſern Liedern eingetreten iſt. Die Aufzeichnung und Geſtaltung der letztern fiel in eine Zeit, welche nicht bloß das Mythiſche der Heldenſage gröſtentheils in natürliche Zuſtände aufgelöſt hatte, ſondern auch den aus fremder Poeſie eingedrungenen Zierlichkeiten des Minneweſens und der Ritterſitte auf ganz verſchiedenartige Gegenſtände einigen Einfluß geſtattete. So kam es, daß in demſelben Liede die noch erkennbare Walküre Brünhild und die wirtliche Hausfrau Gotelind[1] ſich zuſammenfinden, daß derſelbe Siegfried, der ſo minniglich um Kriemhilden warb, ihr nachher der unbeſonnenen Zankrede wegen den Leib zerbläut (Nib. 3590[2]). Dennoch laſſen ſich Züge unterſcheiden, welche zu feſt im germaniſchen Leben begründet ſind, zu tief in den Beſtand der Sage eingreifen, als daß ſie nicht urſprünglich und eigenthümlich ihr angehören ſollten, wenn ſie auch mit dem Sagenſtoffe ſelbſt den allmählichen Wandlungen der Zeit gefolgt ſind.

Noch iſt die Gabe der Weiſſagung nicht gänzlich von den Frauen gewichen. Ihr Herz ſagt ihnen, beim Auszug der Helden, das nahende Leid; von fallenden Thränen wird ihnen dann das Gold vor der Bruſt trübe. Doch nicht bloß dieſe dunkle Ahnung iſt ihnen gegeben, in bedeutſamen Träumen bildet ſich ihnen die Zukunft vor. Helke ſieht in angſtvollem Morgentraume, wie ein wilder Drache durch das Dach der Kammer fliegt und ihr beide Söhne gewaltſam hinwegführt auf eine weite Heide, wo er ſie zerreißt. Kriemhild träumt noch mitten in den Ehren und dem Glanz ihrer Jugend, bevor noch Siegfried auf dem Hofe zu Worms erſchienen, ihr künftiges Geſchick, wie ſie einen ſchönen Falken gezogen, den ihr zween Aare mörderiſch ergreifen; und ihre Mutter, der ſie den Traum vertraut, giebt ihm die rechte, traurige Deutung. Nachher, als Siegfried in den Wald reiten will, ſagt ſie ihm, weinend ohne Maß, die Träume der vorigen Nacht, wie ihn zwei wilde Schweine über Heide jagten und die Blumen da roth wurden, wie ob ihm zween Berge zuſammenfielen und ſie ihn nimmermehr geſehen. Vor der Nibelunge Hinfahrt nach Hunnenland träumt Frau Uten, wie alles Geflügel im Lande todt ſei. Rüdegers Gemahlin und Tochter theilen ſich ihre bangen Träume mit; die Mutter ſah ihn ganz ergraut, ſein Geſinde war von einem Schnee befallen und von einem Regen genäßt, ihr eignes Haupt von Haar entblößt, in ein finſtres Gemach hieß er ſie gehen, darin er ſelbſt ſtand, er ſchloß die Thüre zu, und nimmer kamen ſie herfür. Die Tochter ſah des Vaters Pferd ſehr ſpringen, laut erklang an ihm die Silberdecke; es trank aus einem Waſſer und verſank zur Stelle. Indeſs ſie ſo einander erzählen, ſind ſchon die Trauerboten eingeritten.

---

[1] Dietl. 979: Da saget das gesinde der schœnen Gotelinde, da waren kommen geste. Hausfraw die peste, die ye fursten haus besaz, gepot dem yngesinde das, daz man ir schone solte pflegen.

[2] Dietl. 12605—22. Prunhilt ſoll auch von ihrem Manne geſchlagen werden.

Traum und Traumdeutung der Frauen fehlt begreiflich auch in der nordiſchen Darſtellung nicht. Hier findet ſich aber noch eine weitere, wunderbare Eigenſchaft derſelben, die Zauberkunde. Frauen wiſſen vorzugsweiſe die Runen zu ſchneiden und zu deuten. Sigurdriſa (Brunhild) reicht dem Sigurd in der Flammenburg den Gedächtnistrank, voll iſt das Horn von guten Zaubern und Freudenrunen, ſie lehrt ihn die Runen, ihre manigfachen Arten und Kräfte. Aber Grimhild, die Mutter der Giukunge, ſchenkt ihm nachher, um ihn an ihr Haus zu knüpfen, einen andern Zaubertrank, von dem er Brunhilden vergißt, und ſich mit Gudrun verbindet. Durch ähnlichen Trank, im Horne, darein Runen geritzt ſind, bringt ſie ſpäter ihre Tochter dazu, des ermordeten Siegfrieds vergeſſend, ſich mit Atli zu vermählen.

Die Heilkunde iſt ein Theil dieſer zauberhaften Weisheit. Heilende Hände (læcnis-hendr) erfleht Brunhild von den Göttern für ſich und Sigurd, als ſie ihm den Gedächtnistrank giebt. Zweigrunen, auf Rinde und Baumäſte geſchnitten, bezeichnet ſie als ärztliche (Gr. Edd. 213. 217). Nach dem Kampf am Wasgenſteine verbindet Hildegund die Verwundeten. Zu den Müttern, den Gattinnen brachten die Germanen, nach Tacitus (Germ. 7), in der Schlacht ihre Wunden, und die Frauen ſcheuten ſich nicht ſie zu zählen oder auszuſaugen. Die Jungfrau, welche Dietrich von Faſolds Verfolgung befreit, ſieht ein Wundkraut, das auf hoher Haide blüht; ſie holt es und zerreibt es unter den Händen; von ſeinem Geruche verläßt den Helden die Müde und er geneſt völlig. Auch dem ermatteten Roſſe giebt ſie davon, daß es froh und kräftig, mit ſchnellen Sprüngen den gewappneten Herrn trägt.

Von heilbringenden Frauenhänden werden die ausziehenden Helden gewappnet. Die ſchöne Magd zu Terfis wappnet Wolfdietrichen zum Ringſtechen. Die junge Königin Seburg wappnet Ecken, den ſie zum Kampf ausſendet; Ute bindet ihrem Hildebrand den Helm auf; ſie giebt auch ihrem Pflegeſohn Alphart Waffenrock und Waffen. Mit dieſer Wappnung hängt der Segen zuſammen, den die Frauen auf die Fahrt geben. Als Ute Alpharten gewappnet, ſegnet ſie ihm nach mit ihrer ſchneeweißen Hand. Nach ihm ſegnen auch andre ſchöne Frauen, ihm Heiles bittend. Ebenſo thut Frau Ute ihrem Gemahl, dem ſie den

Helm aufgebunden, manchen Segen nach. Daß dieſe Segen urſprünglich nicht bloß allgemeine Heil- und Siegeswünſche, ſondern eine wirkliche Feiung waren, zeigt eine Stelle des Liedes von Etzels Hofhalt. Dort wappnet Jungfrau Selde Dietrichen von Bern und thut ihm dann einen Segen, der ihr von Gott kund iſt und der den Helden ſichert, niemals im Kampf erſchlagen zu werden. Von Frauen ſind auch die undurchdringlichen Zaubergewande, Rothhemde, verfertigt. Noch ſind uns alte Formeln des Nachſegnens aufbewahrt, die, wenn gleich chriſtliche Schutzengel und Heilige darin angerufen werden, doch ſchon in den durchklingenden Stabreimen auf früheren Urſprung deuten, z. B. (Graffs Diutiska B. II, S. 70. 293. 1827) „Ich dir nachſehe, ich dir nachſende mit meinen fünf Fingern fünfundfünfzig Engel; Gott geſunden heim dich geſende! offen ſei dir das Siegethor, ſo ſei dir das Seldenthor, beſchloſſen ſei dir das Wagethor, ſo ſei dir das Waffenthor!“ Oder: „Herre Sanct Michael, heute ſei du ſein Schild und ſein Speer, meine Frau Sancta Maria ſei ſeine Halsberge! Herre Gott! du müſſeſt ihn beſchirmen vor Wage (Waſſer) und vor Waffen, vor Feuer, vor allen ſeinen Feinden, ſichtbaren und unſichtbaren!“ Man erinnert ſich hiebei an Sigurdrifas Heil- und Siegesgebet beim Gedächtnistrank und an die Siegrunen, die, nach ihrer Lehre, auf Schwertgriff und Schwertgehäng eingeſchnitten werden, unter zweimaliger Nennung des Siegesgotts Tyr.

Ob die häufig vorkommende Bitte und Mahnung „durch aller Frauen Ehre“ erſt eine Folge des ritterlichen Frauendienſtes ſei, iſt zweifelhaft. Als Beweggrund, die Frauen zu ehren, wird manchmal daran erinnert, daß wir von ihnen gekommen ſind. Von Ermenrich, der die Frauen zu Raben hinrichten ließ, wird geſagt, er ſei nicht von Frauen kommen. Sowie man bei ihrer Ehre bittet, erſcheinen die Frauen ſelbſt als Fürbitterinnen. Die von Bern treten vor Ermenrich und flehen ihn, obwohl vergeblich, um Gnade an ſeinem Neffen Dietrich; fußfällig mahnen ſie ihn, alle reinen Weiber zu ehren und dazu alles himmliſche Heer, damit ſie ihm Sieg verleihen. In Urkunden des Mittelalters iſt es eine hergebrachte Form, daß Vergabungen der Fürſten, beſonders zu frommen Zwecken, auf Fürbitte ihrer Gemahlinnen geſchehen.[1] Die Fürſprache der Frauen wird aber in den Liedern nicht ſelten zu einem vollkommenen Schutzrechte. König Conſtantin, Rothers Zorn fürchtend, reitet dieſem, ohne ſeine Mannen, mitten unter den Frauen entgegen. „Den grimmigen Aſprian beſchwichtigt der alte Berchter mit den Worten: „Hier ſoll die Zucht vergehn, nun er unter den Frauen iſt kommen; und hätt' er benommen allen meinen Kindern den Leib, wir ſollen an ihm dieſe Weiber ehren, es käm' uns anders übel." Eine Jungfrau, die ſelbſt zu Bern als Geiſel iſt, übernimmt es doch, den Boten vom Rheine, welche ohne Geleit gewappnet in Dietrichs Land geritten, durch ihr Fürwort ſicheres Geleit zu geben. Vor allen aber kommt die Stelle des Roſengartenliedes in Betracht, wie Siegfried vor Dietrichs ſtarken Schlägen in den Schooß Kriemhildens flieht und dieſe, den Schleier über ihn werfend, ihm Leib und Leben friſtet. Ganz entſprechend wird in einer isländiſchen Saga (Broddhelgeſaga. Sagabibl. I, 98 ff.) der geſchichtlichen Gattung ein blutiger Kampf dadurch niedergeſchlagen, daß die Frauen Kleider auf die Waffen werfen. Von ſpätern Anklängen werde hier nur die Erzählung vom Wartburgkriege angeführt, wonach Heinrich von Oſterdingen, der im Wettſange ſein Leben verſpielt, ſich unter dem Mantel der Landgräfin birgt; dann das Lied Reimars von Zweter [Hagens Minneſ. 2, 218], flüchtete ſich ein Wolf (das Bild des friedloſen Geächteten) zu Frauen, man ſollt' ihn um ihretwillen leben laſſen. .

---

[1] Murator. Antiq. Ital. T. III. Diss. 40. S. 697 f.

Abgeſehen von dieſen Erinnerungen des alten Glaubens, ſtehen die Frauen unſrer Lieder, deutſchem Rechte gemäß, in Pflegſchaft und Obhut des Gemahls, des Vaters, der Brüder, überhaupt der männlichen Anverwandten. Von der jungen Kriemhild und den drei Burgundenkönigen heißt es: „die Frau war ihre Schweſter, die Fürſten hatten ſie in ihrer Pflege." Umſchloſſen und geſchirmt von dem Kreiſe der männlichen Genoſſenſchaft, halten ſich edle Frauen mit ihrem weiblichen Gefolge gewöhnlich abgeſondert in den innern Gemächern des Hauſes; lange ſieht Kriemhilde nur heimlich durchs Fenſter den Helden Siegfried, wie er auf dem Hofe Schaft und Stein wirft" (Nib. 529 bis 56). Als die Helden vom Rheine vor Iſenſtein anſchiffen, heißt Brunhilde ihre Jungfrauen aus dem Fenſter treten, damit ſie nicht den Fremden zur Schau ſtänden; an den „engen Fenſtern" beobachten ſie dann die Ankommenden. Die weiblichen Hände ſind beſchäftigt, die Kleidung zu bereiten, Gold in Seide zu wirken und Geſtein in das

Gold zu legen. Nicht gering iſt der Frauen „Unmuße", wenn ein Feſt herannaht, eine Brautfahrt oder Hofreiſe der Helden, deren prunkvolle Ausſtattung ihnen dann obliegt. Sie ſelbſt erſcheinen zum Empfang der Gäſte, die von ihnen freundlich begrüßt und die angeſehenern wohl auch mit einem Kuſſe bewillkommnet und an der Hand in den Saal geführt werden (Nib. 5185. 5407—24. 6617—24. 6661—84. Alph. 463 f. Laur. 207 b). Wenn ſie an feſtlichen Tagen hervorgehn, dann ſchreiten mit ihnen die Mannen des Fürſtenhauſes, Schwerter in Händen tragend, zum Zeichen des ſtets wachen Schutzes (Nib. 1125—8). Beleidigung einer Frau wird auch ſogleich Sache der geſammten Genoſſenſchaft. Brünhild, von Kriemhilden gehöhnt, ſendet alsbald nach ihrem Gemahl und ſeinen Recken und klagt vor ihnen den Schimpf. Siegfried, der ſich des Unglimpfs gerühmt haben ſoll, muß im Ringe der Burgunden den feierlichen Eid ſchwören, daß er nichts dergleichen ausgeſagt habe, und ſelbſt dieſes verſöhnt nicht den heimlichen Groll der eifrigſten Wächter des Hauſes, die auf ſeinen Tod ſinnen (Nib. 3416 bis 64). Das angegebene Verfahren ſtimmt mit den älteſten deutſchen Geſetzen überein, welche zur Rettung beleidigter Frauenehre ſolch eidliche Erklärung vorſchreiben (Rogge, Gerichtsweſ. d. Germ. S. 195).

In der nordiſchen Erzählung entzweien ſich Brunhild und Gudrun beim Haarwaſchen im Strome darüber, welche, nach dem Vorzug ihres Mannes, oben ſtehen ſolle (Volſ. C. 37. S. 96. J. Edd. 263); woraus im Nibelungenliede, nicht eben chriſtlich, ein Streit um den Vortritt zur Kirche geworden iſt (Nib. 3324. 3385—7). So finden ſich auch bei den isländiſchen Sagaſchreibern Beiſpiele, wie aus dem Rangſtreite der Frauen über das frühere Nehmen des Handwaſſers oder den Vorſitz beim Gaſtgebote, Mord und rächende Fehde unter den Männern und Blutsverwandten ſich entſpinnen. Aus der oſtgothiſchen Geſchichte berichtet Procop (B. III), wie die Gemahlin des Königs Ildebad, durch Brajas übermüthige Frau beim Beſuche des Bades verächtlich behandelt, von ihrem Gatten Rache heiſcht und dieſer nun den Braja, der doch zu ſeiner Wahl das Meiſte beigetragen, hinterliſtig umbringen läßt, wodurch er ſelbſt bei den Gothen verhaßt und bald hernach, aus andrem Anlaſſe, gleichfalls ermordet wird.

Bei den Blutsfreunden, unter deren Pflege die Jungfrau ſteht, muß auch um ihre Hand geworben werden; ſo läßt ſich Siegfried von Gunthern deſſen Schweſter zuſchwören und auch Rüdiger wirbt für Etzeln zuerſt bei Kriemhildens Brüdern. Die Ehe wurde in früherer Zeit in Form eines Kaufs abgeſchloſſen; die bevormundenden Verwandten empfiengen den Kaufpreis.[1] Ihnen muſte daher auch für gewaltſame Wegnahme der Jungfrau die Buße bezahlt werden. Sowie aber trotzige Männer ſich rühmten, niemals Wergeld oder andere Buße zu bezahlen, ſo ſcheint es auch für rühmlich gegolten zu haben, ſich die Braut ohne Kaufgeld zu gewinnen oder, wo ſie der friedlichen Werbung verſagt wurde, ſie mit Gewalt oder Liſt hinwegzuholen, und die Fehde der beleidigten Verwandtſchaft auf keine Weiſe zu ſcheuen. Wie bei verſchiedenen Völkern der alten Welt,[2] ſo iſt es noch jetzt bei ſlaviſchen Völkerſchaften (Serben, Morlaken) gebräuchlich, die Braut zu rauben. Daß dieſelbe Anſicht bei den germaniſchen Stämmen zu bekämpfen war, davon zeugen die Geſetze gegen den Jungfrauenraub. In nordiſchen Sagen, däniſcher, ſchwediſcher, ſchottiſcher Balladendichtung ſind ſolche Entführungen ein vielbehandelter Gegenſtand, und an der Spitze deutſcher Geſchichten ſteht das berühmte Beiſpiel des Arminius, der des Segeſtes Tochter, die einem andern verſprochen war, geraubt und darüber den unauslöſchlichen Haß des Schwähers zu tragen hat (Tac. Ann. 1, 55). In dieſem Zuſammenhange ſtehen nun auch aus unſrem Liederkreiſe die gefahrvollen und meiſt verderblichen Brautfahrten Rothers, Hugdietrichs, Otnits, Gunthers, der Hegelingen.

„Was Leides leiden die Männer, das beweinen alles die Weiber," ſagt das Lied von Dietrichs Flucht. Theilnehmend, nachfühlend, innerlich auffaſſend, bilden ſie durchaus den Chor zu den tragiſchen Geſchicken der Helden. Weinend ſtehen ſie an Zinnen und Fenſtern und geleiten mit ihren Augen die Männer, die, von ihren Träumen und Ahnungen vergeblich gewarnt, ausziehen. Sie ſchauen hinaus auf die

---

[1] Noch die Limburger Chronik, um 1400, braucht gewöhnlich kauffen für heirathen. Vgl. Grimm, Rechtsalterth. 421—4. 601, 4.

[2] Otfr. Müller, Prolegom. zu einer wiſſenſchaftlichen Mythol. Göttingen 1825. S. 422: „Eine merkwürdige Übereinſtimmung althelleniſcher und italiſcher Sitte ergiebt die Bemerkung, daß der Raub der Braut, der in Sparta immer im Gebrauch geblieben war und vielleicht auch in griechiſchen Mythen vorkommt, auch in Rom nach Feſtus alte Sitte war."

Straße, von wo die Wiederkehr geſchehen ſoll; ſchon ſehen ſie den Staub aufſteigen; aber nicht, wie ſonſt, erſchallt der frohe Geſang der Knappen. Verbergen heißt man die blutigen Sättel, daß nicht die Weiber weinen (Nib. Lachm. 252). Dieſes Weinen der Frauen wird bei Beſchreibung der Kämpfe ſtets im Hintergrunde gezeigt. Wenn die ſtarken Schläge fallen, wenn ein tobender Recke gewaltig um ſich haut, wenn der edle, ſchöne Held den tödtlichen Streich empfängt, dann heißt es immer: das beweinte manig Weib; da geſchah den Frauen Herzeleid; ihn klagen alle werthen Frauen u. dgl. Sie gehen auch ſelbſt nach der Schlacht auf die grüne Heide hinaus, wo ſich ihr Weinen und Klagen über den Gefallenen erhebt. Mit Thränen ſchmerzlicher Erinnerung nimmt Gotelinde den Schild des erſchlagenen Rudung, den Hagen ſich zur Gabe erbeten, von der Wand herab.

Im Eddaliede ſticht Brunhild nach Sigurds Tode ſich ſelbſt das ſchneidende Schwert ins Herz, um mit der Leiche deſſen, der ihr zuerſt verlobt war, auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden. Ähnliches kommt auch ſonſt in nordiſcher Überlieferung vor. Die Geſchichte meldet, daß bei dem germaniſchen Stamme der Heruler die Gattin, welche nicht auf ewig entehrt ſein wollte, am Grabe des Mannes ſich das Leben mit dem Strange nehmen muſte.[1] Unſre Lieder kennen nicht mehr dieſe heidniſche Sitte; Brunhild bleibt hier am Leben, im Übermuthe der geſtillten Rache, aber offenbar iſt ſie fortan müßig in der Handlung. Händeringen, Zerſchlagen der Bruſt, Ausraufen der Haare, Blutweinen, Ohnmacht, ſind in den deutſchen Gedichten die Ausbrüche weiblichen Jammers. Ein eigenes ausführliches Gedicht, Klage genannt, ſchließt ſich, wohl nicht ohne ältere Anläſſe, an der Nibelungen Noth, ganz der Wehklage um die Erſchlagenen, ihrer Beſtattung, der Heimſendung ihrer Waffen, der Trauerbotſchaft an die Wittwen und Waiſen gewidmet.

Aus dieſer allgemeinern Haltung aber, worin die Theilnahme der Frauen un den Ereigniſſen mehr auf Dulden, Sorgen und Empfinden beſchränkt erſcheint, treten weibliche Charaktere hervor, welche ſich thatkräftig genug zum hülfreichen Wirken, zum ausdauernden Widerſtand der Treue, zum aufregenden Eingreifen in die Handlung, und ſtatt der Todtenklage zur blutigen Rache erheben. Die folgenden Charakterbilder werden hinreichen, die bedeutendſten Richtungen weiblicher Wirkſamkeit zu bezeichnen.

---

[1] Procop. S. 419: Ubi vir quispiam Erulus fato concesserat, ut virtutem probaret uxor, ac relinqueret superstitem sibi gloriam, necesse habebat vitam paulo post ad mariti tumulum finire laqueo: ni faceret, in æternum dedecus et propinquorum mariti offensionem incurrebat. Maſk. II, 42. N. 1.

Helche.

Frau Helche, Etzels erſte Gemahlin, die Tochter Oſerichs, iſt das vollkommene Bild der Königin. Sie heißt die gute, die milde, die getreue und, wenn auch nicht mehr jugendlich, (im Nibelungenliede) die ſchöne. Wie der König im Kreiſe ſeiner Recken ſteht, ſo hat ſie eine Schaar edler Jungfrauen um ſich verſammelt, Königs- und Fürſtentöchter, die ihr zur Erziehung gegeben ſind, oder, wie Hiltegund, dem Könige als Geiſel verpfändet, von ihr liebevoll gepflegt werden. Gehen dieſe mit ihr zum Feſte hervor, je zwo und zwo ſich bei den Händen haltend, dann gleichen ſie der Sonne, deren Schein alle Königreiche überleuchtet. Aber auch gegen die Helden iſt ſie „viel mutterlich" geſinnt. Sie iſt Fürſprecherin der Beſiegten, Troſt und Hülfe der Elenden, Vertriebenen, die ſich an Etzels Hof geflüchtet, verſieht ſie mit Waffen, Roſſen und allem Bedarf, verſchafft ihnen vom Könige Beiſtand oder Belehnungen. So hat ſie den edeln Rüdeger ſich verpflichtet, der fortan, als Verwalter ihrer Mildthätigkeit, ihr beſtändig zur Seite geht; ſo hat Aldrian, Hagens Vater, ſich ihrer Huld zu erfreuen gehabt; vornehmlich aber findet der heimatloſe Dietrich in ihr eine mütterliche Freundin und Helferin. Verſchämt über ſein Elend, birgt er ſich hinter dem Fenſter, als er Helchen mit Rüdigern zu Gran einreiten ſieht; aber ſchon iſt ihm ein Licht des Troſtes aufgegangen. Helche weint, als ſie ſein Miſsgeſchick vernommen; ſie läßt die Vertriebenen herrlich ſpeiſen und bittet den Berner durch Rüdigern, ihr Gold anzunehmen; ſie weiß, daß „den Elenden das Gut nach Ungemüthe ſanfte thut;" ſie verheißt und gewährt ihm ihre Verwendung bei dem Könige, ja es entgeht ihren Blicken nicht, wie unter aller Kurzweil des Hofes Dietrichs Augen oft ſich trüben. Als er, von Etzeln mit Heeresmacht verſehen und von ihr ſelbſt reichlich ausgeſtattet, doch ſein Land nicht wieder zu erobern vermag, ermüdet ihre hülfreiche Sorgfalt nicht: ſie vermählt ihm ihre Schweſtertochter Herrad, verſchafft ihm ein neues Heer und vertraut ihm ihre beiden Söhne an. Schmerzlich iſt ihre Klage über den frühen Tod der Jünglinge, die ihre Augenweide waren, wenn ſie des Morgens gegen ihr kamen und mit den Händen ihr liebkoſten. Sie verwünſcht den Berner, durch deſſen Schuld ſie umgekommen, ſie verflucht ihr mildes Geben. Dennoch, als Rüdiger ihr ſagt, daß Dietrich ſelbſt ſeinen Bruder verloren und die jungen Könige in die Wunden geküſst habe, erbarmt ſie des Helden, ſie bereut die Verwünſchung und wird ſeine Vermittlerin bei Etzeln.

In dem Benehmen Helchens gegen die Fremden, die ſich an ihres Gemahls Hofe ſammeln, iſt die Güte und Milde mit weiblicher Klugheit gepaart. Sie erkennt, daß es dem Reiche nützlich und dem Könige ehrenvoll ſei, ſolche Helden durch Wohlthaten ſich zu verbinden. „Des iſt getheuert immermehr dein Land,“ ſagt ſie zu Etzeln, „behältſt du Dietrichen.“ Sie bedient ſich für dieſen Zweck eines wohlberechneten Bandes, indem ſie ihnen Bräute aus der Zahl ihrer Jungfrauen wählt: ſo empfängt Dietrich Herraden, ſo giebt die Königin, durch Hagens Flucht aufmerkſam gemacht, ihrem Gemahle den Rath, daß er Walthern, die Säule des Reichs, durch Vermählung mit einer hunniſchen Fürſtentochter, beſſer feſthalten möge.

Markgraf Rüdeger preiſt einſt die Mutter ſelig, von der ſo viel Treue und Güte zur Welt gekommen, er ſegnet den Tag der Geburt Helchens. Groß iſt denn auch die Trauer bei ihrem Tode; verwaiſt ſind ihre Jungfrauen, freudelos das Volk, voll Jammers das Land, die Welt wird immer ſie vermiſſen; der finſtre Hagen ſelbſt ſtimmt in ihren Nachruhm ein.

Die hiſtoriſche Beziehung, welche der Namen Helche, Herche, zu Kerka, einer der Frauen Attilas, welche Priscus ſelbſt kennen lernte, darbietet, iſt hier nachträglich zur Erklärung der Heldenſage von der geſchichtlichen Seite [S. 91] zu bemerken. Warum König Etzel im deutſchen Geſange nicht zu feſter, lebendiger Geſtaltung gelangen konnte, haben wir dort zu zeigen verſucht. Der Glanz des Königthums iſt gänzlich auf ſeine Gemahlin übergegangen. Die farbloſe Alleinherrſchaft vermochte nicht, ſich im deutſchen Sinne dichteriſch zu beleben; ſtatt ihrer wurde die ſittliche Gewalt weiblicher Tugenden aufgeſtellt und verherrlicht.

Im Gedichte von Dietleib ſoll Helche gegen zweifachen Vorwurf gerechtfertigt werden: wenn die Taufe an ihr verdorben, indem die Heiden ſie von ihrem Vater weggeführt, ſo habe ſie doch chriſtlich gethan; wenn ſie guten Recken hold und hülfreich geweſen, was man jetzt den Frauen übel deuten würde, ſo habe dieſes ihr nur von ſolchen geſchehen können, denen ihre Sitte nicht gehörig bekannt war, König Etzel ſelbſt habe gut dazu geſehen. Dieſe wohlmeinenden, wenn auch miſsverſtehenden Äußerungen des Bearbeiters aus dem 13ten Jahrhundert ſtimmen im Übrigen wohl zu obiger Anſicht. Man wollte Helchen, wenigſtens der Geburt nach, den deutſchen, chriſtlichen Völkern, im Gegenſatz der heidniſchen Hunnen, aneignen; aber die Poeſie hatte dieſes längſt auf beſſere Weiſe gethan und die milde Königin ſelbſt, zu der man ſich hingezogen fühlte, war eine Schöpfung deutſcher Sinnesart; dieſe Schöpfung aber muſte aus einer frühen Zeit herſtammen, in der ſie noch keiner Rechtfertigung bedurfte, ſondern in ungetrübter Reinheit natürlich hervorgieng und ebenſo mit unbefangenem Sinne aufgefaßt und gewürdigt wurde.

Ute.

Die Hausfrau des Meiſters iſt in Frau Uten, des alten Hildebrands Ehegemahl, dargeſtellt. Durch ſie wird das Haus der Helden zu Bern wohnlich und heimatlich. Sie wappnet und ſegnet die Ausziehenden, empfängt und bewirtet die Heimkehrenden. Sie iſt die treue Pflegemutter der jungen Helden, beſonders der Wölfinge, ihrer Neffen. Ihren Zögling Alphart entläßt ſie klagend zu ſeinem verhängnisvollen Ausritte, legt ihm ſelbſt den Harniſch an, giebt ihm einen guten Waffenrock, läßt ihm das Roſs darziehen, bindet ihm den Helm, reicht ihm den Schild an den Arm und den Speer in die Hand, ſegnet weinend ihm nach mit ihrer ſchneeweißen Hand. Darum hält er auch ſo kühn auf der Warte, würdig derjenigen, die ihn von Kindheit auf erzogen. Utens mütterliche Fürſorge greift im entſcheidenden Augenblick auch thätig in die Handlung ein. Als Dietrich von ſeinem Erbe weichen ſoll, da macht ſie ſich auf, um das letzte Mittel der Rettung zu verſuchen, die weibliche Fürbitte. An der Spitze von mehr denn tauſend Frauen tritt ſie vor Ermenrich und fleht ihn fußfällig an, zu Ehren aller reinen Frauen königlich an ſeinem Neffen zu thun. Vergeblich iſt die Bitte, da nimmt Hildebrand Frau Uten an ſeine Hand und ſo die andern Recken jeder die ſeinige. Bitter iſt der Abſchied vor Garten, als ſie ihn mit Armen umſchließt und er, ſeinem Herrn ins Elend folgend, ihr kein Ziel des Wiederſehens zu geben weiß. So würdevoll Frau Ute in dieſen ernſten Augenblicken daſteht, ſo iſt doch von dem launigen Zug in Hildebrands Charakter einiges auf ſie übertragen worden und die Zärtlichkeit dieſer alten Ehgeſponſen einem gutmüthigen Spotte nicht entgangen. Als Hildebrand ausreiten will, um ſeinen Herrn aufzuſuchen, der von dem Abenteuer gegen den Rieſen Siegenot nicht heimkehrt, da iſt Frau Ute voll Angſt und Trauer. Wolfhart verweiſt ihr, daß ſie um einen Alten ſich ſo gehabe, ſie ſoll ſich einen jungen nehmen, der ſie beſſer tröſten könne. Doch ihr iſt nicht ſpaßhaft zu Muthe, wenn ſie den ſcheiden ſieht, mit dem ſie ſo manchen lieben Tag verlebt. Sie bindet ihm den Helm auf und küſst ihn zum Abſchied. „Verloren iſt nun der Rieſe,“ ruft Wolfhart, „wenn Hildebrand an dieſen Kuſs gedenkt!“ Alle lachen, wie ſehr ſie im Leide ſind. Auch im Roſengarten, als der liſtig fechtende Meiſter ſeinem Gegner zu weichen ſcheint, bedroht Dietrich ihn, wenn er ſich beſiegen laſſe, Frau Uten einen andern, jüngern Mann zu geben, des ſie wohl werth ſei. „Nein,“ entgegnet Hildebrand; „würd' ich erſchlagen, ſo hörte man Frau Uten jammern und klagen; groß iſt ihre Treue gegen mich, ſeit ſie mir zur Ehe gegeben ward; fröhlich will ich ſtreiten um die minnigliche Frau.“ Er kämpft ſiegreich, und als ihn Kriemhild halſen und küſſen will, ſpricht er: „Den Kuſs behalt' ich meiner lieben Hausfrau; mit Treu' iſt ſie geprieſen und mit Frömmigkeit; warum ſollt' ich denn küſſen eine ungetreue Maid?“ Schön verſchmolzen iſt Laune mit Rührung in dem Liede von Hildebrands Wiederkehr aus langer Verbannung; zweiunddreißig Jahre hat er Frau Uten nicht geſehen, ſie erkennt ihn nicht mehr und wundert ſich, daß ihr Sohn den Gefangenen oben an den Tiſch ſetze. Alebrand ſagt ihr, es ſei kein Gefangener, es ſei Hildebrand, ſein liebſter Vater. Da hebt ſie an zu ſchenken und trägt es ihm ſelber her, Hildebrand aber läßt aus ſeinem Munde den Goldring in den Becher ſinken, das Unterpfand ungeroſteter Liebe und Treue.

Ein Ring, in den Becher geworfen, iſt in vielen Sagen und Liedern (von Horn und Rimenild, dem edeln Möringer, Heinrich dem

Löwen, dem Grafen von Calw u. a.) das Wahrzeichen, wodurch ein lang Abweſender der heimgebliebenen Gattin ſich wieder zu erkennen giebt oder getrennte Liebende ſich heimlich verſtändigen. Auch der Ring für ſich allein leiſtet ſolche Dienſte. In unſrem Liederkreiſe ſucht Rother, als Pilgrim verkleidet, ſeine Frau, die ihm geſtohlen worden, zu Conſtantinopel auf, findet ſie beim Hochzeitmahl an der Seite eines heidniſchen Königsſohns, ſetzt ſich neben ihr auf den Fußſchemel und giebt ihr einen goldnen Ring, worauf ſein Name gebuchſtabt iſt, daran ſie ſeine Gegenwart erkennt. Auch als Waller ſitzt Wolfdietrich an einem Brunnen vor der Burg, worin ſeine Frau, Sigeminne, von einem Rieſen feſtgehalten wird; er verkündet ihr ſein Kommen, indem er ihrer Dienerin, die bei dem Brunnen Kräuter holen ſoll, ſeinen Ring anſteckt. Hier der Brunnen, dort das Gaſtmahl, laſſen vermuthen, daß urſprünglich auch das Trinkgefäß nicht gefehlt, wie nach einer andern Erzählung, in Caſpars von der Röhn Heldenbuche (Str. 302), Wolfdietrich bei Sidratens ſchon bereiter Hochzeit mit demjenigen, der ſich für den Erleger der Lindwürme fälſchlich ausgegeben, in Pilgerkleidung erſcheint und den Ring Otnits, darauf deſſen und ihr Name geſchrieben, in den goldnen Kopf (Becher) ſinken läßt, oder wie im Morolfsliede, wo ein Ring im Weine der Trinkenden unwiderſtehliches Sehnen anzaubert.

All dieſes Sagenhafte geht davon aus, daß es Geſchäft der Frauen war, den Gäſten den Labetrank zu kredenzen. In dem angelſächſiſchen Gedichte von Beowulf, des 7ten oder 8ten Jahrhunderts, trägt die Königin den Becher rings im Saal umher. Im Liede von Walthers Flucht ſchenkt Hiltegund den wunden Helden den Wein. In Odins Halle ſelbſt ſahen wir die Walküren das Trinkhorn bringen. Aber auch dieſes häusliche Geſchäft des Schenkens gewinnt in Frauenhand Bedeutung und Weihe. Der Willkommbecher wird zum Tranke des Gedenkens und des Vergeſſens, auch zum Verlobungsbecher (Löſtebeker, noch in neuerer Zeit bei den Ditmarſen). Wie die verſchiedenen Beziehungen in einander übergehen, ſieht man aus den halbgeſchichtlichen Sagen von Theudelinde. Um ſie, die bairiſche Herzogstochter, hat der Langobardenkönig Authari freien laſſen, will aber auch ſelbſt, von ihr unerkannt, ſeine Braut ſehen und berührt, als ſie ihm den Willkommbecher reicht, nur leiſe mit dem Finger ihre Hand. Nach Autharis Tode ſoll ſie den

Nachfolger wählen, ſie beruft den Herzog Agilulf, empfängt ihn mit dem Becher, aus dem ſie zuerſt getrunken, erlaubt ihm den Kuſs und thut ihm ihren Entſchluß kund (Paul. Diac. III, 29. 34). Walther und Hiltegund, in unſrem Liede, ſind einander in der Kindheit von den Vätern zugeſchworen und leben beide als Geiſel bei den Hunnen. Von einem Kriegszuge heimkehrend, läßt Walther ſich von der Jungfrau den Becher reichen, drückt ihre Hand und erneuert ſo das frühe Verlöbnis. Auch hier kommt wieder Sigurdrifas Minnetrank[1] in Betracht; ſie bringt ihn dem Sigurd zum Willkommen, Segenswünſche darüber ausſprechend, und daß hierauf die Verlobung mit dem verhängnisvollen Ring erfolgte, giebt der Zuſammenhang der Fabel. In der Wölſungenſage nimmt Sigurd in Brunhildens Turme zugleich mit dem Goldbecher ihre Hand und giebt ihr dann den Ring, worauf er den Eid der Verlobung ſchwört. Wenn in den angeführten Fällen der Finger berührt, die Hand ergriffen wird, ſo erſcheint der angeſteckte Ring als ein Zeichen, daß ſie für immer feſtgehalten ſei.

Wie bei der Verlobung, ſo gehören nun auch beim Wiederfinden nach langer Trennung Ring und Becher zuſammen. Im Liede von dem edeln Möringer (gedruckt u. a. in Gräters Bragur B. VIII), der auch als Pilger zurückkommt, als eben ſeine Frau mit einem andern am Hochzeitmahl ſitzt, iſt ausdrücklich geſagt, daß er in den Becher das Ringlein geworfen, womit ſie ihm zuerſt vermählt worden.[2] So feiert denn auch Hildebrand mit ſeiner alten Hausfrau durch den Ring im Becher eine goldene Hochzeit. Im däniſchen Hildebrandslied iſt es nur ein Stück vom Ringe, denn oft wird beim Abſchied ein Ring entzweigebrochen, damit die zuſammenpaſſenden Hälften um ſo ſicherer zum Wahrzeichen dienen mögen.

Gudrun.

„Willt du nicht haben Freude, ſo muſt du haben Leid“ (Gudr. 3984), ſagt die grauſame Gerlinde zu Gudrun, deren Schickſale oben im Zuſammenhang erzählt ſind. Dieſe freiwillige Ausdauer in Kummer und Noth, dieſes beharrliche Verſchmähen eines glanzenden Looſes um der Treue willen, iſt zumeiſt in zwei weiblichen Charakteren unſres Kreiſes dargeſtellt, entſprechend jener ſelbſterkorenen Gefangenſchaft der Dienſtmannen Wolfdietrichs.

---

[1] Isl. minni, scyphus memorialis, memoria. Schmeller II, 598.

[2] Vgl. auch die Sage von Wernh. v. Strättlingen. Schweizer Burgen II, 327.

Sidrat, Otnits Gemahlin, wird nach Ablauf der Jahresfriſt ſeit deſſen Ausritt gegen die Lindwürme von den Herren des Landes gedrängt, ſich einen andern Gemahl zu wählen. Doch ihr iſt von dem Scheidenden empfohlen, nur den zu nehmen, der durch Erlegung der Würme ſein Rächer ſein würde (Wolfd. Bl. 71b). Hieran feſthaltend, wird ſie vom Reiche verſtoßen, die Schlüſſel zu dem Turm auf Garten, der voll Goldes und Silbers iſt, werden ihr abgenommen. Sie nährt ſich mit ihrer Hände Arbeit, der Burggraf und deſſen Frau ſchicken ihr mitleidig Brot und Wein. So treibt ſie es ein Jahr und ſieben Tage, bis zu Otnits Wiederkehr (Bl. 75b). In gleicher Noth lebt ſie bis ins dritte Jahr, nachdem Otnit wirklich von den Lindwürmen erwürgt iſt. Nachts auf der Zinne klagt ſie, mit dem treuen Wächter, wie ihre Schenken und Truchſeße nun ihre Herren ſeien, wie ſie, ihres Erbes beraubt, nun ſpinnen müſſe. Da verkündet der gewaltige Steinwurf aus der Dunkelheit die Nähe des Rächers (Bl. 116).

Am vollſtändigſten jedoch erweiſt ſich eben in Gudrun die unbezwingliche Kraft des weiblichen Herzens, durch langes, bitterſtes Leid bis zum endlichen Siege.

Hinweggeführt aus der gebrochenen Heimatburg, von wo die trauernde Mutter nachſchaut, des Vaters und ſo vieler Verwandten beraubt im blutigen Kampfe derſelben mit den Entführern, iſt ihr die Wahl gegeben, mit Hartmut die Krone zu tragen, der, von ihrem Vater abgewieſen, ſie dem Verlobten gewaltſam entriſſen und deſſen Vater den ihrigen erſchlagen, oder der ſchmählichſten Dienſtbarkeit ſich zu unterwerfen. Ihre Wahl iſt gleich getroffen, ſie verwirft die Krone und wählt die Knechtſchaft. Sieben Jahre hindurch und wieder ſieben weiſt ſie erneute Anerbietungen von ſich und ihr Dienſt wird darum ſtets härter geſteigert. Schon auf der Seefahrt wurde ſie von dem ergrimmten Vater Hartmuts bei den Haaren aus dem Schiff geworfen und kaum noch von Hartmut ſelbſt an ihren falben Zöpfen zurückgezogen. Jetzt muß ſie den Ofen heizen, mit ihren Haaren den Staub abwiſchen, ſchlafen auf harter Bank, mit Roggenbrot und Waſſer ſich nähren, ſchlechte Kleider tragen, ſie wird geſchlagen, muß waſchen am Meere, und ſelbſt im Schnee, beim kalten Märzwinde baarfuß, im Hemde, zum beeisten Strande gehn. Sie iſt ſtrenger gehalten, als all ihre mitgefangenen Jungfrauen; nur Hildeburg theilt aus freiem Entſchluß dieſes härteſte Loos. Aber ungebrochen bleibt Gudruns ſtolzes Herz; wie ſie bei ihrer Ankunft von Gerlind, der Mutter des verſchmähten Freiers, der Anſtifterin des Unheils, nicht geküſst ſein will, ſo trotzt ſie dieſer noch nach Jahren. „Ich ſoll nicht haben Wonne; ich wollte, daß ihr mir thätet noch leider.“ Es iſt ihr lieb, mit dem Waſchen ſelbſt ihre geringe Nahrung zu bezahlen. Und dieſe Hochfahrt, dieſer grimme Muth, dieſes „ſich theuer Dünken,“ wie ihre Feindin es nennt, bewährt ſich nicht bloß im Dulden und Ausharren; mit ungeſchwächter Kraft weiß ſie auch, als das Ende der langen Trübſal herannaht, die Hoffnung und das Glück zu ergreifen. Sowie, als man ihr eines Tages Wein und gute Speiſe giebt, ſogleich ihre angeborne Farbe roſenroth erblüht, ſo, nachdem der wunderbare Vogel Heil verkündet, nachdem ihr Bruder und ihr Bräutigam ſie am Strande begrüßt, wirft ſie, freudig und zürnend zugleich, die Leinwand in die Flut; darzu iſt ſie zu hehr, daß ſie Gerlinden je mehr waſche, zween Könige haben ſie geküſst und mit Armen umfangen. Sie ſoll mit Dornen gezüchtigt werden, aber im liſtigen Hohne läßt ſie ſich an, als wolle ſie jetzt die Krone annehmen, die auch ihren Bedrängern nicht lange mehr bleiben wird; Boten mit dieſer Kunde verſendet ſie zahlreich ins ganze Land, damit in der Burg der Feinde um ſo weniger ſeien; ſie gebietet ein Bad, läßt ſich herrlich kleiden und ſpeiſen, erhält Schenken und Truchſeſſe, und, als ihre Jungfraun weinen, lacht ſie ſeit vierzehn Jahren zum erſten mal, ein ungeſtümes Lachen, das Gerlinden befremdet und erſchreckt. Gudrun hat ſich geſchämt, daß die zween Boten ſie im naſſen Hemde, mit zerwehten Haaren, vor Froſt bebend, ſollten waſchen ſehen; jetzt iſt ſie bereit, die Ihrigen königlich zu empfangen. Burgen und Huben verheißt ſie derjenigen ihrer Dienerinnen, die ihr zuerſt den Morgenſtern verkünden wird, der den Tag der Freiheit und der Rache heraufführt.

Gudruns Geſchichte iſt nicht ein bloßes Liebesabenteuer. Um ſie kämpfen zwei mächtige Geſchlechter den Kampf der Vertilgung. Die Kränkung des einen mittelſt der abgewieſenen Werbung wird durch gewaltſame Entführung und die Niederlage der Verfolgenden gerächt. Die Treue gegen den Verlobten und die Erinnerung an die umgekommenen Blutsfreunde ſind in Gudruns Seele gleich mächtig: wäre ſie ein Ritter, nicht dürft' ihr der ohne Waffen nahe kommen, der ihr den Vater erſchlagen; das ſtolze Bewuſtſein, einem trefflichen Stamme anzugehören, hält ſie aufrecht in allen Mühſalen vierzehnjähriger Dienſtbarkeit. Sie iſt aber auch von den Ihrigen nicht vergeſſen; wohl iſt die Macht dieſer auf langehin gebrochen, ein neues Geſchlecht muß erſt zum Schwert erwachſen, aber der Gedanke der Rettung und Rache bleibt immer wach, die Söhne ſchärfen ihren Grimm am Grabe der erſchlagenen Väter. Als das Heer am feindlichen Strande angelandet und Kundſchaft nach der gefangenen Gudrun ausgeſandt werden ſoll, da tritt zuerſt Ortwin hervor, deſſen Schweſter ſie iſt von Vater und von Mutter; der andere will Hartmut ſein, dem ſie zum Weibe gefeſtet iſt; ſie gehen zuſammen und ſo erſcheinen auch hier die Bande der Verlobung und des Blutes zu einer größern Genoſſenſchaft verknüpft. Bei der Begegnung der waſchenden Jungfraun iſt anfangs nur ein halbes Erkennen, dunkle Ähnlichkeit und leiſe Ahnung, die erſt durch die Ringe an den Händen der Verlobten beſtätigt werden muß; ein ſchönes Beiſpiel der Treue, die ſtillkräftig im Herzen fortlebt, wenn auch Zeit und Schickſal die äußeren Züge verwandelt und die Bilder der Erinnerung verwiſcht haben. Über die Nachricht, daß ihre Königstochter waſchen müſſe, weinen die Männer im Heere der Hegelingen; zürnend erhebt ſich Wate und heißt ſie die Kleider, welche Gudrun weiß gewaſchen, mit Blute röthen. Ihm muß Gerlind, die ihr jenes Waſchen auflegte, mit dem Haupte büßen, ebenſo Hergart, die nicht mit ihr in der Knechtſchaft aushalten wollte. Blutfarb tritt auch Herwig vor die wiedererkämpfte Braut.

Gudruns unheildrohendes Lachen nach langer Leidenszeit iſt ein Zug, der auch ſonſt in Liedern vorkommt. Nicht mehr lachen iſt der epiſche Ausdruck für herbes, unheilbares Leid; im Gegenſatze hiezu ſteht jenes erſte Lachen nach manchen Kummerjahren; es iſt ein furchtbares, weil in dieſen Geſchichten der Umſchwung des Schickſals ein gewaltſamer zu ſein pflegt und nach unerſetzlichen Verluſten der Ausbruch der Freude nur die endlich befriedigte Rache verkünden kann. So lacht in den Eddaliedern Brunhild laut auf, als ſie Gudruns Wehgeſchrei über Sigurds Ermordung hört, aber ſie wechſelt ſelbſt die Farbe über dieſem Lachen.

Im Nibelungenliede ſteht Kriemhild im Fenſter, als ihre Blutsfreunde, der verderblichen Ladung folgend, heranziehen. Etzel lacht vor Luſt und Kriemhilde ruft aus: „Nun wohl mir meiner Freuden!“ Gewiſs kam hier urſprünglich ihr das gefährliche Lachen zu; wie noch in der entſprechenden däniſchen Ballade von Loumor und Signild, welche bei ähnlichem Anlaß nach acht Jahren zum erſtenmale lachen; ein Gelächter, darob die Mauer ſich ſpaltet und das Kind in der Wiege zu ſprechen anfängt.[1]

Die zwei mal ſieben Jahre der Dienſtbarkeit Gudruns ſind Verdopplung des Zeitraums, der ſo häufig in Sagen und Mährchen für die Dauer der Unterdrückung und Gefangenſchaft angenommen iſt. Auf eine theologiſche Beziehung dieſer Siebenzahl, nemlich auf ihren Zuſammenhang mit den altteſtamentlichen Feier- und Erlaßjahren, deutet der Sachſenſpiegel in folgender Stelle: „Das ſiebente Jahr, das heißt das Jahr der Loſung; ſo ſollte man ledig laſſen und frei alle, die gefangen waren und in Eigenſchaft gezogen, wenn ſie ledig und frei wollten ſein. Über ſieben mal ſieben Jahr kam das fünfzigſte Jahr, das heißt das Jahr der Freuden, ſo muſte allermannlich ledig und frei ſein, er wollte oder wollte nicht.“[2] Die Leidenszeit Kriemhilds von Siegfrieds

---

[1] Grimm, Edd. S. 235. 257. Danske Viser III, 173: Saa hjertelig loe da Herr Loumor; Han loe ikke för i otte Aar. 174: Her Loumor begyndte atter at lee. Den haarde Mur der revnede ved. Meldte det Barnet i Vuggen laae, Det talede aldrig förend da. Det er ikke for det gode. Min Fader leer ad min Moder. 179: Herr Loumor lader brygge og blande Vin, Saa byder han hjem Södskende sine. Da loe stolt Signild den væne Maar. Hun loe ikke för i otte Aar. Grimm, altd. Ball. 253. 255. 524. Vgl. auch Mai und Beaflor. Nib. 6876 [St. 1654]: Chriemhilt diu vrowe in ein venster stuont; si warte nach den magen; so vriunt nach vriunden tuont. Von ir vaterlande sach si manigen man. Der künic vriesch ouch diu mære, vor liebe er lachen began. Nu wol mich miner vreuden, sprach do Chriemhilt. Hie bringent mine mage vil manigen niwen schilt und halsberge wize. Swer nemen welle golt, der gedenke miner leide und wil im immer wesen holt. Grimm, Kinderm. I, 41 erzählt von einer Königstochter, die zum erſten male lacht. Vgl. 205. 246. 354. II, 88. 184. III, 280. 284. 325. I, 53 ſitzt die Königstochter, ſieben Jahre nicht ſprechend und nicht lachend, ſpinnend auf einem Baume. Vgl. III. 84. 92. II, 181. 200. 246.

[2] 3 Moſ. 25, 4. Sachſenſp. B. III. Art. 42. § 4. S. 145 f.: Ok hebbe wie orkünde des mer. Got ruwede den sevenden dach. Die sevenden weken gebot he ok to haldene, als he den ioden die e gaf vnde vns den hilgen geist. Den seueden manet gebot he ok to haldene, vnde dat seuede iar,

Tode bis zum Tage der Rache und die einzelnen dazwiſchen liegenden Zeitabſchnitte finden wir gleichfalls nach der Siebenzahl beſtimmt, ſowohl in der Theilung, vierthalb Jahre, als vervielfacht, bis zu vier mal ſieben. Wenn aber auch die Lieder dieſe Jahrzahlen mit den Ereigniſſen in Einklang zu bringen ſuchen, ſo muß man doch dabei mehr jene innere Geltung, als das abgezählte Zeitmaß vor Augen haben. Sonſt würden ſich die Zeiträume auf eine Weiſe dehnen, welche mit der epiſchen Feſtſtellung der Charaktere unverträglich wäre. Wir ſahen, daß Dietrich von Bern ewig jugendlich bleibt, wie viele Thaten und Schickſale ſich in ſeinem Leben zuſammendrängen, und daß Hildebrand von Anbeginn der alte iſt; ſo müſſen auch unſre Heldinnen, ob ſieben oder vierzehn, oder doppelt ſo viele Prüfungsjahre vergangen ſeien, doch immerdar in unverwelkter Schönheit daſtehn.[1]

Ich ſchließe die Reihe der weiblichen Charaktere mit dem Bilde der Heldin des Nibelungenliedes.

Kriemhild.

In den Geſchichten Siegfrieds und der Nibelunge ſpielen zween weibliche Hauptcharaktere, Brünhild und Kriemhild. Letztere heißt in der nordiſchen Darſtellung, gleich jener Königstochter der Hegelinge, Gudrun, während ihre Mutter, im deutſchen Lied Ute genannt, den Namen Grimhild trägt. Wie die beiden Heldinnen um den Beſitz Siegfrieds und um den Vorrang ihrer Gemahle eifern, ſo machen ſie ſich auch den Preis der dichteriſchen Geſtaltung ſtreitig; in der nordiſchen Dichtung trägt ihn Brünhild, in der deutſchen Kriemhild davon. Die nordiſche Brünhild, die erhabene Walküre, deren Flammenwall Sigurd

---

dat het dat iar der losunge [al. irlosunge]; so solde man ledich laten vnde vri alle, die gevangen waren vnde in egenscap getogen, mit also gedaneme gerede als man sie vieng, of sie ledich vnde vri wolden wesen. Ouer seuenwerf seuen iar quam dat veſtegiste iar, dat het dat iar der vrouden, so muste aller manlik ledich vnde vri wesen, he wolde oder newolde. Schwabenſp. C. 52. §. 12. In Burgermeiſters Corp. Jur. S. 372 ſteht ungefähr daſſelbe, bei Schilter, Thes. II ſteht es nicht.

[1] Gudr. 4085. 4279. 4360. 5281. Nib. 4437 [1046 Lachm.]. 4581 [1082 Lachm.]. 5561. 5576. Wilkinenſage C. 334. S. 502. C. 332. S. 498. Danske Viser III, 172 ff. Grimms altdän. Heldenl. 252 ff. 8 Jahre, aber 7 Brüder.

allein zu durchreiten, deren Zauberſchlaf nur er zu löſen vermag, iſt ſeine erſte und ewige Liebe. Mit ihr trinkt er den Minnetrank, von ihr lernt er Weisheit und verlobt ſich ihr. Nur ein entgegenwirkender Zauber läßt ihn all dieſes vergeſſen und zieht ihn zu Gudrun; nur die Verwandlung der Geſtalten bringt Brünhilden dahin, ſich mit Gunnar zu vermählen. Aber in Kurzem weicht beiden die Täuſchung; das Bewuſtſein, daß ſie, die Zuſammengehörenden, getrennt worden, erwacht in voller Stärke. Der Zank der Frauen hat ganz den Trug enthüllt. Bald irrt Brünhilde verzweifelnd umher (Edd. IV, 63), bald brütet ſie in verſtelltem Schlummer über finſteren Gedanken. Sigurd ſoll ſie tröſten, aber er ſelbſt wird von ſolchem Schmerz ergriffen, daß ihm der Ringpanzer entzweiſpringt (IV, 59). Gewaltſam löſt Brünhild die Verwicklung, indem ſie die Giukungen zum Mord an Sigurd aufreizt. Dann ſticht ſie ſich ſelbſt das Schwert in die Bruſt, um mit dem Geliebten vereint auf dem Scheiterhaufen zu liegen. Gudrun dagegen, die Kriemhild des Nordens, iſt nur durch den Trank des Vergeſſens auf kurze Dauer mit Sigurd verbunden; verſteinert ſitzt ſie über ſeiner Leiche und rührend ſind auch ihre ſpätern Erinnerungen an ihn (IV, 196—8), aber ſie bleibt für fernere, ſchreckliche Geſchicke aufbehalten. Sie vermählt ſich mit Atli, doch nicht um Sigurds Tod an ihren Brüdern zu rächen; vielmehr iſt Atlis Gier nach dem Horte die Urſache der verrätheriſchen Einladung; Gudrun warnt ihre Brüder, kämpft ſelbſt an deren Seite und rächt den Fall derſelben durch das thyeſtiſche Mahl, das ſie Atlin bereitet.[1] Wie die Wogen des Meeres, darin ſie ſich ertränken will, ſie emporheben und zum fernen Lande tragen, ſo wird ſie noch lange unſelig umhergetrieben und muß den gänzlichen Untergang der Heldengeſchlechter erleben; ihr eigenes Ende bleibt ungewiſs (vgl. IV, 198).

Umgekehrt nun, in der deutſchen Behandlung, iſt Brünhilds früheres Verhältnis mit Siegfried verdunkelt und zur Seite geſtellt. Wohl koſtet es ihr heiße Thränen, als ſie Kriemhilden hochzeitlich neben Siegfried ſitzen ſieht (Nib. Z. 2485—8. Lachm. Str. 572), wohl wirft ſie, als ſpäter Siegfried nach neun Jahren mit ſeiner Frau zum Feſte kommt, lauernde Blicke auf Kriemhilds unverblühte Schönheit (Nib. Z. 3210—12. Lachm. Str. 742); aber es erhellt nichts von einem älteren Anrecht auf Siegfried, der mit ganzem Herzen Kriemhilden angehört. Bitter gekränkt durch den enthüllten Trug und durch Kriemhilds Schmachreden, läßt ſie ſich von Hagen Rache an Siegfried angeloben (Nib. 3466—72) und hat, nachdem der Mord verübt iſt, kein Mitleid mit den Thränen ſeiner Wittwe (Nib. 4413); aber ſie folgt dem Helden nicht im Tode und verſchwindet, fortan unbeachtet, von der Bühne der Begebenheiten; wie gegentheils in der nordiſchen Darſtellung Gudruns Ende nicht recht erhellt. Nur in der Klage (3641—772. 4019—50) erſcheint Brunhilde noch, aber ohne Bedeutung.

---

[1] In der däniſchen Ballade von Leumor und Signild (Danske Viser III, 172 ff. Grimm S. 252 ff.) ſind gleichfalls die nordiſchen Motive, nur daß kein Hort dabei vorkommt.

Welche dieſer verſchiedenen Behandlungen die urſprüngliche ſei und worin die Urſache der Verſchiedenheit liege, läßt ſich auf dem Grunde des deutſchen Liedes noch hinlänglich durchſchauen. Die kampfrüſtige Brünhild iſt, wie anderwärts erörtert wurde, nur eine menſchlicher umgewandelte Walküre. Ihre frühere Bekanntſchaft mit Siegfried iſt auch hier noch angedeutet; ſie grüßt den Helden vor dem König Gunther.[1] Die Kampfſpiele und das Ringen in der Brautnacht ſind eine Theilung und Verdopplung deſſen, was das nordiſche Abenteuer von der Flammenburg in einem Zuſammenhange giebt. Auch das lautloſe Verſchwinden Brünhilds aus der Handlung verräth Unſicherheit und Ablöſung ehemaliger Beſtandtheile. War Brünhild nun auch im deutſchen Geſang als Walküre und erſte Geliebte Siegfrieds vorhanden, ſo iſt klar, daß neben dieſem heiligen Bande nicht eine irdiſchere Liebe mit der Gewalt und Innigkeit beſtehen konnte, wie wir ſie jetzt zwiſchen Siegfried und Kriemhilden feſtgeknüpft ſehen. Soll die Fabel irgend Einheit und Mittelpunct haben, ſo muß nothwendig das eine von beiden Verhältniſſen vorherrſchend ſein; ſo lang aber Brünhild mit ihrer mythiſchen Herrlichkeit umkleidet iſt, kann ihr der Vorzug nicht ſtreitig bleiben. Nicht minder einleuchtend iſt jedoch, warum ſie dieſen Vorrang in der Folge dennoch an die Nebenbuhlerin abtreten muſte. Die deutſchen Sänger hatten auch, wie Siegfried, vom Becher der Vergeſſenheit getrunken; die Walküre, die hohe Geſtalt des alten Glaubens, verwiſchte ſich vor ihren Blicken, ihre Neigung wandte ſich entſchieden der

---

[1] Nib. 1333. 1585. 1657. 1677. beſonders 1689 (398 Lachm.).

Gegnerin zu, in der das Menſchliche entwickelt und gehoben werden konnte. Eine ſolche Entwicklung mit Brünhilden ſelbſt vorzunehmen, dagegen ſtand die Achtung vor dem Überlieferten, die Macht des altbegründeten Sagenſtoffes. Man ließ die Walküre als Kampfjungfrau verkörpert gelten, man erhielt ſie durch die Leidenſchaft ſchmerzlich gekränkter Eiferſucht mit dem neuen Ganzen in Verbindung und Einklang, aber eine vollſtändige, geiſtige Wiedergeburt wurde nicht verſucht. Jene ſtoffartige Vermiſchung und Verwechslung der beiden Heldinnen aber, die wir im Liede vom hörnernen Siegfried finden, iſt erſt einer weitvorgerückten Verdunklung der Sage zuzuſchreiben. Anderſeits bot der eine, naheliegende Gedanke, Siegfrieds Wittwe zu ſeiner Rächerin zu erheben, der bildenden Dichterkraft ein weites Feld innerer und äußerer Entfaltung dar. Auch in Beziehung auf ſie, die zur Kriemhilde geſteigerte Gudrun, liegen unerloſchene Spuren einſtiger Übereinſtimmung der deutſchen mit der nordiſchen Sage vor. Abgeſehen davon, daß die Geſchichtſchreiber ſelbſt von Etzels Tod in der Hochzeitnacht, von deſſen Ermordung durch Weiberhand erzählen, und daß noch im dreizehnten Jahrhundert auch in der deutſchen Volksſage Sörli und Hamder (Gudruns Söhne) bekannt waren, läßt auch das Nibelungenlied, welches doch die ausgeführteſte Charakteriſtik Kriemhilds giebt, noch frühere Zuſtände durchblicken, welche nicht ganz in die jetzige Auffaſſung verarbeitet ſind. Wie es ſchon bei Hagen miſslautend erſcheint, daß ihm, in deſſen Charakter die Treue gegen das burgundiſche Königshaus der Grundzug iſt, doch einmal die Abſicht unterlegt wird, ſich für ſeine Perſon des Nibelungenhortes zu verſichern (Nib. 4563. Lachm. 1077), ſo ſtört uns auch Kriemhilds wiederholte Nachfrage nach dem Horte (Nib. 6973—7000. 9581—92, 9601—8), während doch im Geiſte des Ganzen nur der Gedanke an den ermordeten Siegfried die Triebfeder ihrer Handlungen ſein kann. Unverkennbare Überbleibſel von dem einſt bedeutendern und auch jetzt nicht völlig beſeitigten Gewichte des fluchbeladenen Goldes, an das in der nordiſchen Darſtellung alle Verhängniſſe geknüpft ſind. Gleichwie der Verrath an den Brüdern von Etzeln auf Kriemhilden übertragen iſt, ſo, ſcheint es, auch das Trachten nach dem Horte, als ein Beweggrund der trügeriſchen Ladung. Etzels müßige Stellung im deutſchen Liede weiſt ſchon darauf hin, daß er einſt größere Bedeutung gehabt habe. Dieſes beſtätigt ſich, wenn wir die hauptſächlich auf deutſche Überlieferungen gegründete Wilkinenſage vergleichen. Sie ſteht vermittelnd zwiſchen der nordiſchen und der nunmehrigen deutſchen Geſtaltung; nach ihr ſucht Grimhild (Gudrun) dadurch Rache für Sigurd zu erlangen, daß ſie ihren Gemahl auf das Gold reizt, das *die Brüder ihr hätten verabfolgen ſollen* (C. 334. S. 502 f. C. 349. S. 527. C. 359. S. 541. C. 366. S. 549); daß aber Etzels Gier nach dem Horte einſt noch beſtimmter als Urſache des Verraths hervortrat, zeigt die Wiedervergeltung, welche nach der genannten Sage an ihm genommen wird: Hagens nachgeborner Sohn lockt und verſchließt Etzeln in den Berg, wo der Schatz verborgen liegt, und läßt ihn dort mitten unter dem Golde, nach dem er gedürſtet, verſchmachten (C. 367. S. 550—52. C. 386. S. 597—602). Die altdäniſchen Balladen wenden dieſes auch auf Grimhilden an (Danske Vis. I, 116. 123. Grimm S. 6. 10), wogegen die Überarbeitungen der Klage (4368 ff. 4245 ff. Lachm. S. 311) zweifelhaft laſſen, ob Etzel erſchlagen worden (wie in der nordiſchen Darſtellung), ob er lebend begraben worden, ob er ſich in Löcher der Steinwände verloren (wie in der Wilkinenſage) u. ſ. w. Nach der Wölſungenſage (C. 47. S. 139 f.) wird Atli von Högnis Sohne in Gemeinſchaft mit Gudrun ermordet, offenbar eine bloß äußerliche Vereinigung zweier verſchiedenen Überlieferungen. Merkwürdiger iſt der Zug des Nibelungenliedes (Z. 7717), daß Kriemhild, um den Streit anzufachen, ihren jungen Sohn Ortlieb zum Gaſtmahle tragen läßt und dem Zorne Hagens über die erſchlagenen Knechte preisgiebt, was die Wilkinenſage (C. 353. S. 531) und der Anhang zum Heldenbuche (Bl. 212a) deutlicher in der Art erzählen, daß ſie den Knaben anweiſt, dem eſſenden Hagen Backenſtreiche zu geben, bis dieſer ergrimmt ihm das Haupt abſchlägt. Bei gröſter Verſchiedenheit der Anläſſe und Umſtände, eben deshalb aber nur um ſo älter begründet, zeigt ſich hierin ein unverkennbarer Zuſammenhang mit den Eddaliedern, in welchen Gudrun ihre Söhne von Etzeln der Rache an dieſem, wie dort der an den Nibelungen, ſo grauſam aufopfert.

Wenn wir durch all dieſes eine bedeutende Annäherung der deutſchen Sage an die nordiſche, je höher in der Zeit hinauf, um ſo enger zuſammenrückend, darzuthun und eben damit die deutſche Geſtaltung Kriemhilds als eine verhältnismäßig neuere zu erweiſen verſucht haben, ſo iſt doch keineswegs die Meinung, als ob dieſe Veränderung erſt im

Nibelungenliede vorgegangen ſei. Dagegen ſpricht die feſte Begründung des Charakters ſelbſt, die manigfaltige Behandlung deſſelben Gegenſtandes in den verſchiedenen der deutſchen Richtung angehörenden Liedern und Sagen, ja ſogar, mit beſtimmter Jahrzahl, die Erzählung Saxos [1] von dem ſächſiſchen Sänger, der im Jahr 1130 Grimhildens wohlbekannten Verrath an ihren Brüdern dem Dänenherzoge Kanut zur Warnung geſungen.

In der vollſtändigſten und tiefſten Entwicklung aber giebt allerdings das Nibelungenlied den Charakter Kriemhilds, es löſt in ſicherem Vorſchreiten die großartige Aufgabe, wie die herrlich aufblühende, jedes Herz gewinnende Jungfrau durch den grauſamen Verrath, der an ihrer Liebe zu dem edelſten Helden begangen wird, zur furchtbaren Rachegöttin, zum blutdürſtenden Ungeheuer ſich verwandelt.

Wie der rothe Morgen aus trüben Wolken geht Kriemhild hervor, als Siegfried ſie zum erſten male ſieht. In Sommerzeit und Maientagen war ſein Herz nie freudenvoller, als da ſie an ſeiner Hand geht. Sein jugendlicher Heldenmuth, ſeine Treue, freudige Dienſtfertigkeit gewinnen ihm das Herz derjenigen, die immer ohne Mannes Minne leben wollte. Als ſeine Gattin rühmt ſie ſich gegen Brünhilden, einen Mann zu haben, dem all dieſe Reiche zu Handen ſtehen ſollten, der herrlich vor den Recken ſtehe, wie vor den Sternen der lichte Mond. Darüber erhebt ſich der verderbliche Frauenzank, Brünhilds Schmach ruft um Rache. Ahnungsvoll um den Geliebten beſorgt, entdeckt Kriemhild ſelbſt dem Verräther die Stelle, an welcher allein Siegfried verwundbar iſt. Von ſchweren Träumen geängſtigt, weinend ohne Maaß, bemüht ſie ſich vergebens, ihn von der unheilvollen Jagd zurückzuhalten. Siegfried fällt verblutend in die Blumen und ſeine Erſcheinung war nur darum ſo glänzend heraufgeführt, daß ihr frühes Verſchwinden um ſo herber gefühlt werde, daß ſie unauslöſchlich in Kriemhilds gequältem Herzen fortlebe. Da wird das ſchöne Morgenroth zum ſturmvollen Tage, die kurze Sommerluſt zum endloſen Gewitter. Schonungslos haben ſie den Leichnam des Ermordeten vor Kriemhilds Kammerthüre gelegt. „Von ihr war allen Freuden mit ſeinem Tode widerſagt.“

---

[1] B. XIII, S. 373 f.: Igitur speciosissimi carminis contextu notissimam Grimildæ erga fratres perfidiam de industria memorare adorsus, famosæ fraudis exemplo similium ei metum ingenerare tentabat.

Sprachlos ſinkt ſie zur Erde, „die ſchöne Freudeloſe"; dann ſchreit ſie, daß all die Kammer erſchallt, das Blut bricht ihr aus dem Munde vor Herzensjammer. Sie hebt ſein ſchönes, blutiges Haupt mit ihrer weißen Hand. „Dein Schild iſt dir nicht mit Schwertern verhauen, du liegſt ermordet; wüſt' ich, wer es gethan, ich rieth' ihm immer auf den Tod. Wollte Gott," ruft das jammerhafte Weib, „wär' es mir ſelber gethan!" Als der Todte zum Münſter getragen iſt und Hagen mit Gunthern zur Bahre tritt, da bluten die Wunden, daran der Schuldige erkannt wird. Noch läßt Kriemhild ihren Todten nicht begraben. Drei Tage und drei Nächte weicht ſie nicht von ihm; ſie hofft, der Tod werde auch ſie hinnehmen. Am vierten Morgen wird er zu Grabe getragen, aber zuletzt noch muß man ihr den Sarg aufbrechen, daß ſie noch einmal ſein ſchönes Haupt ſehe; ſie küßt den Todten und ihre lichten Augen weinen Blut. Man trägt ſie, ſinnlos, von dannen. So hat ſie recht mit dem bitterſten Leide ſich geſättigt und den Keim furchtbarer Entſchlüſſe tief in ihre Bruſt geſenkt. Sie läßt ſich am Münſter eine Wohnung bauen und beſucht täglich das Grab ihres Liebſten; kein Troſt verfängt an ihrem wunden Herzen. Vierthalb Jahre ſpricht ſie nie ein Wort mit Gunthern und ſieht in dieſer Zeit niemals ihren Feind Hagen. Durch Giſelhers Bitte wird ſie endlich bewogen, ſich mit Gunthern zu verſöhnen, doch unter vielen Thränen. Auch läßt ſie, auf das Andringen ihrer Brüder, den unermeßlichen Nibelungenhort, ihre Morgengabe von Siegfried, zum Rheine bringen. „Wäre ſein tauſend mal ſo viel geweſen und ſollte Siegfried geneſen ſein, bei ihm wäre Kriemhild mit bloßen Händen geblieben." Daß ſie durch ihre Freigebigkeit ſo manchen Mann in ihren Dienſt gewinnt, erregt Hagens Argwohn und er verurſacht ihr neue Kränkung, indem er ſie des Hortes beraubt. Nach dreizehnjährigem Wittwenthum läßt der mächtige König Etzel um ſie werben. Sie will anfänglich nichts davon hören und ihre Klage wird nur erneut. Da erſt, als Rüdiger, der Bote der Werbung, ihr ſchwört, ſie alles des zu ergötzen, was ihr je geſchehen, hofft ſie auf Rache für Siegfrieds Tod. „Ich will euch folgen", ſpricht ſie, „ich arme Königin." Am Hochzeitfeſte ſelbſt werden ihr die Augen heimlich naß, in der Erinnerung, wie ſie mit ihrem edeln Mann am Rheine geſeſſen. Im dreizehnten Jahr ihres Aufenthalts bei den Hunnen glaubt ſie ihre Macht hinreichend befeſtigt, um endlich ihr Leid rächen zu können. Den Boten, welche abgeſendet werden, ihre Blutsfreunde zum Feſte zu laden, giebt ſie auf, nichts davon zu ſagen, daß ſie jemals betrübt geſehen worden, und beſonders den wegkundigen Hagen nicht daheim bleiben zu laſſen. Die Nibelunge folgen der Ladung, ungeachtet mancher abmahnenden Stimme und zuletzt noch der Warnung Dietrichs, daß er Kriemhilden alle Morgen um Siegfried weinen und klagen höre. Da iſt ſie erſt wieder freudenvoll, als ſie, am Fenſter ſtehend, die Gäſte heranreiten ſieht. „Nun ſteht der Sommer im ſchönſten Grün," ruft ſie nach der Wilkinenſage hier aus. Die Mordgedanken, die ſie längſt im finſtern Buſen gehegt, gehen jetzt in üppigem Wachsthum auf. Doch iſt zunächſt nur auf Hagen ihr Anſchlag gerichtet.

Dieſe zwo mächtigſten Geſtalten, Hagen und Kriemhild, die in ihrem feindlichen Ringen die ganze Heldenwelt mit ſich ins Verderben reißen, ſind einander darin ähnlich, daß ſie die ſcheinbar widerſtreitendſten Eigenſchaften in ſich vereinigen. Auch in Kriemhilden ſind Treue und Untreue, doch beide aus demſelben Keime, wunderſam gepaart; Treue gegen ihren Todten, Untreue gegen ſeine Mörder. Sich untereinander kehren Hagen und Kriemhild ſtets nur die ſchneidende Seite zu und eben daraus erwächſt jener ungeheure Kampf. Ganz entgegengeſetzt aber iſt in beiden der Umſchwung des Guten und Böſen; Hagen, der mit Verrath begonnen, wird größer und größer in der treueſten Geſinnung, womit er ſeine Schuld auf ſich nimmt, Kriemhild, in Lieb' und Treue aufgeblüht, endigt mit Verrath und Blutgier.

Seit der Ankunft der Nibelunge und dem bittern Willkommen zwiſchen ihr und Hagen iſt ſie unermüdlich, Hader und Kampf zu ſtiften, er aber, ihrer Feindſchaft Hohn und Trotz zu bieten. An der Spitze ihrer Dienſtleute, die ſie gegen ihn gewaffnet, tritt ſie, die Krone auf dem Haupte, vor ihn und verlangt Rechenſchaft; Hagen aber ſteht nicht auf und läßt das Schwert Balmung, das Siegfrieds war, auf ſeinem Schooße ſpielen. Er läugnet nicht den Mord, räch' es, wer da wolle, Weib oder Mann! Weinend muß ſie abziehn, denn keiner der Ihrigen wagt den Angriff. Nachdem ſie vergebens bei Dietrich Hülfe geſucht, reizt ſie durch Verſprechungen den Bruder Etzels zum Überfall der Knechte. Sie ſchont ihres eigenen Sohnes nicht, Streit im Saale zu erregen. Dem, der ihr Hagens Haupt brächte, verheißt ſie, einen Schild bis zum Rande mit Gold zu füllen, dazu Burgen und Lande. Iring ſpringt hinan und ſchlägt Hagen eine Wunde; das tröſtet ihr Herz und Muth, als ſie Hagens Gewand von Blute geröthet ſieht; ſie nimmt in Dank und Freude ſelbſt den Schild von Irings Hand. Zum zweiten male läuft er an; doch es iſt ſein Tod, wie ſeiner Freunde, die ihn rächen wollen. Noch will Kriemhild ihre Brüder leben laſſen, wenn ſie Hagen herausgeben. Sie verſchmähen es und nun läßt ſie den Saal anzünden. Als auch das Feuer ſie nicht bändigt, läßt ſie von neuem Gold auf Schilden herzutragen, um ihnen Feinde zu werben. Rüdigern mahnt ſie dringend ſeines Eides und bietet ſich mit Etzeln ihm flehend zu Füßen. Da nun auch er zu den Waffen greift, weint ſie vor ſchrecklicher Freude. Schon ſind alle erlegen, bis auf Gunthern und Hagen, welche Dietrich ihr gebunden überliefert, mit dem Beding der Schonung. Als aber Hagen, den ſie um den Hort mahnt, ihr auch dann noch trotzt, trägt ſie Gunthers abgeſchlagenes Haupt am Haare vor ihn und ſchlägt ihm ſeines ab mit Siegfrieds Schwerte, das allein ihr geblieben. Von Hildebrand zu Stücken gehauen, endet ſie mit lautem Schrei ihr Leben.

Die Verwandlung der minniglichen, tugendreichen Jungfrau, der „niemand gram war,“ zur Teufelin (Valandinne), wie Dietrich von Bern zürnend ſie ſchilt, iſt eben in dem Abſcheu dieſes edeln, reinen Helden treffend bezeichnet; beſchämt und verſtummend, muß ſie ſich von ihm abwenden, der keinem Verrathe dienen will; dahin iſt es mit dem herrlichſten Weibe gekommen. Aber dieſe furchtbare Umwandlung ſelbſt macht Kriemhilden zum Gegenſtande tiefen Erbarmens; welch' ein Seelenſchmerz, der ſolche Verwilderung bewirken, welche Liebe, die ſolchen Haß gebären konnte! „Siegfrieds Wunden thaten Kriemhilden weh,“ ſagt das Lied. Umſonſt hat Hagen geſpottet, Siegfried komme nicht wieder, er ſei vor mancher Zeit begraben. Er iſt wieder gekommen, er hat fortgelebt in Kriemhilds Bruſt und ſein Schwert hob ſich rächend in ihrer Hand.

Schon das Nibelungenlied rühmt an verſchiedenen Stellen (Z. 4428. 4434. 4519. 4584. 5049. 5052. 5859 f. Lachm. 1401) die große Treue, mit der Kriemhild den Tod Siegfrieds bis zum Tage der Rache beklagt. Noch beſtimmter führt der Verfaſſer der Klage wiederholt ihre Rechtfertigung. „Treue ehret Mann und Weib. Kriemhild hat nach ihrer Treue in großem Schmerz die Rache vollbracht. Wohl glauben manche, ſie trage um ihre große Schuld an Heiden und Chriſten die Qual der

Hölle; wer das erkunden ſollte, der müßte ſelbſt zur Hölle fahren, ich will nicht dahin Bote ſein; des Buches Meiſter ſprach: dem Getreuen thut Untreue weh; wes Leib mit Treuen Ende nimmt, der geziemt dem Himmelreiche.“ Dem frommen Biſchofe ſelbſt, Kriemhilds Oheim, wird in den Mund gelegt: „Hätten es nur die entgolten, die ihr Siegfrieden todt ſchlugen, ſo wäre ſie des unbeſcholten.“

Indem wir die Hauptcharaktere des deutſchen Heldenſanges, ihrer vielgeſtaltigen Perſönlichkeit unbeſchadet, in der Idee der Treue und deren Gegenſätzen begründet fanden, ergiebt ſich zum voraus, daß die Handlung, zu der ſie manigfaltig verflochten ſind, von derſelben Geſinnung beſtimmt, daß daher ſowohl der Bau der einzelnen Lieder, wie ſie je zu einem beſondern Kreiſe von Handlung in ſich abgeſchloſſen ſind, als die Verbindung aller zum Ganzen des Epos, von dem gleichen Geiſte geſchaffen und beſeelt ſein müſſe.

Überblicken wir in dieſer Beziehung zuvörderſt die bedeutendern einzelnen Liedergeſtaltungen, ſo beruhen die Gedichte von Rother, Wolfdietrich, Dietrichs Flucht, gänzlich auf der gegenſeitigen Treue des Königs und ſeiner Dienſtmannen. Das Nibelungenlied, in welchem das vom hörnenen Siegfried aufgegangen, zeigt uns in großen Zügen die verderblich wuchernde Macht der Untreue. Die Brautfahrten Otnits, Hugdietrichs, auch Rothers und der Hegelinge, greifen in das Schutzrecht ein, unter dem die Jungfrau ſteht, und erwecken die Rache der beleidigten Blutsverwandten; in dieſem Kampfe der Geſchlechter bewährt ſich Gudruns weibliche Treue. In den Roſengartenliedern meſſen zween Heldenſtämme ihre Kraft, zwölfe kämpfen nach einander gegen zwölfe, der begonnene Streit muß durch die ganze Sippzahl durchgeführt werden, weil je einer des andern Rächer iſt; mit gleicher Nothwendigkeit reiht ſich in den Liedern von Walther, von Dietleib, von den Nibelungen Kampf an Kampf. Das Alphartslied, eine Zwiſchenhandlung in Dietrichs Geſchichten, könnte, nach heutigen Kunſtbegriffen, mit dem Tode des Heldenjünglings füglich geſchloſſen ſcheinen, aber im Geiſte des Alterthums war ein zweiter Theil unerläßlich, die Rache enthaltend; es iſt derſelbe Zuſammenhang, wie zwiſchen Siegfrieds Tod und Kriemhilds Rache, Dietrichs Flucht und der Schlacht vor Raben. Selbſt in dem Märchen von Laurin fehlen ſolche Triebfedern nicht; Dietleib tritt gegen ſeine Geſellen auf des Zwergkönigs Seite, ſobald dieſer ihn als Schwager zur Hülfe ruft; aber nachher im Zauberberge will er nicht auf ihre Koſten geſchont ſein. Der Zwieſpalt der Pflichten, die Treue gegen den Herrn und die Rachepflicht gegen die erſchlagenen Blutsfreunde im Widerſtreite mit der Treue gegen den Genoſſen, iſt ein weſentlicher Beſtandtheil des ſchon erwähnten Liedes von Walther. Daß die nächſten Blutsverwandten, Vater und Sohn, unwiſſend einander bekämpfen, bildet den Inhalt des Hildebrandliedes, ſowie der Epiſode von Biterolf und Dietleib.

Hier weiter in das Einzelne zu gehen, ſcheint überflüſſig, da von der Geſtaltung der Lieder noch beſonders die Rede ſein wird, ihr Inhalt aber in Umriſſen dargelegt worden iſt. Aus dieſer Entwicklung der Hauptcharaktere ergiebt ſich auch, in wie manigfachen, ſinnreich glücklichen Zuſammenſtellungen, Abſtufungen und Gegenſätzen dieſelben einander wechſelsweiſe hervorheben, ergänzen und entfalten.

Dagegen beſchäftigt uns hier in Beziehung auf den Grundgedanken, den ſie alle zuſammenwirkend zur Erſcheinung bringen, eine auffallende Verſchiedenheit der zween bedeutendſten Sagenkreiſe, aus welchen das Ganze der Heldenſage zuſammengeſetzt iſt. Der gothiſche Liederkreis, die Amelungenſage, ſtellt mehr bejahend die Macht und Herrlichkeit der Treue dar, der rheiniſche, fränkiſch-burgundiſche, die Nibelungenſage, mehr verneinend das zerſtörende Wirken der Untreue. In Charakteren und Handlung zeigt ſich dieſe verſchiedene Richtung. Der Hauptcharakter des erſtern Kreiſes, der gothiſche Dietrich, iſt in mehrfacher Erſcheinung, als Wolfdietrich, als Rother, der ſich ſelbſt Dietrich nennt, und als Dietrich von Bern, doch in jener ſittlichen Beziehung ſtets derſelbe, das leuchtende Geſtirn der Treue, der König, der für ſeine Mannen ſich und all ſeine Königsmacht zum Opfer bringt, zuletzt aber aus der freigewählten Erniedrigung ſiegreich hervorgeht. Ebenſo ſteht an der Spitze der Dienſtmannſchaft in ungetrübter Stätigkeit der treue Meiſter, mag er nun Berchtung, Berther oder Hildebrand heißen. Zwar ſind auch die Verräther zur Stelle, Ermenrich, Sibich und ihr Anhang, aber mehr nur als finſtere Schatten hinter den Lichtgeſtalten der Getreuen. Wie anders im Nibelungenkreiſe! Der glänzendſte Held deſſelben, Siegfried, erſcheint doch bei der Erwerbung des Hortes[1] und der trügeriſchen Bezwingung Brünhilds in ſehr zweifelhaftem Lichte. Kriemhild, Hagen, Gunther, Brünhilde, Hauptcharaktere dieſes Kreiſes, ſind alle mehr oder weniger von Verrath verſchattet; die helleren Geſtalten, wie Giſelher, ſind hier gerade nur die Kehrſeite, wie es bei den Amelungen die finſtern ſind. So muß denn hier auch alles blutig ausſchlagen und das ganze ſchuldbefleckte Geſchlecht zu Grunde gehn.

---

[1] Nibel. Str. 92. 94—96. Wird Siegfried hier durch die Unmöglichkeit, die Theilung zu vollbringen, und hierauf durch die Nothwehr entſchuldigt?

Nicht unbemerkt darf hiebei bleiben, daß auch geſchichtlich unter allen den germaniſchen Völkern, die im alten Römerſtaate neue Reiche gründeten, die Oſtgothen von der mildeſten, die Franken[1] von der herbſten Geſinnung beſeelt erſcheinen. Ob hierauf die frühere oder ſpätere Annahme des Chriſtenthums eingewirkt habe, laſſen wir unentſchieden. Auch nach deſſen Einführung wuchern im merowingiſchen Königshauſe Verrath und Mord in unerhörten Greuelthaten fort. Anderſeits kann auf die Geſtaltung der gothiſchen Heldenſage wenigſtens kein urſprünglicher und unmittelbarer Einfluß chriſtlicher Anſicht nachgewieſen werden. Dagegen haben wir ſchon in der vorchriſtlich mythiſchen Unterlage der Heldenſage die weſentliche, ethiſche Verſchiedenheit des odiniſchen und des gothiſchen Mythenkreiſes erkannt. Der odiniſche Mythus, dem die Siegfrieds- und Nibelungenſage angehört, hat ſein ſchärfſtes Gepräge in der nordiſchen Darſtellung dieſes Sagenkreiſes bewahrt.

Hier wirkt die Treue mehr noch mit der Nothwendigkeit und Unbewußtheit des Naturtriebs. Ebenſo iſt aber auch das Böſe mehr nur ein Übel, das über den Thäter kommt, ohne ihm zugerechnet werden zu können. Liebe und Haß, Naturgebot und Leidenſchaft, ſind unwiderſtehliche Fügungen der Götter. Odin waltet über der Blutrache, er ſendet die Berſerkerwuth, die, ein Unheil dem Sterblichen, ihn zu blinden Frevelthaten hinreißt. Am Eingange der Geſchichten Sigurds und der Niflungen treten die Götter auf und belegen das Löſegeld mit dem Fluche, der in langer Reihe von Frevel und Rache bis zur völligen Vertilgung der Geſchlechter fortwirkt; nicht umſonſt wandert und waltet hier Odin in Gemeinſchaft mit Loke, dem Anſtifter alles Böſen. In andern berühmten Sagen des Nordens giebt ein Gott dem

---

[1] Vopisc. in Proculo C. 13: Hunc [Proculum] tamen Probus fugatum usque ad ultimas terras, et cupientem in Francorum auxilium venire, a quibus originem se trahere ipse dicebat, ipsis prodentibus Francis, quibus familiare est ridendo fidem frangere, vicit et interemit. Masc. I, 197 N.

Helden ſchon bei der Geburt den Unſegen mit, eine Zahl verrätheriſcher Thaten, Ridingswerke, zu vollbringen, oder auf einem Schwerte haftet ſolcher Fluch für jeden Beſitzer.[1] Übereinſtimmend mit dieſen Anſichten iſt bemerkt worden, daß ſelbſt im Rechte Schuld und Zufall, beide im Begriff eines unvermeidlichen Schickſals zuſammentreffend, nicht immer unterſchieden werden.[2] Im gothiſchen Mythus dagegen fanden wir den entſchiedenſten Dualismus im Gegenſatze des Guten und Böſen, und zwar in älteſter Geſtalt in den Drachen- oder Lindwurmkämpfen.

Den allmählichen und mittelbaren Einfluß des Chriſtenthums aber auf die Ausbildung der deutſchen Heldendichtung zu ihrer jetzigen Geſtalt ſetze ich darein, daß durch die Herrſchaft der chriſtlichen Lehre nicht bloß die Geſinnung gemildert, ſondern vorzüglich auch das innere Leben mehr und mehr erſchloſſen worden. Dieſem gemäß wird in der Amelungenſage der urſprünglich ſymboliſche Drachenkampf mehr wieder nach innen aufgelöſt und zu einem ethiſchen Gegenſatz der Charaktere, der Getreuen und Ungetreuen, umgewandelt; auch im Nibelungenkreiſe und deſſen Verbindung mit der Amelungenſage ſehen wir ſtatt der Naturkräfte pſychiſche Triebfedern, ſtatt der dämoniſchen Gewalt freie Willensthätigkeit wirkſam geworden.

Rüdiger, der in dieſen Kreis gezogen worden, kämpft einen innern Kampf im bewuſten Widerſtreite der Pflichten. Hagen ſpricht zuletzt noch zu Kriemhilden: „Du haſt es nach deinem Willen zu einem Ende bracht, und iſt auch recht ergangen, als ich mir hatte gedacht“ (Nib. Z. 9597. Str. 2307). In der Art und Weiſe beſonders, wie die beiden

---

[1] Starkather; nach Saxo B. VI, S. 156 iſt es Odin, der ihm die Ridingswerke auflegt, nach Gautreks und Hrolfs Saga Thor, der Odins gute Gaben zu verkümmern ſucht. Sagabibl. II, 580. Hervörs S. C. 1. S. 6.

[2] Schildener, Gutal. S. 190 f. N. 152, über die Verhängnisbuße, wádabot, ſucht darzuthun, daß Schuld und Zufall oder Schickſal im religiöſen Sinne des Alterthums nicht immer unterſchieden waren. Vgl. 178. II: Todtſchlag, als Fügung des Schickſals. 160. 170^{a}. 175. Darauf kann auch bezogen werden, daß der Baum, der einen erſchlagen hat, den Verwandten zur Buße verfällt, Phill. 101. N. u. Vgl. ebd. 109. N. u.: Observet autem ille, cujus arma erant, ut ea non recipiat antequam in omni calumpnia munda sint. Sind auf dieſe Art die Schickſalsſchwerter, Fluchringe u. ſ. w. unrein? Vgl. Eichhorn I, 210.

Sagenkreiſe, der gothiſche und fränkiſch-burgundiſche, zur Geſammtheit des deutſchen Epos verſchmolzen und abgeſchloſſen worden, finden wir den ſittlichen Grundgedanken ſicher und vollſtändig durchgeführt. Nachdem die beiden Geſchlechter ſich vielfach kämpfend entgegengeſetzt ſind, werden auch die Amelunge in die furchtbaren Gerichte der Nibelungennoth verflochten. Der milde Rüdiger, den wir gern aus dem gothiſchen Kreiſe ſtammen laſſen, iſt das beklagenswertheſte Opfer des Zuſammentreffens mit dem finſtern Nibelungengeſchlechte. Aber der gothiſche Volksheld, der edle, reine Dietrich, ſchreitet, einzig unverletzt, durch den allgemeinen Untergang; wohin er gekommen iſt, weiß niemand zu ſagen, und noch lange hin erſcheint er als Wächter und Warner in deutſchem Lande.

Die Treue der Blutsverwandtſchaft und Genoſſenſchaft iſt in der Idee des heutigen Staates zur umfaſſendern Bürgerpflicht, in der Lehre des Chriſtenthums zur allgemeinen Menſchenliebe erweitert. Aber was jene alterthümliche, germaniſche Treue in ihrem allerdings beſchränkteren Kreiſe ſich aneignete, das ergriff ſie feſt und ganz; was ihr an äußerem Umfange abgieng, ſuchte ſie durch intenſive Stärke zu erſetzen. Daß jedoch auch ein allgemeineres Wohlwollen den ältern Zeiten nicht gänzlich gebrach, davon zeugt die Gaſtfreiheit, der wir ſo bedeutende Rechte eingeräumt ſahen und die, im Epos, in beſondern männlichen und weiblichen Charakteren ihre Vertretung fand; denn dieſe Pflicht der Gaſtfreiheit beſteht ja eben darin, daß man dem, der nicht dem engeren Verband angehörte, dem Fremden, Elenden, Schutzſuchenden, die wohlwollendſte, hingebendſte Rückſicht ſchuldig war.

Es fehlt in den Liedern nicht an Stellen, worin die Treue geprieſen, die Untreue bejammert und verflucht wird; es wird ausgeſprochen, daß der Ungetreue ſich ſelbſt erſchlage.[1] Man kann ſolche Äußerungen als Erzeugniſſe ſpäterer Zeit anheimgeben, aber die Hauptſache iſt, daß Charaktere und Handlung gänzlich in dieſem Sinne begründet und gebildet ſind. Das ganze deutſche Epos iſt eine Poeſie der Treue. Wie die Treue ſelbſt im Gemüthe wurzelt, ſo ſind auch dieſe dichteriſchen Schöpfungen unmittelbar aus dem Gemüth entſprungen. Dieſem Urſprunge gemäß haucht auch in der Sprache der Lieder eine Innigkeit, welche, jeden äußeren Glanz verſchmähend, einfach wieder zum Herzen geht. Dieſes kann ſeiner Natur nach im Ganzen nur empfunden werden, die ſpätere Betrachtung des Stils wird uns jedoch auch Einzelnes beſtimmter erkennen laſſen. Dietrich von Bern nennt einen ſeiner Recken, deſſen Tod er beklagt, „der Treue recht eine Roſe“ (Dietr. Fl. 9954 f.). Eine Roſe der Treue, eine Blüthe deutſchen Gemüths iſt dieſe geſammte Dichtung. Die drei Harfenſchläge, womit der getreue König den freudig erſchreckenden Dienſtmannen ſich zu erkennen giebt, ſind der Grundton dieſer Geſänge. Die ethiſche Grundkraft hat ſich dichteriſch geſtaltet und ausgetönt.

---

[1] Nib. 4004 [Holtzm. 1008.] 3674 (Lachm. 858). 8524 (Lachm. 2043). Agric. Sprichw. 26 a: Untrew ſchlegt iren eigen herrn.

Je wilder und finſtrer wir uns nicht bloß die Zeit der deutſchen Völkerzüge, ſondern auch das ganze nachfolgende Mittelalter auszumalen gewohnt ſind, je weniger die Lieder ſelbſt auch dieſe feindliche Seite verdecken, um ſo wohlthuender muß uns die überall und ewig waltende Macht des Göttlichen hervorleuchten, wenn wir mitten in Sturm und Nacht der Zeiten die Poeſie der innigſten Treue geboren und gepflegt, wenn wir der tobenden Gewalt gegenüber eine Thatkraft der Liebe emporwachſen ſehen, welche friedlicheren Zuſtänden entbehrlich iſt.

Der Abtheilung, die ich hiemit ſchließe, über das Ethiſche in der Heldenſage, über ihre Begründung in Leben und Sitte, kann ich nicht auf gleiche Weiſe eine Litterarnotiz beigeben, wie ich es bei dem geſchichtlichen und dem mythiſchen Theile gethan habe.

Es fehlt in den Schriften, die der Heldenſage gewidmet ſind, keineswegs an allgemeinern und ſpeciellern Bemerkungen auch über dieſe Seite des Gegenſtandes. Ich finde darunter Anſichten, denen ich widerſprechen müſte, z. B. wenn v. d. Hagen in ſeiner ſchon angeführten Schrift: Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. Breslau 1819. S. 144 behauptet:

> „Auch ohne die Kenntnis aller jener mythiſchen und anderweitigen geſchichtlichen Beziehungen ſind die Nibelungen doch eine genugſam verſtändliche, menſchlich-wahre und in der That auch chriſtliche Helden- und Ritter-Geſchichte aus der Hohenſtaufen Zeit.“

Es dünkt mir hiebei, daß man die Bedeutung des Gedichtes verfehle, wenn man ſie zu weit ausdehnen und neben der germaniſch-heidniſchen Grundſitte auch noch eine chriſtliche Geſinnung der Helden geltend machen will. Andere Anſichten ſcheinen mehr zu denjenigen zu ſtimmen, von welchen ich ausgegangen bin, z. B. wenn Roſenkranz (das Heldenbuch und die Nibelungen u. ſ. w. Halle 1829. S. 61) die Blutrache und die Lehenstreue als die Hauptmomente hervorhebt, die im Nibelungenliede in Verbindung und Widerſpruch treten. Eine umfaſſendere Beleuchtung der Heldenſage von der ethiſchen Seite iſt jedoch noch nicht gegeben, und gleichwohl wird man bei einem ſo ausgebreiteten und manigfaltigen Stoffe, wie dieſe Sage ihn darbietet, einen allgemeinen Geſichtspunct nur dann für ſich und andere zur Überzeugung bringen können, wenn man wirklich den Verſuch gemacht hat, ihn durch das Ganze hindurchzuführen.

Auf dieſer Seite des Gegenſtandes liegt auch gerade dasjenige, was ihm ein nicht bloß wiſſenſchaftliches, antiquariſches, ſondern ein allgemein menſchliches, ein poetiſches Intereſſe für die Dauer ſichern kann.

Nicht nur hat ſich das Epos ſelbſt innerlich mehr und mehr nach dieſer Richtung ausgebildet, ſondern es iſt auch in den Beziehungen, welche ſchon im 13ten Jahrhundert von andern Dichtern auf die Heldenſage genommen werden, vorzüglich jener ethiſche Gehalt der Charaktere ins Auge gefaßt, auf den wir beſonderen Werth gelegt. Ich führe hievon zum Schluß einige Beiſpiele an:

Wolfram von Eſchenbach ſpielt in ſeinen Rittergedichten auf Wolfharts unerſättliche Streitluſt, auf Rumolts wohlgemeinten Rath, auf Sibichs feige Feldflüchtigkeit, auf Frau Utens treues Erharren ihres Gemahls Hildebrand an (Grimm, Heldenſ. 60—63). Der Liederdichter Spervogel rühmt von einem ſeiner Freunde oder Wohlthäter, deſſen Tod er beklagt, daß derſelbe all ſein Gut vertheilt, daß er Rüdegers Muth gehabt habe, der ſeiner Tugend wegen ſo kundig (mære) geworden (Gr. 163). Reinmar von Zweter, ein lehrhafter und ſatiriſcher Dichter, ſagt, als Sibich geſtorben, hab' er Kinder hinterlaſſen, die nun bei dieſen Zeiten ſo gewaltthätig (swinde) geworden, daß man ſie leiden müſſe, wo man ihrer wohl entbehrte (Gr. 156 f.).

In einer poetiſchen Erzählung des 13ten Jahrhunderts wird ausgerufen: Daz im vrou Kriemhilt lône! In einer andern ſchilt ein Vater ſeine eigenwillige Tochter eine Kriemhild (Gr. 167 f.). Als Muſter der Heldenkraft wird öfters Dietrich von Bern genannt und ein Meiſter im Geſange wird mit Horand verglichen.

Die Formen.

Ich habe den Inhalt der Heldenſage, der zuerſt in Umriſſen dargelegt worden, von geſchichtlicher, mythiſcher und ethiſcher Seite, je in beſondern Abtheilungen, ausführlich erläutert. Es könnte erwartet werden, daß dieſes ebenſo auch von der poetiſchen Seite geſchehe. Allein der dichtende Geiſt muſte durch alle jene verſchiedenen Beſtandtheile hindurch thätig ſein. Darum habe ich durch die im Eingange dieſes erſten Hauptabſchnitts gegebenen Bemerkungen über das Weſen der Volkspoeſie im Allgemeinen zuvörderſt die poetiſche Grundlage feſtzuſtellen geſucht und dann in den einzelnen Abtheilungen der Erläuterung nicht nur auf dieſe allgemeine Grundlage, als in der die beſondern Beſtandtheile ſich zur Geſammtheit verbinden, zurückgewieſen, ſondern auch jeden derſelben in ſeinem eigenthümlichen poetiſchen Verhältnis bezeichnet, in der Art, daß das Geſchichtliche durch die Poeſie vergeiſtigt, die Glaubensanſicht durch ſie verſinnlicht, das Ethiſche in Charakteren und Handlung gemüthskräftig vergegenwärtigt und belebt erſchien.

Außer dieſer geiſtigen Wirkſamkeit durch das Ganze hat aber die Poeſie doch noch ihr beſonderes Gebiet, ihre Kunſtwerkſtätte, wo ſie das, was ſie innerlich erſchaffen, im Stoffe bildet und ausprägt, wo ſie ihre Werkzeuge und Geräthſchaften handhabt. Dieſes Techniſche der Poeſie iſt der Gegenſtand unſerer Schlußabtheilung: von den Formen der Heldendichtung. Wenn wir bisher Inhalt und Beſtand der letzteren, abgelöſt von deſſen äußerer Erſcheinung, betrachtet haben, ſo iſt uns nun übrig, von den Formen zu handeln, in welchen dieſer innere Gehalt ſich ausgedrückt und entwickelt hat. Form iſt uns hiebei jede Wirkung künſtleriſcher Thätigkeit, wodurch das innerlich Angeſchaute zur äußern Aufſtellung, zur Mittheilung und zum Genuſſe für andere gebracht wird, von den eigentlich techniſchen Fertigkeiten an, bis zur Bildung und Anordnung des Sageninhalts zu einem in ſich abgerundeten Ganzen und zu einzelnen, unter ſich zuſammenhängenden Dichtwerken. Denn eben, weil es ſich hier vom Ausdruck handelt, ſcheint es angemeſſen, auch vom Äußerlichſten, in die Sinne fallenden, auszugehen, von dem Schall an, der das Ohr der Hörer trifft, aufzuſteigen bis dahin, wo die Form ſich anknüpft an die innere Sagenbildung, die uns bisher in mehreren Beziehungen beſchäftigt hat.

Wir ſprechen demnach
1. vom Vortrag,
2. vom Vers,
3. vom Stil, und
4. von der Compoſition oder der Geſtaltung der Lieder.

1. Vortrag.

Der Vortrag, für welchen ein dichteriſches Erzeugnis beſtimmt iſt, übt auf deſſen Beſchaffenheit und Umfang nothwendigen Einfluß. Für unſern Zweck kommen, nach Anleitung der Gedichte ſelbſt, dreierlei Arten des Vortrags in Betracht: Singen, Sagen, Leſen.

Geſang iſt das allgemeinſte und wirkſamſte Mittel der Überlieferung geiſtigen Beſitzes bei Völkern, welche nicht durch und für die Schrift gebildet ſind. Er war auch die hallende Stimme unſrer Heldendichtung in der Zeit, als dieſelbe noch in lebendigem Trieb und Wachsthum ſtand. Dafür ſprechen, außer jener allgemeinen Erfahrung im Völkerleben, die beſtimmteſten innern und äußern Zeugniſſe. Sowie der Geſang ein rhythmiſch abgefaßtes Gedicht vorausſetzt, ſo kann umgekehrt der Vers ohne die urſprüngliche Beſtimmung zum Geſange nicht wohl gedacht werden; bei ſtrophiſchen Versmaaßen zumeiſt iſt dieſes einleuchtend, aber ſelbſt die unſtrophiſche Weiſe, in welcher manche unſerer größern Lieder verfaßt ſind, kann, mittelbar, nur aus einem früheren Zuſammenhange mit der Tonkunſt entſtanden ſein. Gemeſſener Silbenfall ohne Ausdruck durch Muſik iſt eine Scheidung deſſen, was natürlich zuſammengehört und ſich ſtets wieder ſucht. Von mehreren unſerer Lieder iſt die Tonweiſe benannt; der Hildebrandston hat ſeinen Namen von einem Heldenliede, das ſchon in Bau und Bewegung ſich als Geſang erweiſt; „geſangsweiſe“ in dieſem Ton iſt das Siegfriedslied abgefaßt; ſelbſt das lange, obgleich ſtrophiſche Lied von der Schlacht vor Raben verſpricht groß Wunder zu ſingen und zu ſagen; noch weit im 15ten Jahrhundert (um 1472) hat Caſpar von der Röhn ſeine Bearbeitung der Heldenlieder ausdrücklich zum Singen beſtimmt. Da, wo allein noch die alten Sagenlieder im Munde des Volkes leben, auf den Faröen, werden ſie zum Tanze geſungen. Aber auch die vielen Schriftſtellen, welche des Heldenliedes erwähnen, von der früheſten Zeit bis zu ſeinem Abſterben, bezeichnen daſſelbe als ein geſungenes; theils ſagen ſie im Allgemeinen, daß von den alten Königen und Helden, von ihrem Kampf und Untergange, geſungen worden, theils nennen ſie die Helden und die einzelnen Abenteuer des deutſchen Sagenkreiſes, welche Gegenſtand der Geſänge waren.

Dieſer Heldenſang ertönte zuerſt vor denjenigen, aus deren Leben und Sinnesart er ſeine Nahrung ſog, vor den Königen und Helden der germaniſchen Stämme ſelbſt; von den gothiſchen Königen erzählt Jornandes, daß die wundervollen Thaten ihrer Ahnen zur Cithar vor ihnen geſungen worden.[1] In dem angelſächſiſchen Gedichte von Beowulf, aus dem 7—8ten Jahrhundert, ſingt ein Mann des Königs, im Zug der Helden reitend, vom Drachenkampfe Sigmunds (hier an Siegfrieds Stelle), deſſen Thaten er in das Lob Beowulfs einflicht (S. 81 ff. [S. 28 Heyne]). Obgleich Gedicht, zeigt dieſe Erzählung doch die Sitte der Zeit. Der Geiſt, der in dieſen Liedern wehte, war der Geiſt aller Thatkräftigen im Volke. Fortwährend im Laufe der Jahrhunderte finden wir den Geſang derſelben, wahrhaft volksmäßig, unter allen Ständen verbreitet und geübt. Eine Chronik des 11ten Jahrhunderts erwähnt ſchon, daß die Bauern vor Alters von Dietrich geſungen;[2] hieran ſchließen ſich ähnliche Zeugniſſe ſpäterer Geſchichtbücher. Aber auch den ritterlichen Dichtern des 12ten und 13ten Jahrhunderts, wenn ſie gleich großentheils mit Vorliebe ſich fremden Fabelkreiſen zuwandten, blieb doch der heimiſche Volksgeſang ſtets gegenwärtig; aus ihrer Mitte, in eben dieſer Zeit, traten die trefflichſten der auf ihn gegründeten Dichtwerke hervor, in welchen die Heldenſage auf uns gekommen iſt.

Die Sänger der Heldenlieder waren, mit dem Wechſel der Zeiten, nach Anſehen und Bildung verſchieden: Sänger der alten Königshöfe, Spielleute und Fahrende bei den Feſten des Mittelalters, Marktleirer in der Zeit des Verfalls. Blinde werden, wie bei andern Völkern, als Pfleger des Heldenſanges genannt. Bernlef, ein blinder Frieſe, um das Ende des 8ten Jahrhunderts, war ſeinen Nachbarn ſehr werth weil er die Thaten der Väter und die Kämpfe der Könige, nach der Sitte ſeines Volkes, wohl zu ſingen wuſte.[1] Der Blinden Geſang von Siegfrieds Härtung im Drachenblute wird im Titurel am Ende des 13ten Jahrhunderts erwähnt (Tit. 24, 255. [Grimm, Heldenſ. 173]).

---

[1] Jorn. C. 5 [S. 32 Cloß]: Ante quos [ihren Königen] etiam cantu majorum facta modulationibus citharisque canebant, Ethespamaræ, Hanalæ, Fridigerni, Vuidiculæ, et aliorum, quorum in hac gente magna opinio est, quales vix heroas fuisse miranda iactat antiquitas. Grimm, Altd. W. I, 199—201. III, 252. Fritigern ſchlägt den Kaiſer Valens 378.

[2] Chron. Quedlinb. (Anfang des 11ten Jahrhunderts): Et iste fuit Thideric de Berne, de quo cantabant rustici olim. Grimm, Heldenſ. 33, 4.

Die Begleitung des Geſanges durch Saitenſpiel iſt gleichfalls nicht zu bezweifeln. Jornandes nennt dasſelbe Cithar. Bei den Franken gedenkt Venantius Fortunatus der Harfe (Grimm S. 374), wenn auch nicht in beſtimmter Beziehung zum Heldenliede; ſo finden wir ſie auch im angelſächſiſchen Liede von Beowulf und in den deutſchen von Rother und Morolf; im Nibelungenliede dagegen die Geige, Fiedel. Konrad von Würzburg ſagt: „Alſo kann ich leiren, ſprach einer, der von Eggen ſang.“[2] Noch Fiſchart kennt „ſchwäbiſche blinde Leirer“ (Prakt. 88. Vgl. Gargant. 260: ein blinder Spieler auff der ſtraſſen). Den Geſang ſelbſt haben wir uns wohl, zumal bei größern Stücken, als Recitativ, nur etwa zum Eingang und vornehmlich am Schluſſe des Verſes oder Geſetzes mit vollerem Tonſpiel, nach Art des Kirchengeſanges zu denken.

Sagen, die zweite Weiſe des Vortrags, wird häufig mit Singen zuſammen genannt; Singen und Sagen, ein alter Stabreim, als welcher es namentlich in den angelſächſiſchen Gedichten gebraucht wird, bezeichnet überhaupt die mündliche Überlieferung, die dichteriſche Feſtesluſt; von einem denkwürdigen Ereignis, einer namenkundigen Perſon heißt es ſprichwörtlich, davon möge man immer ſingen und ſagen. Die umfaſſende Bedeutung des Wortes ſagen macht dasſelbe auf jeden Vortrag anwendbar und in dieſem allgemeinen Sinne finden wir es häufig gebraucht; ebenſo beſtimmt aber auch in einem beſondern, im Gegenſatze vom Singen. Iſt gleich der Vers urſprünglich dem Geſange verſchwiſtert, ſo hat ſich doch neben dieſem im Mittelalter ein mündlicher

---

[1] Altfridi († 849) Vita S. Liudgeri B. II, C. 1: Et ecce illo [Luidg.] discumbente cum discipulis suis, oblatus est cecus, vocabulo Bernlef, qui a vicinis suis valde diligebatur, eo quod esset affabilis, et antiquorum actus regumque certamina bene noverat psallendo promere u. ſ. w. Pertz, Monum. Germ. historiae. II, 412.

[2] Minneſ. II, 207a: Alsus kan ich liren, sprach einer der von Eggen sang. Vgl. Docen in Aretins Beitr. VII, 321.

Vortrag in gebundener Rede ausgebildet, welcher, beſonders in den nordfranzöſiſchen Erzählungen, ſcharf unterſchieden von den zum Geſange beſtimmten Liedern, hervortritt. Das deutſche Gedicht vom Herzog Ernſt berichtet (Z. 5220 ff.), beim Abſchied des Helden und ſeiner Gefährten von Jeruſalem, mit guten Sageliedern ſei ihrer wohl gedacht und ihr Lob zu Schalle gebracht worden (V. 5220). Der recitative Vortrag, eine Vermittlung von Singen und Sagen, mag bei dieſen Sageliedern gemeint ſein, zum Unterſchied von kürzern, ganz muſikaliſchen Stücken, den Minneliedern und andern. Aber auch in gewöhnlicher, ungebundener Sprache giengen ohne Zweifel die alten Heldenſagen von Munde zu Munde. Im Norden, wo die Göttin Saga jeden Tag mit Odin fröhlich aus goldner Schale trinkt (Edd. I, 170, 7), hat die mündliche Erzählung in Proſa, beſonders die geſchichtliche, am Hofe der norwegiſchen Könige, auf der isländiſchen Volksverſammlung und auf dem Stuhle des Erzählers in der Hütte, am langen Winterabend, einen Grad kunſtartiger Ausbildung, eine Sicherheit und Fülle erlangt, vermöge welcher die endliche Auffaſſung derſelben in Schrift von einem neuern Geſchichtsſchreiber mit dem Abpflücken einer reifen Frucht verglichen wird (Geijer, Sv. H. S. 215 f.). Mag nun dieſe hervorſtechende Erſcheinung auch nur aus den eigenthümlichen Verhältniſſen Islands zu erklären ſein, wo noch jetzt die lebendige Saga ſich erhalten hat (ebend. 215. N. 5), ſo darf doch angenommen werden, daß auch anderwärts, vor Einführung der Schrift, die bloße Erzählung zu feſterer Form eingeübt worden ſei. Ein Überbleibſel hievon ſind die Kinder- und Hausmärchen, welche noch in unſern Tagen ſich treu, oft wörtlich, in ihrem beſchränkten Kreiſe vererben (Grimm, Hausm. I, X f.). Solche Märchen haben denn auch manches aus der älteſten deutſchen Heldenkunde aufbewahrt, das einzige, was von ihr durch den Vortrag des Sagens bis auf die heutige Zeit gekommen iſt.

Das Leſen endlich, als Vorleſen, iſt unter den angeführten Arten der Mittheilung die ſpäteſte, aber gerade diejenige, für welche die meiſten und bedeutendſten Gedichte unſeres Kreiſes, ſo wie ſie noch vorhanden ſind, berechnet waren, wenn auch mittelſt der herkömmlichen ſtrophiſchen Form noch die Möglichkeit des Abſingens vorbehalten iſt. Schon Karl[1] der große ließ die uralten deutſchen Lieder von den Thaten und Kriegen der Vorfahren aufſchreiben. / Man kann davon denjenigen Sagenkreis nicht ausſchließen, der ſich als der gefeiertſte bewährt hat. Am Schluſſe des 8ten Jahrhunderts wurde das ſtabgereimte Lied von Hildebrand und Hadubrand, das ſich aufs Sagenhören (ik gihôrta dat seggen) beruft, niedergeſchrieben, in der erſten Hälfte des 10ten Jahrhunderts das lateiniſche Gedicht von Walthers Flucht. Am Schluſſe desſelben Jahrhunderts erwähnt Flodoardus (hist. eccles. Remens.) gleichfalls ſchon vorhandener ſchriftlicher Aufzeichnung der Heldenſage; Fulko, Erzbiſchof von Rheims, habe den König Arnulf in einem Schreiben ermahnt, redlich gegen Karl den einfältigen, den letzten des königlichen Stammes, zu verfahren;

---

[1] Eginhard. vit. Car. M.: Item barbara et antiquissima carmina, quibus veterum actus et bella canebantur, scripsit memoriæque mandavit. Grimm,

> subjicit etiam ex libris teutonicis de rege quodam Hermenrico nomine, qui omnem progeniem suam morti destinaverit impiis consiliis cujusdam consiliarii sui, supplicatque ne sceleratis hic rex acquiescat consiliis, sed misereatur gentis hujus et regio generi subveniat decidenti.

Bis gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts war die Geiſtlichkeit faſt ausſchließlich im Beſitze des Leſens und Schreibens; von da an bemächtigen ſich auch die Laien dieſer Fertigkeiten, doch, ſoviel das Schreiben anbelangt, wohl meiſt nur dictierend. So werden ſtets weitere Theile der Heldenſage in ſchriftliches Gedicht gefaßt. Das muß hiebei im Allgemeinen bemerkt werden, daß es nicht auf bloßes, wörtliches Aufſchreiben der in mündlicher Überlieferung vorhandenen Lieder und Sagen abgeſehen war. Wer ſchrieb oder ſchreiben ließ, hatte irgend einen Zweck, die Sache weiter zu führen, für ſeine Zeit wirkſam zu machen, Übertragung von einer Sprache oder Mundart in die andere, Umarbeitung aus der Sprache und Versart einer früheren Zeit in die der neueren, Sammlung und Anordnung des Zerſtreuten zu einem größeren Ganzen, endlich auch abſichtliche Verſchönerung und Zudichtung. Dichten, Dichter, wird in der Sprache des Mittelalters von jeder ſolchen Abfaſſung geſagt, keineswegs bloß von der freieren Erfindung.[1] Selbſt

Heldenſage S. 27 bemerkt hiebei: „Scripsit kann nicht heißen, er habe ſie ſelbſt geſchrieben, denn C. 25 wird ausdrücklich geſagt: tentabat et scribere, sed parum prospere successit labor.“

[1] Rother 3488. 4859. Laur. Ettm. 2932. Sigfr. 179. Klage 4394. 4405 (Lachm. 2155). 1685 (Lachm. 800). Dietl. 23. Berth. 179. Grimm, Heldenſage S. 109.

noch die ſpätere Verpflanzung der Lieder aus der Schrift in den Druck gieng nicht ohne Umwandlungen der Sprache und Form von ſtatten. Es war überall nicht um Alterthumskunde, ſondern um das Fortleben des Sageninhalts zu thun.

Da jedoch die Kunſt des Leſens fortwährend, beſonders unter den Männern, eine ſeltene blieb, ſo konnte die Wirkung des niedergeſchriebenen Gedichts auch nicht auf das einſame Leſen berechnet ſein. Wie das Gedicht häufig dem Schreiber vorgeſagt war, ſo ſollte es auch vorgeleſen werden. Daher der Ausdruck: ich hörte davon leſen, an einem Buche hört' ich leſen.[1] Auch das Leſen, wie das Singen und Sagen, geſchah vor einem Kreiſe von Hörern. In dieſen werden wir noch recht anſchaulich durch manche Formeln verſetzt, die von dem belebteren Geſang auf das Leſen übergegangen ſind. Dahin gehört am Eingang der Gedichte der Aufruf, ſich ſchweigend und ruhig zu verhalten; die epiſche Wiederkehr des Ausdrucks: „Nun höret, wie er ſprach!"; der Frageton der Erzählung im ſingbaren Hildebrandliede; in andern volksthümlichen Liedern, namentlich den unſerem Kreiſe verwandten von Morolf und Orendel, die Beiziehung der ganzen Hörerſchaft zum Rathe, wie bei mislichen Fällen, z. B. bei Gefangenſchaft der Helden, zu helfen ſei: „Nun rathet alle in dieſem Ringe, wie wir ſie von dannen bringen!" oder: „Nun rathet mit euren Sinnen, wie man einen Boten gewinne!"; ebenſo das Verlangen des Vorleſers nach Anfriſchung ſeiner Kehle: „Bis kommt der Bot', bringt Wein!" Wenn die Erwartung geſpannt iſt, wenn der Held ſchon in Feſſeln geſchloſſen wird oder vom Schlage des Gegners zu Boden liegt, dann heißt es: „Nun muß er verlieren ſein werthes Leben, man wolle denn dem Leſer zu trinken geben."[2]

So viel in allgemeinern Zügen über die verſchiedenen Arten des

---

[1] Rother 661. 4109. 5096. 1847. Wolfdietr. 53b, 3. Laur. 207. Sigfr. 179. Dietl. 125. 179. 1674. 2006. 10663. Gudr. 6792. Alex. 1958. 2980. Grimm, Rechtsalterth. 577 f. 580 f. 583. W. Grimm, Runen S. 51. Herzog Ernſt 3411.

[2] Grimm, Rechtsalterthümer S. 53. Laur. 187 b. Laur. Caſpar v. d. R. 40. Rab. 1. Dietl. 1. Mor. I, 2407. 2795. 3311. 4119. Sir Bevis of Hampton bei Ellis II, 109. Alex. 125. 4564. Orend. 382. 2069. 3226. 3335. 3643. Kyng Horn bei Ritſon II, 91. Percy II, 135—138. Hildebr. 17. 20. 2.

Vortrags; die Beſchaffenheit der einzelnen noch vorhandenen Gedichte in dieſer Beziehung wird ſich ſpäterhin näher ergeben.

Nicht mehr in den Zeitraum, den unſere Darſtellung umfaßt, gehört eine Art des Vortrags, deren Anwendung auf die Heldenſage erſt aus dem 16ten Jahrhundert nachgewieſen werden kann, das Spielen, die mimiſche, dramatiſche Behandlung. Hans Sachs gab 1557 eine Tragedia: der hörnen Siegfried; Jac. Ayrer in der 2ten Hälfte des 16ten Jahrhunderts drei Stücke: von Hugdietrich, Otnit und Wolfdietrich.

In der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts erwähnt Joh. Prätorius (Weltbeſchreib. 1666) närriſche Gaukelers Zelte „wo der alte Hildebrand und ſolche Poſſen mit Docken geſpielt werden, Puppen-Comedien genannt.“[1]

Was ich hier über die Natur des rhapſodiſchen Geſanges, über die dabei thätige Gedächtniskraft und über die ſchriftliche Auffaſſung desſelben bemerkt habe, findet ſeine Beſtätigung in dem Beiſpiel eines noch jetzt lebendigen Volksgeſanges, des ſerbiſchen.

Der durch J. Grimm verdeutſchten ſerbiſchen Grammatik von Wuk Stephanowitſch (Karadſchitſch), dem Sammler der ſerbiſchen Volkslieder, (Leipzig und Berlin 1824) hat der Sprachgelehrte Joh. Sever. Vater Bemerkungen über die neueſte Auffaſſung langer Heldenlieder aus dem Munde des ſerbiſchen Volks vorangeſchickt. Dieſe Bemerkungen haben die Beglaubigung des Sammlers ſelbſt, eines Freundes und Hausgenoſſen von Vater.

Ich hebe aus denſelben Folgendes aus:

S. LVIII f.: „Beſonders ragt unter den Helden der Nation und dieſer Geſänge Marko Kraljewitſch hervor, auch ſchon aus der letzten Zeit des ſerbiſchen Reichs und ſeiner Unterjochung durch die Türken, welcher alſo hiſtoriſch berühmt, aber durch die Mythe zu Thaten eines Simſon, Hercules, Roland, zu Abenteuern im Vaterlande und in Arabien (wohin ſich dabei der Spielraum auch dieſer Ritterwelt erſtreckt) zu einem durch magiſche Kräfte verlängerten Leben von mehreren hundert Jahren erhoben und vielfach beſungen iſt; in der gegenwärtigen Sammlung im 2ten Bande in 12 Numern, welche Lieder alle an 100, 200,

---

[1] Grimm, Heldenſ. S. 309. 315. 319, der auch in ſeiner Abhandlung über die Fortbildung der Sage § 11—12 dem, was wir hier unter dem Vortrag begriffen, eine belehrende Ausführung gewidmet hat.

300 bis 434, 570 Verſe zählen; und es giebt noch viele andere von ihm, welche der ſinnige Geber jener noch nicht in ihrem ganzen Umfange zu hören bekam. In einer, ſo weit es möglich iſt, chronologiſchen Zuſammenordnung würden ſie eine Art von Leben des braven, redlichen und frommen Helden werden. Aber ſie ſind weder im Munde der Nation dazu zuſammengewachſen, noch urſprünglich darauf angelegt; obwohl mehrere dieſer Lieder genug Stoff zu einem größeren epiſchen Ganzen, genug Verwickelungen und Abwechſelungen der Ereigniſſe enthalten.“

Weiter ſagt dann Vater über das gröſte der aus dem Munde der ſerbiſchen Volksſänger aufgenommene Lied, ein Lied von 1227 ſechsfüßigen trochäiſchen Verſen:

S. LIX f. „Urſprünglich dazu [zu einem größern epiſchen Ganzen] angelegt iſt die Darſtellung der verwickelten Begebenheit des Maxim Cernojewitſch. Zur Gusle iſt einſt auch dieſe zwölfhundertzeilige Hochzeit geſungen worden. Ein über ganz Serbien verbreitetes Volkslied iſt ſie. Wo ſie geſungen wird, iſt derſelbe Anfang und Ausgang, und dieſe und andere Theile ſind auch jedem kürzeren Vortrage derſelben gemeinſchaftlich. Mögen dann auch in den Worten einzelne Abweichungen ſtattfinden, der Faden der Erzählung läuft überall auf ähnliche Weiſe fort. Noch giebt der Sänger, wenn er ſelbſt mehr natürliche Bildung und Geſangskraft hat, auch im einzelnen etwas Schöneres und Ausgemalteres. Andere eilten, den Faden der Hauptbegebenheiten abzuwickeln; dieſer, nicht bloß die Grundlage, iſt bei allen derſelbe; und das Ganze wäre in allen Geſtalten ſeines Vortrags nicht ſo ſchön und hätte ſich nicht Jahrhunderte im Volksmunde erhalten, wenn es nicht ſchon beim Entſtehen ſchön und umfaſſend geſungen worden wäre. Manche einzelne Verſe ſind ſo vielen dieſer Volkslieder gemein, daß man nicht dafür ſtehen kann, in welchem ſie zuerſt erfunden waren. Das große Volkslied iſt begreiflich oft nur in abgekürzter Geſtalt im Munde der Singluſtigen, aber auch einzelnſte Umſtände, z. B. der vom goldnen Hemde [einem verhängnisvollen Hochzeitgeſchenke], kommen überall mit eben denſelben Worten vor. Herr Dr W[uk] K[aradſchitſch] hat dieſes Lied oft und vielfach gehört und war auf jede ſeiner Geſtalten aufmerkſam geworden. Ein Greis Milia (mit grauem im Kampfe mit den Türken zerhauenem Haupte) ſtand in dem Rufe, ſie am vollſtändigſten zu ſingen; und ſo fand ſich es auch, als er von dem preiswürdigen Unterſtützer dieſer litterariſchen Unternehmung, Fürſten Miloſch, herbeigeholt worden war, wenn er die Gusle in der Hand ſein fühlendes Gemüth dem geliebten Geſange hingab. Oft muſte er ihn ſingen, und Herr Wuk merkte nun bald, wenn er etwas ausließ oder mehr gab. Erſt nun ſchrieb er auf und konnte den Alten erinnern, wenn er etwas überſprang; ſo wurde dieſer große Geſang aufgezeichnet.“

2. Vers.[1]

Ich werde mich bei dieſem Gegenſtand ausführlicher verweilen, als es die bloße Darlegung der epiſchen Versweiſe erfordern würde. Es iſt hier das erſte mal, daß wir die rhythmiſchen Formen unſrer ältern Poeſie berühren, und es erſcheint angemeſſen, mit der Betrachtung des epiſchen Verſes die allgemeineren Notizen zu verbinden, welche für die Kenntnis der altdeutſchen Verskunſt überhaupt erforderlich ſind und auf welche dann, wenn in den folgenden Abſchnitten auf das Techniſche die Rede kommt, zurückgewieſen werden kann, ſo daß jedesmal nur das, was in den weitern Gedichtgattungen ſich beſonders entfaltet hat, beigefügt zu werden braucht.

Wir beſitzen noch keine beſondere und umfaſſendere Bearbeitung der altdeutſchen Vers- und Reimkunſt. Eine ſolche wird von Lachmann erwartet. Dieſem, theils in beiläufigen Bemerkungen, z. B. in der Vorrede zu ſeiner Auswahl aus den hochdeutſchen Dichtern des 13ten Jahrhunderts, Berlin 1820, in Recenſionen u. ſ. f., theils in ſeinen Mittheilungen zu J. Grimms deutſcher Grammatik, ſodann dem Verfaſſer dieſer Grammatik ſelbſt, beſonders in dem, was in der Buchſtabenlehre über Proſodie und Reim geſagt wird, verdankt man hauptſächlich, was bis jetzt an richtiger Einſicht über dieſe Gegenſtände gewonnen iſt.

Unſer deutſches Epos nun hat ſeinen eigenen Vers, ſeine eigene Reimſtrophe, Lied im engeren Sinne. (So ſagt z. B. Kaſpar von der Röhn am Schluſſe ſeines Hildebrandliedes: Di liet hat das geticht der vater mit dem sun; umgekehrt werden auch die gröſten Gedichte liet genannt, wie der Nibelunge liet). Ich werde dieſe Versweiſe zuerſt nach ihren Hauptzügen bezeichnen, dann das Schema derſelben im Beiſpiel geben und an dieſem das Einzelne jener Bezeichnung erläutern.

---

[1] [Dieſer Abſchnitt iſt ſo vielfach umgearbeitet worden, daß das Manuſcript durch die zahlreichen darin vorgenommenen Änderungen und Zuſätze in dieſem Theile eben ſo ſchwer zu entziffern iſt, als es Zeugnis von dem beharrlichen Fleiße giebt, welchen der Verfaſſer gerade dieſem Gegenſtande in verſchiedenen Zeiten zuwandte. Dennoch genügte ihm ſchließlich die Darſtellung nicht. Ein beſonderes Blatt zählt eine lange Reihe von Puncten auf, welche bei einer ſpäteren Umarbeitung zu berückſichtigen blieben. Dieß legt dem Herausgeber die Pflicht auf, von dieſem Abſchnitt manches zum Drucke nicht zuzulaſſen. Um Raum zu ſparen, muſte ich überdieß viele der Belegſtellen ſtreichen, welche auf einzelnen Blättern des Originals in großer Zahl ausgehoben ſind. Auch die Anordnung wäre jedoch eine andere geworden, wenn der Verfaſſer die letzte Hand hätte an das Werk legen können. K.]

Die epiſche Strophe hat vier Zeilen oder Verſe. Die drei erſten derſelben haben je ſechs Hebungen oder Hauptbetonungen. Jede ſolche Langzeile theilt ſich aber in zween Abſchnitte von drei Hebungen, in der Art, daß die erſte Halbzeile nach der dritten Hebung klingend, doch urſprünglich reimlos, ausläuft, die zweite mit ſtumpfem Endreim auf der ſechsten Hebung ſchließt. Die letzte, vierte Langzeile gleicht im erſten Halbvers den übrigen, im zweiten aber, mit welchem die Strophe ſchließt, können es drei oder vier Hebungen ſein. Von dieſen vier Langzeilen reimt unmittelbar je die erſte mit der zweiten, die dritte mit der vierten, wodurch die Strophe in zwei Reimpaare zerfällt.

Zum Schema dienen uns die beiden Eingangsſtrophen des Nibelungenliedes nach Lachmanns Recenſion:

1. Uns ist in alten mæren wunders vil geseit
von helden lobebæren, von grôzer kuonheit,
von fröuden hôchgeziten, von weinen und von klagen,
von küener recken striten muget ir nu wunder hœren sagen.

2. Ez wuohs in Burgunden ein schœne magedîn,
daz in allen landen niht schœners mohte sîn.
Kriemhilt was si geheizen unde was ein schœne wîp:
dar umbe muosen degene vil verliesen den lîp.

Hebungen ſind Hauptbetonungen. Grimm ſagt Grammatik I, 20:

> Der laut (sonus) iſt die ausſprache der ſtimme ſelbſt, den dauernden laut mißt das geſetz der quantität. Der ton (tonus, accentus) aber iſt die den laut begleitende hebung oder ſenkung der ſtimme.

Solche Tonhebungen, Accente, ſind es, nach welchen durchaus der altdeutſche Vers gegliedert und gemeſſen iſt. Die alte Metrik bezeichnet die Hebung durch arsis, ictus, im Gegenſatze der Senkung, thesis.

Die beſtimmte Zahl von Hebungen in jeder Zeile und Halbzeile kann mehr oder minder von ſchwächer betonten Silben im Vorſchlag (anacrusis) oder in der Senkung begleitet ſein (wunder vil u. ſ. w. Str. 6, 2: Ir diende von ir landen vil stolziu rîterschaft.

In den beiden ausgehobenen Strophen iſt nach unſerer jetzigen Meſſung, wo auch jede Senkung durch eine Wortſilbe vertreten iſt, nur die eine Zeile vollzählig und zugleich nicht überzählig:

Von fröuden hôhgezîten von weinen und von klagen.

Dieſe ſcheinbare Ungleichheit findet ihre Ausgleichung in der urſprünglichen Beſtimmung zum muſikaliſchen Vortrag. Dem Worte lag nur die unentbehrlichſte Bezeichnung der Grundform durch Angabe jener nothwendigen Anzahl von Tactſchlägen und des Einſchnittes ob, die Zwiſchenräume konnten durch Wort oder durch bloßen Klang ausgefüllt werden. Darum giebt es Halbzeilen, welche nichts enthalten, als die drei Hebungen in eben ſo vielen Tonſilben; im erſten Versabſchnitt kommt jedoch der klingende Auslauf hinzu.

Beiſpiele: in der zweiten Halbzeile:

Nib. Str. 397: Dâ mite giengen degne ûz Îslant,
Prünhilde recken die truogen swert enhant.
Str. 1863: So enwelt ir niht erwinden? sprach Dancwart.
sô riwet mich mîn vlêgen, daz wære baz gespart.
Str. 1861: Neinâ, herre Blœdel, sprach dô Dancwart.
1864: Daz sî dîn morgengâbe, sprach Dancwart der degen.
1874: Dô blicte über ahsel Dancwart der degn.

In der erſten Halbzeile:

Str. 1392: Wan si (Ute) sihet iuch gerne durch die swester mîn,
vroun Kriemhilte; ir sult willekomen sîn.
Str. 649: Mîn sun Sîfrit sol hie selbe künic sîn.

Häufig iſt, daß den Hebungen der zweiten Halbzeile eine Vor- oder Zwiſchenſilbe verbunden wird; vgl. z. B. obiges:

Sprach dô Dancwart.
Str. 56: Waz mag uns gewerren? sprach dô Sîfrit.
Str. 60: Dar sult ir mir helfen, vater Sigmunt.
Str. 73: Ir schilde wâren niuwe, lieht unde breit.

Hier iſt neben den nothwendigſten Accenten doch, was vor oder dazwiſchen fallen kann, wenigſtens durch die eine unbetonte Silbe indiciert.

Dieſe einfachſte Weiſe und die ihr nächſtkommenden Übergänge zeigen ſich vorzüglich in der älteſten, dem Geſange noch näher ſtehenden Geſtaltung des Nibelungenliedes, wogegen in den ſpätern Bearbeitungen, der Beſtimmung für das Leſen gemäß, die Vor- und Zwiſchenſilben immer vollſtändiger und regelmäßiger eintreten.

Statt ûz Islant heißt es hier (Laßb. 3415): ûzer Islant; ſtatt sprach Dancwart: sprach dô Dancwart.

Dadurch erſcheint denn auch das Silbenmaaß der epiſchen Strophe vorherrſchend jambiſch, ſofern wir bei dieſem Worte nicht ſowohl den proſodiſchen Wechſel kurzer und langer Silben, als die anſteigende Stellung der Hauptbetonungen im Abſehen haben. Eine auch nach unſrer jetzigen Weiſe, wo auch die Anakruſe und jede Senkung durch eine Wortſilbe vertreten iſt, vollzählige Langzeile lautet ſo:

Str. 6, 1: Ze Wormze bî dem Rîne si wonten mit ir kraft.

Stumpf und klingend, Kunſtausdrücke, welche der Meiſterſängerſchule abgeborgt ſind, treffen am nächſten mit den jetzt gangbaren Benennungen: ein- und zweiſilbiger Reim, männlicher oder weiblicher Reim zuſammen; ſie können aber durch dieſe nicht erſetzt werden, vorzüglich deshalb, weil in der deutſchen Dichtkunſt des Mittelalters zweiſilbige Endungen als ſtumpfe den einſilbigen gleichgezählt werden, wenn der betonte Selblauter ihrer vorletzten Silbe kurzlautig und dieſe durch keine Dopplung oder Verbindung von Mitlautern (Poſition) geſchärft, eben damit aber die letzte Silbe zur ſtummen abgeſchwächt iſt (sägen); während heutzutage durch die vorwiegende Gewalt der Betonung aller Wurzelſilben die urſprüngliche Länge oder Kürze derſelben verdunkelt iſt und darum die Reimendungen der vorbemerkten Art, welche früher nur den einſilbigen gleichliefen, nun zu den zweiſilbigen oder weiblichen gerechnet werden. Wir reimen ſagen : klagen in gleicher zweiſilbiger Geltung wie ſchauen : Auen.

In der letzten Halbzeile können drei oder vier Hebungen ſein, im Nibelungenliede herrſchen ſogar die viere vor, während z. B. in den Roſengartenliedern die drei regieren. Offenbar trat auch hier die Muſik vermittelnd ein; am Schluſſe der Strophe war ein muſikaliſcher Nachhall, in welchen eine weitere Hebung im Worte eintreten oder ſich durch den Klang erſetzen laſſen konnte.

Wir nannten die eben beſchriebene Versart dem Epos eigenthümlich, nicht als ob alles zu dieſem Gehörige in ihr verfaßt wäre, oder als ob ſie in keiner andern Gedichtgattung vorkäme. Mehrere und bedeutende Stücke des epiſchen Kreiſes ſind theils in Strophen von anderartigem Bau, theils in der für die erzählende Poeſie des Mittelalters ſehr gebräuchlichen, nichtſtrophiſchen Weiſe fortlaufender Reimpaare, je von drei Hebungen in klingender, vier in ſtumpfer Reimzeile (Grimm, Gramm. I, 361. Gött. gel. A. 1829, 346) abgefaßt; anderſeits war jenes epiſche Maaß in früherer Zeit namentlich auch dem Minneliede gangbar. Gleichwohl ſind wir berechtigt, dasſelbe nach ſeiner vorherrſchenden Anwendung als das epiſche zu bezeichnen. Bei den nichtſtrophiſchen Gedichten des epiſchen Kreiſes haben wir doch immer eine frühere Behandlung des Gegenſtandes in ſtrophiſchem Geſange vorauszuſetzen; die Strophen andern Baues aber laſſen ſich entweder auf den Grund jenes einfachern zurückführen, oder zeigen doch ſchon durch ihre verwickeltere Zuſammenſetzung einen ſpäteren Urſprung; ſodann iſt gerade in der Zeit, in welcher die Hauptgattungen der deutſchen Poeſie ſich ſchärfer von einander abſchieden, die fragliche Versart vorzugsweiſe dem heimiſchen Heldenliede zu eigen geblieben, ſo daß wir keine chriſtliche Legende, keines der aus wälſchen Quellen entnommenen Rittergedichte in ſolcher bearbeitet finden.

An ſich ſcheint dieſe einfache Versart keiner weiteren Erklärung zu bedürfen. Sie bewegt ſich faſt kunſtlos in den zugezählten Hebungen und im wiederkehrenden Wechſel des klingenden Einſchnitts mit dem ſtumpfen Schluſſe; ihre Manigfaltigkeit beſteht vorzüglich nur in der größeren oder geringeren Zahl der mit den Hauptaccenten verbundenen, ſchwächer betonten Silben; die Reime treffen ſich ohne Verſchränkung je am Schluſſe der nächſten Zeile. Der Endreim ſelbſt iſt im deutſchen Geſange alt einheimiſch, er wird, auch wenn er nicht überliefert wäre, von jedem Kinde, das mit den Sprachklängen ſpielt, täglich neu erfunden, eben wie nach perſiſcher Sage die Dichtkunſt, nachdem ſie einſt lange verloren war, durch ein Kind wiedergefunden wurde, das beim Nüſſewerfen einen Vers herausſagte (Hammer S. 35). Eine gelehrte Forſchung nach dem Urſprunge des Endreims möchte daher auch ſehr überflüſſig erſcheinen.

So würde ſich es allerdings verhalten, wenn nicht unſer epiſcher Vers in einem weitgreifenden Zuſammenhange mit der Dichtkunſt andrer Völker, nicht bloß des germaniſchen, ſondern vorzüglich auch des romaniſchen Sprachſtammes, ſtände, wenn nicht über die ferne Zeit hinaus, bis zu welcher wir das Daſein des Endreims in deutſcher Sprache verfolgen können, ein weſentlich verſchiedenes Reimgeſetz in den germaniſchen Sprachen ſich offenbarte, der Stabreim, deſſen Herrſchaft in dem Maaß nach der einen Seite zurückweicht, in welchem die des Endreims von der andern vorſchreitet. Damit wird die an ſich einfache Erſcheinung verwickelt und beziehungsreich und an die Stelle der unmittelbaren, natürlichen Erklärung muß die geſchichtliche Unterſuchung herbeigerufen werden.

Stabreim (Buchſtabenreim, Allitteration) unterſcheidet ſich vom Endreime, vom Reim im engern Sinne, dadurch, daß der Zuſammenklang bei jenem im Anlaut, bei dieſem im Auslaut der Reimwörter liegt. Stabreim: Schaft und Schild; Endreim: Schaft und Kraft. Die ganze altnordiſche Verskunſt beruht auf dem Stabreim, den ſie von den einfachſten Formen bis zu den künſtlichſten ausgebildet hat.[1] In der älteſten Weiſe (fornyrdalág), worin die meiſten Eddalieder, namentlich die mit unſrer Heldenſage verwandten, gedichtet ſind, iſt nur die Gleichheit der Anfangsbuchſtaben erforderlich. Alle Selblauter reimen unter ſich, die Gleichheit beſteht hier eben im reinen Vocalanlaut, denn je ſchärfer die Ausſprache der Mitlauter vorausgeſetzt werden muß, wenn ſie als Reime auffallen ſollten, um ſo bemerkbarer muſten die von ihnen ungehemmten Selblauter, ſchon als ſolche, hervortreten. Das Band, welches je drei ſolcher Reimbuchſtaben, Stäbe (stafir), bildeten, umfaßt zwo Halbzeilen, jede von zwei Hebungen, und zwar ſo, daß der erſte, tonangebende Hauptſtab auf die erſte Hebung des erſten Halbverſes fällt, z. B. **G**udrun, die **g**ute, **G**iukis Tochter. Durch dieſen raſch verkündenden Anſchlag des Reimlauts, durch die Kürze der Doppelzeile, in der er zweimal nachhallt, endlich dadurch, daß er nur auf Wurzelſilben und Hebungen anklingt, war auch der bloße Buchſtabenreim hinreichend geſichert, aus der ſtark tönenden Kehle des alten Skandinaviers deutlich vernommen zu werden. Drei bis vier ſolcher in ſich ſtabgereimten Doppelzeilen bilden eine Strophe. So die Grundform, deren freie Behandlung jedoch mancherlei Abweichungen zuließ.

---

[1] Om Nordens gamle Digtekonst, dens Grundregler, Versarter, Sprog og Foredrags maade. Et Priisskriſt ved John Olaſsen. Kiöbenh. 1786. 4. Dieß iſt die Hauptſchrift über das Formelle der nordiſchen Dichtkunſt; nur muß man die aus der antiken Metrik entnommenen Kunſtausdrücke beſeitigen oder in Bezeichnungen übertragen, welche dem Weſen der germaniſchen Verskunſt angemeſſen ſind. Vgl. ferner die allgemeine Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte von Erſch und Gruber Th. III, S. 166 f.: Allitteration, von Lachmann. Th. III, 127 ff.: Aſſonanz, von Gräter.

Dieſe volksthümliche, noch neuerer Zeit in Island gebräuchliche (Olaſſ. S. 56. § 15) Sangweiſe, deren Urſprung ſich weit im heidniſchen Alterthum verliert, konnte der zahlreichen Skaldenclaſſe nicht genügen, die ſeit dem 9ten Jahrhundert an den Höfen des Nordens in der Ausbildung einer mehr und mehr geſteigerten Kunſtpoeſie wetteiferte. Die Reimzeilen wurden ausgedehnt; zum Buchſtabenreime kommt der Silbenreim, unvollkommener oder vollkommener, je nachdem bloß die Mitlauter am Schluſſe der Silben oder auch die vorangehenden Selblauter die gleichen ſind (Olaſſ. S. 40. § 38). Der vollkommene Reim ergreift auch zweiſilbige Wörter, er reimt bald nur im Innern jedes Halbverſes, bald verbindet er nach außen die Schlußwörter von zwei oder mehreren Versgliedern; bald mehr, bald weniger ſolcher Formen und Klänge, Buchſtabenreime, Silbenreime, halbe und volle, einſilbige und zweiſilbige, innere und Schlußreime verflechten ſich zu den manigfachſten Versgebäuden, deren Darlegung nicht hieher gehört. Durchweg aber bleibt der Stabreim Träger des Ganzen, die übrigen Gleichlaute dienen mehr nur als Füllung und Schmuck und ſind auf die durch denſelben Stabreim verbundenen Versglieder eingeſchränkt,[1] mögen ſie nun aus dieſem ſelbſt ſich allmählich entwickelt haben oder aus fremdem Reimſyſtem hinzugekommen ſein. Nur der Schlußreim geht in einigen Weiſen über den Umfang eines Stabreimverbandes hinaus und giebt ſich eben in dieſer Abweichung um ſo bemerklicher als fremdartig kund.[2] Er wohnt überhaupt in der Skaldenpoeſie nur zu Gaſte, während er in denjenigen Versarten, die im Laufe des Mittelalters dem Norden mit den andern Völkern des chriſtlichen Europas gemein werden, Herr und Meiſter iſt. Mitten durch die ſchlußgereimten Lieder dieſer ſpätern Zeit klingt noch manchmal im Refrain (omqvæd) der Stabreim als Überbleibſel der heimiſchen Weiſe.

Der Gebrauch des Stabreims erſtreckte ſich, wenn ſchon nach andern Regeln, auch über die finniſche (Rühs, Edd. 62 f. Schröter, finniſche

---

[1] Olafs. S. 38. § 32. S. 39. § 35. S. 69. § 38.

[2] Olafs. S. 67. § 36. S. 15. § 30. 31. S. 71. § 43. S. 221. § 49. S. 39. § 34.

Run. XIII), die walliſiſche und iriſche Poeſie;[1] ſo natürlich und anſprechend war den nördlichen Völkern dieſe jetzt verſchollene Weiſe. Wir verfolgen jedoch ſeine Verbreitung nur im Gebiete des germaniſchen Sprachſtammes. Hier zeigt ſich, nächſt der ſkandinaviſchen, die angelſächſiſche Dichtkunſt der Herrſchaft des Stabreims nach gleichem Grundgeſetz untergeben und nur allmählich dringt auch hier der Endreim ein.[2] Von altſächſiſchem Stabreim iſt die allitterierende Evangelienharmonie aus dem 8ten oder der vordern Hälfte des 9ten Jahrhunderts (Grimm, d. Gr. 1te Aufl. LXV) ein bedeutendes Denkmal. Um dieſelbe Zeit, wohl noch aus dem Schluſſe des 8ten Jahrhunderts, erſcheint an der Grenze des niederdeutſchen Sprachgebietes gegen das fränkiſche als älteſtes Bruchſtück der deutſchen Heldendichtung das ſtabgereimte Lied von Hildebrand und Hadubrand. Das Weſſobrunner Gebet, aus der zweiten Hälfte des 8ten Jahrhunderts, gleichfalls allitterierend, iſt vermuthlich in Baiern verfaßt. Spuren des Stabreims bemerkt man ſelbſt in lateiniſchen Liedern von fränkiſchen, alemanniſchen Verfaſſern aus dem 7ten bis 9ten Jahrhundert.[3] Segensformeln (Diut. II, 70. 293), Sätze des ältern deutſchen Rechts ſind in Allitteration gefaßt;[4] eine Menge ſprichwörtlicher Ausdrücke, noch jetzt in allen Gegenden Deutſchlands gangbar, hat ſich von früher Zeit durch die Befeſtigung im Stabreim fortgepflanzt. Die mittelhochdeutſchen Gedichte, namentlich aber unſere Heldenlieder, gebrauchen nicht ſelten ſolche altherkömmliche Wortverbindungen und bedienen ſich des Stabreims, nicht bloß zufällig, zur maleriſchen Verſtärkung des Ausdrucks; z. B. ſingen und ſagen; lieb und leid (Nib. 4285. 5346. 9632); Leute und Land; Mage und Man; Sturm und Streit; Habicht und Hund; ſchirmen mit den Schilden, ſchießen manchen Schaft; Helme bauen von guter Helden Hand; ſchwinder, ſchwerer Schwertſchwank.[1] Betrachten wir auch manches dieſer Art nicht als Überbleibſel ſtabgereimter Lieder, ſondern als augenblickliches Erzeugnis des natürlichen Sinnes für den gleichen Anlaut, ohne welchen derſelbe niemals eine ſo ausgebreitete Herrſchaft hätte begründen können, ſo iſt doch andres, nicht eben an der beſtimmten Stelle, ſondern überhaupt im epiſchen Gebrauch, als Überlieferung aus den Zeiten eines andern Reimgeſetzes anzuerkennen. Dieſes zeigt ſich am deutlichſten in den allitterierenden Eigennamen. Gunther, Gernot, Giſelher, Gibichs Söhne, die drei königlichen Brüder; Siegfried, Sigmunds und Sieglindens Sohn; Dietrich und Diether, Dietmars Söhne; Wittich und Wittigeiſen, Wielands Söhne; Berchtung, Berchter und Berchtwin; Hildebrand, Herebrands Sohn; Wolfhart, Wolfbrant, Wolfwin, die Wölfinge; Lüdeger und Lüdegaſt; Iring und Irnfried; Rienolt und Randolt u. ſ. f.; all dieſe Anlaute ſind offenbar die ſtehen gebliebenen Stützen ſtabgereimter Heldenlieder. Der Gebrauch, die Namen zuſammengehörender Perſonen durch den Stabreim zu verbinden, iſt ganz allgemein in den allitterierenden Gedichten der Skandinavier und Angelſachſen (vgl. altd. W. II, 38 f.); und in dem deutſchen ſtabgereimten Bruchſtücke von Hildebrand, Herebrands Sohn, und ſeinem Sohne Hadubrand ſehen wir einige der vorerwähnten Namen wirklich auf ſolche Weiſe zuſammengeſtellt. Wie in unſern Liedern befreundete Helden ſich bei den Händen faſſen, wenn ſie in den Königsſaal treten, ſo geben die im Gleichlaut altverbundenen Namen noch immer gerne zuſammen. Allerdings rührt der Gleichlaut häufig daher, daß bei den Angehörigen desſelben Geſchlechtes nur das Stammwort manigfach abgewandelt wird; aber dieſer Gebrauch ſelbſt, den wir auch bei geſchichtlichen Namen bemerken, hängt wieder genau zuſammen mit dem regen Sinne für die Gleichheit des Anlauts, die den Geſang regelte, in welchem die Geſchlechter verherrlicht und ihre Geſchichten der Nachwelt aufbewahrt wurden. Wie man daher ſelbſt in der lateiniſchen Proſa des Saxo an den Reimanlauten der Namen leicht erkennt, daß der Erzählung ein ſtabgereimtes Lied zu Grunde liege, und dieſes ſich durch anderwärtige Nachweiſung beſtätigt, ſo dürfen wir aus der ähnlichen Erſcheinung in unſern Gedichten denſelben Schluß ziehen. Ja man wird da, wo Namen in Handlung treten, welche nach keiner Seite einen Anklang finden, einen geſtörten Zuſammenhang oder eine neuere Verknüpfung muthmaßen dürfen und das urſprüngliche Verhältnis wird ſich noch in einzelnen Fällen nachweiſen laſſen.[1]

---

[1] Conybeare, Illustr. of Angl. Sax. Poetry. London 1826. LVII—LXIV. Rühs a. a. O. 77—80. Vgl. Gramm. 1te Ausg. LXVII.

[2] Über die angelſächſiſche Verskunſt ſ. Conyb. III—XXXVIII. (Die Hauptſätze ſind XXXVI—XXXVIII zuſammengefaßt, N. 1—III müſſen aber auf das Geſetz der Hebungen zurückgeführt werden.) Die Gleichheit derſelben mit der nordiſchen XXXIX—XLIII.

[3] Was Grimm, Altdeutſche Wälder II, 37—47 ausführt, iſt für die dort gegebenen Lieder doch nicht vollkommen beweiſend. Klar iſt die Allitteration in dem lateiniſchen Loblied auf Konrad den Salier. Der Aufſatz: Mönchslateiniſche Allitteration, in den altdeutſchen Wäldern I, 126 betrifft nur angelſächſiſche Verfaſſer, worunter doch auch Alcuin.

[4] Über die Allitteration als Grundzug der deutſchen Rechtsſprache und den ungleich ſeltnern Reim darin ſ. Grimm Rechtsalterth. S. 6—13. 26. 27. 32 f. 211.

---

[1] Hörn. Siegfr. Str. 34. (Vgl. Dietl. 6974 f.). Nib. 945. 6453. 1247. 1320. 736. 829. 7991. 795. (Vgl. Alph. 374). 7781. 7874. 8402. 9622. 7925. Kl. 1874. Nib. 9611. Dietl. 2893 f. Rab. 178.

Das erſte ſchlußgereimte Denkmal in deutſcher Sprache, deſſen Zeit mit Sicherheit beſtimmt werden kann, iſt Otfrieds althochdeutſche Evangelienharmonie, um 870 (Grimm, Gramm. 1te Aufl. S. LVIII). Ihr folgt zunächſt das volksmäßigere Ludwigslied, nach 881 (Gramm. S. LIX). Mögen auch einzelne kleinere Stücke weiter in demſelben Jahrhundert hinaufzurücken ſein und darf man auch keineswegs annehmen, daß gerade die Anfänge dieſer Reimweiſe auf uns gekommen ſeien, ſo iſt doch bemerkenswerth, daß alle älteren Überbleibſel, in niederdeutſcher und hochdeutſcher Mundart, nur die Allitteration kennen und daß erſt drei Jahrhunderte nach Otfried der deutſche Endreim ſich zu einem vollkommenen Gleichlaut ausbildet. Dagegen iſt Jahrhunderte vor Otfried der Endreim in mönchlateiniſchen Verſen hergebracht, namentlich bei den

---

[1] Z. B. Dietl. 10650 ff. ſpringen u. a. in den Streit Weicher und Weichnant, Wolfwein und Wolfprant, Helpherick und Helmnot. Hier, im Zuge der Stabreime, tritt auf einmal Helmnet hervor, der bei den frühern Aufzählungen der Berner Helden (5241—55. 6353—61. 7793—99. 10374—80) vergeſſen war, bei denen doch Helfrich nicht fehlte. Dieſe beiden aber gehören vermöge anderer Lieder offenbar zuſammen: Alph. 73. Nib. 9153. Später in Dietrichs Klage wird Helmnot auch vergeſſen (9401—6). In den Nibelungen fehlt der Genoſſe Wicharts (9233. 9406). Die Klage ergänzt dieſes, ſie hat 1640 Wichnant und 1648 Wicharten, beide im Reime (Lachm. 778. 782). Auch ſonſt gehen dieſe beide zuſammen. Alphart 76. Dietleib 9261: Wicker vnd auch Weychnant; 10376: Weicher vnd Weichnant; endlich alle drei 7797 f.: Weickhart vnd Wicker vnd Weichknant der degen heer. Die Auslaute: Ritschart, Gerbart, Wichart erſetzen jene Anlaute (vgl. Alph. 73), wie Rûmolt, Sindolt, Hûnolt Nib. 37 f. 953 f. 2265. Rienolt und Randolt haben beides vermittelnd. Vgl. Altdeutſche Wälder II, 39. N. 22. Dankrat iſt in den Nibelungen (Str. 7) und im Dietleib unorganiſch Vater der Giukungen, ſtatt Gibichs (Hörnen Siegfr. 16. Roſeng. I, 28. II, 156b. Walth. 14), den auch das burgundiſche Geſetz an der Spitze der Königsnamen nennt.

Franken, dem herrſchenden deutſchen Volksſtamm.[1] Über alle chriſtlichen Länder verbreitet die Geiſtlichkeit mit dem Latein, als Sprache der Kirche und der Litteratur, auch jene lateiniſche Reimkunſt und allmählich tritt dann dieſelbe Weiſe in den Volksſprachen hervor. Zunächſt iſt alſo der Urſprung des Reims in lateiniſcher Sprache und der Zuſammenhang dieſer Erſcheinung mit dem Gebrauche desſelben in den neueren Sprachen zu erforſchen. Unter dieſen kommen aber zuvörderſt die neulateiniſchen oder romaniſchen in Betracht; denn ſie, die Töchter der römiſchen, wurzeln in den Ländern, von welchen die Kirchenſprache über die germaniſchen Völker ausgieng, ſie üben gleich in ihren erſten poetiſchen Denkmälern den Endreim, und wenn auch das älteſte unter dieſen, das romaniſche Gedicht auf Boetius (vor dem Jahre 1000), wenigſtens 100 Jahre nach Otfried zu ſetzen iſt, ſo iſt dagegen die vollſtändige Ausbildung der neueren Reimkunſt in provenzaliſcher und nordfranzöſiſcher Sprache bedeutend früher, als in der deutſchen, vor ſich gegangen, und insbeſondere iſt dieſes der Fall mit dem epiſchen Verſe, deſſen Geſchichte uns hier zumeiſt angeht.

Die römiſche Dichtkunſt kennt keinen Reim, ſie huldigt dem Geſetze der Quantität und ſucht ihren Wohlklang im geregelten Wechſel kurzer und langer Silben. Sie hat ſich hierin, wie in andern Stücken, nach dem Muſter der griechiſchen gebildet.[1] Neben der proſodiſchen Geltung der Silben beſteht aber ein Sprechaccent, welcher ſeinen eigenen Geſetzen folgt. Dieſer Accent ſträubt ſich bei den ältern römiſchen Dichtern gegen die Regeln der Proſodie; im Luſtſpiele beſonders zeigt ſich dieſer Streit der Volksausſprache mit der angebildeten Verskunſt. Daß der angeſtammte Accent im Volksgeſange niemals völlig untergegangen, iſt natürlich und erhellt aus einzelnen Überbleibſeln des letztern. Eine Kunſt, die von außen her auf gelehrtem Wege erlangt und auf Koſten der einheimiſchen Weiſe angepflanzt war, konnte den Zerfall der gelehrten Bildung nicht überdauern. Je weiter die germaniſchen Eroberer im Römerreiche vordringen, je längere Zeit ſie ſich darin feſtſetzen, in demſelben Verhältniſſe ſehen wir mit der geſammten römiſchen Gelehrſamkeit auch die Proſodie des Alterthums ſich auflöſen und einer neuen Satzung Raum geben. In der lateiniſchen Dichtkunſt werden Versarten von einfachem Tactſchlage, ſchon früher dem Volksgeſange geläufig, hervorgezogen, auch der heroiſche und der elegiſche Vers wird fortwährend geübt; aber die proſodiſche Geltung weicht dem Accente, der Accent ſelbſt einer bloßen Silbenzählung und der einzige Anhalt in dieſer Auflöſung iſt der vollkommene oder unvollkommene Gleichlaut der Schlußfälle, wodurch bald die Abſchnitte deſſelben Verſes zuſammengehalten, bald mehrere ſich folgende Verſe verbunden werden. Mit der feſtern Geſtaltung der neulateiniſchen Sprachen aber tritt auch in dieſen der durch den Schlußreim geregelte Versbau ſtets vollendeter und kunſtreicher hervor.

---

[1] Altdeutſche Wälder II, 31 ff. Älter ſind des heiligen Auguſtin Psalmus contra partem Donati (gegen die Pelagianer), um 393, und andere Stücke bei Muratori, Antiquitates italicæ B. III, S. 687 bis 691. Es folgen dann weitere aus dem neunten Jahrhundert; vom Schluſſe deſſelben: S. 693 f. Notkers Sequenzen († 912); S. 701 Hartmanni Monachi (um 870); S. 694 gereimte Diſtichen des Biſchof Salomo (um 895). Über das Antiphonarium Benchoriense vgl. noch S. 669 f. Die hier benützte Abhandlung bei Muratori iſt die dissertat. XL: De rhythmica veterum poësi et origine italicæ poeseos, S. 663—712, eine ſehr fleißige Zuſammenſtellung der Belege für die mittellateiniſche Vers- und Reimkunſt. Eichhorns Erläut. 6 zu B. I der Allgem. Geſchichte der Cultur und Litteratur des neuern Europa (Göttingen 1796) S. 68—71: Über die älteſten Reime, iſt meiſt nur Auszug aus der muratoriſchen Diſſertation. Das Lied von Clotar ſcheint Muratori nicht gekannt zu haben. Terentianus Maurus de Litteris, Syllabis, Pedibus et Metris e recens. et cum notis Santenii. Opus Santenii morte interruptum absolvit van Lennep. Traj. ad Rhen. 1825. 4. Die Noten S. 162—219 enthalten eine gelehrte Abhandlung über die versus poetarum vulgarium bei Griechen und Römern, worin dann auch das Aufkommen des Reims in der lateiniſchen Poeſie mit althollándiſcher Gelehrſamkeit erörtert wird.

Woher iſt nun der Reim ordnend in die Verwirrung gekommen? Darüber ſind widerſtreitende Vermuthungen und Behauptungen aufgeſtellt. Bald wird er von den Arabern in Spanien, durch Vermittlung der Provenzalen, bald aus den germaniſchen Mundarten, die ſich mit der lateiniſchen Sprache vermiſcht hätten, bald aus dem damaligen Zuſtande dieſer Sprache ſelbſt hergeleitet.

Die Meinung von einem bedeutenden Einfluß der arabiſchen Poeſie[2] auf die Entſtehung der provenzaliſchen könnte weniger Eingang gefunden haben, wenn die Quellen der letztern nicht erſt in neueſter Zeit zu einer vollſtändigern Überſicht eröffnet worden wären.

---

[1] Horat. Epist. 2, 1, 156 ff. Muratori S. 666. Hermann, Elem. doctr. metr. 3, 3, § 4. S. 611. Santen. ad Terent. M. S. 173. 350.

[2] Über die Herleitung des Reims von den Arabern iſt vieles, für und gegen geſprochen worden. Murat. a. a. O. S. 705—7 ſchwankt. Eichhorn,

Jetzt, nachdem man Gelegenheit hat,[1] die Dichtkunſt der Trubadure als ein organiſches Ganzes, das ſich aus nationalen und örtlichen Verhältniſſen entwickelt hat, kennen zu lernen, wird man dieſelbe nicht länger als eine auf den Märkten jener Küſtenländer eingeführte Waare betrachten dürfen.[2] So viel auch dieſe Sänger von ihrer Kunſt ſprechen und ſo vielfache geſchichtliche und ſagenhafte Nachrichten uns von ihren Lebensumſtänden und ihrer Kunſtübung aufbehalten ſind, ſo iſt doch nirgends ein geiſtiger Verkehr, eine Kunſtverwandtſchaft mit den ſpaniſchen Arabern angedeutet.[3]

Die provenzaliſche Poeſie iſt ihrem Hauptbeſtande nach lyriſch. Der Inhalt dieſer Lieder iſt entweder Minne und Frauendienſt, oder chriſtliche Andacht, oder betrifft er die eigenthümlichſten Angelegenheiten der

---

Culturgeſch. I. Erläut. S. 70 erklärt ſich dagegen. Neuerlich hat beſonders A. W. Schlegel, Observat. sur la lang. et la littérat. provençales (Paris 1818) S. 67—74 gegen Ginguené und Sismondi die Abſtammung der provenzaliſchen Poeſie und des Reims aus der arabiſchen beſtritten. In der Recenſion dieſer Schrift, Wiener Jahrb. d. Lit. B. XIV. 1821. S. 8, hat dann Joſ. v. Hammer wieder das Wort für die Araber genommen. Lachmann a. a. O.: Es iſt wohl wahrſcheinlich, daß die Allitteration urſprünglich germaniſch ſei, während es zweifelhaft bleiben mag, ob der Reim nicht vielleicht aus dem Orient gekommen iſt.

[1] Raynouard, Choix des poésies originales des Troubadours. 6 Bände. Paris 1816—21. F. Diez, die Poeſie der Troubadours, nach gedruckten und handſchriftlichen Werken derſelben dargeſtellt. Zwickau 1826. Ebenderſ., Leben und Werke der Troubadours, ebd. 1829.

[2] Hammer a. a. O.: Selbſt die arabiſchen Wörter, welche ſich im Provenzaliſchen finden, beweiſen für dieſe unmittelbare Einwirkung der morgenländiſchen Eroberer auf die Küſtenländer des ſüdlichen Frankreichs durch lebendigen Verkehr von Waaren und Worten. (Hammer ſagt dieß 1821; Raynouards B. III—V ſind von 1818, 19, 20.) Vgl. Raynouard B. II, 144.

[3] Nach Diez, Leben S. 454 rühmt Peire Cardinal, einer der ſchon ſpätern Trubadure, um 1210—30, die Sprüche der Saracenen. Dieß iſt das einzige, was ſich in den diezischen überaus umſichtig gearbeiteten Schriften von Beziehung auf arabiſche Geiſteswerke findet. In der beſondern Erörterung über die Urſprünglichkeit und Nationalität der provenzaliſchen Liederpoeſie findet der Verfaſſer gar nicht nöthig, der arabiſchen Poeſie zu erwähnen.

Länder, worin dieſelben geſungen wurden. Die Geſinnung iſt durchaus in den geſelligen und ſittlichen Zuſtänden des Lehenadels, der Geiſtlichkeit und Bürgerſchaft jener Zeit und Gegend begründet. Wenn die Formen und der üppige Gebrauch des Reims einige Beziehungen zu der arabiſchen Dichtkunſt darbieten, ſo geht doch die Ähnlichkeit nicht weiter, als ſich aus dem Weſen der Kunſtpoeſie überhaupt und der Fähigkeit beider Sprachen für die Vervielfachung des Reimes auch ohne äußern Zuſammenhang erklären läßt, und zugleich zeigen ſich erhebliche Verſchiedenheiten, ſowohl in der Art des Reimes ſelbſt, als in deſſen Anwendung auf den Bau der Gedichte.[1] Müſte man aber auch die genaueſte Verwandtſchaft der provenzaliſchen Dichtkunſt mit der arabiſchen einräumen, ſo wäre damit über die Frage vom Urſprung des Reimes in den romaniſchen Sprachen nicht das Mindeſte entſchieden. Die Kunſt der Provenzalen hat allerdings auf die der Nordfranzoſen, beide auf den deutſchen Minneſang eingewirkt. Aber die provenzaliſche Kunſtſchule ſelbſt entfaltet ſich erſt vom Eingang des zwölften Jahrhunderts an. Setzen wir auch einen frühern Volksgeſang, eine frühere geiſtliche Reimkunſt in romaniſcher Sprache, wie denn letztere wirklich vor dem eilften Jahrhundert erſcheint, ſo wird es doch, je höher wir in der Zeit hinaufſteigen, um ſo weniger erklärlich, wie ein Volk, welches die Araber als Erbfeinde ſeines Glaubens betrachtet, bei welchem das Gedächtnis der blutigen Kämpfe, wodurch der Eroberung dieſer Unglaubigen ein Ziel geſetzt worden, noch unerloſchen und in der Poeſie ſelbſt verherrlicht war, wie eine Geiſtlichkeit, die mit Feuereifer gegen die Feinde des Kreuzes predigte, gleichwohl ſo zeitig und leicht aus der gänzlich fremdartigen Sprache dieſer Ankömmlinge den Reim ſich angeeignet, ihn ſo raſch und emſig weiter mitgetheilt hätte, daß er kaum einhundert und ſechszig Jahre nach der erſten Landung der Araber an der ſpaniſchen Küſte[1] in des Weißenburger Mönches Otfried deutſchem Reimgedichte ſich ausbreiten konnte. Und wollten wir auch dieſes noch glaubhaft finden, ſo iſt ja mehr als ein Jahrhundert vor jenem Einfall der Araber der Endreim in lateiniſcher Sprache hergebracht, der wir doch wohl die nächſte Verwandtſchaft mit den romaniſchen Mundarten zugeſtehen müſſen. In keinem Fall aber kann uns hiernach der lateiniſche Reim für ein Erzeugnis der ſpaniſch-arabiſchen Dichtkunſt gelten.

---

[1] Der arabiſche Reim ruht auf einem beſtimmten Buchſtaben. Vgl. Ewald de metr. carm. arab. Braunſchweig 1825. S. 98. 132. 120. Muratori a. a. O. S. 705. (Geſenius in Erſchs und Grubers Encyklopädie, Art. Arabiſche Poeſie, behauptet arabiſchen Urſprung des Reims, aber ſeine eigene Darlegung des arabiſchen Reimſyſtems zeigt die Verſchiedenheit.) Jener eine Buchſtabe geht durch das ganze Gedicht hindurch; die Metrik iſt in der Grundlage durchaus jambiſch (anapäſtiſch u. ſ. w.), Ewald S. 20 f. 24. 47. 95. Jener eine Reim kehrt unmittelbar, Zeile für Zeile, wieder oder wird doch nur, in den künſtlichern Gedichten, abwechſelnd von reimloſen Zeilen unterbrochen, S. 110, 103; in der Regel ſchließt jeder Vers ſeinen Sinn ab, S. 135, 9. Rückert, Jahrb. f. wiſſenſch. Kritik 1829, Sp. 533: „Eine andere wichtige Beſchränkung des Rhythmus ſcheint aller ſanskritiſchen Lyrik gemeinſchaftlich, die nemlich, daß ſie, eben ſo wie die perſiſche und arabiſche (mit denen ſie überhaupt viel mehr Berührungspuncte hat, als man glaubt), nicht über die Zweitheiligkeit der Stanze hinausgekommen iſt, nicht die vollkommnere Gliederung nach Geſang, Gegenſang und Abgeſang gefunden hat, worin unſere Minneſinger es dem gröſten griechiſchen Lyriker gleich thun.“ Die provenzaliſche Dichtkunſt hält zwar nicht ſo ſtreng auf die Dreitheiligkeit, als die deutſche (vgl. Grimm, Meiſtergeſ. 143), aber doch iſt ſie in Strophenbau und Reimverwebung ſehr manigfaltig. Am meiſten erinnert an die arabiſche Weiſe die häufige unmittelbare Folge des gleichen Reims in den epiſchen und didaktiſchen Versarten der Provenzalen und Nordfranzoſen. (Ein provenzaliſches Lehrgedicht von 840 Verſen auf den gleichen Reim ſ. Raynouard B. V, S. 310 f. 424—28.) In den lyriſchen Gedichten gehen dieſelben Reimwechſel oder doch einer der mehreren Reime ſehr häufig durch das ganze Lied; letzteres hat entfernte Ähnlichkeit mit einer arabiſchen Weiſe, welche jedoch in dieſer Poeſie ſelbſt ſelten iſt. Ewald S. 109, 102. Daß die Provenzalen den Refrain mit den Arabern gemein haben, daß Sonett und Gaſel 14zeilig ſind, bei völliger Verſchiedenheit des äußern und innern Baus, iſt von keiner Erheblichkeit. S. Hammer a. a. O. Observ. 71. Die ſpaniſche Romanze erkennt Schlegel (S. 74) als eine Nachahmung des mauriſchen Volks-

Erheblichere Gründe ſprechen für die zweite Meinung, wonach derſelbe deutſcher Abkunft ſein ſoll. Die germaniſchen Völkerzüge hatten nicht, wie die Araber, erſt ſeit dem achten Jahrhundert eine einzelne Provinz des Römerreiches in Beſitz genommen, ſie hatten vom Beginn

---

geſanges an; da übrigens die Redondilie trochäiſch und hierin dem versus rotatilis zu vergleichen iſt, ſo bietet nur der Gebrauch der Aſſonanz Ähnlichkeit dar.

[1] Die Schlacht bei Xeres de la Frontera, welche den Arabern Spanien öffnete, fällt in das Jahr 711; ſchon ſeit 675 hatten ſie Verſuche gemacht, ſich in Spanien niederzulaſſen (Rühs Handb. 425). Sicilien war etwas über zwei Jahrhunderte unter arabiſcher Herrſchaft, 1060 wurde ihnen Meſſina, 1091 die ganze Inſel von den Normannen entriſſen (Muratori a. a. O. 705).

des fünften Jahrhunderts an nach und nach das ganze Gebiet römiſcher Sprachherrſchaft erobert, große Reiche darin gegründet, mit den Beſiegten ſich in gleichem Glauben verbunden und mit der Sprache derſelben die ihrige vermiſcht. Als angeſtammtes Eigenthum germaniſcher Zunge haben wir eine Art des Reimes, den Stabreim, kennen gelernt und man könnte vermuthen, daß dieſer nur nach der verſchiedenen Natur der römiſchen und neulateiniſchen Sprachen ſich zum Schlußreim umgeſtaltet habe. Dieſen fanden wir auch in deutſcher Sprache vom neunten Jahrhundert an und er gewinnt in allen germaniſchen Mundarten ein völlig volksthümliches Anſehen. Dennoch würden wir dieſer Erklärung nur dann beiſtimmen, wenn entweder die vorausgeſetzte Umgeſtaltung in geſchichtlichen Übergängen ſich nachweiſen ließe, was nicht der Fall iſt, oder wenn es unmöglich wäre, aus der innern Entwicklung der neulateiniſchen Sprache die Entſtehung des Reimes anſchaulich zu machen. Solche innere und eigenthümliche Kraft muſte auch bei obiger Erklärung zu Hülfe gerufen werden; ſehen wir daher, ob ſie nicht für ſich allein das Werk vollenden konnte! Warum wir die Einwirkung von außen, die wir hier abwehren, gleichwohl bei der ſpäteren Erſcheinung des deutſchen Endreims annehmen, wird in der Folge erörtert werden.

Hiemit auf die dritte Anſicht hingewieſen, welche dem innern Zuſtande des Lateins, beim Zerfall der proſodiſchen Regeln, den Urſprung der Endreime zuſchreibt, bemerken wir wieder zwo verſchiedene Löſungen der Frage. Auf dem einen Wege findet man ſchon bei den römiſchen Dichtern der beſſern Zeit manchen Gleichlaut in Schluß und Mitte der Verszeilen, und was hier noch zufällig war, ſcheint im weitern Verlaufe mehr und mehr zum bewuſten und abſichtlichen Spiele zu werden, bis es zuletzt ſich zur Regel erhebt; eine Anſicht, die man bei ältern Schriftſtellern gangbar findet und worüber beſonders Muratori und Eichhorn am angeführten Orte nachgeſehen werden können. Sonſt iſt bekannt, daß das ὁμοιοτέλευτον, ὁμοιόπτωτον, similiter cadens für eine rhetoriſche Figur galt. Die andere Löſung geht von allgemeinern Sätzen aus: der Sinn für den Gleichlaut liege in der menſchlichen Natur; er wirke vorzugsweiſe in denjenigen Sprachen, deren Proſodie nicht genügend beſtimmt ſei; denn aller Poeſie ſei das Bedürfnis eines hörbaren Gleichmaaßes in Anordnung der Sprachtheile weſentlich;

als daher der Vers nicht mehr durch die Wiederkehr derſelben Füße und Rhythmen genügend bezeichnet werden konnte, ſei die Bezeichnung durch die Wiederkehr derſelben Laute geſchehen (Schlegel, Observat. S. 68 f.).

Die allgemeine Empfänglichkeit für den Gleichlaut muß bei unſerer Unterſuchung überall vorausgeſetzt werden. Aber hierin allein liegt noch keineswegs die Nothwendigkeit, daß beim Zerfalle der Proſodie der Reim, und gerade der Endreim, eintrat. Vorerſt bot ſich der altrömiſche, reimloſe Rhythmus nach dem Sprachaccente dar, welcher, wie erwähnt worden, niemals ganz vergeſſen war. In der griechiſchen Sprache ſelbſt kam im Mittelalter ein nach dem Sprechaccente geregelter Vers auf, der ſogenannte politiſche Vers, der noch jetzt dem neugriechiſchen Volksgeſang eigen iſt; der Reim aber kam hier hauptſächlich nur in ſolchen Liedern hinzu, welche von den Inſeln oder Küſtenländern ausgiengen, wo manigfache Verbindung mit dem Abendlande beſtand.[1] Sodann haben wir bei den Völkern der mittlern Zeit zwei bedeutend verſchiedene Reimſyſteme kennen gelernt, den Stabreim und den Endreim; daher jedenfalls zu unterſuchen übrig bleibt, warum gerade der letztere dem neuern Latein vorzüglich geeignet war. Hiezu mögen die einzelnen Reimſchlüſſe, die in den römiſchen Dichtern vorkommen und ſich in der Folge mehr und mehr häufen, zwar eine Andeutung abgeben, aber dieſe Erſcheinung ſelbſt erfordert eine ſchärfere Beobachtung, und eine genügende Beantwortung der Hauptfrage wird nur aus einer allgemeinern Eigenſchaft der lateiniſchen Sprache und der aus ihr entwickelten Mundarten geſchöpft werden können.[2]

Die lateiniſche Sprache hat eine Menge betonter Biegungen. Dadurch werden Worte der verſchiedenſten, durch keinen Anklang befreundeten Wurzeln doch in der Endung gleichlautend. Die verſchiedenen Claſſen der Nennwörter und Zeitwörter bilden in ihren manigfachen Abwandlungen das Gerüſte eines reichhaltigen Reimverzeichniſſes. Die

---

[1] Fauriel I. Disc. prél. S. CXX: Les chansons des îles et des villes sont presque toutes rimées, et ne diffèrent que par là de la forme métrique de celles du continent, qui ne le sont jamais. Vgl. Friedemann, Eunom. II, 240. Thierſch 15 f. (In Beziehung auf die Versart, wovon Friedemann ſpricht, die politiſche, hat er Recht, daß die Reime nur weiblich ſeien.)

[2] [Vgl. Wilh. Grimm zur Geſchichte des Reims S. 107 ff. K.]

Formen der Verkleinerung, der Steigerung u. ſ. w. eröffnen lange Reimleitern.[1] Man müßte ſich wundern, daß ein ſolcher Reichthum von Schlußreimen ſich nicht früher in der Verskunſt geltend gemacht, welche doch ſonſt für jeden Sprachlaut ein hörſames Ohr hat, wäre nicht eben durch die Metrik des Alterthums der reine Gleichlaut großentheils wieder aufgehoben worden. Sowie ſtatt des Sprechaccents die proſodiſche Meſſung und der rhythmiſche Accent vorwaltete, fiel die ſelbſtändige Geltung der Silben hinweg und die verwandten Laute konnten ſich durch verſchiedene Stellung gänzlich entfremdet werden. Die kurze Silbe wurde durch den Zuſammenſtoß mehrerer Mitlauter zur langen; die lange ſelbſt war eine andere, je nachdem ſie in die Hebung oder in die Senkung fiel; die verſchiedenartige Zertheilung der Wörter in die Gliederung des Verſes verwiſchte den Gleichlaut, der ihnen, für ſich betrachtet oder bei einer gleichartigen Stellung im Verſe, zugekommen wäre. Die Gleichlaute, ſelbſt die volltönendſten, die man bei römiſchen Dichtern bemerkt hat, ſind daher oft nur ſcheinbar und löſen ſich auf, ſobald man dem Rhythmus des Verſes Gehör giebt.[2] Als nun aber der Sinn für dieſen Rhythmus verloren gieng, wurden mit dem Sprachaccent alle die gefeſſelten Reimklänge entbunden. Sie drangen um ſo bemerklicher hervor, als zu gleicher Zeit die Kunſt eines vielfach wechſelnden und ſinnreich verſchlungenen Sätzebaues verlernt ward und in der einförmigen Anordnung der kunſtloſen Sprache die gleichartigen und gleichlautenden Redetheile ſich leicht an entſprechender Stelle, beſonders am Schluß der Sätze, einfanden; auf welche Art ſich auch ſchon manche der in den altlateiniſchen Dichtern bemerkten Reimanklänge ergeben hatten. Z. B. die Verſe des Ennius, welche Cicero im erſten Buche der Tuſculanen anführt:

---

[1] So reimen alle Verba, die zu den Conjugationen auf are, ere, ire gehören, je unter ſich durch die meiſten tempora, numeros, modos hindurch; dasſelbe in mehrern Caſusendungen der Subſtantive, die in dieſelbe Declination fallen; dann in den Adjectivendungen: osus, enus, ernus u. ſ. w.; die Diminutive: ellus, illus u. ſ. w.

[2] Z. B. in dem ovidiſchen Verſe: Quot cœlum stellas, tot habet tua Roma puellas, ſind ſich die ſcheinbaren Reimwörter dadurch ſehr entfremdet, daß nicht bloß das erſte ſich zwiſchen zwei Füßen vertheilt, während im zweiten die Reimſilben einen vollſtändigen Fuß bilden, ſondern auch die zwei anklingenden Silben in beiden ganz im umgekehrten Verhältniſſe des proſodiſchen ictus ſtehen: stellás, puéllas. Die leoniniſchen Hexameter reimen meiſt an den gleichen Stellen, wie der obige Vers, heben aber dadurch, auch wenn Länge und Kürze beobachet iſt, das Metrum auf, gerade wie jener den Reim nicht tönen läßt. Wie ſehr durch die Stellung im Metrum die an ſich gleiche Geltung der Silben verändert werden kann, erweiſt ſich auch in dem Umſtand, daß öfters die ſonſt kurze Silbe dadurch das Gewicht einer langen erhält. Hermann, Elementa doctr. metr. l. I, c. IX, § 7. S. 40 f.

Hæc omnia vidi inflammari,
Priamo vi vitam evitari
Jovis aram sanguine turpari.

Oder Horaz in der ars poetica Z. 99:

Non satis est, pulchra esse poëmata; dulcia sunto
Et, quocumque volent, animum auditoris agunto.

So brauchte man, um zu dem Endreime zu gelangen, die ſich zahlreich aufdrängenden Gleichlaute nur zu ordnen; ja ſie reihten ſich in dem einförmigen Redebau von ſelbſt an ihre Stelle. Noch mehr begünſtigte die Geſtaltung der neulateiniſchen Sprachen dieſes abſichtloſe oder bewuſte Verfahren. Die neueren Sprachen behielten nicht nur den Accent der römiſchen bei, ſie äußerten auch ihren Bildungstrieb vorzüglich darin, daß ſie durch Abſtoßung oder Zuſammenziehung der nichtbetonten Silben alles gegen die Tonſilbe hindrängten.[1] Die lateiniſche Sprache hatte in mehrſilbigen Wörtern den Accent niemals auf der letzten Silbe; die romaniſchen, am meiſten die provenzaliſche, trieben durch jenes Abkürzen die Betonung mehr und mehr auf die Endſilben, ſtellten damit auch den Gleichlaut derſelben nachdrücklich heraus und machten ihn noch entſchiedener zum Schlußreime. Durch eben jene Abſtutzung wurden Biegungsformen, die ſich vorher nur ähnlich waren, nun völlig gleich und damit verbanden ſich mehrere Reimleitern zu einer umfaſſendern. Endlich die Abwandlung der Zeitwörter durch Hülfsverben vervielfachte die Wiederkehr gewiſſer gleichlautender Biegungen. Man machte nur aus der Noth eine Tugend, indem man dieſen Überfluß von Gleichlauten, meiſt grammatiſchen, zu Reimfolgen und zwar, bei dem Hindrängen der Betonung nach den vorletzten und letzten Silben, zu Endreimen zuſammenreihte. Solche Reimfolgen von willkührlicher Länge ſind auch die älteſte Form der Gedichte in den meiſten romaniſchen Sprachen[1] und erſt die weitere Fortbildung der Poeſie, beſonders im provenzaliſchen Kunſtgeſange, hat die Reihen manigfaltig verſchlungen[2] und die Biegungsreime abſichtlicher mit bedeutſamen Wurzelreimen verſetzt.

---

[1] Dieſes hat Diez in der ſeinem Werke über die Poeſie der Trubadure angehängten Abhandlung über die provenzaliſche Sprache als das Princip, welches der Bildung dieſer Mundart zu Grunde lag, hervorgehoben.

Zwar wurde das ganze Mittelalter hindurch die lateiniſche Verskunſt nach den Regeln der Proſodie von der Geiſtlichkeit fortgeübt.[3] Dieſe Regeln wurden in den Dom- und Kloſterſchulen gelehrt. Vorzüglich blieb das heroiſche und elegiſche Versmaaß im Gebrauche. Während aber die einen ſich ſtrenger an die Muſter des Alterthums hielten, ſchien es den andern eine weſentliche Zierde jener Versarten zu ſein, wenn ſie mit dem Reime ausgeſtattet würden. Man brachte denſelben entweder ſo an, daß die zuſammengehörenden Halbverſe ſich reimten, oder auch verband man Verſe, die ſich unmittelbar folgten, durch gleichlautenden Schluß. Ja man fieng an, den proſodiſchen Wohlklang für entbehrlich zu halten und ließ ſtatt deſſen den Accent oder eine bloße Silbenzählung walten.[4] Verſe, die nach proſodiſchen Regeln verfertigt waren, nannte man metriſch, diejenigen der eben bezeichneten Art rhythmiſch. Da bei einem ſo unbeſtimmten Rhythmus der Reim faſt noch der einzige Anhalt war, ſo wurde das Wort Rhythmus auch für den Reim ſelbſt gebraucht, um ſo mehr als die Klänge verwandt erſchienen.[1] Erwägt man, daß die Proſodie überhaupt etwas Anerlerntes, die lateiniſche Sprache nur noch eine gelehrte und darum auch ihr Accent, zumal bei Versmachern aus fremdem Stamme, nicht mehr lebendig war, ſo wird man ſich weniger über eine ſolche Zurichtung der alten Versmaaße, als darüber wundern, daß man nicht gänzlich auf die Nachbildung ihres rhythmiſchen Wechſels verzichtete. Eine ſolche lebloſe Poeſie paßte für Grabſteine, die auch häufig mit ihr beſchrieben wurden. Natürlicher war es, entweder ſich auf ſolche Versarten zu werfen, die zuvor ſchon durch einfachere Tacte volksmäßig waren, oder doch den wechſelnden Rhythmus auf derlei einfache Schläge zurückzuführen, den Wohllaut und die Begrenzung aber in den Reim zu legen. So geſchah es denn auch da, wo die Dichtkunſt irgend lebendig wurde, einerſeits in den lateiniſchen Kirchenliedern, in denen antike Versmaaße ſich nach und nach zu einer wohlklingenden Reimpoeſie umwandelten, anderſeits in dem Übergang lateiniſcher Sprache und Verſification in die nationale Poeſie der romaniſchen Mundarten.

---

[1] So die älteſten poetiſchen Denkmale der langue romane bei Raynouard B. II; das altfranzöſiſche Epos, namentlich die Reiſe Karls d. gr. nach Conſtantinopel [hg. von F. Michel. London 1836. K.], die ſpaniſchen Reimgedichte von Cid und Alexander. Muratori S. 709: Rhythmus canendus militibus, mutinensis urbis custodibus, circiter annum 924 [zur Zeit der Einfälle der Ungarn in Italien]: O tu, qui servas armis ista mœnia, Noli dormire, moneo, sed vigila! Das Gedicht beſteht aus 34 ſolcher Reime auf a, nur einmal untermiſcht mit zwei Zeilen auf is, inexpugnabilis: terribilis. Das Gedicht auf Clotar ſetzt die Aſſonanz wenigſtens durch die vierzeilige Strophe fort.

[2] Muratori S. 688—771. Santen S. 209 f. Über Notker († 1022) ſ. v. d. Hagen, Denkm. I, 7 f. Grimm, deutſche Gramm. I, 16. Koberſtein S. 23, Not. 1.

[3] Über die lateiniſche Verſeluſt des Mittelalters ſ. Eichhorn, Culturgeſch. II, 84—90. 339—43. 418—20.

[4] Die älteſten unproſodiſchen, doch reimloſen Hexameter ſind die Inſtructionen des Commodian aus dem 3—4ten Jahrhundert bei Muratori S. 679 f. 681. 683. 684. Dissert. 43. S. 839. Santen S. 186 f.

Die Gedichte älteſten Stils in ſüdfranzöſiſcher, nordfranzöſiſcher und ſpaniſcher Mundart ſind großentheils in einem Versmaaße abgefaßt, das, unter dem Namen des alexandriniſchen, noch jetzt, obwohl eigenthümlich ausgebildet, in der franzöſiſchen Poeſie das herrſchende iſt. Jener ältere Alexandriner iſt ein jambiſcher Vers von ſechs Tacten, mit einem Einſchnitt nach dem dritten. Der Reim fällt je auf den Schluß der Verszeile; die Anzahl der durch den gleichen, vollkommenen oder unvollkommenen, ein- oder zweiſilbigen Endreim verbundenen Verſe iſt in demſelben Gedichte überaus verſchieden; meiſt aber bilden ſich, in der früher von uns bezeichneten Weiſe, ſehr anſehnliche Reimleitern. In ſüd- und nordfranzöſiſcher Sprache läßt ſich dieſe Versart bis in das eilfte Jahrhundert hinauf verfolgen;[2] in lateiniſcher, und zwar in dem verwilderten Latein, welches den erſten Übergang zu den Vulgarſprachen macht, bemerken wir ſchon in den Überreſten des Lieds auf Clotar, alſo bereits im Eingang des ſiebenten Jahrhunderts, die rohen Anfänge derſelben Weiſe. Man könnte in ihr eben die Auflöſung des rhythmiſch manigfaltigen Hexameters in ſeine einfachen Tacte vermuthen, ein Verfahren, das wir oben als das natürliche bezeichnet und vermiſst haben. Es ſind, wie beim Hexameter, ſechs Tacte mit einem Einſchnitt. Nicht übereinſtimmend iſt zwar die jambiſche Hebung des Alexandriners, aber dieſe, in jenen lateiniſchen Überreſten noch ſehr zweifelhaft, könnte der neuen Sprachbildung, vorzüglich der Herrſchaft des Artikels und Pronomens, zugeſchrieben werden, wogegen der erſtorbene Sinn für den rhythmiſchen Gang des Hexameters wenig vermochte. Abweichend ſcheint ferner, daß der Hexameter, wie er im Latein des Mittelalters fortlebt, meiſt in ſich reimt, mittelſt des Gleichlauts im Einſchnitt und am Schluſſe, während der Alexandriner die Einſchnitte ungebunden läßt und Zeile auf Zeile reimt. Das Letztere finden wir jedoch zuweilen auch beim Hexameter beobachtet und noch mehr in anderartigen lateiniſchen Langverſen jener Zeit. Umgekehrt ſind Spuren vorhanden, daß der altfranzöſiſche Alexandriner auch in ſich reimend gebraucht wurde.[1] Überhaupt aber konnte die romaniſche Reimfülle nur nach außen, Vers an Vers bindend, ſich entfalten; die Einſchnitte muſten dann frei bleiben, weil ſonſt der Langvers ſich völlig aufgelöſt hätte; ſie konnten erſt durch den ſpäter aufgekommenen verſchränkten Reim paſſend gebunden werden. Beiderlei Versarten, der lateiniſche Hexameter und der romaniſche Alexandriner, ſtanden in beſonderer Pflege der Geiſtlichkeit und wurden auf die gleichen Gegenſtände angewandt, hauptſächlich auf Lehre und erzählende Poeſie. Nimmt man daher auch den Urſprung der einen Versart aus der andern nicht für erweislich an, ſo entſprechen ſie doch einander in Anlage und Gebrauch. Vorzüglich wichtig aber iſt uns der

---

[1] J. Grimm, Gramm. II, 474. I, 93. Unter dem entſprechenden gothiſchen ei S. 49 kommt das Wort rim nicht vor. Tatian. c. 44, 21. Otfr. I, 5, 3. I, 11, 104. II, 14, 209. Murat. S. 685. 702 f. Santen S. 197 f.

[2] La nobla leyczon, 1100 (Rayn. T. II, CXXXVII. CLII). In gleichem Maaße ſind die übrigen waldenſiſchen Gedichte, auch das Fragment vom Leben des St. Amant ebd. S. 152 ff. und der provenzaliſche Ferabras. Der nordfranzöſiſche Roman von Karls Reiſe nach Konſtantinopel wird ins 11te Jahrhundert geſetzt, Roquef. 206—8. 480. 43; gegen die Mitte des 12ten Jahrhunderts

---

der roman de Horn, ebend. 48—51. 69; in die zweite Hälfte deſſelben der roman du Rou des Meiſters Wace († um 1184).

[1] So werden die Verſe des anglonormanniſchen Dichters Philippe de Than in ſeinem Liber de Creaturis und Bestiaire, von 1107 und 1121, zu nehmen ſein, z. B.: Al besoin est truved L'ami è épruved. Unches ne fud ami, Qui al buising failli u. ſ. w. El tens de vendenger Lores munte al palmer La û la grappe veit La plus méure seit u. ſ. w. bei Roquef. S. 67 f. N. III. IV, welcher ſie kurzzeilig abſetzt; es bilden aber je zwei ſolcher Halbzeilen dem Sinne nach einen Satz.

Alexandriner in den altfranzöſiſchen Heldengedichten von Karl dem großen, ſeinen zwölf Genoſſen und ihren Geſchlechtern. Hier erſcheint er ganz als epiſcher Vers, ſo jedoch, daß er dieſe Beſtimmung mit einem, zu ähnlichen Reimfolgen aufgereihten Verſe von fünf Tacten (Pentameter?) theilt. Der beſagte epiſche Kreis hat ſich unter offenbarem Einfluſſe der Geiſtlichkeit geſtaltet, dafür ſprechen ausdrückliche Zeugniſſe und mehr noch der legendenhafte Charakter des Ganzen; aber er war auch volksmäßig und im Geſange lebendig. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts ſteht dieſes nordfranzöſiſche Epos in ſeiner vollen Ausbildung da. Mehr nur als vereinzelter und abgeleiteter Erſcheinungen, die gleichwohl von der Verbreitung des Alexandriners für den epiſchen Gebrauch zeugen, iſt eines provenzaliſchen Heldengedichtes aus demſelben Fabelkreiſe und der ſpaniſchen vom Cid und von Alexander u. ſ. w., ſämmtlich in jenem Versmaaße, zu erwähnen. Die provenzaliſche Dichtkunſt hat ſich faſt ausſchließlich in lyriſchen Formen ausgebildet; der ſpaniſchen Romanze iſt die Redondilie eigenthümlich, die im trochäiſchen Tonfall und der Zahl der Tacte dem römiſchen versus rotatilis[1] entſpricht, mit dem epiſchen Alexandriner jedoch den Einſchnitt und das Aushalten auf dem gleichen Reime oder Halbreime gemein hat.

Im germaniſch-heidniſchen Alterthum erkannten wir die Heimat des Stabreims, auf der romaniſch-chriſtlichen Seite des Mittelalters glauben wir den Keim und die natürliche Entwicklung des Endreims gefunden zu haben. Im Gefolge der geiſtigen Einwirkungen, welche von der letztern Seite her in das innere Deutſchland und in die nordiſchen Lande vorſchreiten, ſehen wir auch den Endreim ſeine Herrſchaft ausdehnen. Seine erſte Eroberung über den Grenzen des romaniſchen Sprachgebiets war demgemäß derjenige Theil von Deutſchland, welcher mit dem auf galliſchem Boden gegründeten Frankenreiche am frühesten zu kirchlicher und politiſcher Gemeinſchaft verbunden war. Der äußere Verband löſte ſich zuerſt durch den Vertrag von Verdun 843, in welchem die drei Söhne Ludwigs des frommen die fränkiſche Monarchie unter ſich theilten und wobei das öſtliche Frankenreich Ludwig dem Deutſchen zufiel. Aber die Keime der neuen Geiſtesbildung ſproßten bereits auf dem deutſchen Boden. Dem genannten Könige des fränkiſchen

---

[1] Über den versus rotatilis ſ. beſonders Wernsdorf, Poetæ lat. min. B. III, S. 440—42.

Oſtreichs widmet der alemanniſche Mönch Otfried das erſte, bedeutende deutſche Reimwerk, das auf uns gekommen. „Die Franken“, ſagt er (1, 1), „ſind nicht minder kühn und verſtändig, denn Römer und Griechen; ſie ſind tapfer in Feld und Wald, raſch zu den Waffen; ihr Land iſt fett an manigfacher Frucht; Kupfer, Eiſen und Silber gräbt man darin, Gold lieſt man aus ihrem Sande; ſie ſind ſiegreich und gefürchtet über alle Völker, denn ſie thun alles mit Gott, ſie ſind eifrig, ſein Wort zu lernen und zu üben; ſollen ſie nicht auch deſſen theilhaft ſein, daß in ihrer Zunge Chriſti Lob geſungen werde, der ſie zu ſeinem Glauben berufen?“ In deutſcher, fränkiſcher Zunge bietet ihnen nun Otfried die Evangelien. Er vergleicht ſeine Verskunſt mit der lateiniſchen Metrik. „Griechen und Römer,“ ſagt er, „wiſſen ihre Schriften ſo wohl zu fügen, wie Elfenbein, ſei es ſchlichte Proſe oder künſtliches Metrum; ſie meſſen die Füße, Länge und Kürze, daß keine Silbe wankt, ſie zählen ſorgfältig die Zeilen, ſie fegen es ſo rein, wie man Korn ſichtet; die heiligen Bücher ſelbſt bearbeiten ſie ſo ſchön. Warum ſollen die Franken nicht auch im Fränkiſchen Gottes Lob ſingen? War der Geſang dieſer Sprache nie ſo in Regel gebunden, ſo wandelt ſie doch in ſchöner Einfachheit; ſorge du nur, daß Gottes Wort ſchön laute im Verſtändnis! Zeit und Regel ſei ſeine Predigt ſelbſt, das Metrum halt' an deiner Zunge, ſchöne Verſe ſeien deine Thaten, in Gottes Gebot laß deine Füße gehen! Denk' und dichte darauf in dieſen ſechs Zeiten, daß du in der ſiebenten raſten mögeſt!“ In der lateiniſchen Zueignung an den Erzbiſchof Liutbert zu Mainz, einen Nachfolger von Rhabanus Maurus, dem Erzieher Otfrieds, [1] ſagt dieſer ebenfalls, daß ſein Vortrag nicht durch metriſche Feinheit zuſammengehalten, aber der Endreim ſorgfältig beobachtet ſei, welchen der Schmuck dieſer Sprache verlange. Er betrachtet hiernach den Reim in deutſcher Sprache keineswegs als eine erſt vor ihm eingeführte Neuerung, aber die ängſtliche Vergleichung mit der römiſchen Verskunſt iſt ein Beweis, daß auch die deutſche Poeſie jener Zeit mit der lateiniſchen in naher Beziehung ſtehe. Mit den ſechs Zeiten iſt offenbar auf den ſechszeiligen Hexameter bildlich angeſpielt;[1] ja es iſt die Frage, ob nicht Otfrieds Verſe, deren je zwei durch den Endreim verbunden eine Langzeile bilden, dem mönchlateiniſchen Einſchnitt und Schluſſe der in ſich reimenden Hexameter entſprechen ſollen. Der romaniſche Alexandriner hat, wie wir geſehen, die gleiche Zahl der Hebungen und wendet nur den Reim anders an.

---

[1] Eichhorn, Culturgeſch. II, 418: Rhabanus Maurus brachte aus Alcuins Schule eine Fertigkeit im Scandieren lateiniſcher Wörter mit und ohne Reim in ſein Kloſter nach Fulda zurück und machte die lateiniſche Verſekunſt zu einem Gegenſtand des Schulunterrichts in Teutſchland, wie ſie es in Frankreich und England war.

Führt uns nun Otfried ſelbſt nicht zur Quelle des deutſchen Endreims, ſo iſt es doch ein merkwürdiger Umſtand, daß Ludwig dem Deutſchen eine fränkiſche Evangelienharmonie in Endreimen zugeeignet wird, während noch ſein Vater, Ludwig der fromme, eine ſächſiſche in Stabreimen, welche Otfried nicht gekannt zu haben ſcheint, ausarbeiten ließ.[2] So nahe treten ſich die beiderlei Reimſyſteme nach Zeit und örtlicher Angrenzung. Für die frühbekehrten Franken und Alemannen konnte eine Form gebraucht werden, welche für die ſpäter bezwungenen Sachſen ſiebenzig Jahre vorher noch nicht ſtatthaft war. Gleichwohl zeigen die Denkmäler der deutſchen Alliterationspoeſie ſelbſt, daß Sprache und Inhalt dieſer Form nahezu entwachſen waren. Die Sprache füllte bereits ihre Fugen mit Vorſetzſilben, Artikeln und andern Beſtimmwörtern; dadurch wurde der unmittelbare Anlaut der Wurzeln abgeſchwächt, die Reimſilben auseinander gedrückt und eine Dehnung herbeigeführt, für welche das Band der Reimſtäbe nicht mehr ausreichte.[3]

---

[1] Sachſenſpiegel B. I, Art. 3. § 1. S. 17: Origenes wiessagede hir bevoren, dat ses werlde solden wesen, de werlt bi dusent jaren up genomen, unde in dem seveden solde se togan. No is uns kündich von der heiligen scrift, dat an Adame de irste werlt began; an Noe de andere; an Abrahame de dridde; an Moyse de vierde; an Davite de vefte; an godes geborde de seste; in der seveden si we nu sonder gewisse tale. § 2: Tu dirre selven wis sint de herschilde ut geleget u. ſ. w. § 3 ſieben Sippezahlen. [S. 157 f. bei Homeyer. K.]

[2] Die Vorrede bei Eckhard, Franc. Or. II, 324 f. Daß dieſelbe wirklich auf die noch vorhandene altſächſiſche Evangelienharmonie ſich beziehe, iſt, wenn nicht erwieſen, doch ſehr wahrſcheinlich. Grimm ä. Ged. 35: „Es wäre vielleicht die Anwendung der Sage von Ludwig d. fr. auf ſie in Zweifel zu ziehen.“ In der Gramm. 1, LXV ſcheint dieſer Zweifel aufgegeben. [Lachmann über das Hildebrandslied S. 5. Schmellers Heliand. München 1830. K.]

[3] Gramm. 1te Ausg. Vorrede XXXV f. 14. Grimm, Altdeutſche Wälder II, 112 ff. hat verſucht, das mit Flickwörtern und der Zeit des Schreibers für die Proſa bereits nöthigen Artikeln angefüllte Bruchſtück des alten Hildebrandliedes ſolcher Zuthaten zu entledigen und durch bloß negative Herſtellung zu reinigen.

Der geiſtliche Inhalt muſte dieſe Umbildung der Sprache fördern, die jetzt Gegenſtänden des innern Lebens ihren unmittelbaren und beſtimmten Ausdruck geben ſollte; die kräftigen Anlaute des heroiſchen Geſanges traten mit den Anſchauungen, denen ſie dienten, in den Hintergrund, ſie lagen nicht im Bereiche der neueröffneten, überſinnlichen Welt; der Klang von Schwertern und Schilden, den die altgewohnten Stabreime verſinnlichten, verhallte vor der Botſchaft des Friedens. Das Bedürfnis eines milderen Ausdrucks, die Empfänglichkeit für eine neue Form war vorhanden, und es war natürlich, diejenige zu ergreifen, welche mit der neuen Lehre zugleich ſich darbot. Die Endungen der deutſchen Wörter waren damals noch volltönender, hatten noch etwas vom Gewichte einer urſprünglichen Bedeutung und eigneten ſich daher um ſo beſſer für die Aufnahme des Schlußreims. Die Raſchheit der frühern Weiſe behauptete ſich darin, daß man die Gleichlaute in kurzen Zwiſchenräumen ſich treffen ließ.

In der angezeigten Reimweiſe ſind alle Überbleibſel deutſcher Dichtung von Otfried bis um die Mitte des 12ten Jahrhunderts abgefaßt. Dieſe ſämmtlichen Denkmäler, mit Ausnahme weniger, unmittelbar aus dem Munde des Volkes aufgenommener Zeilen,[1] ſind, auch wenn der Inhalt ein weltlicher iſt, von der Geiſtlichkeit bearbeitet, die allein ſich im Beſitze der Schreibkunſt befand. Durch ihre Vermittlung blieb auch die deutſche Dichtkunſt in fortwährendem Zuſammenhang mit der Sprache und dem Geſang der Kirche. Ein Bruchſtück aus dem 10ten Jahrhundert, von der Zuſammenkunſt Kaiſer Ottos I mit ſeinem Bruder Heinrich, Herzog von Baiern (Hahn II, 49), vermiſcht beide Sprachen in der Art, daß je eine lateiniſche Halbzeile mit einer deutſchen reimt.[2]

---

[1] Aretin, Beiträge zur Geſchichte und Litteratur B. VII. München 1806. Neue Beiträge zu den gloſſologiſchen Denkmälern der älteren teutſchen Sprache vom 8—12ten Jahrhundert von Docen S. 292 f. C. Lachmann, specimina ling. francicæ. Berol. 1825. S. 19. [Uhland, Volkslieder I, 329. K.] Dieſe kurzen Reimverſe ſcheinen aus einem verloren gegangenen größeren Jagdgedichte entlehnt zu ſein. Doch könnte der erſte auch ein damals gewöhnliches Sprichwort ſein.

[2] Veterum Monumentor. Quaternio ed. Joh. Ge. Eccard. Lips. 1720. III. Fragment. poemat. in laud. Henrici Com. Palat. Fundgruben für Geſchichte deutſcher Sprache und Litteratur von H. Hoffmann. Th. I. Breslau 1830. S. 340 f. [Denkmäler von Müllenhoff und Scherer S. 25. 304. K.] Die

In daſſelbe Jahrhundert oder den Anfang des folgenden mögen vier lateiniſche Stücke fallen, das eine geiſtlichen Inhalts, die zwei folgenden ſagenhafte Schwänke, das vierte zum Lob der drei Ottone. Ein Versmaaß wird ſich ſchwerlich daran ermitteln laſſen, dennoch wird das zweite ausdrücklich ein Geſang (cantilena) genannt, dem letzten ſind Muſiknoten beigefügt und allen iſt der Name ihrer Weiſe vorgeſetzt. Dieſe Namen ſind, bis auf einen, deutſche: modus qui et Carelmanninc, modus florum (Blumenweiſe), modus Liebinc, modus Ottinc; nur der letzte ſteht in beſtimmter Beziehung zu ſeinem Gegenſtande. Die lateiniſchen Texte ſind daher offenbar den Tonweiſen deutſcher Lieder, theils ähnlichen, theils verſchiedenen Inhalts, unterlegt;[1] Proſa zu ſingen, war der Geiſtlichkeit vom Kirchengeſange her nicht ungewohnt.[2] Mit romaniſcher, und zwar altfranzöſiſcher Poeſie finden wir die deutſche gegen den Anfang des zwölften Jahrhunderts im Verkehr. Um dieſe Zeit verdeutſcht der Pfaffe Konrad ein Gedicht aus dem Kreiſe des kerlingiſchen Epos, Rolands und ſeiner Gefährten Untergang in Ronceval. Wieder durch geiſtliche Hand wird hier der legendenhafte Sagenſtoff auf deutſche Erde verpflanzt; der Vers iſt jedoch der bisher übliche, ohne Einfluß der epiſchen Versarten des franzöſiſchen Heldenliedes, wie ſolches auch bei den ſpäteren Übertragungen aus dieſem Kreiſe der Fall iſt. Dennoch ſcheint auch auf dem Wege des Geſanges Mittheilung ſtattgefunden zu haben; dafür ſpricht der noch im ſiebzehnten Jahrhundert

---

Verſöhnung Ottos I mit ſeinem Bruder Herzog Heinrich und die Verleihung Baierns an letzteren fällt nach 939. Hahns Reichshiſt. II, 49. Halb angelſächſiſche, halb lateiniſche Verſe ſ. bei Conybeare VIII—X. Gramm., erſte Ausg. LX.

[1] Aus einer Wolfenbüttler Handſchrift des 10ten Jahrhunderts in Eberts Überlieferungen B. I, N. 1. Dresden 1826. S. 72—82. Der modus Ottinc auch, ohne Angabe woher, in Eccard. Quatern. S. 54, mit verſchiedenen Lesarten; ob bloß durch die Abſchrift? Ein anderes Lied in Conradum Salicum Imp., Quat. S. 55 f. Die vierte Zeile, ein allitterierender Refrain, weiſt auf einen frühern modus hin. Auch andere Geſänge im Quat. haben Kehrzeilen. S. 54. 55. 57. 59. [Neue Ausgabe dieſer Lieder in Müllenhoffs Denkmälern N XIX ff. K.] Vgl. Man. II, 117a, 5.

[2] Proſa, zugleich wahre Kirchengeſänge, ſind Quatern. S. 55—59 die in obitum Heinrici Imp. II; in Conradum Sal. Imp., mit Ausnahme des Eingangs; in Heribert. Archiep. Colon. Umgekehrt hießen auch Vulgarverſe, beſonders kirchliche, Proſa. Santen S. 192—194. Vgl. Bouterwek III, 31. [F. Wolf über die Lais S. 91 ff. K.]

bekannte Rolandston für dieſelbe Versweiſe, die ſonſt auch als Hildebrandston vorkommt. Der doppelte Name iſt bezeichnend, denn dieſem Tone liegt die epiſche Strophe der deutſchen Sagenkreiſe zu Grund und der Vers dieſer Strophe iſt gleichartig mit dem altfranzöſiſchen Alexandriner. In dem Coburger Geſangbuche von 1821 wird zu Bezeichnung der Tonweiſe eines Kirchenliedes der Anfang eines ältern, weltlichen Liedes: „O Roland, lieber Roland!" vorgeſetzt, und wie das Versmaaß im Ganzen mit unſerer epiſchen Strophe ſtimmt, ſo dürften jene Anfangsworte im beſondern den urſprünglich reimloſen Einſchnitt der Langzeile anzeigen.[1]

Das älteſte unter den ſchlußgereimten Gedichten unſerer Heldenſage, das von König Rother, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, hat kurze Reimpaare mit unvollkommenen Reimen. Die langzeilige Strophe, die wir nachher als epiſche gebraucht finden, erſcheint zuerſt in Minneliedern deſſelben Jahrhunderts, namentlich denen, welche dem von Kürenberg zugeſchrieben ſind. Dieſelbe Strophe zeigt ſich aber im Nibelungenliede[2] zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts bereits in einer ſolchen Zubildung für den epiſchen Gebrauch, daß wir ſie auf dieſem Felde ſchon als herkömmlich betrachten müſſen, auch gänzlich abgeſehen von der Frage, inwiefern das große Lied nur aus ältern Liedern zuſammengefügt ſei. Die bedeutendſten und am meiſten in epiſchem Tone gehaltenen Gedichte dieſes Kreiſes ſind nun wirklich in ihr abgefaßt, nemlich, außer den Nibelungen, Otnit, Hugdietrich und Wolfdietrich in zweierlei Geſtaltungen, die Roſengartenlieder, Alphart, Hildebrandslied, hörnen Siegfried und gewiſſermaßen auch Gudrun. Die

---

[1] V. d. Hagen, Grundr. S. 173. Das Lied vom hürnen Seyfried, im Nibelungenverſe, ohne Reimeinſchnitt und ohne Verlängerung der letzten Halbzeile, hat in den alten Drucken von 1560 und 1585 den Titel: Hierinn findt jr ein ſchönes Lied Von dem Hürnen Seyfrid Vnd iſt in des Hiltebrandes thon, Deßgleychen jch nie gehört han. Vnd wenn jr das leßt recht vnd eben, So werdt jr mir gewunnen geben. Die Ausgabe von 1585 hat vor nebenſtehenden Verſen: Hürnen Sewfried, Geſangsweiß. Grundr. S. 48. 50. Zuerſt hat Koch, Compend. d. deutſchen Litteraturgeſch. B. II. Berlin 1798. S. 87 die Stelle des Coburger Geſangbuches ausgehoben, er führt nemlich aus demſelben an S. 52: Ich will zu Land auß reiten, sprach sich Meister Hildebrandt. S. 75: O Rolandt lieber Rolandt. Sind dieſe Weiſen hiernach zweierlei? Vgl. auch J. Grimm über den altdeutſchen Meiſtergeſang S. 135.

[2] [Vgl. Franz Pfeiffer, der Dichter des Nibelungenliedes S. 12 ff. K.]

Gleichartigkeit des Verſes mit dem romaniſchen Alexandriner iſt einleuchtend; beides eine Langzeile von ſechs Hebungen im jambiſchen Anſteigen mit reimloſem Einſchnitt in der Mitte. Die Verſchiedenheiten betreffen den Reim und den Strophenbau. Der Reim iſt im Alexandriner bald einſilbig, bald, beſonders mit dem franzöſiſchen ſtummen e, zweiſilbig, in unſern Liedern hingegen immer ſtumpf. Dadurch erhält auch dieſer Vers erſt ſeine rhythmiſche Abrundung. Sollte Abwechslung in die Glieder des Verſes kommen, ſollte der reimloſe Einſchnitt der Zeile bemerklich ſein und von ihrem Abſchluß ſich rhythmiſch unterſcheiden, ſo konnte dieſes nur durch Gegenſatz geſchehen; d. h. wenn der Schlußreim ſtumpf war, muſte der Einſchnitt klingend ſein und umgekehrt. Daß beim Alexandriner hierauf nicht geachtet wurde, mag, wenn wir auch auf deſſen Verwandtſchaft mit dem zweiſilbig auslautenden Hexameter keine Rückſicht nehmen, der vorherrſchenden Richtung nach außen in häufiger Wiederholung desſelben Schlußreims beizumeſſen ſein, worüber auf die innere ſymmetriſche Anordnung und Abtheilung der Zeilen weniger Bedacht genommen wurde, als in der genau abgegrenzten deutſchen Strophe. Im neuern franzöſiſchen Alexandriner, der mit Beſeitigung der langen Reimfolgen mehr eine ſtrophiſche Gliederung erlangt hat, wechſeln nicht bloß männliche Reimpaare mit weiblichen, ſondern es wird auch bei zweiſilbigem Endreime der Einſchnitt einſilbig gehalten. Die Abweichung im Strophenbau beſteht darin, daß unſere Lieder je mit zwei langen Reimpaaren eine Strophe abſchließen, während die romaniſchen Gedichte eine unbeſtimmte Zahl alexandriniſcher Langzeilen durch den gleichen Reim verbinden. Dieſe Verbindung iſt allerdings auch ſtrophiſch zu nennen, ſofern wir am Schluſſe jeder größeren oder kleineren Reimfolge die Wiederkehr eines muſikaliſchen Nachſpiels annehmen. Die urſprüngliche Beſtimmung für den Geſang unterliegt, nach den vielfachen Ausſagen der Gedichte ſelbſt, keinem Zweifel; mochte nun die Strophe, wie in den deutſchen Gedichten, nur vierzeilig, oder, wie in den altfranzöſiſchen, von unbeſtimmter Länge ſein, ſo werden wir uns ein ziemlich gleichförmiges Recitativ der einzelnen Verszeilen zu denken und die Freigebung der Stimme oder der Inſtrumentalbegleitung, wie beim Kirchengeſang, vornehmlich an das Ende jeder Strophe zu verlegen haben. Daher in den deutſchen Liedern die Verlängerung der letzten Halbzeile um einen Tact, welche jedoch häufig auch unterbleibt, indem ſie durch die Muſik erſetzt werden konnte. Man bemerkt auch leicht, daß dieſer nachſchwingende Übertact nicht völlig gleiches Gewicht mit den übrigen Hebungen hat.[1] In volksmäßigern franzöſiſchen Liedern der alexandriniſchen Versart[2] finden wir nicht nur eine ſtrengere ſtrophiſche Begrenzung, ſondern auch am Schluſſe der Strophen häufig den Refrain, als Bezeichnung des muſikaliſchen Auslauts.

Wir haben den Endreim als ein Erzeugnis der lateiniſchen Sprache in der Periode des Zerfalls ihrer altclaſſiſchen Bildung und ihres Übergangs in die romaniſchen Mundarten darzuſtellen verſucht. Wir haben deſſen allmähliches Vorrücken auf deutſchem Sprachgebiet im Gefolge der geſammten, von jener Seite eindringenden Geiſtesbildung, und ein ebenmäßiges Zurückweichen des urſprünglich germaniſchen Stabreims beobachtet, und wir müſſen es natürlich finden, daß mit dem Endreim überhaupt auch beſtimmte Reimweiſen herüberkamen. Wir ſahen den alexandriniſchen Vers, dem Hexameter analog, zuerſt im Mönchslatein, dann in ſüd- und nordfranzöſiſcher Mundart, zuletzt in deutſchen Liedern hervortreten und zwar, hier wie dort, ſich zum epiſchen Verſe geſtalten. Wir haben Verſchiedenheiten im Gebrauche bemerkt, die jedoch nicht weſentlich erſchienen, aus der verſchiedenen Art der Sprachen ſich erklären ließen und durch Übergänge vermittelt ſind, ja deren völlige Ausgleichung nur bei einer mechaniſchen Übertragung, die wir nicht annehmen, erklärbar wäre. Schon auf dieſe Betrachtungen glaube ich die Anſicht gründen zu können, daß unſer epiſcher Vers ein Abkömmling des lateiniſch-romaniſchen Alexandriners ſei.

Die ſcheinbarſte Einwendung hiegegen möchte die ſein, daß eine den Deutſchen durchaus volksmäßig gewordene Versart, in der ſie ihre heimiſche, aus dem eigenſten Leben des Volks ſeit undenklicher Zeit erwachſene Heldenſage niedergelegt, nicht aus fremder Sprache erborgt, nicht auf gelehrtem Wege übergepflanzt ſein könne. Ich erwidre hierauf Folgendes:

---

[1] Ewald de metr. arab. S. 27. 19, 2. 32. Was Ewald majus membrum nennt, fällt bei Hermann unter den Begriff von ordo oder numerus finitus, qualis est, qui ictum, eoque et initium et finem habet (S. 12 f.).

[2] Dergleichen viele in: Les chansons nouvellement assemblées. 1538. 12. S. auch Sommaire de tous les recueils des chansons. Paris 1581. 12. Ferner: La fille du roi d'Espagne u. ſ. w. ſtrophiſch, doch mehrreimig, in den Liedern von Audefrois li Baſtars. [P. Paris, Le romancero français. Paris 1833. W. Wackernagel, Altfranzöſiſche Lieder und Leiche. Baſel 1836. Leroux de Lincy, Recueil de chants historiques français. Paris 1841. K.]

Der Reim und ſo auch die einzelne Reimweiſe kam nicht für ſich herein, ſondern, wie ſchon erwähnt, im Gefolge einer weitumfaſſenden Einwirkung, die ſich bis in das Innerſte des Volkslebens erſtreckte; das Organ dieſer Einwirkung war die Geiſtlichkeit, ſie war die Vermittlerin zwiſchen Kirchenſprache und Volksſprache, ſie herrſchte über die Tonkunſt und mit dem Kirchengeſange machte ſie die Reimklänge deſſelben dem Ohr der Laien vernehmlich. Schon der ſanctgalliſche Mönch Tutilo (ſtarb 912)[1], unterrichtete die Söhne des Adels in der Muſik; die Dichtkunſt in deutſchen Reimen wurde von der Geiſtlichkeit eifrig betrieben und durch ihre Hände gieng ſelbſt die deutſche Heldenſage, wie dieſes noch beſonders nachzuweiſen iſt. Aber auch der unmittelbare Verkehr der Nachbarvölker muſte der romaniſchen Poeſie und ihren Weiſen Eingang verſchaffen und wir haben Spuren davon angedeutet. Und all dieſes traf ein, während auf der andern Seite die heimiſche Weiſe des Stabreims, wie ſchon gezeigt worden, weder dem Zuſtande der Sprachentwicklung, noch dem neuen geiſtigen Bedürfniſſe ganz mehr genügen konnte.

Ein der Bildung unſrer epiſchen Versweiſe gleichartiger Hergang zeigt ſich auch bei andern Völkern. Zuvörderſt in der engliſchen und ſchottiſchen Balladenpoeſie. Der Vers dieſes echten Volksgeſanges iſt derſelbe, den wir bisher bei verſchiedenen Völkern nachgewieſen, nur daß der reimloſe Einſchnitt in der Mitte, dem Charakter der engliſchen Sprache gemäß, in der Schwingung ſtumpf auslautet. Vor der normänniſchen Eroberung galt dort die angelſächſiſche Poeſie mit dem Stabreim; auch den ſkandinaviſchen Einwanderern war die Allitteration angeſtammt. Bekannt iſt, wie gewaltſam die Normannen der franzöſiſchen Sprache, die längſt ihre eigene war, in dem eroberten Lande die Herrſchaft zu verſchaffen ſuchten.[1] Noch über zwei Jahrhunderte war ſie die Sprache des Hofes und des Adels, in ihr und ihren Reimweiſen blühte die engliſch-normänniſche Poeſie. Dieſe bediente ſich für die epiſche Darſtellung vorzüglich des Alexandriners; ſo der vordere Theil vom roman du Rou aus dem 12ten Jahrhundert des Meiſter Wace,[2] der von der Inſel Jerſey gebürtig war und unter den erſten Heinrichen lebte; ſo das ſagenhafte Gedicht von Horn und Rimel u. ſ. f. In den älteſten ſchriftlichen Denkmälern der hervortretenden engliſchen Sprache, der Reimchronik des Robert von Glouceſter aus der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts u. a.,[3] finden wir wieder den Alexandriner, und es iſt wohl kein Zweifel, daß er mit der neuen Sprachgeſtaltung auch des epiſchen Geſanges ſich bemächtigt habe.

---

[1] Ekkehard. jun. de casib. mon. St. Galli cap. III: Musicus, sicut et socii ejus, sed in omnium genere fidium et fistularum præ omnibus. Nam et filios nobilium in loco ab abbate destinato fidibus edocuit. Concinnandi in utraque lingua potens et promtus natura, serio et joco festivus adeo, ut Karolus [Karl der dicke] noster aliquando ei maledixerit, qui talis naturæ hominem monachum fecerit, versus et melodias facere præpotens. Goldaſt, scr. rer. alam. B. I, S. 24. Pertz B. II, 94.

Auf gleiche Art drang mit dem Endreim überhaupt der epiſche Vers auch in den chriſtlich gewordenen Norden hinan; Schweden, Dänemark, Norwegen und ſelbſt die Faröen nahmen denſelben in ihren Volksgeſang auf, und zwar ſo, daß je ein langes Reimpaar mit Refrain eine Strophe bildet. So namentlich die däniſchen und faröiſchen Volkslieder unſres Sagenkreiſes.

Dieſer epiſche Vers iſt ſonach ein Gemeingut vieler romaniſchen und germaniſchen Völker, die Einführung desſelben in Deutſchland iſt nicht eine vereinzelte, für ſich zu erklärende Erſcheinung, die genügende Erklärung muß eine gemeinſchaftliche und wechſelſeitige ſein, und wir fanden eine ſolche in dem allmählich vom Süden zum Norden fortſchreitenden Einfluß romaniſch-chriſtlicher Bildung und Sitte.

Außer der bisher abgehandelten epiſchen Strophe kommen noch vier ſtrophiſche Formen im Kreiſe unſrer Heldengedichte vor. Drei derſelben ſind jedoch augenſcheinlich aus der erſtern entſtanden. Sie verdanken ihren Urſprung dem Beſtreben, auch den klingenden Reim in Theilnahme zu ziehen, überhaupt der weiter entwickelten Reimluſt und Reimkunſt. In der Strophe des Gudrunliedes iſt die der Nibelungen nur ſoweit verändert, daß das hintere Reimpaar meiſt klingende Reime hat und daß die letzte Zeile ins Unbeſtimmte verlängert werden kann, welches wir dem allgemeinen muſikaliſchen Grunde, deſſen ſchon gedacht worden, zuſchreiben. Eine zweite Strophenart gieng aus der Umwandlung der reimloſen Einſchnitte in klingende Reime vor. Aus vier Langzeilen wurden ſo acht dreitactige Verſe mit verſchränktem klingendem und ſtumpfem Reime. In dieſe Form arbeitete Kaſpar von der Röhn um 1472 viele Stücke des Heldenbuchs abkürzend um und in ihr wurden um dieſelbe Zeit Otnit, Wolfdietrich und das Roſengartenlied für das gedruckte Heldenbuch zugerichtet. Der Anlaß, die Abſätze mit Reimen auszufüllen, lag nahe und einzelne Anklänge kommen ſchon in der ältern Geſtalt der Lieder vor, beſonders aber in den Zuſätzen des überarbeiteten Nibelungenliedes (Hagens Einleit. LIX f. Vgl. Grimm, Meiſtergeſ. 136). Dieſe achtzeilige, in weltlichen und geiſtlichen Liedern viel gebrauchte, mit mancherlei Namen bezeichnete Weiſe läßt zwar den letzten Vers gewöhnlich unverlängert, doch kommt auch das Gegentheil vor. Eine dritte, ſechszeilige Form, die ſich nur im Liede von der Schlacht vor Raben findet, hat die vier erſten Zeilen mit der vorigen gemein, die zwei letzten haben klingenden Reim, ſo zwar, daß die fünfte, dem Vordergliede der epiſchen Langzeile entſprechend, mit einer Schlußzeile von fünf Hebungen reimt. Dagegen ſteht eine vierte Strophenart von 12 bis 13 Zeilen, der Berner oder Herzog Ernſts Ton genannt, in welchem Ecken Ausfahrt, Sigenot und Dietrichs Drachenkämpfe auf uns gekommen ſind, in keinem nähern Zuſammenhang mit unſrer epiſchen Strophe. Dieſer Ton[1] iſt, faſt nach meiſterſängeriſcher Weiſe, ſchon ſehr zuſammengeſetzt und als Erweiterung eines ältern, einfachern zu betrachten, in welchem ein mit unſrem Heldenkreiſe nahverwandtes Lied von Salomon und Morolf gedichtet iſt. Doch könnte dieſer einfachere Ton ſelbſt noch als eine Miſchung der beiden Hauptreimarten, nemlich der viertactigen Reimpaare und der epiſchen Langzeile betrachtet werden.

---

[1] Bouterwek VII, 6—8.

[2] Mone, Quellen 1, 14. [Ausgabe von Pluquet. Rouen 1827.]

[3] Bouterwek VII, 48 f.

Rein in der erſtern Hauptform ſind folgende Stücke unſres Epos abgefaßt: Rother, Laurin, Dietrichs Flucht, Dietleib und die Klage. Von dieſer Versart werden wir in dem Abſchnitt von den eigentlichen Rittergedichten handeln, in welchen ſie ihre ſorgfältigſte Ausbildung erlangt hat.

---

[1] Vergl. damit die engliſche Strophe von Horn Childe and Maiden Rimnild (Ritson, metr. rom. III, 282).

3. Stil.

Jeder epiſche Kreis, ſchon weil er nicht ein Erzeugnis beſtimmter Perſönlichkeit, ſondern eine Volksdichtung iſt, bildet in dem gemeinſamen Vers auch einen gemeinſamen Stil, d. h. eine in den einzelnen Liedern wiederkehrende Weiſe des Ausdrucks und der Darſtellung, eine über das Ganze verbreitete gleichmäßige Farbengebung und Stimmung. Zwar iſt in den deutſchen Heldenliedern dieſe Gleichförmigkeit dadurch einigermaßen geſtört, daß ſie ihre letzte Geſtaltung in ſehr verſchiedener Zeit erlangt und daß mehrere derſelben eine abſichtliche Verarbeitung unter den Einflüſſen fremdartiger Dichtungskreiſe erlitten haben. Dennoch wird auch in ihnen der epiſche Stil ſich ergreifen laſſen, wenn wir zunächſt diejenigen zu Grunde legen, welche das Gepräge einer natürlichen Entwicklung noch unverfälſcht an ſich tragen und wenn wir dann bemerken, wie ſelbſt in den abſichtlichern Erneuungen neben dem fremden Anwachs gewiſſe alterthümliche Formen, gleichſam als unzertrennliche Wahrzeichen des Stoffes, beibehalten worden ſind. Einige, nicht unmittelbar zur deutſchen Heldenſage gehörige, aber mit ihr verwandte und den Ton des alten Volksgeſanges lebendig aufbewahrende Gedichte (das von Salomon und Morolf, das von Orendel und Breide), nicht minder die ſonſtigen Reſte deutſcher Volkspoeſie und die ſagenhaften Volkslieder befreundeter Stämme können auch hier zur Erläuterung und Ergänzung dienen. Beſtimmter noch würde die einfache Darſtellung der Heldenlieder hervortreten, wenn wir ihr jetzt ſchon das glänzende Farbenſpiel der eigentlichen Rittergedichte gegenüberſtellen könnten.

Was im deutſchen Epos, wie in jedem andern, zuerſt auffällt, iſt die ſtetige Wiederholung gewiſſer Redeformen und Wendungen, oft in der Wiederkehr ganzer Verszeilen, ſelbſt ganzer Strophen. Die epiſche Dichtung, weit entfernt, in der Manigfaltigkeit und dem Schmucke der Sprache eine eigene Kunſt zu ſuchen, hält ſich lediglich an die Sache und bedient ſich für ſie des einfachſten und klarſten Ausdruckes. Dieſer ſtellt ſich von ſelbſt ein und wird ſich ſtets wieder einſtellen, ſo oft daſſelbe Bedürfnis wiederkehrt; dieſe Wiederkehr aber kann nicht ausbleiben, da die Anlage der Lieder nirgends auf künſtliche Abwechslung und Überraſchung berechnet iſt, und da die verſinnlichende Darſtellung alle die äußeren Bewegungen und Thätigkeiten in ſich aufnimmt, die unter gleichen Umſtänden die gleichen ſind. Dieſelbe Stellung des Kampfes oder der Geſelligkeit, dieſelbe Stufe des Leides oder der Freude bringt auch dieſelben Bezeichnungen mit ſich. Wo das Nemliche geſchieht, da wiederholt ſich auch die Form der Erzählung, und wenn mehrere gleichzeitig oder in unmittelbarer Folge das Gleiche thun, kehrt Schlag auf Schlag dieſelbe Wendung, z. B. wenn die Recken dem König ihre Hülfe bieten (Morolf I, 161—200. Otnit 112—220. Nib. 5912—20. Rolandslied 345. 656. 677. 709) oder wenn ſie nach vollbrachter Fahrt von ihm heimziehen (Roſengarten I, 2447—52. Dietl. 12838—63. 12986—13021. Alphart 466. Orendel 3814—7). Da aber der Ausdruck ſich dem Versmaaße anſchicken muß, ſo iſt mit der Wiederkehr der Redeformen auch diejenige von halben und ganzen, einzelnen oder mehreren Verszeilen gegeben, bei verſchiedenem Versmaaße mit leichter Änderung und Anpaſſung an die Art eines jeden. Die vielfache Verknüpfung und Sonderung der Geſänge des epiſchen Kreiſes trägt dieſe Wiederholungen von einem Lied in das andere. Es lag auch im natürlichen Vortheil des Sängers, den Ausdruck, der ihm dargeboten war, nicht erſt aufzuſuchen, den für die Übergänge, für die wiederkehrenden Verhältniſſe ſchon zugerichteten Vers nicht erſt neu zu geſtalten, vielmehr mit den bereiten Hülfsmitteln ſich den Vortrag zu erleichtern und den Blick auf den Gegenſtand, auf die Geſtalten frei zu erhalten.

In Beziehung auf Farbe und Fülle zeichnet ſich unſer epiſcher Stil weder durch maleriſche Beiwörter, noch durch ausgeführte Vergleichungen aus. Die Eigenſchaften der Helden und Heldinnen ſind durch einfache Beiwörter: kühn, ſchnell, ſchön, milde, getreu, ungetreu, grimmig u. dgl. ausgedrückt, oft auch mit Verſtärkung: wunderſchön, ſturmkühn, mordgrimm u. ſ. f., und dieſe Bezeichnungen ſind, nach ihrer allgemeinen Natur, nicht auf beſtimmte Perſonen beſchränkt. Gleichwohl enthalten ſolche ſchlichte Wörter die ſittlichen Triebfedern der gewaltigen Heldengeſchichte und wir vergegenwärtigen uns ihre Bedeutſamkeit in denjenigen Charakteren, welche die bezeichneten Eigenſchaften, wenn nicht ausſchließlich, doch in vorzüglichem Maaße zur Erſcheinung bringen, z. B. der milde Rüdiger, Helke die gute, der getreue Eckart, der ungetreue Sibich, der grimme Hagen, der kühne Wolfhart. So fühlen wir die Innigkeit, womit in dieſen Gedichten die Verhältniſſe der Dienſtmannſchaft und der Blutsverwandtſchaft durchaus behandelt ſind, noch darin, wenn der Dienſtmann von ſeinem lieben Herren, der Fürſt von ſeinen werthen lieben Mannen ſpricht, der Sohn den Vater anredet: Ach Vater, liebſter Vater! u. dgl. m.

Aber auch die Farbe, die ſinnliche Bezeichnung fehlt keineswegs in den Beiwörtern des äußerlich Erſcheinenden. Die Hand iſt die weiße, ſchneeweiße, der Mund der rothe, roſenfarbe, ſo ferner: die ſpielenden Augen, die gelben Haare, das rothe Gold,[1] der grüne Wald, die grüne Heide, die breite Linde, der kalte Bronnen, das tiefe Thal, das wilde Meer, der kühle Morgen, des Morgens in dem Thaue, der Sommertag,[2] der ſommerlange Tag. So anſpruchslos dieſe Beiwörter lauten, ſo ſind ſie doch weder nichtsſagend, noch überzählig. Wem ſie für die Dichterſprache zu einfach dünken, den mögen ſie, dieſelben oder ähnliche, in der alten Rechtsſprache (Grimms Rechtsalterth. 35. 45), wo ſie nicht minder herkömmlich ſind, unerwartet dichteriſch und gemüthlich anſprechen; das Gemeinſchaftliche, Vermittelnde liegt in der unbefangenen Wahrheit des Ausdrucks, in der ſinnlichen Auffaſſung der Gegenſtände, welche für jedes Verhältnis die gleiche iſt.

Die früher angeführten Beiwörter haben uns den Blick in die ſittliche und Gemüthswelt eröffnet, die zuletzt ausgehobenen ſtehen in genauem Zuſammenhang mit dem Geſammtbilde körperlicher Schönheit und mit der ganzen Naturanſchauung. Die weißen Hände, der rothe Mund laſſen am einzelnen Theile den friſchen Jugendglanz durchſcheinen, der, wie wir an ſeinem Orte ausgeführt, die volle Geſtalt der Helden und ſchönen Frauen erleuchtet; ſelbſt der rüſtige Greis entbehrt des lichten Schmuckes nicht, ihm fällt ein Bart, weiß wie Schnee, bis über den Gürtel herab. Der grüne Wald, der kalte Bronnen, der kühle thauige Morgen u. dgl. zeigt uns, in ſchnellem Durchblick, die Natur in ihrem friſchen, geſunden Zuſtande, wie ſie vor dem Auge des Sängers ſteht, auch ohne daß er ſich auf förmliche Naturſchilderung einläßt. Die Fahrten der Helden ſind in der ſchönen Jahreszeit gedacht. „Wir ſollen mit Vogelgeſange fließen über See!“ heißt es im Otnitsliede. Breite Linden, deren eine fünfhundert Rittern Schatten gäbe, ſtehen über kühlen Brunnen, ſüßer Duft weht aus ihren Zweigen, darauf Droſſel und Nachtigall ſingt, Gras und Blumen entſpringen unter ihnen; da binden die Helden ihre Roſſe an, lehnen den Speer an der Linden Aſt und entſchlummern beim Geſange der Vögel; Zaubermächte walten an dieſen lieblichen Stellen. Ein treffliches Waldſtück iſt Eckes Ausfahrt; wenn der kampfluſtige Jüngling durch den Wald rauſcht, wenn ſein Helm, von den Äſten berührt, fernhin wie eine Glocke klingt, dann laſſen die Vögel ihren Schall und das Gewild entflieht oder ſieht ihm ſtaunend nach. Die Kämpfenden achten nicht, was die Vögel ſingen; ihre Helme überklingen den Vogelſang; von dem Sturme, den ſie heben, erkracht der grüne Wald, der Widerhall antwortet ihren Schwertſtreichen. Sie ſchlagen Laub und Äſte von den Bäumen, der Berner wird ganz davon überhegt, ſein Schild das war der grüne Wald; von dem Feuer, das aus ihren Helmen fährt, entzünden ſich die Bäume; je ſtärker ſie fechten, je mehr brennt es über ihnen. Der nächtliche Wald iſt vom Glanz ihrer Harniſche durchleuchtet; ihre Helme ſcheinen ſo licht, als ſtänden zween Vollmonde am Himmel. Nordiſche Lieder laſſen ihn im Bette oder auf dem Ritt zur Dingſtätte erſchlagen werden; „aber deutſche Männer,“ heißt es bezeichnend, „ſagen, daß ſie ihn draußen im Walde ſchlugen“ (Gr. Edd. 239); „ob einem kalten Brunnen,“ ſagen unſre Lieder. Frau Helke erblickt die herrenloſen Roſſe ihrer jungen Söhne, die Sättel roth vom Blute der Erſchlagenen, als ſie eben nach einem Garten geht, die ſchönen Blumen zu ſchauen. „O weh! ihre lichte Augenweide, die ward trübe mit großem Herzenleide.“ Ähnliches im Liede von Sigenot; wenn dieſer Rieſe ſchlafend Athem zieht, ſo biegen ſich die Äſte hoch in den Bäumen. Wie das Gras, der Klee, die Blumen zertreten und vom Blute gefärbt werden, kommt bei vielen Kämpfen vor. In die Blumen fällt der todwunde Siegfried.[1] Am glänzendſten zeigt ſich in den Roſengartenliedern der blühende Grund des Bildes, der Roſenwald, auf dem ſich die rieſenhaften Heldengeſtalten, mit den langen Schwertern ausholend, malen. In den Roſengarten am Rhein, wo unter breiter Linde die Frauen ſitzen, um mit Roſen die Sieger zu bekränzen, iſt der Streit entboten. Mit

---

[1] Pertz, Hausm. 129, 2: [aurum] purissimum ac rutilum.

[2] Klage 3341 [3373 Holtzm.].

---

[1] Nib. Lachm. 929: Dô viel in die bluomen der Kriemhilde man. 939: Die bluomen allenthalben von bluote wâren naz; dô rang er mit dem tôde, unlange tet er daz.

Roſen iſt das ganze Lied durchwoben. „Soll ich nach Roſen reiten?“ ſagt der zweifelmüthige Dietrich; „ich hab’ ihrer zu Bern genug.“ „Ich bin all dieſen Sommer ohne Roſen gangen,“ ſpricht der trotzige Wolfhart, und ſein Bruder Alphart ſchlägt ihm vor, einen Kranz von Neſſeln zu tragen. Beim Kampfe ſelbſt wird erzählt, wie die Panzerringe in der Roſen Schein geſtreut liegen, als wären ſie ausgeſät, wie der grimme Wolfhart Roſen lieſt, wie die Roſen zertreten werden. Ebenſo im Liede von Laurin, wie dem Klee und den lichten Roſen weh geſchieht.[1] „Ihr habt den Roſen weh gethan, das will ich euch entgelten lan,“ ruft der Zwergkönig, Hand und Fuß zur Buße heiſchend. Indeſs die Helden ſich blutige Wunden hauen, wird das Ungemach der Blumen bemitleidet; während ſie mit Schwertſtreichen ſich betäuben, wird des geſtörten Vogelſanges gedacht.

Aus Feld und Wald ſpringen meiſt auch die einfachen Bilder hervor, welche zu Vergleichungen gebraucht werden. Die Roſe iſt das Bild der Jugendfarbe. Die ſpielenden Augen ſind denen des Falken gleich (Mor. I, 2165). Der hauende Eber iſt das heimiſche Bild der Kämpfenden (Nib. Str. 1883). Dankwart, allein von den Seinigen übrig, geht vor den Feinden her, die ihn von beiden Seiten anſpringen, als ein Eberſchwein zu Walde thut vor Hunden; fremdartiger iſt der Löwe, deſſen Muth und Zorn, deſſen weite Sprünge gleichwohl öfters zur Vergleichung dienen. Der Blick des Wolfes wird grimmen Gemüthern beigelegt; wölfiſch ſieht im Dietleibsliede der gefangene Wolfhart; die wolflichen Blicke kommen im Gedichte von Orendel vor; die alte üble Wölfin wird die grauſame Gerlind genannt.

Noch können einzelne Vergleichungen von dichteriſcher Schönheit ausgehoben werden. So leuchtet Kuperans Helm, wie die Sonne auf Meeresfluth; Dietleib kann ſich mit ſeinen goldfarben Haaren vor dem Regen decken, wie der Falke mit den Flügeln; Rüdigers Herz gebiert Tugenden, wie der ſüße Mai Gras und Blumen bringt. Des ausgemalten Gleichniſſes aber, welches die Handlung in einem andern, ſelbſtändigen Lebensbilde abſchildert und verdoppelt (wie in den homeriſchen Bildern), entbehren unſre Lieder; dagegen verſtehen ſie im weiſſagenden Spiegel des Traumes die Geſchicke bildlich aufzufaſſen. So der Traum im Eingange des Nibelungenliedes, vom Falken, den zween Aare greifen, und viele andere, die wir vorzüglich in die ahnungsvolle Seele der Frauen gelegt ſahen; eine Bildnerei, welche weniger auf die Fülle des Lebens, als nach der inneren Tiefe gerichtet iſt.

---

[1] Laurin 195: Den liechten rosen und dem klee geschach do auß der maßen we.

Reich iſt unſer epiſcher Stil an kurzen, aber ausdrucksvollen Bezeichnungen der Gemüthszuſtände durch äußere Haltung und Geberde. Schweigen iſt Ausdruck des Bedenkens, der Miſsbilligung. Rother, um ſeine Boten tiefbekümmert, ſitzt auf einem Steine drei Tage und drei Nächte, ohne mit jemand zu ſprechen. Der Entſchloſſene ſpricht kein Wort, bis er den entſcheidenden Streich geführt hat. Stummes Anſehen bedeutet Frage, Befremdung, Niederſehen Unmuth, Aufſehen Freude.

Das Anſehen im Geſpräch heißt unter die Augen ſehen. Der Spähende läßt die Augen wanken; höhniſch oder forſchend wird über Achſeln geblickt; in den ſchottiſchen Volksliedern wird gewöhnlich über die linke Schulter geblickt, oder man ſieht Widerwärtiges über die linke, Erfreuliches über die rechte Schulter. Nach etwas ſenden heißt darnach ſpringen laſſen. Zum Empfang, zu vertraulicher Beſprechung faßt man ſich bei der Hand. Flehende, huldigend ſich Ergebende ſtrecken die Hände. Von dem Töchterlein, das den Vater bittet, wird geſagt: da war der Jungfrau Hand an ihres Vaters Kinne. Bleich und roth werden verräth die innere Bewegung, den Wechſel von Furcht und Hoffnung, Leid und Freude. Lachen iſt Äußerung der Fröhlichkeit, des Wohlgefallens, des Erſtaunens. Nicht mehr zu lachen iſt Eigenſchaft und Vorſatz Schwergetroffener, und das erſte Wiederlachen, oft nach vielen Jahren, verkündet, daß der Tag der Vergeltung gekommen ſei. Vom Weinen werden lichte Augen roth; Helden ſieht man Thränen über die Bärte gehen; Frauen fallen die Thränen in den Schooß, wird das Gold vor der Bruſt von Thränen getrübt. Überlaufen der Augen bezeichnet den erſten Anfall des Schmerzes, Blutweinen den letzten, gewaltſamſten Ausdruck. Hände werden gerungen. Dietrich beißt ſich ein Glied aus der Hand.

Die manigfaltigen Verhältniſſe des Heldenlebens, die Stufen des Kampfes und der Waffenruhe, haben ihre beſtimmten Merkmale. Gewappnet, ohne Stegreif ſpringt der Held in den Sattel die Jünglinge ſingen, die Roſſe gehen in Sprüngen. Wenn Schiffe in See gehen, dann rauſchen die Segel, krachen die Ruder an den Händen. Wer ſeinen Gegner nahen ſieht, gürtet ſein Roſs beſſer, bindet ſich den Helm feſter. Hagen thut letzteres zum Zeichen, daß man ſich vor Kriemhilden vorſehen müſſe. Heerzüge binden die Fahnen auf. Dem Anheben des Kampfes entſpricht gerne die Raſchheit des Verſes und Vortrags. Zuſammen ſpringen die Helden, die Schwerter klingen ihnen an der Hand. Unter den Schild bückt ſich der Fechtende. Über Schildes Rand wird gerufen, mit dem Schwerte gewunken. Tritt ein Stillſtand ein, wird unterhandelt oder Wache gehalten, ſo ſetzt der Held den Schild vor ſeinen Fuß, lehnt ſich darüber; hebt der Streit von Neuem an, ſo wird der Schild wieder aufgezuckt. Sitzende Recken haben das Schwert über die Kniee gelegt, zum Zeichen der Wachſamkeit oder des Trotzes. Im Zweikampfe treiben die Gegner ſich mit Schlägen um. In großer Noth des Streites kehren Freunde den Rücken zuſammen. Oder der Schild wird zu Rücken geworfen, das Schwert in beide Hände gefaßt. Wolfdietrichs Dienſtmannen ſchwingen die Schilde zurück und hauen durch eine Schaar von Zweitauſenden ihren Herrn heraus. Dieſer Augenblick der äußerſten Anſtrengung, wo die Bruſt entblößt wird, um dem Streiche die vollſte Kraft zu geben, wird in nordiſchen Darſtellungen feierlich durch den Geſang verkündigt. Gefallene liegen unter oder in dem Schilde.

Das Ungeheure der Kämpfe zu beſchreiben, ſind manche Wendungen wiederkehrend. Tage und Nächte hindurch währt der Streit. Da ringt Kraft wider Kraft, da wird Heldeswerk gewirkt, Sättel werden leer gemacht; Feuer ſpringt von den Helmen; gehauen wird durch Helme, daß es auf den Zähnen widerwendet, von der Achſel bis auf den Sattel durchgeſchlagen; die Schwertgriffe ſchneiden in die Hände, daß nicht Haut, noch Fleiſch daran bleibt; die Schwerter erkrummen, brechen vor der Hand; Halsberge werden weich vor Hitze; die Kühnſten werden Streites ſatt gemacht, niemand begehrt zu leben, Burg und Land wieder zu ſehen; Wunden werden geſchlagen, die nimmer verbunden werden; weite Straßen, blutige Brücken werden durch Zehntauſende gehauen, manche Kehr durch ganze Heere genommen; da werden blutige Sporen gemacht, bis an die Kniee im Blute gewatet, die Arme bis zur Achſel blutig gefärbt, Blut ſpringt von den Füßen all über das Haupt; Männer, ganz blutfarb, ſieht man reiten und ſchreiten; Blut wird für den Durſt getrunken und ſchmeckt wie der beſte Wein. Das Blut, aus weitoffenen Wunden rinnend, möcht' ein Rad treiben; es ſtrömt in Güſſen hinab, gleich Regenbächen; es dampft, daß der Sonne Schein getrübt wird; das Gefilde liegt voll Todter, als wär' ein meilenlanger Wald gefällt; Schwert und Speer ſtecken in den Helmen; mit Leichen wird das Feld gedüngt, Raben, Geier, Wölfe werden geſättigt. Und durch all den unmäßigen Heerſchall, davon Berg und Thal ertoſt, glaubt man der Frauen, der Wittwen lautes Weinen, an welches ſtets gemahnt wird, wie in klagenden Windesſtößen, zu vernehmen.

Für ruhigere Zuſtände wird manchmal mit wenigen Strichen ein Hintergrund gezeichnet; man ſieht jemanden bei der Linde, vor dem Münſter ſtehn. Der alte Biterolf ſteht an einer Laube (Bogenhalle), als ihm die Rückkehr ſeiner Kinder gemeldet wird. Frauen ſtehen an der Zinne, an den Fenſtern; ſie ſchweifen den Schleier um, heben das Gewand auf und gehen über den Hof.

Oft wird das Erzählte noch weiter dadurch veranſchaulicht, daß man es als ein fortwährend Gebräuchliches bezeichnet; „ſo noch die Leute thun.“ Biterolf ſteht unter der Laube, wie noch jetzt Fürſten thun; er pflegt ſeiner Gäſte, wie noch ein Wirt thun ſoll. Wolfdietrich lehnt ſich auf ſeinen Schild, als noch die Recken thun. Sidrat nährt ſich mit ihrer Hand, als noch viel manche thut. Rüdigers jungfräuliche Tochter, befragt, ob ſie Giſelhern zum Manne wolle, ſchämt ſich, wie manche Maid gethan. Eine Königin im Dietleibsliede tröſtet ſich über ihren erſchlagenen Gemahl, wie nach ihr viel manche gethan. Umgekehrt ſoll die Erzählung durch den Gegenſatz heutiger Sitte gehoben werden; in der Nibelungennoth wird ſo grimm gefochten, daß man es nimmermehr thut; Etzel faßt ſelbſt den Schild und will kämpfen, was von ſo reichen Fürſten ſelten nun geſchieht. Von Siegfrieds Ringen mit Brunhilde in der Brautkammer wird geſagt, ſolche Wehr dürfte nimmer an Frauen ergehn.

Ein beſtimmtes Coſtüm in Waffen und Kleidertracht iſt allerdings bei unſern Liedern ſchwieriger auszumitteln, weil ſie in ſo ungleicher Zeit und unter ſo verſchiedenen Einwirkungen ihre letzte Geſtalt erlangt haben. Durch Vergleichung mit dem üppigern Prunke, der ſich in den eigentlichen Rittergedichten auslegt, vermögen wir jedoch einige Grenze zu gewinnen und es zeigt ſich uns, daß, bei manchen Ausnahmen, das Coſtüm im Ganzen nicht weiter vorgeſchritten, als es ſich am Schluſſe des 12ten Jahrhunderts befand, und um dieſe Zeit in den Handſchriftbildern Herrads von Landſperg dargeſtellt iſt. Denn ſowie in den Heldenliedern die Recken ſelbſt noch, wie es Rieſenbekämpfern und Drachentödtern ziemt, derb und mächtig gebaut ſind, mit breiter Bruſt, doch um den Gürtel ſchmal, hochgewachſen, mit langen Beinen, herrlichem Gang, gewaltiger Stimme, die als ein Wiſendehorn erſchallt, ſo iſt auch bei der Bewaffnung mehr noch vom langen, zweiſchneidigen Schwerte, vom ſcharfen, ſpannenbreiten ſtarken Ger, feſten Helme, den harten, lichten Ringen die Rede, ſtatt deſſen die Rittergedichte am liebſten mit dem wunderlichen Bilderſchmucke der Heraldik ſpielen. Das Wohlgefallen an heller, farbiger Kleidung iſt jugendlichen Völkern natürlich.

Wo Himmelsſtrich und Sitte nicht geſtatten, die Formen der nackten Geſtalt hervorzuheben, da muß der Glanz der Bekleidung höheren Werth erlangen. Zu der Frühlingsnatur im Hintergrund unſrer Lieder, zu der blühenden Geſichtsfarbe, den glänzenden Haaren ſtimmt das blumige Gewand. Öfters wird von Frauen geſagt, wie ihre lichte Farbe gegen Gold und Gewand wettſtreitend leuchte. Schon in jener Beſchreibung, die Sidonius von der Brautfahrt des fürſtlichen Frankenjünglings giebt, iſt unſre Anſicht wörtlich beſtätigt. Flammend von Scharlach, leuchtend von Golde, milchweiß von Seide ſchreitet er daher; Haar, Wangenröthe, Hautfarbe ſolchem Schmucke gleichfarbig. Auch die bunte Tracht ſeiner Gefährten, die farbigen Schilde, die reiche Pferdezier finden wir beſchrieben (Maſc. I, 490). Der heitere Glanz der äußeren Erſcheinung war unſern Vorfahren ſo ſehr Angehör und Abzeichen eines vollkommenen Lebens, daß nur die Freien im Lichte heller Farben wandeln, die Unfreien aber in trübes Grau gekleidet gehen. Berchtung, Wolfdietrichs Meiſter, der mit ſeinen zehn Söhnen um der Treue willen gefangen iſt, ſieht dieſe, die Herzogskinder, an Pfingſten graue Kleider und rinderne Schuhe tragen, während die andern Fürſten in reichen Gewanden zu Hofe gehn. Da ruft er wehklagend: „Wäreſt du nicht todt, Wolfdietrich, du ließeſt uns nicht in dieſer Armuth!“ Darnach redet er nicht mehr und ſtirbt vor Herzeleid. Wappenröcke mit goldglänzenden Thierbildern, reichen Wechſel der Kleidung, manigfachen Schmuck von Edelſteinen, Borten, morgenländiſchen Seideſtoffen, eine Frucht des aufblühenden Handels und der Kreuzzüge, kennen denn auch, vom Rotherſsliede an, die meiſten Gedichte unſres Kreiſes; die kindliche Freude an dieſen Dingen, das Anſtaunen der neuen Herrlichkeit nöthigt oft dem Leſer ein Lächeln ab.

Rothers Boten ſind ſo herrlich gekleidet, daß Gerlind ausruft: „Wollte Gott, wir ſähen den König, des dieſe Boten ſind!“ Als nun Rother ſelbſt in ſeinem Prunkgewand zu Hofe kommt, da iſt um ihn ein ſolch Gedräng von Gaffern, daß die Königstochter ihn gar nicht ſehen kann und ihr das Feſt verloren iſt; aber ſie hört ſo viel von dieſer Pracht erzählen, daß ſie den Helden in ihrem Herzen zu minnen beginnt. Auch das Nibelungenlied hat ähnliche Züge: Frauen ſuchen die beſten Kleider aus den Kiſten, damit ihnen von den Gäſten viel Lob und Ehre geſagt werde; wenn Helden reich bekleidet fahren, ſo ſind ſie hochgemuth; auf vier Tage je dreierlei Kleider, alſo zu zwölffachem Wechſel, führen die vier Recken nach Island; Siegfried und Gunther reiten zu Brunhildens Burg in ſchneeblanker Farbe an Gewand und Roſs, in rabenſchwarzer folgen Hagen und Dankwart, wohl nicht ohne Bedeutung des Gegenſatzes.

Wenn wir nun gleich den Keim dieſes äußern Glanzes ſchon in der früheſten Anſchauung zu bemerken glaubten, ſo finden wir doch in der Art, wie er im Epos hervorſcheint, nur den Übergang zu der vollen Entfaltung, die er in den Rittergedichten der wälſchen Sagenkreiſe gewinnt.

Neben den Formen unſres epiſchen Stils, welche der äußern Erſcheinung Gepräg und Farbe geben, kommen noch diejenigen in Betracht, welche den Geiſt der Dichtung, Gedanken und Gemüth derſelben, entweder unmittelbar zum Ausdruck bringen oder über dem Ganzen ſchwebend erkennen laſſen.

Sprichwörter, Sinnſprüche, kurze Klugreden, wie ein älterer Sammler ſie nennt, ſind die Lehrweisheit des Volkes, der bündige Ausdruck ſeiner Geſinnungen, Anſichten, Erfahrungen. Sie ſind nicht das Erzeugnis eines abſichtlichen Nachdenkens, einer ausgeführten Folgerung; aus der Erfahrung des Lebens, aus dem Drange der Überzeugung und Empfindung ſpringen ſie fertig hervor, wie die reife Nuß aus der Schale. Gedrängtheit gehört zu ihrem Weſen, eben weil ſie nicht Entwicklung, ſondern Erfund ſind. Der einſtige Reichthum unſrer Sprache an ſolchen

Kernſprüchen hat ſich auch den Heldenliedern mitgetheilt. Wir heben einige derſelben aus, welche für den Geiſt des Heldenlebens bezeichnend ſcheinen. Biedermannes (des Tüchtigen) Erbe liegt in allen Landen. — Wer ſeine Feinde ſpart und ſeine Freund' erzürnet, der iſt nicht wohl bewahrt. — Guten Tag man zu Abend loben ſoll. — Wer ſich an alte Keſſel reibt, der fahet gern den Rahm (Ruß), ſpricht Meiſter Hildebrand, als er ſeinen kampfluſtigen Sohn ins Gras geſchwungen. — Wer fällt, der liegt. — Es ſterben nur die Feigen (Todesreifen). — Niemand lebt ſo ſtarker, es müſſe denn liegen todt. — O weh, daß vor Leide niemand ſterben mag! ſo ruft Dietrich, als ſeine Getreuen erſchlagen ſind; es zeigt ſich uns die Stärke jener Naturen, die eher Blut weinen oder ſich die Glieder zerfleiſchen, als daß ihr Herz brechen könnte.

Durch das Ganze des Liederkreiſes regt ſich eine muthige Laune, ein friſcher Heldenſcherz, den wir ſchon im Größern als Beſtandtheil mehrerer Charaktere, Hildebrands, Wolfharts, Ilſans, Rumolts, ſich geſtalten ſahen, der aber auch in vielen einzelnen Scherzreden ſich ausſpricht. Beliebt iſt jene bittere Ironie, der Volkers Schwert ein Fidelbogen, Ilſans ein Predigerſtab iſt, oder Hagen beim Feſte den allerbeſten Trank ſchenkt. Die Fröhlichkeit erhält überhaupt ihre Bedeutung erſt dadurch, daß ſie auf ernſtem Grunde ruht. Es iſt die Kühnheit, die mit der Gefahr, mit dem Tode ſcherzt, die, wie jene nordiſchen Helden, lachend ſtirbt. Je nachdem die Heldenwelt noch in ihrer Blüthe ſteht, wie in den Roſengartenliedern, oder ſich zum Untergange neigt, wie im Nibelungenliede, iſt auch die helle oder die dunkle Seite mehr hervorgekehrt; im Ganzen aber laſſen beiderlei Töne, der freudige und der klagende, Lieb und Leid, ſich mit einander vernehmen. Wird in der Noth geſcherzt, ſo wird in der Freude das Unheil vorgeahnt. Dieſe Vorahnungen aber äußern ſich theils in weiſſagenden Träumen, wovon oben die Rede war, theils in einzelnen Mahnungen und Klagerufen, zumal am Schluſſe der Strophen, welche unabläſſig auf nahendes Leid, auf Kampf und Mühſal, Nichtwiederſehen der Heimat und der Angehörigen, auf manches Helden Tod, auf das endliche allgemeine Verderben hinweiſen.

Auch die heiterſte Abenteuer des Nibelungenliedes, wie Siegfried Kriemhilden zuerſt ſah, ſchließt mit ſolcher Verkündigung ſeines jammervollen Todes. Mit fröhlichem Gelächter endet das Laurinslied, mit Weinen und Klagen der Nibelunge Noth.

4. Geſtaltung der Lieder.

Wie unter den angegebenen Bedingungen des Vortrags, in den beſchriebenen Formen des Verſes und des Stils der Sageninhalt ſich zu kleinern oder größern Gedichten, insbeſondre den auf uns gekommenen, geſtaltet habe, iſt nun zuletzt zu erörtern.

Von allen Arten des Vortrags trägt am meiſten der Geſang das Geſetz des Maaßes und der Begrenzung in ſich; wie er ſich in Zeilen abmißt, in Strophen abrundet, ſo ſchließt er ſich zu Geſängen, Liedern ab. Der Sänger und der Hörer bedürfen ebenmäßig beſtimmter Ruhepuncte der Anſtrengung und des Genuſſes, und je mehr von der gegebenen Zeit den Tönen angehört, um ſo kürzer iſt ſie den Worten zugemeſſen.

Das Gedächtnis des Sängers insbeſondere ſcheint der Dauer des Vortrags und dem Umfange der Lieder ein Ziel zu ſetzen; iſt dasſelbe durch den Rhythmus des überlieferten Geſanges unterſtützt, ſo iſt es auch wieder dadurch gebunden; die Wahl der Worte und der Wortſtellung iſt viel beſchränkter, als bei dem Erzähler in ungebundener Rede. Dennoch iſt hier zweierlei zu bemerken. Einmal zeigen die Beiſpiele noch lebendiger Volkspoeſie, daß da, wo mündliche Überlieferung die einzige iſt, die Gedächtniskraft ſich zu einem Grade ſteigern kann, wovon diejenigen kaum eine Vorſtellung haben, welchen durch die Nachhülfe der Schrift eine ſtärkere Übung des Gedächtniſſes entbehrlich und fremd geworden iſt. Sodann werden wir uns eben für die blühendſten Zeiten des Volksgeſanges den Vortrag nicht ſo ganz als Gedächtnisſache zu denken haben. Vor der Einbildungskraft des Sängers ſtand die reiche Sagenwelt, er griff aus ihr die Geſtalt, die Handlung, die ihm eben am hellſten erſchien, die für Zeit und Ort, für die Empfänglichkeit der Hörer die angemeſſenſte war, die ſonſt ſchon als ein beſonderer Geſang vorgetragen zu werden pflegte; er veränderte, erweiterte, verkürzte, je nachdem es die innere Anſchauung und die Erregung des Augenblicks mit ſich brachte; die Erinnerung des einzelnen Wortes band oder irrte ihn nicht, denn eben hier kam ihm der ſtets bereite Vorrath des epiſchen Stils entgegen, aus dem er nahm, weſſen er zunächſt bedurfte. War aber auf ſolche Art das Gedächtnis weniger in Anſpruch genommen, ſo waren es um ſo mehr höhere Seelenkräfte und ein mäßiger Umfang des Vortrags um ſo nothwendiger. Noch mehr, als bei den Sängern von Beruf, muſten die Lieder, ſo wie ſie vom Volke ſelbſt bei Arbeit und Feſtesluſt geſungen, ja, wie noch jetzt auf den Faröeinſeln, zum Tanze gebraucht wurden, auf geringen Umfang, einfache Situationen, wenige, aber ſtarke Züge, beſchränkt ſein.

Vergleichen wir mit dieſer nothwendigen Beſchränkung den weiten Umkreis unſrer geſammten Heldenſage, wie ſie denſelben ſchon ſeit unvordenklicher Zeit erlangt hatte, oder auch nur ihrer bedeutenderen Verzweigungen, von den Amelungen, Nibelungen, Hegelingen, ja ſelbſt der Abenteuer einzelner Helden Wolfdietrichs, Dietrichs von Bern u. ſ. w., ſo folgt von ſelbſt, daß der Geſang nicht anders, als rhapſodiſch, ſein konnte, d. h. daß aus dem großen Ganzen, welches nur in der allgemeinen Vorſtellung des Volkes und der Sänger gleichzeitig und vollſtändig vorhanden war, immer nur einzelne, zwar zu einer ſelbſtändigen Handlung abgeſchloſſene, aber doch auf den allgemeinen Zuſammenhang hinweiſende Theile von mäßigem Umfang vorgetragen wurden. An Reichhaltigkeit, Verknüpfung und Ausführung verſchieden, tauchten dieſe einzelnen Gebilde aus dem lebendigen Ganzen hervor und ſanken auch wieder in demſelben unter. Wurden ſie aber durch die Schrift feſtgehalten, in verſchiedenen Zeiten und aus verſchiedenem Munde, ſo konnte derſelbe Gegenſtand in ſehr abweichenden Darſtellungen zu Tage kommen.

Von der rhapſodiſchen Behandlung des deutſchen Epos zeugen nun auch beſtimmte Nachrichten, worin uns einzelne Geſänge namhaft gemacht werden. Die Erzählung des angelſächſiſchen Gedichtes von dem Helden, der, im Zuge reitend, von Sigmunds Drachenkampfe ſingt, ſetzt ein Lied voraus, das recht eigentlich aus dem Stegreif geſungen werden konnte. Ein ſächſiſcher Sänger, der 1131 an den däniſchen Herzog Kanut mit verrätheriſcher Einladung zu einer Zuſammenkunft mit ſeinem Verwandten, dem Schwedenkönig Magnus, abgeſendet war, ſuchte den ſorgloſen Herzog verſteckter Weiſe durch ein Lied vor dem vielbekannten Verrath Grimhildens an ihren Brüdern vergeblich zu warnen[1] (Saxo S. 370 ff.). Der Marner, ein ſchwäbiſcher Dichter aus der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, ſagt,[2] ſinge er den Leuten ſeine Lieder, ſo wolle der erſte das, wie Dietrich von Bern[3] ſchied, der andre, wo König Ruther ſaß,[4] der dritte der Ruſſen Sturm,[5] der vierte Eggehards Noth,[6] der fünfte, wen Kriemhild verrieth,[7] der ſechſte, wohin der Wilzen Volk gekommen,[8] der ſiebente Heimes oder Wittichs Sturm, Siegfrieds oder Ecken Tod; mancher auch hätte gern der Ymlunge (Nibelunge) Hort. Dieſe Stelle, die im Renner, einem Lehr- und Spruchgedichte des Hugo von Trimberg, um 1300, nachgeahmt iſt, zählt eine Reihe größerer und kleinerer Beſtandtheile unſres Sagenkreiſes auf, und ſollte Marner auch nicht bei jedem derſelben an ein ihm ſelbſt in beſtimmter Geſtaltung zu Gebot ſtehendes Lied gedacht haben, ſo beſtätigt er doch den rhapſodiſchen Geſang im Allgemeinen als das herkömmliche Verfahren.[9]

---

[1] Der Sänger trägt hier in einem Augenblicke, wo ihm kein langes Gehör gegönnt werden konnte, den Verrath Kriemhilds an ihren Brüdern vor; es konnte alſo nur ein kurzer rhapſodiſcher Geſang ſein, den wir hiernach in der erſten Hälfte des 12ten Jahrhunderts bei Sachſen und Dänen gebräuchlich finden. Gegen die Wahrheit der Erzählung iſt nichts einzuwenden; die Sache iſt den Sitten der Zeit gemäß und Saxo ſelbſt lebte nicht viel ſpäter (Heldenſ. 48). Doch hat der Geſang nicht anſchlagen können, ohne irgend einen poetiſchen Stral hervorzurufen. Aus Kanuts treulos vergoſſenem Blute ſpringt ein heilkräftiger Quell empor.

[2] Bodmers Minneſ. II, 176. Grimms Heldenſ. 162.

[3] Dietrichs Flucht.

[4] Rother Z. 1.

[5] Wahrſcheinlich das Otnitslied, wo der König Elias von Reußen gegen die heidniſche Stadt Suders die Sturmfahne führt. Str. 309: Lieber ohin Elias, nim hin den sturmvanen (ſagt Otnit). Str. 312: Mit zorne sprach der Russe: Gent mir in in die hant.

[6] Scheint ein Lied gemeint zu ſein, das wir unter den deutſchen vermißten, vom getreuen Eckhart, dem ſeine Pfleglinge, die Harlunge, von Ermenrich getödtet werden.

[7] Eben was jener ſächſiſche Sänger geſungen, notissimam Grimildæ erga fratres perfidiam.

[8] Dietrichs Flucht 2455: Ez gewan konig Ermrich ain sun, der hiez Fridrich, den er sit versande hin zu der Wilze lande, daran man ain untruwe sach.

[9] Zweifelt man auch, ob der Marner ſich hiebei wirklich durchaus beſtimmte,

Wenn aber auch die äußere Form nothwendig rhapſodiſch war, ſo liegt es doch im Begriffe der Rhapſodieen ſelbſt, daß ſie dem Inhalte nach ſchon vor der Aufzeichnung größere Zuſammenhänge bildeten, und es ſind daher der Idee nach umfaſſendere Dichtungen ſchon damals wirklich vorhanden geweſen.

Für die innere Liederbildung unterſcheiden wir überhaupt zweierlei Verfahren: entweder hat eine einfache Anlage ſich erweitert, bald indem ſie ihre eigenen Triebe allmählich zu größerer Ausdehnung entwickelte, bald indem ſie andere Bildungen, welche gleichfalls ſelbſtändig erwachſen waren, in ihren Bereich aufnahm; oder umgekehrt hat die reichere Entfaltung bald in einzelne, für ſich abgerundete Theile ſich aufgelöſt, bald mit Abſtreifung alles Entbehrlichen ſich wieder auf die einfache Grundlage zurückgezogen. Von dieſen verſchiedenen, ſich manigfach durchkreuzenden Thätigkeiten füllt die innere Ausdehnung und, wenn ſolche die Grenzen eines ſangbaren Liedes überſchreiten würde, die Auflöſung in mehrere Rhapſodieen zunächſt der Zeit des lebendigen Volksgeſanges, die Sammlung des urſprünglich Getrennten der ſchriftlichen Auffaſſung, die Wiedervereinfachung endlich dem Beſtreben anheim, die ſchriftliche Bearbeitung von neuem in Geſang umzuſetzen.

Die einfachen Grundtypen, welche oft in den kleineren Liedern, weil dieſe nur noch einzelne Glieder des erweiterten Ganzen ſind, nicht mehr vollſtändig erkannt werden, ſcheinen manchmal gerade in den weitläufigen und überfüllten Gedichten, in welchen jedoch der Keim unzerſpalten blieb, am deutlichſten durch. Ob aber kleinere Sagenlieder aus größeren Dichtungen zuſammengezogen oder noch im Zuſtande der Grundtypen begriffen ſeien, kann aus ihrer mehreren oder minderen lyriſchen Wärme entnommen werden. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen der poetiſchen Weiſe, welche nur dadurch, daß ſie keiner Übergänge bedarf, abgeriſſen ſcheint, und zwiſchen der Zerriſſenheit, die eine Folge des aufgelöſten, nicht mehr verſtandenen Zuſammenhangs iſt.

ſingbare Lieder gedacht, noch mehr, ob er, ein gelehrter Mann in ſeiner Zeit, der auch lateiniſche Verſe machte, ſelbſt ſolche Volkslieder geſungen, ſondern nicht vielmehr bloß ein ſatiriſches Bild der Verſchiedenheit menſchlicher Neigungen, welche nur in der Luſt nach dem Golde zuſammentreffen, habe geben wollen, ſo wird doch darin jedenfalls der rhapſodiſche Vortrag der Heldengeſänge als das herkömmliche Verfahren vorausgeſetzt.

Die Gedichte aus dem Kreis der deutſchen Heldenſage im beſondern betrachtet.

Die Heldenlieder, von denen uns früher nur der Inhalt im allgemeinen Sagenzuſammenhange in Betracht kam, gehe ich nun als einzelne Compoſitionen in der Art durch, daß ich von jedem, doch meiſt nur ſummariſch, die formelle Beſchaffenheit, nach den vorbezeichneten Geſichtspuncten, die nachweisliche oder muthmaßliche Zeit der Abfaſſung in ihrer jetzigen Geſtalt, den Dichter, wo er namhaft gemacht werden kann, und den poetiſchen Werth, nicht ſowohl des ſagenhaften Inhalts (denn dieſer iſt bereits erörtert worden), ſondern der jetweiligen Bearbeitung angebe und nur bei denjenigen etwas länger verweile, welche irgend eine der formellen Richtungen vorzugsweiſe darſtellen oder als ein größeres Kunſtganzes, wie das Nibelungenlied, beſondere Beachtung erheiſchen.

A. Amelungenkreis.

1. Hildebrandslied. Der Kampf des Vaters mit dem Sohne. Dieſes Lied, deſſen Inhalt wir vielfach beſprochen, iſt uns auch hier beſonders merkwürdig. Es iſt das älteſte und jüngſte zugleich der deutſchen Heldenſage. Das alte Gedicht iſt von dem ſpätern Volksliede durch einen Zeitraum von wenigſtens 700 Jahren getrennt (Grimm, Heldenſ. 23). Zugleich aber zeigt ſich im Hildebrandsliede das einleuchtendſte Beiſpiel der rhapſodiſchen Behandlung. Es hat, in jeder Geſtalt, den geringſten Umfang unter den deutſchen Heldenliedern, es enthält eine einfache, in ſich abgeſchloſſene und verſtändliche Handlung; und dieſe Rhapſodie hat ſich auch wirklich von allen am längſten im Geſang erhalten. Dabei aber erweiſt ſie ſich nicht minder auch als ein Glied des großen epiſchen Zuſammenhangs; denn die Heimkehr des alten Helden nach vieljähriger Abweſenheit ſetzt die einſtige Vertreibung und die übrigen Schickſale der Amelungen und Wölfinge voraus, worauf denn auch ausdrücklich Bezug genommen wird. Der Charakter des alten Hildebrand iſt ſo gefaßt, wie er ſich durch den ganzen Sagenkreis bewährt. Im älteſten Bruchſtücke ſchon iſt er der vielerfahrene, vielgewanderte, und im Volksliede

fehlt zugleich nicht der launige Zug, der ihn auch in ſonſtigen Abenteuern auszeichnet. Die Vergleichung der frühern Geſtaltung des Liedes mit der ſpätern zeigt uns, in Dauer und Wechſel, nach Form und Inhalt, die lebendige Fortbildung des Volksgeſanges. Endlich hat uns dieſes Lied die weitgreifendſten Anknüpfungen an die allgemeine Sagenpoeſie eröffnet.

Das Bruchſtück des Liedes von Hildebrand und Hadubrand, aus dem 8ten Jahrhundert, der Sprache nach auf der Grenze des Hoch- und Niederdeutſchen, iſt lange Zeit für Proſa genommen worden. Die Brüder Grimm haben den Stabreim erkannt und es hiernach in ihrer Ausgabe, Caſſel 1812, in 61 ſtabgereimte Langzeilen abgetheilt. In Beziehung auf die durch Karl den großen veranſtaltete Aufzeichnung der alten, deutſchen Heldenlieder äußert W. Grimm (Heldenſ. 27) als ſehr wahrſcheinliche Vermuthung, „daß in dem Hildebrandslied noch ein Bruchſtück von der Darſtellungsweiſe jener Zeit ſich erhalten habe.“

Mit dieſem Fragmente ſind die erſte und letzte Blattſeite einer Pergamenthandſchrift des 9ten, vielleicht ſchon 8ten, Jahrhunderts beſchrieben, welche, vormals dem Kloſter Fulda gehörig, ſich auf der Bibliothek zu Kaſſel befindet und das Buch der Weisheit, Jeſus Sirach und andres Geiſtliche in lateiniſcher Sprache enthält. Das Lied iſt, mit Ausnahme von 8 Zeilen, bei welchen der Schreiber unterbrochen worden zu ſein ſcheint, von derſelben Hand geſchrieben, von welcher ein Theil des geiſtlichen Inhalts herrührt. Da der Codex unmangelhaft iſt, ſo haben wir das Abbrechen des Liedes beim Beginne des Kampfes nur dem Mangel an Raum beizumeſſen; es waren an der fertigen Handſchrift eben nur jene beiden Seiten leer geblieben (De Hildebr. antiquiss. carm. teuton. fragm. ed. G. Grimm, Gott. 1830, præfat.). In dieſer Aufzeichnung durch gelehrte Hand mag auch der Ausdruck gedehnt und dadurch die raſchere Bewegung des Stabreims geſtört worden ſein. Das Gedicht ſelbſt bezieht ſich im Eingang auf Sagenhören. V. 1: **Ik gihôrta dhat seggen** u. ſ. w.

Das ſpätere Volkslied, in 20 Strophen der epiſchen Versweiſe, iſt theils in Handſchriften des 15ten Jahrhunderts, theils in Drucken des 16ten und 17ten Jahrhunderts, zum Theil als fliegendes Blatt, vorhanden; einmal mit der Überſchrift: „Vom alten Hildebrand, ein ſchöner Meiſtergeſang.“ Von dieſem Lied erhielt die epiſche Weiſe den Namen

Hildebrandston, in welcher auch chriſtliche Kirchengeſänge gedichtet wurden. In dem chriſtlichen Geſangbüchlein, Coburg 1621, iſt als Melodie eines ſolchen überſchrieben: Ich will zu Land aufsreiten, sprach sich Meister Hildebrandt (Koch, Compend. II, 87).

Auch im Heldenbuche Kaſpars von der Röhn findet ſich eine Bearbeitung des Hildebrandsliedes, in 29 Strophen. Sie fällt um 1472. Die Geſtalt des Liedes in den Drucken iſt aber offenbar älter und echter und ſcheint ſich über das 15te Jahrhundert hinaufzuziehen. Bei Kaſpar von der Röhn iſt die epiſche Strophe mit Zwiſchenreimen in den Einſchnitten verſetzt und dadurch achtzeilig geworden; dadurch iſt aber auch das mit dieſem Verfahren gewöhnlich verbundene Flickwerk in das Lied gekommen. Die Erweiterung um 9 Strophen (Str. 5. 18 ff.) rührt hauptſächlich daher, daß gegen den Schluß noch ein Scheinkampf vor der von der Burgzinne zuſchauenden Mutter eingeſchoben iſt, in welchem der Vater ſich anſtellt, als ob er ſich dem Sohne gefangen gebe. Durch dieſe Zuthat ſollte ohne Zweifel erklärt werden, warum Frau Ute den Alten für einen Gefangenen ihres Sohnes hält.

Endlich beſitzen wir das Hildebrandslied auch däniſch, doch nicht im Wege der freiern Überlieferung, ſondern faſt wörtlich überſetzt. Gut iſt der eigenthümliche Zug, daß der Sohn zur Mutter ſagt: „Dein Gefangner ſoll er ſein!“ (Str. 19: Hör du, allerkiæreste Moder min, din Fange skal her være.)

Alle dieſe Geſtaltungen des Liedes ſammt den entſprechenden Capiteln der Wilkinenſage (Cap. 375—8) ſind in der grimmiſchen Ausgabe des älteſten Bruchſtücks mitabgedruckt.

Rhapſodiſche Darſtellungen einzelner Kampfabenteuer ſind ferner:

2. **Sigenot**; wie Dietrich von Bern von dieſem Rieſen überwunden, in eine Höhle geworfen und dann von ſeinem Meiſter Hildebrand, gegen deſſen Rath er ausgeritten und der den Rieſen erſchlägt, aus der Haft erlöſt wird; und

3. **Ecken Ausfahrt**; wie der ſtreitluſtige, rieſenhafte Läufer Ecke im Kampfe mit Dietrich ſeinen Tod findet.

Man hat dieſe beiden Lieder bisher nur in Papierhandſchriften und Drucken des 15ten und 16ten Jahrhunderts gekannt, und auch die dreizehnzeilige, meiſterſängeriſch gebaute Strophe ſchien auf ſpätere Abfaſſung hinzuweiſen. Sigenot enthielt 196, Ecken Ausfahrt 284 ſolcher

Strophen (nach Kaſpars von der Röhn Überarbeitung 205 und 311). Nun aber hat der Freiherr von Laßberg beide Lieder in einer Pergamenthandſchrift des 13ten Jahrhunderts aufgefunden, worin das erſtere nur 44, das letztere, übrigens am Ende mangelhaft, 244 Strophen zählt.

Die Strophenart iſt die gleiche und bewährt ſich alſo doch als eine ſchon im 13ten Jahrhundert gebrauchte. Den Verfaſſer der Lieder in dieſer ältern Geſtalt glaube ich entdeckt zu haben: er hieß Heinrich von Leinau (Lînouwe). Rudolf von Ems, der im 2ten Viertel des 13ten Jahrhunderts dichtete, ſpricht in ſeinem Rittergedichte Wilhelm von Orleans (deſſen einzige Pergamenthandſchrift dieſelbe iſt, in welcher ſich die beiden Heldenlieder befinden), zur vrou Âventiure (Cod. Laßb. S. 13. C. 2):

Ouch wære iuwer getihte
Komen in bezzer schouwe
Mit dem von Lînouwe,
Der Ekkenes manheit
Hât getihtet und geseit;
Daz ist der Wallære.

Und derſelbe Dichter ſagt in ſeiner Alexandreis (Miſc. II, 292):

Her Heinrich von Lînouwe
Hât ouch vil süeze arebeit
An den Wallære geleit.

Die erſtere Stelle iſt zwar ſchon früher auf ein Gedicht von Eckes Wanderung richtig gedeutet worden; denn Waller bedeutet einen Fußwandrer, was Ecke in ausgezeichnetem Maße iſt. Aber der Dichter iſt auch im Liede ſelbſt, nach allen Geſtalten deſſelben, genannt, wenn man nur die Lesart richtig ſtellt. Eine Strophe beginnt darin (Cod. Laßb. S. 137a):

Erst sait von Lune Helferich,[1]
Wie zweene fürsten lobelich
Im walde zesamen kamen,
Her Egge und ouch her Ditherich,
Die riuwend baide sament mich,
Won si den schaden namen.

---

[1] Bei v. d. Hagen Str. 78: Das sait vns von Lon Helffereich u. ſ. w. Andere Lesart: Uns sait von Lütringe.

Hieraus hat man bald auf einen ſonſt gänzlich unbekannten Dichter Helfrich von Lutringen (Miſc. II, 194) gerathen; bald, da kurz vorher im Liede von einem durch Dietrich ſchwerverwundeten Helfrich von Lune (oder Lone) die Rede war, dieſe Stelle als ein Beiſpiel angeführt, daß die Dichter zuweilen ſprechen, als hätten ſie etwas aus des Helden eigenem Munde (Iwein, von Benecke und Lachmann S. 399. Z. 6497). Es wäre aber an ſich ſchon und noch mehr im Zuſammenhange des Liedes ſehr gezwungen, daß ein Held, den die Erzählung bereits verlaſſen hatte und der beim Kampfe Dietrichs mit Ecken gar nicht zugegen war, als Zeuge desſelben angeführt werden ſollte. Die einfache Auskunft iſt, nach Anweiſung Rudolfs von Ems, zu leſen: Erst seit von Lînouwe Heinrich. Der Schreiber, dem dieſer Dichtername unbekannt war, ſetzte ſtatt desſelben den kurz zuvor geſchriebenen eines Helden. In einer der vorhergehenden Strophen hieß es (Cod. Laßb. S. 136b): Helfrich von lun der nam ist min, oder (von der Hagen Str. 64): ich haiſs von Lone her Helffreich u. ſ. w.

Das Geſchlecht von Linouwe kann, nach Laßbergs handſchriftlichen Bemerkungen, entweder auf Laimnau, bei Tettnang, von wo in einer Urkunde von 1271 ein Hainricus de Laimowe (es vererbten ſich in den Geſchlechtern gewiſſe Lieblingsnamen) unter den Schiedsleuten vorkommt, oder auf Leinau im Algäu (unweit des Kloſters Irſee), welches auch gleichnamige Edelleute hatte, bezogen werden; beide Orte in jener obern Gegend, wo Rudolf von Ems ſelbſt und ſo viele andre Dichter und Freunde der Dichtkunſt im 13ten Jahrhundert zu Hauſe waren.

Daß auch Sigenot von demſelben Dichter herrühre, zeigt nicht bloß die Gleichheit des Tons in beiden Liedern, ſondern auch der äußere Zuſammenhang, in den ſie in jener älteſten Handſchrift geſetzt ſind. Die letzte Strophe des Sigenot ſchließt hier mit den Worten:

Sus hebt sich Eggen liet.

So finden wir alſo zu der Zeit, als der Ritterſtand ſonſt mit Vorliebe ſich der wälſchen Ritterdichtung zugewendet hatte, doch einen Dichter dieſes Standes noch ganz in der heimiſchen Sagenwelt befangen; denn außer den von ihm ſelbſt bearbeiteten Stoffen zeigt er auch noch ſeine genaue Bekanntſchaft mit andern Theilen des Heldenkreiſes, auf die er anſpielt, namentlich dem Liede von Wolfdietrich und Otnit. Die

Beziehung auf dieſe Helden iſt ſo ſpeciell und mit der jetzt bekannten Faſſung des Wolfdietrichslieds bis auf einzelne Worte zutreffend, daß uns dieſes Lied, welches noch W. Grimm (Heldenſ. 371) in der Auffaſſung, in der wir es beſitzen, in die zweite Hälfte des 13ten Jahrhunderts ſetzt, ziemlich höher hinaufgerückt wird. Auch auf die Schlacht vor Raben und auf den hörnenen Siegfried wird hier ſchon angeſpielt.

Welches Verdienſt dem Heinrich von Linouwe in der Darſtellung der Geſtalten und Charaktere, in der Ausmalung der Waldkämpfe u. ſ. w. zukomme, oder was er hierin ſchon vorgefunden, läßt ſich nicht genauer beurtheilen. Daß in der Sprache nicht dieſelbe Gewandtheit herrſcht, wie bei andern ritterlichen Dichtern dieſes Jahrhunderts, daran mag die etwas ſchwerfällige Versweiſe Schuld haben. Auf eine ſchon vorhandene ſchriftliche Quelle ſcheint der Ausdruck: als ich las (Sigen. XXX) zu weiſen. Doch findet man auch wieder (Ecke S. 139b):

Dar nach hûb sich ir alter has,
Do wart alrerst gestritten baz
Daz wissint von den lieden.
Sich brûft ir baider herzelait,
Davon (man) noch singet unde sait,
E daz si sich da schiden;

was auf mündliche Überlieferung deutet. Vielleicht wurde beides benützt. Im Eingange des Sigenot mahnt der Dichter zum Stillſchweigen:

Woltent ir herren nu gedagen,
Ich wolt iu vromdiu mære sagen.

Er hat ſich dabei wohl Hörer des Vorzuleſenden gedacht.

Sigenot hat übrigens bei ihm noch das gehörige Maaß (44 Str.) für den Vortrag im Geſange; dagegen iſt das Lied von Ecke durch epiſodiſches Beiwerk ſchon ſehr erweitert, wie es auch nachher dem Sigenot geſchehen iſt.

Daß aber von Ecke und ſeinem Kampf mit Dietrich viel und volksmäßig geſungen worden, davon zeugen außer den vorangeführten Stellen von Marner und im Renner [S. 403 f.] u. a. noch folgende [S. 351]: Konrad von Würzburg (Minneſ. II, 207 a):

Alsus kan ich liren,
sprach einer, der von Eggen sang,

und eine weitere Stelle im Renner (Heldenſ. S. 171):

Wie her Dietrich faht mit hern Ecken
und wie hie vor die alten recken
durch frouwen sint verhouwen,
daz hœret man noch manige frouwen
mê klagen und weinen ze manigen stunden,
wan unsers herren heilige wunden.

4. Laurin. Similde, die Schweſter Dietleibs von Steier, wird von dieſem Zwergkönige entführt und dann von ihrem Bruder, mit Hülfe Dietrichs von Bern, Hildebrands und Wittichs nach manchen Abenteuern und Kämpfen in Laurins Roſengarten und den hohlen Bergen wieder zurückgebracht.

Schwediſche und däniſche Volksballaden haben öfters die Entführung einer Jungfrau durch den Bergkönig zum Gegenſtande. Dieſes iſt auch die einfache Unterlage des Gedichtes von Laurin, auf welche dann aber mehrere Helden des Amelungenkreiſes in einer neuen und beluſtigenden Darſtellung ihrer bekannten Charaktere zuſammengeführt ſind.

Grimm hält den Laurin für eine tiroliſche Zwerg- oder Elfenſage, welche erſt im 14ten Jahrhundert dieſe Umwandlung zum Heldenlied erfahren zu haben ſcheine; denn frühere Zeugniſſe ſeien nicht vorhanden und das Lied vom Wartburgkriege, welches zuerſt Laurins gedenke, ſage noch nicht das geringſte von der Beziehung auf Dietleib und Dietrich von Bern, obgleich die Stelle ziemlich ausführlich ſpreche.

Gleichwohl bezieht nicht nur das Lied ſich auf eine ſchon früher niedergeſchriebene Sage,[1] ſondern es iſt auch zu bezweifeln, daß noch im 14ten Jahrhundert in dieſem Kreiſe ein Gedicht von ſolcher Lebenskraft habe erzeugt werden können. Dieſer Zweifel begründet ſich beſonders, wenn man mit dieſem Gedicht eine dem genannten Jahrhundert angehörende Fortſetzung desſelben vergleicht, welche den Heerzug Walbarans, eines Verwandten von Laurin, gegen Bern beſchreibt und von allem lebendigen Sagengehalt entblößt iſt.

In zwei Handſchriften des Laurin und im gedruckten Heldenbuche iſt ein in den übrigen Ausgaben fehlender Schluß angehängt, worin der Dichter genannt wird, Heinrich von Oſterdingen. Dieſe Zeilen ſind jedoch als eine ſpätere Anfügung verdächtig (Ettm. S. 6. Grimm, Heldenſ. 275). Von Heinrich von Oſterdingen ſelbſt wird anderswo die Rede ſein.

---

[1] V. 4: Als man daz geschriben vint.

Die „ſehr luſtige Chronik von dem berühmten König Laurin“ iſt auch als däniſches Volksbuch vorhanden (Grundr. 69).

5. Die Roſengartenlieder. Der Zwölfkampf der Amelungen mit den rheiniſchen Helden im Roſengarten zu Worms; in viererlei Darſtellungen (die Bearbeitung des Kaſpar von der Röhn mitbegriffen), welche in der Anlage zuſammentreffen, aber in den Nebenumſtänden, namentlich in den Anſtalten, welche für die Heldenfahrt gemacht werden, und den Perſonen mancher Theilnehmer am Kampfe, von einander abweichen. Daß ein ſolcher Zwölfkampf urſprünglich wohl als ein Lied geſungen werden konnte, zeigen die noch vorhandenen däniſchen Balladen deſſelben Inhalts.

Durch umſtändlichere Ausführung der Botſchaft, wodurch die Bernerhelden an den Rhein geladen werden, und der Zurüſtungen, welche ſie ſelbſt für ihre Fahrt treffen, dann beſonders auch durch die Vorliebe, mit welcher die Erſcheinung des ſtreitbaren Mönches Ilſan ausgemalt ſind, haben ſich die Lieder bedeutend ausgedehnt. Das in von der Hagen und Primiſſers Heldenbuch abgedruckte hat 2464 epiſche Langzeilen. Was die Quelle betrifft, ſo wird ſich in den verſchiedenen Darſtellungen bald auf das Buch, bald auf das Lied bezogen (tuot uns daz buoch [daz liet] bekant). Ein Dichter iſt nirgends benannt. Der Ton hat noch viel von der Raſchheit und Friſche des Volksgeſanges und ein rüſtiger, derber Heldenſcherz zieht hindurch. Der Reim iſt freier behandelt, als in kunſtgerechten Rittergedichten. Die erſte, anderwärtige Erwähnung des Inhalts dieſer Lieder findet ſich in der um 1295 geſchriebenen Reimchronik Ottokars von Horneck (Heldenſ. 170, 3). Auch aus der ſcherzhaft-plumpen Weiſe, mit welcher im Mönch Ilſan das Kloſterleben verſpottet werde, nimmt W. Grimm Anlaß, die jetzt vorliegende Auffaſſung dieſer Lieder in die zweite Hälfte des 13ten Jahrhunderts zu ſetzen (Heldenſ. 371). Die Verſchiedenheit der Darſtellungen zeugt übrigens davon, daß die gemeinſchaftliche Grundanlage, welche um dieſe Zeit ſich ſo manigfach verzweigen konnte (auch die Wilkinenſage giebt eine eigenthümliche Darſtellung), weit älter ſein müſſe, und ſelbſt die Erſcheinung einer ſtreitbaren Geiſtlichkeit fanden wir ſehr frühe ſchon geſchichtlich begründet.

6. Dietrichs Flucht. Dietrich von Bern weicht, um ſeine ſieben gefangene Recken, welche Ermenrich aufzuhängen droht, vom Tode zu retten, von ſeinem Erbe zu den Hunnen. Wie Dietrich von Berne schiet, iſt eine der vom Marner aufgezählten Rhapſodieen. Der Gegenſtand konnte auch füglich im Umfange eines ſingbaren Liedes behandelt ſein. Davon iſt freilich das auf uns gekommene Gedicht von Dietrichs Flucht in 10100 kurzen Reimzeilen weit entfernt. In dieſem weitſchweifigen Werke verſchwindet faſt der Sagenkern unter der breiten, farblos trockenen Erzählung. Der proſaiſche Sagenauszug beim gedruckten Heldenbuche giebt auf zwei Columnen (Bl. 271) die rührende Geſchichte viel eindringlicher, als ſie in dem ausführlichen Gedichte hervortritt. Letzteres gehört nach allen Anzeichen in das 14te Jahrhundert. Der Verfaſſer beruft ſich öfters auf ein Buch. Mitten im Liede, in einer eingeſtreuten Klage über Gebrechen der Zeit, heißt es Z. 7977:

Dise wernden swere
die hat heimlich [Hainrich] der Vogelere
gesprochen und getichtet.

Wir haben hier den Namen des Verfaſſers, von dem anderwärts nichts bekannt iſt. An der Stelle, wo er ſich nennt, ſowie an mehreren andern, rügt er Übelſtände ſeiner Zeit, doch ohne beſtimmte geſchichtliche oder örtliche Beziehung.

Insbeſondre iſt ſein Tadel gegen die Fürſten und das Benehmen derſelben im Verhältnis zu dem minder mächtigen Adel, den Grafen, Freien und Dienſtmannen, denen jene ihren Dienſt nicht gehörig lohnen, gerichtet. Gezwungener und unvergoltener Dienſt ſei jetzt der Welt gröſte Klage. Heute komm' ein Bote und heiße die Herren wohl gekleidet zu Hofe fahren. Sie verſetzen dann Rente und Feld und verkaufen ihre Huben. Da komm' ein andrer Bote gerannt und gebiete ihnen ſtatt der Hoffahrt zu einer Heerfahrt mit vielen Geſellen. Davon verderben ſie und erſterben in Armuth. Er ſtellt den Ungerechten, die jetzt Fürſten genannt ſeien, die alten gegenüber, von denen ſein Lied handelt, und ſtößt gegen jene heftige Verwünſchungen aus; Z. 225 (vgl. 7948 ff.):

laz(en) wir ir den teuvel walten
und sagen von den alten!
die waren getreuw und tugenthaft.

Den Grafen, Freien und Dienſtmannen aber wünſcht er Z. 7995:

so ge uber uch der gotes segen
und geringe uwer leit uf alle(n) wegen!

Dieſe Gegenſätze machen wahrſcheinlich, daß der Verfaſſer des Gedichtes im Dienſt eines der unzufriedenen Grafen oder Freien geſtanden ſei, dem er damit zu Gefallen ſprach. Derſelbe zeigt einige Beleſenheit in den Rittergedichten, er ſpielt auf Artus, den Gral u. ſ. w. an. Seine Bekanntſchaft mit den italiſchen Örtlichkeiten mag auf eigener Erfahrung beruhen.

7. Schlacht vor Raben. Dieſes Gedicht in 1140 ſechszeiligen Strophen erzählt die Kämpfe, welche Dietrich, mit einem hunniſchen Hülfsheere verſehen, beſonders in der großen Schlacht vor Raben, beſteht, um ſein Erbe wieder zu gewinnen. Das Bedeutendſte aber iſt eine Epiſode dieſer Kämpfe, wie nemlich die in Dietrichs Obhut gegebenen beiden Söhne des Königs Etzel, ſammt Dietrichs Bruder Diethern, von Wittich erſchlagen werden und wie dann Dietrich, der ſich im Schmerz darüber ein Glied aus der Hand gebiſſen, Wittichen zornglühend verfolgt, bis dieſen ſeine Ahnfrau in den Grund des Meeres aufnimmt. Dieſe Begebenheit, welche, durch das lange Gedicht zerſtreut, den eigentlich ſagenhaften Beſtand deſſelben ausmacht, war ganz geeignet, ſich einſt zu einem rhapſodiſchen Geſang abgeſchloſſen zu haben. Man findet auch ſchon in der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts Anſpielungen darauf. Im Liede von Ecken Ausfahrt, das wir dem Heinrich von Leinau aus dieſer Zeit zugeſchieden, ſagt Faſolt, Eckes Bruder, zu Dietrich, in ihn ſei das Herz ſeines Bruders Diether gefahren, den Wittich vor Raben erſchlagen, worüber dieſer in den See entrinnen müſſen. Hiedurch ſeines Bruders und der Söhne Helchens gemahnt, wird Dietrich grimmig zum Kampfe gegen Faſolt (vgl. Heldenſ. 216 f.). Auch Wernher der Gartenäre, ein niederöſterreichiſcher Dichter,[1] zwiſchen 1239—46, führt in ſeiner Erzählung vom Maier Helmbrecht unter

---

[1] [Pfeiffer, Forſchung und Kritik I, 3, Muffat, bayeriſche Zeitung 8 Oct. 1863, Keinz in der neuen Ausgabe, München 1863, und Hofmann in den Münchner Sitzungsberichten 5 Nov. 1864 vindicieren den Dichter Bayern. K.]

den Bildern, die auf der Haube (Mütze) des jungen Bauern zu ſehen geweſen, Folgendes an (Heldenſ. S. 157):

von frowen Helchen kinden,
wie diu wilent vor Raben
den lîp in sturme verloren haben,
dô si sluoc her Witege,
der küene und der unsitege,
und Diethern von Berne.

Auch in dieſem Gedichte wird ſich auf ein Buch bezogen (Str. 79). Es knüpft ausdrücklich an das von Dietrichs Flucht an (vgl. Str. 80). Darſtellung, Ausdrücke, Bilder, Wendungen, Reimgebrauch verrathen auch durchaus den gleichen Verfaſſer beider Gedichte. Nur hat die ſtrophiſche Versart der Schlacht vor Raben dieſem Liede mehr epiſche Haltung gegeben. Die Verwünſchung der eigenen Zeit und das Lob der vergangenen fehlt hier nicht (Str. 95—100. Vgl. 260). Der Dichter wünſcht ſogar, längſt geſtorben zu ſein (Str. 99.)

Einige Widerſprüche in der Erzählung von Nebenumſtänden, welche W. Grimm (Heldenſ. 208 ff. 372 oben) aushebt, beweiſen bei einer ſolchen Übereinſtimmung im Ganzen nicht gegen einen gemeinſamen Verfaſſer. Man findet ſolche Widerſprüche ſelbſt in den einzelnen größeren Gedichten.

8. Alpharts Tod. Wie der junge Wölfing Alphart, um auch zu den Recken gezählt zu ſein, von Bern auf die Warte ausreitet, dort von ſeinem Oheim Hildebrand geprüft, dann von den Mordrecken Wittich und Heime im Kampfe zweier gegen einen erſchlagen und zuletzt von den Seinigen in blutiger Schlacht gerochen wird. Das Gedicht bildet eine in ſich rhapſodiſch abgerundete Epiſode aus den Kriegen Dietrichs mit Ermenrich. Es beſteht in 467 epiſchen Strophen, jedoch in der einzig vorhandenen Handſchrift ſowohl am Anfang als in der Mitte lückenhaft. Gerade, wo dem tapfern Alphart ſein junges Leben abgeriſſen wird, reißt (in Str. 305) das Lied ab und hebt dann erſt mit den Zurüſtungen zur Rache wieder an. Dazwiſchen lag ohne Zweifel die Klage um den Jüngling und die Beſtattung. Zu ſeinem Grabe wird ſpäterhin der Mönch Ilſan geführt (Str. 409 f.). Ein Dichter iſt nicht genannt. Str. 45 wird ſich auf ein deutſches Buch berufen.

Grimm, der das Lied in die zweite Hälfte des 13ten Jahrhunderts ſetzt (Heldenſ. 355. 371), hält das Ganze für eine Nachahmung von dem Kampf der Söhne Etzels mit Wittich und ihrem rührenden Tode. Die Ähnlichkeit iſt nicht zu verkennen; aber jedenfalls iſt es eine lebendige Ausbildung der gleichen Anlage. Ich halte dieſes Lied beſonders in dem vordern Theile für eines der beſtausgeführten. Die manigfachen Motive ſind ſchön verwoben und des geſtörten Textes unerachtet vernimmt man noch die rechte Weiſe des epiſchen Volksgeſangs.

9. **Biterolf und Dietleib.** Biterolf, König zu Tolet, verläßt heimlich Weib und Kind, um die geprieſene Macht des Hunnenkönigs Etzel ſelbſt kennen zu lernen, und begiebt ſich unerkannt in deſſen Dienſt. Als ſein Sohn Dietleib kaum herangewachſen, beſchließt er, ſeinen Vater zu ſuchen, zieht auch zu Etzeln und findet den Vater mitten in der Schlacht. Eine Beleidigung, welche der junge Dietleib auf ſeiner Fahrt von den rheiniſchen Königen, bei Worms, erfahren, veranlaßt einen großen Heerzug dahin, wozu Etzel ſeine Hülfe giebt, auch Dietrich mit ſeinen Recken, ſowie Ermenrichs Helden mit ausreiten. Nach ſiegreichem Kampfe kehren Biterolf und Dietleib zu Etzeln zurück und werden von ihm mit der Steiermark begabt, wo ſie ſich mit den Ihrigen niederlaſſen.

Dieſes weitläufige Gedicht des 13ten Jahrhunderts, in nicht weniger als 13510 unſtrophiſchen Reimzeilen, verkündigt ſich als Überarbeitung eines ältern Schriftwerks. Es iſt (wie auch Grimm, Heldenſ. 127 es bezeichnet), außer in Einzelheiten, nicht als echte, lebendig fortgebildete Sage, ſondern als eine willkührliche Erdichtung zu betrachten. Mit der Erzählung von Dietleibs Abenteuern in der Wilkinenſage hat es nichts gemein. Ich habe in den Umriſſen eigentlich nur den Kampf Dietleibs mit ſeinem Sohne als wirklich ſagenhaft auszuheben gewußt; aber auch dieß iſt nur eine veränderte Geſtaltung des Hildebrandsliedes und bloß der Zug eigenthümlich, daß der Vater den Sohn am Klange des Schwertes kennt. Den größten Beſtandtheil des Gedichts macht die Kriegsfahrt gegen die Könige zu Worms aus; aber eben hierin kann ich nur eine im Geſchmack der Ritterzeit vorgenommene Nachbildung der Kämpfe im Roſengarten erkennen, welche ſich bis auf einzelne Züge erſtreckt; ſo wird auch hier der zweifelmüthige Dietrich von Wolfhart getadelt und von Hildebrand verſucht (Z. 7803—12. 52—170).

Die mangelnde Kraft der inneren Sagenbildung ſollte nun durch einen bedeutenden äußerlichen Aufwand erſetzt werden. Es ſollten hier die Helden und Heldinnen aller deutſchen Sagenkreiſe in einer bisher noch unerhörten Vollſtändigkeit verſammelt werden. Was irgend von berühmtern oder weniger berühmten Namen aus Lied und Sage bekannt war, wurde auf die eine oder die andre Seite zu dem großen Kampffeſte geladen und die Helden, welche Gunthern zureiten, bringen jeder auch ſeine namenkundige Liebſte mit, um von der Stadt aus den Kämpfen zuzuſchauen. Der Dichter iſt ſich deſſen wohl bewuſt und macht wiederholt darauf aufmerkſam, daß nie in einem Gedichte ſo viele Recken beiſammen geweſen (10667—71. 11366—84. 12237—40. 13021—27). Die namhafteren Helden werden nun nicht nur nach ihren bekannten Eigenſchaften in Handlung geſetzt, ſondern es werden ihnen auch ihre eigenthümlichen Wappen auf die Schilde gemalt und ihre ſonſtigen Abenteuer, ſo weit ſie dieſer Verſammlung vorhergehend angenommen werden, mit gelehrter Sagenkunde angedeutet. Helden gleichen Namens werden belehrend unterſchieden (6001—12 zwei Ortwine); weil die vorgelegenen Lieder den Vater Gunthers und der burgundiſchen Königsgeſchwiſter bald Dankrat, bald Gibich nannten, ſo werden nun dieſe beide als frühere Herren des Landes aufgeführt (2617—23).

So wenig nun dieſe Anſtrengungen dem Werke poetiſchen Gehalt verſchaffen konnten, ſo haben ſie ihm doch für unſre Kenntnis der damaligen Beſchaffenheit der Heldenſage einen litterariſchen Werth gegeben, und von dieſer Seite hat Grimm für ſeine Zeugniſſe über die deutſche Sage vielen Gewinn daraus gezogen. Wir ſehen namentlich auch aus dieſem Gedichte, wie manches uns aus den heimiſchen Sagenkreiſen, wie das 13te Jahrhundert ſie kannte, verloren oder noch verborgen iſt.

Vom epiſchen Stil iſt manches gelehrterweiſe beibehalten, zugleich aber mit dem der Rittergedichte verſetzt und ebenſo ſind die Heldenkämpfe der alten Art mit ritterlichen Kampfſpielen ſeltſam gepaart, wozu jedoch ſchon ältere Gedichte, namentlich das Nibelungenlied, Anlaß gegeben hatten. Charakteriſtiſch iſt für dieſen Wechſel der Sitte, daß gerade dem kampfdurſtigen Wolfhart zu Liebe, in dem wir noch eine Erinnerung an die altheidniſche Berſerkerwuth gefunden, ein Turnier veranſtaltet wird, das ihm noch etwas neues iſt (Z. 8195 ff.).

Der Verfaſſer des Dichtwerks iſt unbekannt. Über ſeine Heimat läßt ſich aus dieſem nur ſo viel mit Sicherheit entnehmen, daß er kein Baier war. Das Land Baiern wird wiederholt als ein durch Raub unſichres geſchildert (3145—50. 3177—94. 6578—636. 10742—7), wozu gleichfalls ſchon das Nibelungenlied Anlaß giebt; auch die Helden aus Baiern, die im Gedicht auftreten, werden als raubluſtig dargeſtellt und davon auf die Baiern überhaupt die Anwendung gemacht (Z. 6623 ff.).

Auch noch Mautern (**Mautaren**) in Öſterreich (**Osterlant**) iſt von Rittern bewohnt, die den Gäſten ihr Gut nehmen wollen (Z. 1044), so man noch dicke den gesten tût.

Im Gegenſatze von Baiern wird Oſtfranken als ein wohl befriedetes und wohl geſegnetes Land gerühmt (Z. 3115 ff. 3140 ff.).

Steierland, das Biterolf und Dietleib von Etzeln empfangen, wird gleichfalls ſehr vortheilhaft beſchrieben: reich an Wald und Waide, Korn und Wein, Wild und Fiſchen, auch mit Gold, Silber und Salz verſehen. Edle Ritter und Dienſtmannen hat es und die beſten Burgſtälle. Auch von Hünenland kennt er Grund und Boden und zeigt überhaupt geographiſche Kenntniſſe, ſo daß man ihn nirgends als heimiſch erfaſſen kann (vgl. Heldenſ. 125).

10. **Dietrichs Drachenkämpfe**; in dem Heldenbuche Kaſpars von der Röhn, der, wie er ſelbſt angiebt, ſeine Quelle von 408 Strophen auf 130 reduciert (so vil unnüczer wort man list).

Die ſtrophiſche Versart iſt wie im Sigenot und Ecken Ausfahrt. Eine andere Darſtellung iſt nur handſchriftlich vorhanden; auch von dieſer verſichert Grimm (Heldenſ. 266), daß ſie unbeholfen und ſchwerfällig ſei, ſelbſt noch mehr als Kaſpars Bearbeitungen, ohne Zweifel ein Erzeugnis der ſpäteſten Zeit. Unter dem Gewimmel von Drachen, Rieſen und Zwergen iſt in dieſen Abenteuern der echte Sageninhalt, ſofern überhaupt ein ſolcher vorhanden war, verſchwunden, und ich habe nichts daraus in die Umriſſe aufnehmen können.

11. **Etzels Hofhaltung**; bei Caſpar von der Röhn, in 215 achtzeiligen Strophen, eine Art allegoriſcher Dichtung. Da auch von ihr in der Darſtellung der Sage ſelbſt kein Gebrauch zu machen war, ſo verweiſe ich über ihren Inhalt auf den Auszug in Hagens Heldenbildern S. 105 ff. Es wird ſich dabei bemerklich machen, was es mit

ſolchen bodenloſen Compoſitionen, im Gegenſatze echter Sagendichtung, für eine Bewandtnis habe.

12. Rother. Dieſer König hat ſeine Boten ausgeſchickt, um die Tochter Conſtantins zu Conſtantinopel zu werben. Als ſie gefangen gehalten werden, zieht er ſelbſt aus, ſie zu befreien, und ſie erkennen ihn an den Harfenſchlägen, die er ihnen bei der Abreiſe zum Wahrzeichen ſeiner Hülfe angeſchlagen. Er bringt ſie zurück, zuſammt der Braut, die er durch Liſt auf ſein Schiff geführt.

In dieſen Grundzügen des Gedichts fanden wir zugleich deſſen Anhalt im gothiſchen Sagenkreiſe. Darauf beſchränkt kann es auch wohl in den Grenzen eines Geſanges gedacht werden. In der Abfaſſung aber, in welcher wir es aus der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts beſitzen, nimmt es 5185 nichtſtrophiſche Reimzeilen ein, wobei noch am Schluſſe einiges fehlt. Nicht bloß iſt ſchon eine über das Maaß des epiſchen Geſanges gehende Ausführlichkeit in Reden und Beſchreibungen eingetreten, ſondern es iſt auch mehr als ein Drittheil des Gedichtes weiteren Abenteuern eingeräumt, welche der Hauptbegebenheit nachfolgen. Der gothiſchen Grundlage, der Befreiung der gefangenen Dienſtmannen durch ihren König, war ſchon in jenem vordern Theile die Entführung der Braut eingefügt. Dieſer Beſtandtheil entfaltet ſich nun weiter; König Conſtantin läßt ſeine Tochter durch einen Spielmann, der ſich als Kaufmann anſtellt, auf ein Schiff locken und zurückentführen, ſie ſoll nun dem Sohne des Heidenkönigs Ymelot vermählt werden und Rother muß ſie mit großer Gefahr zum zweiten mal erringen. Hiedurch tritt dann das Gedicht in weitere Sagenverwandtſchaft mit andern Brautfahrten und Entführungsgeſchichten, im Otnitsliede, in der Hegelingenſage und beſonders im Gedichte von Salomon und Morolf.

Das Rotherslied iſt von unverkennbarem poetiſchem Werthe. Die Hauptſcenen, wie der König ſich der Braut beim Anziehen der Goldſchuhe und ſeinen Recken durch das Harfenſpiel kund giebt, ſind lebendig ausgeführt; die Friſche des echten Sagenhauchs erhält ſich noch neben dem ſchon aufkommenden Glanze in Ausmalung der Kleiderpracht, des Waffen- und Pferdeſchmucks.

Der Verfaſſer des Gedichts in ſeiner jetzigen Geſtalt hat eine ſchriftliche Quelle vor ſich gehabt, die er bald das Lied, bald das Buch nennt. Die Sprache hat manches Niederdeutſche, allein bei der ſchlechten

Beſchaffenheit der einzigen Handſchrift und dem im 12ten Jahrhundert noch unvollkommenen Reime läßt ſich nicht beſtimmt unterſcheiden, was dem Dichter oder was dem Schreiber angehöre. Das Lob, welches erſterer den Baiern ſpendet (ein Gegenſtück zu dem Tadel im Dietleibsliede), die Verherrlichung eines oberbairiſchen Fürſtengeſchlechtes, des von Andechs, worauf es hier angeſehen iſt, weiſt uns in jene Gegend. Die frommen Reden und Betrachtungen, welche häufig im Liede vorkommen und dergleichen ſelbſt dem ungebärdigen Rieſen Widolt in den Mund gelegt werden, laſſen auf den geiſtlichen Stand des Verfaſſers ſchließen.

Die einzige, zu Heidelberg befindliche Handſchrift des Gedichts, in der Sprache und Reimweiſe des 12ten Jahrhunderts, iſt, wie ſchon erwähnt worden, am Schluſſe mangelhaft. Sie bricht da ab, als Rother, nach dem Rathe ſeines getreuen Meiſters Berther ſich ins Kloſter begeben will. Nun hat vor einiger Zeit Herr v. Arnswald in Hannover ein einzelnes Blatt einer verlorenen, ſchönen Pergamenthandſchrift aufgefunden, welches durch einen ſonderbaren Zufall gerade den vermiſsten Schluß des Rotherslieds zum gröſten Theil ergänzt; jedoch, wie die mir mitgetheilte Abſchrift zeigt, trug das Ganze, welchem das gerettete Blatt angehört hatte, nicht die ältere Geſtalt des 12ten Jahrhunderts, ſondern war eine Umarbeitung in den vollkommenern Reim des 13ten, in welchem wir auch nach anderwärtigen Zeugniſſen, z. B. beim Marner, die fortwährende Bekanntſchaft mit der Rothersſage bemerken.[1]

Hier iſt nun auch über das öfters angeführte Morolfslied einiges Nähere zu ſagen. Wir haben unter dem Namen Salomon und Morolf zweierlei altdeutſche Gedichte, welche beide im erſten Bande der deutſchen Gedichte des Mittelalters, herausgegeben von v. d. Hagen und Büſching, Berlin 1808, abgedruckt ſind. Das eine, welches die hohe Weisheit des Königs Salomon mit dem ungeſchlachten Witze des miſsgeſchaffenen Bauers Morolf, theils in Geſpräch, theils in Erzählung, parodiſch zuſammenſtellt, berührt uns nur inſofern, als am Schluſſe deſſelben (V. 1605 ff.) noch die Abenteuer ſummariſch angefügt ſind, welche den Gegenſtand des größern, uns hier in Betracht kommenden Liedes ausmachen. Dieſes erzählt, wie dem König Salomon zu Jeruſalem ſein ſchönes Weib nach einander von zwei verſchiedenen Königen, Pharo und Princian entführt, mit Hülfe ſeines Schwagers, des liſtigen Morolf aber, der verſchiedene Verkleidungen annimmt, beidemal zurückgebracht wird; Abenteuer, in welchen ſich viele Ähnlichkeit mit den Entführungen und Rückentführungen des Rotherslieds zeigt. Außerdem aber hat jenes ſtrophiſche Gedicht in Darſtellung und Behandlung ganz die Weiſe des volksmäßigen, epiſchen Geſangs, mehr ſogar, als manche dem epiſchen Kreiſe beſtimmt angehörende Dichtungen in ihrer jetzigen Geſtalt, weshalb wir auch in der Darlegung des Stils der Heldenſage das Morolfslied beigezogen.

---

[1] [Neuere Ausgabe von Maßmann in den deutſchen Gedichten des 12ten Jahrhunderts. Quedlinburg 1837. 2, 162. K.]

Mone giebt in ſeinen eben erſchienenen „Quellen und Forſchungen zur Geſchichte der teutſchen Litteratur und Sprache“ B. 1, Abthl. 1, Aachen und Leipzig 1830, S. 240—48 einen Aufſatz über Salomon und Morolf, worin er das Gedicht für ein lothringiſches erklärt. Salomon hält er für den altfränkiſchen Namen Saleman, Morolf für die niederländiſche Bezeichnung eines Meerelfen, in welcher Verwandtſchaft auch Morolf im Lied erſcheint, obgleich auch dieſes nicht die urſprünglichen Namen geweſen ſeien. Wie dem ſei, ſo verdient dieſes Lied von regem Leben und großer Anſchaulichkeit, beſonders auch um ſeiner Beziehung zur Heldenſage willen, noch genauere Erläuterung, als ihm bisher zu Theil geworden. Außer der, damals allein bekannten Heldenſage, nach welcher es in 4215 Verſen, ohne die ihm zukommende Abtheilung in fünfzeilige Strophen, abgedruckt iſt, befindet es ſich in einer noch nicht verglichenen Pergamenthandſchrift der königlichen Handbibliothek zu Stuttgart.

13. Otnit,

14. Hugdietrich und Wolfdietrich.

Otnit, König in Lamparten, entführt mit Hülfe des Zwergkönigs Elberich, der ſich als ſeinen Vater zu erkennen giebt, auf einer Heerfahrt über Meer, die Tochter des Heidenkönigs Nachaol zu Muntabur, der ihm dann zur Rache die Lindwürme ins Land ſchickt.

Hugdietrich, Sohn des Königs zu Conſtantinopel, wird als Jungfrau verkleidet zu der Tochter des Königs Walgund zu Salneck, in den Turm, den dieſe bewohnt, eingeſperrt und wird von ihr Vater des Wolfdietrich.

Wolfdietrich, dem ſeine Brüder, als einem unechten Sohne, ſein

Erbreich ſtreitig machen, ſucht daſſelbe mit Hülfe ſeines getreuen Meiſters Berchtung und der Söhne des letztern zu erkämpfen. Er wird durch Zauber entrückt und ſeine getreuen Dienſtmannen müſſen, zu Conſtantinopel auf der Mauer angeſchmiedet, Wache halten. Vom Zauber befreit, ſucht er auf langen Irrfahrten Beiſtand zu ihrer Erlöſung und zur Erlangung ſeines Erbes, die ihm erſt gelingt, nachdem er als Rächer des von den Lindwürmen getödteten Otnit die Hand ſeiner Wittwe und mit ihr das Reich zu Lamparten gewonnen hat.

Dieſe Dichtungen, welche durch gemeinſame Bearbeitungen auch äußerlich verbunden ſind, bilden die umfaſſendſte Compoſition des gothiſchen Heldenkreiſes. Ohne Zweifel iſt dieſer größere Zuſammenhang durch Verſchmelzung urſprünglich verſchiedener Sagen zu Stande gekommen. Beachten wir hier mehr nur die äußere Fugung, ſo kann Otnits Brautfahrt als ein für ſich beſtehendes Ganzes angeſehen werden. Streifen wir hier, wie im Wolfdietrich, das Coſtüm der Kreuzzüge ab, das der Sage urſprünglich fremd iſt, und faſſen wir den Hergang der Entführung ſelbſt in den Hauptzügen ins Auge, wie Otnit die Königstochter vor ſich auf den Sattel nimmt und davon jagt (Str. 450), wie der alte König mit ſeinem Heere nacheilt und nun ein blutiger Kampf ſich erhebt, während deſſen Otnit einmal im Schooße der Jungfrau ausruht (Str. 78) und darüber ihr Vater nur noch heftiger ergrimmt, ſo finden wir uns wieder ganz auf einen einfachen Balladentypus zurückgeführt, der in ſchwediſchen, däniſchen und ſchottiſchen Volksliedern wiederkehrend iſt: Entführung auf dem Sattelknopf, Raſt auf der Flucht, Nacheile des beleidigten Vaters und Kampf mit ihm (Sv. Folkv. III, 76; beſonders auch Wilkinenſ. von Herbart und Hilda, C. 218 nach Hagens Überſetzung). Vom Wolfdietrichsliede giebt es, wie ſchon früher bemerkt worden, zweierlei bedeutend verſchiedene Darſtellungen. In derjenigen nun, welche der Überarbeitung Kaſpars von der Röhn zu Grunde liegt, fällt das Abenteuer Hugdietrichs zu Salneck gänzlich aus. Letzteres bildet gleichfalls für ſich ein abgeſchloſſenes Lied. Beſtimmter jedoch wird ſich über die Verbindung der Sagen erſt urtheilen laſſen, wenn uns die zuletzt erwähnte Geſtaltung des Wolfdietrichliedes aus der Wiener Heldenſage unverkürzt bekannt geworden ſein wird.[1]

---

[1] [Gedruckt in F. H. v. d. Hagen Heldenbuch. Leipzig 1855. 1, 71 f. Der große Wolfdietrich, herausgegeben von A. Holtzmann. Heidelberg 1865. K.]

Die Befreiung der Dienſtmannen, der Hauptinhalt dieſes größern Liedes, macht wieder eine Einheit in ſich. Sofern wir aber hier ſchon weit hinauf, in der Anknüpfung an die perſiſche Heldenſage, die Anlage bemerkt haben, daß der Weg zum Rettungswerke durch eine beſtimmte Zahl von Tagreiſen oder Abenteuern führt, ſo lag hierin ein bedeutender Anlaß zu großer Ausdehnung des Gedichtes, mittelſt Ausführung dieſer einzelnen Abenteuer und Aufnahme weiterer; wie denn auch wirklich das Lied von Wolfdietrich mit ſolchen überfüllt iſt. Umgekehrt aber konnten einzelne Beſtandtheile aus dem größern Zuſammenhange abgelöſt und für ſich rhapſodiſch behandelt werden. So iſt es auch wirklich der Fall in einem holländiſchen Volksliede „der Jäger aus Griechen," worin ein griechiſcher Königsſohn, wie es auch Wolfdietrich iſt, von einem Rieſenweibe ſiebenzig Meilen weit mit ſammt ſeinem Pferde über Berg und Thal getragen wird. Gleiches geſchieht dem Wolfdietrich auf ſeiner Irrfahrt, unter Umſtänden, welche mit denen im Volksliede theils übereinſtimmen, theils davon abweichen, wie es die lebendige Überlieferung mit ſich bringt.

Das holländiſche Lied iſt abgedruckt 1813 in den altdeutſchen Wäldern der Brüder Grimm (I, 161 ff.), wobei bemerkt wird, daß es noch in mehrere heutige holländiſche Volksliederbücher aufgenommen ſei. Ins Deutſche überſetzt, durch v. d. Hagen, ſteht es in der Zeitſchrift Pantheon von Büſching und Kannegießer B. III, S. 115 ff. Leipzig 1810.

Was die Gedichte ſelbſt über ihre Quelle ſagen, beſteht in Folgendem:

Das Otnitslied bezieht ſich zweimal nur im Allgemeinen auf ein Buch (1353. 2022). Gleich am Anfang aber heißt es noch beſonders:

Eß wart ein bůch funden zu Su(n)ders in der stat,
Daz hett geschrifft ein wunder, dar an lag manig blat,
Daz hetten die ubeln heiden in die erde begraben,
Nů süllent ir von dem bůche vil kurtzwil(e) haben.

Wer nů mit gantzen freiden by kurtzwil wel wesen,
Der losse ime von dem bůche vil singen und lesen
Von einem kunge riche, der hett Lamparten namen u. ſ. w.

Dieſe Erzählung (wenn nicht überhaupt ein ſpäteres Anhängſel, vgl. Str. 3) hat ganz das Anſehen der Fabel. Von vergrabenen Büchern, ſelbſt ſolchen, welche auf dieſe Art vor der Sündflut gerettet blieben, erzählt die Sage mehrerer Völker (Görres, Myth. Geſch. II, 532. 628. Göttling, Nib. und Gib. 75). Suders iſt ſonſt in unſrem Liede die Hauptſtadt der Heiden in Syrien, welche von Otnit mit Sturm eingenommen wird. Der Name dieſer Stadt ſcheint nun aufgegriffen zu ſein, um die Quelle des Gedichts dahin zu verlegen.

Das Lied hat nach Mones Ausgabe 569 epiſche Strophen und theilt ſich in ſieben Abenteuren, an deren Schluß es dann gewöhnlich heißt:

> Otnides oventure ist nû die erste (ander u. ſ. w.) hin.

Am Eingang der Gedichte von Hug- und Wolfdietrich, worin überhaupt öfters des Buchs erwähnt wird, findet ſich eine ausführliche Nachricht zur Geſchichte dieſes Werks, die jedoch in den verſchiedenen Handſchriften etwas abweichend lautet. In dem Kloſter zu Tagemunt (Tagemunden, Tageminde) ſei ein Buch gefunden worden, das manches Jahr dort gelegen. Nachher ſei es, auf durch Baierland, dem Biſchof von Einſtet oder Eyſtet geſendet worden, der ſich bis zu ſeinem Tode daran vergnügt. Wenn er verdroſſen geweſen, hab' er ſich die Weile mit den ſeltſamen Wundern verkürzt, die in dem Buche geſchrieben waren. Nach ſeinem Tode hab' es ſein Capellan geleſen und dann an ſeinen Arm genommen und in das Frauenkloſter zû sante Walpurg zû Einstat (Einstette) getragen. Die Äbtiſſin fand gleichfalls großes Gefallen an dem Buche (Hagens Grundr. 8. Grimm, Heldenſ. 228 ſ.)

Mitten im Gedicht aber, in der Beſchreibung eines Kampfes, den Wolfdietrich mit den Brüdern des deutſchen Hauſes zu Ackers gegen die Saracenen ficht, nennt ſich auf einmal ein Dichter:

> Daz sage ich Wolferam, der werde meister von Eschebach.

(Heldenſ. 229. Vergl. gedrucktes Heldenb. 86b, 2.)

Was nun dieſe Angaben im Einzelnen betrifft, ſo iſt zuvörderſt das Kloſter Tagemunt (Tagemunden, Tageminde), wo das Buch zuerſt aufgefunden und von wo es nach Baiern herauf gebracht worden, noch nicht ausgemittelt. Ich kenne keinen einigermaßen entſprechenden Ortsnamen, als Tangermünde, an der Elbe unterhalb Magdeburg, woſelbſt ſich ein Kloſter befand. Der Biſchof zu Einſtet (Eyſtet), der nun das Buch erhält, iſt offenbar der von Eichſtädt, wo auch ein bekanntes Frauenkloſter, der h. Walburg geweiht, beſtand. Die Äbtiſſin dieſes

Kloſters lehrt dann das Buch die zween Meiſter des Geſanges, ſie ſagt es ihnen vor, weil ſie entweder des Leſens überhaupt oder doch des Lateins, wenn das Buch in ſolchem geſchrieben angenommen wird, unkundig waren, und ſie finden nun „dieſen Ton“ dazu, bringen es in die epiſche Geſangsweiſe und verbreiten es ſo mit Singen und Sagen in die Lande.

Was an dieſen Angaben Wahres ſei, wird niemand beſtimmen können. Es iſt an ſich wohl möglich, daß die ſchon aufgezeichnete Sage aus der Schrift wieder in den lebendigen Geſang übergegangen. Aber wenn nicht angenommen wird, daß die Umſetzung des Buchs in die Geſangsweiſe auch gleich wieder niedergeſchrieben worden, wovon nichts erwähnt iſt, ſo wäre, was auf uns gekommen, doch nur die endliche Aufzeichnung der durch die wandernden Sänger verbreiteten Überlieferung und ſomit die Nachricht von der Sagenquelle ſelbſt eine ſagenhafte.

Daß Wolfram von Eſchenbach, der ſich auch nicht ſelbſt den werthen Meiſter genannt haben würde, nicht Verfaſſer des vorhandenen Gedichts ſein könne, zeigt ſchon die oberflächlichſte Bekanntſchaft mit dem Stil dieſes Dichters. Auffallend bleibt jedoch immer, daß Wolfram in der Nähe von Eichſtädt, von wo das Lied ſich verbreitet haben ſoll, zu Hauſe war.

Bei dieſem gröſten Gedichte ſowohl des gedruckten alten Heldenbuchs, als in dem Kaſpars von der Röhn iſt auch von dieſen Überarbeitungen einiges zu ſagen.

Kaſpar von der Röhn ſagt ſelbſt am Schluſſe ſeines Laurins: Noch Crist gepurt 1472 jar ist es geschriben worden von mir Kasper von der Rœn, purdich von Münerstat in Franken u. ſ. w., wo noch ein Geſchlecht dieſes Namens blühen ſoll (Muſ. I, 236). Nach ſeinem Stil zu ſchließen, hat er keinem höhern Stande angehört. Von ihm iſt ein großer Theil der Heldenlieder des Amelungenkreiſes nach älteren Schriftwerken ins Kürzere gearbeitet worden und er ſpricht mehrmals wohlgefällig von dieſem Wegſchneiden unnützer Worte. Es iſt ihm darum zu thun, daß man das längſte Gedicht in ſeiner Bearbeitung auf einen Sitz anhören könne. Dieß rühmt er namentlich am Schluſſe des Wolfdietrich, den er von 700 Lieden (Strophen) des Originals auf 333 herabgebracht hat. Nimmt man hiezu die

Aufforderungen, Wein zu bringen u. ſ. f., ſo iſt Grimms Vermuthung (Heldenſ. 373), daß er für Bänkelſänger gearbeitet habe, wohl anzunehmen. Den Sageninhalt ſelbſt umzubilden, lag weder in ſeiner Abſicht noch in ſeiner Fähigkeit, und inſofern haben uns ſeine Arbeiten, da wo die Originale nicht zugänglich ſind, immerhin einen urkundlichen Werth. Aber durch die Abkürzung ſowohl, als durch Verwandlung der epiſchen Strophe mit vier Langzeilen in eine achtzeilige, mittelſt eingefügter Reime auf den zweiſilbigen Einſchnitten, iſt ſehr fühlbar manches verwiſcht und verdunkelt worden, von der Verderbnis der Sprache und des Stils nicht zu reden.

Auch für das ſeit dem Schluſſe des 15ten Jahrhunderts öfters gedruckte Heldenbuch wurden die alten ſtrophiſchen Gedichte Otnit, Hug- und Wolfdietrich, der Roſengarten zu Worms, in achtzeilige Geſätze umgearbeitet. Das Ohr war nicht mehr empfänglich für den Rhythmus einer Langzeile ohne die Aushülfe eines hinzukommenden Zwiſchenreims. Aber auch dieſe, wenn gleich nicht verkürzende Bearbeitung hat nicht nur den Text verwirrt, ſondern auch das Ganze durch die widrigſten Flickworte zu Beiſchaffung des weiteren Reimes entſtellt. Vgl. 54b, 5. 55a, 8. 113b, 1. 114a, 2. 93a, 3.

Gleichwohl waren die kräftigen Geſtalten der alten Heldenlieder nicht ſo leicht ganz zu verkümmern und auch der epiſche Klang dringt noch überall durch. Der wiederholte Druck des Heldenbuchs zeigt auch, daß ſie fortwährend Eingang fanden. Fiſchart, der geiſtreichſte Humoriſt des 16ten Jahrhunderts, der dieſe Heldenbilder ohne Zweifel nur durch ſolche Drucke kannte, zeigt doch in häufigen Anſpielungen darauf, wie lebhaft ſie ihm gegenwärtig waren.

B. Nibelungenkreis.

15. **Hörnen Siegfried.** Siegfried kommt zum Schmiede, erſchlägt den Lindwurm und überſtreicht ſich mit der Hornhaut. Dann befreit er Kriemhilden vom Drachenſteine und erwirbt den verderblichen Nibelungeshort. Das Lied ſcheint aus mehreren zuſammengeſetzt, Kriemhild und Brünhild, der Drachenkampf und Brünhilds Flammenburg in einander übergegangen zu ſein. Dieſe Vermiſchungen machen das Lied unklar und verworren; doch iſt der Kampf auf dem Drachenfels ein kräftiges Bild.

Es ſind 179 Strophen der epiſchen Versart, welche in der Überſchrift als Hildebrandston bezeichnet wird. Auch der Beiſatz zum Titel „Geſangsweiß“ zeigt, daß dieſes Gedicht als ein ſingbares gelten ſollte. Dasſelbe iſt nicht handſchriftlich, ſondern in mehreren Drucken des 16ten Jahrhunderts vorhanden; auch plattdeutſch (Heldenſ. 258). Doch iſt es, auch in ſeiner jetzigen Zuſammenſetzung, nicht erſt ein Erzeugnis dieſes Jahrhunderts.

Eine Auflöſung dieſes Siegfriedsliedes, mit Abweichungen in einzelnen Umſtänden und Namen (z. B. Kriemhild heißt hier Florigunda, ihr Vater Gibich heißt Gilbaldus u. dgl.) und fremdartigen Zuſätzen iſt das noch gangbare Volksbuch: Eine wunderſchöne Hiſtorie von dem gehörnten Siegfried u. ſ. w. aus dem Franzöſiſchen ins Teutſche überſetzt. Man hat noch keinen Druck dieſes Volksbuchs aufgefunden, welcher mit Sicherheit über das 17te Jahrhundert hinaufgeſetzt werden könnte (Grundr. 52). Die Angabe, daß es aus dem Franzöſiſchen überſetzt ſei, rührt wohl daher, daß dieß mit mehreren Volksbüchern der Fall war (wie namentlich dem in der Vorrede erwähnten Wigalois) und ſo die Bezeichnung als herkömmlich auf den Titel kam.[1]

Noch wird in dieſem Volksbuche einer beſondern, ſonſt nicht mehr bekannten Hiſtorie von Siegfrieds Sohne Löwhardus, von deſſen Kriegen mit dem Sultan und dem König von Babylonia u. ſ. w. (S. 76. 80) gedacht.

Die Holzſchnitte ſtellen den gehörnten Siegfried auch wirklich immer mit Hörnern dar.

Den jetzigen Zuſtand dieſer Geſchichte mag die Erzählung von Siegfrieds Tode darlegen:

> S. 76: Wie ſie nun acht Jahr in ſtolzem Frieden gelebt, begab ſich eines Tages, daß Siegfried und ſeine Schwäger mit ihm auf die Jagd ritten. Weil aber derſelbe Tag ſehr heiß und Siegfried ſich ſehr erhitzet, begiebt er ſich zu einem Brunnen in dem Ockerwalde und legte ſein Angeſicht in denſelben, ſich zu erkühlen. Das erſiehet ein Schwager, der grimmige Hagenwald, und gedenkt bei ſich ſelber: „Dieſe Gelegenheit begibt ſich nicht alle Wege, die muſt du nicht verſäumen, denn dieſes iſt die rechte Zeit und Gelegenheit, dich an deinem Feind zu rächen.“ Nimmt ſein Rappier und ſtößets dem Siegfried zwiſchen die beiden Schultern, da er fleiſchern und nicht hörnig war, hinein, daß die Spitze bis an die Bruſt hinein gieng, daß er davon zur Stund todt blieb.

---

[1] Vgl. Lachmann, Krit. 5.

Dieſes Büchlein, das auf den Märkten verkauft wird, iſt, außer dem, was die mündliche Überlieferung in einzelnen Märchen und örtlichen Sagen erhalten hat, der einzige in Deutſchland noch volksmäßige Überreſt der großen Heldenſage.

16. **Walther und Hildegund.** Walther entflieht mit der ihm frühe ſchon verlobten Jungfrau vom Hofe des Königs Etzel, wo ſie beide als Geiſel waren. Auf dem Wege nach der Heimat will ihm König Gunther die Braut und die mitgenommenen Goldringe abjagen und Walther muß deshalb am Wasgenſteine die rheiniſchen Helden, worunter ſein vormaliger Geſelle Hagen, nach einander beſtehen.

Schon die Anlage des Gedichts bringt hiernach einigen Umfang mit ſich, ungefähr wie die der Roſengartenlieder. Gedrängter iſt die Auffaſſung in der Wilkinenſage, wo Walther unmittelbar von zwölf Helden Etzels, darunter Hagen, verfolgt wird und ſie bekämpfen muß, ohne daß man jedoch Grund hätte, dieſe Auffaſſung für die ältere zu erklären, denn Hagen weiſt uns doch nach dem Rheine hin und Walther iſt zugenannt „von Waskaſtein.“

Das lateiniſche Gedicht, nach Fiſchers Ausgabe,[1] enthält 1452 hexametriſche Verſe. Daß der Verfaſſer ein Geiſtlicher war, ergiebt ſchon der Gebrauch der lateiniſchen Sprache. Das Gedicht zeugt von hiſtoriſch-geographiſchen und philologiſchen Kenntniſſen; beſonders hat Virgil zum Muſter des Stils gedient, von welchem Bilder und Ausdrücke entlehnt ſind; z. B. in der Vergleichung des unerſchütterlichen Helden mit einer Eiche Z. 995, vergl. mit Virgil. Georg. 2, 290; oder V. 874 in der Anrede an einen Jüngling, der ſeinem Tod entgegengeht: Et „longum, formose, vale“ u. ſ. w. Es werden aber auch gleich im Eingang Z. 1 ausdrücklich die Kloſterbrüder angeredet. Ausdrücke der lateiniſchen Kirchenſprache, insbeſondere ſolche der Benedictinerregel, dann Gebet und Lehrweisheit, den Helden in den Mund gelegt, ſind weitere Zeugniſſe des geiſtlichen Urſprungs. Die Jugend des Verfaſſers iſt in den Schlußzeilen angedeutet, 1448 f.

Ekkehard, der vierte unter den ſangalliſchen Mönchen dieſes Namens, welche ſich im 10ten- und 11ten Jahrhundert litterariſch ausgezeichnet haben (er ſtarb um 1036. Pertz, Monum. Germ. hist.

---

[1] [Neue Ausgabe in den lateiniſchen Gedichten des 10ten und 11ten Jahrhunderts von Grimm und Schmeller S. 1. K.]

B. II, 75), berichtet in ſeiner Continuatio casuum S. Galli von den lateiniſch-poetiſchen Arbeiten des erſten Ekkehard, der im Jahr 973 geſtorben. Daraus (beſonders B. 2, S. 118) ergiebt ſich, daß Ekkehard I in früher Jugend, alſo noch im Laufe des 10ten Jahrhunderts, ein lateiniſches Gedicht von dem Helden Walther in der Art geſchrieben, daß das Latein ſich allzuſehr dem deutſchen Redebau angeſchloſſen, und daß nachher, noch in der erſten Hälfte des 11ten Jahrhunderts Ekkehard der vierte, welcher vom Erzbiſchof Aribo zu Mainz den dortigen Schulen vorgeſetzt worden war, auf Geheiß Aribos dieſes Gedicht, ohne Zweifel in der erwähnten Beziehung, verbeſſerte. Da auch Ekkehards I jugendliches Alter, zur Zeit, als er das Werk ſchrieb, zu der Stelle des noch vorhandenen Gedichtes paſst, worin die Unvollkommenheit desſelben mit der Jugend des Verfaſſers entſchuldigt wird, ſo hat man keinen Anſtand genommen, dieſes Gedicht, welches Übung im lateiniſchen Verſe verräth, für jene verbeſſerte Arbeit des erſten Ekkehard anzuſehen.

Nun ſind aber neuerlich zwei Handſchriften des Gedichts aus dem 11ten Jahrhundert bekannt geworden, die eine zu Karlsruhe, die andere zu Brüſſel, in welchen beiden demſelben eine Zueignung vorausgeſchickt iſt, worin ein Mönch Geraldus daſſelbe dem Biſchof Erchambold zum Geſchenke darbringt:

> Præsul sancte dei, nunc accipe munera servi,
> Quæ tibi decrevit de larga promere cura
> Peccator fragilis Geraldus nomine vilis,
> Qui tibi nam certus corde estque fidelis alumnus;

und am Schluſſe noch:

> Sit tibi mente tua Geraldus carus adelphus.

(Mone, Quell. u. Forſch. I, 183 aus der Brüſſl. Hdſ.)

Ein Zeitgenoſſe Ekkehards I, Geraldus, scolarum magister zu St. Gallen, kommt aber in der angeführten continuat. cas. S. Galli vor (Pertz 2, S. 114. 117. 122) und um dieſelbe Zeit war Erchinbald Biſchof zu Straßburg (von 965—991, ebend. S. 116. Note 75). Unter dieſen Umſtänden möchte die bisher angenommene Autorſchaft Ekkehards in Beziehung auf das vorhandene Werk zweifelhaft ſcheinen. Pertz ſpricht in einer Anmerkung zu obiger Stelle der cas. S. Gall. ſeine Anſicht dahin aus, primitus germanicum fuisse [poema], post a Geraldo et Ekkehardis in latinam linguam translatum.

Er giebt alſo Gerald und den Ekkeharden gemeinſamen Antheil. Mir ſcheint die Löſung der Frage in den Worten zu liegen: Scripsit et in scolis metrice magistro u. ſ. w. vitam Waltharii manufortis. Nimmt man dieſes zuſammen mit einer vorhergegangenen Stelle, S. 114: Geraldus ab adolescentia usque ad senilem vitæ finem semper scolarum magister, ſo ergiebt ſich, daß Ekkehard I für ſeinen Meiſter Gerald das Gedicht geſchrieben und dieſer es dem Biſchof Erchinbald mit einer beſondern Widmung zum Geſchenke machte; es iſt auch in letzterer nirgends geſagt, daß Gerald der Verfaſſer ſei, er bezeichnet ſich bloß als Geber. Das Latein der Zueignung iſt auch unbeholfener, als das des Gedichtes; jene ließ wohl Ekkehard IV unverbeſſert ſtehen, weil ſie wenigſtens keine offenbaren Teutonismen darbot.

Zu wünſchen wäre, wir beſäßen noch wenigſtens die unveränderte Arbeit des ältern Ekkehard, eben um ihrer Teutonismen willen. Aus dieſen wäre wohl manches Nähere auch über die Beſchaffenheit des deutſchen Liedes zu erſehen geweſen, nach welchem Ekkehard ohne Zweifel gearbeitet hat. Es kommen Anſpielungen vor, welche nur im Deutſchen verſtändlich ſind. So wenn Walther den Hagano anredet 1347:

O paliure virens foliis, ut pungere possis,

oder wenn derſelbe Held Z. 1417 Hagano spinosus genannt wird, ſo hat dieß nur im Deutſchen Bedeutung: hagan, hagen heißt ahd. ein Hagedorn (Schmell. II, 163). Fragm. de bell. Car. M. contr. Sarac. Z. 4617: Thurh thorne unde thurh hagene. Einiges trifft auch noch jetzt mit dem epiſchen Stil der vorhandenen deutſchen Heldenlieder zu; z. B.

451: Gesserat et scutum gradiens hastamque coruscam.
Namque viro forti similis fuit u. ſ. w.
330: Ipseque, lorica vestitus more gigantis.
Nib. 8930 f.: ... den schilt hûp Rüedegêr,
dô lief er zû den gesten einem degen gelîch.
Wolfd. 124b, 9: Er lent auf seinem schilte, Als noch die recken tünd.
Dietl. 5489: Der so geleiche reken fert.

Walther ſucht Hagen vom Streite abzubringen und verheißt ihm 1259:

rutilo umbonem complebo metallo.

Kriemhild, um zum Kampfe gegen die Burgunden zu reizen (Z. 8622),

hiez golt daz rôte darzû mit schilden tragen.

191: Fulmineos promunt enses clypeosque revolvunt.

Ctn. 1309: Wie balde der Lamparter den schilt zû rucken warff!
Er nam zû beiden henden sin liehtes wafen so scharff.

Wolfd. 50: Die schilt sy zû rucken schwungen, Das es gar laut erhal.

Hadwart ruft Walthern an Z. 795:

Audi consilium, parmam deponito pictam.

Walther antwortet Z. 803:

De reliquis taceo; clypeum defendere curo.
Pro meritis, mihi crede, bonis sum debitor illi.
Hostibus ipse meis se obponere sæpe solebat,
Et pro vulneribus suscepit vulnera nostris.

Ebenſo, faſt wörtlich, ruft im Volksliede von Hildebrand der Sohn den Vater an Str. 8:

Dein harnisch vnd dein grünen schild musta mir hie auffgeben.

Und der Vater antwortet Str. 9:

Mein harnisch und mein grüner schild die haben mich offt ernehrt:
Ich traw Christ vom himmel wol, ich wil mich deiner erwehrn.

Die Anlage des Gedichts ruht ganz im Geiſte des Heldenſangs und die vielen Kämpfe ſind mit all der Manigfaltigkeit der Situationen dargeſtellt, die hierin den Heldenliedern eigen iſt.

Die lateiniſchen Verſe ſind zwar nicht claſſiſch, aber doch iſt der Stil darum keineswegs leblos. Zur Probe deſſelben mag, außer den ſchon angeführten einzelnen Zeilen, die kurze Stelle dienen, worin die Felshöhle (in deutſchen Gedichten der Wasgenſtein) beſchrieben wird, darin Walther und Hildegund ausruhen und von wo er ſeine Gegner Mann für Mann beſteht, Z. 487 ff.

Wie ſehr dieſe Sage von Walthers Flucht mit Hildegund und dem Kampf am Wasgenſteine in deutſchen Liedern verbreitet war, zeigen die Anſpielungen darauf in andern Heldengedichten, namentlich dem Nibelungenliede. Aber auch außerhalb Deutſchlands (von der deutſch-nordiſchen Darſtellung der Wilkinenſage abgeſehen) finden wir ihre Spur auf zwei ſehr entgegengeſetzten Puncten, in Piemont und in Polen. Das Chronicon Novalicense (des Kloſters Novaleſe in Piemont, geſchrieben um 1060, bei Muratori, Script. rer. ital. II, 2) erzählt die legendenartige Sage von einem Walther, der aus königlichem Blute ſtammend, als weitberühmter Held viel männliche Thaten vollbringt, in ſeinem Alter aber ein Mönch im beſagten Kloſter wird. Ihn macht der Verfaſſer der Chronik zu einer Perſon mit unſerem Waltharius manufortis und liefert (C. 8. 9) einen Auszug und einzelne Verſe aus dem lateiniſchen Gedichte, von dem wir bisher geſprochen, und aus einer andern lateiniſchen Bearbeitung deſſelben Stoffes im elegiſchen Versmaaß (Heldenſ. 36).

Die polniſche Sage erzählt Boguphalus († 1253) in ſeinem Chronicon Poloniæ (Sommersberg, Script. rer. siles. B. II, S. 37—39). Walther der ſtarke (robustus), deſſen Schloß Tyniez bei Krakau liegt, entführt dorthin Heldegund, die Tochter eines fränkiſchen Königs, deren Liebe er durch nächtlichen Geſang gewonnen; ein Motiv, das wir auch in der Hegelingenſage, in der Entführung Hildes durch den Sänger Horand gefunden. Er ſetzt zu Pferde über den Rhein, kämpft mit einem Nebenbuhler, dem Sohn eines alemanniſchen Königs und tödtet ihn. Bei aller Verſchiedenheit in den Nebenumſtänden und weiter damit verbundenen Begebenheiten iſt doch die gleiche Grundlage zu erkennen. Die Sage iſt auch noch dadurch örtlich angeknüpft, daß am Schluſſe geſagt wird, man zeige bis auf den heutigen Tag noch das Grab der Heldegund in Stein gehauen auf dem Schloſſe zu Wisliez (Heldenſ. 158 f. Büſching, Volksſ. 3 ff. 407 f.). Vgl. Attila nach der Geſchichte, Sage und Legende dargeſtellt durch G. F. Klemm. Leipzig 1827; darin eine Überſetzung des lateiniſchen Gedichtes von Walthers Flucht in deutſchen Hexametern mit Anmerkungen.

17. Das Lied der Nibelunge.

Es enthält, nach Lachmanns Ausgabe, 2316 epiſche Strophen und iſt in 39 âventiuren (Geſänge) abgetheilt.

Den Inhalt deſſelben habe ich in den Umriſſen der Heldenſage im Zuſammenhange dargelegt und in der Schilderung der Charaktere, namentlich Kriemhilds, Hagens und Rüdegers, iſt die Hauptſache unter beſondern Geſichtspuncten wiederholt worden.

Siegfrieds und Kriemhildens Liebe, der verrätheriſche Mord an dieſem Helden und Kriemhildens blutige Rache, die das ganze Geſchlecht der Helden ins Verderben reißt, ſind die Grundzüge des großen Gedichtes.

Wir beſitzen dasſelbe in zweifacher Geſtalt, einer ältern, in der es nach der Münchner Handſchrift von Lachmann herausgegeben iſt, und einer Überarbeitung, welche der Freiherr v. Laßberg nach ſeinem Codex hat abdrucken laſſen.

Dieſe Überarbeitung geht jedoch nicht auf das Innere des Gedichts, ſie iſt nicht eine verſchiedene Behandlung und Darſtellung desſelben Sagenſtoffes, wie z. B. die verſchiedenen Roſengartenlieder, ſondern ſie geht mehr nur auf Verdeutlichung, Ergänzung im Einzelnen, Ausgleichung etwaiger Widerſprüche oder geſtörten Zuſammenhangs, Füllung des ältern Verſes u. dergl. aus.

Die Schlußworte der ältern Geſtaltung lauten:

ditze ist der Nibelunge nôt;

die der Überarbeitung:

daz ist der Nibelunge liet.

An der erſtern Benennung halten diejenigen feſt, welche darin zugleich eine Anzeige für die Zuſammenſetzung des Liedes erkennen; denn ſie bezieht ſich eigentlich nur auf die letzte Hälfte desſelben. Die andere Benennung wird zweckmäßig überall gebraucht, wo man, von jener beſondern Frage abgeſehen, das Gedicht als das jetzt vorhandene Ganze im Auge hat (vergl. Lachmann, über die urſprüngl. Geſt. S. 91, 7).

Das Lied der Nibelunge iſt das bekannteſte oder, wenn wir eine größere Claſſe von Leſern im Auge haben, das allein bekannte unter den deutſchen Heldenliedern. Es iſt in mehrfachen Ausgaben erſchienen, iſt verſchiedentlich, in Proſa und Verſen, in die neuere Sprache übertragen worden. Es iſt commentiert und unter die Gegenſtände des Lehrvortrags auf Schulen und Hochſchulen aufgenommen worden. Von hiſtoriſcher, mythiſcher und äſthetiſcher Seite iſt es in vielen beſondern Abhandlungen erörtert und erläutert. Auch dramatiſche Behandlungen hat es erfahren und in einer derſelben die Bühne betreten. Die bildende Kunſt hat ſich manigfach mit ihm beſchäftigt und eben jetzt ſollen die Säle des Königsbaues zu München mit ſeinen Geſtalten ausgemalt werden.

Was hier, wo wir von der Compoſition der Heldenlieder handeln, dieſem Gedichte ſo beſondere Bedeutung giebt, iſt der Umſtand, daß es vor allen andern den beſtimmten Eindruck eines Kunſtganzen macht. Eben darum ſtellt ſich bei ihm die Frage nach dem Dichter am natürlichſten und dringendſten hervor.

Aber gerade hier begegnet uns der entſchiedenſte Zwieſpalt der Anſichten: die einen ſehen den Dichter eines in ſich vollendeten Kunſtwerks, die andern den Ordner zuvor ſchon einzeln vorhandener Volksgeſänge.

Nachdem Wolf aus philologiſchen und antiquariſchen Gründen die Einheit der homeriſchen Gedichte beſtritten und K. Lachmann in ſeiner Schrift über die urſprüngliche Geſtalt des Gedichts von der Nibelungen Noth, Berlin 1816, dieſes Verfahren auch auf das deutſche Heldengedicht angewandt hat (vgl. ebend. S. 3), nachdem zugleich durch erweiterte Bekanntſchaft mit den Volksgeſängen aller Nationen ſich neue Begriffe vom Weſen und Bildungsgange der Volkspoeſie und des Epos ergeben haben, theilen ſich jetzt die Kenner und Freunde unſres poetiſchen Alterthums in jene beiderlei Anſichten.

Es ſcheint mir zweckgemäß, Ihnen jede derſelben in einem ihrer neueſten und beachtenswertheſten Vertreter vorzuführen, welche gänzlich unabhängig von einander von den entgegengeſetzten Seiten her Betrachtungen über die Geſtaltung des Liedes angeſtellt haben.

Unſer landsmänniſcher Dichter, Ludwig Bauer, hat vor wenigen Monaten in das Morgenblatt (N. 104—8. 111—13. 121—3. Mai 1830[1]) eine Abhandlung eingerückt „das Lied der Nibelungen ein Kunſtwerk“, deren Richtung ſchon in dieſer Aufſchrift ausgeſprochen iſt. Der Verfaſſer ſcheint aus dem geſammten Kreiſe der Heldenlieder nur eben das Nibelungenlied zu kennen; alle übrigen, von denen wir bisher gehandelt haben, bleiben ihm alſo gänzlich zur Seite liegen; er ſcheint überhaupt mit dem Gegenſtande ſich gar nicht in gelehrten Beziehungen befaßt zu haben; aber das Nibelungenlied hat er ſich wohl angeſchaut und wieder angeſchaut, ſeine Ausführungen und Bemerkungen ſind die beſten und feinſten, die mir über das Lied vom äſthetiſchen Standpunct aus bekannt ſind. Gerade, nachdem wir uns ſo lange in den hiſtoriſchen, mythologiſchen, antiquariſchen Unterſuchungen befunden haben, gerade hier im Gegenſatz einer aus ſolchen Unterſuchungen hervorgegangenen Anſicht, muß es uns von Intereſſe ſein, auf einmal aus allen dieſen gelehrten Beziehungen hinausgerückt zu ſein und zu vernehmen, wie ein poetiſch geſtimmter Geiſt den unmittelbaren Eindruck des alten Dichtwerks in ſich aufnimmt.

---

[1] [Wieder abgedruckt in L. Bauers Schriften. Stuttgart 1847. S. 416 ff. K.]

Ihm gegenüber werden wir dann hören, was derjenige Gelehrte, welcher dem vaterländiſchen Sagenkreiſe die tiefſten und umfaſſendſten Forſchungen gewidmet hat, zu denen ihn doch auch nur die Erkenntnis des innern Werthes dieſer Sagenpoeſie ermuthigen konnte, was W. Grimm in ſeinem neueſten Werke über die deutſche Heldenſage als letzten Erfund ſeiner in beſtändigem Verkehr mit Lachmann gepflogenen Unterſuchungen über die Entſtehungsgeſchichte der Nibelungennoth in gedrängter Kürze niedergelegt hat.

L. Bauer betrachtet unſer Epos zuerſt, ſofern es auf der Charakteriſtik beruhe. Er bemerkt, daß die vielen kennbar bezeichneten Perſonen des Liedes ſich alle wieder um eine als um den Mittelpunct und die Seele des Ganzen gruppieren, um Kriemhilden. Er bemerkt die Gegenſätze, die Extreme, welche in dieſem Charakter zuſammentreffen, und wirft dann die Frage auf, wie der Dichter dieſelben vermittelt, unter eine Perſönlichkeit gebracht habe.

> Wenn er, ſagt der Verfaſſer S. 419, die Vermittlung nicht einmal verſucht hat, ſo war er kein Künſtler; wenn er einen falſchen Weg dazu eingeſchlagen hat, ſo verdient er kein Lob; wenn ihm die Löſung dieſer Aufgabe gelungen iſt, ſo hat er ein vollgültiges Zeugnis ſeines Dichterberufes abgelegt. Ich glaube verſichern zu können, daß die letztere Annahme für den Verfaſſer des Nibelungenliedes gelte. Er hat ſeine Aufgabe nicht nur überhaupt gelöſt, ſondern mit einer Sicherheit, welche den Meiſter verräth. Hier war der natürliche Weg auch der kühnſte und dieſen hat er betreten.

Die Charakteriſtik Kriemhildens, ihre Umwandlung von der reinen Jungfrau zur blutdürſtigen Furie wird dann durch das ganze Lied pſychologiſch verfolgt und zum Schluſſe geſagt S. 426 [Schriften S. 422]:

> Dieß iſt das Charakterbild der Hauptperſon, eine Zeichnung, zu welcher ſich, beſonders wenn wir die darin beobachtete feine Gradation ins Auge faſſen, wohl nicht ſo leicht ein würdiges Gegenſtück finden laſſen wird.

Dieſer ausgezeichnete Charakter aber ſtehe nicht iſoliert, er rage gerade nur ſo viel über die andern hervor, als nöthig ſei, wenn er die Hauptfigur bilden ſolle; insbeſondere erklären die übrigen weiblichen Figuren als Gegenſätze Kriemhildens Eigenthümlichkeit, während ſie, jede für ſich, eine geſchloſſene Perſönlichkeit darſtellen. Überhaupt aber trete keiner der ſo großartig gruppierten Charaktere in Folge einer mühſamen Zergliederung vor unſer Bewuſtſein, ſondern jeder ſpringe mit einem male aus der Begebenheit und dem lebendigen Geſpräche hervor. Es werden einzelne Züge ausgehoben, welche den Verfaſſer zu dem Ausrufe veranlaſſen:

> Muß ein Dichter, der auch in die Nebenpartbieen ſeines Werks ſo feine Züge ausgeſtreut hat, nicht wirklich ein reiches und tiefes Gemüth gehabt haben?

Die Betrachtung der Charakteriſtik ſchließt mit folgender Stelle S. 426 [Schriften S. 423]:

> Durch ſo manigfaltige Beziehungen auf die Hauptperſon wird dieſe gleichſam von allen Seiten beleuchtet, und das Ganze gewinnt ein Intereſſe, das bei wiederholtem Leſen eher zunimmt als nachläßt. Denn wie oft man auch immer das Nibelungenlied geleſen haben mag, jedesmal ſtößt man auf Einzelheiten, durch deren Neuheit man überraſcht wird. Überhaupt beſaß der Dichter die glückliche Gabe, immer einen Charakter durch den andern zu erläutern, ohne daß er dieſen zu dem bloßen Gegentheile von jenem gemacht hätte. Jeder iſt ein anderer und in ſeinem Weſen ſelbſtſtändig, ohne ſich den übrigen entgegenzuſetzen oder ſie zu verneinen. Deswegen ſteht der Sänger der Nibelungen, unerachtet des tragiſchen Aufſchwungs, den er unſerem Gemüthe giebt, doch dem Leben ſo nahe und bleibt ein naiver Dichter, auch wenn er uns bis zu Thränen erſchüttert.

Von der Charakteriſtik kommt der Verfaſſer zur Schilderung und auch hier fällt das Reſultat ſeiner Betrachtung nicht minder günſtig aus (S. 430 [Schriften S. 423]).

> Der Verfaſſer des Nibelungenliedes, ſagt er, hat ſie in ſeiner Gewalt, obgleich er ſie nie zum Zwecke machte. Von jeder Perſon, die er in ſein Gedicht verflochten hat, ſchwebt unſrer Einbildungskraft ein beſtimmtes, mit keinem andern vermiſchbares Bild vor. Wenn ich das Talent hätte, Anſchauungen durch Zeichnung zu fixieren, ſo getraute ich mir, von allen in unſrem Gedichte vorkommenden Perſonen die Umriſſe wiederzugeben: ſo deutlich haben ſie ſich meinem innern Auge eingeprägt. Und doch iſt, einen einzigen Fall ausgenommen (V. 6950 bis 56), von keiner eine durchgeführte Schilderung entworfen. Wie kommt es doch, daß unter den neueſten Dichtern ſelten einer ſolche beſtimmte Eindrücke auf uns hervorbringt, während doch gerade ſie oft alles darauf angelegt zu haben ſcheinen?

S. 431 [424]: Der geniale Kopf, ſagt der Verfaſſer weiter, muß ſich auf den höchſten Gipfeln der Dinge zu Hauſe fühlen und mitten im Feuer der Erfindung ſeine Beſonnenheit behaupten. Dann wird es ihm gelingen, in einzelne fein angebrachte Pinſelſtriche den Keim ganzer Anſchauungen zu legen. Der Verfaſſer des Nibelungenliedes hat von dieſer ſeltenen Kunſt mit Erfolg Gebrauch gemacht.

Sofort ermittelt Bauer den Zweck des Gedichts und findet, daß dem Dichter von Anfang herein ein tragiſcher Zweck vorgeſchwebt, daß er uns durch Furcht und Mitleid habe bewegen wollen (S. 441). Die erſte Hälfte des Liedes ſei beſtimmt, tragiſche Triebfedern in Anregung zu bringen, die zweite, dieſe Triebfedern höher zu ſpannen, und das Ganze ſei ein Epos mit dem Effecte eines Trauerſpiels.

S. 447 [427]: Ich kann verſichern, ſetzt er hinzu, daß mich kaum irgend ein Kunſtwerk vollkommener befriedigt hat. Miſstrauiſch gegen mich ſelbſt, nahm ich, nach wiederholtem Leſen des Ganzen, in verſchiedenen Zeitpuncten, und abſichtlich, wenn ich mich ruhiger geſtimmt fühlte, den Schluß des Gedichtes allein vor mich. Aber auch dann blieb die Wirkung nicht aus. Alles Vorangegangene wiederholte ſich vor meiner Seele, indem ich nur das Letzte las. Solche, jedes mal wiederkehrende Eindrücke ſind bloß dann möglich, wenn der Stoß aus dem Ganzen hervorgeht und das Ganze einen geſchloſſenen Organismus bildet.

Ferner über die Darſtellungsweiſe, die im Liede vorherrſche, bemerkt Bauer, der Dichter habe ſich in dem behandelten Stoffe objectiviert; zwiſchen dem, was er erzähle, und dem, was er dabei gedacht oder empfunden habe, können wir nicht unterſcheiden, ſein Herz finde nur in der Begebenheit eine Sprache.

Dem Verfaſſer iſt zwar nicht unbekannt, daß das Nibelungenlied auf einer uralten deutſchen Sage beruhe, die, als das Epos entſtanden, noch ſo lebendig und tief in das Volksleben verwachſen geweſen, daß ſie ſich allmählich mit demſelben fortgebildet (S. 451 [429]). Aber der Dichter habe nicht irgend einen vorgefundenen Stoff ſo, wie er ihn vorfand, ohne Verknüpfung des Verwandten, ohne Ausſcheidung des Fremdartigen, ohne eigene Zuthat, geradezu in Verſe geſetzt.

Warum, fährt der Verfaſſer fort, hat ſich denn die vielbeſungene Sivrits- und Nibelungenſage nur in dieſem Gedichte zu einer künſtleriſchen Form concentriert? Offenbar deswegen, weil nur in dieſem Gedichte gerade das Zuſammenpaſſende aufgenommen und das Aufgenommene gerade ſo vertheilt iſt, daß es etwas Organiſches, eine in ſich geſchloſſene Welt bildet (S. 447 [428]). Die Geſchichte in der Form, welche ihr der Dichter geliehen hat, enthält ohne Beziehung auf etwas außer oder über ihr Liegendes unmittelbar und in ſich ſelbſt alles das, was zu einem äſthetiſchen Geſammteindrucke erforderlich iſt (S. 450 [428]).

Endlich [Schriften S. 430] giebt der Verfaſſer noch einige Winke über den Geiſt des Nibelungenliedes. Geiſt und Idee eines Gedichtes hält er nicht für gleichbedeutend und verſteht unter erſterem die über ein ganzes

Gedicht verbreitete eigenthümliche Beleuchtung, wodurch uns jeder darin befaßte Gegenſtand in einer beſtimmten Farbe erſcheine, die dasſelbe umgebende Atmoſphäre oder das beſondere Klima, welches darin herrſche. Subjectiv genommen aber, ſei er die von jeder andern unterſcheidbare Gemüthsſtimmung, die uns nur bei dieſem Gedicht ergreife und von Anfang bis zu Ende desſelben begleite. Der Geiſt eines Gedichtes könne alſo eigentlich nicht wiedergegeben werden; wer ihn vernehmen wolle, müſſe ſelbſt das Ganze leſen. Doch ſieht der Verfaſſer ſich nach einzelnen Zügen um, in denen das Gepräge des Ganzen am deutlichſten hervortrete, und bemerkt, als zum Geiſte dieſer Epopöe gehörig, beſonders den ernſten, geſpannten Hinblick auf ein gefürchtetes Ende. Es ſei im Intereſſe des Dichters gelegen, uns frühzeitig auf einen traurigen Ausgang gefaßt und für die gewaltigen Schlußeindrücke empfänglich zu machen (S. 481 [430]). Eine gewiſſe Schwüle verbreite ſich über den ganzen Horizont des Gedichtes; die Gegenſtände erſcheinen, wie kurz vor dem Ausbruche eines Sturmes, und jedes aufſteigende Wölkchen erſcheine uns als ein werdendes Gewitter. Damit aber die beſtimmte Erwartung der Kataſtrophe nicht für die Kataſtrophe ſelbſt abſtumpfen möchte, habe der Dichter, mittelſt der zwiſchen eintretenden friedlichen und heitern Begegniſſe, den aufgewehten Vorhang noch einmal zugeworfen, ehe er ihn völlig aufrollen laſſen (S. 486 [432]).

Dieſe letzte Abtheilung, über den Geiſt des Liedes, iſt beſonders reich an feinen Beobachtungen. Von den Schlußworten hebe ich noch Folgendes aus:

> Wer überſatt aller modernen Künſtelei nach einem ſtärkenden Trunke friſchen Quellwaſſers dürſtet, wer die Natur in ihrem Dichterſchmucke, das Schickſal in ſeinem ſtrafenden Ernſte, den Menſchen in ſeiner Schwachheit und in ſeiner Kraft, wer die unverwiſchbarſten Züge deutſcher Nationalität in einem treuen Spiegel geſammelt und ſich ſelbſt lebhaft in jene Zeit verſetzt ſehen möchte, wo der nun verödete Staufen ein Kaiſerſchloß und der König der Deutſchen die erſte Krone der Welt trug, der trete herzu und leſe das Lied der Nibelungen, ein Kunſtwerk, das ſo unſchätzbar und ſo wenig anerkannt iſt! S. 490 [435].

Auf der andern Seite ſpricht ſich W. Grimm aus, zwar nur in gedrängten und ſchmuckloſen Sätzen, aber ſolchen, die das Ergebnis der gründlichſten Kenntnis dieſer Sagenpoeſie, der ſorgfältigſten Prüfung alles Einzelnen ſind. Heldenſage S. 63—66. 368 f.

Entziehen wir die Betrachtung dem Einfluß, den die ungemeine poetiſche Kraft des Werks ausübt, ſo gelangen wir zu einer andern, faſt entgegengeſetzten Wahrnehmung. Wir entdecken einen bereits geſtörten Organismus und eine hier und da verletzte, nur flüchtig wieder vereinigte Oberfläche. Eingeſchobene Perſonen, zugefügte einzelne Strophen und größere Stücke, unnöthige Wiederholungen, Unverſtändliches, ſelbſt baare, durch keine Erklärung zu beſeitigende Widerſprüche, laſſen ſich nachweiſen. Das Gedicht iſt nicht das Werk eines einzigen u. ſ. f.[1]

So hören wir alſo dasſelbe Gedicht zuerſt vom äſthetiſchen Standpunct aus als ein in künſtleriſcher und pſychologiſcher Einheit und Folgerichtigkeit durchgeführtes Kunſtganzes anrühmen, ſodann in hiſtoriſch-kritiſcher Beleuchtung ſelbſt nicht als das Werk eines Einzigen anerkennen, ſondern als eine Zuſammenſetzung einzelner und verſchiedenartiger, zum Theil noch ungeſchickt verbundener Lieder bezeichnen. Gleichwohl haben beide Sprecher mit Sinn und Liebe für den Gegenſtand ſich geäußert. Wir dürfen nun aber nicht in der Wahl zwiſchen beiden Anſichten ſtehen bleiben; es iſt nöthig, uns für die eine oder die andere zu entſcheiden, oder auch in der Sache ſelbſt einen dritten Weg zu ſuchen. Zwar iſt es ſchwierig, ohne die ſpecielle Anſchauung des Gedichtes ſelbſt irgend eine Meinung überzeugend auszuführen. Sowie aber die beiden ſich entgegenſtehenden Anſichten doch in allgemeinern Zügen dargelegt werden konnten, ſo mög' es auch mit der folgenden verſucht werden. Vielleicht gelingt es dabei, zu zeigen, daß das, was aus den Abhandlungen jener beiden Verfaſſer ausgehoben worden, ſich in gewiſſen Beziehungen näher ſteht, als es beim erſten Anblick erſcheinen mochte.

1. Die Fabel des Gedichts, Handlung und Charaktere, ſind nicht die Erfindung eines Einzelnen, nicht ein Erzeugnis der Zeit, welcher Sprache, Vers und Stil dasſelbe anweiſen, der Grenzſcheide des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Dieſes beruht nicht nur überhaupt in den früher dargelegten Anſichten über das Weſen der epiſchen Volksdichtung und in den Ausführungen über den Sageninhalt der

---

[1] [Uhland hat die citierten Stellen aus Grimms Heldenſage ihrem vollſtändigen Wortlaut nach in der Vorleſung ausgehoben. Da dieſes Buch jedem zur Hand liegt, durfte ſich hier der Abdruck auf die zuſammenfaſſende Hauptſtelle beſchränken. K.]

deutſchen Heldenlieder, es läßt ſich auch im beſondern, nach den Hauptzügen, geſchichtlich erweiſen. Schon die Eddalieder des achten Jahrhunderts zeigen den ganzen tragiſchen Zuſammenhang, der die Einheit unſeres Liedes ausmacht; und noch beträchtlich höher hinauf muß dann der gemeinſame Stamm der nordiſchen und deutſchen Verzweigung geſetzt werden. Wir haben zwar geſehen, daß in den Motiven und in der Auffaſſung der Charaktere das deutſche Epos von der nordiſchen Darſtellung mehrfach abweicht; wir haben insbeſondere erörtert, wie die deutſche Kriemhild erſt dann ſo gewaltig hervortreten konnte, nachdem die im Norden vorherrſchende heidniſch-mythiſche Brünhild als weibliche Hauptperſon aufgegeben war. Aber daß Kriemhild lange vor Abfaſſung des Nibelungenliedes ihre jetzige Stellung in der deutſchen Sage eingenommen hatte, beweiſt die Erzählung des däniſchen Geſchichtſchreibers Saxo (Buch 13, S. 370) von dem ſächſiſchen Sänger, der im Jahre 1130 Grimhildens wohlbekannten Verrath an ihren Brüdern dem Dänenherzoge Kanut zur Warnung geſungen, notissimam Grimildæ erga fratres perfidiam.[1] Siegfrieds und Gunthers Charaktere ſind im Weſentlichen dieſelben geblieben, wie in den Eddaliedern (Grimm, Heldenſ. 370). Hagen iſt ſchon in dem lateiniſchen Walthersliede des zehnten Jahrhunderts wohl erkennbar vorgezeichnet. Dietrich war längſt der Held eines beſondern Sagenkreiſes, bevor er in der Nibelungenoth ſiegreich entſcheidend auftreten konnte. Es ergiebt ſich aber auch aus ſolchen Dichtwerken des epiſchen Cyclus, welche ſpäter, als das Nibelungenlied, aber doch noch in das dreizehnte Jahrhundert fallen, und ſich wieder auf ältere Quellen berufen, die dann wenigſtens mit demſelben gleichzeitig werden, dem Lied von der Klage und der nordiſch-deutſchen Wilkinenſage, daß der Zuſammenhang der Nibelungenſage und auch die Einführung Dietrichs in dieſelbe in andern, manigfach abweichenden Darſtellungen vorhanden war, welche eben um dieſer Abweichungen willen nicht das jetzige Nibelungenlied zu ihrer Quelle haben konnten.

Wenn Bauer in der angeführten Abhandlung über das Nibelungenlied als ein Kunſtwerk die Bemerkung macht, daß keiner der großartig gruppierten Charaktere des Liedes in Folge einer mühſamen

---

[1] [Vgl. oben S. 335 ff. K.]

Zergliederung vor unſer Bewuſtſein trete, ſondern jeder wie mit einem male aus der Begebenheit und dem lebendigen Geſpräch hervortrete (S. 426), wenn ihm weiter angenehm auffällt, daß von jeder Perſon des Gedichtes, obgleich kaum von einer eine durchgeführte Schilderung entworfen ſei, doch unſerer Einbildungskraft ein beſtimmtes, mit keinem andern vermiſchbares Bild vorſchwebe, ſo daß man dasſelbe ſogleich durch Zeichnung fixieren zu können meine, ſo hat dieſes wohl eben darin ſeinen Grund, daß alle dieſe Charaktere und Geſtalten nicht erſt entſtehen, ſondern längſt ſchon fertig, als ſelbſtändige Perſönlichkeiten begründet und anerkannt ſind. Die ungezwungene Sicherheit der Charakteriſtik, die Vorausſetzung der allgemeinen Bekanntſchaft mit den Heldencharakteren geht ſo weit, daß Leſer unſerer Zeit dadurch wohl auch in Irrthum geführt werden können, wie z. B. Bauer Dietrichen von Bern als eine „greiſe Heldengeſtalt“ zeichnet, während wir im Zuſammenhang der Sagen von dieſem Helden erſehen haben, daß er ſtets jugendlich gedacht werden müſſe. Er zeigt auch wirklich im Nibelungenliede, als Bändiger Hagens und Gunthers, ſeine vollſte Kraft, und indem er ſeinen alten Meiſter Hildebrand zur Seite hat, kann nicht auch er als ein Greis erſcheinen. Das war aber Sängern und Hörern jener Zeit ſo geläufig, daß es darüber gar keiner Verſtändigung bedurfte.

Von einem Dichter des Nibelungenliedes können wir alſo nicht ſprechen, ſofern wir unter einem ſolchen den Erfinder ſeiner Fabel oder auch den geſtaltenden Bearbeiter eines vorher noch nicht poetiſch zugebildeten geſchichtlichen oder ſagenhaften Stoffes verſtänden. In langer, lebendiger Fortbildung war der poetiſche Inhalt des Liedes, Handlung und Charakteriſtik, ſchon vollendet; ihr Dichter war allerdings nicht ein einzelner, ſondern die längſt im Volke wirkende dichteriſche Geſammtkraft.

2. Gleichwohl kann uns auch ein bloßer Ordner nicht zufrieden ſtellen. Es kommt in der Frage vom Ordner zweierlei in Betracht: was lag vor ihm, das er zu ordnen hatte? und in welcher Abſicht, in welchem Sinne verfuhr er ordnend? Wäre der Zuſammenhang, der nach dem Obigen in der Idee, in der Geſammtheit des Volksgeſanges, allerdings vorhanden war, auch in einer Vollzahl einzelner Lieder in der Art niedergelegt geweſen, daß man dieſe nur in Schrift zuſammen-

zufaſſen brauchte, um das rechte Ganze zu gewinnen, dann könnte nur von einem Sammler oder Schreiber die Rede ſein. Wäre ſchon ein das Ganze vollſtändig umfaſſendes Schriftwerk vorgelegen, dann könnten wir nur von einem Überarbeiter ſprechen. Allein letzteres iſt weder erweislich noch wahrſcheinlich, denn gerade in dieſem Gedichte wird ſich niemals, wie es doch faſt in allen andern unſeres epiſchen Kreiſes der Fall iſt, auf ein Buch, auf ein Geſchriebenes bezogen. Was in alten Mähren Wunders geſagt ſei, uns hören zu laſſen, iſt die allgemeine Quellenbezeichnung im Eingange des Gedichts. Daß es aber auch nicht genügte, die gangbaren Lieder in möglichſter Vollſtändigkeit niederzuſchreiben, um ein Ganzes ohne Lücken und Widerſprüche zu erhalten, lehrt die Natur der rhapſodiſchen Volksgeſänge, welche bei allem Zuſammenhange im Größern und im Hauptinhalte, doch im Einzelnen und in der Ausführung niemals völlig zuſammenſtimmen und ſich fugen; ſollen ſie zu einem harmoniſchen Ganzen verbunden werden, dann muß eine ordnende Hand eingreifen; es muß angereiht, ausgeglichen, ergänzt werden. Aus einem ſolchen Ordnen vieler einzelnen Lieder oder doch aus der Erweiterung und Ergänzung eines ſchon beſtandenen größern Complexes durch ſolche (Heldenſ. 65) ſoll nun, nach Lachmann und Grimm, das Nibelungenlied hervorgegangen ſein, und dieſe Art der Entſtehung wird in alten Liederanfängen, in Einſchiebungen, Wiederholungen, Unverſtändlichkeiten, Widerſprüchen nachzuweiſen geſucht, welche der Ordner hinzugebracht oder ſtehen gelaſſen habe. Indem jedoch das Ganze wieder in zwei dem Umfang nach ziemlich gleiche, in Beziehung auf Vollſtändigkeit der Überlieferung, auf Darſtellung, Sprache und Reim aber verſchiedene Theile zerfallen ſoll, ſcheint es (denn völlig klar iſt mir nicht, wie dieſes Verhältnis gedacht ſei), daß jeder dieſer beiden Haupttheile urſprünglich wieder ſeinen beſondern Ordner gehabt hätte, bis der letzte auch ſie unter ſich und mit andern ihm ſonſt noch zu Gebot ſtehenden einzelnen Liedern zum größern Ganzen zuſammenfügte.

Ich laſſe dieſe Abtheilung in die beiden Hälften vorderhand auf ſich beruhen und nehme im Allgemeinen für erwieſen an, daß der jetzigen Abfaſſung des Gedichts einzelne, mehr oder weniger ſchon unter ſich verbundene Lieder zu Grund gelegen; dieſe Lieder aber kann ich mir nicht ſo beſchaffen denken, wie Lachmann nach ſeiner ſpeciellen Ausführung ſich ſolche vorſtellt und Grimm, indem er ſich nicht dagegen erklärt, ihm auch hierin beizupflichten ſcheint. Lachmann, wenn ich ihn nicht gänzlich miſsverſtehe, nimmt an, daß, wenn wir aus einer Abenteure des Nibelungenliedes diejenigen Strophen ausgeſchieden, in denen er bloße Übergänge und Einſchiebſel von der Hand des Ordners zu erkennen glaubt, wir alsdann das einzelne Lied der Hauptſache nach in der Geſtalt vor uns haben, wie der Ordner ſelbſt es vor ſich hatte. So ſtellt Lachmann gleich aus der zweiten und dritten Abenteure, welche von Siegfrieds Jugend und ſeiner Fahrt nach Worms handeln, durch Ausſcheidung und Umſetzung vieler Strophen, zwei Lieder her, deren erſteres „die Beſchreibung der Feierlichkeiten bei Siegfrieds Schwertnahme, bis auf den Punct, wo er ſich weigert, bei ſeines Vaters Leben die Krone zu tragen“ (V. 93—180), enthalten habe (Lachm. a. a. O. S. 72). Nach meiner Meinung aber kann es niemals, weder im Wortlaute der durch jenes Verfahren gereinigten Strophen, noch ſelbſt dem Inhalt nach, ein in lebendiger Überlieferung gangbares, für ſich beſtandenes Lied gegeben haben, worin eine ſolche Schwertnahme beſchrieben wäre. Dasſelbe behaupte ich in Beziehung auf alle ausführlichere Schilderungen von Feſtlichkeiten, Botſchaften, Hoffahrten, Frauendienſt und ſo fort, alſo von einem bedeutenden Theile des Liedes überhaupt und der erſten Hälfte desſelben insbeſondere. Dieſe Anſicht zu begründen, gehe ich auf den zweiten der obigen Fragpuncte über, in welcher Abſicht und welchem Sinne denn der angenommene Ordner ſein Geſchäft unternommen und betrieben habe.

Im Abſchnitte vom Vortrag der Heldenſage habe ich in Beziehung auf die ſchriftliche Auffaſſung zum Behuf des Vorleſens bemerkt, daß es dabei im Allgemeinen nicht auf das bloße, wörtliche Aufſchreiben der in mündlicher Überlieferung vorhandenen Lieder und Sagen abgeſehen war, ſondern daß, wer ſchrieb oder dictierend ſchreiben ließ, irgend einen Zweck hatte, die Sache weiter zu führen, für ſeine Zeit wirkſam zu machen. Wir können, außer dem kurzen Volksliede von Hildebrand, von keinem unſrer Heldenlieder behaupten, daß es ſo geſungen und geſagt worden ſei, wie es niedergeſchrieben iſt. Daß nun insbeſondre derjenige, welcher das Nibelungenlied für die Schrift geordnet, nicht die Abſicht gehabt haben könne, die in der Überlieferung vorhandenen romanzenartigen Lieder bloß zuſammen zu ſtellen (Lachmann S. 4) und dabei nur die ihm nöthig ſcheinenden Verknüpfungen und Ergänzungen anzubringen, davon zeugt die Beſchaffenheit des Werkes ſelbſt. Denn in der Geſtalt, in welcher die Lieder, auch nach Wegräumung deſſen, was man für ſolche Zuthat erklärt, noch immer großentheils erſcheinen würden, konnten ſie, wie ich zuvor behauptet, niemals in volksmäßiger Überlieferung gelebt haben. Die Beſchreibungen von Ritterfeſten, Werbungen und andern Botſchaften, gaſtfreundlichen Empfängen, ſelbſt von Gefechten, z. B. denen im Sachſenkriege, aus welchen noch immer ein beträchtlicher Theil der ausgeſonderten einzelnen Lieder beſtehen würde, können niemals im lebenden Munde des Geſanges oder der Sage ſich vererbt haben. Sie ſind ein ſchöner Rahmen für die eigentlichen Sagengebilde, ſie geben der Sage das Gewand einer beſtimmten Zeit, in welcher ſie ſich befreundet und heimiſch anſiedeln ſoll, aber ſie ſind nichts, was für ſich, als Inhalt und Beſtand eines Liedes durch die Menſchenalter ſchreiten konnte. Der immerfort treibende Kern eines Sagenliedes kann nicht in den Thätigkeiten des täglichen oder feſttäglichen Lebens, nicht in Schilderungen allgemeiner Sitten und Gebräuche beſtehen; bedeutungsvolle Mythen, ſcharfe Charakterbilder, ergreifende Situationen, Gemüthszuſtände, Leidenſchaften, in bewegte Handlung geſetzt, dieſe ſind es, die einem Liede Leben und Dauer geben, die es in den Volksgeſang einführen und in ihm erhalten. Unſer Nibelungenepos iſt nun allerdings voll ſolchen echten Sagenbeſtandes, aber dieſer iſt von jenen Äußerlichkeiten reich bekleidet und ſelbſt, beſonders im vordern Theile des Liedes, durch ſolchen erſetzt. Ich werde hiefür ein früher ſchon berührtes Beiſpiel, das überhaupt für dieſe Unterſuchung aufhellend iſt (die Erzählung von Siegfrieds Schwertnahme), nachher beſonders erörtern. Wenn nun Grimm (S. 368) ausführt, das Gedicht ſetze die geiſtig reiche, in allen Verhältniſſen innerlich belebte Zeit voraus, in welche ſeine Ausbildung falle und welcher die Darſtellung des öffentlichen und häuslichen Lebens, die Feinheit der Sitten, die Pracht der Feſte, überhaupt die äußere Ausſtattung entſpreche, daſſelbe ſei auch allerdings volksmäßig, inſoweit nemlich das beſte dieſer Zeit, aus der Mitte des ganzen Volkes hervorgegangen, keine abgeſonderte Erſcheinung geweſen, die Perſon, das Ich des Dichters aber nichts anders bedeute, als den lebenden Mund der Sage, wenn er hiernach das Bedenken, welches aus jener äußern Ausſtattung gegen die gewiſſenhafte Behandlung des Überlieferten (vgl. S. 65) erwächſt, dadurch zu heben ſucht, daß er auch jene für volksmäßig erklärt und dem lebenden Mund der Sage zuweiſt, ſo kann ich hierin nicht übereinſtimmen. Ich halte nicht nur jenes Äußere, beſonders in der Ausbreitung, wie ſie ihm im Nibelungenliede gegeben iſt, ſeiner Natur nach für unvolksmäßig, ſondern ich glaube ſelbſt nicht, daß es auch nur die Zeit gehabt hätte, ſich zur Volksmäßigkeit heranzubilden. Es zeigt uns die Sitte des häuslichen und öffentlichen Lebens ſo, wie ſie am Schluſſe des zwölften Jahrhunderts ſich geſtaltet hatte, aber nicht wie ſie ſchon in volksmäßigen Überlieferungen dargeſtellt ſein konnte; und es iſt ſo gleichmäßig und gehalten über das Ganze verbreitet, daß wir entweder alle hier zuſammengeſtellten Lieder bereits in dieſelbe Farbe getaucht annehmen müſten, was nach dem Obigen unzuläſſig erſcheint, oder dieſe Einheit nur in der Anſchauungsweiſe des Ordners begründet finden können. Grimm ſelbſt ſagt (S. 64): „In der äußern Form, in Stil, Farbe und Ton der Erzählung bemerken wir keine ſtörende Verſchiedenheiten; derſelbe Geiſt waltet überall.“ Hätte dieſer gleichmäßige Geiſt etwa ſchon in einem der gegenwärtigen Geſtalt des Liedes zu Grunde liegenden größern Ganzen gewaltet, dann würde das bisher Geſagte eben nur auf den Ordner dieſes letztern anwendbar ſein. Es iſt aber zu jener Annahme wirklich kein Grund vorhanden, vielmehr paſst das Coſtüm gerade zu der Zeit, welcher das jetzt vorhandene Gedicht auch der Sprache und dem Verſe nach angehört. Waltet nun durch dieſes jener gleiche Geiſt und können wir die Verbreitung deſſelben dem Ordner des Gedichtes nicht abſprechen, ſo iſt ihm, ſei es auch vorerſt nur in äußern Dingen, doch eine über das Ganze ſich gleichförmig erſtreckende Wirkſamkeit eingeräumt, die uns ſehr natürlich zu weitern Reſultaten führt. Befand er ſich einmal auf dem Standpunct, ſeine Zeit in den alten Mähren geltend zu machen, ſo lag ihm auch ganz nahe, hervorzuheben und auszubreiten, was dem Geiſte ſeiner Zeit zuſagte, zu beſeitigen oder durch andres zu erſetzen, was demſelben widerſtrebte. Schon in der älteſten Geſtalt der Sage, in den Eddaliedern, wirken vornherein mehr die mythiſchen Motive, weiterhin mehr die der Leidenſchaft. Es iſt ſehr begreiflich, daß einem Ordner aus der hohenſtaufiſchen Zeit die letztern anſprechender waren, als die erſtern; daß ſelbſt ſchon in den deutſchen Überlieferungen, die ihm zunächſt vorlagen, das Mythiſche verdunkelt, das Ethiſche hervorgeſtellt war. So dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn die zweite Hälfte des Nibelungenliedes lebensvoller daſteht, als die erſte, wenn in dieſer, wo der mythiſche Inhalt großentheils ausfiel, dafür die äußerlichen Schilderungen um ſo bequemer einrückten. Sie paſſen auch am beſten für dieſen vordern Theil des Gedichts, wo noch, wie die Eingangsſtrophe verkündigt, von Freuden und Hochgezeiten berichtet wird.

Daß in einem Gedichte, welches, wie wir anerkennen, mehrere ſchon vorhandene Rhapſodieen zur Grundlage hat und dieſe wohl auch, ſoweit es nicht der Zweck des Ordners mit ſich brachte, unverändert ließ, wie es denn überhaupt den Ton und Stil des epiſchen Geſanges einhält, Ungleichheiten und Widerſprüche im Einzelnen vorkommen, iſt gar nicht anders zu erwarten. Schon das bei Abfaſſung der Schriftwerke gewöhnliche Dictieren, die bloße Verarbeitung im Gedächtniſſe machte ſolche Verſtöße faſt unvermeidlich; ſie ſind auch, wie Grimm ſelbſt bemerkt (S. 369), für den poetiſchen Werth unerheblich; mögen wir Kriemhildens Jahre noch ſo genau nachzählen, ſie iſt doch niemals gealtert. Im Ganzen aber ſollten ſolche Unebenheiten gerade einem Ordner, deſſen einziger Beruf eine geſchickte Zuſammenſtellung wäre, weniger begegnen, als demjenigen, der mehr das dichteriſche Ganze vor Augen hätte.

Wir haben alſo, nach all dieſem, nicht bloß einen Ordner, der ältere Lieder zuſammengeſtellt und nothdürftig verbunden, ſondern wenigſtens einen ſolchen, der ſie im Geiſte ſeiner Zeit zu einem Ganzen geordnet hat.

J. Bauer bemerkt, als zum Geiſte des Nibelungenliedes gehörig, beſonders den ernſten, geſpannten Hinblick auf ein gefürchtetes Ende. Auch Grimm ſetzt da, wo er, in den eben erwähnten Beziehungen, denſelben Geiſt überall waltend anerkennt, noch hinzu:

> „Den Dichter ſelbſt verläßt nicht das Gefühl dieſer Einheit des Ganzen, es bricht an mehr als einer Stelle durch, ja er liebt Vorausverkündigungen des nahenden oder zukünftigen Geſchicks.“

Spricht er ſonſt vom Ordner, oder wie man ihn nennen wolle, denn es ſei ſchwer einen paſſenden Namen zu finden, ſo hören wir hier, ziemlich zuſammentreffend mit den Worten des andern Sprechers, von einem Dichter reden, den das Gefühl von der Einheit des Ganzen nicht verlaſſe. Sollte auch der Name Dichter hier nur im Sinne der Anſicht, von der an jener Stelle die Rede iſt, gebraucht ſein, ſo ſcheint doch das Gefühl der Einheit im Ernſte gemeint zu ſein. Wie dem ſei, es iſt in der durch das Ganze verbreiteten ſubjectiven Stimmung nicht zu verkennen.

Wir haben einen Ordner gefunden, der die alte Sage im Geiſte ſeiner Zeit wiederzugeben unternahm. Schon hierin liegt eine geiſtige Thätigkeit, die dem Ganzen wenigſtens die äußere Einheit des Coſtüms gab. Nun zeigt ſich aber weiter, daß dieſes Ganze auch die innere Einheit der Handlung und der die Handlung beſeelenden Idee hat. Das Gedicht beginnt mit Kriemhildens ſchön aufblühender, ahnungsvoller Jugend, es ſchließt ſtreng ab mit ihrem Tod auf dem Gipfel ihrer furchtbaren Umwandlung. So bringt es, kann man anführen, der Geiſt der Sage mit ſich, ſo fand es der Ordner in den Liedern. Allein, was letzteres betrifft, ergiebt ſich aus dem Gedicht von der Klage, welches da anhebt, wo das Nibelungenlied endet, daß Überlieferungen vorhanden waren, welche über Kriemhildens Tod hinausgiengen und welche, in irgend einer Geſtalt, wohl auch dem Ordner des Nibelungenliedes zu Gebot geſtanden wären. Nicht allen Bearbeitern alter Mähren iſt es gelungen, den Geiſt der Sage ſo aufzufaſſen, daß ſie in ihm die Begrenzung ihres Werkes finden. Endlich aber bricht auch noch jene ſubjective Einheit hervor, die mit Empfindung und Bewuſtſein ihren großen Gegenſtand in ſich aufnimmt. Andeutungen der Zukunft finden wir als zum epiſchen Stile gehörig, auch in andern und ältern Gedichten. Aber dieſer ahnungsvolle Hauch durch das Ganze, dieſe Verkündigung des Unheils vom Anfang an, die Vorausſchauung in der träumenden Seele, die immer näher rückende und bei jedem Vorſchritt wieder durch einen Wehelaut angerufene Erfüllung, dieſe Weiſe iſt nur dem Nibelungenliede eigen. Und warum hat denn auch keines von allen andern Gedichten dieſes Kreiſes jene Anmuth, jene aus dem friſcheſten und lebendigſten Gefühl erzeugte Wahrheit, die jedes Wort durchdringt und beſeelt (Worte von Grimm S. 368)? Sind dieſe Eigenſchaften ein Gemeingut, warum finden wir ſie nur hier? und können wir ſie nicht allen dem Ordner vorgelegenen Liedern zuerkennen, warum rechnen wir ſie nicht ihm ſelbſt zum Verdienſte?

Wie ſollen wir aber einen Ordner nennen, deſſen Geiſt auf ſolche Weiſe die alte Sage in ſich auffaßt und zurückſpiegelt? In der Sprache des Mittelalters nennen ſelbſt die Bearbeiter wälſcher Rittermähren ſich Dichter. Das Lied von der Klage, das ſich den Geſchichten des Nibelungenliedes anſchließt, nennt den Verfaſſer ſeiner Quelle einen tihtære. Auch wir werden im Sprachgebrauch unſrer Zeit kein Hindernis finden, den Ordner, dem wir ſolche Eigenſchaften zuſchreiben, gerad heraus einen Dichter zu nennen.

Er iſt, um es kurz zu bezeichnen, nicht der Dichter der Sage, aber der Dichter des Liedes, wie es als ein Ganzes vor uns liegt.

Diejenigen, welche einen Dichter des Nibelungenliedes annehmen, haben denn auch verſchiedene Vermuthungen über deſſen Perſon geäußert.[1]

Daß es Heinrich von Oſterdingen geweſen ſei, iſt eine unhaltbare Hypotheſe; wenn wir auch gern den Dichter dieſes Liedes aus unſrer Nachbarſchaft abſtammen ließen, ſo können wir es doch nicht ohne zureichenden Grund. Grimm bemerkt (Heldenſ. 66), ein geographiſcher Irrthum des erſten Theils, der den Oden- und Waſichenwald mit einander verwechſle, deute auf die Unkunde eines Süddeutſchen, welcher demnach Ordner der Nibelungennoth möge geweſen ſein und die Örtlichkeiten in dem zweiten Theile auf dem Zuge durch Baiern, Öſtreich bis nach Ungarn richtiger anzugeben verſtanden; alſo eher auf einen aus dem öſtlichen Deutſchland.

J. Grimm glaubte ſchon vor längerer Zeit die Spur einer niederländiſchen Handſchrift des Nibelungenliedes, welche zu Brüſſel läge, aufgefunden zu haben. Mone hat dieſe Spur weiter verfolgt und hat wirklich in der nun in einer Privatbibliothek zu Gent befindlichen Handſchrift, aus dem vierzehnten Jahrhundert, ein Lied entdeckt, welches überſchrieben iſt „De vier heren wenschen“ (der vier Herren Wünſche) und worin vier Perſonen des Nibelungenliedes, Gunther, Gernot, Hagen und Rüdeger ſprechend eingeführt ſind. Er hat es in der kürzlich erſchienenen erſten Abtheilung der Quellen und

---

[1] Vgl. F. H. v. d. Hagen Einleitung zum Nibelungenliede S. XXVIII f. [Neueres: Unterſuchungen über das Nibelungenlied von Holtzmann. Stuttgart 1854. Das Nibelungenlied von Zarncke, Leipzig 1856 und 1865; von Holtzmann, Stuttgart 1857, 1858 und 1863. Nibelungenlied oder Nibelungenlieder von Fiſcher. Hannover 1859. Der Dichter des Nibelungenliedes von Franz Pfeiffer. Wien 1862. Unterſuchungen über das Nibelungenlied von Bartſch. Wien 1865. K.]

Forſchungen zur Geſchichte der deutſchen Litteratur und Sprache S. 148 abdrucken laſſen.[1]

18. **Die Klage.** In 4316 kurzen Reimzeilen. Dieſes Gedicht, welches in allen vollſtändigen Handſchriften des Nibelungenliedes letzterem folgt, iſt großentheils eine umſtändliche Paraphraſe der Schlußſtrophen des Nibelungenliedes, in welchen geſagt wird, daß Dietrich und Etzel die Gefallenen inniglich beklagt, und weiter Str. 2316:

> Ich enkan iu niht bescheiden waz sider dâ geschach,
> wan riter unde vrouwen weinen man dâ sach,
> dar zuo die edeln knehte ir lieben friunde tôt u. ſ. w.

Es ſcheint, weſſen uns der Dichter des Nibelungenliedes nicht zu beſcheiden wuſte, wollte uns der Verfaſſer der Klage beſcheiden. Er läßt Etzeln mit Dietrich und Hildebrand ihre Todten nach einander unter der Menge der Leichen auffinden, beklagen und beſtatten. Dann werden Trauerboten in die Heimat der Helden geſchickt, mit ihren Roſſen und Waffen. Auch Dietrich zieht mit Herrad und dem Meiſter Hildebrand wieder nach ſeinem Lande.

Das Gedicht hat hiernach keine rechte Handlung. Es beſteht meiſt in weitſchweifigen Ergüſſen der Klage und in Rückerinnerungen an das, was im Nibelungenliede wirklich geſchehen iſt. Nur hin und wieder trifft man auf ſagenhafte Züge oder belebtere Darſtellung, z. B. wie dem todten Wolfhart das Schwert aus der Hand gebrochen werden muß, wie Rüdigers Knappen mit ſeinem Roſſe, das ſich immer nach ſeinem Herrn umſieht, nach Pechlarn zurückkehren, wo den Frauen das Unheil ſchon durch ſchwere Träume verkündet iſt. Litterariſchen Werth hat die Klage beſonders in Beziehung auf das ihr dem Inhalte nach ſo genau verwandte Nibelungenlied. Die Frage über die urſprüngliche Geſtalt des letztern hat ausführliche Unterſuchungen veranlaßt, in wie weit und in welcher Geſtalt dasſelbe dem Verfaſſer der Klage bekannt war und welche anderweite Darſtellungen der Sage er vor ſich hatte.[2]

---

[1] [Reſte einer mittel-niederländiſchen Überſetzung ſ. Hagens Germania 1, 339. Pfeiffers Germania 1, 215. K.]

[2] [Heldenſ. 118 f. Haupts Zeitſchrift 3, 193. Holtzmanns Unterſuchungen S. 97 ff. K.]

Als urſprüngliche Quelle der Dichtung wird Folgendes fabelhaft angegeben: der hunniſche Spielmann Swemmel, welcher als Bote der furchtbaren Ereigniſſe nach Worms geſchickt iſt, verkündet dieſelben auf dem Wege auch dem Biſchof Pilgrim zu Paſſau, dem Oheim der burgundiſchen Könige.

Die Angabe (Z. 1727 ff. 2145 ff.), als hätte Biſchof Pilgrim nach dem Berichte des Augenzeugen Swemmel die Begebenheiten durch Meiſter Konrad in lateiniſcher Sprache niederſchreiben laſſen, bemerkt W. Grimm (Heldenſ. 109), „iſt inſoweit unbedenklich für eine Erdichtung zu halten, als Pilgrim, der am Ende des zehnten Jahrhunderts (991) ſtarb, nicht die Erzählung des Fidelers kann vernommen haben; aber ein lateiniſches Buch mit einer geordneten Erzählung der Begebenheiten möchte doch wohl beſtanden haben.“

Möglich, daß durch eine mißverſtandene Stelle eines lateiniſchen Werks über die Nibelungenſage, welches aus Anlaß des Biſchofs Pilgrim geſchrieben oder ihm zugeeignet war (wie um dieſelbe Zeit das lateiniſche Gedicht von Walthers Flucht dem ſtraßburgiſchen Biſchof Erchimbald), jene Tradition und mit ihr die Perſon des Biſchofs ſelbſt anachroniſtiſch in die deutſchen Lieder übergegangen (vgl. Heldenſ. 71, 5).

Neben der allgemeinen Erwähnung, daß dieſe Geſchichte nachher oft in deutſcher Zunge gedichtet worden, und verſchiedenen Beziehungen auf mündliche Sage wird aber auch noch eines beſtimmten deutſchen Gedichts als nächſter Quelle gedacht Z. 10 ff.

Der hier erwähnte Dichter wird dann auch der Rede Meiſter, des Buches Meiſter oder einfach der Meiſter genannt (Heldenſ. 109 f.). Bei ihm ſchon mag der Verfaſſer des jetzigen Liedes die Angabe von dem durch Pilgrim veranſtalteten lateiniſchen Werke Konrads gefunden haben (Heldenſ. 118).

Lachmann und Grimm (Heldenſ. 150 ff.) haben durch Nachweiſung einer großen Übereinſtimmung in Reimgebrauch und grammatiſchen Formen ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß die Klage und das Gedicht von Biterolf und Dietleib von demſelben Verfaſſer herrühren. Sie haben auch innerlich das gemeinſam, daß ſie beide etwas Gemachtes, nicht ſagenhaft Lebendiges ſind (Heldenſ. 355).

C. Hegelingenkreis.

19. Gudrun, das einzige Gedicht dieſes Heldenkreiſes, in 6824 Langzeilen, welche ſich in [1705] vierzeilige Strophen der früher beſchriebenen Weiſe theilen.

Der Inhalt zerfällt übrigens in drei beſondre Sagen: die erſte, wie Hagen von Irland als Kind von einem Greiſe geraubt wird; die zweite, wie Hettel, König zu Hegelingen, ſeine Recken auf Brautwerbung um Hagens Tochter, Hilden, ausſendet und dieſelbe, beſonders durch Horands herrlichen Geſang verlockt, ſich entführen läßt; die dritte von den Schickſalen Gudruns, der Tochter Hettels, die nach der Normandie geraubt in langer Dienſtbarkeit ihrem Bräutigam und ihrem Stamme Treue hält, zuletzt aber von den Ihrigen, unter blutiger Rache, zurückgeführt wird.

Grimm beurtheilt den poetiſchen Werth dieſes Gedichtes in der deutſchen Heldenſage S. 370 f.

Ich habe in den Umriſſen der Heldenſage ſowohl, als in der Darſtellung der Charaktere, wo Gudrunen eine beſondre Schilderung gewidmet war, den Inhalt des Gedichts ausführlich gegeben und die Trefflichkeit dieſes weiblichen Charakterbildes hervorgehoben. Die Vergleichung mit dem Nibelungenliede in Beziehung auf Anlage und Entwicklung laſſe ich dahin geſtellt ſein und bemerke nur, daß die Aufgabe des Nibelungenliedes ſchwieriger zu löſen war, weil ſie kühner war. Aber dem großen Lobe, welches Grimm der Darſtellung des Gudrunliedes ertheilt, kann ich nicht beiſtimmen. Sie iſt zwar gebildet, aber etwas weitläufig und geziert. Was vom epiſchen Stil beibehalten iſt, erſcheint mehr abſichtlich, als natürlich, und die mit der epiſchen Strophe vorgenommene Umwandlung hat etwas Geſuchtes. Darin iſt im Nibelungenliede alles einfacher und friſcher; ſeine Darſtellung ſollte ohne Zweifel im Gudrunliede überboten werden; daß der Verfaſſer des letztern die Nibelungen vor Augen hatte und nachahmte, kann im Einzelnen nachgewieſen werden. Der alte Sageninhalt iſt, wie namentlich die Vergleichung mit der nordiſch-mythiſchen Sage von Hilda zeigt, nicht wenig zurückgetreten. Ob dieß und in wie weit erſt dem letzten Bearbeiter zuzuſchreiben ſei, können wir nicht beurtheilen.

Das Gedicht, welches noch in die erſte Hälfte des 13ten Jahrhunderts zu ſetzen iſt, bezieht ſich nur einmal auf das, was die Bücher kund thun, ſonſt öfters auf das Sagen (Heldenſ. 325). Ein Dichter nennt oder bezeichnet ſich nicht.

In dem Gedichte des Pfaffen Lamprecht von Alexander, aus dem 12ten Jahrhundert, wird auf ein Ereignis des Liedes, den Kampf auf dem Wulpenwerde, angeſpielt. Hätten wir die Dichtung in ihrer damaligen Geſtalt, ſo würde ſie ſich ohne Zweifel ſagenhafter ausnehmen. Des liederkundigen Horand (Herrenda) wird ſchon in einem angelſächſiſchen Gedichte erwähnt (Heldenſ. 330), und die deutſchen Gedichte des 13ten Jahrhunderts ſprechen öfters von Horands Geſange.

[Die deutſche Sage in der nordiſchen Poeſie.]

Wir haben nunmehr die ſämmtlichen deutſchen Gedichte der drei Heldenkreiſe auch als einzelne Compoſitionen, in Beziehung auf ihre formelle Beſchaffenheit, die Zeit ihrer Abfaſſung, die Perſönlichkeit des Dichters, den poetiſchen Werth der jeweiligen Bearbeitung, durchgegangen. Die dem ſkandinaviſchen Norden eigene Darſtellung der gemeinſamen Heldenſage iſt ihrem Inhalte nach nicht nur in beſondern Umriſſen dargelegt, ſondern auch von mehreren Seiten, beſonders der mythiſchen, beleuchtet worden. Die Erörterung des Formellen aber überhaupt ſowohl, als der Compoſition insbeſondre kann nur einer geſchichtlichen Darſtellung der nordiſchen Poeſie angehören.

Dagegen haben wir hier, auch in dieſer letztern Beziehung noch, von denjenigen der Sagen und Lieder des Nordens zu handeln, welche der deutſchen Verzweigung des Sagenſtammes ihren Urſprung danken. Es ſind dieſes die Wilkinenſaga und die altdäniſchen Heldenlieder.

Die in isländiſcher, d. h. altnordiſcher Sprache verfaßte (neuerlich iſt ſie auch altſchwediſch in zwei Handſchriften zu Tage gekommen) Wilkinaſaga, deren Entſtehung P. E. Müller in der Sagabibliothek in das Ende des 14ten Jahrhunderts, Grimm (Heldenſ. 175) wenigſtens hundert Jahre früher ſetzt, und zwar hauptſächlich wegen des hohen Grades von Reinheit, welchen im Ganzen der Inhalt der Gedichte zeige, zieht um den Haupthelden Dietrich von Bern, den ſie in den Mittelpunct ſtellt, den Umkreis der geſammten Heldenſage. Sie heißt auch in den meiſten Handſchriften „Saga von König Dietrich von Bern und ſeinen Kämpfern.“ Den Namen Wilkinenſage hat ſie in Peringſkiolds Ausgabe (Rafn 621. Heldenſ. 177, 3); einer der vordern Abſchnitte handelt nemlich von König Vilkinus in Vilkinaland und deſſen Geſchlechte. Ich würde mich auch der paſſendern Benennung Dietrichsſage bedient haben, wenn nicht die andere, ſchon herkömmliche, das Werk auffallender bezeichnete, während wir unter Dietrichsſage auch allgemeiner das Ganze der ſagenhaften Überlieferungen von dieſem Helden verſtehen können. Die Niflungaſaga, die man wohl auch beſonders betitelt und aufgeführt findet, macht einen Theil der vielumfaſſenden Dietrichsſaga aus. Dieſe giebt ſelbſt an verſchiedenen Stellen eine doppelte Quelle an, alte deutſche Gedichte und Erzählungen deutſcher Männer, namentlich aus Bremen, Münſter und Soeſt; ſie rechnet ſich alſo ſelbſt zu der deutſchen Sagenbildung, wie es auch ihr Inhalt bewährt.

Die Anlage der Saga iſt dieſe, wie Dietrich von Bern den Kreis ſeiner Helden, meiſt ſie durch Kampf erringend, um ſich verſammelt und dann mit ihnen wieder andere Heldenkreiſe bekämpft. Von jedem hinzutretenden Helden wird erzählt, was von ihm und ſeinem Geſchlechte Sagenhaftes bekannt war. Dietrich ſchreitet durch das Ganze hindurch und die Saga endet mit ſeinem Verſchwinden.

So umfaßt dieſer große Sagenring eine Menge kleinerer. Rafn hat ſie in ſeiner däniſchen Überſetzung dem Sageninhalte nach in 30 Abſchnitte eingetheilt, welche zuſammen 393 Capitel umfaſſen.

Über den poetiſchen Werth dieſer Saga äußert ſich Grimm in der deutſchen Heldenſage S. 372.

Überaus wichtig iſt uns dieſe Saga durch den in ihr geſammelten Sagenſtoff. Nicht nur zeigt ſich in ihr manches noch in einer offenbar urſprünglichern Geſtalt, als in der Darſtellung der entſprechenden deutſchen Gedichte, wie ſie auf uns gekommen ſind, ſondern auch manches, was in deutſcher Sprache ganz verloren iſt, finden wir hier in getreuer Überlieferung aufbehalten. So iſt dieſe nordiſche Saga eine unentbehrliche Ergänzung unſres alten, einheimiſchen Sagenreichthums.

Als Proben von der Art dieſer nordiſchen Dietrichsſage wähle ich zwei Erzählungen, welche in keinem deutſchen Gedichte mehr behandelt und daher auch nicht in die Umriſſe der Heldenſage aufgenommen worden ſind. Von der erſtern dieſer Sagen findet ſich ſelbſt keine Erwähnung mehr in deutſchen Gedichten; von der andern aber wird ſich beſtimmt nachweiſen laſſen, daß ſie im 13ten Jahrhundert in Norddeutſchland wohl bekannt war.

1. Wildeber und Jſung, bei von der Hagen, Wilkinenſ. 1, 364 ff.

Grimm nimmt an, daß dieſe Erzählung früher eine mährchenhaftere Geſtalt gehabt habe. Wildeber werde wohl, wie der Name ſchon anzeigt, nicht als Bär, ſondern als gezähmter Eber umhergezogen ſein. Notker, an der Grenze des 10ten und 11ten Jahrhunderts, ſpreche von dem Wildeber, der nicht mit dem Schwanringe gehe; der mit dem Schwanringe gehende alſo wäre ein gezähmter und damit ſcheine auf den Helden unſrer Sage angeſpielt zu ſein. Der Schwanring ſei für einen Ring zu nehmen, der die Kraft habe, Menſchen zu verwandeln, wie auch anderwärts Spuren vorliegen, daß die geheime Kraft ſolcher Umgeſtaltungen in einem Ringe hafte; die Verwandlung in Schwäne aber ſei die häufigſte. Wirklich wird auch, an einer andern Stelle der Wilkinenſage, C. 109, von Wildeber erzählt, daß man, als er einmal die Ärmel von ſeiner Hand aufgeſtreift, einen Goldring um ſeinen Arm bemerkt habe, wovon kein rechter Grund mehr erſichtlich (Heldenſ. 30. 388).

2. Herbart und Hilda. Hagen 2, 169—189.

Die Herbartsſage war, wenn gleich unter theilweiſe verſchiedenen Namen und Umſtänden dem Verfaſſer des Dietleibsliedes bekannt, und aus ſeinen Anſpielungen ergiebt ſich, daß ſie zum Sagenkreiſe der Hegelinge gehört habe. Auch in den Roſengartenkämpfen tritt Herbort auf und daraus iſt er wahrſcheinlich auch in den proſaiſchen Anhang des Heldenbuchs gekommen. Endlich findet ſich eine zu weitern Anknüpfungen führende Beziehung auf ihn im Liede von Ecken Ausfahrt, und zwar nach der älteren Geſtalt deſſelben, in der es, noch ungedruckt,[1] in der durch Laßberg neu aufgefundenen Handſchrift vorkommt.

Jn naher Beziehung zur Wilkinenſage ſtehen noch zwei romanhafte nordiſche Erzählungen, die Blomſturwallaſaga und die von Jarl Magnus (Sagabibl. II, 398—400); doch kann es genügen, ſie angeführt zu haben.

Endlich die altdäniſchen Volkslieder, Kämpferweiſen, aus dem 14ten Jahrhundert, ſtimmen neben manchen eigenthümlichen Zügen in der Hauptſache mit der Wilkinenſage. Es ſind, alles Verwandte eingerechnet, ungefähr 17 Lieder, die den Umfang einer Ballade nicht überſchreiten. Grimilds Verrath an ihren Brüdern, auf die Inſel Hven verlegt, findet ſich in dreifacher Darſtellung; weiter Dietrichs von Bern (welcher hier Wolfdietrichs Stelle vertritt) und des Löwen Kampf mit dem Lindwurm; Kämpfe, denen der Roſengartenlieder entſprechend u. ſ. f. Dieſe Lieder ſcheinen mir vorzüglich diejenige Art der Volkspoeſie zu bezeichnen, in welcher größere Sagenbildungen wieder enger zuſammengezogen werden, wobei eine gewiſſe Schroffheit und Zerriſſenheit unvermeidlich iſt.

---

[1] [Herausgegeben von Laßberg 1832. Hagens Heldenbuch. Leipzig 1855. 2, 19. K.]

Wir haben bisher von der Compoſition der Lieder und Sagen, als einzelner, für ſich beſtehender Geſtaltungen, gehandelt; es iſt nun ſchließlich noch zu betrachten, wie ſie ſich zum Ganzen des epiſchen Cyclus geſtaltet haben. Denn überall weiſen ſie unter ſich auf einen ſolchen Zuſammenhang hin, indem ſie entweder in ihrer rhapſodiſchen Vereinzelung gerade ihre Abhängigkeit von einem größern Ganzen kund geben, oder durch Vereinigung mehrerer Einzelſagen zur Darſtellung der Geſammtheit ſtreben; indem ſie ferner entweder räumlich und gleichzeitig ſich zuſammenreihen, oder der Zeit nach im Verhältnis der Abſtammung einer Dichtung von der andern, der Fortbildung der einen in der andern, hervortreten.

Dieſen Zuſammenhang ſtelle ich mir in größeren Zügen ſo vor:

Der Mittelpunct des Ganzen, der alles andere um ſich angezogen, iſt die gothiſche Dietrichsſage; ein Verhältnis, das die Wilkinenſaga mehr äußerlich aufgefaßt hat, das aber auch innerlich vollkommen begründet iſt. Nicht als wären andere Sagen, welche die Dietrichsſage um ſich verſammelt hat, darum weniger urſprünglich; die Siegfriedsſage namentlich läßt noch ganz ihren eigenthümlichen, heidniſch-mythiſchen Charakter erkennen. Aber weil die Dietrichsſage alle übrigen in oder um ſich aufgenommen hat, ſo giebt auch ſie den Leitfaden für die Bildungsgeſchichte der Geſammtſage. In ihr ſelbſt finden wir die Gewähr, daß ſie, urſprünglich in ſich abgeſchloſſen, von den andern Sagenkreiſen, insbeſondere dem fränkiſch-burgundiſchen unabhängig, beſtehen können und beſtanden habe.

Ihre älteſte und reinſte Geſtalt erkennen wir im Wolfdietrich, ſo ſehr dieſes Gedicht, wie es jetzt vorliegt, mit den manigfaltigſten unter ſich fremdartigen Beſtandtheilen überfüllt iſt. Wolfdietrichs Verhältnis zu ſeinen elf Dienſtmannen, die gegenſeitige, alles opfernde Treue des Königs und ſeiner Recken, die Prüfung und den endlichen Sieg dieſer Treue ſehen wir in einem großen, vollkommen abgerundeten Bilde, voll echter, ſtarker, innig lebendiger Züge. Die Irrfahrten des Helden, bis ihm die Befreiung ſeiner Mannen gelingt, machen den Rahmen der manigfachſten Abenteuer. Aber durch all die bunte Verwicklung erſcheint das einfach große Grundbild, der Blick bleibt auf das Ziel geheftet und das Nebenwerk iſt leicht von der Hauptſache abzulöſen. Auch ein anderes Merkmal ſtellt uns den Wolfdietrich an die Spitze der gothiſchen Sage. Die Abenteuer des Irrfahrenden gehen allerdings in ſpäte Zeit herab, wie ſo manches, was ſich auf die Kreuzfahrten bezieht, dann das ritterliche Ringſtechen zu Tervis u. dgl. m. Zugleich aber liegt in dieſem Gedichte, obſchon verdunkelt, ein reicher Überreſt mythiſcher Geſtalten und Beziehungen. Die Kämpfe mit Lindwürmern, Rieſen, Waldmenſchen, die hülfreichen Zwerge, die rauhe Elſe, die ſich im Jungbrunnen verſchönt, das Greiſenſchiff, das Rieſenweib, welches den Helden zuſammt ſeinem Roſſe über Berg und Thal trägt, die Zauberlinde und der feenhafte Berg, die Weiſſagungen und Geſtirnzeichen von der Ankunft des Helden u. ſ. f. weiſen in hohes Alterthum zurück und ſind zum Theil gerade nur dieſem Gedichte eigenthümlich.

Ja es hat ſich uns eben hier jene merkwürdige Verwandtſchaft mit perſiſcher Sage und Mythe angeknüpft. Aber auch die vorwaltenden geſchichtlichen und örtlichen Anhalte, Conſtantinopel, Griechenland, das Küſtenland Meran, gehören einer früheren Zeit, als diejenigen, welche in der weiteren Entwicklung des gothiſchen Kreiſes vorherrſchen.

An Wolfdietrich nun ſchließen ſich uns als Erweiterungen Hugdietrich und Otnit, als Wiedergeburten des älteſten Dietrichs Rother und Dietrich von Bern.[1]

Nichtcykliſche Heldenſagen.

Neben dem umfaſſenden Kreiſe einheimiſcher Heldenſage, welcher bisher den Gegenſtand unſerer Betrachtung ausgemacht hat, ſind noch manche heroiſche Sagen vorhanden, welche demſelben inſoferne verwandt ſind, als auch ſie auf deutſchem Boden erwachſen ſind oder an Perſonen und Ereigniſſe der deutſchen Geſchichte ſich anlehnen. Dagegen ſind ſie jenem größern Cyclus darin ungleichartig, daß ſie ſich entweder nur zu beſchränkteren Verbindungen abgeſchloſſen haben, oder nur als Überreſte früher beſtandener Sagenkreiſe auf uns gekommen, oder als Verſuche größerer Sagenbildungen ſtehen geblieben ſind, oder auch völlig vereinzelt daſtehen.

---

[1] [Die weitere Ausführung fehlt. K.]

Sie bilden den Übergang vom Epos zur Geſchichte. Die älteſten unter ihnen athmen noch den Geiſt der epiſchen Dichtung und geſtatten ſelbſt Anknüpfungen an die größere Heldenſage. Die ſpätern nehmen immer mehr entweder das Gepräge willkührlicher Erfindung oder umgekehrt einen geſchichtlichen Charakter an, eine Sonderung von Elementen, die im Epos verſchmolzen ſind. Öfters finden wir ſie auch als einzelne, von Poeſie getränkte Stellen in den Reimchroniken. Unter dieſen ſelbſt haben die früheren mehr ſagenhafte Beſtandtheile, als die ſpäteren; und zuletzt reift die eigentliche Geſchichtſchreibung, die auch die herkömmliche, nun nichts mehr bedeutende poetiſche Form abwirft.

Alle legendenartigen Sagen ſchließen wir hier aus, weil ſie auf die andere Seite der Poeſie des Mittelalters, die romaniſch-chriſtliche, fallen und dort in ihren beſondern Verband treten.

Überhaupt aber kann aus dem großen Vorrath von Überlieferungen dieſer Claſſe nur eine Auswahl derjenigen gegeben werden, welche durch eigenthümlichen oder beziehungsreichern Inhalt, durch die Perſon, welche ſie betreffen und namentlich auch durch beſtimmtes Zeugnis oder ſonſt erkennbare Spur poetiſcher Auffaſſung im Volksgeſange ſich bemerklich machen.

Als ein bedeutendes Hülfsmittel iſt anzuführen: Deutſche Sagen, herausgegeben von den Brüdern Grimm, 2 Theile, Berlin 1816—18, beſonders der zweite Band, worin die uns hier angehenden, an Geſchichtliches ſich anknüpfenden Stamm- und Geſchlechtsſagen getreu nach den Quellen, ohne alle eigene Zuthat oder Verſchönerung, geſammelt ſind. Der erſte Band enthält vorzugsweiſe Localſagen, auf die wir uns zwar im Einzelnen nicht einlaſſen können, die uns aber bereits in allgemeinern, aus dem Gemeinſamen vieler einzelnen hervorgehenden, beſonders mythiſchen Beziehungen wichtig waren, z. B. die von der wilden Jagd, von den unterirdiſch harrenden Königen.

1. Sagen der Heruler.

Die Heruler, ein frühzeitig untergegangener, wie es ſcheint, den Gothen verwandter Volksſtamm, ſind geſchichtlich durch ihr manigfaches Unglück bekannt, und es hat ſich ein klagender Nachhall davon in der Sage ſolcher Völker erhalten, die ihre Vertilger waren, der Gothen und der Langobarden.

Jornandes (de reb. getic. c. 23) meldet:

> Ermanaricus, nobilissimus Amalorum … cum tantorum [populorum] servitio clarus haberetur, non passus est, nisi et gentem Erulorum, quibus præerat Alaricus, magna ex parte trucidatam, reliquam suæ subigeret ditioni u. ſ. w.

Mone in der angeführten Abhandlung „über die Heimat der Nibelungen“ (Quellen und Forſch. B. I. 1830. S. 40 ff.) knüpft zwiſchen dieſer Erzählung des Jornandes und der einen Beſtandtheil des epiſchen Cyclus ausmachenden Harlungenſage folgende Beziehung an:

> Die Harlungen, ſagt er, ſind das Königshaus der Heruler. Dieſe heißen Heruli, Αἴρουλοι, ohne die Form „ung“, weil ſie ein gothiſches Volk waren, welche die Ableitung mit „ung“ nicht hatten. Wir finden ebenſo bei den Gothen Amali, welche von andern deutſchen Völkern Amelungen genannt wurden. Aus Heruli bildeten nördlichere Mundarten Herulinga. Nach Zeiten und Völkern wechſelten die Vocale im Namen u. ſ. w.

Den Übergang der Vocale vermittelt auch wirklich das angelſächſiſche Lied vom Wanderer, aus dem achten Jahrhundert, worin der vielgewanderte Sänger unter den Völkern und Königsſtämmen, die er beſucht habe, nach einander aufführt: das Land der Gothen, das Geſinde Eormanrichs, die Herelinge (Herelingas), Emerka, Fridla und Oſtgothen, auch Siſeka (Sibich; Heldenſ. 18 f.). Emerka und Fridla ſind die Harlunge Fritel und Imbreck der deutſchen Gedichte. Ermenrich läßt dieſe Harlunge, ſeine Neffen, aufhängen oder erdroſſeln, um ſich ihres Erbes zu bemächtigen. Daß der Name des mit den Gothen in geſchichtlichem Verhältnis geſtandenen Herulerſtammes auch in die gothiſche Sage übergegangen, iſt an ſich annehmbar. Die Hinrichtung der Harlunge aber, die Erwerbung ihres Landes und Schatzes durch dieſe Gewaltthat erinnert ungezwungen an die Erulorum cædes, an die gentem Erulorum magna ex parte trucidatam; wobei Jornandes noch hinzufügt fecitque causa fortunæ, ut et ipsi [die noch übrigen Heruler] inter reliquas gentes Getarum regi Ermanarico servierint.

„Die Sage, bemerkt Mone, da ſie ihrer epiſchen Natur nach auf Perſönlichkeiten ruhen muß, hat nur den Mord des Königshauſes feſtgehalten und den Untergang des Volkes fallen laſſen.“

Zwar ſtimme ich nun mit Mone darin überein, daß in der Stelle des Jornandes die Harlungenſage gemeint ſei, und die Nachweiſung einer ſo frühen Beziehung auf dieſe aus der Mitte des ſechsten Jahrhunderts iſt ein Gewinn für die Sagenforſchung. Sollte aber die Meinung ſein, daß wir in der cædes Erulorum nun wirklich den geſchichtlichen Grund jener Sage vor uns haben, ſo könnte ich mich davon noch keineswegs überzeugen. Die Erzählung des Jornandes vom Tode Ermanarichs hat uns bereits gezeigt, daß er bei dieſem Namen auch entſchieden Sagenhaftes als geſchichtlich aufſtelle, und ſo glaube ich auch, daß er auch die Sage vom Untergange der Harlunge hier erſt hiſtoriſch eingekleidet habe, vielleicht ſogar nur durch die Namensähnlichkeit des vertilgten Geſchlechts mit dem Volksnamen der Heruler veranlaßt.

Auch Odoacer, König der Heruler, der dem weſtrömiſchen Kaiſerreich ein Ende gemacht, aber ſelbſt von dem oſtgothiſchen Theoderich beſiegt und umgebracht worden, hat ſeinen Namen in die Amelungenſage übertragen, als Otacher des alten Hildebrandsliedes, wovon an ſeinem Orte die Rede war (vgl. Heldenſ. 344).

Endlich die Niederlage der Heruler durch die Langobarden erzählt im 8ten Jahrhundert Paulus Diaconus (de gest. Langob. 1, 20) auf folgende ſagenhafte Weiſe:

Die Heruler und die Langobarden, zwiſchen welchen, noch vor dem Aufbruch der letzteren nach Italien, Krieg ausgebrochen, wollen denſelben durch ein Friedensbündnis aufheben. Rodulf, König der Heruler, ſendet in dieſer Abſicht ſeinen Bruder zu dem Langobardenkönige Tato. Auf der Heimkehr nach ausgerichtetem Geſchäfte kommt der Abgeſandte am Hauſe der langobardiſchen Königstochter Rumetrud vorüber. Dieſe ſieht das zahlreiche und edle Gefolge; auf ihr Befragen erfährt ſie, daß es der Bruder des Königs Rodulf ſei, der von ſeiner Botſchaft heimziehe. Sie läßt ihn einladen, einen Becher Wein bei ihr anzunehmen. Arglos folgt er der Ladung. Weil er aber klein von Geſtalt iſt, blickt ſie hochmüthig auf ihn herab und redet ihn mit höhniſchen Worten an. Er antwortet in Scham und Unwillen, worüber ſie viel mehr entrüſtet wird und in weiblichem Zorn erglüht. Doch verhehlt ſie ihre Rachegedanken, ſtellt ſich heiter und ladet ihn mit freundlicher Rede zu ſitzen ein. Den Sitz aber weiſt ſie ihm ſo an, daß er ein Wandfenſter im Rücken hat, welches ſie, als wär' es dem Gaſte zu Ehren, mit einem koſtbaren Teppiche bedecken laſſen. Ihren Dienern aber hat ſie befohlen, ſobald ſie zum Schenken ſprechen würde: „Miſche den Becher!“, ſollten jene den Gaſt rücklings mit Lanzen durchſtoßen. So geſchieht es auch; von Wunden durchbohrt ſinkt er ſterbend zu Boden. Als Rodulf hievon Kunde erhält, entbrennt er in Schmerz und Rache über den grauſamen Tod ſeines Bruders, bricht das neue Bündnis mit dem Langobardenkönig und kündigt ihm den Krieg an. Die Heere ſtehen ſich auf dem Schlachtfelde gegenüber. Rodulf aber dünkt ſich des Sieges ſo gewiſs, daß, während er die Seinigen zum Kampf ausrücken läßt, er ſelbſt im Lager zurückbleibt und im Brette ſpielt (ad tabulam ludit). Denn die Heruler waren damals in Kriegen geübt und durch viele Siege berühmt. Um freier zu fechten, oder als verachteten ſie jede Wunde, kämpften ſie nackt (nudi pugnabant, operientes solummodo corporis verebunda, Berſerker). Ihrer Kraft nun gänzlich vertrauend, heißt Rodulf, während er ruhig am Brettſpiel ſitzt, einen der Seinigen auf einen naheſtehenden Baum ſteigen, um ihm den Sieg ſeines Heeres um ſo ſchneller zu verkündigen; mit angehängter Drohung, daß der Wartmann das Haupt verlieren ſolle, wenn er die Flucht der Heruler melden würde. Als nun dieſer ſieht, daß die Schlachtordnung der Heruler vor den Langobarden weicht, antwortet er doch, auf die wiederholte Frage des Königs, wie ſich die Heruler halten, ſie kämpfen aufs beſte. Und nicht eher wagt er, das Unheil, das er ſieht, zu verkündigen, bis das ganze Heer dem Feinde den Rücken kehrt. Da bricht er endlich in den Ruf aus: „Wehe dir, unſeliges Herulerland! dich ſchlägt der Zorn des Himmels.“ Dadurch aufgeregt, fragt der König: „Wie? Fliehen meine Heruler?“ „Nicht ich,“ erwidert jener, „du ſelbſt, mein König, haſt es geſagt.“ Rodulf und ſeine Umgebung werden, noch in der erſten Verwirrung, von den einbrechenden Langobarden überfallen. Der König ſelbſt, vergeblich tapfer kämpfend, wird erſchlagen. Über die Schaaren der Heruler aber, wie ſie, da und dorthin zerſtreut, entfliehen, kommt ſolcher Zorn des Himmels, daß ſie die blühenden Flachsfelder (viridantia camporum lina cernentes) für ſchwimmbare Waſſer anſehen und, indem ſie die Arme zum Schwimmen ausbreiten, von den Schwertern der Feinde grauſam erſchlagen werden. Die Langobarden theilen nach erfochtenem Siege die unermeßliche Beute, die ſie im Lager gefunden. Tato, der König, aber nimmt Rodulfs Fahne (vexillum, quod bandum appellant) und Helm, den er im Kriege zu tragen pflegte, und von jener Zeit an iſt ſo die Kraft der Heruler gebrochen, daß ſie fürder keinen König mehr über ſich haben. Die Langobarden aber, durch die Beute bereichert und durch die Schaaren beſiegter Völker verſtärkt, unternehmen angriffsweiſe weitere ruhmvolle Kriege. Vgl. Deutſche Sagen II, 31 ff.

Dieſe Sage bildet das letzte heruliſche Heldenlied.

Der Zug, daß der Unglücksbote für ſein Leben fürchten muß und das unſelige Wort in den Mund deſſen legt, dem er die Nachricht bringen ſoll, kommt auch ſonſt in den Sagen vor. Vgl. Saxo B. IX, S. 279.

Rodulfs kühne Geſtalt iſt mit Vorliebe hingeſtellt und die ſiegenden Langobarden ſelbſt, mit ihrer verrätheriſchen Königstochter, ſtehen im Schatten; der tragiſche Glanz haftet ganz auf dem untergehenden Heldenvolke, das im blühenden Leinfelde ſein Grab findet. Es iſt, als hätten Überlebende des beſiegten Stammes das Lied geſungen.

Mit der ſagenhaften Erzählung des Paulus Diaconus kann eine andere, mehr hiſtoriſche des Procop verglichen werden (Masc. II, 44).

2. Sagen der Langobarden.

Der ſchon benützte Geſchichtſchreiber dieſes Volkes, Paulus, Warnefrieds Sohn, ein geborner Langobarde, Diaconus der Kirche zu Aquileja, ſchrieb ſein Geſchichtwerk (de gestis Langobardorum, 6 Bücher) kurz vor dem Umſturze des langobardiſchen Reiches durch Karl den großen im Jahr 774, welches Ereignis er überlebte. Er hat in dieſem Werke auch die ſagenhaften Überlieferungen ſeines Volkes in ihrer nationalen Farbe bewahrt und erzählt (1, 27) ſeine eigene Familienſage, wie ſein Urahn (proavus) Leupichis als ein Kind von den Hunnen (Avaren), welche damals in das Friaul eingebrochen waren, mit vier Brüdern in die Gefangenſchaft geſchleppt worden, wie er, zu ſeinen Jahren gekommen, allein entfloh und, mit Köcher und Bogen hinausirrend, von einem Wolfe wunderbar durch die Wildnis geleitet ward, wie er endlich wieder in die Lombardei gelangte, dort das Haus ſeiner Eltern ſo verödet fand, daß es kein Dach mehr hatte und voll Stauden und Dornſträuche ſtand, wie er dieſe niederhieb und an einer großen Wildeſche (ornus), die zwiſchen den Wänden gewachſen, ſeinen Köcher aufhieng, wie er nachher das Haus neu aufbaute, ſich ein Weib nahm und auf der lang verödeten Stätte Gründer des Geſchlechts ward, aus welchem im dritten Grade der Geſchichtſchreiber Paulus hervorgieng. B. IV, C. 39. Deutſche Sagen II, 51 ff.

Unter den großentheils werthvollen Sagen, die uns dieſer Schriftſteller aufbehalten hat, wähle ich diejenige aus, welche den Haupthelden, den Stifter des langobardiſchen Reiches in Italien, Alboin und deſſen tragiſches Schickſal betrifft. Sie gründet wieder auf den Untergang eines andern Volks- und Königsſtammes, der Gepiden, die wachſende Macht der Langobarden.

B. I, C. 23: Die Gepiden und Langobarden bringen lang genährten Groll zum Ausbruch und liefern ſich eine Schlacht. Beide Heere kämpfen tapfer und keines weicht dem andern, als, mitten im Gefechte, Alboin, der Sohn Audoins, und Turismod, der Sohn Turiſends, jener des Langobarden-, dieſer des Gepidenkönigs, ſich begegnen. Alboin trifft den Gegner ſo gewaltig mit dem Schwerte, daß er entſeelt vom Roſſe ſtürzt. Als die Gepiden ihren Königsſohn, der eine Hauptſtütze des Kampfes war, erſchlagen ſehen, werden ſie muthlos und entfliehen.

Die Langobarden, mit Sieg und Beute heimgekehrt, gehen den König Audoin an, daß Alboin, durch deſſen Tapferkeit ſie den Sieg errungen, nun auch des Vaters Tiſchgenoſſe werde, wie er in der Gefahr zu ihm gehalten. Audoin glaubt dieſes, ohne Verletzung der Volksſitte, nicht thun zu können. „Ihr wißt,“ antwortet er, „es iſt bei uns nicht gebräuchlich, daß der Sohn des Königs mit ſeinem Vater ſpeiſe, bevor er von dem König eines auswärtigen Volkes die Waffen empfangen.“

C. 24: Sobald Alboin dieſes vernommen, reitet er, nur 40 Jünglinge mit ſich nehmend, zu Turiſend, dem Gepidenkönig, gegen den er Krieg geführt, und ſagt ihm die Urſache ſeines Kommens. Dieſer nimmt ihn wohlwollend auf, ladet ihn zu ſeinem Mahle und ſetzt ihn zu ſeiner Rechten, wo ſein Sohn Turismod zu ſitzen pflegte. Während des Mahles aber ſteigt dem König die Erinnerung an den Tod ſeines Sohnes auf, er ſieht deſſen Mörder am Platze desſelben ſitzen, ſeufzt tief auf und ſpricht: „Lieb iſt mir der Platz, aber leid zu ſehen, der jetzt darauf ſitzt.“ Der andere Sohn des Königs, durch die Rede des Vaters angeſpornt, fängt an, die Langobarden mit Hohnreden zu reizen.

Asserens eos, quia suris inferius candidis utebantur fasciolis, equabus, quibus crurum tenus pedes albi sunt, similes esse, dicens: Fœtulæ sunt equæ, quas similatis. Tunc unus e Langobardis ad hæc ita respondit: Perge, ait, in campum Asfeld! ibique procul dubio poteris experiri, quam validæ istæ, quas equas nominas, prævaleant calcitrare, ubi sic tui dispersa sunt ossa germani, quemadmodum vilis jumenti in mediis pratis.

Die Gepiden fahren wüthend auf, die Langobarden legen die Hände an den Schwertgriff. Der König aber ſpringt vom Tiſche vor, wirft ſich in die Mitte, hält die Seinigen zurück und bedroht den, der zuerſt den Kampf anheben würde. Das, ſagt er, ſei kein Gott wohlgefälliger Sieg, wenn man im eigenen Hauſe den Feind erſchlage. So beſchwichtigt er den Hader und ſie beendigen fröhlich das Mahl. Dann nimmt Turiſend die Waffen ſeines Sohnes Turismod, übergiebt ſie dem Alboin und ſendet ihn im Frieden in ſeines Vaters Reich zurück. Alboin wird nun ſeines Vaters Tiſchgenoſſe. Er erzählt, als er mit dieſem ſpeiſt, was ihm bei den Gepiden begegnet. Die Langobarden rühmen mit Verwunderung Alboins Kühnheit und nicht minder Turiſends große Treue.

B. I, C. 27: Nach dem Tode der Könige Audoin und Turiſend folgen ihnen ihre Söhne Alboin und Cunimund. Dieſer will die alten Kränkungen der Gepiden rächen und bricht den Frieden mit den Langobarden. In der Schlacht ſiegen die letzteren und wüthen mit ſolchem Grimme gegen die Gepiden, daß dieſe bis zur Vertilgung aufgerieben werden und von dem zahlreichen Heere kaum ein Bote übrig bleibt. Alboin erlegt in dieſer Schlacht den Cunimund, nimmt deſſen Haupt mit ſich und läßt daraus einen Trinkbecher machen (ad bibendum ex eo poculum fecit, quod genus poculi apud eos scala dicitur, lingua vero latina patera vocitatur). Cunimunds Tochter, Roſimund, führt er ſammt vielen andern verſchiedenen Geſchlechts und Alters in Gefangenſchaft, nimmt ſie aber nachher, zu ſeinem Verderben, zur Gemahlin (in suam, ut post patuit, perniciem duxit uxorem). Die Langobarden gewinnen ſolche Beute, daß ſie zu großem Reichthum gelangen. Der

Stamm der Gepiden aber iſt ſo geſchwächt, daß ſie fortan keinen König mehr haben, ſondern die vom Kriege noch Übrigen entweder den Langobarden unterworfen ſind, oder unter der harten Herrſchaft der Hunnen ſeufzen.

B. II, C. 8: König Alboin bricht nun mit dem Volke der Langobarden aus Pannonien, ihrem bisherigen Wohnſitze, nach Italien auf. Als ſie an deſſen äußerſter Grenze angekommen, beſteigt er einen dort emporragenden Berg und betrachtet das Land, ſo weit er es überſchauen kann. Seit der Zeit ſoll dieſer Berg davon der Königsberg (mons regis) heißen. Auf demſelben ſollen wilde Wiſende hauſen.

Denique retulit mihi quidam veracissimus senex, tale se corium in hoc monte occisi bisontis vidisse, in quo quindecim, ut ajebat, homines, unus juxta alium, potuissent cubare.

B. II, C. 28: Nur vierthalb Jahre herrſcht Alboin in Italien. Die Urſache ſeines Todes iſt dieſe. Als er eines Tages zu Verona, über die Gebühr fröhlich, beim Mahle ſitzt, mit dem Becher, den er aus dem Haupte ſeines Schwähers, des Königs Cunimund, machen laſſen, heißt er der Königin Wein bringen und fordert ſie auf, fröhlich mit ihrem Vater zu trinken.

Reginæ ad bibendum vinum dari præcepit, atque eam, ut cum patre suo lætanter biberet, invitavit. Hoc ne cui videatur impossibile, veritatem in Christo loquor, ego hoc poculum vidi in quodam die festo Ratchis principem, ut illud convivis suis ostentaret, manu tenentem.

Roſimund, von tiefem Schmerz ergriffen, ſinnt fortan auf den Tod ihres Gemahls, zur Rache für den erſchlagenen Vater. Sie beräth ſich darüber mit Helmichis, dem Waffenträger (Schilpor[1]) und Milchbruder des Königs. Er unternimmt es nicht für ſich, ſondern räth ihr, den Peredeo, einen ſehr tapfern Mann, beizuziehen. Als dieſer zu einer ſolchen Unthat nicht zuſtimmen will, weiß ſie ihn durch eine Liſt in die Lage zu bringen, daß er entweder den König tödten oder von dieſem den Tod gewarten muß. Auf ſolche Weiſe gezwungen, willigt er in den Mord. Eines Mittags, als Alboin entſchlafen, gebietet Roſimund Stille im Palaſt, ſchafft alle Waffen beiſeit und bindet Alboins Schwert zu Häupten ſeines Lagers feſt, ſo daß es nicht weggenommen, noch aus der Scheide gezogen werden kann.

---

[1] „Scilt-poro (scutifer), wofür scil-por bei Paul Diac.“ Gramm. II, 487.

Dann führt ſie, nach Helmichis Rath, den Mörder herein. Alboin, plötzlich vom Schlaf erwachend, ſieht die Gefahr und ſtreckt ſchnell die Hand nach dem Schwerte. Da er es nicht losbringen kann, wehrt er ſich noch eine Weile mit dem Fußſchemel. Doch bald muß dieſer kühne, gewaltige Held, der ſo viele Feinde gefällt hat, waffenlos, der Liſt eines Weibes unterliegen. Sein Leichnam wird, mit großer Wehklage der Langobarden, unter dem Aufſtieg einer Treppe, nah am Palaſte, begraben. Paulus fügt hinzu:

> Hujus tumulum nostris in diebus Giselbertus, qui dux Veronensium fuerat, aperiens, spatham ejus et si quid in ornatu ipsius inventum fuerat, abstulit. Qui ob hanc causam vanitate solita apud indoctos homines, Alboin se vidisse, jactabat.

C. 29: Helmichis, den die Langobarden nicht zum Könige haben wollen, ſondern zu tödten drohen, entflieht mit Roſimund, nun ſeiner Gemahlin, und dem langobardiſchen Schatze nach Ravenna. Der dortige (griechiſche) Präfect Longinus beredet ſie, den Helmichis zu tödten und ſich dann ihm zu vermählen. Wünſchend, Ravennas Herrin zu werden, reicht ſie dem Helmichis, als er vom Bade kommt, einen Becher mit Gift; als er aber merkt, daß er den Todesbecher getrunken, zwingt er ſie, mit entblößtem Schwerte, den Reſt auszuleeren.

> Sicque Dei omnipotentis judicio interfectores iniquissimi uno momento perierunt.

Auch das Ende Peredeos wird noch, unter fabelhaften Umſtänden, erzählt.

Auch dieſe Sagen von Alboin tragen, beſonders im vordern Theile, ganz das Gepräge der Heldenlieder. Sie ſondern ſich noch ſichtbar in rhapſodiſche Abſchnitte, Abenteuren. Daß wirklich des Helden Geſtalt, welche der Herzog Giſelbert geſehen zu haben ſich rühmte, noch zwei Jahrhunderte nach Alboins Tode (563) in deutſchen Liedern umgieng, ſagt uns Paulus ſelbſt, nachdem er die Vertilgung der Gepiden berichtet B. I, C. 28:

> Alboin vero ita præclarum longe lateque nomen percrebuit, ut hactenus etiam tam apud Baioariorum gentem, quam et Saxonum, sed et alios ejusdem linguæ homines, ejus liberalitas et gloria, bellorumque felicitas et virtus in eorum carminibus celebretur.

Dieſem fügt er unmittelbar noch hinzu:

Arma quoque præcipua sub eo fabricata fuisse a multis hucusque narratur.

Was in ſolcher Verbindung kaum etwas anderes heißen kann, als daß in den Liedern und Sagen von Alboin wunderbarer Waffen, wie die von Zwergen oder Elfen verfertigten, dergleichen Otnit von Elberich erhielt, gedacht war. Der Name Alboin ſelbſt (Alpwîn, vgl. Elfenmährchen S. LV) bot ſolche Beziehungen dar.

Bayern und Sachſen macht obige Stelle als ſolche Völker namhaft, in deren Liedern Alboins Gedächtnis ſich erhalten.

Die Spur eines Alboin, von dem in Baiern geſungen wurde, glaube ich ſelbſt noch in einem unſrer Heldenlieder, dem von Rother, nachweiſen zu können. Hier erwähnt Wolfrat von Tengelingen dankbar der Dienſte, die Berther von Meran einſt ſeinem Vater Amelger erwieſen, Z. 3420:

Berker der riche
der tede uromeliche.
do min uatir was uertriuen,
he gewan ime sin lant wider,
he ersluch Eluewine,
einen herzogen uan Rine,
der was ein ureisclicher man,
her hatte uns michil leith getan.

Eluewîn[1] iſt niederdeutſch (und niederdeutſche Schreibart waltet in der einzigen Handſchrift des Rothersliedes vor) dasſelbe, was hochdeutſch Alpwîn, Alboin. (Auf die ſcheinbare Namensähnlichkeit Berthers, der den Elvewin erſchlagen, mit Peredeo, der den Alboin ermordet, auf den langobardiſchen Königsnamen Rothers und ſeinen Sitz zu Bari lege ich keinen Werth.) Da Elvewin ein Herzog von Rheine genannt wird, ſo paſst dieſes freilich nicht auf den langobardiſchen Alboin. Aber da das Geſchlecht von Tengelingen, welches mit dieſem Elvewin in Beziehung tritt, wie wir früher gezeigt, ein baieriſches iſt und im Liede ſelbſt ausdrücklich als ein ſolches bezeichnet wird (die be[ie]rische diet heißt Wolfrats Schaar V. 3576. 82. Vgl. Heldenſ. 54. N.), ſo erhellt, daß ein Elvewin in baieriſcher Sage bekannt war, der dort, hochdeutſch, Alpwin, Alboin heißen muſte. Von Paulus Diaconus ſelbſt ſind wir, da er den Inhalt der bajoariſchen Lieder nur ſehr allgemein angiebt, nicht verſichert, ob er nicht etwa in einem gleichnamigen Sagenhelden ſeinen Alboin zu finden geglaubt habe. Auch von den Sachſen, ſagt Paulus, ſei Alboin beſungen worden; und wenigſtens bei den Angelſachſen, im Liede des Wanderers aus dem ſiebenten Jahrhundert, wird Aelfwins, des Sohnes Eadwins (Auboins), als eines freigebigen Fürſten rühmlich gedacht (Conybeare, Ill. of Anglosax. Poetry S. 16).[1] Die Freigebigkeit (liberalitas) iſt namentlich auch eine der Eigenſchaften, wegen welcher Alboin, nach Paulus, von Sachſen und anderen Völkern derſelben Sprache gefeiert worden ſein ſoll.

---

[1] Alfuuin, Freher. Script. rer. Germ. S. 43.

Noch im Untergange des Langobardenreiches finden wir die Sagendichtung thätig. Aber wie die untergehenden Heruler und Gepiden in die langobardiſche Sage aufgenommen wurden, ſo die beſiegten Langobarden in die fränkiſch-karolingiſche. Bei ihr wird am angemeſſenſten von dieſen letzten Reſten langobardiſcher Sage gehandelt werden.

3. Sagen der Thüringer.

Der Umſturz des thüringiſchen Reiches durch den auſtraſiſchen Frankenkönig Theoderich, ſchon um die Mitte des 6ten Jahrhunderts, und die Vertilgung des thüringiſchen Königsſtammes iſt eine der dunklern Partieen in der ältern deutſchen Geſchichte. Bruderkrieg und Brudermord im Königshauſe ſelbſt, Gewaltthat und Verrath von Seiten der Sieger, treten jedoch ſchon bei den früheſten Geſchichtſchreibern in blutigen Bildern hervor. Die Sage hat ſich auch dieſer verhängnisvollen Ereigniſſe bemächtigt. Sagenhaft nach innern Merkmalen, und nach außen im Widerſpruche mit den glaubwürdigern Berichten der ältern Annaliſten, erzählt Wituchind, aus dem 10ten Jahrhundert im erſten Buche der Annalen dieſe Geſchichten ausführlich. Die Hauptzüge ſind folgende:

Irmenfried (Hermenfredus, Erminfridus bei Wituchind), König von Thüringen, hat einen klugen und kühnen Rath, Namens Iring (Hiringus), der ihm lange abräth, ein Bündnis mit Theoderich (Thiodericus), dem Frankenkönige, einzugehen. Als aber Irmenfried darauf von Dietrich mit Hülfe der Sachſen bezwungen worden, ſendet er Iring ab, den

---

[1] [The anglosaxon poems of Beowulf, the scôp u. ſ. w. von Thorpe. Oxford 1855. S. 222. Greins Bibliothek der agſ. Poeſie I, 253. K.]

Frieden einzuleiten. Es ſcheint zu gelingen; aber ein Thüringer, dem ſein Sperber entflogen und von einem Sachſen aufgefangen iſt, ſagt dieſem, um von ihm den Vogel zurückzuerhalten, daß die Könige unter ſich Frieden gemacht und die Sachſen zu verrathen im Sinne haben. Die Sachſen brechen nun in der Nacht los, überwältigen die Stadt der Thüringer, erſchlagen die Erwachſenen und ſchonen nur der Kinder. Irmenfried entflieht mit Weib und Kindern und weniger Begleitung. Die Sachſen werden von den Franken des Sieges gerühmt, freundlich empfangen und mit dem ganzen Lande auf ewig begabt. Den entronnenen König der Thüringer läßt Theoderich trüglich zurückrufen und beredet endlich den Iring mit falſchen Verſprechungen, ſeinen Herrn zu tödten. Als nun Irmenfried zurückkommt und ſich vor Theoderich niederwirft, ſo ſteht Iring dabei und erſchlägt ſeinen eigenen Herrn. Alsbald verweiſt ihn der Frankenkönig aus ſeinen Augen und aus dem Reich, als der um der unnatürlichen That willen allen Menſchen verhaßt ſein müſſe. Da verſetzt Iring: „Eh' ich gehe, will ich meinen Herrn rächen;" zieht das Schwert und erſticht den König Theoderich. Darauf legt er den Leib ſeines Herrn über den Theoderichs, damit der, welcher lebend überwunden worden, im Tod überwinde, bahnt ſich den Weg mit dem Schwert und entrinnt. Irings Ruhm iſt ſo groß, daß der Milchkreis am Himmel Iringsſtraße nach ihm benannt wird. D. S. II, 322 ff.

> Si qua fides his dictis adhibeatur, penes lectorem est. Mirari tamen non possumus, in tantam famam prævaluisse, ut Hiringi nomine, quem ita vocitant, lacteus cœli circulus usque in præsens sit notatus.

Ebenſo das Chronicon Ursperg. aus dem 12ten Jahrhundert, ohne Zweifel nach Witichind (S. 148 ed. Argent. 1609):

> Famam in tantum prævaluisse, ut lacteus cœli circulus Iringis nomine Iringesstraza usque in præsens sit vocatus.

Von dieſer Iringsſtraße und den deutſchen Mythen von der Milchſtraße überhaupt handeln umſtändlich: Irmenſtraße und Irmenſäule. Eine mythologiſche Abhandlung von J. Grimm. Wien 1815. S. 21 bis 24. Irmin, ſeine Säule, ſeine Straße und ſein Wagen u. ſ. w. durch F. H. v. d. Hagen. Breslau 1817. S. 30—34.

Die Sage ſelbſt, wie ſie Witichind erzählt, erſcheint nicht weniger verdunkelt, als wir es bereits von der Geſchichte bemerkten. Merkwürdig aber iſt ſie uns vorzüglich dadurch, daß ſie an den größern epiſchen Kreis, beſonders in der Nibelungennoth, anknüpft.

Der Landgraf (Nib. 8384) Irnfried von Thüringen befindet ſich mit dem Fürſten Hawart von Dänemark und deſſen Manne, dem Markgrafen Iring von Dänemark (8205. 42. 8303. 71), am Hofe des Königs Etzel. Dieſe drei werden ſtets zuſammen genannt; ihren Thaten und ihrem Tod im Kampfe mit den Burgunden iſt die 35ſte Abenteure des Nibelungenliedes „wie Iring erſchlagen ward“ gewidmet. Irnfried und Hawart wollen den Tod Irings rächen, werden aber ſelbſt erſchlagen. Das Lied von der Klage giebt die Verhältniſſe dieſer drei Helden noch näher an; ſie ſeien in des Reiches Acht geſtanden und haben ihre Länder verlaſſen müſſen, auch ſeien vergebliche Verſuche gemacht worden, ihnen die Huld des Kaiſers wieder zu erwerben. Von Iring wird geſagt, er ſei zu Lothringen geboren und Hawart von Dänemark habe ihn mit großer Gabe zum Dienſtmann gewonnen. Auch in andern Liedern wird ihrer gedacht.

Eine andere von Wituchinds Erzählung verſchiedene Darſtellung der Sage von Irmenfried und Iring findet ſich in der Schrift eines Ungenannten de Suevorum origine (Goldaſt, Script. rer. Suev.), welche nach den darin vorkommenden deutſchen Namen noch in die althochdeutſche Periode (vor das 12te Jahrhundert) fällt und worin die Schwaben die Stelle der Sachſen einnehmen, der Ausgang aber dieſer iſt: Irmenfried bleibt am Leben und Iring ermordet weder ſeinen Herrn noch rächt er ſich an Theoderich, ſondern als die Schwaben nachts das Lager der Thüringer überfallen, heißt es bloß:

quo peracto tantam stragem de hostibus dederunt, ut vix quingenti cum Irmenfrido evaderent, qui etiam commigraverunt ad Hunnorum regem Attilam.

Grimm, der zuerſt auf dieſe Erzählung aufmerkſam gemacht hat, bemerkt dabei (Heldenſ. S. 117 f.):

„Wir ſehen jetzt deutlich, warum Irnfrit bei Etzel ſich aufhält; der fränkiſche König Theoderich wird in der Klage durch den Kaiſer dargeſtellt, ſeine Feindſchaft durch die Reichsacht, und der Held nicht König von Thüringen, ſondern, dem Zeitalter des Gedichts gemäß, Landgraf genannt.“

Die Wilkinenſage berichtet Irungs Tod im Kampfe mit den Niflungen C. 360. Hier wird auf den Iring der Nibelungennoth derſelbe Mythus angewendet, wodurch Wituchind den Verräther Iring unverdienter Weiſe verherrlicht. Denn daß ſtatt der Iringsſtraße, des Iringsweges, in der Wilkinenſage die Iringswand ſteht, beruht, wie ſchon von mehreren bemerkt worden, auf einer Verwechslung des nordiſchen Sagaſchreibers, welcher das deutſche Weg (isl. vegr) in veggur, auf isländiſch Wand, übertragen hat (Heldenſ. 179. Hagen, Irm. 32. Grimm, Irm. 23).

Da nichts, was die bekannten Lieder und Sagen von Iring melden, beſondere Veranlaſſung giebt, die Milchſtraße nach ihm zu benennen, ſo glaubt Grimm (Heldenſ. 395; vgl. 345, 5), daß entweder verlorne Lieder die Verknüpfung gerechtfertigt, oder wir einen eben nicht ſehr glücklichen Verſuch vor uns haben, einen mythiſchen Namen, deſſen Bedeutung verloren war, durch Anlehnung an eine Perſon, die man für geſchichtlich hielt, zu erklären.

In einer andern Weiſe der Poeſie, als die deutſchen Sagenlieder, ließ eine Abkömmlingin des unglücklichen thüringiſchen Königshauſes den Untergang deſſelben beklagen. Die heilige Radegund, Tochter Berthars, eines Bruders von Irmenfried, den dieſer nach Gregor von Tours hatte umbringen laſſen (Masc. II, A. 19), war von Chlotar, dem Bruder des Frankenkönigs Theoderich, als Gefangene weggeführt worden. Chlotar vermählte ſich mit ihr, ließ aber nachher ihren Bruder umbringen. Da wandte ſie ſich von der Welt ab, baute ein Kloſter zu Poictiers und führte dort ein geiſtliches Leben (Eccard., Franc. or. I, 57), das ihr den Heiligenſchein erwarb. Durch den Dichter Venantius Fortunatus, der auch ihr Leben beſchrieben, ließ ſie eine Elegie de excidio Thuringiæ ſchreiben, welche in ihrem Namen an Amalfried, einen Sohn Irmenfrieds, gerichtet iſt. Dieſes Gedicht iſt die Klage zu der Thüringe Noth. Vergl. darin die Stelle:

Conditio belli tristis, sors invida rerum u. ſ. w.

Masc. II, 23. Eccard. l. c. I, 57.

4. Fränkiſch-karolingiſche Sagen.

Die Franken, das Volk, welchem ſo manche andere unterlagen und das dieſen die Siegesbeute abnahm, die ſie ſelbſt von andern untergegangenen gewonnen hatten, wie denn immer ein Volk die andern auffaßt, zeigen aus der Zeit ihres merowingiſchen Königsſtammes wenig bedeutende Sagenbildung. Aber wie mit Karl dem großen eine neue Ära der Geſchichte beginnt, ſo entfaltet ſich auch ein neues mächtiges Wachsthum der Heldendichtung. Ihren epiſchen Kreis hat jedoch dieſe karolingiſche Heldenſage in der nordfranzöſiſchen Poeſie gebildet und in ihr herrſcht der Geiſt eines neuen, chriſtlichen Heldenthums. Auch auf deutſchen Boden iſt aus dieſem altfranzöſiſchen Epos vieles übertragen worden; wir werden aber, bei dem eben bemerkten Geiſte desſelben, von ihm erſt im nächſten Hauptabſchnitte zu handeln haben. Zwar giebt es auch eigenthümlich deutſche Überlieferungen von Karl dem großen, aber auch dieſe verſchieben wir, des Zuſammenhangs wegen, auf den nächſten Abſchnitt und begnügen uns, hier ihr Vorhandenſein und ihre Stelle angezeigt zu haben.

Mit der Gründung des deutſchen Königs- und Kaiſerthrones zeigen ſich auch die neuerſtehenden Sagen, im Gegenſatze der größern und unter ſich verſchlungenen Nationalſagen aus der ältern Zeit, mehr und mehr vereinzelt, auf das herrſchende Haus, auf einzelne Könige oder mächtige Fürſten, oft faſt anekdotenartig, beſchränkt. Es erſcheint daher nicht unpaſſend, die weitern Sagen in der Ordnung der nach einander folgenden Kaiſerhäuſer aufzuführen, auf ähnliche Weiſe, wie man auch die Geſchichte dieſer Zeiten abzutheilen pflegt. Wir führen dieſe Dichtungen neben der Geſchichte her, wie an gewiſſen Orten bei feſtlichen Umzügen je neben einem ernſten Manne ein ſingender Knabe hergeht.

Die nächſten Nachfolger und Abkömmlinge Karls des großen waren nicht geeignet durch ihre Perſönlichkeit der Sagenpoeſie weitern Schwung zu geben. An Ludwig den frommen konnten ſich eher Legenden anheften, als Heldenſagen. Erſt während der Unmündigkeit Ludwigs des Kindes verübt ein gewaltthätiger Reichsverwalter, der Erzbiſchof Hatto von Mainz, den man cor regis nannte (Ekkeh. IV, cas. S. Gall. bei Pertz, Monum. II, 83), eine That, welche ſo in den Volksgeſang übergeht und dadurch ſo gemeinkundig wird, daß der Geſchichtſchreiber für überflüſſig hält, ſie zu erzählen.

Otto von Freiſingen, wenigſtens 100 Jahre nach Eckehard, und mehr als 200 nach dem Ereignis, ſagt noch (Chron. VI, 15):

> Itaque ut non solum in regum gestis invenitur, sed etiam in vulgari traditione in compitis et curiis hactenus auditur, præfatus Hatto Albertum in castro suo Babenberg adiit u. ſ. w.

Was Eckehard, vielleicht um nicht von einem Erzbiſchofe von Mainz Unrühmliches zu ſagen, verſchweigt und hinter die altbekannten Lieder ſteckt, das erzählen uns die Annaliſten,[1] 40 bis 50 Jahre nach der Begebenheit:

Man ſuchte den tapfern Adalbert aus ſeiner Burg Bamberg zu locken. Er aber wagte ſich ſoweit über die Burg hinaus, daß die Leute des Königs ihn gar nicht für einen Feind hielten, bis ſein Schwert auf ihren Nacken ſchlug. Sieben Jahre ſchon hatt' er dem Könige getrotzt. Da unternahm es der Erzbiſchof Hatto, ihn durch Liſt zu fangen. Er begab ſich zu Adalbert nach Bamberg und ſprach ihm zu, die Huld des Königs zu ſuchen. Dabei ſchwur er einen Eid, ihn ungefährdet in ſeine Burg zurückzubringen. Adalbert ließ ſich bethören und folgte ihm. Als ſie aber die Burg verlaſſen hatten, bedauerte Hatto, das angebotene Frühmahl nicht angenommen zu haben, indem ſie einen weiten Weg zum König zu machen hätten. Adalbert lud ihn ein, wieder umzukehren, wozu jener einwilligte. Nach eingenommenem Mahl ritten ſie dann ins Lager, wo die Sache Adalberts vorgenommen, er des Hochverraths ſchuldig erkannt und zur Enthauptung verurtheilt wurde. Als man ihn gebunden zum Tode führte, rief er den Erzbiſchof an: „Du biſt ein Meineidiger, wenn du mich tödten läßſt." Hatto aber erwiederte: „Ich ſchwur, dich unverſehrt in die Burg zurückzuführen und ich führte dich auch ſogleich zum Frühſtück zurück."

Die Hinrichtung Adalberts fällt in das Jahr 905.

Der Gegenſatz des kühnen Helden, der ſeinen Feinden näher kommt, als ihnen lieb iſt, und des hinterliſtigen Biſchofs, der den Argloſen in die Falle lockt, mochte ſich wohl im Liede ausnehmen.

5. Sagen aus der Zeit der ſächſiſchen Kaiſer.

Unter dieſem kräftigen Geſchlechte haben ſich manche Sagen angeſetzt:

a. Kurzbold.[2] Nach der Erzählung Eckehards IV hatte König Heinrich I einen Helden, Namens Kuno, aus königlichem Geſchlecht, welcher ſeiner Kleinheit wegen Churzibolt zugenannt war. (Churzibolt, pugillus, Däumling; gloss. zwetl. Deutſche Sagen II, 154.) Die Herzoge Giſelbert von Lothringen und Eberhard von Franken erhoben ſich gegen den neugewählten König Heinrich den Sachſen. Auch die Herzoge von Schwaben und Baiern hatten ſie ſchon auf ihrer Seite. Eines Tags, als ſie bei Breiſach ihr Heer überſchiffen ließen und indeſs auf der Ebene des Ufers im Brett ſpielten (luderent tabula), überfiel ſie jener Kurzbold, nur von zwanzig Männern begleitet. Den Herzog Giſelbert, der in ein Schiff ſprang, verſenkte er, die Lanze darein ſtoßend, mit allen, die in demſelben waren; den Eberhard erſchlug er am Ufer mit dem Schwerte, indem er ihm ſeine Treuloſigkeit vorwarf. Dieſer Kuno trug in kleinem Körper ein kühnes Herz (erat quidem angusto in pectore audax et fortis). Als einſt er und der König allein ſich beriethen, ſprang ein Löwe, der ſein Käfich erbrochen, auf ſie los; der König, ein großer Mann, wollte das Schwert, das Kuno an der Seite trug, an ſich reißen, aber jener ſprang ihm zuvor und erſchlug den Löwen. Weit und breit ward dieſe That kundig. Gegen Weiber und Äpfel[1] hatte Kuno von Natur einen ſolchen Abſcheu, daß, wo er auf der Reiſe eines von beiden traf, er nicht herbergen wollte. Eckehard fügt noch hinzu (Pertz, Mon. II, 104):

---

[1] Liutprand. Histor. l. II, c. 3 (bei Reuber). Witichind. Annal. l. I (bei Meibom I, S. 635). Grimm, d. Sag. II, 150. Vgl. 152. 463.

[2] Vgl. Schmidt, Balladen und Romanzen der deutſchen Dichter S. 152 f.

> Multa sunt, quæ de illo concinnantur et canuntur, quæ, quia ad nos redeundum est, prætermimus, nisi quod provocatorem Sclavum giganteæ molis hominem, e castro regis prorumpens, novus David lancea pro lapide straverat.

Ohne Zweifel bezieht ſich dieſes auf die ſlaviſchen Kriege Heinrichs I. Es iſt ſehr zu bedauern, daß uns Eckehard von dieſem kühnen Sonderling nicht mehr erzählt oder gar die Lieder erhalten hat, welche ein Jahrhundert nach der Zeit des Helden von ihm geſungen wurden.

b. Das Lied von Otto und Heinrich. Dieſes halb lateiniſch, halb deutſch abgefaßten Gedichts iſt ſchon in der Abhandlung vom Verſe[2] gedacht worden. Es iſt ein Bruchſtück von 36 kurzen Reimzeilen, wovon je eine lateiniſche und eine deutſche zuſammenreimen. Es mag ziemlich gleichzeitig mit dem Ereigniſſe ſein, von dem es handelt, und zeigt niederdeutſche Formen. Der Inhalt iſt dieſer:

---

[1] Liederſaal III, 329, 76 ff.: Minnet ainer nit, man gicht, Das er nit aphel ezzen mug. Zwar des duncket mich ain lug: Er isset ir licht me sem tag, Denn ainer, der wol minnen mag.

[2] [Oben S. 382. K.]

Zum Kaiſer Otto tritt ein Bote ein und ruft ihn auf: „Was ſitzeſt du, Otto, unſer guter Kaiſer? Hier iſt Heinrich, dein königlicher Bruder.“ Da ſteht Otto auf, geht ihm entgegen mit manchem Mann und empfängt ihn mit großen Ehren. „Willkommen Gott und mir!“ ſpricht der Kaiſer, „ihr Heinriche, ihr beiden Gleichnamigen, und eure Gefährten!“ Nachdem Heinrich den Gruß erwidert, faſſen ſie einander bei der Hand und Otto führt ihn in das Gotteshaus, wo ſie Gottes Gnade anrufen. Nach vollbrachtem Gebete führt ihn Otto in den Rath mit großen Ehren und überträgt ihm, was er da hatte, außer dem Königsrechte (præterquam regale), des auch Heinrich nicht begehrt. Da ſtand alle Verhandlung unter dem treuen Heinrich. Was Otto that, das rieth alles Heinrich, und was er ließ, rieth auch Heinrich. Da war keiner, dem nicht Heinrich ſein volles Recht gethan hätte.

Dieſes ſonderbare Stück rührt ſichtlich von einem Geiſtlichen auf Heinrichs Seite her. Denn dieſer iſt durchaus in das vortheilhafteſte Licht geſtellt und der Eingang kündigt ihn, den Baiernherzog, als den Gefeierten an. Der Verfaſſer beruft ſich auf ſein wohlbeurkundetes Wiſſen, in den letzten Zeilen. Der Miſchung unerachtet, ſind Formen bewahrt, die auch dem epiſchen Geſange gangbar ſind:

13: Conjunxere manus,
her leida ina in thaz godes hus.
Rother 1756: Bi den henden sie sich beviengen,
Vor den kuninc sie giengen.
Dietr. Fl. 4875: Bi den henden sie sich do vingen,
gegen Rudigern sie gingen.
27: Quicquid Otdo fecit,
al geried iz Heinrich;
quicquid ac (omisit)
ouch geried iz Heinrich.

Ähnlich im Nibelungenlied 1524, 4, von den Freunden Volker und Hagen:

Swaz ie begie Hagne, daz dûhte den videlære guot.

Das geſchichtliche Ereignis,[1] worauf das Lied ſich bezieht, iſt die Verſöhnung Ottos I mit ſeinem meuteriſchen Bruder, Herzog Heinrich, deſſen Anhänger dem Kaiſer ſogar nach dem Leben getrachtet, und die Verleihung Baierns an denſelben, nach 939.[1]

---

[1] [Eine ausführlichere Darſtellung dieſer Sage, welche in zwei verſchiedenen Bearbeitungen vorliegt, bildet einen Theil der Vorleſung über deutſche Sagenkunde. K.]

Der Annaliſt Witichind erzählt die Sache im zweiten Buche (bei Meibom I, 649).

Auch eine Dichterin beſingt dieſe weltgeprieſene Verſöhnung, die Nonne Hroswitha zu Gandersheim, die auf Verlangen Ottos II die Thaten ſeines Vaters, des erſten Otto, in einem hexametriſchen Gedichte gefeiert hat. Hier iſt der Vorgang, beſonders was in der Kirche geſchah, umſtändlicher und maleriſcher, als in dem halbdeutſchen Liede, dargeſtellt, aber weniger zum Vortheil Heinrichs, der hier das Haupt weniger hoch trägt und dem nicht ein Bote vorausläuft, der den König aufſtehen heißt.

Wer in dem erſten Liede der andre Namensbruder Heinrich ſei (6: wilicumo Heinriche, ambo vos æquivoci), davon habe ich in den übrigen Nachrichten keine Spur gefunden.

Dieſe Geſchichte wird uns bald nachher noch einmal in der Sagendichtung begegnen.

c. **Modus Ottinc.** Dieſes lateiniſche Gedicht in Proſa, deſſen gleichfalls ſchon beim Verſe Erwähnung geſchah, ſteht, mit drei andern gleicher Art, aus einer Wolfenbüttler Handſchrift angeblich des 10ten Jahrhunderts abgedruckt in Eberts Überlieferungen zur Geſchichte, Litteratur und Kunſt der Vor- und Mittwelt. B. I. Dresden 1826. S. 81 f. und ſchon früher (der modus Ottinc allein), ohne Angabe woher, in Eccardi Quatern. S. 54 mit verſchiedenen Lesarten.[2] Es betrifft die große Vertilgungsſchlacht, worin Otto I die in Deutſchland eingebrochenen Ungarn am 10 Aug. 955 auf dem Lechfelde bei Augsburg aufrieb. Hahn II, 59.

Was den geſchichtlichen Inhalt anbelangt, ſo iſt der dux Cuonrâd intrepidus, quo non fortior alter, der Herzog Konrad von Franken, deſſen Tapferkeit in dieſer Schlacht auch die Geſchichtſchreiber (Witichind, Ann. l. III. a. a. O. S. 656 f.) rühmen und der, als er ſich den Helm lüftete, durch einen Pfeilſchuß getödtet wurde. Gegen den Schluß des Gedichts wird noch Otto III gerühmt. Da nicht erhellt, ob es noch bei ſeinen Lebzeiten (er ſtarb 1002) geſchrieben worden, ſo kann es nicht mit Sicherheit noch in das 10te Jahrhundert geſetzt werden. Doch ſetzt es offenbar noch ein nahes Andenken der drei Ottone voraus.

---

[1] Hahns Reichshiſtor. 2, 49.

[2] [Müllenhoffs Denkmäler S. 31. K.]

Merkwürdig iſt uns beſonders der ſagenhafte Eingang. Der große Kaiſer Otto liegt nachts ſchlafend im Palaſte, als unverſehens Feuer ausbricht. Seine Diener ſtehen zitternd und wagen nicht, den Schlafenden zu berühren. Da fallen ſie auf die Auskunft, ihn durch Saitenklang zu erwecken und mit einem Liede zu begrüßen, dem ſie dann den Namen des Herrn beilegen. Alſo die Entſtehungsgeſchichte des modus Ottinc. Hieran iſt das Weitere nur äußerlich angereiht:

Excitatus spes suis surrexit,
timor magnus adversis mox venturus;
nam dum [l. tum] fama volitat,
Ungarios signa in eum extulisse u. ſ. w.

Ich habe bei Saxo (Hist. Dan. l. VII, S. 186) eine ſehr ähnliche däniſche Sage gefunden: Zween Jünglinge, Harald und Haldan, wollen an dem Dänenkönige Frotho, der ihren Vater, ſeinen Bruder, einſt ermorden ließ, Rache nehmen. Sie kommen in dieſer Abſicht nach Seeland. Ihr vormaliger Erzieher, Regno, den ſich der König verpflichtet hat, eilt in der Nacht zu der Königsburg, um Frothon zu warnen:

> Dormientem tamen ad vigilias evocare passus non est, eo quod Frotho excitationis suæ pœnas ferro exigere solitus fuerat. Tanti quondam regium somnum importuna frustratione perrumpere existimatum est.

Als nun am Morgen Frotho erfährt, daß Regno als Warner da geweſen ſei, ſammelt er ſeine Kriegsſchaar. Seine Neffen wiſſen ſich nur dadurch zu retten, daß ſie ſich wahnſinnig ſtellen. In der nächſten Nacht aber zünden ſie die Königsburg an und Frotho erſtickt vom Rauche.

Wir ſehen hier dieſelben Beſtandtheile, wie im Ottingliede, den König, den man nicht zu wecken wagt, und das brennende Schloß; aber ſie ſind in der däniſchen Sage in verkehrte Stellung gekommen und die eigentliche Löſung, das Wecken durch die Töne, iſt weggefallen.

Aber dieſelbe Überlieferung kommt auch in der altnordiſchen Saga von Hrolf Krake unter theilweiſe veränderten Namen und Umſtänden vor und hier iſt der bei Saxo fehlende Geſang noch vorhanden: der Warner Reigni (Regno) verkündigt die Gefahr, indem er vor der Thüre der Königshalle ein räthſelhaftes Lied ſingt. Doch es iſt zu ſpät, die Flamme greift ſchon um ſich.[1] Das aber, daß Lied und Saitenklang, gleichſam über dem Geſetze ſtehend, auch an verbotener Stelle freien Eingang haben, wie den Sängern auch das feindliche Lager offen ſtand, iſt nur in unſrem Ottingliede klar geblieben.

Die drei erſten Zeilen dieſes Gedichts haben muſikaliſche Notierung, die jedoch nicht bekannt gemacht worden iſt. Es iſt nicht wohl zu zweifeln, daß der Tonweiſe, dem modus Ottinc, ſtatt eines deutſchen Liedes, dem ſie angehörte, die lateiniſche Proſa unterlegt worden. In dieſe hat der Verfaſſer, ein Geiſtlicher, dem Virgil wenigſtens dem Namen nach bekannt war, um der Benennung vollſtändigſt zu entſprechen, zuſammengeſtellt, was er von den drei Ottonen in Kürze zu rühmen wuſte. Aber nur jener vordere Theil ſcheint aus dem urſprünglichen Liede entnommen zu ſein, denn nur in ihm zeigt ſich die Spur lebendiger Dichtung.

Man findet häufig in volksmäßigeren Liedern einen Kehrreim, Refrain, angebracht, der, unabhängig von ihrem Inhalte, aus ältern Liedern geborgt iſt. Ein Minnelied Friedrichs des Knechts (Man. II, 117a, 5) hat folgenden Refrain:

Hei grawer[2] Otte, hei grawer Otte, grawer Otte,
Nu pflege din got! Wis stolz,[3] grawer Otte!

Sollte hierin noch ein Überreſt des alten Weckſangs, des Liedes Otting, mit dem ſie excitatum salvificant, vorhanden ſein? Vgl. auch Quatern. S. 55 in einem lateiniſchen Liede in Conradum Salic. Imp. den allitterierenden Refrain:

Caute[4] cane, caute cane, conspira Karole!

---

[1] Hrolf Krakes Saga S. 16. P. E. Müller om Saxo S. 96, 2. Vgl. auch über Bjarkamal Müller a. a. O. S. 31. Saxo B. 2, S. 44. Hrolf Krakes Saga S. 137. Sagabibl. 2.

[2] Bei Wittichind, Annal. l. II (bei Meibom I, 650) iſt Otto I beſchrieben: Capite cano sparsus capillo. Ottos I Geburt wird auf 22 Nov. 912 geſetzt (Hahn II, 44), die Schlacht am Lechfelde war am 10 Aug. 955, Otto alſo damals erſt 43 Jahr alt.

[3] Vgl. Maßmanns Denkmäler I, 110, 140. Docens Miſcell. 2, 200, 2. Liederſaal 2, 677: Wirt, wis munder! Finkenritter, 5te Tagr. S. 9: Da war ich ſtolz, daß ich wieder ſehen konnte.

[4] Wolf, Lais 315, 158: Fibris cordis, caute tentis.

Die Benennung der Tonweiſe „modus Ottinc," ſowie die eines vorhergehenden Stückes „modus qui et Carelmaninc," wo jedoch der gänzlich geiſtliche Inhalt nichts mit dem Namen zu thun hat, was wohl auch das et beſagen ſollte, ſcheint auf den Gebrauch ſolcher Königslieder in fortgeführter Reihe zu deuten.

d. *Otto mit dem Barte.* Es iſt dieß wahrſcheinlich Kaiſer Otto II, Sohn Ottos des großen, mit dem Beinamen der rothe, rufus (Chronographus Saxo ad a. 974: Sedente ... in paterni regni solio ... Ottone secundo, ab habitu faciei agnomine rufo. Hahn II, 104).

Ein erzählendes Gedicht Konrads von Würzburg, aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, nur handſchriftlich[1] vorhanden, meldet von dieſem Kaiſer. Ein Auszug in Grimms deutſchen Sagen II, 156 ff.

Schon Gottfried von Viterbo, in der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, giebt dieſe Anekdote in lateiniſchen Verſen (Chron. pars XVII, bei Pictor., Germ. Script. ed. Struv. B. I, S. 326 f.) und bezieht ſie auf Otto I. Auch ſagt Witichind (Annal. l. II, bei Meibom S. 650) in der Beſchreibung des Äußern dieſes Kaiſers: facies rubicunda et prolixior barba et hæc contra morem antiquum. Dagegen paßt auf Otto nicht bloß das röthliche Haar hinſichtlich ſeines Zunamens der rothe (rufus), ſondern noch mehr die Bezeichnung des heſtigen Charakters. Die Stelle bei Adelung (altd. Gedichte in Rom II, 204. Königsberg 1799 [bei Hahn S. 47]):

Schœne und lanc was im der bart u. ſ. w.

ſtimmt nicht mit dem vielgerühmten Charakter Ottos I, wohl aber mit dem, was von ſeinem Sohne geſagt wird:

Auct. vit. Adelbert. posterior: Erat in eo vivida virtus, fervida et effrena juventus, manus prompta bello, sed raro umquam cum consilio. Multa bona fecit, sed ætas lubrica errare fecit, et plura præcipitatione peccavit (Hahn II, 106).

e. Noch giebt es eine poetiſche Erzählung von *Otto dem rothen*, die aber mehr zu den Legenden gehört. Ich führe ſie hier an, inſofern ſie gleichfalls die Auffaſſung des eben bezeichneten hochfahrenden Charakters in der Sagendichtung, wieder auf andere Weiſe, bemerken läßt. Lange lebt Otto mit ſeiner Gemahlin ſehr tugendhaft, bis er es wagt, Gott zu bitten, ihm den Lohn ſeiner Tugend ſchon jetzt kund zu thun.

---

[1] [Herausg. von Hahn. Quedlinburg 1838. K.]

Eine Stimme vom Himmel antwortet verweiſend, da er nur aus Ruhmſucht edel gehandelt habe, ſo ſei er weniger zu belohnen, als ein Kaufmann zu Köln, der gute Gerhard genannt, der ſich ſtets, beſonders als Troſt der Armen und Gefangenen, höchſt fromm erwieſen. Der Kaiſer erſchrickt ſehr über dieſe Antwort und beſchließt auf der Stelle nach Köln zu reiſen und des guten Gerhards Weisheit zu erlernen.[1]

6. Sagen aus der Zeit der fränkiſchen Kaiſer.

Herzog Ernſt.[2] Wir haben dieſe Dichtung in verſchiedenen Geſtalten. Ich lege hier zunächſt die vollſtändigſte zu Grund, ein Gedicht aus dem 13ten Jahrhundert in 5560 kurzen Reimzeilen, abgedruckt in den deutſchen Gedichten des Mittelalters, herausgegeben von v. d. Hagen und Büſching. B. 1. Berl. 1808.

Der Inhalt des Gedichts iſt kürzlich dieſer:

Kaiſer Otto vermählt ſich zum zweiten male mit Adelheid, der Wittwe des Herzogs von Baiern. Ihr Sohn erſter Ehe, der junge Herzog Ernſt, ſteht anfangs bei ſeinem kaiſerlichen Stiefvater in großer Gunſt und wird von dieſem ſogar zum Nachfolger im Reiche beſtimmt; er iſt bei allen Fürſten beliebt, Arme und Reiche wünſchen ihm Gutes. Darum neidet ihn der Pfalzgraf Heinrich, Ottos Schweſterſohn, und verläumdet ihn bei dem Kaiſer, als ob er dieſem nach Ehr' und Leben trachte. Der Kaiſer läßt ſich überreden und mit ſeiner Zuſtimmung fällt Heinrich mit Raub und Brand in Ernſts Land Oſtfranken, das damals zu Baiern gezählt wird. Ernſt kommt mit zweitauſend Schilden herbei, entſetzt Nürnberg, das der Pfalzgraf belagert hat, und ſchlägt noch in einem Streite bei Würzburg, wo er und Graf Wetzel ſich als Helden erweiſen, den Gegner in die Flucht. Nachdem Adelheid vergeblich verſucht hat, den Gemahl zu beſänftigen, giebt ſie ihrem Sohne Nachricht, wer die Feindſchaft angeſtiftet habe. Ernſt rüſtet ſich nun zu weiterer Gegenwehr und ſprengt nur ſelbdritte, mit dem Grafen

---

[1] Anzeigeblatt zu den Wiener Jahrbüchern 5, 36. Roſenkranzs Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter S. 206. [Der gute Gerhard von Rudolf von Ems, herausgegeben von Haupt. Leipzig 1840. K.]

[2] [Spätere ausführlichere Bearbeitungen der Ernſtſage folgen in einem andern Bande. K.]

Wetzel und einem andern Mann, zu Speier, wo der Kaiſer ſich aufhält, auf den Hof. Jener dritte muß die Pferde halten, Ernſt und Wetzel gehen in die Kaiſerburg. Es iſt an einem Abend, die Herren ſind zur Ruhe, der Kaiſer und Pfalzgraf Heinrich aber ſind noch in geheimer Berathung beiſammen. Ernſt kommt vor die offne Kammerthür und dringt ein. Der Kaiſer entſpringt in eine Kapelle und ſchließt die Thüre hinter ſich. Dem Pfalzgrafen aber ſchlägt Ernſt das Haupt ab, geht unerſchrocken wieder hinunter und reitet mit ſeinem Gefährten von dannen. Für dieſe gewaltſame That wird Ernſt in die Reichsacht erklärt und eine Heerfahrt nach Baiern aufgeboten. Regensburg wird belagert und täglich davor geſtritten. Zuletzt muß ſich dieſe achtbarſte Stadt ergeben. An der Donau nieder gen Öſterreich und den Lech hinauf ziehen die Heere. Ernſt rächt die Noth ſeines Landes durch Einfälle in das Reich. So gehen fünf Kriegsjahre vorüber. Als nun aber der Kaiſer eine neue Heerfahrt aufruft, da findet Ernſt ſich nicht mehr ſtark genug zum Widerſtand, er beſchließt, zur Schonung ſeines Volkes, zu weichen und eine Fahrt nach dem heiligen Grabe zu thun. Fünfzig der Seinigen nehmen mit ihm das Kreuz und viele andere aus deutſchen Landen ſchließen ſich an; er hat wohl tauſend in ſeiner Schaar, Ritter und Knechte. Sie ziehen durch Ungarn und die Bulgarei nach Conſtantinopel, wo ſie ſich auf zweiundzwanzig Kielen einſchiffen. Von da an beginnt eine Reihe der wunderbarſten Abenteuer. Ein Sturm verſenkt einen großen Theil der Schiffe, die übrigen werden zerſtreut. Dasjenige, worauf Ernſt und Wetzel ſich befinden, wird nach dem Lande Kipria getrieben. Dort finden ſie eine prächtige, aber von Bewohnern leere Stadt; doch dieſe kommen zurück, ein Volk mit Kranichhälſen und Schnäbeln; mit ihnen ſchlagen ſich die Kreuzfahrer um eine entführte Königstochter aus Indien. Sie ſegeln dann weiter, leiden Schiffbruch am Magnetberge, der dem Schiffe alles Eiſenwerk auszieht, laſſen ſich ihrer ſechſe, nämlich Ernſt und Wetzel, mit vier andern, die allein noch vor Hunger und Krankheit übrig geblieben, in Ochſenhäute genäht von den Greifen in ihr Neſt durch die Luft hin führen, fahren auf einem Floße durch den Karfunkelberg, gelangen zu den Arimaſpen, Leuten mit Einem Auge, bekämpfen dort die Rieſen und Plattfüſſe, gehen nach Indien, beſiegen dort für die Pygmäen die Kraniche, dann den König von Babylon und erreichen, von dieſem geleitet, Jeruſalem, wo ſie den

Templern das heilige Grab vertheidigen helfen. Endlich, nachdem Ernſts Ruhm auch nach Deutſchland gedrungen und des Kaiſers Zorn ſich gelegt, begeben die Helden ſich auf die Heimfahrt. Sie kommen am Chriſtabend vor Bamberg an, wo der Kaiſer über Weihnachten einen Hof hält. Ernſt läßt die Seinen im nahen Walde halten und geht, als es Nacht geworden, in Pilgertracht in die Stadt und nach dem Münſter, wo er zuerſt ſeine Mutter ſpricht und ihren Rath vernimmt. Als hernach die feſtliche Meſſe geſungen iſt, wirft er ſich dem Kaiſer zu Füßen, der ihm zuerſt, ohne ihn noch zu kennen, ſeine Huld zuſagt und dann, unter Vermittlung der Fürſten, welche Adelheid zuvor ſchon für ihren Sohn geſtimmt hat, ſich völlig mit ihm ausſöhnt. Ernſt erhält ſein Land wieder und Werner ſeine Herrſchaft. Dem Reiche ſchenkt Ernſt den herrlichen Edelſtein, den er aus dem Karfunkelberge mitgebracht und der, ſagt das Gedicht, noch heut' in des Reiches Krone leuchtet und der Waiſe genannt wird. Ernſt liegt zu Roßfeld begraben, wo auch Frau Irmegart ruht, zu deren Gnade große Wallfahrt iſt.

Es ſind ohne Zweifel die Wunder der abenteuervollen Kreuzfahrt, welche dieſer Erzählung eine große Verbreitung in mehrfachen Bearbeitungen und ſelbſt noch eine Fortdauer in unſern Tagen, mittelſt des Volksbuchs von Herzog Ernſt, verſchafft haben. Hier beſchäftigt uns mehr die deutſche Sage, in welche jene Abenteuer eingelegt ſind.

Fragen wir nach der geſchichtlichen Grundlage, ſo weiſen uns ſchon die Namen auf eine, für die Einſicht in den Gang der Sagenbildung merkwürdige Vermiſchung zwei verſchiedener Beſtandtheile hin. Die Namen Otto, Adelheid, Heinrich gehören der ſächſiſchen, Ernſt und Wetzel der fränkiſchen Kaiſergeſchichte an. Und ſo verhält es ſich auch in der Sache ſelbſt; auf den Stamm ottoniſcher Geſchichtſage iſt ein Gezweig der ſaliſchen geimpft worden.

7. Sagen aus der Zeit der Hohenſtaufen.

a. **Friedrich von Schwaben.** Ein großes erzählendes Gedicht in Reimpaaren, wahrſcheinlich aus dem vierzehnten Jahrhundert. Es iſt noch nicht gedruckt; ein Auszug deſſelben nach einer Papierhandſchrift zu Wolfenbüttel iſt 1798—1802 in Gräters Bragur B. VI und VII gegeben.[1] Ich habe eine Papierhandſchrift der königl. Handbibliothek zu Stuttgart benützt, welche nach einer hinten angefügten Notiz im Jahre 1478 von Johannes Lebzelter, Gegenſchreiber am Zoll zu Geislingen, auf 141 Folioblättern geſchrieben iſt.

Der Inhalt des Gedichts iſt dieſer:

Herzog Heinrich von Schwaben hat drei herrliche Söhne, Heinrich, Ruprecht und Friedrich, die er wohl erzogen:

Zu schul waren sy gewesen,
Sy kunden schriben und lesen,
(Darzů) turnieren und stechen,
(Und die) sper ritterlich (zer)brechen,
Hötzen, baißen und (auch) schießen u. ſ. w.

In einem Alter von 106 Jahren ſtirbt der Herzog, nachdem er ſeinen Söhnen Gerechtigkeit und Eintracht empfohlen. Sie folgen auch ſeiner Lehre. Nun reitet eines Tags der jüngſte der Brüder, Friedrich, auf die Jagd. Ein Hirſch läuft ihm vor und er verfolgt denſelben, weit vor ſeinen Dienſtmannen her rennend. Als ſchon die Nacht einbricht, kommt er zu einer Burg im Walde, wo er um Herberge bitten will. Das Thor iſt offen, aber niemand kommt ihm entgegen. Er bindet ſein Roſs an und geht in einen ſchönen Saal. Auch hier iſt niemand zu ſehen, aber ein wohlbeſetzter Tiſch ſteht bereit. Friedrich ißt nach Genüge und legt ſich in einer ſchönen Kammer ſchlafen. In der Nacht kommt ein weibliches Weſen, ungeſehen, zu ihm und klagt ihm ſeine Noth. Es iſt Angelburg, eine Königstochter, welche durch den Haß ihrer Stiefmutter Flanea in großes Unheil gekommen. Ein Zauberer, Flaneas Buhle, nahm dem König, Angelburgs Vater, das Augenlicht in der Art, daß er nur innerhalb ſeines Palaſtes ſah. Man wuſte ihn in die Meinung zu verſetzen, als ob Angelburg mit zweien ihrer Jungfraun durch Ringe, die ſie am Finger trugen, den Zauber bewirkt hätten. Der König wollte ſie zum Tode verurtheilen. Aber die heuchleriſche Stiefmutter bat ihn, ſich mit der Buße zu begnügen, welche ſie ſelbſt den Schuldigen auferlegen würde. Dieſe Buße beſteht nun darin: Angelburg und die beiden andern Jungfraun müſſen den Tag über als Hirſche in einem Walde laufen, bei Nacht aber finden ſie, zu

---

[1] [Hagens Germania 7, 95 ff. K.]

Jungfraun umgewandelt, in einem Haus im Walde Nahrung und Ruhe. Erlöſung ſoll ihnen nimmer werden, außer durch einen Fürſtenſohn, der, nachdem er Angelburg als Hirſch gejagt und in das Haus gekommen, innerhalb eines Jahrs dreißig Nächte bei ihr zubringe, ohne ſie zu ſehen oder ihre Ehre anzutaſten. Geſchehe letzteres, ſo ſollen ſie immer, auch bei Nacht, Hirſche bleiben; werde Angelburg aber auch nur geſehen, ſo ſollen ſie in drei weiße Tauben verwandelt, zu dem allerklarſten Brunnen in der Welt, der auf einem Berge ſtehe, hinfliegen. Jeden Mittag aber ſollen ſie zu Jungfraun werden und ſich in dem Brunnen baden, während ihre Gewande bei demſelben liegen. Die Nacht ſollen ſie, nach Taubenweiſe, auf den Äſten der Bäume zubringen. Komme dann, während ſie baden, der Fürſt, der Angelburg geſehen, ſo müſſe er ein Auge verlieren und ſo lang von Angelburg geſchieden ſein, bis ihm eine werthe Jungfrau das Auge wieder gebe; ſei er aber ſo geſchickt, ihnen die Gewande am Brunnen heimlich wegzunehmen, ſo ſollen ihm dieſe zu Pfande ſein, bis Angelburg ihm die Ehe verſpreche. Komme ſie dann mit ihrem Mann und den Jungfraun heim in das Land ihrer Mutter, und glaube man ihr dort, was ihr begegnet, ſo ſoll des Königs Zorn verſöhnt ſein. Nehme aber ein ungeborener Mann die Kleider weg und begehre ſie zur Ehe, ſo dürfe ſie ihm das nicht verſagen, und wär' er auch der ehrloſeſte, ſie wolle denn ihr Leben lang nackt und bloß bleiben.

In allen Landen hat Angelburg ſeither Erlöſung geſucht; doch hat ihr nirgends ein Wald beſſer gefallen, als dieſer hier; auch ſind in Schwaben die wertheſten und im Jagen berühmteſten Fürſten. Friedrich verheißt ihr Löſung und gelobt, als ein Biedermann zu thun. Er bleibt zwei Nächte; am Morgen aber, wenn die Hirſche auslaufen, verſchwindet das Haus. Friedrich kehrt zu ſeinen Brüdern zurück, verſchweigt aber, was ihm widerfahren. Nach drei Wochen, wie ihn Angelburg beſchieden, reitet er wieder in den Wald, jagt den Hirſch und hat das vorige Abenteuer. So ſchreitet das Werk der Löſung ſtets weiter vor; die Friſten der Trennung ſind ſtets weiter, aber auch die Dauer des Zuſammenſeins länger geſetzt. Zwiſchen Friedrich und der nichtgeſehenen Jungfrau erwächſt eine immer innigere Liebe. Selbſt beim Ritterfeſte, das ſeine Brüder anſtellen, verzehrt er ſich in Sehnſucht. Indeſs läßt die Stiefmutter durch den Zauberer Erkundigung einziehen, und es zeigt ſich, daß nur noch zehn Nächte zur Erlöſung fehlen. Der Zauberer verſpricht, dieſe zu hintertreiben. Friedrichs zunehmende Krankheit bekümmert ſeine Brüder ſehr. Sie laſſen ihn durch die Ärzte beſchauen, aber keiner weiß zu rathen, bis auch der falſche Zauberer als Arzt herbeikommt. Dieſer erklärt, als er mit Friedrich allein iſt, daß ſeine Krankheit die Liebe ſei. Friedrich fragt, woher er das wiſſe. Der Arzt antwortet:

Da graiff ich her an ewer arm,
Ain ader ist von der liebin warm,
Die tůt üch so ser krencken.

Nachdem nun Friedrich ſeinen Kummer geſtanden, räth ihm der Zauberer, Angelburg heimlich, wenn ſie entſchlafen ſei, zu ſehen. Er giebt ihm dazu einen Feuerzeug, mit dem er ſchnell ein Licht anzünden könne. Friedrich läßt ſich bethören, und als die Zeit um iſt, rennt er wieder dem Hirſche nach und kommt zur Nachtzeit in die Burg. Angelburg ſagt ihm, daß ihr Herz ihr kommendes Leid weisſage. In der zweiten Nacht zündet Friedrich das Licht an und ſieht die ſchlafende Jungfrau in ihrer ſonnengleichen Schönheit. Er verliert die Beſinnung und läßt nicht ab, zu ſchauen, bis Angelburg in großem Jammer erwacht. Sie ſelbſt müſſe nun, klagt ſie, als Taube den lichteſten Brunnen ſuchen, ohne Troſt der Löſung. Friedrich werde in drei Monaten ein Auge verlieren und nicht wieder erlangen, bevor er drei große Kämpfe ſiegreich beſtanden, für jede der drei Jungfraun einen. Zum Abſchied giebt ihm Angelburg einen goldenen Ring mit einem wunderkräftigen Steine, der ihn in Feuersnoth bewahren könne; auch die andern Jungfraun, Malmelona, eine Fürſtentochter, und Salme, die Tochter eines Grafen, ſchenken ihm Ringe, wovon der eine drei Mannesſtärken verleiht, der andere vor Gift ſchützen kann. Friedrich reitet nun zu ſeinen Brüdern zurück und verlangt Theilung des gemeinſamen Vatererbes, damit er ſeinen Antheil zu Golde machen könne. Die Brüder reden ihm treulich ab. Als er beharrt, nehmen ſie drei dürre Scheiter und zünden ſie an. Die Scheiter brennen zuſammen in großem Glanze. Dann nehmen ſie eines hinweg und die Flamme mindert ſich; ſie theilen die zwei andern und ſie erliſcht. So werde ihre Macht und Ehre nur ungetheilt groß und herrlich erglänzen. Als aber Friedrich ſich nicht abwendig machen läßt, theilen ſie mit ihm und er verkauft ſeinen Theil.

Beim Abſchied ſagen ſie ihm Hülfe in Noth zu und geben ihm einen entzwei geſpaltenen Ring zum Wahrzeichen mit. Die erſte Tagreiſe reiten ſie mit ihm. Mit dreißig der Seinigen zieht er von Reich zu Reich und fragt allenthalben, wo der lichteſte Brunnen ſei. Als ihm die Zehrung ausgeht, ſchickt er ſeine Gefährten zurück, denn er will ſie nicht in Noth ſehen; vergeblich zeigen ſie ſich bereit, alles mit ihm zu leiden oder, wenn er mit ihnen heim reite, ihm Land und Leute mit dem Ihrigen wieder auszulöſen.

Ir kläglich schaiden
Möcht ainem herten haiden
Billich erbarmet han.

Allein reitet nun Friedrich durch Feld und Wald und kommt in große Armuth. Er kämpft für die Fürſtin Oſann von Praſant, die von einem Wütrich Arminolt, dem Fürſten von Norwegen, belagert iſt. Sie bietet ihrem Retter Hand und Habe, er folgt aber ſeinem Gelübde. Darauf kommt er in einen hohlen Berg, wo ihn die ſchöne Zwergkönigin Jerome feſthält. Er muß lange bei ihr bleiben und zeugt mit ihr eine Tochter, Ziproner genannt. Endlich gelingt es ihm, aus dem Berge zu entrinnen. Einen weitern Kampf beſteht er gegen die Feinde des Königs Turneas, der ihm für zehnjährigen Dienſt keinen Lohn giebt, als einen Hirſch im Walde, den alle Vorfahren des Königs nicht erjagen konnten. Dieſer Hirſch iſt gleichfalls eine durch den Fluch ihrer Stiefmutter verwandelte Königstochter, Pragnet von Perſoloni, welche dadurch entzaubert wird, daß Friedrich ihr den Dienſt jener zehen Jahre zu eigen giebt. Sie ſchenkt ihm dafür ein Kraut, welches, wenn man es auf das Haupt legt, unſichtbar macht; auch ſchafft ſie ihm ſein Auge wieder, zeigt ihm den Berg, wo der lang geſuchte Brunnen iſt, und ſagt ihm, wie er ſich verhalten ſoll. Morgen frühe ſoll er auf den Berg gehn, dort werde er einen Stein ſehen und daneben einen klaren Brunnen, das Kraut ſoll er auf dem Haupte haben und bei dem Steine ſitzen bis Mittag. Dann werden die drei Tauben geflogen kommen und die Jungfraun, nach abgezogenem Gewande, ſich baden. Das Gewand ſoll er an ſeinen Arm nehmen und das Kraut vom Haupte. So werden ſie ihn ſehen und ſehr erſchrecken. Er ſoll nun jede ſprechen laſſen, was ſie wolle, und dazu ſtille ſchweigen. Die Gewande aber ſoll er nicht herausgeben, bis ihm eine von den dreien die Ehe zugeſagt. An ihr

Weinen, Bitten und Klagen ſoll er ſich nicht kehren und die Liebe ſich nicht bethören laſſen, bevor ihm die Ehe verſprochen ſei. Friedrich folgt dieſem Rathe, er verlangt Angelburg, die ihn nicht erkennt, zur Ehe und ſie muß, um ihre Geſpielen vor dem Tod durch Kälte zu bewahren, ihm die Ehe angeloben. Jetzt erſt giebt Friedrich ſich zu erkennen und die Ringe ſind ihm zum Wahrzeichen. Zwanzig Jahre war Angelburg von ihm getrennt. Sie ſagt:

Vergessen kund ich nie diner minne,
In keltin, in nessin, frü noch spat,
Uff den bämen noch uff der sat;
Tag und nacht was ich jamers vol u. ſ. w.

Als nun ſo die Erlöſung vollbracht iſt, ziehen ſie in Angelburgs mütterliches Erbland, die liecht ouw genannt (Bl. 93), wo ſie wohl empfangen werden. Die Landesherrn, beſonders die Väter der beiden Geſpielen Angelburgs, ſichern ihre Hülfe gegen die Macht der böſen Stiefmutter zu. Friedrich ſelbſt beſendet ſeine Brüder um Beiſtand. Der Graf, Salmes Vater, übernimmt mit einigen ſeiner Dienſtmannen die Botſchaft.

Kostlich er geritten kam
Durch ettlich reich und land,
Biss er Schwaben fand;
Da fragt er nach des landes hern,
Zů den wolt er kern;
Die zwen fürsten lobes rich,
Rüprecht und Hainrich,
In der statt zů Gmünd waren sy gesessen.

Der Graf wird hier ehrenvoll empfangen, beglaubigt ſich durch den halben Ring, den Friedrich von ſeinen Brüdern mitgenommen, und trägt ſein Geſuch vor. Die Fürſten ſenden ſogleich nach Mannen und Magen. Alle bezeugen ſich hoch erfreut, daß Friedrich noch am Leben ſei, und ſind zu ſeinem Dienſte bereit. Vier tauſend der edeln Ritterſchaft aus Schwaben ziehen ihm zu Hülfe, an ihrer Spitze die Brüder Ruprecht und Heinrich und des erſtern drei Söhne, Konrad, Ulrich und Ludwig. Auch die Fürſtin Oſann von Prafant und die entzauberte Pragnet führen ihm Hülfsſchaaren zu. Die Stiefmutter und ihr ſchwacher Gemahl, der König Mompolier, kommen ihrerſeits mit einem großen Heere heran und mit ihnen der König Turneas, der Friedrichs Dienſte ſo wenig belohnt. Sie belagern die Stadt Rogant, vor der die Heere ſich treffen. Die Schwaben ſprechen den Vorſtreit an, ein Recht, das ihnen einſt ihr tapferer Fürſt Gerolt in der Schlacht zu Runzifal vom Kaiſer Karl erworben habe. Dieſes Recht des Vorfechtens kommt nicht nur öfters in den Gedichten und Reimchroniken des Mittelalters ſagenhaft vor, ſondern es zeigt auch die Geſchichte, daß die Schwaben eiferſüchtig darüber hielten. Ein Herr von Teck, genannt Vivianz (ſonſt ein Name im Wilhelm von Oranſe), führt das Banner mit drei goldenen Sternen. Es erhebt ſich eine gewaltige Schlacht. Die Könige Mompolier und Turneas werden gefangen. Flanea, die Stiefmutter, flieht allein, weinend und klagend, über das Feld. Da ſieht ſie einen wohlgewappneten Ritter daher reiten; es iſt der Zauberer Jeroparg, der, ihr zum Troſt, den Herzog Friedrich zu drei Kämpfen auffordert, welche dieſer, drei Tage nach einander, für die drei Jungfraun zu beſtehen ſchuldig ſei. Als Friedrich ſich zum erſten Kampfe anſchickt, wird ihm, durch Trug des Zauberers, Gift ſtatt Weines geboten, aber der Ring von Malmelona bewahrt ihn. Der Kampf bleibt unentſchieden. Im zweiten Kampfe nimmt der Zauberer dreifache Mannskraft an ſich, aber der Ring von Salme giebt Friedrich denſelben Vortheil. Der Zauberer muß aus dem Kampfkreiſe weichen. Am dritten Tage richtet Jeroparg brennendes Feuer gegen Friedrich; doch dieſen ſchützt der Ring, den ihm Angelburg gegeben. Er ſchlägt den Zauberer zu Boden, der nun ſeinen und Flaneas ganzen Verrath bekennt. Zur Strafe dafür werden beide verbrannt. Friedrich verzeiht ſeinem Schwäher auf Angelburgs Fürbitte. Das Reich des gefangenen Turneas nimmt er an ſich und giebt dieſem eine Grafſchaft. Er feiert nun ſeine Hochzeit mit Angelburg. Die Zwergkönigin Jerome, ſo ſehr ſie ſich um ihn gehärmt, ſendet ihm dazu ihre Tochter Ziproner mit koſtbaren Geſchenken. Sein Bruder Heinrich wird mit Malmelona, ſeines Bruders einer Sohn Ulrich mit Salme, der andere, Konrad, mit Oſann von Praſant, der dritte, Ludwig, mit Pragnet von Perſolon vermählt. Friedrich iſt nun Herr über drei Reiche. Angelburg gebiert ihm einen Sohn, der Heinrich genannt wird; als es in das neunte Jahr geht, ſtirbt ſie. Er muß ihr noch geloben, nach ihrem Tode Jeromen zur Ehe zu nehmen, was er auch erfüllt.

Die Fabel dieſes Gedichtes findet manigfache Anklänge im weiten Gebiete der Sagen- und Märchenwelt. Die zauberhafte Verwandlung durch eine böſe Stiefmutter kommt häufig vor; beſonders aber erſcheint in altdäniſchen Volksliedern die in eine Hindin verwünſchte Stieftochter, welche durch ihren Jäger erlöſt wird.

In den Udvalgte Danske Viser fra Middelalderen af Abrahamson, Nyerup og Rahbek. Kopenhagen 1812. Th. I, S. 241 ff. ſtehen, unter andern ſolchen Verzauberungen, zwei Lieder, welche die Verwandlung der Jungfrau in eine Hindin in doppelter Darſtellung erzählen. Das eine iſt verdeutſcht in W. Grimms altdäniſchen Heldenliedern, Balladen und Märchen. Heidelberg 1811. S. 121.

Die neugierige Beleuchtung des unbekannten, geliebten Weſens im Schlafe, wodurch das Glück der Liebe zerſtört wird, iſt aus dem Mythus von Amor und Pſyche wohlbekannt und ſpielt in manchen andern Märchen.

Nach den verſchiedenſten Seiten knüpft ſich die Verwandlung Angelburgs und ihrer Geſpielen in Tauben, ihr Bad im Brunnen und die Wegnahme ihrer Gewande an. Das Eddalied von Völund (dem elfiſchen Schmiede Wieland) und die proſaiſche Einleitung desſelben erzählt, wie dieſer und ſeine beiden Brüder, Söhne des Finnenkönigs, auf der Jagd in die Wolfthale kamen, zu einem Waſſer, der Wolfſee genannt, an deſſen Strande ſie einmal frühmorgens drei Jungfraun fanden, welche da ſaßen und Flachs ſpannen, während neben ihnen ihre abgeſtreiften Schwanenhemde lagen. Es waren drei Walküren, Töchter zweier Könige. Die drei Brüder überraſchten ſie und führten ſie mit ſich heim als ihre Weiber. Sieben Jahre lang lebten ſie zuſammen; als aber das achte kam, da hatten die Frauen ein heimliches Sehnen und Trachten, und im neunten brachen die Bande; ſie wollten wieder hinaus zum Schlachtgewebe. Da flogen ſie fort, ihre Männer zogen nach Oſten und Süden, ſie aufzuſuchen; nur Wieland blieb daheim in den Wolfthalen (Grimm, Edd. S. 2—6). Die Ähnlichkeit dieſer Erzählung mit dem Abenteuer Friedrichs von Schwaben iſt unverkennbar. Daß es dort Schwäne, hier Tauben ſind, iſt eine unweſentliche Verſchiedenheit. Aber noch genauer wird die Beziehung zur Wielandsſage dadurch, daß in der Wolfenbüttler Handſchrift unſeres Gedichts Friedrich, als er die entſchwundene Geliebte aufſucht, den Namen Wieland angenommen hat (vgl. Grimm, Heldenſage 401 f.), was in der Stuttgarter Handſchrift, vermuthlich weil der Schreiber dieſe Beziehung nicht mehr verſtand, hinweggeblieben iſt. Wie Hagen im Nibelungenliede den beiden Meerweibern, die in einem ſchönen Brunnen baden und wie Vögel auf der Flut ſchweben, hinzuſchleichend, ihr Gewand wegnimmt und ſie ihm, wenn er es zurückgebe, die Zukunft zu verkündigen geloben, ſchlägt gleichfalls hieher ein.

Aber nach einer ganz andern Seite hin eröffnet ſich eine noch ausgeführtere Ähnlichkeit. In den Ergänzungen der Tauſend und einen Nacht, welche unter folgendem Titel erſchienen ſind: Der Tauſend und einen Nacht noch nicht überſetzte Mährchen, Erzählungen und Anekdoten, zum erſtenmale aus dem Arabiſchen ins Franzöſiſche überſetzt von Joſ. v. Hammer und aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche von A. E. Zinſerling. B. I. Stuttgart und Tübingen 1823. S. 301 ff. ſteht ein Märchen: Dſchamasb und die Königin der Schlangen. Dieſes hält v. Hammer in der Vorrede S. XXXVI f. für eines der älteſten, urſprünglich perſiſchen Mährchen, wie denn auch dasſelbe in dem, was uns hier aus ihm berührt, auf perſiſchem Boden ſpielt. Dasſelbe erzählt in einem Gewebe mährchenhafter Abenteuer, unter anderem auch die abenteuerliche Geſchichte Dſchanſchahs, Sohnes des Königs von Kabul (S. 334 ff.). Dſchanſchah verfolgt eines Tags auf der Jagd eine Ghaſele von beſonders feinem Wuchſe, ohne ſie einholen zu können, bis an das Ufer des Meers, wo ſie vor ſeinen Augen ſich in die Fluten ſtürzt. Er ſpringt mit ſechs ſeiner Gefährten in ein Fiſcherfahrzeug. Die Ghaſele ſchwimmt lange Zeit vor ihnen her, bis ſie endlich von ihnen erreicht wird. Aber ſie ſind unvermerkt weit vom Ufer hinausgerudert, die Nacht überfällt ſie und ein heftiger Wind treibt ſie ſtets weiter hinaus. So wird der Königsſohn in ferne Wunderlande verſchlagen. Nach andern, höchſt wunderbaren Abenteuern kommt er zu einem Greiſe, dem König der Vögel, in deſſen großem Gezelte ſich alle Jahre einmal die Vögel zu verſammeln pflegen. Als dieſer Tag heran gekommen, giebt der Greis ſeinem Gaſte die Schlüſſel zu allen Gemächern und Käfigen; nur eines verbietet er ihm, bei ſchwerer Strafe des Ungehorſams, zu öffnen. Doch die Neugier ſiegt über das Verbot. Dſchanſchah öffnet die Thür, die mit einem goldenen Riegel verwahrt iſt, und tritt hinein. Hier findet er ein großes Becken voll Waſſers mit koſtbaren Gezelten, duftenden Blumenbeeten und anderem Zierath umgeben. Drei Tauben kommen hergeflogen, um ſich zu baden, und als ſie ihre Federn abgelegt, ſind es drei Mädchen von außerordentlicher Schönheit. Nachdem ſie gebadet und im Garten ihre Spiele getrieben, ziehen ſie ihre Kleider von Taubenfedern wieder an und entſchwinden. Der Jüngling, von heftiger Leidenſchaft für eine der Schönen ergriffen, geſteht ſeinen Zuſtand dem Greiſe, der ihn überraſcht und ihn an ſeine wohlgemeinte Warnung erinnert. Doch bedenkt er ſich, ob es noch ein Mittel für den Kummer ſeines Gaſtes gebe. Es ſeien, belehrt er dieſen, Dſchinnenmädchen, die alle Jahr einmal hieher kommen, um ſich am Rande dieſes Waſſerbeckens zu vergnügen, und dann in ihre Heimat, welche niemand bekannt ſei, zurückkehren. Es gebe nun keinen beſſern Rath, als bis zum nächſten Jahre zu warten, wo ſie unfehlbar wieder kommen werden. Dann ſoll Dſchanſchah ſich unter einen der Bäume des Gartens legen und, wenn ſie ins Waſſer hinabgeſtiegen, keinen Augenblick verlieren, ſich ihrer Kleider zu bemächtigen. So wie ſie den Raub gewahr worden, werden ſie ihm die ſchönſten Worte von der Welt geben und ihm auf alle Weiſe mit Bitten zuſetzen, daß er ihnen ihre Kleider zurückgebe. Laſſe er ſich erweichen, dann ſehe er ſie in ſeinem Leben nicht wieder. Die erſehnte Zeit des Beſuches der Vögel kommt wieder heran. Der Jüngling, im Garten harrend, hört rauſchenden Flügelſchlag. Es ſind drei Tauben, jede von der Größe eines Adlers. Sie laſſen ſich am Rande des Waſſers nieder, legen ihr Gefieder ab und ſpielen in den Wellen. Dſchanſchah ſchießt hervor und rafft die Kleider ſeiner Geliebten weg. Sie ſucht ihn durch die ſüßeſten Schmeichelworte zur Zurückgabe zu bewegen, er willigt aber nicht eher ein, bis ſie geſchworen, ihm ewig treu zu ſein und ſich niemals von ihm zu trennen. Nachdem ſie ihr Gewand von Taubenfedern wieder empfangen und ſich in ſolches gekleidet, nimmt ſie von ihren Schweſtern Abſchied und trägt ihren Geliebten durch die Lüfte nach ſeiner Heimath Kabul zurück. Dort läßt der alte König ſeiner ſchönen Schwiegertochter nach ihrem Wunſche einen eigenen Palaſt bauen. Da das Glück des Königsſohnes an jenem Kleide von Vogelfedern hängt, ſo legt man dieſes in ein goldenes Käſtchen, das man unter den Grundſtein des Palaſtes gräbt. Denn Dſchanſchah, welcher ſtets fürchtete, daß ſeine Gemahlin einmal wieder Gebrauch von dieſem Kleide machen könnte, hat es ſorgfältig vor ihr verborgen gehalten, ſeit ſie das letztemal aus der Luft herabgeſtiegen iſt und es abgelegt hat. Die Stelle, wo es jetzt verwahrt iſt, ſoll ein Geheimniß für ſie bleiben.

Aber ſie iſt noch nicht lang im Palaſte, ſo wittert ſie, daß ihr Kleid hier irgendwo verborgen ſei. Sie verſtellt ſich den Tag über, aber in der Nacht ſteht ſie auf und geht gerad auf die Säule zu, unter welcher das goldene Käſtchen vergraben iſt. Sie gräbt es aus, zieht ihr Taubenkleid an, ſetzt ſich auf die Spitze des Daches und klatſcht in die Hände, um ihren Gemahl herbeizuziehen. „Ich liebe dich von ganzem Herzen;“ ruft ſie ihm zu, „ich bin dir bis in dein Land gefolgt, um deinen Vater und deine Mutter zu ſehen. Wenn deine Liebe zu mir ebenſo groß iſt, ſo komm und beſuche mich im Schloß der Edelſteine!“ Mit dieſen Worten fliegt ſie davon und Dſchanſchah fällt unmächtig zur Erde. Der übrige Theil der Erzählung iſt nun großentheils den Mühſeligkeiten und wundervollen Abenteuern gewidmet, unter welchen der Königsſohn ſeine reuige Gemahlin von dem ſchwer aufgefundenen Schloſſe der Edelſteine zurückbringt.

Von verwandtem Inhalt iſt ein anderes Mährchen „Aſem und die Geiſterkönigin“ in Tauſend und einer Nacht u. ſ. w., überſetzt von Habicht, v. d. Hagen und Schall. Breslau 1822. B. 10, S. 269 ff.

Die Ähnlichkeit jenes, erſt neuerlich wieder in Europa bekannt gewordenen perſiſch-arabiſchen Mährchens, beſonders in deſſen vorderem Theile, mit dem Gedichte von Friedrich von Schwaben bedarf keiner beſondern Ausführung; der Beginn mit der Jagd, hier des Hirſches, dort der Ghaſele, die drei Taubenjungfraun, das Hinwegnehmen ihrer Federkleider und das Verſprechen der Ehe, als Bedingung der Zurückgabe, ſind in beiden das gleiche. Dagegen hat der weitere Verlauf des Märchens wieder beſondere Beziehung zu dem Eddaliede von Wieland. Die Sehnſucht der wunderbaren Weſen, in ihr heimiſches Element zurückzukehren, ihr Entfliegen, der Auszug ihrer Männer, ſie aufzuſuchen, iſt beiden Erzählungen gemeinſam. Selbſt die letzten Worte der Dſchinnentochter, ehe ſie vom Dache auffliegt, haben ihr Entſprechendes im Eddaliede. Ehe ſie fortfliegen, heißt es: „Alrun aber gieng zuvor den Saal entlang, ſtand auf dem Boden und ſprach mit leiſer Stimme: „Froh iſt der nicht, der aus dem Gehölze fährt,“ d. h. ihr von der Jagd heimkehrender Gemahl, wenn er ſie nicht mehr antrifft (Grimm, Edda S. 11).

Endlich der Aufenthalt Friedrichs bei der Zwergkönigin im hohlen Berg iſt daſſelbe, was uns ſonſt ſchon in der Sage vorgekommen, z. B.

von Otnit, der ein Jahr lang von einer wilden Frau im hohlen Berge bei den Zwergen feſtgehalten wird.

Soviel vom Mährchenhaften des Gedichts. Was nun aber die geſchichtlichen und örtlichen Anhalte deſſelben betrifft, ſo zeigt es uns die Hohenſtaufen noch als Herzoge von Schwaben ohne den Glanz der Kaiſerkrone. Die herzliche Eintracht der drei herzoglichen Brüder iſt anziehend dargeſtellt. Vergeblich aber würden wir in der hohenſtaufiſchen Stammtafel ein Verwandtſchaftsverhältnis aufſuchen, welches den im Gedichte zuſammengeſtellten Namen entſpräche. Der Name Ruprecht, wie einer der drei Brüder heißt, kommt gar nicht geſchichtlich in dieſem Stamme vor. J. v. Laßberg, der auch eine Handſchrift des Gedichtes beſitzt,[1] vermuthet in dem Umſtande, daß Friedrich ſein eines Auge verliert, eine Anſpielung auf Friedrich den einäugigen, Herzog in Schwaben, geſtorben 1146, den Vater Kaiſer Friedrichs I.

Gmünd, als Sitz der ſchwäbiſchen Herzoge im Gedichte angenommen, iſt hiſtoriſch richtig. Friedrich der einäugige umgab es im Jahr 1110 mit Mauern. Die Johanniskirche daſelbſt, zum Theil noch in vorgothiſcher Bauart, iſt eine Stiftung dieſer Herzoge. Über dieſe Kirche iſt einiges hier auszuheben, was G. Schwab in ſeiner Beſchreibung der Neckarſeite der ſchwäbiſchen Alb (S. 249 f.) anführt:

> Ihre Wände ſind mit hieroglyphenartigen Figuren in erhabener Arbeit angefüllt. Von den untern Hieroglyphen zeichnen ſich zwei gekuppelte Hunde in vollem Lauf mit einem Männchen aus, das in ein Jagdhorn bläſt. Überdieß ſind viele zahme und wilde Thiere, meiſt ſehr rauh ausgearbeitet, in die Quaderſteine der Kirche eingehauen. Die Deutung der Hauptfiguren beruht in des Volkes Munde theils auf der Jagdluſt und den Ritterſpielen der alten Zeiten, theils auf einer Sage von der Herzogin Agnes, Gemahlin Friedrichs von Staufen und angeblicher Stifterin dieſer Kirche. Dieſe ſoll hier auf der Jagd ihren Ehering verloren und wieder gefunden haben oder gar, verirrt und in Fährlichkeiten gerathen, auf wunderbare Weiſe gerettet worden ſein.

Es möchte ſich verlohnen, dieſe Bilder und Sagen, worin einige Anklänge mit der Fabel unſeres Gedichts zu liegen ſcheinen, ſich noch einmal beſonders, in Beziehung auf letzteres, zu betrachten und erzählen zu laſſen. Laſſen ſich ſonſt nähere Verbindungen anknüpfen, ſo bietet auch eben jene Agnes, die angebliche Stifterin der Kirche, des einäugigen Friedrichs zweite Gemahlin, einen Namensanlaut mit der fabelhaften Angelburg dar.[1]

---

[1] [Jetzt iſt ſie in Donaueſchingen. Scheffel, altdeutſche Handſchriften zu Donaueſchingen S. 33. Barack, Handſchriften zu Donaueſchingen S. 105 f. K.]

Im Gedichte ſelbſt iſt nirgends eine Quelle angegeben. Die vielen fremdlautenden Namen können auf ausheimiſche Abſtammung deuten, ebenſo wohl aber auch willkührlich erſchaffen oder eingemiſcht ſein. Denn daß jenes Mährchenhafte, bei welchem die fremdartigen Namen vorzüglich angebracht ſind, auch in germaniſcher Sage einen Anhalt finde, haben wir nachgewieſen.

Die Darſtellung in der Geſtalt, wie das Gedicht jetzt vor uns liegt, iſt trocken zugleich und in manchen Partieen weitſchweifig. Der Verfaſſer zeigt ſeine Bekanntſchaft mit den Rittergedichten des dreizehnten Jahrhunderts, deren Helden und Heldinnen mit einigem gelehrten Prunke herbeigezogen werden. In der Stuttgarter Handſchrift iſt der Vers vielfach ungebührlich durch Einſchiebſel erweitert und damit aus ſeinen Fugen gebracht; die Vergleichung mit den bekannt gewordenen Stellen der Wolfenbüttler Handſchrift, welche den Vers reiner giebt, macht es wahrſcheinlich, daß wir dem Gegenſchreiber am Zolle zu Geislingen in unſerer Handſchrift dieſe Abänderungen, die er vielleicht zur Deutlichkeit für ſeine Zeit nöthig erachtete, ſchuldig ſeien. Eine gewiſſe alterthümliche Einfachheit und Herzlichkeit, welche gleichwohl durch den jetzigen Zuſtand des Gedichts an manchen Orten hindurchblickt, begründet die Annahme, daß es ſchon vor dem vierzehnten Jahrhundert, dem ſeine gegenwärtige Faſſung angehört, in einer reinern und gediegenern Geſtalt vorhanden geweſen ſei. Indem ich mich nicht im Stande finde, die Zuſammenfügung der im Obigen angegebenen manigfachen Beſtandtheile befriedigend zu erklären, (wie dieß in den größern Zuſammenhängen des deutſchen Epos mit dem perſiſchen verſucht wurde), oder das echt Sagenhafte von dem willkührlich Hinzugedichteten rein auszuſcheiden, kann ich das Ganze nur im allgemeinen als eine der Sagen erklären, durch welche auf die Anfänge eines bedeutenden Geſchlechts der Morgenglanz des Wunderbaren geworfen werden ſoll.

b. **Kaiſer Friedrich und der Prieſter Johann.**[2] Die älteſte italiäniſche Novellenſammlung, die unter dem Titel le cento novelle antiche theils einzeln gedruckt, theils andern Sammlungen (namentlich einer von mir beim Folgenden gebrauchten aus Venedig 1571. 4) beigegeben iſt und deren Entſtehung um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bis vor 1270 muthmaßlich angenommen wird (Italieniſche Novellen von hiſtoriſchem Intereſſe, überſetzt und erläutert von C. F. v. Rumohr. Hamburg 1823. S. 1), enthält mehrere ſagenhafte Erzählungen von den Hohenſtaufen. Die zweite dieſer Novellen lautet in einer abkürzenden Überſetzung ſo:

---

[1] [Vergl. die Sage von den drei Frauen bei Lorch in Ernſt Meiers deutſchen Sagen aus Schwaben I, 43. K.]

[2] Eine andere Sage über Friedrich und einen Edelſtein ſiehe bei Etterlin, eidgenöſſiſche Chronik Bl. XXXIII b.

Der mächtige Prieſter Johann in Indien ſchickte eine anſehnliche Geſandtſchaft an den edeln und gewaltigen Kaiſer Friedrich, der in Wahrheit ein Spiegel der Welt war in Reden und Sitten. Der Zweck dieſer Botſchaft war, zu erfahren, ob der Kaiſer wirklich in Worten und Werken weiſe ſei. Die Geſandten überbrachten ihm von ihrem Herrn drei koſtbare Edelſteine, die er auch annahm, aber, ohne nach ihren Eigenſchaften zu fragen, aufbewahren ließ und nur ihre Schönheit höchlich rühmte. Zugleich richteten die Geſandten im Namen ihres Herrn an ihn die Frage, was das beſte auf der Welt ſei. Nachdem ſie ſich einige Tage am Hof umgeſehen, beurlaubten ſie ſich und nahmen vom Kaiſer die Antwort mit, Maaß (misura) ſei das beſte auf der Welt. Die Boten kehrten zurück und richteten ihrem Herrn aus, was ſie gehört und geſehen. Sie rühmten den Hof des Kaiſers, die edeln Sitten und das Benehmen der Ritter. Prieſter Johann äußerte, der Kaiſer ſei ſehr weiſe in Worten, aber nicht in der That, weil er nicht nach den Eigenſchaften ſo ſeltener Steine gefragt habe. Er ſchickte nun ſeine Boten noch einmal zum Kaiſer und ließ ihm anbieten, wenn es ihm beliebte, ihn zum Seneſchall an ſeinem Hofe zu machen. Zugleich ließ er ihm ſeine Reichthümer, die verſchiedenen Arten ſeiner Unterthanen und die Gebräuche ſeines Landes aufzählen. Bald hernach fiel ihm ein, wie die Steine, die er dem Kaiſer geſchenkt, eben damit ihre Eigenſchaften verloren hätten, daß dieſer ſie nicht erkannte. Er ſchickte daher noch ſeinen liebſten Edelſteinkundigen (lapidaro) heimlich an den Hof des Kaiſers ab, um durch Liſt jene Steine wieder zu erlangen. Der Beauftragte machte ſich auf den Weg, mit vielen Steinen von großer Schönheit beladen, die er am Hofe des Kaiſers auslegte. Die Barone und Ritter kamen, nach ſeiner Waare zu ſehen. Der Mann war ſehr verſtändig; wenn er einen ſah, der etwas bei Hofe zu bedeuten hatte, ſo verkaufte er nicht, ſondern verſchenkte, ſo daß ſein Lob bis zu dem Kaiſer drang. Dieſer ſchickte nach ihm und zeigte ihm ſeine Steine. Der Fremde lobte ſie, doch nicht beſonders, und fragte, ob er nicht koſtbarere hätte. Nun ließ der Kaiſer die drei werthvollen Steine kommen, welche jener zu ſehen wünſchte.

Voll Freude nahm er den einen Stein in die Hand und ſprach: Dieſer Stein, o Herr, wiegt die beſte eurer Städte auf. Dann nahm er den andern mit den Worten: Und dieſer iſt die beſte eurer Provinzen werth. Endlich nahm er den dritten und rief: Herr, dieſer gilt mehr, als das ganze Kaiſerreich. Da ſchloß er die Hand, in der er die drei Steine hielt, und die Eigenſchaft des einen derſelben machte ihn unſichtbar. So ſtieg er ungehindert die Treppe hinab, kehrte zu ſeinem Herrn zurück und überreichte ihm mit großer Freude die Steine.

Von dem chriſtlichen Reiche des Prieſterköniges Johann in Indien, mit welchem die Poeſie des Mittelalters ſich vielfach beſchäftigt, wird bei der Erklärung des Fabelkreiſes vom heiligen Gral die Rede ſein. Hier kommt uns vorläufig nur die Geſandtſchaft an den Kaiſer Friedrich in Betracht.

Was uns die Novelle in gedrängter Überſicht giebt, war auch der Gegenſtand eines größern, aber von vorn herein nicht mehr vollſtändig vorhandenen deutſchen Gedichts. Dieſes Bruchſtück findet ſich mit mehreren andern in der Heidelberger Papierhandſchrift 844.[1] Der Verfaſſer nennt ſich am Schluſſe:

Dis puch(s) ist tihtære
(Vnd heißet) Osswalt der schribar u. ſ. w.

Dabei ſteht die Jahrzahl 1478, welche jedoch, da das Gedicht noch dem vierzehnten Jahrhundert anzugehören ſcheint, dem Abſchreiber beizumeſſen iſt, ſowie das beigeſetzte Sprüchlein:

Explicit hoc totum.
Infunde, da mychi potum!

Der Verfaſſer des Gedichts bezieht ſich auf ein lateiniſches Buch, dem er auch die Gewährſchaft für die Wahrheit des Erzählten zuſchiebt. Zu Königsberg in Ungern hab' er dieſes Werk vollbracht, und zwar um keines Mannes Gabe willen, ſondern auf Bitte guter Geſellen, um die Weile damit zu vertreiben und Müſſiggang zu vermeiden.

Das Bruchſtück hebt mitten in dem Briefe an, den der Prieſter Johann an den Kaiſer Friedrich geſchrieben und worin er die Macht ſeines geiſtlichen Reiches, die Pracht ſeines Hofhalts, die Herrlichkeit ſeiner Paläſte, ſeinen Wunderbrunnen, Weltſpiegel u. ſ. w. ziemlich großſprecheriſch beſchreibt. Zugleich ſendet er dem Kaiſer mehrere Kleinode, ein Kleid, von Salamandern gewoben, das man im Feuer wäſcht, eine Flaſche von dem Waſſer des Wunderbrunnens, welches allezeit Geſundheit und Kraft giebt; davon ſoll der Kaiſer ein Jahr und drei Monate lang jeden Tag nüchtern trinken, ſo bleibe er geſund und lebe darnach 300 Jahre und 3 Monate; ſodann einen Fingerring.

---

[1] Vgl. Grimm, Deutſche Sagen II, 188 f. [Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I den Staufer, von J. Grimm. Berlin 1844. S. 106 ff. K.]

Der Kaiſer ſoll dieſe Kleinode prüfen laſſen; finde er, daß ſie die angegebenen Kräfte haben, ſo möge er dann auch das andre, was ihm geſchrieben worden, glauben.

Der Bote kommt von Rom aus, wo er den Pabſt beſucht hat, nach Schwaben:

In die veste zů Stauffe,
Wan er [der Kaiſer] mit huss alda sazz,
Die selbe stat sin erbe was.

Der Kaiſer prüft ſogleich die empfangenen Geſchenke:

Die cleinat er alle glich
Selb versůcht tawgenlich.
Do er an yn allen sampt
Die gantzen warheit erfant,
Da glaupt er dester pas
Das an dem bůch (brief) geschriben was.

Hierauf ſendet er Briefe in alle Chriſtenlande und läßt einen großen Hof nach Aachen entbieten, woſelbſt er ſeinen Sohn krönen und dann eine Heerfahrt über Meer gegen die Heiden unternehmen will. Auch der König Philipp iſt eingeladen. An dieſem großen Fürſtentage nun läßt der Kaiſer den Brief des Prieſters Johann vorleſen. Nur als der Schreiber an die Stelle von dem unſichtbarmachenden Steine kommt, winkt ihm der Kaiſer und heißt ihn davon ſchweigen. Die übrigen Kleinode werden vorgezeigt und verſucht. Man läßt dann aber auch den Boten die Kleinode des Reichs bewundern und als Gegengeſchenke, die er ſeinem Herrn für deſſen koſtbare Gaben zurückbringen ſoll, empfängt er von dem König Philipp einen Dorn aus der heiligen Dornenkrone, dem Reichskleinod von Frankreich, und von dem Kaiſer Friedrich einen langen und breiten Span des Kreuzesholzes, womit er ſehr vergnügt von dannen zieht.

Der edle Kaiſer Friedrich behielt nun die drei Kleinode ſorgfältig bis zu der Zeit, da ihn der Pabſt Honorius in den Bann that, ihn von der Gemeine der Chriſtenheit ausſchloß und die Fürſten, die dem Reiche geſchworen, ihrer Eide ledig ließ. In welche Stadt nun der Kaiſer ritt, vermied man, ſo lang er darin war, Gottes Amt, las keine Meſſe und ſang keine Tagzeit. Einſt nun zur Oſterzeit, um die Chriſtenheit nicht in dieſer heiligen Feier zu irren, bereitete ſich der Kaiſer auf die Jagd. Niemand von den Jägern wuſte ſeinen Muth noch Sinn. Er legte das koſtbare Gewand an, das ihm aus Indien geſandt war, nahm darunter die Flaſche vom Wunderbrunnen und beſtieg ein gutes Roſs. Etliche Herren ritten mit ihm. Als er nun fern in den Wald gekommen, nahm er ſeinen Ring in die Hand (gleichfalls eines der drei Kleinode) mit dem unſichtbar machenden Stein und verſchwand vom Jagen. Seitdem ſah man ihn nimmermehr.

Die Vergleichung dieſes deutſchen Gedichts mit der italiäniſchen Novelle zeigt, daß in dem erſtern der eigentliche Sinn der Erzählung, wie er in der Novelle hervortritt, gänzlich verfehlt und verwiſcht iſt, wie nehmlich der Kaiſer die Probe der Weisheit nicht genügend beſteht, indem er nicht nach den Eigenſchaften der drei koſtbaren Steine frägt, wie darum dieſe bei ihm brach liegen und ihm auch leicht wieder abgewonnen werden, indem mittelſt der Kraft des einen, der in geſchloſſener Hand gehalten unſichtbar macht, auch die beiden andern zu ihrem früheren Herrn zurückkehren. Im deutſchen Bruchſtück aber prüft der Kaiſer wirklich die Eigenſchaften der Kleinode, die ſchon im Briefe angegeben ſind, und das Unſichtbarmachen behält er als ein Geheimnis für ſich. Daß gleichwohl in der lateiniſchen Quelle des deutſchen Gedichts die rechten Züge vorhanden waren, ergiebt ſich zum Theil ſchon aus dem, was in dem eben Erwähnten noch davon durchſcheint, noch mehr aber daraus, daß ſonſt das Verhältnis zwiſchen dem Prieſter Johann und dem Kaiſer Friedrich keinen Zuſammenhang und Abſchluß hat. Warum der deutſche Bearbeiter die Sache verkehrt hat, läßt ſich auch wohl erklären. Schon daß der deutſche Kaiſer auf ſolche Weiſe überliſtet werden ſollte, mochte ihm nicht anſtändig bedünken; beſonders aber ſcheint er es darauf abgeſehen zu haben, das in der einheimiſchen Volksſage begründete Verſchwinden des Kaiſers Friedrich mittelſt des unſichtbarmachenden Edelſteins zu erklären. Darum wird auch ausdrücklich angeführt, daß der Kaiſer die Kleinode bis zu jener Zeit ſorgfältig behalten habe:

Der edel keiser Friderich
Behielt die cleinat fleißiclich
In seiner gewalt fur war
Ich waiß darnach wie manig jar u. ſ. w.

Daß in dieſem Gedichte Friedrich II gemeint iſt, zeigt der durch den Pabſt Honorius auf ihn gelegte Kirchenbann. Die Novelle ſcheint Friedrich I zu verſtehen. Und ſo wird auch ſonſt unter dem verlorenen Kaiſer Friedrich der Rothbart verſtanden; beide Friedriche werden wohl auch ſagenhaft verſchmolzen.

In einer altfranzöſiſchen Pergamenthandſchrift der Berner Bibliothek, aus dem 13ten Jahrhundert, habe ich noch eine andere Correſpondenz des Prieſters Johann gefunden. Hier iſt es der Kaiſer Emanuel zu Conſtantinopel, an den er einen Brief richtet, der in franzöſiſcher Proſa gegeben wird. Johann giebt von ſich und ſeinem Reiche Nachricht und erbittet ſich das gleiche von dem griechiſchen Kaiſer. Er iſt ſogar erbötig, dieſen, wenn er nach Indien kommen wolle, zu ſeinem Nachfolger zu ernennen.

Was die cento novelle, die wir hier zu benützen hatten, von den Hohenſtaufen erzählen, trägt im allgemeinen das Gepräge der Anekdote, des geſelligen Witzes und Scherzes. Ich führe zum Beiſpiel noch den Inhalt der 23ſten Novelle an:

Kaiſer Friedrich gieng auf die Jagd, in grünen Kleidern, wie ſeine Gewohnheit war. An einer Quelle fand er einen Müßiggänger, der ein ſchneeweißes Tiſchtuch über das grüne Gras ausgebreitet und ſeinen Becher mit Wein nebſt ſeinem Brote vor ſich ſtehen hatte. Der Kaiſer näherte ſich ihm und ſprach ihn um einen Trunk an. Der Müßiggänger ſprach: Womit ſoll ich dir zu trinken geben? An dieſen Becher darfſt du den Mund nicht ſetzen. Haſt du eine Jagdflaſche bei dir, ſo werde ich dir gerne geben. Der Kaiſer erwiederte: Leih' mir deinen Krug und ich will ſo trinken, daß ich meinen Mund nicht daran bringe. Jener gab ihm den Krug und der Kaiſer trank, wie er verſprochen. Aber er gab den Krug nicht zurück, ſondern ſpornte ſein Roſs und ritt mit demſelben davon. Der Müßiggänger bemerkte wohl, daß es einer von den Rittern des Kaiſers ſein müſſe. Den folgenden Tag gieng er an den Hof. Der Kaiſer hatte den Thürhütern befohlen: Wenn ein Burſche von dem und dem Ausſehen kommt, laßt ihn vor mich kommen und ſchließt ihm nicht die Thüre zu! Der Mann kam, gieng vor den Kaiſer und brachte ſeine Klage wegen ſeines Weinkrugs an. Der Kaiſer ließ ihn mehrere male die traurige Geſchichte erzählen, zu ſeinem großen Ergötzen. Die Ritter hörten ſie mit gröſter Luſt an. Dann ſprach der Kaiſer: Würdeſt du deinen Krug erkennen? Ja, Herr! Nun zog der Kaiſer den Krug hervor und zeigte damit, daß er ſelbſt es geweſen war. Den Mann aber beſchenkte er reichlich um ſeiner Reinlichkeit willen.

c. **Das Volksbuch vom Kaiſer Friedrich.** Es hat den Titel: Ein warhafftige hiſtory von dem kayſer Friderich, der erſt ſeines namens, mit ainem langen rotten Bart, den die Walhen nenten Barbaroſſa, derſelb gewan Jeruſalem, vnnd durch den Babſt Alexander den dritten verkuntſchafft ward dem Soldaniſchen künig, der in gefencklich hielt etlich zeyt, vnd wie der Pündtſchuch auff iſt khomen in Baiern.[1]

Dieſes Büchlein wird dem Titel nach in E. J. Kochs Compendium der deutſchen Litteraturgeſch. B. II. Berlin 1798. S. 240 aufgeführt, jedoch iſt weder hier, noch in Görres Volksbüchern oder den deutſchen Sagen der Brüder Grimm etwas von deſſen Inhalt zu finden. Es ſcheint, daſſelbe habe ſich, obgleich es öfters und an verſchiedenen Orten gedruckt wurde, ziemlich ſelten gemacht und ſei als Volksbuch frühzeitig außer Umlauf gekommen. Ich habe zwei alte Drucke, die ſich auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befinden, gebraucht, den einen Augsburg 1519, den andern, bei Koch nicht angeführten, mit etwas verſchiedenem Titel, Cöln (by sant Lupus), ohne Jahrzahl.

Es ſind hauptſächlich viererlei ſagenhafte Erzählungen, welche dieſes kleine Buch, auf zwei Druckbogen in Quart, enthält.

1. Kaiſer Friedrich I lagert ſich mit Heereskraft, ſammt den Königen Philipp von Frankreich und Richard von England vor die Stadt Jeruſalem, welche Saladin den Chriſten abgenommen hat. Zehen Tage und Nächte hindurch wird geſtürmt. Gegen Tag kommen die Chriſten auf die Mauer. Des Kaiſers Fahne, an der einen Seite den Adler, an der andern das Kreuz Chriſti, führt der Herzog Eckhart[2] von Baiern. Aber die Unglaubigen widerſetzen ſich ſo heftig, daß der Herzog die Sturmfahne neigen und ſich mit dem Schwerte wehren muß. Sie fällt in die Gewalt der Feinde. Die Wenigen, die noch auf der Mauer fechten, werden, als ſie ſchon verzweifeln, durch Nachſtürmende verſtärkt und dringen nun, obgleich ſie keine Fahne mehr haben, in die

---

[1] [Neu herausgegeben von Franz Pfeiffer in Haupts Zeitſchrift für deutſches Alterthum 5, 250 ff. K.]

[2] Vgl. die Stelle bei Aventin 38a in Grimms Heldenſage S. 303.

Stadt ein. Es ſind ihrer aber noch viel zu wenige gegen die groſze Menge der Unglaubigen, ſie können auch weder eine Ordnung machen, weil ſie mit keiner Fahne verſehen ſind, noch auf die Mauer zurückkehren. Doch kommen je länger je mehr Chriſten über die Mauer herein und wollen ſich zu ihnen ſchlagen. Das Weitere iſt nachzuleſen in dem Volksbuche Bl. 3 [Haupts Zeitſchr. 5, 256 ff.].

Wir haben hier eine bairiſche Sage, und zwar eine Wappenſage, wie denn überall die Erklärung der Wappenbilder und ihres Urſprungs eine Menge ſagenhafter Erzählungen veranlaſzt hat.

Das Geſchichtliche und Örtliche weiſz ich für jetzt nicht näher zu erläutern und ſelbſt den bairiſchen Herzog Eckart nicht nachzuweiſen. Daſz es mit der Geſchichte nicht genau zu nehmen ſei, ergiebt ſchon die ganze Erzählung von einer Eroberung Jeruſalems durch Friedrich den erſten.

2. Nachdem die Chriſten einige Zeit im gelobten Lande umgezogen, die heiligen Stätten heimgeſucht und wieder aufgerichtet, begiebt ſich der Kaiſer auf die Heimfahrt [Haupt 5, 259]. Auch hier wieder die Mähre von dem verlorenen Kaiſer. Der Tod Friedrichs I, wie er wirklich bei einem Bade im Fluſſe bei Seleucia erfolgt, iſt in ein Verſchwinden in fabelhafter Gefangenſchaft verwandelt. Nach Jahresfriſt wird er vom Sultan, den er durch ſein Benehmen und durch eine kluge Antwort auf die Frage, wie er es halten würde, wenn der Sultan ſein Gefangener wäre, für ſich eingenommen, gegen Löſegeld entlaſſen.

3. Der Pabſt Alexander floh vor dem Zorne des zurückgekommenen Kaiſers nach Venedig und der Kaiſer lagerte ſich dieſer Stadt gegenüber auf das Geſtad. Als er aber wegen Unruhe der Reichsfürſten nach Deutſchland zog, überlieſz er die Belagerung ſeinem Sohne Otto. Dieſer wurde durch Treuloſigkeit der Venediger gefangen und nun kam der Kaiſer ſelbſt zurück, viel zorniger denn zuvor. Er ſchwor einen Eid, nicht von Venedig abzuziehen, bevor er aus St. Marcus Kirche einen Roſsſtall gemacht und den St. Marcusplatz umgeackert und Korn darein geſät habe. Der Pabſt und die hartgedrängten Venediger ſuchten die Vermittlung der italiäniſchen Fürſten. Dieſe war auch nicht fruchtlos; aber auf dem, was er geſchworen, beſtand der Kaiſer. Das Weitere ſ. im Volksbuch Bl. 7b [Haupt 5, 265].

Dieſe Deutung giebt die deutſche Sage den berühmten venetianiſchen

Roſſen, einem antiken Kunſtwerke, und dem eingelegten Eſtrich der Marcuskirche.

4. Zum Schluſſe noch die alte Sage [Haupt 5, 267]:

Und iſt [Kaiſer Friedrich] zu letzt verlorn worden, das niemant weiſt, wo er hyn iſt komen, noch begraben. Die pawrn und ſchwarzen künſtner ſagen, er ſey noch lebendig yn eynem hollen perg, ſol noch herwider khomen,[1] und die gayſtlichen ſtraffen und ſein ſchilt noch an den dürren paum henken, welches paums gehut wurt, und ſein hueter darzu geſtifft; wölcher kayſer aber ſeinen ſchilt ſol daran henken, daß waiß got.

Eine Erwähnung Maximilians I als dermaligen Kaiſers zeigt die ungefähre Entſtehungszeit des Buchs in ſeiner jetzigen Geſtalt.

d. Kaiſer Friedrich im Kyfhäuſerberge. Die Sage vom verlorenen Kaiſer Friedrich, von ſeinem Harren im Berge und von ſeiner Wiederkehr iſt uns im Bisherigen wiederholt begegnet. In ihrer mythiſchen Bedeutung haben wir ſie bei der Erklärung der Heldenſage betrachtet. Sie hat ſich beſonders an alte Kaiſerburgen geheftet. So an das Schloß zu Kaiſerslautern. Dort hängt des Kaiſers Bett an vier eiſernen Ketten und, wenn man es Abends wohl gebettet, ſo ſieht man doch am Morgen deutlich, daß jemand über Nacht darin gelegen. Im Weiher am Schloſſe, noch jetzt der Kaiſerſee genannt, ſoll er einmal einen großen Karpfen gefangen und ihm zum Gedächtnis einen güldenen Ring von ſeinem Finger an ein Ohr gehängt haben. Dieſer Fiſch ſoll ungefangen in dem Weiher bleiben bis auf Kaiſer Friedrichs Zukunft. Zu Kaiſerslautern iſt auch eine große Felshöhle, darin Kaiſer Friedrich, der verlorne, ſeine Wohnung haben ſoll. Einer, den man hinab gelaſſen, hat dort den Kaiſer in einem güldenen Seſſel ſitzen ſehen, mit einem großen Barte. (Deutſche Sagen I, 382—4, nach Schriften des 16ten Jahrhunderts.)

Die Burg Kyffhauſen, an der goldenen Aue in Thüringen, erhob ſich unter den ſächſiſchen Kaiſern, die im nahen Dorfe Tilleda eine Pfalz hatten, als eine Reichsveſte; noch in Belehnungsurkunden aus dem 14ten Jahrhundert heißt ſie castrum imperiale. Die Hohenſtaufen finden wir mit ihr in keiner beſondern Berührung, dennoch hat unter ihren Trümmern der verlorene Kaiſer Friedrich ſeinen geiſterhaften Hof aufgeſchlagen und die Sage hat gerade hier ſich beſonders traulich, faſt idylliſch, angeſiedelt. Zu dem ernſten Weſen des Kaiſers tritt hier die freundliche Geſtalt ſeiner ſchönen Tochter.

---

[1] Vgl. die merkwürdige Stelle in Aretins Beiträgen IX, 1134 und einige Anſpielungen bei Hermann von Sachſenheim [37b. 42b. Pf.]. Wackernagel, die altdeutſchen Handſchriften der Basler Univerſitätsbibliothek S. 55. Schmid, Schwäb. Wörterbuch 621.

Unterirdiſch ſitzt der Kaiſer an einem ſteinernen Tiſche, ſein rother Bart iſt ihm durch den Tiſch hindurch bis auf die Füße gewachſen; nach andern geht er dreimal um den Tiſch herum; der Kaiſer nickt mit dem Haupte halb ſchlafend. Ein Schäfer kam einſt hinab, den fragte der Kaiſer, ob noch die Raben um den Berg fliegen. Als der Schäfer es bejahte, ſprach der Kaiſer mit trauriger Stimme: „Ach! ſo muß ich noch hundert Jahre an dieſem Orte ſchlafen!“

Einſt ſtieg ein Schwarm von Knaben aus Kelbra, einem nahen Dorfe, auf den Kyffhäuſer, um Nüſſe zu pflücken. Sie giengen auf die alte Burg, kamen an eine Wendeltreppe, ſtiegen hinauf, fanden ein kleines Gemach mit ſchönen achteckigen, rothen und blauen Fenſtern. In der einen Ecke lag eine Spindel mit Flachs, in der andern ein Haufen Flachsknoten. Von dieſen nahmen die Knaben ihre Hüte voll mit, ſich damit zu werfen, liefen dann den Berg hinab, warfen ſich und ſtreuten die Flachsknoten auf dem Wege aus. Nur der ärmſte von ihnen hatte ſie behalten und als er Abends nach Hauſe kam, fielen ſie ihm glänzend aus dem Hute. Es zeigte ſich, daß ſie von Gold waren, womit die Kaiſertochter die armen Leute beſchenken wollte. Am folgenden Tage zog Jung und Alt auf den Kyffhäuſer, aber niemand fand die Spinnſtube der Kaiſertochter.

Dieſe hat ſelbſt einmal einem Paar armer Brautleute das Küchen- und Tiſchgeräthe zur Hochzeit geliehen. Sie und ihr Vater lieben die Muſik. Ein Schafhirt, der auf der Sackpfeife ſpielte und dazu rief: „Kaiſer Friedrich, das ſei dir geſchenkt!“ wurde von dem Kaiſer mit einem Fuße ſeines goldnen Handfaſſes belohnt. Eine Geſellſchaft Muſikanten beſchloß einſt, ihm ein Ständchen zu bringen. Nachdem ſie um Mitternacht eine Weile aufgeſpielt, kommt die Königstochter mit Lichtern in den Händen auf ſie zugetanzt und winkt ihnen, ihr zu folgen. Der Berg öffnet ſich. Eſſen und Trinken wird reichlich aufgetiſcht. Als der Morgen graut, brechen ſie auf; der Kaiſer nickt ihnen freundlich zu, zum Trinkgeld giebt ihnen aber die Tochter nichts, als jedem einen grünen Buſch. Draußen im Freien werfen ſie unmuthig dieſe Büſche weg, nur einer behält den ſeinigen zum Andenken. Als er aber nach Hauſe kommt, haben ſich alle Blätter in Gold verwandelt. Die andern laufen zurück und ſuchen die ihrigen, aber vergeblich.

Geſchichtlich iſt Folgendes bekannt: von mehreren Betrügern oder Thoren, die ſich für den verlorenen Kaiſer Friedrich ausgegeben, trat der letzte im Jahr 1546 auf, ein Schneider aus Langenſalza. Dieſer kam auf den Kyffhäuſer, ſchlug ſeine Wohnung in der Kapelle auf, machte ſich ein Feuer an und lebte hier drei Tage. Durch den aufſteigenden Rauch wurde ſein Aufenthalt kund und man ſtieg hinauf, um nachzuſehen, woher der Rauch komme. Der Schneider ſaß am Feuer und ſprach dem erſtaunten Volke von ſeinem neuen Reiche. Das Gerücht verbreitete ſich, Kaiſer Friedrich ſei wieder da. Der Graf von Schwarzburg aber ließ den wiedergefundenen Kaiſer aufgreifen und ins Gefängnis ſetzen.[1]

Ob dieſes Ereignis den Kaiſer Friedrich erſt auf den Kyffhäuſer Berg gebracht, oder ob die ſchon anſäßige Sage den Schneider dahin gezogen, könnte gezweifelt werden. Letzteres iſt mir wahrſcheinlicher, beſonders wenn Agricola (Deutſche Sagen I, 29) ſchon Kyffhauſen nennt, was entſcheidend wäre.

e. Heinrich der Löwe (der Gegner Friedrichs von Hohenſtaufen). Ein Gedicht in 98 fünfzeiligen Strophen, aus dem 15ten Jahrhundert. Am Schluſſe (Strophe 98) nennt ſich als Verfaſſer Michel Wyſſenhere. Er bezieht ſich ſonſt auf ein älteres Buch (Str. 62. 74). Handſchriftlich in einem Papiercodex der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, mit der Jahrzahl 1474. Daraus abgedruckt in H. F. Maßmanns Denkmälern deutſcher Sprache und Litteratur. München 1828. H. 1, S. 122 ff., woſelbſt auch die übrige Litteratur dieſer Dichtung nachgewieſen iſt.

Der Fürſt von Braunſchweig, wie Heinrich hier genannt wird, beſteht auf einer Fahrt über Meer zum Theil dieſelben Abenteuer, wie Herzog Ernſt: er wird vom Greife hingeführt, fährt durch den Karfunkelberg, ſtreitet mit den geſchnäbelten Leuten. Zuletzt kommt er zum „wöden her“ und beſchwört einen Geiſt, ihn durch die Luft wieder vor das Schloß zu Braunſchweig zu tragen, wo ſeine Frau, die ihn todt glaubt, ſich eben wieder vermählen will. Er giebt ſich durch einen halben Ring zu erkennen, den er in den Becher ſinken läßt. Eigenthümlich iſt dieſen Irrfahrten beſonders ein Löwe, dem der Held, wie Wolfdietrich, im Kampfe gegen einen Lindwurm beigeſtanden, und der ihm dafür überall getreulich folgt und hilft. Er fängt ſeinem Herrn in der Wildnis Haſen und anderes Wildbrät und gräbt ihm Wurzeln aus. Nach des Helden Tode legt ſich der Löwe auf ſein Grab und giebt hier ſein Leben auf. Zum Gedächtnis iſt auf dem Schloſſe zu Braunſchweig ein gegoſſener Löwe aufgeſtellt.

---

[1] Gottſchalk, die Ritterburgen und Bergſchlöſſer Deutſchlands. B. 2. Halle 1811. Vgl. Deutſche Sagen I, 29. 384. [Fr. v. Raumer, hiſtoriſches Taſchenbuch auf 1837. Blätter für litterariſche Unterhaltung 7 Dec. 1837. N. 341. S. 1382. Aug. Stöbers Erwinia 6 Juli 1839. N. 27. S. 216.]

Ein nur handſchriftlich vorhandenes Gedicht des 13ten Jahrhunderts Reinfried von Braunſchweig ſcheint dieſer Dichtung verwandt zu ſein.[1]

Ein andres Lied von Heinrich dem Löwen deſſelben Inhalts in der achtzeiligen Strophe des Heldenbuchs iſt noch im nördlichen Deutſchland als Volksbuch gangbar. [Vgl. Götting. gelehrte Anz. Merz 1835. St. 38. 39. S. 379.]

f. Wilhelm von Öſterreich. Ein großes Gedicht in kurzen Reimpaaren vom Anfang des 14ten Jahrhunderts, von der Wallfahrt Herzog Leopolds von Öſterreich zu dem Heiligthume Johannes des Täufers nach Epheſus, hauptſächlich aber von den Abenteuern ſeines Sohnes Wilhelm von Öſterreich. Das Abenteuerliche iſt aber hier ſo ausſchweifend und willkührlich, daß man dieſes Gedicht kaum mehr zur Sagenpoeſie rechnen kann. Geſchichtliches leuchtet ohnehin nicht mehr hindurch, wenn auch die Namen hiſtoriſche ſind. Der Verfaſſer, der ſich auf ein lateiniſches Original bezieht, nennt ſich am Schluſſe Johanns den Schreiber. (Graff, Diutiſka B. III, Heft III, 366.) Ich kenne dieſes Werk aus einer Papierhandſchrift der königlichen Handbibliothek zu Stuttgart.[2]

g. Der Wirtenberger. Ein erzählendes Gedicht vom Ende des 13ten oder Anfang des 14ten Jahrhunderts in kurzen Reimpaaren. Ich beſitze es in einer Abſchrift, welche wahrſcheinlich nach einer Handſchrift oder auch einer Copie genommen iſt, die ſich in der Bibliothek des ſeligen Kanzlers Schnurrer befand.[1] Der Verfaſſer iſt unbekannt. Die obige Bezeichnung des Gedichts findet ſich am Schluſſe:

---

[1] [Vgl. darüber K. Gödekes deutſche Dichtung im Mittelalter S. 867. Reinfrit von Brauſchweig, von K. Gödeke. Hannover 1851. K.]

[2] [Andere Handſchriften in Gotha (Jacobs Beiträge 2, 276), Wien (Hoffmann S. 150), Haag (Haupts Zeitſchrift I, 214), Kleinheubach (Aufſeß Anzeiger 1854, 212). K.]

Hie end sich der Wirtenberger(e).

In den deutſchen Sagen der Br. Grimm II, 262 iſt bereits ein Auszug deſſelben nach einem Wiener Codex gegeben.

Der Zug iſt hier nicht ausgehoben, daß der reuige Ritter ſeinen Leib zur Buße in eiſerne Reiſe ſchlagen will.

Ein Graf Hartmann von Wirtemberg (wie der Herr des Ulrich heißt, dem das Abenteuer begegnet) kommt in Urkunden von 1208 bis 1228 vor. Ein andrer gleiches Namens ſtarb 1208.

Urkundliche Nachweiſungen über den erſtern ſind zuſammengeſtellt in der Dissertatio historica de comitibus wirtembergic. Ludovico II et Hartmanno sen. fratribus. Tübingen 1772.

h. Der Ritter von Staufenberg. Ein Gedicht, wahrſcheinlich des 14ten Jahrhunderts, in 1192 kurzen Reimzeilen. Herausgegeben von Ch. M. Engelhardt, Straßburg 1823, wo auch litterariſche Notizen über die ſonſtigen Bearbeitungen der Fabel gegeben ſind.

Dieſe Dichtung führt uns noch einmal in das mythiſche Elfenreich in örtlicher Anknüpfung zurück. Ich ſetze ſie hieher, weil überhaupt keine geſchichtliche Einreihung möglich iſt; der Kaiſer, der darin vorkommt, iſt nicht näher beſtimmt; die einzige Andeutung iſt, daß ſeine Nichte als Erbin von Kärnthen bezeichnet wird.

Ein Auszug (zwar nach dem älteſten Druck, der aber vermöge Engelhardts Angabe S. 68 mit dem der Heldenſage übereinſtimmt) ſteht in den Deutſchen Sagen II, 249 ff.

8. Die Zeit der habsburgiſchen und der zwiſchen ſie eintretenden Kaiſer aus andern Häuſern,

ſofern ſie noch dem Mittelalter angehört, war ſchon darum, weil ſie den Schluß dieſes Zeitraums ausmacht, der Sagendichtung nicht mehr günſtig. An Rudolf von Habsburg hat ſich, beſonders aus ſeiner Grafenzeit, noch manches Halbſagenhafte angeheftet.[2] Im Ganzen aber wich die Sage einer andern, ihr entgegengeſetzten Weiſe der Darſtellung, den hiſtoriſchen Erzählungen in Gedichtform. Als Vertreter dieſer Weiſe

---

[1] [Gedruckt Tübingen 1845. K.]

[2] Von ihm erzählt Joh. Vitodurani Chron. mehrere heitere Geſchichten, in der Art, wie die italiäniſchen Novellen von Friedrich von Staufen. Beſonders gab ſeine lange Naſe zu allerlei Schwänken Anlaß. Als er noch Graf war und

auf ſeinem Schloſſe Kyburg ſich aufhielt, traten eines Tags die Herren von Regensberg, ſeine alten Nebenbuhler, zuſammen und ſprachen: Dießmal ſoll der elende Graf unſern Händen nicht entwiſchen, dießmal ſoll er ſeine lange Naſe verſtoßen. Dieſes hörte ein närriſcher Menſch, den ſie um ſich hatten, lief ſogleich von Regensberg nach Kyburg, klopfte heftig an das Thor und ward eingelaſſen. Nachdem er ſich das Antlitz des Grafen eine Weile betrachtet, ſprach er: So lange iſt deine Naſe doch nicht, als meine Herrn zu Regenſperg heute geſagt haben. Der Graf horchte auf und ſagte: Was haſt du geſprochen? Jener erwiderte: Meine Herren waren heut zahlreicher als ſonſt beiſammen und ſprachen: Dem Grafen wollen wir ſeine lange Naſe zerreiben. Der Graf merkte, was im Werke war, rief ſogleich eine ſtarke Kriegsſchaar in Waffen, brach gegen Regenſperg auf, traf auf dem Wege die verſammelten und gegen ihn verſchworenen Ritter und ſtürzte wüthend über ſie her. Mehrere blieben und die übrigen, ſich durch die Flucht rettend, zogen ſelbſt mit langer Naſe ab.

Später, als König, ſtand Rudolf einſt von vielen Rittern umgeben, zu Zürich auf der Straße. Ein Bürger, der nicht gut bei ihnen durchkommen konnte, rief laut: Dieſer König mit der langen Naſe läßt mich nicht den geraden Weg vorübergehen. Als der König dieſes hörte, trat er zurück und hieß ihn lächelnd mit freundlichen Worten ſeines Weges ziehen. (Leibnit. Access. histor. S. 29 f.)

Wie König Rudolf zu Erfurt Bier ausgerufen, ſ. Falkenſtein, Hiſtorie von Erffurth I. 162. Aufſeßs Anzeiger 1833, S. 62.

Von Adolf von Naſſau u. a. wird wohl noch einiges Sagenhafte gemeldet. Vgl. Schweizeriſcher Merkur. Eine Monatsſchrift. Heft 1. Burgdorf bei C. Langlois. Leipzig in Commiſſion bei C. F. Köhler, 1835. Hier finden ſich Volksſagen. S. 52: „Das Agnesgeſchrei. Am Hallwylerſee ſtehen die Trümmer der Veſte Fahrwangen, wo die Tochter des Kaiſers Albrecht, Agnes, Königin von Ungarn, aus Rache wegen dem an ihrem Vater verübten Mord, ſiebenzig Dienſtmannen des Freiherrn von Eſchenbach hinrichten ließ und nachher, in dem vergoſſenen Blute herumwadend, ausgerufen haben ſoll: „Heute bad' ich in Maithau!“

Wenn das Wetter ſich ändern will, hören die Bauern der Umgegend jedesmal in der Nacht ein klägliches Geſchrei, welches weder mit einer Menſchennoch Thierſtimme zu vergleichen iſt. Sie nennen es „Agnesgeſchrei“ und behaupten, der Geiſt der Königin von Ungarn ſei verurtheilt, in dieſen Trümmern zu weilen und die Wetterveränderung auf jene gräuliche Weiſe anzuzeigen. Viele wollen auch um die Mitternachtſtunde die Geſtalt einer kleinen, ſchwarzgekleideten Nonne auf den Ruinen herumwandeln ſehen und jene kläglichen Töne ausſtoßen gehört haben. Neithard.“

So iſt die Sage ſchon völlig anekdotenartig geworden. Ihre ſchöpferiſche Zeit iſt vorüber. An die Stelle der Heldenlieder treten die Chroniken, die ſich ſelbſt allmählich aus dem Reime in die hiſtoriſche Poeſie durcharbeiten.

iſt nun zu nennen Peter, zugenannt der Suchenwirt, der um die Mitte bis ans Ende des 14ten Jahrhunderts und vielleicht noch darüber hinaus in Öſterreich, meiſt in Wien, dem Hoflager der Herzoge, von welchen er Albrecht II, geſtorben 1358, noch gekannt, Albrecht III, geſtorben 1395, aber überlebt hat.[1]

Lehrhaft allegoriſche, auch geiſtliche Dichtung und geſchichtliche Erzählung machen den Hauptinhalt ſeiner Werke aus. In letzterer Beziehung ſagt Primiſſer in der Einleitung S. X Folgendes:

> Die bedeutendſte Ausbeute gewährt die zahlreiche Sammlung geſchichtlich-biographiſcher Darſtellungen, in welchen er faſt die ganze Zeitgeſchichte berührt, indem er die Begebenheiten und Thaten der Helden ſeiner Zeit, vorzüglich öſterreichiſcher Edlen in und außer ſeinem Vaterlande erzählt. Dieſe Reihe von Schilderungen eines Gleichzeitigen, der gröſtentheils Augenzeuge war und durch ſeinen Stand in genauer Bekanntſchaft mit den Vornehmen lebte, müſte wohl in jeder Hinſicht ein hohes Intereſſe gewähren, auch wenn ſie nicht mit der Treue und Gewiſſenhaftigkeit des Geſchichtſchreibers erzählt wären. Durch die beſtimmten Andeutungen der Nebenumſtände aber erhalten einige den Werth hiſtoriſcher Quellen, z. B. die Erzählung von Herzog Albrechts von Öſterreich Ritterſchaft in Preußen. Merkwürdig iſt auch die durchaus ähnliche Form dieſer Werke [die Versart ſind kurze Reimpaare, der Umfang der größern Stücke geht bis gegen 600 Reimzeilen], deren jedes am Eingange eine Anrufung der Kunſt, des Sinnes, des göttlichen Geiſtes, oder eine Entſchuldigung, daß die Kräfte des Dichters der Würde des Helden nicht entſprächen, dann die Erzählung der einzelnen Thaten giebt, worauf das Lob des Helden und die Klage um ihn folgt, und die Beſchreibung des Wappens mit einer Empfehlung des Verſtorbenen an die Gnade Gottes oder die Fürbitte der heiligen Jungfrau den Schluß macht. Dieſe Ehrenreden, ſo kann man ſie füglich nennen, ſind ohne Zweifel in Verſammlungen von Rittern, vielleicht am Hofe des Fürſten ſelbſt, nach uralter Sitte, nach der Tafel vom Dichter geſprochen worden.
>
> S. XIII: Suchenwirt gehörte gewiſs zu jener beſondern Claſſe von Dichtern, die zugleich Knappen, Herolde oder deren Gehülfen waren und deren beſondere Angelegenheit es war, die Unterſchiede, Viſierung und Blasnierung [Blaſonnierung]

---

[1] Peter Suchenwirts Werke aus dem 14ten Jahrhundert u. ſ. w., herausgegeben mit Einleitung, hiſtoriſchen Bemerkungen und einem Wörterbuch von A. Primiſſer. Wien 1827. Später iſt erſchienen: Über die Sprache des öſterreichiſchen Dichters Peter Suchenwirt, erſte Abtheilung: Lautlehre (eine Einladungsſchrift) von A. Koberſtein. Naumburg 1828 [und Fortſetzungen 1842 und 1852. K.].

der Wappen auszulegen, auch wohl gereimte Wappenbeſchreibungen zu verfaſſen. Er nennt dieſe Leute Knappen von den Wappen, die von den Wappen Dichtens pflegen. Als ſolchem lag ihm ob, beim Einſchreiben der Turnierer zugegen zu ſein, ſo wie die Turnierrechte und Geſetze auszurufen und dergleichen höhere oder niedere Dienſte, je nach der Stufe, die er etwa einnahm, zu verſehen. Darum begleitete wohl Suchenwirt den Herzog Albrecht auf ſeiner Ritterfahrt nach Preußen, die er als Augenzeuge ſo ſchön beſchreibt. S. XIV: Kein Wunder alſo, wenn Suchenwirt mit dem geſammten Adel und durch ihn mit den größeren Ereigniſſen der Zeit in vertrauter Bekanntſchaft ſtand. Wie hätte er ſeine Heldengeſchichten mit der Ausführlichkeit, mit der genauen Angabe der Orte, auch entfernter Länder, und meiſt auch in richtiger Zeitfolge verfaſſen können, hätten ihn nicht Angaben der Edlen ſelbſt und ihrer Freunde dabei geleitet? Es giebt beinahe kein Land von der Straße von Gibraltar bis Babylon, welches nicht mehr oder minder Antheil an den Geſchichten hätte, die Suchenwirt von ſeinen weitgereiſten und viel erfahrenen Helden erzählt.

So weit Primiſſer. Wir ſehen, eine ganz andere Muſe, als die der Heldenſage, hat angefangen die Erde zu umkreiſen, die Thaten und Schickſale der Männer zu beſchreiben.

Auf ähnliche Weiſe, wie Suchenwirt, beſchreibt ſchon ein andrer Wappenkundiger, der ſich Hirzelin nennt, als Augenzeuge den Krieg zwiſchen Albrecht I und Adolph von Naſſau im Jahr 1298; ſein Gedicht iſt gedruckt in Rauchs Script. rer. austriac. B. II und neuerlich aus einer ältern und beſſern Handſchrift in Graffs Diut. III, 314 ff.

So ſehr es in hiſtoriſcher und antiquariſcher Hinſicht von Intereſſe ſein möchte, dieſe Gedichte Suchenwirts näher zu betrachten, ſo müſſen wir uns doch hier abwenden, indem uns noch ein weites Feld der Poeſie, als ſolcher, zu durchlaufen iſt.

Ebendarum kann ich auch ſchließlich die Reimchroniken nur kurz berühren. Sie fangen um die Mitte des 12ten Jahrhunderts an und gehen, zum Theil unter ſich zuſammenhängend, durch das ganze Mittelalter hindurch. Auch in ihnen hat früher die Sage viel bedeutendere Rechte, als im Verfolge der Zeit.

Über ihre Litteratur beziehe ich mich auf die in der Einleitung angeführten litterariſchen Hülfswerke. In Mones Quellen und Forſchungen B. I, S. 214 ſteht ein Beitrag zur Litteratur der Reimchroniken, worin die dem Verfaſſer bekannten hoch- und niederdeutſchen Reimchroniken aufgezählt ſind.

Als die bedeutendſten nenne ich jedoch:

1. Die ſogenannte Kaiſerchronik, aus der Mitte des 12ten Jahrhunderts; ſie geht von Julius Cäſar bis auf Konrad III 1140. Sie iſt noch beſonders reich an ſagenhaften Überlieferungen oder ſcheint vielmehr großentheils aus ſolchen zu beſtehen. Gedruckt aus ihr iſt nur einzelnes; eine vollſtändige Ausgabe mit Unterſuchungen über die Sagen und über die Zuſammenhänge dieſer ſämmtlichen deutſchen Chroniken wird ſchon längſt von Maßmann vorbereitet.[1]

2. Die Weltchronik, welche Rudolf von Ems im zweiten Viertel des 13ten Jahrhunderts, hauptſächlich nach dem lateiniſchen Werke Gotfrieds von Viterbo, unternommen, aber, durch den Tod unterbrochen, nur bis auf den Tod des Königs Salomo gebracht hat, von wo an ſie im 14ten Jahrhundert durch Heinrich von München fortgeführt worden iſt. Sie kommt uns hauptſächlich in Beziehung auf Rudalfs dichteriſches Verdienſt in Betracht, wovon jedoch an andrer Stelle zu ſprechen iſt. Auch ſie iſt nur theilweiſe gedruckt.

3. Ottokars von Horneck öſterreichiſch-ſteiriſche Reimchronik von 1250—1309, geſchrieben um 1295 bis 1309. Gedruckt in Pez̧s Script. rer. austr. B. III. Sie giebt ein lebendiges Bild der Zeit und verſchmäht, während ſie als hiſtoriſche Quelle betrachtet werden darf, doch auch die Sage nicht gänzlich.

Inhalt und Geiſt dieſes Werkes, welches gegen 83000 Reimzeilen enthält, iſt zu einer guten Überſicht gebracht in der Schrift von Th. Schacht: Aus und über Ottokars von Horneck Reimchronik oder Denkwürdigkeiten ſeiner Zeit zur Geſchichte, Litteratur und Anſchauung des öffentlichen Lebens der Deutſchen im 13ten Jahrhundert. Mainz 1821.

Was Ottokar von Horneck vom Tode Kaiſer Rudolfs erzählt, möge uns dieſe Reihe der Geſchichtſagen ſchließen. Es ſteht bei Schacht S. 232.

Mit Rudolf von Habsburg zieht die deutſche Kaiſerſage, ihr Grab ſuchend, noch einmal durch das Land und legt ſich in der alten Kaiſergruft zu Speier nieder. Fortan erſcheint ſie nur ſelten mehr unter den Lebenden.

---

[1] [Iſt erſchienen Quedlinburg 1849 bis 54. 3 Bände. K.]

Uhlands Schriften

zur

Geſchichte der Dichtung und Sage.

Zweiter Band.

Uhland
Schriften
2

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1866.

889

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort des Herausgebers.

Der erſte Theil dieſes Bandes bringt den Schluß der Vorleſung, welche Uhland im Sommer 1830 über „Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter“ gehalten hat.

Was hier zur Veröffentlichung kommt, iſt das eigens für den Vortrag vom Verfaſſer geſchriebene Heft, in welches jedoch einzelne Abſchnitte aus dem früheren Foliomanuſcripte aufgenommen worden ſind. Die letzteren betreffen Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue und die Sage vom Gral.

Die „Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert“ beruht dagegen lediglich und gleichmäßig auf den eigenhändigen Heften, welche Uhland für die im Sommerhalbjahre 1831 gehaltene Vorleſung ausgearbeitet hat. Einzelnes hat der Verfaſſer übrigens in ſpäterer Zeit noch nachgetragen.

Mein Verfahren bei der Herausgabe entſpricht demjenigen, welches beim erſten Bande beobachtet worden iſt. Bemerkungen und Zuſätze, welche von mir herrühren, ſind durch eckige Klammern und den Anfangsbuchſtaben meines Namens kenntlich gemacht; ebenſo iſt, was Keller und Pfeiffer beigetragen haben, bezeichnet.

In der „Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert“ vom Texte ſelbſt etwas auszuſcheiden, hab' ich kaum eine Veranlaſſung gefunden. Zu meinem lebhaften Bedauern muſten dagegen die allenthalben ausgehobenen Proben aus den beſprochenen Dichtungen mit Rückſicht auf den Umfang des Bandes meiſtens beiſeite gelegt werden; was Uhland ausgewählt, was er der Mittheilung für werth erachtet, bleibt indeſſen auch ſo fortwährend erſichtlich.

Die Vorzüge, welche die Behandlung dieſes litterargeſchichtlichen Zeitraumes auszeichnen, wird niemand verkennen, ich meine insbeſondere den ſcharfen Blick, mit welchem Uhland überall auch in der ungewandteſten Darſtellung das wirklich Poetiſche nachweiſt, die warme Hingebung, mit welcher er alles wahrhaft Volksmäßige aufſucht. Und daß an Äußerungen des Volksgeiſtes gerade dieſe Periode ſo reich iſt, mag dieſelbe, wenn ſie auch keine Fülle dichteriſcher Schöpfungen hochbegabter feinerer Geiſter aufweiſen kann, für Uhland beſonders anziehend gemacht haben.

Tübingen, 24 Februar 1866.

Wilhelm Ludwig Holland.

Geſchichte

der

altdeutſchen Poeſie.

Vorleſungen, an der Univerſität Tübingen gehalten in den
Jahren 1830 und 1831.

Zweiter Theil.

Inhalt.

Seite

Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter 1

Zweiter Hauptabſchnitt. Heiligenſagen und Rittergedichte 1

- 1. Poetiſche Bearbeitungen der heiligen Schrift 2
- 2. Bearbeitungen apokryphiſcher Schriften 11
  - 1. Des Pfaffen Wernher Gedicht auf die Jungfrau Maria . . 14
  - 2. Konrads von Fußesbrunnen Gedicht von Jeſu Kindheit . . 26
  - 3. Das Gedicht des Pfaffen Konrad von Mariens Himmelfahrt 33
  - 4. Das Marienleben Philipps, des Karthäuſers 37
- Allgemeine Bemerkungen über dieſe Apokryphen und ihre Behandlung in deutſchen Gedichten 39
- 3. Marienlegenden 43
- 4. Weitere Heiligenſagen 49
  - a. Anno 50
  - b. Orendel und Breide 56
  - c. Der arme Heinrich 62
  - d. Gregor vom Steine 65
  - e. Engelhart und Engeldrut 66
  - f. Die heilige Eliſabeth 71
  - g. Barlaam und Joſaphat 73
  - h. Der heilige Georg 74
  - i. Der heilige Alexius 74
  - k. Der heilige Sylveſter 75
  - l. Leben der heiligen Martina 75

Seite

5. Das karolingiſche Epos 75
  1. Das Gedicht des Pfaffen Kunrat von Karl dem großen . 87
  2. Gedicht von den Haimonskindern 88
  3. Malagis 88
  4. Ogier von Dänemark 90
  5. Gedicht von den Ahnen Karls des großen 90
  6. Valentin und Namelos 90
  7. Wilhelm von Oranſe 90
    Sagen von Karl dem großen 91
    1. Der eiſerne Karl 91
    2. Der lombardiſche Spielmann 92
    3. Karl vor Pavia 92
    4. Adelgis 92
    5. Karl nach der Kaiſerchronik 93
    6. Die Legende von Karls Streit vor Regensburg . . . 94
    7. Karls Heimkehr aus Ungerland 95
    8. Kaiſer Karl im Untersberg 95
    9. Karls Recht 96
      a. König Karl und die Frieſen 97
      b. Der Schwaben Vorrecht 98
      c. Karl als Geſetzgeber der Geiſtlichkeit und der Bauern 98
      d. Älteſte Sage über die Geburt und Jugend Karls des großen 98
      e. Karls Recht, ein Meiſtergeſang 98
      f. Der Kaiſer und die Schlange 99
6. Poetiſche Bearbeitungen griechiſcher und römiſcher Fabeln . . 99
  1. Die Äneis des Heinrich von Veldeke 101
  2. Der trojaniſche Krieg 106
    a. Herbort von Fritzlar 106
    b. Wolfram 107
    c. Konrad von Würzburg 107
  3. Ovids Verwandlungen 108
  4. Alexander der große 108
    a. Der Pfaffe Lamprecht 109
    b. Rudolf von Ems 110

Seite
c. Ulrich von Eſchenbach . . . 110
d. Seifried . . . 111
Alexander und Ariſtoteles . . . 111
7. König Artus und die Tafelrunde . . . 112
1. Erek und Enite . . . 117
2. Iwein . . . 118
3. Wigalois . . . 123
4. Lanzelot vom See . . . 124
5. Daniel von Blumenthal . . . 125
6. Wigamur . . . 125
8. Der heilige Gral . . . 127
Der Gral . . . 128
Titurel . . . 129
Amfortas . . . 132
Sigune . . . 134
Parcival . . . 136
Ferafis . . . 144
Lohengrin . . . 145
Des Grals Zug nach Indien . . . 147
Erklärung der Gralſage . . . 149
Wolfram von Eſchenbach . . . 172
Der jüngere Titurel . . . 181
Dritter Hauptabſchnitt. Minneſang . . . 183
Vierter Hauptabſchnitt. Zeit- und Lehrgedichte . . . 184
I. Zeit- und Lehrgedichte in lyriſcher Form . . . 185
a. Zeitlieder . . . 185
Kreuzlieder . . . 186
Lob- und Straflieder . . . 187
b. Lehrlieder . . . 188
König Tyro von Schotten . . . 188
Der Winsbeke . . . 188
Die Winsbekin . . . 188
2. Zeit- und Lehrgedichte in Form der Erzählung . . . 189
Fabeln oder Beiſpiele . . . 189
3. Didaktiſche Gedichte . . . 190

Seite
1. Der welſche Gaſt 190
2. Freidanks Beſcheidenheit 190
3. Der Renner 191
Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert 193
Einleitung 195
Erſter Abſchnitt. Poeſie des Ritterſtandes 205
1. Hugo, Graf von Montfort 210
2. Oswald von Wolkenſtein 217
3. Hermann von Sachſenheim 219
Püterich von Reicherzhauſen 250
4. Kaiſer Maximilian I. 255
Zweiter Abſchnitt. Der Meiſtergeſang 284
1. Entſtehung, Ausbreitung und Zweck der Singſchulen . . . 286
2. Einrichtung und Satzungen der Singſchulen 306
3. Leiſtungen der Singſchulen 324
Michel Beham 330
Hans Sachs 340
4. Poeſie der Handwerke 351
Dritter Abſchnitt. Die hiſtoriſchen Volkslieder des fünfzehnten Jahrhunderts 361
Schweizerlieder des fünfzehnten Jahrhunderts 374
a. Aargauer Fehde 374
b. Toggenburger Fehde 377
c. Burgundiſcher Krieg 382
d. Schwabenkrieg 392
Lieder der Dithmarſchen 395
Vierter Abſchnitt. Das Kirchenlied 404
Die Periode vor Luther 406
Luther 417
Luthers Nachfolger im Kirchenliede 443
Zwingli 451
Fünfter Abſchnitt. Reformationspolemik 453
Ulrich von Hutten 455
Hans Sachs 475

Seite

Johann Fiſchart 482
Sein Jeſuitenhütlein 483
Hieronymus Emſer 489
Thomas Murner 493
Johannes Cochläus 495
Johannes Nas 497
Geſpräche in Proſa 499
1. Karſthans 499
2. Ein ſchöner Dialogus 503
Reimſprüche 504
Lieder 507
Sechſter Abſchnitt. Die hiſtoriſchen Volkslieder des ſechzehnten Jahrhunderts 509
1. Der Mailänder Krieg 510
2. Der Bauernkrieg 513
3. Der ſchmalkaldiſche Krieg 515
4. Der Türkenkrieg 519
5. Einzelne hiſtoriſche Lieder 520
Siebenter Abſchnitt. Lehr- und Strafgedichte 524
1. Priameln 524
2. Charakterbilder 528
Hans Sachs 529
Cunz Has 530
3. Größere Lehr- und Strafgedichte 534
a. Sebaſtian Brand 534
Sein Narrenſchiff 536
b. Thomas Murner 543
1. Die Narrenbeſchwörung 544
2. Die Schelmenzunft 545
3. Die Gauchmatt 551
Charakteriſtik Murners und Brands 554
Achter Abſchnitt. Erzählende Dichtungen 557
1. Fabeln 557
2. Schwänke 559
Tyll Eulenſpiegel 561

Seite
Klaus Narr 562
Der Pfarrer vom Kalenberg 563
Peter Leu 563
Die Schildbürger oder das Lalenbuch 564
3. Romane 565
Fiſcharts Gargantua 568
Neunter Abſchnitt. Feſtſpiele 573
1. Schießſprüche 573
Fiſcharts glückhaftes Schiff von Zürich 576
2. Fasnachtſpiele 580
Zehnter Abſchnitt. Nichthiſtoriſche Volkslieder 586
1. Balladen 587
2. Trinklieder 589
3. Liebeslieder 591

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Zweiter Hauptabſchnitt.

Heiligenſagen und Rittergedichte.

Von den beiden Elementen des Lebens und der Poeſie der Deutſchen im Mittelalter, dem germaniſchheidniſchen und dem romaniſchchriſtlichen, hat uns bisher vorzugsweiſe das erſtere beſchäftigt. Wir treten nun in dieſem zweiten Hauptabſchnitte auf die Seite des andern. Nicht als fänden wir in irgend einer der organiſchen Bildungen, nach welchen unſre Darſtellung ſich eintheilt, das eine oder das andre dieſer Elemente rein ausgeſchieden, in ihrer Verbindung beruht ja eben das Charakteriſtiſche des Mittelalters; es handelt ſich nur davon, welches von beiden vorwiege, oder inwiefern die Verſchmelzung wirklich vollbracht ſei. Die deutſche Heldenſage iſt uns aus einem ſeit vielen Jahrhunderten bekehrten Volke, aus den Händen chriſtlicher Bearbeiter zugekommen, ſie konnte darum auch, wie wir geſehen haben, die Spur dieſes Durchgangs nicht verläugnen; aber wir haben doch, vorzüglich mittelſt der Denkmäler altnordiſcher Poeſie, ihren heidniſchen Urſprung erkannt und ſie hat ſich, dieſem gemäß, fortdauernd ihr eigenthümlich germaniſches Weſen erhalten. Die Dichtungen, zu denen wir jetzt übergehen, werden ſich uns vorzugsweiſe als chriſtlichromaniſche Pflanzungen erweiſen, aber dennoch zugleich als ſolche, die auf deutſchem Boden angelegt und gepflegt worden ſind.

In der Betrachtung der Heldenſage konnten wir von umfaſſendern Überblicken ausgehen. Der epiſche Cyklus, das frühere Lebensalter, deſſen Erzeugnis und Ausdruck er iſt, lag abgerundet und abgeſchloſſen vor uns und erſt von dieſem vollendeten Ganzen ſtiegen wir einerſeits zu den unterſcheidbaren Beſtandtheilen, aus denen es zuſammengeſetzt iſt, hinauf, anderſeits in die Zerſplitterungen und Vereinzlungen hinab, in welchen ſich die alte Sagendichtung aufgelöſt hat. Dagegen im Gebiete dieſes zweiten Hauptabſchnitts ſehen wir eine neue poetiſche Zeit erſt allmählich ſich heranbilden; ihre Anfänge ſchon fallen in die Periode unſrer geſchichtlichen Darſtellung und wir ſchreiten von ihnen aus zu den größern Entwicklungen vor; wir beginnen hier mit dem Einzelnen und ſchließen mit den volleren Dichtungskreiſen.

Indem wir das Chriſtenthum begleiten, wie es unter die deutſchen Völker eingehend überall auch dichteriſchen Samen ausſtreut, ſo wird ſich uns, nach den Hauptzügen, folgender Stufengang ergeben: zuerſt poetiſche Bearbeitungen der heiligen Schrift, dann auch der Apokryphen des neuen Teſtaments und über dieſe hinaus eine ſtets weiter verbreitete und vervielfachte Legendendichtung. Neben dieſer kirchlichen und mönchiſchen Richtung erhebt ſich aber bald auch eine andre, heroiſche und ritterliche. In dieſer, welche von romaniſcher Seite ſich den Deutſchen mittheilt, tritt zunächſt germaniſches Heldenthum in chriſtlicher Weiſe hervor, im karolingiſchen Epos, und bildet ſich dann immer mehr eine verfeinerte Ritterlichkeit heran, in den Gedichten von Artus und der Tafelrunde. Endlich verbinden ſich beide Richtungen zu einem geiſtlichen Ritterthum oder einer ritterlichen Prieſterſchaft in dem Fabelkreiſe vom heiligen Gral. In dieſem aber nimmt zugleich das Ganze ſeinen rechten Durchbruch dahin, daß die auf religiöſe Gegenſtände abergläubiſch angewandte Dichtung, den Anſpruch auf reelle Geltung aufgebend, in einer reinpoetiſchen und phantaſtiſchen Entfaltung ausblüht.

1. Poetiſche Bearbeitungen der heiligen Schrift.

Die deutſchen Schriftdenkmäler bis zum Ende des 11ten Jahrhunderts, alſo der ganzen Sprachperiode des Althochdeutſchen und Altniederdeutſchen, ſind, mit wenigen Ausnahmen, geiſtlichen Inhalts.[1]

---

[1] Verzeichnet in J. Grimms d. Gramm. Thl. 1. (1ſte Ausg.) Göttingen 1819. Koberſtein §. 23—29. [R. v. Raumer, die Einwirkung des Chriſtenthums auf die althochdeutſche Sprache. Stuttgart 1845. K.]

Darunter ſind wieder die bedeutendſten: Überſetzungen und Bearbeitungen bibliſcher Bücher, in Proſa und Verſen.

Den chriſtlich gewordenen Völkern in ihrer Landesſprache den Inhalt der heiligen Urkunden ſelbſt zu erſchließen, war ſchon frühzeitig von frommen und unterrichteten Männern der verſchiedenen deutſchen Sprachſtämme als Bedürfnis erkannt. Sie ſuchten demſelben in Werken abzuhelfen, welche theils ganz, theils in bedeutenden Bruchſtücken auf uns gekommen ſind. Die wichtigſten ſind, nach den Sprachſtämmen, folgende:

Gothiſch: die proſaiſche Bibelüberſetzung des Ulfilas, Biſchofs der Gothen in Möſien,[1] aus dem 4ten Jahrhundert, zwiſchen 360—380.

Angelſächſiſch: eine Paraphraſe (die ſogenannte cädmoniſche) des alten Teſtaments (herausgegeben von Fr. Junius, Amſterdam 1655. 4.) in etwa 5000 allitterirenden Langzeilen, muthmaßlich im 8ten oder 9ten Jahrhundert abgefaßt.[2]

Altniederdeutſch: die altſächſiſche Evangelienharmonie in allitterirenden Zeilen. Die Zeit der Abfaſſung giebt Grimm a. a. O. S. LXV ſo an: „vielleicht noch aus dem Schluß des achten, lieber aus der erſten Hälfte des neunten Jahrhunderts.“ Bisher waren nur Bruchſtücke davon gedruckt; namentlich das in Docens Miscellan. zur Geſchichte der teutſchen Litteratur II, 7—27. Ganz neuerlich aber iſt ein vollſtändiger Abdruck erſchienen: Heliand oder die altſächſiſche Evangelienharmonie.

---

[1] Grimm a. a. O. S. XLIV—VI. Koberſtein §. 12. Ulfilas gothiſche Bibelüberſetzung nach Ihres Text mit lateiniſcher Überſetzung zwiſchen den Zeilen, ſammt Sprachlehre und Gloſſar von Fulda, herausgegeben von Zahn. Weißenfels 1805. 4. Ulphilæ partium ineditarum in Ambrosianis palimpsestis ab Angelo Majo repertarum specimen, conjunctis curis ejusdem Maji et Caroli Octavii Castillionæi editum. Mediolani 1819. S. Göttingiſche gelehrte Anzeigen 1820, St. 40. 41., S. 393 ff. von Grimm. Ulphilæ gothica versio epistolæ divi Pauli ad Corinthios secundæ, quam ex Ambrosianæ bibliothecæ palimpsestis depromptam cum interpretatione, adnotationibus, glossario edidit C. O. Castillionæus. Mediol. 1829. Angezeigt von J. Grimm, Jahrbücher der Litteratur B. 46, 1829, S. 184 ff.; von Graff in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik 1830, Nr. 1. [Neuere Ausgaben von H. C. v. Gabelentz und Löbe 1843, Gaugengigl 1848, Uppſtröm 1854, Maßmann 1857, Stamm 1858. K.]

[2] [Ausgabe von Grein in ſeiner Bibliothek der angelſächſiſchen Poeſie I, 1 ff. 1857. K.]

Herausgegeben von A. Schmeller. München u. ſ. w. 1830. 4. Schon Klopſtock hatte die Herausgabe dieſes Werkes beabſichtigt.

Die lateiniſche Vorrede beſagt, daß Ludwig der fromme einem berühmten ſächſiſchen Dichter die Arbeit aufgetragen. Sie ſteht in Eckharts Francia orientalis II, 324 f. und a. a. O. [Schmeller, II. S. XIII] abgedruckt und lautet ſo:

„Cum plurimas reipublicæ utilitates Ludovicus piissimus Augustus summo atque præclaro ingenio prudenter statuere atque ordinare contendat: maxime tamen quod ad sacrosanctam religionem æternamque animarum salubritatem attinet, studiosus ac devotus esse comprobatur. Hoc quotidie sollicite tractans, ut populum sibi a deo subjectum sapienter instruendo ad potiora atque excellentiora semper accendat, et nociva quæque atque superstitiosa comprimendo compescat. In talibus ergo studiis suus jugiter benevolus versatur animus, talibus delectamentis pascitur, ut meliora semper augendo multiplicet et deteriora vetando extinguat. Verum sicut in aliis innumerabilibus infirmioribusque rebus ejus comprobari potest affectus, ita quoque in hoc magno opusculo sua non mediocriter commendatur benevolentia. Nam cum divinorum librorum solummodo literati atque eruditi prius notitiam haberent, ejus studio atque imperii tempore, sed dei omnipotentia atque inchoantia mirabiliter actum est nuper, ut cunctus populus suæ ditioni subditus, theudisca loquens lingua, ejusdem divinæ lectionis nihilominus notionem acceperit. Præcepit namque cuidam viro de gente Saxonum, qui apud suos non ignobilis vates habebatur, ut vetus et novum testamentum in Germanicam linguam poetice transferre studeret, quatenus non solum literatis, verum etiam illiteratis, sacra divinorum præceptorum lectio panderetur. Qui jussis imperialibus libenter obtemperans, nimirum eo facilius, quo desuper admonitus est prius, ad tam difficile tamque arduum se statim contulit opus: potius tamen confidens de adjutorio obtemperantiæ, quam de suæ ingenio parvitatis. Igitur a mundi creatione initium capiens, juxta historiæ veritatem quæque excellentiora summatim decerpens et interdum quædam, ubi commodum duxit, mystico sensu depingens, ad finem totius veteris ac novi testamenti, interpretando more poetico, satis faceta eloquentia perduxit. Quod opus tam lucide tamque eleganter juxta idioma illius linguæ composuit, ut audientibus ac intelligentibus non minimam sui decoris dulcedinem præstet. Juxta morem vero illius poematis omne opus per vitteas (Iſt vittea das angelſächſiſche fittè (cantilena), Grimm, Gr. I, 254, engliſch fit (Percy, II, am Ende des Gloſſars)?) distinxit, quas nos lectiones vel sententias possumus appellare.“

Die Brüder Grimm, die beiden älteſten deutſchen Gedichte S. 35 bemerken: „Es wäre vielleicht die Anwendung der Sage von Ludwig dem frommen auf ſie (die altſächſiſche Evangelienharmonie) in Zweifel zu ziehen.“ In der Einleitung zur Grammatik iſt dieſer Zweifel aufgegeben. Ludwig der fromme, nach deſſen jussis imperialibus das Werk ausgearbeitet wurde (welches nach dieſer Vorrede ſich auch über das alte Teſtament erſtreckt hat), geb. 778, wurde 813 im Auguſt von ſeinem Vater, der 814, 28 Januar ſtarb, zum Mitkaiſer angenommen; er ſtarb 840. Hiernach wäre die Evangelienharmonie wirklich in der erſten Hälfte des 9ten Jahrhunderts gefertigt (vgl. Pertzs Monumenta. T. II. S. 519 oben. Über Bernlef ſieh ebendaſelbſt S. 412).

Noch kann hier angeführt werden: Niederdeutſche Pſalmen aus der Karolinger Zeit zum erſtenmal herausgegeben durch F. H. v. d. Hagen. Breslau 1816. 4. (Koberſtein §. 23. Nr. 7.) Vgl. Göttingiſche gel. Anzeigen 1819. S. 925—27: „Die Überſetzung war nur beſtimmt, als Hülfsmittel des Lateiniſchen zu dienen, folgt daher dieſem Wort für Wort, ſo daß die Wörter zwar deutſch ſind, die Wortſtellung aber undeutſch. Sie kann alſo bloß zur Kenntnis der Wurzeln und Endungen, nicht zu der des Sprachgebrauchs nützen.“

Althochdeutſch: Otfrieds poetiſche Bearbeitung der Evangelien, in Reimzeilen, um 870, das Hauptwerk der althochdeutſchen Sprache, wie die altſächſiſche Evangelienharmonie das der altniederdeutſchen; gedruckt in Schilters Thesaurus antiqu. teuton. T. I. Eine neue kritiſche Ausgabe wird gegenwärtig von Graff[1] veranſtaltet.

Otfried war Benedictinermönch im elſäßiſchen Kloſter Weißenburg, von Geburt muthmaßlich aus Schwaben (Grimm, a. a. O. LVII). Seinem Werke ſind Zuſchriften in deutſchen Reimen an Ludwig den Deutſchen, König des fränkiſchen Oſtreichs, und an den Biſchof Salomo von Conſtanz, ſowie eine lateiniſche in Proſa an Liutbert, Erzbiſchof zu Mainz, vorangeſchickt. Über Anlaß und Zweck des Werks äußert er ſich in der letztern.

Auch B. V, 25, 14 ſpricht Otfried von Freunden, die ihn gebeten. Im Eingange des Werkes ſelbſt, B. I, C. 1, hebt er wiederholt hervor, warum die Franken, dieſes edle, vielfach geſegnete Volk, nicht auch deſſen theilhaftig ſein ſollen, daß in ihrer Zunge das Lob Chriſti geſungen werde, der ſie zu ſeinem Glauben berufen, eine Stelle, die wir ſchon bei andrem Anlaß angeführt.

---

[1] [Erſchienen 1831, eine neuere von Kelle 1856. K.]

Vor Otfried fällt eine proſaiſche Überſetzung von Tatians Evangelienharmonie, von unbekanntem Verfaſſer, „wohl aus der erſten Hälfte des 9ten Jahrhunderts.“ Grimm, a. a. O. LV. Auf ihn folgen: eine gereimte Pſalmenüberſetzung, „vielleicht noch aus dem Schluß des 9ten Jahrhunderts“, ebendaſelbſt, und die proſaiſche von Notker, vom Schluſſe des 10ten Jahrhunderts (Schilter, Thes. B. I[1]); ſodann Willerams Paraphraſe des hohen Lieds, aus der zweiten Hälfte des 11ten Jahrhunderts, gleichfalls in Proſa geſchrieben (Schilter, Thes. B. I); hievon befindet ſich eine Pergamenthandſchrift auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, von welcher F. Weckherlin, Beiträge zur Geſchichte altteutſcher Sprache und Dichtkunſt. Stuttgart 1811, Nachricht giebt, nebſt den Varianten zum Schilteriſchen Abdrucke; er ſetzt dieſelbe, S. 40, in die zweite Hälfte des 12ten Jahrhunderts.

Vor das 12te Jahrhundert iſt eine gereimte Bearbeitung des erſten Buchs Moſis und eines Theils des zweiten zu ſetzen, wovon kürzlich Graff in der Diutisca, B. III, H. I. 1829. S. 40 ff.) ein großes Stück hat abdrucken laſſen.[2] Er bezeichnet es: „aus dem 12ten Jahrhundert“ (aus dieſem iſt der Codex, vgl. S. 22), fügt aber bei: „Vieles deutet auf ein höheres Alter des Gedichts, als die Schrift vermuthen läßt.“ Das Stück beginnt, wie die angelſächſiſche Paraphraſe, mit dem Fall eines Theils der Engel (Apokal. 12, 7 ff.), welche durch eine neue Schöpfung, die des Menſchen, erſetzt werden ſollen.

Im 13ten Jahrhundert eröffnet Rudolf von Ems ſeine poetiſche Weltchronik mit Erzählung der altteſtamentlichen Geſchichten, aber nicht mehr unmittelbar nach der Bibel, d. h. der Vulgata, ſondern nach Gottfried von Viterbo (deſſen Pantheon bis 1186) und der Historia scholastica (des Petrus Comeſtor, um die Mitte des 12ten Jahrhunderts), welche Quellen er ſelbſt angiebt (Doc. Misc. II. 42 und 46), ſ. Grundriß S. 248.

Verdeutſchungen wenigſtens einzelner Theile der Bibel ſind wohl auch das ganze Mittelalter hindurch da und dort verſucht worden.

---

[1] [Hattemers Denkmale des Mittelalters B. 2 und 3. 1844 ff. K.]

[2] [Ausgaben, nach verſchiedenen Recenſionen, von Maßmann 1837, Hoffmann v. F. in den Fundgr. 2, 9 ff., Diemer 1849 und 1862. K.]

Von den poetiſchen Übertragungen des Hohenliedes wird bei der lyriſchen Poeſie die Rede ſein.

Was nun über jene älteſten Bearbeitungen heiliger Schriften in Beziehung auf die Geſchichte der Poeſie zu ſagen iſt, faſſe ich in folgende Bemerkungen zuſammen:

1. Der poetiſche Werth dieſer frommen Denkmäler kommt auf keine Weiſe demjenigen bei, welcher ihnen als Hauptquellen für die Kenntnis der älteſten deutſchen Sprachſtämme beizulegen iſt. Sie erſetzen uns durchaus nicht den Verluſt der gleichzeitig vorhanden geweſenen Volksgeſänge. Aber abgeſehen von dem Poetiſchen, was ſchon in der Lebensfriſche und Anſchaulichkeit der älteſten Sprachbildungen ſelbſt liegt, ſind uns die in Verſen geſchriebenen Werke für die Geſchichte der dichteriſchen Formen von großer Bedeutung. Von dieſer Seite haben wir die wichtigſten derſelben ſchon im vorigen Abſchnitt betrachtet; wir haben in der altſächſiſchen Evangelienharmonie das, unter den wenigen, reichhaltigſte Überbleibſel deutſcher Allitteration, in Otfrieds Evangelien das erſte, wenigſtens das erſte bedeutende Denkmal deutſcher Reimpoeſie kennen gelernt und ſo in dieſen nur durch ein Menſchenalter getrennten Schriftwerken die Grenzſteine der beiden Hauptformen, des germaniſchen Stabreims und des romaniſchen Endreims, erkannt. Auch das angeführte Bruchſtück der moſaiſchen Bücher, muthmaßlich aus dem 11ten Jahrhundert, iſt merkwürdig, indem es uns den Zuſtand der deutſchen Reimkunſt in einer an poetiſchen Urkunden ſehr armen Periode andeutet.

2. Als eine getreue Übertragung, eine Bibelüberſetzung im evangeliſchen Sinn, kann nur die älteſte, die gothiſche des Ulfilas, bezeichnet werden. Auch die proſaiſche Überſetzung von Tatians Evangelienharmonie enthält ſich eigener Zuthat. Dagegen ſind die übrigen, verſificierten Bearbeitungen mehr oder weniger umſchreibend, laſſen manches Apokryphiſche einfließen, verbreiten ſich auf allegoriſierende Erklärungen und Nutzanwendungen, machen überhaupt Anſichten und Behandlungsweiſe ihrer Zeit geltend. Von dem Verfaſſer der altſächſiſchen Evangelienharmonie heißt es in der ſchon angeführten Vorrede:

„Igitur a mundi creatione initium capiens, juxta historiæ veritatem quæque excellentiora summatim decerpens et interdum quædam, ubi commodum duxit, mystico sensu depingens, ad finem totius veteris ac novi testamenti, interpretando more poetico, satis faceta eloquentia perduxit.“

Ebenſo Otfried in der Zuſchrift an Liutbert:

„interdum spiritualia moralisque verba permiscens“ u. ſ. w.

Dieſe ſogenannt myſtiſchen Abſchweifungen ſind ihrer Richtung nach keineswegs poetiſch und auch in der Ausführung großentheils trocken. Aber die Freiheit der ganzen Behandlung giebt dem Bearbeiter Anlaß und Raum, die bewegteren Stimmungen ſeines Innern und die Anſchauungen aus dem eigenen Leben zum Ausdruck zu bringen, wobei er durch die Hebung des Stils, welche überhaupt ſchon mit dem Rhythmus verbunden iſt, getragen wird. Otfried insbeſondre hat über ſeine Arbeit den Hauch eines innigen Gemüths verbreitet, das ſeine Sehnſucht nach dem Höheren empfindungsvoll ausſpricht, er vergleicht dieſe mit dem ſchmerzlichen Heimweh eines Verwaiſten in der Fremde (B. I, C. 18, V. 73—84). Daß es ihm nicht an dichteriſcher Fähigkeit fehle, zeigt ſchon was wir aus ſeiner Einleitung ausgehoben, das Lob der Franken und die bildliche Auffaſſung der Verskunſt; ſchön und lebendig iſt, unter andern Vergleichungen, die Stelle, worin er den Herrn bittet, ihn ſo gelind zu beſtrafen, wie eine Mutter, welche die Hand, womit ſie eben ihr Kind geſchlagen, ſchirmend vorhält, wenn Jemand daſſelbe zu beſchädigen droht (B. III, C. 1, V. 61 ff.). Auch aus der Überſetzung der moſaiſchen Bücher, 11tes Jahrhundert, möge eine treffende Vergleichung hier angeführt werden (Diutisca III, 53):

Afer ist iz umbe die riuwe,
, saman ein gezartez tuoch wider zesamine siuwe.
Daz tuoch stûnte michel baz,
unzez ganz was.
Swie wol ez werde gebûzet,
den siut man da chinset.

Im Einzelnen iſt wohl auch mancher Anklang aus der friſcheren Volkspoeſie in dieſe gelehrteren Werke übergegangen. Grimm hat a. a. O. S. LVIII nachgewieſen, daß ſchon bei Otfried Wendungen des ſpäteren Minneſangs vorkommen, wovon ich bei dieſem ſprechen werde. Die Stellen Moſ. 25, 27: „Und da nun die Knaben groß wurden, ward Eſau ein Jäger u. ſ. w.“ und C. 27, 5: „Und Eſau gieng hin aufs Feld, daß er ein Wildpret jagte und heimbrächte“ ſind in der angeführten Überſetzung ſo gegeben (Diutisca III, 71):

Esau vûr ze holze
  mit pogen joch mit polze;
Mit netzen joch mit hunten
  vieng er hirze unde hinten.
Er chund ouch ſahen
  reher dei vehen.
Mit druhen joch mit stricche
  besueich er die hasen vil dicche.
Er vie mit deme spiezze
  die ebere razzen.[1]

Man glaubt hier die Laute eines alten Jagdliedes zu vernehmen, dergleichen einige Bruchſtücke, vom Ende des 10ten Jahrhunderts, auf uns gekommen ſind.

3. War es auch bei dieſen geiſtlichen Werken mehr um die Erbauung, als um die Poeſie zu thun, ſo hatte man doch die entſchiedene Abſicht, durch Anwendung der poetiſchen Formen auf bibliſche Gegenſtände den weltlichen Geſang zu verdrängen und zu erſetzen, die Poeſie der bekehrten Völker gleichfalls chriſtlich zu machen. Bei den Angelſachſen finden wir dieſes in einer legendenhaften Überlieferung ausgedrückt. Beda (geb. 673, geſt. 731) erzählt in ſeiner Historia ecclesiast. Anglor. lib. IV, c. 24, Cädmon, ein Kuhhirte, ſei bis in ſein vorgerücktes Alter ſo unkundig des Verſemachens geweſen, daß, wenn er zuweilen einem Feſte angewohnt, wo die Gäſte der Reihe nach Lieder ſangen, er, ſobald er das Saitenſpiel (citharam) ſich ihm nähern ſah, vom Mahle aufgeſtanden und ſich nach Hauſe begeben. Als nun dieſes wieder einmal geſchehen, ſei im Traume der folgenden Nacht ein Unbekannter zu ihm getreten, der ihn aufgefordert, etwas zu ſingen. Er ſchützte ſeine Unfähigkeit vor, wegen der er ſich auch vom Gaſtmahle zurückgezogen. „Du haſt das Vermögen zu ſingen“, erwiderte der Fremde. „Was denn“, fragte Cädmon, „willſt du, daß ich ſinge?“ „Die Schöpfung“, antwortete Jener, und Cädmon fand ſich alsbald befähigt, ein kurzes Lied zum Preiſe des Schöpfers anzuſtimmen, das er auch beim Erwachen vollſtändig im Gedächtnis behielt. Die Obern des Kloſters, in deſſen Dienſte Cädmon geſtanden zu ſein ſcheint, erhielten hievon Kunde und nach einigen weitern Proben ſeiner Geſchicklichkeit veranlaßten ſie

---

[1] Wernhers Maria 187: der ræzze wolf.

ihn, ihre Ordenstracht zu nehmen und ſich gänzlich der Abfaſſung religiöſer Poeſie zu widmen. Nachdem er von ſeinen Brüdern in den Geſchichten der heiligen Schriften und den Lehren des Chriſtenthums unterrichtet worden, brachte er das Ganze ihres wichtigſten Inhalts in Verſe. Beda beſchreibt das Verfahren hiebei auf folgende ſonderbare Weiſe:

„At ipse cuncta, quæ audiendo discere poterat, rememorando secum et quasi mundum animal ruminando in carmen dulcissimum convertebat, suaviusque resonando doctores suos vicissim auditores sui faciebat.“

Auch rühmt Beda von ihm:

„Et quidem et alii post illum in gente Anglorum religiosa poemata facere tentabant, sed nullus ei æquiparari potuit. Namque ipse non ab hominibus, neque per hominem institutus, canendi artem didicit, sed divinitus adjutus gratis canendi donum accepit.“

Beda, der von Cädmon (welcher 680 geſtorben ſein ſoll, Grimm, LXVI) nur etwa um 50 Jahre abſtand, giebt das Lied, welches dieſer im Traume gedichtet haben ſoll, lateiniſch überſetzt und König Alfred (871—901) in ſeiner angelſächſiſchen Übertragung von Bedas Kirchengeſchichte hat dasſelbe wieder angelſächſiſch gegeben, vielleicht in der urſprünglichen Faſſung (Conybeare, Illustrations of anglo saxon poetry. London 1826. S. 3—7).

Aus jener Schule der Nachfolger Cädmons, wenn auch nicht von ihm ſelbſt, ſtammt nun die vorangeführte cädmoniſche Paraphraſe des alten Teſtaments.

Aus Bedas Erzählung aber erſehen wir den beſtimmten Gegenſatz des weltlichen Geſanges, zu dem Cädmon ſich ungeſchickt fühlte, und des geiſtlichen, der ihm im Traume kam; wir erkennen die Abſicht, eine neue, chriſtliche Dichtkunſt auf göttliche Eingebung zu begründen.

Wenn die altſächſiſche Bearbeitung der heiligen Schriften, laut der Vorrede, einem bei ſeinem Volke berühmten Dichter übertragen wurde, ſo zeigt ſich hierin das Beſtreben, mittelſt der gewohnten Formen der Poeſie dem neuen, chriſtlichen Inhalte Eingang zu verſchaffen.

Otfried endlich ſagt in der Zuſchrift an Liutbert ausdrücklich, daß ſein Werk durch die Abſicht veranlaßt worden, den ärgerlichen Geſang der Laien zu verdrängen. Sein Werk und die übrigen ſchwanken in ihrer Beſtimmung zwiſchen Geſang und Vorleſen. Ihr großer Umfang konnte ſie begreiflich nur dazu eignen, abſchnittweiſe, nach der Art liturgiſcher Lectionen, vorgetragen zu werden.

4. Gleichwohl waren die Bearbeitungen der Bibel in den Landesſprachen nicht ausreichend, eine neue, chriſtliche Poeſie volksmäßig zur Entwicklung zu bringen. Auf der einen Seite wurde die Wirkſamkeit ſolcher Übertragungen von der Kirche ſelbſt abgeſchnitten; während ſie immer mehrere Gegenſtände religiöſer Verehrung aufſtellte und während apokryphiſche Überlieferungen allgemeine oder doch weitverbreitete Geltung gewannen, wurde, in völligem Widerſpruche mit jenen Beſtrebungen früherer Zeit, im Laufe des Mittelalters das Bibelleſen der Laien und die daſſelbe möglich machende Verbreitung der heiligen Schriften in der Volksſprache mehr und mehr ein Gegenſtand kirchlicher Miſsbilligung und Verbote. (Das Nöthigſte hierüber iſt zuſammengeſtellt in Raumers Geſch. d. Hohenſt. VI, 248—50 unter Anführung von Hegelmaiers Geſch. des Bibelverbots.) Auf der andern Seite waren die Völker ſelbſt nicht geneigt, ſich auf den Kreis ſtrengbibliſcher Vorſtellungen zu beſchränken, es lebte in ihnen die ſchöpferiſche Phantaſie, welche ſich mächtig und gedrungen fühlt, große und reiche Sagenkreiſe zu geſtalten, und ſo wurde, von den bemerkten Richtungen der Kirche ſelbſt begünſtigt, eine breite Bahn chriſtlichmythiſcher Dichtung eröffnet.

2. Bearbeitungen apokryphiſcher Schriften.

Auguſti, Denkwürdigkeiten aus der chriſtlichen Archäologie, Bd. III, Leipzig 1820, S. 3—60: Über die Verehrung der heiligen Jungfrau Maria. (Hierauf folgt die geſchichtliche Betrachtung der einzelnen Marienfeſte.)

Die Verehrung der Märtyrer und Heiligen, die Gewohnheit, an ihren Gräbern zu beten, und die Sitte, das Gebet an ſie zu richten und ſie als Fürſprecher bei Gott in Noth und Gefahren anzurufen, begann ſchon in der Mitte des vierten Jahrhunderts herrſchend zu werden. (Zeugniſſe in Schröckhs chriſtlicher Kirchengeſch. Th. IX. S. 167 ff.) Dieſe Verehrung gieng zuerſt zu den Apoſteln, ſpäter zu den Engeln und zuletzt zu der Jungfrau Maria über (Auguſti S. 28 f.). Die Marienverehrung beginnt im fünften Jahrhundert, namentlich von der Zeit an, wo der von Neſtorius angefochtene und von den Kirchenverſammlungen zu Epheſus (im Jahre 431) und zu Chalcedon (451) ſanctionierte Ausdruck ϑεοτόκος eine beſondre Bedeutung und Wichtigkeit erhalten hatte (Ebd. 13). Die erſtere dieſer Verſammlungen ward in der dortigen Marienkirche (und zwar ſchon der *Μαρία ϑεοτόκος*) gehalten; da dieß nun von den Geſchichtſchreibern als keine beſondre Merkwürdigkeit angeführt wird, ſo iſt anzunehmen, daß ſolche Weihungen ſchon früher gebräuchlich waren. Von dieſer Periode an werden die Marienkirchen allgemein (Ebd. 29 f.). Damals ſchon fand der alexandriniſche Patriarch Cyrillus, ein eifriger Verfechter der heiligen Jungfrau, der auch während der Synode zu Epheſus in der dortigen Marienkirche zum Lobe der Mutter Gottes gepredigt, für nöthig, ſich und ſeine Glaubensgenoſſen, dem Neſtorius gegenüber, gegen den Vorwurf einer Vergötterung der Maria und gegen den Verdacht, als ob man die Mutter dem Sohne gleichſetzen wolle, zu verwahren (Ebd. 34 f.). Von jener Zeit an war die Marienverehrung in der griechiſchorientaliſchen ſowohl, als in der römiſchkatholiſchen Kirche, in ſtetem Wachsthum begriffen; ſie ſteigerte ſich bei den Völkern des Abendlandes während des Mittelalters zu dem Grade, daß, wenn auch nicht in kirchlicher Sanction, doch in allgemeiner Anſicht und Übung, neben der Anbetung und dem Preiſe der Gottesmutter nicht bloß der Dienſt jedes andern Heiligen ein untergeordneter war, ſondern ſogar die Verehrung des Erlöſers ſelbſt und der übrigen Perſonen der Gottheit merklich in den Schatten trat. Zur Rechten ihres göttlichen Sohnes thronend, iſt ſie die Königin der Himmel und der himmliſchen Heerſchaaren.

Was die kanoniſchen Schriften des neuen Teſtaments von den Lebensumſtänden Mariens enthalten, war den mit ſo eifriger Andacht auf ſie gerichteten Gemüthern nicht genügend. Die Evangelien melden nichts von ihrer Geburt, von ihrem Leben vor der Verkündigung, von ihrem Schickſale nach dem Tod ihres Sohnes und von ihrem Ende. Auch über die Begegniſſe der heiligen Familie auf der Flucht nach Ägypten, über die ganze Kindheit Jeſu, bis er in ſeinem zwölften Jahre im Tempel lehrend erſcheint, war aus den Büchern der Schrift nichts zu entnehmen.

Tradition und Dichtung füllten dieſe leeren Räume. Überlieferungen, wie ſie ſchon frühe bei den Kirchenlehrern ſich finden, wurden geſammelt und erweitert, Andeutungen der Schrift ſelbſt entwickelt und ausgemalt, Bekanntes analog auf andre Perſonen und Fälle angewendet, die Wunder vervielfältigt, und auf dieſe Art eine Reihe apokryphiſcher

Werke gebildet, welche, die Namen von Apoſteln an der Stirne tragend, ſich für weitere Evangelien ausgaben.

Hier kommen uns folgende in Betracht:

1. Evangelium de nativitate Mariæ, dem Matthäus zugeſchrieben und angeblich von Hieronymus (Ende des vierten Jahrhunderts) aus dem Hebräiſchen ins Lateiniſche übertragen. Es beginnt mit den Eltern der Maria und geht bis zur Geburt des Heilands.

Gedruckt in J. A. Fabricii Codex apocryphus novi testamenti. T. I. Hamburg 1703, S. 19—38. C. Chr. L. Schmid, Corpus omnium apocryphorum extra biblia. P. I. 8. Hadamar. J. C. Thilo, Codex apocryphus novi testamenti etc. Tom. I. Leipzig 1832 (Göttingiſche gel. Anz. 1833, Dec. St. 197—199).

2. Protevangelium Jacobi, griechiſch, umfaßt, außer dem Zeitraum des vorigen, die Geburt Chriſti, die Flucht der Eliſabeth mit dem kleinen Johannes vor dem bethlehemitiſchen Kindermord und den Tod des Zacharias. Der vorgebliche Verfaſſer ſagt am Schluſſe (c. 25): Ego autem Jacobus, qui et historiam scripsi, tumultu facto in Jerusalem, quem quidem suscitavit Herodes, subduxi me in desertum (Apoſtelgeſch. 12, 1. 2. Es iſt Herodes Agrippa, Enkel des Herodes magnus, gemeint). Gedruckt gleichfalls bei Fabricius T. I. S. 66—126.

3. Evangelium infantiæ Christi, unter dem Namen des Apoſtels Thomas (c. 1: Ἀναγκαῖον ἡγησάμην ἐγὼ Θωμᾶς ὁ Ἰσραηλίτης u. ſ. w.), ein Bruchſtück von ſieben Capiteln in griechiſcher Sprache, Wundergeſchichten aus der Knabenzeit Jeſu (nichts von der Flucht nach Ägypten), gedruckt bei Fabricius T. I, S. 159—167. Ebendaſelbſt, S. 168—211, ein anderes Evangel. infantiæ, von Henric. Sikius aus dem Arabiſchen lateiniſch überſetzt, viel reichhaltiger, als das griechiſche Fragment, beſonders auch die Ereigniſſe auf der Flucht nach Ägypten begreifend und auch in dem, was beiden gemeinſam iſt, oft in der Erzählung abweichend.

4. Über den Tod Mariens ſind zweierlei Apokrypha vorhanden:

a. ein griechiſches, zuerſt gedruckt in Aretins Beiträgen zur Geſch. u. Litter. B. V. München 1805, S. 629 ff.: Sancti Joannis, theologi et evangelistæ, in dormitionem sanctissimæ deiparæ (εἰς τὴν κοίμησιν τῆς ὑπεραγίας θεοτόκου). Ex binis biblioth. (elect.) Monacens. codic. msc. edid. et versione illustravit Fr. Xav. Berger.

b. Ein lateiniſches: Melitonis episc. Sardensis liber de conventu apostolorum ad mortem Mariæ, Mariæque resurrectione et adscensione in coelum, in Biblioth. max. patr. ed. Lugd. Tom. II, P. II, S. 212—216.

Dieſe unechten Evangelien giengen vom griechiſchen Orient in das Abendland über, wo ſie ſich in Latein und aus dieſem in den Landesſprachen verbreiteten. Von der Kirche wurden ſie zwar nicht anerkannt, vielmehr ausdrücklich für apokryphiſch erklärt. Das Decret des Pabſtes Gelaſius vom Jahr 493 (Decreti P. I. Distinct. XV. can. 3. Corp. jur. can. Pithoe, 14 fg.) bezeichnet eine Reihe ſolcher Schriften, darunter: § 41: Liber de infantia salvatoris, apocryphus. § 42: Liber de nativitate salvatoris, et de sancta Maria, et de obstetrice salvatoris, apocryphus. § 55: Liber, qui appellatur Transitus sanctæ Mariæ, apocryphus.[1] Der kirchlichen Nichtanerkennung ungeachtet entſprach aber der Inhalt dieſer falſchen Evangelien zu ſehr den Richtungen der Zeit, um nicht von der Geiſtlichkeit begünſtigt, vielfach bearbeitet und von den Meiſten geglaubt oder doch gerne gehört zu werden.

Wir betrachten die bedeutendern poetiſchen Bearbeitungen in deutſcher Sprache. Dabei heben wir die Hauptbilder dieſes chriſtlich-apokryphiſchen Sagenkreiſes hervor. Am Inhalt, der Geſchichtserzählung, haben die Bearbeiter hier ſo wenig geändert oder zugethan, als es bei der Behandlung der echten Evangelien der Fall war. Die allerdings bemerkbare Verſchiedenheit hinſichtlich der Stufe ihres dichteriſchen Sinnes zeigt ſich theils in der Auswahl der behandelten Stoffe, theils und vorzüglich in der mehr oder weniger lebendigen Auffaſſung, Aneignung und Reproduction der lateiniſchen Grundlage.

1. Das älteſte und in Beziehung auf die Dichtergabe des Verfaſſers ausgezeichnetſte der hier aufzuzählenden Werke iſt des Pfaffen

---

[1] Vgl. Fabricius T. I, 135, Note a: Viri docti testantur in mss. codicibus hoc decretum referri jam ad Damasum, jam ad Gelasium, jam ad Hormisdam papam. Ex quo colligunt primum forte autorem ejus Damasum, interpolatores multos non Gelasium modo sed et Hormisdam aliosque recentiores. — Sententiam hanc mirifice confirmat magna, quæ in exemplaribus hujus decreti occurrit, varietas u. ſ. w. Namentlich fehlt, nach Seite 137, Note g: in Conciliis Reg. T. X das Buch de infant. salvat. Welchem Pabſte das Decret angehöre und welche einzelne Büchertitel interpoliert ſein mögen, iſt hier nicht weſentlich, wo es ſich nur im Allgemeinen von der Verbreitung und Geltung derartiger Schriften handelt.

Wernhers Gedicht auf die Jungfrau Maria, um 1170[1] geſchrieben. Der Dichter nennt ſich ſelbſt und bezeichnet die Zeit der Abfaſſung; von Beidem nachher Mehreres. Das Gedicht iſt aus der einzigen vollſtändigen Handſchrift herausgegeben von Ötter, Nürnberg 1802.[2] Zwar trägt auch hier noch die Sprache und der unvollkommene Reim das Gepräge des zwölften Jahrhunderts, aber ein in Docens Miſc. II, 104—8 mitgetheiltes Bruchſtück dieſes Gedichts (121 Verszeilen) hat hierin noch alterthümlichere und freiere Formen, ſo daß wir das vollſtändige Exemplar als eine Überarbeitung anzuſehen haben. Ob dieſe, bei der fortſchreitenden Ausbildung der Poeſie in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, vom Dichter ſelbſt vorgenommen worden, oder ob ſie von einem kritiſchen Schreiber der folgenden Zeit herrühre, läßt Docen unentſchieden und es wird hierüber auch nicht mit Sicherheit zu beſtimmen ſein. Für die letztere Anſicht ſpricht die häufig vorkommende Erneuerung von Dichtwerken des zwölften Jahrhunderts durch ſpätere Überarbeiter; der erſtern könnte gerade für dieſen beſondern Fall zu Statten kommen, daß die Formen doch nicht rein und durchgreifend in die Regel des dreizehnten Jahrhunderts umgewandelt ſind und daß, wie wir ſehen werden, der Verfaſſer ſich wirklich mit der Theorie des Verſes beſchäftigt zu haben ſcheint. Hätte er aber ſelbſt, aus Grundſätzen vorgeſchrittener Verskunſt, Hand an ſein Werk gelegt, ſo würde er eben auch durchgreifender verfahren ſein; auch würde er die Stelle Miſc. II. 107:

Het ich ein zunge
diu als daz eisen ch(l)unge
gesmidet uzer stale
diu mir diu rede gæbe
jane mohte ich christenlicher schar
nimmer gesagen gar
wie sich die maget zierte
gegen dem himelischen wirte
der si gemaheln sold(e)
und samt ir bowen wolde
durch sin barmunge u. ſ. w.

---

[1] [1172 nach Feifalik S. XXIII. K.]

[2] [Wieder von Hoffmann in den Fundgruben 2, 147, von Feifalik, Wien 1860, Bruchſtücke von Greiff, Wien 1862. K.]

ſchwerlich ſo abgeſchwächt haben (Ötter S. 64):

Nie wart sô wol sprechender man,
der ie von buochen sin gewan,
daz ez tohte im einen
ze sprechen von der reinen
vollekliche nâch ir werdicheit,
an die got sînen flîz leit,
als er si gemäheln wolte
und bî ir bûen scholte u. ſ. w.

Das Gedicht theilt ſich in drei Bücher (liet, S. 57: liber secundus, S. 127: daz ander liet, daz dritte S. 230), deren Inhalt am Schluſſe deſſelben kurz zuſammengefaßt wird: Mariens Urſprung, ihre Vermählung, die Geburt des Heilands. Die Quelle (der orthabe, Urheber) des Werks wird genannt: der Evangeliſt Matthäus, deſſen Rede in hebräiſcher Zunge verſchloſſen war, bis Sanct Hieronymus, durch den Brief zweier Biſchöfe, Chromatius und Heliodorus, aufgefordert, das Lied in Latein geweitert hat (S. 5 f. 58). Alſo das oben angeführte Evangelium Matthæi de nativitate Mariæ, dem der Name des Hieronymus, als Überſetzers, vorgeſetzt iſt. Auch die Correſpondenz des Letztern mit den genannten zwei Biſchöfen findet ſich bei Fabricius T. I, S. 7—10. Die Vergleichung ergiebt, daß das deutſche Gedicht zwar dem Gange dieſes apokryphiſchen Vorbildes folgt, dabei aber im Einzelnen abweicht, überhaupt reichhaltiger als dieſes iſt, namentlich auch über die in dem Evangelium de nativitate Mariæ ausführlicher behandelte Periode hinausgeht. Das Meiſte, was in dieſer Quelle vermiſt wird, findet ſich in dem zweiten der vorgenannten Apokryphen, dem Protevangelium Jacobi, obgleich in einzelnen Zügen verſchieden. Einmal beruft ſich Wernher auch auf den Evangeliſten Lukas (S. 120). Er hat alſo (wenn man nicht etwa annimmt, daß ihm das Evangelium de nativitate Mariæ in größerem Umfang, als uns jetzt, vorgelegen) entweder weitere Quellen benützt, als er im Eingange angiebt, oder bereits eine Compilation aus mehreren Schriften dieſer Art vor ſich gehabt.

Wir verſuchen es, durch nachfolgenden Auszug des deutſchen Gedichts einen Begriff vom Inhalt und der Behandlung zu geben:

I. Der Dichter beginnt mit Preis und Anruf der ewigen Königin, von der die wahre Sonne geboren ward. Er bittet die Himmliſche, ſeine Gedanken mit geiſtlichem Thaue zu begießen, daß er ihr Lob und ihren Geſang mehren möge. Was Matthäus von ihr geſchrieben, war in hebräiſcher Zunge beſchloſſen, bis Hieronymus es in Latein (in die senfte latîne, vgl. 7) geweitert hat. Das Waſſer ward da zu Weine, die Milch verwandelte ſich in Öl, die Wüſte ward angebaut, als dieſe neue Rede verkündet ward. Zween Biſchöfe ſandten ihm ihren Brief, daß er die Schrift, welche ſchlief, mit Predigt erwecken, die ſüße Lehre, welche beſchattet war, entdecken möge. Da ward die eingewundene Königsfahne ausgebreitet, daß die chriſtliche Schaar ſich um ſie zu ſammeln eile, zu geiſtlichem Sturm und Siege gegen den Lindwurm. Von der Finſternis ſollen auch wir zu dem ewigen Licht erſtehn. Hieronymus hieß der Lehrer, der ſich mit dieſem Buche ein Haus vor Gott (hin ze gote) gezimmert hat. Er wuſte wohl zu ſprechen von der Lilie und der Roſe (diu den dorn niht enhât). Ihren Beiſtand ſucht der Dichter, daß er mit deutſcher Rede das Buch zuwege bringe, damit es Alle leſen mögen, die Gottes Kinder ſein wollen, damit auch die Laien und die Frauen von der Mutter und dem Kind erfahren, das Löwe zugleich und Lamm iſt, Leben und Tod, Thau und Blume, Einfalt und Weisheit.

Die Erzählung hebt an von Mariens frommen Eltern, Joachim und Anna. Dieſe leben zwanzig Jahre in kinderloſer Ehe zuſammen. Joachim wird, dieſes Unſegens wegen, als er einſt im Tempel opfern will, von dem Prieſter Ruben [1] ausgewieſen. Er beſchließt nun, ſich von ſeinem Weibe zu ſcheiden, und zieht mit ſeinen Heerden in die Wüſte. Die verlaſſene Anna ſitzt weinend in einem Baumgarten, da ſieht ſie in den Äſten eines Lorbeerbaumes ein Neſt, um das Sperlinge fröhlich fliegen und ihren Jungen Speiſe bringen. Sie wendet ſich klagend zu dem, der mit Regen und Sonne die Erde fruchtbar macht, der in Luft, Wald und Waſſer Leben und Freude ſchafft. Bevor ſie ausgeſprochen, ſieht ſie einen Engel vor ſich ſtehn; ihr Sinn iſt von Furcht bewegt (S. 29: ir sin fuor enwedelen), wie Federn und Laub vor dem Winde. Der Engel aber grüßt ſie mit der Botſchaft, daß ſie einer Tochter geneſen werde, von welcher der kommen ſolle, der aller Welt

---

[1] Im Ev. de nativ. Mar. c. 2 heißt der Prieſter, pontifex, Iſaſchar; Ruben heißt er im Protev. Jac. c. 1. Dagegen iſt bei Wernher S. 19 Annas Vater Yſachar genannt.

Vater ſei. Anna dankt dem Himmel mit Gebet und Faſten; ihr iſt wie einem, der, in ſchwerem Traum unter einem Baume liegend, ſeinen Feinden nicht zu entrinnen glaubte und nun beim Erwachen alle ſeine Noth verſchwunden ſieht. Auch Joachim in der Einöde erhält durch den Engel die frohe Botſchaft und kehrt, auf deſſen Mahnung, noch Hauſe zurück, nachdem er dem Herrn ein Lamm geopfert. Anna harret ſein vor dem Thore der Stadt, auf einer Höhe ſtehend, wie die Getreuen gerne thun, die liebe Freunde auf dem Wege haben und oft an die Warte gehn (S. 44).

(Leicht erkennt man in dieſer apokryphiſchen Erzählung eine Wiederholung deſſen, was das echte Evangelium des Lukas, Cap. 1, von Zacharias und Eliſabeth, den Eltern des Täufers Johannes, berichtet. Vgl. auch 1 Sam. 1.)

Als die Himmelroſe geboren ward, die ihre Eltern Marie nannten, floß Honig und Milch aus der Erde und Heil regnete vom Himmel. Nach dem dritten Jahre wird ſie den Jungfrauen übergeben, die im Tempel Gott dienen. Hier erwächſt ſie ſo in Tugend und reinem Gemüthe, daß alle Gottesfürchtigen vor Freude darüber weinen.

II. Sie leuchtet wie die Sonne aus allem ihrem Geſchlechte. Ihr Antlitz iſt ſo edel (tugentlîche), ihre Augen ſo königlich, ihre Gebärde ſo rein, daß die Leute ſie mit heiliger Scheue (mit vorhten) anſchauen. Mit Arbeit in Leinwand und Seide und mit eifrigem Gebet bringt ſie die Zeit hin. Täglich kommt der Gottesengel Gabriel geflogen und bringt ihr das Himmelbrot. Was man ihr ſonſt von Speiſe giebt, das ſendet ſie den Armen in die Stadt. Weder Faſten noch Wachen vermag ihre Farbe zu trüben. Hoffart und weiblicher Zorn finden an ihr keine Statt, mit Zucht iſt ſie umgürtet. Ihre Tugenden treiben Äſte und greifen weit um ſich (die begunden ouch esten und vil wîten umbe vâhen, S. 66[1]). Kranke, die ſie ſehen und anrühren, gehen geheilt von dannen. Der Biſchof (Oberprieſter) Abiathar wirbt um ſie für ſeinen Sohn; aber ſie will allein Gottes Dienerin und Braut bis an ihres Lebens Ende bleiben. Da erhebt Abiathar an einem hohen Feſte die Hände gen Himmel und klagt vor allem Volke über Marien, die, gegen die Sitte der andern Jungfraun, die edelſten Freier verſchmähe. Er mahnt an Aarons grünende Gerte,[1] durch die einſt der Streit der Prieſter geſchieden worden (4 Moſ. 17). Jeder Unverehlichte bringe morgen ſeine Gerte; Gott möge dann erzeigen, weſſen Braut Maria ſein ſoll! Am nächſten Morgen drängen die Jungen und die Reichen, wohl gebadet und wohl gekleidet, ſich mit ihren Gerten zu; Jeder hat die ſeinige bezeichnet. Auch die Armen folgen dem Gebote; unter ihnen ein greiſer, leibesſchwacher Mann, der Wittwer Joſeph. Er bringt eine kleine Gerte, die er von der Wurzel kurz und unſcheinbar abgeriſſen, zum Zeichen, daß ſein Gemüthe nicht nach Freuden ſtehe. Der Biſchof betet am Altare, da kommt die Stimme Gottes: die Gerten ſollen über Nacht an heiliger Stätte niedergelegt werden, von weſſen Stabe dann am Morgen eine Taube ſich aufſchwinge, der ſei Marien zum Gemahl erkoren. Reiche und Arme empfangen des andern Tags ihre Gerten zurück, aber, zur Beſchämung der Hoffärtigen, geſchieht kein Zeichen. Da heißt der Biſchof die Menge auf dem Friedhof beten, er ſelbſt, mit ſeinem prieſterlichen Schmucke angethan, fleht im Tempel, brennt Myrrhen und Weihrauch, bis ein Engel erſcheint und ihn die kleine Gerte ſuchen heißt, welche ganz überſehen und von Joſeph, der ſich zu gering däuchte, nicht zurückbegehrt worden. Joſeph erſchrickt, als der Biſchof ihn anruft, doch empfängt er das Reis; lang und greis iſt ihm der Bart, er muß weinen, und als er die Gerte aufhebt, ſchwingt eine Taube ſich von ihr, ſchwebt eine Weile und hebt ſich dann gen Himmel, von wo ſie hernieder gekommen. Ein lauter Schall wird umher gehört, das Volk lobt den Herrn. Joſeph und Marie, die ſelbſt das Wunder geſehen, müſſen ſich dem Spruche des Himmels fügen. Da ſteht ſie, wie die Blume, die an der grünen Wieſe ihren lichten Schein ferne ſprenget (S. 91). Die Thränen fallen ihr von den Wangen auf das Gewand. Sie empfängt von Joſephs Hand einen goldnen Ring.[1] Doch er will nur ihr Pfleger ſein, er giebt ſie in die Obhut von fünf Jungfrauen, die ſie ſelbſt aus ihren Geſpielen wählt, dann zieht er von Hauſe nach der Stadt Capernaum, wohin er zum Schiffbau berufen iſt.

---

[1] [Nach Feifalits Lesart: Diu reine und diu beste Begunde ir tugende este Wîte ze breiten. K.]

---

[1] Beziehungsvoller iſt das Wunder mit der Gerte im Ev. de nativ. Mar. c. 7: Nec mora, cunctis audientibus de oraculo et de propitiatorii loco (Num. VII, 8. 9) vox facta est secundum Esaiæ vaticinium (Es. XI, 1), requirendum esse, cui virgo illa commendari et desponsari deberet. Liquet enim Esaiam dicere: „Egredietur virga de radice Jesse, et flos de radice ejus ascendet, et requiescet super eum spiritus domini, spiritus sapientiæ et intellectus, spiritus consilii et fortitudinis, spiritus scientiæ et pietatis, et replebit eum spiritus timoris domini.“ Secundum hanc ergo prophetiam cunctos de domo et familia David nuptui habiles non conjugatas virgas suas allaturos ad altare prædixit, et cujuscunque post allationem virgula florem germinasset, et in ejus cacumine spiritus domini in specie columbæ consedisset, ipsum esse, cui virgo commendari et desponsari deberet. c. 8: Erat autem inter cæteros Joseph, homo de domo et familia David grandævus, u. ſ. w. Nach dem Protev. Jac. c. 9 ſteigt die Taube, wie bei Wernher, aus der Gerte auf: καὶ ἰδοὺ περιστερὰ ἐξῆλθεν ἐκ τῆς ῥάβδου, καὶ ἐπετάσθη ἐπάνω τῆς κεφαλῆς Ἰωσήφ. Schon Epiphanius weiß, daß Joſeph durch das Loos Marien aus den Tempeljungfraun erhalten (κατὰ κλῆρον). Fabricius I, S. 32 f. Note h.

Die Prieſter des Tempels[2] ſchicken den ſechs Jungfrauen Purpur und Seide und bitten ſie, mit ihrer Kunſt zur Bekleidung der Kirche (zuo dem chirchgeruste, S. 101) behülflich zu ſein. Auch ſenden ſie Flachs zum Spinnen. Die Frauen werfen das Loos, wem der Purpur und die Seide zukommen ſoll; den rauhen Flachs fürchten Alle. Das Loos fällt Marien zu und die Andern nennen ſie darum, nicht ohne Neid, ihre Königin. Der Engel aber, der ihr täglich die Himmelſpeiſe bringt, macht den Scherz zum Ernſte. Licht wie der Tag erſcheint er vor den Erſchrockenen und ſpricht zu ihnen, ihr Spott ſei eine Weiſſagung, Maria werde Königin über all dieſe Welt werden.

Hierauf folgt (S. 104) die weitere vorſagende Erſcheinung eines Engels, als Maria am Brunnen im Hofe ſitzt;[3] als ſie noch ſehr gerne mehr von ihm gehört hätte, verbirgt er Augen und Mund und den Schein ſeines Angeſichts, wie man mit den Kindern zu ſpielen pflegt. Endlich die Verkündigung ſelbſt. Sie ſitzt in einer Kammer und ſpinnt die feine Seide, die ſie im Looſe gewonnen, als der Engel Gabriel zu ihr niederfährt. Der Glanz, den er von Gottes Augen bringt, iſt ſo groß, daß ſie die Arbeit aus den Händen ſinken läßt. An die Erzählung dieſes wundervollen Ereigniſſes reiht der Dichter andächtige Betrachtungen. Zuletzt aber wendet er ſcheu des Herzens Augen von den erhabenen Geheimniſſen; wen Gott dazu ſendet, der ſchreibe, wenn ers vermag, von ihr, die ſo herrlich iſt, daß die Engel ſie begierig anſchauen!

---

[1] Sie iſt dem Joſeph bloß verlobt (Jôsêbes gemahele, S. 92), Ev. de nat. Mar. c. 10: Joseph igitur a Judæa in Galilæam veniens desponsatam sibi virginem uxorem ducere intendebat.

[2] *Ἐγένετο δὲ συμβούλιον τῶν ἱερέων λεγόντων* (beginnt der Abſchnitt S. 101. Templi pontif. im Protev. Jac. c. 10) *ποιήσωμεν καταπέτασμα τῷ ναῷ κυρίου.*

[3] Das Ev. de nat. Mar. c. 9 hat nichts von der Erſcheinung am Brunnen. Im Protev. Jac. hängt dieſe mit der Verkündigung unmittelbar zuſammen. C. 11: Et accepta hydria exiit haurire aquam. Et ecce vox dicens illi: „Ave, gratia plena, dominus tecum, benedicta tu in mulieribus.“ Circumspiciebat autem Maria in dextra et sinistra, ut sciret, unde nam ista vox facta esset. Et tremefacta intravit in domum suam, et deposuit hydriam, et accepta purpura sedit super sedem suam, ut operaretur. Et ecce angelus domini adstitit in conspectu ejus, dicens: „Ne timeas, Maria! Invenisti gratiam apud dominum.“ Alſo zuerſt die Stimme, dann die ſichtbare Erſcheinung.

Mit Mariens Beſuche bei Eliſabeth ſchließt das zweite Lied. Der ungeborne Johannes ſpürt am Herzen ſeiner Mutter, daß die Mutter deſſen gekommen, der eine Blume ſein ſoll, darin der beſte aller Geiſter raſten möge (und der ein blůme sîn scholte dâ aller geiste beste inne hete reste, S. 126.[1]). Jeſaj. 11, 1 f.

III. Das dritte Lied erzählt, wie Joſeph (S. 133 der vil alte prûtdëgen) nach neun Monaten zurückkommt und Marien ſchwanger findet, wie er in der Nacht durch einen Engel hierüber belehrt wird, wie die Mähre Federn gewinnt (S. 144 Daz mære dô vedere gewan, von der frowen wolgetân wîten fuor ez ze gazzen) und wie nun Beide durch das Urtheil des Waſſers, das den Trinkenden, wenn er ſchuldig iſt, verzehrt, ſich reinigen müſſen; eine Anwendung der im 4 B. Moſ. Cap. 5 angeordneten jüdiſchen Unſchuldsprobe, aqua redargutionis[2] (S. 148 f.: jâ was diu urteil genant ein wazzer zelôtipîê). Sie ziehen hierauf nach Bethlehem zur Schatzung. Maria hat unterwegs ein Geſicht: auf der einen Seite der Straße ſieht ſie eine traurige Schaar, händeringend, in eiſernen Banden, auf der andern eine lichte, freudenreiche, in weißen Gewanden. Ein Engel, der ſich in Geſtalt eines Jünglings zu ihnen geſellt, giebt die Deutung auf das Schickſal der ungläubigen Juden und der bekehrten Heiden. (Aus dem Protev. Jac. c. 17, vgl. 1 Moſ. 25, 23.) Sie kommen erſt um Mitternacht zu Bethlehem an; Maria, die Entbindung nahe fühlend, nimmt ihre

---

[1] [Feiſalik S. 162. K.]

[2] Protev. Jacobi c. 16: τὸ ὕδωρ τῆς ἐλέγξεως κυρίου.

Herberge in einer engen Felshöhle. Als Joſeph, der nach Hülfe ausgegangen, zu dem Fels zurückkehrt, liegt Maria in einem großen Lichte, es iſt der Glanz der ewigen Sonne; ſie küſst das Kind, das an ihrer Bruſt liegt, das klein zu ſehen iſt und groß zu ſagen; das den Tod vertreibt, dem die Erde bebt, das die Berge erſchüttert, hier hat es „gehüttet“ in der engen Höhle. Rind und Eſel neigen die Kniee, ihren Schöpfer zu ehren (vgl. Jeſaj. 1, 3). Der Engel Schaar kommt, dem neugebornen Herrn zu dienen. Die Hirten beten an: als er, der getreue (wære) Hirte, ihnen ſeine Botſchaft beſcheert, da waren fern und nahe viel mächtige Könige und Herzoge, die in hohen Ehren ſchwebten, denen ſandt' er nicht ſeinen Engel; daran ließ er klar werden, daß Niemand ſo arm und ſo gering iſt, der ihm nicht willkommen wäre, ſtellt er nur ſein Vertrauen auf den Herrn. Sieben große Zeichen geſchahen bei Chriſti Geburt, welche geiſtlich gedeutet werden. (Sie finden ſich weder im Evangelium de nativitate Mariæ noch im Protevangelium Jacobi.) Eines derſelben iſt der Stern, der die drei Könige nach Bethlehem leitet. Die Beſchneidung, die Darſtellung im Tempel, der Aufbruch nach Ägypten folgen in gedrängter Erzählung; der Kindermord mit lebhafter Theilnahme des Dichters S. 219.

Bald aber wird Herodes, der über Gott ſiegen wollte, von ſchrecklichem Siechthum ergriffen und ſtürzt ſich in der Verzweiflung von einem hohen Steine. Joſeph führt Marien und ihren Sohn aus Ägypten zurück: der Nachts entronnen war, fährt bei lichter Sonne wieder heim.

Der deutſche Erzähler dieſer Begebenheiten hat es nicht auf ein Gedicht abgeſehen. Er hebt an und hört auf, ſo weit ſeine Quelle reicht, ohne auf die Abſchließung zu einem poetiſchen Ganzen Bedacht zu nehmen. Er iſt von der evangeliſchen Lauterkeit dieſer Quelle überzeugt. Er ſpricht von dem mit Recht verworfenen Lügenberichte des Jüngers Leucio,[1] deſſen Rede mit dürren Zweigen ſtehe, da ſie keine Wurzel habe. Matthäus, der Evangeliſt, gebe die rechten Worte, die weder Moos noch Moor trüben möge (S. 11). Darum ſchreibt auch Wernher dieſem Buche von der Gottesmutter eine magiſche Heilkraft zum Beſten der Wöchnerinnen zu (S. 128[2]). Aber ſchon die Bilder, worin er die

---

[1] [Feiſalik S. 140. K.]

[2] Das Ev. de nativ. Mar. enthält nichts hievon, es war aber ohne Zweifel ein überlieferter Aberglaube, den der Dichter vorfand.

Wahrheit ſeiner Erzählung bekräftigt, dort die wurzelloſen Zweige, hier die klardurchſichtige Waldquelle, verglichen mit den trocknen lateiniſchen Worten im Briefe des Pſeudo-Hieronymus (Fabricius, I, 8 f.):

> Sed factum est, ut a Manichæi discipulo nomine Seleuco (ſonſt auch Leucius genannt), qui etiam apostolorum gesta falso sermone conscripsit, hic liber editus non ædificationi sed destructioni materiam exhibuerit, et quod talis probaretur in synodo, cui merito aures ecclesiæ non paterent. Cessent nunc oblatrantium morsus, non istum libellum canonicis nos superaddimus scripturis, sed ad detegendam hæreseos fallaciam, apostoli atque evangelistæ scripta transferimus u. ſ. w.,

ſchon dieſe Vergleichung deutet an, in welchem Sinne der deutſche Bearbeiter verfahren. Die Geſtalten, die ihm überliefert ſind, läßt er unverrückt und unverändert ſtehen, aber er bekränzt ſie, wie die Bilder einer einſamen Kapelle, mit den friſchen Blumen ſeiner andächtigen Poeſie.

Im Eingang des zweiten Buchs (S. 58 [Feifalik S. 32]) wird geſagt:

der priester heizet Wernher
der des liedes began,
von dem er urchunde nam,
der ist (ouch) vor Christe
ze einem êwangeliste
gesegent unt gewîhet,
niht in got verzîhet:
Mathêus ist der orthabe.

Ötter, Vorrede S. VIII, ſchließt aus dieſen Worten, daß der Verfaſſer Diakonus geweſen ſei: „Evangeliſt iſt dem Epiſtler entgegengeſetzt. Der Evangeliſt muſte das Evangelium verleſen und erklären und dieß war das Amt der Diakonorum.“ Geſetzt auch, es könne das Wort Evangelista in dieſer Bedeutung nachgewieſen werden, ſo iſt doch in obiger Stelle zunächſt von dem Evangeliſten Matthäus die Rede. Nur durch die Partikel ouch wäre eine Beziehung auf den Verfaſſer gedenkbar. Aber in dem Sinne, in welchem Matthäus ein Evangeliſt war, konnte er ſich nicht wohl einen ſolchen nennen.

Der Sinn iſt vielmehr dieſer: derſelbe, von dem das Lied genommen iſt, hat auch ein Evangelium geſchrieben, iſt auch zum Evangeliſten geweiht.

Die Zeit der Abfaſſung iſt am Schluſſe (S. 229) beſtimmt.

Auf den Pabſt Hadrian IV, der am 1ten September 1159 ſtarb, folgte Alexander III, ihm ward aber zugleich ein Gegenpabſt, Victor IV

(1159—1164), gewählt, und nach dieſem noch drei weitere: Paſchalis III, † 1170 (1168?), Calixtus III, 1168—1178, und Innocenz III, bis 1180 (Raumers Hohenſt. II, 124 f. 221. 507). In den dreizehn Jahren von der ſtreitigen Wahl Alexanders III, 1159—1172, waren es alſo, wenn man dieſen ſelbſt mitrechnet, eigentlich vier Herren, die ſich um den Stuhl ſtritten. Das Umfahren des Stuhles zu Land und Meere bezieht ſich ohne Zweifel darauf, daß Alexander, wegen Abneigung der Römer gegen ihn, ſich 1161 auf normanniſchen Fahrzeugen nach Frankreich einſchiffte und erſt 1165 nach Rom zurückkehrte; auf dem Hinweg hatte er einen furchtbaren Sturm und bei der Rückkehr große Gefahr von einer piſaniſchen Flotte zu beſtehen (Ebd. 145. 197). Der ſiegreiche Feldzug des Kaiſers Friedrich I nach Polen, welcher hier gemeint wird (ein früherer fand 1157 ſtatt, Ebd. 59), fällt in das Jahr 1173. (Godofrid. mon. in Freher. Germ. rer. script. 244. Hahns Reichshiſt. III, 254. Raumer ſchweigt davon.) Zwiſchen dem dreizehnten Jahre nach Ausbruch des Schisma und der glücklichen Beendigung dieſes polniſchen Heerzugs wurde nun das Lied gedichtet (dô wurden diu liet elliu driu getihte(t) under diu (vgl. S. 15. 181), alſo im Laufe des Jahres 1173.

Anſpielungen auf Zeitverhältniſſe kommen noch folgende vor:

S. 62 [Feifalik S. 34] (bei Mariens jungfräulichem Leben im Tempel):

Sælig swester wâren dô
in Salomônis templô,
die wâren gehôhet,
sît sint si gar zestôret.
nû habent ez besezzen
riter gar vermezzen,
die wereut ez mit chreften
vor der heidenschefte. (Auch Misc. II, 105 f.)

(1187 wurde Jeruſalem von Saladin wieder erobert.)

S. 158. 159 (bei Auguſts Weltherrſchaft und Auflegung des Zinſes):

daz gebote muose ergân
ân widerstrît und sunder wân;
daz ahten die rihtære
von Rôme, diu sô mære
dennoch was und sô hêre;
nû ist si genidert sêre.

Vermuthlich mit Bezug auf den Zuſtand des Schisma.

Für den Verfaſſer des Gedichts, den Pfaffen Wernher, hält man einen Mönch dieſes Namens im bairiſchen Kloſter Tegernſee.[1] (Koberſtein §. 47, N. 1. In den hier angeführten Stellen liegt dafür kein Beweis.) Unter dem Abte Rupert, 1155—1186 (Freyberg 69. 85, Günthner 164), erſcheint in den Urkunden dieſes Kloſters als ein Mann von gelehrter Kenntnis und Betriebſamkeit der Schulvorſtand (scholasticus) Wernher. Er ſtarb als Diakonus im Jahre 1197. Unter andern an ihn gerichteten Schreiben findet ſich im Cod. Tegerns. eines von ſeinem Freunde Otto, worin dieſer ſagt: peto, ut mappam, quam etiam pridem mihi promiseras, facias et regulas rhythmimachiæ a te factas mihi transmittas. (Pez, Thesaur. anecdotor. T. VI, P. II. S. 55b.) Es iſt aus dieſer Stelle, in Verbindung mit andern Umſtänden, wahrſcheinlich gemacht worden, daß Wernher der Verfertiger, d. h. Abſchreiber und Abzeichner, der Peutingeriſchen Karte (Itinerarium Theodosianum, jetzt in der k. Hofbibliothek zu Wien befindlich), eben der hier verlangten mappa, ſei. Die regulæ rhythmimachiæ(?) zeigen ihn als einen Kenner der lateiniſchen Verskunſt. Daß damals zu Tegernſee auch deutſche Poeſie bekannt und geübt war, beweiſt ein Schreiben des Markgrafen Berthold von Iſtrien an den Abt Rupert, worin erſterer ſich libellum Tevtonicum de Herzogen Ernesten zur Abſchrift ausbittet. (Pez l. c. S. 13a.) Metellus, ein Mönch desſelben Kloſters um 1160, kennt deutſche Lieder von Rüdiger und Dietrich (Grimm, Heldenſ. 44). In einem andern Schreiben werden vom scholasticus Wernher Glosse super Macrobium, „et si quæ super Georgica apud vos sint,“ verlangt. Weiter ſchreiben Cenobitæ Burani ad O.... Tegernseensem:

Obsecramus, charissime, benignitatem tuam in omni obedientia promptissimam, ut semina vel herbas utilium ac salubrium radicum, quæ sunt apud vos, familiaribus tuis indubitanter et indilate mittas. Hortulum namque his germinibus habilem constituimus et excolere decrevimus, in quo quid seminemus, nisi vestra concesserit benevolentia carens prorsus invidia, penitus non habemus. Si vero in hoc ne domno scholastico Werinhero absente injuriam timetis inferre, sciatis id eum permisisse, se ipsum quoque, si non retraheret aliquod impedimentum, pro expletione hujus culturæ affuturum. Quippe tam intimo, tam sincero charitatis affectu nobis ferventissime adhæret, ut etiam corporale damnum, si occasio posceret, nostri causa leve penderet u. ſ. w. (Freyberg S. 290).

---

[1] [Dieß wird jetzt bezweifelt. Vgl. Feifaliks Vorrede S. XVI ff. K.]

Iſt es nun, nach Zeit und Umſtänden, wenn auch nicht erwieſen, doch wohl glaublich, daß dieſer Wernher von Tegernſee das Lied von Marien verfaßt, ſo iſt es anziehend, ihn uns vorzuſtellen, wie er, im Kloſtergarten beſchäftigt, über ſein Gedicht nachſinnt, in dem er mit Vorliebe aus der Blumenwelt ſich Bilder nimmt zum Gleichnis der gefeierten Himmelroſe.

Über Wernher von Tegernſee ſ. „Über den Verfaſſer der Peutingeriſchen Tafel,“ von Sebaſtian Günthner aus Tegernſee, in L. Weſtenrieders Beitr. zur vaterländiſchen Hiſtorie, Geographie, Statiſtik u. ſ. w., B. IX. Münch. 1812, S. 156 ff.

Älteſte Geſchichte von Tegernſee, aus den Quellen bearbeitet von Max Freih. v. Freyberg. München 1822, S. 180.

Eines ſpätern Wernhers Gedicht vom Leben der heiligen Jungfrau, nach des Verfaſſers Angabe aus einem Buche des heiligen Dionyſius verdeutſcht, mit dem Tode Mariens endigend, findet ſich in einer Heidelberger Papierhandſchrift vom Jahre 1382. Wilken S. 451. (Vgl. Grundriß S. 549.)

2. Konrads von Fußesbrunnen Gedicht von Jeſu Kindheit (S. 89 b: Daz ich von einer kinthait Also gesprechen müsse u. ſ. w.) in v. Laßbergs Cod. Wasserb. S. 89—118, 3047 Verſe.

Der Verfaſſer nennt ſich ſelbſt am Schluſſe S. 118a:

Der ir [der Rede] begunde, daz bin ich
von Fuozizbrunnen Kuonrât
und si ouch vollendet hât.[1]

Laßberg ſagt, vor dem Abdruck des Sigenot: „Fuozizbrunnen iſt, nach einer Mittheilung des Grafen Friedr. v. Mülinen, das heutzutage ſo genannte Schwendelnbad im Canton Bern, welches bis ins fünfzehnte Jahrhundert erſtern Namen führte; es war, nach gedachter Auskunft, eine Beſitzung der alten Freiherrn v. Signau, und der Dichter Konrad möchte wohl dieſem Hauſe angehört haben.“[2] Er war ohne

---

[1] [Das Gedicht iſt ſeither gedruckt: Gedichte des 12ten und 13ten Jahrhunderts von Hahn. Quedlinburg 1840. S. 67 ff. Die Kindheit Jeſu, herausgegeben von Feiſalik. Wien 1859. K.]

[2] [Schon Pfeiffer in Haupts Zeitſchrift 8, 160 f. hielt die ſchweizeriſche

Zweifel ein Geiſtlicher, denn er hat dieſe Rede in Latein geleſen (S. 118a), gebraucht öfters Worte der Schrift nach lateiniſcher Überſetzung und bezieht ſich einmal auf einen Ausſpruch des sanctus Benedictus (S. 113). Gleichwohl klagt er ſelbſt über ſeinen Weltſinn, im Eingang S. 89b [Z. 55 ff. Feiſalik. K.]

Die Beſchreibung eines Gaſtmahls (S. 102), wovon nachher, iſt auch wirklich etwas weltlicher Art.

Rudolf von Ems, geſt. um 1254, erwähnt in ſeinem Wilhelm von Orleans dieſes Dichters. Er ſagt zu frou Âventiure, Cod. Lassb. S. 13, c. 2:

Hætent ir künde gwunnen
Des von Vuozesprunnen,
Sô wære iu aber baz geschehen
Danne an mir, des muoz ich jehen.

In den Misc. II, 153 heißt es nach einer Münchener Handſchrift: Des von Vuozsprvnnin, wobei Docen unrichtig Unspunnen vermuthet.

Der vordere Theil des Gedichts, faſt die Hälfte des Ganzen, von der Aufnahme Mariens in den Tempel bis zur Flucht vor Herodes, ſtimmt in der Hauptſache mit der Erzählung Wernhers überein; nur iſt die Behandlung mehr ſummariſch als bei dieſem. Erſt mit der Flucht nach Ägypten fängt der eigenthümliche und ausgeführtere Beſtandtheil des Gedichts an. Als die Flüchtigen im Gebirge herbergen, ſehen ſie in einer finſtern Höhle die Drachen gegen dem Kinde ſpielen. Wölfe, Löwen und Bären (!) kommen aus dem Walde, ihren Herrn zu ſehn, und legen ſich dem Kinde zu Füßen. Das Lamm flieht nicht vor dem Wolfe, noch das Rind vor dem Löwen. Am vierten Tage kommen ſie in eine waſſerloſe, ausgebrannte Wüſte; ſie erblicken fern einen hohen Baum, ſie ziehen dahin und laſſen ſich in ſeinen Schatten nieder. Der Baum iſt ſchönes Obſtes voll, nach dem es Marien lüſtet; er iſt aber zu hoch, um es zu erreichen. Da gebeut das Kind dem Baume, ſich zu neigen, und, als ſie genug gebrochen, erlaubt es ihm, ſich wieder aufzurichten. Aus der Wurzel deſſelben läßt es eine kühle Quelle rinnen. S. 103 ff. [Z. 306 ff. Feiſalik.]

Die heilige Familie trifft auf zwölf Räuber (schâchman), welche

---

Abkunft des Dichters nicht für erwieſen und ſetzte deſſen Heimat nach Öſterreich; dieſe Vermuthung iſt ſeitdem durch Diemer zur Gewißheit erhoben. K.]

unter dem Vorwand, Reiſende von Ägypten und zurück durch die Wüſte zu geleiten, ihnen ihr Gut abnehmen. Sie werfen jedesmal das Loos, wem der Gewinn eines Tages zufallen ſoll. Derjenige, dem es für heute fiel, wird von den Andern verſpottet, als ſie ſehen, daß es arme Leute ſind, die ſie von ferne für Kaufleute mit Saumthieren hielten. Als er aber das ſchöne Kind mit lachendem Mund und ſpielenden Augen, die wonnigliche Mutter und den ſchneeweißen Alten mehr und mehr betrachtet, wird ſein Sinn milder und er führt ſie gaſtfreundlich in ſein Haus ein. Sein Weib badet und ſpeiſt das Kind, S. 107 [S. 32 bei Feifalik], es wird ſchlafen gelegt. In einem duftigen Grasgarten, im Schatten eines Baumes, wird den Gäſten der Tiſch bereitet. Berg und Thal hallen wider vom Geſange der Vögel, ein reiner Quell, durch die Kieſelſteine dringend, erklingt wie kleine Glocken (in **schellen wîse**). Das Amt der Truchſeſſe und Schenken verſehen der Wirth und ſein Weib, denn ſie haben keine andre Diener.

Am Morgen weiſt der Wirth ihnen den Weg. Sie kommen durch das Gebirg **ze yspen** (Ägypten? [Feifalik S. 38 lieſt **ze Splêne**]) in die **houbetstat**. In dem Tempel, wo ſie herbergen, S. 108 b [S. 38 f. Feifalik], fallen die Abgötter auf den Eſtrich und zerbrechen in Stücke. Der Herzog, dem die Stadt unterthan iſt, Antifrotitus, kommt dahin, S. 108b [S. 41 Feifalik].

Er erkennt in dieſem Kinde den, vor dem jene Götter von ihrem Throne gefallen, fällt nieder und betet an; mit ihm bekehrt ſich das Volk. Indeſs ſtirbt Herodes und Joſeph wird vom Engel gemahnt, wieder heim zu fahren. Die Räuber, von denen zuvor erzählt worden, haben inzwiſchen einen harten Strauß zu beſtehen gehabt. Leute, die ſie berauben wollen, ſetzen ſich zur Wehre, S. 109b [S. 45 Feifalik].

Die **spiesgenossen** werden theils erſchlagen, theils verwundet. Auch Jenen, der unſern Herrn bewirthet (**unsers herren gastgeben**) trägt man für todt heim. Sein Weib hat damals, als ſie das Jeſuskind badete, den Schaum von dem Bade aufgehoben; wenn ihr irgend etwas gefehlt und ſie nur wenig davon (**des heilwâges**) aufgeſtrichen, war ſie ſogleich geneſen. Damit heilt ſie nun auch ihren todwunden Mann, S. 110b [S. 50 Feifalik].

Die andern **schâchære**, nachdem ſie vergeblich ihr die koſtbare

Salbe feil gemacht, beſchenken ſie fortan immer ſehr reichlich, um in Nothfällen von ihr geheilt zu werden. (Mehrere Heilungen Ausſätziger, Beſeſſener u. ſ. w. durch das Badwaſſer und die Windeln des Jeſuskindes erzählt das Evang. infant. arab.) So kommen die Leute, welche die heilige Familie bewirthet hatten, zu großem Reichthum. Ihr Haus wird mit koſtbaren Decken und Teppichen beſpreitet und behängt, S. 111 a [S. 54 Feifalik].

Als nun Joſeph auf dem Rückweg von Ägypten wieder auf die Haide kommt (und vant die wegescheide, dâ der stîc hin abe gie [S. 55 Feif.]), beſchließt er, wieder in demſelben Hauſe einzukehren. Die Gäſte, denen dieß Haus ſo vieles verdankt, werden aufs herrlichſte bewirthet. Der Dichter beſchreibt ausführlich das Gaſtmahl, das ihnen im Garten gegeben wird. Von wohlgekleideten Knechten werden ſie mit Speiſen und köſtlichen Getränken eifrig bedient. Der lautre Brunnen, der durch den Garten fließt, wird nur noch dazu gebraucht, dēn Wein darin zu kühlen; auch des Schlaftrunks wird nicht vergeſſen. Beim Weiterziehen geleitet und beſorgt der Wirth die Gäſte noch einen fernen Weg.

Dieſem Schächer, den Gott ſelbſt heimgeſucht, hat er auch die gute Aufnahme wohl vergolten. Als Jener neben ihm am Kreuze hieng und ihn ſeiner zu gedenken bat, ſprach der Herr: „Du ſollſt noch heute mit mir in mein Reich fahren.“

Im Ev. infant. arab. c. 23 treten, ſymmetriſcher, beide Schächer auf:

Hinc digressi cum in terram desertam pervenissent eamque latrociniis infestam esse audirent, Josephus et diva Maria regionem hanc noctu trajicere parabant. At inter eundum, ecce! duos in via latrones conspiciunt dormientes et cum illis multitudinem latronum, qui illorum socii erant, itidem stertentium. Erantque duo isti latrones, in quos incidebant, Titus et Dumachus [ex gr. θεομάχος], dicebatque Titus Dumacho: „Rogo te, ut istos libere sinas abire, ne socii nostri illos animadvertant.“ Recusante autem Dumacho, rursus Titus, „cape tibi,“ inquit, „a me quadraginta drachmas et pignus habe zonam hanc meam!“ quam dicto citius illi porrigebat, ut ne hisceret aut loqueretur. Vidensque domina diva Maria hunc latronem ipsis benefacere, ait illi: „Dominus deus te ad dextram suam recipiet et remissionem peccatorum tibi largietur.“ Et respondit dominus Jesus et dixit matri suæ: „Post triginta annos, o mater, crucifigent me Judæi Hierosolymis, et duo isti latrones mecum una in crucem tollentur, Titus ad dextram meam et Dumachus ad sinistram; et ab illo die præcedet me Titus in paradisum.“

Als die heilige Familie heimgekommen und Joſeph vernimmt, daß Archelaus, Herodes Sohn, ſeines Vaters Reich an ſich genommen, zieht er ſich in die Stadt Nazareth zurück. Es folgt nun eine Reihe von Wundern, welche Jeſus hier als Kind verrichtet, S. 113b [S. 66 Feiſalik].

Joſeph hat wieder zu ſeinem Zimmerwerkzeuge gegriffen. Nun wird einmal bei ihm ein spanbette beſtellt, ſein Knecht aber ſägt die Holzſtücke zu kurz. Der kleine Jeſus ſieht ſeine Noth. Ziuch dû hin, sô ziuhe ich her, ruft er dem Knechte zu und ſo ziehen ſie die Hölzer in die rechte Länge.

Eines andern Tages, S. 114a [S. 69 Feiſalik], zerbricht Jeſus am Brunnen den Krug ſeiner Mutter, da trägt er das Waſſer im Rockſchoße heim und kein Tropfen geht verloren. Die andern Kinder wollen es nachmachen und zerſchlagen ihre Krüge, aber wie viel ſie Waſſer in ihre Schöße gießen, es hilft ihnen nichts, als daß ſie naß werden. Als ſie nun ſich nicht getrauen, nach Hauſe zu gehen, heißt er ſie die Scherben aufleſen und macht die Krüge wieder ganz.

Ein Mann, auch mit Namen Joſeph, ſtirbt in der Stadt. Jeſus giebt ſeinem Pflegevater Joſeph die Gewalt, den Namensbruder (genannen) vom Tode zu erwecken. Auf Joſephs Gebot ſteht der Todte auf, S. 114b [S. 72 Feiſalik],

Des libes sô bereite gar,
als dem nie zêhe geswar.

Beim Spiele der Knaben fällt einer zu Tode. Die spilgenôzen zeihen Jeſum, daß er jenen geſtoßen. Jeſus ruft den Todten vor deſſen Verwandten an: „Sieh auf und ſprich, ob ich dich ſtieß!“ Der Knabe verneint es, da heißt Jeſus ihn aufſtehn und leben.

Einſt machen ſie an einem Waſſer kleine Gruben und leiten durch Rinnen, die ſie im Sande ziehen, Waſſer darein, um ſo Fiſche zu fangen, weil ſie keine Netze haben. Jeſus hat den Rath dazu gegeben, S. 115a [S. 74 Feiſalik],

Der rât geviel in harte wol,
als kinden kintlich rât sol.

Ihm kommen die Fiſche, ſowie er ſie in ſeinen Weiher ſchwimmen heißt, die Andern müſſen Brot in die Rinnen ſtreuen. Ein

Judenſohn ſtraft ihn, daß er die Kinder am Samſtag zur Arbeit verleite, und tritt ihm ſeinen Weiher zu. Aber von des Kindes ſtrafenden Worten fällt er todt zur Erde. Joſeph, den Zorn der Juden fürchtend, wendet ſich an Marien, daß ſie bei ihrem Sohne Fürſprach einlege. Auf der Mutter Bitte erweckt Jeſus den todten Jüngling wieder.

Nahe bei der Stadt liegt ein Berg, wo Löwen ihre Höhle haben. Niemand wagt dort Acker, Holz oder Gras zu nutzen. In dieſe Höhle geht das Jeſuskind eines Tags. Die Löwen kommen ihm entgegen und empfangen ihn als ihren Herrn, Bl. 116b [S. 79 Feifalik].

Am Abend begleiten ihn die Löwen gegen die Stadt. Alle Leute entfliehen vom Felde, vor dem Thor aber heißt er die Löwen umkehren und ſie gehorchen. Dem Volke, das ihm nun entgegenzieht, hält er ſeine Verſtocktheit vor, Bl. 117a [S. 83 Feifalik].

Eine andere Geſchichte ſteht Bl. 117a [S. 84 Feif.]: Jeſus kommt mit andern Kindern zu einer Leimgrube. Er bittet ſie, ihm den Leim zu klopfen, und macht dann daraus ſieben kleine, aber wohlgebildete Vögel. Ein Jude kommt herzu und da es eben Samſtag iſt, verweiſt er ihnen, daß ſie den Tag nicht ehren; beſonders wirft er auf Jeſus die Schuld. Dieſer hat ſeine Vögel vor ſich an die Sonne geſetzt, der Jude tritt haſtig herzu und will ſie zertreten. Da ſchlägt Jeſus die Hände zuſammen und die Vögel fliegen lebendig davon.

Zacharias,[1] der Juden schuolmeister, macht an Joſeph das Anſinnen, ſeinen Sohn, der mit Zauber umgehe, zur Schule zu ſchicken. Als aber Jeſus die Bedeutung deſſen, was er leſen oder nachſprechen ſoll, wiſſen möchte, und ſich erbietet, wenn ihm der Schulmeiſter ſage, was Aleph bedeute, dieſem dagegen zu ſagen, was Beth ſei, wird er mit ſeiner Kunſt aus der Schule gewieſen. Er verſichert den Schulmeiſter, daß er deſſen Zukunft, die dieſem ſelbſt unkund ſei, wiſſe und gewuſt habe, noch ehe denſelben die Mutter geboren.

Der Dichter ſchließt mit Angabe ſeiner Quelle und ſeines Namens Bl. 118a [Feifalik S. 88 Note].

Das lateiniſche Buch, welchem der deutſche Dichter folgte, kann weder mit dem griechiſchen noch dem arabiſchen Evangelium infantiæ, deren wir oben unter 3) erwähnt, ganz geſtimmt haben. Die Wundergeſchichten von der Kindheit Jeſu müſſen im Morgen- und Abendlande, unter Chriſten und Mahomedanern, in manigfachen, nach Reichhaltigkeit, Auffaſſung und Zuſammenſtellung der einzelnen Züge verſchiedenen Erzählungen umgegangen ſein. Der Koran ſelbſt nimmt Bezug darauf. So heißt es in Sure V (der Koran u. ſ. w. überſ. von Wahl, Halle, 1828, S. 98):

---

[1] Evang. Thom. c. 6: Ζακχαῖος. Ev. inf. arab. c. 48: Zachæus.

> „Dann [am Tage des Gerichts] wird Gott ſagen zu Jeſu, dem Sohne der Maria: Gedenk an meine Güte gegen dich und gegen deine Mutter! Siehe! ich ſtärkte dich durch den heiligen Geiſt, daß du ſchon in der Wiege, wie hernach in deinen herangewachſenen Jahren reden konnteſt u. ſ. w.[1] Auf meinen Befehl ſchufeſt du die Geſtalt eines Vogels aus Thon, ſo daß auf meinen Willen, da du den todten Vogel anhauchteſt, ein wirklicher lebendiger Vogel daraus ward.“

Vgl. Sure III. (Wahl S. 50.) Auch das Wunder vom Palmbaum hat der Koran, Sure XIX (Wahl S. 259), doch in andrer Verbindung. Vgl. Roſenöl, I, 259 f. So umfaßt auch Latona, als ſie den Apoll gebiert, einen Palmbaum, Nitſch, Mythol. Wörterbuch 249. Weiteres aus orientaliſchen Quellen ſ. in (v. Hammers) Roſenöl, 1 Bdch. Stuttg. u. Tüb. 1813, S. 259—65. Noch iſt als deutſches Volksbuch gangbar: Unſers Herrn Jeſu Chriſti Kinderbuch u. ſ. w. (angeblich aus dem Italiäniſchen), ſ. die teutſchen Volksbücher von J. Görres, Heidelb. 1807. S. 250 ff. Vgl. Diutiſca, III. 399.

Konrad von Fußesbrunnen erwähnt am Anfange ſeiner Erzählung Bl. 89 b [S. 5 Feifalik] auch eines älteren deutſchen Gedichts von unſrer Frauen, worin Meiſter Heinrich von ihrer Mutter Anna berichtet, wie dieſe von drei Männern drei Töchter gehabt, die ſie alle drei Maria genannt und deren eine unſern Herrn zur Welt geboren.

Wenn auch die Darſtellung Konrads von Fußesbrunnen im Ganzen weniger von dichteriſcher Wärme durchdrungen iſt, als die des Pfaffen Wernher, ſo bricht doch auch bei ihm der Stral der Poeſie hindurch. Als Joſeph mit den Hebammen zur Felshöhle zurückkommt, wo indeſs Maria den Heiland geboren, heißt es S. 97a:[2]

Der stein was vil vinster ê u. ſ. w.

---

[1] Ev. infant. arab. c. 1 gedenkt gleichfalls dieſes Sprechens in der Wiege, wie der Koran öfters.

[2] [Abweichend bei Feifalik, des Prieſters Wernher driu liet von der maget. S. 94 f. K.]

Weder das Ev. infant. arab. c. 3 noch das Protev. Jac. c. 19 hat eine ſo erhabene Beſchreibung dieſes göttlichen Glanzes.

3. Das Gedicht des Pfaffen Konrad von Mariens Himmelfahrt (Von unser vrouwen hinevart, S. 118a); vollſtändig nur in v. Laßbergs Waſſerburg. Handſchrift S. 118b—129a, 1104 Verſe; am Ende unvollſtändig in einer Berliner Papierhandſchrift, hinter Barlaam und Joſaphat, Grundr. S. 271 ff., wo der Eingang abgedruckt iſt, ſowie der Schluß in den Worten des Thomas (Laßb. Hdſchr. S. 128b).[1] Es folgen in der vollſtändigen Handſchrift noch 88 Verſe. Der Verfaſſer nennt ſich im Eingang, S. 118b: Ich armer pfaffe Kuonrât geborn von himelfürte (Grundriß 272: Henneswürte, [l. Heimesfürte. K.]). Auch dieſes Dichters erwähnt Rudolf von Ems, und zwar in ſeiner Alexandreis, wo gleichfalls eine Reihe erzählender Dichter namhaft gemacht wird:

Noch ist der meister mêre,
an den ich suoche lêre;
von Heimesfurt her Kuonrât,
der wol von gote getichtet hât,
den darf niht riuwen sîn werc.

Ein Jäger ohne Kunſt des Jagens, der aber eifrig (strîtec) darauf iſt, folgt dem Wilde durch Wald und Gefild, Ebnes und Rauhes, Berg und Thal, und fällt zuletzt das Thier, das einem Andern entgeht, der Kunſt hat, aber mindern Willen. So iſt es mit jeglicher Kunſt; hat ſie ſchweren Beginn, ſo laſſe man darum nicht ab! Nach traurigem Anfang kommt oft ein fröhlich Ende. Stäte (stæte, Beharrlichkeit) frommet an allen Dingen.

So rechtfertigt der beſcheidene Dichter ſein Unternehmen. Reichthum und hohe Geburt, Kunſt, Zucht und Hofweiſe, was einem Mann in dieſer Welt zum Preiſe gereichen möge, daran ſei er wenig vollkommen. Aber ihm wohne das Vertrauen bei, daß Gott den Willen des Armen über eines Reichen argen Rath ſchätze.

Er ſpricht ſodann davon, wie man die heiligen Schriften aus dem Hebräiſchen ins Griechiſche, aus dieſem in Latein gebracht und hiernach auch Manches deutſch gedichtet worden ſei, damit ein jeglicher Mann, der auch der Bücher unkundig ſei, vernehmen könne, was ihm zu hören zieme. Zuletzt bezeichnet er ſeine Quelle: als die h. Zwölfboten ſich in die Lande getheilt, habe der Evangeliſt Johannes ſieben Biſthümer geſtiftet; eines derſelben, Sardania, habe er dem Milto übertragen und dieſer habe, auf Erſuchen der Chorherrn in der Stadt Lodica, niedergeſchrieben, was er über das Ende unſrer Frau von ihrem Pfleger Johannes erfahren. Hiemit iſt alſo die oben unter 4) angeführte apokryphiſche Erzählung unter den Namen von Johannes und Melito angezeigt. In der Lombardica historia (Jacobi de Voragine), quæ a plerisque aurea legenda sanctorum appellatur. Argentinæ 1502. Fol. wird Cap. 114: De assumptione beatæ Mariæ virginis: „ex quodam libello apocriſo, qui Johanni evangelistæ ascribitur“ eine Erzählung gegeben, welche offenbar dieſelbe iſt, der das deutſche Gedicht gefolgt. Die griechiſche Quelle iſt gleichfalls oben angegeben worden.

---

[1] [Vollſtändige Ausgabe von Franz Pfeiffer in Haupts Zeitſchrift 8, 161 ff. K.]

Als unſer Herr am Kreuze ſtarb, hieß er ſeine Mutter und ſeinen Jünger Johannes einander an Mutter und Sohnes Statt ſein (Joh. 19, 25—27). Sie blieben nun beiſammen, bis er die Zwölfe nach verſchiedenen Seiten ausſandte, die Heidenſchaft zu bekehren. Johannes fuhr nach Aſien und empfahl zuvor Marien einem frommen Manne ze Sîôn ûf dem berge, nahe bei der Stadt Jeruſalem. Nach zwei Jahren, als ſie allein in der Kammer ſitzt, um den Tod ihres Sohnes weinend (denn mit Weinen iſt ihr am wohlſten), erſcheint ihr der Engel Gabriel, S. 120b [Z. 195 ff.]:

Sam diu sunne durch ganzez glas
sô kom er zuo ir in daz hûs,
âne krach und âne sûs.

Er verkündet ihr, daß ſie am dritten Tage von dieſer Mühſal ſcheiden werde, um als Himmelskönigin zu thronen; längſt haben ſich die Engel mit Lob und Sang auf ſie gefreut und bereitet. Zugleich überbringt er ihr ein ſchneeweißes Kleid und eine Friedenspalme,[1] glänzend wie der Morgenſtern, die man vor ihrer Bahre tragen ſoll. Maria klagt, wer ſie begraben und vor dem Haß der Juden ſchützen werde. Alle, die ſich ihrer annehmen ſollten, ſeien todt oder ſo ferne, daß ſie ihr nicht zu Statten kommen mögen. Sie verlangt nach Johannes, den ihr Sohn ihr zum Sohne ließ. Wie einſt der Weiſſage Habacuc[2] bei der

---

[1] Bl. 122b. [Z. 241 ff. 349 ff.] Vgl. Jac. de Vorag.: Palma autem illa u. ſ. w.

[2] Auch bei Jac. de Vorag.

Wirbellocke gefaßt [Z. 301] und mit dem Eſſen, das er ſeinen Schnittern bringen wollte, nach Babylon entrafft ward, um Danieln bei den Löwen zu ſpeiſen (Vom Drachen zu Babel V. 32—38), ſo wird Johannes, als er desſelben Tages zu Epheſus Gottes Wort ſingt und ſpricht, von einem Engel enthoben und vor Mariens Thüre gebracht. Auch die übrigen Apoſtel (die zwelf nôtgestallen) finden ſich aus allen Landen unerwartet vor dem Hauſe zuſammen. Johannes führt ſie zu Marien ein, Bl. 122b. Der Dichter fühlt ſich zu ſchwach, die Freude dieſes wechſelſeitigen Begrüßens wiederzugeben. Der Herr ſelbſt erſcheint ſichtbar in der Apoſtel Mitte (Z. 424: Er sprach zuo in: „Pax vobis!“) und empfiehlt ihnen ſeine Mutter; am dritten Tage werde er kommen und dieſe zu ſich nehmen. Er heißt Marien freudig ſein und beruft ſie, ſeinen eigenen Thron zu zieren. Sie ſoll nicht nach Menſchen Sitte ſterben, der Tod ſoll ihr nicht wehe thun. Sie legt ſich nun nieder, in dem ſchönen, weißen Gewand, und giebt den Geiſt auf, als wäre ſie entſchlafen. Chriſtus ſelbſt lehrt ſeine Diener (sîne holden), wie ſie es mit ihr halten ſollen. Sie wird auf eine Bahre gelegt und darüber ein koſtbares Seidentuch (ein pfelle tiure) gebreitet. Sie liegt nicht da, wie eine andre Leiche. Von ihrem reinen Leibe geht ein lieblicher Geruch. Dem Lieblingsjünger Johannes wird die Palme zu tragen gegeben. Paulus, Petrus und zween andre Apoſtel tragen die Bahre. Sie ſtimmen einen Pſalm an und die Stimmen der Engel aus der Höhe klingen darein. Eine lichte Krone [1] ſieht man über der Bahre ſchweben, ähnlich dem Kreiſe, der um den Mond in ſeinem vollen Scheine geht. Noch ätheriſcher macht ſich dieſe Scene bei Jacobus de Voragine:

> Elevantes itaque Petrus et Paulus feretrum, Petrus incepit cantare ac dicere: „Exiit Israel de Aegypto, alleluja.“ Cæteri autem apostoli cantum dulciter prosequuntur. Dominus autem feretrum et apostolos nube prætexit, ita quod ipsi non videbantur, sed tamen eorum vox audiebatur. Affuerunt et angeli cum apostolis concinentes et totam terram sonitu miræ suavitatis replentes. Excitati omnes ad tam dulcem sonum et melodiam de civitate velocius exeunt u. ſ. w.

Die Erzählung vom Prieſter etwas ausführlicher, als im deutſchen Gedicht:

> Reliquus autem populus ab angelis, qui erant in nubibus, cæcitate percussus est.

---

[1] Bei Jac. de Vorag. nichts von dieſer Krone.

Die, welche glauben, erhalten das Geſicht wieder, die übrigen bleiben auf immer blind.

Ihr Weg geht von der Stadt Jeruſalem gen Joſaphat, wo ſie Marien begraben wollen. Die Juden, als ſie den lauten Geſang hören, wollen das Begängnis ſtören. Der Biſchof [1] eilt herzu und das Volk ihm nach. Wie ein Raſender fällt er mit beiden Händen die Bahre an und will ſie niederreißen. Aber er bleibt an ihr kleben, wie der Vogel am Kloben. Seinen Begleitern geht es nicht beſſer. Mancher entbrennt von wildem Feuer, plötzliche Krankheit wirft ſie nieder und das Feld liegt mit Kranken beſtreut. Dem Biſchof wird ſeine Hand von Petrus entbunden, als er reuevoll erklärt, an Chriſtus zu glauben. Ihm wird der Palmzweig übergeben, er beſtreicht damit die Seinigen, die ihm den Glauben nachſprechen, und ſie werden ſogleich geſund; nur fünfe weigern ſich, ſeine Lehre anzunehmen, und ſterben eines jähen Todes. Die Leiche wird nun ungehindert in das Grab gelegt, das in einen Fels gehauen iſt und worin nie zuvor ein Menſch lag. Die Wache währt zwo Nächte und zween Tage. Am dritten Morgen frühe kommt unſer Herr und befragt die Apoſtel um ihren Rath, was nun mit Marien geſchehen ſoll. Simon Petrus erwidert, daß ja in ſeiner Hand alle Dinge beſchloſſen ſeien, daß er die Gedanken des Menſchen kenne, bevor ſie geſchehen; aber das würde wohl ſtehen, daß neben dem gekrönten Könige die Königin throne. Er möge dem edeln Leibe die reine Seele wiedergeben und ſie ewiglich bei ſich in ſeinem Reiche als Fürbitterin der ſündigen Menſchen leben laſſen. Dem Herrn gefällt dieſer gute Rath. Er gebeut ihnen, den obern Stein von dem Grabe abzunehmen, und heißt die Seele zu dem Leichnam widerkehren, Z. 884 ff. Als nun unſre Frau ohne Noth des Leibes und der Seele den Tod überwunden, dankt ſie ihm der großen Ehren und bittet ihn, allen ſeinen Geſchöpfen ebenſo gnädig, als gewaltig, zu ſein. Die Auffahrt des Herrn mit ſeiner Mutter wird beſchrieben [Z. 906—978]: Wis gnædec als gewaltic u. ſ. w.

Als die Zwölfboten eben von einander ſcheiden wollen, kommt eilend Thomas (der nôtgestallen einer) daher. Sie begrüßen ihn und halten ihm vor, daß er ſich wieder verſäumt, wie er auch nach der

---

[1] Jac. de Vorag.: princeps sacerdotum.

Auferſtehung des Herrn erſt nachgekommen und dann nicht glauben gewollt, was ſie geſehen. Thomas aber ſagt ihnen, daß der Herr ihm gnädiger geweſen, als ſie es ſeien. Er habe auf dem Wege den Geſang der Engel gehört und geſehen, wie die himmliſche Heerſchaar ihre Königin empfangen. Sie aber hab' ihm ihren Gürtel herniederfallen laſſen, den er hier zum Zeugnis vorweiſe.[1] Die Zwölfe werden nun jeder wieder in ſein Land geſetzt, wohin ſie zuvor ausgeſandt waren [Z. 1101]:

Und beschach daz in sô kurzer frist,
als ein ouge zuo geslagen ist
und wider ûf geblicket hât.

Vgl. Aretin, Beitr. IX. 1152 f. 1174, Nr. 75 u. 76.

4. Die Gedichte, von denen bisher die Rede war, behandeln jedes nur in einzelnen Partieen die legendenhafte Geſchichte Mariens und ihres Sohnes. Umfaſſender iſt dieſelbe erzählt in dem Marienleben Philipps, des Karthäuſers; die Erzählung beginnt hier von den Eltern der h. Jungfrau, wie bei Wernher, und endigt mit ihrer Himmelfahrt. (Diz buch heist **Maria** leben. Grundriß 253. **Marien** leben get hie vz. Wilken 465.)

Dieſes Gedicht iſt nur durch Inhaltsanzeigen und Auszüge bekannt:[2] Grundriß 251 ff. Docens Miſc. II, 66 ff. Vgl. I, 75 f. (Tenzels) Monatl. Unterred. 1697. S. 537—66. Wenn die Jenaiſche Pergamenthandſchrift nach Docens und v. d. Hagens Angaben (Miſc. II, 94. Grundriß 251) wirklich noch aus dem 13ten Jahrhundert iſt, ſo gehört das Werk doch wohl erſt dem letzten Theile dieſes Jahrhunderts an. Die Anzahl der Handſchriften zeigt, daß es ziemlich verbreitet war. (In der k. Handbibl. zu Stuttgart findet es ſich, mit fehlendem Schluſſe, in einer von Mergentheim herſtammenden Pergamenthandſchrift hinter der Weltchronik Rudolfs von Ems, Diutisca II, 55. Vgl. I, 74.) Auch niederdeutſch iſt es vorhanden. Der Verfaſſer ſelbſt ſcheint, wenn er auch hochdeutſch geſchrieben, doch kein Oberdeutſcher[3] geweſen zu ſein; darauf deuten ſeine

---

[1] Jac. de Vorag. hat nur ſoviel: Thomas autem cum abesset et rediens credere recusaret, subito zonam, qua corpus ejus præcinctum fuerat, ab aere accepit illæsam, ut vel sic intelligeret, quod totaliter fuisset assumpta.

[2] [Jetzt herausgegeben von Heinrich Rückert. Quedlinburg 1853. R.]

[3] [Vgl. Franz Pfeiffers Beiträge zur Geſchichte der mitteldeutſchen Sprache und Litteratur S. XV. R.]

Reime, beſonders im weichen Gebrauch des t (z. B. schaten : entladen Miſc. II, 85). Der Verfaſſer nennt ſich ſelbſt am Schluſſe:

Bruoder Philipp bin ich genant,
Got ist mir leider unerkant.
In dem orden von Carthûs
Geschriben hân ich in dem hûs
Ze Seitz ditz selbe büechelîn;
Sand Jôsep was der maner mîn.

Er ſagt auch, daß er das Buch den deutſchen Herren ſende, weil ſie gerne Marien ehren und den Chriſtenglauben mehren (Grundriß 255. vgl. 253. Miſc. I, 76. Wilken 464). Auch ſeine Quelle verdankt er ihnen (Miſc. I, 76. Vgl. Grundriß 253). Maria war die Patronin der deutſchen Ritter, noch von der Kirche ihres Spitals zu Jeruſalem her; ſie hießen darum auch Marianer.

Wenn der h. Joſeph den frommen Karthäuſer zu ſeinem Werke gemahnt hat, ſo hat er ihn nicht zugleich dichteriſch inſpiriert. Docen (Miſc. II, 97) bezeichnet dasſelbe, nach den vorliegenden Proben richtig, ſo: „es fehlt dem Ganzen an Erhebung; ohne Glanz und Ton, wie es iſt, vernachläßigt es ſelbſt die äußeren Formen der Kunſt.“ Wirklich iſt die Sprache unbeholfen, die Verskunſt, außer dem häufig unvollkommenen Reime, darin mangelhaft, daß ſie, gegen die Regel des 13ten Jahrhunderts, in klingender Reimzeile eben ſo viele Hebungen hat, als in ſtumpfer; die Darſtellung fällt ins Abgeſchmackte, gerade wo ſie ein Übriges thun will. So beſchreibt er die Geſtalt der h. Jungfrau, in Nachahmung weltlicher Gedichte, bis ins Kleinlichſte; er vergißt weder die wohlgeflochtenen Zöpfe, noch das Weiße in den Augen (milchfarb, glänzend, als das weiße Glas), noch das Grübchen im Kinne, noch die langen, ſchmalen Finger, noch ſelbſt die reinen, ſchönen Nägel. (Miſc. II, 75 f. Eine ähnliche Beſchreibung des jungen Jeſus, ebd. 90 f.) Viel würdiger und enthaltſamer hat der ältere Wernher es verſtanden, in einfachen, edeln Zügen und dichteriſchen Bildern die mehr als irdiſche Schönheit und zugleich die jungfräuliche Demuth Mariens darzuſtellen, z. B. S. 60. An Wundern aus der Kindheit des Heilands iſt Philipps Erzählung reicher, als Konrads von Fußesbrunnen, z. B. wie Jeſus mit drei Händen voll Korns den ganzen Acker ſeines Pflegvaters beſät und daraus die reichſte Ernte aufgeht. (Monatl. Unterred.

1697. S. 549 f.; auch bei Fabricius I, 212.) Dagegen ſcheint bei Philipp ſowohl, als bei Konrad das Mährchen zu fehlen, in welchem das griechiſche Fragment des Ev. Thomæ (c. 7) abbricht und das im Ev. inf. arab. c. 37 erzählt iſt, wie nemlich der Knabe Jeſus in der Werkſtätte eines Färbers aus Einem Keſſel in allen Farben färbt; ein Mährchen, das ſich auch in einem perſiſchen Buche von der Kindheit Jeſu finden und weshalb er bei den Perſern für den Patron der Färber gelten ſoll.

Fabricius, I, 156. Testimon. de Ev. inf. Henric. Sike in not. ad Ev. inf., arab. et lat. a se edit. Traj. ad Rhen. 1697. S. 55: Apud Persas quoque *παιδικὰ* ista Christi miracula percrebuisse, patet ex iis quæ leguntur in Angeli de la Brosse lexico Persico ad voc. Tinctoria ars; refertur inquit, in apocrypho Persarum libro de infantia Christi, quod salvator tinctoriam artem exercuerit, item quod unica tinctura pannos cujuslibet coloris exhiberet. Quapropter hunc tinctores Persæ pro patrono venerantur et tinctoriam domum officinam Christi appellant.

Allgemeine Bemerkungen über dieſe Apokryphen und ihre Behandlung in deutſchen Gedichten.

1. Die chriſtliche Religionslehre ſträubt ſich dagegen, daß ihre geſchichtliche Grundlage mit Fictionen vermengt werde. Ob das für geſchichtlich Anzuerkennende, nach evangeliſcher Anſicht, auf die apoſtoliſchen Schriften beſchränkt, oder, nach katholiſcher, durch Tradition erweitert ſei, immer muß im Grundſatz das Factiſche vom Symboliſchen ſtreng getrennt bleiben, während in den Glaubenslehren der alten Welt durchaus die Symbolik vorherrſcht. Handgreifliche Fictionen ſind nun die angeführten Pſeudoevangelien, nicht bloß indem ſie die Namen der Evangeliſten an der Stirne tragen, ſondern auch dem Inhalte nach in dem Meiſten, was ſie über das aus den echten Religionsurkunden Entnommene erzählen. Man erkennt die Abſicht, für beſtimmte Dogmen weitere Zeugniſſe aufzuſtellen, als ſich aus den h. Schriften ſelbſt beibringen ließen. So iſt Mariens Leben im Tempel, ihre Beaufſichtigung durch die Jungfrauen, während der Abweſenheit Joſephs, ihre Rechtfertigung durch das Prüfungswaſſer, die Herbeiziehung der Hebammen, welche keine Spur einer Gebärerin an ihr finden, offenbar berechnet, näher zu beweiſen, daß ſie, wie Bruder Philipp ſich ausdrückt, „Magd

war vor der Geburt, in der Geburt, nach der Geburt“ (Miſc. II, 82). Sowie man den Zweck durchſchaut, ſo erkennt man auch leicht die Beſchaffenheit der Mittel; großentheils ſind es alt- und neuteſtamentliche Erſcheinungen und Wunder, welche wiederholt und auf andere Gegenſtände angewendet werden. Es zeigt ſich aber auch in manchen dieſer apokryphiſchen Erzählungen eine Richtung, welche dem Geiſt und der Sittenlehre des Chriſtenthums geradezu entgegen iſt. Wenn Diejenigen, welche dem Jeſusknaben ſein Spiel verderben oder ſonſt Leides thun, von ſeinem bloßen Worte todt hinfallen oder nur mit verdorrten Gliedern davonkommen, ſo ſagen die Juden nicht mit Unrecht zu Joſeph: Heiz iu, daz er segenen lerne! (Konr. v. Fuß. Bl. 116 a.) Fabricius bemerkt zu einer ſolchen Erzählung (I, 162. n. g. ad Ev. Thom. c. 3), daß der verdorrte Feigenbaum das einzige nicht wohlthätige Wunder Chriſti ſei. Die abenteuerlichſten Heilungen und Teufelsaustreibungen durch die Kleider und Windeln des Jeſuskindes ſind beſonders im Ev. infant. arab. auf widerliche Weiſe gehäuft. Aber auch da, wo die Abſichtlichkeit und dumpfe Befangenheit nicht herrſcht, wo eine freiere, unſchuldige Thätigkeit der Phantaſie ſich regt, wird doch die Würde des Gegenſtandes nicht ſelten durch das Spielende der Mährchen verletzt; die Wunderwerke des kleinen Jeſus erinnern oft allzu ſehr an die Kunſtſtücke der Taſchenſpieler. Bei ſolcher Bewandtnis hat ſchon frühzeitig die katholiſche Kirche, in dem ſchon angeführten Decrete des Gelaſius, dieſe Schriften als apokryphiſch verworfen. Noch weniger dürfen wir uns wundern, wenn Luther ſich ſehr nachdrücklich dagegen erklärt. Er ſagt u. A. (in der Kirchenpoſtill, über das Evangelium nach dem Chriſttage):

„Es ſind etliche fürwitzig geweſen, denen nicht benügt an dem, das die Schrifft ſaget, haben wollen wiſſen, was dech Chriſtus in ſeiner Kindheit begangen habe, da iſt ihrem Fürwitz recht geſchehen, hat ſich erfür gethan ein Narr oder Bube und ein Buch ertichtet von der Kindheit Chriſti, ſich nichts gefurcht noch geſchämt, ſeine Lügen fürzulegen, und gaukelt einher, wie Chriſtus ſey in die Schule gangen, und desſelbigen nerrichten leſterigen Alfenzens viel mehr. Scherzt alſo mit ſeinen Lügen über dem Herren, den alle Engel anbeten und fürchten, und alle Creatur zittern, daß der Bub werth wäre geweſen, man hätte ihm einen Mühlſtein an ſeinen Halß gehenget und erſäufft im tieffen Meer, daß er ſeinen und aller Herrn nicht höher geſchätzt hat, denn an dem er ſeinen Gauch und Affen hätte. Noch findet man, die ſolch Buch drucken, leſen und glauben; das hat der Bube wollen haben. Darumb ſage Ich: ſolche Bücher ſolten Babſt, Biſchoffe und hohe Schulen, wenn ſie Chriſten wären, verbrennen. Aber nu machen ſie noch viel ärgere dazu und ſind Blindenleitter, bleiben auch Blindenleitter." (Monatl. Unterr. 1697. S. 553 f.) Vgl. Tiſchreden Cap. 9.

2. Soweit die Schattenſeite dieſer Schriften. Gleichwohl iſt nicht zu verkennen, daß ſie neben dem Dogmatiſierenden und Abergläubiſchen ein wirklich poetiſches Element in ſich tragen, welches ihrem Inhalte wohl auch die Verbreitung durch ſo viele Jahrhunderte und unter den Völkern verſchiedenen Glaubens geſichert hat. Sie ſind auch, wie zum Theil ſchon die abweichenden Auffaſſungen zeigen, nicht die Arbeit irgend eines Einzelnen, ſondern das Ergebnis eines allmählichen Wachsthums und einer Vereinigung verſchiedenartiger Beſtandtheile. Ihren Urſprung ſchreibt Luther gewiſs richtig dem Fürwitze zu, welcher ſich nicht mit dem begnügt, was die echten Evangelien berichten; nur ſcheint für dieſen Fürwitz auch eine gelindere Bezeichnung zuläſſig zu ſein. Die innige Betrachtung der evangeliſchen Geſchichten, die rege Theilnahme an dem Schickſal der Perſonen, konnte nicht gleichgültig vor denjenigen Zeitabſchnitten ſtehen bleiben, über die in der h. Schrift ſelbſt keine nähere Auskunft gegeben iſt: die Abkunft und Jugendzeit Mariens, ihr Schickſal nach dem Tode des Erlöſers und ihr Ende; das Leben Jeſu bis zu ſeinem zwölften Jahre und beſonders was ihm auf der Flucht nach Ägypten begegnet. Die Phantaſie, in jenen Jahrhunderten ſtets geſchäftig, duldet keine leeren Räume; ſie ergriff die in der h. Schrift gegebenen Grundzüge; dieſe im Geiſte der Zeit weiter entfaltend, erfüllte ſie den Umkreis der heiligen Geſchichten, in derſelben Weiſe, wie die weltlichen Sagenkreiſe ſich ausgebildet. Es war die Aufgabe, die Gebenedeite unter den Weibern, die von keinem Manne wuſte, aber den Sohn Gottes zur Welt gebar, ſo aufzufaſſen, daß ihre Jugend als eine Weihe zu dieſem wundervollen Berufe, daß auch ihr Ende als eine verherrlichende Beglaubigung desſelben erſcheine; es kam darauf an, ſich den Herrn der Welt in Kindesgeſtalt zu denken, ihn, den auf der Mutter Schooße die Weiſen anbeteten und der zwölfjährig im Tempel lehrte, ſich beim Spiele ſeiner Altersgenoſſen vorzuſtellen. Sehen wir hiebei mehr auf die Geſtaltung und den Ausdruck im Ganzen, als auf alle einzelnen Züge, ſo finden wir die Löſung der Aufgabe ſo weit vorbereitet, daß ſie ſpäter in der bildenden Kunſt vollführt werden konnte.

In der Natur des Gegenſtandes lag es, daß die Darſtellung, beſonders der Kindheit Jeſu, eine ſymboliſche war; der Baum, der ſich ſeinem Winke neigt, die Quelle, die unter ſeinem Finger aufſpringt, die Löwen und Drachen, die ſich ihm ſchmiegen, die Vögel aus Lehm, die, vom Zuſammenſchlagen ſeiner Hände zum Leben erweckt, auffliegen, zeigen ſymboliſch in dem Kinde den Herrn und Schöpfer der Welt. Selbſt das Abenteuer, wie er aus Einer Farbe alle hervorruft, iſt nicht ohne ſymboliſche Bedeutung der ſchöpferiſchen Entfaltung des Manigfaltigen aus dem Einen. Überall waltet in dieſen Erzählungen die Bilder- und Mythenſprache des Orients; ſie erinnern uns an den homeriſchen Hymnus von Hermes, der, Morgens geboren, am Mittag die Cither ſchlug:

Ἠῷος γεγονὼς μέσῳ ἤματι ἐγκιθάριζεν,

an Apollo, der (Callimach. hymn. in Delum V. 86 f. 162 f. Fabricius I, 169. n. b.) noch unter dem Herzen der Mutter (ὑποκόλπιος) weiſſagt, eben wie nach dem Ev. inf. arab. c. 1 und nach dem Koran (beſ. Sure XIX. Wahl S. 260. Vgl. Roſenöl, I, 261.) Jeſus in der Wiege ſeine Sendung verkündigt. Das Anſtößige iſt, wie bereits bemerkt worden, zumeiſt die Verwebung dieſer Symbolik mit der evangeliſchen Geſchichtserzählung.

3. Als dieſe apokryphiſchen Darſtellungen an die deutſchen Bearbeiter übergiengen, waren die Wunder ſchon ſo reichlich auf minder bedeutende Heilige gehäuft, daß eine Vermehrung derſelben in Beziehung auf den Weltheiland und ſeine Mutter bereite Aufnahme finden muſte. Die Bearbeiter geben, was ſie in ihrer lateiniſchen Quelle geleſen, mit dem Ausdrucke tiefer Andacht wieder. So wenig ſie aber kritiſchen Zweifeln Raum geben (obgleich vielleicht Einzelnes, z. B. das Abenteuer in der Werkſtätte des Färbers, welches zu bunt erſcheinen mochte, nicht ohne Abſicht weggelaſſen worden), ſo iſt ihnen doch das richtige Gefühl nicht abzuſtreiten, daß ſie in das Gebiet der Poeſie getreten, daß es ſich hier nur von einer poetiſchen Wahrheit handle. Sie laſſen daher das Überlieferte dem Inhalte nach unverändert, aber ſie heben es, nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten, in das Licht der Poeſie. Am meiſten hat Wernher das Bild der heiligen Jungfrau geiſtig erfaßt und dichteriſch zu verklären geſucht. Aber auch die Übrigen ſuchen wenigſtens in der Einleitung oder ſonſt an gelegener Stelle einigen Schmuck poetiſcher Ausmalung anzubringen, ungefähr ſo, wie in alten Evangelienbüchern um den

Rand der Pergamentblätter ſich blumige Arabesken winden, unter deren Laubwerk wohl hin und wieder auch weltliche Figuren ſich blicken laſſen.

4. Ihre poetiſche Vollendung aber haben dieſe geiſtlichen Gebilde, wie wir ſchon angedeutet, nicht in den Gedichten, ſondern in der Malerei erlangt. Die erhabene Ruhe, wie ſie dem Göttlichen zukommt, eignet ſich vorzugsweiſe für die Darſtellung der bildenden Kunſt. Bruder Philipp erzählt mit einfachen Worten, wie der ägyptiſche Herzog Eufrodiſius, als er aus dem Tempel gieng, die h. Familie gewahr wurde, die dort Herberge genommen, Miſc. II, 87 [Z. 3428. S. 93 bei Rückert]. Vgl. damit Konr. v. Fußesbr. Bl. 108b [S. 41 bei Feifalik]. In zahlloſen Bildern der deutſchen und italiäniſchen Schulen iſt die dort geſchilderte ſtille Gruppe dargeſtellt. Die Poeſie konnte hier auch nur andeuten, die Ausführung war Sache der Malerei. Gott hat den Menſchen, wie Moſes ausſpricht, nach ſeinem Bild erſchaffen. Der Geiſt Gottes iſt, nach dem Evangelium, zum Fleiſche geworden; dieſes Bild Gottes in der Menſchengeſtalt nachzuweiſen, dieſen göttlichen Geiſt in ſeiner Menſchwerdung ſichtbar zu machen, liegt nur im Bereiche der bildenden Kunſt und iſt die höchſte Aufgabe des chriſtlichen Künſtlers. Wenn die Naturreligionen des Alterthums in der Darſtellung des ganzen Körpers mittelſt der Plaſtik ihren angemeſſenſten Ausdruck fanden, ſo war das geiſtige Chriſtenthum vorzugsweiſe auf das Antlitz, auf das Auge, als den Spiegel des Geiſtes, alſo auf die Kunſt des Malers angewieſen.

Die Grundlagen der chriſtlichen Malerei ſind, außer den Evangelien ſelbſt, eben jene apokryphiſchen Schriften mit andern legendenartigen Erzählungen, z. B. der vom Zuge der drei Könige. Immer aber ſind die beiden Hauptgeſtalten dieſelben wie in unſern Gedichten, die jungfräuliche Gottesmutter und der Gott in Kindeseinfalt.

3. Marienlegenden.[1]

Außer den Darſtellungen, welche die eigenen Lebensumſtände der h. Jungfrau betreffen, war im Mittelalter eine Menge von Erzählungen verbreitet, worin dieſelbe vom Himmel her auf die Schickſale einzelner Menſchen, die ihr beſondre Verehrung widmen, hülfreich und rettend einwirkt. Frühzeitig kommen ſichtbare Erſcheinungen dieſer Schutzheiligen vor, ſelbſt ſchon in Verbindung mit einer Art ritterlichen Mariendienſtes. Von Narſes,[1] dem Überwinder der Oſtgothen (552) wird erzählt, daß die Jungfrau und Gottgebärerin, die er beſonders verehrt, ihm ſichtbar (ἀναφανδὸν) die Zeit vorgeſchrieben, wann er Krieg führen ſolle. In jenen Marienwundern des Mittelalters iſt es nun vorzüglich darauf abgeſehen, die Kraft der mütterlichen Fürbitte bei dem göttlichen Sohne auf den äußerſten Grad zu ſteigern, ſo daß der verworfenſte Sünder, wenn er nur noch den Finger der Gottesmutter nicht ganz gelaſſen, noch ſeiner Begnadigung ſicher iſt. Indem nun aber hiebei, eben um den bezweckten Eindruck zu verſtärken, die ruchloſeſte Gottverläugnung durch Verehrung und Anruf Mariens aufgewogen wird, indem zugleich dieſe Verehrung als eine bloß äußerliche, als ein wahrer Bilderdienſt, bezeichnet iſt und, dieſem entſprechend, auch das Werk der Rettung auf die ſinnlichſte Weiſe, ſelbſt durch Herabſteigen der Marienbilder vom Altare, vollzogen wird, gehören dieſe legendenhaften Erzählungen zu den merkwürdigen, aber unerfreulichſten Zeichen der Ausartung des Chriſtenthums in Götzendienſt und ſittenverderblichen Aberglauben.

---

[1] [Vgl. darüber aus neuerer Zeit: Marienlegenden, herausgegeben von Franz Pfeiffer. Stuttg. 1846, wieder Wien 1863. F. H. v. d. Hagen, Geſammtabenteuer 3, 463 ff. K. Dieſe Marienlegenden gehören eigentlich dem alten Paſſional an. P.]

Gedruckt ſind zwei deutſche Dichtungen dieſer Claſſe, etwa vom Schluſſe des 13ten Jahrhunderts, im 3ten Band des Laßbergiſchen Liederſaals. In der erſten, S. 71 ff., deren Verfaſſer ſich „eren künt der fry“ (V. 1. 296) nennt,[2] macht ein Ritter, der all ſein Gut verthan, aber ſtets mit ſeiner Frau die Marientage beſonders gefeiert, einen Bund mit dem Teufel, worin er Gott und alle Heilige verſchwört und nur Marien vorbehält; dafür aber muß er geloben, nach Umfluß eines Jahres ſeine Frau dem Böſen zu ſtellen, welchem dieſelbe durch ihr fleißiges Gebet zur Mutter Gottes beſonders zuwider iſt. Der Teufel verſpricht ihm dagegen Gold und Gut, deſſen auch der Ritter bei der Heimkehr ſein Haus voll findet. Als das Jahr um iſt, ſetzt er ſich mit ſeiner Frau auf und reitet nach dem Ort im Walde, wo der Bund geſchloſſen worden. Auf dem Wege kommen ſie zu einer Kapelle, die Marien geweiht iſt. Die Frau verlangt abzuſteigen und tritt hinein, um eine Tagzeit zu beten. Der Ritter wagt nicht, die heilige Stätte zu betreten und bleibt unter der Thüre ſtehen. Da befällt ihn die Reue, auf ſeinen Knieen ruft er die Mutter Gottes an und vergießt Thränen, die ſie in ihren Schooß auffängt; unbemerkt wiſcht ſie mit ihrer Hand ihm die Augen. Aber die Zeit drängt und er ruft ſeine Frau vom Gebet ab, auf dieſe jedoch iſt Schlummer geſunken, an ihrer Stelle und in ihrer Geſtalt ſetzt ſich Maria in den Sattel; er ſieht ſie an und wieder an, ſie gefällt ihm tauſendmal beſſer, als je zuvor, und er dünkt ſich unſelig, daß er die hingeben will, für die er viel beſſer ſein Leben ließe. Der Teufel erſcheint, um ſeine Beute zu empfangen, wird aber von Marien durch Vorhaltung des Kreuzes und des mit den Thränen des Ritters begoſſenen Gewandes verjagt. Laut ſchreit er durch die Wolken und reißt die Berge entzwei. Sie führt hierauf den Ritter zu der Kapelle zurück, wo ſeine Frau noch ſchläft. Maria ruft hier ihren Sohn an, daß er ihr den Sünder laſſe. Aber das Chriſtusbild wendet ſich ab von ihm, bis ſie es weinend mit der Hand ergreift. Mit ausgebreiteten Armen fleht ſie für ihren Schützling, da ſteigt Chriſtus vom Kreuze nieder und nimmt ihn zu Gnaden auf. Der Ritter und ſein Weib erbauen mit dem empfangenen Gut ein Kloſter zu unſer Frauen Ehre und begeben ſich ſelbſt darein.

---

[1] Auguſti, III, 49: „Als ein vorzüglicher Maria-Ritter war der Feldherr Narſes, der Zeitgenoſſe des Beliſarius und Überwinder des Totilas und Tejas, berühmt. Von ihm erzählt Evagrius (a. 586) Histor. eccles. lib. IV, c. 24 Folgendes: Φασὶ τοίνυν οἱ συγγινόμενοι τῷ Νάρσῃ, ὡς οὗτος τὸ θεῖον λιταῖς τε καὶ ἄλλαις εὐσεβείαις ἐξωσιοῦτο, τὰ εἰκότα γεραίρων καὶ τὴν παρθένον καὶ θεοτόκον, ὡς ἀναφανδὸν αὐτῇ οἱ διακελεύεσθαι τὸν καιρὸν ὅτε πολεμεῖν δέοι. Auch dergleichen Erſcheinungen der heiligen Jungfrau, worauf das ἀναφανδὸν αὐτήν hindeutet, kommen in dieſer Periode ſchon häufig vor. Der verdächtigen Erzählung des Gregorius von Nyſſa (3tes Jahrhundert) von der Erſcheinung der h. Jungfrau (in Begleitung des Apoſtels Johannes), welche Gregor der Wunderthäter (in der Mitte des 3ten Jahrhunderts) gehabt haben ſoll, iſt ſchon oben Erwähnung geſchehen.“

[2] [Vgl. auch Marienlegenden, herausg. von F. Pfeiffer, Nr. XX, S. 137 ff. P.]

Die zweite Legende (ebend. S. 253 ff.) erzählt gleichfalls, doch unter verſchiedenen Umſtänden, von einem Vertrage mit dem Teufel, welcher dadurch vernichtet wird, daß der Ritter, welcher Gott verſchworen, nicht auch die Mutter Gottes verläugnen wird. Auch hier werden die hölzernen Altarbilder mimiſch in Bewegung geſetzt. Eine Erzählung in niederdeutſcher Mundart meldet von einem Biſchofe

Theophilus, der, als man ihm wegen weltlichen Sinnes ſeine Präbende genommen, ſeine Seele dem Teufel verſchrieb und ſelbſt auf die Mutter Gottes, obſchon widerſtrebend, verzichtet. Dennoch wird ſie ſeine Fürbitterin bei ihrem Sohne, der ihm am ſchwerſten das anrechnet, daß er auch auf ſie Verzicht gethan. Romantiſche und andre Gedichte in altplattdeutſcher Sprache u. ſ. w., herausgegeben von Bruns. Berlin 1798. S. 289 ff. (Enthält mehrere Legenden.) [Ausgabe von Hoffmann 1854. S. Gödekes Grundriß S. 106 f. K.]

Eine Reihe von Marienwundern enthält die Heidelberger Pergamenthandſchrift 341. Dieſe Sammlung poetiſcher Erzählungen und anderartiger Gedichte des 13ten Jahrhunderts beginnt mit denen von geiſtlichem Inhalt und geht dann auf die weltlichen und ſchwankhaften über. Die Überſchriften der einzelnen Stücke ſ. bei Wilken S. 417 ff. z. B. Nr. 6, Nr. 18.

Großentheils deſſelben Inhalts iſt der Koloczaer Codex (Mailath XI ff. Inhalt des ganzen Codex); die gedruckten Stücke ſind aber nicht hieher gehörig. Eine Pergamenthandſchrift des 13ten Jahrhunderts im Kloſter Neuburg bei Wien enthält nach der in Diutisca III, 272—4, Nr. 12 gegebenen Nachricht gleichfalls mehrere ſolche Marienlegenden, z. B. von einem Ritter, der nichts als Ave Maria lernte und auf deſſen Grabe dieſe beiden Worte aus einer Lilie wachſen. (Dieſes wird ſonſt auch von einem ſchweigſamen Karthäuſer erzählt.) Auch die erſte der zwei Erzählungen des Liederſaale findet ſich dort, aber in anderer Verſification. (S. 273 f.)[1]

Da außer jenen zwei Stücken keines in deutſcher Sprache durch den Druck zugänglich iſt, ſo hebe ich, zu näherer Charakteriſierung dieſer Legendendichtung, den Inhalt einiger altfranzöſiſchen Gedichte aus, der, aus gemeinſamer Quelle lateiniſcher Kloſterſchriften, ohne Zweifel auch in deutſchen Bearbeitungen vorhanden war.

1. Fabliaux et contes des poëtes françois des 11—15 siècles,

[1] Späterer Zuſatz: Zwei Marienlegenden aus der Heidelberger Handſchrift 341 ſind abgedruckt in: Altes und Neues für Geſchichte und Dichtkunſt, herausgegeben von Bothe u. Vogler. Heft I. Potsdam 1832. S. 173—187. Die erſte (Bl. 38 ff.): **Ditz ist ein mere gut von einer vrowen und ir sun wolgemut**; die zweite (Bl. 50—52): **Ditz ist ein schones mere von einem ritter lobewere.** (Vgl. Brower, Antiquit. et annal. Trevirens. T. II, S. 93.)

publiés par Barbazan, nouv. édition par Méon. T. I. Paris 1808. S. 82 ff. Ein Ritter, der große Liebe zu Marien hat, reitet auf ein Turnier. Er hört von einer nahen Kirche zur Meſſe läuten und begiebt ſich ſogleich dahin. Man ſingt der h. Jungfrau nach einander drei Meſſen und er weilt noch immer im Gebet, obgleich ſein Knappe ihn mahnt, daß die Stunde des Turniers vorübergehe. Als er endlich dem Orte des Ritterſpiels zureitet, kommen ihm ſchon die Andern entgegen, die von da zurückkehren. Alle preiſen ſeine Waffenthaten und Viele ſtellen ſich ihm als Gefangene dar. Es zeigt ſich, daß die, zu der er in der Kirche gebetet, ſtatt ſeiner auf dem Turnier geſtritten. Er kehrt nicht in die eitle Welt zurück, ſondern widmet ſich in einem Kloſter ganz dem Dienſte der Heiligen.

2. Ebend. I, 347 ff. Ein Ritter, der einer Dame zulieb alle Turniere beſucht, kann durch keine Bewerbung ihre Gunſt erringen. Zuletzt räth ihm ein frommer Abt, ein Jahr lang täglich 150 mal den Gruß an die Mutter Gottes, das Ave, herzuſagen, nur mög' er ja niemals über Ritterſpiel oder Jagd ſich daran verſäumen. Durch ihre Fürbitte werd' ihm dann geholfen werden. Der Ritter ruft nun Tag und Nacht in ſeiner Kapelle die Gottesmutter an. Als ſchon das Ende des Jahres herannaht, reitet er an einem Sommermorgen auf die Jagd, verliert ſich im Walde von ſeinen Leuten und kommt zu einer verfallenen Kapelle. Sogleich ſteigt er ab, kniet vor dem alten Marienbilde nieder, ſpricht ſeine 150 Grüße und klagt ſeinen Liebeskummer. Da erſcheint ihm plötzlich Maria, ſchönen und klaren Angeſichts, mit leuchtender Krone und glänzendem Gewand, und fragt ihn, ob die ſchöner ſei, für die er ſeufze? Erſchrocken wirft er ſich nieder, ſein Geſicht vor der großen Helle mit den Händen deckend. Sie heißt ihn ohne Furcht ſein, er ſoll die Geliebte ſeines Herzens haben, aber bedenken ſoll er ſich, welche von beiden ihm die liebere ſei. Die Wahl des Ritters iſt ſchnell getroffen und Maria ſichert ihm zu, droben im Paradieſe werd' er ſie finden, aber es ſei billig, daß er auch um ſie ein Jahr lang die täglichen 150 Ave ſpreche. Der Ritter läßt ſich die blonden Haare abſchneiden, in Sehnſucht und beſtändiger Erinnerung an ihre himmliſche Schönheit bringt er als Mönch das Jahr hin. Am Schluſſe deſſelben holt ſie, als treue Freundin, ihn von der Erde ab zum dauernden Leben.

3. Ebend. II, 420 ff. (Von Gautier de Coinſi, einem Benedictiner, † 1236.) Vor einer alten Kirche, die ausgebeſſert wird, hat man ein neues Marienbild für dieſelbe aufgeſtellt. Auf dem Platze pflegen ſich die jungen Leute zum Ballſpiel zu verſammeln. Einer derſelben will ſeinen Ring, den ihm ſeine Freundin gegeben, damit er nicht verloren oder zerſchlagen werde, über das Spiel in Sicherheit bringen und tritt zu dem Bilde. Es erſcheint ihm in ſolcher Schönheit, daß er weinend davor niederkniet und ſich ganz der herrlichen Geſtalt zu eigen giebt, indem er den Ring an ihren Finger ſteckt. Das Bild ſchließt ſogleich den ausgeſtreckten Finger, ſo daß Niemand den Ring wieder herauszuziehen vermag. Doch nach einiger Zeit hat der Jüngling den wundervollen Vorgang vergeſſen und vermählt ſich mit derjenigen, von der er den Ring erhalten. Aber in der Brautkammer ſelbſt tritt die h. Jungfrau zweimal im Traumgeſichte vor ihn, zeigt ihm den Ring und mahnt ihn, erſt milder und dann drohend, an ſein Gelübde. Da ſpringt er auf, eilt in der Nacht davon und begräbt ſich in eine Einſiedelei, wo er ſein Leben lang Gott und Marien dient. (Eine ähnliche Erzählung in dem Nouv. rec. p. Méon. T. II, 293 ff.; hier jedoch iſt es ein heidniſches Steinbild im Coliſeum zu Rom, dem der Ring angeſteckt wird, und Maria, um Hülfe angerufen, zwingt daſſelbe, ihn zurückzugeben.)

4. Ebend. II, 427. (Von demſelben.) Ein Mönch, der die Mutter Gottes beſonders verehrt und Tag und Nacht vor ihrem Bilde betet, wird von einer abſcheulichen Krankheit befallen. Schon hält man ihn für todt und beginnt die Obſequien, als ſie, den Andern ungeſehen, zu ihm kommt und ihn an ihrer Bruſt trinken läßt, wodurch er vollkommen geheilt wird.

5. Nouveau recueil de fabliaux et contes etc. par Méon. T. II. Paris 1823. S. 154 ff. Eine Nonne, Sacriſtanin ihres Kloſters, betet mit beſondrem Eifer vor dem Bilde der Gottesmutter und erhält deshalb die Gabe, Kranke durch Berührung zu heilen. Gleichwohl wird ſie, durch Einwirkung des Böſen, dahin gebracht, daß ſie ſich entführen läßt; ſie legt ihr Nonnenkleid vor dem Bilde nieder. Zwei Jahre beharrt ſie in ihrer Verirrung. Als ſie nach dieſer Zeit reuevoll zum Kloſter zurückkehrt, wird ihr die Kirchenthüre von der Schutzheiligen geöffnet, die inzwiſchen den Dienſt und die Heilung der Kranken für ſie

verſehen hat. Sie tritt wieder ein, ohne daß jemand ihre Verfehlung erfahren, die ſie nun durch ſtrenge Kaſteiungen abbüßt.

6. Ebend. II, 443. Ein Dieb empfiehlt ſich, ſo oft er auf den Diebſtahl ausgeht, dem Schutze der Mutter Gottes, auch thut er von dem Geſtohlenen den Armen Gutes. Er wird ergriffen und aufgehängt. Aber ſie, die er im Herzen anruft, kommt ihm zu Hülfe. Zwei Tage lang hält ſie ihre weißen Hände unter ſeine Füße, daß er keine Noth leidet. Die, welche ihn aufgehängt, wollen ihn nun mit den Schwertern durchſtechen, doch vergeblich, denn ſie hält ihre Hände vor. Sie nehmen ihn ab und preiſen das Wunder. Er aber geht noch am nemlichen Tag in ein Kloſter. Ohne Zweifel dieſelbe Erzählung, welche ſich in der Heidelberger Handſchrift 341 deutſch befindet, mit der Überſchrift (Wilken S. 418 Nr. 11):

Ditz ist ein mer(e) gentzlich
von einem diebe vreislich.

Ebenſo im Coloczaer Codex Nr. XV [= Pfeiffers Marienlegenden Nr. VI, S. 47 ff.].

Sowie übrigens in einem Theile dieſer Erzählungen die poetiſch-lebendige Darſtellung nicht zu verkennen iſt, oder, wie in derjenigen von dem Ritter, welcher von der irdiſchen Geliebten ſich zu der himmliſchen Schönheit Mariens wendet, die ſymboliſche Auffaſſung das Abſtoßende mildert, ſo iſt auch wohl anzunehmen, daß in manchen der ungedruckten Stücke ein edlerer Geiſt der Legende in lieblichern Bildern hervortreten werde.

Wie Maria in zahlreichen und vieltönigen Lobgeſängen gefeiert wurde, werden wir im nächſten Hauptabſchnitte, vom Minneſang, abhandeln.

4. Weitere Heiligenſagen.

Altdeutſche Gedichte, welche das Leben und das Märtyrthum heiliger Männer und Frauen, die Wunderkraft ihrer Reliquien, ihre hülfreiche Erſcheinung, die wunderbare Rettung und Heilung glaubiger Menſchen und die hiedurch veranlaßte Gründung frommer Stiftungen zum Gegenſtande haben, ſind in bedeutender Anzahl auf uns gekommen. Vieles iſt noch gar nicht oder nur auszugsweiſe gedruckt. Aber auch von dem Bekannten hebe ich vorzüglich nur Dasjenige aus, was entweder durch innern Werth, oder dadurch, daß es in Deutſchland entſprungen oder hier ſich eigenthümlich angeknüpft (denn ein großer Theil der Legenden war der ganzen europäiſchen Chriſtenheit mittelſt der lateiniſchen Kirchenſprache gemein), oder auch als das Werk eines ſonſt namhaften Dichters beſondre Beachtung verdient.

Ich führe die einzelnen Stücke nach der Zeitfolge ihrer jetzigen Abfaſſung auf.

a. Anno,

ein Gedicht aus der erſten Hälfte des 12ten Jahrhunderts in 876 kurzen Reimzeilen, mit unvollkommenem Reime. Es iſt mehrmals herausgegeben, namentlich von Martin Opitz, Danzig 1639, auch in der Züricher Ausgabe der Opitziſchen Gedichte; ſodann in Schilters Thesaurus B. I; zuletzt: Der Lobgeſang auf den h. Anno u. ſ. w., herausgegeben von Goldmann. Leipzig 1816.[1] Der Heilige dieſes Gedichts iſt der im Jahre 1075 verſtorbene Erzbiſchof Anno von Köln, als Kanzler Heinrichs III und nachheriger Reichsverweſer während der Minderjährigkeit Heinrichs IV geſchichtlich wohl bekannt. Ich ſuche mit Folgendem einen Begriff von dieſem Gedichte zu geben, das ſowohl von Seiten der poetiſchen Behandlung als der darin ausgeſprochenen Anſicht des Heiligenweſens zu den merkwürdigſten gehört:

Wir hörten oft und viel ſingen von alten Dingen, wie ſchnelle Helden fochten, wie ſie feſte Burgen brachen, wie ſich liebe Freunde ſchieden, wie gewaltige Könige all zergiengen; nun iſt Zeit, daß wir denken, wie wir ſelber ſollen enden.

In der Welt Beginn ſchuf Gott ſeine Werke zweifach: dieſe Welt iſt das eine Theil, das andre iſt geiſtig. Beide miſcht' er zu Einem Werke, das der Menſch iſt, Leib und Geiſt zugleich, der erſte nach dem Engel. Seine andern Werke ſah Gott recht gehn: Mond und Sonne geben ihr wonniges Licht, die Sterne halten ihre Fahrt ein, das Feuer nimmt aufwärts ſeinen Zug, Donner und Wind ihren Flug, die Wolken tragen den Regenguß, nieder wenden die Waſſer ihren Fluß, mit Blumen zieret ſich das Land, mit Laube deckt ſich der Wald, das Wild hat ſeinen Gang, ſchön iſt der Vogelſang, jeglich Ding hat noch das Geſetz, das ihm Gott von Anfang gab, nur die zwei Geſchöpfe, die er die beſten ſchuf, übertraten ſein Gebot.

---

[1] [Neuere Ausgaben von Karl Roth, München 1847, von Bezzenberger, Quedlinburg 1848. Vgl. Holtzmann in Pfeiffers Germania 2, 1. K.]

Fünf Welten (Weltalter) führte der Feind zur Hölle, bis Gott ſeinen Sohn ſandte. Auf hub der des Kreuzes Fahne. Die Zwölfboten hieß er in die Lande fahren, vom Himmel gab er ihnen die Kraft, daß ſie überwanden die Heidenſchaft. Rom überwand Petrus, die Griechen der weiſe Paulus, Andreas ſiegt' in Patras, in Indien Thomas, Matthäus in Äthiopien, Simon und Judas in Perſien, Jakobus in Jeruſalem, Johannes predigt' in Epheſus und noch wächſt aus ſeinem Grabe Himmelbrot. Viel andre Märtyrer erfüllten mit ihrem Blute Chriſti Willen; durch Kampf und Mühſal kamen ſie zu ihrem Herrn und ſind bei ihm in Ehren.

Die trojaniſchen Franken ſollen des immer Gott danken, daß er ihnen ſo manchen Heilgen geſandt. Alſo iſt es in Köln bewandt, wo ihrer eine ſolche Menge raſtet: die von Sanct Mauritius Heere und elftauſend Jungfraun, um Chriſti Lieb' erſchlagen; manche Biſchöfe, die dort zeichenhaftig (wunderthätig) waren, und vor allen der heilige Anno; darum loben wir Chriſtum mit Sange!

Zu Köln war er geweihter Biſchof, in der ſchönſten Burg (Stadt), die in deutſchem Lande je ward, war Richter der frömmſte Mann, der je zum Rheine kam. Die Stadt erſchien um ſo hehrer, von ſo weiſer Herrſchaft erleuchtet, ſeine Tugend war um ſo glänzender, weil er einer ſo hehren Stadt pflegte.

Der Dichter geht nun über auf den Urſprung und die weltgeſchichtliche Bedeutung der berühmteſten Städte. Ninus, der Stifter der Heerfahrten, baute Ninive; ſein Weib Semiramis Babylon, von wo die 70 Zungen ausgiengen und wo der weiſe Daniel ſein Traumgeſicht von den Vier hatte, welche vier weltumgreifende Königreiche bezeichneten. Es werden hiernach die vier Weltherrſchaften aufgezählt: die babyloniſche, die des Cyrus und Darius, die des griechiſchen Alexander, der mit ſeinen Heeren bis zu den goldnen Säulen an der Welt Ende drang, mit zween Greifen in die Luft fuhr und in einem Glaſe ſich in das Meer niederließ; endlich das römiſche Weltreich. Cäſar ward von Rom ausgeſandt, wider deutſche Lande zu fechten. Schwaben, Baiern, Sachſen bezwang er, zuletzt auch die edeln Franken, die gleich ihm von der alten Troja herſtammten. Aber mit Hülfe der Deutſchen beſiegte Cäſar ſelbſt den Pompejus und gewann die Alleinherrſchaft. Unter ſeinem Neffen Auguſtus ward Augspurg und bald auch von Agrippa Köln geſtiftet, zuvor ſchon waren andre Rheinſtädte erſtanden. In Auguſtus Zeiten geſchah es, daß Gott vom Himmel niederſah. Da ward geboren ein König, dem die Himmel dienen, Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn, von der heiligen Jungfrau Maria. Des erſchienen Gottes Zeichen zu Rom: aus der Erde ſprang lautres Öl und rann über das Land; um die Sonne ſtand ein Kreis, roth wie Feuer und Blut; denn zu nahen begann, woher uns allen die Gnade kam, ein neues Königreich, dem alles Weltliche weichen muß.

Sanct Peter, des Herren Bote, überwand zu Rom den Teufel, richtete dort des heiligen Kreuzes Zeichen auf und ſchrieb die Burg zu Chriſti Eigen. Von da ſandt' er drei heilige Männer, den Franken zu predigen: Eucharius und Valerius, aber der dritte, Maternus, verſchied auf dem Wege. Da kehrten die Zween zurück und klagten es Sanct Petern. Er aber ſandte ſeinen Stab, den legten ſie auf des Maternus Grab,[1] ſie hießen ihn wieder vom Tod erſtehen und in Sanct Peters Gebot mit ihnen nach Franken gehn. Als der Todte ſeines Meiſters Namen vernahm, war er alsbald gehorſam; da erſchloß ſich die Erde, er hielt ſich am Gras und erhob ſich eilig aus dem Grabe, darin er vierzig Tage gelegen. Vierzig Jahre lebt' er noch. Zuerſt lehrten ſie zu Trier, darnach bekehrten ſie Köln und hier ward Biſchof derſelbe Mann, der vom Tod erſtanden. Da gewannen die drei Boten bei den Franken zu Gottes Dienſte viel manchen Mann, mit beſſerem Streite, als mit dem Cäſar ſie einſt überwunden. Sie lehrten dieſelben wider Sünde fechten und vor Gott gute Knechte ſein. Dieſer Lehre pflegten auch wohl, die nach ihnen Biſchöfe waren, dreiunddreißig in der Zahl bis auf Sanct Anno. Ihrer ſind nun ſieben heilig, die ſcheinen uns vom Himmel, wie das Siebengeſtirne zu Nacht, Sanct Annos Licht iſt hehr und gut, unter die andern bracht' er ſeinen Schein, wie der Jachant (Hyacinth) in den goldnen Fingerring.

Dieſen theuern Mann mögen wir nun zu Beiſpiel haben, ihn mögen als einen Spiegel anſehn, die nach Tugend und Wahrheit trachten.

---

[1] Brower, Antiq. et annal. Trev. T. II, S. 93.

Als der dritte Kaiſer Heinrich ſich ihm befahl (anvertraute) und er zu Köln mit Lob empfangen ward, da gieng er mit des Volkes Menge, wie die Sonne, die zwiſchen Erd' und Himmel geht und beidenthalb ſcheinet. So gieng der Biſchof Anno vor Gott und vor Menſchen. In der Pfalz (als Reichsverwalter) war ſeine Tugend eine ſolche, daß ihm das ganze Reich ſich beugte; zu Gottes Dienſt erzeigt' er ſich, als ob er ein Engel wäre. Offen war er ſeiner Worte, über die Wahrheit fürchtet' er Niemand; ein Löwe ſaß er vor den Fürſten, ein Lamm gieng er unter Dürftigen. Den Thörichten war er ſcharf, den Guten milde; Waiſen und Wittwen lobten ſeine Sitte. Predigt und Ablaß konnte keiner ſo göttlich thun. Wenn die Leute nachts alle ſchliefen, ſtand er auf und beſuchte manches Münſter mit ſeinem reinen Gebet; ſein Opfer trug er mit ſich. Der Armen fand er viele, die nicht Herberge hatten und ſein warteten. Wo das arme Weib mit dem Kinde lag, der Niemand ſich annahm, dahin gieng der heilige Biſchof und bettet' ihnen wohl. So mocht' er mit Recht heißen Vater aller Waiſen.

Selig ſtand das Reich alles, da er des Gerichtes pflegte, als er zum Reiche den jungen Heinrich zog. Welch ein Richter er wäre, ward weithin kund. Von Griechen und England ſandten die Könige ihm Gabe, ſo that man auch von Dänemark, Flandern, Rußland. Die Münſter ziert' er überall, ſelbſt ſtiftet' er viere, ein fünftes iſt Siegeberg, ſeine liebe Wohnſtätte, wo nun ſein Grab iſt. Es iſt Siegburg gemeint, wo noch in der Reliquienkapelle der Kloſterkirche das Grab des h. Anno gezeigt wird.

Damit aber nicht die große Ehre ſeiner Seele ſchadete, ſo that ihm Gott, wie der Goldſchmied thut, wenn er eine Spange wirken will; das Gold ſiedet er im Feuer, wohl ſchleift er die Goldſteine; alſo ſchliff Gott Sanct Annon mit mancher Mühſal. Oft feindeten ihn die Landherrn an; oft verriethen ihn die, die ihn behüten ſollten, und verläumdeten ihn, die er zu Ehren gebracht. Zuletzt ward er mit Waffen aus der Stadt vertrieben, wie Abſalon einſt ſeinen Vater David vertrieb. Hernach begann der üble Streit, als dem vierten Heinrich das Reich verworren ward. Mord, Raub und Brand zerſtörten Kirchen und Land von Dänemark bis Apulien, von Kärlingen (Frankreich) bis Ungarn. Denen Niemand widerſtände, wenn ſie wollten mit Treue zuſammen gehn, die ſtifteten große Heerfahrten gegen Blutsfreunde und

Hausgenoſſen. Das Reich kehrte ſeine Waffen in ſeine eigenen Adern, mit ſieghafter Rechte überwand es ſich ſelbſt, daß die getauften Leiber unbegraben umhergeworfen lagen, zu Aaſe den bellenden, den grauen Waldhunden. Als das Sanct Anno nicht zu ſöhnen vermochte, da verdroß ihn, länger zu leben.

Er fuhr gen Salfeld in Thüringen, auf dem Wege that ſich ihm der Himmel auf und er ſah die göttliche Wonne, die er keinem weltlichen Manne künden durfte. Wie er da auf ſeinem Wagen im Gebete lag, umfieng ihn ſolche Mannkraft; daß man ſechszehn Roſſe vor den Wagen ſpannte. Damals däucht' ihn, daß er ſähe, was irgend künftig wäre. Sehr nahm ſichs zu Herzen der heilige Mann und von da begann er zu ſiechen.

In einer Nacht hatt' er ein Traumgeſicht, wie er in einen königlichen Saal käme, zu wundervollem Geſtühle, wie es mit Recht im Himmel wäre. Allenthalben war es mit Gold behangen, koſtbare Steine leuchteten überall, Sang und Wonne war groß und manigfalt. Da ſaßen viele Biſchöfe, der Biſchof Bardo war ihrer einer, Sanct Heribert glänzte wie ein Goldſtein, unter ihnen war Ein Leben und Ein Muth. Noch ſtand ein Stuhl ledig, zu Sanct Annos Ehren war er hingeſetzt, o wie gerne wär' er da geſeſſen! Das wollten aber die Fürſten nicht geſtatten, wegen eines Fleckes auf ſeiner Bruſt. Auf ſtand der Herren einer, Arnold, einſt Biſchof zu Worms, führt' ihn bei Seite und ermahnt' ihn mit freundlichen Worten, dieſen Flecken hinweg zu thun, dann ſei ihm der ewige Stuhl bereit. Als nun Sanct Anno vom Schlaf erſtand, wußt' er wohl, was er thun ſollte: den Kölnern ſchenkt' er ſeine Huld wieder, wie ſehr ſie ſeinen Haß verſchuldet hatten.

Als darauf die Zeit kam, da er, ſeinen Lohn zu empfangen, zu Gottes Gegenwart aufſtieg, da that er uns, wie der Aar ſeinen Jungen thut, wenn er ſie ausfliegen lehrt; er ſchwebt über ihnen und ſchwingt ſich auf, das thun dann auch die Jungen gerne. Alſo wollt' er uns lehren, wie wir ihm nach ſollten fahren. Uns hienieden zeigt er, welch Leben im Himmel ſei. An ſeinem Grabe noch wirkt' er ſchöne Zeichen, die Siechen und die Lahmen wurden da geſund.

Ein Vogtmann Volprecht, der ſich dem Teufel ergeben, begann eines Tags, als er mit Arnold, ſeinem Herrn, ritt, Gottes Heilige zu läſtern und zuletzt auch Sanct Annon. Da ſprangen ihm plötzlich beide

Augen aus und er fiel zu Boden. Als er aber Beichte gethan und des Heiligen Gnade anrief, wuchſen ihm in den leeren Aughöhlen neue Augen.

Das Gedicht, das ich hier in ſeinen Hauptzügen erkennen zu laſſen verſuchte, iſt nicht nur durch poetiſche Bilder und lebhafte Darſtellung, ſondern vorzüglich auch durch die Kühnheit ſeiner Anlage ausgezeichnet. Es erzählt nicht in der gewöhnlichen Weiſe ſchnurgerade fort oder verwebt in die Erzählung einzelne, fromme Betrachtungen, ſondern es ſtellt ſeinen beſondern Gegenſtand in einen idealen und weltgeſchichtlichen Zuſammenhang, es umkreiſt in raſchem Flug alle Weltreiche und ſchwingt ſich zuletzt zum Himmel auf. Was wir bei ſo vielen andern Legenden vermiſſen, eine würdige Anſicht von dem Beruf ihrer Heiligen, das kommt uns hier entgegen. Einiges für uns Störende, wie z. B. das letzte Wunder, wird uns nicht abhalten, die einfache Größe des Ganzen zu erkennen.

An die Stelle der weltlichen Lieder ſoll ein geiſtlicher Heldenſang treten; eine Abſicht, die wir in der religiöſen Dichtung mehrerer germaniſchen Völker ausgeſprochen fanden. Die Helden dieſes neuen Geſanges ſind die Heiligen, ſie kämpfen den großen Kampf gegen Unglauben und menſchliche Verderbnis, ſie begründen das neue, geiſtige Weltreich, dem alle irdiſche Herrſchaft weichen muß, ſie lehren uns den Aufſchwung zum Himmel, wie ihn der Aar ſeine Jungen lehrt.

Es iſt bemerkt worden, daß das Annolied beſonders in der Aufzählung jener Weltherrſchaften Mehreres zum Theil wörtlich mit der Kaiſerchronik, der ich am Schluſſe des vorigen Hauptabſchnitts erwähnt, gemein habe. Ein beſtimmtes Urtheil über dieſes Verhältnis iſt mir nicht möglich, da ich die noch ungedruckte Kaiſerchronik nur ſtellenweiſe kenne. H. Hoffmann äußert ſich in den Fundgruben für Geſchichte deutſcher Sprache und Litteratur Th. I, 251 hierüber ſo:

> „Man hat neuerdings geſtritten, ob das Lied auf den h. Anno ein urſprünglich für ſich beſtehendes Gedicht ſei oder der Kaiſerchronik angehöre. Ich ſtimme gegen beide Annahmen: das Annolied iſt nemlich meiner Meinung nach älter als die Kaiſerchronik, kann alſo aus dieſer nicht entlehnt ſein; ſeine Urſprünglichkeit ſcheint mir aber nur theilweiſe zuläſſig, weil wahrſcheinlich ſein weltgeſchichtlicher Anfang aus einer ältern Reimchronik herrührt, woraus auch der Verfaſſer der Kaiſerchronik ſchöpfte; daher denn auch wohl in beiden Gedichten dieſe merkwürdige Übereinſtimmung."

Verhält ſich dieſes aber auch wirklich ſo, d. h. iſt jener weltgeſchichtliche Überblick vom Verfaſſer des Annoliedes ſelbſt aus einer ältern Chronik in ſein Gedicht aufgenommen oder von einem Andern, wenigſtens in dieſem Umfang und der wörtlichen Übereinſtimmung, interpoliert worden, ſo wird dadurch der urſprüngliche Werth und Beſtand des Liedes nicht aufgehoben; denn die ſchönſten Bilder und die Idee des Heiligenberufes ſelbſt ſind gerade nur dem Theile der Dichtung eigen, welcher ſich auf den h. Anno bezieht, und der Ausflug in die Weltgeſchichte war, wenn nicht in dem, was aus ihr herbeigezogen wurde, doch in der Beziehung auf den beſondern Gegenſtand eigenthümlich. Entſchieden aber iſt noch keineswegs, daß nicht eine Chronik, welche ihrer Natur nach Compilation iſt, das einzelne, ausgezeichnete Gedicht benützt haben könne.

b. Orendel und Breide.

In dem vorangeführten Marienleben von Philipp, dem Karthäuſer, wird erzählt, wie Maria ihrem Sohne einen Rock gemacht, ohne Naht, und der mit dem Kinde fortgewachſen (Grundriß 297. 27[1]). An dieſe Legende vom ungenähten Rock Chriſti iſt in den Abenteuern des trieriſchen Königsſohnes Orendel eine Brautfahrt angeknüpft, ähnlich den in der Heldenſage vorkommenden Fahrten Otnits, Rothers, der Hegelinge. Wenngleich dieſes Gedicht in der älteſten Geſtalt, in der wir es beſitzen, nur in einem Augsburger Drucke von 1512[2] vorhanden iſt und hier manche entſtellende Änderung erfahren hat, ſo läßt doch der darin noch herrſchende unvollkommene Reim dasſelbe als ein Erzeugnis des 12ten Jahrhunderts vermuthen (Hoffmanns Fundgruben I, 213). Es beſteht in 6949 Reimzeilen. Der Stil iſt der des volksmäßigen Heldenlieds und wir haben es deshalb bei der Erörterung des epiſchen Stils benützt.

Der Eingang des Gedichts berichtet die ſeltſamen Schickſale des grauen Rockes Chriſti. Maria hat ihn aus der Wolle eines ſchönen Lammes geſponnen, die h. Helena (ſehr anachroniſtiſch) ihn gewirkt.

---

[1] Vgl. Altd. Wäld. B. II, 28. Wilken, Geſch. d. Kreuzz. I, 13 f., Nr. 31.

[2] [Neue Ausgabe von H. v. d. Hagen. Berlin 1844. K. Orendel und Bride von L. Ettmüller. Zürich 1858. Überſetzung von K. Simrock. Stuttgart und Tübingen 1845. P.]

Er iſt gewirkt und nicht genäht. Chriſtus hat darin die heiligen vierzig Tage gefaſtet; nach ſeinem Tode verlangt ein alter Jude von Herodes den Rock zum Lohne 23jährigen Dienſtes. Der Jude wäſcht ihn am Brunnen und breitet ihn an die Sonne, aber des Heilands roſenfarbes Blut bleibt daran. Da heißt Herodes den Rock aus dem Geſichte ſchaffen; er wird in einen ſteinernen Sarg verſchloſſen und 72 Meilen vom Strand in den Grund des Meeres geworfen. Eine Sirene bricht den Sarg auf und der Rock ſchwimmt ans Ufer. Hier liegt er volle acht Jahre, im neunten kommt ein armer Waller, der vielgewanderte Tragemund, in Cypern auf den Sand, um ein Schiff nach dem heiligen Grabe zu ſuchen. Er findet den Rock und hebt ihn auf, als eine Gabe Gottes. Er will ihn tragen um der Seele des Mannes willen, der darin ertrunken. Er wäſcht ihn im Meere, aber das roſenfarbe Blut bleibt ganz friſch. Der Waller erräth, daß es Chriſti Rock ſei, durch den des Speeres Stich gegangen; nicht ihm, noch irgend einem Sünder gezieme, den Rock zu tragen. Er wirft ihn wieder in die Meeresflut. Ein Fiſch, der Wal genannt, verſchlingt den Rock und trägt ihn weitere acht Jahre im Magen, bis er dem Helden des Gedichtes zu Theil wird.

Orendel iſt der Sohn des mächtigen Königs Eigel zu Trier an der Moſel. Als er zu ſeinen Jahren gekommen, empfängt er an St. Stephans Tage das Schwert und weiht es Marien. Es ſoll nun eine Braut für ihn gewählt werden. Alle benachbarten Königstöchter ſind ihm blutsverwandt. Nur eine, fern überm Meere, weiß ihm ſein Vater zu nennen; es iſt Jungfrau Breide, die ſchönſte der Weiber, der das heilige Grab dient und viel der Heidenſchaft. Es werden 72 Schiffe gezimmert. Orendel will nur ſolche Gefährten, die freiwillig mit ihm ziehen. Er läßt goldne Sporen auf den Hof ſchütten, die Ritter, die ihm folgen wollen, heben ſie auf; nur ein Paar bleibt zurück, daraus der junge König unſres Herrn Bild machen läßt, zum Opfer in Jeruſalem. Sie fahren die Moſel hinab nach Koblenz, dann auf dem Rhein in das Meer. Nach dreijähriger, abenteuervoller Irrfahrt nähern ſie ſich dem h. Lande, als ein Sturm ſich erhebt und die 72 Kiele verſenkt. Orendel allein wird ans Land getrieben. Die Kleider ſind ihm abgeriſſen. Drei Tage bringt er in einem Loche zu, das er mit der Hand in den Sand gegraben. Am vierten Morgen hört er das Meer rauſchen. Ein Fiſcher fährt heran, dem Orendel, der ſich für einen beim

Fiſchfang Verunglückten ausgiebt, als Knecht zu dienen ſich erbietet. Meiſter Eiſe, ſo heißt der Fiſcher, ein Greis von 72 Jahren, will die Kunſt des Fremdlings prüfen. Orendel, der noch nie gefiſcht hat, hebt ſeine Hände zu Gott. Dann wirft er die Garne aus und fängt in kurzer Zeit das Schiff voll Fiſche. St. Peter hilft ihm dazu. Sie fahren nun nach dem Hauſe des Fiſchers. Es iſt eine Burg mit ſieben Thürmen, darauf dem Meiſter 800 Fiſcher dienen. Seine Frau ſteht an der Zinne mit ſechs Dienſtfrauen, alle koſtbar gekleidet. Vierthalbtauſend Fiſche lieſt Meiſter Eiſe auf, einen, den Wal, ſchneidet er auf und findet in deſſen Magen den grauen Rock. Orendel, der ſeine Blöße nur mit Laub bedeckt hat, bittet um denſelben, aber Eiſe will ihn nicht umſonſt geben. Orendel dient darum ſechs Wochen, bis gegen Weihnachten. Da meint der Meiſter, der elende Mann ſoll dieſes Feſt über nicht ſo nackt vor ihnen gehen, man ſoll ihm ein Gewand kaufen. Des Fiſchers Frau kauft ihm dürftige Bekleidung und ein Paar große rinderne Schuhe. Orendel klagt Gott ſeine Noth. Marie, die ihren Sohn für ihn gebeten, ſendet ihm durch den Engel Gabriel dreißig güldne Pfenninge, mit dem Troſte, daß ſeine ertrunkenen Ritter bei Gott im Himmelreiche ſeien. Mit den Pfenningen ſoll er den grauen Rock kaufen, den der Herr bei ſeiner Marter getragen. Darin ſei er beſſer bewahrt, als in Stahlringen, kein Schwert mög' ihn dadurch verwunden. In demſelben ſoll er fünfzehn Kämpfe gegen die Heiden fechten. Orendel begiebt ſich auf den Markt, wo man den grauen Rock feil bietet. Da thut unſer Herr um des jungen Königs willen ein großes Zeichen. Der Rock ſchleißt, wo man ihn angreift, auseinander, als ob er faul wäre. So muß der Meiſter ihn um die dreißig Goldpfenninge ablaſſen, gerade um ſo viel, als einſt unſer Herr verkauft ward. Als aber Orendel ihn zu ſich genommen, erſcheint er nagelneu. In dieſem Rocke zieht nun Orendel zum h. Grabe, wo er für die ſchöne Breide, der eine Gottesſtimme ſein Kommen zum voraus verkündigt hat, viele und ungeheure Kämpfe gegen die Heidenſchaft ſiegreich beſteht, in welchen Breide mitunter auch ſelbſt das Schwert führt. Sie ſetzt ihm Davids Krone auf und er vermählt ſich mit ihr, aber, nach dem Geheiß eines Engels, bleibt immer ein Schwert zwiſchen ihnen liegen. Er geräth in Gefangenſchaft, auch Breide wird entführt, doch ſtets iſt ihnen der Himmel wieder hülfreich. Orendel wird überall der graue Rock genannt. Anfangs wird er um ſeiner unſcheinbaren Kleidung willen gering geſchätzt. Als er aber zum erſtenmal auf dem Tempelhof zu Jeruſalem ein wildes Roſs beſteigt und die rindernen Schuhe nicht in den Stegreif bringen kann, ſendet ihm Chriſt vom Himmel durch den Engel Gabriel goldne Schuhe hernieder. Drei Erzengel, Schwerter in Händen, reiten mit ihm in den Streit. Als er auf einer heidniſchen Burg gefangen liegt, ſchreibt die Gottesmutter ſelbſt einen Brief, den eine Turteltaube zu ſeinem Heere bringt und, als eben der Prieſter die Meſſe ſingt, auf den Altar fallen läßt. Nachdem Orendel ſeinen Vater zu Trier von der Belagerung eines heidniſchen Heeres entſetzt und die Heiden, die ſich ihm unterworfen, getauft hat, befiehlt ihm der Engel, den grauen Rock zu Trier zu laſſen, wo der Herr am jüngſten Tage ſein Gericht halten und alle ſeine Wunden zeigen werde. Orendel läßt drei Prieſter holen, verſchließt den Rock in einen ſteinernen Sarg und empfiehlt ihm das Land von Trier. Er befreit noch das h. Grab, das in die Gewalt der Heiden gefallen, und lebt in deſſen Dienſte mit Breiden und dem Meiſter Eiſe, den er zum Herzog des h. Grabes beſtellt hat, bis die Engel ihre Seelen hinführen.

Dieſer ungenähte Rock[1] nun (tunica inconsutilis) war die berühmte Hauptreliquie der Kathedralkirche zu Trier und iſt vielleicht[2] noch dort zu ſehen. In den Antiquitat. et annal. Trevirens. auctor. Browero et Masenio. Leod. 1670 findet man dieſes Kleinod umſtändlich beſchrieben und die Geſchichte ſeiner Erwerbung und Verehrung ausführlich abgehandelt. Die Legende iſt dieſe: der h. Agricius, der im Jahre 327 von Antiochien als erſter Biſchof nach Trier kam, brachte den ungenähten Rock nebſt andern Heilthümern dahin, als ein Geſchenk, das ihm die h. Helena, Mutter Conſtantins des großen, für ſeine neue Kirche mitgegeben (I, 216 fg.). In den nachfolgenden Kriegsunruhen und Verheerungen war aber die Reliquie verſchwunden und Jahrhunderte lang verſchollen, bis im Jahre 1196 Erzbiſchof Johann I ſie im Altare des h. Nicolaus wieder auffand (II, 91). Doch wurde ſie abermals der öffentlichen Verehrung entzogen und erſt im Jahre 1512, während der Anweſenheit Kaiſer Maximilians I bei einer Reichsverſammlung zu Trier, von neuem, unter Veranſtaltung allgemeiner Gebete, aufgeſucht und entdeckt. Bei ihrer öffentlichen Ausſtellung ſollen ſich gegen hunderttauſend Menſchen verſammelt haben. Man war damals ſo glücklich im Finden heiliger Gewande, daß zu gleicher Zeit in einer andern Kirche zu Trier auch das Kleid der heiligen Jungfrau zum Vorſchein kam. Der ungenähte Rock wurde anfangs nur zuſammengefaltet, wie er aufgefunden worden war, vorgezeigt, aber auf inſtändiges Begehren der Menge breitete man ihn vor aller Augen aus, worüber die Meiſten, wunderbar bewegt, in plötzliche Thränengüſſe ausbrachen (II, 328 fg.). Matthias Agricius, ein trieriſcher Geiſtlicher, beſchreibt das Ausſehen desſelben u. A. in folgenden panegyriſchen Verſen:

---

[1] Der Anlaß zu der Legende vom ungenähten Rock Chriſti liegt im Evangelium Joh. 19, 23: Der Rock aber war ungenähet, von oben an gewirket durch und durch.

[2] [Geſchrieben vor den neuen Ausſtellungen desſelben im Jahre 1844 und ſpäter. K.]

Vix etiam cuiquam certum didicisse colorem
Contigit, usque adeo variat decor undique fusus,
Puniceusve rubor certat ferrove, crocove,
Ut coram aspexi: fugiuntque hærentque tuentum
Pendentes oculi: jurares numen inesse.
Non tot multicolor pallentibus arcubus Iris
Induitur formas, quas versat imagine tota,
Quot rutilant varii variante decore colores.
Atque ea sanguineis nonnunquam interlita guttis
Arida prodit adhuc sudati semina roris,
Dixeris æthereo demissam a culmine vestem.

(II, 421. Vgl. II, 91.)

Eine päbſtliche Bulle vom Jahre 1514 gewährte den Beſuchern und Verehrern des heiligen Rockes reichliche Indulgenzen (II, 556). Da man auch anderwärts das Kleid Chriſti zu beſitzen behauptete, ſo fand ſich Calvin zu der Bemerkung veranlaßt, daß man frevelhafter mit dem Rock des Herrn umgehe, als einſt die Kriegsknechte, die ſich geſcheut hätten, ihn zu zertrennen, während man ihn nun zwar nicht in zwei Stücke, aber in zwei ganze Röcke zerſchnitten habe. Hiegegen ereifert ſich der Jeſuit Brower ſehr und vertheidigt insbeſondre den verjährten Beſitzſtand der Kirche zu Trier, indem er ſich auf das Edictum uti possidetis beruft (I, 217 fg.).

Der Umſtand, daß die Legende von der Erwerbung des Heilthums, wie ſie ſich zu Trier erhalten, mit der Erzählung unſres Gedichtes nichts gemein hat, beſtätigt die Anſicht, daß in letzterem die legendenhafte Überlieferung ſich eines alten Heldenliedes bemächtigt habe. Wir ſahen auch im Otnitsliede eine Brautfahrt der deutſchen Heldenſage zu einem Kreuzzuge umgewandelt. Der ungenähte Rock, welcher beſſer vor Schwertſchlägen ſchützt, als ſtählerne Ringe, entſpricht St. Georgs Hemde, welches Wolfdietrich mit gleicher Eigenſchaft trägt und welches auch mit ihm gewachſen iſt. Aber auch in dieſem glaubten wir ein gefeites Gewand, ein Nothhemd, wie es ſchon in den nordiſchen Sagen vorkommt, chriſtlich umgetauft, zu bemerken; ein ſolches kann nun auch die Anknüpfung des Liedes von Orendel an die Legende vom Rocke Chriſti veranlaßt haben. Die Engel leiſten in dieſem Liede die ähnlichen, hülfreichen Dienſte, wie im Otnitsliede der Zwerg Elberich. Ja es kommt ſogar ein wonneſamer Zwerg Alban vor, der Breiden durch zween hohle Berge in den Kerker des gefangenen Orendel führt. Weil er aber treulos an ihnen handeln will, wird er von einem Engel mit einer dreiſtrangigen Geiſel gezüchtigt. Chriſtliche und heidniſche Figuren ſind hier ſeltſam vermiſcht und die Geiſel, die im Nibelungenliede der Zwerg Alberich führt (V. 1991), iſt in die Hand des Engels übergegangen. Auch der proſaiſche Anhang des Heldenbuchs ſetzt Orendeln mit den Helden der deutſchen Sage in Verbindung:

Bl. 208: Kunig ernthelle von Trier was der aller erste held der ye geboren ward. Der für übermer mit vil schiffen. wann er was gar ein reicher künige. Do giengen jm die schiff alle vnder. doch kam er myt hilff eines fischers auß, vnd was lang zeyt by dem fischer vnnd halff jm fischen. Darnach kam er gen Jherusalem tzů dem heyligen grabe. Do was syn frawe eins küniges tochter. die was geheyssen frauwe Brigida, was gar ein schöne fraw.[1] Darnoch ward dem künig geholffen von andern grossen herren das er wider kam gen Trier. vnd starb do, vnd liget zů Trier begraben.[2] Also ertruncken jm alle syn diener, vnnd verlor gar vil gůtz auff dem mere.

Des ungenähten Rockes wird hier gar nicht erwähnt. (Vgl. Hormayr I, 17. III, 25. Orendil, Gaugraf im Chiemgau. Orendelſall, Pfarrdorf, Oberamt Öhringen.)

---

[1] Die Legende der heil. Brigida bei Jac. de Vorag. CC hat mit ihr nichts gemein.

[2] was nicht mit dem Liede ſtimmt.

c. Der arme Heinrich,

ein Gedicht Hartmanns von Aue, vom Ende des 12ten Jahrhunderts, in 1520 kurzen Reimzeilen. Es iſt mehrmals herausgegeben, beſonders mit ſchätzbaren Unterſuchungen über den Mythus desſelben u. ſ. w. durch die Brüder Grimm, Berlin 1815. Später mit noch ſtrengerer Kritik des Textes in K. Lachmanns Auswahl aus den hochd. Dichtern des 13ten Jahrhd. Berlin 1820 [ſpäter von W. Müller 1842, von Haupt 1842, von Wackernagel 1855 abgeſondert, ferner im altdeutſchen Leſebuch. K.]. Ganz neuerlich iſt erſchienen: Der arme Heinrich u. ſ. w., metriſch überſetzt von K. Simrock. Nebſt der Sage von Amicus und Amelius und verwandten Gedichten des Überſetzers. Berlin 1830.

Heinrich von Aue, ein Ritter in Schwaben, der mit allen Gaben des Glücks reichlich geſegnet iſt, wird von der Miſelſucht (dem Ausſatz) ergriffen. Er fährt nach Monpelier und Salerno, um bei den Ärzten Heilung der ſchrecklichen Krankheit zu ſuchen. Am erſtern Orte wird ſie für unheilbar erklärt, am letztern beſcheidet ihn der beſte Meiſter, daß er nur durch das Herzblut einer reinen Jungfrau, welche freiwillig für ihn den Tod leide, geheilt werden könne. Heinrich giebt den Gedanken an ſeine Geneſung auf, entſchlägt ſich ſeiner Habe bis auf ein Gereute (neuangebautes Land), wohin er vor den Menſchen flieht. Dieſes Gereute baut ein freier Meier, den Heinrich ſtets wohl gehalten und der nun zum Danke ſeines Herrn treulich pflegt. Beſonders aber nimmt die zwölfjährige Tochter des Meiers ſich des Kranken liebreich an und in ihr bildet ſich, als ſie die Bedingung ſeines Geneſens erfahren, der feſte Entſchluß, ſich für ſeine Heilung zu opfern. Sie läßt nicht ab, bis er mit ihr nach Salerno zieht. Schon ſtreicht der Meiſter ſein Meſſer, um ihr das Herz aufzuſchneiden, als Heinrich, der es von außen gehört und durch einen Ritz der Wand in die Kammer geblickt, ungeſtüm Einlaß verlangt und zum großen Leidweſen des Mägdleins erklärt, daß er ihren Tod nicht ertragen könne. Sie ziehen wieder nach der Heimat, aber auf dem Wege wird Heinrich durch die Gnade des Himmels friſch und geſund. Seine Freunde rathen ihm, ſich zu vermählen, und er umfängt als Gemahlin die, von der er Leben und Geneſung hat und die er zuvor ſchon im kindlichen Spiele ſein Gemahl zu nennen pflegte.

Die Brüder Grimm haben den Grund dieſer Dichtung als eine alte, hier in dem Geſchlechte, deſſen Dienſtmann der Dichter war, angeknüpfte Opferſage nachgewieſen, welche in manigfachen Geſtaltungen vorkommt und deren urſprüngliche Bedeutung iſt, daß das Unreine durch die Hingebung des Reinen geheilt werde. Die Reinigung vom Ausſatze durch Blut insbeſondre kommt ſchon im alten Teſtamente vor.[1]

Der Gegenſtand des Gedichtes, wie ich ihn nur in Umriſſen angegeben, kann herb und ſchwierig erſcheinen. Aber der mildeſte und innigſte unter den altdeutſchen Dichtern hat durch ſeine Behandlung über das ſchroffe der alten Sage ein ſo ſanftes, gedämpftes Licht ausgegoſſen, daß dieſes Gedicht als eines der gediegenſten und anmuthigſten des deutſchen Mittelalters daſteht. Die jungfräuliche Retterin faßt und verfolgt ihren Vorſatz ſo mit innerlicher Begeiſterung, daß ſie in ihrem freudigen Muthe den Hörer ſelbſt über die Schrecken der grauſamen Opferung hinwegſetzt und es glaublich macht, wie ihre Eltern, wie der anfangs widerſtrebende Meiſter, wie Heinrich ſelbſt, für den ſie ſich opfern will, unwiderſtehlich bis zum Puncte der Entſcheidung mit hingeriſſen wurden.

Ich habe dieſe Erzählung hier eingereiht, nicht bloß, weil die endliche Wendung ein Gnadenwunder iſt, ſondern weil das Ganze in religiöſem Sinne aufgefaßt iſt.

Der Dichter, der ſich auf eine geſchriebene Quelle beruft, ſagt im Eingang, er habe ſich genannt, um nicht ohne Lohn ſeiner Arbeit zu bleiben, damit nemlich, wer nach ſeinem Leben dieſe Mähre leſe oder ſagen höre, ſeiner Seele vor Gott gedenken möge; man ſage, wer für des andern Schuld bitte, erlöſe ſich ſelbſt damit. Dieſe Stimmung, mit der er anhebt, verbreitet ſich über das ganze Gedicht. Er zeigt vorn herein an des armen Heinrichs Geſchicke die Hinfälligkeit alles Irdiſchen

---

[1] Vgl. das Ausland 1833. 3 Mai. Nr. 123, S. 492. „In der Nähe von Agra wollte ſich ein Mohammedaner, der mit dem Ausſatze behaftet war, lebendig verbrennen. Es beſteht nemlich unter den Hindus ein Aberglaube, der auch auf die Mohammedaner übergegangen iſt, daß durch einen ſolchen Tod der Ausſatz, der oft in Familien ſich vererbt, in denſelben ausgerottet wird. Wahrſcheinlich wirkt aber am meiſten Lebensüberdruß zu ſolchen Selbſtopferungen mit, die in Indien Samadh genannt werden. Sobald die Behörde von dem Entſchluſſe des Kranken in Kenntnis geſetzt wurde, unterſagte ſie den Verwandten des Kranken, ihm dazu behülflich zu ſein.“

(Grimm S. 2 ff.). Dieſem Unbeſtande, dieſem ſchmählichen Verſinken des Erdenglückes gegenüber erhebt ſich dann in der Begeiſterung des heldenmüthigen Kindes der Blick zu einer andern, unvergänglichen Herrlichkeit, zu der dieſes reine Weſen, als freiwilliges Opfer für die Rettung ihres geliebten Herrn, ſich aufſchwingen will. Schon bei ihren kindlichen Spielen wird der Geiſt angedeutet, den der Himmel ſelbſt in ihr erweckt (Grimm S. 6 f.):

Iedoch geliebte irz aller meist
von gotes gebe ein süezer geist.

In voller Reife aber ſpricht ſich ihre Geſinnung in den beredten Worten aus, wodurch ſie die Einwilligung ihrer Eltern zu ihrem kühnen Entſchluſſe ſich erringt (Grimm S. 11—17).

Beſonders aber zeichnet ſich Hartmanns Gedicht vor andern Darſtellungen dieſer Opferſage am Schluß noch dadurch aus, daß nicht das blutige Opfer äußerlich vollbracht und durch ein ebenſo gewaltſames Wunder die Todte wieder ins Leben geweckt wird, ſondern daß die freiwillige Hingebung geiſtig vollendet wird und dann die Geneſung nur leiſe, wie ein Thau, vom Himmel ſinkt. Das alte Blutopfer iſt rein innerlich geworden und der Dichter ſpricht ſeinen Sinn klar in den Worten aus:

Do erzeigte der heilige Krist,
wie liep ime triuwe ist,
und schiet sî dô beide
von allem ir leide
und machete in dâ zestunt
reine unde wol gesunt.

Ein ſpäterer Dichter des 13ten Jahrhunderts, Gottfried von Straßburg, rühmt von Hartmann (Triſtan 4626):

Wie lûter und wie reine
sin kristallînin wörtelîn
beidiu sint und iemer müezen sîn!
sî koment den man mit siten an,
sî tuont sich nâhen zuo dem man
und liebent rehtem muote.

In keinem ſeiner Gedichte hat wohl Hartmann von Aue dieſe klare, anmuthende Beredſamkeit ſchöner dargelegt, als im armen Heinrich.

Von den übrigen Werken des Dichters, von ſeinen Lebensumſtänden und von den Beziehungen, die ſich dafür auch aus dem armen Heinrich ergeben, wird ſpäter die Rede ſein.

d. Gregor vom Steine.

Dieſer Legende iſt hier nur zu erwähnen, um eine Lücke in der Kenntnis unſrer ältern Poeſie zu bezeichnen und nothdürftig zu ergänzen. Der Dichter des armen Heinrichs hat auch einen Gregor gedichtet. Aber die einzige Pergamenthandſchrift dieſes Werks, welche ſich zu Straßburg befand, wird ſeit mehreren Jahren vermiſst. Sonſt iſt (außer einem abgeriſſenen Pergamentblatte im Beſitze Prof. Veeſenmeyers zu Ulm) nur eine Papierhandſchrift in Wien vorhanden,[1] deren Beſchaffenheit kritiſche Sprachkenner nicht zur Herausgabe einzuladen ſcheint. Gleichwohl wäre, in Ermanglung eines beſſern Codex, zu wünſchen, daß wir, was auch ein ſchlechterer nicht ganz verdunkeln könnte, von der poetiſchen Auffaſſung einer der bedeutſamern Heiligenſagen durch einen ſo ausgezeichneten Dichter endlich Kunde erhielten.[2] Gregor vom Stein iſt eine chriſtliche Ödipusſage. Ich gebe von ihr nach den Gestis Romanorum,[3] einer im Mittelalter gangbaren Sammlung lateiniſcher Erzählungen, mit geiſtlicher Anwendung, einen kurzen Begriff:

Gregor iſt der Sohn eines Kaiſers, in verbrecheriſcher Liebe mit der eigenen Schweſter erzeugt. Er wird, um die Schande zu verbergen, in einem verſchloſſenen Faſſe ins Meer ausgeſetzt. Die Wellen treiben ihn ans Land, in die Nähe eines Kloſters, deſſen Abt ihn erziehen läßt. Sein Vater ſtirbt auf einer Bußfahrt im h. Lande. Um ſeine Mutter, als Erbin des Kaiſerthums, wirbt ein Herzog von Burgund. Als ſie dieſen abweiſt, verheert er ihr Land und ſie muß ſich mehrere Jahre lang in einer feſten Stadt verſchloſſen halten. Dahin kommt, vom Sturme verſchlagen, Gregor, der inzwiſchen herangewachſen und wehrhaft geworden iſt. Er kämpft, ihr unerkannt, für die bedrängte Frau, erlegt den Herzog und befreit ihr Land. Man dringt in ſie, ſich dem zu vermählen, der allein das Reich vor ähnlicher Gefahr ſchirmen könne. So wird er Kaiſer und Gemahl ſeiner Mutter. Sie ſelbſt macht, mittelſt einer Schrift, die ſie einſt zu ihm in das Faß legen ließ, die gräßliche Entdeckung. Gregor zerbricht ſeine Lanze und geht nachts in Pilgertracht mit bloßen Füßen von dannen. Er kommt zu einem Fiſcher, der ihn ſechszehn Meilen weit ins Meer hinein zu einem einſamen Felſen überfährt. Hier läßt er ſich in Feſſeln anſchmieden und die Schlüſſel zu dieſen ins Meer werfen. Schon ſiebzehn Jahre hat er dort gebüßt, was er nicht verſchuldet, als der Pabſt ſtirbt und eine Stimme vom Himmel ruft: „Sucht einen Mann Gottes mit Namen Gregorius und beſtellt ihn mir zum Statthalter!“ Die ausgeſchickten Boten haben ſchon durch manche Reiche vergeblich geforſcht; da kommen ſie auch zum Hauſe des Fiſchers, der ſich, auf ihre Nachfrage, an den Namen jenes Pilgrims erinnert, ihn aber längſt für todt hält. An demſelben Tage jedoch fängt er einen Fiſch, in deſſen Eingeweide ſich die ins Meer geworfenen Schlüſſel finden. Sie fahren nun nach dem Felſen über, wo ſie Gregorn noch am Leben finden und zum Statthalter Chriſti berufen. Als er in die Stadt eingeführt wird, ſchlagen alle Glocken von ſelber an, zum Zeichen, daß er der Erkorene ſei.

---

[1] Büſching, der Deutſchen Leben, Kunſt und Wiſſen im Mittelalter. II, 120—24. Iwein u. ſ. w. von Benecke und Lachmann, S. III.

[2] [Ausgaben haben wir ſeither erhalten von K. Greith im spicilegium vaticanum 1838, von Lachmann 1838. K.]

[3] Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis [S. 81].

Auch als Volksbuch wird dieſe Legende in Görres deutſchen Volksbüchern S. 244 angeführt. (Vgl. Wilken, Heidelb. Bibl. 350, 6.)

In den ſerbiſchen Volksliedern kommt ſie, in doppelter Geſtalt, nicht unter dem Namen Gregors, ſondern Simeons des Fündlings vor (Talvj. I, 139. Wila, I, 226), auch ſonſt mit veränderten Nebenumſtänden.

e. Engelhart und Engeltrut,

ein Gedicht Konrads von Würzburg, eines ſehr fruchtbaren Dichters, beſonders in Erzählungen, aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts. Es iſt nur noch in einem Drucke des 16ten Jahrhunderts, Frankfurt 1573,[1] vorhanden, worin es, wie in ſolchen Fällen immer geſchah, zugleich in die neuere Mundart übertragen worden. Es ſcheint von dieſem Drucke nur ein einziges Exemplar bekannt zu ſein, das ſich auf der Wolfenbüttler Bibliothek befindet. Daraus iſt in Eſchenburgs

---

[1] [Neue Ausgabe von M. Haupt. Leipzig 1844. K.]

Denkmälern altdeutſcher Dichtkunſt, Bremen 1799, S. 41 ff. ein Auszug gegeben, wonach der Hauptinhalt des Gedichts dieſer iſt:

Engelhart, der Sohn eines Edelmanns in Burgund, will fremde Länder beſuchen. Beim Abſchied giebt ihm ſein Vater drei Äpfel mit. Wenn er Jemand auf der Reiſe treffe, der mit ihm Geſellſchaft machen wolle, ſoll' er demſelben einen der Äpfel geben. Verzehre jener den Apfel ganz, ohne ihm etwas davon zu reichen, ſo ſoll' er ihn meiden; geb' er ihm aber einen Theil davon, ſo ſoll er ſeine Freundſchaft annehmen. Vor allen Dingen empfiehlt ihm der Vater die Treue. Der Sohn verſpricht, dieſer Weiſung zu folgen, reitet davon und ihm begegnen nach einander zwei junge Leute, die mit ihm Geſellſchaft machen wollen, aber beide nicht Probe halten, ſondern die Äpfel allein verzehren. Darauf begegnet ihm ein Dritter, an Geſtalt ihm ſelbſt vollkommen ähnlich. Dieſer nimmt den Apfel, ſchält ihn und giebt dem Schenker die Hälfte zurück. Engelhart wählt ihn zum Gefährten. Sein Name iſt Dietrich von Brabant und der Zweck ſeiner Reiſe gleichfalls, fremde Dienſte zu nehmen. Sie kommen zuſammen nach Dänemark und werden dort am Hofe wohl aufgenommen. Der König hält ſie, ihrer Ähnlichkeit wegen, für leibliche Brüder; ſie verſichern aber, daß nur ihre Geſinnungen brüderlich und dazu vereint ſeien, ihm ihre Dienſte anzubieten, um von ſeiner Tugend zu lernen. Ihr Erbieten wird angenommen, ſie machen ſich am Hofe überall beliebt und leben mit einander in der treueſten Freundſchaft. Der König hat eine Tochter, mit Namen Engeldrut, von ausnehmender Schönheit. Die beiden Jünglinge gefallen ihren Augen und bald auch ihrem Herzen [Z. 1045]:

> Denn was den augen sanfte thut,
> Das dünket auch dem herzen gut
> Und ist ihm [zwar] wohl damitte.
> Herz und augen han die sitte,
> Daz sie gehellen unter [e]in;
> Das auge muß das herze sein
> Zu lieblichen dingen
> Leiten und bringen

Der großen Ähnlichkeit wegen iſt ſie von beiden gleich ſtark eingenommen, zuletzt aber entſcheidet der Name Engelhart, weil er ihr am beſten klingt und am meiſten zu dem übrigen ſtimmt.

Aus Brabant kommt ein Bote an Dietrichen, der ihm den Tod ſeines Vaters meldet und ihn zurückberuft, um ſein Land in Beſitz zu nehmen. Nicht minder ſchmerzlich, als der Verluſt des Vaters iſt ihm die Trennung von ſeinem Freunde. Er bietet dieſem einen Theil ſeines Erbes an, wenn er mit ihm ziehen wolle; er macht einen zweiten Verſuch und will lieber den ganzen Beſitz ſeines Landes, als Engelharts Umgang verlieren. Dieſer hält es aber für Undank, des Königs Dienſte ſchon wieder aufzugeben, verſpricht jedoch, ſobald er den däniſchen Hof verlaſſe, zu Dietrichen zu kommen. So ſcheiden die Freunde. Bald hernach ſtirbt die Königin von Dänemark. Engeldruts Schmerz um den Tod ihrer Mutter, vereint mit ihrem Liebeskummer, macht ſie ſehr niedergeſchlagen und ſchwermüthig. Ihr Vater ſucht ſie aufzuheitern und fällt darauf, ihr Engelharten zum Kämmerer zu geben [Z. 1844]:

Der kann dir alle schwere
Mit freuden gar vertreiben,
Teutsch lesen und schreiben,
Harfen und singen,
Tanzen und springen
Kann er aus der maßen wol,
Damit er alle stunden soll
Kurzweile machen dir u. ſ. w.

Als nun Engelhart der Königstochter bei der Tafel aufwartet, läßt er beim Vorſchneiden das Meſſer aus der Hand fallen, mit einer Verwirrung, die auf einmal ſein Herz verräth. Das Verhältnis, das ſich zwiſchen ihnen entſpinnt, wird aber von dem eiferſüchtigen Auge Ritſchiers von England, der des Königs Schweſterſohn iſt, beobachtet. Er verräth dem König eine nächtliche Zuſammenkunft der Liebenden im Garten. Ein Zweikampf ſoll über Schuld oder Unſchuld entſcheiden. Engelhart, der ſich ſchuldig weiß, fürchtet einen unglücklichen Ausgang und fällt auf das Mittel, ſeinen Freund Dietrich für ſich kämpfen zu laſſen. Er begiebt ſich zu dieſem nach Brabant und ſie verabreden, Einer des Andern Rolle zu ſpielen. Engelhart bleibt in Brabant zurück und wird für Dietrichen gehalten. Dietrich kommt auf den beſtimmten Tag in Dänemark an und beſteht den Zweikampf. Er haut ſeinem Gegner eine Hand ab und will ihm das Leben nehmen, als der König dem Kampfe Einhalt thut und Dietrichen, der immer noch für Engelhart gehalten wird, die Hand ſeiner Tochter zur Belohnung verſpricht. Die Hochzeitfeier wird angeſtellt, aber Dietrich legt ein Schwert zwiſchen ſich und Engeldrut; eine Treue, die ihm ſein Freund bei ſeiner Gemahlin erwidert. Sogleich nach der Hochzeit kehrt Dietrich nach Brabant zurück und Engelhart kommt von dort wieder nach Dänemark. Hier erhält er bald darauf, da der König ſtirbt, die Krone und lebt mit Engeldrut im größten Glücke.

Nicht lange hernach wird Herzog Dietrich von einer ſchweren Krankheit, der Miſelſucht, befallen. Er läßt ſich ein Gartenhaus am Waſſer bauen, wo er für ſich allein wohnt und Erleichterung ſeiner Beſchwerden hofft. Hier erſcheint ihm einmal im Traum ein Engel, der ihm als das einzige Rettungsmittel andeutet, hin zu Engelhart zu reiten und ihn zu bewegen, daß er ſeine beiden Kinder tödte und den Kranken mit deren Blute beſtreiche. Zu der Wahl dieſes Mittels kann aber Dietrich ſich auf keine Weiſe entſchließen. Indeſs bewegt ihn der Mangel an Pflege und die Hintanſetzung, die er in ſeinem eigenen Hauſe und Lande erfahren muß, zu dem Entſchluſſe, nach Dänemark zu gehen, wo ſein Freund ihn auf das liebreichſte bei ſich empfängt. Auf die dringenden Anfragen desſelben, ob er denn nicht irgend ein Heilmittel für ſeine Krankheit wiſſe, erzählt Dietrich, nach vieler Überwindung, ſeinen Traum. Engelhart, im Kampfe der Freundſchaft mit der väterlichen Liebe, bittet Gott, ſeinen Entſchluß zu lenken, und hält ſich endlich verpflichtet, dem Freunde, der das Leben für ihn gewagt hat, das Leben ſeiner Kinder zum Opfer zu bringen. Er nimmt dazu einen günſtigen Augenblick wahr; ſein Herz empört ſich jedoch wider die That, indem er über den ſchlummernden Kindern ſteht und im Begriff iſt, ſie zu tödten [Z. 6256]:

Viel sanfter überwunden
Hätte er zween starke riesen,
Denn er gesiegen mocht an diesen
Kleinen kindern.

Und bald darauf [Z. 6284]:

Bis er zuletzt manchen kuss
Gab den kindern beiden
Und er aus seiner scheiden
Das schwert mit nassen augen scheidt.

Er ſchlägt ihre Häupter ab und bringt das Blut zu ſeinem Freunde, der dadurch auf einmal von ſeiner Krankheit geheilt wird. Engelhart geht mit ſchwerem Herzen, voll Freude über ſeines Freundes Geneſung und voll Betrübnis über das dazu angewandte Mittel, zurück und fragt nach ſeinen Kindern. Die Wärterin, die ſie zu ihm bringen ſoll, findet beide ſpielend auf dem Bette, jedes mit einem rothen Faden um den Hals. Über dieſes Wunder geräth ihr Vater in freudiges Erſtaunen. Dietrich kehrt nach Brabant zurück und beide Freunde leben von nun an ſehr glücklich. Das Gedicht ſchließt mit folgender Nutzanwendung [Z. 6497]:

Daß ein herze wohlgemuth
Daran ein selig bilde gut
Zu läuterlicher treue nehme
Und sich der falschen untreu schäme,
Wenn er hört in seinen tagen
Von so fremdem wunder sagen,
Als den viel trauten gesellen zweyn
Um ihre hohe treu erschein.

Die Geſchichte Engelharts und Dietrichs iſt in den Hauptzügen dieſelbe, welche unter den Namen Amicus und Amelius in den Chroniken des Mittelalters erzählt wird, namentlich in: Vincentii Bellovacensis spec. hist. l. 24, c. 162—164 Chronicon Alberici in Leibnitzs access. historic. II, 108—110; nach dieſen als Anhang zu Simrocks Überſetzung des armen Heinrichs. Amicus und Amelius werden in die Zeit Karls des großen verſetzt und ſind von der Kirche heilig geſprochen worden. Obiges Wunder kommt daher auch in ihrer beſondern Legende vor (Grimm, Armer Heinrich 187 f.). Doch mögen ſie die Heiligſprechung hauptſächlich dem Wunder verdanken, das ſich, nach dem Chronicon Alberici, nach ihrem Tod im Dienſte der Kirche zugetragen. Der Pabſt Hadrian ließ den Kaiſer Karl auffordern, der römiſchen Kirche gegen den Langobardenkönig Deſiderius zu Hülfe zu kommen. In dem Heere, welches Karl nach Italien führte, befanden ſich Amicus und Amelius, erſterer von deutſchem Geſchlecht, aber in Frankreich angeſeſſen, letzterer ein Sohn des Grafen von Auvergne. Beide fielen in der Schlacht, in welcher Karl den Sieg erkämpfte. Zum Dank dafür und zur Begräbnisſtätte für die Umgekommenen ließ Karl eine Kirche dem h. Euſebius und ſeine Gemahlin eine dem Apoſtel Petrus zu Ehren bauen. Amelius wurde in einem ſteinernen Sarge in der Peterskirche, Amicus ebenſo in der Euſebiuskirche beſtattet. Am Morgen aber fand man den Leichnam des Amelius zuſammt dem Sarge neben dem des Amicus in der vom König erbauten Kirche, weshalb er und die Königin dieſelbe auf das reichlichſte begabten.

Dieſe Erzählungen von Engelhart und Dietrich, Amicus und Amelius, Ludwig und Alexander, wie ſie in dem noch gangbaren Volksbuche von den ſieben weiſen Meiſtern,[1] wo die gleiche Geſchichte vorkommt, genannt ſind, bewähren, wie ſehr im Vergleiche mit dem äußerlich gewaltſamen Opfer und Heilwunder, wie es hier erſcheint, die Sage in der dichteriſchen Behandlung Hartmanns von Aue, im armen Heinrich, ſich innerlich und geiſtig gehoben hat.

f. Die heilige Eliſabeth.

Sente Elsebede leben, ein großes erzählendes Gedicht, in kurzen Reimzeilen, vermuthlich noch aus der 2ten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, iſt neuerlich durch die reichhaltigen Auszüge, welche Graff im 1ten Bande der Diutiſca, Heft 2 und 3, aus der im Archiv zu Darmſtadt befindlichen Pergamenthandſchrift gegeben hat, bekannter geworden.[2]

Die h. Eliſabeth war eine Tochter des Königs Andreas II von Ungarn. Schon im vierten Jahr ihres Lebens ward ſie mit Ludwig, dem nachherigen Landgrafen von Thüringen, verlobt und aus ihrem Vaterlande dahin gebracht. Als ſie 14 Jahre alt war, wurde ſie im Jahre 1221 mit dem Landgrafen vermählt. Aber ſchon in ihrem zwanzigſten zog derſelbe nach Italien, um Theil am Kreuzzuge zu nehmen, und nur ſein entſeelter Leichnam kam zurück. Er war vor der Überfahrt zu Otranto geſtorben. Schon früher war es ihre Freude, Hungernde zu ſpeiſen und Kranke zu pflegen. Der Pabſt Gregor IX. empfahl ſie der beſondern Leitung ihres bisherigen Beichtvaters, Konrads von Marburg. So lebte ſie in Marburg, wo ſie ein Hoſpital geſtiftet, widmete ſich der Sorge für Arme und Kranke und gab die ſtärkſten Proben von Demuth und Entſagung. Dort verblühte ſie 1231 im 24ſten Jahre ihres Lebens, den Anſtrengungen erliegend, nachdem ſie ſchon vorher, oft lange in ihr Inneres zurückgezogen, ohne Nahrung oder nur bei kärglicher, geſtärkt erſchienen. Der Ruf der Wunder verherrlichte bald ihr Grab. Kranke kamen und kehrten hergeſtellt zurück, ſelbſt Todte wurden wieder erweckt. Der Pabſt ordnete eine Unterſuchung an. Die damit beauftragten Geiſtlichen erließen eine Aufforderung, daß Alle, die ſich durch das Verdienſt der Landgräfin geheilt glaubten, vor ihnen erſcheinen und Zeugen beibringen ſollten. Die Zahl derſelben war ſo groß, daß man nicht Zeit hatte, Alle zu vernehmen. Nur das, was am klarſten ſchien, ward aufgezeichnet und bezeugt und dann dem Pabſt ein noch vorhandener Bericht erſtattet. Gregor IX ſprach ſie 1235 heilig. (Schmidt, Geſchichte des Großherzogthums Heſſen, B. 1. Gießen 1818. S. 142 f.)

---

[1] [Karlmeinet S. 306. 880. Das altfranzöſiſche Gedicht iſt herausgegeben von K. Hofmann. Erlangen 1852. K.]

[2] [Ausgabe vorbereitet von Max Rieger. K.]

Zu der Erhebung ihrer Gebeine fand ſich Kaiſer Friedrich II ſelbſt zu Marburg ein und weihte der Heiligen einen goldnen Becher, woraus er zu trinken pflegte und worin nun das Haupt Eliſabeths aufbewahrt wurde (Die Vorzeit 1823. S. 313). Ihr zum Denkmal und zur Aufnahme ihrer Überreſte wurde noch im Laufe des 13ten Jahrhunderts die Eliſabethenkirche zu Marburg erbaut, eines der berühmteſten Werke altdeutſcher Baukunſt.

Über das Geſchichtliche vgl. Eliſabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen und Heſſen. Nach ihren Schickſalen und ihrem Charakter dargeſtellt von K. W. Juſti. Neue ſehr verm. und verb. Aufl. Marburg 1835. Von demſ. Züge aus dem Leben der h. Eliſabeth u. ſ. w. Die Vorzeit 1823. S. 254. Ebd. Die Kirche der h. Eliſabeth zu Marburg und ihre Kunſtdenkmäler. Die Vorzeit 1824. S. 1 ff. Ebd. Konrad von Marburg, Beichtvater der h. Eliſabeth und erſter Inquiſitor in Teutſchland, in Pölitzs Jahrb. der Geſch. und Staatskunſt. B. 1. 1829, Juni. S. 555 ff.

Das Gedicht von der h. Eliſabeth wird von einigen Schriftſtellern dem Konrad von Marburg ſelbſt zugeſchrieben (Grundriß S. 299. Roſenkranz, Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter S. 202). Allein die Auszüge in der Diutisca zeigen klar, daß dieſes nicht der Fall iſt; es wird von Konrad in der dritten Perſon rühmend geſprochen.

Der Werth dieſer gereimten Lebensbeſchreibung iſt übrigens mehr ein geſchichtlicher, als ein poetiſcher. Nicht als ob ſie überall im

Einzelnen, in der Erzählung manigfacher Wundergeſchichten, Glauben verdiente. Aber ſie enthält ebenſo gewiß manche lebendige Züge aus einer nahen Vergangenheit und giebt uns merkwürdige Blicke in die innere Geſchichte des Zeitalters. Ein frommes, liebevolles Gemüth ſteigert ſich mehr und mehr in aſcetiſcher Übertreibung, das jugendliche Leben welkt unter dieſen unnatürlichen Anſtrengungen und Entbehrungen frühe dahin, aber den Zeitgenoſſen erglänzt um das ſchöne, erblaßte Angeſicht der Heiligenſchein.

Ein ſpäteres Eliſabethenleben in Reimen von Johannes Rote, der bis 1440 lebte, iſt gedruckt in Menckenii Script. rer. germ. T. II.

Aus der großen Anzahl einzelner, in poetiſcher Form bearbeiteter Legenden habe ich bisher vorzugweiſe ſolche ausgehoben, welche in Deutſchland erwachſen ſind oder ſich hier auf eigenthümliche Weiſe angeſetzt haben. Ich bezeichne nun, um auf die größern Kreiſe übergehen zu können, nur litterariſch noch einige, welche zwar dem Inhalte nach in das allgemeine Gebiet der Martyrologien gehören, aber durch die Namen ihrer Bearbeiter und den Werth der Bearbeitung ſelbſt auf Beachtung Anſpruch machen.

g. Barlaam und Joſaphat,

ein Gedicht des Rudolf von Ems, von der Mitte des 13ten Jahrhunderts, in kurzen Reimzeilen, herausgegeben von F. K. Köpke, Königsberg 1818.[1]

Joſaphat iſt der Sohn eines indiſchen Königs, vor deſſen Palaſt Barlaam, ein alter Weiſer von der Inſel Senaar, als Juwelier erſcheint, aber ſeinen köſtlichſten Edelſtein nur dem Königsſohne ſelbſt zeigen will. Dieſer Juwel iſt das Chriſtenthum, in welchem Joſaphat von Barlaam unterrichtet wird und dem er dann ſeinen chriſtenverfolgenden Vater ſelbſt und deſſen Volk zuwendet, zuletzt aber, der Krone entſagend, mit ſeinem Lehrer als Einſiedler in der Wüſte lebt.

Des deutſchen Bearbeiters Quelle war eine lateiniſche, welche jedoch wieder auf eine griechiſche zurückgeht.[1] Darüber finden ſich die litterariſchen Nachweiſungen in Fr. W. Val. Schmidts Recenſion von Dunlops history of fiction in den Wiener Jahrbüchern 1825.

---

[1] [Von Franz Pfeiffer. Leipzig 1843. Vgl. Gödekes deutſche Dichtung im Mittelalter S. 186 ff. Das altfranzöſiſche Gedicht über Barlaam haben P. Meyer und H. Zotenberg für den litterariſchen Verein in Stuttgart herausgegeben und mit ausführlichen litterarhiſtoriſchen Unterſuchungen begleitet. K.]

Die Belehrung im Chriſtenthum beſteht großentheils in Apologen. Die Bearbeitung Rudolfs von Ems iſt beſonders dadurch merkwürdig, daß ſie zeigt, mit welcher Meiſterſchaft dieſer Dichter um die Mitte des 13ten Jahrhunderts den Ausdruck geiſtiger Beziehungen zu handhaben wuſte.

h. Der heilige Georg,

ein Gedicht Reinbots von Doren, gedruckt in den deutſchen Gedichten des Mittelalters von v. d. Hagen und Büſching. B. 1. [Aufſeßs Anzeiger 4, 186. K.]

Der Heilige dieſer byzantiniſchen Legende erleidet ſein Märtyrthum unter den Verfolgungen des Kaiſers Dacian. Der ritterliche Charakter des Drachentödters iſt hier noch nicht entwickelt. Reinbot hat ſeine Arbeit auf Anlaß Ottos, Pfalzgrafen am Rhein und Herzogs von Baiern, und der Gemahlin deſſelben im zweiten Viertel des 13ten Jahrhunderts unternommen. Er hat den Stil Wolframs von Eſchenbach vor Augen gehabt und ſeine Darſtellung hat lebendige Farbe.

Von einem ältern Lied auf den h. Georg, in der Versweiſe Otfrieds, aus dem Schluß des 9ten oder Anfang des 10ten Jahrhunderts iſt nur ein kleines Bruchſtück vorhanden, gedruckt u. a. in Wilkens Geſchichte der Heidelberger Bücherſammlung S. 547 f.

i. Der heilige Alexius,

ein Gedicht Konrads von Würzburg, des Verfaſſers der Erzählung von Engelhart und Engeldrut. Von erſterem iſt Nachricht gegeben, mit einzelnen Stellen daraus, in Oberlins Diatribe de Conrado Herbipolita. Straßburg 1782.[2]

---

[1] [Griechiſch herausgegeben von Boiſſonade. Paris 1832. Daraus deutſch von Liebrecht. Münſter 1847. Die tiefer liegende Quelle hat Liebrecht entdeckt, worüber eine Abhandlung in Eberts und Wolfs Jahrbuch 2, 314 ff. Vgl. Meyers Ausgabe. K.]

[2] [Ausgaben von Maßmann, Quedlinburg 1843, von Haupt in ſeiner Zeitſchrift 3, 535 ff. K.]

k. Der heilige Sylveſter,

von demſelben. Von dieſem bisher ganz unbekannten Gedichte findet ſich ein umſtändlicher Auszug, nach einer Pergamenthandſchrift zu Trier, in Graffs Diutisca B. 2, S. 3 ff. [1]

l. Leben der heiligen Martina,

ein Dichtwerk Hugs von Langenſtein, vom Schluſſe des 13ten Jahrhunderts, gleichfalls im Auszuge, nach einem Codex zu Baſel, bekannt gemacht in Diutisca B. 2, S. 115 ff. [2]

5. Das karolingiſche Epos.

Die Heiligen, deren Sagen wir bisher abgehandelt, erweiſen ihr Märtyrthum, nach dem Vorbilde des Erlöſers ſelbſt und ſeiner Apoſtel, im unerſchrockenen Bekenntnis ihres Glaubens und im Dulden für denſelben. Sie ſtehen vereinzelt mitten unter einer herrſchenden Heidenſchaft oder verſenkt in ihr innres Leben im Getümmel der Welt. Aber, wie im Leben ſelbſt, ſo trat auch in der Dichtung die chriſtliche Kirche mehr und mehr als eine wehrhafte, äußerlich ſtreitbare hervor. Kriegeriſche Völkerſchaften, deren Kampfmuth die milde Lehre des Chriſtenthums keineswegs gebrochen hat, treten im Eifer des neuen Glaubens gegen die Feinde desſelben in Waffen und ihr Kreuz iſt ein Schwertheft. Gegen die ſpaniſchen Araber ſchirmen die Franken ſiegreich ihr Land und ihre Kirche und bald ziehen die europäiſchen Völker über Meer, um demſelben Volke das heilige Grab zu entreißen.

So erſteht ein chriſtliches Heldenthum und der erſte Sagenkreis desſelben iſt das karolingiſche Epos. Die Betrachtung des letztern kann für jetzt nur eine ſummariſche ſein. Dasſelbe hat ſich urſprünglich in der altfranzöſiſchen Poeſie ausgebildet, welche nicht unmittelbar in unſern Bereich gehört und, was dieſen Fabelkreis betrifft, noch meiſt in den Handſchriften begraben liegt. Aber auch von dem, was im 12ten und 13ten Jahrhundert daraus auf deutſchen Boden verpflanzt wurde, iſt ein großer Theil noch ungedruckt.

---

[1] [Ausgabe von W. Grimm. Göttingen 1841. K.]

[2] [Ausgabe für den litterariſchen Verein in Stuttgart 1856. K. Vgl. Pfeiffers Germania 8, 15 ff. H.]

Die einzelnen deutſchen Gedichte werde ich nachher beſonders angeben. Über den Sagenkreis im Allgemeinen geben Auskunft: Dippoldt, Leben Kaiſer Karls des groſzen. Tübingen 1810, in der Beil. D.: Poeſieen und Sagen von Karl dem groſzen. Görres, die teutſchen Volksbücher. Heidelberg 1807. S. 99 ff. aus Anlaß des Volksbuchs von den Haimonskindern. F. W. Val. Schmidt, Über die italiäniſchen Heldengedichte aus dem Sagenkreis Karls des groſzen. Berlin 1820. Derſ. in der ſchon angef. Recenſion von Dunlops history of fiction, Wiener Jahrb. der Litt. 1825. B. 31. „Über das altfranzöſiſche Epos“ habe ich in der Zeitſchrift „Die Muſen“ vom Jahre 1812 eine Abhandlung eingerückt, worin ich von den Gedichten dieſes Heldenkreiſes Nachricht gab, welche mir aus altfranzöſiſchen Handſchriften der Pariſer Bibliothek bekannt geworden waren. Zu demſelben Kreiſe gehört: Der Roman von Fierabras, provenzaliſch, herausgeg. von Imm. Bekker. Berlin 1829. Auch in der Einleitung und den Anmerkungen dieſer Ausgabe iſt Vieles aus den altfranzöſiſchen Gedichten, zum Theil nach meinen Mittheilungen, abgedruckt. [Karlmeinet S. 852 f. K.]

Ich gehe hier, nach dem Zuſammenhang des Bisherigen, von dem Geſichtspunct aus, welchen dieſer Sagenkreis als Legende darbietet.

Karl der groſze iſt in die Zahl der Heiligen aufgenommen worden. Als ſeine und ſeiner Glaubensſtreiter Legende können wir betrachten: Turpini historia de vita Caroli magni et Rolandi, gedruckt in Reubers Scriptor. rer. germanic. Frankfurt 1584.

Aus derſelben hebe ich Folgendes aus:

Als Karl der groſze von der Beſiegung vieler Länder ausruht, ſieht er am Himmel eine Sternſtraſze, die ſich vom frieſiſchen Meer erhebt und bis nach Galicien hinzieht. Nachdem er ſie mehrere Nächte betrachtet und über ihre Bedeutung nachgedacht, erſcheint ihm in herrlicher Geſtalt der Apoſtel Jakobus und hält ihm vor, daß er, der ſo viele Länder und Städte erobert, noch nicht das Land Galicien, wo ſeine, des Apoſtels, Gebeine verborgen liegen, von den Saracenen befreit habe. Karln habe der Herr erwählt, dasſelbe frei zu machen und die Straſze dahin zu öffnen. Der Sternweg am Himmel bedeute, daß er mit einem groſzen Heere nach Galicien ziehen und nach ihm, bis ans Ende der Welt, alle Völker dorthin zu der Kirche und dem Sarge des Apoſtels wallfahren werden. Dafür ſei dem Kaiſer die himmliſche

Krone und hienieden bis ans Ende der Tage ein geprieſener Name beſtimmt. Auf ſolche dreimalige Mahnung ſammelt Karl ſeine Heere und bricht nach Spanien auf.

(Hiebei iſt zu bemerken, daß die Milchſtraße, die wir aus der Heldenſage als Iringsſtraße kennen lernten, in der chriſtlichen Bezeichnung des Mittelalters die Jakobsſtraße hieß, ſowie die zahlreichen Waller nach Compoſtella in Galicien, dem Heiligthume des Apoſtels Jakobus, Jakobsbrüder genannt wurden. Die leuchtende Himmelsſtraße war Vorbild des irdiſchen Pilgerweges. J. Grimm, Irmenſtraße und Irmenſäule S. 15—20. V. d. Hagen, Irmin S. 38—41. Eine via Jacobitana kommt bei Turpin C. XI, C. XII, C. XIV vor.)

Die Stadt Pampelona belagert Karl drei Monate lang; da ruft er den h. Jakob an und die Mauern ſtürzen zuſammen. Er unterwirft ſich das Land mit Schwert und Taufe und ſtößt ſeine Lanze in das Meer. Von dem Golde, das ihm als Schatzung gezollt wird, ſtattet er beſonders St. Jakobs Kirche aus. Nach dreijährigem Aufenthalt kehrt er nach Frankreich zurück, wo er die Jakobskirche zu Paris ſtiftet.

Bald jedoch iſt er zu einer neuen Heerfahrt nach Spanien genöthigt, welches der afrikaniſche König Aigoland nach Karls Abzuge überwältigt hat. Die Heere treffen ſich auf der Ebene am Fluſſe Cera. Am Abend vor der Hauptſchlacht, als die Chriſten ihre Waffen zurichten, ſtecken Viele ihre Speere auf den Wieſen am Strome aufrecht in die Erde. Am Morgen finden ſie dieſelben feſtgewurzelt, berindet und belaubt, und müſſen dieſelben am Boden abſchneiden. Diejenigen, denen dieſes begegnet, erlangen in der Schlacht die Märtyrerpalme. Zwölftauſend Chriſten fallen, darunter der Herzog Milo, Rolands Vater. Karls Roſs wird getödtet und er kämpft zu Fuße mit ſeinem Schlachtſchwerte Gaudioſa (Joyeuse). Der Sieg bleibt unentſchieden. Aigoland zieht ſich gegen Leon, Karl nach Frankreich zurück. Aus den Wurzeln jener abgehauenen Lanzen aber erwachſen große Eſchengebüſche, welche noch dort zu ſehen ſind.[1] Nachdem Aigoland große Verſtärkung an ſich gezogen, dringt er in Gasconien ein und bemächtigt ſich der Stadt Agen.

---

[1] Das Wunder mit den Lanzen wiederholt ſich Cap. X; offenbar liegen verſchiedene Darſtellungen derſelben Schlacht zu Grunde. Vgl. C. XVI.

Karln läßt er einladen, mit einer kleinen Schaar Bewaffneter im Frieden zu ihm zu kommen, und verſpricht dafür dem Kaiſer ſechszig Pferde, mit Gold, Silber und andern Schätzen beladen, zum Zeichen ſeiner Freundſchaft. Damit bezweckt er nur, Karln perſönlich kennen zu lernen, um ihn nachher in der Schlacht erlegen zu können. Karl, der dieſes merkt, nähert ſich mit 2000 Kriegern der Stadt Agen bis auf vier Meilen und begiebt ſich von da mit nur Sechszigen auf einen Berg in der Nähe der Stadt, von wo man dieſe überſehen kann. Dort läßt er auch jene zurück, vertauſcht ſeine Kleider und geht, eine Lanze über die Schulter und mit umgekehrtem Schilde, wie es Brauch der Boten im Krieg iſt, mit einem einzigen Gefährten zur Stadt. Vor Aigoland geführt, ſagen ſie: „Karl hat uns geſandt; er iſt ſelbſt, wie du befohlen, mit 60 Kriegern gekommen und will dir dienen, wenn du ihm giebſt, was du verſprochen. Darum komm auch du mit Sechszigen und ſprich mit ihm!“ Aigoland waffnet ſich und heißt ſie zurückkehren und Karln ſagen, daß er ſeiner warte. So hat Karl ſeinen Feind kennen gelernt und ausgeſpäht, wo die Stadt am ſchwächſten iſt. Er kommt wieder zu den Seinigen, ſammelt ein großes Heer und belagert die Stadt, aus der Aigoland mit ſeinen Unterkönigen heimlich entfliehen muß. Sie wird eingenommen und 10000 Saracenen erliegen dem Schwerte der Chriſten.

Aigoland ſetzt ſich in Pampelona und läßt Karln wiſſen, daß er ihn hier zum Kampf erwarte. Mit einem ungeheuren Heere, deſſen Schall man 12 Meilen weit vernimmt, zieht Karl dahin. Seine vornehmſten Helden werden genannt, insbeſondre Turpin, Erzbiſchof von Rheims, der das Volk Chriſti zum Kampf ermuthigt und ſelbſt die Waffen führt, Roland, Karls Neffe von ſeiner Schweſter Bertha, Balduin, Rolands Bruder, Oliver, Ganelon, der nachher zum Verräther wird. Dieſes ſind die berühmten Streiter Chriſti, die ſeinen Glauben in der Welt ausbreiten. Denn wie er ſelbſt mit ſeinen zwölf Apoſteln die Welt eroberte, ſo erwarb Kaiſer Karl mit dieſen Helden Spanien zur Ehre des göttlichen Namens.

C. XI, S. 72: Isti præfati sunt viri famosi heroes, bellatores potentibus cosmi potentiores, fortiores Christi proceres, Christianam fidem in mundo propagantes. Ut enim dominus noster Jesus Christus una cum duodecim apostolis suis et discipulis mundum acquisivit, sic Carolus, rex

Gallorum et imperator Romanorum, cum his pugnatoribus Hispaniam acquisivit ad decus nominis dei.

In der Schlacht vor Pampelona kommt Aigoland um und die Saracenen erleiden eine ſchreckliche Niederlage, der nur wenige entrinnen.

Karln wird gemeldet, daß bei Nagera ein Rieſe, mit Namen Ferracut, von der ſyriſchen Küſte mit einem großen Heere angekommen ſei, um ihn zu bekriegen. Dieſer Rieſe iſt 12 Ellen hoch, ſcheut weder Speer noch Pfeil und hat die Stärke von 40 Männern. Karl zieht deshalb ſogleich vor Nagera. Ferracut kommt aus der Stadt und verlangt, daß ihm ein Franke zum Zweikampf geſtellt werde. Mit den Helden, die Karl nach einander gegen ihn ſchickt, wird er leicht fertig, indem er ſie nur unter den Arm nimmt und wie Lämmer zur Stadt trägt. Nur ungern geſtattet Karl noch ſeinem Neffen Roland, ſich zu verſuchen. Dieſen faßt Ferracut mit Einer Hand und nimmt ihn vor ſich aufs Roſs. Aber Roland vertraut dem Herrn, ergreift den Rieſen am Bart und reißt ihn mit ſich vom Pferde. Sie kämpfen bis zum zweiten Tage, Roland, der ſein Schwert verloren, nur noch mit einem Stab und mit Steinwürfen. Am zweiten Mittag wünſcht der Rieſe einen Schlaf zu thun. Sie machen Stillſtand und Roland legt ſelbſt ihm einen Stein unter das Haupt. Nachdem Ferracut ausgeſchlafen, läßt er ſich von Roland die Geheimniſſe und Hauptlehren des chriſtlichen Glaubens erklären. (Eine ähnliche Erörterung fand ſchon früher zwiſchen Karln und Aigoland ſtatt.) Die Faſſungskraft des Rieſen reicht jedoch nicht völlig aus und er will über die Wahrheit dieſer Lehre den Ausgang des Zweikampfs entſcheiden laſſen. Er bringt den Gegner unter ſich, aber dieſer erfaßt den Dolch des Rieſen und ſticht ihn damit tödtlich durch den Nabel, die einzige Stelle, wo er verwundbar iſt, wie er ſelbſt zuvor thörichter Weiſe verrathen hat. Die Chriſten dringen mit den Saracenen, welche den ſterbenden Rieſen in die Stadt tragen, in dieſe ein und befreien ihre Gefangenen.

Nachdem Karl zur Ehre Gottes und des h. Jakobus ganz Spanien ſich unterworfen, nimmt er auf dem Heimzug nach Frankreich zu Pampelona Herberge. Damals ſitzen zu Saragoſſa zween ſaraceniſche Könige, Marſir (Marsirius) und ſein Bruder Beligand, Karls Herrſchaft untergeben. Ihnen entbietet er durch Ganelon, entweder ſich taufen zu laſſen oder ihm Schatzung zu ſenden. Sie ſchicken hierauf 30 Pferde, mit Gold und andern Schätzen beladen, 40 mit dem ſüßeſten und reinſten Weine, für Karls Kriegsleute, und tauſend ſchöne Saraceninnen. Dem Ganelon aber bieten ſie 20 Pferde mit Gold, Silber und koſtbaren Stoffen an, wenn er die Helden in ihre Hand gebe. Er geht es ein, kehrt mit den Schätzen zum Kaiſer zurück und ſagt ihm, Marſir wolle Chriſt werden und bereite ſich, zu Karln nach Frankreich zu kommen, um dort die Taufe zu empfangen und fortan ſein Land von ihm zu Lehen zu tragen. Karl glaubt Ganelons Worten und auf deſſen Rath befehligt er ſeine liebſten Helden, Roland und Oliver, mit ihren Genoſſen und 20000 Chriſten im Thale Ronceval (in Runciavalle) die Nachhut zu halten, während er ſelbſt mit dem übrigen Heere durch die Engpäſſe der Pyrenäen ziehe. Dieſe Nachhut, die ſich den gefährlichen Geſchenken Marſirs hingegeben, wird von ihm und Beligand mit 50000 Saracenen überfallen und in heißem Kampfe aufgerieben. Von den zwölf Genoſſen ſind nur noch Turpin und Ganelon, die mit dem Kaiſer vorangezogen, Balduin und Thiedrich, welche ſich in die Wälder gerettet, und Roland, der allein zurückbleibt, am Leben. Er hat noch die letzte Anſtrengung gemacht, indem er nur mit hundert Chriſten, die er um ſich verſammelt, unter die Saracenen, welche ſchon eine Strecke zurückgegangen, eingebrochen iſt und den fliehenden Marſir erſchlagen hat. Aber auch ſeine hundert Gefährten ſind umgekommen und er allein, von vier Lanzen durchſtochen, reitet durch die Wälder dem Engpaſſe zu, durch welchen das fränkiſche Heer gezogen. Aber oberhalb Ronceval ſteigt er ab, unter einem Baume, neben welchem ein Marmorſtein aus der Wieſe emporragt. Noch hat er ſein treffliches Schwert Durenda. Dieſes entblößt er, hält es in der Hand und blickt es traurig an: „O ſchönes, leuchtendes, treueſtes Schwert, wer ſoll dich ferner führen? Durch dich iſt das Volk der Ungläubigen vertilgt, die chriſtliche Satzung aufgerichtet, der Preis Gottes ausgebreitet worden. Deines Gleichen war nie und wird niemals ſein. Der dich verfertigt, hat nie zuvor, noch nachher ein ähnliches geſchmiedet. Wen du berührt, deſſen Leben war zu Ende. Sollte dich ein feiger Kriegsknecht oder ein ungläubiger Saracene haben, das wäre mir bittrer Schmerz." Da ſchlägt er das Schwert, damit es nicht in fremde Hand komme, dreimal auf den Marmorſtein, aber der Fels wird von oben bis unten durchgeſpalten und das zweiſchneidige Schwert bleibt unverletzt. Darauf ſtößt er in ſein

Horn, wie Donnerhall (tuba sua cœpit altisona tonitruare), ob er etwa noch einen verſprengten Chriſten herbeirufe, der ſein Schwert und ſein Roſs nehme. Er bläſt mit ſolcher Gewalt, daß das Horn entzweiſpringt und ſeine Halsadern reißen. Der Schall dringt acht Meilen weit bis zu den Ohren des Kaiſers, der in einem Thale gegen Gasconien hin, das Karls Thal genannt wird, ſeine Zelte aufgeſchlagen hat. Karl will ſogleich umkehren, um ihm Hülfe zu bringen. Aber Ganelon ſpricht: „Kehre nicht um, mein König! Roland bläſt alle Tage; er bedarf deiner Hülfe nicht; er verfolgt ein Wild und läßt ſein Horn durch den Wald erſchallen.“ Bald darauf aber hält der Erzbiſchof Turpin, noch in demſelben Thale, in Gegenwart des Kaiſers eine Todtenmeſſe für die Erſchlagenen. Da geräth er plötzlich in Entzückung und hört den Geſang der himmliſchen Chöre. Der Erzengel Michael führt Rolands Seele zum Himmel, während die Teufel den Marſir zur Hölle raffen. In demſelben Augenblicke kommt Balduin, Rolands Bruder, auf dem Roſſe des Helden dahergeſprengt; er kam eben noch zum Verſcheiden dieſes Märtyrers und hat umſonſt nach einem Trunke Waſſers geſucht, den der Sterbende von ihm verlangt. Karl kehrt um mit dem ganzen Heere und findet ſeinen Neffen entſeelt im Graſe liegen. (Noch hält er ſein Schwert in die Hand geklemmt und läßt es Niemand; als aber der Kaiſer hinzutritt, öffnet ſich die todte Hand. Strickers Karl d. gr. S. 90.) Nachdem Karl über der Leiche geweint, ſchwört er beim allmächtigen Gotte, nicht zu raſten, bis er die treuloſen Saracenen erreicht. Er verfolgt ſie mit ſeinem Heere; die Sonne ſteht ſtill und der Tag verlängert ſich zu dreien, bis er am Ebro die Unglaubigen trifft und an ihnen ſeine Helden rächt. Über Ganelon wird ein Gottesgericht gehalten; Dietrich kämpft als Ankläger, Pinabel für den Angeſchuldigten. Durch Pinabels Tod wird der Verräther überwieſen, an vier wilde Pferde gebunden und in Stücke zerriſſen. Nicht lange überlebt Karl den Untergang ſeiner Helden. Er ſtirbt zu Aachen, nachdem mancherlei Zeichen ſeinen Tod verkündigt.

Das lateiniſche Buch in 32 Capiteln, aus welchem der vorſtehende Sagenumriß entnommen iſt, giebt ſich das Anſehn, als wär' es vom Erzbiſchof Turpin von Rheims ſelbſt, dem Zeitgenoſſen Karls des großen, verfaßt. Es hebt in Form einer Zuſchrift an:

Turpinus, dei gratia archiepiscopus Remensis ac sedulus Caroli m. imperatoris in Hispania consocius, Leoprando, decano Aquisgranensi, salutem in domino. Quoniam nuper mandastis mihi apud Viennam, cicatricibus vulnerum aliquantulum ægrotanti, ut vobis scriberem, qualiter imperator vester famosissimus Carolus m. tellurem Hispanicam et Gallicianam a potestate Saracenorum liberavit, mirorum gestorum apices ejusque laudanda super Hispanicos Saracenos trophæa, quæ propriis oculis intuitus sum, quatuordecim annos perambulans Hispaniam et Galliciam una cum eo: quod exercitibus suis pro certo scribere vestræque fraternitati mittere non ambigo.

Und ſo benimmt ſich der Verfaſſer durchaus als Augenzeuge und Theilnehmer. Dieſes Buch, welches überall das Verdienſtliche der Begabung der Kirchen und der Züge gegen die Unglaubigen hervorhebt, iſt auch vom Pabſte Calixtus II auf der Kirchenverſammlung zu Vienne im Jahre 1122 wirklich als echt beſtätigt worden:

Magnum Chron. belgic. in Struvii Scriptt. rer. germ. S. 163: „Idem Calixtus papa fecit libellum de miraculis s. Jacobi et statuit historiam s. Caroli descriptam a beato Turpino, Remensi archiepiscopo, esse authenticam.“ (Eichhorn, Allgemeine Geſchichte der Cultur und Litteratur I, Göttingen 1796. Erläuterungen S. 40.)

Die Legende des heiliggeſprochenen Karls des großen, wie ſie namentlich Jacobus de Voragine im 14ten Jahrhundert in ſeine Legendenſammlung aufgenommen hat, iſt auch ein bloßer Auszug dieſer Historia Turpini.

Daß letztere keine hiſtoriſche Geltung habe und nur für die Sagengeſchichte in Betracht komme, wie es der ausgezogene Inhalt ſogleich ergiebt, iſt begreiflich längſt anerkannt. Wenn man aber, eben von poetiſcher Seite, die Historia Turpini in früherer Zeit für den Urquell der Dichtungen vom Kaiſer Karl und ſeinen zwölf Genoſſen angeſehen hat, ſo war dieß nur bei völliger Unbekanntſchaft mit dem altfranzöſiſchen Gedichtkreiſe und bei einer ſehr oberflächlichen Betrachtung des Buches ſelbſt möglich. Daſſelbe gewährt, wozu wir es auch benützt haben, eine ſummariſche Überſicht des legendenhaften Beſtandtheils der karolingiſchen Sage und iſt auch als ein bedeutendes Glied in der Kette ſagenhafter Überlieferung anzuerkennen, indem es vielleicht die älteſte Zuſammenſtellung mehrerer Dichtungen dieſes Kreiſes ausmacht, durch ſein kirchliches Anſehn und die Abfaſſung in der allgemeinen Kirchenſprache ſich überall Zugang verſchafft und durch Übertragung in die romaniſchen Vulgarſprachen noch weitere Verbreitung erlangt hat. Aber die Anſicht des Buches zeigt unzweifelhaft, daß es nicht ein Keim der

Sage, ſondern vielmehr ein Auszug ſchon entfalteter Dichtungen iſt. Die Charaktere der Hauptheldeu ſind ſchon fertig aufgenommen und hinwider werden manche Helden genannt, von denen hier nichts Beſondres gemeldet wird, während ſie in den romaniſchen Gedichten viel beſungen ſind. Indem nun der falſche Turpin bereits eine reiche Ausbildung der Sage vorausſetzt, kann auch die Zeit der Abfaſſung nicht viel früher, als die päbſtliche Sanction vom Jahre 1122 angenommen werden und wird hiernach in den Anfang des 12ten Jahrhunderts zu ſetzen ſein. Aber ſchon im Jahre 1066 wurde die Schlacht von Haſtings, durch welche die normanniſche Eroberung Englands entſchieden wurde, mit einem Liede von Roland, der auch Turpins Hauptheld iſt, eröffnet. Guilielmus Malmesburiensis, in der erſten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, berichtet lib. 3 de gest. reg. Angl. (ad ann. 1066): tunc cantilena Rollandi inchoata, ut Martium viri exemplum pugnaturos accenderet, inclamatoque dei auxilio, prælium consertum, bellatumque acriter. (Eichhorn a. a. O. S. 47.) Noch mehr aber ergiebt die Vergleichung der Historia Turpini mit dem Reichthum altfranzöſiſcher Heldengedichte, daß jene nicht die Quelle von dieſen geweſen ſein könne, wenn auch die Gedichte in ihrer jetzigen Abfaſſung, obgleich nicht im Volksgeſange, der ihnen zu Grunde liegt, großentheils ſpäter als Turpin ſind. Selbſt die legendenhafte Seite und auf dieſer die ſpaniſchen Feldzüge giebt die Historia Turpini nur unvollſtändig. Karls Jugendabenteuer bei den ſpaniſchen Saracenen, ſeine Wallfahrt nach Jeruſalem, die Kämpfe in Spanien gegen Fierabras, lauter Gegenſtände ausführlicher altfranzöſiſcher Dichtungen, ſind dort entweder, wie die beiden erſtern, nur angedeutet,[1] oder, wie der dritte, gar nicht berührt. Der unbekannte Verfaſſer des lateiniſchen Werks weiſt ſelbſt auf die von ihm weit nicht erſchöpfte Fülle der Überlieferungen von Karl dem großen hin:

C. XX, S. 80: Sed si quem magna ejus gesta audire delectaverit, enarrare nobis magnum est et onerosum. Quemadmodum Galafrus, admiraldus C[T]oleti, illum in provincia exulatum ornavit habitu militari in palatio C[T]oleti, et quomodo idem Carolus postea ob merita ejusdem Galafri occidit in bello Braimantum, magnum ac superbum regem Saracenorum, Galafri inimicum, et qualiter diversas terras et urbes acquisivit et trino nomini subjugavit, et quomodo abbatias multasque ecclesias per mundum instituit, et quomodo multorum sanctorum corpora et reliquias in auro et argento collocavit, et qualiter Romæ imperator fuit, et dominicum sepulcrum adiit, et qualiter lignum dominicum secum attulit, unde multas ecclesias dotavit, scribere nequeo: magis deficit manus et calamus, quam ejus historia.

---

[1] S. 73. 80. C. XX Beziehung auf Karls Jugend bei den Saracenen.

Auch ein andrer lateiniſcher Roman, der eben die Wallfahrt Karls in das h. Land erzählt, wird von den Litteratoren weiter hinauf, als die Historia Turpini, noch in das 11te Jahrhundert, geſetzt. (Lebeuf, Examen critique de trois histoires fabuleuses, dont Charlemagne est le sujet, in der Histoire de l'acad. des inscr. T. XXI.)

Außer dieſen Gedichten von legendenhafter Richtung umfaßt aber der altfranzöſiſche Fabelkreis noch eine ganze Claſſe andrer, welche nicht unmittelbar religiöſe Beziehung, ſondern die Kämpfe des Königs mit ſeinen Vaſallen zum Gegenſtande haben. Dieſe andre Seite des fränkiſchen Epos geht bei Turpin völlig leer aus. Ihr gehört insbeſondre das Gedicht von den vier Söhnen des Herzogs Aimon an, deſſen Inhalt bei uns noch im Volksbuche von den Haimonskindern verbreitet iſt.

Der hiernach erweiterte Umfang der karolingiſchen Heldenſage iſt in den allgemeinſten Umriſſen dieſer:

Nachdem Karl, in früher Jugend durch die Ränke ſeiner Stiefbrüder von ſeinem Erbe verſtoßen und in die Dienſte eines ſaraceniſchen Königs in Spanien eingetreten, ſich den väterlichen Thron wieder erkämpft hat, muß er ſich in Kriegen mit Auswärtigen und mit widerſpenſtigen Vaſallen zwölf Genoſſen durch Streit gewinnen, die ihm fortan als geharniſchte Apoſtel zur Seite ſtehn, um mit ihm die Sache der Chriſtenheit zu führen. Sie ziehen zum h. Grabe und durch eine Glorie, die im Tempel über ihren Häuptern erſcheint, werden ſie als Streiter Gottes anerkannt und geweiht. Als ſolche kämpfen ſie in vielfachen Feldzügen gegen die heidniſchen Sachſen und gegen die Ungläubigen in Spanien, bis ſie endlich, nach vielen wunderreichen Thaten und Schickſalen, durch Ganelon verrathen, im Thale Ronceval gemeinſamen Helden- und Märtyrertod erleiden. Karl ſelbſt und einige aus der Zahl bleiben zwar am Leben, doch nur um jene zu rächen, zu verherrlichen und zeitlebens zu betrauern. An dieſen Kern des Epos aber ſchließen ſich in aufſteigender Linie, zu Pipin und Karl Martell, und in abſteigender, zu Karls Nachfolgern und den Nachkommen ſeiner Helden, ſowie in Nebenzweigen, noch viele andre Heldengeſchichten an.

Den Zuſammenhang der zahlreichen und manigfaltigen Gedichte dieſes Kreiſes bilden innerlich: der alterthümliche Heldengeiſt, nicht mehr mythiſch rieſenhaft, zuweilen ſchon der Galanterie zugeneigt, aber voll heroiſcher Freudigkeit; der religiöſe Nimbus, der die Helden umgiebt; die durchgehende Charakteriſtik der bedeutendern unter ihnen: Karls ruhige, zuweilen ſtarre, mehr leitende, als ſelbſtthätige Größe, des Herzogs Naimes von Baiern bedächtiges Alter und weiſer Rath, Rolands achilleiſches Feuer und ſeine innige Waffenbrüderſchaft mit dem heitern Olivier, Ganelons Falſchheit und Tücke; endlich der Helden gemeinſamer Untergang und das vorahnende Hindeuten darauf in den meiſten Gedichten, welche noch die früheren Abenteuer darſtellen; äußerlich aber: die Gleichförmigkeit eines epiſchen Stils und beſtimmte epiſche Versarten.

Von dieſen, beſonders dem romaniſchen Alexandriner, als identiſch mit dem epiſchen Verſe der deutſchen Heldenlieder, iſt bei der geſchichtlichen Erörterung des letztern gehandelt worden.

Die Verfaſſer der altfranzöſiſchen Gedichte in ihrer jetzigen Geſtalt ſind, vielleicht ohne Ausnahme, Geiſtliche. Mehrere derſelben nennen ſich. Aber ſie beziehen ſich, wenn auch im Widerſpruche damit, auf den ſchon herkömmlichen Volksgeſang der Jongleurs, und ſie ſelbſt noch beſtimmen ihre Arbeiten für den Geſang. Nicht die Erfindung der Sagen, ſondern die Vereinigung und Ausbildung der rhapſodiſchen Geſänge zu größern Compoſitionen war hier, wie anderwärts, das Geſchäft Derjenigen, welche das Epos in Schriftwerke auffaßten.

Dieſes nordfranzöſiſche Epos, erzeugt in einem germaniſchen Volksſtamme, dem fränkiſchen, aber abgefaßt und ausgebildet in einer Mundart, welche aus dem Siege hervorgieng, den die Sprache des gebildetern, unterworfenen Volkes über diejenige ſeiner Eroberer davongetragen, zeigt uns, im Vergleiche mit dem alteinheimiſchen Epos, folgende weſentliche Umwandlungen der Heldendichtung:

1. Über die Genoſſenſchaft der zwölf Helden iſt der Heiligenſchein der Legende gekommen. Sie ſind ſtreitbare Apoſtel und einer aus ihrer Zahl macht, wie Judas, den Verräther. Als Karl und ſeine zwölf Kämpfer zu Jeruſalem mehrere Reliquien und vor allen die Dornen-

krone des Heilands empfangen, da fängt dieſe auf einmal an, zu erblühen und ſo köſtlichen Geruch um ſich zu verbreiten, daß ſie Alle meinen, im Paradieſe zu ſein. (Fierabras Cap. 12. Bongarſius S. 128 ff.) So iſt der neue Glaube zur Poeſie erblüht und dieſe hat über die alte Heldenwelt neuen Glanz und Duft ergoſſen.

2. Das Zuſammentreffen der chriſtlichen Helden mit den mahomedaniſchen Arabern hat einen neuen, bedeutenden Beſtandtheil in die Dichtung eingeführt. Der phantaſtiſche Glanz der mauriſchen Welt tritt in anziehende Zuſammenſtellung mit dem freudigen, aber rauhern Heldenthum der fränkiſchen Recken (beſonders im Agolant und Fierabras). Dieſe neue Erwerbung, die ſpäterhin immer mehr ins Abenteuerliche verfolgt wird, erſcheint hier noch in lebendiger Friſche, das fremde Leben iſt anſchaulich und mährchenhaft zugleich dargeſtellt, ſo daß man wohl den Eindruck fühlt, der von wirklichen, kriegeriſchen und nachbarlichen, Verhältniſſen des fränkiſchen Reichs mit den ſpaniſchen Arabern in die Poeſie übergegangen iſt.

3. Aber auch im urſprünglich germaniſchen Beſtande der Heldendichtung iſt eine bedeutende innere Veränderung vorgegangen. Die bewegende Kraft in der deutſchen Heldenſage war die gegenſeitige Treue des Königs und ſeiner Gefolgſchaft. In demjenigen Theile des altfranzöſiſchen Epos, welcher dem legendenhaften gegenüber der weltliche genannt werden kann (wohin der Roman von Viane und die Haimonskinder gehören), ſtehen König und Vaſallen ſich feindſelig entgegen und zwar ſo, daß das Intereſſe auf der Seite der Letzteren ruht. Der König, in den deutſchen Liedern der Hauptheld, iſt hier nur noch die Folie ſeiner Vaſallen. Die Dichtung iſt aber hierin ganz dem Geiſte der Zeit ſelbſt gefolgt. Diejenigen, welche feſt zuſammenhalten mußten, um ſich der neuen Lande zu bemächtigen, entzweiten ſich über den Beſitz derſelben. Die Könige ſtrebten nach concentrierter Herrſchaft, die Vaſallen nach Unabhängigkeit. Auch in den ſpäter entwickelten deutſchen Sagen, namentlich der vom Herzog Ernſt, finden wir den gleichen Zwieſpalt. Und wie überall in der Oppoſition die bewegtere Kraft ſich äußert, ſo trat auch die Heldendichtung auf dieſe Seite. Geſchichtlich aber hat der Kampf ſo geendet, daß in Frankreich die Königsgewalt über die widerſpenſtigen Vaſallen ſiegte und deren große Gebiete zur Einheit verband, in Deutſchland dagegen die Fürſten ſich ſelbſtändige

Landeshoheit errangen und ſo der Zuſtand der Zerſplitterung und Auflöſung eintrat.

Was im Übrigen die hiſtoriſche Grundlage des altfranzöſiſchen Epos anbelangt, ſo ſind zwar im Allgemeinen die Saracenenkriege in Spanien und ein verderblicher Überfall, den die Basken im Pyrenäengebirge auf die heimkehrenden Helden machten, geſchichtlich beurkundet, dagegen dürfte die Nachforſchung über manche andre Theile der Dichtung und über einzelne Züge derſelben den ähnlichen Erfolg haben, wie die Unterſuchung von Rolands Grabe zu Blaye, worin man ſtatt der erwarteten Rieſenknochen ein Häufchen Gebeine fand, welche kaum Fingerslänge hatten. Solche Reſultate gaben z. B. die Unterſuchungen von Foncemagne, Wilken u. A. über den fabelhaften Zug Karls des großen nach Paläſtina. Karl, als der chriſtliche Heros, ward auch an die Spitze der großen Zeitbewegung, der Kreuzzüge geſtellt. Nur 150—160 Jahre nach Karls Tode findet ſich dieſe Sage von ſeinem Heerzuge nach Conſtantinopel und Jeruſalem ſchon in einer lateiniſchen Mönchschronik. (Pertz Monum. II, 730).

Der karolingiſche Sagenkreis hat ſich von Frankreich aus der italiäniſchen und ſpaniſchen Poeſie mitgetheilt. In der erſtern ſind auf ihn, ernſthaft oder ironiſch, die Epopöien Bojardos, Arioſtos und Andrer gebaut. Von den Spaniern iſt er in Romanzen, proſaiſchen Romanen und Schauſpielen vielfach bearbeitet worden, und zwar auf eigenthümlich patriotiſche Weiſe: Karl wird hier von den mit dem Maurenkönige Marſilio verbundenen chriſtlichen Spaniern beſiegt und Roland von dem Caſtilianer Bernardo del Carpio, wie der Rieſe Antäus von Hercules, in freier Luft erdrückt.

In deutſcher Sprache ſind, ſchon vom Schluſſe des 11ten Jahrhunderts an, mehrere der altfranzöſiſchen Gedichte dieſes Sagenkreiſes bearbeitet worden, ohne daß jedoch derſelbe hier zu neuer und eigenthümlicher Dichtung ſich ausgebildet hätte.

Ich zähle die Bearbeitungen auf, welche, ganz oder in Bruchſtücken, noch vorhanden ſind:

1. **Das Gedicht des Pfaffen Kunrat von Karl dem großen**, vielleicht noch vom Schluſſe des 11ten Jahrhunderts, unter Heinrich IV (Grimms Gramm. Einl. LXIX). Der Verfaſſer nennt ſich am Ende des Werks, unter Angabe ſeiner Quelle.

Auch einzelne franzöſiſche Worte und Formen bezeichnen den Urſprung. Die Reime ſind noch unvollkommen und die Sprache neigt in das Niederdeutſche.

Die Straßburger Handſchrift, nach welcher das Gedicht in Schilters Thesaurus T. II (4621 V.) abgedruckt worden, iſt unvollſtändig. Eine Ausgabe nach der vollſtändigen Heidelberger Handſchrift erwartet man von W. Grimm, wobei man ſich zugleich Unterſuchungen und Aufſchlüſſe über den ganzen Sagenkreis wird verſprechen dürfen.[1] Kausler in Stuttgart hat ein einzelnes Pergamentblatt aufgefunden, deſſen Inhalt in eine Lücke der Straßburger Handſchrift fällt.

Im 13ten Jahrhundert hat der Stricker eine erweiternde Überarbeitung dieſer Dichtung in die Reimweiſe ſeiner Zeit vorgenommen, welche gleichfalls in Schilters Thesaurus T. II gedruckt iſt.[2] Das Gedicht hat den letzten ſpaniſchen Feldzug und den Untergang der Helden in Ronceval zum Gegenſtand, den wir bereits aus Turpin kennen. Es mag ungefähr gleichzeitig mit dieſem und eben darum ſeine altfranzöſiſche Quelle älter, als derſelbe ſein, was zu der früher geäußerten Anſicht über die Entſtehung der Historia Turpini ſtimmt. Der tapfere Erzbiſchof, welchen letztere den Fall der Helden überleben laſſen muß, damit er ſolchen beſchreiben kann, geht im Gedichte mit ihnen unter.

2. **Gedicht von den Haimonskindern.** Davon ſind nur einzelne Stellen gedruckt. Von dem entſprechenden altfranzöſiſchen Gedichte ſtehen größere Bruchſtücke in der Einleitung zu J. Bekkers Ausgabe des provenzaliſchen Fierabras.[3]

Der Inhalt dieſer Heldengeſchichte iſt au[illegible] dem noch gangbaren deutſchen Volksbuche genugſam bekannt. Sie iſt eine der beſten und kräftigſten Dichtungen dieſes Kreiſes.

3. **Malagis.** Dieſes gleichfalls noch ungedruckte Gedicht weiſt ausdrücklich auf eine welſche Quelle hin. Die Sprache iſt urſprünglich niederdeutſch. Malagis iſt der Oheim der Haimonsſöhne, ein berühmter Zauberer. Das Gedicht enthält ſeine Jugendſchickſale. Es beginnt mit

---

[1] [Erſchienen Göttingen 1838. Dort iſt auch Kauslers Fragment benützt. K.]

[2] [Neue Ausgabe von Bartſch. Quedlinburg 1857. K.]

[3] [Vollſtändige Ausgabe von Michelant für den litterariſchen Verein in Stuttgart 1862. K.]

einer ergetzlichen Erzählung von der Hochzeit ſeiner Eltern, die in Kuniſchs Handbuch der altdeutſchen Sprache und Litteratur, Leipzig 1824, S. 78 ff., nach der Heidelberger Handſchrift abgedruckt iſt:

Herzog Buovo von Aigremont heirathet die ſchöne Druwane, Schweſter des Grafen von Monpelier. Zu der feſtlichen Hochzeit kommen alle Könige der Chriſtenheit. Aber Druwane verlangt von ihrem Bräutigam, daß er alle Arme und Elende, nah und ferne, zu ihrer Hochzeit lade. Als nun dieſelben herbeigekommen und in den Saal getreten ſind, ſagt ſie zu Buovo, dieſe ſeien ihres Vaters Geſchlecht und ſollen vor ihr her zur Kirche gehn, daß es Jedermann ſehe. Der Herzog wundert ſich, daß ſie dieſe armen, ſchlecht bekleideten Leute um ſich haben wolle, beſſer thäte ſie, ihre Verwandten in Buntwerk und Zobel in ihrem Zuge prangen zu laſſen. Aber Druwane ſchwört, daß ſie nimmer ſein Weib werde, wenn nicht dieſe Bettler, ihre nächſten Freunde, mit ihr gehen. So ſehr der Herzog ſich deſſen ſchämt, muß er es doch geſchehen laſſen. Zween zerlumpte und beſtäubte Bettler führen ihn. Vor, nach und neben der Braut gehen Krüppel, Stumme, Blinde. Als ſie in der Kirche angekommen, ſieht man eine wunderbare weiße Hand und hört eine Stimme, welche ſpricht: „Geh, Druwane, in Gottes Geleit! Die Ehre, die du Gott gethan, ſoll deiner Frucht zu Statten kommen.“ Als Druwane dieß vernommen, fällt ſie nieder auf ihre Kniee, dankt Gott von Herzen und ſpricht demüthig ihr Gebet. Da kommt eine große Klarheit vom himmliſchen Throne herab. Die Bettler und Krüppel werden alle ſchön, ihr Leib iſt licht und klar, ihre Kleider werden ſo herrlich, als wären ſie vom Himmel gebracht; die Blinden werden ſehend, die Stummen ſprechen. Und jeder hebt ein eignes Spiel an, der eine ſchlägt die Handtrommel, der andre ſtreicht meiſterlich die Fiedel, von Trompeten iſt großer Schall. Die Glocken klingen von ſelber, die Pfaffen ſingen und Alle ſtimmen ein: „Deo gratias.“ So große Ehre geſchah nie einem Weibe, als damals Druwanen; das that Gott, der es alles vermag. Zum Schluſſe wird ſie noch einmal von der weißen Hand geſegnet. Am Tiſche ſitzen die Bettler, die Gott ſelbſt gekleidet, an ihrer Seite. Als aber die Mahlzeit ein Ende hat, bittet der Herzog ſeine Braut, ihm zu ſagen, warum ſie ſo die Armen ſich erwählt. „Herzensfreund,“ ſpricht ſie, „als ich von Liebe zu euch Schmerzen empfieng, da bat ich Gott von Herzen, daß ihr mich gleicherweiſe lieben möchtet, ich wollt' ihm dafür ewiglich dienen. Da erhörte Gott mein Gebet und darum nahm ich zu ſeiner Ehre die Armen zu mir. Ihm will ich auch fortan dienen, denn durch ſeine Gnade iſt es kommen, daß ihr mich habt zu Weibe genommen.“

4. Ogier von Dänemark, nur handſchriftlich, zu Heidelberg, vorhanden.

5. Gedicht von den Ahnen Karls des großen, handſchriftlich zu Wien. Nähere Notiz von ſeinem Inhalt iſt noch nirgends gegeben. (Grundriß S. 164.)[1]

6. Valentin und Namelos, gedruckt in Staphorſts Hamburg. Kirchengeſchichte. B. IV.

7. Wilhelm von Oranſe, in drei Theilen, von drei verſchiedenen Verfaſſern. Der mittlere Theil von Wolfram von Eſchenbach, bei deſſen Hauptwerken ich auf dieſes Gedicht zurückkommen werde.

Bruchſtücke von zwei bisher unbekannten niederdeutſchen Gedichten dieſes Kreiſes, die des einen vormals im Beſitze des verſtorbenen Profeſſors Conz, die des andern, mir gehörend, ſind zum Druck gegeben in Maßmanns Denkmälern deutſcher Sprache und Litteratur. Heft 1. München 1828. S. 149 ff.[2]

So weit von dem karolingiſchen Sagenkreiſe, wie er ſich in der altfranzöſiſchen Poeſie geſtaltet hat und aus dieſer in deutſchen Gedichten bearbeitet worden iſt. Ein großer Theil dieſer Bearbeitungen iſt in niederdeutſcher Mundart, oder doch hinneigend zu dieſer, geſchrieben. Sie weiſen ſomit nach den Gegenden des Niederrheines und der Maas hin, wo die beiden Sprachen ſich begegneten und wo die Heimat der Karolinger und der älteſte Sitz ihres Reiches war. Ob nun dieſe Dichtungen, welche zwar nur noch in franzöſiſcher Sprache und erſt aus dieſer in der deutſchen auf uns gekommen ſind, aber ihrem Inhalte nach dem germaniſchen Frankenſtamme angehören, nicht eben darum doch ihre Grundlage in deutſchem Geſange haben, iſt eine Frage, welche mit großer Wahrſcheinlichkeit bejaht werden kann, ohne daß jedoch eine urkundliche Nachweiſung möglich wäre. Die Ausbildung und Entwicklung des Dichtungskreiſes aber gehört unbeſtreitbar der altfranzöſiſchen Poeſie an.

---

[1] [Nun unter dem Titel „Die gute Frau“ von Emil Sommer herausgegeben in Haupts Zeitſchrift II, 385—481. P.]

[2] [Ausgabe des ganzen cykliſchen Gedichtes unter dem Titel „Karlmeinet“ für den litterariſchen Verein in Stuttgart 1858. K.]

In Deutſchland fehlt es darum keineswegs an eigenthümlichen Überlieferungen von Karln dem großen. Nur haben ſie keinen vollen Sagencyklus zu Stande gebracht. Karl, der ſich der alten, deutſchen Heldenlieder ſo treulich angenommen, ſollte doch nicht in der ihm ſelbſt angeborenen, ſondern in einer fremden Sprache den vollen Dank der Poeſie empfangen. Dieſe Erſcheinung läßt ſich wohl erklären. In Gallien war die Macht des fränkiſchen Stammes, aus welchem Karl hervorgegangen; einem großen Theile von Deutſchland war Karl feindlich erſchienen und dann war im Mutterlande eben jene uralte, heimiſche Heldenſage ſchon vorhanden und feſtbegründet. Und ſowie die Heroen derſelben, die längſt in mythiſcher Größe umherwandelten, dem jüngern Helden, ſo glänzend er in der Geſchichte aufgetreten, die Anerkennung in der Poeſie erſchweren mochten, ſo ſtand auch er ſeinerſeits zu gewaltig da, um in ihrem Kreiſe eine untergeordnete Stelle einzunehmen. Darum brach er ſich eigene Bahn, da, wo neue Bildungen der Sprache und des Geſanges ſich eröffneten.

Spuren volksmäßig-deutſchen Geſangs von Karln dem großen und ſeinen Helden mögen in jenem modus Carelmanninc geſucht werden, der uns, wie ich früher erwähnt, in einer Handſchrift des 10ten Jahrhunderts nur noch genannt iſt,[1] mit untergelegtem lateiniſch-kirchlichem Texte; ſodann in dem gleichfalls ſchon berührten Rolandston und dem im Coburgiſchen Geſangbuche von 1621, zur Bezeichnung der Tonweiſe, gegebenen Liedesanfang: „O Roland, lieber Roland.“

Ich habe bei Aufzählung der deutſchen Kaiſerſagen die von Karln dem großen ausgeſetzt, um ſie hier im größeren Verbande und in der Zuſammenſtellung mit der altfranzöſiſchen Sagenbildung nachzuholen. Die erheblichern ſind folgende:

1. **Der eiſerne Karl.** (Grimm, deutſche Sagen II, 112 f.) Dieſe Sage wird erzählt in Monachi Sangallens. de gestis Caroli m. l. II,

---

[1] Karlemaine, wie der Kaiſer in den altfranzöſiſchen Gedichten heißt, iſt urſprünglich nicht Carolus magnus, ſondern Karlmann, und der lateiniſche Beiname bei den Schriftſtellern des Mittelalters iſt eher aus dieſem hervorgegangen. Muſeum für altdeutſche Litteratur II, 233. Fierabras S. 180. [Vgl. B. 1, S. 383 f. K.]

c. 17, in Pertz Monum. Germaniæ historic. T. II, S. 759 f. Das kleine Werk des ungenannten St. Galliſchen Mönches, eines Alemannen, welches ſchon ſo manches Sagenhafte von Karln dem großen meldet, iſt nach den von Pertz ausgehobenen Anzeigen im Jahr 884 geſchrieben, alſo nur 70 Jahre nach Karls Tode (814). Pertz bemerkt darüber in der Vorrede S. 730:

> Majorem igitur operis partem licet inter fabulas referamus, non tamen omne ei apud historiarum peritos pretium adimere in animo est, et fabularum in historia vim vix usquam clarius, quam in iis quæ de Carolo magno circumferuntur, perspicimus. Quis enim Einhardi ceterorumque ejus ævi monumentorum lector a stupore quodam temperet, quum septuagesimo post Carolum defunctum anno in libris abnepoti ejus, viro litterato,[1] a monacho non indocto, quique in celeberrimo tunc ob doctrinæ laudem sancti Galli monasterio versaretur, oblatis vera falsis ita misceri, et (ut in fabulis fieri solet) quæcunque dicenda occurrerent in clariora antiquitatis nomina, Hildegardam, Drogonem, Riculfum, confusa temporum serie, conferri, animadverterit.

2. **Der lombardiſche Spielmann.** Chronicon novalicense (geſchrieben um 1060, bei Muratori, Scr. rer. it. II, 2.) l. III, c. 10. 14. Grimm, deutſche Sagen II, 110 ff.

3. **Karl vor Pavia.** Chron. novalic. III, 14. D. Sag. II, 114 f.

4. **Adelgis.** Chron. novalic. III, c. 10. 22—24. D. Sag. II, 115 ff.

Die drei letztern Sagen ſind zwar der Chronik eines italiäniſchen Kloſters, Novaleſe in Piemont, entnommen, aber ſie treten mit der erſten, vom eiſernen Karl, in ſo natürlichen Zuſammenhang, daß wir keinen Anſtand nehmen, ſie zur deutſchen Karlsſage zu ziehen. Der St. Galliſche Mönch, von dem jene erſte Erzählung nur 70 Jahre nach Karls Tode herrührt, nennt als Gewährsmänner deſſen, was er von Karln berichtet, einen gewiſſen Adalbert, der als Jüngling mit ſeinem Herrn, dem Grafen Gerold, den hunniſchen, ſächſiſchen und ſlaviſchen Feldzug mitgemacht, und den Sohn Adalberts, Werembert, den Lehrer des Chronikſchreibers ſelbſt. Wir ſehen in dieſen vier Stücken die Überreſte eines unvollendeten Sagenkreiſes von den letzten Schickſalen des langobardiſchen Königshauſes und es wiederholt ſich hier die Erſcheinung, die wir ſchon in frühern Fällen beobachtet haben, daß die Untergehenden in der Sage ihrer Überwältiger zum letzten mal aufleuchten.

---

[1] Der Mönch ſchrieb ſein Buch, wie er ſelbſt ſagt, auf Geheiß und zum Gebrauche Kaiſer Karls III, der auf der Rückkehr aus Italien zu St. Gallen verweilte.

5. **Karl nach der Kaiſerchronik.** Dieſe ſagenreiche deutſche Reimchronik aus der Mitte des 12ten Jahrhunderts, deren am Schluſſe des vorigen Hauptabſchnitts gedacht worden, hat einen ausführlichen Abſchnitt: Von kunich Karln, welchen Docen in Aretins Beiträgen zur Geſchichte und Litteratur, B. IX, München 1807, S. 1064 ff. beſonders hat abdrucken laſſen. Unter andern ſagenhaften Erzählungen, namentlich der von Karln und ſeinem Bruder, dem Pabſte Leo, den die Römer blendeten und austrieben und der dann, von Karln mit Gewalt wieder eingeſetzt, durch ein Wunder ſein Geſicht wieder erlangte, findet ſich auch eine kurze und, in Vergleichung mit der Historia Turpini, eigenthümliche Darſtellung des ſpaniſchen Feldzugs.

In Gallathia (Galicien) thut ihm der Heidenkönig viel zu Leide. Die Chriſten werden all erſchlagen. Karl ſelbſt entrinnt kaum:

Hiute ist der stein naz, Dâ Karl ûffe saz;
Vil heize weinunde Klagete er sîne sunde.[1]

„Gnade, Herr,“ ſpricht er, „meiner Seele! ſcheide meinen Leib von dieſer Welt! nimmer kann ich froh werden.“ Da kommt ein Engel und tröſtet ihn: „Karl, du biſt Gott lieb. Deine Freude ſollſt du bald wieder haben. Heiß deine Boten eilen nach reinen Jungfraun, die Frauen laß daheim! Gott will an jenen ſeiner Wunder eines erſcheinen laſſen, ſie werden dir deine Ehre wieder gewinnen.“ Die Boten eilen in alle Reiche und ſammeln die Jungfraun, dreiundfünfzig tauſend und ſechsundſechszig an der Zahl. Sie kommen zu dem Kaiſer in das Karlthal (Turpini Historia c. 25: in valle Caroli), rüſten ſich zum Kampf und ſchaaren ſich mannlich. Der Heiden Wartleute wundern ſich, wer dieſes Volk ſei. Sie eilen zurück und ſprechen zu ihrem König: „Herr, haben wir die Alten erſchlagen, ſo ſind die Jungen nachgekommen, jene zu rächen. Sie ſind ſtark um die Bruſt, ihre Haare ſind lang, ſie haben ſchönen Gang; es iſt ein vermeßnes Volk; unſer Fechten iſt nichts gegen ſie. So viel wir unſrer auf dieſem Erdboden zuſammenkommen mögen, ſie dürfen wir nimmer beſtehn, ſo ſchrecklich iſt ihre Gebärde.“ Da rathen dem Heidenkönige ſeine Weiſen, dem Kaiſer Geißel zu geben. Er läßt ſich und ſein Volk taufen. So macht Gott Karln ſieghaft, ohne Stich und Schlag. Wohl erkennen die Jungfraun, daß Gott vom Himmel mit ihnen war.

---

[1] [Maßmann, II, S. 385; Diemer S. 457. H.] Es giebt eine ähnliche franzöſiſche Volksſage von einem thränenden Steine, la pierre qui pleure, welche in den Gedichten des Königs von Bayern als Romanze bearbeitet iſt.

Karl und die Seinen ziehen nach der Heimat. Die heermüden Heldinnen kommen auf eine grüne Wieſe. Sie ſtecken ihre Speerſchäfte auf, werfen ſich in Kreuzſtellung nieder und loben Gott um der Güte willen, die er an ihnen gethan. Sie weilen hier die Nacht über; da geſchieht ein großes Zeichen. Die Schäfte beginnen zu grünen, zu lauben und zu blühen. Davon heißet die Stelle der Schäftenwald. Der Kaiſer läßt hier eine ſtattliche Kirche bauen, zur Ehre Chriſti, Mariens und aller Gottesheiligen und zum Gedächtnis an den Sieg der reinen Mägde. Das Wunder mit den grünenden Schäften, wodurch bei Turpin die zum Tod in der Schlacht beſtimmten Krieger vorbezeichnet werden, hat hier, als blühendes Zeichen jungfräulicher Heiligkeit, eine eigenthümliche und, wie es ſcheint, treffendere Bedeutung.

Der Abſchnitt von Karln ſchließt mit den Worten:

Solden wir sîne wundir alle sagen,
Sô muosen wir die wîle haben.
Des zîtes inist nû niht;
Karl hât ouch andere liet.[1]
Karl was ein wârer gotis wîgant.
Die heiden er zuo der kristenheite getwanc.
Karl was kuone,
Karl was scône,
Karl was gnædic,
Karl was sælic.
Karl lobete man billichen
In rômesken rîchen
Vor allen werltkunigen.
Er habete die allir meisten tugende u. ſ. w.[2]

6. Die Legende von Karls Streit vor Regensburg. Unter dieſem Namen wird in v. d. Hagens litterariſchem Grundriß S. 172 ein alter Nürnberger Druck, der dieſe Legende vermuthlich in Proſa enthält,

---

[1] Vgl. Grimm, Heldenſage S. 197.

[2] Deutſche Sagen II. S. 132 ff. [Maßmann, II. S. 394 f.; Diemer S. 461 f. H.]

angeführt. Es hat ſich aber ſeitdem ein Gedicht dieſes Inhalts und zwar in zwei Papierhandſchriften vorgefunden, deren eine zu London, im brittiſchen Muſeum, wovon in der Abendzeitung 1821, Wegweiſer Nr. 45, Nachricht und Auszug gegeben iſt, die andre in der biſchöflichen Bibliothek zu Karlsburg in Siebenbürgen, welche Graf Mailath herauszugeben beabſichtigt hat. Ich habe die zu dieſem Zwecke veranſtaltete Abſchrift vor mir.[1] Das Gedicht, welches aus verſchiedenen Schichten zu beſtehen ſcheint, erzählt legendenhaft die Kämpfe Karls mit den Heiden vor Regensburg, die Stiftung des Schottenkloſters daſelbſt und fortan, nach Karls Tode, die Geſchichte dieſes Kloſters.

Von Marian, einem der Schottenbrüder, wird u. A. erzählt, wie er viel bei Nacht geſchrieben und einſt, als man vergeſſen, ihm ein Licht zu bringen und er lange vergeblich gewartet, plötzlich die fünf Finger ſeiner linken Hand zu brennen anfiengen, ſo daß er bei ihrem Lichte bequem mit der rechten Hand ſchreiben konnte.

Das Gedicht enthält gegen 10000 (9891) Reimzeilen.

Soweit mir dieſes Gedicht bis jetzt bekannt geworden iſt, erſcheint es vorzüglich dadurch beachtenswerth, daß es Karln auch in deutſcher Sage als Glaubenshelden darſtellt, wie dieß auch bei der Kaiſerchronik der Fall iſt. In demſelben Lichte zeigt ihn die folgende Sage.

7. Karls Heimkehr aus Ungerland. Dieſe Sage iſt erzählt in Johannes des Enikels gereimter Weltchronik, um die Mitte des 13ten Jahrhunderts. Die Chronik iſt noch ungedruckt. Die Brüder Grimm geben in den deutſchen Sagen II, 105 einen Auszug aus einer Heidelberger Handſchrift (Wilken 415).[2]

8. Kaiſer Karl im Untersberg. Über die Wunder im Innern dieſes Berges, bei Salzburg, giebt es ein Volksbuch, das, mit der Ortsbezeichnung Brixen, auch auf unſern Märkten verkauft wird. Wir finden hier dieſelbe Sage, die uns ſchon von den hohenſtaufiſchen Kaiſern bekannt iſt. Karl ſitzt im Untersberge, mit goldner Krone auf dem Haupt und dem Scepter in der Hand. Auf dem großen Welſerfeld ward er verzückt und hat noch ganz ſeine Geſtalt behalten. Sein Bart iſt

---

[1] [Dieſelbe befindet ſich nun in der fürſtlich Fürſtenbergiſchen Bibliothek zu Donaueſchingen. Barack, Die Handſchriften u. ſ. w. Tübingen 1865. S. 114. P.]

[2] [Abgedruckt in v. d. Hagens Geſammtabenteuer II. 617 ff. und Maßmanns Kaiſerchronik III. 1033 ff. P.]

grau und lang gewachſen und bedeckt ihm das goldne Bruſtſtück ſeiner Kleidung. An Feſt- und Ehrentagen wird der Bart in zwei Theile getheilt, einer liegt auf der rechten Seite, der andre auf der linken, mit einem koſtbaren Perlband umwunden. Der Kaiſer hat ein ſcharfes und tiefſinniges Angeſicht und erzeigt ſich freundlich gegen ſeine Untergebenen, mit denen er dort manchmal auf einer ſchönen Wieſe hin und her geht. Warum er ſich da aufhält und was ſeines Thuns iſt, weiß Niemand und ſteht bei den Geheimniſſen Gottes. (Deutſche Sagen I, 33.)

Auch zu Nürnberg auf der Burg ſoll Kaiſer Karl ſich in den tiefen Brunnen verflucht haben und daſelbſt aufhalten. Sein Bart iſt durch den Steintiſch gewachſen, vor welchem er ſitzt. (Ebd. I, 28.)

9. **Karls Recht.** Es ließen ſich zu den bisher erzählten andre, nicht unmerkwürdige Sagen, Karln den großen betreffend, anführen, z. B. die von Eginhard und Emma (Deutſche Sagen II. 125 ff.), von Karln und Elegaſt (Grundriß S. 171. Muſeum f. altd. Litt. u. Kunſt II, S. 226 ff.). Das bisherige wird jedoch genügen, um zu zeigen, wie Karl auch in eigenthümlich deutſcher Überlieferung, von legendenhafter, heroiſcher und mythiſcher Seite, vielfach gefeiert war.

Aber noch eine andre, beſondre Richtung hat die Sage bei den Deutſchen genommen, welche, wenn auch über Deutſchland hinaus die Spur derſelben nachgewieſen werden kann, doch hier mit ausgezeichneter Vorliebe verfolgt und manigfach ausgeprägt worden iſt.

Karl iſt der Held und Heilige des deutſchen Rechts, der Urquell aller Geſetzgebung und Rechtspflege.

Benecke hat in ſeiner Ausgabe des Wigalois, um 1212 gedichtet, Berlin 1819, in der Anmerkung zu einer Stelle dieſes Rittergedichts (V. 9554), wo von Karls Recht die Rede iſt, ausführlich von der hohen, ſprichwörtlich gewordenen Meinung gehandelt, in welcher bei den Deutſchen, beſonders auch den Dichtern des 12ten und 13ten Jahrhunderts, Karl und ſeine Zeit in der bemerkten Beziehung ſtanden, und J. Grimm. Rechtsalterth. S. 830 (vgl. 829. 670. 927) hat weitere Beweisſtellen hinzugefügt. Indem ich dieſe Nachweiſungen benütze, glaube ich jedoch vorzüglich auf die von Benecke ganz beiſeite gelaſſenen und von Grimm, nach dem Zwecke ſeines Werkes, nur kurz berührten Sagen Rückſicht nehmen zu müſſen, die uns hier zunächſt angehen und als der älteſte Ausdruck der Volksbegriffe anzuſehen ſind.

Eginhard, Vita Caroli m. imp. (C. 29, Reuber S. 11) ſagt:

> Post susceptum imperiale nomen cum adverteret multa legibus populi sui deesse (nam Franci duas habent leges, plurimis in locis valde diversas) cogitavit quæ deerant addere et discrepantia unire, prava quoque ac perperam prolata corrigere. Sed in iis nihil aliud ab eo factum est, quam quod pauca capitula et ea imperfecta legibus addidit. Omnium tamen nationum, quæ sub ejus ditione erant, jura, quæ scripta non erant, describere ac literis mandari fecit.

Von dieſen karolingiſchen Geſetzſammlungen und den zu ihrer Ergänzung und Beſtimmung erlaſſenen Capitularien her, welche überall abſchriftlich vorhanden ſein, öffentlich vorgeleſen und bekannt gemacht werden muſten, bildete ſich die Vorſtellung, daß alles Recht von Karl dem großen ausgebe. Der Sachſenſpiegel, wenn er gleich gewiſſe Rechte benennt, welche die Sachſen wider Karls Willen behalten, der Schwabenſpiegel, welchem die alte Lex Alamannorum Karles Recht (vgl. Rechtsalterth. S. 670), Karlen Buch heißt, und das frieſiſche Rechtsbuch leiten von Karln den Urſprung der Geſetze ab. Auch die Freigrafen muſten ſchwören, nach Karls Geſetz und Ordnung zu richten, und die Femgerichte ſelbſt wurden dieſem Kaiſer zugeſchrieben und nach ſeinem Namen benannt.

Die Stellen der Dichter, worin ſprichwörtlich von Karls Recht. Karls Loth, Karls Zeit, als einer goldenen, geſprochen wird, hat Benecke a. a. O. angeführt. Auf ähnliche Weiſe ſchrieben die Dänen alle ihre Rechtsgebräuche ihrem Könige Frodi zu und ſeine Zeit war die des Friedens und der allgemeinen Sicherheit.

Was nun aber die Sagen betrifft, in denen ſich die volksmäßigen Begriffe von Karln als Geſetzgeber und Richter ausgedrückt und verbreitet haben, ſo hebe ich davon folgende aus und zwar zuerſt ſolche, die ihn als Geſetzgeber, hernach diejenigen, die ihn als Richter bezeichnen:

a. König Karl und die Frieſen. Das Altfrieſengeſetz berichtet die Entſtehung des frieſiſchen Rechtes auf eine ganz mythiſche Weiſe. (Grimm, Deutſche Sagen II, S. 118—20.)

Dieſe Sage iſt nicht ohne tiefere Bedeutung: das ruderloſe Schiff iſt ein Volk ohne Geſetz und Recht; ein höherer Geiſt, der doch den Männern des Volkes gleich ſieht, giebt die rechte Satzung. Im Übrigen ſcheint eine gewiſſe Oppoſition des freiheitliebenden Volkes gegen Karln hindurch, wie wir ſie auch im Sachſenſpiegel bemerkt haben. Dennoch

Bayerische Staats-Bibliothek München

iſt es Karl, der den Anſtoß giebt, daß die Frieſen ihr Landrecht erhalten.

b. Der Schwaben Vorrecht. Das Recht, in Reichskriegen vorzufechten, verlieh König Karl dem ſchwäbiſchen Herzoge Gerold, nach der Kaiſerchronik auf dem Heerzuge gegen die Römer, als er den Pabſt Leo wieder einſetzte, nach andern in der Schlacht von Ronceval. (Deutſche Sagen II, S. 125. 136. Aretins Beiträge IX, S. 1063.)

c. Gleichfalls nach der Kaiſerchronik hat Karl, unter Eingebung eines Engels, das Recht der Geiſtlichkeit und der Bauern eingeſetzt. Doch kommt, was dort davon gemeldet wird, die erſtere beſſer weg, als die letztern. (Aretin ebd. S. 1070 f. Deutſche Sagen II, S. 138.)

d. Älteſte Sage über die Geburt und Jugend Karls des großen. Zum erſtenmale bekannt gemacht und erläutert von J. Chriſt. Freih. v. Aretin. München 1803. Unter dieſem Titel iſt eine alte, fabelhafte Geſchichte Karls des großen, in deutſcher Proſa, ſoweit ſolche die Geburt und Kindheit deſſelben betrifft, vollſtändig, das Übrige im Auszuge herausgegeben. Die Handſchrift iſt aus der Abtei Weihenſtephan bei Freiſingen in die Münchner Bibliothek gekommen. Sie wird vom Herausgeber viel zu hoch hinauf, ins 13te Jahrhundert, geſetzt. Bertha, Karls Mutter, durch trügeriſche Ränke von ihrer Würde verdrängt, lebt mit ihrem Knaben in einer einſamen Waldmühle in der Gegend von Weihenſtephan, damals einer Burg des Königs Pipin. Dieſes ſowie ein großer Theil der übrigen Geſchichte ſtimmt in den Hauptzügen mit altfranzöſiſchen Dichtungen, nur daß die Sage in Baiern örtlich angeknüpft iſt. Hierher gehört nun, was im 4ten und 5ten Capitel dieſes Buchs erzählt wird (S. 43—45).

Auch dieſem Edelmann hilft Karl durch ſeine Klugheit eine mißliche Rechtsſache gewinnen. König Pipin, der von dem weiſen Knaben Kunde erhält, zieht ihn an ſeinen Hof zu Weihenſtephan und Karl dient, ohne es zu wiſſen, ſeinem Vater.

e. Karls Recht, ein Meiſtergeſang, in Regenbogs Zugton u. ſ. w.; nur in alten Drucken des 15ten Jahrhunderts vorhanden. Docen giebt im Muſeum für altd. Litt. u. Kunſt, B. II, S. 280—3, den Inhalt dieſes Meiſterliedes.

Es iſt die bekannte Geſchichte des Juden von Venedig, worein zwei weitere Fälle verwoben ſind, welche die Entſcheidung ſchwieriger machen und dadurch den richterlichen Scharfſinn des Kaiſers ſtärker hervorheben ſollen, obgleich man geſtehen muß, daß er es mit den zwei letztern Sprüchen ziemlich leicht genommen hat. (Vgl. v. d. Hagens Grundriß S. 172. Grimm, Rechtsalterth. S. 616 f. Quellen des Shakſpere in Novellen, Mährchen und Sagen, von Echtermeyer, Henſchel und Simrock, auch Bibliothek der Novellen, Mährchen und Sagen, Thl. 3, Berlin 1831, S. 193—9, in Simrocks Anmerkungen zum Kaufmann von Venedig.)

f. Der Kaiſer und die Schlange. Dieſe Sage findet ſich wieder in Enikels ungedruckter Reimchronik.[1] Sie iſt aber nicht auf Deutſchland beſchränkt, ſondern kommt u. a. auch in den Gesta Romanorum C. 105 unter andrem Namen vor. Die Brüder Grimm, welche ſie (Deutſche Sagen II, S. 130) im Auszug geben, führen zugleich die Litteratur an. In ihr herrſcht wieder das Mythiſchſymboliſche.

Hier knüpft ſich nun die Rechtsſage an eine andre, vom See bei Aachen, an. Karl iſt durch den Ring noch an den Leichnam der geliebten Frau[2] gebunden, bis derſelbe entdeckt und weggenommen wird. Auch an jeden andern Beſitzer des Ringes fühlt er ſich gefeſſelt. Darum wirft er denſelben in einen See bei Aachen. Seit der Zeit gewinnt er den Ort ſo lieb, daß er nicht mehr von Aachen weichen will, ein kaiſerliches Schloß und ein Münſter da bauen läßt und in jenem ſeine übrige Lebenszeit zubringt, in dieſem aber nach ſeinem Tode begraben ſein will. Auch verordnet er, daß alle ſeine Nachfolger in dieſer Stadt ſich zuerſt ſollen weihen laſſen. (Deutſche Sagen II, S. 128. 131.)

So weit die deutſchen Sagen von Karl dem großen.

Auch in deutſchen Landen ſprang vor Karln überall die Ader der Sagendichtung, wie vom Odenberg in Heſſen erzählt wird, daß dort vom Hufſchlage ſeines Roſſes ein ſtarker Quell entſprungen ſei. (Mone, Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa II, S. 155.)

6. Poetiſche Bearbeitungen griechiſcher und römiſcher Fabeln.

Wir befanden uns bisher und noch im karolingiſchen Epos auf dem Gebiete der Legende, jetzt betreten wir das des Rittergedichts.

---

[1] [Nun unter der Aufſchrift „Naturrecht“ abgedruckt in v. d. Hagens Geſammtabenteuer 2, S. 635 ff. P.]

[2] [Karlmeinet S. 317. 880. Pfeiffers Germania 5, S. 179. K.]

Dem Heldenthum mit dem Heiligenſcheine folgt ein Ritterthum in weltlichem Glanze, der rauhern Kraft des erſtern die Zierlichkeit und Üppigkeit des letztern.

Das chriſtlich-romaniſche Element des Lebens und der Poeſie des deutſchen Mittelalters hat uns bisher zumeiſt als chriſtliches beſchäftigt, d. h. in der Einwirkung des neuen Glaubens auf die dichtende Phantaſie der bekehrten Völker; jetzt wird es uns als romaniſches in Betracht kommen, d. h. in der Rückwirkung der in den galliſchen Provinzen des Römerreichs altbegründeten geſelligen Bildung auf die eingewanderten Völker und deren deutſche Heimat. In Südfrankreich entfaltete ſich eine lyriſche, in Nordfrankreich eine erzählende Dichtung, als Ausdruck der neuen geſelligen Cultur des Ritterſtandes. Dieſe erzählende Dichtung, auf deutſchen Boden verpflanzt, iſt es, was wir Rittergedicht nennen. Die einheimiſche Sage, Mähre, tritt im deutſchen Ritterſtande zurück vor der welſchen Aventüre. So nennen die deutſchen Bearbeiter der franzöſiſchen Gedichte ihre Muſe, die perſonificierte Erzählung ritterlicher Abenteuer, mit der ſie öfters ſich in förmliches Geſpräch einlaſſen.[1]

Denn eben das iſt für dieſe neue Dichtungsweiſe bezeichnend, daß, während im einheimiſchen Heldenliede Perſon und Namen der Bearbeiter in dem durch uralte Überlieferung geheiligten Gegenſtande verſchwanden, nun hier, der fremden Fabel gegenüber, beſtimmte Dichterperſönlichkeiten hervortreten. Die Bearbeitung aus einer andern Sprache war eine gelehrte Anſtrengung, der Bearbeiter muſte ſich ſeiner ſubjectiven Thätigkeit bewuſt und eben damit auch angereizt werden, ſie weiter zu verſuchen. In der Fabel ſelbſt, im Gange der Erzählung blieb zwar das Original unangetaſtet. Aber in der Darſtellung ließ der Bearbeiter, je mehr ihm Dichtergabe zu Gebot ſtand, ſeine Eigenthümlichkeit vorſcheinen; Betrachtungen, Empfindungen, Beziehungen auf ſein eigenes inneres und äußeres Leben, auf die Verhältniſſe ſeiner Zeit und Umgebung verwob er in die Geſchichtserzählung, ja es wird ſich zeigen, daß dieſe dichteriſche Selbſtthätigkeit bis zur vollen, poetiſchen Läuterung des empfangenen Stoffes vorſchritt. So eröffnet ſich uns in den Rittergedichten eine Reihenfolge von Dichtercharakteren. Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue, Wolfram von Eſchenbach, Gottfried von Straßburg, Rudolf von Ems, Konrad von Würzburg erſcheinen nach einander in entſchiedener Perſönlichkeit. Sie bilden eine fortlaufende Dichterſchule, indem je der Spätere den Frühern im Auge hat und auf ihn Bezug nimmt; Gottfried von Straßburg und Rudolf von Ems führen die Reihe ihrer Vorgänger in geſchichtlichem Zuſammenhang und mit kritiſcher Charakteriſtik auf. Mit dem Bewuſtſein dieſes fortlaufenden Zuſammenhangs und der Beſonderheiten der frühern Meiſter erwächſt aber auch das Beſtreben, ſich ſelbſt in einer neuen und eigenthümlichen Darſtellungsweiſe auszuzeichnen.

---

[1] [Vergl. J. Grimm, Frau Aventiure. Berlin 1842. Deutſche Mythologie 2, S. 863 f. H.]

Wenn ich nun hier zuerſt von denjenigen Gedichten handle, worin Gegenſtände der alten griechiſchen und römiſchen Fabelwelt, der trojaniſche Krieg, die Schickſale des Äneas, die Züge Alexanders des großen u. ſ. w., behandelt ſind, ſo habe ich nicht zum Zwecke, eine Einwirkung der claſſiſchen Poeſie auf die des Mittelalters nachzuweiſen.[1] Unſern deutſchen Dichtern wenigſtens ſind dieſe Stoffe, ſchon ganz in das Coſtüm der Ritterzeit übergetragen, in nordfranzöſiſchen Werken zugekommen und haben für ſie keine andre Bedeutung, als jede andre Rittermähre. Was mich beſtimmen muſte, dieſe Umdichtungen antiker Fabeln voranzuſtellen und den Dichtungskreis vom König Artus und der Tafelrunde, dieſen Hof aller Ritterlichkeit, erſt nachfolgen zu laſſen, iſt der Umſtand, daß der älteſte in jener Dichterreihe durch ein Werk aus der antiken Fabeldichtung ſeinen Namen begründet und dem Rittergedichte in deutſcher Poeſie die Bahn eröffnet hat.

Wir betrachten demnach

1. die Äneis des Heinrich von Veldeke.

Mit der Betrachtung der Dichtwerke iſt dem Geſagten zufolge fortan auch die Charakteriſtik der Dichter, doch mit Beſchränkung auf die bedeutendern, zu verbinden. Bei dem erſten Werke und dem erſten Dichter dieſer Claſſe, wenn ſie auch keineswegs die ausgezeichnetſten ſind, verweile ich ausführlicher, damit wir auf dem neuen Boden einheimiſch werden.

Von den Schickſalen des Dichters iſt uns wenig Kunde geblieben. Er war ein Niederdeutſcher der Sprache und ſchon dem Namen nach.

---

[1] [Dies iſt ſeitdem in ausführlicher Weiſe geſchehen von C. L. Cholevius in ſeiner Geſchichte der deutſchen Poeſie nach ihren antiken Elementen. Leipzig. 1 Thl. 1854. P.]

Veldeke iſt die niederdeutſche Verkleinerung von Feld. Beſtimmteres erhellt aus ſeinen eigenen Werken nicht über ſeine Heimat und Herkunft. Auf dem Bilde, das in der Weingartener Handſchrift ſeinen Liedern vorgeſetzt iſt, ſieht man weder Helm noch Schild. Der Meiſter, ſo wird er dort genannt, iſt, einen Kranz in den Haaren, unter einem dichtbelaubten Baume gelagert, worauf Vögel herumhüpfen und ſich ſchnäbeln. Die Beziehung auf eines ſeiner Lieder, worin er das fröhliche Leben der Zweigbewohner beſchreibt, iſt leicht zu erkennen. Ein grünender Baum mit Singvögeln iſt auch das paſſendſte Wappen für einen Dichter, der ſo innig den Frühling geſungen. Der Beſchreibung vom Hochzeitfeſte des Äneas fügt Heinrich hinzu:

> „Ich vernahm nimmermehr von einem ſo großen Feſte, außer jenem zu Mainz, das wir ſelber ſahen, das war ganz unmäßlich, als der Kaiſer Friedrich zweien ſeiner Söhne Schwert gab. Mancher tauſend Marke werth ward da verzehret und gegeben. Ich wähne, Alle, die nun leben, haben kein größeres geſehen. Was künftig noch geſchehen wird, kann ich nicht wiſſen. Aber wahrlich nie vernahm ich von Schwertleite, da ſo mancher Fürſt geweſen und ſo mancher Art Leute. Ihrer leben noch heute genug, die es wahrhaft wiſſen. Dem Kaiſer Friedrich geſchah ſo manche Ehre, daß man Wunder davon ſagen mag bis zum jüngſten Tage. Fürwahr es wird noch über hundert Jahr von ihm geſagt und geſchrieben.“ (Äneis, V. 13021—50.)

Dieſes Feſt, bei dem der Dichter offenbar zugegen war, fand an Pfingſten 1184 ſtatt. Kaiſer Friedrich I weihte dort ſeine beiden Söhne, den jungen König Heinrich und den Herzog Friedrich von Schwaben, zu Rittern, er gab ihnen Schwert, wie man es nannte. Schwertleite hieß man das Feſt, weil die Jünglinge in feierlichem Zuge zur Kirche geleitet wurden. Es iſt die uralte, germaniſche Sitte des Wehrhaftmachens. Das dreitägige Feſt zu Mainz, welches zur Zeit eines allgemeinen Friedens in Deutſchland gefeiert wurde,[1] wiſſen auch die Geſchichtſchreiber nicht glänzend genug zu ſchildern. In der ganzen römiſchen Welt ſei es kundbar geworden und die Hoftage der vorherigen Kaiſer ſeien gar nicht damit zu vergleichen.[2] Dort habe die Welt all ihre vergängliche Herrlichkeit zur Schau gelegt an Überfluß der Speiſen, Manigfaltigkeit der Kleider, Schmuck der Pferde, Gepräng und Luſtbarkeiten jeder Art.[3] Die Stadt faßte

[1] Otto de s. Blasio C. 26.

[2] Godefridus Coloniensis ad ann. 1184.

[3] Otto de s. Blasio C. 26.

nicht die Menge der Gäſte. Unzählige bunte Gezelte waren, gleich einer zweiten Stadt, auf dem weiten Feld umher aufgeſchlagen.[1] Ein Unfall, der dabei vorkam, der Einſturz eines zur Capelle des Kaiſers aufgerichteten Gebäudes, wurde von Manchen als eine Stimme des Himmels gegen dieſen weltlichen Übermuth betrachtet.[2] Der Anblick dieſer Herrlichkeit mochte manches glänzende Bild in der Phantaſie der anweſenden Dichter zurücklaſſen. Man denke an Veldekes Schilderungen dieſer Art. Die prachtvollen Beſchreibungen ſolcher Schwertleiten in manchen Rittergedichten, im Triſtan, Wigalois u. ſ. w., ja ſelbſt Siegfrieds Schwertnahme in den Nibelungen, ſollten ſie nicht als Nachglanz jenes großen Feſtes betrachtet werden können? Bemerkenswerth für Veldeke, als den erſten namhaften Minneſänger und Bearbeiter welſcher Aventüren, iſt noch ein weiterer Umſtand. Nicht bloß aus allen deutſchen Landen waren Fürſten und Ritter nach Mainz gekommen. Auch die Herren der benachbarten Reiche, worunter beſonders Frankreich zu verſtehen, fanden ſich ein; ja ſelbſt ſlaviſche und italiſche Fürſten, Gäſte von Illyrien bis Spanien. Es war dort, ſagt der Geſchichtſchreiber, eine unglaubliche Menge von Menſchen verſchiedener Länder und Sprachen verſammelt.[3] Daß namentlich auch fremde Sänger erſchienen, davon iſt beſtimmte Nachweiſung vorhanden. Der nordfranzöſiſche Dichter Guiot de Provins, von dem noch Lieder und ein ſatyriſches Gedicht vorhanden ſind, meldet in letzterem: „Vom Kaiſer Friedrich kann ich euch wohl ſagen, daß ich ihn zu Mainz einen Hof halten ſah, dem gewiſslich niemals ein andrer gleich kam.“[4] Gewiſs brachten die Sänger hier zuſammen, was in den verſchiedenen Ländern für die

---

[1] Godefridus Coloniensis l. c.

[2] Otto de s. Blasio l. c.

[3] Otto de s. Blasio l. c.

[4] La Bible Guiot de Provins V. 278—82 (Barbazan und Méon, Fabliaux et contes. T. II, S. 316. Vgl. S. 317): Et de l'empereor Ferri Vos puis bien dire que je vi Qu'il tint une cort a Maience; Ice vos di-je sanz doutance, C'onques sa pareille ne fu. Die Lieder von Guiot befinden ſich in einer handſchriftlichen Sammlung altfranzöſiſcher Gedichte in der Bibliothek zu Bern. (N. 389. Chansons diverses.) Extraits de quelques poësies du 12. 13 et 14 siècle. Lauſanne 1759. S. 65. [W. Wackernagel, Altfranzöſiſche Lieder und Leiche. Baſel 1846. 8. S. 24—32. Vgl. auch mein Buch über Creſtien von Troies S. 221, Anm. 1. H.]

Blüthe geiſtiger Unterhaltung galt, und wie auf dem Markt einer großen Handelsſtadt die erleſenſten Erzeugniſſe verſchiedener Erdſtriche umgeſetzt werden, ſo muſte bei einem Feſte, wie das beſchriebene, ein folgenreicher Austauſch von Liedern und Sagen, Kunſtformen und Kunſtfertigkeiten ſtattfinden.

Die angeführten Worte der Äneis ſprechen von dem Feſte zu Mainz als einer längſt vergangenen Sache. Der Schluß dieſes Gedichts hilft aber noch zu näherer Zeitbeſtimmung und giebt anziehende Nachrichten von dem Dichter und ſeiner Arbeit. Meiſter Heinrich hatte ſchon das Mehrtheil, über Dreiviertheile, ſeines Werks gedichtet, bis dahin, wo Äneas Laviniens Brief lieſt (V. 10766), da ließ er, ſchwer gekränkt, die Arbeit liegen. Er hatte das Buch verloren. Noch unvollendet hatte er daſſelbe der Gräfin von Cleve zu leſen gegeben, der milden und guten, der groß Geben und herrlich Leben wohl anſtand. Da ward es, zu der Zeit, als der Landgraf von Thüringen ſie zur Gemahlin nahm, zu Cleve einer Jungfrau geſtohlen, der es die Gräfin befohlen hatte. Die Herrin warf darüber große Ungunſt auf den Grafen Heinrich von Schwarzburg, der es genommen und heim nach Thüringen geſandt. Wohl neun Jahre war das Buch dem Meiſter genommen. Nirgends, wohin er kam, konnt' ers finden, bis er einſt nach Thüringen kam zu des Landgrafen Bruder, dem Pfalzgrafen Hermann zu Sachſen, von der Neuenburg (Naumburg) bei der Unſtrut. Dieſer ſtellte ihm das Buch wieder zu und hieß es ihn volldichten. Denn die Rede däuchte dem Pfalzgrafen gut und das Gedichte meiſterlich. Ohne des Fürſten Bitte hätte Heinrich es nicht vollendet. Ihm aber war er, ſeit er ſein Kunde gewann, zu jedem Dienſte bereit, wie auch dem Grafen Friedrich. (V. 13268 ff.)

Der Dichter führt uns hier ganz in das thüringiſche Fürſtengeſchlecht. Der Landgraf, der die Gräfin von Thüringen heirathet, iſt Ludwig III, der von 1172 bis 1190 an der Landgrafſchaft war. Von jener Vermählung ſchweigen zwar die Geſchichtbücher, da aber über den ehlichen Verbindungen dieſes Fürſten überhaupt einiges Dunkel waltet,[1] ſo iſt kein gegründeter Zweifel gegen die ſonſt ſo genauen Angaben des Gedichts. Ludwig begab ſich im Jahr 1188 auf die Kreuzfahrt und ſtarb 1190 auf der Rückreiſe. Der Pfalzgraf Hermann, des vorigen Bruder, iſt der berühmte Freund und Förderer des Geſanges. Bevor er durch den Tod Ludwigs zur landgräflichen Würde gelangte, war er Pfalzgraf zu Sachſen. Dieſe Pfalzgrafſchaft hatte ihm ſein Bruder im Jahr 1181 überlaſſen. Graf Friedrich iſt der Graf von Ziegenhayn, Bruder jener beiden. Graf Heinrich von Schwarzburg war ohne Zweifel im Gefolge des Landgrafen nach Cleve gekommen.[1] Aus dem Ganzen ergiebt ſich, daß die Äneis zwiſchen 1184, der Zeit des Feſtes zu Mainz, und 1190, dem Todesjahre des Landgrafen, verfaßt worden, überhaupt aber, daß Veldekes dichteriſches Wirken in das letzte Viertel des zwölften Jahrhunderts zu ſetzen iſt. Die Erzählung, wie Heinrich mit Vaterſchmerz das verlorene Gedicht ſucht, bezeichnet ihn als einen wandernden Sänger. Sein Aufenthalt zu Cleve, in Verbindung mit der durch Püterich von Reicherzhauſen im 15ten Jahrhundert aufbehaltenen Nachricht, daß Heinrich von Veldeke die Legende des h. Gervaſius von Maeſtricht gedichtet habe, macht es für ſich ſchon wahrſcheinlich, daß er am Niederrhein oder der Maas zu Hauſe geweſen. In einem ſeiner Minnelieder ſegnet er die ferne Geliebte, die ihm all über den Rhein, wo ſein Leib ferne im Elend (in der Fremde) ſei, den Muth erheitre.[2] Neuerlich hat aber Mone, Quellen und Forſchungen zur Geſchichte der teutſchen Litteratur und Sprache, B. I, Aachen 1830, S. 252 f. noch folgende beſtimmtere Notiz beigebracht: „In dem Hausbuch der Abtei St. Truyden (St. Trond), das jetzt bei der Univerſität zu Lüttich iſt, heißt es fol. 9a: Anno domini 1253 in crastino octavarum epiphaniæ concessit abbas Willelmus in feoda domino Henrico de Veldeke militi terram incultam hactenus sitam apud Spalbeke, quæ est allodium ecclesiæ S. Trudonis. Der Dichter war um dieſe Zeit ſchon todt, wohl aber kann es ſein gleichnamiger Sohn geweſen ſein, und dieſe Ritter wären dann Lehnsleute des Abts von St. Truyden geweſen.

---

[1] Über dieſe Verhältniſſe ſ. Schmidt, Geſchichte des Großherzogthums Heſſen. 1 B. Gießen 1818. S. 138 u. 274. Auch die cleviſche Geſchichte (Teſchenmacher, Annales Cliviæ u. ſ. w. Frankfurt und Leipzig 1721 fol. beſagt nichts von jener Heirath.

---

[1] Ein Graf Heinrich von Schwarzburg kommt um jene Zeit in der Geſchichte vor. Junghans, Geſchichte der Schwarzburgiſchen Regenten. Leipzig 1821. S. 26. 29 f.

[2] Weingartner Handſchrift S. 57 (Maneſſe, I, S. 20b). [In F. Pfeiffers Ausgabe der Weingartner Liederhandſchrift, Stuttgart 1843. 8. S. 68, Str. 32. H.]

Dieſe Vermuthung wird beſtärkt durch den Umſtand, daß Veldeke die Legende vom h. Servatius (nicht Gervaſius) von Maeſtricht gedichtet hat, denn dieſe Stadt liegt nur 6 Stunden von St. Truyden, und ſolche geiſtliche Stoffe, ſo wie den claſſiſchen der Eneit konnte der Dichter doch wohl nur von Mönchen erhalten haben." [1]

Die Heimat des Dichters in jener niederländiſchen Grenzgegend iſt nun eine weitere Erklärung ſeiner Bekanntſchaft mit der nordfranzöſiſchen Poeſie. Vom Herzog Johann von Brabant, aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, ſind Minnelieder vorhanden, die, wie Veldekes, die niederdeutſche Mundart durchſcheinen laſſen, aber noch weit mehr mit franzöſiſchen Worten verſetzt ſind. (Maneſſe, I, S. 7a.) Ein Herzog von Brabant erſcheint aber auch unter den nordfranzöſiſchen Liederdichtern [2] und Adenez le Roi, Verfaſſer mehrerer erzählender Gedichte in nordfranzöſiſcher Sprache, war Minſtrel Heinrichs III von Brabant, Vaters von obigem Minneſänger. [3]

Eines der Lieder Heinrichs von Veldeke deutet darauf, daß dieſer Dichter ziemlich zu Jahren gekommen:

„Die Weiber, ſagt man, haſſen graues Haar; das iſt mir leid und bringt wenig Ehre, die ihren Freund lieber thöricht, denn weiſe hat. Nicht ſo ſehr darum, daß ich ſelbſt grau bin, aber ich haſſe an Weibern den ſchwachen Sinn, daß ſie neues Zinn lieber nehmen, denn altes Gold." (Maneſſe, I, S. 20a.) [4]

2. der trojaniſche Krieg,

in dreierlei Bearbeitungen:

a. durch Herbort von Fritzlar, im erſten Zehntel des 13ten

---

[1] [Nun aufgefunden und herausgegeben von J. H. Bermans. Maeſtricht 1858. Vgl. Germania 5, S. 406 ff. B.]

[2] Roquefort, De l'état de la poésie françoise dans les 12 et 13 siècles. Paris 1815. 8. S. 211. Extraits S. 65. [W. Wackernagel, Altfranzöſiſche Lieder S. 56–58. H.]

[3] Roquefort l. c. S. 138 f. Extraits S. 15. 16.

[4] [Die weitere Ausführung dieſes Abſchnitts fehlt in der Handſchrift; ich verweiſe über das Buch auf die neue Ausgabe des Dichters von L. Ettmüller. Leipzig 1852. K. Man vgl. ferner: A. Pey, L'Énéide de Henri de Veldeke et le roman d'Énéas in Eberts Jahrbuch für romaniſche und engliſche Litteratur 2. Berlin 1859. 8. S. 1–45. H.]

Jahrhunderts; nur handſchriftlich, zu Heidelberg, in Verbindung mit der Äneis des Heinrich von Veldeke. (Grimms Grammatik I, S. 455. Wilken S. 448 f.)[1]

b. von Wolfram (nicht Wolfram von Eſchenbach); gleichfalls nur handſchriftlich vorhanden. Der in v. d. Hagens litterariſchem Grundriß S. 216 f. abgedruckte Schluß, worin der Bearbeiter ſich nennt, deutet an, daß das Werk, an 30000 Verſe ſtark, auch den Inhalt der Äneis umfaßt habe.

c. durch Konrad von Würzburg, aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts. Gedruckt iſt etwa die Hälfte der Straßburger Handſchrift, 25245 Verſe, im dritten Bande der Mülleriſchen Sammlung altdeutſcher Gedichte. Da dieſer unvollſtändige dritte Band, in welchem der Druck des Gedichts abgebrochen wurde, weder im Buchhandel, noch auf einer Bibliothek unſrer Gegend zu haben iſt, ſo muß man ſich in Ermanglung desſelben an die Auszüge halten, welche in Oberlins Diatribe de Conrado Herbipolitano, Argentorati 1782 aus dem Straßburger Codex gegeben ſind.[2]

Konrad giebt an, daß er ſein Werk aus Welſch in Deutſch gedichtet (l. c. S. 17) habe, und rühmt dabei die Unterſtützung des werthen Sängers (vermuthlich Domcantors) Dietrichs von Baſel; der Cantor war einer der Dignitarien der Stiftskirchen. Außer dem franzöſiſchen Vorbilde bezieht er ſich noch auf Dares Phrygius, de excidio Trojæ. Vielleicht, daß ihm eben in Beziehung auf das lateiniſche Buch der Domcantor behülflich war.

Von dem Inhalte des Gedichtes hat Konrad nach den Eingangsworten eine große Meinung. Von dem unheilverkündenden Traume Hecubas, als ſie mit Paris ſchwanger geht, erſtreckt ſich die Erzählung bis zu Trojas Untergang.

Eine zuvor unbekannte Pergamenthandſchrift befindet ſich, nach Erkundigungen, die ich eingezogen, in der fürſtlich Waldburgiſchen Bibliothek zu Zeil.[3]

---

[1] [Ausgabe von K. Frommann. Quedlinburg und Leipzig 1837. H.]

[2] [Vollſtändige Ausgabe nach den Vorarbeiten von K. Frommann und F. Roth für den litterariſchen Verein in Stuttgart 1858. K.]

[3] [Sie iſt von S. D. dem Fürſten Conſtantin von Waldburg Zeil zur Benützung für die Stuttgarter Ausgabe bereitwillig überlaſſen worden. K.]

3. Ovids Verwandlungen

durch Albrecht von Halberſtadt. Gedruckt iſt dieſes Werk nur nach der von Georg Wickram um die Mitte des 16ten Jahrhunderts vorgenommenen Umarbeitung, zuerſt Mainz 1545 und nachher wiederholt. Nur Albrechts Prolog iſt in dieſen Drucken, bis auf die Rechtſchreibung, unverändert gelaſſen und daraus zu erſehen, daß Albrecht, geboren zu Halberſtadt, im Jahre 1210 begonnen habe, für den tugendberühmten Landgrafen Hermann von Thüringen dieſes Buch von Latein zu Deutſch zu bringen.[1]

4. Alexander der große.

Dieſes leuchtende Meteor, das unverſehens von den macedoniſchen Gebirgen aufſtieg, in ſchnell wachſendem Glanze ſich über den Horizont verbreitete und im fernſten Oſten in wunderbaren Lichtern verſprühte, hat ſogleich auch die Phantaſie der Völker mächtig und über ein Jahrtauſend hin aufgeregt. Alexander ſelbſt ſchon wies die Erzählung eines Zeitgenoſſen von ſeinen Thaten als fabelhaft zurück. (Itinerarium Alexandri, præf. XII.) In Griechenland und im Orient geſtaltete ſich ſeine Geſchichte zu abenteuervollen Dichtungen und beſonders ſein Zug nach Indien erſchloß die Welt aller Wunder.

Zur Geſchichte dieſer Fabelwerke über Alexander den großen ſind beſonders anzuführen:

Saint Croix, Examen critique des anciens historiens d'Alexandre-le-grand. Sec. éd. Paris 1804. Itinerarium Alexandri etc. et Julii Valerii res gestæ Alexandri etc. translatæ ex Aesopo Græco ed. Angelo Majo, Mediolani 1817. (Das letztere Werk iſt großentheils Fabelgeſchichte.)

Während in Perſien Niſami, geſtorben 1180 (v. Hammer, Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens S. 105) ſein Iskendername (Alexandersbuch) dichtete, war auch das europäiſche Mittelalter unermüdlich, die Alexandersſagen in allen Sprachen zu verbreiten.

Was die deutſchen Dichter insbeſondre betrifft, ſo ſchöpften ſie aus doppelter Quelle: einmal aus dem um 1200 geſchriebenen lateiniſchen Gedichte, der Alexandreis Gualtheri a Castellione (von Chatillon), welche mehr noch hiſtoriſche Haltung hat und in den gelehrten Schulen viel geleſen war; ſodann aus den phantaſtiſchern nordfranzöſiſchen Gedichten aus dem letzten Viertel des 12ten Jahrhunderts.

---

[1] [Albrecht von Halberſtadt und Ovid im Mittelalter von K. Bartſch. Quedlinburg 1861. K.]

Es ſind vier altdeutſche Alexandersgedichte vorhanden, wovon jedoch nur eines, das älteſte, gedruckt iſt:

a. vom Pfaffen Lamprecht, noch aus dem 12ten Jahrhundert, 6952 Verſe, mit noch unvollkommenem Reime; gedruckt in Maßmanns Denkmälern deutſcher Sprache und Litteratur. Heft I, München 1827. [1]

Über dieſes Gedicht iſt auch ein akademiſches Programm von Heinrich Schreiber erſchienen: Commentatio de Germanorum vetustissima quam Lambertus Clericus scripsit Alexandreide. Freiburg 1828. 4. Der deutſche Dichter nennt ſich im Eingang (Z. 1): der pfaffe Lamprecht. Über ſeine Quelle ſpricht er Z. 13 und 33.

Dieſes Gedicht, welches den Helden von ſeiner frühſten Jugend durch ſeine Eroberungskriege und wunderbaren Abenteuer bis zu ſeinem Tode begleitet, iſt nicht nur in der aus dem franzöſiſchen Werke entnommenen Fabel für die Phantaſie anziehend, ſondern trägt auch in der Darſtellung des deutſchen Bearbeiters lebendige Farbe und es klingt in ihm, beſonders in den Beſchreibungen der Kämpfe, der Stil des einheimiſchen Epos an, wie denn auch auf das Gudrunslied (ein älteres, als das noch vorhandene) ausdrücklich angeſpielt wird.

Ich hebe folgendes Abenteuer des indiſchen Zuges aus (V. 4812 ff.):

Alexander kommt mit ſeinem Heere zu einem herrlichen Wald, aus dem ſie ſo ſüßen, vielſtimmigen Geſang hören, daß ſich ihm nichts vergleichen dürfte, wenn man auch allen Leier- und Harfenklang und was je von Menſchen geſungen ward, zuſammenbrächte. Im Schatten der hohen Bäume, den die Sonne nicht durchdringen kann, wuchern Blumen und Kräuter; klare Quellen rinnen aus dem Walde hervor, auf eine ſchöne Aue, die vor ihm liegt. Hier laſſen die Helden ihre Roſſe ſtehn und gehen in den Wald, dem wonnigen Sange nach, bis ſich ihnen das Wunder offenbart. Mehr denn hundert tauſend ſchöne Mädchen finden ſie auf dem grünen Klee ſpielend, ſpringend und ſingend. Hier vergeſſen ſie all ihr Herzeleid, alles Mühſal und Ungemach, das ſie bisher erduldet. Hier, dünkt ihnen, hätten ſie für ihr ganzes Leben Glück und Freude genug und nichts zu fürchten, als den Tod. Um die Jungfraun aber iſt es ſo gethan: wenn der Sommer angeht, wenn es zu grünen beginnt und die edeln Blumen im Wald aufgehen, da erſcheinen auch wundergroße Knoſpen und wenn dieſe ſich aufſchließen, erblühen aus ihnen die ſchönen Mädchen, wie im Alter von zwölf Jahren; ſchöner, als ſie war nie eine andre Blume, weiß und roth glänzen ſie fernhin; ſie lachen und ſingen in den Geſang der Vögel. Auch ihr Gewand iſt ganz wie Blumenblätter. Stets aber müſſen ſie im Schatten ſein, denn welche von der Sonne beſchienen wird, die kann nicht am Leben bleiben. In dieſem Walde nun ſchlagen die Helden ihre Gezelte auf und bringen hier den Sommer in Wonne zu. Als aber die Bäume ihr Laub laſſen, die Quellen ihr Fließen und die Vögel ihr Singen, da verderben auch die Blumen und die ſchönen Frauen ſterben täglich alle nach einander hin. Trauervoll ziehen die Helden von dannen.

---

[1] [Von Diemer nach der Vorauer Handſchrift, Wien 1849; von Weismann, Frankfurt 1850. Vgl. Gödekes Grundriß S. 1151. K.]

b. von Rudolf von Ems, vor der Mitte des 13ten Jahrhunderts; nur handſchriftlich, zu München. In einer von Maßmann aus der Handſchrift mitgetheilten Stelle gedenkt Rudolf Derjenigen, die vor ihm dieſe Mähre von Alexandern zu dichten unternommen. Es werden ihrer drei genannt: Berchtold von Herbolzheim, der ſie für den edeln Zäringer (vermuthlich den letzten Herzog von Zäringen, Berthold V, der 1218 zu Freiburg ſtarb, Muſeum I, S. 137) gedichtet, jedoch nicht den zehnten Theil deſſen, was die Hiſtorie von Alexandern ſage; ſodann Lamprecht, deſſen Werk wir beſprochen; endlich Rudolfs Freund Biterolf. Die erſte und die dritte dieſer Bearbeitungen ſind noch nicht wieder zum Vorſchein gekommen.

c. durch Ulrich von Eſchenbach; ungedruckt. Nach einer in der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindlichen Pergamenthandſchrift iſt von dieſem Werke Nachricht gegeben in Weckherlins Beiträgen zur Geſchichte altdeutſcher Sprache und Dichtkunſt, Stuttgart 1811, S. 1 ff. Aus den hier mitgetheilten Stellen ergiebt ſich, daß Walther (Gualtheri Alexandreis) die Quelle des Buches iſt und der deutſche Bearbeiter, der Mehreres über ſeine Verhältniſſe und Zeitgenoſſen beſagt, im letzten Viertel des 13ten Jahrhunderts geſchrieben hat. Er beſcheidet ſich billigermaaßen neben dem einigemale von ihm angeführten Vorgänger Wolfram von Eſchenbach, mit dem er nicht unwahrſcheinlich aus demſelben Geſchlechte ſtammt. Seine mythologiſche Kenntnis iſt noch geringer, als Heinrichs von Veldeke, denn er ſagt einmal: Vrouwe amor was da nicht laz.

d. von Seifried; gleichfalls ungedruckt, auch nirgends näher beſchrieben. Aus den in Wilkens Geſchichte der Heidelberger Büchersammlung S. 431 gegebenen Endverſen erhellt, daß das Buch im Jahr 1352 an St. Martins Nacht vollendet wurde.

Ein kurzer Proſaroman von Alexander dem großen in niederdeutſcher Mundart iſt gedruckt in Bruns, Romantiſche und andere Gedichte in altplattdeutſcher Sprache. Berlin 1798, S. 331 ff.

Noch iſt hier einer kleineren Erzählung „Alexander und Ariſtoteles“ zu erwähnen. Wir ſahen früher, was die Dichtungen des Mittelalters aus Virgil gemacht haben,[1] in dieſem Schwanke muß der weiſe Ariſtoteles an die Reihe. Die Erzählung iſt im dritten Bande der Mülleriſchen Sammlung[2] gedruckt. Da aber dieſer Band in unſrer Gegend nicht zu haben iſt, ſo gebe ich ihren Inhalt nach einer altfranzöſiſchen Erzählung, vielleicht der Quelle jener deutſchen.

Sie ſteht in Barbazan und Méon, Fabliaux et contes des poètes français des 11—15 siècles. Tome III. Paris 1808. S. 96 ff.

Der große Alexander iſt bis nach Indien vorgedrungen, wo ihn die Liebe zu einer ſchönen Eingebornen feſthält und ſeinen Kriegsgenoſſen entfremdet. Sein Meiſter Ariſtoteles ſucht ihn durch weiſen Rath und ernſte Vorwürfe zur Beſinnung zu bringen. Die Schöne beſchließt, ſich dafür an dem Meiſter zu rächen, und iſt zum voraus verſichert, daß ihm ſeine Dialektik nichts gegen ſie helfen werde. Am andern Morgen frühe begiebt ſie ſich in den Garten; ſchön, ohne fremden Schmuck, geht ſie durch das Grün und ſammelt Blumen zu einem

---

[1] Vgl. altengliſche Sagen und Mährchen nach alten Volksbüchern. Herausgegeben von William J. Thoms. Deutſch und mit Zuſätzen von R. O. Spazier. Erſtes Bändchen. Braunſchweig 1830, worin u. a. das fabelhafte Leben des Zauberers Virgilius mit den nöthigen litterariſchen Nachweiſungen gegeben iſt.

[2] [Gedruckt in Hagens Geſammtabenteuer 1, S. 21 ff. Vgl. Faſtnachtſpiele aus dem 15ten Jahrhundert S. 150. 1488 f. Nachleſe dazu S. 338. Gödekes Gengenbach S. 601. Altdeutſche Bl. 2, 82. K.]

Kranze, indem ſie zärtliche Lieder ſingt. Der alte Meiſter Ariſtoteles ſitzt ſchon über ſeinen Büchern, nachdem er aber geſehen, was unter ſeinem Fenſter vorgeht, ſchlägt er bald das Buch zu und findet ſich unwiderſtehlich in den Garten gezogen. Er macht der Schönen ſeine Liebeserklärung und wird von ihr dahin gebracht, daß er ſich von ihr einen Sattel auflegen läßt und auf allen Vieren, wie ein Pferd, ſie durch den Garten trägt. So reitet ſie, fröhlich ſingend, bis zu einem Thurm, aus deſſen Fenſter Alexander mit lautem Gelächter ſich blicken läßt.

Bei den Liederdichtern des Mittelalters iſt Alexander vorzüglich das Muſter fürſtlicher Freigebigkeit. Walther von der Vogelweide ſchreibt ihm den Ausſpruch zu, daß Königshände ſollten hohl ſein, d. h. daß aus ihnen Alles den minder Bemittelten zufallen ſollte. Das vorerwähnte Gedicht des Pfaffen Lamprecht erzählt Züge von Alexanders Freigebigkeit, welche ſeinen Ruhm von dieſer Seite wohl begründen konnten: ſo überläßt er den Gäſten, die an ſeinem Tiſche reichlich bewirthet werden, zum Wein auch noch die goldenen Trinkgefäße.

7. König Artus und die Tafelrunde.

In den galliſchen Gebieten des Römerreichs, von wo der romaniſche Beſtandtheil unſrer altdeutſchen Poeſie ausgegangen, fanden ſchon die römiſchen Eroberer eine eigenthümliche, geſellſchaftliche und geiſtige Bildung einheimiſch, welche nicht als eine friſchaufgeblühte, ſondern als eine gealterte ſich darſtellt. Bekannt iſt, was Cäſar von der Adelsariſtokratie, dem Prieſter- und Bardenweſen der Gallier berichtet. In der großen europäiſchen Anſiedlung war der keltiſche Volksſtamm dem germaniſchen lange vorangeſchritten. Gallien und Britannien waren ſeine feſten Wohnſitze geworden. In beiden Gebieten kam über ihn erſt die römiſche und dann die germaniſche Eroberung. Die Römer machten überall in ihren Provinzen auch ihre Sprache zur herrſchenden. Die Angelſachſen trieben, was ſie von der brittiſchen Bevölkerung nicht völlig vertilgt, auf den Rand und die Gebirgshörner des Inſellandes hinaus. In Wallis und Kornwallis und, auf das gegenüberliegende Feſtland geflüchtet, in der Bretagne erhielten ſich Überreſte des brittiſchen

Keltenſtammes. Auf dieſen ſchmalen Ecken hat ſich, in verwandten Mundarten, bis auf den heutigen Tag keltiſche Sprache vererbt und mit ihr war dort auch die brittiſche Sage heimiſch geblieben, deren Held König Arthur (in franzöſiſchen und deutſchen Gedichten Artus) iſt.

Nach der Eroberung Englands durch die franzöſiſchen Normannen, in der zweiten Hälfte des 11ten Jahrhunderts, erwuchs unter dem neuen Königsſtamme eine normanniſchengliſche Poeſie in nordfranzöſiſcher Sprache, welche beſonders auch die brittiſchen Sagen von König Arthur und ſeinen Helden in ihren Bereich zog. Dieſe waren ihr vorzüglich von der Bretagne her bekannt, die zuvor ſchon von den Normannen abhängig war und wo die alten Dichtungen in romanzenartigen Liedern, den in den altfranzöſiſchen Erzählungen ſo oft als Quelle genannten bretagniſchen Lais, zur Harfe geſungen wurden.

Die Sagen von Arthur ſcheinen urſprünglich mehr mythiſche Geſtaltung gehabt zu haben. So erſcheinen ſie, ſo viel davon bekannt iſt, in den Triaden der wäliſchen Barden, in den wäliſchen Mabinogien oder Kindermährchen, deren Herausgabe längſt erwartet wird [1] und in örtlichen Anknüpfungen in Wallis und der Bretagne. Ein Geſtirn hieß Telyn Arthur, Arthurs Harfe. Aufgethürmte Granitfelſen in der Bretagne heißen Arthurs Schloß. Wenn man aber deshalb einen doppelten Arthur, einen mythiſchen und einen hiſtoriſchen, annehmen will, ſo iſt dieß ein zwar öfters zur Erklärung der Sagenpoeſie angewandtes, aber darum doch unſtatthaftes Auskunftsmittel. Der Gang der Sache iſt einfach der, daß das Mythiſche mehr und mehr dem Heroiſchen, wie dann auch dieſes dem Abenteuerlichen und Ritterlichhöfiſchen gewichen iſt.

Unter den lateiniſchen Geſchichtbüchern, worin der brittiſchen Sage noch voller Raum gegeben wird, iſt das älteſte die historia Britonum von Nennius, um die Mitte des 9ten Jahrhunderts (in Gale, Scriptores historiæ Britannicæ und beſonders herausgegeben von Gunn, London 1819 [2]), das reichhaltigſte, durchaus ſagenhafte aber Galfredi

---

[1] [The Mabinogion from the Llyfr Coch o Hergest and other ancient welsh manuscripts with an english translation and notes by lady Charlotte Guest. London 1838 ff. Vgl. San-Marte, die Arthurſage. Quedlinburg 1842. Deſſen Beiträge zur bretoniſchen Heldenſage. Quedlinburg 1847. K.]

[2] [Ausgabe von San-Marte. Berlin 1844. K.]

Monemutensis historia regum Britanniæ (in den Scriptores rerum Britannicarum, Heidelberg 1587), geſchrieben um 1152.[1]

In dieſem letztern werden die Thaten und Schickſale des brittiſchen Königs Arthur, ſeine ſiegreichen Kämpfe gegen Sachſen, Picten, Scoten und Römer, dieſe unter einem Kaiſer Lucius Tiberius, bis zu ſeiner letzten Schlacht gegen ſeinen verrätheriſchen Neffen Modred, welcher mit den angelſächſiſchen Heerführern Hengiſt und Horſa gleichzeitig angenommen iſt, auf eine Weiſe erzählt, welche zwar den Helden und die Ereigniſſe in das hellere Licht der Geſchichte zu ſtellen ſucht und eben darum ſichtbar manches Abenteuerliche abgeſtreift hat, aber gleichwohl, nicht bloß in den Anachronismen und andrem Unglaublichem, ſich als ungeſchichtlich verräth, ſondern auch, ebenſo wie wir es bei Turpin bemerkt haben, einen ſchon fertigen Fabelkreis als Grundlage durchſcheinen läßt. Nicht bloß ſind aus dieſem Fabelkreiſe größere Partieen und einzelne Züge, z. B. daß Arthur aus jener letzten Schlacht auf die Inſel Avalon entrückt wurde, in die Geſchichtserzählung aufgenommen, ſondern es erſcheinen auch die bedeutendern Namen der bedeutendern Helden, die in den Gedichten hervortreten, und ſetzen anderwärtige, vollſtändigere Kunde voraus. Die bereits verſammelte und ausgebildete Genoſſenſchaft der Tafelrunde iſt offenbar angedeutet, wenn geſagt wird (l. IX, c. 11), Arthur habe alle vorzüglich Tapfre aus weit entlegenen Reichen eingeladen und angefangen, mit ihnen ſeinen Hofſtaat zu vermehren und ſo viel feine Sitte an ſeinem Hofe zu pflegen (tantamque urbanitatem in domo suo habere), daß er fern wohnende Völker zur Nacheiferung angereizt. Dadurch angetrieben habe Jeder, der Anſprüche auf adeliches Weſen machte, ſich nur dann für etwas gehalten, wenn er im Anzug und in der Art, die Waffen zu führen, ſich nach der Weiſe der Ritter Arthurs trüge.

> Unde nobilissimus quisque incitatus, vilipendebat se, nisi sese, sive in induendo, sive in arma ferendo, ad modum militum Arthuri haberet.

Endlich habe ſich der Ruf ſeiner Freigebigkeit und Tapferkeit durch die entlegenſten Ecken der Erde ſo ſehr verbreitet, daß die Könige der Reiche jenſeits des Meers von großer Furcht ergriffen worden, ſie könnten, von ihm bekriegt und unterdrückt, die ihnen unterworfenen Völker verlieren.

---

[1] [Ausgabe von San-Marte. Halle 1854. K.]

Als ſeine Quelle bezeichnet Galfred die Mittheilung des Walter Calenius, Archidiacons von Oxford, welcher auf ſeinen Reiſen in Armorica (der Bretagne) einen bedeutenden Vorrath brittiſcher Materialien geſammelt, die er in ſeine Hände gegeben, mit dem Erſuchen, ſie ins Lateiniſche zu übertragen und bekannt zu machen, welches dann theils mittelſt des Buches, von dem wir ſprechen, theils mittelſt eines noch ungedruckten[1] Lebens des Weiſſagers Merlin, vita Merlini Caledonii, in lateiniſchen Hexametern, geſchah. Er ſagt u. A. im Proömium:

> Obtulit Galterus etc. quendam Britannici sermonis librum vetustissimum: und l. VII, c. 7: Sed ut in Britannico præfato sermone invenit (Galfredus) et a Galtero Oxenofordensi, in multis historiis peritissimo viro, audivit (hier auch mündliche Überlieferung), vili licet stylo, breviter tamen propalabit.[2]

Den Glauben an einen geſchichtlichen Beſtand der Sagen von Arthur theilte Galfred mit ſeinen Zeitgenoſſen. Alanus de Inſulis, in der erſten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, verſichert ſogar, wenn man in Britannien einen hörte, der es in Abrede ſtellte, daß Arthur noch lebe, ſo würd' er geſteinigt werden.

> „Wer ſpricht nicht von ihm?“ fährt Alanus fort. „Er iſt ſogar in Aſien noch mehr bekannt, als in Britannien, wie unſre aus dem Morgenlande zurückkehrenden Wallfahrer uns verſichern. Aber das Morgenland und Abendland iſt voll von ihm. Ägypten und der Bosporus ſchweigen nicht. Rom, die Gebieterin der Städte, beſingt ſeine Thaten. Antiochien, Armenien, Paläſtina preiſen ſeine Heldenwerke.“

Merkwürdig iſt eine Stelle des Wilhelm von Malmesbury, aus derſelben Zeit, welcher Kritik üben will und doch mitten in die Sage hineinfällt:

> Hic est Arthurus, de quo Britonum nugæ hodieque delirant, dignus plane, quem non mendaces somniarent fabulæ, sed veraces prædicarent historiæ; quippe qui labantem patriam diu sustinuerit, infractasque civium mentes ad bellum acuerit: postremo in obsidione Badonici montis, fretus imagine dominicæ matris, quam armis suis insuerat, nongentos hostium solus adorsus incredibili cæde profligavit.

---

[1] [Herausgegeben von Franciſque Michel und Thomas Wright, Paris 1837, wieder von San-Marte, Halle 1853. K.]

[2] [Vgl. die Ausgabe von San-Marte S. 155. H.]

Ducange, in ſeinem Glossarium ad scriptores mediæ et infimæ latinitatis, hat einen beſonderen Artikel:

> Arturum exspectare, proverbium apud Anglos, quorum credula fuit olim fides, ut Arturum regem denuo regnaturum persuasum haberent.

Endlich hat auch in Beziehung auf dieſen Sagenhelden die Aufgrabung der Gebeine ſtattgefunden, die ſchon bei mehrern andern zur handgreiflichen Beſtätigung ihres geſchichtlichen Daſeins dienen ſollte.

In den Annales de Margan (die Abtei Margan in Wallis), Historiæ Anglicanæ scriptores quinque u. ſ. w. Vol. II, Oxford 1687, habe ich zum Jahr 1191 Folgendes angemerkt gefunden:

> Inventa sunt ossa famosissimi Arthuri, quondam regis majoris Britanniæ, in quodam vetustissimo sarcophago recondita, circa quod duæ pyramides stabant erectæ, in quibus litteræ quædam exaratæ erant, sed ob nimiam barbariem et deformitatem legi non poterant: inventa sunt autem hac occasione dum inter prædictas pyramides terram quidam effoderant, ut quendam monachum sepelirent, qui ut ibi sepeliretur a conventu pretio impetraverat, reperierunt quoddam sarcophagum, in quo quasi ossa muliebria cum capillitio adhuc incorrupto cernebantur, quo amoto reperierunt et aliud priori substratum, in quo ossa virilia continebantur, quod etiam amoventes invenerunt et tertium duobus primis subterpositum, cui crux plumbea superposita erat, in qua exaratum fuerat: hic jacet inclytus rex Arthurus, sepultus in insula Avellana; locus enim ille paludibus inclusus insula Avallonis vocatus est i. e. insula pomorum, nam Aval Britannice pomum dicitur. Deinde idem sarcophagum aperientes, invenerunt prædicti principis ossa robusta nimis et longa, quod cum decente honore et magno apparatu in marmoreo mausoleo intra ecclesiam suam monachi collocaverunt. Primum tumulum dicunt fuisse Guenbaveræ reginæ, uxoris ejusdem Arthuri, secundum Modredi nepotis ejusdem, tertium prædicti principis.[1]

Was nun Galfred, bei ſeinem Beſtreben nach hiſtoriſcher Glaubwürdigkeit, in ſeiner Chronik nur halb aufdeckt, der brittiſche Sagenkreis von Artus und ſeiner Tafelrunde, das iſt, ſo viel man aus den vorhandenen Nachrichten erſehen kann, völlig aufgeſchloſſen in einem altfranzöſiſchen Gedichte von nahezu 18000 Reimzeilen, Le Brut d'Angleterre, verfaßt von Meiſter Wace im Jahre 1155 und am Hofe der normanniſchen Könige von England öffentlich vorgeleſen. Eine Ausgabe dieſes bisher ungedruckten Werkes wird gegenwärtig in Paris veranſtaltet.[1]

---

[1] Abbatia de Margan in Wallia, fundata a. 1147 a Roberto comite Gloucestrensi. Es kann in obiger Stelle dieſes Kloſter gemeint ſein, obgleich Glaſton zufällig gerade vorher genannt iſt.

Noch in demſelben, dem 12ten Jahrhundert, bearbeitete dann ein gewandter und fruchtbarer nordfranzöſiſcher Dichter, Chreſtien de Troyes, nach einigen geſtorben 1191, in einer Reihe erzählender Gedichte die Abenteuer einzelner Ritter dieſes Kreiſes. Nachrichten über ihn und Auszüge ſeiner noch ungedruckten Erzählungen ſind zu finden in der Histoire littéraire de la France B. XV, Paris 1820.[2] Dieſe erzählenden Gedichte des Chreſtiens de Troyes ſind es nun, die dem gröſten Theile der deutſchen Bearbeitungen des Sagenkreiſes von Artus und ſeinen Rittern zu Grunde liegen.

Erſchöpft wird derſelbe durch dieſe vereinzelten Darſtellungen keineswegs und den Zuſammenhang des ganzen Cyklus überſieht man für jetzt noch am beſten in dem alten, engliſchen Roman „die Geſchichte des berühmten Fürſten Arthur und ſeiner Ritter von der Tafelrunde,“ welchen Thomas Malory im 15ten Jahrhundert aus franzöſiſchen Romanen zuſammengeſetzt hat und der vom Ende des gedachten Jahrhunderts an öfters gedruckt worden iſt, namentlich in Walkers British classics, in deren Reihe er, auch einzeln zu haben, 2 Bände (London 1816) ausmacht.[3]

Litterariſch kann man ſich über die hieher gehörigen Romane näher unterrichten in F. W. V. Schmidts Abhandlung über dieſelben, welche einen Theil der ſonſt ſchon angeführten Anzeige von Dunlops history of fiction bildet, Wiener Jahrb. d. Litt. B. 29. 1825. S. 71 ff.[4]

Die deutſchen Gedichte dieſes Kreiſes ſind hauptſächlich folgende:

1. **Erek und Enite**, von Hartmann von Aue.

Dieſes Werk, wodurch Hartmann bei den nachfolgenden erzählenden Dichtern des 13ten Jahrhunderts, welche häufig darauf Bezug nehmen, vorzüglich ſein Anſehen begründet hat, iſt, noch ungedruckt,[5] in einer einzigen Handſchrift zu Wien übrig. Es ſind nur einzelne Stellen und Auszüge daraus mitgetheilt in den Wiener Jahrbüchern und in Hormayrs vaterländiſchem Taſchenbuch. Ohne Zweifel iſt die Quelle desſelben ein gleichfalls nur handſchriftlich[1] übriges nordfranzöſiſches Gedicht des vorgenannten Chreſtien de Troyes.

---

[1] [Ausgabe von Pluquet. Rouen 1827. K.]

[2] [Creſtien von Troies, eine litteraturgeſchichtliche Unterſuchung von W. L. Holland. Tübingen 1854. K.]

[3] [Neue Ausgabe von Thomas Wright, 3 Bände. London 1858. 8. H.]

[4] [Schmidts Anzeige iſt benützt in Liebrechts Überſetzung von J. Dunlops Geſchichte der Proſadichtungen. Berlin 1851. K.]

[5] [Ausgabe von Haupt. Leipzig 1839. K.]

2. Iwein, der Ritter mit dem Löwen, auch von Hartmann von Aue; mehrmals herausgegeben, beſonders mit kritiſcher Sorgfalt von Benecke und Lachmann, Berlin 1827.[2] Auch hier liegt ohne Zweifel ein noch vorhandenes Gedicht des Chreſtien de Troyes zu Grunde.[3] Der Iwein iſt nach dem Erek gedichtet, auf welch letztern in jenem angeſpielt wird (S. 407).

Wie in der vorigen Abtheilung von den poetiſchen Bearbeitungen antiker Fabeln uns Heinrich von Veldeke an die Spitze trat, ſo hier, bei den Mähren von der Tafelrunde, Hartmann von Aue. Er wird auch überall von den nachfolgenden Dichtern, der Zeit nach, als der zweite Meiſter der Aventüre betrachtet und geprieſen; und dieſes Anſehen hat ihm nicht etwa das früher erörterte Gedicht vom armen Heinrich verſchafft, denn wenn auch wir dieſes letztere ſeiner innern Tiefe wegen über den Iwein ſtellen, ſo wird es doch von den Dichtern des Mittelalters nirgends genannt; vielmehr verdankt er jenen Ruhm den beiden Rittergedichten. Dieſe geſchichtliche Stellung bringt es mit ſich, daß wir hier von ſeinen Lebensumſtänden und ſeinem dichteriſchen Charakter ſprechen, wie in der vorigen Abtheilung von denen ſeines Vorgängers.

Hartmann von Aue iſt bemerktermaßen der zweite in der Reihe der namhaften Aventürendichter. Seine Poeſie iſt reifer und innerlicher, als die ſeines Vorgängers, Heinrich von Veldeke; mehr vom Gemüth, als von der Phantaſie beſeelt. Mit dieſem Charakter ſeiner Dichtung ſtehen ſeine äußeren Lebensumſtände, ſo viel er ſelbſt von ſolchen meldet, in ſchönem Einklang.[4]

---

[1] [Ausgabe von Imm. Bekker in Haupts Zeitſchrift für deutſches Alterthum B. 10. K.]

[2] [Wieder 1843. K.]

[3] [Herausgegeben von Lady Ch. Gueſt, dann von W. L. Holland. Hannover 1862. K. Eine Inhaltsangabe des Gedichtes findet ſich in meinem Buche über Creſtien von Troies S. 149—166. H.]

[4] [Neueres über ihn ſieh K. Barthel, Leben und Dichten Hartmanns von Aue. Berlin 1854. K.]

Hartmann war Ritter[1] und Dienſtmann (ministerialis) zu Aue (Ouwe).[2] Welchem adelichen Geſchlechte dieſes Namens, deren es in Schwaben und in Franken gab,[3] er diente, iſt nicht beſtimmter angezeigt. Einmal ſpricht er ſo, daß man auf ſeinen damaligen Aufenthalt in Franken ſchließen muß.[4] Dagegen war der arme Heinrich, in deſſen Geſchichte Hartmann ohne Zweifel eine Sage vom Stamme ſeines Dienſtherrn erzählt, von Aue geboren und in Schwaben geſeſſen (V. 31. 49). In demſelben Gedichte rühmt er das herzliche Wohlwollen (den „guten Willen"), das den Schwaben jeder Biedermann zugeſtehen müſſe, der ſie daheim geſehen.[5]

Er ſcheint nicht, gleich andern Sängern, ſich unſtet umhergetrieben, ſondern ein ſtilles und beſchauliches Leben geliebt zu haben.[6] Wenn er ſeine Stunden nicht beſſer anwenden konnte, ſo las er in den Büchern, ob er etwas darin fände, was, wenn er dichtend ſeinen Fleiß daran gelegt, zu Gottes Ehre gereichen und von den Leuten gerne gehört werden möchte.[7] Als Liederdichter iſt Hartmann, nach der Einfachheit des Stils, Reinmarn dem Alten ähnlich, dem er wohl auch gleichzeitig war.[8] Seine Minnelieder bezeichnet ein biederer, treuer Sinn. Wohl thät' ihm Untreue beſſer, da ſein Dienſt ihm nicht gelohnet wird, aber Treue läßt ihn nicht von der Geliebten ſcheiden.[1] Ihr hat er gedient ſeit der Zeit, da er auf dem Stabe ritt, ſie war von Kindheit an und wird immer ſeine Krone ſein.[2] Iſt ſie ihm abgeneigt, ſo wirft er nur auf ſich die Schuld:[3] „Mich ſchlägt nichts andres, denn mein eigen Schwert.“ Wie ferne ſie ihm ſei, ſo ſendet er ihr ſeinen unſichtbaren Boten, den Geſang.[4]

---

[1] Iwein V. 21. Armer Heinrich V. 1. Maneſſe I, S. 183a. In der Weingartener Handſchrift iſt er vor ſeinen Liedern ritterlich zu Pferde dargeſtellt. Schild, Waffenrock und Pferdsdecke ſind ſchwarz, mit weißen Vogelköpfen beſtreut. Auch auf dem roth und goldnen Helm iſt ein Vogelkopf. Dieſer Wappenſchmuck kann darauf führen, zu welchem Geſchlechte man den Sänger damals gezählt. J. v. Laßberg hat neuerlich darauf Unterſuchungen gegründet, welche jedoch noch nicht bekannt gemacht ſind. [Vgl. Greiths Spicilegium vaticanum S. 162 ff. K.]

[2] Armer Heinrich V. 4 f. Iwein V. 28 f. Mit dem Namen Hartmann läßt er ſich auch ſonſt öfters anreden, Iwein V. 2965. 2973. 6998. Maneſſe I, S. 183a.

[3] Cruſius, Schwäb. Chronik a. m. O. Grimm, Armer Heinrich S. 133 f. Oberthür, Die Minne- und Meiſterſänger aus Franken u. ſ. w. S. 86. Pastorius, Francon. rediviv. u. ſ. w. S. 479.

[4] Maneſſe I, S. 183b. Saladin lebte bis 1193.

[5] Armer Heinrich V. 1421 ff.

[6] Vgl. Maneſſe I, S. 183b.

[7] Iwein V. 21 ff. Armer Heinrich V. 6 ff.

[8] Die Würzburger Handſchrift giebt auch ein paar ſeiner Lieder Reinmarn dem Alten und Walthern v. d. Vogelweide. Muſeum I, 1. S. 169. [Die Lieder und Büchlein und der arme Heinrich, herausgegeben von Haupt. Leipzig 1842. Des Minneſangs Frühling von Lachmann und Haupt S. 205. K.]

Doch iſt nicht der Minneſang die ſchönſte Seite ſeiner Lieder. Am rührendſten zeigt ſich ſein treues und edles Gemüth, wenn er in der Trauer über den Tod ſeines geliebten Herrn ſich vom Irdiſchen losſagt und als Kreuzfahrer die Heimath verlaſſen will.

Oft weiſſagt ihm ſein Muth herannahendes Übel und wenn er froh iſt, ſeufzt er künftigen Verluſt.[5] Aber nichts hat ihn tiefer betrübt, als ſeines Herren Tod. Seit der Tod ihn ſeines Herren beraubt hat, kümmert er ſich nicht weiter um die Welt, ſeiner Freude beſten Theil hat Jener mit ſich dahin genommen. Die Kreuzesfahrt, die er ſich vorgeſetzt, ſoll auch der Seele ſeines Herrn hälftig zu gut kommen. Mög' er denſelben vor Gott wiederſehen![6]

Mehrere ſeiner Lieder betreffen dieſe fromme Fahrt. Wann er ſie wirklich vorgenommen, erhellt nicht. Man war oft geraume Zeit mit dem Kreuze bezeichnet, bis Gelegenheit wurde, ſich dem größeren Zug eines Fürſten anzuſchließen. Dieſe Beſtimmung für den Dienſt des Himmels betrachtet Hartmann als eine geiſtliche Weihe, als ein ritterliches Prieſterthum, als einen Zuſtand von Heiligung und Beſeligung. Dem Kreuze ziemt wohl reiner Muth und keuſche Sitte, ſo mag man damit alles Heil erwerben. Was taugt es auf dem Gewande, wer es nicht am Herzen hat? Weſs Schild ſonſt weltlicher Ehre bereit war, der iſt nicht weiſe, wenn er ihn Gott verſagt. Hier wird ihm beides, der Welt Lob und der Seele Heil. Welche Frau ihren lieben Mann mit rechtem Muth auf dieſe Fahrt ſendet, kann ſich den halben Lohn daran erkaufen. Bete ſie daheim für beide, während er dort für beide fährt! Ihr Minneſänger, was iſt eure Minne gegen meiner? Ich darf jetzt mich rühmen, wohl von Minne zu ſingen. Nie hatt' ich ſorgenloſe Freude bis zu dem Tag, da ich mir Chriſti Blume erkor, die ich nun trage. Sie kündet uns eine Sommerzeit, die ſo ganz in ſüßer Augenweide liegt.[1]

---

[1] Maneſſe I, S. 179b 1.
[2] Ebd. I, S. 179a 3. 182b 5.
[3] Ebd. I, S. 179a 4.
[4] Ebd. I, S. 180a 4.
[5] Iwein V. 3087 ff.
[6] Maneſſe I, S. 179a 6. 180b 2.

Vom armen Heinrich iſt ſchon früher gehandelt worden. Es bleibt uns alſo noch vom Iwein zu reden übrig.

Es iſt bereits bemerkt worden, daß Hartmann dieſes Gedicht nach dem Altfranzöſiſchen des Chreſtiens de Troyes bearbeitet habe. Ein Auszug aus dem Chevalier au lyon des welſchen Erzählers beweiſt, daß ihm der deutſche Dichter nicht bloß im Gange der Handlung, ſondern ſelbſt bis zu einzelnen Wendungen und Bemerkungen gefolgt iſt. Die Arbeit des Letztern kann daher im Ganzen nicht als freie Umdichtung, ſondern nur als Übertragung betrachtet werden, wenn gleich nicht in dem Sinne wörtlich, wie die Werke der neueren Überſetzungskunſt, wie denn auch bei anziehenden Stellen, deren der Auszug nicht beſonders erwähnt, noch auszumitteln iſt, was etwa der Bearbeiter aus dem Seinigen hinzugethan. Kann nun dem deutſchen Iwein das Verdienſt der Erfindung nicht zugeſprochen werden, ſo gebührt ihm doch in doppelter Beziehung eine aufmerkſame Beachtung. Einmal weil die Dichtungen von den Rittern der Tafelrunde, vorzüglich durch Hartmanns gefällige Bearbeitungen in Deutſchland bekannt und beliebt geworden, einen unverkennbaren Einfluß auf den Geiſt des deutſchen Ritterthums ausgeübt, ſodann weil Hartmanns Iwein, gegen Veldekes Äneis gehalten, ſo bedeutende Fortſchritte in der Kunſt ſinniger Darſtellung und in der Ausbildung des Stils beurkundet. Der Inhalt des Gedichts iſt in den Hauptzügen in Roſenkranzs Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter S. 253 ff. [auch in Gödekes deutſcher Dichtung im Mittelalter S. 719 f. K.] angegeben.

Daß die Fabel von dem wunderbaren Brunnen in der Bretagne[2] wirklich örtliche Anknüpfung hatte, ergiebt ſich aus einer Stelle des Roman de Rou. Dieſe normänniſche Reimchronik des ſchon erwähnten Wace, aus dem dritten Viertel des 13ten Jahrhunderts, iſt im

---

[1] Maneſſe I, S. 180a 6. 180a 7. 180b 3. 183b 6. 181b 2.

[2] [Vgl. darüber mein Buch über Creſtien von Troies S. 152—156. H.]

Druck erſchienen unter dem Titel: Le Roman de Rou et des ducs de Normandie, publié par F. Pluquet. Rouen 1827. Der Verfaſſer derſelben erzählt gelegenheitlich von den Wundern des Waldes Brecheliant (Breziljân im deutſchen Iwein). Er führt an, daß die Bretone viel von dieſem Walde zu erzählen wiſſen. Darin befinde ſich die Quelle von Berenton. Wenn die Jäger dort, um ihren Durſt zu löſchen, mit ihren Jagdhörnern Waſſer ſchöpfen und den Stein begießen, ſo pfleg' es im ganzen Wald umher zu regnen. So ſoll es wenigſtens ehemals geweſen ſein. Auch ſehe man dort, wenn die Bretone die Wahrheit ſagen, Feen und andre Wunder.

„Ich gieng dahin, Wunder zu ſuchen," fährt Meiſter Wace fort, „ich ſah den Wald und das Land; Wunder ſucht' ich, aber keine fand ich: thöricht gieng ich hin, thöricht kam ich zurück: Thorheit ſucht' ich und machte mich ſelbſt zum Thoren." (II, S. 143 f.)

Die neueſten Herausgeber des Iwein bezeichnen das Ziel dieſer Dichtung dahin: wer mit ganzer Kraft ſeiner Seele nach dem trachtet, was wahrhaft gut iſt, dem folget Glück und Ehre. Dieſes iſt im Eingang des Gedichtes ausgeſprochen.

Die Anlage des Gedichts, wie ſie Hartmann von ſeinem franzöſiſchen Vorbild erhalten, iſt übrigens nicht beſonders zu loben. Die Handlung zerfällt allzu ſehr in zwei geſonderte Theile, die Ereigniſſe vor und nach der Heirath des Helden, und das Intereſſe ſchwebt zu ſehr zwiſchen dem Verhältnis zu ſeiner Frau und dem zu ſeinem Freunde Gawein.

Eine der einnehmendſten Scenen des Gedichts iſt die V. 6435 ff. Iwein kommt auf ſeinen Fahrten einſt abends zu einer Burg. In einem ſchönen, weiten Baumgarten ſieht er einen alten Herrn, auf ein koſtbares Ruhebett gelehnt, wo ihm am warmen Abend die ſchönen Blüthen und das reine Gras ſüßen Duft geben:

Er hete ein schœnen alten lîp,
und ich wæne wol, sî was sîn wîp.
ein vrouwe diu dâ vor im saz.
sine mohten beidiu niht baz
nâch sô alten jâren
getân sîn noch gebâren.

Vor Beiden ſitzt ein junges anmuthiges Mädchen, das gar wohl welſch leſen kann. Dieſes kürzt ihnen mit Leſen die Stunde und macht ſie manchmal lächeln:

Ez dûht si guot swaz si las,
wand si ir beider tohter was.

Als ſie den Gaſt gewahren, wird er wohl empfangen. Die Jungfrau führt ihn an der Hand herbei, er ſetzt ſich zu ihr in das Gras und findet im Geſpräche, daß bei ihrer jugendlichen Schönheit auch ſüße Worte und edle Sitte wohnen. Die beiden Jungen freuen ſich ihrer Jugend und reden von des Sommers Schönheit und welche Luſt ihnen noch das Leben bringen ſolle. Die beiden Alten aber ſprechen ſchon vom kalten Winter und wie ſie ſich vor dem Froſte ſchützen mögen.

Leider kann man nicht vergleichen, wie viel an dieſem lieblichen Abendgemälde Hartmanns beſondres Verdienſt ſei, da der Auszug des franzöſiſchen Gedichtes hierüber keinen Aufſchluß giebt.[1] Der altengliſche Iwein (Ritſon, Ancient engleish metrical romanceës. Vol. I, London 1802. S. 129 f.), welcher aus derſelben altfranzöſiſchen Quelle geſchöpft zu haben ſcheint, hat zwar dieſe Scene, aber in einer, gegen Hartmanns maleriſcher Darſtellung, ziemlich trockenen Erzählung.

Das Bild jungfräulich kindlicher Anmuth und Sitte erinnert an das uns ſchon aus dem armen Heinrich bekannte, und das milde Frühlingsabendlicht, das auf dem Ganzen ruht, iſt der Charakter von Hartmanns Poeſie.

3. Wigalois, der Ritter mit dem Rade, von Wirnt von Gravenberg, herausgegeben von Benecke. Berlin 1819.[2]

Dieſes Rittergedicht von 11708 Reimzeilen iſt, gleichfalls nach einer altfranzöſiſchen Quelle, um das Jahr 1212 verfaßt, worüber Benecke im Vorbericht ausführliche Nachweiſung giebt. Der Dichter hat ſich in Darſtellung und Stil ſeinen ältern Zeitgenoſſen, Hartmann von Aue, zum Vorbild genommen. Die Abenteuer des Helden ſind jedoch phantaſtiſcher, als die des Iwein. Wirnts Geſchlechte gehörte die Burg an, deren Name bis auf den heutigen Tag dem darunter liegenden Städtchen Gräfenberg, zwiſchen Nürnberg und Baireuth, geblieben iſt. Ein kleines erzählendes Gedicht des ſpätern Konrad von Würzburg[3] bezeichnet ihn als Kreuzfahrer. Wirnt von Grafenberg war ein Ausbund deutſcher Ritterſchaft, ſchön und tugendreich, und in Allem vollkommen, womit man in dieſer Welt Preis erwirbt. Er trug ausgewählte Kleider, Birſchen und Beizen verſtand er wohl, Schachtafel und Saitenſpiel war ſeine Kurzweile. Einem Ritterſpiele wär' er über tauſend Meilen nachgeritten, um den Sold der Minne zu erſtreiten. Einſt ſaß er allein in der Kammer und hatt' ein Buch in der Hand, darin er Aventüre von der Minne geſchrieben fand. Damit hatt' er den Tag bis zur Veſperzeit vertrieben. Da kam ein wunderſchönes Weib hergeſchlichen, von deren lichter Farbe das Gemach erleuchtet ward. Sie trug koſtbare Kleider und eine reiche Krone. Erſchrocken ſprang Wirnt auf und hieß ſie willkommen. Die Frau dankt' ihm: er ſoll nicht ſo ſehr vor ihr erſchrecken, ſie ſei es ja, der er langeher gedient, für die er oft Leib und Seele gewagt; nun ſei ſie hergekommen, um ihm den Lohn zu zeigen, der ihm für ſeinen Dienſt werden ſoll. Wirnt wunderte ſich, daß er der Dienſtmann einer Frau ſein ſoll, die er doch nie geſehen; doch woll' er mit Freuden der Ihrige ſein, nur möge ſie ihm ihren Namen ſagen. Da ſprach ſie, unter ihrer Krone ſtehen Kaiſer und Königsſöhne; Herzoge, Grafen und Freie biegen ihr das Knie: „die Welt“ ſei ſie geheißen, und ihren Lohn ſoll er jetzt ſehen. Da wandte ſie ihm den Rücken zu, der überall mit Schlangen, Nattern und Kröten behangen, mit giftigen Blattern bedeckt und von Maden bis auf das Gebein zerfreſſen war; ihr ſeiden Kleid war in ein ſchlechtes Aſchentuch verwandelt. So ſchied ſie von dannen. Der Ritter aber verwünſchte ſolchen Dienſt, ſchied von Weib und Kind, nahm das Kreuz an ſein Gewand und hub ſich über das wilde Meer, um in Gottes Heere gegen die Heidenſchaft zu ſtreiten.

---

[1] [Vgl. Li romans dou chevalier au lyon in meiner Ausgabe Z. 5352 ff. H.]

[2] [Neuerdings von Franz Pfeiffer. Leipzig 1847. K.]

[3] [Der Welt Lohn, herausgegeben von Franz Roth. Frankfurt 1843. K.]

Unter den litterariſchen Notizen, welche Benecke im Vorberichte zum Wigalois giebt, iſt beſonders die S. XXIX hervorzuheben.

4. Lanzelot vom See, durch Ulrich von Zazichoven, nur handſchriftlich vorhanden, zu Wien und Heidelberg.[1] Aus einer im Muſeum für altd. Litteratur und Kunſt I, S. 603 mitgetheilten Stelle ergiebt ſich über Zeit und Anlaß dieſer deutſchen Bearbeitung Folgendes: Als der König von England (Richard Löwenherz) von dem Herzog Leopold (von Öſtreich) gefangen ward und zur Sicherheit für das Löſegeld edle Herrn von fremden Landen zu Geiſeln geben muſte, welche Kaiſer Heinrich (dem

---

[1] [Herausgegeben von K. A. Hahn. Frankfurt 1845. K.]

Leopold ſeinen Gefangenen abgetreten hatte) in Deutſchland verwahren ließ, da befand ſich unter dieſen Geiſeln Gui von Morville, welcher das welſche Buch von Lanzelot beſaß. Auf Bitte lieber Freunde begann Ulrich von Zazichoven es ins Deutſche zu dichten. Richards Löſung erfolgte 1194 (Walther von der Vogelweide S. 27 N.) und Ulrichs Gedicht mag hiernach noch älter ſein, als Hartmanns Iwein, ſeine Wirkung war aber nicht ſo bedeutend.

5. **Daniel von Blumenthal**, von dem Stricker, einem Dichter aus der Mitte des 13ten Jahrhunderts, von dem auch das überarbeitete Gedicht von Karls des großen letztem Feldzug nach Spanien und mehrere kleinere Erzählungen herrühren. Er beruft ſich auf ein welſches Buch des Meiſters Albrich von Biſencze. Man hat daraus einen Albrich von Vicenza gemacht. Es iſt aber ohne Zweifel derſelbe Meiſter Alberich von Biſenzun (Beſançon), deſſen Alexandersgedicht der Pfaffe Lamprecht bearbeitet hat.

Vom Daniel von Blumenthal iſt nur der Anfang, ungefähr 350 Verſe, gedruckt in Nyerups Symbolæ ad litteraturam Teutonicam antiquiorem. Kopenhagen 1787.

6. **Wigamur**, ein ſehr abenteuerliches Gedicht von ungenanntem Verfaſſer, gedruckt in den Deutſchen Gedichten des Mittelalters, herausgegeben von v. d. Hagen und Büſching, B. 1.

Ich ſchließe hiermit die Aufzählung der Gedichte von den Rittern der Tafelrunde. Es ließen ſich zwar noch andere nennen, aber ſchon mehrere der bisher angeführten ſind theils nur litterariſch bekannt, theils zu weitläufig und dem Sageninhalte nach nicht bedeutend genug, um ſie im Auszuge zu geben. Die Dichtungen vom heiligen Gral und von Triſtan greifen zwar auch in den Fabelkreis von der Tafelrunde ein, aber von ihnen iſt nachher beſonders zu handeln.

Ich beſchränke mich daher auf einige allgemeinere Schlußbemerkungen:

1. Die Gedichte dieſes Kreiſes haben in den deutſchen Bearbeitungen und ſchon in den franzöſiſchen Vorbildern, welche dieſen zu Grunde liegen, ihren nationalen Sagenboden faſt gänzlich verloren und ſchweben im grenzenloſen Gebiete des Abenteuerlichen. Die Ritter, welche König Artus um ſeine Tafelrunde verſammelt hat, eſſen nicht zu Morgen, bevor ſich ein Abenteuer gezeigt. Gewöhnlich erſcheint dann

irgend ein fahrendes Fräulein, das einen Kämpfer begehrt, der für ſie die außerordentlichſten Proben ritterlicher Tapferkeit beſtehen muß, oder es kommt Nachricht von einem fremden Ritter, der draußen zum Kampfe hält, oder es wird ſonſt eine ſeltſame Kunde erzählt, welche die Genoſſen der Tafelrunde auf abenteuervolle Irrfahrten hinausführt. Wälder voll Löwen und Schlangen, Kämpfe mit Rieſen, verzauberte Paläſte, gefährliche Brücken u. dgl. gehören hier zum täglichen Brote, ohne daß in all dieſem Wunderbaren noch eine mythiſche Bedeutung zu ſuchen wäre.

2. Der innere Inhalt dieſer Gedichte liegt vielmehr darin, daß die unerſchrockenen Kämpen zugleich Muſter edler Ritterſitte und feiner Hofzucht ſind. Sie ſind der Ausdruck des Wohlgefallens an der eben erſt errungenen Verfeinerung des geſelligen Lebens, in welchem die Frauen obenan ſtehen. Wo nun, wie beſonders bei Hartmann von Aue, die innere Milde des Gemüths hinzukommt und der ſanfte Strom der Rede in den reinen Formen der ausgebildeten mittelhochdeutſchen Sprache ſich hinbewegt, können dieſe Gedichte einen wohlthuenden Eindruck nicht verfehlen. Dagegen iſt nicht zu miskennen, daß gezierte s Weſen, weitſchweifiges Ceremoniel und galante Sittenloſigkeit mehr und mehr überhand nehmen und damit zugleich die Sprache ſich zum Spielenden hinneigt. Der große Umfang der Dichtwerke tritt außer Verhältnis mit dem Gewichte des Inhalts und die Äußerlichkeit der endloſen Beſchreibungen glänzender Hoffeſte, Turniere u. ſ. w. wird für unſre Zeit in hohem Grad ermüdend.

3. Die epiſche Charakteriſtik, wie ſie der echten Sagendichtung eigen iſt, konnte weder im bodenlos Abenteuerlichen, noch im höfiſch Conventionellen gedeihen. Darum haben auch die Helden und Heldinnen häufig nur ein ſehr allgemeines Gepräge. Dennoch ziehen ſich einige Hauptcharaktere durch den ganzen Kreis in feſterer Haltung hindurch, vielleicht noch in älterer Geſtaltung begründet, aber nun im Sinne dieſer ritterlichhöfiſchen Dichtung umgeformt. König Artus ſelbſt iſt das Bild eines Fürſten, der mit Prachtliebe und unerſchöpflicher Freigebigkeit einen glänzenden Hof zu halten weiß; ſein Neffe Gawein hat alle Tugenden und Fehler ritterlicher Galanterie; der Seneſchall Kai, der am tiefſten erfaßte dieſer Charaktere, handhabt Zucht und Ordnung am Hofe, geräth aber ſelbſt durch ſeine Spott- und Tadelſucht, durch ſein

prahleriſches und voreiliges Weſen in manchen Unfall, der ihn der Schadenfreude preisgiebt; der wilde Segremors, den man binden müſte, um ihn vom Fechten zurückzuhalten, der über den Rhein ſchwämme, wo er am breitſten iſt, wenn er am andern Ufer ſtreiten ſähe, iſt der Wolfhart dieſer Tafelrunde und ein Überreſt alten Heldenweſens.

8. Der heilige Gral.

Es iſt bereits bemerkt worden, daß der Sagenkreis vom Grale mit dem von der Tafelrunde in naher Verbindung ſtehe. Gleichwohl glaube ich ihn von dieſem unterſcheiden und ausſondern zu müſſen, worüber ich nachher Erläuterung geben werde. Die Dichtungen von der Tafelrunde ſind der Kreis grüner, nur an der Spitze leicht gerötheter Blätter, in denen die purpurne Blume ſelbſt, die Sage vom Grale, ruht.

Wie bei den Heldenliedern, werde ich zuerſt den Inhalt der Sage im Umriß geben, und zwar eben dasjenige, was ihr zum Unterſchiede von jenem andern Fabelkreiſe eigenthümlich iſt.

Die deutſchen Gedichte, welchen ich dieſe Umriſſe entnehme, ſind folgende:

1. Parcival,[1] von Wolfram von Eſchenbach, gedruckt im 1 B. der Mülleriſchen Sammlung deutſcher Gedichte des 12ten bis 14ten Jahrhunderts. Berlin 1784.

2. Bruchſtück des Titurel, von demſelben Dichter, herausgegeben von Docen in deſſen erſtem Sendſchreiben über den Titurel u. ſ. w. Berlin und Leipzig 1810 und in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur B. 8, 1819. Anz. Bl. S. 28 ff.

3. Der ſpätere, vollſtändige Titurel, nach dem alten Drucke von 1477.[2]

---

[1] [Wolframs Werke, Geſammtausgabe von Lachmann. Berlin 1833 und wieder 1854. Was außerdem für das Verſtändnis dieſes großen Dichters ſeither beſonders von San-Marte (Albert Schulz) und Simrock geſchehen iſt, verzeichnen die litterarhiſtoriſchen Handbücher. K.]

[2] [Neue Ausgabe von K. A. Hahn. Quedlinburg 1842. K.]

4. Lohengrin u. ſ. w., herausgegeben von J. Görres, Heidelberg 1813.[1]

Der Meiſter dieſes Sagenkreiſes iſt eben Wolfram von Eſchenbach.

Der Gral.

Der heilige Gral iſt die Schüſſel, daraus Chriſtus bei der Stiftung des Abendmahls mit ſeinen Jüngern geſpeiſt hat. Er beſteht aus einem Jaſpis, dem edeln Steine, von deſſen Kraft der Phönix aus der Aſche ſich verjüngt. Ein Kranker, der den Gral anſieht, kann in der Woche hernach nicht ſterben. Zweihundertjährige Jugend giebt der öftere Anblick dieſes Steins. In demſelben Gefäße hat Joſeph von Arimathia das Blut aus den Wunden des Erlöſers aufgefangen.[2] Engel haben ihn vor alter Zeit zur Erde gebracht und in den Sternen ward geleſen, daß einſt ein geſegnetes Geſchlecht zu ſeiner Pflege werde berufen werden.[3]

Dieſes erwächſt in dem Königsſtamme Senabors[4] aus Kappadocien. Drei ſeiner Söhne folgen dem Kaiſer Veſpaſian nach der Eroberung Jeruſalems in römiſche Lande. Dem einen, Berillus, vermählt der Kaiſer ſeine Tochter und giebt ihm Frankreich, den andern verleiht er Anjou und Cornwallis. Alle ſind eifrige Verbreiter des Chriſtenthums. Berillus bekämpft die Heiden von Galizien und Saragoſſa; kräftiger noch ſein Nachfolger Titurison, mit Elizabel von Aragon vermählt. Einen Erben von Gott zu erflehen, wallfahrten dieſe zum heiligen Grab und opfern ein Bild von Golde. Ihr Gebet wird erhört; ſie weihen in ihrer Freude das Kind dem Himmel. Da verkündet ein Engel, es werd' in keuſcher Jugend ein Streiter des Glaubens und einſt ſelbſt Genoſſe der Engel ſein. (Tit. Cap. 1. Vgl. Conybear S. 186 f. Hier erinnert der Fall der Engel und die Beſtimmung der neugeſchaffenen Menſchen, ſie zu erſetzen, an den Anfang des Parcivals und erläutert die Tendenz dieſer Dichtungen.)

---

[1] [Wieder von H. Rückert. Quedlinburg 1858. K.]

[2] Tit. Bl. 304a. 304b. Parc. 13998—4019. Bemerkenswerth iſt, daß im Parcival nirgends der urſprünglichen Beſtimmung des Steines gedacht wird, obgleich der Einſiedler Trevrezent ſeinen Neffen ausführlich mit den Wundern des Grals bekannt macht. Von dem Auffangen des Bluts wird auch im Titurel nicht ausdrücklich geſagt, aber die Erwähnung Joſephs von Arimathia deutet darauf.

[3] Tit. 304a 11. Parc. 13561—75. 14066—79.

[4] Über Senabor vgl. Sandabar, Sendebar, Sendebad, Syntipas, Göttingiſche gelehrte Anzeigen 1830, St. 172, 30 Oct., S. 1707 ff. in der Recenſion von: Συντίπας. De Syntipa et Cyri filio Andreopuli narratio e codd. Pariss. edita a Jo. Fr. Boissonade. Paris 1828. (Die griechiſchen ſieben weiſen Meiſter.) Vgl. Roſenkranz, Allgemeine Geſchichte der Poeſie I, S. 73, R.

Titurel.

Wie dem Wächter nach langer, kalter Nacht der aufglänzende Morgenſtern, wie allem Lebenden der wonnereiche Mai, wie nach kaltem Reif die Sonne, wie in Mittagsglut ein Brunnen und einer duftigen Linde breiter Schatten, wie dem Bedrängten der milde Freund, wie dem Beraubten, der Gericht begehrt, des Königes Gruß, wie dem Blinden, wenn er es wiederfände, das Augenlicht, wie dem Durſtigen der ſüße, klare Wein, dem müden Gaſte die Herberge, wie dem Liebenden das Geliebte, über all dieſes herzerfreuend iſt der Anblick des ſchönen Jünglings Titurel. Vielfach wird ihm der Frauen holder Gruß geboten, ein Klausner hätte ſich daran entzündet. Doch Titurel iſt eingedenk der Verkündigung des Engels bei ſeiner Geburt. Im Kampfe für das Chriſtenthum will er von Gott verdienen, daß ihm einſt ein Kuſs von rothem Munde werde. Mit dem Vater zieht er auf Heerfahrt gegen die Saracenen von Auvergne und Navarra. Zween Falken gleich, ſchweifen die beiden in rauſchendem Flug umher, bis in allen Abendlanden der Heiden wenig ſind. So wirbt er, in unverblühter Jugend, bis zum fünfzigſten Jahre; da bringt der Engel die Botſchaft, daß Titurel um ſeiner Tugend willen zum Gral erwählt ſei. Er ſcheidet von den Eltern, die in Thränen Gott loben. Vom Geſang der Engel geleitet, kommt er zu einem pfadloſen Walde, der nach allen Seiten ſechszig Meilen ſich erſtreckt. Cypreſſe, Ceder, Ebenbaum, Gehölz aller Art iſt hier wild verwachſen, fremde Vögel ſingen in den Zweigen. Mitten im Walde ragt ein Berg, den Niemand finden kann, als wen die Engel führen, der bewahrte, behaltene Berg, Montſalvatſch. Mit vielen Gezelten liegt auf dieſem Berge Titurels künftige Schaar. Über ihr ſchwebt, in reichem Gehäuſe, der Gral, von unſichtbaren Engeln gehalten; denn noch lange ſoll nicht geboren ſein, wer ihn berühren darf. Was ſie bedürfen, giebt der Gral, welch Gefäß man darunter hält, es iſt der beſten Labung voll. Reich an Gold und edeln Steinen iſt das Land, Salvaterre, denen bekannt, die in Galicien fahren. Hier waltet Titurel, herrlich vor allen Königen. Er baut auf Montſalvatſch eine weite Burg, von ihr aus dient er Gott mit Speer und Schwert gegen die Heiden, die ſich in der Wildnis anſiedeln wollen. Noch immer bleibt der Gral ſchwebend, da beſchließt Titurel, ihm einen Tempel zu ſtiften, deſſen Pracht Niemand überbieten könne, ganz aus edlem Geſtein, aus lautrem Gold und, wo man Holz zu dem Geſtühle braucht, aus Aloe. Was man zum Werke bedarf, findet man von dem Grale bereit.

Der Fels des Berges iſt ein Onyx; eine Schichte desſelben, mehr denn hundert Klafter im Umfang, ſäubert Titurel von Gras und Kräutern; er läßt ſie ſchleifen, daß ſie wie der Mond erglänzt. Auf ihr findet er eines Morgens den Grundriß des Werkes eingezeichnet.[1] Rund, mit zweiundſiebenzig Chören, jeder von acht Ecken, erhebt ſich der Bau. Innerhalb und außen glänzt aus rothem Golde jeder Edelſtein nach ſeiner Farbe. Je auf zwei Chören ruht ein hohes Glockenhaus, allum zu einem Kranze ſtehen die Türme, achteckig, mit vielen Fenſtern; inmitten hebt ſich einer, zweimal ſo groß, als die andern. Die Turmknöpfe brennende Rubine, darauf kryſtallene Kreuze, auf jedem Kreuz ein Aar, von Golde funkelnd; von ferne ſcheint er im Fluge zu ſchweben; das Kreuz, darauf er ruht, verſchwindet dem Auge. Des mitteln Turmes Knopf ein Karfunkel, der den Rittern des Grals, wenn ſie im Walde ſich verſpätet, durch die Nacht zur Heimat leuchtet. Zwo Glocken mit goldnen Klöpfeln rufen zum Tempel und zum Convent, zum Tiſch und zum Streite. An den Außenwänden des Tempels iſt ergraben und ergoſſen, wie ſeine Diener täglich gewappnet zum Schutze des Grales kämpfen. Drei ſind der Pforten, von Mittag, Abend und Mitternacht, jede mit reichen Vorlauben geziert. Nach Morgen ſind die meiſten Chöre gerichtet; gen Mittag führt ein Kreuzgang zu der Wohnung der Brüderſchaft. Im Innern des Tempels iſt das Gewölb ein blauer Himmel von Sapphiren, mit Karfunkeln geſtirnt, die ſelbſt in dunkler Nacht erglänzen. Dazwiſchen ziehen, durch verborgne Kunſt, die goldne Sonne und der ſilberne Mond, die ſieben Tageszeiten zum Geſang anzeigend. Der Eſtrich ein kryſtallnes Meer; wie unter dünnem Eiſe, ſieht man Fiſche und Meerwunder ſich bekämpfen. Die Mauern von Smaragd, darauf goldne Bäume, mit Vögeln beſetzt. Die Bogen mit Reben durchflochten, die über das Geſtühl herabhängen. Dichtbelaubt, aus Gold, ſind dieſe Reben, Roſen und Lilien dazwiſchen. Erhebt ſich ein Wind, ſo erklingen die Blätter, als ob tauſend Falken mit goldnen Glöcklein ſich aufſchwängen. Engelgeſtalten wiegen ſich auf den Reben. An Wänden und Pfeilern Bilder der Evangeliſten und Zwölfboten, der Propheten und der Heiligen. Nirgends ſpannenbreit im Tempel ungeſchmückt. Die Fenſter, ſtatt Glaſes, Berylle; auf ihnen, daß nicht der Glanz das Auge verletze, Bilder aus farbigem Geſtein, nach welchem die Sonnenſtrahlen ſich färben. Entbehrlich iſt zwar der Fenſter Helle, Überfluß an Licht geben die edeln Steine, deren Glanz das lichte Gold entzündet. Goldne Kronen mit leuchtenden Kerzen hängen herab, darob je ſpeereshoch ein Engel, als wollt' er die Krone in die Lüfte führen. Auch auf Kanzeln und Mauern tragen viel Engel Kerzen. Engel, mittelſt verholner Bälge, geben zum Geſang der Prieſter ſüß Getöne. Welche Stimme im Tempel ertönt, durch die edle Art der Steine, die Weite und Höhe des Raums, wird der Widerhall in hellem Tone verlängert, wie wenn im Walde Orgelklang ertönte. Der größern Chöre einer iſt dem heiligen Geiſte geweiht, der Patron über all den Tempel iſt; der nächſte dabei der reinen Mutter Gottes, der dritte dem Johannes, die folgenden den übrigen Zwölfboten. Vor jedem Chor zwo goldne Gitterthüren, innen herrlich gezierte Altäre, darauf Balſamfeuer brennt. In der Mitte des Tempels aber ſteht ein überreiches Werk, dieſen im Kleinen darſtellend, jedoch nur mit Einem Altar; hier ſoll der Gral bewahrt werden, wenn er ſich niederlaſſen wird. In dreißig Jahren iſt der Bau vollbracht. Ein Biſchof weiht Tempel und Altäre; da führt der Engel den Gral in die köſtliche Zelle, die ihm bereitet iſt (Tit. Cap. 3 und der Anfang von Cap. 4). An jedem Charfreitag ſchwingt ſich fortan eine glänzend weiße Taube vom Himmel und legt auf den Gral eine kleine, weiße Oblate, davon der Stein ſeine Wunderkraft empfängt (Parc. 14020—41).

---

[1] [Vgl. S. Boiſſerée, Über die Beſchreibung des Tempels des heiligen Grals. München 1834. 4. H.]

Als Titurel das Werk vollendet, hat er vierhundert Jahre Gott gedient und iſt nach der Geſtalt, als wär' er noch nicht gegen vierzig. Jetzt iſt am Gral die Schrift zu leſen, Titureln ſei ein Weib erlaubt, Richoude, die reine Königstochter aus Spanien. Aus großer Demuth iſt er bis daher nicht Ritter worden, jetzt, an ſeiner Hochzeit, läßt der Jüngling, der vierhundertjährig Haupt trägt, ſich zum Schwerte ſegnen. Er wählt ſich aus Richoudens Gefolge zweihundert Schildgefährten, mit denen er ferner dem Gral gegen Feinde dienen will. Ein engelgleiches Geſchlecht entſprießt aus dieſer Ehe. Die Söhne der Könige werben, einen Aſt des edeln Stammes zu gewinnen. Am Gral findet man ſtets die Namen derjenigen geſchrieben, die er aus allen Landen zu ſeinem Dienſte wählt, Mägdlein und Knaben. Arme und Reiche freuen ſich, wenn ihr Kind dorthin gefordert wird, wo reines, ſeliges Leben und himmliſcher Lohn ſeiner wartet. Die Jünglinge erwachſen dort zu der ritterlichen Brüderſchaft (P. 14040) der Templeiſen. Mit dem Wappen des Grals, der weißen Taube, bezeichnet, reiten ſie aus und bekämpfen Jeden, der die heilige Wildnis zu betreten wagt. Die Jungfraun aber treten in das Gefolge der reinen Urepanſe, Titurels Enkelin, die zuerſt und allein gewürdigt iſt, den Gral zu berühren. Die goldne Krone im gelockten Haar, leuchtend wie der aufgehende Tag, tritt ſie im Geleit ihrer Jungfraun daher und trägt den heiligen Stein zum Königsſaale, wo er die Fülle irdiſcher Gaben ſpendet.[1]

Amfortas.

Mitten in ſolcher Herrlichkeit kommt ſchwerer Jammer über die Genoſſenſchaft des Grals.[2] Schon hat Titurel, als ihm vor großem Alter der Speer entſank, die Krone ſeinem Sohn Frimutel übertragen. Als dieſer einem Lanzenſtoß erlegen, folgt ſein Erſtgeborner, Amfortas (P. 7462—7. 14151—8). Jedesmal iſt am Grale zu leſen, wer als König walten ſoll. Geprieſen an Schönheit und ritterlicher Kraft ſind Amfortas und ſein Bruder, der ſchnelle Trevrezent, der das Wild im Sprung ereilt (Tit. 25b, 4. 10). Aber beide wenden ſich weltlichen Dingen zu. Wer dem Grale dient, ſoll auf Weibes Minne verzichten. Der König allein darf ſich vermählen, wie des Grals Inſchrift ihn antweiſt; die Andern nur dann, wenn der Gral ſie als Gebieter herrenloſer Länder ausſendet (P. 14274—7). Die Brüder kehren ſich nicht an dieſes Gebot. Verſtohlen zieht Trevrezent auf Ritterſchaft, ſein Bruder ſelbſt giebt ihm die Mittel, ſich mit Knappen und andrer Ausrüſtung zu verſehen. In den drei Theilen der Erde fährt er umher, turniert und kämpft mit Chriſten und Heiden, im Dienſt einer ſchönen Frau (P. 13654—75. 14779—902). Auch Amfortas, der König, dient der Minne eifriger, als dem Grale (P. 14250—93. 24369—74. Tit. 87a, 1). Er glüht für Orgeluſen von Logrois, Gemahlin des Herzogs Zidegaſt, von ſo leuchtender Schönheit, daß bei ihr, auch ohne Kerzen, nimmer Nacht wäre.[1] Iſt gleich ſeine Liebe hoffnungslos, doch läßt er nimmer ab, in ihrem Dienſt Speere zu brechen und Schilde zu durchbohren (Tit. 86b, 1 v. u. — 88a, 6. 89b, 1 v. u. 99a, 4 f. 110a, 1. 238a, 5—8). Indeſs wird der Herzog, Orgeluſens Gemahl, mit dreien ſeiner Ritter, von dem ſtolzen König Gramoflanz erſchlagen, der nie anders als mit Mehreren kämpft. Vergeblich bietet der Mörder ihr Krone und Land (P. 18105—12). Fortan läßt ſie ihre Schönheit nur leuchten, um dem Erſchlagenen einen Rächer zu erwecken. In einem Gehölze bei Logrois, wo Ölbäume und Reben, Feigen und Granaten üppig erwachſen, am Rand einer Quelle, die aus dem Felſen ſchießt, erwartet ſie den Kämpen, der durch blutige Rache ihre Hand und ihr Herzogthum gewinnen will. Manchen ſendet ſie ſo in den Tod. Amfortas aber, ihr eifrigſter Diener, erſcheint nicht; ſchon hat ihn die Strafe ſeiner Verſündigung am Gral erreicht (P. 14102—15. Tit. 255a, 9—11). Eines Heiden vergifteter Speer hat ihn getroffen. Bleich und kraftlos, das Speereiſen im Leibe, kommt er heim. Ein Arzt holt es aus der Wunde, aber vom Gift eitert dieſe fort und fort. Sie tragen den König vor den Gral; das iſt ſein gröſtes Leiden, daß ſie ihn nicht ſterben laſſen (P. 23521—79. 23767—76). Was man der Heilbücher lieſt, von Mitteln gegen Schlangengift, nirgends iſt Hülfe zu finden. Waſſer aus den vier Paradieſesſtrömen, Blut des treuen Pelikans, das Herz des Einhorns und der Karfunkel unter ſeinem Horne, die Wurzel, die aus Drachenblut erwächſt, Nardenſalbe, Theriak, Rauch von Aloeholz, nichts von allem mag frommen, wenn mit der

---

[1] Parc. 14042—65. 6994—7009. 24176—92. 24271. 14243—49. 14730—5. 42—78. 24402—10. 14971—85. 24313—21. 24409 f. Die Jungfraun pflegen des Grals, die Ritter hüten ihn (Parc. 14730—5).

[2] Parc. 7469.

---

[1] Parc. 19071.

Sterne Wiederkehr und des Mondes Wechſel die Schmerzen ſich erneuen. Nur der Speer ſelbſt, in die Wunde gelegt, giebt einige Linderung (P. 14294—429. 14454—9. 14613—51. 704—19. 736—8). Nicht reiten noch gehn, nicht ſtehn noch liegen kann der Kranke, er lehnt nur, ohne zu ſitzen (P. 7473—5. 23757 f. 14652—5. Tit. 284a, 4). Oft trägt man ihn, damit die Wunde ſich erlufte, zum nahen See (Brumbane); das heißt er ſeinen Waidetag. Dort lehnt er im Schiff, als ſtellt' er den Fiſchen nach. Davon wird geſagt, er ſei ein Fiſcher (P. 14657—68).

Als Trevrezent des Bruders Leiden ſieht, da wirft er ſich nieder und gelobt Gott, nicht mehr Ritterſchaft zu üben. Er verſchwört Fleiſch, Wein und Brot (P. 14331—9). Fortan lebt er als Einſiedler in einer Felshöhle (Fontane la ſalvatſche, P. 7995—9. 13497—512. 13605—8), von Wurzeln und Kräutern ſich nährend (P. 14478—504. 14965 f.).

Wehklage ertönt in der Burg des Grals; hülflos der König, kein Schirmer des Heiligthums, ſeit auch Trevrezent vom Schwerte geſchieden (P. 14340—55). Manch Gebet wird vor dem Gral verrichtet, an dem eines Tags geſchrieben ſteht, ein Ritter werde kommen, frage dieſer vor der erſten Nacht unaufgefordert nach dem Grunde deſſen, was er ſehe, ſo ſoll Amfortas geneſen und der Ritter König ſein (P. 14430—53).

Sigune.

Zwei Maulthiere tragen durch unwegſamen Wald eine Bahre, darauf die Leiche eines Jünglings liegt, durch köſtlichen Balſam friſch und blühend erhalten. Ein Ritter, mit dem Wappen des Grals, treibt die Maulthiere. Hinter der Bahre geht eine ſchöne Jungfrau, traurig und bleich, nur der Mund noch leuchtet in voller Röthe (Tit. 249a, 7). Es iſt Sigune, vom königlichen Stamme des Grals. Ihre Mutter, Schoiſiane, die älteſte Schweſter von Amfortas und Trevrezent, mit Kyot, dem Herzog von Katelangen (Catalonien), vermählt, iſt an der Geburt des Töchterleins geſtorben und im Schmerz darüber hat Kyot der Welt entſagt (P. 14232—43). Das verwaiſte Mägdlein iſt bei ihrer Muhme, der Fürſtin von Waleis, erzogen worden, zugleich mit Schionatulander, dem Erben von Graswaldan (Graiſivaudan in der

Dauphine). Frühe zarte Minne iſt zwiſchen dieſen Zöglingen erblüht, und als Sigune den Jüngling gemahnt, unter Schildesdache müß' er ſie verdienen, da iſt ſein Leben fortan eine ſiegreiche Ritterfahrt in Morgen- und Abendlanden, bis er im Zweikampf mit Orilus von Lalander vom Speere des Gegners tödtlich getroffen wird. Hier ziebt nun Sigune mit dem Leichnom des Geliebten.

Unfern der Burg des Grals breitet ſich in der Wildnis eine Linde. Auf dieſer will Sigune wohnen, das Haupt des Todten im Schooße haltend. Die Turteltaube kieſet ſich den dürren Zweig, wenn ſie ihr Lieb verloren; Sigune ſetzt ſich auf belaubten Äſten, damit die Sonne nicht das klare Antlitz und den Roſenmund des Theuern fälbe. Lichtgrün, dem Laub der Linde gleich, iſt er gekleidet. Endlos ertönt nun Sigunens Klage durch die Wildnis: „O Pelikan,[1] könnt' ich, wie du, das Leben aus meiner Bruſt verblutend, den Todten neu beleben! Hätt' ich den ſüßen Ton der Nachtigall, die mit Sang ihre Eier zu Leben bringt, entzwei geſungen würde mein Haupt. Hätt' ich des Löwen Stimme, der ſeine todtgebornen Kinder ins Leben ruft, jungfräulich zarte Stimme ließ ich gerne, dich, Liebſter, zu erwecken. Hätt' ich des Straußes Art, der mit den Augen brütet, nimmer würden meine Augen von dir gewendet, bis der deinen Blick lebendig mir entgegen leuchtete." So jammert ſie den Abend und den Morgen; ſie wirft ſich vor, daß ſie ihm nicht ohne ſo ſtrengen Dienſt ihre Minne gegeben, jetzt minnet ſie den Todten (P. 4207. 13007). Man ſagt: „Die Frauen haben langes Haar und kurzen Muth"; wie lang Sigunens braune Haare wallen, doch ewig treu iſt ihr Gemüth (Tit. 245 a, 1. Tit. Cap. 35. Bl. 250 ff. P. 4106—215. 7406—607).

Jeden Samſtag (P. 13095—102) wird Sigunen Speiſe vom Gral gebracht; doch iſt Webklage ihre halbe Koſt, ihr Wachen und ihr Schlaf (Tit. 260 b, 6). Einſt wird ſie von ihrem Vater Kyot und andern ihren Verwandten beſucht. Die Klage hat ihr die Augen geſchwächt, ſo daß ſie die Freunde nicht gleich erkennt. Sie bietet dem Vater alle Ehre, doch ſteigt ſie nicht von der Linde, denn nimmer läßt ſie des Todten Haupt von ihrem Schooße. Die Freunde ſtimmen ein in ihre Klage; die ſie tröſten wollten, muß ihnen Troſt ſagen. Drei alte Helden und eine blühende Jungfrau, des Kummers noch ungewohnt, ſitzen die Nacht hindurch, in Klage wetteifernd, mit Sigunen auf den Äſten der Linde. Die Vögel erheben ihren fröhlichen Morgenſang, aber wenig achten jene darauf. Am dritten Morgen ſcheiden die traurigen Gäſte (Tit. Cap. 37. Bl. 261 ff.).

---

[1] Vgl. Altdeutſche Dichtungen von Meyer und Mooyer S. 70 b.

Fünf Jahre ſchon hat Sigune auf der Linde gewohnt: da bedenkt ſie, daß Schionatulander, noch ſterbend, ihr Gebet, ſtatt Klage, angerathen. Sie läßt ſich im Wald eine Klauſe bauen, über einem klaren Quell, der dadurch hin fließt. Hier läßt ſie ſich vermauern. Wer an das Fenſter tritt, kann ſehen, wie die bleiche Jungfrau, in grauem Kleide, den Pſalter in der Hand, über dem Sarge des Geliebten kniet. Ein kleiner Edelſtein an ihrem Finger, das Brautkleinod ihrer unvergänglichen Minne, ſchimmert durch dieſe Dämmerung (P. 12976—13145. Tit. Cap. 38). So findet man ſie eines Abends im Gebete verſchieden. Sie wird zu ihrem Freunde beſargt. Da ſieht man recht die Treue dieſer beiden, aus dem Sarge winden ſich zwo Reben, die ihnen aus dem Munde wachſen und hoch oben, nie vergrünend, ſich verflechten (Tit. Cap. 40. Bl. 283 b. 5—284 a. 8. P. 24036—60).

Parcival.

Herzeloide, des Königs Amfortas zweite Schweſter, mit Gamuret von Anjou vermählt, wird einſt, als ſie um Mittag entſchlummert, von angſtvollen Träumen gequält. Unter Donnerſtralen und Feuerregen ſchwebt ſie in den Lüften; dann ſäugt ſie einen Drachen, der ihr das Herz aus dem Leibe bricht und davonfliegt. Laut ruft und jammert ſie im Schlafe; ihre Jungfraun ſpringen herbei und wecken ſie. Da kommt ein Knappe auf den Hof geritten; aus fernem Morgenlande bringt er den blutigen Speer, davon Gamuret den Tod erlitten. Aus ihrem Lande zieht die Witwe, mitten in wüſtem Walde läßt ſie reuten und bauen. Nicht der Blumen und Kränze wegen hat ſie den Wald erwählt. Ihren jungen Sohn, Parcival, deſſen ſie im Jammer geneſen, will ſie in der Einöde vor Ritterſchaft behüten, die dem Vater verderblich war. Nichts darf vor ihm von Rittern je verlauten.

Schon aber ſchneidet der Knabe ſich Bogen und Bolze, womit er

Vögel ſchießt. Hat er einen getroffen, der zuvor mit lautem Schalle ſang, da weint er und rauft ſich die Haare. Wenn er ſich morgens am Strome wäſcht und über ihm der Vögel Sang ertönt, da dehnet ihm der ſüße Laut die junge Bruſt. Zur Mutter läuft er weinend, doch er kann nicht ſagen, wie ihm geſchehn. Sie geht der Sache nach, bis ſie ihn nach dem Schalle der Vögel lauſchen ſieht. Da wird ſie inne, daß von dieſer Stimme ihres Kindes Bruſt erſchwillt. Sie ahnt die Regung, die zu kühnen Thaten treibt. Da heißt ſie die Vögel fangen und würgen, doch Parcival erbittet ihnen Frieden (P. 3474—542).

Die Mutter lehrt den Sohn das Lichte von dem Finſtern unterſcheiden. Lichter, denn der Tag, iſt Gott. Als nun Parcival, der mit dem Wurfſpieß Hirſche jagt, einſt im Walde mehrere Ritter in glänzender Rüſtung daherſprengen ſieht, hält er jeden für einen Gott und fällt auf die Kniee nieder. Von ihnen erfährt er, daß ſie Ritter ſeien und daß der König Artus Ritters Orden ertheile. Oft heiſcht er nun von der Mutter ein Pferd, um zu Artus zu reiten. Sie kann nicht verſagen, ſchneidet ihm aber Kleider zu, wie närriſche Leute ſie tragen, damit er, durch üble Behandlung geſchreckt, bald umkehre. So beginnt der wunderſchöne Jüngling in ſchmählicher Tracht ſeine Fahrt. Die Mutter aber, als ſie ihn nicht mehr ſieht, fällt zur Erde und ſtirbt vor Jammer.

Mancherlei Abenteuer hat Parcival, indem er die Lehren der Mutter allzu wörtlich anwendet. Doch gelangt er bis nahe vor die Stadt Nantes, wo König Artus Hof hält. Hier begegnet ihm ein Ritter von blanker Hautfarbe und rothen Haaren. Roth iſt auch ſein Roſs, roth ſein Harniſch, ſein Wappenkleid, ſeine Roſsdecke, feuerroth Schild, Schwert und Speer. Es iſt der kühne Ither, der rothe Ritter genannt, einſt Trevrezents Knappe. Auf der Hand trägt er einen goldnen Becher, den er keck von Artus Tafelrunde weggerafft, ſo daß der Wein in der Königin Schooß vergoſſen ward. Keiner von den Rittern der Tafelrunde hat es gewehrt; hier erwartet er, ob ſie mit Kampfe den Becher ihres dürſtenden Königs zurückholen. Dieſes heißt er Parcivaln am Hofe melden. Der Jüngling reitet in die Stadt, tritt vor den König, meldet die Botſchaft und bittet, daß Artus ihn zum Ritter mache. Der König verſpricht es und will ihn köſtlich dazu ausſtatten. Parcival aber verlangt keine Gabe, als die Rüſtung des rothen Ritters, die er ſelbſt ſich holen will. Zögernd gewährt der König und Parcival reitet wieder hinaus. Als er an der Laube vorbeikommt, worauf die Königin mit ihren Frauen ſitzt, da lacht die ſchöne Cunneware, die niemals lachen wollte, bis ſie den geſehen, dem der höchſte Ruhm beſchieden ſei, da ſpricht der ſchweigſame Antanor, der nimmer reden wollte, bevor Cunneware gelacht. Beide werden von Key, des Königs mürriſchem Seneſchall, geſchlagen, der darüber zürnt, daß dem Knaben geboten werde, was ſo manchem ehrenwerthen Ritter verſagt blieb. Bei Ithern angelangt, fordert Parcival des Ritters Roſs und Harniſch, greift ihm raſch nach dem Zaume, und als Ither mit dem Schaft ihn blutig ſchlägt, ſchleudert er den Wurfſpieß nach des Gegners Haupte. Ither fällt todt zur Erde, ſein Blut röthet die Blumen. Parcival reitet auf dem Roſs und in der Rüſtung Ithers, die er über die Thorenkleider anlegt, von dannen und heißt hinfort ſelbſt der rothe Ritter. Den Goldbecher ſendet er dem König.

Schwer gewappnet reitet Parcival den Tag entlang, ſo weit das treffliche Roſs rennen mag. Gegen Abend erblickt er eine Turmſpitze, und als noch mehr Türme erſcheinen, meint er, ſie wachſen hervor, von Artus geſät. Gurnemanz von Graharz, der fürſtliche Wirth dieſer Burg, ſitzt vor derſelben im Schatten einer breiten Linde. Der Jüngling, dem die Mutter empfohlen, dem Rathe grauer Männer zu folgen, verlangt ſogleich den Rath des graugelockten Fürſten. Dieſer wirft von ſeiner Hand einen Sperber empor, der ſich, mit goldner Schelle klingend, ein ſchneller Bote, in die Burg ſchwingt. Alsbald kommen Junkherren, die den Gaſt in die Burg führen. Kaum iſt er vom Roſſe zu bringen, ein König hieß ihn ja Ritter ſein. Die Junkherrn entwappnen ihn. Der Wirth ſelbſt verbindet ihm die Wunden, die er von Ither empfangen. Väterlich pflegt der Greis des Jünglings, giebt dem rathbedürftigen (P. 5096) weiſe Rathſchläge, lehrt ihn Sitte und ritterliche Kunſt. Nach vierzehn Tagen zieht Parcival weiter, der Thorenkleider und der kindiſchen Thorheit ledig.

Er kommt in die Stadt Pelrapeire, die durch Belagerung ausgehungert iſt. Gebieterin des Landes iſt die Königstochter Condwiramurs, deren Minne der König von Brandigan mit Gewalt erwerben will. Sie blüht, wie die junge Roſe, die im Morgenthau, weiß und roth, aus der Knoſpe hervorglänzt (P. 5581).

In ſtiller Nacht tritt ſie in Parcivals kerzenhelles Gemach und klagt ihm mit Thränen ihre Noth. Der junge Held beſiegt im Zweikampf die Führer der feindlichen Heere, befreit dadurch die Stadt und gewinnt die Hand der jungen Königin. Unſchuldige Minne führt dieſe Beiden zuſammen; Condwiramurs geht am Morgen als Jungfrau hervor, obgleich ſie nach Frauenſitte ihr Haupt bindet.

Bald verläßt Parcival ſeine Frau und ſein neues Land. Die Sorge um ſeine Mutter und der Drang nach Abenteuern läßt ihn nicht raſten. Am erſten Tage ſchon reitet er ſo weit, daß ein Vogel es mit Müh' erflogen hätte. Abends kommt er an einen See, wo Waidleute geankert haben. Einer lehnt traurig im Schiffe, der ſo reiches Gewand trägt, als dienten ihm alle Lande. Ihn befragt Parcival um Herberge. Auf dreißig Meilen, iſt die Antwort, ſei kein Haus zu finden, als eines dort um den Fels. Parcival reitet, wie ihn der Mann gewieſen. Er kommt zu einer feſten Burg, mit vielen Türmen, wo er auf ſein Verſichern, daß ihn der Fiſcher ſende, wohl empfangen und bewirthet wird; die Traurigen ſind mit ihm froh. Er wird in einen herrlichen Saal geführt; hundert Kronen hängen hier, mit Kerzen beſteckt. Holz von Aloe brennt auf drei marmornen Feuerſtätten. An der mitteln ruht auf einem Spannbette der kranke Wirth des Hauſes, in koſtbare Pelze gehüllt, auf dem Haupt eine Zobelmütze, deren Knopf ein lichter Rubin. Der Kranke heißt den Gaſt ſich zu ihm ſetzen; viele Ritter ſitzen umher. Ein Knappe ſpringt zur Thür herein, einen Speer tragend, an deſſen Schafte Blut herabläuft. Laute Wehklage erhebt ſich. Als der Speer all um getragen iſt, verläßt der Knappe den Saal. Wieder öffnet ſich eine Thür, eine lange Reihe ſchöner Jungfraun, in Scharlach und Sammt gekleidet, Blumenkränze in den Haaren, zieht herein; ſie tragen koſtbares Geräth: goldne Leuchter mit brennenden Kerzen, zween Stollen von Elfenbein, eine Tafel von durchſichtigem Steine, die vor dem König auf die Stollen niedergeſetzt wird, zwei ſilberne Meſſer, ſchärfer denn Stahl, die ſie auf den Tiſch legen. Zuletzt eine Jungfrau mit goldner Krone; ihr Antlitz leuchtet, man glaubt, es wolle tagen. Auf grüner Seide trägt ſie die unſchätzbare Himmelsgabe, den Gral. Vor ihm werden ſechs Gläſer mit brennendem Balſam getragen. Sie ſetzt den Gral vor den König und ſtellt ſich in die Mitte ihrer Geſpielen. An hundert gedeckten Tafeln ſitzen die Ritter, vier an jeder. Auf kleinen Wagen wird goldnes Geſchirr herbeigeführt. Hundert Knappen dienen vor dem Gral, jeder verſieht eine Tafel; nach was ſie die Hand bieten, von Speiſe oder Getränk, das ſpendet der Gral in Schüſſel und Napf. Am Schluſſe des Mahls beſchenkt der Wirth den Gaſt mit einem herrlichen Schwerte, das er ſelbſt in geſunden Tagen geführt. Als die Jungfraun wieder mit dem Gral hinausgehn, ſieht Parcival durch die Thür auf einem Ruhbette den ſchönſten alten Mann, den er je geſehen; weißer, denn Duft, iſt der Greis (Titurel). Wohl hat Parcival das Wunder alles beachtet, doch fragt er nicht; ſein Lehrer Gurnemanz hat ihn vor unbeſcheidener Frage gewarnt; noch glaubt er ohne Frage alles zu erfahren. Als er aber Morgens, nach ſchweren Träumen, erwacht, findet er niemand zu ſeinem Dienſte bereit. Auf dem Fußteppich liegt ſeine Rüſtung, die er ſelbſt anlegt. An der Treppe ſteht ſein Roſs angebunden, Schild und Speer dabei. Nirgends iſt jemand zu ſehen noch zu hören. Zerſtampft iſt das Gras auf dem Burghof. Durch das offne Thor reitet Parcival hinaus, ſchnell wird die Brücke hinter ihm aufgezogen und ein Knappe ruft ihm Scheltworte nach. Er verfolgt die Spur der Hufſchläge, doch ſie theilt ſich und bald verliert er ſie ganz. Da hört er die klagende Stimme einer Frau; es iſt Sigune auf der Linde. Sie erklärt ihm, was er geſehen und was er verſäumt.

Zweierlei Sorge erfüllt Parcivals Seele, der Wunſch, den Gral wieder zu finden, und die Sehnſucht nach Condwiramurs. Eines Morgens, als er durch den Wald reitet, iſt friſcher Schnee gefallen. Ein Falke jagt vor ihm eine Schaar wilder Gänſe auf. Eine iſt im Fluge getroffen und aus ihrer Wunde fallen drei Blutstropfen auf den Schnee. Wie das Blut den Schnee röthet, wie der Schnee das Blut mit Weiße miſcht, das mahnt den Ritter an die blühende Farbe der Geliebten. „Condwiramurs, hie liegt dein Schein", ruft Parcival aus; unverrückt hinſchauend, verſenkt er ſich in Gedanken. Mit aufgerichtetem Speere hält er, wie ſchlafend, zu Roſſe. Unfern dieſem Ort iſt König Artus mit den Helden der Tafelrunde gelagert. Ihnen wird gemeldet, daß im Wald ein Ritter kampfbereit halte.

Zween der Ungeſtümſten, Segremors und Key, der Seneſchall, reiten nach einander hinaus, ihren Speer an ihm zu brechen. Drohworte, ſelbſt Schläge mit dem Schaft wecken ihn nicht, bis eine Wendung ſeines Roſſes, ein Stoß des Gegners ihm die Blutstropfen aus dem Blicke bringen; ſo zur Beſinnung kommend, fällt er Beide. Der Seneſchall bricht vom Sturz einen Arm und ein Bein, zur Vergeltung, daß er einſt Cunnewaren geſchlagen. Der Dritte, der geritten kommt, iſt der freundliche Gawan; auch er ruft den Träumenden vergeblich an. Doch er kennt ſelbſt die Kraft der Minne, er merkt, wohin Parcivals Augen ſtehen, und wirft ein ſeidnes Tuch über die Blutmale. Da verſchwindet Condwiramurs, und Parcival reitet mit Gawan zu den Gezelten. Längſt iſt die Tapferkeit des rothen Ritters kundbar geworden; er wird in die Geſellſchaft der Tafelrunde aufgenommen und Gawan iſt hinfort ſein treuſter Freund.

Als nun in aller Freude Ritter und Frauen bei Tiſche ſitzen, kommt auf einem hohen, fahlen Maulthier, mit koſtbarem Reitzeug, eine Jungfrau daher getrabt, um deren Minne noch wenig Speere gebrochen worden (P 9360). Ihre Augen gelb, wie Topaſe, der Mund weit hinein blau, gleich einer Viole, eine Hundsnaſe, zween ſpannenlange Eberzähne, Ohren wie eines Bären, Nägel wie Löwenklauen. Sie trägt einen Mantel, blauer, denn Laſur; ein Pfauenhut hängt ihr am Rücken, doch hätt', auch ohne Hut, ihrer Affenhaut die Sonne nicht geſchadet; über den Hut ſchwingt ſich ein ſchwarzer Zopf, lind, wie Schweinshaare, bis auf das Maulthier herab. In der Hand führt ſie eine Geiſel mit ſeidnen Schlingen, der Stiel von Rubin. Es iſt Cundrie, die Dienerin des Grals, von der Mohrenkönigin Secundille dem Amfortas geſchenkt. So häßlich ſie iſt, ſo getreu und weiſe. Sie bringt Sigunen Speiſe vom Gral; ſie iſt aller Sprachen kundig und des Laufs der Sterne. Dieſe nun kommt in den Kreis geritten und hält vor dem König Artus. „Tafelrunde iſt entehrt," ruft ſie, „ein Schlechter ſitzt daran." Dann reitet ſie vor Parzivaln: „Schmach deinem lichten Schein und deinem mannlichen Wuchs! Ich dünke dir miſsgeſtalt und bin lieblicher doch, denn du. Sage mir, als der traurige Fiſcher, troſtlos, vor dir ſaß, warum haſt du ihn nicht von Seufzen erlöſt? Ungetreuer Gaſt, hat deines Wirthes Noth dich nicht erbarmt? Er gab dir ein Schwert, das du nie verdient, du ſaheſt den Gral vor dich tragen, ſaheſt ſchneidend Silber und blutgen Speer und haſt keine Frage gethan. Daß die Zunge dir aus dem Munde fiele! Eine Frage hätte dir mehr gewonnen, denn alles Erdengut. Siech biſt du nun an Ehre, kein Arzt mag dich heilen. O weh, daß Herzeloidens Sohn an Preiſe ſo geſunken (missevarn)! O Montſalvatſch, Ziel des Jammers, weh, daß dich niemand tröſten will!“ Beſtürzung und Trauer herrſcht im Kreiſe; Cundrie, ſelbſt weinend und händeringend, reitet hinweg. Parcival aber, der Welt zum Spotte geworden, ſagt ſich von der Tafelrunde los und zieht von dannen, an Gott verzweifelnd (P. 9292—520. 23325—38).

Manches Land hat der junge Held beſtrichen, zu Roſs und zu Schiffe, manchen Ritter im Lanzenbrechen gefällt, manch heiße Schlacht rühmlich mitgekämpft (P. 12955—68). In Kirchen oder Münſtern, wo man Gottes Preis verkündet, wird er nie geſehen, nur Kampf und Streit ſucht er (P. 13757). Einſt liegt morgens ein dünner Schnee, als Parcival in einem großen Walde reitet. Eine fromme Schaar zieht daher, baarfuß, in grauen, rauhen Röcken. Voran ein alter Ritter mit grauem Bart, ſchönem und lichtem Antlitz, mit ihm ſeine Frau, dann ſeine Töchter, zwo liebliche Jungfraun; ihr Mund, trotz des Froſtes roth und heiß, ſtimmt wenig zum Ernſte des Tages; nebenher laufen zierliche Frauenhündlein; Ritter und Knappen, demüthigen Gangs, folgen nach. Parcival, deſſen Ritterſchmuck dem Gewande der Waller gar ungleich ſteht, lenkt ſein Roſs aus dem Pfade. Der graue Ritter beklagt ihn, daß er an ſo heiligen Tagen in vollem Harniſch umher reiten müſſe. „Was kümmern mich“, erwidert Parcival, „des Jahres Anfang, der Wochen Zahl, der Tage Namen? einſt dient' ich Einem, der heißt Gott; ſeine Hülfe ward mir geprieſen, Schmach, für Hülfe, hat er über mich verhängt.“ Da mahnt der Greis den Zweifler, daß heute der Tag ſei, des alle Welt mit Seufzen ſich freuen möge, der Tag, an dem Gottes große Treue ſo hülfreich ſich erzeigt, daß er für unſre Schuld am Kreuze geſtorben. Er räth Parzivaln, auf der Spur, die er getreten finde, nach der nahen Wohnung eines heiligen Mannes zu reiten, zu dem er ſelbſt heute, wie jeden Charfreitag, eine Gottesfahrt gethan. Die Töchter meinen, den jungen Ritter müſſe im eiſernen Harniſch frieren, beſſer würd' er zu den Zelten ihres Vaters gewieſen. Parcival aber ſcheidet von ihnen, ſein

Herz iſt bewegt, er denkt wieder an ſeinen allmächtigen Schöpfer; dem Roſſe läßt er die Zügel hängen: iſt heute Gottes Hülfetag, ſo helf' er und weiſe den rechten Weg! Das Roſs geht wirklich der Höhle zu, wo Trevrezent ſich zum Himmel bereitet. Am Feuer des Einſiedlers erwarmt Parzival. Er lernt in Trevrezent ſeinen Oheim kennen, erfährt von ihm die Wunder des Grals und die Geſchichten von Titurels Geſchlecht; auch den Tod ſeiner Mutter vernimmt er, und wie er ſelbſt der Drache war, den ſie geſäugt. Fünfzehn Tage verweilt er und empfängt des Oheims heilige Lehren. Kräuter und Wurzeln, aus dem Schnee gegraben, ſind ihre magre Speiſe, und doch ward Parcival nie ſo köſtlich bewirthet; an der Seele geneſen, mit neuem Vertrauen auf Gott, verläßt er die Höhle (P. 13310—15012. 22166—70).

Fünf Jahre ſchon iſt Parcival nach dem Gral umhergeſtreift (P. 23883). Wieder ſitzt er am Tiſche des Königs Artus und abermals kommt Cundrie angeritten, in ſchwarzem Mantel, mit goldnen Tauben, dem Wappen des Grals. Noch unerkannt, fällt ſie zu Parcivals Füßen und fleht weinend um ſeine Huld. Dann wirft ſie ihr Hauptgebände von ſich und verkündet die freudige Botſchaft, daß Parcival durch die Schrift am Grale zum Herrn desſelben berufen ſei. Segensreich preiſt ſie den Stand der Geſtirne. Freudethränen fließen aus Parcivals Augen; er macht ſich mit Cundrien auf den Weg nach Montſalvatſch (P. 23263—403). Eine Schaar von Templern, die ihnen im Walde begegnet, ſpringt von den Roſſen und empfängt mit abgebundnen Helmen den neuen König. Ein Segen däucht ihnen ſein Gruß. Es iſt eben die Zeit, da des Amfortas Schmerzen ſich erneuen. Duftende Würzen ſind umhergeſtreut; das Aloefeuer brennt; mit den edelſten Steinen, von heilender Kraft, iſt das Bett beſät; doch nichts lindert die Qual. Da erſcheint Parcival; ihn fleht Amfortas um das Eine, daß der Gral ſieben Nächte und acht Tage aus ſeinen Augen gerückt bleibe. Parcival aber wirft ſich dreimal vor dem Grale nieder und betet, daß die Noth des armen Mannes ende. Plötzlich kommt ein herrlicher Glanz über den Kranken; in blühender Schönheit erhebt er ſich vom Siechenbett. Ritterlich bricht er wieder manchen Speer im Dienſte des Grals, nicht um Frauengunſt (P. 23520—806. 24620—3. 24486—515).

Von Cundrien hat Parcival auch das vernommen, daß Condwiramurs ihm Zwillingsſöhne geboren habe (P. 23355—62). Schon iſt nach ihr geſendet und Parcival reitet ihr entgegen. Am frühen Morgen kommt er zu der Aue, wo ſie gelagert iſt. Als er in ihr Gezelt tritt, ſchläft ſie noch, neben ihr die beiden Kinder. Freudig ſpringt ſie auf und umfängt den Gemahl. Zürnen ſollte ſie, aber ſie kann nicht. Es iſt dieſelbe Stelle, wo einſt Blut und Schnee ihm den Sinn entrückt. Hier iſt wieder beides, doch nicht der leere Schein (P. 23818—978).

Feraſis.

Bevor noch Gamuret von Anjou Herzeloiden, Parcivals Mutter, gefunden, wirft ihn auf Ritterfahrten ein Sturm vor die Burg der Mohrenkönigin Belacane, die von Feinden hart bedrängt wird. Er befreit ſie und ihre Minne lohnt ihm. Wohl gleicht ſie nicht dem lichten Tage noch der thauigen Roſe, dennoch thut es ſeinen Augen wohl, wenn durch die Krone von Rubin ihr dunkles Haupt erſcheint (P. 694). Ihre Schwärze däucht ihm ſchöner, denn das Licht der Sonne (P. 2697). Doch lange kann er nirgends weilen, in der Nacht einſt ſchifft er von dannen. Die trauernde Belacane geneſt eines Sohnes, der zweier Farben iſt, weiß und ſchwarz, der Elſter gleich. Immer küſst ſie ihn an die weißen Male, Gamurets gedenkend (P. 1687—700). Feraſis artet dem Vater nach; er wird ein kühner Streiter im Dienſte der Frauen. Viel Könige hat er bezwungen; ererbt und erſtritten, dienen ihm zwanzig Lande, die reichſten der Welt; keines der zwanzig Völker verſteht die Sprache des andern. Wie ein Gott wird Feraſis angebetet (P. 9440—50. 9773—800. 22950—81. 23010—64. 24269—91). Mit großem Heere fährt er aus, ſeinen tapfern Vater zu ſuchen. Einſt als ſeine Schiffe, um Waſſer zu faſſen, geankert, reitet er allein in einen Wald, wo Parcival, ſein Bruder, ihm begegnet. Dieſem ſteht ein Kampf bevor, wogegen alle früheren Kinderſpiel waren. Herrlich gerüſtet iſt Feraſis. Sein glänzendweißer Wappenrock iſt von Salamandern im heißen Feuer gewirkt; die edelſten Steine, dunkel und licht, Kraft und Muth verleihend, liegen darauf. Auf dem Helme trägt er das Thierlein Ecidämon, deſſen Geruch alle giftigen Würme tödtet. Mit dem theuerſten Seidenzeug iſt ſein Roſs gedeckt. Sein Schild, gleichfalls reich beſteint, iſt von dem Holz Aſpinde, das weder fault noch brennt. In ſolchen Waffen blieb er unverletzt, als er im fernen Oſten mit einem feurigen Ritter ſtach. All ſein Schmuck iſt Geſchenk ſchöner Frauen (P. 22612—50. 22760—70). So halten, unerkannt, ſich gegenüber die beiden, die an Sittigkeit Lämmer, an Kühnheit Löwen ſind. Den Löwen gebiert ſeine Mutter todt, von ſeines Vaters Brüllen wird er lebendig: Gamurets Söhne ſind aus Speereskrachen erboren. Iſt die Erde nicht breit genug, daß die ſich feindlich treffen müſſen, die Ein Leib und Blut ſind? Keiner kann in dieſem Kampfe gewinnen. Die Speere ſind zerſplittert, ſie ſpringen von den Roſſen und laſſen die Schwerter klingen. Feuer ſprüht von den Helmen; von des Heiden Schilde fliegen Späne, mancher hundert Marke werth. Da bricht Parcivals Klinge. Ferafis, der von dem Schlag aufs Knie geſunken, ſpringt auf, doch läßt er vom Kampfe, weil der Gegner das Schwert verloren. Sie ſetzen ſich, um auszuruhen, auf das Gras. Ferafis wirft ſein Schwert weithin in den Wald, damit gleiches Spiel ſei. Im Geſpräch erkennen ſie ſich und küſſen ſich als Brüder. „Geprieſen ſei des Planeten Schein," ruft Ferafis, „darin meine Reiſe gethan ward; geprieſen Luft und Thau, der heute Morgen auf mich fiel!" Ferafis hört, daß ſein Vater nicht mehr lebe, er hat dafür den Bruder gefunden (P. 21946—2558). Bald hernach wird Parcival zum Grale berufen, er darf ſich einen Gefährten wählen und er nimmt dazu den Bruder (P. 23427—30. 54—7). Lohengrin, Parcivals Knabe, fürchtet ſich, als er den halbſchwarzen Oheim küſſen ſoll (P. 24086—91). Beim Mahle wird der Gral vorgetragen, doch der Heide kann das Heiligthum nicht ſehen, er ſieht nur die grüne Seide, darauf es getragen wird. Aber in das Herz gieng ihm der Anblick der ſchönen Urepanſe, die den Gral trägt; bleich wird er an ſeinem weißen Theile. Am nächſten Morgen läßt er ſich im Tempel des Grals taufen. Er glaubt, was man ihn glauben heißt; der Gott, an den Urepanſe glaubt, iſt ihm der rechte. Dem Getauften wird die Jungfrau anvermählt; er führt ſie mit ſich nach Indien, wo er das Chriſtenthum ausbreiten hilft (P. 24211—607).

Lohengrin.

In brünſtigem Gebete kniet jeden Tag die ſchöne Elſe, des Herzogs von Brabant und Limburg verwaiſte Tochter. Friedrich von

Telramund, ein Dienſtmann ihres Vaters, behauptet, ſie hab' ihm die Ehe gelobt. Ein Kampf vor Gerichte ſoll entſcheiden. Kein Streiter wagt ſich für Elſen, ſo gefürchtet iſt Friedrichs Arm. Wenn ſie nun weinend vor dem Altare liegt, dann läutet ſie, zum Zeichen ihrer Noth, ein goldnes Glöcklein, das ſie einſt einem beſchädigten Falken abgelöſt. Der Klang dringt fernhin durch die Wolken, wie Donner erſchallt er unabläſſig auf der Burg des Grals. Auf dieſen Ruf um Hülfe wird Lohengrin, Parcivals Sohn, ausgeſendet. Schon ſetzt er den Fuß in den Stegreif, als ein Schwan daherſchwimmt, der ein kleines Schiff zieht. Lohengrin läßt das Roſs und tritt in das Fahrzeug. Ein ſchneller Strom trägt ihn auf das Meer; die Wogen werfen ihn hoch empor. Fünf Tage ſchon faſtet er, da fängt der Schwan ein Fiſchlein und theilt ſeine Speiſe mit dem Ritter. Auf dem Schilde ſchlafend, kommt Lohengrin zu Antwerpen an das Geſtad, eben zu rechter Zeit, um den Kampf zu beſtehen. Der Schwan fährt mit dem Schifflein zurück. Lohengrin aber ſiegt im Zweikampf und gewinnt die Hand der Fürſtin. Das bedingt er, daß ſie ihn nie um ſeine Herkunft frage, wenn ſie ihn nicht verlieren wolle. Seit Parcival zu fragen vergeſſen, iſt dem Gral Frage zuwider und die Männer werden nur heimlich weggegeben (vgl. P. 14742—56. 24471—85. Tit. 291 b, 7 f. 292 a, 5 f.). Lohengrin lebt lange Zeit glücklich mit Elſen, auch dient er dem Kaiſer, von dem er mit den Landen belehnt ward, gegen Hunnen und Heiden. Einſt fällt er im Ritterſpiel den Herzog von Cleve, wobei dieſer den Arm zerbricht. Seine Gemahlin, deshalb erbittert, ſpricht vor den Frauen zweideutig von Lohengrins dunkler Herkunft. In der Nacht weint Elſe über dieſe Reden; ebenſo in der zweiten Nacht, in der dritten aber bittet ſie den Gemahl, um ihrer Kinder willen, ihr zu ſagen, von wannen er geboren ſei, obgleich das Herz ihr ſage, er ſei reich an Adel. Lohengrin nennt ſein Geſchlecht: dann heißt er ſeine zween Knaben bringen, küſst ſie zum Abſchied und befiehlt, Horn und Schwert, ſo er mitgebracht, ihnen aufzubehalten; der Herzogin läßt er den Ring, den ihm ſeine Mutter gegeben. Sein Freund, der Schwan, kommt wieder mit dem Schifflein und Lohengrin fährt Waſſer und Wege hin, bis wieder zum Gral. Die Herzogin fällt in Unmacht und ihr Lebenlang klagt ſie um den verlorenen Gemahl (Lohengr. vgl. P. 24624—715).

Trauriger noch wird Lohengrins Schickſal ſo erzählt: Er kommt in das Herzogthum Lyzaborie (Luxenburg?) und gewinnt die Erbin des Landes, die ſchöne Belaye. Sie hütet ſich vor Frage, aber ſie fürchtet ſeinen Wankelmuth. Sie liebt ihn ſo heftig, daß ſie ohne Beſinnung hinfällt, wenn ſie ihn nicht ſieht. Niemals will ſie ihn von ſich laſſen. Lohengrin, der nicht gerne ſo träges Leben führt, reitet oft zu jagen aus. Dann liegt ſie ohne Kraft und Sprache da. Vergeblich werden Ärzte und Sternkundige befragt, ob Zauberei im Spiele ſei. Ihre Verwandten werden ihm darüber gram. Ein Kammerweib aber räth ihr, wie ſie des Geliebten ſich verſichern könne: wenn er müde von der Jagd entſchlafen ſei, ſoll ſie ein Stück von ſeinem Leibe ſchneiden laſſen und eſſen. Belaye zürnt über den Rathſchlag; lieber will ſie ſterben, als ſchuldig ſein, daß ihm ein Finger ſchwäre. Die Rathgeberin, aus Belayens Huld verwieſen, wendet ſich an die Verwandten und beredet ſie, des Frevels ſich zu verwegen. Als Lohengrin einſt auf der Jagd ausruht, bedünkt ihn im Schlaf, als wären tauſend Schwerter über ihn gezückt. Auffahrend ſieht er die Schwerter der Verräther. Mannlich ſetzt er ſich zur Wehr, ſie erſchrecken, ihrer Schuld bewuſt. Viele ſtreckt er nieder, doch die Menge ſiegt. Er empfängt in den linken Arm eine Wunde, wo kein Arzt ſie heilen kann. Da fallen ſie alle ihm zu Füßen, ſeine Tugend geht ihnen zu Herzen. Als Belaye ſeinen Tod erfährt, ſtirbt ſie vor Herzeleid. Ein Kloſter wird gebaut, darin man ſie zuſammen beſargt. Noch werden dort ihre gebalſamten Leichname gezeigt. Das Land, ſonſt Lyzaborie genannt, heißt nach ihm fortan Lothringen (Tit. Cap. 40. 290 a, 3—292 a, 8).

Des Grals Zug nach Indien.

In Salvaterre, weit um den Gral, mehren ſich ruchloſe Nachbarn, die ſeinem Volk ein Greuel ſind. Sünden, die wir jetzt gering wägen, däuchten damals ungeheuer. Vergeblich ſucht man auf Montſalvatſch mit Gebet, Faſten und Kreuzgang den Fall der ſündigen Seelen abzuwenden. Der Gral will nicht länger bleiben, er begehrt dahin, von wo das Licht der wonnebringenden Sonne kommt. Sie ziehen aus Salvaterre, auf zwo Raſten darf ihrer Fahrt niemand nahen, der ihnen ſchaden wollte. Die Chriſten, die mit Ehrfurcht entgegenkommen, werden vom Grale geſpeiſet. Klöſter, Krankenhäuſer, arme Leute werden beſchenkt. In der Habe von Marſilie ſchiffen ſie ſich ein. Stets ſegeln ſie mit günſtigem Winde. An dem Schiffe des Grals verliert der Magnetberg ſeine Kraft. Heiden, die dort feſtſitzen, werden gerettet und laſſen ſich taufen. Das Lebermeer, darin ſonſt die Kiele ſtehn und ſtarren, zerfließt, wie Eis am Feuer. An brennenden Bergen vorbei, oft unterirdiſch durch Gebirge, fahren ſie dahin. Sie ſehen den Kampf der Ungeheuer zu Land und Meere. Dem Gral weit entgegen reitet Feraſis, der ſeine Lande zum Chriſtenthum bekehrt. Mit feierlichen Umgängen wird das Heiligthum empfangen. Feraſis ſelbſt hat ſeine Reiche dem heiligen Prieſter Johann zu Dienſte gegeben, dem die drei Indien dienen. Drei Viertheile der Welt gehorchen ſeinem Winke. Nahe dem Paradieſe wohnt er, von dem heilkräftige Waſſer niederſtrömen, Edelſteine mit ſich führend. Alles iſt Wunder in jenen Gegenden. Reich an Schätzen ſind die Bewohner, reicher noch an Tugenden. Wer ihnen von Meineid, Diebſtahl, Raub, Geiz, Unglauben, Verrath ſpräche, ſie wüſten nicht, was er meinte. Glänzend ſind des prieſterlichen Herrſchers Paläſte, wo Biſchöfe und Patriarchen, die zugleich Könige ſind, der Hofämter walten; gewaltig ſein Aufzug, wenn er gegen Feinde fährt; viel koſtbare Kreuze werden dann vorangetragen. Wer den Sonnenſtaub zählt, der überzählt dieſes Königs Herrſchaft. Dorthin erheben ſich die Templer und Prieſter Johann zieht ihnen feſtlich entgegen. Sie ſehen all die Herrlichkeit und wünſchen, daß hier der Tempel des Grals wäre. Manch Gebet wird darum vor dem Gral verrichtet. Und ſieh! als die Sonne den Tag bringt, erhebt ſich in ihrem Strale der Tempel mit der Burg Montſalvatſch. Nicht ſollt' er dem argen Volk in Salvaterre gelaſſen werden. Nie ward ſo viel nach Rom gewallt, als nun die Straße gen Indien zum Tempel des Grals betreten wird. Fürder wird niemand mehr vom Grale geſpeiſt, ſeit dieſer in ein Land gekommen, wo nirgends Mangel iſt. „Nun erſt iſt er behalten vor aller Wandelung;“ ſpricht Titurel, „ein halb Jahrtauſend hab' ich ſein Kunde, er iſt nun heimgekommen, auch meine Seele will jetzt heim zum Paradieſe fahren.“ Der Greis begehrt, daß man ihm den Gral nicht mehr vor Augen bringe; ſo geht er am neunten Tage zur Ruhe. Prieſter Johann überträgt ſeine Herrſchaft auf Parcivaln, wegen Heiligkeit des Grals und weil die Lande eines tapfern Schwertes gegen die Heidenſchaft bedürfen. Parcival weigert ſich aus Demuth, aber am Gral ſteht geſchrieben, zehn Jahre ſoll er König ſein und Prieſter Johann heißen; länger nicht, weil ſeine Mutter vor Kummer um ihn geſtorben. Ihm folgt ein Sohn von Feraſis. Die ſonnengleichen Kinder der beiden Brüder wachſen an Ehren vor andrem Geſchlecht, wie Lilien über Oſtergloien (Sternblumen). Wer Prieſter Johann werden ſoll, ſtehe heute noch jedesmal am Grale mit Gold geſchrieben (Tit. Cap. 41).

Dieſes ſind die eigenthümlichſten und bedeutendſten Bilder aus dem Sagenkreiſe vom heiligen Gral, wie ſolcher in den drei deutſchen Gedichten Parcival, Titurel und Lohengrin dargeſtellt iſt. Aber dieſe Hauptbilder ſtehen nicht in ſich abgeſchloſſen; um ſie, in manigfacher Verflechtung, bewegt ſich eine Welt von Abenteuern: die Genoſſenſchaft der Tafelrunde mit Hofſitte und Frauendienſt, mit Feſten und Ritterfahrten, die Spiele der Zauberei, die ungeheuren Schlachten der Herrſcher des Morgenlandes, alle Naturwunder des fernſten Oſtens. Im Lohengrin insbeſondre iſt die Gralſage noch an deutſchgeſchichtliche Verhältniſſe angereiht; der Fabelheld zieht mit Heinrich I in die Ungarnſchlacht bei Merſeburg.

Die Tiefe und Schönheit der Sagen, der reiche Schmuck der Ausſtattung, dann beſonders die Trefflichkeit des Dichters, der hier waltet, fordern überall zur Betrachtung und Unterſuchung auf. Wolfram von Eſchenbach, der phantaſiereichſte unter den deutſchen Dichtern dieſes Zeitraums, hat den Wundermähren vom Grale ſein ſtetes und inniges Sinnen, ſein volles Leben gewidmet.

Bei dieſem Fabelkreiſe, mehr als bei jedem andern, macht ſich eine ſinnbildliche Bedeutung fühlbar, doch ohne je aus ihrer glänzenden Hülle zu treten. Im Mittelpuncte des Ganzen erhebt ſich jener herrliche Tempel mit ſeinem ſegensreichen Heilthum, ſeinem auserwählten Königsſtamme, ſeiner prieſterlichen Ritterſchaft. Der Grundgedanke dieſes Verhältniſſes iſt vor allem zu erforſchen. Dieſes iſt auch nach verſchiedenen Richtungen verſucht worden. Ich verſuch' es nun in nachfolgender Entwicklung.

Als noch die Kinder Israel durch die Wüſte zogen und der Engel vor ihnen hergieng (2 Moſ. 23, 20. 23. 32, 34), ſprach der Herr auf dem Berge zu Moſes: „Sie ſollen mir ein Heiligthum machen, daß ich unter ihnen wohne; wie ich dir ein Vorbild der Wohnung zeigen werde, ſo ſollt ihrs machen.“ (2 Moſ. 25, 8. 9. 40. 26, 30.) Nach dem Bilde, das Moſes auf dem Berge geſehen, ward die Stiftshütte, ein tragbares Gezelt, und die Lade gemacht, darin die ſteinernen Tafeln lagen, die Moſes in der Wolke empfangen, die Tafeln, darauf der Finger des Herrn den Bund geſchrieben, den er mit ſeinem Volk errichtet (2 Moſ. 25, 21. 31, 18. 34, 27—29. 40, 20. 5 Moſ. 5, 22. 9, 9. 10). Auch von dem Himmelbrot lag in der Lade, mit welchem der Herr ſein Volk in der Wüſte geſpeiſet (2 Moſ. 16, 32—34. Ebr. 9, 4). So führten die Kinder Israel ihr Heiligthum auf dem Zuge mit ſich. Im Lande der Verheißung aber ſetzten ſie ſich je den zum Könige, den der Herr ſelbſt erwählt (5 Moſ. 17, 14. 1 Sam. 8, 5. 6. 25, 30. 2 Sam. 7, 8. 5, 2). Da nun der König David in ſeinem Hauſe ſaß und der Herr ihm Ruhe gegeben vor allen ſeinen Feinden umher, ſprach er: „Siehe! ich wohne in einem Cedernhauſe, und die Lade Gottes wohnet unter den Teppichen.“ (2 Sam. 7, 1. 2. 1 Chron. 18, 1).

Doch dieſem König war nicht beſchieden, dem Herrn ein Haus zu bauen. Sein Sohn, der weiſe Salomon, ſollte das Werk vollführen (2 Sam. 7, 13. 1 Kön. 5, 5. 8, 17—19. 1 Chron. 23). Dieſer fängt an zu bauen den Tempel zu Jeruſalem auf dem Berge Morija, der ſeinem Vater David gezeigt war (2 Chron. 3, 1). Die Stätte zur Wohnung des Herrn iſt gefunden auf dem Felde des Waldes (Pſ. 132, 1—8). Kein Hammer, noch Beil, noch irgend ein Eiſengezeug wird im Bauen gehört, denn die Steine ſind zuvor zugerichtet (1 Kön. 6, 7). Eitel Cedern, mit lautrem Gold und edeln Steinen (2 Chron. 3) überzogen, iſt inwendig das Haus. An allen Wänden um und um, innen und außen, Schnitzwerk von Cherubim, Palmen und Blumwerk, daß man keinen Stein ſieht. Auch die Thüren mit ſchönem Schnitzwerk und übergoldet. Sieben Jahre wird an dem Tempel gebaut (1 Kön. 6). Salomon bereitet auch alles Geräth zum Hauſe Gottes, den goldnen Altar, den goldnen Tiſch, darauf die Schaubrote liegen, fünf Leuchter zur rechten Hand und fünf zur linken, von lautrem

Gold, daß ihre Lampen vor dem Chore brennen (1 Kön. 7, 48. 49. 2 Chron. 4, 19—21). In den Chor ſelbſt aber, in das Allerheiligſte, unter die Flügel der Cherubim, wird die Lade des Bundes mit den heiligen Tafeln gebracht, und die Herrlichkeit Gottes erfüllet das Haus (1 Kön. 8, 3—11. 2 Chron. 5).

Dieſer Tempel Israels hat ſpät noch ſeine Helden. Die Maccabäer, Hoheprieſter und Heerführer zugleich, vom Vater auf den Sohn, vom Bruder auf den Bruder die Würde vererbend, ſtreiten ritterlich für das Heiligthum ihres Volkes gegen die Heiden; der heidniſche Greuel wird aus dem Tempel geworfen, der entweihte Altar des Brandopfers neu aufgerichtet (1 Macc. 4, 6 ff.); feſte Mauern und Thürme werden um das Heiligthum auf dem Berge Sion gebaut (1 Macc. 4, 60. 7, 33. 10, 11. 11, 37. 13, 53); hier iſt ihnen die heiligſte Stätte auf Erden, die der Herr ſelbſt ſich erwählt (2 Macc. 5, 15. 5 Moſ. 12, 5. 11); Weiber und Kinder, Brüder und Freunde Fahr achten ſie nicht ſo hoch, ihre höchſte Sorge iſt für den heiligen Tempel (2 Macc. 15, 18).

Die Ähnlichkeit dieſer Verhältniſſe mit denen vom Tempel des Grals und ſeinen Hütern iſt augenſcheinlich. Wie erſt das Heiligthum noch ſchwebt, bis es ſich an erlesner Stätte niederläßt, wie der Ort und das Bild des Tempels durch höhere Weiſung vorgezeichnet wird, die Pracht des Baues, an dem keine Stelle ungeſchmückt, die Könige, die von oben erwählt werden, die verehlichten Prieſterfürſten, die für die Ehre des Tempels kämpfen, alles dies iſt in den Grundzügen und in Einzelheiten gemeinſam. Auch wird im Titurel bei dem Tempelbau ausdrücklich an den ſalomoniſchen erinnert[1] und Tituriſons Kämpfe gegen die Heiden werden mit denen der Maccabäer verglichen.[2]

Zwiſchen jenen Geſchichten Israels und den chriſtlichen Rittergedichten iſt nun weiter die Vermittlung nachzuweiſen, beſonders auch zu erklären, wie in den chriſtlichen Tempel ſtatt der Bundeslade der Gral gekommen.

Wie die Schriften des neuen Bundes überall auf die des alten hinweiſen, wie ſie dort Vorbedeutung und Gleichnis ſuchen, ſo auch in

---

[1] Tit. III, 69. Pfälzer Handſchrift 141, Bl. 21b.

[2] Tit. I, 44. Pfälzer Handſchrift 141, Bl. 7a. Vgl. Tit. Bl. 152b, 2. 3. 278b, 7. 286b, 4.

Beziehung auf das Heiligthum und den Gottesdienſt der Juden. Die Stiftshütte und der Tempel Salomons erſcheinen als Vorbild des geiſtigen Heiligthums, das Chriſtus gegründet. So im Briefe an die Ebräer (9, 11): „Chriſtus aber iſt kommen, daß er ſei ein Hoherprieſter der zukünftigen Güter, durch eine größere und vollkommnere Hütte, die nicht mit der Hand gemacht iſt.“ Und in der Apoſtelgeſchichte (7, 47. 48) ſagt Stephanus: „Salomon bauete Gott ein Haus, aber der Allerhöchſte wohnet nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht ſind.“ Die Opfer des alten Bundes, die Heilthümer der Bundeslade, Tafeln und Himmelbrot, weichen andern Geheimniſſen. Aus dem Kelche des Abendmahls wird das Blut des neuen Bundes getrunken. „Ich bin das Brot des Lebens,“ ſagt Chriſtus, nachdem er wunderbar das Volk geſpeiſet, „wer zu mir kommt, den wird nicht hungern und wer an mich glaubet, den wird nicht dürſten.“ „Eure Väter haben Manna geſſen in der Wüſten und ſind geſtorben; ich bin das lebendige Brot, vom Himmel kommen, wer von dieſem Brot eſſen wird, der wird leben in Ewigkeit.“ (Joh. 6, 35. 49. 51.)

Das Chriſtenthum des Mittelalters, wie der Glaube aller Völker auf gleicher Stufe der Entwicklung, fand ſich nicht befriedigt bei dem Höchſten und Überſinnlichen; das Göttliche ſollte näher gerückt, zur Anſchauung gebracht, ergriffen werden. Nicht genügte der menſchgewordene Vermittler zwiſchen Himmel und Erde; leichter zu rühren ſchien den Flehenden des Heilands jungfräuliche Mutter; eine Schaar fürbittender Heiliger mehrte ſich täglich; jede Kirche, jeder einzelne Menſch, jedes beſondre Anliegen hatte ſeinen eigenen Schützer und Helfer. Nirgends glaubte man das Heilige ſo unmittelbar zu berühren, als wenn man das Land betrat, wo die Wunder der Erlöſung vollbracht worden. Dort kniete man am Grabe des Erlöſers, tauchte ſich in die Wellen des Jordans, die auch ihn umfloſſen, kehrte zurück mit dem Palmzweig, den man im Garten Abrahams gebrochen. Um das Eigenthum dieſes geweihten Bodens wurde zwei Jahrhunderte hindurch gekämpft. Von dorther kamen auch in großer Zahl koſtbare Reliquien, ohne deren Beſitz keine Kirche, kein Kloſter den Ruf beſondrer Heiligkeit erlangen konnte. Vorzügliche Kraft muſte denjenigen ſolcher Überreſte eigen ſein, welche mit dem Leiden und Opfertode des Heilands in naher Beziehung ſtanden. Die wiedergefundene Dornenkrone erblühte von

Roſen, deren himmliſcher Duft die Siechen heilte.[1] Die Lanze, mit der des Erlöſers Seite durchſtochen worden, zu Antiochien ausgegraben, belebte wunderbar den geſunkenen Muth der Kreuzfahrer. Das heilige Kreuz ward in den Schlachten der Könige von Jeruſalem vorgetragen, und wenn dieſes unterblieb, war auch kein Sieg zu hoffen; ſo begierig waren die Waller, ein Stück vom Kreuzesholze heim zu bringen, daß man dieſem fortwährendes Wachsthum zuſchreiben muſte. Als im Jahr 1101 Cäſarea mit Sturm erobert wurde, fanden die Pilger in einer Kirche daſelbſt die herrlich gearbeitete, ſechseckige, ſmaragdgrüne Schüſſel, deren der Heiland beim Genuſſe des Abendmahls ſich bedient; ſie fiel den Genueſern zu, welche ſich dieſelbe, bei Theilung der Beute, für eine hohe Summe aufrechnen ließen. Die Genueſer weihten dieſes Gefäß ihrer Hauptkirche, wo es während ſieben Jahrhunderte als ein theures Kleinod verwahrt und nur einmal jährlich der Verehrung des Volkes ausgeſetzt ward. Die Legende ſagt, das Gefäß ſei unter den Geſchenken geweſen, welche die Königin von Saba dem Könige Salomon gebracht, der ſolches nur am Paſſahfeſte gebraucht; nachher ſei es in den Beſitz des Königs Herodes und von dieſem an Nikodemus gekommen, in deſſen Hauſe der Heiland daraus geſpeiſt; Nikodemus hab' es nach Cäſarea gebracht, als er mit den übrigen Chriſten von Jeruſalem dahin gezogen, um den Gefahren zu entgehen, welche, nach Jeſu Weiſſagung, ſeiner Jünger in der heiligen Stadt warteten.[2]

Wie aber viele Reliquien nicht bloß einfach vorhanden waren, ſo kommt der heilige Gral oder die Abendmahlſchüſſel auch an andern Orten vor. Im Titurel ſelbſt wird eines unechten Grals erwähnt (Bl. 204 b, 3). In England behaupteten drei bis vier Städte, den Gral zu beſitzen.[3] Der Glaube, der ein ſolches Heilthum einmal gefunden, konnte daſſelbe leicht vervielfältigen, und die Wiederkehr einer Reliquie iſt beſonders dann natürlich, wenn dieſe als Trägerin einer bedeutenden kirchlichen Lehre erſcheint. Der Gral, der als Schüſſel beim Abendmahle gedient, der das Blut des Gekreuzigten in ſich auf genommen, auf den noch an jedem Charfreitag, dem Tage des Opfertodes, die weiße Taube mit der Oblate niederfliegt, iſt unverkennbar ein Sinnbild des Meſsopfers, daran, wie im Titurel geſagt wird, der Chriſten meiſter Segen liegt.[1] Die Oblate, davon der Stein ſeine nährende und verjüngende Kraft gewinnt, iſt eben die neue Manna, das Brot des Lebens, vom Himmel gekommen, das nicht hungern noch dürſten, das nimmer mehr ſterben läßt (Joh. 6, 32—51).

---

[1] Franzöſiſches Volksbuch von Fierabras S. 23 f.

[2] Wilken II, S. 103 f. Beil. S. 8—11. Roquefort, Glossaire de la langue romane I, S. 706.

[3] Roquefort, Gloss. I, S. 704. Nach einer Stelle des Romans von Perceforeſt, welche ebd. angeführt iſt, wurde der Gral in einem Turme zu Corbenicv verwahrt.

Den Tempel Jeruſalems hatte das Chriſtenthum in eine überſinnliche Kirche verwandelt;[2] dieſe kam hinwieder in den Kirchengebäuden des Mittelalters ſinnbildlich zur Anſchauung; im Tempel Titurels ward ſie dichteriſch aufgerichtet. Das höchſte Geheimnis der neuen Kirche, das täglich in ihr gefeiert ward, hatte ſein Sinnbild in der Reliquie des Grals, die ſich nun auch in das dichteriſche Heiligthum niederſenkte.

Iſt die Anlage bis dahin prieſterlich, ſo zeigt ſich doch überall, daß es Ritter ſind, durch die ſie ausgedichtet worden. Die Hüter des Tempels entſprechen der Ausbildung dieſes Standes im Zeitalter der Kreuzzüge. Dieſe vorzüglich entwickelten eine geiſtliche Bedeutung des Ritterthums. Als Pabſt Urban II auf der Kirchenverſammlung zu Clermont zum erſten Kreuzzug aufrief, wandt' er ſich an die Krieger, die im Eiſenharniſch umherſtanden. „Streiter des Teufels," ſprach er, „werdet Streiter des lebendigen Gottes!" Hartmann von Aue ſagt: „Wes Schild je war zur Welt bereit auf hohen Preis, nicht weiſ' iſt er, verſagt er den nun Gott; wer da wohl fährt, gewinnt an beidem Theil, das Lob der Welt, der Seele Heil" (Maneſſe I, S. 180a, 7). Ein Trubadur behauptet in ſeinem Kreuzliede, nicht die geſchorne Platte, noch der ſtrenge Mönchsorden gebe fortan das Verdienſt, das Gott Allen zugeſtehe, die auszieh'n, die Schmach der Chriſtenheit zu rächen.[3] Bald nach Eroberung der heiligen Stätten bildeten ſich zum Schutze derſelben ritterliche Verbrüderungen, nach dem Muſter der Mönchsregel, die ſich, für ſo frommen Zweck, dem kriegeriſchen Berufe fügen muſte. Das Schwert ſchien nicht mehr unverträglich mit dem Ordenskleid, ein geiſtliches Ritterthum war begründet. Die geachtetſte und mächtigſte dieſer Brüderſchaften war die Ritterſchaft vom Tempel des Herrn zu Jeruſalem, der Templerorden.

---

[1] Tit. III, 56. Pfälzer Handſchrift Bl. 20b: Der mess ze hohem werde dar an der cristen sæld[e] lit die maiste. Es war gebräuchlich, die Hoſtie in einem Gefäß zu verwahren, das die Geſtalt einer Taube hatte. Curioſit. B. III, S. 257—9.

[2] Vgl. Maneſſe II, S. 219a: Der gotes tempel here u. ſ. w. Aretin, Beiträge IX, S. 1138.

[3] Raynouard, Choix B. IV, S. 89: E ja no 'l cal tondre ni raire u. ſ. w.

Man hat zwiſchen den Pflegern des Grals, Templeiſen, und den Tempelherren einen unverkennbaren Zuſammenhang gefunden.[1] Der Gral ſoll das Symbol einer Geheimlehre der Templer, der Tempel im Titurel ein Bild der Kirchen dieſes Ordens, der ganze Titurel ein Gedicht von templeriſcher Bedeutung ſein.[2]

Das Leben der Templeiſen iſt nun wirklich der Verfaſſung geiſtlicher Orden nachgebildet. Im Parcival werden jene ausdrücklich eine ritterliche Brüderſchaft genannt; der Gral giebt ihnen reiche Pfründe (V. 14040 f.). Aus demſelben Gedichte werden wir ſpäterhin andre, bisher noch unbeachtete Beziehungen nachweiſen. Vom Tempel des Titurel führt ein Kreuzgang zum Dorment der Brüder; zwo Glocken läuten ihnen zur Kirche und zum Convent, zum Tiſch und zum Kampfe; ehelos, leben ſie der Verehrung und Beſchirmung ihres Heiligthums. Auf den Templerorden insbeſondre deutet der Tempel ſelbſt und der Name Templeiſen, der auch im Gedichte von Herzog Ernſt (V. 5112. 5097) den Tempelherren zu Jeruſalem gegeben wird.

Dieſe Beziehungen ſind jedoch nicht ſo erheblich, daß ſie berechtigten, die Dichtungen vom Gral ihrem Grunde nach für eine Verherrlichung des Templerordens zu erklären. Die Ähnlichkeit iſt ſo wenig durchgreifend, daß vielmehr die Verſchiedenheit in weſentlichen Stücken vor Augen liegt. Man kann davon abſehen, daß nirgends, ſelbſt in den vielen betrachtenden Stellen dieſer Gedichte, eine beſtimmte Hinweiſung ſich findet; das Geheimnis könnte ja abſichtlich verſchleiert, der urſprüngliche Sinn verloren, eine willkürliche Deutung, wie bei den ſpätern Bearbeitern des Titurel manche vorkommt, dafür eingetreten ſein. Aber ſchon urſprünglich beſteht zwiſchen dem Tempel zu Jeruſalem und den Tempelrittern nur eine zufällige Verbindung, keineswegs eine innere, wie zwiſchen dem Tempel des Grals und ſeinen Hütern. Jener berühmte Orden nannte ſich nach dem Tempel, den man an die Stelle des ſalomoniſchen ſetzte, weil den Ordensſtiftern in der Nähe dieſes Tempels ihre Wohnung eingeräumt war[1], zu dem ſie aber ſonſt in keinerlei kirchlichem Verhältnis ſtanden. Ihres Gottesdienſts warteten ſie, bis ſie ein eigenes Bethaus erhielten, in der Kirche des heiligen Grabes.[2] Auch ein Heilthum, das dem Gral entſpräche, iſt von den Templern nicht bekannt, man finde denn dieſe chriſtliche Reliquie in jenem bärtigen Götzenhaupte wieder, das ſie, nach der Anklage bei ihrer Vertilgung, angebetet und von dem ſie geglaubt haben ſollen, daß es dem Orden ſeinen Reichthum ſchaffe, daß es die Erde keimen und die Bäume blühen mache.[3] Am wenigſten aber paſt auf den Templerorden der Umſtand, welcher doch zu den Grundzügen der Dichtung gehört, daß die Könige vom Gral ſich vermählen, daß um ſie ein herrliches Geſchlecht von Söhnen und Töchtern erblüht, die in alle Reiche der Erde ſegensreich ſich verbreiten. Wenn der Orden des Tempels auch verehlichte Brüder duldete, ſo waren dieſe nur ein Anhang desſelben, der Beerbung halber, und durften gar nicht im Ordenshauſe wohnen.[4]

---

[1] Büſching, Muſeum I. S. 507, Note 22.

[2] Mysterium Baphometis revelatum S. 24. 32. 117. Note 135.

Die Ordensregel der Templeiſen im Gedichte hat nach meiner Anſicht keinen geſchichtlichen Bezug, ſie iſt ein Theil der ſinnbildlichen Darſtellung und bezeichnet das reine Leben in jenem geiſtigen Tempel. Vielfach beſchäftigt unſre alten Dichter die Frage, wie der Welt Lob und der Seele Heil zugleich zu gewinnen ſei;[5] wie Reichthum, weltliche Ehre und Gottes Huld in Einen Schrein kommen mögen.[6] Der Ritter will ſüßen Frauen dienen, ſchöner Roſſe, guten Gewandes, ſchmucker Helmzier ſich freuen, des Schildes Ehre werben, und doch ſein ewig Theil nicht verſcherzen.[7] Dieſe Aufgabe löſen die Dichtungen vom Gral. Der Schluß des Parcival ſagt es deutlich: „Wes Leben ſich ſo verendet, daß Gott nicht wird gepfändet (beraubt) der Seele um des Leibes Schuld, und der doch der Welt Huld behalten kann mit Würdigkeit, das iſt eine nütze Arbeit.“[8]

---

[1] Wilken II. S. 547.

[2] Münter, Statutenbuch S. 1.

[3] Grouvelle, Memoir. S. 345 f.

[4] Münter, Statutenbuch S. 113.

[5] Die oben angeführte Stelle Hartmanns von Aue, Maneſſe I, S. 180a, 7.

[6] Walther von der Vogelweide, Maneſſe I, S. 102a, 2. Vgl. II, S. 235a, 4.

[7] Ulrich von Lichtenſtein, Frauendienſt S. 281 f. Parcival 14081.

[8] Parc. 24732 ff. Vgl. die oben angeführte Stelle des Parc. 14081—5. Tit. Pfälzer Hdſ. 141 (VI. 4) Bl. 35a. Bl. 83a. Druck: Cap. 26, Str. 166—70.

Hoch und herrlich erhebt ſich der Tempel Titurels, die chriſtliche Kirche. In ihr bewahrt iſt das Sinnbild ihrer höchſten ſeligſten Geheimniſſe, der Gral. Er giebt ſeinen treuen Pflegern die Fülle himmliſcher und irdiſcher Segnungen. In reiner Jugend, in keuſcher Minne, im Kampfe für das Heiligſte leben ſie dahin, bis der Engel lichtes Gewand ſie umkleidet. Der Sinn des Ganzen: ritterlich Leben in der Weihe des Chriſtenglaubens.

Das iſt das Weſen der Poeſie, daß die Bilder, die ſie dem Gedanken oder dem dunkleren Gefühle leiht, zu ſelbſtſtändigem Leben gedeihen. Sie wachſen fort im Laufe der Zeit, ſie geſtalten ſich mit dieſer, ſie miſchen ſich in den Reigen andrer Fabeln und Gebilde. So ſind die Sinnbilder, von denen wir gehandelt, zu einer vollſtändigen Geſchichte erwachſen und haben ſich vielfach mit fremden Sagenkreiſen verwoben. Aber die ſchwebende Haltung, der durchſichtige Glanz der Geſtalten zeigt noch immer den ſinnbildlichen Urſprung. Jene urſprünglichen Gedanken verlangten ihrer Natur nach keine zu feſte Verkörperung. Wo ſie den Heldenkreis berühren, welcher dazumal der beliebteſte war, fallen ſie mehr wie ein himmliſches Licht herein, das die irdiſchen Geſtalten überglänzt und vergeiſtigt.

Unter welchen Verhältniſſen die geiſtlichen Grundgedanken ſich zuerſt in der Dichtung ausgeſprochen, durch welche Anläſſe ſie ſich örtlich angeheftet, iſt auf geſchichtlichem Wege, ſo lange nicht neue Quellen ſich erſchließen, nicht weiter auszumitteln. Schon die welſchen Darſtellungen, daraus die Deutſchen geſchöpft, waren unzweifelhaft von der Art, daß bis zu ihnen die Dichtung eine weite Bahn durchlaufen hatte, daß vielfache Miſchung vorgegangen war und daß den Erzählern ſelbſt die Bedeutung ſich verdunkelt hatte. Nur im Allgemeinen haben wir jene zweierlei örtlichen Geſtaltungen zu unterſcheiden vermocht, die eine in Spanien und dem weſtlichen Frankreich, die andre in Britannien und Nordfrankreich. Beide treffen in den deutſchen Dichtwerken zuſammen.

Für Geſchichte und Litteratur, Deutung und Erläuterung dieſes Sagenkreiſes ſind anzuführen:

Büſching, der h. Gral und ſeine Hüter, im Muſeum für altdeutſche Litteratur und Kunſt B. I, Berlin 1810, S. 491 ff.

Görres, Einleitung zu ſeiner Ausgabe des Lohengrin, Heidelberg 1813.

Über den Dichtungskreis des h. Grales:

F. W. V. Schmidt, über die Romane von der Tafelrunde und dem h. Graal, in der ſchon angeführten Recenſion von Dunlops history of fiction. Wiener Jahrbücher der Litteratur B. 29, 1825, S. 71 ff.

K. Roſenkranz, über den Titurel und Dantes Komödie u. ſ. w. Halle und Leipzig 1829.

Lachmanns Recenſion dieſer Schrift in der Halliſchen Litteraturzeitung 1829, Nr. 238, S. 619 ff., worin vorzüglich über Wolframs von Eſchenbach Verhältnis zum Titurel und zu dieſem Dichtungskreiſe überhaupt weſentliche Berichtigungen und genaue Beſtimmungen gegeben werden.

Roſenkranz hat hierauf in ſeiner Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter, Halle 1830, S. VI ff. 261 ff. ſich über dieſen Gegenſtand weiter verbreitet.

Leo, Lehrbuch der Geſchichte des Mittelalters, Halle 1830, giebt an mehreren Stellen geſchichtliche Beziehungen dieſer Sage zu der alten brittiſchen Kirche, zu den Priscillianiſten und Paterinern, den Templern und den Baubrüderſchaften.

Andre Schriften, in denen die Sage mehr nur in einzelnen Puncten berührt iſt, werde ich je an vorkommender Stelle anführen.

Was nun zuerſt die Erklärung des Wortes Gral anbelangt, ſo ſind in Roquefort, Glossaire de la langue romane, B. I. Paris 1808, S. 702 ff. s. v. graal, die Stellen altfranzöſiſcher Werke, worin das Wort graal, gréal, gebraucht wird, am vollſtändigſten geſammelt. Zu verwundern iſt, daß der gelehrte Val. Schmidt in der angeführten Recenſion S. 73 noch jener ältern Erklärung beifallen mag, die er ſelbſt in folgenden Worten angiebt:

„Uns ſcheint die gewöhnliche Ableitung des Wortes sainct graal (san gréal) von sanguis regalis, sang real, sang royal immer noch die richtige, hergenommen von dem munus regium des Heilands. Denn offenbar iſt doch nicht die Jaſpis-Schüſſel, das Gefäß, die Hauptſache, ſondern das darin enthaltene verſöhnende Blut.“

Eine von Roquefort aus den Aſſiſen von Jeruſalem (den Satzungen des Lehenſtaates Jeruſalem) ch. 289 ausgehobene Stelle zeigt klar, daß das Wort gréal, ohne alle Beziehung auf das heilige Gefäß, ganz allgemein in der Bedeutung von Schüſſel, Tafelgeſchirr, gebraucht wurde. Es wird dort beſtimmt, daß an feſtlichen Tagen, an welchen der Seneſchall, der erſte Reichsbeamte, die Tafel des Königs zu beſorgen hatte, ihm alle die Schüſſeln und Grale (toutes les escueles et les gréaus, Plural von gréal), worin er den König mit dem erſten Gerichte bedient, angehören ſollten, gefüllt mit demſelben Fleiſche, wie es dem König ſelbſt vorgeſetzt worden (Wilken 1, Beil. S. 27, N. 4).

Ich habe aber auch noch eine andre, viel ältere und bisher unbenützte Beweisſtelle gefunden. In J. G. Eccard, Veterum monumentorum quaternio, Leipzig 1720, S. 38 iſt ein Testamentum Everardi Comitis (Tarvisiani) ann. Chr. 873 abgedruckt und darin kommt folgende Verordnung vor:

> Tertius Adalardus volumus ut habeat spatas duas, una cum hilcis eburneis et aureis, facilum simile et balteos aureos duos cum gemmis, vas ad bibendum marmoreum unum, cum argento et auro paratum. Garalem argenteum unum, ciphum argenteum unum, pallia duo, garales argenteos cum binis cochlearibus duos u. ſ. w.

Dieſe Zuſammenſtellung der Garale mit den Löffeln zeigt, daß es Eßgeſchirre waren. Roqueforts Ableitung des Wortes graal von crater, cratera hat ohnehin wenig für ſich. Die Verbindung, in welcher das Wort garalis in der angeführten Urkunde des 9ten Jahrhunderts ſchon mit andern Wörtern germaniſchen Stammes ſteht, läßt auch bei ihm einen ſolchen Urſprung muthmaßen. Kar (bei Ulfila kas) heißt in der ältern deutſchen Sprache, wie noch in der däniſchen, Gefäß, Geſchirr (vgl. Schmeller, bayeriſches Wörterbuch, B. II, 1828, S. 320 f. das Kar).

Zur Erklärung der Sage ſelbſt ſcheint der erſte Schritt zu ſein, daß auf die Quellen der deutſchen Gedichte zurückgegangen werde. Im Parcival und im Titurel, den Hauptwerken, wird auf welſche Vorarbeiten hingewieſen. Wolfram nennt am Schluſſe des Parcivals zween welſche Bearbeiter dieſer Abenteure, den Meiſter Chriſtian von Troyes und den Provenzalen Kyot. Letzterer wird an Zuverläſſigkeit dem erſtern vorgezogen:

> „Ob von Troys Meiſter Chriſtian dieſem Mähre hat unrecht gethan, das mag wohl zürnen Kyot, der uns die rechten Mähre entbot; von Provenz in deutſche Land die rechten Mähre uns ſind geſandt.“[1]

Über die Quellen dieſes Kyot, der auch ſonſt als Gewährsmann angeführt und der Provenzal genannt wird, iſt ausführlichere Nachricht gegeben: Kyot, der wohlbekannte Meiſter, habe zu Dolet (Toledo) dieſe

---

[1] Parcival 24718—31. 12423—36. 12856. 13513—95. 23201. 24068.

Abenteure in heidniſcher Schrift gefunden und mit Hülfe der Nigromanzie entziffert, wie ſie von dem ſternkundigen Heiden Flegetanis, nach dem, was er im Geſtirne vom Gral erſehen, niedergeſchrieben worden ſei. Darauf habe Kyot in lateiniſchen Büchern nach einem Volke geſucht, das der Pflege des Grales würdig geweſen ſein möchte. Er habe die Chroniken der Lande Britannien, Frankreich und Irland geleſen und endlich zu Anjou die rechte Mähre von Titurel und ſeinem Geſchlechte gefunden [Parcival 453—455 Lachmann. H.].

Man hat nach dieſen Stellen, mit denen die Hinweiſungen im Titurel übereinſtimmen, bisher angenommen, daß Wolfram ein provenzaliſches Gedicht des Meiſters Kyot vor ſich gehabt habe. Gegen dieſe Annahme hat ſich Lachmann mit Recht erklärt. Kyot erſcheint, zuſammt ſeinem heidniſchen Vorgänger Flegetanis, im fabelhaften Lichte der Darſtellung eines altfranzöſiſchen Gedichts. Ein ſolches, nicht ein provenzaliſches, war Wolframs unmittelbare Quelle. Das ſagt dieſer ſelbſt ausdrücklich (Vers 12431).

Dem gemäß haben auch die fremden Namen, die vielen welſchen Wörter und Ausdrücke, die im deutſchen Gedichte vorkommen, durchaus nordfranzöſiſche, nicht provenzaliſche Sprachform.

Dieſe altfranzöſiſche Quelle des Parcivals und Titurels iſt bis jetzt nicht aufgefunden. Aber möglich iſt, daß ſie unter den alten Gedichten von Parcival und dem Gral, welche in den Handſchriftenverzeichniſſen franzöſiſcher Bibliotheken vorkommen, noch einſt entdeckt werde.

Wirklich vorhanden aber iſt das altfranzöſiſche Gedicht des Chriſtian von Troyes, den wir ſonſt ſchon als Quelle deutſcher Rittergedichte kennen gelernt haben, den aber Wolfram für ſeinen Gegenſtand als einen unſichern Gewährsmann bezeichnet. Nach den Notizen der franzöſiſchen Litteratoren über den Parcival des Chreſtien de Troyes hat dieſer ſein Gedicht nicht ſelbſt vollendet, ſondern es iſt durch Gautier de Denet und nachher durch Maneſſier zum Ende geführt worden (Roquefort de l'état u. ſ. w. S. 194, Anm. 1).[1] Ein Auszug deſſelben in der Histoire littéraire de la France B. XV und eine, zwar unvollſtändige, Handſchrift in einem Pergamentcodex der Bibliothek zu Bern, welche ich näher kennen gelernt habe, laſſen erkennen, daß wirklich nicht dieſes Gedicht den vorgenannten deutſchen zu Grunde liegt, ob es gleich ſpäterhin eine beſondre deutſche Bearbeitung erfahren hat, von der ich nachher reden werde. Die beſondern Abenteuer Parcivals nehmen zwar theilweiſe auf beiden Seiten den gleichen Gang, aber auch die Abweichungen ſind bedeutend. Vom Titurel aber, vom großen Tempel des Grals, von Schionatulander und Sigunen enthält das franzöſiſche Gedicht, ſo weit wir erſehen können, gar nichts. Überhaupt aber führt es uns nicht tiefer auf den Grund der Sage. [Vgl. Pfeiffers Germania 1, S. 125 f. 3, S. 81 ff. P.]

---

[1] [Vgl. mein Buch über Creſtien von Troies S. 195–219. H.]

Außerdem giebt es einen altfranzöſiſchen Proſaroman vom heiligen Gral. Er iſt gedruckt, zu Paris 1516 und 1523. Von dieſen überaus ſeltenen Ausgaben befindet ſich die letztere, von 1523, auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart. Der Titel lautet:

> C'est l'hystoire du sainct Greaal. Qui est le premier liure de la table ronde. Lequel traicte de plusieurs matieres recreatiues. Ensemble la queste du dict sainct Greaal. Faicte par Lancelot, Galaad, Boors, et Perceual. Qui est le dernier liure de la table ronde.

Es ergiebt ſich hieraus, daß in dieſem Buche aus den proſaiſchen Romanen von den Tafelrunderittern, Lancelot, Perceval und Andern, welche gleichfalls handſchriftlich oder in alten Drucken noch vorhanden ſind, oder aus einem derſelben insbeſondre Dasjenige zuſammengefaßt iſt, was den heiligen Gral und deſſen Aufſuchung eigens betraf.

Der Verfaſſer erklärt zum Eingang, er ſei ein Prieſter und habe im Jahre 717 ſich durch göttliche Eingebung veranlaßt gefunden, dieß Werk zu ſchreiben. Er beginnt mit den Nachrichten vom Begräbnis Chriſti und dem, was Joſeph von Arimathia dabei geleiſtet. Zwei und vierzig Jahre ſitzt Joſeph in einem dunkeln Kerker, wo Kaiphas ihn verhungern laſſen will. Ihn nährt und ſtärkt geiſtlich und leiblich der Gral, welchen ihm der Herr ſelbſt bei ſeiner Auferſtehung gereicht. Nach dieſer Gefangenſchaft wird ihm die apoſtoliſche Sendung zur Bekehrung der Heiden, wobei ihm erlaubt iſt, täglich einmal das Heilthum zu enthüllen. In dem von ihm bekehrten Britannien errichtet ſein Sohn, der Biſchof Joſeph, eine Tafel des Grals mit einem leeren Platze, welcher für Galaad, den Abkömmling von einem andern Sohne Joſephs, aufbewahrt bleibt. Zur Zeit des Königs Artus wird dieſer

Galaad, ein Sohn Lancelots vom See, geboren. Auch Artus hat eine runde Tafel nach dem Vorbilde jener urſprünglichen errichtet, aber ihr fehlt der heilige Gral ſelbſt, welcher am Hofe des Fiſcherkönigs aufbewahrt wird. Die Wunder und Heilungen, welche der Gral verrichtet, die Thaten Lancelots, Galaads, Percevals und Boorts, um ihn zu erringen, füllen den zweiten Theil des Buchs, von der Aufſuchung des Grals.

Der genauere Zuſammenhang des Grals mit der Tafelrunde, wie ihn dieſer Roman darſtellt, iſt unſern deutſchen Gedichten fremd. Dagegen fehlen dort wieder Titurel mit ſeinem Geſchlechte und der Tempel mit ſeinen Hütern; und die Verflechtung der Gralsſage mit den bunten Abenteuern der Ritter von der Tafelrunde verdunkelt ihre urſprüngliche Bedeutung.

Im Ganzen führt die Vergleichung der deutſchen Dichtungen, welchen das uns nicht mehr zugängliche welſche Gedicht zu Grunde liegt, mit den eben erwähnten altfranzöſiſchen Werken darauf, zweierlei örtliche Anknüpfungen und Entwicklungen der Fabel zu unterſcheiden, die eine in Britannien und Nordfrankreich, die in den Dichtungen von der Tafelrunde zu Tage tritt, die andre in Spanien und dem weſtlichen Frankreich, die in den deutſchen Gedichten ſich erhalten hat, obgleich dieſen auch die andre Seite nicht fremd iſt. Der auserwählte Ritter Parcival iſt Vermittler zwiſchen beiden.

Führt uns hiernach der geſchichtliche Blick nach außen auf die altfranzöſiſche Poeſie, ſo weit er für jetzt möglich iſt, nicht auf die tieferen Quellen der Sage, wie ſie in den deutſchen Darſtellungen vorliegt, ſo ſehen wir uns darauf hingewieſen, daß wir ſie mehr nach innen zu ergründen ſuchen.

Soll aber die Erklärung genügend ſein, ſo muß ſie das Ganze in einem innerlichen Zuſammenhange begreiflich machen; und in dieſer Hinſicht erſcheinen mir manche der bisherigen Erklärungen, deren ich nachher erwähnen werde, zu vereinzelt, indem ſie bald vorzugsweiſe mit dem Heilthum des Grals, bald wieder mit dem Tempel ſich beſchäftigten, ohne Beides in eine organiſche Verbindung zu bringen.

Ich habe die Erklärung der Sage vom heiligen Grale verſucht. Es bleibt mir übrig, nun auch anzuführen, was von andrer Seite zu dieſem Zwecke Erheblicheres beigebracht worden iſt.

Ich übergehe diejenigen Hinweiſungen, welche in das weiteſte

Gebiet der Sagen und Mythen hinausgreifen und mittelſt welcher jedes Heilthum bei verſchiedenen Völkern hieher bezogen werden kann, das, nach Art des Grales, unerſchöpflich auch irdiſche Fülle ſpendet, z. B. der Sonnentiſch der Äthiopen (Herodot B. 3, C. 18), der Becher des Dſchemſchid bei den Perſern u. dgl. Unſre Erörterung ſoll ſich auf diejenigen mythiſchen und geſchichtlichen Anknüpfungen beſchränken, welche, wenn ſie ſich begründet erwieſen, unmittelbar die Entſtehung oder Ausbildung der Sagen vom heiligen Gral erklären würden.

1. Wir haben geſehen, wie genau in der brittiſchen Darſtellung die Fabel vom Gral mit der von der Tafelrunde zuſammenhängt. Joſeph von Arimathia, der legendenhafte Apoſtel Britanniens, bringt die Abendmahlsſchüſſel dahin. Für ſie wird eine Tafel geſtiftet, welche offenbar derjenigen entſprechen ſoll, um welche Chriſtus mit ſeinen Jüngern beim heiligen Mahle geſeſſen. König Artus erneuert dieſe Tafel, aber das Heilthum ſelbſt iſt abhanden gekommen und die Genoſſen der Tafel ziehen aus, es wiederzuerlangen. Nun iſt uns Artus als ein Sagenheld der altbrittiſchen Mythe bekannt geworden und es fragt ſich ſehr natürlich, ob nicht in dieſer ſchon ſeine Tafelrunde begründet und nur ſpäterhin chriſtlich umgewandelt ſei. Nach Mone, Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa, Theil II, Leipzig 1823, S. 457. 542 iſt der Gral in Britannien nichts anders als das verchriſtlichte Waſchbecken der Göttin Ceridwen. Allein ſowie Mone ſelbſt (II, S. 520 f.) die Mythe von dieſem Becken oder Keſſel beibringt, in welchem Ceridwen drei geſegnete Tropfen ausſott, die ihrem ungeſtalten Sohne wunderbare Gaben des Geiſtes verſchaffen ſollten, aber von dem Hüter des Keſſels weggeſchlürft wurden, iſt die Ähnlichkeit mit dem Gral eine höchſt entfernte, zu der Tafelrunde des Artus aber gar keine Beziehung vorhanden. Näher kommt es den Vorſtellungen vom Gral, wenn Roberts in ſeinen cambriſchen (walliſiſchen) Volksalterthümern (The Cambrian popular antiquities u. ſ. w. London 1815, woraus Büſching in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur Band 5, 1819, S. 35 ff. Auszüge gegeben hat) unter den 13 brittiſchen Merkwürdigkeiten, welche der kaledoniſche Merlin mit ſich genommen, als er aus Furcht vor den Sachſen in einem Schiffe von Glas auf eine Inſel entrann, folgende aufzählt: den Korb des Gwyddno; Speiſe für Einen, in dieſen Korb geſetzt, war Speiſe für Hundert; ſodann: den Tiſch und

die Schüſſel von Rhydderch (einem König, an deſſen Hofe ſich Merlin gezwungener Weiſe aufgehalten, Ellis, Specimens I, S. 77), worauf jedes gewünſchte Eſſen erſchien. Büſching bemerkt hiebei die Übereinſtimmung der Eigenſchaft dieſer Schüſſel mit der des Grals. Merlin (die verſchiedenen Merline ſind doch wohl dieſelbe mythiſche Perſon) veranlaßte aber auch den König Uther, Arthurs Vater, die runde Tafel zu ſtiften, welche erſt vollzählig werden ſollte, wenn das Wunder des Grals erfüllt wäre (Altengliſcher metriſcher Roman von Merlin, im Auszuge bei Ellis, Specimens of early english metrical romances Vol. I, sec. ed. London 1811, S. 249 fg.). So ſtänden alſo dem chriſtlichen Heilthum entſprechende brittiſch-heidniſche, der Tafelſtiftung durch Joſephus die durch den einheimiſchen Merlin gegenüber. Daraus würde jedoch keineswegs folgen, daß die chriſtliche Gralſage in der brittiſchen Mythe ihren erſten Anlaß gehabt habe, denn ſie kann eben ſo wohl nur die entſprechenden heidniſchen Symbole ergriffen und ſich angeeignet haben. In keinem Fall aber reicht dieſe brittiſche Gralstafel zur Erklärung der deutſchen Dichtwerke aus; in dieſen erſcheint zwar Artus mit den Rittern ſeiner Tafelrunde und Parcival iſt auch hier unter die Zahl derſelben aufgenommen. Aber dem Gral, ſeinem Tempel und ſeiner Ritterſchaft iſt zu der Tafelrunde keine Beziehung gegeben, als die des entſchiedenen Gegenſatzes zwiſchen dem geweihten Ritterthum auf der einen und dem weltlichen Treiben, welches in Gawein ſeinen vorzüglichen Vertreter hat, auf der andern Seite.

2. In den Dichtungen vom heiligen Gral hat man ferner die Spuren akatholiſcher Geheimlehren zu entdecken geglaubt. Nachdem Joſeph von Hammer in einer weiterhin zu beſprechenden Abhandlung dieſes in Anregung gebracht, hat neuerlich H. Leo an mehreren Stellen ſeines Lehrbuchs der Geſchichte des Mittelalters mehr Winke, als Ausführungen darüber gegeben.

Bei Erwähnung der Nichtanerkennung des römiſchen Primats durch die Völker keltiſcher Zunge in den weſtlichen Theilen Englands und Frankreichs, ſowie in Schottland und Irland, werden in Beziehung auf die altbrittiſche Kirche in einer Note folgende Momente zuſammengeſtellt:

> „Biſchöfe verheirathet; der würdigſte Geiſtliche der Provinz Metropolitan; Paſſahfeier abweichend vom römiſchen Gebrauch. Columbas Culdeer-Orden (gegen Ende des 6ten Jahrhunderts), ſich anſchließend an älteres Druidiſches. Abgeſchloſſenheit, durch Sprache und durch Nationalfeindſchaft gegen die Nachbarn,

> begünſtigt die unveränderte Erhaltung alter Inſtitute und mit ihnen zuſammenhängender Traditionen. Phantaſtiſcher Schwung durch die Freiheits- und Religionskriege gegen die heidniſchen Angelſachſen. König Artus. — Das Andenken an die kirchliche Verſchiedenheit in urkundlichen Schriften von der katholiſchen Kirche ſpäter ſo viel möglich unterdrückt; untergeſchobene Schriften und Urkunden. In der Form geheimer Geſellſchaften und in der chriſtlichen ritterlichen Heldenſage erhalten ſich Reſte jener Inſtitute und Traditionen.“ S. 76, vgl. S. 99.

Für Spanien und Frankreich wird dann die gnoſtiſche Lehre des Baſilides (nach welcher u. A. der Tempel zu Jeruſalem das Bild der Welt als eines Tempels Gottes) und die ſich ihr anſchließende des Priscillian aphoriſtiſch bezeichnet und damit die Vorſtellungen vom Gral und deſſen Tempel auf folgende Weiſe in Verbindung geſetzt:

> „Die Kirche, als vom Staate geſetztes Inſtitut, verfuhr verfolgend gegen die Priscillianiſten; daher ward dieſer Gnoſticismus völlige Geheimlehre: iura, periura, secretum prodere noli. Zuletzt öffentlich die Rede von Priscillianiſten im Jahre 561. Ihr Hauptſitz in Galicien, ihre Verbreitung über das ſüdliche und weſtliche Frankreich und über Spanien. Ihr Gottesdienſt geheim — in verborgenen Gemächern und auf Bergen. Weiber haben in der Kirche eine höhere Stellung, als der Katholicismus zugeſteht. Fleiſcheſſen unterſagt; die Ehe beſſer nicht vorhanden. Die Oſtermahlzeit Chriſti ſcheint in den apokryphiſchen Büchern der Priscillianiſten eine Hauptrolle zu ſpielen.
>
> Die gnoſtiſchen Ketzer des ſüdlichen Frankreichs ſeit dem 11ten Jahrhundert ſchließen ſich ihrer ganzen Erſcheinung nach an dieſe Lehre an. Die Gedichte des heiligen Grales. Der Gral ſelbſt ein Symbol des ἄρχον. Der Tempel auf dem Berge zu Montſalvatſch in Galicien geographiſcher Mittelpunct; außer dem Orient ſind es die ſpaniſchen, ſüd- und weſtfranzöſiſchen Landſchaften, welche die Sage vom Gral beſonders berührt. Der Tempel zu Montſalvatſch Nachbild des Tempels von Jeruſalem und ein Bild der Welt. Zahlenmyſtik; myſtiſche Naturkunde. Die Pätriarchen haben eine hohe Stellung. Die Hierarchie des Tempels nirgends getrübt durch eine Einmiſchung der Hierarchie von Rom. Die Templeiſen ſind Auserwählte, ſie ſind Prieſter; ihr Leben ein Kampf der göttlichen Natur in ihnen mit den niederen Einflüſſen; jede Sünde wird durch Leiden geſtraft. Weiber haben in der Verſammlung der Templeiſen eine hohe Stelle. Doch nur die oberſte königliche Familie und die ausgeſandten Herrſcher werden verheirathet. Die Oſtermahlzeit und das Leiden Chriſti wichtig für die Heiligung des Grales, der jedoch ſchon vorher von hoher Kraft war.
>
> Gnoſtiſche Anſichten dieſer Art (der Teufel ſelbſtſtändig, alſo gewiſſermaßen vergöttert; Chriſtus nicht wahrer Gottmenſch; der Tempel) ſcheinen der Ketzerei

der Tempelherren zu Grunde zu liegen. Beide von der römiſchen Hierarchie verfolgte Richtungen, die altbrittiſche (ſich in den Bauhütten mehr deiſtiſch ausbildend) ſowohl als die geiſtig-tiefere galiciſche der Templeiſen, begegnen ſich in der Dichtung: Artus und ſeine Ritter ſuchen den Gral, welchen die Templeiſen haben. Die urſprünglichen Quellen der durch Überſetzung und ſpätere Auffaſſungsweiſe manigfach getrübten Gedichte vom heiligen Gral wahrſcheinlich von den Geiſtlichen der römiſchen Kirche unterdrückt.“ S. 78—80.

Über die Secte der Pateriner wird weiterhin geſagt:

„Die Anfänge der ſogenannten Pateriner (Katharer, Gazarer, Ketzer) fallen in den Anfang des 11ten Jahrhunderts. Ihre Meinungen, ſo weit dieſelben aus den Berichten ihrer ſpäteren Verfolger klar werden, ſchließen ſich an die früheren manichäiſch-gnoſtiſchen der Priscillianiſten an; der Name, welcher ihnen gegeben wird, bezeichnet ſie als Templeiſen, als Theilnehmer jener geheimen Gemeinde des Grales (patera, der Gral; paterinus, ein Hüter des Grales).“ S. 158, vgl. S. 160 f. N.

So ſcheinbar nun dieſe Ähnlichkeit der einzelnen Momente häretiſcher Lehren mit denen der Gedichte vom Gral ſich für den erſten Anblick darſtellen mag, ſo kann ich mich doch von einem wirklichen Zuſammenhange nicht überzeugen, ſo lange nicht, mehr als aphoriſtiſch andeutend, auf der einen Seite die einzelnen Lehrmomente, und zwar auch diejenigen, welche keine Ähnlichkeit darbieten, zu einem in ſich verbundenen Ganzen zuſammengefaßt und ebenſo auf der andern Seite die Sinnbilder der Gedichte zu einem lebendigen Organismus verknüpft ſind, und alsdann die volle Lehre in der ganzen Sage einleuchtend ihren Widerſchein findet.

Die Nichtbeiziehung der römiſch-hierarchiſchen Formen darf uns nicht befremden, wo es ſich überhaupt nicht von äußerer Kirchenverfaſſung, ſondern von vorn herein lediglich von einer geiſtigen Kirche und der Symboliſierung ihrer beſeligenden Geheimniſſe handelt. Das Hauptſymbol aber, der Tempel, iſt nicht jenen häretiſchen Lehren ausſchließlich eigen, ſondern nur etwa von ihnen eigenthümlich angewendet und hervorgehoben, im Übrigen aber der geſammten Chriſtenheit gemeinſam, wie wir denn auch ſchon in den kanoniſchen Schriften des neuen Teſtaments den Gebrauch desſelben nachgewieſen haben.

3. Der Zuſammenhang zwiſchen den Templeiſen des Grals und dem Templerorden, wovon früher im Allgemeinen die Rede war, iſt, nachdem zuvor ſchon Büſching (Muſeum I, S. 507, N. 22) und Görres

(Lohengrin S. XLV) darauf aufmerkſam gemacht hat, beſonders durch Joſeph von Hammer in ſeiner Abhandlung „Mysterium Baphometis revelatum“ u. ſ. w. (Fundgruben des Orients B. 6, Wien 1818, S. 3 ff.) geltend gemacht worden.

Dieſe Abhandlung, welche beſtimmt war, die Templer der gnoſtiſchen, und zwar ophitiſchen Apoſtaſie, des Bilderdienſtes und der ſchändlichſten Laſter vorzüglich durch ihre eigenen Baudenkmäler zu überweiſen, hat, gewiſs nicht mit Unrecht, vielfachen Widerſpruch erfahren. (Vgl. Wilcke, Geſchichte des Tempelherrnordens B. 2, Beil. 22, S. 290 ff.)

Hier geben uns aus ihr hauptſächlich folgende Behauptungen an:

S. 24: Nihil dubii superest, celeberrimum illum medii ævi craterem sub nomine sancti graal notum nihil aliud, quam symbolum communitatis templariæ ac sapientiæ gnosticæ significasse. Huic assertioni tota fabula, sub nomine Titurel nota, auxiliatur. [1]

Sodann S. 88, Note 33:

Totum poema de Titurel nihil aliud quam allegoriam societatis et doctrinæ Templariorum esse nil ambigendum, cum ipsi equites „die Templeise“ prædicentur, et omnes descriptiones etiam templi — dispositioni ac sculpturis ecclesiarum templicarum consonent.

Aber die Belege, welche für dieſe Behauptungen beigebracht werden, zeigen, daß der gelehrte Orientaliſt weder dieſem Sagenkreiſe überhaupt, noch dem altdeutſchen Gedicht und deſſen Sprache insbeſondre ein genaueres Studium gewidmet hat.

Wie überall, findet der Verfaſſer auch im Tempel des deutſchen Titurel die gnoſtiſche μῆτις. Es heißt in der Beſchreibung desſelben Bl. 18:

Aller zierde wunder
trúgent die altare;
auf yeglichem besunder
werent kessen bilde kostebare [2] u. ſ. w.

Weil nun dieſes kesse oder kefse durchaus keinen Sinn gebe und er in einer Handſchrift ſtatt deſſen Vette oder Mette leſe, ſo ſind ihm dieß: Metis tabulæ (S. 24. 88). Allein kefse, Reliquienſchrein, iſt ein den altdeutſchen Gedichten, beſonders denen dieſes Kreiſes, ganz gangbares Wort, und ſelbſt wenn mette richtig geleſen iſt, ſind wir doch noch weit von der gnoſtiſchen Mete.

---

[1] Der Gral iſt übrigens kein crater, ſondern eine patera.

[2] Heidelberger Handſchrift 141: warn kefse vnd bilde kostbar. Hammer lieſt: kesse taveln bild kostbare und zwar: in exemplari impresso C. R. Bibliothecæ.

So ſtellt der Verfaſſer auch den Satz auf S. 53:

> Hic addemus et Templarios, sicut Gnosticos se ipsos pro diis habuisse, cujus rei nullum luculentius testimonium afferre possumus, quam locum ex Titurel, ubi perfectus Templarius ipse deus, nimirum „Tempelgott", nuncupatur.

Sieht man ſich aber nach dieſem Tempelgott in der vom Verfaſſer ſelbſt angeführten Stelle um, ſo heißt es S. 88:

> Swer danne got selb enpfahet (d. h. wenn er vom Grale geſpeiſt wird),
> der ist ein tempel, got vil hoch gepriset;

oder nach der Heidelberger Handſchrift 141 Bl. 30 a:

> Swer dann got selb enpfahet
> ze reht, der ist ain tempel, got gepriset;

im Druck V. 14 f. 28:

> Wer in selb zú reht enpfaht,
> der wirt nach wunsch gar ewiglich gepreiset.

Auch H. Leo nimmt nicht ſowohl einen Zuſammenhang der Ketzerei der Templer mit gnoſtiſchen Geheimlehren (S. 80, 2), als eine urſprünglich templeriſche Bedeutung der Dichtungen vom Gral an. Er ſagt:

> „Die älteſten und die ganze Erſcheinung am reinſten darſtellenden franzöſiſchen Gedichte von den Templeiſen und dem h. Grale ſind ſicher wegen ihrer unkirchlichen Haltung von den Verfolgern der ketzeriſchen Myſtik im ſüdlichen Frankreich vernichtet worden. In Deutſchland ward dieſer Kreis ſymboliſcher Legenden ein reicher Quell romantiſcher Dichtungen." S. 358.

Was verlorene Bücher enthielten, darüber läßt ſich zwar nicht urtheilen. Daß aber die Gedichte, wie ſie vorliegen, keine häretiſche Richtung offenbaren, wie ſie denn auch vorzüglich das Sacrament der allgemeinen Kirche, das Meſsopfer, verherrlichen, iſt bereits erörtert worden.

Gleichwohl bleibt die Frage, ob nicht, abgeſehen von aller Geheimlehre, das Leben der Templeiſe, wie es in den Gedichten dargeſtellt iſt, für eine poetiſche Auffaſſung der geſchichtlich bekannten Inſtitutionen des Templerordens anzuerkennen ſei. Schon die Namen ſcheinen darauf hinzuweiſen und ich habe bereits bemerkt, daß im Gedichte von Herzog Ernſt die Tempelherren zu Jeruſalem Templeiſe genannt ſeien. Aber zur Pflege eines Heiligthums, das dem Tempel des Grals entſpräche, waren die Ritter des Templerordens nie beſtellt. Beim dürftigen Anfang desſelben, im Jahr 1119, räumte König Balduin II von Jeruſalem ihm widerruflich einen Theil ſeines Palaſtes zur Wohnung ein, welcher der Tempel Salomons genannt war, weil er auf deſſen Stelle erbaut ſein ſollte. Ihres Gottesdienſtes aber warteten ſie, bis ſie ein eigenes Bethaus erhielten, in der Kirche des heiligen Grabes, als der Hauptkirche von Jeruſalem. Von jenem erſten Wohnſitze erhielt der Orden ſeinen Namen, und die Gebäude, in welchen Capitel gehalten wurden, hießen daher auch anderwärts Tempel (Wilcke I, S. 11 f. vgl. Wilken, Kreuzz. II, S. 547). Die Beſchreibung, welche der heilige Bernhard in ſeiner Exhortatio ad milites c. 5 von dem Tempel Salomons, als dem Hauſe der Templer, macht, iſt geradezu das Gegentheil von der prachtvollen Schilderung des Tempels vom Grale:

> Est vero templum Hierosolymitanum, in quo pariter habitant, antiquo et famosissimo illi Salomonis impar quidem structura, sed non inferius gloria. Ornatur tamen hujus quoque facies templi, sed armis, non gemmis; et pro antiquis coronis aureis, circumpendentibus clypeis paries operitur; pro candelabris, thuribus atque aureolis, domus undique frenis, sellis ac lanceis communitur. Wilcke I, S. 11, N. 12.

Auch eine Reliquie, wie der Gral, iſt bei den Templern nicht bekannt, man finde denn dieſen in jenem bärtigen Götzenhaupte wieder, von welchem ſchon die Rede geweſen iſt.[1] Allein was hat dieſes mit der chriſtlichen Hoſtie und ihrem Gefäſſe zu ſchaffen? Am wenigſten aber ſtimmt zu den Einrichtungen des Templerordens, wie ich bereits erwähnt habe, der zu den Grundzügen der Dichtung gehörende Umſtand, daß die Könige vom Gral ſich verehlichen und ihr geſegnetes Geſchlecht in alle Reiche der Welt ausgeht.

Bei ſolchen Erwägungen ſchwindet die anfänglich ſo ſcheinbare Beziehung auf den Tempelherrnorden mehr und mehr, und was eine geſchichtliche Grundlage zu ſein ſchien, iſt ein Theil der ſymboliſchen Darſtellung.

---

[1] [Vgl. oben S. 156. H.]

4. **Endlich werden die Templeiſe noch mit den Baubrüderſchaften des Mittelalters in Verbindung gebracht. Hierüber äußert wieder Leo:**

„Im 13ten Jahrhundert erſcheint die eigenthümliche gothiſche Baukunſt völlig ausgebildet. Zu dieſer Ausbildung wirkten beſonders die Baubrüderſchaften. Geſchickte Werkleute waren nach Vertreibung der Dänen zu Anfange des 10ten Jahrhunderts aus Frankreich zu den Angelſachſen gerufen worden. Sie hielten ſich in England abgeſchloſſen, bildeten Logen, in denen ſie die Geheimniſſe ihrer Kunſt fortpflanzten. In einer geheimen Geſellſchaft, bei der die Theorie durch Zeichen und Sprüche dem Gedächtnis behalten ward, muſte das ſymboliſche Moment in der chriſtlichen Baukunſt wuchern. Die Kirche ward ein Bild der Welt, gleich dem Tempel Salomos, wie ihn die Legende kannte. Die Heimat der Gedichte von den Templeiſen, Frankreich, war auch die urſprüngliche Heimat der Bauleute; und während ſich ein Theil des Myſticismus des ſüdlichen Frankreichs, aber zum Deismus ausartend, bei den Templern wiederfindet, ſcheint ein anderer, aber ebenfalls (durch eine gewiſſe verſteckte, höhnende Oppoſition gegen den katholiſchen Clerus) zum Deismus hingetrieben, in den Baulogen fortgepflanzt worden zu ſein. Doch mögen dieſe engliſchen Baulogen auch nicht ohne Berührung geblieben ſein mit den bei den Waleſern ſich haltenden Reſten des Culdeerordens, da es, wie das Kirchenbauen früher überhaupt eine vielfach von Mönchen geübte Kunſt war, ſo beſonders öfter bei altbrittiſchen Mönchen gefunden wird, daß ſie ſich auf den Kirchenbau verſtehen.[1] Die Kirche, als Bild der Welt, ſtellte die Erde dar, auf welcher der Himmel ruht; die Säulen wurden zu Palmen, deren Laubwerk den Himmel berührt. Weinreben, Epheu, Roſen, Königskerzen u. ſ. w. als Verzierungen nicht ohne tieferen Sinn; Thiere, wie Pelikan, Pfau, Taube, Löwe, Lamm u. ſ. w., als entſchiedene Symbole; Engel ſchweben vom Himmel nieder, und die heilige Geſchichte, die ewige Geſchichte der Menſchheit, wird allenthalben dargeſtellt. — In dieſer geiſtig verjüngten Welt waltete der lebendige Geiſt der Gemeinde in Geſang, Gebet und heiliger Handlung, ſo daß das Thun der Kirche zugleich ein Bild war der Vereinigung und Durchdringung des göttlichen Lebens mit dem Leben der Natur. Kurz vor dem zweiten Kreuzzuge erſtreckten die Baugeſellſchaften ihren Einfluß von England aus auf die mit England in nähere Berührung gekommene Normandie vgl. Wilken, Geſchichte der Kreuzzüge Th. III, Abth. 1, S. 46, N.). Von der Normandie breiteten ſie ſich über Frankreich und Deutſchland aus. Deutſche Bauleute waren dann auch in Italien thätig.“ S. 393 f.

Schon an einer frühern Stelle ſagt der Verfaſſer:

---

[1] Zuvor ſchon S. 77 hat der Verfaſſer bemerkt: „An die altbrittiſche Kirche ſcheint ſich die Geheimlehre der ſpäteren Baulogen anzuſchließen.“

„Durch die Steinmetzen und andre Bauleute, welche die Tempelherren unter ihren dienenden Brüdern hatten, mögen ſie leicht auch mit den Bauhütten des Abendlandes eine nähere Verbindung gehabt haben.“ S. 364 f.

In den geſchichtlichen Zuſammenhängen, wie ſie hier wieder nur angedeutet werden, finden wir mancherlei Kettenglieder verbunden: die Templeiſe der Dichtung mit den Rittern des Templerordens, wovon ſchon die Rede war, die Tempelritter durch ihre dienenden Brüder mit den franzöſiſchen Bauhütten und dieſe mit den brittiſchen Culdeermönchen. Da nun zugleich dieſe verſchiedenen Genoſſenſchaften als in Geheimlehre und verſteckten Richtungen befangen dargeſtellt werden, ſo können die bloßen Andeutungen keine Überzeugung gewähren, von der man ſich hiſtoriſche Rechenſchaft zu geben vermöchte.

Das Symbol des ſalomoniſchen Tempels iſt, wie ich bereits bemerkt habe, ein ſo allgemeines, daß es in den verſchiedenſten Beziehungen wiederkehren kann, ohne daß man darum unter dieſen einen innern Zuſammenhang anzunehmen hätte.

Das letzte Glied, deſſen Anknüpfung dort nur vorbereitet iſt, wären die Freimaurerlogen. Über ihre Beziehung zu den Bauhütten werden nur Eingeweihte urtheilen können; was aber ihren längſt behaupteten Zuſammenhang mit den Templern betrifft, ſo erklärt ſich dagegen Stieglitz in ſeiner Geſchichte der Baukunſt, Nürnberg 1827, S. 335, welche Leo bei dem, was er von den Baubrüderſchaften ſagt, benutzt und angeführt hat. Auch Wilcke, Geſchichte des Tempelherrnordens II. S. 290 f. äußert in ſeiner Prüfung des Hammeriſchen Baphomets:

„Wie es ſich mit jenen Büchern (einigen genannten Freimaurerſchriften) und überhaupt mit öffentlichen geſchichtlichen Bemerkungen und Raiſonnements im Freimaurerorden verhalte, daß dieſelben bloß Traditionen und im Betreff der Templerei in jener Zeit erfunden ſind, wo ſich einige müßige Köpfe die undankbare Mühe gaben, den Tempelorden und deſſen Clericat im Freimaurerorden wiederherzuſtellen, weiß nicht nur jeder nüchterne und beſonnene Freimaurer, ſondern überhaupt Jeder, der ſich mit der Litteratur der Freimaurerei beſchäftigt hat.“

Ich habe die aufgezählten Anſichten zur Deutung der Gralſage großentheils mit den eigenen Worten der Schriftſteller wiedergegeben und hoffe damit deutlich gemacht zu haben, auf welch ſchwankendem Boden man ſich hier befinde. Daß man bei Unterſuchungen dieſer

Art häufig von dunkeln Puncten, von hiſtoriſchen Ahnungen ausgehen müſſe, um zur Klarheit und Überzeugung zu gelangen, verkenne ich keineswegs. Die aphoriſtiſchen Andeutungen Leos, in Noten unter den Paragraphen, mögen auch beſtimmt ſein, in akademiſchen Vorleſungen weiter ausgeführt zu werden; ſo lang aber nicht die beweiſende Ausführung ſelbſt gegeben iſt, kann man ſolche Anſichten nur als Anregungen zur Forſchung, nicht aber als hiſtoriſche Reſultate gelten laſſen. Für die Erklärung, die ich ſelbſt zu geben verſucht habe, führe ich gerade das an, daß ſie keiner vernichteten Bücher und vorausgeſetzten Geheimlehren bedarf, ſondern auf den Inhalt der Gedichte, wie ſie vorliegen, und den Zuſammenhang desſelben mit allgemeinen und offenliegenden, kirchlichen und religiöſen Vorſtellungen gegründet iſt.

In den bisherigen Erörterungen hat uns vorzugsweiſe die Lehridee des Sagenkreiſes beſchäftigt. Wir haben nun auch von ihrer poetiſchen Belebung zu handeln und dieſes führt uns auf den Dichter, den wir für dieſen Kreis ſchon vorläufig als den Meiſter der Aventüre bezeichnet haben, Wolfram von Eſchenbach.

Es giebt noch keine ausführliche und genaue Arbeit über die Lebensumſtände und den dichteriſchen Charakter dieſes Meiſters, welcher doch einer beſondern Schilderung vorzüglich würdig wäre. Zwar hat Büſching im Muſeum für altdeutſche Litteratur und Kunſt B. I. Berlin 1809, S. 1 ff. einen Aufſatz angefangen: „Wolfram von Eſchenbach, ſein Leben und ſeine Werke." Allein dieſe Arbeit iſt nicht bloß unvollendet geblieben, ſondern auch darum nur mit Vorſicht zu gebrauchen, weil ſie von der Vorausſetzung ausgeht, daß Wolfram Verfaſſer des noch vorhandenen vollſtändigen Titurels ſei. Lachmanns gründliche Bemerkungen über dieſen Dichter, dem er beſondres Studium gewidmet hat, ſind bis jetzt nur in Recenſionen und an a. O. zerſtreut.[1]

---

[1] [Neueres darüber iſt: Wolfram von Eſchenbachs Leben und Dichten von San-Marte. 2 Bde. Magdeburg 1836 und 41. Parzival und Titurel, Rittergedichte von Wolfram von Eſchenbach, überſetzt und erläutert von K. Simrock. Stuttgart 1842 und ſpäter wiederholt. Neue Bearbeitung der Parzivalüberſetzung von Schulz (San-Marte) 1858. Parzivalſtudien von demſelben, 3 Bde., 1861. K.]

Was über die Lebensumſtände Wolframs geſagt werden kann, iſt meiſt nur aus einzelnen, gelegenheitlichen Äußerungen ſeiner eigenen Werke zu ſchöpfen.

Der Stammſitz des Geſchlechtes, welchem Wolfram von Eſchenbach angehörte, heißt jetzt Stadt Eſchenbach, ein kleines hochummauertes Städtchen, mit einer alten Kirche und daneben einem ſchloßartigen Gebäude, im bairiſchen Rezatkreiſe, der vormaligen Oberpfalz, ſeitwärts der Straße von Ansbach nach Nürnberg, unfern der Altmühl gelegen. Er ſelbſt rechnet ſich zu den Baiern; „wir Beier“ ſagt er im Parc. 3594. Später wird er auch oft „von Pleienfelden“ zugenannt; im Titurel redet ihn mehrmals Frau Aventüre an: „Mein Freund von Pleienfelden!“ Der Markt Pleinfelden, gleichfalls im Rezatkreiſe, liegt wenige Stunden von Stadt Eſchenbach. Wolfram ſelbſt erweiſt ſich in jener Gegend einheimiſch. Er ſpielt einmal im Parc. 12205—9 [409, 8 bei Lachmann] auf die Fasnachtſcherze der Kaufweiber zu „Tolenstein“ an. Der Marktflecken Dollnſtein liegt wieder in jener Gegend, im Altmühlthale unweit Eichſtädt. Auch ſeine Bekanntſchaften auf den Burgen des geſangliebenden höhern Adels ziehen von derſelben Gegend aus weitere Kreiſe. Als Parcival in die Burg des kranken Amfortas einreitet, wo wegen des Leidens, das über dieſen Herrn des Grals gekommen, ſtille Trauer herrſcht, wird Z. 6746 [227, 7 ff. Lachmann] im Gegenſatze des begraſten, verödeten Burghofes der Anger zu Abenberg erwähnt, der hiernach ein von Ritterſpielen belebter war. Abenberg, Schloß und Städtchen, im 13ten Jahrhundert ein Grafenſitz, liegt zwiſchen Eſchenbach und Pleinfelden auf der Seite. Weiterhin, in der Maingegend, kennt Wolfram den Grafen von Wertheim: in der Beſchreibung einer durch Belagerung ausgehungerten Stadt (Parc. 5473) nennt er den Grafen von Wertheim ſeinen Herrn.

Nach dem Gedicht vom Sängerkrieg auf Wartburg iſt Wolfram vom Grafen von Henneberg zu Masfeld (einem Schloſſe dieſer Grafſchaft) zum Ritter gemacht worden (Ettmüller S. 20 f.). Er ſpricht ſelbſt im Parc. 432 von ſeiner „ritterlichen Sicherheit.“ Vgl. 3418 ff. Wenn er aus Anlaß der Feuer von Aloeholz, welche vor Amfortas gebrannt werden, bemerkt (Parc. 6841):

Sô grôziu fiwer sit noch ê
sach niemen hie ze Wildenberc,

ſo mag dieſes auch auf ſein Verhältnis zu jenem Grafen zu beziehen ſein; Schloß und Grafſchaft Wildberg gehörte zu Henneberg (Muſeum I, S. 20). Daß er am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen, des berühmten Dichterfreundes, wohl bekannt war, davon zeugt nicht bloß der Antheil, der ihm an dem erwähnten Sängerſtreite zugeſchrieben wird, ſondern beſtimmter, was er in ſeinen Gedichten von dieſem Fürſten ſagt. Im Parcival hält er demſelben den Misbrauch vor, der von der Gaſtfreiheit ſeines Hofes gemacht werde (8856 ff.).

(Der dort genannte Kei iſt des Königs Artus ſtrenger und mürriſcher Seneſchall, der ſolchem Unweſen, nach Eſchenbachs Ausdruck, ſchärfer war, denn der Biene Stachel, und von dem der Dichter eben ſprach.)

Zu ſeinem zweiten größern Gedichte, dem Wilhelm von Oranſe, hat Wolfram vom Landgrafen Hermann das franzöſiſche Original erhalten [3, 8. 9 Lachmann].

Aber noch in demſelben Gedichte gedenkt er des Landgrafen als eines Verſtorbenen. Er erzählt, wie ein Held des Gedichtes, Rennewart, ſeine Gefährten mit erkämpften Roſſen beritten macht, und fügt dann hinzu [417 Lachmann]:

Lantgrâf von Dürngen Herman
het in ouch lihte ein ors gegebn;
daz kunder wol al sin lebn
halt an sô grôzem strite,
swa der gernde kom bezite.

Hermann war an der Landgrafſchaft von 1190 bis 1215, ſeinem Todesjahre, und es ergeben ſich ſomit aus jenen Gedichtſtellen erwünſchte Zeitbeſtimmungen für Wolframs poetiſche Thätigkeit.

Auf ſeine bedrängten Umſtände ſpielt der Dichter in der ſchon erwähnten Erzählung von einer durch Hunger gequälten Stadt (vgl. 7218) an: da, wo man ihn ſelbſt Herren heiße, in ſeinem eignen Hauſe, werde ſelten eine Maus erfreut (Parc. 5480 f.). Im Parc. 3382 ff. beklagt er ſich über das Unrecht, das er von einer Frau erlitten. (Vgl. 8552.) Und als Condwiramurs nächtlicher Weile zu Parcivaln kommt, um ihm ihre Noth zu klagen, äußert der Dichter V. 16544 [554 Lachmann]:

Bî mir ich selten schouwe,
daz mir âbents oder fruo
sölch âventiure slîche zuo.

An einigen Stellen jedoch rühmt er das Glück des ehlichen Lebens. Bei einem großen Feſte, das König Artus an Pfingſten hält, bemerkt er (Parc. 6437 [216. 217 Lachmann]):

Ich bræhte ungerne nu mîn wîp
in alsô grôz gemenge;
ich vorht unkunt gedrenge;
etslîcher hin zir spræche,
daz in ir minne stæche u. ſ. w.

Mehrmals erwähnt er einer geliebten Tochter. Im Wilhelm von Oranſe beſchreibt er einmal die glänzenden Wappenröcke ſaraceniſcher Fürſten und ſetzt dann hinzu (Bl. 49 b [33, 24—26 Lachmann]):

Mîner tohter tocke
ist unnâch sô schœne;
dâ mit ich si niht hœne.

Über den Heidenkönig Terramer, der ſeinen chriſtlichen Eidam haßt, äußert Wolfram (Bl. 46 b [11, 23. 24 Lachmann]):

Swen mîn kint ze friwende erkür,
ungerne ich den ze friwent verlür.

Des Dichters Todesjahr wird von Lachmann durch Combination um 1220 angenommen. Von ſeiner Begräbnisſtätte haben wir folgende Nachricht.

Püterich von Reicherzhauſen, ein bairiſcher Ritter, der 1462 ſeinen in der Versweiſe des ſpätern Titurel gereimten Ehrenbrief an die verwittwete Erzherzogin Mathilde von Öſterreich ſchrieb (gedruckt in Duellii Excerpt. genealogico-histor. Leipzig 1725, S. 265 ff. [auch in Haupts Zeitſchrift 6]), meldet in demſelben Str. 127—130 (S. 281), das Gebein Wolframs von Eſchenbach und Pleienfelden ſei im Markt Eſchenbach in unſer Frauen Münſter begraben und beſargt; auf dem Grabe ſei ſein Schild und Helm zu ſehen mit dem Wappen, das einen Hafen (Topf) vorſtelle. (Ich habe dieſes Eſchenbachiſche Wappen in einem alten Wappenbuche zu St. Gallen geſehen, wo es wenigſtens ein Blumentopf iſt.[1]) Ein Epitaphium ſtehe zwar auf dem Grab, verſchweige jedoch die Zeit ſeines Sterbens. In mancher Kirche, ſetzt Püterich hinzu, hab' er den edeln Ritter geſucht. Zwanzig Meilen weit ſei er dorthin (nach Eſchenbach) geritten, um die Stätte ſeiner Begräbnis zu ſehen und durch andächtiges Gebet ihm zu Gottes Reiche behülflich zu ſein.

---

[1] [Vgl. Über Wolframs von Eſchenbach Heimat, Grab und Wappen, von J. A. Schmeller. München 1837. 4. H. Frommann in Aufſeß Anzeiger 1861, S. 355 ff. K.]

Vor einigen Jahren habe ich von Nürnberg aus einen Seitenweg nach Stadt Eſchenbach gemacht[1] und in der dortigen Kirche nachgeſehen, ob etwa noch alte Grabdenkmäler daſelbſt vorhanden ſeien, fand aber einen neugetäfelten Boden und leere Wände.

Das erſte größere Werk Wolframs von Eſchenbach iſt der Parcival, in 24747 Reimzeilen. Über die franzöſiſche Quelle iſt bereits geſprochen worden.

Dieſes Gedicht handelt vom Aufſuchen des Grals.

Der jugendliche Held des Gedichts reift durch manigfache Prüfung heran, der Pflege und Genoſſenſchaft des Heiligthums würdig zu werden. Die Abenteuer ſeines Vaters Gamuret und deſſen Tod in der Heidenſchaft werden zuerſt erzählt. Dann folgt Parcivals dämmernde Kindheit in der Wildnis, ſein mähliches Erwachen, ſein Auszug in Thorenkleidern, ſeine kindiſchen Fragen und Misgriffe. Von Sigunen wird er über ſeine Herkunft belehrt. Ankunft am Hofe des Königs Artus, wo Cunneware lacht und Antanor redet. Kampf mit dem rothen Ritter, erſte Bekanntſchaft mit dem Gebrauche der Ritterwaffen durch den Knappen Iwanet. Vollendeter Unterricht durch den väterlichen Gurnemanz. Ritterthaten in Befreiung der bedrängten Stadt, unſchuldige Minne und Vermählung mit Condwiramurs. Hiernach Begegnung des traurigen Fiſchers, Wunder der Burg des Grals und unterlaſſene Frage. Weitere Belehrung durch Sigunen über das Verſäumte. Jeſchute, wieder zu Ehren gebracht. Verſinken im Anblicke der Blutstropfen auf dem Schnee. Befreundung mit Gawan, dem Neffen des Königs Artus, und Eintritt in die Geſellſchaft der Tafelrunde. Sofort Erſcheinung der ſchmähenden Cundrie, Parcivals Verzweiflung und Irrfahrten.

Alles dieſes haben wir in obiger Bilderreihe aufgeführt. Aber von der Aufnahme des Helden in die Genoſſenſchaft der Tafelrunde theilt ſich die Mähre zwiſchen ihm und ſeinem neuen Freunde Gawan. Dieſer nimmt fortan einen großen Theil des Gedichts in Anſpruch. Seine Abenteuer ſind gänzlich weltlicher Art, ſpielend, üppig, zauberhaft; erſcheint gleich der irrende Parcival jedesmal im Hintergrunde, ſo ſtehen ſie doch in keiner innern Verbindung mit den Geſchichten des Grals, daher wir ſie auch hier nicht ausgehoben.

---

[1] [Vgl. A. Schöll in Strodtmanns Orion 1, Hamburg 1863, S. 132. K.]

Wieder kommt Parcival zu der Klausnerin Sigune. Er begegnet den Wallfahrenden am Charfreitag, wird zu dem Einſiedler Trevrezent gewieſen, erfährt von ihm die Geheimniſſe des Grals und reitet, mit Gott verſöhnt, von dannen. Später der Zweikampf mit Ferafis und die Berufung zum Gral. Amfortas wird geheilt. Condwiramurs mit ihren Zwillingsknaben ruht auf der Aue, wo einſt die Blutstropfen den Schnee geröthet. Sigune wird über dem Gebete todt gefunden und zu Schionatulandern begraben. Ferafis läßt ſich taufen und vermählt ſich mit Urepanſen, der Trägerin des Grals; ſein Sohn herrſcht künftig als Prieſter Johann. Zum Schluſſe wird Lohengrins Geſchichte kurz berichtet.

In den äſthetiſchen und poetiſchen Mittheilungen von K. Roſenkranz, Magdeburg 1827, ſteht: „Über Wolframs von Eſchenbach Parcival. Eine äſthetiſche Abhandlung.“ Hier macht Parcival ſeine Bildung in neun Stufen. Die drei erſten ſind: „Parcival in der unmittelbaren Einheit des Selbſtbewuſtſeins,“ die drei weitern: „Parcival in der Entzweiung des Selbſtbewuſtſeins,“ die drei letzten: „Parcival auf der Stufe des mit dem göttlichen Geiſt verſöhnten und ſich in demſelben, als ſeiner alleinigen Wahrheit, gewiſs gewordenen Selbſtbewuſtſeins.“ Der Verfaſſer bemerkt übrigens, daß Lachmann den Sinn dieſer großen Dichtung zuerſt richtiger erfaßt habe, als es noch bis dahin geſchehen. Was Lachmann in der Vorrede zu ſeiner Auswahl aus den hochdeutſchen Dichtern des 13ten Jahrhunderts, Berlin 1820, S. VI f. über den Parcival ſagt, hat namentlich den Vorzug, auch außerhalb der Schule verſtändlich zu ſein. Er giebt den Gedanken des Gedichtes dahin an, „wie Parcival die höchſte überirdiſche Glückſeligkeit auf Erden, das Königthum im Gral, nur durch das errungene feſte Vertrauen auf Gott erlangen konnte.“

Ich habe zuvor ſchon angeführt, wie der Dichter ſelbſt das Ziel ſeines Helden angiebt: zeitliches Heil im Abglanze des ewigen.

Schon bei dem älteſten der deutſchen Aventürendichter, Heinrich von Veldeke, haben wir eine ſehr glänzende Farbengebung bemerkt. Die Bilder, die ich aus den Dichtungen vom Grale ausgehoben, konnten bereits zeigen, daß die Farben hier noch glühender geworden ſind. Was aber den Parcival insbeſondre anbelangt, ſo unterſcheidet ſich der Farbenglanz in dieſem Gedichte, von dem in der Eneit angebrachten, weſentlich dadurch, daß ſein äußeres Erſcheinen der Widerſchein oder Durchbruch des inneren Lichtglanzes iſt. Der Knabe Parcival fragt ſeine Mutter, was Gott ſei, und ſie erwidert ihm, Gott ſei lichter, denn der Tag. Den Wirt (Herrn) der Hölle bezeichnet ſie ihm ſchwarz und finſter (3542—56). Fanden wir in den Heldenliedern den Gegenſatz des Guten und Böſen ethiſch als getreu und ungetreu, ſo finden wir ihn hier ſinnbildlich als Licht und Finſternis. Parcival, der Lehrling zu jenem höchſten Ziele, ſteht in jugendlichem Zwielicht, aber überall ſchimmern die Morgenlichter hervor und ſeine ganze Erſcheinung macht uns mehr den Eindruck, wie wenn die Erde noch ſchlummert und dämmert, aber der öſtliche Himmel erglüht und ſchon der goldene Rand der aufgehenden Sonne ſich erblicken läßt. Das Licht, das ſich in ſeinem innern Leben entzündet, glänzt ſchon durch ſeine Geſtalt hindurch. Er heißt der liehtgemâle, der liehtgevar (der die Farbe des Lichtes trägt). Er hat noch nicht die Flügel, aber ſchon die Farbe der Engel (9171 [308 Lachmann]).

Seine Farbe löſcht die Lichter aus (4980). Sein Mund brennt vor Röthe, neben dem Glanze der goldnen Spange (5011). Wenn er ſich den Roſt der Eiſenrüſtung abgewaſchen, da hätt' er nahezu den Glanz der Sonne verdeckt (5515).

Dieſer Erleuchtung des Hauptbelden entſpricht denn auch die ganze Farbe des Gedichts in der Schilderung der Frauenſchönheit, im Glanze der Waffen und Gewande, in der Blüthe des Frühlings und den vielen Bildern, die ihr entnommen ſind. Auch die Greiſe noch glänzen in mildem Lichte und auf dem Schnee des Winters ſpiegelt ſich Condwiramurs blühende Farbe.

Wolfram von Eſchenbach hat (nach Lachmanns Darſtellung) aus dem Geſammtinhalte des franzöſiſchen Buchs, das er ſich leſen ließ (er ſagt 3934 [115, 27 Lachmann]: Ine kan decheinen buochstap), die Geſchichte Parcivals zum Gegenſtande des beſondern Gedichts gewählt, das er 1205 oder wenig ſpäter vollendete.[1] Dieſes Gedicht ſtand in ſo hohem Anſehn, daß darüber (im Reime auf Wolfram von Eſchenbach) das Urtheil ſprichwörtlich ward: Leien munt nie baz gesprach, welches ſich ſchon bei ſeinem jüngern Zeitgenoſſen Wirnt von Gravenberg findet. Doch fand es auch Tadler, denen der Ausdruck zu dunkel und ſchwierig war. Seine Eigenthümlichkeit, die dem Ernſt und dem Glanze der Poeſie die ironiſche Laune zu geſellen weiß, ſteigert ſich allerdings in einzelnen Bildern und Ausdrücken ins Barocke. Gleichwohl ſind ſolche Züge nicht unerwünſcht, zumal wenn die auch hier nicht ausbleibende ceremoniöſe Weitläufigkeit höfiſcher Feſtlichkeiten dadurch unterbrochen wird.

Die Weiſe der Darſtellung, welche Wolfram ſich in dieſem erſten Gedichte zu eigen gemacht, das dichteriſche Farbenſpiel, das in ihm entzündet war, übertrug er auf ſein nächſtfolgendes Werk, den Wilhelm von Oranje, das er, wie ſchon erwähnt, auf Anlaß des Landgrafen Hermann von Thüringen unternommen hatte, aber erſt nach deſſen Tod, alſo nach 1215, zu Ende brachte, ſo weit es überhaupt von ihm ausgeführt worden. Auch hier nahm er aus dem franzöſiſchen, zum karolingiſchen Sagenkreiſe gehörenden Gedichte dasjenige zur Bearbeitung heraus, was ihm der Kern des Ganzen ſchien. Es kamen aber ſpäterhin zwei Ergänzer, Ulrich von dem Turlin und Ulrich von Türheim, welche der Mitte, die Wolfram herausgegriffen hatte, einen vordern und einen hintern Theil beifügten.

Gedruckt ſind nur die zwei erſten Theile, Ulrichs vom Turlin und Wolframs[2] Arbeit: Wilhelm der heilige von Oranſe. 1ter Thl. herausgegeben durch Caſparſon. Caſſel 1781. 4. 2ter Thl. Ebd. 1784. 4.

Wolframs Gedicht ſteht zwiſchen den beiden Anhängen, wie das Altarblatt eines trefflichen Meiſters zwiſchen zwei Seitenflügeln von der Hand geringerer Schüler. Das iſt jedoch nicht zu verkennen, daß Wolframs Stil, den er ſich im Parcival zugebildet hatte, mit dem mehr noch dem ſtrengern Heldenthum angehörenden Stoffe nicht im rechten Einklange ſteht. Vielleicht, daß er dieſe Arbeit eben nur aus äußerem Anlaſſe vorgenommen und darum auch nach dem Tode des Landgrafen abgebrochen.

Aber in ſeinem Innern glühte der einmal angefachte Glanz fort und fort und er wandte ſich dahin, wo das rechte Aloeholz für dieſe Flamme war. Er hatte, wie Parcival, den Gral geſehen, aber noch nicht das ganze Wunder erfragt; er hatte, wie Jener, nur durch die halboffne Thür, den grauen und doch lichten Titurel, vor dem Grale liegend, erblickt (14971), nun erſt zum Schluſſe noch, bei Feraſis Taufe, hatt' er den Tempel des Grals betreten (24402). Jetzt fühlt' er in ſich Kraft und Weihe zum vollen Werke. Er unternahm einen Titurel zu dichten, aber nur zwei unter ſich unverbundene Abſchnitte, wenig mehr als 170 Strophen, ſind uns erhalten. Der Tod ſcheint ihn vom Werke abgerufen zu haben und der Hinblick auf das Heilthum vermocht' ihm nicht, wie Titureln, das Leben zu längern.

---

[1] [Vgl. Lachmanns Vorrede zum Wolfram S. XIX. K.]

[2] [Wolframs Dichtung in der Geſammtausgabe Wolframs von Lachmann. H.]

Es iſt Verſchiedenheit der Meinung darüber, ob denn an dem ſpäter in veränderter Strophenweiſe vollendeten Titurel dem urſprünglichen Meiſter wirklich nicht mehr zukomme, als die bemerkten zwei Abſchnitte.[1] Aber erweislich iſt nicht Mehreres, und es kann kaum für bloß zufällig angeſehen werden, daß gerade nur jene beiden Bruchſtücke in der ältern Strophe in zwei verſchiedenen Handſchriften aufgefunden worden ſind. Das Anfangen aus der Mitte heraus iſt uns, nach dem früher Erwähnten, bei dieſem Meiſter nicht fremd.

In dieſen Überreſten oder Anfängen des Titurel erſcheint Wolframs Poeſie zum reinſten Licht und Klange geläutert. Die Geſchichte wird faſt als bekannt vorausgeſetzt und nur ihre duftendſte Blüthe gepflückt. Der Gang der Erzählung iſt zur lyriſchen Schwebung geworden: die Maſſe der großen Dichtung iſt, wie der Tempel des Grals, in die Lüfte gehoben. So wenigſtens würd' es geworden ſein, wenn Wolfram in dieſer Weiſe ſein Lied hätte vollenden können.

Dieſer Hebung der Poeſie konnte auch die herkömmliche Versart der erzählenden Gedichte nicht mehr genügen. Dieſe beſtand, wie uns bekannt iſt, in Reimpaaren von je vier Hebungen der Verszeile mit ſtumpfem Reim und drei Hebungen beim klingenden. Damit aber dieſe einzelnen Reimpaare in Fluß geſetzt würden, war die Regel die, daß Sinn und Reim ſich nicht zuſammen abſchlöſſen, ſondern, wo nicht abſichtlich ein Ruhpunct herbeigeführt werden ſollte, ſich durchkreuzten. Von zwei Zeilen, die zuſammen reimten, ſtand die erſte mit der ihr vorhergehenden, auf die ſie nicht reimte, im Zuſammenhange des Sinnes und ebenſo knüpfte ſich die andre weiterhin an.

---

[1] Vgl. Schmellers baveriſches Wörterbuch IV, S. 167.

Der lyriſche Schwung, den Wolfram im Titurel nahm, erforderte ſtrophiſche Versweiſe. Hier ſtand ihm der epiſche Nibelungenvers zu Gebot. Aber ſeine Dichtweiſe war eine neue, ſo muſt' es auch der Versbau ſein; ſeine Poeſie war eine glänzende, und ſo verlangte ſie auch eine klangreiche Form. Er griff nun dazu, daß er, während die epiſche Strophe nur ſtumpfe Reime kannte, in der ſeinigen, welche gleichfalls vierzeilig iſt, ſich ausſchließlich der klingenden bemächtigte und damit war ihm ein noch unerſchöpfter Reichthum von Reimklängen und zugleich ſeiner kecken Phantaſie eine Menge von Bildern, welche durch den Anklang aufgeweckt wurden, eröffnet.

Es konnte nicht fehlen, daß Wolframs angefangene Arbeit Andre zur Vollendung anreizte. Der Erſte, welcher ſich daran wagte, „nahm in ſein neues Werk, das er nach demſelben franzöſiſchen Buche dichtete, die beiden Bruchſtücke Eſchenbachs auf, und zwar unverändert; ſeinen eigenen Strophen gab er eine künſtlichere Form, indem er den Einſchnitt der erſten zwei Zeilen ohne Ausnahme mit Reimen verſah. Über ſich ſelbſt und ſeine perſönlichen Verhältniſſe läßt er uns nichts wiſſen, weil er durchaus in der Perſon Wolframs ſpricht. Er ließ aber das Werk ebenfalls unvollendet, ein Albrecht dichtete den Schluß und arbeitete Wolframs Strophen um. Albrecht hielt nicht allein dieſe, die ihm nur von den Abſchreibern entſtellt zu ſein ſchienen (4,61), ſondern das Ganze für ein Werk Wolframs, wie nach ihm mehrere Andre. Er dichtete fünfzig Jahre nach Wolframs Tode, d. h. um 1270."

Dieſes iſt nach der, auf ſorgfältige Unterſuchungen gebauten Anſicht Lachmanns die Entſtehung des jüngern, vollſtändigen Titurel, wie er in Handſchriften und im alten Drucke[1] vorliegt.

Wenn er aber noch weiter dieſen jüngern Titurel ein langweiliges, todtes und geziertes Werk nennt, ſo glaube ich, daß der Eifer gegen Diejenigen, welche den Nachahmer mit dem Meiſter verwechſeln, ja über dieſen ſtellen konnten, indem ſie dieſen Titurel dem Parcival vorzogen, ihn zu weit geführt hat.

Wenn dieſem Werke Gedehntheit, Manier, Nachahmerei und zugleich abſichtliches Überbieten in äußerer Pracht und wunderlicher Gelehrſamkeit mit Recht vorgeworfen wird, ſo iſt es doch keineswegs ein todtes. Es hat noch immer lebendigen Eindruck zurückgelaſſen und ich glaube ſchon durch die Bilder vom Tempel des Grals, Sigunen auf der Linde u. a., die ich in dem Umriß der Sage aus ihm entnommen, die ihm inwohnende Poeſie bewährt zu haben.

---

[1] [Neue Ausgabe von Hahn. Quedlinburg 1842. K.]

Weniger bedeutend iſt der gleichfalls ſtrophiſche Lohengrin, in welchem die Gralſage an fremdartige Gegenſtände angeknüpft iſt. Auch die farbloſe Trockenheit der Darſtellung fällt um ſo mehr auf, als man in dieſem Kreiſe an ganz Anderes gewöhnt iſt.

Ich ſchließe mit dieſem Sagenkreiſe den zweiten Hauptabſchnitt von den Heiligenſagen und Rittergedichten.

Von den älteſten Bearbeitungen der Evangelien an ſahen wir durch Apokryphen, Legenden, legendenhaftes Epos, Rittergedichte die chriſtlich-romaniſche Richtung der altdeutſchen Poeſie bis zu einer völlig poetiſchen Läuterung in dem Dichtungskreiſe vom heiligen Grale durchdringen. Und wenn auch dieſem urſprünglich eine dogmatiſche Idee zu Grunde lag und die Gedichte ſelbſt noch beſtimmte Lehrzwecke ausſprechen, ſo iſt doch die Ausführung eine entſchieden poetiſche geworden Das ſelige Leben, das vom Gral ausgeht, umfaßt Himmliſches und Irdiſches, das Geiſtige erblüht in den farbigſten Bildern, das Irdiſche iſt von geiſtigem Glanze durchleuchtet, die Luſt erſcheint geheiligt und der Schmerz noch verklärt.

Auf Wolfram von Eſchenbach folgen zwar noch mehrere namhafte Meiſter der Aventüre, Gottfried von Straßburg in ſeinem Triſtan,[1] Rudolf von Ems, der vorzüglich als Verfaſſer des noch ungedruckten Wilhelm von Orleans in dieſe Claſſe gehört, und Konrad von Würzburg, von deſſen Hauptwerke, dem trojaniſchen Kriege, früher die Rede war.

Da jedoch dieſe Art der Poeſie in Wolfram ihren Culminationspunct erreicht hat, ſo ſchließe ich bei der uns noch kurz zugemeſſenen Zeit mit ihm die Reihe.

---

[1] Gottfrieds von Straßburg Werke u. ſ. w. herausgegeben durch F. H. v. d. Hagen. 2 Bde. Breslau 1823 [wieder von Maßmann 1843. H.].

Dritter Hauptabſchnitt.

Minneſang.

[Dieſer Abſchnitt iſt in ausführlicher Bearbeitung aus dem älteren Foliomanuſcript vorhanden, bleibt aber hier weg, weil auch eine ſpätere Wiederaufnahme des Gegenſtandes vorliegt, welche ſich in einem der folgenden Bände an die Schrift über Walther von der Vogelweide und die Abhandlung über das Volkslied anreihen wird, mit der dieſer Abſchnitt ſich vielfach berührt.]

Vierter Hauptabſchnitt.

Zeit- und Lehrgedichte.

Unter dieſen Namen begreife ich diejenigen Gedichte, deren Endzweck nicht ſowohl ein poetiſcher, als, in kirchlich-politiſcher oder ſittlich-lehrhafter Hinſicht, im Tone des Ernſtes oder dem des Scherzes, ein praktiſcher iſt. Wenn uns die zugemeſſene Zeit bei der Fülle des Stoffes nicht geſtattet hat, bei allen Seiten unſrer geſchichtlichen Aufgabe mit gleicher Ausführlichkeit zu verweilen, ſo erſcheint eben dieſer letzte Abſchnitt am eheſten geeignet, in überſichtlicher Skizze behandelt zu werden. So wichtig die Gegenſtände desſelben für die Sittengeſchichte, für die Kenntnis des öffentlichen Lebens und der Lebensweiſe der einzelnen Stände ſind und ſo manche Ausbeute hier noch für die hiſtoriſche Darſtellung des deutſchen Mittelalters überhaupt zu gewinnen ſein mag, ſo ſind ſie doch für die innere Geſchichte der Poeſie nicht von gleicher Bedeutung, wie jene vielgeſtaltigen Sagenkreiſe, wie jener lyriſche Frühling, deren Betrachtung uns in den bisherigen Hauptabſchnitten beſchäftigt hat. Die Poeſie dient fremden Zwecken, während ſie dort Selbſtzweck war. Wenn uns, wie ich ſchon in der Einleitung bemerkte, die Lehr- und Zeitgedichte zeigen, wie der Gedanke, die Betrachtung, der geſunde Haus- und Weltverſtand mitten unter den phantaſtiſchen Stimmungen des Mittelalters ihr Recht behaupteten, ja über dieſe mehr und mehr das Übergewicht erlangten, ſo ergiebt ſich eben in dieſem Beſtandtheile des damaligen Dichtens Verbindung, Fortſchritt und Übergang der mittleren zur neuen Zeit und man kann bei manchen Erſcheinungen zweifelhaft ſein, ob man ſie mehr in die Aufhör der einen oder in den Anfang der andern Periode ſetzen ſoll.

Da wo Zweck und Inhalt der Gedichte nicht weſentlich mehr der Poeſie angehören, ſondern dieſelben mehr nur durch Form und Darſtellungsweiſe ſich dem Gebiete der Dichtkunſt aneignen, mag es angemeſſen ſein, ſie nach den Formen der Darſtellung eingetheilt zu überſchauen. Von dieſem Geſichtspunct aus ergeben ſich uns dreierlei Abtheilungen: Zeit- und Lehrgedichte in lyriſcher Form, zunächſt ſich anſchließend an den vorhergegangenen Hauptabſchnitt, andre in Form der Erzählung, endlich ſolche, in denen der didaktiſche Inhalt auch unmittelbar in unverhüllter Lehrform ſich ausgeſprochen hat.

1. Zeit- und Lehrgedichte in lyriſcher Form.

a. Zeitlieder.

Hierunter verſtehe ich diejenigen kleinern ſtrophiſchen Gedichte, welche auf die kirchlich-politiſchen Bewegungen und auf bedeutendere Perſonen der Zeit, zu allgemeinen oder beſondern Zwecken, einzuwirken ſuchen, oder auch betrachtend ſolche zum Gegenſtande haben.

Dahin ſind zuerſt wieder die Kreuzlieder zu zählen, die wir früher nur in Beziehung zum Minneſang beſprochen haben. Ihre hauptſächliche Bedeutung aber iſt die ritterlich-religiöſe, welche denn auch in manchen dieſer Geſänge ausſchließlich oder vorzugsweiſe aufgefaßt iſt.

Walther von der Vogelweide,[1] am Schluſſe des 12ten und in der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, der älteſte und bedeutendſte Meiſter im Fache der Zeitgedichte, Derjenige, dem zuerſt aus der Blüthe der Phantaſie und Empfindung die Frucht des Gedankens gereift, der zuerſt das jugendlich ſpielende Lied zur Männlichkeit gekräftigt und auch die Formen des Minneſangs ausgedehnt, daß ſie vermögend wurden, die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche zu faſſen, hat auch mehrere der volltönendſten Kreuzlieder gedichtet. Bald ruft er, die Vorzeichen des nahenden Weltgerichts erkennend, die geſammte Chriſtenheit auf, zu Gottes Grabe zu fliehen, bald ſendet

---

[1] [Das neueſte über ihn: Das Leben Walthers von der Vogelweide von Rudolf Menzel. Leipzig 1865. K.]

Gott ſelbſt einen Boten an den Kaiſer, um Klage zu führen über die Heidenſchaft, die im Lande ſeines Sohnes ſchmählich hauſe, bald erhebt ſich ein Kriegsgeſang ſchon wie aus den Reihen des Kreuzheeres, das begeiſtert nach dem wogenden Meere hinzieht, bald ſcheint der Sänger wirklich auf dem heiligen Boden zu ſtehen, wo Gott ſelbſt menſchlich gewandelt. Das heilige Land iſt ihm eben die durch Gottes irdiſchen Wandel verklärte Erde; der Kampf um dieſes Land eine höhere Weihe, ein Übertritt vom Dienſte der Welt in den des Himmels; der Tod in dieſem Kampfe der geradeſte Pfad nach dem Reiche Gottes.

Sehen wir hier den Dichter in den Vorſtellungen ſeiner Zeit befangen, ſo finden wir ihn zugleich auf der Seite freierer Beſtrebungen, die erſt nach drei Jahrhunderten zum entſchiedenen Durchbruch kamen. Iſt er ein begeiſterter Herold der Kreuzzüge, ſo iſt er nicht minder ein erklärter Gegner der Prieſterherrſchaft. Er eifert gegen die Eingriffe der Kirche in die Rechte der weltlichen Gewalt, gegen die Habſucht und Verſchwendung des römiſchen Hofes, gegen den Ablaßhandel, gegen die willkürlichen Bannſprüche, gegen das unerbauliche Leben der Geiſtlichkeit. In dem großen Kampfe der Hohenſtaufen gegen die päbſtliche Allmacht ſchließt er ſich den erſtern an, beſonders Friedrichs II aufſtrebender Kraft. Den Kirchenfluch, der auch die Anhänger des Gebannten traf, weiſt er unerſchrocken von ſich ab, indem er dem Pabſte vorhält, wie dieſer ſelbſt bei der Krönung des Kaiſers der Chriſtenheit geboten, ihn Herrn zu heißen und vor ihm zu knieen. Er ſchleudert den Fluch zurück [S. 11, 13 Lachmann]:

Ihr ſprachet: „Wer dich ſegne, daß der geſegnet ſei!
Wer dir fluche, der ſei verfluchet
Mit Fluche vollgemeſſen!“

Walthern gebührt unter den altdeutſchen Dichtern vorzugsweiſe der Name des vaterländiſchen. Bald ſingt er mit ſtolzer Begeiſterung den Preis des deutſchen Landes, bald beklagt er in ſtrafenden Liedern die Zerrüttung des Reiches im Zwieſpalt der Gegenkönige und fordert auf, die Ehre der deutſchen Königskrone wieder herzuſtellen; und beſonders auch von dieſer Seite iſt er ein Gegner des Pabſtes, dem er die Schuld an dieſem Unheile beimißt.

Solche Einmiſchung der Dichter in die politiſchen und kirchlichen Angelegenheiten ihrer Zeit findet ſich fortan in vielen Liedern, namentlich denen Reinmars von Zweter, Bruder Werners u. A. In einem Liede des Erſtern, der noch unter Friedrich II dichtete, wird eine Reihe geiſtlicher Orden aufgezählt: Baarfüßer, Prediger, Kreuzer, graue und ſchwarze Mönche, Hornbrüder, Schottenbrüder, Schwertbrüder, Domherrn, Nonnen und Laienpfaffen; aber über alle dieſe Orden ſetzt der Dichter den Orden der Ehe. (Bodmer, Minneſinger 2, S. 153 a.)

Eine beſondre Claſſe der Zeitlieder bilden die an einzelne Fürſten und Herren gerichteten Lob- und Straflieder. Walthers Gedichte dieſer Art, beſonders die den Königen Philipp und Friedrich II gewidmeten, ſind großentheils noch von einem edlen und ernſten Geiſte belebt, der von jenen größeren Intereſſen des Reiches und der Kirche tief ergriffen iſt. Doch erſingt auch er ſich vom Kaiſer Friedrich ein Lehen, und manche andre ſeiner Lieder, wie diejenigen an den Landgrafen Hermann von Thüringen, den Herzog Leopold von Öſterreich u. ſ. f., zeigen auch ihn als einen Solchen, der um die Gunſt und Gabe geſangliebender Fürſten wirbt. Wenn er übrigens hierin dem Gebrauche der Zeit und dem äußern Bedürfniſſe gefolgt iſt, ſo muß doch auf der andern Seite anerkannt werden, nicht bloß, daß er die Tugend der Milde, der fürſtlichen Freigebigkeit, in dichteriſchen Bildern geprieſen, ſondern auch, daß er darüber das Höhere nicht aus den Augen geſetzt, vielmehr mitten im Getrieb der Höfe ſich einen freien Blick und einen würdigen Sinn erhalten hat.

Mit dem Verfalle der Liederkunſt wächſt die zudringliche Begehrlichkeit der Sänger. Sie werden trotziger und niederträchtiger zugleich; während ſie dem Einen auf gemeine Weiſe ſchmeicheln, drohen ſie dem Andern, der ihren Anforderungen nicht genügt, einen Stein in den Garten und eine Klette in den Bart zu werfen (Miſner DXCVI in Myllers Meiſtergeſangbuch [v. d. Hagen, Minneſinger 3, S. 104. H.]).

Die Höfe der hohenſtaufiſchen Kaiſer, der Markgrafen von Öſterreich und des Landgrafen von Thüringen waren vorzüglich die Heerde des Geſanges in deſſen Blüthezeit. Otto IV von Sachſen und ſpäter Rudolf von Habsburg werden der Kargheit gegen die Sänger angeklagt.

An den Hof des Landgrafen Hermann auf Wartburg wird der bekannte Wettſtreit der Sänger verlegt. Als geſchichtliche Thatſache iſt derſelbe unerwieſen und die noch vorhandenen Lieder, worin die Wettkämpfer ſingend auftreten, gehören einer ſpäteren Zeit an.

Sie ſtehen, jedoch unvollſtändig, im 2ten Bande der Minneſängerſammlung, Ergänzungen dazu in Docens Miſcellan. B. 1. Vollſtändig:

Der Singerkriec uf Wartburc u. ſ. w., herausgegeben und erläutert von L. Ettmüller. Ilmenau 1830.[1]

Erläuterungsſchrift:

Koberſtein, über das wahrſcheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichtes vom Wartburger Kriege u. ſ. w. Naumburg 1823.

b. Lehrlieder.

Dahin gehört eine Menge meiſt einſtrophiger Gedichte lehrhaften, ſatiriſchen, allegoriſch-religiöſen Inhalts. Sie machen einen großen Theil des 2ten Bandes der Minneſängerſammlung aus. Viele andre enthält das aus dem alten Meiſtergeſangbuche zu Jena im 2ten Bande von Müllers Sammlung altdeutſcher Gedichte Abgedruckte.

Wenn die, ſchon in andrer Beziehung erwähnten Lieder Spervogels noch in kürzern, mehr epiſch-lyriſchen Strophen Lebensregeln und Lebensbilder von friſcher Farbe aufſtellen, ſo wird weiterhin der Strophenbau ſtets ausgedehnter, verwickelter und ſchwerfälliger, der Inhalt aber trockener und herber.

Lehrgedichte in lyriſcher Form, von größerer Strophenzahl, ſind folgende drei:

König Tyro von Schotten und Fridebrand, ſein Sohn, in Wechſelrede zwiſchen dem Vater und dem Sohne.

Der Winsbeke, worin gleichfalls der Vater dem Sohne für alle Verhältniſſe des Lebens Lehren der Weisheit und Tugend giebt.

Die Winsbekin, worin, als Gegenſtück zum vorigen, die Tochter von der Mutter zum Guten unterwieſen wird.

Alle drei im 2ten Bande der Minneſängerſammlung.[2]

---

[1] [Neue Ausgabe von K. Simrock, Stuttgart 1858. K.]

[2] [Die beiden letzten Gedichte außer in Hagens Minneſingerſammlung neu herausgegeben von Haupt. Leipzig 1845. K.]

2. Zeit- und Lehrgedichte in Form der Erzählung.

Fabeln oder Beiſpiele (bîspel, Gleichnisrede), beſonders ſolche, worin das menſchliche Treiben in der Thiermaske dargeſtellt iſt, waren im 13ten Jahrhundert ſehr beliebt.

Schon jene ſtrophiſchen Lehrlieder, wovon kaum zuvor die Rede war, enthalten Manches dieſer Art. Selbſt Spervogels kurze Strophe giebt mehrere Fabeln, z. B. wie der Wolf ins Kloſter geht und zum Hüter der Schafe beſtellt wird (Minneſ. II, S. 228). Ein fruchtbarer Dichter von Fabeln und moraliſchen Erzählungen in den gewöhnlichen Reimpaaren iſt der Stricker; viele ſolcher Stücke von ihm und Andern ſind in den altdeutſchen Wäldern[1] abgedruckt.

Der Edelſtein von Boneriuſ, einem Geiſtlichen am Anfang des 14ten Jahrhunderts, eine Sammlung von 100 Fabeln, iſt herausgegeben von Benecke, Berlin 1816.[2]

Zu einem größern Cyklus hat ſich die Thierfabel geſtaltet in den Dichtungen von Reinecke Fuchs. Aus unſrer Periode gehört hieher das mittelhochdeutſche Gedicht Heinrichs des Glichſeners, in 2346 Reimzeilen, vermuthlich nach dem Nordfranzöſiſchen; gedruckt im Koloczaer Codex altdeutſcher Gedichte von Mailath und Köffinger, Peſth 1817, S. 361 ff.[3] Das bekanntere niederdeutſche Gedicht, von welchem jenes nach Anlage und Inhalt durchaus verſchieden iſt, fällt nicht mehr in die Zeit, die uns angeht.

Aber auch unmittelbare Darſtellungen aus dem wirklichen Leben, in ſcherzhaften und ernſthaften Erzählungen, ſind in großer Zahl vorhanden, darunter einige von Konrad von Würzburg, das Meiſte jedoch noch ungedruckt. In den Altdeutſchen Wäldern ſteht eine Erzählung „Von einem fahrenden Schüler,“ die ein ſehr anſchauliches Bild von dem Treiben dieſer Menſchenclaſſe giebt. Die Schilderung einer Bauernhochzeit, im niederländiſchen Geſchmacke, findet ſich in Laßbergs Liederſaal und Graffs Diutisca. Sind einmal ſolche Erzählungen in größerer Maſſe zugänglich, ſo wird ſich aus ihnen ein ergetzliches und für die Sittengeſchichte belehrendes Gemälde der Lebensweiſe der verſchiedenen Stände, beſonders der untern, im deutſchen Mittelalter, entwerfen laſſen.[1]

---

[1] [Neu in Haupts Zeitſchrift 7, 331 ff., in Hahns kleineren Gedichten von dem Stricker, Quedlinburg 1839. K.]

[2] [Neu von Franz Pfeiffer, Leipzig 1844. K.]

[3] [Vgl. Reinhart Fuchs von J. Grimm, Berlin 1834. J. Grimms Sendſchreiben an Lachmann, Leipzig 1840. Étude sur le roman de Renart par Jonckbloet. Groeningen 1863. K. Vgl. darüber J. Grimm in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen 1863, Stück 35. H.]

3. Didaktiſche Gedichte.

Hierunter ſind, nach der obigen formellen Eintheilung, diejenigen verſtanden, in denen der lehrhafte, geiſtliche, moraliſche, praktiſch-verſtändige, kirchlich-politiſche Inhalt auch in unverhüllter Lehrform dargelegt iſt.

Neben vielen kleineren Stücken, beſonders aus dem 14ten Jahrhundert, welche hier aufgezählt werden könnten und deren manche in Joſeph v. Laßbergs Liederſaal, worunter namentlich auch mehrere Spruchgedichte Heinrichs des Teichners, in den Werken Peter Suchenwirts (herausgegeben von A. Primiſſer, Wien 1827) und anderwärts gedruckt ſind, gehören hieher vorzüglich drei größere und in der Zeit weiter hinaufreichende Werke:

1. Der welſche Gaſt, durch Thomaſin von Tirkeläre [Zerkläre], aus dem Friaul, um 1215 gedichtet, in kurzen Reimpaaren. Er nennt ſein Buch den welſchen Gaſt, weil er im Deutſchen ein Fremdling ſei. Es iſt noch ungedruckt,[2] nur einzelne Stellen daraus und litterariſche Notizen ſind gegeben, beſonders in Eſchenburgs Denkmälern altdeutſcher Dichtkunſt, Bremen 1799, S. 121 ff. Eine Pergamenthandſchrift befindet ſich in der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, worin jedoch die 6 erſten Capitel fehlen.

2. Freidanks Beſcheidenheit, um 1229 (Iwein S. 408), in 4138 Reimzeilen. Freidank oder Freigedank nennt ſich, ohne Zweifel in Beziehung auf den Inhalt des Werks, der Verfaſſer; Beſcheidenheit (Erkenntnis, Verſtändigkeit) nennt er ſein Buch. Dieſes Spruch-

---

[1] [Es kann nun verwieſen werden auf: Geſammtabenteuer. Hundert altdeutſche Erzählungen u. ſ. w., herausgegeben von F. H. von der Hagen. 3 Bände. Stuttgart und Tübingen 1850. 8. H.]

[2] [Ausgabe von Rückert, Quedlinburg 1852. K.]

gedicht iſt gedruckt im 2ten Bande der Mülleriſchen Sammlung.[1] In demſelben ſind, wie Lachmann es kürzlich mit wenigen Worten charakteriſiert hat (Hall. Litteraturzeit. 1829, Nr. 238), die unter dem Volke gangbaren Sprüche, zum Theil wohl in einer neuen und regelmäßigeren poetiſchen Form, zuſammengereiht, auf eine geiſtreiche Weiſe, ſo daß die ſich widerſtreitenden Anſichten neben einander geſtellt ſind und durch die Gegenſätze auf die Wahrheit gedeutet wird.

3. Der Renner von Hugo von Trimberg, Schullehrer zu Thürſtadt, in der Nähe von Bamberg, vollendet im Jahre 1300, in der gewöhnlichen Versweiſe. Vollſtändig gedruckt iſt dieſes Gedicht nur in der Bearbeitung Sebaſtian Brants, aus dem 16ten Jahrhundert.[2]

Von dem Verfaſſer und dem Werke, nach der hieſigen Handſchrift, hat ausführlich gehandelt:

Conz, kleinere proſaiſche Schriften, 2tes Bändchen, Tübingen 1822, S. 290 ff.: Über das Mſc. Renner, auf der k. Stiftsbibliothek zu Tübingen u. ſ. w.,

woſelbſt auch manche Stellen des Gedichts ausgehoben ſind. Später ſind erſchienen:

Hugos von Trimberg auserleſene Fabeln, Erzählungen und Schwänke nebſt Sprüchen u. ſ. w., in erneuter Schreibweiſe herausgegeben von Schönhuth, Tübingen 1827.

Hugo von Trimberg hat in dieſem umfangreichen Werke die Erfahrungen ſeines Lebens, die Beobachtungen, die er über Menſchen und Sitten ſeiner Zeit angeſtellt, und was er in alten Schriften Merkwürdiges und Lehrreiches gefunden, in eine Art Gedenkbuch für ſich ſelbſt und ſeine Leſer zuſammengetragen (Conz a. a. O. S. 318). Schon früher hatte er ein ähnliches Werk, der samner (Sammler), angefangen, weil ihm aber ein Theil davon verloren gieng, dasſelbe unvollendet gelaſſen; ihm ſchickt er nun den Renner nach:

Genns louffet vor, diß rennet nach.

Hievon hat, nach Conzs Annahme (S. 316. 313), das Gedicht ſeinen Namen, ob es gleich auch, vielleicht von andrem Verfaſſer, die Überſchrift führt:

---

[1] [Neue Ausgabe von W. Grimm, Göttingen 1834. Vgl. Franz Pfeiffer, zur deutſchen Litteraturgeſchichte, drei Unterſuchungen S. 37 ff. und Germania 2, S. 129 ff. K.]

[2] [Ausgabe durch den hiſtoriſchen Verein in Bamberg 1833. K.]

Renner ist dis buch genant,
wenn es sol rennen durch alle lant.

Der Umſtand, daß Sebaſtian Brant am Anfang des 16ten Jahrhunderts dieſe beiden Lehr- und Spruchgedichte, den Freidank und den Renner, für ſeine Zeitgenoſſen erneut hat, iſt eine Beſtätigung deſſen, was früher bemerkt worden, daß eben in dem didaktiſchen Beſtandtheile der Poeſie des Mittelalters die Vermittlung dieſer Periode mit dem Geiſte der neuern Zeit zu ſuchen ſei.

Ich ſchließe hiemit eine geſchichtliche Darſtellung, in der ich aus der großen Fülle poetiſchen Vorraths, welchen das Mittelalter erzeugt hat, ſo viel mitgetheilt habe, als mir nach der vorgeſetzten Zeit und mit den mir zu Gebot geſtandenen Mitteln zu geben möglich war.

Geſchichte
der deutſchen Dichtkunſt
im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert.

Einleitung.

Zur Einleitung der Vorleſungen, die ich heut eröffne, wird es angemeſſen ſein, uns über dreierlei Puncte vorläufig zu verſtändigen:

1. über den Gegenſtand ſelbſt, ſofern er einer beſtimmteren Bezeichnung und Abgrenzung, und ſchon die Wahl desſelben gewiſſermaßen der Rechtfertigung zu bedürfen ſcheint,
2. über die Anordnung des Vortrags,
3. über die Quellen und Hülfsmittel.

I.

Der Gegenſtand unſrer geſchichtlichen Darſtellung iſt die deutſche Dichtkunſt im 15ten und 16ten Jahrhundert. Er bedarf einer vorläufigen Bezeichnung und Begrenzung, damit erhelle, daß dieſe zwei Jahrhunderte nicht willkürlich aus der Reihe der Zeiten herausgegriffen ſeien, daß ihnen in poetiſcher Beziehung ein eigenthümliches Leben zukomme, wodurch ſie unter ſich ſelbſt innerlich verbunden, nach außen aber von der vorhergehenden und der nachfolgenden Zeit charakteriſtiſch unterſchieden ſind. Die Wahl des Gegenſtandes zu rechtfertigen, dürfte man darin eine Aufforderung finden, daß der angegebene Zeitraum ſelbſt von Solchen, die ſich mit der Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt eigens beſchäftigt haben, im Allgemeinen für einen undichteriſchen erklärt wird. Bouterwek, deſſen Geſchichte der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit gerade für dieſe Periode beſonders verdienſtlich iſt, bemerkt einmal (IX. Göttingen 1812. 8. S. 419) ausdrücklich, die deutſche Nation ſei im 16ten Jahrhundert ſo unpoetiſch geblieben, wie ſie im 15ten geworden war. Und doch ſind es eben dieſe beiden Jahrhunderte, das unpoetiſch gewordene 15te und das unpoetiſch gebliebene 16te, deren Poeſie den Gegenſtand unſrer ausführlichen Behandlung ausmachen ſoll.

Beides nun, die nähere Bezeichnung des Gegenſtandes und die Rechtfertigung ſeiner Wahl, verſuche ich, mittelſt nachfolgender Bemerkungen zu geben.

Das 15te und 16te Jahrhundert werden hinſichtlich ihrer geiſtigen Richtungen am einfachſten und ſprechendſten als die Reformationsperiode bezeichnet. Der Umſchwung in Glaubensſachen, wie er im Eingang des 15ten Jahrhunderts durch Huß und Hieronymus von Prag zu Tage getreten, im Laufe des 16ten durch Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin ſich vollendet, hat dieſer Zeit ihr Gepräge gegeben. Auch alle andern bedeutendern Bewegungen derſelben hängen mit jener geiſtigen als Urſachen oder Folgen, oder doch als aus gemeinſamem Grunde hervorgegangen, zuſammen. Dieſes allgemeine Gepräge der Zeit trägt nun begreiflich auch die Dichtkunſt derſelben, welche ſich allen jenen Bewegungen auf das engſte angeſchloſſen hat; die Poeſie des 15ten und 16ten Jahrhunderts iſt in That und Weſen die Poeſie der Reformationsperiode.

Damit iſt nicht gemeint, als ob aller dichteriſche Betrieb ſich auf das Reformationswerk ſelbſt, freundlich oder feindlich, bezogen hätte, wenn gleich die Erzeugniſſe, welchen dieſe beſtimmte Beziehung zukommt, einen bedeutenden Theil jenes Betriebes ausmachen. Das Bezeichnende liegt vielmehr darin, daß dieſelben Organe und Kräfte, welche die religiöſe und kirchliche Neuerung bewirkt, gefördert oder bekämpft haben, auch in der Dichtung vorherrſchten und eben damit den Charakter nnd die Geltung der letztern, gegen die vorhergegangene Zeit, weſentlich änderten.

In die Reihe der Stände, welche die Dichtkunſt pflegten, war der Bürgerſtand der mächtig herangewachſenen deutſchen Städte eingetreten, in deſſen tüchtig verſtändigem Sinne die Lehren der Reformatoren Anhang und thätigen Beiſtand fanden. Dieſelbe Geſinnung, welche den Bürgerſtand nach dieſer Seite zog, drückte ſich in ſeinen dichteriſchen Arbeiten aus. Aber auch im Prieſterſtande, ſofern aus ihm die Reformatoren ſelbſt ſich erhoben, und in den Männern des Ritterſtandes, ſofern ſolche, geiſtig und leiblich gewaffnet, der Reformation ſich anſchloſſen, war eine innere Umwandlung vorgegangen. Ein neuer Geiſt, der Geiſt des Forſchens und Prüfens, war nach allen Seiten erwacht. Die Herrſchaft des Verſtandes, das Reich des Gedankens ſtieg herauf, in ihm konnte die Dichtkunſt, deren belebende Kraft die Phantaſie iſt, nur eine untergeordnete Stelle einnehmen.

Vergleichen wir rückwärts den Zeitraum, der uns beſchäftigt, mit dem vorhergegangenen, mit den Jahrhunderten des Mittelalters, ſo kann dieſe Vergleichung, vom Geſichtspuncte der Poeſie aus, nur zum Nachtheil des unſrigen ausfallen. Die Phantaſie, die im Mittelalter ſelbſt in den politiſchen und kirchlichen Bildungen, in den einflußreichſten Zeitbewegungen (namentlich den Kreuzzügen), ſich wirkſam erwies, muſte natürlich auf ihrem eigenſten Gebiete, dem der Dichtung, ſich in der reichſten, ſchöpferiſchen Fülle entfalten. Der Verſtand, der in unſrem Zeitraum das geſammte Leben beherrſchte und bewegte, trug ebenſo natürlich ſeine Nüchternheit auch auf die ihm pflichtige Dichtkunſt über. War dort ſelbſt die Wirklichkeit von ahnungsvollem Duft umwoben, ſo ſpielte hier, wie in den theatraliſchen Vorſtellungen dieſer Zeit, auch die Poeſie überall am hellen Mittage. Das 11te und das 12te Jahrhundert hatten den poetiſchen Ertrag, der von älteſter Zeit her in der eigenen und bei fremden Nationen ſich angeſammelt, in zahl- und umfangreichen Dichtwerken aufgefaßt und noch beſonders den eigenen unerſchöpflichen Vorrath lyriſcher Ergießungen hinzugefügt; das 14te Jahrhundert hatte wenigſtens nachahmend noch von dieſem großen Erbe gezehrt; aber mit dem 15ten wandte ſich die Zeit entſchieden jenen neuen Richtungen zu, welche gegen das Frühere nicht nur gleichgültig, ſondern ſelbſt abſtoßend ſtimmen muſten. Der volkskräftige Bildungstrieb, welcher die großen Sagenkreiſe der germaniſchen Heldenwelt mit ihren manigfachen, mächtigen Charakteren geſtaltet hatte, war erloſchen; der Sinn für die romantiſchen Abenteuer, für die Darſtellungen des höhern geſelligen Lebens, welche den Inhalt der Rittergedichte ausgemacht hatten, war bei dem verwilderten Adel ſelbſt entweder ganz verloren gegangen oder doch nicht mehr fähig, Neues von Belang hervorzubringen, den Bürgern aber lag dieſes Gebiet noch ferner; gleiche Ungunſt der Zeitumſtände hatte den ritterlichen Minneſang betroffen, ſelbſt die freie und doch nicht regelloſe Manigfaltigkeit der mittelhochdeutſchen Metrik war zur handwerksmäßigen Silbenabzählung herabgeſunken; die chriſtliche Mythenwelt, die wunderreiche Heiligenſage, konnte den Reinigern des Glaubens und denen, die ihre Überzeugung theilten, nur in gehäſſigem Licht erſcheinen; gegen die Legende von Jeſu Kindheit, die im

Mittelalter auch von deutſchen Dichtern mehrfach behandelt worden und noch ſpäter als Volksbuch verbreitet war, ereifert ſich Luther ſo ſehr, daß er den Urheber ſolcher Lügen und Ärgerniſſe für werth hält, mit einem Mühlſtein am Hals im tiefen Meer erſäuft zu werden.[1] So hat von dem ganzen poetiſchen Reichthum des Mittelalters, wenn auch Einzelnes aus den eben aufgezählten Claſſen ein kümmerliches Daſein ſich friſtete, doch nichts wahrhaft lebendig und fruchtbar in unſrem Zeitraum fortgedauert, als die lehrhafte und ſatiriſche Dichtung, alſo gerade diejenige, der man in der poetiſchen Himmelsſtadt nur das Pfahlbürgerrecht einzuräumen pflegt. Das Bindemittel zwiſchen dieſen beiden Perioden deutſcher Dichtkunſt liegt hiernach in dem am wenigſten poetiſchen Beſtandtheile der frühern Periode. Überhaupt aber zeigt ſich der durchgreifende Unterſchied: im Mittelalter iſt die Poeſie um ihrer ſelbſt willen da, ſie iſt die Gebieterin, und ſelbſt anderartige Zwecke, der Belehrung, der geſchichtlichen Darſtellung, müſſen ſich mittelſt der poetiſchen Form geltend machen; im 15ten und 16ten Jahrhundert dagegen iſt ſie Mittel der Lehre, der Erbauung, der religiöſen und politiſchen Polemik, und wie dort eine herrſchende, ſo iſt ſie hier eine dienende.

So erſcheint die Dichtkunſt unſres Zeitraums gegen das Mittelalter hin allerdings in ſcharfer und innerlich begründeter Abgrenzung. Fragen wir nun auch um die Grenze vorwärts, gegen das 17te Jahrhundert hin! Betrachtet man die Reformationsperiode als den Beginn der neuern Zeit, ſofern dieſe als ein Ganzes dem Mittelalter gegenüber geſtellt wird, ſo möchte die Poeſie der Reformationsperiode eben auch nur als der erſte Theil der neuern deutſchen Poeſie angeſehen werden. Dieſelbe gehört auch unſtreitig dem Geiſtesleben der neueren Zeit an, ſoweit von den Begriffen und Geſinnungen die Rede iſt, denen ſie zum Ausdrucke dient. Sehen wir aber auf die Beſchaffenheit der Poeſie als ſolcher, beachten wir den Beruf, der ihr angewieſen iſt, das Verhältnis, in dem ſie zum Geſammtleben des Volkes ſteht, ſo finden wir die deutſche Dichtkunſt des 15ten und 16ten Jahrhunderts von der des 17ten, wie dieſe vorzüglich in der ſchleſiſchen Dichterſchule zur Erſcheinung kommt, nicht weniger ſcharf abgeſchieden, als von dem ritterlichen Geſange des Mittelalters. Auch nach jener Seite, gegen das 17te

---

[1] [Vgl. oben S. 40. H.]

Jahrhundert, ſteht ſie in ſich abgeſchloſſen und zwar in der Art, daß eine Vergleichung nach eben dieſer Seite hin ihr mehr zum Vortheile gereicht. War gleich die Dichtkunſt unſres Zeitraums nur das Werkzeug andrer Zwecke, ſo war doch dieſes Werkzeug ein kräftig bewegtes, eine klingende, funkenſchlagende Waffe. Die Angelegenheiten, denen ſie diente, waren in lebhafter Schwingung, in heftigem Kampfe begriffen, und ſo erſcheint auch ſie kampfrüſtig und ſchlagfertig. Sie iſt oft mehr eine Fechtkunſt, als eine Redekunſt; oder ſie iſt die Rede eines Predigers im Lager, der Geſang eines Landsknechts. Ohne Zartheit und Anmuth, iſt ſie oft derb bis zur Rohheit, ungeſchliffen, wenn ſie nicht Schärfe hätte; wo ſie kunſtreich ſein will, wird ſie ſteif und trocken; will ſie ſich zierlich geberden, ſo wird ſie ungelenk; hat ſie Frieden, ſo wird ſie langweilig. Aber auf dem Kampfplatz oder auf der Bühne friſcher Volksluſt offenbart ſie ihre eigenthümlichen Tugenden: Kraft im Ernſt und im Scherze, tüchtigen Witz, geſunden Welt- und Hausverſtand. Man muß ſich zu den Streitgedichten jener Zeit immer den Mann und ſeine Kampfſtellung hinzudenken, dann wird das ſtarre Rüſtzeug ſich klirrend bewegen.

Von ſolcher, auf feſtem heimiſchem Boden in reger Handlung begriffener Dichtkunſt iſt nun die des nächſtfolgenden, 17ten Jahrhunderts das entſchiedene Gegentheil. Im Allgemeinen ohne thätigen Antheil an den Bewegungen der Zeit, nur daß ſie manchmal über die Greuel des 30jährigen Krieges in machtloſem Klageruf die Hände zuſammenſchlägt, iſt ſie in der Nachahmung römiſcher Dichter und mehr noch der ausgearteten italiäniſchen, der ſpaniſchen, franzöſiſchen, holländiſchen Kunſtpoeſie begriffen und führt auf hohlem Grund ihr gelehrtes Gebäude auf. Was jene zu maſſiv, das iſt dieſe zu locker. Gleichwohl läßt ſich, wenn wir auch das Verdienſt mancher einzelner Dichter nicht in Anſchlag nehmen wollen, doch ſelbſt in der ſcheinbaren Unnatur des Ganzen ein natürlicher Gang der Entwicklung erkennen. Die Sammlung der noch ungeſchiedenen Geiſteskräfte im vollen Leben der Poeſie, wie ſolche das Mittelalter hindurch unbewuſt oder vielmehr im Geſammtbewuſtſein des ungetrennten Geiſtes gewirkt und geſchaffen hatte, war aufgelöſt. Der Verſtand hatte ſich die übrigen, weſentlich zur Poeſie wirkenden Kräfte untergeordnet und ihnen ihre beſtimmte, praktiſche Richtung angewieſen, offenbar aber brauchten ſie in dieſer Dienſtleiſtung ihr eigenthümliches Leben auf, und das Beiſpiel der deutſchen Dichtkunſt im 15ten und 16ten Jahrhundert, welche hinter den Leiſtungen andrer Nationen des neuern Europas ſo auffallend zurückblieb, beweiſt, daß, wenn auch die Poeſie aus der Zeitgeſchichte ihre Nahrung zieht und von großen Weltbewegungen neuen Schwung erlangt, ſie doch, wenn ſie ſich unbedingt den jezeitig herrſchenden Intereſſen hingiebt, in ihrem eigenſten Berufe verkümmert werde. In den genannten Jahrhunderten war ſie bei uns an die Scholle gebannt, im 17ten wurde ſie heimatlos. Die noch nicht zum tiefern Verſtändnis durchgedrungene Bekanntſchaft mit dem claſſiſchen Alterthum, der Einfluß der ſchon bis zur Verbildung entwickelten ſchönen Litteratur mancher neuern Völker zogen die deutſche Dichtkunſt in ein bodenloſes Kunſtgebiet, und ſie, die kaum noch an der Erde geklebt hatte, wehte jetzt wie ein fliegender Sommer in der Luft. Auf gelehrtem Wege zugebildet, ſuchte ſie weiterhin ihren Anhalt in der Theorie. War ſie nun aber auch allzu ſehr ins Schweben gerathen, ſo war ſie doch der allzu materiellen Gebundenheit erledigt; war ſie allzu gelehrt und theoretiſch geworden, ſo gewann ſie doch zugleich auch ihren Antheil an den Früchten der vorgeſchrittenen wiſſenſchaftlichen Bildung. Die erkältende Iſolierung ſelbſt muſte mehr und mehr das Bedürfnis fühlbar machen, der Idealität unbeſchadet, natürliche und nationale Bande wieder anzuknüpfen; und da man, nachdem einmal vom Baume der Erkenntnis gekoſtet war, nicht zu der unbefangenen Unſchuld der älteren Zeit zurückkehren konnte, und da die entbundene Denkkraft viel zu ſelbſtändig ihre Bahnen verfolgt hat, um wieder lediglich in der Poeſie aufzugehen, ſo ſcheint die Aufgabe der neueren Dichtkunſt die zu ſein, daß ſie ihrerſeits auch die bewuſte Idee zur Schönheit läutere und ihr nur dann die Herrſchaft einräume, wenn die Idee erſt ſelbſt zur poetiſchen geworden iſt.

Kehren wir zu unſrem beſondern Gegenſtande zurück, ſo dürfte durch das bisherige dargethan ſein, daß die deutſche Dichtkunſt des 15ten und 16ten Jahrhunderts ein in beſtimmter Eigenthümlichkeit abgeſchloſſenes Ganzes bilde, wenn gleich auch hier, wie in aller Geſchichte, Übergänge und Vermittlungen vor- und rückwärts ſtattfinden; ſodann daß dieſelbe, wenn ſie auch als eine dienende bezeichnet werden muſte, doch merkwürdig und erheblich genug ſei, um eine beſondre geſchichtliche Darſtellung zu erfordern. Ein nordiſches Heldenlied erzählt, wie der Jüngling Helgi, vom Stamme Odins entſproſſen, einſt, um ſich vor ſeinen Feinden zu retten, die Kleider einer Magd anzog und die Handmühle trieb. Aber ſcharf leuchteten ſeine Augen, die Steine brachen, die Mühle zerſprang. So werden wir das Götterkind, die Poeſie, auch noch in ihrer Dienſtbarkeit, am leuchtenden Auge und der angeſtammten Kraft erkennen und jezuweilen wird ſie, die Verhüllung abwerfend, in ungetrübtem Glanze vor uns ſtehen.

2.

Die Anordnung jeder geſchichtlichen Darſtellung muß ſich in gewiſſem Maße nach der Zeitfolge richten, da ja die Geſchichte überhaupt die Entwicklung der ſpäteren Zuſtände aus den frühern, das Werden und Wachſen, das Abnehmen und Vergehen der Dinge vor Augen bringen ſoll. Aber eben weil Vorhergehendes und Nachfolgendes, als Urſache und Wirkung, Keim und Entfaltung, oft genauer unter ſich zuſammenhängen, als das Gleichzeitige mit dem Gleichzeitigen, ſo nimmt man hieraus den Anlaß einerſeits zu einer Zeitabtheilung nach größern Perioden, wie ſie auch wirklich einer bedeutendern Entwicklung Raum geben, anderſeits zu einer Sacheintheilung nach den Hauptgegenſtänden, die in jeder ſolchen Periode zu einer gewiſſen Stufe der Entwicklung gelangen. Für die Geſchichte der Dichtkunſt insbeſondre pflegt man hiernach mit der chronologiſch-ſynchroniſtiſchen Behandlung die ſyſtematiſche, das heißt die Abtheilung nach den Dichtarten, ſoweit ſie in jeder Periode betrieben worden, zu verbinden. Für unſre Aufgabe nun ließe ſich eine periodiſche Abgrenzung gerade nach den beiden Jahrhunderten darauf gründen, daß das 15te Jahrhundert vorbereitet, was das 16te zur Ausführung bringt. Da jedoch der Zeitraum an ſich nicht von zu großem Umfang iſt und es für einzelne Gegenſtände zuträglicher ſchien, die Grenze nicht ſo ſcharf abzuſtecken, ſo habe ich jenen Durchſchnitt in der Mitte der beiden Jahrhunderte unterlaſſen. Aber auch die Eintheilung nach den Dichtarten hielt ich bei der angegebenen Beſchaffenheit der deutſchen Dichtkunſt in dieſem Zeitraume nicht für angemeſſen. Eben weil die Poeſie hier eine dienſtpflichtige iſt, kommen weniger ihre eigenen Grundformen in Betracht, als die Zwecke, für welche ſie verwendet wird, und die Art dieſer Verwendung. Hiernach bilden und ordnen ſich denn auch die verſchiedenen Abſchnitte unſrer

Darſtellung. Es ſtellen ſich uns als ſolche heraus: die letzten Anſtrengungen ritterlicher Dichtung; der Meiſtergeſang; die hiſtoriſchen Lieder, welche ich, da ſie nach Jahr und Tag beſtimmte Ereigniſſe betreffen, nach den beiden Jahrhunderten abtheilen werde; das Kirchenlied; die Reformationspolemik; die größern und allgemeinern Straf-, Spott- und Lehrgedichte; Schwänke und andre erzählende Dichtungen; Feſtſpiele; die nichthiſtoriſchen Volkslieder. Die ſpeciellere Rechtfertigung dieſer Abſchnitte kann ſich nur aus der Darſtellung ſelbſt ergeben. Im Allgemeinen aber reihen ſich dieſelben in der Art an einander, daß man weder die chronologiſche Rückſicht überhaupt, noch den Unterſchied der beiden Jahrhunderte, des vorbereitenden und des ausführenden, verkennen wird.

Schriftſtellercharaktere treten in unſrem Zeitraum allerdings ſehr entſchiedene und bedeutende hervor. Dennoch habe ich vorgezogen, die Anordnung nach den Gegenſtänden, nicht nach den Verfaſſern, zu machen. Geiſter wie Luther, Ulrich von Hutten und Andere bewegen ſich nur mit einem ſehr mäßigen Theil ihres Wirkens auf dem Felde der deutſchen Dichtkunſt. Ihre volle Würdigung kann nicht von hier ausgehen, unſer Abſehen kann nur das ſein, den Gebrauch, den ſie von der Dichtkunſt gemacht, und den Einfluß, den ſie auf dieſelbe ausgeübt, zu ermitteln. Je vielfacher überhaupt das poetiſche Treiben der Reformationsperiode mit der Zeitgeſchichte ſelbſt, deren Bewegungen es folgt, verflochten iſt, um ſo beſtimmter müſſen wir uns auf die Aufgabe einer Geſchichte der Dichtkunſt beſchränken, ſonſt würden wir am Ende die Obliegenheit übernehmen, die Reformationsgeſchichte ſelbſt zu geben. Die allgemeine Bekanntſchaft mit den damaligen politiſchen und kirchlichen Geſtaltungen und Kämpfen müſſen wir vorausſetzen und unſre Betrachtung dabei feſthalten, wie ſich das Geſicht der Zeit in der Dichtkunſt abgedrückt habe.

3.

Über die Quellen und Hülfsmittel für die geſchichtliche Kenntnis der Dichtkunſt unſres Zeitraums habe ich in dieſer allgemeinen Einleitung nur weniges zu ſagen.

Da es nicht etwa größere Sammlungen der Schriftſteller des 15ten und 16ten Jahrhunderts giebt, ſo werde ich die Angabe der Quellen bei jedem beſondern Abſchnitt oder bei den einzelnen Dichtern und Dichtwerken beibringen. Hier muß ich nur, zur Entſchuldigung mancher Lücken der nachfolgenden Darſtellung, die Bemerkung voranſchicken, wie ſchwierig es auch für dieſen Zeitraum noch ſei, ſich die unmittelbare Einſicht der Quellen auch nur in annähernder Vollſtändigkeit zu verſchaffen. Nicht nur iſt auch hier manches nicht Unerhebliche bloß handſchriftlich vorhanden, ſondern es ſind auch die alten Drucke, an die man gewieſen iſt, zum Theil nicht minder ſelten, als die Handſchriften der Gedichte des Mittelalters. Durch neue Herausgabe iſt verhältnismäßig nur weniges in den Buchhandel gebracht. Wenn aber auch die größern Werke von Sebaſtian Brand, Hans Sachs, Fiſchart und Andern wenigſtens theilweiſe auf den öffentlichen Bibliotheken gefunden werden, ſo bleibt noch immer ein ſehr einflußreicher und darum höchſt beachtenswerther Theil jener älteren Litteratur übrig, die Flugſchriften und Flugblätter, die in zahlloſer Menge verbreitet waren. Die Werkſtätte der neuerfundenen Buchdruckerkunſt war eine Waffenſchmiede, aus der jene befiederten Pfeile zum Behuf des Reformationsſtreites unabläßig ausflogen. Darunter befindet ſich beſonders vieles, was der ſatiriſchen Dichtung angehört. Die Kenntnis der damals gangbaren Volkslieder muß großentheils aus ſolchen einzelnen Blättern geſammelt werden. Nur ein lange fortgeſetzter, vom Glücke begünſtigter Sammeleifer kann hier zu bedeutenderem Erwerbe führen. Je mehr in neuerer Zeit die Aufmerkſamkeit der Kenner und Liebhaber auf dieſe alten Stücke gerichtet iſt, um ſo ſchwerer gelingt es, ſie jetzt noch in größerer Zahl einzufangen. Nur der Klang des Silbers bringt noch hin und wieder einen ſolchen Bienenſchwarm zum Sitzen.[1]

Was die Hülfsmittel anbelangt, ſo beſitzen wir noch keine beſondre Bearbeitung dieſes Theils der Geſchichte deutſcher Dichtkunſt, auch nicht eines einzelnen der beiden Jahrhunderte. Wohl aber iſt auch dieſe Periode in den bekannten Werken über deutſche Poeſie und Nationallitteratur überhaupt von Bouterwek, Horn, Wachler, Koberſtein [Gervinus, Kurz, Vilmar, Wackernagel. H.] und Andern behandelt. Die Arbeit Bouterweks (Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit ſeit dem Ende des

---

[1] [Statt alles weiteren verweiſe ich auf Uhlands eigene Sammlung: „Alte hoch- und niederdeutſche Volkslieder in fünf Büchern. Erſte Abtheilung. Stuttgart und Tübingen 1844. 8. Zweite Abtheilung. Ebend. 1845. 8. H.]

13ten Jahrhunderts. Band IX. Göttingen 1822) iſt, wie ich ſchon berühmt, gerade für dieſen Zeitraum von beſondrem Verdienſte. A. Koberſteins Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur, zum Gebrauch auf gelehrten Schulen u. ſ. w. Leipzig 1827 (nicht zu verwechſeln mit deſſelben Verfaſſers Leitfaden beim Vortrage der Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur u. ſ. w. 1828, einem bloß ſummariſchen, für Schüler berechneten Auszuge des erſtern Buches), iſt als geſchichtliches Handbuch für die verſchiedenen Perioden der vaterländiſchen ſchönen Litteratur, bis auf die neueſte Zeit, ſehr empfehlungswerth. [Vierte Ausgabe 1847—1865. H.]

Für das eigentlich Litterariſche, die Bücherkunde, ſind noch anzuführen:

Flögel, Geſchichte der komiſchen Litteratur. B. III und IV. Liegnitz und Leipzig 1786. 1787.

Koch, Compendium der deutſchen Litteraturgeſchichte u. ſ. w. 2 Bde. Berlin 1790—98.[1]

Auf das 15te Jahrhundert erſtreckt ſich auch noch:

F. H. v. d. Hagens und Büſchings Litterariſcher Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Poeſie von der älteſten Zeit bis in das 16te Jahrhundert. Berlin 1812.

So viel endlich die Kenntnis der deutſchen Sprache im 15ten und 16ten Jahrhundert betrifft, ſo bildet dieſer Zeitraum den Übergang vom Mittelhochdeutſchen zum jetzt gebräuchlichen Hochdeutſch. (Vergleich Eſchenburg, Denkmäler altdeutſcher Dichtkunſt. Bremen 1799. 8. S. 417: In meiſſen teutſche ſprach' gar gut.) Auch ſträuben ſich die Mundarten noch mächtig gegen die Auflöſung in einer gemeinſamen Bücherſprache. Darum iſt auch keine für beide Jahrhunderte oder je für die gleichzeitigen Schriftſteller gültige Grammatik denkbar, ſondern nur eine geſchichtliche Nachweiſung jener Übergänge, worauf auch in Jacob Grimms Sprachwerke (Deutſche Grammatik, 1 Auflage, Göttingen 1819. 8. S. LXXI. VIII) beſondrer Bedacht genommen iſt.[2]

In lexikographiſcher Hinſicht iſt, wenn gleich von provinciellem Standpunct ausgehend, Schmellers bayeriſches Wörterbuch, bis jetzt

---

[1] [K. Gödeke, Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung. Hannover 1857. 8. H.]

[2] [Man vergl. nun: J. Kehrein, Grammatik der deutſchen Sprache des 15ten bis 17ten Jahrhunderts. I—III. Leipzig 1854—56. 8. H.]

2 Theile, Stuttgart und Tübingen 1827—28 [3 und 4 Theil 1836—37. H.] für dieſe Periode mit vielem Nutzen zu gebrauchen.

So viel zur Einleitung. Ich habe mich auf allgemeinere Erörterungen nicht weiter eingelaſſen, als ſchon jetzt zur Verſtändigung nöthig ſchien. Die Betrachtung kann wenig Überzeugendes haben, wenn ſie den noch nicht erkannten Thatſachen vorgreift, aus deren Darlegung ſie vielmehr als Ergebnis hervorgehen ſoll.

Erſter Abſchnitt.

Poeſie des Ritterſtandes.

Die Reife der Zeit zu neuen Entwicklungen verkündigt ſich in dem Verfalle des bisher Beſtandenen. Wenn die Herbſtblumen aufgehen, ſo verwelken die des Sommers. Die deutſche Dichtkunſt war bis daher zumeiſt vom Ritterſtande gepflegt worden, jetzt verkümmerte ſie unter ſeinen Händen, wie die Pflanzungen eines Kranken. Dieſes Zeichen der neuen Zeit wird uns im gegenwärtigen erſten Abſchnitte beſchäftigen.

Es iſt nöthig, einen Blick auf die Blüthe deſſen zurückzuwerfen, was wir hier im Zuſtande des Hinwelkens darzuſtellen haben. Der Adel, der den Lehenſtaat bildende Wehrſtand, machte im Mittelalter einen ſehr zahlreichen Beſtandtheil des deutſchen Geſammtvolkes aus, da auch der Stand der Freien, die Grundlage des Adels, mehr und mehr in ihm aufgegangen war. Dieſe ausgebreitete, in ſich wieder, vom Fürſten abwärts, mehrfach abgeſtufte Claſſe befand ſich vorzugsweiſe wie im Beſitze der ritterlichen Wehrhaftigkeit, ſo in dem der geſelligen Bildung. Aus demſelben Stande erblühte denn auch ſeit dem letzten Viertel des 12ten Jahrhunderts eine eigenthümliche, durchaus das Gepräge dieſes Urſprungs tragende Poeſie von unendlich üppigem Wachsthum. Sie geſtaltete ſich in zweierlei Hauptformen: lyriſch im Minneſange, epiſch in den Rittergedichten. Der Minneſang war der poetiſche Ausdruck des Frauendienſtes, ein mehr ton- als ideenreiches Werben um die Gunſt der Frauen, deren hohe Stellung in der

Geſellſchaft eben dadurch ſich bewährt. Von Minne wohl zu ſingen, galt für eine der Eigenſchaften eines vollkommenen, in keiner edeln Hofſitte vernachläßigten Ritters. In der Reihe der Minneſänger, wie die Sammlung ihrer Lieder ſie aufführt, finden wir Kaiſer Heinrich VI. den unglücklichen Konradin, den König Wenzel von Böhmen, die Herzoge von Breslau, Brabant, Anhalt, die Markgrafen von Brandenburg, von Meißen, von Hohenburg, nebſt einer langen Folge von Grafen und Herren. Unter dieſer großen Zahl ritterlicher Liederdichter erſcheinen verhältnismäßig nur wenige geiſtlichen und bürgerlichen Standes, die letztern überhaupt erſt gegen die Neige des 13ten Jahrhunderts. Es iſt kein Grund, anzunehmen, daß jene Könige und Fürſten nicht ſelbſt geſungen, ſondern die Lieder etwa nur in ihrem Namen von Andern gefertigt worden. Denn wie Jene an der Spitze der Ritterſchaft und des Hofes ſtanden, ſo durften ſie auch in der ritterlichen und hofmäßigen Kunſt des Minneſanges nicht zurückbleiben. Ihre Sängerſchaft iſt in der Sitte der Zeit begründet, der Geſang ſteigt von Stufe zu Stufe, vom Dienſtmann bis zum Kaiſer auf, und in der provenzaliſchen und nordfranzöſiſchen Dichtkunſt, deren Einfluß hier gewirkt hat, zeigt ſich dieſelbe Erſcheinung. Die Rittergedichte ſind der Erzählung romantiſcher Abenteuer und der Schilderung ritterlicher Hoffeſte gewidmet und gröſtentheils nach nordfranzöſiſchen Dichtungen aus dem Sagenkreiſe von König Artus und ſeiner Tafelrunde, gleichfalls von deutſchen Rittern, bearbeitet. Die Fürſten und höhern Herren ließen ſich zwar auf ſolche größere Arbeiten, welche mehr Anſtrengung erforderten, als ein leichtes Minnelied, nicht ſelbſt ein, munterten aber dazu auf und ließen ſich die Überreichung dieſer Gedichte wohlgefallen. So bearbeitete Wolfram von Eſchenbach auf Anlaß des Landgrafen Hermann von Thüringen den Wilhelm von Oranſe; derſelbe Fürſt hatte ſchon früher Heinrichen von Veldeke in den Stand geſetzt, ſeine Äneide, des antiken Stoffes ungeachtet ein romantiſches Rittergedicht, zu Ende zu führen.

Daß die beſtimmten Weiſen dieſer ritterlichen Dichtkunſt erſchöpft waren, nachdem ſie über ein Jahrhundert betrieben worden, liegt in der Natur der Sache. Daß ſie aber durch nichts Anderes erſetzt oder wiederbelebt wurden, daß die dichteriſche Stimmung und Fähigkeit überhaupt ſich verlor, hat ſeinen Grund in der zerfallenden Bildung des Standes ſelbſt. Überläſtig der neuerſtehenden Zeit, in verzweifeltem

Kampfe mit ihr begriffen, verwilderte das Ritterthum und ein andres Geſchlecht ergriff das Heft der geiſtigen Bildung.

Die Sänger des Ritterſtandes ſelbſt bezeugen es ausdrücklich, wie mit der edleren Sitte auch der ritterliche Geſang in Abnahme kam. Früherer Andeutungen nicht zu gedenken, ſagt ſchon um die Mitte des 13ten Jahrhunderts Ulrich von Lichtenſtein, aus dem ſteiriſchen Geſchlechte, das jetzt gefürſtet iſt, in ſeinem Frauendienſt (Frauendienſt oder: Geſchichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenſtein, von ihm ſelbſt beſchrieben. Nach einer alten Handſchrift bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck. Stuttgart 1811), Cap. 30, S. 271:

„Damals lebten alle in Steier und Öſterreich traurig. Die Reichen (d. h. Mächtigen) thaten einander Leid, ſie pflegten nur des Raubes, der Frauendienſt lag darnieder, die Jungen waren ungemuth. Was aber alle auch thaten, ich war froh und ſang meiner Frauen dieſe Lied.“

Doch beginnt gleich das nächſte Lied:[1]

(Minneſ. II, 41b) Waz dar umbe, iſt verſwunden
Uns der ſumer? des mac werden rât.
Sin zit wirt wol wider funden.
Ich klag, daz diu werlt ſo übel ſtât,
Daz nu trûret maneges lip,
Der vrô ſolde ſin durch guotiu wip.

Vreude und zuht hât vil nâch ende,
Junge und alde ſint niht wol gemuot.
Got den grôzen kumber wende,
So daz noch die richen werden guot!
Die ſiht man ungüetlich leben,
Trûren hât in ir grôz übel geben u. ſ. w.

Noch nachdrücklicher ſpricht er in einem andern Liede[2] (Minneſ. II, 45b, nicht im Frauendienſt):

Ritterſchaft, wie ſtêt din orden?
Sage an! wem iſt din wirde worden? u. ſ. w.

---

[1] [Statt des von Uhland nach der Sammlung von Minneſingern. Zweiter Theil. Zürich 1759. 4. S. 41b mitgetheilten Textes habe ich die obigen Stellen aufgenommen nach: Ulrich von Lichtenſtein mit Anmerkungen von Theodor von Karajan, herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin 1841. 8. S. 555. 556. H.]

[2] [Minneſinger. Von F. H. v. d. Hagen. I. Leipzig 1838. 4. S. 62b. H.]

Um dieſelbe Zeit klagt Reinmar von Zweter, daß Frauen nicht mehr die Gewalt haben, mit lichten Augen freche Ritter zu bändigen: wo jetzt Frauen über Feld fahren, die fange man auf, um Schatzes, nicht um Minne willen.[1] Derſelbe Dichter rügt bitter einen beſondern Fall gebrochenen Landfriedens (Minneſ. II, 152b, 3te Strophe).[2]

Im weitern Verlaufe des 13ten Jahrhunderts ſchildert Konrad von Würzburg die Wildheit der Zeit in einem Tanzliede:

> Venus iſt entſchlafen, die weiland hoher Minne waltete; manche Frau ſchreit wehe darob. Schürf und ſchind Schaf und Rind! das iſt die Minne, nach der ſie jetzt trachten. Herr Mars reichſet im Lande, der hat den werthen Gott Amur verjagt mit Raub und Brande. Der Herr und der Bauer üben jetzt Raub und Brand viel gerner, denn die ſüße Minne. Der Frauentanz iſt hingelegt, die Schoppen ſind werth geworden; lieber als einen Kranz trägt man eine Beckelhaube (Blechhaube, vgl. Schmeller I. 149) oder ein Schwert. Viel Unbill wird begangen an armen Küben und an Geißen und an den Leuten, die man fängt. Gewalt iſt mächtig auf der Straße, Recht ſteht krummer, denn eine Sichel (Minneſinger II. 198a).[3]

Meiſter Friedrich von Suonenburg verſichert, gerne ſäng' er Minnelieder, aber er laſſ' es, weil Zucht und Ehre den jungen Edeln wehe thun und Weiber beim Weine zu ſchelten, ihnen beſſer behage. (Minneſ. II. 213a.)[4]

Auch Ulrich von Türheim, in der Fortſetzung des Eſchenbachiſchen Wilhelm von Oranſe, klagt wiederholt, daß die Ritter den Wein eifriger minnen, denn ein ſchönes Weib, ja daß er Weiber kenne, die ſelbſt ſich lieber an Wein, als an werthe Minne kehren und dem Gaſte weidlich zutrinken (Pfälzer Handſchrift 494, Bl. 129a. 212b).

Wie es im 14ten Jahrhundert mit dem Minneſange ſtand, davon hat die Chronik von Limburg an der Lahn, die in eben dieſem Jahrhundert geſchrieben iſt, einen charakteriſtiſchen Zug aufbewahrt (Die Limburger Chronik u. ſ. w., herausgegeben von C. D. Vogel, zweite unveränderte Auflage, Marburg 1828, mit etwas erneuter Schreibweiſe, S. 89):

---

[1] [v. d. Hagen, Minneſinger I. S. 217. 218: E heten vrouwen den gewalt u. ſ. f. H.]

[2] [v. d. Hagen, Minneſinger I. S. 218. H.]

[3] [v. d. Hagen, Minneſinger I. S. 312. 313. H.]

[4] [v. d. Hagen, Minneſinger I. S. 355. Nr. 13. H.]

„Anno 1347 da wurden die von Coblenz jämmerlich erſchlagen und niedergeworfen bei Grenſau und blieben ihrer todt 172 Mann und wurden ihrer dazu ſieben gefangen. Das thäte Reinhard, Herr zu Weſterburg. Derſelbig was gar ein edler Ritter von Sinn, Leib und Geſtalt und ritt dem Kaiſer Ludewig nach und machte dieß Lied:

Ich dorſte den Hals zubrechen,
Wer rechet mir den Schaden dann?
So hette ich niemand, der mich reche,
Ich bin ein ungefreundter Mann.
Uf Ihre Gnad acht ich kleine Sach,
Das laß ich Sie verſtahn u. ſ. w.

Da der Kaiſer Ludewig das Lied hörte, ſtrafte er den Herrn von Weſterburg und ſagte, er ſollte es der Frauen gebeſſert haben. Da nahm der von Weſterburg eine kurze Zeit und ſagte, er wollte es der Frauen beſſern, und ſung dieß Lied:

In Jammersnöten ich gar verbrinn
Durch ein Weib ſo minnigliche u. ſ. w.

Da ſprach Kaiſer Ludewig: „Weſterburg hat es uns nun wohl gebeſſert.“

(Vergl. Koch, II, 69 ſ. Außer dem, was die Limburger Chronik von dieſem Reinhard von Weſterburg weiter beſagt, iſt auch über ihn und ſeine Fehden Urkundliches beigebracht in Mones Badiſchem Archiv, B. I. Karlsruhe 1826. 8. in der Abhandlung des Herausgebers „die vaterländiſchen deutſchen Dichter des Mittelalters“ S. 101—4. Vergl. auch über den Dichter Gerlach von Limburg die Limburger Chronik S. 5; ob wohl der Gerlach in der Urkunde bei Mone a. a. O.?)

Der Minneſang, ſonſt die Blüthe ritterlicher Bildung, jetzt dem Ritterſtande verleidet und verlernt, fiel mehr und mehr der Gemeinheit anheim. Bettelhafte Hände ſchlugen das abgegriffene Saitenſpiel, das einſt Kaiſer und Könige gerührt hatten.

Dennoch blieb die Poeſie des Ritterſtandes auch noch in dem Zeitraume, den wir geſchichtlich behandeln, nicht gänzlich ohne Nachwirkung. Ich ſpreche in dieſem Abſchnitte nicht von den Nachklängen jener älteren Lyrik, die auch noch im bürgerlichen Geſange ſich hörbar machten, noch von den Bemühungen, welche auch jetzt noch darauf gerichtet waren, die Rittermähren der frühern Jahrhunderte zu erhalten oder in veränderter Form zu verbreiten, ſondern von derjenigen poetiſchen Thätigkeit, welche noch im Ritterſtande ſelbſt, in fortwährender, an die frühere Ritterdichtung ſich anreihender Production, ſich offenbarte.

Nach letzterer Hinſicht nehmen uns für dieſen erſten Abſchnitt vorzugsweiſe folgende vier Männer und ihre Werke in Anſpruch, die in den Zeitraum vom Anfange des 15ten Jahrhunderts bis zu dem des 16ten fallen: Hugo, Graf von Montfort, Oswald von Wolkenſtein, Hermann von Sachſenheim und Kaiſer Maximilian I. Von dieſer Vierzahl haben die beiden Erſtern die Pflege des Minneſanges, die beiden Letztern die des Rittergedichtes fortgeführt, wenn gleich, wie die Darſtellung zeigen wird, auch ſie den Einfluß ihrer Zeit ſehr bemerkbar erfahren haben.

1. Hugo, Graf von Montfort.[1]

Seine Gedichte befinden ſich in einer Pergamenthandſchrift der Heidelberger Bibliothek (Nr. 329 der deutſchen Handſchriften). Dieſe Handſchrift iſt mit Singnoten ausgeſtattet, mit ausgemalten Anfangsbuchſtaben und dem goldglänzenden Wappen des Montfortiſchen Grafenhauſes am Schluſſe geziert. Auf dem vorletzten Blatte ſteht mit goldenen Buchſtaben: Comes Hugo de Monteforti, dominus de Brigantia. Es iſt nicht zu zweifeln, daß er ſelbſt dieſe ſchriftliche Sammlung ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe veranſtaltete und mit Vorliebe ausſchmückte. Gedruckt ſind daraus einige Lieder, ſämmtliche Liederanfänge, obgleich nicht mit ganz richtiger Abtheilung, und eine Anzahl einzelner Strophen in F. Adelungs Altdeutſchen Gedichten in Rom. Königsberg 1799. 8. Fortſetzung S. 215—239. Auch Görres hat in ſeinen Altdeutſchen Volks- und Meiſterliedern aus den Handſchriften der Heidelberger Bibliothek. Frankfurt a. M. 1817. 8. (Einleitung S. XVII f.) von dieſer Sammlung Notiz gegeben.

Über ſeine Lebenszeit läßt uns der Dichter ſelbſt nicht ungewiſs. Mehrere ſeiner Gedichte, beſonders die Liebesbriefe, beſagen am Schluſſe, noch im Zug der Reime, Ort, Jahr und Tag der Abfaſſung, z. B. zu Enſisheim in einem kleinen Stüblein, 1396 (Bl. 22a), zu Wien in den Faſten, 1402 (Bl. 45a). Auch erfahren wir, daß er im Jahr 1414 ſiebenundfünfzig Jahre auf dem Rücken hatte (Bl. 48a). Einmal gedenkt er ſeiner verſtorbenen [zweiten] Gemahlin (Bl. 31b):

---

[1] [Man vergleiche: K. Weinhold, Über den Dichter Graf Hugo VIII von Montfort, Herren zu Bregenz und Pfannberg. Aus den „Mittheilungen des hiſtoriſchen Vereines für Steiermark.“ Heft 7. Grätz 1857. 8. H.]

Greſin Ment[1] was ſiu geheizen.

Von dem Gedichte, das ſeine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe betrifft, ſowie von den Beziehungen auf ſeine Zeit wird nachher beſonders die Rede ſein.

Da mir keine Specialgeſchichte des Hauſes Montfort bekannt iſt,[2] ſo weiß ich ſonſt über ſeine perſönlichen Verhältniſſe nur Weniges anzuführen. Nach den Notizen, welche Joſeph v. Laßberg dem erſten Bande ſeines Liederſaals (Lieder-Saal d. i. Sammelung altteutſcher Gedichte, aus ungedrukten Quellen. B. I. 1820. S. VI) über die alten Sänger der Bodenſeegegend vorangeſchickt, hat dieſer Graf Hugo von Montfort ſich einen Herrn von Bregenz (dominus de Brigantia in der Liederhandſchrift) und Pfannenberg geſchrieben und hatte ſeinen Sitz auf der nun gebrochenen Burg Hohenbregenz, auf deren Stelle nur noch das bekannte Sanct Gebhards Kirchlein ſteht, mit der ausgebreiteten Ausſicht auf See und Gebirg. Die Güter des urſprünglich ſchwäbiſchen Geſchlechts von Pfannenberg, deſſen Erbe nach dem Ausſterben des Mannsſtamms zum Theil auf die Grafen von Montfort zu Bregenz übergegangen waren, lagen in Öſtreich (Suchenwirt 234). Auch Wien und Enſisheim (im Elſaß), wo einige der Lieder geſchrieben ſind, deuten auf ein näheres Verhältnis zum öſtreichiſchen Hauſe. In M. Crusii Annalium Suevicorum dodecas tertia, Frankfurt 1596, Fol. S. 338 wird beim Jahr 1414 unter den Herren, welche zum Conſtanzer Concilium kamen, angeführt: Comes Hugo Montefortius, was ganz auf den Unſrigen paßt, der auch ſelbſt der dort verhandelten Angelegenheiten erwähnt. Wenn dagegen Görres a. a. O. bemerkt, unſer Dichter komme im Gefolge Friedrichs III bei der Krönung desſelben in Rom im Jahr 1451 in einem Manuſcripte der Heidelberger Bibliothek vor, das eigens dieſen Römerzug beſchreibe, ſo iſt dieß ohne Zweifel ein Andrer; denn da der Sänger nach ſeiner eigenen Angabe im Jahr 1414 ſiebenundfünfzig Jahre zählte, ſo müſte er den Römerzug noch im vierundneunzigſten Jahre ſeines Alters mitgemacht haben.[1]

---

[1] [Gräfin Clementia von Toggenburg, geſtorben Mitte oder Ende 1401. Vgl. Weinhold a. a. O. S. 10. 11. H.]

[2] [Vanotti, Geſchichte der Grafen von Montfort und Werdenberg. Bellevue 1845. Vergl. Weinhold S. 2. H.]

Unſer Dichter ſteht auf der Schwelle der Zeit, mit der wir zu ſchaffen haben, ſeine Gedichte ſind, wie ſchon geſagt worden, theils noch aus dem 14ten, theils aus den erſten Jahrzehenden des 15ten Jahrhunderts datiert. Es ſind Reden, Briefe und Lieder, wie er ſelbſt ſie nennt und abzählt, im ganzen vierzig Stücke (Bl. 39b). Der Minnedichtung gehören vorzüglich die beiden letztern Claſſen an, denn auch die Briefe ſind verliebten Inhalts und ſtrophiſchen Baues. Von dieſen Minneliedern möge hier eines zur Probe folgen:[2]

Nr. 16 Mir bekam ein gſell am meien tac
Und bracht mir luſt von orient
Mit botſchaft liep, daz ich uch ſag,
Diu red diu iſt mit luſt benent u. ſ. w.

In einer gedoppelten Verlegenheit finden wir dieſen Sänger befangen. So gern er „ain Minneliedli" dichtet (Bl. 3b), ſo viel er von werthen Frauen und „zarten, lieben Töchterlein" ſingt (Bl. 6a, 12b, 17a), ſo verfolgen ihn doch ſtets Gewiſſenszweifel, ob er nicht damit, als durch Abgötterei, ſich verſündige. Wir hören ihn ſagen:

Ez möcht licht ſin, ich red ze vil,
Miner ſel tet daz ein ſwigen.

In einem andern Liede ruft er deshalb ſeinen Schutzengel an:

O lieber engel, nu hüt der ſel,
Du biſt mir doch ze hüter geben,
Und beſchirm mich vor der ſünden quel,[3]
Damit mir werd das ewig leben!

Auch eine Traumesſtimme mahnt ihn ab (Nr. 31):

Mir kam ain prieſter für im tron
Mit weishait und mit ſitten,
Mit züchten ſprach er zuo mir ſchon:
Du hettiſt wol vermitten u. ſ. w.

---

[1] [Graf Hugo VIII von Montfort ſtarb am 4 April 1423. Vgl. Weinhold a. a. O. S. 16. H.]

[2] [Ausgabe von Weinhold a. a. O. S. 46–48. H.]

[3] Qual, Strafe. Suchenwirt. [Peter Suchenwirts Werke ... von A. Primiſſer. Wien 1827. 8. S. 87. 33. H.]

Aus demſelben Lied erſehen wir aber, daß ihn nicht bloß ſolche Himmelsſtimmen im Traume, ſondern ſelbſt ſeine irdiſchen Räthe vor dem Dichten gewarnt:

Mein rät die tuent mich ſtrafen,
Ich bekümber mich ze verr mit tichten u. ſ. w.

Alſo wil ich von tichten lan,
Hert löff ſind in den landen u. ſ. w.

In einem frühern Liede verſprach er nur ſo viel, keine Lieder mehr zu ſingen, die zum Tanzen beſtimmt ſeien (Bl. 12 a. Vgl. noch Bl. 18 a. 17 b). Unter den harten Läufen, die ihn zu ſolcher Strenge gegen ſich ſelbſt beſtimmen, erkennt man wohl die Zeit der Kirchenſpaltung und des Conſtanzer Concils.

Ein zweiter Einwurf, den ſich dieſer Sänger macht, iſt das Mistrauen in ſeine Kunſt. Die Zeit iſt vorüber, wo die Übung des Geſanges beim Adel allgemein war. Hugo geſteht, daß er der Silbenzahl nicht gewaltig ſei und ſich leicht in den Reimen vergeſſen haben möge (Bl. 3 a. 39 b). Er verſucht das Versmaß des ſpätern Titurel, den er die Blume aller deutſchen Bücher nennt, aber es will nicht gelingen und er vergleicht ſich ſelbſt dem Kuckuck, der mit der Nachtigall im Maien ſingt (Bl. 16 a). Auch an unvollkommenen Reimen fehlt es nicht. Leicht verſöhnt uns aber ſeine Entſchuldigung: habe doch oft ein Zimmermann die Schnur zerhauen; ſo hab' er viel gedichtet, in Wäldern und in Auen reitend; wohl den ſechſten Theil des Buchs hab' er zu Roſſe gemacht, darum ſolle niemand lachen, wenn es nicht ſo gänzlich beſchloſſen ſei, als hätt' er es, auf einem Bette (Polſterſitze) ſitzend, ausgemeſſen; große Sachen zu ſchaffen haben und dazu Reime meſſen, das möge wohl Einen irre machen (Bl. 39 b). Dabei erklärt er, denn er will uns nicht betrügen, daß nicht er ſelbſt die Weiſen zu den Liedern gemacht, ſondern Burk Mangolt, ſein getreuer Knecht, zu Bregenz geſeſſen.[1]

Wenn es auch eine große innere Luſt zum Geſange vorausſetzt, trotz Gewiſſensangſt und Kunſtbangigkeit die alte Minneweiſe fortzuſingen, ſo iſt doch die friſche Unbefangenheit zuſammt dem Kunſtgeſchicke des

---

[1] [Man ſehe die Stellen bei Weinhold a. a. O. S. 30, Anmerkung 1, und in: Germania, herausgegeben durch F. H. v. d. Hagen. VII. Berlin 1846. 8. S. 342—344. H.]

Minneſanges der beſſern Zeit verloren. Selbſt in die Liebeslieder und Liebesbriefe miſchen ſich ernſte Betrachtungen. Die üppigſte Gattung des ältern Minneſanges, das Tagelied, der Morgenruf des Burgwächters, womit er Alle warnt, die bei verſtohlener Liebe weilen, wird hier meiſt auf Sittenlehre und geiſtliche Ermahnung angewandt; eine Anwendung, von der man übrigens ſchon gegen den Schluß des 13ten Jahrhunderts Spuren ſindet, wenn z. B. in einem ſolchen Liede die Minner der Welt aufgerufen werden, ſich dieſer falſchen Geliebten zu entreißen, bevor der Tag des Gerichtes durch die Fenſter hereinblicke (Pfälzer Handſchrift 350, S. 235). In einem dieſer geiſtlichen Tagelieder redet unſer Dichter den Wächter an (Nr. 12):

Sag an, wachter! wie was es tag,
Do himel und erd nit emphlag,
Planeten zwar und auch die elementen? u. ſ. w.

Wenn auch in der Ausführung nicht befriedigend eingehalten, ſo iſt doch die Idee, von der dieſes Lied ausgeht, der Tag in Gott, bevor noch Mond und Sonne leuchteten, gewiſſe eine erhabene.

Ernſter und frommer Betrachtung zugekehrt ſind namentlich auch diejenigen Stücke, welche der Dichter ſelbſt Reden nennt, in nichtſtrophiſchen Reimpaaren. Eine derſelben, die längſte (Nr. 5), iſt noch beſonders dadurch beachtenswerth, daß ſie über Sitten und Ereigniſſe der Zeit ſich ſtrafend ausläßt und damit ganz dem Geiſte unſres Zeitraums angehört. Der Dichter beginnt damit, wie er in ſeiner Jugend die ſchönen Frauen gerne geſchaut und nach beſtem Vermögen gelobt habe. Erſt als er dreißig und vierthalb Jahre alt geweſen, hat er an Gott gedacht und die Vergänglichkeit alles Irdiſchen erkannt. Da begiebt er ſich in einen Wald, um von der trügeriſchen Welt abgeſchieden zu leben. In der Wildnis kommt zu ihm der Held Parcival, deſſen Länge und kräftige Geſtalt ihn anfänglich erſchreckt. Parcival aber grüßt ihn freundlich und will von ihm hören, wie man jetzt in der Welt lebe. Hiernach hebt der Dichter ſeinen Bericht an:

Die welt iſt ſo gar verirret,
Mit maniger ſach bewirret,
Doch ſag ichs, ſo ich beſt kan u. ſ. w.

Der Höchſte iſt der Pabſt. Aber wie ſteht es mit dieſem?

Zwen pebſt ſind gewellet,
Der tiefel hat geſellet
Warlich ſich zu dem ainen.
Die böſen und die unrainen
Die hand erdacht die valſchen wal u. ſ. w.

Dieſe ſchwere Verantwortung hat niemand

Dann groſſe hoptprelaten u. ſ. w.

Wen ſein Sinn nicht anders weiſt, als daß Derjenige, dem er beitritt, der rechte Pabſt ſei, der mag wohl dabei bleiben;

Tet er es aber umb gab oder umb guet,
Zwar der hat ain böſen muet,
Der verkauft die gerechtikait,
Das wirt ſinr ſel ain ewigs laid u. ſ. w.

Weiter klagt er, daß manche Fürſten und Herren den Biedermännern die Schälke vorziehn, welche jene verlügen, und daß dabei geiſtlich und weltlich Gericht nicht beſtehen könne. Sofort kommt er auf die Prieſter:

So phlegent prieſter ſimoni,
Darzu ſint ſi nit wuechers fri
Und ſüntlichs fürkaufen.[1]

Parcival findet dieſe Zeitläufe allzu hart, fragt jedoch weiter:

Sag an! wie hat gevert
Ritterſchaft und frowen?
Wie land ſi ſich ſchowen?
Ich ſprach: Der lauf iſt mengerlei.
Etlich minner hand geſchrei
Mit ſchrien, waien,
Als eſel in dem maien,
Und hand doch weder zucht noch ſcham u. ſ. w.

Aber auch noch andern Vorwurf hat der Dichter dem Adel, wie den übrigen Ständen, ſeiner Zeit zu machen:

Ritterſchaft phligt wuechers nam,
Daz wer etwenn geweſen ſcham u. ſ. w.

Dennoch ſind nicht alle ohne Unterſchied in das Böſe verſunken:

---

[1] Auskaufen, überbieten, bei Vergebung von Kirchenſtellen. Vgl. Schmeller II, 284.

Noch vint man mangen biderman,
Prieſter und auch laien wolgetan,
Der durch keiner ſlacht miet
Ven ſel noch eren nit ſchiet.
So vint man noch meng wiplich wib,
Die in eren haltet iren lib,
Der tut ſi nit vergeſſen
Und kan wol trewe meſſen u. ſ. w.

Beſonders aber ſucht er in der Prieſterſchaft, nach ihrem beſſern Theile, das Heil der Zeit:

Ich gleb und wer nit prieſterſchaft,
Der tiefel wurd ſighaft
Me das mertail an der criſtenhait u. ſ. w.

Allzu nüchtern iſt der Schluß des Gedichts, wodurch die Fiction völlig aufgehoben wird:

Nu wil ich euch die warhait ſagen,
Parciſal iſt tod vor mengen tagen;
Ich han in nun ze piſpel[1] gezelt,
Daz er iſt geweſen ain ritter us erwelt.

Es iſt in dieſem Strafgedichte noch nichts enthalten, was beſtimmter auf die Ideen hinwieſe, die ein Jahrhundert ſpäter in der Reformation zur Reiſe kamen. Aber das erſehen wir doch, wie die Zerrüttung der Kirche durch den Streit der Gegenpäbſte und die Habſucht eines Theils der höhern und niedern Geiſtlichkeit einen Mann zu bittrer Rüge aufregt, der ſonſt von hoher Achtung für das Prieſteramt durchdrungen und dem kirchlichen Glauben ſeiner Zeit treulich ergeben iſt, wie dieß auch ſeine geiſtlichen Lieder, darunter eines zum Lobe der heiligen Jungfrau, beweiſen. Sanct Peters Schiff erklärt er einmal (Nr. 12) für das einzige, das auf dem ſtürmiſchen Sündenmeere helfen könne. Im Ganzen erzeigt er ſich als einen echten Ritter, der noch im Zerfalle der Adelsſitte, worüber er auch in jenem Strafgedichte klagt, den edeln Minneſang nach Kräften zu friſten ſucht, und wie er einſt im Dienſt einer ſchönen Frau ein prächtiges Ritterſpiel mitmachte (Bl. 2b, f.), ſo nachmals auch nach altem Gebrauch eine Fahrt nach dem heiligen Grabe unternimmt. Von dieſer meldet uns das letzte in der Reihe ſeiner Lieder und ich gebe zum Schluſſe noch einen Auszug deſſelben, als Beitrag zu den ſonſt nur dürftig bekannten Lebensumſtänden des Dichters.

---

[1] Biſpel, Gleichnisrede.

Das Lied beginnt mit einem Hülferuf im Seeſturme:[1]

Des himels vogt und hechſter keiſer,
Laz gen uns ab dinem zorn! u. ſ. w.

Es werden nun aus der heiligen Schrift Beiſpiele wunderbarer, göttlicher Rettung aufgezählt: Daniel bei den Löwen, die Jünglinge, die im Feuerofen Gott mit Geſange lobten, Jonas im Bauche des Fiſches u. ſ. w.

Mit dem Anruf Gottes, Marias und des heiligen Jakob ſcheint das Lied urſprünglich geſchloſſen zu haben und was noch weiter von dieſem Sturm und der Wallfahrt überhaupt erzählt wird, erſt in der Folge von dem Dichter hinzugefügt worden zu ſein. Er fährt nemlich fort:

Diz geticht wart gemacht
In vil grozem ungemach u. ſ. w.

Das Gedicht ſchließt mit einem dreiſtrophigen Bußgebete.

2. Oswald von Wolkenſtein.[2]

Er ſteht mit Hugo von Montfort an der Pforte des 15ten Jahrhunderts. Sein Stammſitz iſt die Felſenburg Wolkenſtein, im Thale Gröden, in Tirol. Die Liederſammlung, die er hinterlaſſen hat, iſt viel zahlreicher, als die des Grafen von Montfort, aber auch ſie iſt noch ungedruckt.[3] Ich vermag daher nur den Platz, den er einzunehmen hätte, zu bezeichnen, nicht aber ſein Bild ſelbſt aufzuſtellen. Nur einzelne Lieder und Liederſtrophen ſind da und dort mitgetheilt. Mit ſeinen Lebensumſtänden hat ſich vorzüglich Joſ. v. Hormayr beſchäftigt.

Sieh Joſ. v. Hormayrs Aufſatz über dieſen Sänger, mit deſſen Bildnis, im Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte 1824. S. 334 ff. Ebend. Archiv für Geſchichte u. ſ. w. Januar 1823. Nr. 1. 2. Tiroler Almanache. Wien 1803—5 und Recenſionen derſelben von Joh. Müller in der Jenaiſchen allgemeinen Litteraturzeitung 1805. Nr. 297. Wiener Jahrbücher der Litteratur 1821. B. XVI, S. 71—73 (Daher die nachfolgenden Liederfragmente). Vgl. auch 1818. B. III, S. 42.

---

[1] [Das ganze Gedicht, von welchem hier Bruchſtücke mitgetheilt werden, findet ſich in berichtigtem Texte bei Weinhold, a. a. O. S. 49—54. Ich habe die ausgehobenen Stellen nach der Herſtellung dieſes Gelehrten geändert. H.]

[2] [Man vergleiche nun: Oswald von Wolkenſtein und Friedrich mit der leeren Taſche. In elf Büchern. Von Beda Weber. Innsbruck 1850. 8. H.]

[3] [Es kann jetzt verwieſen werden auf: Die Gedichte Oswalds von Wolkenſtein. Mit Einleitung, Wortbuch und Varianten herausgegeben von Beda Weber. Innsbruck 1847. 8. H.]

Sonſt noch über ihn: Bragur, herausgegeben von F. D. Gräter. B. VII. Abtheilung II. Leipzig 1802. 8. S. 266—69. J. N. Forkels Allgemeine Geſchichte der Muſik. Leipzig 1801. 4. II, S. 763—7. Graff, Diutiſca III. Stuttgart und Tübingen 1829. 8. S. 189.

Oswald von Wolkenſtein war das Haupt der tiroliſchen Adelsbündniſſe wider Friedrich mit der leeren Taſche. Im Sturme der Felsburg Greifenſtein ward er durch einen Pfeilſchuß eines Auges beraubt.[1] Er kämpfte wider die Polen[2] unter der Fahne des deutſchen Ordens, war Gefährte Herzogs Albrecht IV von Öſterreich ins heilige Land[3], dann des Königs Sigmund auf deſſen Reiſe nach Frankreich und Spanien (1415) zum Behuf der Kirchenvereinigung und des Conſtanzer Conciliums. Die Länder, die er bereiſt, die zehen Sprachen, die er geſprochen, die Inſtrumente, die er geſpielt, zählt er folgendermaßen auf:

---

[1] [Beda Weber berichtet in dem erſtgenannten Werke S. 106: „Oswald von Wolkenſtein, der Dichter, wurde im Jahre 1367 im Schloſſe Troſtburg geboren. Friedrichs und Katharinens zweitgeborner Sohn, hatte er ſchon als Knabe das Unglück, daß ihm bei einer Faſtnachtsfeierlichkeit mit einem Bolze das rechte Auge ausgeſchoſſen wurde. Deshalb nannte man ihn von Jugend auf Oswald mit einem Auge, um ihn von ſeinen übrigen Namensvettern zu unterſcheiden. Wenn Hormayr erzählt, daß dieſe Verletzung des Auges bei der Belagerung von Greifenſtein im Jahre 1417 geſchehen ſei, ſo folgt er hierin der Angabe Burglechners, der in der Sache ſchlecht unterrichtet iſt, wie faſt immer, wo er ſich nicht auf Urkunden ſtützt. Eine uralte Aufſchreibung im Archive zu Troſtburg ſtimmt mit unſerer Erzählung überein. Oswalds Marmorbild auf dem ſchönen Steine, den er ſich ſelbſt im Jahre 1408 am Dome zu Brixen geſetzt, zeigt ihn als Kreuzfahrer mit einem Auge.“ H.]

[2] [gegen die heidniſchen Preußen. H.]

[3] [Nach Beda Weber a. a. O. S. 125 machte Oswald die Pilgerfahrt allein. „Hormayr vermuthet,“ ſagt Weber, „er habe ſich an Herzog Albrecht von Öſterreich angeſchloſſen, welcher zwei Jahre früher ebenfalls über Venedig dahin reiſte. Aber Oswalds eigene Worte und beſtimmte Zeitangabe in ſeiner Aufſchreibung ſind dagegen. Wohlbekannte Geſellſchaft wäre ihm ſogar läſtig geweſen.“ H.]

Gen Preuſſen, Littaun, Tartarei, Türkei, über mer,
Gen Frankreich, Lampart, Iſpanien, mit zwaien kiniges her,
Trib mich die minn, auf meines aigen geldes wer,
Rupprecht, Sigmund, baid mit des adlers ſtreifen —
Franzoſiſch, moriſch, kataloniſch und kaſtilian,
Teutſch, latein, windiſch, lampertiſch, reuſchiſch und roman,
Die zehen ſprach hab ich gebraucht, wenn mir zerran
Das geld. Auch kund ich fidlen, trumen, pauken, pfeifen.[1]

Ein wahrer Tauſendkünſtler! Ein Theil ſeiner Lieder ſingt die Minne der ſchönen Königin von Arragon: vor ihr knieend, reicht' er ihr den Bart, mit weißen Händlein band ſie einen Ring darein; von ihren Handen ward er mit einer Meſſingnadel durch die Ohren geſtochen, darein ſie ihm zween Ringe ſchloß.[2]

Nachdem er 38 Jahre in unſtätem Leben hingebracht, kommen ihm Gedanken an häusliches Glück:

Ich han gelebt wol vierzig jar, leicht minner zwai,
Mit toben, wüten, tichten, ſingen mangerlai;
Es wer wol zeit, das ich meins aigen kindes geſchrai
Elichen hört in einer wiege gellen.[3]

Aber zweierlei irrt ihn: die Erinnerung früherer Minne und dann:

Auch furcht ich ſer elicher weibe bellen.

Dennoch verehlichte er ſich, in ſchon vorgerücktem Alter, zweimal und ward Ahnherr eines anſehnlichen Geſchlechts. Er ſtarb 1445, faſt achtzigjährig. Viele ſeiner Lieder hat er ſelbſt in Muſik geſetzt und ſie ſind mit den Noten verſehen.

Nach den wenigen, bis jetzt mitgetheilten Proben möchte eine vollſtändigere Bekanntmachung dieſer Gedichte, wenn nicht wegen ihres poetiſchen Gehaltes, doch jedenfalls für die Sittengeſchichte wünſchenswerth ſein.

3. Hermann von Sachſenheim.

Die erzählende Poeſie hatte ſich ſchon im Laufe des 14ten Jahrhunderts entſchieden der Allegorie zugewandt. Die Anlage ſolcher Gedichte beſteht gewöhnlich darin, daß der Dichter auf einem Gange zur

---

[1] [Man ſehe dieſe Stelle in der Ausgabe von Weber S. 22. H.]
[2] [Bei Weber S. 23. H.]
[3] [Bei Weber S. 26. H.]

Frühlingszeit ſich in einer ſchönen Wildnis verliert, wo er allerlei allegoriſchen Weſen begegnet und dann, mit nützlicher Erkenntnis und Lehre bereichert, nach Hauſe kehrt. In unſrem Zeitraum werden unter ſolchem Rahmen auch die Geſtalten der ältern Ritterdichtung und Sagenwelt zu allegoriſchen. So fanden wir in einer der Reden Hugos von Montfort den romantiſchen Helden Parcival zum bloßen „Beiſpiel“ eines auserwählten Ritters allegoriſiert. Ausgedehnt auf eine Erzählung von größerem Umfang erſcheint dieſes Verfahren in der Mörin Hermanns von Sachſenheim. Handſchriften und Drucke dieſes Gedichts ſind verzeichnet in F. H. von der Hagens litterariſchem Grundriß S. 427 f. Ich habe mich folgender auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindlichen Ausgabe bedient:

Mörin. Eyn ſchöne kurtzweilige vnd liebliche Hiſtori, welch durch weiland Herr Herman von Sachſenheym Ritter (eyns abentheurlichen handels halben, ſo jm inn ſeiner jugent begegnet) beſchriben, vnd hernach die Mörin genant iſt. Allen denen, ſo ſich der Ritterſchafft gebrauchen: Auch zarter fräwlin diener gern ſein wolten: Nit alleyn zu leſen luſtig, vnd kurtzweilig, ſonder auch zu getrewer warnung nützlich vnd erſchießlich u. ſ. w. ann tag geben. Zu Wormbs truckts Sebaſtianus Wagner. Am Schluſſe: Inn der Keyſerlichen Frei vnd Reichſtatt Wormbs truckts Sebaſtianus Wagner im Jar nach der geburt Chriſti vnſers Herren M. D. XXXIX. 4. mit Holzſchnitten.

Es iſt ohne Zweifel ein Abdruck der 1512 zu Straßburg veranſtalteten Ausgabe des Johannes Adelphus, deſſen Vorrede, Straßburg 1 November 1512, mit abgedruckt iſt. Eine im Grundriß nicht bemerkte Ausgabe, Frankfurt s. a. kl. 8. [am Schluſſe: Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, durch Weygandt Han, inn der Schnurgaſſen zum Krug], befindet ſich gleichfalls auf der Stuttgarter Bibliothek. Ein brauchbarer Auszug ſteht in Reichards Bibliothek der Romane. B. VII. Berlin 1781. S. 41—70.

Ein ſolcher ſoll uns nun auch mit dem ſonderbaren Gedichte näher bekannt machen. Es beginnt folgendermaßen:

1a Jr weiſen, merket mein gedicht
Und laſſet euch verdrießen nicht,
1b Ob ich ein weil von thorheit ſag!
Es iſt nit lang, an einem tag
In einer liechten ſommerzeit,
Als ſich die vögel widerſtreit

Erbrach(t)en[1] nach geſanges weis
1 c Und mancher aſt ſein blüend reis
Nach allem wunſch erzeiget hat,
Do ward ich mit mir ſelbs zu rat
Und gieng ſpaciern in einen wald,
Darinn die vögel manigfalt
Mit freuden ſungen ir geſang.
Do ſand ich einen fuoßpfat lang,
Der truog mich in ein klingen[2] dief,
Do mancher vogel ſang und rief
Mit heller ſtimm, als in gezam.
Gar bald ich an ein waſſer kam,
Das gieng ich ſchawen hin zu thal,
Do mancher brunn auß felſen qual[3]
Von hohen bergen hie und dort.
Sonder bei eines brunnen ort[4]
Sah ich do gleſten gen mir her
Von mancher reicher koſt[5] ſo ſchwer
Ein ſchön gezelt von ſammet blau.
Daver ſtuend ein man, der war grau,
Mit einem ſchönen langen bart,
Als ob es wer der treu Eckhart,
Von dem man ſagt in Venus berg.
Bei dem do ſtuond ein kleines zwerg,
Das truog ein ſeil an ſeiner hand
Von blawer ſeiden und palmand,[6]
Die manchem kaufman iſt bekant.
Sie truegen beid das beſt gewant,
Das menſchen augen je erſchein,
Von berlin, gold und edlem gſtein

---

[1] Der bracht, Schall, Lärm; brechten, ahd. prahtan, lärmen, laut reden, ſchreien (Schmeller I, 250. Stalder, Idiotikon I, 212. Hoffmann, Fundgruben I, 361 b).

[2] Die klinge, enge Schlucht, ahd. chlinga, torrens (Schmeller II, 359. Fundgruben I, 379 a).

[3] qual, Prät. von quillen.

[4] Ort, Ende, Endſpitze, hier wohl Urſprung.

[5] Die koſt, Koſtenaufwand oder was ſolchen erfordert hat.

[6] Palmat ſide, Triſtan, herausgegeben von F. H. v. d. Hagen. Breslau 1823. 8. Gloſſar 400 b.

Und mancher hand gezierdes vil.
Fürwar das iſt ein frembdes ſpil,
Gedacht ich mir in meinem muot.
Ich gieng zu in und ruckt den huot
Und neigt mich vaſt, als billich was.
Sie theten weder wirſch noch baß,
Dann daß ſie mich erwüſten beid.
Von herzen gſchah mir nie ſo leid,
Daß ich zu weer nit kommen mocht.
Mein treu[1] noch flehen nit mer docht,[2]
Ich muoſt mich do gefangen gebn.

Lange ſchon haben ſie in dieſem Walde auf ihn gewartet, er wird nun an Händen und Füßen gebunden. Das Zwerglein iſt ſo bös auf ihn, daß es ihn aufhängen will.

2a Nein, ſprach der alt, daz wöln wir lon
Durch willen ſeiner gelben ſporn.

Hierauf wird er in eine Truhe geſperrt, worein Löcher gebohrt ſind, und erfährt, daß ſie ihn in das Land ihrer Königin, Frau Venus, bringen wollen. Auf die Frage des Alten, wie ſie zu Venus Berge kommen mögen, nimmt das Zwerglein eine Beſchwörung vor:

2b Demit es das gezelt beſchwuor,
Daß es hoch in die lüſt auf fuor
Durch alle wolken, firmament
Und fuort uns hin gen orient u. ſ. w.

Biß daß wir kamen über meer u. ſ. w.
In ein das aller ſchönſte land,
Darumb das wallend meer mit ſand
Begriffen war in inſeln weis;
Ich meint, es wer das paradeis.

Hier wird der Gefangene aufgeweckt und aus der Truhe gelaſſen. Man führt ihn auf einen Plan, wo Alles ergetzlich iſt für Aug' und Ohr: koſtbare Gezelte, Vogelſang, Blumen und Früchte, Poſaunen, Pfeifen, Saitenſpiel und die Stimme von Frauen und zarten Jungfraun. Der Ankömmling aber wird von einer Schaar „Scherganten"[3] in Empfang genommen und in einen Stock geſchmiedet. Jetzt erſcheint auch die Perſon, von der das Gedicht den Namen hat:

---

[1] Treu, dröu, dröuwe, Drohung.

[2] docht, tugen, Prät. tohte, gut ſein, nützen, taugen.

[3] Sarjande (wahrſcheinlich von servientes), Fußknechte. Wig. S. 695. [Blatt 8b „von den ſcherganten oder ſtattknechten." H.]

4a Do trat her in eim weißen kleid
Der aller ſchwärzſten frawen ein,
Als mir in Moren land erſchein u. ſ. w.

Unſer Ritter erweiſt ihr die Ehre, ſie für die Königin von Saba zu halten, die einſt zu Salomon gekommen, oder gar für die Königin Venus ſelbſt. Die Antwort iſt aber nicht ſehr verbindlich:

4b Wo kompſtu her mit dem latein?
Do heim magſt wol ein biſchof ſein.
Ich bin ir arme dienerin;
Mich dunkt, du pflegſt gar kranker ſin,
4c Daß du mich für ein köngin nenſt
Und nit ſpeck under erbeiß kenſt.
Nuon trag ich doch kein könglich kron.

Sie iſt gekommen, ihn vor Gericht zu laden:

4c Sie klopft mich mit dem ſtäblin an
Und ſprach: Du ungetrewer man,
Ich lad und heiſch dich für gericht u. ſ. w.

Nach einem ſcharfen Wortwechſel entfernt ſich die Mörin. Der Ritter wird die Nacht über bewacht, am Morgen aber zieht eine neue Schaar Gewappneter heran, vor der man, zum Zeichen des Blutgerichts, eine rothe Fahne trägt; auch wird dreimal eine Glocke geläutet. Den Zug führt ein überaus großer Mann in einem welſchen „küriſch" und mit einer Mordaxt in der Hand. Dieſem folgen vier Pfeifer, je zween auf einem Kameel. Hierauf drei Trompeter, auf Panthern reitend. In dieſem Aufzuge wird er, nachdem man ihn auf ein hinkendes Maulthier hinterfür geſetzt, zu Frau Venus, der Königin, geführt, während der Zug das Lied ſingt:

6b In Venus namen faren wir.[1]

Ein guter Ritter kommt eben daher:

---

[1] Vgl. Maßmanns Denkmäler deutſcher Sprache und Litteratur I. München 1828. 8. S. 125. 14: Sie ſüngen in gottes namen alle. [Das genannte Lied iſt eine parodiſtiſche Änderung des alten Leichs oder Wallfahrtsliedes: „In gotes namen vare wir." Man ſehe das letztere bei Hoffmann von Fallersleben, Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. Zweite Ausgabe. Hannover 1854. 8. Nr. 12. 97—99. H.]

6b Er ſprach: Was ſol euer geſang,
Was zeihet ir den guoten man?
Mein frau die nimpt ſich vil dings an,
Des ſie ein theil wol mießig gieng.
Der alle die ertödt und hieng,
Die frawen untreu hon gethon,
So müſt man gar vil galgen hon.

Sie gelangen auf ein Feld, wo ein großes Gezelt aufgeſchlagen iſt, vor welchem der Zwerg und der alte Mann ſtehen, die ihn hieher gebracht. Nun kommt auch die Königin mit ihrem Zuge heran:

7a Frau Venus auf eim helfant ſaß,
Darauf ein palaſt war geziert,
Darinn ſaß die köngin ſelbviert,
Drei fürſtin reich und hochgeborn
Und mancher ritter außerkorn
Mit ir zu roſs warn kommen dar u. ſ. w.

Sie wandt ſich umb und deut auf mich
Und ſprach: Iſt das der ſchnöde man,
Der mir meinn hof verſchmehen kan
Und mir hat gebrochen meinn eid?
Fürwar es mueß im werden leid,
Eh man das bad wirt gießen auß.
Nuon ſchaut! er ſicht gleich wie der ſtrauß,
Der ſeine eier hat verlorn.

Sie wird in das Zelt geführt, worauf auch der König, mit Krone und Scepter und in Begleitung von zwölf Rittern mit grauen Bärten, heranſchreitet. Drei Pfaffen tragen ihnen den Alkoran vor. Dieſer König iſt ein Ritter aus Frankenland, der Danhäuſer genannt, den Frau Venus ſich zum Gemahl erkoren. Auch die Mörin kommt auf einem gezähmten Einhorn herbeigeritten. Der Ritter wird, nachdem man ihm ſeine Bande aufgeſchnitten, ſehr unſanft vom Maulthier herabgeworfen. Man fordert ihn auf, den werthen Gott Machmet anzurufen, was er aber verweigert und ſein chriſtliches Glaubensbekenntnis laut ausſpricht. Nachdem die Frauen vergeblich für ihn bei Frau Venus Fürbitte eingelegt, wird er, mit ſieben Seilen gebunden, vor die Schranken des Gerichtes geſtellt, zu welchem der König und ſeine zwölf Ritter auf prächtigem Geſtühle ſich niedergeſetzt haben. Die Königin ruft das Gericht an und erbittet ſich zur Fürſprecherin die Mörin Brinhilt. Die Fürſprache des Angeklagten übernimmt der alte, treue Eckart. Eine vorläufige Verhandlung über die Art der Gefangennehmung hat den Spruch zur Folge, daß der Ritter ungebunden vor Gericht ſtehen ſoll. Hierauf verlieſt die Mörin ihre Klage, welche darin beſteht: der Ritter habe in ſeinem zwanzigſten Jahre ihrer Frau den Eid der Treue geſchworen, als er aber kaum dreißig Jahre alt geworden, hab' er ſich falſcher Tücken befliſſen. Venus hab' ihm eine ſchöne „Amei“ unterthan gemacht, gegen dieſe hab' er ſich mit falſchen Blicken erzeigt, als ob ſie ihm die liebſte wäre, dennoch aber ſich mit der Einen nicht begnügt. Eckart und die andern Beiſtände des Angeklagten treten mit ihm ab, um ſich über die Antwort zu bereden. Der Ritter widerſpricht, der Königin einen förmlichen Eid geſchworen zu haben, entſchuldigt ſich im Übrigen damit, daß er es ſeiner Freundin nicht anders gemacht, als ſie ihm (14 c).

Eckart richtet nun die etwas bedenkliche Fürſprache dahin, daß er alle Schuld auf die Untreue der Frauen zu werfen ſucht:

14 d Geb untreu warm, es würd ſo heiß
In manchen landen, en die ſonn,
Es möchts nit löſchen weiers brenn.

Auch nimmt er für ſeinen Schützling die beſondern Vorrechte eines freien Schwaben in Anſpruch, ſeinen Eid zu bieten, da er Alters halber nicht mehr Kampf bieten könne. Allein die Mörin hat noch andre Stücke auf ihrem Zeddel. Er habe, während er zwei oder drei Frauen gedient, die Farbe einer jeden getragen und ſich dabei folgender Liſt bedient:

18 b So er dann kam zu einem tanz,
Do frawen und geſellen warn,
So kunt er meiſterlich gebarn
Und fuort mit im die kleider ſein
In einem watſack, der war ſein
Verſchloſſen und gebriſſen[1] zuo.
Fand er dann eine und nit zwuo,
So ſprach er bald zu ſeinem knecht:
Bring her die farb! die kompt mir recht,

---

[1] Briſen, preiſen, ſchnüren. Schmeller I, 345. Vgl. Fundgruben I, 361 b.

Der aff iſt die, dem ſie gehört.
Demit ſo ward die ein bethört.
Fand er dann mer, das war im leid,
Bald legt er an ein ſchwarzes kleid,
Als ob im wer geſtorben todt
Ein guoter freund in waſſers not.
18 c Alſo beſchalkt er diß und die.

Selbſt die Klöſter hab' er nicht mit ſeinen Bewerbungen verſchont (18 c). Und in den Städten hab' er ſich noch weniger geſcheut (18 d). Bei der Beſprechung mit den Beiſtänden, denen bei ſo ſchweren Beſchuldigungen nicht wohl zu Muth iſt, wendet der Ritter ein, Frau Venus henke die kleinen Diebe und laſſe die großen laufen. Auch beruft er ſich auf ein hohes Beiſpiel:

19 d Köng David het wol hundert ſchaf
Und ſtal doch eim ein lämblin guot.

Nöthigen Falls will er von dieſem Gerichtshof an die Kaiſerin „fraw Abentheur“ appellieren, von der die Königin Venus ſelbſt ihre Krone habe. Es wird nun von den Parteien zum Spruche hinterſetzt, dem König aber iſt die Zeit bereits zu lang geworden.

21 a Er ſprach: Ir herrn, nuon ratent zuo,
Was ich zu diſen ſachen thuo!
Ich mein, es wer wol eſſens zeit u. ſ. w.

Die Entſcheidung wird dieſem gemäß auf den nächſten Morgen verſchoben und die Zwiſchenzeit dem Mahl und der Ruhe gewidmet (23 a). Am andern Tage zeigt ſich, daß das Urtheil der zwölf Ritter gezweit iſt: die eine Hälfte will ihn freiſprechen, weil er nicht vor ſeinen rechten Richter geſtellt worden, die andre erkennt der Königin das Recht zu, ihn zu tödten, empfiehlt ihn jedoch ihrer Gnade. Der König, deſſen Ausſpruch zwiſchen beiden Meinungen entſcheiden ſoll, iſt in unverkennbarer Verlegenheit.

27 d Der könig thet manch ſcharpf geſicht
Und rampf das maul vaſt hin und her:
Als ob es alls verworren wer,
Alſo hett er ein frembd geberd.

Nach weiterer Berathung tritt er auf die dem Angeklagten ungünſtige Seite. Dieſer appelliert aber, wie er ſich vorgenommen, an die Kaiſerin Abentheur. Die Königin befiehlt auch ſogleich, Schiffe bereit zu halten, auf denen ſie mit 200 Frauen und 1000 Rittern in das Reich der Kaiſerin überfahren will. Auf die Frage des Königs, wer „fraw Abentheur“ ſei, antwortet der Ritter:

30c All ſach durch abentheur geſchicht,
Es ſeien frawen oder man u. ſ. w.

Hierauf wird der Ritter im Zelte Eckarts wohl bewirtet. Auch der Schreiber, der die Appellation aufgeſetzt, ißt mit ihnen (30d).

Auch der Marſchalk und der „groß hofmeiſter“ ſetzen ſich zu ihnen und der Narr Utzmann, der den Wein ſpürt, tanzt hin und her. Es wird von einem großen Geſtech die Rede, das der König halten will, und der Ritter wünſcht, demſelben anwohnen zu dürfen. Eckart räth ab und meint, er ſollte ſich ſolcher Dinge entſchlagen. Der Ritter antwortet mit einer Anekdote, die in unſrem Lande ſpielt:

32d Ich ſprach: Eckart, ich bin kein baur
Dort her bei Urach auf der Alb.
Do ſprang ein alt weib mit eim kalb
Gar über ein wunderdieſes thal,
Bei Leiningen gſchah diſer fal;
Der knecht, der ab dem kalb do fiel,
Der mocht wol ſein ein thorecht giel.[1] u. ſ. w.
33a Hin auf das ſchloß gieng er zu hand
Und bracht ſein bottſchaft glaublich dar.
Des nam der herr gar eben[2] war
Und muoſt im ſagen diſe mer,
Wie er ſo ſchnell wer kommen her.
Das thet der bott und war gar geil.
Der herr der ſprach: Gott geb uns heil!
Was dörfen wir nuon großer roſs?
Die kälber ſpringen überd moß
Und darzuo über dieſe thal
Und das beſchicht on allen fal.

(Der Zuſammenhang dieſer Anekdote mit dem vorhergehenden Geſpräche mag dieſer ſein: wenn auch der Gaſt nicht mehr recht zum Ritterſpiele zu taugen ſcheint, ſo iſt ja auch ſchon ein Kalb ſo gut geſprungen, wie ein Roſs. Übrigens iſt durch das ganze Gedicht die

---

[1] Der Giel, der Rachen, gefräßiger Menſch.
[2] Eben, genau, ſcharf. Schmeller 1, 11, eben 3.

Anknüpfung oft äußerſt willkürlich und manchmal giebt nur der Reim den Anlaß, zu den fremdartigſten Dingen überzuſpringen.)

Der Großhofmeiſter verlangt von dem Ritter weitern Bericht über die jetzige Sitte in deutſchen Landen und dieſer wird ihm mit vieler Freimüthigkeit erſtattet, auf ähnliche Weiſe, wie wir den Grafen von Montfort dem Helden Parcival vom Zuſtande ſeiner Zeit erzählen hörten. Wir werden auf dieſe Sittenſchilderung beſonders zurückkommen.

Der Ritter erhält die Erlaubnis, das Geſtech mit anzuſehen, das auf einer mit Blüthen beſtreuten Bahn gehalten wird. Doch muß er, zum Geſpött der Leute, auf ſeinem lahmen Maulthier dahin reiten. Der König ſelbſt nimmt Theil an dem prunkvollen Ritterſpiel, wird aber vom erſten Stich aus dem Sattel gehoben und verdient ſich den Kranz der „fraw Schand“. Dem Turnier folgt ein Tanz und der Zorn der Königin gegen den Ritter legt ſich allmählich. In einem Augenblicke, wo die Mörin, ſeine beſondre Feindin, nicht um die Königin iſt, führt der Marſchalk ihn und den getreuen Eckart heimlich zu dieſer. Frau Venus ſchenkt ihm, auf Fürbitten Aller, die Freiheit, doch unter dem Beding, daß er ſchwöre, ſich auf ihre Mahnung in einer der vier Städte zu ſtellen, die ihr in deutſchem Lande angehören: Cöln, Straßburg, Baſel und Coſtenz. Nachdem er ſeinen Eid abgelegt, wird ihm von einer Göttin ein Laſurſtein in die Hand gegeben und, während ihm die Augen mit einem ſeidenen Tuch verbunden werden, ein Zauberſpruch über ihn geſprochen:

45 b Ich weert mich nit, was ſie mir thet,
Doch ſprach ich heimlich das gebet,
Das man das Vatter unſer nent.
Hoch in der wolken firmament
Ward ich verzuckt do ſchnel und bald.
Mit großen engſten manigfalt
46 a Fuor ich do hin, ich weiß nit wie.

Er kommt an derſelben Stelle nieder, von der er ausgefahren (46 a f.). Dem frommen Schluß iſt noch eine Zueignung angehängt:[1]

---

[1] In der Wiener Handſchrift, woraus die Stelle im Muſeum für altdeutſche Litteratur I. Berlin 1810. 8. S. 579 f. gegeben iſt, läuft beides mehr in einander über.

46c Dem edlen fürſten hochgeborn,
Welchen ich mir hab außerkorn,
Und darzu einer fürſtin guot,
Sie ſeind auch beid von einem bluot:
Auß Beierland, pfalzgraf bei Rein,
Zu Öſterreich ein herzogein,
Hab ich diß red zu dienſt gemacht u. ſ. w.

Hierauf noch die Zeitbeſtimmung:

46c Diß ward gemacht im dritten jar,
Als man nach jubileus zalt,
Do bapſt Nicolaus mit gwalt
Den ſündern all ir ſünd vergab.

Das Jubeljahr, unter dem Pabſte Nicolaus V gefeiert, war 1450 (Cruſius, Ann. II, 393). Im dritten Jahre nach dieſem, alſo 1453, iſt das Gedicht verfaßt. Mittelſt dieſer Zeitbeſtimmung ergiebt ſich denn auch, wer die beiden fürſtlichen Perſonen ſeien, denen zu Dienſt es gemacht iſt: nemlich der Pfalzgraf Friedrich I und ſeine Schweſter Mechtild, früher mit dem Grafen Ludwig von Wirtemberg, nach deſſen 1450 erfolgtem Tod aber und zur Zeit der Abfaſſung des Gedichts mit dem Herzog Albrecht VI, Erzherzog von Öſterreich (geſtorben 1463), vermählt (Cruſius, Ann. II, 395).

Der Sagengrund, worauf dieſer wunderliche Bau aufgeführt worden, iſt ein einheimiſcher: die Volksſagen vom Venusberge, vom Tanhäuſer und vom treuen Eckart. Das Innere des Venusberges fanden wir in unſrem Gedichte nur kurz und geheimnisvoll angedeutet: ein ewiger Mai blüht in ihm, er iſt voll Goldes und edeln Geſteins, Frauen, Ritter, Zwerge ergetzen ſich darin mit Singen, Tanz und Saitenſpiel; alle Meiſter der Philoſophie möchten die Wunder dieſes Berges nicht ermeſſen. Wie der Tanhäuſer, den das Gedicht aus Frankenland ſtammen und im Reiche der Venus, als Gemahl dieſer Königin, die Krone tragen läßt, in den Venusberg gekommen, davon giebt es eine alte Ballade, die im 16ten Jahrhundert auf fliegenden Blättern vielverbreitet war und auch ſonſt mehrfach abgedruckt iſt, z. B. nach einem Nürnberger Flugblatte in Gräters Bragur B. VIII, Breslau 1812. S. 186 ff.; nach Kornmanns Venusberg ꝛc. in: Des Knaben Wunderhorn von L. A. v. Arnim und C. Brentano I. Heidelberg 1806. 8. S. 86—90, Büſchings Volksſagen 374 und andern

Sammlungen;[1] niederdeutſch, fliegendes Blatt, vermuthlich von 1581, Schellers Bücherkunde S. 479, XVI.

Aventin (Johann Thurnmaier [Turmair] aus Abensberg, geſtorben 1534) in der bairiſchen Chronik (Frankfurt 1580. Fol. Bl. 33 b) macht, nach ſeiner Weiſe, die Fabelhelden geſchichtlich einzureihen, den Danhäuſer zu einem von den Griechen Thanauſes genannten König der Gothen, der vor der Zerſtörung Trojas große Dinge ausgeführt habe, und ſetzt dann bei:

> Von obgenanntem Helden und Herrn, dem Tanhäuſer, und ſeiner Reis ſingen und ſagen noch viel unſere Teutſchen, man heißt noch die alten Meiſtergeſäng von ihm ſprichwortsweis der alt Tanhäuſer. Etliche alte Römer (Reimer), vorauß Wolfram von Eſchenbach, der Cluſer und Schaber (ſonſt als Meiſterſänger genannt, ſ. Muſeum I, 145) und etliche dergleichen mehr, ſo bei dem Frauwenzimmer verwandt geweſen, haben den Frauwen wol dienen und Kurzweil wöllen machen, haben der alten Teutſchen Herrn und Fürſten Thaten, Reis und Chronica in Bulerei verkehrt, haben gemacht und gedicht, wie ſolchs Blutvergießen, Mühe und Arbeit nicht von Kriegs wegen, das denn den Weibern nicht faſt luſtig zu hören iſt, ſonder auß lieb umb der Frauwen und Jungfrauwen willen geſchehen ſei; dergleichen thut Vergilius mit der frommen Frauwen Dido und Äneas u. ſ. w. Alſo iſt auch dem Tanhäuſer geſchehen, der ein großer Held und Krieger geweſen, iſt mit den Teutſchen Kriegsfrauwen biß an Egypten durch Aſien und Syrien gereiſt, und wie ich oben angezeigt hab, iſt er von den alten Griechen, unſern Vorfahren, für einen Gott hernach, dem die Schlüſſel des Himmels befohlen geweſen, und beſondern Nothelfer geehrt und angeruft worden.

Was er darunter verſtehe, daß man „ſprichwortsweis“ von den alten Meiſtergeſängen ſage: „der alt Danhäuſer,“ erklärt Aventin in ſeiner Grammatik von 1517, wo er überſetzt: „eandem canis cantilenam, ſingſt gleich den alten Danhauſer.“ Schmeller I, 446.

Der treue Eckart iſt eine Geſtalt der deutſchen Heldenſage und zwar des gothiſchen Beſtandtheils derſelben, des Amelungenkreiſes. Er iſt dort der getreue Meiſter der jungen Harlunge, der Vaterbruderſöhne Dietrichs von Bern. Wir vermiſſen das lebendige Lied, das ohne Zweifel über ihn vorhanden war und die That zum Gegenſtande hatte, die ihm den beſondern Ruhm der Treue verſchaffte. In ungenügenden Überlieferungen wird er bald als Warner, bald als Rächer ſeiner Pflegbefohlenen gerühmt. Erſteres jedoch, die Warnung, hat ihm in der Volksſage ſeine Stelle angewieſen. Darüber hat die nordiſche Vilkinaſaga, die jedoch auf deutſchen Liedern und Sagen beruht, folgenden Zug aufbewahrt (Cap. 255. 256. Nordiſche Heldenromane, überſetzt durch F. H. von der Hagen, 2tes Bändchen, Breslau 1814. 8. S. 276—280): Eckehart (er trägt übrigens hier durch Verwechslung den Namen eines ſeiner Pflegſöhne Fritila) erfährt, daß den Harlungen ein Überfall von ihrem verrätheriſchen Oheim, König Ermenrich, drohe. Er wirft ſich auf ſein Roſs und reitet mit ſeinem Sohne Tag und Nacht, um, dem feindlichen Heere voreilend, die Harlunge zu warnen. Dieſe wohnen auf ihrer Burg am Rheine (Breiſach in deutſcher Sage). Am Ufer des Stromes angelangt, will Eckehart die Fähre nicht erwarten, ſie ſchwimmen, die Roſſe nachziehend, durch den Rhein und an dieſer Eile ſchon erkennen die Harlunge, daß große Gefahr nahe ſei.[1]

---

[1] [Vgl. Uhlands Volkslieder II, S. 761–765. 1032. H.]

Dieſer Eckehart nun iſt als Warner ſprichwörtlich geworden. In Johann Agricolas deutſchen Sprichwörtern (die erſte vollſtändige Ausgabe erſchien zu Zwickau[2] im Jahr 1529) findet ſich, Blatt 191, dieſes:

„Du biſt der treu Eckhart, du warneſt iederman.“

Und zur Erklärung desſelben wird, nach der Hinweiſung auf die Heldenſage, Folgendes geſagt [Bl. 193 a]:

„Nun haben die Deutſchen . . . ihres trewen Eckharts nicht vergeſſen, von dem ſie ſagen, er ſitze vor dem Venus berge und warne alle leute, ſie ſollen nicht in den berg gehen u. ſ. w.

Der proſaiſche Anhang des gedruckten Heldenbuchs (Hagenau 1509, Batt 212 b) ſpricht gleichfalls von ihm.[3]

---

[1] [Man vergleiche die hierher gehörigen Stellen nun auch bei: A. Raßmann, Die deutſche Heldenſage und ihre Heimat II. Hannover 1858. 8. S. 576. 577. H.]

[2] [Nach den neueren Unterſuchungen von J. Zacher, Die deutſchen Sprichwörterſammlungen. Leipzig 1852. 8. S. 10. 11 iſt die älteſte echte Ausgabe zu Hagenau erſchienen. Nach einem auf der königl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindlichen Exemplare dieſes erſten Druckes habe ich denn auch die oben mitgetheilte Stelle gegeben, welche Uhland nach einer anderen Ausgabe aufgenommen hat. H.]

[3] Vergl. Aventins Chronik Bl. 38 a f.; Allgemeine Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte von Erſch und Gruber, zweite Section. Elfter Theil. Leipzig 1834. 4. S. 63 unter: Hörſelberg. C. P. de Waldenfels, Selectæ

Wie ſehr die Sage vom Venusberg im 15ten und 16ten Jahrhundert volksmäßig verbreitet war, mögen noch einige weitere Anführungen darthun. Unſer Landsmann H. Bebel, einſt Lehrer der Beredſamkeit und Poeſie in Tübingen, deſſen Lebenszeit zum größern Theil noch in das 15te Jahrhundert fällt (er ſtarb wahrſcheinlich 1516), erwähnt ein paarmal, wie die fahrenden Schüler,[1] unter dem Vorgeben, aus dem Venusberge zu kommen, einfältige Landleute prellen. Im Triumphus Veneris[2] heißt es [B. II, Bl. 44 b]:

Multo plura tamen mulier, sed rustica, simplex,
Porrigit occulte, simul ignorante marito,
Quæ longum de caseolis lucrata per annum est.
Dum vagus ornate secretam gannit in aurem,
Nescio quem fingens Veneris de monte profectum
Sese hinc esse magum, possit qui dæmones atros
Imperio regere et compellere cuncta fateri
Abdita, quoque loco nummorum grata supellex
Thesaurusque ingens qua sit tellure sepultus.

Sodann in ſeinen Facetiis[3] (dieſe bald nach 1506, vgl. Narrenbuch 433 f.) B. I, 6:

Sunt quidam scholastici, qui cum nullius bonæ frugis sint neque operis, nec studeant nec laborare velint, vagantur hinc inde mendicando,

---

antiquitatis libri XII u. ſ. w. Norimbergæ 1677. 4. L. XI. cap. XIV. Extraordinarium. De Fideli Eckardo sive Treu Eckard. S. 377: „Hodierno quoque die superstitiosi nonnulli, vocem improvisam quasi susurrantem audientes, imaginantur, Treu Eckardi spiritum eos revocare.“ [W. Grimm, Die deutſche Heldenſage. Göttingen 1829. 8. S. 289; oben Bd. I, S. 245. 246. H.]

[1] Vergl. Simpliciſſimus V, Cap. 17; vergl. auch IV, Cap. 4. [Die erſtere Stelle lautet in der Ausgabe von Keller II. Stuttgart 1854. 8. S. 773: „ſagte derowegen, ich ſeie ein fahrender Schüler, der jetzo erſt auß dem Venus-Berg komme und ein ganzen Haufen wunderliche Künſt gelernet hätte.“ H.] Dagegen weiß das Mähre von einem fahrenden Schüler aus dem Anfang des 14ten Jahrhunderts in den Altdeutſchen Wäldern II, 49 noch nichts vom Venusberge.

[2] [Der genaue Titel iſt: Triumphus Veneris Henrici Bebelij poetæ laureati, cum commentario Ioannis Altenstaig Mindelheimensis. 4. Am Schluſſe: Finis. Argentinæ. IX, Calen. Septem. Anno a Christo nato. M. D. XV. H.]

[3] [Argentorat. Ex Aedibus Matthiæ Schurerij. Mense Nouēbri. Anno M. D. XII. 4. H.]

variisque artibus et illusionibus atque præstigiis simplices rusticos circumveniunt, dicentes se fuisse in monte Veneris (nescio quem mentientes), ubi omnem magiam didicerint, pollicenturque mirabilia, de quibus multa in triumpho Veneris scripsi. Ex illorum numero unus olim ad plaustrarium Justingensem (Bebel ſelbſt war von Juſtingen) venerat, qui ab illis plus quam semel erat delusus et deceptus, petens ab eo eleemosynam nomine magistri septem artium liberalium et illius, qui in monte Veneris aliquando fuisset, quos vulgus vagantes scholasticos appellat.

Cruſius berichtet in ſeiner ſchwäbiſchen Chronik zum Jahr 1544 (II, 653. 654):

Quidam alii fuerunt, scholastici rudes perditæque spei, qui in humeris parvum reticulum flavum gestabant, tanquam cappam. Hi se appellabant volaticos vel erraticos scholasticos. Fingebant apud rusticos et homines simplices, se in monte Veneris fuisse, mira vidisse, scire, quæ essent, quæ fuissent, quæ ventura essent etc. Se potestatem habere in Furias, vel exercitum furiosum, in quo essent omnes infantes non baptizati, omnes in pugnis cæsi, omnes ecstatici, in quorum corpora animæ, quæ evolassent, non rediissent etc.

In einem Schwanke[1] des Hans Sachs, vom Jahre 1556, der von einem aberglaubiſchen Bauer Claus Ott, zu Langenau in Schwabenland, handelt, kommt folgende Stelle vor (Bragur I, Leipzig 1791. 8. S. 342):

Eins tags an einem pfinztag[2] ſpat
Ein fahrend ſchüler zu im eintrat,
Wie ſie denn umbgiengen vor jarn
Und lauter baurenbſcheißer warn.
Der ſagt her große wunderwerk,
Wie er kem aus dem Venusberg,
Wer ein meiſter der ſchwarzen kunſt,
Macht den bauren ein plaben dunſt.

Der ſagenhafte Name hat ſich auch örtlich angeknüpft. Der Venusberg[3] heißt ein zum Marktflecken Lorch gehöriger Bauerhof, auf einem grünen Hügel gelegen. (Man nennt die Bewohner deſſelben Venusörg, Venusgrete u. ſ. w.) Ebenſo ein hochgelegener Hof unweit Waldſee. Da in demſelben Bezirke auch ein Dorf Thannhauſen liegt, ſo hielt ich für möglich, daß die Mähre vom Tanhäuſer etwa auf ein dortiges Rittergeſchlecht ſich beziehen könnte. Die Mühe, welche ſich Eingeſeſſene jener Gegend für mich gegeben, einer örtlichen Sage auf die Spur zu kommen, iſt gleichwohl vergeblich geweſen.

---

[1] [Das unhulden bannen. H.]

[2] Der Donnerſtag, als der fünfte Tag in der Woche, feria quinta, πέμπτη. Schmeller I, 321.

[3] [Im Königreich Württemberg finden ſich außer Venusberg auch noch die Namen Venushalden, Venusmühle. Man ſehe: Königlich Württembergiſches Hof- und Staats-Handbuch. Stuttgart 1862. 8. S. 517. 439. H.]

Wenn gleich der Name Venus fremder Mythologie entnommen iſt, ſo beruht doch die Sage ſelbſt auf alteinheimiſchen Vorſtellungen. Das Reich der elfiſchen Zwerge in hohlen Bergen voll unterirdiſcher Schätze, voll Tanzes und Geſanges, finden wir in der deutſchen Heldenfabel, wie überall im Volksglauben der germaniſchen und galiſchen Stämme (Brüder Grimm, über die Elfen, Einleitung zu den iriſchen Elfenmährchen, Leipzig 1826. 8.). Ebenſo die Verlockung der Helden in ſolche Berge durch feenhafte Frauen. Im Wolfdietrichsliede wird der Held Otnit von einem zauberhaften Weibe in einen hohlen Berg geführt, wo ihn die Zwerge wohl empfangen und er ein ganzes Jahr bleiben muß. Solche Verzauberungen machen auch den Inhalt ſchwediſcher und däniſcher Volkslieder aus und eben dahin gehört urſprünglich das Lied vom Tanhäuſer. Davon bin ich neuerlich durch eine Aufzeichnung desſelben überzeugt worden, wie es noch jetzt im Entlebuch, im Canton Luzern, vom Volke geſungen wird.[1] Es dürfte ſich wohl auch noch weiter hinauf zeigen laſſen, daß der Venusberg identiſch iſt mit der Wohnung der germaniſchen Liebesgöttin Freia, dem Fólkvangr der Edda, wie der Tag der Venus mit dem der Freia (Freitag, dies Veneris, auch im Deutſchen, bei Bruder Berchtold „venretag"). Vgl. Schmeller I, 321 f. 610.

Dieſe Unterſuchungen laſſen wir aber auf der Seite, es kam hier nur darauf an, den Stand der Sage in dem Zeitraume, der uns beſchäftigt, darzulegen; in dieſem waren jene ältern mythiſchen Beziehungen längſt verdunkelt. Das Gedicht Hermanns von Sachſenheim, in Handſchriften und Drucken vielverbreitet, hat ohne Zweifel zur Verbreitung der Sage in der Geſtalt beigetragen, wie wir ſolche aus Schriften des 16ten Jahrhunderts nachgewieſen. Das Gedicht ſelbſt ſetzt zwar eine gangbare Volksſage voraus, aber der eigentliche Sagenbeſtand iſt vor der allegoriſchen Auffaſſung in den Hintergrund getreten. Darin hat es auch dem Dichter nicht an Vorgängen gefehlt. Frau Venus gehört zu den wenigen mythologiſchen Namen, welche den Dichtern des Mittelalters aus der Poeſie der alten Welt zugekommen ſind. Den deutſchen Rittern war ſie vorzüglich durch die Äneis des Heinrich von Veldeke gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts bekannt geworden. Den Minneſängern des 13ten Jahrhunderts iſt ſie eine Perſonification, wie in der eigenen Sprache Frau Minne. Doch fühlen ſie auch wohl das Fremdartige. Graf Konrad von Kilchberg meint, daß er ſeine Schöne ſo herzlich minne, daran ſei weder Venus noch Amors beiße Fackel ſchuld (Maneſſe I, 13 a. 2 [Minneſinger von F. H. von der Hagen I, S. 24 a. H.]); und Wolfram von Eſchenbach behauptet von der ſeinigen (Maneſſe I, 148 b. 5 [Wolfram von Eſchenbach, herausgegeben von K. Lachmann. Berlin 1833. 8. S. 10. H.]):

---

[1] [Man ſehe dieſes Stück in Uhlands Volksliedern II, S. 770—772. Man vergleiche nun auch: Der Tannhäuſer und ewige Jude. Zwei deutſche Sagen in ihrer Entſtehung und Entwickelung hiſtoriſch, mythologiſch und bibliographiſch verfolgt und erklärt von Dr J. G. Th. Gräße. Zweite . . . Auflage. Dresden 1861. 8. H.]

Vênus, diu gotinne,
lebt ſi noch,
ſi müeſt bi ir verblichen ſin.

Man vergleiche auch L. Tieck, Frauendienſt S. 85 ff., Ulrichs Fahrt als Königin Venus.

Die Heidelberger Papierhandſchrift 313 (aus dem 15ten Jahrhundert, vgl. Wilken, Geſchichte der Bildung ... der alten Heidelbergiſchen Bücherſammlungen. Heidelberg 1817. 8. S. 401 ff.), eine Sammlung meiſt allegoriſcher Erzählungen von der Minne, aus dem 14ten und 15ten Jahrhundert, enthält ein Gedicht dieſer Art: der (Tugenden) Schatz (auch in Handſchrift 355, Nr. 10, Wilken 436, und Handſchrift 358, Nr. 3, ebend. 440), welches offenbar noch dem 14ten Jahrhundert angehört und unſrem Dichter (dem ich ſelbſt ein Stück dieſer Sammlung zuſchreiben zu dürfen glaube) zum Vorbilde gedient haben mag. Eine Anzeige des Inhalts wird dieſes glaublich machen.[1]

---

[1] [Den Text der von Uhland ausgehobenen Stellen gebe ich nach der ſeitdem von A. v. Keller und mir veranſtalteten Ausgabe des Gedichtes in: Meiſter Altſwert u. ſ. w. Stuttgart 1850. 8. (Bibliothek des litterariſchen Vereins XXI) S. 70--116. H.]

Eines Morgens in des ſüßen Maien Thau geht der Dichter, den mitten in ſeiner Minneklage die ſchöne Zeit erfreut, über eine blühende Aue in den Wald, worin er verirrt. Er findet ein Kraut, das wie Balſam riecht und deſſen Wurzel wie Himmelbrot ſchmeckt; ſie giebt ihm Kraft und Muth und erhält ihn acht Tage lang bis zu ſeiner Wiederkehr. Wie er ſo umherirrt,

Do kam ein martinsvogelin.[1]
„Nun laz mich dir bevolhen ſin,
Trut vogel guot! ich bin din fro,
Ich wolt nit ſin anders wo.
Got hat dich her zuo mir geſant;
Nun tuo mir reht ſtraz bekant!“
Es floug über ein ruche hurſt;[2]
Mich irret weder hunger noch durſt,
Ich volgt dem vogel als noch
Gein eim gebirg, daz was hoch.
Es flog hin uf einen ſtein,
Da vor ſtuend ein zwerg, was clein,
Es was geweltig berg und tal.
Des bergs gedoz gap widerhal,
Wan er was inwendig hol.
Daz zwerg kund ſin gehüeten wol.
Wann daz zwerg den berg beſchloz,
Er wer clein oder groz,
Oder wie wis er möcht geſin,
Er kund nie kumen darin.
Die port was mit kunſt vermacht;
Daz ſin kein man moht nemen acht,
Ez liez ein vels fallen für
Hundert fuoder ſwer für die tür.

Auf die Frage des Zwerges, wer ihn in dieſe Wildnis gewieſen habe, deutet der Fremde auf das Vöglein, das auf dem Felſen ſitzt und verſichert, daß er ſich dieſem mit vollem Glauben anvertraut, indem ihn noch nie ein Martinsvogel betrogen habe.

---

[1] Grimm, Reinhart Fuchs. Berlin 1834. 8. S. CXXVI: avis sancti Martini. Pluquet, Contes populaires u. ſ. w. de Bayeux. Rouen 1834. 8. S. 86: (Patois et noms triviaux) „Oiseau Saint Martin, le martin-pêcheur.“ (Eisvogel.)

[2] Die Hurſt, Hecke, rubus. Schmeller II, 240.

Daz zwerg ſprach: „Du ſolt willomen ſin.
Der ſelb vogel der iſt min,
Min herſchaft hat in uzgeſant.
Sag mir! wie biſtu genant?“
Ich ſprach: „Ich heiz Nieman (wie Odyſſeus beim Cyclopen),
Anders ich dir nit geſagen kan.“
Er ſprach: „Ich han ez wol vernomen.
Tuſent ſtunt ſolt du ſin wilkomen
Von zwölf werden, hohen frouwen.
Die ſoltu in eren ſchouwen,
Sie hant din begert lang zit.
Wizz, daz uf der welt wit
Nit edeler frouwen ſint geborn!
Got hat ſie ſelber uzerkorn,
All wirdikeit uz ze tragen;
Daz wil ich dir für war ſagen.“

Der Dichter fragt, wer und wo dieſe Frauen ſeien, da hier nicht Haus noch Hof zu ſehen. Hierauf bietet ihm der Zwerg ein Kleid an, halb grün, halb roth, und führt ihn in den Berg.

Rubin und Karfunkel erleuchten den hohlen Berg, ſtatt des Glanzes der Sonne. Das Gewölb iſt feines Gold. Zweihundert Kammern ſtehen neben einander für das Hofgeſinde. Der Zwerg führt den Gaſt in ſeine Kammer, um ihn zu kleiden und ihn aller Dinge zu beſcheiden, damit er wiſſe, wie er ſich verhalten ſoll. Der Berg hat erſt der Frau Venus allein gehört, nun iſt er ihr mit Frau Ehre gemein; ſie haben zuſammen geſchworen, was in der weiten Welt geſchieht, müſſen ſie austragen. Auf dieſe Vereinigung deuten auch die beiden Farben. Dieſen zwei hohen Kaiſerinnen dienen zehen gekrönte Jungfrauen, alle Königskinder. Man erkennt ſie an Buchſtaben von Edelſteinen, die ſie vor der Bruſt, auf dem Arme u. ſ. w. tragen. Die erſte mit dem L iſt Liebe, die zweite Stäte, die dritte Treue, die vierte Zuverſicht, die fünfte Troſt; dann noch die fünf Jungfraun der Frau Ehre: Würde, Maß, Scham, Forcht, Zucht. Nun will ihm der Zwerg auch das Hofgeſinde zeigen und führt ihn durch den Saal, der von Gold und Edelgeſtein erbaut iſt. Die Leute ſind aber draußen auf dem Plan, der von Baum und Blüthe wonniglich iſt:

Ach got, durch all din güete
Wie was ſo herlich tanzen do!

Dann gehen ſie in die zwei Paläſte der Kaiſerinnen, wo jede mit ihren fünf Jungfrauen weilt.

Darauf ſehen ſie einen Tanz in einem paradiesgleichen Garten, voll von Maienblüthe und Obs zugleich:

Do ſach ich manig mündlin rot
Frölichen an eim tanze
Mit manigem roſenkranze.

Auf den Tanz folgen mancherlei Spiele der grün und roth gekleideten Paare:

Zwei begunden koſen,
Zwei die brachen roſen,
Zwein was mit einander wol,
Zwei die ſuochten viol,
Zwei begunden ſingen,
Zwei die wolten ſpringen u. ſ. w.

Das lange Verzeichnis dieſer Spiele, welchen meiſt eine verliebte Beziehung gegeben iſt, würde eine ausführliche Erklärung erfordern. Es iſt beſonders gedruckt in W. Wackernagels Altdeutſchen Curioſitäten (einem einzelnen Bogen), Berlin 1827. 8.

Der Dichter ſchließt dieſe Aufzählung damit:

Ich wen, man var durch al lant,
Man vint den ſchimpf uf erden niht.

Er allein hat keinen Liebestroſt.

Bei einem Brunnen iſt ein köſtlich Gezelt, worin die allegoriſchen Frauen „zuo ring“ ſitzen. Ihr Geſpräch beſteht in Klagen über die Sitten der Zeit, jede vermißt, was ihrem Weſen entſpräche. Sie gewahren den Fremden und fragen den Pförtner, wer er ſei. Niemand, ſagt dieſer. Doch ſie erkennen ihn als ihrer aller Diener und heißen ihn herbringen.

Hierauf fragen ſie ihn, ob jemand in deutſchem Lande ſei, der ohne Schande und Gebrechen lebe. Der Dichter bezeichnet ſeine Geliebte:

Sie lebt von ſchanden guſt,[1]
Als der adler im luft
Swebet hoch mit gewalt.

---

[1] Der Guſt, lautes Schreien.

Sie habe alle zwölf Tugenden, wenn ſie gleich gegen ihn hart ſei.

Frow Venus ſprach aber do:
„Der rede ſin wir alle fro,
Wir haben ſie von kinde uf gezogen.“

Sie wollen auch ihr Thron und Krone geben. Die Krone, die ſie ihr beſtimmen, ſei von zwölf Zinken, wovon jede der Frauen eine gemacht, das Gold ſei allen gemeinſam; jede Zinke ſei mit zwölferlei Geſtein durchlegt.

Jede Frau geb' auf ihre Zinke acht; werd' ihr Orden gebrochen, ſo falle jene herab. Der Dichter verſpricht, ſeiner Frau dieſe Botſchaft zu verkündigen. Da kommt eine Jungfrau und bringt den Schatz ſelbſt. Venus erſchließt den Schrein und zeigt dem Dichter die Krone. Er erſchrickt freudig über dem Glanze. Der Schatz wird ihm überantwortet, worauf er ſich beurlaubt und von dem Zwerge vor den Berg hinaus geführt wird.

Der cleine ſprach: „Gang durch den tan!
Da vindeſtu ein criuze ſtan,
Und richt dich zuo der rechten hant!
So wirt dir die ſtraz bekant.
Darnach macht du verirren nicht
Und kumſt uf die recht geſchicht.
Die ſtraze treit dich heim zuo hus,
Davon du biſt geſcheiden uz.
Nun ſe ſant Johans zuo pfant,
Daz du wol heim kumſt zuo lant!

Der Dichter folgt dieſer Weiſung und bringt den Schatz ſeiner Schönen, die ihn in Ehren zu tragen verſpricht.

Dieſes Gedicht, wie die Mörin Hermanns von Sachſenheim, führt uns an den feeenhaften Hof der Königin Venus und ſtellt auf dem Grunde des Volksglaubens allegoriſche Figuren auf. Die Ähnlichkeit in der Anlage iſt auch ſonſt nicht zu miskennen. Aber das ältere Gedicht führt eine an ſich preiswerthe Idee aus, die das Ganze zur Einheit verbindet: die Krönung der Geliebten durch die vereinigten Eigenſchaften der Liebe und der Ehre. Und wenn gleich ſolchen Allegorieen immer etwas Erkältendes beiwohnt, ſo iſt doch hier das Allegoriſche mit dem Fabelhaften leicht und anmuthig verwoben. Eben dieſe Vorzüge der älteren Dichtung zeigen um ſo deutlicher, woran es der jüngeren fehle. Man bemüht ſich vergeblich, in der Mörin einen Grundgedanken aufzufinden, was doch gerade bei allegoriſchen Darſtellungen oft nur allzu wenig Schwierigkeit hat. Denn daß „diſer ſtreng edel Ritter,“ wie der Johannes Adelphus in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe des Gedichts behauptet, „mit diſem ſeinem Büchlin underſteht, uns abzuwenden von der böſen liebe und die zu verwandlen und zu keren in ein ehrliche löbliche liebe“ u. ſ. w., iſt mehr als zweifelhaft, da ja der nicht mit Unrecht Angeklagte frei ausgeht. War es aber nur um eine launige Rückerinnerung an jugendliche Thorheiten zu thun, wie es im Eingange heißt:

Bl. 1a.b Und laſſet euch verdrießen nicht,
Ob ich ein weil von thorheit ſag u. ſ. w.,

ſo iſt das gebrauchte Maſchinenwerk viel zu ſchwerfällig. Die mythiſch allegoriſchen Geſtalten halten auch im Einzelnen nicht die Prüfung aus: wenn Venus den Dichter anklagt, daß er mehr als Einer Schönen den Hof gemacht, ſo liegt dieß nicht im Charakter der Göttin, die nachher ſelbſt ſich als die Patronin der üppigen deutſchen Städte verkündet, und umgekehrt ſteht es auch dem alten, treuen Eckart nicht beſonders an, den Fürſprecher der Unbeſtändigkeit zu machen. Man kann auch nicht etwa behaupten, daß in dieſen Widerſprüchen eine abſichtliche Ironie verborgen ſei. Der markloſe, unter Frauenherrſchaft weit herabgekommene Tanhäuſer erſcheint noch als die am ſicherſten gezeichnete Geſtalt. Den Figuren, denen eine allegoriſche Bedeutſamkeit zukommen ſoll, ſind aber andre hart zur Seite geſtellt, bei denen nichts dieſer Art zu ergründen iſt. So die Mörin, die als Sachwalterin dem getreuen Eckart die Wage hält. Der Dichter zeigt an vielen Stellen, daß er in den Rittergedichten des 13ten Jahrhunderts wohl bewandert iſt. So konnte ihm auch aus dem öfters angeführten Parcival Wolframs von Eſchenbach die Mohrenkönigin Belacane nicht unbekannt ſein, von der es dort heißt, wohl gleiche ſie nicht dem lichten Tage noch der thauigen Roſe, dennoch thu' es den Augen ihres Ritters wohl, wenn durch die Krone von Rubin ihr dunkles Haupt erſcheine; ihre Schwärze hab' er lieber geſehen, als das Licht der Sonne (Parcival 694 ff. 2697 ff. [S. 23a. 53b Lachmann]). Davon iſt die Mörin (vergleiche Parcival 2794 [S. 55a Lachmann]: die mörinne) eine Nachbildung, in der aber aller romantiſche Duft verwiſcht iſt. Weder die Ritterpoeſie, noch die Volksſage behaupten ihr altes Recht; der meiſte Fleiß iſt auf die weitläufigen Formalien des Anklageproceſſes und auf die orientaliſch aufgeſtutzten Prunkzüge gewendet, in welchen die Leute auf Elephanten, Kameelen, Panthern und Einhornen daherreiten, nach Art der Faſchingsproceſſionen, wozu auch, wie wir ſpäter ſehen werden, dieſe Fabel in der Folge benutzt worden iſt.

Was auf der andern Seite dem Gedicht zum Lobe gereicht, iſt hauptſächlich der gute Humor, der darin herrſcht, wenn auch ſeine Äußerungen nicht die feinſten ſind. Die Rede iſt, wie ſchon berührt worden, häufig unzuſammenhängend und ſpringt auf die fremdartigſten Dinge über, dagegen drängt ſie ſich manchmal auch in körnige Sprüche zuſammen, z. B.:

21 b Der nie kam auß, der kam nie heim;

der Marſchalk zum Danhäuſer:

41 b In welchem haus nit kregt der han
Und kregt die henn, das iſt nit guet.

Vom poetiſchen Werthe abgeſehen, iſt überhaupt dieſes Buch in mancher Beziehung merkwürdig. Eben jenes Überſpringen auf die verſchiedenartigſten Gegenſtände verſchafft uns allerlei Beiträge zur Kenntnis der damaligen poetiſchen Litteratur, der gangbaren Anekdoten, Sprichwörter, Volkswitze. Für die Rechtsalterthümer iſt das umſtändlich geſchilderte gerichtliche Verfahren nicht unmerkwürdig. Beſonders aber gefällt auch dieſer Dichter ſich darin, die Sitten ſeiner Zeitgenoſſen, von den oberſten Stufen an, ſtrafend und ſpottend durchzuziehen.

Geiſtliche und Laien klagt er der Gleichgültigkeit gegen die drohende Macht des türkiſchen Kaiſers an (42 a).

Die Ungebühr der Geiſtlichkeit wird mehrfach gerügt. Eine der Göttinnen ſpricht:

45 b Die pfaffen hon ein groß geſchrei,
Biß daß in wirt der ſeckel vol.

Einer von den chriſtlichen Knechten des treuen Eckart äußert:

36 b Darzuo bin ich auch wol gelert
Zuom pfarrhof, der iſt guot und fein.
Do wil man mich nit laſſen ein;
Das iſt nit wunder, dunket mich.
Ich hab ein ſchweſter minniglich,
Die laßt man ein, als oft ſie kempt.

An einer andern Stelle läßt ſich einer der Heiden noch ſtärker gegen die Sittenloſigkeit der chriſtlichen Prieſter aus (34 b). Der Dichter entgegnet:

34 b Es iſt noch mancher prieſter guot.
Sie ſeind als wol fleiſch und auch bluet
Von Adam her, als ander leut.

Und noch auffallender, in der Mitte des 15ten Jahrhunderts, läßt er den Heiden darauf ſagen:

Calixtus hat nit wol gethon,
Daß er in nit ir ehweib ließ.
35 a Ein weiſer meiſter Cato hieß,
Der kunt und wißt die cirkelmaß
Und wiß ſeinn ſuon die rechte ſtraß,
Den rechten weg zuom himmelreich.
Er thet auch ſelber des geleich.
Das ſolten auch die pfaffen thuon.
Sie ſagen vil von frid und ſuon
Und ſtellen ſelber klein do hin;
Ir mancher hat ein concubin,
Die im viel lieber iſt, dann gott.

Den Laien ergeht es nicht beſſer, und zwar zuoberſt den Fürſten. Er ſtraft beſonders ihre Treuloſigkeit gegen einander, ſelbſt unter Verwandten (33 c f.). Von den Fürſten kommt er auf die Edelleute:

34 b Es wirt vergoſſen Chriſten bluot
Von manchem böſen ſchentlich man u. ſ. w.
Von Adams zeit und manchem jar
Ward nie gehört ſo groß unrecht.

Aber die Fürſten ſelbſt wollen nicht daran, die Frevler zu beſtrafen. Auch den Frauen wird daran Schuld gegeben:

Doch manche frau die hat die art:
Si ſeh einn ſchalk vil lieber gern,
34 c Dann einen, der zuom finſtern ſtern[1]
Von Granat für gen Barbarei u. ſ. w.

Die Thaten- und Sittenloſigkeit, das geckenhafte Weſen ſolcher jungen Ritter geiſelt er auch ſonſt. Von einem Diener am Hofe der Venus ſagt er:

---

[1] Finisterre.

23 c Der bott hett an ein köſtlich kleid.
Ein kurſit, nach dem alten ſitt.
Er dacht nit auf den newen ſchnit,
Als jetzt die jungen narren thuend u. ſ. w.

Bei Anlaß des Turniers, das in jenem Fabelreiche gehalten wird, wirft der Dichter abermals einen Seitenblick auf den Adel ſeiner Zeit (39 b).

An den Turnieren ſelbſt rügt er einen neuen unritterlichen Gebrauch (33 b). Schön iſt das Beiſpiel, das er den feigen Prahlern entgegenhält, von einem alten Ritter, dem der Fuß zitterte, aber das Herz am rechten Flecke war:

26 c Als dann geſchah eim ritter guot,
Der hett gefochten manigfalt,
Biß er ward grau und darzuo alt.
Eins mals do er bei eim gſtech was,
Als ſich ſein herr eins ſtreits vermaß
Gegen eim andern herren da,
Der ſelbig ritter alt und gra
Die feind gar mannlichen an ſah.
Ich weiß nit wol, wie im geſchah,
Im zittert der fuoß im ſtegreif,
Das dort ein junger bald ergreif
Und macht auß im einn großen ſpott.
Der ritter ſprach: „Das reche got!
Ich bleib, ſo wiltu fliehen hin.“

Im Übrigen haben wir gehört, daß, während Hermann die Sitte des jüngeren Adels meiſtert, er von ſich ſelbſt nicht die rühmlichſten Geſtändniſſe zu machen hat.

Auch an die Städte kommt die Reihe. Ihr Aufblühen, ihre Bündniſſe betrachtet er, als der Ritterſchaft gefährlich, mit eiferſüchtigem Auge (33 b).

Was er von den Sitten der größern Städte halte, beweiſt ſchon der Umſtand, daß er die Königin Venus vier derſelben, Cöln, Straßburg, Baſel, Coſtenz, als von ihr beſonders gefreite und geſchirmte bezeichnen läßt. Etwas beſſer ſteht es mit andern Orten. Frau Venus fährt ſo fort:

44 b Zu Appenzel und zu ſanct Galln
Die wöllen ſolcher kluogheit nit.
Augſpurg und Ulm hond auch einn ſitt,

44 c Daß ſie ir weiber hütent vaſt,
Darumb hab ich ſie für einn gaſt.
Doch iſt ir vil mein hofgeſind
Gar heimlich mit weib und mit kind,
Der ich doch hie nit melden wil.

Den Bauern endlich legt er zur Laſt, daß ſie den weiſen Meiſter Hans von Dinkelsbühl um ſeiner Lehre willen anfeinden:

34 d Jedoch ſeind im die bauern gram
Darumb, daß er die warheit ſagt.
Jr ſprechen vil, er ſei verzagt,
Er mach in ferr das himmelreich.

Die Mörin iſt nicht das einzige Gedicht Hermanns von Sachſenheim, das auf uns gekommen. Eine Handſchrift der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien[1] enthält, zugleich mit der Mörin, eine andre ſeiner Dichtungen, „der guldin tempel“. Kurze Notizen darüber, mit Eingang und Ende des Gedichts, im Muſeum für altdeutſche Litteratur und Kunſt I. Berlin 1810. S. 612—614 und im Grundriß S. 451—453. Der Gegenſtand desſelben iſt das Lob der Mutter Gottes, ihr will er den goldenen Tempel erbauen. Sein Vorbild war ohne Zweifel ein älteres, bilderreiches Lobgedicht auf Maria, die goldene Schmiede Konrads von Würzburg, vom Ende des 13ten Jahrhunderts, welchem er auch ſelbſt den Preis zuerkennt. Am Schluſſe giebt er wieder die Jahrzahl an (1455). Er ſpricht darin von ſeinem Alter und Geſchlecht.

Hierauf giebt er noch den Schild von Sachſenheim heraldiſch an, ſo wie auch Abſtammung und dreifaches Wappen von mütterlicher Seite.

Nach dieſen Angaben wäre der goldne Tempel nur drei Jahre nach der Mörin gedichtet, alſo bei Abfaſſung der letztern, im Jahre 1452, der Dichter ſchon gegen 87 Jahre alt geweſen, wenn man nicht annehmen will, daß etwa bloß die Zueignung der Mörin ſo ſpät erſt hinzugeſetzt worden. Doch bezeichnet er im Gedichte ſelbſt ſich öfters als alt und grau; er gedenkt auch im Innern desſelben (42b unten) der hohen Fürſtin zu Öſterreich (was man als abſichtliche Interpolation anſehen müſte); und auch einzelne Anſpielungen auf Zeitereigniſſe deuten auf jenes ſpäte Datum hin (34 b unten). Bei einem ſo hohen Alter werden auch manche Gebrechen entſchuldbarer und man muß ſich eher über die noch rege Kraft und friſche Laune wundern.

---

[1] [Vergl. Hoffmann von Fallersleben, Verzeichnis der altdeutſchen Handſchriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Leipzig 1841. 8. S. 196. H.]

Die Stelle am Schluſſe der Mörin:

46 c Der thorheit noch vil mancher lacht
Und wirt es haben für einn ſpott.
Hett ich darfür gedienet gott,
Ich mein, es möcht mir beſſer ſein.
Doch hab ich mer in meinem ſchrein
Beſchloſſen dief, nit offenbar.

macht es wahrſcheinlich, daß der Dichter dabei das fromme Gedicht im Sinne hatte, das er drei Jahre nachher zur Vollendung brachte und das gewiſſermaßen zur Sühne jenes allzu weltlichen dienen ſollte.

Außer dieſen, in der Litterargeſchichte ſchon bekannten Gedichten Hermanns von Sachſenheim habe ich noch zwei weitere namhaft zu machen:

1. Ein Manuſcript der Berliner Bibliothek (Ms. Germ. Fol. 451, in dorso: Clara Hätzlerin deutſches Liederbuch, ſie iſt unter dem Datum Augspurg 1471 als Beſitzerin eingeſchrieben), neuere Abſchrift einer, wie es ſcheint, zu Prag befindlichen handſchriftlichen Sammlung von Gedichten, meiſt des 15ten Jahrhunderts, enthält (S. 419) eine gereimte Erzählung mit der Überſchrift:

Von der grasmetzen Herman von Sachſenhaim.

Auch in einer Handſchrift der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindet ſich dieſes Gedicht, doch ohne Namen des Verfaſſers (Graff, Diutisca II Band, 1 Heft. Stuttgart 1827. S. 77 f.). Der Inhalt iſt, wie ein Alter mit ſeinen Liebesbewerbungen bei einer jungen Dirne übel ankommt.[1] Hermann bekennt ſich offenbar ſelbſt als Verfaſſer, wenn er ſich in der Mörin von dem Alten, der ihn in die Truhe ſperrt, ſpottweiſe zurufen läßt:

2 a Wie nuon, frau Metzen knecht?

2. Dieſelbe Heidelberger Handſchrift (313), der ich den Auszug des Gedichts „der Tugenden Schatz“ entnommen habe, giebt eine

---

[1] [Das Gedicht iſt gedruckt in: Liederbuch der Clara Hätzlerin. Aus der Handſchrift des böhmiſchen Muſeums zu Prag herausgegeben .... von Dr Karl Haltaus. Quedlinburg und Leipzig 1840. 8. S. 279—283. Man vergleiche auch Meiſter Altſwert, herausgegeben von W. Holland und A. Keller, S. XXI. H.]

romantiſche Erzählung, „das ſleigertüechlin.“[1] Darin wird bei einer Fahrt zum heiligen Grabe, die der Erzähler macht, berichtet, daß dahin vier alte Frauen, Unholden, von „Montpilier“ (Montpellier) gekommen, um Arzenei zu holen, und dann auf einem Kalbe wieder heim gerannt, welches auch alsbald wieder in den Stall des Wirthes zurückgekehrt ſei. Es iſt dies dieſelbe Luftreiterei, die wir aus der Mörin kennen. Ebenſo wird in beiden Gedichten einer künftigen Fahrt Kaiſer Friedrichs in das heilige Land faſt mit gleichem Ausdruck gedacht. (Friedrich III, 1440—1493, oder ein fabelhafter Kaiſer Friedrich.[2])

Von der Perſon und den Lebensumſtänden Hermanns von Sachſenheim iſt wenig zu ſagen. Dieſes wenige muß hauptſächlich ſeinen eigenen Äußerungen entnommen werden. In der Mörin giebt er nicht ſelbſt ſeinen Namen an, wohl aber bezeichnet er ſich als einen ſchwäbiſchen Ritter und die Handſchriften dieſes Gedichts nennen ihn ſchon im 15ten Jahrhundert als Verfaſſer desſelben. Der Herausgeber desſelben, Joh. Adelphus, etlich und fünfzig Jahre nach ſeinem Tode, nennt gleichfalls ohne alles Bedenken den „edeln, ſtrengen Ritter, Herrn Herman von Sachſenheim.“ Daß die Mörin und die Erzählung von der Grasmetzen den gleichen Verfaſſer haben, iſt bereits gezeigt worden, als Verfaſſer der letztern aber wird in der angeführten Handſchrift des 15ten Jahrhunderts wieder Hermann von Sachſenheim benannt. Der goldne Tempel, in dem er ſich auch, wie in der Mörin, ſeiner gelben Sporen (Muſeum I, 613) rühmt, iſt mit dieſer in einer der Wiener Handſchriften zuſammengeſchrieben und in jenem Gedichte wird „der ſchilt von Sachſenhein“ als der des Dichters heraldiſch angegeben. Dieſes Wappen, zwei Hörner, iſt das eines begüterten ſchwäbiſchen Adelsgeſchlechtes, welches ſeinen Namen von dem nunmehrigen Städtchen

---

[1] Seitdem vom litterariſchen Vereine gedruckt (Meiſter Altſwert u. ſ. w. Stuttgart 1850, S. 203—255) und kann jetzt näher verglichen werden. Man muß dann aber die Wiener Handſchrift der Mörin von 1455 (Hoffmann, Nr. XCIX. Muſeum für altdeutſche Litteratur I, 612—614), nicht die Drucke, zur Vergleichung nehmen. [Eine Randbemerkung von Uhland ſagt: „Ob aus dieſem Gedicht das Fragment im Liederbuch der Hätzlerin S. 350, Haltaus S. 252?“ Dieſe Vermuthung iſt richtig. Man vergleiche Meiſter Altſwert S. 212, 18 bis S. 214, 13. H.]

[2] Mythiſch. ſieh das Lied in J. Ch. v. Aretins Beiträgen zur Geſchichte und Litteratur IX. München 1807. 8. S. 1134.

Groß-Sachſenheim, bei Vaihingen an der Enz, hatte. In dieſem Geſchlechte war auch der Vorname Hermann herkömmlich. Die Sachſenheim waren früher Lehensleute der Grafen von Vaihingen und kamen mit dieſer Grafſchaft im 14ten Jahrhundert an die Grafen von Wirtemberg, als ihre Lehensherren (Ch. F. Sattler, Hiſtoriſche Beſchreibung des Herzogthums Würtemberg. Stuttgart und Eßlingen 1752. 4. II, 231—233. I, 207 f.). Sein Verhältnis zu dem Hofe dieſer Grafen, die wir in der Mörin geprieſen fanden, gab wohl auch den Anlaß zu ſeiner Bekanntſchaft mit den fürſtlichen Perſonen, denen dieſes Gedicht zugeeignet iſt: der öſtreichiſchen Herzogin Mechthild, welche früher mit dem Grafen Ludwig von Wirtemberg (bis zu deſſen Tode im Jahre 1450) vermählt war, und ihrem Bruder, dem Pfalzgrafen. Unter dem Jahre 1442 werden in einer Urkunde bei Cruſius (Annal. Suev. II, 376) „Herman von Sachſenhaim, Ritter, und Anna von Straubenhatt, ſein ehliche Hausfrau“ u. ſ. w. als Mitverkäufer der von dem Bruder der letztern, Joh. von Straubenhart, ererbten Beſitzungen an den Grafen Ludwig von Wirtemberg genannt; in einer Urkunde (ebendaſ.) vom gleichen Jahre Hermann von Sachſenheim als Zeuge. Wir ſahen, wie der Dichter der Mörin von ſeiner abenteuerlichen Fahrt zu Frau und Kindern zurückkehrt und von der erſtern ein wenig geſchmält wird. In der Stelle des goldnen Tempels, wo er ſeine weiblichen Ahnen aufzählt, gedenkt er ſeiner eignen Ehefrau nicht. Daß er bei Vollendung dieſes frommen Gedichts, im Jahre 1455, gegen 90 Jahre alt und halb blind war, iſt ſchon angeführt worden. Drei Jahre nachher ſtarb er. Cruſius (II, 405) meldet zum Jahr 1458:

Obiit die lunæ ante s. Bonifacii Hermannus de Sachsenhaim eques. Stutgardiæ in parochiali humatus.

O welt, du haſt gelaſſen mich,
Mein ſchilt und helm hangt unter ſich,
Mein wapenrock iſt ſtaub und erd.
Gelebt ich ie in deinem wert u. ſ. w.

Dieſe Anfangszeilen der vielleicht von Hermann ſelbſt verfertigten Grabſchrift können aus dem vorangeführten Berliner Manuſcript[1] ergänzt werden, wo (S. 419, unmittelbar vor der Erzählung von der Grasmetzen) zu leſen iſt:

---

[1] [Man ſehe die Stelle nun bei Haltaus, Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 278; man vergleiche ebendaſelbſt S. LVII. H.]

Herman von Sachſenhain.
O welt, du haſt gelaſſen mich,
Mein ſchilt und helm hangt under ſich,
Mein wappenrock iſt ſtaub und erd.
Gelebt ich ie in deinem wert,
Das hat ſich nun vercheret gar.
O herr, nimm meiner ſele war
Und auch dein keüſche muoter zart!
Jung man, geporen von meiner art,
Laß dir ze ſünden nit weſen gach!
Ir müßent ſicher all hernach.

Daß er zu Stuttgart begraben liegt, deutet wieder auf ſein näheres Verhältnis zum wirtembergiſchen Hofe. Sonſt möchten ſich auch noch manche Anſpielungen in ſeinen Gedichten auf Örtlichkeiten und Perſonen zu weitern Vermuthungen über ſeine Lebensumſtände, Reiſen [1] u. ſ. w. benützen laſſen. Ich hebe hier nur noch eine im Grundriß S. 452 mitgetheilte Stelle aus dem goldenen Tempel aus, worin er ſich an den böhmiſchen König Ladislav wendet,[2] und welche ihn, obgleich wir ihn die ſittenloſe Geiſtlichkeit bitter tadeln hörten, doch zugleich als einen erklärten Gegner der Huſſiten darſtellt:

Ein orgel was zu Prag,
Nach allem wunſch geziert,
Die iez vaſt diſſoniert
Mit mangem valſchen ton.
Kung Laßlaw, halt din kron,
Das ſie der welt behag,
An got euch nit verzag!
Das iſt min rat der beſt.
Du ſolt beliben feſt

---

[1] Vergl. Bibliothek der Romane VII, S. 61, Anmerkung. [Es heißt hier: „Es kommen … Stellen im Buch vor, die beweiſen, daß der Verfaſſer einmal eine Waſſerreiſe gethan habe und in andern Welttheilen geweſen ſei.“ H.]

[2] Er gedenkt desſelben als noch ungekrönt in der Mörin 34 b: „Das kem gar wol dem großen heer, So man küng Laßlen krönen würd.“ Die Krönung erfogte erſt 1451. Rühs 804.

An got, dem ſchöpfer din.
Kein Huß[1] ſoltu nit ſin,
Das ſtet dim adel wol,
Und hüt dich vor dem hol,
Der argen helle pful!
Blib ſtet am römſchen ſtul!
Nit ker dich an den man,
Den man nent Rockentſchan![2]
Er iſt ein ſchalkhaft wicht.

So viel über Hermann von Sachſenheim. Eine beſondre Beleuchtung aber erheiſcht noch die Fürſtin, der er ſein abenteuerliches Gedicht „zu dienſt gemacht.“ Sie war, wie ſchon erwähnt worden, Mechthild, Tochter des Pfalzgrafen und Kurfürſten von Baiern Ludwig, in erſter Ehe mit dem Grafen Ludwig von Wirtemberg, nach deſſen Tode mit dem Herzog Albrecht von Öſtreich vermählt. Nachdem auch letzterer im Jahre 1463 (Gerardus de Roo, Annales. Oeniponti 1592. S. 280) geſtorben war, hatte ſie ihren Witwenſitz zu Rotenburg am Neckar, dem Hauptorte der öſtreichiſchen Grafſchaft Hohenberg. Dieſe Frau iſt in der Geſchichte der Wiſſenſchaften dadurch merkwürdig, daß auf ihren Antrieb ihr zweiter Gemahl im Jahre 1457 die Univerſität Freiburg im Breisgau und ihr Sohn aus erſter Ehe, der erſte wirtembergiſche Herzog, Eberhard im Bart, 1477 die Univerſität Tübingen ſtiftete (matris etiam illustrissimæ Mechtildis hortatu. Cruſius II, 395. 449). Ihre Überreſte wurden, nachdem ſie zuerſt in Güterſtein beigeſetzt worden, im Jahre 1555 in die Tübinger Kirche übergebracht.

In den handſchriftlichen Aufzeichnungen von Lutz von Lutzenhart, Weitenauer, Gärt erſcheint Mechthild während ihres Aufenthalts in Rotenburg vielfach als Gründerin frommer und wohlthätiger Anſtalten, auch der bewunderte Stadtbrunnen iſt ihre Stiftung; ihr traulich volksmäßiger Name war: das Fräulein von Öſterreich. Sie wird es auch ſein, die, mit dieſem Namen bezeichnet, für Hammen von Reiſtett[1] (Reinſtetten) auf dem Rathhaus zu Ulm vergeblich gebeten hat (Volkslieder Nr. 137, S. 352 ff.); in der Anrede: Frau von Oſterreich!

---

[1] Vergl. Mörin 17 a: Marſchalk, Beliß und Publicus Die warn fürnemer dann der Huß, Der dort zu Böheim macht den lauf.

[2] Joh. Rokyczana, ein geiſtlicher Vorſteher der Huſſiten. Rühs 804. [Man vergleiche Meiſter Altſwert S. 245, 2. 3: Er hieß nit Rockenzan Als dort der Behem falſch. Sleigertüechlin. H.]

Höchſt anſtößig erſcheint dagegen ihr Lebenswandel zu Rotenburg in der handſchriftlichen Chronik der Herrn von Zimmern.

Auch der deutſchen ritterlichen Dichtkunſt war dieſe Fürſtin gewogen. Was die Zueignung der Mörin erſt andeutet, zeigt, elf Jahre nachher, ein andres Schriftdenkmal in vollem Maße. Es iſt dieſes der poetiſche Ehrenbrief, den der bairiſche Ritter Püterich von Reichertzhauſen im Jahre 1462 an die fürſtliche Witwe nach Rotenburg erlaſſen hat, gedruckt, doch ſehr fehlerhaft, in Duellii Excerpta historico-genealogica, Leipzig 1725. Folio. S. 265 ff. Auszugsweiſe hat J. Ch. Adelung, Leipzig 1788. 4., die für die Litteraturgeſchichte wichtigen Stellen mit Anmerkungen herausgegeben.[2]

Püterichs Ehrenbrief iſt nicht ſowohl um ſeines poetiſchen Werthes willen, als vielmehr der Aufſchlüſſe wegen ſchätzbar, die er uns über die ſorgfältige Pflege giebt, welche um die Mitte des 15ten Jahrhunderts da und dort noch von Perſonen des Fürſten- und Ritterſtandes den ritterlichen Dichtwerken gewidmet wurde. Er beſteht in 148 ſiebenzeiligen Strophen „in des von Laber gemainen Ton,“ das heißt in der Versweiſe, die aus der von Wolfram von Eſchenbach für ſeinen Titurel gebrauchten Strophe, im neuern Titurel, gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts, durch Spaltung der Langzeilen in kürzere Reimzeilen, umgebildet und dann auch von Hadamar von Laber in ſeinem allegoriſchen Gedichte „die Jagd“[3] gebraucht worden war.

Von ſeiner Dichtergabe ſpricht Püterich ſelbſt ſehr beſcheiden (Str. 74). Der Inhalt des Sendſchreibens erſcheint als ein ſehr ungleichartiger. Mit dem Lobe der Fürſtin anhebend, geht es auf eine Aufzählung der turnierfähigen bairiſchen Adelsgeſchlechter über und giebt nachher ein Verzeichnis der im Beſitze des Verfaſſers befindlichen Ritterbücher, ſowie derjenigen, welche ſich in der Bücherſammlung der Herzogin befinden und dem Schreiber des Briefes noch neu ſind.

---

[1] [Hamann von Reiſchach. Vergl. Ch. F. v. Stälin, Wirtembergiſche Geſchichte III. Stuttgart 1856. 8. S. 561.]

[2] Jetzt in Haupts Zeitſchrift VI, S. 31 ff.

[3] [Herausgegeben von Schmeller, Stuttgart 1850. 8. H.]

Von dem Bemerkenswerthern dieſes Inhalts hebe ich zuerſt aus, was die Fürſtin, ſodann was den Dichter des Briefes angeht.

Püterich hat die Herzogin nie ſelbſt geſehen, aber er iſt über ſie und ihren Hof genau unterrichtet durch Grete von Parsberg, die einſt mit ihr im Bade zu Kalb (Teinach?) geweſen. Er rühmt unter anderem, wie drei ihrer Jungfrauen beim Gottesdienſte ſo herrlich mitſingen,

Daß es zu himel den engeln gleich ſei klingend (Str. 8).

Er hat auch von ihrem ſchönen Garten gehört, aus dem ſie oft den Kindern Blumenkränze ſpende. Möchte doch ihm, dem Dichter, aus dieſem Garten ein Kranz der Ehre werden (Strophe 80—82)! Was ihre Bücher betrifft, ſo hat er von ihr einen Zettel, ein Verzeichnis derſelben, empfangen. Der Sinn der durch verdorbene Schreibung dunkeln Stelle ſcheint der zu ſein, daß es 94 Numern ſeien, wovon er 23 noch nicht kenne. Dieſe, meiſt ſonſt bekannte Ritterbücher, zählt er auf und darunter die Mörin (die Morein) (Str. 96—99). Leicht erklärlich, daß ihm dieſe noch neu war, weil die Fürſtin ſelbſt ſie erſt vor elf Jahren vom Dichter erhalten hatte.

Zugleich erſehen wir, daß die Liebe zu dieſen Dichtungen, vielleicht ein Theil der Bücher ſelbſt, der Herzogin von ihrem Vater anererbt war. Indem ihr Püterich ſeine Ritterbücher zur unbeſchränkten Auswahl anbietet, bedingt er ſich dabei ein Verzeichnis der ihr zu Gebot ſtehenden, wie es ſcheint, ein vollſtändigeres, als das er bereits erhalten hatte:

95 Doch auf ein wechſl wider,
Das mir ain zedl werde
Eur gnaden puecher ſider,
Der habt ir woll den wunſch auf diſer erde,
Ob ir der puecher eures vatters habt gewalte,
Die ich zu Haidelberge
In ſeiner liberei ſach ſo gar ungezalde.

Dieſe Bücher des Pfalzgrafen Ludwig III bilden ohne Zweifel noch jetzt einen Beſtandtheil der reichen Sammlung altdeutſcher poetiſcher Handſchriften in der Bibliothek zu Heidelberg. (Vgl. Wilken, Geſchichte der Heidelbergiſchen Bücherſammlungen S. 95. 103 f.)

Auch der Herzog Otto von Baiern, Mechthilds Vetter, erſcheint in dieſem Briefe als ein Liebhaber ſolcher Bücher und er war es auch, der für die Herzogin von Püterich das Verzeichnis jener Ritterbücher verlangt hatte (Str. 91 f. 126). Von ihr mag ſich dann weiter auf ihren Sohn, den Herzog Eberhard, noch einige Neigung für die Rittergedichte verpflanzt haben. Es ſind Anzeigen vorhanden, daß er die Erſtlingsdrucke des ſpätern Titurel und des Parcival von 1477 veranſtaltet habe.

Daß Hermann von Sachſenheim einer ſo bewährten Freundin der Ritterpoeſie ſein Gedicht zu Dienſte machte, wird uns jetzt ſehr natürlich erſcheinen. Vielleicht verdankte er auch ihrer Liberei die Kenntnis der vielen Rittergedichte, auf die er ſo häufig anſpielt.

Der Verfaſſer des Ehrenbriefes ſelbſt, Jacob Püterich von Reicherzhauſen,[1] wie er ſelbſt am Schluſſe ſeinen vollen Namen angiebt (Str. 147), ſtammte, gleichfalls nach ſeiner Angabe, aus einem turniermäßigen bairiſchen Geſchlechte und iſt dem Turnei viel nachgeritten (Str. 70). Der Brief iſt in ſeinem Hauſe zu Reicherzhauſen an St. Katharinenabend 1462 gegeben. Obgleich nun der Dichter anfänglich ganz im Tone ritterlicher Galanterie der Fürſtin huldigt und ihr erklärt, daß er ſie lieber ſehen würde, als alle Blumenauen, daß ihn der Wind freuen müſte, der von dem Lande wehe, worin ſie wohne (Str. 4. 23), ſo iſt doch das alles ganz unverfänglich. Einestheils iſt er ſo überaus demüthig, daß er ſich nicht für würdig hält, ihr die Schuhriemen zu löſen und daß er nicht die Krone des römiſchen Reiches dafür nähme, wenn ſie ihn zu ihrem Stubenheizer erwählte (Str. 22. 27); anderstheils giebt er ſelbſt ſein Alter auf 62 Jahre an (Str. 137) und bemerkt:

24 Ein man von ſechzig jaren
Soll Amorſchaft vermeiden.

Er habe ſchon Enkel und finde, daß Cupido ſelten mehr mit ſeinem feurigen Pfeile auf ihn ziele, auch ſpreche ſeine Ehefrau, Anna von Seckendorf: „Lapp, dich ſoll nun benügen, laß einen Jungen werben!“ (Str. 25. 26. 91.) Auch Hermann von Sachſenheim muſte ſich auf ähnliche Weiſe von ſeiner Hauswirtin zurechtweiſen laſſen und es iſt ein ſonderbarer Zufall, daß die Herzogin von Öſterreich von zwei ſolchen wohlbetagten Liebesdichtern umſchwärmt wird.

---

[1] Vergl. Wilken, Geſchichte der Heidelbergiſchen Bücherſammlungen S. 518.

Püterich überſendet ihr mit ſeinem Briefe noch weitere Gedichte, die wir jedoch nicht mehr beſitzen, und darunter, wie es ſcheint, verliebte, aber freilich ſolche, die ſchon etwas alt ſind (Str. 85. 86). Noch ein ſonderbares Geſchenk legt er den Liedern bei. Grete von Parsberg hat ihm von den kleinen, wohlgeſtalten Füßen der Herzogin erzählt:

89 Des was ich denk zu Rom in wälſchen reichen
Und kauft den wunſches[1] füeßen
Zwai zockln[2] ſein, ich main, die in geleichen.
90 Die tragt durch euren knechte,
Ob ich ſein mueten tar! u. ſ. w.

Wenn dieſe Liebſchaft des 62jährigen Briefdichters eine ergetzliche iſt, ſo hat er dagegen eine andre, faſt rührende: die leidenſchaftliche Liebhaberei für die alten Ritterbücher. Er beſitzt in Summa 164 Bücher, geiſtliche und weltliche (Str. 120). Eine lange Reihe derſelben, gröſtentheils Rittergedichte und Legenden, macht er namhaft (Str. 100—116) und dieſes Verzeichnis iſt von Belang für die poetiſche Litteratur des deutſchen Mittelalters. Am Schluſſe desſelben entſchuldigt er ſich, daß er aus Verſehen die weltlichen Bücher vor den geiſtlichen genannt habe, da doch ſeinem Alter beſſer gezieme, dieſe zu leſen, als die ritterlichen. Die Schuld liege daran, daß er gerne zurückſchaue auf die vergangenen Tage (Str. 117—119).

Wie er zu den vielen Büchern gekommen ſei, darüber legt er, wie er ſelbſt ſich ausdrückt, „ſeine Beichte“ ab. Vierzig Jahre und leicht darüber ſeien es, daß er zu ſammeln begonnen. In Brabant und Ungarn und den Landen, die dazwiſchen liegen, hab' er ſie mit Fragen aufgeſucht:

122 Zu ſamb ſind ſi gerafelt
Mit ſtelen, rauben, auch darzue mit lehen,
Geſchenkt, geſchriben, gekauft und darzue funden,
Doch mer die alten puecher;
Der neuen acht ich nit zu kainer ſtunden.

Er muß aber ſelbſt auch um manches gekommen ſein. Denn man hat auf ihn die Rede ausgebracht, der Bücher wollt' er gerne vergeſſen, gäbe man ihm nur die Säcke wieder, darin er ſie in guten Treuen ausgeliehen. Auch ſchicken ihn die Schälke bei Hofe manchmal nach einem alten Buche aus, worüber er dann ſehr erfreut iſt; wenn er aber dann keines findet, ſo bemerkt er erſt, daß ſie ihren Scherz mit ihm gehabt:

---

[1] wunſches, „der wunſch,“ das Höchſte, Vollkommenſte, was man ſich wünſchen kann.

[2] [Vergl. Schmeller IV, S. 225. H.]

125 Das leit ich alles durch die puech der alten
Und wär ſein billich erlaßen
Durch manig jar, die mir da ſind gezalten.

Und wie er den alten Büchern nachläuft, ſo ſucht er auch die Gräber der Verfaſſer auf. In manchen Kirchen hat er dem Grabe Wolframs von Eſchenbach nachgeforſcht, bis er es endlich im Markte Eſchenbach in unſer Frauen Münſter, mit Wappenſchild und Inſchrift, aufgefunden. Zwanzig Meilen weit iſt er dorthin geritten, um die Begräbnisſtätte des theuern Dichters zu ſehen und durch andächtiges Gebet ihm zu Gottes Reiche behülflich zu ſein.[1]

So wunderlich zuſammengemengt auf den erſten Anblick die Beſtandtheile dieſes Ehrenbriefes erſcheinen, ſo hinterläßt derſelbe doch einen Geſammteindruck, der ſie zur Einheit verbindet und für unſre geſchichtliche Betrachtung feſtzuhalten iſt. Der alte Püterich erſcheint als ein irrender Geiſt aus der untergegangenen Ritterwelt. Er zählt den bairiſchen Turnieradel auf und findet ſiebenzehn Geſchlechter, die mit Schild und Helm begraben ſind und zu ſeiner Zeit alle noch lebten:

47 Nun iſt irs namens leider nit mer auf erden,
So helf in gott der vatter,
Daß ſie zu himel erhöhet müeßen werden! (Vgl. 64.)

Er ſucht ängſtlich und raſtlos nach den alten Liederbüchern, wie nach vergrabenen Schätzen, und er wandelt um die Gräber der Dichter, deren Stätte die neue Zeit vergeſſen hat. Selbſt jene altväteriſchen Liebeserklärungen haben etwas Geiſterhaftes und kein blühender Kranz aus dem ſchönen Garten iſt ihm mehr beſchieden:

23 Sollt mich das alter alſo thun nit krenken,
So müſt der wind mich freuen herzelichen,
Der von dem land thuet wäen,
Dar innen wont die here löbelichen.

Ulrich Fürtrer, der um 1487 den Inhalt mehrerer älterer Dichtungen aus den Sagenkreiſen von Artus und dem heiligen Gral, ſowie die Geſchichten vom Argonautenzuge und dem trojaniſchen Kriege, auch in der Strophe des ſpätern Titurel, zu einem weitläufigen cykliſchen Gedichte verarbeitete, klagt, daß er den wackern Püterich von Reicherzhauſen nicht, wie Medea durch ihre Zauberbäder, habe verjüngen können (Muſeum I, 193). Aber ſo wenig, als dieſer getreue Freund der alten Zeit, war die morſche Ritterzeit ſelbſt wieder jung zu baden.

---

[1] [Vergl. oben S. 175. 176. H.]

4. Kaiſer Maximilian I.

Man hat dieſen Kaiſer in neuerer Zeit häufig den letzten Ritter genannt, wir führen ihn als den Letzten in der Reihe derjenigen auf, mittelſt welcher die ritterliche Dichtung noch weit in den Zeitraum, den wir behandeln, hereingegriffen hat. Das Werk, welches ihm hier zunächſt einen Platz anweiſt, iſt der Teurdank, ein großes, allegoriſch-ritterliches Gedicht, für deſſen Verfaſſer er von manchen gehalten wurde und an dem jedenfalls ſein Antheil auszumitteln iſt.

Die älteſte zu Nürnberg gedruckte Ausgabe, deren Vorrede von 1517 datiert iſt, ein Folioband mit ſchönen Holzſchnitten, gehört zu den litterariſchen Seltenheiten und typographiſchen Merkwürdigkeiten. Sie hat den Titel: „Die geuerlicheiten vnd einsteils der geſchichten des loblichen ſtreytparen vnd hochberümbten helds vnd Ritters herr Tewrdannckhs.“ Dieſe Ausgabe befindet ſich auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart. Ihr folgten bis 1537 noch vier[1] andre und dann auch zweierlei Umarbeitungen, die eine von Burkard Waldis, Frankfurt 1553 und dann noch dreimal, die andre Ulm 1679. Auf der Tübinger Univerſitätsbibliothek iſt nur dieſe letztere Überarbeitung.

Kœler, Disquisitio de inclyto libro poetico Theuerdank. Ed. nov. Altdorf 1732.

Bevor über Anlaß und Verfaſſer des Werkes geſprochen wird, iſt es nöthig, einen Begriff von demſelben zu geben. Die Anlage iſt dieſe:

Im Jahr der Welt 6444 war gegen den Niedergang der Sonne ein mächtiger König, mit Namen Romreich. Nach dem Tode ſeiner Gemahlin und bei zunehmendem Alter wird er von ſeinen Räthen angeſprochen, ſeine einzige, ſchöne und treffliche Tochter Ernreich, die das ſechzehnte Jahr erreicht hat, zu verheiraten. Er will in ſeinem Teſtamente beſtimmen, welchen von den zwölf Bewerbern um ſie er zu ſeinem Eidam gewählt habe. Bald darauf ſtirbt er in einem Garten, wohin er ſich begeben, um ſeinen Tod zu erwarten. Das Teſtament wird in Anweſenheit der jungen Königin von Räthen und Landſchaft verleſen. Der hohe, tadelloſe Fürſt Teurdank iſt es, den ihr der Vater zum Gemahl beſtimmt; der vermöge ſie ſammt Leuten und Landen mit ſeiner ſtreitbaren Hand zu beſchützen. Sogleich wird ein Bote abgeſchickt, der nicht raſten ſoll, bis er den edeln Helden aufgefunden. Indeſſen verdrießt es mehrere im Lande, daß der neue Gemahl der Königin ihnen all ihr Regiment abnehmen werde. Sie ſuchen daher Mittel und Wege, wie ſie ihn niederlegen, eh' er in das Land komme, um alsdann ihre Fürſtin für Geld zu verheiraten.

---

[1] [Statt vier iſt zu ſetzen zwei. Man vergleiche: Theuerdank, herausgegeben ... von Dr Karl Haltaus. Quedlinburg und Leipzig 1836. 8. S. 35 bis 47; Gödeke, Grundriß S. 146. H.]

Drei Hauptleute, Fürwittig, Unfallo und Neidelhart, werden erwählt, die drei Päſſe oder Zugänge des Landes zu beſetzen und den Helden, wenn er ſich nicht abweiſen laſſen wolle, in Gefahr und Tod zu bringen. Der böſe Geiſt ſelbſt iſt mit ſeinem Einblaſen im Rathe gegenwärtig. Jeder von den dreien beſetzt hierauf ſeinen Paſs. Dem Boten iſt es gelungen, gegen Sonnenaufgang ſtromabwärts reitend, den jungen Helden Teurdank aufzufinden. Dieſer läßt auf die empfangene Einladung zurückſagen, er werde die Königin nicht eher ſehen, bis er ſolche Dinge gethan habe, daß ſie ihn mit Ehren zur Ehe haben möge. Er bittet nun ſeinen Vater um Erlaubnis zur Reiſe und wird von demſelben ermahnt, ſtets Gott vor Augen zu haben. Aber auch der böſe Geiſt tritt, im Kleid eines Doctors, zu ihm und will ihm drei böſe und verderbliche Lehren mitgeben, welche jedoch der Jüngling ſtandhaft von ſich weiſt. Der Geiſt nimmt ſich vor, nur um ſo eifriger durch ſeine Dienſtmannen, die drei Hauptleute, zu wirken. Teurdank zieht mit einem einzigen treuen Diener, dem Ernhold, aus, welcher künftig über ihn wahrhafte Kundſchaft geben ſoll.

Sie reiten den erſten Tag durch hohes Gebirg und dicke Wälder. Am andern Morgen kommen ſie zum erſten Paſſe, den der Hauptmann Fürwittig inne hat. Dieſer empfängt den Helden höflich, führt ihn in die Stadt und hält ihn unter dem Vorwande feſt, daß erſt die Befehle der Königin eingeholt werden müſten. Den Aufenthalt Teurdanks benützt er, denſelben in elf gefährliche Abenteuer zu führen; beſonders auf der Jagd, wozu der Held große Neigung hat. Fürwittig läßt ihm einen großen Hirſch in einem Hohlweg entgegenhetzen, ſo daß er ihn mit dem Schwert erlegen muß; läßt dann einer Bärin die Jungen ſtehlen und bewegt ihn dann, die ergrimmte zu jagen; viermal bringt er ihn auf der Gemſenjagd in große Gefahr; beredet ihn, einem Löwen, der an der Kette liegt, in den Schlund zu greifen, ein Schwein erſt mit dem Pfeile zu verwunden und ſich ihm dann zu Fuß mit dem Schwert entgegenzuſtellen; bringt ihn dazu, die Schuhſpitze an das Rad einer Palliermühle zu ſtoßen; läßt ihn auf unſichres Eis führen, das mit ihm bricht. Teurdank geht jedoch aus allen dieſen Fährlichkeiten ſiegreich hervor. Der Hauptmann hat ihn durch die Lüge, daß von all den kühnen Stücken der Königin Nachricht gegeben werde, ſtets zu neuen Wagſtücken verführt. Auch weiß er ſich ſelbſt jedesmal auszureden, daß er keine Schuld daran gehabt. Endlich erfährt Teurdank durch den Knecht, der ihn auf das Eis führen muſte und den er ſelbſt vom Unterſinken gerettet, daß jenes auf Geheiß des Hauptmanns geſchehen. Die Augen gehen ihm auf, er jagt zornig den Fürwittig fort und zieht weiter zum zweiten Paſs, wo der Hauptmann Unfallo Wache hält. Dieſer iſt ſchon durch einen Boten Fürwittigs benachrichtigt und hält auf gleiche Weiſe den Gaſt bei ſich zurück, denn ſein Herz ſagt ihm, wenn die Königin den Helden einmal zu ſehen bekäme, würde ſie ihn nicht mehr von ſich laſſen. Nun folgen 47 Fährlichkeiten, worein Teurdank durch Unfallos Schuld geräth. Er wird auf die morſche Stiege eines Turms geführt, von dem er das Land der Königin überſchauen ſoll; ebenſo auf einen faulen Balken bei einem Bauweſen; weiter gefahrvolle Bären-, Gemſen- und Schweinsjagden; Unfallo giebt ihm Gewehr, wodurch er ſich ſelbſt verletzen ſoll; bringt ihn in Waſſersgefahr, an Abhänge, wo ſein Pferd ſtürzen ſoll, auf das Eis u. ſ. w., läßt Schnee und Steine auf ihn herabrollen; zeigt ihm grobes Kriegsgeſchütz und heißt ihn, um es recht zu ſehen, mit dem Windlicht in eines leuchten, das vorher mit Pulver gefüllt iſt; führt ihn in ein Haus, wo zwei angeblich zahme Löwen ſich befinden, die aber den Helden anfallen, ſo daß er ſie kaum mit einer Schaufel abtreibt; läßt ihn eine Feldſchlange doppelt laden, daß ſie zerſpringt; giebt ihm auf einem gefährlichen Pfad ein leicht ſcheuendes Roſs; bringt ihn in Gefahr, vom Blitz erſchlagen zu werden; giebt ihm zu einem Stechen ein

Roſs, das, ſobald man es dazu gebrauchen will, ausreißt und ſo auch hier einem tiefen Graben zurennt, von dem es der Reiter kaum noch zurückhält; läßt ihn auf der Gemſenjagd an einen ſtürmiſchen Ort führen, wo ihn der Wind am Schaft emporhebt; will auf dem Schiff, worauf Teurdank fährt, um Seevögel zu ſchießen, Pulverfäſſer anzünden laſſen; einem Narren, der ſich einbildet, den Befehl über das Geſchütz eines Schloſſes zu haben, ſchwatzt Unfallo vor, Teurdank woll' ihm ins Handwerk greifen, und ſtiftet ihn auf, mit brennendem Lichte dem Ritter nachzulaufen, um die offnen Pulvertonnen anzuzünden, der Held aber treibt den Narren noch zu rechter Zeit mit einem Maulſtreich ab; weiter führt ihn Unfallo an ein verdecktes Brunnenloch, während er, nach einem Schloſſe hinweiſend, ſeine Aufmerkſamkeit abzulenken ſucht; als Teurdank in eine Krankheit fällt, veranlaßt Unfallo durch falſche Berichte den Arzt zu verkehrten Verordnungen; zuletzt zündet er eine hölzerne Kammer an, worin der Held ſchläft, muß nun aber, da ſeine Tücke nicht länger verborgen bleibt, ſich durch die Flucht retten. Am dritten und letzten Paſſe, den der Hauptmann Neidelhart beſetzt hält, hat Teurdank noch 21 Gefahren, meiſt kriegeriſcher Art, zu beſtehen. Neidelhart fordert ihn auf, wider die Feinde der Königin zu ſtreiten, bringt ihn aber durch Einverſtändniſſe mit dieſen in ſchlimme Lagen. Er führt ihn auf mancherlei Art unter feindliches Geſchütz, veranlaßt Zweikämpfe, läßt ihn den Angriff machen und zieht ihm nicht nach; beſtellt Leute, die ihn bei Nacht ermorden ſollen; läßt dem Feinde ſagen, daß Teurdank ſich in einem Schloſſe mit weniger Mannſchaft befinde, worauf ſie in großer Schaar heranziehen, aber doch durch das Geſchoß abgetrieben werden. Die glücklichſte Kriegsthat Teurdanks iſt, daß er mit nur 13 Mann 180 Feinde gefangen nimmt, denen ihn Neidelhart trügeriſch entgegengeſchickt, die er aber auch durch eine Kriegsliſt in Schrecken ſetzt, indem er an verſchiedenen Enden die Trompeten blaſen läßt. Dieſe 180 müſſen ihm ſchwören, ſich der Königin ſelbſt zu ſtellen, wie er es auch ſchon früher andern von ihm Beſiegten auferlegt hat. Ernreich läßt hierauf die drei Hauptleute zu ſich entbieten, um von ihnen zu hören, wer der Held ſei, der innerhalb Jahresfriſt ſo manchen Gefangenen geſchickt habe und von dem ſie ihr zu ihrem großen Misfallen nichts kund gethan; auch befiehlt ſie ihnen, den Helden ſelbſt mitzubringen.

Die drei berathen ſich, wie ſie ſich aus der Schlinge ziehen mögen, und Neidelhart macht noch einen Verſuch, den Helden beim Frühmahl zu vergiften, wird aber durch einen Thürſteher, dem Teurdank Gutes gethan, verrathen und muß vor deſſen Schwert entweichen.

Teurdank zieht nun ohne weiteres Hindernis an den Hof der Königin und wird von ihr wohl aufgenommen. Aber die drei Hauptleute halten einen neuen Rath und es wird beſchloſſen, daß ſechs Ritter von Neidelharts Geſchlecht den fremden Helden bei aller Frauen Ehre zu mancherlei Ritterſpielen auffordern und dabei trachten ſollen, ihn vom Leben zu bringen. Teurdank nimmt die Ausforderung an und die ſechs Kämpfe in verſchiedenen deutſchen und welſchen Arten des Rennens, Stechens und Fechtens finden vor den Augen der Königin ſtatt. Er bleibt in allen Sieger, und Ernreich, deren Neigung und Achtung für ihn während dieſer neuen Proben ſeiner Tapferkeit ſtets gewachſen, ſetzt ihm beim Tanze einen Lorbeerkranz auf das Haupt. Der Ernhold erhebt nun bei der Königin eine förmliche Klage gegen die drei Hauptleute um ihrer Bosheiten willen, die er alle in ein Buch gebracht und mit Zeugniſſen verſehen laſſen. Die Angeklagten werden vor das Hofgericht geſtellt und das Urtheil fällt dahin aus, daß der erſte enthauptet, der zweite gehängt und der dritte von einem hohen Turme geſtürzt werden ſoll. Ehe ſie ihre Strafe erleiden, geben ſie noch, jeder ſeinem Namen gemäß, eine gute Lehre, indem ſie vor Fürwitz, Unfall und Neid warnen. Wenn nun gleich die Königin dem Helden nach ſo vieler Mühſal Ruhe gönnen möchte, ſo bedenkt ſie doch, daß er ſich alle ſolche Noth nur um weltlicher Ehre willen gemacht habe; zu einem Ritter aber, der mit Recht die gelben Sporen führe, gehöre noch weiter, daß er den Chriſtenglauben beſchütze. Darum läßt ſie ihn, mit Beiſtimmung ihrer Räthe, auffordern, daß er ihr Heer gegen die Unglaubigen führe, welche jetzt ihr Land verwüſten. Bei dieſem Rath und dem entſprechenden Entſchluſſe des Helden iſt ein Engel Gottes durch ſeine Gegenwart und Ermahnung wirkſam. Teurdank wird durch den Prieſter mit der Königin zuſammen gegeben, die Vollziehung der Ehe aber auf ſeine Rückkehr vom Feldzuge ausgeſetzt. Damit ſchließt die Erzählung.

Daß die Anlage des Werkes, wie ſie hier dargelegt worden, keine poetiſch-organiſche ſei, ſondern in einer mechaniſch abgemeſſenen Allegorie beruhe, ergiebt ſich auf den erſten Anblick und die Namen der handelnden Perſonen ſprechen ſich nur allzu handgreiflich als allegoriſche aus. Es iſt aber auch noch beſonders dafür geſorgt, daß wir über die allegoriſche ſowohl, als die etwas verſteckter liegende hiſtoriſche Bedeutung des Gedichtes ſattſam unterrichtet werden.

Melchior Pfinzing, der ſich als Verfaſſer deſſelben unterſchreibt, hat eine „lautere anzaigung und warhafte beſtettung" aller darin begriffenen Geſchichten hinten angefügt, wodurch alle einzelne Perſonen und Abenteuer allegoriſch oder hiſtoriſch erklärt werden. Doch iſt dabei noch immer die Vorſicht gebraucht, die geſchichtlichen Namen nur mit den Anfangsbuchſtaben zu bezeichnen. Dieſe Clavis iſt nachher von Sebaſtian Frank in ſeiner deutſchen Chronik (Augsburg 1538, Wachler I, 192) und von Matthäus Schultes bei der von ihm herausgegebenen Umarbeitung (Ulm 1679) in den hiſtoriſchen Hinweiſungen erweitert worden. Über die Hauptperſonen äußert ſich Pfinzing folgendergeſtalt:[1]

Diſen perſonen ſein allen diſe namen erdacht und ire rechte namen verſchwigen aus der urſach, dieweil der ſelben verwandten in leben ſein, damit nit geacht werd, es beſchehe diſe beſchreibung ſo vil erlicher getaten inen aus liebkoſendem gmüt, daß auch mit ſolhem puoch, denen ſo vor zeiten die alten heldenpücher geſchriben haben, nachgevolgt wurde, dann mich bedunkt, daß dem gemain man nit not ſei den grund zuo verſteen.

Aber in der rechten warhait ſo wirdet durch den edlen künig Romreich verſtanden der löblich adenlich und mechtig herr H. C. V. B. (Herzog Carl von Burgund.)

Die künigin Ernreich bedeut deſſelben künig Romreichs tochter E. M. H. Z. B. (Marie, Herzogin zu Burgund) und iſt darum Ernreich genant, daß ſi neben andern hochgeborenen frawen ain eerliebhabend herz und gmüt zuo haben geübt geweſt iſt und irem höchſtverwandten zuo ſolhen eerlichen und durſtigen[2] ſachen geholfen und gefürdert, dardurch er rum, ſig und er erlangt, die er dann bis an ſein end getriben und gebraucht hat.

Teurdank bedeut den loblichen fürſten K. M. E. Z. O. V. B. (Kaiſer Maximilian, Erzherzog zu Öſtreich und Burgund) und iſt darumb Teurdank genant, das er von jugent auf all ſein gedanken[3] nach tewerlichen ſachen gericht, die er auch vilfeltiglich über menig andere fürſten und ritter, von den man geſchriben findt, mit eignem leib volbracht hat, wie man in diſem, auch ſunſt noch in andern zwaien püchern klerlichen vernemen wirdet.

---

[1] [Man ſehe die Stelle in der Ausgabe von Haltaus S. 184. 185. H.]

[2] turſtig, geturſtig, kühn, vom alten türren, Prät. torſte, wagen (vergl. Schmeller I, 458).

[3] der dank, der Gedanke, Wille u. ſ. w., daher auch der Freidank, vrigedank. Fig. 3: In ſolhen danken u. ſ. w.

Der Ernhold u. ſ. w. bedeut das gerucht und gezeügnus der warhait, ſo einem ieden menſchen bis in ſein gruoben nachvolgt, ſi ſein guot oder pös, darumb wirdet er bemeltem jungen fürſten Teurdank für und für zuogeſtellt, ſein leben, weſen und getaten zuo offenwaren und zu bezeügen mit der warhait.

Die drei haubtleut bedeuten die drei alter, nemblichen die jugent, das mittel und das alter, und ſein darumb erdacht, als weren die drei, Fürwittig, Unfalo und Neidlhart, drei menſchen geweſt, damit die drei tail des alters deſt klerer mügen beſchriben werden und der hiſtori ain lieblichait zuo leſen geben.

Und erſtlichen Fürwittig bedeut die erſt plüend jugend des edlen fürſten Teurdank, welhe in als einen jungen menſchen, der anders von freiem teurn gepluot kumbt, raizt und begirig macht, durch fürwitz, on bedacht des endes, allerlai zuo verſuchen; durch den ſelben haubtman Fürwittig verſtanden und begriffen wirdet, in was geferlichait ine ſolhe ſein freie jugent, auch fürwitz gefürt hat; darumb nennet man diſe ganze handlung Fürwittig.

Der ander haubtman haißt Unfalo und iſt darum alſo genant, daß einem ieden teurlichen man in beſtendigem alter am maiſten unfal in ſeinem fürnemen begegnen, darumb daß er im in ſolhem alter mer zuo thun und zuo verſuchen dann in der jugent vertraut und auflegt; und werden darunder begriffen all teurlich und geverlich ſachen, in ſchimpf und ernſt, ſo der Teurdank, eer zuo erlangen, gethan hat, bei denen ime unfal unverſehner ding zuogeſtanden ſein, den er durch ſchicklichait und ſein beherzenhait entgangen iſt.

Neidelhart, der dritt haubtman, wirdet darumb alſo genent, dann gewondlich einem ieden in ſeinem alter, dem glück und ander gaben des glück zuoſteen, vil menſchen neidig und heſſig werden; und bedeut die ſorgfeltigkait und geferlichait, ſo dem fürſten zuo ſeinen zeiten durch neid und haß in kriegsleuſen und ſunſt begegnet, denen er aber allen on ſchaden mit hilf gottes und durch ſein unerſchrocken fraidig gmüt und ritterliche hand glücklichen entgangen und entrunnen iſt. Und ſein allein die drei namen Fürwittig, Unfalo und Neidelhart in lebentiger menſchen pild verkert darumb, daß die hiſtori, wie obſteet, deſt verſtendiger ſei zuo leſen.

Es werden dann die einzelnen Fährlichkeiten der Reihe nach örtlich beſtimmt und geſchichtlich beſtätigt. Die kühnen Gemſenjagden, die Schnee- und Steinfälle gehören den Gebirgen von Tirol, Oberöſtreich und Steiermark an, die Schweinsjagden und Waſſergefahren den Niederlanden und ſo auch die Kriegsthaten und Unfälle hauptſächlich den niederländiſchen Kriegen. Öfters wird bemerkt, daß ein einzelnes Ereignis für alle ähnlicher Art geſetzt ſei. So iſt bei den ſechs ritterlichen Kämpfen, welche Teurdank zuletzt noch am Hofe der Königin zu beſtehen hat, angeführt, daß darunter verſtanden werden

alle ritterſpil in ſchimpf und ernſt, ſo der teurlich held Teurdank vor hübſchen frawen und junkfrawen in Öſterreich, Braband und der fürſtlichen Grafſchaft Tirol volbracht hat.[1]

Ebenſo wird bezeichnet und erklärt, was von der Handlung der Allegorie anheimfällt; z. B. wenn Teurdank nach und nach die drei Hauptleute von ſich jagt, ſo heißt es, das ſei poetiſch geſtellt und bedeute, daß er nun den Fürwitz der Jugend hingelegt, daß er bei vorgerücktem Alter ſich der harten Arbeit, darin ihm die meiſten Unfälle begegnet, entſchlagen und daß er endlich auch den Ränken des Neides feſtiglich zu widerſtehen gelernt habe. Von dem letzten Entſchluſſe des Helden, gegen die Feinde des Chriſtenglaubens auszuziehen, wird geſagt:

Iſt ein poeterei, bedeut, daß die erliebhabenden gemüth durch ir tewerlichait ſo vil eeren nicht erlangen mögen, ſi begern noch mer zuo erlangen; darumb wirdet geſetzt, daß die künigin der eeren Teurdank als iren verwandten anſtreng, noch weiter götlich eerlich getaten von irent wegen zuo volbringen, dann die vbrigen getaten weltlich geweſen ſein. Und weiterhin: — dieweil im got vor ſo oft erledigt und geholfen het, zoge das criſtenlich gemüt für, beſchloß forter die götlich er auch zuo erlangen.[2]

Wenn wir in der Anlage des Gedichtes die lebendige Poeſie vermiſst haben, ſo ließe ſich noch immer eine ſchöne Fülle der Ausführung denken und zwar in doppelter Hinſicht: einerſeits konnten die vielen Fährlichkeiten, welche der Held zu Feld und zu Walde, im Gebirg und auf dem Waſſer, im Kampfe mit allen Elementen beſteht, die Schlachten und Jagden, die Turniere und Tänze, das ritterliche Werben um die ſchöne Königstochter, zu manigfaltigen und glänzenden Darſtellungen in der Weiſe der älteren Rittergedichte Gelegenheit geben, anderſeits bot ſich in der allegoriſchen Haltung des Ganzen der Anlaß dar, dasſelbe, im Geiſte der neuen Zeit, mit Betrachtung und Lehre reichlich auszuſtatten.

---

[1] [In der Ausgabe von Haltaus S. 192. H.]

[2] [Man ſehe die beiden Stellen in der Ausgabe von Haltaus S. 192. H.]

Was in beiderlei Hinſichten der Teurdank geleiſtet habe, ſoll nun näher erörtert und vorzüglich durch Proben aus dem Gedichte ſelbſt zur Anſchauung gebracht werden.

Die Kargheit und Farbloſigkeit im erzählenden und beſchreibenden Theile, bei einer ſolchen Maſſe des für buntausgebreitete Schilderung ſich eignenden Stoffes, iſt auffallend. Lieber werden (der Angabe in Pfinzings Clavis unerachtet) dieſelben Abenteuer mit geringen Verſchiedenheiten wiederholt, als daß ein einzelnes zu vollerer Geſtaltung ausgebildet würde. Es iſt oft, als würde der Poeſie abſichtlich aus dem Wege gegangen, die Geſchichte iſt offenbar poetiſcher, als das Gedicht, und die kurzen hiſtoriſchen Erläuterungen, beſonders in Sebaſtian Franks kräftiger Sprache, geben meiſt der Phantaſie ein viel ergreifenderes Bild, als die gereimte Erzählung, der ſie zum Commentar dienen.

Wenn am Anfange des Gedichts der alte König Romreich lieber im Garten, als im Bette ſterben will, ſo läßt ſich dieſes ziemlich poetiſch an. Hören wir, wie es erzählt wird!

Fig. 3 Eins mals der kung an ſeim pet lag,
Gedacht: „Nun iſt komen der tag,
Daß ich ſol ordenen mein ſach,
Dann ich bin worden alt und ſchwach,
Das empfind ich an mir ganz wol;
Doch hoff ich, nicht erſterben ſol
Auf federen in einem pet,
Dann wenig wird als dann geredt
Von meinem tod in künftig zeit.
Ich wais ein ſchön garten nit weit
Von hinn, der iſt luſtig umbfangen
Mit eim graben; dainn verlangen
Hab ich zuo ſchließen mein letzt teg.“
In ſolhen danken reit er weg.
Als er nun in den garten kom,
Empfand er,[1] daß er ſeer ab nam
An ſeinem leib und auch am leben;
Darumb wolt er zuo verſteen geben

---

[1] [Der Druck hat: Empfand vnd. H.]

Zuvor ſein räten, wen er welt,
Den ſein kind zuo man haben ſolt,
Macht ordenlich ſein teſtament,
Berueſet etlich rät behend,
Sprach: „In dem teſtament ir werdt
Finden, welchen ich auf der erd
Hab meim kind zuo man auserkorn.
Darumb ſagt ir, wöl ſi gotes zorn
Empfliehen, daß ſi halt mein gebot!
So wirdt ſi behüet vor allem ſpot.
Denſelben ſol ſi allein han
Vor andern für iren eeman.“
Das hörten alle ſeine rät.
Damit der künig kein wort mer redt,
Sonder gab alſo auf ſein geiſt,
Darob ſich als volk traurig beweiſt.[1]

Hiezu bemerkt Pfinzings Clavis:[2]

Bedeut, wie der loblich künig Romreich bei einem friſchen pach (Beziehung auf den Holzſchnitt) als ein berüembter fürſt und herr erſchlagen ward wunderparlich.

Deutlicher bei Schultes:[3]

„— zeiget an, wie Herzog Carl von Burgund, Anno 1477 den 5 Januarii an der Moſel, nit weit von Nancy, der Haupt-Statt in Lothringen, von den Lothringern und Schweizern in einer Schlacht überwunden und von des Verräthers, Grafens von Campobachii, Leuten, mit 3 tödlichen Wunden erſchlagen worden.“

Der gewaltſame Tod des kühnen Karl iſt hiernach (vermuthlich aus ſchuldiger Rückſicht für ſeine hohe Perſon, als Schwäher des noch lebenden Kaiſers Maximilian) in ein ſanftes Verſcheiden im Garten umgewandelt und auch dieſes noch mit einer höchſt proſaiſchen Teſtamentsübergabe verbunden worden.

Unter den zahlreichen Jagdabenteuern Teurdanks kommt vorzüglich die nachbeſchriebene Gemsjagd in Betracht:

---

[1] [Vergl. die Stelle bei Haltaus S. 4. 5. H.]
[2] [Haltaus S. 185. H.]
[3] [Haltaus S. 128. H.]

Fig. 20 Ain neu ſchalkhait dem Fürwittig
Kam in ſein ſin, dardurch er ſich
Meint zuo rechen an dem held wert.
Auf ein zeit er ſprach: „Herr, begert
Ir noch mer gembſen zuo jagen,
Von einem jaid will ich euch ſagen,
Der gleich ir nit habt gſehen mer.“ u. ſ. w. [1]

Wir ſehen, dieſes Abenteuer iſt nicht mit den Farben einer poetiſchen Schilderung, wohl aber mit der Genauigkeit beſchrieben, die ein der Gemsjagd Kundiger erwarten kann. Pfinzings Erläuterung beſagt, daß dem Helden dieſe Fährlichkeit „am gembſenjeid bei Innsbruck begegnet.“ [2] Sebaſtian Frank deutet ſchon auf die berühmte Geſchichte von der Martinswand:

Zum achten entgieng im (Maximilian) zu Innsbruck auf einem gembſengejägd auf einer hochen platten ſchaft und all zinken an ſein fueßeiſen, daß man ſich ſein verwegt und im das ſacrament zeigt; noch half im gott durch ſein freidig gemüt und geſchicklichheit herab. [3]

Die Clavis bei Schultes [4] aber hat die ganze legendenhafte Erzählung:

„Drei (2) Stund von Insbruck hatte ſich Maximilian auf einer Gemſen-Jagd, in dem Gebürg und an dem Ort, den man jetzt Martins Wand nennet, dann die Felſen wie eine Wand darliegen, alſo hoch verſtigen, daß er keinen Fuß mehr weder für, noch hinder ſich ſetzen konte, ohne Gefahr eines unfehlbaren gewiſſen tödlichen Sturzes. Allda der unglückſelige Fürſt gleichſam erſtaunet und erſtarret geſtanden, ſeine große Vermeſſenheit ſelbſten beklagt, indeme er nichts anders vor ihme geſehen, als einen gewaltſamen Tod. Dann unmöglich geweſen, ihme weder von oben, unten, noch auf den Seiten einige Hilflaiſtung zu thun. Seine Gefährten und Bedienten wuſten weder Hülf noch Rath und ſahen ihren Herrn, dem ſie doch nicht zu helfen vermochten, mit weinenden Augen an. Der junge Fürſt aber, als er allbereit 2 ganzer Tag und Nacht in ſolchem erbärmlichen Zuſtand ſich befunden und keine Hoffnung zu einiger Erlöſung übrig ſahe, hat das zeitliche Leben in Wind geſchlagen und getrachtet, wie er auß ſolchem in ein ſeeliges und himmliſches Leben eingehen möchte; hat deswegen den Seinigen mit erhabneſter Stimme zugerufen

---

[1] [Man ſehe die Stelle bei Haltaus S. 28—30. H.]
[2] [Haltaus S. 187. H.]
[3] [Haltaus S. 112. H.]
[4] [Haltaus S. 130. 131. H.]

> und befohlen, daß durch die Prieſterſchaft das hochheilige Sacrament des Leibs Chriſti herzugetragen und ihme an dem nächſten Ort, ſo immer möglich, möchte vorgewiſen werden, damit, wann der ſterbliche Leib mit leiblicher Speis nit mehr konte erlabet, doch gleichwohl ſein Herz und Seel mit dem geiſtlichen Zehr-Pfennig durch die Augen könte verwahret werden. Welches man dann dem frommen Fürſten mit allem Fleiß verrichtet hatte; unterdeſſen war jederman ſeinetwegen zum höchſten betrübt und war von allem Volk in Stätten und Dörfern für ſeine Erlöſung das allgemeine Gebet angeſtellet. Welches dann nicht fruchtlos abgangen: dann als ſich Maximilian in dieſem ungeheuren Gebürg von aller menſchlichen Hülf verlaſſen ſahe und allbereit nichts anders bei ſich ſelbſten betrachtete, als die Unſterblichkeit Gottes ſeines Erlöſers, hat er nicht weit von ihme ein Geräuſch vernommen und im Umbſchauen geſehen, daß ein in Bauren-Kleidern unbekanter Jüngling, mit Hinwegwerfung der gröſten Klippen einen Weg bahnend, zu ihm nahete, welcher, als er zu ihme kommen, hat er mit dargebottener Hand zu ihm geſprochen: „Dank hab dir, mein lieber Fürſt, deiner Gottes-Forcht und Tugend! Gott ſtärke und vermehre ſie in dir! dann der dich erlöſen kan, der lebt und iſt auch bei dir. Lege alle Forcht ab und folge mir nach! dann ich dich in ſichere Gewahrſam bringen will." Darüber auch der Fürſt wieder in etwas zu ihme ſelber kommen und ſeinem Gefährten getreulich gefolget. Als er nun glücklich herunder kommen, haben ihne die Seinigen mit größeſten Freuden empfangen, alſo, daß das Trauren in eine allgemeine Freude verkehret worden. Unter welchem frolockendem Gedräng aber ſein Erretter ſich verloren und unſichtbar worden. Man hat zwar auß Kayſerl. hohem Befelch fleißig und allenthalben nach ſolchem forſchen und fragen laſſen, umb ſolchen mit gebührender Verehrung zu bedenken, er hat ſich aber nirgends mehr finden laſſen, dahero geglaubt worden, daß es ein von Gott geſandter Schutz-Engel geweſen ſeie, der dieſen jungen Fürſten von ſolchem allzu frühzeitigen Tod erlöſen und zu der ganzen Chriſtenheit noch größerm Nutz und des Hauſes Öſterreich hohem Aufnehmen erhalten ſolte. Zu ſtäts währender Gedächtnus deſſen hat dieſer Fürſt hernach ein Crucifix von 40 Schuh hoch hinſetzen laſſen, welches herunden kaum für 2 Schuh hoch angeſehen wird."

Der Martinswand gegenüber, nur durch die Straße davon getrennt, ſtehen auf einem Hügel, der Martinsbühel genannt, ein Kirchlein und ein Jagdhaus, welches Kaiſer Maximilian erbaut hat und aus deſſen Fenſtern er die Gemſen der nahen Wand geſchoſſen haben ſoll (Beyrer, Wegweiſer in Innsbruck S. 196 f.).

Daß Maximilian am Oſtermontag 1490 ſich auf der Gemſenjagd an der Martinswand verſtiegen und durch einen Bergmann oder Jäger, über deſſen Perſon und Namen verſchiedene Sagen giengen, auf eine an das Wunderbare grenzende Weiſe gerettet worden, iſt durch unverwerfliche Zeugniſſe beſtätigt. Aber in den nähern Umſtänden, beſonders auch in der Art der Rettung, ſtimmt dieſes Abenteuer nicht mit dem im Teurdank erzählten. Hormayr, der ſich viel mit dieſer Geſchichte beſchäftigt hat, bemerkt deshalb in ſeinem und Mednyanskys Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte 1 Jahrgang 1820 (ſieh A. Grün, der letzte Ritter 204. Köler, l. c. 27 fgg.), die Vergleichung aller Umſtände laſſe keinen Zweifel übrig, im Teurdank ſei das Abenteuer an der Martinswand ganz hinweggelaſſen und offenbar nur von einer andern, auch ganz anders geſtalteten Gefahr im Zirlergebirge die Rede. Dieſe Weglaſſung aus einem Buche, worin alle Fährlichkeiten Maximilians aufgezählt ſind, wird aber damit erklärt: das Abenteuer an der Martinswand habe ihn wie mit einer höhern Hand ergriffen und ihm eine religiöſe Scheu eingeflößt vor aller Erwähnung deſſelben zu weltlicher Freudigkeit und Luſt; am lauteſten beſtätige dieſe Meinung der Umſtand, daß Maximilian jeden Jahrestag ſeiner Verſteigung (beſonders in der Einſiedelei ſeines Geburtsortes Wiener-Neuſtadt) mit gänzlicher Abſonderung von der menſchlichen Geſellſchaft und mit frommen Übungen zugebracht habe.

Jedenfalls erhellt, daß, was Geſchichte und fromme Sage vom Gemſenjäger Maximilian melden, poetiſcher iſt, als was unſer Gedicht vom löblichen Helden Teurdank erzählt.

Auch von der Darſtellung ritterlicher Kämpfe geben wir ein Beiſpiel, das zugleich die Gebräuche bei ſolchen Ausforderungen zeigt [1]:

Fig. 77 Darnach über ein kleine zeit
Kam her aus ferren landen weit
Ein kürriſer,[2] gar hoch berümbt u. ſ. w.

Die Claves bemerken hiezu bloß, daß dieſer Kampf mit einem Ritter am Rheinſtrom gehalten worden.

Wie die Hofſitte im Umgang mit den Frauen dargeſtellt ſei, davon mag die Schilderung eines Tanzes, der nach einem ſolchen Ritterkampfe gehalten wird, zeugen:[3]

Fig. 102 Darauf kamen her getretten u. ſ. w.

[1] [Man ſehe die Stelle bei Haltaus S. 111—113. H.]

[2] Der Kürriſſer, der Geharniſchte, loricatus. Schmeller II, 326.

[3] [Man ſehe die Stelle bei Haltaus S. 159. H.]

Auch bei einem Tanze wird der Held von der Königin mit dem Lorbeerkranze gekrönt: [1]

Fig. 107 Als nun der tanz was angefangen u. ſ. w.

So viel von der Beſchaffenheit des erzählenden und beſchreibenden Beſtandtheils dieſer Dichtung. Fragen wir nun auch nach der Betrachtung und Lehre, wozu die allegoriſche Bedeutung des Werkes vollen Anlaß gab, ſo entbehrt daſſelbe durchaus der humoriſtiſchen oder ſatiriſchen Auffaſſung des Lebens und der Sitte der Zeit, wovon wir aus den bisher betrachteten ritterlichen Dichtungen manche Züge hervorheben konnten. Die Allegorie, in der ſelbſt die hiſtoriſchen Perſonen aufgiengen, das abſichtliche Verſtecken des Geſchichtlichen, führte zu einer trockenen Allgemeinheit, ferne von der ausdrucksvollen Geſtaltung des individuellen Lebens. Die Ernſthaftigkeit der ganzen Behandlung mochte der hohen Würde des fürſtlichen Helden angemeſſen erſcheinen. Dennoch iſt nicht zu miskennen, daß auch ein innerer, ſittlicher Ernſt der Geſinnung in dem Gedichte liegt und des farbloſen Ausdrucks unerachtet wohlthuend anſpricht. Auch dafür mögen einige Belege ausgehoben werden. Zuerſt, wie der junge Held Teurdank vor ſeiner Ausfahrt vom böſen Geiſte verſucht wird: [2]

Fig 10 Als ſich nun rüſtet der Teurdank u. ſ. w.

Den drei verderblichen Lehren des böſen Geiſtes am Anfang des Buchs ſind die drei heilſamen des Engels am Schluſſe deſſelben entgegengeſetzt: [3]

Fig 115 Als nun der held in ſeim gemach
Gegen got ſeiner andacht pflag u. ſ. w.

Der Engel unterſtützt ſchließlich noch das Begehren der Königin Ernreich, daß Teurdank einen Zug gegen die Unglaubigen unternehme. In dieſen entgegengeſetzten Anweiſungen des böſen und des guten Geiſtes liegt die Sittenlehre des Buchs.

Wir haben im Bisherigen Anlage, Bedeutung und Ausführung des Werkes aus dieſem ſelbſt und mittelſt der ihm beigegebenen Erläuterungen erkannt und beurtheilt. Es iſt nun von deſſen Verfaſſer und Anlaß zu ſprechen, wodurch ſich zugleich ein weiterer Geſichtspunct für die Würdigung deſſelben ergeben wird.

[1] [Haltaus S. 165. H.]
[2] [Haltaus S. 13—15. H.]
[3] [Haltaus S. 176—178. H.]

In den proſaiſchen Zueignungen des Gedichtes ſelbſt ſowohl, als den Erläuterungen (beide aus Nürnberg vom 1 Merz 1517) an den damals 18jährigen König Karl von Spanien, Enkel Kaiſer Maximilians I, bezeichnet und unterſchreibt ſich als Verfaſſer Melchior Pfinzing, Probſt zu Sanct Alban bei Mainz und zu Sanct Sebald zu Nürnberg. Er hat dem jungen Fürſten zu Ergetzlichkeit, Nutzen und Lehre die Geſchichten und Thaten des Helden Teurdank, die er meiſtentheils geſehen oder von glaubwürdigen Perſonen, welche dabei gegenwärtig waren, gehört hat, in Form, Maß und Weiſe der Heldenbücher, in verborgener Geſtalt zu beſchreiben ſich vorgenommen. Er nennt dieſe Beſchreibung ſeine Arbeit, ſein Buch. Wenn dieſe Angabe an ſich nicht unglaubwürdig erſcheint, ſo liegt noch eine beſondre Beglaubigung darin, daß ſie in den noch bei Lebzeiten des Helden (Maximilian I ſtarb erſt zwei Jahre nachher, 12 Januar 1519) an deſſen Enkel gerichteten Zueignungen ſteht. Dieſer Fürſt hat auch als nachmaliger Kaiſer Karl V in einem Diplom, das er 1555 dem nürnbergiſchen Patriciergeſchlechte Pfinzing ausgeſtellt, jene Autorſchaft ausdrücklich anerkannt. Unter den Verdienſten Melchior Pfinzings wird darin namentlich folgendes angerühmt: [1]

> Inter quæ etiam et hoc quidem præcipue æstimandum occurrit, quod idem Melchior Pfinzing præfati serenissimi quondam avi nostri vitæ cursum et præclara ejus gesta, heroicas virtutes variaque vitæ discrimina, inter quæ frequenter versabatur, corporis item labores et fortunæ procellas et fluctus, quos rara infracti animi magnitudine et heroica constantia semper et ubique sustinuit, elegantissimo germanico carmine, mira industria et eloquentia ac jucunda quadam verborum suavitate artificiosaque fictorum nominum inventione in maximum volumen magno sudore et fideli diligentique vigilantia congestos nobisque dedicatos, posteris memoriæ tradidit. (Köler, l. c. S. 5. 13.)

Melchior Pfinzing war im Jahr 1481 zu Nürnberg geboren, alſo zur Zeit der Vollendung des Werkes 36 Jahre alt. Er hatte ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet, war Geheimſchreiber Maximilians I und wurde auf deſſen Empfehlung 1512 vom Rathe der Stadt Nürnberg zum Probſte der dortigen Hauptkirche zu Sanct Sebald beſtellt. Er wohnte nur abwechſelnd zu Nürnberg, indem er ſich auch ferner an der

---

[1] [Haltaus S. 13. H.]

Seite des Kaiſers[1] befand, zu deſſen Rath er erhoben wurde und auf deſſen Verwendung er noch weitere Kirchenämter, namentlich die Probſtei Sanct Alban zu Mainz erhielt. An letzteren Ort zog er ſich auch im Jahre 1521 zurück, als zu Nürnberg die Reformation um ſich griff. Ebendaſelbſt ſtarb er 1535. Das ſchon erwähnte Diplom gedenkt auch noch beſonders rühmlich der Dienſte, welche Melchior Pfinzing und ſein Bruder Ulrich, gleichfalls geiſtlichen Standes, als Geſchäftsmänner dem vorigen Kaiſer geleiſtet haben:[2]

> Fidelia item servitia, quæ etc. divo Maximiliano etc. avo et prædecessori nostro observantissimo, dum in vivis esset, uterque uti consiliarius et familiaris aulicus, ille (Udalricus) quæsturam (Pfennigmeiſter, Köler S. 11) gerens, hic (Melchior) vero a secretis, summa industria, solertia, sagacitate, studio, diligentia et fide, arduis et variis negotiis, non tantum in politica administratione, magnis utpote consultationibus et difficillimis gravissimisque et honorificentissimis legationibus, sed etiam periculosissimis quibusque temporibus et bellicis expeditionibus (den Fährlichkeiten, welche Neidelhart herbeigeführt), promptissimo animo, indefesse, strenue et intrepide, magna quidem etc. avi nostri etc. satisfactione ... semper ad vitæ usque extremum spiritum non sine labore et impendio illos præstitisse constat. (Köler, l. c. S. 8.)

Ein ſolches Verhältnis, das Melchiorn, wie er auch in der Zueignung ſagt, zum Augenzeugen ſo mancher Begegniſſe des Kaiſers machte, gab ihm den ſpeciellen Beruf, dieſelben auf ſeine Weiſe darzuſtellen.

Der vorangeführten Beurkundungen unerachtet, iſt jedoch häufig nicht Pfinzing, ſondern der Kaiſer Maximilian ſelbſt für den wahren Verfaſſer des Teurdank ausgegeben worden. Dieß beſonders auf das Anſehen Cuſpinians, der, als ein Zeitgenoſſe und Vertrauter des Kaiſers, in ſeinem Buche de Cæsaribus S. 486, ſagt:[3]

> Animum dehinc ad scribendum, sed patria lingua adjecit, et licet palam, quia male in pueritia institutus, poeticam aspernaretur, ad poeticam tamen natus, poetice opus de diversis suis periculis edidit, cui gentili lingua nomen Teurdank indidit etc. (Köler S. 16.)

---

[1] Über ſeine Kunſtliebe ſ. Johann Neudörfers Nachrichten von den vornehmſten Künſtlern und Werkleuten, ſo innerhalb hundert Jahren in Nürnberg gelebt haben, 1546, nebſt der Fortſetzung von Andreas Gulden 1660. Nürnberg 1828. S. 32.

[2] [Haltaus S. 6. H.]

[3] [Haltaus S. 15. H.]

Allein es ſteht hier Behauptung gegen Behauptung, die beſtimmte Angabe Pfinzings gegen die, doch wohl auch aus Misverſtändnis erklärbare Cuſpinians. Für die Autorſchaft Maximilians wird aber noch weiter geltend gemacht, daß in der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien ein papierner Codex (von 48 Blättern in Folio) aufbewahrt ſei, welcher die erſten 74 Capitel des Teurdank von des Kaiſers eigener Hand mit vielen Durchſtrichen und Einſchaltungen enthalte[1]; ferner daß daſelbſt noch ein andrer Codex anzutreffen ſei, in welchem die Figuren, die zum Teurdank kommen ſollten, von dem Kaiſer ſelbſt beſchrieben worden[2] (Khautz, Verſuch einer Geſchichte der öſtreichiſchen Gelehrten S. 96. Panzers Annalen der ältern deutſchen Litteratur, Nürnberg 1788. S. 408). Man kann ſich jedoch hiebei des Zweifels nicht erwehren, ob nicht die Hand des Kaiſers mit der ſeines Geheimſchreibers, von dem allerdings manche andre im Namen des Kaiſers geſchriebene Concepte vorhanden ſein mögen, verwechſelt ſei. Eine Verſchiedenheit des Stils der erſten 74 Capitel von dem der 44 nachfolgenden iſt nicht zu bemerken. Zu den angeführten Gründen für Pfinzing kommt aber auch noch der im Werke ſelbſt liegende gegen den Kaiſer, daß dieſer nicht auf die Weiſe von ſeiner eigenen Perſon geſprochen haben würde, wie es in jenem geſchieht. Denn wenn gleich das Gedicht nicht im Tone der Schmeichelei geſchrieben iſt (deren Vorwurf erklärtermaßen durch die in der Clavis gegebenen geſchichtlichen Thatſachen abgewendet werden ſoll), und wenn man auch annehmen wollte, daß Maximilian Beweggründe gehabt haben könnte, ſein Werk unter fremdem Namen in die Welt zu ſchicken, ſo dürfen wir ihm doch nicht zutrauen, daß er ſich ſelbſt Lobſprüche geſpendet haben würde, wie der Verfaſſer des Gedichts ſie, wenn auch nicht mit Unrecht, im Epilog zu „dieſer ſeiner Schrift“ „ſeinem Herrn“ zutheilt. Gilt uns nun gleich Melchior Pfinzing für den eigentlichen Verfaſſer, ſo hindert uns dieß keineswegs, dem Kaiſer thätigen Antheil an der Entſtehung und Erſcheinung des Buches, und ſelbſt die erſte Idee dazu, beizumeſſen. Dafür ſpricht, außer den ſchon berührten Umſtänden, Maximilians perſönlicher Charakter, die Art ſeines übrigen Wirkens im Gebiete deutſcher Litteratur und Kunſt, ſein beſondres Verhältnis zu Pfinzing und was ſonſt von ſeinem Intereſſe für das Buch bekannt iſt. [1]

---

[1] [Über die fünf in Wien befindlichen Handſchriften vergleiche Haltaus S. 21—35. H.]

[2] Über dieſe Frage auch: Heller, Skizze einer Geſchichte der verſchiedenen Ausgaben des Theuerdank, in den Beiträgen zur Kunſt- und Litteraturgeſchichte. Heft 1. 2. Nürnberg 1822. 8. Böhm, in der nachher anzuführenden Diſſertation § 6.

Maximilian I ſtellte in ſeiner Perſon das Muſter eines vollkommenen Ritters dar. In allen Leibesübungen und ritterlichen Fertigkeiten war er geſchult und gekräftigt. Die Jagdabenteuer, die Kämpfe in Spiel und Ernſt, die im Teurdank erzählt werden, hat er wirklich beſtanden und was die Erläuterungen darüber beibringen, iſt manchmal noch viel kühner und erſtaunlicher, als was im Gedichte vorgeht. Die ritterliche Moral des Teurdank, gegebene Treue ſtät, feſt und unzerbrochen zu halten, hat er wirklich geübt und es iſt ihm ſogar vorgeworfen worden, er ſei nicht ſo verſchlagen geweſen, als die Feinde, die ihn beſiegt und die Freunde, die ihn im Stiche gelaſſen (Menzel, Geſchichte der Deutſchen III, 41). Das alte Ritterthum, das er in ſeiner eigenen Erſcheinung erneute, hat er auch zu Buche gebracht. Ihm verdankt man nach allen Anzeigen die letzte der bedeutendern handſchriftlichen Sammlungen altdeutſcher Helden- und Rittergedichte, die reichſte und koſtbarſte von allen. Dieſe zu Wien in der Ambraſer Sammlung (der Sammlung von Waffenrüſtungen, Büchern, Kunſtſachen ꝛc., welche der Erzherzog Ferdinand, Maximilians Urenkel, in der 2ten Hälfte des 16ten Jahrhunderts auf dem Schloſſe Ambras bei Innsbruck angelegt) befindliche Handſchrift, ein Pergamentband in Folio, enthält 23 Gedichte, meiſtentheils größere Dichtwerke des 13ten Jahrhunderts aus der einheimiſchen Heldenſage und dem Fabelkreiſe von der Tafelrunde, deren einige nur hier noch vorhanden ſind. Primiſſer (die k. k. Ambraſer Sammlung, beſchrieben von A. Primiſſer, Wien 1819. S. 276) bemerkt von ihr:

> „Dieſem reichen Inhalte entſpricht das Äußere der Handſchrift. Sie iſt durchaus von Einer Hand ſchön und zierlich geſchrieben und mit goldenen Anfangsbuchſtaben, am Rande mit niedlichen nach der Natur gemalten Schmetterlingen, Vögeln und andern Thieren, mit Früchten und Blumen ausgeſchmückt. Die auf dem 215 Blatte auf einem Bilde erſcheinende Jahrzahl 1517 bezeichnet wahrſcheinlich das Jahr der Vollendung, und die dabeiſtehenden Buchſtaben

---

[1] [Mit Uhlands Urtheile über die Entſtehung des Teurdank ſtimmt im Weſentlichen auch das Ergebnis überein, das Haltaus durch die ſorgfältigſten Unterſuchungen gewonnen hat. Man vergl. a. a. O. S. 34. H.]

V. F. möchten dem Maler angehören. Auf dem Titelbilde ſieht man die in tiroliſchen Volksſagen noch heute lebenden Rieſen Haimo und Thyrſus und über ihnen den rothen Adler, das landesfürſtliche Wappen von Tirol. Dieſe prächtige Ausſtattung einer Handſchrift im 16ten Jahrhundert, der umfaſſende, vaterländiſche Inhalt, ſo wie die Jahrzahl und das Titelbild laſſen nicht zweifeln, daß das Buch auf des Kaiſers Maximilian Befehl, in Tirol, für ſeine Hausbibliothek, aus älteren, wahrſcheinlich verloren gegangenen Handſchriften zuſammengetragen worden ſei. In der Folge kam es in des Erzherzogs Ferdinand Beſitz, unter deſſen Handſchriften das alte Inventar von 1596 eine als „das helden puech“ anführt.“

(Folgt ein Verzeichnis des Inhalts.)

Aber nicht bloß die Feſte und Kämpfe der Helden und Ritter aus der Fabelzeit hat Kaiſer Maximilian niederſchreiben laſſen, auch das Gedächtnis ſeiner eigenen hat er bewahrt.

Dahin gehört, wieder nach Primiſſers Beſchreibung a. a. O. S. 283 f.:

„Freidals Turnierbuch“ (gleichfalls in der Ambraſer Sammlung). „In dieſem Werke (Papier, klein Folio) beſitzen wir die Abbildungen aller Kämpfe und Mummereien des Kaiſers Maximilian I, der hier unter dem beſcheidenen Ritternamen Freidal erſcheint. Das alte Inventar von 1569 führt das Werk ſo an: „Ain Puech in rot Leder gepunden, darinnen Kaiſer Maximilian Rennen, Stechen, Turnieren und Kempfen.“ Höchſt ſchätzbar für Genealogie und Kenntnis der Adelsgeſchlechter ſind die gleichzeitigen, den Bildern vorgeſetzten Verzeichniſſe, wovon das erſte die Namen der „ſchönſten Kunigin(en), Fürſtin, Grefin, Freiin und edler Junkfrawen und Frawen in Germanien, vor denen Freidal gerent, geſtochen, gekempſt und gemumbt hat,“ die folgenden Blätter aber die Namen der Ritter enthalten, mit welchen Freidal geſtochen, gerennt und gekämpft hat. Hier ſind auch die meiſten Turniergattungen, welche ſich in die beiden Hauptarten, Rennen und Stechen, trennten, mit ihren Kunſtwörtern angeführt: deutſches Geſtech, Rennen feſt angezogen, Rennen unter dem Bund, Geſchifftrennen, Geſchweiſtrennen, Feld- und Kampfrennen, welſches Geſtech, Kampf (Kampf zu Fuß). Aus der Vergleichung dieſer Verzeichniſſe mit den Bildern gewinnt das Turnierweſen manche erfreuliche Aufklärung. Den vierten Theil aller Bilder (das Werk enthält deren 255) nehmen die Mummereien ein, wobei unter Begleitung muſikaliſcher Inſtrumente von den verkleideten Rittern verſchiedene Tänze aufgeführt und ſodann gewöhnlich die Turnierpreiſe vertheilt wurden. — Aus mehreren Gründen, deren Anführung hier zu weitläufig wäre, iſt gewiſs, daß das Werk unter der unmittelbaren Aufſicht des

Kaiſers Maximilian in den letzten Jahren ſeiner Regierung angefertigt worden. S. 116 kommt auch die Jahrzahl 1515 und ein Monogramm (wahrſcheinlich des Malers) vor.“

Eine ausführlichere Nachricht von dieſem Buche, ebenfalls von Primiſſer, in Hormayrs hiſtoriſchem Taſchenbuch für 1820.

Aber auch die ernſten Beziehungen und Ereigniſſe ſeines Lebens, ſeine Abſtammung und Erziehung, ſeine Heirath und ſeinen Ländererwerb, ſeine Kriege, Unterhandlungen und Friedensſchlüſſe hat Maximilian aufzeichnen laſſen. Der Aufzeichner war ſein Geheimſchreiber Marx (Marcus) Treizſaurwein von Ehrentreiz und das Buch, welches erſt in neuerer Zeit zum Drucke gekommen iſt, hat den Titel: der weiß Kunig.[1]

Der Weiß Kunig, eine Erzehlung von den Thaten Kaiſer Maximilian des Erſten. Von Marx Treitzſaurwein auf deſſen Angeben zuſammengetragen, nebſt den von Hannſen Burgmair dazu verfertigten Holzſchnitten. Herausgegeben aus dem Manuſcripte der k. k. Hofbibliothek. Wien 1775. Fol.

Das Verhältnis des Kaiſers zu dieſem Werke iſt durch ein in der Handſchrift (die ſich vormals auch zu Ambras befand, Vorrede) hinter der Vorrede eingemaltes Bild anſchaulich gemacht: der Kaiſer auf dem Thron, im Harniſch, dictiert; der Geheimſchreiber kniet unten und ſchreibt auf dem rechten Knie. Dabei ſtehen die Verſe:

Merk! viel wird von mir geſchriben,
Was ſachen und krieg ich hab getriben.
Darumb ſchreib, wie ich dir jetzo ſag!
So kumbt die recht wahrheit an tag.

Die Anrede an den Kaiſer, am Schluſſe des Werks, erklärt darüber noch beſonders:

Nach Ewr kaiſerlich Majeſtat ernſtlich bevelch, muntlich anzaigen und ſchriftlich underricht, mir Marxen Treizſaurwein von Erntreiz gethan, hab ich diz puch, genannt der weiß kunig, mit ſchrift und gemel in ordnung gebracht, als vil Ewr kaiſerliche Majeſtät mir darinnen geoffenbart hat und mir wiſſend geweſt iſt, und ſolich arbeit iſt durch mich volpracht worden in der zeit zwiſchn ſand Johanns tauſers tag und den weinechten im 1514ten jar u. ſ. w.

Der Vorbericht giebt zu verſtehen, daß das Werk nur ſo weit ausgeführt ſei, als der Kaiſer ſolches im Jahr 1514 vorbereitet hatte, und daher noch nicht als ein vollendetes angeſehen werden dürfe. Die vorangeſtellte Verehrung (Zueignung) des Buches an den König Karl von Spanien, dem auch der Teurdank zugeeignet iſt, beſtimmt daſſelbe ihm und ſeinem Bruder Ferdinand zum Spiegel und zur Unterweiſung. Es zerfällt in 3 Theile und 222 Capitel und umfaßt die Zeit von der Brautwerbung Friedrichs III, des Vaters Maximilians, im Jahr 1450 an bis in das Jahr 1513, alſo bis in das ſechſte vor ſeinem Tode. Dem Inhalt nach geſchichtlich, hat es nur dadurch das Ausſehen des Romans, daß die Namen großentheils emblematiſche ſind: der deutſche Kaiſer iſt „der weiß kunig,“ alſo Friedrich III, von dem der ganze erſte Theil handelt, „der alt weiß kunig,“ Maximilian ſelbſt „der jung weiß kunig“ (wobei ſowohl an die Weisheit, als an die Farbe gedacht iſt), der König von Frankreich „der plab (blaue) kunig,“ Herzog Karl von Burgund „der kunig vom feureiſen“ (eine Beziehung auf die Inſignien des Ordens vom goldnen Fließe, S. 102), der König von Schottland „der kunig der wilden leut,“ der Doge von Venedig „der kunig vom viſch“ ꝛc. (heraldiſch). Die Überſchrift eines Capitels (des 125ſten) lautet z. B.: „Wie der plab kunig und die ſchwarzweiß geſelſchaft weiter mit ainander kriegten und der plab kunig darnach in das land Swarz und Weiß zoch und das erobert,“ d. h. wie der König Karl VIII von Frankreich mit dem Herzog von Bretagne und deſſen Anhang Krieg führte und das Land deſſelben eroberte. Sonderbar iſt, daß dazwiſchen auch wieder unverſteckte Namen der Perſonen, Länder und Städte gebraucht werden. Der Stil iſt chronikmäßig, ohne beſondre Lebhaftigkeit der Darſtellung. An bemerkenswerthen Zügen zur Charakteriſtik Maximilians und zur Kenntnis der Sitten ſeiner Zeit fehlt es nicht und der Verfaſſer des Teurdank, der in den Erläuterungen ſich mehrmals auf den „Blank künig“ bezieht, hätte vielleicht, wenn ſeine Haltung überhaupt nicht allzu ernſthaft wäre, ſolche Züge mit Vortheil benützen können. Artig iſt es z. B., wie Maximilian und ſeine Neuvermählte, Marie von Burgund (die Königin Ernreich im Teurdank), erſt gegenſeitig ihre Sprachen von einander erlernen müſſen (Cap. 64, S. 117). Die geheimnisvolle Einkleidung des Weißkunig ſcheint ſchon bei Lebzeiten Maximilians Dunkelheit und Verwirrung verurſacht und die bezweckte Anordnung zum Drucke mit verhindert zu haben. Die dazu beſtimmten Figuren waren ſchon von Hans Burgmair und andern Meiſtern in Holz geſchnitten und dieſe wieder aufgefundenen Holzſchnitte ſind erſt mit der nunmehrigen Ausgabe abgedruckt.

---

[1] [Man vergl. L. Ranke, Zur Kritik neuerer Geſchichtſchreiber. Leipzig und Berlin 1824. 8. S. 141–145. H.]

Eines, wie es ſcheint, auch auf Anregung des Kaiſers zu Stande gekommenen lateiniſchen Werks, der porta honoris von Johann Stab (ſ. Neudörfer 46), gedenke ich hier nur beiläufig. Vgl. Köler, l. c. S. 18, und über die Verdienſte dieſes Fürſten um die Poeſie in lateiniſcher Sprache überhaupt (doch dabei auch vom Teurdank gegen Köler):

J. G. Böhm, Dissertat. de insigni favore Maximiliani I. imp. in poesin. Leipzig 1756.

Wohl möglich, daß die Vollendung und Herausgabe des Weißkunigs bei Lebzeiten Maximilians namentlich auch durch ſein Intereſſe für die Ausführung einer neuen Arbeit rückſtellig wurde. Beim Jahre 1513 gerieth der Weißkunig in Stocken, im Jahre 1517 erſchien der Teurdank.

Vergleichen wir dieſes letzte Werk mit den bisher aufgezählten, ſo zeigt ſich nicht nur eine verwandtſchaftliche Beziehung deſſelben zu den vorhergegangenen, ſondern es ſcheint auch, als ſollte der Teurdank die verſchiedenen Richtungen der andern in eine ſammeln und ſo von allen die Krone ſein. Die Sammlung der Helden- und Rittergedichte konnte den Gedanken anregen, des Kaiſers eignes thatenreiches Leben zu einem ſolchen zu verarbeiten und dieſe Thaten, wie die Vorrede des Teurdank ſich ausdrückt, „in form, maß und weis der heldenpücher“ zu beſchreiben. Wie im Freidal, ſo auch im Teurdank, tritt er unter erdichtetem Namen auf, aber ſtatt der bloßen Verzeichniſſe, welche das Turnierbuch den Abbildungen der Ritterſpiele und Mummereien beigiebt, iſt im Teurdank zu den Bildern ein Text geliefert, mittelſt deſſen die Kampfſpiele und Tänze allgemeiner und zu einer ernſteren Bedeutung aufgefaßt werden. Der Weißkunig trägt ebenfalls die geheimnisvolle Einkleidung und gleich ihm iſt der Teurdank von einem Manne der näheren Umgebung des Kaiſers, einem ſeiner Geheimſchreiber, in Schrift gebracht, aber wenn dort das Hiſtoriſche der Augenmerk iſt, ſo ſind hier die geſchichtlichen Ereigniſſe unter einem moraliſchen und religiöſen Geſichtspuncte wiedergegeben. Beſteht der Freidal aus Handſchriftbildern, waren für den Weißkunig ſchon die Holzſchnitttafeln gefertigt, ſo ſollte auch der Teurdank nicht ohne künſtleriſche Ausſtattung zu Tage treten. Hans Schäufelin ſchmückte das Buch mit trefflichen

Holzſchnitten. Daß aber auch Hans Burgmair, derſelbe, der die Tafeln zum Weißkunig geſchnitten, dabei thätig war, beweiſt das Stuttgarter Exemplar des Teurdank. Es iſt dasjenige, welches Maximilian dieſem Künſtler zum Geſchenke gemacht. Demſelben iſt Burgmairs Wappen und die Notiz einverleibt, daß auf Befehl des genannten Kaiſers ihm,

„Hannſen Burgkmair, maler mitbürger zu Augſpurg, diß gegenwürttig Tewrdannck buch, vmb das er auch ſein hanndtarbait daran gelegt vnd Irer Kay.^{n} Mt. in ander mer arbaitten vnnderthenigklich gedient, auß gnaden verert vnnd vberantwort worden,“ am 6. Jul. 1518.

Auch in typographiſcher Hinſicht hat dieſes letzte Werk, das wirklich zum Drucke gelangte, beſondere Gunſt erfahren. Der Teurdank von 1517 iſt durch Hans Schönſperger den Ältern, Bürger zu Augsburg, prachtvoll mit einer ſonſt im Drucke ungewöhnlichen, mit Schreiberzügen verzierten Schrift gedruckt und man hat viel darüber geſtritten, ob dieſe Schrift auf ganze Tafeln geſchnitten oder mit einzelnen, beweglichen Buchſtaben gedruckt worden ſei. [1] Auch darüber finden ſich verſchiedene Angaben, ob der Augsburger Drucker vom Kaiſer Maximilian für dieſes Lieblingswerk nach Nürnberg berufen oder der Druckort Nürnberg nur zu Ehren Pfinzings beigeſetzt, der Druck ſelbſt aber zu Augsburg ausgeführt worden ſei. [2]

Maximilian verkehrte gern mit den kunſtreichen und gelehrten Männern in den blühenden Städten Augsburg und Nürnberg. Am letztern Orte gefiel er ſich im Umgange Albrecht Dürers, Wilibald Pirkheimers und Anderer. Der Sebalduskirche gegenüber, an dem von Melchior Pfinzing neuerbauten und bewohnten Probſteihauſe iſt ein großer, mit reichem Bildwerk und mit Pfinzings Wappen gezierter Erker angebracht, in welchem, wie man in den Beſchreibungen der Stadt Nürnberg lieſt, jener den Teurdank gedichtet haben ſoll. [3] Iſt dieſe Sage wahr, ſo müſſen wir dem Probſte, bevor er die Feder eintaucht, ſeinen betagten Herrn, den Kaiſer, gegenüberſetzen, auf ähnliche Weiſe, wie er in dem Bilde zum Weißkunig dargeſtellt iſt. Denn nach allen bisher angeführten Umſtänden wird es kaum mehr zweifelhaft ſein, daß die Idee zum Teurdank, wie die der übrigen Werke, in Maximilians Haupt erzeugt war. Hat er aber auch ſelbſt die ſchriftliche Ausführung derſelben begonnen, ſo kam er doch damit nicht zu Stande und wir dürfen der Verſicherung Pfinzings glauben, daß das Gedicht, wie es ausgearbeitet vorliegt, ſeine Arbeit ſei. In dieſer Anſicht des Verhältniſſes wird man endlich noch durch ein Schreiben des Kaiſers an den Rath zu Nürnberg vom 22 Januar 1518 (von Dorſen) beſtärkt, des Inhalts:[1]

---

[1] Sieh jedoch Neudörfer VII u. 47.

[2] [Vergl. Haltaus S. 66–95. H.]

[3] Köler, l. c. S. 7: Postea ipse Pfinzingius Norimbergam venit et per aliquod tempus ibi alternis vicibus habitavit, restaurato sua cura domicilio præpositi, quod ex ligneo lapideum fecit, uti ex suspensis ejus insignibus in podio prominente patet. Nürnberg u. ſ. w. von Wilder. Nürnberg 1827. S. 32: „der große Chor oder Erker, in welchem Melchior Pfinzing, der das Gebäude, wie es jetzt iſt, aufführen ließ, ſeinen Theuerdank dichtete.“

> „Er begehre mit Fleiß und Ernſt, daß ſie ſeinen lieben andächtigen Melchior Pfinzing, Probſt zu S. Sebald in Nürnberg, ſeinen Rath, dem er befohlen, ſich zu ihm zu erheben mit allen Büchern und andern, das er ihme verfertiget und gemacht hat, mit etlichen der Stadt Söldnern und Dienern biß Weißenburg ſolten beglaiten, damit er mit den berührten dero Büchern und Schriften ſicher fortkommen möge“ u. ſ. w.

Erwägt man, daß der Teurdank 1517 vollendet wurde und dieſer Befehl vom Anfange des Jahrs 1518 datiert iſt, ſo hat es die gröſte Wahrſcheinlichkeit, daß unter den Büchern, welche unter ſolche beſondre Obhut geſtellt werden, vorzüglich die fertigen Exemplare des von Pfinzing für den Kaiſer gemachten Teurdank gemeint ſeien.[2]

Maximilian hatte zwei Mittel, ſeine Idee zur Erſcheinung zu bringen: die Bilder und das Gedicht. Mit jenen beauftragte er den Hans Schäufelin und andre Künſtler, mit dieſem ſeinen gelehrten Geheimſchreiber und Rath Pfinzing. Auf welches von beiden Mitteln er ſelbſt das meiſte Gewicht gelegt, iſt unentſchieden. Uns mögen leicht die Holzſchnitte lebendiger anſprechen, als die Reime, und Pfinzing drückt ſich in der Clavis ein paarmal ſo aus, als wäre das Gedicht nur Commentar zu den Bildern.[3] Ihm gehört das erſtere gerade ſo an, wie dem Hans Schäufelin die Holzſchnitte; beide haben der Idee ihres Herrn, des Kaiſers, gedient.

---

[1] [Haltaus S. 13. 14. H.]

[2] Sieh noch Neudörfer, Nachrichten S. 47: und wiewohl Kaiſerl. Maj. vorhero durch den Schönſperger auch ein Fractur machen und den Teuerdank damit trucken lieſʒ u. ſ. w. Überhaupt was S. 46 f. von Maximilians Verkehr mit den Nürnberger Künſtlern geſagt wird. [Haltaus S. 75. H.].

[3] Fig. 99 folg.: Durch diſe acht figurn werden verſtanden alle ritterſpil in

Der Mann, den ſich Maximilian zum Dichter gewählt, hat allerdings nicht verſtanden, das Geſchichtliche und Lehrhafte ſeines Gegenſtandes zu einer wahrhaft poetiſchen Darſtellung zu läutern und zu verſchmelzen. Dieſes war aber auch nicht die Aufgabe. Die Dichtung unſres Zeitraums iſt immer nur ein Anhang der That und hat nur mit dieſer zuſammengenommen ihre rechte Bedeutung. Daß Maximilian wahrhaft und wirklich aus einer ſolchen Reihe von Fährlichkeiten durch Kraft und Geſchick und unter göttlicher Obhut unverletzt hervorgegangen war, dieſe wunderbare Wirklichkeit ſollte auch im Gedichte nicht aufgegeben werden. Wenn er bei vorgerücktem Alter (er war bei Vollendung des Teurdank 58 Jahre alt) auf jene manigfachen, gefahrvollen Erlebniſſe zurückblickte, ſo muſte er ſich als von höherer Hand gerettet und für wichtigere Zwecke aufbewahrt erſcheinen. Dieſe Poeſie der Wirklichkeit und das Bewuſtſein derſelben iſt nicht etwas, was wir dem Gedicht unterlegen, der Verfaſſer desſelben hat ſich im Epilog klar darüber ausgeſprochen:

Fig. 118 Manicher über got den herrn klagt,
Wie er hab die menſcheit geplagt,
Daß er ſi habe beſchaffen
Nacket, ploß, on alle waffen,
Damit ſi möchten weren ſich,
Und doch allen tiern mildiglich
Hab geben, iedem nach ſeiner art,
Dem ochſen große hörner hart,
Dem löben ſterk in ſein clawen,
Wie das ein ieder mag ſchawen,
Damit ſi werden geborn
Und widerſteen eins andern zorn,
Auch friſten damit ir leben:
Und denken nit, was er hat gebn
Uns dagegen für ein genad,
Daß ein ieder menſch an im hat
Vernunſt und ſinnlichen verſtand,
Daraus er mag machen zuohand

ſchimpf und ernſt u. ſ. w. Fig. 109: Diſe vier nacheinander volgende figurn bedeuten u. ſ. w.

Gar leichtlichen litz[1] und auch weer,
Mit denen er eim ieden tier
Sein leben heimlich nemen mag.
Darumb dieſelbig ier klag
Mag bei in billich nit ſtat han,
Si ſolten ſich benüegen lan.
Aber bei mir iſts ein klein ſach,
Daß ein menſch in groß ungemach
Ein unvernüftigs tier bringt.
Allein das mein gemüt bezwingt
Zuo verwunderen nit ein klein,
Daß ein einiges menſch allein
So vil böſer menſchen anſchleg
Iſt entgangen, ſo in vil weg
Wider den edln tewern held
Sein gebraucht, wie ich hab erzelt
Hievor in diſer meiner ſchrift u. ſ. w.

Der Holzſchnitt zu dieſem Epilog ſtellt den Helden dar, wie er, geharniſcht, einen Haufen bloßer Schwerter und Dolche (Sinnbilder der überſtandenen Fährlichkeiten) unter die Füße tritt und ſich dem Licht aus den Wolken zuwendet, während der Herold, der weltliche Ruhm, ihm im Rücken ſteht.

Man kann ſich leicht veranlaßt finden, unter den Dingen, für welche Gott den Helden der Chriſtenheit zugut beim Leben erhalten, und unter dem Zuge gegen die Unglaubigen, wozu er ſich am Schluſſe ſeiner weltlichen Abenteuer, auf Anmahnung des Engels, gegen die Königin Ernreich anheiſchig macht, eine Heerfahrt gegen die Türken zu verſtehen, die auch der Kaiſer wirklich im nächſtfolgenden Jahre 1518 auf dem Reichstage zu Augsburg, obwohl vergeblich, betrieb und ſich dabei perſönlich an die Spitze ſtellen wollte. Darauf hat auch die ſpätere Clavis in der Ausgabe von Schultes die Sache gedeutet. Allein Pfinzing ſelbſt nimmt es rein allegoriſch und die Stellen ſeiner Erläuterungen ſind zuvor ſchon angeführt worden, aus welchen ſich ergiebt, daß jener Zug viel allgemeiner das Streben nach der Ehre vor Gott, im Gegenſatze der bisher verfolgten weltlichen, bezeichne.

---

[1] Der litz, litzen, das Gelüſte, die Laune, Tücke u. ſ. w. Schmeller II, 531.

Bei dieſer religiöſen Schlußwendung und überhaupt in einem Gedichte, das von einem Geiſtlichen noch unmittelbar vor der Reformation verfaßt iſt (die Zueignung des Teurdank iſt vom Merz 1517, im October desſelben Jahrs ſchlug Luther ſeine Theſes an), müſſen wir es als ein Zeichen der Zeit betrachten, ſo gar nichts mehr von dem Gepräge des chriſtlichen Glaubens im Mittelalter vorzufinden. Denn ſo wenig wir hier ſatiriſchen Ausfällen auf den Zuſtand der Kirche und die Sitten der Geiſtlichkeit begegnen, dergleichen ſich die früher aufgeführten Dichter aus dem 15ten Jahrhundert geſtatteten, eben ſo wenig vernehmen wir die bei letztern gleichwohl vorkommenden poetiſchen Anrufungen und Lobpreiſungen der heiligen Jungfrau. Höchſtens wird einmal von dem jungen Teurdank geſagt:

Fig. 9 Dann er fleißig ſein gepet
All tag ſprach mit innigkeit,
Lobt got, Maria die meid,
Darumb im got hat gefriſt
Sein leben wider all liſt
Und betrug auf diſer erd.

Selbſt der Engel, der ihm zuletzt erſcheint, wird in den Erläuterungen gänzlich allegoriſiert:

Fig. 115. Jſt ein poetrei, der engliſch geiſt bedeut des teurlichen helds Teurdanks criſtenlich vernünftig und guot gewiſſen u. ſ. w. dieweil im got vor ſo oft erledigt und geholfen het, zoge das criſtenlich gemüt für, beſchloß forter die götlich er auch zuo erlangen.

Bei ſolcher Bewandtnis dürfen wir uns auch nicht wundern, das Abenteuer von der Martinswand nicht mit dem legendenhaften Anſtrich der Volksſage in den Teurdank aufgenommen zu ſehen. Nehmen wir aber an, daß dasſelbe überhaupt nicht unter irgend einer darin erzählten gefahrvollen Gemſenjagd verſtanden ſei, ſo iſt es nur im Einzelnen weggelaſſen, um im Ganzen des Gedichtes zur Erſcheinung zu kommen. Wie der kühne Jäger Maximilian von der ſchroffen Felswand an der Hand eines unbekannten Retters, den die Sage einen Engel nennt, gleichſam in höherer Weihe herniederſteigt und darüber ein frommer Ernſt in ſeine Seele kommt, ſo geht der Held des Gedichtes aus jener langen Reihe von Fährlichkeiten gerettet hervor, der Engel, das chriſtliche Gemüth, iſt ihm zu Tage getreten und ergriffen von den

Wundern der göttlichen Hülfe, erkennt er ſich als zu einem heiligern Leben berufen. Der ganze Teurdank iſt eine Martinswand, voll gefährlicher Leiſe, gelliger[1] Steine und ſchlüpfrigen Raſens, auf den Felsſpitzen zeigen ſich die verlockenden Gemſen, aber hoch in der Steinwand iſt das fromme Denkmal der himmliſchen Rettung eingehauen.

Um dieſelbe Zeit, zu welcher Melchior Pfinzing im ſchmucken Erker des Probſteihofes an ſeinem Teurdank ſchreiben mochte, ließ ſich in einem Seitengäßchen der Stadt Nürnberg der Schuſter und Meiſterſänger Hans Sachs bürgerlich nieder,[2] deſſen Leiſtungen uns weiterhin mehrfach beſchäftigen werden. Hier iſt ſeiner nur in ſo ferne vorgreifend zu gedenken, als er auf ſeinen Wanderſchaften den Hof des Kaiſers Maximilian geſtreift[3] und dort von einer mit den Geſchichten des Teurdank in Beziehung ſtehenden Begebenheit Kunde erhalten hat. Er hat dieſelbe viele Jahre nachher in ein Gedicht gebracht, das auch ſonſt für die Charakteriſtik des Kaiſers Beachtung verdient:

Hiſtoria. Ein wunderbarlich geſicht keiſer Maximiliani löblicher gedechtnus, von einem nigromanten. (Göz II, 69 ff.)

Es iſt nicht zu miskennen, daß, wenn der junge Schuſter Hans Sachs dem Kaiſer damals bekannt geworden wäre, dieſer leicht an ihm einen lebendigern Bearbeiter der Idee zum Teurdank gefunden hätte, als an dem Probſte Pfinzing. Marie von Burgund, die geliebte Gemahlin Maximilians, die ihm nach fünfjähriger Verbindung (1482) durch einen unglücklichen Sturz auf der Reiherbeize entriſſen wurde, iſt in beiden Gedichten, dem Hansſachſiſchen und dem Teurdank, von den Todten zurückbeſchworen. Aber dort erſcheint ſie der ſehnſuchtsvollen Liebe in voller, leibhafter Geſtalt, hier thront ſie, der ganzen, kalten und ſtrengen Haltung des Teurdank gemäß, als halballegoriſche Königin Ernreich. Aber ein würdigernſtes Gedächtnis iſt ihr doch geſtiftet, indem ſie zur Königin der Ehren erhoben wird, die ihren Helden zu jedem vor der Welt und vor Gott ehrenhaften Beginnen anfeuert.

---

[1] Fig. 20. Gellig, dicht, hart, von Felſen. Schmeller II, 31.

[2] Vergl. Raniſch, Hans Sachs 39 f.

[3] Vergl. Raniſch, Hans Sachs 31 u. 35. Göz II, 1 f.

Ein Rückblick auf die bisher aufgeführte Reihe von Dichtern des Ritterſtandes beſtätigt uns folgende Ergebniſſe:

Es ſind nur noch wenige Einzelne, die ſich mit den Gegenſtänden der älteren, ritterlichen Dichtung fortarbeitend abgeben und charakteriſtiſch erſcheinen dieſe Einzelnen meiſt ſchon als Greiſe, als Überbleibſel einer hingegangenen Zeit. In ihren Erzeugniſſen iſt der friſche Quell der Sagenpoeſie verſandet, die Farbe romantiſcher Schilderung erblaßt, der Duft lyriſcher Gemüthsſtimmung verhaucht, alle Anmuth und Gewandtheit ritterlicher Bildung verloren, von der Roſe überall nur die Hagebutte. Auch der Sinn für den rhythmiſchen Wohllaut, das techniſche Geſchick, iſt nicht mehr vorhanden; die ausgehobenen Proben werden davon hinreichend überzeugt haben. Der Graf von Montfort arbeitet ſich vergeblich in lyriſchen Formen ab, die altherkömmliche Weiſe der Erzählung in Reimpaaren hat ihre bewegte Manigfaltigkeit eingebüßt; ſtatt des lebendigen Pulsſchlags der Tonhebungen iſt eine mechaniſche Silbenzählung eingetreten. Die Regungen der neuen Zeit haben noch keinen bedeutenden Schwung gewonnen, doch ſind ſie fühlbar. Die Dichter gehören insgeſammt noch der alten Kirche; ſie feiern das Lob der heiligen Jungfrau oder geloben Wallfahrten zum heiligen Grabe und nach St. Jacob; der Eine kämpft gegen die Huſſiten, der Andre ruft zum Kampfe gegen ſie auf. Aber ein lebhaftes Gefühl der Gebrechen und Verderbniſſe des Kirchenweſens macht ſich in mancher bittern Rüge Luft. Das letzte der beleuchteten Werke hält ſich in einer ganz allgemein chriſtlichen Geſinnung. Bewuſte Zwecke der Betrachtung und der Lehre erſetzen die Stelle der freiſchaffenden Poeſie, und die vorwiegende Macht des Gedankens giebt, ſtatt der poetiſchen Symbolik des Mittelalters, eine beſtimmter Deutung fähige Allegorie. In demſelben Jahr, in welchem der Teurdank zu Stande kam, ſetzt der betagte Maximilian mit eigener Hand den Dichterlorbeer auf das Haupt des 29jährigen Ulrich von Hutten, vielleicht nicht ohne Ahnung eines neuanbrechenden geiſtigen Ritterthums.

Zweiter Abſchnitt.

Der Meiſtergeſang.

Wir verſtehen unter dem Meiſtergeſang den Betrieb der zur Ausübung der Singkunſt und der Dichtkunſt zunftmäßig verbundenen bürgerlichen Genoſſenſchaften. Solche Vereine hießen Singſchulen und ihre vollberechtigten Mitglieder Meiſterſänger.

Im erſten Abſchnitte haben wir den Zerfall der ritterlichen Bildung und damit auch der Poeſie des Ritterſtandes dargelegt; wenn wir uns jetzt dem, der Ritterſchaft gegenüber und im Kampfe mit ihr, kräftig herangewachſenen Bürgerſtande und dem eigenthümlichen dichteriſchen Treiben des letztern zuwenden, ſo dürfen wir darum doch nicht die Erwartung anregen, als hätte ſich in den aufblühenden Städten nun wirklich auch der Poeſie ein neues, fruchtbares Gebiet eröffnet. Warum aber alles Eifers und Fleißes unerachtet, mit welchem der Meiſtergeſang Jahrhunderte hindurch gepflegt wurde, ſich dennoch in ihm kein wahrhaft poetiſches Leben entfaltet habe und in welchen andern Richtungen die wahre Poeſie des Bürgerſtandes zu ſuchen ſei, werden wir beſſer zur Sprache bringen, wenn wir uns erſt mit dem Meiſterſängerweſen ſelbſt hinreichend bekannt gemacht haben.

Der Meiſtergeſang gehört nicht ausſchließlich den beiden Jahrhunderten an, deren poetiſche Bildungsgeſchichte wir abhandeln. Er iſt früher entſtanden und hat noch lange Zeit nachher ſein Daſein gefriſtet. Seine ſchärfſte, handwerkmäßige Geſtalt hat er aber allerdings in unſrem Zeitraum erlangt und behauptet.

Mit möglicher Beſchränkung auf unſre beſondre Aufgabe handeln wir: 1. von der Entſtehung, Ausbreitung und dem Zwecke der Singſchulen; 2. von der Einrichtung und den Satzungen derſelben; 3. von ihren Leiſtungen im 15ten und 16ten Jahrhundert; 4. von der Poeſie der Handwerke.

Die Litteratur, ſoweit ſie die Geſchichte und Einrichtung der Singſchulen überhaupt betrifft, ſtellen wir voran:

Ad. Puſchmanns (eines ſchleſiſchen Meiſterſängers) **Gründlicher Bericht des deutſchen Meiſtergeſangs**, Görlitz 1574; vermehrt Breslau 1584 (iſt vorzüglich benützt in der nachfolgenden Abhandlung von Büſching).

Enoch Hanmanns Anmerkungen in die teutſche Proſodie u. ſ. w. (Anhang zu Martin Opitzs Prosodia germanica) Frankfurt 1658.

Tenzel, Monatliche Unterredungen 1691. November S. 930 ff.

Kurtze Entwerffung deß Teutſchen Meiſter-Geſangs, Allen deſſen Liebhabern zu gutem, wolmeinend hervor geben, und zum Truck verfertigt. Durch eine geſampte Geſellſchafft der Meiſterſinger in Memmingen. Getruckt zu Stuttgart, bey Johann Weyrich Rößlin. Anno M. DC. LX. 4.

J. Ch. Wagenſeils Buch von der Meiſter-Singer holdſeliger Kunſt Anfang, Fortübung, Nutzbarkeiten und Lehrſätzen u. ſ. w. Als Anhang zu deſſen: De civitate Noribergensi commentatio u. ſ. w. Altdorf 1697. 4.

Schilter, Thesaurus antiquitatum teutonicarum Bd. III. Ulm 1728. Glossar. s. voc. Bardus, S. 88 ff.

Abhandlung von den Meiſter-Sängern, ein Verſuch von J. H. Häßlein, in Gräters Bragur Bd. III. Leipzig 1794. S. 17 ff.

Blankenburg, Litterariſche Zuſätze zu Sulzers Allgemeiner Theorie der ſchönen Künſte I. Leipzig 1796. 8. Artikel Dichtkunſt S. 367.

Beiſchlags Beiträge zur Geſchichte der Meiſterſänger. Augsburg 1807.

Über den Unterſchied und die gegenſeitigen Verhältniſſe der Minne- und Meiſterſänger u. ſ. w. von B. J. Docen, im Muſeum für altdeutſche Litteratur und Kunſt Bd. I. Berlin 1810. S. 73 ff. 445 ff.

Auch von Docen: Kritiſche Beſchreibung einer Sammlung alter Meiſtergeſänge in einer Handſchrift des 15ten Jahrhunderts, dem einzigen in der königl. Bibliothek zu München befindlichen Manuſcript der Art (in Aretins Beiträgen zur Geſchichte und Litteratur Bd. IX. München 1807, obgleich Docens Aufſatz von 1811, S. 1128 ff.). Die Lieder ſollen gröſtentheils der Mitte oder zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts angehören, S. 1134.

Über den altdeutſchen Meiſtergeſang von J. Grimm. Göttingen 1811.

Die colmariſche Sammlung von Minne- und Meiſterliedern, von F. H. von der Hagen, im Muſeum für altdeutſche Litteratur und Kunſt Bd. II, 1811. S. 146 ff.

Der Meiſterſänger holdſelige Kunſt, von J. G. Büſching, in der Sammlung für altdeutſche Litteratur und Kunſt, herausgegeben von F. H. von der Hagen, Büſching und Andern, Bd. I, Stück 1. Breslau 1812. S. 164 ff. (Weitere Ausführung eines früheren Aufſatzes von demſelben Verfaſſer im Neuen litterariſchen Anzeiger vom Jahr 1809, aber unvollendet.)

Urkunden der Meiſterſinger zu Freiburg im Breisgau, aus dem dortigen Stadtarchive mitgetheilt von Dr Heinrich Schreiber, in Mones badiſchem Archiv Bd. II. Karlsruhe 1827. S. 195 ff.

1. Entſtehung, Ausbreitung und Zweck der Singſchulen.

Die Meiſterſänger hatten einen eigenen Mythus über den Urſprung ihrer Kunſt und Kunſtgenoſſenſchaft. Zur Zeit Kaiſer Ottos I und des Pabſtes Leo VIII im Jahre 962 habe Gottes Gnade zwölf Männer erweckt, welche, Keiner vom Andern wiſſend, in deutſcher Sprache zu dichten und zu ſingen angefangen und ſo den Meiſterſang in Deutſchland geſtiftet haben. Dieſe zwölf Meiſter ſeien von dem Anhang des Pabſtes vor dem Kaiſer der Ketzerei angeklagt worden. Der Kaiſer habe anfangs wirklich gemeint, es ſei eine neue, unreine Secte, weil der Haufe ſich gemehrt. Es ſei ihnen hierauf ein Tag anberaumt worden, an dem ſie ſich auf der hohen Schule zu Pavia ſtellen ſollten. Der Kaiſer ſelbſt habe ſich dahin (irrig „gen Paris“) begeben und es ſeien nun vor ſeinem verſammelten Rathe und in Gegenwart vieler Doctoren und Magiſter, auch der päbſtlichen Legaten, die zwölf Sänger nach Zahl, Maß und Wort genau abgehört worden. Man habe ihnen mit Wohlgefallen aufgemerkt und der Kaiſer und ſeine Herren haben ſich überzeugt, daß es keine Rottengeiſter ſeien. Als nun auch der Pabſt Leo vernommen, wie dieſe Meiſterlieder Gott nicht zuwider ſeien, hab' er den Meiſtergeſang Jedermann erlaubt und ſonderlich die Deutſchen ermahnt, weil Gott die Kunſt ihnen bekannt gemacht, ſollen ſie dieſelbe ausbreiten und ihm Lob, Preis und Ehre ſingen. Und ſo habe Gott den Meiſtergeſang über 600 Jahre bei gutem Klange forterhalten.

Dieſes iſt der Inhalt eines Meiſterliedes (bei Wagenſeil S. 504 ff.; vergl. auch ebendaſ. S. 550 f.), das zwar erſt am Ende des 16ten Jahrhunderts verfaßt zu ſein ſcheint, aber ohne Zweifel auf älteren Überlieferungen beruht. Anachronismen fehlen freilich dieſer Sage nicht. Der geringſte darunter iſt, daß Leo VIII im Jahr 962 noch nicht den päbſtlichen Stuhl beſtiegen hatte. Aber auch von den ſämmtlichen Dichtern, deren Namen in die Zwölfzahl geſammelt ſind, fällt keiner in die Zeit Ottos I und Leos VIII und ebenſowenig ſind ſie großentheils unter ſich gleichzeitig. Es ſind, wenn wir die verdorbenen Namen herſtellen, folgende zwölf: Frauenlob, Mügling (ſonſt Heinrich von Müglin), Klingsor, der ſtarke Poppe, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eſchenbach, Marner, Regenbogen der Schmied, Reinmar von Zweter, Konrad von Würzburg, der Canzler, der alte Stolle.

Der älteſte, Walther von der Vogelweide, gehört dem Anfang des 13ten Jahrhunderts, Frauenlob mit mehrern Andern dem Schluſſe deſſelben und Heinrich von Müglin dem weit vorgerückten 14ten Jahrhundert an.

Als den erſten Sammelplatz ihrer Genoſſenſchaft betrachteten die Meiſterſänger die Stadt Mainz. Wagenſeil berichtet a. a. O. S. 492:

„Insgemein rühmen ſich die Meiſter-Singer, daß Kaiſer Otto der große ihre Genoßſchaft mit abſonderlichen Freiheiten begnadet, auch ſolche hernach auf einem Reichstag zu Mainz vermehret und beſtättiget und ihnen dazu eine königliche güldne Kron geſchenket habe, denſelben öffentlich damit zu zieren, ſo in den Singen den Preis erlangen wurde, und ſoll dieſe Kron annoch in der Stadt Mainz verwahrlich aufbehalten werden. Von der Meiſter-Singer überaus herrlichem Wappen, deſſen Mitte dieſe Kron in einem kleinen Schildlein einverleibet, wird hernach folgen.“

Der Wappenbrief, welcher ſich nebſt den Privilegien der Genoſſenſchaft gleichfalls zu Mainz befinde, zeigt, nach Wagenſeils weiterer Meldung S. 515, als Wappen derſelben einen gevierten Schild, der in zwei Feldern den Reichsadler und in den beiden andern den böhmiſchen Löwen, in der Mitte aber die erwähnte Königskrone enthält. Dieſes Wappen habe Kaiſer Karl IV der Meiſterſängergeſellſchaft wo nicht ertheilt, doch alſo verbeſſert.

Die Namen der jezeitig berühmteſten Sänger in der Zwölfzahl, der auch für andre Genoſſenſchaften beliebten, anzunehmen, war altherkömmlich. Im Heldengedichte Gudrun, aus dem 13ten Jahrhundert, entführt Horand für ſeinen König die Tochter des Königs von Irland, indem er ſie durch ſeinen wundervollen Geſang bezaubert und ihr am Hofe ſeines Herrn noch viel herrlichern verheißt:[1]

406 Er ſprach zer ſchönen Hilden: „Vil edelez magedin,
Min herre tegeliche hât in dem hove ſin
Zwelve, die ze priſe für mich ſingent verre.
Swie ſüeze ſi ir wiſe, doch ſinget aller beſte min herre.“

Rumelant von Schwaben, aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, ſchließt ein Lied zum Lobe eines freigebigen Herren ſo:

---

[1] [Gudrun, herausgegeben von A. J. Vollmer. Leipzig 1845. 8. S. 42. Kudrun, herausgegeben von K. Bartſch. Leipzig 1865. 8. S. 87. H.]

Zwelf meiſterſinger möhten niht vol ſingen
Die tugent, die man in eine ſiht vol bringen.

(Müller B. II, Meiſtergeſangbuch S. 19; vgl. Muſeum II, S. 147. [F. H. v. d. Hagen, Minneſinger III, S. 69. H.])

Um die Mitte des 14ten Jahrhunderts verfaßte Lupolt Hornburg von Rotenburg a. d. T. ein meiſterſängeriſches Lied zum Lobe der beſten Sänger. Es ſind ihrer auch zwölfe, dem 13ten Jahrhundert angehörend, und zum Theil dieſelben, welche in dem Meiſterliede bei Wagenſeil genannt ſind (Muſeum II, 22 ff.).

Die im letztern aufgezählten zwölf Meiſter ſcheinen diejenigen zu ſein, welche in der alten Mainzer Schule für die Stifter galten. Die Singſchulen zu Nürnberg und Augsburg aber bildeten für ſich neue Zwölfzahlen, ohne darum jenen ältern Meiſtern die Ehre zu verſagen (Wagenſeil S. 515. Büſching, Sammlung S. 202).

Dem ſagenhaften Urſprunge dieſer Zwölfmeiſterſchaft war es ganz angemeſſen, daß die Meiſterſänger ſelbſt ſolche poetiſch oder ſinnbildlich auffaßten. Ein Meiſterlied von den alten Sängern (worin jedoch die Zwölfzahl etwas überſchritten wird) ſtellt dieſelben als Hüter eines blüthenreichen Roſengartens dar:

Die ſtöck die ſtunden roſen voll,
Das was ir klugs gedichte u. ſ. w.

Die noch Ungelehrten werden gewarnt, die Blumen nicht zu zertreten und aufgefordert, ſich durch eigene Meiſterſchaft einen Ehrenkranz zu verdienen (Görres, Altdeutſche Volks- und Meiſterlieder, aus den Handſchriften der Heidelberger Bibliothek. Frankfurt 1817. S. 222 ff.). Eine Erinnerung an die zwölf Helden der deutſchen Sage, die im Roſengarten zu Worms um Roſenkränze bekämpft werden müſſen, mag hiebei wohl zu Grunde liegen. Wie in den Roſengartenliedern der kühne Spielmann Volker, ſo ſpielt hier Konrad von Würzburg die Geige und wie dort die gewaltigen Recken, ſo watet hier der liederreiche Walther von der Vogelweide durch die Roſen.

Auf einer Anſchlagtafel, die auf dem Markte zu Nürnberg hieng, war, nach Wagenſeil S. 541, ein Garten gemalt, in dem mehrere Perſonen umherwandelten. Darüber ſtand die Inſchrift:

Zwölf alte männer vor viel jahren
Thäten den garten wohl bewahren

Vor wilden thieren, ſchwein und beeren,
Die wolten ihn verwüſten geren;
Die lebten, als man zehlt vorwahr
Neunhundert und 62 jahr (d. h. im J. 962).

Dieſes Sinnbild hat Hans Sachs in einem Meiſtergeſange auf die zwölf beſondern Meiſter von Nürnberg angewandt (Tenzels Monatliche Unterredungen 1697. S. 422 f. 431—33; daraus bei Büſching, Sammlung I, 212 ff.):

2 Der gart bedeutt in Nürnberg die ſingſchul,
Hat lang geblüht durch zwölf erwählte dichter;
Ir kunſt hat ſich weit ausgebreit
In alle land, durch fremde meiſterſänger,
Welche die kunſt für andre gaben preiſen.
Die zwölf ſaßen auf dem meiſterſtuhl u. ſ. w.

Es werden nun dieſe Zwölf, ſämmtlich nürnbergiſche Handwerker aus dem 15ten Jahrhundert, aufgezählt, darunter ein Bäcker, ein Nagler, ein Heftelmacher, ein Schneider, ein Briefmaler, ein Schwertfeger, ein Barbier; der letzte Leonhard Nunnenbeck, Leinweber (der Lehrmeiſter des Hans Sachs).

Noch in einem andern Geſange wird der Kranz ausgeboten, der in jenem Roſengarten geflochten iſt (Görres a. a. O. 226 ff.):

Fröhlich ſo will ichs heben an
Mit meinem geſang auf dieſer bahn u. ſ. w.

Soweit die Fabeln und Bilder von der Stiftung und Fortpflanzung des Meiſtergeſangs. Verſuchen wir nun auch, das Wirkliche und Wahrhafte zu ermitteln!

Zwei Momente jener Überlieferungen ſind hauptſächlich ins Auge zu faſſen: die Anknüpfung der Meiſterſänger an die Liederdichter des 13ten Jahrhunderts und die Angabe, daß die älteſte Singſchule zu Mainz beſtanden habe. Die künſtlichen Formen des ritterlichen Minneſangs, die Beſtimmung der Lieder für den muſikaliſchen Vortrag, die Vereinigung des Dichters und des Tonſetzers in derſelben Perſon machen es nothwendig, anzunehmen, daß dieſer Geſang durch Unterricht ausgebildet und fortgepflanzt wurde. Walther von der Vogelweide, deſſen frühere Lebenszeit noch in das 12te Jahrhundert fällt, ſagt von ſich:

Ze Oſterriche lernte ich ſingen unde ſagen (Maneſſe I. 132 a).

Auch finden ſich bei dieſen ältern Dichtern manche Andeutungen auf Kunſtregel und Kunſtgebrauch. Die Sitte, Versart und Tonweiſe nach dem Erfinder zu benennen, läßt ſich gleichfalls bis in das 12te Jahrhundert verfolgen (Maneſſe I, 38b: Do hort ich einen ritter vil wol ſingen In Kürnberges wiſe u. ſ. w.).

War nun dieſe Liederkunſt auch im Ganzen weſentlich Eine, ſo müſſen wir doch unter ihren Pflegern zweierlei Claſſen unterſcheiden: Diejenigen, welche die Kunſt zu ihrem Berufe gemacht hatten, und die Übrigen, welche dieſelbe mehr aus freier Luſt oder als ein Wahrzeichen der geſelligen Bildung betrieben. Die erſtern hießen Meiſter, ein Name, der in jenen Zeiten Jedem zukam, der ſich der Ausübung irgend einer Kunſt mit Auszeichnung widmete. Die Andern, die Liebhaber und Lehrlinge, denen der Geſang nur eine Nebenbeſchäftigung war, wurden mit ihren fürſtlichen oder adelichen Namen bezeichnet. „Unſres Sanges Meiſter“ wird Walther von der Vogelweide in einem Liede genannt, worin der Truchſeß von Singenberg um die Mitte des 13ten Jahrhunderts ſeinen Tod beklagt, aber er ſelbſt ſchon ſtellt die Meiſter den Schnarrenzern (ſnarrenzäre[1]) gegenüber (Maneſſe I, 127a).

Faſſen wir nun gerade die Meiſter, die eigentlichen Träger der Kunſt, genauer ins Auge, ſo bemerken wir bei ihnen, ſchon von der blühendſten Periode des Minneſanges an, innerlich eine mehr und mehr vorwiegende Neigung zu Betrachtung und Lehre und, damit im Einklang, eine ſtrengere Gemeſſenheit der äußern Form. Während Walther, der älteſte mit Sicherheit beſtimmbare unter den im Mythus der Meiſterſänger aufgezählten Stiftern der Kunſt, unter denen, die von Minne ſangen, höchſt geſchätzt war, ſo iſt doch ſchon ein großer Theil ſeiner Lieder dem ernſteren Nachdenken, der religiöſen Betrachtung, den politiſchen und kirchlichen Kämpfen gewidmet, und die Strophenarten, deren er ſich dafür hauptſächlich bedient und die er bei verwandten Gegenſtänden gerne wiederholt, ſind von einem gedehntern und weitſchichtigern Bau, als der lyriſchen Beweglichkeit angemeſſen wäre. Von dieſer Seite ſchließt ſich ihm, um die Mitte des 13ten Jahrhunderts, Reinmar von Zweter an, der gleichfalls im Verzeichnis der alten Meiſter genannt iſt. Dieſer hat das eigentliche Minnelied bereits aufgegeben und völlig dem Lehrhaften und Polemiſchen zugewandt dichtet er nur noch in ganz wenigen langen und ſcharfgemeſſenen Weiſen, deren eine ſchon im Maneſſiſchen Codex „vrou Eren don“ überſchrieben wird. Dieſer Charakter des Inhalts und der Form befeſtigt ſich auch immer mehr im weitern Verlaufe des Jahrhunderts, wie die zahlreichen Lieder aus dieſer Zeit bezeugen, die im zweiten Bande der Bodmeriſchen Ausgabe des Maneſſiſchen Codex und in Müllers Sammlung deutſcher Gedichte ꝛc., dem zweiten Bande, Berlin 1785, aus dem alten Meiſtergeſangbuche zu Jena, abgedruckt ſind. (Vgl. Docen, Miſc. II, 275 f.) Die Verfaſſer dieſer Gedichte werden großentheils Meiſter betitelt und gehören, nach allen Anzeigen, ſchon meiſt zum Bürgerſtande. Nun iſt zwar keineswegs zu erweiſen, daß unter den Sangesmeiſtern des 13ten Jahrhunderts ſich zunftmäßige Verbindungen gebildet hatten, wie ſie ſpäter unter den Meiſterſängern beſtanden. Dagegen ſpricht vielmehr das Wanderleben der ältern Sänger, welche an den Höfen der Fürſten und auf den Burgen des Adels, Lohn und Beifall ſuchend, mit ihrer Kunſt umherzogen. Das aber iſt unläugbar, daß, von den äußern Einrichtungen abgeſehen, die Grundzüge des Meiſtergeſanges hinſichtlich der Gegenſtände ſowohl als der ſtrophiſchen Form in den ältern Liedern vorgezeichnet ſind. Der gemeinſamen Hauptregel des Strophenbaus wird nachher beſonders gedacht werden. In den Singſchulen der Meiſterſänger wurden daher auch die Tonweiſen der älteren Meiſter fortgeſungen und auf neue Texte angewandt, oder auch erweitert und umgeändert. Die Liederbücher jener Schulen nahmen zum Theil noch Gedichte der Sänger vom Anfange des 13ten Jahrhunderts in ſich auf, aber vorzugsweiſe nur ſolcher, welche wir zuvor mit dem Namen Meiſter bezeichnet haben. Von dieſen haben alſo die Meiſterſänger nicht mit Unrecht den Urſprung ihrer Kunſt abgeleitet und das Gedächtnis dieſer geſchichtlichen Verbindung iſt in der Tradition von den zwölf Stiftern des Geſanges ſagenhaft aufbewahrt. Dieſen innern Zuſammenhang hebt es auch nicht auf, daß wir, was ſich früher lebendig entwickelte, nun im Zuſtande der Erſtarrung finden. Wenn der Winterfroſt dem Strauche die Blätter abſtreift und wir an den dürren Äſten und Zweigen wenig Gefallen haben, ſo waren doch dieſe nicht weniger vorhanden, als noch das rauſchende Grün ſie verhüllte.

---

[1] ſnarrenzen, garrire? Grammatik II, 341, 3.

Eine ausdrückliche Hinweiſung auf die Stadt Mainz, als den urſprünglichen Sitz der Kunſt, enthält ein, freilich ſchon ſpäter Meiſtergeſang des M. Ambroſius Metzger: meiſterliche Freiung (das heißt Meiſter-Erklärung) der Singer, Wagenſeil S. 549 f.:

So viel ich hab bericht darvon
Durch das leſen bekommen,
Hat die kunſt ſchon
In Mainz der ſtatt ſein anfang genommen
Durch ein thumherrn prächtig,
So faſt ſchöne lieder gedicht.
Desgleich wohnt drin ein hufſchmied auch,
So Regenbogen geheißen;
Den rechten brauch
In dem meiſtergſang thät er weiſen u. ſ. w.

Es werden dann noch Marner und Mügling als die Mitgründer der Kunſt genannt, deren alſo hier nur viere ſind. Auch dieſe Angaben ſind freilich nur ſagenhaft, und ebenſo was auf der vorderſten Seite des Geſangbuchs der Meiſterſängergeſellſchaft zu Colmar geſchrieben ſtand: „Dis buoch und dafel iſt der XII meiſter gedicht und iſt ob VII hundert joren zu Menz im dunkeln gelegen und in der liberig“;[1] wobei wir jedoch nur das hohe Alter, nicht das Herkommen des Buches von Mainz anzufechten brauchen.[2]

Unter dem Domherrn zu Mainz iſt Frauenlob verſtanden, der auch in den früher angeführten Liedern von den zwölf alten Meiſtern voranſteht; ſein Name eröffnet auch das Colmarer Liederbuch (Muſeum II, 184), und was in ſeinen und des mit ihm genannten Regenbogen Gedichten vorkommt, iſt wohl die Hauptquelle der meiſterſängeriſchen Überlieferung.

Meiſter Heinrich von Miſen, genannt der Frouwenlop,[3] wie die Würzburger Liederhandſchrift ſeinen Namen vollſtändig giebt (Muſeum I, 160), lebte zu Ende des 13ten und Anfang des 14ten Jahrhunderts. Von Geburt, nach allen Umſtänden, ein Niederdeutſcher, war er, nach der Überlieferung der Meiſterſänger, Doctor der Theologie und Domherr zu Mainz (Muſeum II, 160), für welches letztere ſeine, gleich näher zu erwähnende Beiſetzung im Kreuzgang an der dortigen Domkirche ſpricht. Er ſtarb 1317 und von ſeinem Begräbnis meldet Albertus Argentinenſis (aus dem 16ten Jahrhundert) bei Urſtiſius B. II, S. 108 Folgendes:

---

[1] [Vergl. die genaue Mittheilung dieſer Stelle in: Meiſterlieder der Colmarer Handſchrift, herausgegeben von K. Bartſch. Stuttgart 1862. 8. S. 1. H.]

[2] Vergl. Grimm 118. Büſching, Sammlung I, 169.

[3] Über ihn ein Aufſatz von Docen, in der Aurora 1804. Nr. 92. 93. 100. Muſeum II, 156 ff.

„Anno domini 1317, in vigilia sancti Andreæ, sepultus est Henricus dictus Frauwenlob, in Maguntia, in ambitu majoris ecclesiæ, juxta scalas, honorifice valde: qui deportatus fuit a mulieribus ab hospitio usque ad locum sepulturæ, et lamentationes et querelæ maximæ auditæ fuerunt ab eis, propter laudes infinitas, quas imposuit omni generi fœmineo in dictaminibus suis. Tanta enim ibi copia fuit vini fusa in sepulchrum suum, quod circumfluebat per totum ambitum ecclesiæ. Cantica canticorum dictavit teutonice, quæ vulgariter dicuntur Unſer Frauwen Lied, et multa alia bona.“

Man zeigt noch im Kreuzgang des Domes ſeinen, jedoch erneuerten Grabſtein (Schreiber, Handbuch für Reiſende am Rhein 94; als Titelkupfer in Görres Volks- und Meiſterliedern).

Der Beiname Frauenlob wird bald eben von dem auf das Lob „unſer Frauwen,“ Mariens, in der poetiſchen Bearbeitung dieſes Dichters gedeuteten hohen Liede, bald von einem Wettſtreite, den er mit andern Sängern über den Vorzug des Namens Frau vor dem Namen Weib führte, abgeleitet. (Vergl. Muſeum II, 157 f.) In der Art des ritterlichen Minneſanges hat er zwar das Lob der Frauen nicht geſungen, aber er hat die geprieſen, durch welche, nach mehrfachen Äußerungen in den Liedern jener Zeit, das ganze Geſchlecht verherrlicht iſt. Frauenlobs Gedichte ſind, auch wo ſie ſich auf die Minne beziehen, mehr lehrend und betrachtend und beſonders herrſcht in ihnen die Richtung auf das myſtiſch Religiöſe.[1] (Vergl. Muſeum II, 166.)

Regenbog oder Regenbogen (beides kommt in ſeinen eigenen Gedichten vor, Muſeum II, 186, 3. 190, 1), bei den ſpätern Meiſterſängern Barthel Regenbogen, ſang mit Frauenlob „wider ſtrit“ (in die Wette) über den Werth der älteren Meiſter, über Frau und Weib u. ſ. w., hat jedoch der heftigen Äußerungen unerachtet, welche in dieſen Wettgeſängen vorkommen, Frauenlobs Gedächtnis im Liede (Muſeum I, 194. 160. Hanmann S. 163) gefeiert. In denjenigen ſeiner

---

[1] [Man vergl. nun: Heinrichs von Meißen des Frauenlobes Leiche, Sprüche, Streitgedichte und Lieder, erläutert und herausgegeben von L. Ettmüller. Quedlinburg und Leipzig 1843. 8. Frauenlob ſtarb nicht 1317, ſondern 1318. H.]

Lieder vorzüglich, welche aus der Colmarer Handſchrift bekannt gemacht worden ſind, giebt er Nachricht von ſeinen perſönlichen Verhältniſſen. Er war erſt ein Schmied und gewann auf hartem Ambos kümmerlich ſein Brot, dann griff er zur Kunſt des Geſanges und fuhr weit umher.[1] Er rühmt ſich ſelbſt einen Meiſter, der vor edeln Fürſten und mächtigen Kaiſern zu ſingen wage, doch klagt er auch einmal über die Kargheit der Großen und droht, wenn ſie ihm nicht beſſer lohnen, zu der Eſſe Glut, zu Hammer, Zang' und Ambos, der ihm willig Fleiſch und Brot mittheile, zurückzukehren[2] (Muſeum II, 172, N. 46. Aretin, Beiträge IX, 1169. Vergleiche auch ebendaſelbſt 1137 u. ſ. w.).

Beſonders aber kommt uns ein Lied in Betracht, in welchem er die Sänger am Rheine, namentlich Frauenlob, zum Wettkampf herausfordert (Muſeum II, 186 f. [F. H. v. d. Hagen, Minneſinger III, S. 344. 345]):

Got dank' iu, meiſter! (ir) habet mich enpfangen ſchon, u. ſ. w.

Daß am Rheine, worunter wir in der Verbindung mit Frauenlob beſonders die Stadt Mainz zu verſtehen haben werden, die beſten Sänger ſeien, war alſo am Ende des 13ten Jahrhunderts eine bekannte Sage, wodurch Regenbogen eben dahin gezogen wurde. Davon iſt zwar nichts geſagt, daß dieſe Sänger eine Schule, eine geregelte Genoſſenſchaft bildeten. Dennoch werden ſie von ihm in einer gewiſſen Geſammtheit, der Meiſter Frauenlob an der Spitze, aufgerufen und der nach alter Sitte wandernde Sänger ſtellt ſich ihnen, als Anſäßigen, gegenüber, ſo daß wir die ſchulmäßige Genoſſenſchaft bis zum Abſchluſſe vorbereitet finden. Hiebei verdient auch das Bild Beachtung, welches in der am Anfang des 14ten Jahrhunderts gefertigten Maneſſiſchen Liederhandſchrift den Gedichten Frauenlobs vorgeſetzt iſt. Der Meiſter ſitzt erhaben auf dem Stuhle, mit aufgehobenem Finger und geſenktem Stabe, unter ihm ſteht eine Schaar von neun Männern, die meiſten mit Saiten- und Blasinſtrumenten und beſonders ausgezeichnet ein Geigenſpieler, aber auch zwei, nicht mit Inſtrumenten verſehen, welche ſingend gedacht ſein mögen. Daneben Frauenlobs Wappen, ein Frauenkopf mit Krone, ohne Zweifel die von ihm gefeierte Himmelskönigin und damit auch die Ableitung ſeines Namens von dieſem Lobe derſelben anzeigend. Dieſes Bild iſt ſehr wahrſcheinlich noch zu Lebzeiten des Meiſters gemalt worden; ſpäter würde man wohl eher die auch auf dem Grabſtein dargeſtellte Scene gewählt haben, wie er von den Frauen zu Grabe getragen wird.

---

[1] Ettmüller, Frauenlob, Vorrede XXIV: ‚der Regenboge zu Ulm.‘

[2] [Vergl. Bartſch a. a. O. S. 400. 401. H.]

Schon damals alſo wurde Frauenlob als Haupt und Leiter einer Kunſtgeſellſchaft betrachtet, und wenn auch dieſer noch nicht die beſtimmte Einrichtung der ſpäteren Singſchulen gegeben war, ſo können doch letztere ſich aus und nach ihr allmählich geſtaltet haben, womit dann auch die in ihnen gehegte Überlieferung ſtimmt. Der Geiſt der Belehrung und frommen Betrachtung und der gelehrte Anſtrich, wovon Frauenlobs und Regenbogens Lieder das Muſter gaben, hat auch in den Singſchulen ſich fortgepflanzt, nur mit ſtets zunehmender Steifheit und Trockenheit.

Die Verbreitung des Meiſtergeſangs giebt Grimm (a. a. O. S. 129) folgendermaßen an: „Im 14ten Jahrhundert blüht er zu Mainz, Straßburg, Colmar, Frankfurt, Wirzburg, Zwickau, Prag. Im 15ten zu Nürnberg, Augsburg. Im 16ten zu Regensburg, Ulm, München (H. Sachs, Göz I, 5, Frankfurt, ebendaſelbſt), Steiermark, Mähren (Iglau), Breslau, Görliz bis nach Danzig. Im 17ten zu Memmingen, Baſel, Dinkelsbühl.“ [1]

Dieſes Verzeichnis macht jedoch, wie der Verfaſſer ſelbſt bemerkt, auf keine Vollſtändigkeit Anſpruch, auch beruht es nicht ſowohl auf noch vorhandenen Stiftungsurkunden, als auf einzelnen Angaben, aus denen oft nur das Vorhandenſein, nicht aber die Entſtehungszeit der Singſchulen an dieſem oder jenem Ort erhellt.

Es mögen daher hier einige weitere Notizen theils zur Vermehrung des Verzeichniſſes, theils für die Zeitbeſtimmung folgen.

Aus einem Meiſterliede, welches 1597 zu Straßburg gedichtet und abgeſungen worden, iſt in den „Hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten des ehemaligen Elſaßes aus den Silbermanniſchen Schriften gezogen,“ Straßburg 1804, S. 120 folgende Stelle mitgetheilt:

Noch ſind vor der zeit
In der welt weit
Herrlich dichter geweſen,

---

[1] S. auch noch Büſching, Sammlung I, 166 und N. 4.

Findt man ir nam bereit.
Noch leben heut
Zu Leipzig und zu Dresden,
Zu Eßling, Nördling, Wien, Breslau,
Zu Danzig, Baſel, Steier,
Zu Colmar, Frankfurt, Hagenau,
Im römiſchen reich zu Speier,
Weißenburg gleich,
Pforzheim iſt reich
An dichter, wie wir leſen.

Eßlingen hat auch Grimm in den Zuſätzen ſeiner Schrift (S. 187) noch namhaft gemacht; dort hat der Meiſterſänger Daniel Holtzmann aus Augsburg zweimal Schule gehalten, das heißt ſich in der Singſchule hören laſſen, wie er in der Zueignungsſchrift ſeines Fabelbuchs „Spiegel der natürlichen Weisheit“ u. ſ. w. 1571 an Bürgermeiſter und Rath der Stadt Eßlingen ſagt (Eſchenburg, Denkmäler altdeutſcher Dichtkunſt. Bremen 1799. S. 378). Auch Worms iſt nach einer Angabe des Joh. Staricius, in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, beizufügen (W. Grimm, Heldenſage 320).

Außer der angenommenen Mutteranſtalt zu Mainz waren die berühmteſten Singſchulen die zu Straßburg, Nürnberg und Augsburg. Aber auch über ihre Stiftung fehlt es an gleichzeitigen, urkundlichen Nachrichten.

Über die zu Straßburg,[1] deren Blüthe Grimm ſchon ins 14te Jahrhundert verſetzt (vergleiche jedoch S. 26), finde ich nur, im angeführten Schilteriſchen Gloſſar s. v. Bardus, den Anfang des Briefs, mittelſt deſſen der dortige Magiſtrat im Jahre 1598 die Geſellſchaft der Meiſterſänger renoviert hat, ſo lautend: „Demnach ungevähr vor einhundert und fünf jahren die uralte löbliche kunſt des teutſchen meiſtergeſangs durch etliche kunſtliebende gottesfürchtige perſonen allhier aufgerichtet worden“ u. ſ. w. Dieſe Aufrichtung würde hiernach erſt ungefähr in das Jahr 1493 fallen, wenn nicht etwa auch hiebei nur eine ſpätere Beſtätigungsurkunde zu Grunde liegt. Bei Nürnberg weiſen die von Hans Sachs aufgezählten zwölf Hauptmeiſter gleichfalls nicht über die Mitte des 15ten Jahrhunderts hinauf. Zu Augsburg iſt die Singſchule nicht, wie Beiſchlag behauptet, erſt im Anfang des 16ten Jahrhunderts, ſondern nach Grimms Annahme (S. 129) wirklich im 15ten, und zwar, worüber ich ein glaubwürdiges Zeugnis aufgefunden, etwas vor der Mitte deſſelben, gegründet worden. In einer früher ſchon angeführten handſchriftlichen Gedichtſammlung aus dem 15ten Jahrhundert, dem ſogenannten Liederbuche der Clara Hätzlerin, ſteht ein gegen die Städte polemiſches Lied, das nach ſeiner ausdrücklichen Meldung zur Zeit der Verkündigung des Jubeljahres, 1450, gedichtet iſt, und darin folgende Strophe:

---

[1] Wegen Nürnbergs vergl. Aretin, Beiträge IX, 1151: Ketner. 1134, 66. 1153, 42. 1170, 64. 1172, 68.

Augspurg hat ain weiſen rat,
Das prüft man an ir kecken tat
Mit ſingen, dichten und klaffen;
Si hand gemachet ain ſingſchuol
Und ſetzen oben auf den ſtuol,
Wer übel redt von pfaffen.[1]

Dieſe Singſchule wird hier, um 1450, offenbar als eine noch neue Einrichtung bezeichnet.

Die einzige, meines Wiſſens, herausgegebene gleichzeitige Stiftungsurkunde iſt der von H. Schreiber a. a. O. nebſt andern Urkunden der Meiſterſänger zu Freiburg im Breisgau aus dem dortigen Stadtarchive mitgetheilte Stiftungsbrief der Geſellſchaft vom Jahre 1513, wodurch wir überhaupt zuerſt von dieſer Geſellſchaft Kunde erhalten haben.

Fortgedauert haben die Meiſterſängerſchulen, wenn auch in einem kümmerlichen Daſein, an mehreren Orten noch bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Von Nürnberg bemerkt Häßlein in ſeiner 1794 erſchienenen Abhandlung (Bragur III, 89), es ſei nun über 20 Jahre, daß die letzte öffentliche Schule gehalten worden.[2] Die Geſellſchaft zu Straßburg hat (nach den angeführten Silbermanniſchen Merkwürdigkeiten S. 121), nachdem ſie Vielen zum Geſpött geworden, am 11 September 1781 den Magiſtrat um Aufhebung ihrer Einrichtung und um nützliche Verwendung ihrer Einkünfte, welche eben nicht beträchtlich waren und gröſtentheils von den milden Stiftungen herkamen, denen ſie alſo, da dem Begehren willfahrt wurde, auch wieder zufielen. Häßlein bringt a. a. O. S. 107 f. eine Nachricht aus Beckers deutſcher Zeitung 1792, St. 5, S. 80 bei, daß zu Ulm die Meiſterſänger aus der Weberzunft noch jetzt im beſten Flore ſeien; dabei verſichert der Herausgeber, daß ſie auch in andern Städten Oberdeutſchlands noch Lehrlinge in ihrer Kunſt aufnehmen und losſprechen und zunftmäßige Meiſter machen.

---

[1] [Man ſehe die Stelle in: Haltaus, Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 41, und in: Alte hoch- und niederdeutſche Volkslieder . . . herausgegeben von Ludwig Uhland I, S. 430. Vergl. ebendaſelbſt S. 426. H.]

[2] Vergl. Raniſch, Hiſtoriſchkritiſche Lebensbeſchreibung Hans Sachſens. Altenburg 1765. 8. S. 26—28.

Um ſich über den Zweck der Singſchulen zu belehren, wär' es beſonders wünſchenswerth, die alten Stiftungsbriefe zu Rathe ziehen zu können. Es ſteht uns aber hiefür, erwähntermaßen, nur der Freiburgiſche von 1513 zu Gebot. Derſelbe hebt ſo an (Badiſches Archiv II. 195 ff.):

Wir Burgermeiſter und Rat der Stadt Friburg im Brisgau thund kunt menglichem mit dieſem Briefe, daß vor uns in geſeßnem Rate erſchinen ſind die erſamen Michel Punt, der Schumacher Bruderſchaft Meiſter, Jakob Rumel, Rudolf Balduf, Ludwig Würzburger, Heinrich Wißland und ettlich ander unſer Burger und Inwoner von der Singer-Bruderſchaft und habend uns fürgetragen: Nachdem ſich wiland der erſam Herr Peter Sprung, unſer Obriſtermeiſter ſeliger, gar uß fründlicher erlicher Neigung und Meinung mit ihnen beſprochen und beredt einer Bruderſchaft der Sengerie und ihnen daran zwen Guldin Gelds, ablöſig mit vierzig Guldin Hauptguets, zugeordnet, die ſie auch ſeiner verlaßnen Witwe mit Recht vor uns anbehalten, wie wir des gut Wiſſen hätten, werend ſi daruf geneigt und willig, ſo vil an ihnen ſtund, ſollich Bruderſchaft und Singen uofzurichten, in Betrachtung, daß dennocht[1] Gott der allmächtig dardurch gelobt, die Selen getroſt und die Menſchen zu Ziten, ſo ſie dem Geſang zuhorten, von Gotsläſterung, auch vom Spil und anderer weltlichen Üppigkeit gezogen wurden. Inmaßen dann das alles obgemelter Peter Sprung ſeliger ordenlich und wohl betrachtet und deshalben diſe Bruderſchaft deſter begiriger angefangen het, mit demütigem und underthänigem Anrufen, wir wolten deſſelben Peter Sprungen ſeligen und ihr aller Gemüt und Willen, ſo hierinne ihrthalben ganz gerecht und guet were, betrachten, auch dabi bedenken die Guettät, ſo den armen Selen dardurch nachgeſchehen mocht, und ihnen ſollich Bruderſchaft und Ordnung des Geſanges gonſtlich bewilligen und zulaſſen; alſo nachdem wir Burgermeiſter und Rat obgenannt nit anders vermerken können noch mögen, dann daß Peter Sprungen ſeligen und ir aller Meinung uß erbarem Grund und Fürnemen gefloſſen, auch dabi bedacht und ermeſſen, wie vor me viel Perſonen, geiſtlich und weltlich, Gelt an diſe Bruderſchaft gegeben, in Meinung, daß die volzogen ſolt werden, wie ihnen angezeigt ſig, als wir dann in der Rechtshandlung zwiſchen den Singern und Peter Sprungen ſeligen Witwe gar eigentlich underricht worden ſind: ſo haben wir ſollich Bruderſchaft und Ordnung des Geſangs mit allen Puncten und Artikeln, wie dann die von Stuck zu Stuck harnach volgent, bewilliget und zugelaſſen, dieſelben auch ſovil an uns iſt, confirmirt und beveſtnet, bewilligen laſſen zu confirmiren, und beveſtnen die jetzt wiſſentlich in Kraft dieß Briefs, meinen und wellen, daß derſelben Ordnung und Bruderſchaft des Geſangs in allem Inhalt von allen denen, die es berüren thuet, geſtracks gelebt und nachkommen und darwider deheines Wegs gethan noch gehandelt ſol werden, doch uns und allen unſern Nachkommen hierinne unſer Oberkaiten ußdrücklich vorbehalten, gerürte Ordnung zu meren, zu mindern, zu endern, gar oder zum Teil abzuthun, wie und zu welcher Zit uns und unſern Nachkommen geliebt, eben und gefällig iſt. Und wie und wenn das geſchicht, daran ſollend uns und unſer Nachkommen die obgemelten ietzig und all künftig Singer und Brüder diſer Bruderſchaft, noch Niemands Intrag, Sperrung oder Irrung thun, alles ufrecht, erbarlich und ungeverlich. Und lutet die angezeigt Ordnung, ſo uns von Peter Sprungen ſeligen und nachgehend den Singern, wie obſtat, fürgebracht iſt, von Wort zu Wort alſo: u. ſ. w.

---

[1] Dennocht, Schmeller I, 375: dennoch, denn doch.

Es folgen nun 18 „Artikel der Singer,“ wovon ich hier nur dasjenige aushebe, was zur nähern Erklärung des Zweckes dieſer Verbindung dient.

Jedes Jahr ſollen zwei „gemeine Hauptſingen“ im Predigerkloſter gehalten werden, das eine am Tage des Evangeliſten Johannes, in den Weihnachtfeiertagen, das andre am Pfingſtdienſtag. Je am Morgen nach einem ſolchen Hauptſingen ſollen aber auch noch „zwei geſungne Empter volbracht werden: ein Selampt, darinne ſol man bitten für die Stifter diſer Brüderſchaft, auch für alle die, ſo in der Brüderſchaft ſind, es ſient Singer oder nit. Desglichen ſol man alle die verkünden, ſo uß diſer Bruderſchaft geſtorben ſind, und dabi aller gläubigen Selen nit vergeſſen.“ Das zweite geſungene Amt, zu dem man orgeln ſoll, wird nach dem erſten Hauptſingen „von unſer lieben Frowen,“ nach dem andern „von der heiligen Dreivaltigkeit“ gehalten. Am Tage vor jedem Hauptſingen ſoll der Prädicant, der im Kloſter predigt, verkünden, „daß morndes das Hauptſingen gehalten, daß man auch allen Brüdern und Schweſtern, ſo in diſer Brüderſchaft ſind, das Jarzit mit den beiden Emptern, wie obgemelt iſt, begon werd" u. ſ. w. Ein ſolches Seelamt ſoll auch je auf die beiden Fronfaſten[1] ſtattfinden. (Art. 1—4.)

Weiter beſtimmt Artikel 5:

Item, wann ein Bruder oder Schweſter uß diſer Bruderſchaft abſtirbt, ſo ſoll man ihme das Libfäll[2] mit einem geſungnen Selampt zu den Predigern halten und dortzu allen Brüdern und Schweſtern verkünden und ſöllent deſſelben Abgeſtorbnen Fründ Wachs und Kerzen zu ſolchem Libfäll geben. Wär es aber ein Frömbder, der diſe Bruderſchaft gehalten und doch nit Früntſchaft im Land hett, die ſich ſin beladen wölte, ſo ſin Abſterben fürkompt, ſoll man ihme nicht deſtminder in der Bruderſchaft Koſten das Libfäll halten und begon, wie obſtat.

Artikel 8 beſagt:

Item die Prediger-Herren ſollend auch allweg zu dem Hauptſingen unter ihnen ſelbs, ob ſie es gehaben mögend, oder anderswa zwen gelert Mann, oder doch zum wenigſten einen, die ſich der heiligen göttlichen Geſchrift verſtanden, zu Merker geben und darſetzen. Desglichen ſol die Bruderſchaft auch zwen geben u. ſ. w.

Sodann Artikel 12:

Item die geiſtlichen und weltlichen Merker, ſo geſetzt werden, ſollen getrüw Ufmerken uf die Senger haben, und wo ſie dieſelben in ihrem Geſang irrig erfinden, es ſig in welchem Stuck und wie es well, nichts vorbehalten, das ſollend ſie ihnen ſagen und ſollich Irthumb bi ihnen abſtellen, auch die Singer ihrem Entſcheiden und Geheiß gehorſam und gewertig ſein.

Vermöge Artikels 14 ſollen außer den Mitgliedern der Brüderſchaft ſelbſt

Doctores, Prieſter und Rathsherren frigen Zugang haben, dem Singen ufzuloſen, und von denſelben allen nichts genommen werden.

Endlich in Beziehung auf die Mahle, welche vermuthlich nach den Hauptſingen ſtattfanden und wozu nach Artikel 7 die Predigerherren ihre Küche hergeben muſten, wird Artikel 15 (S. 201) angeordnet:

Item es ſoll auch beſtellet, daß ob den Malen geſungen, namlich in Anfang, im Mittel und am End des Mals, und Niemants geſtattet werden, torliche Lieder zu ſingen; aber nach dem Mal mag ein ieder ſingen, was er will, doch daß es alweg erbarlich und züchtiglich zugang, und ob ſich Jemands im Singen ob den Malen mit Worten oder Werken unſchickenlich hielte, den ſollen die Singer nach der Gebure ſtrafen.

---

[1] Quatemberfaſten. Schmeller I, 613.

[2] lip bevilhe (bevilde, auch bivilde), lipfil, leibfall, exequiæ, sepultura, corporis commendatio terræ. Schilter, Gloſſarium S. 539 b. Von bevelhen u. ſ. w. im Sinne von begraben. Grammatik II, 721.

Auch der pergamentene Anſchlag, mittelſt deſſen, nach erhaltener Beſtätigung, die Eröffnung des Singens verkündigt wird, enthält beachtenswerthe Äußerungen. Es wird darin in Beziehung auf die chriſtliche Lehre, welche namentlich auch die hohen Schulen in Behaltnis haben, geſagt:

„Welich troſtlich Lere wir von der wirdigſten Prieſterſchaft predigen oft unfruchtbarlich oder verdrießlich hören. Wird doch die durch der göttlichen Kunſt Doctores, auch frier Künſte Meiſter in den ungelerten Leien verſtentlich bracht mit überſüßiſten Gedichten ze ſingen in den zwölf meiſterlichen Tönen uß den frien Künſten!“ Nach Aufzählung dieſer freien Künſte, der Logik, Grammatik, Arithmetik, Rhetorik und Muſik, wird dann die Abſicht ausgeſprochen, „mit u. ſ. w. obgemelter Sengeri und Gedicht uß göttlichen und natürlichen Künſten u. ſ. w. wider ze ernüwen die Loblichkeit, ſo lang Jar und Zit bißher vergangen geweſen und nun in Verſpulgung[1] abgeſtigen iſt, ze kurzwilen umb Glori, Lob und Ere der Gottheit und unſer himmelſchen Tröſterin u. ſ. w. uns zu Glück und Heile u. ſ. w. und zu Widerſtand und Mindrung, nemlich an den Firtagen, manigerlei jetzt laufender nüw angenomner Lüderi, üppiger, unnutzer, unerlicher und verdammter Wort und Werk, ſo denn die Jungen geneigter denn zum Guten, leider, jetzt lernen u. ſ. w. in Hoffnung, obgemeldt Kunſt Gott und der Welt geſellig, kurzwilig, loblich und geliebt gehandhabt und alſo gepflanzt werd.“ Am Schluſſe heißt es noch: Diejenigen, welche als Sänger oder Zuhörer Theil nehmen wollen, werden „in ſchuldiger Erberkeit von den Meiſterſengern daſelbs empfangen und zugelaſſen.“

Faſſen wir dieſe einzelnen Artikel der Singerordnung[2] unter ihre Hauptgeſichtspuncte zuſammen, ſo zeigt ſich eine doppelte Beſtimmung der neugeſtifteten Brüderſchaft: einmal die gottesdienſtliche Feier, beſonders zum Seelenheile der abgeſchiedenen Genoſſen („die Guettät, ſo den armen Selen dardurch nachgeſchehen mocht," Freiburger Stiftungsbrief S. 196), ſodann die Ausübung der Sing- und Dichtkunſt. In erſterer Hinſicht trifft dieſer Verein mit ſo vielen andern geiſtlichen Brüderſchaften, Confraternitäten, überein, wie ſie in älterer Zeit zu wohlthätigen oder kirchlichen Zwecken, inſonderheit auch zur Theilnahme an Begräbniſſen, beſtanden und an beſtimmten Tagen ihre genoſſenſchaftlichen Mahlzeiten hatten (Hüllmann, Städteweſen des Mittelalters, Theil IV. Bonn 1829. S. 179. Keysler, Antiqu. septent. Hannover 1720. S. 359 f. Schmeller I, 254). Noch jetzt beſtehen an katholiſchen Orten ſolche Genoſſenſchaften, gewöhnlich unter dem Patrocinium eines Heiligen, z. B. die Joſephsbrüderſchaften. Für die kirchlichen Zwecke iſt auch in obigem Stiftungsbrief Artikel 7 der neue Altar unſer Frauen in der Kirche der Predigerherrn eingeräumt, „damit die Bruderſchaft daruf gehalten werden möge."

---

[1] Verſpulgung, Nichtgebrauch, Abgewöhnung; ſpulgen, pflegen, gewohnt ſein. Fundgruben I, 392 a.

[2] Auf der Bibliothek zu Colmar befindet ſich ein Bruchſtück der Satzungen dortiger Singgeſellſchaft von 1549. Sie haben den geiſtlich-katholiſchen Zuſchnitt des Freiburger Statuts, es werden auch Schweſtern aufgenommen, der erſungene Kranz ſoll nicht beim Tanze getragen werden. Angeführt wird „das Buch von Menz,“ der vermiſte Colmarer Codex [jetzt auf der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München, in Auswahl herausgegeben von K. Bartſch. Stuttgart 1862. 8. H.]; aus dieſem ſoll hauptſächlich auch geſungen werden. Übrigens wird ausdrücklich auf die Satzungen von Augsburg und Nürnberg als Vorbilder Bezug genommen, dieſe hatten alſo wohl urſprünglich und vor der Reformation das gleiche Gepräge.

Wenn übrigens gleich dieſe kirchlichen Feierlichkeiten mit Geſang verbunden, „geſungene Ämter" waren, ſo konnte doch dabei der eigentliche Meiſterſang, der in deutſcher Sprache und in nichtliturgiſchen Tonweiſen ſtattfand, nicht eintreten. Dennoch wär' es möglich, wenn es auch nicht nachgewieſen werden kann, daß die ältern Singſchulen überhaupt auf ſolche kirchliche Brüderſchaften, als die herkömmliche Form für Vereine zu frommen und geiſtigen Zwecken, gegründet waren. Auch die ſchon erwähnte Erneurung der Straßburger Singſchule von 1598 gedenkt der bisherigen Theilnahme von „Perſonen beiderlei Geſchlechts," wie im Freiburger Stiftungsbriefe Brüder und Schweſtern, letztere namentlich in Beziehung auf die Seelenämter und die Beſtattung, vorkommen. Für Nürnberg berichtet Wagenſeil S. 555:

> „Wann ein Meiſter-Singer mit Tod abgangen, ſind alle Geſellſchafter ſchuldig, ihn zu Grab zu begleiten. Iſt aber ein Merker geſtorben, ſo verfügen ſich, nachdem der Sarch in das Grab verſenket, und ehe er noch mit Erde beſchüttet worden, die geſammte Geſellſchafter dahin und ſingen ein Geſellſchaft-Lied zu letzten Ehren."

So hat ſich hier das Seelamt nach der Reformation geſtaltet. Selbſt was ſchon von Frauenlob gemeldet wird, wie ihn die Frauen zu Grabe getragen, würde den Sitten der Zeit näher gerückt werden, wenn wir in ihnen Schweſtern einer von dieſem Meiſter begründeten Singbrüderſchaft annehmen dürften, und wie ein Nachhall des brüderſchaftlichen Seelamts klingt es, wenn Meiſter Regenbogen ſein Lied an die Jungfrau Maria zum Gedächtnis Frauenlobs ſo beſchließt [1] (Hanmann S. 163):

Unt hilf uns zuo dir in der himel veſte!
Da vind' ich meiſter Brouwenlop, ouch an der ſtat ſo vil der lieben geſte.

Was nun aber, neben dieſem Kirchlichen, die andre und zwar die Hauptbeſtimmung der neuerrichteten Freiburger Brüderſchaft anbelangt, Ausübung der Sing- und Dichtkunſt, ſo zeigen uns die Urkunden allerdings auch hiebei eine geiſtliche Richtung, die es um ſo eher geſtattete, die Singſchule mit der religiöſen Confraternität zu verbinden. Es iſt im Stiftungsbriefe geſagt, daß dadurch Gott der Allmächtige gelobt, die Seelen getröſtet und die Menſchen, während ſie dem Geſange zuhörten, von Gotteslästerung, vom Spiel und andrer weltlichen Üppigkeit abgezogen würden; es ſind zwei geiſtliche, gelehrte Männer, die ſich der heiligen, göttlichen Schrift verſtehen, zu Merkern beſtellt, den Prieſtern und Doctoren iſt beſonders der freie Zugang eröffnet und das Abſingen „torlicher Lieder“ iſt ſelbſt beim Mahle verboten. Auch der Anſchlag ſpricht davon, daß dieſe Kunſtübung zur Ehre Gottes und der Jungfrau Maria, ſowie zum Heile der Seelen gereichen ſoll. Noch über hundert Jahre nachher finden wir in derſelben Singſchule die religiöſe Richtung nicht nur forterhalten, ſondern ſogar noch beſtimmter ausgeſprochen. Eine gleichfalls von Schreiber (S. 205 ff.) mitgetheilte Einladung zu einem Meiſterſingen, vom Jahre 1630, fängt ſo an:

Kund und offenbar ſei Jedermeniglichen, daß uf heut den hochheiligen Feſttag ein ehrſame Bruderſchaft der wohlgelerten Meiſterſenger alhie mit göttlicher Gnad, Hülf und Beiſtand fürgenomen, ein chriſtliche geiſtliche Singſchul zu halten, ſolches in aller Zahl und Maß, wie Geſangs Brauch und unſer Tablatur vermag, anzuſchlagen! Derowegen iſt unſer Bitt und Beger, wo etwan Meiſter oder Geſellen vorhanden weren, die Gott mit ſolcher Kunſt begabt hett, auch Lieder könnten, die Zahl und Maß haben, wie dann ein Jeder, der ein rechter Singer iſt, wohl weiſt ſich zu halten, wann er diſer Kunſt will pflegen; iſt derowegen nochmals unſer Bitt, wo etliche, wie obgemelt, vorhanden weren, wollen ſich zu uns verfügen, alda mit uns ſingen auß lauter heiliger göttlicher Geſchriften. Was auf einer geiſtlichen Singſchuel verbotten iſt, das weiſt ein jeder wohlgelerter Maiſterſinger vorhin wohl, als nemlich Boſſenlieder, Bremberger, Bergriſch, auch ſoll keine Reizlied (vergl. Wagenſeil S. 543. 555), Schmützung, Schmehung oder Eingreifung in Religion Sachen geſungen werden. Wie dann Mancher wohl weiſt und ſich mit Fleiß darinnen üben thut; ſondern ſoll alles geiſtlicherweis uf diſer Schuel gehalten werden u. ſ. w.

---

[1] Das ganze Lied bei Görres a. a. O. S. 332 ff. [und bei F. H. von der Hagen, Minneſinger III, S. 354. H.]

Hiemit ſtimmt denn auch überein, was ſonſt von dem Geiſte der Singſchulen bekannt iſt. Nicht bloß die Tradition, daß der Pabſt, nachdem er die zwölf Stifter der Kunſt tadellos erfunden, die Deutſchen ermahnt, ſolche zu Gottes Preis und Ehre auszubreiten; oder die Anweiſung des Liedes bei Görres (S. 228), durch Geſang von der heiligen Jungfrau und von der Marter des Herrn um den Kranz zu werben; ſondern auch der großentheils und ſogar in zunehmendem Maße geiſtliche Inhalt der Lieder von Frauenlob an bis zu den ſpäteſten Meiſterſängern.

Auch in der Nürnberger Schule beſtand die Vorſchrift, „ſich in dem Doppelſingen aller Poſſenlieder und Stampeneien“ zu enthalten (Bragur III, 97). Das Vorbild der Meiſterſänger war der fromme König David, wie z. B. in der Einladung zum Freiburger Meiſterſingen von 1630:

Kumbt her, ihr Singer algemein!
Uf unſer Schuel ſolt ihr geladen ſein;
Und ſinget her all mit Fleiß
Dem Herren zu Lob, Ehr und Preis
Und lobet Gott mit ſießem Ton,
Wie auch der König David ſchon!
Der ſang dem Herren ſchön Gedicht,
Alſo ſolt ihr auch ſein verpflicht.

Auf einer Anſchlagtafel der Nürnberger Meiſterſänger war der König David vorgeſtellt, wie er, auf der Harfe ſpielend, vor dem am Kreuze hangenden Heiland kniet (Wagenſeil 542).

Gleichwohl finden wir vom Anfang an die Singübungen, ſowohl das Hauptſingen, als das Singen bei und nach dem Mahle, auch wieder hinreichend von den religiöſen Gebräuchen unterſchieden. Dieſe werden in der Kirche, am Altare, vorgenommen, für die Hauptſingen iſt (Artikel 7) auf den Winter die Conventſtube, auf den Sommer das

Refectorium des Predigerkloſters angewieſen. An andern Orten fanden übrigens die Singſchulen auch in den Kirchen ſtatt. Die „torlichen Lieder“ ſind zwar ſelbſt während des Mahles ausgeſchloſſen, „aber nach dem Mal mag ein ieder ſingen, was er will, doch daß es alweg erbarlich und züchtiglich zugang“ (Art. 15). Endlich beſagt der öffentliche Anſchlag ausdrücklich, was die Prieſterſchaft oft unfruchtbar predige, werde doch „durch der göttlichen Kunſt Doctores, auch frier Künſte Meiſter in den ungelerten Leien verſtentlich bracht mit überſüßiſten Gedichten ze ſingen in den zwölf meiſterlichen Tönen uß den frien Künſten,“ es ſei „eine Sengeri und Gedicht uß göttlichen und natürlichen Künſten.“

Unter den Doctoren der göttlichen Kunſt ſind ohne Zweifel Frauenlob und Müglin verſtanden, die in den Verzeichniſſen der Altmeiſter Doctores der heiligen Schrift genannt werden (Wagenſeil 503. 550); Klingsor erſcheint als ein Meiſter der freien Künſte. Selbſt den Schmied Regenbogen hörten wir einen Kranz ausbieten, der aus Philoſophie, Aſtronomie und andern weltlichen Künſten geflochten iſt, und unter ſeinem Namen findet ſich ein beſondres Gedicht zum Lobe der ſieben freien Künſte (Maneſſe II, 197 f.). In dem Kranzliede bei Görres (S. 228) heißt es gleichfalls, nach Anführung der geiſtlichen Gegenſtände des Geſanges:

Singt er von dem Planeten-Heer,
Die Element und die acht Sphär,
So wirbt er um des Kranzes Ehr.[1]

Übrigens war dieſe Gelehrſamkeit, wie ſie in den Liedern erſcheint, eine ziemlich nebelhafte und verworrene. Man ſang mehr von den Wiſſenſchaften, als aus denſelben, man bediente ſich ihrer Namen und Terminologieen nach Art der Zauberformeln, es war nur ein dunkler, ahnungsvoller Drang nach ihren Myſterien. Auch andre völlig weltliche Gegenſtände wurden in den Formen des Meiſtergeſangs behandelt, obwohl, wenigſtens in der ſpätern Zeit, meiſt außerhalb der Schule.

Nach all dieſem ergiebt ſich uns als Zweck der Singſchulen ein geſellſchaftlich geregelter Betrieb der Singkunſt und Dichtkunſt in vorherrſchender Richtung auf Erbauung und Lehre, auf göttliche und menſchliche Weisheit; „Gott und der Welt gefällig,“ wie der Freiburger Anſchlag ſagt. Der äußern Form geiſtlicher Brüderſchaften unerachtet aber war es eine Kunſt und Weisheit der Laien, in ihrer Sprache und ihren eigenen Tonweiſen betrieben und, wie ſich bei den Leiſtungen des Meiſterſanges zeigen wird, mitunter ſelbſt in ſcharfer Oppoſition gegen die Geiſtlichkeit.

---

[1] Vergl. noch Wagenſeil 552 f. Aretin, Beiträge IX, 1180.

2. Einrichtung und Satzungen der Singſchulen.

Unter der Einrichtung der Singſchulen verſtehe ich die ſtatutariſchen oder herkömmlichen Beſtimmungen ihrer geſellſchaftlichen Organiſation, unter den Satzungen die Regeln, welche für die Kunſtübung ſelbſt beſtanden.

Was nun zuerſt die Einrichtung betrifft, ſo betrachte ich hier die Singſchulen als ſolche, als Kunſtgenoſſenſchaften. Über ihre, vielleicht urſprünglich allgemeine, wenn auch nicht weſentliche Eigenſchaft als geiſtliche Confraternitäten iſt bereits das Nöthige beigebracht worden.

Von urkundlichen Quellen ſind hier wieder nur die Freiburger Urkunden durch den Druck zugänglich gemacht. Sonſt gehört hieher vorzüglich das ſechſte Capitel der Wagenſeiliſchen Schrift, das von der Meiſterſinger Sitten und Gebräuchen u. ſ. w. handelt. Der Verfaſſer verſichert (S. 540), ſein Bericht gründe ſich auf die Nürnbergiſche und andre geſchriebene Schulordnungen, wie auch die von den Meiſterſingern ihm mündlich geſchehenen Anzeigungen und das, was er ſelbſt bei ihnen in ihren Singſchulen geſehen und gehört habe.

Die Meiſterſängergeſellſchaften beſtanden, ſoweit wir ſie in ihrer förmlichen Einrichtung verfolgen können, hauptſächlich aus Bürgern und Handwerkern. Sowie ſie unter den Stiftern ihrer Kunſt Gelehrte und Ritter nannten, ſo mochten ſie ſich durch den Beitritt von Männern aus dieſen Ständen fortwährend geehrt finden und die Freiburger Artikel ſchreiben ſogar die Beiziehung von zwei geiſtlichen, der heiligen Schrift kundigen Merkern beſonders vor. An manchen Orten ſcheint der Meiſtergeſang ſpäterhin auf beſtimmten Handwerkszünften gehaftet zu haben, wie, angeführtermaßen, zu Ulm auf der Weberzunft; in dem Roman „Abenteuerlicher Simpliciſſimus“ u. ſ. w. aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs (Ausgabe Mömpelgard 1669. S. 238) kommt ein heſſiſcher Musketier vor: „derſelbe war ſeines Handwerks ein Kürſchner und dahero nicht allein ein Meiſter-Sänger, ſondern auch ein trefflicher Fechter“ u. ſ. w.[1]

Zur Aufrichtung ſolcher Vereine wurde die Beſtätigung der ſtädtiſchen Rathsbehörde eingeholt, wie der Freiburger Stiftungsbrief und die Straßburger Erneurung von 1598 zeigen.

Die Mittel zur Beſtreitung des nöthigen Aufwands wurden theils aus dem Stiftungsvermögen, theils aus den Eintrittsgeldern und ſonſtigen Beiträgen der Mitglieder und Zuhörer geſchöpft. Zu Freiburg beſtand die Stiftung aus den von Peter Sprung dafür verordneten „zwen Guldin Gelds, ablöſig mit vierzig Guldin Hauptguets,“ auch hatten ſonſt „viel Perſonen, geiſtlich und weltlich, Gelt an diſe Bruderſchaft gegeben, in Meinung, daß die volzogen ſolt werden.“ Die übrigen Einkünfte waren folgende: am Tage vor jedem Hauptſingen ſollte dieſes, wie früher erwähnt, bei der Predigt im Kloſter angeſagt werden

> und ſoll damit der Prädicant die Bruderſchaft verkünden und auch ein Ermanung thun, ob ſich Jemans inſchriben laſſen wellt, und welcher ſich alſo inſchriben ließ, der ſoll das erſtmal inzuſchriben 6 Pfenning geben und darnach alle Jar 6 Pfenning richten; die mag ein Jeder alle Jar ſamenthaft oder getheilt zu den zweien Houptſingen bezalen (Art. 3).

Was bei den geſungenen Ämtern auf den Altar fiel, wurde, nach Artikel 6, zwiſchen den Predigerherrn und der Singbrüderſchaft getheilt.

Wie viel die Zuhörer zu bezahlen haben, iſt nicht beſtimmt; es heißt Artikel 14 nur allgemein:

> Item was uſgehäpt wurd von den Frömbden, die den Singern zuhören wellen, das ſoll in der Brüderſchaft Büchſen gelegt und daruß auch die Merker bezalt [werden]. Doch ſollend alle die, ſo in diſer Bruderſchaft ſind, desglichen Doctores, Prieſter und Rathsherren frigen Zugang haben, dem Singen uſzuloſen, und von denſelben allen nichts genommen werden.

Zu Nürnberg ſtand vor der offenen Kirchthür ein Meiſterſänger mit einer Büchſe, in welche die, ſo zugegen ſein wollten, etwas Weniges, nach ihrem Belieben, einlegten. Von dieſem Gelde wurden die Unkoſten wegen aufgerichteten Gemerks bezahlt und die Gewinnſte gemacht (Wagenſeil 543). Auch Strafgelder trugen Einiges ein.

---

[1] [Man ſehe die Stelle in der Ausgabe von A. v. Keller, Th. 1, S. 344. H.]

Die Freiburger Brüderſchaft beſtand aus Singern und Solchen, Brüdern oder Schweſtern, die nicht ſangen. Letztere hatten für ihre Einlagen freien Zutritt bei den Hauptſingen und bei den Seelämtern muſte für ſie gebeten werden, „es ſient Singer oder nit" (Artikel 1); ebenſo kam ihnen die feierliche Beſtattung zu (Artikel 5). Ob auch an andern Orten ſolche nichtſingende Mitglieder Theil nahmen, iſt nicht beſonders zu erſehen. In der angeführten Renovationsurkunde von Straßburg werden „Perſonen beiderlei Geſchlechts aus allerhand Ständen" erwähnt und zwar als ſolche, welche dieſe chriſtliche Kunſt „geliebt und im exercitio gehabt," was in dieſer Faſſung auch auf die Schweſtern bezogen werden kann.

Mit dem Vorſtande und den Beamten der Geſellſchaft war es zu Freiburg, laut Artikel 17, ſo beſtellt:

> Und ſollent die Singer in dieſer Bruderſchaft gemeinlich oder durch den meren Teil alle Jar einen Hauptman und Bruderſchaftmeiſter unter ihnen erwellen, denſelben ſollend dann die Singer bi Trüwen an Eides Statt globen und verſprechen, die Puncten und Artikel, in diſem Brief begriffen, war und ſtät zu halten, darwider niemer zu thun noch zu handlen; desglichen ein Büchs gemacht und der Bruderſchaft Gelt darin verſchloſſen und verrechnet werden, wie es dann in andern Bruderſchaften gehalten wurdet.

Für jedes Hauptſingen werden ſodann vier Merker geſetzt und belohnt:

> Art. 8. Item die Prediger-Herren ſollend auch allweg zu den Hauptſingen unter ihnen ſelbs, ob ſie es gehaben mögend, oder anderswa zwen gelert Mann, oder doch zum wenigſten einen, die ſich der heiligen göttlichen Geſchrift verſtanden, zu Merker geben und darſetzen. Desglichen ſol die Bruderſchaft auch zwen geben und die Bruderſchaft denſelben Merkern nach Gebüre umb ir Arbeit lonen.

Vom Geſchäft dieſer Merker wird am beſten bei den Hauptſingen ſelbſt die Rede ſein.

Sonſt wird noch Artikel 4 des Knechts der Brüderſchaft gedacht:

> Und allweg zu diſen zweien Emptern (in den Fronfaſten), desglichen zu den obgemelten Emptern, ſo uf die zwei Hauptſingen gehalten, wie obſtat,

ſoll durch der Bruderſchaft Knecht allen Brüdern und Schweſtern, ſo in der Bruderſchaft und anheimiſch[1] ſind, verkünt werden.

Der beſondre Hauptmann oder Bruderſchaftsmeiſter kommt in den Nachrichten über die andern Singſchulen nicht vor. Dort ſcheinen die Merker, der Zahl nach drei oder vier, die Leitung des Ganzen beſorgt zu haben (Wagenſeil 540. 544. Bragur III, 85 f.). Für die Caſſe werden aus den Älteſten nach den Merkern zwei Büchſenmeiſter beſtellt (Bragur III, 87 f.). Die Anſage der Singſchule geſchieht unentgeltlich durch den jüngſten Meiſter (Wagenſeil 540 f.).

Hauptſingen oder Singſchulen hießen die öffentlichen und feierlichen Kunſtübungen der verſammelten Meiſterſänger.

Sie ſollten zu Freiburg jährlich zweimal, am Tage des Evangeliſten Johannes, in den Weihnachtfeiertagen, und am Pfingſtdienſtag, je um Mittagzeit, gehalten werden. Das Local iſt im Predigerkloſter:

Art. 7. Desglichen ſollend ſi (die Predigerherren) den Singern zu den beiden Hauptſingen Platz in irem Kloſter geben, namlich im Winter in ihr Conventſtuben und im Sommer im Reffental, und die Stuben oder das Reffental deſſelbenmals zieren mit Tüchern und andern Dingen, wie es dann darzu gehöret.

„In Nürnberg, ſagt Wagenſeil S. 540, iſt denen Meiſter-Singern erlaubt, ihre Sing-Schulen die Sonn- und Feiertäge Nachmittag, ſo oft es ihnen gefällig, zu halten, welches jedoch der Zeiten [1697] gar ſelten und faſt nur um die hohen Feſt geſchieht. Und iſt hiezu ſonderlich, von Alters, die ſogenannte Catharina-Kirch, vielleicht weil ſelbige heilige Jungfrau und Märtererin[2] für eine Patronin der freien Künſte et omnis elegantioris litteraturæ, nach Art, als man vormals bei den Heiden die Minervam gehalten, in der Römiſchen Kirche aufgeworfen worden.“

Die Vorrichtungen in dieſer Kirche und den Hergang des Singens beſchreibt derſelbe Schriftſteller ſo (S. 541 ff.):

„Immittels wird in der Catharina-Kirch, bei Anfang des Chors, ein niedriges Gerüſt aufgerichtet, darauf ein Tiſch mit einem großen ſchwarzen Pult und um den Tiſch Banke geſetzt werden, und wird ſolches Gerüſt, welches man das Gemerke nennet, mit Fürhängen ganz umzogen, daß man außen nit ſehen kan, was darinnen geſchiehet. Eine kleine Kathedra, in Form einer

---

[1] anheimiſch, zu Hauſe befindlich. Schmeller II. 194.

[2] S. hiegegen Raniſch, Leben Hans Sachſens 27.

Canzel, auf welche derjenige, ſo ein Meiſter-Lied abſinget, ſich ſetzet, und der Sing-Stul heißet, bleibt beſtändig unverrückt an ihrem Ort, ohnferne der großen Canzel, davon die Predigten gehalten werden.“

„Die Verſammlung der Zuhörer u. ſ. w. geſchiehet nach dem mittägigen Gottesdienſt u. ſ. w., das iſt umb Eins u. ſ. w. Wann eine gute Anzahl Leute beiſammen, geht das Freiſingen an; in dem darf ſich hören laſſen, wer will, ſtehet auch denen Fremden frei, aufzutretten; und werden in dem Freiſingen, außer denen Hiſtorien, ſo in H. Schrift verzeichnet, auch wahre und erbare weltliche Begebnüſſen ſampt ſchönen Sprüchen aus der Sitten-Lehr zu ſingen zugelaſſen. Es wird aber in dem Freiſingen nit gemerkt und kan man alſo, außer den Ruhm, ſonſt nichts gewinnen, man mache es auch ſo gut, als man immer wolle. Wer nun ſingen will, ſetzet ſich fein züchtig auf den Sing-Stul, ziehet ſeinen Hut oder Baret ab, und nachdem er eine Weile pauſiret, fähet er an zu ſingen und fähret damit fort biß zum Ende.“

„Nach geendigtem Freiſingen ſingen erſtlich die geſampte Meiſter ein Lied, ſo daß einer vorſingt und die andern folglich mit einſtimmen. Hernach gehet das Haupt-Singen an, in dem nichts, als was aus H. Schrift Altes und Neues Teſtamentes componiret, geduldet wird, und muß der Singer allezeit, bald Anfangs, das Buch und Capitel anzeigen, woraus ſein Lied getichtet. Wann in dem Haupt-Singen der Singer den Singſtul beſtiegen und eine Weile geruhet, ſchreiet der Förderſte von den Merkern: Fangt an! Alſo macht der Singer den Anfang, und wann ein Geſätz oder Abgeſang vollbracht, hält er innen, bis der Merker wiederum ſchreit: Fahrt fort! Nach geendigtem Geſang begibt ſich der Singer von dem Stul und macht einem andern Platz.“

„Merker,[1] fährt Wagenſeil fort, werden diejenigen genennet, welche als die Förderſten und Fürſteher der Zunft in dem verhängten Gemerk an dem Tiſch und vor dem großen Pult ſitzen, deren gemeiniglich 4 an der Zahl ſind. Der eine und älteſte hat die H. Schrift, nach der Überſetzung des Herrn Lutheri, auf dem Pult liegend vor ſich, ſchlägt den von dem Singer angegebenen Ort, woraus ſein Lied genommen, auf und gibt fleißige Achtung, ob das Lied ſowohl mit dem Inhalt der Schrift, als auch des Lutheri reinen Worten überein komme.“

Was hier, in Folge der Reformation, ſeine beſondre Geſtaltung erhalten hat, iſt doch der Hauptſache nach ſchon in den 1513 abgefaßten Freiburger Artikeln, und zwar in der angeführten Beſtimmung des Artikel 8, vorhanden, wonach die Predigerherren „zwen gelert

---

[1] Vergl. Muſeum II, 21. Aretin, Beiträge IX, 1143, 22. 1147 f. 1161, 1.

Mann, oder doch zum wenigſten einen, die ſich der heiligen göttlichen Geſchrift verſtanden, zu Merker geben" ſollen.

„Der andere, dem erſten entgegen ſitzende Merker gibt acht, ob in dem Context des Liedes alles denen fürgeſchriebenen Tabulatur-Geſetzen gemäß ſei, und ſo was verbrochen wird, bemerkt er den Fehler und deſſen Straf, das iſt, wie hoch er an Silben angeſchlagen werde, auf das Pult mit einer Kreide. Der dritte Merker ſchreibt eines jeden Verſes oder Reimens End-Silbe auf und ſiehet, ob alles richtig gereimet worden, die Fehler ebenmäßig notirend. Und der vierte Merker trägt wegen des Tons Sorge, damit man den recht halte und nit verfälſche, auch ob in allen Stollen und Abgeſängen die Gleichheit gehalten werde."

(Auch von dieſer nur umſtändlichern und anſchaulichern Darſtellung des Geſchäfts der Merker iſt doch das Weſentliche ſchon im Artikel 12 des Freiburger Briefes enthalten:

Item die geiſtlichen und weltlichen Merker, ſo geſetzt werden, ſollen getrüw Ufmerken uf die Senger haben, und wo ſie dieſelben in ihrem Geſang irrig erfinden, es ſig in welchem Stuck und wie es well, nichts vorbehalten, das ſollend ſie ihnen ſagen und ſollich Irthumb bi ihnen abſtellen, auch die Singer ihrem Entſcheiden und Geheiß gehorſam und gewertig ſein.)

„Unter währenden dieſen Singen müſſen ſich die übrige Zunft-Genoſſen des Redens und Geräuſches enthalten, damit der Singer nit irr gemacht werde. Es ſoll auch kein Singer das Gemerk überlaufen, keiner ohne Erfordern in das Gemerk gehen und ſich darein ſetzen und alſo den Merkern in das Ampt fallen und eingreifen. Wann nun alle Singer mit ihrem Geſang fertig ſind, ſo gehen die Merker zu Rath, wie ein jeder beſtanden, und wann ſich findet, daß es einige gleich gut gemacht und keiner mehr Silben verſungen, als der ander, müſſen ſie umb den Preis gleichen und weiter ſich hören laſſen, bis ſo lange einem vor dem andern die Ehre des Gewinns bleibet und einer um wenigere oder gar keine Silben ſtrafbar erfunden wird und alſo glatt ſinget."

„Hierauf werden die Gewinnungen ausgetheilet und rufen die Merker die zween, ſo ſich am tapferſten gehalten, einen nach dem andern für das nunmehro aufgezogene Gemerk und geben ihnen, was ſie durch ihr Singen verdient. Dem Uberſieger, ſo es am allerbeſten gemacht, gebühret zu Nürnberg die Zierde des Gehängs. Solches Gehäng iſt eine lange ſilberne Kette, von großen breiten, mit dem Namen derer, die ſolche machen laſſen, bezeichneten Gliedern, an welcher viel, von allerlei Art, der Geſellſchaft geſchenkte ſilberne Pfenninge hangen. Nachdem aber ſelbige Kette wegen der Größe etwas unbrauchbar und zum Andenken ſich nicht allerdings ſchicken will, ſo ward an deren Statt dem, ſo den Preis davon getragen, eine Schnur, daran drei groſſe ſilberne und vergüldte Schilling gebunden, überreicht, mit welcher man füglicher ſich ſchmücken und prangen kunte. Solche Schnur hat den Namen des König Davids; dann auf dem mittlern Schilling, welcher der ſchönſte, iſt der König David auf der Harpfen ſpielend gebildet, und hat ſolchen Hans Sachs der Geſellſchaft hinterlaſſen.“

Wagenſeil bemerkt hiebei: weil die Schnur wegen Alters zerreißen wollen, der Schilling auch ſehr abgenutzt geweſen, hab' er der löblichen Geſellſchaft eine ſilberne Kette zu fernerem Gebrauch machen laſſen, an die er eine vergüldte Medaille geſchenkt, mit Namen und Jahrzahl, 1696, auch der Inſchrift:

Pollio amat vestram, quamvis sit rustica, Musam.

„Dem Nächſten nach dem Überſieger wird ein von ſeidenen Blumen gemachter ſchöner Kranz zu Theil, welchen er aufſetzet. Je zu Zeiten findet ſich ein Liebhaber, der aus Freigebigkeit etwas zu verſingen aufwirft, und wann ſolches auf gewiſſe Singer gerichtet, werden die übrigen davon ausgeſchloſſen. Zu merken, daß der Überſieger, oder König-David-Gewinner, auch dieſen Vortheil davon trägt, daß er in der nächſten Sing-Schul, ſo darauf gehalten wird, mit in dem Gemerk ſitzen darf. Und ſo etwan die Merker etwas überhören, ſoll er ſie deſſen erinnern, auch wo irgend ein Streit würde fürfallen und die Merker ihn fragten, iſt er ſchuldig, deſſen, was er gefragt wird, mit Beſcheidenheit Antwort zu geben.“ u. ſ. w.

(Vergl. Freiburger Art. 13: Item welcher die beſt Gab gewinnet, der ſoll darnach zu dem andern Singen ein Merker ſin. Aber ein Singen mag er vor und nach wol ſingen, doch nit um die Gaben, es werd ihme dann von den Singern zugelaſſen.)

„Ein Kranz-Gewinner ſoll die nächſte Schul an der Thür ſtehen und das Geld einnehmen u. ſ. w. Die Merker ſollen treulich und fleißig nach Inhalt der Kunſt und nit nach Gunſt merken, einem, wie dem andern, nachdem ein jeder ſingt, nicht anderſt, als ob man darzu vereidet worden, ob man zwar darüber nicht ſchweren ſoll, noch kan. Wann auch eines Merkers Vatter, Sohn, Bruder, Vetter, Schwager u. ſ. w. ſingt, ſoll der Merker, weil er parteiiſch, ſein Ampt, biß der Singer ausgeſungen, einſtellen und indeſſen der Büchſen-Meiſter, oder ſonſt ein unparteiiſcher Singer und Geſellſchafter an des Merkers Statt merken. Eines Singers Fehler können ihm, nach Gutachten der Merker, entweder alſobald nach ſeinem Singen und Gleichen, oder erſt nach gehaltener Sing-Schul abſonderlich, damit ihn andere nicht verhöhnen, angezeigt werden. Wann einer im Singen, wie auch Dichten, ſonders gut und dannenhero wenig

oder gar keinen Fehler begienge, ſoll er darum
noch andere neben ſich verachten.“

Auf das Hauptſingen folgte das Mah
bezieht ſich der ſchon angeführte Artikel 15
briefs, vom Singen über und nach dem Mah
des Artikels 7:

Darzu (ſollen die Predigerherren) im ihrs
und darzu Holz geben; darfür ſol man ihnen,
bezalen drig Plappart;[1] kocht man aber nit, ſo
die Singer wellen ihnen dann ſonſt ein Trunk th
dem gemeinen Guet hie zu Friburg nichts entzoge
und der Win vom Zapfen gereicht werde, es wäre
ein ſundere Trunk thäte, alles ungeverlich.

Wagenſeil meldet, S. 555, von ſolchen

„Des Tages, wann man Schul gehalten, iſt
ſchaft der Singer eine erbare, ehrliche, friedliche
ſoll ein jeder ſein Gewehr von ſich legen; auch ſo
ſpräch und überflüſſige Trinken verbotten ſein
beſſen gegeben, damit, wem es beliebt, darum
Straſer und Reizer[2] zu ſingen verbotten, als wo
Es ſoll auch keiner den andern auſſerdem, umb G
Ebenmäßig ſoll niemänd zu denen Merkern an ih
Der auf der Schul den Kranz gewonnen, ſoll bei
tragen. Wann er es aber nicht allein beſtreiten kö
hergegangener Schul den Kranz gewonnen, aufwa
Schul das Kleinod oder Kranz gewonnen, oder
20 Groſchen begabt werden. Ein Merker bekomm
von dem Geld, ſo auf der Schul aufgehoben wer
aber die Schul mit ſo viel getragen, ſoll der Abg
ſetzt werden.“

Die Kunſtfertigkeit, welche bei den öffen
gelegt wurde, die Kenntnis der Kunſtregeln,
werden muſten und deren Verſäumnis der K
fiel, ſetzten einen förmlichen Unterricht und ei

---

[1] Plappart, ein Groſch, 3 Kreuzer. Schmelle

[2] Vergl. S. 543 und Freiburger Einladung
Reizlied, Schmützung, Schmehung u. ſ. w. geſunge

ge, ſoll er darum ſeine Gaben nicht misbrauchen,
en.“

folgte das Mahl oder die Zeche. Darauf
führte Artikel 15 des Freiburger Stiftungs-
nd nach dem Mahle, ſowie eine Beſtimmung

erherren) in ihrs Gotshus Küchin kochen laſſen
r ſol man ihnen, namlich für Holz und Salz
man aber nit, ſo iſt man ihnen nichts pflichtig,
ſonſt ein Trung thun. Doch daß in diſem allem
burg nichts entzogen, ſonder das Brot am Laden
cht werde, es wäre dann, daß man den Singern
ungeverlich.

555, von ſolchen Gelagen:

Schul gehalten, iſt gebräuchlich, daß die Geſell-
ehrliche, friedliche Zech halte. Auf ſolcher Zech
ſich legen; auch ſoll alles Spielen, unnütze Ge-
n verbotten ſein und wird ein Zechkranz zum
es beliebt, darum ſingen möge. Es ſind aber
verbotten, als woraus nur Uneinigkeit entſtehet.
aufforderen, umb Geld oder Geldswehrt zu ſingen.
nen Merkern an ihren Tiſch unerfordert hinſitzen.
gewonnen, ſoll bei der Zech aufwarten und für-
allein beſtreiten könte, ſoll ihm der, ſo auf vor-
s gewonnen, aufwarten helfen. Die, ſo auf der
z gewonnen, oder glatt geſungen, ſollen mit
Ein Merker bekommt 20 Kreuzer. Die Zech ſoll
al aufgehoben werden, bezahlet werden; wann
agen, ſoll der Abgang von gemeiner Büchſe er-

che bei den öffentlichen Singen zur Schau
der Kunſtregeln, welche hiebei beobachtet
Verſäumnis der Kreide der Merker anheim-
Unterricht und eine mittelſt deſſen erlangte

Kreuzer. Schmeller I, 337.
burger Einladung von 1630: „auch ſoll keine
ng u. ſ. w. geſungen werden.“

Meiſterſchaft voraus. Auch von den Einrichtungen, welche zu dieſem Behufe beſtanden, iſt noch zu handeln.

Dieſelben waren dem Lehr- und Meiſterweſen bei den Handwerkszünften analog. Der Unterſchied lag nur darin, daß man den Geſang, wenn auch handwerkmäßig genug, doch nicht als ausſchließlichen Beruf, ſondern als eine aus freier Luſt und Liebe gepflegte Nebenbeſchäftigung behandelte. (Vergl. Bouterwek 275.) Der Freiburger Stiftungsbrief enthält nichts über die Bildung zum Meiſtergeſange, die Einladung von 1630 aber ſpricht ausdrücklich von Meiſtern und Geſellen:

> Derowegen iſt unſer Bitt und Beger, wo etwan Meiſter oder Geſellen vorhanden weren, die Gott mit ſolcher Kunſt begabt hett, auch Lieder könnten, die Zahl und Maß haben u. ſ. w. wollen ſich zu uns verfügen, alda mit uns ſingen u. ſ. w.

Nähere Auskunft giebt Wagenſeil S. 546 ff.:

> „Wann ſich bei einer Perſon Luſt und Lieb zu der Meiſter-Singer-Kunſt befindet, gibt ſie ſich bei irgend einem Meiſter, zu dem ſie das Vertrauen hat und der wenigſt einmal das Kleinod gewonnen, an und bittet ſelbigen, daß er ihr wolle mit gutem Unterricht an Hand gehen. Ein ſolches thut der, ſo angeſprochen wird, gar gerne und übernimmt die große Mühe, welche ſonderlich die Belehrung der ſehr ſchweren Töne verurſachet, ganz umſonſt, nur aus Liebe, die Kunſt auf die Nachkommen zu befördern. Welcher willen auch die Meiſter-Singer ſich ſelbſten um Schuler bewerben und dißfalls ihre Ruhe und Schlaf abbrechen, ſintemalen ſie den Tag zu ihrer Berufs-Arbeit und Gewinnung der Nahrung anwenden müſſen. Wann ein Lehrling ſich wol gehalten, die Lehr-Sätze und eine zimliche Anzahl von Tönen, ſonderlich aber die 4 gekrönte, begriffen, wird er auf der Zech, oder in dem Wirtshaus, wo die gewöhnliche Zuſammenkunften geſchehen, nach abgelegter Jahr-Rechnung, ſo gemeiniglich an dem Thomas-Tag geſchiehet, der Geſellſchaft durch den Lehrmeiſter fürgeſtellet, mit Bitte, ſolchen in dieſelbe aufzunehmen.“

Hierauf ſtellen die Merker eine Prüfung an und erforſchen, ob der Lehrling ehrlicher Geburt, ob er nicht leichtfertig ſei, ſondern ſich eines ſtillen und ehrbaren Wandels befliſſen, ob er die Singſchule ſtets beſucht. Ferner wird er auf die Probe geſetzt, ob er die Kunſt genugſam erlernt und wiſſe, was es mit den Reimen nach Zahl, Maß und Bindung für eine Beſchaffenheit habe u. ſ. w., ob er mit der gehörigen Anzahl von Tönen gefaßt ſei u. ſ. w., ob er im Fall der Noth ein

Lied merken könne. Man giebt ihm dabei im Singen 7 Silben bevor; wenn er darüber verſingt, kann er nicht aufgenommen werden. Nach all dieſem treten der Empfehlende und der Empfohlene ab und der älteſte Merker läßt die Umfrage ergehen, ob letzterer der Geſellſchaft angenehm ſei und für tüchtig erkannt werde. Auf erfolgte Einwilligung geſchieht die Aufnahme, wobei der Aufzunehmende ſich verpflichten muß:

1. „Daß er bei der Kunſt beſtändig bleiben und von dem Geſang nicht weichen, ſondern feſt darob halten wolle.

2. Daß, wann an einem Ort etwan der Kunſt und Geſellſchaft übel und ſpöttlich ſollte nachgeredet werden, er ſolches, ſo er es höret, mit Beſcheidenheit widerſprechen und der Kunſt nichts zu kurz geſchehen laſſen wolle.

3. Daß er mit denen Geſellſchaftern friedlich und ſchiedlich leben, ſie für Schaden warnen, ihnen in allen Leibes-Nöthen helfen und beiſtehen, ihr Gut und Nahrung beſſern und behüten, alles gutes von ihnen reden, und ſo jemandes ungleich ſollte gedacht werden, ſich ihn zu entſchuldigen und zu vertheidigen äußerſt wolle angelegen ſein laſſen.

4. Daß er kein Meiſterlied oder Ton auf öffentlichen Gaſſen, ſo Tags, ſo Nachts, auch nicht bei Gelagen, Gaſtereien, oder andern üppigen Zuſammenkunften, wie auch nit, ſo er etwan ſolte bezecht ſein, ſingen und hiedurch der Geſellſchaft einen Schandfleck anhenken wolle. Jedoch wird ihm erlaubt, gegen Fremde, ſo Verlangen tragen, ein Meiſter-Lied zu hören, wann man verſichert, daß ſie kein Geſpött daraus treiben werden, ſich hören zu laſſen.“

Man hatte in früherer Zeit auch im Brauch, einen ſolchen Neuling mit Waſſer zu begießen, was man die Taufe hieß. Solche geſchah in Gegenwart von drei Merkern, deren einer der Täufer, die beiden andern die Pathen waren (Bragur III, 94).

Durch dieſe Prüfung und Taufe wurde der Lehrling, wie ich glaube, zu dem, was die Freiburger Urkunde Geſellen nennt. Eine weitere Stufe war das Meiſterwerden.

Wenn ſich nemlich ein Sänger eine Zeit lang auf den Schulen zur Zufriedenheit hören laſſen und ſonſt untadelhaft verhalten, konnte er um die Freiung auf den Stuhl anhalten, d. h. daß er auf offener Singſchule freigeſprochen und für einen Meiſter erklärt werde. Ein etwas ſpäter Meiſterſang (Wagenſeil 548 ff.) ſtellt dieſe Handlung dar, doch ohne Zweifel nach altem Gebrauche. Zuerſt der Gruß, worin der Bewerber ſein Begehren ſtellt. Ein Meiſter bewillkommt ihn mit Geſang und legt ihm Fragen vor über den Urſprung der Kunſt und ihre Geſetze. Nachdem er hierauf genügend geantwortet, ſingen ihm die Meiſter zu, daß er nun zu ihnen eintrete, um die Meiſterſchaft und den Kranz zu empfangen. Dieſer wird ihm jedoch erſt aufgeſetzt, nachdem er zum Meiſterſtück die 4 gekrönten Töne abgeſungen.

So viel von der Einrichtung der Singſchulen. Nun von ihren Satzungen oder Kunſtregeln. Dieſe machten den Inhalt der Tabulatur, die den Sängern und Merkern zur Richtſchnur diente und zu gewiſſen Zeiten auf den Zechen abgeleſen wurde (Wagenſeil 533).

Aus geſchriebenen Tabulaturen und aus den gedruckten in Puſchmanns Bericht des deutſchen Meiſtergeſangs von 1572 und in der von der Meiſterſängergeſellſchaft zu Memmingen herausgegebenen „Kurzen Entwerfung des deutſchen Meiſter-Geſanges, Stuttgart 1660," finden ſich Auszüge in den angeführten Abhandlungen von Wagenſeil, Häßlein, Büſching.

Dieſe Tabulaturen geben nicht eine zuſammenhängende, poſitive Unterweiſung in der Kunſt. Sie verzeichnen vielmehr in einzelnen Sätzen hauptſächlich die Fehler, welche von den Sängern zu vermeiden und von den Merkern zu notieren und zu ſtrafen ſind. Das Sünden- und Strafregiſter bei Wagenſeil 525 hat 32 Artikel. Außer denjenigen Fehlern, durch welche man ſich ganz und auf einmal verſingt und wegen deren man wohl ganz von der Schule ausgeſchloſſen werden kann, wird nach Silben geſtraft. Die Sänger haben nemlich nach ihren verſchiedenen Graden eine Anzahl Silben voraus; wer nun um mehr Silben geſtraft wird, als er voraus hat, der hat ſich verſungen, d. h. er kann weder einen Preis erlangen, noch den höhern Grad, um den er ſich bewarb. Die Zahl der vorausgegebenen Silben richtet ſich zugleich darnach, ob die Geſätze eines Liedes mehr oder weniger Zeilen haben (Bragur III, 83 f.).

Man könnte die einzelnen Artikel der Tabulatur nach den vier Hauptgeſchäften ordnen, welche den vier Merkern für die Beobachtung des Geſanges angewieſen ſind: Schriftmäßigkeit des Inhalts, Vers, Reim, Ton. Da wir jedoch eine ſcharfe Abtheilung nicht durchgeführt finden, ſo mag es genügen, das Bemerkenswerthere aus der Nomenclatur dieſer Artikel ohne ſtrengere Folge aufzuzählen und am Schluſſe einige allgemeinere Geſichtspuncte anzugeben.

Bar heißt ein ganzes Meiſterſängerlied.[1] Geſätze heißen die Strophen des Bars; deren ſind entweder drei, oder fünf, oder ſieben und darnach nennt man den Bar ein gedrit, gefünft, geſiebent Lied (Büſching, Sammlung S. 174). Das Geſätz zerfällt in Stollen und Abgeſang. Die Stollen ſind zwei, den vordern Theil des Geſätzes (den Aufgeſang) bildende, nach Versbau, Reimſtellung und Melodie gleichartige Gliederungen. Der Abgeſang, der hintere Theil des Geſätzes, iſt von den Stollen verſchieden und auch in ſich ſelbſt weniger gleichartig gegliedert. Es läßt ſich dieſes an der bekannten Form des Sonetts deutlich machen, die beiden gleichgebauten Quatrains entſprechen den Stollen, die beiden Terzinen dem Abgeſang; in den letztern iſt wenigſtens eine ungleiche Reimſtellung geſtattet, z. B. die Mittelzeile der erſten Terzine reimt mit der Anfangs- und Schlußzeile der zweiten und umgekehrt die Mittelzeile der zweiten Terzine mit der Anfangs- und Schlußzeile der erſten.

Manchmal folgt nach dem Abgeſang noch ein Stollen, d. h. ein den beiden vordern Gliederungen gleichartiger Theil.

Von den verſchiedenen Arten der Reime oder ihrer Gegenſätze kommen vorzüglich folgende in Betracht: Stumpfe Reime, die einſilbigen, männlichen; klingende Reime, die zweiſilbigen, weiblichen. Waiſen, oder bloße Verſe, der Gegenſatz der Reime, ſind einzelne reimloſe Zeilen, welche weder im Geſätze ſelbſt, noch in den folgenden gebunden werden. Körner dagegen ſind diejenigen Reime, welche nicht je im Geſätze ſelbſt, aber in allen nachfolgenden ihren Anklang finden.

Die Zahl der Silben für eine Verszeile iſt bei Wagenſeil 525 auf höchſtens 13 angegeben. Puſchmann läßt nur 11 bis 12 zu. Er ſagt:

> „In den längſten Reimen halte ich dafür, daß man darin nicht über zwölf und elf Silben machen ſoll; denn ein zwölfſilbiger Reim, der hinten und vorne oder auch in der Mitte zierliche Blumen und Coloraturen hat, giebt einem zu ſchaffen, wenn man ihn ohne Abſatz in einem Athem ausſingen will." (Büſching, Sammlung S. 180.)

---

[1] Vergl. Aretin, Beiträge IX, 1161, 51: Ein par u. ſ. w.

Aus dem Verzeichnis der Fehler mag Folgendes ausgehoben werden.

Ein Fehler iſt, wenn nicht nach der hochdeutſchen Sprache geſungen wird,

> „wie denn dieſelbe Sprache in der Wittenbergiſchen, Frankfurtiſchen und Nürnbergiſchen Bibeln, auch in aller Fürſten und Herren Kanzleien üblich und gebräuchlich iſt.“ (Büſching 182 f. Wagenſeil 525.) „Was aber das Ausſprechen der Wörter betrifft, kan ein frembder Singer, wann er durch und durch ſeines Landes übliche Sprach gebraucht (ihr nicht wieder im Einzelnen des Reimes wegen ungetreu wird, Bragur III, 69), auch in den Bundwörtern, aus Freundlichkeit, damit wol geduldet werden, auf daß man nit beſchuldiget werde, daß man jemandes Sprach ſtrafe, oder verwerfe. Doch müſſen die Bundwörter von einerlei Vocalibus regirt werden.“ (Wagenſeil 525. Büſching 185 f.)

Es zeigt ſich hierin ein lobenswerthes Beſtreben, eine gemeinſame Schriftſprache zu begründen, dabei aber doch beſonders für die lebendige Mittheilung die mundartige Färbung nicht völlig auszuſchließen.

Falſche Meinungen ſind alle der reinen chriſtlichen Lehre zuwiderlaufende Menſchenlehren. Auch rechnete man dahin, was ſonſt den guten Sitten und der Ehrbarkeit entgegen war. Sie ſind ein grober Fehler.

> „Welcher derowegen dergleichen bringet oder ſinget, der wird nicht begabt, ſondern hat gänzlich verſungen. Ja es kan ihm, nachdem die Materie wichtig, ſcharf unterſagt und hart verwieſen, er auch von der Schul weggeſchafft werden.“ (Wagenſeil 525.)

Eine blinde Meinung iſt, wenn man durch Auslaſſungen unverſtändlich wird, „als: ich, du ſoll kommen, für: ich und du ſollen kommen.“ So viel nun Worte blind ſind, d. h. ausgelaſſen werden, für ſo viele Silben wird man abgeſtraft.

Laſter hießen vorzüglich unreine Vocalreime.

Eine Klebſilbe iſt, wenn man Silben ungehörig zuſammenzieht, z. B. keim für keinem, gſprochen für geſprochen, und ſelbſt im für in dem, vom, zum, zur (Wagenſeil 527. Vgl. Büſching 195).

Milben ſind, wenn des Reimes wegen ein nicht entbehrlicher Buchſtabe abgebrochen wird, als: ich kann nicht ſinge ſtatt ſingen, um auf Dinge zu reimen, Geſetz und letzt (Wagenſeil 529. Büſching 190).

Fehler des Vortrags ſind unter anderem nachſtehende:

Ein Stutz, auch Pauſe, Zucken, iſt, wenn man ſtutzt oder ſtille hält, wo man nicht anhalten ſollte. Dieß wird für eine, zwei oder mehr Silben geſtraft, ſo viele nemlich, als man während der Pauſe bedächtig ausſprechen kann (Büſching 189. Wagenſeil 529).

Falſche Melodei iſt, wenn man einen Ton durch und durch anders ſingt, als ihn ſein Meiſter gedichtet hat. Ein ſolcher Sänger hat ſich gänzlich verſungen (Wagenſeil 531. Vgl. Büſching 192).

Falſche Blumen oder Coloraturen werden angebracht,

> „wenn man im Stollen oder Abgeſange die Verſe anders blümet oder colorirt (mit andern Läufen u. dergl. ſingt), als ſie ihr Meiſter geblümet hat, ſo daß durch ſolches übrige oder falſche Blümlein der Ton unkenntlich wird; oder wenn man einen Vers das eine mal mehr oder weniger beblümet, als das andere mal.“ (Büſching 192. Wagenſeil 531.)

Sowie man, nach dieſen letztern Beſtimmungen, darauf achtete, daß die Töne der Meiſter weder in ihrem Grundbeſtande, noch in den Verzierungen gefälſcht würden, worüber der vierte Merker eigens zu wachen hatte, ſo ſuchte man auch zu verhüten, daß nicht die neuen Tondichter ſich zu viel von den Tönen Andrer aneigneten:

> „Wer einen Meiſterton machen, oder melodiren will, der muß mit Fleiß Achtung haben, daß keine Melodei, ſo er tichtet, in einen andern Meiſterton eingreiſe und denſelben berühre, ſo weit als 4 Silben ſich erſtrecken, ſondern daß er eine ganz neue Melodei und Blumen, ſo andere Töne der Meiſter-Singer nit haben, erſinne.“ (Wagenſeil 532.)

Die Wichtigkeit, welche man auf die Erfindung eines meiſtermäßigen Tones, einer neuen Melodie mit entſprechendem Strophenbau, legte, erweiſt ſich auch in dem feierlichen Verfahren, mittelſt deſſen der neue Ton geprüft, gewürdigt und dem Namen ſeines Erfinders geſichert wurde.

> „Billich iſt es und recht, daß man einen Ton von ſeinem Meiſter ſelbſt höre, alſo, daß er den Ton zum erſten mal auf das nidrigſte, als er vermag, für der ganzen Geſellſchaft ſinge, zum andern mal mit vollkommener Stimm, wie man auf der Schul pflegt zu ſingen, zum dritten mal auf das höchſte, als er ihn mit der Stimm erheben kan, es würde dann von wegen Alters, der unvermöglichen Stimm halben, zugelaſſen, daß ein anderer in ſeinem (des Tichters) Namen den Ton fürſänge, und da ſoll er, ſo es

ſein kan, den Ton hören fürſingen, als ſeinen Ton beſtättigen und um das Bedenken darüber gebührend anhalten. Wann dann nun derſelbe Ton bewährt und gut geſprochen wird, alldieweilen ſonderlich dadurch in keines andern Tons Melodei mit 4 Silben eingegriffen wird, alsdann ſoll der Tichter ſeinem Ton, zum Unterſchied anderer, einen ehrlichen und nicht verächtlichen Namen geben und zween Gevattern dazu bitten, hernach drei Geſätz, aus der ihm von den Merkern fürgegebenen Materie, in bemeldtem Ton machen und in das hierzu verordnete Meiſter-Singer-Buch, ſo ins Polpet [pulpitum] gehörig, zum Gedächtnüs einſchreiben, dabei auch Jahr und Monats-Tag ſampt ſeinem des Tichters Namen ſollen geſetzt werden." (Wagenſeil 532 f.)

Wir beſitzen lange Liſten ſolcher getaufter Töne. Darunter vier gekrönte Töne[1] von ſolchen Meiſtern, die als Stifter des Meiſtergeſanges genannt werden, Frauenlob nemlich, Regenbogen, Marner und Müglin, aber auch mehrere unter den Namen noch älterer Sänger, Walthers von der Vogelweide, Wolframs u. ſ. w. Manche Tönenamen klingen ziemlich poetiſch: der blühende Ton Heinrich Frauenlobs, der friſche Ton Hans Vogels, die Liljenweis ebendeſſelben, die Engelweis ebendeſſelben, die Lerchenweis Heinrich Enders u. ſ. w. Andere lauten überaus ſeltſam, beſonders von ſpätern Meiſtern, die ſich im Abenteurlichen immer mehr überboten, z. B.: die kurze Affenweis Georg Hagens, die geſtreift Safranblümleinweis Hans Friedeiſens, die warme Winterweis Georg Winters, die traurige Semmelweis Semmelhofers u. ſ. w. Namentlich hat M. Ambroſius Metzger ſich in den ſonderbarſten Namen ſeiner Töne gefallen: die Weberkrätzenweis, die Schwarzdintenweis, die Schreibpapierweis, die verſchloſſene Helmweis, die Cupidinishandbogenweis, die fröhliche Studentenweis, die hochſteigend Adlerweis, die abgeſchiedene Vielfraßweis, die Fettdachsweis u. ſ. w. Dieſes aus dem Verzeichnis bei Wagenſeil 534 ff. Proben einer kritiſchen Tafel der Meiſterſängertöne von Büſching im Neuen Litterariſchen Anzeiger 1808. 22 Merz, 28 Juni. Ein kleineres Verzeichnis von Docen in Aretins Litterariſchen Beiträgen IX, 1177 f.

Wenn wir unter der Menge der einzelnen Beſtimmungen allgemeinere Geſichtspuncte für die poetiſche Technik des Meiſtergeſanges feſtzuhalten ſuchen, ſo zeigt ſich uns, daß die eigentlichen Grundregeln des Strophenbaus, des Silbenmaßes und des Reimes, wodurch der Meiſterſang mit der Liederkunſt der ältern Sänger zuſammenhängt oder ſich von dieſer unterſcheidet, mehr vorausgeſetzt, als beſtimmt ausgeſprochen ſind.

---

[1] Vergl. Grimm 114.

Für den Strophenbau ergiebt ſchon der geſammte Minneſang den Grundſatz der Dreitheiligkeit oder, noch allgemeiner gefaßt, der Zuſammenſetzung der Strophe aus gleichartigen und ungleichartigen Gliedern, wodurch dieſelbe einerſeits Feſtigkeit, anderſeits freie Bewegung erlangt. Was die Meiſterſänger Stollen und Abgeſang nennen, läßt ſich in der Form des einfachſten Minneliedes erkennen, z. B. [die Tanzweiſe Ulrichs von Lichtenſtein, in der Ausgabe von Lachmann S. 97]:

In dem walde ſüeze doene
  ſingent cleiniu vogellin.
An der heide bluomen ſchoene
  blüejent gegen des meien ſchin.
Alſô blüet min hôher muot
  mit gedanken gegen ir güete,
  diu mir richet min gemüetz,
  ſam der troum den armen tuot.

Aber die Strophentheile, welche hier kurz zuſammengeſtellt und leicht verſchlungen ſind, treten in den Geſätzen des Meiſtergeſanges, deren Ausdehnung ſtets im Zunehmen begriffen iſt, in breiten Maſſen auseinander, deren gekünſtelter Zuſammenhang ſich oft nur mühſam verfolgen läßt. Wagenſeil bemerkt S. 533:

„Mit den überlangen Tönen befindet es ſich nicht bei den Alten, daß einer den andern ſo hoch überſtiegen hätte, wie jetzo geſchiehet. Doch iſt übrig lang und hoch hinauf geſtiegen, wann ein Ton 100 Reimen oder Vers hat, und ſollen die Tön, ſo über 100 Reimen enthalten, keinen Vortheil haben für denen, ſo hundert begreifen.“

Über das Silbenmaß beſagen die Tabulaturen:

„Ein jedes Meiſter-Geſangs Bar hat ſein ordentlich Gemäß in Reimen und Silben, durch des Meiſters Mund ordinirt und bewährt; diß ſollen alle Singer, Tichter und Merker auf den Fingern auszumeſſen und zu zählen wiſſen.“ (Wagenſeil 521.)

Vergleichen wir dieſe Regel mit ihrer Anwendung in den vorliegenden Meiſterliedern, ſo können wir ſie beſtimmter ſo faſſen: nur für die Länge der Verſe [1] beſteht ein Maß in der Anzahl der Silben, die Silben ſelbſt aber werden nicht gemeſſen, ſondern gezählt.

Die ältere deutſche Metrik rechnete nicht nach Silben, ſondern nach Hebungen, Tonhebungen, Accenten (bei den Alten arsis, ictus). Die beſtimmte Zahl von Hebungen in jeder Verszeile konnte mehr oder minder von ſchwächer betonten Silben im Vorſchlag (anacrusis) oder in der Senkung (thesis) begleitet ſein. Dieſe ſcheinbare Ungleichheit findet ihre Ausgleichung in der urſprünglichen Beſtimmung aller Poeſie zum muſikaliſchen Vortrag. Dem Worte lag nur die unentbehrlichſte Bezeichnung der Grundform durch Angabe der nothwendigen Anzahl von Tactſchlägen ob, die Zwiſchenräume konnten durch Wort oder durch bloßen Klang ausgefüllt werden. Schon im Laufe des 13ten Jahrhunderts treten aber die Zwiſchenſilben immer vollſtändiger und regelmäßiger ein, ſo jedoch, daß der Gehalt der Haupttonſilben noch immer den Grundbau des Verſes bildet. Der Periode des Meiſterſanges war es vorbehalten, die geregelte Manigfaltigkeit der ältern Tonmeſſung durch eine ſtarre Silbenzählung, ohne Rückſicht auf Gehalt und Ton der einzelnen Silben, zu erſetzen, z. B.:

Als man zelt vierzenhundert jar
Und vier und neunzig jar fürwar
Nach des herren Chriſti geburt,
Ich Hans Sachs gleich geboren wurd u. ſ. w.

Dieſe lebloſe, unorganiſche Technik fand allerdings nicht bloß in den eigentlichen Meiſterliedern ſtatt, ſie tritt uns auch in andern, weniger in enge Formen eingezwängten Gedichten entgegen, wie namentlich an den vielen, im erſten Abſchnitt aus erzählenden Dichtungen vorgetragenen Proben zu bemerken war, mag dieſes nun in dem Einfluſſe des Meiſtergeſangs oder in dem allgemein verlorenen Sinne für einen lebendigern Rhythmus ſeinen Grund haben. Während ſich bei Hermann von Sachſenheim noch einiger Sinn für die frühere Beweglichkeit äußert, geht im Teurdank die mechaniſche Silbenzählung noch weiter, als ſelbſt im Meiſtergeſange, indem ſogar der Wechſel von ein- und zweiſilbigen Reimen durch die Reduction der letztern auf eine unveränderliche Silbenzahl großentheils aufgehoben wird, z. B.:

---

[1] Vergl. Göz II, 10: ſcandiert.

Man(i)chér übér got dén herrn klagt,
Wie er hab dié menſcheít geplagt,
Das er ſi habe béſchaffén,
Nackét, ploß, ón allé waffén u. ſ. w.

Der Reim im Meiſtergeſange theilt ſich in den ſtumpfen und den klingenden, was die Tabulatur als gleichbedeutend mit ein- und zweiſilbigem nimmt. Dieſes bedarf keiner beſonderen Erläuterung, da es mit unſrer jetzigen Unterſcheidung von männlichen und weiblichen Reimen zuſammentrifft. Aber auch hierin verſchloß ſich das Ohr allmählich dem proſodiſchen Gefühle der mittelhochdeutſchen Reimkunſt, nach welchem Wörter, die nach Bildung und Schreibung zweiſilbig ſind, doch vermöge des kurzen Selbſtlauters ihrer Tonſilbe im Reime den einſilbigen gleichgezählt werden, z. B. ſägen, trägen, welche einſilbig gelten, während vrâgen, wägen (audere) wirklich zweiſilbige Reime ſind. Eine andre hauptſächlich für die fortlaufenden Reimpaare, die gewöhnliche Form der erzählenden Gedichte, in der mittelhochdeutſchen Poeſie herkömmliche Regel, wonach drei Hebungen mit klingendem Reime vier Hebungen mit ſtumpfem gleich liefen, was eine angenehme Abwechslung herbeiführte, war gleichfalls in Abgang gekommen. Wenn z. B. eine Erzählung von Hans Sachs anfängt:

Zu Poppenreut ein pfarrherr ſaß,
Der voll der guten ſchwenke was,
Er war mit worten unverdroſſen,
Riß an der predig ſeltzam boſſen u. ſ. w.,

ſo hätte das zweite Reimpaar nach der ältern Weiſe lauten müſſen:

Mit worten unverdroſſen,
Riß an der predig boſſen u. ſ. w.

Die vorerwähnte ſilbenzählende Behandlung der klingenden Reime im Teurdank hat damit nichts mehr gemein, ſo wenig als mit dem noch ältern Reimgebrauche, vermöge deſſen auch die noch kräftigern Flexionsendungen die für den ſtumpfen Reim erforderliche Betonung hatten und darum eigentlich noch gar keine klingende Reime vorhanden waren.

3. Leiſtungen der Singſchulen.

Den umſtändlichen äußern Zurüſtungen für die Übung des Meiſtergeſangs entſprechen die Leiſtungen desſelben allerdings der Maſſe nach, mit welcher jedoch der poetiſche Werth derſelben in keinem Verhältnis ſteht. Von den zahlloſen Liedern, die zum Theil mit den Singnoten in den handſchriftlichen Meiſtergeſangbüchern auf den Bibliotheken zu Augsburg, Heidelberg, Nürnberg, Dresden u. ſ. w. begraben liegen, iſt im Ganzen nur Weniges zum Drucke gegeben. Die Lieder der ältern Meiſter, vom Schluſſe des 13ten Jahrhunderts, vor dem erweislichen Beſtande der zunftmäßigen Genoſſenſchaften, ſind zwar aus der Maneſſiſchen und der Jenaer Handſchrift in den früher angeführten Sammlungen abgedruckt. Auch ſonſt iſt manches Einzelne in den Schriften über den Meiſtergeſang, in den Zeitſchriften und Collectaneen für ältere deutſche Litteratur, in Görres Volks- und Meiſterliedern u. ſ. w. bekannt gemacht. Aber der eigentliche Hort des Meiſterſanges liegt doch noch unerhoben in den Handſchriften und es wird auch Niemand das Gelüſte haben, ihn vollſtändig zu erheben. Dennoch wird man ſich etwas tiefer, als bisher geſchehen, in die durch Umfang und Inhalt ziemlich abſchreckenden Liederbücher hineinwagen müſſen, bevor über das in mancher Beziehung gewiſs merkwürdige Inſtitut der Singſchulen und das Verdienſt ihrer Leiſtungen eine ganz befriedigende Rechenſchaft möglich iſt.[1]

Wir finden im Meiſtergeſange kein vorſchreitendes Wachsthum der Poeſie. Er iſt vornherein geiſtig belebter, dem Inhalte nach manigfaltiger, der Form nach beweglicher, als im Verfolge der Zeit. In poetiſcher Hinſicht iſt er in ſtetiger Abnahme begriffen; er iſt nicht als eine ſelbſtändige Entwicklung, ſondern nur als das Erſtarren und Hinwelken der Liederkunſt des Mittelalters zu betrachten.

Die Gegenſtände der Meiſterlieder ſind, nach dem angegebenen Zwecke der Singſchulen, vorherrſchend religiöſe und moraliſche. So beſonders in unſrem Zeitraum. Doch ließ noch im erſten Viertel des

---

[1] [Dieß iſt nun neuerdings durch die von Bartſch veranſtaltete Auswahl aus der Colmarer Liederhandſchrift weſentlich erleichtert worden. H.]

15ten Jahrhunderts Muſcatblut, deſſen Weiſen in der Singſchule langehin im Anſehen blieben, in meiſterſängeriſcher Form Anklänge des älteren Minneſanges vernehmen. Ganz waren auch im weitern Verlaufe des 15ten und 16ten Jahrhunderts weltliche und nicht unmittelbar lehrhafte Gegenſtände vom Meiſtergeſange nicht ausgeſchloſſen. Wurden ſie auch in den Hauptſingen nicht zugelaſſen, ſo waren doch in den vorangehenden Freiſingen auch „wahre und ehrbare weltliche Begebniſſe“ (Wagenſeil 543) geſtattet. Noch weniger Strenge dürfen wir hinſichtlich der Lieder vorausſetzen, welche bei den Mahlen abgeſungen wurden, und der Zechkranz (Wagenſeil 555) mochte wohl auch mitunter durch einen muthwilligen Geſang gewonnen werden. Es ſind auch wirklich manche Meiſtergeſänge ſcherzhaften, verliebten, romantiſchen Inhalts vorhanden. (Vgl. Grimm 125 f.) Unter denen der letzten Art verſtehe ich ſolche, worin Gegenſtände behandelt ſind, die ſonſt mehr der Erzählung im Geſchmacke der Ritterzeit, der Legende, Novelle, Romanze angehören. Stücke dieſer Claſſe ſtehen in der Sammlung von Görres, in Eſchenburgs Denkmälern altdeutſcher Dichtkunſt S. 347 ff. u. ſ. w. Sie waren auch ſchon am Schluſſe des 15ten und Anfang des 16ten Jahrhunderts auf einzelnen Druckbogen als fliegende Blätter verbreitet. Seltene Exemplare aus gedachter Zeit ſind in einem alten Octavbande der Augsburger Bibliothek[1] (klein Octav N. 1. D. a. D. 22) mit Flugſchriften andern Inhalts zuſammengebunden, darunter ein Meiſtergeſang, der „in des Regenbogen Zugeton“ eine Geſchichte erzählt, welche mit der in Shakſperes Kaufmann von Venedig behandelten gleiche Grundlage hat; ein Auszug davon im Muſeum für altdeutſche Litteratur II, 280 ff. Ein andres Lied, das auch nach einem fliegenden Blatt im Wunderhorn II, 229 ff. (auch im Neuen Litterariſchen Anzeiger, Muſeum I, 141) gegeben iſt, ſingt vom Ritter Bremberger „in ſeinem Ton,“ wie ihn der eiferſüchtige Gemahl der von ihm beſungenen Frau ermorden ließ und ihr das Herz des Sängers zu ſpeiſen gab. Der Ton dieſes Liedes iſt in der Hauptſache derſelbe, in welchem mehrere Gedichte Reinmans von Brennenberg, in der Minneſängerſammlung I, 184 b ff., verfaßt ſind und der auch ſonſt unter dem Namen „des Prenbergers Ton“ bei den Meiſterſängern gangbar war (Grimm 135. Vgl. auch 109 und Wunderhorn III, 113). Auch unter den Dichtern des Colmarer Liederbuches erſcheint der Brannenberger (Muſeum II, 184). In bairiſchen Chroniken unter dem Jahr 1324 kommt Reimann von Brennenberg (Prenberg in der Nähe von Regensburg) vor (Muſeum I, 140. Vgl. Duel. Excerpt. S. 258. 269 und ebend. unter den Wappen S. 286 das von Prennberg, Pranberg, ein Berg mit Flammen; das Wappen in der Maneſſiſchen Handſchrift iſt ein ganz andres, mit einem zackigen Querſtrich). Die nemliche Geſchichte wird aber von dem provenzaliſchen Sänger Guillem de Cabeſtaing (Raynouard B. V, S. 187 ff. Diez, Leben und Werke der Troubadours S. 77 ff., hiernach Boccaz, Hans Sachs, in Laßbergs handſchriftlichem Liederbuche der Fenchlerin Bl. 11 b ff. fragm.) und dem nordfranzöſiſchen, dem Caſtellan von Coucy, berichtet. Eine Erzählung Konrads von Würzburg enthält gleichfalls dieſe Sage, wiewohl ohne Beziehung auf einen Sänger (Müllers Sammlung I, hinter dem armen Heinrich S. 208: Von der Minnen [1]). Auch als Volksballade wurde ſie geſungen (Plattdeutſches Liederbuch Nr. 44: Brunenberch. Vgl. Koch, Compendium II, S. 87); Anfang:

---

[1] Scheint von Docen benützt worden zu ſein unter der Bezeichnung „Schleich, im Liederbüchlein 1584,“ woraus die Nummern 226. 139. 138 angeführt werden. Aretin, Beiträge IX, 1181 f. 1185. 5.

Idt is nicht lange, dat idt geſchach, Dat Brunenberch u. ſ. w.[2]

Von dieſem beſondern Gegenſtande haben wahrſcheinlich ſolche romanzenartige Lieder überhaupt, im Volkston oder in den Weiſen des Meiſtergeſangs, den Namen Bremberger erhalten. Die Freiburger Einladung 1630 nennt unter den auf einer geiſtlichen Singſchule verbotenen Geſängen: „Boſſenlieder, Bremberger, Bergriſch (?)“ u. ſ. w. (S. 206). Auch Fiſchart, nach der Mitte des 16ten Jahrhunderts, kennt dieſe Liederart (Gargantua Cap. 26, S. 308: „ein gut Geſetzlein Bergrein, Bremberger“ u. ſ. w.; Podagrammiſch Troſtbüchlein B. V). Die künſtliche und gedehnte Weiſe des Meiſterſanges war übrigens ſolchen romantiſchen Stoffen durchaus ungünſtig, alle freiere Bewegung in Handlung und Rede gieng zu Grunde, und die in ein Meiſterlied umgeſetzte Ballade verlor eben damit ihren beſten Klang. Auch die einheimiſche Heldenſage war vom Meiſtergeſange nicht ausgeſchloſſen; von der Singſchule zu Worms, wo dieſelbe örtlich haftete, berichtet Johann Staricius, der in der Mitte des 17ten Jahrhunderts lebte, in ſeinem neuvermehrten Heldenſchatz (6te Auflage 1734):

---

[1] [Vergl.: Die Mähre von der Minne oder die Herzmähre von Konrad von Würzburg, nach acht Handſchriften herausgegeben von Franz Roth. Frankfurt am Main 1846. 8. H.]

[2] [Vergl. Uhlands Volkslieder Nr. 75. H.]

> „Wenn auch jemand in der Singſchulen der Meiſtergeſänge öffentlich daſelbſten die Geſchicht vom hörnin Seifriede aus dem Kopf alſo ausſingen kann, daß von den dazu beſtellten Merkern oder Judicirern, wie man ſie zu nennen pfleget, kein Verslein ausgelöſcht oder notirt wird, ſo wird ihm ein gewiß Stück Geld zu ſchuldiger Verehrung vom Rath der Stadt Worms, alter Gewohnheit nach, gereichet."

Aber auch dem Heldenliede wird dieſe Einkleidung nicht ſonderlich gepaßt haben.

Wenn wir nun in poetiſcher Hinſicht die Leiſtungen des Meiſtergeſangs, als ſolches, nicht hoch anſchlagen können und wenn auch der muſikaliſche Werth desſelben, worüber es jedoch an einer gründlichen Unterſuchung fehlt, nicht höher zu ſtellen ſein ſollte, ſo iſt ihm doch eine geiſtige Wirkſamkeit überhaupt nicht abzuſprechen.

Vereinigungen zum Zweck einer geiſtigen Beſchäftigung und Mittheilung, vom Bürgerſtande ſo vieler anſehnlichen deutſchen Städte durch Jahrhunderte fortgeſetzt, können an ſich ſchon nicht unwirkſam gedacht werden. Für die Poeſie ſelbſt dürfen wir das Verdienſt des Meiſtergeſanges nicht lediglich nach dem bemeſſen, was er innerhalb der engern Grenzen der Singſchule geleiſtet hat. Wenn hier die Beſchränkung des Inhalts und die Starrheit der Form von hemmendem Einfluß war, ſo mochte ſich doch ſchon bei dem Singen über und nach dem Mahl oder der Zeche eine lebendigere Regung äußern. War einmal durch die Singſchule der Sinn für die Dichtkunſt geweckt, ſo machte ſich dieſer bei den Fähigern auch in andern, freieren Kunſtgattungen Bahn. Die berühmtern Meiſterſänger haben ſich daher großentheils auch außerhalb des Meiſtergeſanges in verſchiedenen Formen der Poeſie verſucht und eben in dieſen ihr Beſtes geleiſtet. Von den Singbrüderſchaften wurden auch die Fasnachtſpiele und andre poetiſche Feſtlichkeiten veranſtaltet und ausgeführt. Die Meiſterſängerſchulen werden uns darum auch in den folgenden Abſchnitten unſrer Darſtellung noch häufig begegnen.

Allein auch die unmittelbare Wirkung des geiſtlich-lehrhaften

Geſanges der Singſchulen iſt nicht gering zu achten. Ein ſelbſtändiges Nachdenken über Gegenſtände der Religion und der Kirche war dadurch auch bei den Laien angeregt und die Ergebniſſe dieſes Nachdenkens wurden in der Landesſprache vor öffentlichen Verſammlungen vorgetragen. Die heiligen Schriften, die auf dem Pulte der Merker aufgeſchlagen waren, eröffneten auch auf dieſem Wege ihren Inhalt einem allgemeinern Verſtändnis und rieſen die Vergleichung dieſes Inhalts mit den Lehren und Einrichtungen der Kirche, wie ſolche ſich durch Gebrauch und Misbrauch geſtaltet hatten, hervor. Schon die älteſten Meiſter, welche von den Singſchulen zu ihren Stiftern gezählt wurden, ſtanden in offenem Kampfe gegen die Anmaßungen der Päbſte und die Verderbnis der Geiſtlichkeit; ſo Walther von der Vogelweide und Reinmar von Zweter. Das Liederbuch der Colmarer Singſchule, welches von Mainz dahin gekommen ſein ſoll, enthält mehrere Gedichte unter dem Namen Klingsors, auch eines der Stifter, und darin folgende Stellen:

Ein brot, das im got ſelber glich gemachet hat,
Das wollen uns die pfaffen hie verkaufen,
Den kriſem,[1] den ſie feile tragen,
Das wird noch manger ſele leit, fürwar ichs ſagen;
Daſſelbe haben ſie auch mit der taufen u. ſ. w.
Der bobeſt nimmet teile,
Man fint es aller ſchrifte fri;
Merk, ob der babſt nit böſer vil, dann Judas, ſi!
Er treit got nu umb einen pfennig feile.
Ich mein der pfaffen gitikeit: u. ſ. w.

In einem andern Liede:[2]

Du biſt geiezzen, geiſtlich orden, hoch uf glückes rat,
Nu hab dich vaſt! unt valſt herab, ez wirt din michel ſchat. u. ſ. w.

Und wieder:[3]

Ez iſt niht wunder, daz der wagen vür diu rinder gat,
Sit daz der kriſtenheite houpt in krumber wiſe ſtat; u. ſ. w.

---

[1] Das Chriſam, chrisma, geweihtes Salböl. Schmeller II, 395.

[2] [F. H. von der Hagen, Minneſinger III, S. 330. H.]

[3] [F. H. von der Hagen a. a. O. H.]

Endlich:

Got minnet valſche kutten niht,
Sie ſin wiz oder gra,
Ein reinez herz an valſche pfliht
Daz hat got liep, wär ez joch uzen bla (Muſ. II, 192 ff.).

Lieder dieſer Art, an der Spitze des Meiſtergeſanges, konnten leicht zu der Sage Anlaß geben, daß die zwölf Stifter deſſelben als Ketzer angeklagt worden ſeien und ſich darüber vor dem Kaiſer und dem päbſtlichen Legaten haben verantworten müſſen. Es erklärt ſich uns nun auch die früher angeführte Stelle eines Liedes von 1450, worin von der Stiftung der Augsburger Singſchule geſagt wird:

Augspurg hat ain weiſen rat,
Das prüft man an ir kecken tat
Mit ſingen, dichten und klaffen;
Si hand gemachet ain ſingſchuol
Und ſetzen oben auf den ſtuol
Wer übel redt von pfaffen.

Wenn hierauf die Reformation Luthers in den Reichsſtädten, in welchen der Meiſtergeſang vorzüglich gepflegt worden, zu Nürnberg, Straßburg, Augsburg u. ſ. w. ſo bereite Aufnahme fand, wenn der berühmteſte Nürnbergiſche Meiſterſänger, Hans Sachs, dort einer der erſten Anhänger und eifrigſten Verbreiter dieſer Lehre war, ſo dürfen wir wohl annehmen, daß die Singſchulen das ihrige beigetragen, den Boden aufzulockern, in welchem der neue Samen ſo gutes Gedeihen fand.

An den Leiſtungen des Meiſtergeſanges, welche wir bisher im Ganzen betrachtet, nun auch den Antheil der einzelnen namhaftern Meiſter des 15ten und 16ten Jahrhunderts auszumitteln, ſind wir darum nicht im Stande, weil uns, wie ſchon bemerkt worden, mehr nur die anderartigen poetiſchen Arbeiten derſelben, als ihre eigentlichen Meiſterlieder zugänglich gemacht ſind. Wenn ich dennoch aus jedem der beiden Jahrhunderte[1] Einen aushebe, ſo geſchieht es nicht ſowohl, um je deſſen eigenthümliche Kunſt zu charakteriſieren, als vielmehr, um an lebendigen Geſtalten anſchaulicher zu machen, was von dem Betriebe des Meiſtergeſanges überhaupt geſagt wurde.

---

[1] Aus dem 15ten Jahrhundert wären Jörg Schilcher, Muſcatblut und Suchenſin (Grundriß 502. Fichards Frankfurtiſches Archiv, Theil III. Berliniſches Liederbuch; vergl. Aufſeß, Anzeiger I. 213) näher zu beſprechen.

Dieſe beiden Meiſter ſind: Michel Beham und Hans Sachs. Der Erſtere giebt uns noch im 15ten Jahrhundert das Bild eines wandernden Sängers, der, wenn auch ganz in den Formen des Meiſtergeſanges befangen, doch keiner beſtimmten Singſchule angehört, auf ähnliche Weiſe, wie wir am Schluſſe des 13ten Jahrhunderts den Schmied Regenbogen auf den Geſang umherziehen ſahen. Der Letztere, Hans Sachs, zeigt ſich, ſelbſt auf ſeinen Wanderſchaften, überall in den Einrichtungen der Genoſſenſchaft begriffen.

Michel Beham.

Seine zahlreichen Gedichte ſind vorzüglich in Handſchriften der Heidelberger Bibliothek aufbewahrt; auch im Stadtarchive zu Nürnberg liegt: Michel Pehams Geſangbuch. Unter den Heidelberger Handſchriften kommt beſonders Nr. 312 in Betracht, eine Sammlung der Meiſtergeſänge Behams, geiſtlich-lehrhaften und erzählenden Inhalts, von ihm ſelbſt geſchrieben und nach ſeinen verſchiedenen Tönen geordnet, auch mit den Sangweiſen zu dem erſten Gedicht jedes Tones verſehen (Wilken 399 ff.). Er hat darin Jahr und Tag ſeiner Geburt, ſowie die Geburtstage ſeiner drei Söhne und einer Tochter bemerkt, ſo daß dieſes Buch das Handexemplar des Dichters geweſen zu ſein ſcheint. Aus derſelben Handſchrift ſind mehrere Stücke zum Drucke befördert durch Büſching in der Sammlung für altdeutſche Litteratur und Kunſt B. I, St. 1. Breslau 1812. S. 37 ff. Auf dieſe verhältnismäßig dürftigen Mittheilungen,[1] verbunden mit einigen Notizen im Verzeichnis der deutſchen Handſchriften zu Heidelberg, beſchränkt ſich dasjenige, was ich hier zu geben vermag. Sonſtige litterariſche Nachweiſungen finden ſich in v. d. Hagens Grundriß S. 517 ff. [K. Gödeke, Grundriß S. 91. H.]

Michael Beham[2] iſt, nach ſeiner eigenen Angabe, zu Weinsberg-Sülzbach (Sülzbach bei Weinsberg) im Jahre 1421 geboren (Sammlung I, 45. 74. Wilken 401. 414). Über ſeinen Namen, ſein Herkommen und ſeine Schickſale giebt er in einem beſondern Liede Auskunft. Seines Vaters Ahn, Cunz Bilsner, war ein wohlhabender Mann in Beham (Böheim, Böhmen), wurde aber durch den Krieg vertrieben und verlor Hab und Gut. Er wohnte forthin in Schwaben, „in einem mark, heiſt Ertmerhauſe“ (Erdmannhauſen bei Marbach? Vgl. Sattler, Hiſtoriſche Beſchreibung des Herzogthums Würtemberg I, 146), und nährte ſich mit der Wirtſchaft:

---

[1] Über Michel Behams „Buch von den Wienern“ ſ. Büſching, der Deutſchen Leben, Kunſt und Wiſſen im Mittelalter. Breslau 1817. 8. Bd. I, S. 103 f. [Michel Beheims Buch von den Wienern, herausgegeben von T. G. v. Karajan. Wien 1843. H.]

[2] Auch Michel Pehamer nennt er ſich im Reime. Sammlung I, 54.

Da hieß man in Curz Beham nach dem land.

Der Enkel desſelben hieß Hans Beham:

Der waz mein vater und ein weber, daz iſt war,
Er leret mich auch weben, dis antwerge,
Damit ernert ich mich etwo vil jar,
Unz daz ich hinder diſe kunſt getihtes kam.
Do het ich einen hern, den von Weinsperge,[1]
Der mich zu er von diſem antwerk nam.
Er machet mich ruſtig und braht mich of;
Der himliſch got geb im daz ewig leben!
Da lernet ich ſuchen der furſten hof.
Bei dem herren bleib ich, bis er mir ſtarb,
Darnach begund ich aber höher ſtreben,
Eins edlen fürſten dienſt ich da erwarb.
Daz waz mein herr von Prannenpurg marggraf Albreht.
Darnach wart ich des furſten lobeleiche
Von Tennemark, kung Chriſtiernus[2] kneht;
Darnach mich herzog Albreht von Baiern aufnam,
Darnach herzog Albreht von Oſterreiche,[3]
Zu graf Ulreich von Cel ich darnach kam.
Darnach kam ich zu meim herrn kung Laßlaw,[4]
Der köng zu Ungern und zu Behem waſſe,

---

[1] Das Geſchlecht der Herren von Weinsberg ſtarb um 1508 aus. (Beſchreibung des Oberamts Weinsberg 116.)

[2] Chriſtian III, 1448—83.

[3] Seit 1452 (Cruſius II, 395) zweiter Gemahl der uns als Gönnerin der Dichtkunſt bekannten Mechthild, Witwe des Grafen Ludwig von Wirtemberg. Er ſtarb 1463. (Aus der Zeit des Aufenthalts bei ihm mag das Lied ſtammen: Ein exempel von den hern von Öſterreich, Sammlung I, 42.)

[4] König Ladislav ſtarb 1458, 23 November, in ſeinem 18ten Jahr, nicht ohne Verdacht der Vergiftung. (Gerardus de Roo, Annales S. 232.)

Der leider iſt zu Prag verdorben daw,[1]
Alz man dann ſaget, got der weiß wol, wie;
Der äwig got pfleg ſeiner ſel furbaſſe!
Umb keinen herrn peſchach mir leider nie.
Darnach kam ich zu meim hern keiſer Fridereich,[2]
Da hon ich auch gewiſſen ſpeis und ſolde,
Darumb wil ich im (danken ewicleich?) u. ſ. w.

Späterhin finden wir ihn im Dienſte des Pfalzgrafen Friedrich I (desſelben, dem, zugleich mit ſeiner Schweſter Mechthild, Hermann von Sachſenheim 1453 die Mörin gewidmet hatte). Auf dem Titel einer Anzahl geiſtlicher Lieder (Wilken 433 f.) nennt er ſich noch „des römiſchen kaiſer teutſcher poet und tichter," vor einem andern Gedicht aber, von der Liebhabung Gottes, betitelt er ſich „unſers allergenedigeſten hern, des römiſchen kaiſer Fridrichs, und meines genedigen hern, her Fridrichs, pfalzgraven pei Rein, teutſcher poet und tichter" ꝛc. (ebd. 455). Die Thaten dieſes ſtreitbaren Fürſten beſchrieb Beham in Form einer Reimchronik, welche gleichfalls zu Heidelberg (Nr. 335) handſchriftlich ſich befindet und laut des Titels im Jahr 1469 gemacht iſt. Er folgte dabei der Unterweiſung von Augenzeugen, des Caplans und Andrer von der Kanzlei des Pfalzgrafen. Um es jedoch mit keinem der Herren zu verderben, die ſich durch die Erzählung der Siege des Pfalzgrafen Friedrich gekränkt finden mochten, ſchließt er ſeine Arbeit vorbeugend ſo:

Nun bitt ich furſten, graven, hern,
Daz ſie mir kein ungnad zukern
Noch unwillen durch diß geticht;
Wan die ſchuld werlich min iſt nicht:
Wer bi den wolfen wonet,
Darf, daz er mit in honet.[3]
Der furſt mich hett in knechtes miet,
Ich aß ſin brot und ſang ſin liet;[4]

---

[1] töuwen, töun, mittelhochdeutſch, im Sterben ſein, mit dem Tode ringen. (Lachmann, Auswahl 296. Grammatik I, 405. Wig. S. 723.)

[2] Kaiſer Friedrich III, 1440—1493.

[3] hiienen, heulen (vom Hunde), althochdeutſche Gloſſe: honenter, ululans. Schmeller II, 202.

[4] Der Urenheimer (Müller II) CCVI [bei F. H. von der Hagen, Minneſinger III, S. 39 a. H.]:

alſo man dem meiſter lonet, alſo wiſchet er daz ſwert.

Ob ich zu einem andern kom,
Ich ticht im auch, tut er mir drum,
Ich ſag lob ſinem namen.
Diß buch ein end hat amen. (Wilken 415.)

Wie er zum König von Dänemark gekommen und wie es ihm bei dieſem ergangen, erzählt er ausführlich in einem Liede von 35 Strophen: „Dis iſt von meiner mervart, die ich uber das weſtermer tet“ (Sammlung I, 54 ff.).

Die von Rotenburg an der Tauber hatten ihn gefangen genommen und übel behandelt, vermuthlich aus Anlaß der Fehde ſeines damaligen Herrn, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, mit der Stadt Nürnberg, 1450. Nachdem er durch dieſen erledigt worden, nahm er Urlaub aus Franken und ſchwur, nicht mehr vor ſeinen Herrn zu kommen, bis deſſen Kriege geſchlichtet wären. Er ritt hinab gen Köln, von da nach Weſtphalen und Sachſen (Niederſachſen). Sein Sinn rieth ihm nach Dänemark; ihm war viel geſagt worden von der Mildigkeit und Tugend des jungen Königs Chriſtiern. Zu Lübeck trat er zu Schiffe und fuhr die Trave hinab in die Oſtſee. In der Hauptſtadt Kopenhagen fand er den König nicht, derſelbe war gen Norwegen gezogen, um ſich von dieſem Reiche krönen zu laſſen, welches ihm ſammt dem zu Schweden zuſtand. Die Königin aber nahm den Fremdling wohl auf, fragte ihn nach ihren Eltern und dem Bruder ihres Vaters, dem Markgrafen Albrecht, Behams Herrn. Sie wies ihm ein Segelſchiff (ein hölch) an, das ihn zum König bringen ſollte, damit er das Reich beſchauen und davon zu Franken Kunde geben möge. Er wurde dem Hauptmann empfohlen und nach drei Tagen ſchieden ſie von Kopenhagen, hin auf das Weſtermeer.

Sie haben einen Sturm zu beſtehen und auch mit Seeräubern treffen ſie zuſammen, aber ihr Schiff war, wie eine Veſte, mit Armbruſt und Büchſen wohl verſehen, auch mit ſechshundert oder mehr Schützen und Wappnern bemannt. Darum ließ man ſie fahren und ſo kamen ſie in das Reich Norwegen:

Ich ſah nie wünderlich
Scheußlicher, wilder land;
Es iſt ganz alles ſant[1]

---

[1] allzuſammen.

Suſt niht wann ſteingemorre,[1]
Von felſen ſchroffe ſchorre,
Hoch berg und tiefe tal. u. ſ. w.

Es wird von dem Reichthum des Landes an Silber und Gold erzählt, von ſeiner Armuth an Brot und Wein, von der Nahrung ſeiner Bewohner; von dem verſchiedenen Glauben derſelben, Chriſten und Heiden; von den wilden Lappen, welche die Häute der von ihnen hinerjagten Thiere vorſichtig am Meeresſtrande niederlegen und dafür hinnehmen, was die zur See hergefahrenen Kaufleute dagegen hingelegt haben. Auch ins Fabelhafte ſpielt er hinüber:

In einer andern wuſt
Da wont in einem ringe
Ein volk, heißet Schrelinge,[2]
Die ſein nit lenger, wann
Gewahſen dreier ſpann,
Und wunen in den hülen,
Die ſie graben und wülen
In dem gepirg dapi. u. ſ. w.

Der Sänger kam bis Drontheim, wo er den König, dem er mehr denn ſechshundert Meilen nachgereiſt, in großer Herrlichkeit fand. Was ihm von demſelben Lobenswerthes geſagt war, fand er alles wahr:

Wann ſeiner zuht und ere
Und tugend iſt vil mere,
Wan ich geſingen kan.

Der König empfieng ihn ſchön, nahm ihn bei der Hand und fragte ihn angelegentlich, wie es zu Franken ſtände und ſeinem Herrn gienge. Über die guten Nachrichten, die er erhielt, war er äußerſt erfreut, erwies dem Fremdling alle Ehre und hatte ihn ſtets bei ſich in ſeinem eigenen Schiffe. Nachdem Chriſtiern hier Reich und Krone an ſich genommen, fuhren ſie mit allen Schiffen nach Bergen, deſſen lebhafter Seehandel beſchrieben wird. Als auch hier die Geſchäfte beendigt waren, trat der König die Heimreiſe zu Land an, den Sänger aber, der damals nicht gut reiten konnte, ließ er zu Schiffe bringen. Mitten auf dem Meere werden ſie wieder von einem furchtbaren Sturm überfallen:

---

[1] Gebröckel, vergl. Schmeller II, 612: Mur.

[2] [Wohl = Schretelinge, Schretel? P.]

Gros wind worn außer moß,
Uns under augen furn,
Die prahten einen ſturn
Von ſüden und von oſten,
Des ſtarken und des groſten,
Der nie kein menſch gedaht; u. ſ. w.

(Eine ähnliche Scene auf der Wallfahrt des Grafen von Montfort.) Sie waren vom Sturme ſo weit zurückgetrieben, daß ſie nicht mehr wuſten, wo ſie fuhren. Wie fern ſie vom Lande ſeien, erkannten ſie an einem Zeichen:

Pei den waltvogelein,
Die flugen uf dem waſſer
Und mohten nit furbaſſer,
Wann ſie ſo müde warn;
Wu ſie uns ſahen varn,
So vieln ſie zu den ſchiffen,
Daz wir ſie da begriffen
Und namen in die hant.

Drei Tage nach dem Sturme hatten ſie von einer „ſtillung.“ Windſtille, zu leiden; doch

Maria und ir kint
Peſcherten uns ein wint
Von norden unde weſten.

So kamen ſie ihrem Ziele näher:

Da wir ſo lang gefurn,
Daz wir dem land worn nahen
Und es fun verren ſahen,
Da worn wir alle fro.
Die gſellen ruften do:
„Nu ſtand uf, Michel Pehen!
Wir Tennemarken ſehen.“ u. ſ. w.

Als er hernach vernommen, daß ſein Herr, der Markgraf Albrecht und die Städte verrichtet ſeien, bat er den König Chriſtiern um die Erlaubnis, wieder heim zu kehren, und wurde mit königlicher Gabe begabt:

Daz ich ſein er fur baz
Wil ummer preiſen ſchon,
Weil ich daz leben hon,

Und ſeinn genoden danken.
Ich wider hein in Franken
Zu meinem herren zoch.

Eine wunderbare Geſchichte erzählt Beham von einem Grafen Eberhart von Wirtenberg. Dieſer war allein auf die Jagd geritten und hörte plötzlich durch den grünen Wald ein Sauſen und Brauſen, wie von einem Jagen. Er beſchwor die unheimliche Geſtalt des Jägers, die ſich ihm zeigte, ihm zu ſagen, ob ſie ihm ſchaden wolle. Der Jäger antwortete, er ſei einſt hier ein Herr geweſen und habe nie des Jagens ſatt werden können; zuletzt hab' er Gott gebeten, ihn bis zum jüngſten Tage jagen zu laſſen; deſſen ſei er gewährt worden und habe nun an einem Hirſche wohl fünfthalb hundert Jahre gejagt. Zum Beweiſe zeigt er dem Grafen ſein Angeſicht:

Er zeiget im ſein antlüt ploß,
Es was kum ainer fauſte groß
Und als ein rub verdorret
Und waz gerunzelt als ain ſwam;
In wundert, alz er da vernam,
Daz angeſiht verſmorret.
Er rait fur ſich und jaget
Seim hirſſen nach pis er verſwand:
Der graf rait wider haim zu land,
Alz uns diz abentür ſaget.

Wir haben unſern Sänger bisher vorzüglich von Seiten ſeines Wanderlebens und Herrendienſtes geſchildert; betrachten wir nun auch, ſoweit die vorliegenden Materialien reichen, ſeine Kunſt!

Eines ſeiner Lieder hat die Überſchrift: „Wie Michel Beham zuerſt ſein kunſt hat funden.“ Es iſt eine ſinnreiche Allegorie und lautet ſo:

Ich kam uf ein gevilde u. ſ. w. (Sammlung I, 45 ff.)

Die Silbergrube des Geſanges hat Beham, nach allen Anzeigen, zunächſt nicht in einer Singſchule gefunden. Er ſaß am Webſtuhl, auf einem Dorfe, als er hinter die Kunſt Gedichtes kam. Ein Herr von Weinsberg nahm ihn vom Handwerk und bracht' ihn auf. Schon Meiſter Kelin, in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, ſagt uns, er habe zu Weinsberg (in Schwaben) ein Lied geſungen.[1] Weinsberg war hiernach eine der Burgen, worauf von Alters her der Geſang gepflegt wurde. Man findet auch bei Beham Anklänge an den ältern Minneſang und ſein Herumziehen an den Höfen zeigt noch ganz die Sitte der Meiſter des 13ten Jahrhunderts. In den wenigen gedruckten Liedern iſt auch nirgends einer Singſchule erwähnt, dennoch findet ſich ſowohl in den Formen des Strophenbaus, dem Urſprung des Sängers aus dem Handwerksſtande, als in andern Hinweiſungen eine merkliche Annäherung an die Satzungen und Gebräuche der Schulen. So haben wir von ihm die poetiſchen Formulare zur Einleitung eines Wettkampfs zwiſchen zwei Singern:

1. Wie ein ſinger den andern fordert.
2. Dies iſt ein antwurt, ſo ein ſinger den andern mit ſingen fordert (Sammlung I, 39 ff.).

Schon den Meiſter Regenbogen hörten wir auf ſolche Weiſe die Sänger am Rheine herausfordern[2] und es kann mit Behams Ausforderung ein andrer wandernder Meiſter gemeint ſein, aber das Anſinnen, aus der Schrift und nichts von Geckerei (keine „torliche Lieder“, wie der Freiburger Stiftungsbrief Artikel 15 ſagt) zu ſingen, Gott und ſeine Mutter zu loben, erinnert an das ſtrengere Gebot der meiſterſängeriſchen Hauptſingen.

Behams Lieder ſind auch, in ſeiner eigenen Handſchrift, durchaus mit den Namen ihrer Töne verſehen: „Zugweis, kurze Weis, verkerte Weis, Oſterweis, Trommetenweis, gecrönte Weis, ſlecht güldin Weis, Hofweis (worin das Lied von der Meerfahrt), Slegweis (Wilken 399 f.), Angſtweis“ u. ſ. w. Von dieſer wird bei dem Gedichte, das darin verfaßt iſt, bemerkt:

> und Michel Peham hot es gemacht und es haißet in ſeiner angſtweis, wann er vieng es an zu Wien in der purg, do er in groſzen angſten was u. ſ. w. (Wilken 460.)

Daß ſeine Töne wirklich auch in den Singſchulen gangbar waren, zeigt noch Puſchmanns Geſangbuch, gegen Ende des 16ten Jahrhunderts, worin zwei derſelben vorkommen (Sammlung I, 75). Eine der aufgezählten Weiſen heißt die gekrönte, und da ſie ſchon in dem von ſeiner eigenen Hand geſchriebenen Liederbuche ſo genannt iſt, ſo deutet dieß allerdings darauf, daß er ſelbſt in den Singſchulen auftrat; denn gekrönte Töne ſind ſonſt eine in dieſen herkömmliche Auszeichnung.

---

[1] Müller II, hinter Fribergs Triſtan CVII: Wil ieman hin gegen Swaben u. ſ. w. ſit ſang ich ime [Volcmare von Kemenaten] in zwein landen driu lobeliet: zu Wensberk einez, diu zwei dort uf dem ſande. Vergl. F. H. von der Hagen, Minneſinger III, S. 24 a und 69 a 3.

[2] Vergl. Aretin, Beiträge IX, 1147 ſ. 1178—1180.

Auf die Strophenzahl der Meiſterlieder, deren es, wenigſtens aus der Zeit der noch vorhandenen Tabulaturen, nur gedritte, gefünfte und geſiebente gab, beſchränkt ſich Beham nicht; ſeine Erzählung von der Fahrt nach Norwegen hat 35 Geſätze (Sammlung I, 71).

Die künſtlichſte ſeiner Weiſen iſt wohl diejenige, die er prunkhaft genug „hohe güldin Weis“ nennt, zum Unterſchied von der ihr an Künſtlichkeit nahe kommenden, einfachen „gülden Weis“ (S. 50). In jener iſt ein Lied von den ſieben Gaben des heiligen Geiſtes gedichtet, welches ſo anhebt (S. 53):

Küng her der herſten merſten reiche u. ſ. w.

Man ſollte glauben, der Sänger ſpreche hier noch böhmiſch, wie ſeine Väter. Allein ſolche Reimſtrophen, in denen jedes Wort, jede Silbe ein Reim iſt, finden ſich ſchon bei den mittelhochdeutſchen Dichtern des 13ten Jahrhunderts, z. B. in einem Winterliede Konrads von Würzburg (Maneſſe II, 203 a. [F. H. v. d. Hagen, Minneſinger II, S. 326. H.]):

Gar bar lit wit walt; kalt ſne we tuot u. ſ. w.

Bei Beham ſteht dieſe künſtliche Reimverbindung in völligem Contraſt mit der verwilderten Sprache; er ſtutzt nicht nur die Wörter gewaltthätig ab, um ſie in den Reim zu zwingen, ſondern er hat auch kein Ohr mehr für den reinen Laut der Vocale und Diphthonge, ſo daß all das mühſame Reimwerk doch nur einen unvollkommenen Anklang abgiebt.

Von Seiten des muſikaliſchen Verdienſtes iſt auch er noch nicht gewürdigt. Aber gerade als Sänger und Tondichter mag er vorzüglich an den Höfen der Fürſten beliebt geweſen ſein.

Er iſt das letzte bedeutende Beiſpiel eines eigens auf den Geſang wandernden Meiſters. Zwar ſehen wir noch ſpät im 17ten Jahrhundert einen Nürnbergiſchen Meiſterſänger gleichfalls nach Kopenhagen ziehen. Wagenſeil meldet hievon Folgendes (S. 492 f.):

„Es lebt zu Nürnberg ein Meiſter-Singer, Namens Chriſtoph Haſner, ſeines Handwerks ein Zeuch-Weber, welchen ein im Jahr 1666 daſelbſt durchreiſender königlicher Däniſcher Secretarius gegen eine zimliche Belohnung vermöget, einen Amſchelvogel, welchen er erkauft hatte und der 6 verſchiedene Melodien gar artig pfeifen konte, der damals lebenden königl. Majeſtät von Dennemark Friderici III nach Coppenhagen zu überbringen. Nachdem nun der Träger mit ſeiner Amſchel daſelbſten wol angelanget und der König ſchon vorhero durch des Secretarii Schreiben war benachrichtiget worden, daß der ungemein lieblich ſingende Vogel auch durch einen Meiſter-Singer geſchickt werde, haben ſeine Majeſtät, ſo bald dieſer ſich angemeldet, ihn vor ſich zu kommen befohlen und größere Begierde getragen, ſein, als des Vogels, Singen zu vernehmen, derowegen verlanget, daß er ſich alſobald ſolte hören laſſen, und ſind zu ſolcher Muſik die Königin, wie auch Prinzen und Prinzeſſinnen berufen worden. Der Meiſter-Singer, welcher für ſich eines gar luſtigen Humors, hat ſich auch nicht geſcheuet, ſondern ſeine Meiſter-Lieder in ſo hoher und auch des ganzen Hofes Gegenwart zu ſingen angefangen. Über welchen dann der König ein ſo gnädiges Wolgefallen gewonnen, daß der Meiſter-Singer hernach die 13 Tage, welche er ſich zu Coppenhagen aufgehalten, allezeit dergleichen Lieder vor der Tafel ſingen müſſen; es hat auch höchſtgedachter König bei ihm anhalten laſſen, er möchte doch in Coppenhagen beſtändig verbleiben, und ſolle er auf das beſte und wie er es nur verlangen könte, gehalten werden. Nachdem er aber an dem geringen Leben, deſſen er gewohnet war, einen größern Gefallen, als an dem Pracht des Hofes getragen, auch lieber zu Nürnberg unter ſeines Gleichen, als unter großen Herren ſein wollen, hat er ſich mit ſeinem Weib und Kindern, die er zu Nürnberg hätte, entſchuldigt. Darauf der König, als er vorhero mit einem ſchönen neuen Kleid, einem anſehnlichen Stuck Gelds und gnädigſten Fürſchrift an einen hochedlen Rath der Stadt Nürnberg war verſehen worden, ihm in Gottes Namen zu ziehen befohlen. Es iſt aber dieſes Manns und ſeines Singens Andenken königlicher Majeſtät nie aus dem Sinn kommen, ſintemalen, ſo oft Sie in Erfahrung gebracht, daß ein Nürnberger in Coppenhagen angelanget, nachzufragen geboten, ob Chriſtoph Haſner, der Meiſter-Singer, noch in Leben ſei und ſein Singen fleißig fortſetze.“

Wagenſeils Verſicherung unerachtet, bleibt es jedoch zweifelhaft, ob die Amſel oder der Meiſterſänger die Hauptperſon geweſen. Das Verlangen, das Letzterer nach ſeinem häuslichen und bürgerlichen Leben zu Nürnberg empfunden, war ein ähnliches Gefühl, wie dasjenige, welches längſt den höfiſch wandernden Meiſtergeſang zu einem häuslich und bürgerlich anſäßigen gemacht hatte, als deſſen Vertreter ſich uns nun, im 16ten Jahrhundert, der wackre Hans Sachs darſtellen wird.

Hans Sachs.

Wenn er uns gleich in dieſem Abſchnitte nur in der Eigenſchaft als Meiſterſänger in Betracht kommt und gerade ſeine Meiſterlieder am wenigſten bekannt gemacht ſind, ſo ſchicken wir doch hier bei ſeinem erſten bedeutendern Auftreten die allgemeinen Litterarnotizen über ihn voran.

Er ſelbſt veranſtaltete, nachdem viele ſeiner Gedichte einzeln, als fliegende Blätter mit Holzſchnitten, ausgegangen waren (vergl. Göz II, XI), eine Ausgabe derjenigen ſeiner Werke, die er für den Druck geeignet fand. Ein Band in Folio wurde zu Nürnberg 1558 gedruckt und dann, in einer neuen Ausgabe, die nun das erſte Buch hieß, mit dem zweiten und dritten, in 3 Foliobänden, Nürnberg 1560—1561.

Eine vermehrte Ausgabe, in 5 Folianten, erſchien zu Nürnberg 1570—79. Die dritte und letzte zu Kempten in 5 Quartbänden von 1612—16 und zwar darum in dieſer Form, weil Quartbände leichter als Folianten auf Spaziergängen und Reiſen zu gebrauchen ſeien. Man findet die 3 oder 5 Bände dieſer verſchiedenen Ausgaben ſelten vollſtändig beiſammen.

Von neuern Sammlungen, die eine Auswahl ſeiner Gedichte in unveränderter Sprache geben, führe ich an:

Hans Sachſens ſehr herrliche, ſchöne und wahrhafte Gedicht, Fabeln und gute Schwenk. In einem Auszuge aus dem erſten Buche, mit beigefügten Worterklärungen von J. H. H. (Johann Heinrich Häßlein) Nürnberg 1781. 8.

R. Z. Becker ließ einzelne Gedichte, wie ſie urſprünglich als Flugblätter erſchienen, mit Holzſchnitten nach den Originalplatten von Sebald Behaim, Hans Schäufelein und andern Schülern Dürers, abdrucken:

Hans Sachs im Gewande ſeiner Zeit. Mit Abdrücken von den alten Original-Holztafeln. Gotha 1821. Groß Folio.

Vorzüglich brauchbar iſt die neueſte Sammlung:

Hans Sachs. Eine Auswahl für Freunde der ältern vaterländiſchen Dichtkunſt, von J. A. Göz. Nürnberg 1829—30. Vier Bändchen. Mit biographiſchen und litterariſchen Zugaben.

Eine ältere, fleißige Biographie iſt:

Hiſtoriſchkritiſche Lebensbeſchreibung Hans Sachſens u. ſ. w. von M. S. Raniſch. Altenburg 1765.

Mehreres litterariſche Detail geben die angeführten Schriften und die bekannten litterarhiſtoriſchen Handbücher.[1]

Über ſein Leben und ſeine langjährige, fruchtbare Übung der Poeſie überhaupt, ſowie des Meiſtergeſangs insbeſondre, hören wir am beſten ihn ſelbſt ſprechen. Er thut dieſes umſtändlich in einem poetiſchen Lebenslaufe, unter der Überſchrift:

Summa all meiner gedicht vom 1514 jar an, bis in 1567 jar,

in der Kemptener Ausg. B. V, Th. III, S. 154, und bei Göz I, 3 ff.

Als man zelt vierzenhundert jar u. ſ. w.

Nach dieſer Inventierung ſeiner Gedichte lebte Hans Sachs noch neun Jahre. Er ſtarb im Januar 1576, im 82ſten Jahre ſeines Alters (Raniſch 48. Göz II, XV. Neudörfer 63).

Was ſich uns nun aus ſeiner eigenen gereimten Lebensbeſchreibung, zuſammengenommen mit anderwärtigen Notizen, für ſein Verhältnis als Meiſterſänger ergiebt, iſt Folgendes:

Er wuchs auf in der Lehre des zu Nürnberg zuvor ſchon bürgerlich angeſiedelten Meiſtergeſangs. Von Leohard Nunnenbeck erlernte er den Anfang der Kunſt; er zählt auch in dem früher angeführten Meiſterliede zwölf ältere Meiſter auf, ſämmtlich Handwerker, die in der Singſchule zu Nürnberg auf dem Stuhle ſaßen, und der zwölfte darunter iſt

Ein leinweber, hieß Leonhard Nunnenbeck (Sammlung I, 214),

dem er durch dieſen Ehrenplatz ein Denkmal ſeines Dankes ſtiftet. Er ſelbſt war der Sohn eines Schneiders (Raniſch 14) und fieng im fünfzehnten Jahre das Schuhmacherhandwerk zu lernen an. In dieſe zweijährige Lehrzeit muß auch der Unterricht im Geſange durch Nunnenbeck gefallen ſein. Nach Beendigung derſelben wanderte er fünf ganzer Jahre, doch nicht, wie Michel Beham, eigens auf den Geſang und an den Höfen umher, ſondern auf ſein Handwerk und den Städten nach:

Als mein lehrzeit vollendet war,
Thet ich meinem handwerk nach wandern
Von einer ſtatte zu der andern.

---

[1] [Man vergl. namentlich Gödeke, Grundriß S. 337 ff. H.]

Wohl war er auf dieſer ganzen Wanderſchaft mit herzlicher Lieb' und Gunſt zu der löblichen Kunſt behaftet, deren Anfangsgründe er zu Nürnberg eingeſogen, und wo er im Lande Meiſtergeſang hörte, lernt' er eifrig die Bar und Töne. Aber auch als Wandergeſellen ſehen wir ihn an die geregelten Singſchulen ſich anſchließen. Zu München dichtete er 1514, im zwanzigſten Jahre, ſein „erſt Bar" im „langen Marner," einem der alten Meiſtertöne (Wagenſeil S. 539, 27 Reime. Muſeum II, 20 ff. Aretin, Beiträge IX, 1143), und half daſelbſt die Schule verwalten. Darnach hielt er auch ſelbſt Schule (ohne Zweifel als vorſitzender Merker) in den Städten, wohin er kam, und zwar die erſte zu Frankfurt. Außer den in jenem Gedichte genannten Orten erwähnt er noch gelegenheitlich ſeines Aufenthalts zu Leipzig, Lübeck, Annaberg, Osnabrück, Erfurt, Wien u. ſ. w. (Raniſch 38). Zu Innsbruck war er des Kaiſers Maximilian Waidmann (Raniſch 31), vielleicht nur bei einem einzelnen Jagen; ſo nahe war er der Martinswand und dem Helden Teurdank, dem wir ihn zum Dichter gewünſcht haben. Aber nirgends erhellt, daß er dem Hofe des Kaiſers als Sänger bekannt geworden. (Was er von ſeinem Dienſt im kaiſerlichen Heer in Welſchland und von einer Wallfahrt nach Rom auf das Jubeljahr anführt, iſt noch zu prüfen, Raniſch 41.) Nach ſeiner Zurückkunft von der Wanderſchaft, im zweiundzwanzigſten Jahre, machte er zu Nürnberg ſein Meiſterſtück und verheirathete ſich dann im fünfundzwanzigſten, 1519, zum erſtenmal. Er führte fortan mit Weib und Kindern ein häusliches Leben, betrieb fleißig ſein Handwerk, wie er ſich denn öfters in ſeinen Gedichten unterſchreibt „Hans Sachs, Schuhmacher" (Raniſch 46 e), zugleich aber in den Feierſtunden den Meiſtergeſang und die Dichtkunſt überhaupt. So haftet ſein poetiſches Treiben überall an der Werkſtätte und wenn es darum weniger phantaſtiſch iſt, als das der wandernden Hofſänger, ſo iſt es um ſo ehrbarer und bürgerlich freier.

Er theilt bei der Inventierung ſeiner Werke die Bücher, worein er dieſelben geſchrieben hatte, in Geſang- und Sprüchbücher ab. Den Inhalt der erſtern machten die für den Geſang beſtimmten Meiſterlieder aus, den der letztern die übrigen ſprüchweiſe, in fortlaufenden Reimpaaren, verfaßten Gedichte verſchiedener Gattungen; jener waren ſechzehn, dieſer achtzehn Bände. In den ſechzehn Geſangbüchern ſtanden 4275 Bar oder Meiſtergeſänge, welche in 275 Meiſtertönen geſetzt waren, worunter 13 von ſeiner eigenen Erfindung. In allen vierunddreißig Büchern zuſammen waren 6048 Stücke, [1] eh mehr, denn minder. Die 4275 Meiſtergeſänge, die er innerhalb 53 Jahre gedichtet, waren großentheils aus den Schriften alten und neuen Teſtaments genommen, enthielten aber auch weltliche Hiſtorien, Sprüche der Weiſen, poetiſche Fabeln, Alles zum Preiſe der Tugend und zur Schmach des Laſters, endlich noch mancherlei kurzweilige Schwänke, den Traurigen zur Fröhlichkeit, doch frei von aller Unſitte. Dieſe ganze, große Zahl der Meiſterlieder hat er von der gedruckten Sammlung ſeiner Werke ausgeſchloſſen. In der Vorrede des dritten Bandes, deſſen Druck 1577, dem Jahr nach ſeinem Tode, beendigt wurde, erklärt er hierüber:

> darzu ſind hie außgeſchloſſen die bar der teutſchen meiſtergeſang, der auch in der ſumm ſind 4270 bar, welche auch nit in truck zu geben ſind, ſondern die ſingſchul mit zu ziern und zu erhalten;

und von den geiſtlichen derſelben hörten wir ihn im obigen Gedichte verſichern:

> Mit gottes hülf nun weit erkant
> In teutſchem land, bei jung und alten,
> Darmit vil ſingſchul werdn gehalten
> Zu gottes lob, rhum, preis und glori.

Die kunſtmäßigen Meiſtergeſänge behielt er alſo den Singſchulen vor und glaubte doch auf dieſe Weiſe ihrer Verbreitung und Erhaltung gewiſs ſein zu dürfen. So iſt es denn auch gekommen, daß ſie beim Abſterben der Singſchulen in den handſchriftlichen Geſangbüchern begraben blieben (vgl. Raniſch 173 f. Bouterwek 390 f.). Einzelne wurden als fliegende Blätter gedruckt, die jetzt auch ſelten geworden; noch geringer iſt die Zahl der in ſpäterer Zeit bekannt gemachten. Einige, erzählenden Inhalts, ſtehen in der Auswahl von Göz I, 180. II, 104—8. III, 15 aus Handſchriften. Der Bar von den zwölf Nürnberger Meiſtern, als Pflanzern und Pflegern des edlen Sängergartens, iſt zuvor beſprochen worden. Sonſt bemerke ich noch folgende, weniger bekannte oder beachtete:

1. Fragment einer Erzählung in Form des Meiſterliedes, in einer kleinen handſchriftlichen Liederſammlung, welche Caſpar Schrepfer im

---

[1] Puſchmann zählt 6636. Raniſch 325.

Jahr 1592 ſeiner Geliebten, Ottilia Fenchlerin von Straßburg, zu Ehren geſchrieben hat (Nr. XII, Bl. 11b ff.), im Beſitze des Freiherrn von Laßberg. Ein Fürſt zu Salerno läßt den Buhlen ſeiner Tochter ermorden und ſchickt ihr in einem goldenen Gefäße deſſen Herz; ſie aber vergiftet ſich vor Leid darüber und verlangt noch ſterbend, daß man ſie mit dem Jüngling in Ein Grab lege. Die Nutzanwendung iſt:

Gib deiner tochter einen man zu rechter zeit,
Eh daß ſie ſolche lieb anſihet!
Ain jungfrau iſt ein frucht, die nit lang leit.

Der Schluß lautet:

Zeit bringt roſen, ſpricht zu Nürnberg Hans Sachs.

Nach den frühern Erläuterungen möchte dieſes Gedicht in die Claſſe der Bremberger zu ſetzen ſein.

2. Das Kiferbeskraut, in des Muſcatblut Hofton zu ſingen; nach einem Drucke von 1559 mitgetheilt von Docen, Miscellaneen zur Geſchichte der deutſchen Litteratur B. I. München 1807. S. 280 ff. „Die Kiferbeß iſt die Erbſe, die, noch grün, in der Hülſe, Schote (alte Sprache cheva, ſchweizeriſch Kefen) feſtſitzt.“ [1] Das Wort wird hier doppelſinnig in Anſpielung auf Kif, Keif, Hader, Zank, beſonders das Keifen der Ehehälfte, gebraucht. Der Dichter liebt auch ſonſt dieſes Wortſpiel, z. B.:

Daß mancher paur kiferbes aß,
Wiewol es umb weihnachten was.

3. Zweifelhaft: Ein ſchönes Jungfraulob, in der Briefweis des Regenbogen, nach einem alten Drucke, Nürnberg bei Hans Kholer s. a., wieder abgedruckt im Anhang II zu Docens Kritiſcher Beſchreibung einer Sammlung alter Meiſtergeſänge in einer Handſchrift des 15ten Jahrhunderts in Aretins Beiträgen zur Geſchichte und Litteratur B. IX, S. 1186 f.

Die beiden letzten Stücke ſind ſcherzhafter Art und mochten für die Zeche der Sänger beſtimmt ſein. Damit wir mit den Meiſtergeſängen des Hans Sachs nicht allzu leer auslaufen, gebe ich das erſtere dieſer beiden ganz, das andere im Auszug und ſende ihnen die drei Schwänke voran (bei Göz II, 104 ff.). Dieſe gehören zwar dem Inhalte nach einem folgenden Abſchnitt an, aber ſie gebrauchen die Form des Meiſterliedes auf eine eigenthümliche und ſinnreiche Weiſe. In einem Liede von drei Strophen, einem gedritten Bar, werden drei Schwänke von drei durſtigen Brüdern drei verſchiedener deutſcher Volksſtämme erzählt, ſo daß je auf ein Geſätz eine ſolche luſtige Geſchichte fällt:

---

[1] Schmeller II, 285.

Nun hört artlicher ſchwänke drei! u. ſ. w.

Das kiſerbeskraut.[1]

Kiſerbeskraut, wer hat dich baut?
Dein wurz und frucht die ſei verflucht!
Du thuſt mir viel zu leide u. ſ. w.

Das andre der beiden Lieder, „ein ſchönes jungfraulob,“ hebt ſo an:

Mit meim geſang wil ich loben den bulen mein,
Dann mein herz ſehnet ſich teglich bei ihr zu ſein,
Recht wie ein fauler hund zu ſchwimmen uber Rein,
Das ſchafft, daß ich erkennet hab ihr ſchöne uber maßen. u. ſ. w.

Ähnliche Parodieen des Minneſanges ſind ſchon dem 13ten Jahrhundert nicht fremd (z. B. Maneſſe II, 116 b, 5). Der beabſichtigte Scherz wurde vielleicht, wie Docen bemerkt, durch die Melodie „Regenbogens Briefweiſe“ verſtärkt. Das Lied iſt mit einem andern Gedichte von Hans Sachs, „achzehen ſchönen einer jungfrauen“, als parodiſches Seitenſtück zuſammengedruckt. Docen zweifelt nicht, daß es auch von Hans Sachs herrühre, doch iſt es nicht mit dem Namen am Schluſſe bezeichnet und der Scherz auch weit nicht ſo ungezwungen, wie im Kiſerbeskraut.

Dieſes iſt 1559 gedruckt, ein Jahr vor dem Tode der erſten Ehefrau des Meiſters. Daß ihm dieſe nicht wirklich ſo viel ſolchen Krautes zugerichtet hat, als das launige Lied ihr Schuld zu geben ſcheint, ergiebt ſich aus einem andern Gedichte, das er einige Monate nach ihrem Ableben verfaßt:

Der wunderliche traum von meiner abgeſchiednen lieben gemahel, Kunigund Sächſin.

Als man nach Chriſti geburt war u. ſ. w. (Göz II, 16 ff.)

---

[1] Vergl. Weckherlin, Beiträge S. 64. [Eine abweichende längere Faſſung dieſes Stückes ſteht in der Nürnberger Folioausgabe 5 B. 1579. Thl. 3, Bl. 377 rw. ſ. Man vergl. den hiernach veranſtalteten Abdruck in: K. Gödeke, Elf Bücher deutſcher Dichtung I. Leipzig 1849. 8. S. 94. 95. H.]

Seine liebe Hausfrau und ſein vorangegangener Lehrmeiſter im Geſange treten hier in Gemeinſchaft vor ſeine Seele, recht als Bilder des innigen Vereines ſeiner Kunſt mit dem häuslichen Sinne. Von dieſem zeugen auch noch ſo manche andre ſeiner ernſt- und ſcherzhaften Sprüche über den Eheſtand.

Wie er zur Kunſt berufen worden, erzählt er in einem eigenen Gedicht:

Ein geſprech, die neun gab Muſe oder kunſtgöttin betreffend (Göz II, 1 ff.).

Zuerſt legt ihm Klio zwei Finger auf das Haupt und weiht ihn mit ihrer Gabe; ſo nach einander ſämmtliche neun Muſen. Dieſe Gaben, nicht eben ſtreng geſondert und geordnet, ſind in der Hauptſache: Luſt und Liebe zur Kunſt, Eifer und beharrlicher Fleiß, ordnendes Nachdenken, Schärfe der Vernunft, klare Erkenntnis jedes Dinges, himmliſche Weisheit, das Gute vom Böſen zu ſcheiden, guter Stil und Vortrag.

Nach dem fieng Klio wieder an,
Sprach: „O jüngling, nun ſolt aufſtahn,
Nun haſt unſer neun eigenſchaft
Empfangen ein vorſchmack und ſaft
Und biſt zum diener aufgenommen.
Wo du dem treulich nach wirſt kommen,
Nemlich daß all deine getícht
Zu gottes ehr werden gericht,
Zu ſtraf der laſter, lob der tugend,
Zu lehre der blüenden jugend,
Zu ergetzung trauriger gmüt:
Jedes nach art durch unſer güt
Wöll wir dich endlichen belönen,
Mit untödlichen ehren krönen,
Als einem tichter thut gebüren.
Doch thu geloben und anrüren
Ein treuen dienſt, als dir gebürt!“

Zu der Zeit, in welche Hans Sachs dieſes allegoriſche Ereignis verlegt, im Jahr 1513, auf ſeiner Wanderſchaft zu Wels, muß wirklich ein poetiſcher Durchbruch bei ihm ſtattgefunden haben, denn im nächſtfolgenden Jahr, 1514, dichtete er zu München ſeinen erſten Bar.

Aber ſelbſt in dieſem Gedichte von ſeiner Weihe zur Kunſt, in welchem ein ſo ernſtes Anſtreben nach höhern Dingen ſich kund giebt, wagt er doch dieſelbe kaum anders, als für eine ehrbare und nützliche Erholung von ſeinem Handwerksberufe anzuſehen. Die Frage, die er ſich geſtellt, war die:

Auf was kurzweil ich ſolt begeben
Forthin durchauß mein junges leben
Neben meiner handarbeit ſchwer,
Die doch nützlich und ehrlich wer.

In dieſer ehrlichen Kurzweile war Hans Sachs länger als ein halb Jahrhundert die Zierde der Nürnberger Singſchule. Sie hat in ihm neu aufgeblüht und hat auch nach ihm nichts Erhebliches mehr geleiſtet. Zu ſeiner Zeit, im Jahr 1558, waren in Nürnberg über 250 Meiſterſänger (Raniſch 255). Seine ſtets thätige Theilnahme an den Übungen der Sängergeſellſchaft iſt ſchon durch die große Anzahl ſeiner Meiſterlieder bewieſen. Auch ſonſt zeigt ſich dieſelbe in einzelnen kleinern Spuren; ſo war das Schulkleinod, der David genannt, ſeine Stiftung, vielleicht auch die Anſchlagtafel mit dem Gemälde vom Sängergarten, der den Gegenſtand ſeines Liedes ausmacht (Raniſch 259). Ihm iſt wohl auch vorzüglicher Antheil an den Satzungen der Nürnberger Schule und dem ſtreng proteſtantiſchen Geiſte derſelben zuzuſchreiben. (Vergl. Wagenſeil 541. Raniſch 265 f.)

Ein Zeitgenoſſe, Johann Neudörfer, ſagt in ſeinen Nachrichten von den Nürnbergiſchen Künſtlern und Werkleuten über Hans Sachs (S. 62 f.) Folgendes:

„Von Schuhmachen und Rinkenanſetzen will Apelles nicht daß ich davon urtheilen ſoll, ſondern in dem, das ich verſtehe, mag ich mein Gutdünken eröffnen, und wiewohl der Zeit Hans Folz, Barbierer, ſehr hoch in teutſchen Verſen und Faßnachtſpielen zu machen berühmt iſt geweſen, ſo iſt er doch gegen dieſen Sachſen, den ich billig einen teutſchen Poeten nenne, zu vergleichen ganz nichts; er iſt auch mit alldenſelben und allerlei Hiſtorien läufig, wie auch in heiliger göttlicher Schrift beleſen und geübt, wie dann ſeine Bücher und alles, das er nun viel Jahre hero im Truck hat laſſen ausgehen, den lautern Augenſchein geben. Dieſer Sachs hat die Singſchule und köſtliche Meiſter-Lieder wieder herfür gebracht und aufgerichtet."

Von mehrern Künſtlern ſeiner Zeit wurde das Bild des Meiſters aufgenommen und in Holzſchnitten verbreitet. Zuletzt von Andreas Herneiſen. Davon erzählt Hans Sachs ſelbſt in einem, kurz vor ſeinem Ende verfaßten Gedichte: an dem Tage, da er den Spruch „mein Valete“ beſchloſſen (es muß dieß entweder ein andres Gedicht ſein als der uns bekannte poetiſche Lebenslauf, worin zwar auch geſagt iſt:

Daß der ſpruch von gedichten mein
Gar wol mag mein Valete ſein,

denn dieſes Valete hat er in ſeinem 72ſten Jahr, 1567, gedichtet, oder eine ſpätere Erweiterung desſelben bis gegen das Ende des Dichters, was in den Worten „als ich — mein Valete beſchluß“ angedeutet ſein mag), kam zu ihm der weitberühmte und kunſtreiche Nürnberger Maler Andreas Herneiſen und ſagte, wie er von dem gefürſteten Abte zu Allersbach[1] herkomme, dem er einen Chor zu malen hatte. Da hab' ihn der Abt gefragt,

Ob zu Nürnberg geſtorben wer
Hans Sachs, der dichter, wie dann er
Gehört het vor etlichen jarn,
Het doch gwiſen grund nie erfarn.
Drauf hat er ſeinr gnad antwort gebn,
Hans Sachs, der dichter, thet noch lebn,
Des wollt er ſeinr gnad zeugnis bringen
Seiner handſchrift, und zu den dingen
Bat der künſtler meinr zeugnis eben,
Daß ich noch wahrhaftig thet leben
Dem gfürſten abte, ſeiner gnaden,
Daß er ſeiner ſorg würd entladen.
Nun het ich gleich des tags vollent
Den ſpruch, mein Valete genent,
Der gfiel dem künſtler alſo wol,
Daß er, gleichſam der freuden voll,
Mich bat, im ſolchen ſpruch zu ſchenken.
Drob thet ich mich nit lang bedenken
Und mein Valete feuerneu
Aus gutwilliger lieb und treu
Ich dieſm Herneiſen dedicir,
Welchs er zu dank annahm von mir
Als mein allerleztes gedicht,
Im höchſten alter zugericht.

[1] Ciſterzienſerabtei in Niederbaiern.

Drum ſolt er mein arbeit und weſn
Vorgedachten abt laſſen leſn,
Dar wird mir, Hans Sachs, zeugnis gebn,
Daß ich noch bin gewis im lebn,
Als lang der ewig gott mich wil,
Der allein weiß mein endes zil,
Da er verwechſelt diß irdiſch
Leben und gibt uns ein himmliſch,
Da ewig freud uns blüh und wachs
Durch Jeſum Chriſtum, wünſcht Hans Sachs.

Daran ſchließt ſich eine Dankſagung des Malers für das Valete:

Und ich Endres Herneiſen hab
Mit dankbarn gmüt für ſolche gab
Obgmelten herrn Hans Sachſen alt,
So viel mir müglich, ſein geſtalt
Abconterfeit, da er alt war
Zwei monat, 81 jar,
Bracht ims zum neun jar zum geſchenk.
Weil ich aber war ingedenk,
Daß viel leut auch, in nah und fern,
Verlangt zu ſehen dieſen herrn
Und ſie nit zu im können kommen,
Hab ich zu ehren dieſem frommen
Mein willig dienſt auch darzu than
Und in im truck laſſen ausgan;
Weil er ſelbſt ſagt an ſeim ſiechbett,
Daß ihm das bild gleich ſehen thet. u. ſ. w.
Wer aber wolt ſein gmüt und herz
Abgemalt ſchaun, der ſech an ſchmerz
In mit fleiß in ſein büchern an!
Da wird er recht contrefet han. u. ſ. w.

Hierauf folgt noch, daß das Bild 1576, am neuen Jahrsabend, vollendet wurde. Am 19 oder 20 Januar ſtarb dann Hans Sachs.

Das Dedicationsgedicht mit der Dankſagung des Malers ſteht nach einem einzelnen, zu Nürnberg in demſelben Jahre 1576 erſchienenen Foliobogen abgedruckt bei Raniſch im ſechſten Hauptſtück: von Hans Sachſens Abbildungen u. ſ. w. S. 272 f.

Aus dieſem letzten Gedichte des greiſen Meiſters, von welchem die Dankſagung dem natürlichen Zuſammenhange nach nicht längere Zeit abſteht, als die der Maler brauchte, um das Bild auszuführen, erhellt zugleich, daß Hans Sachs bis an ſein Ende bei guten Sinnen war, und es iſt damit unverträglich, wenn ſeine Biographen (Raniſch 47 f. Göz II, XIII) angeben, er habe in den letzten Jahren an Verſtand und Gehör völlig abgenommen und ſei endlich ganz kindiſch geworden.

Dieſe Angaben beruhen auf folgenden zwei Belegen.

Unter Herneiſens Holzſchnitte ſtehen noch die Reime:

Zwei monat, ein und achtzig jar alt
War ich Hans Sachs in der geſtalt
Von Andreas Herneiſen gmalt.
Ein kind war ich auf d welt geborn,
Zum kind bin ich auch wieder worn,
Denn all mein kräft hab ich verlorn.
Gott beſcher mir ein ſeeligs end
Und nehm mein ſeel in ſeine händ,
Geb mir auch ein frölich urſtend!

Es iſt hier wohl geſagt, daß der 81jährige Greis kraftlos, wie ein Kind, geworden ſei, aber nicht, was man einen kindiſchen Alten nennt; dieſes würde der eigenen, ausführlichern Erzählung Herneiſens widerſtreiten, und ſonderbarer Weiſe vermuthet Raniſch, daß die Verſe unter dem Bilde von Hans Sachs ſelbſt herrühren dürften (S. 276), den er früher für kindiſch erklärt hat.

Der andre Beleg iſt dieſer: Adam Puſchmann von Görlitz, ein Schüler des Hans Sachs, derſelbe, deſſen „Gründlicher Bericht des deutſchen Meiſtergeſangs“ früher erwähnt worden, hat noch im Todesjahre ſeines Lehrers ein Ehrengedicht auf dieſen in drei Liedern verſchiedener Töne, einen ſogenannten meiſterlichen Hort, verfaßt (abgedruckt als Anhang zu Raniſch, Lebensbeſchreibung S. 317 ff.), wovon die beiden erſtern das Leben des Meiſters und die Zahl ſeiner Gedichte, meiſt nach ſeiner eigenen Beſchreibung, enthalten. Am Schluſſe des zweiten Liedes (S. 325 f. Str. 5) heißt es:

Zuletzt bei im abnamen
Kraft, ghör und ſinnreich gmüt,
Und wenn leut zu ihm kamen,
Saß er am tiſch in güt

Sam kindiſch, tett ſtillſchweigen,
Wen man ihn fragen war,
Und allzeit vor ihm hette
Bücher, ſonderlich die
Bibel anſehen tette,
Auch wer vor ihm ſtunt hie u. ſ. w.

(Irrig wird hierauf das Todesjahr 1566 angegeben.)

Allein was Herneiſen als Augenzeuge meldet und wovon das letzte Gedicht des Meiſters ſelbſt innerliches Zeugnis ablegt, haben wir doch für zuverläſſiger anzunehmen, als die Ausſage des weit entfernten Schülers zu Görlitz.

Das dritte Lied Puſchmanns erzählt einen Traum, den er angeblich um dieſelbe Zeit gehabt, zu welcher Hans Sachs in Nürnberg geſtorben. Die Nachtraben haben ihn aus dem Schlaf geſtört und er denkt nun an ſein vormaliges Wandern und an den gedichtereichen Hans Sachs. Darüber entſchläft er wieder und hat gegen Morgen einen Traum, der ſchöner iſt, als die Reime, worin er erzählt wird.

Wir ſehen in dieſer Traumerſcheinung den greiſen Meiſter mitten im Garten ſeiner Poeſie, die zu allen Fenſtern hereinblickt, allmählich hinſchlummern; ein Bild des mit ihm einſchlummernden Meiſtergeſangs.

So viel hier von Hans Sachs. Er wird uns in den meiſten folgenden Abſchnitten wiederkehren; aber das häuslich bürgerliche Leben, in dem wir ihn hier als Handwerker und Meiſterſänger beobachtet haben, bildet die Grundlage aller ſeiner poetiſchen Beſtrebungen.

4. Poeſie der Handwerke.[1]

Mit dem Meiſtergeſang, den wir bisher abgehandelt, war die Poeſie des Handwerkſtandes nicht erſchöpft. Was die handwerkenden Meiſterſänger außerhalb der Singſchule in der Dichtkunſt geleiſtet, wird uns in andern Abſchnitten beſchäftigen. Die Lieder, welche zum Preiſe der einzelnen Handwerke oder zur Verſpottung einiger, der Schneider, Müller, geſungen wurden, werden wir beim Volksliede berühren. Hier ſprechen wir noch von der Poeſie, welche die Handwerke in ihre Zunftgebräuche und in ihre Arbeiten ſelbſt gelegt haben und aus der uns auch für den Meiſtergeſang weitere Erläuterung hervorgehen wird.

---

[1] [Man vergl. O. Schade, Vom deutſchen Handwerksleben in Brauch, Spruch und Lied, in: Weimariſches Jahrbuch für deutſche Sprache, Litteratur und Kunſt IV. Hannover 1856. O. Schade, Handwerkslieder. Leipzig 1865. H.]

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts ließ der Conrector Friſius zu Altenburg durch ſeine Schüler in ihren Feierſtunden die Ceremonien der Handwerker erkunden und ſammeln. Das Buch, welches er darüber herausgegeben,[1] iſt ſehr ſelten geworden und ich kann dasſelbe nur nach den Auszügen benützen, welche daraus von Jacob Grimm unter dem Titel „Geſellenleben“ in den Altdeutſchen Wäldern Bd. I. Caſſel 1813. S. 83 ff. gegeben ſind.[2] Sie betreffen die Gebräuche, mit welchen in den Zünften der Schmiede und der Böttiger der Lehrjunge zum Geſellen gemacht wird. Daß dieſe Gebräuche nicht bloß in unſern Zeitraum hinaufreichen, ſondern ihr Urſprung noch viel ferner zu ſuchen ſei, darüber läßt das alterthümlich-mährchenhafte Weſen derſelben keinen Zweifel. Um davon einen Begriff zu geben, iſt es nöthig, Einiges ganz in ſeiner ſonderbaren Weiſe mitzutheilen.

Wenn bei den Schmieden ein Lehrjung zum Geſellen werden ſoll, ſo muß er an dem Tage, da die Geſellen in der Herberge bei ihrer Lade, die ſie vor ſich aufliegen haben, verſammelt ſind, erſcheinen. Alsdann werden gewiſſe Reden und Handlungen vorgenommen. Solche nennen ſie: 1. das Feuer aufblaſen, 2. das Feuer auskühlen, 3. die Vorſage (Altdeutſche Wälder I, S. 88—95).

Die weitern Anweiſungen betreffen das Benehmen des künftigen Geſellen im Hauſe des Herbergvaters, beim Beſuche der Werkſtätten und bei der Weiterreiſe.

Hieher gehört nun auch ein Geſprächslied, „Der Schmiedegeſellen Gruß“, nach einem fliegenden Blatte abgedruckt im Wunderhorn II, 70 ff. Darin begrüßt ein wandernder Geſelle den Handwerksgenoſſen in der Werkſtätte:

Grüß dich Gott, mein Schmidt! u. ſ. w.

---

[1] J. Friſius, Der vornehmſten Künſtler und Handwerker Ceremonial-Politica m. 1 K. Leipzig 1705. 8. Vergl. auch: Wachler, Vorleſungen über die Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur I. 2 Auflage. Frankfurt 1834. S. 137.

[2] Vergl. Bragur III, 215—225.

(Das nachfolgende Lied S. 74 ff. iſt von gelehrter Hand.)

Vollſtändiger, als die Ceremonie der Schmiede, erſcheint das Geſellenſchleifen bei den Böttigern (Altdeutſche Wälder I, S. 100—112. 120. 121).

Das nun Folgende handelt wieder vom Eintritt in die Stadt, von der Herberge, vom Arbeitſuchen, Einlegen in die Geſellenlade u. ſ. w.

In dieſen Agenden der Zünfte äußert ſich ein innerer Drang, das Leben des Handwerkers in ſeinen poetiſchen Momenten aufzufaſſen. Die Vorſage des Pathen oder Schleifpfaffen enthält die ganze Poeſie des Wanderns, der reiſende Geſelle wird zum Helden eines Mährchens, dieſes Mährchenhafte hat aber volle Wahrheit, weil in ihm eben die in der Wirklichkeit ſelbſt wunderbar anregenden Zuſtände und Erſcheinungen des Wanderlebens ergriffen ſind: das Offenſtehen der ganzen Welt und die Unſchlüſſigkeit, welche daraus entſteht und durch das Zeichen der aufgeblaſenen Federn[1] gehoben werden ſoll; die mancherlei Stimmen, die das Ohr des einſamen Wanderers treffen, als ob ſie ihm ſpottend oder mahnend zuriefen,[2] das Krächzen der Raben, das Quacken der Fröſche, das Geklapper der Mühle; der grauenhafte Eintritt in den großen finſtern Wald, wo die Vögel ſingen und die Bäume im Windeswehen die Winke die Wanke gehen, dann das Hinaustreten aus dem unheimlichen Wald auf die grüne Wieſe mit dem vollen Birnbaum u. ſ. w. Die Lehre verliert in der anſchaulichen und halb ſpöttiſchen Darſtellung alle Trockenheit, und die Wendung, daß dem Lehrling immer zuerſt das Scheinbare und gerade, wenn er darnach greifen will, das Wahre geboten wird, iſt überaus eindringlich. Ich ſetze hiebei allerdings voraus, daß dieſe ſpät erſt aufgezeichnete Überlieferungen früherhin noch gleichmäßiger von dem lebendigen Hauche durchdrungen geweſen ſeien, der jetzt nur noch in den einzelnen Partieen ſich regt, wie denn auch in der Sprache die zerſtreuten Reime und

---

[1] Grimm, Hausmährchen I, 347. III, 116. Aventin, Bairiſche Chronik 986: „Es iſt auch ſonſt ein gemein Sprichwort vorhanden, das gemeiniglich diejenigen brauchen, ſo frembde Land bauwen wöllen oder ſöllen, die ſprechen gern: Ich wil ein Feder aufblaſen, wo dieſelbig hinauß fleucht, wil ich nachfahren.“

[2] Vergl. Evans, Old ballads I, 295: Glockenruf. Rigsmal 44 f. (Sämundiniſche Edda 106) Krähenmahnung, zu vergleichen mit dem Rufe der Raben, Altdeutſche Wälder I, 107.

Stabreime ſich als Überbleibſel eines gehaltenern poetiſchen Ausdrucks durchhören laſſen.

Die Gebräuche ſelbſt hatten auch in älterer Zeit ohne Zweifel ihre ernſtere und erkanntere Bedeutung; ſo namentlich die Geſellentaufe, welche jetzt durch das Beſchütten des Täuflings mit Bier oder das Löſchen des Feuerſchreienden mit kaltem Waſſer zu einer Poſſe geworden iſt. Man ſcheute ſich, die religiöſe Ceremonie im Ernſte fortzuführen, und verwandelte ſie in einen Scherz, in dem ihre Bedeutung untergieng.

Für den Meiſtergeſang kommen uns nun von den dargelegten Zunftgebräuchen hauptſächlich zwei in Betracht: eben die Taufe und der Handwerksgruß.

Eine Taufe fand, wie wir geſehen, auch bei den Meiſterſängern ſtatt, und zwar gleichfalls nach beendigter Lehrzeit, wenn der Lehrling Geſelle wird; die Freiburgiſche Einladung zum Meiſterſingen, von 1630, nennt ausdrücklich Meiſter und Geſellen (S. 206). Wagenſeil bemerkt (S. 547):

> „Man hat ehemals im Brauch gehabt einen ſolchen Novitium mit Waſſer zu begießen u. ſ. w. Nachdem aber dieſe Ceremonie die Form einer Tauf gehabt, deren Namen ſie auch geführet, alſo wird an den mehrern Orten ſolche jetzo billich unterlaſſen.“

Was ſo bei den ernſthaften Singſchulen ſpäterhin ganz unterblieb, wurde von den Handwerkszünften zu einem Scherze verkehrt. Bei beiden geſchah die Taufe auf der Zeche[1] und war meiſt mit einer Umfrage über die Tauglichkeit des Aufzunehmenden verbunden (Wagenſeil 547. Vgl. Wunderhorn II, 71).

Bei beiden traten Pathen hinzu (Bragur III, 94), der Taufende aber heißt im Formular der Böttiger richtig „der Pfaffe.“ Bei dieſer Übereinſtimmung im Ganzen erklärt ſich uns nun auch ein beſondrer Umſtand.

Die Namen der Sänger geben ſich von den ältern Meiſtern an zum Theil als erſonnene kund, bald als poetiſch-bildliche oder ſonſt bedeutſame, bald auch als ſpöttiſche, z. B. Regenbogen, Muſcatblut,

---

[1] Auch dem Böttigergeſellen wird am Ende ein Kranz aufgeſetzt (Altdeutſche Wälder I, 122).

Frauenlob, Suchenſin[1] u. ſ. w. Bei den Böttigern nun ſagt der Geſellenpfaffe zum Ziegenſchurz:

„So iſt hier und anderswo mehr Handwerksgebrauch, daß du muſt einen andern Namen haben; ſo will ich dich gefraget haben: Wie wilſtu mit deinem Schleifnamen heißen? Erwehle dir einen feinen, der kurzweiljg iſt und der den Jungfrauen wohl gefällt! u. ſ. w. Sage mirs nun! wie wilſtu mit deinem Schleifnamen heißen, 1. Hans Springinsfeld, oder 2. Hans Saufaus, oder 3. Hans Frißumſonſt, oder 4. Hans Seltenfrölich, oder 5. Urban Macheleimwarm, oder 6. Veltin Stemshorn, oder was ſonſt der Namen mehr ſein?“

Ein ſolcher Name iſt auch im Schmiedgeſellengruß (Wunderhorn II, 70 ff.) Ferdinand Silbernagel, wie der Wandergeſelle ſich nennt. Der Andre erwidert:

Ferdinand Silbernagel iſt wohl ein feiner Name u. ſ. w.
Haſt du ihn erſungen, oder haſt du ihn erſprungen,
Oder haſt du ihn bei ſchönen Jungfern bekommen?

Der Geſell antwortet, er habe dieſen ehrlichen Namen um Wochenlohn und Mutterpfenninge erkaufen müſſen, d. h. um das Namengeld, das bei der Geſellentaufe erlegt werden muß (Altdeutſche Wälder I, 105). Aufgefordert, zwei oder drei Zeugen zu benennen, antwortet er: „Es iſt dabei geweſen Gotthelf Springinsfeld (derſelbe Name kommt bei der Böttigertaufe vor), Andreas Silbernagel, Gottlob Triffseiſen. Mit dieſen dreien kann ichs bezeugen und beweiſen;“ d. h. dieſe waren Täufer und Pathen. Auf gleiche Weiſe haben nun, wie ich glaube, auch die Geſellen der Singſchule bei ihrer Geſellentaufe ſonderbare Namen empfangen. Sie haben ſich ſolche, wie es in jenem Liede hieß, recht eigentlich erſungen Wenn aber andre Meiſterſänger ihre rechten Namen beibehielten, ſo ſcheint dieß Sache ihrer Wahl geweſen zu ſein; denn auch im obigen Formular der Böttiger ſagt am Ende der Schleifpfaffe: „Nun du ſolt bei deinem Taufnamen bleiben.“ Selbſt auf die Töne dehnten die Meiſterſänger dieſes Taufweſen aus, auch ihnen wurde vom Dichter mit Beiziehung von zwei Gevattern ein ehrlicher Name gegeben (Wagenſeil 533). Man taufte die Geſangesweiſen, wie man auch die Glocken taufte.

---

[1] Gilgenſchein, Frankfurtiſches Archiv II, 65. 69, im Jahr 1462. F. H. v. d. Hagen, Minneſinger IV, 892 b ob. der Lilgenſein, der Meienſchein.

Nicht unwahrſcheinlich iſt, daß die den Singſchulen mit den Handwerkszünften gemeinſame Taufe, mittelſt der geiſtlichen Brüderſchaften, deren Beziehung zu den Singſchulen früher beſprochen worden, von den Gebräuchen der Mönchsorden abgeleitet werden könne. Der Eintritt in dieſe, die Übernahme des Ordensgelübdes galt für eine zu völliger Wiedergeburt verpflichtende zweite Taufe (Raumer, Hohenſtaufen VI, 347 nach Neander, Bernhard von Clairvaux 42) und der neue Bruder erhielt einen beſondern Kloſternamen.

Den Handwerksgruß haben wir bei den Schmieden aus dem mehrangeführten Liede kennen gelernt. Der wandernde Geſelle und der Altgeſell in der Herberge (Wunderhorn II, 71) begrüßen ſich. Dieſer fragt Jenen, wo er herkomme, wie er ſich auf der Herberge nenne, wo die Lade offen ſtehe und Meiſter und Geſellen, Umfrage haltend, um den Tiſch ſitzen, wie und wo er ſeinen ehrlichen Zunftnamen erlangt habe und welche Zeugen er benennen könne. Dieſe Fragen und die Antworten darauf ſind aber durchaus in einem ſcherzhaft neckiſchen Tone gehalten. Ein etwas ernſthafteres Seitenſtück dazu giebt eine noch nicht ausgehobene Stelle im Geſellenſchleifen der Böttiger. Hier wird der Schleifgeſelle über das Einlegen in die Geſellenlade, wenn er in einem Orte neu angekommen, unter Anderm ſo belehrt (S. 118):

„Wenn nun alle Geſellen auf die Herberge gehen, ſo gehe auch mit! u. ſ. w. Denn wird ſich der Altgeſelle hinter den Tiſch ſetzen, dann u. ſ. w. nimm das Geld in deine rechte Hand, leg es fein ehrbar vor den Altgeſellen und ſprich: So mit Gunſt, da liegt für mich u. ſ. w. und bleibe vor dem Tiſche ſtehen! Denn wird der Altgeſelle ſagen: So mit Gunſt, Geſellſchaft! es iſt allhier und anderswo Handwerksgebrauch, wenn einer zum erſtenmal auflegt, daß man ihn fragt, wo er ſein Handwerk gelernt. Ich bin auch gefragt worden um das meine, derowegen frage ich dich um das deine; wo haſt du nun das deine gelernet? ſo ſprich: Zu N. N. Haſtu auch einen ehrlichen Lehrmeiſter gehabt? ſo ſprich: Ja, ich weiß nicht anders. Haſtu deine Jahre ausgeſtanden, wie einem ehrlichen Lehrjungen zuſtehet? ſo ſprich: Ja, ich weiß nicht anders. Wenn er ſpricht: Wer iſt dein Schleifpfaffe geweſen? ſo nenne ihn mit Namen und ſprich: N. N., ein ehrlicher Geſelle von N. N. Was ſind vor Meiſter und Geſellen darbei geweſen? ſo erzehle ſie alle fein ordentlich mit Namen und zwar erſtlich derer Meiſter Namen, hernach der Geſellen! Wenn er fragt: Was ließ dir dein Schleifpfaffe zu guter letzt? ſo ſprich: Seinen und meinen ehrlichen Namen, ein friſches Glas Bier und eine gute Haarhuſche. Alsdenn wird er ſagen: Geſellſchaft, wenn es dem ſo iſt, ſo werden die Meiſter und Geſellen Glauben geben u. ſ. w.“

Dieſe Formel ſollte wohl auch in der Anwendung mit ähnlichen Witzen und Scherzen ausgeſtattet werden, wie die im Schmiedegruß. Der erſte und immer wiederkehrende Gruß: „Gott ehre das Handwerk, Meiſter und Geſellen!“ iſt auch hier vorauszuſetzen.

In Zeiten, da es noch keine Päſſe und Wanderbücher gab, muſte der Fremdling ſich durch ſeine Perſönlichkeit ausweiſen. Äußerlich bezeichnete ihn die Tracht, die für jeden Stand und für jede Abſtufung desſelben eine beſtimmte war. Dann gab es aber auch ſchon für die erſte Begrüßung gewiſſe Formeln von Frage und Antwort, an denen ſich die Genoſſen desſelben Standes und Berufes prüften und erkannten. Dieſe Prüfung belebte und erweiterte ſich zu mancherlei Witzſpielen, Räthſelaufgaben, Wettſtreiten. Von der nordiſchen Götterwelt herab hat man eine Menge ſolcher Räthſellieder. Eines, in der Sprache des 13ten Jahrhunderts, iſt das Trougemundslied[1] im dritten Band der Mülleriſchen Sammlung und in den Altdeutſchen Wäldern II, 8 ff. mit belehrenden Erläuterungen über dieſen Gegenſtand. Die Wettſtreite der Schmiede erſcheinen gleichfalls in Mythus und Heldenſage. Die Jäger hatten ihre Waidſprüche, wovon wieder Jacob Grimm aus einer Handſchrift von 1589 und aus gedruckten Jagdbüchern eine anſehnliche Reihe geſammelt hat (Waidſprüche und Jägerſchreie, Altdeutſche Wälder III, 97 ff.).[2] Hier ein Beiſpiel (S. 137 f.):

Frage 162: Weidemann, lieber weidemann hübſch und fein,
Was gehet hochwacht (hochaufrecht?) vor dem edlen hirſch
Von den feldern gen holze ein?
Antwort: Das kann ich dir wohl ſagen:
Der helle morgenſtern, der ſchatten und der athem ſein
Gehet vor dem edlen hirſch von feldern gen holze ein.

Viele dieſer Fragen und Antworten betreffen die genaue Bezeichnung der Fährten des Wildes, des Hirſchs, Schweins, Wolfs. Sonderbar iſt, daß die Jäger, gleich den Meiſterſängern, auf die ſieben freien Künſte Anſpruch machen (S. 112):

---

[1] [Auch in Uhlands Volksliedern I, S. 3—6. H.]

[2] [Vergl. auch die Sammlung von R. Köhler im Weimariſchen Jahrbuch III. Hannover 1855. S. 329—358. H.]

Frage 12: Sag mir an, mein lieber weidmann!
Warum wird ein jäger ein meiſterjäger genannt?
Antwort: Ein gerechter und ein gewiſſer jäger hat von fürſten und herrn die vergunſt,
Er ſolle genennt werden ein meiſter der ſieben freien kunſt.
(Vergl. S. 122.)

Solche Grüße, Frag- und Räthſellieder hat denn auch der Meiſtergeſang aufzuweiſen. Nur werden ſie in ihm, ſeiner eigenthümlichen Beſchaffenheit nach, zu kunſtgemäßen Wettſtreiten. Der Freiburger Stiftungsbrief von 1513 ſagt Artikel 16:

„Item die fremden Singer, ſo zu Ziten zu dieſen Hauptſingen harkämen, ſollend von dieſer Bruderſchaft erlich empfangen und gehalten werden, damit ſie ſollichs rümen und loben mögen.“ (Vergl. Art. 5.)

Wie Hans Sachs auf ſeiner Wanderſchaft die Singſchulen beſucht, hörten wir ihn ſelbſt erzählen. Bei Michel Beham fanden wir Formulare, wie ein Sänger den andern fordert und dieſer darauf antwortet. Regenbogen fordert die Sänger am Rheine zum Wettkampf auf. Ein ähnliches Lied mit der Überſchrift „ein Empfahung“ fängt ganz nach Art des Handwerksgrußes ſo an (Aretin, Beiträge IX, 1179):

Seit mir got gewilkumen,
Ir maiſterſinger, auf dieſer fart!
Ich habe gar wol vernumen,
Ir ſingt aus rechter kunſt ein kron u. ſ. w.

Andre ſolcher Anrufe ſind ſehr derb und höhniſch (Ebend. 1147 f. 1178 f.). Ein großer Theil der Wettgeſänge aber, wie namentlich auch der unter dem Namen des Sängerkriegs auf Wartburg bekannten, beſtand in der Aufgabe und Löſung bilderreicher Räthſel (Ebend. 1145, 30. 1164 f.). In dem eben erwähnten Grußliede Regenbogens zeigt ſich beſonders noch eine Beziehung auf die Form der Handwerksgrüße. Es heißt darin (Muſeum II, 186, 3):

Kent ir mich gern? Ich bins, geheißen Regenbogen,
Der ie geſangs ein meiſter was, nach dem tun ich mich nennen.

Ebenſo muß im Schmiedgeſellengruße der Ankömmling ſeinen Zunftnamen angeben, auch wie er ihn bekommen. Er nennt ſich Ferdinand Silbernagel und unter den drei Zeugen, die er aufzählt, offenbar den Pathen, iſt ein Andreas Silbernagel. Es ſcheint alſo, daß man gerne den Zunftnamen eines Pathen annahm, wie bei der wirklichen Taufe; und ſo erklärt auch Regenbogen, daß er ſich nach einem ältern Meiſter des Geſanges nenne.

Wäre mir das Buch von Friſius vollſtändig zugänglich, ſo möchte ſich die Verwandtſchaft zwiſchen den Gebräuchen der Handwerke und denen des Meiſtergeſangs wohl noch weiter verfolgen laſſen.

Wenn man erwägt, daß die Gewerke nicht nur ihre Zunfteinrichtungen poetiſch zu beleben und auszuſchmücken ſuchten, ſondern auch in ihrer Mitte eine eigene Zunft des Geſanges ſtifteten, wie eine Kirche unter den Gebäuden, in welchen gearbeitet und Hausandacht gepflogen wird, ſo möchte dieſes zuſammen eine höchſt gedeihliche Pflege der Poeſie im Handwerkſtande erwarten laſſen. Allein die nähere Einſicht hat uns gezeigt, daß in den Zünften ſelbſt das Phantaſtiſche der Einrichtungen und Gebräuche doch großentheils nur Formel war und daß in der Singſchule eben das Zunftmäßige auf die freiere Bewegung der Poeſie hemmend einwirkte. Die eigentliche und kräftigſte Poeſie der Gewerke liegt vielmehr in ihren Arbeiten oder in dem Sinne, mit welchem dieſe betrieben wurden; ich meine den Kunſtſinn, der auf dem Boden des ſchlichten Handwerks die ſtaunenswertheſten Bildwerke aufſtellte, der den Schilder zum Maler, den Steinmetzen zum Bildhauer, den Rothſchmied zum Meiſter kunſtreicher Gußarbeiten erhob, der auch in den geringeren Handwerken überall erfinderiſch bildete und ſchmückte.

Nürnberg ſteht auch hierin unter den deutſchen Städten obenan. Johann Neudörfer, Rechenmeiſter daſelbſt, verfaßte 1547 ein mit vielen lehrreichen und charakteriſtiſchen Nachrichten ausgeſtattetes Verzeichnis der in mancherlei Künſten und Geſchicklichkeiten ausgezeichneten Bürger, die zu ſeinen Zeiten, ſeit 50 Jahren her, in dieſer Stadt gewohnt hatten und noch wohnten:

Johann Neudörfers Nachrichten von den vornehmſten Künſtlern und Werkleuten, ſo innerhalb 100 Jahren in Nürnberg gelebt haben, 1547, nebſt der Fortſetzung von Andreas Gulden, 1660. Abgedruckt nach einer alten Handſchrift in der Campeſchen Sammlung. Nürnberg 1828. kl. 12.

Man erſtaunt über dieſe Reihe kunſtreicher Männer, die innerhalb derſelben Mauern und in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraume mit und nach einander in ſchlichtem, bürgerlichzünftigem Weſen ſo Treffliches leiſteten und mit deren Werken dieſe alterthümliche Stadt noch jetzt geziert iſt: unter ihnen der Maler Albrecht Dürer; der Steinmetz Adam Kraft, unter deſſen gewaltigem Meißel eine Kunſt fruchtbar und lebendig wurde, die man oft als eine ausgeſtorbene betrachtet; der Rothſchmied Peter Viſcher, der mit fünf Söhnen das wunderbare Gußwerk, S. Sebalds Grab, in der Sebalduskirche, verfertigt hat, darunter er ſelbſt, mit der Werkſchürze, dargeſtellt iſt; dann eine lange Folge kunſtſinniger Goldſchmiede, Glasmaler, Steinſchneider, Schloſſer, Plattner (Harniſchmacher), Zimmerleute u. ſ. w. Der Schreiber des Büchleins ſelbſt, Johann Neudörfer, iſt ein berühmter Schreibkünſtler, dem man die Formen der jetzigen deutſchen Bücherſchrift verdankt. Auch der Meiſterſänger Hans Sachs wird, wie ſchon erwähnt worden, in dieſem Verzeichnis aufgeführt.

Daſſelbe erzählt, unter Sebaſtian Lindenaſt, S. 12 f., Folgendes:

„Dieſer Lindenaſt hat nichts anderſt dann von geſchlagenen und getriebenen Kupfer gearbeitet, daraus machte er Gefäß allerlei Manier, als wäre es von Gold oder Silber getrieben u. ſ. w. Anno 1462 hat er an der Capelle am Markt, oben an der Uhr, dem Kaiſer Karl IV die ſieben umgebenden Churfürſten, den Ehrenhold, die vier Poſaunen, die zwei Männlein, da das eine läutet und das andere die Uhr umwendet, von Kupfer gemacht und getrieben, und hab ich ihn deſto lieber zu dieſen Künſtlern geſetzt, daß er und Viſcher der ältere, Rothſchmied, auch der vorgemeldte Adam Kraft, Steinmetz, gleich mit einander aufgewachſen und wie Brüder geweſen ſein, ſind auch alle Feiertag in ihrem Alter zuſammen gegangen, ſich nicht anderſt, als wären ſie Lehrjungen, mit einander geübet, welche Übung und Aufreißung noch zu weiſen iſt, ſind auch allemal ohn einiges Eſſen und Trinken freundlich und brüderlich von einander abgeſchieden.“

Es iſt kein Zweifel, daß ſolche Sonntagsſchulen der genannten Meiſter poetiſcher waren, als die Singſchulen in der Katharinenkirche. Dieſe Handwerker ſchufen ihre lebendigſte Poeſie auch wirklich mit ihren kräftigen und fertigen Händen.

Dritter Abſchnitt.

Die hiſtoriſchen Volkslieder des fünfzehnten Jahrhunderts.

Unter hiſtoriſchen Volksliedern verſteben wir diejenigen Lieder, welche unmittelbar aus geſchichtlichen Ereigniſſen und Zuſtänden hervorgiengen oder ſich auf ſolche beziehen und im Geſange des Volkes zu wirken beſtimmt waren, mögen ſie nun mehr darſtellend oder mehr polemiſierend hervortreten. Wir geſellen ihnen jedoch auch ſolche kürzere Zeitgedichte, die nicht in ſangbarer Form, ſondern unſtrophiſch, als Sprüche, verbreitet wurden, aber jenen nach Zweck und Inhalt verwandt ſind.

Geſchichtliche Lieder ſind die Grundlage größerer epiſcher Darſtellungen, in denen darum auch die aus den früheſten Zeiten untergegangen ſind. Dennoch ſind weit hinauf in der Geſchichte der deutſchen Poeſie beſtimmte Spuren und Überreſte ſolcher geſchichtlicher Volksgeſänge vorhanden. Das 13te Jahrhundert brachte viele Lieder zu Tage, die ſich auf kirchliche oder politiſche Ereigniſſe und Angelegenheiten einließen, doch ſind die auf uns gekommenen namhafter Meiſter mehr kunſtgerecht, als volksmäßig, mehr betrachtend und verhandelnd, als erzählend. Erſt ſeit dem 14ten Jahrhundert erſcheinen die hiſtoriſchen Volkslieder, wie wir ſie im Eingang bezeichnet haben, als etwas für jedes erheblichere, der allgemeinern oder beſondern deutſchen Geſchichte angehörige Zeitereignis herkömmliches, das 15te und 16te Jahrhundert aber geben uns deren die Fülle. Die Poeſie ſchritt in dieſem Zeitraum, wie in der Einleitung bemerkt wurde, hart an der Seite der That. Das Aufſtreben des Bürger- und Bauerſtandes gab dem Volksgeſange neues Feld und neuen Schwung. Die Schrift und der Druck waren bereite Mittel, das Lied, ſo wie es aus dem Ereignis hervorgegangen war, feſtzuhalten, wogegen in Zeiten der bloß mündlichen Überlieferung die Geſchichte, wenn ſie nachwirkend fortdauern ſollte, ſich völlig in Poeſie auflöſen muſte. Unter ſolchen Verhältniſſen erklärt ſich nicht nur der reiche Vorrath von Liedern dieſer Art, ſondern auch ihr unverarbeitet geſchichtlicher Charakter und der weitere Umſtand, daß wir großentheils mit den Namen der Dichter bekannt ſind, die ſonſt im Volksliede gänzlich verſchwinden./ Was über dieſe Lieder im Allgemeinen weiter zu ſagen wäre, wird ſich uns beſſer erſt aus der näheren Kenntnis derſelben ergeben.

Wir vertheilen ſie, nach den beiden Jahrhunderten, in zwei Abſchnitte. Nicht bloß um eine allzu lange Reihe derſelben mit andern Gegenſtänden zu unterbrechen, ſondern weil die Reformation an der Scheide des 15ten und 16ten Jahrhunderts der Zeitgeſchichte überhaupt ein neues Gepräge giebt und es nöthig ſein wird, die innern, geiſtigen Beſtrebungen und Kämpfe der Reformation, ſo weit die Poeſie an ihnen Theil nimmt, darzuſtellen, bevor ihr Heraustreten in die Thaten und Thatenlieder des 16ten Jahrhunderts geſchildert werden kann.

Für die Litteratur weiß ich vorläufig nur die einzige, allgemeinere Sammlung anzuführen:

Sammlung hiſtoriſcher Volkslieder und Gedichte der Deutſchen. Aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handſchriften zuſammengetragen von Dr O. L. B. Wolff. Stuttgart und Tübingen 1830.

So zweckmäßig der Gedanke an ſich war, das an ſo vielen Orten Zerſtreute einmal zuſammenzuſtellen, ſo Vieles läßt die vorliegende Sammlung noch zu wünſchen übrig. Die Vollſtändigkeit kann hier allerdings noch für lange Zeit nur eine beziehungsweiſe ſein. Es iſt auch wirklich manches aus ſeltenern fliegenden Blättern mitgetheilt und wenn die größere Maſſe theils aus früheren Volksliederſammlungen, namentlich dem Wunderhorn und der von Görres, theils aus bekannten Chroniken entnommen iſt, ſo kann dieß dem Sammler nicht zum Vorwurfe gereichen; aber doch hätte in dieſem Fache ohne beſondre Anſtrengung des Neuen oder noch wenig Bekannten weit mehr gegeben werden können. Die kritiſche Behandlung in Hinſicht auf Echtheit, Alter, geſchichtlichen Charakter, Sprache und Vers dieſer Lieder erträgt keine nähere Beleuchtung. Inzwiſchen iſt, bis eine vollſtändigere und untadelhaftere Sammlung zu Stande kommt, auch dieſe mit Nutzen zu gebrauchen.

Über einzelne Lieder oder größere Partieen ſolcher werden die Litterarnotizen je an der beſondern Stelle gegeben werden.

Den Übergang von dem Gegenſtande des vorhergegangenen Abſchnitts zu den hiſtoriſchen Volksliedern des 15ten Jahrhunderts machen uns am beſten zwei namhafte Meiſterſänger aus dem Anfang und der Mitte deſſelben, welche, neben den Gedichten, die ihrem Inhalte nach dem Innern der Singſchule angehören, wie ſpäterhin Hans Sachs von ſich ſelbſt meldet, „auch Lieder von Kriegesgeſchrei“ gemacht haben, und zwar theils noch in der Form des Meiſterliedes, theils in der einfachern des Volksgeſangs. Ich ſtelle dieſe Lieder um ſo lieber voran, als ſie uns die Zeitverhältniſſe und Zeitkämpfe mehr allgemein und überſichtlich, nach den Hauptparteiungen darlegen.

Die beiden Dichter ſind Muſcatblut[1] und Jörg Schilcher, beide durch Lieder und Töne in den Singſchulen berühmt. Den erſtern ſetzt man gewöhnlich in die zweite Hälfte des 14ten Jahrhunderts (Muſeum I, 188). Die geſchichtlichen Anſpielungen des nachfolgenden Liedes zeigen, daß es um 1413 gedichtet iſt.

Muſcatpluot: ain große lug.[2]
(Handſchriftliches Liederbuch der Hätzlerin S. 704.)

Ein ironiſches Lob der Sitten aller Stände: Die Simonie iſt zergangen, die Prieſterſchaft prangt nicht in Hochfahrt, treibt keinen Übermuth mit ihrem Reichthum. Kein Wucherer wird mehr gefunden; wer Wucher hat, giebt ihn um Gottes willen zurück. Nichts wird mehr vom Geize gehört. Die Mönche ſind halb heilig geworden, die Nonnen tragen keine Kinder mehr, Mönche und Nonnen treiben eifrig ihr Gebet; wer ſich in ihren Orden begiebt, fährt mühelos in den Himmel. Fürſten, Grafen und Herren halten ihre Ehre, ihre Diener legen ſich nicht auf Lügen und Schmeicheln; Ritter und Knechte halten ſich ehrſam; es betrübt ſie, daß man arme Leute höhnt und quält; ſie nehmen von ihnen kein unrecht Gut. So ſtehen die Lande in gutem Frieden, Niemand darf bei Strafe des Stranges in ihrem Gerichte böslich ergriffen werden.

Während Muſcatblut, 1413, die Gebrechen aller Stände verſpottet und ſelbſt die Unmacht des Kaiſers nicht verſchont, ſtellt etwas ſpäter, um 1450, Jörg Schilcher (bei Spätern Schiller, über ihn vgl. Grundriß 499) den ſcharfen Gegenſatz heraus, in welchen die Stände, Fürſten und Adel auf der einen, Bürger und Bauern auf der andern Seite, gegen einander getreten waren. Er ſteht uns um ſo paſſender am Eingang der vielen Lieder, welche den Kampf dieſer Stände betreffen, als er noch zur Partei der ältern Zeit, zu Fürſten und Adel hält und wir bei ihm recht deutlich erſehen, welchen Eindruck des Befremdens und der Eiferſucht die mächtig aufſtrebende Kraft, das trotzige Selbſtgefühl der untern Stände bei jenen gemacht.

---

[1] Über Muſcatblut vgl. Aufſeß, Anzeiger I, 258—60. Wolff, Altholländiſche Volkslieder 214. [Man vergleiche nun: E. v. Groote, Lieder Muſcatbluts. Köln 1852. 8. H.]

[2] [Man ſehe das Lied in: Liederbuch der Clara Hätzlerin, herausgegeben von C. Haltaus, S. 109. 110. E. v. Groote a. a. O. S. 153—156. H.]

Das erſtere Lied iſt ein Meiſtergeſang, aber wie der vorangegangene von Muſcatblut in einer leichter ins Ohr fallenden Weiſe:

Der Bauern Übermuth
(In des Jörg Schilchers Maienweis)

bei Görres, Seite 259 ff., daraus mit allen Fehlern bei Wolf Seite 194 ff.:

Wo ich jetzt in der welt umfahr u. ſ. w.

Wie hier gegen den Übermuth der Bauern, ſo wird in dem nächſten, volksmäßiger tönenden Liede gegen den der Städte losgezogen. Es ſteht im handſchriftlichen Liederbuch der Hätzlerin[1] S. 559 ff.:

Jubileus[2] iſt uns verkundt u. ſ. w.

Jörg Schilcher nennt ſich zwar in dieſem Liede ſelbſt nicht, aber ein in der Handſchrift unmittelbar voranſtehendes „maiſterliches lied" (S. 553—8), worin Frau Ehre, die aus dem Lande geflohen iſt, dem Dichter die Verdorbenheit der Zeit klagt, enthält ſeinen Namen:

— — all ditz geticht,
Als es Jörg Schilcher hat gericht;

und das zuerſt vorgetragene, gleichfalls mit ſeinem Namen geſtempelte, von der Bauern Übermuth, iſt ganz im gleichen Sinne gedichtet. (Sollten im erſten Lied unter den hoffärtigen Bauern auch nur die Städter gemeint ſein?)

---

[1] [Bei Haltaus S. 39—41. Uhland hat dieſes Gedicht in ſeine Volksliederſammlung I, S. 426—431, aufgenommen. H.]

[2] Jubileus, sc. annus, das päbſtliche Jubeljahr 1450.

Das zweite Gedicht Schilchers hat uns bereits mitten in die Fehden des 15ten Jahrhunderts verſetzt. Von den vielen Kriegsliedern dieſer Zeit heben wir nur diejenigen heraus, welche entweder für ſich durch lebendige Darſtellung oder dadurch, daß ſie ſich zu einem größeren geſchichtlichen Ganzen an einander reihen, vorzügliche Beachtung erheiſchen. Die erſtern, mehr vereinzelten, ſchicken wir voran und ſchließen mit denen, die ſich mehr gruppenweiſe zuſammenſchließen, den Schweizerliedern und den dithmarſiſchen.

Einzelne Fehdelieder aus der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts ſind: der Spruch von der Aachener Fehde, 1429, deſſen Verfaſſer ſich Affenſchmalz nennt (wenn nicht unter dieſem Namen der Verfaſſer eines ältern Liedes gemeint iſt), (Wolff 627 ff.); der Zug vor Hettſtädt, 1439 (Ebend. 624 ff.); das Lied von Grubenhagen, 1448 (Ebend. 626); die Eroberung des Schloſſes Haun durch Wilhelm IV von Henneberg, 1442 (Ebend. 621 ff.); die Kölner Unruhen (Ebend. 610 ff.); die Magdeburger Fehde (Wunderhorn II, 107 ff. Wolff 731 ff. Vgl. Koch II, 73—75. 83); Störtebeker, 1402 (Wunderhorn II, 167 ff. Wolff 693 ff. Leibniz, Scriptores rerum Brunsvicensium III, 394). Da ſie jedoch weder durch die Wichtigkeit der Ereigniſſe noch durch beſondre Vorzüge der Darſtellung ſich auszeichnen, ſo knüpfen wir gleich bei dem zweiten Liede Jörg Schilchers an, das im Städtekrieg von 1450 den Fürſten und dem Adel, namentlich dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg und den Übrigen, die mit ihm die Stadt Nürnberg hart bedrängten, Aufmunterung und Glückwünſche zuruft. Solchem Hohne gegenüber erhebt ſich, unter den Fahnen Nürnbergs, ein andrer Sänger mit Ernſt und Kraft und verkündet uns, wie noch im nemlichen Jahre jene feindſeligen Wünſche geſcheitert ſind: Hans Roſenblut, der Schnepperer, vom Kriege zu Nürnberg, 1450 (Wolff 48 ff.[1]).

Die Hauptauszüge der Nürnberger werden ſo beſchrieben:

Die von Nürmberg ſchicktn auß ein tier,
Das was ſo grauſamlich geſtalt,
Das gieng auß in der wochen zwir,
Das tier het vil ir veind bezalt.

---

[1] [Vergl. Faſtnachtſpiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert, geſammelt von A. Keller. Stuttgart 1853. 8. S. 1151. 1152. H.]

Das haben rittr und knecht eingnomen,
Das tier gab auß plei und auch pfeil.
In tag und nacht reiſt es zwelf meil
Und iſt alzeit ganz heimhin komen.
Man het oft ſcharpf auf es gemart
Mit reitern und mit wagenpürgen,
Das tier ſtund ſo veſt und ſo hart,
Daß es kond niemant niderwürgen.
Das tier das hett ein rüſſel vorn
Mit tauſend büchſen- und armbruſtſchützen,
Ein kong mocht wol fürchten ſein zorn,
Das tier mit ſeinen meſſein ſprützen.
Zweitauſent ſpieß warn ſein zwu ſeiten
Und auch ſein pauch, des iſt kein ſcherz,
Sein zagel warn ſechs hundert reiter,
Achthundert Schweizer warn ſein herz.
Ein wagenpurg[1] ſo heißt ſein nam;
Das tier het mangem nachgezogen,
Wenn marggravn Albrecht es ankam,
So hat er vor dem tier geflohen.

Der letzte, ſiegreiche Strauß dieſes Thieres fand bei Heimbach ſtatt. Schon war die Sonne zu Raſt gegangen und noch immer feuerte der Markgraf Albrecht die Seinigen gegen die Nürnberger an.

Der Verfaſſer dieſes Gedichts, Hans Roſenblut, der Schnepperer, wird uns bei den Schwänken und Fasnachtſpielen wieder vorkommen. Von ſeinen Lebensumſtänden weiß man nur aus einzelnen Andeutungen, die er ſelbſt giebt. Vorzüglich in einem Gedicht auf Herzog Ludwig von Baiern-Landshut ſagt er:

— — ich bin kein ungeheurer
Und bin ein frembder abenteurer
Zu fürſten, zu heren, zu kunigen und zu keiſern
Und bin irer wappen ein nachreiſer,
Nach adels ere zu plaſonniren
Und auch ir varb zu dividiren,
Und ſuch an iren höſen mein narung (Göz III, LXIX).

---

[1] Unter Wagenburg wird hier der geſchloſſene Heerzug mit Wagen, Geſchütz, Reiterei und Fußvolk verſtanden.

Von dieſer Beſchäftigung wird ſpäter in weiterem Verbande die Rede ſein. Daß ſie ihn nicht ganz zum Fürſtendiener machte, zeigt ſein Spruch vom Nürnberger Kriege, den er, vermöge der Erzählung mit „wir,“ ſelbſt mitgefochten hat. Sonſt möchten noch folgende ſeiner Sprüche in dieſen Abſchnitt zu ziehen ſein (nach dem Verzeichnis bei Göz III, LXX ff.): 11. der ſpruch von Nurmberg; 18. von der huſſen flucht; 19. ein ſpruch von Beheim; 28. von herzog Ludwigen von Beiern; dann 42. ein liet von den Turken.

(Sieh ſonſt über ihn: Muſeum I, 197. Grundriß 364 ff. Göz III, LXVIII ff.[1])

Ereigniſſe aus der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, von denen Lieder geſungen wurden, ſind: der ſächſiſche Prinzenraub, 1455 (Wunderhorn I, 296. Vgl. Koch II, 75. Wolff 655), und der Tod des jungen Königs Ladislav von Böhmen, 1457 (Wunderhorn II, 119 ff. Wolff 726 ff. Züricher Sammlung 507). Der Tod Ladislavs wird hier als das gewaltſame Werk der huſſitiſchen Ketzer dargeſtellt. „In der Weiſe, wie man den König Laßla ſingt,“ iſt eine häufige Bezeichnung ſpäterer Lieder. Der Strophenbau findet ſich aber ſchon in dem erzählenden Gedichte Morolf, aus dem 13ten Jahrhundert.

Eine weitere, berühmte Fehde war der pfälziſche Krieg, im Jahr 1462. (Der Held desſelben iſt Friedrich I, Kurfürſt von der Pfalz, zugenannt der ſiegreiche, welchem Hermann von Sachſenheim die Mörin mit zugeeignet hatte und von dem Michel Beham ſagt, daß er ſein Brot gegeſſen und ſein Lied geſungen habe, indem er nemlich 1469 die Thaten dieſes Fürſten in Form einer Reimchronik niederſchrieb.

Anlaß und Ablauf der Fehde waren dieſe: Diether von Iſenburg und Adolf von Naſſau ſtritten um den Beſitz der höchſten geiſtlichen Würde Deutſchlands, des erzbiſchöflichen Stuhles von Mainz; Pfalzgraf Friedrich erklärte ſich zum Beſchützer des erſtern, dem Pabſt und dem Kaiſer zum Trotze. Die mächtigſten Nachbarn der Pfalz, Baden und Wirtemberg, ergriffen willig den Vorwand des Reichsaufgebots und fielen verwüſtend in Friedrichs Lande ein, um den Gefürchteten zu demüthigen. Er aber griff ſie am 30 Juni 1462 unverſehens bei Seckenheim an, ſchlug ſie aufs Haupt und nahm den Markgrafen Karl von Baden, deſſen Bruder den Biſchof Georg von Metz und den Grafen Ulrich von Wirtemberg, nebſt vielen Edelleuten, gefangen (Fichard, Frankfurtiſches Archiv II, Frankfurt 1812, S. 54. Heinrichs Deutſche Reichsgeſchichte Thl. IV, S. 362—83).

---

[1] [Die ausführlichſten Unterſuchungen über Roſenblut hat A. Keller, Faſtnachtſpiele S. 1077 ff. mitgetheilt. H.]

Außer dem, was Behams ungedruckte Reimchronik über dieſen Streit enthalten mochte, handeln von ihm drei Lieder, die in Fichards Frankfurtiſchem Archiv II, S. 56 ff. nach einer Papierhandſchrift, damals im Beſitze des Herausgebers, abgedruckt ſind. Das eine derſelben, welches ich als das dritte aufführen werde, iſt auch bei Görres S. 240 ff. aus einer Heidelberger Handſchrift (vgl. Mone, Badiſches Archiv I, S. 69 f.) mitgetheilt und darnach von Wolff S. 600, der auch nur dieſes einzige gekannt zu haben ſcheint.

Dasjenige, welches chronologiſch vorangehört (bei Fichard Nr. 3), verkündet den nahen Ausbruch des Kampfes und ruft ihn hervor:

Wölt ir hören ein nuws geticht,
Was die thumherren han entricht [1]
Zu Menz wol uf dem ſtift?
Sie han zwen biſchof uß erwelt,
Das in zu ſchaden trifft u. ſ. w.

Der Schluß lautet:

Der uns das liedlin nüwe ſang,
Der hat vil mangen heimlichen gedank,
Er nent ſich Gilgenſchine,
Und der dem fürſten vil gutes gan,
Dem pfalzgrafen bi dem Rine.

Derſelbe ſingt nun auch ein freudiges Lied, nachdem die Schlacht geſchlagen iſt, woraus wir folgende Strophen ausheben (Fichard Nr. 2):

(Anf.) Wo untrüw wurd bezwungen,
Freut ſich das herze min.
Dem fürſten iſt gelungen,
Friedrich, pfalzgraf bi Rin,
Herzog in Beierland;
Es iſt im wol ergangen,
Freud iſt im wol bekant.

---

[1] entrichten, etwas, es aus der rechten Ordnung, Richtung bringen (Boner 391. Triſtan, Gloſſar 348 a).

Er fürt in hoher ziere
Ein ſchilt von farwen rich,
Dar inn von golt ein tiere,
Eim lewen iſt es glich.
Er iſt gewapent ſchon:
Uf ſinem helm von golte
Fürt er ein riche kron.

Es werden ſodann die drei Fürſten aufgezählt, die dem Pfalzgrafen unterlegen. Vom Biſchof von Metz wird geſagt:

Wer er daheim verbliben
Und het ein meſs geleſen,
Als ander pfaffen driben!

Sich haben wol beſonnen
Die herren alle dri,
Heidelberg han ſie gewonnen,[1]
Mit in manig graf und fri,
Darzu vil ritter und knecht.
Des freu dich, pfalzgraf hochgeborn,
Und alles din geſlecht!

Und laß dich nit betrügen!
Die fogel halt in hut,
Daß ſie dir nit empfliegen!
Din weidwerk das wirt gut.
Kanſtu die fogel ropfen,
So halt ſie bi dem feſſel![2]
Laß ſie nit von dir hopfen!

Der lewe hat erſlichen
Den jeger vor der thür u. ſ. w.

Biſchof, von Metz geſchriben,
Der nam möcht dir beſtan,
Werſtu da heim verbliben
Und drügſt ein korrock an,
Das dir vil beſſer were,
Wann daz du wilt zu Heidelberg
Die blatten laßen ſcheren.

---

[1] D. h. ſie ſind gefangen dahin geführt worden.

[2] Feſſel, das Band, an dem man die Falken aufſteigen läßt.

Schluß:

Gilgenſchein iſt ers genennet,
Der uns das liedlin dicht.
Sin nam iſt wol erkennet,
Groß gut beſwert in nicht.
Alſo nent er ſich (darmit?),
Sin ſeckel iſt im pfennig ler,
Das iſt ſin alter ſitt.

Dieſer Gilgenſchin (Liljenſchein), auch einer der angenommenen Sängernamen, kommt nirgends anders vor.

Das dritte Lied, das ausführlichſte, ſucht gleichfalls ſeinen poetiſchen Schmuck vorzüglich im heraldiſchen Bildwerke (Fichard Nr. 1. Görres 240 ff.).

Der Dichter nennt ſich dießmal am Schluſſe nicht, aber die Ähnlichkeit der gebrauchten Bilder läßt uns auch hier Gilgenſchein als Verfaſſer vermuthen.

Übrigens hat der Pfalzgraf den Rath dieſer Lieder redlich befolgt. Er hat die eingefangenen Falken wohl gerupft, die Schellen voll erklingen laſſen und dem Biſchof die Platte gut geſchoren. Der Biſchof von Metz muſte für ſeine Befreiung 50000 fl. zahlen, der Markgraf Karl von Baden 100000 fl. und eben ſo viel der Graf Ulrich von Wirtemberg, und da ſie die ganze Summe nicht aufbringen konnten, ſo muſten ſie dem Pfalzgrafen verſchiedene Städte und Schlöſſer verpfänden (Heinrich, Reichsgeſchichte IV, 382). Bis zu dieſer Löſung lagen ſie in harter Gefangenſchaft und die Chronik meldet (Cruſius, Annal. Suev. II, 410), man habe ſie zwar mit guter Speiſe verpflegt, aber ihnen kein Brot dazu gegeben, zur Strafe für die muthwillige Verheerung der Saatfelder. Vgl. Hans Sachs, Kemptener Ausgabe I, 936 f.

Während ſo die Stände des Reichs unter ſich und mit Kaiſer und Pabſt in manigfachen Streit verwickelt waren, hatten ſie kein Ohr für die Stimmen, welche vor einem das Reich und die Chriſtenheit immer furchtbarer bedrohenden Feinde warnten. Die Türken hatten 1453 Conſtantinopel erobert und dem griechiſchen Kaiſerthum ein Ende gemacht, nachdem man ſich ihrer zuvor ſchon in Ungarn und Serbien mit Noth erwehrt hatte. Der Pabſt und auch der träge Kaiſer Friedrich riefen vielfach zum Türkenzug auf. In dieſe Zeit fällt ein Lied, das Görres (S. 246 ff. Wolff 7 ff.) unter der Aufſchrift „Türkenſchrei“ mitgetheilt hat:

Wol auf in gotes nam und kraft u. ſ. w.

Aber die Fürſten und die Städte, die hier aufgerufen werden, hatten anderwärts zu thun oder waren durch ihre inneren Fehden geſchwächt; man führte dieſes auf dem Reichstage zu Wien, einem der vielen vergeblichen über dieſe Frage, zur Entſchuldigung an:

> „indem ſider der zit — groß ſchwere hauptkriege mit großen ſchaden und unrat zwiſchen merglichen kurfürſten und fürſten, grafen, herren und andern des heil. richs in tütſchen landen ergangen ſint, dadurch tütſche lande an ihrer kraft und macht nit ein wenig geheligt ſind und größlich abgenommen haben“ u. ſ. w. (Heinrich IV, 370.)

Der Türkenſchrei verhallte; die Gefahr muſte noch handgreiflicher hereinbrechen.

Von dieſen mehr vereinzelt daſtehenden Liedern kommen wir zu denjenigen, welche ſich in größere geſchichtliche Partien an einander reihen. Die Hauptſtelle nehmen hier die Schweizerlieder ein. Die Freiheitskämpfe des ſchweizeriſchen Volkes und deſſen anderwärtige Schickſale in unſrem Zeitraum und höher hinauf ſind nach dem gröſten Theil ihrer bedeutendern Momente in gleichzeitigen Liedern, häufig von beiden ſtreitenden Theilen, beſungen. Das 15te Jahrhundert, mit welchem wir in dieſem Abſchnitte abſchließen, vollendet, mit dem Schwabenkriege, die Eidgenoſſenſchaft der 13 Orte.

Litteratur der Schweizerlieder:

Viele einzelne dieſer hiſtoriſchen Lieder ſind als fliegende Blätter und in den ſchweizeriſchen Chroniken, beſonders den bekannten von Tſchudi (aus Glarus, geboren 1505, geſtorben 1572) und Diebold Schilling,[1] gedruckt.

Aus letzterer ſind die des Veit Weber beſonders herausgegeben:

---

[1] Aegid. Tschudii Chronicon helveticum u. ſ. w., herausgegeben von Iſelin, 2 Theile. Baſel 1734—1736. Fol. (Hier nur bis 1470.) Tſchudis Chronik, Fortſetzung von 1472—1516 in: Helvetia, Denkwürdigkeiten für die 22 Freiſtaaten der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft. Neue Folge. Bd. I. Aarau bei Chriſten 1827. Bd. II. 1828. Diebold Schillings Beſchreibung der burgundiſchen Kriegen. Bern 1743. Fol. (Gleichzeitig.)

Kriegs- und Siegeslieder aus dem 15ten Jahrhundert von Veit Weber aus Freiburg im Breisgau. Herausgegeben und mit den nöthigen Erläuterungen verſehen von H. Schreiber. Freiburg 1819.

Aus der handſchriftlichen Chronik Wernher Steiners von Zug ſind in der:

Aletheia durch Ernſt Münch. Zürich 1822. S. 139 ff.

mehrere ſolcher Lieder mitgetheilt. Bei Wolff S. 448 ff. finden ſich die Lieder aus Tſchudi, Schilling und der Aletheia zuſammengedruckt.[1]

Münch bezeichnet die in der eben genannten Schrift gegebenen Stücke als Proben einer vollſtändigen Sammlung von altſchweizeriſchen Volks- und Kriegsliedern von den älteſten Zeiten bis zur Reformation, mit hiſtoriſchen Einleitungen und erläuternden Anmerkungen. Der Dichter Rudolf Wyß, in Bern, der dieſelbe Abſicht gehegt, habe ſich mit ihm zur gemeinſchaftlichen Herausgabe verſtanden. Dieſes gemeinſame Unternehmen iſt nicht zu Stande gekommen. Wohl aber hat der ſeitdem verſtorbene Rudolf Wyß eine bedeutende Sammlung ſolcher Lieder, aus handſchriftlichen Quellen und nach alten Flugblättern, in 8 Heften, ungedruckt hinterlaſſen.

Ich habe kürzlich Gelegenheit gehabt, dieſen reichen Vorrath einzuſehen; es iſt ſehr zu wünſchen, daß er in die Hände eines tüchtigen Herausgebers komme. (Vgl. noch F. H. von der Hagens Briefe in die Heimat I, 180. 185. 197.)

Die Lieder, welche von den früheſten ſchweizeriſchen Begebenheiten handeln, ſind nicht auch der Zeit der Abfaſſung nach die älteſten. Eines von der Schweizer Ankunft aus Schweden und ihrer erſten Niederlaſſung im Haslithal ſcheint erſt im 17ten Jahrhundert gedichtet zu ſein. Ein andres von den Thaten Wilhelm Tells:

Wilhelm bin ich, der Telle,
Von Heldenmuth und Blut u. ſ. w.

(Wunderhorn II, 129 ff. nach einem fliegenden Blatt. Wolff 719 ff.) ſcheint in ſeiner jetzigen Geſtalt in das 16te Jahrhundert zu fallen. Es iſt beſtimmt, durch Erinnerung an den alten Helden der Schweizerfreiheit vor Abwegen einer ſpäteren Zeit zu warnen, wie die Schlußſtrophen beweiſen, worin Tell alſo ſpricht:

---

[1] [Man vergl. auch: E. L. Rochholz, Eidgenöſſiſche Lieder-Chronik. Sammlung der älteſten und werthvollſten Schlacht-, Bundes- und Parteilieder vom Erlöſchen der Zäringer bis zur Reformation. Bern 1835. 8. H.]

> Das merkt, fromm Eidgenoſſen! u. ſ. w.

Auch das Lied „von der Laupen Schlacht (Schlacht bei Laupen, 1339) in ihrer alten Melodei“ (wie Ecken Ausfahrt, Herzog Ernſts Ton) iſt nicht gleichzeitig. (In Rebmans Geſpräch u. ſ. w. des Nieſens und Stockhorns u. ſ. w. neue Ausgabe, Bern 1620, S. 510 ff. Laßberg bemerkt vor ſeinem Exemplar dieſes Buchs, daß er auch eine Ausgabe des Liedes Bern 1606 beſitze.)

Da überhaupt die Poeſie des 14ten Jahrhunderts nicht unmittelbar zu unſrer Aufgabe gehört, ſo hebe ich von den Liedern, welche wirklich aus demſelben ſtammen (vom Biſchof von Baſel, 1367, Wolff 557 ff., von den Guglern, 1376, Ebd. 451 ff.), nur zwei hervor, die ſchon näher an der Grenze unſres Zeitraums ſtehen, aber noch im Tone des alten Heldenlieds zwei der denkwürdigſten Freiheitsſchlachten beſingen, die Sempacher, 1386, und die bei Näfels, 1388.

Ein lied von dem ſtrit ze Sempach, 9 Juni 1386 (Tſchudi I, 529 ff. Wolff 454 ff.).

Dieſes Lied iſt vielleicht das beſte von allen geſchichtlichen Schweizerliedern und hat auch in den ſpäteren nachgewirkt.[1] Der Text iſt ſehr verdorben und dadurch beſonders der Anfang etwas dunkel. Herzog Leopold von Öſterreich zieht mit ſeinem großen, ritterlichen Heere von Surſee herauf, während von der andern Seite die Eidgenoſſen anrücken:

> Gar bald ſi da vernamend Von Sempach uß der burg u. ſ. w.

(Suchenwirt, 67 b f. Vgl. Sammlung für altdeutſche Litteratur und Kunſt I, 152 ff.)

Das Glarner Lied oder das von der Schlacht bei Näfels, 1388, in doppelter Geſtalt, ausführlicher und kürzer, auf uns gekommen (Tſchudi I, 548. Wolff 464 ff.; dann Aletheia 141. Wolff 564), iſt nicht ſowohl durch poetiſche Darſtellung, als durch die alterthümliche epiſche Weiſe bemerkenswerth (die im Sempacher Lied eine Modification erfahren hat). Gleich bei der erſten Zeile des kürzern Textes:

---

[1] [Man ſehe das urſprüngliche Lied in Uhlands Volksliedern I, S. 404 bis 409; dasſelbe mit der Umarbeitung und Erweiterung Halbſuters in Wilhelm Wackernagels Altdeutſchem Leſebuche. Vierte Ausgabe. Baſel 1861. 8. Sp. 1105—1120. Man vergl. auch: O. Lorenz, die Sempacher Schlachtlieder, in F. Pfeiffers Germania VI. Wien 1861. 8. S. 161—186. H.]

> In einer fronfaſten do huob ſich Glarner not u. ſ. w.

wird man an der Nibelunge not erinnert.[1]

Wir ſchreiten nun vor zu den Schweizerliedern des 15ten Jahrhunderts.

Bald nach dem Anfang des 15ten Jahrhunderts fieng der reine Freiheitskampf der Eidgenoſſen ſich zu trüben an. Sie giengen auf Eroberung aus, machten ſich Unterthanen, die nicht mit ihnen ſelbſt gleiche Rechte hatten, entzweiten und bekämpften ſich um neuen Erwerb.[2]

a) Aargauer Fehde.

Im Jahr 1412 ſchloß Herzog Friedrich von Öſtreich mit den 8 Orten, aus denen damals die Eidgenoſſenſchaft beſtand, 50jährigen Frieden und beſtätigte ihnen Alles, was ſie in Folge der bisherigen Kämpfe beſaßen. Sie hinwider beſtätigten dem Herzog, was er noch bei ihnen an Pfandſchaft, Lehen und andern Rechten inne hatte. Dieſer Friede dauerte jedoch kaum drei Jahre. Während der Kirchenverſammlung zu Konſtanz gerieth Herzog Friedrich mit dem König in Streit, weil er ſich weigerte, nach Konſtanz zu kommen und vom Könige ſeine Lehen zu empfangen. Da er es zugleich wagte, einen der Päbſte, den man abſetzen wollte, in ſeinen Schutz zu nehmen, ſo wurde er von der Kirchenverſammlung mit dem Banne belegt und vom König aller Würden und Lehen verluſtig erklärt. Sämmtliche Getreue des Reichs wurden gegen ihn aufgeboten, auch die Eidgenoſſen. Dieſe trugen anfangs Bedenken, einen Frieden zu brechen, den ſie kaum erſt mit dem Herzog auf 50 Jahre beſchworen hatten. Als aber der König wiederholt ſeine Boten ſchickte und die Kirchenverſammlung mit dem Banne drohte und als nun zuerſt Bern ſein Kriegsvolk rüſtete, da wollten auch Zürich und die übrigen Eidgenoſſen, Appenzell allein ausgenommen, nicht zurückbleiben. Die alten Beſitzungen Öſtreichs im Aargau wurden ohne großen Widerſtand eingenommen. Am meiſten bereicherten ſich Bern, Luzern und Zürich. Auch nachdem Herzog Friedrich ſich mit dem König verſöhnt hatte, deſſen Krieg doch dieſer geweſen war, wurden die Eroberungen nicht zurückgegeben. Uri allein verſchmähte jeden Antheil an der Beute. Die Übrigen herrſchten nun über dieſe Lande, wie zuvor Öſtreich darüber geherrſcht hatte.

---

[1] [Man ſehe das Lied in Uhlands Volksliedern I, S. 409—411. H.]

[2] Das Hiſtoriſche hauptſächlich nach der überſichtlichen Darſtellung in Zſchokkes: des Schweizerlands Geſchichte für das Schweizervolk.

In dieſe Zeit fällt der Spruch eines Aargauers, der ſein Land gegen den Vorwurf verantwortet, als hätt' es ſich ohne Noth aufgegeben (Tſchudi II, 28 f. unter 1415. Wolff 468; auch abgekürzt Ebend. 561 ff.). Darin heißt es unter Anderm:

(Anf.) In minem ſinn es übel hillt,
Wo jemand die von Ergöw ſchilt.
Des adels pris, des adels port,
Hie und dort an mengem ort,
Iſt das Ergöw lang geweſen,
Geſtorben oft und ouch geneſen,
Gefangen und ouch worden wund,
Das was den alten herrn wol kund.
Obs nun ein anders worden iſt,
Das hat nit gtan ir (der Aargauer) arger liſt.
Künig Sigmund und ouch ſin rat
Und von Friburg graf Cunrad
Die wiſſend wol, wie der adler
Für Zovingen zoch und der bär.
Wer mocht ſich ſolcher macht erwern?
Fürſten, grafen, frien und herrn
Hattend herzog Fridrich abgſeit,
Das was im Ergöw mengklich leid.
Aller hilf ſtund das Ergöw bloß,
Der überlaſt was inen zgroß.

Es wird hierauf im Einzelnen dargethan, wie die Städte vergeblich ſich zu halten bemüht geweſen. Beſonders wird die Gegenwehr von Baden gerühmt, dem doch nicht ſo ſchwer beizukommen geweſen wäre:

Man hett wol funden ſtraß und ſteg,
Durch Winterthur gieng offner weg,
Daß man gen Baden kommen wär.
Man fand aber jetz kein bader,

Wiewol es was in meienzit,
Da man ſunſt gern ze Baden lit
Und man des abends wäſcht die füß,
Ze nacht ſchlaſt man daruf gar ſüß.

Nicht bloß mit Papier, d. h. ohne thätliches Widerſtreben, ſind die aargauiſchen Städte erobert worden:

Die von Ergöw ducht verdroſſen,
Wann ſi mit papier wärind erſchoſſen.
Hin und her ſchrieb man briefe vil,
Wer umb brief ſtett uſgeben will,
Der iſt ſicher vor büchſenſtein.
Im Ergöw iſt kein ſtatt ſo klein,
Si iſt vorhin worden beſeſſen (belagert) u. ſ. w.

Was ſols, daß menger jetz trowt vaſt,
Der ſich do barg vorm überlaſt?
Das Ergöw dri geliger[1] hat,
Man ſprach mit gwalt zu im ſchachmatt.
Wann jederman ſich ſelbs bekant,
So bſtund Ergöw wol one ſchand.
Ich kriegte gern mit dem adel,
Warumb ſi den pfawenwadel[2]
Selbs hand ſo hert gehulfen rupfen u. ſ. w.

Auch die älteren Verdienſte der Aargauer um ihr Fürſtenhaus zählt der Spruch auf und ſchließt daraus:

Hettend ſi hilf und troſt gehept,
Sie hettind biß in tod geſtrept,
Man hett ſi funden uf der ban,
Als ſi vormals me hand getan.

---

[1] geliger, geleger, Gerüſt, Geſtell; hier ſind wohl die drei Stände: Adel, Städte, Bauern, gemeint. Vergl. Schmeller II, 454. 456.

[2] Der Pfauenſchwanz, oft wiederkehrend, bedeutet Öſtreich. Die Herzoge von Öſtreich pflegten Pfauenfedern auf Hut oder Helm zu tragen. Aus Haß gegen ſie durfte darum in der Eidgenoſſenſchaft Niemand ohne Lebensgefahr ſich mit Pfauenfedern ſchmücken; es wurde auch kein Pfau mehr geduldet; ein Mann zerbrach einſt im Wirthshauſe ſein Weinglas, weil es ihm den Farbenglanz des Pfauenſchweifes ſpiegelte.

Ee ſie irn herrn hettind verlon,
Ee wer ir beins nit kön (gekommen) davon.
Menger ufs Ergöw unglimpf ſagt,
Der ſelbs den pfawen rupft und jagt u. ſ. w.

b) Toggenburger Fehde.

Unter den Eidgenoſſen ſelbſt entſpann ſich innerer Krieg über die Erbſchaft des Grafen Friedrich von Toggenburg, der 1436 ohne Nachkommen geſtorben war. Zürich und Schwyz entzweiten ſich beſonders über die zu dieſem Erbe gehörige Herrſchaft Utznach; mit beiden Orten war der verſtorbene Graf in Land- oder Bürgerrecht geſtanden. Nur durch Gewalt gezwungen, ließ ſich Zürich 1440 den Rechtsſpruch der Eidgenoſſen gefallen, vermöge deſſen es nicht nur allem Anſpruch auf Toggenburg entſagen, ſondern ſogar, zur Entſchädigung für den Kriegsaufwand, Abtretungen an Schwyz und das mit dieſem verbundene Glarus machen muſte. In demſelben Jahre beſtieg Herzog Friedrich von Öſterreich, Enkel des bei Sempach erſchlagenen Leopold, den Kaiſerthron. Er ſagte öffentlich, er gedenke noch den Schweizern alles Gut ſeiner Vorfahren wieder einmal abzunehmen. Auch ließ er die Stimmung der Leute im Aargau, des Adels und der Städte, fleißig erforſchen. Das gedemüthigte Zürich ergriff dieſen Anlaß zur Rache und ſchloß im Jahr 1442 heimlich einen Bund gegen die Eidgenoſſen. Als dieſer ruchtbar wurde, ſchrieen die Eidgenoſſen alle gegen den Vorort über die Verletzung des ewigen Bundes. Auch das Lied erhob ſeine Stimme. In Fichards Frankfurtiſchem Archiv Th. III, 273 ff. iſt aus einer Handſchrift des 15ten Jahrhunderts abgedruckt: „Ein ſuberlich litlin von eidgenoßen." Es iſt ein Neujahrslied, ohne Zweifel zum Neujahr 1443, nach hinten unvollſtändig und von ſehr verdorbenem Text. Der Sänger klagt über die großen Herren, welche Zürich der Eidgenoſſenſchaft entfremden:

Nu ruwet mich ein arm gemein
Zu Zürich, in der ſtat,
Das der tumme rat (allein)
So gar verwiſet[1] hat,

---

[1] Falſch gewieſen, irre geleitet.

Daß ſie ſint ſo blinde,
Die alten und die kinde,
Sie buwent uf einen winde,
Der bald verwehet hat.

Ôſter heißet der winde,
Er wehet uß Ôſterich u. ſ. w.

Doch vertraut das Lied der Kraft der Eidgenoſſen; iſt auch dem Faß Ein Reif abgeſprungen, ſo bleibt doch der Wein noch wohl bewahrt:

Uch iſt dem faß ein reif enbonden
Der win in ſchloſſen nit geſund?
Das hat gewerret manig ſtund
Biß daß es ſich ergeben hat.

Zürich ließ auch, allen Mahnungen taub, nicht vom Kaiſer, ſchwor feierlich den Reichseid, des Kaiſers Nutzen zu fördern und deſſen Schaden zu wenden, und vertauſchte die eidgenöſſiſchen Zeichen mit den öſtreichiſchen und kaiſerlichen.

Nun erhob ſich ein blutiger, grauſamer Kampf. Auf der einen Seite Schwyz, Uri, Unterwalden, Glarus, Zug und Luzern, auf der andern Zürich mit öſtreichiſcher Hülfe; an der Spitze der einen Partei der Landammann Jtel Reding von Schwyz, an der von Zürich der Bürgermeiſter Rudolf Stüßi. Der Hauptüberfall von Seiten der Eidgenoſſen geſchah am 22 Juni 1443. Die Zürcher, die ihnen entgegenſtürzten, muſten in Verwirrung über die Sihlbrücke zurückfliehen. Mitten auf dieſer ſtand der greiſe Bürgermeiſter Stüßi mit geſchwungener Streitaxt und gebot den Bürgern zu halten. Da durchrannte ihn, als den Urheber des Unheils, Einer von Zürich ſelbſt mit dem Spieße. Die Vorſtadt wurde geplündert und in Brand geſteckt. Auch im folgenden Sommer, 1444, wurde Zürich 60 Tage lang, doch vergeblich, von den Eidgenoſſen belagert.

Auf dieſe Geſchichten beziehen ſich zwei Lieder von öſtreichiſcher Seite. Tſchudi nennt ſie Schmachlieder und zeiht beſonders das erſtere der Lüge. Dieſes iſt auch ein Neujahrslied, aber auf Neujahr 1444. (Tſchudi II, 390 und Wolff 474 haben es unter 1443, allein es ſetzt den Kampf an der Sihl voraus.) Es wird darin zu einem förmlichen Kreuzzuge gegen die Eidgenoſſen aufgerufen:

Gen diſem nüwen jare
Han ich ein gut geding,[1]
Wie daß ein küng herfare,
Der etwas ze lande bring,
Damit er das unrecht wer;
Daß dardurch globet werde
Ja alles himmelſch heer u. ſ. w.

Das zweite Lied giebt Tſchudi (II, 412. Wolff 480) unter dem Titel: „Ein Schmachlied, ſo in dieſen Tagen der Jſenhofer von Waltzhut (Waldshut, eine der damals öſtreichiſchen Waldſtädte) für die Öſterricher wider die Eidgnoſſen macht. Anno 1444.“

Es beginnt bilderreich:

Woluf, ich hör ein nüw getön,
Der edlen vöglen gſang,
Jch trüw, es komm ein ganze ſchön;[2]
Unwetter hat ſo lang
Gerichſnet uf der heide,
Die blumen ſind erfrorn.
Dem adel als ze leide
Hand puren zſammen gſchworn.

Die wulken ſind ze berg getruckt,
Das ſchafft der ſunnen glanz;
Den puren wird ir gwalt entzuckt,
Das tut der pfauwenſchwanz.
Blümi, laß din lüjen!
Gang heim, hab gut gemach!
Es grat die herren müjen,
Trink uß dem mülibach![3] u. ſ. w.

Zürich und die mit ihm halten, werden aufgemuntert, die Städte, die ſich zu den Eidgenoſſen neigen, abgemahnt, der Übermuth der

---

[1] geding, Hoffnung, Vertrauen.

[2] Vollkommene Klarheit des Himmels.

[3] Blümi, Bluem, eine Kuh mit weißen Flecken, ſ. Stalder I, 188 (vergl. Sempacher Lied: ku Brüne, Wolff 464), bezeichnet das Hirtenvolk. Lüjen, brüllen, Stalder II, 182. Grat, geräth, fängt an, als Hülfswort. Müjen, mühen plagen, beſchweren.

Bauern geſcholten. Der König ſelbſt wird aufgefordert, dieſem Unweſen ein Ende zu machen.

Zuletzt ſpricht der Sänger von ſich:

Der uns diß liedlin hat gemacht,
Der iſt von Iſenhofen,[1]
Die puren hattend ſin kein acht,
Als er ſaß hinderm ofen
Und loſet irem rate
Und was ſi weltend triben,
An einem abend ſpate,
Er hats nit mut zverſchwigen.

Früi an einem morgen
Hub er ſich dannen bald,
Er luff dahin mit ſorgen
Wol obnen durch den wald.
Do er kam uf die heide,
Im ducht, im wer gelungen,
Den frommen nit ze leide
Hat er diß lied geſungen.

Würdiger ſchließt freilich Halbſuter ſein Sempacher Lied:

Diß lied hat er gedichtet, Als er ab der ſchlacht iſt kan.

König Friedrich, den Iſenhofers Lied zur Demüthigung der Eidgenoſſen auffordert, konnte, in anderweitigen Krieg verwickelt, dem bedrängten Zürich wenig helfen. Er rief den König von Frankreich um Hülfe gegen die Schweizer an. Dieſer ſchickte ſeinen Thronerben Ludwig mit 30000 Armagnaken. Jetzt, gegen den äußern Feind, zeigte ſich wieder die rechte Kraft der Eidgenoſſen. 1500 derſelben, nemlich 900, welche eben die Veſte Farnsburg belagert hatten, und 600, die ihnen aus dem Lager vor Zürich einſtweilen zur Verſtärkung zugeſchickt waren, lieferten der großen franzöſiſchen Übermacht am 26 Auguſt 1444 die zehnſtündige Schlacht an der Birs und bei St. Jakob, vor Baſel, worin ſie ſelbſt untergiengen, aber den Feind durch ungeheuern Verluſt zum Stillſtand brachten. Als der Dauphin hörte, die Eidgenoſſen wären von der Belagerung Zürichs aufgebrochen, um ihre ganze Macht gegen ihn zu wenden, fand er nicht für gut, ſie weiter zu verſuchen und ſchloß voll Achtung für ſolche Tapferkeit mit ihnen Frieden.

---

[1] Mone, Badiſches Archiv I, 68: „Tſchudi nennt ihn von Waldshut, er ſelbſt ſich von Iſenhofen, was beides richtig ſein kann, jenes in Bezug auf den Geburtsort, dieſes auf die Heimat der Voreltern. — Von dem Leben des Verfaſſers iſt weiter nichts bekannt.“

Von dieſem Heldenkampfe fehlt uns das Lied; denn dasjenige, welches unter der Aufſchrift „Herr Burkhard Münch“ ſich im Wunderhorn II, 140 (nach Lycoſthenes Pſellionoros Luſtgarten, Straßburg 1621, S. 678) und aus dieſem bei Wolff 718 findet, iſt eine einzelne, im 17ten Jahrhundert verſificierte und für jene Sammlung noch beſonders zugerichtete Anekdote nach den Chroniken von dieſer Schlacht.

Als nemlich am Ende derſelben Ritter Burkhard Münch, ein Feind der Eidgenoſſen, mit andern Rittern über das blutige Wahlfeld und die Leichen der Schweizer hinritt, ſprach er fröhlich: „Nun bad' ich in Roſen.“ Da rief, unter den Todten ſich aufrichtend, der Hauptmann Arnold Schik von Uri: „Friß dieſe Roſe!“ und traf mit einem Steine tödtlich Burkhards Stirne.

Nur wieder von öſtreichiſcher Seite iſt ein kurzes Lied vorhanden, das Tſchudi ſo bezeichnet:

Uf den Stritt an der Pirs und den Abzug von Zürich machtend ouch die Öſterricher neißwas armen übelgerimpten Bettel-Lieds, das ſungend ſi allenthalb, und was doch merteil erlogen Ding.

Es ſteht bei Tſchudi II, 429 und Wolff 478.

Der innere Krieg der Eidgenoſſen gegen Zürich, Öſtreich und deſſen Adel dauerte nach dem Abzug der Franzoſen fort. Erſt die entſchiedene Niederlage der Öſtreicher in der Schlacht bei Ragatz, im Rheinthal, am 6 Merz 1446, führte den Frieden herbei. Zürich muſte dem Bunde mit Öſtreich entſagen und erhielt das Gebiet, das ihm die Eidgenoſſen entriſſen hatten, gröſtentheils zurück. Toggenburg überließen alle Parteien einem Verwandten des verſtorbenen Grafen.

Über die Schlacht zu Ragatz ſteht ein Lied des Hans Ower von Luzern bei Tſchudi II, 463 und Wolff 489. Es iſt zum Ruhme der Eidgenoſſen geſungen, aber ohne dichteriſches Verdienſt.

Das Gleiche gilt von einigen ſpätern Fehdeliedern, dem auf den thurgauiſchen Krieg, 1460 (Tſchudi II, 609. Wolff 495), dem auf den ſundgauiſchen Zug, 1468 (Tſchudi II, 687. Diebold Schilling 22. Wolff 501; ein lebendigeres in Wyßs handſchriftlicher Sammlung), und dem Waldshuter Liede von Thöni Steinhuſer aus Appenzell, der mit im Heere war, auch 1468 (Tſchudi II, 692. Wolff 497).

c) Burgundiſcher Krieg.[1]

Neuen, mächtigen Aufſchwung nahm die Kraft der Eidgenoſſen in dem ſiegreichen Kriege gegen Karl von Burgund.

Erzherzog Siegmund von Öſtreich, durch den unglücklichen Feldzug gegen die Schweiz, dem der Waldshuter Friede 1468 ein Ende gemacht hatte, an Geldmitteln zu neuer Rüſtung erſchöpft, verpfändete ſeine Beſitzungen im Elſaß und Sundgau ſammt dem Breisgau und Schwarzwald, ohne wahrſcheinliche Hoffnung jemaliger Wiedereinlöſung, um 80000 fl. an Karl den kühnen, Herzog von Burgund. Sogar die Regierung trat er ab. Zu Enſisheim huldigten unwillig die Lande dem fremden Fürſten. Dieſer Unwille wurde bald zu Gährung und Aufruhr geſteigert durch die unerträgliche Tyrannei des Landvogts, den ihnen der Herzog geſetzt hatte, Peters von Hagenbach. Von allen Seiten kamen bittre Klagen an Erzherzog Siegmund; doch es war nur Ein Mittel zur Rettung: ein Bund Öſtreichs mit ſeinen alten Feinden, den Eidgenoſſen. Der Erzherzog zögerte, aber Herren und Städte lagen ihm an, und auf einem Tage zu Konſtanz, dem Siegmund ſelbſt beiwohnte, im Anfange des Aprils 1474, kam die Vereinigung zu Stande, die ewige Richtung genannt. In wenigen Tagen wurde dem Herzog von Burgund angeſagt, der Pfandſchilling liege in Baſel. Aber Karl war nicht Willens, die Löſung anzunehmen und als ihm die weitere Nachricht zukam, daß ſein Landvogt Hagenbach, nach dem Spruch eines zu Freiburg gehaltenen Landgerichts, enthauptet worden war, loderte er in heftigem Zorn auf und ſchwur, eher das Leben als die Rache aufzugeben. Karl war ein Fürſt von ſtolzem Geiſte und großer Macht. Seine Lande erſtreckten ſich vom Jura bis zur Nordſee. Den Herzog Renatus von Lothringen hatte er vertrieben und mit ſeinen Waffen Ludwig XI von Frankreich vor Paris erſchreckt. Dieſer, der noch als Dauphin bei St. Jakob die Tapferkeit der Schweizer kennen gelernt, hatte es nicht an Geſchenken fehlen laſſen, ſie gegen den Herzog aufzuregen und unter ſeiner Gewährleiſtung wurde die Konſtanzer Richtung beſchworen. Auch der vertriebene Herzog von Lothringen hatte ſie um Beiſtand angerufen und ſelbſt der deutſche Kaiſer munterte ſie gegen Burgund auf. Sie griffen das gefährliche Werk an und fielen, in demſelben Jahre 1474, in Gemeinſchaft mit Öſtreichern und Lothringern, in Hochburgund ein. Aber der Kaiſer und der König von Frankreich traten zurück und ſchloſſen Frieden oder vieljährigen Waffenſtillſtand mit Burgund. Auf die Eidgenoſſen fiel nun der ganze Zorn des gewaltigen Herzogs und er brach, ihre Anerbietungen verſchmähend, mit großer Heeresmacht, im Merz 1476, über den Jura herein und nun wurden nach einander die blutigen Schlachten geſchlagen, deren letzte ihm den Tod brachte.

---

[1] Das Geſchichtliche meiſt nach H. Schreibers Erläuterungen zu Veit Webers Liedern.

Dieſer burgundiſche Krieg iſt der Gegenſtand einer anſehnlichen Reihe von Liedern, die ſich von ſeinem Anfang bis zu ſeinem Ausgange hinzieht. Sie ſtehen gröſtentheils in des Zeitgenoſſen Diebold Schilling Beſchreibung der burgundiſchen Kriege (Bern 1743), einige weitere nach Steiners Chronik in Münchs Aletheia 145 ff. und hiernach ſämmtlich bei Wolff 504 ff.

Ein großer Theil derſelben iſt von Veit Weber, aus Freiburg im Breisgau, geſungen. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt außer dem, was er ſelbſt in den Liedern berührt, nichts weiter bekannt. Er zeigt ſich auch im Ganzen auf dem Standpuncte ſeiner Heimat, des öſtreichiſchen Breisgaus. Obgleich der namenkundigſte unter den Sängern der Schweizerkriege, iſt er doch mehr durch tüchtige Geſinnung, als durch beſondre Kraft der Darſtellung bemerkenswerth. Keines ſeiner Gedichte kann ſich an Fülle lebendiger Züge mit Halbſuters Liede von der Sempacher Schlacht vergleichen.

Muſtern wir nun auch dieſe Lieder vom Kampfe mit Burgund!

Das erſte ſingt vom Tode des Drängers Hagenbach. Als dieſer Nachricht von dem Tage zu Konſtanz erhielt, dachte er, ſich Breiſachs, als eines haltbaren Platzes, zu verſichern. Am Charfreitag zog er mit lärmender Kriegsmuſik ein. Dann trat er, umgeben von Söldnern, vom Henker, den er immer bei ſich hatte, begleitet, in die Kirche, unterbrach die Predigt vom verſöhnenden Leiden und zwang den Prieſter, ihm eine vollſtändige Meſſe zu leſen. Auch den Stadtrath änderte er in dieſer Zeit und entehrte die Frau eines Bürgers. Da ſchlug ſeine Stunde. Er wurde feſtgenommen und in den Kerker geworfen. Selbſt die Kinder jauchzten und beſangen im Oſterliede die glückliche Wendung. Auf Mahnung der erzherzoglichen Räthe erſchien nach vier Wochen das Landgericht, darunter auch erbetene Richter von Bern, Baſel, Solothurn. Auf dem öffentlichen Platze zu Breiſach wurde das Gericht gehalten und das Todesurtheil gefällt. Die Henker mehrerer Städte ſtritten ſich darum, ihm das Haupt abzuſchlagen. Sein Name lebt, nach Schreiber S. 4, noch in den Verwünſchungen des Volkes.

Das Lied auf dieſes Ereignis iſt nicht eben in poetiſcher Beziehung, aber als Volksſtimme beachtenswerth (Aletheia 145. Wolff 565):

Wend wir aber heben an
Vom Hagenbach, dem ſchamperen mann,
Wie es im iſt ergangen u. ſ. w.

Auf die Einigung zu Konſtanz hat Veit Weber ein Lied geſungen. Er lobt Gott, daß der lange Krieg zwiſchen dem Hauſe von Öſtreich und den Eidgenoſſen beigelegt worden; er dankt dem Herzog Siegmund, daß er ſich an die Aufhetzungen ſeines Adels nicht mehr gekehrt; er freut ſich, daß Hagenbach, „das wüthend ſchwin, der unſinnige ſtier,“ zu Hand gethan (feſtgeſetzt) worden; er fordert die Verbündeten auf, ihrem Gegner den Rang abzugewinnen (D. Schilling 122):

Ich riet dem edlen fürſten gut
Und den eidgnoſſen wolgemut,
Daß ſi ſich tetent beſachen[1]
Und zugen ihm hin in ſin land
So gar mit wol gewerter hand,
Er wurt ſin nit gelachen.
Ich gehöret all min tag,
Der vorſtreich ſi gar gute;
Wem er zem erſten werden mag,
Der ſi des baß behute.
Nemend zu hilf gott und ſin heilgen alle,
Sant Fridle[2] und Sant Galle,
Sant Vincenz, den vil ſchön,
Sant Urs, den ritter kühn! u. ſ. w.

---

[1] rüſten?

[2] Fridle, Fridolin, Schutzheiliger von Glarus; St. Vincenz von Bern, St. Urs von Solothurn.

Die Verbündeten folgten dieſem Rathe; nachdem ſie dem Herzog die Fehde angeſagt, zogen ſie in Hochburgund ein und eroberten nach einem ſiegreichen Treffen, das am 13 November 1474 ſtattfand, das feſte Schloß Hericourt. Von dieſem erſten burgundiſchen Zuge handelt ein weiteres Lied Veit Webers (D. Schilling 146).

Ein drittes beſingt den nachfolgenden Streifzug gegen Pontarlier, Orbe u. ſ. w. im Frühjahr 1475 (D. Schilling 183).

Der Anfang bezeichnet die Jahrszeit:

Der winter iſt gar lang geſin,
Des hat getruret menig vögelin,
Das jetzt gar frölich ſinget;
Uf grünem zwi hört mans im wald
Gar ſüßiglich erklingen.

Der zwi hat bracht gar menig blatt,
Darnach man groß verlangen hat,
Die heid iſt worden grüne;
Darum ſo iſt gezogen uß
Gar menig mann ſo küne u. ſ. w.

Der Schluß lautet:

Wenn es gott nit gefüget hät,
Wer wolt dann ſo vil ſchloß und ſtett
Gewinnen in kurzem zite?
Des haben dank die frommen von Bern
Und ander künen lüte!

Der bär was geloufen uß dem hol,
Es iſt ihm ergangen alſo wol,
Wider heim iſt er geſprungen.
Gott geb ihm fürbaß glück und heil!
Hat uns Vit Weber geſungen.

Einen ähnlichen Zug, wobei vorzüglich die Veſte Blamont zerſtört wurde, ſchildert ein andrer Sänger, der Zollner.

Er hebt an (D. Schilling 210 unter 1475):

Ein vereinung iſt lobeliche,
Der groſze pund genant.
Zu troſt dem römiſchen riche
Zugents in burgunſch land:

Da haben ſi gewunnen
Beid ſtett und auch die ſchloß,
Gar bald es wart verbrunnen,
Si führten gut geſchoß.

Dieſes Geſchoß wird auch mit Namen geprieſen:

Der Struß thet mengen ſchalle,
Metz und das Ketterlin,
Die Reimerin gar balde
Ging als zun muren in.

Schlußſtrophe:

Zwölf ſchloß hand ſi erlangen,
Darzu dri ſtett ſo gut.
Er führt ein ſtechelin ſtangen,
Der Zollner es ſingen thut u. ſ. w.

Noch war Karl der kühne ſelbſt nicht auf dem Kriegsſchauplatz erſchienen. Er hatte am Niederrhein zu thun. Aber ſeine Befehle zum Aufbruch wider die Schweiz waren ergangen und insbeſondre war denen von Freiburg im Üchtland gedroht, daß man mit ihnen anfangen würde. Veit Weber rühmt und ermuthigt ſie mit einem Liede, das auch für ſeine perſönlichen Verhältniſſe nicht unwichtig iſt (D. Schilling 248 unter 1475):

Mit geſang vertreib ich min leben,
Von tichten kan ich nit lan,
Darumb mir ſtett hand geben
Die ſchilt, ich an mir han,
Daß ich mich deſter baß mög erweren
Und ehrlich kum gegangen
Für fürſten und für herren u. ſ. w.

Schluß:

Der uns dis lied nun hat gedicht
Von dieſem pund ſo klug,
Er hat ſin ſinn daruf gericht,
Er well uns ſingen gnug.
Vit Weber iſt auch ers genant,
Das lied ſchenkt er mit willen
Friburg in dem Öchtland.

Im Jänner 1476 kam Karl von Burgund, der König Romreich des Teurdank, mit einem Heere von mehr als Fünfzigtauſenden über den Jura heran. Sein ſtolzer Zug glich mehr einem Triumphe, als einer Kriegsfahrt. Aber innerhalb Jahresfriſt ſchlugen ihn die Verbündeten in drei Hauptſchlachten. In der bei Granſon, am Neuchateler See, verlor er ſeine Schätze; ſein Lager, voll orientaliſcher Pracht, ſiel in die Hände ſeiner Feinde; in der Schlacht bei Murten wurde ſein neuverſammeltes Heer aufgerieben; in der bei Nancy verlor er das Leben. Dieſe drei Siege der Eidgenoſſen und ihrer Verbündeten ſind mehrfach im Geſange gefeiert.

Über die Schlacht von Granſon liegen drei Lieder vor, ſämmtlich ohne Namen der Sänger.

Das eine ſtimmt ſo an (D. Schilling 302. Schreiber 77):

In welſchem land hebt ſich ein ſtruß,
Da mag wohl werden etwas us,
Die klouwen wellen wir wetzen;
Der gir treit großen übermut,
Der bär und ſtier, gar wol behut,
Wend mannlich mit ihm kretzen.

Zu Granſon ers betrogen hat
Und ſichert ſie mit falſchem rat,
Das wart an in gebrochen.
Die frommen lüt hat er erhenkt,[1]
Fürwar das iſt ihm nit geſchenkt,
Man hats an ihm gerochen.

Dri küng[2] hat er gehebt im feld
Und ſiben fürſten, die ich meld;
Den pund wolt er gewiunen,
Ein herren er begoben wolt,
Jeglicher ein teil beſitzen ſolt;
Des muſt man werden innen.

Die Thaten der einzelnen Bundesglieder werden namhaft gemacht; dann folgt die Flucht des Herzogs.

---

[1] Karl hatte die Beſatzung des Schloſſes Granſon, denen man freien Abzug verſprochen, an die Bäume aufhängen laſſen.

[2] Im Einzelnen wird nachher nur „ein künig von Naples“ genannt, Prinz Friedrich von Tarent, Sohn des neapolitaniſchen Königs Ferdinand. Schreiber 80.

Schluß:

Der uns dis liedlin nüwe ſang,
Der tut vil manchen irren gang,
Gut leben iſt ihm thüre;
In ſiner taſchen iſt er ſchwach,
Er klaget ſehr ſin ungemach,
Daß ir im kommt zu ſtüre.

Es iſt nicht übel, daß ein ſolcher armer Schlucker von all dem verſchleuderten Reichthum des prunkenden Fürſten ſingt.

Das andre Lied hat vorzüglich die durch Gottes Hülfe gebrochene Macht des übermüthigen Gegners im Auge (D. Schilling 298):

Öſterrich, du ſchlafeſt gar lang,
Daß dich nit weckt der vogelgſang,
Haſt dich der mere verſumet;
Der Burgunner hat ſich ganz vermeſſen,
Er wolt zu Bern und Friburg kücheln eſſen,
Der bär hat ihm die pfannen gerumet u. ſ. w.

Im Verlauf des Liedes wird dem römiſchen Reiche, das durch Burgund große Gefahr gelaufen, vorgehalten, daß es billig dieſer Sache ſich angenommen hätte. Dieſes bezieht ſich auf den Rücktritt des Kaiſers, der zuerſt die Eidgenoſſen aufgemuntert hatte und dann mit Burgund Frieden ſchloß:

Ich kouft nit fründſchaft um ein brot,
Die mich verließen in der noth
Und mich erſt wolten ſterken.

Unter den kämpfenden Eidgenoſſen wird vorzüglich dem Bären der Roſenkranz aufgeſetzt:

Dis hat gethan die gotteshand,
Das an dem bären nit erwant,
Er geriet gar frölich ſpringen
Mit andern ſinen eidgnoſſen gut,
Die hatten alle ein frien mut,
Thut einer von Lucern ſingen.

Das dritte Lied (Aletheia 149. Wolff 567) hat wenig hervorſtechende Züge. Der Verfaſſer erſcheint ſelbſt als Mitkämpfer und kann eben darum nicht von Allen genau berichten:

Es wurd mir auch zu ſchwer allein,
Ich hat mit mir zu ſchaffen,
Daß ich ſi achtet klein.

Einzelne Wendungen ſind dieſem Liede mit ſolchen gemein, als deren Verfaſſer ſich Veit Weber nennt; und zwar:

Si hand in geſchoren und genetzt (Aletheia 150).

Vgl. Veit Weber (Wolff 527):

Man würd ihn ſcheren ungenetzt;

dann:

Die Walchen lehrt man fliegen
Us dem ſchloß Granſon uf das land.

Vgl. Veit Weber (Wolff 523):

Man lert ſie allſamt über die mur
Ohn alles gefieder fliegen.

Allein ſolche Redeweiſen können auch wohl als Gemeingut dieſer Kriegsgeſänge betrachtet werden.

Der Sieg der Eidgenoſſen bei Murten, wo ſie in Verbindung mit Öſtreich und Lothringen, am 22 Juni 1476, dem Jahrestage der Schlacht bei Laupen, das burgundiſche Heer vertilgten, ſo daß der Herzog mit kaum 30 Mann am Genferſee anlangte, iſt von zwei Sängern gefeiert. Der eine iſt Veit Weber und man hält ſein Lied auf dieſe Schlacht für ſein beſtes. Da er dieſelbe mitgefochten, konnte er auch aus vollem Herzen anſtimmen (D. Schilling 347):

Min herz iſt aller fröwden voll,
Darumb ich aber ſingen ſol,
Und wie es iſt ergangen;
Mich hat verlanget tag und nacht,
Biß ſich der ſchimpf nun hat gemacht,
Nach dem ich han verlangen.

Er ſingt zuerſt von der tapfern Vertheidigung der Stadt Murten gegen das belagernde Feindesheer, dann von dem Kampfe der zum Entſatz herangezogenen Verbündeten und von der endlichen Flucht der Burgunder:

Einer floch her, der ander hin,
Do er meint wol verborgen ſin,
Man tödt ſi in den hürſten;[1]

---

[1] Hecken.

Kein größer not ſah ich nie me,
Ein große ſchaar luff in den ſee,
Wiewol ſi nit was dürſten.

Si wuten drin bis an das kinn,
Dennocht ſchoß man faſt zu ihn,
Als ob ſi enten weren;
Man ſchifft zu inen und ſchlug ſi tod,
Der ſee der wart von blute rot,
Jemmerlich hort man ſi pieren.

Gar vil die klummen uf die böm,
Wiewol ir nieman mocht haben göm,[1]
Man ſchoß ſi als die kregen;
Man ſtachs mit ſpießen über ab,
Jr geſider inen kein hilf gab,
Der wind mocht ſi nit wegen u. ſ. w.

Schließlich wird noch der Verfolgung des Grafen von Romont, eines der Hauptvaſallen von Burgund, gedacht.

Schluß:

Bit Weber hat dis lied gemacht,
Er iſt ſelbs geweſen an der ſchlacht,
Des ſchimpfes was er verdorben;
Des danket er den eidgnoſſen
Und denen ſo er gutes gann,
Hand ihm umb anders geworben.

Dieſe letzte, durch verdorbenen Text unklare Stelle ſcheint zu beſagen, daß er ſich nicht mehr mit bloßem Spiele, als Sänger, beſchäftigte, ſondern ihm die Eidgenoſſen zum Ernſte halfen, indem ſie ihn als Mitſtreiter eintreten ließen, wie er denn ſchon den Zug vor Hericourt mitgemacht.

Das andre Lied auf die Murtner Schlacht fängt an (Aletheia 153):

Nun merkend all geliche!
Mit ſingen ſo heb ichs an
Von dem punt ſo kräftigliche
Mit mängem ſtolzen mann;

---

[1] Die gaum, Aufſicht, Sorge (alte Sprache gouma, cura). Eines dinges goum haben, es wahrnehmen, beachten. Vergl. Schmeller II, 47.

Er iſt ins feld gezogen
Mit wehrhaftiger hand,
Der gir[1] iſt ußgeflogen
Zu dem bären in ſin land u. ſ. w.

Die Schlußſtrophe nennt den Sänger:

Diß liedli hat geſungen
Hans Viel (Veil?) uß freiem mut,
Von dem punt iſts erklungen,
Von den eidgnoſſen gut;
Wo man ir hört gedenken,
Ir lob wird offenbar.
Das liedli will ich uch ſchenken
In ein gut ſälig jahr.

(Alſo zum Neujahr 1477.)

Endlich die Schlacht von Nancy hat wieder zwei Sänger begeiſtert. Herzog René von Lothringen lieferte dieſelbe mit Hülfe der Schweizer dem ſchon zweimal geſchlagenen Burgunderherzog am 5 Januar 1477. Karls Kriegsheer war zum voraus muthlos und dießmal an Zahl geringer, als das ſeines Gegners. So ward er bald beſiegt und, als er fliehend mit ſeinem Roſſe in einen leicht überfrorenen Sumpf fiel, von den Verfolgenden erſchlagen.

Im erſten Liede (D. Schilling 375) wird der Heilige von Lothringen angerufen:

Sant Niclaus, wir ſind har geſant,
Zu retten dir din eigen land;
Nun thu uns diner hilfe ſchin
Und erzeig uns auch die gnade din.
Wo wir ſöllen keren us
Und anheben diſen ſtruß!

Der Bär läuft auch hier zum Streite voran, ob er gleich „in einem talpen wund" wird.

Schluß:

Er ſitzt zu Bern im Öchtland,
Ein ſtechelin ſtangen fürt er zur hand,
Der uns doch macht das liedlin gut.

---

[1] Gir, Geier, das burgundiſche Wappen.

Nun hab uns gott in ſiner hut!
Maria, du vil reine meit,
Hilf zu friden der chriſtenheit!

Der Mann mit der ſtählernen Stange iſt uns ſchon einmal begegnet, am Schluſſe des Liedes vom Zuge gegen Blamont, ſelbſt in ganz ähnlicher Satzſtellung. Dort nennt er ſich „der Zollner“, vermuthlich ein Berner.

Das andre Lied von der Schlacht von Nancy (Aletheia 160) ſtellt u. A. den Übermuth des Herzogs mit der frommen Demuth der Eidgenoſſen zuſammen.

Die Reihe der Lieder vom burgundiſchen Kriege hat ſich uns mit dem Tode Hagenbachs eröffnet; ſie ſchließt ſich, indem nun auch ſein ſtolzer Herr dahin gelangt, wo beider irdiſche Gewalt ein Ende hat.

d) Schwabenkrieg.

Noch einen harten Kampf hatten am Schluſſe des 15ten Jahrhunderts die Eidgenoſſen und die ihnen zugewandten drei rhätiſchen Bünde für ihre gemeinſame Unabhängigkeit zu beſtehen, den Schwabenkrieg, im Jahr 1499.

Die bisherigen Kriege hatten mehr und mehr das Band gelöſt, durch welches die Eidgenoſſenſchaft mit dem deutſchen Reiche zuſammenhieng. Maximilian I von Öſterreich, der ſeit 1493 auf dem deutſchen Throne ſaß, wollte dieſes Band wieder feſter anknüpfen. Er wollte die Schweiz zu einem Reichskreiſe machen, er verlangte, die Eidgenoſſen ſollten dem Bunde beitreten, den die ſchwäbiſchen Stände zur Abſchaffung aller Fehden unter ſich gemacht hatten, er erſuchte ſie, das mit ſeinem Vetter Siegmund errichtete Bündnis mit ihm zu erneuern. Alles deſſen weigerten ſich die Eidgenoſſen, auch wollten ſie weder den Landfrieden annehmen, noch die Gerichtsbarkeit des Reichskammergerichts anerkennen. Allerdings hatte ſie das Reich unter Maximilians Vater im burgundiſchen Krieg im Stiche gelaſſen und vor dem ſchwäbiſchen Bunde hatten ſie Scheue, weil er, großentheils aus Adel beſtehend, ihrer Freiheit gefährlich ſchien.

Zu Innsbruck ſagte Kaiſer Maximilian zu den Geſandten der Eidgenoſſen, ſie ſeien ungehorſame Glieder des Reichs und er werde ſie wohl ſelbſt einmal mit dem Schwerte heimſuchen müſſen. Die

Geſandten antworteten: „Wir bitten Eure kaiſerliche Majeſtät, uns mit ſolchem Beſuche zu verſchonen, denn unſre Schweizermannen ſind grob und achten ſelbſt der Kronen nicht.“ Mit dem Schwabenbund hatten die Eidgenoſſen manche Neckereien an den Grenzen.

Aber auch zwiſchen den freien Bünden, die ſich in Rhätien gebildet hatten, und dem Hauſe Öſterreich beſtand üble Nachbarſchaft wegen der Grenzſtreitigkeiten von Engadin und Tirol.

Weil nun dieſe Bündner mit den Eidgenoſſen einerlei Furcht vor der Gewalt des Kaiſers hatten, errichteten der graue Bund, 1497, und der Gotteshausbund, 1498, Freundſchaft und Schutzbündnis mit dem gröſten Theile der Eidgenoſſenſchaft; der Zehngerichtebund trat ſpäter bei. Der Kaiſer, obgleich im niederländiſchen Kriege beſchäftigt, ſtellte neue Macht ins Tirol und die Schaaren des ſchwäbiſchen Bundes rückten im Rheinthal gegen das rhätiſche Gebirg heran. Aber auch den Rhein hinab bis Baſel umſpannten ſie das Schweizerland. Der Kampf begann im Februar 1499 und fiel überall zum Nachtheile des Schwabenbundes aus. Ohne Erfolg kam der Kaiſer ſpäterhin ſelbſt an den Bodenſee. Im September deſſelben Jahres wurde der Friede zu Baſel geſchloſſen, aber in dieſem kurzen Kriege, der mit großer Erbitterung geführt wurde, waren 20000 Menſchen erſchlagen, gegen 2000 Dörfer, Flecken und Schlöſſer abgebrannt und das Land auf 30 Meilen weit verheert worden, ohne daß einer von beiden Theilen einen Zuwachs an Ländern erhalten hatte. Der Eidgenoſſenſchaft war er Anlaß, ſich feſter und vollſtändiger abzuſchließen (Zſchokke. Heinrich, Reichsgeſchichte IV, 683 ff.).

Auch vom Schwabenkriege iſt Manches geſungen worden.[1] Ich führe zwei Lieder an. Das erſte nach einem fliegenden Blatte, das 1609, vermuthlich zu Baſel, gedruckt iſt:

Ein hüpſch alt lied von der ſchlacht der dreien grawen pünden.

Es handelt von dem unglücklichen Streite der Schwaben unter Ludwig von Brandis gegen Bundleute und Eidgenoſſen im Engadin und Etſchland:

---

[1] [S. die Reimchronik: „Der Schwabenkrieg, beſungen von einem Zeitgenoſſen, Johann Lenz, Bürger von Freiburg. Herausgegeben von H. v. Dießbach. Zürich 1849.“ Darin eine Reihe friſcher, volksmäßiger Lieder; das erſte der beiden hier angeführten ſteht dort S. 120 ff. P.]

So wil ich aber ſingen
Und ſingen ein news gedicht
Wol von den dreien pünden
Wies in ergangen iſt.
Dem Ötſchland iſt es wol bekant;
Die kräi iſt außgeflogen
Dem ſteinbock in ſein land u. ſ. w.

Der Kampf wird beſchrieben und wie übel es der Krähe ergeht. Schluß:

Der uns das liedlin hat geſungen
Und ſingt zuo diſer ſtund,
Keinem herren iſt er verbunden,
Er ſitzt im grauwen pund;
Zuo Chur iſt ers gar wol erkannt,
Sein nahrung iſt er ſuochen
In teutſchem und welſchem land.

Das andre Lied (Aletheia 165) umfaßt mehr das Ganze dieſes Kriegs und zählt die verſchiedenen Plätze auf, wo die Eidgenoſſen und Bundleute geſiegt haben.

Der Eingang lautet:

Wie wol ich bin ein alter gris,
Doch dicht ich in einer ſchlechten wis,
Ein neues lied zu ſingen,
Zu ſingen von dem römiſchen küng,
Wie er iſt kommen hinter die ſprüng,
Die eidgneßſchaft zu zwingen u. ſ. w.

Am Schluſſe wird wieder dem römiſchen König und den Fürſten Trotz geboten, daß ſie die Eidgenoſſen nimmer in ihrem Lande zwingen mögen.

Wir werden im Abſchnitte von den hiſtoriſchen Liedern des 16ten Jahrhunderts auch die Reihe der ſchweizeriſchen wieder anknüpfen. Den Geiſt, der in den eidgenöſſiſchen Thaten und Geſängen des 14ten und 15ten Jahrhunderts weht, von denen bisher die Rede war, zuſammt den Andeutungen, die ſich uns ſchon hiebei für die Zukunft ergeben, glaube ich nicht beſſer charakteriſieren zu können, als mit folgendem Liede, das ich gleichfalls einem alten fliegenden Blatt entnehme:

Ein ſchön Lied von den alten Eydgnoſſen, diſer zeyt wol zu betrachten, in der weiß: Es gaht ein friſcher Sommer dahär u. ſ. w. Getruckt zuo Zürych, bey Hans Cuonradt Geßner, Anno 1607.

Es iſt ohne Zweifel aus dem 16ten Jahrhundert, ſteht uns aber am beſten hier an der Grenzſcheide. Ein neuer Sommer geht daher, aber kein friſcherer:

Gott vatter, ſohn, rüfend wir an u. ſ. w.

Um dieſelbe Zeit, als hoch oben im Gebirge freie Bauern den Angriff der Fürſten und des Adels zurückſchlugen, wurde fern an der Strandfläche der Nordſee ein gleicher Kampf ſiegreich durchgefochten. In dem Jahre, mit welchem das 15te Jahrhundert voll wurde, am 17 Februar 1500, kämpften die Dithmarſchen ihre Freiheitsſchlacht bei Hemmingſtedt.

Dieſes kleine Volk, das zwiſchen Elbe und Eider einen zum Theil dem Meere abgerungenen Boden bebaute, hatte von früheſter Zeit her germaniſche Sitte und ſo auch die faſt überall im Lehenweſen aufgegangene gemeine Freiheit bei ſich bewahrt. Es erkannte zwar als Oberherrn den Erzbiſchof von Bremen, doch ohne ihm wahrhaft oberherrliche Rechte einzuräumen. Jedem neuen Erzbiſchof wurde eine Schatzung entrichtet, ſonſt fanden keine Abgaben ſtatt; die fünf Vögte, die das Recht ſprachen, wurden von Bremen ernannt, übten aber keine weitere Gewalt aus. Die oberſte Regierung hatte ein Ausſchuß von 48 Männern. Dieſe Vorgeſetzten verſammelten ſich alle Sonnabend auf dem Markt zu Heide, wo Jeder ſein Anliegen vorbringen konnte. Das ganze Volk zerfiel in Geſchlechter, Klüfte, die aufs engſte vereinigt waren, gemeinſchaftlich zum Kampfe zogen und die Pflicht der Blutrache auf ſich hatten. Jedes Kirchſpiel hatte ſeinen Vorſteher, der mit einer Anzahl Geſchworner alle Streitigkeiten unter den Klüften, die nicht an die allgemeine Landesverſammlung gebracht wurden, entſchied. Die Landesgeſetze und Gewohnheiten lebten im Gedächtnis des Volks, erſt 1477 wurden ſie ſchriftlich abgefaßt. Adel gab es nicht; die fremden Edelleute, die ſich angeſiedelt hatten, wurden vertrieben. Selbſt in geiſtlicher Hinſicht behaupteten die Dithmarſchen eine merkwürdige Unabhängigkeit.

Es konnte nicht fehlen, daß dieſer freie Zuſtand der dithmarſchiſchen Bauern ihren fürſtlichen und ritterlichen Nachbarn ein Dorn im

Auge war. Sie hatten darum auch mit dieſen, beſonders mit den Königen von Dänemark und den Grafen von Holſtein, manchen harten Strauß zu beſtehen. Eben am Eingang unſres Zeitraums endigte ein ſolcher Krieg mit großem Verluſt der Holſteiner: Graf Albrecht von Holſtein kam 1403 um, und im folgenden Jahre wurde ſein Bruder Gerhard erſchlagen; der beſte Theil des holſteiniſchen und ſchleswigſchen Adels fand in dieſer Fehde ſeinen Tod. Am Schluſſe des 15ten Jahrhunderts nun brach ein neues, furchtbares Ungewitter über Dithmarſchen herein. Die däniſchen Könige aus dem oldenburgiſchen Hauſe trachteten, dieſes Land mit ihrem Reiche zu vereinigen; Chriſtian I hatte ſich von dem Kaiſer ausdrücklich mit demſelben belehnen laſſen. Die Dithmarſchen wollten ſich das nicht gefallen laſſen; oder, wie es in einem Liede heißt, ſie wollten dem König pflichtig werden, wenn er ſich mit einem Scheffel Bohnen begnügen ließe (Johann Adolfis, genannt Neocorus, Chronik des Landes Dithmarſchen . . . von F. C. Dahlmann B. I. Kiel 1827. 8. S. 498. Wolff S. 343). Aber vergeblich war der Einſpruch des Volks, umſonſt ſelbſt die günſtige Entſcheidung des Pabſtes. Doch waren die Könige bisher nicht im Stande, ihr vermeintliches Recht mit bewaffneter Hand geltend zu machen. Endlich rüſteten ſich König Johann II und ſein Bruder, Herzog Friedrich, mit ganzer Macht, um dem kühnen Volk ſein liebſtes Gut zu entreißen. Sie mietheten die große oder ſchwarze Garde, deren Kriegsruhm ſeit vielen Jahren Deutſchland und andre Länder mit Schrecken erfüllt hatte; mehr als 30000 verſuchte Streiter wurden gegen ein Volk aufgeboten, das kaum 6000 Männer zählte; ſicher waren der König, ſein Bruder und der Adel des Erfolges. Der Anfang des Kriegs war auch glücklich für ſie, doch entſank den Dithmarſchen der Muth nicht. Das Banner einer reinen Jungfrau, die ſich dem Herrn gelobte, anvertrauend, beſetzten 500 Männer, angeführt von Wolf Iſenbrand, den Paſs bei Hemmingſtedt; dieſer kleinen Schaar erlag am 17 Februar 1500 die ſtolze Heeresmacht des Königs von Dänemark. Faſt Alles kam um, theils von den Händen der Dithmarſchen, theils in den Gräben und Marſchen; es blieben die Grafen Adolf und Otto von Oldenburg, und kein Geſchlecht war in Holſtein und Schleswig, das nicht einen Verwandten zu betrauern hatte. Groß war die Beute, und ſelbſt das Heiligthum der Dänen, das Danebrogsbanner, ward von den Siegern in der Kirche zu Wöhrden aufgehängt. Erſt 60 Jahre ſpäter, 1559, unterlag die dithmarſchiſche Freiheit einem neuen Angriff (Rühs, Handbuch der Geſchichte des Mittelalters S. 676—79).

Auch über den Freiheitskampf der Dithmarſchen iſt eine Anzahl alter Lieder und Liederbruchſtücke, 11 Numern, vorhanden. Sie ſind zum Theil ſchon in Anton Viethens Beſchreibung und Geſchichte des Landes Dithmarſchen, Hamburg 1733. 4. abgedruckt. Vollſtändiger in der neuerlich erſchienenen Ausgabe des Hauptwerks zur dithmarſchiſchen Geſchichte:

Johann Adolfis, genannt Neocorus [geſtorben um 1630, dem 80 Jahr nahe], Chronik des Landes Dithmarſchen. Aus der Urſchrift herausgegeben von F. C. Dahlmann. 2 Bde. Kiel 1827.

Neocorus ſelbſt hatte ſolche Lieder aus Handſchriften und alten Drucken ſeiner Chronik einverleibt. In der angeführten Ausgabe ſind ſie nach andern Chronikſchreibern vermehrt.

Auch Wolff hat dieſe Lieder (S. 333 ff.) gröſtentheils wieder abgedruckt. Sie ſind ſämmtlich in niederdeutſcher Mundart gedichtet, aber von verſchiedenem Alter und Werthe, zum Theil nur fragmentariſch und mit geſtörtem Rhythmus.

Ich hebe aus ihnen hervor, was ſich für unſern Zweck am meiſten eignet.

Zu der Zeit des Kampfes der Dithmarſchen mit den holſteiniſchen Grafen, am Anfang des 15ten Jahrhunderts, bauten ihnen dieſe vor den Ort Meldorp hin, um ſie im Zwange zu halten, ein feſtes Schloß, Delbrugge (Delffbrügge). Die Dithmarſchen machten ſich auf, daſſelbe zu zerſtören. Davon handelt das Bruchſtück eines Liedes (bei Neocorus I, 383, fehlt bei Wolff):[1]

Dar is ein nie raet geraden
To Gottorp up dem ſchlate u. ſ. w.

Das Lied bricht ab, wie das Unternehmen ſelbſt damals unausgeführt blieb. Dem Hauptmann, Roleffs Bojeken Sohne, wurde das Haupt mit einer Büchſe zerſchmettert und auf einen Pfahl vor die Veſte geſetzt. Aber bald nachher, als Herzog Gerhard erſchlagen war, wurde auch das Schloß eingeriſſen.

Sonſt iſt von dieſer frühern Fehde nichts im Geſange übrig geblieben.

---

[1] [In Uhlands Volksliedern I, S. 443. 444. H.]

Mehr nur chronikmäßig, aber vielleicht nach ältern Liedern, findet ſich Einiges im Anfang eines längern Gedichts vom ſpäteren Dithmarſcher Kriege (Neocorus I, 495—7. Vgl. I, 523. Wolff 340—42). Daraus verdient folgende Stelle, vom Rückzuge der Holſteiner, angeführt zu werden. Sie zeigt zugleich, daß der dithmarſiſche Dichter auch einem ehrenhaften Feinde Gerechtigkeit widerfahren läßt:

De weg de was to male ganz enge,
Dat ſe quemen in ſo grote dwenge,
Nemant mochte dem andern entwiken,
De meiſte hope bleff dar dot, de arme mit dem riken.
Her Hinrik van Siggen, ein ridder goet,
He hadde to male einen frien moet,
He en wolde nicht vorzagen,
De banre brachte he mit macht dardorch, effte he hadde vlagen.
Do de ridder dat vornam,
Dat ſin genedige here[1] nicht na en quam,
Em was utermaten bange,
He wolde ſick lever laten doetſchlaen, wen he were vangen.
He is wedder to deme hupen gereden
Unde hefft mit ſinen twen ſones in ſinen dot geſtreden;
Dat höret einem edlen manne van ehren;
Sus hefft he dar ſin liff gelaten bi ſinem eddelen heren.

Von der großen Schlacht im Jahr 1500 iſt das alterthümlichſte und volksmäßigſte Lied folgendes (nach H. Detlev, Neocorus II, 562. Wolff 338):[2]

De könig wol to dem hertogen ſprack:
„Ach broder, harteleve broder,
Ach broder, hartleveſter broder min,
Wo wille wi dat nu beginnen,
Dat wi dat frie Ditmarſchen lant
Ane unſen ſchaden mögen gewinnen?“ u. ſ. w.

Bei dieſem Liede iſt bemerkt: „wert vor einen Dithmarſchen Danz gebruket.“ Die Versart läßt dieſes auch wohl erkennen und wo die Rhythmen überzählig erſcheinen, brauchten nur beſtimmte mimiſche Bewegungen wiederholt zu werden. Der Vortrag der alten Lieder und

---

[1] Herzog Gert, Gerhard, von Schleswig, der erſchlagen ward.

[2] [In Uhlands Volksliedern I, S. 444—447. H.]

Balladen wurde überhaupt mit Reihentänzen verbunden und über die Tänze der Dithmarſchen insbeſondre geben Neocorus und Viethen genauern Bericht (Neocorus I, 177 ff. II, 566 ff.).

Daß der König ſelbſt erſchlagen worden, iſt ungeſchichtlich, darum aber nicht für abſichtliche Lüge anzuſehen, ſondern vielmehr für eine Wirkung des lebendig fortbildenden Volksgeſangs, in welchem ſich allerdings das Ereignis auf dieſe Art vollkommener abſchloß. Daß dieſes Lied wirklich viel geſungen wurde, davon zeugt auch ein Bruchſtück desſelben, mit mehrfachen Veränderungen und Verwirrungen (nach Peter Saxe, bei Neocorus II, 565. Wolff 337). Hier heißt es am Schluſſe:

De uns de grote guardie dot ſchlog, dat will ick ju wol ſeggen:
Dat hefft de grote Reimer van Wimerſtedt gedahn, de hefft de grote guardie geſchlagen.[1]
De uns dat nie liedlein ſung, van nie hefft he it geſungen,
Dat hefft de grote Reimer van Wimerſtedt gedahn mit ſinen langen gelen kruſen haaren.

Am Schluß eines andern Liedes wird auch die Königin aufgeführt, wie ſie die flüchtigen Kriegsknechte heimkehren ſieht (I, 522):

Des wart de koninginne enwaer,
Se weende ock alſo ſehre:
Sin gi knechte nu to hues gekamen,
Wor late gi juwen eddelen heren?

De Ditmerſchen hebben ehn aldot geſchlagen,
Des konne wi nicht enkeren (abwenden).
Se dragen ſinen helm, ſe vören ſinen ſchilt,
Darto ſine ſtolte banneren.

De ſick jegen Ditmerſchen ſetten will,
De ſtelle ſick woll tor wehre!
Ditmerſchen dat ſchölen buren ſin,
It mögen wol weſen heren.

Eine andre Aufzeichnung hat hier noch den Zuſatz, eigentlich eine Variante des Vorigen:

Leven de Ditmerſchen noch ſöven jahr,
Se werden der Holſten heren (II, 562).

---

[1] Die Chronik erzählt anders, Neocorus 474 f.

Neocorus macht zu dieſem Lied eine lateiniſche Anmerkung:

Eleganter hic elegans poeta fingit obstupefactam vel lamentantem etiam reginam et dissipatos palantes equites, adeo quod alter alterum nescierit, reginae itaque roganti nihil aliud respondere potuerint, quam regem occisum, vel alter alteri plane contraria narraverit.

Es iſt hier gewiſſermaßen der Übergang zu dem früher vorgetragenen Liede gegeben, in welchem beſtimmt angenommen iſt, der König ſei erſchlagen.

Wie die Frauen daheim die Unglücksbotſchaft empfangen, iſt in dieſen Schlachtliedern ein epiſch wiederkehrender Zug. So in dem von der Sempacher Schlacht[1] (Wolff 462).

Endlich ein längeres, unſtrophiſches Gedicht (I, 507 ff.), von mehr gelehrter Haltung, geht davon aus, daß der dithmarſchiſche Krieg gerade in das goldne Jahr, das päbſtliche Jubeljahr 1500, gefallen und faßt alle Haupt- und Nebenumſtände unter die Zahl drei. Ob Letzteres ein beſondrer Einfall des Verfaſſers, oder eine ſchon in älterer Dichtung vorgefundene Form ſei, muß uns unentſchieden bleiben. Man weiß z. B., daß die alte walliſiſche Poeſie durchaus nach Triaden geregelt war.

Bei dem goldnen Jahre hat der Verfaſſer des Gedichts das altteſtamentliche Jubeljahr vor Augen, in welchem man alle Gefangene und Eigene freigelaſſen und allen Unfrieden beigelegt. Das ſei in dieſer Zeit anders:

Men vallet aver ſtede und lande
Mit ſeltzamem volke mannigerhande,
De nicht enfurchten den almechtigen gott,
De hilligen rechte holden ſe vor ſpott,
De hövetlüde[2] ſint ſulven tyrannen,
Laten ſick vorſchunnen[3] van ehren mannen u. ſ. w.

Auf drei[4] wird nun das Gedicht in folgender Weiſe geſetzt:

Do alſe de erſte intoch geſchach,
Dat was in der weken de dorde dach,

---

[1] [In Wackernagels Leſebuche I, Sp. 1116, Z. 13—19. 1118, Z. 18—24. H.]

[2] Die Häupter der Chriſtenheit, die Fürſten.

[3] Neocorus II, 602 a: „Vorſchunnen, aufreizen, verführen.“ Mittelhochdeutſch, doch ſelten, ſchünden, antreiben, auffordern. Wigal. S. 700.

[4] Liegt etwa in der Jahrszahl 1500, 3 mal 500, der Anlaß?

Dit was na alle ehrem ſinne,
Dre dage hadden ſe Meldorp inne.
Dre dorper bi Meldorp vordorven ſe mit brant,
Dre mile weges kemen ſe in dat lant u. ſ. w.

Die merkwürdigſte Drei iſt aber folgende:

Dre ſunderlike wiſe, dre wunderlik ſidt
Brukeden de Ditmerſchen in dem ſtridt.
Dat erſte let ſehr otmödichlik,[1]
Ein crucifix, dat was ſeher barmelik,[2]
Dat leten ſe vorhenne dregen,
Mit innigem gebede ſe dat anſegen,
Gelik wo de Jöden de ehrne ſchlangen,
De Moſes vor ſe let uphangen u. ſ. w.

De ander wiſe, de wunderlik is:
Eine jungfrow ging vor in der ſpiß (an der Spitze);
Se ſchuwede nit dat ungefoeg,
Deſſe ſulvige den banner droeg.
Jungfrowſchop lavede ſe alle ehre dage,
Wer et gade in ſinem behage
Unde der ſaligen jungfruwen Marien,
Dat he dit volk wolde frien
Van den unbilden unde van der not.

De drudde wiſe was wunderliken grot:
(Und is,) do ſe den vienden wolden moeten,[3]
Treden ſe to ehn mit barvoten voeten.
Se repen alle: Help, Maria milde!
Se worpen van ſick krevete,[4] höde und ſchilde.

In dieſen drei ſonderlichen Weiſen iſt Chriſtliches und germaniſch Heidniſches ſeltſam gepaart. Das Chriſtliche: Vortragen des Crucifixes, Anrufung Marias u. ſ. w. bedarf keiner Erläuterung. Entſchieden altheidniſch aber iſt das Wegwerfen aller Schutzwaffen: des Bruſtharniſchs, Eiſenhuts und Schildes. Man erkennt hierin das nordiſche Kämpfen als Berſerker (Harniſchloſer), womit die Vorſtellung der äußerſten Kampfwuth oder eines periodiſchen Wahnſinns verbunden war. Es unterlag aber auch wohl der Gedanke an einen beſondern Schutz der Götter. Der Dänenkönig Harald Hildetand war, nach Saxo Grammaticus (Historia Danica l. VII, S. 112 f.) ſagenhafter Erzählung, durch die beſondre Gunſt Odins, dem er dafür die Seelen aller von ihm Erſchlagenen verſprochen, unverwundbar und gieng ohne ſchützende Rüſtung in die Schlacht:

---

[1] „Demüthig." Neocorus II, 593 b.
[2] Zum Erbarmen, rührend.
[3] Moeten, entgegen gehen, däniſch möde.
[4] „Krevet, Krebs, Bruſtharniſch." Neocorus II, 591 a. Vergl. Schmeller II, 378.

Commisso prælio purpurea amictus lacerna mitraque auro variata capillitium redimitus, in hostem progreditur, ita armorum loco tacita fortunæ conscientia fretus, ut convivali potius, quam bellico cultu instructus videretur etc. Inermis siquidem ac regiis duntaxat insignibus ornatus, cœtus anteibat armigeros etc.

Die Dithmarſchen rufen nicht mehr zu Odin, ſie rufen: „Help, Maria milde!“ aber ſie werfen, getroſt auf dieſe Hülfe, allen Waffenſchutz von ſich.

Auch von den Herulern meldet Paulus Diaconus, Hist. Langob. I, 20:

Erant siquidem tunc Heruli bellorum usibus exercitati multorumque jam strage notissimi. Qui sive ut expeditius bella gererent, sive ut inlatum ab hoste vulnus contemnerent, nudi pugnabant, operientes solummodo corporis verebunda. (Die Dithmarſchen baarfuß.) (S. auch Tacitus, Histor. l. II, c. 22.)

Die Jungfrau, an der Spitze der Kriegsſchaar ſchreitend, weiſt auf die, ebenfalls im odiniſchen Glauben begründete Vorſtellung von den Valkyrien hin. Dieſes auseinanderzuſetzen, müſten wir zu weit in die germaniſche Mythologie eingehen. Ich begnüge mich daher, einige andre Beiſpiele ſolchen Gebrauches mittelſt einer Anmerkung des Neocorus zu einem der dithmarſchiſchen Lieder anzuführen (I, 502):

Alſo hebben die Worſter [die Bewohner des Ländchens Wurſten] tovorne de grote Guardia mit Magno, Hertogen to Saßen, ock vordreven unde vorjagt, dat ſe eine Jungfruwen to einer Veltvöriſchen gehat. Supra in hoc libro Cranz. lib. 13, cap. 23. Ao. Chriſti 1517 averſt hebben ſe avermals mit dem Erzbiſchopp Chriſtoffel einen Krig geföret unde eine Jungfrouwen gelichsfals tor Vendrichen gehat, darin de Dot gemalet geweſen, hebben wol erſtlich de Knechte erlegt, ſind averſt darnach durch de Ruter averwunnen und de Bannerforiſche mit einem Schlachtſchwerde midden van ander gehowen. Unde hefft Keiſer Maximilian, als em diſe Geſchicht vortellet, der Jungfruwe dapfer Gemöte hochlich geromet und ſe des Levendes wol werdich geachtet, darumme, dat men geliker Art edder Manheit Kinder darvan hebben mochte. Chytr. lib. 6. Sax.

(Man erinnert ſich hiebei auch an die Jungfrau von Orleans.)

Der Verfaſſer unſres Triadengedichtes ſagt am Schluſſe, daß er es noch im goldenen Jahre ſelbſt beendigt habe.

Mit demſelben goldenen Jahre ſchließt ſich das Jahrhundert, deſſen geſchichtliche Lieder wir in dieſem Abſchnitte betrachten wollten. Die allgemeinere Charakteriſtik dieſer hiſtoriſchen Liederdichtung verſchieben wir, bis in einem der folgenden Abſchnitte auch die des 16ten Jahrhunderts abgehandelt ſein werden. Die bis daher beſungenen Kämpfe der Städte und der freien Bauern mit den Fürſten und dem Adel und der Letztern unter ſich waren politiſcher Natur und wurden noch durchaus unter der Fahne des alten Glaubens geführt. Die Nürnberger hängen die eroberten Banner in unſrer Frauen Kirche auf. Der Adel ruft zum heiligen Georg, die Schweizer zu ihren Patronen Sanct Fridolin, Vincenz, Urſus; nach Lothringen ziehend, ſtecken ſie das Zeichen des heiligen Nikolaus auf die Hüte. Die Dithmarſchen laſſen das Crucifix zur Schlacht vortragen, erflehen die Hülfe Mariens und weihen, ſo ſagt wenigſtens das Lied, ihrem Bild im Dome zu Aachen die eroberte Königskrone. Die Schwaben vermeſſen ſich zwar, dem alten Gotte der Eidgenoſſen einen neuen Gott entgegenzutragen, allein dieſer iſt auch nur ein getauftes Crucifix. [1]

Während aber ſo im Felde die manigfachen Schlachtlieder erſchallen, erhebt ſich innen in der Kirche ein neuer Geſang, aus einem andern Geiſte geboren, als der bisher in dieſen Hallen regierte: das proteſtantiſche Kirchenlied. Ihm müſſen wir aufhorchen, bevor wir die Stimmen des Krieges weiter verfolgen.

---

[1] [Vergl. das oben S. 394 angeführte Lied: „Wie wol ich bin ein alter gris." H.]

Vierter Abſchnitt.

Das Kirchenlied.

Die Reformation, die in den bisherigen Abſchnitten, ſofern dieſe vorzugsweiſe dem 15ten Jahrhundert gewidmet waren, nur erſt vorbereitet und durch mancherlei Vorzeichen angekündigt erſchien, tritt mit dem erſten Viertel des 16ten Jahrhunderts gereift und thatkräftig in das Leben. Sie übt auf die meiſten bedeutendern Erſcheinungen, die uns für den übrigen Zeitraum beſchäftigen werden, unmittelbaren oder mittelbaren Einfluß aus. Fragt es ſich nun, an welcher Stelle wir zum Zweck einer Geſchichte der Dichtkunſt jene große Weltbegebenheit zuerſt anfaſſen ſollen, ſo ſcheint das Natürlichſte, ihrer innern, poſitiven Lebensquelle ſo nah als möglich zu treten; denn von bloßer Verneinung iſt niemals eine geiſtige Bewegung dieſer Art ausgegangen. Es muß eine mächtige innere Überzeugung ſein, die ſolchen Kämpfen furchtlos entgegenſchreitet, ein tiefes Gefühl für das Heilige, das mit ſolchem Unwillen den Misbrauch und die Entwürdigung desſelben angreift, eine Geiſtesflamme, die ſo viele und ſo viel edle Geiſter entzündet. Dieſe Glaubensſtärke, dieſe religiöſe Gefühlskraft, dieſes Geiſtesfeuer müſſen im Innerſten der neuen Kirche ihren lebendigen Urſprung haben; in der Polemik, in den äußern Kämpfen jeder Art ſehen wir nur ihre Wirkungen und manigfach getrübten Ausflüſſe. Die Stimme des eben bezeichneten innern Kirchenlebens aber, ſofern es ſich in der Kunſt ausſpricht, iſt das deutſche Kirchenlied. Bis daher hatte auch im Geſange die lateiniſche Kirchenſprache geherrſcht; je mehr aber das Streben der Reformation ihrem Weſen nach ein populäres war, indem ſie die reine Schriftwahrheit Allen erſchließen wollte, je näher legt ſich ihr auch das volksmäßige Mittel des Gottesdienſtes in der Landesſprache. Das Kirchenlied, nur in dieſer geſungen, trat eben damit auch über den Kreis der kirchlichen Cerimonie hinaus, oder vielmehr es erſtreckte ſeine Wirkſamkeit auf die geiſtige Kirche, in der auch der häusliche Gottesdienſt und jede beſondre Andacht begriffen iſt. Den gröſten Einfluß aber muſte dem geiſtlichen Geſang, als Werkzeug der Verbreitung und Befeſtigung der neuen Lehre, der Umſtand verſchaffen, daß der Stifter und Held dieſer Glaubenslehre ſelbſt als Dichter und Tonſetzer zugleich dem neuen, evangeliſchen Kirchenliede die Bahn eröffnete.

Von dieſem Kirchenliede handeln wir nun im gegenwärtigen Abſchnitt. Auch hier erſcheint allerdings ſchon eine um ihren Beſtand kämpfende Kirche. Die eigentlichen ihrer Hauptrichtung nach polemiſchen Gedichte jedoch werden ſich erſt im nächſtfolgenden Abſchnitt anreihen, und in einem weitern, der den hiſtoriſchen Liedern des 16ten Jahrhunderts beſtimmt iſt, wird die Polemik nicht mehr bloß als eine ſchriftliche, ſondern als ein thätlicher Kriegszuſtand ſich darſtellen.

Was die Litteratur des Kirchenliedes im 16ten Jahrhundert anbelangt, ſo ſcheint es überflüſſig, auch nur die bedeutendern in dieſer Zeit erſchienenen Liederſammlungen aufzuzählen, da dieſelben im Ganzen doch zu den wenig zugänglichen Seltenheiten gehören. Ich beſchränke mich darauf, die beiden neueren Hauptſchriften namhaft zu machen, aus denen ich ſelbſt mich über den Gegenſtand und deſſen Litteratur vorzüglich belehrt habe:

Anthologie chriſtlicher Geſänge aus allen Jahrhunderten der Kirche. Nach der Zeitfolge geordnet und mit geſchichtlichen Bemerkungen begleitet von A. J. Rambach. 4 Bände. Altona und Leipzig 1817—1822. (Für unſern Zeitraum insbeſondre die 2te Abtheilung des 1ten und der größere Theil des 2ten Bandes.)

Von Demſelben: Über Dr Martin Luthers Verdienſt um den Kirchengeſang oder Darſtellung desjenigen, was er als Liturg, als Liederdichter und Tonſetzer zur Verbeſſerung des öffentlichen Gottesdienſtes geleiſtet hat. Nebſt einem aus den Originalen-genommenen Abdrucke ſämmtlicher Lieder und Melodien Luthers u. ſ. w. Hamburg 1813.[1]

Die vollſtändige Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes, welche derſelbe Schriftſteller erwarten ließ, iſt bis jetzt nicht erſchienen. Deſſen ungeachtet iſt durch die reichliche Zuſammenſtellung von Originalliedern in der Anthologie, mit den beigefügten Einleitungen und Bemerkungen, und durch die muſterhafte Monographie über Luther (Alles auf dem ſorgfältigſten und ſpeciellſten Quellenſtudium beruhend) für den Gegenſtand dieſes Abſchnitts weit mehr geleiſtet, als bis jetzt für irgend eine andre Partie der Geſchichte deutſcher Dichtkunſt in unſrem Zeitraume geſchehen iſt.

---

[1] [K. E. P. Wackernagel, Das deutſche Kirchenlied von Martin Luther bis auf Nikolaus Herman und Ambroſius Blaurer. Stuttgart 1841. 4. H.]

Eine Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes und der deutſchen Myſterien bis auf Luther hat neuerlich H. Hoffmann, Profeſſor und Bibliothekar zu Breslau, in ſeinen Horæ Belgicæ B. I, Breslau 1830, S. 110 angekündigt, wovon man ſich viele neue Belehrung verſprechen darf.[1]

Aus dieſer früheren Periode, vor Luther, iſt es angemeſſen, auch hier Einiges voranzuſchicken.

Das Beſtreben, den chriſtlichen Geſang dem Banne des Kirchenlateins zu entheben, äußert ſich in Deutſchland ſchon ſehr frühzeitig. Der Benedictinermönch Otfried, der in der 2ten Hälfte des 9ten Jahrhunderts die Evangelien in deutſchen Reimen, mit der Beſtimmung für den Geſang, bearbeitete, ſagt im Eingange ſeines Werkes (lib. I, cap. 1, in Schilters Thesaurus I, S. 15—21):

> Die Franken ſind nicht minder kühn und verſtändig, denn Römer und Griechen; ſie ſind tapfer in Feld und Wald, raſch zu den Waffen; ihr Land iſt fett an manigfacher Frucht; Kupfer, Eiſen und Silber gräbt man darin, Gold lieſt man aus ihrem Sande; ſie ſind ſiegreich und gefürchtet über alle Völker, denn ſie thun Alles mit Gott, ſie ſind eifrig, ſein Wort zu lernen und zu üben; ſollen ſie nicht auch deſſen theilhaft ſein, daß in ihrer Zunge Chriſti Lob geſungen werde, der ſie zu ſeinem Glauben berufen?

Im weitern Verlaufe des Mittelalters jedoch iſt es hauptſächlich das Lob der heiligen Jungfrau, das in deutſchen Liedern gefeiert wird.

Bedeutende Förderung erhielt die chriſtliche Lehre und Gottesverehrung in der Volksſprache durch die Predigerorden. Auch für den deutſchen Geſang konnten ſie nicht ohne Einfluß bleiben. Ein Predigermönch war Bruder Eberhard von Sax („ein Bredier“, Maneſſe I, 28), von dem wir einen der klang- und bilderreichſten deutſchen Lobgeſänge auf Maria beſitzen, in deſſen Versweiſe ſich der Ton der lateiniſchen Hymnen bemerken läßt. Bruder Berthold, ein Franciscaner, deſſen deutſche Predigten in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts von ungeheurer Wirkung im Volke waren, giebt in einer derſelben ſchon wörtlich das Geſätz:[1]

---

[1] [Dieſes Werk, zuerſt 1832 zu Breslau erſchienen, liegt nun in zweiter Ausgabe vor unter dem Titel: Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. Von Hoffmann von Fallersleben. Hannover 1854. 8. H.]

Nu biten wir den heiligen geiſt
umb den rehten glouben aller meiſt,
daz er uns behüete an unſerm ende,
ſô wir heim ſuln varn uz diſem ellende.
Kyrieleis.

Berthold fügt bei:

Ez iſt gar ein nütze ſanc; ir ſult in iemer deſte gerner ſingen unde ſult ez alle mit ganzer andâht unde mit innigem herzen hin ze gote ſingen unde ruofen. Ez was gar ein guot funt und ein nützer funt und er was ein wiſer man, der daz ſelbe liet von êrſte vant.

Derſelbe Bruder Berthold äußert ein andermal (S. 308):[2]

Unde merket mir diſiu wort gar eben [es ſind ſieben Lehren, gegen ebenſo viele ketzeriſche Meinungen gerichtet] unde behaltet ſie iemer mêr unze an iuwern tôt! Ich wolte halt gerne, daz man lieder dâ von ſünge. Iſt iht guoter meiſter hie, daz ſie niuwen ſanc dâ von ſingen, die merken mir diſiu ſiben wort gar eben unde machen lieder dâ von! dâ tuot ir gar wol an; unde machet ſie kurze unde ringe unde daz ſie kindegelich[3] wol gelernen mügen! wan ſô gelernent ſie die liute alle gemeine diu ſelben dinc unde vergezzent ir deſte minner. Ez was ein verworhter ketzer, der machte lieder von ketzerie unde lêrte ſie diu kint an der ſtrâze, daz der liute deſte mêr in ketzerie vielen. Unde dar umbe ſähe ich gerne, daz man diu lieder von in ſünge.

Dieſe Stelle, worin Berthold ſo ſehr auf volksmäßige geiſtliche Lieder dringt, zeigt zugleich, wie man beſonders auch zur Verbreitung neuer Lehren und ſectenartiger Richtungen durch Lieder in der Landesſprache zu wirken ſuchte. Dieß bewährt ſich weiterhin, vorzüglich in der erſten Hälfte des 14ten Jahrhunderts, an den Geiſlerbrüderſchaften,[1] die ihre zum Theil in den Chroniken aufbewahrten Bußlieder oder Leiſe (von Kyrieleiſon)[2] deutſch anſtimmten, und wobei namentlich auch die geiſtliche Umwandlung eines weltlichen Volksliedes leicht zu erkennen iſt:

---

[1] Bertholds, des Franciscaners, deutſche Predigten u. ſ. w., herausgegeben von C. F. Kling. Berlin 1824 S. 229. Vgl. 232. [Berthold von Regensburg. Vollſtändige Ausgabe ſeiner Predigten von Franz Pfeiffer. I. Wien 1862. 8. S. 43. Hoffmann, Kirchenlied Nr. 10. H.] Rambach führt dieſes Pfingſtlied erſt beim 15ten Jahrhundert auf, Anthologie I, 419; die Ausgabe von Bertholds Predigten war aber damals noch nicht erſchienen.

[2] [In Pfeiffers Ausgabe I, S. 405. 406. H.]

[3] Jedes Kind. Vergl. Schmeller II, 581.

Es gieng ſich unſer Fraue, Kyrieleiſon!
Des Morgens in dem Thaue, Halleluja!
Da begegnet ihr ein Junge, Kyrieleiſon!
Sein Bart was ihm entſprungen, Halleluja!
Gelobt ſeiſt du, Maria![3]

Um die Mitte desſelben Jahrhunderts flocht auch der Dominicaner Joh. Tauler, von dem die myſtiſche Schule der Jünger der ewigen Weisheit ausgieng (Koberſtein 101)[4], in ſeine Predigten und andre Schriften deutſche Lieder ein, wovon eines, ein Weihnachtslied, nach einer ſpäteren Sammlung, von Rambach, Anthologie I, 404 f., mitgetheilt wird. Es hat die Überſchrift: „Ein altes Geſang, ſo unter des Herrn Tauleri Schriften funden, etwas verſtändlicher gemacht, im Ton „„Es wollt' ein Jäger jagen wohl in des Himmels Thron.““ Die vordere Hälfte desſelben:[5]

Es kommt ein Schiff, geladen
Bis an ſeinn höchſten Bord;
Es trägt Gotts Sohn vollr Gnaden,
Des Vaters ewigs Wort.

---

[1] Über die Geiſler und ihre Lieder ſieh beſonders Limburger Chronik, herausgegeben von Vogel. Marburg 1828. S. 13 ff. Maßmann, Erlauterungen zum Weſſobrunner Gebet u. ſ. w. nebſt zwei noch ungedruckten Gedichten des 14ten Jahrhunderts. Berlin 1824. S. 44 ff. Förſtemann, Die chriſtlichen Geiſlergeſellſchaften. Halle 1828.

[2] Noch der Titel einer 1545 von Joh. Spangenberg herausgegebenen Auslegung geiſtlicher Lieder lautet: „Zwölff Chriſtliche Lobgeſenge vnd Leißen, ſo man das Jar vber jnn der Gemeine Gottes ſingt, auff's kürtzte ausgelegt“ u. ſ. w.

[3] [Man vergl. die Stelle bei Hoffmann, Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes Nr. 61. H.]

[4] [Vierte Ausgabe I, S. 392. H.]

[5] [Vergl. Hoffmann, Kirchenlied Nr. 34. 35. H.]

Das Schiff geht ſtill im Triebe,
Es trägt ein theure Laſt;
Der Segel iſt die Liebe,
Der heilge Geiſt der Maſt.

Der Anker haftt auf Erden
Und das Schiff iſt am Land;
Gotts Wort thut uns Fleiſch werden,
Der Sohn iſt uns geſandt u. ſ. w.

Wahrſcheinlich liegt auch dieſem Lied ein weltliches zu Grunde.

Im fünfzehnten Jahrhundert, dem erſten unſres Zeitraums, zeigt ſich fortwährend die Neigung, von geiſtlichen Dingen in der eigenen Sprache und im Tone des Volkes zu ſingen. Was in dieſer Zeit ritterliche und meiſterſängeriſche Dichter (unter den letztern ſind Muſcatblut und der Mönch von Salzburg[1] zu nennen, von welchen beiden auch das handſchriftliche Liederbuch zu Berlin religiöſe Geſänge enthält) in dem fraglichen Fache leiſteten, unterwerfen wir hier keiner beſondern Erörterung. Von den hieher einſchlagenden Erzeugniſſen der letzten Ritterdichter, von dem religiöſen Geiſte der Singſchulen und in wiefern durch dieſe der Reformation bei den Laien vorgearbeitet wurde, iſt im erſten und zweiten Abſchnitt gehandelt worden. Überhaupt aber ſind die vorzüglich noch dem Lobe Marias gewidmeten Kunſtgeſänge des 15ten Jahrhunderts mehr ein Nachhall der vorangegangenen Zeit, als eine neue Entwicklung der geiſtlichen Liederdichtung.

Ich begnüge mich daher, folgende Erſcheinungen hervorzuheben:

1. Als eine noch zu wenig beachtete Pflegſtätte der Behandlung geiſtlicher Gegenſtände in deutſcher Sprache ſind die Frauenklöſter zu betrachten. Den frommen Schweſtern war die lateiniſche Sprache viel mehr, als den geſchulten Mönchen, ein Hindernis des Verſtändniſſes erbaulicher Schriften und kirchlicher Geſänge. Von Unterrichtetern und Begabtern aus ihrer Mitte, wohl auch von geiſtlichen Vorſtehern und Beichtvätern, wurde deshalb darauf hingearbeitet, allgemeiner zugängliche Quellen religiöſen Genuſſes zu eröffnen. Man findet, namentlich

---

[1] [Man ſehe die litterariſchen Nachweiſungen bei Koberſtein 1. S. 394, Anm. 2. H.]

aus dem 15ten Jahrhundert, manche, offenbar für Nonnenklöſter beſtimmte geiſtliche Tractate in der Landesſprache und dabei auch Lieder, in dieſer abgefaßt. Wenn ſolchen Werken auf der einen Seite der zarte und innige Ausdruck frommer Empfindungen nicht abzuſprechen iſt, ſo herrſcht doch in ihnen anderſeits der Ton eines ſpielenden Myſticismus, einer geiſtlich geſteigerten Sinnlichkeit. Schon in einer, wahrſcheinlich dem Eingang des 14ten Jahrhunderts angehörenden Pergamenthandſchrift der Basler Bibliothek habe ich einige, wohl noch höher hinauf zu ſetzende Lieder dieſer Art, allem Anſchein nach von einer Nonne verfaßt, aufgefunden. Davon zwei zur Probe:

Ich wil jorlunc nume ſünden u. ſ. w.[1]

Der Schluß deutet auf Parodie der Maientanzlieder.

Das andre (mit Noten):

Weine, herze! weinent, ougen! u. ſ. w.[2]

Eine andre Handſchrift ſolchen Inhalts, dieſe nun aus dem 15ten Jahrhundert, Papier, befindet ſich auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart: Cod. theolog. et philos. 4^0. Nro. 190. Sie kam von dem aufgehobenen Frauenkloſter zu Pfullingen nach Zwiefalten und von da nach Stuttgart. Vorn auf der Decke findet ſich die Aufſchrift: „Dem Erſamen Conuent zuo Pfullingen." Von ihr iſt Nachricht und Auszug gegeben in F. Weckherlins Beiträgen zur Geſchichte altdeutſcher Sprache und Dichtkunſt, Stuttgart 1811, S. 84 ff. Sie enthält eine Sammlung brünſtiger Andachten oder Betrachtungen, an verſchiedene Handlungen und Zeiten geknüpft, die mit einem Anhange von Liedern in Beziehung ſtehen; Alles in deutſcher Sprache. Den Anfang der Ausführungen in Proſa macht: „ein geiſtlicher Reige." Es liegen dabei die Bilder des Hohenliedes zu Grunde, der Liebhaber Jeſus fährt mit der liebenden Seele in den Maien. Die Reize dieſes Maien, ſämmtlich von geiſtlicher Bedeutung, ſind ſo verzeichnet:

1. Ein boumgart, mit aller edler boüme art durchzieret.
2. Ein wurzgart, mit aromatlichen crütren durchſetzet.
3. Ein gart, von aller art der blumen muſieret.

---

[1] [Gedruckt in: W. Wackernagel, Altdeutſches Leſebuch. Vierte Ausgabe. Baſel 1861. 8. Sp. 998 f. H.]

[2] [Gedruckt bei Wackernagel a. a. O. Sp. 999. H.]

4. Manigerhand brunnen, dorinn uſquellend und entſpringend.
5. Ein lüſtlicher ſal und balaſt, von edlem holz gezimret.
6. Ein lüſtliche ſpiskamer, wurzgaden und apoteke.
7. Ein küler keller, mit allerhand wins geſpiſet.
8. Vil lüſtlicher bäder, dorinn man ſich erwäſchet.
9. Ein zarts weichs bettli, ſchön zuogericht und aptieret.
10. Ein cöſtlich herrenmol, mit edlen trachten zugerüſtet.
11. Ein güldeni harpf für ſüßes ſeitenſpils getöne.
12. Lieplicher vögelli frölich geſenge.

Die übrigen Betrachtungen haben zum Theil noch ſonderbarere Gegenſtände und Aufſchriften, z. B. „ein geiſtliche erne, ein geiſtlicher herbeſt von einem ſüßen moſt, ein verjorener moſt, ein geiſtliche winachten, ein geiſtlich oſterflädli" u. ſ. w. Am Schluſſe folgen 16 geiſtliche Geſänge, meiſt auf den Inhalt der Betrachtungen bezüglich und weltlichen Liedern nachgebildet: Fasnachtlieder, Weihnacht-, Neujahr-, Maien-, Badelieder u. ſ. w.

Davon wieder einige Beiſpiele:

Ein Meig (S. 88).[1]
Ich weiß mir einen meien in diſer heilgen zit u. ſ. w.
Ein badliedli (S. 93).
Woluf im geiſt gon baden u. ſ. w.

Es iſt mir wahrſcheinlich, daß die proſaiſchen Aufſätze, worin ſich auch mehreres Gelehrte vorfindet, von einem Geiſtlichen, etwa dem Beichtvater, die Lieder, wie auch Weckherlin annimmt, eher von einer der Kloſterſchweſtern herrühren.

Neuerlich hat Hoffmann (Horæ Belgicæ B. I, S. 110 ff.) in der holländiſchen Litteratur, die, was den ältern, volksmäßigen Geſang betrifft, ganz zu der deutſchen zu rechnen iſt, gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts Ähnliches beobachtet. Er führt nicht nur aus des Joh. Buſch im Jahr 1473 geſchriebenem libr. reformationis monasteriorum (Leibniz, Scriptores rerum Brunsvicensium II, S. 926) eine Stelle an, welche für die damalige Verbreitung holländiſcher Bücher in den Nonnenklöſtern zeugt:

---

[1] [In Uhlands Volksliedern II, S. 883. 884. Die Lieder der Pfullinger Handſchrift ſind ſämmtlich abgedruckt in: K. E. P. Wackernagel, Das deutſche Kirchenlied S. 614–624. H.]

Ego autem simplex tunc frater in Windesem in Sutphaniam missus cum fratre pro negotio, hoc audiens et sciens plus quam centum congregationes sororum et beginarum in terra Trajectensi plures habere libros Teutonicales et eos quotidie legere, singulariter et in refectorio etc.,

ſondern er gedenkt auch zweier in ſeinem Beſitze befindlicher Handſchriften aus derſelben Zeit, deren eine, Pergamenthandſchrift, über 100, die andre, Papierhandſchrift, über 90 geiſtliche Lieder in holländiſcher Sprache enthalte, viele mit den Noten und Anfängen weltlicher Volkslieder, die ihnen zu Grunde liegen, verſehen. Einige ſind auch Übertragungen lateiniſcher Hymnen, deren auch manche mit aufgenommen ſind. Beide Sammlungen rühren ohne Zweifel aus Klöſtern her. In der erſten ſind bei einigen Stücken die Verfaſſer genannt, zwei Kloſterbrüder und eine Kloſterfrau: „Dit liedekijn heeft ghemaect Baert ſuſter die cluſenarinne t Utrecht.“

2. Schon bei dieſen vor die Periode der Reformation fallenden geiſtlichen Geſängen haben wir mehrmals ein Verfahren bemerkt, das wir auch in der Folge, bei den proteſtantiſchen Kirchenliedern, häufig angewendet finden werden: die Umwandlung bekannter weltlicher Lieder in religiöſe. Von einem der Leiſe der Geiſelbrüder und einem Liede bei Tauler war in dieſer Beziehung ſchon beſonders die Rede. Unter denen des Basler Codex, die wir einer Nonne zuſchrieben, findet ſich eines mit Refrain:

Himelrich, ich frowe mich din u. ſ. w.[1]

Die beiden Zeilen, die am Schluſſe jeder der drei Strophen des Liedes wiederkehren, ſind ohne Zweifel der geiſtlich veränderte Refrain eines Tageliedes, in welchem der Morgenruf des Wächters auf der Zinne verſtohlene Liebe ſich zu hüten ermahnt. Von dergleichen geiſtlichen Parodieen der Tagelieder iſt ſchon früher, bei den Gedichten des Grafen von Montfort, geſprochen worden. In der Pfullinger Handſchrift beginnt eines der chriſtlichen Fasnachtlieder:

Wir wont gen dieſer vaſenacht
Friſch und fro beliben u. ſ. w.[2]

---

[1] [Gedruckt in W. Wackernagels Altdeutſchem Leſebuche Sp. 997 f. H.]
[2] [Gedruckt in P. Wackernagels Deutſchem Kirchenlied Nr. 730. H.]

Dieß iſt auch der Anfang mancher ſehr muthwilliger Fasnachtlieder und; ich habe ein ſolches, auch aus dem 15ten Jahrhundert, in der mehrerwähnten Berliner Handſchrift S. 572 gefunden, das anhebt:

Ich will gen diſer vaſennacht
Friſch und frei beleiben,
He, und will auch als mein ungemach
Gar frölich von mir treiben u. ſ. w.[1]

Der ganze Inhalt iſt nichts weniger, als geiſtlich.

Ein andres der Kloſterlieder fängt an:

Den liepſten herren, den ich han,
Der iſt mit lieb gebunden u. ſ. w.[2]

Darüber ſteht:

Den liepſten bulen, den ich han, contrafactum.

Dieß aber iſt der Anfang eines beliebten alten Trinkliedſ:

Den liebſten bulen, den ich han,
Der iſt mit reiſen bunden u. ſ. w.[3]

Ebenſo verhält es ſich mit dem Mailied, den Badeliedern u. ſ. w. Über dem letzten dieſer Geſänge:

Es hat ein menſch gots huld verlorn,
Daz ſchuof ſin groſze ſünde u. ſ. w.[4]

iſt bemerkt:

Es hat ein man ſin wip verlorn u. ſ. w., contrafactum uf einen geiſtlichen ſinn.

Viele der weltlichen Liederanfänge, welche den holländiſchen Kloſterliedern vom Schluſſe des 15ten Jahrhunderts vorgeſetzt ſind, hat Hoffmann a. a. O. aufgezählt. Manche gehören zu ſonſt bekannten, in Holland und Deutſchland verbreiteten Volksliedern und Balladen, zu andern fehlen die vollſtändigen weltlichen Texte, um die man wohl gerne die geiſtlichen Traveſtieen hingeben dürfte.

---

[1] [Man ſehe das Gedicht in Haltaus Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 44. 45. H.]

[2] [Bei P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 735. H.]

[3] [In Uhlands Volksliedern II, S. 584. 585. H.]

[4] [Bei P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 745. H.]

Den nächſten Anlaß zu dieſen Umwandlungen gab ohne Zweifel die Abſicht, bekannte und beliebte Volksmelodieen für den geiſtlichen Geſang zu gewinnen und dieſelben auch da zu benützen, wo, wie in den Klöſtern, die weltlichen Texte nicht ſchicklich geſungen werden konnten. Aber wohl mochte mit dieſen Melodieen manche angenehme Erinnerung an das Leben verbunden ſein. Ein weiterer Zweck war, durch ſolche Einkleidung dem geiſtlichen Inhalt beim Volke leichteren Eingang zu verſchaffen. Überhaupt knüpfte ſich dadurch eine Verbindung zwiſchen dem urſprünglich auf lateiniſchen Hymnen beruhenden Kirchengeſang und dem lebendigen Volksgeſange, aus welcher der eigenthümliche Ton des deutſchen Kirchenliedes im 16ten Jahrhundert hervorgeht.

3. Auch in den kirchlichen Geſang waren ſchon vor der Reformation deutſche Lieder eingeführt. Ich zähle dahin nicht die zuvor geſchilderten Kloſterlieder, welche ſich keineswegs zum eigentlich gottesdienſtlichen Gebrauche eignen konnten. Wohl aber gehören hieher mehrere, obwohl nur kurze deutſche Geſänge, von denen Luther ſelbſt ſagt, daß ſie von alten Chriſten gemacht ſeien und jährlich durchaus in Deutſchland geſungen worden, und die er in ſeine Liederſammlungen aufgenommen, verbeſſert und erweitert hat. Melanchthon behauptet in der Apologie der Augsburgiſchen Confeſſion (zu Artikel 24) unbedenklich: „Dieſer Gebrauch iſt allezeit für löblich gehalten in der Kirche. Denn wiewohl an etlichen Orten mehr, an etlichen Orten weniger deutſche Geſänge geſungen werden, ſo hat doch in allen Kirchen je etwas das Volk deutſch geſungen, darum iſts ſo neu nicht.“

„Indes,“ bemerkt hiebei Rambach, Luther S. 51, „ſieht man freilich ſchon aus dem Widerſpruch, den die in dieſer Hinſicht von den Evangeliſchen vorgenommenen Veränderungen bei den Päbſtlichgeſinnten fanden, daß die Sache zum Theil neu und ungewöhnlich war. Die Sprache des Volks war früher beim öffentlichen Gottesdienſte eigentlich nur geduldet geweſen; der Gebrauch derſelben und mithin auch die Theilnahme der Laien am Geſange fand nicht regelmäßig, ſondern etwa nur an gewiſſen, beſonders feſtlichen Tagen ſtatt; alles in den Metten und Veſpern und faſt alles bei der Feier des Abendmahls wurde lateiniſch vom Chor geſungen.“

Derſelbe Schriftſteller erklärt in der Anthologie I, 383 f. den allmählichen Gang der Sache folgendermaßen:

Dieß [den öffentlichen Gebrauch des deutſchen Kirchengeſanges] würde freilich bei den eigentlichen Kirchenämtern, deren Liturgie in dem althergebrachten Ritual ſo genau vorgeſchrieben war, keiner haben wagen dürfen; leichter aber konnte es bei andern weniger durch das Ritual beſchränkten Übungen, z. B. bei Proceſſionen und Wallfahrten, geſchehen; und man darf als gewiſs annehmen, daß eben von ſolchen Übungen, namentlich von den Bittgeſängen in der Kreuzwoche, von ſolchen Feſten, die zugleich als Volksfeſte gefeiert wurden und eine allgemeine fröhlichere Theilnahme weckten, wie das Fronleichnams-, Kirchweih- und Kirchpatronenfeſt, der Gebrauch deutſcher Kirchenlieder zu allererſt ausgegangen ſei. Nachdem man ſie bei dieſen Feſten einmal zugelaſſen hatte, konnten ſie leicht mit der Zeit auch bei andern ganz eigentlich kirchlichen Gottesdienſten, z. B. in den Vigilien und Frühmetten des Weihnachtsfeſtes, die ſchon längſt dem Ausdruck eines fröhlichen Jubels gewidmet waren, und zuletzt bei dem feierlichen Meſsgottesdienſte ſelbſt an hohen Feſttagen Eingang finden; wie wir denn wirklich unter den alten deutſchen Geſängen Lieder von allen dieſen Gattungen antreffen. Mehrere derſelben wurden ſchon zu Luthers Zeit für alt, ja für uralt geſchätzt; es iſt daher gewiſs nicht übertrieben, wenn man annimmt, daß dieſe damals ein Alter von 100 bis 150 Jahren hatten, mithin zum Theil aus einer noch früheren Zeit ſtammen, als die von Huß unter ſeinem Volk eingeführten böhmiſchen Kirchengeſänge, wenn gleich nicht geleugnet werden mag, daß das Beiſpiel dieſes Reformators zur Vermehrung und weiteren Verbreitung der deutſchen Kirchenlieder manches beigetragen habe.

Die Überreſte dieſes vorlutheriſchen deutſchen Geſanges giebt Rambach, Anthologie I, 410 ff. Darunter z. B. das „Nun bitten wir den heiligen Geiſt“ u. ſ. w., welches wir ſchon im 13ten Jahrhundert bei Bruder Berthold vorgefunden. Den Wallfahrten, bei denen der älteſte Gebrauch deutſcher Lieder vermuthet wird, gehört folgendes an (Anthologie I, 424. Vgl. Luther S. 218):[1]

In Gottes Namen fahren wir,
Seiner Gnaden begehren wir.
Nun helf' uns allen die Gotteskraft,
Verleih' uns allzeit große Macht! Kyrie, eleiſon!

Und das heilige Crüze
Werd' uns allzeit nütze,
Da Gott ſein Marter an leidt!
Daſſelbig ſei unſer Geleit! Kyrie, eleiſon!

---

[1] [Hoffmann, Kirchenlied Nr. 98. H.]

Auch das heilige Grab,
Da Gott ſelbeſt inne lag
Mit ſeinen fünf Wunden alſo hehr!
Frölich fahren wir daher [gen Jeruſalem]. Kyrie, eleiſon!

Kyrie, eleiſon! Chriſte, eleiſon!
Nun helfe uns der heilig Geiſt
Und die werthe Gottesſtimm',
Daß wir frölich fahren hin! Kyrie, eleiſon!

Dieſes Lied,[1] das bei Bittfahrten (Proceſſionen) gebraucht wurde, war offenbar urſprünglich für die Kreuzfahrten nach dem heiligen Grabe beſtimmt. In dem Gedichte von Herzog Ernſt aus dem 13ten Jahrhundert finden wir, wie die Kreuzfahrer beim Abſtoßen des Schiffes ihre Leiſen ſingen (V. 1924), wie auch ſonſt in wichtigen Augenblicken, auf kriegeriſchem Zuge, beim Beginn der Schlacht, in großer Gefahr, oder auch in der Freude, wenn ſie aus Kampfes Noth gerettet ſind oder der Schiffmann das Land erblickt (V. 2158. 2285—94. 3070. 3146. 3580—82. 4538—44. 4759). Ja wir finden in dieſem Gedichte (was zu Rambach nachzutragen iſt) ſchon theilweiſe und unentſtellter das angeführte Bittlied (V. 2285 ff.):

Do huben ſie alle
Gegen got mit ſchalle:
Nu helf uns das heilige grab
Und der ſich durch uns darin gab
Mit ſinen heren wunden,
Daz wir zu Iheruſalem funden
Werden froliche
Und in dem himmelriche
Got gebe uns den werden lon
Und ſingen: Kyrieleiſon!

Ein andermal (3580—2) heißt es:

Gegen gote was mit fliße ir ruf,
Mit ir leiſen ſie gaben ſüßen don
Und ſungen: Kyrieleiſon!

Es wird aber auch noch ein weiteres, ähnliches Lied mitgetheilt (4538 ff.):

---

[1] [Vergl. auch Uhlands Volkslieder Nr. 301. H.]

Sinen leiſen hub er [H. Ernſt] do:
Criſt, herre, du biſt gut,
Nu hilf uns durch din reines plut,
Durch dine heren wunden,
Daz wir frolichen werden ſunden
Da ſüße iſt der engel don
In deinem riche! Kyrieleiſon!

Parodiert iſt das ausgehobene „In Gottes Namen fahren wir“ u. ſ. w. in der Mörin des Hermann von Sachſenheim, 1453. Dort heißt es (6 b. vergl. 7 a. 27 b) von den Leuten im Reiche der Venus:

Sie ſungen all gemein diß liet:
In Venus namen faren wir.[1]

Im Ganzen jedoch ſind dieſe älteren deutſchen Lieder doch nur vereinzelte Anklänge von beſchränktem Gebrauch und mäßigem Gehalte. Aufſchwung und Herrſchaft gewann der kirchliche Geſang in deutſcher Sprache doch erſt durch Luther, mit dem wir jetzt die Reihe der Kirchenliederdichter des 16ten Jahrhunderts eröffnen.

Weder eine Lebensbeſchreibung, noch eine allgemeinere Charakterſchilderung des großen Reformators wird hier erwartet werden, wo es ſich nur von einem beſondern, von ihm ſelbſt nicht für weſentlich angeſehenen Theile ſeines Wirkens handelt. Auch als Dichter bedarf er keiner umfaſſendern Darſtellung, da er, weniges Anderartige ausgenommen, gerade nur im Kirchenlied als ſolcher auftritt und unter der an ſich mäßigen Anzahl von Geſängen, 37 Numern, bei denen er betheiligt iſt, der größere Theil in Bearbeitungen und Erweiterungen ſchon vorhandener Gedichte beſteht. Überdem war es weniger das poetiſche, als das muſikaliſche Intereſſe, was ihn zu der Liederdichtung hinzog.

Das jedoch kann behauptet werden, daß die Kenntnis deſſen, was Luther für den Kirchengeſang gethan, einen nicht unerheblichen Beitrag zu ſeiner Charakteriſtik gebe. Man iſt faſt zu ſehr gewohnt, ſich Luthern nur im gewaltigen Auftritt des Helden, des Glaubensſtreiters, vorzuſtellen. Es giebt eine eigene Diſſertation über Dr Martin Luthers heroiſche Geſtalt. Aus der derben Sprache ſeiner Polemik ſchließt man häufig auf eine rauhere Gemüthsart. Aber eben in ſeinem Kirchengeſange zeigt ſich, bei der Kraft, auch ganz der milde Kern ſeines innerſten Weſens, der ihn als den echten Streiter einer Religion der Liebe beurkundet. Selbſt ſein liturgiſches Verfahren bei der Einführung dieſes evangeliſchen Kirchengeſangs zeugt von einer Mäßigung, die man ihm nicht überall zuerkennt; gewaffnet ſteht er, wo es ihm das Weſentliche gilt, aber duldſam und anerkennend werden wir ihn hier finden, wo er, ſeiner Überzeugung in Hauptſachen unbeſchadet, die Hand bieten kann.

---

[1] [Vergl. oben S. 223. H.]

Wir gehen ſeine Lieder nach den verſchiedenen Claſſen durch, in die ſie ſich ordnen laſſen:

1. Bearbeitungen lateiniſcher Kirchengeſänge.
2. Ältere deutſche von Luther verbeſſerte oder erweiterte Lieder.
3. Bibliſche Lieder.
4. Eigene Lieder.[1]

1. Die abendländiſche Kirche des Mittelalters hatte einen großen Vorrath lateiniſcher Geſänge und darunter viele, nicht bloß durch die begleitende Melodie, ſondern auch durch chriſtlichen Sinn, innige Andacht und einfach würdige Poeſie ausgezeichnete. Luther erkannte den Werth dieſer Lieder und war ihnen, ſoweit ihr Inhalt der gereinigten Lehre nicht widerſtrebte, mit Wärme zugethan. Hiefür ſind von Rambach (Luther S. 26 ff.) viele Zeugniſſe aus des Reformators eigenem Munde beigebracht:

Ob er gleich in der Kirche, wie ſie zu ſeiner Zeit war, „die Stätte des Greuels“ erblickte, geſtand er dennoch, daß in ihr durch Gottes Macht und Wunder bei allen Verderbniſſen viel Gutes geblieben ſei, wohin er namentlich auch „die vielen guten Lieder und Geſänge, beide lateiniſch und deutſch“ zählen zu müſſen glaubte. So urtheilte er insbeſondre von den Geſängen bei der Feier des Abendmahls. „Viel Geſang in der Meſſe,“ ſagt er, „iſt fein und herrlich vom Danken und Loben gemacht und bisher blieben, als das Gloria in excelsis deo et in terra, das Alleluja, das Patrem, die Præfation, das Sanctus, das Benedictus, das Agnus dei. In welchen Stücken findeſt du nichts vom Opfer, ſondern eitel Lob und Dank, darum wir ſie auch in unſerer

---

[1] [Man vergl.: Martin Luthers geiſtliche Lieder mit den zu ſeinen Lebzeiten gebrauchlichen Singweiſen, herausgegeben von Philipp Wackernagel. Stuttgart 1848. 4. H.]

Meſſe behalten. Und ſonderlich dienet das Agnus über alle Geſänge aus der Maßen wohl zum Sacrament; denn es klärlich daher ſinget und lobet Chriſtum, daß er unſre Sünde getragen habe, und mit ſchönen kurzen Worten das Gedächtnis Chriſti gewaltiglich und lieblich treibt. Und Summa, was böſe in der Meſſe iſt vom Opfer und Werk, das hat Gott wunderlich geſchickt, daß faſt alles der Prieſter heimlich lieſet, und heißet die ſtille Meſſe; was aber öffentlich durch den Chor und unter dem Haufen geſungen wird, faſt eitel gute Ding und Lobgeſäng ſind.“ In ſeiner Schrift von Ordnung des Gottesdienſtes, die er im Jahr 1523 herausgab, erklärte er ſich daher ſehr beſtimmt über die Beibehaltung dieſer Geſänge: „Das Geſänge in den Sonntagsmeſſen und Veſper laſſe man bleiben! denn ſie ſind faſt gut und aus der Schrift gezogen“; und daß er hierüber auch ſpäterhin noch eben ſo dachte, kann man aus einer Stelle in ſeiner merkwürdigen Vermahnung an die Geiſtlichen auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1530 ſehen, wo er, nachdem er ſeine Unzufriedenheit über die Abſchaffung mancher hergebrachten Kirchencerimonien bezeugt, hinzuſetzt: „Und iſt darin das Allerbeſte, daß ſeine lateiniſche Geſänge de tempore da ſind blieben, wiewohl ſie dennoch von den neuen Heiligengeſängen faſt übertäubet und auch hier ſchier nichts gelten; doch behalten wir ſie feſt und gefallen uns von Herzen wohl.“ Es fehlt auch in ſeinen Schriften und Reden nicht an Äußerungen, die dieſes Wohlgefallen, beſonders an einzelnen kirchlichen Geſängen aus dem Alterthume, deutlich zu erkennen geben. So gedenkt er der Ambroſianiſchen Hymnen mit Auszeichnung: „St. Ambroſius hat viel ſchöne hymnos ecclesiæ gemacht.“ Nach einer Anführung in den Tiſchreden lobete er eines Tages „die hymnos und geiſtlichen Geſänge und Gedichte Prudentii, daß er der beſte und chriſtlichſte Poet wäre, und wenn er zur Zeit Virgilii wäre geweſen, ſo wäre er über Horatium gelobet worden, den doch Virgilius gelobt hat. Ich wollte ſehr gern, daß Prudentii Carmen, Geſänge und Vers in Schulen geleſen würden.“

Noch viele weitere Äußerungen Luthers über einzelne lateiniſche Kirchengeſänge hat Rambach zuſammengeſtellt, woraus ich nur folgende hervorhebe.

Nach dem Berichte ſeines Schülers und Freundes Matheſius hat Luther aus dem Weihnachtsgeſange „Eia recolamus laudibus piis“ u. ſ. w. [vergl. Anthologie I, 212 f.] den Vers „O beata culpa, quæ talem meruisti redemtorem“ oft zur Weihnachtszeit mit Freude und Rührung geſungen und eine ſpätere Tradition ſetzt hinzu, er habe bei Abſingung dieſes Verſes die erſten Gedanken vom Evangelio gefaßt. Beſonders gefielen ihm auch die Geſänge am Johannisfeſte, und die Beibehaltung derſelben war mit ein Grund, warum er dieſes Feſt nicht abgeſchafft haben wollte. Von einer Sequenz für den Advent, „Mittitur ad virginem“, ſagt er, ſie ſei nicht ſo grob, nemlich wie viele andre der Maria gewidmete Geſänge, ſondern wohl gerathen und ſchön.

Die Marienlieder, die im Mittelalter ſo eifrig geſungen wurden, muſten freilich den Reformatoren vielfachen Anſtoß geben. Sehr milde noch ſagt Luther:

> Die liebe Mutter Gottes, Maria, hat viel ſchönern Geſang und mehr gehabt, denn ihr Kind Jeſus (Luther S. 22).

Ernſter ein andermal (Ebend. S. 25 f.):

> Allhier muß ich von dem Geſange ſagen, den man nennt das Salve regina, welches eine große Gottesläſterung iſt; denn alſo lautet es: „Bis gegrüßet, du Königin der Barmherzigkeit, unſer Leben, unſre Süßigkeit und unſre Hoffnung!“ Iſt das nicht zu viel? Wer will das verantworten, daß ſie unſer Leben, Süßigkeit und Barmherzigkeit ſein ſoll, ſo ſie ſich doch läßt genügen, daß ſie ein arm Gefäß und, wie ſie ſaget, eine Dienerin des Herrn ſei? Nun das Gebet ſinget man durch die ganze Welt und läutet große Glocken dazu und iſt leider dahin kommen, daß ſchier keine Kirche, es iſt das Salve regina darinnen zu ſingen reichlich geſtiftet. Alſo iſt es auch mit dem Regina cœli, das iſt auch nicht viel beſſer, da man ſie eine Königin des Himmels nennet. Iſt das nicht eine Unehre, Chriſto gethan, daß man das einer Creatur zuleget, das doch alleine Gott zugehöret und gebühret? Darum laſſe man von den ungöttlichen und unchriſtlichen Worten! Gerne will ich Mariam haben, daß ſie für mich bitte; aber daß ſie ſoll mein Troſt und mein Leben ſein, das will ich nicht.

Um wie vieles milder lauten auch noch dieſe, mit Gründen belegte Ausſprüche Luthers, als wenn es in den Predigten des Fürſten Georg zu Anhalt (Wittenberg 1555) heißt:

> Über die wenigen alten chriſtlichen Lieder, auf die hohen Feſte angeordnet, hat das gemeine Volk hievor keine Geſänge gehabt, damit es ſich hätte beſſern können. Ich will geſchweigen der ganz abgöttiſchen Lieder, als: „Sanct Maria (Sanct Petre), wohne uns bei und laß uns nicht verderben! mach uns von allen Sünden frei, und wenn wir ſollen ſterben, für dem Teufel uns bewahr! Hilf, reine Magd, Maria, hilf uns zu der Engel Schaar! So ſingen wir: Halleluja!“ Item: „Maria, Mutter, reine Magd, all unſre Noth ſei dir geklagt!“ und dergleichen andre öffentliche abgöttiſche Geſänge mehr, welche da ſie geſungen, nicht Wunder wäre, daß Gott alſobald ſolche Proceſſiones und Singer mit Feuer, Donner und Blitz zwanzig Ellen tief in die Erde, ja in den Abgrund der Hölle hinein geſchlagen hätte. (Anthologie I, 411 f.)

Luther konnte alſo für den neuen, evangeliſchen Gottesdienſt den alten Kirchengeſang nur mit Unterſcheidung gebrauchen. Aber ſoweit er ihn beibehalten konnte, that er es und zwar auf gedoppelte Weiſe: lateiniſch und in deutſcher Bearbeitung.

Rambach (Luther S. 52 ff.) bemerkt:

Zwar gab er ſchon in einer ſeiner frühern Schriften vom Jahr 1520 deutlich zu erkennen, wie ſehr er den herrſchenden Gebrauch der lateiniſchen Sprache beim Gottesdienſt misbillige. „Wollte Gott," ſchrieb er, „daß wir Deutſchen Meſs zu deutſch läſen! Warum ſollten wir Deutſchen nicht Meſs leſen auf unſere Sprache, ſo die Lateiniſchen, Griechen und viele andere auf ihre Sprache Meſs halten?" Und anderwärts äußert er: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!" ſagt der 150te Pſalm; daraus folget, daß man Gott in allen Sprachen loben ſoll. Warum hat denn der Kaiſer verboten, deutſch zu beten und zu ſingen?" Wahrſcheinlich würde er auch ſchon zu der bemerkten Zeit darauf bedacht geweſen ſein, dieſem Bedürfniſſe abzuhelfen, wenn nicht theils das Ungewöhnliche der Sache, theils der ungeſtüme Eifer Carlſtadts, mit dem er durchaus keine Gemeinſchaft haben wollte, ihn davon abgehalten hätte; in welcher letzteren Hinſicht er noch in einer zwei Jahre ſpäter herausgegebenen Schrift erklärte:[1] „Aufs erſt müſſen wir den alten Brauch laſſen bleiben, daß man mit geweiheten Kleidern, mit Geſang und allen gewöhnlichen Cerimonien auf lateiniſch Meſs hält, angeſehen, daß ſolches eitel äußerlich Ding iſt, daran den Gewiſſen keine Fahr liegt, darneben mit der Predigt die Gewiſſen frei behalten, daß der gemeine Mann erlerne, daß ſolches geſchehe, nicht darum, daß es müſſe alſo geſchehen, oder Ketzerei ſei, wer anders thät" u. ſ. w. Anderwärts äußert er ſich hierüber: „Daß die Meſſe deutſch gehalten werde bei den Deutſchen, gefällt mir wohl; aber daß er [Carlſtadt] da auch will eine Noth machen, als müſſe es ſo ſein, das iſt abermal zu viel" u. ſ. w. Und weiter: „Nicht, daß ich wollte wehren, in der Meſſe eitel Deutſch zu brauchen; ſondern nicht will leiden, daß man aus eigenem Durſt und Frevel das lateiniſche Evangelium zu leſen verbiete und Sünde mache, da keine iſt." Auch (Luther S. 56): „Nun der Schwärmergeiſt darauf bringet, es müſſe ſein, und will aber [abermals] die Gewiſſen mit Geſetz, Werk und Sünde beladen, will ich mir die Weile nehmen und weniger dazu eilen denn vorhin, nur zu Trotze den Sündenmeiſtern und Seelmördern, die uns zu Werken nöthigen, als von Gott geboten, die er nicht gebeut."

Je mehr übrigens Luther die Gemüther für die neue Weiſe des Gottesdienſtes vorbereitet, ja das Verlangen darnach angeregt ſah, um ſo angelegener war er ſelbſt mit der Sorge für die Einrichtung des deutſchen Geſanges beſchäftigt. Beſonders merkwürdig iſt hiefür eine Stelle der im Jahr 1524 erſchienenen lateiniſchen Ordnung der Meſſe (Luther S. 54 f.):

---

[1] Vergl. noch Luther S. 41, 9.

> Ich wollte auch, daß wir viel deutſche Geſänge hätten, die das Volk unter der Meſſe ſänge, oder neben dem Gradual, auch neben dem Sanctus und Agnus dei. Denn wer zweifelt daran, daß ſolche Geſänge, die nun der Chor allein ſinget, oder antwortet auf des Biſchofs oder Pfarrers Segen oder Gebet, vorzeiten die ganze Kirche geſungen hat? Aber es fehlet uns an deutſchen Poeten und Muſicis, oder ſind uns noch zur Zeit unbekannt, die chriſtliche und geiſtliche Geſänge, wie ſie Paulus nennet, machen könnten, die es werth wären, daß man ſie täglich in der Kirche Gottes brauchen möchte. Indes laſſe ich mir gefallen, daß man ſinge, weil das Volk das hochwürdige Sacrament empfähet: „Gott ſei gelobet und gebenedeiet!“ u. ſ. w. Zudem ſo iſt auch dieß ein ſchön chriſtlich Lied: „Nun bitten wir den heiligen Geiſt“ u. ſ. w. Item: „Ein Kindelein ſo löbelich“ u. ſ. w. Denn man findet ihrer nicht viel, die etwa einen Schmack oder einen rechtſchaffenen Geiſt hätten. Das rede ich derhalb, daß, ſo irgend deutſche Poeten wären, dadurch bewegt würden, uns geiſtliche Lieder zu machen.

Man ſieht aus dieſen Äußerungen, wie Luther die Einführung des deutſchen Kirchengeſanges wünſcht und in dem Maße betreibt, als er die Mittel dazu gegeben findet; daß er aber nicht gewaltſam einſchreiten will und einſtweilen auch die Fortübung des lateiniſchen Geſanges für unbedenklich hält. Es liegt hiebei eine eben ſo beſtimmte, als duldſame Unterſcheidung des Weſentlichen vom Ritualen zu Grunde, die beſonders noch in einer andern, wenn auch nicht zunächſt auf den Kirchengeſang bezüglichen Stelle ſehr lebendig ausgeſprochen iſt. Er ſucht nemlich in einem im Jahr 1539 von ihm an den Probſt Buchholzer in Berlin erlaſſenen Schreiben die Bedenklichkeiten des Letztern wegen einiger vom Kurfürſten zu Brandenburg verordneten Cerimonien zu heben (Luther S. 82 f.):

> „Was aber betrifft,“ heißt es hier, „daß ihr euch beſchweret, die Chorkappe oder Chorrock in der Proceſſion, in der Bet- oder Kreuzwochen und am Tage Marci zu tragen und den Circuitum mit einem reinen Responsorio um den Kirchhof des Sonntags, und auf das Oſterfeſt mit dem Salve festa dies zu halten, darauf iſt dieß mein Rath: Wenn euch euer Herr, der Markgraf und Kurfürſt, will laſſen das Evangelium Chriſti klar, lauter und rein

predigen, ohne menſchlichen Zuſatz, und die beiden Sacramente nach ſeiner Einſetzung reichen und geben, und fallen laſſen die Anrufung der Heiligen u. ſ. w. und ſingen reine Responsoria und Geſänge, lateiniſch und deutſch, im Circuitu oder Proceſſion, ſo gehet in Gottes Namen mit herum und traget ein ſilbern oder gülden Kreuz und Chorkappe oder Chorrock, von Sammet, Seiden oder Leinwand! Und hat euer Herr, der Kurfürſt, an Einer Chorkappe oder Chorrock nicht genug, die ihr anziehet, ſo ziehet deren drei an, wie Aaron, der Hoheprieſter, drei Röcke über einander anzog, die herrlich und ſchön waren; daher man die Kirchenkleider im Pabſtthum Ornata genannt hat. Haben auch Ihre kurfürſtl. Gnaden nicht genug an Einem Circuitu oder Proceſſion, daß ihr umhergehet, klinget und ſinget, ſo gehet ſiebenmal mit herum, wie Joſua mit den Kindern von Iſrael um Hiericho giengen, machten ein Feldgeſchrei und blieſen mit Poſaunen. Und hat euer Herr, der Markgraf, ja Luſt dazu, mögen Ihre kurfürſtl. Gnaden vorher ſpringen und tanzen mit Harfen, Pauken, Cimbeln und Schellen, wie David vor der Lade des Herrn that, da ſie in die Stadt Jeruſalem gebracht ward; bin damit ſehr wohl zufrieden. Denn ſolche Stücke, wenn nur Abusus davon bleibet, geben oder nehmen dem Evangelio gar nichts: doch daß nur nicht eine Noth zur Seligkeit, und das Gewiſſen damit zu verbinden, daraus gemacht werde. Und könnt ichs mit dem Pabſt und Papiſten ſo weit bringen, wie wollt ich Gott danken und ſo fröhlich ſein!“ u. ſ. w.

In ſolcher Geſinnung ſchritt nun auch Luther ſelbſt zur Verdeutſchung ſolcher Kirchenhymnen, die für ſeine Zwecke paſſend ſchienen, was wir als den nächſten Übergang des lateiniſchen Geſanges zum deutſchen betrachten können. Dieſes Verfahren war auch ſchon vor ihm angewendet worden und er fand ſchon manche Übertragungen dieſer Art vor. Von ihm haben wir ihrer neune. Ausgezeichnet kann keine derſelbe genannt werden. Das Deutſche lautet ziemlich hart neben dem Wohlklang der Originale. Zur Probe hier eines der kürzeſten Stücke, der Veſpergeſang des Ambroſius (Luther S. 130):

Hymnus ad vesperas (Anthologie I, 158).

O lux, beata trinitas
Et principalis unitas,
Jam sol recedit igneus,
Infunde lumen cordibus!
Te mane laudem carmine,
Te deprecemur vespere,
Te nostra supplex gloria
Per cuncta laudet secula!

Luther giebt die zwei Strophen ſo in drei deutſchen (Luther, Anhang S. 33 [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 220. H.]):

Der du biſt drei in Einigkeit,
Ein wahrer Gott von Ewigkeit,
Die Sonn mit dem Tag von uns weicht.
Laß leuchten uns dein göttlich Licht!

Des Morgens, Gott, dich loben wir,
Des Abends auch beten für dir.
Unſer armes Lied rühmet dich,
Jetzund, immer und ewiglich.

Gott Vater, dem ſei ewig Ehr,
Gott Sohn, der iſt der einig Herr,
Und dem Tröſter heiligen Geiſt,
Von nu an bis in Ewigkeit! Amen.

Er ſelbſt hat ſich über die Bearbeitung lateiniſcher Vorbilder techniſches Bedenken gemacht (Luther S. 55 f.). Noch gegen das Ende des Jahres 1524 ſchreibt er an ſeinen Freund Hausmann:

> Daß die Meſſe in der deutſchen Sprache geleſen werde, wünſche ich vielmehr, als verſpreche ſolches, weil ich dieſem Werke, das die Muſik und einen beſondern Geiſt erfordert, nicht gewachſen bin.

Um dieſelbe Zeit erklärt er ſich ſo:

> Ich wollt heute gerne eine deutſche Meſſe haben und ich gehe auch damit um; aber ich wollt ja gerne, daß ſie eine rechte deutſche Art hätte. Denn daß man den lateiniſchen Text verdolmetſcht und lateiniſchen Ton oder Noten behält, laſſe ich geſchehen; aber es lautet nicht artig noch rechtſchaffen. Es muß beide, Text und Noten, Accent, Weiſe und Geberde aus rechter Mutterſprach und Stimme kommen; ſonſt iſt es alles ein Nachahmen, wie die Affen thun.

Luther war ſich hiernach ſeiner Aufgabe wohl bewuſt, er machte ſie ſich nicht leicht und eben die erkannte Schwierigkeit mag ihn abgehalten haben, auf dieſem Wege mit Erfolg fortzuſchreiten. Übrigens können ſeine Leiſtungen auch hier nur im Zuſammenfaſſen der Muſik und des Textes vollſtändig gewürdigt werden.

Es gehört hieher noch eine Anekdote, die Matheſius in ſeinen Predigten über Luthers Leben mitgetheilt hat. Ich gebe ſie zugleich mit den Bemerkungen, welche Rambach, der auch der alten Melodien kundig iſt, darüber gemacht hat (Luther S. 91 f.):

„Auf eine Zeit,“ erzählt ſein Biograph, „kommt er zu Eiſenberg am Oſtertag in die Kirchen, und als man da den Introitum deutſch ſang in die lateiniſchen Noten, rümpfet er ſich hart. Wie er heim zu Tiſche kommt, fragt ihn ſein Wirth, was ihm geweſen wäre. Ich dacht, ſpricht er, es würde mich die kalten Peſe ankommen über ihrem läppiſchen Geſang. Will man deutſch ſingen, ſo ſinge man gute deutſche Lieder! will man lateiniſch ſingen, wies Schüler thun ſollen, ſo behalte man die alten Choral und Text und thu das Unrein davon! beſſer wirds keiner machen, und beſchloß: Ich bin den Leuten feind, die immer ein neues übers andre anrichten in Cerimonien; eben dieſe werdens der Lehre mit der Zeit auch thun; bei lateiniſchen Schulen ſoll man lateiniſch ſingen, in deutſchen Kirchen ſoll man deutſch predigen, ſo gehets recht.“ Man ſieht aus dieſen Äußerungen, Luther war kein Freund von untergelegten deutſchen Texten; und das wohl nicht allein aus dem Grunde, weil er der alten Texte von Jugend an gewohnt geweſen war, auch nicht bloß, weil die lateiniſche Sprache ihm wegen ihres ſonoren Klanges zum Singen beſſer, als die deutſche geeignet zu ſein ſchien, ſondern, wie mich dünkt, vorzüglich deswegen, weil die im Choralgeſange häufig vorkommenden Dehnungen einzelner Silben, auf deren eine nicht ſelten 12 und mehrere Noten geſungen werden, ihm der eigenthümlichen Art des deutſchen Geſanges widerſprechend oder nach ſeinem Ausdruck läppiſch vorkamen. Sehr natürlich alſo, daß er theils ſelbſt nur wenige lateiniſche Kirchengeſänge, und überdieß nur ſolche, deren Melodie ſich mehr den deutſchen klaren und einfachen Singweiſen nähert, überſetzte, theils dergleichen Überſetzungen auch von andern nicht haben wollte. Der Charakter der deutſchen Sprache und Geſangart war ihm zu lieb, um ihn den lateiniſchen Texten aufzuopfern; die Melodien dieſer Texte hatten aber auch in ſeinen Augen einen zu hohen Werth, um ſie wegen einiger Überſetzungen, die denn doch, wenn ſie fürs Volk ſingbar werden ſollten, kaum noch Überſetzungen bleiben konnten, ganz und gar fallen zu laſſen. Er behielt alſo, in Ermangelung genügender deutſcher Geſänge, dieſe Melodien mit ihren Texten noch einſtweilen bei und ſorgte ſelbſt für die fortwährende Übung derſelben in Kirchen und Schulen.

Von den aus lateiniſchen Kirchengeſängen durch Luther überſetzten Liedern finden ſich noch in unſern Geſangbüchern: „Komm, Gott Schöpfer, heiliger Geiſt“ u. ſ. w., doch kaum noch kenntlich, das alte Pfingſtlied „Veni, creator spiritus“, für deſſen Verfaſſer einige Karl den großen, andre Karl den dicken halten[1] (Luther S. 129. Anthologie I, 175), ſodann, faſt durchaus wörtlich beibehalten, das „Herr Gott, dich loben wir“ u. ſ. w., der ambroſianiſche Lobgeſang. Die lateiniſche Hymne „Te deum laudamus“ u. ſ. w. ſollte nemlich, wie Rambach bemerkt, nach einer alten Sage vom heiligen Ambroſius bei der Taufe des Auguſtinus oder eigentlich von beiden, und zwar ſo verfertigt worden ſein, daß ſie ohne vorherige Verabredung, wie aus göttlicher Eingebung, die Worte derſelben abwechſelnd vor der Gemeinde ſangen (Anthologie I, 87 ff. Luther S. 129).

---

[1] [Mone, Hymnen I, S. 242 hält Gregor den großen für den Verfaſſer. Vergl. Hoffmann, Kirchenlied S. 359, Anm. 71. H.]

2. Der ſchon vor Luther gewiſs oder wahrſcheinlich in deutſcher Sprache vorhanden geweſenen, von ihm aber verbeſſerten und erweiterten Lieder ſind wieder neune. Einige derſelben waren nur ältere Übertragungen lateiniſcher Geſänge und manche beſtanden urſprünglich nur aus Einer Strophe. Indem nun Luther ſie zu mehrern erweiterte, trat er ſelbſtändig als Dichter ein. So iſt unter ſeinen Händen das „Mitten wir im Leben ſind“ u. ſ. w., wie es auch noch die heutigen Geſangbücher unverändert enthalten, zu einem ganz neuen Liede geworden. Es lautet lateiniſch (Anthologie I, 250):

Antiphona de morte.

Media vita in morte sumus:
Quem quærimus adjutorem, nisi te, domine,
Qui pro peccatis nostris juste irasceris?
Sancte deus, sancte fortis, sancte et misericors salvator,
Amaræ morti ne tradas nos!

Rambach bemerkt (Anthologie I, 248), daß dieſe Antiphone in Schriften des 13ten Jahrhunderts als ein allgemein gewöhnlicher Klag- und Flehgeſang bei traurigen Begebenheiten vorkomme und ſchon in eben dieſem Jahrhundert regelmäßig am Sonnabend vor Lätare zum Completorium geſungen worden ſei. Allein ſie iſt viel älter und vom heiligen Notker, zu St. Gallen geſtorben 912, verfaßt. Notker wurde dazu angeregt, als er dem Brückenbau beim Martinstobel zuſah und die Gefahr der Bauleute, in die tiefe Schlucht hinabzuſtürzen, ihm vor Augen war. Dieſem Gebet gegen die Todesgefahr legte man in der Folge die Wirkung eines Zaubergeſanges bei, wodurch man ſich vor dem Tode bewahren und ſeinem Feinde den Untergang anſingen könnte. Es war daher in Kriegen der Schlachtgeſang, den eine Partei gegen die andre anſtimmte. Die Synode von Köln im Jahr 1316 ſah ſich veranlaßt, zu befehlen, daß Niemand ohne ſeines Biſchofs Erlaubnis gegen irgend einen Menſchen das „Media vita“ ſingen ſollte. (v. Arx, Geſchichte des Cantons St. Gallen, St. Gallen 1810, I, 93 f. Vgl. Pertz, Monum. II, 98, Anm.)

Verdeutſcht, wie es Luther vor ſich haben mochte, nach einem 1514 zu Baſel gedruckten Plenarium oder Evangelienbuche (vgl. Luther S. 120 f.)[1] ſteht es Anthologie I, 425. Luther hat nicht bloß den Rhythmus, ſondern auch großentheils dieſelben Worte beibehalten, aber er hat zwei Strophen hinzugefügt, worin er tiefer, als Notker, in den Abgrund hinabſchaut und den Retter von oben um ſo mehr verherrlicht. Sein Lied lautet ſo (Luther, Anhang S. 19 f.)[2]:

Mitten wir im Leben ſind
Mit dem Tod umfangen u. ſ. w.

Auf den Troſt des rechten Glaubens, auf die Feſtigkeit in demſelben unter den Gefahren, mit welchen die evangeliſche Kirche zu kämpfen hatte, auf die erſehnte Einigkeit aller Chriſten im reinen Glauben war denn auch Luthers Sinn theils bei der Wahl der ältern Lieder, die er ſich aneignete, theils bei den Zuſätzen, womit er ſie bereicherte, beſonders gerichtet und er hat damit dieſen Bearbeitungen die Merkzeichen ſeines eigenthümlichen Weſens und Strebens aufgedrückt. Hievon zwei der ſprechendſten Beiſpiele.

Erwünſchten Anklang hatte für ihn leicht begreiflich das mehrbeſprochene, ſchon im 13ten Jahrhundert nachgewieſene Geſätz:[3]

Nu bitten wir den heiligen Geiſt
Um den rechten Glauben allermeiſt,
Daß er uns behüte an unſerm Ende,
Wenn wir heimfahrn aus dieſem Elende. Kyrieleiſon!

Er ſetzt dieſem folgende drei Strophen bei:[4]

Du werthes Licht, gieb uns deinen Schein!
Lehr uns Jeſum Chriſt kennen allein,
Daß wir an ihm bleiben, dem treuen Heiland,
Der uns bracht hat zum rechten Vaterland! Kyrieleiſon!

---

[1] [Hoffmann, Kirchenlied Nr. 178. H.]

[2] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 191. H.]

[3] [Vergl. oben S. 407. Hoffmann, Kirchenlied Nr. 94. H.]

[4] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 208. H.]

Du ſüße Lieb, ſchenk uns deine Gunſt!
Laß uns empfinden der Liebe Brunſt,
Daß wir von Herzen einander lieben,
Und im Friede auf einem Sinne bleiben! Kyrieleiſon!

Du höchſter Tröſter in aller Noth,
Hilf, daß wir nicht fürchten Schand noch Tod,
Daß in uns die Sinne nicht verzagen,
Wenn der Feind wird das Leben verklagen! Kyrieleiſon!
(Luther S. 122. Anhang S. 15.)

Das Lied „Komm, heiliger Geiſt, Herre Gott“ u. ſ. w.[1] war der erſten Strophe nach auch ſchon vor der Reformation deutſch vorhanden; denn dieſe Strophe ſteht faſt gleichlautend, wie bei Luther, in dem angeführten Basler Plenarium von 1514 (Luther S. 119 f. Anthologie I, 420). Sie iſt auch Überſetzung einer alten, lateiniſchen Antiphone:

Veni, sancte spiritus!
Reple tuorum corda fidelium
Et tui amoris in eis ignem accende,
Qui per diversitatem linguarum cunctarum
Gentes in unitatem fidei congregasti!
Halleluja, Halleluja!
(Anthologie I, 250.)

Von Luthern um zwei Strophen vermehrt, iſt nun das Lied ein echter Reformationsgeſang geworden:

Komm, heiliger Geiſt u. ſ. w. (Luther, Anhang S. 14.)

Die zweite Strophe iſt denn auch in dem antilutheriſchen Geſangbuche des Probſtes Vehe zu Halle, vom Jahr 1537, gegen den Reformator ſo umgewendet worden:

O heiliges Licht, wohn uns bei,
Mach uns aller Blindheit frei!
Laß uns durch kein falſchen Schein
Abführen von den Wegen dein!
Behüt uns vor den Propheten,
Die Gottes Wort unrecht deuten,
Sein Glauben mit dem Mund bekennen
Und die Kirchen doch zertrennen![2]

---

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 199. H.]

[2] Luther S. 120. Vergl. noch Luther, Anhang S. 16. 18. 26. [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 823. H.]

Der größere Theil der Lieder dieſer zweiten Claſſe iſt in die neuen Geſangbücher ziemlich unverändert aufgenommen:

Gelobet ſeiſt du, Jeſu Chriſt u. ſ. w.
Komm, heiliger Geiſt u. ſ. w.
Nun bitten wir den heiligen Geiſt u. ſ. w.
Gott, der Vater, wohn uns bei u. ſ. w.
Mitten wir im Leben ſind u. ſ. w.

(Über das Judaslied, Luther S. 113 f., vergl. Hottingers Fortſetzung von Joh. Müllers Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft VII, 118.)

3. Bibliſche Lieder. Luther benützte die Bibel auf zweifache Weiſe für den chriſtlichen Geſang. Theils hob er poetiſche Stücke derſelben in einer wörtlichen reimloſen Überſetzung aus, jedoch ſo, daß er ſie durch beigeſetzte Tonzeichen zum Geſang einrichtete, gerade wie man bisher die Proſa der lateiniſchen Bibelüberſetzung componiert und geſungen hatte. Auf dieſe Art behandelte Luther einige Pſalmen und eine Reihe von Lobgeſängen und Gebeten aus verſchiedenen Büchern alten und neuen Teſtaments, z. B. zwei Lieder Moſis, die Lieder Deboras, Hannas, die Lobgeſänge Marias, Zacharias, der Engel u. ſ. w. Theils aber bearbeitete er bibliſche Abſchnitte, mehr oder weniger frei, zu eigentlichen deutſchen Kirchenliedern. Von den letztern, deren es eilfe ſind, ſprechen wir hier. Darunter findet ſich eine Paraphraſe des Vaterunſers, nicht ohne Beziehung auf die Zeitumſtände, z. B.

Geheilget werd der Name dein!
Dein Wort bei uns hilf halten rein,
Daß auch wir leben heiliglich
Nach deinem Namen würdiglich!
Herr, behüt uns für falſcher Lehr!
Das arm verführet Volk bekehr!

Es komm dein Reich zu dieſer Zeit
Und dort hernach in Ewigkeit!
Der heilig Geiſt uns wohne bei
Mit ſeinen Gaben mancherlei!
Des Satans Zorn und groß Gewalt
Zerbrich! für ihm dein Kirch erhalt! u. ſ. w. [1]

---

[1] [Luther S. 60. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 215. H.]

Ferner zwei Geſichte, das eine aus dem alten, das andre aus dem neuen Teſtament. Erſteres, ein deutſches Sanctus, nach Jeſ. 6 (Luther S. 58):

> Jeſaia, dem Propheten, das geſchah u. ſ. w.

Das zweite,[1] aus Apoc. Cap. 12 (Luther S. 63):

> Ein Lied von der heiligen chriſtlichen Kirchen.
> Sie iſt mir lieb, die werthe Magd, u. ſ. w.

Auch bier die Anwendung auf den damaligen Zuſtand der Kirche.

Den Lobgeſang Simeons hat Luther gleichfalls, nach Luc. 2, zu Liede gebracht.

Vorzüglich aber klangen die Pſalmen in der Seele des deutſchen Sängers an. Nambach bemerkt (Luther S. 148):

> Seit den älteſteu Zeiten ſchon waren ſie beim öffentlichen Gottesdienſt als Geſänge gebraucht worden; die meiſten Texte, deren man ſich zum Sirgen bediente, waren daraus entlehnt. Daß Luther einen ſo lange beſtandenen Gebrauch auf die evangeliſche Kirche und den deutſchen Gottesdienſt übertrug, iſt an ſich natürlich.

Aber auch ſeine beſondre Sinnesart, ſeine eigene Stellung war geeignet, ihm das innigſte Verſtändnis dieſer heiligen Geſänge zu erſchließen. Er bewährt es namentlich in einer trefflichen Stelle ſeiner Vorrede zum Pſalter:

> Was iſt das meiſte in dieſem Buche, denn ſolch ernſtlich Reden in allerlei ſolchen Sturmwinden? Wo findet man feinere Worte von Freuden, denn die Lobpſalmen oder Dankpſalmen haben? Da ſieheſt du allen Heiligen ins Herz, wie in ſchöne luſtige Gärten, ja wie in den Himmel, wie feine, herzliche, luſtige Blumen darinnen aufgehen von allerlei ſchönen, fröhlichen Gedanken gegen Gott und ſeine Wohlthat. Wiederum, wo findeſt du tiefere, kläglichere, jämmerlichere Worte von Traurigkeit, denn die Klagepſalmen haben? Da ſieheſt du abermal allen Heiligen ins Herz, wie in den Tod, ja wie in die Hölle. Wie finſter und dunkel iſts da von allerlei betrübtem Anblick des Zornes Gottes! Alſo auch, wo ſie von Furcht und Hoffnung reden, brauchen ſie ſolcher Worte, daß dir kein Mahler alſo könnte die Furcht oder Hoffnung abmahlen und kein Cicero oder Redekundiger alſo vorbilden. (Luther S. 148 f.)

Er hat zwar im Ganzen nur ſieben Pſalmen zu deutſchen Liedern bearbeitet, aber dieſelben, wie Rambach ebend. S. 149 bemerkt, gröſten=

---

[1] [Die beiden Lieder ſtehen auch bei P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 209. 213. H.]

theils mit Rückſicht auf ſeine perſönliche Lage und den damaligen Zuſtand der Kirche ausgewählt, ſo daß ſie eben dadurch für jene Zeit zum öffentlichen Gebrauche vorzüglich paſſend waren.

Wir ſtellen drei dieſer Pſalmenlieder hervor. Das erſte nach dem 12ten Pſalm (Luther, Anhang S. 46):

Ach Gott, vom Himmel ſieh darein u. ſ. w. [1]

So genau dieſes Lied in der Hauptſache dem Texte folgt, ſo lautet es doch ganz deutſch und volksmäßig. Wörtlicher noch und beweglicher zugleich iſt die Verdeutſchung des 124ſten Pſalms ausgefallen (Luther, Anhang S. 53):

Wär Gott nicht mit uns dieſe Zeit u. ſ. w. [2]

Dagegen iſt das berühmteſte von Luthers Liedern, „Ein feſte Burg iſt unſer Gott“, u. ſ. w. [3] (Luther, Anh. S. 50 f.) im 46ſten Pſalm nur angeklungen und ſchreitet im Übrigen ſelbſtändig vor. Dieſes Lied iſt nicht, wie Spätere meinten, ſchon im Jahr 1521 auf der Reiſe nach Worms gedichtet worden, ſondern, wie Rambach (Luther S. 108 f.) aus den beſtimmteſten Zeugniſſen Gleichzeitiger nachweiſt, im Jahr 1530 bei Luthers Aufenthalte zu Coburg während des Augsburgiſchen Reichstags. Die Evangeliſchen waren damals mit einem furchtbaren Angriffe bedroht und Luther wollte durch dieſen Geſang den Muth ſeiner Freunde ſtärken. Der kraftvolle Inhalt desſelben, verbunden mit der erhebenden Melodie, iſt auch gewiſs nicht ohne Wirkung geblieben.

Selnecker ſagt in der Lebensbeſchreibung Luthers, Bl. 69: „Auch die böſen Geiſter zittern und fliehen, wenn ſie dieſen herzlichen Geſang hören ſingen,“ und führt zur Beſtätigung dieſer Behauptung das Beiſpiel einer vermeintlich beſeſſenen Perſon an, die durch wiederholtes Anhören desſelben, zu Jedermanns Verwunderung, von ihrer Plage befreit worden ſei (Luther S. 156, R. Vgl. S. 239).

Aus der Claſſe der bibliſchen Lieder haben unſre neuen Geſangbücher nur: „Ein feſte Burg“ u. ſ. w. und „Aus tiefer Noth ſchrei ich zu dir“ u. ſ. w. (Pſ. 130) [4], letzteres ſtark durchcorrigiert und um eine Strophe verkürzt.

---

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 185. H.]

[2] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 207. H.]

[3] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 210. H.]

[4] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 187. 188. H.]

4. Die Claſſification der Lutheriſchen Kirchenlieder, der wir bisher gefolgt ſind, ſollte mehr nur die verſchiedenen Mittel und Anhaltpuncte bemerklich machen, deren ſich Luther für ſeinen deutſchen Geſang bedient hat, als daß dieſe Lieder damit dem Geiſt und der Behandlung nach abgegrenzt werden könnten. Die Erweiterung des „Media vita“ u. ſ. w. und die Bearbeitung des 46ſten Pſalms ſind kaum für minder freie Erzeugniſſe anzuſehen, als diejenigen, die wir jetzt in der Claſſe der Originallieder, d. h. der von ihm nach Inhalt und Form neu verfertigten, aufzuführen haben, unter denen umgekehrt Einiges auf ältere Unterlagen hindeutet. Man zählt zu dieſer Claſſe acht Lieder. Zuerſt zwei Weihnacht- und zwei Oſterlieder, welche beſonders die Spur älterer Anläſſe tragen. Die beiden erſtern gehören zu den von Luther ſelbſt ſo genannten Kinderliedern. Der Feier des Weihnachtsfeſtes war ſchon längſt vor ſeiner Zeit der Charakter einer kindlich frommen Freude gegeben worden, die ſich auch in etwas ſpielenden Liedern, wie dem halblateiniſchen „In dulci jubilo“ u. ſ. w. ausdrückte (Anthologie I, 373 f.). Die Abſingung dieſer Lieder war, wie Rambach bemerkt, mit einer Art theatraliſcher Vorſtellung verbunden; es waren zum Theil Wiegenlieder, die man bei der Krippe dem neugebornen Erlöſer zu Ehren anſtimmte (Luther S. 145 f.). Noch in neuerer Zeit hieß man das in der Chriſtnacht übliche Singen von den Kirchthürmen „das Kindlein wiegen.“ Auch Luther verſchmäht in dem einen ſeiner Kinder- oder Weihnachtlieder nicht ganz dieſen herkömmlichen Ton. In dem Liede „Vom Himmel hoch da komm ich her“ u. ſ. w.[1] heißt es u. a.:

Ah mein herzliebes Jeſulin,
Mach dir ein rein ſanft Bettelin,
Zu rugen in meins Herzen Schrein,
Daß ich nimmer vergeſſe dein:

Davon ich allzeit fröhlich ſei,
Zu ſpringen, ſingen immer frei
Das rechte Suſaninne[2] ſchon,
Mit Herzenluſt den ſüßen Ton!

---

[1] Luther, Anhang S. 67. [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 214. H.]

[2] Luther S. 146, N. 4: „Das Wort iſt aus Sauſe oder Suſe Ninne zuſammengeſetzt und bedeutet ſo viel als: Schlaf, Kindlein!“

Auch eines der Oſterlieder, „Chriſt lag in Todesbanden“ u. ſ. w.,[1] enthält Stellen, die unſrem Geſchmacke nicht zuſagen können:

Hie iſt das rechte Oſterlamm,
Davon Gott hat geboten.
Das iſt an des Kreuzes Stamm
In heißer Lieb gebraten.

Und:

Wir eſſen und wir leben wohl
In rechten Oſterfladen.
Der alte Sauerteig nicht ſoll
Sein bei dem Wort der Gnaden.
Chriſtus will die Koſte ſein
Und ſpeiſen die Seel allein;
Der Glaub will keins Andern leben.

Übrigens ſtehen ſolche Stellen, die an den Ton der früher beſprochenen Kloſterlieder erinnern, nur ſehr vereinzelt unter Luthers ernſthaften und einfachen Geſängen.

Ein Kinderlied heißt auch das folgende, doch wohl nur weil es zunächſt bei dem im Jahr 1541 zum Gebet wider die Türken in Wittenberg angeordneten Gottesdienſte für den Geſang der Chorknaben beſtimmt war (Luther S. 111 R.):

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort
Und ſteur des Pabſts und Türken Mord,
Die Jeſum Chriſtum, deinen Sohn,
Wollen ſtürzen von deinem Thron!

Beweis dein Macht, Herr Jeſu Chriſt,
Der du Herr aller Herren biſt!
Beſchirm dein arme Chriſtenheit,
Daß ſie dich lob in Ewigkeit!

Gott, heilger Geiſt, du Tröſter werth,
Gieb deim Volk einrlei Sinn auf Erd!
Steh bei uns in der letzten Noth,
Gleit uns ins Leben aus dem Tod![2]

Volksmäßige Ausführungen beſtimmter Glaubenslehren, im Sinne der Reformation, ſind ein Lied von der Taufe und eines von der

---

[1] Luther S. 70. [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 197. H.]

[2] [Luther, Anhang S. 75. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 217. H.]

Erlöſung. Das letztere, „Nu freut euch, lieben Chriſten, gmein“ u. ſ. w. (Luther S. 76), würde ich ausheben, wenn es nicht, wenig verändert, in den neuen Geſangbüchern ſtände.[1]

Eigenthümliches Erzeugnis Luthers iſt beſonders noch:

> Ein Lied von den zween Märterern Chriſti, zu Brüſſel von den Sophiſten von Löwen verbrannt. (1523.)

Die Geſchichte dieſer beiden Märtyrer, Heinrich Voes und Johann Eſch, erzählt Luther in dem Sendſchreiben an die Chriſten in Holland und Brabant, Th. XXI der Walchiſchen Ausgabe (Anthologie II, 28. Vgl. Luther S. 152. 147 R.). Sein Lied von ihnen lautet ſo (Luther S. 80):

Ein neues Lied wir heben an u. ſ. w.[2]

Von dieſen acht Originalliedern finde ich in unſrem Geſangbuch[3] folgende drei: „Chriſt lag in Todesbanden“ (das Bild vom gebratenen Oſterlamm iſt gelaſſen, dagegen die „rechten Oſterfladen“ in ſüßes Brot verwandelt), „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort“ u. ſ. w. (die erſte Strophe gemildert und drei weitere beigefügt, wie denn das Lied ſchon frühzeitig von Andern erweitert worden, Luther S. 140)[4] und „Nun freut euch, lieben Chriſten, gmein“ u. ſ. w.

Außer den bisher aufgezählten, zuverläßig von Luther herrührenden Liedern, ſind ihm noch andre irrig oder ohne genügenden Beweis beigelegt worden. Von letzterer Art iſt eines, welches anhebt: „Nun treiben wir den Pabſt hinaus“ u. ſ. w. Es iſt von Luther mit ſeines Namens Unterſchrift in einem beſondern Abdrucke herausgegeben worden, unter dem Titel: „Ein Lied für die Kinder, damit ſie zu Mitterfaſten den Pabſt austreiben. D. M. L.“ Davon bemerkt Joh. Matheſius in ſeiner Lebensbeſchreibung Luthers, beim Jahr 1545:

> Dieß Jahr beſucht ich Dr Luther zum letzten [es war das Jahr vor ſeinem Tode] und bracht ihm das Lied mit, darin unſre Kinder zu Mitterfaſten

---

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 184. H.]

[2] [Das Lied ſteht vollſtandig bei Rambach, Luther, Anhang S. 79–83 und in desſelben Anthologie II, S. 40–43, bei P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 202. H.]

[3] [Das hier gemeinte Geſangbuch der evangeliſchen Kirche in Württemberg wurde 1841 durch ein anderes erſetzt, welches 15 Lieder von Luther enthalt. K.]

[4] [Wackernagel, Kirchenlied Nr. 222. H.]

den Antichriſt austreiben, wie man etwan dem Tod und die alten Römer ihren Bilden und Argeis thäten, die ſie auch ins Waſſer warfen. Dieß Lied gab er in Druck und macht ſelbſt die Unterſchrift: „Ex montibus et vallibus, ex silvis et campestribus.“

Rambach (Luther S. 141—143) bezweifelt aus mehreren Gründen die Autorſchaft Luthers und ich vermag nicht darüber zu urtheilen, da ich das Lied, wie Luther es drucken ließ, nicht vor mir habe. Es ſcheint ſich aber auch nur darum zu handeln, ob Luther einem ſchon vorhandenen Volksliede die parodiſche Wendung auf den Pabſt gegeben habe und dieß wird doch durch Matheſius Erzählung wahrſcheinlich. Eine deutſchen und ſlaviſchen Stämmen gemeinſame Frühlingsfeier war das Todaustreiben. Sie fand im Merz, in Deutſchland am Sonntag Lätare, der darum auch Todtenſonntag hieß, ſtatt und beſtand darin, daß man eine Strohpuppe, die den Winter und den Tod vorſtellte, vor die Stadt oder das Dorf trug und in das Waſſer warf, dagegen mit einem buntgeſchmückten Tannenreiſe, als Zeichen des Frühlings, zurückkehrte.[1] Dabei wurden Lieder geſungen, deren eines anfieng:

So treiben wir den Winter aus (den Tod hinaus)
Durch unſre Stadt zum Thor hinaus,
Mit ſein Betrug und Liſten,
Den rechten Antichriſten.

Wir ſtürzen ihn von Berg und Thal,
Damit er ſich zu Tode fall
Und uns nicht mehr betrüge
Durch ſeine ſpäten Züge.

(Wunderhorn I, 161. Kinderlieder S. 38 f. Tkanys Mythologie I, 205. II, 151. Haltaus, Calendar. med. æv. S. 67. Ein ähnlicher Liedesanfang ſchon am Schluſſe des 1337 vollendeten Schachzabelbuchs von Konrad von Ammenhuſen:

Hinne ſülnt wir den winter jagen u. ſ. w.)

---

[1] [Vergl. Uhland in Pfeiffers Germania V. Wien 1860. 8. S. 257 bis 284. J. Grimm, Deutſche Mythologie II, S. 715—741. K. Simrock, Handbuch der deutſchen Mythologie, 2te Auflage, Bonn 1864. 8. S. 579. 580. H.]

Statt deſſen wurde nun, um den Sieg des neuen Glaubensfrühlings zu bezeichnen, geſetzt:

Nun treiben wir den Pabſt hinaus u. ſ. w.

Ich habe dieſes Stückes, welches Luther jedenfalls zum Drucke beſördert hat, beſonders gedacht, um zu zeigen, daß ihm das weltliche Volkslied und deſſen Ton nicht unbekannt war. Zwar finden wir bei ihm ſonſt keine ſo entſchieden aus weltlichen in geiſtliche umgeſetzte Lieder, dergleichen wir vor ihm kennen gelernt haben und deren auch bei den nachfolgenden Kirchenliederdichtern viele anzutreffen ſind. Aber doch beginnt auch das Lied von den zween Märtyrern mit einer Formel des Volksgeſangs:

Ein neues Lied wir heben an u. ſ. w.

Auf ähnliche Weiſe begannen die Volksballaden, je nach der gewählten Vers- und Tonweiſe:

Nun wellen wir aber beben an
Das beſt, das wir gelernet han u. ſ. w.

oder:

Nun wellen wir aber heben an
Vom Tanheuſer zu ſingen u. ſ. w.

Und ſo iſt auch der Schlußvers:

Der Sommer iſt hart für der Thür,
Der Winter iſt vergangen,
Die zarten Blümlin gehn herfür u. ſ. w.

ein ins Geiſtige gehobenes Frühlingslied. Die erſte Strophe des apokalyptiſchen Liedes:[1]

Sie iſt mir lieb, die werthe Magd
Und kann ihr'r nicht vergeſſen.
Lob, Ehr und Zucht von ihr man ſagt,
Sie hat mein Herz beſeſſen.
Ich bin ir hold,
Und wenn ich ſollt
Groß Unglück han,
Da liegt nicht an,

[1] [Luther S. 63. 64. H.]

Sie will mich des ergetzen
Mit ihrer Lieb und Treu an mir,
Die ſie zu mir will ſetzen,
Und thun all mein Begier;

wird ſich vielleicht noch als der Anfang eines weltlichen Liebesliedes nachweiſen laſſen. Und ſo ſind es auch faſt volksmäßig herkömmliche Zeilen in Luthers Gedicht „Frau Muſica:“ [1]

Voran die liebe Nachtigall
Macht alles fröhlich überall
Mit ihrem lieblichen Geſang;
Des muß ſie haben immer Dank.

Selbſt als Gegner gewiſſer weltlicher Geſänge zeigt er doch ſeine Bekanntſchaft damit in der Vorrede zum Wittenbergiſchen Geſangbüchlein von 1544, wo er von den darin enthaltenen geiſtlichen Liedern bemerkt:

> Und ſind dazu auch in vier Stimmen-bracht, nicht aus anderer Urſach, denn daß ich gern wollte, die Jugend, die doch ſonſt ſoll und muß in der Muſica und andern rechten Künſten erzogen werden, etwas hätte, damit ſie der Buhllieder und fleiſchlichen Geſänge los würde und an derſelben ſtatt etwas heilſames lernete u. ſ. w. (Luther, Anhang S. 1 f.)

Wenn wir in der ſeitherigen Aufzählung der Lutheriſchen Lieder den Werth der einzelnen nach dem Wortgehalte angeſchlagen haben, ſo iſt dieſer Maßſtab keineswegs ausreichend. Eine vollſtändige Würdigung derſelben müſte, wie ſchon früher angedeutet worden, die Tonweiſen beiziehen. Daß dieſe Lieder in Rhythmus und Reim häufig rauh und unvollkommen ſind, daß ſie in techniſcher Beziehung die Dichtkunſt ihrer Zeit nicht beſonders zu heben geeignet waren, macht ſich leicht bemerklich. Aber wenn wir uns deſſen erinnern, was er über eine rechte deutſche Art in Text und Noten, Accent, Weiſe und Geberde geſagt, ſo dürfen wir zum voraus vermuthen, daß manches, was beim Leſen anſtößig iſt, ſich in der Muſik ausgeglichen haben werde.

Wenn Luther auch auf das Techniſche der Poeſie keine beſondre Sorgfalt verwandte, ſo durfte ihm doch durch deſſen Verſäumnis der muſikaliſche Vortrag nicht beeinträchtigt werden; denn um der Melodieen willen hatte er häufig die Texte bearbeitet und die Muſik überhaupt war ihm eine hohe Sache; für ihn gab es kein geiſtliches Lied ohne Geſang.

---

[1] [Luther S. 91. 92. H.]

Ihn als Tonſetzer zu würdigen, liegt nicht in unſrer Aufgabe. Ich verweiſe darüber auf Abſchnitt III der Rambachiſchen Schrift. Kraft, Ausdruck, hohe Einfalt ſeiner Compoſitionen hat ihnen eine bleibende Stelle im Kirchengeſange geſichert und ſie gelten für unübertroffen. Seinem muſikaliſchen Sinne verdankt auch die evangeliſche Kirche die Erhaltung trefflicher älterer Melodieen.

„Der Geſang“, ſagt Luther, „und die Noten ſind köſtlich; Schade wäre es, daß ſie ſollten untergehen; aber unchriſtlich und ungereimt ſind die Text oder Wort, die ſollten untergehen u. ſ. w. Darum wir ſolche abgöttiſche todte und tolle Text entkleidet und ihnen die ſchöne Muſica abgeſtreift und dem lebendigen heiligen Gotteswort angezogen, daſſelb damit zu ſingen, zu loben und zu ehren, daß alſo ſolcher ſchöner Schmuck der Muſica in rechtem Brauch ihrem lieben Schöpfer und ſeinen Chriſten diene, daß er gelobt und geehret, wir aber durch ſein heiliges Wort, mit ſüßem Geſang ins Herz getrieben, gebeſſert und geſtärkt werden im Glauben“ (Luther, Anhang S. 8 f.).

Luthers Liebe zur Tonkunſt, ſeine Anſicht vom Weſen, vom Werth und Berufe derſelben geben noch beſonders folgende Ausſprüche kund:

Muſicam habe ich allzeit lieb gehabt. Ich wollte mich meiner geringen Muſica nicht um was großes verzeihen. (Luther S. 187.) Wer die Muſicam verachtet, wie die meiſten Schwärmer thun,[1] mit denen bin ich nicht zufrieden. Muſica iſt eine halbe Disciplin und Zuchtmeiſterin, ſo die Leute gelinder und ſanftmüthiger, ſittſamer und vernünftiger machet. Singen iſt die beſte Kunſt und Übung. Wer dieſe Kunſt kann, der iſt guter Art, zu allem geſchickt. Er hat nichts zu thun mit der Welt, iſt nicht vor dem Gericht noch in Haderſachen. Sänger ſind auch nicht ſorgfältig [ſorgenvoll], ſondern ſind fröhlich und ſchlagen die Sorgen mit Singen aus uns hinweg u. ſ. w. Sie verjagt den Geiſt der Traurigkeit, wie man am Könige Saul ſiehet. Man vergiſſet dabei alles Zorns, Unkeuſchheit, Hoffart und anderer Laſter und vertreibt damit viel Anfechtungen und böſe Gedanken. Der Teufel erharret ihr nicht und iſt ihr ſehr feind. Muſica iſt das beſte Labſal einem betrübten Menſchen, dadurch das Herze wieder zufrieden, erquickt und erfriſcht wird u. ſ. w.[2]

---

[1] Namentlich Karlſtadt, Luther S. 100 N.

[2] [Luther S. 188. H.]

Ähnlicher Weiſe an einem andern Orte:[1]

> Es iſt kein Zweifel, es ſtecket der Same vieler guten Tugenden in ſolchen Gemüthern, die der Muſik ergeben ſind; die aber nicht davon gerührt werden, die halte ich den Stöcken und Steinen gleich. Denn wir wiſſen, daß die Muſik auch den Teufeln zuwider und unleidlich ſei. Und ich halte gänzlich dafür und ſchäme mich auch nicht, es zu bejahen, daß nach der Theologie keine Kunſt ſei, die mit der Muſik zu vergleichen iſt, dieweil ſie allein nach der Theologie dasjenige thut, was ſonſt die Theologie allein thut, nemlich daß ſie Ruhe und einen fröhlichen Muth macht, zu einem klaren Beweis, daß der Teufel, welcher traurige Sorgen und alles unruhige Lärmen ſtiftet, faſt vor der Muſik und deren Klange eben ſo fliehet als vor dem Worte der Gottesgelahrtheit; daher die Propheten keine Kunſt ſo gebraucht haben, als die Muſik, da ſie ihre Theologie nicht in die Erdmeß-, Rechen- oder Sternkunſt, ſondern in die Muſik gefaſſet, daß die Gottesgelahrtheit und Muſik beiſammen ſtünden, indem ſie die Wahrheit in Pſalmen und Geſängen gelehret. Aber was lobe ich die Muſik jetzt auf einem ſo engen Papier und will ein ſo groß Ding mahlen oder vielmehr verunzieren? Aber meine Neigung zu ihr wallet mir ſo ſtark auf gegen ſie, die mich oft erquicket und mir großen Unmuth vertrieben hat.

Er ſchrieb dieſes in einem lateiniſchen Briefe an Ludwig Senfl, einen berühmten Tonſetzer und Tonkünſtler (Luther S. 188 ff.).

Wir beſitzen aber auch von ihm eine eigene Lobrede auf die Muſik vom Jahr 1538. Sie war urſprünglich lateiniſch geſchrieben. Man ſehe eine auch ſchon alte Überſetzung derſelben in Rambachs Luther, Anhang S. 84 ff. Endlich ein kleines Gedicht, welches Luther dem Wittenbergiſchen Geſangbuche von 1543 vorgeſetzt hat:

Frau Muſica.

Für allen Freuden auf Erden u. ſ. w. (Luther, Anhang S. 91.)[2]

Faſſen wir Alles zuſammen, ſo ergiebt ſich, daß Luther die Muſik, namentlich den Geſang, als ein von Gott Erſchaffenes anſah, wodurch Gott ſelbſt gelobt und ſein Wort in die Herzen der Menſchen getrieben werden ſollte. Über die Dichtkunſt verbreitet er ſich nicht beſonders, ohne Zweifel weil diejenige, die ihn angieng, ihm nichts anders war, als Theologie. Der Kirchengeſang war ihm die unmittelbare Vereinigung der Theologie mit der Muſik, wie er ſolche, nach obiger Briefſtelle, in den Geſängen der Propheten gefunden hat, die ihre Theologie in die Muſik gefaßt haben. Ob er nun ältere lateiniſche oder deutſche Texte, ob er Pſalmen oder andre Bibelſtellen bearbeitet, ob er freiere Lieder gedichtet hat, überall iſt es das Wort Gottes, das er verkünden will; ob er alte Kirchenmelodieen aufgenommen oder neue, eigene geſetzt hat, ob er in ſeiner Kammer oder ob die volle Gemeinde ſie abſingt, immer ſtammen und tönen ſie aus einer Schöpfung Gottes, die im Herzen und in der Stimme des Menſchen wirkt. Alle Claſſificationen löſen ſich in dieſer einen Anſicht und Geſinnung. Wir ſehen Luthern im Kirchenlied an einer heiligen Stätte knieen, an der er Troſt und Freudigkeit, Salbung und Stimme holt, womit ausgerüſtet, er jeder Arbeit und jedem Kampfe feſten Schrittes entgegengeht.

---

[1] Überſetzung.

[2] [W. Wackernagel, Deutſches Leſebuch II, 2te Ausgabe, Baſel 1840. 8. Sp. 20–22. H.]

Lieder, in dieſem Geiſte geſungen, konnten, in vereinter Macht des Wortes und der Töne, ihrer Wirkung gewiſs ſein. Sie wurden von den Zeitgenoſſen mit dem gröſten Beifall aufgenommen, verbreiteten ſich raſch und weit. Hierüber hat Rambach (Luther S. 164 ff.) merkwürdige Data geſammelt.

Anfangs giengen ſie, nach damaligem Gebrauche bei weltlichen Liedern, auf einzelnen Blättern aus (Luther S. 104 f.). Bald aber ſetzte ihre Erſcheinung eine Menge von Druckerpreſſen in- und außerhalb Oberſachſen in Bewegung; und man kann ſich von der Begierde, mit welcher ſie gekauft und geleſen wurden, einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß allein in Erfurt vier verſchiedene Drucker in den Jahren 1524 und 25 mit der Herausgabe evangeliſcher Liederſammlungen beſchäftigt waren. So giengen ſie von Stadt zu Stadt, von Mund zu Mund und wurden von Hohen und Niedrigen, von Erwachſenen und Kindern geſungen. In Magdeburg waren namentlich die beiden Lieder „Aus tiefer Noth ſchrei ich zu dir“ und „Es woll uns Gott genädig ſein“ [1] ſchon im Jahr 1524 unter dem Volke bekannt. Ein alter Mann, ſeines Handwerks ein Tuchmacher, hatte dort jene Lieder zuerſt auf dem Markte feil und ſang ſie den Leuten vor, die in großer Menge um ihn verſammelt waren. Der Bürgermeiſter Rubin, der beim Nachhauſegehen aus der Johanniskirche das Gedränge ſah, ließ „den böſen Buben, der Luthers ketzeriſche Geſänge unter das Volk brachte,“ ins Gefängnis werfen. Es giengen aber 200 Bürger auf das Rathhaus, die ſeine Freilaſſung bewirkten. Als im Jahr 1529 ein päbſtlicher Geiſtlicher in Lübeck in der Jacobskirche die Predigt geſchloſſen hatte und für die Todten zu bitten im Begriffe war, ſtimmten zwei kleine Knaben das Lied an „Ach Gott, vom Himmel ſieh darein“ u. ſ. w. und die ganze Gemeinde folgte ihnen nach, welches von der Zeit an jedesmal geſchah, ſo oft ein Geiſtlicher in ſeinen Vorträgen ſich der evangeliſchen Lehre zuwider erklärte, und wodurch es mit bewirkt wurde, daß der Rath in die von den Bürgern verlangte Wiedereinſetzung der vertriebenen evangeliſchen Prediger willigen muſte. Ähnliches fand an andern Orten [zu Oldenburg, Hamburg, Frankfurt u. ſ. w. vgl. Wunderhorn II, 341—3] ſtatt, wo Luthers Lieder von dem Volke mit der gröſten Begierde aufgenommen wurden und wo durch ſie zuerſt und vorzüglich die proteſtantiſche Lehre Eingang fand.[1] Eines jener Lieder wird von einem Zeitgenoſſen Luthers beſonders in dieſer Hinſicht ausgezeichnet:

---

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 187. 188. 189. H.]

„Mir zweifelt nicht,“ ſchreibt er, „durch das eine Liedlein Lutheri „Nun freut euch, liebe Chriſten, gmein“[2] werden viel hundert Chriſten zum Glauben bracht ſein worden, die ſonſt den Namen Lutheri vorher nicht hören mochten. Aber die edle theure Wort in dem Liedlein haben ihnen das Herz abgewonnen, daß ſie der Wahrheit beifallen muſten; daß meines Erachtens die geiſtliche Lieder nicht wenig zu Ausbreitung des Evangelii geholfen haben.“

Dieſen Einfluß der Lutheriſchen Geſänge geſtehen auch Schriftſteller aus der römiſchen Kirche zu, wie der Karmeliter Thomas a Jeſu, welcher ſagt, daß Luthers Geſänge ſeine Sache zum Erſtaunen beförderten, daß man ſie von allen Claſſen, und nicht bloß in Kirchen und Schulen, ſondern auch in Häuſern und Werkſtätten, auf Märkten, Gaſſen und Feldern ſingen höre. Wenngleich man ihnen in der römiſchen Kirche am Anfang der Reformation, eben um des davon zu befürchtenden nachtheiligen Eindrucks willen, noch keinen Zugang verſtattete und ſie durch andre „unverdächtige“ deutſche Geſänge und Liederſammlungen zu verdrängen ſuchte, ſo währte es doch nicht ſehr lange Zeit, daß ſie, wenigſtens zum Theil oder mit einigen Veränderungen, hie und da auch beim katholiſchen Gottesdienſte eingeführt wurden. Dieß geſchah u. A. zu Wolfenbüttel noch zu Lebzeiten des antilutheriſch geſinnten Herzogs Heinrich, der ſelbſt den Gebrauch einiger von Luther verfertigten Lieder in ſeiner Hofkapelle duldete. Als ein katholiſcher Geiſtlicher deshalb beim Herzog Klage führte, erkundigte ſich dieſer bei ihm, was es für Lieder wären. Da nun der Geiſtliche zur Antwort gab: „Gnädiger Herr, ſie heißen: „Es woll uns Gott genädig ſein u. ſ. w.“ erwiderte der Fürſt: „Ei, ſoll uns denn der Teufel gnädig ſein? Wer ſoll uns ſonſt gnädig ſein denn Gott allein?“ Im vorletzten Decennium des 16ten Jahrhunderts war das Gleiche ſchon an mehrern Orten in Kirchen und Klöſtern der Fall. Späterhin trug man ſogar kein Bedenken, Lutheriſche Geſänge in katholiſche Geſangbücher aufzunehmen, theils unverändert, theils mit Abweichungen. Geſchah dieß in der Kirche, die Luthern als einen Feind und Abtrünnigen betrachtete, und zu einer Zeit, wo der Haß gegen ihn und ſeine Partei noch ungeſchwächt fortdauerte, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, was andre mit ihm befreundete Kirchengeſellſchaften thaten. Die Böhmiſchen Brüder nahmen alle ſeine Geſänge unverändert an und fügten ſie als Anhang dem Geſangbuche bei, das ſie 1566 dem Kaiſer Maximilian II im öffentlichen Drucke überreichten. Die evangeliſch-reformierte Kirche in Deutſchland und der Schweiz, die zum gottesdienſtlichen Gebrauche die von Ambroſius Lobwaſſer aus dem Franzöſiſchen des Clement Marot und Theodor Beza überſetzten, zuerſt 1573 erſchienenen Pſalmenlieder erwählt hatte, folgte jenem Beiſpiele und fügte faſt allen Ausgaben dieſer Pſalmenlieder die meiſten oder auch ſämmtliche Lutheriſche Lieder bei. Dasſelbe geſchah in der Folge und war zum Theil ſchon früher in Holland, Frankreich, Polen, Ungarn, in den nordiſchen Reichen, ja ſelbſt jenſeits des Weltmeers in den von Proteſtanten gegründeten Kirchen geſchehen, wo ſie, in Überſetzungen oder in der Urſprache, als gottesdienſtliche Geſänge eingeführt wurden.

---

[1] „In der Stadt Göttingen giebt im Jahre 1529 ein Geſang Luthers den erſten Anlaß zu ihrer [der Reformation] weitern Verbreitung unter dem Volk.“ Göttingiſche gelehrte Anzeigen, 189 St., den 26 November 1832, S. 1884. Recenſion von J. C. F. Schlegels Kirchen- und Reformationsgeſchichte von Norddeutſchland und von den Hannoveriſchen Staaten, Bd. II, Hannover 1829.

[2] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 184. H.]

Bevor wir zu den Nachfolgern Luthers im Kirchenliede übergehen, iſt noch kürzlich zu bemerken, daß von ihm, außer mehreren lateiniſchen Gedichten, manche deutſche Reimſprüche, moraliſchen, religiöſen, zum Theil auch ſatiriſchen und launigen Inhalts vorhanden ſind, die ſich in ſeinen Werken, in den Tiſchreden und in der Lebensbeſchreibung des Matheſius zerſtreut finden. Die Notizen darüber bei Rambach, Luther S. 151 f. Anm. 5. Eine Reihe ſolcher Sprüche iſt abgedruckt in dem Anhang der Schrift: D. M. Luther und ſeine Zeitgenoſſen als Kirchenliederdichter u. ſ. w. von A. Gebauer, Leipzig 1828. Dahin gehört auch Luthers Lied vom Hofe (Gebauer S. 201 f.):

Wer ſich nimmt an u. ſ. w.

Erheblicher aber, als dieſe kleinen, verſificierten Stücke, iſt die Poeſie der lebendigen Auffaſſung und Darſtellung, die in manchen Stellen ſeiner Proſaſchriften, wie in den ausgehobenen über die Pſalmen, über die Muſik u. ſ. w. mächtiger ſelbſt, als in den Kirchenliedern, hervortritt.

Luther ſelbſt äußerte ſich über ſeine Lieder höchſt beſcheiden. Er ſagt in der Vorrede zum Wittenbergiſchen Geſangbüchlein von 1544:

> Demnach hab ich auch ſamt etlichen andern zum guten Anfang und Urſach zu geben denen, die es beſſer vermögen, etliche geiſtliche Lieder zuſammen gebracht, das heilige Evangelium, ſo itzt von Gottes Gnaden wieder aufgangen iſt, zu treiben und in Schwang zu bringen u. ſ. w. (Luther, Anhang S. 1.)

Schon in der 1524 erſchienenen Ordnung der Meſſe hörten wir ihn ſagen:

> Es fehlet uns an deutſchen Poeten und Muſicis, oder ſind uns noch zur Zeit unbekannt, die chriſtliche und geiſtliche Geſänge, wie ſie Paulus nennet, machen könnten, die es werth wären, daß man ſie täglich in der Kirche Gottes brauchen könnte.

Und weiter:

> Das rede ich derhalb, daß, ſo irgend deutſche Poeten wären, dadurch bewegt würden, uns geiſtliche Lieder zu machen.

Aber mehr, als dieſe Aufforderungen, wirkte ſein Beiſpiel.

> Zwar enthält das vollſtändigſte der zu Luthers Lebzeiten gedruckten Geſangbücher nicht mehr, als 143 deutſche Lieder, bei welchen aber eine beträchtliche Anzahl theils ſolcher, die bloß in proſaiſchen Überſetzungen bibliſcher Lobgeſänge beſtehen, theils ſolcher, die für die öffentliche Erbauung nicht geeignet und beſtimmt waren, eingerechnet ſind, ſo daß am Ende nur etwa 100 eigentliche Kirchenlieder, und darunter die Lutheriſchen ſelbſt, übrig bleiben (Luther S. 89).

Allein der Anſtoß war gegeben und nach Rambachs Berechnung (Anthologie II, 7 f.) fand im Verlaufe des 16ten Jahrhunderts folgende Progreſſion ſtatt:

> Auf die erſte kleine Liederſammlung, die nach der Reformation erſchien, die im Jahr 1524 zu Wittenberg gedruckte, welche nicht mehr als 8 Geſänge enthielt, folgte ſchon 4 Jahre ſpäter eine von 56 Liedern, 1540 eine Magdeburgiſche von 120 Liedern, 1568 eine Straßburgiſche von 300, 1597 eine Greifswaldiſche von 600. In der folgenden Zeit ſchwoll die Zahl immer höher an, ſo daß ein von dem im Jahr 1786 verſtorbenen Domdechanten von Hardenberg zu Halberſtadt verfertigtes Liederregiſter über 60000 Anfänge geiſtlicher Lieder enthält. Geiſtliche und Laien, Gelehrte und Ungelehrte, Fürſten und Staatsmänner, Frauen hohen und niedern Standes haben zu dieſem großen Anwachs beigetragen.

Wenn wir uns aber bei den Kirchenliedern Luthers umſtändlicher verweilt haben und nun durch den noch übrigen Theil unſres Zeitraums, bis zum Schluſſe des 16ten Jahrhunderts, nur einen flüchtigern Durchgang nehmen, ſo iſt die Urſache die, weil in dieſer Zeit es wirklich Keiner beſſer vermocht hat, als Luther es zum guten Anfang gemacht hatte, ſelbſt wenn wir von der glücklichen Vereinigung des Dichters mit dem Tonſetzer in ſeiner Perſon abſehen.

Zunächſt an Luther ſchließen ſich ſeine Freunde und Schüler. Darunter Dr Juſtus Jonas, „Luthers vertrauter Freund und Mitarbeiter am Werke der Reformation während ſeines beinahe zwanzigjährigen Lehramts in Wittenberg. Von ihm iſt der 124ſte Pſalm als Kirchenlied bearbeitet. Dieſes Lied gefiel Luthern ſo wohl, daß er es ſelbſt corrigierte und zunächſt nach ſeinen eigenen Liedern in ſein Geſangbuch ſetzte.“[1] Man ſpürt auch in ihm deutlich den Ton Luthers. Dieſer hat in dem früher vorgetragenen Liede „Wär Gott nicht mit uns dieſe Zeit“ u. ſ. w. denſelben Pſalm behandelt. Ich gebe nun das andre Lied zur Vergleichung (Anthologie II, 53 ff.):

Wo Gott, der Herr, nicht bei uns hält u. ſ. w.[2]

Luthers Überſetzung dieſes Pſalms nahm nur 3 Strophen ein, giebt denſelben Inhalt und hat viel lebendigern Ausdruck. (Vgl. Jonas Str. 3 mit Luther Str. 2 und Jonas Str. 5 mit Luther Str. 3.)

In dem angeführten und andern Liedern zeigt ſich noch die nähere Befreundung mit Luthers Geſange; nach ſeinem Vorbilde wurden auch fernerhin Pſalmen und lateiniſche Hymnen als deutſche Kirchenlieder bearbeitet; Geiſt und Ton ſeiner Liederdichtung hat überhaupt niemals aufgehört, auf die geiſtliche Poeſie der Deutſchen einzuwirken.

Dieß im Allgemeinen voranſtellend, werden wir an den übrigen geiſtlichen Sängern des 16ten Jahrhunderts nur Dasjenige im Beſondern hervorheben, worin ſie nach Geiſt oder Form von Luthers Weiſe abweichen oder gewiſſe, auch von ihm ſchon angegebene Richtungen einſeitiger verfolgen. Eine höhere Ausbildung des Kirchenliedes, als die er demſelben gegeben, hat, wie ſchon bemerkt, in dieſem Zeitraume nicht ſtattgefunden.

---

[1] Rambach, Anthologie II, S. 53.

[2] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 227. H.]

Wenn auch ſchon einzelne Lieder Luthers beſtimmten Glaubensartikeln gewidmet ſind, wie die von der Taufe und von der Erlöſung, und er das Kirchenlied überhaupt als ein Mittel, den reinen Glauben unter das Volk zu bringen, betrachtet, ſo iſt doch bei ihm die Glaubenslehre überall in lebendiger Empfindung und Darſtellung aufgefaßt. Bei den nachfolgenden Liederdichtern dagegen tritt häufig eine dogmatiſche Starrheit ein. Es iſt ihnen weniger um die Belebung, als um die richtige und vollſtändige Ausführung der Dogmen zu thun; eben dadurch erhalten auch ihre Lieder eine ungebührliche Ausdehnung, während die Lutheriſchen, ihren Gegenſtand im Mittelpunct ergreifend, ihn auch raſch und gedrängt durchführen. Beiſpiele des Trockenen und Gedehnten heben wir keine aus.

In Luthers Geſange, wie in ſeinem ganzen Weſen, herrſcht ein Geiſt der Fröhlichkeit. Das eben erwähnte Lied von der Erlöſung hebt an:

Nu freut euch, lieben Chriſten, gmein
Und laßt uns fröhlich ſpringen,
Daß wir getroſt und all in ein
Mit Luſt und Liebe ſingen,
Was Gott an uns gewendet hat
Und ſeine ſüße Wunderthat!
Gar theur hat ers erworben.[1]

Er nimmt den Glauben, den er verkündet, von ſeiner beſeligenden Seite. Wir haben von ihm Weihnacht- und Oſterlieder, aber kein eigentliches Paſſionslied. Auch von den Pſalmen ſchöpft er keine trübe Bußlieder, er holt aus ihnen Stärkung und Freudigkeit, und wenn er anfängt:

Aus tiefer Noth ſchrei ich zu dir u. ſ. w.,

ſo hört er auf:

Ob bei uns iſt der Sünden viel,
Bei Gott iſt viel mehr Gnaden u. ſ. w.[2]

Der finſtere Geiſt weicht ihm vor Davids Harfenſpiele. Die Spätern dagegen ſcheinen oft recht den finſtern Geiſt heranſingen zu wollen.

---

[1] [Luther, Anhang S. 76. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 184. H.]

[2] [Luther, Anhang S. 56. 57. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 187. 188. H.]

Gewiſſensangſt, Verderbnis der Zeit, Eitelkeit alles Irdiſchen, Tod und Verweſung, jüngſtes Gericht werden beliebte Gegenſtände des geiſtlichen Geſanges. Von ſolchen rigoriſtiſchen Liedern, denen es keineswegs an kräftigen Zügen fehlt, hier einige Beiſpiele (Anthologie II, 107)! „Gott hat das Evangelium“ u. ſ. w. [1] von Dr Erasmus Alber, geſtorben 1553; (ebend. II, 153) „Der grimmig Tod mit ſeinem Pfeil“ u. ſ. w. von Bidembach.

Myſtiſche Spielerei, wie ſie in den alten Kloſterliedern üblich war, paßte nicht zu Luthers Weſen; nur etwa in den Weihnachtliedern, von deren beſondrem Anlaß wir geſprochen, und in dem apokalyptiſchen „Sie iſt mir lieb, die werthe Magd“ u. ſ. w. hat er dieſe Saite berührt. Sie klang auch noch weiter fort und beſonders hat noch gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts Philipp Nicolai (geb. 1556, geſt. 1608) durch ſein „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern“ u. ſ. w. die Liebhaberei für ſolche Weiſe von Neuem geweckt. Das in unſern Geſangbüchern ſtehende Lied „Wie leuchtet uns der Morgenſtern“ u. ſ. w. iſt eine durchgängige Umarbeitung. Das urſprüngliche lautet ſo (Anthologie II, 216):

Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern u. ſ. w.

An dem rechten Ernſte des Sängers bei Verfertigung dieſes Liedes wird man noch mehr irre, wenn man weiß, daß die Anfangsbuchſtaben der Strophen den Namen „Wilhelm Ernſt, Graf und Herr zu Waldeck,“ ausdrücken; ein froſtiges Spiel, das auch ſonſt in dieſer Zeit vorkommt. Gleichwohl wird, wie Rambach mittheilt, erzählt, der Verfaſſer ſei bei Verfertigung desſelben ſo von heiliger Freude und Sehnſucht ergriffen worden, daß er der ordentlichen Mahlzeit darüber vergeſſen, und als er von den Seinigen dazu gerufen worden, ſich geweigert habe, zu ihnen zu kommen. Rambach bemerkt hiebei:

> Wie dieſes Lied auf das Zeitalter wirkte [2], ſieht man nicht allein aus den häufigen Nachbildungen desſelben in Dank- und Lobgeſängen, ſondern auch aus dem ſeit ſeinem Erſcheinen in der proteſtantiſchen Liederpoeſie immer bemerkbarer werdenden Hinſtreben zur Myſtik, wodurch ſie . . . allerdings zu einer höhern Vollendung geführt, aber auch auf manchen Abweg geleitet wurde.

Versbau und Melodie mögen zu der bedeutenden Wirkung des Liedes beigetragen haben. Unter den Nachbildungen desſelben giebt

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 297. H.]

[2] [Grimmelshauſen 4, 930. Ayrer 5, 3382, 2. K.]

es eine von dem Tübinger Profeſſor Zacharias Scheffer, die den Verfaſſer ſelbſt zum Gegenſtande hat und ſo anfängt:

Wie ſchön leuchtet im Himmelreich,
Dem Glanz der hellen Sonnen gleich,
Philippus Nicolai u. ſ. w.

Vom gleichen Verfaſſer iſt (Ebend. II, 218):

Wachet auf! ruft uns die Stimme u. ſ. w.,

woraus in unſern Geſangbüchern „Wachet auf! ſo ruft die Stimme“ u. ſ. w. hervorgegangen iſt.

Mit dem deutſchen Volksgeſange war Luther, wie wir nachgewieſen, zwar wohl bekannt; die lange vor ihm gebräuchliche Umwandlung weltlicher Lieder in geiſtliche jedoch hat er, ſeinen Antheil an dem „Nun treiben wir den Pabſt hinaus“ u. ſ. w. und den Anfang des vorerwähnten „Sie iſt mir lieb, die werthe Magd“ u. ſ. w. ausgenommen, nicht beſonders betrieben. Die Nachfolgenden greifen auch hierin wieder rüſtiger zum Werke. Hans Sachs bemerkt in der Summa aller ſeiner Gedicht von 1567 ausdrücklich (Göz I, 10):

Nach dem fand ich auch in der meng
Pſalmen und ander kirchergſäng,
Auch verendert geiſtliche lieder u. ſ. w.

Ein ſolch verändert geiſtlich Lied iſt es z. B., wenn Hans Sachs ein weltliches Gedicht „Ach Jupiter, hättſt du gewalt“ u. ſ. w. umſetzt in „O gott vater, du haſt gewalt“ u. ſ. w. (Anthologie II, 10). Auf der Stuttgarter Bibliothek: „Etliche geyſtliche, in der ſchrifft gegründte lieder, für die layen zuo ſingen. Hans Sachs. 1526.“ Darin 5 theils nach weltlichen, theils nach ältern katholiſchen Geſängen proteſtantiſch umgeſtaltete Lieder. Sonſt hat vorzüglich das ihm zugeſchriebene „Warum betrübſt du dich, mein herz“ u. ſ. w. große Verbreitung erlangt.[1] (Vgl. noch Göz, Hans Sachs II, XXII—XXV.)

In der Anthologie II, 92 iſt ein Lied mitgetheilt, welches anhebt:

Wer hie das Elend bauen will,
Der heb' ſich auf und zieh' dahin
Und geh' des Herren Straße!
Glaub' und Geduld dörft' er gar wohl,
Sollt' er die Welt verlaſſen.

---

[1] [Vergl. Gödeke Grundriß S. 340. 341. H.]

Den Weg, den man jetzt wandern ſoll,
Der iſt elend und trübſalvoll;
Das nehmt euch wohl zu Herzen!
Luſt und Freud' ſchwimmet gar dahin,
Bleibt nur Jammer und Schmerzen u. ſ. w.

Der Weg zum Himmel wird auf dieſe Art (im Ganzen durch 15 Strophen) weiter verfolgt. Das Lied ſteht dort unter dem Namen Johann Xylotectus (Zimmermann?) und iſt entnommen aus einem alten Drucke: „Drey geiſtliche Jacobslieder, weiſen dem Bilgram den rechten Weg und Straßen zum ewigen Leben“ u. ſ. w. Nürnberg 1541. 8. Rambach vermuthet darin die Parodie eines katholiſchen Wallfahrtliedes. Allerdings iſt ein ſolches altes Vorbild vorhanden (Wunderhorn II, 327)[1]:

Wer das elent bawen wel,
Der heb ſich auf und ſei mein geſell
Wol auf ſant Jacobs ſtraßen u. ſ. w.

Der Weg der Jacobspilger wird hierauf beſchrieben und daran die Erzählung von einem ungetreuen Spitalmeiſter bei St. Jacob angeknüpft. Eine andre Parodie deſſelben Liedes habe ich in einem Lübecker evangeliſchen Geſangbuch von 1607 gefunden. Sie ſchließt ſich noch ſinnlich näher an das alte Wallfahrtlied „Wer hie das elent bawen wel“ u. ſ. w. Auch dieſes Lied iſt mit J. X. (Joh. Xylotectus) bezeichnet und iſt jedenfalls für die ältere Bearbeitung anzuſehen.

In dieſen Parodieen iſt nicht etwa bloß ein katholiſches Lied in ein proteſtantiſches umgeſetzt, ſondern die äußerliche Pilgerfahrt und Ausrüſtung zu einer geiſtigen umgewandelt. Aber auch gänzlich weltliche Lieder ſind auf dieſe Weiſe verarbeitet. Ein Lied von Hans Witzſtat, einem Wiedertäufer um 1528, hat die Überſchrift: „Der geiſtliche Buchsbaum“ (Anthologie II, 86). Es enthält ein Kampfgeſpräch des Leibes mit der Seele, einen Streit des Fleiſches wider den Geiſt, als Nachbildung des Liedes vom Buchsbaum und vom Felbinger (Weidenbaum), worin dieſe beiden Baumarten ſich um den Vorzug ſtreiten.[2]

Ein geiſtliches Lied von Johann Walther, kurſächſiſchem Capellmeiſter, iſt gleichfalls hier zu berühren. Er war ein Zeitgenoſſe Luthers und hat dieſen bei der Einführung der deutſchen Meſſe gefördert. In einem nach Luthers Tode verfaßten Bericht über dieſen Gegenſtand ſagt er:

---

[1] [Uhland hat dieſes Lied in ſeine Volkslieder II, Nr. 302 aufgenommen. H.]

[2] [In Uhlands Volksliedern I, Nr. 9. H.]

> So weiß und zeuge ich wahrhaftig, daß der heilige Mann Gottes Lutherus, welcher deutſcher Nation Prophet und Apoſtel geweſt, zu der Muſica im Choral- und Figuralgeſange große Luſt hatte, mit welchem ich gar manche liebe Stunde geſungen und oftmals geſehen, wie der theure Mann vom Singen ſo luſtig und fröhlich im Geiſt ward, daß er des Singens ſchier nicht konnte müde und ſatt werden und von der Muſica ſo herrlich zu reden wuſte.[1]

Walther hat ein damals gangbares Frühlingslied:

Herzlich tut mich erfrewen
Die liebe ſummerzeit u. ſ. w.[2]

auf das Vorgefühl des himmliſchen Lebens geiſtlich angewendet.[3] Von den 34 Strophen dieſer Parodie führe ich nur die erſte und letzte an (Anthologie II, 134):

Herzlich thut mich erfreuen
Die liebe Sommerzeit,
Wenn Gott wird ſchön verneuen
Alles zur Ewigkeit.
Den Himmel und die Erden
Wird Gott neu ſchaffen gar;
All Creatur ſoll werden
Ganz herrlich, hübſch und klar.

Hiemit will ich beſchließen
Das frölich Sommerlied.
Es wird gar bald aufſprießen
Die ewig Sommerblüth,
Das ewig Jahr herfließen;
Gott geb' in dieſem Jahr,
Daß wir der Frücht genießen!
Amen, das werde wahr!

---

[1] [Rambach, Luther S. 211. 212. H.]

[2] [Vergl. Uhlands Volkslieder I, Nr. 57. H.]

[3] [Das Lied ſteht bei P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 460. Vergl. ebend. unter Nr. 719 eine weitere Bearbeitung des nemlichen Liedes. H.]

Den Anbruch eines geiſtlichen Frühlings hatte auch Luther in dem Liede von den zween Märtyrern zu Brüſſel verkündigt. Von den übrigen in der Anthologie (II, 144. 189 ff. 224) vorkommenden Stücken dieſer Art laſſe ich noch eines folgen, in dem man die Parodie nicht gleich auf den erſten Anblick bemerken wird (Ebd. II, 163):

O Chriſte, Morgenſterne u. ſ. w.

Hiebei ſteht aber im Hintergrund eine vollſtändige alte Ballade, in der ſich ein Mädchen mit dem Geliebten beſpricht, der um ihretwillen tödtlich verwundet worden.

Manche andre geiſtliche Geſänge, in denen nur die Tonweiſe weltlicher Lieder, deren Anfänge beigeſetzt ſind, auf fromme Materien angewendet iſt, könnten aus dem vorerwähnten Lübecker Geſangbuche angeführt werden, z. B. (Nr. 220) Ein geiſtlich Lied von der Buß, im Ton „Wo ſoll ich mich hinkehren, Ich armes Brüderlein?“ u. ſ. w.,[1] was ein Schlemmerlied iſt.

Vgl. hieher noch Anthologie II, 10 f. Koch II, 86—88.

Dieſem Verfahren mochte theils, wie ſchon früher bemerkt worden, die Abſicht zu Grunde liegen, beliebte Melodieen weltlicher Lieder für den geiſtlichen Geſang zu gewinnen und mittelſt derſelben dem chriſtlichen Inhalt leichtern Eingang zu verſchaffen, theils aber auch ein frommer Eifer, der an den im Volke verbreiteten weltlichen Liedern, mitunter nicht unbillig, Anſtoß nahm und dieſelben durch geiſtlichen Erſatz ganz zu verdrängen wünſchte (vergleich Anthologie II, 3 f.).

Auf keine Weiſe durch Luthers Beiſpiel veranlaßt war der ſchon gelegenheitlich beobachtete Gebrauch, durch die Anfangsbuchſtaben der Strophen und Verszeilen die Namen der Verfaſſer oder andrer, vorzüglich regierender Perſonen zu bezeichnen (Anthologie II, 11). Weniger leere Künſtelei war es, wenn die Symbola oder Wahlſprüche der hohen Perſonen ins Mittel gezogen wurden. Statt aller hier ein Lied des Kurfürſten von Sachſen, Johann Friedrich I, des Hauptes der proteſtantiſchen Partei. Er dichtete daſſelbe in ſeiner Gefangenſchaft nach dem unglücklichen Treffen bei Mühlberg, die von 1547 — 1552 dauerte und während welcher der Kaiſer ihm bereits das Leben abgeurtheilt hatte (Anthologie II, 109).

---

[1] [In Uhlands Volksliedern II. Nr. 213. Vergl. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 624. 717. H.]

Wies Gott gefällt, ſo gfällts mir auch u. ſ. w. [1]

Solche Reimgebete und Symbola durchlauchtiger Perſonen wurden auch beſonders geſammelt. [2]

Soviel über die beſondern Richtungen, welche das geiſtliche Lied nach Luther bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts verfolgt hat.

Die Namen der Liederdichter dieſes Zeitraums der Reihe nach aufzuführen, wäre überflüſſig. Man findet ſie im 2ten Bande der Anthologie. Die bedeutendern ſind auch meiſt ſchon im bisherigen namhaft gemacht worden; ihnen iſt beſonders noch Bartholomäus Ringwaldt (Anthologie II, 202 ff.) beizufügen, von dem jedoch bei andrem Anlaß die Rede ſein wird.

Katholiſche Kirchenliederdichter zeichneten ſich in dieſer Zeit nicht aus. Das deutſche Lied war in dieſer Kirche nicht begünſtigt und man beſchränkte ſich meiſt auf die Übertragung lateiniſcher Geſänge. Auch unter den Anhängern Zwinglis und Calvins blühte das Kirchenlied nicht auf; bei ihrem Gottesdienſte war frühzeitig der ausſchließliche Gebrauch der Pſalmen eingeführt und überhaupt trat in ihrem Cultus von Anfang an der Geſang ſehr hinter die Predigt zurück. Doch hat man von Zwingli ſelbſt ein Lied, das unter der Überſchrift „Kappeler Kriegslied, 1529," abgedruckt iſt in den: Liedern und Gedichten zur Denkfeier Huldreich Zwinglis am Jahrestage ſeines Todes, zuſammengetragen von der ſtudierenden Jugend Zürichs, Zürich 1818.

Da mir kein andres von dieſem Reformator bekannt iſt, [3] ſo führ' ich die wenigen Strophen zum Schluſſe hier an:

Herr, nun heb den wagen ſelb!
Schelb wird ſuſt all unſer farth.

---

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 578. Wackernagel theilt dieſes Lied unter denjenigen des Ambroſius Blaurer mit und bemerkt: „Das Lied wird ſonſt, man weiß nicht, aus welchem Grunde, dem Kurfürſten Johann Friedrich I. von Sachſen zugeſchrieben." Vergl. auch Gödeke, Grundriß S. 189. 190. H.]

[2] [Vergl. Anthologie II, 11 f. H.]

[3] [Andere Lieder Zwinglis theilt nebſt dem hier ausgehobenen mit: Wilh. Wackernagel, Deutſches Leſebuch II, Sp. 9—12. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 549. 550. H.]

Das brächt luſt der widerpart,
Die dich
Veracht ſo freventlich.

Gott, erhöch den namen din
In der ſtraf der böſen böck!
Dine ſchaf wiedrum erweck,
Die dich
Liebhabend inniglich!

Hilf, daß alle bitterkeit
Scheide fern und alte trüw
Widerkehr und werde nüw,
Daß wir
Ewig lobſingend dir!

Zwingli hat, wie Luther, ſein Lied ſelbſt in Muſik geſetzt.

Fünfter Abſchnitt.

Reformationspolemik.

Die Kirche der Reformatoren war eine ſtreitende. Das Werk der Verbeſſerung war gegen ein weitverbreitetes und feſtverſchlungenes hierarchiſches Syſtem gerichtet, welches durchbrochen werden muſte, wenn die gereinigte Lehre, die neue kirchliche Anſicht Raum gewinnen ſollte. Je mächtiger und gewaltſamer der Widerſtand war, um ſo mehr wurde der Kampf ein äußerer. Zwiſchen der innern Glaubensläuterung aber und dem eigentlichen Religionskriege bewegt ſich die Polemik des Wortes und der Schrift, die bald durch Gründe der Überzeugung ſiegen will, bald, wo dieſe nicht mehr auszureichen ſcheinen, ungeſtüm zur That hindrängt. Äußere, in die Sinnen fallende Misbräuche und Verderbniſſe waren es, die auf die Prüfung der kirchlichen Lehre ſelbſt führten, in der eine ſolche Verdorbenheit wurzeln konnte. Die Polemik hatte ſonach theils mit den Dogmen, theils mit den äußern kirchlichen Erſcheinungen zu thun.

Dieſe in mehrfachen Richtungen und Ausdrucksweiſen eifrig betriebene Polemik ſchlägt nun auch in das Gebiet der Dichtkunſt ein, ſofern ſie in poetiſch lebendiger, beſonders ſatiriſcher Darſtellung ſich äußerte, oder doch der Form von Reimſprüchen und Liedern ſich bediente. Finden wir uns hiedurch veranlaßt, der Reformationspolemik einen eigenen Abſchnitt zu beſtimmen, ſo ergiebt ſich doch eben damit die Beſchränkung auf Dasjenige, was nach Geiſt oder Form wirklich in die Grenzen der deutſchen Dichtkunſt fällt. Die dogmatiſche Richtung des Streites berührt uns hiernach wenig oder gar nicht. Die Satire, die Aufrufe an das Volk warfen ſich natürlich auf das Sichtbare und

Handgreifliche, auf den Ablaßkram, auf die Habſucht und Tyrannei des römiſchen Hofes, auf die Sittenloſigkeit des geiſtlichen Standes. Eine Frage, die noch für andre Abſchnitte in Betracht kommt, iſt die, ob auch die in lateiniſcher Sprache verfaßten Gedichte, deren es gerade für dieſe Polemik viele giebt, in den Kreis unſrer Darſtellung zu ziehen ſeien. Es iſt bekannt, daß in dieſer Zeit auch die deutſchen Gelehrten, ſei es in Proſa oder in Verſen, großentheils lateiniſch ſchrieben, ohne daß darum auch bei Denen, deren Latein vollkommen claſſiſch befunden wurde, der Germanismus der Sinnesart gänzlich hinweggefallen wäre. In letzterer Hinſicht könnten wohl auch manche Erzeugniſſe dieſer Art in die Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt aufgenommen werden. Da jedoch dieſe lateiniſche Sprachbildung mehr der Gelehrtenwelt angehörte und die ſonſt lateiniſch verhandelnden Schriftſteller ſelbſt, da, wo ſie eine eigentlich nationale Wirkung bezweckten, doch zur deutſchen Sprache greifen muſten, ſo werde ich im Allgemeinen die lateiniſche Poeſie auf der Seite laſſen, ohne jedoch dieſe Ausſcheidung ſtreng einzuhalten, wo der deutſche Inhalt lateiniſcher Gedichte oder ſonſt ein innerer Zuſammenhang Ausnahmen räthlich macht.

Die Bemerkung, die ich für unſern Zeitraum überhaupt gemacht habe, daß in ihm die Poeſie eine dienende ſei, gilt für den gegenwärtigen Abſchnitt in vorzüglichem Maße. Der polemiſche Eifer bekümmert ſich nicht um die Schönheit, ſondern um die ſchlagendſte Wirkung ſeiner Producte. Eine derbe Fauſt werden wir bei allen dieſen Streitern finden. So wenig es bei einer geſchichtlichen Darſtellung meine Abſicht ſein kann, die Polemik nur von Einer Seite zu ſchildern, ſo wird doch dieſelbe im Folgenden vorwiegend als eine proteſtantiſche erſcheinen. Die Reformation hatte das Übergewicht der äußern Macht gegen ſich, darum muſte ſie vornehmlich regſam ſein, ſich mit geiſtigen Waffen Bahn zu brechen. Die an ſich ſchon weniger zahlreichen Streitſchriften der katholiſchen Partei ſind aber auch im Ganzen ſeltener zu finden und ich werde bei den namhaften Polemikern dieſer Seite überall nur Lücken zu bezeichnen haben. Überhaupt muß ich beim gegenwärtigen Abſchnitt am meiſten von allen auf litterariſche Vollſtändigkeit verzichten; denn großentheils ſind dieſe Streithändel in einzelnen Flugblättern, Geſprächbüchlein, Sendſchreiben u. ſ. w. geführt und es hängt vom Zufall ab, wie viel oder wenig man deren auf jeder Bibliothek vorfindet. Von der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart habe ich Manches dieſer Art mitgetheilt erhalten. Im Ganzen aber vermag ich bei den angezeigten Schwierigkeiten von dem Gegenſtande dieſes Abſchnitts nur Umriſſe, keine gleichmäßige Ausführung, zu geben. Die litterariſchen Notizen werden beim Einzelnen beigebracht werden. Es iſt mir auch noch kein erſchöpfenderes Verzeichnis der hieher gehörigen Streitſchriften bekannt. Am beſten dient vielleicht, was Flögel im 3ten Band ſeiner Geſchichte der komiſchen Litteratur, Liegnitz und Leipzig 1786, 8. bei den deutſchen Satirenſchreibern des 16ten Jahrhunderts (S. 143 ff.) aufführt. [1]

Ich werde nun zuerſt die bedeutendern Männer namhaft machen, die an dieſem Kampfe, in den Formen deutſcher Dichtkunſt, Theil genommen haben, und dann von den zerſtreuten, meiſt namenloſen Streitgedichten, die mir zugänglich geworden ſind, die bemerkenswerthern ausheben.

Luther ſelbſt hat Mehreres ausgehen laſſen, was zum Fach der Satire gerechnet werden kann, z. B. „Bulla Cene Domini, d. i. die Bulla vom Abentfreſſen des allerheyligſten Hern des Babſts“ u. ſ. w. Wittenberg 1522; „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meiſſen ſoll erhaben werden“ u. ſ. w. ebendaſelbſt 1524 (gegen die Heiligſprechung des Biſchofs Benno von Meiſſen); „Wider Hans Worſt“ (Herzog Heinrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel) u. ſ. w. (Flögel III, 230 ff.) ebendaſelbſt 1541. Da jedoch dieſe und ähnliche Schriften ſich weder innerlich zu einer dichteriſchen Geſtaltung abſchließen, noch in metriſcher Form abgefaßt ſind, ſo begnüge ich mich, ſie angezeigt zu haben. [2]

An der Spitze der Polemiker, die uns hier näher angehen, ſteht **Ulrich von Hutten.**

Deſſen ſämmtliche Werke, mit Einleitungen, Anmerkungen und Zuſätzen herausgegeben von E. J. H. Münch, 5 Theile, Berlin und nachher Leipzig 1821—25. (Der 1te Band enthält den gröſten Theil der lateiniſchen Gedichte, der 5te die deutſchen Schriften.) In andrem Verlage, Leipzig 1827, erſchienen, zugleich als 6ter Theil dieſer Sammlung, die Epistolæ obscurorum virorum, an denen Hutten Antheil hatte. Bei den deutſchen Schriften in dieſer Ausgabe iſt die erneuerte Rechtſchreibung nicht erfreulich.[1]

---

[1] [Man möge nun die betreffenden Abſchnitte in Gödekes Grundriß vergleichen. H.]

[2] [Vergl. Gödeke S. 154. 155. H.]

Gedichte von Ulrich von Hutten und einigen ſeiner Zeitgenoſſen, herausgegeben von A. Schreiber, Heidelberg 1810 (mit neuem Titel und Huttens Bildnis 1824). Auch hier wäre eine treuere Beibehaltung der alten Orthographie zu wünſchen geweſen. Es iſt jedenfalls räthlicher, dieſe ganz zu belaſſen, als ohne genaue Kenntnis der ältern Sprache daran zu ändern.

Ulrich von Hutten, nach ſeinem Leben, ſeinem Charakter und ſeinen Schriften geſchildert von C. J. Wagenſeil, Nürnberg 1823.[2]

Von Hutten gilt dasſelbe, was ich früher bei Luthern bemerkt habe, daß er hier nicht nach ſeinem ganzen, großen Wirken, ſondern nur in der beſondern Beziehung zur Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt charakteriſiert werden kann.

Hutten bezeichnet ſelbſt den Unterſchied ſeiner Beſtrebungen von denen Luthers in einem Brief an Dieſen vom Jahr 1521:

> In eo differunt utriusque consilia, quod mea humana sunt, tu, perfectior jam, totus ex divinis dependes. (Opp. IV. 298.)[3]

Doch verſichert er in einem andern Schreiben an Luther:

> Videbis, nec me deesse in hoc genere spiritui, quem excitavit in me deus. (Ib. 300.)[4]

Huttens ganzes Leben war Polemik, aber dieſe Polemik war nicht auf das Innere der Glaubenslehre gerichtet, ſie gieng einerſeits gegen die mönchiſchen Finſterlinge, welche der freieren Geiſtesbildung, wie ſie durch das Aufleben der claſſiſchen Studien angeregt worden war, entgegenarbeiteten, anderſeits auf die Befreiung des deutſchen Vaterlandes vom römiſchen Joche. In der erſtern Richtung nahm er, mehr Humaniſt, als Theolog, an der Streitſache Reuchlins mit den kölniſchen Eiferern lebhaften Antheil und dahin gehört insbeſondre ſeine Theilnahme an den Epistolis obscurorum virorum. In der andern Richtung, die uns hier vorzugsweiſe berührt, trat er, nicht als Kirchenlehrer, ſondern als deutſcher Ritter, gegen den römiſchen Hof und all ſeinen Anhang in die Schranken. Er hatte dieſen Kampf begonnen, bevor noch Luther ſeine Theſen angeſchlagen, aber ſobald er Luthers inne ward, ſchloß er ſich dieſem mit dem ganzen Feuer ſeiner Seele an. Mit klarem Bewuſtſein ihrer verſchiedenen Geiſtesrichtungen unterordnete er ſich, wie wir von ihm ſelbſt hörten, Dem, den er für den gottbeſeelteren erkannte. Nicht minder klar war ihm aber, daß doch beide Richtungen nach einem gemeinſamen Hauptziele ſtrebten, und dazu ſchlug er ſeine Hand in Luthers Hand. „Uror anxie videndi te cupiditate, huc inflammat caritas,“ (Opp. IV, 300) [1] ſchreibt er in dem zweiten der angeführten Briefe; und in einem frühern, von 1520 (Opp. III, 575 f.) [2]:

---

[1] [Was Münch veröffentlicht hat, iſt jetzt vollſtändig entbehrlich geworden durch die Ausgabe: Ulrichi Hutteni, equitis Germani, opera quæ reperiri potuerunt omnia. Edidit Eduardus Bocking I–V, Lipsiæ (Ulrichs von Hutten Schriften, herausgegeben von Eduard Böcking 1–5. Leipzig) 1859 bis 1861. 8. Ich habe die ausgehobenen Stellen überall nach dieſer Ausgabe berichtigt. H.]

[2] [Man vergl. nun: D. F. Strauß, Ulrich von Hutten I. II. Leipzig 1858. 8. Man ſehe auch Gödeke S. 210. H.]

[3] [Böcking II, S. 55. H.]

[4] [Böcking II. S. 58. H.]

> Vive libertas! Si quod ad ea, quæ magno istic animo paras, ut video, impedimentum tibi intercedit, necessario et amanter doleo. Nos hic promovimus nonnihil. Christus adsit! Christus juvet! quandoquidem ejus stata adserimus, ejus obscuratam pontificiarum caligine constitutionum in lucem reducimus doctrinam, tu fœlicius, ego pro viribus etc. Eccius me detulit, ut tecum habentem: in quo falsus non est. Semper enim in iis, quæ intellexi, tecum sensi: at nulla fuit prius consuetudo nobis etc. Me habes adstipulatorem in omnes etiam eventus. Itaque consilia omnia tua audebis posthac credere mihi. Vindicemus communem libertatem! liberemus oppressam diu jam patriam! Deum habemus in partibus; quodsi deus pro nobis, quis contra nos? etc. perrumpemus, perrumpemus, adjuvante Christo, strenue!

Die erſte, offene Polemik gegen den Pabſt führte Hutten in ſeinen lateiniſchen Epigrammen auf den venetianiſchen Krieg Maximilians I, in den Jahren 1512 und 1513, zu welchem er dieſen Kaiſer in einem eigenen Gedichte, in elegiſchem Versmaß, aufgefordert hatte und während deſſen er ſelbſt in das kaiſerliche Kriegsheer trat. Das Benehmen des Pabſtes Julius II in dieſer Angelegenheit, deſſen Anſtiftungen von Zwietracht und Krieg, ſein treuloſer Rücktritt vom Bündniſſe von Cambrai entrüſteten den deutſchen Ritter und gaben ihm Anlaß, ſich die Stellung des Kirchenhauptes im Allgemeinen und ſein Verhältnis zu Deutſchland insbeſondre genauer anzuſehen. Was ihm dabei zu Sinne kam, ſagen unter Andrem folgende Epigramme:

---

[1] [Böcking II, S. 58. H.]

[2] [Böcking I, S. 355. 356. H.]

De Julio II. Pontifice Maximo, orbem christianum in arma concitante (Opp. I, 220)[1]:

Concitat iratum bellator Julius orbem,
  Effera pacificos induit arma duces,
Tela dat Italiæ, tibi dat, Germania, bellum,
  Hoc turbante domo prodit libera quies u. ſ. w.

Andre dieſer Epigramme handeln „de gladio Julii“ (man behauptete, dieſer kriegsluſtige Pabſt habe in einem feierlichen Umzug die Schlüſſel Petri in die Tiber geworfen und das Schwert des Paulus ſich vortragen laſſen (ib. 221. 335).[2]

Dann

De Julii perfidia u. ſ. w. (Ib. 222.)[3]

Aber auch über den beſondern Fall hinaus, in Beziehungen, welche dem ſpätern Kampfe ſchon näher treten, wird Julius auf die Wage gelegt:

De indulgentiis Julii. (Ib. 225.)[4]

Fraude capit totum mercator Julius orbem,
  Vendit enim cœlos; non habet ipse tamen u. ſ. w.

Das Licht, das ihm ſelbſt aufgegangen, ſucht Hutten auch dem Kaiſer, dem dieſe Epigramme zugeeignet ſind, recht hell aufgehen zu laſſen (ib. 227)[5]:

Ad Cæsarem de Germaniæ statu.

Quando erit, ut lumen Germania capta resumat,
  Hinc Romam ut videat seque suumque trahi u. ſ. w.

Zuſammengehäuft ſind die verſchiedenen Vorwürfe gegen Julius in der hexametriſchen Satire:

In tempora Julii. (Opp. I, 267 f.)[6]

---

[1] [Böcking III, S. 260. 261. H.]

[2] [Böcking III, S. 261. H.]

[3] [Böcking III, S. 263. H.]

[4] [Böcking III, S. 266. Deutſch bei Strauß, Hutten I. S. 99. 100. H.]

[5] [Böcking III, S. 267. H.]

[6] [Böcking III, S. 269. 270. H.]

Sie ſchließt mit einem Aufruf an die Landsleute des Dichters:

Quin animum capimus, cives, ad nosque redimus u. ſ. w.

(Hutten iſt hier vielleicht weiter gegangen, als nachher Luther in ſeiner Anſicht vom Verdienſt der guten Werke zuließ.)

Auch das Leben und die Sitten in Rom ſelbſt hatte Ulrich von Hutten beaugenſcheinigt und ſchrieb darüber:

Ad Crotum Rubianum[1] de statu Romano epigrammata ex urbe missa.

Das erſte derſelben lautet ſo:

Vidimus Ausoniæ semiruta mœnia Romæ,
  Hic, ubi cum sacris venditur ipse deus u. ſ. w.[2]

Selbſt in das am freieſten ſpielende Gedicht Huttens, den Nemo, giengen nun ſolche polemiſche Züge über. Dieſer Niemand vermag ſehr natürlich Alles, was andern Leuten unmöglich iſt, er thut, was Keiner ſonſt thut, und umgekehrt wird ihm zur Laſt gelegt, was Andre verſchuldet haben; wo irgend etwas zerbrochen und verdorben wurde, heißt es immer, Niemand hab' es gethan. In die ſeltſamſten Widerſprüche verwickelt ſich dieſer perſonificierte Niemand. Die luſtige Haltung des Ganzen iſt ſehr gut in den Eingangsverſen bezeichnet [Böcking III, S. 110. H.]:

Qui loquitur, Nemo est; loquitur nihil; at tibi si quid
  Insonuit, dicas, Neminis esse nihil.

In der erweiterten Ausgabe dieſes Gedichts von 1516 [Böcking I, S. 21: 1518. H.] ſind nun unter Andrem folgende Verſe hinzugekommen, die in der erſten, noch vor 1513 erſchienenen Ausgabe noch nicht ſtanden[3]:

Ille ego sum Nemo, de quo monimenta loquuntur.
  Ipse sibi vitæ munera Nemo dedit.
Nemo fuit semper, Nemo isto tempore vixit,
  Quo male dispositum dii secuere chaos.

---

[1] Johann Jäger von Dornheim in Thüringen, ein Freund Huttens. [Vergl. Strauß, Hutten I, S. 26. 27. H.]

[2] [Böcking III, S. 278. Deutſch bei Strauß, Hutten I, S. 159. H.]

[3] Opp. II, 317. Vergl. I, 150. [Böcking III, S. 111. 112. H.]

Ante ortum Nemo est aliquis, post funera Nemo;
  Nemo quid invito fertve facitve deo.
Omnia Nemo potest, Nemo sapit omnia per se.
  Nemo manet semper. Crimine Nemo caret.
Nemo fugit mortem, Nemo est a fine superstes;
  Nemo exors certi nascitur interitus.
Nemo animos novit superûm sensusque latenteis;
  Nemo quod est, quod erat: Nemo futura tenet.

So heißt es dann weiter:

Nemo sacerdotum luxus vitamque supinam,
  Nemo audet Latium carpere Pontificem u. ſ. w.

Die Töne, die in dieſen, meiſt nur kurzen Gedichten angeſchlagen ſind, hallen lauter und länger aus in Huttens, gleichfalls lateiniſch verfaßten Proſaſchriften, den Aufrufen an Fürſten und Volk, den Sendſchreiben an Freunde und Gegner, den Vorreden zu eigenen und fremden Arbeiten, den Streitſchriften aller Art. Kunſtform haben die nach dem Vorbild Lucians geſchriebenen Dialoge, obgleich auch ihr Inhalt mehr praktiſch, als poetiſch iſt. Überall dieſelbe polemiſche Richtung.

In lateiniſcher Sprache zu ſchreiben, war, wie ſchon bemerkt worden, in Huttens Zeitalter die allgemeine Sitte der Gelehrten. Es war aber auch eben damals das Studium des claſſiſchen Alterthums um Vieles regſamer und fruchtbarer erwacht, als es in den Schulen des Mittelalters betrieben worden war. Hutten gab ſich dieſen neuen Studien mit gröſter Vorliebe hin, lateiniſch waren ſchon ſeine erſten Jugendgedichte verfaßt und er erlangte in der Behandlung dieſer Sprache, metriſch und in Proſa, anerkannte Meiſterſchaft. Selbſt für ſeine reformatoriſchen Zwecke war der Gebrauch der lateiniſchen Rede, zumal für den Anfang, offenbar angemeſſen, ja unumgänglich. Den neuen Ideen muſte doch zuerſt bei den Aufgeklärtern und Unterrichtetern Eingang verſchafft werden und dieſe waren großentheils nur in der Gelehrtenſprache erreichbar. Verbreitung in andern europäiſchen Ländern war wieder nur durch dieſes gemeinſame Mittel möglich. Die Gegner ſogar, Rom und die Römlinge, konnten nur mit römiſchen Pfeilen empfindlich getroffen werden. Je mehr aber jene Ideen um ſich griffen, um ſo dringender war die Aufforderung, ſie zu einem vollſtändigen, volksmäßigen Durchbruch zu bringen; je näher es daran kam, das Werk der Reformation thatkräftig auszuführen, um ſo nothwendiger war es, die Sprache derjenigen zu ſprechen und zu ſchreiben, denen die That anheimfiel. Franz von Sickingen, der allen Förderern der Reformation Zuflucht und Schutz gewährte, der den erſten ſogenannten Pfaffenkrieg gegen Trier eröffnete, von dem man ſo großer Dinge für ganz Deutſchland gewärtig war, Sickingen war kein Lateiner. Hutten, der ſelbſt bei ihm eine Freiſtätte gefunden, muſte ſich ſchon entſchließen, für dieſen treuen Freund und mächtigen Genoſſen einige ſeiner beſten lateiniſchen Dialoge zu deutſchen Geſprächbüchlein umzuſetzen, und dieſen folgten andre nach; an deutſche Fürſten, an alle deutſchen Stände, an die geſammte deutſche Nation ergiengen ſeine Anklagen, Warnungen, Weckrufe, ſie muſten deutſch vernommen werden. Allerdings zeigte ſich nun hier, wie ſehr die Gelehrten ihre treffliche Mutterſprache, die ſie eine barbariſche nannten, vernachläſſigt hatten; Hutten ſelbſt ſagt in einem ſeiner früheren Gedichte, der Elegia ad poetas Germanos, von Sebaſtian Brant, dem einzigen unter den vielen dort genannten deutſchen Poeten, der deutſch zu ſchreiben wagte (Opp. I, 70)[1]:

Branthus ab iis paulum semotus considet oris,
  Qui Germana nova carmina lege facit,
Barbaraque[2] in numeros compellit verba ligatos,
  Edit et ingenio carmina facta novo u. ſ. w.

So glaubt man denn auch in Huttens Schriften kaum, daß jenes wohlgeſchliffene Latein und dieſes ungehobelte Deutſch aus derſelben Feder ſtammen könne. Aber es blieb ihm nichts übrig, er muſte die barbariſchen Worte in den Mund nehmen, muſte ſie ſelbſt in gebundene Rede zwängen, wenn er zu den Herzen ſeines Volkes ſprechen wollte. Der gewichtige und anregende Inhalt, die deutſche Geſinnung, das Feuer, das auch hier durchbrach, der Ruf des Verfaſſers ließen die äußere Unvollkommenheit überſehen und die deutſchen Flugſchriften Huttens wurden ſo begierig aufgehaſcht, als irgend die lateiniſchen. Der Übergang, den Hutten zum Deutſchſchreiben durch Überſetzung ſeiner lateiniſchen Schriften machte, hat übrigens auch in ſein Deutſch eine Menge latiniſierender Wendungen gebracht, vorzüglich den häufigen

---

[1] [Böcking III, S. 78. 79. H]

[2] Vergl. III, 435. 519. [Böcking IV, S. 160. 161. 282. H.]

Gebrauch des Accuſativs cum Infinitivo (auch Participien, V. 209 weidenden u. ſ. w.).[1] Selbſt das urſprünglich deutſch Geſchriebene lautet manchmal, als ob es lateiniſch gedacht wäre.

Von dieſen deutſchen Schriften nun fallen in unſern Bereich:

1. Die Geſprächbüchlein[2], meiſt Überſetzungen ſeiner lateiniſchen Dialoge, wie dieſe in Proſa, doch mit gereimten Vor- und Beſchlußreden. Ihrer ſind fünfe: Vadiscus oder die römiſche Dreifaltigkeit, von dem verkehrten Stand der Stadt Rom (V. 215)[3]; Hutten unterredet ſich darin mit einem Freunde, den er Ernhold nennt, zu Frankfurt a. M., und erzählt dieſem, was er über Rom und die dortige ſittenloſe Lebensweiſe von einem Reiſenden, Namens Vadiscus, gehört habe; den Namen Trias oder Dreifaltigkeit hat dieſes Geſpräch, einer der heftigſten Angriffe Huttens, darum, weil ein bedeutender Theil desſelben aus Triaden, dreitheiligen Sätzen, beſteht, z. B.: drei Dinge erhalten das Anſehen Roms, die päbſtliche Würde, die Reliquien der Heiligen und der Ablaßhandel; drei Dinge bringt man von Rom zurück, ein verletztes Gewiſſen, einen verdorbenen Magen und einen leeren Beutel; drei Dinge können Rom beſſer machen, der Ernſt der deutſchen Fürſten, die Verzweiflung der deutſchen Nation und die Waffen der Türken u. ſ. w. (Wagenſeil 93 ff.)[4]. Feber das erſt, Feber das ander,[5] zwei Geſpräche Huttens mit dem Fieber, von dem er viel geplagt war. In dem erſten, das er für Sickingen auf deſſen Veſte Ebernburg überſetzt hat, weiſt er das Fieber von ſich an einen ſchwelgeriſchen Curtiſanen (Ausgeſandten von Rom); im zweiten will das Fieber, das bei dem Römling andern und ſchlimmern Krankheiten weichen muſte, zu Hutten zurückkehren, er heißt es aber ſich an einen feiſten Domherrn machen. In dieſem letzteren Stücke werden beſonders die übeln Folgen des Concubinats der Geiſtlichen geſchildert und das Gebot der Ehe-

---

[1] [Die Stelle lautet bei Böcking IV, S. 142: „we den hirten Iſrahel weydenden ſich ſelbs." Der lateiniſche Text hat ebendaſelbſt: „Væ pastoribus Israel, qui pascebant semetipsos." H.]

[2] [Man vergleiche: Geſpräche von Ulrich von Hutten, überſetzt und erläutert von David Friedrich Strauß. Leipzig 1860. 8. (Auch unter dem Titel: Ulrich von Hutten III.) H.]

[3] [Böcking IV, S. 145—268. H.]

[4] [Böcking IV, S. 262. 266. 267. H.]

[5] [Böcking IV. S. 27—41. 101—144. H.]

loſigkeit dieſes Standes als ein willkürliches und ſchädliches bezeichnet. Das Fieber, welches nicht zu dem Domherrn gehen will, ſagt u. A. (V, 198)[1]:

> Jupiter, als er innen ward des pfaffenlebens mit iren frauwen [Zuhälterinnen], ſprach er: „Dißes ſol der pfaffen feber ſein“ und hieß mich bei andern leüten herbrigen.

Von einem vierten Geſprächbüchlein, „die Anſchauenden (V, 325 ff. Inspicientes)“[2] nachher beſonders. In dem fünften, „Neu Karſthans“ (V, 449 ff.)[3] bearbeitet der Ritter Franz von Sickingen einen Bauern Karſthans für die Ideen der Reformation. Bei dieſem Geſpräche, dem einzigen, von dem kein lateiniſches Original vorliegt, iſt zwar die Autorſchaft Huttens nicht durch eine eigene Vorrede und den gewöhnlichen Wahlſpruch bewieſen, aber es iſt im Laufe der Unterredung ſelbſt von ihm auf eine Weiſe die Rede, welche kaum bezweifeln läßt, daß er das Büchlein auch aus Anlaß ſeines Aufenthaltes auf der Ebernburg verfaßt habe.[4] So äußert darin Franz von Sickingen (V, 469)[5]:

> Seit här die Lutheriſchen bücher ußgegangen und Hutten bei mir zuo Eberburg geweſen, hab ich meinen ganzen fleiß uff ſollichs gelegt und dank dem almechtigen gott, daz er mich zuo erkantnüs ſeiner rechten ler hat kommen laſſen und von den falſchen predigern und endchriſtiſchen lerern abgefordert. So haben wir dieſen winter zuo Eberburg ob meinem tiſch und nach der malzeit allwegen und onunderläßlich die Lutheriſchen bücher geleſen, von dem evangelio und der apoſtoliſchen geſchrift geredt.

Unter dieſen fünf Geſprächen kommt uns in poetiſcher Hinſicht hauptſächlich nur das vierte, die Anſchauenden (V, 325 ff.), in nähern Betracht. In ſeiner deutſchen Geſtalt erſchien es zuerſt, mit den beiden vom Fieber und dem Vadiscus und mit der kräftigen Zueignung an

---

[1] [Böcking IV, S. 129. H.]

[2] [Böcking IV, S. 269—308. H.]

[3] [Böcking IV, S. 649—681. H.]

[4] [Vergl. dagegen Böcking IV, S. 650: Quis hunc dialogum quando scripserit et ubi editus sit non constat .... Huttenus, si me audis, libellum non conposuit... Clericus fuit, non Huttenus, qui Novum Karsthansium conposuit. Böcking räth auf Öcolampadius als den Verfaſſer. Vergl. auch Böcking I, S. 78. 79. Man ſehe auch: Strauß, Ulrich von Hutten II, S. 215—224. H.]

[5] [Böcking IV, S. 658. H.]

Sickingen, zu Ebernburg[1] 1521 im Drucke; das lateiniſche Original war, wie der Inhalt zeigt, durch den Reichstag zu Augsburg 1518 veranlaßt. In den Vorbemerkungen zu der deutſchen Bearbeitung ſagt Hutten, daß „diß nachfolgend büchlin, etzwas mer dann die vorigen, uff poetiſche art zuogericht“[2] ſei. Dieſes Zurichten auf poetiſche Art bezieht ſich zwar zunächſt nur auf die mythologiſche Einkleidung, denn es werden Sol, der Sonnengott, und deſſen Sohn Phaethon, der nach ſeinem Sturze gleichfalls zum Gott erhoben worden, auf ihrer gemeinſchaftlichen Fahrt am Himmel redend eingeführt, aber es liegt auch wirklich eine innere Poeſie in dem Gedanken, die Götter des Lichts auf die irdiſche Verwirrung prüfend herabſchauen zu laſſen und dieſer Gedanke iſt beſonders gegen das Ende mit wahrhaft poetiſcher Kühnheit ausgeführt. Ich ſuche dieſes durch einen Auszug der bedeutendſten Stellen zu veranſchaulichen: Opp. V, 330: Sol. Seit wir mitten u. ſ. w. bis 337: dargiebt[3] u. ſ. w.

Hierauf Weiteres von der Perſon und den trügeriſchen Abſichten des Legaten Cajetan. Die Deutſchen fangen aber an die Liſt zu merken, ſie werden nüchtern werden. Die Charakteriſtik dieſes Volks wird noch weiter ausgeführt. Außer der Trunkenheit, worin der fürſtliche Stand ſelbſt mit böſem Beiſpiel vorangeht, werden ſie rühmenswerth erfunden, beſonders im Gegenſatze der Italiener, vermöge ihrer Keuſchheit, Trugloſigkeit und ihres friſchen, fröhlichen Weſens. Von ihrem Regiment aber hebt Sol an: V, 345: Erſtlich iſt u. ſ. w. bis 347: einbrechen.[4]

Ich habe früher bemerkt, daß Hutten in ſeiner polemiſchen Stellung als deutſcher Ritter auftrete. Als ſolchen zeigt er ſich nun beſonders im Verfolg unſres Dialogs. Er geht darin ſo weit, daß er ihren Haß gegen Kaufleute und Städte nicht unbillig findet und ſelbſt ihre Räubereien zwar nicht lobt, aber doch in einem günſtigern Lichte darzuſtellen ſucht. Der Adel iſt ihm der Bewahrer alter deutſcher Kraft und Sitte, die Trägen und Unſtreitbaren haben ſich hinter den Mauern der Städte verſchanzt, die Kaufleute führen fremde Waaren, weichliches, üppiges

---

[1] [Bei Anshelm in Tübingen. Böcking I, S. 50, Anm. H.]

[2] [Böcking IV, S. 270. H.]

[3] [Böcking IV, S. 272–279. H.]

[4] [Böcking IV, S. 288–290. H.]

Weſen, undeutſche Gewohnheiten ein (S. 349: Was aber u. ſ. w. bis 350: gehalten [Böcking IV, S. 294. H.]).

S. 351 [Böcking IV, S. 295. 296. H.]: Phaeton. Seind dann alle, ſo in ſtätten wenen, untüglich und iſt kein ſterke oder geiſtlicheit [Religion] bei in?

Sol. Ja, es iſt auch bei in. Und nit ſag ich, daz man nit redliche leüt in ſtätten finde, aber, als der welt lauf iſt, weichen die wenigen redlichen vilen untüglichen.

Übrigens wird auch dem Adel theils zu große Rauheit, theils einreißende Verweichlichung vorgeworfen (S. 352 [Böcking IV, S. 296. H.]). Die Reihe kommt dann an die Geiſtlichen; über dieſen Punct ſind uns Huttens Geſinnungen ſchon bekannt, daher ich nur das Reſultat aushebe, welches Phaethon zieht (S. 356 [Böcking IV, S. 301. H.]):

Darumb würt diſem land einer reformatien und beſſerung gemeiner ſitten von nöten ſein. Und iſt nit zuo leiden, daz alſo vil müßiggänger ſeind, die der andern guot und hab verpraſſen und doch ſie keinen nutz noch frucht geberen. Und wär den Teütſchen heilſam und guot, daz ſie mit angehengtem fleiß fern von in triben den frembden überfluß und die außländiſchen weiche des lebens, ir weſen widerumb zuo der vorigen ſtarkmütikeit und alten tugend brächten.

Poetiſchen Schwung nimmt dieſer Dialog vorzüglich gegen das Ende, wo durch eine kecke Wendung der päbſtliche Legat in das Geſpräch mit den Sonnengöttern gezogen wird (S. 357: Phaeton. Alſo wöllen wir nun wieder u. ſ. w. bis 360: ausgienge [Böcking IV, S. 301—305. H.]).

2. Reimgedichte und zwar ſolche in fortlaufenden Reimpaaren, die man Sprüche nannte, ſind von Hutten verſchiedene vorhanden, theils, wie ſchon erwähnt, als Anhänge der Dialogen, theils beſonders ausgegangen. Von der erſtern Art iſt das bedeutendſte die gereimte Vorrede, die er den zu Ebernburg gedruckten Geſprächbüchlein vorſetzte (Opp. V, 161 f.)[1]:

Die warheit iſt von newem gborn u. ſ. w.

Für ſich beſtehend ſind folgende drei:

Ein klag über den Luteriſchen brand zu Mentz. (Opp. V. 47 fg.)[2]

---

[1] [Böcking I, S. 450. H.]

[2] [Böcking III, S. 455—459. H.]

Mehr Umarbeitung als Überſetzung ſeines vorzüglichern lateiniſchen Gedichts in Hexametern „In incendium Lutherianum exclamatio“ (Opp. IV, 55 ff.)[1]; auf die Verbrennung von Luthers Schriften zu Mainz. Am Schluſſe der Verdeutſchung wendet ſich Hutten an Luthern ſelbſt[2]:

Dich aber, liebſter bruoder mein,
Durch ſollich macht vergwaltigt ſein,
Bin deinethalben ich beſchwert;
Doch hoff ich, es werd widerkert
Und werd gerochen dein unſchuld.
Drumb, diener gottes, hab gedult!
Möcht ich dir aber beiſtand thuon
Und raten diſen ſachen nuon,
So wölt ich, was ich hab am guot,
Nit ſparen, noch mein eigen bluot.
Got wirt es aber rechen bald,
Vorwar du mir das glauben ſalt,
Dann er den grechten nie verließ.
Da laß dich auf! es iſt gewis.

Zweitens:

Beklagunge der freiſtette deutſcher nation. (V, 379 fg. [Böcking III, S. 527–537. H.])

Mit den Anſchauenden verglichen, zeigt dieſes Gedicht, das 1522 entſtanden, eine merkwürdige Wendung der Anſichten Huttens über das Verhältnis zwiſchen Adel und Städten. Es hat den Zweck, eine Verbindung beider gegen die Vergewaltigung der Fürſten zuwege zu bringen. Gleich der Eingang ſpricht ſich hierüber klar aus [Böcking III, S. 529. H.]:

Ir frummen ſtet, nun habt in acht
Des gmeinen deutſchen adels macht!
Zicht den zu euch, vertrawt im wol!
Ich ſterb, wes euch gerewen ſol;
Ihr ſecht, daß ir mit in zugleich
Bſchwert werdt durch der tyrannen reich u. ſ. w.

Doch unterſcheidet er:

Ich mein die frommen fürſten nit u. ſ. w.

---

[1] [Böcking III, S. 453–455. H.]

[2] [Böcking III, S. 459. H.]

Er meint die böſen, gegen die auch beim Reiche kein Recht zu finden iſt. Die Habgier derſelben beſchreibt er u. A. ſo (V, 388 [Böcking III, S. 535. H.]):

Ich weiß, ir einer wirt nit ſat,
Wie wol er vil vorſchlunden hat,
Vorſchlindt noch teglich wie ein thier,
Acht nit, daß iemand dran vorlier.
Er hat gefreſſen lange zeit,
Nach iſt im ſtet ſein rach ſo weit,
Der Rhein im den möcht füllen nit,
Entgegen hilft kein fleh, kein bit.
Den adel hat er gfreſſen ſchon,
Itzt wil er zu den ſtetten gon,
Den ſetzt er auf ein newen zoll.
Sag an, du wolf! wan biſtu voll?

Auch in Beziehung auf die Reformation klagt er dieſe Fürſten an (S. 389 [Böcking III, S. 536. H.]):

Vorbieten doctor Luthers leer,
Als ob ſie ergents ſtrefflich wer;
Dan warheit mögens leiden nit,
Iſt wider ihren brauch und ſit;
Dan ſolt gots wort in weſen ſtan,
Ihn wurt ihr guot und macht zergan u. ſ. w.

Das längſte und umfaſſendſte Reimgedicht Huttens aber, den Kern deſſen enthaltend, was er in ſo vielen Schriften anklagend, mahnend, ſtrafend niedergelegt, das auch vom Volk am eifrigſten geleſen und bei ſeinen Lebzeiten, wie nach ſeinem Tode öfters gedruckt worden, iſt:

Clag und vormanung gegen dem übermäßigen unchriſtlichen gewalt des bapſts zuo Rom und der ungeiſtlichen geiſtlichen, durch herren Ulrichen von Hutten, poeten und orator, der ganzen chriſtenheit und zuovoran dem vatterland teütſcher nation zuo nutz und guot, von wegen gemeiner beſchwernus und auch ſeiner eigen notturft, in reimens weis beſchriben. Jacta est alea. Ich habs gewagt. [1]

Später, in einer Ausgabe von 1632, mit dem Titel:

Aufwecker der teutſchen nation, an alle hohe und niedere ſtände des heiligen reichs. (Opp. V, 51 fg. [Böcking III, S. 474. H.])

---

[1] [Böcking III, S. 473—526. H.]

In dieſem Gedichte ſagt uns Hutten ſelbſt, warum er jetzt deutſch ſchreibe (S. 66 [Böcking III, S. 484. H.]):

Latein ich vor geſchriben hab,
Das was eim ieden nit bekant.
Jetzt ſchrei ich an das vatterland.

Der kräftige, gemeinfaßliche Ausdruck, in dem er hier ſeine wichtigſten Anliegen vor die geſammte Nation bringt, iſt es auch, was dem Gedichte ſeinen beſondern Werth giebt, das ſich ſonſt weder poetiſch, noch durch ſtrenge Gedankenfolge auszeichnet. Aus dem größern Umfange deſſelben entnehme ich nur Einzelnes, was uns weitere Aufſchlüſſe über Huttens Geſinnungen und Entwürfe geben kann oder durch lebhafte Darſtellung anſpricht.

Der Dichter ſchreitet getroſt zu ſeinem Werke (S. 60)[1]:

Ach gott, erleücht die gſalbten dein,
Daß ſie durch deines geiſtes ſchein
Verſtehen in der gleisnerei,
Was chriſtenheit und warheit ſei!
Verlih mir, daß ich ſag darvon!
Ob man mich dann vervolget ſchon,
Das trifft allein den cörper an,
Die ſeel man mir nit döten kan.

Das geiſtige Reich, das Chriſtus gründen wollte, hält er dem weltlichen des Pabſtes entgegen (S. 61)[2]. Der Prunk zu Rom wird aus eigener Anſchauung geſchildert (S. 72)[3]. Vom Faſten, das ſich die Deutſchen auflegen laſſen, heißt es (S. 74)[4]:

Uff ſetzen ſie uns vaſtenſpeis,
Das thuond ſie nuor mit gwinnes fleiß.
Dann ich zuo Rom die vaſten auß
Nie ſah in eines metzgers haus
Ein fleiſchbank, die verſchloſſen wer;
Glaubt mir! ich hab geſehen mer,

---

[1] [Böcking III, S. 476. H.]
[2] [Böcking III, S. 478. H.]
[3] [Böcking III, S. 492. 493. H.]
[4] [Böcking III, S. 495. H.]

Sie eſſen durch der vaſten zeit
Viſch, wiltpret, vögel unvermeit;
In andern ſtetten auch der gleich,
So weit ſich ſtreckt der Walhen reich,
Do hat man drab gewiſſen klein,
Jßt viſch und fleiſch alls in gemein,
On daß bei dem gemeinen man
Der bäpſt geſtift würt gſehen an;
Doch hab ich keinen narren nie
Geſehen, der umb gelt, wie hie,
Erlaubnus hab zuo eſſen kauft u. ſ. w.

Von dieſer römiſchen Dienſtbarkeit der Deutſchen überhaupt noch folgende Stelle (S. 90)[1]:

Ich frag: Wo iſt der Teütſchen muot?
Wo iſt das alt gemuot und ſin?
Iſt gfaren nuon all mannheit hin?
Die Römer, ettwan erber leüt,
Als uns der gſchichten ſchrift bedeüt,
Die tugent halben waren wert,
Zuo herſchen über alle erd,
Die Teütſchen wolten bzwungen han,
Gewonnen land und freiheit an,
Das mocht nit leiden teütſche art,
Manch werder held erſchlagen wart
Und iſt geſtritten vil und hart;
Doch bhielt diß nation den ſtrauß
Und wurdent Römer gtriben auß,
Das vatterland in freiheit gſetzt.
Jetzt man mit btrug uns überſchwetzt
Und zwinget uns nit mannes ſtreit,
Vor dapfern leüten ſeind wir gfreit;
Ein weibiſch volk, ein weiche ſchar,
On herz, on muot, on tugent gar,
Der keiner hat geſtritten nie,
Von kriegen weiß nit was, noch wie,
Da ſeind wir uberſtritten von,
Im herzen thuot mir wee der hon.

---

[1] [Böcking III, S. 513. H.]

Solche Knechtſchaft abzuwerfen, ruft er nun, vom Kaiſer an, alle Deutſchen auf und er ſelbſt will redlich mithelfen (S. 76 f.)[1]:

So hoff ich zuo küng Carles[2] muot,
Daß ſei in im ein teütſches bluot
Und werd mit eeren üben ſich
Dem bapſt entgegen gwaltigklich
Und nemen ab von ſeinem fuoß
Die krone nit; ich hoff, er thuos
Und hab ein künigklichen ſin,
Fürwar ich in der hoffnung bin u. ſ. w.

Nachdem er von den Märtyrern Huß und Hieronymus geſprochen, fährt er fort (S. 85)[3]:

Seithar hat niemant gwölt hin nach
Und förchten all des fewres pen,
Biß ietzo unſer rüffen zwen [Luther und Hutten].
Wer weiß, was iedem iſt beſchert?
Wir haben ie vil leüt bekert,
Darumb ich hoff, es hab nit not.
Wär mir dann ſchon gewis der dot,
Noch wolt ich als ein frommer hilt
Bei warheit ſetzen ſpieß und ſchilt[4]
Und den tyrannen widerſtreben,
Vor welchen niemants frei mag leben.

Stärker noch dringt er im Nachſtehenden an (S. 98)[5]:

Hierumb all fürſten ich verman,
Den edlen Carolum voran,
Daß ſie ſich ſolichs nemen an,
Den adel und die frommen ſtett;
Dann wem diß nit zuo herzen geet,
Der hat nit lieb ſein vatterland,
Im iſt auch gott nit recht bekant.

---

[1] [Böcking III, S. 496. 497. H.]
[2] Karl V von 1519 an.
[3] [Böcking III, S. 508. H.]
[4] Vergl. 88. [Böcking III, S. 511. H.]
[5] [Böcking III, S. 522. 523. H.]

Herzuo, ir frommen Teütſchen all,
Mit gottes hilf, der warheit ſchall,
Ir landsknecht und ir reüter guot
Und all, die haben freien muot!
Den aberglauben tilgen wir,
Die warheit bringen wider hir;
Und dweil das nit mag ſein in guot,
So muoß es koſten aber bluot,
Do nem im keiner bſchwernus ab!
Wiewol ichs ſelbs geſcheühet hab,
Hofft zuo erfinden ander maß.
Nuon aber nit wil helfen das,
So muoß man thuon, was fügen wil;
Wolauf! es iſt die zeit und zil u. ſ. w.

Dann zum Schluſſe (S. 100 f.)[1]:

Iſt iemant, der darzuo wöll thuon?
Wolauf, ir frommen Teütſchen, nuon!
Vil harneſch han wir und vil pferd,
Vil hallenbarten und auch ſchwerd,
Und ſo hilft freüntlich manung nit,
So wöllen wir die brauchen mit.
Nit fraget weiter iemants nach!
Mit uns iſt gottes hilf und rach,
Wir ſtraffen, die ſeind wider gott;
Wolauf, härzuo! es hat nit not.
Wir haben aller ſachen fuog,
Guot urſach und der ſelben gnuog;
Sie haben gottes wort verkert,
Das chriſtlich volk mit lugen bſchwert,
Die lugen wöln wir tilgen ab,
Uff daß ein liecht die warheit hab,
Die was verfinſtert und verdempſt;
Gott geb im heil, der bei mir kempſt!
Des hoff ich mancher ritter thuo,
Manch graff, manch edelman darzuo,
Manch burger, der in ſeiner ſtatt
Der ſachen auch beſchwernus hat.

---

[1] [Böcking III, S. 525. 526.]

Uff daß ichs nit anheb umb ſunſt.
Wolauf! wir haben gottes gunſt.
Wer wolt in ſolchem bleiben dheim?
Ich habs gewagt, das iſt mein reim.

3. Auch der Form des ſingbaren Liedes hat ſich Hutten bedient. Doch iſt nur Ein Gedicht dieſer Art von ihm bekannt. Luther ſagt in ſeinen Briefen (Epp. Lutheri Vol. I. f. 304. Wagenſeil 240)[1]: „Huttenus et multi alii fortiter scribunt pro me et parantur in dies cantica, quæ Babylonem istam parum delectabunt.“ Mit Beſtimmtheit läßt ſich auch hieraus nicht ſchließen, daß Hutten ſelbſt Mehreres im Volkstone geſungen. Jenes eine Stück iſt nach einem fliegenden Blatte von 1521 mitgetheilt in Bragur Bd. VII, 95 ff. (und daraus Opp. V, 373 ff.)[2]:

Ain new lied herr Ulrichs von Hutten.
  Ich habs gewagt mit ſinnen
  Und trag des noch kain rew u. ſ. w.

Huttens Stimme fand Anklang und Antwort in andern volksmäßigen Liedern. Zwei ſolche ſtehen gleichfalls in Bragur VII, 98 ff. (daraus Opp. I, Einleitung CXIII—CXIX)[3]. Das eine:

Ein ſchön new lied von dem von Hutten. Im ton:

Von erſt ſo wellen wir loben
Maria, die reine maid.

Anfang:

Ach edler Hut auß Franken,
Nun ſich dich weislich für!
Got ſoltu loben und danken,
Der wirt noch helfen dir
Die grechtigkait verfechten;
Du ſolt beiſtan dem rechten,
Mit ritteren und knechten
Mit frummen kriegsleuten guot
Bſchirmen das Chriſten bluot u. ſ. w.

---

[1] [Böcking II, S. 9. H.]

[2] [Böcking II, S. 92—94. Uhlands Volkslieder II, Nr. 350. Vergl. auch Böcking I, S. 77. 78. H.]

[3] [Böcking II, S. 94—98. Vergl. auch Böcking I, S. 77. 78. H.]

Strophe 3:

Laß dich nur nit bethören,
Du chriſtlich ritter guot!
Vom wort gots thue nit keren!
Du haſt ains helden muot.
Gots wort ſolt frei erheben,
Sol alzeit oben ſchweben,
Daran ſolln wir uns heben,
So faren wir friſch unverzagt,
Hut aines hat gewagt u. ſ. w.

Das andre:

Ein new lied. Im ton, wie man ſingt:

Franz Sickinger, das edel bluot,
Der hat gar vil der landsknecht guot.

Ulrich von Hutten, das edel bluot,
Macht ſo koſtliche buocher guot,
Die laßen ſich wol ſehen,
Die gfallen den geiſtlichen gleisnern nit wol,
Die warheit muoß ich jehen, ja jehen u. ſ. w.

Schlußſtrophen:

Her Ulrich iſt ein redlich mann,
Wolt got, daß ich ſolt bei im ſtan
Gegen allen ſeinen feinden!
Ich hoff zuo got, die warhait werd
Die falſchen überwinden, ja winden.

Ulrich von Hutten, biß wolgemuot!
Ich bit, daß got dich halt in huot
Jetzt und zuo allen zeiten.
Got behüt all chriſtlich lerer guot,
Wo ſie gend oder reiten, ja reiten!

Ulrich von Hutten iſt in mehreren Bildern, die von ihm vorhanden ſind, mit dem Lorbeer um das Haupt und der Hand am Schwerte vorgeſtellt. Den Lorbeer hatte ihm der alte Kaiſer Maximilian für die lateiniſchen Poeſieen aufgeſetzt. Das Schwert an der Hand, ſehen wir ihn durchaus in den deutſchen Streitgedichten. Er ſagt einmal (Opp. V, 214) [1]:

---

[1] [Böcking IV, S. 148. H.]

Wer weiß, was noch mag begeben ſich?
Villeicht, ob leid mir widerfert,
Würt funden werden hand und ſchwert
Und gegen ſolchem gwalt gekert.

Den jungen König Karl, von dem er ſich vergebliche Hoffnungen machte, Adel und Städte, Reiter und Landsknechte, die ganze Nation rief er auf, da Andres nicht helfen wolle, zu den Waffen zu greifen. Am meiſten fand er hierin ſeinen Mann an Franz von Sickingen. Es iſt nicht zu zweifeln, daß dieſer, unter Huttens Einwirkung, mit großen Planen zu einer politiſch-kirchlichen Umgeſtaltung Deutſchlands ſich trug. Das Geſpräch zwiſchen Sickingen und Karſthans und die demſelben beigefügten Artikel, „ſo junker Helferich, reiter Heinz und Karſthans, mit ſampt irem anhang, hart und veſt zuo halten geſchworen haben,“[1] deuten auf die Abſicht des Adels, die Bauerſchaft für das Unternehmen zu bearbeiten. Münch (V, 452 f.), in der Einleitung zum Karſthans, betrachtet, mir ſehr glaublich, den nachmaligen Bauernaufſtand als einen vom Ganzen losgeriſſenen Theil der großen Verbindung verſchiedener Stände zu gewaltſamer Durchführung des Proteſtantismus in Deutſchland. Sickingen wurde nach dem unglücklichen Ausgang der Trierer Fehde, auf ſeiner Veſte Landſtuhl, die ſeine Widerſacher heftig beſchoſſen, von einem losgebrochenen Balken tödtlich verwundet.[2] Mit ſeinem Tode verlor das Unternehmen Leitung und Zuſammenhang, die aufgeregten Bauern brachen für ſich los und wandten ihre entbundene Wuth gegen den Adel ſelbſt. Der Balken, der auf Sickingen fiel, ſchlug für immer die Kraft und Bedeutung der deutſchen Ritterſchaft nieder, aus deren Mitte damals für das deutſche Gemeinweſen ein neues Heil aufgehen ſollte. Hutten, der dieſer Ritterſchaft friſches Leben und höhern Beruf hatte geben wollen, ſchweifte nach dem Tode ſeines Freundes, verlaſſen und verfolgt, umher, wie der irre Geiſt jener geſcheiterten Unternehmungen; wenige Monate nachher erloſch die unſtäte Flamme.

Ich habe gleich Anfangs die verſchiedenen Bahnen bezeichnet, welche Luther und Hutten zu dem gemeinſamen Ziele der kirchlichen Freiheit einſchlugen. Dem angegebenen Unterſchiede gemäß, rieth Luther fortwährend von gewaltſamen Maßregeln ab (Wagenſeil 249) und, als er Sickingens Fall erfuhr, brach er in die Worte aus: „Der Herr iſt gerecht, aber wunderbar. Er will ſeinem Evangelium nicht mit dem Schwerte helfen.“ (Ebendaſ. 124.) [1] Es iſt auch einleuchtend, daß die reinere Lehre durch Überzeugung ſiegen muſte. Ebenſo wenig aber iſt zu läugnen, daß dem Siege dieſer Lehre eine äußerlich feſtgepflanzte Macht entgegenſtand, daß ein handgreiflicher Zwang von Rom aus um Deutſchland geſchlagen war, „gleich als hetten ſie uns mit woffen und dem krieg bezwungen und in zinsbar gemacht,“ wie Hutten im Vadiscus ſagt (V, 225). [2] Dieſe äußere Gewalt wollten die Ritter gewaltſam brechen, es mislang ihnen, aber auch Luthers Reformation auf geiſtigem Wege blieb unvollendet.

---

[1] [Böcking IV, S. 680. H.]

[2] [Strauß, Ulrich von Hutten II, S. 303. H.]

Nachdem wir in der Reihe der Reformationspolemiker, welche ſich für ihre Zwecke der deutſchen Dichtkunſt bedienten, Denjenigen vorangeſtellt, welchem, nicht bloß der Zeit nach, ſondern auch vermöge ſeines großartigen und weitgreifenden Wirkens, die erſte Stelle gebührt, ſo mag nun ihm zunächſt ein anderer Mann ſtehen, der, kein Ritter, ſondern ein Handwerker, kein Gelehrter, aber ein Wißbegieriger, in einem beſchränktern Kreiſe, aber gewiſs nicht unwirkſam, das Werk der Reformation durch ſeine Dichtergabe zu fördern ſtrebte; es iſt der uns ſchon bekannte Meiſterſänger Hans Sachs. [3]

Zur Zeit der anbrechenden Reformation ſtand er noch in den Zwanzigen. Er hatte, wie wir bereits wiſſen, in der lateiniſchen Schule die Puerilia erlernt und dann im Meiſtergeſang ſich an die Beſchäftigung des Geiſtes mit religiöſen Gegenſtänden gewöhnt. Sein erſter Bar, den er 1514 dichtete, war auf den Preis Gottes gerichtet: „Gloria patri, lob und ehr“ u. ſ. w. (Göz I, 5). In ſeiner Vaterſtadt Nürnberg, wie in den meiſten Reichsſtädten, fand die neue Lehre offenes Ohr. Aber noch ehe die Reformation dort förmlich eingeführt war, erſcheint er als ein thätiger Anhänger derſelben. Wie begierige Aufnahme die

---

[1] [Böcking II, S. 249: Deus justus sed mirabilis judex. H.]

[2] [Böcking IV, S. 156. H.]

[3] Hieher überhaupt Raniſch, Lebensbeſchreibung Hans Sachſens, 2tes Hauptſtück: Von Hans Sachſens Lutherthume u. ſ. w. S. 63 ff. Göz, Hans Sachs II, xv—xx.

Schriften Luthers in Nürnberg überhaupt fanden, zeigt ein im April 1521 daſelbſt angeſchlagenes kaiſerliches Mandat, worin Allen und Jeden der Kauf Lutheriſcher Bücher und den Buchhändlern der Verkauf ſolcher verboten ward. Ein ähnliches Verbot von Seiten des Rathes ergieng, in Folge der Achtserklärung Luthers, noch im gleichen Jahre. Dennoch befand ſich Hans Sachs, der den Reformator ſelbſt in Augsburg zweimal geſehen hatte, ſchon 1522 im Beſitz einer anſehnlichen Zahl ſolcher Schriften. In Raniſchs Lebensbeſchreibung des Hans Sachs (S. 65) wird eines Bandes mit 40 Stücken Lutheriſcher Schriften gedacht, deren Titel Hans Sachs mit eigener Hand vorn eingeſchrieben hatte. Am Schluſſe ſtand:

Dieſe puechlein habe ich Hans Sachs alſo geſamelt, got vnd ſeinem wort zw Eren vnd dem nechſten zw guet ainpünden laſſen, als man zelt nach Chriſti gepurt 1522 jar. Die Wahrheit bleibt Ewiglich numero 10.

Im folgenden Jahr 1523 verfaßte er ſelbſt dasjenige Gedicht zum Lobe Luthers und zur Empfehlung ſeiner Lehre, das uns hier vorzüglich in Betracht kommt:

Die wittenbergiſch nachtigall,
Die man jetzt höret uberall. [1]

War Luthers Gedicht „Frau Muſica“, worin der Geſang der lieben Nachtigall gerühmt wird, damals ſchon bekannt, ſo mag dieſes die gewählte Einkleidung veranlaßt haben. Ich hebe aus dem ziemlich weitläufigen Spruchgedichte die beſſern Stellen aus, und zwar gleich den Anfang:

Wach auf! es nahent gen dem tag,
Ich hör ſingen im grünen hag
Ein wunnigkliche nachtigall,
Ihr ſtimm durchklinget berg und thal u. ſ. w.

Wenn dieſer bildliche Eingang, zu dem alles Übrige Commentar iſt, ſo weit es den ahnungsvollen Anbruch der Morgenröthe und das Unbehagen der lichtſcheuen Thiere beim Aufglänzen des Tages betrifft, von poetiſchem Sinne zeugt, ſo iſt doch anderſeits das Bild zu weit ausgeſponnen und nicht überall natürlich durchgeführt; unter den aufgezählten Thierarten finden ſich ziemlich unpaſſende zuſammen. Wie der Dichter hiezu gekommen, ergiebt die unmittelbar folgende, die poetiſche Täuſchung wieder aufhebende Erklärung der Allegorie. Die Nachtigall iſt Doctor Martinus Luther, Auguſtiner zu Wittenberg; der Mondſchein bedeutet die Menſchenlehre der Sophiſten, die von der evangeliſchen Lehre des Hirten Jeſu Chriſti abgeführt haben zum Löwen in die Wüſte:

---

[1] Kemptener Ausgabe B. II, S. 167 ff. [Das Gedicht ſteht auch bei Göz, Hans Sachs IV, S. 33—58. H.]

Der löwe wird der bapſt genennt,
Die wüſt das geiſtlich regiment,
Darinn er uns hat weit verfürt
Auf menſchen fund, als man jetzt ſpürt:
Darmit er uns geweidnet hat,
Deut den gottsdienſt, der jetzund gat
In vollem ſchwank auf ganzer erden u. ſ. w.

Die Mordſtricke bedeuten des Pabſtes Netze, ſeine Decretalen, ſeine Banndrohungen zur Aufrechthaltung willkürlicher Satzungen und Verbote, worauf ſich der Verfaſſer, wie überall im Folgenden, ausführlich einläßt. Die Wölfe ſind Biſchöfe, Pröbſte, Äbte, Pfarrer, die uns Menſchenlehren vorſagen, während Alles auf das Geld gerichtet iſt. Vom Ablaßhandel heißt es hier:

Darnach kompt ein erſame ſchar,
Heißt man zu teutſch die romaniſten,
Mit großem ablaß, bullen, kiſten,
Richten auf rote creuz und fannen
Und ſchreien zu frawen und mannen:
Legt ein, gebt ewer hilf und ſtewr
Und löſt die ſeel auß dem fegfewr!
Bald der gülden in kaſten klinget,
Die ſeel ſich auf gen himmel ſchwinget u. ſ. w.

Die Schlangen ſind Mönche und Nonnen, die ihre guten Werke verkaufen:

Umb gelt, käs, aier, liecht und ſchmalz,
Umb hüner, fleiſch, wein, koren, ſalz,
Damit ſie in dem vollen leben
Und ſamblen auch groß ſchätz darneben u. ſ. w.

Die Verfinſterung des rechten Glaubens bedeutet die Nacht; das Geſetz und die Propheten die Morgenröthe; der Glanz des Tages iſt das Evangelium, von Luthern neu verkündet. Das wilde Schwein bedeutet Doctor Ecken, der zu Leipzig wider Luthern geſochten; der Bock Emſern, die Katze Murnern, der Waldeſel den Barfüßer zu Leipzig, den großen Leſemeiſter, die Schnecke den Cochläus, die alle gegen Luthern geſchrieben. Die quackenden Fröſche bedeuten etliche hohe Schulen, die auch gegen ihn ſchreien. Die wilden Gänſe ſind die Laien, die ihn verfluchen und verſpeien.

Das Gedicht ſchließt mit einer frommen Ermahnung an alle Chriſten, aus der Wüſte des Pabſtes zu dem guten Hirten Jeſus wiederzukehren.

Die Zeit der Abfaſſung iſt angegeben: am 8 Juli 1523.

Hans Sachs nennt ſich in der Schlußzeile nicht, wie ſonſt gewöhnlich, auch ſind in der beſondern erſten Ausgabe weder Druckort noch Drucker angezeigt, zum Beweiſe, daß es damals noch bedenklich war, zu Nürnberg ſo zu ſchreiben (Raniſch 67).

Auf den Tod Luthers hat Hans Sachs eine Klagrede gedichtet. Ihm träumt am 17. Februar 1546, als ob er in einer ſächſiſchen Kirche die Leiche des Reformators auf der Bahre ſähe. Da er darüber erſchrickt, ſo tritt die Theologie in weiblicher Geſtalt zu ihm und lobt und beklagt den Todten. Als ſie aber fragt, wer nun ihr Verfechter ſein werde, tröſtet der Dichter ſie, daß Gott ſelbſt ſie in ſeiner Hut habe und noch vortreffliche Männer leben, welche ſie erhalten werden. Dieß die Anlage des Gedichts nach Raniſch (S. 114 f.). Daſſelbe iſt in der mir zu Gebot ſtehenden Kemptner Ausgabe, vielleicht um des dortigen Abtes willen, weggelaſſen. Ebenſo ein andres, hieher einſchlagendes Gedicht „Inhalt zweierlei predigt“, eine kurze Erzählung von dem Unterſchied der proteſtantiſchen und der päbſtlichen Lehre, vom Jahr 1529. Ein Schwank „Urſprung des erſten münnichs“ (B. II, S. 216 f.) und andres Ähnliche kann gleichfalls hieher bezogen werden. Auch in den früher angeführten geiſtlichen Liedern [1], „für die laien zu ſingen“, 1526, kommen polemiſche Züge vor. Z. B.

Das lied „Roſina, wo was dein geſtalt“, chriſtlich verendert, von der erkantnus Chriſti.

---

[1] Der Werth dieſer Lieder iſt gering, Vers und Sprache von der Art, daß man ſie oft kaum demſelben Verfaſſer zuſchreiben möchte, der die wittenbergiſche Nachtigall gedichtet. [Vergl. oben S. 447. H.]

O Chriſte, wa war dein geſtalt
Bei bapſt Silveſters leben,
Da kaiſer Conſtantinus gwalt
Im über Rom thet geben?
Für war glaub ich,
Het der bapſt dich
Durchs gnadenliecht geſehen,
Er hett warleich
Das irdiſch reich
Durch dein eer thuon verſchmehen u. ſ. w.

Beſonders aber iſt noch ſeiner Dialogen zu gedenken, die er, nach Huttens Beiſpiel, in Proſa geſchrieben. In der Summa ſeiner Gedichte (Göz I, 10) ſagt er ſelbſt:

Auch fand ich in mein büchern gſchriben
Artlicher dialogos ſiben,
Doch ungereimet in der pros,
Ganz deutlich frei, on alle glos.

Man hat jedoch ihrer bisher nur viere aufgefunden, in beſondern, ſehr ſeltenen Drucken, deren zwei die Jahrzahl 1524 haben[1]. Sie handeln ſämmtlich von Religionsintereſſen der damaligen Zeit. Über ihren Inhalt Einiges nach Raniſch (S. 80 ff. Vergl. Göz II, XVI ff.).

Der erſte iſt überſchrieben:

Diſputation zwiſchen einen chorherrn und ſchuhmacher, darinn das wort gottes und ein recht chriſtlich weſen verfochten wirt.

Der ungelehrte Dichter der wittenbergiſchen Nachtigall ſcheint wegen dieſes Unterfangens manchen Angriff erfahren zu haben. Schon in einem Büchlein des Nürnbergiſchen Malers Joh. Greifenberger von 1523 heißt es[2]:

Wiewol etlich gelert ſagen, der gemein mann ſoll nit mit der geſchrift umbgehen, dann es zimpt ſich nit, daß ein ſchuſter das evangelium leſ' oder mit federn und tinten umbgee, ſondern mit leder und ſchwerz u. ſ. w., ſo ſag ich darauf: Ich hab nie kain eſel gehört ſingen als ein nachtigall, es ſein leut von zerrütten ſinnen, untüchtig zum glauben, die ſolches ſagen, blodern, wiſſen nit was.

---

[1] [S. die neue Ausgabe von Reinhold Köhler, Weimar 1858. P.]
[2] [Raniſch S. 68, Anm. H.]

Cochläus, die Schnecke in der wittenbergiſchen Nachtigall, ſagt misbilligend [1]:

> Auch Schuſter und Weiber laſen das Neue Teſtament Dr Luthers begierig und konnten es faſt auswendig. Ja ſie unterſtunden ſich, nicht nur mit den Prieſtern und München, ſondern auch mit den akademiſchen Theologen von der Religion zu diſputieren. Sie waren auch mit Anführung bibliſcher Sprüche fertiger, als die katholiſchen Geiſtlichen; ja ſie übertrafen hierinnen auch ſolche Männer, die wohl 30 Jahre öffentliche Lehrer der Theologie geweſen waren. Dieſe wurden von ihnen der Unwiſſenheit beſchuldiget und ſie behaupteten, man müſſe nichts glauben, was nicht aus der heiligen Schrift erwieſen werden könne.

Gegen derlei Tadel iſt nun der erſte Dialog von Hans Sachs gerichtet.

Die ſprechenden Perſonen ſind: ein Schuhmacher, ein Chorherr, deſſen Köchin und Stubenheizer. Der Chorherr, welchem der Schuhmacher ein Paar beſtellter Pantoffeln überbringt, hat eben ſeine Nachtigall gefüttert. Dieß giebt dem Schuſter zu der Bemerkung Anlaß, daß er einen ſeines Handwerks wiſſe, der eine Nachtigall habe, die erſt zu ſingen angefangen. Darüber wird der Chorherr böſe und flucht auf den Schuſter mit ſeiner Nachtigall, weil er den Pabſt und die Geiſtlichkeit ſo heftig angegriffen habe. Die Beſchuldigung, daß ſich dieſes für Laien gar nicht ſchicke, veranlaßt auf der andern Seite die Vertheidigung der Ungelehrten, welche, wenn die Geiſtlichen ihr Amt nicht verrichten, ſelbſt in der Schrift forſchen und einander erbauen. Die Unterredung verbreitet ſich über die Gewalt des Pabſtes, die Fehler der Geiſtlichen, die Kenntnis der Schrift, die Theilnehmung am Geiſte Gottes, die innerliche Beſſerung der Lutheraner, die falſchen und wahren guten Werke, das Anſehen der Concilien, Luthers Perſon, Lehre, Schriften, Freunde und Feinde, endlich das göttliche Werk der Bekehrung. Zum Behuf dieſer Diſputation läßt der Chorherr auf die Frage des Schuſters, ob er keine Bibel habe, ein großes, altes, beſtäubtes Buch herein holen, welches ſeine Köchin gar nicht kennt und mit dem er, wie er ſelbſt ſagt, nicht viel umgegangen iſt. Hernach wird ſein Calfactor, welcher ſehr viel in der Bibel lieſt, herbeigerufen, dem Herrn die Sprüche aufzuſchlagen, welche der Schuſter für ſich angeführt hat, ob ſie auch richtig wären. Da ſich nun zeigt, daß der Ofenheizer die Schrift beſſer verſteht, als ſein ehrwürdiger Herr, ſo wird dieſer darüber mit ihm uneins und jagt ihn mit Scheltworten aus dem Hauſe. Der Diener geht mit den Worten ab:

---

[1] [Raniſch S. 71, Anm. H.]

„Es thut euch and, daß euch der ſchuſter das rot piret geſchmächt hat. Laßt euchs nicht wundern! wann im alten geſetz hat got die hirten ſein wort laßen verkünden, alſo auch iez müſſen (euch phariſeier) die ſchuſter lernen, ja es werden euch noch die ſtein in die oren ſchreien."

Das Geſpräch wird abgebrochen, als man in den Chor läuten hört. Der Schuſter nimmt einen höflichen chriſtlichen Abſchied und der Chorherr macht mit ſeiner Köchin über dieſen Vorfall allerlei Bemerkungen. Bevor er in die Kirche geht, giebt er ihr noch Befehl, Anſtalten zu einem Bankett zu machen, die Bibel aus der Stube wegzutragen und Würfel und Karten herbeizuſchaffen, weil ihn der Caplan mit einigen andern Herrn beſuchen werde.

Der zweite Dialog iſt betitelt:

Ein geſprech von den ſcheinwerken der gaiſtlichen und iren gelübden, damit ſi zur verleſterung des bluts Chriſti vermainen ſelig zu werden.

Auch hier ſind zwei Handwerker, ein Bäcker Peter und unſer Meiſter Hans, die Sprecher gegen zwei Barfüßermönche.

Der dritte Dialog:

Ein geſprech eines evangeliſchen Chriſten mit einem Lutheriſchen, darin der ergerlich wandel etlicher, die ſich Lutheriſch nennen, angezaigt und brüderlich geſtraft wirt.

Die Sprechenden ſind abermals Peter und Hans, deren jener einen verwegenen und hitzigen Lutheraner, dieſer einen ruhigen und recht evangeliſchen Chriſten vorzuſtellen hat. Später kommt Peters Schwiegervater, Meiſter Ulrich, darzu, den ſchon ſein Roſenkranz als einen Vertheidiger des Katholicismus bezeichnet. Die Einrichtung des Geſprächs iſt dieſe: Hans, der in die Kirche gehen will, beſucht Petern, um das ihm geliehene Buch „von chriſtlicher Freiheit" zurückzufordern. Dabei kommt zur Sprache, daß Meiſter Ulrich mit ſeinem Schwiegerſohn in Feindſchaft lebe, weil er unlängſt dazu gekommen ſei, als Peter am Freitage Kälberbraten gegeſſen. Über Letzteres ſtraft ihn nun auch Hans und ſo gerathen ſie in einen Streit über die Freiheit. Je hitziger ſie Peter ohne Ausnahme zu behaupten ſucht, deſto mehr bemüht ſich Hans, ihm den rechten Gebrauch derſelben zu zeigen und ihn von der Nothwendigkeit zu überführen, dem ſchwächern Bruder kein Ärgernis zu geben. Peter wird überzeugt und verſpricht Beſſerung. Da kommt Meiſter Ulrich hinzu und auf die Einladung der Beiden, mit in ihre Kirche zu gehen, beſchwert er ſich ſowohl über die Prediger, als ihre Zuhörer, welche nur auf die Papiſten ſchimpfen und ſchmähen und äußerlich gar keine Religion ausüben. Auf dieſe Beſchuldigung erhält der beſonders angeklagte Peter von Hanſen neue Vorwürfe, aber auch neuen Unterricht über die Liebe gegen den Nächſten. Es wird ihm, aller

Entſchuldigungen ungeachtet, gezeigt, daß es chriſtliche Pflicht ſei, den Unkundigen nachzuſehen, gute Beiſpiele zu geben und auch darüber zu leiden. Gegen das Ende bittet Hans Petern noch beweglich, allen ſeinen Mitbrüdern zu ſagen, daß ſie das Evangelium verkündigen und einen gottſeligen Wandel führen ſollten; vielleicht würden unter Denjenigen, die ſich gut Lutheriſch nennen, ein Theil recht evangeliſche Chriſten. Dieſen Rath bekräftigt der Schwiegervater mit großem Beifall und bezeigt nun ſelbſt Luſt, mit in die Lutheriſche Predigt zu gehen.

Auch das vierte Religionsgeſpräch,

Ein dialogus, des inhalt ein argument der Römiſchen wider das chriſtlich heuflein, den geiz, auch andre öffentliche laſter u. ſ. w. betreffend,

iſt gleichfalls darauf berechnet, die Lutheraner zu warnen, daß ſie nicht durch ihr Leben und ihre Werke ihrer Lehre, den Römiſchen gegenüber, Eintrag thun.

Man bemerkt in dieſen beiden letztern Geſprächen einen Geiſt der Mäßigung, wodurch ſich die Polemik des Nürnbergiſchen Meiſters vortheilhaft auszeichnet. Man hat ihm von beiden Parteien namentlich folgende Stelle des dritten Dialogs misdeutet, die ihm gewiſs nicht zur Unehre gereicht und die ich, als eine beſonders charakteriſtiſche, zum Schluſſe noch aushebe[1]:

Wenn ihr evangeliſch wäret, ſo thätet ihr die Werke des Evangelii; darum wenn ihr aus dem Evangelio gebohren wäret, ſo verkündigtet ihr das Evangelium euren Mitbrüdern holdſelig und führtet einen gottſeligen Wandel, wie die Apoſtel. Wenn ihr Lutheriſche ſo züchtigen und unärgerlichen Wandel führtet, ſo hätte eure Lehre ein beßres Anſehen vor allen Menſchen. Die euch jetzund Ketzer nennen, würden euch Chriſten heißen. Aber mit dem Fleiſcheſſen, Rumoren, Pfaffen ſchänden, hadern, verſpotten, verachten und allen unzüchtigen Wandel habt ihr Lutheriſchen ſelber der evangeliſchen Lehre eine große Verachtung gemacht. Es liegt leider am Tage u. ſ. w.

Ein eifriger Polemiker auf proteſtantiſcher Seite war in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts der Satiriker Johann Fiſchart, genannt Mentzer, ein Rechtsgelehrter. Von ihm iſt in einem der folgenden Abſchnitte bei ſeinem Hauptwerke Gargantua ausführlicher zu handeln. Auch ſeine Polemik gegen Pabſtthum und Mönchweſen iſt weſentlich ſatiriſcher Art. Die Schriften dieſer Claſſe, die ihm theils mit Sicherheit, theils ohne genügenden Beweis zugeſchrieben werden, ſind verzeichnet im dritten Bande von Flögels Geſchichte der komiſchen Litteratur und vollſtändiger in der Einleitung zu K. Hallings Ausgabe von Fiſcharts glückhaftem Schiffe, Tübingen 1828. In poetiſcher Form abgefaßt ſind von den ihm zuverläſſig angehörenden Streitſchriften folgende [1]:

---

[1] [Raniſch S. 89. 90. H.]

Erklärung und Auslegung einer von verſchiedenen zahmen und wilden Thieren haltenden Meis u. ſ. w. Straßburg 1608. (Die erſte Ausgabe muß ſchon vor 1579 erſchienen ſein.) Bezieht ſich auf ein vormals im Münſter zu Straßburg befindliches, gegen die Geiſtlichkeit ſatiriſches Bildwerk. [2]

Von S. Dominici, des Predigermünchs, und S. Franciſci, Barfüßers, artlichem Leben und großen Greueln. 1571 ohne Druckort. (Stellen daraus bei Flögel III, 361 ff.)

Der Barfüßer Secten- und Kuttenſtreit u. ſ. w. Die erſte Ausgabe dieſes Gedichts muß auch vor 1579 fallen; man findet es aber jetzt nur vor der deutſchen Ausgabe des Alcorans der Franciſcaner o. O. 1614.

Die wunderlichſt, unerhörteſt Legend und Beſchreibung des abgeführten, quartierten, gevierten und viereckechten, vierhörnigen Hütleins u. ſ. w. durch Jeſuwalt Pickart u. ſ. w. In Ausgaben von 1580. 1591. 1593. Doch ſoll es auch ſchon vor 1579 zuerſt erſchienen ſein.

Die zuletzt genannte Satire vom Jeſuitenhütlein benütze ich, ſtatt aller, um von der polemiſchen Weiſe Fiſcharts einen Begriff zu geben (nach der Ausgabe von 1591).

Es iſt darauf abgeſehen, dieſe neuanſtrebende geiſtliche Geſellſchaft als die gehäſſigſte von allen darzuſtellen, und dazu muß die viereckige Kopfbedeckung derſelben, das Jeſuitenhütlein, Dienſt leiſten. [3]

Anfang:

Nun hört zu, all vier Eck der Erden,
Ja ir vier Welt, hört zuo on Bſchwerden,
Woher hie auf all End und Eck
Alles Übel ſich her erſtreck!

---

[1] [Man vergl. über Fiſcharts Schriften: Vilmar in der Encyklopädie von Erſch und Gruber, unter Fiſchart. K. Gödeke, Grundriß S. 386–398. H.]

[2] [Man vergl. J. Grimm, Reinhart Fuchs, Berlin 1834. 8. S. CCXVII bis CCXX. H.]

[3] [Fiſcharts Quelle war, wie Heinrich Kurz in Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen XXXIV, Braunſchweig 1863. 8. S. 61–78 glücklich nachgewieſen, die eben hier von ihm mitgetheilte franzöſiſche Schrift:

Nach des Herrn Himmelfahrt iſt Lucifer ſehr bekümmert, daß ihm ſeine finſtre Höllenmacht zerſtört worden. Da ſtellt er ſich auf die Kreuzſtraße der Welt:

S. 4 ff. Hat zur Hand gnommen ein Cornet,
Welch vier Außgäng und Rachen het,
Und durch diß ſchrecklich Gräuſelhorn
Blaſen mit ſolchem Ernſt und Zorn,
Daß alle Teufel, ſeine Gſellen,
Zuſtoben, als brennts in der Höllen;
Gleich, als wann Cyclops rufen thet,
Da man ihms Aug außgſtochen het,
Oder als käm Chriſtus herwider
Und riß noch eins die Höll hernider u. ſ. w.

In einer langen Rede, die er hält, ſagt er:

Ich hab erfunden einen Liſt,
Der aller Liſt ein Außbund iſt.
Dieweil ich merk, wie obgedacht,
Daß unſer Hörner man veracht,
Oder ſie ſcheucht, als bald mans ſicht,
Und ihnen nicht die Ehr geſchicht,
Wie in Calcut ihn widerfährt,
Da unſer ſcheutzlichſt Gſtalt man ehrt,
So will die Hörner ich wol bhalten,
Aber auf heilig Art ſie gſtalten
Und ſie ſo ſchön anmütiglich
Verſtellen, daß man wunder ſich,
Und gleichwol drunter ſein verſtecken
Unſer Hörner, die ſie ſonſt ſchrecken.
Dann on Hörner, wie ihr wol ſecht,
Kan unſer Reich nit ſtehn aufrecht.
Wir müſſen ſtäts nach unſerm Brauch
Ein Zell bei Gotts Kirch bauen auch:
Alſo weil Gotts Lamm Hörner führet,
Uns als Drachen es auch gebüret,

Légende et description du bonnet carré, avec les propriétez, composition et vertus d'icelluy, Lyon, par Pierre Hazart, au port St. Georges, 1578. 8. 13 Seiten, mit Benützung eines früheren Druckes wieder herausgegeben von A. de Montaiglon in: Recueil de poésies françoises des XVe et XVIe siècles . . . I, Paris 1855. 12. S. 265 ff. H.]

Und weil Gott heißt des Heils ein Horn,
Wollen wir Hörner ſein voll Zorn,
Doch alſo, daß der Zorn ſein ſchein
Der allerheiligſt Eifer ſein.
Und erſtlich wollen wir zur Hand
Auß aller Farb Tuch und Gewand,
Auß Weiß, Schwarz, Blo, Gelb, Rot und Gro,
Ein einigs Spitzhorn machen do.
Das ſoll zuſammen gnäbet ſein
Auß Faulkeit und einfaltigem Schein,
Mit der Nadel der Heuchelei
Und dem Fadem der Teuſcherei,
Und ſoll heißen ein Kuttenkapp,
Wie ichs dan ſchon hie gſchnitten hab.
Dan ihr wißt, daß ich in der Wüſten,
Als ich Gotts Son wolt uberliſten,
In der erſten Verſuchung hab
Gebraucht diſe Einſidlerkapp,
Als ich in ſeiner Hungersnot
Sprach: Mach auß diſen Steinen Brot!
Deshalb könt ihrs nun machen bald,
Weil ihr vor euch ſecht die Geſtalt.
Die jungen Teufel flugs darüber,
Thaten all ihr Lebtag nichts lieber,
Uberſtachen die Kutt behend,
Daß ſie im Schnaps gleich was vollendt,
Und zogens an dem Abadon,
Zu ſehen, wies ihm an thet ſtohn u. ſ. w.

Das neuverfertigte Kuttenhorn, die Mönchskappe, wird nun auf unanſtändige Weiſe eingeweiht und durch einen ganzen Haufen Teufel, die wie Heuſchrecken ausfliegen, durch die ganze Welt hingetragen und eingeführt. Sofort läßt Lucifer nach einander zwei-, drei-, vierhörnigen geiſtlichen Kopfſchmuck zuſchneiden, einweihen und verbreiten.

Zwei Hörner geben den Biſchofshut.

Nachher geht es an das dreifache Gehörn, die Pabſtkrone. Deſſen hatte ſich Lucifer bedient, als er Chriſtum auf den Berg geſtellt und ihm die Schätze der Welt gezeigt, auch ſchon da er, als die alte Schlange, die erſten Eltern im Paradies verführt. Man kann leicht erachten, daß an dieſem Prachtſtücke, welches Lucifer, wie er ſagt, für ſeinen Statthalter beſtimmt, kein Aufwand von Bitterkeiten geſpart wird. Darein iſt unter Andrem der Seckel des Judas und die Simonie genäht.

Ferner verlangt Lucifer:

S. 17 f. Du, Mammon, ſticks voll Edelgſtein
Von Schätzen der Welt, die mein ſein!
Stick drein die falſch Donation,
So die Keiſer ſolln han gethon!
Stick drein die unzalig Geſtift,
Den Meſskram und die Bullenſchrift,
Den Ablaßkaſt und die Annaten,
Die Pallia und Reſervaten!
Dann ſolch Perlein diß Ghürn mehr zieren,
Als die auß Indien man thut führen;
Auch ſolt ihr ſticken zu eim Schein
S. Petrum mit dem Schlüſſel drein,
Dann diß Horn wird ſein Fiſchernetz
Prauchen zu Fiſchung der Welt Schätz u. ſ. w.

Nachdem dieſes Dreihorn eingeſalbt iſt, wird es eiligſt nach Rom gebracht.

Der Dichter fährt dann fort:

S. 19 Nun weiß ich, daß ihr, die diß leſen,
Werd denken, daß an den drei Böſen
Und diſen Teufelshörnern drei
Unglücks genug auf Erden ſei.
Diß han die Teufel auch gedacht,
Die vor han die drei Ghürn gemacht,
Man hab ſich an der Chriſten Pochen
Mit vorigen Hörnern gnug gerochen.
Aber der grimmig Lucifer
Kam erſt ins Wüten, wie ein Bär,
Der nicht ablaßt von ſeinem Prummen,
Biß er ſicht alles niderkummen;
Er ſchüttelt den Kopf, verkehrt das Gſicht,
Er ſchwitzet Pech und het die Gicht,
Als wolt zu Delphos er weißagen,
Wann man von Schwarzem ihn thet fragen.

Als er aus ſeiner Ekſtaſe wieder zu ſich gekommen, erklärt er, daß dennoch all das Bisherige fehlen könnte, wie ihm denn die drei Hörner nichts geholfen, als er ſie in der Wüſte gegen den Gott der Chriſten verſucht. Die Hauptſache iſt erſt zu thun; Lucifer ſinnt das vierfache Horn aus, das Jeſuitenhütlein, die Krone und den Inbegriff des Ganzen:

S. 21 f. Deshalb, damit ich on Genaden
Den Menſchen mög thun vierfach Schaden,
So will ich es zu diſen Sachen
Viereckecht und vierhörnig machen,
Auf daß es viermal vil mehr Giſt
In ſich halt, dann die vor geſtift u. ſ. w.

Es folgen allerhand Wortſpiele mit dem Namen des neuen Ordens, z. B.:

S. 22 Si nennen ſich die Jeſuiter,
Da ſi wol hießen Jeſuwider.

Beſſer noch gebührte ihnen

Der herrlich Name Widerchriſt [Antichriſt],
Der Alters halb berhümet iſt,
Aber weil der Nam Widerchriſt
Noch etlichen zuwider iſt,
Welche doch noch zu gwinnen weren,
So that den Namen ich verkehren
Und ſetzt das förderſt recht darhinder,
Auf daß mans finden könt deſt minder,
Macht Chriſtwider und Jeſuwider
Für Widerchriſt, den ſonſt kent jeder,
Dann wie vil wern von uns getrennt,
Het ich ſie Widerjeſu guennt! u. ſ. w.

Schon als das Vierhorn kaum erſt zugeſchnitten iſt, kann ſich Lucifer nicht genug daran erfreuen:

S. 24 f. Es bleibt ein Cornucopiä
Der Schelmerei recht propriä,
Ein uberhauft und außgfüllt Horn,
Voll Trug, Liſt, Naach, Neid, Giſt und Zorn.
O Quadricorn, o Widerhorn,
Wann ich dich umkehr hinden, forn,

Allein ſo bloß da vorgeſchnitten,
So ſeh ich ſchon vor deine Sitten,
Gleich wie an ſeinem Sönlein zart
Ein Vatter erkent ſeine Art,
Ja ich weiß durch Nachrechnung lang,
Was in dem Orden noch vorgang.

Es folgen nun Prophezeiungen von ſeiner künftigen Macht, vor der ſelbſt die andern Pfaffen alle gewarnt werden (S. 28 f.).

Es werden ſodann alle Lucifern dienſtbare Geiſter bei ihrer Pflicht gemahnt, an dieſe letzte Arbeit ihr Äußerſtes zu wenden. Das Hütlein iſt aus pechſchwarzem Tuche, von Lucifers Leibfarbe, zugeſchnitten:

S. 31 f. Nun daß es nicht on Futer ſei,
Habt ihr ein fewrrot Tuch hiebei,
Welchs man ob der helliſchen Glut
Gefeurt hat, biß es ſah wie Blut;
Dann wo hölliſch Pech iſt von außen,
Soll billich drinn hölliſch Feur hauſen.
Hie iſt auch Fadem zugericht,
Sehr wol gewächſet und gepicht
Von Sodoma Gomorra Pech,
Dörſt nicht ſorgen, daß er euch prech u. ſ. w.
Hie ſind auch Nadeln, gſtählet ſchon
Vom beſten Stahl von Babylon u. ſ. w.

Die böſen Geiſter gehen nun rüſtig an das Werk:

S. 33 O ſchönes Satanitenhaublen,
Wie manchen wirſtu uberdäublen
Durch deinen vierhornigen Schein,
Bei dem wir ſonſt nicht kämen ein!
Diß ſagten ſie und ſungens ſchier
Und ſtachen allweil drein mit Gier,
Spitzten die Hörner artlich rund,
Setztens auf, daß es artlich ſtund,
Sie uberſtülptens auch, zu ſehen,
Wie auf dieſelb Weis es wird ſtehen u. ſ. w.

Unter den vielen Dingen, die in die Hörner, eine wahre Pandorabüchſe, eingenäht werden, findet man:

S. 36 Die Schmeichelwort, vergiftet ſüß,
Falſch Herz, falſch Sinn, Argliſt, Betrug,
Scheinarmut, die vollauf hat gnug,
Die Jugend umbſonſt wöllen lehren
Und ſie doch theur zenug verkehren u. ſ. w.
S. 37 Sophiſtiſch Greif, Ränk, Tück und Stück
Und Argument, voll Zweifelſtrick,
Vil Crocodilitates groß
Und Syllogismos cornutos u. ſ. w.

Lucifer ſelbſt erſchrickt, als das Meiſterſtück fertig iſt. Er weiht es ein und ſpricht ſeinen Segen darüber (S. 45).

Fiſchart iſt unter den bisher aufgeführten Reformationsſtreitern unſtreitig der poetiſch reichſte, witzigſte und der deutſchen Sprache mächtigſte. Sein Teufelsſpuk vom Jeſuitenhütlein hat wirklich etwas Infernales und ſelbſt der dieſem Schriftſteller beſonders beliebte Cynismus paßt hier gewiſſermaßen zum Coſtüm. Dagegen hat die Polemik ſeiner Vorgänger mehr lebendige Friſche, thatkräftigen Ernſt; bei Fiſchart erſcheint der Streit ſchon als ein verhärteter und wenig fruchtbarer. Hutten in weiterem, Hans Sachs in beſchränkterem Kreiſe konnten hoffen, den Überzeugungen, die mit der vollen Macht der Neuheit in ihnen ſelbſt wirkſam waren, fortſchreitend Bahn zu brechen; zu Fiſcharts Zeit ſtanden die Parteien ſich nach langwierigem Kampfe unverrückt gegenüber, man ereiferte ſich, man neckte und ärgerte einander gegenſeitig, ohne Hoffnung eines Sieges; nicht der Erfolg, nur die Polemik ſelbſt konnte hier Befriedigung geben und da hatte denn auch die Satire freien Spielraum; ein Zuſtand, der ſich auch in manchem polemiſchen Treiben unſrer Zeit, ſelbſt noch unter kümmerlichern Verhältniſſen, bemerklich macht.

Auf römiſcher Seite ſind vier der eifrigſten Polemiker, die zugleich das Feld der Dichtkunſt beſchritten oder wenigſtens angeſtreift haben: Emſer, Murner, Cochläus und Nas.

Hieronymus Emſer, geboren 1477 zu Ulm, aus einem adlichen Geſchlechte, machte ſeine erſten Studien zu Tübingen. Seine ſpätere Lebenszeit brachte er zu Leipzig und Dresden, hier als Secretär des Herzogs Georg zu. Im Jahr 1510 wurde er nach Rom geſchickt, um die ſchon erwähnte Heiligſprechung des Biſchofs Benno von Meiſſen zu bewirken. Vom Jahr 1518 an ſchrieb er ſich Presbyter. Er ſtarb zu Dresden 1527.

Sein früheres Freundſchaftsverhältnis zu Luther endigte ſich mit der bekannten Diſputation zu Leipzig im Jahr 1519. Beide wechſelten fortan heftige Streitſchriften. Mit der Bulle Leos X und den Decretalien verbrannte Luther 1520 vor dem Thore zu Wittenberg auch Emſers Schriften. Mehrere der Streitſchriften waren, zu gegenſeitigem Gruße, überſchrieben: „An den Bock zu Leipzig“ und „An den Stier zu Wittenberg.“ Den Anlaß zu erſterer Benennung hatte der Steinbock in Emſers Geſchlechtswappen gegeben, das er auf den Titel einiger ſeiner Bücher hatte ſetzen laſſen.

Für unſern Zweck iſt aus der Polemik Emſers anzuführen:

Epithalamia Martini Lutheri Wittenbergensis et Joannis Hessi Vratislaviensis, ad id genus nuptiarum. Ein Bogen in 4.

In dieſem ſatiriſchen Brautliede heißt es[1]:

His magistris licet nobis
Omne nephas, licet probis
Omnibus obstrepere. Cum jubilo.

Conculcare jura, leges,
Infamare licet reges
Papamque cum Cæsare. Cum jubilo u. ſ. w.

Cochläus, auf deſſen Zeugnis die Autorſchaft Emſers beruht, hat das Lied verdeutſcht, in dieſem Tone:

Bei dieſen Meiſtern iſt uns frei
Erlaubt Schalkheit und Büberei,
Unbilligkeit zu üben groß
Gegen den Frommen ohne Maß.
Mit Schalle u. ſ. w.

Bacchum und Venerem, ſein Weib,
Alſo die Frucht aus ihrem Leib
Zu Lampſacen wir ehren hoch
Mit ſampt Silen, dem alten Gauch.
Mit Schalle u. ſ. w.

---

[1] [Flögel III, S. 154. 155. H.]

In deutſchen Verſen abgefaßt iſt eine kleine Schrift Emſers mit der Aufſchrift:

Der Bock tritt frei auf dieſen Plan,
Hat wider Ehren nie gethan.

1525, ein Bogen in 4.

Flögel, Band III, S. 156, ſagt davon:

Dieſe poetiſche Schrift iſt voll Schmähungen gegen Luther, dem Emſer nach geendigtem Bauernkriege ſchuld giebt, er ſei der Hauptaufwiegler der Bauern geweſen und ziehe nun den Kopf aus der Schlinge. Bei dem allen geſteht er doch, daß eine Reformation nöthig geweſen:

Wir hon zu weit hinübergehauen,
Beide die Mann und auch die Frauen,
Geiſtlich und weltlich, arm und reich,
Edel, unedel, allzugleich,
Keiner ſein Stand gehalten recht,
Gott ſehr erzernet und verſchmecht,
Ein guten Schilling wohl verſchuldt.

Dieſe Schriften konnte ich nicht nach eigener Anſicht bezeichnen, ſondern nur nach Flögel a. a. O., der ſich ſelbſt bezieht auf:

Waldau, Nachricht von Emſers Leben und Schriften, Ansbach 1783. 8.

Auf der hieſigen Univerſitätsbibliothek findet ſich folgendes Reimgedicht Emſers, das bei Flögel nicht angemerkt iſt und das ich, obgleich es nicht zur Reformationspolemik gehört, hier anführe, um mit Emſers Weiſe etwas näher bekannt zu machen und nicht dieſes Gedichts wegen noch einmal beſonders auf ihn zurückkommen zu müſſen:

Ein deutſche ſatira und ſtraffe des ebruchs, und in was wurden und eren der eelich ſtand vorzeiten gehalten, mit erclerung vil ſchöner hiſtorien. Emſer, S. l. et a.[1]

In der proſaiſchen Zueignung an die Herzogin Barbara von Sachſen, eine geborne Prinzeſſin von Polen, nennt ſich der Verfaſſer „Magiſter Hieronymus Emſſer, ir furſtlichen gnaden undertaniger caplan und diener.“ Dieſe Zueignung iſt „Geben in ewer furſtlichen gnaden ſchlos zu Leiptzk.“ Das Gedicht ſelbſt ſtellt eine Reihe von Beiſpielen ehlicher Liebe und Treue aus der Mythologie und der alten bibliſchen und Profangeſchichte auf und ſchließt daran die Rüge der in ſeiner Zeit bei Vielen eingeriſſenen Misachtung und Entweihung der Ehe. Das Ganze iſt ohne poetiſchen Gehalt und zu den beſſern Stellen gehört etwa folgende:

---

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß I, S. 207. H.]

A 4 b Niemands ein man frolicher macht,
Niemands luſtiger und ſo kunn,
Niemands junger, ſo frei und grien,
Als ein erliche fromme fraw,
Die weiß und kan wie, wan und wo
Und gibt irm manne freude und mut
Und macht in luſtig, was er thut,
Daß im der arbeit nicht vordrußt
Und im dreimall ſo woll erſchußt.
Als wer er einich und allein.
Ich ſag bei meiner treu und main,
Daß Plinius, Hortenſius,[1]
Tullius und Apuleius,
Des glichen noch vil ander mer,
Irr keiner ſo clug und weis wer,
Noch ſo vil ob den buchern bliben,
Wan ſie darzu nicht hetten triben
Ire wiber und bei in geſeßen,
Jetz mit in leſen, darnach ſchwetzen,
Ein licht anzinden, fru uff ſtan,
Lang wachen und ſpat nider gan.
Furwar die muß vill unru han,
Die ein gelerten nempt zur ee,
Ein ander gleubt es nimmer mei u. ſ. w.

Daran knüpft ſich unmittelbar das Lob der indiſchen Frauen, die ſich mit ihren Männern verbrennen oder begraben laſſen.

Weniger mönchiſch, als das obige Epithalamium, lautet es, wenn Emſer den Eheleuten zuruft:

B 5 Denkt das, daß euer ſacrament
Das elteſt iſt und ſolicher weis
Von erſt uff geſetzt im paradeis

---

[1] Randgloſſe: „Martia Hortenſii, Calpurnia Plinii, Pudentilla Apulei und Terentia Tullii hausfrauen. Die haben all vier iren mannern nacht das liecht gehalten und bei in geſeßn, ſo ſie ſtudierten. Veroaldus.“

Und jungſt von Chriſto confirmiert,
Daß ir (wo euch ſuſt nichts abſiert)
Glich ſo wol ſelich mogen werden,
Als ſuſt in allen andern örden u. ſ. w.

Thomas Murner, geboren 1475 bei Straßburg, geſtorben um 1536, Franziscanermönch, Doctor der Theologie und der Rechte, einer der heftigſten Gegner der Reformation, iſt unter Allen, die wir von dieſer Seite hier aufzählen, in der Dichtkunſt bei weitem der bedeutendſte. Aber gerade die poetiſchen Werke, die ihn auszeichnen, ſind größere und allgemeinere Satiren, ohne beſondere Beziehung auf den Reformationsſtreit, ja er verſchont in ihnen ſelbſt nicht die Verderbniſſe des geiſtlichen Standes. Seine Charakteriſtik gehört daher in den nachfolgenden Abſchnitt von den Lehr- und Strafgedichten. Unter ſeinen vielen Streitſchriften gegen Luther und deſſen Beſtrebungen iſt nur Weniges in poetiſcher Form abgefaßt, was ich hier wieder nur nach Flögel (III, 186 ff.) verzeichnen kann [1]:

Von dem großen Lutheriſchen Narren, wie in Doctor Murner beſchworen hat.[2] S. l. et a. 1 Alphabet und 6 Bogen. 4. (Flögel III, 207 ff.)

Darunter ſieht man in einem Holzſchnitt einen Mönch mit einem Katzenkopfe, welcher einem auf der Erde liegenden Narren mit einem Stricke den Hals zuſammenzieht, aus dem verſchiedene kleine Narren herausfahren. [Bezüglich auf Murners Narrenbeſchwörung, welche ſeine Widerſacher gegen ihn gewendet haben müſſen.] Auf der andern Seite des Titelblatts ſteht[3]:

Murner.

Sicut fecerunt mihi, sic feci eis inde.

Ich hab ſie des genießen lon,
Wie ſie mir haben vorgethen.
Werden ſie mein nit vergeßen,
So wil ich inen beßer meßen.
Wa ſie ſich mit eim wort me eigen,[4]
Wil ich in baß den kolben zeigen,
Entgegnen in fürt ſolcher maßen,
Daß ſie den narren ruowen laßen.

---

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß I, S. 200—203. H.]

[2] [Man vergleiche jetzt: Thomas Murners Gedicht vom großen Lutheriſchen Narren, herausgegeben von Dr Heinrich Kurz, Zürich 1848. 8. H.]

[3] [Kurz S. 1. H.]

[4] äugen, eräugen, zeigen. Vergl. Schmeller I, 37.

Es werden in ſehr derben Verſen hauptſächlich Diejenigen lächerlich gemacht, welche Luthern wider Murners Angriffe in ihren meiſt ohne Namen herausgegebenen Schriften vertheidigten. In der Vorrede ſagt er unter Andrem [1]:

Unzebliche büchlinſchreiber mit verborgnem namen haben mir ſo vil ſchand und laſter in aller tütſchen nation zuogelegt, mich für des bapſts geiger ußgeben u. ſ. w.

Und am Ende ſetzt er hinzu [2]:

Niemans zuo letzung, ſunder allein den Lutheriſchen nerriſchen affenbüchlin zuo erkantnis, daß ſie in diſem buoch lernen ſich ſpieglen, wie ſie zuo narrenwerk ſo ungelert und ungeſchickt ſein u. ſ. w.

Es kommt darin eine verliebte Ode an Luthers Tochter vor [3]:

So wil ich das Sparnößli ſingen.
Sapphicum.
Adlich iſt ſi,
Von ſinnen fri,
Sparnößli,
Und tugendrich,
Berd hoffelich,
Sparnößli u. ſ. w.

Andre Verſe ſind ſehr unfein. Das Ganze iſt ein Gegenſtück zu dem Emſeriſchen Hochzeitgedichte.

Ain neu lied von dem undergang des chriſtlichen glaubens, in bruder Veiten ton. 4. o. J. u. O.

Flögel (III, 210) theilt hieraus keine Probe mit und bemerkt bloß, daß Murner dieſe Satire folgender Schrift entgegengeſetzt habe:

Bruders Michael Stifel von der chriſtförmigen, rechtgegründeten lehre D. Martin Luthers, ein ſchön lid, ſampt ſeiner neben ußlegung in bruder Veiten ton. 4. acht Bogen, o. J. u. O.

Michael Stiefel [4], der zu Eßlingen 1487 geboren iſt, ſchrieb das Lied, wogegen das Murneriſche gerichtet, während ſeines Aufenthalts im Auguſtinerkloſter zu Eßlingen, im Jahr 1522 oder 1523. Es ſteht mit Auslaſſung von 13 bloß dogmatiſchen Strophen abgedruckt in Rambachs Anthologie chriſtlicher Geſänge II, 180 ff. Stellen, wie folgende, zu Luthers Ruhme, konnten leicht D. Murners Zorn erregen:

---

[1] [Kurz S. 2. H.]

[2] [Kurz S. 4. H.]

[3] [Kurz S. 132. 133. H.]

[4] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 205. 206. H.]

Er laßt ſich nit erſchrecken
Die ſchühen Fledermäuſ',
Sein Lehr thut er vollſtrecken
Zu Gottes Lob und Preis.
Die Wahrheit thut ihn ſtärken,
Sie macht viel Menſchen weiſ'.
Der Baur die Sach will merken;
Das müht Cöln und Pareis.

Und nachher:

Die Sach viel Doctor wundert,
Die dieſer Kunſt ſeind leer;
Einr wüßts nit unter hundert,
Wenn Luther noch nit wär.

Endlich gab Murner, während ſeines Aufenthalts zu Luzern, um 1528, ein Calendarium heraus, in quo, wie ein ſpäterer Schriftſteller ſagt, Lutheranorum mores secundum circulum zodiaci graphice describuntur. Dieſe Satire, welche ſich auf die beigegebenen Holzſchnitte nach den Thierkreisbildern bezogen haben muß, iſt neuerlich nicht wieder aufgefunden worden (Flögel III, 211. Koch, Compendium I, 111).

Johannes Cochläus, eigentlich Johann Dobneck,[1] iſt geboren um 1479 zu Wendelſtein bei Nürnberg, von welchem ſeinem Geburtsort er den Namen Cochläus annahm, geſtorben zu Breslau 1552. Unter andern geiſtlichen Ämtern, die er bekleidete, war er vom Herzog Georg zu Sachſen nach Emſers Tod 1527 an deſſen Stelle bei der Domkirche zu Meiſſen berufen worden. Ein gelehrter Mann, aber wegen ſeiner ſcholaſtiſchen Sophiſtik berüchtigt. Luthern war er beſtändig auf den Ferſen; kaum gab jener ein Buch heraus, ſo war Cochläus ſchon mit einer Widerlegung fertig. Luther beachtete ihn ſelten und äußert einmal: „Ich pflege des Rotzlöffels (cochlear) Bücher keines zu leſen.“ Wie Cochläus ihn nannte, ergiebt der Titel folgender, etwa hieher zu rechnender Schrift[2]:

---

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß 1, S. 209. H.]

[2] Er treibt anderswo ſeinen Spaß mit den Worten Luther und Luder. Flögel III, 258.

Adversus cucullatum Minotaurum Wittenbergensem Joannes Cochlæus de sacramentorum gratia iterum. Coloniæ 1523. 4.

Cochläus hatte ein Buch de gratia sacramentorum herausgegeben, welches Luther widerlegte und einige Gedichte voranſetzte, wovon eines anfieng:

Arma virumque cano, Mogoni qui nuper ab oris
Leucotheam, fato stolidus, Saxonaque venit
Littora, multum ille et furiis vexatus et œstro,
Vi scelerum, memorem rasorum cladis ob iram.

Nun war 1523 zu Waltersdorf bei Freiberg ein Kalb mit einer Mönchskapuze geboren worden, worüber auch Luther ſein Gutachten gab. Cochläus wandte es gleich auf Luthern und ſchrieb, dieſes Mönchskalb bedeute Niemand anders, als den Apoſtaten, der ſeine Mönchskutte abgeworfen habe. Den Anfang ſeines Buches machte er mit einer Parodie auf obige Verſe:

Monstra bovemque cano, Boreæ qui primus ab oris
Teutonicas terras profugus conspurcat et omnem
Sub specie monachi violat pacemque fidemque,
Vi Satanæ, sævis furiis agitatus et œstro
Diræ Tisiphones, ultrici anathemate pœnas
Exposcente, furit, mugitu vastus inani
Semiviri lacero sub semibovisque cucullo.

Dem Cochläus wird auch ein Geſprächſpiel in deutſchen Reimen zugeſchrieben:

Bockſpiel Martini Luthers, darinnen faſt alle ſtende der menſchen begriffen, und wie ſich ein jeder beklaget der jetzt leufigen ſchweren zeit. Ganz kurzweilig und luſtig zu leſen.

Hierauf ein Holzſchnitt, zwei Böcke vorſtellend, unter welchen ſteht:

Du ſtolzer wider, laß dein pracht!
Verleurſt die ſchanz, ſo wirſt veracht.
Der ſteinbock[1] iſt dir ſtark genug,
Dein hochmut wird er ſtilln mit fug.

Gehalten zu Rämbach uff dem ſchloß. Am 25 tag juni des 1531 jars. [Gedruckt Mainz 1531.]

Der Name Bockſpiel wird für die Benennung eines Kartenſpiels gehalten, weil immer vom Kartengeben, Auswerfen und Stich geredet wird. In der Vorrede wird angezeigt, daß durch das Bockſpiel eigentlich die Reformation Lutheri zu verſtehen ſei. Der redenden Perſonen, deren jede nur einmal auftritt, ihren Spruch herſagt und dann abgeht, ſind nach einander 17. Die Hauptperſon iſt Luther, der zuerſt ſpricht:

---

[1] Emſer, der darin vorkommt.

Das ſpil hab ich gefangen an,
Darumb will ich den auswurf han
Und will auch ſelbſt die karten geben
Nach meinem ſinn und gfallen eben.
Eim jeden, der es mit mir helt
Und ſich auch mir nit widerſtelt,
Es ſei mit worten oder ſchrift,
In kainem ding mir widerſpricht,
Dem helf ich nach vermögen aus,
Ich lon in allen nach der paus,[1]
Dem ainen an ains fürſten hof,
Dem andern ich ein pfarre glob u. ſ. w.

Darauf folgen Cochläus, Eck, Faber, ein verlaufener Mönch, ein verlaufener Pfaff, ein Edelmann, ein Kaufmann, die Reichsſtädte u. ſ. f., zuletzt Thomas Murner, der ſich beklagt, daß, ob er gleich ſchon längſt die Narren beſchworen, doch alle Mühe an ihnen verloren ſei. Er habe müſſen einen Katzenkopf haben und ſei nirgends ſicher geweſen. Flögel, nach dem auch dieſe Notizen gegeben ſind (III, 247 ff. 253. 256), wirft hiebei die Frage auf, ob nicht Murner dieſe Schrift gemacht haben könne. In Ermanglung der ſeltenen Schrift ſelbſt vermag ich hierüber keine Anſicht zu begründen.

Johann Nas,[2] ein Franciscanermönch aus Franken, lebte zwiſchen 1562 und 1588 zu Ingolſtadt. Ein großer Feind der Lutheraner ſuchte er ſich durch polemiſche Schriften einen Namen zu machen. Sie können jedoch, ſo viel mir davon bekannt, kaum noch zur Geſchichte der Dichtkunſt beigezogen werden, indem ſich zwar einige Neigung zur Satire in allerhand poſſenhaften Wendungen und Ausdrücken zeigt, aber keine wirklich humoriſtiſche Anlage und Geſtaltung. Eine dieſer Schriften

---

[1] Nach der Paus, in Fülle; von pauſen, aufſchwellen, ſich ausdehnen. Schmeller I, 297.

[2] [Vergl. Gödeke, Grundriß I, S. 385. 386. J. B. Schöpf, Johannes Naſus, Franciscaner und Weihbiſchof von Brixen. Innsbruck 1860. H.]

(auf hieſiger Univerſitätsbibliothek) giebt ſchon durch ihren Titel einen Vorſchmack dieſer Manier:

Examen chartaceæ Lutheranorum concordiæ, das iſt die Außmuſterung und Widerlegung des nagelnewgeſchmidten [Anſpielung auf den Theologen Schmidlin] Concordibuchs, der nachbenandten Lutheriſchen Predigkanten Karten-Schwarms, mit ſolchem Titul: Concordia, hoc est Contra Omnes Nationes Cudit Odiosam Reconciliationem Doctor Iacob Andre, hat allen Nationen zu trutz etlich tauſent Lutheriſche Zankeiſen, füchſiſch bei den Schwänzen, mit Papier zuſamm geſchweißt. F. Joann. Naß. Ingolſtatt 1581. 4.

Die Concordia der Lutheraner wird dann in der Capiteleintheilung dieſer Gegenſchrift als ein Kartenſpiel behandelt („der Karten-Cordi erſten, zweiten u. ſ. w. Blatts Außwurf und Niderlag" u. ſ. w.) und beſonders ſind die beigegebenen Randgloſſen für ſolche Witze beſtimmt. Flögel (III, 304) erwähnt eines dieſem Buche angehängten Geſprächs in deutſchen Verſen, welches ich in dem hieſigen Exemplar nicht finde. Dagegen ſind letzterem zwei andre Ingolſtadter Streitſchriften beigebunden, deren eine ein deutſches Gedicht auf Luthers Namensbuchſtaben, autore Ioanne Engerdo, enthält, in dieſem Geſchmack:

Was zeigt der erſte Buchſtab an?
L, Lotter, Lügner, Lumpenmann,
Leichtfertig, lauter Lehren los,
Das ſei der erſte Titul groß u. ſ. w.

Seine Berühmtheit hat übrigens Bruder Nas nicht ſowohl ſeinen eigenen Schriften, als denen des witzreichen Fiſchart zu verdanken, der unermüdlich iſt, ihn durchzuziehen. Seinem Meiſter Naſen zu Gefallen hat Fiſchart, wie er auf dem Titel ſagt, das Jeſuitenhütlein zugerichtet, wofür ihn Nas in der Vorrede der angeführten Ausmuſterung (S. 10) einen Superintendenten der Teufelszunſt nennt. Auch das Reimbüchlein vom Leben der Heiligen Dominicus und Franciscus iſt dem Bruder Naſen ziemlich unehrerbietig dediciert (Flögel III, 362) und ebenſo der Barfüßer Secten- und Kuttenſtreit ihm zu Liebe geſtellt (ebendaſelbſt 366).

Im Ganzen iſt nicht zu miskennen, daß die poetiſche Polemik der römiſchen Partei der des Gegentheils weit nicht die Wage hielt. Murner, der Fähigſte, hat ſeine volle Kraft nicht hieher gewendet und die Gebrechen ſeiner eigenen Kirche gezüchtigt. Die Herrſchſucht und Geldgier

Roms und die Sittenloſigkeit der Geiſtlichen zu ſtrafen, war, wie wir aus früheren Abſchnitten wiſſen, ſchon ſeit dem 13ten Jahrhundert in deutſchen Gedichten gebräuchlich. Von dieſen ſchadhaften Flecken nahm auch die Reformation ihren Anlaß, die ja aus dem Schooße der alten Kirche ſelbſt hervorbrach, und im Gefühl der Nothwendigkeit einer Kirchenverbeſſerung war man nicht ſo gar weit auseinander. Darum kann auch Manches in den ſatiriſchen Ausfällen von proteſtantiſcher Seite nicht für ausſchließlich proteſtantiſch angeſehen werden und hatte ſomit auch keine beſonders kräftige Gegenrede zu befahren. Überhaupt aber war in dieſer Polemik, wie in jeder andern, die größere Kraftentwicklung auf Seiten der neuanſtrebenden Partei.

Neben den Erzeugniſſen der bisher namhaft gemachten Theilnehmer des Streites war aber auch noch eine große Menge ſatiriſcher Geſprächbüchlein, polemiſcher Reimſprüche und Lieder verbreitet. Auch von ſolchen, ſoweit ich ſie mir zur Einſicht verſchaffen konnte, hebe ich einige der beachtenswerthern aus.

A. Geſpräche in Proſa.

1. Karſthans mit vier Perſonen, ſo under inen ſelbs ain geſprech und red halten.[1] S. l. et a. 4. 14 Blätter. (Stuttgarter öffentliche Bibliothek. Vergl. Flögel III, S. 184—186.)

Die ſprechenden Perſonen ſind der Bauer Karſthans, ſein Sohn, der zu Köln und Löwen Theologie ſtudiert hat, Mercurius, ein Notar, der immer mit lateiniſchen Brocken dareinwirft, Doctor Murner (der auf dem Holzſchnitt des Titelblatts als Mönch mit dem Katzenkopf abgebildet iſt)[2] und ſpäter hinzutretend Doctor Luther.

[1] [Ausgabe von E. Böcking in: Ulrichs von Hutten Schriften IV, Leipzig 1860. 8. S. 615—647. H.]

[2] Eine auf der Stuttgarter Bibliothek befindliche Schrift, Proſa und Verſe (Ain kurzi anred zuo allen misgünſtigen Doctor Luthers und der chriſtenlichen freiheit, 4 Blätter 4⁰, am Schluß: J A hat es gemacht, da er frölich was. M. D. XXJ.), geht auch davon aus, wie Luthers Feinde in Thiere verwandelt worden: Murner in einen Drachen, „Kreterwedel“ in „ain Saw“, Emſer in einen Bock, „Doctor Dam“ in einen Eſelskopf, Aleander in einen Löwen „und Eckius mit dem queſtenwedel.“ Der Holzſchnitt zeigt die geiſtlichen Herrn mit Thierköpfen, Murner mit dem Katzenkopf.

Im Gegenſatz zu dieſem ältern Karſthans (einer Controverſe gegen Murners Lehre vom Pabſtthum u. ſ. w.) iſt der bei Huttens Polemik angeführte „Neu Karſthans“ ſo bezeichnet. Dieſer iſt, wie dort bemerkt worden, 1521 verfaßt, der ältere, von dem hier die Rede, ein Jahr früher, wie eine Stelle desſelben („in diſem zwainzigiſten jar“) ergiebt. [Nach Böcking IV, S. 616 erſchien er erſt 1521. H.] Er iſt weniger elegant und mehr derbkörnig in Laune und Ernſt, als der „Neu Karſthans.“ Doch möchten die Erwähnungen Hochſtratens und Reuchlins, Ulrichs von Wirtemberg, der Verbrennung Lutheriſcher Schriften zu Mainz, auch Lucians, gleichfalls auf Hutten hinweiſen.[1]

---

[1] [Vergl. dagegen Böcking IV, S. 616. H.] Ein andres proſaiſches Geſprächbüchlein: „Ain ſchöner dialogus und ſtraffred von dem ſchultheiß von Gaißdorf mit ſeinem ſchuoler wider den pfarrer daſelbſt und ſeinen helfer in beiweſen der vierer und etlich nachbauren des dorfs, antreffend allen mangel und geiz gaiſtlich und weltlichs ſtands“ u. ſ. w. 16 Blätter 4⁰, s. l. et a. (eine Vignette, Petrus mit dem Schwert, dieſelbe wie in „Ain ſtraffred“ u. ſ. w. Bauer und Reiter, ſ. unten), Stuttgarter Bibliothek (Blatt 12 oben: „hie bei uns am Reinſtram“ u. ſ. w.), erwähnt auch des Karſthans Blatt 14: „dar zuo hat der Karſthans den Murnar auch ſpötlich gnueg außgericht und hat im auch recht gethon, da diſer rölling ſich auch underſtanden hat, den Luther zuo ſtraffen, on kunſt und vernunſt; dann ich glaub, er wer beſſer zuo aim bengelprediger, dann die hailig gſchrift zuo widerſechten, dann er hat es vor wol bewert, beſunder da er für ſich nam und auß ſeiner hohen ſcharpfen ſinnigen ſpeculatz, der weſlt zuo ſchöner andacht und underweiſung, herfür gebracht hat die hoch ergrünten leer, mit namen die narrenbeſchwerung, die ſchelmenzunſt, der Greth millerin jartag, auch den Ulenſpiegel und andre ſchöne büchle mer, darinn er freilich wenig auß der bibli aligiert, ſo hat er auch nit vil weder kriechiſch noch kaldeiiſcher ſprach darzuo gebraucht. Ich rechen wol, er hab ſölche hoche ſpitzige kunſt zuo Freiburg im ſaulen belz erſchnapt, iedoch ſingt er nach ſeins ſchnabels art. So dann der bapſt ſein kirch und hailigkait zůo beſchirmen an die tapfern berümpt leüt henkt, ſo wil ich dem frummen Luther auch zuofallen und wil auf diſe blodrer all nichts mer halten“ u. ſ. w. (Worte des Pfarrers, der zu der Meinung des Lutheriſch geſinnten Schultheißen übertritt. Kurz zuvor ſagt er, Blatt 13 b: „Darzuo hat mich doctor Murnar zuo Straßburg gebracht, der hat ſich oft vil berümpt und geſchriben wider den hochgelerten Doctor Luther“ u. ſ. w.) Ebendaſelbſt Blatt 5 a: (Schultheiß) „— ſo fragend den Paſcuillum von Rom, wie es da ſelbſt zuogang, und herr Ulrich von Hutten! den ſelbigen glaub ich wol, auch waißt der Simon Heß wol darvon zuo ſagen, wann er es dörft thuon und er nit des bapſt diener wär. So hab ich ſöllichs ietz zuo Worms ſelbs geſehen, ſo waiß ich wol,

Anfang:

Murner. Murmaw, murmaw, murner, murmaw.

Karſthans. Loſen, loſen!

Studens. Vatter, was iſts?

K. Singt man, oder ſchreit man?

St. Höreſt nit, daß es katzen ſind?

K. Es ſchreit eben als ain menſch.

M. Murmaw, murmaw, murmaw, pſhi, pſhi, auwe, auwe.

St. Es ſind katzen.

K. Es iſt ain ſeltſam geſang, iez iſt es fridſam, iez ſchreit es auwe, iez pſucht[1] es wie ain ſchlang.

St. Es iſt der katzen geſang alſo.

K. Iſt das thier als das geſang, ſo iſts on zweifel ain trügentlich thier, es ſi recht ain katz oder ain rölling.

St. Ain katz (als die natürlichen meiſter ſagen) hat ainen glatten balg, lind tapen, mangerlai farb, geneigt, ſich an die lüt zuo ſtricken und gern umb den hals den herren und frouwen kriechen, ligt gern den frouwen uff den ſchoſſen.

K. So ſagen die puren im dorf ander eigenſchaft ouch von katzen, nemlich hat ain katz lang ſcharf negel under den linden tapen verborgen; do ſi kratzt, ſo lot ſi gern har, wo ſi iſt; wan ſölichs katzenhar aim menſchen in kumpt, macht es ſpeien und kotzen; hat auch augen, den wölfen gleich, doch der ſchalkhaftikait, daß die im tag verborgen ſind, aber in der nacht ſicht mans. Ouch leckt ſi mit der zungen, und mit den hindern füßen ſo kratzen ſi. Ouch ſagt man, ain katz ſig der nün böſen würm einer; wan im ſin her etwas leids thuot, ſo gang ſi hin und leck ein krot, auch zerbiß ſi, und alſo mit vergiften maul und zungen, in angenomener alten fruntſchaft des ſtrichen und lecken, kert ſi fliß an den herren zuo vergiften und verderben; wie es zuo Straßburg und Speyr auf baiden ſtiften zuogat“ u. ſ. w. Blatt 5 b. 6 a (Schultheiß zum Pfarrer): „So kumpt ir mit dem zehenden, da wölt ir uns gar mit ſchinden, es ſei von korn allerlai traid, kelber, immen, ſchaff, oder lemmer, ops und alles; nichts kan vor eüch aufkummen. Warumb foderent ir nit auch von new geborne kinder? So möchten wir zuo kummen, ſo hülft ir uns auch die ſelbigen erziechen, dan was die ſelbigen ſöllend eſſen, müeß wir euch geben“ u. ſ. w. Blatt 11 a: „Trät kainer den andern! ſprach ain han, da er under die roß kam.“ Blatt 15 a (Schultheiß): „Iſt mir der frumm Doctor Martin Luther zuo gedanken kommen, von dem man dann ietzunder ſo vil ſingt und ſagt“ u. ſ. w. [Vgl. Gödeke, Grundriß S. 204. H.]

---

[1] Vgl. Schmeller I, 307.

wo ſi im nit zuo komen mag, wendet ſi ſich dem kinde in der wagen zuo ſchaden und verderben. Beſchloſen katzen ſin nit guot muſerin.

Mercurius. Periculosus catus.

St. Vatter, ſölich eigenſchaften mögen die katzen ouch han.

K. Gang! wirf mit ſteinen zuo inen! daß ſi der henker müß würgen! waz ungemach enſtod von diſen falſchen wurmen!

St. Ich gang.

M. Mur maw, mur, pſbi.

St. O vatter, was grülichen thier! es iſt nit recht ein katz, ſicht doch einer glich und wirt ie größer und größer, iſt graufarb, hat einen ſeltſamen kopf, dan ſo ſchmuckt es ſich, dan thuot es ſich uff; kom! Ach von wunder!

K. Wo iſt min pflegel?

Merc. Mysterium est.

K. Iſts ein minſter?

Merc. Metaphicosis est.

K. Iſts meer?

Merc. Stulte, metaplasmus.

K. Was ſagt diſer?

St. Er ſagt, es ſig ein verendrung des libs geſchehen.

K. Wie mag das ſin?

Merc. Jovis sententia. Sic Leus[1] ex monacho porcus, hinc canis rodens sincera quevis.

K. Sun, was redet diſer?

St. Er ſagt, es ſi mer geſchehen.

K. Was ungehüren ſeltſamen thier! hieher bald den pflegel! u. ſ. w.

Nachdem ſie in der Folge eine Weile über das geiſtlich-weltliche Mönchthum hin- und hergeredet, hört man an der Thüre klopfen; es iſt Doctor Luther. Murner verlangt, hinten ausgelaſſen zu werden. Es wird ihm vorgeworfen, daß er nicht auch zu Leipzig, wie Eck, mit Luthern perſönlich diſputiert habe. Als darauf Murner ſich ſeines neueſten ſchriftlichen Streits gegen Luther rühmt, ſagt Karſthans:

Wie ſind ir ein ſeltſam geiſtlich man! thuon nit dan fluochen, ſchelten, toben und den lüten böſes wünſchen.

Luthers, der nur wenig ſpricht, Verlangen iſt hauptſächlich, daß ſeine Bücher ebenſo wohl geleſen werden, als die ſeiner Feinde, dann möge man zwiſchen ihnen urtheilen. Nachdem Murner abgegangen, unter den Zurückbleibenden weiteres Geſpräch über ſein Buch vom Pabſtthum. (Auch ſeines „büechlein zuom Karolo und tütſchem adel“ wird erwähnt, ſowie deſſen von der Meſſe.) Karſthans iſt ganz auf Luthers Seite, Studens nimmt ſich Murners an, der ihm als Gelehrter imponiert, Mercurius bleibt bei ſeiner ſkoptiſchen Weiſe, doch mehr für Karſthans.

---

[1] Etwa Ed. Lee? Vergl. Hutten, Opp. III, 660 fg. [Vergl. Böcking IV, S. 623 Anm. H.]

2. Ein ſchöner Dialogus.[1]

Cuonz und der Fritz
Die brauchent wenig witz;
Es gilt umb ſie ein cleins,
So ſeinds der ſach ſchon eins,
Sie redent gar on trauren
Und ſind guot Lutriſch pauren.

(Stuttgarter Bibliothek, mit Bleiſtift: 1522. Sechs Blätter, bedruckt 4½, in 4°, o. O. u. J.)

Fritz ereifert ſich über den Tübinger Profeſſor Lemp, hierauf noch über die Eckiſch Geſinnten in Tübingen; die Namen von zwei Widerſachern Luthers, deren einer dem Lemp „nit vaſt ungleich“, ſagt er jedoch Cunzen nur ins Ohr, aus Furcht vor dem Banne.

Die Rede kommt hierauf auf Johannem Ecolam Padi (Öcolampadius), von deſſen Leben und Schriften (welche die beiden Sprecher geleſen haben) viel Rühmliches geſagt wird. Dagegen folgen weitere Angriffe auf Doctor Eck („der trunken Hans meier von Eck“[2] u. ſ. w.). Sodann wird auch der hohen Häupter gedacht, von denen großer Hagel vorhanden über den Luther und all ſeine Anhänger. Doch ſpricht Cunz einiges zum Troſte (Bl. 5 a).

Ich habe dieſes Geſpräch hauptſächlich wegen ſeines örtlichen Intereſſes angeführt. Bemerkenswerth ſind aber auch für die Geſchichte der Dichtkunſt die darin vorkommenden Beziehungen auf einheimiſche Sagenlieder (Tanhäuſer, die Rieſen Sigenot und Aſprian).

---

[1] [Das Stück iſt aufgenommen in: Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit, herausgegeben von O. Schade II, Hannover 1863. 8. S. 119 bis 127. H.]

[2] Bei Kreſpach?

B. Reimſprüche.

1. Zwei dergleichen vom Almoſen, d. h. von dem Misbrauch, der von ungeiſtlich geſinnter Geiſtlichkeit mit den zu frommen Zwecken geopferten und geſtifteten Gaben getrieben wird.[1]

a. Was nutz von almuoſen kumpt, die man pfaffen und münichen und andern loſen mittailet.

Die almuoſen haiß ich.
Wer mich kauft, der leſe mich!

(4 Blätter, 4^{0}, 2½ bedruckt, s. l. et. a. Stuttgarter Bibliothek.)

b. (Titel.) Hie mügt ir Chriſten wol verſton,
Wie man mit uns iez umb iſt gon.
Underm ſchein des almuoſen zwar
Hat man uns betrogen lange jar,
Auch darbei angezaigt ganz frei,
Was doch das recht almuoſen ſei,
Mügt ir verſton in dem gedicht.
Kaufs und lis! findſt ſchöne bericht.

(4 bedruckte Blätter in 4^{0}, s. l. et a. Stuttgarter Bibliothek.)

Der Inhalt des vorigen etwas kürzeren und roheren Spruches iſt hier mehr ausgeführt, doch mit Beibehaltung mehrerer Stellen. Beſonders wird auch von Stiftungen gehandelt, durch welche man ſich höherer Pflicht und Verantwortung zu entziehen wähne:

Menger vermaint zuo diſer friſt,
Er ſei nun ganz ain guoter Chriſt,
Wann er ain capellaltar lat pauwen,
Lat im auch gar nit grauwen,
Ob er ſchon als ſein guot gar trat
Mit unrecht wuocher gwunnen hat u. ſ. w.

2. Ich bin der ſtrigel im teütſchen land,
Zuo troſt und guot dem roßkamp geſandt.
Wer wöll innen werden der gaiſtlichen ordnung und lauf,
Der luog, daß er diß büechlin behend kauf,
Kan er mich woll brauchen und thuot ſich fleißen.
Mit mein ſcharpfen zennen will ir haut zerreißen.

(6 bedruckte Blätter, 4^{0}. Hinten: Im Jar MDXXI. Stuttgarter Bibliothek.)

---

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 145. H.]

Gleichfalls gegen das unprieſterliche Treiben der Geiſtlichkeit und über die Nothwendigkeit einer Reformation. Auch hier wird, wie bei Hutten, Karl V aufgerufen:

Kaiſer Karle, allerchriſtenlichſter fürſt,
Beſchirm den Luther zuo aller friſt!
Verleich im auch zil und fürderlich tag,
Daß er das götlich wort wol proteſtieren mag u. ſ. w.

Hutten ſelbſt und Sickingen werden in dieſen unbeholfenen Verſen gerühmt, beſonders am Schluſſe:

Got, verleich dein gnad und götlich kraft
Franciscus Sickinger mit ſeiner geſellſchaft,
Die umb deiner gerechtigkait und liebe willen
All boshait und misbrauch der pfaffen wellen ſtillen,
Wellen darzuo ritterlich bei ainander beſton,
Das götlich wort des hailigen evangeli nit laſſen undergen u. ſ. w.

Auch dieß iſt ein Neujahrsgedicht, es heißt Bl. 5 b unten:

Diß gedicht ſchenk ich zuo aim newen jar
Allen guoten frummen Lutheriſchen zwar,
Daß ſi in [Luther] treülich ſchirmen und im bei beſton.

3. Von demſelben Verfaſſer iſt vermuthlich:

Ain ſtraffred und ain underricht,
Wie es des bapſts junger auf geiz hond zuogericht:
Darwider iſt auferſtanden ain baur und ain reiter.
Leſt fürbaß! ſo wert ir hören weiter.

(8 bedruckte Blätter, 4⁰, s. l. et a. Vignette: Reiter und Bauer. Stuttgarter Bibliothek.)[1]

Hier treten Judas, Kain, Kaiphas, Bileam, Cham, Eli, Eckius, Eſaw und Andre nach einander ſprechend auf; der Reiter iſt allegoriſch genommen, als der gute Rath, den der Verfaſſer des Gedichts dem König Karl zuführt. Der Bauer iſt etwas ſonderbar mit Bileam („Balaam") in Verbindung geſetzt. Dieſer meint, wie ſein Eſel wunderbarer Weiſe geſprochen, werde die Ungebühr der Geiſtlichen noch Andre zum Sprechen bringen:

Dann werden ſi es hinfüran treiben,
Der eſel, der baur, wirts nit leiden.

---

[1] [Herausgegeben von Schade a. a. O. II. S. 175—189. H.]

Daß auch hier Karl V angeſprochen und der Mutter Gottes beſonders gedacht wird, läßt, neben der Ungeſchlachtheit des Verſes, auf den gleichen Verfaſſer bei dieſem und dem vorigen Stücke ſchließen; wie dort wird am Schluſſe einiger Rückhalt geäußert:

Darf mich auch nit offenbaren
Vor forcht der großen juden[1] ſcharen.
Zuo Weißenburg iſt diſer ſündig man,
Im ligt gotes ſchand und laſter an.
Da vindt man diſen bauren,
In thuot das ellend aller ſtend betawren
Durch gott und die muoter ſein
Und zuo nutz der chriſtenhait gemain. Amen.

4. Der curtiſan und pfrundenfreſſer u. ſ. w.[2]

(4 Blätter, 4^0, 3½ bedruckt; Vignette: Der Curtiſan, der die abgebrochene Spitze eines Kirchthurms ißt, die ihm ein fliegender Teufel hinhält, ein andrer ſolcher Unhold bringt Ablaßbullen.)

Unter den Pfründenfreſſern ſind Solche gemeint, die ſich zu Rom gute Pfründen, oft mehrere zugleich erkaufen und, während ſie in Unwiſſenheit, Müßiggang und Sittenloſigkeit hinleben, das Amt durch arme Prieſter verſehen laſſen, welche dafür wieder die armen Leute ausſaugen. Am Schluſſe werden die Fürſten ernſtlich ermahnt:

O ir fürſten und herren, londs euch zuo herzen gon!
Dann unrecht zuo ſtrafen hant ir geſchworn u. ſ. w.

5. Diß iſt ein jemerliche clag uber die todtenfreſſer.[3]

(4 Blätter, 4^0, s. l. et a., am Schluſſe die Buchſtaben P G. Stuttgarter Bibliothek.)

Den Gedanken dieſes Reimſpruchs, wie die Geiſtlichen auf Koſten der Lebenden und ohne ſich viel um die Todten zu kümmern, von den Stiftungen für Jahrzeiten und Seelenmeſſen zehren, drückt der Holzſchnitt auf dem Titelblatte ſchärfer aus, als die Verſe. Pabſt, Biſchof, Weltprieſter, Nonne, Pfaffenmagd ſitzen um einen Tiſch, worauf ein Leichnam liegt, den ſie angeſchnitten haben und an den Beinen nagen. Der Teufel macht dazu Tafelmuſik mit der Geige. Ein andrer Todter und ein herzukriechender Bettler führen Klage. Im Vorgrund beſprechen ſich ein Pfarrer, ein Edelmann und ein Bauer über dieſes Unweſen. Der Pfarrer klagt im Gedicht, wie er, ſelbſt hungrig, ſeine Schäflein auf dürrer Heide weiden müſſe; der Edelmann, wie ſeine Voreltern Alles an die Klöſter hingegeben; der Bauer endlich, der zuletzt ſpricht:

---

[1] D. h. der Geiſtlichen, die um Pfründen markten.

[2] [Man findet dieſes Stück in: Pamphilus Gengenbach, herausgegeben von K. Gödeke, Hannover 1856. 8. S. 620–626; bei Schade a. a. O. I, S. 7 bis 12. H.]

[3] [Herausgegeben von K. Gödeke, Pamphilus Gengenbach S. 153 bis 159. H.]

Von meinen elteren hab ich ghört,
Wer ſich ſiner handarbeit nert,
Der ſei ſälig und werd im wol,
So ſind münch, pfaffen täglich vol,
Freſſen mir mein ſchweiß frue und ſpot
Und wirt mir kaum darvon das brot u. ſ. w.

C. Lieder.

Mehreres hieher bezüglich in Rambachs Anthologie II, 180 ff. und Wolffs Sammlung hiſtoriſcher Volkslieder S. 64 ff. unter der Rubrik: Reformation und ihre Folgen.

Ich hebe hier nur noch ein ſelteneres, mir handſchriftlich mitgetheiltes Stück aus:

Ein Lied von der Diſputation zu Baden, im Ton „Sommer, wo biſt du ſo lang geſin?“

Für den Verfaſſer desſelben hält man Niklaus Manuel, Venner von Bern, einen großen Beförderer der Reformation. [1]

Dieſes Religionsgeſpräch fand im Jahre 1526 zu Baden im Aargau ſtatt. Es wurden damals in der Schweiz mehrere öffentliche Diſputationen ſolcher Art zwiſchen gelehrten Männern beider Kirchenparteien gehalten, um den Streit beizulegen; doch zuletzt blieb jeder nur feſter in ſeiner Meinung begründet oder verhärtet (Zſchokke VIII, 230).

Im nachfolgenden Liede treten die Reformationsſtreiter, wie die alten Helden im Roſengarten, in größerer Anzahl gegen einander auf. Ich gebe es daher zum Schluſſe dieſes Abſchnitts von der Reformationspolemik dem größeren Theile nach:

Herr Gott, in dinem höchſten Thron u. ſ. w.

---

[1] [Vergl. K. Grüneiſen, Niklaus Manuel, Stuttgart und Tübingen 1837. 8. S. 218—220. 416—422. Gödeke, Grundriß S. 261. 299—301. H.]

In dem 2ten Theile des Nürnberger Liederbuchs von 1553 ſteht Nr. LVI (Bl. 186) zwiſchen den Noten folgendes Lied oder nur die erſte Strophe eines ſolchen:

Von uppigklichen dingen
So wil ichs heben an,
Ein abentheur zu ſingen,
Die ich erſaren han,
Erſaren han
Nit ſer im oberland,
Zu Baden kunt ſie ſchwatzen,
Ja auf der diſputatzen,
Iſt wol bekant,
Im graen gwand,
Iſt ir ein ſchand,
All welt kan ſie wol ſatzen,
Murmaun iſt ſie genant,
Murmaun iſt ſie genant.

Sechſter Abſchnitt.

Die hiſtoriſchen Volkslieder des ſechzehnten Jahrhunderts.

Von den Bewegungen, die ſich im Reiche der Geiſter erhoben und in manigfachen Streitgedichten Luft gemacht hatten, kehren wir zum Schauplatz der äußern Begebenheiten zurück. Es konnte nicht fehlen, daß eine Aufregung, die zu dem Grade geſteigert war, auf welchem wir ſie in der Polemik des vorigen Abſchnitts gefunden, in die wirkliche That ausbrach.

Von den Kriegshändeln des 16ten Jahrhunderts wurde nicht weniger gedichtet und geſungen, als von denen des 15ten, die den Gegenſtand der in unſrem dritten Abſchnitt beſprochenen Lieder ausmachten. Nur theilweiſe jedoch hiengen die Kriege des 16ten Jahrhunderts mit der Reformationsſache zuſammen. Der große, langwierige und Alles verſchlingende Religionskrieg war der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts vorbehalten.

Indem wir nun die hiſtoriſchen Lieder des 16ten Jahrhunderts durchzugehen haben, ordnen wir dieſelben nach der Zeitfolge der Hauptereigniſſe in größere Partieen und ſchließen daran eine Überſicht der mehr vereinzelt daſtehenden.

Die allgemeinern Litterarnotizen ſind ſchon beim dritten Abſchnitt gegeben worden.[1]

---

[1] [Man vergl. nun außer Uhlands Volksliedern namentlich: Ein Hundert deutſche hiſtoriſche Volkslieder, geſammelt und in urkundlichen Texten chronologiſch geordnet herausgegeben von Fr. Leonard von Soltau, Leipzig 1836. 8. Fr. L. von Soltaus deutſche hiſtoriſche Volkslieder, zweites Hundert, aus Soltaus und Leyſers Nachlaß und anderen Quellen herausgegeben mit Anmerkungen von H. R. Hildebrand, Leipzig 1856. 8. Im Voraus verweiſe ich ferner auf das bis jetzt nur im erſten Bande (Leipzig 1865. 8.) vorliegende Werk: Die hiſtoriſchen Volkslieder der Deutſchen vom 13ten bis 16ten Jahrhundert, geſammelt und erläutert von R. v. Liliencron. H.]

1. Der Mailänder Krieg.

Dieſer Krieg fällt noch unmittelbar vor den thätlichen Ausbruch der Reformationskämpfe. Der deutſche Kaiſer und der König von Frankreich ſtritten ſich aus Anlaß der Erbanſprüche auf Mailand um die Herrſchaft in Italien. Der Kampf hatte unter Maximilian I und Ludwig XII von Frankreich begonnen. Zwiſchen ihren Nachfolgern Karl V und Franz I, der über ſeine mislungene Mitbewerbung um den Kaiſerthron erbittert war, loderte die Kriegsflamme von neuem auf. Am 22ten April 1522 erlitten die Franzoſen eine bedeutende Niederlage bei Bicocca. Nachdem der Krieg über die beiden folgenden Jahre fortgedauert hatte, belagerte Franz I im Anfang des Jahres 1525 die ermatteten und ſtark zuſammengeſchmolzenen Kaiſerlichen in Pavia. In ſeinem verſchanzten Lager vor dieſer Stadt wurde er von dem kaiſerlichen Feldhauptmann Georg von Frundsberg, der mit den deutſchen Landsknechten zum Entſatze herbeikam, angegriffen, ſein überlegenes Heer gänzlich geſchlagen und er ſelbſt gefangen genommen.

An dieſen Kriegen nahmen die Schweizer bedeutenden Antheil. Die Tapferkeit, welche ſie in den eigenen Freiheitskämpfen bewieſen hatten, machte ihren Beiſtand wünſchenswerth und ihr Schwert war fortan dem Meiſtbietenden zu Lohnkriegen bereit. Bald ſtanden ſie unter den Fahnen des vertriebenen Herzogs von Mailand, bald gegenüber unter den franzöſiſchen und es war nicht unerhört, daß man dort auf fremder Erde Eidsgenoſſen gegen Eidsgenoſſen um Miethe fechten ſah. In den beiden für Frankreich unglücklichen Schlachten bei Bicocca und Pavia hatten ſie die Hauptſtärke des franzöſiſchen Heeres ausgemacht, und nach dieſen Erfahrungen verlor ſich bei ihnen allmählich die Sucht nach den italiäniſchen Kriegen.

Was von dieſen geſungen wurde, iſt als eine Fortſetzung der Schweizerlieder zu betrachten, die wir im dritten Abſchnitte mit der Warnung des alten Eidgenoſſen vor dem Reislaufen abgebrochen.[1]

Es treten in den nun folgenden Liedern zwei Hauptfiguren hervor: der Schweizerknabe und der deutſche Landsknecht.

Auch die deutſchen Heere waren nach dem Untergang des Lehenweſens Söldnertruppen geworden, die man nach geendigtem Feldzuge wieder abdankte. Das Fußvolk nannte man Landsknechte. Die Kriegshauptleute ſelbſt, von welchen dieſe Söldner geworben wurden, ſtanden auf gleiche Weiſe im Sold ihres jeweiligen Kriegsherrn. Im Dienſte und noch mehr, wenn ſie dienſtlos umherſtreiften, waren die Landsknechte eine beſondre Plage der Bauern, über die ſie ſich, wenn auch aus demſelben Stande hervorgegangen, weit erhaben dünkten. Wir werden ſpäter bei den Sittenſchilderungen der verſchiedenen Stände auch den Landsknecht ſcharf gezeichnet finden. Hier nur ein kürzeres Lied, das aus der Reihe der Landsknechte ſelbſt, noch zur Zeit des burgundiſchen Krieges, geſungen iſt (Wunderhorn II, 149 ff. nach einem fliegenden Blatt, daraus bei Wolff S. 674 f.):

---

[1] [Vergl. oben S. 395. H.]

Wol auf, ir landsknecht alle u. ſ. w.[1]

Standen ſich nun ſolche Söldner, Landsknechte und gemiethete Schweizer, im Felde gegenüber, ſo war Ehrbegier und Eiferſucht von keiner Seite mehr, wie in den alten Schweizerkriegen, auf die Sache, für die gekämpft wurde, ſondern lediglich auf den Waffenruhm, auf die perſönliche Geltung dieſer Kriegsleute gerichtet. Dabei unterließen dann die Landsknechte nicht, ihren Hochmuth gegen den Bauernſtand auch auf die Schweizer zu übertragen.

Von einem Landsknechte mag wohl auch folgendes Spottlied auf die milcheſſenden Schweizerknaben herrühren, das ich auf einem alten fliegenden Blatte gefunden habe (Baſel 1612. Züricher Liederbuch 645):

Eins bauren ſon hett ſich vermeßen u. ſ. w.[2]

Beſonders aber gaben gewonnene und verlorene Schlachten zu wechſelſeitigen Hohn- und Schmähliedern des Landsknechts gegen den Schweizerknaben, den Heini, und umgekehrt des Heini gegen den Landsknecht Anlaß, worin zwar eine friſche Laune, aber nichts mehr vom Ernſte der frühern Schlachtlieder zu verſpüren iſt.

Noch in die Zeit des Schwabenkriegs von 1499 fällt ein Lied der Landsknechte wider die Eidgenoſſen, in der handſchriftlichen

---

[1] [In Uhlands Volksliedern Nr. 190. H.]

[2] Milri, Milti ſcheinen die Namen der Milchkühe zu ſein. [In Uhlands Volksliedern Nr. 251. H.]

Fortſetzung von Tſchudis Schweizerchronik, mit dem ſonderbaren Anfang:

Entium, Verquentium,
Die Buren ſind uſ der Bahn u. ſ. w.

Ein andres Lied machten die Landsknechte auf den Streit bei Bicocca, 1522, worin 3000 Schweizer im Dienſte Frankreichs umkamen. Es ſteht gleichfalls in der Fortſetzung von Tſchudis Chronik.

Anfang:

Wie nun ihr Schwizerknaben,
Ihr Heini, alſo kühn,
Die ſo faſt pochet haben,
Wo iſt der Anſchlag hin
So bald von ſich verſchwunden,
Daß ihr in kurzen Stunden
So ritterlich überwunden
Von Landesknechten gut?
Gott habs in ſiner Hut!

Die Schweizer ſchwiegen nicht auf dieſen Hohn. Wir haben ihr Gegenlied (auch in der Fortſetzung von Tſchudi und beſonders als fliegendes Blatt: „Ein hübſch alt Lied und Verantwortung des Sturms halb, beſchehen zu Pigoga, in der Wis wie das Paſier Lied“), worin ſie behaupten, daß die Landsknechte auch bei dieſem Anlaß geſchlagen worden wären, wenn nicht ein breiter Graben, den ſie nicht zu verlaſſen gewagt, ihre Rettung geweſen wäre:

Anfang:

Potz Marter, Küri, Belti,[1]
Du haſt viel Lieder gmacht,
Rühmſt dich in aller Welte,
Du habſt gwunnen ein Schlacht.
Du lügſt, als wit dirs Mul iſt,
Und rühmſt dein eigne Schand.
Der Graben hat dirs Leben gfriſt,
Keins Landsknechts Gwehr noch Hand u. ſ. w.

---

[1] Vergl. Wolff S. 127. 128. Schreiber, Gedichte Ulrichs von Hutten S. 153. Schelmenzunft C, 1b: Marter, wunden, Belten, Kürein u. ſ. w. Gargantua 137: bei S. Küris Leiden. Hans Sachs, Kemptener Ausgabe I, 956a: botz Kürein.

Von der Schlacht vor Pavia kenne ich drei Lieder. Zwei derſelben auf einem fliegenden Blatte, Nürnberg 1609 (Züricher Liederbuch Blatt 590). Das dritte, auch nach einem Flugblatte, bei Wolff S. 657 ff.

Den Feldhauptmann Georg von Frundsberg betreffen zwei, ebd. S. 700 f., abgedruckte Lieder.

2. Der Bauernkrieg.

Um dieſelbe Zeit, da die Schlacht vor Pavia geſchlagen war, zu Anfang des Jahres 1525, ſtanden die deutſchen Bauern auf. Karſthans, den wir oft nach ſeinem Pflegel rufen hörten,[1] ſchlug nun wirklich zu. Huttens und Sickingens größere Plane waren zu Scheitern gegangen. Entbunden, ohne Maß und Leitung, brachen die aufgeregten Kräfte los. Luther mahnte vergeblich ab. Zwar nannten die wilden Rotten ſich den chriſtlichen Haufen, vor Allem aber wurden die Kornböden und Keller der Klöſter reformiert. Kein höherer Geiſt wuſte ſich der gährenden Maſſe zu bemächtigen und die ungeheure Bewegung zu heilſamem Zwecke zu lenken.

So gewaltig und grauſam der Aufruhr ſich erhoben hatte, ſo unbarmherzig ward er niedergeſchlagen. Der viel geringern, aber wohl geführten Macht des ſchwäbiſchen Bundes und einiger wohlgerüſteten Fürſten gelang es, ihn raſch zu tilgen. Im nemlichen Jahre ſchon war die ganze, furchtbare Strömung abgelaufen.

Auf die Geſchichte dieſer Bauernkriege iſt jedoch hier nicht näher einzugehen. Zwar ſind auch über ſie gereimte Erzählungen und Lieder vorhanden. Aber die von Görres (S. 264 ff.) und Wolff (S. 198 ff.) mitgetheilten Stücke ſind für die Geſchichte der Dichtkunſt von geringem Werthe. Auch ſind ſie durchaus feindſelig gegen die Bauern, während gerade das von Intereſſe wäre, die Stimme der neuen Aufregung in Liedern zu vernehmen. Der Geſang mochte ſich aber dieſen rohen und heftigen Gewalten noch wenig befreundet haben. Luther, der vom Geſange ſo hohe Meinung hatte, ſagt einmal in Beziehung auf die aufrühriſchen Bauern ziemlich hart: „Ich freue mich, daß Gott die

[1] [Vergl. oben S. 502. H.]

Bauern einer ſo großen Gabe und Troſtes beraubt hat, daß ſie die Muſicam nicht hören.“ (Rambach, Luther S. 188.)

Unter dem in den genannten Sammlungen Mitgetheilten, dem ich nichts Weiteres beizufügen weiß, befindet ſich ein Lied auf die Niederlage der Bauern, nach einem fliegenden Blatte von 1525 (Wolff S. 198), worin ganze Strophen aus dem Liede der Landsknechte über die Schlacht bei Bicocca 1522 entlehnt ſind. Was damals gegen die Schweizer, wird jetzt gegen die ſchwäbiſchen und fränkiſchen Bauern geſungen: daß ſie die Rechnung ohne den Wirth gemacht, daß mit großen Herren nicht gut zu ſpielen ſei u. ſ. w. So boten ſich die Lieder, wie die Spieße der Landsknechte, zu mehrfachem Dienſte dar.

Ein andres Lied, in 68 Strophen, von Fritz Beck, Zeugmeiſter auf dem Schloſſe Marienberg oder Liebfrauenberg bei Würzburg, worin die Beſtürmung dieſes Schloſſes durch die Bauern und deren Niederlage durch den ſchwäbiſchen Bund erzählt wird, bezeichnet den Geiſt, der damals rege war und auch die Bürger von Würzburg ergriffen hatte, u. A. ſo (Wolff S. 240 f.):

Str. 9 Es wolt doch niemand traue,
Es daucht ſie alle ſein,
Ein iedermann ward Baure,
Niemand wolt Burger ſein.
Ein iedermann wolt fechten,
Aufs Schloß wolt niemand gehn.
Bei Ritter und bei Knechten,
Bei andern guten Gſchlechten,
Bei ſonſt viel meh,
Als wie vor eh,
Wolt niemand ſteh.
Das Schloß nur abzubrechen,
Was iedermann ſo weh u. ſ. w.

Sonderbar iſt das Spiel, das durch dieſes ganze Gedicht mit den Wörtern Jedermann und Niemand getrieben wird. Gleich zum Eingang:

Str. 1 Von ſeltſamen Geſchichten
Singt jezund iedermann,
Ein iedermann will dichten,
Niemand will müßig ſtahn u. ſ. w.

(Vergl. Str. 2. 66.)

So auch in der oben mitgetheilten Strophe 9. Beſonders aber tritt der Niemand hervor, als nach dem für die Bauern unglücklichen Ausgange gefragt wird, wer nun für alles geſtiftete Unheil verantwortlich ſein ſoll (Str. 54—60, S. 259 ff.).

Offenbar iſt dieſer Niemand ganz der Huttenſche Nemo (Opp. II, 318 fg.)[1]:

Quicquid ab his culpæ, quisquis committitur error,
  Si quæras, quis agat, omnia Nemo facit etc.
Criminis autor ego; quid enim quis dicere posset
  Confestim brevius, quam „mala Nemo facit“?

Ob nun aber dem Gedichte Huttens, wie dem des Zeugmeiſters Fritz Beck ein damals gangbarer Volkswitz gemeinſam zu Grunde liege[2] oder ob Huttens ſcherzhafter Gedanke volksmäßige Verbreitung erlangt und ſo auch in die Reime des antilutheriſchen Sängers übergegangen, iſt ſchwer zu entſcheiden.

Wenn übrigens gefragt wird, wer die Aufregung in den Bauernſtand gebracht, ſo iſt die Antwort „Nemo“, wie Hutten ſich ſelbſt als Verfaſſer des Gedichtes nannte, nicht bedeutungslos, obgleich er beim Ausbruche des Bauernkriegs ſchon ſeit anderthalb Jahren im Grabe lag.

3. Der ſchmalkaldiſche Krieg.

Der Aufruhr der Bauern war gedämpft; aber der Zwieſpalt der Fürſten unter ſich und mit dem Kaiſer ſteigerte ſich mehr und mehr, bis er zum thätlichen Ausbruche kam. Auch hier war der Reformationsſtreit die Loſung, aber die religiöſen Intereſſen kreuzten ſich überall mit den politiſchen und es erſcheint auch in dieſen Kämpfen keine klare, offene und großartige Richtung, ja es hätte ſich von dem blinden Sturme der Bauern noch eher ein bedeutendes Ergebnis denken laſſen, als von der ſchwankenden und treuloſen Politik der Fürſten.

Die Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes, der Kurfürſt von

---

[1] [Böcking III, S. 114. 117. H.]

[2] Vergl. Tieck, Deutſches Theater I, XXVI f.

Sachſen und der Landgraf von Heſſen eröffneten nach manigfacher Erbitterung im Jahre 1542 die Fehde gegen den Herzog Heinrich den jüngern von Braunſchweig, der auf katholiſcher Seite ſtand. Sie nahmen ſeine feſte Stadt Wolfenbüttel ein, zwangen ihn, landflüchtig zu werden, und reformierten ſein Land.

Über die Eroberung von Wolfenbüttel finden ſich drei Reimgedichte bei Wolff (S. 114 ff.), beide ſehr bitter gegen den vertriebenen Herzog. Im erſten, kürzern, nach einem fliegenden Blatte (auch auf der Stuttgarter Bibliothek), nennt ſich pſeudonym Bruder Veit (was Landsknecht überhaupt bedeutet) als Verfaſſer. Dem Herzog, dem jetzt vor einem rauſchenden Blatte graue, wird gerathen, ſich vor Bruder Veit zu hüten. Am Schluſſe ſteht:

Bruder Veit, Landsknecht im Lager vor Wolfenbüttel, 12 Auguſti 1542.

Belebter, als dieſes und das zweite Gedicht, ein trockener Reimſpruch, iſt das dritte:

Ein luſtig Geſprech der Teufel und etlicher Kriegsleute von der Flucht des großen Scharrhanſen[1] H. Heinrichs von Braunſchweig.

Der Erzteufel Lucifer ſchickt ſeine Höllengenoſſen Pluto und Belial mit einem ſchwarzen Heere dem papiſtiſchen Heinrich zu Hülfe; ſie kommen aber zu ſpät, denn ſchon kommen ihnen Landsknecht und Reiter von der zerſtreuten Kriegsmacht des Herzogs entgegen und erzählen ihnen von deſſen Flucht und der Einnahme Wolfenbüttels.

Vier Jahre nachher, in Luthers Todesjahre, griffen die Fürſten des ſchmalkaldiſchen Bundes gegen den Kaiſer ſelbſt zu den Waffen, nachdem ſeine trügeriſche Politik ſie lange misbraucht hatte.

Große Erwartungen hatte Karl V erregt, als er in noch jugendlichem Alter zum deutſchen Thron erkoren war. Wir haben gehört, wie Hutten, als Stimmführer der Reformation, dieſe Erwartungen ausſprach.

Ein Lied, bei Görres (S. 279) und Wolff (S. 182), iſt noch voll Hoffnung und Rühmens:

Jezund ſo wollen wir ſingen
Aus friſchem freien Muth u. ſ. w.

---

[1] Hans Sachs IV, 127 a: „Der Hauptmann der iſt ir Scharrhans“, der böſen Welt nemlich, die allen Leuten Spott- und Schimpfnamen giebt.

Aufrichtig und herzlich redet ihn noch ein Reimſpruch (Wolff S. 107), der nach der Niederlage Heinrichs von Braunſchweig „durch einen wolweiſen kriegserfarenen Herrn“ verfaßt iſt, mit Folgendem an:

Gott der läßt nicht mit im ſcherzen u. ſ. w.

Aber bald klangen die Lieder anders. Die Trommel ſchlug und das Volk ſang dazu:

Es gebt ein Butzemann [1] im Reich herum,
Didum didum,
Bidi bidi bum.
Der Kaiſer ſchlägt die Trum
Mit Händen und mit Füßen,
Mit Schwertern und mit Spießen,
(Die Kirchen uns wollt ſchließen)
Didum didum didum.

Man ſcheint dieſen Trommelwirbel auch als Refrain zu einem Liede gebraucht zu haben, worin Karl durch das Beiſpiel früherer Kaiſer gewarnt wird, ſich nicht, zum Verderben ſeines Reiches, in die Gewalt des Pabſtes zu ergeben (Wunderhorn I. 97. Wolff S. 185—93):

Ein Lied, für die Landsknecht gemacht. In dieſen Kriegsleuften nützlich zu ſingen.

Ach Karle, großmechtiger Mann,
Wie haſt ein Spiel gefangen an
On Not, in deutſchen Landen!
Wolt Gott, du hetſt es baß bedacht,
Dich ſolchs nicht underſtanden u. ſ. w.

Schluß, an die Landsknechte:

Drumb ſeid getroſt, ihr frommen Knecht!
Fürs Vaterland nur mannlich fecht,
Welchs itzt der Bapſt wil ſtecken
Durchs Keiſers Gwalt in ſchwere Not!
Laßt euch ihr Macht nicht ſchrecken!

Wir haben auch auf unſer Seit
Ein ſtarken Held, der für uns ſtreit,

---

[1] „Der Butz, die Larve; verlarvte, vermummte Perſon; Unhold u. ſ. w. Der Butzmann u. ſ. w., Kobold, Knecht Ruprecht.“ Schmeller 1, 229.

Von Macht iſt nicht ſeins gleichen.
Gots ewig Sohn, mit ſeinem Heer,
Dem muß all Gwalt entweichen.

Dis Liedlein iſt in Eil gemacht,
Eim jungen Landsknecht wolgeacht
Zu freundlichem Gefallen,
Von einem, der wünſcht Glück und Heil
Frummen Landsknechten allen.

Der Feldzug fiel für die ſchmalkaldiſchen Verbündeten durch ihre eigenen großen Fehler ſehr kläglich aus. Nachdem der Kurfürſt Johann von Sachſen und der Landgraf Philipp von Heſſen im Spätſommer 1546 dem Kaiſer in ſeinem befeſtigten Lager bei Ingolſtadt eine Weile gegenüber geſtanden waren, ihn fruchtlos beſchoſſen und ihm Zeit gelaſſen hatten, Verſtärkung an ſich zu ziehen, muſten ſie zuletzt ohne Schwertſtreich ihm das Feld räumen. Davon ſingt:

Ein ſchön newes Lied, gemacht zu Lob und Eer Römiſcher kaiſerlicher Majeſtat, wie ſie im 1546 Jar vor Ingolſtat widern Landgrafen von Heſſen und Herzog Hanſen von Sachſen zu Feld gelegen. In der Weis, wie die Schlacht von Pavia geſungen wirt.

(Fliegendes Blatt von 1547 mit andern den Landgrafen Philipp betreffenden Gedichten bei Wolff S. 267 ff. Vgl. Wunderhorn II. 116 [bei Soltau Nr. 58a. H.].)

Anfang:

Zu ſingen will ichs fahen an,
Zuo lob der kaiſerlichen Kron,
Dem Landgrafen zue Laide,
Wie es im dann ergangen iſt
Vor Ingolſtat in kurzer Friſt,
Das iſt im warlich laide.

Schluß:

Wer iſt nun, der das Liedlin ſang?
Ain freier Landsknecht iſt ers genant,
Er hats ſo frei geſungen,
Iſt dreimal vor Ofen glegen,
Geb im Gott das ewig Leben!
Iſt allzeit widerkumen.

Zu dieſen innern Kriegen, die aus dem Religionskampfe hervorgegangen waren, aber zugleich dem Ehrgeiz und Eigennutze zum Spielraum dienten, gehört noch die Fehde zwiſchen Moriz von Sachſen und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, im Jahre 1553, welche mit der blutigen Schlacht bei Sievertshauſen, worin Albrecht gefangen wurde, Moriz aber ſein Leben verlor, ſich endigte.

Dieſe Fehde geht ein Lied an, das ich auf einem alten, zu Baſel gedruckten Flugblatte gefunden: vom Tod eines jungen Fähndrichs (Züricher Liederbuch S. 617 ff.):

Was wöllen wir aber heben an? u. ſ. w.[1]

Hieher noch zwei Lieder über die Belagerung von Frankfurt und Sachſenhauſen in Fichards Frankfurtiſchem Archiv I, 140 ff. und eines bei Wolff S. 702 ff. Wunderhorn II, 336—341.

Eine ausführliche gereimte Erzählung dieſes Kriegs bei Wolff S. 380 ff. und dann noch ebd. S. 407 ff. (aus dem Wunderhorn I, 270: die Geſchichten und ritterlichen Thaten Morizs, Herzogs zu Sachſen, durch Leonhard Reuter, 1553, Flugſchrift) ein kürzeres Gedicht, das die Beſtattung des Kurfürſten Moriz beſchreibt und dieſem ebenſo durch glänzende Eigenſchaften ausgezeichneten, als durch verräthriſche Politik berüchtigten Manne nach beiden Seiten ſein Recht widerfahren läßt:

Mir kam ein ſchwerer Unmuth an u. ſ. w.

4. Der Türkenkrieg.

Einige dahin einſchlagende Gedichte, worin entweder der Aufruf an die deutſche Nation, der Türkenſchrei, den wir ſchon im vorhergegangenen Jahrhundert vernommen, wiederholt wird, oder beſondre Ereigniſſe, wie die Belagerung von Wien, berichtet ſind, ſtehen bei Görres S. 252 ff. und darnach bei Wolff S. 11 ff.

Dieſen ſind zwei weitere beizufügen, die ich aus ältern fliegenden Blättern kenne. Das eine (Baſel 1607) beſingt den ritterlichen Tod des Grafen von Serin, d. h. des bekannten ungariſchen Helden Zriny, der 1566 in der Vertheidigung der Veſte Sigeth ſich aufgeopfert [1] (Heinrichs Reichsgeſchichte V, 823).

---

[1] [In Uhlands Volksliedern Nr. 203. H.]

Das Lied iſt ohne poetiſches Leben, aber das Ereignis ſprach mächtig an die Zeitgenoſſen und man findet fortan mehrere Lieder im Tone, „wie man den Grafen von Serin ſingt“.

Den deutſchen Fürſten wird in einem Spruchgedichte, die Grumbachiſchen Händel betreffend, von 1567 (Wolff S. 144), bittrer Vorwurf deshalb gemacht:

Fürwahr der Grafe von Serein
Für Gott wird ewer Kläger ſein,
Den ihr den Türken jämmerlich
Habt morden laſſen all zugleich
Und habt ihm keine Hülf gethan u. ſ. w.

Auch der Kaiſer, Maximilian II, wird angerufen (ebd. S. 154):

Wiltu, daß deine guldne Kron
Ein ewig Ruhm und Lob ſoll hon,
So rech den Grafen von Serein! u. ſ. w.

Das andre der beiden nachzutragenden Lieder handelt vom Verluſt der Veſte Erlau in Ungarn an die Türken im Jahre 1596. Im Ton, „wie man den Grafen von Serin ſingt“. (Fliegendes Blatt, Regensburg 1596. Züricher Liederbuch 483 ff.)

Vergleich zwei Sprüche gegen die Türken von Hans Sachs, Kemptener Ausgabe I, 428—31.

5. Einzelne hiſtoriſche Lieder.

a. Das Lied vom Benzenauer, 1505. Von der Eroberung der Tiroler Veſte Kufſtein [2] und der Hinrichtung des bairiſchen

---

[1] [Soltau Nr. 66. H.]

[2] Jenaer Litteratur-Zeitung, Ergänzungsblätter 1834, Nr. 14: Beiträge zur deutſchen Länder-, Völker-, Sitten- und Staaten-Kunde von J. B. von Koch-Sternfeld u. ſ. w. 3ter Bd., München, Hübſchmann, 1833. Nebentitel: Das Prädialprincip u. ſ. w. „IV, Zur Geſchichte der Alleinherrſchaft in Baiern,

Commandanten derſelben, Hans Pienzenauer, durch Kaiſer Maximilian I. „In des Benzenauers Ton" wurden nachher andre Lieder gedichtet (bei Wolff S. 660 ff. Aretins Beiträge zur Geſchichte und Litteratur IX, 1286 ff. Vgl. Narrenbuch S. 174. [Uhlands Volkslieder Nr. 174. Hildebrand Nr. 9. H.]

b. Zwei Sprüche und ein Lied von der Zerſtörung Hohenkrähens im Hegau und andrer Raubſchlöſſer durch den ſchwäbiſchen Bund, 1512 (Wolff S. 636 ff. Vgl. Cruſius, Ann. II, 540 [Uhlands Volkslieder Nr. 177. Hildebrand Nr. 11. H.].)

c. Lied von der Fehde des Biſchofs von Hildesheim mit ſeinen Stiftsmannen, 1519 (Wolff S. 372 ff.).

d. Die Geſchichten des Herzogs Ulrich von Wirtemberg waren der Gegenſtand mehrfacher Lieder und Reimſprüche. Über den Mord, den er an Hans von Hutten verübt und wegen deſſen Ulrich von Hutten ſein unerbittlicher Verfolger war, läßt ſich ein Schmachſpruch aus, der in Sattlers Geſchichte der Herzöge von Wirtemberg, Theil I, Beilage 59, S. 136 ff. gedruckt iſt. Von dieſer Unthat ſoll auch das Volk öffentlich geſungen haben (Wagenſeil, Ulrich von Hutten S. 44: „Das Volk ſang die Unthat öffentlich in Gaſſenhauern."). Ein Vaterunſer wurde dem Herzog in den Mund gelegt (Steinhofer, Chronik, Theil IV, S. 610 [Soltau Nr. 40 a. H.]):

„Vater unſer"
Reutlingen iſt unſer.
„Der du biſt"
Eßlingen hat nit lang Friſt u. ſ. w.

Aus Anlaß des Sieges bei Laufen, wodurch der vertriebene Ulrich ſein Land wiedereroberte, bemerkt Cruſius, Ann. II, 625: Excusas hac de victoria et prospera ducis Ulrici restitutione cantilenas vidimus, prisco Teutonico more. Dieſem fügt Steinhofer zum Jahre 1534 noch bei: „Ja die Kinder auf der Gaſſen ließen ſich alſo vor Freuden hören:

---

oder Beſchreibung eines Augenzeugen, weſs Geſtalten im Jahr 1504 Rattenberg, Kufſtein und Kitzbühel zu Tirol gebracht worden. Der Kaiſer Maximilian lud den Herzog zu einer Kurzweil ein, welche darin beſtand, anzuſehen, wie 18 Ritter und Kriegsleute geköpft wurden."

Bide bide bomp,
Der Herzog Ulrich kommt,
Er liegt nicht weit im Feld,
Er bringt einen Seckel mit Geld.“

Noch in unſrer Zeit hörte man dieſen Trommelreim im Munde der Kinder zu Stuttgart, doch mit der Variante:

Er reitet in dem Feld,
Er hat im Sack kein Geld.

(Schwab, Romanzen aus dem Jugendleben Herzogs Chriſtoph von Wirtemberg, Stuttgart 1819, S. 151 f. Vergl. 125—127.)

Einiges, was auf dieſe Rückkehr des Herzogs gedichtet worden, ſteht in einer handſchriftlichen wirtembergiſchen Chronik auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel, nach Kochs Compendium, 2te Ausgabe I, 130. In Münchs Aletheia S. 174. und daraus bei Wolff 587 ff., iſt nach Wernher Steiners handſchriftlicher Chronik gleichfalls ein Lied „Von der Schlacht, Sig und Eroberung Herzogs Ulrich von Wirtenberg“ u. ſ. w. abgedruckt. Von der Schlacht bei Laufen wird hier unter Andrem gereimt:

Es gſchach in einem Wingartenrain
Ein ieder floch den nachſten heimb,
Bi einer Stadt, heißt Laufen;
Si hat den Namen nit umbſunſt,
Wer laufen mocht, das was ein Kunſt,
Gott wolt ſie darumb ſtrafen.

[Vergl. auch Uhlands Volkslieder Nr. 179—181. Hildebrand Nr. 22—26. L. F. Heyd, Die Schlacht bei Laufen den 12ten und 13ten Mai 1534, Stuttgart 1834. 8. S. 77. 78. H.]

e. Auf die Grumbachiſchen Händel, um 1567, d. h. die Streitigkeiten Wilhelms von Grumbach mit ſeinen Lehnsherrn, den Biſchöfen von Würzburg, und die weitern Unruhen, welche daraus erwuchſen, beziehen ſich einige Gedichte bei Wolff S. 138 ff.

(Das Fräulein von Britannien, Züricher Liederbuch Blatt 746 f. [Uhlands Volkslieder Nr. 173. H.]. Über Wilhelmus von Naſſauwe Koch, 1te Ausgabe II, 85 f. Flögel, Geſchichte der komiſchen Litteratur III, 575.)

In der Reihe geſchichtlicher Lieder, die wir durch zwei Abſchnitte vom Ende des 14ten Jahrhunderts an bis zu dem des 16ten verfolgt haben, iſt die allmähliche Abnahme dichteriſcher Belebtheit nicht zu verkennen. Während in dem Lied auf die Sempacher Schlacht von 1386 ſich noch der Geiſt des alten Heldenliedes regt, nähert ſich das auf die Einnahme der ungariſchen Veſte Erlau im Jahre 1596 ſchon ganz dem Tone von Prinz Eugenius, dem edeln Ritter.[1] Zwiſchenhin erhebt ſich dennoch da und dort ein friſcherer Klang, z. B. in den Kriegsliedern der Ditmarſchen, und, vom eigentlich poetiſchen Anſpruch abgeſehen, zeigt ſich in dieſer ganzen Liederdichtung viel tüchtige Geſinnung und rüſtige Kraft. Dieſes fortwährende Auffaſſen aller Zeitbewegungen im Geſange, dieſes Verkünden und Verbreiten alles Geſchehenen durch den Mund des Liedes, dieſe beſtändige Kampfübung in Sang und Gegenſang, hat aber auch an ſich ſchon eine poetiſche Geltung und man darf auch hier nicht vergeſſen, daß, wo die Gegenſtände der Lieder ſich nicht durch die Dichtkunſt geläutert haben, doch mittelſt der Tonweiſe und des Vortrags im Geſange das tiefere Gemüth bewegt wurde, wie denn auch manche dieſer Singweiſen, die Laupenſchlacht, König Laßla, der Benzenauer, die Pavierſchlacht, der Graf von Serin u. ſ. w., ſelbſtändig fortlebten und neue Ereigniſſe in ſich aufnahmen.

---

[1] [Soltau Nr. 85. F. Haydinger, Prinz Eugenius, der edle Ritter, in den Kriegs- und Siegesliedern ſeiner Zeit. Wien 1865. 8. H.]

Siebenter Abſchnitt.

Lehr- und Strafgedichte.

Lehrhaft, ſtrafend mit Ernſt und Spott, ſind uns auch in den bisherigen Abſchnitten ſo manche geiſtige Erzeugniſſe unſres Zeitraums entgegengetreten. Der Geiſt dieſes Zeitraums überhaupt neigte ſich zum Didaktiſchen und Satiriſchen. Aber auch auf ihrem eigenen Gebiete müſſen wir die Lehre und das Sittenrichteramt der damaligen deutſchen Dichtkunſt kennen lernen: da, wo ſie nicht, wie in den Reformationskämpfen und Kriegsliedern, auf beſondre, praktiſche und polemiſche Zwecke ausgeht, ſondern wo ſie freier und allgemeiner die manigfachſten Lebensverhältniſſe, die Sitten aller Stände muſtert und beleuchtet.

Von kurzen Sinnſprüchen an erweitert ſich dieſe Dichtart zu ausgeführtern Charakterbildern und Lehrabſchnitten, größere Dichtwerke bezwecken endlich eine Geſammtauffaſſung der ſittlichen Zuſtände, ein Ganzes der Lebensweisheit im Spiegel der menſchlichen Verkehrtheiten. Wir folgen dieſem Stufengange, richten jedoch, vom Standpuncte der Dichtkunſt aus, unſer Augenmerk hauptſächlich auf diejenigen Erzeugniſſe, in welchen der Lehrzweck mit dem Lebensbilde zuſammentrifft.

1. Priameln.

Die einfachſte, volksmäßigſte Lehrweisheit ſind Sprichwörter, kurze Klugreden, wie ein älterer Sammler ſie nennt. Sie ſind der bündige Ausdruck der Geſinnungen, Anſichten, Erfahrungen des Volkes. Nicht von abſichtlichem Nachdenken, ausgeführter Folgerung ſind ſie erzeugt;

aus der Erfahrung des Lebens, dem Drange der Überzeugung und Empfindung ſpringen ſie fertig hervor, wie die reife Nuß aus der Schale. Gedrängtheit gehört zu ihrem Weſen, eben weil ſie nicht Entwicklung, ſondern Erfund ſind. Die deutſche Sprache zeigt ſich von früheſter Zeit reich an ſprichwörtlichen Redensarten. Auch die Schriftwerke unſres Zeitraums ſind voll von ſolchen. Im 16ten Jahrhundert wurden eigene Sammlungen veranſtaltet, von Agricola, Sebaſtian Frank,[1] Eyring. Unter dieſen Sprichwörtern fehlt es auch nicht an ſolchen, die vermöge ihres anſchaulichen Ausdrucks zum Bereiche der Poeſie gezogen werden könnten. Aber die Zeit ihrer Entſtehung läßt ſich in den wenigſten Fällen ausmitteln; um Sprichwörter zu ſein, müſſen ſie ſchon längere Zeit im Munde des Volkes gelebt haben und in unſrer älteren Sprache heißen ſie dieſem gemäß „ein altgeſprochen Wort".

Gereimte Lehrſprüche, die ſich über den Umfang eines Sprichworts erheben, ſind aus dem Mittelalter in großer Anzahl vorhanden. In der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts wurden im Freidank (Freidanks Beſcheidenheit) die unter dem Volke gangbaren Sprüche, zum Theil wohl in einer neuen und regelmäßigern poetiſchen Form, in der Art ſinnreich zuſammengereiht, daß die ſich widerſtreitenden Anſichten neben einander geſtellt ſind und durch die Gegenſätze auf die Wahrheit gedeutet iſt (Lachmann, Halliſche Litteratur-Zeitung 1829, Nr. 238, S. 623). Nach dem Vorbilde des Freidank kam im Jahre 1300 ein andres Spruchgedicht, der Renner Hugos von Trimberg, zu Stande. Auch unſer Zeitraum iſt fruchtbar an ſolchen Sprüchen und ſelbſt die größern lehrhaften Gedichte bedienen ſich häufig der abgebrochenen, ſpruchartigen Weiſe. Hier zunächſt beſchränken wir uns auf eine Art der Reimſprüche, die vorzüglich im 15ten und 16ten Jahrhundert unter dem Namen der Priameln beliebt war.

Zur Litteratur derſelben ſind anzuführen:

Eſchenburgs Denkmäler altdeutſcher Dichtkunſt, Bremen 1799, S. 387 ff. XVI: Priameln.

Aus einer Handſchrift der Wolfenbüttler Bibliothek, welche noch dem 15ten Jahrhundert anzugehören ſcheint, gab Eſchenburg in Leſſings

---

[1] Vergl. Blätter für litterariſche Unterhaltung Nr. 141, 20 Mai 1832, S. 606 f.: „Sebaſtian Frank, der Deutſche." [Gödeke, Grundriß S. 111. 112. H.]

Beiträgen zur Geſchichte und Litteratur Stück V und nachher im Bragur Bd. II, S. 332, eine Anzahl ſolcher Stücke, die nun in den Denkmälern geſammelt und mit einer Einleitung verſehen ſind.[1]

F. Weckherlins Beiträge zur Geſchichte altdeutſcher Sprache und Dichtkunſt, Stuttgart 1811, S. 55 ff. III: Priameln.

Einer Papierhandſchrift des Renners, die von dem Stadtſchreiber Peter Wetzel zu Schwäbiſch Hall 1520 vollendet iſt, ſind unter Andrem 54 kleine Spruchgedichte, großentheils Priameln, beigefügt, von denen Weckherlin hier eine Auswahl gegeben hat.[2] Sie ſind in der Handſchrift überſchrieben:

Hierin vindt ainer mangen guten ſchwank,
Luſtig ze horen bei dem weintrank.

Die Meiſten ſtehen auch in der von Eſchenburg gebrauchten Handſchrift, wo ſie die Überſchrift „Priameln“ führen.

Dieſe Benennung iſt das entſtellte lateiniſche Wort præambulum. In einer Gerichtsordnung von 1482 findet ſich die Stelle: „des erſten macht ein Harfer ein Priamel oder Vorlauf, daz er die luit im uff ze merken beweg“ (Denkmäler 390). Ein ſolches Anregen der Erwartung gehört auch wirklich zum Eigenthümlichen dieſer Dichtart, welches, nach Eſchenburgs Bezeichnung (ebendaſelbſt) darin beſteht, „daß zu mehrern Subjecten oder auch zu mehrern Vorderſätzen, deren eine ganze Reihe nach einander aufgeführt wird, am Ende ein einziges gemeinſchaftliches Prädicat oder ein lange aufgeſparter und gemeinſchaftlich auf jene ganze Reihe anwendbarer Nachſatz hinzukommt, worin entweder die Gleichheit oder Unverträglichkeit jener Subjecte und Vorderſätze angegeben, oft auch ihr gleicher Werth oder Unwerth beſtimmt wird.“ Beiſpiele werden dieſes erläutern.

Auch dieſe Dichtweiſe iſt nicht erſt eine Erfindung unſres Zeitraums. Schon im Havamal (Finn Magnuſſen, Edda III, 123 fg.), angelſächſiſch (Conybeare 231. N.), bei Spervogel, einem Spruchdichter, der noch in das Ende des 12ten Jahrhunderts zu ſetzen iſt, laſſen ſich Beiſpiele aufweiſen (Maneſſe II, 226 b. 227 a). Aber in ihrem ſchärfſten

---

[1] Vergleich Narrenbuch S. 33. Tieck, deutſches Theater I, 8.

[2] [Die ganze Sammlung iſt nun veröffentlicht in: Alte gute Schwänke, herausgegeben von A. Keller, Leipzig 1847. 12. Viele Priameln hat Keller ferner im dritten Bande ſeiner Faſtnachtſpiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert mitgetheilt. H.]

Gepräge, in größerer Ausdehnung und Anzahl, kommen ſie doch erſt im 15ten Jahrhundert zum Vorſchein.

Aus den von Eſchenburg[1] und Weckherlin mitgetheilten Stücken hebe ich nun ſolgende aus, wobei ich jedoch einige Sprüche, welche nicht den beſtimmten Zuſchnitt der Priamel haben, nicht ausſchließe:

Die wahrheit iſt gen himmel zogen
Und die treu iſt über meer geflogen u. ſ. w.
(Denkmäler 391.)

Ein würzgart und ein roſenkranz,
Magd und knecht und ſchöner tanz u. ſ. w.
(Ebendaſelbſt 397.)

Die knaben in den hohen hüten,
Die an dem tanz toben und wüten u. ſ. w.
(Ebendaſelbſt 403.)

Welcher lai ſein faſten und ſein andacht
Spart bis an die faßnacht u. ſ. w.
(Ebendaſelbſt 421. Weckherlin 60.)

Ein ſpieler, der alle ſpiel wohl kann
Und dreißig jahr hat geſpielt und kein fluch hat than u. ſ. w.
(Ebendaſelbſt 400 f.)

Ein orgel, glock und wollenbogen[2]
Und böſe kinder, ungezogen, u. ſ. w.
(Ebendaſelbſt 405.)

Wenn ein reicher einen armen verſchmaht
Und wenn ein greif eine mücke fäht
Und wenn ein kaiſer böſe münze ſchlagt:
Die drei haben ſich ſelber geſchwacht.
(Ebendaſelbſt 421 f.)

Wenn man einen einfältigen betrügt
Und man auf einen frommen lügt
Und feindſchaft zwiſchen ehleuten macht:
Der dreier arbeit der teufel lacht.
(Ebendaſelbſt 412.)

---

[1] Unter den Sprüchen bei Eſchenburg iſt Mehreres aus dem Renner, einer jedoch beſtimmt erſt aus dem 15ten Jahrhundert.

[2] „Ein Werkzeug der Hutmacher und Tuchbereiter beim ſogenannten Bogenſchlagen.“ Eſchenburg.

Kommt kunſt gegangen vor ein haus,
So ſagt man ihr, der wirth ſei aus u. ſ. w.
(Ebendaſelbſt 401.)

Wer ain bock zu aim gertner ſetzt
Und ſchaf und gens an den wolf hetzt u. ſ. w.
(Weckherlin 60 f.)

Ain prieſter, der ccc jar zu ſchul wer gangen,
Ehe er ſein ampt het angefangen u. ſ. w.
(Weckherlin 61.)

In dem haus frolich und tugentlich,
Uff der gaſſen erſam und zuchtigklich u. ſ. w.
(Ebendaſelbſt 65.)

Sew korn Egidii, habern, gerſten Benedicti
Und flachs Urbani, ruben, wicken Kiliani u. ſ. w.
(Ebendaſelbſt 66. Wackernagel 13.)

Dieſe Regeln für allerlei Arbeit durchs ganze Jahr, die man vom Anfang des 15ten bis in das 16te Jahrhundert hinein bald hier, bald dort, in immer veränderter Geſtalt, in bald kleinerer, bald größerer Anzahl der Verſe findet,[1] ſcheinen anfangs ernſtlich genommen worden zu ſein und haben erſt durch die Schlußregel, die in den älteſten Handſchriften fehlt, die Form der Priamel, des ältern deutſchen Epigramms, erhalten.

W. Wackernagel, der in ſeiner Geſchichte des deutſchen Hexameters und Pentameters bis auf Klopſtock, Berlin 1831, S. 11—14 mehrere Recenſionen dieſes Spruches mittheilt, hat zugleich auf denſelben, als ein frühes Beiſpiel des deutſchen Hexameters aufmerkſam gemacht.

2. Charakterbilder.

Wir verſtehen hierunter ausgeführtere, hauptſächlich ſatiriſche Schilderungen einzelner Stände und Charaktere und geben davon folgende Beiſpiele:

Von der ſcharpien reuter orden.

(Liederbuch der Hätzlerin S. 435 ff.)

---

[1] [A. Keller, Alte gute Schwänke S. 62 78—81. H.]

In den Kriegsliedern des 16ten Jahrhunderts haben wir bereits die Bekanntſchaft der deutſchen Landsknechte gemacht, hier lernen wir in einem Gedichte des 15ten Jahrhunderts die ältern, berittenen Söldner, die ſcharfen Reiter, kennen:

Der hochwürdig cardinal u. ſ. w.

Zum Gegenſtücke dieſer Reiterei nun auch eine genauere Schilderung des Fußvolks, der Landsknechte, von Hans Sachs, vom Jahr 1557 (Kemptener Ausgabe I, 996 ff.):

Schwank: Der teufel läßt kein landsknecht mehr in die höll.

Auch einen Landsknechtſpiegel (Kemptener Ausgabe I, 658), der jedoch mehr eine Schilderung der Kriegsdrangſale überhaupt enthält, eine Vergleichung der Landsknechte mit den Krebſen und dergleichen mehr hat Hans Sachs gedichtet (abgedruckt in Wackernagels deutſchem Leſebuch II, 83—92 [2te Ausgabe, Sp. 107—118. H.].)

Die Sitten der übrigen Stände, der Bauern, Handwerker, Kaufleute, der Geiſtlichkeit und des Adels, werden gleichfalls nicht mit beſondern ſatiriſchen Darſtellungen verſchont. Doch wird dazu großentheils die Form der Erzählung, des Schwankes, gebraucht, wie auch ſchon für die eben ausgehobene Schilderung der Landsknechte. Im nächſten Abſchnitt, von den erzählenden Dichtungen, wird Mehreres dieſer Art anzuführen ſein.

Eine andre Claſſe beſondrer Sittenſchilderungen bilden diejenigen, in welchen irgend eine einzelne Untugend perſonificiert wird und in dieſer fingierten Perſon nach allen Seiten zur Schau ſtehen muß. Solcher ſatiriſchen Muſterbilder hat beſonders Hans Sachs mehrere gegeben. Hier eines derſelben (Göz II, 38 ff. Kemptener Ausgabe I, 1084 ff.):

Heinz Widerporſt.
Heinz Widerporſt bin ich genannt u. ſ. w.

Wie im Heinz Widerporſt die eigenſinnige Widerſpenſtigkeit, ſo ſind im Häderlein, des Zänkleins Bruder (Göz III, 27. Kemptener Ausgabe I, 1082), im Hans Unfleiß (Kemptener Ausgabe I, 1083 f.), im Faul Lenz, dem Hauptmann des großen faulen Hauſens (ebendaſelbſt I, 1071 ff.), die Eigenſchaften dargeſtellt, welche ſich ſchon in den Namen ausſprechen. Der Baldanderſt (ebendaſelbſt I, 1080 ff.)

vergegenwärtigt in ſeiner Perſon die Unbeſtändigkeit aller irdiſchen Dinge.[1]

Beliebt iſt noch im 16ten Jahrhundert für die Betrachtung des irdiſchen Treibens eine Form der Einkleidung, die ſchon im 14ten Jahrhundert ſehr in Aufnahme kam. Der Dichter verliert ſich in einer einſamen Wildnis und begegnet hier allegoriſchen oder fabelhaften Perſonen, mit oder von denen die Sitten und Zuſtände ſeiner Zeit beſprochen werden. In dieſer Form fanden wir im erſten Abſchnitt eine Rede des Grafen von Montfort, dann die Mörin Hermanns von Sachſenheim gedichtet, beide aus dem 15ten Jahrhundert[2]. Im nächſtfolgenden wird ſie beſonders von Hans Sachs ſehr häufig angewandt. Unter ſeinen derartigen Gedichten zeichnet ſich durch poetiſche Farbe aus:

Ein geſpräch der vier element mit fraw Warhait[3] (Kemptener Ausgabe I, 512 ff.).

Unter vielen andern Gedichten des Hans Sachs, welche ähnliche Anlage haben, nenne ich noch:

Des verjagten frids klagred uber alle ſtend der welt (Göz I, 65 ff.).

In den Trümmern eines zerſtörten Heidenſchloſſes trifft der Dichter die aus der Welt vertriebene Frau Pax:

Von ölbaumblettern war ir kranz,
Sie aber ſaß betrübet ganz,
Ir haubet in die hend geneiget,
Weinend ganz troſtlos ſich erzeiget.
Bei ir ſach ich auf grünen waſen
Ein ganz ſchneweißes lemblein graſen.

Auf ſein Befragen erhebt ſie ihre Klage über den Blutdurſt der Fürſten, Lehrſpaltung der Geiſtlichkeit, Kampf und Hader bei allen Ständen, wodurch ſie genöthigt worden, in dieſe Öde zu entfliehen.

Sonſt mag hier noch folgendes Büchlein angeführt werden:

Geſprech des herren Chriſti mit S. Petro von der welt lauf und irem verkerten böſen weſen. Sampt einem ſchönen ſpruch von etlichen ſtenden der welt, beſchrieben durch Conrad Haſen. (Vignette: Chriſtus und Petrus, am Schluß: „Gedruckt zu Nürmberg, durch Nikolaum Knorrn", s. a. 3 Bogen, klein 8°. Auf der Stuttgarter Bibliothek. Beide auf dem Titel genannte Stücke, ohne Angabe woher, auch in: Gedichte von Ulrich von Hutten und einigen ſeiner Zeitgenoſſen, herausgegeben von A. Schreiber, Heidelberg (1810) 1824, S. 108 ff. 141 ff.) Das Büchlein enthält aber auch noch eine kleine Erzählung „St. Peter mit der Ziege“, deſſen der Titel nicht erwähnt.

---

[1] [Vergl. Kellers Simpliciſſimus II, S. 874. 879. H.]

[2] [Vergl. oben S. 214 ff. 219 ff. H.]

[3] Daſſelbe proſaiſch in Paulis Schimpf und Ernſt 1535, Bl. 2b.

In dem Spruche von etlichen Ständen der Welt geht Cunz Has, wie ſich der Verfaſſer am Schluſſe nennt, zu der Zeit der Haberernte, wo die Krebſe am beſten ſein ſollen, zu einem Waſſer, um ſolche zu fangen. Als er nach ihnen herumgreift, faßt ihn plötzlich etwas an der Hand und zieht ihn in die Tiefe. Es iſt ein Waſſerweib, die ihn zu einem ſchönen Palaſt unter dem Waſſer bringt, worin drei alte Männer ſitzen und von ihm erfahren wollen, wie es jetzt draußen in den Landen ſtehe. Der Gaſt ſtimmt nun ſein Klaglied an: über den darniederliegenden Handel bei großem Geldmangel, über das Verſchwinden aller guten Münze, über das ſittenloſe Leben aller Stände, über die Beſtechlichkeit der Richter und Anwälte zum Nachtheil der Armen. Die Waſſermänner belehren ihn über die Gründe des Übels: die Abnahme des Verkehrs z. B. rühre daher, daß je Einer dem Andern in ſeinen Stand falle, der Bauer dem Handwerker, dieſer dem Kaufmann. Mit guten Rathſchlägen wird Cunz Has in die Oberwelt entlaſſen, wohin ihn das Waſſerweib zurückbringt.

Lebhafter und ausgeführter ſind die Sittenſchilderungen in dem größern Stücke, dem Geſpräch des Herrn mit Petrus. Letzterer erbittet ſich die Gunſt, wieder einmal auf kurze Zeit die Erde beſuchen zu dürfen, um zu ſehen, wie es jetzt mit ihr beſtellt ſei. Aber noch vor Ablauf ſeines Urlaubs kommt er wieder zu dem Herrn, ſo wenig hat es ihm drunten gefallen. Über die Verderbnis in allen Ständen erſtattet er einen ſo nachtheiligen Bericht, daß der Herr nicht umhin kann, endlich ein Strafgericht zu verhängen.

In dieſem Berichte werden beſonders die Sitten der untern Stände in ſehr ungünſtigem Lichte dargeſtellt; z. B. vom Beſuch der Kirchen:

Erſtlich fiel mir in meinen ſinn,
Wo ich eine kirche fünde,
Ob auch noch darinne ſtünde
Dein göttlich wort und heilſam lehr;
Ob es auch noch verhanden wer,

Dein göttlich wort, das du ihn haſt gelaßen.
Indem kam ich eben zu maßen,
Daß man hub zu predigen an.
In der kirchen warn kaum funfzig man,
Welches mich gar ſehr verwundert,
Aber auf dem kirchhoff warn ihr bei zweihundert u. ſ. w.

Vom Übermuth der Bauern:

Auch thut ſich itzt der bawrsman befleißen
Auf großen pracht, gleicht ſich eim edelman,
Der richtet erſt alles unglück an
Mit ſeinem gut und ſeinem gelt u. ſ. w.

Beſchreibung einer Spinnſtube:

Man findt wenig frommer megd und knecht,
Denn ich habs geſehen, was da iſt ihr ſinn,
Eins mals ich dazu kommen bin;
Denn ich hatte mich gar verſpet,
Im ganzen dorf ich kein herberg het:
Da kam ich in ein rockenſtuben u. ſ. w.

Dieſe Gemälde im niederländiſchen Stil erſtrecken ſich bis zum Leben der Bettler herab:

Ach herr, der arme man auf erd
Der iſt ſo ganz und gar veracht,
Ein ieder nur der armen lacht,
Es erbarmet ſich niemand der armen noth u. ſ. w.

Dieſer Bettlerzunft werden nun unmittelbar die Landsknechte angereiht, von denen zuvor ſchon eine, der des Hans Sachs ähnliche Beſchreibung gegeben war:

Weiter weiß ich noch ein orden,
Der iſt auch hoch im betlen worden:
Das ſind landsknecht, die zihen auf der gart.
Die plagen auch den bawrsman hart,
Dieſelben bitten nichts in demuts geſtalt,
Sonder fordern das mit gewalt u. ſ. w.

Von der Perſon des Verfaſſers dieſer Reimſprüche, Cunz Has, iſt mir nichts Näheres bekannt. Sie ſind (vergleich die im Geſpräch zweimal vorkommende Erwähnung des Grobianus, welcher zuerſt 1549 und in deutſcher Überſetzung 1551 erſchienen, Flögel III, 309 f. [1]) in der 2ten Hälfte des 16ten Jahrhunderts gedichtet. Fiſcharts Jeſuiterhütlein, deſſen erſte Ausgabe vor 1579 fällt, ſcheint dem Verfaſſer bekannt geweſen zu ſein, wenn er den Petrus ſagen läßt:

> Es ſind mancherlei glauben im land,
> Papiſten, Widerteufer, Jheſuzwiter genant u. ſ. w.

Hiernach war er ohne Zweifel ein Lutheraner. Daß er zum Gewerbſtande gehört, möchte man aus den Äußerungen ſchließen, welche dieſen betreffen. Am Schluſſe des Spruches von etlichen Ständen bemerkt er:

> Nun ſolt ich ſagen von juriſten,
> Die das recht zu unrecht machen,
> So bin ich mit denſelben ſachen
> In der kunſt ein wenig zu ſchlecht u. ſ. w.

Gleichwohl ſpricht Petrus ſtark genug:

> Ich gleich das weltlich recht eim web der ſpinn,
> Große hummlen reißen durch, mucken bleiben drin. [2]

Dieſe zuletzt erwähnten Gedichte von Hans Sachs und Cunz Has, welche, wenn gleich von geringerem Umfang, doch eine ziemlich allgemeine Cenſur ausüben, machen uns den Übergang zu den größern Lehr- und Strafgedichten, von welchen jetzt Nachricht zu geben iſt. Erwägt man übrigens, wie Hans Sachs in den vielen einzelnen Lehr- und Sittenſprüchen, von denen wir nur einige charakteriſtiſche Beiſpiele gegeben, ſich über die manigfaltigſten Lebensverhältniſſe verbreitet hat, ſo kann auch ihm eine umfaſſendere Weltbetrachtung nicht abgeſprochen werden. Überall aber geht ſie aus vom Standpuncte des häuslich-bürgerlichen Lebens, den wir, im Abſchnitt vom Meiſtergeſang, als die Grundlage ſeines geſammten Dichtens bezeichnet haben. [3]

---

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 366. H.]

[2] Vergl. Narrenſchiff D, 4 d [in Zarnckes Ausgabe S. 80 b. H.]:

> Man henkt die kleinen dieb allein;
> Ein brem nit in dem ſpinnwep klebt,
> Die kleinen mücklin es behebt.

[3] [Vergl. oben S. 342. 351. H.]

3. Größere Lehr- und Strafgedichte.

Zwei Schriftſteller vom Schluſſe des 15ten und dem erſten Viertel des 16ten Jahrhunderts ſind hier hauptſächlich zu würdigen, Sebaſtian Brand und Thomas Murner.

a. Sebaſtian Brand.

In biographiſcher und litterariſcher Beziehung iſt vorzüglich zu bemerken:

Einige Nachrichten über Sebaſtian Brands Lebensumſtände und Schriften (mit dem Bildnis Brands), in A. W. Strobels Beiträgen zur deutſchen Litteratur und Litterärgeſchichte, Straßburg 1827, S. 1 ff. [Man vergleiche nun namentlich die Einleitung zu: Sebaſtian Brants Narrenſchiff, herausgegeben von F. Zarncke, Leipzig 1854. 8. Godeke, Grundriß S. 141—143. H.]

Sebaſtian Brand war im Jahre 1458 zu Straßburg geboren. Als 17jähriger Jüngling bezog er die Hochſchule zu Baſel, wo er ſich zuerſt dem Studium der alten Sprachen und der ſogenannten freien Künſte widmete, dann die Rechtsgelehrſamkeit zu ſeinem Beruf erwählte, in der er Doctor wurde. Ebendaſelbſt blieb er als akademiſcher Lehrer im humaniſtiſchen und im juriſtiſchen Fache bis zum Jahre 1500. Am Anfang des Jahres 1501 erhielt er in ſeiner Vaterſtadt Straßburg die erledigte Stelle eines Syndicus und Advocaten. In der Folge wurde er zum Stadtſchreiber ernannt, welches Amt er bis zu ſeinem Tode bekleidete.

Neben dem, was er für die Dichtkunſt geleiſtet, machte er ſich durch verſchiedene Werke juriſtiſchen Inhalts verdient. Mit vielen ausgezeichneten Gelehrten ſtand er in Verkehr, war Mitglied litterariſcher Geſellſchaften und genoß die Gunſt des Kaiſers Maximilian, der ihn zum Pfalzgrafen machte und ihm litterariſche Aufträge gab. Er ſtarb den 10 Mai 1521.

Wenn man die Reihe ſeiner von Strobel a. a. O. S. 17 ff. verzeichneten Schriften durchgeht, ſo bemerkt man, ſoweit ſolche dem Gebiete der deutſchen Dichtkunſt angehören, eine vorherrſchende Neigung zum Spruchgedichte. Zwei hievor erwähnte Werke dieſer Art, den Freidank aus der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts und den Renner von 1300, bearbeitete er für ſeine Zeitgenoſſen. Der erſtere erſchien in dieſer Geſtalt zuerſt Straßburg 1508, der letztere erſt geraume Zeit nach ſeinem Tode, Frankfurt 1549 (von der Hagen, Grundriß S. 394. Strobel S. VII). Für die Jugend überſetzte er die Diſtichen des Cato, den Facetus u. ſ. w. („Facetus in latin, durch Sebaſtianum Brant getütſchet“, 1499. Olpe, Baſel). Dieſes letztgenannte Büchlein, auch „Liber Faceti, docens mores juvenum“ betitelt, beſteht aus einer Reihe von Sittenſprüchen in je zwei ſich auf einander reimenden Hexametern, welche Brand, auch zum Beſten ſeines eigenen Sohnes, in deutſche Reime gebracht hat:

Proque meo exposui carmina filiolo.

Auch ſonſt ſchrieb er manche einzelne Sprüche nieder; neunundvierzig ſolche hat Strobel in der angeführten Schrift S. 37 ff. (vergleich S. V f.) aus einer alten Handſchrift mitgetheilt, welche den Titel führt:

> Was volgt, das hab ich Carl Dachtler aus einzigen [1] zedeln abcopieret, ſo weiland herr D. Sebaſtian Branden, geweſenen der ſtatt Straßburg ſtattſchreibers, eigne hand ſeind. Und wie er jedes mals zu ſelbiger weis geſchrieben, alſo hab ichs auch, prout in manus venerunt, abgeſchrieben.

Unter dieſen kleinen Stücken ſind einige nach den Sprüchen Salomonis, nach Ausſprüchen des Demokritus, nach Catull, nach Meiſter Muſcatblut (Nr. 36. 43) aufgezeichnet. Von den, wie es ſcheint, nicht entlehnten einige zur Probe:

Nr. 1 Nit laß vom glauben dich abfüren,
Ob man davon will diſputieren,
Sonder glaub ſchlecht einfeltiglich,
Wie die heilig kirch thut lehren dich!
Nimb dich der ſcharpfen lehr nit an,
Die dein vernunft nit mag verſtahn!
Das ſchäfflin ſchwembt oft uß an ſtad,
Da der helfant ertrinkt mit ſchad.
Niemands nachfragen ſoll zu gnow
Dem glauben und ſeiner ehefraw,
Daß es zuletſt ihn nit geraw.

Nr. 7 Ein waßerſpinn iſt alſo leicht,
Sie gat uff waßer, tief und ſeicht,
Mit ſechs füßen und tritt nit drein:
Doch kan ihr kein wol leichter ſein,

---

[1] einzelnen, Schmeller I, 66.

Dann frauen glaub iſt und ihr trew;
Wer da uff baut, hüt ſich vor rew!

Nr. 27 Mancher begert, daß ihm werd geben
Von gott lang jahr und zeit zu leben:
So wünſch ich gotts barmherzigkeit,
Daß mir dieſelb nit werd verſeit,
So leb ich bei gott in ewigkeit,
Werden mein leſzen in allzeit leben
Mit ſeinen außerwelten da oben.

Auch ein politiſches:

Nr. 2 O han, du ſuchſt anſchlag und liſt,
Wie du kompſt uff den tütſchen miſt u. ſ. w.

Damals war Straßburg, wo Brand lebte, noch deutſches Land.

Die aufgezählten Arbeiten erſcheinen nur als Vor- und Nebenſtudien zu dem Hauptwerke, in welchem Sebaſtian Brand den ganzen Schatz ſeiner Weltbeobachtung und Spruchweisheit niederlegte. Es iſt dieſes das in ſeiner Zeit und noch lange nachher vielberühmte und beliebte „Narrenſchiff“, das zuerſt 1494 im Druck erſchien.

Strobel bemerkt a. a. O. S. 17, daß von den vielen Ausgaben des Narrenſchiffes, die von 1494 bis zum letzten Drucke 1625 veranſtaltet wurden, nur etwa die Hälfte den echten von Brand herſtammenden Text enthalte, die andern aber mehr oder weniger durch Veränderungen, Zuſätze oder Auslaſſungen entſtellt oder verſtümmelt ſeien. Er zählt dieſelben nach dieſer Eintheilung auf; zwei der unechten (Straßburg 1545 und 1549, letztere auf hieſiger Univerſitätsbibliothek) haben den Titel „Narrenſpiegel“.

Die Ausgabe, welche von mir benützt wird, Augsburg 1498. 4. (Stuttgarter Bibliothek), iſt zwar bei Strobel unter den unechten aufgeführt. Es ſcheint mir jedoch, daß eher drei Abtheilungen zu machen ſeien: der urſprüngliche Text, die von Sebaſtian Brand ſelbſt veränderten Ausgaben und die von fremder Hand herrührenden Bearbeitungen, welche als die unechten Ausgaben zu bezeichnen wären. Zu der zweiten Claſſe, in welcher der Verfaſſer ſelbſt an ſeinem Werke fortgearbeitet hat, wird die Augsburger Ausgabe von 1498 zu rechnen ſein. Sie iſt, nach der Schlußbemerkung, nach einem Straßburgiſchen Exemplar von 1494 gedruckt und die Worte „mit merer erlengerung und ſcheinbarlicher erklerung durch Sebaſtianum Brant“ mögen ſchon dort geſtanden ſein. Im Gedichte ſelbſt heißt es:

J. 1a Mit diſen narrn hab ich vil tag
Vertriben, ee ichs hab gedicht.
Noch ſind ſi nit recht zuogericht,
Wiewol diß iſt der ander truck,
Darinn ich doch vil nemlich ſtuck
Von gſchrift hiſtorien in hab gfiert,
Ein wenig daß die narrn hab grürt.
Ich het bedürft noch lenger tag,
Kein guot werk eil erleiden mag.

Ein Auszug aus dem Narrenſchiff, nach der Ausgabe Augsburg 1495, in Eſchenburgs Denkmälern altdeutſcher Dichtkunſt S. 297 ff.

Dieſes größere Gedicht beleuchtet in 114 Abſchnitten eine lange Reihe menſchlicher Thorheiten und Verkehrtheiten, denn auch das Böſe wird unter den Geſichtspunct der Narrheit geſtellt. Jeder Abſchnitt ſpiegelt ſeinen beſondern Narren ab und auf den überall beigegebenen Holzſchnitten ſind die Leute mit der Schellenkappe meiſt in treffenden, ſatiriſch-ſinnbildlichen Situationen dargeſtellt. Unter dieſen Abſchnitten findet kein geordneter Zuſammenhang ſtatt; das Ganze iſt durchaus kein ſyſtematiſches. Zwar heißt es im Eingang:

A, 3b Hie findt man der welt ganzen lauf.

Brand hat auch ſein Mögliches gethan, alle Arten von Thorheit einzuſammeln, die er in der eigenen Zeit und in ältern Geſchichten auffinden konnte. Aber wer wollte die Fülle menſchlicher Verkehrtheiten zu erſchöpfen meinen? es iſt die unendliche Manigfaltigkeit der krummen Linien. Auch die Allegorie des Schiffes, wovon das Buch ſeinen Namen hat, iſt nicht pedantiſch durchgeführt. Es liegt wohl die Vorſtellung zu Grunde, daß der Dichter alle ſeine Narren auf ein Schiff lade, das nach unſichrem Ziele umherfährt. Er ſagt am Anfang:

Des hab ich gedacht zuo diſer friſt,
Wie ich der narren ſchiff aufriſt u. ſ. w.

Einmal wird das Narrenſchiff zu einem Frankfurter Schiffe, das mit Kaufleuten und Gewerbsleuten aller Art daherfährt, deren Treiben dann durchgenommen wird. Oft erſcheint es nur in flüchtigen Andeutungen im Hintergrund; oft verſchwindet es ganz aus dem Geſichtskreis und wir finden die Narren auf dem feſten Lande anſäßig. Aber gerade dieſe ungezwungene Behandlung ſichert vor dem Ermüdenden, das mit der beharrlichen Durchführung des gleichen Bildes verbunden wäre.

Die einzelnen Abſchnitte bleiben auch nicht immer ſtreng bei Einem Thema. Es wird gern auf näher oder ferner Verwandtes übergeſprungen und doch oft am Ende wieder überraſchend eingelenkt und zuſammengefaßt. Lehre, Tadel, Spott, Sittenſchilderung, Erzählung von Beiſpielen, die mit gelehrter Beleſenheit beſonders aus den bibliſchen Schriften, aus griechiſchen und römiſchen Autoren beigebracht werden, wechſeln manigfach ab; ein Grundzug geht gleichwohl durch das Ganze in dem Aphoriſtiſchen und Sprungartigen der Gedankenfolge, in der Raſchheit und Gedrängtheit der Darſtellung und des Ausdrucks. Offenbar iſt dieſe ganze Weiſe aus der bereits nachgewieſenen Vorliebe des Dichters für das Spruchartige hervorgegangen. Er führt ſein jedesmaliges Thema nicht in ruhigen Erörterungen aus, ſondern in einer Kette von Sprüchen, deren ſich je einer aus dem andern erzeugt, und dieſe raſche Kürze bemächtigt ſich auch der erzählenden und ſchildernden Partieen. In einigen der von Dachtler aus einzelnen Zetteln zuſammengeleſenen Sprüche ſcheinen die Keime zu ganzen Abſchnitten des Narrenſchiffes zu liegen (Nr. 1. 6. 8).

Sowie das Gedicht ſelbſt keine abgemeſſene Ordnung einhält, ſo werde ich auch die Proben, die ich daraus mittheile, ohne künſtliche Verbindung hervorheben.

Von geitigkeit.

A, 7b f. (Wer in das gelt) ſetzt freüd und wunn,
Der ſicht gold lieber, dann die ſunn u. ſ. w.

Der alt narr.

Mein narrheit laßt mich nit ſein greis,
Ich bin vaſt alt, doch ganz unweis u. ſ. w.

Von braſſern.

D, 2b Der wein der macht gar manchen ſingen,
Dem nötter thet, daß er vaſt weint.
Ein ieder trunkner menſch der meint,
All welt hab gnuog, wann er ſei vol u. ſ. w.

Dienſt zweier herren.

D, 4b f. Der iſt ein narr, der underſtat,
Der welt zu dienen und auch got,

Dann wo zwen herren hand ein knecht,
Der mag nit beiden dienen recht u. ſ. w.

Unter den von Strobel bekannt gemachten Sprüchen Sebaſtian Brands lautet einer:

Nr. 8 Wer aller welt ſorg tragen will,
Dem würd der arbeit oft zu vil;
Wer aller welt ſorg tragen muß,
Dem würd plag, angſt und not zu buß.

Dies iſt weiter ausgeführt im Abſchnitt des Narrenſchiffes „Von zu vil ſorg“ (E, 3 f.). Der Holzſchnitt zeigt einen Mann mit der Schellenkappe, der den Erdball mit Bergen, Wäldern, Strömen, Städten auf dem Rücken trägt und unter der Laſt zuſammenſinkt. Die Reimſprüche ſagen unter Andrem:

Wer aller welt ſorg auf ſich ladt,
Der ſorgt umb das im nit zuoſtat u. ſ. w.

Groß römen.
N, 4 d f. Der will all welt des überreden,
Er ſei zuo Norwegen und Schweden,
Zuo Alkeir gſein und zuo Granat
Und do der pfeffer wechſt und ſtat,
Der doch nie kam ſo verr hinauß,
Het ſein muoter daheim zuo haus
Ein pfannkuoch oder würſt gebachen,
Er hets geſchmeckt und hören krachen.

Nit fürſehen den tod.
O, 6 f. Wir werden betrogen, lieben freünd,
All die auf erden leben ſeind,
Daß wir fürſehen nit bei zeit
Den tod, der unſer doch ſchont nitt u. ſ. w.

Die bisher ausgezogenen Stellen halten ſich mehr im Allgemeinen. Allein auch auf die beſondern Zuſtände ſeiner Zeit, auf das verkehrte Weſen der einzelnen Stände geht der Dichter ein.

So macht er ſich im Abſchnitt „Unnütze bücher“ über die Scheingelehrten luſtig. Er läßt einen ſolchen ſprechen:

A, 4 d f. Von büchern hab ich großen hort,
Verſtand darin gar wenig wort

Und halt ſi dannocht in den eren,
Daß ich in will die fliegen weren u. ſ. w.

(Der Holzſchnitt zeigt den Büchernarren mit dem Fliegenwedel.)

Dann ich gar wenig kan latein,
Ich weiß, daß vinum heißet wein,
Cuculus ein gouch, stultus ein tor
Und daß ich heiß domine doctor u. ſ. w.

Von ſich ſelbſt fügt der Satiriker bei:

Ich ſelber ſolt auch doctor ſein
Und brauchen faſt die bücher mein u. ſ. w.

Der Abſchnitt „Von neüen fünden“ ſchildert die Stutzer vom Schluſſe des 15ten Jahrhunderts:

Ein er was ettwann tragen bert,
Daz was gar manlich, ſchon und wert,
Do wurden man auch billich geert.
Jez hand die weibiſchen gouch gelert
Und ſchaben all tag ir zwillbacken u. ſ. w.

Die Studenten werden abgehandelt im Abſchnitt „Unnütz ſtudieren.“

E, 6 b Studentenkapp will ſchellen han u. ſ. w.

Zu dieſen Schellen wird hauptſächlich die Scholaſtik gerechnet.

Gewerb- und Handwerksleute werden in dem ſchon erwähnten Abſchnitt vom Frankfurter Geſellenſchiff vorgenommen (H, 6 c ff.), die Bauern in dem Abſchnitt „Beüriſch aufgang“ (O, 3 b f.). Ein andrer handelt „Von bettlern“; auch bei Cunz Has, der überhaupt das Narrenſchiff vor Augen gehabt zu haben ſcheint, fanden wir dieſer Claſſe eine beſondre Darſtellung gewidmet[1]. Was die höheren Stände betrifft, ſo heißt es im Abſchnitt „Groß römen“ unter Andrem:

Vil ſtellen iez nach edlen wappen,
Wie ſi füren vil löwendappen,
Ein krönten helm und guldin feld,
Die ſeind des adels von Benfeld;
Ein teil ſeind edel von den frawen,
Des vater ſaß in Rueprechtsawen u. ſ. w.

Wer noch guot ſitt, er, tugent kan,
Den halt ich für ein edel man,

---

[1] [Vergl. oben S. 532. H.]

Aber wer hat kein tugent nit,
Kein zucht, ſcham, ere, noch guot ſitt,
Den halt ich alles adels ler,
Ob joch ein fürſt ſein vater wär;
Adel allein bei tugent ſtat,
Auß tugent aller adel gat u. ſ. w.

Die Fürſten fordert er auf, von ihrer verderblichen Zwietracht abzulaſſen und ſich unter den ritterlichen König Maximilian zum Kampfe gegen die Türken zu ſtellen. Auch dieſen hohen Herren ruft er zu:

Und wer nit an mein wort gedenk,
Die narrenkappen ich im ſchenk (O, 3. 4).

Beſonders aber kommen uns noch die Äußerungen über den geiſtlichen Stand in Erwägung. Bei keinem bedeutendern Schriftſteller dieſer Periode kann unbeachtet bleiben, in welchem Verhältnis er zur Reformation ſtehe. Sebaſtian Brand war ſchon faſt 60 Jahre alt, als Luther ſeine Theſen anſchlug. Er ſtarb 1521, als die Reformation ſich auszubreiten anfieng. Sein Narrenſchiff war zuerſt 1494 erſchienen, lange bevor man von Luthern Kunde hatte. Seine geiſtigen Beſtrebungen fallen alſo in die der Reformation unmittelbar vorhergehende Zeit. Dieſem Standpuncte gemäß, hängt er am Glauben der noch ungetrennten Kirche. Er räth in dem früher vorgetragenen Spruche, ſchlicht einfältiglich zu glauben, was die heilige Kirche lehre, dem Glauben, wie der Ehefrau, nicht allzu genau nachzufragen. Er polemiſiert nicht gegen den Pabſt, gegen die Römlinge, gegen den Ablaßhandel, der auch erſt ſpäter in der unerhörten Weiſe getrieben wurde, welche Luthern zunächſt aufreizte. Aber freimüthig rügte er die kirchlichen Misbräuche und Verderbniſſe, die ſich ſeiner eigenen Beobachtung darboten. Je mehr dieſe Misbräuche ſich ſteigerten und zugleich laut wurden, um ſo kräftiger wuchs nachher der Widerſtand und die Überzeugung von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbeſſerung heran. Der Verfaſſer des Narrenſchiffs erklärt ſich noch offen gegen die Ketzerſchule zu Prag (O, 2 c), aber er ahnt bereits die Gefahr, die Sanct Peters Schiffe droht:

R, 1 b Sanct Peters ſchiflin iſt im ſchwank,
Ich ſorg gar vaſt den undergank,
Die wellen ſchlagen all ſeit dran,
Es wirt vil ſturm und plage han.

Das ſchon angeführte Capitel von neuen Fünden läßt auch die Modethorheiten der Geiſtlichen in Kleidung und Haltung nicht ungeſcholten:

A, 8 d f. Man ſech iez pfaſen, münch, prelaten,
Wie ſi in ſeltſen kleidern watten u. ſ. w.

Der Abſchnitt „Narrecht anſchleg“ (B, 6 d f.) rügt die übertriebene Bauluſt der Geiſtlichen, ebenſo wird in den Capiteln „Von tanzen“ (L, 2 a) und „Von braſſern“ (D, 2 c) dieſes Standes gedacht.

Das Capitel „Von bettlern“ berührt auch die Bettelmönche und den Reliquienhandel (L, 2 d).

Ein beſondrer Abſchnitt handelt vom „Geiſtlich werden“ (N, 2 b).

Nicht beſſer, als hier den Baurenſöhnen, geht es im Abſchnitt „Kirchen uneren“ den Domherren von adlicher Geburt (H, 3 c).

Über Simonie, Häufung der Pfründen, und andre Übelſtände wird gleichfalls Klage geführt.

In ſtarken Zügen ſpricht Brands Satire überall, wie es in ſeiner Zeit durchaus gebräuchlich war. Er giebt ſich aber auch ſelbſt Rechenſchaft darüber, im Capitel „Wahrheit verſweigen“ (N, 2 c).

Dieſe unwandelbare Wahrheitsliebe macht ſich auch im ganzen Buche fühlbar. Sie ſtammt aus derſelben Quelle, die dem Gedicht überhaupt eine höhere Geltung giebt. In allen den Irrfahrten des Narrenſchiffes verliert doch der Dichter ſelbſt niemals den Blick zu den Geſtirnen. Sein religiöſer Sinn bricht oft überraſchend hervor; während er ſtraft, ſucht er zugleich zu erheben. Er iſt beſcheiden genug, ſich ſelbſt nicht vom Anhauche der Thorheit frei zu wähnen. Am Schluſſe des Buches ſagt er:

Wer will, der leſ' diß narrenbuch!
Ich weiß auch, wo mich truckt der ſchuech.
Darumb, ob man wolt ſchelten mich
Und ſprechen: „Arzt, heil ſelber dich!
Dann du auch biſt in unſer rot“,
Ich kenn das und verjech es got,
Daß ich vil torheit hab gethan
Und noch im narrenküttel gan.
Wie vaſt ich an der kappen ſchitt,
Will ſie mich doch ganz laſſen nit.
Doch hab ich fleiß und ernſt ankert,
Damit, als du ſichſt, han gelert,

Daß ich iez kenn der narren vil,
Wie wol ich auch bin in dem ſpil,
Hab muot doch weiter, ob got will,
Mit witz mich beſſer mit der zeit,
Ob mir ſo vil got gnaden geit.

Das Narrenſchiff wurde, theils noch vor dem Schluſſe des 15ten, theils im Laufe des 16ten Jahrhunderts ins Niederdeutſche, Franzöſiſche, Holländiſche, Engliſche, Lateiniſche und einige dieſer Sprachen mehrfach übertragen.

Geiler von Kaiſersberg, ein Freund Sebaſtian Brands, geſtorben 1510 zu Straßburg, ein berühmter Prediger, hielt 110 Predigten über das Narrenſchiff, die gewöhnlich lateiniſch entworfen und deutſch vorgetragen wurden. Lateiniſch ſind ſie herausgegeben Straßburg 1510 (auf hieſiger Univerſitätsbibliothek); verdeutſcht von Joh. Pauli, daſelbſt 1520 (Koberſtein S. 108 [vierte Ausgabe Seite 454, Anmerkung 7. Gödeke, Grundriß S. 149—151. H.]. Wachler I, 154).

b. Thomas Murner.

Von ihm, als heftigem Polemiker gegen die Reformation, und von ſeinen dahin gehörenden Schriften war ſchon im fünften Abſchnitt die Rede.[1] Bedeutender für die Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt ſind ſeine größern und allgemeinern ſatiriſchen Gedichte, von welchen hier zu handeln iſt.

Im Jahr 1475 wurde er bei Straßburg geboren. Sein Lehrer war Jacob Locher, der Brands Narrenſchiff in lateiniſche Verſe überſetzt hat. 1499 war er ſchon Franciscaner und wurde zu Paris Magiſter. Um dieſe Zeit war er auch unter den Lehrern der hohen Schule zu Freiburg im Breisgau. Kaiſer Maximilian I krönte ihn zu Worms als Poeten. Zu Cracau, wo er auch lehrte, wurde er Baccalaureus der Theologie. Als Doctor dieſer Wiſſenſchaft erſcheint er 1509. Zu Frankfurt am Main predigte er 1512 über ſeine Satiren; auch zu Freiburg ſcheint er ſolche Predigten gehalten zu haben. Im Jahr 1515 las er zu Trier über ſein Chartiludium institutionum juris. Auch zu Straßburg las er 1520 juriſtiſche Collegien. Nicht lange hernach war er in England bei dem Könige Heinrich VIII, der ihn als Gegner Luthers zu ſich berufen hatte. Seine Rückreiſe aus England erfolgte 1523. Nachher, 1526, war er Pfarrer und Profeſſor der Theologie zu Lucern und wohnte in demſelben Jahre der Religionsdiſputation zu Baden an, wodurch er ſich den Spott des im vorigen Abſchnitt angeführten Liedes über dieſen Theologenkampf zuzog[1]. Wegen ſeiner Schmähſchriften wider die proteſtantiſchen Cantone muſte er, auf die Klage von Zürich und Bern, 1529 die Schweiz verlaſſen. Das Jahr ſeines Todes iſt ungewiſs, doch muß er vor 1537 geſtorben ſein. Sein unruhiger Geiſt hatte ihm auch ein unruhvolles Leben bereitet; überall hatte er ſich Gegner erweckt und ſo war auch nirgends ſeines Bleibens; ſeine theologiſche Streitluſt machte ihn zum beliebten Stichblatt der proteſtantiſchen Polemiker.

---

[1] [Vergl. oben S. 493—495. H.]

Flögel, Geſchichte der komiſchen Litteratur III, 186 ff. Waldau, Nachrichten von Thomas Murners Leben und Schriften, Nürnberg 1775. Correſpondenz des D. Thomas Murner mit dem Magiſtrat der Stadt Straßburg von 1524 bis 1526 in den angeführten Beiträgen zur deutſchen Litteratur u. ſ. w. von Strobel S. 65 ff.

Murners größere ſatiriſche Gedichte ſind: die Narrenbeſchwörung, die Schelmenzunft und die Gäuchmatt.

1. Die Narrenbeſchwörung. Erſte ſichere Ausgabe Straßburg 1512 (Wachler I, 206). Später bearbeitet von G. Wickram, Straßburg 1556 u. ſ. w.

Dieſes Werk, welches man für das vorzüglichſte unter den dreien anſieht, habe ich mir nicht zu verſchaffen gewuſt und kann daher nur nach Flögel III, 190 f. und Bouterwek S. 439 ff. davon Kunde geben.

In demſelben ſoll eine Reihe von Narrenteufeln durch Exorciſmus, wozu es einer derben Züchtigung der Beſeſſenen bedarf, aus Deutſchland zu den Welſchen vertrieben werden. Der Verfaſſer behauptet, das Recht, den Narren die Haut abzuziehen, vom Kaiſer ſelbſt erlangt zu haben:

> Min friheit ſag ich iu voran,
> Die ich von unſerm keiſer han
> Erholet, Maximilian,
> Der mirs zu Wurms uff einen tag
> Erloubt, daß ich üch ſchinden mag.

---

[1] [Vergl. oben S. 507. H.]

Sebaſtian Brand, der offenbar ſein Muſter iſt, ſoll gleichwohl hierin kein Monopol haben. Vergl. Narrenſchiff A, 3 c.

Unter meiſt ſprichwörtlichen Rubriken wird, ohne beſtimmte Ordnung, bald dieſe, bald jene Art der Unſittlichkeit und Narrheit gegeiſelt; und auch in dieſem loſen Verbande folgt Murner dem Beiſpiele Brands. Am härteſten rügt er, der nachmalige Eiferer gegen die Reformatoren, den Verfall der Kirchenzucht. Unter der Rubrik „Das rößlin machen loufen“ ſpricht er zu der Geiſtlichkeit:

Wir kaufent unſer glück und heil;
Sag mir! was iſt iez nit feil?
Tugent, ere und erberkeit
Verköuft uns als die geiſtlicheit.
Rü und leid umb unſer ſünd,
Das ſelbig als man köuflich findt,
Gnad und ere, ouch iren gunſt,
Das ſi entpfangen hond umbſunſt
Von Chriſto Jheſu in ſim leben,
Daß ſies umbſunſt ſoln widergeben.

2. Die Schelmenzunft. Die älteſte Ausgabe ſoll von 1512 ſein. Die von mir gebrauchte, s. l. et a., hat den Titel:

Die alt und new ſchelmenzunft. Ein ſchöne ſatira, das iſt ſtraffbüchlein viler hand laſter, die allenthalben in der welt uberhand genummen. Ettwann durch D. Thomas Murnar zu Frankfurt am Mein gepredigt, iederman zuor leer und niemants zuor ſchmach, iezunt wider von newem verleſen und gebeſſert nach der izigen welt lauf. (Mit Holzſchnitten und Leiſten. 4^{0}. Stuttgarter Bibliothek.)

Nicht bloß der Titel, ſondern auch die Art, wie Murners als einer dritten Perſon im Buche ſelbſt gedacht wird (A, 3a. A, 3b. 4b f.), und die am Schluſſe beigefügte „Entſchuldigung des newen ſchreibers“ (M, 3a) zeigen, daß dieſe Ausgabe eine von fremder Hand überarbeitete iſt. Der urſprüngliche Text der Schelmenzunft, welche von den Litteratoren, den Jahrzahlen der bekannten Drucke zufolge, gewöhnlich nach der Narrenbeſchwörung oder gleichzeitig mit ihr aufgeführt wird, iſt vielmehr vor dieſer entſtanden, wie aus Murners eigener Angabe im Eingang ſeiner dritten Satire, der Gäuchmatt, (B, 1b) ſich ergiebt:

Ich ſtrafft ſi vormals mit vernunft
Und ſetzt ſi in der ſchelmen zunft,

Noch deten ſi uff ſchand verharren,
Biß ich beſchwuor die ſelben narren.
Wo ich ein narren ußhar beſchwuor,
An ſtat ein legion in ſuor u. ſ. w.

Die Schelmenzunft iſt, wie ſchon ihr Name beſagt, mehr die Schelmen, den Lug und Trug der Menſchen, als ihre Thorheit, zu züchtigen beſtimmt. Sie iſt in Geſprächsform abgefaßt. „Underredner“, wie ſie genannt werden, ſind zunächſt „Podagricus, Schreiber, Tabellio“. Der Podagriſt hat ſich zur Zeitkürzung viel neuer und ſeltſamer Bücher bringen laſſen, darunter Murners Schelmenzunft, von der alſo eine frühere Ausgabe vorausgeſetzt wird. Es ſcheint ihm, der Welt ſei darin zu viel gethan, und er beſchließt, durch Schreiben und Botſchaft zu erkunden, ob die Schelmen wirklich ſo ſeien, wie Murner ſie geſchildert. Der Tabellio wird als Bote ausgeſandt; bald iſt er wieder zurück und meldet, daß Murner der Sache nicht halb Genüge gethan. Er hat ſelbſt mehrere der Schelme mitgebracht, die nun auch redend auftreten. Der Schreiber nimmt das Protokoll darüber auf. Die Schelme werden unter folgenden, zum Theil auch ſprichwörtlichen Benennungen aufgeführt, je mit entſprechendem Holzſchnitt:

„Der blawen enten prediger“;[1] gegen die Geiſtlichen, die, um größerer Einnahme willen (durch das Opfer), auf der Kanzel, ſtatt vom Wort Gottes, von allerlei unnützen und läppiſchen Dingen reden.

„Der zungendreſcher“; dieſer ſagt von ſich ſelbſt:

Ich bins, der ſelbig dapfer man,
Der gſiglet brief durch reden kan.

Der Tabellio berichtet dazu unter Andrem:

Es iſt ein volk, das ſeind juriſten.
Wie ſeind mir daz ſo ſeltſen Chriſten!
Sie thunt das recht ſo ſpitzig bügen
Und künnents, wo man wil, hin fügen.
Codex, lodex, decretal u. ſ. w.

„Der weinrüfer“;[2] hierunter ſind diejenigen gemeint, die jedem etwas anheften möchten; „einem den Wein ausrufen“ ſcheint ſprichwörtlich üble Nachrede bezeichnet zu haben.

---

[1] Vgl. Göz, H. Sachs III, 50: „Von plaben enten ſagt ſie her“.

[2] Vgl. Narrenbuch S. 398.

„Der eiſenbeißer“; der ruhmredige Kriegsmann, wobei an den Thraſo des Terenz erinnert wird. Auch hier iſt ein Bild des mehr beſprochenen Landsknechts gegeben.

„Ströenbartflechter“; dieſer ſpricht:

Ich hör auch an der ſchelmen rott,
Daz ich kann thun ein gferbten ſpott
Und dir ein ſach fürhalten, do
Du ſchwürſt ein eid, ihm wer alſo;
Wenn du die ſach beſicheſt recht,
Ein ſtröern bart hab ich dir gflecht.

Er wird zum Zunftmeiſter der Schelmen ernannt und dieſe rufen alle zuſammen:

Ja, ja, er iſt der rechte mann,
Ders ſchelmwerk heimlich treiben kann.

Hierauf folgt der „Zerfleiſcher“, der die Leute, die er verrätheriſch auf die Schlachtbank giebt, mit der Zunge ums Leben bringt.

„Der kerbreder“:

Hie bin ich, ſeht mich frölich an!
Ich darf noch wol zuon ſchelmen ſtan,
Hab oft an ein kerbholz geredt,[1]
Da nimmants kein bezalung thett.
Verbeißen dunkt mich adlich ſein,
So leiſten gat in pauren ſchein u. ſ. w.

„Der ſchulſackfreſſer“, der ſein Erlerntes wieder aufzehrt.

„Rockverdiener“, der ſich durch Wohlthuerei einen grauen Rock verdient.

„Holhaffenreder“, die aus dem hohlen Hafen rufen, viel Geſchrei machen und nicht wiſſen, was ſie ſagen, beſonders die unwiſſenden, ihr Geſchäft gedankenlos treibenden Geiſtlichen.

„Der dreckrütler“, der alte, längſt vergeſſene Schande wieder aufrüttelt und damit neuen Streit verurſacht.

„Der orenmelker“, der den Leuten ſagt, was ſie gerne hören.

---

[1] An das Kerbholz reden, d. h. rechnen; des Schreibens Unkundige bezeichneten die Schuldigkeit, worüber ſie in Rechnung ſtanden, durch Einſchnitte, Kerbe, in Stäbe, Kerbhölzer, deren je der Gläubiger und der Schuldner eines hatte; die Einſchnitte in beiden muſten bei der Abrechnung auf einander paſſen. (Vgl. M, 4a: „Drumb laß ichs an ein kerbholz ſagen“.)

„Hippenbub“;[1] die eigentliche Bedeutung dieſes bei Murner öfters vorkommenden Worts weiß ich nicht anzugeben; die bildliche ergiebt das Gedicht:

Hippenbuoben iſt ein orden,
Wer darinn iſt meiſter worden,
Der kan ſchelten, wenn er wil,
Und wider loben nur zuo vil.

„Geltnemmer zuoruck“, d. h. der hinterrücks Geſchenke annimmt; dahin werden auch die Fürſten gerechnet, die das Recht verkaufen.

„Garnſpinner“; die Deutung iſt etwas gezwungen.

„Schmackebretlin“, der Schmarotzer.

„Leüſſetzer“, der Ungeziefer in den Pelz ſetzt, in dem es von ſelbſt ſchon wächſt:

(Podagricus.) Darumb ſo halt ichs für ein ſchand,
Daß mancher ſchelm das böſe zeigt,
So wir darzuo ſelbs ſeind geneigt u. ſ. w.

(Tabellio.) Mancher zindt iez ein fewrlin an,
Das en ſein zinden ſelber bran.
Die junge welt iſt ſo verkert;
Mich dunkt, wer ſie iez bosheit lert,
Der dreit das waſſer in den Rein u. ſ. w.

Die Gevatterinnen „Seltenfraid“ und „Seltenfrid“, zwei alte Läſterzungen, deren erſtere mit Verzaubern droht, worauf der Tabellio ihr die Nativität ſtellt.

„Zwiſchen ſtülen niderſitzen;“ daſſelbe, was Brand unter der Rubrik „Dienſt zweier herren“ im Narrenſchiff ausgeführt hat, womit Einiges wörtlich zuſammenſtimmt.

„Geber ſüßer wort, Süßwortgeber“; beſonders gegen Solche, die mit ſüßen Worten um ein altes Weib des Gelds halber werben.

„Grobian“ oder „Sauwkröner“, gegen bäuriſche Sitten; der Schreiber ſagt zu ihm:

---

[1] Schmeller II, 221: „holhippen u. ſ. w. Einen, ihn ſchmähen, läſtern. Der Hippenbueb (ä. Sp.), Spitzbube, Schlingel.“ (Zuletzt ſagt der Hippenbub: „Ich dennocht vil mer hippen hab, Bleib nach als vor ein hippenknab.“) Gargantua S. 141, oben. Göz, Hans Sachs II, 135. [Faſnachtſpiele 373. 791. K.]

Gebſt mir von deiner grobkeit zol,
So mechtig ward kein herr am Rein,
Der mit mir legt gleich pfennig ein.

Auch das Narrenſchiff hat einen Abſchnitt „Grob narren“ (N, 1), worin das Schwein mit der Krone geht, hauptſächlich in Beziehung auf unflätige Reden beim Trinkgelage.

„Zungenſchleifer“, Schmeichelredner, Gegenſatz des Grobians.

„Naſſer knab“; unter dieſem Namen, der bei den Schriftſtellern des 16ten Jahrhunderts häufig vorkommt und dem Wortlaute nach einen durſtigen Bruder bezeichnet [1], ſind hier verſchiedene Arten von Schälken und Betrügern gemeint, insbeſondre ſolche,

Die vil verzern und wenig haben.

„Meusſenger“:

Wer meus wil ſahen nach ſeim ſinn,
Der beſtreich die fallen doch vorhin!

Als ſolche Fallenſchmierer werden die Kaufleute namhaft gemacht, die, beſonders auf der Meſſe zu Frankfurt, ihre betrügeriſche Waare oben wohl zugerüſtet zeigen.

„Der waſſertrager“, der Mann, der Waſſer in den Brunnen trägt, d. h. die Schälke vergeblich mahnt und warnt, wird, ſeiner verlorenen Arbeit unerachtet, willkommen geheißen.

Der Mann mit dem Schnabel („ſchnebler man“).

(Tabellio.) Der mit ſeim maul erreichen kan
Den himmel und all ſternen dran u. ſ. w.

„Reifſtecker“, der den Wirthsreif der Schelmerei wenigſtens äußerlich aufſteckt. Man ſoll auch den böſen Schein meiden:

Wer wil han ein erbaren ſchein,
Der zieh den ſchelmenreif auch ein u. ſ. w.

Wer kein dieb mit werken iſt,
Der ſol nit brauchen diebſchen liſt.
Wer nit ſchenken wil den wein,
Der zieh ins teufels namen ein
Den reif! ſo ſiht man, was da briſt
Und daß kein wein da feile iſt u. ſ. w.

---

[1] Halliſche Litteratur-Zeitung 1829, Nr. 55, S. 439 (Recenſion des glückhaften Schiffs).

„Der onnütz vogel“, der Wiedhopf, der ſein eigen Neſt beſudelt; dahin werden die gerechnet, die ihre eigenen Herren, Dienſtleute, Angehörige, beſchimpfen, beſonders aber die Geiſtlichen, die auf dem Predigſtuhl den Laien über andre Geiſtliche vorklagen.

„Schelmenbeichtvater“; dieſer beklagt ſich über das leichtfertige Beichten der Schelme, die nur ſchnell abgefertigt ſein wollen und bloß diejenigen Schelmſtücke angeben, worüber ſie ausdrücklich befragt werden:

Wilt du dich der klägte ſchamen,
So hüt dich vor den werken auch!
Mach kein fewr! ſo meidſt den rauch.

Der Beichtvater erhält aber auch ſelbſt vom Podagriſten die Ermahnung, mit chriſtlichem Beiſpiel voranzugehen. Die Geiſtlichen ſollen ihr Leben nach der Schrift einrichten

Und nit alſo onnütz dichten
In menſchengſatzen und verbot,
Die uns gott nie befolen hot u. ſ. w.

„Bolzfiderer“, der Lügner, der von fremden Landen erzählt, dahin ſeinen Bolz beſiedert, wo man ihn nicht ertappen kann:

Federlin hin, federlin her,
Ich kann wol ſagen frembde mer,
Je weiter ſag, ie mer erlogen;
Drum ſpann ich ſteis mein ſtelen bogen
Und ſchieß weit gar in frembde land,
So ich drein lieg, iſt mir kein ſchand;
Wer wil es ſo behend erfaren? u. ſ. w.

„Achſelntrager“, der auf beiden Achſeln trägt, ein „jaknecht“, der überall und nach allen Seiten ja ſagt. Er ſelbſt erzählt, wie er durch Jaſagen endlich vom Dienſte gekommen:

Ich dient meim herren lang zeit recht,
Biß da wir auf ein acker ſchlecht
Kamen und er ſprach: „Hie wer guet
Salz auſſehen in ſichrer huot“;
Und ich verjatet das behend,
Mainet, ich hett es wol erkent.
Von ſtund an mir da urlaub gab:
„Deins dienſtes ich itzt gnügen hab,

Was mir gefelt, behagt auch dir,
Das treibts die leng nu nit bei mir;
Es iſt nit als recht, was ich thuo,
Noch ſagſtu allzeit ja darzuo.“

„Federleſer“, der Augendiener, der ſich an manchen Orten wohl dran macht, indem er den Herren die Schleißen vom Rocke lieſt.

Zuletzt iſt noch von denen die Rede, die ſich „dem teufel auf den ſchwanz gebunden“, d. h. die, wenn es ihnen nicht gleich nach Wunſche geht, an Gott verzweifeln und ſich das Leben nehmen. Dieſe will der Schreiber nicht einmal in die Schelmenzunft aufnehmen.

Die Verhandlung ſchließt damit, daß der Potagricus dem Tabellio, der ihn mit all dieſen Schelmen bekannt gemacht, nun aber vor Alter nicht mehr wohl botenlaufen kann, einen Platz in ſeinem Pfrundhaus anweiſen läßt.

3. Die Gäuchmatt (Kuckucks- oder Narrenwieſe). Älteſte Ausgabe, Baſel 1519. 4°. (Stuttgarter Bibliothek):

Die geuchmat, zuo ſtraff allen wibſchen mannen durch den hochgelerten herren Thoman Murner, der heiligen geſchrift doctor, beider rechten licentiaten und der hohen ſchuol Baſel des keiſerlichen rechtens ordenlichen lerer, erdichtet und einer frummen gemein der löblichen ſtatt Baſel in freuden zuo einer letz beſchriben und verlaſſen.

Die Gäuche, die in dieſer Satire durchgezogen werden, ſind, wie der Titel ſagt, die weibiſchen Männer, d. h. die ſich von den Weibern äffen und gängeln laſſen; die Thorheiten bis zu den gröſten Freveln, welche durch Weiber veranlaßt worden, ſind hier in langer Folge willkürlich zuſammengereiht und mit Beiſpielen aus bibliſcher und Profangeſchichte belegt, Alles unter Rubriken, die ſich auf den Gauch, den Vogel Kuckuck, der auch überall auf den Holzſchnitten figuriert, beziehen; z. B. „den gouch locken, den gouch ſohen, den gouch berupfen, den gouch ußbrüten, den gouch etzen, den gouch lernen ſingen“ u. ſ. w. Die Faſſung iſt die, daß all dieſe Gäuche, ſammt ihren Gäuchinnen, unter der Herrſchaft von Frau Venus auf einer Wieſe bei Baſel verſammelt werden und hier unter geſchwornen Artikeln und beſondern Freiheiten eine Zunft bilden, deren Kanzler der hochgelehrte Dr Murner ſelbſt iſt. Obgleich von viel größerem Umfang, als die Schelmenzunft, iſt doch dieſes Gedicht weit gehaltloſer und eintöniger, als jene, und ich weiß darum aus ihm nur Weniges zur Probe auszuheben.

Derjenige, welcher zum Zunftmeiſter der Gäuchmatte erwählt wird, hat ſich dazu durch zwölf gäuchiſche Artikel, verliebte Thorheiten, zu dieſer Würde befähigt. Darunter folgende:

10, 1 a ff. Zuom fünften, wenn er ir [der geuchin] wolt ſchriben
Und geucheri mit worten triben,
Iſt er zuom ſcherer vorhin gangen
Und het ſin eigen bluot entpfangen,
Das im do ließ der ſcherer gon,
Domit er hat die gſchrift gethon,
Sin derechten und geuchſchen muot
Verſchriben ir mit eignem bluot,
Als ein großer geuch dann thuot u. ſ. w.

Zwölf beſondre Lehren, wie alle übrige Satzungen in Proſa verfaßt, handeln davon, wie ſich der Gauch mit Hemden und ſonſt in ſeinem Aufputze ſäuberlich halten ſoll; z. B.:

Die nünde lere. Es ſol kein zarter geuch kein hembd nimmer mer anthuen, es ſi dann vorhin von der negerin in falten geſtrichen, denn die falten geben dennecht dem hembd ein ſchönen anblick, mit namen dem badhembd, ſo man in das bad gat.

Die zehend lere. Kan er das alles nit thuen, ſo ſchnid er löcher in das wammes und neg reine diechli für die löcher! ſo wenet man aber, es ſi das hembd, oder kouf ein rein wiß bruſtduoch, das entblöz er do vornan bi der bruſt!

Die eilfte lere. Er ſol al acht tag zwei mal laſſen ſcheren und dri mal daz har laſſen püſſen, daz es ſin krus werd, wie einem jungen Jeſusknebli, und ſchwarze ſiden ſchnierli an den hals henken, ein herzlin dran, oder ein gleslin mit balſam, oder ſunſt biſſem in einem ſiden düchlin, oder marderdreck, der ſchmackt ouch wol und koſt nüt.

Auch in dieſer Satire bleibt die Geiſtlichkeit nicht verſchont. Der neunte Artikel der Gäuchmatte iſt überſchrieben „Geiſtlich geuch“ und lautet ſo:

Es ſol ein geuch nit allein uff dem feld, oder in den welden gucken [mit dem Kuckucksrufe locken] künnen, ſunder ouch in der kirchen und under der predig, uff den karfritag, oder ſo iederman am heiligſten iſt; alsdann ſol er ſinen ſchanz luogen, wie er briefli der geuchin in den ſtuol leg, ſtoß oder verberge, ir hoffire, oder ſunſt fründlich winke, daß ſi dobi erkenne, daß er ir die heilige zit nit vergeſſen hab. Denn die geiſtlichen und ordenslüt guckent doch ouch oft und dick in der kirchen, denn es wurde got oft übel geſungen, wenn wir nit wißten, daß unſer geſang die geuchin höret. Es duot uns geiſtlichen dick wol im herzen, daß der arm gemein man meinet, wir ſingen, pfiffen, orglen got, ſo locken wir dem gouch.

Beſonders beachtenswerth iſt noch der „Beſchluß der geuchmatten“, worin Murner ſich ziemlich naiv über Anlaß, Abſicht und Art ſeiner ſatiriſchen Schriften erklärt und manigfachen Tadel von ſich abzuwenden ſucht:

Sünden nent man mancherlei,
Die ich iez nen ein geucheri
Und vormals nant ichs ſchelmenſtück,
Wo einer that ein buobenſtück;
So hieß ichs vor die narren bſchworen,
Die ſelben alle ſünder woren.
Ich hab in allem minem ſchriben
Nüt denn ſünden weln vertriben u. ſ. w.

So verſichert er auch, daß er nur die böſen Weiber gemeint, die frommen aber wohl zu ſchätzen wiſſe.

Man darf ſich nicht wundern, daß Murner in der vorgetragenen Stelle ſeinen Satiren einen ernſteren Gehalt beilegt, denn über die Narrenbeſchwörung und die Schelmenzunft hat er, nach ſeiner eigenen Angabe, zu Frankfurt gepredigt (Flögel III, 186. 191), auf ähnliche Weiſe, wie Geiler von Kaiſersberg über Brands Narrenſchiff.

Tadel und Spott der Zeitgenoſſen über dieſe ſeltſamen Werke eines Doctors der Theologie und Franciscanermönchs konnten freilich nicht ausbleiben. Beſonders nahmen ihn die proteſtantiſchen Reformationspolemiker auch hierüber empfindlich mit. Karſthans wirft ihm, in dem bekannten Geſprächbüchlein, unter Andrem vor (B, 1 a)[1]:

Uwer red iſt nit dan von genſen, geüchen, ſchelmen, keiben.

Und weiterhin:

Scheint wol, daz doctor Murner mer uff der gauchmatten gefogelt hat, dan in der heiligen geſchrift ſtudiert.[2]

Man erinnere ſich der früher[3] aus einer andren Streitſchrift dieſer Art angeführten Stelle. Die kleinern ſatiriſchen Gedichte Murners, von denen einige in jener Stelle beiläufig, andre im Abſchnitt von der Reformationspolemik erwähnt wurden, ſind verzeichnet bei Flögel a. a. O.

---

[1] [Böcking IV, S. 628. 636. H.]

[2] Auch das Lied von der Diſputation zu Baden enthält ſpöttiſche Anſpielungen, beſonders auf die Gauchmatt. [Vergl. oben S. 507. H.]

[3] [Vergl. oben S. 500, Anm. H.]

Zur Charakteriſtik Murners im Allgemeinen bemerke ich Folgendes:

In den deutſchen Heldenliedern tritt ein eigenthümlicher Charakter auf: der ſtreitbare Mönch Ilſan. Er trägt die Kutte über dem Harniſch, iſt ſtets mit Scheltworten und Fauſtſchlägen bereit, tummelt ſich mit den Helden im Roſengarten und reibt Kriemhilden, die ihn als Sieger küſſen muß, mit dem Barte die ſchönen Lippen blutig. Er iſt voll derber Poſſen und ſeine Erſcheinung weckt überall den neckiſchen Spott. Im Narrenſchiffe wird der „münch Eilſam mit ſeim bart“ (N, 1c) unter den Grobianen aufgeführt. Dieſer ſtreitbare, poſſenhafte Mönch ſpiegelt uns den ſchriftſtelleriſchen Charakter Thomas Murners; wie Ilſan in den Heldenkämpfen, ſo iſt Murner im Reformationsſtreite die luſtige Perſon.

Bouterwek charakteriſiert Murnern, in Zuſammenſtellung mit Sebaſtian Brand folgendermaßen (S. 438 f.):

> Das ganze Leben Murners giebt zu erkennen, daß er ein unruhiger Kopf war, der nirgends lange in Frieden leben konnte. Denſelben Charakter verrathen ſeine Schriften. Eine gewiſſe Redlichkeit im Eifer für ſittliche Bildung und geſunder Verſtand iſt in Murners didaktiſcher Satire nicht zu verkennen; aber es fehlt ihr die Ruhe und innere Würde, durch die ſich Brand, auch wo er in Eifer geräth, zu ſeinem Vortheil auszeichnet. Murner ſelbſt lehrt uns, daß er ſich ſeinen Landsmann Sebaſtian Brand zum Muſter gewählt hatte. Beider Satiriker Manier unterſcheidet ſich meiſtens nur durch den Grad der Lebhaftigkeit des Spottes. Murner, von ſeiner natürlichen Heftigkeit hingeriſſen, eifert mit Ungeſtüm; er ſchimpft, wo Brand nur tadelt. Murner hat mehr ſatiriſchen Witz, als Brand; aber das Bedürfnis, das ganze Maß ſeines Witzes auszuſchütten, macht ihn umſtändlich und zuweilen geſchwätzig. An Derbheit der Gedanken und des Stils ſind beide Satiriker einander ungefähr gleich. Von dem höheren Intereſſe der Poeſie hatten Beide keine Ahndung.

Dieſe Vergleichung erſcheint mir zu günſtig für Murnern und zu unvortheilhaft für Brand. Wenn mir gleich, was Murnern betrifft, deſſen Narrenbeſchwörung, welche Bouterwek vorzüglich im Auge haben mochte, nicht zu Gebote ſtand, ſo glaube ich doch, daß die beiden mir bekannten größern Gedichte den Grund ſeines dichteriſchen Vermögens durchſchauen laſſen. Schon eine äußerliche Vergleichung ergiebt, daß zwar in Brands Gedichte Anordnung und Verbindung zum Ganzen nicht minder loſe gehalten ſind, als in Murners Werken, daß aber bei

Erſterem die einzelnen Abſchnitte viel gedrängter und auch bei freierer Gedankenfolge klarer und folgerichtiger in ſich abgeſchloſſen ſind, als bei Murner, der allzu leicht in Wiederholungen und Widerſprüche abirrt. Jener wagt überraſchende Zuſammenſtellungen, die gleichwohl in einer höheren Einheit verbunden ſind; dieſer hebt manchmal ſeine Charakterbilder wieder auf, indem er Züge einmiſcht, die nicht dahin gehören, ſondern aus einer der vorhergehenden oder nachfolgenden Schilderungen hieher verirrt ſcheinen. Die Grundverſchiedenheit, auf der auch dieſe äußern Erſcheinungen beruhen, liegt aber darin, daß die Behauptung, als hätten Beide von dem höheren Intereſſe der Poeſie keine Ahnung gehabt, nur von dem Letztern gilt. Auch Brand verfolgte nicht abſichtlich poetiſche Zwecke, aber ſeine Satire gieng aus einem tiefern und erſtern Geiſte, aus einem religiös und dichteriſch bewegten Gemüthe hervor, was beides bei Murnern fehlt; daher ſtammt die Ruhe und Würde, die ihm Bouterwek zuerkennt und die bei Murnern ſo ſehr vermiſt wird, darum iſt bei Brand der Ernſt die Folie des Scherzes, darum ſtehen ihm Narrheit und ſittliche Verkehrtheit in natürlicher Verbindung, während Murner, in dem vorgetragenen Beſchluſſe der Gäuchmatt, ſich vergeblich abmüht, das Verhältnis von Scherz und Ernſt, von Thorheit und Sünde, wie es in ſeinen Schriften beſtehen ſoll, ins Reine zu bringen; darum erſcheinen auch die einzelnen Sprüche und Sentenzen bei Brand körniger und tiefſinniger, bei Murner zerfloſſener und oberflächlicher. Jener hat den gangbaren Sprichwörtern nicht ſelten einen geiſtigern Gehalt angeeignet, dieſer hat ſie mehr nur in Beiſpielen ausgelegt. Gemeinſam bleibt ihnen die aphoriſtiſche Form der Behandlung, der geſunde Verſtand und die Derbheit des Tadels und Spottes, die jedoch bei Murner, aus Mangel an innerem Anhalt, viel mehr in Rohheit ausartet.

Den ſcheinbaren Widerſpruch, daß Murner, der doch ſelbſt die Blößen des geiſtlichen Standes ſo rückſichtslos aufgedeckt, nachher Luthern auf das heftigſte angegriffen, hat man aus ſeinem gekränkten Ehrgeize zu erklären geſucht, indem er ſelbſt ſich den Ruhm eines Reformators auf ſeine Weiſe hätte vorbehalten wollen (Wachler I, 204. Horn I, 116). Allein da ſeine Satire, einzelne Andeutungen ausgenommen, doch in der Hauptſache nur gegen die äußern Schäden der Kirchenzucht gerichtet iſt, ſo ſcheint man auch nicht genöthigt zu ſein, zu jener gehäſſigern Erklärung zu greifen. Wenn Murner die ſatiriſche Richtung gegen die Geiſtlichkeit ſeiner Kirche ſpäterhin, nach eingetretener Spaltung, nicht weiter verfolgte, ſo konnte ihn davon eben der Zuſammenhang abgebracht haben, den die Reformatoren zwiſchen den äußerlichen Misbräuchen und den Lehrſätzen der Kirche ſelbſt geltend gemacht hatten.

Die didaktiſch-ſatiriſche Weiſe Brands und Murners, die ſprichwörtliche Lehrweisheit und die Entwicklung gedrängter Charakterbilder aus dem Kerne der Sprichwörter, möchte wohl auch zum Frommen der heutigen Lehrdichtung größere Beachtung verdienen, als ihr bisher geworden iſt. Man würde von einem Dichtwerk unſrer Tage allerdings eine ſtrengere Einheit erfordern, als das Narrenſchiff und die Schelmenzunft ſie aufweiſen können, und an ſprichwörtlichen Redensarten von ſinnlicher Kraft und lebendiger Anſchaulichkeit iſt unſer Volk ſeit drei Jahrhunderten beträchtlich ärmer geworden. Aber den Lauf der Welt in kernhaften Sinnſprüchen, in ſcharf hingeſtellten und raſch vorüberziehenden Lebensbildern aufzufaſſen, iſt eine für alle Zeiten gültige Aufgabe und ihre Löſung aus den Tiefen eines reichen Geiſtes könnte uns miteinemmal der ſyſtematiſchen Breite entheben, die wir als das Erbtheil der didaktiſchen Poeſie zu betrachten gewohnt wurden.

Am Schluſſe dieſes Abſchnitts muß ich noch kurz erwähnen, daß unter den Verfaſſern größerer lehrhafter Dichtungen noch Bartholomäus Ringwaldt [1], früher als Kirchenliederdichter genannt, hätte aufgeführt werden müſſen, wenn mir ſeine Lehrgedichte „die lautere Wahrheit“ (Erfurt 1585 und öfter) und „der treue Eckart“ (zuerſt Frankfurt a. d. O. 1590), letzteres die Viſion eines Kranken, der Himmel und Hölle durchwandert, zugänglich geweſen wären (Bouterwek S. 434 ff. Koberſtein S. 126 [Vierte Ausgabe S. 431. 434. H.]).

---

[1] Bartholomäus Ringwaldt und Benjamin Schmolk, ein Beitrag zur Litteraturgeſchichte des 16ten und 18ten Jahrhunderts von Hoffmann von Fallersleben. Breslau, Hentze, 1833. 88 S. gr. 8. [Gödeke, Grundriß S. 403—405. H.]

Achter Abſchnitt.

Erzählende Dichtungen.

Je mehr in dem Zeitraum, auf den ſich unſre Darſtellung erſtreckt, die eigenſten Intereſſen der Poeſie zurückſtehen, dagegen die praktiſchen und polemiſchen Richtungen vorherrſchen, um ſo weniger ſtreng kann auch nach poetiſchen Formen geſondert werden. Jene vorherrſchenden Zeitrichtungen bemächtigen ſich aller Formen und wenn wir in den vorhergehenden Abſchnitt von den Lehr- und Strafgedichten Verſchiedenes aufgenommen haben, was der erzählenden Gattung angehört, eben weil die Erzählung nur als Einkleidung des lehrhaften Zweckes erſchien, ſo werden wir noch mehr in den gegenwärtigen Abſchnitt von den erzählenden Dichtungen die didaktiſche und ſatiriſche Richtung herübergreifen ſehen. Dennoch bleibt immer der Unterſchied zwiſchen der beſtimmten Abſicht der Lehre und Rüge, wie ſie in den Gedichten des vorigen Abſchnitts vorwaltete, und der freieren Luſt des Darſtellens und Geſtaltens, die wir mehr in dem jetzigen Abſchnitte wirkſam finden werden. Scharf kann allerdings, unter den angegebenen Verhältniſſen, die Grenze nicht gezogen werden, Übergänge und Eingriffe werden ſich manigfach bemerklich machen.

Wir theilen die erzählenden Dichtungen, die uns hier in Betracht kommen, in drei Claſſen ab: Fabeln, Schwänke, Romane.

---

1. Fabeln.

Die Dichtart, die unter dem Namen äſopiſche Fabel bekannt iſt, wurde vom Mittelalter her in Deutſchland fleißig gepflegt. Als Fabeldichter unſres Zeitraums ſind zu nennen: Luther, der zunächſt für ſeinen

Sohn Hans einige äſopiſche Fabeln bearbeitet hat; Hans Sachs, in deſſen Werken ſich 59 Stücke dieſer Art finden; dann, durch natürliche Gefälligkeit und Gewandtheit der Erzählung ausgezeichnet, Burkard Waldis, geſtorben nach 1554, deſſen „Äſopus, ganz neu gemacht“, Frankfurt 1548, in vier Büchern 400 Fabeln und kurze Erzählungen enthält, von denen die letzten hundert neu gedichtet, die übrigen aus ältern umgearbeitet ſind [1]; ferner Daniel Holzmann, Erasmus Alberus, Hartmann Schopper (Bouterwek IX, 445 ff. Vergl. 341. Wachler I, 200 ff. Koberſtein S. 127 [Vierte Ausgabe S. 432. 433. H.]).

Die Thierfabel, in welcher der Lehrzweck vorwaltet, iſt aber auch zu größeren und freieren Darſtellungen ausgedehnt worden, die das Treiben der Menſchen in den Bildern der Thierwelt parodiſch abſpiegeln. Dahin gehören:

Reineke Fuchs (**Reineke de Vos**), deſſen niederdeutſche Abfaſſung gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts fällt. Dieſelbe erſchien zuerſt Lübeck 1498 im Drucke. Als Verfaſſer nennt ſich Heinrich von Alkmar, gewöhnlich aber hält man Nikolaus Baumann für den wahren Dichter. [2] Neuere Ausgaben: zugleich mit dem Koker (Köcher), einem niederdeutſchen Spruchgedichte, das wohl nicht viel jünger iſt, Wolfenbüttel 1711; von Gottſched, Leipzig 1752; von Voß und Bredow, Eutin 1798; und von Scheller, Braunſchweig 1825. [Von Hoffmann, Breslau 1834. 1852. H.] (Koberſtein S. 91—93 [Vierte Ausgabe S. 356. 357. H.]).

Der **Froſchmäuſeler** von Georg Rollenhagen, zuerſt gedruckt Magdeburg 1595. Die neueſte Ausgabe von 1730. Der Verfaſſer iſt geboren 1542 und geſtorben 1609. Sein Werk iſt theils der Batrachomyomachie, theils dem Reineke Fuchs nachgebildet (Koberſtein S. 117—119 [Vierte Ausg. S. 358 H.]).

Von dieſen ſämmtlichen Fabelgedichten habe ich, zumal bei der beſchränkten Zeit, die uns noch übrig iſt, hier nur ſummariſche Notiz gegeben, da ſie gröſtentheils nicht eigenthümliches Erzeugnis dieſes Zeitraums, ſondern Bearbeitungen und Nachahmungen älterer oder fremder Dichtungen ſind. Das bedeutendſte, der Reineke Fuchs, das noch von wahrhaft epiſchem Geiſte belebt iſt, zieht die Litterargeſchichte ſeiner uralten

---

[1] [Vergl. Eſopus von Burkhard Waldis, herausgegeben von Heinrich Kurz. I. II, Leipzig 1862. 8. Man ſehe auch Wilh. Grimm, Thierfabeln bei den Meiſterſängern, Berlin 1855. 4. Gödeke, Grundriß S. 358—365. H.]

[2] [Vergl. namentlich J. Grimm, Reinhart Fuchs, Berlin 1834. 8. Cap. VIII. H.]

Fabel in die mittelhochdeutſche und altfranzöſiſche Dichtkunſt hinauf. So wie es aus dem Ende des 15ten Jahrhunderts vorliegt, iſt es durch die Übertragungen von Göthe und Soltau hinreichend bekannt und allgemein zugänglich. Ebenſo der Froſchmäusler durch die Bearbeitung von G. Schwab, Tübingen 1819.[1]

2. Schwänke.

An kürzern, ſcherzhaften Erzählungen war ſchon die mittelhochdeutſche Periode ſehr fruchtbar.[2] Unerſchöpflich ſtand hierin die nordfranzöſiſche Poeſie voran. Mit eigenthümlichem Gepräge iſt dieſe Dichtart auch in unſrem Zeitraum bearbeitet worden.

Bei den Meiſterſängern iſt angeführt worden, daß auch ſie, außerhalb der Schule, in den Zechen, Lieder ſcherzhaften Inhalts, in der Form des Meiſterſanges, zu ſingen pflegten. Ein Schwank des Hans Sachs in dieſer Form wurde damals ausgehoben.[3] Es ſind aber auch ſolche vorhanden, die wohl noch dem 15ten Jahrhundert angehören (Zürcher Liederbuch). Dahin mag auch folgendes Lied gehören, das ins Lalenbuch eingeſchaltet iſt (Narrenbuch S. 453 ff.):

Zu Manghoffen in Baierland ſpate u. ſ. w.

In der gewöhnlichen Weiſe gereimter Erzählungen erſcheint um die Mitte des 15ten Jahrhunderts als Dichter von Schwänken Hans Roſenblut, der Schnepperer, den wir im dritten Abſchnitt als Verfaſſer des Nürnberger Kriegs von 1450 kennen gelernt haben.[4] Seine Erzählungen und ſonſtige Gedichte ſind, wie früher bemerkt worden, verzeichnet in von der Hagens Grundriß S. 364 ff. und in der Einleitung zum 3ten Bändchen der Auswahl Hans Sachſiſcher Dichtungen von Göz (S. LXX ff.). Als Anhang dieſes Bändchens ſind auch einige ſeiner Schwänke mitgetheilt.[5]

---

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 400. 401. H.]

[2] [Vergl. oben S. 190 Anmerk. 1. H.]

[3] [Vergl. oben S. 344. 345. H.]

[4] [Vergl. oben S. 365—367. H.]

[5] [Ausführliche Mittheilungen giebt A. Keller, Faſtnachtſpiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert, Stuttgart 1853. 8. S. 1083 ff. H.]

Nach ihm iſt in dieſem Fache, wie in ſo manchen andern, Hans Sachs ſehr reich. Von ihm Einiges zur Probe:

Sanct Peter mit der geiß (Göz II, 87 ff.).
Da noch auf erden gieng Chriſtus u. ſ. w.
Sanct Peter mit dem faulen bawrnknecht (ebd. 94 ff.).
Nun höret wunderſeltſam ding u. ſ. w.

(Über Schwänke von Burkard Waldis vergl. Bouterwek S. 450.)

Vom Anfang des 16ten Jahrhunderts an war es auch in Deutſchland ſehr gebräuchlich, ſolche ſchwankhafte Erzählungen, mit ſonſtigen Witz- und Scherzreden, zum Theil auch mit ernſthaften Anekdoten vermiſcht, lateiniſch und deutſch, in Sammlungen zu bringen.

Sammlungen dieſer Art ſind:

Die Facetiæ von Heinrich Bebel (geſt. um 1516) und Nikodemus Friſchlin (geſt. 1590).[1]

Schimpf und Ernſt (von dem Barfüßer Johannes Pauli), Straßburg 1535. Fol.[2] (Ein zweiter Theil, Frankfurt 1544, enthält den Reineke Fuchs, hochdeutſch. Stuttgarter Bibliothek.)

Kirchhofs Wendunmuth, Frankfurt 1563. 8. (Stuttgarter Bibliothek.)[3]

Sodann: Freys Gartengeſellſchaft[4], Wickrams Rollwagenbüchlein[5] u. ſ. w. (Vgl. Koberſtein S. 128 f. [Vierte Ausgabe S. 444 f. H.]).

Aber neben den bloßen Compilationen waren und wurden fortwährend die im Volke gangbaren Schwänke auch organiſch zu ganzen Charakteren und zu umfaſſendern Darſtellungen vereinigt und erweitert. Sagenhafte und hiſtoriſche Narren und Schälke zogen magnetiſch an, was, zu ihrem Weſen paſſend, von Narren- und Schalksſtreichen herrenlos umherſtreifte. Solcher Art waren ſchon die ältern deutſchen Gedichte vom Pfaffen Amis (Koloczaer Codex altdeutſcher Gedichte von Mailath und Köffinger, Peſth 1817, S. 289 ff.) und von Salomon und Morolf (von der Hagens und Büſchings Gedichte des Mittelalters Bd. I).[6]

---

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 114. H.]

[2] [Eine neue Ausgabe iſt für die Bibliothek des litterariſchen Vereins in Stuttgart vorbereitet von Öſterley. Vergl. Gödeke, Grundriß S. 373. 374. H.]

[3] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 376. 377. H.]

[4] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 374. H.]

[5] [Neue Ausgabe von Heinrich Kurz, Leipzig 1865. 8. Vergl. Gödeke, Grundriß S. 368—372. H.]

[6] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 23. 32. 33. H.]

In unſern Zeitraum fallen die Volksbücher und Gedichte: Tyll Eulenſpiegel, Klaus Narr, der Pfarrherr vom Kalenberg, Peter Leu, die Schildbürger oder das Lalenbuch.

Litteratur: Flögel, Geſchichte der Hofnarren, Liegnitz 1789. Die deutſchen Volksbücher u. ſ. w. von J. Görres, Heidelberg 1807.

Narrenbuch, herausgegeben durch F. H. von der Hagen, Halle 1811 (enthält die drei letztgenannten Stücke nebſt dem proſaiſchen Markolf).

(Recenſion dieſes Buchs in der Leipziger Litteratur-Zeitung 1812, S. 1282 bis 301. Vergl. Koberſtein S. 129 [Vierte Ausgabe S. 441. Gödeke, Grundriß S. 115 ff. H.].)

Die älteſte bekannte Ausgabe des noch jetzt gangbaren Volksbuchs von Tyll Eulenſpiegel iſt die hochdeutſche von 1519. Leſſing hat aber bewieſen, daß das Original niederdeutſch geweſen und im Jahr 1483 geſchrieben iſt.[1] Mit Recht ſagt übrigens Görres (S. 196):

> Das Ganze deutet durch ſeine rhapſodiſche Form durchgängig auf ein ſucceſſives Entſtehen in verſchiedenen Zeiten und ein Erzeugnis einer ganzen Claſſe, die es als Denkmal eines nationellen innern Übermuths und freudigen Muthwillens nach und nach wie einen Scherbenberg zuſammentrug, den nun irgend ein Einzelner vollends ordnete. Was ihm daher die allgemeine Haltung giebt, iſt durchaus das immer ſich gleichbleibende Gepräge der untern Volksclaſſe, in der es urſprünglich entſtanden war, das man in allen ſeinen charakteriſtiſchen Merkmalen hier wieder findet, bis auf die Ader von boshafter Tücke hin, die durch den ganzen Charakter Eulenſpiegels durchläuft und die man als den deutſchen Bauern eigen allgemein anerkennt.

Man hat dem Helden dieſes Volksbuchs auch eine geſchichtliche und örtliche Anknüpfung gegeben.[2] Er ſoll um 1350 geſtorben ſein und zu Möllen bei Lübeck wird ſein Grab unter der Linde gezeigt, mit der Eule und dem Spiegel in den Stein eingehauen. (Ein Freund hat mir erzählt, daß, als er Eulenſpiegels Grab beſucht, ſich ſogleich die

---

[1] Den Eulenſpiegel hat Murner in Reimen bearbeitet. [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 117. 118. Dr Thomas Murners Ulenſpiegel, herausgegeben von J. M. Lappenberg, Leipzig 1854. 8. H.]

[2] Leipziger Litteratur-Zeitung, Juli 1833, Nr. 165, Sp. 1320, Anzeige des Anzeigers von Aufſeß, durch F. Wchtr [Wachter]: „Eulenſpiegel, ob je ein Mann dieſes Namens gelebt, von L. v. Ledebur [1832] S. 292, das Wahrſcheinlichſte iſt, nach unſerer Meinung, daß der Volksroman nicht aus der Sage geſchöpft worden, ſondern die Sage erſt durch den Volksroman entſtanden, denn außerdem müſten ſich mehr ſagliche und geſchichtliche Spuren finden.“

Knaben des Dorfes um ihn verſammelt und über ſeine Brille mit Fratzen und Geberden luſtig gemacht haben, wodurch ſie ſich als echte Nachkommen Eulenſpiegels erprobten.) Allein eben das Symbol und der allegoriſche Name deuten auf ein unperſönliches Weſen (Ebd. 199).

Charakteriſtiſch für unſern Zeitraum iſt, daß ſich ſelbſt Eulenſpiegel in einen proteſtantiſchen und einen katholiſchen ſchied, wovon jener noch zehn beſondre Schwänke über Pabſt und Pfaffen enthält (Ebd. 198 f.).

Eine geſchichtliche Perſon iſt Klaus Narr. Er war Hofnarr bei mehrern ſächſiſchen Kurfürſten und bei einem Erzbiſchof von Magdeburg, im letzten Viertel des 15ten und der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts.

Die Hiſtorien von ihm, über 600, ſind 1551 und ſpäter oft im Druck erſchienen und gleichfalls zum Volksbuche geworden (Flögel a. a. O. 283 ff.).[1]

Görres S. 187 f. ſagt darüber:

> Der Charakter dieſes Narren iſt angenommene Einfalt, häufig nicht eben ungeſchickte kindiſche Naivität, freimüthige, oft plumpe und unverſchämte Wahrhaftigkeit, mitunter Tücke und einige affiſche Bosheit, beſonders wenn er gereizt war; ſonſt im Ganzen gutmüthiges Hinſchlendern in der Narrenkappe durch die Welt. Dieſe Phyſiognomie haben denn auch durchaus die hier erzählten Schwänke, häufig unbedeutend, leer und ungelenk, oft aber auch glücklich, bedeutend, treffend und beluſtigend u. ſ. w.

Die ſchwankartigen Geſchichten des Pfaffen vom Kalenberg ſind 1582 o. O. und nachher mehrfach gedruckt. Sie ſind in Reimen erzählt und finden ſich in erneuter Sprache in von der Hagens Narrenbuche.[2] Seiner erwähnt jedoch ſchon Sebaſtian Brands Narrenſchiff (Augsburg 1498, N, 1 c) unter den groben Narren:

Wer iez kan triben ſölich werk,
Als treib der pfaff vom Kalenberk
Oder münch Eilſam mit ſeim bart,
Der meint, er thuo ein guote fart.[3]

Er genoß, nach dem Gedichte ſelbſt, die beſondre Gunſt des Herzogs Otto von Öſtreich, des jüngſten Sohns Kaiſer Albrechts, welcher im

---

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 421. H.]

[2] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 116. 117. H.]

[3] [In Zarnckes Ausgabe S. 71. H.]

Jahr 1350 ſtarb. Den Hof dieſes Fürſten zu Wien beſuchte er fleißig vom nahen Kalenberg aus und ſpielte dort den Luſtigmacher. Die Schwänke, die auf ſein Haupt gehäuſt ſind, laufen meiſt darauf hinaus, daß er ſich durch allerlei poſſenhafte Einfälle gute Pfründen, Opfer von den Bauern und fürſtliche Geſchenke zu verſchaffen oder ſonſt die Leute zu überliſten weiß; z. B. wie er ſeine verdorbenen Weine ausſchenkt (Narrenbuch S. 287—9):

Darnach der Pfarrherr thät gedenken u. ſ. w.

Verwandt und öfters zuſammengedruckt mit der Geſchichte des Pfarrers vom Kalenberg iſt die:

Hiſtori Peter Lewen, des andern Kalenbergers u. ſ. w., in Reimen verfaßt durch Achilles Jaſon Widman von Hall [Schwäbiſch Hall] u. ſ. w. Älteſter Druck: Nürnberg 1560. (Erneuert im Narrenbuche.)[1]

Peter Leu, unſer Landsmann, von Schwäbiſch Hall, war, nach dem Gedichte, geraume Zeit Helfer des Prieſters zu Weſtein (Weſtheim im Roſengarten) und ſtarb zu Hall, wo er auch begraben liegt, im Jahr 1496 in hohem Alter. Der Verfaſſer des Gedichts beruft ſich auf die Erzählung Solcher, welche Petern noch ſelbſt gekannt haben (S. 356):

Das iſt des Peter Leuen Leben.
Davon ich euch hie will ſagen,
Wie denn mir die angezeigt haben,
Die ihn gekennt haben vor Jahren,
Eins Theils geſehen und erfahren.

Allerdings iſt dieſer andre Kalenberger, wie der erſte, zu einer ſagenhaften Perſon geworden, an die ſich eine Menge derber Pfaffenſchwänke angeheftet haben. Allein hier, wie dort, liegen offenbar geſchichtliche Züge zu Grunde und an der wirklichen Exiſtenz dieſer Perſonen iſt nicht zu zweifeln. Peter Leu war in ſeiner Jugend ein Blockträger und nachher ein Rothgerberknecht, ſeiner Stärke wegen hieß man ihn Leu. Den Krieg wider die Armen Gecken (Armagnaken, 1444) machte er als Büchſenmeiſter mit. Erſt als er dreißig Jahre alt war, fieng er an in die Schule zu gehen und ſo gering ſeine Fortſchritte waren, gelangte er doch zur Prieſterweihe. Das Eigenthümliche der von ihm erzählten Schwänke beruht nun eben in dieſer geiſtlichen

---

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 117. H.]

Untauglichkeit, die er durch allerhand poſſenhafte Einfälle zu verdecken weiß, und im fortwährenden Übergewichte des ſinnlichen Menſchen, den er durch Prellen der Bauern und des Pfarrherrn, dem er aushelfen ſoll, zu befriedigen ſucht. Zur Probe (S. 411):

> Von Peters Predigt.
>
> Nun begab ſich an dem Chriſttag u. ſ. w.

Sodann (S. 414):

> Alſo auch zu Erlach ſich begab u. ſ. w.

Daß ſolche Charaktere auch nur im Gedichte aufgeſtellt werden konnten, weiſt allerdings auf einen betrübten Zuſtand der damaligen niedern Geiſtlichkeit hin.

Das bedeutendſte der Schwänkebücher, von dem wir zuletzt reden, iſt die in Proſa abgefaßte Geſchichte der Schildbürger, deren älteſte bekannte Ausgabe vom Jahr 1597 iſt. In manchen der ſpätern Ausgaben, worin dann auch weitere Theile hinzukamen, heißen ſie Lalenburger und das Buch ſelbſt das Lalenbuch.[1] (Ein Theil der darin enthaltenen Geſchichten iſt in den Volksmärchen von Peter Lebrecht, Tieck, Theil 3, bearbeitet.)

Dieſe Einwohner des Dorfes Schilda ſtammten von einem der griechiſchen Weiſen ab und waren durch ihre eigene Weisheit ſo berühmt, daß ſie überallhin von Königen und Fürſten berufen wurden, welche ihren Rath benützen wollten. Weil aber über dieſer Abweſenheit der Männer das Hausweſen zu Grunde gieng, ſo wurden ſie von ihren Weibern dringend zurückberufen und damit ſie nicht wieder ihrer Weisheit wegen nach auswärts abgefordert werden möchten, beſchloſſen ſie, ſich mit Macht auf die Thorheit zu werfen. Sie bringen es hierin wirklich ſehr weit, obgleich noch lange die leidige Weisheit, wie ein alter, abgeſtümmelter Weidenbaum, immer wieder ausſchlagen will (S. 92).

Durch eine Reihe der ſeltſamſten Streiche ſteigert ſich aber ihre Narrheit bis dahin, daß ſie in Verfolgung einer ihnen höchſt gefährlich ſcheinenden Katze ihr ganzes Dorf durch Feuer zerſtören und dann ſich in der Welt zerſtreuen, wodurch ihr Geſchlecht ſich aller Orten verbreitet hat.

Von den närriſchen Streichen dieſes wunderlichen Völkchens mögen folgende zur Schau ſtehen: Vom Rathhausbau S. 51—68 (mit Auslaſſung von 63—66), vom Ofenſetzen S. 80, Salzſäen S. 83—88, die Wurſt S. 182—185, der Mühlſtein S. 185, der Nußbaum S. 188—191, der Kuckuck S. 193 f., der Krebs S. 199—202.

---

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 424. 425. H.]

Mögen auch die meiſten dieſer Schildbürgerſchwänke altüberlieferte geweſen ſein, ſo iſt doch unverkennbar die Hand eines Meiſters über ſie gekommen, der ſie zu einem wohlgefälligen Ganzen geordnet. Es iſt Ein Guß der ruhigen, ſchalkhaft feierlichen und doch bis in das Einzelſte lebendigen Darſtellung. Natürlichkeiten fehlen hier ſo wenig, als in andern Schriften dieſes Zeitraums, aber es verhehlt ſich auch nicht ein feiner, ſtill und tief beobachtender Geiſt. Ein ſolcher bewährt ſich in der Aufgabe des urſprünglichen Ganzen, wie in ihrer Löſung. Dieſe Aufgabe war nicht etwa bloß, die Kleinſtädterei und Pfahlbürgerei (Vergl. Narrenbuch S. 426) zu parodieren, vielmehr die wunderbare Miſchung von Weisheit und Thorheit in der menſchlichen Natur überhaupt darzulegen. Narrheit und Verſtändigkeit ſind hier, wie Zettel und Eintrag, mit ſicherer Hand zu einem ergetzlichen Gewebe verſchlungen. Der Verfaſſer war, wie aus mancherlei Andeutungen ſich ergiebt, ein Gelehrter, aber ſeine Perſon iſt bis jetzt nicht ausgemittelt. (Ob er katholiſch war? Vergl. S. 135, oben. Auf ein ihm vorgelegenes älteres Volksbuch deutet S. 119.)

3. Romane.

Von den Helden- und Rittergedichten des Mittelalters zu dem Roman der neuern Zeit bildet in der deutſchen Dichtkunſt der Zeitraum, mit dem wir uns beſchäftigen, den Übergang. Beides ſind größere, in ſich zur Einheit verbundene Darſtellungen in erzählender Form, aber wie das Leben ein andres wurde, wechſelten auch die Bilder des Lebens und mit dem veränderten Inhalt muſte ſich auch die Form anders beſtimmen. Dem heroiſchen und romantiſchen Inhalte der ältern Dichtungen entſprachen die ſingbare, epiſche Strophe und die Erzählung in fortlaufenden Reimgebänden, dem vorherrſchend bürgerlichen Stoffe des neueren Romans die ſchlichtere Proſa.

Wir haben im erſten Abſchnitt, von der Poeſie des Ritterſtandes, erſehen, wie die Sage und das Rittergedicht nach einer Richtung hin ſich mehr und mehr in die Allegorie auflöſten: die Mörin und der Teurdank haben uns dieſes anſchaulich gemacht.[1]

In andrer Richtung äußerte ſich das Beſtreben, wenn auch die Production in den ältern Gattungen aufgehört hatte, doch das Erbtheil früherer Zeiten zu erhalten und durch Bearbeitungen in jetziger Weiſe zugänglicher zu machen. Kaſpar von der Röhn richtete um 1472 einen großen Theil der alten Heldenlieder durch Abkürzung und Verwandlung der vierzeiligen epiſchen Strophe in eine achtzeilige, wie es ſcheint, zum Gebrauche für Bänkelſänger zu (gedruckt in von der Hagens und Büſchings Gedichten des Mittelalters Bd. II).[2] Gleiche Umwandlung des Strophenbaus und auch der Sprache erfuhren mehrere Stücke dieſes Kreiſes zum Behufe des am Ende des 15ten und im Verlaufe des 16ten Jahrhunderts mehrmals in den Druck gegebenen Heldenbuchs. Den Inhalt mehrerer Gedichten aus dem Sagenkreiſe von Artus und dem heiligen Gral, ſowie die Geſchichten vom Argonautenzuge und dem trojaniſchen Kriege brachte Ulrich Fürterer, Briefmaler zu München, um 1487 in ein großes cykliſches Gedicht (Koberſtein S. 86 [Vierte Ausgabe S. 345. 346. Gödeke, Grundriß S. 101. H.]). Einige Rittergedichte des 13ten Jahrhunderts, Parcival, Titurel, Wilhelm von Orleans, wurden auch noch am Schluſſe des 15ten durch den Druck wieder in Umlauf geſetzt. Noch mehr aber war man thätig, die alten romantiſchen Dichtungen, in Proſa aufgelöſt, dem Geſchmack und Verſtändnis der Zeitgenoſſen annehmlich zu machen.

Manche ſolcher, durch den Druck verbreiteten Proſaromane ſind aber auch Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen, in welcher Sprache ſchon früher die Auflöſung der Reimwerke in Proſa begonnen hatte.[3]

Hieher gehören:

Buch der Liebe, inhaltend herrliche ſchöne Hiſtorien, allerlei alten und newen Exempel, züchtigen Frauwen und Jungfrauwen, auch jedermann in gemein zu leſen lieblich und kurzweilig, Frankfurt am Main 1587, Fol. (13 ſolcher Stücke enthaltend, darunter: Kaiſer Octavianus, die ſchöne Magellone, Ritter Galmy, Triſtan, Meluſina, Ritter Pontus, Wigoleis u. ſ. w.)

---

[1] [Vergl. oben S. 220 ff. 255 ff. H.]

[2] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 102. 103. H.]

[3] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 115. 116. 118—121. 372. 421—424. H.]

Buch der Liebe [von Reichard], Leipzig 1796 (enthält den Ritter Galmy und ein Bruchſtück des gereimten Appolonius von Tyrland; die beabſichtigte Fortſetzung unterblieb).

Buch der Liebe, herausgegeben von Büſching und F. H. von der Hagen, Bd. I, Berlin 1819 (darin Triſtan, Fierabras, Pontus und Sidonia; auch dieſe Sammlung iſt nicht über den erſten Band gebracht werden).

Es giengen aber auch die genannten und noch manche andre proſaiſche Stücke dieſer Art, wie die Haimonskinder, die ſieben weiſen Meiſter, Fortunatus u. ſ. w. in beſondern Drucken aus und haben ſich großentheils noch heutzutage als Volksbücher erhalten. (Auch über ſie die angeführte Schrift von Görres.) Der deutſchen Heldenſage gehören nur der hörnene Siegfried, deſſen älteſte bekannte Ausgabe jedoch in das 17te Jahrhundert fällt, und Herzog Ernſt an. Auch der Roman vom Schwarzkünſtler Fauſt, deſſen Ausgabe von 1589 bereits eine ältere vorausſetzt, iſt einheimiſches Erzeugnis. Dagegen waren die aus dem Franzöſiſchen überſetzten Amadisbücher [1] nicht geeignet, in Deutſchland volksmäßig zu werden (Koberſtein S. 129 [Vierte Ausgabe S. 439]).

Neuerlich beſonders herausgekommen ſind:

Lother und Maller, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Eliſabeth, Gräfin zu Naſſau-Saarbrück, 1437; nach der Handſchrift bearbeitet von Fr. Schlegel, Berlin 1805, wiederholt in deſſen ſämmtlichen Werken, Bd. VII.

Der Goldfaden u. ſ. w. (nach G. Wickrams Bearbeitung, Straßburg 1557), herausgegeben von Cl. Brentano, Heidelberg 1809.

Wie zuvor neben den größern Helden- und Rittergedichten kürzere Balladen und gereimte Mähren verwandten Inhalts, ſo lieſen auch jetzt neben den genannten Proſaromanen kleinere, novellenartige Erzählungen ernſten Inhalts, in Reimen und in ungebundener Rede, her. Von dieſer Gattung, dem Seitenſtück der Schwänke, hat wieder Hans Sachs Manches in Reime gebracht, z. B.:

Hiſtoria. Von dem ritter aus Frankreich, den ein kaufmann ſelig nennet (Göz III, 33 ff.).

Hört zu ein wunderlich geſchicht u. ſ. w. (Stolbergs Ballade.)

Mehrere ſolcher kürzern Erzählungen, ernſt- und ſcherzhafte, hat Hans Sachs dem Decameron des Boccaz entnommen.

---

[1] [Amadis, erſtes Buch, nach der älteſten deutſchen Bearbeitung herausgegeben von A. v. Keller, Stuttgart 1857. 8. H.]

Die im Bisherigen aufgezählten Romane ſind entweder den urſprünglichern Dichtungen einer frühern Zeit oder, und zwar zum gröſten Theil, der ausländiſchen Litteratur als bloße Überſetzungen oder Umſetzungen in Proſa entnommen, daher ſie hier auch nur litterariſch angeführt wurden. Selbſtthätig erwies ſich die dichtende Kraft für das Fach der Romane nur in ſolchen Werken, welche nicht in der romantiſchen Fabelwelt, ſondern im vollen, wirklichen Leben der eigenen Zeit beruhten. Dieſer realen Begründung und der vorherrſchenden Richtung des Zeitgeiſtes gemäß, waren ſie komiſcher und ſatiriſcher Natur. Übrigens können ihrer nur zwei genannt werden.

Das Lalenbuch, mit dem wir die Abtheilung von den Schwänken beſchloſſen, dürfte mit gleichem Recht auch hier vorangeſtellt werden, da es, wie dort ſchon bemerkt worden, alle die einzelnen Schildbürgerſtreiche zu einem innerlich belebten Geſammtbilde verbindet. In ihm iſt bereits die Umwandlung der Schwänke in den komiſchen Roman vorgegangen.

Das andre dieſer Werke iſt Fiſcharts Gargantua.

Johann Fiſchart, genannt Menzer, iſt in biographiſcher Hinſicht noch wenig ins Klare geſtellt. Er iſt in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts geboren; ob zu Mainz, worauf ſein Beiname deutet, oder zu Straßburg, iſt ungewiſs. Um 1586 findet man ihn als Doctor der Rechte zur Saarbrück. Geſtorben iſt er wahrſcheinlich 1589.

Biographiſche und litterariſche Notizen über ihn und ſeine Schriften giebt beſonders die Einleitung zu der ſchon angeführten Ausgabe ſeines glückhaften Schiffs von K. Halling, Tübingen 1828, in Verbindung mit der Recenſion dieſer Ausgabe in der Halliſchen Litteraturzeitung 1829, Nr. 55—56 durch K. G. H. von Meuſebach, der ſchon längſt eine Ausgabe der Werke Fiſcharts vorbereitet.[1]

Fiſchart war ein eifriger Reformationspolemiker auf proteſtantiſcher Seite und von ſeinen dahin einſchlagenden Schriften war im fünften Abſchnitt die Rede.[2]

Von ſeinen übrigen Schriften, die er, wie jene, unter mancherlei entſtellten oder erdichteten Namen erſcheinen ließ, ſind die bekannteſten: das glückhaft Schiff von Zürich, wovon im nächſten Abſchnitt; Flohatz Weibertratz, der Flöhe Rechtshandel mit den Weibern; das philoſophiſche Ehezuchtbüchlein; podagrammiſch Troſtbüchlein; aller Praktik Großmutter; und das hier zu beſprechende Hauptwerk, der Roman Gargantua.

---

[1] [Vergl. oben S. 483 Anmerkung. Heinrich Kurz, Deutſche Dichter und Proſaiſten 1, Leipzig 1863. 8. S. 318—413. Meuſebach iſt leider 1847 geſtorben, ehe er ſein Vorhaben ausführen konnte. H.]

[2] [Vergl. oben S. 482—489. H.]

Der ſonderbare Titel dieſes Buchs, welcher zugleich den Stil desſelben bezeichnet, iſt folgender:

Affentheurliche, naupengeheurliche Geſchichtklitterung von Thaten und Raten der vor kurzen, langen und jeweilen vollenwolbeſchreiten Helden und Herrn Grandgoſchier, Gorgellantua und des eiteldürſtlichen, durchdurſtleuchtigen Fürſten Pantagruel von Durſtwelten, Königen in Utopien, jeder Welt Nullatenenten und Nienenreich, Soldan der newen Kannarien, Fäumlappen, Diepſoder, Durſtling und Oudiſſen Inſuln, auch Großfürſten im Finſterſtall und Nubelnibelnebelland, Erbvogt auf Nichilburg und Niderherren zu Nullibingen, Nullenſtein und Nirgendheim. Etwan von M. Franz Rabelais franzöſiſch entworfen, nun aber uberſchröcklich luſtig in einen teutſchen Model vergoſſen und ungefehrlich obenhin, wie man den Grindigen lauſt, in unſer Mutterlallen uber oder drunder geſetzt, auch zu dieſen Truck wider auf den Amboß gebracht und dermaßen mit Pantadurſtigen Mythologien oder Geheimnusdeutungen verpoſſelt, verſchmidt und verdängelt, daß nichts ohn das Eiſen Niſt dran mangelt. Durch Huldrich Elloposcleron.[1] Gedruckt zur Grenſing im Gänſereich, 1651.

Die erſte, ſichere Ausgabe iſt von 1575 (Meuſebach a. a. O. Sp. 440). Es folgte hierauf eine Reihe von Ausgaben bis 1651.

Der franzöſiſche Satiriker, Franz Rabelais, den dieſer Titel nennt, erſt Mönch, dann Doctor der Arzneiwiſſenſchaft, geſtorben um 1553, hatte einen großen burlesken Roman verfaßt: Gargantua und deſſen Sohn Pantagruel[2]; der erſtere dieſer Helden iſt ein rieſenhafter Freſſer, der letztere ein ebenſo ungeheurer Trinker (Bouterwek V, 287 ff.). Fiſcharts Geſchichtklittrung nun iſt eine Bearbeitung bloß des erſten von den fünf Büchern des franzöſiſchen Werks, aber in dieſer Bearbeitung iſt der Strom ſo ſtark über ſeine Ufer geſchwollen, daß das Original oft nur noch als die Skizze der üppigen Ausführung des deutſchen

---

[1] ἔλλοψ, piscis; σκληρός, durus: Fiſch-hart.

[2] [Vergl. Meiſter Franz Rabelais ... Gargantua und Pantagruel, aus dem Franzöſiſchen verdeutſcht von G. Regis, I–III, Leipzig 1832. 1841. 8. H.]

Bearbeiters erſcheint. Man kann dem Gargantua, wie er ſich bei Fiſchart geſtaltet hat, keine beſtimmte ſatiriſche Abſicht unterlegen. Es wird in ihm mit freier Luſt das Leben eines rieſenhaften, in ſinnlicher Überfülle ſtrotzenden Geſchlechtes dargeſtellt, ein reicher Stoff für die Laune eines Schriftſtellers, der ſelbſt von gigantiſcher Natur iſt. Alle Einrichtungen, Beſchäftigungen und Genüſſe eines vollblütigen, übergeſunden Erdenlebens werden in den dichtgehäufteſten Schilderungen ausgemalt: der Keller und die Küche, die Mahlzeit und das Trinkgelag, die Hochzeit und die Kinderſtube, die Bekleidung, der Unterricht, alle Jugendübungen, Spiel und Tanz, die Fechtſchule, die Schießſtätte, die Bibliothek und das Zeughaus, die Sophiſtik und die Kriegskunſt; und am Schluſſe des Ganzen wird das Kloſter Willigmut geſtiftet, ein irdiſches Paradies, in dem all dieſe Weltherrlichkeit vereinigt iſt.

Dieſer Anlage gemäß findet man auch im Gargantua die rückhaltloſeſte Schilderung natürlicher und ſinnlicher Dinge, einen Cynismus, der ſchwerlich von irgend einem andern Schriftſteller dieſes Zeitraums überboten wird; und doch iſt Fiſcharts Cynismus nur unſchön und ungeſchlacht, nicht verführeriſch und lüſtern, ein Unterſchied, worauf er ſelbſt hinweiſt, wenn er zu bedenken giebt, daß doch „das ohrenzart Frawenzimmer wol etliche Zotten vertragen könne“, welche in verſchiedenen damals beliebten Unterhaltungsbüchern, dergleichen auch unſre Zeit aufzuweiſen hat, enthalten ſeien.

Ein großer Theil von Fiſcharts Schriften beſteht in Bearbeitungen aus fremder Sprache, und doch charakteriſiert eben ihn in ausgezeichnetem Maße die volksthümliche, vaterländiſche Geſinnung, die rege Vorliebe für Alles, was die Schweizer Landskraft[1] nennen. Nicht bloß, daß er von deutſcher Tüchtigkeit und Treue, vom Adel der deutſchen Sprache u. ſ. w. an manchen Stellen mit ſtolzem Bewuſtſein ſpricht; er bewährt die Macht dieſer Sprache, indem er, ein Brunnen mit zahlloſen Röhren, ihren überſtrömenden Reichthum ausgießt, indem er für ſich allein eine Gewalt der Sprachbildung ausübt, welche ſonſt nur der allmählichen Entwicklung des Sprachgeiſtes durch die Geſammtheit eines Volkes vorbehalten ſcheint; er bewährt die treue Anhänglichkeit an das

---

[1] Stalder, Schweizeriſches Idiotikon II. 155: „Landskraft, was aus dem Vaterland herkömmt. Wenn der Schweizer im Ausland Schweizerkaſe findet, ſo ſagt er: das iſt Landskraft; auch eben ſo, wenn er da einen Landsmann antrifft.“

Vaterländiſche durch ſeine umfaſſende Bekanntſchaft mit allen Äußerungen des deutſchen Lebens. Wie man auf den Schießſtätten ſeiner Zeit zweierlei Waffen gebrauchte, die neuere Büchſe und die alterthümliche Armbruſt, ſo beſitzt Fiſchart neben der Schulgelehrſamkeit, wie ſie damals mit Eifer betrieben wurde, noch die reiche Kenntnis heimiſcher Überlieferung. Er iſt wohl bekannt mit den Geſtalten des Heldenbuchs, mit den ſcherzhaften und romantiſchen Erzählungen, wovon ein Theil noch in unſern Volksbüchern fortlebt, und er ſelbſt hat Einiges dieſer Art bearbeitet (den Peter von Staufenberg mit der Meerfei und den Eulenſpiegel), er kennt die Schule der Meiſterſänger und parodiert ſie, er kennt die ganze Fülle des Volksgeſangs, die Spiele, Sprichwörter, Volksſagen, Kunkelmärlein, allen Kinderglauben. Er kennt die Sitten und Gebräuche, die Mundarten, die Trachten der deutſchen Volksſtämme, auch was der eine dem andern zum Spotte nachſagt, er kennt die Merkwürdigkeiten, die kleinſten Eigenheiten der einzelnen Landſchaften und Städte.

Nehmen wir in der letzten Beziehung nur zum Beiſpiel, was er gelegentlich von Tübingen zu ſagen weiß! Er kennt das große Faß, das er auch das große Buch nennt, auf dem Schloß zu Tübingen (Garg. Capitel 4. 42), die Raupen von Tübingen (Prakt.), den Schwank vom Tübingiſchen Mönch im Ofen (Garg. Capitel 1); er weiß von „Rotenburg bei Tübingen, dahin die Studenten wöchlich umb guten Wein walfahrten, Papir zu holen, welchs ſie gleich ſo wolfeil ankompt, als wann die Nörnbergiſche Bierbrewer jährlich Hefen in Thüringen holen, oder es ſtattlicher zu vergleichen, als wann man das Pallium zu Rom holet“ (Ebd. Capitel 27). Ferner: „Zu Tübingen, ſagt Henrichmann, wird wenig Gelts bald verzehrt ſein.“

Dieſem Henrichmann, deſſen von Schwärzloch 1508 datierte Prognostica, ein humoriſtiſcher Kalender, dem Rabelais ſelbſt bei ſeiner Pantagrueline prognostication (der Fiſchartiſchen „aller Praktik Großmutter“), worin er von den närriſchen Aſtrologen zu Tübingen ſpricht, vorgeſchwebt haben mögen, vorzüglich aber Bebels Facetiis ſcheint Fiſchart ſeine Bekanntſchaft mit Tübingiſchen Sachen zu verdanken.

In den Rahmen jenes Rabelaiſiſchen Gargantua nun hat Fiſchart jenen ganzen Reichthum deutſchen Weſens eingetragen und ſein Werk iſt eine Schatzkammer für die Kenntnis des deutſchen Volkslebens im

16ten Jahrhundert. Wenn er, der ſprachgewaltigſte Deutſche ſeiner Zeit, fremde Schriften bearbeitete, ſo iſt es, als wollt' er eben nur zeigen, was ein ſolcher Bearbeiter vermöge. Seine üppige Kraft ergreift das fremde Gerüſt, wie die traubenſchwere Rebe ſich Stab und Geländer ſucht. Vom kühnſten der franzöſiſchen Humoriſten angeregt, ringt er mit dieſem, nicht ſieglos, um den Preis der Kühnheit.

Es iſt ſchwierig, aus dem Gargantua Proben auszuheben, wegen des eingemengten Cyniſchen ſowohl, als wegen der vielfachen Erläuterungen, wodurch der Vortrag größerer, unverkürzter Stellen unterbrochen werden müſte. Wird aber geſichtet, ſo werden ſie, was von ſeiner Weiſe im Allgemeinen geſagt worden, nicht vollſtändig rechtfertigen. Dennoch ſoll unſre Gewohnheit, die Dichter ſelbſt ſprechen zu hören, bei ihm nicht ganz beſeitigt werden, und wir greifen dann lieber gleich zu dem vor allen dithyrambiſchen Capitel des Buchs, aus dem jedoch das Folgende immer nur ein dürftiger Auszug iſt:

Das achte Capitel.

Das trunken Geſpräch oder die geſprächig Trunkenzech, ja die trunken Litanei und der Säuſer und guten Schlucker Pfingſtag u. ſ. w.

— Da hett einer Wunder geſehen, wie da die Gläſer, Becher und allerlei Trinkgeſchirr umbgiengen, wie man allda die Kandel ubet u. ſ. w.

Wie derſelbe Schriftſteller, der hier ſo bacchantiſch tobt, über ernſte Gegenſtände auch ernſt und vernünftig zu ſprechen weiß, davon kann ſein glückhaftes Schiff, worüber im nächſten Abſchnitt, Zeugnis geben.

Eine patriotiſche Stelle ſieh Bragur III, 336 ff. Vergl. Bouterwek S. 413 f.

Aus dem Gargantua mag noch Einiges von der Inſchrift folgen, die in der Bibliothek des vorerwähnten Kloſters Willigmut dem Porträt des Bibliothekars Ptolemeus beigeſetzt war. Sie geht vom Scherz zum Ernſt über (S. 505 ff.):

Gott grüß euch, lieben Bücher mein!
Ihr ſeid noch unverſehrt u. ſ. w.

Neunter Abſchnitt.

Feſtſpiele.

Die Anfänge der dramatiſchen Dichtkunſt giengen in Deutſchland, wie anderwärts, von feſtlichen Aufzügen und Luſtbarkeiten aus. Für unſern Zeitraum kommen zweierlei Volksfeſte in Betracht, welche die Dichtkunſt oder doch den Reimſpruch in ihr Geleit aufnahmen: die Freiſchießen und die Feier der Fasnacht. Die poetiſchen Erzeugniſſe, die aus ihnen hervorgiengen, Schießſprüche und Fasnachtſpiele, ſind zwar nach Art und Form verſchieden, nur die letztern gehören unmittelbar der dramatiſchen Dichtkunſt an. Dennoch finden gewiſſe Zuſammenhänge ſtatt und beide haben einen gemeinſamen Sprecher.

---

1. Schießſprüche.

(Über Spruchſprecher überhaupt ſieh Koberſtein S. 96 [Vierte Ausgabe S. 332. Gödeke, Grundriß S. 293—295. H.]. Vergl. Hans Sachs, Kemptener Ausgabe IV, 3, S. 127b).

Bei den Ritterſpielen des Mittelalters erſcheint das Amt der Herolde (Ernholde) oder der Knappen von den Wappen. Ihnen lag die Kenntnis und Prüfung der Wappen des turnierfähigen Adels, die Verkündigung der Turniergeſetze, das Ausrufen der Sieger u. ſ. w. ob. Damit verband ſich aber auch ein „Dichten von den Wappen“, wie es der öſtreichiſche Dichter Peter Suchenwirt in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts nennt, der ſelbſt zu dieſer Claſſe gehörte. Sein Beiſpiel zeigt aber auch, wie das Dichten dieſer Herolde über die Beſchreibung der Wappen hinaus auf die Fahrten und Kriegsthaten der

Herren, in deren Gefolge ſie waren, ſich erſtrecken konnte; die Ehrenreden ſolchen Inhalts machen einen großen Theil ſeiner poetiſchen Werke aus (P. Suchenwirts Werke u. ſ. w., herausgegeben von A. Primiſſer, Wien 1827, hieher beſonders S. XIII f. Vergl. über das Heroldsamt Büſchings Ritterweſen I, 313 ff.). Aber auch ſchon ältere Dichtwerke, Biterolf und Dietleib aus dem 13ten Jahrhundert und Wilhelm von Öſtreich von 1314, enthalten Andeutungen über das Wappenamt und die damit verbundene Dichtung (Dietleib V. 9569 f. 11883—6. Wilhelm von Öſtreich Bl. 2a). Nicht minder greift dieſe hinabwärts noch in unſern Zeitraum über. Um den Anfang desſelben iſt ein Turnierreim des Ernholds Johann Holand verfaßt, freilich nur eine trockene Aufzählung des rittermäßigen Adels in Baiern (gedruckt in Duellii Exerpt. geneal. histor. Leipzig 1725, S. 255 ff. Vergl. auch Schmeller II, 715 u.). In der Mitte des 15ten Jahrhunderts ſagt Hans Roſenblut, wie bereits angeführt worden [1], in einem Gedicht auf Herzog Ludwig von Baiern, von ſich (Göz, Hans Sachs III, LXIX):

Und bin ein frembder abenteurer
Zu fürſten, zu heren, zu kunigen und zu keiſern
Und bin irer wappen ein nachreiſer,
Nach adels ere zu plaſonniren
Und auch ir varb zu dividiren,
Und ſuch an iren höfen mein narung.

Ob er ſich hiemit als bloßen Wappenmaler bezeichnen wolle, iſt nicht beſtimmt zu erſehen. Denn auch das Dichten von Wappen (im Verzeichnis der bekannten Gedichte Roſenbluts findet ſich nur allegoriſch „Unſer frawen wappenred“)[2] hat noch beträchtlich ſpäter Hans Sachs geübt. In dem früher mitgetheilten Gedichte von den Gaben der neun Muſen[3] heißt ihn Klio ſich auf die verſchiedenen Arten der deutſchen Poeterei legen und darunter:

Auf wappenred mit worten ſpech,
Der fürſten ſchilt, wappen plesmiren u. ſ. w.,

---

[1] [Vergl. oben S. 366. H.]

[2] [Vergl. A. Keller, Faſtnachtſpiele S. 1135. 1329. 1330. Gödeke, Grundriß S. 96—98. H.]

[3] [Vergl. oben S. 346. H.]

faſt die gleichen Worte, wie bei Roſenblut. Allegoriſch, den Thatenruf bedeutend, begleitet im Teurdank der Ernhold den Helden, als beſtändiger Zeuge ſeines Benehmens und ſeiner Abenteuer.[1]

Mit dem Zerfalle des Ritterſtandes überhaupt, mit der durch die Erfindung des Schießpulvers umgewandelten Kriegskunſt, namentlich der ſteigenden Bedeutung des Fußvolks, kamen auch die Turniere allmählich in Abgang und wurden bloß noch als höfiſche Prunkfeſte fortbetrieben.

Fiſchart ſagt im Gargantua Capitel 11:

„Seither aber die Turnier, das iſt die Adelsprobier, ſind abgangen, haben die Fuhrleut ihren Gäulen die Schellen [ſonſt ein Schmuck der Wappenröcke] angehangt. (Vgl. Cap. 53 am Ende.)

Der aufſtrebende Bürgerſtand vornehmlich hatte ſich der neuerfundenen Feuerwaffe bemächtigt, die Schützengeſellſchaften der deutſchen Städte, welche ſich zuvor nur im Schießen mit der Armbruſt geübt hatten, verſuchten ſich nun auch mit der Büchſe. Große Schützenfeſte wurden veranſtaltet, weithin ausgeſchrieben und von den Abgeſandten der Schützengilden aus nahen und entfernten Gegenden beſucht. Die Fürſten und Herren ſelbſt wollten nicht zurückbleiben, ſie veranſtalteten feſtliche Freiſchießen oder nahmen an ſolchen Theil.[2]

Was der Herold bei den Turnieren, war bei den Schießen der Pritſchenmeiſter. Beim Herolde ſelbſt ſchon zeigt ſich, in dem angeführten Reimſpruche des Johann Holand, eine Hinneigung zum Poſſenreißer. Er ſagt gleich im Eingang:

Ich Johann Holand,
Ein ernholt, weit erkannt
Von ſechs ſprachen, die ich kan,
Latein, Teütſch und Polan,
Franzöſiſch und Engeliſch,
Darneben guot Ungeriſch,
Geborn aus Baiern zu Egkhenfelden,
Ich hab mein tag gefaſtet gar ſelten,
Dann von natur iß ich gern frue
Und, obs mich luſt, drink ich darzue.

---

[1] [Vergl. oben S. 256—259. H.]

[2] [Vergl. Guſtav Freytag, Neue Bilder aus dem Leben des deutſchen Volkes, Leipzig 1862. 8. S. 116—165: „Der deutſche Bürger und ſeine Waffenfeſte.“ H.]

Wie es dann von alter herkomen iſt,
Darbei bleib ich zu aller friſt,
Mit neürung iſt mir nit woll,
Ich würd die woch eh achtmal voll,
Eh ich mir nämb untreu in ſinn
Wider meinen negſten; darumb ich bin
Ein knab der waffen, des adels kind,
Eines teüren fürſten hofgeſind,
Herzog Ludwig aus Bairland u. ſ. w.

Ähnliche Späſſe über Eß- und Trinkluſt finden ſich auch bei den Verfaſſern der Schießſprüche.

Der Britſchenmeiſter war ſo benannt von ſeinem Werkzeug, der Britſche, einem klatſchenden Kolben oder Schwert von Holz oder Meſſing; mit den Schlägen dieſer Britſche ahndete er die Ungebühr und Ungeſchicklichkeit einzelner Schützen und hielt die Zuſchauer in Ordnung.

Eine vollſtändige Definition des Britſchenmeiſters giebt Friſch, Teutſchlateiniſches Wörterbuch 1741, S. 140.

(Vergl. Flögel, Geſchichte der komiſchen Litteratur I, 328. Schmeller, Bairiſches Wörterbuch I, 272 f.).

Der Fröhlichkeit ſolcher Feſte war es angemeſſen, daß auch die Zucht- und Strafgewalt ſo weit als möglich nur eine ſcherzhafte ſei.

Der Britſchenmeiſter war ſomit zugleich der Luſtigmacher der Geſellſchaft. Pries der Herold die Großthaten der Wettkämpfer, ſo verſpottete der Britſcher ihre Misgriffe; der letzte Gewinnſt hieß nach ihm der Britſchenſchuß. Auch er verfertigte Spruchgedichte auf die Feſtlichkeiten, bei denen er Dienſte geleiſtet. Nach Schmeller a. a. O. gab es in Wien „Kaiſerlicher Majeſtät Britſchenmaiſter und Hofpoeten.“

Solcher Sprüche oder gereimter Beſchreibungen von Schützenfeſten ſind aus dem 16ten Jahrhundert manche vorhanden. Beſonders fleißig zeigt ſich in dieſem Fache Lienhard Flexel, Bürger und Britſchenmeiſter zu Augsburg. Als ein erfahrener Meiſter beſucht er, eingeladen oder ſelbſt ſeine Dienſte anbietend, die bedeutendſten Schießen, wird bei ſolchen angeſtellt und beſchreibt ſie dann, mit mäßigem Humor, in Reimſprüchen, die er, ausgemalt mit den Wappen der angeſehenern Perſonen, den Gebern der Feſte und den vornehmſten Theilnehmern überreicht, wohl auch ſonſt an fürſtlichen Höfen, wo man gerne von derlei Feſtlichkeiten Kunde nimmt, in vervielfachten Exemplaren abſetzt.

Hatte der Herold mehr und mehr vom Spaßmacher angenommen, ſo gieng hier umgekehrt von der Feierlichkeit des Herolds einiges in die Sprüche des Pritſchenmeiſters über. Auch die Wappenmalerei, womit Flexels Schießſprüche ausgeſtattet ſind, iſt noch ein Überbleibſel vom Heroldsamte und er ſelbſt mochte von einem alten Heroldsgeſchlechte abſtammen.

Vorzüglich reich an derlei handſchriftlichen Reimwerken Lienhard Flexels iſt die Heidelberger Bibliothek; es ſind Beſchreibungen des Büchſenſchießens zu Paſſau 1555 (Handſchrift Nr. 686. Wilken S. 520), deſſen zu Worms 1575 (Nr. 405. Ebd. 469), des Stahl- oder Armbruſtſchießens zu Stuttgart 1560, doppelt (Nr. 325. 836. Ebd. 409. 542). Von letztgenanntem Stücke findet ſich auch zu Wien eine Handſchrift, woraus Pfiſter (Herzog Chriſtoph II, 158—60) gedrängte Notiz gegeben hat. Zu Stuttgart ſelbſt liegt eine ſolche, mit glänzender Wappenmalerei und häufiger Goldſchrift (Cod. histor. Nr. 165 der öffentlichen Bibliothek, Papier, groß Folio), ohne Zweifel das Hauptexemplar, da es dem Veranſtalter des Schießens, Herzog Chriſtoph, zugeeignet iſt.[1]

Einen Auszug aus dieſer Flexeliſchen Beſchreibung des Stuttgarter Schießens von 1560 habe ich in einem Beitrage zur Geſchichte der Freiſchießen gegeben, welcher der Hallingiſchen Ausgabe von Fiſcharts glückhaftem Schiffe vorgeſetzt iſt. Ebendaſelbſt habe ich einzelne Züge aus der Beſchreibung drei andrer Armbruſtſchießen ausgehoben, welche gleichfalls zu Stuttgart, im Sommer 1571, gehalten wurden. Das erſte gab Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg, Oheim des Herzogs Ludwig, das zweite dieſer ſelbſt, das dritte der Landhofmeiſter Junkher Jakob von Hoheneck. Der Verfaſſer des auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart in zwei handſchriftlichen Exemplaren befindlichen Spruches, ſelbſt aus der Zahl der Schützen, iſt Hans Son, des Spitals zu Eßlingen Hofmeiſter zu Kanſtadt. Eine beſondre Ergetzlichkeit dieſer drei Schießen ſcheinen die Späſſe des Narren Hans Hetz ausgemacht zu haben:

---

[1] [Vgl. Stälin, Zur Geſchichte und Beſchreibung alter und neuer Büherſammlungen im Königreich Würtemberg. Stuttgart und Tübingen 1838. 8. S. 26. H.]

Er machet manchen guten Boſſen,
Er thät manchem die Brütſchen ſchlagen,
Umſonſt thät er Eim d' Warheit ſagen u. ſ. w.

Sonſt können hier noch angeführt werden zwei Exemplare einer Beſchreibung des Stuttgarter Schießens von 1560 durch Ulrich Erthel von Augsburg, auf der Heidelberger Bibliothek (Nr. 77. 78. Wilken S. 335). Ob ſie, wie die Flexeliſche, in Reimen verfaßt ſei, iſt aus dem Verzeichnis der deutſchen Handſchriften dieſer Bibliothek nicht erſichtlich.[1]

Poetiſchen Genuß darf man in dieſen Schießſprüchen nicht ſuchen, für die Sittengeſchichte ſind ſie nicht ohne Werth.

Dennoch reiht ſich uns hier ein Gedicht an, das auch von Seite ſeines poetiſchen Gehaltes Beachtung verdient, Fiſcharts glückhaftes Schiff von Zürich. Der Verfaſſer nennt ſich hier Ulrich Mansehr vom Treubach.[2] Die beiden ältern Ausgaben, ohne Ort und Jahr (deren zweite, ein gleichzeitiger Nachdruck, auf der Stuttgarter Bibliothek), gehören zu den großen Seltenheiten. Der neuen Ausgabe von Halling iſt ſchon gedacht worden.

Im Sommer des Jahres 1576 hatte die Reichsſtadt Straßburg ein großes Schießen mit Armbruſt und Büchſe, ſammt Ausſpielung eines Glückstopfes, veranſtaltet. Die Feſtlichkeiten dauerten faſt zwei Monate hindurch. Von den befreundeten Städten am Rhein, in Schwaben und in der Schweiz, namentlich von dem altverbündeten Zürich, waren bereits die Schützen angelangt. Da ſchifften ſich in der Frühe des 20 Juni noch weitere 54 Armbruſtſchützen zu Zürich auf der Limmat ein und landeten Abends gegen 9 Uhr zu Straßburg, einen Hirſebrei in ehernem Topfe noch warm zur Tafel des Ammeiſters liefernd. Damit zeigten ſie, daß ſie aus 4 Tagreiſen eine machen und und in Nothfällen den Freunden Hülfe bringen können, bevor ein Brei kalt werde.

Jenes große Volksfeſt und dieſes Zwiſchenſpiel desſelben, Wiederholung eines ähnlichen Unternehmens der Zürcher von 1456, ward in gebundener und ungebundener Rede, in deutſchen und lateiniſchen Verſen, durch Steininſchrift, Mauergemälde, Zeichnungen aller Art, durch Denkmünzen und koſtbares Trinkgeſchirr, endlich auch durch die noch vorhandenen ſtädtiſchen Rechnungen, zum Gedächtnis der Nachwelt feſtgehalten. Insbeſondre hat Johann Fiſchart in deutſchem Gedichte das glückhafte Schiff von Zürich beſungen, nicht etwa, wie man von dem Satiriker erwarten möchte, den günſtigen Stoff zum Scherze benützend, ſondern in völlig ernſter Geſinnung. Ja, als ein Spötter mit ſeinem Schmachſpruche die Sache zu verunglimpfen wagte, war Fiſchart ungeſäumt mit einem ſehr heftigen und handgreiflichen Kehrab[1] über ihn her. Beide, der Schmachſpruch und der Kehrab, ſind in den Ausgaben des glückhaften Schiffes mit abgedruckt.

---

[1] Vgl. auch: W. Ferbers Beſchreibung des Stahlſchießens zu Dresden 1614. 4. Meuſebachs Recenſion des glückhaften Schiffes S. 437.

[2] Meuſebachs Recenſion S. 438: Tribocis u. ſ. w., einem Volke u. ſ. w., von dem Fiſchart auch die Stadt Straßburg wortſpielend Treubach u. ſ. w. nannte.

Da die zuvor aufgezählten Schießſprüche wenig zur Auswahl darboten, ſo mögen hier um ſo eher einige Stellen des Fiſchartiſchen Gedichtes folgen. Gleich der Anfang:

Man liſt von Xerxe, dem Beherſcher u. ſ. w.
(V. 1—56, S. 107—10.)

Als ſie durch Limmat und Aar in den Rhein gekommen und ihn mit Trommetenſchall und Zuruf begrüßt:

Der Rein mocht diß kaum hören auß u. ſ. w.
(V. 279—352, S. 122—6.)

Als die glücklich Angekommenen auf der Stube des Ammeiſters zu Straßburg beim Mahle ſitzen, wird ihnen zugeſprochen:

V. 855 ff. Dis ſei der Freuntſchaft eigenſchaft:
Zur Fröud herzhaft, zur Not ſtandhaft.
Sie ſolten mit Wein külen nun,
Was heut verprennet het die Sunn,
Und ſolten itz zu Lib dem Rein
Auch trinken rain den reiniſchen Wein,
Sie ſolten nun die Becher üben,
Gleich wie ſie heut die Ruder triben.

Auch beim Wiederempfange zu Zürich wird ihr wohl ausgeführtes Unternehmen geprieſen:

Hie ſicht man, warum Gott die Flüß u. ſ. w.
(V. 1089—1108, S. 165 f.)

---

[1] Meuſebachs Recenſion S. 438: wenn der Kerab von Fiſchart iſt.

Der dichteriſche Werth dieſes Lobſpruchs beruht nicht in einer kunſtſinnigen Anlage (es wird der Reihe nach von der Abfahrt bis zur Heimkunft erzählt), ſondern zumeiſt in der kernhaften Gedrungenheit der Sinnſprüche. Fiſcharts eigenthümlichſte Poeſie iſt in der Proſa zu ſuchen; nur in dieſer fühlt er ſich völlig frei, hier ſpielt er die Sprache mit unerhörter Wagnis durch alle Biegungen und Töne, hier nimmt er den dithyrambiſchen Schwung des Humors.

Wenn man erwägt, wie genau Fiſchart im Capitel 26 des Gargantua mit den Handgriffen und Kunſtausdrücken der Schießſtätte ſich vertraut zeigt, wie treffend er die hundert Ausflüchte der Schützen, die gefehlt haben, aufzuzählen weiß, ſo mag leicht angenommen werden, daß er ſelbſt ſolche Übungen mitgemacht und bei der Bürgerluſt von 1576 zu Straßburg mit ſeiner Büchſe auf dem Platz geweſen. Der nachbarliche Freundſchaftsbeweis der in Glaubensfreiheit verwandten Stadt Zürich muſte ihm, dem eifrigen Streiter der Reformation, werth und bedeutend ſein und es erklärt ſich wohl, daß er nicht mit kaltem Blute zuſehen konnte, wenn Dasjenige, was er in ſeinem Ehrengedichte gefeiert hatte, von einem Anhänger des Pabſtthums verhöhnt und eben dadurch ein Samen der Zwietracht ausgeſtreut wurde (S. Kehrab, V. 475 ff. 549 f. 805 f. 821 f.). Mehrere Stellen des Kehrabs zeugen von dieſer Anſicht.

2. Fasnachtſpiele.

Außer den alten Drucken ſelbſt ſind zur Litteratur dieſes Faches vorzüglich anzumerken:

Gottſcheds Nöthiger Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt u. ſ. w. Leipzig 1757. Zweiter Theil, ebend. 1765. (Der erſte Theil enthält Litterarnotizen und Auszüge, der zweite vollſtändige Abdrücke dramatiſcher Arbeiten von Roſenblut u. A.)

L. Tieck, Deutſches Theater, Band I, Berlin 1817. (Darin, nach einer geſchichtlichen Einleitung, Stücke von Roſenblut, Hans Sachs, Ayrer.)[1]

---

[1] [Faſtnachtſpiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert, geſammelt von A. Keller, Stuttgart 1853. 8. Nachleſe, Stuttgart 1858. 8. H.]

Eine Schilderung der Faſnachtsluſtbarkeiten überhaupt, wie ſie in unſern alten Städten mit ungemeſſener Fröhlichkeit begangen wurden [1], gehört in die deutſche Sittengeſchichte (Sieh hierüber beſonders Flögels Geſchichte des Groteskkomiſchen u. ſ. w., Liegnitz 1788, S. 216 ff. Vergl. Hüllmanns Städteweſen IV, 170). Sebaſtian Brand widmet in ſeinem Narrenſchiff eine beſondre Rubrik den Faſnachtnarren. Geiler von Kaiſersberg hat eine ſeiner Predigten über dieſes Capitel des Narrenſchiffs in Schellen abgetheilt. Ein weſentliches Vergnügen der Faſnacht waren die Vermummungen. Zu Nürnberg insbeſondre war das Schönbartlaufen berühmt, Umzug und Tanz mit dem Schönbart, d. h. der Larve. Es ſtellten ſich dabei Charaktermasken heraus, worunter der Schalksnarr eine Hauptrolle ſpielte, es bildeten ſich Gruppen, die zu einer gewiſſen Handlung verbunden waren. Solche findet man in den alten handſchriftlichen Schönbartbüchern abgebildet; auch ein gedrucktes iſt vorhanden (Univerſitätsbibliothek):

Nürnbergiſches Schönbartbuch und Geſellenſtechen, aus einem alten Manuſcript zum Druck befördert und mit benöthigten Kupfern verſehen, 1764. 4.

(Vergl. Hans Sachs, Kemptener Ausgabe I, 820: Der ſchönpartſpruch u. ſ. w.)

Der Anlaß zu mimiſchen und dramatiſchen Darſtellungen, und zwar im Geiſte des Feſtes zunächſt zu ſcherzhaften, war durch dieſes Schönbartweſen ſehr nahe gelegt. Zu Nürnberg treten denn auch im 15ten Jahrhundert die erſten bekannten Dichter des Faſnachtſpiels, des älteſten deutſchen Luſtſpiels, auf: Hans Roſenblut, deſſen ſchon öfter gedacht worden, und Hans Volz, einer der Altmeiſter der nürnbergiſchen Singſchule. Ihnen folgen ebendaſelbſt im 16ten Jahrhundert Hans Sachs und am Schluſſe desſelben Jakob Ayrer.

Von den Faſnachtſpielen Roſenbluts (ihrer ſind bei Gottſched ſechs vollſtändig und drei im Auszuge, bei Tieck zwei vollſtändig mitgetheilt) laſſen ſich, ihrer Ausgelaſſenheit wegen, nicht füglich Proben geben. Von den ſeltenen Drucken der Stücke des Hans Volz (Grundriß S. 524) iſt mir keiner zugänglich. [2] Ich hebe daher, um von dieſer Gattung einen Begriff zu geben, eines von Hans Sachs mit einigen Abkürzungen

[1] Vgl. Wolff, Volkslieder S. 611.

[2] [Seine Dichtungen, ſowie die ausgiebigſten Mittheilungen über ihn finden ſich in der angeführten Sammlung von Keller. Vergl. auch Gödeke, Grundriß S. 99–101. H.]

aus. Es behandelt ein in jener Zeit beliebtes, der Fasnacht beſonders wohlanſtändiges Thema. Die Narren, welche Sebaſtian Brand in Schiffladungen verſendet und Thomas Murner exorciſiert hat, werden hier einem Patienten aus dem Leibe geſchnitten.

Ein ſaßnachtſpiel mit dreien perſonen: Das narrenſchneiden (Kemptener Ausgabe I, 938 ff. Tieck a. a. O. I, 29 ff.).

Hans Sachs war ſehr fruchtbar an Dichtungen in dramatiſcher Form. Er ſagt in der „Summa all meiner gedicht“ (Göz I, 9):

Da fund ich frölicher komedi
Und dergleich trawriger tragedi,
Auch kurzweiliger ſpil geſundert,
Der war gleich achte und zwei hundert,
Der man den meiſten teil auch hat
Geſpilt in Nürenberg, der ſtatt,
Auch andern ſtätten, nach und weit,
Nach den man ſchicket meiner zeit.

Die Tragödien und Komödien, deren Inhalt aus bibliſcher und Profangeſchichte, aus der alten Mythologie, aus Helden- und Ritterbüchern, Novellen u. ſ. w. entnommen iſt, grenzen ſich damit von einander ab, daß in der Tragödie immer eine oder mehrere Perſonen um das Leben kommen, was in der Komödie nie der Fall iſt. Zwiſchen dieſer und dem Fasnachtſpiele liegt die Grenzſcheidung darin, daß die Komödie, gleich der Tragödie, aus mehrern Acten, die bis zu ſieben anſteigen, beſteht, das Fasnachtſpiel aber ſich auf einen beſchränkt. Der Inhalt greift über dieſe äußern Abſcheidungen in der Art hinüber, daß die Komödie einerſeits mit der Tragödie den ernſthaften und romantiſchen, anderſeits mit dem Fasnachtſpiele den ſchwankhaften Inhalt gemeinſam haben kann, dagegen das Fasnachtſpiel mitunter auch völlig ernſt und lehrhaft wird. Man iſt darüber einverſtanden, daß nur in den Fasnachtſpielen und den ihnen zunächſt ſtehenden Komödien des Hans Sachs ſich ein regeres Leben äußere, aus dem, unter günſtigern Umſtänden, ein wahrhaft nationales Luſtſpiel ſich hätte entwickeln können. Die Anlegung eines größern, verwickeltern Plans, die Durchführung und Entfaltung manigfacher Charaktere durch ein Stück von größerem Umfange war noch nicht im Bereiche des nürnbergiſchen Meiſters; dagegen verſteht er es, in jenen kürzeren Spielen, ſehr wohl, einfache

Gruppen, holzſchnittartige Skizzen, aufzuſtellen, in denen irgend ein Lebensverhältnis oder eine Lebensanſicht, ohne weitere Anſtalt, wahr und deutlich hervortritt. Es ſind mehr Scenen, als vollſtändige Dramen. In den Kreis der Fasnachtgäſte tritt eine Anzahl von Charaktermasken ein, häufig noch, wie bei dem früheren Roſenblut, vom Ernhold angeführt, erbittet ſich Gehör und giebt dann raſch ihre Vorſtellung. Es ſind meiſt bekannte Geſtalten des häuslichen und bürgerlichen Lebens, in dem wir überhaupt die geſammte Dichtung des Hans Sachs begründet fanden. Der Kampf zwiſchen Mann und Weib um das Regiment im Hauſe iſt ein ſtehender Artikel. Die verſchiedenen Stände, Bürger, Bauer, Geiſtlicher, Gelehrter, Edelmann, Landsknecht u. ſ. w., erſcheinen in ihren Vertretern.

Endlich verläugnet ſich auch hier nicht der Einfluß des Kirchenſtreites auf das bürgerliche Weſen; im Fasnachtſpiele „der ketzermeiſter" (Göz III, 97) wird der einfältige Wirth Simon darüber beim Inquiſitor denunciiert, daß er von ſeinem Elſäßer Weine geäußert, der Herr ſelbſt und der Täufer Johannes würden denſelben gut finden.

Neben einer großen Anzahl einzelner, mit oder ohne Namen ihrer Verfaſſer erſchienener Stücke, deren viele in der angeführten Schrift von Gottſched verzeichnet ſind, muſte hier beſonders noch Jakob Ayrer, als ein reicherer Schriftſteller im dramatiſchen Fache, in Betracht gezogen werden, ſofern er wirklich noch zu unſrem Zeitraum zu rechnen wäre. Er war Notar und Gerichtsprocurator zu Nürnberg und ſtarb vor 1618. Sein Opus theatricum, ein dicker Folioband, 30 Komödien und Tragödien nebſt 36 Fasnachts- und Poſſenſpielen enthaltend, erſchien zwar erſt Nürnberg 1618 (Koberſtein S. 125 f. [Vierte Ausgabe S. 426. H.]). Auch iſt Tieck (in deſſen deutſchem Theater Bd. I einige ſeiner Arbeiten abgedruckt ſtehen) der Meinung (ebendaſ. S. XVIII), daß die wenigſten ſeiner Stücke vor 1610 möchten geſchrieben ſein. Sollten aber, was bei einer ſo großen Zahl derſelben wohl glaublich, dennoch manche derſelben noch in das 16te Jahrhundert fallen, ſo iſt es doch ein andrer Umſtand, der uns abhält, ihn noch den Schauſpieldichtern unſres Zeitraums anzureihen, nemlich der bei ihm bereits herrſchende Einfluß des engliſchen Theaters, den daſſelbe ohne Zweifel mittelſt der ſogenannten engliſchen Komödianten, welche vor oder um 1600 Deutſchland durchzogen, auf ihn ausgeübt hat. Dadurch gehören ſeine Werke einer für das 17te Jahrhundert charakteriſtiſchen Richtung des deutſchen Schauſpielweſens an.[1]

Wenn wir den lebendigen und volksmäßigen Theil der dramatiſchen Erzeugniſſe des 15ten und 16ten Jahrhunderts, wie es auch ſchon der Name Fasnachtſpiel ergiebt, von den Fasnachtsluſtbarkeiten abgeleitet haben und wenn ſich bei den nürnbergiſchen Meiſtern auch die ernſteren und umfangreicheren Schauſtücke erſt aus jener urſprünglichern Weiſe herangebildet haben mögen, ſo darf doch nicht unbemerkt bleiben, daß noch andre und ältere Anläſſe der Schauſpieldichtung vorhanden waren.

Nicht die luſtige Fasnacht allein wurde mit mimiſchen Darſtellungen gefeiert. Auch ernſtere Feſte waren im Mittelalter ſchon, in Deutſchland wie anderwärts, von geiſtlichen Schauſpielen, den ſogenannten Myſterien, begleitet (Koberſtein S. 101 f. [Vierte Ausgabe S. 405 f. H.]). Eine Geſchichte dieſer deutſchen Myſterien bis auf Luther iſt neuerlich von H. Hoffmann in den früher angeführten Horæ belgicæ P. I, S. 110, verſprochen.

Was unſern Zeitraum anbetrifft, ſo gehört aus demſelben in dieſe Claſſe namentlich ein um 1480 geſchriebenes Schauſpiel „ein ſchön Spiel von Frau Jutten", das einen Geiſtlichen, Dietrich Schernberg, zum Verfaſſer haben ſoll und deſſen gänzlich ernſthaft aufgefaßter Gegenſtand die Geſchichte von der Päbſtin Johanna iſt. Es wurde 1565 beſonders gedruckt und darnach im 2ten Theile des Gottſchediſchen Vorraths mitgetheilt.[2] Dieſer Weg führte jedoch zu keiner lebendigern Entwicklung des deutſchen Dramas in unſrer Periode, ſelbſt wenn wir die geiſtlichen Tragödien und Komödien des Hans Sachs dahin beziehen dürften. Ebenſo wenig konnten die als Schulacte gebräuchlichen Vorſtellungen, wobei man ſich mehr der lateiniſchen Sprache bediente, oder die gleichfalls lateiniſch geſchriebenen, nach claſſiſchen Muſtern gearbeiteten Schauſpieldichtungen einzelner Gelehrter eine ſolche belebende Wirkung äußern.

---

[1] [Eine Ausgabe ſämmtlicher Schauſpiele Ayrers hat A. v. Keller in fünf Bänden, Stuttgart 1865, veranſtaltet. Man vgl. auch: Shakespeare in Germany in the sixteenth and seventeenth centuries: an account of english actors in Germany u. ſ. w. by A. Cohn, London 1865. 4. H.]

[2] [In Kellers Faſtnachtſpielen S. 900 ff. Nachleſe S. 349. H.]

Als Feſtſpiele haben ſich uns die bisher beſprochenen Anfänge dramatiſcher Dichtkunſt ausgewieſen. Waren die Freiſchießen durch die Perſon des Pritſchenmeiſters, die Fasnachtszüge durch Schalksnarren und andre Charaktermasken mimiſch belebt, ſo ließ ſich anderſeits der Pritſchenmeiſter als Verfaſſer von Schießſprüchen in das Gebiet der Dichtkunſt ein und der alte Ernhold, der Meiſter der Feſtlichkeiten von den Turnieren her, verſieht noch in den Schauſpielen von Roſenblut und Hans Sachs das Amt des Vor- und Nachredners, des dramatiſchen Chorführers.

Zehnter Abſchnitt.

Nichthiſtoriſche Volkslieder.

Wir haben in der Einleitung die Poeſie des 15ten und 16ten Jahrhunderts als eine dienende bezeichnet, als ein Mittel der Lehre, der Erbauung, der religiöſen und politiſchen Polemik. Dieſen Charakter hat ſie uns auch durch die verſchiedenen Abſchnitte, unter welchen wir ihre Geſchichte abgehandelt haben, bewährt.

Doch hat ſich bemerken laſſen, daß ſie, vorzüglich in denjenigen Erzeugniſſen, welche eben darum gegen den Schluß geſtellt wurden, in den erzählenden und dramatiſchen Dichtungen, wenn auch nicht zur herrſchenden ſich erhob, mitunter wohl zu der Selbſtändigkeit einer freieren Darſtellung gelangte. Am meiſten in ihrem eigenen Element bewegt ſie ſich aber in den volksmäßigen Geſängen, die den Gegenſtand dieſes letzten Abſchnitts ausmachen, in den Volksliedern, welche wir darum nichthiſtoriſche nennen, weil ſie nicht wie jene andern, auch aus der Mitte des Volkes geſungenen, denen wir zwei Abſchnitte gewidmet haben, lediglich in den Intereſſen und Bewegungen der Zeit befangen, ſondern aus freier Luſt, aus allgemein menſchlicher Empfindung hervorgegangen ſind. Die Poeſie, die wir bisher in manigfachem Tagwerke, in Wort- und Waffenkampf und zuletzt noch im Feſtgetümmel ſich abarbeiten ſahen, hält jetzt ihren Feierabend; durch die ſtille, ſternhelle Nacht vernimmt man bald die ſchwermüthige Weiſe eines alten Sagenliedes, bald den fröhlichen Geſang verſpäteter Zecher, bald wieder die ſchmelzenden Töne zärtlicher Liebesklage. Dieſe Volkslieder theilen wir hiernach, wenn auch nicht völlig erſchöpfend, in Balladen, Trinklieder und Liebeslieder.

Lieder von allen dieſen Claſſen finden ſich theils in handſchriftlichen Liederbüchern des 15ten und 16ten Jahrhunderts, theils und beſonders zahlreich auf einzelnen Bogen im 16ten und im Eingang des 17ten Jahrhunderts gedruckt. Auch größere Sammlungen erſchienen zu derſelben Zeit im Drucke; die mit Noten verſehenen, zunächſt für muſikaliſchen Zweck gemachten, geben jedoch meiſt nur eine oder einige Eingangsſtrophen und ſetzen das Lied als bekannt voraus. Verzeichniſſe ſolcher Liederbücher ſind in Kochs Compendium der deutſchen Litteraturgeſchichte, in Docens Miscellaneen zur Geſchichte der deutſchen Litteratur, Bd. I, München 1807, S. 254 ff., und neuerlich von Maßmann in der Münchner allgemeinen Muſikzeitung 1827, Nr. 21 bis 24, gegeben.[1]

Neuere gedruckte Sammlungen, wobei jedoch manches anderartige, ältere und neuere, mitläuft, ſind die ſchon früher angeführten 3 Bände des Wunderhorns, an welches man freilich keine kritiſche Anſprüche machen darf, und die ebenfalls mehrerwähnten Volks- und Meiſterlieder von Görres. Weniger reichhaltig für unſern Zweck: Sammlung deutſcher Volkslieder u. ſ. w. nebſt Melodien, herausgegeben durch Büſching und von der Hagen, Berlin 1807. Frühere Sammlungen, welche bei den genannten benützt ſind, hebe ich nicht beſonders aus.[2] Herders Volkslieder, die in den Jahren 1778 und 1779 erſchienen, hatten den Sinn für dieſen alten Volksgeſang zuerſt wieder angeregt.

Einzelne Nachweiſungen werde ich in den beſondern Abtheilungen geben.

1. Balladen.

Von den Liedern dieſer Art, welche im 15ten und 16ten Jahrhundert aufgeſchrieben und zum Drucke gebracht wurden, waren doch die meiſten und beſten der Hauptſache nach aus früherer Zeit herübergekommen. Die Zurichtung derſelben für den ferneren Gebrauch gereichte nicht zu ihrem Vortheil.

So gehört unter den damals gangbaren Balladen das Lied vom alten Hildebrand[3] der deutſchen Heldenſage an; mythiſchen oder altmährchenhaften Inhalts ſind die vom Tanhäuſer [1] und vom Ritter Ulinger [2] (Blaubartſage); andre beziehen ſich auf geſchichtliche Perſonen und Thatſachen einer früheren Zeit, in welche darum auch ihr Urſprung zurückzulegen iſt, z. B. das Lied von der Frau von Weißenburg [3] (Ludwig den Springer betreffend, Wunderhorn I, 242); das vom Falkenſtein [4] ſcheint ſich auf eine heſſiſche Fehde des 14ten Jahrhunderts zu beziehen u. ſ. w.

---

[1] Eine bedeutende Sammlung beſitzt der Freiherr von Meuſebach. [Sie befindet ſich jetzt in der k. Bibliothek zu Berlin. H.]

[2] [An Uhlands Volksliederſammlung braucht hier kaum nochmals erinnert zu werden. H.]

[3] [Uhlands Volkslieder Nr. 132. H.]

Diejenigen balladenartigen Lieder aber, welche erweislich erſt in unſrem Zeitraum entſtanden ſind, aus dem ſie geſchichtliche Ereigniſſe beſingen, beſonders die von namhaften Raubrittern oder Seeräubern handelnden, z. B. das vom Lindenſchmidt, [5] das Dithmarſiſche von Wiben Peter [6] u. ſ. w., machen erſt den Übergang vom hiſtoriſchen Volkslied zur Ballade; einige ſtehen noch ganz auf geſchichtlichem Boden, andre haben ſchon ſagenhafte Züge aufgenommen, ſind aber noch nicht zu rein dichteriſcher Geſtaltung durchgedrungen.

Die Volksballade iſt, vermöge ihres anſchaulichen Inhalts, das eigentliche Lied der Überlieferung und darum kann ſie am wenigſten an beſtimmte Zeitpuncte feſtgeheftet werden. Eine kritiſche Beleuchtung unſrer ältern Balladenpoeſie in ihren ſagenhaften, geſchichtlichen und litterariſchen Beziehungen iſt erſt noch zu erwarten, aber ſie müſte ſich weit über die Grenzen der deutſchen Dichtkunſt unſres Zeitraums ererſtrecken, in welchem dieſe Dichtweiſe ſchon nicht mehr in friſcher Blüthe ſtand.

Manche balladenartige Volkslieder, jedoch nicht dieſe ausſchließlich, kommen in den ältern Sammlungen unter den Namen Reiterliedlin oder Bergreihen vor. Dieſes bezieht ſich auf herkömmliche Schlußformeln, worin Reiter oder Bergleute als Diejenigen genannt werden, die das Lied geſungen haben, was aber meiſt auch nur vom Singen zu verſtehen iſt.

---

[1] [Uhlands Volkslieder Nr. 297. H.]

[2] [Ebendaſelbſt Nr. 74. H.]

[3] [Ebendaſelbſt Nr. 123. H.]

[4] [Ebendaſelbſt Nr. 124. H.]

[5] [Ebendaſelbſt Nr. 139. H.]

[6] [Den Wiben Peter betreffende Lieder ſich in Dahlmanns Neocorus II, S. 93–97. H.]

2. Trinklieder.

Mit beſſerem Rechte, als die echten Volksballaden, ſind die zahlreichen dieſer zweiten Claſſe angehörenden Lieder für unſern Zeitraum in Anſpruch zu nehmen. Die Art und Weiſe derſelben haben wir bereits aus der trunkenen Litanei im Gargantua kennen gelernt, wo ihrer viele, wenn auch nur bruchſtückweiſe, eingeſchaltet ſind. Die erſte bekannte Ausgabe des Fiſchartiſchen Romans iſt vom Jahr 1575. In einem Liederbuche in 4 Theilen, das zu Nürnberg von 1552—56 im Druck erſchienen, bei welchem jedoch die Muſiknoten die Hauptſache und meiſt nur die Anfänge der Lieder gegeben ſind, habe ich ſchon die meiſten im Gargantua eingerückten Stücke vorgefunden. Der zweite Theil dieſer Sammlung, vom Jahr 1553, iſt ein wahres Meſsbuch für die Litanei der Trunkenen.[1]

Die Fasnacht und der Martinsabend waren die Hauptfeſte, bei denen ſolche Meſsbücher Dienſte leiſten muſten. Viele Lieder waren der Fasnachts- und Martinsfeier eigens gewidmet. Die ſchon öfters benützte Berliner Liederhandſchrift aus dem 15ten Jahrhundert enthält zwei Fasnachtslieder[2], nicht zunächſt auf das Trinken bezüglich. Das eine derſelben, von ſehr ausgelaſſener Art, hebt an (S. 572):

Jch will gen diſer vaſennacht
Friſch und frei beleiben u. ſ. w.[3]

Unter den geiſtlichen Parodieen weltlicher Lieder von einer Nonne zu Pfullingen, ebenfalls aus dem 15ten Jahrhundert, deren im Abſchnitt vom Kirchenliede gedacht wurde, findet ſich der gleiche Anfang eines frommen Fasnachtsliedes:

Wir wont gen dieſer vaſenacht
Friſch und fro beliben u. ſ. w.

Das nächſtfolgende beginnt:

Gegen dieſer vaſenacht
Wend wir ſin vol andacht u. ſ. w.

(Weckherlin, Beiträge S. 87.)

---

[1] [Vgl. Uhlands Volkslieder II, S. 978. 979. Eine beträchtliche Anzahl Zechlieder ebendaſelbſt Nr. 214—228. H.]

[2] [Fasnachtlieder ebendaſelbſt Nr. 242—244. H.]

[3] Vgl. Wolff, Volkslieder S. 621. [Vgl. oben S. 412. 413. H.]

Das andere der Berliner Handſchrift iſt folgendes (S. 630)[1]:

Die vaſenacht laßt uns mit fräden loben!
Es ſchadt nit, ob wir toben u. ſ. w.

(Vgl. ebendaſelbſt S. 604. 656.)

Aber auch ein eigentliches Trinklied enthält dieſe Handſchrift (S. 618)[2], das ſo anfängt:

Wein, wein von dem Rein,
Lauter, clar und vein,
Dein varb gibt gar liechten ſchein u. ſ. w.

Von Martinsliedern[3], in denen die Martinsgans eine Hauptrolle ſpielt, führt das Nürnberger Liederbuch, im zweiten Theile von 1552, eine anſehnliche Reihe auf, im Geſchmack der folgenden:

Bl. 136 Martine, lieber herre mein,
Nu ſchenk nur gar dapfer ein!
Ja heut in deinen ehren
Wöllen wir alle frölich ſein,
O Martine, Martine!

Ebend. Den beſten vogel, den ich weiß, das iſt ein gans,
Sie hat zwen breite füß, darzu ein langen hals,
Ir füß ſein gel, ir ſtimm iſt hell, ſie iſt nit ſchnell;
Das beſt geſang, das ſie kan, :|:
Das iſt gickgack; gickack, gickack
Singen wir zu ſant Merteins tag.

(Die Noten bemühen ſich, den Geſang der Gans muſikaliſch darzuſtellen.)

Bl. 137 Ein gans, ein gans, geſotten, gebraten bei dem feur, iſt gut,
Ein guten wein darzu, ein guten frölichen mut,
Den ſelbigen vogel ſollen wir loben,
Der da ſchnattert und dattert im haberſtro,
So ſingen wir: Benedicamus domino!

Von ſonſtigen Trinkliedern mag noch nachſtehendes, nach einem alten fliegenden Blatte s. l. et a., mitgetheilt werden (Züricher Liederbuch Bl. 798 b)[4]:

---

[1] [Haltaus, Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 73. H.]

[2] [Haltaus S. 66. H.]

[3] [Uhlands Volkslieder Nr. 205—208. H.]

[4] [Uhlands Volkslieder Nr. 220. H.]

Wir haben ein ſchiflein mit wein beladen u. ſ. w.

Schließlich iſt hier der Weingrüße zu gedenken, kurzer Reimſprüche, worin der Wein geſegnet und geprieſen wird, deren einige von Hans Roſenblut in Gözs Hans Sachs III, 190 ff. abgedruckt ſind. [1]

3. Liebeslieder.

Von den Formen des ritterlichen Minneſanges gieng noch Manches auf unſern Zeitraum über; beſonders blieben die Tageweiſen, von denen im erſten Abſchnitt die Rede war, fortwährend beliebt. Die Berliner Handſchrift enthält deren, neben vielen Liebesliedern andrer Art, eine große Zahl und auch in den Drucken des 16ten Jahrhunderts finden ſie ſich häufig. Es wurden aber auch, unabhängig von jenem früheren Minneſange, viele neue Liebeslieder aus eigener, freier Empfindung geſungen. Vom gröſten Theile der Lieder dieſer Claſſe ſind zwar gleichfalls die Namen der Verfaſſer unbekannt. Dennoch ſind dieſelben nicht in der Art, wie die Sagenlieder, als Gemeingut des geſammten Volkes herangewachſen und verjährt, ſie tragen, wie es im Weſen der abgeſonderten Lyrik begründet iſt, gerade je tiefer ſie geſchöpft ſind, um ſo mehr das Gepräge individueller Gemüthsſtimmung. Auch Ton und Ausdruck ſind nicht in dem Grade volksmäßig, wie bei den Balladen.

Als Beiſpiele: ein Winterlied und zwei Maienlieder. Die Jahreszeiten dienen darin, zum Theil allegoriſch aufgefaßt, den Stimmungen des Herzens.

Das Winterlied aus der vorerwähnten Liederhandſchrift des 15ten Jahrhunderts (S. 637)[2]:

Der winter mich beraubet
Meinr frād und auch meinr ſinn u. ſ. w.

Die beiden Maienlieder, aus dem 16ten Jahrhundert, ſind alten fliegenden Blättern entnommen; das erſtere beſonders war ſehr verbreitet:

---

[1] [Vgl. Kellers Faſtnachtſpiele S. 1168. 1189. 1334. 1343. 1344. 1443. 1532. H.]

[2] [Haltaus, Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 76. H.]

Züricher Liederbuch Bl. 686 b[1]:

Herzlich thut mich erfrewen u. ſ. w.

Das andre (ebend. Bl. 666 b)[2]:

Mir liebt im grünen meien u. ſ. w.

Unter dem letztern ſteht in dem alten Drucke, woraus es hier gegeben worden, die Namensbezeichnung „G. Grünew.“ (Georg Grünewald), und unter dieſem Namen findet ſich auch wirklich ein in der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts beliebter Liederdichter, von dem die litterariſchen Handbücher ſchweigen[3], deſſen aber G. Wickrams Rollwagenbüchlein (Frankfurt 1573? Wachler I, 220) in folgender Erzählung gedenkt (Wunderhorn I, Zueignung):

Auf dem Reichstage zu Augsburg[4] u. ſ. w.

Dieſem Grünewald[5] mögen wohl auch manche andre damals viel geſungene, auf fliegenden Blättern zerſtreute Lieder dieſes Tones angehören.

Die Volkslieder, mit denen ich hier unſre geſchichtliche Darſtellung ſchließe, ſind es auch, neben den Kirchenliedern Luthers, hauptſächlich, was aus der Dichtkunſt des bisher abgehandelten Zeitraums belebend in unſre Zeit herübergewirkt hat. Herder hat die verſchollenen Heimathlaute dem Ohre der Deutſchen zuerſt wieder vernehmlich gemacht und in Göthes Lieder- und Balladendichtung iſt ihr Anklang nicht zu verkennen.

---

[1] [Uhlands Volkslieder Nr. 57. H.]

[2] [Ebendaſelbſt Nr. 59. H.]

[3] Vgl. Wunderhorn III, 147, 3. Grimm, Meiſtergeſang S. 187, 3. [Man vgl. auch meine Ausgabe der Schauſpiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunſchweig, Stuttgart 1855. 8. S. 321. 322. 870—873. H.]

[4] Vermuthlich dem von 1518, Cruſius, Ann. II. 559; ein andrer, wobei Pfalzgraf Wilhelm, 1510, ebendaſ. 535. [Uhlands Volkslieder Nr. 238. H.]

[5] [Von ihm wird im dritten Bande ausführlicher die Rede ſein. P.]

Bayerische Staats-Bibliothek München

Uhlands Schriften

zur

Geſchichte der Dichtung und Sage.

Dritter Band.

3

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1866.

70

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Alte hoch- und niederdeutſche

Volkslieder

mit Abhandlung und Anmerkungen.

Herausgegeben von

Ludwig Uhland.

Zweiter Band:

Abhandlung.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1866.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort des Herausgebers.

In dem vorliegenden Bande erhalten die Leſer zunächſt die ſo lange mit allgemeiner Spannung erwartete „Abhandlung über das deutſche Volkslied.“ Leider iſt es nur ein Theil, nur die Hälfte des urſprünglich beabſichtigten Ganzen, doch iſt dieſer Theil nicht nur äußerlich vollſtändig abgeſchloſſen, ſondern auch innerlich vollendet, und ich befürchte keinen Widerſpruch, wenn ich den Inhalt dieſes Bandes zum Reifſten und Vorzüglichſten rechne, was Uhland geſchrieben hat. Mit keiner ſeiner gelehrten Arbeiten hat er ſich länger und mit ſo ausdauernder Liebe und Hingebung beſchäftigt, als mit der über das Volkslied, und gewiß war keine ſeiner innerſten Natur, ſeiner geiſtigen und dichteriſchen Anlage ſo gemäß, wie gerade dieſe.

Der Gedanke an eine ſolche Arbeit hatte ſchon geraume Zeit, bevor er zur Ausführung gelangte, in ſeiner Seele gekeimt, denn was er in einem Briefe vom 29. Juli 1812 an Ferdinand Weckherlin ſchrieb (ſ. L. Uhland. Eine Gabe für Freunde. 1865. S. 83): „Wenn ich irgend Muße und Gelegenheit hätte, ſo wäre meine liebſte Beſchäftigung das Verfolgen der germaniſchen Poeſie einerſeits in den Norden hinauf und bis in den Orient, andererſeits durch die verſchiedenen, von germaniſchen Nationen eroberten und beſetzten Länder; im Mittelalter iſt der Zuſammenhang unverkennbar,“ ſcheint mir ebenſowohl und genauer noch auf das

Volkslied, wie er es auffaßte und darſtellte, als auf die Heldenſage zu gehen, der er bald nachher ſeine volle Aufmerkſamkeit und Kraft zuwandte. Aber erſt nachdem er mit dieſer zum Abſchluß gekommen war, zu Ende der zwanziger Jahre, gewann der Plan zu einer Sammlung und hiſtoriſchen Betrachtung der deutſchen Volkslieder beſtimmtere Richtung und Geſtalt, und als ihm ſpäter, durch das Aufhören ſeiner leider nur ſo kurzen akademiſchen und bald darauf auch ſeiner langjährigen ſtändiſchen Wirkſamkeit, freie Muße ward, ſehen wir ihn jene Liederfahrten beginnen, deren Zweck die Vervollſtändigung der ſtill und geräuſchlos angelegten Sammlungen war. Die erſte dieſer Fahrten führte ihn im Sommer 1835 den Rhein hinab nach Köln; drei Jahre ſpäter, 1838, eine andere die Donau entlang nach Wien. Von dieſer Zeit an galten faſt alle ſeine jährlichen Ausflüge und Reiſen der Erreichung dieſes mit ſeltener Beharrlichkeit verfolgten Zieles, und man darf ſagen, daß es von den Alpen bis zur Nordſee kaum einen, hiefür irgendwelche Ausbeute verſprechenden Ort gibt, den Uhland nicht auf längere oder kürzere Zeit beſucht hätte. Nur wo er ſelbſt nicht hinreichen und unmittelbar aus den Quellen ſchöpfen konnte, nahm er, aber auch hier mit der ihm eigenen zarten rückſichtsvollen Beſcheidenheit, die Mitwirkung von Freunden und Fachgenoſſen in Anſpruch.

In ſolcher Weiſe brachte er binnen eines Jahrzehends ein Material zuſammen, deſſen gewaltiger Umfang billig Staunen erregt. Weitaus das meiſte davon hat er eigenhändig zuſammengetragen, und mit welchem Fleiß, welcher Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit dieß geſchah, erhellt nicht allein aus den kräftigen, ſichern, keine Zweifel geſtattenden Zügen, ſondern mehr noch aus dem Umſtand, daß von faſt allen Liedern, auch den verbreitetſten, die oft ſehr zahlreichen Urkunden alle in beſonderen Abſchriften vorliegen, und daß Uhland nur in den ſeltenen Fällen, wo die Abweichungen in leichten, bloß orthographiſchen Verſchiedenheiten beſtanden, ſich mit Aufzeichnung der Lesarten begnügte.

Daß ihm trotz der Reichhaltigkeit ſeiner Sammlung und der dafür aufgewandten Mühe Manches noch fehlen werde, war ihm nicht verborgen, er hat es vielmehr oft ſchmerzlich empfunden und auch öffentlich ausgeſprochen; wenn er dem ungeachtet, ſeiner allem Halben und Unfertigen abholden Art ſcheinbar zuwider, endlich doch zur Herausgabe ſchritt, ſo mochte ihn hiebei die ſtille Hoffnung leiten, daß er bei aller „Mangelhaftigkeit des Erſammelten" gleichwohl über den Hauptſtock des alten Volksliederhortes gebiete und daß im ſchlimmſten Falle nur eine kleine Nachleſe übrig bleibe. Und ſo war es in der That: was Uhlands unermüdete, bis zu ſeinem Tode fortgeſetzte Weiterſammlung noch ergab, iſt an Zahl wie an Bedeutung überaus gering und berechtigt zu der Vermuthung, daß in ſeinem Buche die noch vorhandenen Quellen weſentlich erſchöpft ſind.

Die in den Jahren 1844 und 1845 in zwei ſtattlichen Bänden, unter dem Titel: „Alte hoch- und niederdeutſche Volkslieder in fünf Büchern (Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſcher Verlag) erſchienene Liederſammlung bildete nur den einen Theil, den erſten Band des Unternehmens; wie der Haupttitel des Buches und eine Stelle des Vorwortes ankündigten, ſollten „zwei kleinere Bände eine Abhandlung über die deutſchen Volkslieder, ſodann diejenigen beſonderen Anmerkungen umfaſſen, welche zur Kritik, Erläuterung und Geſchichte einzelner Lieder noch dienlich ſcheinen." War es nun die angeborne Abneigung gegen äußern Zwang, oder die Ahnung, daß er ſein Vorhaben nicht werde ausführen können, genug, er fügte hinzu: „Damit übrigens die Käufer ſowohl, als der Herausgeber, freie Hand behalten, bildet der erſte Band durch eigenen Titel und mittelſt der erwähnten Beigaben [d. i. Quellenangabe und alphabetiſches Verzeichniß der Liederanfänge] ein für ſich beſtehendes Liederbuch.“

Dieſe Ablehnung jeder Verbindlichkeit gegen die Leſer wie gegen ſich ſelbſt war ebenſo vorſichtig als berechtigt, indem eine Reihe ſtörender Umſtände im öffentlichen wie in Uhlands Privatleben weder die Abhandlung noch die Anmerkungen zum Abſchluß gelangen ließen. Glücklicherweiſe hat ſich in ſeinem Nachlaß auf einem einzelnen Blatt eine Skizze vorgefunden, die uns über Plan, Gliederung und Inhalt der ganzen Arbeit willkommene Auskunft gibt. Danach ſollte ſie in acht Abſchnitte zerfallen, deren jeder, ſeinem Inhalte nach, einer beſondern Dichtart entſpricht, während in allen zuſammen, innerhalb der engen Grenzen des Volksliedes, die geſammte Litteratur ſich wiederſpiegelt. Die Skizze lautet:

„Sommerſpiele = Mythus.
Fabellieder = Thierſage.
Wett- und Wunſchlieder = Sängerkämpfe.
Liebeslieder = Minneſang.
Tagelieder = Minneſang.
Geſchichtlieder = Heldenſage, politiſche Lieder, Reimchroniken.
Scherzlieder = Schwänke.
Geiſtliche Lieder = Evangelien, Legenden (Spruchgedichte).

Wir haben nur Bruchſtücke und Verdunklungen des alten Volksgeſangs. Darum iſt es mit der Sammlung nicht allein gethan, das Geſammelte muß ſoweit möglich ergänzt und aufgehellt werden. Dazu bedarf es der Forſchung und zwar in dreierlei Richtungen:

1. Herbeiziehung des Volksgeſangs verwandter Stämme.

2. Zurückgehen in die frühere Geſchichte der einheimiſchen Dichtung.

3. Eingehen auf das Weſen und den Grund aller Volkspoeſie und der Deutſchen insbeſondre im Leben und den poetiſchen Vorſtellungen des Volkes.“

Den hier kurz dargelegten Gang der Unterſuchung, der in der Einleitung umſtändlicher entwickelt iſt, hat Uhland [illegible] der Ausführung jedes einzelnen Abſchnittes eingehalten, mit der kleinen Abweichung, daß er, wie billig, dem zweiten Punkte, „dem Zurückgehen in die frühere Geſchichte der einheimiſchen Dichtung,“ den Vorrang eingeräumt hat vor der „Herbeiziehung des Volksgeſangs verwandter Stämme.“ Sonach würde ſeine „Abhandlung,“ wenn ihm ihre Vollendung vergönnt geweſen wäre, nicht bloß eine Geſchichte des deutſchen Volksliedes, ſondern gewiſſermaßen eine vergleichende Geſchichte des indo-europäiſchen Volksgeſanges geworden ſein. Die Aufgabe, die Uhland ſich damit geſtellt, war freilich eine ungeheure, und neben Anderm liegt wohl auch darin ein Grund, warum er in deren Löſung auf halbem Wege inne hielt: wenigſtens äußerte er ſich einmal gegen ſeine Frau (L. Uhland. Eine Gabe für Freunde, S. 456): er habe für die Abhandlung über die Volkslieder viel geſammelt, viel im Kopfe dazu, viel auch ſchon ausgearbeitet mit der Feder, aber ſie ſei ihm zu weit angelegt, das halte ihn davon ab.

Gewiß haben wir alles Recht, dieß ungerechtfertigte Mißtrauen in ſeine Kraft und das Aufgeben einer Arbeit, der er ſeine beſten Jahre gewidmet und zu deren Ausführung er wie kein zweiter berufen und ausgerüſtet war, zu beklagen. Aber ein Troſt dabei iſt und als ein Glück dürfen wir es betrachten, daß es gerade die vier erſten Abſchnitte ſind, nach meiner Anſicht bei weitem die wichtigſten und anziehendſten, welche vollſtändig ausgearbeitet und abgeſchloſſen vorliegen und den Inhalt dieſes Bandes bilden.

Ihre Entſtehung fällt, von einzelnen ſpätern Zuſätzen und Nachträgen abgeſehen, in die Jahre 1836—1842, alſo in die Zeit ſeines kräftigſten Mannesalters. Davon iſt der erſte Abſchnitt „Sommer und Winter“ in drei, ja wenn man den theilweiſen Abdruck in meiner Germania 5, 257—284 hinzurechnet, in vier Aufzeichnungen vorhanden. Die erſte mag im Jahr 1836 oder 1837 entſtanden ſein, die zweite, mit der urſprünglichen Aufſchrift „Mythiſche Nachklänge,“ die ſpäter in „Sommerſpiele,“ zuletzt in „Sommer und Winter“ verändert ward, trägt das Datum „29. April 1840,“ die dritte iſt vom Jahre 1845. Dem Ende der dreißiger Jahre gehören ohne Zweifel der zweite und dritte Abſchnitt „Fabellieder,“ „Wett- und Wunſchlieder“ an; der vierte endlich, „Liebeslieder,“ iſt am 21. Juni 1841 begonnen und am 1. December deſſelben Jahres beendet. Der fünfte Abſchnitt, „Tagelieder,“ angefangen am 6. November 1842, iſt kaum über anderthalb Schreibſeiten gediehen und enthält nur den Eingang eines denſelben Gegenſtand behandelnden Kapitels aus der ältern Abhandlung über den „Minneſang,“ deren erſtere Theile ihrem Hauptinhalte nach auch in den vorangehenden vierten Abſchnitt („Liebeslieder“) aufgenommen und verwoben ſind.

Die meiſte Mühe und Überlegung ſcheint Uhland, nach den dazu genommenen zahlreichen Anläufen zu ſchließen, die Einleitung gemacht zu haben, die nur nach vielen mißlungenen Verſuchen (ſo z. B. vom 8. November und 27. December 1836, 29. Merz 1840, 17. Januar 1842 und andern mehr), erſt nach dem Erſcheinen der Liederſammlung, am 29. December 1845, zu Stande kam. Sie iſt nun aber auch nach Inhalt und Form ein kleines

Meiſterwerk. Unmittelbar darauf wurde der erſte Abſchnitt einer neuen (der dritten) und auch der zweite einer theilweiſen Umarbeitung unterzogen (bis Seite 69), die ſich ohne Zweifel noch weiter, über die andern fertigen Theile, erſtrecken ſollte.

Betrachtet man die vorliegende Arbeit, der Uhland die beſte Kraft ſeines Lebens gewidmet hat, prüfenden Auges, ſo wird Niemand läugnen, daß ſie der vielen darauf verwandten Mühe und Sorgfalt vollkommen würdig iſt. Nur darüber könnte man allenfalls in Zweifel ſein, was größere Bewunderung verdient: die ungemeine Gelehrſamkeit und Beleſenheit, der ſcharfe ſichere Blick im Erkennen des echt Volksmäßigen, Dichteriſchen unter oft unſcheinbarſter Hülle, oder die meiſterhafte Bewältigung des ungeheuern Stoffes, die geſtaltende Kraft und die zu wahrhaft klaſſiſcher Schönheit ſich erhebende Darſtellung. Am wunderbarſten iſt jedoch gewiß die ſo ſeltene Vereinigung von Beidem. Hier haben der Gelehrte und der Dichter ſich verbunden, um ein Werk zu ſchaffen, das in unſrer Litteratur, und ich glaube nicht in unſerer allein, ſeines Gleichen nicht hat; denn noch niemals iſt die Volkspoeſie mit ſolcher Gründlichkeit und Tiefe, mit ſo viel Innigkeit und Wärme erfaßt und in ſo vollendeter Form dargeſtellt worden.

Was meinen Antheil an dieſem Bande anlangt, ſo beſchränkt ſich derſelbe, außer der Beifügung der inzwiſchen zugewachſenen Litteratur und der Citate nach neuern Ausgaben, weſentlich auf Ordnung des durch die vielen Nachträge und Zuſätze manchmal etwas aus den Fugen gerathenen Manuſcripts. Hinſichtlich der Druckeinrichtung muß bemerkt werden, daß nach des Verfaſſers Abſicht die Noten unter dem Texte ſtehen ſollten. Da jedoch viele derſelben von ſolcher Ausdehnung ſind, daß ſie den Text oft völlig überwuchert und erdrückt hätten, ſo ſchien es mir, aus typographiſchen und äſthetiſchen Rückſichten, nicht allein angemeſſen, ſondern unerläßlich, ihnen hinter jedem Abſchnitte, mit fortlaufender beſonderer Zählung, eine Stelle anzuweiſen. Die Gelehrten vom Fache, für welche dieſe Noten den meiſten Werth haben, wird dieſe Einrichtung nicht allzuſehr beſchweren, während die zahlreichen übrigen Leſer, die ſich nun, ungeſtört durch den gelehrten Apparat, ruhig dem Genuſſe des Buches hingeben können, mir dafür Dank wiſſen werden.

Der nächſtfolgende Band wird die wichtigen Anmerkungen zu den einzelnen Liedern der Sammlung bringen und im Anſchluß daran diejenigen Theile aus der Abhandlung über den „Minneſang," die nicht ſchon in dieſem Bande daraus vorweg genommen ſind.

Salzburg, 4. Auguſt 1866.

Franz Pfeiffer.

Abhandlung

über die

deutſchen Volkslieder.

Einleitung.

Handſchriftliche Sammlungen aus dem deutſchen Mittelalter haben uns eine Fülle von Liedern aufbewahrt, wie ſie ſeit der Mitte des 12ten bis in den Anfang des 14ten Jahrhunderts für den Geſang gedichtet wurden. Dieſe Lieder ſind zumeiſt Erzeugniſſe des Ritterſtandes und waren beſtimmt, auf den Burgen, an den Höfen weltlicher und geiſtlicher Herren lautbar zu werden, als Minneſang um den Beifall edler Frauen zu werben. Sie ſind, was gewöhnlich zuſammengeht, nicht bloß Standes- ſondern zugleich Kunſtdichtung, denn wie ſie dem Inhalte nach in den Vorſtellungen und Sitten des bevorrechteten Kreiſes ſich bewegen, dem ſie entwachſen und dem ſie zum Genuſſe geboten ſind, ſo tragen ſie äußerlich das Abzeichen einer gewählteren, reicheren Kunſtform. Sänger aus geiſtlichem oder bürgerlichem Stande, die letztern mehr erſt gegen den Schluß des bemerkten Zeitraums hinzutretend, folgen, wie ſie den Höfen nachgiengen, auch demſelben Kunſtgebrauche. Vor und neben ſolcher Kunſtübung auf Burgen und am Hofe ward aber, laut manigfacher Meldungen, auch von den Bauern, an den Straßen, im Volke geſungen, und es iſt anzunehmen, daß dieſer überall gangbare Geſang, wie mit gemeingiltigen Gegenſtänden, ſo auch in ſchlichterem Stil und einfacheren Formen ſich hervorgeſtellt habe, dem Hof- und Kunſtliede gegenüber das Volkslied. Zwar fehlt es nicht gänzlich an Überreſten dieſes alten Volksgeſangs, ſeine aus unvordenklichen Zeiten vorſchreitende Entwicklung, ſeine Verbreitung unter allen Ständen und über alle deutſchen Stämme, dazu die ausdrücklichen Geſchichtzeugniſſe geben zureichende Gewähr, daß er nicht weniger fruchtbar war, als der auf einen engeren Kreis und auf einen beſtimmten Zeitverlauf angewieſene Kunſtgeſang; der letztere ſelbſt zeigt in ſeinen älteſten Denkmälern einen urſprünglichen Zuſammenhang mit der Volksweiſe, beſonders aber ſind die zahl- und umfangreichen Heldengedichte der heimiſchen Sagen weſentlich aus Liedern des Volkes hervorgegangen. Gleichwohl iſt nicht zu verkennen, daß durch die großen, gelehrten und kunſtmäßigen Dichtungskreiſe, die im geiſtlichen und Ritterſtande ſich herangebildet hatten, der Volksgeſang mehr und mehr zurückgedrängt, daß durch ſolche Abſonderung und neue Geiſtesrichtung dem Gemeinſamen, Volksmäßigen ein bedeutender Theil dichteriſcher Kräfte entzogen, das Gebiet geſchmälert und die Aufmunterung verkümmert, daß durch die Ausbildung zu künſtlichern Liedesformen, durch die Einverleibung in umfaſſende Schriftwerke das Volkslied aufgeſogen und, wie es vornherein in mündlicher Überlieferung gelebt hatte, nun um ſo weniger mehr von denen, die ſchreiben konnten oder ſchreiben ließen, der Aufzeichnung in unveränderter Weiſe werth erachtet wurde. Sowie jedoch im Laufe des 14ten Jahrhunderts jene mittelalterlichen Dichtungskreiſe ſich ausleben, rührt ſich in den poetiſchen Leiſtungen der Zeit alsbald wieder die unverlorene Volksart. Es ſchlägt der Ton durch, es entbindet ſich der Geiſt, darin die geſchiedenen Stände ſich als Volk zuſammenfinden und verſtehen. Bearbeitungen deutſcher Heldenſagen kommen hervor, denen man Wendungen und Fundgriffe der Volksſänger abhört und deren alterthümlicher Stil über die Zeit hinaufweiſt, in welcher das ausgebildete Ritterthum ſich dieſer Stoffe zur Darſtellung in ſeinem Geiſte bemächtigte. Liederbücher vom Eingang des 15ten Jahrhunderts, wie ſchon einzelne Anklänge aus dem 14ten, ergeben eine Mittelgattung zwiſchen dem abſcheidenden Minneſang und dem wieder andringenden Volkstone; den Adel ſowohl, der ſeines früheren Kunſtgeſchicks nicht mehr mächtig iſt, als auch bürgerliche Meiſter, die noch an den Höfen umherziehn und noch nicht im ſchulmäßigen Zunftgeſang abgeſchloſſen ſind, haben ſich leichteren, freieren Liederformen zugewandt. Die zerfallende Kunſtbildung des Ritterſtandes iſt ein Zeichen, daß überhaupt die glänzendſte Zeit ſeiner Herrſchaft vorüber war, der auflebende Volksgeſang geht gleichen Schrittes mit dem erſtarkenden Selbſtgefühl des Bürgerſtands und örtlich auch der Bauerſchaft. Der Kampf ſelbſt, in dem Ritter und Biſchöfe mit Bürgern und Bauern zuſammenſtießen, drängte zu gemeinſamer Sangweiſe, denn wie mit den Waffen traten die Stände ſich mit Liedern gegenüber und dieſe muſten, um zu wirken, nach allen Seiten verſtändlich ſein, wie man ſich auf demſelben Felde ſchlug, muſte man auch mit den Liedern auf gleichem Boden ſtehn. Ihres geſchichtlichen Inhalts wegen wurden derlei Lieder vor andern aufgezeichnet, beſonders auch, ſo weit ſie noch erreichbar waren, den Zeitbüchern eingeſchaltet, ſeit man dieſe deutſch abzufaſſen begonnen hatte. So erweiſt ſich ſchon das 14te Jahrhundert ausgiebig an noch vorhandenen geſchichtlichen Volksliedern, deren Reihe ſich im 15ten und 16ten dichtgedrängter fortſetzt. Geiſtliche Lieder in Handſchriften des 15ten ſind mehrfach auf Grundlage und Singweiſe weltlicher Volksgeſänge gedichtet und beurkunden damit, daß letztere zuvor ſchon gangbar waren. In Menge jedoch kommen Volkslieder aller Art erſt mit dem Eintritt des 16ten Jahrhunderts zum Vorſchein, nicht bloß in Handſchriften, ſondern hauptſächlich auch in Folge rüſtiger Verwendung der Druckkunſt zu dieſem Zwecke. Wenn auch das gedruckte Wort die Herrſchaft des mündlichen in Sang und Sage zuletzt gebrochen hat, ſo war doch die neue Erfindung, einmal eingeübt, das bereite Mittel, alten und neuen Liedern den raſcheſten und weiteſten Umlauf zu geben. Fliegende Blätter, gleich Bienenſchwärmen, und wohlfeile Liederbüchlein giengen von den Druckanſtalten der gewerbſamen Städte in alles Land hinaus; was die Flugblätter brachten, wurde zu Büchern geſammelt; was die Bücher enthielten, in Blätter verſpreitet. Wirklich iſt der größere Theil der vorhandenen Lieder nur noch im Druck erhalten. Singnoten waren häufig beigefügt oder bildeten den Hauptbeſtand der ausgegebenen Stimmhefte; von den berühmteſten Tonkünſtlern, fürſtlichen Capellmeiſtern, wurden die alten Volksweiſen mehrſtimmig bearbeitet und ausgeſchmückt, wohl auch durch eigene erſetzt. Immerhin mochten die Lieder oft nur ihrer Singweiſe die Aufnahme verdanken, aber auch das zeugt von neuer Geltung des Volksmäßigen, daß Stimmen aus Feld und Wald an den Höfen, vor allen auf der Pfalz zu Heidelberg, willkommen waren. Dieſer lebhafte Vertrieb zog ſich noch in das 17te Jahrhundert hinein, aber in denſelben Jahren, in welchen die letzten namhaften Liederbücher der alten Art gedruckt wurden, erſchienen auch ſchon Weckherlins Oden und die erſte Ausgabe Opitz'ſcher Gedichte, womit einer neuen Liederdichtung des gelehrten Standes die Bahn geöffnet war. Einzelne der alten Volkslieder trifft man noch jetzt auf fliegenden Blättern, gedruckt in dieſem Jahr; manigfach verkümmert und entſtellt, aber mit trefflichen Singweiſen, haben ſich ihrer Viele bis auf die letzte Zeit im Munde des Volkes erhalten, beſonders in Gegenden, die von der Heerſtraße weiter abliegen.

Die Quellenangabe zu meiner Sammlung zeigt, daß dieſe zumeiſt auf Handſchriften und Drucke des 16ten Jahrhunderts, oder weniger Jahrzehnte vor- und rückwärts, gegründet iſt. Daraus ergab ſich das Hauptgut, das den Zuwachs aus früheren und ſpäteren Quellen an ſich zog. Alles zuſammen kann wohl als ein Ganzes betrachtet werden, ſofern die einzelnen Beſtandtheile entweder gleichzeitig und auf gleiche Weiſe verbreitet waren, oder doch durch eine allgemeine Verwandtſchaft des Tones, ſowie durch viele beſondere Berührungen, unter ſich verbunden ſind. Aber neben dem Gemeinſamen ſtellen ſich innere und äußere Unterſchiede ſo bedeutend hervor, daß man, wenn auch die Lieder im 15ten und 16ten Jahrhundert mit einander umliefen, doch ihren Urſprung in ganz verſchiedenen Zeiten und Zeitſtimmungen ſuchen muß. Allerdings gibt ſich ein anſehnlicher Theil derſelben, häufig ſchon durch den geſchichtlichen Inhalt, als eigenes Erzeugniß der bemerkten Jahrhunderte kund. Andern dagegen iſt nicht bloß durch Sprache, Vers und Stil ein früherer Urſprung angewieſen, ſondern es waltet auch die innere Unmöglichkeit ob, daß ſie mit jenen aus dem Geiſt einer und derſelben Zeit hervorgegangen ſeien. Während die Leiſtungen des genannten Zeitraums ihr vorzügliches Verdienſt darin erweiſen, daß ſie thatkräftig in die Kämpfe der Gegenwart eingreifen, gebührt der Vorzug des poetiſchen Werthes unbeſtreitbar den älteren Überlieferungen; nachdem den Liedern des Volks überhaupt wieder Boden bereitet war, kam mit der neuen Saat manch ſeltene Blume von längſt vergangenen Sommern zum Lichte. Die ſpäteren Lieder ſind durch zeitige Feſtſtellung in Schrift und Druck im allgemeinen wohl erhalten und laſſen ſich leicht in den Zuſammenhang ihrer Zeit einreihen, wogegen jene des älteren Schlags in beider Hinſicht die Forſchung in Anſpruch nehmen. Lange ſchon mündlich umgetrieben, dem jüngeren Geſchlechte bereits fremdartig geworden, als man ſie in Liederbücher und Flugblätter aufnahm, erſcheinen manche ſchon hier mangelhaft und verunſtaltet. Außer den abſichtlichen Umwandlungen im Sinn und für den Gebrauch einer andern Zeit, führten Vergeßlichkeit, Miſsverſtehen, vorherrſchender Bedacht auf die Singweiſe, die vielleicht allein den Text noch friſtete, zu allmählicher Entſtellung und Zerſetzung des letztern; Stücke verſchiedener Lieder auf denſelben Ton warf man zuſammen, beſonders wenn zugleich der Inhalt einigen Anklang darbot; die Gewohnheit, in Notenbüchern nur die erſten Geſätze mitzugeben, ließ die folgenden verloren gehn und ſie wurden durch neue oder aus andern Liedern herübergenommene erſetzt; der Druck ſelbſt war nur behilflich, dieſe Verderbniſſe feſtzuhalten und fortzupflanzen. Des Zuſtandes ſolcher Lieder im heutigen Volksgeſang iſt ſchon gedacht worden. So konnte ſich aus altem und neuem Wirrſal die Meinung bilden, als gehöre die Zerriſſenheit, das wunderliche Überſpringen, der naive Unſinn, zum Weſen eines echten und gerechten Volkslieds. Schon die beſſere Beſchaffenheit andrer Lieder gleichen Stils weiſt darauf hin, daß auch den nun zerrütteten die urſprüngliche Einheit und Klarheit nicht werde gefehlt haben. Aber nicht allein der üble Zuſtand vorhandener Texte, noch weit mehr iſt der gänzliche Verluſt ſo vieler Lieder eben dieſer älteren, dichteriſch belebteren Gattung zu beklagen. Von ihrem vormaligen Daſein zeugen noch die Anfangzeilen, welche andern nach ihrem Tone geſungenen, geiſtlichen und weltlichen Liedern, eben zur Bezeichnung der Singweiſe, vorgeſetzt oder den im 16ten Jahrhundert beliebten Quodlibeten eingefügt ſind und vom Inhalt und der Art des Verlorenen eine Ahnung geben. Mag es aber auch gelingen, manches dieſer vermißten oder ähnlicher Stücke nachträglich beizutreiben, ſo wird dennoch der verſunkene Schatz des mittelalterlichen Volksgeſangs damit keineswegs gehoben ſein.

Erſcheint hiernach die Sammlung als ſolche lückenhaft und bruchſtückartig, ſo iſt es um ſo nöthiger, daß die Forſchung erläuternd und ergänzend ſich beigeſelle. Dieſer liegt es ob, die verunſtalteten Lieder, wenn nicht dem Wortbeſtande nach, der überhaupt wandelbar iſt, doch für die innere Anſchauung herzuſtellen, den räthſelhaft gewordenen ihre Deutung, den vereinzelten ihren Zuſammenhang zu geben, das Neuere an ſeine Vorgeſchichte anzuknüpfen, von dem Erhaltenen in die verdunkelte Zeitferne Licht zu werfen, und ſo, wenigſtens annähernd, auf ein volles und friſches Geſchichtbild der deutſchen Volksliederdichtung hinzuarbeiten.

Mittel und Wege dieſer Forſchung ſollen hier vorläufig bezeichnet werden.

Der eine Weg führt hinauf in die Geſchichte der deutſchen Poeſie älteſter und mittlerer Zeit. Hier ergeben ſich manigfache Beziehungen unſerer Lieder zu den Nachrichten von früherem Volksgeſang und zu deſſen ſparſamen Überbleibſeln. Auch ſchrift- und kunſtmäßige Dichtungskreiſe, wie das Heldengedicht mit der ihm einverleibten Götterſage, Thierfabel, Minne- und Meiſtergeſang, wenn ſie ſchon dem Bereiche des Volksliedes weit entwachſen ſind, verläugnen doch nicht ihre Abſtammung von dieſem; Nachklänge des Volksgeſangs ſind noch vielfach aus jenen vernehmbar und ſie haben den einſtigen Inhalt deſſelben nicht ſo gänzlich aufgezehrt, daß nicht den vorhandenen Volksliedern noch Manches mit ihnen gemeinſam wäre. Es wird ſich vielmehr herausſtellen, daß die verſchiedenen Klaſſen der Volkslieder gröſtentheils je einer beſtimmten Gattung der mittelalterlichen Dichtkunſt entſprechen. Beſonders blühend iſt der Stand des deutſchen Volkslieds für diejenige Zeit vorauszuſetzen, in welcher die ſtarre Hülſe ſeiner älteſten Formen geſprengt und doch ſeine Triebkraft noch unerſchöpft genug war, um die neuen Bildungen des Minneſangs und des größeren Heldengedichts aus ſich zu erzeugen. Die jugendliche Friſche der erſten Minnelieder, wie ſie eben aus der Volksweiſe hervorkommen, und von der andern Seite der poetiſche Glanz einiger auf Flugblättern erhaltenen Volkslieder, die in alterthümlichem Vers und Stil zu jenen hinaufreichen, gibt einige Vorſtellung von ſolcher Blüthe der Volkspoeſie im Laufe des 12ten Jahrhunderts.

Zweitens wendet ſich die Forſchung nach den Volksdichtungen des Auslands. Viele der älteren deutſchen Lieder wurden auch anderwärts geſungen und manche haben dort noch minder verkümmerte Geſtalt; andre, von denen ſich nachweiſen oder leicht errathen läßt, daß ſie einſt auch in Deutſchland gangbar waren, ſind nur in befreundeten Sprachen noch vorhanden. Auch über das Einzelne hinaus zeigt ſich in Anſchauungsweiſe und äußerer Haltung eine weitgreifende, gegenſeitig aufhellende Gemeinſchaft ganzer volksthümlicher Liederſchätze. Die Niederlande, vormals ein Glied des Reiches und in der Sprache nur mundartlich verſchieden, ſtanden mit dem übrigen Deutſchland in ſo vollkommener Liedergenoſſenſchaft, daß die älteren hoch- und niederdeutſchen Volkslieder mit den niederländiſchen füglich in *ein* Liederbuch gebracht werden können; England und Schottland, Dänemark und Schweden ſind unter ſich, wie mit den deutſchen Stammgenoſſen durch das Lied von Alters her nahe verbunden und nicht ſelten wird man bis zu angelſächſiſchen Gedichten und den Eddaliedern hinaufgeführt. Aber auch die fremderen Sprach- und Liederſtämme, die romaniſchen, die ſlaviſchen und der neugriechiſche, ſelbſt noch die zurückgedrängten keltiſchen und finniſchen, laden zu manigfacher Anknüpfung ein. Mittellateiniſche Lieder deutſchen Urſprungs zählen, ſofern ihr Inhalt volksthümlich iſt, nicht zu den fremden. Von romaniſcher Seite hat beſonders Nordfrankreich in manchen Beſtandtheilen ſeiner mittelalterlichen Poeſie die germaniſchen Blutsbande nicht verläugnet und auch die noch wenig erſchloſſenen franzöſiſchen Volkslieder bieten Gemeinſames; ebenſo die altſpaniſchen Romanzen und Liebeslieder. Auf ſlaviſchem Gebiete klingen altruſſiſche Lieder überraſchend an, ohne Zweifel durch normanniſche Vermittlung. Je alterthümlicher das Gepräge des Liedes, um ſo weiter wird meiſt die Gemeinſchaft ſich erſtrecken, demnach vorzugsweiſe bei Stücken, die dem Bereiche des Mythus und der älteſten Naturanſchauung heimfallen, ja es begegnen ſich in ſolchen Fällen oft eben die ſonſt geſchiedenern Stämme, als erinnerten ſie ſich engerer Befreundung aus längſt vergangenen Tagen. Anziehend iſt es überall, zu beobachten, wie bald dieſes, bald jenes Volk den gemeinſamen Grundgedanken am reinſten und vollkommenſten ausgedichtet oder bewahrt hat.

Urſachen und Anläſſe, Mittel und Träger der völkerverbindenden Liedesgemeinſchaft ſollen hier nur angedeutet werden. Gleichmäßige Bildungsſtufe und ähnliche Lebensweiſe müſſen im Liede ſich übereinſtimmend abſpiegeln und die gemeinſamen Bedingungen aller Volkspoeſie zielen auf ein gleichförmiges Ergebniß, beſtimmter jedoch wirken erſt die beſondern, thatſächlichen Verhältniſſe der Einigung und des Austauſches. Als ſolche ſind namhaft zu machen: Stammverwandtſchaften verſchiedenen Grades, Völkerzüge, Eroberung, Grenznachbarſchaft; das Wanderleben der Sänger und die Feſtlichkeiten, wobei Sänger und Gäſte von nah und ferne ſich zuſammenfanden. Ritterfahrten, Kreuzheere aus allen Nord- und Weſtländern, Wallfahrten und einzelne Pilgerſchaften nach allen Gnadenorten; ausgebreitete Verbrüderungen der Mönchsorden und die Vermittlung auch volksmäßiger Gegenſtände durch die Gemeinſprache des Mönchslateins; der Handelsverkehr, beſonders die Verbindungen und Anſiedlungen der deutſchen Hanſe; das Umherſchweifen fahrender Schüler, ſangluſtiger Reiter und Landsknechte, wandernder Handwerker und Bergleute. Die Art der Lieder ſelbſt, die einfache Form, der kunſtloſe Ausdruck, vermittelte leicht zwiſchen verſchiedenen Sprachen und Mundarten; Tonweiſen ſind eine überall verſtändliche Sprache. Eigentliche Überſetzungen, nicht bloß mundartlich umlautend, fallen erſt in die Zeit der aufkommenden Mittheilung durch Schrift und Druck.

Die Stellung der deutſchen Volkslieder in dieſem Gemeinleben iſt nicht durchaus günſtig. Wie ſie jetzt geſammelt vorliegen, fehlt ihnen der gleiche Schnitt, der eine Guß, der durchgehende volkspoetiſche Charakter, wodurch viele Sammlungen aus andern Ländern ſich auszeichnen, beſonders ſolchen, in denen die alte Volksweiſe noch bis auf den heutigen Tag ſich ungeſtört erhalten konnte. Dieß war in Deutſchland nicht möglich, über das alle Zeitbewegungen und Bildungszüge auf breiteſter Straße hingiengen, wo ſchon im Mittelalter aus und neben dem Volksgeſange ſo reiche poetiſche Entwicklungen ſich hervordrängten und wo nun großentheils nur der Nachwuchs, ein zweites, nachgebornes Geſchlecht von Volksliedern ſich dem Sammler darbietet. Iſt aber auf dieſer Stufe das poetiſche Verdienſt nicht das vorherrſchende, ſo iſt es gleichwohl eine lebensvolle Erſcheinung, wie der deutſche Volksgeſang vom 13ten Jahrhundert an immer mehr der wichtigſten Ereigniſſe und Zeitfragen ſich bemächtigt, wie er im 16ten der gewaltigſten Bewegung der Geiſter ſo unentbehrlich ſich erweiſt, daß Murner ſich in Bruder Veiten Ton wehren muß, daß der claſſiſch geſchulte Hutten ein Reiterlied anhebt und Luther ſelbſt die Pſalmen zu Volksliedern ſtimmt. Auf ſolche Weiſe fallen Erzeugniſſe namhafter, gelehrter Dichter dem Kreiſe des ſonſt namenloſen Volksgeſanges anheim. Dieſelben Umſtände, die einer vollſtändigern Abrundung und Geſchloſſenheit des deutſchen Liederweſens hinderlich waren, dagegen der Vielſeitigkeit und Wirkſamkeit ſeiner innern Entwicklung zu ſtatten kamen, haben auch ſein Verhältniß nach außen bedeutend und beziehungsreich gemacht. Das Haupt- und Stammgebiet germaniſcher Bevölkerung, das europäiſche Mittelland, war nach Lage und Geſchichte mehr als irgend ein andres berufen, gebend und empfangend nach allen Seiten anzuknüpfen; da nun zur Erforſchung ſeines eigenen früheren Liederbeſtandes unerläßlich iſt, dieſe manigfachen Anknüpfungen zu verfolgen, ſo führen oft unſcheinbare Reſte jenes vormaligen Beſitzes zu den weiteſten Ausblicken in den geſammten Volksgeſang.

Endlich ein dritter Weg der Erläuterung ſenkt ſich hinab in das innere Leben und Weſen des Volkes, das die Lieder geſungen hat. Die Liederbildung kann noch halbfertig und unabgelöſt von ihren Anläſſen im Volksleben aufgewieſen werden, wie ſie aus mancherlei Beſchäftigungen und Bedürfniſſen, aus ſinnbildlichen Handlungen, Feſtlichkeiten, Spielen und andern öffentlichen oder häuslichen Vorkommniſſen erſt nur formelhaft, ſpruchartig und rufsweiſe auftaucht. Aber auch ausgeſtaltete Lieder geben gleichartigen Urſprung durch ihre typiſche Beſchaffenheit kund, ihre Grundanlage iſt überliefert und in altherkömmlichen Gebräuchen vorgebildet, doch triebkräftig genug, daß die Ausführung ſich in freiem und manigfachem Wechſel bewegen kann. Es fehlt nicht an ſolchen, die Ort und Zeit ihrer Entſtehung, ſelbſt, wie ſchon berührt, den Namen ihres Dichters, an der Stirne tragen: andre der beſten Art bewähren in der Einheit des Gedankens und der Empfindung, ſowie in der abgerundeten Darlegung, die ungetheilte That des unbekannten Urhebers. Obgleich aber ein geiſtiges Gebilde niemals aus einer Geſammtheit, einem Volke, unmittelbar hervorgehen kann, obgleich es dazu überall der Thätigkeit und Befähigung Einzelner bedarf, ſo iſt doch, gegenüber derjenigen Geltung, die im Schriftweſen der Perſönlichkeit und jeder beſonderſten Eigenheit oder augenblicklichen Laune des Dichters zukommt, in der Volkspoeſie das Übergewicht des Gemeinſamen über die Anrechte der Einzelnen ein entſchiedenes. Und wenn auch zu allen Zeiten die natürliche Begabung ungleich und manigfach zugemeſſen iſt, die Einen ſchaffen und geben, die Andern hinnehmen und fortbilden, ſo muß doch für das Gedeihen des Volksgeſangs die poetiſche Anſchauung bei Allen lebendiger, bei den Einzelnen mehr im Gemeingültigen befangen vorausgeſetzt werden; hervorſtechende Beſonderheit kann hier ſchon darum nicht als dauernde Erſcheinung aufkommen, weil die vorherrſchend mündliche Fortpflanzung der Poeſie das Eigenthümliche nach der allgemeinen Sinnesart zuſchleift und nur allmähliches und gemeinſames Wachsthum geſtattet. Bedingt iſt dieſe Betheiligung eines ganzen Volkes am Liede dadurch, daß in jenem die Geiſtesbildung nach Art und Grad ſoweit gleichmäßig vertheilt ſein muß, um einer durchgreifenden Gemeinſchaft des geiſtigen Hervorbringens und Genießens ſtattzugeben. Im Begriffe der Volkspoeſie und im Worte ſelbſt liegt jedoch nicht bloß die eine Anforderung, daß die Poeſie volksmäßig, ſondern auch die andre, daß die gemeinſame Bildung und Sinnesart des Volkes poetiſch geartet ſei. Vollſtändig wird Letzteres dann zutreffen, wenn in einem Volke noch alle Geiſteskräfte unter dem vorwaltenden Einfluß derjenigen, welche eigenthümlich zur Poeſie wirken, der Einbildungs- und der Gefühlskraft, geſammelt ſind, wenn von denſelben Einflüſſen das geſammte vom Geiſte ſtammende Volksleben durchdrungen und darnach in Sprache, Geſchichte, Glauben, Recht und Sitte ausgeprägt iſt. Hat nun dieſes poetiſch geſtimmte Geſammtleben ſich zu Liedern geſtaltet, dann ſind es die wahren und echten Volkslieder. Man kann zweifeln, was höher anzuſchlagen ſei: dieſe fertigen, beſondern Geſtaltungen oder die inwohnende, allgemeine Grundſtimmung, jener alles Volksleben tränkende und durchſtrömende Quell der Poeſie. Jedenfalls hat die Beleuchtung der Lieder nicht nur auf die Geſchichten und Gebräuche des Volkes, woran der Geſang ſich heftet, ſondern auch auf die poetiſchen Vorſtellungen, die durch alle Lebensgebiete walten, ſoweit einzugehen, als je die Liedergattung oder das einzelne Lied dazu Anlaß giebt.

Die Abhandlung wird im Ganzen derſelben Anordnung folgen, welche für die Sammlung angemeſſen erachtet wurde. Nur daß in dieſer ſolche Liedertypen, die nur ſparſam vertreten waren, anderwärts eingereiht werden muſten, während einige derſelben in der Abhandlung, mittelſt der ſich hier darbietenden Ergänzungen, eigene Abſchnitte bilden. Es wird überhaupt eine ſtets wiederkehrende Aufgabe ſein, die poetiſchen Grundgedanken und Grundanſchauungen, ja ihre ganze Leiter von Farben und Tönen aus verſchiedenen Zeiten und Ländern durchſpielen zu laſſen, ihren vollendeten Ausdruck in einzelnen Muſterſtücken, wo ſolche zu Gebote ſtehn, aufzuweiſen oder eben im wechſelnden Spiele die gemeinſame Bedeutung, die Seele des Beweglichen zu erfaſſen. Wie alles natürliche Wachsthum mit einem Zuſtande der Geſchloſſenheit, des eingeblätterten Keimes, anhebt, ſo erſcheint auch die jugendliche Volksdichtung nicht nur im Verbande mit den ihr verſchwiſterten Künſten des Geſanges und des Tanzes, ſondern es ſind auch in ihrem eigenen Bereiche die poetiſchen Grundformen, lyriſch-didaktiſch, epiſch, dramatiſch, erſt noch ohne ſchärfere Abgrenzung beiſammen gehalten und entwickeln ihre beſondern Anſätze nur allmählich, je nach Gegenſtand und Bedürfniß, zu verſchiedenen Dichtgattungen. Hiernach war es auch nicht die Form, ſondern der Inhalt, wodurch die Eintheilung der Lieder ſich zu beſtimmen hatte. Nach ihren Anläſſen im Volksleben treten ſie faſt von ſelbſt gruppenweiſe zuſammen und der Bildungsgang des Volkes von den ältesten Zuſtänden bis in die geſchichtlichen Bewegungen des 15ten und 16ten Jahrhunderts ordnet die Reihenfolge dieſer größeren oder kleineren Liedergruppen auch für die nachſtehende Ausführung. Stil, Vers und Strophenbau, Singweiſen und Vortrag, der ganze Betrieb dieſes Liederweſens, ſollen am Schluſſe noch eigens beſprochen werden.

In den urſprünglichſten Volkszuſtänden wurzelt eine der deutſchen Volkspoeſie zum Wahrzeichen gewordene und verbliebene Eigenſchaft, der lebendige Sinn, womit überall die umgebende Natur in Theilnahme gezogen iſt. Dieſer Eigenſchaft iſt ſchon hier zu gedenken, eben weil ſie dem Ganzen zukommt; nicht nur entſtammen ihr die beſondern Liederklaſſen, von denen die vordern Abſchnitte handeln werden, ſondern auch durch andre Gattungen, welche dem Gegenſtande nach ferner liegen, windet ſich, voller oder leichter, dieſelbe friſchgrüne Ranke. Blättert man nur im Verzeichniß der Liederanfänge, ſo grünt und blüht es allenthalb. Sommer und Winter, Wald und Wieſe, Blätter und Blumen, Vögel und Waldthiere, Wind und Waſſer, Sonne, Mond und Morgenſtern, erſcheinen bald als weſentliche Beſtandtheile der Lieder, bald wenigſtens im Hintergrund, oder als Rahmen und Randverzierung. Anfänglich mag ein Naturbild an der Spitze des Liedes, weniger Schmuck als Bedürfniß, der unentbehrliche Halt geweſen ſein, woran der nachfolgende Hauptgedanke ſich lehnte; die uralten Lieder der Chineſen berühren ſich in dieſer Form mit den noch täglich aufſchießenden Schnaderhüpfeln des bairiſchen und öſterreichiſchen Gebirges, dort wie hier iſt nicht einmal durchaus ein beſtimmter Zuſammenhang des Bildes mit dem Gegenſtande erſichtlich. Die ſchönſten unſrer Volkslieder ſind freilich diejenigen, worin die Gedanken und Gefühle ſich mit den Naturbildern innig verſchmelzen; aber auch wo dieſe mehr in das Außenwerk zurücktreten, ſelbſt wo ſie nur noch herkömmlich und ſparſam geduldet ſind, geben ſie doch immer dem Lied eine heitere Färbung, wenn ſie völlig abſterben, geht es auch mit der deutſchen Volksweiſe zur Neige.

Das angegebene Wahrzeichen iſt, wie ſchon berichtet, ſo wenig ein zufälliges, daß im Gegentheil auch hiebei die Kunſt des Volkes gänzlich in der Art deſſelben ihren Urſprung hat. Das altgermaniſche Sonderwohnen am Quell, im Feld und Holz (Germ. c. 16.), ergab einen täglichen, trauten Verkehr mit Allem, was im Freien ſichtbar und regſam iſt; dieſes ländliche Einzelleben ſetzte ſich im Burgweſen fort, das nur ſtolzer und weitſchauender in Wind und Wolken hinausgebaut war. Von den Einflüſſen dieſes Naturverkehrs, von der angeſtammten Wald- und Feldluſt, war nun das deutſche Leben auch in allen geiſtigen und ſittlich-geſelligen Richtungen durchdrungen. Laut der früheſten Kunde vom religiöſen Geiſte der Germanen, faßten ſie ihre Götter nicht in Bilder und Wände, ſondern verehrten ein Unſichtbares im Schatten geweihter Haine (Germ. c. 9. 39.); ſo verwob ſich ihnen das heiligſte Geheimniß des ahnenden Geiſtes mit dem Eindrucke der tiefgrünen Waldesnacht. Jährlich wiederkehrende Volksfeſte behielten auch in chriſtlicher Zeit das Gepräge, den ſinnbildlichen Aufſchmuck alter Naturfeiern. Das deutſche Recht, wie es zu großem Theile das Eigenthum und die Nutzungen an Feld und Forſt, Jagd und Weide, Fluß und Teich betrifft, ſo iſt es auch in ſeinen Bezeichnungen, Formeln, Symbolen, voll der lebendigſten Naturanſchauung. Von den Künſten iſt es nicht bloß die Poeſie, die, auf dem Land und umwaldeten Burgen erwachſen, davon ihre grüne Farbe trägt; der alten Muſik wird es nicht an Nachhallen des Jägerſchreis und Berghirtenrufes fehlen; aber auch diejenigen Künſte, die innerhalb der ſtädtiſchen oder klöſterlichen Ringmauern groß geworden ſind, verläugnen nicht das tiefgepflanzte Naturgefühl: die deutſche Baukunſt auf ihrem Höhepunkte hat das Steinhaus in einen Wald von Schäften, Laubwerk und Blumen wieder umgeſetzt, die Malerei hat, während ſie dem menſchlichen Angeſichte den reinſten Seelenausdruck gab, die Hinterwand durchbrochen, die Ausſicht in das Grüne aufgethan und dadurch die alte Verbindung des Geiſtes mit der Natur wiederhergeſtellt, ja ſie hat weiterhin für die Landſchaft ein eigenes Fach ausgebildet, in welchem, wie in jenen Götterhainen, der Geiſt nur unſichtbar ſeine Nähe fühlen läßt. Es wird im Folgenden nachgewieſen werden, wie zur Bezeichnung des irdiſchen Lebensglückes überhaupt deutſche Dichter im Mittelalter nichts Köſtlicheres anzugeben wiſſen, als die Sommerwonne, die unendliche Freude an Blumen und Klee, am belaubten Wald und der duftenden Linde, am Geſange der Waldvögel.

Hat dieſe Naturliebe, als Grundzug des Lebens und der Poeſie, ſich bei den Deutſchen beſonders innig und bis in die geiſtigſten

Beziehungen nachhaltig erwieſen, ſo iſt ſie doch keineswegs ein ausſchließliches Vorrecht derſelben, ſie wirkt in aller Volksdichtung und bekundet ſich anderwärts noch in der unmittelbaren Kraft des ſinnlichen Ausdrucks, ſie beruht in dem allgemeinen Bedürfniß, das menſchliche Daſein in die Gemeinſchaft der ganzen Schöpfung geſtellt zu wiſſen. Die Natur iſt dem Menſchen, der in ihr lebt, nicht bloß nützlich oder ſchädlich, als nährende, hilfreiche Macht oder als feindliche, zerſtörende Gewalt, ſie nimmt nicht bloß ſeine werkthätige Kraftanſtrengung oder wiſſenſchaftlich ſeinen Scharfſinn und Forſchungstrieb in Anſpruch, auch mit ſeiner dichteriſchen Anlage, ſeinem Schönheitsſinne findet er ſich auf ihre Schönheit, die milde und die erhabene, hingewieſen. Er ſucht in ihr nicht bloß Gleichniß, Sinnbild, Farbenſchmuck, ſondern, was all Dieſem erſt die poetiſche Weihe giebt, das tiefere Einverſtändniß, vermöge deſſen ſie für jede Regung ſeines Innern einen Spiegel, eine antwortende Stimme hat. Es iſt nicht die Selbſttäuſchung eines empfindſamen Zeitalters, daß Lenzeshauch und Maiengrün, Morgen- und Abendroth, Sonnenaufgang, Mondſchein und Sternenglanz das Gemüth erfriſchen, rühren, beruhigen, daß der Anblick des Meeres, daß Sturm und Gewitter den Geiſt zum Ernſte ſtimmen. Eben die jugendkräftige Poeſie der unverbildeten Völker iſt von dieſen Einwirkungen durchdrungen. Sage man immerhin, der Menſch verlege nur ſeine Stimmung in die fühlloſe Natur, er kann nichts in die Natur übertragen, wenn ſie nicht von ihrer Seite auffordernd, ſelbſtthätig anregend, entgegenkommt. Die wiſſenſchaftliche Forſchung hat überall den Schein zerſtört, der alte Glaube an die götterbeſeelte Natur iſt längſt gebrochen, und dennoch bleibt jene Befreundung des Gemüthes mit der Natur eine Wahrheit, das Mitgefühl, das in ihr geahnt wurde, rückt nur weiter hinauf, in den Schöpfer, der über dem Ganzen waltend die Menſchenſeele mit der ſchönen Natur zum Einklang verbunden hat und damit ſich ſelbſt dem empfänglichen Sinne ſtündlich nahe bringt.

Indem nun gezeigt worden, daß die deutſchen Volkslieder aus dem Volksleben zu erläutern und zu ergänzen ſeien, ſo konnte ſich zugleich bemerklich machen, daß auch umgekehrt das Volk ohne Beiziehung ſeiner Poeſie nur unvollſtändig erkannt werde. Wenn die Sonne hinter den Wolken ſteht, kann weder Geſtalt noch Farbe der Dinge vollkommen hervortreten: nur im Lichte der Poeſie kann eine Zeit klar werden, deren Geiſtesrichtung weſentlich eine poetiſche war. Das dürftige, einförmige Daſein wird ein völlig andres, wenn dem friſchen Sinne die ganze Natur ſich befreundet, wenn jeder geringfügige Beſitz fabelhaft erglänzt, wenn das prunkloſe Feſt von innerer Luſt gehoben iſt: ein armes Leben und ein reiches Herz. Erzählt die Geſchichte meiſt von blutigen Kämpfen, ſprechen die Geſetze von roher Gewaltthat, ſo läßt das Lied, die Sage, das Hausmärchen, in die ſtillen Tiefen des milderen Gemüthes blicken. Beſonders aber wird im alten Götterreich und im weiten Gebiete des Aberglaubens ſich Manches vernunftgemäßer ausnehmen, wenn es vom Standpunkte der Poeſie beleuchtet wird. Die Herrſchaft des dumpfeſten Irrwahns hebt eben da an, wo die poetiſchen Vorſtellungen im Wandel der Zeiten zum Geſpenſterſpuk verdunkelt oder zu unverſtandenen Formeln erſtarrt ſind. Es iſt des Verſuches werth, dieſen Bann zu löſen und den gebundenen Geiſt, wo er es fordern kann, in ſeine Freiheit herzuſtellen.

1. Sommer und Winter.

In den Mythen des germaniſchen Alterthums, wie bei andern Völkern, ſind die Erſcheinungen und Kräfte der Natur als perſönliche Weſen aufgefaßt und dargeſtellt. Dieſe Auffaſſung iſt zwiefacher Art: ſie beruht einerſeits in dem Glauben an das dämoniſche Leben der perſönlich genommenen Naturgewalten, andrerſeits in bewuſter Allegorie. Beiderlei Weiſen laufen vielfach in einander, vermittelt ſind ſie durch die freie dichteriſche Thätigkeit, welche die geglaubten Götterweſen, wie die geſtalteten Begriffe, Mythen bildend, in Handlung bringt.

Ein großer Gegenſatz im Naturleben, der durch alle Liederklaſſen ſpielt, der Streit zwiſchen Sommer und Winter, jenen beiden Trägern der alten Jahrestheilung, ſoll hier an die Spitze treten, zunächſt in ſeinem allegoriſchen Ausdruck, den auch die chriſtliche Zeit offen ſich aneignen durfte, dann allmählich zurückgeleitet an die Grenze ſeiner verhüllteren, heidniſch-mythiſchen Geſtaltungen.*

Am Sonntag Lätare, zu Mittfaſten, wann Froſt und Frühling ſich die Wage halten, wurde, noch in neuerer Zeit, hauptſächlich auf beiden Seiten des Ober- und Mittelrheins ein ländliches Kampfſpiel begangen. Zwei Perſonen, Sommer und Winter vorſtellend, die eine in Laubwerk, die andre in Stroh oder Moos gekleidet, ringen mit einander. Der Winter unterliegt und wird ſeiner Hülle beraubt. Von der verſammelten Jugend, die mit weißen Stäben ausgezogen iſt, wird dabei mancherlei geſungen, dem Sommer zum frohen Empfange, dem Winter zum Hohn und Trotze: „ſtab aus, ſtab aus! (ſtaubaus!) ſtecht dem Winter die Augen aus!"[1] Die älteſte beſtimmte Meldung von dieſem Spiele ſteht in Sebaſt. Francks Weltbuch 1542 (Bl. 131b):

---

* [Das Folgende bis S. 36 iſt hier aus meiner Germania 5, 257—284 wiederholt. Pf.]

„Zuo mitterfaſten iſt der Roſenſontag ꝛc. An diſem tag hat man an etlichen orten (in Franken) ein ſpil, daß die buoben an langen ruoten bretzeln herumb tragen in der ſtatt, und zwen angethone mann, einer in Singrüen oder Ephew, der heißt der Summer, der ander mit gmöß angelegt, der heißt der Winter, diſe ſtreitten miteinander, da ligt der Summer ob, und erſchlecht den Winter, darnach geht man darauff zum wein." Des Singens iſt hier nicht beſonders gedacht, auch in den übrigen Nachrichten erſcheint der Aufzug als Hauptſache, die alterthümlichen Reime ſind begleitender Zuruf.[2] Daneben aber hat ſich frühe ſchon das ausgeführte Geſprächslied der ſtreitenden Jahreszeiten entwickelt und während die vorwaltend mimiſche Darſtellung ſich in der ſichtbaren Niederlage des Winters am beſten verſtändlich machte, war umgekehrt der Wettſtreit mit Gründen wohl geeignet, die beiderſeitige Berechtigung im wohlgeordneten Jahreslaufe darzuthun und hiedurch einen verſöhnlichen Ausgang herbeizuführen.

So ſtellt ſich denn zunächſt der Meldung des Weltbuchs das in Druckblättern von 1576 und 1580 vorkommende Lied (Volksl. Nr. 8), nicht eben durch dichteriſche Schilderungen ausgezeichnet, bedeutender durch altvolksmäßige Anlage und die weiten Beziehungen, die es eröffnet. Sommer und Winter treten an dem fröhlichen Tage, da „man den Somer gewinnen mag", in einem Kreiſe von Zuhörern (laut der wiederkehrenden Anrede: „alle ihr Herren mein!"), einander entgegen zu raſchem Wortwechſel: wer des Andern Herr oder Knecht ſei. Der Sommer mit den Seinigen zieht „aus Öſterreich," dem ſonnigen Oſten (vgl. Germ. 3, 142 f.), daher und heißt den Winter ſich aus dem Lande heben, Dieſer kommt aus dem Gebirg und bringt mit ſich den kühlen Wind, er droht mit einem friſchen Schnee und will ſich nicht verjagen laſſen; der Winter rühmt ſich der weißen Felder, der Sommer der grünen; Jener iſt ein grober Bauer, trägt rauche Pelzſchauben; zu des Sommers Zeiten wächſt Laub und Gras, zu denen des Winters wird manch kühler Trunk gefunden; der Sommer bringt Heu, Korn und Wein, aber was er einführt, wird alles im Winter verzehrt; zuletzt behält gleichwohl der Sommer Recht, der Winter nennt ſich ſeinen Knecht und bittet ihn um ſeine Hand, damit ſie zuſammen in fremde Lande ziehen, hierauf erklärt der Sommer ihren Krieg für beendigt und wünſcht Allen eine gute Nacht.

Daß man dieſes Singgeſpräch in Schwaben gut kannte, beweiſt die Umdichtung deſſelben, mit unverändert beibehaltenem Kehrreim, zu einem Wortwechſel zwiſchen der Stadt Ulm und einem Soldaten, vom Jahre 1628.[3] In der Schweiz war ſolches noch neuerlich gangbar, wie vermuthet wird, aus Schwaben herübergekommen, im Ganzen von gleichem Zuſchnitt, im Einzelnen vielfältig anders. Da ſät der Winter den Schnee im Feld herum, er hat eine Tochter, die er nimmermehr dem Sommer geben würde; Dieſer begehrt ſie gar nicht, ſie iſt mißgeſtaltet und ungeſcheidt; beſonders wird ausgeführt, wie Alles, was der Sommer geerntet, dem Winter anheimfalle. Die Schauſpielleute, welche den Wettgeſang aufführen, gehen des Winters (an Fasnacht) herum, oft mit einem großen „Geſinde“ von Kindern. Der Sommer trägt, die Wärme anzudeuten, ein Hemd über, in der einen Hand hält er einen Baum mit Birnen und Äpfeln, in Flittergold gehüllten Nüſſen und flatternden Bändern, in der andern einen vielfach geſpaltenen Knüttel; ſein Gegner hat einfache Winterkleidung und ebenfalls den Knüttel, welcher dazu dient, nach jedesmaligem Abſetzen dem Andern damit auf die Schulter zu klopfen, daß es laut patſcht, den Kindern zu mitleidiger Rührung. Am Schluſſe, bei der Verſöhnung, ſingen Beide mit einander, der Eine Diskant, der Andre Sekund. Dieſe Vorſtellung wird „Sommer und Winter“ genannt.[4] „Sommer und Winter ſpielen oder ſingen“ iſt auch in Baiern gebräuchlich; der Winter in Pelz eingehüllt, der Sommer einen grünen Zweig in der Hand führend, ſingen in den Häuſern herum einen gereimten Wettſtreit über ihre Vorzüge, und enden damit, daß der Sommer den Winter zur Thür hinauswirft.[5]

Wie in die Gegenwart herab, ſo läßt ſich in hohes Alter hinauf dieſes Kampfgeſpräch verfolgen. Hans Sachs hat es in ſeine vielverarbeitende Werkſtätte gezogen. Sein „Geſpräch zwiſchen dem Sommer und dem Winter,“ mit der Jahrzahl 1538, verlegt, vom Volksgebrauch abweichend, den Streithandel auf St. Matthäus Tag, die Herbſtgleiche, und läßt denſelben in einem Luſtgarten ſpielen, worin ein ſchöner „rösleter“ Jüngling, mit Blumen bekränzt und mit Weinreben, daran allerlei Früchte hangen, gegürtet, einen grünen Aſt in der Hand tragend, ſich ergeht, während ein eisgrauer, langbartiger, uralter Mann, mit Pelz und Filz angelegt, die Hände in den Buſen ſteckend, durch den Zaun ſchaut und dem Jungen zuruft: „hör, Sommer, nun mach dich darvon, dein Zeit iſt aus, laß mich einſchleichen!“ In langer Wechſelrede ſtreicht Jeder ſeine Leiſtungen und Luſtbarkeiten auf Koſten des Gegners heraus. Dem Winter wird mit Andrem vorgeworfen, er bringe ſelbſt keine Frucht und verzehre nur was der Sommer zuvor eingeſammelt; ſtatt daß zur Zeit des Sommers in den finſtern Wäldern die kleinen Waldvögel ſingen, höre man in der des Winters die Wölfe heulen und die „forchtſamen“ Stockeulen. Den Vogelſang hält der Winter für entbehrlich, er läßt gute Vögel fangen und zu St. Martins Lobe gebraten hereintragen. Sonſt gehört zu den Vergnügungen des Sommers: Erfriſchung an den kühlen Brünnlein, Fiſchen, Fechten, Steinſtoßen und Springen, Tanzen, Wildbad u. ſ. f.; zu denen des Winters: Rockenſtube, Schleifen auf dem Eiſe, Schneeballen, Spielen um Nüſſe in den Feiernächten, Schweinſchlachten der Bauern, Schlittenfahrt der Bürger, vormals auch Stechen um Fasnacht, Mummerei und Fasnachtſpiel. Dem Sommer ſagt es zu, daß ſiegluſtige Fürſten zu Felde liegen und ihr Gezelt aufſchlagen; der Winter vertreibt die Kriegsleute und hemmt das Blutvergießen, das manch Mutterherz traurig macht. Als zuletzt der Sommer aus dem Garten weichen muß, obgleich auf ſeine Wiederkehr im Lenze vertröſtet, und nun der Winter eintritt, da geht die glänzende Sonne zur Raſt, die Blätter falben und fallen ab; und ſowie der Winter ſelbſt ſchon behauptet hat, gleich ſeinem Widerſacher von Gott verordnet zu ſein, bedenkt ſchließlich der Dichter, Garten und Sommerhaus eilig räumend, wie überaus wohlthätig Gott die Jahreszeiten eingetheilt habe.[6]

Eine Handſchrift des 15ten Jahrhunderts mit Liedern meiſterſängeriſcher Art gibt den unverſöhnten Zwieſpalt und läßt auch aus der ungelenken Schulform dichteriſche und volksmäßige Klänge vorbrechen. Der Winter dünkt ſich einen ruhmreichen Herrn, was er jedoch ertödtet, was er greis macht, das traut ſich der Sommer zu beleben und zu verjüngen. Jener fordert auf, den Harniſch anzulegen, Dieſer rühmt ſich, das Reis zu ſchaffen, das feine Röslein trage; vor dem Winter verbinde man Mund und Ohren, er, der Sommer, laſſe lichte Wänglein ſchauen (vergl. **Hadlaub**, MS. 2, 287 f. 4); der Winter droht, die lichten Wangen und die Blumen auf der Heide fahl zu machen. Der Sommer hebt im Maien fröhlich zu ſingen an, wovon ſelbſt manches wilde Thier im Walde aufſpringt, damit iſt wohl gemeint, daß ſein Geſang in den der Waldvögel aushalle; noch vor Sanct Martins Tage ſpricht zu ihm der nüchterne Winter: „du treibſt Wunder im Gehölz, deinen Geſang will ich dir erſtören, du ſingeſt mir, ich will dir ſagen.“ Als Winterſingen vor den Häuſern muß freilich die Stimme der Schlachtſchweine gelten. Bis auf Sanct Matheis Tag baut der Winter manche Brücke, dann kommt der Sommer und wirft die Eisbrücken ab, fortan lobt nur ihn der Dichter vor Männern und Frauen.[6]

Aus dem 14ten Jahrhundert betreffen dieſen Wettſtreit ein Lied, das vom Niederrheine zu ſtammen ſcheint, und ein kleines niederländiſches Schauſpiel. Das Lied beginnt mit Wechſelrede: der Sommer klagt Mannen und Freunden, daß ein Herr von großer Macht ihn vertreiben wolle; dies iſt der Winter, der nun das Wort ergreift und dem Sommer droht, daß der nahende Froſt (der van Scoenvorst) ihn fangen, ſchatzen und ſchlagen werde; Eis und Hagelſtein ſtimmen dem Winter bei, Sturm (her Storm), Regen, Schnee und ſcharfe Winde nennt er ſein Geſinde. Der Dichter beklagt den Hingang des Sommers, erzählt aber nachmals, wie der Erſehnte zurückkehrt, den kalten, aushungernden Winter vom Lande jagt, ſein Erbe von Neuem einnimmt, Blumen, Vogelſang und allgemeine Freude wiederbringt; erſchloſſen werde nun der Sälden Schrein, darin Roſen feurig wie Rubine blinken. Zuletzt fragt der Dichter Alle: welchem der Beiden ſie nun lieber beifallen? er ſelbſt erklärt ſich für den grünen Sommer. Schon durch die reimreiche Form ſtellt ſich dieſes Lied auf die Seite der Kunſtdichtung und auch der Inhalt iſt nicht unmittelbar volksmäßig. Doch fehlt auch hier nicht: daß der gierige Winter die Gaben des Sommers an ſich reiße (wes men vauden zomer pluct, der ghirn winter na hem tzuct), und die Streitreden im Eingang, ſodann der beſchließende Aufruf an alle Hörer oder Leſer (ich vrage uch alle ougezalt ꝛc.), entſprechen der Anlage des deutſchen Liedes.[7] Das niederländiſche Spiel wendet den Streit des Sommers mit dem Winter hauptſächlich auf ihre Beziehung zu den Wünſchen der Liebenden. Der Sommer bringt die ſüße Zeit, wo die Verliebten im Morgenthau Blumen leſen und ſich heimlich im Grünen küſſen; andrerſeits leiht der Winter dem Spiel der Minne ſeine langen Nächte.[8] Die Verhandlung wird dadurch dramatiſch belebt, daß betheiligte Mitſprecher, je nach ihrer Neigung und Lebensweiſe, ſich der einen oder der andern Seite anſchließen und daß, nachdem ſchon der hingeworfene Handſchuh aufgenommen iſt und Bürgen des Erſcheinens zum Zweikampfe beſtellt ſind, Frau Venus ſelbſt die Sache zu ſchlichten übernimmt. Sie erklärt den Kampf zwiſchen Brüdern für unziemlich und entſcheidet, daß Sommer und Winter ewiglich Brüder bleiben ſollen, wie denn, nach Gottes Satzung, keiner ohne den andern beſtehen könne. Neben jener minnehaften Beziehung erſcheinen gleichwohl die zwei Jahrszeiten auch hier in ihrer ſchlichteren Weiſe, der Sommer füllt die Scheunen, läßt Korn und Wein wachſen, der Winter iſt ein Landzwinger (dwinghelant) und verzehrt, was Jener einerntet. Selbſt die Formeln des deutſchen Liedes vom Sommergewinnen, von Herrn und Knecht, ſind faſt gleichlautend vorhanden.[9]

Altfranzöſiſch, aber auf engliſchem Boden, begegnet das Streitgeſpräch um den Anfang des 14ten Jahrhunderts. Die Frage, wer als Meiſter und Herr (mestre et sire) anzuerkennen ſei, wer mächtiger und wohlthätiger wirke, wird nicht ohne eigenthümliche Züge verhandelt. So ſoll der Winter als Page bei ſeinem Vetter Lucifer gelernt haben, der Sommer will aus dem Paradieſe geſandt ſein, um Jenen vom Lande zu treiben. Der Winter räth ſeinem Gegner, ſich zu vergleichen, denn wenn er auf Urtheil warten wolle, ſo werde man ihn von Rechts wegen aufhängen. Dagegen wendet ſich der Sommer zum Schluß an die Herrn und Frauen, welche das Wortgefecht angehört haben, und beſonders erſucht er die verliebten Mädchen das Urtheil abzugeben. Während der Winter in den gewöhnlichen Reimpaaren ſpricht, ſind die Reden des Sommers etwas ſchmucker in eine ſtrophenartige, mehrreimige, und mit Halbzeilen durchbrochene Form gefaßt.[10] In Frankreich ſelbſt hat dieſer Handel auch nicht gefehlt, doch kommt er erſt in Drucken des 15ten Jahrhunderts vor und wird in einer langzeiligen Strophe, die ſchon vom 14ten Jahrhundert her gebräuchlich war, durchgeſtritten. Hier macht ſich ein wohlhabender Bürgerſtand bemerklich. In der Art des niederländiſchen Spieles preiſt der Sommer: wie die Nachtigall mit lautem Geſang zu lieben mahne und dann weder Freie noch Unfreie widerſtehen könne; wie die Mädchen mit ihren Liebſten nach Blumen gehen und ſich den lachenden Mund küſſen laſſen; wie er im Maimond Roſen und Knoſpen habe für Treuliebende, die ihm ſingen und ſich fröhlich gehaben. Der Winter hält entgegen: ſeine ſchmuckreichen Zimmer, mit Lilien bemalt, mit Menſchenbildern aller Art, Thieren, Vögeln ohne Zahl ausgeziert, dann die großen Verſammlungen von Bürgern und Kaufleuten mit gefutterten Röcken, guten Mänteln und vergoldeten Ketten, bei ſchönem Kaminfeuer, die luſtigen Trinkgelage an St. Martins Abend und die Schmäuſe an Weihnachten, wozu manch fettes Schwein geſchlachtet werde. Doch läßt er ſich friedlich herbei, um des armen gemeinen Mannes willen, dem die Wärme nach der Kälte nöthig ſei, und auch der Sommer ſtimmt zum Vergleich, denn Gott habe ſie beide geſchaffen, die Welt freudig zu bewegen.[11]

Weit über dieſe Zeiten hinan weiſt eine leiſe Spur der Bekanntſchaft mit dem Sommer- und Winterſpiele, wenn in einer ſanct-galliſchen Urkunde von 858 Wintar und Sumar als Namen zweier Brüder zuſammenſtehen[12], ebenwie, nach dem niederländiſchen Bühnenſtücke, Sommer und Winter Gebrüder ſind und ewig bleiben ſollen. Deutlicher ſpricht ein lateiniſches Gedicht in Hexametern, als deſſen Verfaſſer man Beda, Alcuin, Milo genannt findet, in jedem Fall einen Dichter des 8ten oder 9ten Jahrhunderts. Die beiden Erſtern ſind geborne Angelſachſen, der Dritte war Mönch des hennegauiſchen Kloſters St. Amand, der vermutheten Heimat des deutſchen Ludwigslieds. Am Frühlingstage kommen die Hirten von den Bergen herab unter dem Baumſchatten zuſammen, um dem Kuckuck lobzuſingen. Unter ihnen der junge Daphnis und der ältere Palämon. Auch der Frühling mit dem Blumenkranz und der alte Winter mit ſtruppigen Haaren kommen heran und erheben einen großen Streit über das Lied des Kuckucks. Sie werden redend aufgeführt. Der Frühling wünſcht, daß ſein liebſter Kuckuck komme, Allen ein werther Gaſt, mit röthlichem Schnabel gute Lieder anſtimmend, daß er komme mit fröhlichem Sproß und die Kälte vertreibe, der Begleiter und Liebling des Phöbus im Wachſen des heiteren Lichts; Blumen bringt er im Schnabel und ſchafft Honig herbei, erbaut Häuſer und beſchifft ſanfte Wellen, zeugt Nachkommen und bekleidet lachende Felder. Der Winter dagegen ſingt dem Vogel Scheltreden, er will, daß der Kuckuck nicht komme, ſondern in ſchwarzen Höhlen ſchlafe, bring' er doch ſtets den Hunger mit, wecke

Schlachten, breche die liebe Ruhe, ſtürme Land und Meer auf. Einander ſelbſt auch machen die Sprecher den Vorzug ſtreitig. Der Winter rühmt ſich ſeiner Schätze, ſeiner frohen Mahle, der ſüßen Raſt und des warmen Feuers im Hauſe. Der Frühling ſchilt des Gegners Trägheit und Wohlleben und fragt, wer dem Schläfrigen Reichthümer anhäuſe, wenn nicht zuvor Frühling oder Sommer für ihn arbeite? Wahr! erwidert der Winter, weil Jene mir arbeiten, ſind ſie auch meine Knechte, die für mich, ihren Herrn, alle Frucht ihrer Arbeit bewahren. Nicht einen Herrn erkennt in ihm der Frühling, nur einen hochmüthigen Bettler, der ſich nicht zu nähren vermöge, wenn nicht der kommende Kuckuck ihm Nahrung reiche. Da entſcheidet (respondit) von hohem Sitze Palämon und gleichmäßig die ganze Hirtenſchaar, daß der vergeuderiſche, grimmige Winter ſchweigen ſoll und der theure Gaſt, der Kuckuck, ſchleunig kommen möge, den Alles, Erde, Meer und Himmel, erwarte. Zum Schluſſe rufen ſie ihm Heil, für immer Heil.[13]

Unverkennbar hat dieſe Dichtung die Eklogen Virgils, namentlich die dritte, worin der Schiedsrichter ebenfalls Palämon heißt, zum gelehrten Vorbilde, welchem dann wieder theokritiſche Idylle (8 und 5) zu Grunde liegen. Doch erſtreckt ſich die Nachahmung nur auf den Stil und das Außenwerk und ſelbſt hierin berührt ſich das mittellateiniſche Stück mit den deutſchen bis auf die Formel, wer Herr oder Knecht ſei[14], und das Geſchlecht der Streitenden, welches ſogar für die römiſchen Wörter Ver und Hiems in germaniſcher Weiſe männlich genommen iſt[15], beſonders aber findet der Gegenſtand des Streites, der Kuckuck, als Träger des Frühlings, ſeinen Anklang nicht in klaſſiſchen Muſtern, vielmehr reichlich in der Volksdichtung deutſcher Stämme.

Überall iſt der Kuckuck eine willkommene Frühlingsſtimme; „der Kuckuck mit ſeim Schreien macht fröhlich Jedermann“ heißt es im alten Mailiede (Volksl. Nr. 57). So recht berufsmäßig aber war er in Altengland Stimmführer und Herold des angehenden Sommers. Das angelſächſiſche Gedicht vom h. Guthlak ſagt: „Kuckucke kündeten das Jahr.“[16] In einem andern, von den Mühſalen des Seefahrers, wird geklagt, wie dieſem auch die ſchöne Blüthenzeit, die zur Ausfahrt drängt, nur Trauer bringe: „ſo mahnet der Kuckuck, mit ſorglicher Stimme ſinget des Sommers Hüter, kündet bitteren Kummer dem Herzen“.[17] Ein altengliſches Liedchen hebt an: „Sommer iſt gekommen herein, laut ſing. Kuckuck!“ und durch das Ganze wiederholt und ſteigert ſich dieſer Aufruf.[18] Noch immer preiſt ein engliſches Kinderlied den Kuckuck als Bringer guter Botſchaft und Anſinger des Frühlings.[19] Selbſt die ältern Bühnendichter vergnügen ſich am Kuckucksrufe, wann ſie dem Frühling eine Rolle zutheilen. Thomas Naſh läßt in einem Stücke von 1593 die vier Jahreszeiten nebſt ihrem Anhang ſpielen und zwar den Frühling mit einem Gefolge, das in grünes Moos, „vorſtellend ‚kurzes Gras,“ gekleidet iſt und ein Lied abſingt, worin der Ruf des Kuckucks und andrer Vögel wiederkehrt, mit dem man jetzt in allen Straßen begrüßt werde.[20] Auch Shakeſpeare führt in einem Luſtſpiel, das 1598 zuerſt erſchien, den Winter und den Frühling auf, Jenen durch die Eule, Dieſen durch den Kuckuck kenntlich gemacht, und in dem Wettgeſange, den ſie anſtimmen, wiederholt der Frühling das luſtige: Kucku! der Winter das nächtliche Tuten der Eule.[21] Gehören auch die Lieder, wie ſie vorliegen, den Schauſpieldichtern an, ſo iſt doch ein volksmäßiger Grund ſolcher Darſtellungen nicht zu bezweifeln.[22] Dieſe mehrfachen Anklänge aus England ſtimmen auch einigermaßen dafür, daß der Verfaſſer des lateiniſchen Gedichts ein Angelſachſe war.

Den Kuckuck betrifft noch eine zweite Ekloge, in elegiſchem Versmaß, Seitenſtück der vorigen und gleich ihr unter Bedas wie unter Alcuins Namen vorkommend; ein Wechſelgeſang, worin Menalcas und Daphnis das Hinſcheiden des Kuckucks beklagen.[23] Der Kuckuck iſt verloren, der fröhliche Sänger, wer weiß, ob er im Lenze wiederkehrt; wohl iſt er in den Wellen verſunken. Lebt er noch, ſo komm' er zurück zum heimlichen Neſt und nicht zerreiß' ihn der Rabe mit wilder Klaue; die Frühlingszeit iſt da, brich nun, Kuckuck, deinen Schlummer! Welcher eigentliche Zweck unter den dunkeln Anſpielungen des gelehrten Dichters verborgen ſein mag, ſo iſt doch für dieſen Zweck wieder ein volksmäßiger Anklang benützt, den die ausgehobenen Züge bekunden; denn noch deutſche Liederbücher des 16ten Jahrhunderts geben ein kleines Lied auf den Tod des Frühlingsſängers (Volksl. Nr. 13. 153):

Kuckuck hat ſich zu Tod gefallen
von einer hohlen Weiden;
wer ſoll uns dieſen Sommer lang
die Zeit und Weil vertreiben?

Ei! das ſoll thun Frau Nachtigall,
die ſitzt auf grünem Zweige,
ſie ſingt, ſie ſpringt, iſt allzeit froh,
wann andre Vöglein ſchweigen.[24]

In England, wo die Nachtigall ſeltener iſt, war der Kuckuck die geliebte Frühlingsſtimme. Das deutſche Lied kann ſich über ſeinen Tod tröſten, ihn überlebt die ſangreiche Nachtigall.

Der allegoriſche Wettſtreit der Jahreszeiten belebt ſich noch weiter durch einen Gegenſatz aus dem Pflanzenreiche. Daß die Darſteller der Singgeſpräche je ihrer Rolle gemäß aufgeputzt waren, läßt ſich allgemein vorausſetzen, wie es von dieſen Spielen in der Schweiz und in Baiern ausdrücklich gemeldet wird. Je mehr der Streit in Handlung geſetzt und dem bloßen Wortgefecht enthoben war, um ſo weniger durfte die Vermummung fehlen. Nach Seb. Francks Berichte war der Sommer in Singrün oder Epheu, der Winter mit Moos angethan, welch letzteres bei Th. Naſh für Frühlingsgrün gelten muß. Nun gibt es Geſprächslieder, in welchen die Gewächſe, ſtatt nur das bezeichnende Beiwerk herzuleihen, ſelbſt und perſönlich die Gegner ſind. Den Streit in dieſer Geſtalt hat Altengland bis in die Weihnachtfeier, die Zeit der Winterſonnenwende, hinaufgerückt. Bei dieſer Feier wurde beſonders das unerſtorbene Grün der Stechpalme und des Epheus zum Schmucke der Kirchen und Häuſer verwendet; Kirchenrechnungen aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert verzeichnen die Ausgabe für Hulſt und Epheu; eine Stange, mit ſolchem Laube geziert, ſcheint in der Feſthalle geſtanden zu ſein.[25] Dieſe beiden Gewächſe führt ein engliſches Lied, das in einer Handſchrift des 15ten Jahrhunderts bewahrt iſt, auf die Weiſe feindlich zuſammen, daß hier die dunkle Epheuranke, die in deutſchen Spielen, im Gegenſatze zu Moos oder Stroh, den Sommer ſchmückt, das winterliche Weſen iſt, der glänzend grüne Hulſt das ſommerliche. Epheu (Ivy) iſt weiblich gedacht, Hulſt (Holy) männlich. Hulſt ſteht in der Halle, lieblich anzuſchauen, Epheu ſteht vor der Thür und friert gewaltig; Hulſt und ſeine luſtigen Leute tanzen und ſingen, Epheu und ihre Mägde weinen und ringen die Hände; Epheu hat eine Froſtbeule, ſo wird es Allen angewünſcht, die zu Epheu halten; Hulſt hat Beeren, roth wie eine Roſe, Förſter und Jäger hüten dieſelben vor den Rehen; Epheu hat Beeren, ſchwarz wie eine Schlehe, da kommt die Eule und ißt ſie auf: Hulſt hat Vögel, eine gar hübſche Schaar, die Nachtigall, den Papagei, die artige Lerche, gute Epheu! was für Vögel haſt du? keinen, als das Käuzlein, das ſchreiet hu hu! Der Kehrreim fordert Epheu auf, dem Hulſt gebührend die Meiſterſchaft zu laſſen.[26] Das Abſingen dieſes Liedes, das durchaus für den Hulſt Partei nimmt, mochte mit einer mimiſchen Vorſtellung verbunden ſein, wobei die Hauptperſonen in entſprechender Laubbekleidung, die Geſtalten der zugehörigen Vögel vorweiſend, auftraten; Hulſt mit ſeinen luſtigen Geſellen in der Halle tanzend und ſingend, Epheu mit ihren frierenden Mägden vor der Thür ſtehend. Der fremdländiſche Papagei ſcheint hier den ſchlichten Kuckuck verdrängt zu haben[27], der wieder bei Shakeſpeare das Gegenſtück zur Nachteule abgibt.

Noch einige kleine Lieder aus Altengland betreffen den Streit zwiſchen Hulſt und Epheu.[28] Eines mit der Kehrzeile „alleluja!“ verkündet: hier komme der artige Hulſt, um Jedermann zu vergnügen; wer aber, ſo werden Herr und Frau der Halle angeredet, wider den Hulſt rufe oder ſchreie, ſoll hoch in einem Korbe hangen, wer irgend wider Hulſt ſinge, der müße weinen und Hände ringen. Ein zweites, mit dem lateiniſchen Kehrreim: „komm, du wirſt gekrönt werden (veni, corouaberis)!“ erklärt die ſanfte, mildanſprechende Epheu, die grüne, glanzfarbige mit ſchwarzen Beeren, für würdig, als Haupt der Bäume die Krone zu tragen. Es ſind Seitenſtücke, ſichtlich beſtimmt, von zwei Chören in der Feſthalle gegen einander geſungen zu werden; zu den kirchlichen Kehrzeilen bot die Weihnachtfeier genügenden Anlaß. Die Vögel des volleren Liedes fehlen hier, ſowie in einem weiteren Sange, der noch bruchſtückartiger, als die beiden andern, ausſieht. Sein Inhalt iſt: Hulſt und Epheu führen großen Wettſtreit, wer die Herrſchaft haben ſolle „in Ländern, wo ſie gehen“ (dies als Kehrzeile); Hulſt rühmt ſich friſch und hübſch, Epheu nennt ſich kühn und ſtolz, Jedes will Meiſter ſein, dann läßt Hulſt ſich aufs Knie nieder: „ich bitte dich, Epheu, ſage mir keine Schmach in Ländern, wo wir gehen!“

Die altengliſchen Lieder erſchließen nun auch den urſprünglichen Sinn des deutſchen von Buchsbaum und Felber (Volksl. Nr. 9). Dieſes ſeit der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts vielverbreitete Volkslied bringt den wintergrünen Buchs mit dem frühlingsmäßigen Fahlweidenbaum [29] in ein Kampfgeſpräch. Soweit zeigt ſich allerdings noch der alte Gegenſatz, im Beſondern aber wird nicht ſowohl die Verſchiedenheit der Jahreszeiten, als die manigfache Verwendung der beiderlei Holzarten hervorgehoben und der herkömmliche Rahmen iſt dazu benützt, eine Reihe anſprechender Lebensbilder aus Stadt und Haus, Feld und Wald, raſch vorüberzuführen. So kommt vom Buchsbaum der Kranz, den die ſchöne Jungfrau zum Tanze trägt, der Becher, aus dem ihr rothes Mündlein trinkt, vom Felber der Sattel, auf dem der gute Geſell durch den grünen Wald reitet, die Pfeife, die er kriegeriſch im Felde bläſt. Rühmt ſich der Buchsbaum, daß er Sommer und Winter grün bleibe, ſo gibt der Felber zuletzt noch ein echtes Frühlingsbild, das ihm mit Recht den Sieg verſchafft:

ich ſteh dort mitten in der Mahd
und halt' ob einem Brünnlein kalt,
daraus zwei Herzlieb trinken.

Solche Züge lenken doch wieder nach dem dargelegten Urſprung ein. Auch äußerlich knüpft ſich dieſes Geſprächlied an dasjenige zwiſchen Sommer und Winter, von dem die Erörterung ausgieng. „So biſt mein Herr und ich dein Knecht“ wird abermals vernommen und das Spiel hat vor einer zahlreichen Verſammlung ſtattgefunden. [30]

In ſämmtlichen bisher aufgezählten Spielen und Kampfgeſprächen ſind Sommer und Winter lediglich allegoriſche Perſonen, ſie erſcheinen mit ihren nackten begrifflichen Namen oder doch nur in leichter Verhüllung. [31] Dieſelbe Geſprächform brauchen volksmäßige Lieder für mehrerlei Gegenſätze, z. B. des Waſſers und des Weins, der Faſten und Nichtfaſten, geiſtliche Dichtungen für den des Leibes und der Seele. Die beiden Jahreshälften ſind auch in ihrem Wechſel und Unterſchiede ſo gemeinfaßlich, bringen ſo von ſelbſt ihre natürlichen Abzeichen und den manigfachen Anlaß zu Ruhmrede oder Schelte mit ſich, daß es hier am wenigſten der Überlieferung aus vergangenen Zeiten oder von einem Volke zum andern bedurfte. Winter und Frühling zwieſprachen ſchon in einer äſopiſchen Fabel [32], ſie ſollen es aber auch in einem Märchen der nordamerikaniſchen Indianer thun. [33] Wie auf der niederländiſchen und engliſchen Schaubühne, ſpielen die perſönlichen Jahreszeiten auch in ſpaniſch-portugieſiſchen Stücken, welche Gil Vicente im Eingang des 16ten Jahrhunderts vor dem Hofe von Liſſabon zur Darſtellung brachte.[34] Bei allem dem ſind ſchon durch den Zuſammenhang mit den Volksſpielen, wie ſie in Ländern deutſchen Zeichens zur Zeit der Frühlingsgleiche oder bereits der Winterſonnenwende ſtattfanden, auch die Streitlieder auf dem Boden alter, heimiſcher Jahresfeiern befeſtigt. Zugleich konnten beſondre Anknüpfungen und Übergänge, ſelbſt in formelhaftem Zutreffen, von den deutſchen Volksliedern aufwärts bis zu den mönchlateiniſchen Gedichten des 8ten oder 9ten Jahrhunderts verfolgt werden und dieſer Faden zieht ſich endlich noch mitten in die Mythenwelt des nordiſchen Heidenthums. Hier iſt Vetr, Winter, ein Sohn Vindsvals, des Windkühlen, deſſen Vater, Vâsadr, der Naſſe, heißt, ein grimmiges kaltbrüſtiges Geſchlecht; Sumar, Sommer, iſt Sohn des Svâsudr, des Lieblichen; im Eddaliede Vafthrûdnismâl wird über Winter und Sommer, nach einer Faſſung, noch berichtet, daß Beide durch das Jahr hin ewig fahren ſollen, bis die Götter vergehen.[35] Es iſt anzunehmen, daß dieſe dem Mythenlied und der Skaldenſprache geläufigen Weſen nicht überall nur genealogiſch benannt, ſondern auch irgendwie in lebhafteren Zuſammenſtoß gebracht waren, ſpiels- oder geſprächsweiſe. Letztere Form iſt im mythiſchen Theile der Liederedda ganz herkömmlich und die Verhandelnden befragen ſich dabei um Namen und Abkunft, worauf alsdann meiſt mit ſtabreimenden Namen geantwortet wird.[36] An ſolchen fehlt es nun den altnordiſchen Vertretern der beiden Jahreszeiten nicht und Stoff zu einer Streitrede bieten ſchon die ſkaldiſchen Bezeichnungen des Winters: Schmerz und Angſt der Vögel, Tod, Kummer der Schlangen, Nacht des Bären; für den Sommer: Schonung, Gedeihen der Menſchen, Luſt der Vögel, Freund der Gewürme, Tag des Bären.[37] Nach der bemerkten Lesart des Eddalieds würde der Streit zu ſchließlicher Verſöhnung gekommen ſein, wie namentlich im deutſchen Lied und, faſt wörtlich mit der altnordiſchen Wendung, im niederländiſchen Schauſpiel.[38] Skalda ſetzt die Namen Svâsudr und Vindsvalr in das Verzeichniß der Rieſen[39]; damit fallen dieſer Gattung zugleich die Söhne, Sumar und Vetr, anheim. Zu derſelben zählen in der Eddalehre nicht bloß die rohen und wilden Naturgewalten, ſondern allgemeiner ſolche Weſen, in denen Urkräfte und Grundverhältniſſe, mehrfach mit den eigentlichſten Begriffnamen, zu nothdürftiger Perſonenbildung gelangt ſind. So haben ſich zwar Sommer und Winter dem altnordiſchen Mythenkreis angeſchloſſen, ſind aber dort nicht minder allegoriſch beſchaffen, als in den deutſchen Wettſtreiten.[40]

Das Spiel an Mittfaſten iſt, der Jahreszeit gemäß, hauptſächlich auf die Vertreibung oder Niederlage des Winters gerichtet. Der Sommer wird da ſchon fröhlich begrüßt, empfangen, „gewonnen"; aber voll und feſtlich kann dies erſt dann geſchehen, wann er ſich in ſeinem eigenen, reichen Schmucke, nicht mehr bloß im erborgten Singrün oder Ephen zeigt, wann die Blumen ſpringen, die Vögel ſingen und der Wald ergrünt.[41] Auch damit geht es ſtufenweiſe. Wer das erſte Veilchen ſieht, „hat den Sommer funden," wie dieß in ſpäteren Neidhartsliedern dargeſtellt iſt. Der Finder des erſten Veiels beginnt laut zu ſingen und meldet ſeinen Fund auf der Burg; die Herzogin von Baiern eilt an ſeiner Hand mit Pfeifern und Fiedlern herbei, um den Sommer zu grüßen. Inzwiſchen hat ſchon ein Bauer das Veilchen abgebrochen, es iſt auf den Tanzbühel getragen und auf eine Stange geſteckt, um welche die Dörper fröhlich tanzen und ſpringen.[42] Hans Sachs hat nachmals den unſaubern Schwank als Fasnachtsſpiel bearbeitet; hier ſingt die Herzogin zum Reigen, etwas frühzeitig, ein kleines Mailied vor (vgl. Volksl. N. 19): „Der Maie, der Maie, der bringt uns Blümlein viel" u. ſ. w., und auch die Bauern ſingen zum Tanz um den aufgerichteten Veiel.[43] Iſt nun wirklich der erſte Mai, der Walburgtag[44], angebrochen, ſo kann eine andre, eben aufgehende Blume eingebracht werden. Zu Thann im Elſaß hält an dieſem Tage das Maienröslein ſeinen Umzug, ein Kind, das einen mit Blumenſträußen und Bändern geſchmückten Maien trägt; ein anderes trägt einen Korb, um die Gaben in Empfang zu nehmen, die übrigen folgen und ſingen vor den Häuſern, ihr Liedchen hebt an:

> Maienröslein, kehr' dich dreimal rum,
> laß dich beſchauen rum und num!
> Maienröslein, komm in grünen Wald hinein!
> wir wollen alle luſtig ſein,
> ſo fahren wir vom Maien in die Roſen.

Im Verlaufe des Liedes wird den Leuten, die nicht Eier, Wein, Öl, Brot ſpenden wollen, angewünſcht, daß der Marder die Hühner nehme, der Stock keine Trauben, der Baum keine Nüſſe, der Acker keine Frucht mehr gebe; das Erträgniß des Jahres hängt von dem kleinen Frühlingsopfer ab.[45]

Stattlicher und mächtiger geſchieht die Einführung des Sommers in der Maienfahrt, dem Mairitt. Von dieſem Gebrauch und deſſen förmlicher Einrichtung kommen die meiſten Nachrichten aus Scandinavien und Norddeutſchland.[46] In den Städten Südſchwedens und Gothlands war um die Mitte des 16ten Jahrhunderts die Maifeier mit dem Kampfe zwiſchen Sommer und Winter unmittelbar verbunden, gemäß dem ſpäteren Eintritt des nordiſchen Frühlings. Am erſten Mai rückten zwei Reiterſcharen, die eine vom Winter angeführt, der, in Pelze gehüllt und mit Handſpießen bewaffnet, Schneeballen und Eisſchollen auswarf, die andre vom Blumengrafen (comes florialis), der mit grünen Zweigen, Laubwerk und kaum erſt gefundenen Blumen bekleidet war, von verſchiedenen Seiten in die Stadt und hielten ein Speerſtechen, worin der Sommer den Winter überwand und durch Ausſpruch des umſtehenden Volkes für den Sieger erklärt wurde.[47] Die ſpäteren Berichte aus Schweden und Dänemark ſchweigen vom Kampf und ſprechen nur noch vom Einführen oder Einreiten des Sommers (före, ride sommer i by) durch feierlichen Umzug des Maigrafen, der den Maienkranz einbringt. Wenn der däniſche Maigraf am Walburgtage mit ſeinem Gefolg einritt, warf er den Kranz auf das Mädchen, das er ſich damit zur Maiin (Maiinde) wählte. Von dem „alten, leichtfertigen“ Mailiede, das dazu geſungen wurde: „Hausherr, wenn du daheime biſt“ u. ſ. w. mit der Kehre: „Maie, ſei willkommen!“ ſind nur noch dieſe Bruchſtücke verzeichnet; doch hat auch ein dafür eingetretenes geiſtliches Lied noch die Kehrzeilen: „Maie, ſei willkommen! all ſo weit die Welt iſt, ſprießet ihr Roſenblumen!“[48] Auch der Maigreve niederdeutſcher Städte brachte den Kranz, den ihm zu Greifswald ein Schiltjunge vortrug[49]; eines Kampfſpiels iſt nicht gedacht, wenn gleich der Aufzug in vollem Harniſch und mit anſehnlichem Geſchwader ſtattfand.[50]

Einige weiter beachtenswerthe Beiſpiele der Maienfahrt ſollen hier noch ausgehoben werden.

Zuerſt ein Zeugniß, das ſich in einer altfranzöſiſchen Erzählung aus dem 13ten Jahrhundert vorfindet. Ein junger Burgherr in der Bretagne erhebt ſich am frühen Maimorgen und zieht, es ſcheint unberitten, mit fünf Spielleuten, Flöten und Schalmeien, nach dem Wald, um mit großem Schalle den Mai einzubringen, ihn ſelbſt nennen die Frauen „Nachtigall.“[51]

Ernſthaft in die Geſchichte greift der Ausritt des deutſchen Königs Albrecht am erſten Mai 1308. Der König war zu Baden im Aargau und wollte nach altem Landesbrauch an dieſem Tag eine Maienfahrt halten; er ritt mit Fürſten und Herren nach Brugg und im Gefolge befand ſich ſein junger Brudersſohn Johann, der wegen unbefriedigter Erbanſprüche dem königlichen Oheim grollte. Nachdem Johann eben wieder vergeblich angehalten hatte, ſaß man zum Mahle nieder. Als nun der König Waſſer nahm, berichtet Ottokars Reimchronik, kam ein Junker, der viel grüne Schapel (Kränze) von Salbei und Raute trug. „Her König!“ ſprach er, „empfahet den trauten Maien, licht und glanz, und ſetzet einen Kranz auf!“ Der König nahm die Kränze, ſoviel der Knabe deren hatte, gieng damit den Tiſch entlang und hieß Jeden der Herren, große und kleine, ein Schapel nehmen; als er zu ſeinem Vetter kam, erlas er das ſchönſte und ſetzt' es ihm auf, aber wohl mochte man gewahren, daß dem Herzog Übles im Sinne lag.[52] Nach andrer Meldung ſetzte der König ſeinen Söhnen und dem Herzoge Johann Jedem einen Roſenkranz auf das Haupt, der Herzog aber legte weinend ſeinen Kranz auf den Tiſch.[53] Der noch zeitgenöſſiſche Abt von Victring läßt ihn ſeinem Unmuth Worte geben: „Längſt, o Herr! wart ihr der Pfleger meiner Unmündigkeit; jetzt, da die Kindheit vorüber iſt, hab' ich die Zweige der blühenden Jugend ergriffen; nicht mit knabenhaften Kränzen eracht' ich mich in meine Herrſchaft eingeſetzt, ſondern, wie ich öfters euch gemahnt, verlang' ich nochmals flehentlich, daß mir das Meine wiedergegeben werde, damit ich Namen und Amt eines Fürſten führen möge.“[54] Nach dem Mahle ritt der König weiter und auf dem Wege ſtieß ihm der Neffe das Meſſer in den Hals. Furchtbare Rache vollzog der Sohn des Ermordeten, Herzog Leopold, und man hat die Maienluſt ſagenhaft vollſtändig gemacht, indem erzählt wurde, daß bei Hinrichtung der unſchuldigen Burgmänner zu Fahrwangen „die Königin“ im Blute gewandelt ſei und geſagt habe: nun bade ſie im Maienthau.[55]

Geſchichtlich denkwürdig iſt ferner ein weſtfäliſcher Mairitt, der nemlich, welchen die Bürger von Soeſt im Jahre 1446 während ihrer Fehde mit dem Erzbiſchof von Köln ausführten. Auf Walburgtag, da man nach alter Sitte in den Mai zu reiten pflegte, wollten die Soeſter dieß nicht unterlaſſen, wiewohl ſie ſich vor ihren Feinden zu wahren hatten; ſie zogen mit großer Kriegsmacht aus der Stadt in den Arnsberger Wald, wo ſie ihre Scharen ordneten, fielen dann mit Raub und Brand in die Grafſchaft Arnsberg, zerſtörten Dörfer und Veſten, führten Herden, beladene Wagen, ſelbſt aufgefangene Frauen, die jedoch vor der Stadt wieder freigelaſſen wurden, hinweg und kamen, nachdem ſie der verfolgenden Feinde ſich erwehrt, mit Frieden und Freude „unter dem grünen Maien“ nach Hauſe.[56]

Dieſer grüne Maie, unter welchem das Heer einreitet, wird im Arnsberger Walde gehauen ſein. Auch der bretagniſche Ritter zog mit ſeinen Spielleuten in den Wald, um den Mai zu holen. Anſchaulich heißt es in einem Reigenliede Neidharts: „Der Mai iſt mächtig, er führt getreulich den Wald an ſeiner Hand, der iſt nun neues Laubes voll, der Winter hat ſein Ende.“[57] Nun erſt, da der Wald belaubt iſt, hat der Sommer völlig geſiegt und im Mairitte ſoll dieſer grünende Wald mit ſeinem friſchen Glanz und ſeinen Wohlgerüchen auch in das Weichbild der Ortſchaften, auf Markt und Gaſſen, in Kirchen und Häuſer, eingebracht werden[58], vornehmlich ſoll der aufgepflanzte Maibaum von der Einkehr des erſehnten Gaſtes zeugen. Darum waren mit der Maifeier Holzrechte verbunden, der Wald war noch reich und konnte genug des grünen Schmuckes ſpenden.[59] In einem niederländiſchen Liede bringt der Bauer ſeinem Herrn ein Fuder Holz und zugleich der Frau „den kühlen Mai.“[60] Zu Hildesheim wurde der Maiwagen mit dem gehauenen Buſchwerk zur Ausſchmückung der Klöſter, Kirchen, Thürme feſtlich eingeholt und ſammt dem Maikranze von dem Maigrafen in Empfang genommen.[61] Beſonders aber iſt hieher noch des vormaligen „Walperzugs“ von Erfurt zu gedenken. Wieder am Walburgtage, wovon der Gebrauch ſeinen Namen hatte, zogen die Bürger zu Pferd und zu Fuß nach der Wagweide, einem kurmainziſchen Gehölze, wo ſie auf dieſen Tag vier Eichen fällen durften. Fahnenträger und Spielleute, vier „Walperherren,“ aus jedem Stadtviertel einer, bekränzte Stäbe tragend, giengen im Zuge, die Jugend ſang:

Willſt du mit nach Walpern gehn?
willſt du mit, ſo komm! u. ſ. w.

Nachdem man den Tag fröhlich draußen zugebracht, bewegte ſich der Zug, grüne Maien, die man im Walde geſchnitten, in den Händen, nach der Stadt zurück und man pflegte zwei Knaben, mit Goldketten und andrem Geſchmeide aufgeſchmückt, zu Pferde mit in die Stadt einzuführen. Über den Urſprung dieſes Zugs gab es verſchiedene Sagen. Laut der einen ſtand ehemals auf der Kuhweide ein feſtes Schloß, darin ſich Räuber aufhielten, denen ein aus der Stadt vertriebener Bürger als Koch dienen muſte; als ſie einſt nach ihrer Gewohnheit auf weißen Pferden ausgeritten waren und den Schlüſſel einer alten Frau anvertraut hatten, erbat ſich der Mann von ihr, einen kurzen Gang vor das Schloß machen zu dürfen, und benützte die Erlaubniß dazu, dem Rathe von Erfurt, unter dem Beding der Wiederaufnahme, die Überlieferung des Schloſſes zu verſprechen; nach ſeiner Anweiſung kamen die Erfurter auf weißen Pferden vor das Schloß, wurden für Burgleute angeſehen und eingelaſſen, bemächtigten ſich desſelben, ſowie der arglos wieder einreitenden Räuber, und zerſtörten die Veſte. Eine andre Chronikmeldung beſagt: die Edelleute des Schloſſes Dienſtberg auf der Wagweide ſeien Räuber geworden, deshalb ſei Kaiſer Rudolf am 13ten Mai 1289 (?) mit den Erfurtern hinausgeritten, dieſe haben Alles erſchlagen und das Schloß zerſtört, da habe die Edelfrau ihre zwei jungen Söhne mit all ihrem Geſchmeide behängt, ſei herausgekommen und habe dem Kaiſer um der Kinder Leben einen Fußfall gethan, die Bitte ſei gewährt und die Edelſöhne ſeien auf Pferden nach Erfurt gebracht worden; bei dieſer Einnahme des Schloſſes haben die Erfurter ein Lied gemacht, das noch von der Jugend geſungen werde, beim Walperzug aber, der zum Gedächtniß der That geſtiftet worden, habe man fortan auch die zwei geſchmückten Knaben mit eingeführt.[62] Die Zerſtörung der thüringiſchen Raubburgen durch den Kaiſer Rudolf in Gemeinſchaft mit den Bürgern von Erfurt konnte wohl im Laufe der Zeit ſagenhaftes Ausſehen erlangen und das Andenken an die Kriegsfahrt dem örtlichen Feſte verknüpft werden, auch daß der Name des eingenommenen Schloſſes wechſelt und anderwärts die im Jahre 1304 eroberte Burg Greifenberg genannt wird, verträgt ſich mit einer geſ[illegible]lichen Erinnerung, aber der Walperzug als ſolcher gehört nicht der Stadt Erfurt ausſchließlich an, er fällt in den dargelegten allgemeineren Zuſammenhang der deutſchen Maifeier und kann darum nicht wohl in dem beſondern Ereigniſſe begründet ſein. Dieſer Walperzug mochte von Anfang an auf eine Eroberung ausgehen, aber die Beſiegten ſind nicht Raubritter, ſondern Winterunholde, denen der freundliche Sommer abgewonnen wird. Im Sinne des Ganzen ſind dann auch die erheblichern Einzelheiten aufzufaſſen. Die zwei reichgeſchmückten Knaben, die man mit den Maibüſchen jubelnd in die Stadt geleitete, waren urſprünglich nicht Söhne der Edelfrau, ſondern Träger des einkehrenden Frühlings. Das Geſchmeide, mit dem ſie behängt ſind, mahnt wieder an ein Reigenlied Neidharts, das im Mai den Hagedorn ſchön wie Gold ergrünen läßt.[63] Auf einen Kampf weiſt auch bei früher angeführten Mairitten die kriegeriſche Wappnung. Der tapfere Gedanke der Soeſter, den Feſtritt in einen Fehdezug zu verwandeln, lag näher, wenn mit dem Maireiten ſelbſt ſchon die Vorſtellung von ſtreitbarer Ausfahrt und von Einbringung einer Kriegsbeute verbunden war, und in den ſchwediſchen Städten fiel der Ritt am erſten Mai mit dem Gefechte zwiſchen Sommer und Winter zuſammen. Gleichwohl geben die deutſchen Mairitte, ſoweit ſie ſich verfolgen ließen, mehr nur den Siegeszug und ſcheinen den wirklichen Kampf, der hier ſchon im März ſtattfinden konnte, als einen früher vollbrachten vorauszuſetzen.

Was von den beſprochenen Sommerſpielen an dichteriſchem Erzeugniß abfällt, das ſind die formelartigen Liedchen, welche die Jugend dazu ſang, die Streitgeſpräche nebſt den Einführungen der Jahreszeiten auf die Schaubühne. Die Poeſie liegt weniger in den begleitenden Reden und Geſängen, als unmittelbar in den Feſtgebräuchen ſelbſt. Die Geſtalten, welche hiebei auftraten, waren allegoriſcher Art und ebendarum, ſelbſt wenn ſie aus heidniſcher Zeit ſtammten, auch der chriſtlichen unanſtößig. Aber die ſonſt übelberufene Allegorie ſtand hier in ihrem guten Rechte. Wo eine Volksmenge ſich feſtlich bewegt, da bedarf es eines einheitlichen Ausdrucks, welcher den Sinn der Bewegung augenfällig darlegt, eines vernehmlich und unzweideutig ausgeſprochenen Gedankens. Das gerade leiſtet die Allegorie und ihr eigenes ſtarres Weſen beſeelt ſich durch das freudige Volksleben, dem ſie zur Loſung dient. Vornehmlich bringen nun die Wandlungen des Jahreslaufs, auch als allegoriſche Perſonen, ſchon in ihrem natürlichen Beiwerk einen regſamen Hauch und Farbenglanz mit ſich heran. Gil Vicente hebt den Aufzug ſeiner Jahreszeiten durch angeklungene Volkslieder, insbeſondere ſtreut der Frühling die reizendſten Liebes- und Blumenlieder ein. Naſh und Shakeſpeare laſſen den fröhlichen Kukuksruf ertönen. Der grüne Hulſt mit ſeinen flatternden Vögeln tanzt und ſingt ſchon in der Weihnachthalle; der perſönliche Mai geht wohl auch völlig in den Blumenkranz oder den wehenden Maibaum über. Alle trockene Abſichtlichkeit ſchwindet, wo die jugendliche Geſtalt mit dem lachenden Frühlingsſchmucke ſich eint. So iſt das elſäßiſche Mairöslein eine allerliebſte kleine Allegorie. Zierlich bringt der Edelknabe den lichten Mai, die Rautenkränze, zum Feſtgelag, rüſtig trägt der Greifswalder Schildjunge den Maikranz vor und zuletzt noch reiten märchenhaft die goldgeſchmückten Söhne der Edelfrau im Walperzug. In ſolch anmuthreichen Vertretern wird der Frühling leibhaftig, ſie ſelbſt aber gelangen zur feſtlichen Geltung dadurch, daß ſie den Mai bedeuten. Pulsſchlag dieſer Volksſpiele, der einfachen wie der prunkhafteren, iſt die jauchzende Herzensluſt lebensfriſcher Geſchlechter.

Ausgemachte Anlehnung an die germaniſche Mythologie hat ſich bis hieher einzig in den nordiſchen Sumar und Vetr ergeben, doch ſtehen auch ſie nur auf der allegoriſchen Stufe der Mythenbildung. Die eigentliche Götterſage des heidniſchen Nordens faßt den großen Gegenſatz der Jahreszeiten als einen Sieg des ſommerkräftigen Thôr, des Donnergottes, über die Winterrieſen und dieſer Grundzug geſtaltet ſich zu einer Reihe durchgedichteter Einzelmythen. Auf letztere muß zurückgegangen werden, um denſelben mythiſchen Zuſammenſtoß noch im deutſchen Volksgeſange herausſtellen zu können. Winterliche Sturmrieſen, die von Thôr erſchlagen werden, ſind Thrym und Thiaſſi. Thrym, der Thurſe Herr, ſitzt, wenn er daheim iſt, auf dem Hügel, ſeinen Hunden Goldbänder ſchnürend und ſeinen Roſſen die Mähnen ſchlichtend. Sein Name bedeutet Getös (þrymr, sonitus), die Hunde, die er anlegt, die Roſſe, denen er die Mähnen ordnet, weiſen auf die Rückkehr von wilder Sturmjagd. Er hat den Hammer des ſchlafenden Donnergottes verſteckt, Thôr fährt zu ihm, bräutlich verkleidet als Freya, die milde Luftgöttin, und erſchlägt den Thurſenherrn mit der wiedergewonnenen Waffe. Das Eddalied von dieſem Ereigniß hat, zur luſtigen Volksballade umgewandelt, ſchwediſch, däniſch und norwegiſch fortbeſtanden. Thiaſſi, auch ein Jötun aus Thrymheim, dem toſenden Gebirge, pflegt als Adler auszufliegen und in dieſer Geſtalt raubt er aus dem Walde Idun, die Göttin des Sommergrüns, deren Heimat Brunnacker heißt; der Winterſturm entrafft den Schmuck des Waldes und der Flur. Mittelſt weiterer Verwandlungen wird Idun zurückgebracht, dem haſtig nachfliegenden Adler laſſen die Götter Flammen ins Gefieder ſchlagen, ſchütteln ihre Schäfte und da iſt Thôr, wie er ſich nachmals rühmt, der Erſte und Hitzigſte zur Tödtung. Die Augen des von ihm Erſchlagenen wirft er an den heitern Himmel, wo ſie fortan als Sterne Wahrzeichen ſeiner Thaten ſind.[64] Thiaſſis Adlerflug gehört einer allgemeineren Vorſtellung an, wornach die Bewegung der Luft vom Flügelſchlag eines rieſenhaften Adlers ausgeht.[65] Der Wind, der über das Waſſer fährt, den Menſchen unſichtbar, kommt, nach einem Eddaliede, von den Schwingen des Jötuns Hräſvelg, der in Adlersgeſtalt an des Himmels Ende ſitzt.[66] Nach den finniſchen Runen iſt der Nordſturm ein Adler, der von der Lappmark ausfliegt, mit einem Flügel die Waſſerfläche ſtreift, mit dem andern hohe Himmel theilt, und dem unterm Flügel hundert Männer, auf dem Schweiſe tauſend, in jeder Spule zehne ſtehen.[67] Der eddiſche Name Hräſvelg, Leichenſchlund, kann den Adler überhaupt als mächtigen Raubvogel bezeichnen[68], taugt aber auch bildlich für den Sturmadler, der die Seefahrenden hinrafft. Die altnordiſche Sprache hat neben der gewöhnlichen Benennung des Aars (ari, örn) noch ein den verwandten deutſchen Stämmen abhanden gekommenes Wort: Egdhir, eine andre nicht umlautende Form iſt Agdhi[69], beide dienen als mythiſche Eigennamen. Egdhir, der Rieſin Hirte, ſitzt nach dem Eddaliede Völuſpâ, beim Herannahen des Weltuntergangs, auf dem Hügel und ſchlägt fröhlich die Harfe[70], doch wohl die des brauſenden Sturmes. Bei Saxo wird Egther, ein König Biarmiens, von dem ſchwediſchen Kämpen Arngrim, und weiterhin ein finniſcher Wiking Egther von Haldan, genannt Bierggramm, den man für einen Sohn Thôrs hielt, je auf Ausforderung im Zweikampfe beſiegt; die Wiederholung deſſelben Begebniſſes, der beidemal gleichnamige Beſiegte und die Sieger zwei Sagenhelden, der fabelhafte Boden, auf dem die nordiſchen Sagen meiſt ſich bewegen, wenn von Biarmaland und Finnmörk erzählt wird, laſſen in dieſen Kämpfen mit Egther nicht irgend einen geſchichtlichen Vorgang, vielmehr ein mannhaftes Ringen mit Nordſturm und Eiswetter erkennen, wie denn auch Haldan wider Egther einen Seeſtreit zu beſtehen hat.[71] Agdhi, Sohn Thryms, wird in einer mythiſchen Stammtafel genannt.[72]. Agdhanes, Agdhis Landſpitze, war der Name eines norwegiſchen Vorgebirgs, wo man ſich dieſen Agdhi hauſend dachte. Laut der Saga vom Könige Harald Hardhrâdhi (1047—66) kam eines Sommers der Skalde Halli von

Island her bei Agdhanes angeſchifft und ſegelte von da mit ſchwachem Winde die Bucht entlang, als dem Schiffe, worauf er fuhr, andre entgegenruderten und auf dem vorderſten ein anſehnlicher Mann ſich erhob und die Anfahrenden ausfragte; auf die Angabe, daß ſie bei Agdhanes über Nacht geweſen, fragt der Mann weiter: „hat euch da nicht Agdhi durchgerieben?“ Halli antwortet: „nicht doch.“ Der Mann: „hatte das ſeine Urſache?“ Halli: „ja, Herr! er wartete auf beßre Männer, denn er hoffte dich dieſen Abend dort zu haben.“ Es war König Harald, der dieſe Worte mit Halli wechſelte. [73] Der Sinn ihrer Scherzreden war aber kaum ein andrer, als daß es an jener Landſpitze miſslichen Windzug hatte und man froh ſein durfte, von Agdhi ungerüttelt vorbeigekommen zu ſein. Doch iſt Agdhi weder an die einzelne Oertlichkeit gebannt noch in vorübergehender Erwähnung belaſſen. Thörs Kampffahrten in die Rieſenwelt wurden in ſpäteren Erzählungen zu wunderbaren Reiſen unternehmender Männer, die, ſtatt von Asgardh, nun von nordiſchen Königshöfen ausfahren und wenigſtens in ihren Namen, Thörkell, Thörſteinn, an den Gott erinnern, in deſſen Gleiſen ſie wandeln. Die alte, nicht mehr verſtandene Götterſage iſt in dieſen Fabelreiſen aus den Fugen gerückt, willkürlich zugeſtutzt und mit Fremdartigem vermengt, gleichwohl ſind ſie für die Mythenforſchung nicht gänzlich unfruchtbar und könnten Thörsmythen als ein Anhang von Märchen beigegeben werden. Eine derſelben wirft auch einiges Licht auf den verkommenen Agdhi. Thörſteinn, ein Hofmann bei König Olaf, Tryggvis Sohne, wiederholt die Bezwingung des bereits von Thör erlegten Jötuns Geirrödh. Am Hofe des Letztern wohnt Thörſteinn verſchiedenen Spielen bei, namentlich dem Wurf eines glühenden, funkenſprühenden Goldballs. Gruppen rieſenhafter Weſen ſtehn in dieſen Spielen einander gegenüber, namentlich tritt der Jarl Agdhi mit zwei Gefährten Jökull und Froſti auf, noch ein Dritter, Guſtr, ſteht auf ſeiner Seite. Jökull bedeutet Eisberg, Froſti Froſt, Guſtr Winterwind, die beiden Erſtern ſind auch anderwärts unter den Jötunen aufgezählt. Geirrödh, der das Ballſpiel veranſtaltet, iſt ein Glutrieſe des ſengenden Sommers und wenn gleich ſeine Stellung hier verrückt iſt, ſo läßt ſich doch eine ältere, geordnete Anlage denken, ein Wettkampf zwiſchen Mächten des Sommers und des Winters. Agdhi, der Nordſturmrieſe, kämpft noch richtig auf der Seite des Letztern. Aber auch ſeine Adlergeſtalt iſt angezeigt: ſchwarz wie Hel, mißt er ſich im Wettringen mit dem lichten Godhmund und ſchlägt die Griffe ſo feſt in des Gegners Seiten, daß ſie bis aufs Bein dringen. Nachmals ſieht Thôrſteinn, daß Agdhi in großem Jötunzorne hinfährt und wie toll zum Walde läuft, wo er gewåltig heult. Noch ſpäterhin beunruhigt er den verhaßten Thôrſteinn, der ihm die Tochter entführt hat, fern in deſſen Heimat, indem er zur Nachtzeit das Dach aufbricht, und nachdem er ſchon in den Grabhügel gegangen, fährt er doch wieder ſpukartig umher und zerſtört einen Hof. Überall die ungeſtüme, wildſchweifende Fahrt des Sturmwinds.[74] Die einzelnen Beziehungen des Märchens zu den Mythen von Thor bleiben hier unerörtert.

Mit dem nordiſchen Thôr (Thôrr aus Thonar) iſt der niederdeutſche Thunar in der bekannten Abſchwörungsformel aus dem 8ten Jahrhundert nicht bloß ſprachlich derſelbe, denn indem ihm hier zugleich mit Woden abgeſagt wird und dieſer dann wieder in einem zu Merſeburg neuaufgefundenen Zauberſpruche zu Balder (nordiſch Baldr) und Frija (Frigg) geſellt iſt, läßt ſich ſchon hieraus abnehmen, daß vier nordiſche Hauptgottheiten nicht zufällig dem Namen nach, ohne entſprechende Bedeutung und Zuſammenordnung, in Deutſchland wiederkehren werden. Andre deutſche Beſchwörungen ſind gegen feindliche Luftgeiſter gerichtet zur Abwehr verderblicher Witterung, gegen Mermeut, der über das Wetter geſetzt iſt, daß er nicht Ungewitter loslaſſe oder Schlagregen werfe, gegen Faſolt, dem geboten wird, daß er das Wetter wegführe, dem Beſchwörenden und ſeinen Nachbarn ohne Schaden.[75] Zum thätlichen Gebrauche, zu Abſagung und Beſchwörung beſtimmt, zeigen dieſe Formeln, daß wie an Thunar, ſo auch an Thurſe, als wirkliche dämoniſche Weſen, ſelbſt noch über die Zeit der Bekehrung hinaus, im deutſchen Volke geglaubt wurde. Aber auch die dichteriſche Mythenbildung, der Kampf mit den Thurſen, hat dem diesſeitigen Alterthum nicht gefehlt. Faſolt, wie der Dämon im Wetterſegen, heißt auch ein Rieſe der heimiſchen Heldenſage, und zwar desjenigen Theils derſelben, der überhaupt urſprünglich in Naturmythen beſtand. Durch ihn und ſeinen gleich rieſenhaften Bruder Ecke knüpften ſich die mythologiſchen Vorbemerkungen an das deutſche Volkslied.

Anmerkungen

zu

1. Sommer und Winter.

[1] Hieher und zum Nachfolgenden das reichhaltige Capitel XXIV der Deutſchen Mythologie, zunächſt S. 724 ff. Gebrauch im Elſaß: Auguſt Stöber, Erwinia 1839, S. 222; zu Heidelberg: Briefe der Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte von Orleans, 1676—1722, Stuttgart 1843, S. 14. E. Meier, deutſche Sagen aus Schwaben, S. 386. — Zu „ſtab aus!" vergl. Schmeller III, 602. Myth. 725. Nuol. liet. 153, 33 ff.: den spiz er uf hûp. über daz houbit er in slûc. daz im di ougen sprungen.

[2] Konrad von Ammenhauſen, um 1337, gibt am Schluſſe ſeines Schachzabelbuchs nachſtehende Verszeile, wohl den Anfang eines damals bekannten Lieds: Hinne sülnt wir den winter jagen (Heidelberger Handſchrift 398, Bl. 137. Adelung II, 147. Beiträge von Kurz und Weißenbach I, 51. Vergl. Roxburgh Ballads, London 1847, S. 254: To the Tune of To drive the cold winter away); dieß kann freilich, wie manches Ähnliche bei den Minneſängern, auch ohne Beziehung auf ein Volksſpiel ausgerufen ſein.

[3] Handſchrift der Stadtbibliothek zu Ulm, „Pasquillus 22. Januar bis 1. Februar anno 1628", 28 Strophen, Anfang:

„Ulm. Ach liebe ſoldaten, waß thuet eß bedeüten,
daß ewer ſouil zulauſen und reiten?
alle alle ihr herren mein, der Winter iſt ſein.
Soldat. Vi[n]cenzen tag der wert ja noch,
der iſt jetzt keller und Lorenz koch;
alle alle ihr herren mein, der Sommer iſt ſein."

[4] Tobler, Appenzell. Sprachſchatz, Zürich 1837, S. 425 f. Eine andre, etwas kürzere Aufzeichnung des Liedes verdanke ich Herrn Friedrich von Tſchudi, der dazu bemerkt hat: „Das Streitlied zwiſchen Sommer und Winter wurde in meiner Jugend (und auch jetzt mag es noch geſchehen) in meiner Heimat Glarus, in den Kantonen Schwyz und St. Gallen, gar plaſtiſch während der Fasnachtzeit aufgeführt. Der Winter im Pelzgewand mit Ofengabel und andern Inſignien bewaffnet, der Sommer in ſchmuckem Feſtgewand mit Reiſern und Äpfeln, als lieber Gaſt beſonders den Kindern, ſangen von Haus zu Haus den etwas kauderwelſchen Wechſelgeſang. Der Text, den ich mit Mühe aus dem

Munde einer alten Frau (bisher allein) bekommen konnte, ſcheint urſprünglich ausländiſch zu ſein, hat ſich aber wie mit der Sitte ſo auch mit der Sprache unſers Volkes und ſeinem Witze manigfach zerſetzt. — Die Aufführung bringt es mit ſich, daß der Singende dem Andern am Ende der Strophe mit einem Holzſacher einen laut klatſchenden Schlag gibt.“

[5] Schmeller III (1836), 248. Oberbairiſche Zurüſtung des alten Streitliedes bei Panzer, Bairiſche Sagen und Bräuche I, 253 ff. Ähnliches in der Ukermark an Weihnachten, Kuhn und Schwartz, Norddeutſche Sagen 403 f. Kuhn in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum V, 478. Aus Göpfritz in der Wild (Nieder-Öſterreich), am Faſchingsdienſtage, bei Th. Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Öſterreich. Wien 1859, S. 297.

[6] Hans Sachs, Gedichte Bd. I, Nürnberg 1558, Bl. 419 ff. Ein beſondrer Druck des Geſprächs Nürnberg 1553 iſt angemerkt bei Gödeke, Grundriß 347. In der Sammlung (I, 421) folgt ein andres, erzählendes Gedicht von 1539: „Der Krieg mit dem Winter.“ Dieſer nimmt feindlich mit Heeresmacht das Land ein, das Volk ſchreibt um Beiſtand „zum Glentzen“ (Lenze), der den Maien zu Hilfe bringt, worauf der Winter entfliehen muß.

[6a] [Heidelberger Handſchrift 392, Bl. 49. Das Lied iſt abgedruckt Germania V, 284—86. Pf.]

[7] Pergament-Handſchrift im Haag Nr. 721, Bl. 14 f.: Vanden zomer und vanden winter. Herr Julius Zacher, der von dieſer Handſchrift in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 1, 227 ff. ausführliche Nachricht gegeben, findet wahrſcheinlich, daß ſie aus dem Ende des 14ten Jahrhunderts komme. Er hat mir ſeine Abſchrift derſelben gefällig mitgetheilt. Die Sprachmiſchung hat auch ſonſt auf die Beſchaffenheit der Texte nachtheilig eingewirkt. Das angeführte Lied iſt in neunzeiligen Geſätzen verfaßt, deren es anſcheinend 14 ſind, allein das dritte beſteht aus Stücken zweier Strophen und es hat dazwiſchen ein Ausfall ſtattgefunden. Anfang des Liedes: Der zomer spricht: ich moez clagen u. ſ. w. Als Probe von Stil und Sprache folgt hier Strophe 10, eine der leidlich erhaltenen:

Der zomer bracht in den houe zin
Bedauwet menich bluemelin
Die gauen so wonnenclichen schin
Das ze verlichten die werolt al
Ontslossen wart der zalden scrin
Da in so sach ich rosen fin
Wûr ich (l. varich) blenchen zam ein robin
Van vruden zanc der nachtegal
Da hoert man menigen rijchen scal.

Der Strophenbau weiſt auf franzöſiſche Nachbarſchaft.

[8] Ein Gegenſatz, der auch dem Minneſange nicht fremd iſt; ſo bei Walther 117, 36—118, 8 [= Nr. 58. Pf.] (vergl. XVII, 7 ff.), hinneigend zu den Wettſtreiten.

[9] Een abel spel van den winter ende van den somer, in 625 Reimzeilen, bei H. Hoffmann, Horæ belg. VI, 125 ff. Die Abfaſſung des Stücks ſetzt der Herausgeber (Einleitung XLV) in die zweite Hälfte des 14ten Jahrhunderts. Die oben bemerkten Formeln lauten:

Z. 268. als men den somer can ghewinnen.
Z. 101. ic ben here ende ghi sijt cnecht.

(Zu letzterer vergl. 1. Sam. 17, 9.)

[10] De l'Yver et de l'Esté, aus einer Handſchrift der Harlei. Bibliothek bei A. Jubinal, Nouveau recueil de contes, dits etc. T. II, Paris 1842 S. 40 ff. Anfang:

Un gran estrif oy l'autrer
entre Esté et sire Yver,
ly quieux avereit la seignurie u. ſ. w.

Schluß: Seigneur e dames, ore emparlez,
que nos paroles oy avez
apertement;
e vus, puceles, que tant amez,
je vus requer que vus rendez
le jugement.

[11] Poésies des XV. et XVI. siècles, publ. d'après des édit. goth. et des manuscr. Paris 1830—32. Nr. 3: Le debat de l'iuer et de leste. u. ſ. w. Daraus Strophe 11, Este:

Juer quanque tu dis ne vault ung fil de laine
joy le doulx rossignol chanter a grant alaine
depriant a chascun que daymer il se pene
lors tenir ne sen peult ne franche ne villaine.

Strophe 15, Yuer:

Este en ce bon temps jay de grans assemblees
jay bourgois et marchans a grans robes fourrees
houzes et bons manteaus et les chesne dorees
pour moy font beau grant feu et fumer cheminees.

[12] Neugart, Cod. dipl. Alem. 31. Nr. 373: cum Willihelmo eiusque filiis Vvintare et Sumare u. ſ. w. Sumar für ſich allein in Urkunden von 814, 819, 835, 845 u. ſ. w., ebendaſelbſt Nr. 180, 203, 264, 309 u. ſ. w. Mone, Anzeiger V, 106. Myth. 719. Förſtemann, Altdeutſches Namenbuch I, 1126. 1324 f.

[13] Die Ausgaben des Gedichts, unter den verſchiedenen Namen, ſind bemerkt in der Deutſchen Mythologie 640 und in den Hor. belg. VI, 238; vorangeſchickt iſt an letzterem Orte das lateiniſche Gedicht ſelbſt mit Lesarten, als Quelle des niederländiſchen Spiels. — Vergl. auch W. Mannhardt, „der kukuk," Zeitſchrift für deutſche Mythologie III, 209 ff.

[14] V. 34—39:

Ver. Quis tibi, tarda Hiems, semper dormire parata,
divitias cumulat, gazas vel congregat ullas,
si Ver aut Aestas tibi nulla vel ante laborat?
Hiems. Vera refers, illi, quoniam mihi multa laborant,
sunt etiam servi nostra ditione subacti,
jam mihi servantes domino quæcunque laborant.

[15] V. 6: Ver — succinctus. V. 45: Hiems, rerum tu prodigus; in andern Stellen ſchwankend.

[16] Cod. Exon. 146, 27: geacas gear budon. Myth. 640 f. Angelſächſiſcher Ortsname: Cucolanstân (Leo, Rectitud. 12).

[17] Cod. Exon. 309, 6 ff.:

ſwylce geac monad geomran reorde
singed sumeres veard sorge beoded
bitter in breost-hord.

[18] Ritſon, Ancient songs and ballads, London 1829, I, 11 f.:
Sumer is icumen in, lhude sing cuccu u. ſ. w.

[19] Popular rhymes etc. of Scotland, Edinburg 1842, S. 42:

The cuckoo's a fine bird, he sings as he flies;
he brings us good tidings, he tells us no lies.
He sucks little birds' eggs to make his voice clear;
and when he sings „cuckoo!“ the summer is near.

Ein Kinderreim aus Schottland (ebendaſelbſt):

The bat, the bee, the butterflie, the cuckoo and the swallow,
the corncrack and the nightingale they a' sleep in the hallow.

Entſprechend dem Vers 14 der Ekloge:

non veniat cuculus, nigris sed dormiat antris.

[20] Das Stück „Summers last will and testament“ ſteht, nach einem Drucke von 1600, in den Old Plays, Vol. IX, London 1825. Anfang des Frühlingsliedes, S. 20: (Enter Ver, with his train, overlaid with suits of green moss, representing short grass, singing.)

Spring, the sweet spring, is the year's pleasant king,
then blooms each thing, then maids dance in ring,
cold doth not sting, the pretty birds do sing:
cuckow, jug jug pu we, to witta wo.

Schluß: in every street these tunes our ears do great:
cuckow, jug jug, pu we, to witta woo.
Spring, the sweet spring.

[21] Love's labour's lost 5, 2: This side is Hiems, winter, this Ver the spring, the one maintain'd by the owl, the other by the cuckoo. Der Eulenſang lautet: to-who, tu-whit, to-who.

[22] Bei Naſh bringt der Frühling auch the hobby horse and the morris dance, altes Zugehör der Maiſpiele, auf die Bühne und es werden mitunter wirkliche Volkslieder angeklungen, namentlich ein Erntelied S. 41 ff.

[23] „De morte Cuculi,“ Drucke davon ſind wieder angemerkt: Mythologie 640. Hor. belg. VI, 238.

[24] Vergl. lateiniſches Gedicht Vers 5 f.:

M. Heu Cuculus nobis fuerat cantare suetus,
que te nunc rapuit hora nefanda tuis?

V. 9 ff.: M. Omne genus hominum Cuculum complangat ubique!
perditus est Cuculus, heu perit ecce meus.
D. Non pereat Cuculus, veniet sub tempore veris
et nobis veniens carmina laeta ciet.
M. Quis scit, si veniat? timeo est submersus in undis,
vorticibus raptus atque necatus aquis.

[25] Sandys, Christmas carols, London 1833, Introd. Vgl. Ritſon, Anc. songs u. ſ. w. I, 131. Jamieſon, Popul. ballads and songs II, 273 (Sandys 46): each room with ivy leaves is drest and every post with holly. 279.

[26] „A song on the Ivy and the Holly“ bei Sandys 1 ff. und bei Ritſon a. a. O. Kehrreim:

Nay iuy nay hyt shal not be i wys
let holy hafe the maystry as the maner ys.

Ein Lied dieſer Art iſt, was bei Naſh a. a. O. S. 68 a merry carrol heißt.

[27] Doch prangt der Papagei auch anderwärts, im 15ten Jahrhundert, bei Volksluſtbarkeiten und zwar auf der Schützenſtange; zu Aalborg: Papagoiengilde (Wilda, Gildenweſen S. 284 f.), zu Stralſund: vnder dem papegoyenbohme (Berckmanns Stralſunder Chronik, herausgegeben von Mohnike und Zober, S. 196. 389).

[28] Sie ſtehen in: Songs and Carols, now first printed from a Mscr. of the 15 Cent. Edit. by Th. Wright, London 1847. (Percy Soc. Vol. XXIII.) S. 44. 84 f.

[29] Zu Felber ſ. Schmeller I, 525 f. 3, 662. Graff III, 518. Felbinger ſcheint dem Rhythmus zu Gefallen in Strophe 1 gekommen zu ſein.

[30] Volkslied Nr. 9 A. Strophe 12: das spil hastu gewonnen alhie vor allen frommen. — Man vergleiche noch folgende Stellen, ebendaſelbſt Strophe 1:

Nun wend ir hören nüwe mär
vom Buchsbom und dem Felbinger?
si zugen mit einandren her
und kriegtent mit einandren.

Wright S. 44: Holvyr and Heyvy mad a gret party,
Ho xuld have the maystri (ſ. Anm. 10).
In londes qwer thei goo.

Volkslied Nr. 8. Strophe 30:

O lieber Somer, beut mir dein hand,
wir wöllen ziehen in frembde land!

[31] Die verwandten Gedichte vom Turnier des Maien mit dem Herbſte (Müllers Sammlung III, Fragmente und kleine Gedichte S. XXIX f.; P. von der Aelſt, 1602, S. 49 ff.) bleiben einem andern Abſchnitt vorbehalten.

[32] Fabel 380: *Χειμὼν καὶ Ἔαρ.* Mythologie 741.

[33] Kletkes Märchenſaal, Bd. III, Berlin 1845, S. 373 f.

[34] Obras de Gil Vicente u. ſ. w. Hamburg 1834; I, 76 ff.: Auto dos quatro tempos. II, 446 ff.: Triumpho do Inverno. — Über die Beziehung dieſes Dichters zur Volkspoeſie vergleiche Ferdinand Wolf in der Allgemeinen Encyklopädie, Section I, Theil 67, S. 333, 29).

[35] Vafþr. Strophe 26 f. Sn. Edd. Arn. I, 82. 332; hier auch aus einem Skaldenſange: mög Vindsvals (ein andrer Name des Wintervaters iſt Vindlöni, I, 82). Im deutſchen Volksliede (Nr. 8, Str. 10) ſagt der Winter: „So kom ich auß dem gebirg ſo geſchwind und bring mit mir den küelen wind.“ Mythologie 718 f.

[36] Fiölsv. 6. Harb. 8 f. Vegt. 5 f. Vafþr. 7 f. Alv. 5 f. Helgakv. Hiörv. 14—17; ſo auch im alten Hildebrandsliede.

[37] Sn. Edd. I, 332. Fornald. S. I, 477. I. Olafsen, Om Nordens gamle Digtekonst, Kiöbenh. 1786, S. 100. Mythologie 715. Sv. Egilss. 57^{b}. 628^{a}. — Der Schlangen und andres Geziefers, das der Sommer hegt, der Winter vertilgt, verjagt, gefangen nimmt, iſt auch im altfranzöſiſchen Geſpräch und bei Hans Sachs gedacht.

[38] Vafþr. Strophe 27 (Munch 24, vergl. 190^{a}): ár of bœði þau skolu ey fara unz riûfask regin. Hor. belg. 6, 144; nemmermeer dat stille en steet; het moet winter of somer sijn etc. dit en sal vergaen nemmerme, so langhe als die werelt sal duren sal elk werken na sijn nature.

[39] Sn. Edd. I, 550. 2, 553^{b} f. 651^{a}.

[40] Vergl. meine Sagenforſchungen I, 33 ff. 15 ff. — Den Übergang vom Begriffsworte zum Eigennamen zeigt Vafþr. Strophe 26 und 27, in der Frage ſind vetr und varmt sumar noch unperſönlich, in der Antwort Vetr und Sumar entſchieden perſönlich genommen.

[41] Niederländiſches Spiel B. 268 ff.; als men den somer chan ghewinnen, ende die bloemken staen ende springhen ende die voghelkin lude singhen u. ſ. w. Vergl. Carm. Bur. 211: den sumer grûzen; die sumerzît enpfâhen.

[42] MS. (= Minneſänger) III, 202 f. der viol; III, 298.

[43] Buch 4, Nürnberg 1578, Thl. III, Bl. 49: Der Neydhart mit dem Feyhel; vom Jahr 1562.

[44] Die heilige Walburg ſelbſt und die Apoſtel Philippus und Jacobus, denen der gleiche Tag gewidmet iſt, ſollen die Ausſchmückung des Feſtes mit Maienzweigen veranlaßt haben. Prätorius, Rübenzahl, 1672, S. 505 f.

[45] Auguſt Stöber, Elſäßiſches Volksbüchlein, Straßburg 1842, S. 56: Maiereesele kehr di dreimol erum u. ſ. w. Kehrzeile: so fahre mir u. ſ. w. — Ähnliches in der Provence, Coutumes, mythes et traditions des provinces de France par Alfred de Nore, Paris 1846, S. 17 f.: Dans toute la Provence le 1er mai. on choisit de jolies petites filles qu'on habille de blanc, et que l'on pare d'une couronne et de guirlandes de roses. On l'appelle la mayo etc. on lui élève dans les rues une sorte d'estrade jonchée de fleurs, ou bien on la promène par la ville. Les mayos sont toujours en grand nombre dans chaque localité, et ses compagnes ne manquent pas de réclamer une offrande à tout passant. In Flandern blühte noch im 17ten Jahrhundert die Pfingſtblume (pinxterbloem), ein ſehr junges, weißgekleidetes Mädchen, das, mit Blumen und Bändern geſchmückt, um Pfingſten die Straße hin geiſtliche Lieder ſang und ſo Almoſen ſammelte (Willems, Oude vlaemsche Liederen, inleid VIII).

[46] Zuſammengeſtellt in der Mythologie 735 ff.

[47] Hist. Olai Magni ꝛc. de gentium septentr. variis condit. Basil. 1567, p. 570: De ritu fugandae hyemis, et receptione aestatis. Die Zuſchrift des Verfaſſers iſt von 1555.

[48] Thiele, Danske Folkesagn I, Kjöbenh. 1819, S. 155 f. Refrain des geiſtlichen Liedes: Maie, er velkommen ꝛc. alt saa vidt som Verden er springer i Rosens Blommer. Vergl. S. 200, nach dem Titelblatte dieſes Lieds: at bruges i Steden for den gamle letfardige Mai-Maanedsvise ꝛc. sjunges som: Husbonde, om du hjemme est; Maie vär velkommen. Willkommrufe deutſcher Lieder ſ. Mythologie 722.

[49] Saſtrow I, 63: Ich wurt ein Student zum Gripswalde; war Herrn Bartram Smiterlowen, wie er als ein junger Rathmann in die Mai ritt, sein Schiltjunge. furte ime den kranz vor. I, 65: Primo Maij dieses 28. Jars, war es an Herr Bartram Smiterlowen, das er mit seinem rathmanskranze in den Mei reiten sollte, und ich ime den kranz vorfuren moeste; riett disser Burgermeister (Vicke Bole), ime, Smiterlowen, zun ehren, oder vielmehr ime selbst zum grossen ansehen midt knechten und gaulen I, in warheit zum geprenge woll staffieret, neben dem Meigräven ꝛc. Als man nun in die stadt kam, dem Meigraven den kranz (wie gebrauchlich) vorbracht ꝛc.

[50] Den Nachweiſen bei Grimm a. a. O. können die aus Stralſund beigefügt werden. J. Berckmanns Stralſunder Chronik, herausgegeben von Mohnike und Zober, Stralſund 1833, S. 211: Anno eodem (1474) brachte Krassow ꝛc. den meienkranß und scholde riden in dat meien ꝛc. S. 215: Anno eodem (1502) do waß Laurentz van Rethen meigräve. Vergl. ebendaſelbſt S. 388. Die Stralſunder Memorialbücher Joachim Lindemanns und Gerhard Hannemanns, herausgegeben von Zober, Stralſund 1843, zum Jahr 1564: Up hillige lichammes dach koren se up dat nie einen meigreven uth, togen uth ein borgermeister sampt 4 radtmanen,

ungeferlich twe hundert manne mit harnisch gerustet tho perden, und wurdt wedder up dat nie gekaren Marten Swarte, eines radtmannes sone. [Vergl. nun insbeſondre: Eduard Pabſt, die Volksfeſte des Maigrafen in Norddeutſchland, Preußen, Livland, Dänemark und Schweden. Berlin 1865. 4. Pf.]

[51] Lai d'Ignaurès etc. publ. par L. J. N. Monmerqué et Fr. Michel, Paris 1832, S. 6:

si tos con entrés estoit mais
à l'ajornée se levoit
.V. jougleres od lui menoit,
flahutieles et calimiaus,
au bos s'en aloit li dansiaus,
le mai aportoit à grant bruit ꝛc.
femmes l'apielent lousignol.

[52] Hagens Öſterreichiſche Chronik (Pez, Scriptor. rer. austr. I, 1134): In der zeit hiez der mild chunig vill herrn gen Baden berüefen und wolt daselbst ain hoff haben, den man nennet ain maienvart, nach alter gewonhait an dem ersten tag des maien. Thom. Ebendorfferi de Haselbach Chron. austr. (Pez II, 776): Et dum prima Maii iuxta terrarum morem quædam solatia fiunt ibi consueta u. ſ. w. Ottokars Öſterreichiſche Chronik, Capitel 798 (Pez III, 807 f.):

nu was zeit daz man solt ezzen und was nahen gesezzen
daz gesind überal, der künig zu dem mal
sazt tugentleich den von Mainz zu sich,
und die weil er wazzer nam ain junkherr kam,
der trueg an dem zil grüener schapel vil
von salvei und rauten: „herr künig, enphacht den trauten
Maien, liecht unde glanz und setzt auf ainen kranz!“
„entruwen daz sol sein.“ der künig nam dew schapelein
waz ir der knab het und gie sa zu stet
nach dem tisch hin zu tal die herrn (gruezt er) überal,
der lie er dehain(en) grozen noch klain(en)
er muest sich lan gezemen ain schapel ze nemen,
und do er kam fürpaz da sein veter saz
auz den schapeln er las, daz schœnst daz darunder was
sazt er im auf tugentleich; an seinem herzen grewleich
grimmig er gepar, man mocht wol nemen war
daz dem wolf unguet übels was ze muet.

[53] Alberti Argent. Chron. Urstis. German. historic. P. II, p. 114: Prandentibus autem illis cum rege ejusque filiis, rex cuilibet filiorum et Joanni duci unum crinile rosarum posuit super caput. Dux autem flens suum crinile posuit super mensam, ipseque et sui consortes prænominati comedere noluerunt in mensa.

[54] Joh. Victoriens. cap. 10, anno 1308 (Böhmer, Fontes rer. germ. I,

355 sq.): Erat autem vernum tempus in kal. maii etc. in die apostolorum Philippi et Jacobi, cunctis terre germinibus virescentibus. Rexque dum ad mensam consisterent singulis serta posuit, super omnes iocunditatem et exsultationem thesaurizare gestiebat. Johannes autem dux, dum rex eum alloqueretur, ut operam daret letitie, respondit: „O domine, dudum tutor fuistis mei pupillatus; nunc elapsa infantia ramos apprehendi floride iuventutis. Non sertis puerilibus michi estimo meum dominium restauratum, sed sicut vos crebrius sum hortatus, adhuc supplex postulo, michi mea restitui; ut et ego nomen et actum principis valeam exercere etc. Anders wieder der viel ſpätere H. Bullinger in ſeiner handſchriftlichen Zürcher Chronik von 1572, lib. 7, cap. 7 (Abſchrift von 1635 auf der Stuttgarter Bibliothek Bl. 199ᵃ). Hiernach hatte Hans mehrmals ſein väterliches Erbe vom Oheim gefordert, damit er ſich vielleicht auch mit einer Fürſtin vermählen könnte: uff ein zit, als si mit ein anderen im väld spazieren rütend und herzog Hans abermahlen sin anforderung thet, reit der könig zu einem baum, brach ein ast ab, macht daruß ein kranz und sazt den dem jungen fürsten uff sin haupt, und sagt: „das soll dich noch baß freüwen, dan land und lüt zu regieren oder zu wiben.“ In mäßiger Ferne der Zeit und des Ortes hat in einer Conſtanzer Chronik (vergl. Germania V, 286) das Geſchichtgültige ſich abgelöſt und iſt ſelbſt für König Albrechts Namen der ſeines erſt 1326 verſtorbenen Sohnes Leopold eingetreten, während der ſinnbildliche Kranz unter allen Wandlungen fortgrünt. Geſchichtforſchend unterſucht hat die Urſache des Königsmords Remigius Meyer in den Beiträgen zur vaterländiſchen Geſchichte, herausgegeben von der hiſtoriſchen Geſellſchaft zu Baſel, 4ter Bd. (Baſel 1850), S. 173 ff. Bergl. Stälin, Wirtembergiſche Geſchichte 3, 117.

[55] H. Bullinger a. a. O., lib. 7, cap. 10 (Bl. 203ᵇ): und ist ein alte sag, daß nachdem etlich der selbigen gericht worden, die königin, die auch zum gericht khommen und in sorgen was, daß man etwan die gefangenen ledig ließ, in das blůt gangen und gesprochen habe: „ietzund baden ich in dem meijenthauw, diewil ich gahn in dem blůt der mörderen, die mir minen frommen herrn ermördt haben.“ Bullinger fügt bei: und so dise that wie man sagt beschechen ist, so můß es beschechen sin eintweders von der königin Angnesen uß Hungeren etc. von deren auch die sag ist, daß si fast ruch und grimig in der raach ires vaters tod gewäsen sige, oder aber eß můß beschächen sin von der königin Elßbethen der witwen Alberti sälber. Vergl. Iſelin zu Tſchudi Chron. helvet. II, 295, Anmerkung a; gegen jeden Bezug auf die Königin Agnes, welche damals noch gar nicht in dieſer Gegend geweſen, Kopp, Urkunden I, 84 und Aebi, Programm der aargauiſchen Cantonsſchule 1841, S. 11 f. — Lied vom bairiſchen Krieg (Handſchrift Valentin Holls Bl. 128): Die Teutschen wurden wolgemut, si giengen in der ketzer plut, als wers ain mayentawe. Ähnlich iſt das Roſenbad bei St. Jacob 1444, Stumpff II, 382ᵇ. Tſchudi II, 425. Schweiz. Heldenb. 102.

[56] Reimchronik von der Soeſter Fehde bei Emminghaus, Memorabilia Susatensia, Jenæ 1749, p. 660:

Up Walburgis tho der selften tith
als men in den meien plach tho riden mit flith
na alter zede und gewonte sunder wan,
des wolden dei van Soest nicht achterlan,
wowol sei ere viande mosten vrochten
dannocht sochten se darane ere genochten;
der viande anlop was gestilt tom del
in dem mande des meiges gar heil,
derhalben sint dei borger ungelogen
uther stadt mit groter gewalt getogen;
als sei nu quemen in den Arnsberger walt,
hebben sei ere spitzen ordinert gar balt ꝛc.
p. 663: mit frede und freude quemen sei tho hus
under deme gronen megge ser krus.

[57] Neidhart 3, 22 ff.: Der meie der ist rîche: er füeret sicherlîche den walt an sîner hende. der ist nû niuwes loubes vol; der winter hât ein ende. Vergl. Strophe 6 deſſelben Liedes: Ez gruonet an den esten daz alles möhten bresten die boume zuo der erden ꝛc.

[58] Ein kurtzweilige Lobrede von wegen des Meyen ꝛc. durch Casparum Scheidt von Wormbs (1551), D^{b}, zur Erklärung des Monatnamens Mey: oder daß in solchem monat die Bäum mit Meyen behengt, grůnen und blůhen, und von dem frölichen volck auß den grůnen Büschen abgehawen und zu einer zier und gůten geruch heim getragen, und durch die Gemach und Sommerheuser inn wasser gestellt werden.

[59] Vergl. Rechtsalterth. 514. Freidank (42, 27 f. vergl. S. 212): dem rîchen walde lützel schadet ob sich ein man mit holze ladet. Titurel (Hahn) Strophe 2384: ein loubîn huot gebunden ist niht grôzer schade in einem forste den der meie sunder rîfen grüenet. Dagegen ſollte nach dem bairiſchen Codex Maximil. civ. (Schmeller II, 533 f. vergl. 510) „dem zwar-uralt- aber zu nicht als zum bloßen Burger- und Bauernluſt dienenden Gebrauch des Maybaumſchlags Einhalt gethan werden.“

[60] Antwerpener Liederbuch von 1544, Nr. 35: het voer een boerman wt meyen, hi brocht sinen heere een voeder houts, sijnder vrouwen den coelen mey. Das unfeine Lied beginnt: Een boerman hadde eenen dommen sin ꝛc. und gieng auch in Deutſchland um.

[61] Mythologie 737. Vergl. Seifart, Sagen u. ſ. w. aus Stadt und Stift Hildesheim, Göttingen 1854, S. 127 ff. 203.

[62] Falkenſtein, Hiſtorie von Erffurth, Erfurt 1739 f. I, 184 ff. Vergl. Reimann, Deutſche Volksfeſte, Weimar 1839, S. 398 ff., nach andrer Quelle. Von dem erſtangeführten Walperliede ſind nur jene zwei Anfangszeilen vorhanden; das angeblich bei Einnahme des Schloſſes gemachte lautet nach Falken-

ſtein: „Eichen ohne Gerten, wir kamen vor ein Thälelein, Thälelein, rote Roſenbletterlein, ſteht ſtill, ſteht ſtill, auf dieſer Statt wollen wir aber ſingen, gebt was ihr habt, Prügel her!“ Er fügt bei: „Das ſingen die Jungen noch jetzt aufm S. Johannis-Abend.“ Es ſind wieder Reime zur Einſammlung kleiner Maigaben. — Über das Geſchichtliche der Burgenbrechung ſ. Hahn, Reichshiſt. V, 134 Anmerkung c und d. Böhmer, Reg. von 1246—1313, zum 12. März 1290.

[63] Neidhart 18, 4: Schôn als ein golt gruonet der hagen ꝛc. 9: der meie ist in diu lant.

[64] Die Mythen von Thrym und Thiaſſi ſind aus den Quellen dargelegt und erläutert in den Sagenforſchungen I. 95 ff. 114 ff. Der Fabel von Thiaſſi entſpricht die griechiſche: wie der geflügelte Boreas die Göttin Chloris (χλωρίς, virens) auf das Schneegebirg entführt, Cleanthes L. 1 de motibus. Ἀελὸς κ' ὁ κὺρ Βορεᾶς beiſammen im neugriechiſchen Liede bei Fauriel, Chants populaires de la Grèce moderne T. II, Paris 1825, p. 432.

[65] Deutſche Mythologie 599 ff. 1220.

[66] Vafþr. m. 36. (Sæm. Edd. 35.) Sn. Edd. 22, hier: norðanverdhum himins enda.

[67] Schröter, Finniſche Runen, Upſala 1819, S. 58 ff. (Stuttgart 1834, S. 72): Der Adler (kokko). Vergl. Kalevala, öfvers. af M. A. Castrén, Helſingfors 1841, II, 106 f.

[68] Sagenforſchung I, 117. Fornald. Sög. I, 264: „flaugörn of ná dauðan.

[69] Sn. Edd. 182: „Avrn heitir svâ: ꝛc. eggðir.“ Biörn, Lex. island. I, 171: „Egdir, m. aquila mas.“ „Egda f. aquila fœmina.“ 18: „Agdi, m. vir nobilis, pr. aquilinus.“ Die Wurzel erſcheint als dieſelbe wie in aquila, aquilo. Vergl. lettiſch: okka, auka, Sturm, Deutſche Mythologie 603.

[70] Vspâ 34 (Sæm. Edd. 6): „slô hörpu etc. gladr Egðir.“ Vergl. ebendaſelbſt 50 (Sæm. Edd. 8): „ari hlackar, slîtr nái neffölr;“ Letzteres dem Hräsvelg entſprechend.

[71] Saxo V, 92. 59: „Quem (Arngrimum) Ericus hortari cœpit, ut aliquo præclari operis merito Frothonis sibi favorem ascisceret pugnaretque adversum Eghterum regem Biarmiæ et Thengillum regem Finnimarchiæ etc. Deinde Egtherum Biarmiæ ducem duello provocatum devicit etc.“ VII, 124: „At quoniam Haldano fors inopinas pugnæ causas porrigere consuevit, quasi nunquam virium ejus experimentis contenta, accedit ut Egtherus Finnensis piratico Sveones molestaret incursu. Quem Haldanus ternis adortus navigiis (nam et ei totidem esse compererat) cum nocte prælium finiente debellare non posset, postera die ex provocatione secum decernentem oppressit. Daß man hier mit Dichterſprache zu thun habe, zeigt jener Thengillus rex Finnimarchiæ, Þengill iſt ein Skaldenausdruck für König (Sn. Edd. 191) und ſo kommt einfach ein Finna-

Þengill (vergl. Fornald. S. II, 9: manna-Þengill), Finnenkönig, heraus, vielleicht nur Bezeichnung des zuerſt genannten Egther, in der zweiten Stelle: Egtherus Finnicus. Vergl. noch Fornald. S. II, 10: „Skýli, fađir Egđis“ etc.

[72] Fornald. S. II, 5: „Thrymr átti Agđir; hans son var Agđi ok Agnarr, fađir Ketils Thryms, er bû átti í Thrumu.“ Die Namen der Landſchaft Agđir und der Inſel Thruma werden hier mit Thrymr und Agđi in Beziehung gebracht.

[73] Haralds Hardrâđa Saga c. 101 (Fornm. S. VI, 360 f.): „Mađrinn mælti: sarđ (vergl. Schmeller III, 284) hann ydr þá eigi Agđi? Halli svarar: eigi enna. Madrinn mælti: var þó nökkut til ráđs um? Já, herra! segir Halli, beid hann at betri manna, þvíat hann vænti þín þángat í kveld. Var sá mađr Haraldr konûngr, er orđum skipti viđ Halla.“ Zu Agđanes vergl. das angelſächſiſche Earna näs, J. Grimm, Andreas und Elene XXVII.

[74] Saga af Thorsteini Bæarmagni (Fornm. S. III, 175 ff., auch in Biörner's Nord kämpa dater), deren Abfaſſung Müller Sagabibl. 3, 251 bis vielleicht in das 15te Jahrhundert herabſetzt, verwandt iſt Thâttr Helga Thôrissonar (Fornm. S. III, 135 ff. und bei Biörner); übrigens gehört in dieſelbe Claſſe ſchon Saxos Erzählung von der Fahrt Thôrkels (Thorkillus) nach den Wohnſtätten Geirrödhs (Geruthus) und Utgardhalokis (Ugarthilocus). Hauptſtellen der Thôrſteinsſaga über Agdhi S. 184: „ok iarl sá hét honum, er Agđi hêt, hann rêđ fyrir því hêrađi, er Grundir heita, þat er á millum Risalands ok Jötunheima, hann hafđi adsetu at Gnîpalundi, hann var fiölkunnigr ok menn hans voru tröllum líkari enn mönnum.“ S. 189: „var hann blár sem Hel“ ꝛc., „ok lagđi svá fast krummurnar at síđum hans, at all gekk niđr at beini.“ S. 194: „nu sêr Thorsteinn hvar Agđi iarl fer í allmiklum iötunmôđ“ ꝛc., „ok hliop til skógar sem hann væri galinn“ ꝛc. S. 195: „síđan gengu þau á skógi nn, ok sáu hvar Agđi fór, hann greniađi miög“ ꝛc. S. 196: „ok hina fyrstu nótt ꝛc. þá brast upp þilfiöl at höfđum Thorsteins, ok var þar kominn Agđi iarl, ok ætlađi at drepa hann“ ꝛc. S. 197: „þvíat Agđi iarl hafđi gengit aptr ok eytt bæinn.“ Über Jökull und Froſti ſ. Sagenforſchungen I, 30 ff., zu Guſtr Lex. isl. I, 315: „gustr, m. aura frigida.“ Sn. Edd. 181: „veđr heitir oc gustr.“

[75] [Vgl. Grimm, D. Mythologie. Anhang S. CXXXI f. Pf.]

2. Fabellieder.

Ein reiches Gebiet älteſter Naturanſchauung laſſen diejenigen Dichtungen durchblicken, welche die Thierwelt zum Gegenſtande haben. Die Thierfabel hat ſich das Mittelalter entlang in lateiniſchen, franzöſiſchen, hoch- und niederdeutſchen Gedichten größeren Umfangs zu einem Epos ausgearbeitet, dem ſich auch die einzelnen kleineren Erzählungen rhapſodiſch anſchließen. Als Heimat dieſes umfaſſenden Fabelkreiſes erweiſen ſich die romaniſch-deutſchen Grenzlande Nordfrankreich und Flandern. Was niederländiſch oder deutſch abgefaßt iſt, kommt zwar unmittelbar oder mittelbar aus altfranzöſiſcher Quelle; dagegen iſt der germaniſche Urſprung des Ganzen ſchon durch die Namen der zwei Hauptthelden Reginhart und Iſengrim unauslöſchlich verurkundet. Wurzel des weitaſtigen Gewächſes aber iſt die ſinnenſcharfe, mitfühlende und ahnungsvolle Beobachtung der Thierwelt durch Menſchen, die im gemeinſamen Waldleben ihr noch täglich nahe ſtanden.[1] Während nun das Epos, ſeiner Art gemäß, die Thiere auf dem feſten Boden ausgeführter Handlung und ſtrenger Charakteriſtik darſtellt, hat das Volkslied mehr noch die urſprüngliche Gefühlsſtimmung bewahrt und, wo es dieſelbe weiter entwickelt, ſeine luſtigern Wege theils in das Märchenhafte, theils in die ſinnbildliche Vergeiſtigung genommen.

Im tiefen Urwald trifft man bei mehreren Volksſtämmen auf eine mythiſche Geſtalt, den Thiermann, Herrn und Pfleger der Waldthiere. Die finniſche Götterlehre hat ihren Tapio, den perſönlichen Wald, der, nebſt ſeiner Gemahlin, der Waldmutter, von den Jägern angerufen wird, daß er ſeine Thiere ſpringen laſſe und, wenn ſie nicht herbei wollen, an den Ohren auf den Waldweg hebe oder aus der fernen Lappmark herabgeißle.[2] In dem däniſchen Liede von Vonved erſcheint der Thiermann (dyre karl), den Eber auf dem Rücken und den Bären im Arme, auf jedem Finger ſeiner Hand ſpielen Haſe und Hindin;

Bonved verlangt von ihm Theilung der Thiere und kämpft mit ihm darum.[3] Dem nördlichen Frankreich war der große Wald von Brecheliande in der Bretagne ein Inbegriff von Wundern; dort finden, nach dem Gedichte von Iwein, die abenteuernden Ritter mitten unter furchtbar kämpfenden Thieren aller Art, Wiſenden und Uren, einen rieſenhaften Waldmann von grauſiger Geſtalt, mit Eulenaugen, Wolfrachen, Eberzähnen, ſelbſt ein Abbild und Inbegriff ſeines wilden Reichs; mit friſchabgezogenen Stierhäuten bekleidet und auf eine große, eiſerne Keule ſich ſtützend, ſitzt er auf einem Baumſtrunke; ſein Amt iſt, der wilden Thiere zu pflegen, die ihm als ihrem Herrn und Meiſter bebend gehorchen; er weiſt die Irrefahrenden zurecht und als er vor dem Gewitter warnt, das von dem ausgegoſſenen Waſſer des Wunderbrunnens ausbrechen würde, denkt er zuerſt daran, daß vor dieſem Ungeſtüm weder Wild noch Vögel im Walde verbleiben können.[4] Ein deutſches Gedicht, deſſen Stil auf das 12te Jahrhundert weiſt, König Orendel von Trier, beſchreibt das goldne Gußwerk in der Helmkrone eines Rieſen: eine Linde voll Vögelein, unter der ein Löwe und ein Drache, ein Bär und ein Eberſchwein geſtreckt liegen, dabei ſteht der „wilde Mann.“[5]

Der Erzähler in einem Gedichte des 15ten Jahrhunderts kommt auf nächtlicher Wanderung in ein Gebirgsthal, wo die Thiere überall laufen, ſich der Maienzeit freuend, und er bei Mondſchein den gewaltigen Streit eines wilden Mannes mit einem großen Eberſchwein anſieht; jener zieht eine junge Tanne aus und läuft damit das Wildſchwein an, das ſich zur Wehre ſetzt, ſie fechten wie ein großes Heer, bis zuletzt der Mann dem Eber obliegt[6], wie auch der Waldmann im Iwein ſeine Thiere mit der Eiſenkeule in Zucht halten muß. Im Ringe, gleichfalls aus dem 15ten Jahrhundert, kommt ein wilder Mann auf einem großen Hirſch in die Schlacht geritten, ſchlägt mit ſeinem ungethanen Eiſenkolben Mann und Weib nieder, wirft ſie in ſeinen Schlund oder beißt ſie mit ſeinen langen und ſcharfen Zähnen todt, wie auch der Hirſch mit ſeinen Hörnern drauf- und dreinſticht.[7] Milder und mehr zauberartig geſtaltet ſich die Waldherrſchaft im Leben Merlins des Wilden, der ſich weltmüde in die dichteſten Wälder verſenkt hat, dort mit dem Wilde lebt und, auf einem Hirſche reitend, eine Herde von Hirſchen und Rehen vor ſich hertreibt.[8]

In Dietrichs Drachenkämpfen, freilich einem der ſpäteſten Stücke des deutſchen Heldenkreiſes, wird erzählt, wie der Berner im Walde von Tirol ein wildes Schwein mit dem Schwerte gefällt hat und ſein Horn erſchallen läßt, worauf ein ungefüger Rieſe gelaufen kömmt und ihm die Beute abkämpfen will; die Miſsgeſtalt des Rieſen vergleicht ſich jener des Waldmanns im Iwein, auch er führt einen mit Nägeln beſchlagenen Kolben, trägt einen Waffenrock von Bärenhäuten, den er ſich ſelber „gebaut,“ alles Wild im Walde und dieſer ſelbſt iſt ſein; es erhebt ſich ein gewaltiger Kampf, vor dem die Waldthiere fliehen, der Rieſe wird von Dietrich bezwungen, muß mit ihm gehen und ihm das Wildſchwein tragen.[9] Noch in neuerer Zeit ſcheuen Waidleute des ſüdtiroliſchen Grenzlandes den wilden Mann, andre die Waldfrau, und iſt jener auch im Graubündner Oberlande gewaltig.[10] An Dietrichs Eberjagd reiht ſich eine andre in der altengliſchen, wieder aus nordfranzöſiſcher Quelle genommenen Erzählung von Eglamour; von drei gefahrvollen Abenteuern, welche dieſer Ritter um die Hand der Tochter ſeines Herrn, des Grafen von Artois, beſtehen muß, iſt eines: daß er das Haupt eines ungeheuern Ebers bringe, deſſen Hauer über einen Fuß lang ſind und der ſchon viele wohlgewaffnete Männer getödtet hat; auch ihm iſt ein furchtbarer Rieſe befreundet, der ihn zum Verderben der Chriſtenmänner fünfzehn Jahre lang aufgezogen hat und nun hinzukömmt, als das Haupt des nach viertägigem Gefechte beſiegten Wildes auf Speeresſpitze geſteckt iſt. „Ach!“ ruft er aus, „biſt du todt? mein Vertrauen auf dich war groß, mein klein, geſprenkelt Eberlein, theuer ſoll dein Tod erkauft ſein!“ Der Ritter muß hierauf noch den Rieſen bekämpfen und bringt deſſen Haupt ſammt dem verlangten des Ebers ſeinem Gebieter.[11] Neben mancher fremdartigen Zuthat und Wendung iſt doch in allen dieſen Zeugniſſen die alterthümliche Vorſtellung offenbar, daß die Thiere der Wildniß, unter einer beſondern Obhut ſtehend, der menſchlichen Willkür nicht gänzlich preisgegeben ſeien. Höher hinauf in die deutſche Vorzeit würde der mythiſche Ausdruck dieſer Vorſtellung rücken, wenn ſich die folgende Wahrnehmung durch weitere Anzeigen beſtätigte. Orion, der klaſſiſche Name des leuchtenden Geſtirns, wird in Gloſſen, die ſich mehr altſächſiſch als angelſächſiſch anlaſſen, durch ein ſchwieriges, in verſchiedenen Formen wechſelndes Wort übertragen: eburðring, eburdrung, ebirdring, ebirþiring. Die Richtigſtellung desſelben neigt ſich jetzt dahin, daß dieſes Wort nicht Eberhauſe, Trupp wilder Eber, beſage, ſondern gleich dem übertragenen, ein perſönliches ſei, zuſammengeſetzt und in den drei erſten Formen zuſammengezogen aus „Eber“ und „Thüring“[12]; mag nun mit letzterem ein Inſaſſe des waldreichen Thüringerlandes, oder irgend eine allgemeinere Bedeutung des Volksnamens ſelbſt gemeint ſein, jedenfalls ergibt ſich ein Mann mit dem Eber.[13] Und ein ſolcher iſt in dem bisher abgehandelten Waldrieſen aufgezeigt. Es war angemeſſen, den mythiſchen Orion durch ein entſprechendes Weſen deutſcher Sage zu erläutern und welches andre ließ ſich jenem rieſigen Waidmann, der noch in der Unterwelt, die eherne Keule in Händen, das geſchaarte Wild vor ſich herjagt,[14] beſſer gegenüberſtellen, als der gleichfalls rieſenhafte Thiermann, der zwar ſeine Waldthiere nicht verfolgt, aber ſie doch auch mit dem Eiſenkolben gewaltig meiſtert? So würde zwar nicht nothwendig folgen, daß Eberthüring, gleich Orion, auch unter die Sterne verſetzt ſei, und es konnte lediglich bezweckt ſein, einen mythiſchen Namen mittelſt des andern in Kürze verſtändlich zu machen; da jedoch die Erhebung mythiſcher Gebilde an den Geſtirnhimmel ſonſt der germaniſchen Vorſtellung nicht fremd iſt, ſo mag wohl auch die deutſche Waldluſt den Thiermann mit ſeinen Lieblingen in einer Sterngruppe wieder gefunden haben.

Wie dem finniſchen Tapio eine Waldmutter zur Seite ſteht und mit dem wilden Mann in Tirol eine Waldfrau gleich geht, ſo kennt auch der nordiſche Volksglaube weibliche Pflegerinnen der Waldthiere. Den Namen Wolfmutter (wargamor) gibt man in Schweden alten, einſam im Walde wohnenden Weibern, von denen man glaubt, daß die Wölfe der Wildniß unter ihrem Schutz und Befehle ſtehen und vor den Jägern von ihnen verborgen werden.[15] Dem Thiermann (dyre karl) des däniſchen Liedes entſpricht aber auch beſtimmter noch die Thiermutter (djura mor) in einem ſelten mehr vernommenen Volkslied. Der junge Sämung, der kundige Schlittſchuhläufer, kommt zu der alten Thiermutter, wie ſie drinne ſitzt und mit der Naſe die Kohlen ſchürt.[16] Mit dieſer dürftigen Überlieferung eröffnet ſich ein weiter Durchblick in die altnordiſche Götterwelt. Ynglinga-Saga läßt den norwegiſchen Jarl Hakon den Mächtigen die Reihe ſeiner Vorväter bis zu dem Helden Säming hinaufführen, einem Sohn Odins, mit Skadhi, die in einer beigefügten Skaldenſtrophe als Eiſenwaldsfrau, Schrittſchuhläuferin des Gebirgs, bezeichnet wird.[17] Nach den Edden iſt ſie die Tochter des Sturmrieſen Thiaſſi, wohnt, wie er einſt, auf dem Gebirge Thrymheim, fährt viel auf Schrittſchuhen und mit dem Bogen und ſchießt Thiere, darum heißt ſie auch Schrittſchuhgöttin; mit ihrem Gemahl Niörd, einem Luftgotte der mildern Küſtengegend, kann ſie ſich nicht vertragen, ihn bedünkt das Geheul der Wölfe im Gebirg übel gegen den Geſang der Schwäne und ſie kann an der See nicht ſchlafen vor dem Geſchrei der Möven.[18] Getrennt von Niörd verbindet ſich Skadhi, laut der Ynglingenſage, mit Odhinn und wird ſo durch Säming die Ahnfrau der Jarle von Hladhir. Als Abkömmlinge Odhins zählen dieſe zu den gottentſtammten Heldengeſchlechtern, ihre Herkunft von Skadhi aber kennzeichnet ſie als rüſtige Söhne des Gebirgs, als geprieſene Waidleute und Schrittſchuhläufer, wie noch das ſchwediſche Volkslied den jungen Sämung erſcheinen läßt.[19] Von der Thiermutter dieſes Liedes ſprechen zwar die Zeugniſſe über Skadhi nicht, aber indem der Skalde ſie Jarnvidhja, Bewohnerin des Eiſenwalds, nennt, iſt dennoch eine Anknüpfung gegeben. „Öſtlich im Eiſenwalde“ — ſagt das Eddalied — „ſaß die Alte und gebar dort Fenris (des Wolfes) Geſchlechter.“[20] Umſchrieben wird dieſe Alte in der j. Edda: „Eine Rieſin (gýgr) wohnt öſtlich von Midhgardh (der bewohnten Erde) in dem Walde, der Eiſenwald heißt; in dieſem Walde wohnen die Zauberweiber (tröllkonar), die Jarnvidhjen heißen.“[21] Es ſind hauptſächlich mythiſche, dem Mond und der Sonne nachſtellende Wölfe, die von dem Rieſenweib im Eiſenwalde, d. h. wohl im reif- und ſchneebedeckten Winterwalde[22], zur Welt gebracht werden. Gleichartig, vielleicht dasſelbe Weſen mit dieſer Wolfmutter iſt die Rieſin Angrbodha in Jötunheim, mit welcher Loki, der Verderber, die drei Ungeheuer, den Wolf Fenrir ſelbſt, die Midhgardsſchlange und die grauſige Hel erzeugt.[23] Nun rühmt aber Loki ſich bei Ägis Gaſtmahl vertrauten Umgangs mit Skadhi[24], dieſe ſelbſt iſt eine Rieſentochter und im Skaldenliede wird ſie Jarnvidhja benannt. So vermittelt ſich allerdings ein Zuſammenhang, wenn auch nicht ein urſprünglicher, der unheilgebärenden Alten im Eiſenwalde mit der leichtbeſchwingten Jagdgöttin des beſchneiten, von Wolfgeheul wiederhallenden Sturmgebirgs. Die Gebärerin jener mythiſchen Wölfe ſelbſt aber iſt doch ſichtlich erſt der älteren und leibhafteren Vorſtellung von einer Urmutter der Waldthiere, von einem böſen Zauber, der namentlich das feindſelige Wolfsgeſchlecht geſchaffen[25], in bildlicher Anwendung entliehen. Von Skadhi iſt nur noch zu ſagen, daß ihr zur Sühne die Augen ihres von Thörr erſchlagenen Vaters durch Odhinn als Sterne an den Himmel geworfen wurden[26], ein Seitenſtück zu der Geſtirnung Eberthyrings.

Die Waldgeiſter, von denen die Rede war, treten bald mehr als Leiter und Begünſtiger der Jagd, bald mehr als Pfleger und Beſchirmer des gejagten Wildes hervor; gerade ſo iſt der Jäger, der tödtliche Verfolger desſelben, doch zugleich deſſen Freund und Bewunderer; die Kraft und Schönheit, die Tapferkeit und Schlauheit der Thiere, mit denen er in Kühnheit, Gewandtheit und Liſt wetteifert, erregen ſein Wohlgefallen und ſeine Zuneigung, im Alterthum war es mehr als dieß, eine abergläubiſche Verehrung, eine heilige Scheu, das Erahnen einer hinter dieſen Geſchöpfen ſtehenden höheren Gewalt, eines aus ihren Augen blickenden dämoniſchen Weſens. Wie dieſe Stimmungen und Gegenſätze in der Volkspoeſie manigfach ſich ausſprechen und ineinander ſpielen, ſoll nunmehr an denjenigen Waldthieren, mit denen die Lieder ſich vornemlich befaſſen, der Reihe nach dargethan werden.

Noch bis in das 16te Jahrhundert war der Bär in deutſchen Bergwäldern kein beſonders ſeltenes Jagdthier[27], gleichwohl nehmen volksmäßige Lieder von ihm nur ſparſam und auch in den wenigen Fällen nur ſchwankweiſe Kenntniß. Im Nibelungenliede macht Siegfried mit einem Bären, den er bindet und dann unter die Keſſel rennen läßt, den Jagdgeſellen gute „Kurzweil“[28]; ſpäter wurde von drei Bauern geſungen, die den Bären aufſuchen und, als er ſich gegen ſie auflehnt, die Mutter Gottes anrufend auf die Kniee niederfallen.[29] Galt er auch nach einem Zeugniß aus dem 10ten Jahrhundert urſprünglich für den Herrſcher des epiſchen Thierreichs[30], ſo muß er ſich doch, nachdem ihn der Löwe verdrängt hat, mit Iſengrim in die undankbare Rolle theilen, von dem treuloſen Fuchs überall in die Falle geführt zu werden, wobei ſich die zwei Mishandelten nur durch ihre eigenthümlichen Eßgelüſte unterſcheiden. Nur im höheren Norden, ſeiner rechten Heimat, und bei einem Volke, deſſen Poeſie noch gänzlich im alten Naturmythus haftet, hat ſich auch der Bär noch im angeſtammten, unverkümmerten Anſehen behauptet. Das finniſche Epos Kalevala, das in einer Folge mythiſcher Geſänge, Runen, die Schöpfung der Welt und die Befruchtung des Landes, die Erfindung und vorbildliche Ausübung menſchlicher Kunſtfertigkeiten und Geſchäfte darſtellt, hat auch eine eigene Rune der Schilderung einer Jagd und zwar der bedeutendſten, der Bärenjagd, gewidmet. Der Herr des Hofes zieht zu Walde, um Ohto (Breitſtirn), das goldene Thier, zu fangen und zu fällen, damit es nicht Pferde und Viehherden tödte. Erſt ruft er die Waldgöttinnen, Tapios Frau und Tochter, um Beiſtand an, dann richtet er an den wackern Ohto ſelbſt Worte der Beſchwichtigung und allerlei Schmeichelnamen: Waldesäpfel, ſchöner runder Knollen, Honigtatze; ſolcher Namen folgen weiterhin noch viele: Glattpfote, Blinzelauge, Schwarzſtrumpf, Leichtfuß, Langhaar, Held, ſtolzer Mann, alter Kämpe, kleiner, goldner Vogel, Stolz, Gold, Silber, Nebel, Schaum des Waldes. Die Erlegung des Bären wird nicht ausgeſprochen, vielmehr derſelbe fortwährend, ſogar nachdem er aufgezehrt iſt, als lebendes Weſen angeſehen und angeredet. Es wird entſchuldigend vorgegeben, er ſei nicht gefällt worden, ſondern habe ſich ſelbſt, über die Zweige ſtolpernd, todtgefallen. Hierauf wird er eingeladen, mit nach dem Hofe zu wandern und ſich dort herrlich bewirthen zu laſſen. Unter Hornesklang wird er dahin geführt und die Ankunft durch ſchallendes Blaſen verkündigt. Die Hausgenoſſen eilen hinaus und fragen, was der Waldgebieter beſchert habe, da die Jäger mit Geſang wiederkehren, jubelnd auf den Schrittſchuhen daherſchreiten? Die Antwort iſt: ein Gegenſtand der Rede und des Sanges ſei ihnen gegeben, Ohto ſelbſt, der erſehnte Gaſt, dem die Thür ſich öffne. Freudig wird derſelbe begrüßt und feierlich in die Stube gebracht; unter unermüdlichen Schönreden wird ihm der Pelz abgezogen, ſein Fleiſch in blanken Keſſeln und Töpfen ans Feuer geſetzt, dann auf den Tiſch getragen, auch vergißt der Wirth nicht, die Waldmutter und ihre ſchöne Tochter zu Ohtos Hochzeit zu laden. Das Mahl wird durch die Rune von der wunderbaren Geburt des den Geſtirnen entſtammenden und von der Waldfrau großgewiegten Bären gewürzt. Zuletzt nimmt der Hausherr deſſen Naſe, Ohren, Augen und Zähne, fordert den armen Ohto nochmals verbindlich zu einem Waldgang auf und bringt jene geringen Reſte desſelben auf einen Berggipfel, wo er ſie in der Krone einer heiligen Fichte aufſtellt, die Zähne nach Oſten, die Augen nach Nordweſten gerichtet.[31]

Verſchiedene Züge dieſes höchſt alterthümlichen Jagdſtücks werden Weiterem zur Erläuterung dienen, vor allen der, daß es Sitte war, die Einbringung des erjagten Wildes mit Geſang und Wechſelrede zu begleiten und beim Gaſtmahl von dem Thiere, das verſpeiſt wurde, zu ſingen und zu ſagen. Der göttliche Wäinämöinen, der Pfleger des Geſangs, der Erfinder und Meiſter des Saitenſpiels, dem die wilden Thiere horchen und der Waldesherr, der Bär[32], auf zwei Füßen tanzt, iſt auch Veranſtalter und Leiter der Bärenjagd und des damit verbundenen Mahles und ſo erſcheint dieſe Jagdfeier als vorbildliche Einſetzung des menſchlichen Gebrauchs.[33]

Ein angelſächſiſcher Spruchdichter bedauert den freundloſen Mann, beſſer wär' es ihm, einen Bruder zu haben, damit ſie zuſammen den Eber angriffen oder den Bären, das grimmige Thier.[34] Hier ſtehen Eber und Bär auf gleicher Stufe der Wehrhaftigkeit gegen den Angriff muthiger Waidleute. Der Geltung des Bären aber muſte das Eintrag thun, daß er ſich zur Beluſtigung der Menſchen dienſtbar machen ließ.

Schon das alemanniſche Geſetz bekundet, daß er zum Zeitvertreibe gehegt wurde[35]; nachmals, in Gedichten aus dem Kreiſe deutſcher Heldenſage und in geiſtlichem Verbot, erſcheint er einmal als Eimerträger und mehrfach im Geleite von Spielleuten, ſelbſt Spielweibern, die ihn umführen und zum Tanz anhalten.[36] Anders nun der Eber. Dieſer Auserkorne des Thiermanns beharrt in ungebrochener Wildheit. Seine Kühnheit und ſein Zorn dienen herkömmlich zur Bezeichnung verwegener und ergrimmter Helden[37]; iöfur (Eber) iſt altnordiſcher Dichterausdruck für König, fürſtlicher Held, eben wie auch gramr (der Zornige); der althochdeutſche Name Ebernand (gleich dem gothiſchen Jornandes) bedeutet: eberkühn.[38] Das unſchöne Thier galt doch in ſeiner Zorngebärde nicht für unedel und ſo kann ein altfranzöſiſches Heldengedicht den zürnenden König Karl, wie er die Augen rollt und die Brauen aufzieht, dem Wildeber vergleichen, der anderwärts gerne mit dieſen Zügen in ſeinem Grimme geſchildert wird.[39] Hiernach wird es nicht mehr befremden, wenn dem ältern Königsſtamme der Merovingen, als Zeichen urſprünglicher Kühnheit, Schweinsborſten auf dem Rücken wuchſen.[40] Viel ſpäter noch hieß ein Adelsgeſchlecht derſelben Heimat: Eber der Ardennen.[41]

Dem gemäß iſt denn auch der Eber, zumal in ungewöhnlicher, dichteriſch verſtärkter Größe der Heldenwaffe kampfgerecht und an ihm macht der jugendliche Recke ſein Probeſtück.[42] Den bereits angeführten Beiſpielen können andre zugefügt werden. Auf der ſchon erwähnten Jagd des Nibelungenliedes erſchlägt Siegfried einen großen Eber, der ihn zornig anläuft, mit dem Schwerte; ein andrer Jäger, heißt es, hätte das nicht ſo leicht vollführt.[43] Im lothringiſchen Epos beſchließt der Herzog Begues auf dem Wege zu ſeinem Bruder Garin, den er nach ſieben Jahren wieder ſehen will, einen Eber, von dem man Wunder erzählt, zu jagen und das Haupt deſſelben dem Bruder nach Metz zu bringen; die Klauen des Ungethüms ſtehen über fußbreit aus einander, die Zähne ragen einen vollen Fuß hervor, ſeine Kraft iſt ſo groß, daß er, aufgeſcheucht, fünfzehn Meilen in Einem Zuge rennt; der Herzog ſprengt nach, Reiter und Hunde bleiben hinter ihm, nur zwei Bracken hat er zu Roſs unter den Armen; endlich hält der Eber Stand, zerreißt die Hunde und läuft gegen den kühnen Jäger an, der ihm den Speer in den Leib ſtößt; aber das Jagen war in fremdem Walde, von deſſen Hütern der Herzog, gänzlich allein ſtehend, angefallen und, nachdem er vier derſelben niedergeſtreckt, durch einen Bogenſchuß ins Herz getroffen wird. Dem Bruder wird ſtatt des Eberhaupts die Leiche des Helden in einer Hirſchhaut gebracht; kaum verſöhnte Feindſchaft iſt wieder geweckt und es entbrennt ein fortwuchernder Rachekrieg; die Jagd iſt hier, wie bei Siegfrieds Tode, der waldfriſche Hintergrund blutiger Geſchichten, der Mord geſchieht am Fuße einer Zitterespe.[44]

Auch Guy von Warwick, der engliſche Volksheld, erlegt einen Eber, desgleichen man nie in England fand, und von deſſen Rieſenbeinen, laut der alten Ballade, einige im Warwicker Schloſſe liegen, ein Schulterblatt in der Stadt Coventry aufgehängt iſt.[45]

Der harte Kampf, der mit ſo gewaltigen, tapfer um ſich hauenden Jagdthieren geführt werden muß, iſt es eben, was ſie zum Bilde des „fechtenden" Helden ſelbſt tauglich macht, und namentlich iſt in deutſchen Heldenliedern dieſe Vergleichung eine gangbare.[46] Wie es aber Eigenſchaft des Wildſchweins iſt, daß es nicht eher, denn verfolgt oder verwundet, nach den Hunden haut und auf den Jäger losrennt, ſo läßt ſich ihm beſonders der kampfbedrängte und blutgereizte Recke vergleichen. Lebendig ausgeführt iſt dieß in der Stelle des Nibelungenliedes, wie der kühne Dankwart ſich zu ſeinem Herrn durchſchlägt: alle Ritter und Knechte ſind ihm getödtet, ihn ſelbſt wagen die Hunnen nicht mit den Schwertern zu beſtehen, ſie ſchießen ſoviel Speere in ſeinen Schild, daß er ihn der Schwere wegen von der Hand laſſen muß: nun, ohne den Schild, wähnen ſie ihn zu bezwingen, auf beiden Seiten ſpringen ſie ihm zu, während er tiefe Wunden durch die Helme ſchlägt; da geht er vor den Feinden, wie ein Eberſchwein vor Hunden zu Walde geht, wie könnt' er kühner ſein! ſein Weg iſt naß von heißem Blute, nie hat ein einziger Recke beſſer geſtritten, herrlich ſieht man ihn zu Hofe gehn; großes Wunder hat ſeine gewaltige Kraft gethan.[47]

Hier nun greifen deutſche Liedesſtücke (Volksl. Nr. 131) aus dem 10ten oder 11ten Jahrhundert ein, des Inhalts: „Wenn Raſcher andrem Raſchen begegnet, dann wird ſchleunig Schildrieme zerſchnitten. Der Eber geht an der Halde, trägt den Speer in der Seite, ſeine rüſtige Kraft läßt ihn nicht fällen. Ihm ſind die Füße fudermäßig, ihm ſind die Borſten gleichhoch dem Forſte und ſeine Zähne zwölfellig.“[48] Dieſe Strophen ſind einer lateiniſchen Rhetorik aus St. Gallen als Beiſpiele redneriſcher Figuren einverleibt, nicht zu einem Ganzen verbunden, aber mit geringer Unterbrechung einander folgend. Daß ſie, wenn auch nur als Bruchſtücke, zuſammengehören, iſt nach dem Vorausgeſchickten kaum zu bezweifeln. Im heftigen Zuſammenſtoß iſt dem Helden der Schild abgehauen und jetzt, wie Dankwart, ſchirmlos ſich durchkämpfend, hat er ſein Gleichniß an dem Eber, der, in der Seite den Speer, dennoch mit aufrechter Kraft rieſenmäßig dahergeht. Die ungeheure Größe des Ebers überſteigt alle die früheren Schilderungen, aber hier iſt auch nicht Erzählung, ſondern ſpruchartiger Preis der Tapferkeit in fabelhaftem Bilde.[49]

Im heidniſchen Norden war es, nach den Sagen, gebräuchlich, am Julabend beim Trinkmahl auf Haupt und Borſten des vorgeführten Sühnebers Gelübde abzulegen; dieſer Juleber war dem Frey oder der Freyja geweiht und aufgezogen, er wird einmal geſchildert: groß, wie der gröſte Ochſe, und ſo ſchön, daß jedes Haar von Golde zu ſein ſchien.[50] Die Geſchwiſter Frey und Freyja waren keine Kriegsgottheiten[51], ſie walteten, wie ihr Vater Niörd, der milden, gedeihlichen Witterung, weshalb ſie um fruchtbares Jahr und Frieden angerufen wurden; auch der Goldeber iſt, wie ſchon die Farbe zeigt, ein zahmer und ſeine Bedeutung eine friedliche, er wird um Jahresſegen geopfert und die altnordiſche Sage ſetzt ihn mit einem Gerichte, der Bürgſchaft des Friedens, in dieſelbe Beziehung, die noch am reinen Goldferch eines heſſiſchen Weisthums zum Vorſchein kommt.[52] Gleichwohl ſind die Julgelübde, auch die auf den Eber, mehrfach auf gewagte Unternehmungen gerichtet, auf ſtreitfertige Werbung um eine Königstochter, um die Braut eines Andern; beim Jultrinken, dem Feſte der Winterſonnenwende, wurde nicht bloß an den wirthſchaftlichen Segen des angehenden Jahres gedacht, rüſtige Männer faßten und weihten auch ihre kecken Vorſätze für die wieder beginnende Zeit der Heldenfahrten.[53] Es ſcheinen ſich in jener ſagenhaften Julfeier urſprünglich verſchiedene Handlungen zuſammengefunden zu haben, heldenhaftes Gelöbniß auf die Jagdbeute, den ſtreitbaren Waldeber, und ländliches Jahresopfer.[54] Verwandte Gebräuche in Altengland betreffen noch durchaus den wilden Eber. So kommt in dem ſtrophiſchen Gedichte von Arthurs Gelübde, aus dem 14ten Jahrhundert, an den Hof zu Carlisle die Nachricht von einem grimmen Eber im Ingulwalde, der, höher als ein Roſs, breiter als ein Stier, die Hunde niederſchlage, den Jagdſpeeren trotze, und beim Wetzen ſeiner drei Fuß langen Hauer die Büſche mit den Wurzeln ausreiße; ſofort ruft König Arthur drei ſeiner Ritter auf, thut vor ihnen das Gelübde, bis zum nächſten Morgen, ohne Jemands Hilfe, den wilden Satan niederzuwerfen, und befiehlt ihnen, gleichfalls Gelübde zu thun, worauf ſie bereitwillig Wagniſſe oder ſchwierige Vorſätze andrer Art angeloben; er ſelbſt aber hetzt und bekämpft den wüthenden Eber, deſſen Lager mit erſchlagenen Männern und Hunden bedeckt iſt; ſchon iſt des Königs Speer zerſplittert, ſein Schild zertrümmert, ſein Roſs getödtet, er kniet nieder und betet, dann läßt er das Unthier in ſein blankes Schwert rennen, zerlegt waidmänniſch die Beute und ſteckt das Haupt „dieſes Kühnen“ auf einen Pfahl, kniet abermals und preiſt Gott; auch die drei Ritter erledigen ihre Wette.[55] Die Angelöbniſſe geſchehen hier nicht auf Haupt und Borſten des Rieſenebers, dennoch iſt es ſein wunderhaftes Erſcheinen, was dieſelben hervorruft, und das eine hat in der Aufſteckung des Eberhauptes ſein Ziel erreicht. Auf der vermeſſenen Jagd des Herzogs Begues wird, obgleich nicht ausgeſprochen, ein Gelübde zu unterſtellen ſein, das nemlich: ſeinem Lange nicht geſehenen Bruder das Haupt des ungeheuern Ebers zu bringen.[56] Wieder in altengliſchem Gedichte verheißt der junge Triſtrem, den Tod ſeines Vaters an Herzog Morgan zu rächen oder von deſſen Hand zu fallen; eher ſoll Niemand ihn wieder in England ſehen; mit einem Gefolg andrer Jünglinge kommt er an den Hof des Herzogs, als dieſer eben ſein Brot ſchneidet, ſie geben ſich für zehen Königsſöhne aus, deren jeder ein Eberhaupt zum Geſchenke bringt, aber nach kurzem Hader trifft Triſtrems Schwert den Trotzigen, der ihm den Vater und das Erbe geraubt; abermals läßt ſich ein erloſchener Zuſammenhang zwiſchen den Eberhäuptern und dem vorgeſetzten Heldenwerk muthmaßen.[57] Die Einbringung des Eberhauptes in die Feſthalle war, gleich jenem Wettſtreit zwiſchen Holſt und Epheu, ein wichtiger Theil der engliſchen Weihnachtfreude. Dieſe gemahnt durchaus an das alte Opfermahl zur Feier der Sonnenwende, wie ihr auch der vorchriſtliche Feſtname Jul geblieben iſt.[58] Unter dem Spiele der Minſtrels wurde der Eberkopf „dem Herkommen gemäß“ auf die königliche Tafel getragen.[59] Noch 1607 wird der Hergang in der Gelehrtenſchule zu Oxford ſo beſchrieben: das erſte Gericht war ein Eberhaupt, das von dem Gröſten und Stärkſten der Wache getragen wurde, vor ihm giengen als ſeine Diener, zuerſt Einer im Reiterrock, einen Eberſpieß in der Hand, nächſt dieſem ein andrer, grüngekleideter Jäger mit bloßem, blutigem Waidmeſſer, hinter ihm zwei Pagen in Taftkleidern, jeder mit einer Senfſchüſſel, hierauf kam der Träger des Eberhaupts mit grüner Seidenſchärpe, an der die leere Scheide des vorgetragenen Waidmeſſers hieng; beim Eintritt in die Halle ſang er ein Weihnachtlied und die drei letzten Zeilen jedes Geſätzes wurden von der ganzen Geſellſchaft wiederholt.[60] Bis in die letzte Zeit trugen die Schüler von Oxford einen aus Holz geſchnitzten, bekränzten Eberkopf in feierlichem Umzug und ſangen dazu ein halblateiniſches Lied.[61] Unter den ältern Geſängen, die zu dieſem Weihnachtbrauche gehörten, entſpricht vor allen einer dem waidmänniſchen Aufzuge: „Neues bring' ich und ſag' ich euch, was mir im wilden Walde zuſtieß, da ich mit einem wilden Gethier mich befaſſen muſte, einem unwirſchen Eber; er verfolgte mich und ſtürmte heftig an, mich zu tödten, da bändigt' ich ihn und ſchlug ihm alle Glieder ab; zum Beweiſe, daß es wahr iſt, ſchlug ich ſein Haupt mit meinem Schwert herab und ſchaffte dieſen Tag euch neue Luſt; eſſet und laßts euch wohl bekommen, nehmt Brot und Senf dazu, freut euch mit mir, daß ich ſo gethan, ſeid fröhlich all zuſammen.“ [62] Friſch aus dem Walde kömmt hier der Bezwinger des Ungethüms herbei gerannt, verkündigt ſeinen Sieg und weiſt zum Zeichen deſſelben den abgeſchlagenen Eberkopf vor, wie die Sagenhelden das Haupt des erlegten Rieſen oder Recken an den Sattel binden und in den Königsſaal bringen. [63] Eines Gelübdes auf den Eber gedenken dieſe Lieder nicht und ein Theil derſelben wendet ſich lediglich der Luſt des Schmauſes zu [64], andre dagegen wahren das Gepräg eines gottesdienſtlichen Brauches, indem ſie auf ſehr wunderliche Weiſe die Erinnerungen der chriſtlichen Weihnachtstage hereinziehen. So wird geſungen, wie der heilige Stephan, der als Diener des Königs Herodes den Eberkopf aus der Küche herbeiträgt, einen leuchtenden Stern über Bethlehem ſtehen ſieht, worauf er ſogleich den Eberkopf niederwirft, die Geburt des göttlichen Kindes in der Halle verkündigt, dem weltlichen Herrn den Dienſt aufſagt und darum auf Befehl des Königs geſteinigt wird. [65] Noch ſeltſamer wird das Eberhaupt auf den Fürſten ohne gleichen, der heute geboren worden, gedeutet: der Eber ſei ein fürſtliches Thier, bei jedem Feſte willkommen, ſo müße der göttliche Herr das Erſte und Letzte ſein; ihm zu Ehren werde dieß Eberhaupt eingebracht, der von einer Jungfrau entſproſſen ſei, um alles Unrecht gut zu machen. [66] Was in der Julfeier des heidniſchen Nordens verbunden war, der Sühneber und das Gelübde, das liegt in den Gedichten und Gebräuchen des engliſchen Mittelalters auseinander. Um ſo ergiebiger zeigt ſich hier das Singen vom Eber bei feierlicher Einbringung der Jagdbeute, auf ähnliche Weiſe, wie man in Finnland den Bären empfieng und begrüßte. Für die althochdeutſchen Liederreſte vom Kampfe der Recken und von der rüſtigen Kraft des Rieſenebers iſt ein entſprechender Feſtgebrauch noch aufzuſpüren. [67]

Der **Wolf**, wenigſtens der einzeln gehende, erſchien nur für Hof und Herde, nicht für den wehrhaften Mann gefährlich. Er wurde nicht, wie der Eber, bekämpft, ſondern, wo er ſich blicken ließ, mit Geſchrei und Hundegebell, mit Knütteln und Stangen verfolgt. Mit der Heldenwelt tritt er hauptſächlich nur dadurch in Beziehung, daß er beutegierig dem Heere folgt und die Walſtätte ſucht. Dem gemäß hat Odhin, der Heldenvater, zwei Wölfe, die er von ſeinem Tiſche ſättigt [68]; wenn die Krieger zum Kampf ausziehen, da fahren des Gottes „Hunde“

leichengierig über das Land [69]; die Begegnung und das Voranlaufen des Wolfes iſt ihnen ein heilverkündendes Zeichen. [70] Angelſächſiſche Schlachtſchilderungen laſſen dann den Wolf im Walde ſein Schlachtlied anſtimmen, ſein wildes Abendlied ſingen. [71] Auch ein Heldenlied der Edda ſpricht von Wolfsliedern im Gehölze draußen. [72] Die Wolfſtimme klang wie grauenhafter Geſang. Chanteloup (in lateiniſchen Urkunden Cantalupo) iſt ein in Frankreich mehrfach vorkommender Ortsname, eigentlich Bezeichnung einer Waldgegend, die von ſolchem Sange widerhallt. [73] In Schweden hat man das Wolfsgeheul auf eine Tonweiſe gebracht [74] und in der ſüdfranzöſiſchen Landſchaft Breſſe verſteht ſich das Landvolk auf taktmäßig heulende Rufe, welche die Stimme des Wolfes nachahmen, urſprünglich wohl zur Warnung vor ihm dienend, dann überhaupt noch als Feldſchrei oder als Ausbruch feſtlicher Luſt. [75] Auch das Thierepos weiß, obwohl nur noch in ſcherzhafter Meinung, vom Geſange des Wolfs; ſein Heulen iſt ein Lied, das er in ſeines Vaters oder Eltervaters Weiſe ſingt. [76] Was man den Wolf ſingen hörte, der Inhalt ſeines Liedes, war gewiſs immer nur ſein grimmiger Heißhunger; freudiger ſang er, wenn er hoffnungsreich mit dem Heere zog, verzweiflungsvoll, wenn er, geächtet und verfolgt, in der Winternoth umherſtreifte. Wahrſcheinlich gab es alte Lieder, welche der Bedrängniß des Wolfes Worte liehen und den Ton anſchlugen für eine noch aufweisbare Liedergattung, worin gequälte Thiere ihren Kummer klagen. Die Wolfsklage muß in ſolch einfacheren Weiſen geſungen worden ſein, bevor ſie in Spruchgedichten aus der Zeit des Meiſterſangs als beliebter Gegenſtand ausführlicher behandelt wurde. Das älteſte dieſer Art, als deſſen Verfaſſer ſich der Schneperer nennt, läßt einen Wolf, der Kaufleute gen Frankfurt reiten ſieht, ſich mit Andrem ſo beſchweren: „Jeden läßt man treiben und tragen, was er hat, aber trieb' ich armes Thier ein Gänslein über Rhein, alle Welt liefe mir nach und ſchrie' auf mich als einen leidigen Schalk; käm' ich an Kaufleute gerannt, mir käme nicht in den Sinn, ihr fahrendes Gut zu nehmen; fänd' ich Silbers tauſend Mark, das würd' ich ungerne mit mir tragen; nicht üppig iſt meine Weiſe, einzig meiner Speiſe begehr' ich und weiß mich doch nicht zu erhalten; ich wage bei keinem Wirthe zu zehren, er ließe mir die Haut zerbläuen und jagte mich wie einen Dieb hinaus; käm' ich vor den Biſchof und wollte da Kunſt treiben, er hieße nicht fragen, ob ich Meiſtergeſang verſtehe (abermals der ſangkundige Wolf!), man würde mich von der Bank jagen, ich müſte fort und aus oder man tödtete mich noch im Hauſe; Gott im Himmel will ichs klagen, der mich erſchaffen hat, ſo gut als einen Pfaffen oder ſonſt einen Edelmann; nun ſitzen die Herren hoch auf den Veſten, ſie bedürfen unſer nicht zu Gäſten und ſchließen ihre Schlöſſer zu; auch die wohlgenährten Bürger in der Stadt verſchließen gegen Nacht ihre Thore; dann bin ich armer Wolf davor und habe weder Hütte noch Haus, ich muß über das Feld aus in Sommer und in Schnee; komm ich vor des Bauern Thor, ſo bleckt ein großer Hund ſeine Zähne gegen mich und weckt den Bauren auf, derweil nehm' ich ein Pfand und entfliehe damit, doch kommt der Bauer geſchwind mit all ſeinem Geſinde, dazu das Dorfvolk, und ſchreien alle: Faht dieſen Böſewicht! recht als hab' ich ein Dorf verbrannt. Das ſchmerzt mich ſehr, denn ich kann doch nicht ungeſſen ſein; oft lauf' ich an wälſchem Wein, an Gewand (Tuchwaare) und Specerei vorüber, das iſt alles frei vor mir, ich thu nur wie mein Vater that, der brannte weder Burgen noch Städte, zog auch nicht vor hohe Veſten, aber den Bauren in den Dörfern nahm er Schafe, Rinder und Schweine, das muß auch mein eigen ſein und darum ſind mir die Bauren ſo gram; ich kann ja weder hacken noch reuten, viel minder denn ein Edelmann, der doch von den Leuten viel begehrt; auch kann ich mit der Schrift beweiſen, daß mehr Pfaffen in der Hölle ſind denn Wölfe, die jeden Tag rauben, mir opfert niemand in die Hand, ich muß mich nähren durch das Land; das iſt jeglichen Wolfs Klage, die er thut vor dem Hage." [77] Überarbeitet und erweitert kommt dieſe Dichtung unter dem Namen Criſtan Awer vor. Hier ſchließt der Wolf damit: „Wer dieſen Streit beilegen wollte, der müſt' ein gewaltiger Mann ſein, Kaiſer Friedrich nimmt ſich des nicht an, heißt deshalb kein Gericht beſetzen, läßt mich beſchreien, hetzen und blenden, drum will ich hin wie her pfänden wen ich beſchleichen mag, er ſei arm oder reich." [78] Die Anſpielung geht auf Kaiſer Friedrich III., der 1486 einen allgemeinen Landfrieden verkündigt hatte. Wieder ein Späterer, von deſſen deutſchem Gedichte nur ein lateiniſcher Auszug bekannt iſt, läßt den Wolf ſeine Noth dem Kaiſer Maximilian klagen, vor deſſen Richterſtuhl er die geſammte Bauerſchaft zu laden droht, wobei gleichfalls die habſüchtige und üppige

Geiſtlichkeit, von der die Bauern ſich miſsbrauchen laſſen, nicht geſchont wird.[79] Begreiflich ließ auch Hans Sachs den volksmäßigen Stoff nicht zur Seite liegen. Seine Wolfsklage vom Jahr 1543 meldet, wie der Dichter im Wolfsmonat (Dec.) durch bahnloſen Schnee ſich auf das Wolfsfeld verirrt und die heulende Stimme des Wolfes hört, der, in einem Hage ſitzend, nach der Art äſopiſcher Fabeln den höchſten Gott Jupiter anruft und die Menſchen verklagt, die ihn bedrängen, während er doch nur ſeiner eingepflanzten Natur folge und alle die Laſter und Übelthaten, die er ihnen der Reihe nach aufrückt, ihm gänzlich fremd ſeien; ſofort ſchwingt ſich Jupiter auf einem Adler herab und verkündigt eine plötzliche große Änderung auf Erden, bei der auch des Wolfes gedacht werden ſoll, daß er aus Bann und Acht komme.[80]

Schon ältere Stücke aus dem Kreiſe der Thierfabel nehmen die Partei-Iſengrims den Menſchen, ſeinen Verfolgern, gegenüber. Einſt wandern ein Wolf und ein Pfaffe mit einander und ſtreiten ſich darüber, welcher der Beſſere ſei; der Handel wird vor den Bären und den Fuchs gebracht, dieſer führt einerſeits die Hoffart und die Üppigkeit des Pfaffen aus, andrerſeits die Noth des armen Wolfes, der Nachts in Regen und Wind mit Gefahr ſeiner Haut nach Speiſe laufe, der einem Mann eine Ziege nehme und ihm hundert Mark liegen laſſe, einem andern ein Schwein und ihm dann zehn Jahre Frieden gebe; der Bär entſcheidet, daß der Wolf viel getreuer ſei denn der Pfaffe.[81] Ein andermal beichtet der Wolf ſeine großen Sünden dem Fuchſe, der jedoch die Losſprechung nicht ſchwierig findet, indem er den großen Hunger des Wolfs, die grauſame Verfolgung, die beſtändige Angſt und Beſchwerde, die derſelbe leiden muß, in Erwägung zieht.[82] Nicht umſonſt ſei der Wolf ſo grau, heißt es in einem deutſchen Rittergedichte des 13ten Jahrhunderts, denn was er in der Welt thue, ſei es übel oder gut, das deute man ihm alles zum Argen.[83] Wirklich ſcheitern auch ſeine beſten Abſichten an der ſchlimmen Meinung, die man von ihm hegt. In Betrachtung ſeines unſeligen Lebens und des ihm täglich drohenden Todes beſchließt er einſt, Stehlen und Rauben aufzugeben und in einem andern Lande, wo man ihn noch nie geſehen, wie ein Schaf zu gehn. So kommt er zu einer Gänſeherde, die in das grüne Maiengras getrieben iſt und die er gänzlich mit Frieden laſſen will; allein nun wird er, als der alte Dieb, von den Gänſen heftig angefallen und als er noch immer mit niederhängendem Haupt unter ihnen geht, ſehen ihn die Dorfleute und laufen ſchreiend mit ihren Hunden herzu; da macht er ſich von den Gänſen los, indem er ihnen die Hälſe entzwei beißt, und eilt zu Walde mit dem Vorſatz, künftig nichts mehr zu verſchonen.[84] Zu andrer Zeit hört der Wolf das Weinen eines Kindes, das vor dem Wald in ſeiner Wiege liegt, während die Mutter ferne davon Korn ſchneidet; das Kind erbarmt ihn, er ſchleicht zu der Wiege und treibt ſie her und hin, wie er die Mutter es ſchweigen und wiegen ſah; das gewahren die Bauern, halten das Kind für gefährdet und eilen, ha ho! rufend, mit Senſen und Stangen vom Schnitte herbei, der Wolf entrinnt mit Noth zum Walde und will nie mehr Gutes thun, ſolang er ſeinen Balg trägt.[85] Dieſe Erbitterung über die Feindſeligkeit der Menſchen iſt ſchon in einer von Fredegar zum Jahr 612 als Volksmärchen bezeichneten Erzählung ausgedrückt; der Wolf ruft ſeine Söhne, die ſchon zu jagen anfangen, zu ſich auf einen Berg und ſpricht: So weit eure Augen nach jeder Seite ſehen können, habt ihr nirgends Freunde, außer wenigen eures Geſchlechts, vollbringt alſo was ihr begonnen![86]

Zum Mißgeſchicke des Wolfs gehört aber nicht bloß die Härte des Winters und die Feindſchaft der Menſchen, ſondern auch ſeine eigene Einfalt und Unbeholfenheit nebſt einer übel angebrachten Luſtigkeit, wodurch er ſich ſchlimme Abfertigungen zuzieht und ſelbſt der ſchon erhaſchten Beute verluſtig wird. Dieſe ſcherzhafte Seite ſeines Weſens und Treibens iſt in der Thierſage, beſonders in ſeinem Verkehr mit dem tückiſchen und ſchadenfrohen Fuchſe vielfach ausgeprägt. Hieher fällt die alte Geſchichte, wie ihm der Hahn oder die Gans wieder aus den Zähnen wiſcht. Der Wolf bildet ſich viel auf ſeinen ſchon belobten Geſang ein und läßt ihn gerne zur Unzeit hören. So erzählen lateiniſche Verſe, dem Alcuin zugeſchrieben, wie der Hahn, vom Wolfe gefangen, nicht ſo ſehr ſeinen Tod in deſſen Schlunde beklagt, als daß er nun die vielgerühmte, herrliche Stimme desſelben nicht mehr hören ſolle, worauf der leichtgläubige Wolf ſeinen Höllenrachen öffnet, der Hahn aber geſchwind auf einen Baum fliegt und mit ſeinem Geſange deſſen ſpottet, der aus Eitelkeit vor dem Eſſen ſich hören laſſen wollte.[87] Anders in einer altfranzöſiſchen Fabel: eine Gans, die der Wolf zwiſchen den Zähnen zu Walde trägt, beklagt ſich, wie viel ſchlimmer es ihr ergehe, als ihren zurückgebliebenen Geſpielen, unter denen keine ſei, die nicht an der Kohle gebraten, mit Sauertrauben und Eſſig eingemacht und auf Schüſſeln gelegt werde; mit Lied und Saitenſpiel werde jeder Biſſen ausgefolgt, ſie aber müße hier ſterben ohne Sang und Klang. „In Gottes Namen,“ ſagt der Wolf, „wir werden ſingen, Frau Gans, da es euch ſo anſteht.“ Er ſetzt ſich auf die Hinterbeine, ſtößt die Pfote in den Schlund und hebt zu heulen an, da zieht die Gans klüglich ihren Hals an ſich und entflieht auf eine Eiche; der betrogene Wolf zerreißt ſich vor Ärger ſchier ſein Fell und ſpricht: „übel gethan iſt ſingen vor dem Eſſen.“ Alsbald holt er ſich eine andre Gans aus der Herde und verzehrt ſie vor dem Singen, was er ſich auch für die Zukunft vornimmt.[88] Hoch- und niederdeutſch haben wir dieſe Fabel als Volkslied (ſ. Volksl. Nr. 205): „Im kalten Winter, da man nicht viel zu Felde liegt, ſah ich vor eines reichen Bauren Hof einen Wolf traben, der eine Gans beim Kragen trug; er ſetzte ſich nieder in den Schnee und im bittern Hunger wollt’ er ſie verzehren; da bat die Gans, wenn ihres Lebens nicht mehr ſein ſolle, daß er ſie ein Lied ſingen laſſe, das fröhlich nach ihrem Tode laute von Tanzen und Springen; ſie rauft ſich eine der beſten Federn aus ihrem Flügel, macht ein Kränzlein draus und ſetzt es dem Wolf auf ſein Haar; des freut er ſich und ſpricht: „Wir wollen tanzen einen kleinen, kurzen Reigen!“ ſie tanzen hin und tanzen her, als wär’ es Faſtelabend, ich ſtand und ſah ihnen zu, der Wolf führte den Reigen; da der Tanz am Beſten war, vergaß das Gänslein ſeinen Vortheil nicht und flog von dannen: „Geſegne dich Gott, du ſchändlichs Thier, nach mir hab kein Verlangen!“ Der Wolf ſtand und ſah ihr nach: „Das rieth mir der Teufel, daß ich nüchtern tanzte;“ er ſchwur bei ſeinem Eide, das ſoll nun erſt viel Gänſen leid werden, die Gans aber dankt ihrem Nothhelfer, dem heiligen Martin, der ſie vom Wolf errettet hat.“ Hier alſo lebt die Thierfabel noch im ſingbaren Liede[89] und wenn dieſes deutſche Lied auch erſt im 16ten Jahrhundert auftaucht, ſo trägt es doch den alterthümlich ſagenhaften Zug, daß dem zum Tode Beſtimmten ein Ruf oder Sang, Saitengriff oder Hornlaut, zur Letze geſtattet wird.[90] Es fällt in die Reihe der Martinslieder, von denen weiterhin beſonders die Rede ſein wird, und iſt eines von der Art, darum die vom Wolf ergriffene Gans in der altfranzöſiſchen Erzählung ihre glücklichern Schweſtern beneidet.[91] Dem ungeſchickten Wolfe war kein Ehrenlied beſtimmt, ſein ungenießbares Haupt wurde nicht, wie das hochgehaltene des Ebers, mit Geſang und Spiel in die Feſthalle geleitet; den armen Wolf hängte man auf, entweder am eigenen Wolfsgalgen oder mit andern Übelthätern, um ihre Schmach zu mehren, und ſein todtes Haupt wurde mit einem Haſelſtock aufgeſperrt.

Lieder in verſchiedenen Sprachen geben die Klage des vielgeplagten Haſen. Das deutſche dieſes Inhalts iſt mir nur im Texte neuerer Flugblätter zugänglich. Der Dichter hört ein Häslein, das mit einem Auge zum Strauße herausguckt, jammern: wie es vom Jäger gehetzt und vom Windſpiel erſchnappt, über den Rücken des Waidmanns geworfen und auf dem Markte um halbes Geld verkauft, vom Koch ausgezogen, gebeizt, geſpickt, unhöflich von hinten an den Spieß geſteckt, an glühender Kohle mit Fett begoſſen, dann aufgetragen und zerſchnitten, ſein Gebein aber weggeworfen werde, daß kein Hahn mehr nach ihm krähe. Einem kleinen lateiniſchen Lied aus dem weſtphäliſchen Kloſter Liesborn, um 1575, in derſelben Reimweiſe, wie das deutſche, mag eine ältere Faſſung des letztern zu Grunde liegen. Der Refrain iſt: Was that ich den Menſchen, daß ſie mich mit Hunden verfolgen? Ich war weder im Garten, noch fraß ich Kohl, mein Haus iſt der Wald, wenn ich auf die Berge laufe, fürcht' ich die Hunde nicht, komm' ich zu Hofe, ſo freut ſich der König, nicht ich, wenn die Könige mich verſpeiſen, ſo trinken ſie Wein über mir.[92]

Weitſchweifig und im Strophenbau ausgedehnt iſt das Haſenlied auf neueren niederländiſchen Volksblättern, doch trägt es Spuren einer einfacheren Grundlage, die mit dem lateiniſchen ſtimmte; ſo rühmt ſich das Häschen auch hier, daß es den Hunden zu ſchnell ſei, wenn es den Berg hinauflaufe und daß über ihm der Adel den kühlen rheiniſchen Wein trinke.[93] Die engliſche Haſenklage, aus einer Handſchrift des 15ten Jahrhunderts, ein Lied mit Stab- und Endreim, ſchildert nur, wie das arme Thier von den Jägern verfolgt und im Winter ſelbſt von den Weibern aus dem Heu gehetzt wird, mehr nach Art der Wolfsklage.[94] Im polniſchen Liede ſitzt der Haſe am Wieſenrain und ſchreibt ſein Teſtament; darin heißt es:

> Der Gärtner klagte mich zwar an,
> daß ich die Bäumchen ihm zernagt,
> ich aber ſaß im Kohlgefield,
> aß ein Blättchen nach dem andern wie ein Herr.[95]

Da lärmen Jäger und Hunde heran, das Häschen aber flieht in den Wald und hebt die Blume auf den Feind.[96]

Ein Feſtgericht war in Frankreich und England der Schwan und in letzterem Lande wurden auf ihn, wie im heidniſchen Norden auf den Eber, Gelübde abgelegt.[97] Das Klagelied des gebratenen Schwans, lateiniſch, ſteht in einer Münchner Handſchrift des 13ten Jahrhunderts: „Einſt hatt' ich Seen bewohnt, einſt war ich ſchön, als ich noch ein Schwan war; Armer, Armer, nun ſchwarz und gebrannt! (Dieſer Weheruf bildet den Kehrreim.)[98] Mich dreht und dreht der Bratenwender, mich ſchneidet der Truchſäß auf, mich brennt der Holzſtoß. Lieber wollt' ich in Waſſern leben, ſtets unter bloßem Himmel, als in dieſen Pfeffer untergetaucht werden. Weißer war ich als Schnee, ſchöner denn jeder andre Vogel, jetzt bin ich ſchwärzer als der Rabe. Jetzt lieg' ich auf der Schüſſel und kann nicht fliegen, knirſchende Zähne ſeh' ich.“ Schlichteren Naturlaut hat das ſlowakiſche Liedchen, worin die Wildente, vom jungen Schützen im Fluge getroffen, mit abgeſchoſſenem Flügel und Fuß, um ihre Kindlein klagt, die auf dem Steine ſitzend trübes Waſſer trinken und ſeinen Sand eſſen.[99]

Dieſe Liedergattung, die Thierklage, hängt zuſammen mit einer vielfältig ſich äußernden Anſicht und Geſinnung, wonach jenen Geſchöpfen, auch den wildeſten, ihr beſtimmter Antheil an den Gütern der Erde und deshalb, beſonders in der Noth, ein Anſpruch an die beſſer geſegneten Menſchen zukam, welchen zu gewähren für löblich und fromm, ja ſogar in Folge einer abergläubiſchen Furcht vor dem dämoniſchen Weſen der Thiere für ein nothwendiges Opfer galt. Nicht umſonſt behauptet der Wolf in ſeiner Klage (V. 67 ff.), ihn habe Gott ſo wohl erſchaffen, als den Pfaffen und den Edelmann. In einer Sammlung alter Aberglauben, vom Jahr 1537, wird geſagt: wenn man aus einem großen Hofe, da viel Schafe ausgehn, nach Bezahlung der Zehendlämmer, nicht auch dem Wolfe ſein Lamm ſende, ſo werd' ers ſelbſt nehmen, wie fleißig man hüte.[100] Der Eddamythus von Thiaſſi läßt den Adler, der in der Eiche ſitzt, ſeine Sättigung von dem Ochſen, der dort geſotten werden ſoll, verlangen, was ihm auch zugeſtanden wird (Sn. Edd. 80. Sagenforſch. I, 114.), und ſo muſte nach alter nordfranzöſiſcher und engliſcher Jagdregel bei der kunſtgerechten Zerlegung des Hirſches auch dem Raben, der auf dürrem Aſte ſitzt, ſein

Wildrecht, das Rabenbein, auf den Baum gelegt werden.[101] Zur Zeit der Hafererernte richteten die norwegiſchen Bauern Stangen mit Ährenbüſcheln zum Beſten der Vögel auf.[102] Damit wird nun auch eine Stelle der mittelhochdeutſchen Erzählung vom Meier Helmbrecht, einer gründlichen Darſtellung des Volkslebens in Öſterreich um die Mitte des 13ten Jahrhunderts, verſtändlich; der Meier empfiehlt ſeinem Sohne, der ein Hofmann werden will, die Vorzüge des Landbaus: „Willſt du mir folgen, ſo baue mit dem Pfluge! dann genießen deiner Viele, dein geneußt ſicherlich der Arme und der Reiche, dein geneußt der Wolf und der Aar und durchaus alle Creatur“.[103] Sei es auch nur noch Redensart, ſo muß doch urſprünglich zum Weſen des Ehrenmannes gerechnet worden ſein, daß er von ſeinem irdiſchen Segen ſelbſt den Wolf und den Adler nicht unbedacht ließ. Dieſelbe Ausdrucksweiſe wird ſchon auf den alemanniſchen Grafen Udalrich, der im 9ten Jahrhundert bei Bregenz wohnte, angewandt: er war ſo fromm und wohlthätig, daß auch die Vögel ſeine Heiligkeit fühlten und furchtlos zu ſeinem Tiſche herflogen und von ſeiner Hand Speiſe nahmen, auch wenn die einen geſättigt wegzogen, die andern zur Sättigung herankamen.[104] Ein lateiniſches Gedicht auf den heiligen Wilhelm, Abt zu Hirſau in der zweiten Hälfte des 11ten Jahrhundert, berichtet erſt, wie derſelbe auf dem Wege von Nagold (Nagalthe flectebat iter etc.), nach dem Beiſpiel Sanct Martins, ſeinen Rock an zwei Bettler vertheilt habe, und fügt dann bei: er habe ja oft zur Winterszeit, wenn die Felder von Schnee ſtarrten, die Vögel gefüttert, ſeine Scheunen des Hafers beraubend.[105]

Den Almoſenſpendungen der heiligen Mathildis, Wittwe des deutſchen Königs Heinrich I., wird beigezählt: ſie habe täglich den Hahn gefüttert, der das Tageslicht verkündige und die Gläubigen zum Dienſte des Herrn erwecke, auch habe ſie der Vögel nicht vergeſſen, die zur Sommerzeit in den Zweigen ſingen, indem ſie Brodkrumen unter die Bäume zu ſtreuen befohlen[106]; die Vögel werden hier für ihre guten Dienſte belohnt. Als guter Minneſänger und ſeines Namens gedenk, hat Walther von der Vogelweide für die Vögel geſorgt, wie von ihm eine Chronikſage meldet: im Gange des Neuenmünſters (zu Würzburg), gewöhnlich Lorenzgarten genannt, ſei Walther unter einem Baume begraben, er habe in ſeinem Teſtamente verordnet, daß man auf ſeinem Grabſteine den Vögeln Waizenkörner und Trinken gebe, und, wie noch zu ſehen ſei, hab' er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen laſſen zum täglichen Füttern der Vögel; das Kapitel des Neuenmünſters aber habe dieſes Vermächtniß für die Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestage den Chorherrn gegeben werden ſollten und nicht mehr den Vögeln. [107]

Wenn in altnordiſcher Dichterſprache der Winter Angſt, Noth, Elend der Vögel genannt wird [108], ſo iſt dieß nicht für bloßen Redeſchmuck anzuſehen, Urſprung und Fortgebrauch dieſer Bezeichnungen ſetzen ein Gefühl für das Schickſal der bedrängten Geſchöpfe voraus, das gleiche Gefühl lebt auch noch in mittelhochdeutſchen Dichtern, wenn ſie, herkömmlich den Winter ſchildernd, die Noth der Vögel bemitleiden. „Seit ſo ungelaubet ſteht der Wald, wo nehmen die Vögel Dach?“ ſingt Alram von Greſten. [109] Dieſelbe Frage beim Fallen des Laubes in einem erzählenden Gedichte Heinzelins von Konſtanz: „Wo nehmen nun die Vögel Dach? da man ſie heuer ſitzen ſah, da ſtiebet nun der kalte Schnee; wo ſollen ſie bleiben ſonder Stube und ohne Feuer? und hätten ſie's vorher gewuſt, was ſie noch erleiden ſollten, ſie hätten viel Geſanges unterlaſſen.“ [110] Gehören auch ſolche Äußerungen nur zum Beiwerk, ſo ſind ſie doch immerhin empfunden und noch in der beiläufigen Bedachtnahme auf die Winternoth der Vögelein wirkt nachhaltig der alte, fromme Naturſinn.

Gleich den Tugenden der Freigebigkeit und des Erbarmens hat auch der Ruhm der Gerechtigkeit in der Beziehung auf die Thierwelt einen Ausdruck gefunden. Der vollkommene Kaiſer oder König, als oberſter Verwalter des Richteramts, ſpricht ſagenhaft auch den Thieren Recht. Den verfolgten Wolf hörten wir klagen, daß der Kaiſer Friedrich ihm kein Gericht beſtelle. Gewiſſenhafter war Kaiſer Karl. Er iſt dem deutſchen Mittelalter Urhab und Vorbild aller Geſetzgebung und Rechtspflege. Karls Recht, Karls Loth, waren ſprichwörtlich. [111] Man erzählte von ſeinem Scharfſinn in ſchwierigen Rechtshändeln [112] und wie er auch die verworfenſten Thiere nicht von ſeinem Gerichte ausſchloß. Als er einſt zu Zürich verweilte, ließ er eine Säule mit einer Glocke und einem Seile daran errichten, damit es jeder ziehen könne, der Handhabung des Rechts fordre, wann der Kaiſer am Mittagsmahl ſitze; eines Tags erklang die Glocke, doch wurde niemand beim Seile gefunden, es ſchellte von Neuem und nun ſah man, daß eine große Schlange die Glocke zog; Karl ſtand auf und wollte dem Thiere, nicht weniger als den Menſchen, Recht ſprechen. die Schlange führte ihn an das Ufer eines Waſſers, wo auf ihrem Neſt und ihren Eiern eine übergroße Kröte ſaß; Karl unterſuchte und entſchied den Streit der beiden Thiere dergeſtalt, daß er die Kröte zum Feuer verdammte und der Schlange Recht gab; dieſe kam bald darauf wieder an den Hof, hob den Deckel von einem Becher, der auf dem Tiſche ſtand, und legte aus ihrem Mund einen koſtbaren Edelſtein; an der Stätte des Schlangenneſtes ließ Karl die Waſſerkirche bauen.[113] Denſelben Vorgang verlegen die Gesta Romanorum (c. 105.) unter die Herrſchaft des Kaiſers Theodoſius, auch eines Geſetzgebers, und laſſen ihn durch den Edelſtein von der Blindheit geheilt werden. Im Roman von den ſieben Meiſtern ſchreien drei Raben Tag und Nacht über dem Haupt eines Königs, der ihnen, ſo ſehr es ihn beläſtigt, doch kein Leid zufügen will; ein Knabe, der die Sprache der Vögel verſteht, wird vor den verſammelten Hof gebracht und während die Vögel in den Ulmen über dem Sitze des Königs ſchreien, erklärt er ihr Anliegen ſo: es ſind zwei Raben und eine Rabin, mit dieſer hat der große Rabe dreißig Jahre in Frieden gelebt, als aber fernd theure Zeit einfiel, verließ er ſie und ſuchte anderswo ſeine Nahrung, die Verlaſſene wandte ſich in ihrer Armuth an den andern Raben, der ihr auch aushalf und ſie zur Genoſſin nahm, nun iſt der alte Rabe zurückgekommen und ſeiner Frau wegen zornig, allein Jener will ſie nicht wieder abgeben, vielmehr ſeinen Anſpruch im Rechtswege behaupten, und darüber gehen ſie den König um richterliches Urtheil an. Der König bringt die Sache ſogleich vor ſeine Ritter und Bürger und einſtimmig wird das Urtheil gefällt, daß der verloren haben ſolle, der in böſer Zeit ſein Weib verlaſſen. Als die Raben dieſes hören, fährt der alte hinweg, indem er einen Klageſchrei ausſtößt, die beiden andern fliegen fröhlich von dannen.[114] Aber nicht bloß in der Sage ſtehen die Thiere vor Gericht. Wenn in der früher angeführten Fabel der Pfaffe für ſeinen Streit mit dem Wolfe ſich den Richterſpruch des Bären gefallen ließ, ſo erfordert die Gegenſeitigkeit, daß auch die Thiere den Gerichtszwang der Kirche anerkennen. Die Biſchöfe von Chur und Lauſanne, auch nach des letzteren Vollmacht der Leutprieſter zu Bern, ſprachen im 15ten Jahrhundert den Kirchenbann über ſchädliche Thiere: Raubfiſche, Erdwürmer, Heuſchrecken, Mäuſe;

ſelbſt noch im Jahre 1772 wurden Wölfe gebannt. Aber jene Bannſprüche ſetzten ſtrenge Beobachtung der landüblichen Rechtsform voraus: die Vorladungen ſollten an Waſſern, auf dem Feld und in Weingärten verkündigt, einige Thiere vor das Landgericht gebracht, ihr Fürſprecher, wie der des Volkes, gehört und nach genau eingehaltenen Friſten unter feierlichem Gebete die Geſchöpfe Gottes, weil doch jedes ſeinen Platz haben müße, in wildes Gebirg gebannt werden.[115] Ein ſolches Verfahren fand auch 1519 vor dem Richter von Glurns und Mals in Tirol wider die Lutmäuſe (Feldmäuſe) ſtatt, wobei für die Abziehenden ſichres Geleit vor Hunden und Katzen begehrt, auch den Trächtigen und den ganz kleinen Mäuschen ein Aufſchub von vierzehn Tagen bewilligt wurde.[116]

Vögel und Waldthiere waren in ihrer Winternoth zunächſt den armen Leuten geſtellt, die Armen der Wildniß. Es kommt aber eine Zeit, wo es hoch bei ihnen hergeht; im grünen, dichten Walde, ſicher und wohlgenährt, halten ſie luſtige Wirthſchaft, die nach dem Bild eines menſchlichen Hochzeitfeſtes dargeſtellt wird und wobei den einzelnen Thieren, theils nach ihrer Geſtalt und Eigenſchaft oder in ſcherzhaftem Widerſpruche mit dieſen, theils auch in ſpielender Willkür oder nach Laune des Reimes, die Rollen zugetheilt ſind. Dieſe Thierhochzeiten bilden wieder einen anſehnlichen Liederſtamm. Die Hochzeit des Wolfes iſt litthauiſch beſungen: Der Bär kommt angefahren mit einem Faſſe voll Alus, um dem Wolfe Hochzeit auszurichten; das Stachelthier iſt Freiersmann, der Fuchs Brautführer und der Haſe muß den Wagen führen; der Iltis braut den Alus, der Sperling rührt den Maiſch und der Kuckuk trägt den Hopfen herbei; der Stier haut das Holz, der Hund wäſcht die Töpfe, der Kater fängt das Fleiſch zuſammen; der Storch macht Harfenſpiel, der Bär bläſt Poſaune, der Wolf, der fröhliche, führt die Ziege zum Tanze: „Wenn mit gutem Willen, — ſagt er — werd' ich mit der Muhme tanzen, wenn mit böſem, werd' ich ſie zerreißen.“ „Und aus deinem Fell — erwidert ſie — wird ein Pelz dem Hirten werden, der mich hütet bei Klee und Hafer.“[117] Die Bewerbung des Wolfes um die Geis iſt auch ſonſt eine verdächtige, in einer mittelhochdeutſchen Erzählung ſucht er ſie vom Reiſe herabzulocken, wird aber von ihr betrogen.[118] Seine Heirath mit dem Lamme iſt als ſprichwörtlicher Ausdruck für eine niemals kommende Zeit.[119]

Dem Fuchſe beſtellt ein lettiſches Volkslied die Hochzeit: „Luſtig auf, ihr kleinen Vögel! ich will eine Braut mir nehmen; der Staar ſoll uns die Pferde ſatteln, denn er hat einen grauen Mantel; der Biber mit der Mardermütze muß unſer Fuhrmann ſein; der Haſe mit den leichten Füßen, der muß den Vorreiter machen; die Nachtigall mit heller Stimme muß die Lieder ſingen; die Elſter, die beſtändig hüpft, muß uns die Tänze ordnen; der Wolf mit ſeinem großen (Horn) Rachen muß uns die Dudelpfeife ſpielen; der Bär mit ſeinen großen Tatzen muß das Holz zerſpalten; der Rabe mit dem krummen Rücken muß das Waſſer tragen; die Schwalbe mit der ſchwarzen Schürze muß die Geräthe waſchen; das Eichhorn mit dem dicken Schweife muß den Tiſch abwiſchen; der Fuchs mit ſeinem hellen Kleide darf bei der Braut allein nur ſitzen.“ [120] Aus dem Munde der Wenden im Lüneburgiſchen iſt ein Lied genommen, worin die Hochzeit der Eule mit dem Zaunkönig ausgerichtet werden ſoll, aber keines die ihm angewieſene Stelle übernehmen will. Die Eule ſelbſt ſagt: „Ich bin eine ſehr gräßliche Frau, kann die Braut nicht ſein!“ und der Zaunkönig: „Ich bin ein ſehr kleiner Kerl, kann nicht Bräutigam ſein!“ ſo nacheinander die Krähe, als Brautführer aufgerufen, der Wolf als Koch, der Haſe als Einſchenker, der Storch als Spielmann; nur der Fuchs, zum Tiſche beſtimmt, will dazu ſeinen Schwanz voneinander ſchlagen laſſen. [121] Mit der Eule will es ſich auch beim litthauiſchen Gaſtmahl des Sperlings nicht gut ſchicken: Dieſer hat Alus gebraut und alle Vögel zu Gaſte geladen, er führt die Eule zum Tanz und tritt ihr auf die Zehe, da eilt ſie vor Gericht, er aber in den Zaun. [122]

Norwegiſch und däniſch finden wir die Hochzeitfeier zwiſchen Raben und Kranich ausführlich im Liede geſchildert: weit öſtlich im Krähenholz, da iſt ein ſchöner Weiler, alle Thiere, die in der Welt ſind, ſammeln ſich dort; der Bär, der vornehmſte Burſch im Walde, ſitzt nachdenklich am Abhang; ſoll er ſchwimmen über die breite Bucht, da werden ihm die Hoſen naß, rathlos hat er die ganze Nacht geklagt, ihn trägt kein Boot, eine Schüte muß er entlehnen, zur Hochzeit im Wald, in den Rabenweiler, iſt er geladen, Rabe ſoll Bräutigam ſein, Kranich die Braut, der Bär Küchenmeiſter; gelaufen kommt der Wolf, eiligſt wie ein Pfeil, denn er ſoll Glöckner im Walde ſein; geflogen kommt der Storch mit ſeiner langen Naſe, er geht und ſtochert am Bach, als er das Eichhorn hört, das im Walde die Querpfeife bläſt; nach einander kommen Vögel und andre Thiere herbei, ihr Amt zu übernehmen oder Spenden zum Brautmahl zu bringen; ſo gibt der Kater eine Maus, der Habicht ein Küchlein, der Adler ein Wieſel, der Fuchs allerlei Gekröſe; zwar meint die Krähe, geſtohlne Koſt brauche man nicht, der Bräutigam aber findet, daß wohl noch Mangel ſei; die Otter einen aufgeſchnappten Fiſch, der Kukuk eine Nuß u. ſ. f., der Sperling ſoll Trinken herbei ſchaffen, und bringt ein Malzkorn; der Hahn bringt ein Roggenbod und iſt Sangmeiſter; der Wolf ſteht an der Kirchthür, auf ſein Schwert geſtützt [123], da ſieht er den Strand herab einen ſchönen Vögelzug, die Braut tritt einher mit ihren hohen Beinen, der Reiher mit ſeinem langen Hals iſt ihr Geleitsmann, Bachſtelzen (Steindolpen, vgl. Lex. isl. 330$^{b.}$) ſchlagen die Trommel; der Wolf ſoll Glöckner ſein und kann nicht läuten, das Kalb iſt Prieſter und lieſt einen ſchönen Text; nun beginnt es Abend zu werden, das Brautbett iſt bereit, das herrlichſte Gras im Walde [124]; Bräutigam und Braut ſetzen ſich auf den Hochſitz mitten unter ihre Gäſte; der Sperling ſetzt ſich zu oberſt, er dünkt ſich nicht klein zu ſein, die Elſter ſoll einſchenken, aber ſie kann ſich nicht auf dem Eſtrich drehen vor ihrem langen Schwanz, Eule, Fleiſchmeiſe und Dohle ziehen die Klingen gegen einander, der Bär trinkt einen Rauſch; Rabe nimmt ſeine Braut in den Arm und jedes zieht nach ſeinem Heimweſen; gieng es ihnen nicht wohl auf dieſer Fahrt in den Rabenweiler, ſo laſſe doch Gott es uns ewiglich wohlergehn! [125]

Bis hieher iſt noch der rauhe Wald voriger Zeiten und nördlicher Länder Schauplatz der Thierfeſte, Wolf und Fuchs ſind die Hochzeiter oder doch ſonſt bei der Feier geſchäftig, ſelbſt der ehrwürdige Bär kommt herangeſchifft; beim Gaſtgebote des Sperlings ſind zwar nur die Vögel verſammelt, aber auch hier, wie im wendiſchen Lied, iſt die gräßliche Eule Hauptperſon. Dagegen ſind die zwei deutſchen Stücke dieſer Gattung, luſtig und frühlingsheiter, ganz im Reiche der Vögel gehalten (ſ. Volksl. Nr. 10). Weniger feſte Geſtalten und Gruppen, keine ſo gründliche Feſtordnung und Beſtellung des Schmauſes, mehr Geflatter, ſpielender Scherz und Reimklang; dabei aber ſtets noch Handlung und perſönliches Leben, weit hinaus über die allgemeinen Züge der ſommerlichen Vogelwonne in den Minneliedern, wo nur etwa vom ſtolzen Waldgeſinde geſprochen wird [126], oder, am nächſten herankommend, Wolfram von Eſchenbach die Vögel zur Maienzeit ihre Kinder mit Geſange wiegen läßt. [127] Die beiden volksmäßigen Stücke haben Eine Form und Anlage und treffen im Einzelnen oft wörtlich zuſammen, gehen aber auch, nicht bloß in gleichgiltigen Zügen, auseinander. In dem einen bringt der Habicht dem fiſchenden Reiher und dem Storche die neue Mähre, daß dort vor jenem Holz eine Vogelhochzeit ſei, Amſel der Bräutigam und Droſſel die Braut, einen Rautenkranz tragend. Das andre, ſchon auf einem fliegenden Blatte um 1530, nennt viel ſinniger Frau Nachtigall als Braut und den Gimpel als Bräutigam, eine Verbindung, die in allen Zeitaltern vorkommt und dem Liede zu beſondrer Würze dient. Die Droſſel hat nach dieſer Faſſung vor dem grünen Walde gekuppelt und die Amſel lobt mit ihrem ſchallenden Geſange die Braut [128]; der ſchwarze Rabe iſt Koch, was man noch an ſeinen Kleidern ſieht, die Elſter bringt der Braut die Hofſpeiſe, der Finke trägt ihr zu trinken; der Pfau führt ſie zum Tanz und der Hahn führt den Reigen; der Emmerling bringt ihr den Mähelring; der Sittich iſt als fremder Gaſt auf die Hochzeit geladen; die Turteltaube [129] bringt der Braut eine grüne Schaube (Frauenmantel von Laub), die Gans führt ihr den Kammerwagen, die Ente leitet. Einiges hievon iſt der erſtgedachten Darſtellung gemeinſam, eigenthümlich iſt ihr, daß der Kukuk geigt und die Laute ſchlägt, daß man den Rothkopf zu todt trinkt, daß der Auerhahn vorn am Tanze ſein will, das Ganze iſt hier bis zur doppelten Strophenzahl erweitert, namentlich durch gehäuftes Reimſpiel auf die Namen der Vögel, was ſich oft drollig genug ausnimmt, aber auch von ſpäterer Fortführung des im einfacheren Liede angeſchlagenen Tones zeugt.

Am Schluß einer Aufzeichnung heißt es: wer dieß nicht glauben wolle, ſoll ſelbſt zur Hochzeit kommen; und wirklich gehört es zum Verſtändniß eines ſolchen Scherzliedes, hinauszugehn in den friſchergrünten Wald, zu ſehen und zu hören, was da für ein Leben iſt, für ein Flattern und Gaupeln, Rauſchen und Jagen im lichten Gezweig und durch die unſteten Schatten, welch vielſtimmiges Singen, Zwitſchern, Girren und dazwiſchen ein ſeltſamer Lachruf, ein wilder Schrei aus dem tieferen Walde. [130]

Zwei kleine Thiere ſehr verſchiedener Natur, der Froſch und die Maus, ſind ſchon in Dichtungen der alten Welt zuſammengeführt. Der altgriechiſche Geſang vom Kriege der Fröſche mit den Mäuſen, gibt dieſem heftigen Kampfe folgenden Anlaß: als einſt der durſtige Sohn des Mäuſefürſten den zarten Bart an einen Teich legt, wird er vom König der Fröſche eingeladen, deſſen geprieſene Wohnung zu beſichtigen; er ſteigt auf den Rücken des Gaſtfreunds, umfaßt den Hals desſelben und wird ſo, bald freudig, bald angſtvoll, von dem Schwimmenden hingetragen, plötzlich bäumt eine Waſſerſchlange ſich auf, der Froſch taucht unter, der Mausjüngling aber geht jämmerlich zu Grunde und droht noch ſterbend mit der Rache ſeines Volkes, die nun auch mächtig über das Heer der Fröſche hereinbricht.[131] Dem Lehrzwecke der äſopiſchen Fabel hat ſich die Sache ſo geſtaltet: die Maus bittet den Froſch, ihr über das Waſſer zu helfen, der Froſch bindet ſein Hinterbein an ihren Vorderfuß und ſchwimmt mit ihr bis in die Mitte des Fluſſes, hier taucht er unter und will ſie treulos hinabziehn, ein Habicht erblickt die ringende Maus, haſcht ſie und zieht zugleich den angebundnen Verräther mit ſich. In der Litteratur des Mittelalters kommt dieſe Fabel häufig vor[132], deutſch in Boners Edelſtein und ſchon früher[133], altfranzöſiſch, jedoch aus dem Engliſchen überſetzt, in eigenthümlicher Ausführung, bei einer Dichterin des 13ten Jahrhunderts: eine Maus, die ihren Haushalt in einer Mühle hat, ſitzt eines Tags auf der Thürſchwelle und putzt ihre Barthaare; ein Froſch kommt vorüber und fragt: ob ſie die Frau vom Hauſe ſei, als die ſie ſich benehme? Die Maus bejaht es, könne ſie doch ringsum in allen Schlupfwinkeln herbergen und ſich erluſtigen; ſie ladet ihn ein in der Mühle zu übernachten, es ſoll ihm an Mehl und Korn nicht fehlen; als ſie ihn nachher fragt: was er von ihrem Eſſen halte? bemerkt er, wenn es nur auch gewäſſert wäre, und beredet ſie, nun ihm in ſeine Wohnung zu folgen, wo alles Guten die Fülle ſei[134]; ſie geht mit ihm, aber die Wieſe iſt ſo voll Thaues, daß die durchnäßte Maus zu ertrinken fürchtet und umkehren will, doch er nöthigt ſie weiter zum Fluſſe, wo ſie weint, daß ſie nicht ſchwimmen könne; nun binden ſie ſich zuſammen, er will mit ihr untertauchen, der Raubvogel holt beide, weil aber der Froſch wohlbeleibt und groß iſt, verzehrt er dieſen und läßt die Maus laufen.[135] Die lehrhafte Nutzanwendung bleibt auch hier nicht aus, doch iſt eine Umkehr der Lehrfabel zur abſichtloſeren Darſtellung der Thierwelt, in der Weiſe des Fröſch- und Mäuſekriegs, bereits eingetreten. Durchaus märchenhaft aber ſang man in England und Schottland von der Hochzeit des Froſches und der Maus. Nach dem engliſchen Lied, aus einer muſikaliſchen Sammlung von 1611, reitet der Froſch auf Brautwerbung, Schwert und Schild an der Seite, hoch zu Roſs in pechſchwarz glänzenden Stiefeln; vor der Mühle ruft er, ob die Frau Maus drinnen ſei? Die ſtaubige Maus kommt heraus, ſtellt ſich als Frau vom Hauſe vor und gibt dem Freier ihre Geneigtheit zu erkennen. Hierauf zieht er einen feinen Heller (farthing) heraus und heißt Brot und Wein holen. Herr Ratte ſoll die Trauung vornehmen und ſie haben zum Abendeſſen drei Bohnen in einem Pfund Butter. Als ſie im beſten Eſſen ſind, kommt der ſchlaue Gib (Gilbert), unſer Kater, herein und packt die Maus am Genick. Der Froſch hüpft über den platten Boden, da kommt der gefräßige Dick (Richard), unſer Entrich, und ſchleppt ihn nach dem Teich; Herr Ratte läuft an der Wand hinauf und verwünſcht die saubere Geſellſchaft.[136] Andre Einzelheiten hat das ſchottiſche Lied, noch neuerlich in Volksmunde: die Maus ſitzt und ſpinnt in der Mühle, als der Brautwerber geritten kommt; ſie ſetzt ihr Jawort auf die Heimkunft des Oheims Ratte aus. Dieſer befiehlt ſogleich, die Braut aufzuputzen, und ſie ſetzen ſich zu Tiſche. Da kommt die Ente mit dem Entrich und faßt den Froſch, daß er quiekt. Der Kater kommt mit der Fiedel auf dem Rücken und fragt, ob man Muſik brauche? Der Froſch ſchwimmt den Bach hinab, aber der Entrich erhaſcht ihn; der Kater reißt Herrn Ratte nieder und die Kätzchen zerkratzen ihm den Schopf, nur die ſchlanke, kleine Frau Maus kriecht in ein Loch unter der Mauer. „Quiek nur!“ ſpricht ſie, „ich bin davon.“[137] Wenn auch die Aufzeichnungen dieſes Märchenliedes nicht hoch hinaufgehn, ſo iſt doch Zeugniß vorhanden, daß ſolches ſchon um die Mitte des 16ten Jahrhunderts im Schwange war.[138] Bedenkt man aber, daß die altfranzöſiſche Dichterin Marie, nach ihrer eigenen Angabe, aus engliſcher Quelle geſchöpft hat und daß ihre Erzählung in ſolchen Zügen, durch welche die äſopiſche Fabel epiſch belebt wird, mit der Ballade auffallend übereinkommt, ſo ergibt ſich die Vermuthung, daß ſchon im 13ten Jahrhundert der Schwank von der Hochzeit des Froſches mit der Maus in England volksmäßig war und nun mit der Lehrfabel in Verbindung kam. Durch ſämmtliche Darſtellungen, von der altgriechiſchen an, ſchreitet das unerbittliche Schickſal, als Waſſerſchlange und Habicht, als Kater und Entrich. Eigenthümlich der engliſch-normänniſchen Auffaſſung iſt das idylliſche Landſchaftsbild, die Mühle mit der hausfräulich ſpinnenden Maus am Teiche, daraus der ſchmucke Froſch aufſteigt: es ſpiegelt ſich hierin ein menſchliches Verhältniß, das gleichfalls Gegenſtand des Volksgeſangs iſt, wie die loſe Müllerin, in ihrer Thür ſtehend, den artigen Fiſcher lockt, der in ſeinen Lederſtiefeln mit Reitſtock und Schnappſack vorüberkommt.[139]

Wie zum Hochzeitzuge, ſo werden auch zu Leichenbegängniſſen die Thiere eingereiht. Eine lateiniſche Beiſpielſammlung zum Gebrauche der Prediger, die einem engliſchen Mönche des 12ten Jahrhundert zugeſchrieben wird, erzählt: als der Wolf geſtorben, verſammelt der Löwe die Thiere und läßt die Beſtattung feiern. Der Haſe trägt das Weihwaſſer, Igel die Kerzen, Böcke läuten die Schellen, Dachſe graben die Gruft, Füchſe tragen den Todten, Berengar, der Bär, hält die Meſſe, der Ochs lieſt das Evangelium, der Eſel die Epiſtel; nachdem Meſſe und Beerdigung ausgerichtet ſind, ſchmauſen die Thiere ſtattlich von der Verlaſſenſchaft des Wolfes und wünſchen ſich auch eine ſolche Leichenfeier. Die angehängte Moral führt aus, daß ſo beim Tod eines reichen Wucherers die Äbte alle Brüder des Kloſters verſammeln, ſchwarze und weiße Mönche mit den übeln Eigenſchaften vorbenannter Thiere.[140] Mit andrer Rollenvertheilung iſt im altfranzöſiſchen Renart dieſelbe Ceremonie dem ſcheintodten Fuchſe veranſtaltet: Brichemer, der Hirſch, lieſt die Epiſtel, Ferrant, der Klepper, das Evangelium, der Erzprieſter Bernart, der Eſel, ſingt die Meſſe, hierauf erſucht der König Löwe Braun den Bär das Grab zu machen, Chantecler, der Hahn, ſoll das Rauchfaß nehmen, Brichemer und Belin, der Widder, die Bahre tragen, Iſengrin das Kreuz, die Ziege mit der Trommel gehn, Ferrant eine wallisſche Weiſe auf der Harfe ſpielen, Coart der Haſe, Tibert der Kater und Hubert der Weihe ſollen brennende Kerzen tragen, die Mäuſe ſollen die Schellen läuten[141] und der Affe die Grimaſſe ſchneiden, Bernart den Leichnam in die Erde legen, und ſo geſchieht es auch mit großer Feierlichkeit; als aber Renart zugedeckt werden ſoll, ſchlägt er, aus der Ohnmacht erwachend, die Augen auf, ſpringt mit gleichen Füßen aus der Grube, faßt mit den Zähnen den Hahn, der das Rauchfaß hält, und entläuft ins Gehölze.[142] Mit dieſer Darſtellung des Todtenamts und Leichenzugs ſtimmen in der Hauptſache die Steinbilder, die im Straßburger Münſter der Kanzel gegenüber in der Höhe ausgehauen waren, aber 1685 weggemeißelt wurden: der Hirſch am Altar leſend, hinter ihm der Eſel aus dem Meſsbuch ſingend, das ihm der Kater hält; der Bär mit Weihkeſſel und Sprengel an der Spitze des Leichenzugs, nach ihm der Wolf mit dem Kreuze, der Haſe mit der Kerze, Eber und Bock den ſchlafenden Fuchs auf der Bahre tragend, unter ihnen der Affe.[143] So hat dieſes Stück der Thierfabel in der Baukunſt Stätte gehabt, ein Volkslied von der Beſtattung des Wolfes oder des Fuchſes iſt in deutſcher Sprache ſo wenig als in andern aufgefunden. Die Leichenbegängniſſe ſind auch im Verhältniß zu den Hochzeiten der Thiere die abgeleitete Form; erſcheinen jene urkundlich früher, ſo ſpricht für den Vorgang dieſer nicht bloß ihr alterthümliches Gepräge, beſonders in den Liedern aus nördlichen Ländern, ſondern auch die innere Beſchaffenheit beider Arten, die Hochzeitlieder haben ſichtlich ihren Urſprung in der Anſchauung des luſtigen Lebens im Walde, zu deſſen heiterer Darſtellung die menſchlichen Gebräuche, ſelbſt mit der kirchlichen Trauung, das Mittel abgeben, den Beſtattungen konnte kein ſo unmittelbarer Eindruck aus der Thierwelt zu Grunde liegen, bei ihnen iſt der Contraſt des thieriſchen Weſens mit den Feierlichkeiten der Kirche die Hauptſache, und wenn dort nur die menſchlich aufgeſtutzten Thiere ſich drollig ausnehmen, ſo war hier ein ſatiriſcher Rückſchlag auf den Thiermenſchen im Prieſterrocke nicht vermeidlich, was in der mönchiſchen Auslegung ſelbſt lehrreich hervorgekehrt iſt. Gleichwohl fehlt es der Beerdigung des ſcheintodten Fuchſes nicht durchaus an einem naturgeſchichtlichen Anlaß. Schon im Alterthum wurde geglaubt, dann auch von Kirchenvätern und der Geiſtlichkeit des Mittelalters, mit Anwendung auf die Trugliſt des Teufels, erzählt, daß der Fuchs ſich todt ſtelle, um die herbeifliegenden Vögel zu haſchen.[144]

Lieblinge des Lieds ſind die Vögel, beſonders die kleinern geſangkundigen. Haben die Lieder von der Hochzeit das ganze befiederte Geſchlecht zuſammengefaßt, ſo ſind andre einzelnen Zugehörigen desſelben eigens gewidmet. Der kleinſte von allen, der Zaunkönig, iſt vorzüglich auf den britiſchen Inſeln beſungen, und zwar in zweifacher Richtung. Einmal als freundliche Erſcheinung im Winter, denn zu dieſer Zeit haben ſich die verſchiedenen Arten der Zaunſchlieſer aus den Wäldern in die Gärten gezogen und laſſen auch dann ihre Lockſtimme hören. In Südirland tragen an St. Stephans Tage die jungen Dorfbewohner von Haus zu Haus einen Stechpalmenbuſch, mit Bändern geſchmückt, von welchem mehrere Zaunſchlüpfer herabhängen [145]; dieſe Zaunkönigjungen (wrenboys), wie ſie ſich nennen, ſingen unter Andrem: „Der Zaunſchlüpfer, der Zaunſchlüpfer, der König aller Vögel, ward an St. Stephans Tag im Pfriemkraut gefangen, iſt er auch klein, ſein Geſchlecht iſt groß, ich bitt' euch, gute Edelfrau, gebt uns ein Mahl! — ſing Hulſt, ſing Epheu! ſing Epheu, ſing Hulſt!“ [146] So knüpft ſich dieſes Umſingen an das früher (S. 26 f.) beſprochene Weihnachtlied von Epheu und Hulſt und wie in letzterem befinden ſich die kleinen Singvögel, hier wirklich mitaufgeführt, auf der Seite des lichtgrünen Hulſtes. Ein plattdeutſcher Kinderreim läßt den Zaunkönig, Grootjochen, ſeine Winterklage zwitſchern: „Piep, piep! wie kalt iſt der Reif, wie dünn iſt mein Kleid, wie undicht mein Bett, wie lang iſt die Nacht! wer hat das wol dacht?“.[147] Nach einer andern Seite wird die Kleinheit des Zaunkönigs ins Auge gefaßt und mit den hochſtrebenden Einbildungen und Unterfangen, die man ihm beimißt, in komiſchen Gegenſatz gebracht. Schon bei Ariſtoteles heißt er der Widerſacher des Adlers und Plinius ſagt, Adler und Zaunſchlüpfer ſeien in Zwieſpalt, weil dieſer König der Vögel genannt werde; wirklich wird er in griechiſcher und lateiniſcher Benennung, wie in altdeutſcher, als Königlein (βασιλίσκος, regulus, regaliolus, kunigli, Hoffmann althochd. Gl. 5, 12. D. Gramm. III, 363) bezeichnet. Geilers Poſtill ſpricht von ihm als dem „Zunſchlipferlin, das ſich wider den Adler ſtrüßet.“ [148] Den Königsnamen veranlaßte wahrſcheinlich der goldfarbne Reif um den Kopf des ſchmucken Sommerzaunkönigs, der deshalb auch Goldhähnlein heißt, in Verbindung mit der Luſt am Widerſpiel. Dieſe phantaſtiſche Luſt ließ es aber nicht beim Namen bewenden, eine Fabel, die noch neuerlich in der brandenburgiſchen Mark und in Pommern lebt, aber auch in Irland bekannt iſt, erzählt: wie die Vögel übereinkommen, daß der ihr König werden ſolle, welcher am höchſten fliege, wie beim Beginn des Wettflugs der Zaunkönig, von Keinem geſehen, in die Federn des Storchs ſchlüpft, wie dann, nachdem die andern alle ermüdet geſunken, nur Adler und Storch aushalten und ſich lange den Flug ſtreitig machen, bis endlich auch der Storch ſinkt und nun der Zaunkönig, mit ungeſchwächter Kraft ſeinen Verſteck verlaſſend, mit dem Adler ſich mißt, den ermatteten überfliegt und König wird.[149] Nach einem Hausmärchen aus Heſſen kündigt der Zaunkönig dem Bären, der ſeine Kinder unehrlich geſcholten hat, den Krieg an und beruft alles, was fliegt, nicht allein die Vögel, ſondern auch die Mücken, Horniſſen und Bienen, während der Bär die vierfüßigen Thiere heranführt, dieſe werden jedoch durch eine Kriegsliſt der kleinen Gegner zum Fliehen gebracht und der Bär muß den jungen Zaunkönigen Abbitte thun.[150] Beide Märchen ſpitzen ſich darauf zu, daß die Schlauheit des Kleinen über die Stärke des Großen ſiegt, aber ihre Unterlage haben ſie doch in der Vermeſſenheit des winzigen Vogels, die nun weiter in Fabel und Lied ruhmredneriſch aufſpielt. Die ſchon angezogene lateiniſche Beiſpielſammlung des engliſchen Mönchs beſagt: es gibt eine Art Zaunkönig, nach dem heiligen Martin benannt, mit ſehr langen und dünnen Beinen; dieſer Vogel ſaß eines Tags auf dem Baum und rief in der Fülle ſeines Hochmuths plötzlich aus: „Mich kümmerts nicht, wenn auch die Himmel fallen, denn mit Hülfe meiner ſtarken Beine werd' ich im Stande ſein, ſie zu halten.“ Eben fiel ein Laub auf den närriſchen Prahler, der alsbald in großem Schrecken hinwegflog und ſchrie: „O heiliger Martin, heiliger Martin, hilf deinem armen Vogel!“[151] In einem elſäßiſchen Kindermärchen meint ein kleines Huhn, dem ein Kirſchenſtiel aufs Schwänzchen fiel, der Himmel wolle zuſammenfallen, und zieht alle Thierlein die ihm begegnen in ſeine haſtige Flucht hin.[152] So bilden ſich die Kleinſten ein, daß bei ihnen der große Weltbruch anhebe. An die Stelle des Zaunkönigs tritt in einem nordſchottiſchen Volksliede das Rothkehlchen (Robin Redbreast): Robin hob ſich von der Erde und ſtieg auf einen Baum: „O hätt ich einen Schreiber, meinen Willen zu ſchreiben, eine Weile bevor ich ſterbe! Ich habe gebaut an jenem ſchönen Bachufer mehr denn dreitauſend Jahr und gerne möcht' ich mein Teſtament machen, wenn mein Grundherr mich hören wollte.“ „Sag an, ſag an, mein hübſcher Vogel, was du mir hinterlaſſen willſt! denn ſolch ein Vogel, wie du, Robin, ſaß nimmer auf dem Strauche.“ „Ich laß' euch meine hübſche Haube, meine lange ſchmale Hirnſchale, daß ihr daraus euern rothen Wein trinkt; ich laß' euch meinen hübſchen Schnabel, der das Korn zu picken (to stue the corn) pflegte, er ſei euch ein tutend Horn; ich laß' euch meine gute zwei Augen, die gleich Kryſtall ſind, ſie werden leuchten im Frauengemach, wenn das

Tageslicht erloſchen iſt; ich laß' euch meine zwei lange Rippen zu Schwibbogen (kipples) für eure Halle; ich laß' euch mein eines Bein (my thee leg), es wird euch Pfoſten und Pfeiler ſein und dauern dieß hundert Jährchen; ich laß' euch mein andres Bein, es wird euch ein Pfoſten und Pfeiler ſein und dauern immer und ewig; ihr ſollt anjochen fünfmal zwanzig Ochſenwagen und mich zum Hügel führen, auch meine Hinterſaßen (inmates) wohl behandeln und den Armen die Fülle geben." Der arme Robin hat ſein Teſtament gemacht auf einem Schober Heu, doch herbei kam der gierige Weih und riß ihn gar hinweg; dann kam herzu das bekümmerte Goldhennlein und erhob ſchwermüthige Wehklage: „Jede Frau hat ihren Herrn, aber mein guter Herr iſt dahin!"[153] Wenn hier das Rothkehlchen zum Prahler gemacht und die Trauer um den Todten, die ſonſt jenem zukommt, dem Zaunſchlüpfer übertragen, mithin ein Rollentauſch vorgegangen iſt, ſo mag dieß daher rühren, daß der Name des letztern eher, als Robin, weiblich genommen[154] und für die trauernde Wittwe verwendet werden konnte, denn es iſt Zeugniß vorhanden, daß auch ein Teſtament des Zaunkönigs geſungen ward.[155] Mehrſeitig verweben ſich die lateiniſchengliſche Erzählung und das ſchottiſche Lied mit früher betrachteten Thierfabeln; auch die vom Wolfe gefangene Gans hat den heiligen Martin zum Nothhelfer[156], das Häslein im polniſchen Liede ſchreibt ſelbſt ſein Teſtament, der Weihe ſtößt ebenſo hernieder in den Geſchichten von Froſch und Maus. Merkwürdiger iſt jedoch, daß die Hyperbel des kleinen Vogels, der mit zahlreichen Ochſenwagen zum Hügel geführt ſein will, unter den ſcherzhaft ſymboliſchen Leiſtungen des mittelalterlichen Rechts als Antrittsgebühr eines franzöſiſchen Vaſallen erſcheint, der ſeinem Lehensherrn eine Lerche, auf einem Ochſenwagen gefahren und gebunden, zu liefern hatte[157], ſowie auch die Beziehung Robins zu ſeinem Grundherrn (my lanlord) daran gemahnt, daß ein Edelmann in Franken als Lehensabgabe dem Herrn jährlich auf Martini einen Zaunkönig bringen muſte.[158]

Weitere Schwänke laſſen den Dünkel des kleinen Geſchöpfes beruhen und ſpielen den Lärmen um Nichts gänzlich auf die Seite des Erwerbers der geringen Beute. So das däniſche Lied von der geſchoſſenen Krähe: der Bauer ſoll zum Walde fahren, da hört er drinnen einen Krähe ſchreien, er wendet ſeinen Wagen und fährt eilig heim, er fürchtet, die Krähe möcht' ihn beißen; bleich und roth kommt er zu ſeinem Weib: „Ich fürchte, die Krähe wird mein Tod, ſie haut mir die Augen aus.“ Das Weib verſichert, die Krähe beiße durchaus keinen Mann. Nun läßt er ſich den Bogen geben, ſpannt ihn und ſchießt die Krähe vom Baume. Guten Nutzen zieht er aus ihr: mit den Beinen achſt er ſeinen Wagen, aus dem Kopfe macht er einen Kirchthurmknopf, aus dem Hals einen Kerbſtock, aus den Rippen einen Haublock, aus der Haut zwölf Paar Schuhe, aus der Bruſt eine Fahrbrücke, aus dem Kamm eine Holzſäge, mit den Federn deckt er ſein Haus, aus dem Talg gießt er zwölf Pfund Lichter, aus den Füßen macht er Miſtgabeln, aus den Därmen dreht er Glockenſeile, aus dem Nabel macht er einen Compaß, das Herz gibt er zum Brautſchatz u. dergl. m.; nach andrer Überlieferung baut er aus den Rippen ſeinem Gutsherrn ein Schiff, ſo ſtattlich, als gieng' es in des Königs Flotte, und aus den Därmen dreht er Takel und Tau; reich wird er von der Krähe und thut ſich lange gütlich ſammt ſeiner Hausfrau.[159] Im litthauiſchen Volksgeſange ſchießt der Hausvater einen Sperling, die Söhne ſchleifen ihn auf dem Schlitten heim, die Töchter rupfen, die Mutter bratet ihn, die Gäſte ſetzen ſich an den Tiſch und verzehren ihn, und indem ſie den Sperling verſchmauſen, leeren ſie fröhlich zwei Fäſſer mit Alus. Unter den deutſchen Handwerkſprüchen wird beim Geſellenſchleifen der Böttcher für die bevorſtehende Wanderſchaft folgendes Abenteuer vorausgeſagt: der Wandergeſelle wird zu einem Waſſer kommen, darüber ein ſchmaler Steg führt, auf dem ihm eine Jungfrau und eine Ziege begegnen; der Steg iſt ſo ſchmal, daß ſie einander nicht ausweichen können, wie ſoll er es nun machen? er ſoll die Ziege auf die Achſel nehmen, die Jungfrau unter die Arme, ſo werden ſie alle drei hinüberkommen; die Jungfrau kann er dann zum Weibe nehmen und die Ziege ſchlachten, denn das Fleiſch iſt gut auf die Hochzeit, das Leder gibt ein Schurzfell, der Kopf einen Schlegel, die Hörner ein Paar krumme Stecken, die Ohren ein Paar Flederwiſche, die Augen eine Brille, die Naſe eine Sparbüchſe, das Maul eine Reifziehe, die Beine ein Paar Bankbeine, der Schwanz einen Fliegenwedel, daß er ſeiner Frau die Fliegen wehren kann, das Euter eine Sackpfeife, womit er der Frau ein Luſtiges aufſpielen kann.[160] All dieſes Aufbauen und Ausſtatten des Hauſes, Schiffes, Handwerks, aus den Überreſten des Zaunkönigs, der Krähe, der magern Ziege, iſt nur der Mikrokosmus des altnordiſchen Weltbaus, der aus dem Körper des erſchlagenen Urrieſen ſo hervorgeht, daß aus deſſen Fleiſch die Erde geſchaffen wird, aus dem Gebeine die Felſen, aus den Haaren Bäume, aus dem Blute das Meer, aus der Hirnſchale der Himmel, aus dem Gehirne die Wolken, aus den Brauen Midgard, das Geheg der bewohnbaren Erde.[161]

/ Die Reihe der Singvögel iſt mit dem Rothkehlchen fortzuſetzen, das zuvor ſchon die Stelle des prahlenden Zaunkönigs vertrat, deſſen eigenes Amt aber ein andres iſt. Wie das Rothkehlchen mit mildthätigem Schnabel (with charitable bill) alle zarteſten Blumen, und wann keine Blumen da ſind, das dichte Moos auf ein frühes Grab zu bringen liebt, iſt aus dem Cymbeline (Act 4, Sc. 2) bekannt und die Erklärer der Stelle haben Zeugniſſe aus Shakeſpeares Zeit beigebracht, daß es Volksglaube war, der kleine Vogel bringe, wenn er einen Todten finde, Moos, Strohhalme, Laub herbei, um deſſen Geſicht, oder wenn derſelbe unbegraben bleibe, den ganzen Leichnam zu bedecken.[162] Ausgezeichnet unter dieſen Zeugniſſen iſt die engliſche Ballade von den Kindern im Walde: die zwei kleinen, verwaiſten Geſchwiſter, mitten im Walde hülflos verlaſſen, ſterben eines in des andern Armen und erhalten von Niemand ein Begräbniß, bis Robin Rothbruſt unverdroſſen ſie mit Blättern zudeckt.[163] Beſorgt für die Menſchen zeigt er ſich auch darin, daß er, nach einem alten, engliſchen Liedchen, beim Anzug des Winters ſie mit ſeinem Geſange warnt, ſich Frieskleider zu verſchaffen[164], wogegen, nach Ariſtophanes, die Schwalbe ankündigt: daß man nun das Obergewand verkaufen und ein Sommerkleid kaufen ſoll.[165] In der Bretagne genießt das Rothkehlchen beſondrer Achtung, weil es die Schmerzen des Heilands gelindert, indem es einen Dorn aus ſeiner Leidenskrone zog.[166] Deutſche Lieder gedenken deſſelben nicht namentlich, kennen aber ein frommes Mitleid der Vögel mit dem Gram und dem Tode der Menſchen; Walther von der Vogelweide ſagt von ſeiner freudloſen Zeit: „Die wilden Vögel betrübet unſre Klage“ (Lachm. Ausg. 124 = Pfeiffer Nr. 188, 30), und noch ſtärkeren Ausdruck hat der Schluß tragiſcher Balladen, worin dem Erſchlagenen zugerufen wird: „Da lieg, du Haupt, und blute, da lieg, du Haupt, und faule! um dich wird Niemand trauern, als das kleine Waldvögelein (Meinert 65. 68. 248).

Vom Kuckuck als Bringer des Frühlings war ſchon die Rede (S. 24) den Hirten bringt er einen Laubſproß oder Blumen im Schnabel[167], zur Hochzeit der Vögel, im norwegiſch-däniſchen Liede, ſchenkt er eine Nuß.[160] Daß auch letztere den Keim eines neuen ſommerlichen Wachsthums bedeute, lehrt die Vergleichung mit dem altnordiſchen Mythus von der Wiederkehr der geraubten Idun, die bald als Schwalbe, bald in Geſtalt einer Nuß von dem im Falkengewand herfliegenden Loki zurückgebracht wird[169]; im litthauiſchen Glauben wurden Göttinnen verehrt, welche den Menſchen alle Getreideſamen in einer Eichelſchale zugeſandt[170], und ein deutſches Märchen erzählt von einer Nuß, aus deren Kerne zauberhaft ein ganzer Wald von Nußbäumen erwuchs.[171] Wie nun der Kuckuck mit Knoſpenzweig und Blumen freudig begrüßt wird, ſo hörten wir auch, wenn die Blüthenzeit vorüber, ſeinen Tod beklagen; „im Winter aus, im Sommer an!“ heißt es von ihm ſprichwörtlich.[172] In dieſem leichten Sommerleben, vom Regen genetzt, von der Sonne getrocknet, zeigt ihn auch ein vielgeſungenes Liedchen:

Der Kuckuck auf dem Zaune ſaß,
  kuckuck, kuckuck!
es regnet' ſehr und er ward naß.

Darnach da kam der Sonneſchein,
  kuckuck, kuckuck!
der Kuckuck der ward hübſch und fein.

Da ſchwang er ſein Gefieder als eh,
  kuckuck, kuckuck!
er flog dorthin wol übern See.

Ein Günſtling der Sonne iſt er ſchon der alten Ekloge von ſeiner Ankunft: „Phöbus liebt den Kuckuck in der Zunahme des heitern Lichtes.[173] Auch als abgewieſener Freier tröſtet er ſich bald; ſein aſchgraues Gefieder und ſein ſeltenes Erſcheinen außerhalb des Waldes geben die Farben zu dem kleinen Bilde [Volksl. Nr. 12]:

Ein Kuckuck wollt' ausfliegen
zu ſeinem Herzenliebe.
„Pfui dich, pfui dich, du ſchwarzer Vogel!
ſo will man dich doch nirgend loben[174];
ſo fleug du hin gar balde
wol in den grünen Walde,
  kuckuck!“

„All mein' Anſchläg' gehn hinter ſich,
ich armer Kuckuck, woaus ſoll ich?
Will fliegen auf die Zinnen,
will heben an zu ſingen
mit freiem Muth: „du biſt ſchabab!
weiß mir ein' Andre in dem Hag,
kuckuck!“

Nur Eine Sorge hat der Kuckuck in ſeiner ſchönſten Zeit, wovon Freidank meldet: wann der Gauch das erſte Laub ſieht, ſo wagt er nicht, ſich deſſen zu ſättigen, er fürchtet, daß es ihm ausgehe.[175]

Vor allen andern Beſchwingten iſt in unſern Volksliedern, wie ſchon im Minneſang, die tönereiche Nachtigall beliebt und hochgehalten, ſie wird bald innig und zutraulich die liebe, viel liebe Nachtigall geheißen, bald erhält ſie den Ehrennamen Frau Nachtigall und wird mit Ihr angeredet.[176] Ihre Stimme dringt ja am tiefſten ins Gemüth, je ſchmächtiger und mißfarbiger, um ſo ſeelenhafter erſcheint die Sängerin, deren mächtige Töne die zarte Bruſt zu ſprengen drohen; aus der Dämmerung des Morgens oder in der ſtillen Nacht erſchallt ihr Geſang zauberhaft und ahnungsvoll. An ihren Namen reiht ſich denn auch am beſten die ganze Folge der Lieder und Liedesſtellen, in welcher Stimme und Erſcheinung der Vögel vornehmlich auf die Zuſtände, Stimmungen und Entſchlüſſe der Menſchenſeele bezogen ſind. In manchen Fällen wird ſich zeigen, daß dieſe Beziehungen von andern, hochfliegenden Vögeln auf die kleine Nachtigall übertragen ſind.

Von den Mahnungen, dem Rathe der Nachtigall, dem weiſen und dem bethörenden, handelt eine Reihe ſinniger, weithin anknüpfender Lieder. Meiſt bewegen ſich dieſelben in lebendiger Wechſelrede.*

Ein niederdeutſches (m. Volksl. Nr. 17 A) hebt an von einer Stadt in Öſterreich, die mit Marmelſtein gemauert und mit blauem Blumwerk geziert iſt, um dieſelbe liegt ein grüner Wald, in welchem Frau Nachtigall ſingt, „um unſer Beider willen,“ wie ein Mädchen meint, von dem ſie angerufen wird:

---

* [Der folgende, bis S. 108 reichende Abſchnitt „Rath der Nachtigall“ wird hier aus meiner Germania III, 129—146 wiederholt. Pf.]

Frau Nachtigall, klein Waldvögelein,
laß du dein helles Singen!
„Ich bin des Walds ein Vöglein klein
Und mich kann Niemand zwingen.“

Biſt du des Walds ein Vöglein klein
und kann dich Niemand zwingen,
ſo zwingt dir der Reif und kalte Schnee
das Laub all von der Linde.

„Und wann die Lind ihr Laub verliert,
behält ſie nur die Äſte,
daran gedenkt, ihr Mägdlein jung,
und haltet eur Kränzlein feſte!

Und iſt der Apfel roſenroth,
der Wurm der iſt darinne;
und iſt der Geſell all ſäuberlich,
er iſt von falſchem Sinne.

Daran gedenkt, ihr Mägdlein jung,
und laßt euch nicht betrügen!
und loben euch die Geſellen viel,
thun nichts, denn daß ſie lügen.

Zwiſchen Hamburg und Braunſchweig
da ſind die breiten Straßen,
und wer ſein Lieb nicht behalten kann,
der muß es fahren laſſen.“

Zum Seitenſtücke, mit ähnlichem Eingang, bietet ſich die Anſprache eines unglücklichen Freiwerbers im Antwerpener Liederbuche (Volksl. Nr. 17 B):

. . in meines Vaters Hof
da ſteht eine grüne Linde,
darauf ſo ſingt die Nachtigall,
ſie ſingt ſo wohl von Minne.

Ach Nachtigall, klein Vögelchen,
wollt' ihr eur Zunge bezwingen,
ich würd all eure Federlein
mit Golddrath laſſen bewinden.

„Was frag ich nach eurem rothen Gold
oder nach eur loſer Minne?
ich bin ein klein wild Vögelchen,
kein Mann kann mich bezwingen.“

Seid ihr ein klein wild Vögelchen,
kann euch kein Mann bezwingen,
ſo zwingt euch der Hagel, der kalte Schnee
die Läuber von der Linden.

„Zwingt mir der Hagel, der kalte Schnee
die Läuber von der Linden,
alsdann ſo ſcheint die Sonne ſchön,
ſo werd ich wieder ſingen.“

Der junge Geſell macht ſich ſpornſtreichs auf, „all über die grüne Straße,“ zu den Landsknechten, die er im blanken Harniſch glitzern ſieht. Beide Zurufende wollen der Nachtigall den Geſang verbieten, weil er ihren Liebeswünſchen nicht günſtig zu lauten ſcheint, aber das Mädchen erhält heilſame Warnung und der gewitzigte Freier faßt männlichen Entſchluß. Ein andrer Kriegsmann, der zu Augsburg gefangen liegt, fordert im Gegentheil die Nachtigall zum Singen auf: ſeine Liebſte lehnt ihr Leiterlein an den Thurm und hört einen Wechſelgeſang, deſſen Alles, was drinnen iſt, ſich erfreut (Volksl. Nr. 16):

So ſing, ſo ſing, Frau Nachtigall,
da andre Waldvögelein ſchweigen!
ſo will ich dir dein Gfieder
mit rothem Gold beſchneiden.[177]

„Mein Gfieder beſchneidſt mir freilich nicht,
ich will dir nimmer ſingen,
ich bin ein kleins Waldvögelein,
ich trau dir wohl zu entrinnen.“

Biſt du ein kleins Waldvögelein,
ſo ſchwing dich von der Erden,
daß dich der kühle Thau nicht netz,
der Reif dich nicht erfröre!

„Und netzet mich der kühle Thau,
ſo trücknet mich Frau Sonne;
wo zwei Herzlieb beinander ſind,
die ſollen ſich baß beſinnen.

Und welcher Knab in großen Sorgen liegt
und der ein ſchwere Bürde auf ihm trägt,
der ſoll ſich freuen gen der lichten Sommerzeit,
daß ihm ſein Bürde geringert werd.

So hab ich von den Weiſen hören ſagen:
großen Unmuth ſoll man aus dem Herzen ſchlagen,
man ſoll ihn unter die tiefe Erde graben,
ein friſchen freien Muth den ſoll ein Krieger haben.

Zwiſchen Berg und tiefem Thal
da liegt ein freie Straße,
wer ſeinen Buhlen nit haben wöll,
der mag ihn wohl fahren laſſen."

Auch hier iſt der Rath ein beſonnener, eine Tröſtung und Ermuthigung ſelbſt für den Gefangenen. Anderwärts aber wirkt der Nachtigallſchlag verführeriſch und leidenſchaftlich aufregend. Als der heilige Bernhard beim Beſuche des Ciſtercienſerkloſters Himmerod in der Eifel die Mönchszucht in tiefem Verfalle fand und zugleich der üppige Geſang der Nachtigallen ringsumher zu ſeinem Ohre drang, ward es ihm klar, daß dieſer an dem weltlichen Sinne der Brüder ſchuld ſei, zürnend erhob er die Hand und ſein Bannſpruch zwang das ganze Volk der Nachtigallen, von dort hinwegzufliehen, ſie flogen zum Frauenſtifte Stuben an der Moſel.[178] „Von der Minne" läßt Konrad von Würzburg die Sangſtimme der viel lieben Nachtigall erklingen[179], „ſie ſingt ſo wohl von Minne," hieß es zuvor im niederländiſchen Lied, in den Bruchſtücken eines andern wird ſie von dem verlaſſenen Mädchen, das die Geſchichte ſeines Unglücks erzählt, für ſolches verantwortlich gemacht. Davon ſind nur zwei Geſätze noch unentſtellt erhalten[180], das eine:

Es war zu Nacht, in ſo ſüßer Nacht,
daß alle die Vögelein ſungen,
die ſtolze Nachtigall hob an ein Lied
mit ihrer wilden Zunge;

das andre:

Nun will ich ziehn in den grünen Wald,
die ſtolze Nachtigall fragen:
ob ſie alle müßen geſchieden ſein,
die einſt zwei Liebchen waren?

Dem beſſer berathenen Mädchen des erſten Liedes ſteht hier eine Verführte gegenüber und ſchlimmer als dem jungen Landsknecht und dem Gefangenen zu Augsburg ergeht es in einem verwandten Liede[181] den drei Geſellen aus Roſendael in Nordbrabant. Sie haben ihr Geld verzehrt, ziehen auf Freibeute und greifen einen reiſenden Kaufmann an; von dem Löſegelde, das ſie ihm abnöthigen, kaufen ſie Jeder ein apfelgrau Roſs und reiten zu Antwerpen ein, wo ſie alsbald ergriffen und auf die Folterbank gelegt werden; das macht ihr junges Herz trauern:

Nun ſind all unſre Glieder lahm,
was ſollen wir beginnen?
ich will nicht mehr nach Roſenthal gehn
und hören die Nachtigall ſingen.

O Nachtigall, klein Waldvögelein,
wie habt ihr mich betrogen!
ihr pflagt zu ſingen vom Birnebaum,
wo ſchöne Fräulein waren.

Wie dieſe Geſprächlieder überhaupt allerlei Verwirrung erlitten haben, ſo folgen hier an unrechter Stelle noch zwei Strophen („O Nachtigall, klein Vögelein, wollt ihr mich lehren ſingen? u. ſ. w.“) mit der ſtändigen Formel von Zwingen und Nichtzwingen, dagegen tritt der Sinn des Vorausgehenden beſtimmt und eigenthümlich hervor: der junge Geſell wirft die Schuld ſeines Unheils auf die Nachtigall, ihr Geſang hat ihn bethört, zu zügelloſem Leben aufgereizt, erſt in die Sommerluſt zu ſchönen Frauen und von da auf die Wege kecken Frevels geführt, bis er zuletzt vom hohen Roſs auf die Peinbank niederſteigen muſte. Liedesklänge vom wohlgezierten Schloß und der Linde, darauf die Nachtigall ſingt, die ihre Federn nicht mit Golde beſchlagen laſſen will, aber vom Zwange des Froſtes und Schnees bedroht iſt, haben ſich auch in Dänemark und Schweden verbreitet, zum Theil wörtlich mit Deutſchem ſtimmend, doch wieder mit andern Anknüpfungen und in freieſter Bewegung.[182] Daneben begegnet man dort ſolchen Liedern, worin das Belauſchen des Vogelſangs nur zum Vorwand verliebter Abend- und Waldgänge dient; ſo beſagt ein däniſches:

(Jungfrau Mette:) Da bin ich geſtanden die Nacht ſo lang
und hört' auf der Nachtigall ſüßen Sang.

(Herr Peder:) Du horchteſt nicht auf der Vögel Sang,
doch auf Olufs vergüldeten Hornes Klang.

Ein ſchwediſches:

Du haſt nicht gehorcht auf den Vogelſang,
du warteteſt auf des Geſellen Gang.

„Nicht wartet' ich auf des Geſellen Gang,
ich habe gehorcht auf den Vogelſang;“

zuletzt das Geſtändniß:

Die Jungfrau weinet, die Zähren rollen:
„deinethalb gieng ich geſtern zum Holze.“

Noch iſt ein engliſches Lied bekannt geworden, das von alter Zeit in Cornwallis und Devonſhire umgeht und neuerlich auch von corniſchen Arbeitern an den Bleigruben des Moſellands geſungen wurde: „Mein Herzlieb, komm mit! hörſt du nicht den zärtlichen Sang, die ſüßen Weiſen der Nachtigall, wie ſie ſingt in den Thälern drunten? ſei nicht erſchrocken, im Schatten zu wandeln, noch in den Thälern drunten!“ Das Mädchen heißt ihn allein dem Sange nachgehn, ſie will ihm derweil ſeinen Eimer nach Hauſe tragen, aber ſeine Bitte wiederholt ſich dringender; bald darauf gehen ſie als Brautleute zur Kirche und fortan erſchrickt ſie nicht mehr, im Schatten zu wandeln, in den Thälern drunten, und die zärtliche Rede, den ſüßen Sang der Nachtigall zu hören. [185]

Es ſind ſehr ausgedehnte Zuſammenhänge, auf die zur Erläuterung der vorangeſtellten deutſchen Liederweiſe eingegangen werden muß. Nordfranzöſiſche Dichtungen zeigen den Eindruck des Vogelſangs in beſonders ſtätiger Stufenfolge vom beſänftigenden Rath und der Anregung ſanfter Gefühle bis zur Weckung des Heldengeiſtes und zur Anſtiftung gewaltſamen Rachewerks. Ein kleines Volkslied in der gedruckten Sammlung von 1538 [186] betrifft die Rathfrage eines Heirathluſtigen: „Nachtigallchen! was ſingſt du hier?“ „Und was begehrſt du hier?“ „Was ich begehre? eine Frau begehr' ich.“ „So nimm nicht die Weiße, denn ihre Farbe trübt ſich! nimm nicht die Rothe, ſie iſt gar ſo ſtolz! nimm mir die Bräunliche, die ſo artig iſt, ſo geliebt von Vater und Mutter, von Schweſter und Bruder!“ Selbſt nicht von glänzendem Äußern, empfiehlt die weiſe Nachtigall, der anſpruchloſen Liebenswürdigkeit den Vorzug zu geben. Kleine Reigen (rondes) aus der Normandie halten noch echten Volkston ein, auch an Deutſches gemahnend: „Hinter meines Vaters Haus, da iſt ein Niederholz (a. eine blühende Ulme), dort ſingt die Nachtigall, Tag und Nacht entlang; ſie ſingt für die Mädchen, die keinen Freund haben, ſie ſingt nicht für mich, ich hab' einen, Gott ſei Dank!“ oder: „An der klaren Quelle wuſch ich mir die Hände, am Laub der Eiche hab' ich ſie getrocknet, auf dem höchſten Zweige ſang die Nachtigall. Sing, ſchöne Nachtigall, die du ein fröhliches Herz haſt! meines iſt nicht ſo, mein Liebſter hat mich verlaſſen um einer Roſenknoſpe willen, die ich ihm verweigert. Ich wollte, die Roſe wäre noch am Roſenſtrauch, und der Roſenſtrauch ſelber wäre noch zu pflanzen, und der Pflanzer ſelbſt wäre noch nicht geboren, und mein Freund liebte mich noch.“ [187] Ausſprüche der Nachtigall über rechtſchaffene und unſtäte Liebe beleuchtet, in der Neige des 13ten Jahrhunderts, Baude, ein flandriſcher Sänger: „Ihr wißt nicht, was die Nachtigall ſprach, ſie ſprach, daß Liebe durch falſche Liebende zu Grunde gieng; das ſprach die Nachtigall, aber ich ſage, daß der ein Thor iſt, der ſich von guter Liebe ſcheiden will u. ſ. w. Wohl habt ihr die Nachtigall gehört: wenn ihr nicht redlich liebt, habt ihr die Liebe verrathen, wehe dem, der ſie verrathen wird!“ [188] Was die Nachtigall ſprach (se dist li louseignols), ſcheint ebenſo ſprichwörtlich gegolten zu haben, als die Reden Salomons oder die des Bauers (ce dist Salemons, ce dist li vilains) [189], wenn es auch nicht, wie dieſe, geſammelt iſt. Bei den höfiſchen Dichtern der früheren Zeit, Provenzalen und Nordfranzoſen, gehörten die Singvögel mit zu dem üblichen Frühlingsbild am Eingange der Lieder, doch eben im nachhaltigen Gefallen an dieſer Form erprobt ſich ihre volksmäßige Begründung und manchmal noch iſt der Sänger von den alten Anklängen tiefinnerlich erfaßt. Statt Aller ſei hier von provenzaliſcher Seite Bernart von Ventadorn angeführt, der vom ſüßen Sange der Nachtigall, freudig erſchrocken, in der Nacht aufgeweckt wird und ſelbſt ein verliebtes Freudenlied zu ſingen anhebt [190]; ſodann aus dem nördlichen Frankreich Guiot von Provins oder Gaſſe Brulé, unter deren Namen ein Kunſtlied geht, das ſo beginnt: „Die Vögel meines Heimatlands hört' ich in Bretagne, bei ihren Geſängen bedünkt es mich, daß ich ſie vormals in der ſüßen Champagne gehört habe, mag es Täuſchung ſein, ſie haben mich in ſo ſüße Gedanken verſenkt, daß ich ein Lied zu dichten anhob;“ dasſelbe iſt der Sehnſucht nach einer fernen Geliebten gewidmet.[191] Den Geſang der Vögel als Heimatmahnung, der in der Lyrik zum Liede weckt, kennen auch die epiſchen Dichtwerke, jedoch, wie es ihnen anſteht, in entſchiedener Richtung auf die That. So das Gedicht von Amicus und Amelius[192]: Es war an Oſtern, im April, wann die Vögel hell und heiter ſingen, als Graf Amis in einen Baumgarten trat; er hört ihr Getös und Gekreiſch, da gedenkt er auf einmal ſeines Landes, ſeiner Frau und ſeines kleinen Sohnes, die er ſeit ſieben Jahren nicht geſehen hat, die Augen gehen ihm über und es drängt ihn, mit dem erſten Morgenlichte dorthin aufzubrechen. Der Held eines andern Romans, Aubri von Burgund, zweifelt an der Treue ſeiner Gemahlin, der Königin von Baiern, unruhvoll geht er in den Garten, lehnt ſich an einen Weidenbaum, ſieht den Fiſch im Strome ſchwimmen, hört die Lerche, die Amſel, den Staar, den Galander im Geſträuche ſingen und ſieht die Blumen längs der Wieſe blühen, da gemahnt es ihn, wie er ein Jüngling war, ſeiner Liebes- und Frühlingszeit: „Fiſch, wie haſt du all deinen Wunſch! Vogel, der du ſingeſt, wie haſt du deine Wonne! So lebt' ich als junger Ritter, da ich nichts hatte, denn mein geſchwindes Roſs, meinen ſtarken Speer und meinen neuen Schild; damals wäre mir ein grünes Kränzlein lieber geweſen, denn hundert Mark im Gurte; um ſchöne Frauen tummelt' ich mich wacker, manche Stadt und manche Veſte brach ich, gute Jahre hatt ich, beim heiligen Marcell! Nun iſt's vorbei; der Bracke, der gekettet iſt, um beſſer am Pfahle feſtgehalten zu werden (a. ein Bär in der Kette, dem man den Maulkorb anlegt u. ſ. w.), ſteckt wahrlich nicht in ſo heilloſem Zwinger, wie ich jetzt.“[193] Im Parzival zieht Herzeloide, deren Gemahl, Gamuret von Anjou, vom Speere gefallen iſt, in den einſamen Wald, um ihren jungen Sohn vor Ritterſchaft zu behüten, die dem Vater verderblich war; nichts darf vor dem Knaben von einem Ritter verlauten, ſchon aber ſchneidet Parzival ſich Bogen und Bolz, womit er Vögel ſchießt; hat er einen getroffen, der zuvor mit lautem Schalle ſang, da weint er und rauft ſich die Haare; wenn er ſich Morgens am Fluſſe waſcht, dann dringt der ſüße Vogelſang über ihm in ſein Herz und dehnt ihm die junge Bruſt, weinend läuft er zur Mutter, doch kann er nicht ſagen, wie ihm geſchehen; ſie geht der Sache nach, bis ſie ihn nach dem Schalle der Vögel lauſchen ſieht und inne wird, daß von dieſer Stimme die Bruſt ihres Kindes erſchwillt, nach angeborner Art und eigener Luſt; da befiehlt ſie ihren Leuten, die Vögel aufzufangen und zu tödten, aber die Vögel ſind „beſſer beritten,“ mancher entrinnt dem Tod und vergnügt ſich noch ferner mit Geſang; auch erbittet Parzival ihnen Frieden, die Mutter küßt ihn und ſpricht: „Was wend' ich deſſen Gebot, der doch der höchſte Gott iſt? ſollen Vögel meinethalb Freude laſſen?“ [194] Parzivals jugendliche Regung iſt nicht etwa ſo zu verſtehen, daß der Vogelſang, von dem auch die Minnelieder durchklungen ſind, zunächſt die zarte Sehnſucht und nur mittelbar den Kampfmuth anfache, der Nachdruck iſt wörtlich auf Ritterſchaft, Ritterſsleben gelegt, in deſſen vollem Gehalte Frauendienſt und Tapferkeit unzertrennlich zuſammenfallen. Geradezu kriegeriſch wirkt in einem karlingiſchen Gedichte [195] die Stimme der Vögel, voraus der Nachtigall, auf das Gemüth eines andern Heldenkinds. Jourdain, Sohn des ermordeten Grafen Girard von Blaives, hat am Hof eines Königs über Meer Zuflucht gefunden, als er nun eines Morgens früh in den Baumgarten gegangen iſt, hört er den Geſang der Nachtigall und die Luſt der andern Vögel, da gedenkt er an den Wütherich Fromont, der ihm Vater und Mutter mit der Schärfe des Schwerts im Schlaf erſchlagen und ihn ſelbſt des Landes enterbt hat: „Jetzt,“ ruft er aus, „ſollt' ich dort in meinem Lande ſein, Ritter wär' ich dann für jetzt und immer und würde meinen tapfern Vater rächen.“ Selbſt der Wortlaut des Nachtigallrufes drängt zum Schwerte, man findet denſelben gleichfalls in einer Dichtung des genannten Sagenkreiſes, derjenigen von Frau Aie [196]: zur Oſterzeit, wann die Wälder lauben und die Wieſen beblümt ſind, die Vögel ſingen und großen Lärm verführen, auch die Nachtigall, welche ſpricht occi, occi! (tödte!), da geräth das Mädchen in Schrecken, das ſeinen Freund (im Heerlager) ferne weiß. [197] „Süße, artige Nachtigall, die du ſprichſt occi occi occi!“ beginnt ein Lied in einer muſikaliſchen Handſchrift des 15ten Jahrhunderts. [198] Nur theilweiſe bekannt geworden iſt das Singgeſpräch von Guillaume le Vinier, Bürger zu Arras gegen Ende des 13ten Jahrhunderts, worin derſelbe ausruft: „Hocherfreut iſt mein Herz durch die Nachtigall, die ich gehört, wie ſie ſingend ſprach: fier fier, oci, oci, ſchlag todt Alle, die ein Schrecken Treuliebender ſind! [199] Dieſes occi occi, das auch die Bauern bei Verfolgung Reinekes, der den Hahn wegträgt, als Mordgeſchrei erſchallen laſſen [200], verlautet als Loſung der Nachtigall am deutlichſten im Gedichte von den Thaten des Mönchs Euſtach, eines berüchtigten Seeräubers aus der Grafſchaft Boulogne, der 1217 umkam; dort wird ein wunderlicher Schwank erzählt: Euſtach hat dem Grafen von Boulogne ſchlimme Streiche geſpielt und wurde deshalb von ihm verfolgt, war auch ſchon in ſeinen Händen, aber unerkannt; jetzt reitet der Graf dem Entronnenen in den Wald nach, da ſteigt Euſtach in ein Weihenneſt, macht ſich zur Nachtigall und hat den Grafen zum Narren; als er denſelben vorbeikommen ſieht, ſchreit er: ochi ochi, ochi ochi! (ſchlag todt, ſchlag todt!). Der Graf antwortet: „Ich werd' ihn todtſchlagen, bei Sanct Richier! wenn ich ihn mit Händen greifen kann.“ Euſtach: fier fier! (ſchlag zu, ſchlag zu!) Der Graf: „Meiner Treu! ich werde zuſchlagen, aber an dieſem Orte krieg' ich ihn nimmermehr.“ Euſtach neckt fürder: non l'ot, si ot! non l'ot, si ot! (er hatt' ihn nicht, hatte doch!) Graf: „Hatte, ja wohl! geſtohlen hatt' er mir all meine guten Roſſe.“ Euſtach: hui hui! Graf: „Wohl geſprochen! noch heute (hui) werd' ich ihn mit meinen Händen erſchlagen, wenn ich ihn zu Handen kriege; kein Thor iſt, wer dem Rathe der Nachtigall glaubt, ſie hat mich gut gelehrt, an meinen Feinden Rache zu nehmen, denn ſie ruft, ich ſoll ihn ſchlagen und tödten.“ Da macht der Graf von Boulogne ſich auf, den Mönch Euſtach zu verfolgen.[201] Eine ſolche Deutung der verſchiedenen Tonſtufen des Nachtigallſchlags läßt keinen Zweifel darüber, daß man in ihm nicht lediglich die ſchmelzenden Hauche der Sehnſucht vernahm. Zugleich erſcheint es hier als volksmäßiges Herkommen, derlei Naturlauten Sinn und Wort unterzulegen. Übrigens iſt das Spiel mit oeci doch erſt für ein hinzugekommenes anzuſehen, während die weſenhaftere Vorſtellung vom Vermögen der Vogelſtimme, den Heldengeiſt zu wecken und den ſchlagfertigen Entſchluß hervorzurufen, ſchon in den Liedern des nordiſchen Alterthums ſich aufzeigen läßt.

In dem Mythenliede vom Urſprung der drei Stände, Rigsmal, iſt es nicht die wohlſingende Nachtigall, ſondern die heiſere Krähe, die dem Sprößling des edeln Geſchlechts, dem jungen Jarlsſohne, kriegeriſche Mahnung zuruft; des Vogelzwitſcherns kundig[202], reitet er durch Geſträuch und Wälder, läßt das Geſchoß fliegen, beizt Vögel, da ſpricht die Krähe, die einſam auf dem Zweige ſitzt: „Was ſollſt du, junger Edling, Vögel beizen? beſſer ziemte dir, Streitroſſe zu reiten und Heer zu fällen, Dan und Danp haben koſtbare Hallen, herrlicheres

Stammgut, als ihr habt, ſie verſtehen wohl, den Kiel zu ſteuern, Schwertſchneide Wunden reißen zu laſſen.“[203] Wie Parzival ſchießt der nordiſche Jüngling nur erſt nach den Waldvögeln[204] und, gleich Jenem, wird er darüber vom Vogelſchall ergriffen; wie den Sohn Girards der Nachtigallſang zur Erkämpfung ſeines Erbes und zur Vaterrache befeuert, ſo reizt die Krähe ihren Lehrling durch das leuchtende Vorbild däniſcher Königsahnen[205], ſich ſtattlichern Stammbeſitz mit dem Kriegsſchiff und der blutigen Schwertſchneide zu erobern, bereits ein altnordiſches occi! Zur Wikingsfahrt anzutreiben, war die Krähe vornehmlich geeignet; dieſe Vögel zogen gleichzeitig mit den nordfrieſiſchen Seefahrern im Frühling von den Inſeln weg und kehrten mit ihnen im Herbſte wieder heim, auch ſollen jene Frieſen eine Krähe in ihrer Fahne geführt haben.[206] Nach einem der eddiſchen Sigurdslieder erhält dieſer junge Wölſung von den Vögeln auf dem Reiſe, deren Geſpräch er durch Koſten vom Herzblut des Wurmes verſteht, die Weiſung, den treuloſen Regin zu erſchlagen und ſich des Hortes zu bemächtigen; ein Vogelweibchen[207] ſingt den andern zu: „Klug bedäucht' er mich, wüßt' er zu brauchen euern großen Liebesrath (âstrâd), ihr Schweſtern!“[208] Gerade verwaiſten, heimatloſen Heldenſöhnen wird die Stimme der Wildniß, rathend und tieferregend, vernehmbar. Im deutſchen Volkslied iſt von ſolchen Waffenrufen nur unſichere Spur vorhanden. Nichts was dem gewaltſamen occi entſpräche, unerachtet das Wälſch der Vögel vielfach ins Deutſche übertragen iſt.[209] Bei den Minneſängern und ſpäterhin hat die Nachtigall nur ſchmachtende oder tändelnde Lieder ohne Worte[210]: tandaradei, deilidurei, titidon zizi zi u. ſ. w.[211], und wenn der vielgewanderte tiroliſche Dichter Oswald von Wolkenſtein[212] jenes occi ſelbſt ertönen läßt, ſo geſchieht es in einem bunten Gemiſche deutſcher und romaniſcher Rufe. Zwar ſingt die Nachtigall dem Gefangenen zu Augsburg: „Ein friſchen freien Muth den ſoll ein Krieger haben!“ und der dieß Liedlein geſungen hat, iſt „ein Krieger gut“[213], die drei Geſellen aus Roſenthal, die ihr zugehorcht, ſind Freibeuter geworden und der von ihr hinweg zu den Landsknechten gegangene Freiersmann ſchließt mit den Worten[214]:

Der uns dieß Liedchen erſtmals ſang,
er hat es wohl geſungen
mit Pfeifen- und mit Trommelklang,
zum Trotz den Neiderzungen.

Aber das Eigenthümliche dieſer Stücke beruht in den Gegenſätzen: der verſchmähte Liebhaber geht von der minneſingenden Nachtigall zum blanken Harniſch und ſingt von ihr zu Pfeifen und Trommelklang; „der in großen Sorgen liegt,“ der Gefangene, Gefolterte, hat noch den trotzigen Muth, mit dem kleinen Waldvöglein und den hübſchen Liedern von ihm zu ſpielen. Auch für dieſe Wendung kann ein franzöſiſches Volkslied verglichen werden: Drei Abenteurer aus Lyon, die ohne den rothen Heller (ne croix ne pille, Bild- und Kehrſeite der Münze) zur See gegangen und vom Nordwind weit in das ſalzige Meer hinausgejagt ſind, wo ſie von heidniſchen Galeeren (Barbaresken) verfolgt und zur Übergabe aufgefordert werden, ſtellen ſich unter den Schutz Gottes, der Jungfrau Maria, des heiligen Nicolaus und der heiligen Barbara, Einer aber ſtimmt an: „Nachtigallchen des Waldes, geh und ſage meiner Freundin: Gold und Silber, ſoviel ich habe, davon ſoll ſie Schatzmeiſterin ſein; über meine drei Schlöſſer ſoll ſie die Herrſchaft haben, das eine iſt in Mailand, das andre in Picardie, das dritte in meinem Herzen, doch wag' ich das nicht zu ſagen.“[215] Der ſchließende Anruf war ohne Zweifel ein Liedchen für ſich, aus dem Bereiche der nachher zu erörternden Liedergattung vom Botenamte der Vögel, zumal der Nachtigall als Liebesbotin[216], doch iſt daſſelbe nicht bloß zufällig beigeſchrieben, ſondern dient zum Ausdruck des kecken Sinnes, der luſtigen Selbſtverſpottung jener lockern Geſellen, mitten in Meeresſturm und Feindesdräuen. Dem deutſchen Kriegsvolke ſchmettert die Nachtigall in den wildeſten Schlachtlärm hinein. Nach ihr war eine Art ſchweren Geſchützes benannt; die Nachtigall dieſes Schlags wog 60 Centner, ſchoß 50 bis 60 Pfund Eiſen und zu ihr gehörten 13 Wagen mit 88 Pferden.[217] Thätig iſt eine ſolche bei Zerſtörung des Schloſſes Hohenkrähen im Jahre 1512[218]:

Der Kaiſer mit ſeim Frauenzimmer,
ſeiner Kantorei vergiß ich nimmer,
viel Freud in dieſer Sache:
die Nachtgall hat ſich geſchwungen auf,
nit beſſer mocht mans machen.

Die Singerin ſingt den Tenor ſchön,
die Nachtgall den Alt in gleichem Ton,

ſcharpf Metz baſſiert mit Schalle,
die Schlang den Discant warf darein,
ſie achten nit, wem es gfalle.

Sie ſungen, daß die Mauren kluben
und Bett und Bölſter zum Dach aus ſtuben,
es war ein ſeltſamer Tanze.

Bei der Einnahme von Doornick 1521 waren:

ſo ich mich bſinn, drei Singerinn,
vier Nachtigal mit Namen u. ſ. w.
die Nachtigal allein zumal
hätt dieſe Stadt erſungen.[219]

Beſonders aber wird in einem der niederdeutſchen Landsknechtlieder auf die geldriſch-burgundiſche Fehde von 1542—43 erzählt, wie die Geldrer das Lager des Prinzen von Burgund bei Nacht überfallen:

Die Sonne hat ſich verborgen (verkyket),
die Sterne ſind aufgegangn,
der Mond iſt hervor gedrungen,
Frau Nachtigall mit Geſang;
ſie ſungen alſo helle,
daß es in den Himmel klang.[220]

Unter den hellſingenden Nachtigallen verſteht der geldriſche Kriegsknecht nichts Andres, als was er früher unbildlich ſagte: „Die Büchſen hört man krachen im Jülicher Land ſo weit“; jetzt aber zieht er, gleich dem Geſellen aus Lyon, die Nachtigall der Liebeslieder herbei, und zwar[221] den Anfang eines in demſelben Tone verfaßten Wächterlieds:

Die Sonne die iſt verblichen,
die Sterne ſind (a. der Mond iſt) aufgegangn,
die Nacht die kommt geſchlichen,
Frau Nachtigall mit Geſang.[222]

In ein andres, ſtilleres Gebiet führt die aus fernem Morgenland ſtammende Fabel von den drei Lehren der Nachtigall. Dieſelbe tritt am früheſten in der griechiſchen Legende Barlaam und Joaſaph hervor: Ein Vogelſteller fängt eine Nachtigall und will ſie ſchlachten, da ſpricht ſie: was ihn dieß helfe, da er ſich doch mit ihr nicht den Magen füllen könne? woll' er ſie aber der Bande entledigen, ſo werde ſie ihm drei Anweiſe geben, deren Bewahrung ihm für ſein ganzes Leben nützlich ſein werde. Erſtaunt über ihre Anrede, verheißt er ihr die Freiheit, wenn ſie ihm etwas Neues zu hören gebe. Nun lehrt ſie: „Unerreichbares ſtrebe nie zu erlangen, laß dich keine verlorne Sache reuen und glaube kein unglaubliches Wort!“ Nachdem er ſie losgelaſſen, will ſie erkunden, ob er den Gehalt ihrer Worte begriffen und ſich Nutzen daraus gezogen habe. Aus der Luft herab ſpottet ſie der Unklugheit des Mannes, der ſolchen Schatz hingegeben, denn in ihren Eingeweiden befinde ſich ein Edelſtein (μαργαρίτης), größer als ein Straußenei. Voll Beſtürzung und Reue, verſucht er ſie wieder zu fangen, er will ſie in ſein Haus zurücklocken, wo er ſie freundlich bewirthen und dann ehrenvoll entlaſſen werde, die Nachtigall aber zeigt ihm, wie wenig er ihre Lehren genützt, die er doch gerne angehört: er habe ſchlecht behalten, daß er um Verlorenes ſich nicht grämen und daß er nicht verſuchen ſolle, ſie zu fangen, deren Weg er nicht verfolgen könne, und wie könnte ihr Inneres einen Edelſtein bergen, größer als ihre ganze Geſtalt?[223] Mit dem Barlaam gieng dieſe Fabel in die abendländiſchen Sprachen über, namentlich im 14ten Jahrhundert in die allgemein verbreitete goldene Legende[224]; vor und nach dieſer Zeit iſt ſie auch manigfach in andern Verbindungen oder für ſich allein erzählt worden, ſo in der gleichfalls vielgebrauchten Disciplina clericalis aus der erſten Hälfte des 12ten Jahrhunderts[225], in der beliebten Sammlung Gesta Romanorum[226], altfranzöſiſch: in den Ermahnungen des Vaters an den Sohn, einer gereimten Bearbeitung der Disciplina[227], und als beſondres Lai, deutſch: zwar nicht in Rudolfs Barlaam, aber unter den gereimten Beiſpielen aus dem 13ten Jahrhundert, dann von Boner, Hans Sachs und anderwärts.[228] Da einige der genannten Sammelwerke für den geiſtlichen Unterricht beſtimmt waren, weshalb auch die Fabeln und Märchen mit chriſtlichen Deutungen überreich verſehen ſind, ſo konnte die Nachtigall, deren Lehrſprüche ſchon Barlaam in ſolcher Weiſe auslegt, ſelbſt vom Predigtſtuhl zum Volke reden. Die vielfältigen Aufzeichnungen ſtimmen wohl im Ganzen überein, doch bildet die Disciplina clericalis, deren Verfaſſer, ein getaufter ſpaniſcher Jude, nach ſeiner Angabe (S. 34), zum Theil aus arabiſchen Quellen geſchöpft hat, mit den zwei altfranzöſiſchen Stücken eine beſondre Reihe, die ſich von den andern durch einige hieher nicht unerhebliche Züge unterſcheidet: der Vogel weigert ſich, in der Gefangenſchaft zu ſingen[229], und muß daher ſchon vor Ertheilung und auf bloße Zuſage der drei Sprüche freigelaſſen werden, ſtatt der Lehre, nicht nach Unerreichbarem zu trachten, ſteht die, was man habe, feſtzuhalten, auch wird im Eingange die Annehmlichkeit des Gartens geſchildert, in welchem das unbenannte Vögelein ſingt. Das kleine Landſchaftbild, ſonſt nur leicht entworfen, erwächſt in dem nordfranzöſiſchen Lai zu einer ausgeführten Darſtellung ſelbſtändigen Inhalts: Vor mehr als hundert Jahren beſaß ein reicher Bauer ein wunderſchönes Herrenhaus, wie kein andres auf der Welt war, mit herrlichen Thürmen und köſtlichem Baumgarten, rings von einem Strom umfloſſen; ein Ritter hatt' es erbaut, deſſen Sohn es dem Bauer verkaufte; der Garten duftete ſo von Roſen und andrer Würze, wär' ein Kranker eine Nacht darin gelegen, er wäre geheilt von dannen gegangen; die Bäume trugen Früchte jeder Art und zu jeder Jahreszeit; er war gänzlich durch Zauberkunſt geſchaffen. Mitten darin ſprang ein klarer Quell, beſchattet von einem Baume, der nie ſein Laub verlor; auf dem Baume ſang täglich zweimal, Morgens und Abends, ein Vogel, kleiner als ein Sperling (? moisson), größer als der Zaunkönig; weder Nachtigall noch Amſel, Droſſel noch Staar, Lerche noch Galander war ſo lieblich zu hören, er ſang Lieder und Weiſen, daß weder Geige noch Harfe ſich damit meſſen konnte, der Kummervollſte vergaß beim Geſange des Vogels ſein Leid, erglühte neu von Liebe, dachte ſich einem Kaiſer oder Könige gleich, wenn er auch Bauer oder Bürger war, und hätt' er über hundert Jahre verlebt, er däuchte ſich alsbald ein Jüngling, ein Diener ſchöner Frauen zu ſein. Ein andres Wunder war, daß der Garten nur ſo lange beſtehen konnte, als der Vogel dorthin zu ſingen kam, denn vom Geſange geht der Liebeshauch aus, der Blumen und Bäume in Kraft erhält; wäre der Vogel ausgeblieben, ſogleich wäre der Garten verdorrt und die Quelle verſiegt. Der Bauer, dem dieſes Anweſen gehört, will eines Morgens ſein Geſicht an der Quelle waſchen, als eben der Vogel hoch auf dem Baume mit vollem Athem ſein Lied anſtimmt und in ſeinem Latein alſo ſingt: „Hört auf mein Lied, Ritter, Geiſtliche und Laien, die ihr der Minne huldigt und ihre Schmerzen duldet! auch zu euch, ſchöne Jungfraun, ſprech' ich: voraus ſollt ihr Gott lieben und ſein Gebot halten, gerne zur Kirche gehn und ſein Amt anhören! Gott und Minne ſind einhellig, beide lieben Sinn, Wohlgezogenheit, Ehre, Treue, Milde, beide hören auf ſchöne Bitte, und haltet ihr euch an jene Tugenden, ſo könnt ihr Gott und die Welt zugleich haben.“ Als aber der Vogel den filzigen Bauer unter dem Baume lauſchen ſieht, da ſingt er in andrem Tone: „Laß deinen Lauf, o Fluß! Häuſer, Thürme, ſtürzet ein! welket, Blumen! Kräuter, dorret! Bäume, hört auf zu tragen! hier pflegten mich edle Fraun und Ritter zu hören, denen der Brunnen lieb war, die an meinem Geſange ſich vergnügten, durch ihn um ſo ſchöner liebten, Milde, Höflichkeit, Tapferkeit übten, Ritterſchaft handhabten; jetzt hört mich dieſer miſsgünſtige Bauer, dem Münze lieber iſt als Minne, der hieher kommt, nicht um beſſer zu lieben, nein um beſſer zu eſſen, zu trinken, zu ſchlingen.“ Damit fliegt der Vogel hinweg, der Bauer aber denkt darauf, ihn zu haſchen, um ihn theuer zu verkaufen, oder, wenn das nicht gelänge, in ein Käfig zu ſperren und ſich früh und ſpät von ihm ſingen zu laſſen; er ſtellt Netze, worin der Vogel gefangen wird, und nun erſt folgt die ſchon bekannte Geſchichte von den drei Kluglehren (trois sens); der befreite Vogel kehrt nicht wieder, die Blätter fallen vom Baume, der Garten verödet, die Quelle verſiegt und das Sprichwort bewährt ſich: wer Alles begehrt, verliert Alles.[230] Die Verbindung des indiſchen Apologs mit dem feudaliſtiſchen Märchen iſt nicht ſonderlich gelungen. Zweimal des Vögleins Lehren und ſo verſchiedenartig, daß die beiden Theile ohne inneren Zuſammenhang neben einander ſtehen; der Fluch des hinwegfliegenden Wundervogels verliert alle Wirkung, wenn dieſer gleich am Abend in den Garten zurückkehrt. Dennoch iſt das Dichteriſche des Grundgedankens nicht zu verkennen: eine ganze Ritterwelt, hochgethürmte Burg, Sommerwonne, Frauendienſt, Waffenruhm, wird von dem kleinen Geſchöpfe heraufgeſungen und ſchwebt an dem Zauber ſeiner ſüßen, belebenden Stimme. Gewiſs war dieſer Gedanke dem ungeſchickten und weitſchweifigen Verdoppler der Fabel nicht eigen, vielmehr iſt hier, wie anderwärts beim unſtrophiſchen Lai[231], eine beſſer abgeſchloſſene Vorlage in Liedesform anzunehmen, auf welche jedoch voraus ſchon die zum Gemeingut gewordene Lehrfabel eingewirkt haben kann. Von ſolchem Einfluß zeigen ſich ja auch in den deutſchen Volksliedern unverkennbare Merkmale. Zuerſt die wiederkehrende Bezeichnung der Örtlichkeit:

Da liegt eine Stadt in Öſterreich (Osterrik),
die iſt ſo wohl gezieret
all mit ſo manchem Blümlein blau,
mit Marmelſtein gemauret.[232]

Da ſteht ein Kloſter in Oſtenreich (Oostenrijc),
es iſt ſo wohl gezieret
mit Silber und mit rothem Gold,
mit grauem Stein durchmauret.[233]

Es liegt ein Schloß in Oſterreich,
das iſt gar wohl erbauet
von Zimmet und von Nägelein,
wo findt man ſolche Mauren?[234]

Überall iſt es hier derſelbe Landesname, wie er, je in der beſondern Mundart, dem deutſchen Öſterreich zukommt; entſchieden auf dieſes bezieht ſich das Lied von einem unſchuldig gefangenen und hingerichteten Knaben:

Es liegt ein Schloß in Öſterreich,
das iſt ganz wohl erbauet
von Silber und von rothem Gold,
mit Marmelſtein vermauret.

Schluß:

Wer iſt der uns dies Liedlein ſang?
ſo frei iſt es geſungen;
das haben gethan drei Jungfräulein
zu Wien in Öſterreiche.[235]

Das erſte Geſätz iſt vernehmlicher Nachklang der älteren Lieder von der Nachtigall, aber in dieſen ſelbſt weiſt der märchenhafte Bau der Stadt, des Kloſters, Schloſſes auf urſprünglichen Bezug zu einem entlegenern Oſtlande.[236] Um jene Stadt her liegt der grüne Wald mit der ſingenden Nachtigall, die aber, wie das Vöglein der einen Fabelreihe, ſich nicht zum Sange zwingen läßt; ihre Sprüche werden auch gerne noch in der Dreizahl gehalten, ſelbſt wenn ſie nicht alle gleich gut auf den gegebenen Fall zutreffen, und es ſind darunter einige, in denen ein leichter, der Sorge und des Kummers ſich entſchlagender Sinn empfohlen wird; vom Barlaam an, wo die Schlußlehre lautet: „Gräme dich nicht um eine vorübergegangene Sache!“[237] tönt dieſelbe in vielen Sprachen fort und in den deutſchen Nachtigallliedern iſt ſie durch einen verſchiedentlich gefaßten Spruch vertreten, der auch für ſich beſtehend oder ein anderartiges Lied beſchließend in Notenbüchern des 16ten Jahrhunderts vorkommt:

Zwiſchen Berg und tiefem Thal
da liegt ein freie Straße:
Und wer ſein Lieb nicht behalten mag,
der muß es fahren laſſen.[238]

Der vielfach vermittelten Lehrfabel aus dem Oſten kamen Anklänge des heimiſchen Volksgeſangs entgegen. In jener waltet eben der Lehrzweck vor, die Lehren ſind verſtändig und nützlich, auch der Art des Vögleins wohl angepaßt; die Volkslieder ſind lebhafter empfunden, ſie faſſen einerſeits das Leben der Vögel mit all der Innigkeit auf, die ihm überhaupt in deutſcher Dichtung zugewandt iſt; und ſtellen demſelben von der andern Seite Menſchen mit tieferregtem Gemüthe gegenüber. Alte Sprüche ſagen: „Ich bin frei, wie der Vogel auf dem Zweig; ich bin Niemands, Niemand iſt mein, wer mich faht, des will ich ſein.“[239] Dem Falken wird zugerufen: „Du fleugſt, wohin dir lieb iſt, du erkieſeſt dir in dem Walde einen Baum, der dir gefalle“[240]; ebenſo der Nachtigall; „Du biſt ein kleins Waldvögelein, du fleugſt den grünen Wald aus und ein.“[241] Darum heißt ſie bei den Minneſängern: die *freie* Nachtigall[242]; noch 1532 wird ihre Freiheit zu Bamberg obrigkeitlich anerkannt: „Gebot der Nachtigall halb: ſoll nicht gefangen werden.“[243] In den Zweigeſprächen nun will man ihr das helle Singen bald unterſagen, bald gebieten oder ablernen und zum Dank ihr Gefieder mit Golde bekleiden, aber ſie verſchmäht das glänzende Zeichen der Dienſtbarkeit. Konrad von Würzburg vergleicht ſein eigenes, keinen äußeren Lohn anſprechendes Dichten dem Geſange der Nachtigall, die ſich nicht darum kümmert, ob Jemand ſie höre oder nicht.[244] Sie ſelbſt rühmt ſich, daß Niemand ſie zwingen könne und ſie jeder Gewalt zu entrinnen wiſſe. Allein die freifliegenden Vögel ſind auch obdachlos, aller Unbill des Wetters und der Jahreszeit preisgegeben. Schon die altnordiſche Dichterſprache nennt den Winter Betrübniß, Angſt der Vögel[245]; ihr Ungemach unter freiem Himmel bezeichnen in angelſächſiſchem und ſkaldiſchem Gebrauche die Beiwörter des Adlers und des Raben: der naßfedrige, thaufedrige, ſchmutzkleidige, thaufarbige.[246] Mittelhochdeutſche Dichter fragen zur Zeit des Laubfalls: „Wo nehmen nun die Vögel Dach?“[247] Wann auf der Linde Roſt liegt, dann iſt die Zeit, wo der Wald des Laubes bloß wird „und die Nachtigall ihr Herze zwinget,“ d. h. zu winterlangem Schweigen niederhält.[248] So wird ihr auch im Volksliede, wenn ſie mit ihrer Freiheit ſich brüſtet, entgegengehalten, daß doch der Reif, der Hagel, der kalte Schnee ihr das ſchirmende Laub von der Linde ſtreiſe, ſie ſoll ſich hinwegſchwingen, damit nicht der kühle Thau ſie netze, der Reif ſie erfröre; doch hat ſie auch hierauf Antwort: „Und netzet mich der kühle Thau, ſo trücknet mich Frau Sonne.“ Luſt und Leid, Bedrängniß und Troſt eines Nachtigallebens iſt damit in wenigen Zügen vorübergeführt. Ein ähnliches Liedchen läßt den Kuckuck, vom Regen durchnäßt auf dem Zaune ſitzen, darnach kommt der Sonnenſchein, alsbald ſchwingt der Kuckuck ſein Gefieder und fliegt über den See hin; dieß der ganze Inhalt.[249] Ohne Nutzanwendung oder Lehrſpruch ſind ſolche der Natur abgelauſchte Lebensbilder ein Spiegel menſchlicher Zuſtände und Erfahrungen. An die Geſchichte der Nachtigall treten nun ſo mancherlei perſönliche Fragen und Begehren heran, die von jungen Mädchen und Geſellen geſtellt werden, von Verliebten, Werbenden, Verlaſſenen, Ausgewieſenen, Gefangenen. Überall ſind es Anliegen des klopfenden Herzens, denen die Nachtigall Rede ſtehen ſoll, und ſie antwortet durch das Beiſpiel ihrer eigenen Erlebniſſe: mit der entlaubten Linde mahnt ſie zum Feſthalten des jungfräulichen Kränzleins, durch den goldenen Flügelſchmuck will ſie nicht ihre Freiheit binden laſſen, ihr bereiftes Gefieder und die trocknende Sonne gibt ſie dem Mann im Kerker zum Troſte. All das bewegt ſich in der leichten Schwebe des Vogelſangs und Vogelflugs und doch waltet ein tiefer Klageton in dieſer Flüchtigkeit der Sommerluſt, des Jugendmuths, des Liebelebens, und in dem letzten Rathe der Entfliegenden: fahren zu laſſen, was nicht zu behalten iſt. Die Fabel von den drei Lehren des Vögeleins hatte ſelbſt wohl in friſcher Naturanſchauung ihren Urſprung: war ſie allmählich altklug geworden, im lebendigen Borne des Volksgeſangs konnte ſie, eine badende Nachtigall, ſich verjüngen.

Beiderlei Arten des bedeutſamen Vogelſangs, der aufreizende und der lehrhafte, werden als Rath bezeichnet; ſo auf der einen Seite was dem jungen Sigurd (ástrád) und dem Grafen von Boulogne (conseil) geſungen wurde, andrerſeits, in der norwegiſchen Bearbeitung des Barlaam um 1200 und in einer alten Verdeutſchung der Gesta romanorum, die drei Räthe der Nachtigall an den Vogelſteller.[250] Der vorgenannte Graf weiſt aber zugleich auf einen ſprichwörtlichen Ausdruck oder Denkreim, wenn er ſagt: „Kein Thor iſt, wer dem Nachtigallrathe glaubt.“ [251] Entſprechend iſt es im Renner (Z. 2873) Merkmal eines Einfältigen: „der hörte nie ein Vöglein im Maien.“ Nach einer engliſchen Ballade äußert der von ſchwerem Unheil bedrohte Graf Percy von Nordhumberland, als er mit ſeiner ſchönen Frau in den Garten geht: „Ich hört' einen Vogel ſingen in mein Ohr, daß ich muß fechten oder fliehen.“ [252] Meiſter Hagens kölniſche Reimchronik, geſchrieben 1270, berichtet von den Anſchlägen des Biſchofs Engelbrecht wider die Stadt: „Der Biſchof hört“ ein neues Lied ſingen ein ander Vögelchen: „Herr Biſchof! wollt ihr Herr ſein von Köln der Stadt, über Arm und Reich, all euer Leben lang, dazu will ich euch Rath geben.“ „Ja! ſing an, Vögelchen! ich will dir gefolgig ſein.“ „Fahrt ein zu Köln auf euren Saal und thut, was ich euch rathen werde!“ Der Vorſchlag geht auf heimliche Bewaffnung und treuloſen Überfall. „Des Rathes war der Biſchof froh und that genau alſo.“ [253] Auch der Reimſpruch eines bairiſchen Herolds um 1424 ſtreift an die kriegeriſchen Aufrufe, indem von einem turnierluſtigen Adelsgeſchlechte gerühmt wird: „Und hörten ſie einen Grillen ſingen von einem Ritterſpiel, ſie legten darauf Koſtung viel.“ [254] Eben der ſprichwörtliche und formelhafte Gebrauch, verhohlene Rathſchläge und Entſchlüſſe, ſelbſt in wenig dichteriſchen Angelegenheiten, auf Eingebung der Vögel zu ſchieben, ſetzt eine lebensvollere Auffaſſung voraus, wie ſie altverbreitet in Heldenmären und Volksliedern nachgewieſen werden konnte; eine Auffaſſung, die nicht einzig ſinnbildlicher Art iſt, ſondern wirklich von dem „hellen Singen,“ der „wilden Zunge“ des Waldvögleins ausgeht. Indem der Nachtigall unter allen Waldesſtimmen mit dem kräftigſten Klang auch die reichſte Manigfaltigkeit der Töne zu Gebot ſteht [255], vermag ſie Alles, was im Innern des Hörenden ſchlummert oder wach iſt, aufzurühren und jene verſchiedenſten Gemüthsſtimmungen, nachdenkliche, gefühlvolle, ſtürmiſche, gleich eindringlich anzuſchlagen.

Soviel vom Rathe der Nachtigall; damit iſt jedoch ihr Geſchäftskreis in der deutſchen Volksdichtung lange nicht erſchöpft, ſie hat noch Vielerlei auszurichten, als Sendbotin, Wahrſagerin, femartige Zeugin und Anklägerin verborgener Schuld, und dieſe verſchiedenen Berufe greifen wechſelſeitig ineinander. Nicht zu vergeſſen iſt endlich die von allem Geflügel des Waldes und der Lüfte gefeierte Hochzeit der Nachtigall mit dem Gimpel. [256]

Dem Eindrucke der Vogelſtimme geſellt ſich derjenige des Fluges und auch ihn haben vielerlei Lieder, ernſt oder ſpielend, zur Darſtellung gebracht. Weiteſte Räume raſch durchmeſſend, über Land und Meer ſich hinſchwingend, Mauer und Zinne hoch überſchwebend, ſind es die Vögel, die ſich das Verlangen in unerreichbare Ferne vor allen zu Boten wünſcht und denen die Poeſie dieſen Dienſt wirklich überträgt. Als Liebesbotin wird beſonders die Nachtigall verwendet, ihr ſteht ja mit dem Fluge zugleich der herzbewegende Geſang zu Gebote. „Nachtigall, gut Vögelein, meiner Frauen ſollt du ſingen in ihr Ohr dahin!“ ruft der Minneſänger Heinrich von Stretlingen und nimmt zum Kehrreim ſeines Liedes die Nachahmung des Nachtigallſchlags[257]; ein Andrer: „Nachtigall, ſing einen Ton (Geſangweiſe) mit Sinne meiner hochgemuthen Königin! kund' ihr, daß mein ſteter Muth und mein Herze brenne nach ihrem ſüßen Leib und ihrer Minne!“[258] Der von Wildonie läßt ſein Maienlied ein Vögelein vor dem Walde ſingen.[259] Franzöſiſche Volkslieder fordern herkömmlich die wilde Nachtigall auf, einen Botendienſt zu der Schönen zu thun und ihren ſtrengen Sinn zu erweichen.[260] Der eigenthümlichen Wendung am Schluſſe des Liedes von den drei Geſellen aus Lyon iſt ſchon oben gedacht.[261] Die Verbindung des Anrufs an die Nachtigall mit der Bedrängniß des Singenden erinnert an die Lieder vom gefangenen Kriegsmann und von den drei Geſellen aus Roſenthal. Den innerlichen Urſprung dieſer Nachtigallſendungen erklärt ein altengliſches Gedicht, dem der Frühling die Zeit iſt: „Wann Liebende ſchlafen mit offenem Auge, wie Nachtigallen auf grünem Baume, und ſehnlich verlangen, fliegen zu können, um bei ihrem Lieb zu ſein.“[262] Noch einfacher das deutſche Lied:

Wenn ich ein Vöglein wär'
und auch zwei Flüglein hätt',
flög' ich zu dir.[263]

Die Botſchaft der Nachtigall wird aber auch in ausgeführte Handlung geſetzt. Hoch- und niederdeutſch gieng im 16ten Jahrhundert folgendes Lied im Schwange [Volksl. Nr. 15 A]:

Es ſteht eine Lind' in jenem Thal,
darauf da ſitzt Frau Nachtigall.

„Frau Nachtigall, kleins Waldvögelein!
du fleugſt den grünen Wald aus und ein.

Ich wollt', du ſollſt mein Bote ſein
und fahrn zu der Herzallerliebſten mein."

Frau Nachtigall ſchwang ihr Gefieder aus,
ſie ſchwang ſich für eins Goldſchmids Haus.

Da ſie kam für des Goldſchmids Haus,
da bot man ihr zu trinken heraus.

„Ich trink kein Bier und auch kein' Wein,
denn bei guten Geſellen fröhlich ſein.

Ach Goldſchmid, lieber Goldſchmid mein,
mach mir von Gold ein Ringelein!"

Und da das Ringlein war bereit,
groß Arbeit war daran geleit.

Frau Nachtigall ſchwang ihr Gefieder aus,
ſie ſchwang ſich für eins Burgers Haus.

Da ſie kam für des Burgers Haus,
da lugt das Maidlein zum Fenſter aus.

„Gott grüß' euch, Jungfrau hübſch und fein!
da ſchenk' ich euch ein Ringelein."

Was ſchenkt ſie dem Knaben wieder?
ein' Buſch' mit Kranichsfedern.

Die Federn waren wol bereit,
es ſoll ſie tragen ein ſtolzer Leib.

Den erſten Theil einer ſchottiſchen Ballade, die in verſchiedenen Faſſungen aufgezeichnet iſt, bildet die Sendung des Vogels, wodurch eine Entführung, als andrer Theil des Gedichts, vorbereitet wird; der Vogel heißt bald Taubenfalke (goshawk), bald Papagei, doch reimt ſich Keines von Beiden mit ſeinem gerühmten Singen. Er ſoll einen Liebesbrief ſeines Herrn der Maid in Südengland bringen, doch wie ſoll er ſie ausfinden, die er niemals ſah?[261] Der Herr bezeichnet ſie ihm: was roth an ihr, das ſei wie Blut auf Schnee getropft, was weiß, wie Flaum der Seemöve. Wohl unterwieſen, fliegt der kleine Vogel über die tobende See, bis er einen Thurm von Golde ſieht; er läßt ſich vor dem Thore der Jungfrau nieder; ſingt auf einer Birke, da ſie zur Kirche geht, auf einer Eſche, da ſie aus der Meſſe kommt, auf einem Bette von Thymian vor ihrem Fenſter, als ſie zum Mahle niederſitzt, Alles, was ihm vorgeſagt iſt, ſingt er hinein. Die Jungfrau heißt ihre Geſpielen in der Halle ſitzen und den rothen Wein trinken (vgl. Gudr. Str. 1330), ſie ſelbſt geht zum kleinen Fenſter, des Vögeleins Geſang zu hören. Sie will dasſelbe prüfen, ſei es ihres Treuliebs Vogel, ſo werde es zum Ärmel ihres Gewandes hineinſchlüpfen und am Saume wieder heraus. Der Vogel weiſt ſich mit dem Brief unter ſeinem Flügel aus, worauf ſie ihn mit den Bändern aus ihren Haaren, mit der Nadel von ihrer Bruſt und mit dem Herzen darin, ſowie mit dem Beſcheide, wo ihr Liebſter ſie treffen möge, zurückſendet.[265]

Im nordiſchen Alterthum ließ man, vor Anwendung des Magnets, Raben mit beſondrer Weihe vom Schiffe fliegen, um durch ihr Ausbleiben oder ihre Wiederkehr zu erkunden, ob Land in der Nähe ſei oder nicht. Mythiſche Zubildung dieſes Gebrauchs iſt es, daß Odhin jeden Tag zwei Raben über die Welt ausfliegen läßt, die ſich nachher auf ſeine Achſeln ſetzen und ihm alles Neue, was ſie geſehen oder gehört, in das Ohr ſagen; ſie heißen Huginn und Muninn, Denkkraft und Erinnerung, und damit erhält dieſer Botenflug überhaupt das Wahrzeichen geiſtigen Verkehrs.[266] Zunächſt dem Mythus ſteht das ſchwediſche Volkslied vom Raben Rune: Herr Tune hat ſeine Tochter in fremdes Land verheirathet, wo es ihr übel ergeht; in Feſſeln geworfen, blickt ſie durchs Fenſter und ſieht den Raben Rune daherfliegen; ſie ruft ihm zu, ob er für ſie in fernes Land fahren wolle? „Im Walde hab' ich meine Junge, ſo weit fahr' ich nicht mit ihnen beſchwert.“ „Nimm deine Junge und leg' ſie an meine Bruſt, ſo können ſie eſſen, ſo lang ſie gelüſtet.“ Der Rabe fliegt aus, trifft Herrn Tune und meldet ihm, daß ſeine Tochter gefangen liege. „Willkommen mir, Rabe Rune! für dich hab' ich Meth und Wein gemiſcht.“ „Nicht lüſtet mich nach Meth noch Wein, aber gib mir Waizenkörnlein für meine Junge!“ Sie meſſen ihn mit Scheffel und Löffel: „Nimm hin ſo viel du führen kannſt!“ Tune ſattelt ſein treffliches Braunroſs und befreit die Tochter.[267] Die däniſche Ballade dieſes Inhalts weicht in Vielem ab. Die Gefangene, die am nächſten Tage verbrannt werden ſoll, hört des Raben Schwinge und fragt ihn, ob er den Wächterton ſingen könne? Er bejaht es, er ſei noch klein geweſen, da er denſelben gelernt. Sie verſpricht ihm ihr rothes Goldband, wenn er zu ihren Blutsfreunden fliegen und ihrem Bruder Hildebrand Botſchaft bringen wolle. „Was ſoll ich mit deinem Gold ſo roth? viel lieber nehm' ich mein Rabenfutter." „Liebſter Rabe! willſt du für mich fliegen, meines Herren Auge geb' ich dir." Der Rabe ſchlägt ſeine Schwingen aus und fliegt über drei Königreiche; er fliegt in die Stube hinein, wo Hildebrand den klaren Wein trinkt, und richtet die Botſchaft aus. Hildebrand ſpringt über den Tiſch, daß der Wein auf den Boden fließt, beſteigt ſein falbes Roſs und rennt über das wilde Meer, weil er aber mitten im Sunde das Roſs nennt, wird er abgeworfen; Roſs und Rabe kämpfen die Jungfrau ihren Bedrängern ab und bringen ſie dem Bruder, der am Strande ſteht; durch einen Kuſs von ihr werden die beiden Thiere gleichfalls zu ihren Brüdern.[268] Dieſes däniſche Lied berührt ſich mit einem weitern: Der Rabe fliegt am Abend, am Tage darf er nicht, er fliegt hoch über die Mauern, wo er die Jungfrau in ihrer Kammer trauern ſieht, er fliegt ſüdlich und nördlich, fliegt hoch in die Wolke, ſieht die Jungfrau traurig ſitzen und nähen, und fragt, warum ſie ſo bitterlich weine? Sie blickt aus dem Fenſter und ſagt: wer ſie tröſten und auf ihren Kummer hören wolle? Dann heißt ſie den wilden Walraben herfliegen, um ihm all ihr heimliches Leid zu erzählen: ihr Vater verlobte ſie einem Königsſohn, aber ihre Stiefmutter ſandt' ihn fern in öſtliche Reiche, um ſie dem eigenen häßlichen Schweſterſohne zu geben, ihren Bruder Werner verwandelte die Stiefmutter und ſandt' ihn in fremde Land. Der Rabe fragt: was ſie ihm geben wolle, wenn er ſie zu ihrem Bräutigam führe. Sie verſpricht ihm das rothe Gold und das weiße Silber; das heißt er ſie behalten und verlangt den erſten Sohn der beiden Verlobten. Da nimmt ſie den Rabenfuß, legt ihn auf ihre weiße Hand und ſchwört bei ihrem Chriſtenglauben, daß er den Sohn haben ſolle. Alsbald ſetzt er ſie auf ſeinen Rücken, fliegt mit ihr mühſam über das wilde Meer und läßt ſich auf die Zinne des Hauſes nieder, vor dem der Bräutigam, den Silberbecher auf der Hand, ſteht und die Jungfrau willkommen heißt. Die Hochzeit wird getrunken, als aber der erſte Sohn zur Welt kommt, da ſetzt der wilde Rabe ſich auf die Zinne und mahnt an das Gelöbniß. Die Mutter weint und ſchlägt die Hände zuſammen, daß es kein Mägdlein iſt. Der Vater geht hinaus und bietet für ſeinen Sohn ſchöne Burgen, dazu ſein halbes Land; allein der Rabe droht, wenn ihm das Kind nicht werde, das Reich zu verwüſten und den Herrn ſelbſt zu erſchlagen. Das Kind muß von der Mutter Bruſt hingegeben werden, der Rabe nimmt es in ſeine Klaue, gluckſt fröhlich, hackt ihm das rechte Auge aus und trinkt ſein Herzblut halb; ſo wird er zum ſchönſten Ritter, es iſt der Bruder, der lange verzaubert war, und auf das Gebet der Verſammelten lebt auch das Kind wieder auf.[269] Der ſehnſüchtige Blick nach Rettung, das unwiderſtehliche Verlangen in die Ferne hat in dieſen nordiſchen Liedern einen wilden, aber den kräftigſten Ausdruck gefunden, wenn die Jungfrau bereit iſt, die Jungen des ausfliegenden Raben an ihrer Bruſt zu äzen, oder wenn ihm der erſte Sohn verſprochen wird; der Botendienſt erſtreckt ſich im letzten Stück auf die Überführung der Verlangenden ſelbſt und indem die rettenden Thiere verwandelte Brüder ſind, dienen ſie zugleich dem nicht minder mächtigen Drange zu helfen, der jener Sehnſucht und Bedrängniß fernfühlend entgegenkommt.

Die Sendung des Raben bildet einen Haupttheil des altdeutſchen Gedichtes von Sanct Oswald, König in Engelland, der auch in kirchlichen Bildwerken mit dem Raben erſcheint.[270] Dieſer junge König hört durch den Pilgrim Warmund von der ſchönen Tochter des Heidenkönigs Aaron, jenſeits des Meeres, welche heimlich nach der Taufe Verlangen trage. Er will einen Boten haben, der erkunde, ob ſie ihm geneigt ſei und Chriſtenglauben annehmen wolle; dann würd' er mit Heeresmacht nach ihr über Meer fahren. Der Pilgrim wendet ein, daß der Heide jedem Boten, der um ſeine Tochter werbe, das Haupt abſchlage; auch ſei die Burg desſelben ſo feſt, daß Oswald dreißig Jahre davor liegen könnte, ohne der Jungfrau anſichtig zu werden. Er weiß einen andern Rath: Oswald habe auf ſeinem Hof einen edeln Raben erzogen, den ſoll er zum Boten nehmen, der ſei ihm nützer, als der weiſeſte Mann und als ein ganzes Heer; durch des Herren Gebot ſei derſelbe redend worden. Der Rabe ſitzt auf einem hohen Thurme, wo ihn der König nicht erlangen kann, aber nach Gottes Willen fliegt er auf den Tiſch und mit dem erſten Worte, das er jemals ſprach, heißt er den Pilgrim Warmund gottwillkommen. Er will die Botſchaft des Königs werben und dieſer küſst ihn an Haupt und Schnabel. Nach der eigenen Weiſung des Raben wird ein Goldſchmid herbeſchieden, der denſelben in ſeine Schmidte trägt und ihm das Gefieder mit gutem rothem Golde beſchlägt, auch auf ſein Haupt eine goldene Krone ſchmiedet, damit man ſehe, daß er eines Königs Bote ſei. Tag und Nacht bis zum vierten Morgen arbeitet der Meiſter an dem kunſtreichen Werke. Dann wird dem Raben ein Brief mit des Königs Inſiegel unter das Geſieder gebunden, dazu ein goldenes Ringlein mit ſeidener Schnur. Mit Sanct Johannes Minne und dem himmliſchen Herrn empfohlen, wird er entſandt, bis an den zehnten Tag fliegt er ohne Eſſen und Trinken, da entweicht ihm, als er über dem Meere ſchwebt, die Kraft und er ſetzt ſich auf einen hohen Stein, der aus dem wilden Meere gewachſen. Vor Hunger und Müde trauert und klagt er, als ein Fiſch zu dem Steine ſchwimmt, den er fängt und fröhlich zu eſſen beginnt. Ein wildes Meerweib ergreift ihn bei den Füßen und führt ihn in den Meeresgrund. Sie zeigt ihn ihren Geſpielen und meint, es möge wohl ein Engel ſein. Sie wollen Kurzweil mit ihm treiben, doch er entgegnet, am Hofe ſeines Herrn kurzweile kein fremder Mann, bevor er gegeſſen und getrunken; ſie ſollen ihm Käſe und Brot, Semmeln und Wein geben laſſen, ſammt einem guten Braten, davon werden Gäſte wohlgemuth. Er wird nach Wunſche bewirthet und denkt nun darauf, wie er den Frauen entrinnen möge. „Sieh hinum!“ ruft er Einer zu, „was Wunders hebt ſich an des Meeres Grunde? Gott will ſeinen Zorn erzeigen, all die Welt hat ihr Leben verloren.“ Die Frauen erſchrecken und ſchauen begierig hin, der Rabe ſchwingt ſein Geſieder, fliegt wieder auf den Stein und erhebt hier einen ungefügen Schall, daß es in das Meer zurückhallt. Die bethörten Frauen trauern über den Verluſt des liſtigen Vogels. Am ſechſten Tage hernach ſchwebt der Rabe über der Burg des Königs Aaron, er ſetzt ſich zwiſchen zwei Zinnen auf die Burgmauer, ſieht Hunde und heidniſche Männer und ſpäht nach der Jungfrau. Doch die iſt ihres Vaters Schoßkind, er hat ſie in eine Kammer verſchloſſen, wo kein Lichtſchein auf ſie fällt, als durch die gläſernen Fenſter; von vierundzwanzig Jungfraun und vier Herzogen wird ſie ſtets gehütet, die halten über der jungen Königin ſorglich ein Seidentuch, roth und weiß, wenn ſie zu Tiſche geht, damit weder Wind noch Sonnenſchein ihr nahe. Der Rabe ſieht, wie ſchwierig es ſei, ihr die Botſchaft zu bringen, und flög' er vor den König in den Saal herab, ſo würde der grimmige Mann ihn fangen und tödten. Er beſchließt, zu warten, bis ſie eſſen und trinken, dann werde der Zorn von ihnen weichen, ſei doch ſelbſt der beſte Chriſt ungemuth, wann ihn hungre. Als man die letzten Richten aufträgt, fliegt der Rabe auf den Tiſch und ſpricht: „Der Herr des Himmels geſegne euch euer Trinken und Eſſen!“ Damit verneigt er ſich gegen den König, grüßt die Jungfrau heimlich mit den Augen, neigt ſich auch vor der alten Königin und dem ganzen Hofgeſinde. Die Heiden ſehen ihn an und geſtehen, daß ſie nie einen feinern Vogel ſahen. Er will nun ſeine Botſchaft ſagen, wenn ihm der König Frieden gebe. Dieſer fürchtet zwar Betrug, doch verſagt er den Frieden nicht, worauf der Rabe ſeine Werbung vorbringt und dabei die Macht ſeines Herrn höchlich anrühmt. In heftigem Zorne bricht der König den Frieden, das Haus wird überall verſchloſſen, der Rabe gefangen, mit Riemen gebunden und ſoll vor den finſtern Wald aufgehängt werden. Doch die Fürſprache der Königstochter, die ſogar droht, ſich mit einem Spielmann aus dem Lande zu heben, bringt es dahin, daß ihr der Rabe gegeben wird. Sie löſt mit eigener Hand ſeine Bande und trägt ihn in ihre Kammer, wo ſie ihm Semmeln und guten Wein, Zahmes und Wildbrät auftragen läßt. Hernach ſchwingt er ſein Gefieder aus einander und heißt ſie den Brief und das Ringlein ablöſen, die ihr König Oswald ſende. Bis an den neunten Morgen behält ſie den Gaſt, dann bindet ſie ihm unter das Gefieder einen Brief und ein Goldringlein mit ſeidener Schnur, das er über Meer führen ſoll, zugleich trägt ſie ihm umſtändliche Weiſung auf, wie König Oswald, wenn er nach ihr fahren wolle, am Ende des Winters ſich auszurüſten habe, beſonders auch ſoll er den Raben wieder mitbringen, ohne den ſeine Mühe verloren ſei. Am zwanzigſten Tage ſeines Rückflugs ſchwebt der Rabe über dem Meere, als ein Sturmwind ihn erfaßt, die ſeidene Schnur ſich löſt und das Ringlein an den Grund des Meeres fällt. Er fliegt auf eine Felswand, und hebt ſeine Klage an, die von einem Einſiedler vernommen wird, welcher ſchon dreißig Jahre daſelbſt wohnt. Dieſer kennt den Raben, denn ihm iſt vom Herrn geboten, um Sanct Oswalds willen, dem der Rabe dient, ſeiner zu warten. Er tröſtet den klagenden Vogel, wirft ſich kreuzweiſe zur Erde und betet zu Gott und ſeiner Mutter um das goldene Ringlein. Alsbald trägt ein Fiſch es im Munde her, der Einſiedler empfängt es knieend und bindet es dem Raben wieder an. Dieſer ſchwebt nun am ſechſten Tag über ſeines Herren Burg, ſetzt ſich auf einen hohen Thurm und treibt ungefügen Schall. Vier Diener Sanct Oswalds hören es und eilen, je einer dem andern vorſpringend, dem Könige, der mit ſeinen Helden zu Tiſche ſitzt, die liebe Mähre zu ſagen. Der König ſpringt vom Tiſche, geht hinaus und wirft ſeinen Zobelmantel zur Erde, auf den der Rabe niederfliegt. Zwar trägt der König ihn ſchleunig in ſeine Kammer, aber der Rabe will vor Allem wieder eſſen und trinken, dann könn' er um ſo beſſer mit ſeinem Herrn Weisheit pflegen. Erſt am nächſten Morgen richtet er dem Könige, dem die Nacht ein Jahr lang iſt, die erwünſchte Botſchaft aus. Oswald rüſtet ſich nun, den Winter hindurch, bis zu Sanct Georgen Tag. Dann ſchifft er mit dem Heere ſich ein, auch ein Hirſch mit ſchönem Geweihe, den er wohl ſiebenzehn Jahre auf ſeinem Hof erzogen, wird mitgenommen (vgl. V. 1114), der Rabe wird vergeſſen. Ein Jahr und zwölf Wochen fahren ſie, bis ſie die herrliche Burg des Heidenkönigs erblicken. An einer verborgenen Stelle landen ſie und nun ſoll der Königstochter Botſchaft zugehen. Da wird erſt der Rabe vermiſst und ſie halten ſich für verloren: auf ihr demüthiges Gebet aber ſchicken Gott und ſeine Mutter einen Engel nach dem Raben aus. Der vergeſſene Vogel iſt nicht wohl gelaunt: ſein Herr habe ſtatt ſeiner einen Hirſch mitgenommen, warum er den nicht zu der jungen Königin ſende? Auf weitern Zuſpruch des Engels erwidert er: ſeit des Königs Abfahrt ſei ihm keine Menſchenſpeiſe, weder Wein noch Brot geworden, davon ſei er ſeiner Kraft verluſtig und könne ſeinem Herrn nicht helfen; der Koch und der Kellner haben ihm ſeine Pfründe genommen, er habe mit den Hunden eſſen müßen, welchem derſelben er dann Speiſe genommen, der hab' ihn jämmerlich angegreint; ſo hab' er von Hunger große Noth gelitten und ſein Gefieder ſei ihm ſehr zerzerrt worden, er könne keinen Flug aushalten und würden ſie Alle zutod geſchlagen. Der Engel fordert ihn auf, ſein Gefieder drei Speere hoch zu ſchwingen[21], könn' er alsdann keinen Flug aushalten, ſo mög' er wieder zur Erde fliegen und habe doch ſeine Treue geleiſtet, daß Gott und die Welt ihm um ſo holder ſeien. Der Rabe läßt ſich erweichen und hebt ſich volle zwölf Speere hoch in die Luft, dann will er ſich niederlaſſen, aber der Engel läßt ihn nicht mehr herab und zwingt ihn, ſich noch höher zu ſchwingen und über das wilde Meer zu fliegen. Am vierten Tage kommt er zu Oswalds Heere, ſetzt ſich auf einen Segelbaum und erhebt, der Müde vergeſſend, ſeinen lauten Schall. Ein Schiffknecht hört es und ſpringt drei Klafter weit, um das Botenbrot zu gewinnen. Der König geht ſeinem Raben entgegen und würde die Welt noch ſo alt, nimmermehr würd' ein Bote ſo ſchön empfangen, als der Rabe von Sanct Oswald und allen ſeinen Mannen. Auf die Frage des Königs nach dem Frieden in Engelland, berichtet der Rabe, daß es damit wohl ſtehe, aber gegen Koch und Kellner führt er ſchwere Anklage. Es wird ihm verſprochen, daß er nie mehr von des Königs Schüſſel kommen ſolle. Auch fühlt er ſich ſchon ſo wohl gefeiſtet, daß er ſogleich die Botſchaft an die Königstochter werben kann. Er fliegt hoch über den Berg und findet ſie allein an einer Zinne der Burg; ſie neigt ſich heraus, nimmt ihn durch ein Fenſterlein zu ſich, beſpricht ſich mit ihm und entläßt ihn mit der nöthigen Belehrung für König Oswald. Durch eine mittelſt des Hirſches veranſtaltete Liſt wird die Jungfrau entführt und der Rabe erſcheint fortan nur noch als Wächter auf dem Segelbaume (V. 1509 ff. 2665 ff.), der Heidenkönig aber bereut, daß er gegen beſſeres Wiſſen den verderblichen Vogel am Leben ließ (V. 2602—4).

Das Gedicht, dem dieſe Sage vom Raben entnommen iſt, liegt zwar nur in Handſchriften und in der Schreibweiſe des 15ten Jahrhunderts vor, aber Stil und Art ſind dieſelben, wie in einigen andern, auch dem Inhalte nach verwandten Dichtungen, welche durch gleiche Trübung der Texte hindurch als Erzeugniſſe des 12ten Jahrhunderts erkannt worden ſind.[272] Als nächſte Quelle wird ein Buch genannt, einmal ausdrücklich „das deutſche Buch“, und wenn auch auf ſolche Angaben nicht immer Nachdruck zu legen iſt, ſo macht ſich doch bemerklich, daß eben jene verwandten Werke ſich gleichfalls auf ein deutſches Buch berufen, abwechſelnd aber auch auf „das Lied“.[273] Sowie der Ton dieſer Gedichte altvolksmäßig und ihr Inhalt nationalen Urſprungs iſt, ſo geben ſie auch als ihren Vorgang nicht, wie andre Legenden, lateiniſche Quellen[274], ſondern deutſches Buch, deutſches Lied an. Eigenthümliche Fernblicke öffnen ſich für das Gedicht von Sanct Oswald. Der nordhumbriſche König dieſes Namens war zugleich ein heldenhafter Mehrer ſeines Reichs und ein Begründer des Chriſtenthums unter den Angelſachſen[275]; die Tochter des weſtſächſiſchen Königs Kynegil gewann er ſich erſt durch die Taufe, die ſie mit ihrem Vater empfieng, zur Gemahlin und in der Schlacht gegen den heidniſchen König von Mercien fand er im Jahre 642 den Tod. Verlieh ihm die Kirche den Heiligenſchein, ſo wird auch die rege Dichtkunſt ſeines Volkes ihn nicht vergeſſen haben. Bei dieſem blieb ſelbſt die Geiſtlichkeit der Mutterſprache und dem in ihr herkömmlichen Dichterſtil getreu. Aus der Werkſtätte dieſer Geiſtlichkeit giengen noch zwei Jahrhunderte nach Oswald angelſächſiſche Gedichte, theils weltlichen, theils bibliſchen und legendenhaften Inhalts hervor, in denen, was die Darſtellung betrifft, fortwährend vorchriſtliche Naturanſchauung und durch ſie beſtimmte Ausdrucksweiſe lebendig iſt. In der Schlachtſchilderung ſingen noch immer die Wölfe, Azung hoffend, ihr wildes Abendlied; der naßfedrige Adler hebt ſeinen Sang an auf der Spur der Feinde; der ſchwarze, ſchlachtgierige Rabe krächzt hernieder, er wird über Sterbenden Vieles plaudern und dem Adler ſagen, wie ihm an Azung gelang, als er mit dem Wolfe Walraub begieng.[276] So konnte füglich auch die alterthümliche Rabenſendung auf die Geſchichte des Volkshelden Oswald dichteriſch angewendet werden. Wenn im deutſchen Gedichte der König ſeinem Raben das Gefieder mit Gold beſchlagen heißt, weil er denſelben als Boten wegſenden will, und wenn er auf deſſen Haupt eine Goldkrone beſtellt, damit man ſehe, daß er eines Königs Bote ſei (V. 511—522), und er deſto beſſern Frieden habe (V. 445), ſo trifft damit zu, daß nach der angelſächſiſchen Legende von Helena Königsboten in Goldrüſtung das Land durchziehen.[277]

Noch rein heidniſch wird in einem Eddaliede der kundige Vogel zur Brautwerbung beigezogen. König Hiörward hat ein Gelübde gethan, die Frau zu haben, die er die ſchönſte wiſſe; Atli, der ſie ihm verſchaffen ſoll, ſteht eines Tags an einem Wald, ein Vogel ſitzt über ihm in den Zweigen und hat zugehört, daß die Mannen Atlis diejenigen Frauen die ſchönſten nennen, welche Hiörward ſchon habe, denn nach einſtigem Fürſtenbrauch iſt der König mehrfach vermählt[278]; der Vogel zwitſchert, aber Atli horcht, was er ſagt; derſelbe fragt: ob Atli Sigurlinn geſehen, Svafnis Tochter, der Jungfraun ſchönſte, wenn auch Hiörwards Frauen für hübſch gelten mögen? Atli fordert den klugſinnigen Vogel auf, Mehreres mit ihm zu reden; der Vogel will es thun, wenn ihm der König opfern wolle und er ſich wählen möge, was ihm anſtehe, aus deſſen Hofe. Atli geht es ein, nur ſoll Jener nicht den König ſelbſt, noch deſſen Söhne oder Frauen wählen;

Hall' und Haine, goldgehörnte Kühe aus Hiörwards Herde wählt ſich der Vogel, wenn Sigurlinn freiwillig dem König folge.[279] Wäre das Lied vollſtändig, ſo müſte nachfolgen, wie der Vogel, als Führer oder Mitbote, ſo großen Lohn zu verdienen weiß; in obiger Stelle leiſtet er nur erſt, was bei Oswald der Pilgrim Warmund, er meldet, wo und welche die ſchönſte der Jungfraun ſei.[280] Derlei Kunde einen weitgewanderten Waller geben zu laſſen, iſt herkömmliche Form, noch alterthümlicher und poetiſcher kommt ſolche dem Vogel zu, der Vieles auf ſeinem Fluge ſah. Wie weit die Begehren des Vogels märchenhafter Ausdruck der Ruhmredigkeit oder eine Beglaubigung alten Opferglaubens ſeien, iſt ſchwer zu ſagen. In den vorerwähnten däniſchen Balladen verſchmäht der Rabe, der auf Botſchaft fliegen ſoll, Gold und Silber, läßt ſich dagegen ein Auge oder den erſten Sohn zuſagen, noch früher iſt opferartiger Wildrechte gedacht worden; Sanct Oswalds Rabe hat nur noch, wie es dem Vogel eines chriſtlichen Königs geziemt, eine Pfründe von Wein und Brot (V. 1786. 1905), und nachdem ihm dieſe vorenthalten worden, verſpricht ſein Herr ihm für den letzten Botenflug, daß er nimmermehr von deſſen Schüſſel kommen ſolle (V. 1921).

Läßt man aber, von den älteſten Bezügen abſehend, Urſprung und Vermittlung des Gedichts vom heiligen Oswald unentſchieden und beachtet man daſſelbe lediglich als ein Schriftdenkmal des 12ten Jahrhunderts, ſo iſt es immerhin als frühe und ausgeführteſte Darſtellung der Vogelbotſchaft auszuzeichnen. Vollſtändig malt es aus, was Lieder und Balladen flüchtig hinwerfen. Wenn in der ſchottiſchen Ballade kurz berichtet wird, der kleine Vogel ſei über die tobende See geflogen[281], ſo hat Sanct Oswalds Rabe auf Flug und Rückflug über das wilde Meer eine gründlich durchgeführte Reihe von Abenteuern zu beſtehen, Ermattung, Hunger, Gefangenſchaft bei den Meerweibern, Sturm, Verſinken des Ringes in den Meeresgrund. Wendet man zuletzt von der größeren Dichtung ſich zum deutſchen Volksliede zurück und vergleicht man dieſe beiderlei Darſtellungen, ſo zeigt ſich dort in epiſcher Breite die Geſandtſchaft des Raben als Königsboten, hier in raſchem Liedesſchwunge der Nachtigallflug von der Linde, und doch hat auch das kleine Lied, in ſeiner Weiſe, den Goldſchmid, den Ring, die Bewirthung, die Jungfrau am Fenſter und ihre Gegengabe. Zufällig iſt die eine Verſion deſſelben, die Dithmarſiſche, im Gebiete der Altſachſen, an der Grenze des Heimatlandes der Angeln aufgezeichnet, in der nemlichen Gegend, aus der mit ihren Auswanderern auch die Mähre von Beowulf und ſo manch andre Erinnerung an deutſche Heldenſage nach England übergieng.

Mittelſt des Fluges überſchauen die neugierigen Vögel alles Irdiſche, iſt ihnen nichts unerreichbar, ſind ſie leicht und plötzlich an jedem Orte gegenwärtig, darum ſind ſie auch die Wiſſenden, der geheimſten Dinge Kundigen. Es kommt hinzu, daß ſie eben da unverſehens erſcheinen oder unbemerkt zugegen ſind, wo der Menſch am wenigſten beobachtet zu ſein glaubt, in der Einſamkeit des Feldes und Waldes. Schon das Bewußtſein ihrer lebendigen Gegenwart, der Anblick ihres klaren Auges, macht ſie bald zu willkommenen Vertrauten, bald zu unberufenen Zeugen. Da ihnen aber auch manigfache Stimme gegeben iſt, ſo können ſie ſagen und melden, was ſie Neues und Heimliches erkundet haben, ſchlägt dieſe Stimme unerwartet an das Ohr des Einſamen, Ahnungsvollen, Schuldbewußten, ſo wird ſie verſtanden und wirkt als Vorzeichen, Warnung, Vorwurf, oder, wie ſchon gezeigt worden, als Botſchaft, Rath und Orakel.

„Hie hört uns anders Niemand, denn Gott und die Waldvögelein,“ ſagt Dietrich im Walde zu Ecken.[282] „Das wußte kein Menſch, nicht der Fiſch in der Flut, nicht der wilde Vogel auf dem Zweige,“ heißt es von heimlichem Liebesgeſtändniß in einer däniſch-ſchwediſchen Ballade.[283] In einer ſchottiſchen wird falſche Rede alsbald von der Elſter auf dem Baume Lügen geſtraft und berichtigt.[284] Allgemein lautet ein altes Sprichwort: „Wald hat Ohren, Feld hat Geſicht.“[285] Das Mitwiſſen und Mitreden, das Erlauſchen des kaum ausgeſprochenen Gedankens oder Wunſches, erſtreckt ſich, außer den Vögeln, auch auf andre Thiere, die an einſamer Stelle auftauchen. In einem ſchwediſchen Volksliede wünſcht ſich der Schweinhirt, der auf dem Berge ſteht, die Tochter des Königs, da ſagt alsbald der Wolf, der im Buſche liegt, ſeine Meinung dazu; nach andrer Faſſung iſt es die Schlange.[286] So können nach deutſcher Rechtsſymbolik, wo kein andrer Zeuge vorhanden war, auch Hausthiere und ſelbſt lebloſe Gegenſtände zur Eideshülfe genommen werden: „Wurde ein ganz einſam ohne Hausgeſinde lebender Mann Nachts mörderlich überfallen, ſo nahm er drei Halme von ſeinem Strohdach, ſeinen Hund am Seil, die Katze, die beim Herde geſeſſen oder den Hahn, der bei den Hühnern gewacht hatte, mit vor den Richter und beſchwur den Frevel.“[287] Merkwürdig iſt, wie vielgeſtaltig in einer däniſch, ſchwediſch und ſchottiſch überlieferten Ballade die Perſon der Zeugen wechſelt: die Braut fährt nicht mehr jungfräulich nach dem Hochzeithauſe, da wird ſie, nach däniſcher Faſſung, unterwegs vom Hirten, der mit der Heerde geht, vor zwei Nachtigallen des Bräutigams gewarnt, die von Frauen wohl Beſcheid zu ſagen wiſſen, ſie vertauſcht die Kleider mit ihrer Schweſter, aber dieſe wird auf der Brautbank vom Spielmann beim rechten Namen angeredet, ſie gibt ihm den Goldring von ihrer Hand und nun ſchilt er ſich einen trunkenen Thoren, der ſeine Worte nicht in Acht nehme, am Abend befragt der Hochzeiter die Nachtigallen und es wird ihm die Wahrheit geſungen.[288] Die ſchwediſchen Aufzeichnungen ſagen nichts vom Nachtigallenſang, ſie laſſen den Verrath der verlorenen Ehre zunächſt aus der Harfe oder Pfeife des Spielmanns tönen, in deſſen Hand die Braut ihr Goldband wirft, worauf alsbald ein andrer Klang zu hören iſt[289], zwei derſelben leihen aber, mit oder ohne Beiziehung der Spielleute, der Bettdecke des Bräutigams menſchliche Rede, wodurch ſie ihren Beſitzer in Kenntniß ſetzt[290]; in einer ſchottiſchen Faſſung wird die Braut von einem Dienſtknaben des Hochzeiters gewarnt, dieſer aber fordert Decken, Bett, Leintuch und ſein gutes Schwert, das nicht lügen wird, zum Sprechen auf und ſie ſagen ihm den Stand der Sache, anderwärts iſt es die Mutter des Bräutigams, die zuerſt den Verdacht äußert, und ein geiſterhaftes Weſen (Billie Blin’), neben der Braut ſtehend, nimmt ſich ihrer an, auf die Frage des Herrn aber gibt er vollſtändige Auskunft.[291] Wenn dergeſtalt Alles hört, ſieht und weiter ſagt, ſo iſt auch die Eidesformel angemeſſen, wonach der Freiſchöffe ſchwört: die Vehme zu hüten und zu hehlen vor Sonne, vor Mond, vor Waſſer, vor Feuer, vor Feuer und Wind, vor Mann, vor Weib, vor Torf, vor Traid, vor Stock und Stein, vor Gras und Grein (Zweig, D. Gramm. III, 412), vor allem Lebendigen, vor allem Gottesgeſchöpfe, vor Allem was zwiſchen Himmel und Erde, was die Sonne beſcheint und der Regen bedeckt.[292]

In Liebesliedern iſt wieder die Nachtigall einzige Zeugin heimlicher Zuſammenkünfte. Bei Walther, in dem Liede mit dem Nachtigallſchlag, wünſcht das Mädchen, daß von dem Blumenbrechen unter der Linde, außer ihm und ihr, Niemand erfahre denn ein kleines Vögelein, das wohl ſchweigen könne.[293] Ergiebiger für unſern Zweck iſt ein niederländiſches Volkslied:

Die Sonn' iſt untergegangen,
die Sterne blinken ſo klar;
ich wollt', daß ich mit der Liebſten
in einem Baumgarten wär'.

Der Baumgart iſt geſchloſſen
und da kann Niemand ein,
denn die ſtolze Nachtigall,
die fliegt von oben drein.

Man ſoll der Nachtigall binden
ihr Häuptchen an ihren Fuß,
daß ſie nicht mehr ſoll klaffen
was zwei Süßliebchen thun.

„Und habt ihr mich denn gebunden,
mein Herzchen iſt doch geſund,
ich kann noch gleich gut klaffen
von zwei Süßliebchen todwund.“[294]

Selbſt in ſternloſer Nacht iſt keine Verborgenheit, es lauert eine grämliche Alte, die Eule; ſie ſitzt in ihrem finſtern Kämmerlein, ſpinnt mit ſilbernen Spindelchen und ſieht übel dazu, was in der Dunkelheit vorgeht. Der Holzſchnitt des alten Flugblattes zeigt die Eule auf einem Stühlchen am Spinnrocken ſitzend.

Dieſe Eulenwache ſtreift an eine Art bildlicher Liebeslieder, worin das Käuzlein die zagende, gedrückte Liebe vorſtellt, die Eule Verfolgerin iſt, die ſangreiche Nachtigall aber das erſehnte Weſen, zu welchem das arme Käuzlein ſeine ſchüchternen Wünſche hebt. Gleichwie die gefiederten Perſonen ſämmtlich der Nacht und Dämmerung angehören, ſo ſind auch die Lieder etwas dunkel gehalten. Bald klagt das Käuzlein nur ſeine Verlaſſenheit:

Ich armes Käuzlein kleine
heut ſoll ich fliegen aus
bei Nacht ſo gar alleine
ganz traurig durch den Wald hinaus.

Der Aſt iſt mir entwichen,
darauf ich ruhen ſoll,
die Läublein all erblichen,
mein Herz iſt alles Traurens voll.[295]

Bald klagt es auch über die böſe Eule und preiſt die Nachtigall:

Ich armes Käuzlein kleine,
wo ſoll ich armes aus?
bei Nacht fliegen alleine
bringt mir gar manchen Graus,
das macht der Eulen Ungeſtalt,
ihr Dräuen manigfalt.

Mein G'fieder will ich ſchwingen
gen Holz in grünen Wald,
die Vöglein hören ſingen
durch mancherlei Geſtalt,
ob all'n liebt mir die Nachtigall,
der wünſch' ich Glück und Heil.[296]

Ein anſehnliches Alter der einfachen Form ergibt ſich daraus, daß ſchon um die Mitte des 15ten Jahrhunderts eine künſtlichere Ausführung dieſer Klage vorkommt: „wenn andre Vögel fliegen, dann muß das Käuzlein ſich verbergen, am hellen Morgen wird es zum Spotte der ſchreienden Vögel, darum fürchtet es den Tag und freut ſich der Nacht, es will nicht, daß man ſein Weſen wiſſe, wie oder wo, nach dem Wald im Thale fliegt es, dort findet es die Nachtigall, die ſich bei ihm hält und von grünem Laubüberhange bedeckt, ihm Troſt und Freude ſingt; wohl iſt es ihrer nicht würdig, iſt es aber auch nicht dem hochfliegenden Falken gleich, ſo rühmt es ſich doch, reich an Gemüth und an Treue zu ſein.[297] Die Eule ſelbſt, die hier nicht beigezogen iſt, hat eine Liebſchaft und es ergeht ihr noch übler als dem armen Käuzlein:

Es ſaß eine Eule gar allein
wohl auf dem breiten Steine,
da kam der Adler, der Vogel ſchön:
„was ſchaffſt du hier alleine?“

„Was ich thu ſchaffen hier allein?
ich bin ein' arme Waiſe,
der Vater iſt mir im Krieg erſchla'n,
die Mutter ſtarb vor Leide.“

„Iſt dir der Vater im Krieg erſchla'n,
ſtarb dir die Mutter vor Leide,
willſt du mich halten für dein' Mann,
ich halt' dich für mein Weibe."

Die Eule ſtreicht's Gewölk ſich aus
und ſchaut ihm in die Augen:
„ei Adler, wärſt ein Vogel ſchön,
dürft' man dir nur auch trauen!"

„Und wenn du mir nicht trauen willſt,
was geb' ich dir zu Pfande?
ſetz du dich auf mein' Flügel breit
und flieg mit mir in's Lande!"

Und wie ſie kamen in das Land
wohl in das Adlergeniſte,
da hatt's wohl auch der Beinlein viel,
die Vögel waren zerriſſen.[298]

Schwankende Liebe, gebrochene Treue wird gleichfalls von den Vögeln überwacht. Erſt mahnt die Nachtigall noch zu rechter Zeit [Volksl. Nr. 20, Str. 3—5. Pf.]:

Ich war in fremden Landen,
da lag ich unde ſchlief,
da träumet mir eigentlichen,
wie mir mein ſeins Lieb rief.

Und da ich nun erwachte,
da war es alles nichts,
es war die Nachtigalle,
die ſang ſo wonniglich.

„Steh auf, du guter Geſelle,
und reit du durch den Wald!
ſonſt wird deine Liebe ſagen
ſie führ' einen andern Geſelln."

Er reitet ungeſäumt durch den Wald voll ſingender Vögelein, trifft die Liebſte noch unverloren und bindet ſie mit dem Goldringe. Ernſteren Verlauf hat eine ſchottiſche Ballade: Ein Ritter, in der Sommernacht reitend, gewahrt ein Vögelein, das ihm vom Baume zuſingt: was er hier ſpät verweile? wüßt' er, was daheim geſchehe, blöde würd' er drein ſehn, ſeine Frau hab' einen Andern im Arme. „Du lügſt, du lügſt, hübſch Vögelein! wie lügſt du auf mein Lieb! ich werde meinen Bogen herausnehmen, wahrlich! ich werde dich ſchießen.“ „Bevor ihr euern Bogen geſpannt und eure Pfeile bereit habt, flieh' ich auf einen andern Baum, wo es mir beſſer geht.“ „Wo wardſt du erzeugt? wo wardſt du geheckt? ſag mir's, hübſch Vögelein!“ „Ich ward geheckt auf einem Hulſt im guten grünen Wald, ein kühner Ritter beraubte mein Neſt und gab mich ſeiner Frau; mit weißem Brod und Färſenmilch hießt ihr ſie mich fleißig füttern und gabt ihr eine kleine, zarte Gerte, mich ſelten und ſanft zu ſtupfen; mit weißem Brod und Färſenmilch fütterte ſie mich nie, doch mit der kleinen, zarten Gerte ſtieß ſie mich heftig und oft; hätte ſie gethan, wie ihr ſie hießt, nicht würd' ich ſagen, was ſie verbrach.“ Der Ritter reitet, das Vögelein fliegt die lange Sommernacht, bis an die Thür der Frau, da ſpringt er ab, das Vögelein ſetzt ſich auf einen Strunk und ſingt rüſtig. Der Buhler drinnen ſpricht[299]: „Es iſt nicht umſonſt, daß der Habicht pfeift, ich wollt', ich wäre hinweg!“ Das Vögelein ſingt, der Ritter zieht ſein Schwert und ſtößt Es dem Buhler durch den Leib. Den Kehrreim des Liedes macht ein Ruf nach dem Anbruche des Tages, auch ein Anklang der Vogelſtimme (diddle!) wiederholt ſich.[300]

Ragnar Lodbrok hatte, nach der altnordiſchen Saga, bei einem Beſuch in Upſala ſich mit der Tochter des dortigen Königs verlobt, weil ſeine Gemahlin Kráka ihm nicht ebenbürtig zu ſein ſchien; auf der Heimfahrt, in einem Walde unweit der Burg, verbietet er ſeinem Gefolge, bei Verluſt des Lebens, von ſeinem Vorhaben etwas auszuſagen, gleichwohl zeigt ſich nachher, daß Kráka davon unterrichtet iſt. „Wer ſagte dir das?“ fragt er; ſie antwortet: „Behalten ſollen deine Mannen Leben und Glieder, denn keiner von ihnen ſagte mirs; ihr werdet geſehen haben, daß drei Vögel auf einem Baume neben euch ſaßen, ſie ſagten mir dieſe Zeitung.“[301] Die Meldung der Vögel erſcheint hier als Formel, die Nennung des wahren Nachrichtgebers abzulehnen, und dieſen Sinn hat es auch, wenn in einer ſchwediſchen Ballade ein Ritter, durch den Hirten, dem zu ſprechen verboten war, benachrichtigt, in den Hof einer Fürſtentochter eindringt und auf ihre Frage: ob ihm ein Hirte mit der Heerde begegnet ſei? erwidert: „Nein wahrlich, das nicht! ſondern eine kleine Nachtigall, die ſingt ſo hübſch auf dem Zweige.“[302]

Wie die Adlerweibchen dem jungen Sigurd Regins Mordanſchlag verrathen[303], ſo ruft im deutſchen Liede vom Ulinger, einer alten Blaubartſage, die Waldtaube der entführten Jungfrau zu, in weſſen Hände ſie ſich gegeben [Volkslieder Nr. 74 A. Str. 6—9. Pf.]:

Und da ſie in den Wald ein kam
und da ſie leider Niemand fand,
denn nur ein' weiße Taube
auf einer Haſelſtauden.

„Ja hör und hör, du Frideburg!
ja hör und hör, du Jungfrau gut!
der Ulinger hat eilf Jungfraun gehangen,
die zwölft hat er gefangen.“

„Ja hör, ſo hör, du Ulinger!
ja hör, ſo hör, du trauter Herr!
was ſagt die weiße Taube
auf jener Haſelſtaude?“

„Ja jene Taube leugt mich an,
ſie ſieht mich für ein' Andern an,
ſie leugt in ihren rothen Schnabel,[304]
ach ſchöne Jungfrau, laß fürbaß traben!“

Unerbittlich mit Vorwurf und Anzeige verfolgt in einer vielbehandelten ſchottiſchen Ballade ein kleiner Vogel die Unglückliche, die aus Eiferſucht ihren Geliebten erſtochen und ſeinen Leichnam im Fluſſe verſenkt. Das Vögelein, ihr überm Haupte fliegend, ſpricht: „Hüt wohl, hüt wohl dein grünes Kleid vor einem Tropfen ſeines Bluts!“ „Wohl werd' ich hüten mein grünes Kleid vor einem Tropfen ſeines Bluts, beſſer als du deine Flatterzunge, die dir im Häuptchen ſchwebt. Komm herab, komm herab, hübſch Vögelein, fleug wieder auf meine Hand! um eine Goldfeder in deinem Flügel, wollt' ich geben all mein Land.“ „Wie ſollt' ich herab? wie kann ich herab? wie ſoll ich hernieder zu dir? was du dem Ritter Schönes geſagt, dasſelbe ſagſt du mir.“ „Komm herab, komm herab, hübſch Vögelein, und ſitz auf meine Hand! und du ſollſt haben ein Käfig von Gold, jetzt haſt du nur den Zweig“. „Behalt du nur dein Käfig von Gold, ſo behalt' ich meinen Baum! wie du dem edlen Herrn gethan, ſo thäteſt du nun auch mir.“ „Hätt' ich einen Pfeil in meiner Hand und einen geſpannten Bogen, ich ſchöſſe dich in dein ſtolzes Herz zwiſchen den Blättern ſo grün." Der König will ausreiten und vermißt ſeinen Ritter, man glaubt er ſei ertrunken, aber die Taucher ſuchen vergebens nach ihm, da fliegt das Vögelein über ihren Häuptern und ſagt, ſie ſollen erſt in der Nacht wieder tauchen, dann werden helle Kerzenlichter über dem Wirbel brennen, darein der ermordete Ritter verſenkt worden; ſo wird der Leichnam gefunden und die Mörderin muß im Feuer büßen.[305] Hier erinnert man ſich ſonſt bekannter Sagen von der Mordklage, die in Ermanglung andrer Zeugen den Vögeln obliegt, von den Kranichen des Ibycus an bis zu den Raben des heiligen Meinrad[306] und dem Adler, der ſeinen Flügel in das Blut des Erſchlagenen taucht und damit in die Wolken auffliegt.[307]

Auch anderweit iſt ein Vogel der einzige Beiſtand und Auftragnehmer des Verlaſſenen, der ferne von den Seinigen umkommt. Schottiſche Ballade: Der junge Wildſchütze nimmt, gegen der Mutter Warnung, Bogen und Pfeil und geht mit ſeinen Hunden in den Wald, hier wird er von ſieben Förſtern überfallen, die er alle niederſtreckt, aber ſelbſt todtwund liegen bleibt: „O iſt hier ein Vogel in all dem Buſch, der ſingen will, was ich ſage, heim geh' er und ſage meiner alten Mutter, daß ich den Tag gewann! iſt hier ein Vogel in all dem Buſch, der ſingen will, was ich ſage, heim geh' er und ſage meinem Treulieb, daß ſie komme und hole mich weg! iſt hier ein Vogel im ganzen Wald, der ſo viel an mir will thun, ſeinen Flügel zu tauchen ins trübe Waſſer und es zu ſtreichen über meine Brauen?" Der Staar fliegt zu der Mutter Fenſterſtein, er pfeift und ſingt, und ſtets iſt der Kehrreim ſeines Sangs: „Der Schütze ſäumet lange."[308] Das Netzen des brechenden Auges mit den Vogelſchwingen ſtreift an die Liebesdienſte, welche das Rothkehlchen Sterbenden erweiſt. Ein polniſches Volkslied: Am Eichenwalde ſieht man friſche Gräber, auf einem ſteht ein eichen Kreuz, darauf ein Falke aus der Fremde ſich niederläßt; eine Stimme aus dem Grabe ſpricht ihn traurig an, der Begrabene fragt ſeinen treuen Falken nach der Geliebten, dem Freunde, der Mutter: „Nimm mein Schwert und trag es hin meinem treuen Freunde! ſag, daß ihm ein Türke den Freund erſchlagen! er wird rächen meinen Tod und die Mutter tröſten." Doch jener Freund hat die Mutter aus dem Hauſe getrieben und das Liebchen ſich zum Weibe genommen, der Falke nur iſt mit dieſer Kunde hergekommen. Wieder die Grabesſtimme: „Nimm hin, Falke, mein blutig Hemd, fleug zur Mutter, ſag ihr, daß im Grabe noch der Sohn ihrer denke! wenn ſie meinem Lieb und dem Freunde flucht, den Türken und ſein Schwert vor den Himmel ruft, dann wird ein Schwefelregen vom Himmel ſie verzehren, die Erde kein Grab den Frevlern geben.“[309] Auf die Seite des Empfängers der letzten Mahnung ſtellt ſich die ſchwediſche Ballade vom Herzog Nils: Dieſer ſchläft und träumt von ſeiner Braut, ein Vogel ſetzt ſich auf das Dach und ſingt viel hübſcher, als der kleine Kuckuck ruft; der Herzog ſetzt ſich an den Tiſch, aber er hat keine Ruhe vor dem Geſange des Vögeleins; er legt die Armbruſt auf und will es ſchießen. „O lieber Herzog, ſchieß mich nicht! deine ſchöne Jungfrau war es, die mich zu dir ſandte.“ Der Herzog ſattelt ſeinen Renner, nicht fürder kommt er als der kleine Vogel fliegt, und ſchon begegnet er ſeiner Braut auf der Bahre.[310]

Das Wiſſen der Vögel bethätigt ſich mehrfach als Ahnung und Vorherſage. Ahnungsvoll ſingt im deutſchen Liede [Volkslieder Nr. 90 A. Str. 8. Pf.] die Nachtigall der Jungfrau, die nächtlich am Brunnen unter der Linde den Ritter erwartet:

„Was ſingeſt du, Frau Nachtigal,
du kleins Waldvögelin?
woll' mir ihn Gott behüten,
Des ich hie warten bin!
ſo ſpar mir ihn auch Gott geſund,
er hat zwei braune Augen,
darzu ein rothen Mund!“

Der Erfolg entſpricht dem bangen Vorgefühl. Im Norden iſt eine Ballade verbreitet, worin eine Heimathsflüchtige, ſich der Entbindung nahe fühlend, den treuen Begleiter nach einem Trunke Waſſers fortſchickt; als derſelbe zum entlegenen Brunnen kommt, ſitzen dort zwei Nachtigallen und ſingen, daß die Schöne todt im Walde liege, zwei Knäblein im Schoße; er geht zurück und findet wahr, was die Nachtigallen ſangen.[311] Schon Hermigiſel, König der Warner, erfuhr ſolche Mahnung: als er mit den Angeſehenſten ſeines Volkes über Feld ritt, ward er einen Vogel gewahr, der auf einem Baume ſaß und eifrig krähte; die Stimme des Vogels verſtehend, oder Andres wiſſend, ſagte der König ſeinen Begleitern, daß ihm der Tod nach vierzig Tagen geweißagt ſei, wie es auch zutraf.[312] Vorbote nahender Rettung iſt der Seevogel im Gudrunliede: Die zwei Königstöchter in Gefangenſchaft waſchen am Strande, als ein Vogel herangeſchwommen kommt, zu dem Gudrun ſpricht: „O weh, ſchöner Vogel! du erbarmeſt mich ſo ſehr, daß du ſo viel ſchwimmeſt auf dieſer Flut.“ Der Vogel antwortet mit menſchlicher Simme: er ſei ein Bote von Gott, ihr zum Troſte geſandt, und werde, wenn ſie ihn frage, ihr von den Verwandten ſagen. Erſt will ſie kaum glauben, daß der wilde Vogel mit Rede begabt ſei, dann wirft ſie ſich zum Gebete nieder und fragt ſofort nach den Ihrigen. Der Engel, wie er nun genannt wird, berichtet, daß er ihre Mutter ein großes Schiffsheer nach ihr ausſenden, auch daß er auf den Wellen ihren Bruder mit ihrem Verlobten an einem Ruder ziehen ſah. Er verſchwindet vor ihren Augen, als ſie aber bei Chriſt ihm zu verweilen gebeut, ſchwebt er wieder vor ihr und meldet weiter, welche Helden heranfahren und wie der alte Wate, nach dem ſie beſonders fragt, ein ſtarkes Steuerruder an der Hand habe. Abermals will der Engel ſcheiden, doch ſie will noch wiſſen, wann ſie die Boten ihrer Mutter ſehen werde. Der Engel antwortet: Freude geh' ihr zu, morgen in der Frühe werden ihr zwei glaubhafte Boten kommen. Dieſe ſind dann eben der Bruder und der Bräutigam, die dem Heere vorangefahren.[313] Volksmäßig hebt das Geſpräch mit der Bemitleidung des Vogels an, der ſo viel auf dem Meere umſchwimmen muß[314], gleichwie anderwärts den armen Vögeln Theilnahme bezeigt wird, deren Gefieder von Thau und Reif genetzt, vom Winde zerriſſen iſt; dagegen kann es nicht für urſprünglich gelten, daß er ſich als einen Gottesengel zu erkennen gibt.[315] Die Meldung des Vogels ſchwebt zwiſchen Botſchaft und Vorherſage, er hat geſehen, was am Strand und auf dem Meere ſich vorbereitet, und indem er den Kommenden vorauseilt, wird ſeine Zeitung prophetiſch. Überhaupt ſteht die Begabung der Vögel, das Künftige anzuſagen, damit im Zuſammenhang, daß die geflügelten Wanderer ſchon geſchaut haben, was in der Ferne gegenwärtig iſt. Der Blick, den auch die Adlerweibchen in Sigurds Zukunft öffnen, iſt doch eigentlich eine Hinweiſung auf anderwärts Vorhandenes, woran ſein Geſchick ſich heften kann, ſie wiſſen eine Königstochter, die allerſchönſte, nach der hin grüne Wege liegen und um welche der junge Held mittelſt des Hortes werben möge, ſie wiſſen, daß auf dem Berge, von Flammen umſpielt, die Jungfrau ſchläft, wo Sigurd ſie unterm Helme ſehen kann.[316]

Die Sprache der Thiere, namentlich der Vögel, verſtehen, war dem Alterthum verſchiedener Völker ein Ausdruck für den tieferen Einblick in das Weſen der Dinge, wodurch die Gabe der Weißagung bedingt war. Der Stammvater eines großen griechiſchen Sehergeſchlechts Melampus, lebte auf dem Lande und vor ſeinem Hauſe ſtand eine hohe Eiche, in welcher ein Schlangenneſt war; während ſeine Diener die alten Schlangen tödteten, ſammelte er Holz und verbrannte darauf dieſe, die junge Brut dagegen zog er auf; ſie wuchſen heran und einſt, als Melampus ſchlief, umſtanden ſie aufgerichtet ſeine Schultern und leckten ihm die Ohren aus; erſchrocken richtete ſich Melampus auf, aber jetzt verſtand er die Stimmen der über ihn hinfliegenden Vögel, und von ihnen belehrt verkündete er den Menſchen die Zukunft (Apollod. I, 9). Auch Tireſias, ſowie Kaſſandra und ihr Bruder Helenos, erlangten die Sehergabe dadurch, daß Schlangen ihnen die Ohren reinigten.[317] Dieſelbe Wirkung, das Verſtehen der Vögelſprache, ſchrieb man in der griechiſchen Vorzeit dem Genuß einer gewiſſen Schlangenart zu.[318] Lieder und Sagen nördlicher Volksſtämme geben von gleichen Vorſtellungen Zeugniß. Der junge Jarl im Rigsmâl lernt der Vögel Stimme verſtehen, wodurch ihm der Rath der Krähe vernehmbar wird, und Sigurd gelangt zu derſelben Kunde, nachdem ihm Herzblut des Lindwurms auf die Zunge gekommen.[319] Ebenſo wirkt in einem deutſchen Märchen und in der Volksſage von der Seeburg das Eſſen vom Fleiſch einer weißen Schlange[320]; ein Nachklang im Volksliede:

Lieb Ännchen, willt mit in grünen Wald?
ich will dir lernen (dich lehren) den Vogelſang.[321]

Die Beziehung der Schlange zum Erlernen der Vogelſprache ſcheint dieſe zu ſein: was die weitfliegenden Vögel in den Lüften oder hoch auf dem Baume ſingen, das vernimmt mit hörſam aufgerichtetem Kopfe die Schlange, die am Boden kreucht, ſie iſt das Ohr für die Rede der Vögel, bedeutet das Verſtändniß, das den anſprechenden Stimmen aus Natur und Geiſterwelt aufmerkend entgegenkommt; und wenn das Auslecken der Ohren zu dieſer Empfänglichkeit verhilft, ſo wird die Zunge, die vom Herzen der Schlange gekoſtet hat, fähig, ſich mit Frage und Gegenrede verſtändlich zu machen. Selbſt dem Bilde des Weltalls in der nordiſchen Götterlehre, der Eſche Yggdraſil, mangelt jene Beziehung der Schlange zur Vogelſprache nicht, in den Zweigen der heiligen Eſche ſitzt ein Adler und an ihrer unterſten Wurzel nagt eine Schlange, ein Eichhorn aber, am Stamme lauernd, bringt des Adlers Worte von oben und ſagt ſie der Schlange drunten [322]; der Adler bezeichnet das Luftreich, die Schlange das Unterirdiſche, jener redet, ſie horcht auf, und in dem Verkehr, der zwiſchen beiden vermittelt wird, iſt der Zuſammenhang des Weltganzen bis in ſeine äußerſten Enden verbildlicht.

Der ſcharfe, lauſchſame Sinn, dem nicht der leiſeſte Laut, das unſcheinbarſte Anzeichen entgeht, war Merkmal und Beglaubigung des höheren Berufes zum Seher, Heilkundigen, Weiſen. Melampus hört die Unterredung der Holzwürmer, die das Gebälk über ihm zernagen, und da er ihre Sprache verſteht, rettet er ſich aus dem Hauſe, das ſogleich hinter ihm einſtürzt. [323] Merlin, der walliſiſche Seher, deſſen Weißagungen über die Zukunft der Königreiche das Mittelalter erfüllten, errieth aus einem einzigen Blatte, das in den Haaren der Königin hieng, daß ſie mit ihrem Liebhaber im Gehölze zuſammen war. [324] Der Zögling der ſieben Meiſter, den ſie in allen Wiſſenſchaften unterrichtet, wird damit geprüft, daß ſie während ſeines tiefen Schlafes ihm unter die Bettſtollen je ein Rautenblatt legen; beim Erwachen äußert er, entweder habe der Himmel ſich geneigt, oder der Boden ſich gehoben, und ſie ſind nun überzeugt, daß er bald ſie alle an Weisheit übertreffen werde, nachdem ihm die Dicke eines Blattes nicht unbemerkt geblieben. [325] Der ſchlaue Amleth hat beſonders die unſelige Gabe, Alles zu wittern, was im Reiche faul iſt, ihm ſchmeckt, nach Saxos Erzählung, das Brot nach Blut, das Getränk nach Eiſen oder hat es einen Todtengeruch, ebenſo gewahrt er, daß der König knechtiſche Augen und die Königin drei Merkzeichen niedriger Abkunft in ihrem Benehmen habe, wie dann auch die Nachforſchung ergibt, daß das Getraide zu dem Brot auf einem ehemaligen Schlachtfelde gewachſen, das Waſſer zum Gerſtentrank aus einer Quelle geſchöpft worden, in der geroſtete Schwerter verſchüttet lagen, der Honig zum Meet von Bienen kam, die vom Fett eines Leichnams genoſſen, daß der König von einem Unfreien erzeugt und die Königin von einer Gefangenen geboren war. [326] Bei dieſer in den Sagen dargelegten Richtung, aus geringen Zeichen das Verborgene in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu erſpüren, bei der ſtets wachen

Aufmerkſamkeit des äußern Sinnes auf alles Erſcheinende und der Erregbarkeit des inneren durch ſolches, muſten auch Flug und Stimme der Vögel, ſammt andern Kundgebungen räthſelhafter Thierwelt zum Gegenſtande der Beobachtung und Deutung werden. Was hieran wahr und haltbar iſt, das ſtammt aus der freien Bewegung des dichteriſchen Geiſtes und Gemüths: die liebende Theilnahme an allem Erſchaffenen, der empfundene Einklang der Seelenſtimmungen mit den Stimmen der Natur, die ſinnbildliche Beziehung des Natürlichen auf das Geiſtige. In Regeln gebracht, auf das wirkliche Leben angewandt, in der Erſcheinung gebunden oder das Sinnbild zur Thatſache verkörpernd, geſtaltete ſich die Deutung einerſeits als Scheinweisheit zünftigen Augurweſens, andrerſeits als dienſtbarer Volksaberglaube. Bei den deutſchen Völkern, deren Prieſterſchaft nicht kaſtenmäßig zugebildet war, von denen aber ſchon Tacitus meldet, daß ſie Stimmen und Flug der Vögel befragt haben, pflanzte ſich dieſer Aberglaube, vorzüglich als eine beſondere Art der Beobachtung des Angangs, bis in die letzten Jahrhunderte fort.[327] Allein auch die freiere, geiſtige Auffaſſung hat ſich an der rechten Stelle forterhalten, in der Volkspoeſie, durch deren Gebiet wir ſie, von den ſinnlichern Bezügen bis zu den innerlichſten, unter den manigfaltigen Formen des Wettgeſprächs, der Tröſtung und Anregung, des Rathes und der Lehre, der Botſchaft und Vorbotſchaft, der Meldung und Warnung, der Gewiſſensſtimme, Lügenzeihung und Anklage aufgewieſen haben. Die Erforſchung des Mythus und der Volksdichtung führt überhaupt zu der Einſicht, daß die finſtre Maſſe abergläubiſcher Vorſtellungen um Vieles gelichtet werden kann, wenn der urſprüngliche Sinn mit ſeinem bildlichen Ausdruck aus den Banden der Wörtlichkeit, Formel und Ceremonie des Zauber- und Geſpenſterweſens, gelöſt und ſeiner geiſtigen Heimat zurückgegeben wird.

Ein Beiſpiel, das ſich den Liedern vom Verrathe der Nachtigall anknüpft, bietet der Aberglaube vom Bilwiz. Mit dieſem Namen, der auch in weiblicher Form und in der Mehrzahl, ſowie unter mancherlei Entſtellungen, vorkommt, wird ein geſpenſtiſches Weſen bezeichnet, deſſen ſchon mittelhochdeutſche Gedichte erwähnen; es ſchießt aus einem Berge nach den Menſchen, verwirrt und verflicht die Haare[328], Bilwizſchnitt iſt ein Durchſchnitt im Getraidefeld, den man bald boshaften und zauberkundigen Menſchen, bald dem Teufel oder elbiſchen Geſpenſtern ſchuld gibt; zum Bilwizbaum ein Kind oder Gewand opfern wird als eine Verſündigung gegen das erſte Gebot namhaft gemacht, auch glaubte man, daß kleine Kinder zu Bilwizen verwandelt ſeien. In dieſen Zügen feindſeliger und gefährlicher Art treffen die Bilwize mit andern Unholden verſchiedener Benennung zuſammen, überdem wird ihr eigener Name auch von Zauberern und Hexen gebraucht, man befindet ſich mitten in der Wildniß des Aberglaubens. Zugleich aber ſcheinen noch die Anzeichen einer urſprünglich freundlichen Natur hindurch, ein Bilwiz wird in einer mittelhochdeutſchen Erzählung für gleichbedeutend mit „ein Guter“ genommen, die niederdeutſche Form Belewitten wird den guten Holden gleichgeſetzt und entſcheidend ſpricht der Name ſelbſt, deſſen Bedeutung noch in dem angelſächſiſchen bilvit, bilevit, billig, wohlgeſinnt, zu Tage liegt. Ein Zeugniß aus den Niederlanden ſtellt dann Beeldwit zuſammen mit blinde Belien, als Namen von Weſen, welche, wie man glaube, nächtliche Erſcheinungen ſehen und daraus geheime Dinge offenbaren.[329] An dieſe blinde Belien reiht ſich nun der blinde Billie (Billie Blin') der früher angezogenen ſchottiſchen Ballade, Belien und Bilie ſind gleichmäßig Verkleinerungen der Stammſilbe, die auch in Belewit, bilevit, bilvit, Bilwiz als Hauptwort erſcheint und Billigkeit, Recht, zu beſagen ſcheint, während das nachfolgende Beiwort wiſſend, kundig, bedeutet.[330] Billie Blind wird in der Ballade ſo verwendet: als die Braut bei ihrer Ankunft ſich ungeheißen auf den goldnen Stuhl niederläßt, äußert die Schwiegermutter, in dieſen Stuhl ſetze ſich keine unbeſcholtene Jungfrau, bevor ſie gebeten ſei[331], der Billie Blind aber, neben der Braut ſtehend, ſpricht: „Die hübſche Maid iſt vom Reiten ermüdet, das machte, daß ſie ungeheißen niederſaß.“ Am Abend, als das Brautbett bereit iſt, fragt der Bräutigam den Billie Blind, ob hier eine unbeſcholtene Jungfrau ſei? Billie bejaht es, denn eine Dienerin iſt untergeſchoben, die Braut aber ſei auf ihrer Kammer in Kindesnöthen. Es ergibt ſich, daß einſt der Bräutigam ſelbſt Diejenige, die jetzt ſeine Braut iſt, im grünen Wald überraſcht hat. Somit iſt Billie ein wohlgeſinnter Berather, ſchonungsvoll der Bedrängten und doch wahrhaft gegen ſeinen Herrn; der Herausgeber der Ballade erkennt in ihm den Brownie, den dienſttreuen Hausgeiſt, der ehedem in Schottland keinem anſehnlichen Geſchlechte fehlen durfte.[332] Doch kann man hiebei nicht ſtehen bleiben, da ſich für Wort und Weſen weitere

Anknüpfungen darbieten. Jenem angelſächſiſchen bilevit, bilvit, Billiges wiſſend, treten altſächſiſch balovîso und altnordiſch bölvis, Böſes wiſſend, gegenüber; mit dem altſächſiſchen Worte wird der Teufel benannt (the balouuiso, Hel. 33, 2.), der den Heiland auf dem Berge verſucht, das nordiſche dagegen führt in die alte Sagenwelt ſeines Volksſtammes.[333] Blind, der Böſes Wiſſende (Blindr inn bölvîsi), läßt ſich in einem Heldenliede der Edda vernehmen, als Helgi, zur Mahlmagd verkleidet, von den Feinden vergeblich geſucht wird, da ſpricht der böſe Blind: ſcharf ſeien die Augen dieſer Magd, das ſei nicht unedles Geſchlecht, was an der Handmühle ſtehe, die Steinen brechen, die Mühle zerſpringe, hartes Loos, wenn ein König Gerſte mahlen ſolle.[334] Für das Beiwort der Belien und Bilies gibt nun dieſer nordiſche Blind einen Anklang, aber wenn Bilie Blind der armen Braut hinauszuhelfen ſucht, ſo iſt es nicht minder angemeſſen, daß der böſe Blind den jungen Helden verderben will.[335] Den gleichen Vorgang erzählt eine ſpätere Saga, in offenbarer Nachahmung des Helgiliedes, von ihrem Helden Hrômund; der Angeber Blind, welcher Bavîs hieß (Entſtellung aus bölvîs), aber auch der Üble (hinn illi) zugenannt iſt, erſcheint hier noch auf andre Weiſe als Kundſchafter, er hat Traumgeſichte, die ſeinem Herrn und ihm ſelbſt den Untergang weißagen und bald darauf in Erfüllung gehen. Außerdem nennt die Saga auf andrer Seite zwei Männer Bild und Voli, beide ſchlimm und argliſtig, aber von ihrem Könige hochgehalten, von denen jedoch nur der eine, Voli, in den Vorgrund tritt, als Zauberer und Unheilſtifter.[336] Durch alle Willkür und Verwirrung in dieſen Abenteuern laſſen ſich doch einige Spuren alter Überlieferung erkennen, die unſrer Unterſuchung weiter dienlich ſind: Blinds weiſſagende Träume fallen überhaupt in das Gebiet geiſtiger Mahnungen und ſchließen ſich insbeſondre daran, daß auch den Weſen, die man in den Niederlanden Beeldwit und blinde Belien hieß, nächtliche Geſichte zugeſchrieben wurden, woraus ſie Geheimes offenbar machten (Anm. 329); Bild und Voli aber, ebenfalls verdorbene Namen und in Blind Bavis ſich nur wiederholend, ſind dadurch beachtenswerth, daß hier zwei Rathgeber beiſammenſtehn, wenn auch beide gleichermaßen als bösartig bezeichnet. Zu klarem Abſchluß bringt jedoch die zerſtreuten und verdunkelten Namen und Sagenreſte nur die verdienſtliche Aufzeichnung Saxos, in der Geſchichte Hagbarths und Sygnes, einer Liebesſage, die ſich in Liedern und örtlichen Aneignungen über den ganzen Norden verbreitet hat. Hagbarth, Hamunds Sohn, kommt in Frauentracht zu Sygne, Tochter des Dänenkönigs Sigar, der er auf andre Weiſe nicht nahen kann, er wird verrathen und ergriffen, der König läßt ihn aufhängen, zugleich aber ſtirbt die Geliebte, wie ſie zugeſagt, in den Flammen ihres Gemachs. Dieß ſind die Grundzüge der verſchiedenen Darſtellungen, aber nur in der älteſten, die uns erhalten iſt, bei Saxo, findet ſich Folgendes: König Sigar hat zwei alte Männer zu Rathgebern, deren einer Bölwis (Bolvisus) heißt und die ſo ungleicher Sinnesart ſind, daß der Eine Feinde zu verſöhnen pflegt, der Andre Freunde zu entzweien und Groll zu ſchüren bemüht iſt; den blinden Bölwis beſticht ein Mitbewerber Hagbarths, zwiſchen Sigars und Hamunds Söhnen Haß anzuſtiften, und Bölwis bringt es durch Lügenrath dahin, daß der Friede gebrochen wird; zwei Brüder Hagbarths fallen und er rächt ſie durch den Tod zweier Söhne Sigars, darum darf er ſich nur verkleidet zu Sygne wagen; nachdem man ihn ergriffen und vor die Volksverſammlung geführt, theilen ſich die Stimmen über ihn, Mehrere verlangen, daß er mit dem Leben büße, aber Bilwis (Bilwisus), Bruder des Bölwis, ermahnt mit andern Beſſergeſinnten, lieber von den Dienſten des Helden Gebrauch zu machen, als grauſam gegen ihn zu verfügen; da kommt Bölwis hinzu und erklärt den Rath für ungehörig, durch den die gerechte Rache des Königs für den Tod ſeiner Söhne und die Schmach ſeiner Tochter gelähmt werden ſolle, dieſer Anſicht ſtimmt die Mehrheit bei und Hagbarth wird zum Tode verurtheilt.[337] Der Bilwis dieſer Sage nun iſt der ungetrübte Stammbegriff der deutſchen Bilwize, von ihm aus und ſeiner Gegenüberſtellung zu Bölwis erhellen ſich die Schemen, die uns bis dahin vorbeigeſtreift. Daß Bilwis und Bölwis mythiſche Weſen ſind, zeigen ſchon ihre begriffartigen und ebenmäßigen Namen, ſie konnten darum auch, an keinen einzelnen Dienſt gebunden, in verſchiedene Sagen eintreten; wo zum Guten geredet wird, ſpricht Bilwis, wo zum Böſen, Bölwis; zu einer ſtreitigen Berathung gehören beide, als nothwendige Seitenſtücke ſind ſie Brüder, durch Anlaut und Wortfügung gepaart. Was der Wortſinn verlangte, daß der Bilwis ein wohlgeſinntes Weſen ſei, das erfüllt Saxos Bilwis thätlich als Sprecher der verſöhnlichen, milden und billigen Meinung (sententiæ potioris auctor). Der Gleichlaut der

Namen bis auf den einen Buchſtaben konnte leicht zur Verwechslung von Bilwis mit Bölwis führen, zumal nachdem der urſprüngliche Sinn nicht mehr verſtanden und es gebräuchlich war, die mythiſchen Weſen insgemein für böſe Geiſter zu nehmen. Blindheit wird bei Saxo nur dem Bölwis beigelegt, im Eddalied und der Saga ſtellt ſich dieſe Eigenſchaft als Hauptname des böſen Rathmannes voran (Blindr hinn illi, Blindr bavis); ſie bezeichnet wohl eben das unrechte, falſche Wiſſen und Meinen, man ſagte mittelhochdeutſch: der Witze blind, weiſer Sinne blind.[338] Auch dieſes Eigenſchaftswort fiel in die Verwechslung, daher die blinden Belien[339] und Billie Blind; dieſer erweiſt ſich zwar zumeiſt als gutartiges Weſen, aber er kann mit dem böſen blinden verſchmolzen ſein, welchem Verdachtreden angehören mochten, wie nunmehr die Schwiegermutter ſie führt; die Vollſtändigkeit erfordert den Gegenſatz und auf dieſen werden auch die verworrenen Bild und Boli der Saga aus ihrer jetzigen Einhelligkeit im Boſen zurückzubringen ſein. Es iſt nicht zu überſehen, wie die Wörter Bilwiz und baloviso, auch wo ſie der mythiſchen Zubildung, zu der ſie in den angeführten Liedern und Sagen gelangt ſind, ferne ſtehen, doch in ſich ſchon nach derſelben hinweiſen, denn ſie beſagen nicht einfach billig oder böſe, ſondern ſie drücken ein Wiſſen[340] aus der Quelle und in der Richtung des Guten oder Böſen aus, ein Wiſſen, das da, wo die Wörter perſönlich werden, in wohlmeinender Mahnung und böswilliger Meldung, in mildem und rechtem, verderblichem und blindem Rathe ſich kund gibt; der Balowiſo im Heliand iſt der Teufel als Verſucher, Bilwis und Bölwis bei Saxo ſind Rathgeber, darum als Greiſe gedacht, Hauptſprecher im Rathe des Königs und des Volkes. Allein ſollten nicht die leibhaftern Bilwize des Aberglaubens für das Urſprüngliche, jene Perſonifikationen des guten und böſen Rathes für das Abgeleitete, für die nachfolgende geiſtige Läuterung zu erklären ſein? Einer ſolchen Annahme widerſetzt ſich ſchon die abſtrakte Bedeutung des Wortes Bilwiz; die Vorſtellungen heidniſch alterthümlichen Gepräges, die unter dieſem Namen ſich angeſammelt, berühren ſich nicht mit dem Worte ſelbſt, letzteres war im 13ten Jahrhundert, über das kein deutſches Zeugniß hinaufreicht, in ſeinem allgemeinen Sinne nicht mehr gebräuchlich und darum auch in der Anwendung auf Geiſterweſen nicht mehr verſtanden, dagegen haben Bölwis und Bilwis in den alten Mundarten, nordiſch, altſächſiſch, angelſächſiſch auch als Gemeinwörter noch Währung und wo ſie perſönlich gebraucht ſind, decken Wort und Weſen einander vollſtändig: die Überlieferungen aber, welchen die mythiſchen Träger des Namens oder Beiworts zugetheilt ſind, ſtammen ſo gewiſs, als irgend ein Volksglaube von den Bilwizen, aus heidniſcher Vorzeit. Das Helgilied iſt ſeinem Inhalte nach vorchriſtlich, auf die Hagbarthſage wird ſchon im Skaldengeſange des neunten Jahrhunderts angeſpielt[311] und die vorwaltenden metriſchen Stellen in Saxos Erzählung zeigen an, daß er einheimiſche Lieder vor ſich hatte, deren alter Urſprung, des redneriſchen Lateins unerachtet, durch den ſtrengen Stil dieſer Darſtellung, im Vergleich mit den däniſch-ſchwediſchen Balladen[312], hinreichend beurkundet wird. Den böſen Blind, die rathgebenden Bilwis und Bölwis von Lied und Sage abzutrennen, dazu iſt kein genügender Grund vorhanden: wenn zwiſchen ihnen und den handelnden Perſonen ein Unterſchied bemerklich iſt, ſo beruht dieſer eben darin, daß ſie nicht epiſche Geſtalten ſind, ſondern, ihren Namen gemäß, Gedankenweſen, Anwälte des Guten und Böſen; treten ſie auch poetiſch in die Erſcheinung, ſtehen ſie als greiſe Räthe dem König zur Seite[313], ſo ſind ſie urſprünglich doch wohl nur Stimmen des Innern, zwieſpältige Regungen in der Seele deſſen, der zwiſchen rechtem und unrechtem, mildem und ſtrengem Entſchluſſe ſchwankt.

Wenn ſtatt des geiſterhaften Bilie nach der däniſchen Ballade zwei Nachtigallen reden[314] und wenn dieſe Zweizahl damit ſtimmen würde, daß in Bilie Blind und ſeinem Namen, wie zuvor vermuthet wurde, zweierlei Weſen zuſammengefallen ſeien, ſo können dieſe Anklänge bloß zufällige ſein. Im Allgemeinen aber kommen die Mahnungen und Rathſchläge der Genien denen der Vogelſtimme ſehr nahe und auch dieſe, zumal als leiſeres Zuflüſtern, vertritt oft gänzlich die Stelle der innern Eingebung, des aufſteigenden Gedankens. So in den ſprichwörtlichen Ausdrücken: das hat mir ein Vogel geſungen, welcher Vogel hat dir das in die Ohren getragen? und ähnlichen.[315] Die engliſche Ballade vom Aufſtand im Norden, 1569, hebt damit an, daß Graf Percy im Garten zu ſeiner Frau ſpricht: „Ich hör' einen Vogel in mein Ohr ſingen, daß ich fechten oder fliehen muß.“[316] Zwei Raben ſitzen auf Odins Achſeln und ſagen ihm ins Ohr alles Neue, das ſie ſehen oder hören; Odin iſt der göttliche Geiſt, die Raben aber heißen Huginn und Muninn, Gedanke und Gedächtniß.[347] Blickt man von dieſem Standpunkt auf das ganze Geſchlecht der rathenden, mahnenden, Botſchaft bringenden Vögel zurück, ſo erkennt man allerdings in Vielem einen Verkehr des nachdenklichen Geiſtes, der ahnenden Seele mit ſich ſelbſt, aber die innerliche Thätigkeit iſt durch einen Ruf von außen angeregt, die ſinnbildliche Verwendung, die geiſtige Meinung, der ſprichwörtliche Gebrauch ſetzen einen Gegenſtand voraus, der zuerſt in ſeinem eigenen Weſen wahrgenommen und empfunden ſein muſte, mit jenem wachen Sinne für die lebendige Natur, von dem wir ausgegangen und der fortwirkend auch den geiſtigen Auffaſſungen Friſchheit und Farbe gab. Wo es ſich lange nicht mehr um die unmittelbare Darſtellung des Thierlebens handelte, wo der Vogel Lehren ſang, auf Botſchaft flog, verſtohlenes Liebesglück belauſchte, Verbrechen meldete, wo ſeine Erſcheinung überall nur als Mittel und Beiwerk zu dienen ſchien, da hat dieſelbe gleichwohl ganzer Lieder und Balladen ſich dermaßen bemächtigt, daß ſie zur Hauptſache wurde, daß ohne ſie kein poetiſcher Inhalt übrig wäre; ſelbſt die umfangreiche Legende des h. Oswald wird lediglich vom Raben und Hirſchen getragen, und ſo hat das Thiermärchen über manche Kreiſe der Volksdichtung, die ihm ſcheinbar ferne liegen, ſeinen belebenden Einfluß verbreitet.

Anmerkungen

zu

2. Fabellieder.

[1] Man ſehe die Ergebniſſe der erſten tiefgehenden Forſchung über die Thierfabel, wie ſie von J. Grimm am Schluſſe der Einleitung zu Reinhart Fuchs zuſammengefaßt ſind, beſonders die ſchöne Stelle: „Mir ist als empfände ich noch germanischen waldgeruch in dem grund und der anlage dieser lange jahrhunderte fortgetragnen sagen". (R. F. CCXCIV, vergl. II.)

[2] Schröter, Finniſche Runen, Upſala 1819, S. 67—73. 81. (Ausgabe Stuttgart 1834, S. 81—89. 97—99.) Ganander, Finniſche Mythologie, überſetzt von Peterſen, Reval 1821, S. 51—54. 14 f.

[3] Udv. danske Viser I, 86 f. Daß in dieſem Kampfe der Thiermann erſchlagen wird, kann nicht für einen ächten Zug gelten. In der ſchwediſchen Aufzeichnung, Sv. Folkvis. II, 138 ff., fehlt der Thiermann. Vergl. Grundtvig, Danm. g. Folkevis. I, 240. 241^{b} f. 243^{b} f. 246^{b}.

[4] Dou chevalier au leon in A. Kellers Romvart S. 523 ff. 538. 541, bei Charlotte Gueſt, Mabinogion I, 137 ff. 143 (uns vilains). [W. L. Holland, Li romans dou chevalier au lyon. Hannover 1862. S. 15—18. H.] Altengliſch Ywainn in Ritſons anc. engl. metr. rom. I, 11—15. 26 unten (the cherel, wie der däniſche dyre karl). Wäliſch mit engliſcher Überſetzung Mabinog. I, 44 ff. 50. 53 (the black man, vergl. Romvart 523: qui resambloit mor, Iwein 427: eim môre gelich). Hartmans Iwein Vers 396 bis 599. 933—35. 979—88. (Vers 432: der gebûre, 598 und 622: der waltman). — Die franzöſiſche Volksſage kennt einen Wolfhirten, der, mager und gräßlich, in einen rothen Mantel gehüllt, eine Herde von Wölfen führt; F. Langlé, Les contes du gay sçavoir. Paris 1828, p. 38: „Un berger maigre et hideux, caché dans un manteau rouge, et qui conduisait un troupeau de loups." Doch wird dieß als eine Art von Zauberei erklärt: „Dans toute la France, et principalement dans le Nivernais, on croyait et l'on croit encore à ces meneurs de loups qui par des pratiques diaboliques, trouvaient le moyen d'exercer une autorité aussi absolue sur les loups que celle d'un berger sur ses moutons." — Bei den Sennen des Ormontthales geht die Sage von einem jungen Hirten, den auf der Gemſenjagd in Sturm und Gewitter der Berggeiſt ſchrecklichen Ausſehens anfährt und

in die Tiefe zu ſtürzen droht: „wer hat dir erlaubt, meine Herde anzutaſten? quäl' ich die Kühe deines Vaters? warum ſtellſt du meinen friedſamen Gemſen nach?“ Fr. Kuenlin bei G. Schwab, Die Schweiz in ihren Ritterburgen u. ſ. w. Bd. I, Chur 1828, S. 111 f.; vergl. ebendaſelbſt 292.

[5] Der ungenähte graue Rock Christi ꝛc. herausgegeben von von der Hagen, Berlin 1844, S. 37, Vers 1267—74.

[6] Der Kittel, Meiſter Altſwert S. 17 f.

[7] Der Ring, S. 232 f.

[8] Galfridi de Monemuta vita Merlini etc. par Franc. Michel et Th. Wright, Paris 1837. (12tes Jahrhundert.) p. 4:

„Fit silvester homo, quasi silvis editus esset, etc. etc. etc.
Delituit silvis obductus more ferino.“

p. 17: „— — ducente viro labentibus annis
Cum grege silvestri talem per tempora vitam“ etc.

p. 18 sq.:

„Dixerat; et silvas et saltus circuit omnes,
Cervorumque greges agmen collegit in unum
Et damas capreasque simul, cervoque resedit; etc. etc. etc.
„— — quas præ se solus agebat
Sicut pastor oves, quas ducere suevit ad herbas.“

[9] Von der Hagens und Primiſſers Heldenbuch II, 156 f. Strophe 106 bis 113. 117.

[10] Hormayr, Geſchichte der gefürſteten Grafſchaft Tirol, Theil I, Abtheilung I, Tübingen 1806, S. 141 f. „Von der zweiten Hälfte des Decembers bis gegen das Ende der erſten Jännerhälfte wagen es ſelbſt die kühnſten Jäger nicht, die Wildbahn zu beſuchen, ſie fürchten einige den wilde man, andere die Waldfrouw.“ Im Obigen ſind nur ſolche Meldungen ausgehoben, worin „der wilde Mann“ als mythiſches Einzelweſen und zwar in Beziehung auf die Waldthiere vorkommt; ohne dieſe Verbindung erſcheint er, mit einer Tanne in der Hand, z. B. in der Harzſage bei Kuhn und Schwartz, Norddeutſche Sagen, Leipzig 1848, S. 187. Allgemeiner bezeichnet wilder Mann, wildes Weib, öfters in der Mehrzahl (Wigamur 203: „zwen wild mann“), dämoniſche Waldleute überhaupt. Zweifelhaft ſcheint auf den erſten Anblick die Stelle eines Meiſtergeſangs (aus der Heidelberger Handſchrift 392, 15tes Jahrhundert, abgedruckt in den Minneſängern III, 375 f., dann bei Ettmüller, Frauenlob 160 f., auch in der Handſchrift Valentin Holls und auf alten fliegenden Blättern befindlich), worin „Rieſe Sigenot und der wilde Mann“ zuſammen genannt ſind; allein auch hier unterliegt nur die allgemeinere Bedeutung; Dietrich von Bern trifft im Gedichte von Sigenot, bevor er dieſen ſelbſt findet, auf „einen wilden man,“ (Sigenot, Strophe 31 ff. in von der Hagens Heldenbuch II, 121 f. auch „der wild,“ „der rauche man“), mit dem er einen Vorkampf zu beſtehen hat. (Man vergl. im Laurin „einen waltman,“ „den wilden man,“ „ich armer waltman“; Ettmüllers Ausgabe 172. 179. 183. 218; Heldenbuch

von 1504 Hsj: „ein wilden man.“) — E. Meier, Deutſche Sagen aus Schwaben 170.

[11] Sir Egiamour of Artois in: The Thornton romances ed. by J. O. Halliwell, London 1844 (Camd. soc. Nr. XXX) S. 135 ff. [Strophe 31 ff.] Im Auszuge bei Ellis. Specim. of early engl. metr. romances III, 275 ff. — In der romanhaften Saga von Halfdan Eyſteinſſ. (Fornald. Sog. III, 543. 545, etwas verſchieden in Biörners Nord. kampa dater, Nr. 11, S. 36. 42) hat ein rieſenhafter Räuber, der im Walde hauſt und eine eiſenbeſchlagene Keule führt, einen furchtbaren Wildeber zum Streitgenoſſen.

[12] J. Grimm: Deutſche Mythologie 333.**) 335. 689 f., dann: Über Jornandes (Berlin 1846) 59, Geſchichte der deutſchen Sprache 449. 598. Die Überleitung von Iborduring zu Iuwaring, Iring wird durch keine Beziehung der Iringsſage zum Eber unterſtüzt. Sonſt läßt ſich für die Annahme eines perſönlichen Weſens überhaupt noch anführen, daß ein Trupp von Ebern nicht durch eberdhrung (dryng angelſächſiſch turba), ſondern durch uneigentliche Zuſammenſetzung mit dem gen. plur. des erſten Worts ausgedrückt ſein würde; ferner der örtlich gewordene Stammname Eberdringen im Cod. Hirsaug. (Stuttgart 1843) 59. 62. 65 und öfter, jetzt „Eberdingen.“

[13] Der geldriſche Derk met den beer (Deutſche Mythologie 194, v. d. Bergh. Nederland. Mythol. 21), der in der Chriſtnacht geſpenſtiſch umzieht, iſt urſprünglich wohl nicht ein Diederic, Derick, ſondern ein Dorinc [Schüren 113] mit dem Eber, wie die Ortsnamen Dorincheim (Cod. Lauresham. II, 609, A. Schott, Wanderungen u. ſ. w. 298), Durincheim, Thurincheim (ebendaſ. II, 72 ff. 252. 255), Dirinchain (Stälin II, 381), in der Wetterau, im Wormsgau und am Neckar, zu Dornigheim, Dürkheim, Turkheim geworden ſind (vergl. Gr. I, 271 und 311, 4). Bei Hans Roſenblüt: Durgen (Thüringen) im Reim auf Sibenpürgen; auch Durgenlant (cod. germ. monac. 714, f. 297. 298). Vergl. noch A. Bosquet, Norm. 24 f.: bois, mont, château de Thuringe, Waldaufenthalt Roberts des Teufels; S. 1 jedoch ſchon dem Vater gehörig: chastel Tourinde, Turingue; wohl eine Thorsſtätte.

[14] Odyſſ. II, 572—75.

[15] Afzelius, Svenska Folkets Sago-Häfder I, Stockholm 1839, S. 38. II, 1840, S. 171.

[16] Ebend. I, S. 43, (vergl. Heimskringla Form. 206):

„Inde satt gamla Djura-mor,
Rorde med näsa i brände
Samungen unge kunde, på skidorna lopa.“

Vergl. Landſtad, 177 und 180, Refr. Deutſche Mythologie 1014.

[17] Yngl. S. c. 9: „vid iarnvidiu,“ „ondr-dis.“ Vergl. noch über Säming Sn. Edd. Form. 15. Sn. Edd. 211* (Arnam. 545). Fornald. S. III, 519. Daß er mit dem Samung des Volksliedes zuſammenfällt, iſt ſchon von Afzelius a. a. O. für unzweifelhaft angenommen.

[18] Sæm. Edd. 41, Grimnism. 11. Sn. Edd. 27 f. [Arnam. 94.]

[19] Daß auch in Vols. S. c. 1 (Fornald. S. 1, 115) der fertige Jäger im Schnee, Bredhi, mißverſtändlich für den Knecht eines Mannes Skadhi aufgegeben, vielmehr für einen Diener der Jagdgöttin anzuſehen ſei, iſt im Lex. myth. 426 angemerkt.

[20] Sæm. Edd. 5 f., Völusp. 32. Der Trennung Skadhis von Niörd gedenkt auch die Skaldenſtrophe Sn. Edd. 103 f. (Arnam. 262 f.)

[21] Sn. Edd. 13 (Arnam. 58). Auch die Benennung Ividja kommt vor; Sæm. Edd. 88, Hrfn. g. „eir Ividja,“ eben wieder die gebärende Waldrieſin (vergl. noch Sæm. Edd. 119. Hyndl. l. 45). Unter den trollqvenna heiti, Sn. Edd. 210, ſtehen Ividja und iarnvidja.

[22] Räthſellöſung in Mones Anz. VII, 260: „von tuft und schne wirt der walt wis (grise, Volkslieder Nr. 1, Strophe 10); der graue Wald, Rechtsalterthümer 35. [Altd. W. III, 125, 68.] Ziemann 173: is-grâ, griseus glaciei instar, Vaterunſer 1222. 1431.

[23] Sæm. Edd. 118, Hyndl. l. 37. Sn. Edd. 32. Finn. Magnusen, Lex. myth. 12.

[24] Sæm. Edd., Oegisdrekka 52.

[25] Über den dämoniſchen Urſprung des Wolfes ſ. J. Grimm, Reinhardt Fuchs XXXVI.

[26] Sn. Edd. 82 f. vergl. 122 unten (Arnam. 318.). Anders: Sæm. 77, Harb. l. 19.

[27] Landau, Beiträge zur Geſchichte der Jagd und der Falknerei in Deutſchland. Kaſſel 1849, S. 208 ff. Reyſcher, Sammlung altwürttembergiſcher Statutar-Rechte, Tübingen 1834, S. 165 f.

[28] Nib. 887 ff., 887, 1: „Ich wil uns hergesellen kurzwile wern;“ 891, 4: „seiner kurzwile.“

[29] G. Forſters friſche Liedl. II, 75:

Es giengen drei baurn und suchten ein bern,
und da sie in funden da hettens in gern.
Der ber tet sich gegen in auf leinen:
„ach Margen gotts mutter, wêr wir daheimen!“
Sie fielen all nider auf ire knie:
„ach Margen gotts mutter! der ber ist noch hie.“

Weiter iſt nicht vom Texte vorhanden. [Vergl. Brag. V, 2, 49.]

[30] Reinhart Fuchs L f. (vergl. CCXCV.): „dominans ursus eodem (saltu) regnabat etc. cui dominationem profitentur omnes bestiæ.“ Vergl. auch die heiti des Bären Sn. Edd. 179. 221ᵇ f.

[31] Kalevala. Öfversat af M. A. Castrén, Helſingfors 1841, II, 157 ff. Vergl. J. Grimm, Über das finnische epos, 29. [= Kl. Schriften II, 88. Pf.] Reinhart Fuchs LIII—LVI. Schröter, Finniſche Runen (1834) S. 53 ff.

[32] Kalevala II, 177 ff. Schröter 68 ff.

[33] Einer der Namen des Gottes iſt Osmonen, eine Benennung des Bären osma, Grimm a. a. O. 34. [Kalev. 197, 1.]

[34] Cod. Exon. 344, 13–22. (Vergl. Sæm. Edd. 272, 29. Fornald. S. I, 228. Prediger Salomo 4, 8–10.)

[35] Lex Alamann. tit. 99: „Si ursus alienus occisus aut involatus fuerit.“ Stälin, Wirtembergiſche Geſchichte I, 229.

[36] Ruodlieb III, 84–98. Vilk. S. c. 119–123. J. Grimm, Vorrede zu den Lateiniſchen Gedichten des 10ten und 11ten Jahrhunderts XV; Mythologie 743. 745.

[37] Grimm, Geſchichte der deutſchen Sprache 685. Cod. Ex. 423, 8–11: „eofore cênra þon he gebolgen bidsteal giered (kühner als ein Eber, wenn er zornig Stand hält).“ Wilk. S. c. 162: „Villigoltur er allra dyra froknastur oc verstur vid at eiga þeim er veidir.“

[38] J. Grimm, Über Diphth. 51. Über Jornandes 4 f. Zu iöfur und gramr, vergl. Sn. Edd. 191 (Sæm. 115, 18). Fornald. S. II, (5), 9. 39. 53. 275. 486.

[39] Fils Aimon (J. Bekkers Fierabras VIII, 699 ff.):

Quant le roy ot Maugis, en lui n'ot qu'airer.
il roelle les yeulx, les sourcils va lever: (Raoul p. 140)
n'avoit nul si fier homme jusqu'a la rouge mer.
en estant se leva, ne daigne mot sonner.
fierement se contient à guise de senglier.

Vergl. Garin II, 229: Li pors les voit, s'a les sorcis levés, les iex roelle, si rebiffe du nés; ebendaſelbſt: Les iex roelle, si a froncié du nés. Avow. XV:

alle wrothe wex that sqwyne,
blu and brayd vppe his bryne.

[40] Deutſche Mythologie 364; ausdrücklich beſagt die Stelle des Ruol. L. 273, 25 ff.:

di helde sint wol gar
drîzec tûsent von Meres,
vil gewis sit ir des,
daz niht kuoners mac sîn,
an dem rucke tragent si borsten sam swîn.

[Gehört hieher moor, moore, Schweinsmutter, Stalder II, 214. Schmid 390?] Vergl. auch den Meluſinenſohn Geoffroi mit dem Eberzahn, Simrocks deutſche Volksb. VI, 27. Heißt nicht ein ſtreitbarer Geteling der Reidhartslieder Eberzant?

[41] Reiffenberg, Monuments pour servir à l'histoire des provinces de Namur, de Hainaut et de Luxembourg etc. T. I. Bruxelles 1844. Prélim. p. XXXIX: „Ardenois ou Sangliers d'Ardenne.“

[42] Konrads Trojanerkr. (Wackernagel Leſebuch 717, 32 ff.):

ûf aller vrechen tiere spor
liez in sin meister gâhen:
mit sînem spieze enphâhen
muost er diu küenen eberswîn.

[43] Nib. 881 f.:

Einen eber grôzen vant der spürhunt etc.
daz swin zorneclichen lief an den küenen degen så.
Dô sluoc in mit dem swerte Kriemhilde man:
ez hete ein ander jegere sô sanfte niht getân.

[44] Aus dem trefflichen Jagdgemälde (Li romans de Garin le Loherain, par M. P. Paris, T. II, Paris 1835, p. 217 sqq., nach andrer Handſchrift in Mones Unterſuchungen zur Geſchichte der teutſchen Heldenſage, Quedlinburg 1836, S. 224 ff.) hier nur die Stellen, welche die Größe und Kraft des Ebers betreffen:

Garin II, 220: En cele terre a un sanglé(r) norri,
sel chasserai, sé dieu plaist e je vis;
sen porterai le chief au duc Garin,
por la merveille esgarder et véir,
que de tel porc nuns hons parler n'oi.
226: Là descendirent plus de dis chevaliers
por mesurer les ongles de ses piés;
de l'un à l'autre demi doi et plain pié.
(M. 9430: de l'une à l'autre ot plaine paume et miex)
dist l'uns à l'autre: véez quel aversier.
jamais por autre n'ert cis sanglés(r) changiés;
fors a les dens de la goule plain pié
(M. 9433: grant a le geule et le dent fors plain piét).
227 f.: Ce fist li pors qu'onques autres ne fist
en null terre que nos avons oï:
laissa le bois et au plain si se mist
quinze grans liues fait son cors porsuivir
(M. 9447: grans XV liues fist li pors un elline),
onques arrières un sanbelet ne fist,
là sont remès et chevaus et roncin.
(Vergl. 236. M. 9607—11.)
241: Et le sanglé deschargent au foier;
véoir le vont serjant et escuier,
les belles dames et li clerc du moustier;
li dent li saillent de la goule plain pié
(M. 9710 ff.: dist l'une à l'autre: „voiés quel aversier,
grant a le dent fors de la geule un piet
mult fu hardis qui à cop l'atendié)."

[45] The legend of sir Guy in Percys Reliq., London 1840, p. 222, v. 89—96. (Ser. 3, B. 2, Nr. 1.) Ritſon II, 197.

[46] Nib. 1938, 2 f.:

dâ vihtet einer inne, der heizet Volkêr,
alsam ein eber wilde, unde ist ein spilman.

Vergl. Alexander (Maßmann, Denkmäler) 967: di fuchten sô di wilden swin. Wilh. 418, 17: als ein eber vaht. Thornton rom. 248 (Sir Degrevant Strophe 107): „The knigthe had foughten as a bare ꝛc.“). Alphart Strophe 393. Dietleib 12137 f. Wolfdietrich, Heldenbuch 1509, Bl. z, V:

man sach si auf der heide als eber hawen gan ꝛc.
Erst tet Wolfdieteriche sein stark ellen[de] schein,
er gieng vor in zornliche recht als ein hawend schwein.

Minneſinger III, 266^{b}, 13: er gie limmend' als ein wildez eberswin. Vergl. ebendaſelbſt 290^{a}, 11. 293^{a}, 4. Vergl. Gudrun Hag. 3527—30. (Vollmer 882.) Handſchrift Valentin Holls Bl. 128 (Lied vom bairiſchen Krieg):

mit gar kreftigen schlegen
hawen si wie die wilde schwein.

[47] Strophe 1882:

Dô wândens in betwingen, dô er niht schildes truoc,
hei was er tiefer wunden durch die helme sluoc! ꝛc.
1883: Ze beiden sinen siten sprungen si im zuo ꝛc.
dô gie er vor den vinden alsam ein eberswin
ze walde tuot vor hunden: wie möht er küener gesin?
1884: Sin vart diu wart erniuwet von heizem bluote naz.
wie kund ein einic recke gestriten immer baz
mit sinen vinden dann er hete getân?
man sach Hagnen bruoder ze hove hêrlichen gân.
1887, 4: ez het sin starkez ellen vil michel wunder getân.

[48] W. Wackernagel in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum IV, 470 f. Ebenderſelbe Leſebuch I, 110 ff. und anderwärts.

[49] Wackernagel vermuthet in den deutſchen Verſen eine freie Verdeutſchung ovidiſcher aus der Jagd des ungeheuern Ebers von Kalydon Metam. VIII, 282 ff. 329 ff. 415 ff. 432 ff., Zeitſchrift für deutſches Alterthum VI, 280 f., vergl. Geſchichte der deutſchen Litteratur 80, 20. Allein neben dem unverkennbar Ähnlichen beſteht das Eigenthümliche der deutſchen Beſchreibung des rieſenhaften Thiers und dieſe hat ihre vollkommen heimiſche Stelle zuvorderſt in den mittelalterlichen Eberjagden. Die Rhetorik ſagt einfach: „illud teutonicum,“ „sicut et teutonice de apro,“ wie gleich nachher vor einer entſchieden deutſchen Redensart: „similiter teutonice ꝛc. alles liebes gnuoge,“ und ebenſo die ſanctgalliſche Logik vor ihren kerndeutſchen Sprichwörtern (Altdeutſche Blätter II, 135 f., vergl. Leſebuch I, 123 f.); wirklich zeigen auch die deutſchen Strophen keine Spur vom Zwange der Überſetzung, dagegen merklichen Anklang an Redeformen andrer altdeutſcher Lieder; vergl. Strophe 1: „Sôse snel

snellemo" ꝛc. mit MS. III, 135^b: „hert ist daz spil, wâ küen gên küene ritet und ouch menlichen stritet" ꝛc. (Ettmüllers Frauenlob 84: „swâ künic gên künige" ꝛc.) MS. III. 149^a: „wâ kraft gên kreften ist gewegen" (Ettmüller 252); [Nib. 1863 (von Dankwart): „der snelle degen küene" ꝛc., 1875: „den schilt den ructe er hôher, den vezzel nider baz" ꝛc.]; Strophe 2: „sin bald ellin" ꝛc. mit Nib. 1872 (von den Knechten): „waz half ir baldez ellen? si muosen ligen tôt." Strophe 1887 (wieder von Dankwart): „ez het sin starkez ellen vil michel wunder getân." (Lanzelet: „sin baldez ellen in dar truoc daz er ein sper ûf im zerstach.") Hauptſächlich aber, was ſchon oben bemerkt iſt, gehören die deutſchen Bruchſtücke keiner Erzählung an, ſondern geben, durchaus im Präſens gehalten, erſt einen allgemeinen Satz, von der Kampfluſt rüſtiger Männer, dann ein Bild, die ungebrochene Kraft des Ebers. Sie nähern ſich damit der Weiſe altnordiſcher und angelſächſiſcher Spruchdichtung, welche gleichfalls menſchliche Zuſtände in kurze Gedenkverſe faßt und in entſprechenden Naturbildern abſpiegelt; ſo berührt ſich mit Strophe 1 ein Spruch der Liederedda: „Ögishelm (Symbol der Gewalt) ſchützt Keinen, wo Zornige kämpfen (hvars skolu reidir vega," wieder anklingend an: „sôse snel snellemo" ꝛc.), das findet, wer unter Mehrere (a. unter Beherzte, „med frœnom") kommt, daß Keiner allein der Tapferſte (hvatastr) iſt (Fáfnism. 17, Sæm. 188, 18; vergl. Hávam. 65); anderwärts wird das Leben des freundloſen Mannes als eine Gemeinſchaft mit reißenden Wölfen dargeſtellt, Cod. Exon. 342. 24 ff., oder als das Verkommen eines einſam ſtehenden Baumes, Hávam. 51; das Geſpräch beredter Männer als Glut, die ſich an Glut entzündet, die Eintracht unter ſchlimmen Freunden als bald verloderndes Feuer, ebendaſelbſt 58. 52.

[50] Sæm. 146^a (im Liede ſelbſt Strophe 32 nur: „at bragarfulli," Strophe 33: „avlmál"). Yngl. S. c. 40 (Wachter I, 103): „Bragafull ꝛc. strengia heit" (Erbtrunk). Hák. goda c. 16 (Wachter II, 39 f.): „Niardarful oc Freysfull til árs oc fridar ꝛc. Bragafull" (nichts von Juleber und Gelübden). Fornald. S. I, 463: „Heidrekr konúngr lèt ala gölt einn, hann var svâ mikill, sem hin stærsti öldúngr, en svâ fagr, at hvört hár þótti úr gulli vera" (Gelübde, hier nichts von Frey und Jul). Ebendaſelbſt 531: „Heidrekr konúngr blótadi Frey þann golt, er mestan fekk ꝛc. gefa Frey (a. Freyju til árbótar ꝛc. 463, 1) at sónarbloti, jólaaptan ꝛc. sónargöltinn ꝛc. Rechtsalterthümer 900 f. Mythologie 45. 1188 und 53 (Bragafull). 281.

[51] Zwar wird Frey „bøvd-fróþr," kampfklug, genannt, Sn. 104, vermuthlich von ſeinem Sieg über den Rieſen Beli (Sn. 41), wonach er auch „bani Belja," „Belja dólgr" geheißen iſt, Sæm. 9, 54. Sn. 104; Freyja: „eigandi valfalla" Sn. 119, weil ſie mit Odin ſich in die Gefallenen theilt, Sæm. 42, 14. Sn. 28; allein der Kampf mit Beli iſt ein Naturmythus und auch Freyja iſt wohl nur als Luftgöttin am Walfalle betheiligt, Thôr 100.

[52] Fornald. S. I, 462 f. 531 f. (zwölf Urtheilſprecher zum Eber beſtellt); Deutſche Mythologie 45. 1201 (Weisthümer III, 369 f. „saugericht" I, 436).

[53] Sæm. 146 gelobt Hedhinn, die Braut ſeines Bruders zu erwerben; Fornald. S. I, 417 f. 515 f.: Hiörvard, die Braut des Upſalakönigs (ohne Eber); III, 633. 640: Brautfahrt (ebenſo); III, 661: Fahrt nach Odáinsakur (ebenſo). (I, 98 oben. 345; II, 125; III, 600.)

[54] Hedhinn, Sæm. 146, kommt am Julabend, unmittelbar vor ſeinem Gelöbniß auf den Sühneber, aus dem Walde: „Heþinn för einnsaman ör skögi jola-aptan," alſo von der Jagd. Auch am Julabend wird in Hrólfsſaga ein ſchreckliches, landverheerendes Thier erjagt, von deſſen Blut und Herzen ein bleder Jüngling genießt und dadurch ſtark und unerſchrocken wird (Fornald. S. I, 69 f.); das Thier iſt hier ſeltſam als ein geflügeltes geſchildert, bei Saxo (II, 31), der übrigens keine Jahreszeit angibt, iſt es ein Bär von außerordentlicher Größe. — Auch die Beziehung Freys zum Kriegshelme mit Namen und Zeichen des Ebers (J. Grimm, Deutſche Mythologie 194 f. Ebenderſelbe Andr. u. El. XXVIII. f.) ſieht darnach aus, daß verſchiedenartige mythiſche Vorſtellungen in einander gefloſſen ſeien. Es war angemeſſen, den Gott mit dem ihm geweihten goldborſtigen Eber am Wagen einherfahrend ſich zu denken (Sn. Edd. 66, im Skaldenliede, ebendaſelbſt 104, reitet Frey darauf [Dietrich XXIII]). Von dieſem Eber, ſagt die j. Edda, die von ihm auch den Eigennamen Gullinbursti gebraucht (ebendaſelbſt 104), er habe durch Luft und Waſſer, Nacht und Tag, ſtärker als irgend ein Roſs, zu rennen vermocht und niemals ſei es ſo finſter geworden, daß ſich nicht von ſeinen Borſten hinreichendes Licht verbreitet hätte (ebendaſelbſt 132). Daneben wird gleichwohl dem Frey, dem auch Pferde geheiligt waren [Lex. myth. 94^b, 98^b], ein Roſs, Blódhughófi, zugetheilt (ebendaſelbſt 180) und im Eddaliede von Skirnir gibt er dieſem ſeinem Diener das Roſs, womit derſelbe durch die Finſterniß, über thauige Berge und über das dienſtbare Volk hineilt (Sæm. Edd. 82). Die Luftfahrt des flüchtigen Roſſes ſagt immerhin der Einbildungskraft beſſer zu, als jene des ſchwerfälligen Hofebers. Doch iſt das Wunderbarſte, daß der lebendige, luftrennende Eber von kunſtfertigen Zwergen in der Eſſe geſchmiedet ſein ſoll, die Borſten aus Gold (Sn. Edd. 131). Beachtet man nun, daß die andern Kunſtwerke, die aus derſelben Werkſtätte hervorgehen, nicht lebende Geſchöpfe ſind, ſondern Schmuckſachen, Geräthſchaften, namentlich Waffenſtücke, Odhins Speer und Thórs Hammer, und daß alle, mit Einſchluß des Ebers, durch dasſelbe Wort, gripir (Kleinode), bezeichnet werden, das auch in der Hrólfsſage von dem Helme Hildiſvín oder Hildigöltr (Kriegseber) und der Brünne Finnzleif (Sn. 152, vergl. Sæm. 192. Fornald. S. I, 165) gebraucht iſt, ferner daß Helme und Helmzeichen angeſehener Männer als goldene, goldgeſchmückte zubenannt zu werden pflegen (gullhialmr Odhins Sn. 72, Hákons des Guten Hákonarmál Strophe 4 [Dietrich 31, Köppen 88, 5, Wachter II, 84]; gullfáinn Sn. 216^b [Gr. II, 592]; goldfâhne helm Beow. p. m. 209 [Gr. II, 559, goldbunt], eoforlic gehroden golde Beow. [Andr. XXVIII]), ſo erkennt man in dem geſchmiedeten Eber Gullinburſti deutlich genug den urſprünglichen Eberhelm. Frey, ein Gott des heitern Frühlingshimmels, Gebieter

über den Sonnenſchein (Sn. 28), heißt ſelbſt der klare, leuchtende (scîrr, Sæm. 45, 43; biartr, Sæm. 9, 54) und ihm iſt Alfheim, die Heimat der Lichtelbe, zu eigen gegeben (Sæm. 40, 5. Sn. 21); darum kann ihm auch ein weithin Licht verbreitender Goldhelm zuſtehen und wirklich ſpricht ſeine gleich geartete Schweſter Freyja von einem goldglänzenden Eberhelme, den ihr zwei kunſtreiche Zwerge gefertigt. (Sæm. 114, 7; daß in dieſer ſchwierigen Stelle des Hyndlaliedes nicht ein Eber, auf dem Freyja durch die Nacht reitet, nicht ihr treffliches Roſs „marr," Strophe 5, ſondern, nach J. Grimms Deutung Andr. XXIX, anders Mythologie 1007, ein Helm mit dem Eberzeichen gemeint ſei, iſt um ſo ſichrer anzunehmen, als der für letzteres gebrauchte Ausdruck hildisvîn, Kriegseber, eben durch das vorgeſetzte hildi- ſich als einen bildlichen erweiſt, wie denn der wirkliche Eber nirgends hildisvîn heißt noch heißen kann, vergl. Sn. Edd. 222 unter: gavltr, wohl aber jener Eberhelm der Hrólfsſage, hialmrinn Hildisvîn = Hildigöltr, Sn. 152; dagegen iſt im göltur der Hyndla, Strophe 5, entweder der Wolf, auf dem das Rieſenweib reiten ſoll, umſchrieben, oder göltr in gildr, gyldir, Bezeichnungen des Wolfes Sn. 222, zu beſſern.) Dem kommen auch Benennungen entgegen, wodurch der gewölbte, Tags mit Sonnenglanz, Nachts mit leuchtenden Geſtirnen geſchmückte Himmel in der Skálda umſchrieben wird; er heißt: der Lichtfahrende, Stralende (liosfari, leiptr, Sn. 177) und heißt zugleich: Helm Veſtris, Auſtris, Sudhris, Nordhris, der Zwerge nämlich, die unter ſeine vier Ecken geſtellt ſind (Sn. 9), Helm der Luft, der Erde, der Sonne (Sn. 122. 123: „sôlar hialms"; vergl. das deutſche: „Der Himmel iſt mein Hut" u. ſ. w. Kinderl. 93, „mit dem himel was ich bedaht" Trougem. 2). — [Ich verſtehe Strophe 6 des Hyndluliedes ſo: die widerſtrebende Rieſin, die auch am Schluſſe des Liedes, Strophe 43 f., auf Freyja läſtert, hält ſich darüber auf, daß dieſe ſich des jungen Ottars annehme und ſich nicht um ihren Mann bekümmre, der ſich auf dem Walwege, auf der todtbringenden Fahrt zur Walſtatt befinde. Demnach iſt zu überſetzen: du weiſeſt mit den Augen hiehin auf mich Ottar den Jungen, Innſteins Sohn, während du deinen Mann auf dem Wege (Þannig, Gr. III, 174 oben) zum Schlachttode haſt; es gehören alſo zuſammen die Verſe: vísar þú augum á oss þannig Ottari (ed. **Munch**: „Ottar") unga, Innsteins bur, und ſelbſtändiger Zwiſchenſatz iſt: er þú hefir ver þinn í valsinni. Hierauf erwidert Freyja, Strophe 7: Hyndla ſei thöricht und träume nur, wenn ſie ſage, ihr, Freyja's, Mann ſei auf dem Wege zum Tode dort, wo doch der goldborſtige Eber mit dem Kriegseberzeichen (hildisvîne) leuchte, den ihr zwei kunſtreiche Zwerge gemacht, d. h. wo doch ihr Gemahl mit ihrem göttlichen Helme, den ſie ihm zum Schutze mitgegeben, bedeckt und überleuchtet ſei. Dieſer Gemahl aber iſt Odr, der weite Wege fort fuhr, um den ſie Goldthränen weint und den ſie unter unbekannten Völkern ſucht (Sn. 37): „Odr for í braut lángar leiþir" entſpricht dem: „er þú hefir ver þinn í valsinni." Der Mythus von Odr iſt unerklärt, gewinnt aber durch die Mitgabe des Eberhelms ſeiner Gattin einen weiteren Beitrag. Eberhelm und Eberzeichen wird auch in den angelſächſiſchen Gedichtſtellen als wunderbar ſchirmend dargeſtellt; zu beachten iſt, daß das Eberbild der Aeſtier, Germ. c. 45, „pro armis (ſtatt der Waffen) omniumque tutela — etiam inter hostes“ ſicher macht. Sax. VII, 125 u. ſ. oben: Syritha hütet die Ziegen eines Rieſenweibs; 126 unten: Othar in dreitägiger Schlacht; beides keine beſtimmtere Beziehung bietend].

[55] The avowynge of king Arther ꝛc. in: Three early english metrical romances ꝛc. ed. by J. Robson, London 1842 (Camd. soc.), S. 57 ff.; Str. 8: „myne avow make I were he neuyr so hardy“ ꝛc. Str. 9: I avowe ꝛc. (dreimal). Str. 10: „thay haue thayre vowes made“ ꝛc. howe thay preuyd hor wedde-fee ꝛc. Str. 37: „Bowdewyn's avouyng“ ꝛc. Str. 71: „thine avowes“ ꝛc. Str. 72: „alle that thou highte“ ꝛc. Str. 17: The hed of that hardy he sette on a stake. — Dieſes Gedicht hat nichts gemein mit Arthurs Eberjagd in den Mabinogion P. IV. London 1842. (Kilhwch ac Olwen), deutſch in den Beiträgen zur bretoniſchen und celtiſch-germaniſchen Heldenſage, von San-Marte, Quedlinburg 1847, S. 3 ff.

[56] Garin II, 219 (M. 225):

„Je n'ai qu'un frère, le Loherenc Garin,
bien a set ans passé que ne le vis,
s'en sui dolans coureciés et marris.
or m'en irai à mon frère Garin
et si verrai l'afant Girbert, son fil,
si m'aït diex, que je oncques ne vis;
du bois de Puelle ma-on novelles dit
et de Vicoigne, des alues Saint-Bertin,
en celle terre a un sangle norri,
sel chasserai, sé dieu plaist et je vis,
s'en porterai le chief au duc Garin,
por la merveille esgarder et véir,
que de tel porc nuns hons parler n'oï.“

224 (M. 227): „Del bois de Puelle m'a-on conté et dit
qu'en ceste terre à un sangle norri,
jel chasserai, car li cuers le me dit,
et porterai la teste au duc Garin
mon très chier frère, que je piéça ne vis.“

Ausdrücklich iſt des Gelübdes erwähnt im Eingang der engliſchen Ballade von der ſagenhaften Cheviatjad (Percy 2. Ritſon 105):

The Persè owt of Northombarlande
and a vowe to god mayd he,
that he wolde hunte in the mountayns
off Chyviat within dayes thre,
in the mauger of doughtè Dogles
and all that ewer with him be.
The fattiste hartes in all Cheviat
he sayd he wold kill and cary them away ꝛc.

Dieß iſt zwar nur eine Jagd auf Hirſche, aber die Kühnheit des Unternehmens beſteht darin, daß dem viel mächtigern Grenznachbar zum Trotz in fremder Mark gejagt wird, und der Ausgang iſt gleichfalls ein tragiſcher, eine blutige Schlacht, in der Percy und Douglas mit ihren beſten Rittern und mehr als dreitauſend engliſchen und ſchottiſchen Kriegsleuten umkommen.

57 Sir Tristrem ꝛc. ed. by Walter Scott, Edinburg 1811, S. 46 ff. Die Stelle von den Eberköpfen lautet ebendaſelbſt: „Tho court thai com full right, as Morgan his brede schare, thai teld tho bi sight, ten kinges sones thai ware unsought; hevedes of wild bare ichon to presant brought. Ein förmliches Gelübde legt zwar Triſtrem nicht ab, doch beſagt Str. 75: „Tristrem dede as he hight" ꝛc. und Str. 70 hat der junge Held ſein Vorhaben entſchieden genug ausgeſprochen: „to fight with Morgan in hy, to sle him other he me with hand: ere schal no man me se oyain in Ingland." (Vergl. Battle of Otterb. Ritſon, Vers 116: I wyll holde that I have hight" ꝛc. Vers 120: „the tone of us schall dye.") Die altfranzöſiſchen Gedichte von Triſtan, ſoweit ſie herausgegeben ſind, geben nicht in ſeine erſte Jugend zurück; auch der deutſche Volksroman (Simrocks deutſche Volksbücher IV, 227 ff.) gibt hieher nichts an die Hand. Gotfrieds Triſtan dagegen erſchlägt den Mörder ſeines Vaters auf der Jagd (Vers 5442 ff.) und führt in ſeinem Schilde, den er kaum zuvor bei der Schwertleite empfangen, den Eber, das Bild der Kühnheit (Vers 4939 f.: „den kuonheit nie bevilte, den eber an dem schilte." 6618—20. Friberg, Vers 1943 ff. von Triſtans Waffenrede: „sin erbezeichen dar ûf lac, der eber den der herre pflac ze füeren an dem schilde; des selben tieres bilde was von silber wiz geslagen, ûf sînem houbte sach man ragen zwêne zende güldin: dar an wart offenlichen schîn daz der herre ritter was." Zuſammengefaßt weiſen dieſe vereinzelte Umſtände auf eine frühere Beziehung des Ebers oder Eberhauptes zum Gelöbniß der Vaterrache. — Eine andre Erklärung wäre die folgende: Weber, Diss. de investitur. et servit. feudor. ludicr. Giess. 1745, p. 49: „Alii singulis annis une hure de sanglier, caput aprugnum porcinum etc. exhibere obstricti fuerunt. Bouchel. d. pag. 1197." Alſo ein Eberkopf als Lehenabgabe. Nun ſagt Gotfried von ſeinem Triſtan Vers 5300 ff.: „und jach, er wolte dannen ze Britanje gâhen, sin lêhen dâ enpfâhen von sines viendes hant, durch daz er sînes vater lant mit rehte hete deste baz." 5376 ff.: „Tristan zuo Morgâne sprach: herre, ich bin komen dâ her nâch mînem lêhen unde ger, daz ir mir daz hie lihet unde mir des niht verzîhet, des ich ze rehte haben sol" ꝛc. Vers 5412: „ir meinet ez alsô, daz ich niht êliche sî geborn, und sule dâ mite hân verlorn mîn lêhen und mîn lêhenreht." So könnten die Eberköpfe eigentlich als Zeichen der Lehenspflicht überbracht ſein. Doch gedenkt Gotfried, der vom Lehen ſpricht, derſelben nicht, im Triſtrem aber, wo ſie vorkommen, iſt von keinem Lehen die Rede und heißt es nur Str. 78: „amendes! my fader is slain, mine hirritage Hermonie."

[58] „Yule“ noch jetzt in Theilen von England und in Schottland (Sandys XI. vergl. LI. Popular rhymes etc. of Scotland, Edinburg 1842, S. 67), ältere Schreibung: „yol, yole“ (Avowyng Str. LXIX: „for thay make als mirry chere, als hit were yole day.“ Wright, Songs and carols S. 24, Nr. 19: „The fyrst day of yole have we in mynd“ ꝛc. Sandys 3: „Wolcū yol þu mery ma“ ꝛc. Ritſon I, 140); altnordiſch: „jol“ n. pl., die nachfolgenden Stellen bezeugen zugleich die Luſt des nordiſchen Julgelags, Fornald. S. I, 69: „sem leiđ at jolum ꝛc. Nu kemr jolaaptann“ ꝛc. [„Avowe“ auch (bei Ritſon) Vers 259, vergl. „the battle of Otterburn“ (auch bei Ritſon I, 94 ff.) Vers 116. 157—160. 175 f.], 97 f.: „komu þar at jolum ꝛc. Hrolfr konúngr hefir látit hafa mikinn viđrbúnađ imóti jolunum, ok drukku menn hans fast jolakveldit.“ II, 125: „Um vetr at jolum strengđi ketill heit“ ꝛc. III, 371: „At jolum hafđi konúngr vinabođ, ok joladag hinn fyrsta spurđi konungr eptir“ ꝛc. Eptir jolin ꝛc. 599 f.: „at bioda honum til jolaveizlu ꝛc. ok drukku glađliga af jolin í góđu yfirlæti. En afgöngudag jolanna“ ꝛc. 633: „En um vetrinn eptir hafđi Sturlaugr jolaveizlu, ok bauđ til mörgu stórmenni; ok er menn voru komnir í sæti hinn fyrsta jola aptan, stóđ Sturlaugr upp, ok mælti: þat er vani allra manna, at efla nýja gleđi nokkurum þeim til skemtunar, sem komnir eru; nu skal hefja heitstrenging ꝛc. fyrir hin þriđju jol eđr deyja ella“ ꝛc. 661: „einn jola aptan strengđi hann heit“ ꝛc. II, 331 f.: „fram til jola ꝛc. jolagiafir ꝛc. affángakveld jola ꝛc. í nafnfesti ok jolagiof“ ꝛc. (vergl. I, 316. III, 599 unten: „giafalaus“ I, 69—72); die Zuſammenſetzung ebenſo noch im ſchwediſchen julagalt (Mythologie 1188 unten) und den däniſchen: juleaften, juledag ꝛc. [Mythologie 664. 594.]

[59] Christmas carols, ancient and modern“ etc. by W. Sandys, London 1833, woſelbſt in der Einleitung die alten engliſchen Weihnachtgebräuche ausführlich abgehandelt werden, über die Einführung des Eberkopfs S. LIX. f.; das älteſte geſchichtliche Zeugniß iſt von 1170, in welchem Jahre König Heinrich II. beim Krönungsmahle ſeines Sohnes der bereits herkömmlichen Sitte huldigte, doch ſcheint dieſes Feſt nicht in die Weihnachtzeit gefallen zu ſein (Holinshed, Chronicl. vol. III, p. 76).

[60] Sandys a. a. O. [über den Christmas Prince ebendaſelbſt XXXV]. Das begleitende Lied heißt hier: „Cristmas Caroll“; carol, dieſe geläufigſte Bezeichnung des volksmäßigen engliſchen Weihnachtlieds, iſt das franzöſiſche carole, Reihen, Rundtanz, und dann für das zum umgehenden Tanze geſungene Lied, Sandys CXVI ff., F. Wolf, Über die Lais 185 ff. (auch der Geſang von Hulſt und Epheu war mit Tanz verbunden), doch iſt auch das altheimiſche Wort nicht verloren: „yule-song“ (Sandys LI, Wright 24, Nr. 19: „syng we yole,“ vergl. Popul. rhym. of Scotl. 67: „cry Yule.“

[61] Dasſelbe hebt an: Caput apri defero reddens laudes domino“ etc. Ritſon II, 14 f. Sandys LIX, 19. Th. Wright in Karajans Frühlingsgabe,

Wien 1839, 51 f. Vergl. auch Sandys 37. — „Bores Head“ hießen, nach ihrem Schildzeichen, zwei alte Londoner Gaſthäuſer, namentlich dasjenige, worin Prinz Heinrich und Falſtaff ihr Weſen trieben, Festive songs etc. by W. Sandys, London 1848 (Percy soc. Nr. 77), Introd. XLIII f.

[62] Th. Wright, Songs and carols 25 f., Nr. 20. In der alten Ballade: The boy and the mantle, Vers 151 ff. (Percy 198^b. Th. Wright, Frühlingsg. 33 f.) ſieht der wunderbare Knabe, der in König Arthurs Halle gekommen, wie draußen ein Wildeber einen Mann zerreißen will, zieht alsbald ein Waidmeſſer, rennt hinaus und bringt das abgeſchlagene Haupt des Ebers ein, welches dann ſo zerlegt wird, daß jeder Ritter am Hof ein Stück erhält, was jedoch nur dem Meſſer eines Mannes gelingt, der kein Hanrei iſt; dieß geſchieht, außerhalb der Jagdzeit, am dritten Tag im Mai; eine ſpätere Bearbeitung ſetzt dafür das Chriſtfeſt, läßt aber die Erlegung des Wildes wegfallen und das Eberhaupt, mit Lorbeer und Rosmarin geſchmückt, ſchon fertig auf dem Tiſche ſtehn (Percy 278^b. 280^a. Frühlingsg. 36. 42).

[63] Sir Eglamour verlangt von dem erlegten Wilde für ſich nur das Haupt (Thornt. romanc. 142, Str. 43: „Lorde“ seyde the knyght. „y dud hym falle, gyf me the hedd and take thou alle, thou wottyst wele hyt ys my fee.“) und bringt dann beides, Rieſen- und Eberhaupt, zuſammen ein (ebendaſelbſt 147, Str. 54: „The knyght takyth hys leve and farys wyth the geauntys hedd and the borys the weyes owre lord wylle hym lede.“ 148, Str. 56: „and to halle they wente, the erle there-wyth to tene; the hedys to hym there he down layde“ ꝛc.) Geſchichtlich noch um 1517 knüpft der Schotte Wedderburn, als Rächer ſeines hingerichteten Häuptlings, den abgeſchlagenen Kopf eines Gegners mit den Haaren an ſeinen Sattelbogen, (W. Scott's) Minstrelsy of the scotish border, 5. ed., Edinburg 1812, Vol. I, Introd. XIII. Den vielen Belegen der barbariſchen Sitte in J. Grimms Geſchichte der deutſchen Sprache 140. 236, 2. 636 oben. 823, 1 kann weiter beigefügt werden Arnulph. Mediolanens. LII, c. IX, p. 734 (a. 1037): „Odonem impugnans viriliter dux Gothefredus vehementi facta congressione in momento prostravit ejusque caput avulsum humeris fertur in Italiam direxisse [Hahn II, 239 t)]. Halewijn (74 D) Str. 31 ff. mit dem Schluſſe: „het hoofd werd op de tafel geset.“ [Hagen, Heldenbilder 79 und die Öhringer Handſchrift des Wolfd. hat nichts davon.]

[64] Reliquiæ antiquæ etc. ed. by Th. Wright and J. O. Halliwell, Vol. II, London 1843, p. 30. Th. Wright, Songs and carols 42 f., Nr. 38.

[65] Ritſon I, 141 ff. Sandys 4 f.

[66] Ritſon II, 16. Sandys 16. (Frühlingsg. 50 f.)

[67] Fiſchart ſagt in der Vorrede zur Geſchichtklitt. (Aiij): „solt ich nit ein geistlichen Text under ein weltliche Weis singen können? ꝛc. Tichten doch unser Predicanten geistliche Lieder von einer wilden Saw,

daß Geistliche wacker braun Meidlein, den Geistlichen Felbinger“ ꝛc. Rabelais gibt im Prolog nichts Entſprechendes, auch ſind „das wacker Meidlein“ und „der Felbinger,“ weltlich und geiſtlich verändert, bekannte deutſche Lieder. Die vom geiſtlichen Jäger (Nr. 338 vergl. 338. P. Wackernagel, D. Kirchenl. 603) gedenken nirgends des wilden Schweins; ein weltliches Jägerlied beginnt zwar: „Es wolt guot jäger jagen, wolt jagen die wilden schwein, was begegnet im auf der heide? ein fröwlin in weissem kleide, ein zartes jungfröwelin“ (Flieg. Bl., Baſel bei Samuel Apiar. 1568; Frankfurter Liederbuch Nr. 112. Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 100); aber, ſchon dem Strophenbau nach, hat nicht dieſes den geiſtlichen zum Vorbilde gedient, ſondern ein andres: „Es wolt gut jäger jagen, jagen vor jenem holz, begegnet im auf der heiden ein meidlein das war stolz“ ꝛc. (G. Forſters fr. Liedl. IV, 1556, Nr. 17. V, 1556, Nr. 14, vergl. Heidelberger Handſchrift 109, Bl. 104^{b}, Görres 181; die letztere Faſſung auch im Inhalt der drei erſten Strophen mit der Knauſtiſchen Umwandlung bei P. Wackernagel a. a. O.). Es fragt ſich daher, ob Fiſchart es nur minder genau genommen, oder ob nicht etwa den engliſchen carols ähnliche deutſche Lieder vom Wildſchwein vorhanden waren? Von der Geltung des Eberkopfes zeugt eine, wie es ſcheint, ſprichwörtliche Rede im Parzival 150, 22: „man sol hunde umb ebers houbet gebn.“ [Weber, de invest. et servit. feudor. ludicr. p. 49.]

68 Sæm. 42, 19 (Grimnism.): „Gera ok Freka seđr gunntamiđr hrôđigr Herjafôđr.“ Sn. 42 (Arn. 126): „Þá vist er á hans borđi stendr gefr hann tveim ulfum er hann á, er svá heita: Geri ok Freki.“ — Zwar fahren am Ende der Tage die Einherjen und Odhinn ſelbſt aus, mit dem Wolfe zu kämpfen, und dieſer verſchlingt den Vater der Zeiten, Grimnism. 23 (Sæm. 43): „átta hundruđ einherja ganga senn or einum durum þá er þeir fara viđ vitni at vega“ (Sn. 44). Vsp. 54 (Sæm. 9): „er Ođinn ferr viđ ûlf vega ꝛc. þá mun Friggjar falla angantýr.“ Vafþr. 53 (Sæm. 37): „ûlfr gleypa mun aldafôđr.“ Sn. 72: „riđr fyrstr Ođinn međ gullhjálm ok fagra brynju, ok geir sinn, er Gûngnir heitir; stefnir hann môti Fenrisûlfi.“ Ebendaſelbſt 73: ûlfrinn gleypir Ođin, verđr þat hans bani;“ aber auch hier iſt es nicht ſowohl die Streitbarkeit, als die Gefräßigkeit, der ungeheure, Alles verſchlingende Rachen des Wolfes, was ihn zum Vertilger macht. Wie dem nordiſchen Mythus das uranfängliche Chaos, eben dieſem griechiſchen Wort entſprechend, ein gähnender Schlund iſt (Vsp. 3: „gap var ginnûnga.“ Sn. 5 f.: „ginnûngagap.“ Ebendaſelbſt 8. 17. Vergl. Lex. isl. I, 224^{a}. Deutſche Mythologie 525. Gramm. IV, 726, 10), ſo wird zuletzt wieder der klaffende Wolfsrachen zum Bilde des Weltuntergangs. Es heißt vom Fenriswolfe Sn. 36: „ûlfrinn gapþi ákafliga,“ ebendaſelbſt 72: „Fenris-ûlfr ferr međ gapanda munn, ok er hinn efri kiöptr viđ himni, en hinn neđri viđ iörđu; gapa mundi hann meira ef rûm væri til,“ und ebendaſelbſt 73: „Viđr (Vidar) sundr gin hans;“ ähnlich von einem rieſenhaften Hunde Fornald. S. III, 546: „hliop hann á môt honum međ gapanda ginit.“ [Welſch-

berger, Anz. IV, 181: Und hast gar eine wide slunt.“ Versus de gallo (Reinhart Fuchs 420) 20 ſ.:

infernale aperit guttur, faucesque voraces
pandit, et immensæ reserat penetrale cavernæ].

[69] Sæm. 151, 13: „Fara hildingar hiörstefno til ꝛc. fara Vidris grey valgiörn um ey.“

[70] Sæm. 184, 22: „ef þû þióta heyrir ûlf und asklimom, heilla audit verdr þer af hiálm-stöfum ef þû sêr þá fyrri fara.“ Deutſche Mythologie 1076. 1079 ſ. 1093.

[71] Die Stellen bei J. Grimm, Andr. u. El. XXV ſ.; auch Adler und Rabe ſingen alsdann (jener ein Kampflied, hilde leód), ebendaſelbſt XXVI.

[72] Sæm. 155, 40: „vargliodum vanr á vidum úti.“

[73] J. Grimm, Reinhart Fuchs CXCIV, auch XX**). Vergl. Collection des cartulaires de France, T. II, Paris 1840, p. 547: „Robertus de Cante Lupo (p. 816: „Chantelou, hameau au nord de Marchainville“); ebendaſelbſt p. 139: „in masingilo, qui nomen sortitur a Cantante Pica“ (p. 816: „Chantepie, coteau près de Brézolles“).

[74] Th. v. Wedderkop, Bilder aus dem Norden u. ſ. w.

[75] Mémoires de l'académie celtique, T. V, Paris 1810, p. 22–23 (Sur l'Origine, les Mœurs et les Usages de quelques communes du département de l'Ain, voisines de la Saône; par M. Thomas Riboud): „Chants et Danses. Les cris de joie nommés ululemens ou buchemens, qui proviennent des mots ululare en latin, et bucher en français, dont l'usage a passé dans toute la Bresse, étaient originairement des cris d'alarme et d'avertissement des bergers entre eux, pour écarter les loups à la chute du jour et dans les grandes nuits d'été. Dans un pays couvert les troupeaux étaient très exposés à leur dent meurtrière, au milieu des pâturages solitaires; les bœufs y passaient la nuit en été; et, pour effrayer des ennemis féroces, les gardiens poussaient des cris aigus et cadencés, ils ululaient ou houloulaient, criaient au loup, donnaient l'alerte par ce cri imitatif. Ils se répondaient les uns aux autres, et les forêts retentissaient de ces buchemens (1). Les jeunes gens allant aux veillées, p. 23: les amans, les hommes se retirant après le travail ou une réunion, les voyageurs timides pendant la nuit, répétaient en échos les mêmes cris; ils étaient dans les uns des élans de gaiété, dans les autres des signes de terreur ou de précaution. Depuis que la culture s'est étendue avec la population, le danger des troupeaux a diminué, les buchemens ont été moins conservés pour les défendre, et ils sont restés pour exprimer la joie à la suite des festins ou des fêtes. (1) On n'a pas oublié qu'à Bourg, dans des blanchisseries de toile, on tenait toujours des veilleurs au milieu des prés, et qu'ils pousaient les mêmes cris, d'intervalle à autre, et se répondaient, non pour écarter les loups, mais les voleurs, et faire connaître qu'ils étaient éveillés et sur leur garde.“ (Man könnte

verſucht ſein, auch das Cantalupo bei Grimm a. a. O. auf einen Wächterruf zu beziehen, allein Chantepie, Chantemerle zeugen doch für die obige Auffaſſung).

[76] Reinh. 510 ff.: „Isengrîn dâ trunken wart. In sîns vater wise er sanc ein liet.“ 534: „ez was ein unzîtic liet.“ Kl. St. 1299 f.: „daz er singe den selben klanc, den ouch sîn alter vater sanc.“ 359 f.: „sîn kirleis er vil lûte sanc: helfe uns sant Pêter heiligô!“ S. 412 Anmerkung: „vocibus altisonis ululat atque canit.“ S. 431 oben. — Noch in der Reformationspolemik lautet „das Wolfsgeſang“ als ein bekanntes Wort; ſo iſt eine Flugſchrift betitelt, worin die Geiſtlichkeit den Wölfen verglichen wird, K. Hagen, Deutſchlands litterariſche und religiöſe Verhältniſſe im Reformationszeitalter, 2ter Bd., Erlangen 1843, S. 180 f.; vergl. Valen. Anshelms Bernerchronik, 6ter Bd., Bern 1833, S. 104 f.

[77] Nach einer Abſchrift aus Cod. germ. monac. 713, 4⁰. f. 197—200; Anfang: „An einem morgen das geschae,“ Schluß: „Also hat gedicht der Schneperer.“ [= Kellers Faſtnachtsſpiele S. 1107. Pf.] Auch eine Dresdner Handſchrift des 15ten Jahrhunderts gibt den Wolf in der Reihe von Gedichten Hans Roſenblüts des Schneperers, v. d. Hagen, Grundr. 366, 20. [Faſtnachtſp. S. 133. K.]

[78] „Die wolfsklag“ aus einer Wolfenbüttler Handſchrift des 15ten Jahrhunderts mitgetheilt von Leyſer im Jahresbericht der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig auf 1837, S. 28 ff.; Anfang: „Nu sweigt und hört ein grosse clag,“ Schluß: „Schreibt uns Cristannus Awer.“ Ein Gedicht gleichen Anfangs, überſchrieben: „Eins frommen wolffs klag,“ Fliegendes Blatt der Berliner Bibliothek, gedruckt zu Nürnberg durch Endres Schwammarüſſel, ſchließt: „Der sprech Amen mit Heinrich Schmier“ (vergl. Muſeum für altdeutſche Litteratur II, 318 f.); Handſchriften haben: Heinrich Smiher und Peter Smiher oder Smiecher, das Verhältniß zu Roſenblüt und Awer iſt noch nicht aufgeklärt. Vergl. noch Schmeller, Bairiſches Wörterbuch III, 493 und Schletter im Serapeum (herausgegeben von R. Naumann), 2ter Jahrg., Leipzig 1841, 356 f. Wilken, Geſchichte der Heidelberger Bücherſamml., S. 486, CCCCLXXII, 7. [Faſtnachtſp. S. 1078 f. K.]

[79] Facet. Bebelian. (zuerſt 1506 gedruckt) L. III [p. 191]; der Auszug iſt ſo eingeleitet: „Fecit nuper quidam carmen teutonicum, in quo mirifice atque venuste lupum de sua infelicitate atque rusticorum in se injuriis et invidia omnium regum justissimo Maximiliano Cæsari conqueri facit, ad cujus tribunal citaturum se minatur universam rusticitatem“ etc. Schluß: „Und ego, nisi Cæsar pacem vobis erga me mandaverit, perpetuum vobis bellum indico, quod et posteris vestris nepotes mei facere debebunt.“

[80] H. Sachſen Ged. Bd. I. (1558), Thl. 3, Bl. 347 f. Meiſt wörtliche Verarbeitung dieſes Gedichts iſt ein Meiſtergeſang von 1547: „In der Abentewrweis Hans Foltzen Der Arm klagent wolff,“ in Valtin Wildnawers „Buech der fabel und stampenei,“ Dresdner Bibliothek, Papierhandſchrift in Fol. M. 8., Bl. 390ᵇ f. — Bei Hans Sachs klagt der Wolf unter Andrem:

„geb mir ein pawer gnug kudelfleck,
kein ross wolt ich in fellen mehr,
also ich mich im stegreif nehr,
wann ich kan ie nit essen gras,
mein vatter auch kein hew nie aß.“

In der äſopiſchen Fabel 389 ſpricht er zu den Hirten, die er ein Schaf verzehren ſieht: „welchen Lärm würdet ihr machen, wenn ich das thäte!“

[81] Die Erzählung, 14tes Jahrhundert, deren Dichter ſich Velſchberger nennt, iſt von Maßmann mitgetheilt im Anzeiger IV, 1835, S. 181 ff.

[82] Pœnitentiarius, Reinhart Fuchs S. 397 ff., beſonders Vers 91 ff.:

„immo tibi scelerum sit plena remissio, mixtus
anxietate timor continuusque labor,
cum nihil intendas aliud, quam ferre catellis,
quod rapis, et propriæ damna fugare famis.“

[Vergl. Vers 53—56. 69—72.] Dieſes lateiniſche Gedicht, die älteſte vorhandene Erzählung der Wolfsbeichte, gehört dem 13ten Jahrhundert an, ebendaſelbſt CLXXXV. CCXI, aber um Vieles älter iſt ein Fries an der Schwärzlocher Capelle, der eben dieſe Beichthandlung darzuſtellen ſcheint.

[83] Aus Heinrichs vom Türlein „Krône“ (um 1220), Reinhard Fuchs XXXV und bei F. Wolf über die Lais 422:

„von schulden ist der wolf sô grâ,
wan swaz er in der werlte tuot,
ez sî übel oder guot,
daz haltet man im al für arc.“

[84] J. Grimm, Reinhart Fuchs 315 ff., vgl. CLXXXI.

[85] Ebendaſelbſt 351 ff. (Laßbergs Liederſaal I, 291 ff.), vergl. Méon III, 53: „le col baissant.“

[86] Reinhart Fuchs CXCIV, Fredegar. c. 38: „rustica fabula dicitur.“ (Bouquet II, 428.) Die Lehren, womit die Wölfin ihr Junges entläßt, in einem Meiſterſange bei Valtin Wildnawer Bl. 64ᵇ (ſ. Anmerkung 80).

[87] Reinhart Fuchs 420, vergl. CLXXXIII unten, CXC. Ähnliches von Fuchs und Hahn ebendaſelbſt 31 f. 421. [Vergl. Rechtsalterth. 32.]

[88] Méon III, 53 ff., vergl. 197.

[89] Von der hochdeutſchen Faſſung (205 A): „Im thon, Es geet ein frischer summer daher.“ Eine Anzeige von viel früherem Geſangvortrage der Wolfsfabel in „Sacerdos et Lupus“ (Lateiniſche Gedichte des 10ten und 11ten Jahrhunderts, herausgegeben von J. Grimm und A. Schmeller, Göttingen 1838, S. 340). Str. 1:

Quibus ludus est animo
Et jocularis cantio,
Hoc advertant ridiculum!
Narrabo non ficticium.

[90] Schon in der Sage von Arion, in der von Gelimer, Procop. L. II, c. 6. 7. (Grimm, deutſche Sagen II, 13 f. Mascou II, 82). Morolf V. 2654 bis 2668. Arwidsſon II, 129.

[91] Méon III, 53:

De sons, de notes, de viéles
Seront tuit li morsel conduit,
Et je morrai ci sanz deduit,
Jà n'i aura feste ne joie.
En non dieu, dict li Leus, dame Oie,
nous chanterons, puisqu'il vous siet.

[92] Cantus de Lepore im Anzeiger 1835, Sp. 184 f., mitgetheilt von Maßmann aus einer Münchner Papierhandſchrift: Hûseman Beckemensis, Benedictiner ad Lisefontanos, perpulchri aliquot versus rhythmici, 1575. Der Refrain:

Quid feci hominibus,
quod me sequuntur canibus? —

Str. 9. Dum in aulam venio,
gaudet rex et non ego.

Str. 10. Quando reges comedunt me,
vinum bibunt super me.

Dieß gemahnt an alte Waidſprüche, worin auch die ungleiche Stimmung des edeln Hirſches und ſeiner Verfolger ausgedrückt iſt. Altdeutſche Wälder III, 136, Nr. 151:

da lauft der edel Hirſch über dieſe Heide,
den Hunden zu lieb, ihm ſelbſt zu Leide.

Ebendaſelbſt 147, Nr. 203:

F. ho ho ho mein lieber Weidmann:
was macht den edlen Hirſch verwundt
und den Weidmann frölich und geſund?

A. jo ho ho mein lieber Weidmann,
thäte nicht der Jäger, Pürſchbüchs und gute Hund,
ſo bliebe der edle Hirſch unverwundt;
ſchöne Jungfrauen und Neckarwein
machen den Weidmann frölich, geſund und fein.

Vergl. ebendaſelbſt 121, Nr. 49. 124, Nr. 59 f. Eine Klagerede des gefällten Hirſches in Walter Scotts Sir Tristrem, not. p. 286. — Des Haſen Klage von Greflinger 1655 (vergl. Koch II, 101).

[93] „Liedeken van het Hæseken,“ fliegendes Blatt von Gent, vergl. Horæ belg. II, 80 f. Dem lateiniſchen:

(Str. 8) Dum montes ascendero,
canes nihil timeo —

entſpricht: Als ik oploop den berg zeer fel,
dan ben ik de hondekens al te snel,
maer in het daelen zymy achterhaelen ꝛc.

Das machen die längeren Hinterfüße des Haſen.

[94] Hartshorne, Anc. metric. Tales, London 1829, p. 165: The mourning of the hare. Anfang, dem des deutſchen Liedes ähnlich:

Ffer in frithe as I can fare
My selfe syzand allone,
I herd the mournyng of a hare,
Thus delfully she made her mone.

[95] Vergl. Minstrelsy II, 343:

And Johnie has bryttled the deer sæ weel,
That he's had out her liver and lungs;
And wi' these he has feasted his blydy hounds,
As if they had been erl's sons.

Chambers, Ball. 182.

[96] Polniſche Volkslieder in Schleſien, geſammelt und überſetzt von J. Rzerka in der Monatſchrift von und für Schleſien 1829, Bd. II, S. 486 ff. (mit Melodie). Ein ſolches Lied auch in: „polniſche und ruſſiſche Lieder des galliciſchen Volkes“, herausgegeben von Oleska 1833, ſ. Jahrb. für wiſſenſchaftl. Kritik 1835, Sp. 114.

[97] Méon IV, 87, V. 227 f.:

En après vienent cox de cigne
qui moit sont preciex et digne.

Vergl. ebendaſelbſt 84, V. 124—126. Über Gelübde bei Schwänen, Deutſche Rechtsalterth. 901. γ. „votum vovit deo cœli et cygnis.“ (Eduard I. a. 1306) Matthæus westmonast, Flores, p. 454.

[98] [Carmina Burana, ed. Schmeller p. 173. Pf.]

[99] Slawiſche Volkslieder, überſetzt von J. Wenzig. Halle 1830, S. 91 f.

[100] Kalender u. ſ. w. Frankfurt, Chriſt. Egen 1537, deſſen letzter Abſchnitt: Der Alten weiber Philosophei, wie die selbige ein halbjæriges knäblin erfaren, und von einer blinden frawen in eigner person ist gesehen worden. Darin: 67. Ist es sach das man dem wolf sein lamb auß dem grossen hof da vil schaf außgehen, nit sendet, so die zehendiämmer bezalet seind, so wirts der wolf selbst nemen, wie fleissig man sie auch wartet. 68. Ist es sach das man dem wolf nit beut ein lamb zů ehren des lamb gottes, so sollen in dem jar vil krank werden [vgl. Wolf, Zeitſchrift für Mythologie III, 309. Pf.]. (Vertrag zwiſchen Bauer und Wolf, Liederſ. III, 611, 6—14 [vom Stricker] Reinhart Fuchs CLXXXI, 328 ff.) Dieſer Zug ſcheint den römiſchen und franzöſiſchen Darſtellungen zu fehlen, vergl. Marie de Fr. II, 24. Phædri fab. nov. p. 25. Kerler, römiſche Fabeldichter I, 302.

[101] La chace dou cerf, bei Jubinal, Nouv. recueil ꝛc. I, 168:

L'escorbin (l. l'os corbin) mie n'obliez!
haut sur .i. arbre le metez.

Sir Tristrem ed. by W. Scott I, 44. (3. ed. p. 34):

The rauen he yave his yiftes,
Sat on the fourched tre.

Jagdbuch der Äbtiſſin von St. Alban, 15tes Jahrhundert, ebendaſelbſt not p. 280:

Then take out the shoulders, and slitteth anon
The bely to the side from the corbyn bone,
That is corbins fee, at the death he will be;

d. h. das iſt des Raben Gebühr, er will beim Tode (des Hirſches) ſein. Ebendaſelbſt 285 aus einem Stücke von Ben Jonſon: the raven's bone — Now o'er head sat a raven On a sere bough ꝛc.

[102] Finn Magnusſen, Lex. myth. 836.; vergl. noch Deutſche Mythologie 106 **).

[103] Von dem Mayr Helmprechte, herausgegeben von J. Bergmann. Wien, 1839. (Aus den Wiener Jahrbüchern LXXXV.) S. 21. V. 546 ff. [= Zeitſchrift für deutſches Alterthum IV, S. 340. V. 544 ff. Pf.]:

V. 546 ff. ob dû mir woltest volgen nû,
sô bouwe mit dem phluoge!
sô geniezent dîn genuoge:
dîn geniuzet sicherlîche
der arme und der rîche,
dîn geniuzet wolf und der ar
und alle crêatûre gar.

[104] Chronic. Petershusan. in Ussermanni monument. V, 1. „Hic Uzzo tanta fuit pietate et merito, ut etiam aves sanctitatem eius sentirent, et ad eius mensam intrepide advolarent, et de eius manu cibum caperent, et cum aliæ satiatæ abirent, aliæ denuo saturandæ advenirent." Vergl. Pipitz, die Grafen von Kyburg 133 f.

[105] Das Bruchſtück einer Pergamenthandſchrift iſt mitgetheilt von Kausler im Anzeiger 1833, Sp. 70. Darin:

Quid referam! volucres glacialis tempore brume
dum riguere agri, ualles, prata, arua niuali
mole, crebro pauit spolians ampla horrea auenis.

Über ihn Cleß, Culturgeſchichte. B. 28 ff. (ſein Leben in den Act. Sanct. Boll. Jul. T. II, p. 148 sqq.). (Vergl. Pſ. 147, 9. Hiob 38, 41.)

[106] Vita B. Mathildis in Leibnit. Script. rer. Brunsvic. T. I, p. 202: „Quid autem mirum quod hominibus larga fuit et benevola, quæ gallo quotidie ministravit, qui lucem diei nuntiat et quosque fideles ad Christi servitium excitat. Nec etiam oblita est volucrum estivo tempore in arboribus resonantium, præcipiens ministris, sub arbores projicere micas panis, ut si quis de volucribus supra sedisset, in nomine creatoris illic alimonia inveniret.

[107] Die lateiniſche Chronikſtelle in meinem Walther von der Vogelweide 154. — Was iſt Vogelmal, Vogelrecht in rhätiſchen Urkunden? Schweizerburgen II, 346 u. 358 u. 370; vergl. Pipitz 74. Anm. 3.

[108] Altdeutſche Wälder I, 132. Claſſen 100, §. 46. Umgekehrt der Sommer: Luſt und Freude der Vögel.

[109] MS. II, 160^{a}:

Sît als ungeloubet
stêt der walt, wâ nement die vogele dach?
(Dâ si sint betoubet,
dâ nam ich ouch ê den ungemach,
Swenne in kumet, daz si der winter roubet,
daz mich vröute, diu mir vröude brach.)

Vergl. MS. I, 347^{a}, 1 u. I, 353^{a}, 1: Dâ bî klage ich vogellîn ꝛc.
Nith. Ben. 411, 2: diu voglîn in dem walde habent nindert obedach.

[110] Von dem Ritter und dem Pfaffen von Heinzelein von Konſtanz (wovon ſpäter mehr), Vers 7 ff.:

jâ swant der tag und wuohs diu naht, der sunnen glast viel in unmaht,
den rîfen mohter niht erwern, si wolten manige fruht verzern,
dar zuo den anger velwen, die liehten bluomen selwen.
durch nôt sô wart daz grüene loup in kurzen zîten alsô toup,
daz ez sich von den esten ze mâle muoste enbesten.
wâ nement nû die vogel dach? dâ man si hiure sitzen sach,
dâ stiubet nû der kalte snê. owê! wâ sulnt si jârlanc mê
die kalten zît vertrîben? wâ sullent si belîben
sunder stuben und âne viur? und hæten siz gewizzet hiur,
waz si noch soltin hân erliten, si hæten sanges vil vermiten. —

Auch die altnordiſchen Bezeichnungen der Jahreszeiten, wonach der Winter Bekümmerniß, Tödter des Gewürms, der Nattern, der Sommer ihr Erbarmer, ihr Freund, ihr Leben u. ſ. w. heißt (Sn. Edd. 127: bani orma, orms-tregi; í dat miskun fiska. Olafsen 100. §. 46: „Sommeren ꝛc. Vinteren ꝛc. Ormes Fiende, Skræk, Moie, Sygdom, Dod. Ormes, Öglers, Slangers Ven, Venskab, Skaanfel, Sundhed, Liv.), ſind in einem Liede des Kuhländchens ausgeführt (Meinert 258 f.):

Onn wenn's keimmt eim Waihnochte,
Salt liege olle Wiemle verſchmochte;
Salt ies wuol ides Wiemle klan
Verſchlouſſe ounder a'm Edelſtan —
Salt ies de ollerergſte Zait,
Di ai dam ganze Joer moer ſayn!
Wenns ober kommt eim Johanne,
Do kuommen olle Wiemle gegange ꝛc.
Salt ies de ollerbeſte Zait,
Di ai dam ganze Joer moer ſayn.

Vergl. das däniſche Bauernſprichwort: „Gregorii Dag ſkal alle Orme have deres Hoveder over Jorden;" Lex. myth. 546 *).

[111] Benecke, Anmerk. z. Wigal. S. 494 ff. J. Grimm, Deutſche Rechtsalterthümer 890. [Vergl. oben Bd. II, 96—99. H.]

[112] Docens Auszug aus einem Meiſtergeſang des 15ten Jahrhunderts im Muſeum für altdeutſche Litteratur II, 279 ff. Aretin, Älteſte Sage über die Geburt und Jugend Karls d. Gr. München 1803, S. 43 ff.

[113] Br. Grimm, Deutſche Sagen II, 130 f., wo auch die verwandten Sagen auf andre Namen angemerkt ſind. Vergl. Roſenöl II, 57 f., XXIX.

[114] Sept Sages p. 185—190. Die Litteratur, Einleitung CCXXIX f. — Vergl. Eichhorn und Eichhörnin bei Meinert 7 f.

[115] J. Müllers Geſch. d. Schweizer. Eidgenoſſ. B. IV, Cap. IV. mit Anm. 201—213. (Hauptſächlich nach Felix Hemmerlins zwei Tractaten de exorcismis.) B. V, Cap. II. mit Anm. 333—337. (Auch Krankheiten werden in die Wildniß, in die Erde oder in Bäume gebannt, Anzeig. 1834, Sp. 278, Nr. 4 (Deutſche Mythologie CXL, Nr. XXVII.). 1837, Sp. 463, Nr. 11. Sp. 470, Nr. 27. Sp. 476, Nr. 41. Deutſche Mythologie CXLV, Nr. XLIII f. CXLVII, Nr. LIII unten. Vergl. Anzeig. 1837, Sp. 465, Nr. 15. Deutſche Mythologie 679. Das Unglück in eine Eiche (ainen aicher?) beſchloſſen, Liederſ. II, 575; vergl. Rotenbuchers Bergkreyen, Nürnberg 1551, Nr. 20: „Vil glück und heil ꝛc. Str. 4: Im wilden waldt behausen solt ꝛc. zum Unfall. Armuth an den Galgen gewünſcht, Liederſ. III, 479, 84 f.)

[116] Hormayr, Tiroler Almanach 1804. (J. 1519 f.) Vergl. noch Schayes Essai hist. 63. Hormayr, Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte, Jahrgang 1845, S. 235—40. (Hottingers lateiniſche Kirchengeſchichte IV, 318 ff. Hemmerlin, zwei Tractaten de exorcismis.) [Über die Lutmaus ſ. Schöpf, tirol. Idiotikon, S. 405. Pf.]

[117] Rheſa, Dainos oder litthauiſche Volksl. u. ſ. w. Königsb. 1825. S. 68 ff.

[118] Reinhart Fuchs 301 ff.

[119] Eiſelein, Sprichwörter 647: „Wann der Wolf das Lamm heiratet! Volksm. *Προ μεν λυκος οιν υμεναιοι.* Ante lupus sibi junget ovem." Aristoph.

[120] Dainos Anmerk. S. 313 f.

[121] J. G. Eccard, Historia studii etymol. ling. german. Hannover 1711, p. 269, 599 („— Cantilena, quam in tabernis considentes Venedi nostri cantare solent."); wendiſch mit deutſcher Überſetzung, daraus in Herders Volkslied. I, 104.

[122] Dainos 66 f.

[123] Fornald. S. I, 186: „Sigurdr stód réttr á gólfinu, oc studdist á sverdshjoltin." Udv. d. Vis. I, 235, 9.

[124] Norweg. Laakjen æ dan yppast gras i skogjen. Vergl. Erec 7105 ff.

„nû sage, waz was ir bettewât?"
entriwen, als ez der walt hât,
schœnez loup und reinez gras,
so ez in dem walde beste was.

[125] „Rabn-Brydlup uti Kraakalund." Neueres Flugblatt aus Chriſtiania. (Auch im Anhang zu Hallagers norwegiſchem Gloſſar.) Daniſch, aus einer handſchriftlichen Liederſammlung vom Anfang des 17ten Jahrhunderts in Nyerups Udvalg II, 97 ff. Die ausgehobenen Züge ſind beiden Darſtellungen entnommen. (Schwediſch, gedruckt in Gefle 1800.) — Zum Schluſſe vergl. MS. II, 79^{b}, 11 (von Stamheim, am Schluß einer Maienfeier):

vröuden vil
hâten sie:
in was dort wol, got helfe uns hie!

[126] MS. II, 70^{b}, 1. (Der Püller):

Daz vil stolze waltgesinde
singet aber ûf der linde ꝛc.

[127] Lachm. 7. (MS. I, 285, 2):

Vogel die hellen und die besten
al des meigen zit si wegent mit gesange ir kint.

(Ebendaſelbſt 1: die waltsinger.)

[128] Zum Bräutigam taugt die Amſel ſchon darum nicht, weil im Deutſchen ihr Name ſtets weiblich war.

[129] Über die Turteltaube ſ. „unter der Linde" m. Volksl. Nr. 116, Str. 12.

[130] MS. I, 361^{a}, von Landegge:

Ûz dem loube singent wittewal (Goldamſeln),
tröschel hôh' ûf waldes wilde,
lerch' ob dem gevilde,
in den ouwen dœnent nahtegal.

Vergl. I, 344^{b} (18).

[131] Batrachomyom. Vers 9—97.

[132] S. Robert, Fables inédit. Paris 1825. I, 58—62.

[133] Edelſtein S. 23 ff. Altdeutſche Wälder III, 177 f. S. auch Bremiſch-niederſächſiſches Wörterbuch I, 6: „Aderjaan, im Spaſſe, ein Froſch. In einem alten Reime heißt es:

Aderjaan un Schraderjaan
Welln toſamen in't Holt gaen u. ſ. w.

Schraderjan aber bedeutet eine Maus." Ebendaſelbſt IV, 687: (ſchraden) „zernagen, wie die Mäuſe."

[134] Vergl. Theokrit XX, 52 f. (Ikens Eunom. I, 100 f.) Voß (S. 103):

„Herlich lebt doch der Froſch, ihr Jünglinge! Nimmer ja ſorgt er,
Wer ihm den Trunk einſchenke; denn volle Genüg' iſt um jenen!

(Zell, Ferienſchr. I, 86.)

[135] Poésies de Marie de France, p. Roquefort II, 68 ff.

[136] Th. Lyle, Ancient Ballads and Songs. London 1827. p. 65 f. aus Th. Ravenſcrofts Melismata, London 1611; vergl. mit einer Aufzeichnung nach mündlicher Überlieferung.

[137] Chambers, Scottish Songs I, Histor. Ess. XXV, aus Sharpes Ballad Book, 1824.

[138] Scotish Songs, London 1794. Hist. Ess. XLI. (1549. 1580). Chambers a. a. O. XX f. Poësies de Marie de France II, 401:

M'entremis de cest livre feire
E de l'Angleiz en Roman treire ꝛc.

[139] Horæ belg. II, 154 f. „Van't lose Vischertjen." Str. 2:

Dat lose molenarinnetje
ghing in haer deurtje staen,
om dat dat aerdich vischertje
voor by haer henen sou gaen ꝛc.

Sc. Songs a. a. O. XLI: The frog cam to the myl dur ꝛc. Chambers a. a. O. XXVIII:

The frog (l. mouse) sat in the mill-door, spin-spin-spinning,
When bycame the little mouse (l. frog), rin-rin-rinning.

[140] „Narrationes magistri Odonis de Ciringtonia." J. Grimm, Reinhart Fuchs 446 f.; vergl. CCXXI f. Mones Anzeig. 1835, Sp. 358. Fr. Douce, Illustrations of Shakspeare, Vol. II. London 1807, p. 343—46 (Altdeutſche Blätter II, 142, 8).

[141] Beziehung auf den Gebrauch, einer gefangenen Maus eine Schelle anzuhängen, damit ſie durch den Klang derſelben die andern Mäuſe verjage, vergl. Lachmanns Walther von der Vogelweide, S. 32. 153. [= Pfeiffer Nr. 106.]

[142] Le Roman du Renart, par Méon, T. III, p. 357 ff. (La mort Renart) v. 29615—766.

[143] J. Grimm, Reinhart Fuchs CCXVII—CCXX. Eine Abbildung auch vor Flögels Geſchichte der komiſchen Litteratur, Bd. III. (ſ. daſelbſt S. 350 ff.).

[144] Oppian de piscat. II, 86. 279. ed. Schneider 1776. Olai M. histor. L. XVIII. cap. 29. (Okens Naturgeſchichte Bd. 7, S. 1553.) Althochdeutſche Phyſiologie in Hoffmanns Fundgruben I, 31. Renart liegt zwar, als er beerdigt werden ſoll, wirklich in Ohnmacht, doch zieht er davon Vortheil und ergreift den Hahn, in derſelben Branche aber wendet ſich die Erzählung noch beſtimmter jenem alten Glauben zu: nachdem Chantecler entkommen, beſteht Renart mit ihm den Gerichtskampf, wird übel zugerichtet und ſtellt ſich nun abſichtlich todt (Vers 30048:

Adonc s'est Renart porpensez,
que la morte vieille fera.

morte-veille, Todtenwache?), der Rabe und die Krähe ſetzen ſich auf ihn, er reißt erſterem den Schenkel aus und entflieht damit, Roman du Renart, T. III, p. 372 ff. v. 30048—30135.

[145] Der Zaunkönig hängt ſich verkehrt an die Spitzen der Zweige, Okens Allgemeine Naturgeſchichte VII, 29.

[146] Sandys LXV. aus Crokers Researches in the South of Ireland, p. 233. Vergl. Morgenblatt 1841. Nr. 156 und Allgem. Zeitung 1842. Nr. 1.

[147] Abgedruckt in Ahrends Kindermärchen:

Lied des Grotjochens ore des thunkonigs.

Piep! Piep!
Wo kolt is de riep!
Wo dünn is min kleed;
Wo undicht min bedd!
Wo lang is de nacht,
Wer har dat wol dacht?

[148] Aristotel. hist. anim. 9, 11: καὶ τροχίλος ἀετῷ πολέμιος. Plin. Hist. nat. L. X. cap. 74: dissident aquilæ et trochilus, si credimus, quoniam rex appellatur avium. Stellen und Namen ſind verzeichnet von J. Grimm, Reinhart Fuchs XLIV. und K. Halling im Anzeiger 1835. Sp. 313 f.

[149] Mitgetheilt von K. Halling a. a. O. Sp. 312 f. Morgenblatt 1841, S. 623 [und Pfeiffers Germania VI, 80 ff.]. — Ähnlich iſt der Wettlauf, worin der Krebs den Fuchs beſiegt, Zeitſchrift für deutſches Alterthum I, 398 ff.

[150] Br. Grimm, Hausmärchen II, 92 ff. III, 190.

[151] In engliſcher Überſetzung bei Douce II, 345.

[152] A. Stöber, Elſäßiſches Volksbüchlein, Straßburg 1842, S. 97 f.: die dummen Thierlein.

[153] Buchan, Anc. Ballads and Songs of the North of Scotland, I, 273 ff.

[154] Robin iſt männlicher Eigenname, das angelſächſiſche vrănna zwar Maſc., aber im Engliſchen wren iſt die Genusform abgeſchliffen. In der nächſtfolgenden Anmerkung in the wren she ꝛc.

[155] (Walter Scotts) Minstrelsy 5. ed. I, 20: „The wren, I know not why, is often celebrated in Scottish song. The testament of the wren is still sung by the children, beginning,

The wren she lies in care's nest,
Wi' meikle dole and pyne."

Ebendaſelbſt Meldung eines alten Liedes: „how the wran cam out of Ailsay."

[156] Vergl. Cæsar. Heisterb. Hist. memorab. L. X. c. 56 (II, 339), wo ein vom Weih ergriffener Vogel den heiligen Thomas von Canterbury mit gutem Erfolg anruft. J. Müller, Schweizergeſch. Bd. III, Cap. II, Anm. 55.

[157] „Ut novus vasallus offerat alaudam, boum curru vectam vinctamque." Choppin ad leg. andegav. lib. 1, cap. 31, not. 8. Deutſche Rechtsalterthümer 378. Weber de invest. et servit. feudor. ludicr. p. 49. Die Stelle bei Buchan lautet:

Ye'll yoke five score o' owsen wanes,
And hae me to the hill.

[158] Deutſche Rechtsalterthümer 377 f. Weber l. c. Die Lieferung des Zaunkönigs ſollte „circa diem Martini" geſchehen und laut der Erzählung bei Douce II, 345 iſt eine Art Zaunſchlüpfer nach St. Martin genannt, daher dann der Hilfruf des Zaunkönigs: „O Saint Martin, Saint Martin, help

your poor bird!“ So kann auch wohl das wegweiſende Mertinsvögelein in einem deutſchen Gedichte des 14ten Jahrhunderts: „der Schatz,“ Heidelberger Handſchrift 313 (auch 355 und 351) und im Liederſ. III, 543, 180 ſ. der Zaunſchlüpfer ſein, wenn ſchon noch andre Vögel nach demſelben Heiligen hießen. Vergl. Renart V. 10471 ff. Reinaert V. 1045 ff. Reineke (Hoffmanns Ausgabe) V. 941 ff. J. Grimm, Reinhart Fuchs CXXVI ſ. Deutſche Mythologie LV. 657. 710. Pluquet, Cont. popul. etc. de Bayeux, Rouen 1834, p. 86: „Oiseau Saint-Martin, le martin-pêcheur.“ (Eisvogel, vergl. von der Hagen, Germania II, 64.) Nach Schaves, Essai histor. sur les usages, les croyances etc. des Belges. Lewen 1834, p. 232 bedeutet dort der Fang eines Zaunkönigs (roitelet) nahen Todesfall in dem Hauſe, deſſen Bewohner den Vogel gefangen hat.

[159] Nyerup, Udvalg II, 122 ff. in zwei Verſionen, die eine nach einem Drucke von 1698, die andre nach einem viel ſpätern Flugblatte.

[160] Friſius, Ceremoniel der Böttger, Leipzig 1706, S. 197 ff., daraus in den Altdeutſchen Wäldern I, 111 ſ.

[161] Vafþrúdnismál 21. (Sæm. Edd. 33.) Grímnismál 40. 41 (ebendaſelbſt 45). Sn. Edd. 8.

[162] The dramat. Works of W. Shakspeare, with notes, by Sam. Weller Singer Vol. IX. Frankf. 1834, p. 96. Douce II, 107 ſ. — Die engliſchen Namen des Rothkehlchens ſind: ruddock, Robin-ruddock, Robin red-breast.

[163] Ritſon, Anc. Songs and Ball. II, 154 ſ., vergl. I, c* (Percy III, 154).

[164] Ritſon I, LXXXV ſ., wo unter den Auszügen aus einer Comödie deſſelben Zeitalters, in welcher viele alte Lieder angeklungen ſind, zuerſt die allgemeine Erwähnung vorkommt: „I can sing a song of robin redbrest,“ und nachher auch ein Liedesanfang:

Robyn readbrest with his noates,
Singing alofte in the quere,
Warneth to get you frese coates,
For winter then draweth nere.

[165] Av. 715: *ὅτε χρὴ χλαῖναν πωλεῖν ἤδη, καὶ ληδάριον πρίασθαι.*

[166] Villemarqué, Chants popul. de la Bretagne II, 138 (vergl. 135 u.), wobei bemerkt wird, daß das Rothkehlchen, Jean-le-rouge-gorge, der Vogel des heiligen Johannes ſei.

[167] Conflictus Veris et Hyemis v. 16:

Opto meus veniat Cuculus cum germine læto.

v. 28: Ore feret flores Cuculus et mella ministrat.

[168] Rabna-Brydlup Str. 17: „Goukjen ga et Nout.“ Udv. af danske Vis. II, 101, Str. 18: „Gjogen gav et Nod.“

[169] Sagenforſch. I, 123.

[170] J. Laſicz, de diis Samagitarum ceterorumque Sarmatarum, 1580, durch J. Grimm in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum I, 141: Luibe-

geldas divas venerantes ita compellant etc. vos dem transmisistis ad nos omnia semina siliginea in putamine glandis.“

[171] Fabeln, Märchen u. ſ. w. von Karoline Stahl, 2te Auflage, Nürnberg, 1821, S. 78 f.: „Der Kern rollte auf die Erde, eine Menge anderer Kerne kamen aus ihm heraus, die alle Wurzel faßten, ſchnell entſtanden Bäumchen, dann große Nußbäume, die ſich mit Blüten bedeckten, die Blüten verſchwanden, und in einigen Minuten waren alle mit den herrlichſten Haſelnüſſen überdeckt.“

[172] In den Räthſelbüchern des 16ten Jahrhunderts:

Im Winder auß, im Summer an,
mein kind zeucht ein ander man,
an meinem geſang kendt man mich,
Rat wer bin ich.

Bei Fiſchart, Geſchichtklitt. Cap. 25 unter den Spielen: „Im Winter auß, im Sommer an.“

[173] V. 17 sqq.:

Phœbo comes almus in ævum.
Phoebus amat Cuculum crescenti luce serena.

[174] Vergl. Fridankes Beſcheidenheit 144, 9 f.:

Der gouch der ist ein schœne vogel,
unde ist bœse unt dar zuo gogel.

[175] Fridankes Beſcheidenheit 88, 3 ff.:

Sô der gouch daz êrste loup gesiht,
so getar er sichs gesaten niht:
er vürht daz im zerrinne.

(Vergl. Einleitung LXXXVII. unten). In einem altböhmiſchen Liede beweint der Kuckuck, daß der Lenz nicht immer währe, Königinhofer Handſchrift 175. Allein in der ſlaviſchen Volkspoeſie iſt der Kuckuck überhaupt anders aufgefaßt, als in der deutſchen: er iſt der Vogel der Trauer und Schwermuth, Deutſche Mythologie 394, der Aberglauben von ihm ebendaſelbſt 389 ff. [= 2. Auflage 640—647.] Lehrfabel iſt das Lied vom Wettſtreite des Kuckucks mit der Nachtigall, Docens Miſcellan. I, 284. P. v. d. Aelſt S. 30 f.

[176] MS. II, 80^a: Göli: Wis willekomen, nahtegal, ein vrouwe (vergl. Grammatik III, 346). Ebendaſelbſt II, 318^b, K. v. Würzburg: ir gedœne seltsæn' unde wilde sanc diu liebe nahtegal. Ebenſo im Volkstone, Liederbuch der Hätzlerin 202^a:

„wol uf und laß dir schenken!“
sprach Mätz zu irem Friedel,
„sung dir gern ein liedel
von der lieben nahtigal.“

[177] D. i. bekleiden, Grimm, Deutſches Wörterbuch I, 1587 f.; vergl. noch Altdeutſche Wälder III, 236, 2 f.

[178] Schmitz, Eifelſagen 109.

[179] Engelhard Z. 4164 ff.

[180] Antwerpener Liederbuch von 1544, Nr. 193.

[181] Hoffmann von Fallersleben, Horæ belg. II, 2te Ausgabe, S. 82 f.

[182] Grundtwig II, 171 f. Geyer und Afzelius II, 67 ff. Arwidsſon III, 7—17. 22—25. 301 f.: der Wurm im Apfel.

[183] Grundtwig II, 288; nahe ſteht das normanniſch-bretoniſche Lai bei Roquefort, Marie de France I, 314 ff., vergl. Barzaz-breiz, 4te Ausgabe I, 248 f., Strengleikar, Nr. 5.

[184] Arwidsſon II, 240. Vergl. Minne-Falkner Str. 100. Herders Volkslieder I, Leipzig 1778, S. 79.

[185] Dixon, in: Ancient poems, ballads and songs of the peasantry of England ed. by R. Bell, London 1857, S. 247 ff. Vergl. Arwidsſon III, 275—78.

[186] Chansons nouvelles ass., f. 153^{b}.

[187] E. de Beaurepaire, Étude sur la poésie popul. en Normandie etc. Paris, 1856, S. 41 f., 46 f.

[188] Histoire littéraire de la France XXIII, 530 f.

[189] Vergl. ebendaſelbſt 686 ff. und Leroux de Lincy, Proverbes français.

[190] Raynouard III, 86. Vergl. III, 91.

[191] Wackernagel, altfranzöſiſche Lieder und Leiche 26. 104. Histoire littéraire XXIII, 565. Vergl. Raynouard V, 195.

[192] Herausgegeben von C. Hofmann, Z. 537 ff.

[193] Tarbé, Roman d'Aubery le Bourgoing. Reims 1849, p. 44. Histoire littéraire de la France XXII, 326.

[194] Parzival, Lachmanns 2te Ausgabe, S. 65 ff.

[195] Jourdains de Blaivies, C. Hofmanns Ausgabe, Z. 1545 ff.

[196] Martonne, Analyse du roman de dame Aye p. 23, auch in Histoire littéraire XXII, 345

[197] Vergl. noch die Stelle aus einer Überarbeitung des Jourdains de Blaivies bei Reiffenberg, Chronique rim. de Phil. Mouskes II, CCLIX.

[198] Straßburger Bibl. Pap. in Fol. Bl. 37^{a}: He tres dous rousignol ioli qui dis oci oci oci etc.

[199] Histoire littéraire XXIII, 592 f.

[200] Roman du Renart, Méon I, 63: Tuit s'escrient: oci oci!

[201] Romans de Witasse le Moine Z. 1141 ff.

[202] Rigsm. 41.

[203] Ebendaſelbſt 43 ff.

[204] Parzival 118, 6: und schôz vil vogele die er vant. Rigsm. 43: kölfi fleygdi, kyrdi fugla.

[205] Vergl. Yngl. S. K. 20.

[206] Hanſen, Chronik der frieſiſchen Uthlande S. 18.

[207] Altnordiſch igda, däniſch egde, sitta europæa, eine norwegiſche Nachtigall, Sv. Egilss. Lex. poet. 435^{b}.

[208] Sæm. 110^{b} ſ.

[209] Z. B. „der Fink da ſang ſein reit herzu!“ heraldiſches Spruchgedicht, Druck des 16ten Jahrhunderts, im Serapeum V, 355; MS. III, 109^{b}; reiche Sammlung bei Rochholz, Alemanniſches Kinderlied Nr. 146–183

[210] Vergl. Wackernagel Leſebuch 250, 27: ein sunge âne wort.

[211] Walther Lachmann 39 ſ. [= Pf. Nr. 9]. MS. I, 110 ſ. Carm. Bur. 200. Straßburger muſikaliſche Handſchrift Bl. 38^{b}. Vergl. Gr. III, 308. Wackernagel, Altfranzöſiſche Lieder 203.

[212] Gedichte XLI, 23 ſ., vergl. 51 ſ.

[213] Volkslieder Nr. 16.

[214] Horæ belg. II, 2te Ausgabe, 164.

[215] Chansons, 1538 Bl. 69 ſ. (vergl. Bl. 68.):

Nous estions troys gallans
de Lyon la bonne ville,
nous en allions sur mer,
n'avions ne croix ne pille;
la bise nous faict mal,
le vent nous est contraire,
nous a chassez si loing
dedans la mer salee.

Voicy venir p(r)eian
à toutes ses galleres:
„or vous rendez, enfans
de Lyon la bonne ville!“
„non ferons pas pour toy
ny pour toutes (tes) galeres!
nous nous rendons à dieu,
à la vierge Marie,
mon sieur sainct Nicolas,
ma dame saincte Barbe.

Rossignolet du boys,
va t'en dire a m'amye:
l'or et l'argent que j'ay
en sera la tresoriere;
de troys chasteaulx que j'ay
aura la seigneurie,
l'ung est dedans Millan,
l'aultre (est) en Picardie,
l'aultre dedans mon cueur,
mais ie ne l'ose dire.

Ein leiſer Anklang auch an das wunderbare Schloß im Lais de l'oiselet.

[216] Schon provenzaliſch: Parn. occit. 138 f. Raynouard V, 292 ff., vergl. Bartſch, Provenzaliſches Leſebuch 55 ff.

[217] Leonhard Fronſpergers Kriegsbuch, 2ter Theil. Frankfurt 1573, Bl. 5. Vergl. Schmeller II, 672. Barthold, Georg von Frundſberg 106.

[218] Volksl. Nr. 177, Str. 8 ff.

[219] Druckbl. in der Heidelberger Handſchrift 793, Bl. 73; vergl. Mone, Anz. VII, 63 f. Hildebrand, hiſt. Volksl. 92 ff.

[220] Steinen, weſtphäliſche Geſchichte IV, 1475. Soltau 352 f.

[221] S. Soltau 349.

[222] Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 95. G. Forſters fr. Liedl. Ten. III, 1563, Nr. 42. Ambr. Liederb. Nr. 58. Erfurter Liederbuch Nr. 58. Vergl. Volksl. Nr. 17^2.

[223] Boiſſonade, Anecd. graeca 4, 79 ff. auch in Aretins Beiträgen 10, 1247 f.

[224] Cap. 175, bei Gräße 180.

[225] Schmidts Ausg. S. 67 f.

[226] Bei Keller Cap. 167.

[227] Méon II, 140.

[228] Zur Litteratur: Schmidt S. 151 ff. J. Grimm, Reinh. F. CCLXXXI. Loiſeleur, Essai sur les fabl. ind. 71 f. Gräße, Gesta Rom. 276 f. Histoire littéraire XXIII, 76 f. Vergl. Liederſ. II, 655 ff. Keller, altdeutſche Gedichte I, 12 ff. Zeitſchrift für deutſches Alterthum VI, 343 ff.

[229] Disc. cler. 67: retenta nec prece nec pretio cantabo.

[230] Méon III, 114 ff.

[231] Lai heißt Z. 91. 132 f. 139 der Sang des Vögleins, aber auch das ganze Gedicht in der Überſchrift und Z. 421: li lais de l'oiselet.

[232] Nd., Volksl. 17 A.

[233] Ndl., ebendaſelbſt 17 B.

[234] Anfangsſtrophe in G. Forſters fr. Liedl. Ten. II, 1565, Nr. 77.

[235] Volkslieder Nr. 125, auch niederdeutſch, niederländiſch, däniſch und ſchwediſch.

[236] Graff II, 392: ôstarrîchi, oriens.

[237] *μὴ μεταμελοῦ ἐπὶ πράγματι παρελθόντι.* Disc. cler.: ne doleas de amissis!

[238] Volksl. Nr. 16, Str. 9. Nr. 17 A, Str. 81 B, Str. 9; einzeln mit Singnoten im Augsburger Liederbuch von 1512, Nr. [illegible], ſowie bei G. Forſter 1549 und 1563, III, Nr. 27, in andrer Verbindung ebendaſelbſt IV, 1556, Nr. 32.

[239] Liederſ. III, 637. 493. Rechtsalterthümer 41, Anmerk.

[240] MS. I, 99^a.

[241] Volksl. Nr. 15 A, Str. 3.

[242] MS. I, 24^b. 342^a. 344^b.

[243] Aufſeß, Anzeiger 2, 10.

244 Trojaniſcher Krieg 170 ff.

245 Sût, strid fugla, Lex. poët. 208^{a}. Mythologie 715.

246 J. Grimm, Andr. u. El. XXVI f. Gr. IV, 729. Sæm. 95, 41.

247 MS. II, 160^{a}. III, 321^{b}. Ben. 411, 2. Heinz. v. Konſt. 2, 13 ff.

248 Benecke 397, 5.

249 Volksl. Nr. 11.

250 Barlaam etc. udg. af Keyser og Unger, Cap. 45: Þriu råd. Fabeln aus den Zeiten der Minneſ. Zürich 1757, S. 243.

251 Cuſt. Z. 1165 f.: il n'est mie fol, qui croit conseil de loussignol.

252 Percy, Reliq. Lond. 1840, 72, 7 f.

253 Hagen, Z. 3077 ff.

254 Schmeller II, 108. Duellii Excerpt. 261.

255 Ben. 327, 4: mange lei ist ir gebraht, ie lûter, danne lise. 440, 1: vremde, süeze wîse, dœne vil. MS. 2, 80, 4: Wis willekomen, Nahtegal ein vrouwe! dîn dôn der ist rîche maniger süezen stimmen ꝛc.

256 Volksl. Nr. 10 A, Str. 3. 5.

257 MS. I, 110. Der Refrain lautet:

Deilidurei
faledirannurei
lidundei
faladaritturei!

Bei Walther: tandaradei. S. oben Anmerk. 211. Vergl. Miſc. II, 201, 66.

258 Docens Miſcellan. II, 199.

259 MS. I, 348^{b}:

Sô sprichet liep ze liebe tougen:
liep, wan solte ich bî dir sîn!
disiu liet diu hât gesungen [in] vor dem walde ein vogellîn.

260 Chansons 1538 Bl. 17^{b}:

Rossignolet sauvaige, prince des amoureu(l)x!
je te prie qu'il te plaise de bon cueur gracieulx,
va moy faire ung messaige à la belle à la fleur,
qu'elle ne m'y tienne plus [en] si grosse rigueur

(Vergl. Bl. 48.) Ebendaſelbſt Bl. 48^{b}:

Rossignolet qui chante par dessoubz l'olivier,
va t'en dire à m'amye que d'elle pres conge etc.

In einem Gedichte des 14ten Jahrhunderts jagt die Nachtigall, die der Liebesgott zu einer Schönen geſandt:

Roxignolet m'apele l'on,
que béent li vilain félon;
mès cil qui ont d'amer corage,
font toz jors de moi lor message,
quar je sui légiers et menuz.
Entendez por qoi sui venuz;

quant je bone novele aporte,
bien me devez ouvrir la porte.

Jubinal, Jongleurs etc. Paris, 1835, p. 182.

[261] Vgl. oben S. 100 und Anmerkung 216.

[262] Sir Ferumbras, Ellis II, 371. Die Stelle iſt dem engliſchen Bearbeiter des Romans eigen:

It befell, between March and May,
When kind corage beginneth to prick,
When frith and fielde waxen gay,
And every wight desireth her like:
When lovers slepen with open eye,
As nightingales on greene tree,
And sore desire that they coud fly,
That they mighten with their love be.

[263] (Herders) Volkslieder I, Leipzig 1778. S. 67. — Anfang eines alten engliſchen Liedes bei Ritſon LXXXV f.:

The (My) lytyll prety nyghtyngale
Among the levys grene,
I wolde I were with hur alle nyght,
But yet ye wot not whome I mene.

[264] Auch in der niederdeutſchen Verſion obigen Liedes macht die Nachtigall erſt einige Schwierigkeit:

Str. 4: Des lefeken bade kan icker nicht sien,
ick sin der so ein klein waldvögelin.

[265] Buchan II, 245 ff. Minstrelsy II, 377 ff. Motherwell 353 ff. Chambers Ball. 202 ff. (hier aus den zwei letztern Verſionen zuſammengeſetzt.) Im Obigen iſt der Text bei Buchan ausgezogen. — Ein Falke als Briefträger auch in einer ſchwediſchen Ballade, Sv. Folkvis. III, 116 f. und in einem ſerbiſchen Heldenliede, Wila I, 199 f.

[266] Grimn. 20 (Sæm. Edd. 42), vergl. Hrafn. 3 (ebendaſelbſt 88), Sn. Edd. 42. Sagenforſchungen I, 127 f. 132. Ausſendung des Raben und der Taube, 1 B. Moſ., Cap. 8, V. 6—12.

[267] Sv. Folkvis. II, 194 ff. Mündlich aus Oſtgotland mit Tonweiſe. In der Erzählung von den drei Lehren des Vögeleins nach der Münchner Handſchrift (Anm. 228 = Kellers altd. Ged. I, 12) ſagt dasſelbe:

— lieber frunt, las mich fliegen,
das ich min jungen mög erziehen:
die will ich all bringen dir ꝛc.

[268] Udv. danske Vis. I, 319 ff. (vergl. 394 u. aus einer handſchriftlichen Liederſammlung, die als eine neue, hel ny, bezeichnet wird, ebendaſelbſt V, 26, r).

[269] Ebendaſelbſt I, 195 ff. Eine andre Ballade vom Walraben, mythiſchen Ausſehens, ebendaſelbſt 186 ff. enthält ein ähnliches Gelübde, ſchlägt aber im

übrigen nicht hieher ein. Übereilte Zuſage dieſer Art in Folge eines heftigen Wunſches auch in Fornald. S. II. 26.

[270] Chriſtliche Kunſtſymbolik und Ikonographie. Frankfurt 1839, S. 171. Vergl. von der Hagen, Briefe in die Heimat I, 67, wo ſtatt: „Falken“ zu ſetzen iſt: „Raben.“

[271] Vergl. Deutſche Rechtsalterthümer 98.

[272] Sant Oswaldes Leben. Ein Gedicht aus dem 12ten Jahrhundert, herausgegeben von L. Ettmüller. Zürich 1835. Auch Laßbergs Abſchrift der Schaffhauſer Handſchrift ſtand mir zur Benützung. Eine andre Handſchrift befindet ſich zu München. [Vergl. Germania V, 129 ff. Pf.]

[273] Oswald, Schaffhauſer Handſchrift (Ettmüller V. 2076): Als uns daß tüsch buoch nu sait. Orendel 456: Als wir das teutsch bůch hören sagen (auch 664. 964. 2018). Aber auch 6069: Als es an dem liede stat, 6517: Also kündet uns das liet. Salman und Morolt 3182: Das dutsche buche saget das. Und auch 95: Also kundet uns das liet, 1562: Saget uns das liet.

[274] In Wartons Hist. of engl. poetry, new edit. London 1824. Vol. I, p. CLXIX f. iſt zwar ein lateiniſches Gedicht vom Leben und den Wundern des heiligen Oswald angeführt, aber daſſelbe wird erſt in das 13te Jahrhundert geſetzt und der Inhalt nicht näher angegeben.

[275] Wunder des heiligen Oswald bei Beda, eccles. hist. gent. Angl., L. III, in Rer. britt. script. vetust. Heidelb. 1587.

[276] Über dieſen Stil der angelſächſiſchen Dichtkunſt, auch in Vergleichung mit den Eddaliedern, ſ. J. Grimms Andreas und Elene, Einleitung V f. XXV ff. XLVII.

[277] Ebendaſelbſt 80. 160. Die Betrachtung des Gedichts von St. Oswald unter obigem Geſichtspunkt mag leicht noch weitere Anklänge ergeben. Der Goldſchmid iſt in demſelben überhaupt ein wichtiger Mann und zwölf junge Helden des Königs haben ſelbſt „ſo gute kunſt“ erlernt, V. 2039—60, auf die Hand des Goldſchmids aber iſt in der Lex Anglior. Tit. V, c. 20 eine höhere Buße geſetzt, die in andern germaniſchen Geſetzen nicht vorkommt (Lappenbergs Geſchichte von England I, 96). Die Burg des Königs Aaron leuchtet von Golde, recht als ob ſie brenne (V. 81), bei Buchan (II, 247): „ou (one) tower o' gowd sæ hie (saw he)“; goldburh heißt in angelſächſiſchen Dichtungen der Hof des Herrn (Grimm a. a. O. XXVIII). Merewif, Beov. 3037. Der Pilgrim Wärmunt, dem zwei und ſiebenzig Lande kund ſind (V. 195 ff.), erinnert einerſeits an Vidsid, andrerſeits an eine Stelle über Oswald bei Beda L. III, c. 6: pauperibus et peregrinis semper humilis fuit. Der Wundergeſchichte von St. Oswalds Milde (V. 3128 ff.) entſpricht eine ähnliche bei Beda l. c. und auch ſonſt war ſeine Freigebigkeit geprieſen (Lappenberg I, 153).

[278] J. Grimm, Deutſche Rechtsalterthümer 440.

[279] Helg. qv. Hat. sk. Sæm. Edd. 140 f. Die Erzählung iſt im Texte nicht ganz geordnet, was jedoch durch die Worte: Þetta far ádr Atli fœri,

berichtigt wird. Über blôta ſ. Deutſche Mythologie 22 f. 580 und über hof. hörgr ebendaſelbſt 40 f. Im Lais de l'oiselet, Méon III, 114 ff., wovon oben ein Auszug gegeben worden, iſt ein Haus mit Baumgarten (hof oc hörgr?) von einem kleinen Vogel abhängig; vergl. das deutſche Lied von der Stadt in Öſterreich [Volkslieder Nr. 17 A. Pf.]. Nach der däniſchen Ballade bietet Herr Nilaus als Löſegeld für ſeinen Sohn dem Raben ſtattliche Burgen, ja die Hälfte ſeines Landes (Udv. d. Vis. I, 199, 23).

280 Oswald V. 223 ff.:

dô sprach der bilgrîn Wârmunt:
„zwei und sibenzig lant sint mir wol kunt;
dar inne sô ne weiz ich niht, edeler vürste lobesan;
noch wil ich iu râten obe ich kan:
enethalp des wîten meres vluot
dâ weiz ich ein künigîn sô guot:
ich muoz dir der wârheit jehen,
ich ne hân sô schœnez bilde nie gesehen;
alsô ist ir werder lîp,
zwâr ich ne gesach nie schœner wîp ꝛc.

Sæm. Edd. 140. Der Vogel zu Atli:

Sáttu Sigurlinn Svafnis dóttor,
meyna fegursto í munar-heimi?

Ebendaſelbſt 191ᵇ. 40. Adlerweibchen zu Sigurd:

mey veit ek eina myklo fegursta
gulli gœdda, ef þú geta mættir.

Vergl. 192, 43.

281 Buchan II, 247:

This little bird then took his flight
beyond the raging sea.

282 Ecken Ausfahrt (in von der Hagens Heldenb. II, 86.) Str. 96. Schon Batrach. 25 f. ſagt der Mäuſeprinz zum Froſchkönig:

Τίπτε γένος τοὐμὸν ζητεῖς, φίλε, δῆλον ἅπασιν
Ἀνθρώποις τε θεοῖς τε καὶ οὐρανίοις πετεηνοῖς;

283 Nyerup, Udv. I, 50 f. Arwidsſon II, 289. Das deutſche Original hat dieſen Zug nicht.

284 Jamieſon I, 115:

But up and spak the wily pyot,
That sat upon the tree:
„Sæ loud, sæ loud, ye fause fause knight,
Sæ loud as I hear you lie.“ Kinloch 182.

285 Reinmar von Zweter, MS. II, 202ᵇ: Walt hât ôren, velt hât gesiht. Hartſhorne 46: Wode has erys felde has sizt. Udv. d. Vis. II, 135: „Skoven haver, Øren og Marken Øjne.“ Fiſcharts Prakt. (p. m. 18): „wann die Sonn nach Sieben anfängt, dem Feld Augen zu geben, und

der Statt Ohren zu machen.“ Håvam. 83 (Sæm. Edd. 20): „morg ero dags augo.“

[286] Arwidsſon II, 159. 164.

[287] Joh. Müllers Schweizergeſchichte III, 258. J. Grimm, Rechtsalterthümer 127. 588., vergl. Michelet, Origines du droit franç. Paris 1837, ſ. auch oben S. 121 f.: die Wache des Hundes und des Hahns vor Feinden und Dieben. MS. I, 27^{b}:

Ich ziuge ez ûf der kleinen vogelline morgensanc,
daz ich dir hân geleistet, riter, swaz ich leisten sol ꝛc.

[288] Udv. d. Vis. IV, 160 f. (Grimm 193 f.)

[289] In der Saga Hrôlfs Kr. c. 3 (Fornald. S. I, 10 f., vergl. Saxo VII, 121) wird eine Weißagerin (volva) durch zugeworfenen Goldring plötzlich zum Widerruf ihrer Meldung geſtimmt.

[290] Sv. Folkvis. II, 56 f. 60. 219 ff.

[291] Minstrelsy, 5. ed. III, 54 f. Cromek, Remains of Nihtsdale and Galloway song, London 1810, p. 212 f. 330 (vergl. Motherwell LXIX, 21), bei Buchan I, 208 fehlen die Meldungsſtimmen. Vergl. Deutſche Mythologie 700. Ein geiſterhafter Hirtenſtab, nach Dietmar von Merſeburg zum Jahr 1017 (ed. Wagn. p. 242).

[292] J. Grimm, Deutſche Rechtsalterthümer 51 f.

[293] Lachmanns Ausgabe 40 [= Pfeiffer Nr. 9]:

niemer niemen
bevinde daz, wan er unt ich,
und ein kleinez vogellîn:
  tandaradei,
daz mac wol getriuwe sîn.

[294] Horæ belg. II, 170. Die voranſtehenden 4 Strophen gehören nicht zu dieſem Liede. Den Stellen, welche in den Altdeutſchen Wäldern II, 47 zu Str. 2 beigebracht ſind, kann beigefügt werden aus St. Oswalt V. 2387 ff.:

der hirz hin an den berch vlôch,
der sich in die lüfte ûf zôch.
done was nie niut lebendez über komen,
als wir ez sît haben vernomen,
niwan die wilden vogel.

MS. II, 17, 81.

[295] [Volksl. Nr. 14. A. Pf.]

[296] [Volksl. Nr. 14. C. Pf.]

[297] Fichard, Frankfurt. Archiv III, 263 ff. Die feindliche Eule erſcheint auch im niederdeutſchen Liederbuch Nr. 66, Str. 9 f.:

Achter mines vaders hof
dar flücht eine witte duve:
„ick bin so mannigem valken entflagen,
gefangen heft mi ein ule.

De ule de mi gefangen heft,
der wil ich wol entlegen,
tho Regensborch aver de muren hen
tho minem steden leve.“

Vergl. noch Liederbuch der Hätzlerin 47^{b}. 79^{a}. 2.

[298] Meinert 69 f. Zum beſſern Verſtändniß iſt noch eine Warnung an die Mädchen vor den höflichen Lügen der jungen Burſche angehängt.

[299] Jamieſon I, 167: „It 's næ for nought that the hawk whistles.“ Der Herausgeber bemerkt, daß dieß in Schottland ſprichwörtlich geſagt werde.

[300] Ebendaſelbſt I, 162 ff. Nach andern Darſtellungen, ebendaſelbſt 170 ff. Ritſon II, 116 ff. (Percy III, 60 ff.) iſt es nicht der Vogel, der die ſchlimme Kunde bringt, ſondern ein Edelknabe, deſſen Eile ſo groß iſt, daß er ohne Strumpf und Schuh hinrennt, wo die Brücke gebrochen iſt, überſchwimmt und über die Mauer ſich an ſeinem Bogen ſchwingt, wodurch auch ſonſt in den Balladen der eilige Botenlauf bezeichnet wird. — Erzählung von der Elſter, die den Ehebruch der Hausfrau ausplaudert, im Roman des sept sages, herausgegeben von A. Keller, Tübingen 1836, S. 120—127 (vergl. Einleitung LXXXVII ff. XCVII ff.). Die Litteratur dieſer Erzählung ebendaſelbſt Einleitung CXXXIV—CXXXVIII.

[301] Saga Ragnars kon. lodbrókar, c. 8. (Fornald. S. I, 255 f.)

[302] Arwidsſon II, 286 ff.

[303] Sæm. Edd. 190. (Str. 33.)

[304] Vergl. Jamieſon I, 164:

„Ye lie, ye lie, ye bonny birdie;
how you lie upon my sweet!“

[305] Buchan I, 118 f. (Young Hunting.) Minstrelsy (ed. 5.) II, 239 ff. (Lord William). 415 ff. (Earl Richard). Kinloch 1 ff. (Young Redin). Motherwell 218 ff. (Earl Richard). Aus mehreren Verſionen zuſammengeſetzt bei Chambers, Ball. 252 ff.

[306] Vergl. Wunderh. III, 170 ff. Boners Edelſtein 203 ff. (LXI). Darin V. 26 ff.:

Vil tief er siufzet unde sprach:
„ich zwivel nicht, und weiz ez wol,
daz disez mort got offenen sol,
ê üb ez würd verswigen gar,
die vogel machtenz offenbar,
die hie fliegent, samir got.“

[307] Kretzſchmer und Zuccalmaglio Volkslied. II, 72 ff. Es wäre wünſchenswerth, die unbearbeitete Überlieferung zu kennen.

[308] Chambers, Ball. 181 ff. (Johnie of Braidislee). Minstrelsy (5. ed.) II, 340 ff. Vgl. Finlay I, XXI. Die unvollſtändigen Texte bei Motherwell 28 f. (Johnie of Braidisbank.) und Kinloch 36 ff. (Johnie of Cocklesmuir). reichen nicht bis zu den letzten Worten des Gefallenen.

[309] Volkslieder der Polen, geſammelt und überſetzt von W. P. Leipzig 1833, S. 82 ff.

[310] Arwidsſon II, 21 ff.

[311] Udv. d. Vis. III, 361 ff. (Bragur III, 292 ff.) Sv. Folkvis. II, 189 ff. (Ähnliches, doch ohne die Nachtigallen, im Wolfdietrich, Heldenb. 1504, Bl. 118 f. W. Grimm, Altdän. Heldenlied. u. ſ. w. 508.) — Bei Meinert 239 ſoll die Nachtigall durch die Farbe ihrer Federn anzeigen, ob der Liebſte am Leben oder todt ſei, allein das Lied iſt verdorben.

[312] Die Stelle bei Procop. de bello goth. IV, 20 (ed. Bonn. II, 560) in J. Grimms Deutſcher Mythologie 656. [Anfang des 6ten Jahrhunderts.] (Vgl. Depping, Spaniſche Romanzen 46.)

[313] Gudrun Str. 1165—87. (Vergl. auch 1195: wanne in die vogele guote riter dar ze lande bræhten?)

[314] Ebendaſelbſt 1166, 3 f.:

„owê, vogel schœne, du erbarmest mir sô sêre,
daz du sô vil gefliuzest ûf disem fluote“ sprach diu maget hêre.

[315] In den Legenden erſcheinen die Engel öfters als Vögel. Ebenſo in altnordiſchen Sagen die fylgior, Folgegeiſter; da jedoch letztere weder in der Stelle des Gudrunliedes, noch in andern, die Botſchaft der Vögel betreffenden, mit Sicherheit nachzuweiſen ſind, ſo iſt dieſer Gegenſtand hier nicht zu erörtern.

[316] Fafnismâl Str. 40 ff. (Sæm Edd. 191 f.):

mey veit ek eina myklo fegursta
gulli gœdda ef þú geta maettir ꝛc.
þá mundu Sigurdr mundi kaupa ꝛc.
Veit ek á fjalli fólk-vitr sofa ꝛc.
Knáttu, mavgr, sjá mey und hjálmi ꝛc.

[317] Vergl. K. Eckermann, Melampus und ſein Geſchlecht. Göttingen 1840.

[318] Plin. hist. nat. L. X. c. 70. L. XXIX. c. 22. (Stephan. nott. ad Sax. 112 sq.)

[319] Rigsm. 41. (Sæm. Edd. 106): Klök nam fugla. Fafn. m. Sæm. Edd. 190: en er hjartblóþ Fafnis kom á tungo honom, skildi hann fugla rödd ꝛc. auch Str. 32. Vergl. Fragment von Abor, Zeitſchrift V, 8 f.

[320] Br. Grimm, Hausmärchen I, 92 ff.: Die weiße Schlange. Br. Grimm, Deutſche Sagen I, 201 ff. In Saxos Erzählung von Ericus disertus geben zwei ſchwarze Schlangen, im Gegenſatze zu einer dritten, weißen, der Speiſe die wunderbare Kraft (V, 72): quippe epuli vigor supra quam credi poterat, omnium illi scientiarum copiam ingeneravit, ita ut etiam ferinarum pecudaliumque vocum interpretatione calleret. — S. auch Rom. des sept sages 182 ff. und Kellers Litterarnotizen dazu, Einleitung CCXXIX ff. Gesta Romanor. c. 68: Domina illa quandam ancillam habebat, quæ cantus avium intellexit. Deutſche Mythologie 633. ** 709. Weber, Metr. Rom. III, 373. Elegast 760—804.

[321] (Herders) Volkslieder I, 79.

[322] Grimnismál 32. 35. (Sæm. Edd. 44.) Nach Sn. Edda 19 iſt der Adler: Vieles wiſſend (margs vitandi); wenn jedoch weiter geſagt wird, das Eichhorn trage Feindſchaftsworte (avfundarord) zwiſchen dem Aar und der Schlange, ſo iſt dafür in der Liederedda kein Beleg zu finden.

[323] Eckermann a. a. O. 31. 35, Anmerk. 4.

[324] Vita Merlini p. 11 sq. Weitere Proben ſeiner Spürkraft ebendaſelbſt p. 20 sq. Ellis I, 227 ff. 231—34.

[325] Rom. des sept sages p. 16. Einleitung CXXXIII f. J. Görres, Die teutſchen Volksbücher. Heidelberg 1807, S. 158 f.

[326] Sax. III, 52 sq.: „Cujus industriam rex perinde ac divinum aliquod ingenium veneratus, filiam ei in matrimonium dedit etc. Vergl. Quellen des Shakſpeare u. ſ. w. von Echtermeyer, Henſchel und Simrock. Berlin 1831, III, 170 ff., wo noch weitere Beiſpiele dieſer Art angeführt ſind.

[327] Tacit. German. c. 10: Et illud quidem etiam hic notum, avium voces volatusque interrogare. J. Grimm, Deutſche Mythologie 649 f. 655 u. ff.

[328] Dieſes bilbitzen wird ſonſt dem Nachtalb ſchuldgegeben (Deutſche Mythologie 262), ſelbſt ein Rieſe befaßt ſich damit bei Saxo VII, 125: „Adeo autem gigantea sedulitas puellæ cæsariem nexili comarum astrictione revinxerat, ut pilorum perplexa congeries crispatâ quodam cohærentiâ teneretur, nec facile præter ferrum quis posset consertos crinium extricare complexus.“

[329] Bis hieher über die Bilwize nach J. Grimms Deutſcher Mythologie 265—270. 672 ** und Schmellers Bayeriſches Wörterbuch IV, 187 f. 278. I, 168. Vergl. von der Hagens Germania II, 64 f. Mones Anzeiger 1835, Sp. 451, 9. 1838, Sp. 423 unten. Die Stelle von den blinden Belien bei Grimm 672 **) aus Gisb. Boetius de miraculis (disput. tom. 2, 1018; bei Schmeller IV, 187 aus des Prätorius Alectryomantia S. 3): „de illis, quos nostrates appellant beeldwit et blinde belien, a quibus nocturna visa videri atque ex iis arcana revelari putant.“

[330] Billie iſt ſonſt Diminutiv von William und es war überhaupt nicht ungewöhnlich, den Hausgeiſtern vertrauliche Chriſtennamen zu geben (Deutſche Mythologie 286 f.); ſo mag es auch hier im Zeitverlauf angeſehen worden ſein, aber der ganze Zuſammenhang ergibt eine andre Abſtammung.

[331] Vergl. Gudrun Str. 549:

Mit wie getâner êre im briutestuole saz
daz magedîn vil hêre!

Udv. danske Vis. IV, 160, 19: Brudebænk.

[332] Cromek, Remains ꝛc. London 1810. 205 ff. 330 ff. (Über den Brownie ſ. Br. Grimm, Iriſche Elfenmärchen. Einleitung XLIX ff.) Zwar iſt Cromeks Zuverläſſigkeit auf das Härteſte angegriffen worden (Motherwell

LXXXVIII. LXIX, 21) und der Text, von dem es ſich handelt, hat ſichtbar neuere Zuthat erfahren, allein gerade die Stellen von Billie Blin' ſind unverdächtig, ſie eignen einem ſagenhaften und ſprachlichen Zuſammenhang, von dem der Herausgeber ſelbſt nichts ahnt und deshalb den Brownie zur Erklärung nimmt. Als Quelle gibt er den mündlichen Vortrag einer hochbejahrten Bauernfrau aus Galloway an.

[333] Über balouuiso ſ. Schmellers Glossar. sax. zum Heliand p. 9 s. v. balo, p. 135 s. v. uuis. Vergl. J. Grimm, Deutſche Grammatik II, 449 f. 187 f. Maßmanns Glossar. goth. 125ᵇ. Zu bölvis ſ. Harb. l. 23 (Sæm. Edd. 77). Vegt. qv 1 (ebendaſelbſt 93). Deutſche Grammatik II, 577. Die Hauptwörter ſind: altſächſiſch balo n. malum, altnordiſch böl, n. — J. Grimm, Mythologie 265, ſagt vom Bilwiz: dieſer Genius trete in den nordiſchen Mythen gar nicht auf, er ſcheine dennoch von hohem Alter. Die folgende Ausführung wird ſich dem erſten Satz entgegenſtellen, den zweiten beſtätigen.

[334] Sæm. Edd. 158 f. Genannt wird Blindr inn bölvisi nur im Proſatexte, die Verſe geben ſeine Rede, doch fällt dadurch kein Zweifel auf den Zuſammenhang, der auch dem Bearbeiter der hiernächſt zu beſprechenden Hrömundssaga vorlag. Oder ſollte þá qvaþ Blindr inn bavlvisi den Anfang der Str. 2 gebildet haben? Vergl. Mone, Unterſ. z. Geſch. d. Heldenſ. 108 u.

[335] [Blend in der Hexenſtelle Brokm. Willk. §. 59. in Richthof. frieſ. Rechtsquell. ?]

[336] Hrômundar Saga (Fornald. S. II, 365 ff.) c. 1. 4. Anfang 5–7. (Bildr, Voli. „Phol?“) c. 8. 9. (Blindr hinn illi). c. 10. (karliun Blindr, er hèt Bavis; in Biörners Kamp. d. p. m. 366: Baviz). Kritiſche Unterſuchung dieſer Saga in Müllers Sagabibl. II, 548 ff.

[337] Sax. VII, 129–131. Hauptſtellen ſind: (p. 129) Rex quippe Sigarus senum duorum, quorum alter Bolwisus erat, consilio cuncta ferè gerere consueverat. Horum tam discors ingenium fuit, ut alter inimicitiis dissidentes in gratiam reducere solitus esset, alteri curæ foret amicitiâ junctos odio sequestrare et simultatum pestes alternis ventilare dissidiis.“ (Ebendaſelbſt) — Bolwisum quendam luminibus captum.“ (p. 130). „— Bilwisus, Bolwisi frater, aliique sententiæ potioris auctores“ etc.

[338] Barl. 242, 6: Sîn herze ist wîser sinne blint. MS. III, 40: du bist an sinnen blint. (Ziemanns mittelhochdeutſches Wörterbuch 39. 659. Vergl. Deutſche Grammatik IV, 729.) [Müller, mhd. Wörterbuch I, 209ᵇ. Pf.]

[339] Oder ſind dieſe Belien aus balo, angelſächſiſch bëalo, verkleinert, ſo daß etwa (Anm. 329) beeldwit dem Bilwis, blinde belien dem Bölwis entſprächen? vergl. Bildr und Voli.

[340] Altſächſ. Adj. uuis, uuiso, gnarus, sciens, altnord. vîs, vîsi, althochd. wis, wisi, scius (Graff I, 1068), (wiz,) wizo, gnarus (ebendaſelbſt 1098, angelſ. (vit,) vita). Vergl. Deutſche Mythologie 266 f. Schmeller IV, 181 (weiß).

[341] P. E. Müller, Crit. Undersög. af Danm. og Norg Sagnhist. Kiöb 1823, S. 102 f. Vergl. Sn. Edd. 192.

[342] Sie ſtehen in Udv. d. Vis. III, 3 ff. Levning, af Middeloud. Digtek. I, 33. Sv. Folkvis. I, 137 ff. Ein Überreſt mythologiſchen Ausdrucks laßt ſich auch hier noch aufweiſen, man vergl. folgende Stellen:

Udv. d. Vis. III, 3 (Hafburs Traum).

Mig tyktes jeg var i Himmerig,
Udi den favre By ꝛc.

Statt deſſen in der Verſion der Levn. I, 33:

Jeg dromte jeg var i Dannemark (?)
og stod paa Aase-Broe.
Jeg havde en Voxkierte i min Haand,
og Luen deraf slog.

Grimnism. 29. (Sæm. Edd. 44.):

Þvîat Asbrû
brenn avll loga,
heilavg vavtn hlôa.

Asbrû, Gottbrücke, das Himmelsgewölbe (Sagenf. I, 23), iſt zum „Himmelreich“ geworden. — Vergl. auch des verkleideten Hagbarths Vorgeben Sax. VII, 129 u. mit Sæm. Edd. 159, 3 (Udv. d. Vis. III, 10, 41.)

[343] In deutſcher Sage ſind Eckart und Sibich die Hauptvertreter der treuen Warnung und des böſen Rathes, beide in epiſche Handlung geſetzt; doch verflüchtigt ſich Erſterer auch gänzlich zur Geiſterſtimme, ſ. de Waldenfels, select. antiquit. libri XII. Norimb. 1677, p. 377: „Hodierno quoque die superstitiosi nonnulli, vocem improvisam quasi susurrantem audientes, imaginantur, Treu Eckardi spiritum eos revocare.“ (Vergl. Deutſche Mythologie 650ᵇ: „vox reclamantis.“) Von Sibich heißt es faſt mythiſch in Dietr. Flucht 9715 ff.:

dâ was ouch Sibech der unstæte,
von dem die ungetriuwen ræte
in die welt sint komen;

(vergl. Volksl. Nr. 1, Str. 10) und in Wilk. S. Cap. 167, nach einer von Rafn (Nord. Fortids Sag. III, 181) gebrauchten Handſchrift: „die Wäringer nannten ihn Bruni.“ So hieß jener Rathgeber des Königs Harald Hilditönn, in deſſen Geſtalt Odin große Zwietracht ſtiftete (Sax. VII, 142. VIII, 146 sq. Fornald. S. I, 378—80. 386); oder iſt hier Beziehung zu Brownie?

[344] Udv. d. Vis. IV, 160 f.; doch ſind es ihrer zwei auch als Todesboten, ebendaſelbſt III, 364 (Brag. III, 297), ſchwediſch, Folkv. II, 192: ein kleiner Vogel.

[345] Deutſche Mythologie 656. Zwiſchen heimlichem Rath und eigenem Gedankenwechſel ſchwebt die Meinung in G. Hagens Reimchronik der Stadt Cöln (herausgegeben von E. v. Groote, Cöln 1834), V. 3076 ff.:

Do dit allet was gescheit, der busschof hoirte ein nuwe leit
singen ein ander vogelgin: „Her busschof, wilt ir here sin
van Cœlne der stede, geliche ouer arm ind ouer riche
neit langer dan al ur leuen, dar zo wil ich uch mit geuen.“
„Ja, sink ane, vogelgin, ich willen dir geuolgich sin.“
„Vart in zo Cœlne up uren sal ind doit dat ich uch raden sal“ ꝛc.
Des radis was der buschof vro ind dede reichte also.

Vergl. oben S. 108.

[346] Percy I, 227: I heare a bird sing in mine eare ꝛc. Vergl. die ſingende Grille, Anmerkung 254.

[347] Sn. Edd. 42: „— oc segia I eyro honom avll tipindi“ ꝛc.

3. Wett- und Wunſchlieder.*

Von einer Liederclaſſe, die aus dem einſamen Walde ſtammt, wenden wir uns zu einer andern, die im geſelligen Verkehr entſprungen und erwachſen iſt. Fragen und Antworten, Aufgaben und Löſungen, Begrüßungen und Empfänge, Werbungen und Ausflüchte, gute und ſchlimme Wünſche, Scherzreden und Wettſpiele manigfaltiger Art, bilden den Inhalt dieſer Erzeugniſſe. Weitgereiſte Pilger, Wandergeſellen, fahrende Sänger und Spielleute, abenteuernde Freier führen das Wort; die Schwelle des gaſtlichen Hauſes, die Zunftherberge, die Tanzlaube, ſind der Schauplatz. Es erhebt ſich ein Wettſtreit des Witzes, dieſer Witz aber iſt, nach der Stimmung der Zeit, ein phantaſtiſcher, er bewegt und überbietet ſich in Bildern. War ſchon die in unmittelbarſter Anſchauung des Naturlebens wurzelnde Dichtung ins Märchenhafte ausgerankt, ſo kann es nicht befremden, wenn jene geſelligen Spiele nur in der vollſtändigſten Umkehr und Verwandlung alles Wirklichen ein Ziel finden. Gleichwohl blieb auch ihnen eine friſche Färbung aus Feld und Wald; wenn man aber auf ihren Grund ſieht, ſo haften auch ſie in ſehr einfachen Anläſſen, in den früheſten Anknüpfungen des menſchlichen Umgangs und Verkehrs, und Manches, was in ſeiner ſpäteren Erſcheinung auf der Oberfläche gaukelt, zeigt in ſeinem Urſprunge den ſinnigen Ernſt und die Kraft des Gemüths. So kommt es, daß eben dieſe ſpielende Gattung von Volksliedern auf höchſt alterthümliche Dichtweiſen, ſelbſt auf die verſchollenen Zauberſänge, zurückleitet und unter den ſpäteren Kunſtbildungen beſonders mit dem ernſthaften Meiſtergeſang in Befreundung ſteht.

Altes Erbgut germaniſcher Stämme ſind die Räthſellieder.[1] Man findet Räthſel in die jeweiligen Formen der Dichtkunſt gefaßt, einzeln oder verbunden, im nordiſchen Alterthum, bei den Angelſachſen, bei den Liederdichtern des deutſchen Mittelalters und fortwährend in den Schulen der Meiſterſänger, beſonders aber auch im deutſchen und verwandten Volksgeſange. Seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts waren in Deutſchland gedruckte Räthſelbücher im Umlauf und noch in dieſen ſtößt man unter den gereimten Stücken auf ſolche, die auf den Stil der altnordiſchen und angelſächſiſchen Räthſeldichtung zurückweiſen.

---

* [Statt „Wett-“ ſtand erſt „Räthſel-“. Pf.]

Eine Hauptform des Räthſelliedes iſt die, daß der Wirth und der ankommende Gaſt ſich in Wechſelrede prüfen. Die gaſtfreundliche Sitte des Alterthums konnte doch nicht gänzlich beſeitigen, daß nicht die beiden Unbekannten einander behutſam entgegentraten, zumal der Obdach ſuchende Wanderer, der noch keinen Ausweis mit ſich trug, ſollte durch ſein eigenes Wort von ſeinem Weſen zeugen. Er wird zunächſt um Namen, Herkunft, Weg und nach einer beſonders im Norden gangbaren Formel, darum befragt, wo er die letzte Nacht geherbergt habe[2]; hierin konnte ſeiner Ausſage nachgerechnet und zugleich erſehen werden, von wem er ſchon anderwärts zugelaſſen war. Der Gaſt ſeinerſeits beugt mit doppelſinnigen Erwiderungen und Wortſpielen aus und es entſpinnt ſich ein Wechſel von Frage und Antwort, worin Einer dem Andern auf den Zahn fühlt.[3] Schon die Lehrſprüche der Liederedda empfehlen zwar Gaſtfreiheit und anſtändiges Benehmen gegen den Fremdling, zugleich aber rathen ſie dem Wirth und dem Gaſte zu klugem Aufmerken und legen großen Werth auf rechtes Maß im Reden und Schweigen, auf Geſchick im Fragen und Antworten[4]; ein ſolcher Spruch lautet: „Brand brennet von Brande, bis er aufgebrannt iſt, Glut belebt ſich an Glut, Mann wird Manne durch Rede kund, aber ein Thor durch Hochmuth.“[5]

Man vergegenwärtige ſich noch weiter die Erſcheinung und Bedeutung des Wanderers in einer Zeit, in welcher die Wege des Verkehrs wenig angebahnt, die Mittel zur Kenntniß entlegener Gegenden, fremder Zuſtände und Begebniſſe höchſt mangelhaft waren. Wer ſich dieſe Kenntniß verſchaffen wollte, der muſte den Wanderſtab ergreifen, wiſſensdurſtig und ahnungsvoll ſchritt er in die dämmernde Ferne. Dem Anſäßigen ſeinerſeits erſchloß ſich hinter dem Fremdling, welcher die Thür öffnete, die enge Heimat und er war jeder unerhörten Kunde gewärtig. Häufig werden daher ſolche Kunden aus der Ferne dem wallenden Manne, dem fahrenden Sänger, dem Pilgrim in den Mund gelegt. Das angelſächſiſche Lied vom Wanderer läßt den Sänger Widſidh[6], Weitweg, Weitwandel, der über die große Erde reiſend, durch die Geſchicke ſchreitend, Gutes und Böſes erkundet (V. 50–52. 135 f.), von den ſagenberühmten Völkern und Herrſcherſtämmen überſichtlichen Bericht erſtatten. Den Bekehrern Norwegens, Olaf Tryggvis Sohn und Olaf dem Heiligen, erſchien noch der alte Odin ſelbſt als Gaſt beim Feſtmahle, unerkannt und ſich ſelbſt nur Gaſt (Gestr) nennend, wuſte aus allen Ländern Altes und Neues zu melden, erzählte von den Königen der Vorzeit und ihren Großthaten, und gab auf alle Fragen Beſcheid[7]; auch als Skalde, von unbekanntem und übernatürlichem Alter, kam Ugger (altnord. Yggr, ein Name Odins), Nachricht bringend, an Königshöfe.[8] Im Eingange des deutſchen Gedichts von Biterolf, erzählt ein bald hundertjähriger Waller, der viel Wunders in Stürmen und Streiten geſehen, manches chriſtliche und heidniſche Land durchfahren, von der unvergleichbaren Gewalt des Königs Etzel, und durch dieſe Rede des Gaſtes wird Biterolf angeregt, heimlich nach Hunenland zu ziehen; vorn im Eckenliede warnt ein alter fahrender Mann den kampfluſtigen Jüngling Ecke vergeblich vor der Löwenſtärke Dietrichs von Bern. Sanct Oswald erfährt, wie früher berührt worden, durch den Pilgrim Warmund, dem zwei und ſiebenzig Lande kund ſind, von der ſchönen Tochter des Heidenkönigs, um die er ſofort zu werben beſchließt; das Gedicht von Orendel und Breide gedenkt gleichfalls eines armen wallenden Mannes, dem zwei und ſiebenzig Königreiche kund ſind und deſſen Name im alten Drucke Tragemund lautet.[9] Auch ein Minneſinger meldet, wie wohl es ſeinem Herzen that, als ein fremder Pilgrim ungefragt ihm von der Schönheit und dem Frohſinn der Geliebten ſagte.[10] Aber nicht bloß um Völker und Könige, Helden und ihre Thaten, oder ſchöne Frauen zu erkunden, zieht der Wanderer aus und nicht bloß um ſolche Mähren wird er befragt. Es drängt ihn nicht minder, den allgemeinen Zuſammenhang und tieferen Grund der Dinge zu erfaſſen, die Quellen geiſtiger Erkenntniß aufzuſpüren, und in gleicher Richtung wird hinwider die Erfahrung und Gewandtheit ſeines Geiſtes ausgeholt. Vorbild iſt auch hierin der Aſenvater Odin, in dem eben der raſtlos wandelnde und forſchende Geiſt vergöttlicht iſt. Das Eddalied, in welchem er wißbegierig ausfährt, um, unter dem

Wandrernamen Gangrath, die Weisheit des Rieſen Vafthrudnir zu prüfen, läßt die Beiden in Wechſelfragen über die Namen mythiſcher Gegenſtände, über Urſprung, Ordnung, Untergang und Wiedergeburt der Welt ſich meſſen, wobei ſie gegenſeitig das Haupt zur Wette geſetzt haben und der Gaſt den Sieg davon trägt. In Fragen ähnlicher Art und Form bewegen ſich noch andre nordiſche Mythenlieder.[11] Auch ein angelſächſiſches Gedicht gibt, jedoch in chriſtlichem Sinne, die Lehren des weitgefahrenen Fremdlings über die Wunder der Schöpfung und Welterhaltung.[12] Eigentliche Räthſelaufgaben ſtellt wieder Odin, unter dem Namen des blinden Gaſtes (Gestr blindi) zum König Heidrek gekommen, in dem umfaſſenden Räthſelliede der Herwörſaga.[13] Seine Fragen werden hier, wie im Liede von Vafthrudnir, alle gelöſt, bis auf eine, die des Gottes Geheimniß bleibt und in beiden Liedern dieſelbe iſt. Gegenſtände der Räthſelfrage ſind: Elemente, Naturerſcheinungen, Vögel und andre Thiere, Gewächſe, Geſtein, Getränke, Geräthſchaften, Spiele, zuletzt Odin ſelbſt. Die Art der Räthſel beſteht im Allgemeinen darin, daß dem Dinge, das errathen werden ſoll, ein Gegenbild aufgeſtellt wird, worin daſſelbe als ein andres und durch dieſe Verwandlung oder Entfremdung als ein ſeltſames, ja unmögliches erſcheint. So wird die todte Sache zum lebendigen Weſen, die Naturerſcheinung zur Perſon. „(33) Was iſt das für ein Thier, das Dänen (Männer) ſchützt, blutigen Rücken trägt und Wunden vorne, Speeren begegnet, ſein Leben drangibt, ſeinen Leib in Mannes Hand legt?“ Der Schild. „(47) Wer ſind die Bräute, die auf Brandungsklippen gehn und die Bucht entlang fahren? hartes Bett haben die weißgeſchleierten Weiber und ſpielen in Seeſtille wenig.“ Meereswellen. Oft wird der Gegenſtand im Räthſelbilde geheimnißvoll nur durch ein Beiwort oder eine Zahl, ſtatt des Hauptwortes, ausgedrückt: „(29) Wer iſt der Finſtre, der über den Boden fährt, Waſſer verſchlingt er und Wald, Sturm (glygg?) fürchtet er, Männer nicht, und hebt mit der Sonne Hader?“ Der Nebel. „(61) Wer ſind die Zween, die zur Verſammlung fahren, drei Augen haben ſie zuſammen, zehn Füße und einen Schweif, und ſchweben ſo über die Lande?“ Der einäugige Odin auf ſeinem achtfüßigen Roſſe Sleipnir. Auch durch verneinende Gegenſätze wird das zu Errathende angezeigt: „(5) Was war das für ein Trunk, den ich geſtern trank? nicht Waſſer war es noch Wein, Meet noch Bier, noch irgend Brühe, doch gieng ich durſtlos von dannen." Auflöſung: „Du giengſt in der Sonne, bargſt dich im Schatten, dort fiel Thau in die Thale, da nahmſt du dir vom Nachtthau und kühlteſt damit die Kehle." Mehrmals iſt dem Räthſelbilde die Frage vorangeſchickt: „Was iſt das für ein Wunder, das ich außen ſah vor Dellings Thür?"[14] Delling (Dellingr) iſt der Vater Dags, des Tages[15], den er mit der Nacht (Nött) erzeugt; ſein Name, Verkleinerung von Dag[16], bezeichnet einen mindern Tag, den anbrechenden vor dem vollen, den Dämmerſchein, welcher Tag aus Nacht bringt. „Vor Dellings Thür" heißt ſonach: vor Tages Anbruch[17], und die Wunder, die um dieſe Zeit geſehen werden, ſind doch wohl Traumgeſichte. Der Räthſelmann konnte ſeine ſeltſamen Geſtaltungen füglich als Traumbilder ankündigen und rückte ſie damit noch tiefer in das Halblicht des Wunderbaren und Ahnungsvollen; auch iſt in Lied und Sage für die Darlegung und Deutung der Träume dieſelbe Form der Wechſelrede gebräuchlich, in welcher Aufgabe und Löſung der Räthſel ſich ausſpinnt[18], in beiden Fällen verlangen bedeutſame Bilder das erſchließende Wort und die Träume ſind Räthſel der Zukunft.

Vergleicht man das Räthſellied der Herwörſaga mit den ältern, mythiſchen Frageliedern, ſo ergeben ſich folgende Wahrnehmungen. Die Geſtalten der nordiſchen Mythologie ſind, auch ohne die Form der Frage, räthſelartig, bildliche Auffaſſungen der Naturkräfte und des göttlichen Geiſtes, die denn auch als Runen[19], Geheimniſſe, bezeichnet werden und für deren Verſtändniß der Schlüſſel zu ſuchen iſt, wie zur Löſung gewöhnlicher Räthſel.[20] Sie haben auch mit letztern gemein, daß, was im Bilde wunderſam und fabelmäßig erſcheint, doch mit dem gefundenen Sinne wahr und weſenhaft ſich erweiſt, und eben im Wunder des Wirklichen[21] liegt der Reiz dieſer gemeinſamen Weiſe. Eigenthümlich iſt den Mythen der bedeutende Inhalt und der große Zuſammenhang, wodurch dann auch, dem Wunderbaren unbeſchadet, für vollere Perſönlichkeiten und ausgeführte Handlung Stoff und Raum gegeben iſt. Zugleich aber fällt in dieſen Mythenumkreis, ohne beſtimmbare Grenzſcheide, der Übergang dichteriſcher Perſonenbildung zu denjenigen Götterweſen, die als perſönlich lebendige geglaubt und verehrt wurden. Die heilige Scheue, die von ihnen ausgieng, muſte dem ganzen, ungeſchiedenen Gebiete zu Statten kommen; es lag in der Geiſtesrichtung der

Zeit, im Anſpruche der Poeſie wie des Glaubens, daß für die geſammte Weltbetrachtung nur einerlei Ausdruck, der ſinnbildliche, Geltung hatte, und daß auch dasjenige, was unbildlich vom Sänger gewuſt und vom Hörer verſtanden war, doch nicht in das nackte Wort gefaßt und abgezogen werden durfte. Die Fragelieder der Edda gehen daher nicht auf Deutung der Sinnbilder aus, ſie prüfen den Befragten nur darüber, ob ihm die mythiſchen Vorſtellungen als ſolche und mit den rechten Namen geläufig ſeien. Auch im Räthſelliede ſind Odin und ſein Roſs nur nach ihrer äußeren Erſcheinung zum Gegenſtand der Aufgabe genommen, die tiefere Frage nach der Bedeutung dieſer Geſtalten bleibt gänzlich unberührt und iſt jetzt Sache der Mythenforſchung.[22] Am nächſten kommen ſich Mythen und Räthſel in der Auffaſſung der Grundkräfte der größern und gewaltigern Naturerſcheinungen. Dieſe gehören als mythiſche Weſen zum Rieſengeſchlechte, das mit den ſchaffenden und waltenden Göttern, den Aſen, im Gegenſatze ſteht und an der frommen Verehrung, welche letztern gezollt wird, auch nur entfernteren Antheil hat. Sie entziehen ſich der Deutung ſo wenig, daß ihrer viele mit dem eigentlichen, unverhüllten Nennworte bezeichnet ſind[23], alſo des Errathens zum voraus überhoben. Wenn nun das Räthſel dieſelben oder ähnliche Gegenſtände perſönlich geſtaltet und in Handlung ſetzt, ſo erſcheint es, ſelbſt nach ausgeſprochenem Rathwort, auf gleicher Stufe der Bildlichkeit mit den Mythen beſagter Art. Das Räthſel von dem Finſtern, der über die Erde fährt, Waſſer und Wald verſchlingt, den Sturm fürchtet und mit der Sonne hadert, iſt der mythiſchen Belebung ſehr nahe; wenn nach der j. Edda Ägir, der Meeresgott, neun Töchter hat, deren Namen mehrentheils wörtlich Woge, Flut, Meergebraus, beſagen[24], und wenn nun das Räthſellied in viererlei Aufgaben, deren eine oben mitgetheilt worden, fragt: wer die Mädchen, die Bräute ſeien, die, klagend, ihrer viele zuſammen gehn nach des Vaters Beſtimmung, bleiche Haare und weiße Hauptbinden haben, Manchem zum Schaden geworden, ſelten freundlich gegen Männervolk ſeien, im Winde wachen müßen, auf Brandungsklippen gehn und die Bucht entlang fahren, hartes Bett haben und wenig in Meeresſtille ſpielen[25]? ſo wird kaum ein Mythenlied die Töchter Ägirs[26], die ſchaumbedeckten Meereswogen, anſchaulicher und beſeelter geſchildert haben; wenn dann andrerſeits in dem mythiſchen Vegtamsliede gefragt wird: wer die

Mädchen ſeien, die zur Luſt weinen und die Halsſchleier zum Himmel werfen [27], ſo ſtimmt dieß in Wort und Art mit den ebenangeführten Räthſeln und auch die fehlende Auflöſung wird in einer verwandten Erſcheinung zu ſuchen ſein: dort die Wellen und hier die Wolken. Das Räthſel in der Weiſe Heidreks ſpielt zwar nur mitunter auf dem Boden des Naturmythus, es ergreift verſchiedenartige, vereinzelte und mitunter geringe Gegenſtände, es iſt weſentlich in der Form befangen, prüft nicht das Wiſſen, ſondern den Scharfſinn, bekümmert ſich weniger um den Inhalt, als um die täuſchende Verkleidung, aber die Form, die ſo Manigfaltiges in ſich aufgenommen hat und zu weiterer unbemeſſener Aufnahme offen iſt, weiſt eben damit auch auf ein Allgemeines hin, ſie ſtammt aus dem Bedürfniß und Vermögen, alle, auch die alltäglichſten Dinge mit dem Scheine des Fremden und Wunderbaren zu bekleiden.

Die zahlreichſte Sammlung deutſcher Volksräthſel findet ſich in dem gedruckten Räthſelbuche, das ſeit dem Anfang des 16ten Jahrhunderts in mehrfachen Ausgaben, unter verſchiedenen Titeln und Druckorten, im Umlaufe war [28] und dem noch neuerlich auf Jahrmärkten gangbaren Rathbüchlein zu Grunde liegt. [29] Manches iſt darin unter Rubriken gebracht: von Gott, von den Heiligen, vom Himmel, von Vögeln, Fiſchen u. dgl., doch ohne daß mit dieſen Überſchriften der Inhalt erſchöpft oder ein eigentlicher Verband gegeben wäre. Die einzelnen Stücke ſind nach Alter, Art und Gehalt ſehr ungleich, viele ſtellen ſich durch den Vers auf das Gebiet der Dichtkunſt. Hier ſind einige auszuheben, die in der Hinneigung zum Naturmythus, oder auch ſonſt in Anſchauungsweiſe und Behandlung, ſich den Räthſeln des altnordiſchen Liedes anſchließen. Das erſte:

Es flog ein Vogel federlos
auf einen Baum blattlos,
kam die Frau mundlos,
fraß den Vogel federlos.

Schnee und Sonne. Noch im 19ten Jahrhundert mündlich umgehend [30], findet ſich dieſes Räthſel lateiniſch und weiter ausgeführt ſchon in einer Reichenauer Handſchrift aus dem Anfang des zehnten [31]; Stabreim und Stil ſprechen für deutſchen Urſprung. [32] Ein andres:

Ich ſah drei Starker, waren groß,
ihr' Arbeit war ohn Unterlaß.

der Ein' ſprach: „ich wollt', daß Nacht wär!“
der Ander: „des Tags ich begehr';“
der Dritt': es ſei Nacht oder Tag,
kein' Ruh ich haben mag.“

Sonne, Mond und Wind. Auch dieſes neueſtens noch im Volksmunde.[33] Schon der Eingang: Ich ſah drei Starker entſpricht jener nordiſchen Form: „wer iſt der Finſtre?“[34] Die mythenartige Perſonenbildung aber äußert ſich nicht bloß darin, daß die drei Naturmächte redend eingeführt werden, ſondern mehr noch im Ausdrucke des Mitgefühls mit ihrer raſtloſen Arbeit und ihrer Sehnſucht nach Ruhe, die dem dritten gar niemals werden kann[35], eines Mitleids, das gleichwohl von der ſelbſtempfundenen Ruheloſigkeit des zeitlichen Daſeins ausgeht; aus gleicher Stimmung ſprechen Heidreks Räthſel von dem klagenden Mädchen, die im Winde wachen müßen, auf Brandungsklippen gehn und die Bucht entlang fahren, hartes Bett haben und wenig in Meeresſtille ſpielen. Auf die weitfahrende, über und unter den Wogen wandelnde Sonne[36] geht auch ein großes angelſächſiſches Räthſel mit dem Schluſſe: „Sag, wie ich heiße? oder wer mich bewegt, wann ich nicht raſten darf? oder wer mich anhält, wann ich ruhen ſoll?“[37] Eine Naturerſcheinung, die ſich wenig den Sinnen aufdrängt, der leiſe, vergängliche Thau, iſt eben dadurch um ſo beſſer geeignet, im Räthſel verborgen zu werden. Heidrek nennt Getränke jeder Art, nur eines muß errathen werden, der leicht vergeſſne Tropfen, der Nachtthau, der des Wanderers Gaumen kühlt. Das deutſche Räthſelbuch ſtellt die Aufgabe: Einer hat dreißig Meilen zu ſeinem Freund und doch ſollen beide binnen kurzer Friſt ihre Hände aus Einem Waſſer waſchen und an Einer Sache trocknen; Antwort: des Morgens im Thaue zu waſchen und am Winde zu trocknen. Endlich ein Thaumärchen derſelben Sammlung: Drei Frauen wurden verwandelt in Blumen, die auf dem Felde ſtehn, doch die eine durfte Nachts in ihrem Hauſe ſein und ſprach auf eine Zeit zu ihrem Mann, als ſich der Tag nahete, da ſie wiederum zu ihren Geſpielen auf das Feld kommen und eine Blume werden muſte: „So du heute vor Mittag kommſt und mich abbrichſt, werd' ich erlöſt und fürder bei dir bleiben;“ als dann geſchah. Nun iſt die Frage: wie ihr Mann ſie gekannt habe, ſo die Blumen ganz gleich und ohne Unterſchied waren? Antwort: dieweil ſie die Nacht in ihrem Haus und nicht auf dem Felde war, fiel der Thau nicht auf ſie, als auf die andern zwo, dabei ſie der Mann erkannte.[38]

Der deutſchen Volksdichtung mangelt anderwärts auch nicht der alterthümliche Rahmen für die Einreihung mehrfacher Aufgaben, die Prüfung des ankommenden Gaſtes. Dieſen Zuſchnitt hat das Traugmundslied, aufbewahrt in einer Handſchrift des 14ten Jahrhunderts[39], was jedoch für den Urſprung ſeiner Anlage und ſeines Inhalts nicht Maß geben kann. Ein fahrender Mann wird bewillkommt und gefragt, wo er die Nacht gelegen, womit er bedeckt war, wie er Kleider und Speiſe gewinne? Mit dem Himmel war er bedeckt, mit Roſen umſteckt, als ein ſtolzer Knappe, iſt die Antwort, ernähr' er ſich. Sofort folgen die Räthſel mit wiederkehrenden Formeln der Anrede und bereiten Entgegnung; die erſtere lautet: „Nun ſage mir, Meiſter Traugmund, zwei und ſiebenzig Lande ſind dir kund!“ Die erſte Fragenſtrophe betrifft Eigenheiten, meiſt fabelhafte, verſchiedener Vögel und andrer Geſchöpfe[40], die weitern Aufgaben und Löſungen ſind dieſe: „Was iſt weißer denn der Schnee? was iſt ſchneller denn das Reh? was iſt höher denn der Berg? was iſt finſtrer denn die Nacht? — Die Sonne (anderwärts der Tag) iſt weißer denn der Schnee, der Wind (das Windſpiel?) iſt ſchneller denn das Reh, der Baum iſt höher denn der Berg, der Rabe[41] ſchwärzer denn die Nacht. — Durch was iſt der Rhein ſo tief? oder warum ſind Frauen ſo lieb? durch was ſind die Matten ſo grün? durch was ſind die Ritter ſo kühn? — Von manchem Quell (ursprunge, D. Gramm. III, 387.) iſt der Rhein ſo tief, von hoher Minne ſind die Frauen lieb, von manchen Würzen (Kräutern) ſind die Matten grün, von ſtarken Wunden ſind die Ritter kühn. — Durch was iſt der Wald ſo greis? durch was iſt der Wolf ſo weiß? durch was iſt der Schild verblichen? durch was iſt manch gut Geſell von dem andern entwichen? — Von manchem Alter iſt der Wald greis, von unnützen Gängen iſt der Wolf weiß, von mancher ſtarken Heerfahrt iſt der Schild verblichen, untreuen Sibichen (Name des treuloſen Rathgebers in der Heldenſage) iſt manch gut Geſell vom andern entwichen (a. von Alter wird der Wolf greis, von Duft und Schnee wird der Wald weiß, von großen Schlägen und Stichen iſt Schild und Helm verblichen, von großer Untreu iſt ein gut Geſell von dem andern gewichen.)[42] — Was iſt grüner als wie der Klee? was iſt weißer denn der Schnee? was iſt ſchwärzer denn die Kohle? was zeltet rechter (geht beſſern Paßgang[43]) denn das Fohlen? — Die Elſter iſt grün als wie der Klee, und iſt weiß als wie der Schnee, und iſt ſchwärzer denn die Kohle, und zeltet recht als wie das Fohlen."

Traugmund, wie der fahrende Mann angeredet wird, iſt ohne Zweifel derſelbe Name, der im Gedichte von Orendel Tragemund gedruckt[44] und einem armen wallenden Manne gegeben iſt, dem auch zwei und ſiebenzig Reiche kund ſind; ein Seitenſtück iſt der Name Warmund[45], wie der fromme Pilgrim heißt, der zum h. Oswald kommt und dem wieder die gleiche Länderkunde zugeſchrieben wird.[46] Die Anrede „Meiſter Traugmund" ſcheint auf den Doppelſinn hinzuweiſen, der in ſolchen Wettgeſprächen zu ſpielen pflegt.[47] Sie wird zuerſt gebraucht, nachdem der Ankömmling die hergebrachte Willkommfrage: wo er die Nacht gelegen? mit geſchickter Wendung erledigt hat. Das Nachtlager ohne Obdach, hinter der Dornhecke[48], wandelt er zum herrlichſten um, ſein Dach war der geſtirnte Himmel und ſein Bett mit Roſen umſteckt.[49] Auf dieſelbe Frage antwortet in der nordiſchen Saga der als Salzbrenner verkleidete Fridthjof: er ſei bei Ulf (at Ulfs) über Nacht geweſen. Da kein Bauer dieſes Namens in der Nähe wohnt, ſo erräth der Herr des Hauſes, daß Fridthjof im Walde, beim Wolf, übernachtet, auch erkennt er in demſelben einen Mann, der mehr denke, als er ſpreche, und weit um ſich ſchaue.[50] Bei Saxo äußert der Fragende am Schluß eines ähnlichen Wortkampfs: er ſei durch dunkeln Umſchweif betrogen worden.[51]

Die Räthſel ſelbſt ſind im Traugmundsliede von anderer Art, als die bisher beſprochenen, und zwar von einer ſehr einfachen, die eben darum der Erklärung aus dem Sinne verſchwundener Zeiten bedarf. Sie beziehen ſich zunächſt auf Eigenſchaftswörter, beſonders der Farbe, und ſuchen den Gegenſtand, dem dieſelben in vollſtem Maße zukommen.[52] Den deutſchen Volksliedern iſt mit den aus dem Volksgeſange hervorgegangenen Heldengedichten die große Einfachheit der Beiwörter und Vergleichungen gemein: der grüne Wald, das tiefe Thal, der kalte Brunnen, der rothe Mund, die weiße Hand, der lichte Schild, der kühne Held, der getreue Mann; dann vergleichend: ſchneeweiß, ſchwarz wie Kohle, rabenſchwarz, grün wie Gras oder Klee. Dieſe anſpruchloſen Bezeichnungen ſind doch darum keineswegs müßige, nichtsſagende, ſie laſſen den Gegenſtand eben in der Beſchaffenheit, die ſie angeben, zumeiſt in ſeinem friſcheſten, vollkommenen Zuſtand erſcheinen, den Wald in ſeiner Grüne, den Mund in ſeiner Jugendröthe, den Mann in ſeiner Tüchtigkeit. Mögen derlei Beiwörter in der Dichterſprache zu ſchlicht bedünken, ſo machen ſie umgekehrt einen dichteriſchen Eindruck in der Sprache des alten Rechts, wenn die Weisthümer von den Vögeln im grünen Wald, oder auch vom grauen, düſtern, finſtern Walde, vom rothen Schilde, vom lichten Tag und der ſchwarzen Nacht ſprechen.[53] Hier und dort erweiſt ſich das unerloſchene Sprachgefühl, dem auch das einfachſte Wort noch ſeine ganze, ſinnliche oder ſittliche Bedeutung hat; man ſah die Farbe, den Tag, die Nacht glänzen und dunkeln, man blickte den hohen Berg hinan und in das tiefe Thal hinab, man fühlte den Stich ins Herz bei dem Worte: ungetreu. Der wache Sinn, welcher hiebei thätig war, muſte ſich weiter angeregt finden, Gegenſtände derſelben Eigenſchaft zu vergleichen und denjenigen, der in ihr für muſterbildlich galt, durch einen andern noch zu überbieten. Dieſe Aufgabe ſtellen die angeführten Räthſel des Traugmundsliedes: es ſoll ein Weißeres aufgefunden werden, als der Schnee, ein Schnelleres, als das Reh. Anderswo:

> Was iſt auch weißer dann der Schnee?
> und was iſt grüner dann der Klee?
> Der Tag iſt weißer dann der Schnee,
> das Merzenlaub (des Lenzen Laub?) grüner als der Klee;

oder auch:

> die Saat grüner als der Klee.[54]

Solch achtſames Auge für die Färbung in der Farbe bewährt auch im künſtlichen Ausdrucke des Minneſingers Hug von Werbenwag: „Mit ſchöner Grüne grünt das Thal, aus Röthe gläſtet Roth, hie gelber Gelb, dort blauer Blau, da weiß der weißen Lilien Schein, Gott färbet Farbe viel der Welt, noch beſſer anderswo (jenſeits) die Welt.“[55] Es zeigt ſich in dieſen Steigerungen neben der Schärfe der ſinnlichen Beobachtung zugleich ein Streben nach dem Urbild, nach Vergeiſtigung und Läuterung des Erſcheinenden. Schneller als das Reh iſt nach dem deutſchen Liede der Wind, nach einem däniſchen der Sinn[56]; weißer als der Schnee ſind die Sonne, der Tag, halbmythiſche Weſen, weißer als der Schwan, im däniſchen Liede, die Engel.[57] Die Bedeutſamkeit der Liederfragen pflegt im Fortgange zu wachſen[58] und ſo iſt die abgehandelte Räthſelfolge das Vorſpiel einer zweiten, die entſchiedener und ernſter ihre Richtung nach innen in der Weiſe nimmt, daß ſie durch Frage und Antwort, je dem Naturbilde ein Bild aus dem Menſchenleben und der Gemüthswelt, dem ſinnlichen Beiworte des erſtern das ſeelenhafte des letztern zur Seite geben läßt. Der Rhein iſt ſo tief von der Menge der Quellen, die Frauen ſind ſo lieb von hoher Minne, edelſter Liebe[59], auf beiden Seiten ein unergründliches, wie auch im litthauiſchen Geſpräch an der Quelle: „Reden wollen wir ein Wörtlein, denken einen Gedanken: wo der Quelle Tiefſtes, was der Liebe Liebſtes?“[60] Die Matten ſind grün von der Menge der Kräuter, die Ritter kühn von ſtarken Wunden, die friſchgrüne Wieſe, das freudige Heldenherz werden in Vergleichung gebracht. Vgl. Parz. 96, 15 ff.:

daz velt was gar vergrüenet,
daz plœdiu herzen küenet
und in gît hôchgemüete.

Wie aber ritterliche Kühnheit durch Wunden genährt werde, ſagt Hagen, von Iring durch den Helm verwundet (Nib. Str. 1994):

daz ir von mîner wunden die ringe sehet rôt,
daz hât mich erreizet ûf maneges mannes tôt.[61]

Dieſer Räthſelgruppe, worin tiefer Strom und hohe Minne, Wieſengrün und Heldenkühnheit das volle, kräftige Leben aufleuchten laſſen, tritt nun eine andre gegenüber, in der die Farben verblaſſen, alle Luſt und Herrlichkeit zuſammenſinkt. Der Wald iſt greis von Duft und Schnee, der Wolf gewitzigt von vergeblichen Gängen, grau von Alter, wie wir ihn bei den Liedern aus der Thierfabel kennen gelernt, beſonders ergab ſchon Merlins Geſang die Zuſammenſtellung des winterlichen Waldes und des altersgrauen, hungernden Wolfes.[62] Der Schild iſt bleich geworden von mancher ſtarken Heerfahrt, ein guter Geſell iſt dem andern entwichen durch ungetreue Sibiche, durch Anſtiftung treuloſer Rathgeber; ſonſt wird der Schild als der lichte, ſcheinende bezeichnet[63], jetzt hat er ſeinen Glanz verloren im Sturm der Kämpfe, wie es im Heldenliede heißt (Nib. Str. 1559):

des wâren den von Tronje ir schilte trüebe und bluotes naz; (vergl. 217, 4)

Sibich, der boshafte Rathgeber des Königs Ermenrich, iſt als Unheilſtifter ſprichwörtlich, durch ihn ſind die böſen Räthe in die Welt gekommen.[64] Auch in ſich hat dieſe zweite Gruppe Gliederung und

Fortſchritt, im erſten Räthſelpaare der bereiſte Wald und dazu ein lebendiges Weſen, der umſchweifende graue Wolf, im folgenden Entſprechendes aus dem Heldenleben, erſt äußerlich der erbleichte Schild, dann das innerſte Verderben, die Untreue, die den Genoſſen im Stiche läßt. Düſtre Färbung der Natur bei unſeligem Ereigniß in der Menſchenwelt war auch der Rechtsſprache nicht fremd, der Mörder wurde verfolgt mit Wehegeſchrei und Glockenklang: „durch den düſteren Wald, als lange bis ihn die ſchwarze Nacht benahm;“[65] er verſinkt in Finſterniß und Grauen. Das Lied endet mit dem Räthſel von der Elſter, worin wieder für die drei Farben weiß, ſchwarz und grün, Maß und Steigerung geſucht wird, alle drei ſpielen in ihrer Vollkommenheit auf dem Gefieder dieſes Vogels. Einem niederdeutſchen Volksräthſel iſt das Jahr ein Baum mit 52 Neſtern, jedes Neſt hat ſieben Junge und jedes Vöglein iſt halb ſchwarz halb weiß, je Tag und Nacht vorſtellend.[66] Die Farben der Elſter insbeſondre dienen im Eingang des Parzival zum Bild einer Seele, die zweifelhaft zwiſchen Mannheit und Verzagen, damit aber zwiſchen Himmel und Hölle ſchwankt; der unſtäte Geſelle hat allein die ſchwarze Farbe und wird auch einſtens die der Finſterniß tragen, an die blanke hält ſich Der mit unſtäten Gedanken.[67] Es muß auffallen, daß auch das Räthſel von der Elſter unmittelbar auf das vom unſichern Geſellen folgt; will man aber auch zwiſchen beiden Gedichtſtellen keine nähere Beziehung ſuchen[68], ſo beweiſt doch jene im Parzival, daß es der Einbildungskraft nicht zu ferne lag, die bunte Elſter ſinnbildlich, als fliegendes Beiſpiel (Gleichniß), wie Wolfram ſich ausdrückt, zu verwenden. Im Räthſelliede konnte ſie bedeuten, was ein finniſches Sprichwort vom Spechte ſagt: „Der Specht iſt bunt im Walde, das Menſchenleben noch bunter.“[69]

Dem offenen Rahmen ſolcher Lieder konnte leicht Fremdartiges eingefügt werden und Zugehöriges entfallen. Die Räthſel, die im Traugmundsliede zuſammengefaßt ſind, mochten längſt in der Überlieferung vorhanden ſein und zuvor ſchon mehrfachen Durchgang genommen haben, wie auch die meiſten ſonſt zerſtreut oder in andern Verbindungen vorkommen; manche tragen noch Spur des urſprünglichen Stabreims, und von all dieſem äußeren Wandel konnten auch Inhalt und Bedeutung nicht unberührt bleiben. Aber nicht weniger glaublich iſt, daß ſolche Räthſel von Alters her nicht einzeln giengen, ſondern in ſinnige Zuſammenhänge gebunden waren, und es zeugt hiefür die gleichfalls überlieferte Form der prüfenden Wechſelrede zwiſchen dem Wirth und dem Gaſte. Welche Veränderungen und Verluſte das Traugmundslied erfahren hat, die erhaltenen Züge bekunden noch immer ein Geſammtbild. Mitten inne die beiden Felder des Hauptgemäldes, auf dem einen der tiefe Rhein und die minnigliche Frau, die grüne Matte mit dem kämpfenden Ritter, auf dem andern der graue Wald und der greiſe Wolf, der bleiche Schild und der verrathene Heergeſell; am Rande, rechts und links, ſymboliſche Geſtalten, hier der lichthelle Tag und der ſchneeweiße Schwan, dort die finſtre Nacht und der ſchwarze Rabe; obenüber die gaukelnde Elſter, hell und dunkel zugleich; unten am Roſenhage gelagert, der Pilgrim, wie er den Räthſeln des Lebens nachſinnt. Indem der fahrende Mann auf alle die Fragen Beſcheid weiß, welche dieſes Geſammtbild heraufführen, bewährt er, daß er das Leben von der Lichtſeite und der Schattenhalde erkannt und empfunden habe.[70]

Nahe geſippt iſt dem Meiſter Traugmund der Meiſter Irregang, der ſich in einem Reimſpruche des 13ten Jahrhunderts[71a] vernehmen läßt: So lange der Mann ſchweigt, weiß Niemand was er kann, mit Worten ſoll man ſich künden; Gutes (Reichthums) wird man freudenreich, von Wunden wird man kühn, Heerfahrt hat ſtets Müde gebracht, von Krankheit wird man mühſelig, durch Trägheit unwerth[71b]; doch gut iſt in der Noth, was der Mann gelernt hat, verliert er was er je gewann, er behält doch was er kann.[72] Von dieſen allgemeinen Betrachtungen leitet der Sprecher zu ſeiner eigenen Kunſt über, die ſo manigfach iſt, daß ſie das Treiben aller Stände und Gewerke umfaßt; in bunter Reihe zählt er ſeine Fertigkeiten auf, namentlich folgende: er kann ſagen und ſingen, laufen und ſpringen, ein guter Fürſprech ſein, einen Wein koſten, ein Glücksſpiel gewinnen und verlieren[73], Meet aus Honig machen, der Bücher iſt er kundiger denn ſein Meiſter war, zweien Geſellen kann er den Gewinn theilen[74], eine Wunde mit Salbe heilen, einen Wagen verfertigen, ein gut Schwert ſchmieden, das Kaiſer Friederich mit Ehren führen würde in Zorn und Güte, Hüte kann er machen, Schilde färben, Ritter rüſten, ſelbſt mit Harniſch reiten, ſtechen und ſtreiten, turnieren, Schachzabel und Bretſpielen, Jeglichem gute Antwort geben, ſchneiden und weben, eine Wieſe mähen, einen Acker ſäen, ein Rind jochen, einen Teig kneten, einen Faden zwirnen, eine Magd zur Frau machen, einen Haſen jagen, ein Horn blaſen, einen Wald fällen, ein großes Heer zu ſazlichen Dingen (zu Ruhme) bringen[75], ein Mühlwerk herrichten, ein Haus zimmern, Pfennige ſchlagen, Glocken gießen, mit der Armbruſt ſchießen; nun er aber all dieß Wunder kann, hat der Kaiſer ihm Harfen- und Rotenſpiel, Dreſchen und Wannen verboten und verbannt; käm' eine Wanne in ſeine Hand, der Hagel ſchlüg über alles Land, dröſch er Einem ſein Korn, es wär' allſammt verlorn, deckt' er Einem ſein Haus, den trüge man todt daraus, miſtet' er Einem den Stall, die Seuche ſchlüg' überall, gieng' er Jemand über ſein Geſchirr, es gienge dem Alles wirr. Zum Schluſſe ſpricht er: „Irregang heiß' ich, manch Land weiß ich, mein Vater Irgang (?) war genannt, er gab mir das Erb' in meine Hand: ob ich in einem Land verdürbe, daß ich im andern nach Ehr' erwürbe[76]; nun bin ich nicht verdorben, ich hab' keine Ehr' erworben, ich geh' im Reiche von Land zu Land, wie der Fiſch in dem Sand, in eines hübſchen Knaben Weiſe begeh' (ſuch') ich meine Speiſe mit mancherhand ohn allen Wank (Fehl), alſo ſprach Meiſter Irregang.“ Die unnütze Vielgeſchäftigkeit der fahrenden Leute wird mehrfach gerügt und verſpottet. So der Kanzler um 1300: „Ein gehrender Mann trügt, der andre kann wohl Tafelſpiel, der dritte treibt Hoflüge (hoveliuget), der vierte iſt gar ein Gumpelmann (Gaukler)“ ꝛc. (MS. II, 390 a). In einem altfranzöſiſchen Schwanke bekämpfen ſich zwei Spielleute, indem je Einer den Andern läſtert und ſeine eigenen Geſchicklichkeiten herausſtreicht, dieſe beſtehen im Singen und Sagen, in der Meiſterſchaft auf allen Inſtrumenten, worunter auch Harfe und Rote genannt ſind, in Tafelſpiel (p. 299: si sai meint beau geu de table), Gauklerkünſten, Zauberei (300 d), Wappenkunde, Liebesrath, Kranzflechten u. ſ. f., beſonders aber rühmt ſich der Eine, er ſei ein trefflicher Arbeiter (ovriers) und könnte viel Geld verdienen, wenn er gemeines Handwerk treiben wollte, allein er ſei ein Solcher, der die Häuſer mit Pfannkuchen decke, Katzen zur Ader laſſe, Ochſen ſchröpfe, Eier einbinde, Zäume für Kühe mache, Handſchuhe für Hunde, Kopfzeug für Ziegen, Harniſche für Haſen, ſo ſtark, daß dieſe ſich nichts um die Hunde kümmern; es gebe nichts auf der Welt und in der Zeit, das er nicht gleichbald zu fertigen wiſſe.[77] Das Dachdecken, Wundenſalben, Rindjochen, Hutmachen, Waffenſchmieden des deutſchen Spruches kehrt hier poſſenhaft wieder, im Sinne ſpielmänniſchen Müßiggangs und Tandes. Ein Troubadour des 12ten Jahrhunderts, Marcabrun, prahlt in ſeiner frechen Selbſtſchilderung: „Gelobt ſei Gott und St. Andreas, daß Niemand, ſo viel ich merke, geſcheidter iſt, als ich; im Spiele bin ich gewandt, ein Kluger ſieht ſich vor, wenn es zum Theilen geht; Niemand verſteht ſich beſſer auf das Ringen nach bretoniſcher Art, auf das Prügeln oder Fechten, ich erreiche Jeden und ſchirme mich zugleich, Niemand aber kann ſich vor meinen Streichen decken; in fremdem Gehölze jage ich, wann ich will; ich bin ſo voller Spitzfindigkeiten und Vorwände, daß ich nur zu wählen brauche; Jeder hüte ſich vor mir, denn mit dieſen Künſten denke ich zu leben und zu ſterben.“[78] Spiel, Ringen, Fechten, Jagen iſt hier bildliche Bezeichnung geiſtiger Gewandtheit, aber es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der Kunſtdichter, einer der älteſten des ſüdlichen Frankreichs, einen volksmäßigen Spielmannsſpruch vor Augen hatte, worin jene Fertigkeiten im Wortſinne genommen waren. Das deutſche Spruchgedicht hat nicht ſo entſchiedenen Volkston, wie das Traugmundslied, gleichwohl ſteht der Verfaſſer desſelben auf der Seite der Volksſänger und wenn er des fahrenden Tauſendkünſtlers zu ſpotten ſcheint, ſo mag doch ſein eigentliches Ziel ein andres geweſen ſein. Meiſter Irregang will ein Schwert ſchmieden, das der Kaiſer Friederich in Zorn und Güte mit Ehren führen würde[79], das kaiſerliche Schwert iſt bekanntes Sinnbild der weltlichen Gewalt[80], in Zorn und in Güte geführt, kann es die Handhabung der Reichsgewalt zur Strenge und Milde bedeuten. Geht dieſes vollkommene Schwert dem Kaiſer Friederich ab? Vom Kaiſer heißt es weiterhin, im Wendepunkte des Gedichts, er habe dem Meiſter Harfnen und Roten verboten. Dreſchen und Wannen verbannt, weil in ſeiner Hand alles zum Verderben ausſchlüge; auch das Dachdecken, Stallfegen und Anſchirren[81] iſt, nach dem Folgenden, unter das Verbot zu zählen. Wie hier Harfe und Rote mit Dreſchen und Wannen zuſammenſtehn, ſo kreuzen ſich im Vorhergehenden die Künſte des Fahrenden: Sagen, Singen, Springen, Schach- und Bretſpiel, Antwortgeben (Räthſellöſung), mit den unentbehrlichſten Arbeiten und Betrieben des täglichen Lebens, ſie werden hiedurch mit dieſen in gleiche Berechtigung geſtellt, auch ſie ſind erlernt, um ihren Mann zu ernähren; einen Bann auf ſie werfen, iſt daſſelbe, als wollte man Dreſchen, Wannen und Dachdecken verbieten, weil die Hand des Arbeiters eine unſelige ſein könnte. Die fahrenden Leute waren rechtlos und die Schärfe der öffentlichen Gewalt kam von Zeit zu Zeit über ſie. Fiel ein ſolcher Schlag mitten in der ſchönſten Ernte, ſo traf er am härteſten. Im Jahre 1235 wurde zu Worms die Vermählung Friederichs II. mit Iſabellen von England ſtattlich gefeiert, dabei findet ein Zeitgenoſſe der Aufzeichnung werth, daß der Kaiſer den Fürſten anempfohlen habe, nicht auf herkömmliche Weiſe Gaben an die Spielleute zu vergeuden, was er für eine große Thorheit erachtet.[82] Je zahlreicher und begehrlicher zu ſo glänzendem Feſte das Volk der Fahrenden herbeiſtrömte, um ſo gemeinkundiger und empfindlicher muſte bei ihm dieſer Ausſpruch kaiſerlicher Ungunſt nachwirken.[83] Welches aber der beſondre Anlaß des Spruchgedichts ſein mag, eine allgemeinere, überlieferte Grundform iſt auch hier nicht ausgeſchloſſen, für eine ſolche ſpricht ſchon die Begegnung mit den beiden romaniſchen Stücken. In den nordiſchen Sagen iſt die Frage nach den Fertigkeiten des Mannes, der ſich als Wintergaſt einſtellt, auf eine wiederkehrende Formel gebracht.[84] Örvarodd, der unter dem Namen Vidhförull, Weitfahrer, zum Hunenkönige kommt und um ſeine Künſte befragt wird, verläugnet dieſe, bewährt ſich aber nachher als Meiſter im Bogenſchießen, Schwimmen und Zutrinken.[85] Auf dieſelbe Frage antwortet Nornageſt: er ſpiele die Harfe und erzähle Sagen.[86] Aber auch von umfaſſender Aufzählung des Wiſſens und Könnens iſt ein altnordiſches Muſter vorhanden, im Runenſpruche der Edda; hier rechnet der Runenkundige achtzehn Lieder her, durch die er ſich aller Verhältniſſe des thätigen Lebens bemächtigt, das eine hilft ihm in Streitſachen (sökum), das andre macht ihn zum Arzte, mittelſt weiterer kann er den Haß unter Königsſöhnen ausgleichen, Genoſſen mächtig und heil zu und aus der Schlacht führen, den Sinn der Weiber ſich zuwenden u. A. m. Eben ſolcher Künſte rühmt ſich Meiſter Irregang, nur auf ſeine Art, ohne Runenzauber.[87] Daß aber auch ſein Spruch eine Grundlage hat, die auf ernſtere Geſammtauffaſſung des menſchlichen Lebens und Treibens berechnet war, deutet der Eingang an, worin mit wenigen Zügen Tüchtigkeit und Schlaffheit, ganze und gebrochene Kraft des Mannes bezeichnet wird, theilweiſe mit denſelben, die das Traugmundslied farbiger hervorhebt: wie von Wunden der Mann kühn wird und wie Heerfahrt ihn aufreibt.[88] Das Räthſelweſen iſt nur etwa darin berührt, daß Irregang jeglichem Knechte gute Antwort zu geben weiß.[89] Faſt wortgleich mit dem Liede ſagt er: in eines hübſchen Knaben Weiſe ſuch' er ſeine Speiſe.[90] Ein alter Zuſammenhang dieſer Dichtungen iſt nicht zu verkennen; beide Wanderer wollen das Leben erfaſſen, Traugmund innerlich anſchauend[91], in Räthſelbildern, Irregang thätlich, in jeder gangbaren Kunſtübung und Fertigkeit.[92] Beide ſind Weſen allgemeiner Bedeutung, namentlich erſcheint Irregang auch anderwärts, um mancherlei Weisthum das Land durchfahrend, mit einem Geſellen Girregar (Spielmannsname) und mit ſeinen verführeriſchen „Leichen" (Singweiſen).

Ein däniſches Lied, deſſen beiläufig gedacht worden, die Ballade vom jungen Vonved[93], trifft in der Art der einzelnen Räthſel mit dem Traugmundsliede zuſammen[94], aber eine ſinnreiche Verknüpfung zeigt ſich nur noch ſtückweiſe: „Wo geht die Sonne hin zu Raſt? und wo ruhen des todten Mannes Füße? Gen Weſten geht die Sonne zu Raſt, gen Oſten ruhen des Todten Füße." Dagegen iſt in dieſer Ballade die Bedeutung der Räthſelaufgabe eigenthümlich und tief. Der junge Vonved ſitzt in der Kammer und ſchlägt die Goldharfe, da tritt ſeine Mutter ein und mahnt ihn, den Tod ſeines Vaters zu rächen, die Harfe mög' er einem Andern leihen. Vonved bindet ſein Schwert um: wann die Steine anheben zu ſchwimmen und die Raben weiß zu werden, nicht eher ſoll ſie ihn wieder erwarten, er habe denn Rache genommen. Seine Fahrt iſt voll ſeltſamer Abenteuer, ungeheurer Kämpfe und Reiterſtücke, in denen ſichtlich Verwirrung und Mißverſtändniß herrſcht, ſo erlegt er nach viertägigem Fechten den Thiermann (ſ. oben S. 52), der ſich berühmt, ihm den Vater erſchlagen zu haben. Die Räthſel ſind in der Weiſe eingewoben, daß Vonved ſie den Hirten, die auf dem Felde weiden, oder einem Ritter, der ihm begegnet, zu errathen gibt, in einer ſchwediſchen Faſſung ſind es Pilgrime[95]; wer nicht antwortet, wird alsbald erſchlagen, wer Beſcheid weiß, mit einem Goldringe beſchenkt. Die letzte Frage iſt immer nach Kämpen, mit denen er anbinden kann. Bei ſeiner Heimkehr von dieſer wilden Fahrt haut er auch ſeine Mutter in Stücke und ſchlägt dann die Goldharfe ſo lange, bis alle Saiten entzwei gehn. Schon der erſte Herausgeber des Liedes, am Schluſſe des 16ten Jahrhunderts, bemerkt, daß es mit großen Verſchiedenheiten geſungen werde[96]; ſtatt Vonved lautet in ſchwediſcher Aufzeichnung der Name des Helden Swanewit[97], beides wohl Entſtellung des altnordiſchen vanvitr, wahnwitzig. Vergleicht man Eingang und Ende, wie dort der Jüngling ſich mit dem Harfenſpiele vergnügt, wie er hier die Saiten zum Zerſpringen ſchlägt, verfolgt man den maßloſen Ungeſtüm ſeines irren Ritts, ſo bewährt es ſich, daß die Mutter mit dem Gedanken der verſäumten Vaterrache den Wahnſinn in ſeine Seele warf, deſſen zorniger Ausbruch zuletzt auf ſie ſelber fällt.[98] Die Räthſelaufgabe zieht ſich zu bedeutend hindurch, als daß ſie nur für anbahnende Prüfungsformel genommen werden könnte[99]; die Haſt, mit der ſtets wieder gefragt wird, der Jähzorn über die ausbleibende Löſung, das Vergnügen über die „gewiſſen Antworten,“[100] erheiſchen einen Bezug zu dem inneren Zuſtande des Fragenden; galt nun die Räthſelkunde für ein Zeichen des Verſtändniſſes, ſo iſt es umgekehrt ein Merkmal des Irrſinns, den Schlüſſel der eigenen Räthſel verloren zu haben und ihn rathlos von Andern fordern zu müßen. Die geiſtliche Wendung eines Theils der Räthſel gehört mit zu den vielfachen Verdunklungen des uralten Liedes.[101]

Ausforſchende Wechſelrede diente noch beſonders zur Loſung unter den Angehörigen derſelben Genoſſenſchaft, ſo in den Handwerksgrüßen, Waidſprüchen, Empfahungen der Sänger. Der Handwerksgruß, das Empfanggeſpräch zwiſchen dem Wandergeſellen und dem Altgeſellen der Zunft, vertrat in Zeiten, da noch keine Wanderbücher gebräuchlich waren, den Ausweis des Fremden. Er wird gefragt, wo er herkomme? wie er ſich nenne? wo er gelernt? wo er ſeinen Geſellennamen bekommen und wer dabei geweſen? Fragen und Antworten, häufig mit dem Reime, bewegen ſich noch in den Formeln und dem neckiſchen Tone der alten Wettgeſpräche, obgleich die Aufzeichnungen, welche hier benützt werden können, nicht über den Anfang des vorigen Jahrhunderts hinaufreichen[102]; die Witze haben den Beiſchmack der Zunftſchenke, doch nicht ohne die Spur eines friſcheren Urſprungs, bis zur Räthſelfrage gehen die vorliegenden Muſter nicht mehr.[103] Wenn der Geſelle zur Herberge kommt, muß er den Bündel ſammt dem Mantel auf beiden Achſeln tragen und, wenn gleich Sommerszeit die Thür offen ſteht, muß man ſie erſt zumachen, worauf er anzuklopfen, hineinzugehen und den Gruß abzulegen hat.[104] Wie im Streite des Sommers mit dem Winter, ſagt der Altgeſelle: „Frag' ich dich nicht recht, ſo biſt du mein Herr und ich dein Knecht" u. ſ. w.[105] Der ſtaubige, ſtruppige Aufzug des Wandergeſellen wird verſpottet[106], die Fragen über ſeinen Weg verkehrt er zu allerlei Schwänken[107], die Erkundigung nach ſeinem Namen und wo er dieſen bekommen, ob er ihn erſungen oder erſprungen? weckt luſtige Erinnerungen an die Feierlichkeit des Geſellentaufens[108]; wenn nemlich der Lehrjunge zum Geſellen werden ſollte, ſo fand eine ſcherzhafte Taufe durch den Geſellenpfaffen unter Beiſtand zweier Pathen ſtatt, wobei der Täufling irgend einen ſeltſamen Namen erhielt, wie auch Pfaffe und Pathen bereits ſolche führten. Die Angabe dieſes Geſellennamens gehörte mit zu den kurzweiligen Antworten beim Handwerksgruß und erinnert an die verblümten Wandrernamen der älteſten Fragelieder. Nach abgemachter Ausfrage trinkt der Wirth dem Fremden zu: „Ich bringe dir dieſen freundlichen Trunk auf und zu, im Namen meiner und deiner, im Namen aller ehrlichen Geſellen, die hier in Arbeit ſtehen, die auf grüner Haide gehen, die vor uns geweſen ſind, die nach uns kommen werden."[109] Man ſieht durch die runden Scheiben der Zunftſtube den mitbedachten Wandrer auf grüner Haide.

Weidſprüche, „wodurch ein Jäger den andern geprüft hat und wodurch ſie ſich zu beluſtigen pflegten," ſind zahlreich aufgezeichnet.[110] Sie betreffen großentheils die genaue Kenntniß der Fährten und Zeichen des Wildes, ſowie ihrer kunſtmäßigen Benennungen. Manche ſind aber auch vollkommene Räthſelaufgaben. Unter dieſen begegnet man den ſchon bekannten vom Schnee und vom Tage, vom Klee und der Saat, vom Raben und der Nacht, vom greiſen Wolf und dem weißen Walde, jedoch mit weidmänniſcher Schlußwendung. Die eigenthümlichſten, waldfriſcheſten aber, den Dichtungen des vorigen Abſchnitts verſchwiſtert, beſchäftigen ſich mit dem Schmucke des Forſtes, dem Hirſche. Im Traugmundsliede ſpielen Licht und Schatten des menſchlichen Daſeins, die zerſtreuten Weidmannsräthſel laſſen ſich zum Lebenslaufe des edeln Hirſches ordnen:

Höre, Weidmann, kannſt du mir ſagen:
was hat den edeln Hirſch vor Sonne und Mond über den Weg getragen?
wie kann er über den Weg ſein kommen,
hat ihn weder Sonne noch Mond vernommen?

Das will ich dir wohl ſagen ſchone, die liebſte Mutter ſein
trug den edeln Hirſch über den Weg hinein.

Jo ho ho, mein lieber Weidmann,
wo hat der edle Hirſch ſeinen erſten Sprung gethan?
Jo ho ho, mein lieber Weidmann,
das will ich dir wohl ſagen an:
aus Mutterleib ins (grüne) Gras,
das dem edeln Hirſch ſein erſter Sprung was.

Weidmann, lieber Weidmann, ſag mir an: was hat der edle Hirſch vernommen,
wie er iſt hochwacht (aufrecht?) von ſeiner Mutter Leib gekommen?
Das will ich dir wohl ſagen: den Tag, den Sonnenſchein
hat er vernommen ſein,
und auf einer grünen Heide
hat er vernommen ſeine Weide.

Weidmann, ſag mir an:
was hat der edle Hirſch bei einem reinen fließenden Waſſer gethan?
Er that einen friſchen Trunk,
davon wird ſein junges Herze geſund.

Lieber Weidmann, ſag mir an:
was hat der edle Hirſch zu Feld gethan?
Er hat gerungen
und geſprungen,
und hat die Weid zu ſich genommen,
und iſt wieder gen Holz kommen.

Lieber Weidmann, ſag mir hübſch und fein:
was bringet den edlen Hirſch von Feld gen Holz hinein?
Der helle lichte Tag und der helle Morgenſchein
bringt heut den edlen Hirſch vom Feld gen Holz hinein.

Lieber Weidmann, ſag mir fein:
was gehet vor dem edlen Hirſch gen Holz hinein?
Sein warmer Athem fein
gehet vor dem edlen Hirſch gen Holz hinein.

Weidmann, lieber Weidmann hübſch und fein:
was gehet hochwacht vor dem edlen Hirſch von den Feldern gen Holze ein?
Das kann ich dir wohl ſagen:
der helle Morgenſtern, der Schatten und der Athem ſein
gehet vor dem edlen Hirſch von Feldern gen Holze ein.

Sag an, mein lieber Weidmann:
was rührt den edlen Hirſch weder unten noch oben an?
Der Athem und die Bilde (Schatten) ſein
rühren den edlen Hirſch weder oben noch unten ſein.

Weidmann, lieber Weidmann hübſch und fein,
ſag mir: wann mag der edle Hirſch am beſten geſund ſein?
Das kann ich dir wohl ſagen für: wann die Jäger ſitzen und trinken Bier und Wein,
pflegt der Hirſch am allergeſündſten zu ſein.

Lieber Jäger jung, thu mir kund:
was macht den edlen Hirſch wund
und den Jäger geſund?
Der Jäger und ſein Leithund
machen den edlen Hirſch wund,
und eine ſchöne Jungfrau macht den Jäger geſund.

Sag an, mein lieber Weidmann:
wie ſpricht der Wolf den edlen Hirſch im Winter an?
„Wohlauf, wohlauf, du dürrer Knab, du mußt in meinen Magen,
do will ich dich wohl durch den rauhen Wald hintragen.“[111]

Es gibt auch einen niederdeutſchen Feldſpruch oder Schäfergruß. Wer dieſen weiß, ruft dem Weidgenoſſen zu: „Hochgelobter Feldgeſelle, vielgeliebter Tütinshorn!“ Die Wechſelrede ſpricht neckiſch und halbverſteckt von den Schafen und dem Wolfe: „Bruder! was machen deine Dinger?“ — „Hoch in Lüften, tief in Klüften, hinten über Berg und Thal, da gehn die Dinger allzumal.“ — „Haſt du das Eeschen kürzlich geſehn?“ — „Was wollt' ich's nicht geſehen haben!“ — „Nahm er dir auch einen?“ — „Meinſt, daß er mir einen brachte?“ — „Sprang er dir auch über'n Graben?“ — „Meinſt, daß ich ihm einen Steg überlegte?“ — „Schickteſt du ihm deinen Köter nicht nach?“ — „Meinſt, daß ich ihm Kyrie eleiſon nachſang?“[112]

Wenn Handwerker, Jäger und Schäfer ihren Grüßen und Prüfungen dichteriſche Form und Farbe liehen, ſo darf man dieſelbe Übung am ſorgfältigſten ausgebildet bei der Genoſſenſchaft erwarten, die der Pflege des Liedes eigens gewidmet war, in der Singſchule. Wirklich war der Gruß die Empfahung[113], dem Wort und Weſen nach, im Meiſtergeſange heimiſch und auch hier der Räthſelfrage verſchwiſtert. Schon in der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, bevor noch der

Kunſtgeſang ſich feſter zünftet, nehmen die Liederformen deſſelben auch das Räthſel in ſich auf. Erſt erſcheint es vereinzelt und ſparſam, je mehr aber die Liederdichtung ſich dem Lehrhaften zuneigt, je förmlicher zugleich die Schule ſich heranbildet, um ſo gebräuchlicher wird die Verkettung mehrerer Fragen zu einem größeren Zuſammenhang. Es iſt der Räthſelaufgabe natürlich, daß ſie Einen ſucht, der ſie löſe, die Frage des Sängers aber verlangt Antwort eines andern Sängers. Dieß nimmt ſchon Walther von der Vogelweide für herkömmlich an, er fragt um die Zukunft des deutſchen Landes, die er als dunkles Räthſel (bîspel) bezeichnet und ſchließt mit den Worten: „Meiſter, das ſind!“ [114] Die Aufforderung zum Errathen, an den oder die „Meiſter“ gerichtet, iſt auch weiterhin gangbare Formel, deren ſtetige Fortdauer bis in die zunftmäßige Singſchule [115] dafür zeugt, daß unter dieſen Meiſtern nicht überhaupt weiſe, gelehrte Leute, ſondern die Meiſter des Geſanges [116] verſtanden ſeien. Für den Wettſtreit der Sänger unter ſich war auch nichts geeigneter, als das Räthſellied, beſonders ſeit dem das Lob freigebiger Fürſten zu verhallen anfieng [117] und der Geſang, der ſich immer mehr von den Höfen zum Bürgerſtande hinüberzog, in den Geheimniſſen des Glaubens ſeinen höchſten und beliebteſten Gegenſtand gefunden hatte. [118] So nahm die Wettfrage wieder den dogmatiſchen Standpunkt ein, den ſie, nur auf anderer Stufe, in den nordiſchen Runenliedern inne gehabt. [119] Die einfache Weiſe der Volksräthſel konnte nun freilich weder dem ſchwierigeren überſinnlichen Gegenſtande, noch dem Kunſtbeſtreben der Sangesmeiſter taugen. [120] Ihre Räthſel ſind mehr oder weniger ſpitzfindig ausgeſonnen, weitläufig ausgeführt, halbgelehrten Anſtrichs, künſtlich in Sprache, Reim und Strophenbau. Volksmäßiges Erbſtück iſt gleichwohl die Form, in welcher die bürgerlichen Sänger zu Wettſtreit und Räthſelfrage zuſammentreten. Meiſter Regenbogen, ein Schmied zu Ende des 13ten Jahrhunderts, verläßt um des Geſanges willen den Ambos und zieht an den Rhein, wo die beſten Sänger ſein ſollen, an deren Spitze, zu Mainz, Heinrich Frauenlob ſteht; in ſeinem Grußliede dankt er den Meiſtern, daß ſie ihn ſchön empfangen haben, da er aus fremdem Lande hergekommen, ſofort aber ruft er ſie auf, ſich mit ihm, dem Gaſte, zu verſuchen, wer den Preis des Geſanges behalte; nur den Meiſter, den man Frauenlob nenne und der mit ſeiner Kunſt manchem Sänger obgelegen, bittet er um Schonung: möchten ſie ihn ſelbſt gerne kennen, Regenbogen ſei er geheißen, er nenne ſich nach dem, der ſtets ein Meiſter des Sanges geweſen; um Singens willen häng' er einen Roſenkranz aus, wer ihm den abgewinne, den Meiſter woll' er kennen; Silben, Reime ſeien des Kranzes Blätter, gewunden haben ihn die freien Künſte.[121] Es ſind nun auch Lieder vorhanden, in denen Regenbogen mit Frauenlob wettſingt und ſie einander namentlich geiſtliche Räthſel zu errathen geben[122]; ebenſo ein Räthſelſingen über Schlaf und Seele, zwiſchen den Meiſtern Singof und Rumelant, aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts.[123] Das Grußlied Regenbogens reiht ſich den ſchon erörterten Wandrergeſprächen und Handwerksbräuchen ein. Der weither gekommene Gaſt tritt zum Wettkampf auf den Plan, unter Angabe ſeines angenommenen Namens; dieſen hat er nach einem älteren Sangesmeiſter (vergl. MS. IV, 636 a) gerade wie im Schmiedgruße der Wandergeſelle Silbernagel unter ſeinen Namenszeugen auch einen Silbernagel aufführt, denn bei der Geſellentaufe wie bei der wirklichen mochte der Name des Pathen manchmal auf den Täufling übertragen werden. Hießen Schmiedgeſellen Silbernagel und Trifseiſen[124], ſo nannte man Sänger Frauenlob, Singof, Regenbogen, Suchenſinn.[125] Auch ſpöttiſche und ſchimpfliche Namen wurden bei der Geſellentaufe vorgeſchlagen und ſo predigt Bruder Berthold (geſt. 1272) wider die laſterbaren Namen der Sänger und Spielleute, die ihre Taufe verläugnen und nach den Teufeln heißen: Hagedorn, Höllefeuer, Hagelſtein[126]; wirklich erſcheint unter den Wanderſängern derſelben Zeit, von denen Lieder erhalten ſind, der Hellefeur.[127] Ein genoſſenſchaftliches Verhältniß unter den Sängern am gleichen Orte blickt frühzeitig durch, im Gudrunliede weiß Horand von Zwölfen, die täglich am Hofe ſeines Herrn ſingen[128], in der Darſtellung des Wartburgkriegs, freilich keiner gleichzeitigen, ſind die am Hofe des Landgrafen verſammelten Meiſter in ähnlicher Stellung gedacht[129], Rumelant von Schwaben um 1275 ſpricht von Meiſterſingern in der Zwölfzahl[130], endlich Regenbogens Grußlied ſpricht zu den rheiniſchen Sängern als in einer Geſammtheit gegenwärtigen[131]; wenn er nun zugleich ſeinen Sängernamen als von einem älteren Sangesmeiſter überkommen bezeichnet, ſo kann für eine ſolche Namengebung wohl ſchon eine gildenmäßige Förmlichkeit beſtanden haben; ſpäterhin gedenken die Satzungen der Singſchule ausdrücklich einer Taufe, wobei der Kunſtjünger vom Täufer in Gegenwart zweier Pathen mit Waſſer begoſſen werde.[132] Selbſt den Tönen wurden ihre häufig ſeltſamen Namen je von dem Dichter unter Zubittung zweier Gevattern gegeben[133]; man taufte die Singweiſen, wie man die Glocken taufte. Auch das Aushängen des Roſenkranzes, bei Regenbogen allegoriſch, gehört zu den Sängerbräuchen. Im Meiſtergeſange des 15ten Jahrhunderts wird mehrfältig der Roſenkranz ausgeboten, und zwar in Liedern, die zu Formularen für die Ausforderung zum Wettſingen beſtimmt waren.[134] Bald ergeht dieſe an den ankommenden Sänger, bald von einem ſolchen an die anſäßigen Meiſter, und dann hat das Lied auch wohl die Überſchrift: eine Empfahung, Gruß; oder es wird ein junger Mann, ein Kunſtjünger, aufgerufen, um den Roſenkranz zu werben und die zwölf Meiſter auszuſingen. Der Kranz wird meiſt bildlich genommen, wie in Regenbogens Grußliede, das einigen dieſer Stücke ſichtlich zum Muſter diente; Töne des alten Meiſters, wenn auch nicht gerade der ſeines Sängergrußes, werden dabei gerne verwendet.[135] Die bekannte Sage von den zwölf Stiftern der Kunſt wird ſo dargeſtellt, daß ihnen ein ſchmucker Roſengarten in Hut gegeben iſt, eine Nachbildung der zwölf Helden im Roſengarten zu Worms. Die Stöcke ſtehn voll Roſen, das iſt jener Meiſter ſinnreiches Gedichte, Viele ſind nachgekommen und haben dort Blumen geleſen; wer die rechte Bahn geht, dem wird ein Ehrenkranz aufgeſetzt. Roſen zum Kranze brechen bedeutet die Kunſtwerbung. Aus ſieben edeln Roſen, d. h. den ſieben freien Künſten, ſoll das Kränzlein gemacht ſein, die Blätter von Goldbuchſtaben. Oder es iſt mit grauem Seidenfaden gebunden, lichte Roſen darin und blaue Veilchen, iſt geſpiegelt wie ein Pfau, wer aber die Blätter nicht will zerfallen laſſen, der ſinge von der unbefleckten Jungfrau, von Gottes Leiden, von den Planeten, Elementen und acht Sphären. Daneben aber wird vom Aushängen des Kranzes, vom Schwenken an der Stange, vom Abgewinnen und Aufſetzen deſſelben auf eine Weiſe geſungen, die nicht bezweifeln läßt, daß dem bildlichen Ausdrucke die Anſchauung eines wirklichen Herkommens, des Wettgeſangs um einen aushangenden Roſenkranz, zu Grund liege. In der Nürnberger Schule beſtand ſpät noch einer der Singpreiſe in einem Kranze von ſeidenen Blumen; gemachte Blumen waren hier ganz an der Stelle. Daß aber vordem, wie noch einer der Meiſtergrüße ſagt, „in des Maien Blüthe," um friſche Roſen geſungen ward, davon zeugt auch der raſche volksmäßige Ton, den die Lieder, gerade wenn es ſich vom Kranze handelt, manchmal anſchlagen und der zuweilen ungewiſs läßt, ob dieſer Kranz bildlich oder eigentlich zu verſtehen ſei. Zum Wettgeſange zählten wir auch die Räthſelaufgabe und ſo ſchließt ein geiſtliches Räthſellied, von der Schlange, gleichfalls mit der Aufforderung im Volkstone:

Nun rathet, ihr Meiſter, was es ſei!
Mein Kränzlin hänget auf dem Plan
und iſt gemacht von edlen Roſen roth:
wer mir auflöſet dieſen Bund,
mein Kränzlin er von mir gewonnen hat.

Den Haft, Knoten, Strang, Strick, Bund löſen, aufſchließen, aufbinden, das waren, neben den unbildlichen rathen, errathen, bedeuten, finden, ſchon bei den Meiſtern des 13ten Jahrhunderts die gangbaren Ausdrücke für die Räthſellöſung, das Räthſel ſelbſt wird in den Liedern dieſer Gattung nicht etwa mit den älteren Formen des Wortes: Rätiſche, Räters, ſondern einfach durch Rath oder allgemeiner durch: Frage, Beiſpiel, Gedeute bezeichnet.[136]

Das volksmäßige Kranzſingen, das die Übungen der Schule vorausſetzen ließen, iſt aber auch in beſtimmten Zeugniſſen und vorhandenen Überreſten nachweisbar. Dieſe **Kranzlieder** erſchließen eine neue Seite des Volksgeſangs und die heiterſte Blüthe des Räthſelweſens. Der fromme Bruder Heinrich Seuſe berichtet aus ſeiner Jugendzeit, die in das erſte Viertel des 14ten Jahrhunderts fiel, wie es in Schwaben an etlichen Orten Gewohnheit ſei, daß am eingehenden Jahre die Jünglinge Nachts ausgehn und „bitten des Geminten" (um etwas Fröhliches), d. h. ſie ſingen Lieder und ſprechen ſchöne Gedichte, damit ihnen ihre Liebſten Kränzlein (Schapelin) geben.[137] Unter den Bräuchen in Franken am Johannistage zählt Seb. Frank in ſeinem Weltbuche von 1542 folgenden auf: „Die Maid machen auf dieſen Tag Roſenhäfen, alſo: ſi laſſen inen machen Häfen voller Löcher, die Löcher kleiben ſi mit Roſenblettern zu, und ſtecken ein Liecht darein, wie in ein Latern, henken nachmals diſen in der Höhe zum Laden herauß, da ſingt man alsdann umb ein Kranz Meiſterlieder; ſunſt auch oftmals im Jahr zuo Summerszeit, ſo die Meid am Abent in ein Ring herumb ſingen, kummen die Geſellen in Ring und ſingen umb ein Kranz, gemeinklich von Nägelin gmacht, reimweiß vor; welcher das beſt thuot, der hat den Kranz.“ [138] Das Kränz-Singen oder Singen „umb die Krenz an den Abendrein“ wird verboten durch das alte Amberger Stadtbuch: „Kain Jungfrau oder Maid ſoll den Handwerksgeſellen und Knechten an einem Abendreien einen Kranz zu erſingen geben.“ [139] Verordnungen des Raths zu Freiburg im Breisgau, von den Jahren 1556, 1559, 1568, je in den Sommermonaten erlaſſen, verbieten gleichfalls „das Abendtanzen auf den Gaſſen,“ und „um das Kränzlein-Singen,“ geſtatten auch den Jungfraun nicht, länger „den Reihen zu ſpringen,“ denn bis zum Salve. [140] Die öftere Wiederholung des Verbotes zeigt, wie beliebt die Sitte war, weiſt aber auch darauf hin, daß an dem abendlichen Erſingen des Kranzes auch eine verfängliche Deutung haftete. Tanz und Geſang giengen vormals Hand in Hand; namentlich des Abendtanzes in Verbindung mit dem Singen gedenkt ſchon Nithart am Anfang des 13ten Jahrhunderts:

als die vorsinger denne swigen, —
sô sit alle des gebeten, daz wir treten
aber ein âbenttenzel nâch der gigen. [141]

Tänzer und Tänzerinnen waren bekränzt, am liebſten mit Roſen. „Weſs Herz von Minne brennt, der ſoll einen Kranz von Roſen tragen,“ heißt es in einem Tanzliede des Tanhuſers. [142] So brachte der Reigen auch die Einladung zum Kranzſingen im verliebten Sinne. Bei den Minneſingern findet man davon nur einzelne Andeutungen, wie bei Nithart:

wê, wer singet nû ze tanze
jungen wiben unt ze bluomenkranze! [143]

Die Kranzlieder ſelbſt, nicht um den Schulpreis, ſondern um den ſchöneren Dank, kommen zuerſt im 15ten Jahrhundert zum Vorſchein. Aus dieſer Zeit ſtammt das handſchriftliche Bruchſtück eines ſolchen in breisgauiſcher Mundart [144]:

Der junge Geſell kommt haſtig hergerannt, Arm und Reich ſollen ihm aus dem Pfade weichen, der ihn zu der hübſchen Jungfrau trägt [145]; er grüßt dieſe und wünſcht ſich ihr Roſenkränzlein; mit ihrer ſchneeweißen Hand möge ſie nach dem Haarbande greifen, das ihr ſo wenig gilt und ihn ſo fern her führt; er will es in einen Schrein legen und über den Rhein tragen, auch ihr zur Ehre ſagen, wie ihms die hübſcheſte

Jungfrau im Lande gegeben habe. Nun legt ſie ihm Räthſel vor, von denen nur noch zwei erhalten ſind. Das erſte: „Hübſcher junger Knab! auf meines Vaters Giebel ſitzen der Vögelein ſieben, weſs (von was) die Vögelein leben, könnt ihr mir das ſagen, ſo ſollt ihr mein Kränzlein von hinnen tragen.“ „Der erſte lebt eurer Jugend, der andre eurer Tugend, der dritte eurer ſüßen Blicke, der vierte eures Gutes, der fünfte eures Muthes, der ſechſte eures ſtolzen Leibs, der ſiebente eures reinen Herzens; zarte Jungfrau, gebt mir das Roſenkränzlein!“ Die im vorigen Abſchnitt erläuterte Ausdrucksweiſe: daß auch die Vögel eines Mannes Heiligkeit fühlen, iſt hier noch dichteriſcher auf das Lob der hübſchen Jungfrau gewendet. Zu dieſem heitern Lebensbilde gibt das zweite Räthſel ein ernſtes Seitenſtück: der Knabe ſoll den Stein zeigen, den nie eine Glocke überſchallte, nie ein Hund überbellte, nie ein Wind überwehte, nie ein Regen überſprengte; dieſer Stein liegt im Höllengrund, er heißt anderwärts der Dilleſtein und iſt die Grundfeſte der Erde, von dem Rufe, der die Todten aufweckt, wird er entzwei gehn.[146] Ein Straßburger Druckblatt um 1570 gibt, abermals in einem Räthſellied, ausführliche Unterweiſung, „wie man um einen Kranz ſingt.“[147] Aus fremden Landen kommt ein Singer und bringt viel neuer Mähre: dort iſt der Sommer angebrochen und wachſen Blümlein roth und weiß, Jungfraun brechen ſie und machen daraus einen Kranz, den ſie an den Abendtanz tragen und die Geſellen darum ſingen laſſen, bis Einer ihn gewinnt. Mit Luſt tritt der Sänger an den Ring, grüßt alle Burgerskinder, grüßt die Armen und die Reichen, die Großen und die Kleinen, und fragt nach einem andern Sänger, der ſeine Aufgaben löſe und damit das Kränzlein gewinne. Es ſind die Fragen: was höher denn Gott? größer denn der Spott? weißer denn der Schnee? grüner denn der Klee? Ein andrer Sänger tritt hervor, grüßt einen ehrbaren, weiſen Rath, dazu die ganze Gemeine, beſonders auch die zarte Jungfrau, die das Kränzlein gemacht, um das er zum erſtenmal eine Bitte an ſie richtet, er woll' es um ihrer und aller Jungfraun wegen tragen, die Rath und That dazu gethan. Sofort beantwortet er die Fragen des vorigen Sängers: die Krone ſei höher denn Gott (auf Gemälden), die Schande größer denn der Spott, der Tag weißer denn der Schnee, das Merzenlaub (des Lenzen Laub) grüner denn der Klee; das Kränzlein ſei dem Frager verloren. Er ſelbſt gibt nun der Jungfrau auf, könne ſie es ihm ſingen oder ſagen, ihr Kränzlein ſoll ſie länger tragen: das Kränzlein hat nicht Anfang noch Ende, die Blumen ſind in gleicher Zahl, welches iſt die mittelſte Blume? Ein großes Schweigen, das Kränzlein will ihm bleiben, er muß ſelbſt die Frage löſen: die Jungfrau iſt die mittelſte Blum' im Kranze. Zum drittenmale bittet er ſie um das Kränzlein, ſie ſoll ihre ſchneeweiße Hand aufheben, dem Kränzlein einen Schwank geben und ihm es auf ſein gelbes Haar ſetzen.[148] Nachdem er es empfangen, ſpricht er Gruß und Dank und ſchenkt ihr ſeinerſeits, wieder räthſelartig, eine güldene Krone mit drei Edelſteinen[149], der erſte: „Gott behüt' euch vor der Hölle Glut!“ der zweite: „Gott geb' euch ſein Himmelreich!“ der dritte: „Gott behüt' euch eure Jungfrauſchaft!“ Damit geht er aus dem Reigen und wünſcht Allen gute Nacht.

Wie verbreitet derartige Kranzlieder im 16ten Jahrhundert waren, ergibt ſich noch aus weiteren Überbleibſeln und Anzeigen. Anfang eines ſolchen in einem muſikaliſchen Liederbuch aus Nürnberg von 1544: „Mit Luſt tret' ich an dieſen Tanz, ich hoff' mir werd' ein ſchöner Kranz ꝛc.“ Der Sänger tritt „auf einen Stein“ und grüßt die zarte Jungfrau nebſt der ganzen Verſammlung, faſt mit denſelben Worten, wie im Straßburger Liede.[150] Auch in geiſtlicher Umdichtung ſind Anklänge erhalten. Ein geiſtliches Reigenlied von Hermann Vulpius iſt gedichtet „im Ton, wie man umb Krenz ſingt“, nach einem andern Drucke (von 1560) „im Ton, Aus frembden Landen komm ich her“, womit eben das Straßburger Kranzlied gemeint ſein wird.[151] Dieſe Verweiſung ſpricht zugleich dafür, daß ſchon Luthers „Vom Himmel hoch da komm' ich her ꝛc.,“ deſſen erſtes Geſätz meiſt wörtlich mit dem Eingang des genannten Kranzliedes übereinſtimmt, von dem weltlichen Lied ausgehe, nicht umgekehrt.[152] „Ein chriſtlicher Abentreien vom Leben und Amt Johannis des Tauſers, für chriſtliche, züchtige Jungfräulein,“ 1554, von N. H. (Nic. Herman), hebt an: „Kommt her, ihr liebſten Schweſterlein, an dieſen Abendtanz, laßt uns ein geiſtlichs Liedelein ſingen um einen Kranz!“ Da nach Seb. Frank beſonders am Johannisabend um den Kranz geſungen wurde, ſo mochte dieß den frommen Cantor zu Joachimsthal, der Heimat ſo mancher Bergreien, veranlaſſen, den weltlichen Reien, deſſen Eingang noch hörbar iſt, durch ein erbaulicheres Johannislied zu erſetzen.

Die gefällige Räthſelweiſe, die auf Angelegenheiten des Herzens abzielt, iſt auch durch ein engliſches Lied, aus einer Handſchrift des 15ten Jahrhunderts, vertreten, doch ohne den Kranz:

Mädchen.

Meine junge Schweſter fern über dem Meer
gar manches Brautſtück ſchickt ſie mir her,
ſie ſchickte mir die Kirſche ohn' einigen Stein
und ſo auch die Taube ohn' einiges Bein,
ſie ſchickte den Strauch mir ohn' einige Rinde;
hieß mich lieben mein Lieb und nicht Sehnſucht empfinden.
Wie ſollt' eine Kirſche ſein ohne Stein?
und wie eine Taube ſein ohne Bein?
wie ſollt' ein Strauch denn ſein ohne Rinde?
wie ſollt' ich lieben mein Lieb und nicht Sehnſucht empfinden?

Knabe.

Als die Kirſch' eine Blüthe, da hatte ſie nicht Stein,
als die Taub' ein Ei war, da hatte ſie nicht Bein,
als der Strauch ungewachſen, da hatt' er nicht Rinde,
hat das Mägdlein was es liebt, wirds nicht Sehnſucht empfinden.[153]

Gleicher Form mit den ſeltſamen Sendungen, welche hier der Hauptfrage vorangehn, iſt eine Aufgabe der deutſchen Räthſelbüchlein[154]:

Es ſchickt' ein Ritter über Rhein
der allerliebſten Frauen ſein
guten Wein ohne Glas
und ohn' all ander Trinkfaß,
rath, worin der Wein was?

In einer Traube.

Das Singen um den Blumenkranz deutet ſinnbildlich an, erzählende Lieder knüpfen ausgeſprochenes Werben und Freien an die Räthſellöſung. In einer engliſchen Ballade wählt ein Ritter, der auf Freiwerbung ausgeritten, unter den drei Töchtern einer Wittwe ſich die jüngſte, weil ſie allein ihm die zur Verſtandesprüfung aufgeworfenen Fragen beantwortet; dieſe ſind von bekanntem Schlage: was iſt länger als der Weg? tiefer als die See? lauter als das Horn? ſchärfer als ein Dorn? grüner als das Gras? ſchlimmer als jemals ein Weib? Die Worte der Löſung ſind: Liebe, Hölle, Donner, Hunger, Gift, Teufel.[155] Ein ruſſiſches Lied läßt Mädchen und Jüngling zu hohem Preiſe Schach ſpielen, er ſetzt drei Schiffe, eines mit Gold, das andre mit Silber und das dritte mit Perlen, ſie ſetzt ihr Leben ein und gewinnt. Ihr Vorſchlag, daß er die Schiffe als Mitgift wieder haben könnte, tröſtet ihn nicht und vergeblich ſucht er dieſelben durch Räthſelwette wieder zu gewinnen; ſeine Fragen ſind: was ohne Feuer glühe? ohne Flügel fliege? ohne Füße renne? Das Mädchen erräth leicht: Sonne, Wolke, Bach.[156] Aber auch umgekehrt, wie in den Kranzliedern, ſtellt das Mädchen die Aufgaben als Bedingniß der Gewährung. Scherzhaft in der ſchottiſchen Volksballade vom Hauptmann Wedderburn, deſſen ſich die ſchöne Tochter des Lords von Roslin, die er Abends im Walde aufgefangen, durch Räthſel zu erwehren ſucht; ſie verlangt zum Abendeſſen drei Gerichte: die Kirſche ohne Stein, das Hühnchen ohne Bein, den Vogel ohne Galle (die Taube); ſie legt ſechs Fragen vor, zum Theil dieſelben, die auch der freiende Ritter aufgab; ſie heiſcht vier wunderbare Dinge, darunter eines Sperlings Horn (Klauen und Schnabel) und einen ungebornen Prieſter zur Trauung; Allem wird genügt, auch der Prieſter ſteht vor der Thür, ein Wildeber hat einſt die Seite ſeiner Mutter zerriſſen.[157] Ernſter läßt ein andres Räthſelſtück aus Schottland ſich an: Bei ſinkendem Abendthau ſieht eine Jungfrau von der Schloßzinne nieder, ein Ritter, deſſen Anzug ihr auffällt, kommt herbei und gibt ſich als einen Bewerber kund, der, wenn ſie ihn verſchmähe, noch dieſe Nacht ſterben werde. Sie erwidert: Wenige werden um ihn trauern, manch Beſſerer ſei um ihretwillen geſtorben, deſſen Grab grün bewachſen ſei. Doch gibt ſie ihm ihre Räthſel zu rathen: welches die erſte oder die ſchönſte Blume ſei in Moor und Thal? welches der ſüßeſte Singvogel nächſt der Nachtigall? Schlüſſelblume und Droſſel. Was die kleine Münze ſei, die ihr Schloßgebiet auskaufen könnte? welches das kleine Boot, das die ganze Welt umſegeln könne? Der Pfennig in ſeiner Vielzahl und das Fiſchlein. Sie gibt ſich überwunden und ſagt ihm, daß ſie von neun Schlöſſern ihres Vaters und dreien ihrer Mutter die einzige Erbin ſei, es lebe denn ihr Bruder noch, der fern über Meer gezogen. Da nennt der Ritter ſich als dieſen Bruder, fern über dem Meere lieg' er begraben und je lauter der Wind blaſe, um ſo tiefer ſei ſein Schlaf, aber der Hochmuth ſeiner Schweſter laß' ihm keine Ruh', er ſei gekommen, ihr ſtolzes Herz zu demüthigen und ſie vor ewiger Strafe zu warnen.[158]

Räthſel werden aber nicht bloß in die Erzählung eingelegt und mit der Handlung verwoben, ſie werden ſelbſt in Handlung geſetzt, die Perſon, der eine räthſelartige Auflage gemacht wird, muß dieſe wirklich vollziehen. So wurde der ungeborene Prieſter leibhaftig herbeigeſchafft. Durchgreifender waltet dieſe Weiſe in nachfolgenden Fällen. Ragnar Lodbrok legt mit ſeinen Schiffen unweit eines norwegiſchen Bauernhofes an und ſchickt Leute ſeines Gefolges an das Land, um Brod zu backen. Sie kommen mit verbranntem Brode zurück und geſtehen, daß ſie zuviel nach einem Mädchen von unvergleichlicher Schönheit geblickt haben, das ihnen bei der Arbeit behilflich war. Der König ſendet nach ihr, will aber nicht bloß ihre Schönheit prüfen, er verlangt: ſie ſolle kommen weder gekleidet noch ungekleidet, weder gegeſſen noch ungegeſſen, weder allein noch in jemands Begleitung. Die alte Bäuerin glaubt, der König ſei nicht bei Troſte, das Mädchen aber ſagt: „Darum mag er ſo geſprochen haben, weil es ſo ſein kann, wenn wir verſtehen, wie er es meint.“ Sie wickelt ſich in ein Fiſchgarn und läßt darüber ihre langen, goldglänzenden Haare fallen[159], koſtet an einem Lauch, ſo daß man es am Geruche merken kann, und läßt einen Hund mitlaufen. Dieſes Mädchen, mit dem Ragnar ſich vermählt, iſt Aslaug, Sigurds und Brynhilds Tochter, die unter dem Namen Kräke (Krähe) unerkannt bei Bauersleuten lebte und mit der Heerde gieng.[160] Die Auskunft mit dem Netz, nebſt andern ähnlichen, wird auch von der klugen Bauerntochter in einem Märchen aus Heſſen erzählt; auch dieſe wird dadurch zur Königin.[161] Auf die Seite des Freiers fällt die Löſung in dem deutſchen Volksliede von den drei Winterroſen, ſchon im 16ten Jahrhundert gangbar: Ein Mägdlein holt Waſſer am kühlen Brunnen, ſie trägt ein ſchneeweiß Hemd, dadurch ihr die Sonne ſcheint (ihre lichte Farbe ſichtbar wird)[162], ſie ſieht ſich um und meint allein zu ſein, da kommt ein Ritter mit ſeinem Knechte[163], grüßt ſie und fordert ſie auf, mit ihm heim zu ziehen. Sie weigert ſich, er bring' ihr dann drei Roſen, die zwiſchen Weihnachten und Oſtern gewachſen. Da reitet er über Berg und Thal und kann ihrer keine finden, zuletzt läßt er von einer Malerin die drei Roſen malen und bringt ſie, freudig ſingend, herbei. Das Mägdlein ſteht am Laden und weint bitterlich: ſie hab' es nur im Scherze geredet. Er aber meint, ſo wollen ſie's nun ſcherzweiſe wagen. Der nüchterne Einfall mit den gemalten Roſen in dem ſonſt friſchen Liede fehlt in einer andern Faſſung desſelben, die aber gar nicht erklärt, wie die Auffindung der Roſen möglich war. Daß eine ältere, lebendige Löſung verloren gegangen, wird durch Vergleichung eines litthauiſchen Räthſelliedes glaubhaft: Ein Mädchen wird von der Schwieger nach Wintermai und Sommerſchnee ausgeſchickt. Weinend begegnet ſie dem Hirtenknaben, der ſie um den Grund ihrer Trauer befragt und ihr Rath ertheilt:

„Geh hin, o Mägdlein, du zarte Jungfrau,
zum grünen Walde, zum Meeresſtrande!
da wirſt du finden eine grüne Fichte:
brich ab ein Zweiglein, ſchöpf' eine Hand voll Schaum!
dann wirſt du bringen der lieben Schwieger
den Wintermai, den Sommerſchnee.[164]

Hier iſt es wieder das Mädchen, das die Aufgaben löſen muß, ſei es, daß die Schwieger den Scharfſinn der künftigen Tochter prüft, oder daß ſie mittelſt einer unerfüllbaren Bedingung verblümter Weiſe den Sohn verweigern will.[165]

Manche der angeführten Räthſelaufgaben nähern ſich ſchon merklich einer weiteren Gattung des Witzſpiels, den Liedern von unmöglichen Dingen. Fordern die Räthſel ſcheinbar Unmögliches, ſo werden nun auch durchaus unerſchwingliche Leiſtungen verlangt und hierauf kann der angeſprochene Theil nur mit Anſinnen derſelben Art entgegnen. Ein Sieg durch Löſung iſt hier nicht zu erkämpfen, es gilt nur, eine abenteuerliche Forderung durch die andre aufzuheben oder zu überbieten. So bezeichnen die unlösbaren Aufgaben, im Gegenſatze der Räthſel, die zum Ziele führen, daß die Werbung nicht ernſtlich und die Vereinigung nicht denkbar ſei. Lieder dieſer Gattung haben offenen Rahmen für jeden Einfall aus dem großen Gebiete der Unmöglichkeit. Im deutſchen Volksgeſang iſt dieſe Weiſe ſeit dem 16ten Jahrhundert weit verbreitet. Aus der alten dithmarſiſchen Faſſung des Liedes „von eiteln, unmöglichen Dingen“ Folgendes zur Probe[166]:

Ich weiß mir eine ſchöne Maid,
ich nähme ſie gern zu Weibe,
könnte ſie mir von Haberſtroh
ſpinnen die feine Seide.

„Soll ich dir von Haberſtroh
ſpinnen die kleine (d. i. feine) Seide,
ſo ſollt du mir von Lindenlaub
ein neu Paar Kleider ſchneiden.“ [167]

Soll ich dir von Lindenlaub
ein neu Paar Kleider ſchneiden,
ſo ſollt du mir die Scheere holn
zu mitten aus dem Rheine.

„Soll ich dir die Scheere holn
zu mitten aus dem Rheine,
ſo ſollt du mir eine Brücke ſchlagen
von einem kleinen Reiſe.“

Soll ich dir eine Brücke ſchlagen
von einem kleinen Reiſe,
ſo ſollt du mir das Siebengeſtirn
am hohen Mittag weiſen.

„Soll ich dir das Siebengeſtirn
am hohen Mittag weiſen,
ſo ſollt du mir die Glaſenburg [168]
mit einem Pferd aufreiten.“

Soll ich dir die Glaſenburg
mit einem Pferd aufreiten,
ſo ſollt du mir die Sporen ſchlagen
wohl von dem glatten Eiſe.

„Soll ich dir die Sporen ſchlagen
wohl von dem glatten Eiſe,
ſo ſollt du ſie über die Füße tragen
am heißen Sonnenſcheine.“

Soll ich ſie über die Füße tragen
am heißen Sonnenſcheine,
ſo ſollt du mir eine Peitſche drehn
von Waſſer und von Weine.

In andern Aufzeichnungen begegnet man theils den gleichen, theils verſchiedenen Scherzaufgaben. Ein engliſch-ſchottiſches Lied hat für das Spiel mit ſeltſamen Dingen auch einen Sprecher aus dem luſtigen Elfenreiche. Der Elfenritter ſitzt auf dem Hügel und bläſt ſein Horn laut und gellend nach Oſt und Weſt. Da wünſcht ſich ein junges Mädchen das Horn in ihren Kaſten und den Ritter in ihre Arme. Kaum hat ſie dieſe Worte geſprochen, ſo ſteht er vor ihrem Bett und verlangt, wenn ſie ihn heirathen wolle, von ihr einen Dienſt: ſie müß' ihm ein Hemd machen ohne Schnitt oder Saum, müß' es formen ohne Scheere und nähen ohne Nadel und Faden. Das Mädchen bedingt einen Gegendienſt: er müß' ihr einen Morgen Baulands mit ſeinem Horne pflügen und mit ſeinem Blaſen einſäen, einen Wagen aus Stein und Leim bauen und ihn durch Robin Rothbruſt heim ziehen laſſen, das Korn in einem Mausloch aufſchobern und in ſeiner Schuhſohle dreſchen, in ſeiner hohlen Hand wannen und in ſeinen Handſchuh einſacken, dann über die See ihr trocken zubringen; hab' er ſeine Arbeit wohl verrichtet, ſo mög' er das Hemd ſich holen. Der Elfe zieht vor, bei ſeinem ſchottiſchen Pläd zu verharren und das Mädchen will vorerſt noch ledig bleiben.[169]

Schon in einem lateiniſchen Gedichte Walafrids, der 849 als Abt zu Reichenau ſtarb, ſind ähnliche Aufgaben geſtellt: es ſollen weiße Raben und ſchwarze Schwäne, geſchwätzige Schnecken und ſtumme Heimchen gefangen, Fiſchen das Schwimmen und Vögeln das Fliegen verboten, Quellen zum Stehen und Berge zum Gehen gebracht werden u. dgl. m.; wiefern aber der gelehrte Dichter von heimiſchem Vorbild oder von römiſchen Muſtern angeregt war, läßt ſich nicht genauer ausmitteln.[170] Bei mittelhochdeutſchen Dichtern iſt dieſe Form bereits in künſtlicher Steigerung auf Minnewerbung angewandt. Der Tanhauſer zählt in zwei Liedern eine Menge der wunderlichſten Verlangen her, von deren Erfüllung die Frau ſeines Herzens den Lohn ihrer Huld abhängig macht: er muß ihr die Rhone gen Nürnberg ſchicken und die Donau über den Rhein[171], ein Haus von Elfenbein auf einem See bauen, den Gral, den Apfel des Paris und die Arche Noä gewinnen, den Rhein wenden, daß er nicht über Koblenz hinausgehe, Grand von dem See bringen, wo die Sonne zu Raſt geht, und einen Stern, der nahe dabei ſteht, dem Mond ſeinen Schein benehmen, fliegen wie ein Staar und hoch ſchweben wie ein Aar, der Elbe ihren Fluß und der Donau ihr Rauſchen wehren, den Regen und den Schnee abwenden, den Sommer und den Klee, nebſt andern gleich ſchwierigen Dienſtleiſtungen.[172] Der Sinn wird auch mit dürren Worten ausgedrückt:

„Sprech ich ja, ſo ſpricht ſie nein, alſo ſind wir einhellig.“[173] Eine Nachahmung dieſes Liedes, unter dem Namen des Meiſters Boppe, geht noch weiter: drei Phönixe muß er miteinander bringen, mit Schnecken ſoll er Einhorne und Drachen fangen, mit Greifen beizen, mit drei Elefanten bei Tirol Gemſen hetzen u. A. m.[174] Wie Tanhauſers Lied von dieſem letztern in halbgelehrten Abgeſchmacktheiten überboten wird, ſo bekundet ſich auch jenes ſchon als Überladung einer kunſtloſeren Form, deren volksmäßiger Gebrauch ſomit wenigſtens um die Mitte des 13ten Jahrhunderts vorauszuſetzen wäre. Näher den Volksliedern, mit gegenſeitiger Aufgabe, obgleich ohne Beziehung auf Liebesſachen und in höherem Stile, ſtellt ſich Meiſter Frauenlob, wenn er einem wetteifernden Kunſtgenoſſen zuruft: „Laß laufen das Geſtirne, ſo will ich fliegen laſſen den Wind, willt du den Donner binden, ſo bin ichs, der den Blitz bindet, kannſt du die Regentropfen zählen, ſo zähl' ich dir Laub, Gras und allen Sand.[175] Wie im oberdeutſchen Volksliede (Volksl. Nr. 4. A. Str. 4):

So mußt du mir die Sterne zähl'n,
die an dem Himmel ſcheinen.

Die einfachſte Anwendung des Unmöglichen iſt jedoch, wenn daſſelbe nicht als Leiſtung und Gegenleiſtung, ſondern als unmittelbare Verkehrung des Naturlaufs bedungen und hingeſchoben wird. So im niederrheiniſchen Liederbuche des 16ten Jahrhunderts (Volksl. Nr. 65. Str. 3):

Nun ſchweiget, eine hübſche Magd,
und laßt das Weinen ſein!
wann es Roſen ſchneiet
und regnet kühlen Wein,
ſo wollen wir, Allerliebſte,
all bei einander ſein.

Und noch in Volksliedern des Kuhländchens:

Ich nehm' dich mit, wenn's Roſen regnet
und wenn der Mond der Sonne begegnet.

„Und rothe Roſen regnet's ja nicht,
Der Mond begegnet der Sonne nicht.“

Oder:

Mein Schatz, wann kommſt du wieder,
Herzallerliebſter mein?

„Ei! wann's wird ſchneien Roſen
und regnen den kühlen Wein.“

Es ſchneit ja keine Roſen,
es regnet kein' kühlen Wein;
du kommſt ſchon nicht mehr wieder,
Herzallerliebſter mein! [176]

Schottiſch:

O wann heirathen wir uns, Lieb!
wann werden wir uns nehmen?
„Wann Sonn' und Mond tanzt auf dem Grün,
dann werden wir uns nehmen.“

Auch Künſtlicheres: „Wann Muſchelſchaalen Silberglocken werden, wann Apfelbäume in den Seen wachſen, wann Fiſche fliegen und Meere trocken gehn u. ſ. w. [177] Haben ſchon einige dieſer Stellen einen wehmüthigen Abſchiedston, ſo wird dieſelbe Ausdrucksweiſe noch ernſter in Balladen düſtern Inhalts. Als Vonved auszieht, ſeinen Vater zu rächen, fragt ihn die Mutter: „Wann darf ich Wein laſſen miſchen, wann mag ich dein Kommen erwarten?“ Er antwortet: „Wann die Steine beginnen zu ſchwimmen und die Raben weiß zu werden, dann mögt Ihr Vonved heim erwarten, all' meine Tage komm' ich nicht zurück.“ [178] Der Brudermörder in der ſchottiſchen Ballade, der ſich in ein bodenloſes oder ruderloſes Schiff ſetzen will [179], wird auch von ſeiner Mutter befragt: wann er wieder heimkommen werde? und erwidert, wie es ſchon oben hieß: „Wann Sonn' und Mond auf dem Grün tanzen (a. auf jenem Hügel ſpringen), und das wird nimmer ſein. [180]“ In der ſchwediſchen Faſſung bewegt das Geſpräch ſich weiter: „Wann kommeſt du zurück?“ „Wann der Schwan wird ſchwarz?“ „Und wann wird ſchwarz der Schwan?“ „Wann der Rabe wird weiß.“ „Und wann wird weiß der Rabe?“ „Wann der Grauſtein ſchwimmt?“ „Und wann ſchwimmt der Grauſtein?“ „Der Stein ſchwimmet nie.“ Oder auch: „Wann ſchwimmet der Stein?“ „Wann die Feder ſinket.“ Ferner: „Wann darf ich dich heim erwarten?“ „Wann der Stamm ſich belaubt.“ „Wann belaubt ſich der Stamm?“ „Wann die Rinde knoſpet“ u. A. m. [181] Finniſch: „Wann kommſt du, Sohn, nach Hauſe?“ „Wann der Tag aus Nord aufleuchtet.“ „Wann wird der Tag aus Nord aufleuchten?“ „Wann auf Waſſer Steine tanzen.“ „Wann mag Stein auf Waſſer tanzen?“

„Wann zum Grunde ſinken Federn.“ „Wann ſinkt Feder wohl zum Grunde?“ „Wann zum Richtſtuhl Alle kommen.“ 182 Nach einem kleinruſſiſchen Volksliede ſucht die Mutter auf dem Schlachtfelde jammernd den gefallenen Sohn, ein Rabe, mit der Beute in den Krallen, ruft ihr zu:

Alte Mutter, geh' nach Hauſe,
nimm die Hand voll Sand und ſäe
auf ein Beet ihn unter Blumen,
netz' ihn täglich reich mit Thränen.
Geht er auf vom weichen Erdkloß,
kehrt dein Sohn heim — ohne Zweifel. 183

In Scherz und Ernſt ſind die unmöglichen Dinge eine bejahende Verdeckung von Nein und Nimmer. Auf den leeren Hintergrund der Verneinung werden die wunderlichen Bilder hingeſpiegelt, welche zwar auch nur ein Nicht und Niemals entfalten und ſelbſt wieder in Dieſes zerrinnen, aber doch augenblicklich eine Anſchauung gewähren, die noch in ihrem Verſchwinden bald heiter und neckiſch, bald ironiſch bitter fortwirkt. Es waltet hierin dieſelbe Scheue der Phantaſie vor jedem kahlen und öden Flecke, die ſich im Kleinern und wieder auf andre Weiſe vorzüglich bei den Dichtern des 13ten Jahrhunderts in einer vielgebrauchten Verneinungsformel äußert: dem abſtrakten Nichts wird irgend eine geringfügige Sache vorgeſchoben, welche ſich zu jenem wie Poſitiv zum Comparativ verhält und der ſinnreichen Vorſtellung einen letzten Anhalt darbietet; ſtatt zu ſagen: das frommt, gilt, verfängt mir nichts, verſichert man: das hilft mich, ſchadet mir, das achte, fürchte ich nicht ein oder um ein Blatt, einen Baſt, eine Beere, ein Stroh, eine Spreu, eine Bohne, eine halbe Bohne, eine Wicke, ein Wicklein, ein Ei, ein Brot, ein Haar, oder poſitiv: das iſt mir ein Staub, ein Wind 184, poetiſcher der geringſte Theil eines grünen oder blühenden Ganzen: nicht ein Lindenblatt, Lilienblatt, Roſenblatt, Veilchenſtiel. 185 Nach andrer Seite ſind die ſeltſamen Gebilde, in denen die Poeſie das Niemals und, wie ſich nachher ergeben wird, auch das Nirgend verſinnlicht, mit den Darſtellungen des Immer und Überall in der Rechtsſprache zuſammenzuhalten. Hier ſollen Satzung, Geding, übertragenes Eigenthum dauern: ſo lange die Sonne auf- und niedergeht, der Mond ſcheint, der Wind weht, der Regen ſprüht, der Hahn kräht, Thau fällt, Laub und Gras wächſt oder grünt, der Baum blüht, Eiche und Erde ſteht, das Waſſer über das Land, der Lebendige über den Todten geht. Beſonders auch müßen die Liederſtellen, in denen der Bluträcher oder Brudermörder ſeine Selbſtverbannung ausdrückt, damit verglichen werden, wie die nordiſchen Sicherheits- und Sühnformeln den Friedbrecher voraus ächten: er ſoll gejagter Wolf ſein, ſoweit Menſchen Wölfe jagen[186], Chriſtenleute zu Kirche gehen, Heiden im Tempel opfern, Feuer brennt, Erde grünt, Kind nach der Mutter ſchreit, Mutter das Kind ſtillt, Holz Feuer nährt, Schiff ſchreitet, Schilde blinken, Sonne ſcheint, Schnee fällt, Föhre wächſt, Falke den langen Frühlingstag fliegt und der Wind ihm unter beiden Schwingen ſteht, Himmel ſich wölbt, dreht (hverfr), Welt bewohnt iſt, Wind brauſt (þýtr), Waſſer zur See ſtrömt, Männer Korn ſäen.[187] Die Rechtsformeln haben meiſt auch durch Reim oder Stabreim poetiſchen Klang; während aber die Lieder die Nichtwiederkehr dadurch ausſprechen, daß ſie die Heimkehr auf den Eintritt unmöglicher Begebniſſe ausſetzen, feſtigen die Formeln ihren Bann durch Anknüpfung an das allwärts und immerfort Beſtehende; während in den Gedichten die abgewieſene Einigung, die unheilbare Löſung der Heimatbande durch Dinge verbildlicht wird, welche mit den Naturgeſetzen im Widerſtreit ſtehen, beruft ſich die Rechtsſprache für Geſetz und Vertrag, für Sicherung und Sühne auf die ewige Regel des Weltgangs. Wenn es der Poeſie vergönnt iſt, mit den Bildern der Unmöglichkeit, den Träumen der verkehrten Welt, zu ſpielen, ſo kommt es dem Rechte zu, für den Beſtand ſeiner ſittlichen Ordnung Bild und Widerhalt in den Erſcheinungen des unwandelbaren Naturlebens zu nehmen. Klar bezeugt iſt dieſer Zuſammenhang in einer ſchwediſchen Ballade: „Wie ſoll das Gras auf dem Felde können wachſen, wenn der Vater nicht dem Sohne will glauben?“ denn die Sicherungsformel ſagt: „Gleich befriedet wie Sohn mit Vater und Vater mit Sohne;“[188] und in einem niederländiſchen Liede (Volkslieder Nr. 97. B.) ſteht der Strom ſtille, als ein treuloſer Ritter von Minne ſpricht, während die Rechtsſprache den unabläſſigen Lauf des Waſſers anruft. Übrigens ſind die weſenloſen Dinge auch vom Rechtsgebiete nicht gänzlich ausgeſchloſſen, ſie erſcheinen, wieder das Nicht verdeckend, da, wo kein Recht gewährt wird, bei den Scheinbußen an die Rechtloſen: „Spielleuten gibt man, nach den deutſchen Rechtsbüchern, zu

Buße den Schatten eines Mannes, Kämpen (herumziehenden Kunſtfechtern) und ihren Kindern den Blick (Widerglanz) von einem Kampfſchilde gegen die Sonne.[189] Abfindung mit Schein und Schatten ſpielt auch in Strickers Erzählung von zwei Königen: Der Eine zieht den Andern zur Rechenſchaft für das Leid, das ihm von Dieſem im Traume geſchehen, der Andre bietet zur Buße die Schatten ſeiner Ritter, die ſich mit ihren Roſſen im Grenzfluſſe ſpiegeln[190]; ſodann in der altfranzöſiſchen Erzählung, wie ein Ritter ſeinen Ring, den die geliebte Frau nicht behalten will, ihrem Spiegelbild im Strome zuwirft.[191] Durch ähnliche Beſchönigungen wird in Liedern und Mähren das Kind ohne Vater bezeichnet. Die älteſte Faſſung des Schwankes vom Schneekind, ein lateiniſches Gedicht aus dem 10ten Jahrhundert in der ſingbaren Form der Leiche, überſchrieben: modus Liebine, erzählt: wie die Frau eines Kaufmanns von Konſtanz, der nach zweijähriger Seefahrt einen kleinen Sohn zu Hauſe trifft, dieſen vom Schnee, womit ſie einmal auf den Alpen den Durſt löſchte, empfangen zu haben vorgibt und wie nachmals der Kaufmann auf einer andern Seereiſe den Knaben verkauft, bei der Zurückkunft aber behauptet, der Sohn des Schnees ſei von der brennenden Sonne zerſchmolzen.[192] Auch Thaukinder ſcheint es gegeben zu haben[193] und in derſelben Ausdrucksweiſe wird eine räthſelhafte wunderartige Geburt dem Duft einer Blume oder dem Saft eines Apfels zugemeſſen.[194] Ein Traumkind im litthauiſchen Volksliede:

Liebe Tochter, Simonene,
wo erhielteſt du den Knaben?

„Mutter, Mutter, ehrenwerthe!
durch die Träume kam er.“

Liebe Tochter, Simonene,
worin wirſt du ihn einhüllen?

„Mutter, Mutter, ehrenwerthe!
in den Flügel der Marginne“ (Frauenkleidung).

Liebe Tochter, Simonene,
wo wirſt du ihn hinlegen?

„Mutter, Mutter, ehrenwerthe!
auf des Thaues Decke.“

Liebe Tochter, Simonene,
womit wirſt du ihn ſpeiſen?

„Mutter, Mutter, ehrenwerthe!
mit dem Brod der Sonne.“ [195]

Wenn das Lied vom Schneekinde mit der märchenhaften Wettlüge ſpielt, ſo birgt das vom Traumknaben unter den Scheindingen den bittern Ernſt, ein trauriges Nicht, den Mangel des Vaters und damit der Hülle, des Lagers, des Brodes. Auch mit Scheinbuße werden die unecht Geborenen abgeſpeiſt. [196]

Die Räthſel ſetzen ſcheinbar Unmögliches, die unmöglichen Dinge verblümen die Verneinung, es gibt aber einen Fall, der mitten inne ſchwebt. Macbeth ſoll, nach dem Spruche der Schickſalſchweſtern, nie von einem Menſchen, der vom Weibe geboren iſt, ermordet und nicht beſiegt werden können, bevor der Wald von Birnam nach Dunſinnane kommt. Aber Macduff, der ſein Mörder wird, iſt aus Mutterleibe geſchnitten und das anrückende Feindesheer hat ſich, um ſeine Stärke zu verbergen, mit Zweigen aus dem Birnamwalde bedeckt, ſo daß dieſer ſelbſt zu kommen ſcheint. Was für Macbeth entſchiedenſte Bezeichnung des Niemals war, iſt nun ein vom Schickſal gelöſtes Räthſel. Der Ungeborne fand ſich ſchon oben bei den Räthſeln ein, der kommende Wald jedoch gewinnt durch Zuſammenſtellung mit weiteren Sagen ein anderartiges Ausſehn. Nach einer Volksſage aus Oberheſſen wurde vor Alters ein König in ſeinem Schloß auf dem Chriſtenberg vom König Grünewald lange belagert, ſeine einzige Tochter, welche wunderbare Gaben beſaß, ſprach ihm immer noch Muth ein, bis zum Maientag, da ſah ſie auf einmal bei Tagesanbruch das feindliche Heer herangezogen kommen mit grünen Bäumen, nun wuſte ſie, daß Alles verloren und rief:

Vater, gebt euch gefangen!
der grüne Wald kommt gegangen. [197]

Auch hier iſt eine Vorausbeſtimmung angenommen, übrigens der grüne Wald miſsverſtändlich zum Namen gemacht und damit doppelte Löſung herbeigeführt. Im 11ten Jahrhundert bringt Saxo die Sage zweifach; einmal hat der ſchlaue Erik ſieben ſeiner Schiffe mit Baumzweigen bedecken laſſen und mit dem achten die Flotte der Slaven herbeigelockt, die ſich nun plötzlich in eine Bucht eingeſchloſſen ſehen und zuerſt ſtaunend vermeinen, der grüne Wald komme dahergeſchifft; das andre Mal überfällt der Wiking Haki den König Sigar mit einer Kriegsſchaar, die, aus dem Wald anrückend, ſich mit abgehauenen Zweigen deckt, Sigars Wartmann eilt zum Schlafgemache ſeines Herrn und ſagt: er bring' eine ſtaunenswerthe Botſchaft, Gezweig und Geſträuche ſeh er daherſchreiten; worauf der König äußert, dieſes Wunder bedeute ſeinen Tod. [198] Die früheſte Überlieferung aber und doch ſchon die ausgemalteſte gibt Aimoin aus den Geſchichten des fränkiſchen Königshauſes im 6ten Jahrhundert: Fredegund rückt dem Lager Childeberts, der mit Heeresmacht in ihr Reich eingebrochen, in früher Morgenſtunde ſo entgegen, daß ſie ſelbſt, ihren Säugling Chlotar in den Armen haltend, vorausgeht, und ihre Krieger mit Baumzweigen in der Hand und klingenden Schellen am Hals der Pferde aus dem Walde ziehn; ein feindlicher Wächter, in der Dämmerung ausſchauend, ruft ſeinem Geſellen zu: „Was iſt das für ein Wald, den ich dort ſtehen ſehe, wo geſtern Abend nicht einmal kleines Gebüſch war?" Der Andre hält den Fragenden für weintrunken und glaubt die Schellen der im Walde weidenden Roſſe zu hören. Da laſſen jene die Laubzweige fallen, der Wald ſteht entblättert, aber dicht mit Stämmen ſchimmernder Speere, jäher Schrecken kommt über die Feinde, aus dem Schlafe werden ſie zu blutiger Schlacht erweckt und die nicht entrinnen können, fallen vom Schwerte. [199] Eben aus den älteſten Darſtellungen erhellt, daß die räthſelartige Prophezeiung nicht weſentlich iſt, und auch in dieſen ſchon iſt die angebliche Kriegsliſt eine allzu dürftige Erklärung, vielmehr eine Aufhebung des phantaſtiſchen Bildes. So bleibt als urſprünglicher Anhalt nur das Erſtaunen des Überfallenen, das auch meiſt nachdrücklich und anſchaulich hervorgehoben wird. Der kommende Wald, ein Unmögliches, wird nicht in der Verneinung belaſſen, dem Überraſchten iſt, was er ſehen muß, unmöglich und wirklich zugleich. „Der Wald wandelt," wäre hiernach uralter Ausdruck für die Beſtürzung desjenigen, dem Unerwartetes, Unmöglichgeglaubtes plötzlich vor Augen tritt, die Sage ſchlägt den Ausdruck mit zu den Ereigniſſen und ſucht nun Mittel, das Unglaubliche zu erklären, richtiger und poetiſcher verſtärkt und belebt ſie daſſelbe, wenn der Wald auf dem Meere geht oder mitſammt ſeiner klingelnden Weidherde heranzieht. [200]

Die Volksdichtung ſetzt ihren Weg durch das Unglaubliche weiter fort und gefällt ſich, wozu ſchon angeklungen iſt, in förmlichen Lügenliedern. Das älteſte Beiſpiel iſt wieder ein lateiniſcher Leich aus dem 10ten Jahrhundert, bezeichnet: modus florum, Blumenton. Derſelbe kündigt ſich offen als einen Lügenſang (mendosam d. i. mendacem cantilenam) an und erzählt von einem Könige, der ſeine ſchöne Tochter mit dem Beding zur Brautwerbung ausbietet, daß der Freier ſo lange fortlüge, bis der Mund des Herrſchers ſelbſt ihn für einen Lügner erkläre. Ein Schwabe hört dieſes und hebt alsbald an, wie er, allein auf der Jagd umherſtreifend, einen Haſen geſchoſſen und deſſen Kopf ſammt dem Fell abgelöſt habe; als er nun den Haſenkopf aufgehoben, ſeien aus dem einen Ohre hundert Schaff Honigs gefloſſen und aus dem andern das gleiche Maß von Goldſtücken (bisarum); dieſe hab' er in das Fell gebunden und ſofort beim Zerlegen des Haſen im äußerſten Schwanzende einen königlichen Brief verſteckt gefunden, welcher beurkunde, daß der König des Schwaben Knecht ſei. „Der Brief lügt und du ſelber lügſt,“ ruft der König; ſo iſt er überliſtet und der Schwabe wird ſein Eidam.[201] Der Botenlauf des ſchnellfüßigen Haſen iſt ſagenhaft. In der Thierfabel ſchickt ihn der König Löwe nach dem Fuchs aus.[202] Nach einer lateiniſchen Erzählung aus England, in einer Predigtenhandſchrift des 14ten Jahrhunderts, ſind zinspflichtige Bauern um einen Boten verlegen, der die Zahlung auf das Ziel ihrem Herrn überbringe; da ſagen einige: Richard (Riccardus) iſt ein geſchwindes Thier, hängen wir an ſeinen Hals den Beutel mit dem Zins und geben ihm auf, ſolchen ſchleunig an den Hof unſres Herrn zu tragen!“ Das thun ſie, Richard aber läuft, ſo ſehr er kann, mit Beutel und Zins dem Walde zu und die Leute wiſſen nicht, wo er hingekommen.[203] Der einfältige Mönch, der in einem altdeutſchen Schwanke den Haſen für ein Kind hält, ruft ihm nach: „O weh, liebes Kind! wie ſchnell deine Beine ſind! du ſollteſt eines Fürſten Brief tragen, denn in kurzer Weile lieſeſt du manche Meile.“[204] Auch der modus Liebinc gibt ſein Schneemärchen, Lüge um Lüge, ausdrücklich auf den Namen eines Schwaben, eines Bürgers von Konſtanz.[205] Es ſcheint, daß damals ſolche Fünde für Schwabenſtreiche galten.

Im 13ten Jahrhundert verſucht ſich der Marner, ein Schwabe, mit einer Lügenſtrophe: „Mancher ſagt Mähren von'Rom, die er nie geſehen, auch ich will euch eine ſagen: eine Schnecke ſprang einem Leopard tauſend Klafter vor, das Meer ſteht waſſerleer, eine Taube trank es aus, das hört' ich zween Fiſche klagen, die flogen daher von Reifen und ſangen neuen Sang (Beziehung auf den Minneſinger Gotfried von Reifen[206]), ein Haſe fieng zween Winde, die ihn jagen ſollten, vier ſtarke Wölfe ſah ich von einem alten Schaf erſchlagen, einen Reiher, der den Habicht in den Lüften fieng, einen weißen Bären, den ein wilder Eſel an des Meeres Grund erjagte, wobei ihm ein Salamander half, dem die Waſſer kund waren.[207] Es iſt derſelbe Geſchmack, wie in den Liedern Tanhauſers von unmöglichen Dingen. Ungezierter und lebendiger rührt ſich das Lügenwerk in Spruchgedichten des 14ten Jahrhunderts, ſowie in einigen Volksliedern aus dem 16ten und der ſpäteren Zeit.[208] Alle Gattungen des Widerſinnigen und Ungereimten laufen hier bunt durcheinander, ohne ſichtbaren Zweck und Zuſammenhang, die Ungethüme tauchen auf, rennen ſich an und verſchlingen ſich, wie die Bilder des Sonnenmikroſkops. Doch iſt es möglich, Gleichartiges auszuſcheiden, es haben ſich da und dort Gruppenbildungen angeſetzt, wenn ſie auch ſchnell wieder zerfließen, ſelbſt ein vernünftiger Sinn ſchimmert an einzelnen Stellen hindurch. Ein zahlreicher und anſchaulicher Theil der Lügenbilder zeigt die Thierwelt in menſchlichem Treiben begriffen und reiht ſich damit an jene Dichtungen von den Hochzeiten und Leichenbegängniſſen der Thiere, nur ſind dieſe nun gänzlich ihrem natürlichen Weſen entrückt und gerade der Widerſpruch mit letzterem iſt es, woran ſich die Darſtellung vergnügt. In einem der älteſten Sprüche ſieht man allerlei Thiere in Feld und Haus geſchäftig: „Da ſah ich zwo Krähen eine Matte mähen, da ſah ich zwo Mücken machen eine Brücke, da ſah ich zwo Tauben einen Wolf klauben (rupfen) und ſah zween Fröſche miteinander dreſchen,“ und weiterhin: „Da ſah ich vier Roſſe aus Heue Korn dreſchen, da ſah ich zwo Geißen einen Ofen heizen, da ſah ich eine rothe Kuh das Brod in den Ofen thun“ (Müller. V. 30 ff. 54 ff.). Theils wortgleich, theils mit den Verſchiedenheiten aller mündlichen Überlieferung, ſind dieſe Thiergruppen aus dem 14ten Jahrhundert noch in letzter Zeit im Volksgeſange der Schweiz und des mähriſchen Kuhländchens wieder gefunden worden; ſie bilden hier ein kleines Lied für ſich, mit Kehrzeilen: Wunder über Wunder! u. ſ. w.[209] Ein bremiſcher Kinderreim führt eigens die häusliche Wirthſchaft aus: „Und als ich in das Baurhaus kam, da ſah ich mit Verwundrung an:

die Kuh die ſaß beim Feur und ſpann, das Kalb lag in der Wiegen und ſang, die Katze kernte die Butter, der Hund der wuſch die Schüſſeln, die Fledermaus die fegte das Haus, die Schwalbe trug den Staub heraus auf ihren langen Flügeln.“ Zerſtreut in den alten Sprüchen erſcheint ein Käfer, der mit ſeiner Hellebarte ficht[210] und den König von Frankreich erſchlägt, worüber eine Fledermaus heftig weint (Liederſ. B. 18 ff.); eine Meiſe thut einen Kolbenſchlag, daß die ganze Welt erhallt (Suchenw. 14 f.); ein Krebs bläſt ein Jagdhorn, daß es in aller Welt erſchallt (LS. 10 f.); ein Laubfroſch baut ein Ritterhaus auf einem Pferſichſtein (LS. 22 f.)[211]; ein Rabe, der hoher Minne pflegt, geht hin zum Tanze, mit ſeinem Roſenkranze tritt er den Reihen, des freuet ſich der lichte Mai.[212] Es ſind Arabesken und Miniaturen im Stile der Randzeichnungen und gemalten Buchſtaben alter Pergamenthandſchriften (Meſsbücher)[213]; ſatiriſche Beziehung des einzelnen Bildes ergibt ſich nur in einer Liedesſtelle, wo die Gänſe zur Kirche gehn und der Fuchs ihnen predigt.[214] Die Thiere werden aber auch häufig ſo zu einander geſtellt, daß ſie ihre natürlichen Eigenſchaften vertauſchen oder die Kleinen und Schwachen der Großen und Starken Meiſter ſind. Den Beiſpielen beim Marner reiht ſich viel Ähnliches an: ein Habicht ſchwimmt über den Rhein, da ſchreien Fiſche, daß es in den Himmel dringt (Müller 23 ff.); Fiſche gehen im Zelt (Paßgang, Wachtelm. 159. Suchenw. 28); über dem Wald iſt ein goldenes Obdach, darunter ſitzen auf jedem Aſte zwen Meerfiſche und leſen einem Abt zu Tiſche, der vor tauſend Jahren todt war (Liederſ. B. 44 f.); Rinder bringen Geißen zur Welt (Müll. 36 f.) und eine Katze ſäugt vier junge Haſen (LS. 118 f.)[215], der Haſe jagt die Hunde, wie bei Marner, und den Jäger ſelbſt (Schl. L. Str. 9)[216]; die Schnecke tödtet Löwen oder ſchießt nach dem Hirſche, die Maus bindet den Bären, das Schaf zerreißt den Wolf (Müll. 44 f. Schl. L. Str. 9 f.)[217]; eine Maus erſchlägt einen Löwen zu Tirol im Walde, da laufen alsbald zwo neugeſchlagene Leiern (Suchenw. 32 ff.), vermuthlich Anſpielung auf den Geſang der Fahrenden von erſtaunlichen Heldenthaten.[218] Überhaupt tummeln ſich in dieſer Lügenfasnacht die ſonſt unbelebten Dinge ganz ebenbürtig unter und mit den Lebendigen; ein Pflug ackert ohne Roſs und Rind (Müll. B. 17 f.), ein Wagen geht vor dem Roſſe (New. Schl. L. Str. 8); Ambos und Mühlſtein ſchwimmen über den Rhein (Dithm. L. St. 2

vergl. Wachtelm. 210); ein Mühlſtein fliegt über das Meer (Schl. L. Str. 13); ein Berg thut einen Schrei und ein Thurm läuft gewaffnet (Suchenw. 21. 24); ein neugebornes Kammrad ficht mit einem Turſen (Rieſen, ebend. 68 f.); eine alte Taſche vermißt ſich, voller zu tönen, als die Glocke zu Neuenſtadt (ebend. 104 f.)[219]; auch gibt es Liebſchaften und Heirathen von altem Sattelgeſchirr, Bräupfanne, Korb und Kohlenſack, die vor Luſt leuchten, wie der liebe Tag (WM. 86 f. 118 f. Suchenw. 84 ff.). und dergl. m. Ein meiſterſängeriſches Lied des 16ten Jahrhunderts läßt in einer alten, morſchen Scheune allerlei verlegenes Geräth und Geſchirr ſich beſprechen, ſeine Schäden klagen, dann eine Hochzeit mit Spiel und Tanz, wobei Spinnwebe zum Schmucke dient, feſtlich begehen.[220] In der närriſch gewordenen Welt bleiben begreiflich die Menſchen nicht zurück, auch ſie treiben und erfahren viel Seltſames und Aberwitziges: ein jähriges Kind wirft vier Mühlſteine von Regensburg bis Trier, von Trier nach Straßburg hinein (Müll. 19 ff.); Seide wird aus Braten geſponnen (WM. 193); Stahl wird im kühlen Brunnen geweicht oder mit Blei geſchroten (LS. 94 f. Suchenw. 64)[221]; Salz aus Schnee geſotten, Schmalz von Kieſelſteinen (Suchenw. 72. 59); ein Abendtanz auf einem Bundſchuh gegeigt (LS. 88 f.). Etliche ſegeln landein, die Segel gegen den Wind geſpannt, auf einen hohen Berg und müßen da erſaufen (Dithm. L. 5)[222]; ein Kranker wird mit Maulſtreichen gelabt und ein Wohlbedeckter erfriert an der Sonne (LS. 93 f. 96 f.); ein Stummer kann nicht verſchweigen, daß der Pabſt begraben worden (ebend. 90 f.); Stumme und Narren ſingen Rath in der Noth (Suchenw. 30 f.); ein Handloſer wirkt ein Seil, das von Orient bis Occident geht und nirgend Ende hat (LS. 74 ff.); ohne Hand und Fuß ſchreibt eine Nonne ein Mettebuch (ebend. 86 f.); ein fußloſer Mann überläuft ein ſchnelles Pferd (Müll. 4 f.); dergleichen Leute werden auch öfters zuſammen in Handlung gebracht, ſo im dithmarſiſchen Lügenliede (Str. 3 f.):

Es wollten drei Kerl einen Haſen fangen,
ſie kamen auf Krücken und Stelzen gegangen,
der Eine der konnte nicht hören,
der Andre war blind, der Dritte ſtumm,
der Vierte konnte keinen Fuß rühren.

Nun will ich euch ſingen, wie es geſchah:
der Blinde allererſt den Haſen ſah
all über das Feld hertraben,
der Stumme ſprach dem Lahmen zu,
der kriegt' ihn bei dem Kragen;

im oberdeutſchen, Str. 15:

Der Blinde hatt' ein Eichhorn geſehen,
der Lahm' erlief's mit den großen Zehen,
der Nackte hat's in Buſen geſchoben;
ihr dürft darum nicht zürnen,
es iſt wohl halb erlogen, heiaho![223]

Lügenſtücke dieſer Art bieten im Allgemeinen dem unbemeſſenen, verkehrten und vergeblichen Menſchentreiben einen Spiegel hin, unmittelbare Nutzanwendungen werden nicht gemacht. Nur wenn in einem der Spruchgedichte zwei Säugekinder ihre Mutter ſchweigen heißen (Müll. 48 f.), ſo lautet dieß etwas anzüglich und erinnert daran, daß ſchon Reinmar der Alte, der um das Ende des 12ten Jahrhunderts ſang, die Bilder der verkehrten Welt auf die öffentlichen und ſittlichen Zuſtände ſeiner Zeit bezogen hat; er ſagt: „Platte und Krone (geiſtliche und weltliche Gewalt) wollen muthwillig ſein[224], während Topfknaben (die mit dem Kreißel ſpielen) weislich zu thun wähnen; Unbilde (Frevel) jagt mit Haſen Eberſchweine, einen Falken erfliegt ein unmächtig Huhn; wird dann der Wagen vor den Rindern gehn[225], trägt der Sack den Eſel zur Mühle, wird eine alte Gurre (Stute) zu einem Füllen, ſo ſieht man's in der Welt überzwerch ſtehn.[226]

Die Erſcheinungen der Lügenwelt werden ſonſt gewöhnlich in eine Zeit und in ein Land verlegt, welche ſelbſt auch in Fabel und Widerſpruch aufgehen. Hievor bei alten Gezeiten (WM. 1), einsmals in der Affen Zeit (Müll. 1), in einem Winter, da man auf kaltem Eiſe Roſen brechen ſah und dabei ſchöne Lilien und Blümlein wuchſen (Suchenw. 1 ff.), zu Weihnachten im Sommer (ebend. 65), zu Pfingſten auf dem Eiſe (Dithm. L. Str. 2), ſind alle die Wunder geſchehen, die ganze Welt ſah ſie, bevor Jemand geboren war (LS. 24 f.), und der Erzähler hörte davon, ehe die Mutter ſein geneſen (Fr. Ldb. Nr. 141. Str. 1). Der Marner hebt damit an, daß Mancher Mähren von Rom ſage, die er nie geſehen, und auch er wolle Solcherlei ſagen; ein andrer

Sprecher meldet, daß er an einem ſeinen Seidenfaden Rom und den Lateran tragen ſah (Müll. 2 f.), und es liegt hierin eine Verſpottung lügenhafter Pilgermähren.[227] Das ausführlichſte der Spruchgedichte, das Märchen von den Wachteln, ſchlingt damit ein lockeres Band um ſeine Abenteuer, daß die handelnden Perſonen, über deren Geſtalt und Natur man nicht einmal klug wird, aus einem wunderlichen Land in das andre fahren: an einer häbernen Halde, in einem hölzernen Lande, auf einem ſtrohenen Sande kommt der ungethümliche Held zur Welt, auf dem Kompoſtberge ſpinnt er Butter aus Werg, zu einem Turnei gegen den König von Rindertda (nirgend da) wird ausgeritten und ſie kommen zu dem Nummerdumen amen (d. h. nomine domini amen), das jenſeit Montags gelegen iſt[228]; das Land iſt dort mit vier ſtarken Wieden an den Himmel gebunden, des Friedens wegen, daß ihm Niemand ſchaden könne[229]; die Häuſer ſind mit Fladen gedeckt und mit Würſten gezäunt, wen zu dürſten beginnt, den faßt man an einen Strang und reitet ihn hinab in den wilden See, da trinkt er, daß ihn hernach niemals wieder dürſtet; das Land heißt Kurrelmurre[230], dort geht die Gans gebraten und trägt das Meſſer im Schnabel, den Pfeffer (die Pfefferbrühe) im Nabel, die Schwalben fliegen Einem gebraten in den Mund; dort ſind hohe Thürme und gute Kirchen aus Butter gemauert, und ſchiene die Sonne ſo heiß, wie anderswo, ſo würden ſie völlig ſchmelzen; ein eichener Pfaffe[231] ſingt eine buchene Meſſe, wer da zum Opfer dringt, dem wird der Ablaß gegeben, daß ihm der Rücken ſchwiert, der Segen iſt ein Kolbenſchlag (WM. 1—12. 19 f. 26—28. 38—72). Anderwärts finden ſich eine breite Linde, darauf heiße Fladen wachſen, und ein Honigfluß vom Thal auf den Berg (Müll 11 f. 27 f.); zu Fasnacht in das Zuckerland fließt von Honig ein großer Bach[232], auch fliegen drei gebratene Hühner, die Bäuche nach dem Himmel gekehrt, den Rücken nach der Hölle (Dithm. L. Str. 1).[233] Der Sänger des oberdeutſchen Lügenliedes will kund machen, was er in einem wunderſeltſamen Lande geſehen; er iſt weit herumgezogen[234] und hat oftmals ſagen gehört, wie ein gutes Land auf Erden ſei, Schlauraffenland genannt, da fragt er einen Stummen, wie in das Land hineinzukommen; ein Blinder, der bei Nacht ſo gut als am Tage ſieht, iſt ſein Wegweiſer, noch kommen ein Nackter und ein Lahmer, der mit ſeinen Krücken voranläuft und Herberge beſtellt; der Wandrer kommt zu einem dicken Wald ohne Baum und zu einem großen Bach ohne Waſſer, darauf liegen drei wohlbeladene Schiffe, das eine hat keinen Boden, das andre keine Wand, das dritte iſt gar nicht da und in dieſem fährt er über (Volksl. Nr. 241ſ. 1—7)[235]; der Eichhornfang iſt ſchon oben erzählt. Nach einem weſtphäliſchen Volksmärchen, das im Kirchentone geſungen wird, wohnt zwiſchen Werl und Soeſt ein Bauer mit Namen Knoſt, der hat drei Söhne, der eine heißt Joſt, der andre Knoſt, der dritte Janbeneken, die alle drei reiſen wollen; der erſte iſt blind, der zweite lahm, der dritte ſplinternackt; der Blinde ſchießt einen Haſen, der Lahme fängt ihn und der Nackte ſteckt ihn ein; ſie kommen an ein großes Waſſer, darauf drei Schiffe, das eine leck, das andre bräck (Wrack), im dritten kein Boden, darein ſetzen ſie ſich, der Eine verſinkt, der Andre ertrinkt und der Dritte kommt nicht wieder heraus; der nicht wieder herauskommt, der kommt in einen großen Wald, darin iſt ein großer Baum, im Baum eine große Kapelle, in dieſer ein buchsbaumener Pfarrer und ein hagenbuchener Küſter, die theilen alle Sonntage das Weihwaſſer mit Knüppeln aus.[236] In dieſen Reiſemärchen, die ſo manigfach zuſammen und auseinander laufen, kommt ſchon ein hübſches Stück des berühmten Landes zum Vorſchein, das mit allem Fett der Erde geſegnet iſt; die Merkwürdigkeiten desſelben ſind zwar, zuweilen nur in einzelnen Zügen, mit anderartigen Wunderdingen verwoben, doch haben ſie im Wachtelmärchen ſich beträchtlich angeſammelt und zugerundet. Dasjenige Lied, welches den gewöhnlichen Namen dieſes Landes trägt, meldet nichts von den eigenthümlichen Segnungen desſelben, aber ſchon der Name Schlauraffenland knüpft an eine Reihe weiterer, der Beſchreibung dieſes Erdſtrichs eigens gewidmeter Dichtungen an.[237] Die Betrachtung der letztern muß auf einen folgenden Abſchnitt ausgeſetzt bleiben, doch iſt ſchon hier eine vorgreifende Bemerkung an ihrer Stelle. Wenn nemlich die Erzählungen und Lieder, in welchen das Schlaraffenland verherrlicht wird, offen oder verſteckt der menſchlichen Trägheit und Lüſternheit ſpotten, ſo iſt es den obigen Darſtellungen eigen, daß ſie den ſinnlichen Genüſſen des Wunderlandes in dem Ritte zur Tränke, der buchenen Meſſe und der Beſprengung mit Knüppeln eine nicht minder gründliche Kaſteiung beiordnen.

Den altehrwürdigen Wallern, denen zweiundſiebenzig Lande kund ſind, treten ſcherzhaft die Lügenwandrer gegenüber, die aus der ganzen Länderzahl ſtets nur das fabelhafteſte zum Gegenſtand ihrer Berichte wählen, das tauglichſte für den leichtfertigen Mund des fahrenden Volkes. Die Form der angeführten Sprüche, das leichte Hinrollen kurzer Sätze, das raſtloſe Überſpringen von einem Bilde zum andern, ſo daß in demſelben Reimpaare die verſchiedenſten Dinge ſich treffen und treiben, zeugt ebenfalls dafür, daß dieſe Gattung urſprünglich dem Vortrage fahrender Leute beſtimmt war, die damit als Lügner aus dem Stegreif auftraten, durch fortlaufende Überraſchung mit den bunteſten Abenteuern ihre Hörer zum Lachen brachten[238] und das Lügenſprechen mit andern ihrer Gaukelkünſte betrieben.[239] (Walther von der Vogelweide ſpricht von Gauklern, die unter dem Hute bald einen wilden Falken, bald einen ſtolzen Pfau, bald ein Meerwunder vorweiſen und zuletzt nur eine Krähe übrig laſſen [Lachm. 37 f.]; der Lügenſprecher zeigte noch viel ſeltſamere Wandlungen). Den Sprüchen fehlt es aber auch nicht an beſtimmteren Wahrzeichen ſpielmänniſchen Gebrauchs. Daß ſie gerne mit einem poſſenhaften Trumpfe ſchließen, bringt ihr Inhalt mit ſich, ein ſolcher Schluß lautet: „Da ſprach ein Huhn: es iſt ausgeſagt![240] Der Dichter eines andern Lügenſpruches rühmt ſich ſinnumkehrend, daß er Kurzweile lang machen könne, daß Unglück und Armuth ihn hebe und mehre, da Niemand ungemuth ſei, als Einer, der viel Pfennige habe, auch daß ſeine Mühle wohl gehe[241], und beſchließt ſeine Rede: „Dieß iſt ſo wahr, als ich fernd war ein Staar, nun bin ich heur ein Buchfinke; wer will, daß ich trinke, der biete mir den Wein her, ſo trink' ich nach meines Herzen Gehr!“ Das Begehren nach dem Trunk am Schluſſe der Erzählung oder eines Abſchnitts derſelben iſt bei Volksdichtern altherkömmlich.[242] Beſonders aber kommt hier das Beiwerk des Wachtelmärchens in Rechnung; in dieſem wird je zum Abſchluß eines zwölfzeiligen Spruchtheils[243] ausgerufen: eine Wachtel in den Sack! zwo Wachteln u. ſ. f. bis zu zwölfen, und in einer Fortſetzung bis zu achtzehn. Wie das zu nehmen ſei, erklärt ein Reimſpruch des Teichners, auch aus dem 14ten Jahrhundert, von den Falknern und ihren Lügen beim Trunke, worunter die: daß Einer an einem Tag Wachteln einen vollen Sack (Weidtaſche) fieng und ihrer noch mehr gefangen hätte, wenn ihn nicht die Nacht vertrieben.[244] Jeder Abſatz des Spruchmärchens iſt alſo gleich einer Jägerlüge und mit dem Vortrag der Kehrzeile wird jedesmal die Geberde des Einſackens der gefangenen Wachtel verbunden geweſen ſein, auch mochte ſich unterweilen eine Nachahmung des Wachtelſchlags vernehmen laſſen.[245] Das Wachtelmärchen endigt mit einer Hochzeit und mit einem Aufruf an die Spielleute, ſich dabei zu tummeln: „Nun zu, ihr Spielleute! ſchlagt in die Hundshäute (Handtrommeln), ſchmiert die Roſsſchwänze (Fidelbogen), laßt rüſtig eure Nägel die Därme (Saiten) rühren, richtet zu den Schnüren die Tatermanne (Puppen), ſeid munter, blatert (blaſt), geuert (ſchnappt) in das Holz (die Pfeife), hoſſelt (ſchaukelt), gempelt (ſpringet), ſchregelt (ſchränkt euch) geiget, harfnet, ſchwegelt (blaſt Querpfeife), ſo wird dem Mann eins auf den Tag: zwölf Wachteln in den Sack!“[246] Dieſer Schluß war doch eigentlich nur da am Orte, wo eine ſpielmänniſche Truppe wirklich mit Lärmen und Springen Chor machen konnte.[247]

Es gibt eine andre Art volksmäßiger Reimſprüche aus dem 14ten Jahrhundert, die ſich als Quodlibet fortbewegen, wie die Lügenmähren, ihren Inhalt aber bilden verſchiedene Benennungen des gleichen Gegenſtandes, doppelte Bedeutung desſelben Wortes, binſenglatte Wahrheiten, die ſich von ſelbſt verſtehen und ausgeſprochen zur Poſſe werden[248]; ſie ſind in dieſer Überwahrheit das nüchterne Widerſpiel der phantaſtiſchen Lügendichtung, aber eben damit Zugehör und Folie der letztern. Daß auch derlei Reimereien in den Betrieb der fahrenden Leute fielen, zeigt ein ſolches Anhängſel zum handſchriftlichen Traugmundsliede; darin wird geſagt: „Nackte Leute friert an die Häute, das es nicht thäte, wenn ſie gute Kleider anhätten,“ und dann noch zum beſſern Verſtändniß: „Daß Gott alle die berathe, die uns je Gutes thaten, die Lebenden an den Ehren, die Todten an der Seele!“; davor und dazwiſchen aber wird gerufen: „Lauf um, Lotterholz, lauf um geſchwinde!“[249] Das Lotterholz gehört zum Handwerkszeug der Gumpelleute; unter den Spießgeſellen und Ausſendlingen des breisgauiſchen Bundſchuhs von 1513 ſind auch Sprecher und Spielleute mit Hackbrett und Pfeife verzeichnet, namentlich: Heinrich von Straßburg, ein Sprecher, der einen Gaukelſäck trägt, und „der Bundſchuher“ mit dem Lotterholz.[250]

In der letztern Hälfte des 16ten Jahrhunderts erſchien zu Straßburg ein kleiner Lügenroman, der in die Reihe der noch jetzt marktfähigen Volksbücher eingetreten iſt, der Finkenritter.[251] Dieſer Held durchzieht dritthalbhundert Jahre vor ſeiner Geburt viele Länder und erfährt Mancherlei, was ſchon aus den bisher erörterten Sprüchen und Liedern bekannt iſt: die Haſenjagd der drei verkehrten Geſellen, den Wald ohne Baum und den Bach ohne Waſſer, die drei mangelhaften Schiffe, Häuſer mit Fleiſch gedeckt und Zäune von Bratwürſten, nebſt Andrem, was um jene Zeit von Lügenmärchen gangbar ſein mochte[252], Alles geſteigert und erweitert, in acht Tagreiſen eingetheilt und mit der Geburt des Helden ſchließend. Die eigenthümlichſte Fabel dieſes Büchleins iſt auch ein Spielmannsſtück, das großartigſte von allen: ein Lautenſchläger ſpielt jeden Sonntag neun Dörfern auf einmal zum Tanze, mit großer Arbeit richtet er die Laute zu, der Finkenritter, der ihm helfen will, fällt durch den Lautenſtern eine Viertelſtunde weit hinunter und ſteigt auf einer Leiter von ſechs und vierzig Sproſſen wieder heraus; nachdem die Laute aufgezogen iſt, läuft der Ton über das Feld zu den neun Dörfern und die luſtige Tanzweiſe klingt dann in jedem beſonders, der Lautenſchläger ſelbſt geht allgemach in alle neun und tanzt mit oder ſieht zu, daß es recht dabei hergehe, am Abend vergeht der Ton von ſelbſt und zieht wieder allmählich heim in ſeine Laute.

Lügenlied aus Nordſchottland: früh am Morgen kräht die Katze den Tag an[253], der Hahn ſattelt das Pferd, doch ſcheint es der Herr zu ſein, der ausreitet; der Sporn iſt geſattelt, die Mähne gezäumt, er reitet auf dem Kreuzbein, den Schweif in der Hand; als er bei der Mühle anreitet, da ſingt man die Meſſe; als er an die Kirche kommt, da mahlt man das Korn; der Müller ſteht draußen die Mütz' an den Füßen, die Strümpf' (Hoſen) auf dem Kopfe; heraus kommt das Mädchen, des alten Müllers Mutter, die ſiebt den Käſe und wannt die Butter; vierundzwanzig Handloſe[254] werfen den Ball hinweg, herbei kommt Fußlos und fängt ihn allen hinweg; auf ſpringt Mundlos und lacht mit Luſt und auf ſpringt Zunglos und ſpricht ſeinen Spruch; vierundzwanzig Hochländer jagen eine Schnecke, der Hinterſte ſpricht: „Nehmen wir ſie am Zagel!“ Sie ſtreckt ihre Hörner wie eine ungehörnte Kuh, der Vorderſte ſpricht: „Nun ſpießet ſie uns alle!“ Über Benachin fliegt ein Roche und vierundzwanzig Junge fliegen mit ihm, ſie fliegen in eines Entrichs Neſt und drehen ſich um mit den Köpfen nach Weſt.[255]

Bei gleicher Anlage hat ein däniſches Lied aus dem 16ten Jahrhundert wieder andre Bilder: der Wolf ſteht im Stall und hat den Zaum im Munde, das Pferd läuft weit im Meeresgrunde, der Hecht fliegt hoch in den Wolken u. ſ. f. Ich kam zu einem wohlwürdigen Haus, da brannten die Mönche, die Kerzen ſangen; da ſaß ein altes Weib in der Ecke, die kämmte den Brei und rührte das Werg, der Lahme tanzte, der Stumme ſang, der Blinde ſaß und wob Goldgewirk u. A. m. Die Kehrzeile lautet: die Pferde krähen, die Hühner reiten.[256] Das ſchottiſche Lied nimmt einen Schwabenſtreich für die Männer des Hochlands in Anſpruch[257], beide Stücke bedienen ſich aber auch eines wohlfeilen Mittels, die Welt umzukehren. Schon Suchenwirt ſagt: eine Steinwand ſchlüpft' in einen Berg (V. 52)[258]; reichlicher wird ſolches Hinterfür in deutſchen Schwänken des 16ten Jahrhunderts ausgebeutet; ein Meiſtergeſang aus dieſer Zeit bezeichnet ſich durch den Eingang: „Ein Dorf in einem Bauern ſaß, der gerne Löffel mit Milch aß ꝛc.,“ ebenſo ein proſaiſcher Schwank, der mit den Liedern umlief, wie der Maier die Magd, den Knecht und die Frau weckt: „Gret, ſteh' auf, und ſtoß' das Fenſter zum Kopf hinaus, und tag' ob es luge ꝛc.!“ „Kunz, ſteh' auf, henk' den Hals an die Kappe und nimm den Weg über die Achſel und den Spieß unter die Füße![259] oder laß klein Hänsle gehn, denn du hörſt an einem Auge nichts und ſiehſt nichts am andern Ohr ꝛc.“ „Frau, ſteh' auch auf, und geh' auf den Kirchhof und gib jeglichem Teller einen Bettler!“[260] So können, indem man ſich fortwährend verſpricht, Redetheile verwechſelt und verſtellt, manchmal drollige Dinge herausgewürfelt werden.

Die ſchadhaften Leute, die uns öfters, bald einzeln, mehr noch in Geſellſchaft begegneten, der Stumme, Blinde, Lahme, Nackte, der Handloſe, Fußloſe, oder auch in Form von Eigennamen, Fußlos, Mundlos, Zunglos, bilden in der Art, wie ſie beſchäftigt und verbunden ſind, einen ſo ſcharfen und einfachen Ausdruck des Widerſinns und haben ſich dem Lügenweſen ſo feſt eingepflanzt, daß man ſie zu den alterthümlichſten Geſtaltungen deſſelben zu rechnen hat. Zugleich iſt es ein Beleg für den angegebenen Zuſammenhang der Räthſel mit den unmöglichen Dingen, wenn mittelſt des früher berührten lateiniſchen Räthſels aus dem Anfang des 10ten Jahrhunderts der Mangelhafteſte von allen aus dem Banne des Widerſpruchs erlöſt wird: der Mann, der handlos und fußlos den blattloſen Baum beſteigt, den federloſen Vogel fängt, ihn feuerlos bratet und mundlos verſpeiſt, iſt wahr und wirklich, als Sonnenſchein.[261]

Zu einer weiteren Gemeinſchaft von Lügenmärchen gehört ein ſerbiſches: ein Knabe trifft in der Mühle mit dem Bartloſen (Merkmal eines ſchlauen Betrügers) zuſammen, nachdem er von dieſem mehrfach geneckt und getäuſcht worden iſt, backen ſie miteinander ein Brot und Bartlos ſchlägt vor, um ſolches in die Wette zu lügen; er ſelbſt fängt an und lügt Allerlei hin und her, der Knabe meint, das wolle nicht viel heißen, und nun erzählt er: in ſeinen jungen Jahren, als er ein alter Mann war, zählte er jeden Morgen die Bienen, aber die vielen Bienenſtöcke konnt' er nicht zählen; als er einmal zählt, fehlt ihm der beſte Bienrich; gleich ſattelt er einen Hahn und reitet der Spur des Bienrichs nach, über das Meer reitet er auf einer Brücke und drüben ſieht er, wie ein Mann den Bienrich an den Pflug geſpannt hat und ein Stück Landes zum Hirſenfeld umackert; er verlangt ſeinen Bienrich, der Mann gibt ihm denſelben zurück und noch einen Sack mit eben eingeernteter Hirſe zum Ackerlohn; den hängt der Knabe über den Rücken, nimmt den Sattel vom Hahn und ſchnallt ihn auf den Bienrich, denn der Hahn iſt müde vom langen Ritt und muß an der Hand nebenher geführt werden; auf der Brücke über das Meer ſpringt ein Strick am Sacke und die Hirſe rollt in's Waſſer; am Ufer überfällt ihn die Nacht, er bindet den Hahn und den Bienrich an und legt ſich ſchlafen; beim Erwachen ſieht er, daß Wölfe den Bienrich gefreſſen, der Honig aus ſeinem Leibe gefloſſen und in den Thälern bis zu den Knöcheln, auf den Gebirgen bis über die Knie geht; er nimmt ſeine Hacke und läuft in den Wald, hier ſieht er zwei Rehe auf Einem Bein herumſpringen, zerſchmettert dieſes mit der Hacke, zieht ihnen die Haut ab und macht davon zwei Schläuche, die er mit dem Honige füllt und dem Hahn auflegt; ſo reitet er nach Hauſe, wo eben ſein Vater geboren wird, und er muß nun zu Gott gehn, um Weihwaſſer zu holen; er beſinnt ſich auf die Hirſe, die in's Waſſer gefallen, im Naſſen iſt ſie aufgegangen und bis zum Himmel emporgewachſen; an ihr ſteigt er hinauf und wie er zu Gott kommt, hat dieſer gerade von der Hirſe gemäht und ein Brot daraus gebacken, das er in gekochte Milch bröſelt und ißt; der Knabe erhält das Weihwaſſer und will zurück, aber da hat ein Sturmwind die Hirſe weggeführt und er kann nicht herunter; da er lange Haare hat, die, wenn er liegt, bis auf die Erde reichen, wenn er aufſteht, bis an die Ohren, ſo reißt er ſie aus, knüpft eines an das andre feſt und fängt an herabzuſteigen; als es finſter wird, macht er einen Knoten an den Haaren und hält ſich ſo über Nacht; es friert ihn, zum Glück hat er eine Nähnadel im Kleide, die ſpaltet er, macht von den Stücken ein Feuer an und legt ſich dabei ſchlafen; aber ein Funke kommt ihm an die Haare und brennt durch, das Haar reißt, er fällt auf die Erde und verſinkt in ihr bis an die Bruſt; er wendet ſich vergeblich hin und her, endlich muß er nach Hauſe gehn und ein Grabſcheit holen, mit dem er ſich aus der Erde los gräbt; auf dem Heimweg kommt er über ſeines Vaters Feld, auf dem die Schnitter das Getraide ſchneiden, aber der Hitze wegen nicht mehr arbeiten wollen, er läuft und holt die Stute, die zwei Tage lang und bis Mittag breit iſt, auf deren Rücken Weiden wachſen, im Schatten der Weiden können die Schnitter fortſchneiden; dann ſchicken ſie ihn nach friſchem Waſſer aus; weil aber der Fluß zugefroren iſt, nimmt er ſeinen Kopf herunter, ſchlägt damit ein Loch in das Eis und bringt den Leuten Waſſer; ſie fragen alle, wo ſein Kopf geblieben? und er läuft ſchnell zurück; eben frißt ein Fuchs das Gehirn aus dem Schädel, der Knabe ſchleicht näher und gibt dem Fuchs einen Fußtritt von hinten; der Fuchs erſchrickt und es entfährt ihm ein Zettel, worauf geſchrieben ſteht: „dem Knaben Brot, dem Bartlos Koth!“ Damit nimmt der Knabe das Brot und geht nach Hauſe.[262] Die Lüge, die ſich bis in den Himmel ſpinnt, erſcheint aber auch auf ähnliche Weiſe in zweierlei Faſſungen eines Volksmärchens aus Weſtphalen: den beiden Ochſen eines pflügenden Bauers wachſen die Hörner ſo hoch an, daß er nicht mehr mit den Thieren zum Thore herein kann, er verkauft ſie und zwar ſo, daß er dem Käufer ein Maß Rübſamen bringen muß und für jedes Korn einen Kronenthaler empfängt: aus einem Korne, das er verloren, wächſt ein Baum, der bis an den Himmel reicht, und der Bauer ſteigt hinauf, um zu ſehen, was die Engel da droben machen; er ſieht, wie ſie Haber dreſchen, im Zuſchauen aber merkt er, daß der Baum wackelt, den eben einer umhauen will; in der Noth nimmt er von der Haferſtreu und dreht einen Strick daraus, auch greift er nach einer Hacke und einem Dreſchflegel, die im Himmel herumliegen, und läßt ſich am Seile herunter; er kommt in ein tiefes Loch, aus dem er mit der Hacke ſich eine Treppe haut, den Dreſchflegel bringt er zum Wahrzeichen mit. Nach der andern Einkleidung läßt der König bekannt machen, wer am beſten zu lügen wiſſe, ſolle ſeine Tochter haben. die Hofleute verſuchen es nach der Reihe, können aber keine tüchtige Lüge aufbringen, nun ſtellt ſich ein armer Bauer ein und erzählt, wie er von einem Kohlkopfe, der in ſeinem Garten ſtand und bis zum Himmel aufgeſchoſſen war, in das offene Himmelsthor ſah und geradezu in die Herrlichkeit hineinſpringen wollte, wie aber das Thor zufuhr und er in den Wolken hängen blieb, wie er ſich dann an einem Stricke herunterließ und, als dieſer auf halbem Wege brach, in einen Kieſelſtein fiel, jedoch bald nach Hauſe lief, ein Beil holte und ſich wieder los hieb: „das ſind ja die gröbſten Lügen, die ich mein Lebtag gehört habe!“ ſagt der König; „deſto beſſer, antwortet der Bauer, „ſo iſt eure Tochter mein.“[263]

Dieſe gleichartigen und kühnſten Märchen, aus Serbien und aus Weſtphalen, führen wieder auf jenes älteſte, lateiniſche Lied aus dem 10ten Jahrhundert zurück, mit welchem die Reihe der Lügendichtungen eröffnet wurde, zugleich aber ſchlagen ſie an mancher andern Stelle des langen Zuges an. Im modus florum ſetzt auch ein König die Hand ſeiner Tochter auf eine preiswürdige Lüge[264], der Honigſtrom ergießt ſich dort aus dem Ohr eines Haſen, im ſerbiſchen Märchen angemeſſener aus dem Bienenleibe, der ſchriftliche Ausſpruch wird dort im Schwanzende des Haſen gefunden, hier entfällt er dem Fuchſe. Einer der altdeutſchen Sprüche weiß von einer elenden Geiß, die hundert Fuder Schmalzes und ſechzig Fuder Salzes an ſich trägt, auch vom Honig, der zu Berge fließt (Müll. 13—15. 27 f. vergl. Suchenw. 8 f.). Der Finkenritter endlich hat ſich in einen Eichbaum geſchlichen, darin er Honig zu finden dachte, und kann nicht wieder herauskommen, da läuft er heim, holt ſeine Axt und haut ſich frei (S. 7); auch mäht er ſich einmal mit der Senſe den Kopf ab, läuft demſelben nach und ſetzt ihn verkehrt wieder auf, damit ihn, wenn er durch den Wald gehe, die Reiſer nicht in die Augen ſchlagen (S. 8.).

So wenig eine Lüge ein Gedicht iſt, ſo geringen Anſpruch haben die Lügenmähren als ſolche auf poetiſche Geltung. Vielmehr verkündigt ſich in dem Wettlügen und Preislügen, in den Verſicherungen, daß Alles erlogen, halb erlogen, verkehrt, ſeltſam, lächerlich oder auch, daß es nicht erlogen ſei [265], eine Abſichtlichkeit, welche, dem freien Spiele der Phantaſie ungemäß, um ſo ſicherer zu abgeſchmackten, erzwungenen und überluſtigen Einfällen führt. Für dieſes abſichtliche Lügendichten haben ſich auch einzelne, beſtimmtere Zwecke, ſatiriſcher und ſpielmänniſcher Art herausgeſtellt. Wenn gleichwohl ſich Manches anmuthig und phantaſiereich geſtaltet hat, ſo weiſt dieß auf einen keineswegs unpoetiſchen Grundtrieb des Ganzen, die freie Luſt, mit der Nichtigkeit der Lüge zu ſpielen, ihre bunten Blaſen aufſteigen und zerſpringen zu laſſen. Der Knabe überlügt den Bartlos, das Schneekind zerſchmilzt an der Sonne, jedes einzelne Bild trägt ſeinen Widerſpruch in ſich, ein Widerſinn wird durch den andern aufgeſchnellt. [266] Hatte die Volkspoeſie einmal ihre Richtung auf die Erfaſſung des Nichts und die Ausbeutung des Unmöglichen genommen, ſo ertrug ſie keinen Stillſtand, jeder Strich des luſtigen Gebietes muſte durchſtreift, auch die Lüge, der Fuchs dieſer Luſtjagd, muſte gehetzt und zu den äußerſten Sprüngen getrieben werden.

Wo die Lügendichtung den abſichtlichen Anlauf vergeſſen läßt und mit dem Unglaublichſten dennoch die Phantaſie des Hörers zu beſtricken weiß, da ſteht ſie ganz im poetiſchen Rechte des Märchens, in deſſen Bereich daher auch die Unterſuchung ſich hinüberzog. Selbſt jenes Land der irdiſchen Fülle, in welches die Lügendichtung einen Blick werfen ließ, hängt ſchwebend in den Wolken, daſſelbe vermittelt ſogar, näher als man glauben ſollte, den Übergang zu einer ſchimmernden und blühenden Seite des Volkslieds, die man vorzugsweiſe das Märchenhafte nennen kann.

Es gieng bei den Völkern eine alte Sage von der goldenen Zeit, in welcher die Natur ihre reichſten Segnungen freiwillig ſpendete, ein ewiger Frühling blühte, Milch und Honig floß, die Menſchen mühelos und in ſüßem Frieden die Früchte des Feldes ernteten. [267] Dem älteſten Deutſchland ward eine kürze Wiederkehr der ſeligen Friedenszeit zu Theil, wann die verhüllte Gottheit auf dem kühebeſpannten Wagen durch ſueviſche Völkerſchaften fuhr. [268] Nach altnordiſcher Sage gab es zwei Könige des goldenen Alters, Frodi in Dänemark und Fiölnir in Schweden. Frodi beſaß ein Mühle, worauf er ſich Gold, Frieden und Glück mahlen ließ, darum heißt in der Skaldenſprache das Gold „Frodis Mehl.“ Auch Fiölnir war reich und mit Jahresſegen und Frieden beglückt, ſelbſt ſein Tod war ein Verſinken im Überfluſſe; ſein Gaſtfreund Frodi gab ihm ein großes Trinkmal auf einer Meetkufe, die viele Ellen hoch und aus Balken gezimmert war, durch eine Öffnung zwiſchen den Dielen wurde der Meet geſchöpft, in der Nacht aber fiel Fiölnir, von Schlaf und Trunk betäubt, hinein und ihn erſtickte, wie ein Skalde ſingt, „die windſtille (vâgur vindlaus) See.“[269] Bei den Finnen ſoll es der göttliche Ukko ſein, unter deſſen Herrſchaft Honig von den Eichen tröpfelte, Milch in den Flüſſen ſtrömte, Gold in den Mühlen gemahlen ward.[270] Die Entwicklung der Sagen von Frodi und Fiölnir in ihrem ganzen Zuſammenhange gehört in die nordiſche Mythologie, hier iſt nur auszuheben, daß in dieſen Sagenkönigen zweierlei Richtungen vorgezeichnet ſind, welche die Vorſtellung vom goldenen Zeitalter in der Folge genommen hat. Fiölnir, deſſen Name ſchon eine Vielheit ausdrückt, iſt ein Vorbild der reichlichen Genüſſe des Schlaraffenlandes. Es hat ſich übrigens ergeben, daß der Flor dieſes Landes ebenfalls in eine alte, unbeſtimmte Zeit geſetzt wird. Das endliche Schickſal Fiölnirs wiederholt ſich in einer Hirtenſage der romaniſchen Bevölkerung der Ormontalpen. Dort waren einſt die Kühe ungeheuer groß, ſie gaben ſo viel Milch, daß man ſie in Weiher melken muſte, von welchen dann ein Bube in einem Weidling (Bretterkahn) die Nidel (Sahne) abnahm; als eines Tags ein ſchöner Hirte dieſes Geſchäft verrichtete, ward der Kahn von einem unvermutheten heftigen Windſtoß umgeworfen und der arme Jüngling ertrank; Knaben und Töchter zogen Trauerkleider an und ſuchten lange vergeblich den Verunglückten, erſt nach einigen Tagen fand man den holdſeligen Senn in einem thurmhohen Ankenkübel (Butterfaß), „mitten in den Wellen der ſchäumenden Nideln;“ man trug den Leichnam in eine geräumige Höhle, deren Wände von den fleißigen Bienen mit Honigſcheiben bekleidet waren, welche die Größe der vormaligen Stadtthore von Lauſanne hatten.[271] So hält ſelbſt die ſinnlichere Richtung der Sage noch manchmal die Farbe des Märchens; auch die Kinder haben in der Märchenwelt ihr kleines Schlaraffenland, das Häuschen im Walde, das aus Brot gebaut, mit Kuchen gedeckt iſt und Fenſter von Zucker hat, worin dann freilich der Wolf oder die böſe Hexe lauert.[272] Die andre Richtung, die an den goldmahlenden Frodi geknüpft werden kann, wendet ſich zumeiſt dem lichten Golde zu und auch ihr erſchließt ſich ein Wunderland. Im Heldengedichte von Gudrun werden die Hegelinge auf der Fahrt nach der Normandie durch Südwind in das finſtre Meer verſchlagen und liegen zu Givers vor dem Magnetberge feſt, da erzählt ihnen tröſtend der alte Wate (der mit Fruote von Dänemark ihr Wegweiſer iſt), er habe von Kindheit her als eine Seemähre ſagen gehört, daß in dieſem Berg ein weites Königreich liege, darin die Leute herrlich leben; ſo reich ſei ihr Land, wo die Waſſer fließen, da ſei der Sand ſilbern und damit mauern ſie Burgen, ihre Steine ſeien das beſte Gold; wer hier auf die rechten Winde warten könne, der werde mit all ſeinem Geſchlechte für immer reich ſein, die Schiffe können hier mit edlem Geſteine zur Heimfahrt geladen werden.[273] Wo das Gold zu Bauſteinen, das Silber zum Mörtel verwendet wird, da fällt die gewöhnliche Schätzung dieſer Koſtbarkeiten hinweg, ſie gelten weniger durch ihren Werth, als durch ihren Lichtglanz. In dieſer Verflüchtigung ſind dann auch Gold, Silber und Edelſteine geſchickt, dem Liede zum Schmucke zu dienen, ſie werden aus dem Fabellande herbeigeholt, um den Gegenſtand des Liedes, vor allem das Leben der Liebe, mit ihrem Schimmer zu umweben.

Aus deutſchen Liederbüchern des 16ten Jahrhunderts (Volksl. Nr. 32):

> Dort nieden in jenem Holze
> liegt eine Mühle ſtolz,
> ſie mahlet uns alle Morgen
> das Silber, das rothe Gold.[274]
>
> Dort nieden in jenem Grunde
> ſchwemmt ſich ein Hirſchlein fein,
> was führt es in ſeinem Munde?
> von Gold ein Ringelein.
>
> Hätt' ich des Golds ein Stücke
> zu einem Ringelein,
> meinem Buhlen wollt' ich's ſchicken
> zu einem Goldfingerlein.
>
> Was ſchickt ſie mir denn wieder?
> von Perlen ein Kränzelein:
> „ſieh da, du feiner Ritter,
> dabei gedenk du mein!“

Die Goldmühle, der goldtragende Hirſch[275], geben dem Ringlein, das der Geliebten zugedacht iſt, einen märchenhaften Urſprung; ein früher (S. 109 f.) ausgehobenes Lied verſchafft dieſem Pfande der Treue dadurch poetiſchen Schmelz, daß die Nachtigall ausgeſchickt wird, das Ringlein beim Goldſchmied zu beſtellen und der Jungfrau zu überbringen, in niederdeutſcher Faſſung mit der Kehrzeile: „Von Gold drei Roſen“ und am Schluſſe: „Von Gold ſchenkt ſie ihm dafür drei Roſen.“

Ein Schloß, von Siber und Gold erbaut, wie im Berge zu Givers, erhebt manchmal an der Spitze der Lieder ſeine leuchtenden Zinnen (Volksl. Nr. 125. Vergl. oben S. 105):

Es liegt ein Schloß in Öſterreich,
das iſt ganz wohl erbauet
von Silber und von rothem Gold,
mit Marmelſtein (a. Edelſtein) vermauret.

Anderwärts wieder dem Zuckerlande zugewandt:

Es liegt ein Schloß in Öſterreich,
das iſt gar wohl erbauet
von Zimmet und von Nägelein,
wo findt man ſolche Mauren?[276]

Ebenſo mahlt in einem däniſch-ſchwediſchen Liede die Mühle Zimmt oder Mandel, während in einem andern zwar auch nicht Gold gemahlen wird, aber die Mühlſteine von Gold, die Pfoſten von Elfenbein ſind.[277] Ein franzöſiſches Volkslied beginnt: „Mein Vater ließ ein Schloß erbaun, es iſt nicht groß, doch iſt es ſchmuck, die Zinnen ſind von Gold und Silber.“[278] Prächtiger die ſpaniſche Romanze: „In Caſtilien ſteht ein Schloß, das man Rochafrida nennt, ſein Fuß iſt von Golde, die Zinnen von feinem Silber, zwiſchen Zinn' und Zinne je ein Saphirſtein, der bei Nacht ſo hell leuchtet, wie die Sonne am Mittag, darin wohnt ein Fräulein mit Namen Roſenblüthe.“ Mitten in all dem Glanze härmt ſich das Fräulein um einen Ritter, den ſie nie geſehen, ihm will ſie ſieben Schlöſſer geben, die beſten in Caſtilien.[279] In das Meer hinein ſtellt ein italieniſches Schifferliedchen ſein Wunderhaus: „Ich will ein Haus mir bauen mitten im Meere, gezimmert aus Pfauenfedern, die Treppen aus Gold und Silber, aus Edelſteinen die Fenſter; wann mein Liebchen ſich ſchauen läßt, dann ſpricht Jeder: mir geht die Sonne auf!“[280] Nicht minder kühn wird in die Luft gebaut; zwar ſagen altdeutſche Sprüche, daß der betrogen ſei, der auf den Regenbogen zimmre oder auf eine Wolke baue, wenn der Regenbogen zergehe, wiſſ' er nicht wo ſein Haus ſtehe, der Wind zerführe die Wolke, ſobald er ſie berühre [281], wohl aber konnte Triſtan, ſich närriſch ſtellend, auf ſolche Weiſe bauen; er tritt in den altfranzöſiſchen Gedichten, als Narr aufgeſtutzt, vor den König Mark und will von dieſem die Königin Yſolt eintauſchen, auf die Frage, wohin er ſie führen wolle, antwortet er: „Droben in der Luft hab' ich einen Saal, worin ich wohne, er iſt ſchön und groß aus Glas gemacht, die Sonne geht ſtrahlend hindurch, er hängt in den Wolken, wiegt und wankt doch nicht vom Winde, am Saale iſt eine Kammer aus Kriſtall und Bernſtein, wann die Sonne ſich Morgens erhebt, mag ſie große Helle darin verbreiten." Nach einer andern Darſtellung einfacher: „Zwiſchen den Wolken und dem Himmel, aus Blumen und Roſen ohne Reif, werd' ich ein Haus bauen, darin wir uns vergnügen werden." [282]

Wenn auch nicht über den Wolken ſtehend, iſt ein Blumenhaus immerhin ein luftiger Bau, nur eben den Träumen und Hoffnungen der Liebenden gerecht. Ein ſolches findet ſich in dem altfranzöſiſchen Singmärchen (cante-fable) von Aucaſſin und Nicolette. Dieſes zarte Weſen, von den Hirtenknaben für eine Fee gehalten, flüchtet ſich in den Wald, bricht Lilien, Raute und Laubwerk und macht daraus am Kreuzweg ein ſchmuckes Hüttchen, ſie will Aucaſſins Liebe daran prüfen, ob er, dahin kommend, um ihretwillen ein Weilchen hier ausruhe; er kommt wirklich, indem er nach ihr ſucht, zu der Blumenhütte, legt ſich hinein und ſieht durch eine Öffnung den geſtirnten Himmel; als er nun einen Stern erblickt, heller denn die andern, begrüßt er denſelben, als bei dem Nicolette ſei, und wünſcht ſich hinauf, um ihr einen Kuſs zu geben, müſt' er auch wieder herabfallen; Nicolette lauſcht im nahen Buſche. [283] Am friſcheſten ins Leben greift aber ein Volkslied aus dem mähriſchen und ſchleſiſchen Gebirg:

Ich gieng in Nachbars Garten,
ich legt' mich nieder und ſchlief,
da träumte mir ein Träumlein
von meinem ſchönen Lieb.

Und wie ich drauf erwache,
ſo ſtund Niemand bei mir,
bis auf zwei rothe Röslein,
die blühten über mir.

Ich pflückte mir die Röslein,
ich band mir einen Kranz,
ich ſteckt' ihn auf mein Federhut
und gieng zum Bräut'gamtanz.

Und wie der Tanz aufs beſte gieng,
fiel mir ein Röslein aus:
ſoll beim dich führen ſchönes Lieb,
und hab' kein eigen Haus!

„Wir wollen uns eins bauen
von grüner Peterſill.“
Mit was woll'n wir es decken?
„Mit gelber Lilg' und Dill.“

Und wie das Häuslein fertig war,
ſo hatten wir keine Thür,
ſchön Lieb das hat ſich ſchier bedacht
und hieng ihr Schürzlein für.[284]

So war ſchon der heimatloſe Meiſter Traugmund mit dem Himmel bedeckt und mit Roſen umſteckt. Auch ein Blumenſchiffchen iſt Verliebten bereit; das lange hohle Blatt der Lilie gibt einen hübſchen Kahn:

Es fuhr gut Schiffmann über Rhein
auf einem Gilgenblättlein:
„das ſoll mein Schifflein ſein.“

Andre Lesart:

Ich fuhr mich über Rhein
auf einem Lilgenblatte
zur Herzallerliebſten mein.

Anfang eines lettiſchen Liedes:

Ich rudre meiner Geliebten entgegen,
eine Blume iſt mein Ruder.

Niederländiſch lautet obige Strophe: „Ich fuhr all über den Rhein mit einem Salbeiblättchen, das war mein Schiffelein.“ Oder auch: „Ich fuhr all über See — wollt ihr mit? — mit einem hölzernen Löffelchen, das Stilchen brach entzwei.“[285] Agricolas deutſche Sprichwörter: „Wer Glück hat und guten Wind, fährt in einem Schüſſelkorb über Rhein.“ Schon ein griechiſches Sprichwort: „Wer mit dem Gotte ſchifft, mag auf einem Weidenkorbe ſchiffen.“[286] Altnordiſch ſagte man̄ von einer ſchwierigen Sache: da läßt ſich nicht mit Laubſegel ſegeln.[287]

Blumenblatt, Lindenlaub, die auch zur Bezeichnung des Nichts gebraucht werden (ſ. ob. S. 218), ſind leicht vom Winde hingeweht, darum ſteht der Fahrende, Scheidende auf einem Lilienblatt. So am Schluß eines alten Dreikönigslieds:

Wir ſtehen auf ein Lilgenreis,
Gott geb' euch allen das Himmelreich!
wir ſtehen auf ein Lilgenblatt,
Gott geb' euch allen ein' gute Nacht!

Auch der wandernde Sänger im Straßburger Kranzliede ſagt zum Abſchied:

So ſteh ich auf einem Gilgenblatt,
Gott geb' euch allen ein' gute Nacht!

Umgekehrt trifft der Ankommende, der ſich feſt aufſtellen will, auf einen Stein, am Anfang ſeines Kranzliedes aus dem 16ten Jahrhundert ſpricht der Singer: „So tret' ich hin auf einen Stein“ und hebt nun ſeinen Gruß an.[289]

Das Lilienblatt mag an die Stelle des Lindenblattes gekommen ſein; in der altengliſchen Ballade von Adam Bell heißt es, nachdem die zwei Brüder den dritten vom Galgen gerettet: „So ſind die guten Geſellen hinweg zum Wald, und leicht wie Laub an der Linde.“[290]

Nichts iſt ſo wunderſam, was nicht dem Wunſche geſtattet wäre, den Liedern von unmöglichen, erlogenen, märchenhaften Dingen geſellen ſich die Wunſchlieder. Was von ſolchen in deutſcher Volksdichtung übrig iſt, ſpielt gleich jenen in luſtiger Traumwelt. Wenn aber ſchon im Bisherigen unter ſpiegelnder Oberfläche manchmal ein tieferer Grund durchſchien, ſo ſind nun beſonders die noch volksmäßig vorhandenen Wunſchformeln der leichte Schaum eines vordem mächtigen Gemüthslebens, auf das nur eine weitausholende Nachweiſung ſie zurückbeziehen kann.

Dem Wunſche, der aus bewegter Seele, zur rechten Zeit und in feierlichen Worten, ausgeſprochen war, traute das germaniſche Alterthum eine bedeutende Kraft zu, mochte derſelbe nach oben als Gebet, nach außen als Beſchwörung, Gruß, Segen oder Fluch gerichtet ſein. Man muß die Denkmäler ſelbſt ſprechen laſſen, um von dieſem Wunſchweſen einen Begriff zu geben. Mit der Geſchichte der Volkspoeſie hängt daſſelbe ſoweit zuſammen, als in ihm die Macht des Gemüthes und der Einbildungskraft, von der es ſeinen Urſprung genommen, nachwirkt und nicht gänzlich dem verworrenen Formelſprechen eines ſinnloſen Aberglaubens gewichen iſt. Wir betrachten die Wünſche nach der ſchon angedeuteten Eintheilung, je nachdem ſie aus Wohlwollen oder Haß entſprungen, auf Heil oder Schaden gerichtet, Segen oder Verwünſchung ſind.

Das Eddalied „Odins Runenrede“ zählt achtzehn Lieder auf, welche dem, der ihrer kundig iſt, für die verſchiedenſten Verhältniſſe des Lebens Schutz und Hülfe gewähren; durch ſie kann er Kummer ſtillen, Krankheit heilen, Feindeswaffen ſtumpf machen, Feſſeln ſprengen, Geſchoß (klein) im Fluge hemmen, Flamme löſchen, Haß unter Männern ſöhnen, Wind und Woge ſänftigen, Krieger friſch und heil zur und aus der Schlacht führen, Frauenneigung gewinnen u. A. m.[291] Die Ausdrücke für den Vortrag dieſer Lieder (galdr, gala) zeigen, daß derſelbe laut und im Singtone ſtattfand.[292] Die zauberhaften Wirkungen ſind im Ganzen dieſelben, wie ſie durch die Segen des deutſchen Mittelalters bezweckt wurden, und was in dieſen noch Heidniſches erhalten iſt, kann auch eine Vorſtellung von der Beſchaffenheit ſolcher altnordiſchen Geſänge geben. Der Inhalt der aufgezählten Lieder wird nicht ausgeſprochen, doch klingt vom fünfzehnten, einem mythiſchen, welches Thiodhrärir vor Dellings Thüren ſang (vgl. oben S. 185), ein Überreſt an: „Kraft ſang er Aſen, aber Alfen Förderung, Ahnung dem Rufergotte (Odin).“[293] Hierin mögen Worte des verlorenen Mythenliedes nachtönen. Die Sprüche von übernatürlicher Wirkſamkeit knüpfen übrigens in dieſem Eddalied einen engen Zuſammenhang mit Formeln religiöſen und altrechtlichen Gebrauchs. Das dreizehnte Lied (Nr. 21) ſoll können, wer einen jungen Sohn mit Waſſer beſprengt, dann wird dieſer nicht fallen, wenn er auch unter Kriegsvolk kommt, nicht ſinkt er hin vor Schwertern; offenbar fromme Wünſche, die bei der heidniſchen Taufe geſprochen wurden.[294] Mittelſt des achten (Nr. 16), das Allen zu lernen nützlich iſt, wird, wo Haß unter Männern erwächſt, dieſer ſchnell ausgeſöhnt, und es mag hierunter die alterthümlichſte Geſtalt der ſtabgereimten Sühn- und Sicherheitsformeln (trygdamal ſ. oben S. 219) gemeint ſein, welche Gegenſtand einer beſondern Kenntniß und in denen namentlich feierliche Verwünſchung des Friedebrechers ausgeſprochen war.[295] Ein andres Stück der Liederedda, Groas

Zaubergeſang [296], führt den Sohn zum Grabe der Mutter, die er weckt, damit ſie ihm gute Zauber ſinge, durch die er auf ſeinen Wegen geborgen ſei. [297]

. . . . [*]

angerufen oder zur Beſchwörung beigezogen werden. „Grüß' dich Gott, vielheiliger Tag!“ beginnt ein Fieberſegen [298], der Tag wird angerufen, daß er dem Knaben all ſein Weh abnehme. In den Schluß eines Viehſegens ſind dieſe Formeln gerathen: „Ich beſchwör' euch heut, alle böſe Ding', bei dem heil'gen Tag, und bei dem heiligen himmliſchen Heer, und bei dem heiligen Sonnenſchein und bei der heiligen Erden!“ Hier iſt, wie in Brynhilds Spruche, den Lichtweſen und Himmelsmächten die heilige Erde beigegeben; Heilkraft (læknis-hendur) erwartet auch Brynhild von ihrem Anruf. Der Wurm (Beingeſchwür) wird ſo beſchworen: „Wurm, ich beſchwör' dich bei dem heiligen Tagſchein, ich beſchwör' dich bei dem heil'gen Sonnenſchein!“ Oder: „ich tödt' dich, Wurm, bei dem Aufgang der heiligen Sonne.“ Anderwärts wird das kranke Geſchöpf angeredet: „Auch ſegne ich dich mit der Sonnen und dem Mond, die am Himmel umhergehn.“ Mythiſcher, als die bisher angeführten, geſtaltet ſich folgender Segen zur Heilung eines abzehrenden Kindes: „Grüß' dich Gott, du heiliger Sonntag [299], ich ſeh dich dort herkommen reiten, jetzund ſteh' ich da mit meinem Kind und thu dich bitten, du wolleſt ihm nehmen ſeinen Geiſt und wolleſt ihm wieder geben Blut und Fleiſch!“ Dabei die Vorſchrift: „Das thu drei Sonntag einandernach vor der Sonnen Aufgang, und ſteh' mit ihm unter eine Thür oder Laden gegen der Sonnen Aufgang, leg' dem Kinde den Kopf auf den linken Arm und ſetz' ihm den rechten Daumenfinger in's Herzgrüblein, weil du es ſegneſt, und ſegne es dreimal aufeinander!“ Der heilige Sonntag, eigentlich wohl der ſonnige Tag, der daher geritten kommt, iſt ziemlich dieſelbe Erſcheinung, wie der nordiſche Dagr; Skinfaxi (Glanzmähne) heißt das Roſs, das den klaren Tag über die Volkſöhne zieht, ſtets leuchtet ihm die Mähne. [300] Den Bezug des aufſteigenden Tages zur Krankenheilung, zur Bekleidung des Geiſtes mit einem neuen, kräftigeren Leibe, erläutert noch beſonders ein andrer

---

[*] [Hier iſt in Uhlands Manuſcript eine Lücke, indem das äußere Doppelblatt des folgenden Schreibbogens fehlt, das leider trotz alles Suchens bis jetzt nicht konnte aufgefunden werden. Pfeiffer.]

Segen gegen die Schwindſucht, der auch an drei Morgen und zwar beim neuen Monde gebetet werden ſoll: „Geh' auf, Blut und Fleiſch, Mark und Bein, blüh' und gedeihe, wachs und geh auf, wie die heilige Sonn' und der Mond aufgeht an dem Himmel!“ oder auch: „So wahr die Sonne heut an dem heiligen Freitag aufgeht.[301]“ Es ſtellt ſich klar heraus, daß die Heilung und Wiedergeburt, die von der aufgehenden Sonne, vom zunehmenden Monde kommen ſoll, eine ſympathetiſche iſt; keine Wiſſenſchaft des Heilens war ausgebildet, das Übel war eine dunkle, feindliche Gewalt, man ſprach zum Leidenden: „Ich weiß nit, was dir iſt und gebriſt[302],“ der Hülfsbedürftige ſand ſich an unerforſchte Naturkräfte verwieſen, in denen er ein göttliches Walten ahnte und die ihm ein Verhältniß zu ſeinem Anliegen darboten, Sonne und Mond in Aufgang und Zunahme[303] waren ihm nicht bloße Gleichnißbilder der Erneuung und des Gedeihens, ihr Einfluß auf irdiſches Wachsthum war erkannt, die erfriſchende Wirkung des Morgenlichts und der Morgenluft, die Beſchwichtigung, die damit auch dem Kranken zugeht, war empfunden, durch den Anruf aus dem Innerſten ſuchte man mit den wohlthätigen Geſtirnen in Berührung zu kommen und den Gegenſtand, den man ihnen empfahl oder mit ihnen ſegnete, ihrer eigenen Verjüngung und ihrem ſicheren Fortſchritt anzuknüpfen. So hielt denn die Mutter in der ſtillen, ahnungsvollen Frühe ihr krankes Kind dem aufleuchtenden Tag entgegen und mit dem erſten Sonnenſtrahl, der das bleiche Antlitz röthete, kam auch in ihr bekümmertes Herz ein Gefühl des Troſtes und einer himmliſchen Segnung.

Die hülfreiche Macht der Geſtirne wurde noch auf Andres erſtreckt. Unter den Volksaberglauben im Frankfurter Kalender für 1537 iſt verzeichnet: „Welcher oft Sonn' und Mond ſegnet, des Gut ſoll zunehmen und wachſen.“ Ferner: „Welche, zu Bett gehend, die Fixſtern' grüßet, die wird kein Hünklein (Hühnlein) verlieren, ſondern ſie werden ſich vermehren.“[304] Selbſt für die Küchlein des armen Weibes gab es eine Sympathie in den Sternen, dem deutſchen und andern Völkern iſt das Siebengeſtirn eine Kluckhenne mit ihren Küchlein, deren nie eines verloren gieng, däniſch: die Abendhenne.[305]

Es kann auffallen, daß die Sonne nicht auch um das Gedeihen des Erdgewächſes angegangen wird. Die angelſächſiſchen Segen zur Fruchtbarmachung der Äcker wenden ſich an den Himmel (upheofon) überhaupt und an die Mutter Erde unmittelbar. In Deutſchland gab es merkwürdige Wetterſegen wider Hagel, Sturm und Regenguß, in welchen mythiſche Weſen (Mermeut, Faſolt) namentlich beſchworen wurden.[306] Von einem alten Segensſpruche ſcheint aber auch noch ein niederſächſiſches Kinderlied herzuſtammen, worin der Regen hinweggewünſcht und die Sonne mit ihrer goldnen Feder herbeigerufen wird.[307] In dem mythiſchen Theil eines altnordiſchen Stammbaums findet ſich eine Tochter Dags mit Sol (des Tages und der Sonne), zugenannt Goldfeder.[308] Auch das klingt nach altüberlieferter Sinnes- und Ausdrucksweiſe, wenn Hug von Trimberg die Vergeudung am Hofe des Königs Adolf, wo der Wein vor ſeinen Füßen wie ein Quell über das Feld floß, der Sonne klagt: „Eia, gedacht' ich, liebe Sonne! wie oft die Reben dein warmer Schein gefreuet hat, bis dir der Wein gewachſen iſt, der vor mir fleußt, des leider Niemand hie geneußt, den manig Armes vor der Thür gar gern auffienge, wagt' es ſich für!“[309]

Das Grüßen oder Segnen der Geſtirne geſchieht in den obigen Formeln mittelſt der gewöhnlichen Grußworte: „grüß' dich Gott!“[310] wodurch dem angerufenen Weſen ſelbſt die Gunſt eines Höheren angewünſcht wird, zugleich aber zeugen Anrede und Bezeichnung: vielheiliger Tag, heiliger Sonnenſchein, heilige Sonne, nebſt der hülfeſuchenden Bitte, von einer altheidniſchen Verehrung der Naturmächte; Schriftſteller des 15ten Jahrhunderts ſtellen den Anruf an Sonne und Mond ausdrücklich unter den Geſichtspunkt einer abgöttiſchen Anbetung.[311] Eines Eidſchwurs bei ſüdlich gehender Sonne gedenkt ein altnordiſches Heldenlied, das heilige Licht, der heilige Tag, auch die heilige Nacht, werden in mittelhochdeutſchen Gedichten zur Betheurung angezogen und Gerichtseide wurden im Angeſicht der Sonne (gein der sunnen) geſchworen.[312] Wenn Brynhild den Tag und die Nacht ſammt ihren Geſchlechtern bittet, mit unzornigen Augen herzuſchauen[313], ſo ſetzt dieß voraus, daß man auch die Ungunſt dieſer Weſen zu ſcheuen hatte. In Freidanks Sprüchen wird bildlich geſagt: „Wem die Sterne werden gram, dem wird der Mond leicht alſam (ebenſo), ich fürchte nicht des Mondes Schein, will mir die Sonne gnädig ſein.“[314] Aber man hieß auch, mittelhochdeutſch, Einen, dem man Übles wünſchte, in der Sonne Haß fahren.[315] Umgekehrt im Morgen- und Reiſe-

ſegen aus dem 12ten Jahrhundert: „Daß mir alles das hold ſei, das in dem Himmel ſei, die Sonne und der Mond und der ſchöne Tageſtern!“ oder: „der Mond . . . .
. . . .
leben!“ oder: „Ich ſchlief heute ſüße zu meines Herren Füßen, das heilige Himmelskind das ſei heute mein Friedeſchild ꝛc. ich will mich heute gürten mit des heiligen Gottes Worten, daß mir alles das hold ſei, das in dem Himmel ſei, die Sonne und der Mond und der ſchöne Tagſtern!“ auch in einem Abendſegen nach ſchwediſcher Formel: „Ich lieg' in unſers Herren Troſt, ein Kreuz mach' ich vor meine Bruſt, ſegne mich Sonn' und ſegne mich Mond, und alle Frucht, ſo die Erde trägt! die Erd' iſt meine Brünne, der Himmel iſt mein Schild und Jungfrau Maria iſt mein Schwert.“[316] Das Geleit und die Wache, worein ſich hier die Geſtirne noch mit den Engeln und andern chriſtlichen Schutzmächten theilen, iſt dann auch gänzlich auf dieſe übergegangen. So in einem Abendgebete für Kinder im 16ten Jahrhundert aufgezeichnet: „Ich will heint (dieſe Nacht) ſchlafen gehn, zwölf Engel ſollen bei mir ſtehn, zwen zun Haupten, zwen zun Seiten, zwen zun Füßen, zwen die mich decken, zwen die mich wecken, zwen die mich weiſen zu dem himmliſchen Paradeiſe.“[317] Die gleiche Erſcheinung überraſcht uns in einer ganz andern Weltgegend, im neugriechiſchen Volksgeſange; hier wird die heilige Marina angerufen, dem Kinde zu betten, die heilige Sophia, es in den Schlummer zu ſingen, aber auch die alte Naturpoeſie bricht hervor, wenn in einem andern Liede die Mutter den Schlaf beruft, ihr Söhnlein hinzunehmen, dieſem aber drei Wächter aufſtellt, die Sonne auf den Bergen, den Adler auf den Feldern, den thauigen Herrn Boreas auf dem Meere; die Sonne geht unter, der Adler ſchläft ein, der thauige Boreas geht zu ſeiner Mutter, die ihn befragt, ob er mit den Sternen, dem Monde, dem befreundeten Morgenſterne ſich gezankt? mit Keinem von Allen, einen Goldſohn hat er bewacht in der ſilbernen Wiege.[318] Ungetheilt hinwider wird in einem litthauiſchen Liede die Wache von der Sonne verſehen:

Liebe Sonne, Gottes Tochter,
wo ſo lange ſäumteſt du?
wo ſo lange weilteſt du,
als du von uns geſchieden?

„Hinter dem See, hinter dem Hügel
bewacht' ich verwaiste Kinder,
wärmete arme Hirten.“[319]

Freilich fällt die Obhut der Geſtirne mit jener der Engel zuſammen, denn, nach dem Renner, hat jeglicher Stern einen Engel, der ihn weiſet, und ſo können auch wir ſchwache Menſchen nicht ohne Leitung der Engel beſtehn, wer an das Geſtirn ſieht, kann bemerken, daß allzeit Augen manigfachen Farbenglanzes über ihm ſchweben, wie lebendige Weſen fliegend und ſingend.[320] Die Engelwache der deutſchen Segen hütet auch Haus und Hof; am beſtimmten Tage, vor Aufgang der Sonne, unbeſchrieen, ſoll man ſprechen: „Hier ein! in dieſe Hofſtatt geh' ich hinein, ſolche Land' beſchließt Gott mit ſeiner eignen Hand, er beſchließt ſie alſo feſt wohl mit dem ſüßen Jeſu Chriſt; dieſer Giebel oben, der iſt mit Engeln überzogen, und dieſer Giebel unten, der iſt mit Engeln verbunden; Feuer vom Dach! Dieb vom Loch! Räuber von der Thür! unſre liebe Frau tritt heut ſelbſt darfür; das Ave Maria ſei (vor der oder die) Thür, das Paternoſter der Riegel darfür!“ Ein andrer Hausſegen: „Mein Haus das ſei mir umſchweifet mit engeliſchen Reifen, mein Haus ſei mir bedacht mit einer engeliſchen Wacht; das helf' mir Gottes Minne, der ſei allzeit Hausvater und Wirth darinne!“[321]

In Brynhilds Willkommſegen wird um Sieg gefleht.[322] Eine beſondere Formel zu dieſem Zwecke macht ſich noch in der däniſchen Ballade vom jungen Bonved vernehmlich; die Mutter ſpricht zum wegreitenden Sohne: „So will ich heute dich zauberſegnen (galdre), nimmer ſoll irgend ein Mann dir ſchaden; Sieg in dein hohes Pferd, Sieg in dich ſelbſt allermeiſt! Sieg in Hand und Sieg in Fuß, Sieg in alle deine Gliedmaßen! ſegne dich Gott, der theure, heilige Herr! er ſoll dich bewachen und ſteuern!“ Dabei reicht ſie ihm ein hartes Schwert.[322] Auch in einer angelſächſiſchen und mehreren deutſchen Formeln verbindet ſich der heidniſche Zauber mit der chriſtlichen Segnung, der Siegeswunſch mit dem Schwertſegen und der Feſtigung des Leibes, welche ſelbſt auch als eine geiſtliche Waffnung dargeſtellt wird. Angelſächſiſch wird die gleiche Benennung gebraucht, wie für das nordiſche Zauberlied: „Siegzauber ſing' ich, Sieggürtel bring' ich mir, Wortſieg und Werkſieg.“[324] Zugleich aber werden Engel und Evangeliſten zum Beiſtand genommen, Matthäus ſoll Helm ſein, Marcus Brünne, Lucas Schwert, Johannes Schild, der Seraphim Wege will der ſich Segnende fahren. Deutſche Formeln aus dem 12ten Jahrhundert bedienen ſich des Ausdrucks ſegnen, haben aber ſonſt daſſelbe Gepräge: „Ich ſehe dir nach, ich ſende dir nach mit meinen fünf Fingern fünfundfünfzig Engel, Gott ſende geſund dich heim, offen ſei dir das Siegthor ꝛc.“ „Herre Sankt Michael, ſei du ſein Schild und ſein Speer, meine Fraue Sancta Maria ſei ſeine Halsberge!“ „Der Leib ſei dir beinen, das Herz ſei dir ſteinen, das Haupt ſei dir ſtählen!“ „Mein Haupt ſei mir ſtählen, kein Waffen ſchneide darein! der heilige Himmeltraut ſei heut meine Halsberge!“[325] Unter zwölf zauberkundigen Brüdern in Norwegen, die ein altdäniſches Lied aufzählt, iſt einer, der alle Thiere im Walde bindet[326]; wurden Pferd und Schwert zum Siege geſegnet, ſo konnten wohl auch Segenswünſche zu Gunſten des Waidwerks ergehen und es wird ſich ebenfalls auf eine alte Formel gründen, wenn Walther von der Vogelweide ſeinem Gönner anwünſcht: „Zu fließe ihm aller Sälden Fluß! kein Wild vermeide ſeinen Schuß! ſeines Hundes Lauf, ſeines Hornes Duß (Getös) erhalle ihm und erſchalle ihm wohl nach Ehren!“[327]

Nicht bloß für den Austritt des Helden, auch ſchon für den Eintritt des Kindes in die Welt gab es eine Feſtnung und Segnung. Es iſt bereits des nordiſchen Zauberliedes gedacht worden, das, bei der Waſſerbeſprengung des jungen Sohnes gebraucht, denſelben ſchirmt, daß er künftig nicht unterm Kriegsvolk falle, nicht vor Schwertern hinſinke.[328] In einem Heldenliede der Edda eilt Sigmund aus der Schlacht zu ſeinem neugebornen Sohne, gibt ihm den Namen Helgi und, neben reicher Beſchenkung an Landbeſitz, ein bereites Schwert, vermuthlich ſein eigenes friſch aus der Schlacht.[329] Dazu nehme man, was der Kalender von 1537 unter den Aberglauben aufzählt: „Welche keine blöde, verzagte Kinder haben wollen, da ſoll der Vater, ſo die Kinder getauft ſind, ihnen ein Schwert in die Hand geben, alsdann ſollen ſie ihr Lebenlang kühn ſein.“ Und unmittelbar hernach: „Welcher eine Meſſe von den dreien Königen darüber ließe von einem Prieſter leſen oder das Gebet von Karolo dem Großen, ſo würde das Kind kühn und ſieghaftig ſein.“[330] Wieder iſt hier das Schwert mehr als Sinnbild künftigen Heldenthums, es wirkt durch die Berührung ſympathetiſch, das Gebet vom Heldenkaiſer Karl aber iſt ein Sieges- oder Schwertzauber in chriſtlicher Geſtalt.[331] Daſſelbe Verzeichniß alter Volksglauben führt an: wenn eine ſchwangere Frau gerne von Turnieren und Stechſpielen ſagen höre, ſo trage ſie einen Sohn, wenn ſie aber zu tanzen begehre und gern auf Inſtrumenten ſpielen höre, ſo gehe ſie mit einer Tochter; ferner: „wann ein Knäblein erſt geboren iſt, ſo ſoll man es zu ſeinem Vater tragen und ſtoßen es mit den Füßen vor ſeine (des Vaters) Bruſt, ſo ſoll das Kind nimmermehr ein bös Ende nehmen; wann eine Frau inne liegt von einer Tochter, ſo ſoll man die Tochter ſetzen auf der Frauen Bruſt, ſprechend: Gott mache euch (die Tochter) zu einer guten Frauen! ſo ſoll ſie nimmer Schande von ihrem Leibe haben.“[332] Berührung der Vaterbruſt ſoll Mannestugend, der mütterlichen edle Weiblichkeit einflößen, welch letzteres in der kurzen Wunſchformel ausgeſprochen iſt. Die innige Betheiligung des Gemüths bei ſolchen ſymboliſchen Handlungen erzeugte den Glauben an ihre Wirkſamkeit; ſelbſt zur vollſtändigen pſychologiſchen Richtigkeit der Volksmeinung wird im folgenden Falle nichts vermißt werden. Vonved empfängt bei der Ausfahrt von ſeiner Mutter das harte Schwert mit der Segnung zum Siege; im deutſchen Heldenliede wird der junge Alphart von ſeiner Pflegemutter Ute gewaffnet, ſie reicht ihm, als er zu Roſſe ſteigt, den Speer und ſegnet mit der Hand ihm nach, ſeine jugendliche Gattin hat nur rührende Bitten, daß er ſie nicht verlaſſe, daß er nicht allein auf die Warte reite[333]; nun wird aber im Rittergedichte Wigalois als ein Aberglaube (ungeloube) angemerkt: „Es ſei manchem Manne leid, wenn ihm ein Weib das Schwert gebe[334],“ und genauer im mehrerwähnten Verzeichniſſe: „Wann ein Mann fertig iſt und will auf das Pferd ſitzen, ſo ſoll er ſein Schwert oder andre Waffen nicht von ſeinem Weib nehmen, denn wo er des bedürfen würde, ſo würd's ihm daran hinderlich ſein.“[335] Damit läßt ſich erklären, warum Alphart nicht von ſeiner Neuvermählten, ſondern von der Pflegemutter die Waffen nimmt, zugleich aber liegt der gute Grund des Volksglaubens am Tage, der Abſchied von der Gattin geht dem Manne zu nah an's Herz, von der Hand des Weibes würde das Schwert weich werden.[336 a]

Auch die mittelalterlich chriſtliche Seite der Volksſegen haftet, wie ſchon von Andern bemerkt worden, großentheils in der Sympathie[336 b];

der feierlichen Berufung auf Ereigniſſe und Umſtände aus der heiligen Geſchichte, beſonders aus dem Leben des Heilands und der ihm zunächſt geſtandenen Perſonen, welche zu irgend einem beſondern Anliegen eine wenn auch nur entfernte oder gleichnißartige Beziehung geſtatten, wird für dieſes beſondre Bedürfniß hülfreiche Wirkung beigemeſſen. Das Gebet überhaupt hatte dieſe Richtung genommen, man begnügte ſich nicht, die Macht und Güte Gottes, das Werk der Erlöſung, oder auch die Fürbitte der Gottesmutter, im Allgemeinen anzuſprechen, es wurden angelegentlich einzelne, beſtimmtere Anhalte aufgeſucht. Walther von der Vogelweide bittet im Eingang eines an ſich einfachen Morgengebets, daß er heute in Gottes Obhut gehn und reiten möge, dann aber beſonders, daß der Heiland um ſeiner Mutter willen ihm nicht minder ſchirmende Pflege ſchenken möge, als die der heilige Engel Gabriel ihr und ihrem Kinde, das in der Krippe lag, ſo treulich gewidmet.[337] Dieſe Engelhut über Marias Wochenbette muſte dann auch in Segensformeln gegen Diebe ihren Dienſt leiſten.[338] Den Übergang von dem auf einzelne Anhalte gerichteten Gebete zu den völlig abergläubiſchen Beſchwörungsformeln zeigt am beſten ein Segen in Proſa aus dem 12ten Jahrhundert[339], der an Bezügen erſterer Art überaus reich iſt und doch die ſympathetiſche Schutzanwendung noch ziemlich im Allgemeinen hält. Derjenige, dem der Segen gilt, wird „heute“ (alſo auch Morgenſegen) dem allmächtigen Gotte in dieſelbe Treue und Gnade befohlen, womit und worein er ſeine Mutter dem Johannes, ſeinen Geiſt dem Vater befahl, ſich Marien zu einer Mutter und ſie ihn zu einem Sohn erkor, der gute Jacob ſeinen Sohn befahl, als er ihn nach Ägypten ſandte, der gute Tobias den ſeinigen, da er ihn nach Medenreich ſandte, ferner den heiligen fünf Wunden, dem getreuen Sankt Peter, wie ihm Chriſt ſeine Schafe befahl und die Schlüſſel des Himmels, den heiligen Worten unſers Herrn: daß kein Feind dem Geſegneten ſchaden möge, ſichtbar noch unſichtbar, ſie, die Feinde, ſollen heute gebunden ſein, daß ſie nicht Augen, Mund, Ohren, Herz haben, womit ſie ihm zu Schaden ſehen, ſprechen, hören, denken mögen, daß ihnen die Hände abgehauen ſeien und ſie nicht Füße haben, ihm zum Schaden zu rühren, zu gehen oder zu ſtehen, der vielheiligen Rechten unſres Herrn wird ſein Leib, ſeine Seele und ſeine weltliche Ehre befohlen, daß er ohne Sünde, Schande und Übel mit Freuden leben möge. Dieſer Segen gibt einen Vorrath von Berufungen, wie ſie in andern Formeln mehr vereinzelt und zu beſonderſten Zwecken verwendet vorkommen.[340] Die Entſendung des jungen Tobias durch ſeinen Vater wird zum ausführlichen Reiſeſegen.[341] Die bezeichnete Form, für ſich und andre zu beten, wird nun auf dreierlei Weiſe tiefer in den Aberglauben getrieben: einmal hat man die Anknüpfungen, die ſich in den heiligen Schriften ergaben, nicht bloß aus der Legende, ſondern durch hinzugedichtete Umſtände aus dem Leben Jeſu und der ihm betrauten Perſonen für jeden beliebigen Gebrauch vervielfältigt, ſodann beließ man es nicht bei Gebet und Segenswunſche mittelſt ſolcher Berufungen, ſondern es ſollte damit nach außen, unmittelbar und thätlich, auf den beſondern Fall gewirkt, das vorhandene oder androhende Übel ſollte beſchworen werden, endlich lag die Wirkung nicht ſowohl in der Inbrunſt des Anrufs und in der ihm entgegenkommenden Gnade, ſondern in der Formel, in den Worten, zur rechten Zeit und mit den vorgeſchriebenen Handanlegungen geſprochen. Die Erweiterung der heiligen Geſchichte durch willkürliche Hinzudichtungen nahm ihren Anlaß zunächſt in den Wundern, durch welche der Heiland ſeinen Erdengang bezeichnet hatte; wie er, „der aller Welt ein Arzt iſt“[342], durch ſein gebietendes Wort und die aufgelegte Hand gegen manigfache Gebrechen und Übel alsbaldige Heilung und Hülfe ſchaffte, ſo ſollten nun wider jegliche Noth Worte ſeines Mundes überliefert ſein, durch die er in beſondern Fällen geholfen und denen fortwährend für jedes ähnliche Vorkommniß dieſelbe Kraft innwohne. Darum beginnen die Formeln häufig erzählend[343] und ſchließen mit der Anweiſung oder den Beſchwörungsworten, die dem göttlichen Munde zugeſchrieben werden. Ähnliches iſt der Mutter Jeſu und andern heiligen Frauen aufgedichtet, ein Augenſegen hebt mit der Erzählung an, wie die heilige Ottilia auf einem Steine kniet, weinend, betend, trauernd, daß ihr die Augen ausfaulen, da kommt Maria, Gottes Mutter, befragt die Weinende, hebt ihre göttliche Hand auf und verſegnet die kranken Augen[344]; Ottilia ſelbſt wurde wider Augenleiden angerufen und über eine Heilige von der Heiligſten geſprochen mochte dieſer Segen doppelt wirkſam erſcheinen. Das Verhältniß der Berufung im Gebete zur förmlichen Beſchwörung wird ſich an Folgendem herausſtellen. Ein Segen zur Fahrt:

Ich trete heut auf den Pfad,
den unſer Herr Jeſus Chriſtus trat,
der ſei mir alſo ſüß und alſo gut!
nun helfe mir ſein heil'ges roſefarbes Blut
und ſeine heilige fünf Wunden,
daß ich nimmer werde gefangen oder gebunden ꝛc.
daß alle meine Band'
von mir entbunden werden zuhand,
alſo unſer Herre Jeſus entbunden ward,
da er nahm die Himmelfahrt![345]

Dieſe letztern Zeilen ſind ein Beiſpiel ſympathetiſcher Berufung, der Betende bezieht ſich darauf, wie der Heiland die Bande des Grabes geſprengt, und hofft davon die Löſung der Feſſeln, die ihm ſelbſt von ſeinen Feinden bereitet ſein möchten.

Thatkräftiger wirkt nach den Eddaliedern der Zauberſang unmittelbar, daß die Feſſeln von Händen und Füßen ſpringen.[346] Gegen die Gewalt des Feuers aber, der auch ein nordiſches Zauberlied Einhalt gebot, findet man unter den deutſchen Segen entſchiedene Beſchwörungen: „Feuer ſteh ſtill, um Gottes will! um des Herrn Chriſti will, Feuer ſteh ſtill in deiner Glut, wie Jeſus Chriſtus geſtanden in ſeinem roſenfarben Blut ꝛc.!“ „Sei mir willkomm, Feuersgaſt! Feur, ich gebiete dir bei Gottes Kraft, daß du nit mehr nehmeſt, denn das du haſt gefaßt ꝛc.!“ „Behalt deine Funken und Flammen, wie Maria ihre Jungfrauſchaft“ ꝛc.! „Ich gebiete dir, Glut! bei des Herrn Chriſti Blut, daß du ſtille ſteheſt und nicht weiter geheſt, bis die Mutter Gottes von Himmel einen andern Sohn gebiert!“[347] Abſtumpfung feindlicher Waffen, abermals unter den altnordiſchen Zaubern verzeichnet, kommt in deutſchen Formeln theils bei den Feſtſegnungen des eigenen oder fremden Leibes vor: „Aller meiner Feinde Gewaffen, die liegen heute und ſchlafen ꝛc.!“ oder: „Alle Waffen ſein vor dir verſchloſſen, daß ſie das viel gar vermeiden, daß dich ihr keines ſteche noch ſchneide!“ theils aber auch als Beſprechung der Waffen ſelbſt: „Alſo milde und alſo linde müßeſt du heute ſein auf meinem Leibe, Schwert und aller Art Geſchmeide (Schmiedwerk), als meiner Frauen Sankte Marien Fachs (Haupthaar) war, da ſie den heiligen Chriſt gebar!“ Däniſch, bald erzählend: „Unſer Herr Chriſtus ritt in Herren(Heeres)fahrt, da täubt' er alle gezogne Schwert, allen der Waffen, die er ſah, nahm er Eck' und Ort (Schneide und Spitze) ab mit ſeinen zwo Händen und mit ſeinen zwölf (zehn) Fingern ꝛc. vom Knauf bis zur Spitze hinauf: das Weiße ſoll nicht beißen, das Rothe ſoll nicht bluten, bevor Chriſt ſich wieder läßt gebähren, das iſt geſchehn und geſchieht niemals mehr!“ bald auch beſchwörend: „Steht, Eck' und Ort, mit demſelben Wort, damit Gott ſchuf Himmel und Erd'!“[348] Der Glaube an die Wunderkraft des Wortes, wie ihn auch in früher angeführten Formeln das Gürten mit heiligen Worten oder zum Wortſiege ausſpricht, hat ſeinen erſten und tiefſten Grund in dem Wunder der menſchlichen Rede ſelbſt, er wurde gepflegt durch das im Bedürfniß der ſchriftunkundigen Vorzeit gelegene Formelweſen, endlich war die mittelalterliche Behandlung des Schriftworts, die fremde Kirchenſprache, nicht dazu geeignet, jenen Glauben vor der Erſtarrung im gedankenloſeſten Wortdienſte zu bewahren. Freidank ſagt von der Macht der Worte: „Den Teufel zwinget mancher Mann mit Gottes Worten, der ſie kann, daß er (der Teufel) muß ſprechen und ſagt ſeine Schande und ſein Herzeleid; durch Worte geht eine wilde Schlange zu den Leuten, da ſie ſich fangen läßt, durch Worte meidet ein Schwert, daß es Jemand verwunde, durch Worte vermag ein Eiſen Niemand zu brennen, und hätt' es den ganzen Tag geglüht; dieſe Worte ſind wie ein Wind gegen jene, die in der Meſſe ſind.“[349] Daß gleichwohl auch zu Beſchwörungen der genannten Art göttliche Worte geſucht wurden, davon geben die Formeln überreiches Zeugniß. So üppig aber das Mittelalter an der heiligen Geſchichte fortdichtete, ſo iſt doch gerade im Formelweſen, das ſeiner Natur nach in einer ſtetigen Überlieferung haftet, die Vermeſſenheit befremdlich, mit der den geheiligtſten Perſonen wilde Worte in den Mund gelegt wurden. Man wird ſich dieſe Erſcheinung kaum anders erklären können, als durch den nachgewieſenen Zuſammenhang der mittelalterlichen Segen mit dem heidniſchen Beſchwörungſingen. Auch dieſes griff zu den Worten mythiſcher Weſen, was Thiodhrärir vor Dellings Thüre, was Rindr zu Ran ſang, das ſollte für entſprechende Fälle wirkſam ſein, die Kunde von Groas Zauberſang, ein alter Naturmythus, wurde, wenn auch nicht mehr verſtanden, zur mütterlichen Wanderſegnung benutzt, wie man auf chriſtlicher Seite die Anrede des Tobias an den ſcheidenden Sohn zur Faſſung eines Reiſeſegens tauglich fand. Die Neigung zum Galdern, der Glaube an die Kraft deſſelben, war dem gechriſtneten Volke nicht erloſchen, aber die alten Formeln konnte man doch nicht mehr oder doch nicht unverändert fortgebrauchen, blieben auch einzelne Naturweſen, mythiſche Namen und Beziehungen zurück, im Ganzen muſte doch auf Erſatz aus dem Gebiete des neuen Glaubens geſorgt werden. Die herkömmliche Grundform der ſympathetiſchen Bezüge behielt man bei und wahrte ſoweit das Anrecht der Überlieferung, aber auf den Pfaden der vertriebenen Mächte wandelten nun Chriſtus, Maria und all ihr heiliges Gefolge. Das Alte war verdunkelt und das Neue nicht hell geworden, die poetiſche Kraft der Formeln wich dem Miſsverſtändniß, der Unſicherheit und Verwirrung, das ganze Treiben war verdächtig und verrufen, Odins hohe Lieder- und Runenkunde war in den Händen fahrender Leute.[350]

Die Formeln des Heilbittens und Segnens, die ihren Urſprung im ernſten Gemüthe hatten, ſind aber nicht durchaus in dürrem Aberglauben verkommen, ſie verzweigten ſich auch in das heitre, geſellige Leben, als Liebesgruß und Wunſchdichtung. Den Weg nach dieſer Seite bahnen die Neujahrswünſche. War dem anbrechenden Tage, dem Aufgang der Sonne ſo viele Bedeutung beigelegt, ſo konnte der größere Umſchwung, das wiederkehrende Wachsthum des Lichtes in der Winterſonnenwende, nicht unbeachtet bleiben.[351] Der Beginn des neuen Zeitabſchnittes war überhaupt eine Aufforderung, den Blick in die Zukunft zu richten, Vorſätze zu faſſen und Wünſche zu bilden. Am Julabend wurden im alten Norden beim feierlichen Becher Gelübde auszuführender Thaten abgelegt.[352] In Deutſchland wird es um den Anfang des 11ten Jahrhunderts als heidniſche Sitte gerügt, Neujahrs auf dem Kreuzwege oder ſchwertgegürtet auf dem Dache zu ſitzen, um zu ſehen und zu entnehmen, was Einem im kommenden Jahre begegnen werde; auch das wird den heidniſchen Gewohnheiten beigezählt, wenn man beim Jahreseintritt durch Ortſchaften und Gaſſen Sänger und Reigen führe.[353] Des Singens in der Neujahrsnacht um einen Kranz von lieber Hand iſt zuvor gedacht worden.[354] Dieſen und ähnlichen Neujahrsgebräuchen ſchließt ſich nun einer an, der ſich in förmlichem Wunſchſprechen ausprägte, das nächtliche Anklopfen zur Zeit des Jahreswechſels. Hans Roſenblüt und Hans Volz, Dichter des 15ten Jahrhunderts, beide zu Nürnberg heimiſch, haben für dieſes Klopf an jeder eine Reihe von Reimſprüchen geliefert.[355] Sie ließen dabei der eigenen Erfindung freien Lauf, ſtanden aber doch unter ſichtlichem Einfluß des alten Herkommens und überlieferter Formeln. Von dem Gebrauche ſelbſt kann man ſich aus dem Einzelnen der Sprüche eine Vorſtellung zuſammenſetzen: zur Neujahrszeit giengen Perſonen beiderlei Geſchlechts, höheren und niedern Standes, ſich unkenntlich machend, zum Theil mit Muſik und Geſang, Nachts in den Gaſſen umher und klopften an den Thüren, während eine Stimme aus dem Fenſter ſie in dieſem Klopfen aufmunterte oder damit abwies und bald die beſten Wünſche zum neuen Jahr ihnen zurief, bald mit den ſchnödeſten Worten ſie weiter ziehen hieß, was von der Vermuthung über die Perſon des Klopfenden und ſchon von der Art ſeines Anklopfens abhängen mochte.[356] Roſenblüt, der ſchon um 1450 dichtete, hält ſeine Sprüche, wenn auch nicht ohne launige Beigabe, doch im Ganzen noch ziemlich formelartig und feierlich, dem bisher abgehandelten Segenſprechen zugeneigt, namentlich folgende:

Klopf an, klopf an!
ein ſeligs neus Jahr geh dich an!
Alles, das dein Herz begehrt,
des wirſt du zu dieſem Jahr gewährt.
Klopf dannoch mehr!
daß dir widerfahr alle Ehr'
und alle Glückſeligkeit,
des helf' uns Maria, die reine Maid!
der lieb Herr Sant Sebold,
der behüt' uns und hab' dich hold!
der lieb Herr Sant Moritz,
der behüt' dir Sinn und Witz!
und die eilftauſend Maid'
behüten dich vor allem Herzenleid!
der lieb Herr Sant Veit,
der behüt' dich zu aller Zeit!
der lieb Herr Sant Martein,
der müß' allzeit dein Gefährte ſein!
Sant Niclas, der heilig Himmelfürſt,
der beſcher' dir Wein gnug, wenn dich dürſt'!

Gott woll dir geben als viel Ehr'n,
als manig der Himmel hat Stern',
und ſo viel gute Zeit,
als viel Sandkörnlein im Meere leit,
und darnach das ewig Leben,
daß müß' dir Gott mit Freuden geben!
daß wünſch' ich dir zum neuen Jahr,
ſprich amen, daß es werde wahr![357]

Klopf an, klopf an!
der Himmel hat ſich aufgethan,
daraus iſt Hail und Säld' gefloſſen,
damit werdeſt du begoſſen!
Du ſeiſt Frau oder Mann,
ſo wünſch' ich dir, das ich kann:
Geſundheit des Leibs und friſchen Muth
und Alles, das deinem Herzen wohl thut,
Schöne, Stärk' und Weisheit viel
und die Kunſt aller Saitenſpiel';
hab' dir Samſons Stärk' und Kraft
und König Alexanders Herrſchaft,
die Schöne Abſalons,
die Weisheit Salomons,
und hab dir friedlichen (fröhlichen) Muth
und Prieſter Johanns Gut,
und hab' dir Suſannen Unſchuld
und hab dir aller ſchönen Frauen Huld!
als manig Stern am Himmel ſtahn,
als manig gut Jahr geh' dich an,
als manig Tropfen im Meere ſein,
ſo viel heiliger Engel pflegen dein!

Klopf an, klopf an!
mein Herz hat ſich aufgethan,
und wünſch' dir Glück und alles Gut',
geſunden Leib und friſchen Mut,
viel guter Jahr' und lang Leben
das müß' dir Gott auf Erden geben!
ich wünſch' dir ein Fräulein wohlgeſtalt,

das dir im Herzen wohl gefallt
und die dich lieb hab' für ander Knaben,
die ſollt du dir zu dem neuen Jahr haben!

Aus einem verliebten Spruche:

Dein ſtolzer Muth und friſcher Sinn
der nimmt mir viel Traurens hin,
Dein fröhliches Herz und friſche Jugend
iſt geneigt auf alle Tugend;
ich lieb' dich ſehr und bin dir hold
und lieb' dich für Perlen, Silber und Gold,
das ich auch von dir hoffen bin:
du liebeſt mich in deinem Sinn;
darum wirf einen Arm auf in der Stille
und thu einen Schrei durch meinen Willen,
daß ich dein Herz gänzlich erfahr!
ſo hau' (lauf) dahin, daß dich Gott bewahr![338]

Bei Hans Folz, deſſen Sprüche etwa zwanzig Jahre ſpäter fallen, iſt der Ton merklich geſunken. Er gebraucht wohl auch noch die alte Segensformel[339], aber ſtatt daß Roſenblüt das üble Wort nur ſelten und verſöhnlich vorkehrt (in Nr. 3. 6), wiegt Jener die guten Wünſche mit höhniſchen Abweiſungen auf und dieſe letztern ſind ein witzloſer Erguß der gröbſten, ſchmutzigſten Schimpfreden und Drohungen. Auch ſeine günſtigen Sprüche haben ein derbes Ausſehn.

Dieſes nächtliche Anklopfen Unbekannter bei Unbekannten, um eine Loſung für das angehende Jahr zu vernehmen, iſt ihrem Urſprunge nach wohl nichts Anderes, als eine volksfeſtliche Darſtellung des von den Einzelnen in der Stille betriebenen Lauſchens und Horchens in der Neujahrsnacht. Das von der Kirche miſsbilligte Neujahrſingen auf den Straßen wird mit dieſen nächtlichen Schickſalforſchungen unmittelbar zuſammengeſtellt und muß daher in verwandter Bedeutung mit ihnen gedacht werden. Daß es vornherein nicht lediglich auf ein geſelliges Spiel abgeſehen war, zeigt der feierliche Ton, der noch in einem Theil der Sprüche, beſonders bei dem älteren Dichter, vorwaltet. Der Himmel und das Herz erſchließen ſich in der heiligen Nacht, um ihre Segnungen auf den Anklopfenden auszuſchütten. Was dem Gebrauche Heidniſches ankleben mochte, war durch chriſtliche Formeln gereinigt und geſühnt; auch gute Lehren wurden zum neuen Jahre geſpendet.[360] Für die ſchlimmen Orakel wird es früher gleichfalls nicht an ernſterem Ausdruck gefehlt haben; „ein ſelig's neus Jahr geh dich an!“ iſt in den günſtigen Sprüchen herkömmlich[361], „ein böſes, feiges (tödliches) Jahr“ anzuwünſchen, war in der Volksſprache des 14ten Jahrhunderts, auch außerhalb Neujahrs, nicht ungewöhnlich[362]; Hans Folz kennt noch das böſe Jahr, aber in ſeinen Verwünſchungen iſt nichts mehr von feierlichem Ernſte zu ſpüren.[363] Auch in guten Wünſchen, beſonders den auf Liebe bezüglichen, geſellt ſich der Scherz zum Ernſte; ſo bei Roſenblüt:

Ich wünſch' dir das ewig Leben,
das müß' dir Gott mit Freuden geben!
ich wünſch' dir ein Stüble warm
und deinen Buhlen an deinen Arm.[364]

Hans Folz gibt einem zärtlichen Wunſche den Schluß (Nr. 2):

So wünſch ich dich ſo lang geſund
bis daß ein' Linſ' wiegt hundert Pfund
und bis ein Mühlſtein in Lüften fleugt
und ein Floh ein Fuder Weins zeucht
und bis ein Krebs Baumwoll' ſpinnt
und man mit Schnee ein Feuer anzündt;
hiemit ein guts ſeligs neus Jahr
und hau hin, daß dich Gott bewahr'!

Doch läßt er auch wieder die Liebende ſagen (Nr. 11):

Du klopfeſt an in deinem Scherz,
dannoch geht es mir an mein Herz.

Die urſprüngliche Bedeutſamkeit des Gebrauches hinderte nicht, daß derſelbe mehr und mehr in ausgelaſſenen Mummenſchanz umſchlug. Vorzüglich aber konnten dabei die Bewerbungen und Neckereien der verliebten Jugend ihr verſtecktes Spiel treiben. Gehörte das Kranzſingen in der Neujahrsnacht mit zu den Schickſalfragen, ſo war freilich ein Blumenkranz, der auf den Liebenden niederfiel, das hoffnungsreichſte Wahrzeichen.[365]

Manche Lieder des 15ten Jahrhunderts, in welchen der Geliebten ein ſeliges neues Jahr gewünſcht und zugleich von ihr ein ſchönes Heil erbeten wird, ſtehen in keiner nachweisbaren Beziehung zu den angeführten Gebräuchen. Wohl aber iſt die phantaſtiſche Formel zur Hand, wenn der Neujahrſänger ſich nach Luſt erwünſchen möchte, daß er Pabſt und Kaiſer, aller Welt gewaltig, das Meer zu ſtillen, aller zahmen und wilden Thiere, dazu der Blümlein im Gefilde mächtig ſei, daß er regnen und die Sonne ſcheinen laſſe, wann er wolle, aller kühlen Brunnen Gewalt habe und Schatten vor der Sonne machen könne, einzig um Alles in den Willen der Geliebten zu ſtellen.[366]

Wünſche dieſer Art waren übrigens an keinen Jahrestag gebunden, ſie waren ſtets bereit, wo aus innigem Herzen und freundlichem Munde gegrüßt wurde. Der Gruß überhaupt iſt ein wohlwollender Wunſch, und wenn ihn die Liebe gibt oder nimmt, erblühen farbenhelle Bilder. Volksmäßige Liebesgrüße, poetiſche Wunſchformeln, können im gleichen Zuſchnitt von ſehr früher Zeit bis zu den gereimten Briefmuſtern unſerer Jahrmärkte aufgewieſen werden. Mindeſtens aus dem Anfang des 11ten Jahrhunderts ſtammt, nach gelehrter Forſchung, das lateiniſche Gedicht Ruodlieb, das Werk eines Mönches zu Tegernſee[367]; in einem der erhaltenen Bruchſtücke desſelben fragt ein Bote, der für Ruodlieb auf Brautwerbung ausgeſchickt war, was die Schöne Jenem antworten laſſe? Dieſe Antwort nun, in welcher altdeutſche Reimworte mit den lateiniſchen Verſen verwoben ſind, iſt folgende: „Von mir aus treuem Herzen ſag' ihm ſoviel Liebes, als jetzt komme Laubes; ſoviel der Vögel Wonne, ſag' ihm meiner Minne; ſoviel Graſes und Blumen, ſag' ihm auch der Ehren!“[368] Daß dieſe Grußformel eine altvolksmäßige ſei, dafür ſprechen eben die deutſchen Reimſätze. Sowie dann, nach dem Erlöſchen des ritterlichen Minneſangs, die Volksdichtung wieder hervorbricht, im 15ten und 16ten Jahrhundert, hört man auch wieder vielfach dieſelbe Grußweiſe; ſo im Straßburger Kranzliede (Volksl. Nr. 3, Str. 9):

Jungfrau, ich ſollt' euch grüßen
von der Scheitel bis auf die Füße,
ſo grüß ich euch ſo oft und dick (vielmals),
als mancher Stern am Himmel blick' (ſchimmre),
als manche Blume wachſen mag
von Oſtern bis an Sant Michels Tag!

Der Liebesgruß an Ruodlieb ergeht noch durch mündlichen Auftrag und die Kranzwerber grüßen ſingend, wobei ihnen verſchiedene Formeln zu

Gebot ſtehen. Auch landſchaftliche Verſchiedenheiten muß der mündliche Gruß gehabt haben; in einem Volksliede grüßt der Ritter das veilchenbrechende Mädchen „nach ſchwäbiſchen Sitten“ und der Kranzſänger ſagt:

Jungfrau, ich ſollt' euch danken
mit Schwaben und mit Franken![369]

In den Briefmuſtern, wie ſie ſeit dem 15ten Jahrhundert zum Vorſchein kommen, findet man die poetiſchen Grüße geſammelt, für Auswahl und Gebrauch aufbewahrt, doch tragen ſie auch hier noch mitunter die Spur vormals mündlicher Grußſendung. Sie ſind folgender Art:

Ich ſend' dir, liebes Lieb, einen Gruß
auf einer Nachtigallen Fuß,
auf jeglichem Klauen
einen güldnen Pfauen;
als manig gut Jahr geh' dich an,
als ein geleiterter Wagen
gefüllter Roſen mag getragen,
jeglichs Blatt in neun geſpalten,
Gott müß' deins jungen Leibes walten![370]

Ich grüße dich zu dreiſtund (dreimal),
mein Lieb, in deinen rothen Mund,
ich grüß' dich in dein' Äuglin klar,
Gott geb dir viel und gute Jahr![371]

Meinen Gruß ich euch ſende
ohn Anbeginn und ohn' Ende
und grüß euch nicht allein mit dem Munde,
ſondern aus meines Herzens Grunde ꝛc.

So viel Tropfen ſind im Meeres Grund,
gegrüßet ſei euer rother Mund ꝛc.
Habet alſo viel guter Nacht,
als manch rother Mund in dem Jahre lacht,
und alſo viel guter Zeit,
als Sandes in dem Meere leit.[372]

Ich wünſch' dir, Herzlieb, einen Gruß
von dem Herzen bis auf den Fuß,

von Lilgen ein Bett
und von Roſen eine Deck',
von Muscaten eine Thür,
mit Näglein ein' Riegel darfür!

Und grüß' dich Gott als oft und dick,
als maniger Stern aus dem Himmel blick'
und als manigs Blümel entſprießen mag
von Oſtern bis auf Sant Jacobs Tag!

Und laß' euch Gott als lang leben
bis auf einem Mühlſtein wachſen Weinreben,
und müßt als lang mein ſteter Buhl ſein
bis dieſelbigen Reben tragen Wein!

Darauf ſpar' euch Gott als lang geſund
bis ein Froſch erlauft einen Hund
und ein Zeislein oder ein Fink
das ganze Meer auſtrink'!

Auch für gekränkte Herzen gibt es Briefformeln:

Mit ſolchen Treuen, als du mich meinſt,
ſo mag ich wohl lachen, wann du weinſt,
Treu und Stet
hat mir der Wind hin geweht,
Falſch und Verlogen
iſt mir herwieder geflogen.[373]

Manchmal wird das Brieflein ſelbſt angeredet und ihm aufgegeben, die Liebſte, ihren rothen Mund, ihre ſpielenden Augen und roſenfarben Wangen zu grüßen. Ein Liebesbrief mit ſolchem Auftrag, aus dem 14ten Jahrhundert, in bairiſcher Mundart, iſt auf einen ſchmalen Pergamentſtreifen geſchrieben, der beſtimmt war, zuſammengerollt und umbunden zu werden.[374] Gerne wird auch irgend ein Wahrzeichen genannt, durch welches gegrüßt werde: durch einen Seidenfaden, eine Hand voll Seide, eine Hand voll Gerſtenkorn, durch grünen Klee.[375] Im Appenzellerlande läßt man noch durch einen Rosmarinſtengel, durch ein „Schöppli“ Wein 2c. grüßen.[376] Dieſe Formeln ſtammen vermuthlich von alter, ſymboliſcher Botſchaftſendung her; auch der ſchriftlichen Meldung ein ſinnbildliches Zeichen beizufügen, hielt man nicht für überflüſſig. Gudrun warnt ihre Brüder theils durch Runen, theils durch Wolfhaare, in einen Ring gebunden.[377] Triſtan legt auf den Weg, den die Königin kommen muß, einen Haſelſtab, worauf er geſchrieben hat, daß Haſel und Geißblatt nicht getrennt ſein können, ohne daß beide hinſterben.[378] Liebesbriefe, die man durch fremde Hand ſchreiben ließ, ſchienen wohl noch einer unmittelbaren Beigabe zu bedürfen und nachmals haftete das Wahrzeichen wenigſtens in den Reimen des Briefſtils.[379] Laub und Blumenblatt, die in mehreren Grußformeln bildlich verwendet werden, mochten früher auch wirklich dabei ſein. Ein halblateiniſches Lied in einer Handſchrift des 13ten Jahrhunderts ſagt: „Das Mägdlein ſtand bei einem Baume, ſchrieb ihre Liebe an einem Laube“[380]; und in einem ſpätern Weckeliede (Volksl. Nr. 85. Str. 3.) wird geſungen:

Ich brach drei Lilgenblättlein,
ich warf ihr's zum Fenſter ein:
„ſchlafeſt du oder wacheſt?
ſteh auf, feins Lieb, und laß mich ein!“

Blumenhaus, Lilien- oder Lindenblatt ſtellen ſich abermals zum Gebrauche zärtlicher Wünſche und Hoffnungen.[381]

Es geht durch viele Länder und Zeiten ein Märchen von den Wünſchen, deren der Menſch auf übernatürliche Weiſe gewaltig werden kann. Göttliche und geiſterhafte Weſen, Zauberer und Heilige, je nach den religiöſen und mythiſchen Vorſtellungen der verſchiedenen Völker, vergönnen den Sterblichen zum Lohne der Gaſtfreiheit oder eines andern Dienſtes, manchmal auch gezwungen oder auf ungeſtümes Bitten, eine beſtimmte Zahl von Wünſchen und Wunſchdingen, welche den Frommen und Beſcheidenen zum Heile gereichen, den Böſen und Begehrlichen aber zum Unglück ausſchlagen oder durch die Thorheit und den Frevel der Wunſchberechtigten vornherein verkehrt und vereitelt werden. Im Allgemeinen ergeben dieſe Dichtungen, in Scherz und Ernſt, die Lehre, daß es für den Menſchen ſchwierig und gefährlich wäre, ſelbſt der Ordner ſeines Geſchickes zu ſein und über die Gaben des Glücks zu gebieten. Deutſche Volksmärchen laſſen gerne den Heiland, mit dem Apoſtel Petrus umherziehend, den Sinn der Leute prüfen und ihnen Wünſche geſtatten. Wie er auf ſeinem Erdengange wider jedes leibliche Gebrechen heilende Segen bereit hat, ſo verleiht er auch andre Glücksgaben durch ſein bloßes Wort, wenn es nur nicht auf undankbaren Boden fällt.[382] Ein Meiſtergeſang auf einem Flugblatte des 16ten Jahrhunderts erzählt folgenden Schwank: Dieweil der Herr noch auf Erden war, kam er in ein Dorf, das im Thale liegt und Wintershauſen heißt, wo die Bauern mit wildem Geſchrei beim kühlen Weine ſaßen; Sankt Peter bittet ſeinen Meiſter, den Bauern einen gemeinſamen Wunſch zu geben, und der Herr geſtattet ſolchen mit der Beſtimmung, daß nur Einer, den ſie unter ſich wählen mögen, den Wunſch thun, aber ſelbſt nur halb ſoviel, als die Andern, empfangen ſoll; nachdem der Schultheiß die Wahl von ſich gewieſen, weil er ſich nicht mit dem halben Theile begnügen will, kommen ſie überein, den Dorfſchützen, ihren gemeinen Knecht, wünſchen zu laſſen, er wird ermahnt, daß er auf ihren Nutzen vereidet ſei, auch ſie ihm das Korn geben, und verſpricht, ſich bis morgen frühe des Wunſches zu beſinnen; als die Nacht ein Ende nimmt, eilen die Bauern, jeder mit einem Sack, in das Haus des Schultheißen, auch der Schütz bleibt nicht aus und nun werden ihm die manigfachſten Wünſche vorgeſchlagen; ein alter Bauer hat nur das beſcheidene Anliegen, im Winter nicht zu erfrieren, Andre verlangen, der Schütz ſolle weiß Brod genug wünſchen und ſüßen Meet dazu, Land und Leute nebſt ewigem Leben, Scheuern voll Feſen, Rüben für den Winter, Pfennige, Würfel und Kartenſpiel, feine Fräulein und dazu den allerbeſten Wein, Meet und Milch und in der Faſten Zwiebel, Jedem eine Gippe (Kittel) von gutem Zwilch nebſt geheftelten Stiefeln, damit durch den Koth zu laufen, ferner daß das Korn von ſelber wachſe und daß Erbſen und Flachs alle Jahre wohl gerathen, Jedem in ſein Haus drei oder vier gute Dreſchflegel und einen guten Holzſchlegel, Jedem ein krauſes Haar, das ſei das beſte, dann noch einen Brei voll fetter Grieben; endlich heißt der Schütz ſie näher treten und ſpricht: „Gott gebe, daß ihr erblinden müßet!“ Alsbald ſehen ſie kein Stück mehr und der Schütz iſt einäugig.[383] Der örtlichen Anknüpfung unerachtet iſt es doch die Fabel vom Neidiſchen und dem Geizigen, die ſchon Avianus gibt, nur daß bei ihm Jupiter den Phöbus herabſendet, der Menſchen beweglichen Sinn zu erkunden.[384]

Die Wünſche kommen ſonſt am meiſten in der Dreizahl vor, doch ſteigen ſie bis auf ſieben; auch der Wunſchdinge, der Kleinode, mittelſt welcher man fortwährend gewiſſer Wünſche mächtig iſt und in denen die Begabungen ſinnbildlich erſcheinen, ſind gewöhnlich drei. Der Inbegriff des Wünſchbaren, den die ältere Sprache auch einfach mit dem Worte Wunſch bezeichnete[385], kann in der Sonderung unter verſchiedene Ziffern gebracht werden. Die Fülle der Wünſche iſt ein ungehobener Schatz, in den zur rechten Stunde oder durch beſondre Zulaſſung eine beſtimmte Zahl von Griffen gethan wird, und es kann, ſtatt aller, an dreien genug ſein. Im Nibelungenhort und den drei Kleinoden, die dazu gehören, Wünſchelruthe, Schwert und Tarnkappe, iſt der Vollbeſtand ſowohl, als die Dreitheilung der irdiſchen Glücksgaben vorgebildet.[366] Als Seitenſtück gab es einen dreifachen Ausbund des Übels, man ſprach von drei Sorgen, drei Schaden.[387] Bei den Liederdichtern wird die ſagenhafte Wunſchzahl als ein Bekanntes vorausgeſetzt und auf mancherlei Weiſe damit geſpielt. Reinmar von Zweter würde, wenn er dreier Wünſche Gewalt hätte, ſie dazu verwenden, daß er den Frauen rechtes Verhalten im Verſagen und Gewähren, Unterſcheidung des guten Mannes von den falſchen wünſchte.[388] Wahrſcheinlich lag für dieſe geſuchtere Ausführung bereits eine volksmäßige Grundform vor, die noch in einem nieder- und hochdeutſch vorhandenen Wunſchliede des 16ten Jahrhunderts auftaucht. Daſſelbe zählt ſieben Wünſche, ſtimmt aber in der Formel faſt wörtlich mit Reinmar und ſeine einfache Versweiſe lautet auch bei Letzterem an, ſchlägt aber hier in einen breitern Strophenbau der Kunſtdichtung aus.[389] Im Volksliede wünſcht der Singende, wenn er der ſieben Wünſche Gewalt hätte, ſich ſelber jung und nimmer alt, alle Seelen frei von der Höllenpein, alle falſche Zungen ſprachlos, wieder für ſich ſchöne Jungfraun und rheiniſchen Wein, auch allezeit fröhlich und nimmermehr traurig zu ſein, Geldes und Guts genug und Niemand ſchuldig ſein, Jeden zu der Liebſten und ſich zu der ſeinigen; zwiſchendurch gehen anregende Kehrzeilen: ſag mir, hab' ich recht? hab' ich Unrecht? (Volksl. Nr. 5. A). Ohne ſich an eine Zahl zu binden, wünſcht ein Spruchdichter des 14ten Jahrhunderts das ganze Jahr hindurch für ſich und für die ganze Welt; im bunteſten Quodlibet wünſcht er Geiſtlichen und Laien ſittliche Beſſerung, den Böſen Unheil, den Liebenden Linderung ihres Wehs, dem jüngſten Gericht ein frohes Ende dann wieder in Einem Zuge, daß er den Streit zwiſchen Kaiſer und Pabſt auszurichten hätte, daß die Reiſen den Reben nicht ſchädlich ſein möchten und daß eine gute, gerade Straße von Speicher bis Einſiedeln gienge, weil ihm die hohen Berge beſchwerlich ſeien, auch vorher ſchon verkehrt er im Gebiete der unmöglichen Dinge:

ich wollt, daß durch den Winter kalt
Vögel ſüngen, jung und alt,
und Viol'n, Roſen und der Klee
ſchön wüchſen durch den Schnee;
ich wollt' aller Meiſter Sang
(ſo wär' mir nit der Winter lang)
wohl verſtehn und können;
ich wollt', daß die Brunnen
zu Merzen wären guter Wein,
ſo möcht' ich des (deſto) geſunder ſein.

Doch geſteht er ſelbſt, daß ſein Wünſchen nicht helfen möge, daß Wünſchen eine Kurzweil ſei und Niemand dadurch gebeſſert werde.[390] Als eine Kurzweil, ein Geſellſchaftsſpiel, wurde das Wünſchen wirklich getrieben. Ein niederländiſches Lied, auch aus dem 14ten Jahrhundert, unter mehreren Erzählungen von Herren- und Frauenwünſchen[391], führt in den Kreis einer ſolchen geſelligen Unterhaltung: vier Herren ſitzen in einem weiten Saale bei ſchönem Feuer und kürzen ſich die Zeit, ſie eſſen und trinken und wollen ſich damit vergnügen, daß ſie in die Wette wünſchen, wie Jeder am liebſten leben möchte, damit man daran merke, welcher das frommſte (wackerſte) Herz habe; dieſe vier Herren ſind Helden des Nibelungenliedes, König Gunther, Gernot, Hagen und der milde Rüdeger; Gunther wünſcht ſich in einen ſtets maigrünen Wald, an einen klaren Fluß, um dort mit Rittern und Frauen zu jagen und zu fiſchen[392], ſodann unter Gezelten zu ſchmauſen und zu tanzen. Gernot möchte von Lande zu Lande Turnier und Ehren ſuchen, armen Rittern die Pfänder löſen und ſie in ſein Gefolge ziehen, von reichen Burgen zu reichen Städten fahren und die ſchönen Frauen ſehen, die ihm lachend entgegen kämen; Rüdeger wünſcht ſich mitten unter Blüthenbäumen, Blumen und Vogelſang einen Saal von Glas (das ſchon bekannte Kryſtallhaus), ausgeſchmückt mit Geſchichtbildern (van ymase?), daß es Alle, die darein kämen, ein Himmelreich bedünkte, auch einen Stuhl von Elfenbein, ſo breit, daß er darauf mit den zwei allerſchönſten Frauen ſitzen könnte, vor ſich ein Trinkgeſchirr von feinem

Golde voll goldener Pfennige, das auch, wieviel er herausnähme, ſtets voll bliebe, ſo daß er aller Welt genug geben und alle Bedürftige reich machen könnte [393]; Hagen wollte, daß Scheming und Miming (des Helden Wittig Roſs und Schwert) ſein wären und er in einer guten Stadt mit den beſten tauſend Rittern und den tapferſten tauſend Knechten läge, auch mit den ſchönſten tauſend Frauen und den reinſten tauſend Jungfrauen, die, wenn die Thore der Stadt aufgethan wären, an die Zinnen giengen und die Ritter ſtreiten ſähen, nach dem Kampfe wollt' er dann wieder zu den Frauen in den Saal gehn, ihren rothen Mund küſſen und ſich die Wundmale von ihnen heilen laſſen. [394] Wenn in dieſem Wunſchliede das ritterlich höfiſche Gepräge vorſchlägt [395], ſo fehlen doch nicht anderweitige Zeugniſſe von einer allgemeineren Übung des Wunſchſpieles. Die deutſchen Räthſelbücher des 16ten Jahrhunderts geben Anweiſung zu liſtigem Verhalten, wenn man mit Einem wünſchen wolle, ſo daß, was Jeder wünſche, dem Andern halb gebühre, oder daß der Wunſch Beiden nütze ſei [396]; und in Fiſcharts Verzeichniß der Spiele ſind folgende genannt: „Wünſch', das Beiden nutzt!“ „was wünſcheſt dir von deinem Buhlen?“ „drei Wünſch' auf einem Stil.“ [397] Dieſes letzte berührt ſich wieder mit dem Volksgeſang, in welchem die Erfüllung des Wunſches als eine aufblühende Blume gedacht iſt; ſo in einem altniederländiſchen Liede: „Hätt' ich nun drei Wünſche, drei Wünſche alſo edel, ſo ſollt' ich mir gehn wünſchen drei Roſen auf einem Stil; die eine ſollt' ich pflücken, die andre laſſen ſtehn, die dritte ſollt' ich ſchenken der Liebſten, die ich habe.“ [398] In einem deutſchen: „Wollt' Gott, ich möcht' ihr wünſchen zwo Roſen auf einem Zweig!“ [399] Soferne dann herkömmlicher Gegenſtand des Wünſchens und Ausdruck irdiſcher Glücksfülle der unverſiegbare Hort iſt, kommt auch den Volksſagen von verborgenen Schätzen die Wunderblume zu. Aufgang und kurzes Blühen einer ſeltenen Blume bezeichnen den koſtbaren, leicht verabſäumten Augenblick, in welchem die Pforte des Glückes erſchloſſen iſt; vom Schatze ſelbſt, wie er ſich zur Erlöſung hebt und ungelöſt von neuem in die Tiefe ſinkt, gebrauchte man die Redensarten: Er blühe, werde zeitig, verblühe. [400] Der Schäfer, am Berge weidend, erblickt die blaue Blume, die er noch nie geſehen, pflückt ſie und ſteckt ſie an ſeinen Hut, da findet er die Berghöhle mit ihren Reichthümern offen ſtehen, verliert aber beim Herausgehen die Blume, die fortan von den

Bergleuten emſig geſucht wird, weil verborgene Schätze rucken [401]; der Jäger wird von wunderlieblichem Dufte, den der Wind ihm zuweht, angezogen und geht in die Nacht hinein irre, bis er endlich in zauberhaftem Leuchten die Wunderblume ſieht, unentſchloſſen bleibt er ſtille ſtehn, da verkündet der Seigerſchlag aus der Ferne die Mitternachtſtunde und die Blume verſchwindet; nur alle hundert Jahre blüht ſie in der zwölften Stunde der Johannisnacht und wer reines Herzens iſt, kann ſie dann pflücken und des Glückes, das ſie gewährt, theilhaftig werden. [402]

Den günſtigen Wünſchen gegenüber ſtehen die Verwünſchungen in ſo feſten Formen und geſchloſſenem Zuſammenhang, daß dadurch auch jene noch beſſer aufgehellt werden. Das Wort des Übelwollenden, des Schwergekränkten, Zürnenden, war nicht weniger mächtig, als das aus gutem Willen, aus liebendem Herzen kam. Darum galt es für bedenklich, dem Unbekannten, dem Feinde, beſonders dem todwunden Gegner, den Namen zu nennen und ſo dem übeln Wunſche preiszugeben. [403] Sigurd verhehlt ſeinen Namen dem tödtlich verwundeten Fafnir: „Darum, weil es im Alterthum Glaube war, daß eines ſterbenden Mannes Wort Vieles vermöchte, wenn er ſeinen Feind mit Namen verwünſchte (bölvadi).“ [404] So gab es denn auch Segen wider die böſe Zunge, wider das Beſchreien, denn eben dieſem, ſowie dem böſen Auge, gab man zum Theil die Übel ſchuld, gegen welche die Segensſprüche gerichtet ſind [405]; der gute Segen war an ſich ſchon eine Abtreibung des ſchlimmen, aber auch eigens wurde gegen das feindliche Beſprechen und Anſehen gebetet und geſegnet. Laut einer Gebetformel aus dem 12ten Jahrhundert ſtiftete man Kerzen auf den Altar und ſprach dazu: „Allmächtiger Gott! ich bitte dich durch dein heiliges Haupt und durch alle deine heiligen Werke und durch alle die heiligen Worte, die du den Menſchen zu Gnaden je ſpracheſt, empfahe dieſe Lichter und bind und bezwing heut an dieſem Tage alle die Zungen, die meinen Schaden ſprechen wollen, oder die mich heute anſehen ſollen ꝛc. und kehre ihr Aller Zungen und ihre Wort' und ihren Willen an meine Freude und an meine Huld und an meine Minne!“ ꝛc. Unter weiteren Bitten ſollte man ſich über Herz und Hand mit dem Kreuze zeichnen. [406] Kein Wunder, wenn man ſich vor Fluchſprüchen ſegnete, wie ſie von heidniſcher Zeit her geharniſcht anrücken. In nordiſchem Mythenliede wirbt Skirnir, Freys Diener, für ſeinen göttlichen Herrn um die ſchöne Rieſentochter Gerdhr, als ſie aber der Botſchaft nicht ſtattgeben will, ſchlägt er ſie mit einer Zauberruthe, ſchneidet ihr ſchlimme Runen und ſpricht Verwünſchungen über ſie, welche zwar zunächſt auf das beſondre mythiſche Verhältniß ſich beziehen, aber doch dabei ein allgemeineres Formelweſen durchklingen laſſen: Zornig ſei ihr Odin, zornig der Aſenfürſt (Thôr), Freyr ſoll ſie haſſen; Rieſen und Götter ſollen hören, wie er ihr verbiete und banne jeden Verkehr und Genuß des Lebens; wie eine Diſtel ſoll ſie ſein, die trauernd dahin welkte.[407] Alte Fluchformel iſt es wohl auch, wenn Loki, der aus Ägirs Halle weichen muß, dieſem zuruft: „Über all dein Eigenthum, das hier innen iſt, ſpiele die Flamme und brenne dich auf den Rücken!“[408] In einem Heldenliede der Edda verwünſcht Sigrun ihren Bruder, der ihr den Gemahl erſtochen: „Dich ſollen alle Eide ſchneiden, die du Helgi'n geſchworen hatteſt bei Leipturs lichtem Waſſer und bei dem urkalten Wellenſteine! Das Schiff ſchreite nicht, das unter dir ſchreitet, ob auch Wunſchwind dahinter wehe! Das Roſs renne nicht, das unter dir rennt, ob auch vor deinen Feinden du fliehen müßeſt! Nicht ſchneide dir das Schwert, das du ſchwingeſt, außer es ſinge dir ſelber ums Haupt! dann wär' an dir gerächt Helgis Tod, wenn du wäreſt ein Wolf in Wäldern draußen, der Hab' entblößt und aller Freude, nicht Speiſe hätteſt, wo du nicht auf Leichen ſprängſt.“[409] Saxo (zweite Hälfte des 12ten Jahrhunderts) gibt in lateiniſchen Verſen eine Verwünſchung, die über Hading, nachdem er ein wunderbares Thier erſchlagen, von einem ihm begegnenden Weibe geſprochen wird: „Ob du Felder durchſchreiteſt, ob auf dem Fluß die Segel ſpanneſt, wirſt du der Götter Zorn erfahren (infestos patiere deos) und über den ganzen Erdkreis die Elemente deinen Vorhaben feindlich ſehen; auf dem Felde wirſt du ſtürzen, auf dem Meer umhergeworfen werden, ein ewiger Wirbel wird deiner Irrfahrt Begleiter ſein, das Unwetter (rigor) wird niemals deine Segel verlaſſen; kein Dach wird dich decken, das du ſuchſt wird vom Sturme zuſammenſtürzen, das Vieh wird hartem Froſt erliegen; Alles wird von der Anſteckung deiner unſeligen Gegenwart leiden; wie den Ausſatz wird man dich fliehen, wie die ſchrecklichſte Seuche; ſolche Strafe wiegt die Macht des Himmels zu, denn einen der Himmliſchen, in fremden Leib gehüllt, haben deine frevleriſchen Hände getödtet, Mörder einer

Gottheit ſteheſt du hier; wenn die See dich aufnimmt, wirſt du die Wuth der losgelaſſenen Stürme dulden müßen, Weſtwind, ungeſtümer Nord- und Südwind werden wettkämpfend dich peitſchen, bis du durch frommes Gelübde die göttliche Strenge gelöſt und durch Sühne die verdiente Strafe wirſt aufgehoben haben.“ Hading erfährt auch alles Angedrohte, ſeine Ankunft bringt jedes Ruhige in Aufruhr, ſeine Flotte wird vom Sturme verſchlungen und das Haus, das er ſchiffbrüchig betreten will, ſtürzt plötzlich ein; erſt durch ein Opfer, das er dem Frö (Freyr) darbringt,. verſöhnt er die Götter.[410] In einer isländiſchen Saga, die übrigens zu den im 14ten Jahrhundert erdichteten zu zählen iſt, nöthigt das alte Zauberweib Busla durch Verwünſchungen den König Hring in Oſtgothland, ſeinen Sohn Herraud und deſſen Pflegbruder Boſi, die er zum Tode beſtimmt hat, freizugeben. Der Sagenſchreiber bemerkt, man habe dieß hernach Buslas Gebet (Buslu-bæn) genannt und daſſelbe ſei weitkundig geworden, doch ſeien darin manche Worte, die im Munde zu haben Chriſtenleuten unnütz wäre; auch gibt er ſolches nur theilweiſe. Daraus Folgendes: Felſen werden erſchüttert, die Welt geängſtigt, das Wetter verkehre ſich, werde zum Grauſen! ſo werd' ich an die Bruſt dir ſtoßen, daß Nattern dein Herz nagen, daß deine Ohren nimmer hören und deine Augen heraus ſich kehren; wenn du ſegelſt, breche das Takelwerk, wenn du ſteuerſt, ſpringen die Griffe, die Tücher berſten, das Segel löſe ſich und alle Taue reißen; wenn du reiteſt, wirren ſich die Zügel, hinke dein Roſs, erliegen die Säumer; im Bette ſei dir wie in Strohfeuer, auf dem Hochſitz wie auf Meereswoge[411]; Tröll' und Alfe und Zaubernornen, nachbarliche Bergrieſen brennen deine Hallen.[412] Die einzelnen Strophen dieſer Verwünſchung ſchließen faſt durchaus mit dem bedingenden Satze: Außer wenn der König Verzeihung ergehen laſſe; gerade wie auch in Saxos Formel am Schluſſe noch die Sühnung offen gelaſſen iſt. Wenn bei ihm der lateiniſche Redefluß, ſo hat noch mehr in der Saga ein abſichtliches Steigern zur Erweiterung einer gemeinſamen, altnordiſchen Grundform geführt, wie ſie in Sigruns Fluche noch einfach und gedrungen hervortritt. Bündig lautet auch in der Ragnarsſaga Krakas Abſchiedswunſch an ihre treuloſen Pflegeeltern: daß ihnen je ein Tag ſchlimmer ſei als der andre, aber der letzte der ſchlimmſte.[413]

Überraſchend iſt es, dieſelben Ausdrücke der Verwünſchung, die aus dem alten Norden beigebracht wurden, im romaniſchen Süden wiederzufinden. Der Troubadour Bertran von Born, aus Perigord, ein Zeitgenoſſe Saxos (er blühte 1180—1195), richtet an ſeine Dame, die ihn der Untreue beſchuldigt, ein Sirventes, worin er, wenn er je eine Andre lieben ſollte, ſich ſelbſt alles erdenkliche Miſsgeſchick anwünſcht[414]: Auf den erſten Wurf mög' er ſeinen Sperber verlieren, auf ſeiner Fauſt ſollen Wachtelgeier denſelben tödten, davon ſchleppen und vor ſeinen Augen rupfen; den Schild am Halſe, müß' er im Sturme reiten, Helm oder Kappe verkehrt tragen, kurze Zügel führen, die man nicht verlängern könne, und lange Bügel, auf einem niedrigen Harttraber, und in der Herberge find' er einen ungehaltenen Wirth; auf dem Spielbrette will er ſtets die Unglückszahl werfen, der Wind ſoll ihm fehlen, wenn er auf dem Meere ſei, am Königshofe ſollen die Pförtner ihn ſchlagen, im Gefechte ſoll man ihn zuerſt fliehen ſehn; er will Herr einer getheilten Burg ſein, im Thurme ſeien ihrer vier Theilhaber, und keiner könne dem andern trauen, ſondern ſtets müß' er Armbruſtſchützen, Ärzte, Wachen, Knechte und Bogner nöthig haben u. A. m.[415] Das Lied nimmt zwar ſcherzhafte Wendung, aber das Reiten im Sturme, die Hemmungen zu Roſs und Schiffe, die Häufung ſolcher Übelwünſche, ſtimmen ganz zu den nordiſchen Formeln.[416] In der ritterlichen Poeſie eines dem normandiſch-engliſchen Königshauſe lehnpflichtigen Landes iſt ein germaniſcher Einfluß allerdings zu erklären. Doch darf bei dieſem Formelweſen überhaupt nicht unbeachtet bleiben, daß die feierliche Verfluchung ſowohl altteſtamentlich[417], als im römiſchen Alterthum vorhanden war, wie ſie denn auch aus dem prieſterlichen Gebrauche ſchon in die klaſſiſche Dichtkunſt entſchieden formelhaft übergegangen iſt.[418]

In gangbaren Redeformen wird dem Tage, der Stunde geflucht, da etwas Unſeliges geſchehen oder geworden, dem Wege, der Unwillkommenes bringt, den Bäumen, darunter ein Unheil ergangen[419]; im Roſengartenliede verflucht Ortwin, dem ſein Bruder getödtet worden, den Anger, der die Roſen trug.[420] Aber auch dieſe mehr figürliche Verwünſchung, bei welcher an ſich unperſönliche Weſen nicht bloß Mittel, ſondern Gegenſtand des Fluches ſind, ſammelt ſich zu volleren Sprüchen, ergreift die ganze Natur. Nach einer ſpaniſchen Romanze reitet Don Gayſeros ganz allein durch die Gebirge des Maurenlandes und verwünſcht lautzürnend ſeine Einſamkeit: er flucht dem Wein und dem

Brode, dem Brode, das die Mauren eſſen, und nicht dem der Chriſtenheit, der Mutter, die nur Einen Sohn gebiert, ſo daß er, wenn ihn Feinde tödten, keinen Rächer hat, dem Ritter, der ohne Knappen reitet und, wenn ein Sporn ihm entfällt, Niemand hat, der ihm ſolchen anſchnalle, dem Baume, der einſam auf dem Felde wächſt, an dem alle Vögel der Welt rütteln und den trauernden weder Blatt noch Zweig genießen laſſen.[421] Ein däniſches Lied läßt den König Waldemar II. der Gegend, wo ſein älteſter Sohn von dem unvorſichtigen Pfeilſchuß eines Dieners auf der Jagd gefallen war (1231), alſo fluchen: „Fortan ſoll Revsnäs der Wind treffen, daß ſich dort nicht Reh noch Hindin bergen kann; wo Revsnäs vordem tauſend Bäume hatte, ſoll heftiger Froſt es verſengen; auf Revsnäs, wo vordem Eichen und Buchen ſtanden, ſoll fortan ſchlechter Hundslauch wachſen; für die Luſt, die man vorhin auf Revsnäs ſah, ſoll fortan kaum ein Dorn gefunden werden!“ Der Sage nach ſtand vormals dichter Wald, wo jetzt nackte Sandbänke ſind.[422]

Hiengen die altnordiſchen Verwünſchungen von einer Seite mit dem Zauberweſen zuſammen, ſo ſtanden ſie nach andrer mit alten Rechtsformeln in Beziehung. Wenn dem Eidbrüchigen geflucht wird, das Schiff ſolle nicht unter ihm ſchreiten, das Roſs nicht unter ihm rennen, das Schwert ihm nicht ſchneiden, ſo hat er dieſes ſelbſt ſchon auf ſich geladen, denn auch nach einem Eddaliede geſchahen Eide bei Schiffes Borde, Schildes Rande, Roſſes Bug und Schwertes Schneide[423], an eben dieſen Gegenſtänden ſollte nun Vergeltung erfolgen; wenn ihm zur Rache gewünſcht wird, daß er ein Wolf im Walde ſei, ſo beſagten ja die Sicherungsformeln zum Voraus: Der Friedbrecher ſoll gejagter Wolf ſein, ſoweit Menſchen Wölfe jagen, auch ſoweit Schiff ſchreite, Schilde blinken.[424] Auch deutſche Verfemungsformeln ſind nichts Andres als Verwünſchungen, von einer richterlichen Gewalt ausgehend, die ihnen äußerlich Kraft geben kann, während die Flüche Einzelner die verzehrende Macht des Zaubers zu Hülfe nehmen; in einer ſolchen Femformel heißt es: „So verfeme und verführe ich ihn hier von königlicher Macht und Gewalt wegen ꝛc. und weiſe ihn forthin von den vier Elementen, die Gott dem Menſchen zu Troſt gegeben und gemacht hat ꝛc.[425] und ich vermaledeie hier ſein Fleiſch und ſein Blut, auf daß es nimmer zur Erde beſtattet werde, der Wind ihn verwehe, die Krähen, Raben und Thiere in der Luft ihn verführen und verzehren ꝛc.“ Letzteres lautet in Verbannungsformeln: „Und künde dich den Vögeln frei in den Lüften und den Thieren in dem Wald und den Fiſchen in dem Waſſer.“[426]

Bei den Liederdichtern des deutſchen Mittelalters finden ſich mancherlei Anlaute formelhafter Verwünſchung. Wurden ehrenwerthe und milde Herren mit Heilwünſchen begrüßt, ſo wurden unwürdige und karge mit Flüchen beworfen. Meiſter Rumeland bedenkt einen „lottern“ (nichtswürdigen) Ritter ſo: „Daß dein Weib Gott von dir löſe! Fiſche, Vögel, Würme, Thiere, mit den Leuten, erſtürmen deiner Freuden Burg! was ich in allen Landen Günſtiges kenne (waz ich kan gediuten gnâde ꝛc.?), ſoll dir gehaß ſein! dich meide Gruß von allen guten Frauen! dein Same und deine Saat verdorre, wie dem Berge Gelbon aller Thau verſagt iſt, der Fluch müße dir anhaften! Unheil begegne dir, wohin du dich wendeſt! Schwefel, Pech, Feuer, regne auf dich! Gott ſoll meinen Unwillen (anden) an dir noch beſſer „rächen!“[427] Der Unverzagte eifert gegen Solche, die (um nicht geben zu müßen) ſich ärmer ſtellen, als ſie ſind: „Eines fremden Mannes Kleid mög' ihre Hand auf ihres Weibes Bette finden, ſo ſind ſie doch kleiderreich und entehrt.“[428] Im Minneſang ſind es hauptſächlich die Merker, die Aufpaſſer und Angeber verſtohlener Minne, denen Unheil gewünſcht wird. Heinrich von Veldeke ſagt: „In den Zeiten, da die Roſen erzeigten manches ſchöne Blatt, ſo flucht man den Freudeloſen, die Rüger ſind an mancher Statt“; derſelbe wünſcht dem, der ihm an ſeiner Frau ſchade, das Reis, daran die Diebe ihr Ende nehmen, dem Schonenden aber das Paradies; den Neidigen ſoll der Neid das Herz entzweiſchneiden.[429] Andre wünſchen dem Freudenſtörer: Daß er zu einem Steine werde, daß er von Weib und Kind auf das Meer verſegeln müße, oder daß er in der See ertrinke[430]; Roſen und aller Vöglein Sang ſollen ihn meiden.[431] Vollſtändig aber ſammelt und formelt ſich noch einmal die Verwünſchung in zwei Spruchgedichten aus dem 14ten Jahrhundert.[432] Das eine berichtet, wie in einer Geſellſchaft minniglicher Frauen beſchloſſen wird, den treuloſen Männern zu fluchen, was ſofort auf die Weiſe geſchieht, daß zuerſt diejenige, die es vorgeſchlagen, ihre beſten Flüche ſpricht und hernach Alle miteinander einſtimmen. Da wird nun dem Unſtäten angewünſcht: Daß, wenn ſeine Geſellen um

Leib und Leben fechten wollen und er ſie in Noth ſehe, doch ſeine Zagheit ihn ſchmählich zurückzubleiben zwinge; daß man auf großen Reiſen (Ritterzügen) ihn für den untüchtigſten halte, daß ihm Roſs und Pferd (Streitroſs und Reiſepferd) abſtehe, wo ſonſt Niemand einen Riemen verliere; daß ihm ſein ſteinhartes Waffenzeug weich, ſeine Schwertklinge wie Wachs werde, das man knetet, daß ſeine Harniſchringe von ihm faulen und abfallen, daß ihm ſeines Roſſes Gurt in rechter Noth aufgehe und er, wenn er einem jämmerlichen Tod entfliehen ſollte, in einen Graben falle [433]; daß ihm auf weiter Heide ſein Roſs rehe (ſteif) werde, wenn er am allergernſten ſähe, daß es ihn aus Nöthen trüge; daß er im Feldſtreit von ſeinem Herrn fliehe, dem er geſchworen, und ſo lange verloren ſei, bis man ihn bei der Heerſchau nach dem Streit in einem Krautgarten liegend finde [434]; daß ihm beim Turnier vor minniglichen Frauen der Rücken zerbläut und die Schlechteſten über ihn Meiſter werden; daß er beim Ringſtechen im Zeug ſitze, als hätt' ihn das Schneewaſſer hergeführt, und, mit eines Speerkrönleins Spitze berührt, aus dem Sattel geſtochen werde; daß ihm ſeine Winde und Vogelhunde erwüthen; daß ihm nie ein Jagdhund etwas auftreibe und alle plötzlich ſchweigen; daß ihm beim Jagen ſein Waldhorn nicht ſchalle, daß es ſeinen Hall verliere und dumpf werde; daß ihm kein Federſpiel gut bleibe und auf der Beize die Krähen und andre Vögel es ihm vertreiben, daß es die Flügel abbreche; daß Heil ihn verlaſſe bei allen ſeinen Geſchäften, daß er an Leib und Gut verderbe; daß man ſeinem Eid und ſeinen Treuen nicht glaube, wo er ſie einſetzen will; daß vor ihm allen reinen Frauen graue, daß ihn die Leute vertreiben, bei denen er angeſeſſen ſei. Ein Gegenſtück zu dieſem Spruche bildet nun ein anderer, worin der Dichter ſelbſt, wie er die reinen Frauen höchlich preiſt, ſo auch den ungetreuen alles Unheil wünſcht: Ihr Lieb kehre ſich zu Leide; von ihnen ſcheide ſich jedes werthen Mannes Gunſt; dem fälſche ſich ſeine Kunſt, der lobend von ihnen dichte; ihr Goldgeſpäng verkehre ſich in Blei; ihre Schapel (Kopfbinden) laſſen alles Geſtein ausfallen; keine Saite tön' ihnen zum Tanze; die Blumen ſinken und ſchrumpfen aus ihrem Kranze; ihre Spiegel betriegen ſie, daß ihre Schönheit ihnen unſchön erſcheine; ihr gelbes Lockenhaar falle von ihren Scheiteln; ihre ſchattenbreiten Pfauenhüte [435] (Hüte aus Pfauenfedern) ſchirmen nicht vor der Sonne; die kühlen Brunnen verſiegen ihnen im Maien, wenn ſie dann reigen wollen, müßen die Raſen ſalben und die Blumen trübe werden; wohin ſie eilen, müßen die Linden ihr Laub fallen laſſen; jeglicher Vogel thue, wie ihm nun geboten wird, daß er ſich Schweigens befleiße, wo es ihrer eine hören könnte; ihre ſeinen Perlenöhre verwachſen; dem ſchmucken Wagen brechen die Achſen, der ſie zu Freude tragen ſolle; zu Helblingen müßen ihre Pfunde unnützlich gedeihen; Heil verlaſſe ſie in allem ihrem Geſchäfte; ihr Kräuterſamen verderbe in ihrem Wurzgarten; ihre zarten Bräcklein werden wüthend auf ihrem Schoß; ihr Geſtein verliere ſeine Kraft und ob Eine ſich ſtoße, daß ihr das Auge ſchwäre, ſei ihr der Stein nicht heilkräftig; ihr Sechs verwandle ſich in Drei auf ihrem Würfelſpiel! — In beiden Sprüchen geſchieht die Verwünſchung nicht minder gründlich, als in den altnordiſchen Formeln; Unheil wird im Ganzen und im Einzelnen angewünſcht; das Leben des Mannes und der Frau wird in allen Verhältniſſen erfaßt; jedes Glück ſoll getroffen, alle Ehre zerknickt, alle Luſt vergellt, jeder Weg zum Heile vertreten werden; ein vollſtändiges Bild des unſeligen Lebens wird aufgeſtellt. Der Spruchdichter hat dieſes mit den Farben und Zügen ſeiner Zeit ausgemalt, beſonders in dem Fluche wider die Frauen iſt er ſelbſtthätig, aber die Form iſt überliefert und auch die Einzelnheiten knüpfen nach vielen Seiten an Älteres an. Das verſagende Roſs erſcheint hier, wie überall[436]; das weichwerdende Schwert und Rüſtzeug ſtimmt mit dem nichtſchneidenden Schwerte des Eddaliedes, ſowie mit der Waffenſtumpfung des altnordiſchen Zauberſangs und der deutſchen Sagen[437], die Flucht aus dem Streite, das Preisgeben der Heergeſellen und des Herrn, mit einer Stelle bei Bertran von Born und gemahnt auch an das Traugmundslied[438]; das Verſtummen der Leithunde und das Verdumpfen des Jagdhorns erläutert als Gegenſatz den guten Wunſch Walthers, daß ſeinem Gönner des Hundes Lauf und des Hornes Laut recht nach Ehren erhalle[439]; das Verkommen des Federſpiels, die Gefährdung deſſelben durch anderes Geflügel gemeinſam mit Bertrans Sirventes[440]; das Verſiegen der Brunnen im Mai, das Welken der Blumen im Kranz und auf dem Felde, des Graſes und des Laubes, der verbotene Vogelſang, das Verderben der Gartenſamen, im Spruche wider die Frauen, weiſen auf Entſprechendes in den Minneliedern und auf das Fluchlied Rumelands mit dem ausbleibenden Thau und der verdorrenden Ausſaat [441]; das Miſsgeſchick im Würfelſpiele wieder auf eine Strophe des Troubadours. [442] Selbſt das Verfahren der Frauen, erſt einzeln und dann im Chore zu fluchen, hat den Anſchein einer herkömmlichen, dem Gerichtsweſen verwandten Förmlichkeit. [443] Aus dem Minneſang insbeſondere klingt neben den Flüchen gegen die Merker (oben S 274), ein Lied des Herzogs Heinrich von Breslau (1270—90) hier an, das in Mehrerem mit dem Spruche wider die unſtäten Frauen zuſammentrifft und, zwar nur allegoriſch, auch eine gleichartige Verhandlung darſtellt. Der Sänger klagt dem Mai, der Sommerwonne, der lichten Heide, dem glänzenden Klee, dem grünen Walde, der Sonne, der Göttin Venus ſelbſt, die Strenge der Geliebten und verlangt Hülfe; da will der Mai ſeinen Blumen, den Roſen und Lilien, gebieten, daß ſie vor ihr ſich zuſchließen, die Sommerwonne will der kleinen Vöglein ſüßen Fleiß gegen ihn verſtummen laſſen, die Heide will ſie fahen, wenn ſie nach lichten Blumen eilt, und ihm feſthalten, der Klee will ihr in die Augen leuchten, daß ſie ſchielen muß, der grüne Wald will ſein Laub abbrechen, ſie gebe denn dem Sänger holden Gruß, die Sonne will ihr Herz durchhitzen, daß kein Schattenhut ihr helfe, Venus will ihr Alles verleiden, was minniglich geſchaffen iſt, ſie laſſe denn ihm Huld ergehen; „o weh!" ruft er da, „ihr zarter Leib der könnt' es nicht erleiden, laßt mich eh' ſterben, Sie geneſen!" [444] Wieder auf andre Weiſe werden Vogelſang und Schattenhut, worunter im Minneſange meiſt noch ein Blumenkranz verſtanden iſt [445], in zwei Liedern Walthers von Metze (um 1245) beim Übelwünſchen betheiligt. In dem einen beklagt der Dichter, daß Mancher Blumen trage, der nicht Laubes werth wäre; manchem Schwachgemuthen miſsgönnt er die Blumen und den Sang der Vögelein; ſollt' er wünſchen, ſo wollt' er den Vöglein wünſchen, daß ſie unter ſich einig wären, die Leute beſſer zu ſcheiden und ihnen ſo zu ſingen, wie es um ihr Herz ſtehe, ſo daß Jeder ſelbſt ſeinen Werth erkennen müſte; wen die Nachtigall mit Sange grüßte, der dürfte ſich des freuen, wem der Kuckuck und ein Diſtelfinklein ſängen, den erkennte man daran als einen Tugendloſen. Das zweite Lied beſagt: Hätten die Blumen ſoviel Gewalt, daß ſie Männern und Frauen ſtänden, wie ihr Herz beſtellt iſt, ſo möcht' ein Weib den Sinn der Männer und der Mann den der Weiber erkennen; welches dann nicht wandellos wäre, das trüg' einen krummen „Blumenhut;" leider haben die Blumen nicht dieſe Kraft: ſie kann brechen, wer ſie will, und es iſt manche Kranzfahrt, wo man bei dem Kranz Unſitte ſieht.[446]

Viele Sagen und Lieder nehmen zum Ziele des Wunſches die Verwandlung. Werden durch ſolches Wünſchen Andre verwandelt, meiſt in Thiergeſtalt, ſo iſt dieß ein böſer Zauber, eine Verwünſchung. Das unſelige Vermögen, ſich oder Andre in die Geſtalt und wilde Natur des Wolfes, zum Werwolfe, zu verzaubern, findet man im Aberglauben vieler Völker, auch der germaniſchen.[447] Aber auch das läßt ſich nachweiſen, daß in den Dichtungen der letztern die Verwandlungen nur bildliche ſind und der Aberglaube, wenn er nicht ſelbſt wieder im Miſsverſtehen und der Verdumpfung des poetiſchen Bildes ſeinen Urſprung hat, doch eigentlich nur zum Ausdruck eines über ihm ſtehenden Sinnes verwendet wird. Die Thiergeſtalt dient zur Bezeichnung manigfacher Eigenſchaften und Zuſtände des Menſchen. Im alten Norden hatte jeder Menſch eine Abſpiegelung ſeiner Gemüthsart und Perſönlichkeit in einer Fylgia (Mitfolge, Begleitung), die beſonders Träumenden, häufig in Thiergeſtalt, ihre Nähe ankündigte und ihm ſelbſt auch ſeine Zukunft vorbildete; Fylgien der Männer erſchienen als Adler, Bär, Wolf, weibliche am liebſten als Schwäne.[448] Ein äußerer Zuſtand, die Acht, wird durch ein mehrerwähntes Bild aus der Thierwelt, den friedloſen Wolf, dargeſtellt und man kann den Übergang der alten Rechtsſprache in die wunderbare Verwandlungsſage Schritt für Schritt verfolgen. Der Landesverwieſene, zum Waldgang und damit zum Raubleben Gezwungene, hieß Wolf (vargr), angelſächſiſch Wolfshaupt[449], das nordiſchchriſtliche Sonnenlied ſagt von zwei ſolchen Männern: „Nackt wurden ſie, gänzlich beraubt (næmir?) und lieſen wie Wölfe zum Walde“[450]; nach der alten Sühnformel ſoll der Friedensbrecher: „So weit wolfflüchtig und wolfgejagt ſein, als irgend Männer Wölfe jagen“[451]; Sigrun glaubt denn auch für den Tod des Gemahls an ihrem eidbrüchigen Bruder nur dann Rache zu finden, wenn Dieſer ein Wolf wäre draußen in Wäldern, des Guts entblößt und aller Luſt, nicht Speiſe hätte, wo er nicht auf Leichen ſpränge (ebend.), und nun erzählt die Sage von den Völſungen, wie Sigmund und ſein Sohn Sinfiötli landflüchtig als Räuber im Walde leben und, was bildlich daſſelbe, in Wolfshaut den Wald durchlaufen, Wolfsgeheul oder, wie es im Eddaliede heißt, Wolfslieder anſtimmen und Menſchen zerreißen.[452] An dieſe altnordiſche Vorſtellung erinnern noch die normaniſchen Volksſagen von Robert dem Teufel, der, ſeiner Frevel wegen geächtet und gebannt, mit einer Schaar von Raubgeſellen aus einem feſten Haus im Walde ſein Weſen trieb; das Schloß Roberts, ein wildüberwachſenes Burggetrümmer am Ufer der Seine, umſchweift der einſtige Inhaber in Geſtalt eines von Alter gebleichten Wolfes mit kläglichem Geheul, auch gibt es eine Meute geſpenſtiſcher Wölfe (lubins), die zur Nachtzeit ſcheu umhergehn und im Verſchwinden ſchreien: „Robert iſt todt!“[453]

Reich an Verwandlungen ſind die ſchwediſch-däniſchen Märchenlieder, beſonders erzählen ſie, manigfach wechſelnd, wie ein Mädchen, von der boshaften Stiefmutter verwünſcht, als ſchmucke Hindin im Walde geht und durch den Liebſten erjagt und erlöſt oder bald von ihm, bald alterthümlicher von ihrem Bruder, todtgeſchoſſen und nun erſt unter der abgeſtreiften Hülle mit ihren Goldlocken und Goldringen erkannt wird.[454] Die Volksdichtung beſchäftigt ſich viel mit dem Schickſal verlaſſener, insbeſondre durch ſtiefmütterlichen Haß in das Elend vertriebener Jungfrauen oder Kinder und es wird davon im Verfolge noch ausführlich zu handeln ſein. Die Darſtellungsweiſe, welche den landräumigen Friedebrecher zum Wolfe geſchaffen, bildete ſchicklich weiter, wenn ſie einer ausgewieſenen Stieftochter, auch einem gejagten Wilde, die Geſtalt der ſcheuen Hindin gab; im deutſchen Hausmärchen wird, unter gleichen Umſtänden, das Brüderchen als Rehkälbchen von der kleinen Schweſter am Bande durch den Wald geführt.[455] Der gegenſätzliche Zuſammenhang erweiſt ſich vollſtändig damit, daß, während die Stieftochter als Hindin gejagt wird, der kräftigere Stiefſohn auch zum Wolfe verwandelt iſt und ſich nachmals durch das Blut der böſen Zauberin oder ihres Schoßkindes gräßlich ſelbſt befreit.[456] Auch zum Waldvogel wird die Jungfrau von der Stiefmutter verwünſcht oder ſie fliegt erſt als ſolcher auf, wenn ſie als Hindin von den Jagdhunden zu ſehr bedrängt iſt; die Entzauberung geſchieht dadurch, daß der Jäger ein Stück aus ſeiner Bruſt ſchneidet und dem wilden Vogel zur Lockſpeiſe reicht, dann ſteht die ſchöne Braut vor ihm unter der Linde, deren Laub zum Hochzeitbette gebrochen wird.[457] Anderwärts muß der Stiefſohn als wilder Walrabe umfliegen und erhält durch ein ähnliches Opfer ſeine rechte Geſtalt zurück.[458] Raſcher Entſchluß, furchtloſes Standhalten und

Zugreifen, hebt den Zauber des böſen, verwünſchenden Wortes.[459] In deutſcher Rechtsſprache heißt ein Heimatloſer Wildflügel und im Märchen wird ein im Walde gefundenes Kind Fundenvogel genannt.[460] Deutſches mit Nordiſchem verbunden gibt die Ballade von der Nachtigall, die, auch eine verwünſchte Jungfrau, um Mitternacht auf der Linde ſingt und hier von dem Ritter ergriffen wird, in dem ſie ihren Bruder findet, der ſelbſt zum Wolfe verzaubert war.[461] Zur Linde ſelbſt auch, die abwärts im Wald oder auf dem Felde ſteht, iſt die Stieftochter umgeſchaffen; einem Mädchen, das dahin gekommen, klagt ſie ihre Noth, wie ſie draußen friere und der Zimmermann nach ihr umſchaue, während das Mädchen daheim ſich wärme und die Freier um es werben; ihr Bräutigam erlöſt ſie, indem er die Linde küſst und in die Arme nimmt, oder indem er ihr ſchönſtes Blatt abbricht.[462] Die geſcheuchte Hindin, der fliehende Vogel zeigen in milderem Bilde das Umherirren der ſcheuen Waiſe, die ſäuſelnde Linde, die nächtlich ſingende Nachtigall erheben den ſanften Klagelaut, den Einſamkeit und Stille aus der Bruſt der Verlaſſenen hervorlocken. Die geiſtigſte ſolcher Wandlungen iſt es, wenn in einem deutſchen Volkslied ein verführtes, beſchämtes Mädchen ſelbſt ſich weit hinweg von den Seinigen, in reine Lichtgeſtalt geborgen wünſcht:

Wollt' Gott, ich wär' ein weiſer Schwan!
ich wollt mich ſchwingen über Berg und tiefe Thal,
wohl über die wilde See,
ſo wüßt' mein Vater und Mutter nicht,
wo ich hin kommen wär.[463]

Bedeckt mit einer fremden Geſtalt, als flüchtiges Wild, als entfliegender Vogel ausgetrieben, iſt der verwandelte Menſch den Blicken der Andern entnommen, aus ihrem Kreiſe verſchwunden und verloren.[464] Die Verwünſchung verſtärkt ſich aber dadurch, daß dem Vertriebenen auf ſeine Flucht noch eine todfeindliche Verfolgung nachgeſchickt wird. Auch hiezu läßt es die Thierwelt nicht an Bildern fehlen. Eine alte Fabel erzählt: Gott habe den erſten Eltern nach ihrer Vertreibung aus dem Paradies eine Wünſchelruthe verliehen, mit welcher ſie nur in das Meer ſchlagen ſollten, ſobald ſie etwas nöthig haben würden; Adam ſchlägt mit der Ruthe und ein Schaf ſteigt aus der Flut, Eva ſchlägt und ein Wolf erſcheint, der das Schaf ergreift, Adam ſchlägt wieder und ein Hund geht hervor, der den Wolf verfolgt; ſo oft Adam ſchlägt, zeigen ſich zahme, auf jeden Schlag Evas aber wilde Thiere.[465] Dieſen Evaſchlag führt nun auch die verwünſchende Stiefmutter: indem ſie das arme Kind zur kleinen Hindin umſchafft, läßt ſie zugleich deſſen ſieben Geſpielen zu Wölfen werden, die es zerreißen ſollen, aber ihr zum Verdruſſe nicht anlaufen.[466] Auch die Verwandlung des Stiefſohns in einen Werwolf iſt mit derjenigen ſeiner Schweſter in eine Hindin zuſammengehörig zu denken, dieſe ſoll durch jenen verfolgt und erwürgt werden. In einer beliebten ſchottiſchen Ballade jammert und wünſcht ein verſtoßenes Weib: „Wären meine ſieben Söhne ſieben junge Ratten, an der Schloßmauer laufend, und wär' ich ſelbſt eine graue Katze, gleich wollt' ich ſie alle zerreißen; wären meine ſieben Söhne ſieben junge Haſen, über jene Wieſe laufend, und wär' ich ſelbſt ein Windſpiel, bald ſollten ſie alle zerriſſen ſein."[467] Das Verſchwinden durch Umwandlung kann aber auch, als ein ſelbſtgewünſchtes oder Andern zum Heile bewirktes, die rettende, liſtig behende Flucht ausdrücken, und wenn alsdann Verfolgung ſtattfindet, ſo fährt der Flüchtling oft proteusartig von einer Geſtalt in die andre.[468] Odin kriecht als Schlange in Suttungs Höhle, um den Dichtermeet zu rauben, und fliegt als Adler hinweg, von dem Beraubten in gleicher Hülle verfolgt; in Geſtalt eines Falken entfliegt er, als König Heidrek, im Räthſelkampf überwunden, mit dem Schwerte nach ihm haut; auch in Falkengefieder holt Loki die geraubte Idun zurück, die er in eine Nuß, nach andrer Lesart in eine Schwalbe, verwandelt hat, und der Rieſe Thiaſſi fliegt ihm in Adlerhaut nach.[469] Die Formen der Verwandlung haben an letzter Stelle je ihren beſondern Anlaß im Naturmythus, unbeſchadet jedoch der allgemeineren Bedeutung des Vogelfluges, wonach er die Eile des Entweichens und der Nachfolge verbildlicht. In einem der däniſchen Heldenlieder ergreift Hvitting die alte Königsmutter, die ihm ſein gutes Schwert in Stücke gezaubert hat, ſie verwandelt ſich in Kranichsgeſtalt und fliegt hoch in die Wolken, da eilt auch er in Federhaut ihr nach, ſie fliegen drei Tage lang ohne Raſt, bis er ſie erhaſcht und zerreißt.[470] Zwei fliehende Kinder in deutſchem Märchen blenden ihre Verfolger durch mehrfache Verwandlung: erſt wird der Knabe zum Roſenſtöckchen und das Mädchen zum Röschen darauf, dann er zu einer Kirche und ſie zur Krone (?) darin, zuletzt er zum Teiche, ſie die Ente drauf.[471] Polniſche Volksmärchen ergeben, neben andrem Geſtaltwechſel, einen Briefboten, der ſich in einen Haſen, das ſchon bekannte Muſter der Boteneile, dann in ein Reh und, um über das Waſſer zu kommen, in eine Krähe wandelt; ferner einen Zauberlehrling, der als Sperling ſeinem Meiſter entfliegt und von einer ſchwarzen Krähe, dem verwandelten Zauberer, verfolgt wird, ebenſo als Zaunkönig von einem Sperling, worauf er als ein ſchöner Ring an die Hand der luſtwandelnden Königstochter ſpringt; aus dem Ringe, nachdem er zur Erde geworfen iſt, entſteht eine große Menge Erbſen, der Hexenmeiſter läßt einen Schwarm Tauben herbeifliegen, welche die Erbſen auffreſſen, nur ein Körnchen ſchiebt ſich in die Hand der Schönen und aus ihm fällt wieder eine Menge kleiner, ſchwarzer Mohnkörner, nun werden Sperlinge verſammelt, um den Mohn aufzupicken, und der Zauberer ſelbſt iſt unter ihnen, wird aber von der Krähe, wozu ſich der Lehrling macht, ſogleich todgebiſſen.[472] Noch manigfachern Übergang hat ein ſchottiſches Volkslied: Das Mädchen ſteht in der Thür und vor ihr, als Bewerber, der Hufſchmied, den Hammer in der Hand; ſie hebt ihre Hand auf und ſchwört bei der Erde (mold), nicht um eine Kiſte voll Goldes wolle ſie eines rußigen Schmiedes Weib ſein; auch er hebt die Hand auf und ſchwört bei der Scholle (mass?), um halbſoviel oder weniger ſoll ſie ſeine Liebſte werden; da wird ſie eine Turteltaube und will in die Luft auffliegen, er aber wird eine andre Taube und ſie fliegen als ein Paar; drauf wird ſie eine Ente und will im Teiche plätſchern, er aber wird ein rothkammiger Entrich; ſie wird zu einem Haſen und er zu einem Windſpiel; ſie zu einem muntern Schimmel und er zu einem vergoldeten Sattel; ſie wird ein Schiff und will über die Flut ſegeln, er ein Steuer (nail) und bringt es zum Stillſtand; ſie ein ſeidenes Bettuch und er eine grüne Überdecke; dazwiſchen ruft der Singchor mit dem Schmiede fortwährend der Fliehenden zu, daß ſie weile, und freut ſich, daß ihr Hochmuth bezwungen wird.[473] So hat ſich abermals die alterthümlich ernſte Formel zum geſelligen Scherze verflüchtigt; auch im Verzeichniß der Spiele bei Fiſchart heißt eines: „Du der Haſ', ich der Wind (das Windſpiel).“[474]

Ein Skolion bei Athenäus lautet: „Wär' ich doch nur eine ſchöne Leier, künſtlich aus Elfenbein, trügen mich dann die ſchönſten Knaben zu Dionyſos feſtlichem Tanz! Wär' ich doch nur ein ſchöner Dreifuß, zierlich von Gold gemacht, trüge mich dann die ſchönſte Frau reinen Gemüthes in ihrer Hand!"[475] Dieſe poetiſche Weiſe, ſich unter allerlei Verwandlungen in die Nähe und den eigenſten Dienſt geliebter Perſonen zu wünſchen, iſt auch in unſrem Liederkreiſe ſchwunghaft. Selbſt die böswilligen Verwünſchungen der Stiefmutter im däniſchen Volksliede werden durch ſolche Näherung zum innigen Behagen der Verwandelten; zum ſcharfen Schwerte geſchaffen, hängt ſie bei Tag an des Ritters Seite, liegt bei Nacht unter ſeinem Haupte; zur Scheere geworden, iſt ſie Tags in einer Jungfrau Hand und ſchneidet den weißen Lein, Nachts ſchläft ſie in der Jungfrau Kammer, in ihrem vergoldeten Schrein[476]; der letzte Zauber, zur Hindin oder zum Wildvogel, führt ſie in den Arm ihres Liebſten. Darum kann auch in einem andern ſchwediſch-däniſchen Liede das Mädchen ſelbſt ſich und den Geliebten in ſolche Verwandlungen wünſchen, nur daß ſie dafür kein Entgegenkommen findet; aus den verſchiedenen Aufzeichnungen des Liedes hier eine Auswahl von Wünſchen und ausweichenden Antworten. „Du ſollteſt der ſchönſte Ritter ſein, der ſitzen könnt' am Tiſche, und ich wollt' ein Becher von Golde ſein und ſtehen vor dem Ritter. — Es iſt ſo übel ein Becher zu ſein und vor dem Ritter zu ſtehen, da kommt ſo mancher trunkne Thor und wirft den Becher zur Erde. — Da ſollteſt du ſein der ſchönſte Ritter, der je ein Roſs konnte reiten, ich wollte ſein ein Schwert von Gold und hängen an ſeiner Seite. — Es iſt ſo übel ein Schwert zu ſein und hängen an Ritters Seite, da kommt ſo mancher trunkne Thor und will mit dem Ritter ſtreiten. — Ich wünſche, du wäreſt der ſchönſte Teich, der ſchweben könnt' auf dem Sande, ich wollt' ein kleines Entchen ſein und ſchwämm' auf dem blanken Waſſer. — Es iſt ſo übel ein Entchen zu ſein, zu ſchwimmen auf blankem Waſſer, da kommen die Schützen, ſie ſchießen dich, ſo ſchwimmſt du todt zum Lande. — Da ſollteſt du ſein die ſchönſte Linde, die ſtehen könnt' auf der Erde, ich wollt' ein kleiner Grashalm ſein und wüchſ' an der Linde Wurzel. — Es iſt ſo übel ein Gras zu ſein und an der Wurzel zu wachſen, der Ochſe fährt ſo früh heraus und tritt es unter den Fuß. — Ich wünſche, du wäreſt ein Apfelbaum, der ſchönſte wohl auf dem Felde, und daß ich ein goldner Apfel wär' und hieng an des Baumes Aſte. — Es iſt nicht gut ein Apfel zu ſein, zu hängen an Baumes Aſte, da kommt der Hirte mit ſeinem Stab und ſchlägt dich herab auf den Boden. —

Da ſollteſt du ſein der ſchönſte Baum, der ſtehen könnt' auf der Heide, ſo wollt' ich eine Nachtigall ſein, und bauen darin mein Neſtchen. — Es iſt ſo übel die Nachtigall ſein und bauen im Baum ein Neſtchen, da horcht ſo mancher auf ihren Sang und jagt ſie von ihrem Sitze. — Ich wünſche, du möchteſt ein Vogel ſein, der ſchönſte, der wär' in der Welt, und daß ich wär' eine goldne Feder und ſäß' in des Vogels Bruſt. — Das wäre nicht gut, Goldfeder zu ſein, in des Vogels Bruſt zu ſitzen, es käme der kalte Winterwind und wehte dich nieder vom Zweige." [477] Ungetrübter und nur leiſe an die Verfolgungen ſtreifend, ergeht dieſes Wünſchen in einem ſchottiſchen Lied: „O wär' mein Lieb die rothe Roſe, die auf der Burgmauer wächſt, und ich ſelbſt ein Tropfen Thau, herab auf die rothe Roſe wollt' ich fallen; o wär' mein Lieb ein Weizenkorn, erwachſen auf dem Feld (lily lee), und ich ſelbſt ein winzig Vögelein, mit dem Weizenkorne flög' ich weg; o wär' mein Lieb eine Kiſte von Gold und ich der Schlüſſelhüter, ich öffnete, wann ich hätte Luſt, und in der Kiſte wollt' ich ſein." [478] Den frühzeitigen Gebrauch dieſer Wunſchweiſe im deutſchen Volksgeſange bekundet die ſchon kunſtmäßige und ſehr ergiebige Ausbeutung derſelben in einem der Nithartslieder des 13ten Jahrhunderts. Dem Sänger iſt eben ein Blick aus zwei ſpielenden Augen geworden, aber ſchon wirft die Schöne den dichten Schleier über ihre lichten Wangen, das gibt ihm Anlaß zu einer Reihe verliebter Wünſche: „O weh! daß ich nicht ein ſeiden Riſel (Kopftuch) bin, das die Wänglein decken ſollte bei ſo rothem Munde! wenn dann der Wind ein wenig gegen uns wehte, daß ſie mich näher hin zu rücken bäte! wär' ich doch der Gürtel, der ſie umfieng, da ſie am Tanze gieng! wär' ich der Gern (Streifen), da die Spange liegt, was wollt' ich mehr? wär' ich ein Deckelaken von Härmelin oder ein Mantel von Baldekin (Seidenzeug), den eine Frau gerne trägt, wenn Ritter ſie ſchauen, ſo würde man mich ſchön bewahren und unterweilen nahe zu ihr falten! wie gerne wär' ich ein Vogel, der unter ihrem Schleier ſäße und aus ihrer Hand äße! ein Zeislein möcht' ich ſein, ſo trüge ſie mich allzeit und ſo wäre mir Trinken aus ihrem rothen Munde bereit, durch die Röthe ſäh' ich ihre kleinen weißen Zähne und vor Freude biß' ich ſie in ihr Zünglein"; ſofort folgen noch minder zarte Wünſche für den ländlichen Nebenbuhler des Dichters: „Engelmar! Du ſollteſt ein großer Eſel ſein, daß du unmäßige Säcke zur Mühle trügeſt; ſollt' ich dich treiben, ſo wäre das meine Freude, daß ich dir den Rücken mit Knütteln wohl zerſchlüge, die tieſen Wege bergauf, da müſteſt du dein Zippelzehen (Zebentrippeln) über den Anger laſſen! ſollt' ich wünſchen, ſo wäreſt du ein breiter Fladen, den die Dörper mit den Zähnen zerriſſen.[479] Der Dichter eines Meiſtergeſangs, etwa vom Schluſſe des 15ten Jahrhunderts, wünſcht ſich, ein Spiegelglas zu ſein, damit die allerſchönſte Frau täglich ihr goldfarbes Haar vor ihm aufſchmücke; ein goldenes Ringlein, das ſie in ihren Händen wüſche; ein braunes Eichhorn, das auf ihren Schoß ſpränge und in ihren Arm geſchloſſen würde.[480] Aber auch in den Volksliedern ſelbſt ſind Proben ſolcher Wünſche aufbehalten. Eines, auf Flugblättern des 16ten Jahrhunderts, hebt an:

Wär' ich ein wilder Falke,
ſo wollt' ich mich ſchwingen aus,
ich wollt' mich niederlaſſen
für eins reichen Burgers Haus.

Darinnen iſt ein Mägdlein,
Madlena iſt ſie genannt ꝛc.[481]

Ein anderes, das in verſchiedener Form aufbehalten iſt, ruft zum neuen Jahr alle Narren herbei, um in ihrem Geleite närriſche Wünſche zu thun:

Wollt' Gott, ich wär' ein kleins Vögelein,
ein kleins Waldvögelein!
gar lieblich wollt' ich mich ſchwingen
der Lieben zum Fenſter ein.

Wollt' Gott, ich wär' ein kleins Hechtelein,
ein kleins Hechtelein!
gar lieblich wollt' ich ihr fiſchen
für ihre[n] Tiſche.

Wollt' Gott, ich wär' ein kleins Kätzelein,
ein kleins Kätzelein!
gar lieblich wollt' ich ihr mauſen
in ihrem Hauſe.

Wollt' Gott, ich wär' ein kleins Pferdelein,
ein artlichs Zelterlein!
gar zartlich wollt' ich ihr traben
zu ihrem lieben Knaben.

Wollt' Gott, ich wär' ein kleins Hundelein,
ein kleins Hundelein!
gar treulich wollt' ich ihr jagen
die Hirſche, Hünlein und Haſen.[482]

Paarweiſe Verwandlungen, auf den See die Ente, wie im ſchwediſch-däniſchen Liede, auf das Roſenſtöckchen die Roſe, ſind aus dem deutſchen Märchenſchatze beigebracht worden[483]; gewünſcht wird wieder in einem Lied aus dem 16ten Jahrhundert:

Und wär' mein Lieb ein Brünnlein kalt
und ſpräng' aus einem Stein,
und wär' ich dann der grüne Wald,
mein Trauren das wär' klein;
grün iſt der Wald,
das Brünnlein das iſt kalt,
mein Lieb iſt wohlgeſtalt.[484]

So haben die Verwandlungen, erſt aus böſem Willen angewünſcht, allmählich wieder zu den freundlichen Wünſchen übergeleitet. Schon in dem Einen Worte der Rechtsformel: „wolfgejagt (vargrekinn)" ergab ſich der Anſtoß, die Bilder der Heimatflucht, eben den Wolf, die Hindin, den Wildvogel, in Handlung zu ſetzen und zu ſtets belebteren Märchendichtungen fortzuführen. Aus den zärtlichen Wünſchen der Liebenden gehen nothwendig mildere und ruhigere Geſtaltungen hervor, als der hungrige Wolf oder das angſtvolle Wild, das von Wölfen und Jagdhunden gehetzt wird. Aber auch in den Stillleben der Liebeswünſche zeigt ſich eine leiſe Bewegung, die der einfachen Gruppe dadurch Reiz verleiht, daß man ſie entſtehen ſieht. Am Baumzweig erglüht der Apfel, am Roſenſtocke blüht das Röschen auf, in die Roſe fällt der Thautropfen, in das Laubdunkel niſtet die Nachtigall, im Waſſerſpiegel taucht das Entchen auf, um das Brünnlein, das friſch aus dem Steine ſpringt, ergrünt ein ſchattiger Wald. Selbſt die Bedrängung wird rege, doch weniger gewaltſam; der Apfel fällt vom Stabe des Hirten, die Nachtigall wird von den Liebhabern ihres Geſanges verſcheucht, die Goldfeder vom Winterwinde weggeblaſen. Bei den Verwandlungen, wie in der Wunſchdichtung überhaupt, dienen die Bilder des Sommers dem guten Wunſche, die des Winters dem böſen. Mit denſelben Farben waren ſchon im Traugmundsliede die Glücks- und die Unglücksſeite abgemarkt, hier der grüne Klee, dort der weiße Schnee, hier die grünen Matten, der tiefe Strom, dort der bereifte Wald und der graue Wolf. Der Liebesgruß wünſcht mit der Fülle des Graſes und der Blumen, des Laubes und der Vogelwonne; die Fluchformeln wollen, daß die Brunnen verſiegen, Gras, Laub und Blumen fallen, daß Sturmwind den Schiffenden oder Reitenden ſchlage. Wieder auf Liebeswerbung angewandt, wird mit dem Blumenwunſche geworben, mit dem Sturmfluche verſchmäht, wie Beides zuſammen in einem ſchottiſchen Wechſelſange zu hören iſt:

O Mägdlein! kannſt du lieben mich
und reichſt mir deine Hand,
die Blumen meines Gartens all
geb' ich dir zum Gewand.

Die weiße Lilie ſei dein Hemd,
ſie ſteht dir recht zur Luſt,
die Schlüſſelblume (?) deck' dein Haupt,
die Roſe deine Bruſt.

Dein Mantel ſoll die wilde Nelk',
dein Rock Kamille ſein,
die ſaubre Schürze ſei Salat,
der lieblich ſchmeckt und fein.

Dein Strümpfchen ſei ein Blatt von Kohl,
das breit und ſchlank zumal,
breit muß es an dem Beine ſein
und an dem Knöchel ſchmal.

Die Handſchuh ſein Mariengold (Ringelblume),
hell glitzernd auf die Hand,
geſprenkelt mit der blauen Blum',
die wächſt im Weizenland.

„Aus Sommerblumen ein Gewand,
mein Junge! ſchuffſt mir du,
ſo ſchneid' ich nun ein andres dir
aus Winterſchauern zu.

Dein Hemd ſei friſchgefallner Schnee,
der ſteht dir recht zur Luſt,
zum Rocke nimm den kalten Wind,
Froſtregen auf die Bruſt.

Das Roſs, darauf du reiten magſt,
ſoll Ungewitter ſein,
wohlaufgezäumt mit Sturm aus Nord
und ſcharfem Hagelſtein.

Der Hut auf deinem Haupte ſei
von Wolken, grau und graus,
und wann du zu Geſicht mir kommſt,
ſo wünſch' ich dich landaus.“[485]

Ein Rückblick auf die gemuſterte Folge von Räthſelliedern, Handwerks- und Sängergrüßen, Weidſprüchen, Kranzliedern, Liedern von unmöglichen Dingen, Lügenliedern, Wunſchliedern, kann es beſtätigen, daß alle dieſe Formen, auch bei verſchiedener Grundbedeutung ihres Inhalts, doch in ihrer gemeinſamen Zubildung zu geſelligen Zwecken mittelſt des phantaſtiſchen Witzes zuſammenhängen und auch im Einzelnen durch beſtändiges Übergreifen der einen Art in die andre genau verbunden ſind. Die manigfachen Formeln der Begrüßung und Wechſelrede ſtehen nicht als bloßes Beiwerk da, ſie haben ſich zu ſelbſtändigen Bildungen entwickelt und machen für ſich eine Liedergattung aus. Iſt auch der ernſtere Urſprung in der unbegrenzten Herrſchaft des Phantaſieſpiels großentheils aufgegangen, ſo war es doch immer ein poetiſches Verdienſt, die Vorkommenheiten und Verhältniſſe des täglichen Lebens in dieſem märchenhaften Lichte ſich bewegen zu laſſen.

Anmerkungen

zu

3. Wett- und Wunſchlieder.

[1] Über das Wort Räthſel und die älteren deutſchen Formen ſ. hauptſächlich Schmeller III, 150 und Mone im Anzeiger 1839, Sp. 322.

[2] Fridþiofs. S. c. II: (Fornald. S. II, 91) „hvat heitir þû, madr? edr hvar varstu î nôtt? edr hvar er kyn þitt?“ (ebendaſelbſt 92. 499). Forn. S. VI, 360: „hvar hôku þer land, edr hvar voru þer î nôtt?“ Saxo V, 76: „quorsum inde cursum direxeris aut ubi te vesper exceperit, quæso.“ Arwidsſon Sv. Forns. II, 148: „Hvar hafver Herr Pilegrim gästat i natt? (vergl. I. 326, 9). Greith, Spicileg. Vatic. 32., aus einem alten Gloſſar: „ubi habuisti mansionem (h)ac nocte compagn“ ꝛc. — In einem lateiniſchen Liede zum Ehrengedächtniß des 1290 verſtorbenen Baiernherzogs Heinrich wird die große Gaſtfreiheit an deſſen Hofe ſo geſchildert:

> Nemo dixit advenis: „quis es aut unde venis.“
> nam fuit ipsa curia quædam communis patria.

(Pez, Thesaur. anecdotor. VI^b, 193.)

[3] Vergl. Legenda aurea c. 2 in der Erzählung vom heiligen Andreas, welche J. Grimm (Altdeutſche Wälder II, 29 f.) zur Erläuterung des deutſchen Pilgerliedes beigebracht hat: „proponatur sibi [peregrino] aliqua quæstio satis gravis, quam si enodare sciverit, admittatur, si autem nescierit, tanquam inscius et indignus episcopi præsentia repellatur.“ Ähnliche Sage vom heiligen Bartholomäus Leg. aur. c. 118, deutſch in Mones Anzeiger 1839, Sp. 319 f. Vergl. noch Motherwell LXXIV, 44.

[4] Hâvam. 8 (Sæm. Edd. 11) 27—32 (ebendaſelbſt 13 f.) 105 (ebendaſelbſt 23), Lodf. m. 23. 25 (ebendaſelbſt 27), Vafþr. 10 (ebendaſelbſt 32) grôce g. 14 (ebendaſelbſt 98).

[5] Hâvam. 58 (Sæm. Edd. 17).

[6] Vidsid als Eigenname (ſ. Götting. gel. Anzeig. 1833, S. 1593) entſpricht ſowohl der natürlichen und gewöhnlichen Wortſtellung, wonach der Satz mit dem Namen der Perſon und darauffolgendem madolâde anhebt (Andr.

u. Et. XLI), als den altnordiſchen: Vegtamr, Gangrádr, Vidforull, wie ſich Örvarodd nennt (Fornald. S. II, 540, auch als Beiname: Eirekr hinn vidforli, ebendaſelbſt III, 519. 661).

[7] Fornm. S. II. 138 ff. V, 171 f. („hann nefndist Gestr.“) An dieſe Erzählungen knüpft ſich die ausführlichere Sage von Nornageſt, Fornald. S. I, 313 ff.

[8] Nach P. E. Müllers Anmerk. zu Saxo V. 88: „Deseruit eum [regem Hunorum] quoque Uggerus vates, vir ætatis incognitæ et supra humanum terminum prolixæ, qui Frothonem transfugæ titulo petens, quicquid ab Hunis parabatur, edocuit.“ (Yggs lid, Odini potus, poësis. Olafſen Om Nord. gamle Digtekonſt, S. 145, vergl. Heliand II, 72.) [S. auch Odyſſ. XVII, 484—87. Grimm, Hausmärchen III, 155. Wolf über die Lais 465, aus Horn V. 82 f.]

[9] Biterolf V. 203—408. Eggen Liet (Laßb. Ausg.) Str. 28 f. St. Oſwald V. 195 ff. Orendel (Augſp. 1512) V. 108 ff. Vergl. noch Morolf V. 1855—60. Wilkina S. c. 229. Ellis I, 245 f. Liederſaal I, 533, V. 511 bis 520. J. Bekker, Altfranzöſiſche Romane S. 46—48. (61: de li paumer Sobrin.)

[10] MS. I, 88^{a}. Vergl. Arwidsſon II, 148.

[11] Vafþrúdnismál, Sæm. Edd. 31. Vegtamsqvida, ebendaſelbſt 93. Alvíssmál, ebendaſelbſt 48. Fiolsvinnsmál, ebendaſelbſt 107; auch der Eingang von Gylfaginning, Sn. Edd. 1 ff.

[12] In abkürzender Überſetzung bei Conybeare 206. Auch hier iſt von Runen die Rede, wie in Vafþr. m. Str. 42 f.

[13] Fornald. Sög. I, 463 ff. 531 ff. — (blindr auch paſſiv occultus, invisibilis, Lex. isl. I, 86, vergl. Walther von der Vogelweide, Lachm. 85: diz bispel ist ze merkenne blint [= Pfeiffer Nr. 172], Simrock II, 178 unten). Vergl. auch Grettis S. c. 75 (Marcuss. p. 146): „Gestur heiti eg.“

[14] Str. 9. 11. 13. 15. 59 (12: at Ymis dyrum? p. 469. Sæm. Edd. 99^{a}: innan dyra. 124, 29: til dómvalds dyra. 130, 76: i herdis dyrum). — Der Frage: hvat er þat undra? entſprechen ähnliche Ausdrücke in deutſchen Räthſeln; Anzeiger 1838, Sp. 377 (Regenbogen): wer rat mir dise wunder? ebendaſelbſt Sp. 375: Ir maister ratent dise wunder! MS. II, 369^{a} (Rumzlant): wie mac daz wunderliche wunder sin genennet? II, 10^{a}, 33 (Wartburgkrieg): swer mir diz vremde wunder saget ꝛc. II, 211, 187^{b} (Reinmar von Zweter): Diz liet ist vol wunders gar ꝛc. merket wunder! 188: dirre wunder ich iu underscheide ꝛc. durch wunder ich daz wunder schrîbe, wand ez ist wunders gar genuoc. II, 240^{b} unten (Marner): Ich spür ein wunder dur diu lant ꝛc. III, 49^{b}, 4. Ein wunder wonet der werlde mit ꝛc.

[15] Vafþr. m. 25 (Sæm. Edd. 34). Sn. Edd. 11.

[16] Aſſimiliert aus Deglingr, Deutſche Mythologie 424 (Fornald. S. I, 469.^{2}) Var. döglings, vergl. Sn. Edd. 192). Die Form -lingr kann hier

nur den Sinn der Diminution, Deutſche Grammatik III, 682 f., nicht den der Abſtammung haben, indem Dellingr Dags Vater iſt.

[17] Der Ausdruck findet ſich auch im Rûnatal, Str. 23 (Sæm. Edd. 30); unter den Beſchwörungsliedern wird hier aufgezählt: „was Thiodhrärir vor Dellings Thür ſang (gôl), Stärke ſang er Aſen, aber Alfen Förderniß, Nachdenken (hyggiu) dem Hreptatyr (Odin); Thiodhrärir, Volkaufſtörer, Wecker (at hræra, movere), iſt ſehr glaublich eine Benennung des mythiſchen Hahns, des Goldenkammigen, der über den Aſen ſingt (gôl) und die Helden weckt (Vsp. 35. Sæm. Edd. 6); der Hahn iſt Rufer vor Tagesanbruch („dvergr“ in Rûnat. 23 iſt Einſchiebſel, es hemmt den Stabreim und ſteht auch in einer Handſchrift nicht).

[18] Godr. h. 37—43. (Sæm. Edd. 236). Atlam. gr. 10—28. (Ebendaſelbſt 252 ff.) Hrôm Greipss. S. c. 9. (Fornald. S. II, 377 ff.), woſelbſt auch der herkömmliche Ausdruck: râda þenna draum (vergl. Fornald. S. I, 181. 209. 213. 372. 420. II, 172. III, 561. Sæm. 254, 23: „râđ þû hvat þat væri.“) Hâlfs S. c. 11 (Fornald. S. II, 40 ff.), hier wiederholt ſich die Formel: hvat kvađ þû, þengill, þann draum vita? wie in Herv. S.: Heidrekr konûngr, hygg þû at gâtu? in Hâlfs S. ebenfalls Hâlfr! dreymdi mik, hygđu at sliku! iſt etwa hyggiu im Rûnat. 23 auch für Traumdeutung zu nehmen?

[19] Vafþr. m. 42 f. (Sæm. Edd. 36), vergl. Sn. Edd. 83.

[20] Vergl. Sagenforſch. I, 6. Auch vom altdeutſchen bispel, Fabel, Gleichniß, wird geſagt (Altdeutſche Wälder III, 233 f.):

daz bispel man ze râten git
noch allen wisen liuten,
die ez kunnen bediuten;
wan aber ich alrêst der rede began,
nu wil ich ez errâten ob ich kan ꝛc.

[21] Vergl. Altdeutſche Wälder II, 19: „die befriedigende Miſchung von Wahrheit und Wunder“ ꝛc. Zufälliges Zuſammentreffen.

[22] Darüber ſ. Sagenforſch. I, 111.

[23] Sagenforſch. I, 30 ff.

[24] Sn. Edd. 124. 185. Vergl. 217^b, 2.

[25] Str. 37. 39. 41. 47 (vergl. Str. 53).

[26] In den gleichfalls ſtabgereimten Antworten des Räthſelliedes werden die Wellen abwechſelnd mythiſch und appellativ bezeichnet, ſie heißen „Ägirs, Gymirs Töchter, mit Ran Eldirs Bräute (vergl. Sagenforſch. I, 167), aber auch bylgiur, bârur, wogegen dann in der j. Edda Bylgia und Bâra unter den Eigennamen der Töchter Ägirs aufgezählt ſind, neben Blôđughadda (Bleikhadda?), die hinwieder an die hadda bleika der Räthſelfrage mahnt (vergl. Fornald. S. I, 470 unten); in der Löſung des Räthſels vom Nebel wird der Wind Fornиots Sohn genannt und der Nebel ſelbſt ſteigt aus Gymirs Betten auf. Obgleich die ſtrophiſchen Auflöſungen nur in einer Handſchrift der

Herv. S. ſtehen (Sagabibl. II, 568. Fornald. S. I, Form. XXVI), ſo tragen doch auch ſie kein neueres Gepräge, als die Aufgaben, die in allen Handſchriften den Fragen folgende ſtabgereimte Formel zeigen. „Gôd er gâta þin, Gestr blindi, getit er þeirrar! läßt eine Auflöſung in gleicher Form, nach dem Beiſpiel der mythiſchen Fragelieder erwarten, und zuweilen ſtellt die Antwort wieder ein anziehendes Bild auf, wodurch ſie, weit entfernt den poetiſchen Eindruck aufzuheben, vielmehr ihn verſtärkt und ergänzt, ſo in dem Räthſel von der Brücke (Strophe 3 f.) und dem ausgehobenen vom Nachtthau.

[27] Vegt. qv. 17 (Sæm. Edd. 95), vergl. Aeg. dr. 34 (ebendaſelbſt 64), Vafþr. m. 48 f. (ebendaſelbſt 37).

[28] Benützt habe ich: „Ein newe Spinstûb oder Râterschbûchlin. Getruckt zû Straßburg bei M. Jacob Cammerlandern von Mentz.“ O. J., 24 Bl. 4° (Stadtbibliothek zu Ulm); eine andre Ausgabe in kl. 8, von der, bei fehlendem Titelblatt, weder Ort noch Jahr erſichtlich war (Herrn Kuppitſch in Wien angehörend). Vergl. Ebert, allg. bibliogr. Lex. Nr. 18975 und Ebd. Beſchreibung der Dresdner Bibliothek S. 191. Anzeiger 1833, Sp. 310. 1835, Sp. 76.

[29] Görres, Volksbücher S. 175 f. Anzeiger 1838, Sp. 382.

[30] Meinert S. 287 [etwas verdorben]. Vergl. Anzeiger 1833, Sp. 311, Altdeutſche Wälder II, 21.

[31] Mone, Anzeiger 1838, Sp. 40: „Volavit volucer sine plumis, sedit in arbore sine foliis, venit homo absque manibus, conscendit illum (sic) sine pedibus, assavit illum sine igne, comedit illum sine ore. nyx (sic) a Titane“ [der Schnee vom Sonnengotte]. (Wollte man urſprüngliche Alliteration: man — mundlos annehmen, ſo würde dieß ein Masculinum Sunne vorausſetzen, was ebenfalls vorkommt, Deutſche Grammatik III, 349 f. Mone im Anzeiger 1833. Sp. 202 f. 1839. Sp. 134. Altnordiſch mund, Hand).

[32] Die lateiniſchen Räthſel ſind meiſt metriſch, hier möchte der römiſche Vers ſchwierig ſein.

[33] Meinert S. 288, Nr. 26. Die Auflöſung S. 296 iſt unrichtig.

[34] Fornald. S. I, 474: Hverr er sâ enn mörkvi? (Nebel). Ebendaſelbſt 480: Hverr er sjâ enn mikli? (Anker). Ebendaſelbſt 468: ôkvikir tveir. Ebendaſelbſt 468: Hveri eru þeir tveir?

[35] Vergl. Pred. Salom. 1, 3—8.

[36] Vergl. im Räthſelbüchlein: „Was geet uber das wasser und netzet sich nicht? Antwort: Die Sunn.“

[37] Conybeare, Illustrat. 209 f. vergl. 206. Wernher vom Niederrhein 30, 20—31, 3. — Aldhelms (Biſchofs der Weſtſachſen, geſtorben 709) Räthſel von der Wolke (Anzeiger 1838, Sp. 34, Nr. 3):

Versicolor fugiens cœlum terramque relinquo,
non tellure locus mihi nec in parte polorum est,
exilium nullus modo tam crudele veretur,
sed madidis mundum faciam frondescere guttis.

[38] (Vergl. Grimm, Hausmärchen II, 285 f. III, 252.)

[39] Straßburger Pergamenthandſchrift A. 94. kl. Fol. Bl. 17 f. [ſ. Volkslieder Nr. 1 und W. Wackernagels altd. Leſebuch. 4te Ausgabe S. 965 f. Pf.]. Die Br. Grimm (Armer Heinrich 146 [vergl. 139]) ſetzen dieſe Handſchrift in die zweite Hälfte des 13ten Jahrhunderts. Ihren Inhalt hat Graff, Diut. I, 314 ff. verzeichnet, vergl. von der Hagens Grundr. 317 ff.

[40] Vergl. Mones Anzeiger 1838, Sp. 260. Altdeutſche Wälder II, 11. ſchwediſch; zu dieſer Art der Sammelfrage gehört im Räthſelliede der Herv. S. nur Str. 51 (Fornald. S. I, 482 f.) — Iſt das Räthſel von den Vögeln, wie es mangelhaft im Traugmundsliede erſcheint, nicht bloßes Einſchiebſel, ſo zählt es doch zu den Fragen, mit denen erſt angeſchlagen und angeſetzt wird.

[41] „die rame“ vergl. Graff IV, 1146. Schmeller III, 82. Ziemann 302^b.

[42] Einzelne Strophen aus dem 16ten Jahrhundert in Mones Anzeiger 1838, Sp. 260; vergl. Altdeutſche Wälder III, 125.

[43] Die Handſchrift hat zweimal trovgmunt und viermal trovgemunt, mit übergeſetztem v, ſie konnte trove- ſetzen, wie ſie berg für berc hat; o mit übergeſchriebenem v ſteht ſonſt auch für uo, ſ. Docens Sendſchreiben S. 21 ff. movz für muoz, grovz für gruoz, govten für guoten u. ſ. w., und eben durch das Überſchreiben iſt mehrfach Verwechslung der beiden Diphthonge verurſacht worden, Deutſche Grammatik I, 358. — Vergl. auch Ziemann 478^b.

[44] **Tragemund**, dromon, Benennung eines Fahrzeugs, kommt im Verlaufe des Gedichts in dieſem Sinne vor und hat wohl auch die fehlerhafte Schreibung des Eigennamens veranlaßt. [Nach W. Wackernagels Gloſſar zum Altdeutſchen Leſebuch S. 295 iſt Tragemunt die richtige Form, mlt. drogamundus, arab. targomân, Dollmetſch. Pf.]

[45] Vergl. wârquëto, wârspello, veridicus, Deutſche Grammatik II, 640. Graff I, 921 (wâr, n. veritas, Graff I, 919). Hat gleich -mund in den damit zuſammengeſetzten Eigennamen, worunter Warmund auch ſonſt vorkommt, vorherrſchend die Bedeutung: Schutz, Beſchützer, ſo iſt doch damit der noch gewöhnliche Sinn des Wortes nicht ausgeſchloſſen, vergl. Deutſche Grammatik II, 511. Graff II, 814.

[46] Traugm. L.: Nu sage mir, meister Trougemunt!
zwei und sübenzig lant die sint dir kunt.
Orend. 113: er was genant Tragemunt,
im waren LXXII küngreich kunt.
St. Oswald 223: do sprach der pilgerin Warmund:
zwai und sibetzg land sind mir wol kund.

Vergl. ebendaſelbſt 198. MS. I, 6^b, 20: zwô unt sibenzec sprâche diu werlt hât. Vergl. noch Morolf 1857 ff.

[47] Vergl. Graff, Althochd. Sprachſch. II, 887: lugimeister, logodædalus.

[48] Weisthümer II, 75 f.: „und seeß er dan hinder eim krœsseldorn, der ime schede gebe.“

[49] Gregor. 2905: Niwan der himel was sîn dach. Vergl. Kinderlied. 93.

[50] Fornald. S. II, 91: ek sè hann hugsar fleira, enn hann talar, ok skygnist vîđa um.

[51] Saxo V, 76. Anrede: „Tu, qui verborum fastu ac phaleratæ vocis ostentatione lascivis, unde huc te aut cur adventasse commemoras?“ Am Schluſſe: „Hæreo altercationis anceps, cum intellectum meum obscura admodum ambage fefelleris.“ Hierauf der Fremde: „Præmium a te peracti certaminis merui, cui sub involucro quædam haud satis intellecta deprompsi.“

[52] Im Räthſelliede der Herv. S. hat nur Str. 15, vom Achat (Fornald. S. I, 470), dieſen Zuſchnitt; vergl. Garin le Lober. II, 101 unten: au froit vin.

[53] J. Grimm, Deutſche Rechtsalterthümer 34 f. 45. 879. Vergl. MS. III, 462, 13: lâ vinstern tac, trit an den tac!

[54] Altdeutſche Wälder III, 138.

[55] MS. II, 69. Vergl. Liederſaal III, 505, 23 f.

[56] Udv. d. Vis. I, 90, Str. 43. An den im Wettlaufe ſiegenden Hugi, Gedanken (Sn. Edd. 55. 60), erinnert ſchon J. Grimm, Altdeutſche Wälder II, 12 f. Vergl. Sagenforſch. I, 74.

[57] Udv. d. Vis. I, 90, Str. 42. Im Traugmundsliede gehört wohl auch der Rabe in die Frage, die Nacht in die Antwort, wie es wirklich in einem Waidſpruche (Altdeutſche Wälder III, 138) der Fall iſt; rabenſchwarz (Nib. 386, 3) iſt gangbares Beiwort, die ſchwarze Nacht ſteht höher, geheimnißvoller. — Heinr. v. Türl. Krone: wîz als ein swan, Lachmann üb. d. Eing. d. Parz. S. 40.

[58] Leg. aur. c. 2. de S. Andrea (vergl. Anmerk. 3): „Proponatur sibi secunda quæstio gravior, in qua melius possimus ejus sapientiam experiri“ ꝛc. „Fiat ei tertia quæstio gravissima et occulta et ad solvendum difficilis et obscura, ut sic ejus sapientia tertio comprobetur et dignus sit ut ad mensam episcopi merito admittatur.“

[59] Der Ausdruck hohe Minne, im Gegenſatz zu der niedern, bezieht ſich im Minneſange theils auf den Stand der geliebten Perſon, theils auch auf die Höhe der Geſinnung in der Liebe; ſtatt vieler Stellen ſ. Winsbekin Str. 32. 33 (MS. I, 376). Docens Misc. II. 203 unten: caritatem magnam, hohe minne.

[60] Dainos S. 173.

[61] Auch Str. 1989:

Dô der herre Hagne der wunden enphant,
do erwagte im ungefuoge daz swert an sîner hant.

[62] Wolfsklag (Jahresbericht der deutſchen Geſellſchaft 1837) V. 28: „Solt ich dann nit in verheitkeit graen? (Schmeller II, 132) V. 88:

„Und muß auch auf daz velt hin auß,
Des winters in den kalten sne.“

Vita Merlini v. 96: Stat sine fronde nemus etc.
v. 105 sqq.: Tu prior has silvas coluisti, te prior ætas
Protulit in canos; nec habes, nec scis, quid in ore
Proicias etc.

Vergl. J. Grimm, Reinhart Fuchs XXXV. XXII unten, f.

[63] Nib. 182, 2: ein liehter schilt von golde ꝛc.
196, 4: dô sach man von in schînen vil manegen hêrlichen rant.
Vergl. Fornald. S. I, 470: skildi skygnara. Rechtsalterthümer 39. 74.

[64] MS. II, 214^{a}, 203. 199, 124. Dietr. Flucht 9715 ff.

[65] Rechtsalterthümer 879 (Bacharacher Blutrecht, 14tes Jahrhundert). Dahin gehört auch ebendaſelbſt 682: „an einen dürren Baum hängen und an keinen grünen“ (Reutters Kriegsordn.), an den nördlichen Baum, ebendaſelbſt 35. 683. St. Oswald 969 f.:

ouch sô wil ich in hâhen balt
hin ûz für den vinstern walt.

(Ebendaſelbſt 2384 entflieht der Hirſch gên einem vinstern walde.)

[66] „Räthel upt jar,“ nach des verſtorbenen K. Halling ſchriftlicher Mittheilung:

T' ſtünn en bohm in weſten
mit twen un föſtig neſten,
jedes neſt har ſäwen jungen,
jedes jungen half ſwart half witt,
nu rade wat de vägelings ſungen!

Matter in den oben angeführten Räthſelbüchern des 15ten Jahrhunderts:

Ein baum hat zwelf eſt
und iglicher aſt hat vier neſt
und in iglichem neſt ſiben jungen
der hat iglicher ſeinen namen beſunder.

(Kupp. CVIII^{a}. Spinnſt. Eij^{a}.)

[67] Parzival 1, 1 ff. 2, 17 und dazu Lachmann, über den Eingang des Parzival, S. 7 f. Vergl. ebendaſelbſt S. 22 f. Vorrede zum Titurel.

[68] Kannte Wolfram bereits eine volksmäßige Überlieferung von dem untreuen Geſellen und der Elſter, ſo würde dieß dafür ſprechen, daß der unstæte geselle (und valsch gesellecl̂icher muot) ſelbſt mit zum bîspel gehöre und darunter dennoch die Verzagtheit im Verhältniß zu Gott verſtanden ſei, wie es die Anlage des Gedichts zu erfordern ſcheint. Bedenken erregt nur, daß hier der unverzagte Muth als männliche Eigenſchaft bezeichnet und ſofort in weiblichen Tugenden ein Seitenſtück aufgeſtellt wird, während das Gottvertrauen eine gemeinſame genannt werden kann.

[69] Finniſche Sprichwörter u. ſ. w. im Morgenblatt 1837. Nr. 252. S. 1012. Auch im deutſchen Räthſelbuch iſt der Specht aufgegeben:

Es ſteht in dem Thau
als ein ſchöne Jungfrau,

iſt weiß als der Schnee
und grün als der Klee,
darzu ſchwarz als der (die) Kohl,
ſeid ihr weis, ihr rathets wohl.

[70] Kaum wird es für bloßen Zufall gelten können, daß zwiſchen dem Traugmundslied und dem ſchon erwähnten Eddaliede von Vaſthrudhnir (Sæm. Edd. 31 ff.) unverkennbare Übereinſtimmung obwaltet, und zwar nicht allein in der gemeinſamen Form des Wettgeſprächs mit dem Wanderer, ſondern auch in der Leitung und Ordnung der Fragebilder. Gangrath, der vielgefahrene Odin, löſt bei ſeiner Ankunft, noch auf dem Eſtrich ſtehend, vier Aufgaben, dieſe betreffen: das Roſs mit leuchtender Mähne (Skinfaxi), das den klaren Tag zieht, das mit bereiſter Mähne (Hrîmfaxi), mit welchem die Nacht fährt, den Strom, der, nie beeiſt, zwiſchen Rieſenſöhnen und Göttern das Land theilt, und das Feld, die Wieſe (vôllr), wo einſt Surtr, der Weltzerſtörer, und die wilden Götter ſich zum Kampfe treffen. Nach Beantwortung dieſer Vorfragen iſt der Gaſt zum Sitze berufen und nun richtet er an den Jötur, der alle neun Welten durchzogen, die Hauptfragen über Anfang und Beſtand, Auflöſung und Erneuung des Alls. Auch hier alſo Tag und Nacht, Strom und Kampfwieſe (vergl. auch Str. 40 f.), heitre und finſtre Geſchicke; der Weltuntergang iſt zwar, in Vergleichung mit der Wiedergeburt, ſehr lückenhaft behandelt, doch wird geſagt, daß der Wolf den Vater der Zeiten verſchlingen werde. Beſonders erſcheinen in der Zuſammenſtellung mit dem Traugmundsliede jene vier einleitenden Fragen des Mythenliedes weniger willkührlich hingeworfen, während andrerſeits die Abſcheidung der Fragen auf dem Eſtrich von denen auf dem Sitze den Bau des Räthſelliedes erläutert. Eine volksmäßige Grundform, auf der auch das letztere ruht, ein Frageſpiel mit Bildern, die unmittelbar der Natur und dem Menſchenleben entnommen waren, iſt im Eddaliede auf entſprechende Gegenſtände aus dem nordiſchen Mythenkreiſe gewandt und ſo in die Götterwelt gehoben, in dieſer Umdichtung aber der Gedankengang dunkler geworden. Das hohe Alter der mythiſchen Vorſtellungen gegenüber den ritterlichen im Räthſelliede ſchließt nicht aus, daß der mythologiſch gelehrten Gaſtprüfung eine viel einfachere vorangeſtanden.

[71a] Liederſ. II, 311 ff.

[71b] V. 12: von liegen (l. ligen) gar unmære.

[72] Vergl. in einem Spruche des Teichners, Liederſaal III, 434, V. 66 ff.:

— — — — unrecht guot
Verleust der man und wirt sein frei,
So bleibt im die kunst bei,
Damit gewinnt er dann sein speis.

[73] V. 46 f.: Gewinnen und verliesen Ain baßhart uf ainem brett; vergl. Grundr. 345: Das dich Hasehart verzer.

[74] V. 56 f.: So kan ich zwain gesellen Ir gewin wol tailen.

Vergl. Nib. 92, 2 f.: mit gemeinem râte die edelen fürsten junc
den schaz in bâten teilen den wætlichen man.
93, 4: daz solt in allez teilen des küenen Sifrides hant.
Hausmärchen III, 172—74.

[75] V. 94 ff.: dar zu kan ich ain groß her
vil wunder wol bringen
zu säglichen dingen.
Vergl. Triſtan 8333 f.:
reden ze sinen dingen
unde in ze mære bringen,
er wære ein zouberære.
Grammatik II, 684 unten, althochdeutſch sagelih.

[76] V. 133 f.: Ob ich in ainem lant verdürb
Das ich im andern niemer ze eren wird.
[? ie mêr êre erwürbe? Pf.]

[77] Roquefort, de l'état de la poésie française etc. p. 290 ff.: Les deux bordeors ribaus, p. 295:
Il n'a el monde, el siècle, riens
que ge ne saiche faire à point.

[78] Diez, Leben und Werke der Troubadours, Zwickau 1829, S. 50 f.

[79] V. 61 ff: Han ich isen unde kol,
Ain gut swert mach ich wol,
Das der kaiser Friderich
Mit eren fůrti sicherlich
In zorn und och in gůte.

[80] Sachſenſp. B. 1, Art. 1.

[81] V. 127 f.: Gieng ich dann iemant über sin geschir
Ez gieng im alles wierr (oder Hausgeräth?)

[82] Godefr. monach. ad ann. 1235: „ibi (Wormaciæ) imperiales nuptiæ debito cum honore celebrantur. Imperator suadet principibus, ne histrionibus dona solito more prodigaliter effundant, judicans maximam dementiam, si quis bona sua mimis vel histrionibus fatue largiatur. (Vergl. Raumer VI, 587. Anmerkung 1. Diez, Leben der Troubadours 397. 613). Wormſer Rathsbeſchluß gegen die Spielleute, Haltaus Gloſſar. u. d. W. Spielleute. (Diez, die Poeſie der Troubadours 257.)

[83] Die Ableitungsform gelernôt (Reim auf nôt), im 13ten Jahrhundert veraltend und nur noch im Volksſtil zuweilen haftend, Grammatik I, 957, kommt obiger Zeitbeziehung zu ſtatten. Die Betheurung V. 35: sam mir der hailig tag! ſtammt auch nicht von geſtern; im Rother, 12tes Jahrhundert, V. 1050: so mir daz heiliche liebt. (Deutſche Mythologie 425, vergl. Sæm. Edd. 194, 3.)

[84] Fornald. S. II, 262. 542: ertu at nökkru idrôttamadr? I, 315: ertu nokkr idrôttamadr? III, 272: ok muntu vera idrôttamadr mikill?

[85] Fornald. S. II, 262 verſichert er: Aldri kann ek einn hlut at gjöra, þann ođrum sè gagn at. (Vergl. II, 542.) In Gaungu Hrôlfs S. c. 14 (ebendaſelbſt III, 272) ſagt der Schwächere ſeine Fertigkeiten her, während der Tüchtigere nichts zu können vorgibt. (Ebendaſelbſt: þjóflig idrôtt, segir konûngr, ok kemr þô opt at gagni.)

[86] Fornald. S. I, 315.

[87] Rûnatals þâttr Odins, Sæm. Edd. 27 ff. Vergl. Udv. d. Vis. I, 308 f. Rûnatals Str. 9 mit Irreg. V. 43, Str. 10 mit V. 58 f., Str. 16 mit V. 56 f., Str. 19 mit V. 94—96, Str. 22 mit V. 76 f., Str. 24. 25 mit V. 84 f. Ferner:

Str. 25: þô sè þèr gôđ ef þû getr,
nŷt ef þû nemr,
þörf ef þû þiggr.
Str. 27: nióti sâ er nam.
Str. 16: nytsamligt at nema.
Lodf. m. 3 ff. (Sæm. Edd. 24):
nióta mundu ef þû nemr.
mit V. 13: doch ist ez guot an der nôt
waz der man gelernôt,
verliurt er waz er ie gewan,
er behebt doch waz er kan.
Dann auch Hâvam. 26 (Sæm. Edd. 14):
Osnotr mađr
er međ aldir kemr
þat er bazt at hann þegi;
engi þat veit
at hann ekki kann,
nema hann mâli til mart.
(Roqueſ. 290: qar bien est raison et droiture,
En toz les lieus que cil se tese
qui rien ne set dire qui plese.)
ebd. 56 (p. 17): madr af manni
verdr at mâli kuđr.
mit V. 5 ff.: Sô lange swîget der man,
Sô waiz nieman waz er kan:
Mit worten sol man kunden sich.

[88] V. 9 f.: Von wunden wirt man küene gar,
Herfart ie müede bar.
Traugm. 8, 6: von maniger starken wunden sint die ritter küene.
10, 5: von maniger starken herverte ist der schilt verblichen.

[89] V. 26 f.: Ainem ieglichen knehte
(kan ich) guot antwurt geben.
Traugm. 2 ff.: Des hestu gefraget einen man,
der dir es in ganzen triuwen (a. von grunde) wol gesagen kan.

4 ff.: und frâgestu mich ützüt mêre,
ich sage dir fürbaz an dîn êre.

Roquef. 292: Tu ne sez à nul bien respondre.

Vergl. Fornm. S. V, 299: leysti hann ok or öllu vel ok vitrliga. Ebendaſelbſt II, 138: fèkk orlausnir. Hàvam. 29 (Sæm. Edd. 14): Frôdr sâ þikkisk er fregna kann ok segia it sama (Rûnatals 7 [ebendaſelbſt 28]: hveiztu hve râda scal? ꝛc. hveiztu hve freista scal?)

[90] V. 141 f.: In ains hübschen knaben wise
Began ich mîne spîse ꝛc.

Traugm. 2, 5 f.: in eins stolzen knappen wise
bejage ich kleider unde spîse.

(V. 143: Mit manger hant ꝛc. Traug. 1, 4: in welre hande wise ꝛc.)

[91] Traugmundslied verhält ſich zum Spruche von Irregang wie Vaſthrudhnismal (ſ. oben Anmerk. 87) zu Runatal.

[92] Grundr. 344 f. Aus Eingang und Schluß der Erzählung Rüdegers von Munir (Munre): von zween Geſellen [= Geſ. Abent. III, 43 f. Pf.]:

Zwene gute knechte Zu samene geswurin,
Das si das lant durchfurin, Hubislichin, sundir rum,
durch manchir hande wistum, Der do lit an den buchin ꝛc.
Irreganc und Girregar Der sult ir alle nemen war,
und behutit uch do vore, Tut ein cruce vor die ture,
Das her uwir gast icht werde; Uch schadit sin geberde
Noch me denn ein dunir. Rudier von Munir
An disen rat uch kerit. Nu hant di wip gelerit,
Das si nicht werdin gute nunnen, Di sus girregangin kunnen
An Irregangis leichin. (Vergl. Irreg. V. 84 f.)
Dri gute knutele eichin ꝛc. Di hulfin den mannen
Disin Irreganc vortribin, So in torste do nicht blibin
Wedir Irreganc noch Girregar; Si wistin das wol vorwar,
Das man si begonde regin Mit ungevugin halsslegin.

(Titurel 576, Hahn: irregengel.) Dieb. Schilling 304 oben: Der tut vil manchen irren Gang. Zeitſchrift für deutſches Alterthum II, 123. (St. Oswalds Leben V. 1225 f.):

hin her fur vil manche kromme
und manchen irren gang.

Iſt Girregar aus girren, garren (kerren, kirre, kar) gebildet, wie: wigen wagen, gigen gagen (MS. I, 62^{b})? Vergl. Schmid 231: „girigang geben, blinde Kuh ſpielen.“ Stalder I, 447: „giringgelen, giriginggelen ꝛc. die blinde Kuh fangen.“ Tobler 221: „gigampfa ꝛc. giragampfa, ſchaukeln, auf einem in der Mitte aufliegenden Brette, Balken u. dergl. ſich wippen.“ Heinrich von Friberg Triſtan V. 5169 f.:

sus gienc er gigen garren
gelich eim rehten narren.

[93] Svend Vonved, Udv. d. Vis. I, 83 ff. W. Grimm, Altdän. Heldenlieder 227. Charakteriſtik des Liedes ebendaſelbſt Vorrede XXVII.

[94] Z. B. Was rufet lauter als ein Kranich? und was iſt weißer als ein Schwan? Der Donner ruft lauter als ein Kranich und die Engel ſind weißer als ein Schwan. Was iſt ſchwärzer als eine Schleh'? und was iſt raſcher als ein Reh? Die Sünd' iſt ſchwärzer als eine Schleh' und der Sinn iſt raſcher als ein Reh.

[95] Sv. Folkvis. II, 138 ff.

[96] Udv. d. Vis. I, 380.

[97] Ein Druck von 1800 hat den Titel: Swan (Sven) Swane wit (W. Grimm a. a. O. 527); in den Sv. Folkv.: Sven Svanehvit (Schwanweiß).

[98] Str. 61: „Binde I mig denne galne Svend." 67: „Han var i Huen ſaa meget gram." — Wer vom Berſerksgange befallen war, ſchonte der nächſten Angehörigen nicht, vergl. Fornald. S. II, 484.

[99] Was man etwa aus Str. 45. 47 ſchließen möchte. — Schwediſch hat ſich der Theil des Liedes, welcher die Räthſel betrifft, allein und abgeſondert erhalten.

[100] Str. 35: „Og han red frem ad Bjerge og Dale, ingen Mand kunde han komme til Tale." Str. 36: „Du give mig nogle viſſe Svar!" Str. 45: „Nu haver Du raadt mig viſe (viſſe) Svar, Alt det ſom jng gav Dig fore.

[101] Ähnlichkeit in der Anlage hat mit dem altdäniſchen Liede die italiſche Sage: il cavaliere Senso (Julius Moſen, Das Lied vom Ritter Wahn, Leipzig 1831, S. 125 ff., vergl. Hausmärchen III, 147 unten), der es auch nicht an volksmaßigen Zügen fehlt, aber die Idee dieſer Dichtung iſt eine andre, verwandt dem Suchen nach Odáinsakr.

[102] Friſius, Ceremoniel der Handwerker, Leipzig 1708 ff. Wunderhorn II, 70 ff.: „Der Schmiedegeſellen Gruß." (flieg. Bl.)

[103] Räthſelartiges in den Fragen beim Geſellenſchleifen ſ. oben.

[104] Friſius S. 902 f., Ceremoniel der Weißbecker (Leg. aur. c. 2: peregrinus venit ad ostium, crebris ictibus pulsans.)

[105] Friſius S. 622, Ceremoniel der Büchſenmacher.

[106] Ebendaſelbſt S. 621: „Wo kommt mein guter Geſell her, daß er ſo ſchön gebutzt iſt in ſeinem krauſen Haar, als wie ein Igel. Zwar in ſeinem ſchönen Angeſicht, als wenn er alle Tage was neues erdicht., in ſeinem ſchönen Barth, recht auf die Spaniſche Art, in ſeinem ſchönen Kragen, gleich wie es die Junckern gerne tragen, in ſeinem ſchönen Elends-Goller, mit Barmhertzigkeit gefüttert u. ſ. w., in ſeinen ſchönen Strümpfen und Schuhen, aber (oben) durchſtochen und unten durchbrochen" u. ſ. w. Wunderhorn II, 70: „Mein Schmidt, wo ſtreichſt du her? daß deine Schuhe ſo ſtaubig, dein Haar ſo krauſig, dein Bart auf beiden Backen herausfährt wie ein zweiſchneidig Schlachtſchwert" u. ſ. w. Vergl. die ſchmeichelhaften Begrüßungen in Harb. l. 1 f. 6. (Sæm. Edd. 75.) Fiölsv. m. 2 f. (ebendaſelbſt 107).

[107] Friſius S. 623 ff., Ceremoniel der Büchſenmacher: „Wo kommt mein

guter Geſell weiter her? — Jch lauff wohl durch den grünen Wald, lauff ich ſehr, ſo komm ich bald, wär ich darüber geflogen, ſo hätt(e) ich meine Corduaniſchen Schuh nicht erzogen (verdorben, Schmeller IV, 246. Roquefort de l'état ꝛc. p. 290: Voiz quex sollers de cordoan). — Wo laufſt mein guter Geſell weiter her? — Jch lauffe über Diſteln und Dorn, ich zerreiß meine Kleider und thut mir Zorn u. ſ. w. — Wo laufſt mein guter Geſell weiter her? — Jch lauffe daher aus Öſterreich, da machte ich ſieben Meiſter reich: der Erſte iſt geſtorben, der Andere iſt verdorben, der Dritte liegt im Hoſpital, der Vierdte hat nichts überall, der Fünffte muſt alles verkauffen, der Sechſte muſte zum Thore hinaus lauffen. — Mein guter Geſelle, haſtu nicht vernommen, wo der Siebende iſt hingekommen? — Er iſt zu Wien die Donau hinunter geſchwummen (a. „ich hab mir laſſen ſagen vor wenig Tagen, er lieg vor Venedig im Kraut-Garten, thut auf die andern warten,“ Ceremoniel der Tiſcher, S. 104 f.) u. ſ. w. — Wo laufſt mein guter Geſelle weiter her? — Jch lauffe daher durch den Thüringer Wald, da ſungen die Vöglein jung und alt, ich legt mich unter einen Baum und ſchlieff“ u. ſ. w. Damit vergleiche man das Zwiegeſpräch bei Saxo V, 76, als ſchon aus der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts. — Friſius S. 439 f. Gruß der Weißgerber: „Gott ehre das Handwerck. — Huy! Weißgerber. — Huy! Weißgerber. — Biſtu ein Weißgerber? — Jch verſehe michs. — Willkommen. — Großen Dank, Meiſter und Geſellen laſſen dich grüßen von wegen des Handwercks. — Jch ſage Danck von wegen Meiſter und Geſellen, wo kömmſt du her in dem ſtaubichten Wetter? — Jmmer aus dem Lande, das nicht mein iſt, und wieder in eines, das auch nicht mein iſt. Wenn ich einmahl in eines komme, das mein iſt, da will ich darinnen bleiben; kommeſt du oder ein anderer rechtſchaffener Weißgerber zu mir, will ich dir auch eine Stadt, Schloß oder Dorff da verehren, obgleich kein Haus mehr darinnen iſt, kein Ziegel noch Schindel auf dem Tache mehr iſt. — Jch möchte gerne einen ſo reichen Weißgerber ſehen, der ein eigenes Land, Stadt oder Dorf hätte. — Jch lauffe alle weile darnach, wenn unſer einmahl ein paar tauſend zuſammen kommen, und du biſt dabey, ſo wollen wir eins einnehmen; biſt du aber nicht dabey, ſo ſoll deiner am beſten gedacht werden. — Jch bin gern dabey, wo es luſtig zugehet“ u. ſ. w.

108 Friſius S. 771, Ceremoniel der Seiler: „So habe ich meinen Jungen-Nahmen verſchenkt und meinen Geſellen-Nahmen an mich genommen in der hoch- und weit berühmten Fürſtlichen Stadt N. N. und ſind darbey geweſen vier gute ehrliche Geſellen, als nehmlich mit Namen N. N. Haben ſie meinetwegen etwas zum Beſten gehabt, ſo geſegnes ihn Gott ins Herz hinein, daß es pufft, daß es kracht, daß ihnen das Hertz im Leibe lacht, ſo meint der Bauer es donnert und die Bäurin es blitzt.“ Vergl. ebendaſelbſt S. 769 f.

109 a Die Bräuche des Geſellenmachens hat J. Grimm in den Altdeutſchen Wäldern I, 88 ff. nach Friſius mitgetheilt und dabei überhaupt auf die Poeſie des Geſellenlebens aufmerkſam gemacht. — Jm Schmiedgeſellengruß, Wunderh. II, 73: „Es iſt dabey geweſen Gotthelf Springinsfeld, Andreas Silber-

nagel, Gottlob Triſteiſen, mit dieſen dreien kan ichs bezeugen und beweiſen, und iſt es dir nicht genug, ſo bin ich Ferdinand Silbernagel der vierte." Vergl. Altdeutſche Wälder I, 104.

109b Friſius S. 148 (vergl. ebendaſelbſt 143) Ceremoniel der Beutler.

110 Waidſprüche und Jägerſchreie, von J. Grimm geſammelt, aus einer Handſchrift vom Jahr 1589 und aus gedruckten Jagdbüchern des vorigen Jahrhunderts, in den Altdeutſchen Wäldern III, 97 ff. [Von Reinh. Köhler im Weimar. Jahrbuch III, 329 ff. Pf.] Obige Bezeichnung der Waidſprüche Altdeutſche Wälder S. 144 aus Döbels Jägerpractica, Leipzig 1746.

111 Es ſind in den Altdeutſchen Wäldern die Nummern: 31. 191 (vergl. 170. 47) 163. 66. 62. 25. 65. 162. 61. 169. 60 (vergl. 20. 167. 203) 22. — Der edle Hirſch wird wie Odin vom Wolfe verſchlungen, erſt trägt ihn die liebſte Mutter, dann der gierige Wolf. — Schilderung des morgenfriſchen Hirſches, Sæm. Edd. 166, 25:

— sá dýr-kálfr
dœggo slúnginn,
er œðri ferr
œllom dýrom,
ok horn glóa
við himin sjálfan.

vergl. Weidſpr. Nr. 156:

da fleucht der edel Hirſch durch den Thau.

Nr. 51: der edle Hirſch iſt das ſtölzſte (Thier).

Nr. 44: er tritt her mit ſeiner edlen Kron, mit ſeiner edeln Bruſt.

Nr. 16: Lieber Waidmann, ſag mir an:
wann hat der edle Hirſch ſein Himmelzeichen gethan?
Wann er heut vom Feld gen Holz iſt gangen,
hat der edle Hirſch mit ſeiner langen Stangen
herabgeſchlagen die Zehr und Äſte u. ſ. w.
iſt mir anders eben,
ſo hat er das Himmelszeichen daran geben.

(S. auch Fornald. S. I, 181. 205.)

112 Schepergruß, nach des verſtorbenen K. Halling ſchriftlicher Mittheilung: „Goden dag, broder. — Schön dank, broder. — Broder, wat maken dine dinger? — Hoch in lüften, tief in klüften, hinten über berg und thal, da gehn die dinger allzumahl. — Heſtu dat eeſchen kortens ſeehn? — Wat wol't nich ſeehn hebben? — Nam he di ok enen? — Meinſt dat he mi enen bröcht? — Sprung he di ok öwern graben? — Meinſt dat ik em einen ſteg överlegte? — Schickt'ſt du em dinen koter nich nah? — Meinſt dat ik em kyrie eleiſon nahſung? — Broder, kennſtu wol den Feldſpruch? — Hochgelobter feldgeſelle, vielgeliebter tütinshorn! — Goden dag, broder. — Schön dank, broder." — Über verſteckte Thiernamen ſ. J. Grimm, Reinh. LV. CCVII. 446. Deutſche Mythologie 385. (— Iſt dat eeschen Diminutiv von Aas oder kann man den

„ûlf und ask-limom“ Sæm. Edd. 184^{b}, 22., vergl. Deutſche Mythologie 651. 702 unten, hieher beziehen?) In den Grasliedlin, Nr. 20, ſteht der Anfang eines Schäfergrußes:

„Wann wölln, wann wölln wir auf deu berg gan,
mein außerwelter schåfer,
du liebster brúder mein?“

Vergl. auch den Wechſelgeſang der Hirten bei Meinert 291, dazu die Bemerkung S. 462: „auf freiem Felde — im Strahle der zu Golde gehenden Sonne, im Angeſichte dieſer Burgen, deren ſtolze Pracht der herzliche Geſang der Hirten überlebt hat.“

[113] Heidelberger Handſchrift 680, Bl. 42^{a}: „ein empfahung im kupfer don,“ ebendaſelbſt „grues im gulden tzwinger.“

[114] Lachm. Ausg. S. 85 (vgl. S. 196, MS. I, 227^{a}) [= Pfeiffer Nr. 172]:

(diz bîspel ist ze merkenne blint)
swaz nû dâ von geschehe, meister, daz vint.

(Vergl. I, 6, 13.)

[115] MS. I, 110^{b}. Unter Wernher von Tiuſen:

daz ander sage ich vür ein spel, nu merkent, alle meister, waz daz sî.

Meiſter Rumzlant, MS. II, 369, 1:

— rehte râten ruoch, nâch meisterlichem orden.

MS. III, 48^{a}, 3 f. Singof und Rumelant:

Swer ein durchgründic meister sî,
der neme ouch spæher meister drî
ze helfe ûf diz gediute ꝛc.
Singûf vier meister hât bekürt,
er hât in sînen sanc beschürt,
ze râten in den sande ꝛc.

MS. II, 9, 30, Klingſor zu Wolfram von Eſchenbach:

Jâ, meister, lœse uns baz den haft.

10, 35: nu merke, wiser meister, waz ich singe.

III, 181, 76: nu merke, meister, waz d[is]iu zierde diute.

Anzeiger 1838, Sp. 375:

ja west ich gern wer mich des künd bescheiden,
ich welt den maister geren suoche ꝛc.
Ir maister, ratent dise wunder.

Ebendaſelbſt 378, 307: rat, maister hochgeboren. 379 oben: und rat, maister. Ebendaſelbſt 381, 309: rat, guet meister. (Vergl. Traugm. Lied: nu sage mir, meister Trougemunt.)

[116] MS. III, 327^{b}: (Singenberg) unse[s] sanges meister. II, 246, 18 (Marner): sanges meister lebent noch. III, 345^{a}, 6 (Regenbogen): der sanges ie ein meister was. III, 346^{b}, 2. (Ebendaſelbſt): ie doch wil ich gesanges meister sîn. III, 350^{a}, 1 (in einem Tone Regenbogens): Ich lob ein meistersinger schon ꝛc. 3: Ich lob ein singer ꝛc.

meister ꝛc., vergl. II. 356^a, 5: meister. III. 65^a, 2 f.: meistersinger, meister, singer.

[117] Vergl. Regenbogens Lied, MS. III, 347, 4–6.

[118] MS. II. 395^a, 4, Poppe:

> Hier umb wil ich vrâgen [reine] wise liute,
> wie ich die gotes tougen der werlte gar betiute ꝛc.

(Vergl. II, 11. 45.) Räthſel und Räthſelartiges bei Liederdichtern des 13ten Jahrhunderts: Walther von der Vogelweide. MS. I, 227^a, 250^b, 2 (vergl. I, 217^a, 1. I. 250^a, 1. 256^a, 16. II, 47^b, 2. Titurel, Lachmann S. 401, Str. 64. MS. II, 253^a, oben). Wernher von Tiuſen I, 110^b, V. Reinmar von Zweter II. 206^a, 160. 211^a, 187^a bis 188. 217^b, 224. 219^b, 236. 221^a, 244. Tanhuſer II, 97^b, XVI. (vergl. IV, 429^a oben). Hardegger II, 136^b, 12 (Fahrt zum Tode). Marner II, 240^b, XI. 250, 15. 252^a, 22. Meiſter Rumzlant II. 369^a, 1 (Spott auf Marner). Künik Tirol I, 5^a bis 7^a oben. Poppe II, 380^a, 11 f. (384^b 1 bis 385^a, 4. Beziehung auf Künik Tirols Buch). Wartburgkrieg, MS. II, 9, 26–11, 46. 19, 89–91. III, 176, 36–177, 47. 181, 76 f. 84–182, 88. Singof und Rumelant III. 49^a, 3^b, 2 (III, 65, 2 f.). Frauenlob und Regenbogen II, 345^b ff. III, 347^b ff. 7 bis 12. 375. 1–3. Aretins Beiträge IX, 1140, 18. Vergl. Mone, Anzeiger 1838, Sp. 372 unten bis 382, woſelbſt auch ſpätere Räthſel des Meiſtergeſangs ganz oder auszugsweiſe mitgetheilt ſind.

[119] Vafþr. m. 20. (Sæm. Edd. 33):

> Segþu þat it eina,
> ef þitt œdi dugir
> oc þú, Vafþrúđnir, vitir:
> hvađan jörđ um-com
> eđr upp-himin
> fyrst? inn fróđi jotunn?

28. (Sæm. Edd. 34):

> Segþu þat it (fimmta,
> allz þic fróđan qveđa
> oc þú, Vafþrúđnir, vitir:)
> hver Asa ellztr
> eđr Ymis niđia
> yrđi í árdaga?

Voluspá 3. (Sæm. Edd. 1):

> Ar var alda,
> þá Ymir bygđi,
> var-a sandr nè sær,
> nè svalar unnir,
> jörđ fanz æva,
> nè upphimin,
> gap var ginnúnga
> en gras hvergi. (Vergl. Str. 5.)

Weſſobrunner Gebet, 9tes Jahrhundert (Wackernagel I, 67):

Dat gafregin ih mit firahim
firiuuizzo meista,
dat ero ni uuas
noh ûfhimil,
noh paum nohheinig
noh pereg ni uuas;
ni
noh sunna ni scein,
noh mâno ni liuhta
noh der mâreo sêo.
dô dâr niuuiht ni uuas
enteô ni uuenteô,
enti dô uuas der eino
almahtico cot,
manno miltisto;
enti dâr uuârun auh manakê
mit inan cootlihhê geistâ.

Heidelberger Handſchrift 680, Bl. 52^a:

Ratt, guet maister, wo got were,
ee himel oder haiden,
oder kain paum entspros?
Das wer mir fremde mere,
kunt ir mich des beschaiden,
das ist ein wunder gros;
E himel haid oder je kains menschen pilde,
der sin ist manchem tumen laien wilde,
hab dank der mirs auf schlos.

Vgl. Heidelberger Handſchrift 680, Bl. 38^b; Mone, im Anzeiger 1838, Sp. 380 f.

120 Im Wartburgkriege ſind die eigentlichen Räthſel, MS. II, 3^a ff., geiſtlich und gelehrt; wenn aber im Wettſtreit über den Vorzug der Fürſten Oſterdingen von dem Helden aus Öſterreich ſingt, ebendaſelbſt 5^a:

alle vürsten sint gegen im ein nebel,
wan er ist dem sunnen gelich;

und Walther entgegnet (ebendaſelbſt 8):

Jâ muoz der tac mê prises hân
dan sunne, sterne oder mâne ꝛc.
der Düringe herre kan uns tagen;
sô gêt im nâch ein sunnen schin, der edel ûz Österrich.
der tac die werlt, wilde unde zam ervröuwet u. ſ. w.,

ſo erinnert dieſe Steigerung an die Volksräthſel, worin über die Weiße des Schnees die der Sonne und des Tages geſtellt wird; im Parzival 173 (S. 89 f.) werden Tag und Sonne ausgeglichen:

man und wîp diu sint al ein;
als diu sunn diu hiute schein,
und ouch der name der heizet tac,
der enwederz sich gescheiden mac: ꝛc.
si blüent ûz eime kerne gar ꝛc.

und von Gott wird geſagt 119 (S. 66):

er ist noch lichter denne der tac.

Vergl. noch Teichner im Liederſ. II, 34, V. 48—53.

121 Muſ. f. altd. Litt. II, 186, aus der Colmarer Handſchrift (MS. III, 344^{b}):

Gott dank uch, meister, habent mich enpfangen schon ꝛc.
ja heißt ir mich gotwilkum sin ꝛc.
Ich kam uß fromdem lande her in kurzen tagen ꝛc.
wol her an mich, ich bin ein gast, wer hie den pris behalte ꝛc.
Kent ir mich gern, ich bins geheißen Regenbogen,
der ie gesangs ein meister was, nach dem tun ich mich nennen.
Umb singens willen heng ich uß ein rosenkranz ꝛc.

122 Frauenlob dem Regenbogen. MS. II, 345, 6 f. III, 375, 1—3, vergl. Aretins Beiträge IX, 1140, 18. Dieſer Jenem III, 347^{b} ff. 7—12. (Mühle).

123 MS. III, 49^{a}—^{b}, 2 (III, 65, 2 f.). Dabei iſt ausdrücklich von sanc und liet die Rede, 49^{b}, 1; auch Reinmar von Zweter nennt eines ſeiner Räthſel diz liet: MS. II, 211^{a}, 187^{b}.

124 Namen von Schmieden, wohl auch aus der Zunfttaufe hervorgegangen, vom Jahr 1434, bei Schmeller II, 690: Springindſchmitten, Bſchlagngaul, Sprengseiſen. — Ein dritter Name im Schmiedgeſellengruße (Wunderhorn II, 73): Springinsfeld, kommt mit ähnlichen auch im Ceremoniel der Böttiche vor (Altdeutſche Wälder I, 104): „Sage mirs nun, wie wilſtu mit deinem Schleiff-Nahmen heißen? 1. Hanß ſpring ins Feld, oder 2. Hanß ſauff aus, oder 3. Hanß friß umſonſt, oder 4. Hanß ſelten fröhlich, oder 5. Urban mache Leim warm, oder 6. Baltin Stemshorn, oder was ſonſt der Nahmen ſein. Nun du ſolt bei deinem Tauff-Nahmen bleiben.“ In einem Abſagebrief aus St. Veit in Kärnthen von 1460: Jorg spring in sattl, Konz spring in schne, Hainz spring in zewg, Oettel issumbsonst, (Trinchsaus); unter öſterreichiſchen Namen des 15ten und 16ten Jahrhunderts: Silbernagel. Anzeiger 1834, Sp. 84 f.

125 Singof (niederdeutſch = Singauf), imperativiſch (Deutſche Grammatik II, 961); nach von der Hagen (MS. IV, 912), vor 1287; Meiſter Rumelant, mit dem er Räthſelkampf erhoben (MS. III, 49^{a}, 3—^{b} 2), ſtellt ihm, nach ſeiner Aufforderung, ſpottweiſe vier Meiſter entgegen: „Sing uf, Sing abe, Sing hin, Sing her, vier guote meister singer“ ꝛc. (MS. III, 65^{a} 2, von der Hagen ebendaſelbſt IV, 682 f.) — Regenbogen, wie ſchon jener ältere Sangesmeiſter hieß, iſt Imperativform: Reg' den Bogen! ein Spielmannsname (vergl. Alexand. 1810: „nu reget das swert!“ Regen-

bogen, als Nominativ, reimt mit gezogen, ungelogen, ufgezogen, Muſ. II, 186. 190.; wäre der Himmelsbogen gemeint, ſo müßte der Nominativ Regenboge lauten. Iſt Regenbogen etwa der Geiger auf dem Bilde bei Frauenlob in der Pariſer Handſchrift der MS.?) Solche Namenbildungen mit verſchliffenem Artikel kommen ſeit der Mitte des 13ten Jahrhunderts häufig vor, Helmbr. 1188: Schlickenwider (Schluck' den Widder), Müschenkelch (Zerknick' den Kelch! ſ. Schmeller II, 642), Renner 1714: Fleckenkelch (Zerſtück' den Kelch! Herb. 7584), 1718: Lerenstal (Leer' den Stall!), Vullensak (Füll' den Sack!) u. ſ. f. ſämmtlich Diebs- und Räubernamen. — Suchenſinn (Such' den Sinn, den Kunſtverſtand! [Triſtan 36: kunst unde sin. Jw. 1096; kunst, MS. III, 65^{a}, 3]; erſcheint mit ſeinen Geſellen in einer Rechnung von 1392 (Hoffmann im Anzeiger 1832, Sp. 213. Altdeutſche Blätter II, 73); Lieder von ihm in Fichards Frankfurt. Archiv III, 223, vergl. Liederbuch der Hätzlerin S. 92 f. Einleitung XVI. Gleichmäßig gebildet iſt, in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts, der Name des öſterreichiſchen Dichters Suchenwirt (Such' den Wirth), einen wandernden, gaſtfreie Aufnahme ſuchenden Sänger bezeichnend (vergl. Suchenwirts Werke XLV, 108 f.), wie denn ein Meiſter des 13ten Jahrhunderts einfach Gaſt benannt iſt (MS. II, 260); anderwärts finden ſich die Namen Suchentrunk, Suchenſteig, Schinttenwirt, Anzeiger 1834, Sp. 84. Auch Rümelant, Rumzlant bedeutet Einen, der das Land räumen, die Heimat verlaſſen ſoll, wieder ein Wandername, den zwei verſchiedene Sänger des 13ten Jahrhunderts, ein ſächſiſcher und ein ſchwäbiſcher, tragen (MS. IV, 671); im Renner, V. 1734, ſteht: Raume daz lant (Leere, plündre das Land! hier mehr im eigentlichen Sinne des Wortes raumen, Schmeller III, 84) als Räubername, zugleich mit Landesmort und Abrust (Schendeslant, Anzeiger 1834, Sp. 13). — Über die Imperativnamen: J. Grimm, Deutſche Grammatik II, 961 f. 1020 (vellewalt, S. 961, als Rieſenname, in der Form Fellnwald, Fall' den Wald! im Anzeiger 1834, Sp. 84, ebendaſelbſt Fellnaſt; Stawdenrauch, ebendaſelbſt, inhibe fumum! mahnt an Staudenfuoß, im alten Drucke des Roſengartenliedes, Wilk. Saga, Cap. 35. Studfus, als Name eines Räubers); zur Recenſion der Deutſchen Grammatik S. 40 ff. Anzeiger 1834, Sp. 13 unten, ſ. 83—88 (ſind die Namen aus kärnthiſchen Abſagebriefen, nach Schottkys Vorzeit und Gegenwart, Poſen 1823, nicht eine für dergleichen Fälle gebräuchliche Verlarvung?); 1836, Sp. 388 (Schmeller III, 371 oben). Man hat ſich dieſe Namenbildung durch den Imperativ ſo zu erklären, daß der Empfänger des Namens damit angeredet wird, es ergeht an ihn ein Aufruf, eine kurze, muntre Weiſung, bezüglich auf ſeine Stellung im Leben; beſonders bei der Entlaſſung eines Lehrlings, beim Eintritt in einen Stand, in eine Genoſſenſchaft, war ein ſolcher Denkſpruch eine Mitgabe, die an der Perſon haften blieb. Dem jungen Sänger oder Spielmann wurde zugerufen: Sing auf! Such' den Sinn! Reg' den Bogen! oder, weil er wandern muſte: Räum' das Land! Such' den Wirth! Dem angehenden Schmiedgeſellen: Triff's Eiſen!

Spreng's Eiſen! warum nicht auch dem Neuling unter den Raubgenoſſen Derartiges: Steig' auf! Zuck' das Schwert! Stich den Wirth! Zerr' das Schloß! Leer' den Schrein! Schling' das Gäu! (Renner 1727: steiguf, 1740 f.: zuckezswert, stichenwirt, 1717: zerrezsloz, 1737: lerenschrein. Helmbr. 1239: Slintsgew). Auch unperſönliche Dinge ſind, ſofern dieſe Namenform auf ſie angewendet wird, perſönlich aufgefaßt.

[126] Bertholds Predigten, herausgegeben von Kling, Berlin 1824, S. 55 [= Pfeiffers Ausgabe, Wien 1862, S. 155 f. Pf.]: „Daz sint die gumpelliute, giger und tambûrer, swie die geheizen sint, alle die guot für êre nement“ ꝛc. S. 56: „Owê, daz ie dehein touf ûf dich quam! wie dû des toufes unde des kristentuomes verloukent hâst!“ ꝛc. „Wan dû bist uns aptrünnic worden mit schalkeit unde mit leckerîe unde dâ von solt dû ze dînen genôzen den aptrünnigen tiuveln.“ „Wan dû heizest nâch den tiuveln unde bist halt nâch in genennet. Du heizest Lasterbalc; sô heizet dîn geselle Schandolf; sô heizet der Hagedorn [Hagen?]; sô heizet der Hellefiwer; sô heizet der Hagelstein. Alsô hâstû manigen lasterbæren namen, als dîn gesellen die tiuvele, die aptrünnic sint.“ Laſterbalg auch unter den Räubernamen im Renner, V. 1721, Schandolf noch einmal bei Berthold, S. 401 [= Pf. S. 115, 14], in obiger Stelle gehen dieſe zwei Namen wohl nur vom eifernden Prediger aus. (Hagendorn, Anzeiger 1834, Sp. 84.)

[127] MS. III, 33 ff. 65, 3. IV, 710. Sein Lied vom grußmilden Wirthe (III, 33^{b}, 2: — „der wirt niht swigen, alsô ein stum“ ꝛc.) gleicht einem der angeführten Sprüche in Havamal (Str. 105, Sæm. Edd. 23 — „vid gesti reifr ꝛc. minnigr oc máligr“ ꝛc.)

[128] Gudr. Str. 406. (Wackernagel I, 527):

min herre tegelîche hât in dem hove sîn
zwelve, die ze prîse für mich singent verre:
swie süeze si ir wîse, doch singet aller beste mîn herre.

[129] MS. II, 2, 1: „der teilte uns ie sîn guot unt wir im gotes lôn“. 8, 23: „mit vröuden ströuwet er uns sîn guot, Herman ûz Düringe lant.“ ebd. 24: „Heinrich von Ofterdingen klaget daz man im lege in Düringe lant ungelîche würfel vür.“ Ebd. 25: „Wir meister wolten sinen tôt“ ꝛc.

[130] MS. III, 696:

Zwelf meistersinger mohten niht volsingen
die tugent, die man in eine siht volbringen.

(Vergl. IV, 716 f.)

[131] Muſ. II, 186, 2. (MS. III, 345^{a}.):

Vernement mine rede hie gemeine:
umb singens willen wolt ich ziehen an den Rîn,
mir wart geseit, wie hie die besten senger sin,
und ist daz wâr, daz lât an mir hie werden schin ꝛc.

(Vergl. MS. II, 334, 22: „bi Rîne die singer.“)

132 Außzug der Tabulaturen bei Wagenſeil, Buch von der Meiſter-Singer holdſel. Kunſt u. ſ. w. S. 547: „Man hat ehemals im Brauch gehabt einen ſolchen Novitium mit Waſſer zu begießen u. ſ. w. Nachdem aber dieſe Ceremonie die Form der Tauf gehabt, deren Nahmen ſie auch geführet, alſo wird an den mehrern Orthen ſolche jetzo billich unterlaſſen.“ Haßlein, Abhandl. von den Meiſterſängern, Bragur III, 94: „Vom Tauffen. Ein Sänger, der auf öffentlicher Schule begabt worden, und ſonſt ein tüchtiger Kunſtgenoß iſt, wird getauft. Dieſes geſchiehet in Gegenwart der drei Merker, und iſt eine feierliche Einweihung zur Kunſt. Dem von ihnen welchen er ſich zum Täuffer erwählt, muß er, wie den übrigen beeden, als ſeinen Pathen angeloben, über die Kunſt treulich zu halten.“ Die Stufe der Kunſtgenoſſenſchaft, zu der man durch dieſe Taufhandlung gelangte, entſprach dem Geſellenſtande der Handwerkzünfte. Bei dieſen finden wir die Geſellentaufe durch das Beſchütten des Täuflings mit Bier oder das Löſchen des Feuerſchreienden mit kaltem Waſſer zur Poſſe herabgezogen. Man ſcheute ſich die religiöſe Feierlichkeit im Ernſte fortzuführen, und verwandelte ſie in einen Scherz, in dem ihre urſprüngliche Bedeutung untergieng. Das Gildeweſen des Mittelalters, dem die Singſchule wie das Handwerk angehört, iſt aus geiſtlicher Verbrüderung hervorgegangen (Wilda, Gildenweſ. **344**) und konnte ſich darum auch Gebräuche der geiſtlichen Orden auf ſeine Weiſe aneignen. Nun galt aber der Eintritt in einen Mönchsorden, die Übernahme des Ordensgelübdes, für eine zu völliger Wiedergeburt verpflichtende zweite Taufe (Raumer, Hohenſt. VI, 347. nach Neanders Bernh. v. Clairv. 42) und der neue Bruder erhielt einen beſondern Kloſternamen.

133 Wagenſeil, S. 533: „Wann dann nun derſelbe Thon bewehrt und gut geſprochen wird“ u. ſ. w., alsdann ſoll der Tichter ſeinem Thon, zum Unterſchied anderer, einen ehrlichen, und nicht verächtlichen Nahmen geben, und zween Gevattern dazu bitten“ u. ſ. w. Der Meiſter gab auch gerne dadurch dem neuen Ton eine Weihe, daß er das erſte Lied in demſelben zum Preiſe Gottes ſang (ſ. v. d. Hagen, MS. IV, 736^{b}.) Hellevíur MS. III, 33, 1:

In diser wîse daz êrste liet
sing' ich dem hœsten herren, der uns von den grôzen sorgen schiet,
die man ze der helle vindet, wan er leit durch uns den tot ꝛc.

Rumelant ebd. 65, 1:

daz êrste lob in diser wîse erklinge
dem herren, der ie was und ist,
und immer blîbet, Jêsus Krist ꝛc.

Vrouwenlop ebd. 376^{b} 1 f.:

Gegrüezet sî dîn veterlich persône,
gegrüezet sî der sun in disem dône,
gegrüezet sî der vrône geist ꝛc.
Hilf, mir, daz ich in dem vergezzen dône
dir sing' ze lob unt dîner muoter schône ꝛc.

vergl. ebd. 369, 12. 15. — Der ſcherzhafte Imperativ wird auch bei der Tonbenennung nicht gänzlich vermiſst, ein Ton Frauenlobs hieß, vermuthlich ſeiner Schwierigkeit wegen, der Würgendrüzzel (Würg' den Schlund!), MS. III, 360ᵇ. vergl. IV, 740ᵃ. 906ᵇ. J. Grimm, zur Recenſ. der d. Gramm. S. 40. (H. Sachs, B. IV. Thl. III. S. 127ᵃ: der landsknecht ist ihr Würgendrussel, d. h. der Sündenbock der ſpott- und tadelſüchtigen Welt.) Vergl. Schmeller I, 415: Sperendrüſſel.

[134] Solche Formularien ohne Erwähnung des Kranzes von Michael Beham, einem Wanderſänger des 15ten Jahrhunderts,: „Wie ein singer den andern vordert.“ „Dies ist eine Antwurt, so ein singer den andern mit singen vordert.“ Samml. f. altd. Lit. u. Kunſt I, 39—42.

[135] Regenbogen Muſ. II, 186 f. (MS. III, 345ᵃ):

Umb singens willen heng ich uß ein rosenkranz,
die silben rimen machen im die bletter ganz,
wer singet wise wort und auch der töne schanz,
und mir den cranz gewinnet an, den meister wil ich kennen.
Philosophi das krenzellin tut machen,
die musica ꝛc.
verlibet mir min rosenkranz, von freuden wil ich lachen.

Heidelb. Hdſchr. 680 (um 1539), Bl. 42. (MS. IV, 888ᵇ):

Die stöck die stunden rosen vol;
das was ir kluegs getichte,
die zwelf hetten es gerichte
ir komen vil hernach,
si lasen pluemen auf der vart,
das was ain maisterschaft ꝛc.
man setzt dir auf der ern ein kranz,
pistu mit kunste behaft.

(Schon der Marner ſagt von älteren Sangesmeiſtern, MS. II, 246, 18:

ich muoz ûs ir garten und ir sprüchen bluomen lesen.

Auch Regenbogen II, 3 4, 2:

vergultestu der meistersanc; die ûf der künste heide
gebrochen hânt unt brechen noch vil rôsen spæher vünde ꝛc.
din kunst ist mir ein nezzel
gên violricher meisterschaft ꝛc.)

Heidelb. Hdſchr. 680, Bl. 42. (Aretin, Beitr. IX, 1179. aus einer Münchn. Hdſchr. von 1474):

ein empfahung im kupfer don.
Seit mir gotwilikumen,
ir maistersinger auf disser vart,
Ich hab gar wol vernumen,
ir singt aus rechter kunste ein kron,
darumb sprich ich euch lob.

Habt ir der rosn geprochen
und seit der kunsten hochgelart,
euch wirt lob hie gesprochen ꝛc.
Wolan der singen wölle,
begriffen hat zal und die mas,
der las hörn sein geschelle,
here streichen in disen rink,
es wirt gemessen wol ꝛc.
Ich schenk ims ganz, der ern ein kranz
so gar in hohem preise,
singt er sein gsank nit z'kurz nit z'lank,
gibt im recht wort und weise,
er mus der kunste ein krenzle habn
von edel rosen sibn,
die pletter sint von goldpuchstabn
gar maisterlich geschribn.

Ebd. Bl. 44: grues im ritter don.
Got grůs euch, ir singer allgemein
und wo ir seit gesessen,
ich wunsch euch fil der gueten jar
wol in des maien pluete.
Ir hiest mich euch gotwilkomen sein,
des hab ich nit vergessen,
Ich main die maister besunderwar
und ander gesellen guete.
Ich pit euch mit gesanges kraft,
das ir mich schon empfahet ꝛc.

Schluß:

Der der rossen prechen wil
zu ainem rosenkranze,
der dret an der gesellen spil,
vileicht g'ret im ein schanze.
prech er der roslein woll gemuet
zu einem krenzelein.
das schenk ich allen gsellen guet
und wo die singer sein.

Ebd. Bl. 63: In der korweis.
Frölich wil ichs heben an,
mit meim gesang auf diser pan,
in meiner hant fur ichs ein van,
daran vint man geziret stan
ein kranz von rossen wol getan,
wer mir den abgewinnen kan

mit schallen und mit singen.
Ich hab ein krenzlein ausgehenkt,
wie schön es an der stangen schwenkt,
wer sich nach seinen plumen lenkt,
der wird an kunsten unbekrenkt
und ob er die rechten mas verdenkt
dem wirt das krenzlein hie geschenkt,
ich wil ims selber pringen. —
Das krenzlein ist gepunden da
mit einem seidenvaden grab,
liecht rosen drinnen veielplap,
nach ganzem fleis gemachet,
nach wunsch gespiegelt als ein pfab,
und wer das krenzlein ane sach,
der denkt in seinem herzen jach,
wer er mit kunst besachet ꝛc.
Hat zuo gueten kunsten fleis,
singt er zuchtlich und auch leis ꝛc.
ich peit im meines kranzes reis,
er wirt im aufgesetzet. —
Wer umb das krenzlein singen wel,
der dracht das er die reimen stell ꝛc.
Ich wil im gewen weise ler,
wie er sich zu dem krenzlein ker,
das er der pletter nit verrer,
wen er singens wil pflegen,
singt er von der keuschen maget her,
eins teils von gottes leiden mer ꝛc.
so wirkt [l. wirbt] er umb des krenzles er,
den drag ich im entgegen ꝛc.
den kranz den sol er giessen
mit gueten worten wol gefreit ꝛc.
so tut sein lob entspriessen
in allen landen ver und weit,
darumb man im das krenzlein geit ꝛc.

MS. III, 350, aus der Heidelberger Handſchrift 392 (15. Jhd. MS. IV, 907^a), Bl. 100^b:

Im blåwen dôn (Regenbogens).
Ich lob ein meistersinger schôn,
der mir antwurt in disem dôn ꝛc.

Schluß:

ein junger man, der niht vil gît,
mit im sô wil ich singen

umb einen hübschen rôsenkranz;
und trit er an der meister tanz,
singt er uns ûz zwelf meister guot, sô mag im wol gelingen.

Mones Anzeig. 1838. Sp. 376. Schluß eines Räthſels von der Paradiesesſchlange im langen Ton Regenbogens (vgl. MS. IV, 639^{b}. Anm.)

nun rat ir maister was es sei,
darzû ist es so wunderlich gestalt.
mein krenzlin hanget auf dem plan
und ist gemacht von edle rose rot,
wer mir auf löset disen bund,
mein krenzlin er von mir genumen hot.

Anzeig. 1836 Sp. 50. aus der Heidelb. Hdſchr. 392. Bl. 37^{b}. (Regenb. blauer Ton):

ain kranz von roten rosen schœn,
gebunden fein mit seide grœn,
wer mir den abgewinnen kan,
des lob das wil ich zieren.
— und wint den rosenkranze.

MS. IV, 639^{b} A. und Anfang eines Liedes im langen Ton, Dresd. Hdſchr. Bl. 3: Ain rossen krenzlin wol beschlagen.

Wagenſeil, S. 545: „Dem Rechſten nach dem Überſinger wird ein von ſeidenen Blumen gemachter ſchöner Kranz zu theil, welchen er aufſetzet.“

136 Reinm. v. Zweter, MS. II, 206, 160:
erlœset ir mir disen haft.
Wartb. Kr. MS. II, 9, 29:
Klingsor, ich lœse dir die knoten.
ebd. 30: Jâ, meister, lœse uns baz den haft.
ebd. 31: sus, wæn' ich, dîne rîme ich vinde.
19, 89: Ich hân gevlohten einen stranc,
wer mir den lœs(e)t ꝛc.
(III, 180, 72. ich hân noch seiten vil, die ungerüeret sint;
die suoche wol mit vrâge, bistu wîse.)
Regenb. MS. II, 344, 3: sliuz ûf mîn eis gebünde.
Frauenl. ebd. 345, 6: ê mir ieman lôst ûf den stric.
MS. III, 348, 8 (Regenb.): sliuz mir ûf disen bunt.

Heidelb. Hdſchr. 680. Bl. 55^{b}: auffschlus, 66^{a}. Der auffschlus, beides Überſchriften, auch 66^{a}: seind ich euch fremder maister punt auf lessen sall; den alten vogel bedewt ich wol mit rechte, ebd.: so kan ich hoher maister heft auf pinden.
Vergl. IV, 638^{a}, A.: und das ist ain schlißl:

[Vergl. MS. III, 432, 4, in alte Schreibung gebracht: (Überſchrift: Der ûf sluz): sint ich iu vremder meister bunt ûf lœsen sal, den alten vogel bediut' ich wol mit rehte. Ebd. 6.: sô kan ich hôher meister

haft ûf binden.] (Der Ausdruck Haſtlied erſt bei Spangenberg S. 117., MS. IV, 739. A. 4.)
III, 348, 8. (Regenb.): sliuz mir ûf disen bunt.
Walth. v. d. V. MS. 1, 250^b, 2:
Ob ich rehte râten kunne. 227^a oben: meister, daz vint.
Reinm. v. Zw. II, 211, 187^a:
wer ist, der mir den wagen betiutet?
188: daz râte ein man, ich râte ez, ob ich wil ꝛc. unerrâten ꝛc.
der ez errâtet ꝛc.
MS. I, 5, 3. (K. Tirol): râtestu daz ꝛc.
III, 181^b, 84 (Wartb. Kr.): swer mir nu rætet disen stam ꝛc.
I, 6, 18. (Fridebr.): daz ir gegen mir die vrâge tuot.
II, 206, 160. (Reinm. v. Zw.): ez ist ein sô getânin vrâge.
I, 227^a oben (Walth. v. d. V.): diz bîspel ꝛc.
I, 6, 13. (Fridebr.): diz bîspel (zweimal).
I, 110, V. (Wernh. v. Tiuſ.): spel. II. 252^a (Marner): Ich sunge ein bîspel oder ein spel ꝛc.
III, 49, 3 (Singof): ze helfe ûf diz gediute.
III, 348, 8: wer ræt mir disen kluogen rât.
9: der rât der sî in vür geleit. (Anz. 1838. Sp. 377: der sátz ꝛc.)
10: ungerâten. 11: bediutet.
MS. IV, 637^b, A. 11. Neuere Überſchrift aus der Heidelb. Hdſchr. 392, Bl. 84: „daz ist ein rât.“

137 Schmeller III, 375: „Als zu Swaben in ſeinem (des Süſen) lant an etlichen ſteten gewonheit iſt an dem eingenden jar, ſo gant die jungling auz des nachtes in unwiſſenheit und bittent des gemeiten, daz iſt, ſie ſingend lieder und ſprechent ſchöne geticht, und bringent es zu wie ſie mugent mit höflicher weis, daz in iriu liep ſchapelin gebent.“ Suſos Leben Cap. IX. In Diepenbrocks Ausg. S. 24 f.

138 Bl. 51^b. Vergl. Cerem. der Töpfer, bei Friſius S. 421: „Am Feſte Johanni des Täuffers pflegen etzliche Töpfer einen ſogenannten Johannis-Topf am Abend an ihren Häuſern aufzuhengen. Weil nun ſolcher Topf durchſichtig, und allerhand Blumenwerk vermittelſt eines hinein geſteckten brennenden Lichtes vorſtellet, ſo werden viel Knaben zuſammen gelocket, welche ſolchen Topf mit Steinen zerwerfen, und die Scherben als eine ſonderbahre Rarität aufheben.“

139 Schmeller II, 391.

140 H. Schreiber, Das Theater zu Freiburg, Freib. 1837. S. 10 f. Anm. „14. Jul. 1556. Dieweil ſich das Abendtanzen auf den Gaſſen wieder einreißen will, iſt (vom Stadtrathe) erkannt: das abzuſtellen und öffentlich zu verbieten; auch den Almoſenknechten zu befehlen, darauf Acht zu haben, die Spielleute anzunehmen und in das Spitals-Gefängniß zu legen. Städtiſche Rathsbücher. 14. Juni 1559. Es iſt erkannt: bis Samſtag bei Strafe von

zehn Schilling öffentlich auszurufen und zu verbieten, alle Abendtänze in der Stadt und den Vorſtädten. Item um das Kränzlein zu ſingen zu verbieten und den Jungfrauen nicht länger den Reihen zu ſpringen zuzulaſſen dann bis zum Salve. 28. Juli 1568. Es iſt auch erkannt: die Abendtänze in und außerhalb der Stadt, desgleichen um das Kränzlein ſingen um ein Pfund Rappen zu verbieten; und daß die Spielleute, ſo zu Abendtänzen helfen, gefänglich eingeſetzt werden."

[141] Benecke, Erg. 290, 2. Kolocz. Cod. 233, 1645: „abenttanz."

[142] Walth. v. d. V., Lachm. 74 [= Pfeiffer Nr. 6]:

Nemt, frowe, disen kranz,
alsô sprach ich zeiner wolgetânen maget:
sô zieret ir den tanz
mit den schœnen bluomen, als irs ûfe traget.

Tanhauſer, MS. II, 83, 17 f.:

Der nie herzeleit gewan,
der gê mit vröuden disen tanz;
ob im sîn herz[e] von minne enbran,
der sol von rôsen einen kranz
Tragen, der gît hôchgemüete,
ob sîn herze vröude gert,
unt gedenke an vrouwen güete,
sô wirt er vil wol gewert.

Vergl. Nith. Ben. 415, 6. MS. II, 173^{b}, 3.

[143] Benecke 429. Lesart einer ſpäteren Hdſchr., MS. III, 273^{a}, 5:

Wê! wer singet nu ze tanze
jungen meiden under rôsenkranze?

Her Geltar, MS. II, 173^{a}:

Wan singet minnewîse dâ ze hove und inme schalle:
so ist mir sô nôt nâch alter wât, daz ich niht von vrouwen singe;
mir wærn vier kappen lieber danne ein krenzelîn;
Mir gæb' ein herre lîhter sînen meiden ûzem stalle,
dann ob ich, als ein wæher Fleminc, vür die vrouwen dringe.
(MS. III, 328^{b}, 3: „krenzeleite.")

[144] [S. Volkslieder Nr. 2. Pf.]

[145] Dieſer Eingang:

Hiet uß, arm und rich!
wichs mir uß dem pfad und stig,
der mich zu der hübschen jungfrouwen treit!

iſt dieſelbe Formel, mit der gleichzeitig, aber aus weit entlegener Gegend, der Vorläufer (præcursor) eines Oſterſpiels auftritt (Hoffmanns Fundgr. II, 297).

Hüt und tret mir aus dem wege ꝛc.
nu horet zu alle geleich,
beide arm und reich!

Der Verfaſſer dieſes Stücks iſt nach des Herausgebers Annahme ein Deutſchböhme oder ein Schleſier, die Handſchrift wahrſcheinlich von 1472; die des Kranzliedes iſt nach 1476, aber noch im 15ten Jahrhundert geſchrieben. Auch noch ein Spruchgedicht von 1611: „Der Lauffent Reichsbot von Niernberg“ hebt an:

Weicht auß, weicht auß, wol auß dem weg,
Daß mich kheiner irr auf pfad und ſteg,
Dann ich lauff auß in ferne landt,
Des römiſchen reichs durch ſtain und ſandt.

(Handſchriftl. auf der Stadtbibl. zu Ulm.)

[146] Die Stellen über den dillestein, auch der helle dillestein, ſind verzeichnet bei W. Grimm, Konrads von Würzburg Goldene Schmiede, Berl. 1840. Anmerk. S. 145.

[147] [S. Volksl. Nr 3. Pf.]

[148] Str. 8: Und setzen mirs auf mein gelbes har,
das sicht gleich wie ein igel zwar.
(A. setzt mirs auf mein gelbes kraus haar,
welches sich gleicht eim igel zwar.)

Derſelbe Scherz im angeführten Cerem. der Büchſenmacher (Anm. 106): „Wo kommt mein guter Geſell her, daß er ſo ſchön gebutzt iſt in ſeinem krauſen Haar, als wie ein Igel zwar?“

[149] Vergl. Walthers Kranzlied, Lachm. 74 [= Pf. 6, 5]:

het ich vil edele gesteine;
daz mües ûf iur houbet.
obe ir mirs geloubet,
sêt mîne triuwe, daz ichz meine.

ebd. 43 [= Pf. 16, 17]:

Wir man wir wellen daz diu sætekeit
in guoten wîben gar ein krône sî.
kumt in mit zühten sîn gemeit,
sô stêt diu lilje wol der rôsen bî ꝛc.

[150] [S. Volkslieder Nr. 3. Pf.]

[151] Nähere Bezeichnung dieſer Lieder in den Anmerk. zu Volksl. Nr. 2 und 3. Vergl. Ph. Wackernagel, das D. Kirchenl. S. 423., auch ebd. S. 816. Nicolaus Hermans Vorrede zu ſeinen Evangelien-Geſängen vom Jahr 1559.

[152] Das geiſtl. Lied bei Wackernagel S. 146, aus dem Klug'ſchen Geſangbuch von 1535 (vergl. Rambach, üb. Luth. Verd. 146.) beginnt:

Vom Himmel hoch da kom ich her,
ich bring euch gute newe mehr,
Der guten mehr bring ich ſo viel,
davon ich ſingen und ſagen wil.

Das Straßb. Kranzlied Str. 1:

Ich kumm auß frembden landen her
und bring euch vil der newen mär
der newen mär bring ich ſo vil
mer dann ich euch hie ſagen wil.

Dann wieder auf Weltliches zurück: „Anno 1614. Ain Neues Liedt Pfalzgraff Wolff Wilhelm betreffendt.

Vom Jülcher landt da kom ich her,
Ich bring euch guete neue mehr,
Der gueten mehr bring ich ſo vill,
davon ich ſingen und ſagen will.“

(Handſchriftl. auf der Ulmer Stadtbibl.)

[153] (Th. Wright,) Songs and Carols printed from a Msc. in the Sloane Collect. in the British Mus. Lond. 1836. Nr. VIII.

[154] Vergl. Anzeig. 1838. Sp. 262. Nr. 187.

[155] Herders Volkslieder 1, 95 ff. 319 aus Wit and mirth ꝛc. Vol. II. Lond. 1711. vergl. Jamieſon II, 155 ff. Agricola, Sprichw. 210ᵇ: „Ein bös weib (spricht man) ist böser dann der teufel, er hat ir ein mal ein par schůch über ein bach botten, und nit zu ir dürft.“

[156] P. v. Götze, Stimmen des ruſſiſchen Volks in Liedern, Stuttg. 1828. S. 163 ff.

[157] Jamieſon II, 159 ff. Die gallenloſe Taube kommt auch im deutſchen Vogelräthſel vor, Anzeig. 1838. Sp. 260. (im Räthſelbüchlein irrig: die Eule). Nach der ſchott. Ballade hat die Taube ſeit der Sündfluth keine Galle mehr; die Bauern in Schottland ſagen, ſie ſei damals auf ihrer Sendung geflogen bis ſie ihre Galle zerſprengt.

[158] Minstrelsy II, 250 ff. vergl. Motherwell LXXX, 77. Buchan I, 91 ff. Die Räthſel ſind in den beiderlei Aufzeichnungen etwas verſchieden. (Erzählung von der übermüthigen Königstochter, einer Turandot, im Liederſ. I, 537 ff.)

[159] Vergl. Maßmanns Eraclius S. 400, V. 123—131. S. 201, V. 163—166.

[160] Saga Ragnars Lodbr. c. 4. (Fornald. S. I, 243 ff.) Kráka gibt ihre Räthſellöſung auch in Verſen (p. 247.):

mángi (?) er mèr í sinni,
mitt er bert hörund eigi,
fylgi hefi ek fullgott,
fer ek einsaman minu.

[161] Br. Grimm, Hausmärch. II, 55. und die Anmerk. dazu III, 175 ff., worin noch Weiteres dieſer Art verzeichnet wird. In der Erzählung der Gesta Rom. c. 124. iſt unter den Aufgaben, die der Ritter zum Behuſe ſeiner Begnadigung dem Könige löſt, die artigſte: er ſollte ſeinen beſten Spielmann (ioculatorem optimum) zu Hoſe bringen; „hier — ſagt er — ſpielt mein

kleiner Sohn vor mir, der macht mir großes Ergetzen." Vergl. Br. Berth. 214 [= Pf. 33]. (Ein Landsknecht, der zur Winterszeit nichts um oder an hat, als ein altes Fiſchernetz, in M. Montanus Wegkhürtzer, 1557. Evj ᵇ f.)

[162] [Volksl. Nr. 113. A. Pf.]:

Ein schneeweiß hembdlein het sie an,
dardurch schein ir die sunne.

In einer Parodie des Liedes, Bicinia, Viteb. 1545. T. I. 85:

Es solt ein meidlin holen wein
des abends also spate,
sie het ein schneeweis hemmetlin an,
dadurch schein der liechte mon.

Gudrun 1219, 3:

in schein durch diu hemede wîz alsam der snê
ir lîp der minnicliche ꝛc.

Erec 325 ff.: dar under was ir hemde sal
und ouch zebrochen eteswâ:
sô schein diu lîch dâ
durch wîz alsam ein swan ꝛc.

335 ff.: ir lîp schein durch ir salwe wât
alsam diu lilje, dâ si stât
under swarzdornen wîz.

Liederſaal I, 248, 61 f.:

ain kleines hemde hett si an,
ir wisser lib dar durch schain.

[163] Str. 2: Sie sicht sich hin, sie sicht sich umb,
sie meint sie wär alleine;
es kumt ein ritter und sein knecht,
er grüßet die jungfraw reine.

In der zuletzt angeführten ſchottiſchen Ballade (Minstr. II, 250):

She looked east, and she looked west,
to see what she could spy,
when a gallant knight came in her sight,
and to the gate drew night.

Doch kommt die Formel auch ſonſt vor. (Das Alleinſein: Buchan I, 92 od. Jamieſon II, 159.) Str. 9:

so bist du mein und ich bin dein
und schlafen wir beide zusammen.

Buchan I, 94:

ye are mine and I am thine
amo' the sheets sae sma'.

[164] Dainos S. 325 f. Etwas anders in einer Verdeutſchung von Tietz, Ausland 1839. S. 1230 f. Räthſel des Meißners von drei Roſen MS. III, 108, XVIII, 1.

[165] Nach Tietz a. a. O. gehen beim litthauiſchen Volke die Bewerbungen mehr vom weiblichen Geſchlecht aus.

[166] [Niederdeutſch ſ. Volkslieder Nr. 4. B. Pf.]

[167] Vergl. Vridank 126, 5:

Nieman kan gemachen
von baste scharlachen.

[168] Die Zeugniſſe vom Glasberg und der glaſenen Burg ſind zuſammengeſtellt von den Br. Grimm, März. III, 47 f. (Vergl. I, Einleit. XXXIX f.)

[169] Motherwell, Append. I—III. (vergl. Introd. XCIX, 148). Kinloch 145 ff. Buchan II, 296 ff. Auch hier fehlt es nicht on Varianten und Erweiterungen.

[170] Br. Grimm, Märchen III, 250, haben auf das alte Stück aufmerkſam gemacht. Poemata Walafridi Strabi, in Canisii Antiq. lection. T. VI. Ingolst. 1604. p. 635: Similitudo impossibilium.

Albentes capiat corvos, cignosque nigrantes,
limaces quoque multiloquos, mutasque cicadas,
cornutos adquirat equos, mutilosque juvencos,
pisces nare vetet, constanter avesque volare ꝛc.

Vergl. Virgil. Ecl. I, v. 60—64. III, 90 f. VIII, 26—28. 52—56. Der Vers Walafrieds:

Limus ad humorem, cera ut durescat ad ignem,

hat ſeinen Anlaß in Ecl. VIII, 80:

Limus ut hic durescit, et hæc ut cera liquescit ꝛc.

Die Form der Aufgabe iſt übrigens nicht virgiliſch.

[171] Virg. Ecl. I, 62 fg.:

Ante, pererratis amborum finibus, exsul
aut Ararim Parthus bibet, aut Germania Tigrim.

(vergl. auch Ovid. Metam. XIII, 324 f.)

[172] MS. II, 91 f. IX. X. Vergl. Walth. 52, 35 ff: [= Pf. Nr. 46, 21]:

möhte ich ir die sternen gar,
mânen unde sunnen,
z'eigen hân gewunnen,
daz wær ir, so ich iemer wol gevar.

[173] MS. II, 91^{b}:

sprich ich jâ, si sprichet nein;
sus sô hellen wir en ein.

[174] MS. II, 385, VIII. Das Lied beginnt: Mîn vrouwe diu wil lônen mir ꝛc., wörtlich wie das zweite des Tanhauſers, auch kommen der Salamander und die Arche bei beiden Dichtern vor.

175 MS. III, 148, 23:

Lâ loufen daz gestirne,
sô wil ich vliegen lân den wint;
wiltu den dunre binden, sô bin ich der den blitzen bint;
kanstu die regens tropfen zeln,
sô zel ich dir loup, gras und allen gries.

[Vergl. III, 150^{a}, 31: glosen IV, 737^{b} u.]

176 Meinert 60. 73 (bearbeitet und mit einem andern Liede verſchmolzen im Wunderh. II, 221 f.). Auch 28:

Wann wirſt du denn wieder heim kommen,
im Winter oder im Sommer?
„Wann das Feuer den Schnee anzündt,
wann der Krebs Baumwolle ſpinnt;
Wann alles Waſſer wird zu Wein
und Berg und Thal zu Edelgeſtein,
Und ich darüber Herr werd' ſein,
wirſt du, feins Mägdlein, mein eigen ſein.“

177 Jamieſon II, 158. Buchan I, 132 f.

178 Udv. d. Vis. I, 84, Str. 4 f.

179 Vergl. Rechtsalt. 701, 17. 741 ob. Heineccii Antiquit. roman. ed. Mühlenbruch, Francof. a. M. 1841. L. 1. T. XVI. §. 11. not. q. (p. 183. n. q.) (Sueton. Jul. Cæs. c. 66. Tit. c. 8. Plinii Paneg. c. 34. (Traj.) Casaub. ad Suet. Jul. p. 92). Legenda aur. c. 90. (Mar. Magd.) col. 4, ob.

180 Jamieſon I, 64 u., f. Motherwell 65, 3. Chambers 128. (Vergl. Percy I, 48. Motherwell 342, 2.)

181 Sv. Folkvis. III, 4. 6. Arwidsſon II, 85—87.

182 Schröter, Finniſche Runen 127 ff. Vermuthlich aus Schweden herübergenommen.

183 J. P. Jordan, über kleinruſſiſche Volkspoeſie, Blätter für literariſche Unterhaltung 1840. Nr. 252. S. 1014.

184 J. Grimm bezeichnet dieſe Ausdrucksweiſe als den Fall, „in welchem ſich die Negation durch einen poſitiven Ausdruck ſtärkt,“ als Verſuch, „den verneinenden Ausdruck des Satzes durch ein hinzugefügtes Bild zu heben,“ und gibt eine Reihe von Belegſtellen, D. Gramm III, 727 ff. [Vergl. auch Zingerle in den Sitzungsberichten der kaiſ. Akad. der Wiſſ. zu Wien, Bd. 39, 414 ff. Pf.] Sollten nicht noch Beweiſe aufgefunden werden, daß dieſe Form auch außerhalb der Poeſie gangbar war? Der häufige Gebrauch derſelben im altfranzöſiſchen Epos ſpricht für eine volksmäßige Unterlage. Ital. fiore, nichts, Schmeller III, 136: „Ein Röſelein, ein klein wenig“ ꝛc.

185 Liederſ. I, 300, 131 f.:

Waz ich si hieß oder bat
Dar umb gab si mir nit ain rosenblat.

Ebd. II, 166 ff.:

und geben nit ain nusschalen
umb al die fürsten die wir vinden
so tür als umb ain blat der linden
der sich gen in setzen wil.

D. Gramm. III, 750: „ne valt une feuille de mente (nicht ein Minzenblatt); une feuille de lis (deux feuilles).“ Li romans de la rose (de Raoul de Houdanc, Vatican. Hdſch.):

— — — — li cheualier
Qui ne prisent maunes dangier
La coue dune violete.

186 Vgl. Grág. l. c. not. 4: þa scal hann sva viþa vargr rækr oc rekinn, sem menn viþaz varga reka, tum ille tam late exul pellendus et pulsus esto, quam latissime exules pellunt homines ꝛc. ebd. not. 5: sol scinn, snæ leggr, radiat sol et nix solum tegit.

187 Rechtsalt. 37 u. — 39. 53, 3 ſ. 149 u., ſ. ob. 338. Sag. Bibl. I, 47 ſ. Grettis S. c. 76. (Marcusson. p. 146.). Grágás, Havn. 1829. P. II. p. 170. (in Trigþa-mal, formulæ, fidem et fœdus constituendi.)

188 Arwidsſ. I, 311:

„Och huru skall gräset på marken kunna gro,
När fadren intet vill sonen tro?“

Grettis S. a. a. O.: Jafn-saattur hvör vid annann sem Sonur vid Födur, eda Fader vid Son i Samförum öllum.“

189 Rechtsalt. 677 u., ff. — Ebd. 377*) nach einer Urk. bei Carpentier I, 930. auch der ſchwarze Schwan und der weiße Rabe, in ſcherzhafter Formel: „si quis contradicere conaverit, centum cygnos nigros et totidem corvos albos regi persolvat.“ — Sollten etwa den Liederſtellen verlorene Ächtungsformeln zu Grunde liegen?

190 Kleinere Gedichte von dem Stricker, herausgegeben v. K. A. Hahn, Quedlinb. und Leipz. 1839. Nr. 111. Daſ. V. 137 ff.:

nu habet ir mir doch verjehen,
daz ez in troume sî geschehen,
daz leit daz ir von mir claget:
sît ir mir selbe habt gesaget,
daz iuch ein schate hât gemuot,
ob daz ein schate widertuot,
diu buoze ist eben unde sleht;
die sult ir nemen, daz ist reht.

191 Lai de l'ombre in den Lais inédits ꝛc. par Fr. Michel, Par. 1836. p. 77 ff. (MS. II, 242^b ob. Marner: „den schate er grifet.“)

192 Ebert, Überlieſerungen Bd. I. St. 1. S. 80 ſ. vergl. Lachmann, über die Leiche 11. 13 ſ. („nivis natum, nivis natus, quem genuit nix.“) In

lateiniſchen Hexametern eines Dichters unter Richard I. von England, zweifach, im Anzeig. 1835, Sp. 74 f. (nach Leyser, hist. poet. med. et inf. ævi p. 901. „de nive conceptum fingit“, „genitum nive fingit.“) Altfranzöſiſch: Méon III, 215 ff. (V. 132: „que vostre filz fu fez de noif.“) Altdeutſch: Liederſ. III, 513 ff. (V. 51: den schônen sneknaben.“ V. 75: „sider was von sne komen.“) Dann auch bei franzöſiſchen und italiäniſchen Novelliſten. — Modus Liebinc kann die Weiſe eines kirchlichen Geſanges zum Preiſe der heiligen Lioba bedeuten (vergl. Cleß, Landes- und Cultur-Geſch. von Würtenb. I, 196. Vita S. Liobæ in den Act. SS. Sept. T. VII, p. 760.)

193 Der ſerbiſche Sagenheld Trojan kann die Sonne nicht ertragen, er zerfließt vor ihr zu Thautropfen und wird von ihrem Stral aufgeſogen; poetiſch ausgeführt in Woycickis Poln. Volksſag. 8 ff. War damit urſprünglich die zweifelhafte Abſtammung des Helden ausgedrückt? (Vergl. Hausmärch. I, Einleit. XXXIII.) — Ein niederländiſches Lied auf die Geburt des Heilands beginnt:

Het viel een(s) hemels dauwe
in een clein maech(gh)deken,
't en was noit beter vrauwe
dat ded' een kindeken,
dat van haer was gheboren,
en si bleef maghet fin ꝛc.

Het Prieel der Gheestelicke Melodie ꝛc. Tot Brugghe, 1609. S. 64: „op de wijse al soot beghint“, mit Singnoten. Der Anfang des zu Grunde liegenden, ohne Zweifel weltlichen Liedes findet ſich ſchon in einer Handſchrift vom Anfang des 16ten Jahrhunderts:

Het viel een coelen douwe
tot enen vensteren in
na eenre —

Horæ belg. II, 84. vergl. I, 113 und 114 ob. Deutſch ſteht dieſer Liedesanfang in einem Quodlibet Wolfgang Schmeltzels, 1544 (Nr. 6):

Es fiel ein kůler tauwe
zu einem fenster ein.

Die räthſelhafte Erzeugung der Bienen und der Perlen ſchrieb man im Alterthum dem Thaue zu, Plin. L. 11. C. 16. (Prätor. Blocksb. 560, 1. 563, 6.)

194 Altfranzöſ. Gedicht vom Leben und Sterben Marias nach der von Laßberg in den Druck gegebenen Probe S. 67 ff. (hier ſoll die außerordentliche Empfängniß ſchon weiter hinauf im Stamme der jungfräulichen Gottesmutter vorgebildet werden); Völsunga Saga c. 2. (Fornald. S. I, 117 f.); Grimm, Hausmärch. I, 229 f. [Gehört etwa Str. 1 des Liedes: „Es ſteht ein Baum in Öſterreich“ ꝛc. urſprünglich einem andern Zuſammenhang, einer Sage von einem Blumenkind, an?]

195 Dainos 243 ff. 322 f. (vergl. Melod. Nr. 3.) In den noch folgenden Strophen ſagt Simonene auf die Fragen der Mutter, ſie werde den Knaben

in das Kriegsheer der Bajoren ſenden und er dort Hetmann werden; damit fällt ſie aus der verblümten Sprache, läßt aber hoffen, daß ihr vaterloſer Sohn ſo gut wie Trejan ein Held werden möge.

[196] Sachſenſpieg. 3, 45 f. Rechtsalt. 677.

[197] Br. Grimm, Deutſche Sagen I, 148 f. (Auch der Überfall bei Ellis I, 78 ſcheint hieher zu gehören.)

[198] Saxo V, 84: „Post hæc Sclavorum mandatur irruptio. Ad quam coercendam Ericus cum octo navigiis destinatur: quippe Frotho rudis adhuc rei bellicæ videbatur. Ericus igitur ne virilem unquam operam detrectaret, susceptum gratulanter officium, fortiter exequendum curavit. Qui cum piratas septenis navibus esse cognosceret, una tantum e suis advectus, reliquas ligneis propugnaculis cingi, tonsisque arborum ramalibus obduci iubet. Deinde cum hosticæ classis numerum plenius speculaturus procederet, insequentibus se Sclavis, ocius ad suos refugere cœpit. At hostes ut insidiarum ignari, ita fugientem comprehendere avidi, crebro incunctantique fluctus remigio concussere. Naves enim Erici liquido cognosci non poterant, frondentis sylvæ speciem præferentes. Qui cum angustioris se maris flexui tradidissent, subito Erici classe conclusos vident. Sed primum inusitata facie stupidi, navigio nemus agi putabant; deinde fraudem foliis subesse cognoscunt. Seram ergo incuriæ pœnitentiam agentes, habitam incautius navigationem remetiri tentabant. Sed dum puppes obvertere parant, ab hoste eas insiliri conspiciunt.“ VII, 132 sq.: „Ipse (Hako) cum residuis pedestri itinere facto, sylvestribus maxime locis, ne cerneretur, incessit. Quæ via crebris quondam occlusa nemoribus, nunc partim aratris apta, tenui fruticum raritate prætexitur. Et ne progressis in planum, arboreum deesset umbraculum, ramalia ab eis incidi gestarique præcepit. Præterea ne quid properantibus oneri foret, vestium partem ac vaginas abjici, nudosque gladios deferri jussit. Ob cujus facti memoriam (p. 133) æternum monti vadoque cognomen reliquit. Ita binas vigilum stationes nocturna progressione frustratus, quum in tertiam incidisset, mox speculator insolitum facti contemplatus eventum, accesso Sigari cubiculo stupendæ rei nuncium afferre se dixit, quod frondes ac frutices humano more gradientes aspiceret. Tunc percontatus rex, quantum nemoris distaret adventus, ut propinquum esse cognovit, hoc monstro fatum sibi portendi subjunxit. Quo evenit ut succisorum fruticum palus, Lethalis publico nuncuparetur eloquio.“ Das Zurücklaſſen der Kleider und Schwertſcheiden iſt typiſcher Ausdruck der Eile.

[199] Aimoinus III, 62. (D. Sagen II, 91 ff.)

[200] Vergl. hieher noch Wolframs Willeh. 393, 20 ff.:

nu alrêrst sah manz velt erblüen
mit rîterschaft der werden,
als ob gâbes ûz der erden

wüehse ein krefteclicher walt,
dar ûf touwec manecvalt
sunder clâre blicke.
breit lang und dicke
kom diu schar des künec Marlanz
von Jericop mit zierde glanz
und mit maneger sunderrotte.

[MS. III, 287^b, 5: „daz si wæren wol ein walt eim' lant?“]
D. Sagen III, 113.

201 Ebert, a. a. O. S. 79.

202 Isengrimus 105 ff.:

Tunc in Renardum rex frendit et imperat adsit,
quesitum subito Gutthero iussus abit.

Reinh. F. Einleit. CCXXXVI. In der litthauiſchen Wolfshochzeit iſt der Haſe Vorreiter, Dainos 313.

203 Mones Anzeig. 1835, Sp. 358.

204 Liederſaal II, 404 (Dieſe Erzählung ſteht auch in der Regensb. Hdſchr., Bl. 125^a—130^a, aber nur bis V. 314 des Laßberg. Drucks, der dort anders lautet [= Des muneches nôt. S. Zeitſchr. V, 444 ff. Pf.]):

Der hase gên walde kêrte,
der münch sach im allez nâch, vil jæmerlîchen er dô sprach:
„owê mîn vil liebez kint, wie snel dir dîniu bein sint,
daz muoz ich iemermê clagen! du soltest eins fürsten brieve tragen,
wan in einer kurzer wîle lûfestu manige mîle,
oder werden ein koch, wan du treist die löffel noch
bereit als ein ander man, der wol z'ezzen machen kan.“
Nu brüefent um den tôren, er meinte des hasen ôren,
diu er ûf gerihtet sach.

S. auch Woycickis Poln. Volksſag. 132, wo der Träger eines Königsbriefs ſich zum Haſen verwandelt.

205 „Suevus,“ „Constantiæ civis Suevulus.“

206 Der Name dieſes liederreichen Dichters aus der Mitte des 13ten Jahrhunderts, der ſelbſt Einiges im Volkstone ſang, ſcheint volkskundig geworden zu ſein und wird faſt ſprichwörtlich, ſei es zuweilen auch nur des Reimes wegen, gebraucht. Der Taler, MS. II, 147^b:

Der Nîfer lobt die vrouwen sîn (Vergl. MS. I, 23^a, VI, 1)
(und) ir rœselehtez mündelîn.

Meiſter Friderich von Sunnenburg, MS. III, 72^b, 29:

wil er von mir hân rîchez lop, der sich gegen mir alsô versiht:
des riet mir der von (N)îf unde ander guote meister niht,

(vergl. MS. IV, 82.)
Liederſ. III, 479, V. 105:

des frâg den von Nîfen.

Diutiska III, 166:

„Quoniam“ sprach sich einer von (N)îfen,
„lât iwir singen und iwir pfîfen“ ꝛc.

Heidelb. Hdſchr. 341. Bl. 71^a in der Erzählung „von einer armen spinnerin helbelinc:“

kund ich als der von Nîfen
den vrowen singen süezen sanc,
des sagten si mir billich danc.

207 MS. II, 245^a. Der Marner ſagt auch in einer Räthſelſtrophe, MS. II, 252^a:

Ich sünge ein bîspel oder ein spel,
ein wârheit oder ein lüge ꝛc.

und in derſelben:

Ich sünge ouch wol, wie sîniu eier brüeten kan der strûz;
ich sünge ouch wol, wie sich der fênix junget ûz.

In einer andern, ebd., gibt er dieſe Naturfabeln vom Strauß und Phönix, ſowie die vom Pelikan, geiſtlich gewendet, näher an und dagegen läßt ſich der Meißner aus, MS. III, 100^b f.:

Swer sanc, daz der strûz sî (= ſehe) drî tage an sîn eier,
der sanc unreht, er sî ein Swâbe oder ein Beier ꝛc.
an valschem sange strâfe ich lügenæres munt ꝛc.
er hât gelogen, er lese baz diu buoch ꝛc.
mit wârem sange wil ich iu lügensanc leiden ꝛc.

Doch ruft auch Meiſter Rumelant, ohne Beziehung auf Wahrheit oder Lüge, dem Marner zu, MS. III, 56^b:

Du weist niht al daz got vermac, wie er al sîne gâbe
geteilet hât:
jâ gît er eime Sahsen alsô vil, als eime Swâbe,
helfe unde rât.

Vergl. Muſ. f. altd. Lit. II, 153.

208 Lügenſprüche aus dem 14ten Jahrhundert: „So ist diz von lügenen.“ Müllers Samml. III, Fragm. u. kl. Ged. S. XIV., auch in den Altd. Blätt. I, 163 ff. Ein andrer in Laßbergs Liederſ. II, 385 ff. (wahrſcheinlich aus dem Breisgau um 1370) V. 80 f.:

Ich sach ûz einer bühsen
Schiessen das ez nieman hort.

V. 110 ff.: Als Roemer wol horten
Daz graf Kuonrat
Ze Friburg hus stat [l. hat?])

[S. mein altd. Übungsbuch S. 154. Pf.]

„Ein mære von zwelf wahteln“ in Maßmanns Denkmäl. 106 ff. „Ein red von hübscher lug“ von Peter Suchenwirt, in Primiſſers Ausg. ſeiner Werke S. 148 ff. Dithmarſ. Lied bei Viethen S. 111. und in Dahlmanns Neocorus

II. 568. „Das new Schlauraffenland,“ Lied von 1 Str., anhebend: „Merkt auf was ich jetzt will singen“ u. ſ. w., auf einem fl. Bl. vom Anfang des 17ten Jahrhunderts. (Stadtbibl. zu Frankf.) Vergl. auch v. d. Hagen, Volkslied. 262 ff. Volkslied aus dem Kuhländchen, Meinert 282, aus dem Solothurnerbiet, W. Wackernagels Leſeb. II, Vorr. IX. Kinderlied aus Bremen in: Kinder- und Ammen-Reime in plattdeutſcher Mundart, Brem. 1836. S. 10.

209 Zuſammenſtellung dieſer Stücke in W. Wackernagels Leſebuch II, Vorrede VIII f. —

Im [illegible]de: „das new Schlauraffenland“ Str. 14:

Die tauben kehrten die schewren dennen,
darnach trosch der han mit der hennen.

210 Ebend. Str. 9:

es trug ein käfer ein langen spieß,
hört ich ein igel geigen
wol unter der erden tief, heya ho.

211 In dem mehr gedachten Liede (Anm. 208) Str. 10:

Ein frosch den hört ich in die metten leuten.

212 Liederſ. II, 385. V. 30 ff.:

Ain rapp vil hocher minnen pflag
Der gie hin zu dem tantz
Mit sinem rosen krantz
Trat er den firggan dray
Dez fröt sich der liecht may
Die rain begunden risen.

[Mit beſſerem Texte in einer Münchner Hdſchr. Cod. germ. 717, Pap. v. J. 1347. Bl. 103—106. Statt firggandray lieſt dieſelbe virelay, vergl. Pfeiffers altd. Übungsbuch (Wien 1866) S. 153, 31 und mittelhochd. Wörterbuch 3, 327. Pf.]

213 Auf den ſchmucken Raben laſſen ſich die Worte des Nibelungenliedes anwenden, Str. 285:

Dô stuont sô minneclîche daz Siglinde kint;
sam er entworfen wære an ein permint
von guotes meisters listen ꝛc.

214 „Das new Schlauraffenland“ Str. 8:

da giengen die gäns in kirchen,
predigt in der fuchs, heya ho.

Wie der Wolf oder Fuchs den Gänſen, Erſterer den Schafen, der Kater den Mäuſen predigt, war auch wirklich in Handſchriftbildern dargeſtellt, Reinh. F. CXCII. Der Wolf als Gänſeprediger iſt auf dem Frieſe zu Schwärzloch ausgehauen.

215 Vergl. Salom. und Mor. 248:

Der da beidet bit sin katze brenget ein kalp,
Der verluset sin beiden me dan halp.

216 Verkehrten Waidwerks andrer Art rühmt ſich Triſtan, als Narr verſtellt, Tristan etc. par Fr. Michel. London und Paris 1835. I, 112 ff.

217 Vergl. Valerii Catonis Diræ v. 4 sqq:

Ante lupos rapient hædi, vituli ante leones,
Delphini fugient pisces, aquilæ ante columbas,
Et conversa retro rerum discordia gliscet
Multa prius etc.

218 Im Tiroler Walde beſteht Dietrich von Bern ſeine Rieſenkämpfe, dort erſchlägt er namentlich den rieſenhaften Ecke, Eggenl. Str. 48:

er reit als man in hie vergiht
ze Tirol gên dem walde (ſ. auch D. Heldenſ. 215).

Nun ſagt aber Konrad von Würzburg, MS. II, 334^b:

„alsus kan ich liren,“
sprach einer, der von Eggen sang.

In einem andern Quodlibet, Liederſ. III, 563, 102 [= Wackernagels Leſebuch S. 979. Pf.]:

Ez reit ûz Berne als man uns seit
Her Dietrich von Berne
dâ von sô kunde ich gerne
harpfen unde rotten.

(Fatrasies, Jubinal, Nouv. rec. II, 217:

Et une viele
Chantoit em fessele
Dou Danoy Ogier.)

Vergl. noch Wachtelm. 113 f. 200 ff., wo auch mit Folgendem der Stil der Heldenlieder verſpottet wird:

Her Dietreich von Pern schoz
durch ain alten newn wagen
herr Hildeprant durhn kragen
herr Ekk(en) durh den schüzzel kreben (Schüſſelkorb)
Chriemhilt verlos da ir leben
daz plut gen Mainz ran
her Vasolt kaum entran
des leibs er sich verwak (des Lebens er ſich begab).

Vergl. Dietrichs Flucht 6574 ff.:

daz blut uf der heide ran,
daz man dort unde hie
in dem blute unz uber die knie
muste dick und ofte waten.

Ebend. 8856 ff.: man sach die wunden wite
durch die halsperg offen stan,
daz blut dar durch uz ran,
ez mocht getriben han ein rat.

Ebend. 9252 f.:

man sach die gusse hinab gan,
als von dem regen tut ein pach,
die toten nieman vor (dem) blute sach.

Ebend. 9636 ff.:

ez ist fur mere wol zu sagen
ditz wunder, daz da geschach.
man sach von blute manigen pach
uber velt rinnen.

Schlacht vor Raben Str. 701:

man sach plumen unde gras
mit plute allez enawe gan.

Alexander 2144 ff.:

alsus fahten si vorth
unze die helede gute
woten in den blute
uaste biz an die kni.
si vohten langer tage dri.
vil manich in dem blute ertranc,
daz ime nie nehein svanc
ne wart uon sverte noh uon spere.

Ebend. 2389 ff.:

Durh disen grimmigen mut
quam geflozzen daz blut
uaste unz in daz mere.

Ebend. 4625:

da floz daz blut ubir velt.

(Vergl. Altd. Wälder I, 218 u. f.)

219 In einem Quodlibet des 15ten Jahrhunderts erklingen Einem die Sporen lauter, als die große Glocke zu Speier, Liederb. d. Hätzl. 202^b. „Das gleut zu Speir“ findet man in Wort und ſechsſtimmig in Muſik gebracht unter den deutſchen Geſängen Wolfgang Schmeltzels, Nürnb. 1544. Str. 24. (Vergl. Gargant. Cap. 41. p. m. 434: „Es ist dannoch ein kunst in ein glockenklang einen text erdenken.“) Lederne Glocken im Wachtelm. 75 f. 81.

220 „Von einem Schüſſelkorb, wie es jm gieng auff der Hochzeit. In deß Speten Frauwenlobs thon.“ Frankf. Liederb. v. 1578, Nr. 140. Ebd. Nr. 141: „Ein anders in voriger Melodey,“ auch in demſelben Ungeſchmacke.

221 Vergl. Udv. d. Vis. I, 88, 33: „för sknide du vride vand af staal“ ꝛc. Der Marner, MS. II, 251^b: „als der mit blije in marmel bort.“

222 Im Finkenritter, S. 11, ein Windſchiff, als eine damals unglaubliche Sache.

[223] Meiſtergeſang Nr. 141 des Frankf. Liederbuchs, Str. 3:

Ich stund ein kleine weil darbei,
ein Lahmer erlief drei Hasen frei,
ein Nackender nam ims alle drei
und stieß sie in den Busen so behende,
das sah ein Blinder, ein Stumm der sprach ꝛc.

[224] „muotwillic“, ſonſt in der Bedeutung von freiwillig, nähert ſich hier, wie der Gegenſatz „wislichen“ bezeugt, dem heutigen Gebrauche des Worts.

[225] Fridank 127, 10 f. (Anm. S. 375). Latein. Minnelied in Aretins Beitr. IX, 1315: „Neque bubus aratrum præficiam.“ Roſengarten B. 1581 f.

[226] MS. I, 197^b. — Eine andre Art politiſch-ſatiriſcher Lügendichtung iſt Muscatbluts „ain grosse lug,“ Liederb. der Hätzlerin S. 109 f. — Vergl. auch MS. II, 207^b (Reinm. v. Zwet.): „Gesoten lüge, gebrâten lüge“ ꝛc.

[227] Auch der Dichter des altfranzöſiſchen Fabliau de Coquaigne ſagt (Méon IV, 176):

Entor l'apostole de Rome
Alai por penitance querre,
Si m'envoia en une terre
Là où je vi mainte merveille ꝛc.
Li pajs a à non Coquaigne.

Liber Vagatorum, Cap. 26: „von platschierern, das sind die blinden, die vor den kirchen auf die stůl stond und schlahen die lauten und singen dar zů mangerlai gesang von ferren landen, da si nie hin kommen“ ꝛc.

[228] Entſtellungen des „in nomine domini“ ſind in altdeutſchen Gedichten hergebracht; außer den von Maßmann zu obiger Stelle angezogenen Beiſpielen, ſ. Walth. v. d. Vogelw. 31 u. Liederſ. I, 244, 328. 379, 166. Über den Gebrauch des Ausdrucks ſ. Renner 13624–37. — „jensit mantages,“ Var. „ain halb mentags,“ iſt ein Witz derſelben Art, wie bei Hans Sachs (B. I, Thl. 5. Bl. 344. Göz I, 76):

Ein gegend heist Schlauraffenland ꝛc.
das ligt drei meil hinter Weinachten;

und ſchon im Reinardus vulpes, 12. Jahrh., II, 690 (p. 115): „inter pascha Remisque,“ IV, 970 f. (p. 283): „inter Cluniacum et sancti festa Johannis,“ ſ. Grimm, Reinh. F. XCII.

[229] Dithmarſ. Lied auf die Schlacht bei Hemmingſtedt 1500 (Wolff 339):

Und do de Garde thom könige wol quam: „ach könig, min lever here,
Wor licht doch nu dat Ditmarschen lant, im heven odr up schlichten erden?“
Dem könige gefühl die rede nicht woll, he dede balt wedderspreken:
„It is nicht mit keden an den heven gebunden, it ligt wol an der siden erden.“
Der garde her sprak do mit mode stark: „ach könig, min lever here,
Is it nicht gebunden an den heven hoch, dat schal unse balde werden.“

[230] Stalder II, 146: „Kurri, Knurrtopf. Kurri-Murri, Kurri-Murrli u. ſ. w. Benennungen eines mürriſchen Menſchen. Vergl. Schmeller II, 611 u. kurrlen, freundlich ſchnurren. (Vergl. Anzeig. 1833. Sp. 193: zwei spilten zúrlin múrlin.)

[231] Auch ſchon im Reinard. vulp. IV, 381 f. (p. 259):

> Teutonicus miser et rudis est, ut papa salignus,
> stridula bavarico gutture verba liquans;

roh, grob wie ein weidenholzener Pfaffe. Reinh. F. XCIV. Suchenw. 112: „ein ströbeiner Peyer." Der Meißner (MS. III, 108^{a}, 13): „Mir ist ein hülzîn bischof [vil] lieber, dan ein stummer herre, der niht git durch êre."

[232] Suchenw. 8: „Ze vasnacht in der (?) zuker lant ꝛc.

[233] Vergl. Fornald. S. I, 461 im Räthſel vom Lauche:

> höfdi sinu visar
> á helvegu,
> en fótum til sólar snýr.

[234] Str. 2: „Viel land bin ich herumber zogen" ꝛc.

[235] Auch im längeren Liede vom Schlauraffenlande Str. 37:

> Der sich will machen auf die raiß
> und der selber den weg nicht waiß,
> der mag ein blinden fragen,
> ein stumm der ist ihm auch gůt darzu,
> thůt in nicht unrecht sagen.

(Altd. Blätt. I, 173).

[236] Münſteriſche Geſchichten, Sagen und Legenden u. ſ. w. Münſter 1825. S. 232 f., ergänzt aus der Br. Grimm Hausmärchen II, 251, III, 230.

[237] Ein ſeltſames Land iſt auch das des Königs von Torelore, Méon I, 408—12. — S. auch Udv. d. Vis. III, 327 f. (Ódâinsakr).

[238] Eine poſſenhafte Predigt, Liederſ. III, 127 ff., ſchließt ſo:

> Mań sol bi wil sagen und singen
> Von wunderlichen dingen
> Licht sait man ettwaz
> Das die lut lachent baz
> Als gat dú zit her und hin
> Sust hat ain end disz predin.

Der Verfaſſer mag ein fahrender Schüler ſein, vergl. B. 120.

[239] Méon III, 268. (Le dit du buffet):

> Li cuens manda les menestrels
> Et si a fet crier entr'els,
> Qui la meillor truffe sauroit
> Dire ne fere, qu' il auroit
> Sa robe d'escarlate nueve.
> L'uns menestrels à l'autre rueve

Son mestier fere tel qu'il sot;
L'uns fet l'yvre, l'autres le sot,
Li uns chante, li autre note,
Et li autres dit la riote,
Et li autres la janglerie.
Cil qui sevent de jouglerie,
Vielent par devant le conte,
Aucuns i a qui fabliaus conte,
Ou il ot mainte gaberie,
Et li autres dit lecherie,
Là où il ot mainte risée.

„Li riote del monde“ iſt das Geſpräch eines muntern Geſellen, der ihm auf dem Wege von Amiens begegnet (Ms. de la bibl. roy. 6963. Bl. 519). Daß die menestrel auch eigentliche Gauklerkünſte trieben, zeigt das ſchon angeführte Wettgeſpräch (Roquefort, de l'état etc. p. 303):

Et si sai tant d'enging et d'art,
Ge sai joer des basteax,
Et si sai joer des costeax,
Et de la corde et de la fonde,
Et de tos les beax giex du monde.

[240] Müll. 60 f. Wachtelm. V. 192: daz hort ich ain maisen sagen.

[241] Die Stellen im Liederſ. (II, 386 ff.) V. 58–67. 101—107. 113, gemahnen auch an den Meiſter Irregang (ebend. 311).

[242] Den Belegen, welche Lachmann, über Singen und Sagen S. 16 f., aus Sal. und Mor. verzeichnet hat, können folgende beigefügt werden: Laurin Kaſpars v. d. Röhn Str. 40: „pis kompt der pot, pringt wein!“ (Trend. 3646: „Man wölle im dann zu trinken geben“). Liederſ. I, 620, 208:

„Win für wasser ich ger.“

Flos und Blankflos (Bruns, Gedichte in altplattd. Sprache, Berlin und Stettin 1798). V. 589 f.:

We dit wil horen vortlesen,
de schal dem leser drinken gheven.

Auch V. 954 f. 1266 f. 1467 f. 1576 f. (vgl. 262); in einer andern Handſchr. ſind dieſe Aufforderungen nicht befindlich, Eſchenburgs Denkmäler S. 224. — (Anderswo Schreiberſcherz, ebend. I, 581. II, 650, 476—8). Ellis, Specim. II, 109 am Schluß eines Abenteuers im Sir Bevis of Hamptoun: „For the time that God made, fill the cup and make us glad.“ Vergl. auch Percy II, 137.

[243] In der Fortſetzung iſt dieſe Zwölfzahl einigemal überſchritten.

[244] Von Valchneren (Wiener Jahrbücher I, Anz. Bl. 35 f.):

Ich wæn, man lieg nindert so vil
sam da man sait von vederspil,
von gejaide und von paiz,
wa seu in den stuben haiz

sitzent pei den trunken swær,
so hœr ich vil gelogner mær ꝛc.
so vieng ainer ainen tach
wachteln einen vollen sach
und hiet ir dannoch mer gevangen,
wær im der tag nicht ab gegangen,
do traib in den nacht der van ꝛc.
sint daz nicht gelogeneu mær?
also sprach der [illegible]eichnær.

Vergl. Oken VII, 580 eben. Sch[illegible]ler IV, 28: „der Waidſack, Jägertaſche.“ S. auch Fiſchart (Garg. Cap. 25. p. m. 291) im Verzeichniß der Spiele: „vier Wachtel im Sack,“ ebend. (295): „Im Sack ein Rebhun“ ꝛc. (p. 292: „Wer kan sieben Lügen?“ p. 296: „Zum zwiri, zum zwaere, der Vogel ist gefangen“). Unter den ſeltſamen Namen im Anz. 1834, Sp. 85: „Luginsack.“

245 Minnelieder nehmen den Nachtigallſchlag zur Kehrzeile, Walther 39 f. MS. I, 110 f. (Misc. II, 201 ꝛc.): „Ein Lied „von dem Vogelgsang,“ fl. Bl., Bern bei Sigfr. Apiarius 1564, ſagt von der Wachtel: „singt blüdter dich, kauwauw ich sprich, glicht kum einr brochnen gigen.“ (Andrer Druck dieſes Liedes, fl. Bl., Augsb. durch Mattheum Franken: singt blütter dich, kauwaw ich sprich, gleicht kaum einer brochnen geigen.“) Nach der Meinung der Schnitter lautet der Wachtelſchlag in der Ernte: „bück den Rück!“ Oken, Allgem. Naturgeſch. VII, 578.

246 V. 134 ff.:

Nu zu, ir spillute,
slaht in die bundes bute
smirt die rosse zegele
und schaffet das die negele
Die derme(r) raste (l. vaste) ruren
richt(et) zu mit (a. fehlt) den snuren
Die taterman(de) und weset stolz
blatert, gewert in das holz
Husselt kampent blerret gigelt
schriet snarret lerret schrigelt
(a. hosselt gempelt sridelt
geigent herphent fidelt)
so wirt dem man eins uf den tac
zwelf wachtel in den sak.

Zu V. 134—8, vergl. Mone, altt. Schauſp. S. 104. V. 308 f.: Nu schlat uff ir spellute und pauck frolichen húte. Berth. Pred. 55: gumpelliute, giger und tambûrer.“ Hauptſächlich aber den Renner V. 12405 ff.:

So getan spil ist tugent hagel, wenn einer mit eins pferdes zagel
streichet uber vier schafes darm, daz im sin vinger und sin arm

müder werden denne ob sie heten einen ganzen tach unkraut ge(je)ten.
auch ist der jungen meide traut der eines toden hundes haut
twinget daz sie pellen muz, dem vor der tot tet pellens puz
des haut muz nach sine (l. sim) tode pellen und über siben acker schellen.

Auch MS. III, 195^a, 6 (Nithart):

Giselbreht „rüer“ in des (l. die) hundes hiute.“ (vergl. ebend. 198^b, 6. 287^b, 6. II, 79^b, 5. Zu V. 140. Renner 5064 ff.:

und lern ein ander gaukelspil
under des mantel er kobolte mache,
der manic man taugen mit im lache.

(Vergl. 5576). Ebend. 10276 f.:

und einer siht den andern an
als (her) kobolt hern taterman.

Ebend. 10042: abgöte unde taterman ꝛc.

11528 ff. Got möhte wol lachen, möhte ez sin
swen sin tatermennelin
so wunderlich uf erden leben ꝛc.

Zu V. 141 f. blateren, blaſen, pfeifen (Ziem.). „geuwern, mit dem Maule ſchnappen.“ Schmeller II, 8, „hoſſen, wiegen, ſchaukeln“ ꝛc. Schmid 288. Schmeller II, 251. „gangen, ſcherzen, hüpfen, ſpringen.“ Schmeller II, 48. gigelt, Dimin. von gigen (vergl. Liederſamml. II, 704, 340: gigel? Ziem. 125^a. Stald. I, 445. Schmid 214 f. gägeln, gigeln), schrigelt Dim. von schrien, schrigen? oder etwa: hosselt, gempelt, (ge-)schregelt (Schmeller III, 509: ſchregeln, mit geſchränkten Beinen umhergehn. Der den Narren ſpielende Triſtan „begunde mit füezen schregen“. Heinr. Triſtan 5168), gigent. herphent, swegelt? lerret (vergl. Ziem.)? Zu V. 144: eins ûf den tac, ein Eſſen, Mahl?

[247] Auch Suchenwirt, der ſich ſelbſt zum Orden der Gehrenden rechnet (XXIX, 5, 23), unterläßt nicht, gegen Ende ſeines Lügenſpruchs auf ſeinen Wandernamen anzuſpielen (V. 108):

ich hiez davon nicht Suchenwirt
daz ich (in?) nindert vinden chan.

Das oberdeutſche Lied läuft ſo aus:

Der dieses liedlein hat gesungen,
dem hats nicht allzeit gelungen,
thut sein gelt oft im wirtshaus verzehr(e)n,
ligt darnach in der schewren,
muß sich mit singen nehr(e)n,
heya ho hoscha ho!

[248] Diutiska I, 314 f. aus einer Handſchr. des 14ten Jahrhunderts, darnach in W. Wackernagels Leſebuch I, 830 f. Anfang:

Es reit ein herre
ein (W. sin) schilt was sin (W. ein) gere

Ein gere was sin schilt
unde ein hagel sin wint
Ein (W. sin) wint was sin (W. ein) hagel
ich wil üch fürbas sagen
Ich wil üch fürbas singen.

wint hat die zweifache Bedeutung von Windſpiel und Wind, der letztere aber iſt dem Hagel verwandt. Andre Zuſammenſtellungen ſind noch mehr ſynonym:

unde ein wider ist ein schaf
Ein schaf ist ein wider
und ein geis ist ein zige
Unde ein zige ist ein geis ꝛc.

Schluß: uf den beinen got men hein.

Vergl. Anz. 1832. Sp. 213. (Liederſ. III, 213.) (Liederbuch d. Hätzl. 201, 42. Liederſ. III, 561—9. Namentlich 569, 91:

Wenn ich des weges irre gan
Und sæch ich tusent blinden stan
Stet ain gesechender da bi
Den frag ich war dú straz si.

Gerade das Gegentheil des oberd. Lügenliedes Str. 3 f. und des andern Liedes vom Schlauraffenland Str. 37).

Auf einem ſpaniſchen Flugblatte des vorigen Jahrhunderts findet ſich eine Romanze ähnlicher Anlage, nur in der Ausführung geſuchter und abſtrakter: xacara del Duque es muy cuerdo en todo; daſſelbe beginnt (ſ. m. 549):

El Duque es muy cuerdo en todo,
el que es cuerdo cae en la cuenta,
quien cae en cuenta, no cae,
quien no cae en pie, se queda,
quien se queda en pie, está firme ꝛc.

Schluß: ni las perras son camellos,
ni los camellos conejas,
ni las conejas leones,
ni los leones vencejas,
ni las vencejas son tigres,
ni los tigres son vihuelas;
esta lo es, y os lo canto
al són que dieren las cuerdas,
y si no ha gustado así
lo gustoso de la letra,
otro dia irá mejor,
y sino, amigos, paciencia.

Drei Wahrheiten (Binſenwahrheiten): Saxo VIII, 164 und Langebek, Script. rer. dan. I, 225. 80. Marie de France II, 324—6.

[249] Straßb. Perg. Handſchr. A. 94, dieſelbe, worin auch Es reit ein herre ꝛc., und der Lügenſpruch: Ich sach eins mol(e)s in der affen zit ꝛc. unmittelbar zuvor ſtehen (Müllers Samml. III, Fragm. E. XV):

Louf umbe, lotterholz,
es ist manig ritter stolz
und ist och manig ritter trege,
der gerne snel were,
und nackete lúte
frúret an die húte,
das es nút entete
obe sú gůte cleider an hetten.
Laz aber dar gan,
schade wecket den man.
nu louf umbe gedrate,
daz got alle die berate,
die uns ie gůt getaten,
die lebenden an den eren,
die toten an der selen.

Über das Lotterholz vergl. D. Mythol. 642. (H. Sachs IV. 3, 58^{a}).

[250] H. Schreiber, der Bundſchuh zu Lehen ꝛc. Freiburg 1824. Beilage S. 50: „Item Hans von Ulm, ein Sprecher, hat ein Wunden über die Naſen und ſchilchet. Item Heinrich von Strasburg tragt ein Gogelſack, iſt ein Sprecher, halt ſich auf zu Strasburg, hat rot und gel an.“ „Item einer tragt ein Hackbrett ꝛc.“ „Item einer hat ein meſſene Pfiffen, und ſunſt andre Pfiffen ꝛc.“ E. 55 ob.: „Spil Henslin.“ S. 121. (Urk. v. 1517): „Ich laß Euch wißen, daß der Lantvogt zu Röteln den Buntſchuher mit dem Lotterholz geſangen hat.“

[251] Der älteſte, mir bekannte Druck iſt der von Hoffmann im Anzeiger 1833, Sp. 74 f. angeführte aus Straßburg, zwar ohne Jahr, aber ſehr wahrſcheinlich aus gleicher Druckſtätte mit einem andern Volksbuche von 1559. Fiſchart gedenkt an mehreren Stellen im Gargant. des Finkenritters, p. m. 33 und 176 od. 193 od. 356. Der Anlaß des Namens Finkenritter iſt nicht deutlich; der Held erhielt den Ritterſchlag und dieſen Namen für ſein mannhaftes Benehmen auf dem Finkenläger zwiſchen Ermatingen und dem Schwaderloch (S. 11, 13), was auf den Schwabenkrieg von 1499 hinweiſt (in der Dornacher Schlacht verloren die Straßburger ihr Stadtfähnlein, Anshelm III, 15. 68, 2). — Verſchiedene Lügenmähren enthält auch Jac. Freys Gartengeſellſchaft, Straßburg 1557. Cap. 118: „Von einem Schlosser (zu Kantſtadt), der in den sattel gefroren was.“ (Vergl. Bebel. Facet. L. III. p. 207—10). Cap. 119: „Einer ist wol fünf tag in der Thonaw am boden under dem eis irr geritten, bitz er wider herauß ist kommen.“ Cap. 120: „Von einem (Martin Breit, Buchdrucker zu Straßburg), dem zů Masier under dem

thor mit dem schutzgatter der gaul am sattel hinden abgeschossen ward.“ Vorgänger Münchhauſens.

[252] S. 5 u.: „gen Oberbörlich, da man die Scheiden zu den Miſtgabeln machet ꝛc.“ Vergl. Roquef. de l'état p. 295 u.: „Si faz bien forreax à trepiez.“

[253] Vergl. Finkenritt. S. 11: „grunzten die Hahnen und kräheten die Säue.“

[254] „headless men,“ offenbar unrichtig für: handless.

[255] Buchan I, 259 f.

[256] Nyerup, Udv. II, 91 ff.

[257] Haſenkampf der ſieben Schwaben in Kirchhofs Wendunmuth, Frankf. 1563. Nr. 274. Grimm, Hausmärch. II, 158 f. III, 208. In Forſters friſch. Liedl. Thl. II, Nr. 75 nur noch der Anfang eines Liedes:

Es giengen drei pawren und suchten ein pern,
und da sie in funden, da hettens in gern.
Der ber thet sich gegen in auf le(i)nen,
„ach Margen, gotts mutter, wern wir daheimen.“
Sie fielen all nider auf ire knie,
„ach Margen, gotts mutter, der ber ist noch hie.“

(Vergl. Bragur V, 2. S. 49. [Braga II, 2.] Litteratur bei Robert I, 357.)

[258] Das däniſche Lied Str. 9:

at Kirken hun udi Præsten laa.

Str. 10: Jeg smurte min Hest og sadled mine Støvle.

[259] Finkenritt. S. 4: „nahm alſo den Weg auf die Achſel und den Spieß unter die Füß“ u. dgl. m. Auch ebend. S. 11.

[260] Frankf. Liederb. von 1578, Nr. 235. 233. 234. Die Proſa (in andrer Ordnung) auch auf flieg. Bl. Baſel, bei Joh. Schröter 1617 und 1620 (auf dem Holzſchn. jedoch die Jahrzahl 1576). Auch ſchon mit dem Liede, gedruckt zu Nürnberg, durch Friederich Gutknecht, nach einer Abſchrift K. Hallings.

[261] S. oben Anm. 31. Vergl. auch Hâvam. 72. (Sæm. Edd. 19. 91. (ebd. 21.) Im Lügenſpruche des Liederſ. V. 82 f. ſtört ein hauptloſer Hofwart (Haushund) ſieben Wachteln aus einander. Ebend. V. 40 gebratner Wein, Suchenw. 53 der Rhein verbraten.

[262] Mitgetheilt von Schottky in Büſchings: Der Deutſchen Leben, Kunſt und Wiſſen im Mittelalter. B. II, Bresl. 1819. S. 103 ff. Daraus in der Br. Grimm Hausmärch. III, 421 ff.

[263] Br. Grimm, Hausmärch. II, 130 ff. III, 201 f. (Seil aus Sand gewunden Harb. l. 18. (Sæm. Edd. 77.) Udv. d. Vis. I, 390.)

[264] Auch im Räthſelkampfe ſind Königstöchter zum Preiſe geſetzt, ſo nach einer Faſſung der Herv. S. (Fornald. S. I, 532): „Konúngr mælti: ꝛc. sigrar þú mik, þá skaltu eiga dóttur mína; die Turandot eines heſſiſchen Märchens verhängt den Tod über Jeden, deſſen Räthſel ſie löſt, erräth ſie es nicht, ſo wird ſie die Gemahlin des Aufgebenden (Hausmärch. I, 123 ff. III, 41); in einer Erzählung des 13ten Jahrhunderts ſind es nicht Räthſel, ſondern

drei Witzſprüche, womit die Königstochter beſiegt werden muß (Liederſ. I, 537 ff. Vergl. auch Hausmärch. III, 376, 14. II, 275 f. III, 245 ff.).

[265] Mod. florum: „Mendosam (mendacem) quam cantilenam ago, puerulis commendatam dabo quod modulus per mendaces risum auditoribus fera(n)t.“ Mod. Liebinc: „Advertite omnes populi ridiculum.“

Müller V. 16: Ist daz nút gelogen genuog?
Ebend. V. 29: Daz warent selzene werg.
Liederſ. V. 101: Diß ist als (iez) verkeret.
Ebend. V. 123 f.: Diß ist als war
als ich fernd was ain star.
Oberd. Lied Str. 1: seltzame zeitung thu ich bringen.
Ebend. Str. 15: ihr dörft darumb nicht zúrnen,
es ist wol halb erlogen.
Dithm. Lied Str. 1: Ick will juw singen, ick wil nicht legen.
Ebend. Str. 6: de wahrheit kumbt bi groten hupen
und blift doch nicht vorschwegen.
Str. 7: und wil uphören tho legen.
(Meiſtergeſ. Str. 9: daß ihr nit zörnen ist mein bitt,
es ist doch allweg gwesen sitt,
daß man gern hört new mår von alten dingen.)

Beſſer lachen die erdichteten Weſen ſelbſt deſſen, was ſie Seltſames ſehen, Liederſ. V. 28: des måß ain esel lachen. Suchenw. 102: des lacht ein hültzein kann.

[266] Modus Liebinc:

„sic fraus fraudem vicerat,
nam quem genuit nix, recte hunc sol liquefecit.“

Anzeig. 1835, Sp. 75:

De nive conceptum fingit, fraus mutua caute
sustinet asportat, vendit matrique reportans
Ridiculum simile liquefactum sole refingit.

Deutſch, Liederſ. III, 515:

Der ist gar ain wiser man
Der lug mit lug(e) gelten kan.

[267] Ovid. Metamorph. I, 89 sqq.:

Aurea prima sata est ætas, quæ, vindice nullo,
sponte sua sine lege fidem rectumque colebant ꝛc.
Ver erat æternum, placidique tepentibus auris
mulcebant zephyri natos sine semine flores.
Mox etiam fruges tellus inarata ferebat,
nec renovatus ager gravidis canebat aristis.
Flumina jam lactis, jam flumina nectaris ibant,
flavaque de viridi stillabant ilice mella.

[268] Taciti German. c. 40: læti tunc dies, festa loca, quæcunque adventu hospitioque dignatur. non bella ineunt, non arma sumunt, clausum omne ferrum, pax et quies tunc tantum nota, tunc tantum amata.

[269] Sn. Edda 146. 150. 158, 5: „mala gult oc frið oc sælu.“ Yngl. S. c. 14. „hann (Fiölnir) var rikur oc arsæll oc friðsæll.“ (Vergl. Saxo I, 19 u. V, 94 u.) Frodis Mehl iſt von Saxo miſsverſtanden I, 27: „Nec prætereundum, Frothonem contusis commolitisque auri fragminibus cibos respergere solitum, quibus adversum familiares veneficorum insidias uteretur.“ Nachfolgende Stelle des Gudrunliedes hat zwar, wie ſie jetzt lautet, hieher keinen unmittelbaren Bezug, aber im Munde Fruotes von Dänemark, gemahnt ſie doch, als könnte die ältere Faſſung der Sage wohl auch das Goldmehl gemeint haben, V. 1291 ff. [= Str. 323]:

Ob uns der künic Hetele ze rehte wære holt
und ob wir ezzen solten silber oder golt,
des möhte wir dâ heime wol sô vil bevinden,
daz wir grôzen hunger dâ von möhten überwinden.

Deutſche Liederdichter gedenken auch des wohlgeſegneten und milden Fruote; Spervogel MS. II, 374^a:

Ich sage iu, lieben süne mîn,
iu enwahset korn noch der wîn,
Ich enkan iu niht gezeigen
diu lêhen noch diu eigen;
Nu genâde iu got der guote
unt gebe iu sælde unt heil!
vil wol gelanc von Tenemarke Vruote.
Mich riuwet Vruot über mer ꝛc.

Meiſter Sigeher MS. II, 362^b:

des milten Vruotes tugende sint an im ungespart.

(Vergl. ebend. IV, 661^b f., 686^b. W. Grimm, Über deutſche Runen 252.)

[270] Ganander, Finniſche Mythologie, überſetzt von Peterſon, Reval 1821. S. 15.

[271] Fr. Kuenlin in: Die Schweiz in ihren Ritterburgen I, 113. (Vergl. D. Sag. I, 150.) In das große Weinfaß der Abtei Salmannsweiler ſoll vor Zeiten ein Mönch zum Spundloch hineingefallen und darin ertrunken ſein, Rheiniſcher Antiquar. 103.

[272] Br. Grimm, Hausmärch. I, 84 f. III, 26 f. Karol. Stahl, Fabeln, Märchen ꝛc. 2te Ausg. Nürnb. 1821. S. 92 f.

[273] Gudr. 4515 ff. [= Str. 1128]:

ich hôrte ie sagen von kinde für ein wazzermære,
daz ze Gîvers in dem berge ein wîtez künicrîche erbouwen wære.
Dâ leben die liute schône, sô rîche sî ir lant,
dâ diu wazzer vliezen, dâ sî silberîn der sant,

dâ mite mûrens bürge; daz sie dâ habent für steine,
daz ist golt daz beste: jâ ist ir armüete kleine.
Und hôrte sagen mêre (got würket manigiu werc):
swen die magnêten bringen für den berc,
daz lant hât die winde, swer ir mag erbiten,
der ist immer rîchè mit allem sînem künne nâch den ziten.
Ezzen wir die spîse, ob uns gelinge wol,
sprach Wate der vil wîse, sô sul wir vazzen vol
unser schif diu guoten mit edelem gesteine,
kom wir dâ mite widere, wir gesitzen frœlich noch dâ heime.

(Hausmärch. III, 264 f.) (Liederſ. I, 239, 173: ain vil guldin leben.)

Suchenwirts Lügenſpruch V. 26 f.:

wazzerperlein tawsent mutt
wuchsen auf dem Marichfelt.

274 Vergl. MS. III, 452^b, 2. (Regenb.):

umbe tûsent pfunt (ge)malens goldes?

[und Pfeiffers Myſt. I, 288, 2. Pf.]

275 Str. 3 fehlt im niederd. Liederbuch. Nach Thieles Danſke Folkeſage I, 6. 163, fieng man unter Chriſtian IV. (1588—1648) im Wald einen Hirſch, um deſſen Hals eine koſtbare Goldkette hieng, mit der Inſchrift: „Frieden mir! Frode friedete mich.“

276 G. Forſters friſche Liedl. II, Nr. 77, doch nirgends mehr, als das eine Geſätz.

277 Udv. danske Vis. IV, 63:

Jeg vil give hende mine möller syv,
de ligger over Rin saa fjerne.
De möller ere saa vel belagt,
de ere saa vel beprydet,
og det vil jeg forsanden sige,
de maler canel og hvede.

Svenska Folkvis. I, 26:

Och henne gifver jag mina qvarnar de sju,
som gå mellan Dannemark och Sverge.
Det går ingen annan mäld deruppå,
än bara ideliga mandel.

Nyerup, Udv. II, 11:

Og jeg vil give dig möllerne syv
derudi gaaer femten par qværne,
stenene ere udaf rödeste guld,
de stolper af elfenben hvide.

Arwidsſ. II, 205: och stenarne äro af marmorsten,
och bjelkarne af elfenben fina.

(Vergl. Brag. VIII, 123 ff.)

Dagegen in Regenbogens geiſtlicher Mühle (MS. III, 348^a):

Diu reder unt die edelstein die hânt ein ander holt ꝛc.
die zwên die malnt in tougen golt.

278 Chans. 1538, Bl. 120:

Mon pere a faict faire ung chasteau,
il nest pas grant mais il est beau,
d'or et d'argent sont les carneaulx.

[Romvart 527, 13 f.:

Et d'autre part une chapele,
Petite, mes el est molt bele.]

279 Silva 132 [F. Wolf, Primavera II, 305]:

En Castilla est un castillo, que se llama Rocafrida,
al castillo llaman Roca, y á la fuente llaman Frida;
el pié tenia de oro, y almenas de plata fina,
entre almena y almena esta una piedra cafira,
tanto relumbra de noche, como el sol a mediodia.
dentro estava una donzella, que llaman Rosaflorida ꝛc.

Vergl. Fr. Diez, Altſpan. Romanzen, S. 230.

280 Aus handſchriftlicher Mittheilung:

Mme voglio fa na casa mmiezo mare
fravecata de penne de pavune;
D'oro e d'argiento li scalini fare
e de prete preziose li barcune.
Quanno Nennella mia se va a facciare,
ognuno dice: „mi sponta lu sole.“

Vergl. Tanhuſer, MS. II, 92, 2:

bûwe ich ir ein hûs von helfenbeine,
swâ si wil, ûf einem sê,
sô hab ich ir vriuntschaft unde ir hulde.

281 Fridank V. 3 ff.:

Swer umbe dise kurze zît
die êwigen vröude gît,
der hât sich selben gar betrogen
unt zimbert ûf den regenbogen:
(swenn der regenboge zergât,
sone weiz er wâ sîn hûs stât.)

Martina 78^a:
swer den vröuden wil getrûwen,
der wil ûf ein wolken bûwen,
daz der wint zerfüeret
sô balde und er ez rüeret.

Dieſe und andre Stellen in W. Grimms Anmerk. zum Freidank S. 319 f.
Frankf. Arch. III, 275. (Lied von 1444, von den Zürchern):

Sie buwent uf einen winde,
Der balde verwehet hat.
Oster heizet der winde
Er wehet usz O(e)sterrich ꝛc.

(Soltau 125.) Schmeller III, 64 [vergl. Uhlands Schriften II, 378. H.]

[282] Tristan ꝛc. par Fr. Michel, Londr. et Par. 1835. II, p. 103 f.:

Li reis le entant e si s'en rit E dit al fol: „Si Deu te aït,
Si jo te doinse la raine Aver e mener en ta saisine,
Ore me dis, ke tu en fereis[e]s U en quel part [tu] la merraies.“
„Reis, fet li fol, là sus en le air Ai une sale ù je repair;
De veir est faite bel e grant, Li solail vait par mi raiant,
En le air est e par nuez pent, Ne berce ne crolle pur vent.
De la sale ad une chambre Faite de cristal e de l'ambre;
Li solail, quant par matin lefrat, L[é]enz mult [grant] clarté rendrat.

Ebend. I, p. 222:

„Se nos chanjon, que feras-tu?“ Et dit Tritanz: „O bée-tu?“
Entre les nues et lo ciel, De flors et de roses, sans giel,
Iluec ferai une maison, O moi et li nos déduiron.

Die mittelhochdeutſchen Bearbeitungen und die engliſche, ſoweit ſie reicht, haben nichts hievon. — Ein Kryſtallbau, doch nicht in der Luft, im Wigalois V. 4590 ff. [= Pf. 120, 8 ff.] Vgl. noch Udv. danske Vis. III, 3 (Hafbur og Signe):

Mig tyktes jeg var i Himmerig
udi den favre By;
jeg havde min Kjæreſt' i min Arm,
vi fulde igjennem den Sky.

[283] Méon, I, 399 f. 406.

Ele prist des flors de lis, Et de l'erbe du Garcis,
Et de le foille autresi, Une belle loge en fist:
Ainques tant gente ne vi. Jure Diu qui ne menti,
Si par lei vient Aucasins, Et il por l'amor de li
Ne s'i repose un petit, Ja ne sera ses amis,
N'ele s'amie.

Vergl. die vorige Anmerkung.

[284] Meinert 93 f. vergl. v. d. Hagen Volksl. 200 f. Bearbeitet im Wunderh. II, 221 f. Der Eingang einer ernſten ſchottiſchen Ballade (Chambers, Songs I, 174 f.):

My love he built me a bonnie bouir
and clad it a' wi' lilie flouir ꝛc.

mag auch einem ſchon gangbaren Lied entnommen ſein (vergl. Scot. Songs I, LXVII, Anm.). S. noch Altd. Wäld. I, 130. (Egeria 45, 27). Vergl. auch Volksl. Nr. 107. Str. 8. — Bett von Blumen bei Walther 40: „von bluomen eine bette stat.“ Vergl. Docens Miſcell. II, 201, 66. Hadloup, MS. II, 295ᵇ:

Sô vunde ich dâ schœn' geræte
von sumer wæte
z' einem bette fîn.
Daz wold ich von bluomen machen,
von vîol wunder,
unt von gamandrê,
Daz ez von wunnen möhte lachen,
dâ müesten under
münzen unde klê;
Die wanger müesten sîn von bluot,
daz kulter von bendikten guot,
diu lînlachen klâr von rôsen.

Ebend. II, 298ᵇ, 2.

285 Volksl. Nr. 260 Str. 3 und die Anm. dazu.

286 Eiſelein, Sprichwörter 528: „Virgulteâ scaphulâ Aegæum transmittere. *Επι ῥιπος τον Αιγαιον διαπλευσαι. — Συν τῳ θεῳ πλεων, καν επι ῥιπος πλεοι.* Quisquis secundo navigarit numine, is vel saligno navigarit vimine.“ Vergl. Wackern. Leſebuch III, 1. Sp. 142 (Luther): das Schwerdt ist hulzen, der Harnisch ist Papyr und Mœhnblätter.

287 Eyrbyggia-Saga, Havn. 1787. 4. c. 20. p. 96: „oc man egi mega med laufsegli at sigla þar sem Katla er (p. 97: nam Katlam frondeis velis petere nihil sufficiet).“ D. h.: der zauberkundigen Katla iſt nicht mit ſo leichter Mühe beizukommen.

288 115 guter new. Liedl. Nürnb. 1544. Nr. 3. In Dreikönigs- oder Neujahrsliedern aus der Mark Brandenburg:

Wir ſtehn auf einem breiten Stein,
Der Stern muß heut noch weiter ſein;
Wir ſtehn auf einem Lilienblatt,
Wir wünſchen euch allen eine gute Nacht.

Märkiſche Forſchungen. 1ſter Bd. Berlin 1841. S. 312. (Ebend. 315: „Hier ſteh ich auf eim Lilienblatt u. ſ. w.“) Vergl. noch Horæ belg. II, 73 u. Hier der Gegenſatz: die Verweilenden ſtanden auf dem Steine, die Scheidenden treten auf das Blatt. Grôu-galdr Str. 15. (Sæm. Edd. 99):

á jarđföstom steini
stóđ ek innan dyra,
međan ek þèr galdra gól.

Vergl. auch Rechtsalt. 154 ob.

289 Docens Miscellan. I, 278. (Nürnb. gedr. F. Gutknecht.)

290 Ritſon, Pieces of anc. popul. poetry, sec. ed. Lond. 1833. p. 19:

„Thus be these good yemen gon to the wod,
and lyghtly as ‚lefe‘ on lynde.“

(Percy I, 134, 3) — Der Lilienzweig, Lilienaſt, daran die Lieder ſogar den Reiter ſein Roſs anbinden laſſen, weiſt auch auf einen Lindenzweig, Lindenaſt zurück. (Vergl. Zürch. Liederb. 649ᵃ: gilgenzweig. Volksl. Nr. 116. Str. 3: lindenbaum, Nr. 107. Str. 8: rosenbaum, rosenast.)

[291] Rûnatals þâttr Oðins, Str. 9 ff. (Sæm. Edd. 28 ff.) Das erſte der achtzehn Lieder, hialp, Hülfe, genannt, iſt als ſo umfaſſend bezeichnet, daß es einen Inbegriff aller beſondern Segen ausmacht (Str. 9): „Hülfe heißt eines, aber das mag helfen für Sachen und Sorgen und alle Suchten.“ Gleich das zweite dient dann wieder beſonders Denjenigen, die als Ärzte leben wollen.

[292] Str. 12: svâ ec gel. Str. 15: þann kan ec galldur at gala. 19: undir randi ec gel. Vergl. Tacit. Germ. c. 3: „objectis ad os scutis, quo plenior et gravior vox repercussu intumescat. (D. Myth. 582 f. 626. Graff IV, 178—90.)

[293] Str. 23: Afl gôl hann Âsom
en Âlfom frama,
hyggio Hrôpta-tŷ.

[294] Vergl. Vóls. S. c. 13 (Fornald. S. I, 148): „vatni ausinn með Sigurðar nafni.“ Ragn. Lodbr. S. c. 6 (ebend. I, 251): „ok var sveinninn vatni ausinn ok nafn gefit.“ Herv. S. c. 6 (ebend. I, 430): „var hún síðan vatni ausin, ok kölluð Hervör.“ Örv. Odds. S. c. 1 (ebend. II, 162): „vatni ausinn, ok nafn gefit.“ (Sag. Bibl. II, 49? Münter 154 f.)

[295] Sag. Bibl. I, 46. Grettis S. c. 76 (p. 146): „Hafur het Madur ꝛc. Orda-Madur mikill: þesse sagde fyri Gridum med mikilli Röksemi.“ (D. Rechtsalt. 39.) Vergl. Rûnat. th. 9: „Lioðe ec þau kann, er kann-at þioðans kona oc mannzkis mögr.“ — Nial. S. c. 50: „lâta dynja stefnu.“ (Rechtsalt. 54.)

[296] Grôu-galdr, Sæm. Edd. 97 ff.

[297] Str. 5: Galdra tú mèr gal þà er góðir ero.“ Hierauf fortwährend: „þann gel ek þèr fyrstan ꝛc., annan ꝛc.“ Str. 15: „meðanek þer galdra gól.“ Auch in Rûnat. 15 (Sæm. Edd. 29): „þann kann ek galldur at gala.“ 19 (ebend.): „undir randir ec gel.“ 23 (ebend. 30): „gôl.“

[298] Vergl. das Lied der Haager Perg. Hdſchr. Qu. 721. Nr. 81. Str. 1:
nû helf mir heiliger oester dach.

[299] Vergl. Raumer, Einw. d. Chriſt. 306 u.: heilaga sunnuntaga.

[300] Vafþr. m. 11 f. (Sæm. Edd. 32). Sn. Edd. 11. Schon Mone hat den nordiſchen Mythus hieher bezogen, Anzeig. 1837, Sp. 459.

[301] Die bis hieher benützten Segen ſind aus Handſchriften vom Ende des 16ten und Anfang des 17ten Jahrhunderts abgedruckt im Anzeig. 1834. Sp. 282, Nr. 16. 1837, Sp. 467, Nr. 18. Sp. 462, Nr. 9. Sp. 472, Nr. 31 (hier dem Heiland ſelbſt in den Mund gegeben). Sp. 471, Nr. 28. Sp. 459, Nr. 1 (vergl. 1834, Sp. 287, Nr. 31). Sp. 461 f., Nr. 6. 7.

[302] Anzeig. 1837, Sp. 471, Nr. 29 f.

[303] Vergl. auch Tacit. Germ. c. 11.

[304] Bl. 69^b. („Der Alten weiber Philosophei ꝛc.“) Nr. 60. 61. Vergl. D. Mythol. LXXII, 112. Eine Formel ebend. 401:

„bis gottwillkommen, neuer mon, holder herr,
mach mir meines geldes mehr!“

[305] D. Mythol. 419.

[396] [D. Mythol. 1ſte Ausg. S. CXXXI. Pf.]

[307] Aus dem Hannöver'ſchen:

Regen,
blief wegen
mit dine lange Nähs!
Sünne, kumm wedder
mit dine güllne Fedder!
vom Himmel herdal
beſchyn us noch mal!

Aus Bremen in: Kinder- und Ammen-Reime in plattdeutſcher Mundart (von Schmidt). Bremen, 1836. S. 46 f.:

Beim Regen.
Leve Regen, blief wege,
Mit diner langen Neſe,
Leve Sunne, kumm wedder
Mit diner goldnen Fedder,
Mit dinen goldnen Stralen
Vom Himmel herdalen.

Ebendaher durch Dr. Carl Iken:

An die Sonne.
Leve Sunne, kumm wedder,
Mit dine goldne Fedder
Mit dine goldnen Strahlen
Von Himmel herdalen.

(Die lange Naſe bezeichnet wohl die Regenwolken, wie auch Berchte mit der langen Naſe [D. Myth. 170 f.] die tiefſtehende Sonne mit ihren langen Schatten.)

[308] Fornald. S. II, 7: „Finnálfr hian gamli fèkk Svanhildar, er kölluð var Gullfjöðr; hún var dóttur Dags Dellíngssonar ok Sólar, dóttur Mundilfara.“ Vgl. Sn. Edd. 362.

[309] Renner V. 4773 ff.:

Ich gedenk wol, daz ich zweimâl saz bî künig Adolf niht verre und az,
dâ gôz man wîn hin als (ein) pach, ditz tet mir wê, dô ich daz sach,
der tischgerihte mich verdrôz, dô vor mînen füezen flôz
der wîn als über ein velt der brunne: eyâ, gedâht' ich, liebiu Sunne,
wie dick die reben dîn warmer schîn hât gefreut u(n)z dir der wîn
gewahsen ist, der vor mir fleuzet, des leider niemant hie geneuzet,
den manic arm mensch vor der tür vil gern ûf vienge, torste ez herfür,
brôtes und spîse wart vil zestreuwet, mit dem manc armez wær gefreuwet.

Vergl. noch Meinert 187, 4:

Do schannt di live Frao Sonnne
Dam Maedle ouf dam Schuos.

[310] Auch das nordiſche: heill dagr ꝛc. (ſelbſt heilir æsir ꝛc.) iſt Grußformel, vergl. Sæm. Edd. 86, 39. 31, 6. Daher heilsa, grüßen, vergl. ebend. 173. 5. Schmeller, Glossar. saxon. 52 ᵇ.

[311] Aus einem Werke von 1415: (D. Mythol. XLIV f.) „Sicut unam vetulam novi, que credidit Solem esse deam, vocans eam sanctam dominam, et alloquendo eum solem. benedixit per eum sub certis verbis, sub osservancia quadam supersticiosa, que dixit, se plus quam quadraginta annis credidisse, et multas infirmitates curasse. Insuper hodie inveniuntur homines tam laici quam clerici, literati quam illiterati, et quod plus dolendum est, valde magni, qui cum novilunium primo viderint flexis genibus adorant. vel deposito capucio vel pileo inclinato capite honorant alloquendo et suscipiendo. immo eciam plures ieiunant ipso die novilunij ꝛc.“ Aus „der gewissen spiegel,“ verdeutſcht durch den Prediger Martin von Amberg (v. d. Hagen, German. II, 64): „Dar umb merch daz die an petten fremd göter ꝛc.“ „Auch die do petten gegen der sunn, dem man oder dem gestiern.“

[312] Sæm. Edd. 248, 32: „Svâ gángi þèr, Atli! sem þú viđ Gunnar áttir eiđa opt um-svarđa ok ár ofnefnda: at sólinni sudr-havllo ꝛc.“ Rother 1050: „So mir daz heiliche lieht.“ Liederſaal II, 311, 35: „Sam mir der hailig tag.“ (D. Myth. 425.) D. Rechtsalt. 895. Lied im Hamlet, Act 4. Sc. 5 (p. m. 83): „by yonder sun!“ Seifr. Helbling (German. IV, 201):

„Sam mir die heilig naht heint.“ —

[Sollte die Chriſtnacht auch ſchon damals heilige Nacht genannt worden ſein, vergl. Schmeller II, 674, ſo iſt doch das heint dieſer Beziehung entgegen und die Übereinſtimmung mit den Stellen vom h. Licht, h. Tage, zu berückſichtigen.] — Early Mysteries ꝛc. by Th. Wright p. 96, v. 159: „novit sol splendidus!“ v. 170: „Per solem splendidum jurat continuo.“

[313] Str. 3. (Sæm. Edd. 194): „óreiđom augom.“ Vergl. 85, 34: „reiđr er þèr Ođinn ꝛc.“ 228, 8. (D. Myth. 13 u.) [Die Augen zeugen von perſönlichen Weſen.]

[314] Fridankes Beſcheidenh. 108, 3 ff.

[315] [Vergl. Grimm, Myth. S. 17 f. Pf.]

[316] D. Mythol. CXXXIII—V. CXLVII.

[317] Agricolas Sprichwört. mit der Bemerkung: „Uns kinder lernten unſere eltern alſo bitten, wenn wir ſchlaffen giengen.“ (W. Wackernagel, das Weſſobr. Gebet 68.) Vergl. D. Mythol. CXLVII, LII, 3. (CXLVIII, ob. 4.) — Für das leidende Kind wurden nun auch die unſchuldigen Kinder im Himmel angerufen, Anzeig. 1837, Sp. 471, Nr. 29.

[318] Fauriel II, 430. 432. Vergl. Dietrich, Ruſſ. Volksmärchen 118. (Mutter der Winde.)

[319] Dainos 283. (Vergl. 291.)

[320] V. 10984 ff. (die Stelle ſcheint verdorben):

Sît ein iglich sterne hât
einen engel, der in an die stat
wîset, dâ er hin sol gên,
wie solt wir kranken denn bestên
und leiten uns die engel niht?
swelh mensch an daz gestirne siht
und gotes wunder niht merket dar an,
der ist guoter witze wan.
swie ich niht mac gesehen diu wunder,
die unser herre hât besunder
oben behalten in sînen tougen,
sô merke ich, daz die menschen ougen
alle zît sehen ob in sweben,
fliegen, singen, als ob sie leben,
nu rôt, nu gel, nu brûn, nu wîz.

[321] Anzeig. 1834. Sp. 283, Nr. 18. Sp. 284, Nr. 24. (In letzterem: bedeckt — deck, urſprünglich wohl: bedaht — waht.) Vergl. auch das gefriedete Land oben S. 237.

[322] Str. 3 (Sæm. Edd. 194^a): „oc gefit sitjondom sigur.“ Hier in der Anrede an Tag und Nacht; ſonſt wurde Tyr um Sieg begrüßt, in demſ. Liede Str. 6. (ebend. 194^b.) Ein Siegeswunſch auch Sæm. Edd. 255, 34.

[323] Udv. d. Vis. I, 84 f. (Str. 7: „I önske mig ingen Ÿsejr at faae!“) W. Grimm, Altdän. Heldenl. 228 f.

[324] D. Mythol. Anh. CXXXI. Nr. IV: „sigegealdor ic begale. sigegyrd ic me vege, vordsige and veoresige se me dege ne me merne gemyrre“ ꝛc.“ Auch im Ackerſegen, ebend. CXXVIII: „Þis gealdor.“ (Zu „vordsige“ vergl. „Sæm. Edd. 194, 4: „mál ok mannvit,“ ebend. 98, 14.) Zu „sigegyrd“ und ſchon im Eingang des Segens: „Ic me on Þisse gyrde belûce,“ vergl. Saxo III, 43: „potentemque victoriæ zonam,“ Ebd. VI, 110: „lapsum ab aere cingulum.“ In deutſchen Segen, Myth. CXXXIII: „und wil mih hiute gurten mit des heiligen gotes worten,“ ebend. CXXXIX oben: „noch hute wil ich mich gorten mit den heilgen sigeringen, mit allen guten dingen.“ (Vergl. auch „megingiardar.“ Sn. Edd. 26 ꝛc.).

[325] D. Mythol. Anh. CXXXIII—V. Laurin (Ettm.) 2198 ff.:

zehant sô sprach daz magedîn
über den vil küenen degen,
dô vil manigen guoten segen
daz in kein wâfen mê versneit.

(Gedr. Heldenb. 202^a).

326 Udv. d. Vis. I, 309, Str. 8: „Den niende bandt alle Dyr i Skove.“

327 Lachmanns Ausg. 18 [= Pf. Nr. 106, 11 ff.]:

zuo flieze im aller sælden fluz,
niht wildes mîde sînen schuz
sîns hundes louf, sîns hornes duz
erhelle im und erschelle im wol nâch êren.

328 Rûnat. 21. (Sæm. Edd. 30) ſ. ob. S. 244. Anm. 294.

329 Sæm. Edd. 150, 7 f.: „Gaf hann Helga nafn ꝛc. blóđ-orm búinn.“ Sollte nicht auch „ítur-lank“ („sjálfr gèck vísi or víg-þrymo, úngom færa ítur-lauk grami‘), ebenſo wie „blóđ-orm,“ eine dichteriſche Bezeichnung des Schwertes ſein? von der Form des Lauches hergenommen? „Geirlaugr, allium,“ Lex. isl. I, 274. Durch ítur-, vorzüglich, edel, wird der Gegenſtand gehoben. Daß der Lauch für ein edles Bild galt, beweiſt eine andere Liebesſtelle, Sæm. Edd. 231, 2: „Svá bar Sigurđr af sonom Gjúka sem væri grœnn laukr ór grasi vaxinn.“ Die Auffaſſung in Völs. S. c. 8. (Fornald. S. I, 136) kann nicht gegen obige Erklärung entſcheiden, auch nicht, daß c. 43 (ebend. 229) einem Kinde vímlaukr zu eſſen gegeben wird; es iſt beigeſetzt: „en þat er náttúrá þess lauks, at mađr má lengi lifa, þótt hann hafi enga ađra fæđu.“ Namen- und Schwertgabe auch Sæm. Edd. 142, 6—9.

330 Bl. 79^b, Nr. 70. 71.

331 Über die Liturgie zu Ehren des heiliggeſprochenen Kaiſers ſ. Dibolds Leben K. Karls d. Gr. S. 223 f. Daniel, Thesaur. hymnologic. I, 305 sqq. (unter Beziehung auf Pertz, Monum. Germ. T. V. p. 708). In der Zürcher Sequenz, Canisii antiq. lect. T. VI. p. 438. (Helperic. 42), wird geſungen:

Hic est Christi miles fortis,
hic invictæ dux cohortis,
decem sternit millia,
terram purgat a lolio
atque metit cum gladio
ex messe zizania.

In einem Hymnus De S. Carolo Magno, aus einem Halberſtadter Breviar, bei Daniel I, 306 (O rex orbis triumphator ꝛc.), Str. 3:

Devotosque Christo dicas
Et rebelles (widerſpenſtige Heiden) ense necas.

332 Bl. 80^a, Nr. 79. 80. Bl. 81^a, Nr. 104. 105. (Sæm. Edd. 150, 9: „þá nam at vaxa for vina brjósti álmr ítr-borinn yndis ljóma.“ 187, 7:

„Veit ek ef þú vaxa næđir
for þinna vina brjosti,
sæi mađr þik reiđan vega.“)

333 Alpharts Tod Str. 104—117. Vergl. Sigenot (Kaſp. v. d. R.) 134: „Sie tet im manchen segen nach“ (Ute dem Hildebrand, dem ſie den Helm

aufgebunden). Etzels Hofb. 128—30. Roſ. G. II, 159^{a}: „Manige fraw mit segen Verwappet do iren man.“ (Sæm. Edd. 254, 31. Frauen rathen ab.)

[334] Wigalois 6190 ff. [= Pfeiffer 160, 6 ff.]:

wir haben nu maniger slahte
bôsheit unde gelouben, dâ mite wir uns rouben
aller unser sælekheit. ez ist vil manigem manne leit,
swenn' im ein wîp daz swert gît. daz lie der riter âne nît,
ern ahte dar ûf niht ein hâr, ez wære gelogen oder wâr:
er hêt in gotes gnâde ergeben beidiu sêle unde leben.

Vergl. D. Myth. 650. Zuvor 6175 [= Pf. 159, 31]:

sîn swert striht' im daz süeze wîp vil heize weinunde umbe den lîp
und flêgete got vil tiure, daz er die âventiure
in dâ lieze erwerben und daz in niht verderben
lieze diu gotes güete. dehein ungeloube in müete
in dem hûse noch ûf dem wege, er lie ez allez an gotes pflege.

6188: der ungeloube in niht betrouc.

[335] Bl. 79^{b}, Nr. 69.

[336a] Vergl. Morolf 2611 ff.:

Gedenket nit an uwer schone wip,
Noch an uwer kinde daheim,
Das icht blode werde der strit.

[336b] Mone im Anzeig. 1834, Sp. 289. D. Mythol. CL.

[337] Lachm. Ausg. 24 [= Pf. N. 88.]:

„unt pflic mîn wol dur dîner muoter êre
als ir der heilig engel plæge
unt dîn, dô du in der kripfe læge ꝛc.
und doch mit sældenricher huote
pflac dîn Gabriêl der guote
wol mit triuwen sunder spot;
als pflig ouch mîn ꝛc.

[338] Spruch gegen Diebe, Myth. XLVI. XLVII: „Wie Maria im Kindbette lag, drei Engel ihr da pflagen, der erste hiess S. Michael, der ander S. Gabriel, der dritte hiess S. Raphael, da kamen die falschen Juden und wollten ihr liebes Kindlein stehlen“ ꝛc. Anzeig. 1837, Sp. 464, Nr. 12.

[339] Mitgetheilt von W. Grimm in den altdeutſchen Blättern II, 1 f. — Geiler von Kaiſersberg beantwortet die Frage, wie das Segnen aufgekommen: „es hat einen gůten anfang gehabt, aber es hat ein bôß end genummen.“ (Ameis 1516, Bl. 4.) Anzeig. 1834, Sp. 281.

[340] Ähnlicher Weiſe ein im 16ten Jahrhundert verbreiteter Meiſterſang: „Der segen des starken Poppen, dardurch er selig ist worden. In dem briefthon des Regenbogen.“ (Fl. Bl., wahrſcheinlich Nürnb. durch Jobſt

Gutknecht. Ohne die Eingangsſtr. und mit Var. in der Heidelb. Pap. Hdſchr. 680. Bl. 70^{b}). Anfang:

Ich kam eins mals für das paradeise thor,
da fant ich einen wunnigklichen engel vor;
der bant ein thier, was schwerzer dann ein rab ꝛc.

Strophe 2:

Gesegen mich heut der gott der mich beschaffen hat,
Gesegen mich heut der engel mein vor falschem rath,
Gesegen mich heut Maria magt frůe und auch spat,
Gesegen mich heut das heilige creuz vor sünden und vor schanden.

Die vier evangelisten die nemen mein heut gut war,
und ich empfilch mich genzlichen an der engel schar,
so mag mir nichts geschaden als klein als umb ein har,
wo ich hin keer in aller welt auf wasser und auf landen.

Gesegen mich heut Maria die reine meide,
das sie mein schirm und schild hie sei vor aller nötte, (l. not)
behůt mich got allhie vor einem gehen tot[e],
das meiner armen seel werd vil gut rat[e],
und wenn sie von dem mund außgeet und von dem leib muß scheiden.

Schluß:

behůt uns almechtiger gott und meister Popp den starken.

Ob Meiſter Poppe in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts reimen konnte: nôt — tôt — rât (weiterhin krôn — kan) iſt zu bezweifeln. (Vergl. MS. IV, 697^{b}. 698^{a}.)

[341] D. Mythol. CXXXIV ff. Nr. XI.

[342] Anzeig. 1837, Sp. 463, Nr. 11.

[343] Z. B. der Anfang eines Wetterſegens (Anz. 1837, Sp. 474, Nr. 32):

Unſer liebe frauw gieng über lant,
führt ihren herzliebſten ſohn an der hant,
ſah[e] ihrem herzliebſten ſohn uber die achſel hinein,
herzliebſter ſohn, wie zeucht dorthüben ein ſchweres wetter herein.
zeuch[e] ab dein wath (Gewand),
deck es dem armen mann uber den ſath u. ſ. w.

Das Alterthümlichſte dieſer Art im Anh. der D. Myth. CXXXII, Nr. VI.

[344] Anzeig. 1837, Sp. 462 f. Nr. 10.

[345] Anzeig. 1834, Sp. 280 f. Nr. 12. (D. Myth. CXXXIX, Nr. XXI.)

[346] Sæm. Edd. 29, 12. 98, 10. (Was bedeutet: „Leifnis-elda?“ In Sn. Edd. 209^{a} ſteht Leifnir unter den Bezeichnungen eines Seekönigs und ebd. 214^{a} Leifnis-grand (grand, n. noxa) unter denen des Schwertes. Vergl. auch Wiggert, Scherflein zur Förd. d. Kenntn. ält. d. Mundarten und Schriften, Magdeb. 1832. S. 27 (aus der Hdſch. eines Pſalmenbuchs vom Anf. des 13ten Jahrhunderts):

sô dîn vriunt werde gevangin,
sô sprich disin salmin (Pſ. 51).
du solt habin den trôst,
daz er âne zwivil wirt erlôst.

[347] Sæm. Edd. 29, 15. Anzeig. 1837, Sp. 465, Nr. 14. Sp. 464, Nr. 13. 1834, Sp. 285, Nr. 25. 1833, Sp. 234 f. Erzählend 1834, Sp. 284, Nr. 23. S. auch d. Myth. CXLIV, Nr. XLI.

[348] Sæm. Edd. 28 f., 11. D. Myth. CXXXIV, Nr. X. (hier mit ausdrücklicher Ausnahme des eigenen Schwertes). CXXXV. CXXXIII, Nr. IX. (für sweiz wird auch hier vahs zu leſen ſein, wie S. CXXXIV. im gleichen Zuſammenhang: alsô palwahs als wære mîner vrouwen Marîen vahs u. ſ. w. Über palwahs ſ. Schmell. IV, 15). CXLVII, Nr. LIII. — Den Zauberſängen der Eddalieder kann noch weiteres Entſprechende aus dem Vorrath deutſcher Segenſprüche gegenübergeſtellt werden: Sæm. Edd. 98, 12: gegen „frost á fjalli hâ“) D. Myth. CXXXIV: „über velt, durch walt vor aller nœte manecvalt vor hunger und gevrœrde.“ Sæm. Edd. 98, 9: „ef þik fjandor standa ꝛc. ok snúiz þeim til sátta sefi.“ Myth. CXXXIV: „dîn viende werden dir gevriunt,“ auch auf der Fahrt. Sæm. Edd. 240, 6: „ríkt gól Oddrún bitra galdra at Borgnýjo;“ D. Myth. CXLV, Nr. XLV: Segen für Gebährende.

[349] Freidank 66, 21—67, 8. Anm. 346. Der Teichner, Wien. Jahrb. I, Anz. Bl. 30:

Auch diu nâter wirt gepant
Und der teufel, wist ir wol,
Nur mit worten singens hol.
Spiez und swert wirt auch betwungen
Nur mit worten, ungesungen,
Daz seu müezen ir sneiden lân.
Seint daz wort den twingen chan,
Des chain weis nicht chan betwingen,
Sô ist besser wort ân singen,
Denn diu weis unworthaft.

Vergl. MS. I, 23ᵇ f. in verliebter Wendung:

Steine, krût sint an tugenden rîche,
wort wil ich dar obe an kreften prîsen:
Mit ir worten diu vil minneclîche
mehte herzeliebes mich bewîsen ꝛc.

(Liederſ. I, 212, 57: „nâch wort und wunsch.“)

[350] Der fahrende Schüler, in dem mittelhochdeutſchen Gedichte Johanns von Nürnberg, altd. Wäld. II, 49 ff., lehrt unter andern Künſten V. 203: „brant betrechen,“ Feuer dämpfen (Schmeller I, 471). Grundr. 344 f. (Irregang.) „der beste segin.“ — Über die Beſchaffenheit des germaniſch-heidniſchen galdr iſt von der Bekanntmachung noch vorhandener nordiſcher

Formeln weitere Aufhellung zu erwarten. Studach (Überſ. d. ä. Edda, Abth. I, Nürnb. 1829. Einleit. z. Havam. S. 33 f.) bemerkt: Arwidsſon beſitze einen Schatz eigentlicher Schwurlieder und Bannſprüche, die aber, ohne großes Wagniß des Miſsbrauches, nicht bekannt gemacht werden können, ſondern ins Archiv gehören. Ohne Zweifel iſt dieß dieſelbe magiſche Sammlung, die nachher in die Hände Studachs ſelbſt und Räffs kam und worüber Erſterer (1831) in einem Schreiben an O. Abel ſich dahin äußerte: daß er durch dieſe Magie die wahre Bedeutung der Runen gefunden habe, wodurch Alles über den Haufen falle, was bisher über die Runen geſchrieben worden und folglich auch über den wahren Sinn der Eddalieder; es geſchehe ihm nun, daß, wo er ſeinen Probierſtein an ein Eddalied ſetze, Alles wie von ſelbſt klar werde; die alte Runenweiſe ſei kein Alphabet, ſondern das Syſtem der heidniſchen Myſterien ſelbſt.

[351] Man betheuerte: „sam mir das hailig jar“ (Liederſ. I, 287! 94), wie: „sam mir der hailig tag“ ebd. II, 311, 35.

[352] Sæm. Edd. 146. Fornald. S. I, 417 f. 515 u., ſ. 463. 532. Sagabibl. III, 223. vergl. ob.

[353] D. Myth. XXXV f. (aus Burchards von Worms, geſt. 1024, Sammlung der Decrete, doch wahrſcheinlich auf deutſche Aberglauben bezüglich, ebd. XXXV, letzte Anm.): si quis calendus januarias ritu Paganorum colere, vel aliquid plus novi facere propter novum annum etc., et per vicos et plateas cantatores et choros ducere præsumpserit, anathema sit“ (e decreto Zachariæ papæ). „observasti calendas januarias ritu Paganorum, ut vel aliquid plus faceres propter novum annum etc. aut per vicos et plateas cantatores et choros duceres, aut supra tectum domus tuæ sederes ense tuo circumsignatus, ut ibi videres et intelligeres, quid tibi in sequenti anno futurum esset, vel in bivio sedisti supra taurinam cutem, ut et ibi futura tibi intelligeres etc.“ ebd. 645, 2. 646 u., ſ. Traum in der Neujahrsnacht trifft ein, ebd. 667 u. (LXXXVIII, 528.)

[354] S. ob. S. 206.

[355] Neun ſolcher Sprüche aus einer Pap. Hdſchr. des 16ten Jahrhunderts im Beſitze des Hrn. Kuppitſch in Wien abgedruckt im Anzeig. 1838, Sp. 553 ff. In einer Wolfenbüttler Pap. Hdſchr. des 15ten Jahrhunderts ſteht, zugleich mit einigen andern Gedichten Roſenblüts: „Des Sneppers Anklopfen.“ Anf.: „Klopf an, klopf an, der himel hat ſich auf getan.“ (Jahresbericht der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig auf 1837, S. 15). Ebenſo beginnt Nr. 4 in Kuppitſchs Hdſchr. Da nun auch in Nr. 5 derſelben Nürnberger Heilige angerufen werden, ſo nahm ich um ſo weniger Anſtand die ganze Spruchreihe nach Roſenblüt dem Schnepperer zu benennen. — „Fast abentheürlich klopf an, Auf allerlei art. Hans Foltz.“ 1 Bog. 8. o. J. (Weimar. Bibl.) am Schluſſe: „Gedruckt zû Nûrmberg durch Kunegund Hergotin.“ Holzſchnitt auf dem Titel: Straße einer Stadt, ein Mann klopft am Ring einer Haus-

thür, über welcher eine Frau am Fenſter liegt. Es ſind 16 Sprüche. [Dieſe Sprüche finden ſich nun in großer Vollſtändigkeit beiſammen in dem Aufſatze Oſkar Schades: „Klopfan. Ein Beitrag zur Geſchichte der Neujahrsfeier“: Weimariſches Jahrbuch II, 75—147. Pf.]

356 Neben dem in voriger Anm. bezeichneten Titelbilde können folgende Stellen Zeugniß geben. Perſonen beiderlei Geſchlechts und verſchiedenen Standes, Roſenbl. 4: „Du seist fraw oder man“. 6: „Pistu edel von geschlecht oder pistu sunst ein dienstknecht.“ Folz 8: „Klopft an ir zarten jungen frawen.“ 9: „Klopf an, bistu ein jüngling frei ꝛc. Bist aber du ein junge dirn ꝛc. Bist du aber ein jung eeman ꝛc. Bist du aber ein junge eeweib“ ꝛc. 11: „Klopf an, kl. a., werder helt.“ 15: „So möchst du morgen auf stehen, wider deiner herschaft heitzen und kern.“ Unkenntlich, neben dem Ausdrucke der Ungewißheit in den meiſten der obigen Stellen, Folz 6: „Bist du der, für den ich dich hab“ ꝛc. (?) 10: „Klopf an, bist du ꝛc. Bist du aber ꝛc. Und gehest davon und hast dein spür, Ob du irgend fündst ein ofne thür, Das du etwas möchst ermausen, so solt man dir den balg erzausen Und dich an nageln mit den orn, Auf das man dich erkennet morgn ꝛc.“ „Haw hin, du seist wer du welst“ ꝛc. 11: „Des darfst du dich gen mir nit nennen. Dann ich dich sunst ie mein zů kennen ꝛc. gehe ietz dein straß, ee man dich kenn“ ꝛc. Muſik und Geſang, Nachts auf der Gaſſe, Folz 14: „Ich mein zwar, das du der einer seist Die stetigs auf der gaß umb triefen ꝛc. Und auf den alten lauten punkern Und oft die ganzen nacht umb glunkern.“ 11: „Klopf an, lieber Fridel, Sag sungst uns nit ein liedel ꝛc. So pfeif flugs auf, machs kurz“ ꝛc. 8: Klopft an, ir zarten jungen frawen, Ir solt euch bei dem tag lan schawen, Solt man sich freuden mit euch nieten, So künt man euch doch ehr erbieten, Ir wißt, die nacht ist niemands freund ꝛc. Ziecht heim und seit nit ungeschlacht, Got geb euch tausent güter nacht.“ Auch die Verweiſungen auf „morgen“; eine ſolche kann aber auch auf mehrere Anklopfnächte hindeuten, Folz 12: „Liebt es dir, so kum morgen wider, So sol man ie nicht sparn an dir Und dich plewen eins oder zwir“ ꝛc. Art und Maß des Anklopfens, Roſenbl. 1: „Klopf an mit reichem schal(le), daz es den leuten wol gefal(le), daz dir niemant hab verark“ ꝛc. 2: „Klopfstu an in zuchten und in eren, so wil ich dich etwas guts leren“ ꝛc. 5: „Klopf dannoch (dann) mer! daz dir widerfar alle er und alle glückselikait“ ꝛc. 6: „Klopf an und pis peschaiden, so mag dein klopfen nimant belaiden. Klopfstu unpeschaiden an, so haist man dich ein geckel mann.“ Folz 8: „So klopft an seuberlich und frölich“ ꝛc. 9: „Und klopfst in züchten bei uns an, Das du kein unfür suchst darbei, So mach dich got als leides frei“ ꝛc.

12: „Wie hast ein klopfen, ginöffel,
Ich mein, du seist ein genslöffel.
Meinst du, das klopfen ein kunst sei,

So schick ich dir zwen oder drei;
Die dir durchperen all dein glider“ ꝛc.
13: „Klopf an, mein aller liebste zart,
Wann mir kein klopfen lieber wart“ ꝛc.
14: „Wie hast ein klopfen und ein scharrn“ ꝛc.

[357] Nr. 5. vergl. damit Tobias Reiſeſegen, Myth. CXXXV:

des heiligen geistes siben gebe
lâzen dich mit heile leben.
der guote sante Stephan
der alle sîn nôt überwant,
der gestê dir bî
swâ dir dîn nôt kunt sî.
die heiligen zwelf boten
die êren dich vor gote,
daz dich diu hêrschaft gerne sehe.
allez liep müeze dir geschehen.
sante Johannes und die vier êwangeliste
die râten dir das beste,
mîn frouwe sante Marie
diu hêre unde vrîe.
mit des heiligen Kristes bluote
werdest dû geheiliget (ze guote),
daz dîn sêle (sô dû sterbest)
des himelriches niht verstôzen werde
nâch den weltlîchen êren.
got gesegne dich dannoch mêre.
sante Galle dîner spîse pflege,
sante Gertrût dir guote herberge gebe.
sælec sî dir der lîp,
holt sî dir man unde wîp,
guot rât dir iemer werde,
daz dû gæhes tôdes niene ersterbest.

[358] Nr. 4. 7. 9. Zu „how da hin“, auch „haw hin“, was in dieſen Sprüchen wiederkehrt, ſ. Schmeller II, 130: „häuen, ſich ſchnell bewegen, laufen u. ſ. w.“

[359] Nr. 13: Klopf an, mein aller liebste zart,
Wann mir kein klopfen lieber wart.
All engel in des himels thron
Die sein darumb dein sold und lon,
All patriarchen und propheten
Wölln dir dein leib und leben retten,
All zwölf poten und evangelisten
Wölln dich vor allem ubel fristen,

All märterer und beichtiger
Bewarn dich vor aller schwer,
Der junkfrawen und der witwen schar
Und aller heiligen samlung gar
Wölln dich allenthalben befriden
An leib, seel und allen gliden,
Maria selbs und auch ir son
Lassen dich nimmer anders thůn
Dann das dich hie und dort erneer.
Das erwerb dir als himlisch heer,
Und das dir als das günstig sei
Das dir dein lebtag wone bei
Und hie eins seligen ends ersterbst
Und die ewigen kron erwerbst
Dort in dem aller ho̊chsten chor
Wünsch ich dir zů eim newen jar.

Vergl. Roſenblüts Nr. 1. Daß der Spätere den Frühern vor Augen hatte, zeigen auch andere, faſt gleichlautende Stellen, Roſenbl. 2, Z. 17 und Folz 1, Z. 13. R. 9, Z. 1 f. und F. 2, Z. 1 f.

360 Roſenbl. 2:

Klopfstu in zuchten und in eren,
so wil ich dich etwas guts leren ꝛc.
dustu das, so bist du kein thor:
di leer hab dir zum newen jor.

H. Folz 8.

361 Roſenbl. 5:

Klopf an, klopf an!
ein seligs neus jar ge dich an.

Ebenſo beginnt Nr. 8. Vergl. Liederſ. III, 111, 13:

Ain selig jar gang dich an.

(MS. I, 39, XVIII. Heinr. v. Veldecke:

„Der schœne sumer gêt uns an“ ꝛc.)

362 Liederſ. I, 249, 80 ff.:

Das wünsch ich so ich beste kan,
Daz ir got geb ain bo̊ses jar
Baidú stil und offenbar.

Ebd. I, 317, 312 f.:

Das dich ain vaiges jar,
Der schuler sprach, můsz ane komen.

363 Nr. 4: Klopf an, klopf an, lieber schweinsor,
Wilt du nicht han ein bo̊ses jor,
So gehe von stat, laß dein pochen,
Ee das man an dir werd gerochen ꝛc.

[364] Nr. 8. Vergl. Liederbuch der Hätzlerin S. 74. Nr. 96:

Hett ich nur ain stäblin warm
Und darinn ain schönes weib,
Das wolt ich legen an meinen arm ꝛc.

Hdſchr. Notenbuch aus dem 16ten Jahrhundert. (Baſl. Bibl.):

Wann ich des morgens frūe uffstand,
so ist mir mein stuble geheitzet schon,
so kumpt mein lieb und gibt mir ein guten morgen.

Vergl. Wunderhorn III, 71.

[365] Iſt etwa unter dem Bitten „des gemeiten“ die Bitte um ein erfreuliches Zeichen zum neuen Jahre gemeint? Schickſalforſchungen mittelſt des Kranzes: D. Mythol. 648, 3 und die dort angemerkten Stellen. — Zwiſchen dem „Klopf an“ der beiden Nürnbergiſchen Dichter und den ſogenannten Klöpfelnsnächten, wovon Seb. Frank im Weltbuch 1542, Bl. 50^a u. f. 130^b u. f. ob., Keysler 307. Haltaus, Calendar. 141 sq. Flögel, Geſch. des Groteskom. S. 187. Zaupſer, Idiot. S. 42. Schmeller II, 361 f. Nachricht geben, will ſich, obſchon vormals Neujahrswünſche dabei ſtattfanden, doch keine beſtimmte Anknüpfung fügen; das Einſammeln von Eßwaaren und Geldgeſchenken in den Klopfnächten und was dazu von den Sammelnden geſprochen wird, hat mit der Einholung guter und böſer Neujahrszeichen nichts gemein; die verzeichneten Reimſprüche ſind meiſt derſelben Art, wie ſie auch bei andern Umzügen der Kinder vorkommen, nur der bei Schmid (ſchwäb. Wörterb. 317) läßt ſich etwas näher herbei. Andrerſeits findet ſich bei H. Folz S. 10 die Stelle:

Bist du aber ein starker knoll
Und steckest aller bosheit vol
Und harst wo dir einer kem mit wein,
Das du die zungen schlāgest drein
Und trāgst die kandl mit dir davon,
So geb dir got den rechten lon,
Der andern dein geleich ist worden
Dauß an der dürren brūder orden ꝛc.

Dreikönigslieder mit Neujahrswunſch in den Märk. Forſch. I, 310 ff. (Goth. Neujahrſingen am byzant. Hofe, Constantin. Porphyrog. de cerem. aulæ byzant. L. I. c. 83. Brag. IV, 2, 39 ff. Lex. myth. 481. Nordiſche Julgebräuche, Grettis S. c. 42. Lex. myth. 480^b ſq. 776 ſq. Iduna und Herm. 1814, Nr. 5.)

[366] Hoffmanns Fundgruben I, 338 f. Nr. 13. Andre Neujahrslieder aus dem 15ten Jahrhundert im Liederbuch d. Hätzl. S. 54, N. 56. S. 57, Nr. 64. S. 59, Nr. 68. 69. S. 62, Nr. 76. S. 77, Nr. 102.

[367] Latein. Gedichte des 10ten und 11ten Jahrhunderts, herausg. von J. Grimm und A. Schmeller, Göttingen 1838. S. 127 ff. Schmellers Unterſuchung über Alter und Verfaſſer des Gedichts ebd. S. 224 ff. 214 u.

368 Ebd. S. 192 (Fragm. XVI, V. 10–15):

„Quid respondere Ruotlieb nunc vis, hera, per me?“
Dixit: „dic illi nunc de me corde fideli
Tantundem liebes, veniat quantum modo loubes.
Et volucrum wunna quot sint, tot dic sibi minna.
Graminis et florum quantum sit, dic et honorum.
Qui dubitans minime, huic illam nubere posse ꝛc.

In der Wiederholung (V. 65–69) lautet die vierte Zeile: „Et volucrum wunna quot sunt, sibi dic mea minna.“ Froumund, der wahrſcheinliche Verfaſſer des Gedichtes, beginnt auf gleiche Weiſe einen Gruß an Liutold, den Biſchof zu Augsburg:

Frater Froumundus Liutoldo mille salutes
Et quot nunc terris emergunt floscula cunctis.

Ebd. S. 226.

369 Auch in einem Kirchweihlied aus dem Hildburghauſer Lande (Büſching, der Deutſchen Leben u. ſ. w. im Mittelalter II, 400, Str. 7):

So woll'n wir euch nun danken
mit Sachſen und mit Franken.

Vergl. MS. II, 91ᵇ, 2:

Min(e) vriunde, helfet mir
der lieben danken,
der ich singe ûf hôhen pris.

(Vergl. das ſchwäbiſche Verlöbniß in W. Wackernagels Leſeb. I, 190 mit der Kehrzeile: „nâh Swâbe ê, nâh Swâbe rehte.“)

370 Fichard, Frankf. Arch. III, 257 f., mit der Überſchrift: „Ein ander suberlich grusz“ aus einer Hdſchr. um 1450. Anders aus einer Inkunabel vom Ende des 15. Jahrhunderts im Anzeiger 1834, Sp. 290, daſelbſt: „der himel het sich bekert, mit gold umbrert.“ Jubinal, Jongl. 117 f.:

Dame, or vous mant plus de saluz,
Qu'en .lx. .c. .m. escuz
Ne puist avoir de fleurs de lis,
Ne qu'il ne puist en paradis
D'ames, d'angles et d'esperiz,
Tant soient menuz ne petiz
Qui ne contienent point de leu,
Ne plus que la flambe du feu
Dont l'en alume la chandeille.
Quar qui alumeroit d'icele
Toutes les chandeilles du monde,
Si dit l'auctorité et conte,
Jà por ce n'amenuiseroit
Ne por ce n'apetiseroit
De rien le feu de la chandeille

Ne de lueur ne d'estincele.
Ausi ne face jà l'amor
Qu'à vous ai, dame de valor;
Non fera ele devers moi
A nul jor que je vis seroi.

Unter den fleurs de lis ſind die franzöſiſchen Wappenlilien auf der Münze verſtanden.

[371] Anzeiger a. a. O. aus derſelben Inkunabel.

[372] Morgenbl. 1819, S. 239 [von Docen mitgeth.]: „Liebesbrief, 1463.“ Vergl. Roſenblüts Klopfan Nr. 4. 5. (oben S. 262) Liederſ. I, 96, 57 f.:

Von (l. Und) wunsch ir dar zu liebes me
Denn trophen hab der Bodemse.

[373] Obige fünf Formeln aus derſelben Hdſchr. des 16ten Jahrhunderts, im Beſitze des Hrn. Kuppitſch, in der Roſenblüts Klopfan ſtehen. Von Bl. 51ᵇ bis 54ᵇ folgen: „Die Púel brieff“, fünf Stücke, wovon die zwei erſten durch Mone im Anzeiger 1838, Sp. 552 f. mitgetheilt ſind. Es wird in der Hdſchr. ausdrücklich bemerkt, was man „einer purgerin“ und was „einer pawrnmaid“ ſchreiben ſoll, doch ſcheint der Unterſchied nur darin zu beſtehen, daß man Jene mit „euch“, Dieſe mit „dich“ zu begrüßen hat. — Zum fünften vergl. Anzeiger 1833, Sp. 74:

Got gesegn euch liep, ich mag nit gewein(en),
kumt ir nit schir, ich nim noch einen.

Gruß und Wunſch, Liederſ. II, 697, 84—102. — S. auch hieher Udv. d. Vis. IV, 227:

„I sige Dannerkongen saa mangen Godnat,
Som Himlen er med Stjerner besat.
I sige danske Dronning saa mangt et ondt Aar,
Som Linden bær Löv og Hinden bær Haar.“ (allit.)

[374] Anzeiger 1833, Sp. 39 f. (durch Maßmann):

Vil lieber prief, nu var mit hail,
Du gewinnest aller sälden tail,
Als ich dich beschaiden chan.
Dich siecht mein frau selber an ꝛc.
Si pewt nach dir ir weize hend,
Dir mag noch mer werden chunt,
Si list dich mit irem roten munt ꝛc.
Nu var hin, du verst mit eren,
Und grûz mir die minnecleichen heren
Grûz mir ir rosenvarben munt,
Grûz sei von mir tausent stunt,
Grûz mir ir wängel rosenvar,
Grûz mir ir spilden augen chlar,

Grûz mir ir hälslein harmweiz,
Grûz di lieben mir mit vleiz,
Grûz mir ir herz und ir sinne,
Grûz mir meins herzen chuniginne,
Grûz mir ir danch und ir muet,
Grûz mir meines herzen frawen guet ꝛc.
Nu lieber prief, nu pis mir gueter pot ꝛc.

Ein andrer Liebesbrief, auch aus dem 14ten Jahrhundert, im Liederſ. I, 109:

Var hin, kleines briefelin,
Und sag der lieben frowen min
Gruß von herzen und von munt
Me denn hundert tusent stunt.
Dar zu so bring och togęn
Ain gruß ir spilden ougen,
Der lieplich durch ir sûssen munt
Dring uf (in) irs herzen grunt ꝛc.
Hie mit pfleg unser iemer me
Der wernde got an alles we
Und laß uns frisch und wol gesunt
Unz ain rose gelt ain phunt.

Zwei literæ amoris ſind aus einer Hdſchr. des 15ten Jahrhunderts verzeichnet im Grundr. S. 333, Str. 20 f., der zweite ſchließt:

Got spar ûch, fraw, gesund,
Bis ain ros gelt ain pfund
Und allez wasser werd ze win,
Des wünsch ich dir, meins herzen künigin.

In Kuppitſchs Hdſchr. Bl. 52^{a}:

piß ein has gilt hundert pfunt.

Ebend.: Gruß in gruß verschlossen
mit steter lieb umgossen
var hin, du edles priefelein,
gruß mir die aller liebsten mein ꝛc.
Nit me dan spar euch got gesunt
piß daz ein has fecht einen hunt.

Morgenbl. 1819, S. 239 („Liebesbr. 1463“):

Nun liebes Briefelein,
du ſollſt mein Bote ſein
zu einem ſäuberlichen Jungfräulein,
und fahr' (dahin),
das Herz, Muth und all mein Sinn
zu aller Zeit ſein muß,
dem ſage meinen ſonderlichen, lieblichen Gruß ꝛc.

Nun ſoll auch das Brieſelein hie fürbaß ſagen,
was in meinem Herzen liegt begraben ꝛc.
darum bitte ich euch, Jungfrau, lobeſam,
gefällt euch der Brief kleine (ein wenig?)
daß ihr das wiſſet alleine
mit dem Diener, der ihn euch lieſt,
deß müße euch helfen der heilige Chriſt.

In dem Bruchſtück aus dem 12ten Jahrhundert, gute Rathſchläge für Frau und Mann enthaltend (Miſcell. II, 306 f. vergl. Lachmann über den Eing. des Parz. 3), ſcheint der Brief ſelbſt als Bote zu ſprechen. Auch Ulrich von Lichtenſtein redet ſein erſtes Büchlein als Boten an und läßt es das Wort nehmen (Frauend. 20 ff.) Über Liebesbriefe ſ. ſonſt noch MS. II, 278, 1—4. (Hadloup). H. Hoffmann, Monatſchr. von und für Schleſ. 1829, II, 543 f. Anm. 4. (Beiträge zur Kunde Preußens Bd. V. Königsb. 1822. S. 182—184. Büſchings Wöchentl. Nachr. I, 86 f.) Derſ. im Anzeiger 1833, Sp. 125 f. Bragur I, 283 f.

[375] Kuppitſchs Hdſchr. Bl. 51ᵇ f.:
und gruß dich got durch ein hant vol seiden,
ich wil alle frische frewe herz (freude herzlieb?) von deinen wegen meiden.
gruß dich got durch ein [hant vol] gersten korn,
sag mir, herzlieb, sein mein dienst angeleg(t) oder sein si gar verlorn.
und gruß dich got durch ein seidenfaden
mich und dich inn ein finster garn(gaden).
(Die 2 letzten Zeilen weiterhin nochmals.) Wunderh. II, 54: Grüße sie durch grasgrünen klee. Vergl. auch obiges: uf einer nachtigallen fuß. (Sæm. Edd. 196, 17: á arnar nefi?) Ulrich von Lichtenſtein ſendet mit einem Briefbüchlein ſeinen abgeſchlagenen Finger, Frauend. 70 ff.

[376] Tobler 239ᵇ:

I lös-a grüetza dör e Schöppli Wi,
i möcht wider e Wili bi-nem si.
I löß-si grüetza dör en Rosamaristengel,
si lid-mer am Herza wi n'en Engel.

Nebſt einigen ſehr unſaubern Grüßen.

[377] Sæm. Edd. 230. 245, 8. 251, 3 f. Fornald. S. I, 210 f. (ebend. 225 u. f.) Die Lieder haben Eines oder das Andre, die Proſaerzählungen Beides zugleich, Runen und Wahrzeichen (til jartékna, Sæm. Edd. 230).

[378] Poésies de Marie de France I, 392 ff. (Vergl. Gotfr. v. Straßb. I, 198 f.)

[379] Die Bedeutung der angeführten Symbole läßt ſich nicht mit Sicherheit ermitteln, doch weiſt die Frage beim Gerſtenkorn: ob der Dienſt angelegt oder verloren ſei? auf das ungewiſſe Aufgehen des Saatkorns; zum Seidenfaden vergl. J. Grimms Rechtsalt. 182—4. (Ähren und Faden, ebend. 203.) Im

Straßburger Kranzliede (Volksl. Nr. 3, Str. 10) ſind die guten Wünſche in idealen Geſchenken verbildlicht:

Jungfrau, ich ſollt' euch ſchenken,
ich will mich nit lang bedenken:
ſo ſchenk' ich euch ein guldnen Wagen,
darinn ſollt ihr gen Himmel fahren,
und ein güldne Kron', drei Edelſtein',
darinn iſt ſchon der erſte Stein,
der iſt nun alſo gut:
„Gott behüt' euch vor der Hölle Glut!“
der ander iſt ſo tugendreich (kräftig):
„Gott der geb' euch ſein Himmelreich!“
der dritt Stein iſt ſo tugendhaft:
„Gott b'hüt' euch euer Jungfrauſchaft!“

Vergl. die goldnen Buchſtaben im Wunderh. 52 f. 54.

380 Miscell. II, 203 [= Carmina Burana. Nr. 138. S. 210. Pf.]:

Stetit puella
rufa tunica,
si quis eam tetigit
tunica crepuit, eia.

Stetit puella
tamquam rosula,
facie splenduit
et os ejus floruit, eia.

Stetit puella
bî einem boume,
scripsit amorem
an einem loube rc.

(Vergl. Latein. Ged. herausg. v. J. Grimm und A. Schmeller Vorr. L. Ferner MS. 1, 220^b, 12. Politic. Songs 236 u.) Kinderlied. 37:

Wir ſchreibens wohl auf ein Lilienblatt:
wir wünſchen dem Herrn einen guten Tag.

Proſaroman von Triſtan Cap. 23. (Altd. Wäld. I, 144).

381 Vergl. oben S. 241. 243. Die Wunſchformel mit Blumenhaus und Blumenbett lautet in den Liebesgrüßen verſchieden; Anzeig. 1833, Sp. 74 (vergl. Rügenſches Hochzeitlied in Grümbkes Darſtell. der Inſel Rügen, Berl. 1819, II, 87, auch Anzeiger 1834, Sp. 123):

Got geb euch ein gute nacht,
von rosen ein dach,
von liligen ein pet
von feial ein dek,

von muschschat ein tür,
von negellein ein rigellein dar für.
Got geb euch ein korblein mit rosen
ich (l. mich) ein halbe nacht mit euch zu erkȯsen.

Vergl. Morgenbl. 1819, S. 239:
ach Gott möcht' ich eine kleine Weil' bei euch ſein,
und mich mit euch erkoſen,
ſo möcht ich mich von allen meinen Sorgen loſen (befreien) ꝛc.

Anzeiger 1834, Sp. 290:
Ich wünschen dir ein gůte nacht,
von rosen ein dach,
von gilgen ein bet,
von musgat ein dür,
von neglin ein rigel dar für.

Kupp. Hdſchr. Bl. 53^b:
Von lilgen ein pett
und von rosen ein deck,
von muscaten ein thur,
mit neglein ein rigel dar fur.

Ebend. Bl. 51^b: nit mer dan geb dir gott ein gute naht
und von lilgen ein dach
und von balsam ein wolgeschmach
und von cipreß ein kemerlein
und von negelein ein pettstatt darein
und von lilien gualin (gloien?) ein pett
und von wolgemut ein bett
und mit roten rosen wol umgesteckt.

(Vergl. Traugm. L. Str. 2. Z. 4: und mit den rosen was ich umbestaht).

Wunderhorn II, 53:
So wünſch ich dir ein güldenes Schlafkämmerlein,
Von Kriſtall ein Fenſterlein,
Von Sammet ein Bett,
Von Zimmet eine Thür,
Von Nägelein ein Riegel dafür,
Von Muskaten ein Schwell
Und mich zu deinem Schlafgeſell.

Ebend. 54 f.: Ich wünſche meiner Herzliebſten ein Haus,
Mich zu ihr immer ein und aus,
Von Kriſtallen eine Thür
Und von Nägelein einen Riegel dafür;
Von Sammet und Seiden ein Bett,
Das iſt ihr zarter Leib wohl werth.

[382] Die Litteratur der Wunſchſagen iſt verzeichnet in der Br. Grimm Anmerk. zu den dahin einſchlagenden deutſchen Märchen III, 151 ff. Nr. 87 (hiezu Marie de France II, 140 f.). 135 ff. Nr. 82. 198 f. Nr. 110. 171 ff. Nr. 92. (67 f. Nr. 36). 29 f. Nr. 19. (hiezu Méon, nouv. rec. II, 236 ff. Jubinal, Contes etc. I, 128 ff.), in F. W. V. Schmidts Anhang zu ſeiner Überſetzung von Fortunatus und ſeine Söhne, Zaubertragödie von Th. Decker, Berlin 1819, und in Kellers Einleit. zum Roman des sept sages CLXXXI ff. [und zu Bühelers Diocletian S. 54. K.].

[383] „Ein hübsch lied, wie got der almechtig den Pawren gab ein wunsch. Ins Schillers thon.“ ½B. 8°. hinten: „Gedrůckt zu Nůrnberg durch Jobst Gutknecht.“ o. J. Titelholzſchnitt: ſechs Bauern um einen ſiebenten, der nachdenklich mit einem Spieße daſteht, ſie reden ihm zu, einer hält ihm einen offenen Sack vor, ein andrer hat den leeren Sack über den Rücken geworfen. (Weimar. Bibl.) — Geiler: „Die Buren von Witterhuſen ſchikten alle Jar für ſie alle ein Buren gen Baden; aber ſie wurden darum nit gewaſchen.“ (Eiſelein, Sprichwörter 646.) Das ſagenberühmte Dorf iſt Wittershauſen, unweit der Stadt Oberndorf am Neckar; die ſcherzhaften Verhandlungen der Bauern dieſes Dorfes mit dem Freiherrn Johannes von Zimmern, zugenannt „der Lapp“ (geſt. 1441), ſ. in H. Ruckgabers Geſch. der Grafen von Zimmern, Rottweil 1840, S. 80 f.; vergl. 275.

[384] Avian. fab. 22. Altfranzöſiſch Méon I, 91 ff., wo es, wie auch anderwärts, der h. Martin iſt, welcher wünſchen läßt. — Jupiter und Mercur wandern in der Sage von Philemon und Baucis, Ovid. metamorph. VIII, 620 ff.; daſelbſt 710 f.:

dicite, juste senex et fœmina, conjuge justo
digna, quid optetis.

[385] J. Grimm D. Mythol. 99 f. 692 u. (hiezu aus Erec noch beſonders 7376 f. 8277. 8934 f.). Der Wunſch wird von den mittelhochdeutſchen Dichtern auf dieſelbe Weiſe perſonificiert wie Sälde, Glück, Minne, Ehre, Welt, Abenteure u. ſ. w.; ein Zuſammenhang jener Perſonification mit Odins Namen Oski wird ſich kaum durch einen Mythus von Odin nachweiſen laſſen (die Gabenfülle im Hyndl. l. 3 f. iſt mehr nur äußerliche Zuſammenſtellung). Oski bezeichnet eher den Wünſchvater, adoptator, der Einherien und Walkyrien (Sn. Edd. 24: hanns oskasynir, vergl. herjafödr, Sæm. Edd. 242, 18: oskmey, vergl. Fornald. S. I, 118. D. Myth. 474. 235).

[386] Die Goldruthe (der wunsch, Nib. 1064, 1.) ſcheint eben den unendlichen Reichthum (an der Stelle des älteren Rings), das Schwert die Gewalt, die Tarnkappe den Verſtand, die Klugheit, zu bedeuten, indem der Geiſt auch ſonſt als ein Unſichtbares, Unſcheinbares, dargeſtellt wird (Sagenforſch. I, 111. Saxo II, 37, B. 36—47); der nordiſche Ägishialmr mag wohl urſprünglich ein unſichtbar machender Halm des Agez geweſen ſein (vergl. Mones Unterſuch. zur Geſch. d. t. Heldenſ. 164), ein helithhelm, hulidshialmr (D. Myth. 261 vergl. 146). — (Vergl. auch Br. Grimm Hausmärchen I, XXV u., ſ. ob.)

[387] Walth. v. d. Vogelw. 76, 4. 84, 1—14 (hier eigentlich drei Wünſche). MS. III, 423^{b}, 3. Frankf. Arch. III, 260 od. Nithart (Ben.) 424, 2.

[388] MS. II, 187^{a}, 54. (Fornald. S. I, 508: oskir tvær. Vergl. 494.)

[389] Reinmar beginnt:

Unt het' ich drîer wünsche gewalt
unt daz die würden wâr, sô künde ich niemer werden alt.

Das Volkslied [= Nr. 5. B. Pf.]:

Hedd ick de söven wünsche (in miner) gewalt,
so wolde ick mi wünschen junk unde nümmer olt.

Str. 8. Z. 3:

dat alle disse wünsche möchten waer sin.

(W. Wackernagel, Leſebuch I, 570, Z. 34 ff.:

habe drîer wünsche gewalt:
swie dîne wünsche sint gestalt,
die êrsten drî die werdent wâr.

Sp. 571, Z. 11: die werdent wâr alle drî.

Liederſ. III, 477, Z. 1 ff.:

Ich wünsch mir allez durch daz jar,
Ich wân und wurd ez halbez war,
Ich wurd nach wan rich.)

Auch im Wunſche gegen das Raunen oder gegen die falſchen Zungen begegnen ſich beide Stücke.

[390] Liederſ. III, 477 ff. Daſelbſt 478, 61 f.:

Wünschen ist kurze wil
Und wirt sin niempt gebessert ze kainem zil.

479, 89: Wie das min wünschen hilfet nicht.

Vergl. Ebend. III, 521, 81 f.:

Manger der gewünschet vil,
Der doch dar nach nit werben wil ꝛc.

86: Von wünschen wirt man selten rich.

[391] Mone, Quellen und Forſch. I, 145 ff. [Blommaert II. 111 ff. Pf.]

[392] V. 49 f.: met witten handen ende voeten
vischen in die vliet.

Vergl. Wolframs Titurel, Lachm. Ausg. S. 417, Str. 159:

Schîonatulander die grôzen und die kleinen
vische mit dem angel vienc, dâ er stuont ûf blôzen blanken beinen
durch die küele in lûtersnellem bache.

[393] V. 125 ff.:

ende daer vôr mî soude staen
een cop van fînen goude
die van guldenen penningen
altôs vol wesen soude,

sô wat ic daer ût dade,
dat hî altôs vol blêve,
dat ic alder werelt
genoech mochte geven.

ende sij-t alle wisten,
die giften hadden nôt,
maect-ic-se niet alle rike,
sô en geschie mî nemmer meer goet.

Vergl. das Mähre von den drei Wünſchen, W. Wackern. Leſeb. I, 571. 20 ff:

oder ich wünsch einen schrîn vol
swie guoter pfenninge ich wil,
der immer sî glîche vil,
swie vil ich drûz genemen kan;
und swem ich drûz ze nemene gan,
daz er doch sî glîche vol.

Nibel. Lachm. 1063:

Ez was ouch niht anders wan gesteine unde golt.
unde ob man al die welte hæte versolt
sîn wære minner niht einer marke wert.
jane het ez âne schulde Hagne gar niht gegert.

1064: Der wunsch lac dar under, von golde ein rüetelîn.
der daz het erkunnet, der möhte meister sîn
wol in al der werlde über islîchen man.

(v. d. Hag. Ausg. 2040^{a} ff. (Laßb. Hdſchr. [= Holtzm. 519. Pf.]):

Sivrit was sô rîche, als ir wol habt gehôrt,
im diente daz künicrîche unt Nibelunge hort.
des gab er sînen degenen vil volleclich genuoc:
wande sîn wart doch niht minre, swie vil man von dem schatze truoc.

[394] Im Dietleib iſt dieſer Wunſch dichteriſch verwirklicht.

[395] Volksmäßig erſcheinen gleichwohl der Saal von Glas, die unerſchöpflichen Geldpfenninge (die vorhergeh. Anm. 393), die Formeln: „nu will-ic ane wenschen“ (V. 37. 65. 98. 141.) und: „een ander wensche dat sîne, ic hebbe dat mîne gedaen“ (V. 63 f.).

[396] Räthſelb. in Kuppitſchs Beſitze Bl. D. iiij^{b}: „Item, so du mit einem wünschen wilt, und was iegklicher wünscht, das es dem andern halb gebür, sei du nit der erst, laß in anheben; wenn er dann nit versteet, so wünscht er im zu gut nichts böß, und so er drei wünsch gethan hat, thu du auch drei: Den ersten, das seine augen zwei liechter sein, So ist das ein dein; Den andern, das seine naslöcher zwo mausfallen sein, So gebürt dir die ein; Den dritten, das sein arm zwen dreschflegel (Spinnſt.: „zwen flügel“) weren, ist auch einer dein.“ In der Spinnſtub auch

ſchon früher: „Item ein zů fragen, ob er wolt ein wnnsch der inen beide nutz were, spricht er ja, so wunsch“ ꝛc. Das Beiſpiel iſt noch unfeiner, als die vorigen.

[397] Geſchichtklitt. Cap. 25. (p. m. 297^{a}): „Wünsch das beiden nutzt.“ (p. m. 294^{b}:) „Was wünsch dir von deim Bulen.“ (p. m. 297^{a}:) „Drei Wünsch auf eim stiel.“ (Unſicher, ob wirklich auf ein Spiel bezüglich MS. I, 208^{a} u., vergl. ebend. ^{b}, 5. MS. III, 443^{b}, XLIV. Nibel. Lachm. 281, 3.)

[398] Simrocks Walth. v. d. Vogelw. II, 161.

[399] Volksl. Nr. 58. Str. 4, doppelſinnig (vergl. Fiſchart, Geſchichtklitt. Cap. 6. p. m. 121: „wer wolts außschlagen, zwo Kirschen an eim Stiel“); das nachfolgende: „ach gott, solt ich sie wecken ꝛc.“ erinnert aber auch an das Wachen und Erwecken der Sälde, des Glückes. D. Mythol. 504 (628 ob.), vergl. auch den Zauberſegen, Anzeig. 1834. Sp. 278. Str. 6: „Zaunſtecken, ich weck dich!“ ꝛc. „alle Teufel müßen dich wecken“ ꝛc. (Myth. Anhang CXXXVIII, XVII).

[400] D. Mythol. 544.

[401] Br. Grimm d. Sag. I, 391 f. Str. 303. Bechſtein, Sagenſchatz des Thüringerlandes IV, 16 f. Gottſchalk, Ritterburg. Bd. II, Halle 1811 (Falkenſtein am Harz). Wenn in andern Ortsſagen das Schloß zum Schatze durch Vorhalten der Blumen geſprengt wird (D. Sagen I, 403 ff. Nr. 314. Redeker, weſtphäl. Sagen in den weſtph. Provinzial-Blätt. Bd. 1, Heft 4. Minden 1830. S. 50), ſo greift dieß in die Vorſtellung von der Springwurz über (vergl. D. Sagen I, 11 f. Nr. 9. Altd. Wälder II, 95. D. Myth. 545). [Anzeiger 1837, Sp. 474, Nr. 34. Segen für das Eiſenkraut?]

[402] Gräve, Volksſagen der Lauſitz, Bautzen 1839. S. 41 ff. Auf der Rathsbibliothek zu Löbau ſoll noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts die ſchriftlich aufgenommene Ausſage des Förſters, dem im Jahre 1570 das Abenteuer begegnet, vorgezeigt worden ſein, alſo lautend: „Blühet in dem Gärtlein [einer kräuterreichen Stelle] uf dem Löbawer Berge, allein nur alle hundert Johr, gar in der Mitternachts Stund von St. Joannis Enthäubtung gar ein wunderſeltſam Blühmlein, von anmuthiger Geſtalt und lieblichem Gedüft, welches der, ſo reinen Herzens iſt, leicht aus der Erd reißen kan und dadurch zu hoher Ehr und vielen Geld gelangt, ſintemalen die ſtarke, große Wurz, ſo wie das Blühmlein ſelbſt vom puren Gold, Silver und köſtlichen Geſtein iſt. Wer ſich aberſt nit veſt und ſicher wiß, der berühr es ja nit; ſonſt verleurt er ſin Leven. Wo für Gott behut.“ Ein Zettel von Pergament mit folgenden Worten iſt dem Förſter zugeweht worden: „Mortalis, immaculati cordis, qui tempore floris mei, fortuitu(o) huc venit casu, carpere me potest, et uti bonis, quae praebeo; sin minus, fugiat longe.“ (Vergl. D. Myth. 544, 2.) S. auch ebend. S. 105.

[403] Dietl. 11579:

und möhte ich hiut ein lant hân,
dar umb wolt ichz ze wüeste jehen? ꝛc.

[404] Sæm. Edd. 186. Fafnir verkündet auch wirklich, daß dem Sigurd das Gold zum Tode werden ſolle, ebend. 187, 9. 188, 20. 22. Vergl. Saxo VII, 142: „Leotarus lethaliter saucius victorem Olonem etc. vegeti cognomento donavit (ſchafft er dem Unbekannten einen Namen zur Verwünſchung?) eundem fraudis exemplo, qua circa Thoronem usus fuerat, periturum vaticinans etc. et cum dicto repente exanimatus est; itaque suprema morientis vox futurum victoris exitum augurii sagacitate complexa dignoscitur.“ Auch das Zutodnennen iſt hier zu erwägen. Udv. d. Vis. III, 330 f. (Str. 35: Du nævn mig ikke tildöde.) 436. (I, 323. 395) Levning. II, 140 f. Sv. Folkvis. I, 8.

[405] Vergl. Anzeiger 1837, Sp. 471 f. Nr. 29.

[406] Graffs Diut. II, 292. Segensformel aus einer Hdſchr. des 16ten Jahrhunderts im Anzeiger 1833, Sp. 234:

Wann ettwas beschrieben ist oder wirt.
Falsche augen haben dich ubersehen,
Eine bose zunge hat dich uberschrieben;
hats gethan ein man,
so büeße dirs der liebe H. S. Dobian (Tobias);
hats gethan ein weib,
so büeße dier der liebe H. S. Veit
zu rechter zeit;
hats gethan ein knecht,
so büeße dier das heilige gottliche recht;
hats gethan ein mait,
so büeße dier die Marie die viel reine.

Über das böſe Auge ſ. D. Mythol. 624 f. „Böſe Hand“ Anzeiger 1837, Sp. 466, Nr. 17.

[407] Sæm. Edd. 84 ff. Str. 26—38. Über tams vöndr und gambanteinn ſ. D. Mythol. 547 und über die Formel: reidr er Þer Odinn ꝛc. ebend. 98. 13 (hiezu noch Sæm. Edd. 151^a, 12. 62^b, 21); römiſche Formeln gleichen Lauts (Dii sint irati tibi, Jupiter tibi sit iratus ꝛc.) ſ. Brisson. de formul. L. I. (p. 110 sq.)

[408] Sæm. Edd. 68^b, 65. (Vergl. auch ebend. 120, 46 f.)

[409] Sæm. Edd. 165, 18—21. Leiptr iſt ein mythiſcher Strom, der zu Hel hinabfällt (Sæm. Edd. 43, 28); über den räthſelhaften Stein vergl. ebend. 237. 47. D. Myth. 370. Grimm, Edda 109. Anm. (ſ. auch oben S. 208. vom dillestein).

[410] Saxo I, 15 sq.

[411] Sò Þèr ꝛc. í hásæti sem á hafbáru, vergl. Völs. S. c. 27. (Fornald. S. I, 186 von der bekümmerten Brynhild: hún svarar af ábyggiu af sínu sæti, sem álft af báru.

[412] Saga Herrauds ok Bósa c. 5, Fornald. S. III, 202—7. Sagabibl. II, 606 ff. — Buslas Beſchwörung heißt bæn, forbænir, auch von galdr iſt

S. 206 bei syrpuvers, einer Art von Räthſel, die Rede, vergl. Lex. isl. II, 364: syrpa, f. adversaria, collectanea. S. 202: töfr.

[413] Fornald. S. I, 249. Vergl. noch die Weiſſagung in Fornald. S. II, 167 f. (Weiſſagung), ebend. I, 501 u.

[414] Str. 8: e pus no m sai orar mais d'encombrier.
Vergl. Marie de Fr. II, 140 f. trois o(u)remenz; lors a ouré ꝛc.

[415] Raynouard, Choix des poés. origin. des troubadours III, 142—4. V, 78 f. Fr. Diez, Leben und Werke der Troubadours, Zwickau 1829, S. 182 ff.

[416] Str. 4: Escut al colh, cavalgu' ieu ab tempier.
Saxo l. c.: dabiturque vaganti
perpetuus tibi turbo comes ꝛc.
Str. 4: e regnas breus qu' om non puesc' alonquar,
et estrueps lones en caval bas trotier.
Saxo: rure rues ꝛc.
Fornald. S. III, 204 (Buslu-bæn):
Ef þú rídr raskist taumar,
heltist hestar en hrumist klárar.
Sæm. Edd. 165, 19. (Sigrún):
renni-a sá marr, er und þèr renni ꝛc.
Str. 6: e falha m vens, quan serai sobre mar.
Sæm. Edd. ebend.:
Skrídi-a þat skip, er und þèr skrídi,
þótt óska-byrr eptir leggiz.

bei Saxo wird der Schiffende mit Sturm, in Buslas Beſchwörung mit brechendem Schiffsgeräthe bedroht. Selbſt Str. 8 iſt zu vergl. Buslu-b. Str. 7. Sæm. Edd. 86, 38.

[417] Beſonders 5. Buch Moſ. Cap. 28. V. 15 ff. Weiteres bei Weber, die Verfluchungen, 2te Aufl. Brem. 1840. S. 18—20. (Über den Zauber des Fluches ebend. 23. Plin. L. 28. cap. 2; „defigi quidem diris deprecationibus nemo non metuit.")

[418] Über die Verwünſchung (diræ, exsecratio, deprecatio, devotio, auch allgemeiner: votum, preces, optata) und ihre Formeln (verba concepta, solemnia, certa, ευκτικά, carmen, exsecrabile carmen, exsecrationum carmen) bei den Römern ſ. Brissonii de formulis et sollemnib. pop. rom. verbis L. I. (ed. Mogunt. 1649. p. 108—113); das bedeutendſte Gedicht ſolchen Inhalts iſt Ovids Ibis (Weber, Corpus poetar. latinor. p. 589 sqq.), nächſt dieſem die dem Valerius Cato zugeſchriebenen Diræ (ebend. p. 1375. vergl. Bähr, Geſch. d. röm. Lit. 2. Ausg. Carlsr. 1832. §. 109). Der ovidiſche Ibis iſt Nachbildung eines verlorenen Gedichtes des Callimachus gegen Apollonius von Rhodus unter demſelben Titel (V. 55—62. Bähr a. a. O. §. 110, prieſterliche Verfluchung, κατάρα, devotio, traf den Alcibiades, Plutarch. Alcib. 22. Cornel. Nep. Alcib. 4. 6). Unter dem Namen Ibis wird ein Todfeind des Dichters verflucht und zwar vornherein in Ausdrücken, denen ein opferprieſter-

liches (vergl. Vellej. Paterc. L. II. de Merula) dirum carmen (vergl. Liv. 10, 38) zum Muſter gedient zu haben ſcheint, nachher mit einem Gepränge mythologiſcher Gelehrſamkeit; die Hauptſtelle V. 95—128:

Illum ego devoveo, quem mens intelligit, Ibin, 95
Qui se scit factis has meruisse preces.
Nulla mora est in me: peragam rata vota sacerdos;
Quisquis ades sacris, ore favete, meis.
Quisquis ades sacris, lugubria dicite verba,
Et fletu madidis Ibin adite genis; 100
Ominibusque malis, pedibusque occurrite laevis,
Et nigrae vestes corpora vestra tegant.
Tu quoque, quid dubitas ferales sumere vittas?
Jam stat, ut ipse vides, funeris ara tui.
Pompa parata tibi est: votis mora tristibus absit; 105
Da iugulum cultris, hostia dira, meis.
Terra tibi fruges, amnis tibi deneget undas,
Deneget afflatus ventus et aura suos.
Nec tibi sol clarus, nec sit tibi lucida Phoebe:
Destituant oculos sidera cuncta tuos. 110
Nec se Vulcanus, nec se tibi praebeat aer;
Nec tibi det tellus, nec tibi pontus iter.
Exsul, inops erres, alienaque limina lustres,
Exiguumque petas ore tremente cibum.
Nec corpus querulo, nec mens vacet aegra dolore, 115
Noxque die gravior sit tibi, nocte dies.
Sisque miser semper, nec sis miserabilis ulli;
Gaudeat adversis femina virque tuis.
Accedat lacrimis odium, dignusque putere,
Qui, mala quum tuleris plurima, plura feras; 120
Sitque, quod est rarum, solito defecta favore
Aerumnae facies invidiosa tuae.
Causaque non desit, desit tibi copia mortis;
Optatam fugiat vita coacta necem.
Luctatusque diu cruciatos spiritus artus 125
Deserat, et longa torqueat ante mora.
Evenient! dedit ipse mihi modo signa futuri
Phoebus, et a laeva maesta volavit avis.

(Zu V. 116. vergl. Ragnars Lodbr. c. 5. (Fornald. S. I, 249): „en nú vil ek þat ummæla, at annar dagr sè ykkr ödrum verri, er yfir ykkr kemr, en inn' sídarsti verstr.") Dieſer Stelle voran geht ein Aufruf an die Götter, V. 67 ff.:

Di maris et terrae, quique his meliora tenetis
Inter diversos cum Jove regna polos;

Huc precor, huc vestras omnes advertite mentes
Et sinite optatis pondus inesse meis.
Ipsaque tu Tellus, ipsum cum fluctibus Aequor,
Ipse meas, Aether, accipe, sume, preces:
Sideraque, et radiis circumdata Solis imago,
Lunaque, quae nunquam, quo prius, orbe micas;
Noxque tenebrarum specie reverenda tuarum,
Quaeque ratum triplici pollice netis opus;
Quique per infernas horrendo murmure valles
Imperiuratae laberis, amnis aquae;
Quasque ferunt torto vittatis angue capillis
Carceris obscuras ante sedere fores;
Vos quoque, plebs superum, Fauni, Satyrique, Laresque,
Fluminaque, et Nymphae, semideumque genus;
Denique ab antiquo divi veteresque novique,
In nostrum cuncti tempus adeste, Chao:
Carmina dum capiti malefido dira canuntur,
Et peragunt partes ira dolorque suas.
Annuite optatis omnes ex ordine nostris,
Et pars sit voti nulla caduca mei.

Vergl. die Devotionsformel bei Liv. L. VIII, c. 9:

Jane, Jupiter, Mars pater, Quirine, Bellona, Lares, Dii Novensiles, Dii indigetes, Divi, quorum est potestas nostrorum hostiumque, Diique Manes, vos precor, veneror, veniam peto feroque, uti populo Romano Quiritium vim victoriamque prosperetis, hostesque populi Romani Quiritium terrore, formidine, morteque afficiatis. Sicut verbis nuncupavi, ita pro republica Quiritium, exercitu, legionibus, auxiliis populi Romani Quiritium, legiones auxiliaque hostium, mecum, Diis Manibus Tellurique devoveo.

Zu V. 81—84 aus Buslu-bæn (Fornald. S. III, 205 f.):

Tröll ok álfar
ok töfra nornir,
búar bergrisar
brenni þínar hallir,
bati hrímþussar
hellir þínar.

419 Armer Heinr. 160 f.:

verfluochet und verwâzen
wart vil ofte der tac,
dâ sin geburt ane lac.

Erec 5954 f.: daz verfluochet sî der tac,
daz ich die rede ruorte!

ebend. 6071 ff. — — sî begunde
dem swerte dâ ze stunde
fluochen dô siz gesach ꝛc.
„verfluochet sî diu stunde
daz man dich smiden ie began!
dû hâst ertœtet minen man.“ ꝛc.
Ettmüller, Sechs Briefe S. 13, 24:
verfluochet sî der selbe tac.
Liederſ. III, 318, V. 38: nu we der tag!
(Aber auch ebend. III, 309, 162 f.:
Geeret sî diu selbe stunt,
Dar an der kus ergie sich.)
Iwein 5837 ff.: Wie gerne ich dem stîge
iemer mêre nîge,
der in her ze mir truoc.
Triſtan V. 8643: si flûchten der stunde ꝛc.
Parziv. 375, 261: vil dicke er dem wege neic
den diu juncfrouwe gienc ꝛc.
(Helmbr. 1463 f.: er neigte gegen dem winde
der dâ wæte von Gotelinde.)
748, 23 ff.: geêrt sî des plânèten schîn
dar inne diu reise mîn
nâch âventiure wart getân ꝛc.
geêrt sî luft unde tou,
daz hiute morgen ûf mich reis.
Liederſ. II, 159, V. 94 f.:
Si wart dem weg unmassen gram,
Der mich doch an ir schaden trug.
Miscellan. II, 205: Refl. Hoy et oe maledicantur tiliæ iuxta viam positæ.
206: Dirre wech der habe haz.
Meinert 124: „Su ſol darſalvige Ruoſebaem
Kae ruothe Ruoſe meh troen.“ Horæ belg. II, 150, 4.

420 W. Grimms Ausg. V. 1189 f.:
er sprach: „ôwê dîns tôdes, wol lieber bruoder mîn.
Der anger sî verfluochet, der die rôsen ie getruog.
V. 1268 f.:
der anger sî verfluochet, der die rôsen hât getragen,
dar um sint mîne recken ze tôde mir geslagen.
Fräulein aus Brit. [Volksl. Nr. 173.] Str. 8:
der grûn wald wirt kosten manchen man.

421 Silva 16 f. zu der Stelle:
maldiciendo (yva) al cavallero, que cavalga sin un paje,
si se le cae la espuela, no tiene que se la calce —

vergl. Wolframs Titur. Str. 80:

sîn schilt ander schilte gar eine.
durch daz solte ein schilt gesellen kiesen,
daz im ein ander [schilt] heiles wunschte, ob dirre schilt kunde niesen.

[422] Udv. d. Vis. II, 106. 356 f. W. Grimm, Altdän. Heldenl. 537. Vergl. die Sage von der Blümlisalp, D. Sag. I, 150 f., auch Lais de l'oiselet, beſonders V. 177–81. 414–7. (Méon III, 120. 127) ob. S. 103. Bechſtein, fränk. Sagenſchatz I, 52. MS. II, 114^b: „Marich, du versink 2c. Jägerlied (Volksl. Nr. 104) Str. 14:

Do he up de heide quam,
de heide was vorsunken
in aller junkfröwlin zart.

(Beruht „das Lügenfeld“ in den Alſa-Bildern der Br. Stöber, Straßb. 1836, S. 10 f. auf irgend einer örtlichen Überlieferung? Die Stellen bei Hahn I, 126, Anm. 5, auch Schilters Thesaur. III, 290, ergeben nichts dieſer Art.) Vollſtändige Verwünſchung einer Gegend durch den vertriebenen Landbeſitzer ſind Valer. Catonis diræ (ſ. Anm. 418). Daraus hieher Folgendes:

V. 3 u. 62. Rura, quibus diras indiximus, impia vota.
V. 25 u. 47. Sic precor: et nostris superent hæc carmina votis.

V. 15 ff. Effetas Cereris sulci condatis avenas,
Pallida flavescant æstu sitientia prata,
Immatura cadant ramis pendentia mala,
Desint et silvis frondes et fontibus humor,
Nec desit nostris devotum carmen avenis.

V. 27 ff.: Optima silvarum, formosis densa viretis,
Tondebis virides umbras, nec laeta comantes
Jactabis molles ramos inflantibus auris,
[Nec mihi saepe meum resonabit, Battare, carmen,]
Militis impia quum succidet dextera ferro,
Formosaeque cadent umbrae. Formosior illis
Ipsa cades, veteris domini felicia ligna.

V. 50 f.: — — Migret Neptunus in arva
Fluctibus, et spissa campos perfundat arena.

V. 72 ff.: Emanent subito sicca tellure paludes,
Et metat hic iuncos, spicas ubi legimus olim,
Occupet arguti grylli cava garrula rana.

V. 84 f.: Exsul ego, indemnatus, egens, mea rura reliqui,
Miles ut accipiat funesti praemia belli!

V. 91 f.: Tardius, ah! miserae descendite monte capellae;
Mollia non iterum carpetis pabula nota.

[423] Sæm. Edd. 138, 31.

[424] Sagabibl. I, 47. Grettis S. c. 76 (p. 146) ſ. ob. S. 219.

[425] Saxo l. c.: infestos patiere deos totumque per orbem
propositis inimica tuis elementa videbis.

[426] J. Grimm d. Rechtsalt. 40 f. Auf eine alte Bannformel mag ſich auch beziehen, was Meiſter Irregang, Liederſ. II, 314, V. 115—128 ſagt, vergl. namentlich V. 123 ff.:

Täckt ich ainem dann sin hus,
Man trůg in toten dar uz,
Mist ich ainem sin stal
Der schalm slůg über al ꝛc.

mit der Zuſammenſtellung bei Saxo l. c.:

— — nec tecta tegent, que si petis, icta
tempestate ruent, diro pecus occidet algu;
omnia præsentis sortem vitiata dolebunt.

Ovid. Ibis v. 511 (ſchon von Stephanus angezogen):

Lapsuramque domum subeas, ut sanguis Aleuae ꝛc.

[427] MS. III, 52^{b} f. (bei Müller, Altmeiſt. Geſangb. 8: loter richer ꝛc. ſ. jedoch MS. III, 741^{b}, wo keine Var. angegeben iſt; ebend. nimmt von der Hagen an, daß Marner gemeint ſei, was nicht wahrſcheinlich iſt, da Rumeland gegen dieſen nur in Kunſtſachen ſtreitet.)

[428] MS. III, 43, 3, vergl. Agricolas Sprichwört. 74^{b}: „Mir grauwet, sagt Reuppel. So jemant etwas sihet, das er ungewonet, und merket daran seinen schaden, der im geschehen ist, oder noch geschehen sol, spricht man: Mir grawet, sagt Reuppel, und fant ein frembdes niderkleit an seinem bettstollen hangen.“ (Vergl. auch 5. B. Moſ. Cap. 28, V. 30.)

[429] MS. I, 36. 37^{a}. — Buslu-b. Str. 4: at hjarta þitt höggormar gnagi.

[430] MS. I, 14^{a}. 107^{b}, 14. Vergl. Liederſ. III, 711:

Ob daz vil licht üwer ain an gat
Die fluch mir ob si welle
Si wünsch mir ungefelle
und ane segel uf den se
Tu ez ir in den oren we.

Dieß rührt wieder an die Strafe des Ausſetzens auf ein ſchadhaftes Schiff, Rechtsalt. 701, 17: „ân segel, ân ruoder, ân stiure,“ ſ. ob. S. 273.

[431] MS. II, 87^{a}, 31. Seifr. Helbl. XIII, 164 f.:

swer hiuwer niht gebûren vîgel (veilblau ſchlägt?)
dem sîn die rôsen widerseit.

Vergl. MS. I, 75, 15 f., wo ein von dem weiſen Ovidius gekündeter Bann geltend gemacht wird. Das Lied unter Walthers Namen, Lachm. 73, worin von zween Flüchen, die der Dichter weiß, geſagt wird:

hiure müezens beide esel und der gouch
gehœren ê si enbizzen sîn ꝛc.

bezieht ſich wohl auf ein dieſen Beiden zugedachtes Richteramt und die Verpflichtung, in ſchweren Fällen nüchtern zu Gericht zu ſitzen. S. die Fabel in den Miscellan. I, 284, D. Rechtsalt. 764 f., 19 (vergl. auch Reinh. F. Nachtr. 447 zu S. 106), Liederſ. I, 228, 208 f. Ferner vergl. Walther 61, 3. 30 f. 28, 3. 35, 3. (158 u., f. Simr. II, 168.) MS. I, 186^b, XXVI, 4. 215^b, XII, 1. 303^a, III, 2, Parziv., Lachm. S. 155^b–156^a.

[432] Liederſ. II, 419 ff. (auch in der Regensb. Hdſchr. Bl. 183^a–191^b und im Cgm. 270. Schmell. III, 74). I, 409 ff. Beide wahrſcheinlich vom Teichner, der bis gegen das letzte Viertel des 14ten Jahrhunderts meiſt zu Wien lebte; das zweite ſteht zwiſchen Gedichten, als deren Verfaſſer der Teichner ſich nennt (also sprach der tichtnær l. Teichnær). [Dieſer Annahme ſteht das vorwiegend jambiſche Versmaß in beiden Gedichten entgegen. Pf.]

Daß beide Stücke Einen Verfaſſer haben, wird nicht bezweifelt werden, es zeigt ſich ſelbſt in wörtlicher Wiederholung, vergl. II, 428, V. 316 f.:

Hail wünsch ich in verzichen
Mit allen sinen gewerben ꝛc.

mit I, 411, V. 96 f.:

Hail muz sich in verzichen
In allem irem gewerb ꝛc.

Die Regensb. Hdſchr. Bl. 187^b hat für V. 190 ff.:

das in do die zaghaüt sein
petwingt das er von danne ker Ich wünsch dem unsteten mer
das er sein ere fast spar ꝛc.

Ebend. für 196 ff.:

und das im pferd und harnasch ab
gee lesterlich ain michel tail so aller meinclich hab das hail
das er ein riemen mit eren nit verlies darumb das man an im nit kies
unstet und untreüen zaichen Ich wünsch das an im müs waichen
sein wappen claid hert als das was das man pert
werd im sein schwerts cling Ich wunsch das sein harnüsch ring
ab im faülen und zupresten

Bl. 188:

Ich wünsch das im zupresten
seins rosses gurt in rechter not so er ainem jamerlichen tot
vor seinen feinten enpflihen sol das er dan ainen graben füll
und es im nit wol ergee Ich wünsch dem faigen me
das im an seinem ross vest auf weiter haid geprest
und im werd zu nicht und zu recht so er aller gernst sech
das es in aus noten trüeg wir sollen auch wünschen das im füeg
got die lesterlichen zeit wan man ernstlichen streit
auf dem feld mit weründer thiet und so man manichen held siecht
von feinten leiden grosse pein das er do von dem hern sein
müeß fliechen dem er ist geschworn und das sie sei als lang verlorn
pis man den strewt erwinde

Bl. 188^{b}. des man in dan lesterlichen finde
so man ir aller da sol warten ligent in einem krawtgarten.

Ebend. Bl. 189 für V. 262 ff.: Ich wais nit war zů er soll
dann für ein wür in einem graben an dem er solt auf haben
des unrainen wassers flůt Ich winsch wo der unfrůt
umb cling stech mit dem sper so der selb ungetrew her
gar in gůtem zewg far und dar inn sitzt als ob in dar
die rain hab gefůrt.

Bl. 189^{b}. Ob er dan werd gerůrt
mit aines kreüdleins spitz das er dan nit besitz
er werd an alle widerhab aus dem satl gestochen ab
mit grossem ungelimpf das dan ieder man sein schimpf
und dan lachen zarte mündlein rot.

Bl. 190 für V. 298 ff.: Ich wunsch das im můs wůten
sein wind und auch sein vogelhunt Ich wünsch das im zů keiner stunt
kain jaghunt nit erfar wo si zů im keren dar
das sie sweigen snell Ich wunsch das im nit erhell
an dem gejaid sein waldhorn das es sein laut hab verlorn
allenthalben und sei worden timmer Ich wünsch das er gefach nimmer
weder wenig oder vill Ich wunsch das im sein vederspill
nit gůt mag peleiben wo er pais das ims vertreiben
die kran und das gefügel Ich wünsch das es die flügel
ab prech und werd reihen hail wünsch ich in zů verzeihen
In und irn erben.

Bl. 190^{b}. Ich wünsch das sie verderben
an leib und auch an gůt die so gar unsteten muet
haben in irem sinn.

Ebend. 190^{b} für V. 330 ff.: Ich wunsch das man nit glaub
dem aid noch der trew sein wem er wel die setzen ein
das im darauf nimant getraw Ich wünsch das ab im graw
allen rainen weiben Ich wünsch das in vertreiben
die leit pei den er sei mit haw(s) ingesessen.

433 Ovid. Ibis v. 443 sq.:

Atque eques in medii mergare voragine cœni,
Dummodo sint fati nomina nulla tui.

434 Vgl. ob. S. 301, Anm. 107 in einem Handwerksgruß: „er lieg vor Venedig im Kraut-Garten ꝛc.“

435 V. 72 f.:

Ir pfawenhůt schatten brait
Mich (nicht) schirmen vor der sunnen.

Vergl. Parziv. 154ᵇ, 10:
von Lunders ein pfæwîn huot.
Wigal. 2417 f.: Dar ûf ein huot, der was breit,
von pfâwenvedern gestricket wol. [= Pf. 65, 33.]
V. 8907 ff.: Ouch fuort diu maget reine
ûf ir houbet einen huot:
der was von pfâwenvedern guot,
mit rôtem golde wol beleit. [= Pf. 228, 4 ff.]

Meiſter Hadloub tadelt die breiten Hüte in Oeſterreich, welche das Antlitz der Frauen verdecken und beſſer die Donau hinabſchwömmen, MS. II, 283ᵇ u. (Ettmüll. 22.) Vgl. auch jüng. Titurel. Mones Unterſuch. 140. Druck von 1477 Bl. 202ᵃ (Cap. XXVII) [= Hahn Str. 4106. Pf.].

436 Vergl. Anm. 409. Wie V. 196: Und im roß und pfärit ge ab ꝛc., ſo in Buslu-b. Str. 6: hestar (a. hestr þinn) und klárar.

437 S. ob. S. 270. Auch anderartiger thätlich wirkſamer Fluch wird zauberhaft auf das Schwert gelegt, wie auf das Gold, und knüpfen ſich daran tragiſche Heldenſagen, Herv. S. c. 2. (Fornald. S. I, 414 f.) Sn. Edd. 164. Sæm. Edd. 181, 5.

438 Liederſ. II, 424 f. V. 184—91. 220—24 vergl. mit Rayn. III, 143 (Str. 6): „et en cocha m vei' hom fugir primier.“ Traugmundsl. Str. 9: „durch waz ist manig guot geselle von dem andern entwichen?“ 3. B. Moſ. Cap. 26, V. 17: „und ſollt fliehen, da euch niemand jaget.“ (Ebend. V. 36 f.)

439 V. 300 ff.:

Ich wünsch, das im ze kainer stunt
Kain jaghunt icht erfar, War zu er ker dar,
Das al geswigent snell. Ich wünsch, das im icht hell
An dem gejait sin walthorn, Daz ez den hal hab verlorn
Und ez werd timmer ꝛc.

Die Stelle bei Walther ob. S. 250. Anm. 327.

440 V. 310 ff.:

Ich wünsch das in kain federspil
Nit gut müg bliben, Wa er baiz das ims vertriben
Dü kra und daz gefügel ꝛc.

Raynouard III, 142 (Str. 2):

Al primier lans pert ieu mon esparvier,
E 'l m'aucion el ponh falcon lanier,
E porton l'en, e que' ie 'l veya plumar ꝛc.

auch Str. 3 betrifft das Federſpiel.

441 Vergl. 5. B. Moſ. Cap. 28, V. 38. Micha, Cap. 6, V. 15.

442 Liederſ. I, 411 f. V. 108 f.:

Er setze (ir sehs) sich in dri Verwandel uf ir toppelspil.

(Vergl. Walth. 80, 8. [= Pf. Nr. 177]: bôhvertic sês, nû stant gedrîet ꝛc.) Hier ſonderbar den Frauen gewünſcht. Rayn. III, 143. (Str. 5): „Ans giet' ades lo reir' azar derrier.“

443 Liederſ. II, 421, V. 86 ff.:

Diu erst frow do uf stunt
Und sprach so vernempt mich Des aller ersten so wil ich
Im fluchen, so ich best kan. Dar nach heb wir al an
Und fluchen in mit ainander.

Dazu V. 78—84 (helfen). 338—47. Auch für günſtigen und verliebten Wunſch wird Zuruf verlangt; MS. II, 249ᵃ, 10:

wernde müeze er lange wern;
ze heile erschîne im tages sunne, nahtes mâne und iegslich stern!
gerndiu diet, ir sprechet mit mir: âmen! dem von Hennenberc.

MS. III, 65ᵇ u.:

Nu wünschet al gemeine,
daz mîn leit zergê ꝛc.
ein umbevanc
mit armen blanc,
des wünschet dem, der den reien sanc.

MS. II, 155ᵃ als Kehrreim:

Wünschet, daz si mînen pîn
wende, daz ir iemer sælic müezet sîn.

Vergl. MS. I, 108ᵇ, I, 3. II, 64ᵇ f., 11. II, 155ᵇ, 5.
Hieran ſchließt ſich das Singenhelfen um Gnade, clamar merce, crier merci. Letzteres als lehenrechtlicher Gebrauch in den Assis. de Jerus. ch. 256. 261. (Wilken, Kreuzz. I, 373); an das gemeinſame Fluchen aber das Wehgeſchrei bei der Mordklage, D. Rechtsalt. 878 f. Auch bei prieſterlichen Flüchen ſtimmt die Verſammlung ein, 5. B. Moſ. Cap. 27, V. 14 ff.: „und alles Volk ſoll antworten und ſagen: Amen!“ (hier die Geſetzgebung beſtätigend). Ovid. Ibis V. 97 ff.:

Nulla mora est in me: peragam rata vota sacerdos;
Quisquis ades sacris, ore favete meis,
Quisquis ades sacris, lugubria dicite verba,
Et fletu madidis Ibin adite genis;
Omnibusque malis, pedibusque occurrite laevis,
Et nigrae vestes corpora vestra tegant!

444 MS. I, 10 f. Man vergl. folgende Stellen:

Minnel. Ich meie wil dien bluomen mîn verbieten,
dien rôsen rôt, dien liljen wîz,
daz siu sich vor ir sliezen zuo.

Liederſ. I, 411, V. 74 ff.:

Ich wünsch den kůlen brunnen
Ersigen in in dem maigen, Ob si den wollen raigen
Die wasen můssen valwen Und die blumen salwen ꝛc.

Auch V. 58 f.:
Ir blumen von ir kranze Sich sigent und smiegent.
Minnel. Sô wil ich sumerwunne mich des nieten,
der kleinen vogelîn süezer vlîz,
daz der gegen ir ein swîgen tuo.
V. 82 ff.: Ich wünsch ain iglich vogel tu
Als ich im nu gebiet Daz er sich swigents niet
Wa es ir kaine hôr.
Minnel. Ich grüener walt wil abe min löuber brechen,
hât si bi mir ze schaffenne iht ꝛc.
V. 80 f.: Die linden můssen reren
Ir lob, wo si hin zogen zu.
Minnel. Ich sunne wil durhitzen
ir herze, ir muot, kein schatehuot für switzen
mag ir gên mir gehelfen niht ꝛc.
V. 72 f.: Ir pfåwenhůt schatten brait
Mich (nicht) schirmen vor der sunnen.

445 MS. I, 26ᵃ, 5:
Vrœlich in des meigen bluot
bræche ir einen schatehuot.
II, 116ᵇ: Nu treit man den schavernak
vür die bluomenhüete,
die man ûf dem anger brach.
Auch III, 328ᵇ, 1 (wovon ſogleich): bluomenhuot.
Walth. 75 [= Pf. Nr. 6, 38]:
frouwe, durch iur güete
rucket ûf die hüete,
owê, gesæhe ichs under kranze!
An die Stelle der Blumen rückten dann die Pfauenfedern (Anm. 435).

446 MS. I, 310ᵇ. III, 328ᵇ. (krenzleite, Umzug, Reigen mit Kränzen Geſchmückter.) Der Meißner, MS. III, 90ᵃ, 11:
Ich wolde, daz den argen hienge eine schelle
vor an der nasen, diu dâ klünge helle,
dâ man sie bi erkente, seht, daz wære ir reht.
Im Fluche wider die unſtäten Männer, Liederſ. II, 427, V. 294 ff.:
Ich wünsch das im abriß
Sin wat wer unstet si
Das man in erkenn da bi
Und sich vor im müg behůten;
gegen Frauenfalſchheit und in einem andern Spruche des Teichners, ebend. I, 396, 56 ff.:

Ich wolt ains, geterst ichz muten,
Das mans an den bösen kant Under ougen oder am gewant,
Wann si tet ain missetat, Als die vor geschriben stat,
Das si swert bi gotes grab, Das si nieman lieber hab
Und in als ain katzen straichet ꝛc.

Noch unſeiner Suchenwirt XXIII, 74 ff.:

Ich wolt, wer hiet so valschen sin,
Daz neben auz dem munde sein Die zende wåchsen als einem swein,
Da mocht man in derchennen pei, Und würden raine vrawen vrei
Vor den schalkhen ungerecht ꝛc.

Bernart de Ventadorn, Rayn. III, 46:

Ai dieus! ara fosson trian
li fals drut e'l fin amador,
que 'l lauzengier e'l trichador
portesson corn el fron denan.

(Diez, die Poeſie der Troub. 267.)

[447] Über Werwölfe D. Mythol. 620—3. Le livre des légendes par Le Roux de Lincy, Par. 1836. p. 187 ff. Woycickis Poln. Volksſag. 6 u. f. 48—52. 65—68.

[448] Beiſpiele in Joh. Erici Observat. ad antiq. sept. p. 159 sqq. §. 4. (D. Myth. 508 f.)

[449] D. Rechtsalt. 733 f. Reinh. F. XXXVII.

[450] Sólarljód Str. 9. (Sæm. Edd. 122^a.): runnu sem vargar til vidar.

[451] S. oben S. 219; auch Graff, ahd. Sprachſch. I, 1131.

[452] Vols. S. c. 8. (Fornald. S. I, 130 f.): „fara nú um sumrum vida um skóga, ok drepa menn til fjár sèr. ꝛc. Their Sigmundr fóru í (ulfa-)hamina ꝛc., lètu ok vargsröddu“ ꝛc. Sæm. Edd. 154, 36, 40: „vargliódom vanr á viđom úti.“ (Vergl. Andreas und Elene XXV, u.) Über Sinfiötlis deutſche Abſtammung ſ. J. Grimm in der Zeitſchr. f. d. Alt. I, 2 ff. (vergl. hiezu die bisher unerklärten Schintfezzel, Schmeller III, 371. St. Oswald 3225. 3285.)

[453] Die Sage vom château de Robert le diable in Voyage pittoresque et romant. dans l'anc. France par Taylor, Nodier ꝛc., daraus vor dem Roman Robert-le-Diable, par Placide-Justin, 4 Tom. Par. 1823. Die von den lubins in den Contes populaires ꝛc. de l'arrondiss. de Bayeux, par Fr. Pluquet, 2. ed. Rouen, 1834. p. 14. Im franzöſ. Volksroman heißt es von Robert und ſeinen Geſellen (p. m. 9.): „un chacun le craignoit ainsi que les brebis craignent les loups; car vrai dire c'étoit des loups ravissans et dévorans tout ce qu'ils pouvoient atteindre et rencontrer.“ In dem Miracle de Nostre Dame de Rob. l. D. Rouen, 1836. läßt der Herzog Roberts Vater die Ächtung über ihn ausrufen, p. 31: „pour bani Robert criés!“ und nach dem ältern Gedicht: Le Roman de Rob. l. D. publ. par G. S.

Trébutien, Par. 1837 belegt ihn auch der Pabſt mit dem Banne (Aiij): „il le maldist et escumenie.“ Vergl. Liederſ. I, 478, 141 f.:

Er solt lofen an ain walt,
wann er ist in des bapstes ban.

454 Arwidsſ. II, 260—66. Udv. d. Vis. I, 243—49.

455 Hausmärch. 57 ff. Nr. 11. Nach andrer Erzählung mit eingeſtreuten Reimen, ebend. III, 21 f., iſt auch das Schweſterchen von der Stiefmutter in eine Ente verwandelt, das Rehkalb wird von ihren Hunden gehetzt. (Zu vergl. iſt noch das Märchen der Aulnoy Nr. 18: la biche au bois; ebend. 384.) (In Ragn. Lodbr. S. c. 1., Fornald. S. I, 237 erhält Thora, ihrer Schönheit wegen, den Beinamen Borgarhjörtr, vergl. ebend. I, 181. 205. Sæm. Edd. 166, 25.) Zu bemerken iſt der nach einigen Umſchaffungen ſich wiederholende Ausdruck: „hun bad mig fare saa vide“, Udv. d. V. I, 247.

456 Arwidsſ. II, 267—9 mit der Kehrzeile: „Mine stiger dhe liggiå så vijda!“ Udv. d. Vis. I, 252, Str. 10—13. 254, 24. Sv. Folkvis. II, 69 f. 72. III, 118. In dem Bruchſtücke des altengliſchen Gedichts: „William and the werwolf, bei Hartſhorne 256 ff., das ſich als Übertragung aus dem Franzöſiſchen angibt (S. 264 ob.), iſt ein Sohn des Königs von Spanien auch von der Stiefmutter in einen Werwolf verhext, er fällt ſie grimmig an, wird aber zur Flucht genöthigt („and fled away the faster in to ferre londes“ ꝛc. und jagt nun im Walde (S. 261—3). — Gleicher Aberglaube, wie vom Werwolf, gieng in Norwegen von der Verwandlung in Bärengeſtalt, Faye 87 f. Lied und Sage des Nordens haben gleichfalls ihre Waldgänger in Bärenhülle und auch hiebei walten zaubernde Stiefmütter, Hrôlfs S. c. 25. 26. (Fornald. S. I, 49 ff.) Udv. d. Vis. I, 182—5. Sv. Folkvis. III, 118. (Der Bär iſt Fylgie angeſehener Männer: Erici Obs. q. 160 sq.)

457 Arwidsſ. II, 265 f., hier wird ſie zum „wilden Habicht.“ Udv. d. Vis. I, 241 f. 243 f., hier ein wilder, kleiner, ſchöner Vogel.

458 Udv. d. Vis. I, 196, Str. 9:

Min Stivmoder hannem omskabte,
sendte hannem i fremmede Land.

ebd. 200. Vergl. 395. „Verner Ravn“ iſt wohl urſprünglich ver-ravn, gebildet wie Wer-wolf — Einer Kindsmörderin verkündigen in einer ſchott. Ballade (Buchan II, 219 f.) die Schatten der getödteten Kinder: ſie werde ſieben Jahre eine Närrin in den Wäldern, ſieben ein Fiſch in den Fluthen, ſieben eine Kirchenglocke und noch ſieben eine Pförtnerin in der Hölle ſein.

459 In den Lindwurmſagen, Udv. d. Vis. I, 255 ff. (vergl. 253 f.). Sv. Folkv. III, 122 ff. Arwidsſ. II, 270 ff. Minstrelsy III, 15 ff. (vergl. II, 200 ff.). Hausmärch. III, 40 f.

460 Rechtsalt. 327. 460. Hausmärch. I, 253 f.

461 Udv. d. Vis. I, 250 ff. Sv. Folkvis. II, 67 ff. ſ. ob. — In Str. 10 die Zuſammenſtellung:

Hun skabte mig til en nattergal,
bad jeg skulde verden omflyve;
min broder til en ulv saa graa,
bad ham paa skoven löbe.

[462] Sv. Folkvis. III, 114—119, vergl. Udv. d. Vis. V, 25 f. (Vergl. Meinert 122. Büſchings Volksl. 98, 42.)

[463] Volksl. Nr. 88. Str. 8. Eines der ſchwediſchen Lieder, Arwidsſ. II, 262, ſagt: „Der Kranich fliegt hoch in die Wolke, glücklich iſt der Geſell, der dem Unglück entfliehen kann.“

[464] Hrölfs S. c. 26. (Fornald. S. I, 50 f.): „Eptir þat hverfr Bjorn í burt, ok veit enginn, hvat af honum verdr; ok er menn sakna Bjorns, þá er hans farit at leita (nærri ok fjærri), ok finst hann hvergi, sem líkligt er.“ Udv. d. Vis. I, 184, Str. 16. (Dalby Björn):

„Min Stivmoder haver mig forskabt,
Hun vilde, jeg blev evindelig fortabt.“

[465] Reinh. F. CXXI u., f. aus dem Eingang des Renart.

[466] Udv. d. Vis. I, 247 f. Str. 9 f. Arwidsſ. II, 266, Str. 13.

[467] Minstrelsy III, 43 f. Jamieſon II, 374 f. 379 f. Chambers Ball. 191 f. Bei Motherwell 332 fragt ſich die unglückliche Mutter nur, indem ſie ihre Söhne zu Bette legt: „will ich gehn zu der ſalzigen See und ſehen die Fiſche ſchwimmen? oder will ich gehn zum luſtigen grünen Wald und hören die Vöglein ſingen?“

[468] Auch die Verwandlungen des Periklymenos, der Meſtra u. ſ. w. ſind hieher zu vergleichen.

[469] Sn. Edd. 86. Fornald. S. I, 487. Sn. Edd. 81 f. Sagenforſch. I, 114 ff.

[470] Udv. d. Vis. I, 23. In Eyrbyggia-S. Havn. 1787. 4^0 c. 20. (Hausmärch. III, 101.) handelt es ſich nicht von Verwandlungen, ſondern von Blendungen: "siónhverfingum" p. 96.

[471] Hausmärch. I, 255 f. vergl. I, 285 f.

[472] Woycickis Poln. Volksſag. u. Märch. 132 f. (über den Botenlauf des Haſen ſ. ob. S. 223) 113 f. (hiezu vergl. Loka Thaattur in den Färöiske Qvæder 500 ff.) — Ebend. 153: „Obwohl dieſe Art von Sagen ſicherlich eine fremde iſt, ſo ſind ſie doch unter unſerm Volke ſchon von ſehr alten Zeiten her bekannt. Es ſind noch zahlreiche Bruchſtücke der Verwünſchungsformeln vorhanden. Die Macht der Worte iſt dem Volksglauben zufolge ſo ſtark, daß durch ſie Krankheiten geheilt, Menſchen verwandelt und die Gewitter beſchworen werden können. Viele dieſer Formeln ſind nachher zu ſprichwörtlichen Flüchen geworden. So z. B. die Redensart: daß du verſteinern möchteſt!“ 155: „Die Formeln ſelbſt jedoch und die Worte der Verwünſchungen wurden immer als großes Geheimniß bewahrt, weil ſie durch Veröffentlichung ihre Macht verloren.“ — Sage von der Verwandlung in Stein ebend. 153: wie eine faule Magd, die allzu lange nicht von der Quelle zurückkommt, von ihrer Dienſtfrau zum Steine gewünſcht und noch mitſammt den Eimern in einem Steinblock verwandelt

geſehen wird. In den Hausmärch. I, 286 (III, 100) wartet ein Mädchen als ein rother Feldſtein auf ſeinen Liebſten. Es iſt im Gegenſatze zu den Bildern des Vertriebenſeins und Fliehens die Geſtaltung des Verweilens und Harrens. Auch die Erſtarrung der Betroffenheit, des machtloſen Zornes, des äußerſten Schmerzes (dieß vor Allem in der Niobeſage) wird durch Steinwerden ausgedrückt. Seltſame Geſteinbildungen geben zu örtlichen Sagen in dieſem Sinne Anlaß. Belege gibt die D. Myth. 319—21. (Die Verſteinerung dämoniſcher Weſen bei Tagesanbruch, wozu noch Sn. Edd. 165 ob., verlangt wieder eigenthümliche Erklärung.) Weiteres in den D. Sag. I, 41, auch in Tettaus und Temmes Volksſag. Oſtpreuß. u. ſ. w. S. 185. 212 ob. 251, 2. Formelhafte Verwünſchung der Minneſtörer in einem Liede des Markgr. Heinrich v. Meiſſen. MS. I, 14^{a} oben:

swer disen zwein geværic sî
unt wone mit valscher huote bî,
der werde z'einem steine!

[473] Buchan I, 24 ff. Reſte eines ähnlichen deutſchen Liedes bei Meinert 49, z. B.: „Wär' ich ein Fiſchlein, ſchwämm' ich in dem Teiche. — Wär' ich ein Entlein, ich wollt' dich bald erſchleichen.“

[474] Geſchichtklitt. Cap. 25. (p. m. 291^{a}.)

[475] Athenæ. XIV, 14. (ed. Casaubon. p. 694). Obiges nach der Überſetzung von K. Zell, Ferienſchr. I, 79, der auch den Anklang an deutſche Volksdichtung bemerkt hat.

[476] Udv. d. Vis. I, 247. (Anders bei Arwidsſ. II, 267 f. Str. 4 f.)

[477] Udv. d. Vis. III, 342 ff. (aus Levning. II, 28 ff.) Nyerup, Udv. II, 10 ff. Arwidsſ. II, 205 ff. (vergl. II, 302, B. I, 310.) Der Rahmen dieſer mehrfach veränderten Wechſelreden iſt ſeltſam und undeutlich, der Jüngling, auf den die Wünſche des Mädchens gerichtet ſind, gibt ſich als ihren Bruder zu erkennen und ſo müßen ſie freilich geſchieden ſein. In einem polniſchen Märchen (Woycicki 128 ff.) will der Bruder die Schweſter heirathen, weil er keine Schönre finden kann, bedingt ſich aber Gaben, deren Erwerbung ſie für unmöglich hält: ein Brautkleid, ſo glänzend wie Mond und Sterne, dann ein andres, glänzend wie die Sonne (koſtbares Gewand u. ſ. w. wird auch bei Arwidsſ. a. a. O. Str. 2 f. und Nyerup Str. 2 f. verſprochen), zuletzt einen Wagen, auf dem ſie unſichtbar fahren könne, wohin ſie wolle; gleichwohl ſchafft er Alles herbei, da legt ſie, auf dem Wagen ſtehend, die Brautkleider an, heißt die Erde ſich öffnen und wird mit dem Wagen vom Abgrund verſchlungen. Der Sinn iſt wohl, daß die Heirath zwiſchen Geſchwiſtern unmöglicher ſei, als alle unmögliche Dinge, und zu dieſen konnen auch die Wunſchverwandlungen gezählt werden.

[478] Minstrelsy III, 106 f. (vergl. Chambers Ball. 467. W. Grimm, drei altſchott. Lieder, Heidelb. 1813. S. 10 f.)

[479] MS. III, 259 f., XCV^{b}.

[480] Altes Druckblatt auf der Berl. Bibl., vergl. Wunderh. III, 114.

[481] Fl. Bl. um 1570, vergl. Fein. Alm. 1777. S. 160. Wunderh. III, 25. (Das Lied gleichen Anfangs, ebend. I, 63 f., iſt neue Dichtung.) Wolfg. Schmelzels Quodlib., Nürnb. 1544. Nr. 19. Liedesanfang:

Wer ich ein falk, so wolt ich mich hoch schwingen
(a. so wölte ich mich aufschwingen).

Burkart von Hohenvels, MS. I, 206^{b} u.:

„möhte ich vliegen als ein sneller valke, ich wolte ouch dâ hin.“

[482] Fein. Alm. 1777. S. 116 ff. (aus den Bergreihen von 1547, ſ. Büſching u. v. d. Hagen Volkslied. S. 380.) Willkürlich mit Andrem zuſammengeſetzt im Wunderh. I, 363 f.

[483] S. ob. Anm. 471. Der Kirche mit der Krone darin entſpricht däniſch, Udv. d. Vis. III, 344, Str. 14:

Da skal du være den skjönneste Kirke,
der stande kunde paa Hede,
og jeg vilde være et Alter af Guld
og stande den Kirke tilrede.

Der Altar auch bei Arwidsſ. II, 206, Str. 6 f.

[484] Volksl. Nr. 49, Str. 4: vergl. MS. II, 159^{a} (Steinmar):

„Ich wil louben sô der walt ꝛc.“

[485] Kinloch 74. Buchan II, 187 ff. Einleitende Strophen, die hier weggelaſſen ſind, machen den unglücklichen Freier ausdrücklich zu einem Gärtner und dem gemäß iſt auch in obiger Geſtalt ſein Wunſchgeſchenk etwas kohlblättrig geworden; daß es ſich aber urſprünglich doch nur um den Gegenſatz des Werbens und Verſchmähens in Bildern aus Sommer und Winter handelte, wird ſich beſtätigen, wenn die Kleidung aus Blumen noch weiterhin vorkommt, ohne daß ein andrer Gärtner dabei betheiligt iſt, als der Sommer oder Mai. Kleider von Lindenlaub, nach andrer Lesart: Purpurkleider aus Eichenlaub, wurden zuvor unter den unmöglichen Dingen verlangt.

4. Liebeslieder.

So lang es nicht eine greiſe Jugend gibt, wird ſtets das Liebeslied die Blume der Lyrik ſein. Durch alle Theile gegenwärtiger Darſtellung des deutſchen Volksgeſangs ziehen ſich Erzeugniſſe desſelben, die in irgend einer Form die Liebe zum Inhalt haben; die Lieder der Liebe haben aber auch ihr eigenes Gebiet, ihre beſondre Heimatſtätte, wo ſie wachſen und woher ſie ſtammen, und auf dieſem Boden ſollen ſie jetzt erfaßt und zur Beſchauung gebracht werden.

Die erſten Spuren volksmäßiger Liebeslieder in deutſcher Sprache zeigen ſich in Verbot und Verwerfung weltlichen Geſangs. Schon der Bekehrer Bonifacius erklärt Reigen der Laien und Geſänge der Mädchen in der Kirche für unerlaubt.[1] Ein Capitular Karls des Großen von 789 beſtimmt, daß die Nonnen keine Winelieder ſchreiben oder ausſchicken ſollen dürfen, auch nicht von ihrer Bläſſe durch Aderlaß.[2] Wine heißt Freund, Geſelle, die Gloſſen erklären Winelied als weltliches Volkslied und es können darum, ohne Rückſicht auf den Inhalt, geſellige Lieder ſo benannt ſein[3]; daß aber die den Nonnen verbotenen Lieder verliebter Art waren, läßt doch der Zuſammenhang der Geſetzesſtelle kaum bezweifeln. Otfried, Mönch zu Weißenburg, um 870, ſagt in der lateiniſchen Zueignung ſeines deutſchgereimten Evangelienwerks, er habe ſolches auf Bitten einiger frommen Männer, beſonders aber auf das einer achtbaren Wittwe, unternommen, welchen die Üppigkeit und Leichtfertigkeit weltlicher Geſänge zum Ärgerniß gereicht.[4] Mit ähnlichen, nur noch ſtärkern Ausdrücken ſind in Kirchengeſetzen desſelben Jahrhunderts Tänze und üppige Lieder auf den Straßen und in den Häuſern gerügt.[5] Vom Anfang des 11ten Jahrhunderts, wenn nicht älter, iſt jener Liebesgruß an Ruodlieb, in welchem, mitten aus dem Mönchlatein, Lieb und Laub, Wonne der Vögel und Minne deutſch und volksmäßig hervorbrechen.[6] Die dürftigen Anzeigen des ehemaligen Liebesliedes im Volke ſetzen ſich lange nicht bis zu dem Zeitpunkte fort, von welchem an, um die Mitte des 12ten Jahrhunderts, der ritterliche Minneſang in aufblühender, faſt zwei Jahrhunderte fortwuchernder Fülle ſich entfaltet. Dieſer Minneſang iſt Kunſtdichtung im Geiſt eines einzelnen Standes, er iſt aber zugleich das bedeutendſte Zeugniß von der volksmäßigen Unterlage, die auch ihm nicht mangeln konnte, von der Beſchaffenheit eben jenes vorangegangenen und ſonſt nur äußerlich angezeigten Volksgeſanges. Die Anknüpfung an letztern vermittelt ſich durch die einfache ſelbſt im Reime noch unvollkommene Form und die ſinnliche Friſche der älteſten Minnelieder, wie ſie unter den Sängernamen **Kürenberg**, **Aiſt** u. a. auf uns gekommen ſind. So künſtlich der Minneſang ſich weiterhin ausbildete, ſo blieb ihm dennoch ein Wahrzeichen angeſtammter Natürlichkeit in der bald tiefer empfundenen, bald herkömmlich fortgeübten Verſetzung der inneren Stimmungen mit den Wandlungen der Jahreszeit. Sein überreicher Liedervorrath kann in dieſer Hinſicht auf wenige Grundzüge gebracht werden. Das Einfachſte iſt, wenn der Sänger ſich freut und zur Freude auffordert, daß die glückliche Zeit des Frühlings und der Liebe wieder angebrochen, ſodann wenn er das Scheiden dieſer ſchönen Tage betrauert, überhaupt wenn ſeine Gemüthsſtimmung mit der Farbe der Jahreszeit zuſammentrifft; eine zweite Weiſe beruht auf dem Gegenſatze, wenn der Liebende in der lichten Zeit trauern muß oder in der trüben ſich glücklich fühlt, und dieſes geht endlich dahin über, daß er, einzig in ſeiner Liebe beſangen, ſich über die Jahreszeit und ihren Wechſel gänzlich hinwegſetzt, aber auch hiebei noch des Naturlebens zum Widerhalte bedarf.[7] Im reinen Stile dieſer Minneweiſen wird auch aller Aufwand der Darſtellung, aller Preis und Schmuck der Geliebten lediglich der heitern Frühlingswelt entnommen; die ſchöne Frau ſelbſt iſt die edelſte Blüthe, die rechte Maienroſe, alle Reize der Jahreszeit warten auf ſie und vollenden ſich in ihr, erſt in der Liebe wird die Lenzesluſt vollkommen. Einfach in Anlage und Farbengebung, arm in der Wiederkehr desſelben Hauptgedankens, iſt der Minneſang um ſo manigfaltiger in Wendungen und Formen, durch welche der Grundton durchgeſpielt wird, und innerlich reich in der unerſchöpflichen Herzensluſt, die ſo langehin ſo Viele zum Geſange trieb. Jenes regelrechte Einerlei der Minnedichtung wird aber auch dadurch gebrochen, daß die in ihr verbundenen Elemente, Inneres und Äußeres, ſich zwar nicht gänzlich von einander losſagen, aber Jedes überwiegend nach ſeiner Seite hinarbeiten und ſo auf der einen an geiſtiger Entwicklung, auf der andern an natürlicher Lebensfülle gewonnen wird. Dieſe beiderlei Richtungen, deren Anſätze ſchon frühe zu bemerken ſind, erlangen ihre vollſtändige Vertretung in zwei liederreichen Dichtern aus der blühendſten Zeit des Minneſangs, Reinmar dem Alten und Nithart. Erſterer zeigt ſich bereits um 1194, in einem Lied auf den Tod Leopolds von Öſterreich, als gereiften Sänger [9], Nitharts Dichtweiſe muß nach einer Anſpielung Wolframs von Eſchenbach vor 1220 ſchon namenkundig geweſen ſein [10]; auch er ſang am Hofe der Öſterreicher. Obgleich nun Reinmar ſich den Altmeiſtern des 12ten Jahrhunderts anreiht, ſind es doch unter der großen Zahl ſeiner Minnelieder nur wenige noch, in denen auf Sommer und Winter Bedacht genommen iſt, unter den wenigen aber ſolche, worin er ſagt, daß, wenn Sie nicht helfe, Sommer und Winter beide ihm allzu lang ſeien, oder daß er mehr zu thun habe, als Blumen zu beklagen. [11] Seine Lieder ſind faſt blumenlos, aber reich der ſinnigſten Herzensworte: er vor Allen ſteigt nieder in die Tiefe des Gemüths, ja er ſpricht von einem Gedankenſtreit in ſeinem Herzen. [12] Zwar ſind es wirklich noch Gedanken des liebenden Herzens, war aber einmal der ſinnliche Schmuck hingegeben, die Beſchäftigung im Innern angeregt, ſo kam man von der farbloſen, unmittelbaren Empfindung zum nackten Gedanken, die Betrachtung wandte ſich in Reinmars ſinnverwandten Nachfolgern immer mehr auch auf andere Angelegenheiten als die der Minne: dem Geiſt einer neuen Zeit war auch im Geſange der Weg gebahnt.

Nitharts zahlreiche Lieder beginnen faſt ohne Ausnahme mit Bildern des Jahreswandels von lebhaftem Farbenſpiele. Hieran ſchließen ſich gewöhnlich, wie bei Andern, die verliebten Empfindungen des Dichters; dieſe betreffen aber eine Dorfſchöne und ſind nur der Übergang zum Hauptinhalte der Lieder, Darſtellungen aus dem Leben der üppigen Dörper, Dorfknaben, Dorfſprenzel, Getelinge, des fruchtbaren Tulnerfeldes, mit denen er in mancherlei Eiferſucht und Hader kommt, deren Maientänze und andere Vergnügungen in Sommer und Winter, nebſt dazu gehörenden Schlägereien, er in kräftigen, reichausgeſtatteten Gemälden vorführt. So wie dieſe Lieder, deren Art vielfache Nachfolge ſand, durchaus in den Kunſtformen des Minneſanges gedichtet ſind, ſo haben ſie auch, des volksmäßigen Gegenſtandes unerachtet, höfiſche Bedeutung. Sie gehören der idylliſchen Gattung an, welche den höheren Ständen das Vergnügen gewährt, ſich mitunter in die natürlich freiere Bewegung des ländlichen Lebens zu verſetzen, ohne daß damit der vornehmern Stellung etwas vergeben wird. Nitharts Dorflieder beluſtigten den Hof zu Wien auf doppelte Weiſe: die Hoffart, der ſcheelangeſehene Kleiderprunk, die linkiſche Verliebtheit der Bauern nahm ſich in den Formen des höfiſchen Sanges ebenſo ergetzlich aus, als die zierliche Sprache des Frauendienſts und die Überzartheit des Minnelieds in der Anwendung auf die Töchter des Gäus. Immerhin aber bekunden die Lieder dieſes Stils eine Hinneigung zum Volksmäßigen; manche, namentlich die auf den Maientanz bezüglichen, verzichten mehr oder weniger auf die parodiſche Richtung, oder geben ſich völlig rückhaltlos der allgemeinen Volksluſt hin. Der Kunſtſänger wird von ſeinem Stoff überwältigt, die Bauernſchaft erobert den Hof. Walther von der Vogelweide, jüngerer Zeitgenoſſe Reinmars, älterer Nitharts, gleich ihnen wohl bekannt am Hofe zu Wien, klagt über ungefüge Töne, die das „hofeliche Singen," die rechte, ſittige Freude, von den Burgen verdrängen; meint er damit, wie zu glauben, die Nithartsweiſe, ſo ſagt er nicht mit Unrecht: bei den Bauern ließ' er ſie wohl ſein, von daher ſei ſie auch gekommen. [17]

Die eigenthümliche Miſchung des Naturgefühls und der verliebten Scholaſtik des Ländlichen und des ritterlich Höfiſchen im Minneſang erklärt ſich aus der Lebensweiſe und den geſellſchaftlichen Bezügen des Standes, in dem er üblich war. Die Stände waren im deutſchen Mittelalter ſehr augenfällig geſchieden und abgeſtuft, tiefer liegen die manigfachen Fäden der Verbindung und Vermittlung. Was dem Standesrechte nach ſo ſcharf trennte, Freiheit und Unfreiheit, flocht zugleich, als Dienſtverhältniß, die genaueſten Bande. Das weite Land bedeckten größere und kleinere, im Hofrecht verbundene Haushalte, aus dem Herrn und ſeinen Dienſtmannen, ſammt den Angehörigen beider, beſtehend. Die Dienſtleute, Miniſterialen, theils in der unmittelbaren Umgebung des Herrn, theils auf dem zugewieſenen Gute lebend, ſtammten aus dem unterſten Stande der Unfreien, waren ſelbſt unfrei, hatten ſich aber dennoch zu ſolchem Einfluß und Anſehen herausgearbeitet, daß eben ſie die zahlreiche Sippſchaft des niedern Adels bildeten.

Dieſem Dienſtadel gehörten vorzugsweiſe diejenigen Dichter an, die als tonangebende Meiſter des Minneſangs auftraten; der Frauendienſt in ihren Liedern war eine dichteriſche Fortbildung und Vergeiſtigung des angeerbten Hofdienſtes. Die mitſingenden Herren, Grafen, Fürſten, bis zum König und Kaiſer, huldigten dadurch einer ritterlichen Sitte, und auch die Formen der Lehenspflicht wurden im Minneſang angebracht. Je mehr das Dienſtweſen, das zugleich ein Schutzverhältniß war, um ſich griff, um ſo ſtolzer gebarten ſich die Wenigern, die ſich desſelben noch erwehrt hatten, die freien Herren, die nicht vor dem Kaiſer aufſtanden[14], die „ſtarken“ Städte[15], die freien Landſaſſen. Wo noch ausnahmsweiſe eine nicht dienſtbare, wohlhabende, wehrhafte Bauernſchaft aufrecht war, da ſtand ſie zwar mit dem Adel in keiner Gemeinſchaft, reizte vielmehr ſeine Eiferſucht, aber ſie bewegte ſich rüſtig und lebensfroh neben ihm, ſang ihre Lieder und ſprang ihre Reigen ihm vor der Naſe. Die hier ausgehobenen Zuſtände begründeten für den Minneſang einerſeits den höfiſchen Zuſchnitt und die parodiſche Behandlung des Dorflebens, ſie erhielten aber auch andrerſeits den Naturſinn und einen noch in der Verſpottung fühlbaren Hang zur freieren Volksluſt. Der Adel wohnte ſo gut im Freien, als das Landvolk, von ſeiner Burg aus hörte man den Geſang der Vögel im nahen Holze oder auf der alten Linde vor dem Thor.[16] Die Jagd war ſeine Kurzweil, Tanz und Spiel hatten keinen Gelaß in der engen Burgſtätte. Ritterliche Herren und Dienſtleute, freie und dienſtpflichtige Bauern hatten ein Gemeinſames, das Leben in Feld und Wald, die Ländlichkeit. Geht auch ſchon im älteſten Minneſange das Ländliche Hand in Hand mit dem Höfiſchen[17], ſo iſt doch die Hofſitte, als künſtliche Zubildung des einzelnen Standes, für das Spätere, der friſche Naturhauch für das Frühere anzunehmen. Der Geſang hielt gleichen Schritt mit der Geſtaltung des geſelligen Lebens. Bevor noch die Miniſterialen ihrem Stamme, den „armen Leuten“ (Rechtsalt. 312), entfremdet waren und am Herrenhofe den Prunk und die ritterliche Zierlichkeit der Staufenzeit ſich eingeniſtet hatte, kam dem Zuſammenleben auf dem Lande noch mehr ein hausväterliches Gepräge zu, wie ſolches an der Grenze des 10ten und 11ten Jahrhunderts durch die idylliſchen Schilderungen im Ruodlieb, jenem Gedichte mit dem Frühlingsgruße, bezeugt wird[18] und noch vielfach in den Weiſthümern ſeine Spur gelaſſen hat. Ebenſo überwog gewiß auch im Liede das Gemeingültige, Natürliche. Dieſer Vorausſetzung entſpricht eine geſchichtliche Erſcheinung von andrer Seite. Der provenzaliſche Minneſang, deſſen erſte Urkunden etwa fünfzig Jahre älter ſind, als diejenigen des deutſchen, heftet, gerade wie dieſer, den Ausdruck der Empfindung an den Wandel der Jahreszeit. Über einen der älteren Trubadure, Peter von Valieres aus Gascogne, beſagen die Nachrichten der Liederbücher: Er ſei ein Spielmann geweſen und habe Lieder gemacht, wie man ſie damals machte, von armem Gehalt, von Blättern und Blumen und vom Geſange der Vögel, weder ſeine Geſänge haben großen Werth gehabt, noch er ſelbſt.[19] Ähnlicher Weiſe äußert einer der früheſten nordfranzöſiſchen Minneſänger, Thibault von Champagne: Blatt und Blume taugen nichts im Geſange und können nur Leute mittleren Standes vergnügen.[20] Beides weiſt auf alten, volksmäßigen Gebrauch des Singens von Laub, Blumen und Vogelſang. Der nordfranzöſiſche Kunſtgeſang iſt ſelbſt erſt ein Nachklang des provenzaliſchen[21], aber auch dieſen, mittelbar oder unmittelbar, für das Vorbild des deutſchen anzuſehen, geht wenigſtens nicht für die Auffaſſung der Natur an, welche nirgends mit ſolcher Neigung, Friſche und Gründlichkeit durchgeführt iſt, als bei den deutſchen Sängern. So weit unſre Minnelieder hinaufreichen, findet ſich doch nirgends eine Anzeige, daß ſie ein neuer, aus der Fremde gekommener Brauch ſeien, je älter, um ſo freier ſind ſie von ritterlicher Förmlichkeit, die allerdings von romaniſcher Seite ſich den deutſchen Höfen mittheilte[22]; überall ſetzen ſie das Singen von Mai und Minne als ein herkömmliches voraus, manche haben es frühzeitig ſchon hinter ſich, und ſobald, bei Nithart, das Landvolk hereingezogen wird, iſt auch dieſes ſchon völlig im Singen zu Tanz und Blumenkranz begriffen.[23] Provenzalen und Deutſche führen alſo gleichmäßig auf einen ältern Volksgeſang. Erſtere gehen urkundlich vor, woher aber bei ihnen, in hohem und niedrem Stand, alle die wiederkehrenden Sängernamen deutſcher Zuſammenſetzung?[24] Nicht auf die einzelnen kunſtfertigen Träger dieſer Namen kann die Frage ſich beziehen, wohl aber erinnert ſie an die große Einbürgerung germaniſcher Geſchlechter im Süden und ſtellt der ſpätern romaniſchen Einwirkung auf Deutſchland eine frühere Stammtafel in umgekehrter Richtung entgegen. Die einfachſte Ausgleichung des gegenſeitigen Anſpruchs gibt übrigens jener gemeinſame Grundton, der, über die Unterſchiede des deutſchen und romaniſchen, des ritterlichen und volksthümlichen Geſanges hinaus, ein naturgeſetzlicher iſt und als ſolcher nachhielt, ſo weit der Menſch mit dem geſammten Naturleben inniger verbunden blieb; mit und an dem erwachenden Frühling erfriſcht ſich Herz und Blut, die Zeit des Grünens und Blühens iſt die Zeit der Jugend, der Liebe, des Geſangs.

Nachdem in deutſchen Landen der höfiſche Minneſang verklungen war, fanden die Liebeslieder des Volks von Neuem Gehör und allgemeinere Geltung. Sie haben die gleiche natürliche Grundlage; zum Beweis aber, daß ſie nicht ein Nachklang des abgeſtorbenen Kunſtgeſanges ſind, knüpfen ſie ſich nicht an ſeine letzten Erzeugniſſe, ſondern berühren ſich weit mehr mit der vorbemerkten Weiſe der älteſten Minnelieder, denen eben damit eine weitere Gewähr ihrer volksthümlichen Abſtammung zuwächſt. Dieſe Volkslieder ſind nun ausführlich darzulegen und der nur im Umriß vorangeſtellte Minneſang wird dabei auch in einzelnen Zügen ſich verwandt und hülfreich erzeigen.

Die Jahreszeit iſt den Minneſängern nicht bloß ein poetiſcher Widerhalt der inneren Stimmung, im Leben ſelbſt eröffnet ihnen der Sommer die glückliche Werbung, der Winter macht ihr ein Ende. Bald iſt dieß ſtillſchweigende Vorausſetzung, bald wird es beſtimmter ausgedrückt. Wenn die Blumen den Sommer künden, ſendet der Ritter Botſchaft an die Erkorne und empfiehlt ſich ihr „gen dieſer Sommerzeit“[25]; oder er freut ſich ihrer Zuſicherung, daß er „der Zeit genießen ſoll“[26]; der Schönen ſelbſt war, ſeit ſie nicht mehr Blumen ſah, noch den Sang der Vögel hörte, all ihre Freude verkürzt, ein verſäumter Sommer wird zum voraus von ihr beklagt[27]; der Sänger, der über die Jahreszeit ſich hinwegſetzen will, bemerkt eigens, daß er auch über den Sommer hinaus diene.[28] Freilich war nur eben der ſchönere Jahrestheil die günſtige Zeit, ſich zwanglos nahe zu kommen, Verſtändniſſe anzuknüpfen und wieder aufzunehmen, die Zeit des Blumenleſens und Kränzewindens, der Reigen und Ritterfahrten[29], aber im Grunde waltet dennoch jene belebende Lenzeskraft. Verbindungen für die ſchöne Jahreszeit kommen auch weiterhin, mehr volksmäßig, zum Vorſchein. Ein Gedicht des 14ten Jahrhunderts, mit dem Preiſe der ſüßen Maienwonne vor jeder andern Zeit des Jahres anhebend, erzählt von der Brunnenfahrt, die alsdann üblich ſei; wenn der Mai mit ſeiner

Kraft es bringe, daß aus dürrer Erde grünes Gras und lichte Blüthe ſpringe, wenn man die Vögelein in hohem Schall höre, die auch von ihrem Trauern erquickt ſeien, wenn Berg und Thal in reicher Wonne ſtehen, dann werde in einen Wald gezogen, Ritter, Knechte und ſchöne Frauen ſammeln ſich auf der Aue beim Brunnen, ſchöne Gezelte werden aufgeſchlagen, Singen und Sagen, Tanzen, Rennen, Springen, alle Kurzweil werde da getrieben, auch nehme Jedes eines Liebſten wahr, von dem es dahin gebeten ſei, mancher gute Geſell finde dort die liebſte Frau, nach der ſein Herz ſich lange gequält und vielmal gerechnet und gezählt bis auf den Tag der Brunnenfahrt, da ſie ihm zu ſehen worden, je Zwei und Zwei gehen ſie dann mit Armen ſchön umfangen.[30] Dieſe luſtwandelnden Paare ſind es, die anderwärts Maienbuhlen genannt werden. In einer frommen Betrachtung für Kloſterfrauen, aus dem 15ten Jahrhundert, wiederholen ſich mehrfach in geiſtlichem Sinne die Vorſtellungen vom „in Maien fahren“ und vom „Maienbuhli.“[31] Der Monat Mai war auch Badezeit und es gehörte zu den geſelligen Förmlichkeiten, daß die Badgäſte ſich ihre Maienbuhlen nahmen; dieß ergibt ſich aus einem Reiſeberichte des Hans von Waldheim, der im Jahre 1474 zu Baden im Aargau das warme Bad gebrauchte: „Herr Hans von Emß bat mich zu Hauſe und that mir viel Ehren und Gutes und gab mir ſeine Hausfrau zu einem Maienbuhlen.“[32] Sprichwörterſammlungen des 16ten Jahrhunderts gedenken einer Knappenehe, die im Mai geſchloſſen werde und nicht länger währe, denn der Sommer; im Winter, da ſie weder Haus noch Hof haben, laufe Eines hier, das Andre dort hinaus.[33] Dieſe Maienehe erinnert an die Heirath in ein Blumenhäuschen (ſ. oben S. 242). Man könnte ſie lediglich für einen Hohn auf das leichtfertige Leben heimatloſer Leute anſehen, wenn ſie nicht in eine Reihe halbgeſetzlicher Gewohnheiten einträte. Der merkwürdigſte Gebrauch ſolcher Art ſind die noch neueſtens im Eifellande beliebten Mailehen (Mailienen). Am Abend des erſten Mais verſammeln in einigen Dörfern ſich die jungen Burſche auf dem Hauptplatze des Dorfes oder auf einer nahegelegenen Anhöhe, um ſich die Mädchen zum Tanze bei den Kirchweihen und ſonſtigen Feſten zu beſtimmen; nach gepflogenem Rathe ruft einer derſelben mit lauter, fernhallender Stimme: „Der und Die ſollen Mailienen ſein! ſeid ihr des alle zufrieden?“ worauf die Geſellſchaft in volltönendem Chore mit

Ja! zu antworten hat. Iſt keine Übereinſtimmung vorhanden und wird die Stärke der verneinenden Stimmen für hinreichend gehalten, ſo wird neuer Rath gepflogen und ein neuer Ruf verkündet die neue Beſtimmung, bis reiner, voller Zuruf die Einhelligkeit bekundet; auf ein allgemeines lautes Ja! wird dabei viel gehalten.[34] Wie an dieſem Tage Jedem die Bahn geöffnet iſt, diejenige Tänzerin ſich zu erwerben, die er zu haben wünſcht, ſo tritt auch für ihn die Verpflichtung ein, der Erworbenen das Jahr hindurch getreu zu ſein, ſie und keine Andre ſoll er zum Tanze führen, nur mit ihm und mit keinem Andern ohne ſeine Erlaubniß darf ſie tanzen. Auch an einem Sittengerichte fehlt es nicht; ergibt ſich, daß ein Mädchen, als ſie bei der letzten Kirchweihe den Vortanz um die Dorflinde oder ſonſt wo mithielt, dieſer Ehre nicht mehr würdig war, ſo wird die Linde oder das Geländer um dieſelbe rein gewaſchen, auch das Pflaſter ringsum aufgebrochen und erneuert.[35] Die Verwandtſchaft dieſer ländlichen Mailehen zu dem ritterlichen Sommerdienſte der Minnelieder iſt nicht zu verkennen.

Das freudige Gefühl der Jugend und des Frühlings erſprang ſich in Tanz und Ballſpiel. Wie gewaltig der Tanz in das Leben eingriff, wie genau er mit dem Geſange verbunden war, iſt hier nur in Beziehung auf das Liebeslied zu erörtern. Schon die alten kirchlichen Verbote laſſen Tänze, üppigen Geſang und teufliſche Spiele zuſammen auf den Straßen vorgehn (ſ. oben Anm. 5). Bei Nithart und andern Minneſängern, die mit dem Volke verkehren, hat die vielbetriebene Darſtellung der ländlichen Tänze zur Maienzeit wieder einen gemeingültigen Zuſchnitt, der ganz wahrſcheinlich auch dem älteren Volkslied entnommen iſt. Wenn die Vögel ſingen und die Linde laubt, dann wird alsbald der muntre Sumber (Handtrommel) und die helltönende Liederſtimme vernommen, die zum Reigen unter der Linde rufen. Dieſe Klänge wirken zauberhaft auf die tanzluſtigen Mädchen. Der Dichter ſelbſt gefällt ſich darin, der verlockende Sänger zu ſein, das Mädchen hört ihn ſingen, ihr Herz ſpielt ihm entgegen vor Freuden, als woll' es toben, an ſeiner Hand will ſie zur Linde ſpringen. [illegible] Die Mutter warnt, ſie verſagt die Feierkleider, es erhebt ſich Wortwechſel und Streit, ſie ſchlagen ſich gar mit Kunkel und Rechen; das Mädchen erbricht den Kleiderſchrein, bände man ihr den Fuß mit einem Seile, ſie bliebe nicht, hin ſpringt ſie, mehr denn klafterlang; die Mutter ſelbſt wird von

Tanzluſt ergriffen, wie ein Vogel ſchwingt ſie ſich auf; der Winter muß weichen, die Bäume, die grau ſtanden, haben neues Reis, die Alte, die mit dem Tode focht, lebt auf, wie ein Widder ſpringt ſie und ſtößt die Jungen alle nieder.[37] Gegen zwanzig Lieder von Nithart oder unter ſeinem Namen haben dieſe Anlage, ſo jedoch, daß die angeführten Züge mehr oder weniger vollſtändig, gelinder oder gewaltſamer, hervortreten. Auch andere Sänger, in anderer Gegend, üben dieſe Form und in einem Minnelied wird dieſelbe ſchon bildlich verwendet, indem der Liebende von ſeinem ungeduldig fortſtrebenden Herzen ſagt, es thue der Tochter gleich, die ihre Mutter betrogen.[38]

Über die Art und Weiſe, wie bei den Volksreigen der Geſang mit dem Tanze verbunden war, geben dieſelben Dichter manche Andeutung. Schon auf dem Wege zum Tanzplatz wird geſungen. Nithart beklagt ſich wiederholt über die Getelinge, die ihm Feiertags, von der Dorfſtraße ab, durch den Anger liefen und die Wieſenmaht zertreten, beſonders über Einen, der nach Blumen zum Kranze ſprang und dazu in einer hohen Weiſe ſeine Winelieder ſang.[39] Hier wieder die Winelieder, welche vierhundert Jahre früher den Nonnen verboten wurden; da der Blumenkranz zur Werbung beim Tanze gehört, ſo läßt ſich auch hier auf verliebten Inhalt dieſer Lieder ſchließen. Auch die Mädchen ſingen ſchon beim Auszug zum Maientanze. Der von Stamheim ſchildert einen ſolchen: Die Mutter ſelbſt iſt, nach vergeblicher Einſprache, dem Töchterlein zum Putze behülflich, die Geſpielen ſchaaren ſich, als Maien führen ſie einen Schleier mit angebundenen Spiegeln, darunter ſingt aus blüthenrothem Munde ein wohlgeſchmücktes Mädchen in ſüßer Weiſe vor, die andern alle ſingen nach, ſo eilen ſie in das Thal vor dem Walde, wo der Ball geworfen wird und der Maientanz anhebt, den wieder eines der Mädchen mit ſeinen Geſpielen vorſingt.[40] Vorſingen und Vortanzen waren zwei hohe Ämter. Die Vortänzer gehörten zu den Rüſtigen im Gäu und hatten beim Reigen manigfache Gewalt, die jungen Dörper führen blutigen Kampf darum, wer den Leitſtab vortragen und damit den Tanz führen ſolle.[41] Der Vorſinger wird ausdrücklich genannt, er dünkt ſich etwas beſondres zu ſein[42], und wenn es auch für ſtattlich gilt, Geiger, Pfeifer und Sumberſchläger beim Tanze vor ſich zu haben[43], ſo erſcheint doch der Geſang des Vorſingers oder der Vorſingerin wichtiger, als das vor- oder nachgehende Geigenſpiel.[44] Die Nachſingenden hatten im Chore zu antworten, „die Andern ſungen alle nach“, und wenn auch ihr Antheil nicht genauer angezeigt iſt, ſo fiel ihnen doch jedenfalls die Kehre zu, die bei Tanzliedern nicht leicht gefehlt haben wird, beim Aufſchreiben derſelben aber wegfallen konnte, da ſie nicht eben an das einzelne Lied gebunden war, vielmehr mit dieſem oft in ſehr loſer Beziehung ſtand. Jene zahlreichen Lieder von der tanzluſtigen Tochter oder der Alten, die zum Tanze ſpringt, waren durch ihren Inhalt und meiſt auch durch einfacheren, raſchen Versbau wohl für den Reigenſang geeignet und es heißt am Schluß eines ſolchen Liedes: „Herr Nithart dieſen Reien ſang.“[45] Einigen dieſer Lieder iſt in der Handſchrift eine Kehrzeile beigeſetzt[46]; darf man nun für Stücke deſſelben Schlags auch gleichmäßigen Vortrag annehmen, ſo zeugt eben die vereinzelte Erſcheinung der Kehre für die Vernachläſſigung derſelben in andern Fällen. Ein ſonſt nicht volksmäßiges Minnelied Hiltbolts von Schwangau, worin des Tanzes mit der Lieben gedacht iſt, erweiſt ſich damit auch zum Tanze beſtimmt, daß es einen ländlichen, für ſich beſtehenden Kehrreim hat[47]; auch die langen Tanzleiche Ulrichs von Winterſteten und des Tanhuſers ſchließen mit einem Ausrufe, der beſtimmt war, im ganzen Ringe rauſchend widerzuhallen: „Schreiet Alle heia hei! nu iſt die Sait' entzwei!“ oder: „Heia nu hei! nu iſt dem Fiedler ſein Bogen entzwei!“ oder auch: „Mein Herze muß mit der Sait' entzwei!“[48]

Die Fortdauer des Tanzſingens, wie es bei den Minneſängern angezeigt iſt, auch in den folgenden Jahrhunderten ergibt ſich aus gleichzeitigen Sittenſchilderungen. Im Renner um 1300 rühmt eine Bäurin von ihrem Sohne Ruprecht: Er ſei ein „frommer Knecht,“ trage ſein erſtes Schwert, einen hohen Hut und zwen Handſchuhe, auch ſing' er den Maiden allen zu Tanze vor[49]; ebendaſelbſt heißt es: Jener ſei der Maide Roſenkranz, deſſen Stimme den Tanz wohl ziere[50a]; auch wird den jungen Mädchen ihre Vorliebe für den Trommelſchläger vorgeworfen[50b] und von der Art des Tanzens geſagt, daß ſie erſt ſachte antreten, dann aber aufſpringen, als ob ſie toben.[51] Solch wildes Tanzen rügt etwa ſiebenzig Jahre ſpäter der Teichner als einen von den Bauern auf den Adel überkommenen Unfug[52]: Zu Herrn Ritharts Zeiten hievor habe man viel neuer Unſitte mit Geberde und Gewand bei den Bauern gefunden, nun ſei es aus der Bauern Hand an die

Edeln gekommen; vormals habe man ſachte tanzen geſehn, darnach habe das Reigen ſich erhoben, jetzt ſei es nichts denn auf und nieder, er wiſſe nicht, wie er's nennen ſolle, doch vergleich' er's am beſten dem Volke, das beim Weinpreſſen (Traubentreten?) auf und nieder hüpfe; noch gedenk' er wohl, daß Einer im Reigen ein lauteres Glas voll Weines auf dem Haupte geführt, das fiele jetzt einem Tänzer ſchwer, der, vom Glaſe zu geſchweigen, ſich Mantel, Rock und Kugelhut (Kapuze) vom Halſe ſchütteln könnte.[53] Des Bechers auf dem Haupte gedenkt aber ſchon Nithart als einer von den Bauern nachgeäfften Hofſitte; Sigenot beut dem Dichter neckend ſeinen Becher, zieht ihn zurück, ſetzt ihn auf ſein Haupt und ſchleift auf den Zehen hin, doch hat Nithart das Ergetzen, daß der Becher dem Tanzenden über Augen und Mund in den Buſen ſtürzt.[54] Eine geiſtliche Betrachtung in einer Handſchrift des 15ten Jahrhunderts eifert gegen die Sünde des Tanzens überhaupt und insbeſondre gegen den verlockenden Tanzgeſang „der Frauenbilde“: Die Sängerinnen am Tanze ſeien Prieſterinnen des Teufels und die ihnen antworten, ſeien ſeine Kloſterfrauen, das Tanzhaus ſeine Pfarrkirche, die Pfeifer und Lautenſchläger ſeine Meſsner; die Tanzlieder ſeien gemeiniglich von üppigen, unkeuſchen Worten und es ſei Jedem große, ſchwere Sünde, wer ſolche ſchandbare Lieder dichte oder ſinge, er müße die Sünden auf ſeine Seele nehmen, die „aus den Liedern oder Sprüchen gehn“, darum werden auch oft die Dichter, Meiſterſinger und Vorſingerinnen durch ſchwere Strafen heimgeſucht, was mit Beiſpielen belegt wird.[55] Dieſe Sittenpredigt zeugt nicht nur von einem reichen Vorrath damals vorhandener Tanzlieder, deren Inhalt nur zu ſchwarzgallig angeſehen wird, und von dem lebhafteſten Fortbetrieb des Tanzſingens, ſondern es wird auch die Form des letztern als die altübliche bezeichnet, als Vorſingen und Antworten, d. h. Nachſingen oder Kehrreimſingen im Chore, auch werden zwei verſchiedene Tanzarten genannt, der umgehende und der ſpringende Tanz, das Tanzſingen aber vorzugsweiſe bei dem erſtern abgehandelt.[56] Noch am Ende des 16ten Jahrhunderts (1598) gibt Neocorus in ſeiner Geſchichte des Landes Dithmarſchen eine genaue Beſchreibung der Volkstänze, die hier bei einem langehin freien und an den Bräuchen der Vorfahren feſthaltenden Bauernſtand in Übung geblieben waren; er bemerkt, daß die Dithmarſchen ihre Geſänge faſt alle den Tänzen bequemt haben, und im Gegenſatze des von fremden Orten neueingeführten Tanzens zu Zweien (Biparendanz) ſchildert er die verſchiedenen Arten des alteinheimiſchen langen Tanzes, darin Alle, die tanzen wollen, der Reihe nach anfaſſen; dieſer lange Tanz ſei zweierlei, erſtlich der Trümmekentanz (Trommeltanz)[58], der ſonderlich mit Treten und Handgeberden ausgerichtet werde, jedoch bei Vielen nicht mehr im Gebrauche ſei, dazu gehörige Lieder werden angezeigt; der andere lange Tanz gehe faſt in Sprüngen und hüpfend, dieſer Art ſeien die allermeiſten dithmarſiſchen Lieder und Geſänge; nicht unfüglich könne jener der Vortrab und dieſer der Sprung (er heißt auch anderwärts Springeltanz) genannt werden; dieſe langen Tänze werden alſo geführt. Der Vorſinger, allein oder unter Beiſtand eines Mitſingenden, ſtehe mit einem Trinkgeſchirr in der Hand und hebe ſo den Geſang an, wenn er einen Vers ausgeſungen, ſing' er nicht fürder, ſondern der ganze Hauſe wiederhole den Vers, und wenn ſie es dann ſo weit gebracht, da es der Vorſinger gelaſſen, heb' er wieder an und ſinge wieder einen Vers; wenn nun dergeſtalt ein Vers oder zwei geſungen und wiederholt, ſpringe Einer hervor, der vortanzen und den Tanz führen wolle, nehme ſeinen Hut in die Hand und tanze gemächlich umher, fordre ſie damit zum Tanz auf, wohl auch mit einem Gehülfen, und darauf faſſen ſie der Reihe nach an; wie ſich nun der Vortänzer nach dem Geſang und Vorſinger richte, ſo richten ſich die Nachtänzer nach ihrem Führer, und zwar Alle, wes Staates und Standes ſie ſeien, in ſolcher Einigkeit, daß ein Vortänzer in die zweihundert Perſonen an der Reihe führen und regieren könne.[59] Man ſieht, die Bauern in Dithmarſchen trieben das Tanzſingen damals noch ziemlich auf dieſelbe Weiſe, wie die des Tulnerfeldes um den Anfang des 13ten Jahrhunderts. Das Trinkgeſchirr in der Hand des Vorſingers erinnert an Weinglas und Becher der Tanzenden bei Nithart und Teichner. Beſonders merkwürdig aber iſt, daß ſelbſt der vorerwähnte Inhalt ſo mancher Nithartsreigen in einem dithmarſiſchen Liede, das als „Springel- oder Langetanz“ bezeichnet iſt, ſich wiederfindet: Gegen die liebe Sommerzeit hört das Mädchen die Pfeifen gehn und die Trommeln ſchlagen, ſie will zum Abendtanze, zum Spiel im Thale, kommt ſie nicht dahin, ſo iſt es ihr Tod, die Mutter mahnt ab und heißt das Töchterlein ſchlafen gehn, dann den Bruder wecken, daß er mit ihr gehe, Alles vergeblich, die Tochter eilt zum Tanze, wo ſie den Reuter findet, der ſie mit einem Kuſs empſängt.[59] Der volksmäßigern Versweiſe unerachtet, kann dieſes Lied für einen Nachklang Nithartſchen Sanges angeſehen werden, worin das Mädchen immer auch an der Hand des Ritters am Tanze ſpringen will, was dort in der Verbindung des Höfiſchen mit dem Ländlichen beſondern Anlaß hat, dem dithmarſiſchen Volksleben aber wenig anſteht. Daß jedoch Nithart ſelbſt, wie oben vorausgeſetzt wurde, die Grundform ſolcher Lieder dem Volke abgeborgt, iſt um ſo glaublicher, als dieſelbe Form auch im altfranzöſiſchen[60], niederländiſchen[61] und däniſchen Volksgeſang aufgewieſen werden kann. Der letztere wendet ſich der ernſteren Ballade zu: Die Tochter bittet, zum Tanz in der Wachenacht gehen zu dürfen, was die Mutter ungerne geſtattet, der König ſelbſt tanzt dort ſeinen Hofleuten vor und reicht dem Mädchen die Hand zum Reigen, ſie ſoll ein Liebeslied ſingen, aber ein ſolches will ſie niemals gelernt haben, ein andres ſtimmt ſie an, das hört die Königin auf ihrem Lager, erhebt ſich und geht zum Tanze hinaus, der Tänzerin an der Hand des Königs reicht ſie ein Horn mit Wein, kaum trinkt das Mädchen davon, ſo zerſpringt ſein unſchuldiges Herz, hätte die Tochter dem Rathe der Mutter gehorcht, es wär' ihr nicht ſo übel gegangen. In einem Gegenſtücke hiezu erwacht die Königin vom Geſang eines Ritters, der am Tanz auf grünem Anger vorſingt, ſie meint erſt, eine ihrer Jungfraun ſchlage die Harfe, heißt dann alle aufſtehn und den Roſenkranz aufſetzen, reitet mit ihnen hinaus und tanzt an der Hand des Ritters, muß aber dafür die Eiferſucht des Königs erdulden und ſitzt am Ende traurig in der Kammer.[62]

Leichtern Muthes iſt die aprilluſtige Königin (la regine avrillouse) eines Liedes in der alten Sprache von Poitou. Beim Eintritt der lichten Zeit, um Freude wieder zu beginnen und Eiferſucht zu reizen, will ſie zeigen, daß ſie voll Liebesluſt iſt; ſie läßt bis zum Meere hin alle Mädchen und junge Geſellen zum fröhlichen Tanz entbieten; anderſeits kommt der König, den Tanz zu ſtören, denn er fürchtet, man möcht' ihm die aprilluſtige Königin ſtehlen; ſie aber kümmert ſich nichts um einen Greis, ein flinker Knappe vergnügt ſie; wer ſie tanzen ſähe und den feinen Leib wiegen, der könnte mit Wahrheit ſagen, daß nichts auf der Welt dieſer freudigen Königin gleichkomme; „hinweg, Eiferſüchtige, laßt uns tanzen mitſammen!“ lautet der Kehrreim.[63] Hier wird im klaren, ſüdlichen April getanzt, dort, in den nordiſchen Balladen, ſind es die kurzen und heitern Mittſommernächte, in welchen der Reigen gefeiert wird [64]; auch die Kehrzeilen anderer däniſcher Lieder laſſen den elfenartigen Tanz im Nachtthau durchblicken. [65] Selbſt in einer isländiſchen Saga, deren Niederſchreibung in das 12te Jahrhundert geſetzt wird, der Vatnsdälaſaga, findet ſich ein Zug der Nithartslieder, die tanzluſtige Alte: Ingolf, Thorſteins Sohn, dichtete Liebesſänge, er war ſo ſchön, daß es in einem Liede hieß, alle jungen Mädchen wollten mit Ingolf tanzen, ſelbſt das alte Weib mit zwei Zähnen im Munde; ſterbend wünſchte Ingolf, auf einem Hügel nahe am Wege begraben zu werden, damit die Mädchen des Thales um ſo länger ſeiner gedenken möchten. [66]

Ein geiſtliches Reigenlied Thomas Blaurers, um 1540, allegoriſche Umdichtung eines weltlichen, läßt vermuthen, daß in letzterem die maienhaft geſchmückte Reigenführerin ihren Geſpielen vorſang; wie ſie eben von einem Jungbrunnen herkomme, worin ihr runzliges Alter zu blühender Jugend gebadet und wiedergeboren ſei [67]; hier iſt der Wunderquell doch wohl die verjüngende Kraft des Frühlings, frühmorgens im Mai äußerte der ſagenhafte Jungbrunnen ſeine Wirkung. [68] Am Schluſſe des Liedes gibt die Vortänzerin ihren Blumenſtrauß ab und ſingt dazu:

der Nächſten an dem Reien
ſchenk' ich zur Letz' den Maien.

Dieß beruht auf einem weiteren Tanzgebrauche, wovon die beigeſetzte Anmerkung Kunde gibt: Die Führerin des Reigens hat an ihrem Kranze noch beſonders einen Strauß aufgeſteckt, den ſie, wenn ſie geendigt, nimmt und dem Mädchen gegenüber reicht, um ihn aus dem Ringe zu werfen, einen andern Strauß nimmt ſie von ihrem Buſen und gibt ihn der Nächſten am Reigen, als ihrer Nachfolgerin. [69]

Das Lauben der Linde iſt bei Nithart die Loſung zur Tanzfreude. Unter der Linde wird ja gereigt, ſie gibt den Tanzenden Schatten. [70] Nur erſt drei Blätter grünen auf ihr und ſchon ſpringt, nach einem alten Volksliede, das Mädchen hochauf:

Drei Laub auf einer Linden
die blühen alſo wohl;
ſie thät viel tauſend Sprünge,
ihr Herz war freudenvoll,
ich gönn's dem Maidlein wohl.

Auch darin äußert ſich die unwiderſtehliche Frühlingsluſt, daß ſelbſt geiſtliche Perſonen von ihr hingeriſſen werden. Zwar iſt eben dieſen in der vorerwähnten Strafrede das Tanzen, des Ärgerniſſes wegen, zur Todſünde gerechnet[72], aber die Lieder finden es ergetzlich, auch heilige Leute zum Sprunge zu bringen. Schon Ulrich von Winterſteten ruft die Pfaffen mit den Laien zum Reigen.[73] Ein altes niederländiſches Tanzliedchen mit der Kehrzeile: „Hei! es iſt im Mai, hei! es iſt im frohen Mai!“ ſingt vom Tanze des Paters mit dem Nönnchen.[74] Im däniſchen Kinderſpielreime pflückt der Mönch am Sommertag Roſen und will die Nonne haſchen, ſie ſpringt auf, leicht wie eine Feder, er kommt nach, ſchwer wie ein Stein, luſtig tanzen die Zwei.[75] Noch der einſame Klausner hat ſeinen Frühlingstaumel:

Da droben auf dem Hügel,
wo die Nachtigall ſingt,
da tanzt der Einſiedel,
daß die Kutt' in die Höhe ſpringt.[76]

Der Tanzeiſer wuchs mit der Menge von Antretenden. Alle Tanzfähigen eines Dorfes, Thales, eines weiten Umkreiſes strömten auf dem Anger bei der Linde zuſammen, der Reigen bewegte ſich auf freier Straße, ja er durchzog die Landſchaft und rollte fortlaufend neuen Zuſtoß auf. Eines Sonntagabends, ſagt die Überlieferung, fiengen auf der Schloßwieſe zu Greyers ſieben Perſonen einen Ringeltanz an, die Coraula, wie ſowohl der Rundtanz ſelbſt, als das Reigenlied hieß, einen Tanz, der erſt am Dienſtag Morgens auf dem großen Marktplatze zu Sanen aufhörte, nachdem ſich ſiebenhundert Jünglinge und Mädchen, Männer und Weiber für und für hatten einreihen laſſen, daß das Ganze ausſah wie ein Schneckenring; vom untern zum obern Greyerſerlande hatte der gute Graf Rudolf mitgetanzt und mitgeſungen, wenn er müde war, ließ er ſich bei ſeiner Geliebten, der ſchönen Sennerin Marguita, durch einen ſeiner Knappen oder Junker vertreten, ſtieg zu Pferd und ritt dem im hüpfenden Kreiſe fortrollenden fröhlichen Zuge nach, bis er ſich wieder ſelbſt unter die Tanzenden mengte und ſeine Marguita herzte.[77] Die harmloſe Tanzfahrt verwandelt ſich auch zum Heereszug und erobert feſte Burgen; ſo in der heſſiſchen Sage von dem Raubſchloſſe Weißenſtein, das die Bauern unter dem Schein eines Schwerttanzes einnahmen[78], dann in zwei däniſchen Liedern. Nach dem einen legen die Belagerer einer uneinnehmbaren Veſte Jungfrauenkleider an, tanzen vier Tage lang vor und zurück, zuletzt auf die Burgbrücke, der Pförtner öffnet ihnen das Thor, ſie tanzen aus und ein mit gezogenem Schwert unterm Scharlach, tanzen in den Wurzgarten, wo der Burgherr ſeine Todeswunde empfängt; nach dem andern tanzen ſchmucke Ritter und Frauen über Gaſſ' und Brücke, einem Vorſänger nachſingend, auf das Schloß hinein, auch die Schwerter unterm Scharlach, noch niemals ſah man Schlöſſer ſo mit dem Roſenkranze gewinnen.[79] Alle dieſe ſagenhaften Tanzzüge werden an Ausbreitung und innerer Erregung von einem geſchichtlich beglaubigten überboten, dem Johannistanze, der im Sommer des Jahres 1374 am Rhein, an der Moſel und in den Niederlanden umfuhr.[80] Namentlich Aachen, Köln, Metz, Maſtricht, Lüttich, Tongern waren von dieſer ſeltſamen Tanzplage heimgeſucht. Männer und Frauen, Jung und Alt, Mädchen ihre Eltern und Freunde verlaſſend, liefen von Haus und Hof, von einer Stadt zur andern, hielten in ſtets wachſender Zahl auf den Straßen, in Kirchen und ſonſt an geweihten Stätten wilde Tänze, tummelten ſich in raſenden Sprüngen, bis ſie erſchöpft niederfielen, und ließen ſich dann, um nicht zu zerſpringen, mit Fäuſten ſchlagen und mit Füßen treten. Der Taumel war überall anſteckend, brach Zucht und Sitte; zu Köln waren es mehr denn fünfhundert Tänzer und ſollen mehr denn hundert Frauen und Dienſtmägde nicht ehliche Männer gehabt haben. Die Tanzenden trugen Kränze, waren gegen das Zerſpringen mit Tüchern und Knebeln gegürtet, ſie wollten nichts Rothes ſehen und kein Weinendes, bald war ihnen, als träten ſie in einem Blutſtrom einher und müſten darum ſo hoch ſpringen, bald glaubten ſie den Himmel offen zu ſehen oder riefen ſie im Sprunge:

Herre Sankt Johann, ſo ſo,
friſch und froh,
Herre Sankt Johann!

Man hielt dieß für Beſeſſenſein vom böſen Geiſt und bediente ſich dagegen der prieſterlichen Beſchwörung.[81] Örtlich beſchränkter wiederholte ſich die Erſcheinung im Jahr 1418 zu Straßburg, viele Hunderte, Männer, Frauen, Kinder, von Sackpfeifern begleitet, tanzten und ſprangen hier, Tag und Nacht, am offenen Markt und auf den Straßen, man nannte dieſe Plage Sankt Vits Tanz[82] und die Heilung wurde damit verſucht, daß man die Befallenen nach den Kapellen des heiligen Vitus zu Zabern und Roteſtein zum Meſsopfer führte. Auch die Einwohner des Breisgaus und der umliegenden Gegend pflegten im 15ten Jahrhundert am Vorabend des Johannistages nach der Veitskirche zu Bießen oder nach der Johanniskirche bei Waſenweiler um Schutz gegen dieſe Krankheit oder um Geneſung von derſelben zu wallfahrten. Den ganzen Juni hindurch bis zum Feſte des Täufers empfanden die Tanzſüchtigen eine unüberwindliche Unruhe und irrten, von ziehenden Schmerzen getrieben, unſtät umher, bis am erſehnten Tag ein dreiſtündiges Tanzen und Toben an den Altären jener Heiligen ſie auf Jahresfriſt von ihrer Qual befreite. Noch im erſten Viertel des 17ten Jahrhunderts wurde die Veitskapelle zu Treſſelhauſen in Schwaben alljährlich von Frauen beſucht, die daſelbſt, von Muſik angeregt, Tag und Nacht in Verzückung tanzten, bis ſie erſchöpft zu Boden ſtürzten und, wieder zu ſich gekommen, der Unruhe frei waren, die ſie einige Wochen lang vor dem St. Veitstage gequält hatte. Die Legende des heiligen Vitus bietet einigen Bezug zum Tanzweſen dar. Dieſer fromme Knabe widerſtand der Verlockung zum Heidenthum, die durch Muſik, Tanz und Spiel der Mädchen an ihm verſucht wurde[83]; in der Veitskirche zu Mühlhauſen am Neckar, die gegen den Schluß des 14ten Jahrhunderts erbaut iſt, befindet ſich ein Altarbild aus derſelben Zeit, worauf, neben andern Darſtellungen aus der Geſchichte des Heiligen, ein luſtiger Reigen (mit Muſik und einem bekränzten Paar an der Spitze) herankommt, von deſſen Anblick aber Vitus ſich abwendet und in ſeine Kammer flüchtet; unter den etwas ſpäteren Wandgemälden im Chor erſcheint derſelbe Gegenſtand.[84] Johannes der Täufer hüpfte mit Freuden im Leibe ſeiner Mutter.[85] Ein loſer Anhalt konnte hier ergriffen werden, denn die angeführten Beobachtungen aus dem 16[illegible] und 17ten Jahrhundert, von Ärzten der Zeit aufgezeichnet, ergeben für ſich ſchon naheliegenden Anlaß, den heiligen Veit und den Täufer Johannes zu Nothhelfern zu beſtellen, da gegen die ihnen geweihten Tage, den 15. und 24. Juni, der krankhafte Tanztrieb am heftigſten andrängte, wie er denn auch durch die Austobung bei ihren Kapellen heilende Genüge fand. Die Tanzplage von 1374 erhob ſich, nach der Limburger Chronik, „zu Mitten im Sommer“, in den Niederlanden erſchien ſie in der Mitte Julis und währte noch im September und Oktober fort, aber ſie kam dahin ſchon weiterher, war bereits zur Seuche geworden, die Anſteckung gab ihr längere Dauer, aber die Zeit des Ausbruchs iſt ſchon durch den Namen Johannistanz angezeigt.[85b] Der Tanzreim der Springenden ruft auch den heiligen Johannes an, aber noch keineswegs zur Heilung, ſondern im Jubel der vollſten Befriedigung: „Herre Sankt Johann, ſo ſo! friſch und froh“![86] Die Johanniszeit iſt hier der Höhepunkt des Tanzrauſches, der Heilige, der im Mutterleibe ſprang, nicht Bändiger, ſondern Befreier des ungeduldig anſtrebenden Dranges. Als Feſt der Sonnenwende war der Johannistag[87] überhaupt vom Volke gefeiert; die großen Reigen auf offener Straße waren, wie ſich wiederholt ergeben (S. 206. 207), zumeiſt Abendtänze, wie nun bis zu Mittſommer die Abende wuchſen, ſo konnte bis dahin das Tanzweſen an Umfang und Überreiz ſich ſteigern, weiter nördlich, in Dänemark, fiel ihm auch die kurze milde Nacht anheim, Mittſommernacht (Wachnacht) war dort die bezauberndſte Tanzzeit. Hauptſache bleibt jedoch ſtets die innere Ergriffenheit, durch Mittheilung und Wetteifer geſchärft. Nithart ſchildert die Tanzanſtrengungen eines jungen Dörpers im Dienſte ſeiner Schönen: Der Spielmann richtet ſich, da nimmt ſich Löchlin eine Jungfrau an die Hand, ju heia! wie er ſpringt! Herz, Milz, Lung' und Leber ſchwingt in ihm ſich um, er fällt in den Anger, daß ihm Ohren, Naſ' und Mäul von Blut überwallen, zu beiden Seiten ſieht man ſein Herz heftig klopfen, ihn hat gedünkt, als wären ſieben Sonnen am Himmel und lief' er um wie ein gedrehter Topf, ihm ſchwindelt' es um den Kopf und er meinte zu verſinken.[88] Ein gutes Vorſpiel zu einem Johannistänzer, die Schilderung gilt zwar einem Weihnachttanz, aber was ſoll erſt am grünen Holze werden! Die eigentliche Tanzzeit fällt immerhin in das ſchöne Jahr, wann die Töchter den Müttern davonſpringen, wie es auch die Kölner Chronik vom Johannistanze ſagt. Die Tanzluſt iſt ein Theil der allgemeinen Erregung, welche das erneute Leben der Welt in ſinnlich kräftigen Menſchen weckt; Sommergrün, Vogelſang, Liebeslied, Reigentanz bilden ein Ganzes der natürlichen Sommerluſt; der Sprung zuckt in den Gliedern, Sang und Klang entbinden ihn, der Johannistanz aber iſt die Überſpannung und das gewaltſamſte Überſprudeln des Tanztriebes, der mit dem Frühling erwacht und in der Sommerglut tobend wird.

Dem Johannistanz entſprechende Zufälle gab in Unteritalien der

Volksglaube dem giftigen Biß einer Erdſpinne ſchuld. Der Taranteltanz[89], von dem die erſte Nachricht aus dem 15ten Jahrhundert, trat auch im Sommer ein, die Heilung der Erkrankten durch gemeinſamen Tanz war ein Volksfeſt und hieß die kleine Frauenfasnacht (il carnevaletto delle donne). Der Zauber der Tarantella, der Tanzweiſe, die von Trommeln, Pfeifen, Lauten und im Geſang ertönte, riß die Leidenden zu den Bewegungen hin, die, mit Anſtand beginnend, zum heftigſten Sprung anſtiegen und, bis zur Erſchöpfung fortgeſetzt, auf ein Jahr oder für immer Geneſung gaben. Neunzigjährige Greiſe warfen bei dieſem Klange die Krücken hin und geſellten ſich, als ſtrömte verjüngender Zaubertrank durch ihre Adern, den wildeſten Tänzern zu. Die Töne der Tarantella waren manigfach, ſie muſten den verſchiedenen Stimmungen der Kranken gemäß ſein, und ebenſo die zugehörigen Geſänge. Eine tiefe Sehnſucht nach dem Meere kam bei Manchen zum gewaltſamen Ausbruch, indem ſie ſich in die blauen Wellen ſtürzten, wie auch Veitstänzer blindlings in reißende Ströme ſprangen[90a], bei Andern verrieth ſich dieſelbe nur durch die Annehmlichkeit, die ihnen der Anblick des klaren Waſſers in Gläſern gewährte, ſie trugen im Tanze Waſſergläſer mit wunderlichem Ausdruck ihrer Gefühle umher[90b], oder ſie liebten es auch, wenn ihnen inmitten des Tanzplatzes größere Gefäße voll Waſſers, umgeben mit Schilf und andern Waſſergewächſen hingeſtellt wurden, worin ſie Kopf und Arme mit ſichtbarer Luſt badeten. Solche Waſſerfreunde hörten gerne von Quellen, rauſchenden Waſſerfällen, Strömen, nach entſprechender Tonweiſe ſingen; man hat noch eine Tarantella, die das Verlangen nach dem Meere ausdrückt: „Zum Meere tragt mich, wenn ihr mich heilen wollt, zum Meere hinweg! ſo liebt mich meine Schöne; zum Meere, zum Meere! ſo lang ich lebe, lieb' ich dich.“[91] Leidenſchaft für und wider gewiſſe Farben hatten auch dieſe Tanzſüchtigen, doch liebten ſie das Rothe, was die Johannistänzer verabſcheuten; nach der beliebten Farbe waren denn auch die Tarantellen geſtimmt, es gab eine Art derſelben, die man panno rosso, rothes Tuch, nannte, zu welcher wilde, dithyrambiſche Geſänge gehörten, eine andre, panno verde, grünes Tuch, genannt, die mit dem milderen Sinnesreiz durch die grüne Farbe übereinſtimmte, mit idylliſchen Geſängen von grünen Gefilden und Wäldern; leider ſind die Geſänge ſelbſt verloren.[92] Einen ahnungsvollen

Blick gewähren aber ſchon dieſe Nachrichten in den urſprünglichen Zuſammenhang des Geſanges und Tanzes mit einem lebendigen Naturgefühle, denſelben Zuſammenhang, dem wir auch im Leben und Liede des deutſchen Volkes nachgegangen ſind.

Die einhellige Luſt des Sommers und der Liebe fanden wir im Minneſang auf volksmäßiger Grundlage durch Nithart vertreten. Das Leid des liebenden Herzens im Sommer hat einen Meiſter an Reinmar, den wir zuvor ſchon Jenem gegenübergeſtellt. Die Trauer zieht nach innen und ſo iſt es auch die vorherrſchend elegiſche Stimmung, die ſeinen Minneliedern jene geiſtige Richtung gibt. Aber nicht gänzlich hat ſich ſein Geſang von der Volksweiſe abgelöſt und auch durch ſeine Hand läuft ein Faden, der das älteſte volksmäßige Liebeslied mit dem nach Abgang der Minneſänger wieder auftauchenden zuſammenknüpft. Reinmar ſagt einmal, er habe die Minne noch ſtets in bleicher Farbe geſehen.[93] Wenn er damit den Geiſt ſeiner Minnedichtung verbildlicht, ſo iſt ihm doch die bleiche Farbe nicht minder auch im wörtlichen und natürlichen Sinne wohlbekannt.

Bleich und roth* verkündet in altdeutſcher Dichterſprache den inneren Wechſel, die ſchwankende Bewegung von Leid und Freude, Furcht und Hoffnung, und auch geſondert ſind die beiderlei Färbungen naturgetreuer Ausdruck der entſprechenden Gemüthszuſtände. Selbſt das Lied der Nibelungen ſpielt dieſe Farben durch alle Töne, vom Anhauch der ſchüchternen Liebe bis zum Erglühen des Zornes und dem Schrecken, der auch Helden entfärbt.[94] ** Bei Reinmar nun erſcheint die Bläſſe nicht bloß als Anflug des Augenblicks, er läßt eine Frau von der Minne, die ein Ritter ihr anſinnt, ſagen: bleich und je zuweilen roth färbe das die Weiber.[95] In einem andern ſeiner Geſprächlieder wird zu Sommers Anfang eine liebende Frau befragt: Wohin ihre Schönheit gekommen, wer ihr die benommen? ſie ſei ein wonnigliches Weib geweſen, nun ſei ſie gar „von ihrer Farbe kommen“[96]; wer des ſchuldig ſei, den möge Gott verderben. Die Frau antwortet: Wovon ſollte ſie ſchön und hohen Muthes ſein, wie ein ander Weib, da ſie den geliebten Ritter meiden müße, ſolche Noth und andres Leid hab' ihr die Farbe meiſt benommen, doch freue ſie ſein Angelöbniß, bald zu kommen, dann werde ſie ihn anlachen und, ehe ſie von ihm ſcheide, ſprechen: „Gehn wir Blumen brechen auf der Heide!“; ſoll' ihr dieſe Sommerzeit mit manchem lichten Tage fern von ihm zergehen, wehe dann der Weibesſchöne! oft ſagen ihre Freunde, ihr werde nimmer Hülfe werden, doch ſie lügen, wenn nur er ſie tröſte, dann werde man ſie nie mehr weinen ſehn.[96] Greift man nach den Volksliedern, ſo zeigt ſich ein im 16ten Jahrhundert hoch- und niederdeutſch in mancherlei Lesarten verbreitetes (Volkslieder Nr. 8[illegible]): Ein Mägdlein tritt an ihres Vaters Zinne, ſieht hinaus und ſieht ihres Herzens Troſt doherreiten, er fragt: ob die Sonne ſie getrübt, daß ſie ſo bleich geworden? „Warum ſollt' ich nicht werden bleich? ich trag' alltag groß Herzeleid, mein Lieb, um dich, und daß du mich verkieſen (aufgeben) willt, das reuet (ſchmerzt) mich!“ Er verſichert, ſie ſei ihm lieber, als alle ſeine Freunde, ſie ſoll' ihr Sorgen laſſen und ihm folgen; dann führt er ſie durch den grünen Wald und bricht ihr einen Zweig.[97] Das Lied ſchließt mit ihrem Wunſche, daß ſie als ein weißer Schwan über Land und Meer ſich ſchwingen könnte, damit ihre Freunde nicht wüſten, wo ſie hingekommen. Noch in neueſter Zeit, unter den Volksliedern des Kuhländchens, kehrt die Frage nach der verlorenen Farbe wieder:

---

* [Von hier bis S. 416 unter der Aufſchrift: „Zwei Geſpielen“ abgedruckt in der Germania II, 218—228. Der Abdruck folgt hier der Handſchrift, wo die Anmerkungen ausführlicher als im Druck. Pf.]

** [Das Folgende bis S. 405 „verboten wurden.“ iſt in der Germania weggelaſſen. Pf.]

Ei ſag mir's auch, feins Mägdlein!
wohin haſt du deine Farbe?

„ich hab' ſie auf einer Eiche
und kann ſie nicht erreichen.“

Ei ſag mir's auch, feins Mägdlein!
wohin haſt du deine Farbe?

„Ich hab' ſie auf einer Eiche
und kann ſie nicht erhaſchen.“

Ei ſag mir's auch, feins Mägdlein,
wohin haſt du deine Farbe?

„Ich hab' ſie auf einer Wieſe (Flieder?)
und krieg' ſie nicht mehr wieder.

Und du fragſt nach meiner Farbe?
du haſt ſie mir verdorben.“

Die ſeltſame Verſetzung der Farbe auf eine Eiche u. ſ. f. ſcheint der Vorſtellung entnommen zu ſein, wonach nicht bloß Perſonen, ſondern auch was ihnen anhängt, das Fieber, das Unglück, in den Wald oder auf eine wilde Aue, in oder auf Bäume, verwünſcht werden können.[99] In der naheliegenden Schlußwendung weicht dieſes letzte Lied von dem Sinne der beiden älteren ab. Dagegen iſt die allen dreien gemeinſame, den ganzen Inhalt beſtimmende Frage ſo eigenthümlich und doch dabei ſo gleichmäßig und formelhaft[100], die Übereinſtimmung des erſten mit dem zweiten in der Anlage und in Einzelheiten ſo augenſcheinlich[101], daß man einen geſchichtlichen Zuſammenhang nicht füglich ablehnen kann. Das älteſte, Reinmars Kunſtlied, für das Vorbild der beiden andern anzunehmen, daſſelbe nach Zwiſchenräumen von je drei Jahrhunderten einfacher in der Form und volksmäßiger im Stile wiederauftauchen zu laſſen, iſt weit nicht ſo natürlich, als die Annahme eines ſchon dem Minneſänger vorgelegenen Gebrauches, Lieder von der bleichen Frauenfarbe zu ſingen. Hat aber dieſer Gebrauch ſechs Jahrhunderte nach Reinmar fortgedauert, ſo darf man auch viere über dieſen hinaufgehn und an die Winelieder und Lieder von der Bläſſe (de pallore) gemahnen, die den Kloſterfrauen im Jahre 789 verboten wurden (ſ. oben S. 383).

Das Mädchen unterm Roſenkranz und das bleiche, trauernde, zeigten ſich bis daher nur geſondert. Treten ſie zuſammen, ſo iſt es die ganze jugendliche Liebe, Luſt und Leid, Sonnenſchein und Wolke. Ein verbreitetes Geſchlecht ſind die Lieder von zwei Geſpielen. Schon Nithart gibt ein ſolch[illegible] Zwei Geſpielen beginnen einander Kunde zu ſagen, die Herzensnoth zu klagen; Eine ſpricht, wie ſie von Trauer und Unruhe verzehrt werde, weil ein lieber Freund ihr fremd bleibe, die Andre räth ihr, Geduld zu haben und die Liebe ſorgfältig zu hehlen, wozu ſie ſelbſt mithelfen wolle; noch geſteht die Erſte, daß es ein Ritter von Reuenthal (Nithart) ſei, deſſen Sang ihr Herz bezwungen. Dieſe Wechſelrede iſt in eine Maiklage des Dichters eingefaßt, der um ein Heimweſen Sorge trägt, die Schwalbe kleb' ihr Häuslein von Leim, worin ſie kurze Sommerfriſt weile, Gott mög' ihm ein Haus mit Obdach bei dem Lengebache verleihen.[102] Daſſelbe Geſprächlied ſteht auch unter Waltram von Greſten, doch nicht mit dem ganzen Rahmen, und, ſtatt der Beziehung auf Nithart, mit einer Strophe, worin die berathende Geſpiele noch entſchiedener auffordert, Maß in der Trauer zu halten, wohlgemuth und unverzagt zu ſein.[103] Durchgreifend umgearbeitet, mit etwas erweitertem Strophenbau, findet das Lied ſich unter dem Namen des von Scharfenberg. Dem Bearbeiter ſcheint der Gegenſatz von Trauer und Frohſinn nicht genügend hervorgetreten zu ſein, er läßt, ohne alles Nebenwerk, die Wechſelrede faſt wörtlich wie bei Nithart beginnen, aber die zwei Geſpielen klagen beide, die Eine, daß ſie den Liebſten zu lange nicht geſehen, die Andre, daß ſie den Erkorenen gänzlich verloren, und nun ſetzt ſich eine Dritte zu ihnen, die nicht wohl empfangen wird, ſie heißen dieſelbe dahin gehn, wo Freude ſei, habe doch ihr Lieb ſie nicht verlaſſen; die Dritte gibt ſich dann gänzlich der Freude hin über die Liebe und Treue des Mannes, der ihr lieber ſei, denn Gold.[104] Anders wieder ſtellt ſich der Gegenſatz in einem Ernteliede Burkarts von Hohenvels: Ein Mädchen will reigen (im Erntetanz), im Maien war ihr Freude gar verſagt, nun hat ihr Jahr (Dienſtjahr) ein Ende, des iſt ſie froh und hochgemuth, wie der Kehrreim lautet:

> „Mir iſt von Stroh ein Schapel (Kränzlein) und mein freier Muth lieber, denn ein Roſenkranz, ſo ich bin behut (gehütet)!“

Da jammert ihre Geſpiele, daß Gott ſie nicht arm, ſondern reich geſchaffen, wäre ſie arm, ſo wollte ſie mit zu Freuden fahren, ihr habe die Muhme das lichte Gewand eingeſchloſſen, traure ſie oder freue ſie ſich, ſo werd' es der Minne ſchuld gegeben. Die Fröhliche ſpricht ihr zu, mit in die Ernte zu gehn und das Trauren von ſich zu treiben:

ich will dich lehren ſchneiden,
ſei freudenvoll!

Zuletzt denkt die Reiche ſich aus, wie ſie Rache nehmen möge: darf ſie nicht lachen gegen einen Vornehmen, ſo will ſie einen Geringen nehmen, der Muhme zu leid.[105] Die Lieder dieſer beliebten Weiſe knüpfen ſich bei Nithart und Burkart an die Luſt des Volkes, Maientänz[106] und Ernteſeier, in allen ſtützt ſich die Strophe, wenn auch kunſtmäßig zugebildet, doch ſichtlich auf den epiſchen Vers, der im älteren, volksmäßigern Minneſange ſowohl als dem eigentlichen Volksliede gangbar iſt.[107] Dem Heldenliede ſelbſt mangelt die Gruppe der beiden Geſpielen nicht; Hugdietrich, der, vermöge ſeiner Jugend als Mädchen verkleidet, der Königstochter Hiltburg zur Geſpielen gegeben war, will dieſelbe verlaſſen, um von ſeinem väterlichen Reiche als Brautwerber wiederzukehren, noch einmal ſind die Liebenden zuſammen beim Morgenmahle:

Da ſaßen bei einander die zwo Geſpielen do,
Die eine war traurig, die andre die war froh,
Hilteburg die ſchöne weinte klägelich,
Da freute ſich in dem Herzen der König Hugdietrich.

Der Wechſelrede bedarf es hier nicht, ſchweigend bilden ſie den typiſchen Gegenſatz: Luſt und Trauer des liebenden Herzens in zwei ſchönen, jugendlichen Geſichtern ſich ſpiegelnd und gegen einander abhebend.

Zum Volksgeſang übergehend, vernimmt man im Frankfurter Liederbüchlein von 1582 und 1584, wie ſchon im Antwerpener von 1544, den ſchon bekannten Anlaut von „zwo Geſpielen“. Sie gehen über eine grünende Wieſe, die Eine führt einen friſchen Muth, die Andre trauert ſehr; auf die Frage Jener ſagt ſie den Grund ihrer Trauer: Sie beide haben einen Knaben lieb und damit können ſie ſich nicht theilen; kann das nicht geſchehen, meint die Erſte, ſo wolle ſie ihres Vaters Gut und ihren Bruder dazu der Geſpielen zu eigen geben; der Knabe ſteht unter einer Linde und hört das Geſpräch, hilf Chriſt vom Himmel! zu welcher ſoll er ſich wenden? wendet er ſich zur Reichen, ſo trauert die Hübſche, die Reiche will er fahren laſſen und die Hübſche behalten; wenn die Reiche das Gut verzehrt, ſo hat die Lieb' ein Ende: „Wir zwei ſind noch jung und ſtark, groß Gut woll'n wir erwerben.“ [109] Der Gegenſatz von froh und traurig geht hier mit dem von Reichthum und Armuth zuſammen, wie bei Burkart von Hohenvels, nur daß bei dieſem, feiner ausgeſonnen, die Arme fröhlich und die Reiche trauernd anhebt. [110] Der nüchterne, wenn gleich ehrbare Bedacht auf Gut und Erwerb hat aber auch beim Volke nicht zur Grundform dieſer Liederweiſe gehört. Viel anders lautet, nothdürftig berichtigt, ein Bruchſtück unter den Liedern des mähriſch-ſchleſiſchen Kuhländchens:

Es giengen zwei Geſpielen
bis für den grünen Wald,
die eine die war baarfuß,
die andre ſagt', 's wär' kalt.

„Geſpiele, liebe Geſpiele mein!
was will ich dir nun ſagen?
's hat mir ein Baum mit Roſen
mein ſchönes Lieb erſchlagen.“

„Hat dir ein Baum mit Roſen
dein ſchönes Lieb erſchlagen,
ſo ſoll der ſelbige Roſenbaum
keine rothe Roſen mehr tragen!“ [111]

Vollſtändiger und klarer iſt die niederländiſche Faſſung in dem Antwerpener Liederbuche von 1544 (Nr. 80):

Es gingen drei Geſpielen gut
ſpazieren in den Wald,
ſie waren alle drei barfuß,
der Hagel und Schnee war kalt.

Die Eine die weinte ſehre,
Die Andre war wohlgemuth;
Die Dritte begann zu fragen,
Was heimliche Liebe thut?

„Was habt ihr mich zu fragen,
was heimliche Liebe thut?
es haben drei Reitersknechte
geſchlagen mein Lieb zutod.“

Haben drei Reitersknechte
geſchlagen dein Lieb zutod,
ein andres ſollt du dir kieſen
und tragen friſchen Muth!“

„Sollt ich einen Andern kieſen,
das thut meinem Herzen ſo weh,
ade, mein Vater und Mutter!
ihr ſeht mich nimmermeh.

Ade, mein Vater und Mutter
und mein jüngſtes Schweſterlein!
will gehn zur grünen Linde,
dort liegt der Liebſte mein.“ [112]

Daß ein ſolches Lied vielgeſungen war, laſſen zwei Anfänge vermuthen, die zu Bezeichnung der Tonweiſe geiſtlichen Liedern vorgeſetzt ſind, niederdeutſch ſchon in einer Handſchrift des 15ten Jahrhunderts:

Es ritten zwei Geſpielen gut
zur Heide pflücken Blumen,
die Eine die ritt all lachend aus,
die Andre die war traurig. [113]

Hochdeutſch in einem Geſangbüchlein aus dem 16. Jahrhundert:

Es giengen drei Jungfrauen
durch einen grünen Wald. [114]

Ähnliche Eingänge beziehen ſich eher auf das nach der Frankfurter Sammlung angeführte Lied. Die Einzelſtrophe aus dem 15ten Jahrhundert hilft gleichwohl mit dazu, das reine und ganze Gepräge dieſer Liederform, zu welchem in der Antwerpener Faſſung nur Weniges mangelt oder zuviel iſt, der Betrachtung herzuſtellen. Als überzählig fällt die Dritte hinweg, die ſchon Scharfenberg hereingezogen; es ſind wieder lediglich die zwei Geſpielen, faſt mit den gleichen Worten, wie zuvor im Hugdietrich:

Die Eine die war traurig,
die Andre die war froh. [115]

Die Jahreszeit erlangt nun erſt ihr volles Recht, zum grünen Wald und der grünen Linde kommt noch das Blumenpflücken. Morgens im Wieſenthau mit bloßen Füßen zu gehen, galt für geſund [116], zugleich aber ziehen die Frühlingsſchauer mit Hagel und Schnee; das deutſche Bruchſtück läßt die Eine ſommerlich baarfuß gehen, während die Andre den Froſt empfindet, die Eine geht nach Blumen, die Andre nach der Linde, nicht zum Reigen oder zu traulicher Zuſammenkunft, ſondern zur Leiche des erſchlagenen Liebſten. Dieſen zwei Geſtalten, dem lachenden Mädchen und dem todtbetrübten, gibt eben das wechſelnde Frühlingswetter ſeine zwiefältige Beleuchtung, Sonnenſchein und Schneeſchauer zumal ſtreifen über die Landſchaft und die hinſchreitenden Jungfraun.

Deutſche Liederbücher des 16ten Jahrhunderts geben auch ein Geſpräch der Mädchen zur Erntezeit, wie bei Burkart von Hohenvels, aber in anderm Sinn, einfacher, inniger (Volksl. Nr. 34):

Ich hört' ein Sichellein rauſchen,
wohl rauſchen durch das Korn,
ich hört' ein Maidlein klagen,
ſie hätt' ihr Lieb verlorn.

„Laß rauſchen, Lieb, laß rauſchen!
ich acht' nicht, wie es geh';
ich hab' mir ein' Buhl'n erworben
in Veiel und grünem Klee."

„Haſt du ein' Buhl'n erworben
in Veiel und grünem Klee,
ſo ſteh' ich hie alleine,
thut meinem Herzen weh."

Dem verlaſſenen Mädchen iſt das Rauſchen der Sichel eine Mahnung an geſchwundenes Glück, während das liebesfrohe, leichtgemuthe noch unter abgemähtem Korn an Veiel und grünen Klee[117] gedenkt, an die Zeit des Frühlings und der zärtlichen Verſtändniſſe.

Franzöſiſch findet ſich das Lied von den Geſpielen in der gedruckten Sammlung von 1538: Der Dichter, nach einem ſchönen Gehölze luſtwandelnd, begegnet drei Jungfraun, die von ihren Liebſten ſprechen; die Eine weint und klagt, ob ſie denn, um zu lieben, ſterben müße? Ihre jüngſte Schweſter redet ihr zu, ſich das aus dem Sinne zu ſchlagen, es ſei Thorheit, ſo ſehr einen Fremden zu lieben, der ſie vergeſſe; Jene dagegen erklärt es für unmöglich, ſich deſſen zu entſchlagen, der ihr auf dieſer Welt am beſten gefalle, ihn habe ſie geliebt und werd' ihn lieben, ſollt' es ihr Leben koſten.[118] Reicher und glänzender, obgleich auf Koſten der urſprünglichen Bedeutung, ſind die Darſtellungen, zu denen ſchon im 13ten Jahrhundert die erzählende Dichtkunſt Nordfrankreichs den Gegenſatz der lachenden und trauernden Schönheit, ſammt demjenigen des heiteren und ſtürmiſchen Himmels, verarbeitet hat; aber auch hier bedingt eben die künſtliche Aus- und Umdichtung ein um ſo früheres Vorhandenſein der einfachen Anlage.

Das Abenteuer vom Trabe (lais del trot): Lorois, ein Ritter der Tafelrunde, reitet eines Morgens im April von ſeiner Burg über die Wieſe voll weißer, rother und blauer Blumen[119] dem Walde zu und ſchwört, nicht umzukehren, bis er dort die Nachtigall gehört. Nahe ſchon am Walde, ſieht er aus demſelben gegen achtzig ſchöne Fräulein daherreiten, ſommerlich gekleidet, das Haupt mit Roſen und Heckdornblüthen bekränzt, Manche der Wärme wegen mit gelöſtem Gürtel, die losgebundenen Locken am blühenden Antlitz niederfallend; ihre weißen

Zelter gehen ſanft und raſch zugleich, Jeder zur Seite reitet ihr Freund, reich geſchmückt, fröhlich und wohlſingend, ſie küſſen und koſen, ſprechen von Minne und Ritterthum; vor ſolchem Wunder bekreuzt ſich Lorois und noch ſieht er eine gleiche Schaar der erſten folgend vorbeiziehn. Kaum hernach erhebt ſich im Walde großes Getös von ſchmerzlicher Wehklage, wieder kommen hundert Jungfraun herausgeritten, auf ſchwarzen, magern, unerträglich harttrabenden Kleppern, die Zaumriemen von Lindenbaſt[120], die Sättel zerbrochen und geſlickt (reloiés), die Reitkiſſen mit Stroh gefuttert und es verſtreuend, ſo daß man zehen Meilen weit der Spur folgen könnte; die Jungfraun reiten ohne Stegreif, mit bloßen ſchrundigen Füßen, in ſchwarzer Kutte, die ihnen die Arme nur bis zum Ellenbogen deckt; ſie leiden ſchwere Pein, über ihnen donnert und ſchneit es, gewaltiges Sturmwetter tobt; hintennach kommen noch hundert Männer in gleicher Bedrängniß wie die durchgeſchüttelten Jungfraun; einer Nachreitenden, die ſo hart einhertrabt, daß ihr die Zähne zuſammenſchlagen, nähert ſich Lorois und befragt ſie, was dieß für Leute ſeien? Sie vermag kaum zu ſprechen, ſo heftig ſtoßt auch das angehaltene Pferd, doch gibt ſie ſeufzend Beſcheid: Die vordern, fröhlichen Jungfraun ſind ſolche; die in ihrem Leben der Minne redlich dienten und nun zum Lohne dafür nichts denn Freude haben und ſelbſt im Winterſturme nicht ohne Sommer ſind; die Klagenden, Harttrabenden aber, mit trübem, bleichem Angeſicht, die ohne Begleiter reiten, ſind diejenigen, welche nie etwas für die Liebe thaten, nie zu lieben ſich herablieſzen, jetzt müßen ſie ihren Hochmuth entgelten und haben weder Sommer noch Winter Raſt und Erleichterung, wenn irgend eine Frau von ihnen und ihrem Leiden reden hört, ſo hüte ſie ſich vor allzu ſpäter Reue, liebt ſie nicht im Leben, ſo wird ſie mit ihnen fahren. Der Ritter kehrt in ſeine Burg zurück, erzählt, was er erfahren, und entbietet den Mädchen, daß ſie ſich vor dem Traben hüten, da Zelten (Paſsgang) viel angenehmer ſei. Die Bretonen haben davon ein Lai gemacht, welches man das Lai vom Trabe nennt.[121] Das Lai der erzählenden nordfranzöſiſchen Kunſtdichter beruht im allgemeinen auf dem ältern, ſingbaren Lai, der bretoniſchen oder normandiſchen Volksballade[122], und auf ſolchen Vorgang wird auch hier ausdrücklich hingewieſen. Der ritterlichen Kunſtdichtung darf man unbedenklich die untergelegte Beziehung und Nutzanwendung auf den höfiſchen

Minnedienſt, den ſchaarenhaften und reichausgemalten Aufzug der beiden Gegenſätze aufrechnen; denkt man ſich aber das Ganze vereinfacht und auf volksmäßige Grundzüge zurückgeführt, ſo bieten ſich wieder das roſige und das bleiche, lachende und trauernde Mädchengeſicht[123], der Frühlingstag mit Blumenglanz und Sonnenwärme, Schnee und Ungewitter, je der entſprechenden Stimmung zugetheilt[124], alſo nahezu wieder das prunkloſe niederländiſche Volkslied.[125]

Wie glückliche Liebe ſtets im Sonnenſcheine fährt, iſt auch in einer Stelle des altfranzöſiſchen Parzival ausgeführt: Ein andrer Held der Tafelrunde, Caradoc, König von Nantes, wird auf der Jagd von einem Ungewitter überfallen und birgt ſich vor dem Regen unter einer dichtbelaubten Eiche; dort ſitzt er in Gedanken an ſeine Liebe, als er durch den Wald her eine Helle gegen ſich kommen ſieht und daraus den ſüßeſten Vogelſang vernimmt, mitten in der Heitre zieht ein großer Ritter (Alardin vom See) mit einer ſchönen Jungfrau, die auf einem weißen Maulthiere ſitzt, die kleinen Vögelein, Nachtigallen, Lerchen, Droſſeln, fliegen über ihnen fröhlich von Aſte zu Aſte und ſingen, daß es durch den Wald erſchallt; ſo ziehen ſie nur eines Schwertes lang an Caradoc vorüber, der ſie grüßt, ohne Antwort zu erhalten, raſch fahren ſie dahin und Caradoc ſpornt ſein Roſs ihnen nach, vier Meilen weit jagt er in Regen und Wind vergeblich hinterher, während Jene in der Heitre und dem hellen Geſange der mitfliegenden Vögel fröhlich voranreiten.[126]

Zwei Geſpielen wieder ſind Gegenſtand der altfranzöſiſchen Erzählung von Florance und Blancheflor[127]. Eines Sommermorgens[128] gehen zwei Jungfraun, gleich an Schönheit und Geburt, in einen Garten, um ſich zu vergnügen, ſie tragen Mäntel, die von zwei Feen auf einer Inſel gewoben ſind, der Zettel (estain) von Schwertlilien, der Eintrag von Mairoſen, die Säume von Blüthen, das Gebräm von Liebe, die Schleifen mit Vogelſang befeſtigt; ſie kommen an einen ſanftfließenden Bach und ſpiegeln darin ihre Farbe, die oft von Liebe wechſelt[129], dann ſetzen ſie ſich unter einen Ölbaum am Ufer, die Eine ſpricht: ſo lange der Baum belaubt ſei, werd' er geliebt und werth gehalten, wenn das Laub gefallen, hab' er viel von ſeiner Schönheit verloren, ſo ergeh' es dem Mädchen, das ſeine Schönheit einbüße; die Andre bemerkt: Ehre ſei ihr lieber als Reichthum[130]; ſo plaudern ſie einträchtig wie Schweſtern, bis Florance fragt, wem Blancheflor ihr Herz geſchenkt habe? Dieſe wird bleich und roth[131], geſteht aber, daß ein trefflicher Schüler[132] ihr Herz beſitze. Darüber wundert ſich die Freundin und rühmt ſich ihres Liebſten, der ein ſchöner Ritter ſei. Gegenſeitig erheben und verkleinern ſie nun den Stand des Schulgelehrten und des Ritters in Beziehung auf den Dienſt der Minne, und zuletzt beſcheiden ſie ſich auf einen beſtimmten Tag an den Hof des Liebesgottes, um dort ein Urtheil einzuholen. Als der Tag gekommen, ſchmücken ſie ſich köſtlich mit Röcken von lauter Roſen, Gürteln von Veilchen, Schuhen von gelben Blumen, Hüten von friſcher, duftiger Heckdornblüthe[133], beſteigen zwei Zelter, weißer denn Schnee, die Zäume von Gold, das Gebiß von Bernſtein, die Bruſtriemen mit Glöcklein von Gold und Silber, die durch Zauber eine neue Minneweiſe tönen[134], jeder noch ſo Kranke, der ſie hörte, würde alsbald geheilt ſein; die Sättel ſind von Elfenbein mit zierlichen Stegreifen, die Reitkiſſen mit Veilchen gefüllt; nach Mittag ſehen ſie Thurm und Schloß des Gottes der Minne, doch nicht aus Stein gemauert, er ruht auf einem Roſenbette, die Latten mit Gewürznelken feſtgenagelt, die Sparren von Ahorn (sicamor), die Mauern umher von Bogen, mit denen der Liebesgott ſchießt; die Mädchen ſteigen ab und werden von zwei Vögeln zu dem Gotte geführt, der ſich erhebt und ſie artig begrüßt. Er ſetzt ſie neben ſich und läßt ſich ihren Handel vortragen. Sofort verſammelt er die Barone ſeines Hofs und verlangt ihren Ausſpruch; der Sperber, der Falke, der Häher ſprechen zu Gunſten des Ritters, Droſſel, Lerche und Nachtigall zum Vorſtande des Schülers, ja die Nachtigall erbietet ſich zum Zweikampf, den der Papagei annimmt, und ſie reichen dem König ihre Handſchuhe, damit er den Kampf beſtätige; auf ſein Geheiß wappnen ſie ſich ungeſäumt, ihre Helme ſind von Klapperroſen (passe-rose), ihre Wämſer von Ringelblumen, die Schwerter Roſen, nach hitzigem Gefechte muß der Papagei ſein Schwert übergeben und den Schülern den Vorzug in der Liebe zuerkennen; Florance weint, ringt jammernd die Hände und ſinkt todt nieder; da verſammeln ſich alle Vögel und beſtatten ſie mit großem Gepräng, ſetzen ihr einen Stein, den ſie mit Blumen beſtreuen, und ſchreiben darauf: „Hier iſt Florance begraben, die des Ritters Freundin war.“

Eine zweite Bearbeitung desſelben Stoffes, nur als Bruchſtück nennt die beiden Geſpielen Eglantine und Hueline, erſtere[135] nach der Heckenroſe, ſie geht ausführlicher auf das verſchiedene Leben der beiden Stände ein, weiß dagegen nichts von den feenhaften Blumenkleidern und läßt ungewiß, ob die Vögel zum Gerichte berufen ſeien, da ſie bei der Ankunft am Liebeshofe abbricht.

Auch eine mittellateiniſche Behandlung, der Streit zwiſchen Phyllis und Flora, in langzeiligen Reimſtrophen, vom Anfang des 13ten Jahrhunderts, ſteht zur Vergleichung, ſie iſt ſinnig und gewandt, berührt ſich ſelbſt im Einzelnen mit beiden franzöſiſchen Gedichten, überbietet dieſelben in umſtändlicher Streitrede über Ritter und Kleriker und erſetzt den Feenzauber durch mythologiſche Ausſtattung.[136]

Gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts läßt ein deutſcher Dichter, Heinzelin von Konſtanz, dieſelbe Kampffrage verhandeln.[137] Zu Nacht im Winter belauſcht er durch ein Wandfenſter das Geſpräch zweier Geſpielen, deren eine dem Ritter, die andre dem Pfaffen den Vorzug in der Liebe zu behaupten ſucht; der Pfaffe wird als ein ſolcher bezeichnet, der zwar ſo genannt ſei, aber noch keine der hohen Weihen habe, zum Unterſchied der prieſterlichen Pfaffen[138]; die Streitenden vereinigen ſich zur Berufung an die Minne, welche billig in dieſen Sachen Richterin ſei, und es wird ein „gemeiner Tag genommen,“ der gerichtliche Austrag aber wird nicht erzählt und der Dichter ſpricht nur den Wunſch aus, daß er auch dabei heimlich zugegen ſein könnte.[139] Daß der Streit hier im Winter vorgeht, von dem eine anmuthende Schilderung vorangeſchickt iſt (ſ. ob. S. 73), erſcheint als ausgedachte Abweichung von dem herkömmlichen Eingange, jedoch nur um mit einer neuen Wendung auf denſelben zurückzukommen, indem der Dichter verſichert, er habe durch ſein geheimes Fenſter in ein Paradies geſehen, des lichten Maien volle Blüthe habe ſich ihm in der blühenden, vom Wandel der Jahreszeit unberührten Jugend der beiden Geſpielen gezeigt.[140] Ein ſpäteres deutſches Streitgeſpräch zwiſchen zwei Schweſtern, deren jüngere einen Bürgersſohn, die ältere einen Ritter liebt, findet wieder im grünen, blumigen Maien ſtatt und endigt überraſchend damit, daß Frau Minne als Schulmeiſterin auftritt und der älteren Schweſter auf die ſchneeweiße Hand Streiche gibt.[141] Unter allen dieſen Darſtellungen iſt die vollſtändige altfranzöſiſche hier die erheblichſte, ſie mag in ihren Arabesken etwas überladen ſein, knüpft ſich aber mittelſt dieſer an die

Volksdichtung, in welcher Anzüge aus Blumen und Feierlichkeiten der Vögel wohl bekannt ſind (ſ. oben S. 76 ff.), während der Streit über Gelehrten- und Ritterſtand mit dem Siege des erſtern zuſammt dem Liebesgotte, der ſeiner Flügel wegen zu den Vögeln verordnet iſt, nach dem Hof und der Schule weiſt.[142] Die Streitfrage iſt zu trocken für die phantaſtiſche Faſſung, um nicht für eingelegt angenommen zu werden, das Blumenweſen in den Namen und im Schmucke der Mädchen ſetzt einen Gegenſtand der Wechſelrede voraus, mit dem es, einfacher und bedeutſamer zugleich, in dichteriſchem Einklange ſtand.

Ein deutſches Lied beſagt:

Es nahet ſich der Sommerzeit,
da hub ſich manch ſeltſamer Streit
der Blümlein auf grüner Heide,
das ein iſt weiß, das andre roth,
ihr Farb iſt mancherleie. (Volksl. Nr. 185.)

Gab es einen Wettſtreit der rothen und weißen Blume, bezeichnet in den Mädchennamen die Weißblume, das Widerſpiel der farbigen, ſo führt dies, auf Angelegenheiten der Minne bezogen, zu dem bekannten Gegenſatze von bleich und roth, es ſind abermals die zwei Geſpielen im Frühling, die liebesfrohe und die trauernde, die rothe und die weiße Heckenroſe, oder die Roſe und die Lilie.[143] Floire und Blanchefleur hießen auch die beiden Kinder, deren Liebesſage im Mittelalter ſo berühmt war.[144] Am gleichen Frühlingstage geboren, werden ſie nach dieſer wonnigen Zeit der Knabe Floire, Flos, Blume, das Mädchen Blanchefleur, Blankflos, Weißblume genannt.[145] Frühe ſchon ſind ſie einander innig zugethan und ſollen deshalb, da Blankflos dem König nicht ebenbürtig iſt, getrennt werden. Sie wird in fernes Land verkauft, auf einem Thurm eingeſchloſſen trauert ſie um ihren Geſpielen. Doch dieſer erkundet ſie, und wie er zu ihr in den Thurm gelangt, iſt der Mittelpunkt des Gedichts. Am Maitage ſollen den Jungfraun Roſen dahin gebracht werden, da wird Flos in rothem, blumengleichem Kleide, mit Roſen bekränzt, in den Korb gelegt und mit den Blumen zugedeckt, die beiden Träger finden den Korb ungewöhnlich ſchwer und meinen, die Roſen ſeien naß im Thaue geleſen worden, denn Blankflos habe ſie lieber naß als trocken; wie ſehr ſie traure, wenn ſie dieſe Roſen ſehe, werd' ihr große Freude widerfahren, und ſo geſchieht es auch, als die lebende Blume aus dem Korbe ſpringt.[146] Die weiße Blume, von der hier nur der Name des trauernden Mädchens zeugt, iſt an früherer Stelle wirklich bezeichnet: Dem für todt ausgegebnen Blankflos hatte man ein Grabmal errichtet mit den Bildern der beiden Kinder, wie Flos der Geſpielen eine Roſe bietet und ſie ihm eine Lilie.[147] Eine Darſtellung dieſer Sage iſt ſo eingeleitet: In der Zeit, ſo die Blumen entſpringen, die Vögel im Walde ſingen und nach dem April der Mai herannaht, da geſellt ſich Alles was lebt; Ritter und Frauen kommen da in einen Baumgarten, Blumenſchein und Vogelſang gibt ihnen Troſt, unter hohen Bäumen, bei einem wonniglichen Brunnen, reden ſie Zwei und Zwei von Minne, die zu dieſer Zeit Allen den Sinn einnimmt; zwei Schweſtern, lieblichen Angeſichts und hoher Geburt, ſitzen beiſammen und ſagen Wunderbares und Sinniges von Minne, der Schall umher wird ſtille und Alle lauſchen, wie die Eine jetzt von zwei Liebenden erzählt, deren Leben durch Minne bedrängnißvoll war und freudenreich.[148] Dieſes Vorſpiel, in der Weiſe der oben geſchilderten Brunnenfahrten, zeigt nochmals zwei Geſpielen von Lieb und Leid der Minne redend, das ſich ihnen im Anblick der aufblühenden Blumen zur traurigfrohen Geſchichte von Flos und Blankflos geſtaltet.[149] Daß neben und wohl auch vor den ausführlichen Erzählungen einfacher und volksmäßiger von den Blumenkindern geſagt und geſungen wurde, bezeugt ein altfranzöſiſches Wächterlied, worin die Schöne äußert, ſie würde dem Freund aus einem ſüßen Liebesliede von Blancheflor ſingen, wenn ſie nicht Verrath fürchtete, ſodann der Schwank vom Wettſtreite zweier Fahrenden, deren einer ſich rühmt, wie er ebenſowohl von Blancheflor als von Floire zu erzählen wiſſe.[150]

Der gemeinſamen Unterlage des Minneſangs und des volksmäßigen Liebesliedś, wie ſolche bisher in einer ſteten Wechſelbeziehung der Gemüthsſtimmung zu den Wandlungen und Farben der äußern Natur aufgezeigt worden, ſind nun auch die übrigen Liederbildungen einzuordnen oder anzureihen, welche für dieſen Abſchnitt weiter Beachtung erheiſchen.

Mañigfach und weitgreifend iſt in der alten Liederdichtung die Bedeutſamkeit der Blumen. Daß um den Blumenkranz geſungen wurde, daß er beim Reigen der Schmuck war, hat ſich bereits ergeben; er gehört mit zu den Beziehungen des ſchönen Sommers und im Winter wird geklagt: „Ich kann im Walde nicht ein grünes Kränzel finden, womit ſoll meiner Freuden Troſt ihr lockicht Haar bewinden?“ [151] Nithart läßt gerne, wenn er die Maientänze ſchildert, die vielen Roſenkränze durchſchimmern [152], und wenn die Tänzer mit einer Schlägerei ſchließen, ſagt er, da ſeien viel Roſenkränze zerhauen oder verſtreut worden. [153] Dieſes Kränzetragen beim Tanze hängt aber mit mancherlei verliebtem und eiferſüchtigem Treiben zuſammen. Der Kranz, der die Tänzerin ſchmücken ſoll, wird ihr von einem Bewerber überreicht oder zugeſchickt; Walther meldet in einem beſondern Liede, wie er der Schönen einen Blumenkranz angeboten, den ſie zum Tanze tragen möge, und wie ſie erröthend, mit verſchämten Augen, die Blumen angenommen und ihm gedankt, was ihm weitere Hoffnung gibt [154]; Nithart hat bei Sommersankunft dem Dorfmädchen ein Roſenſchapel geſandt und ein Paar rother Tanzſchuhe über den Rhein mitgebracht [155], oder das Mädchen bietet ihm beim Tanz ein Kränzlein und gewinnt ihm damit die rothen Schuhe ab. [156] Auch werden Kränze gegen einander ausgetauſcht oder den Tänzerinnen gewaltſam und tölpiſch entriſſen, woraus dann blutiger Kampf erwächſt, ſelbſt der ungeſchickte Knecht, der ſein Kränzel von rothen Blumen den Maiden verſagt, wird von den Andern gerauft. [157] Es werden aber auch Kränze genannt, welche Sinnbilder des Verſagens und der ſchnöden Abweiſung ſind, der Strohkranz und der Neſſelkranz, beide gegenſätzlich zum Roſenkranze. Zwar iſt dem tanzluſtigen Mädchen ein Schapel von Stroh und der freie Muth lieber, denn ein Roſenkranz bei ſtrenger Hut (ſ. ob. S. 406), allein eben damit iſt geſagt, daß der Strohkranz an ſich etwas ſehr Unwerthes ſei. Beſtimmter in obigem Sinne ſpricht ein Volkslied (Volksl. Nr. 51. Str. 5):

ich hab' der Lieben ſo lang gedient,
was gab ſie mir zu Lohn?
einen Kranz von Haberſtroh.

Ein Gedicht in Handſchriften des 15ten Jahrhunderts erzählt, wie ein Liebhaber ſeine Schöne gebeten, ihm durch ein Kränzlein ihre Geſinnung kund zu geben, wie ſie dann mit einem Kranze von Stroh auf dem Haupte dem Erſchreckenden entgegen kommt und ihm ſolchen anbietet, zuletzt aber ſich erbitten läßt, den dürren Kranz in das Feuer zu werfen. [158] Nach einem der Texte des Roſengartenliedes läßt Kriemhild den Bernerhelden entbieten: ſie möchten lieber daheim einen Kranz von Neſſeln tragen, als zu Burgund die lichten, rothen Roſen; der Neſſelkranz in der ſichern Heimat iſt nicht ſo mislich, als der Roſenkranz im Kampfgarten.[159a] Dem Bauernſohne, der zu hoch wirbt, läßt ein Volkslied eben jenen Kranz empfehlen (Volksl. Nr. 252. Str. 1. 2):

O Baurnknecht, laß die Röslein ſtehn!
ſie ſind nicht dein;
du trägſt noch wohl von Neſſelkraut
ein Kränzelein.

„Das Neſſelkraut iſt bitter und ſaur
und brennet mich,
verloren hab' ich mein ſchönes Lieb,
das reuet mich.“

In einem andern Liede heißt es von dem Unbeſcheidenen, der allzu unverholen zu der Liebſten geht (Volksl. Nr. 86. Str. 3):

was gibt ſie ihm zu Lohne?
ein Roſenkränzelein,
. . iſt grüner denn der Klee.

Ein Roſenkranz, grüner denn Klee, oder, nach andern Lesarten, grüner denn das Gras, grünend wie der Wald, hat ſo ziemlich das Ausſehen eines Neſſelkranzes.[159b]

Am meiſten befaſſen die Lieder ſich damit, wie die Blumen zum Kranz in Feld und Wald gewonnen werden, mit dem Blumenleſen, Roſenbrechen, Kränzewinden. Das erſte Laub, die erſte Blume werden von den Minneſängern begierig wahrgenommen.[160] In ſpäteren Nithartsliedern wird das erſte Veilchen von dem Finder, der laut zu ſingen beginnt, auf der Burg gemeldet, worauf die Herzogin von Baiern an ſeiner Hand mit Pfeifern und Fiedlern herbeieilt, um den Sommer zu grüßen; inzwiſchen hat aber ſchon ein Bauer das Veilchen abgebrochen, es wird auf den Tanzbühel getragen und auf eine Stange geſteckt, um welche die Dörper fröhlich tanzen und ſpringen.[161] Mit dem einen leis überraſchenden Veilchen geht ein ganzer Sommer auf, wie es die Meldung des Finders ausſpricht: „Wohlauf, wer mit mir will den erſten Viol ſchauen! hat uns der Winter leid gethan, des werden wir nun getröſtet; bald kömmt der lichte frohe Sommer, mit klarer Sonne bekleidet, die Vögel auf grüner Heide und in den Äſten ſingen ſüßen Schall, Kalander, Droſſel, Nachtigall und ihre Genoſſen freuen ſich der lieben Zeit!“ oder auch einfach: „Ihr ſollt alle froh ſein, ich hab' den Sommer funden!“ Bei Nithart iſt es auch ein beliebter Ausdruck für das Wunder der anbrechenden Sommerzeit, daß der ſchwarze Dorn weiß erblüht, daß Blüthe aus hartem Holze dringt.[162] Wenn aber das erſte Veilchen und die ausſchlagende Schwarzdornblüthe zunächſt die Verjüngung der Natur ankündigen, ſo iſt es die Roſe, die den liebenden Herzen anſagt, daß ihre Stunde gekommen ſei. Dietmar von Aiſt ſingt: „Ich ſah da Roſenblumen ſtahn, die mahnen mich der Gedanken viel, die ich hin zu einer Frauen han.“[163] Milon von Sevelingen läßt eine ſchöne Frau bei den Boten des Sommers, den rothen Blumen gemahnt werden, daß ein Ritter ihr ſeinen Dienſt entboten, daß ihm das Herz traure und ſie ihn gegen dieſer Sommerzeit erfreuen ſolle.[164] Nach einer andern Strophe aus dem 12ten Jahrhundert ſind die zwei köſtlichſten Dinge: die lichte Roſe und die Minne des Liebſten, ohne den es keine Sommerwonne gibt.[165] Die Roſe wird auch mit der Linde verbunden, die nicht minder im Minneſange veräſtet und verzweigt iſt. Der liebſte Baum, die ſchönſte Blume vereinigen ſich dem von Troſtberg zum Bilde weiblicher Vollkommenheit, die trefflichen Eigenſchaften ſeiner Geliebten ehren das ganze Geſchlecht, wie wenn in einem Wald eine Linde lichte Roſen trüge, ſo daß von ihrer Schönheit und ihrem ſüßen Dufte der ganze Wald geziert wäre[166]; jedoch wird im ſpätern Titurel geſagt: es wäre thöricht, die duftige Roſe zu verſchmähen, weil ihr Vater nicht ein breiter Lindenbaum ſei, denn Kaiſer und Kaiſerin achten die Roſe für eine edle, werthe Blume.[167] Die vielſagenden Blumen ſind aber am ſchönſten, wenn ihnen, wie Nithart ſie ſchildert, der Thau in die Augen fällt[168]; in ſolcher Friſche ſollen ſie zum Kranze gebrochen werden, den der Liebende der Geliebten bringt, oder von den maifrohen, tanzluſtigen Mädchen ſelbſt.[169] Bald eilen zu dieſem Blumenbrechen die Geſpielen mit einander hinaus, die beim Reigen zuſammen ſein wollen[170], bald nimmt ein Bewerber die Gelegenheit wahr, ſich der einſamen Blumenleſerin hülfreich zu geſellen.[171] Zu ſolchem vertraulichen Gange wird auch in den Liedern eingeladen, ſo von Walther: „Weißer und rother Blumen weiß ich viel, die ſtehen ſo fern in jener Heide; wo ſie ſchön entſpringen und die Vögel ſingen, da ſollen wir ſie brechen beide!“ und damit hat er den Hülferuf eines verliebten Kunſtgenoſſen auf ſich gezogen: „Höre, Walther, wie es mir ſteht, mein trauter Geſelle von der Vogelweide! Hülfe ſuch' ich und Rath, die Wohlgethane thut mir viel zu Leide; könnten wir erſingen beide, daß ich mit ihr bräche Blumen an der lichten Heide!"[172] Zuſammen in die Blumen, nach Roſen gehn, Roſen leſen, Blumen brechen, um ein Kränzlein ringen, ſind leichte Verhüllungen kühnerer Wünſche[173]; König Wenzel von Böheim rühmt ſich, daß er die Roſen nicht brach und ihrer doch Gewalt hatte.[174]

Die Blumen werden auch bei den Begegnungen im Grünen dadurch in Mitſchuld gezogen, daß ſie das verſtohlene Glück beifällig begrüßen. Wo zwei Liebende ſich umarmen, da ſprießen Knoſpen aus dem Graſe, da lachen die Roſen, lachen Blumen ~~und Gras~~, krachen die Bäume, ſingen die Vögel.[175] Der Freude blüht und erklingt ja die Welt. Die Roſen lachen aber nicht bloß, ſie werden auch gelacht. Das Lachen iſt in der älteren Sprache wohl auch die Wirkung des Lächerlichen im heutigen Sinne, das Belachen ſeltſamer Erſcheinungen, noch mehr aber iſt es Bezeichnung aller Freundlichkeit und Freude vom leiſen Anlächeln bis zum Ausbruche der vollſten Herzensluſt. Allen dieſen Abſtufungen des Lachens und den Gemüthsſtimmungen, aus denen es hervorgeht, dienen die Blumen und vor allen die freudige Roſe zum Sinnbild. Beſonders iſt das Lachen (Lächeln) ſchöner Frauen den Minneſängern roſig und roſenbringend: „Wer kann Trauern baß verſchwächen (mindern), denn ihr zartes röſelichtes Lachen!" „Roſenroth iſt ihr das Lachen, der viellieben Frauen mein." „Wenn die Heide baar der Blumen liegt, da noch ſeh' ich Roſen, wenn ihr rothes Mündel lachet." „So oft ich meine Frau anſehe, iſt mir, wie Alles Roſen trage."[176] Zwei Stellen der Nithartslieder ſprechen davon, daß der lachende Frauenmund Roſen und andere Blumen ſtreuen könne.[177] So ergibt ſich der Übergang zu dem Roſenliede des Grafen von Toggenburg: Blumen, Laub, Klee, Berg und Thal und des Maien ſommerſüße Wonne ſind ihm gegen die Roſe fahl, die ſeine Fraue trägt; die lichte Sonne erliſcht in ſeinen Augen, wenn er die Roſe ſchaut, die aus einem rothen Mündel blüht, wie die Roſen aus des Maien Thaue; wer hier jemals Roſen brach, der mag wohl in Hochgemüthe (Freude) ſchweben; was je der Sänger Roſen ſah, nimmer ſah er doch ſo loſe (liebliche) Roſe; was man der bricht im Thal, da ſie die ſchönen machet, alsbald ihr rother Mund eine tauſendmal ſo ſchöne lachet.[178]

Daß dieſes Roſenlachen der ſchönen Frau nicht Erfindung des einzelnen Dichters ſei, ſondern eine ſchon vorhandene Vorſtellung, ſpielend angewandt und ausgeſponnen, zeigt der bisherige Zuſammenhang. Die in Schwaben noch jetzt blühenden oder in oberdeutſchen Urkunden vorkommenden Namen Roſenlächler, Roſenlacher, Blumlacher zeugen von der Volksmäßigkeit des Ausdrucks in dieſen Gegenden.[179] „Wenn er lacht, dann ſchneit es Roſen,“ iſt ein niederländiſches Sprichwort.[180] Auch ein neugriechiſches Volkslied gibt einem ſchönen Mädchen zum Abzeichen:

Und wenn ſie lacht, ſo fallen ihr die Roſen in die Schürze.[181]

Das Erheblichſte jedoch iſt, was wieder ein altdeutſcher Dichter darbietet. Heinrich von der Neuenſtadt, ein Wiener Arzt, der um den Anfang des 14ten Jahrhunderts den Roman von Apollonius von Tyrus aus dem Lateiniſchen deutſch reimte[182], wirft der Minne vor, daß ſie oft den Edeln haſſe und ſich einem Unmenſchen hingebe; zum Belege deſſen fragt er: „Wo ſah man Roſen lachen?“ und erzählt nun, wie ein krüppelhafter Bettler eine ſchöne Königin um ihre Minne bat, die ſie manchem Ruhmreichen verſagt hatte, und wie er über die Gewährung ſo froh ward, daß er zu hüpfen begann; das ſah der roſenlachende Mann und lachte, daß Berg und Thal, Laub und Gras voll Roſen war.[183] Der roſenlachende Mann iſt hier als ein ſchon bekanntes Weſen eingeführt. Sein Lachen gilt nicht, wie es ſcheinen möchte, der ſeltſamen Geſchichte noch der drolligen Gebärdung des Bettlers, es iſt kein Auslachen, ſondern ein Mitlachen, Widerhall und Abglanz der jubelnden Freude des unverhofft Beglückten. Wie das Wort beſagt, iſt er eben nur Blumenlacher, ein Schöpfer der Roſen durch Freundlichkeit und Freude. Dem frohlockenden Bettler ſollen Berg und Thal erblühen, da muß der Roſenlacher ſich einſtellen. Dieſer eigentliche und unmittelbare Beruf aber, das Blumenſchaffen, deutet auf einen namenlos noch umgehenden freundlichen Frühlingsgeiſt der verſchollenen Götterſage.[184]

Die Volkslieder ſind, wie der Kunſtgeſang, voll Blumenbrechens. Fiſchart ſagt: „Das weiß ich, wann Einen die Roſ' anlächelt, daß er's gern abbräch; ich brech' immerhin, auf das alte Liedlein:

Die Röslin ſind zu brechen Zeit,
derhalben brecht ſie heut!
und wer ſie nicht im Sommer bricht,
der bricht's im Winter nicht.“[185]

Dieſer Lehre gemäß wird auch in einem Liede der niederdeutſchen Sammlung zum Gang in die Roſen eingeladen:

Lieb, wollt ihr mit mir reiten?
Lieb, wollt ihr mit mir gahn?
ich will euch, Süßlieb, leiten,
wo die rothen Röſelein ſtahn.

„Ich will nicht mit euch reiten,
ich will nicht mit euch gahn,
mein Vater würde mich ſchelten,
meine Mutter würde mich ſchla'n.“

Warum würd' er euch ſchelten?
warum würd' ſie euch ſchla'n?
ihr habt ja den rothen Röſelein
keinen Schaden gethan.[186]

Eine Fahrt in die Maiblumen findet ſich im franzöſiſchen Liederbuche von 1538: „Mein Vater ließ ein Schloß erbaun, nicht groß, doch ſchön, die Zinnen von Gold und Silber; auch hat er drei ſchöne Pferde, der König hat nicht ſo ſchöne, das eine grau, das andre ſchwarz, aber das kleine das ſchönſte, das ſoll mein Feinslieb und mich zum Spiele tragen, in den Maiblumen werden wir ruhen und ſpielen, ein Kränzlein winden für Feinslieb und mich.“[187] Wieder in deutſchen Liedern ſind gebrochene Blumenblätter oder Blumen ins Fenſter geworfen, das Zeichen, daß der Liebende draußen harre; (Volksl. Nr. 85. Str. 3):

Ich brach drei Lilgenblättlein,
ich warf ihr's zum Fenſter ein:
„ſchlafeſt du oder wacheſt?
ſteh auf, feins Lieb, und laß mich ein.“

Oder:

Er thät ein Röslein brechen,
zum Fenſter ſtieß er's hinein:
„thuſt ſchlafen oder wachen,
Herzallerliebſte mein?[188]

Neben dieſer leichtfertigern Weiſe ſchlagen aber die Volkslieder auch einen Ton an, der den Kunſtdichtern fremd geblieben iſt. Nithart und ſeine Genoſſen ſchmücken ihre Landmädchen lieblich genug mit Jugendreiz, Blumen und Feierkleidern, namentlich gibt der von Stamheim ein lachendes Frühlingsbild vom Auszuge der Mädchenſchaar zu Reigen und Ballſpiel (ſ. ob. S. 392), auch laſſen dieſe Sänger die lebensfrohe Tochter fleißig durch die Mutter warnen und ausſchmälen[189], aber das Endziel iſt immer, daß die junge Dörferin an der Hand des verlockenden Ritters dahinſpringt, oft die Mutter zugleich. Dem Hofe diente gerade dieſes zur Beluſtigung, um das weitere Geſchick der Hineilenden war er unbekümmert. Die Volksanſicht nimmt es ernſter, ihr iſt die Jungfrau, die zum Tanz oder nach Blumen geht, eine nachdenkliche Erſcheinung. Im erſten Jugendglanze, zaghaft und ahnungsvoll, für die gefährliche Luſt ſich ſchmückend, iſt ſie ein Troſt der Augen, aber auch ein Gegenſtand der frommen Scheue, der Beſorgniß und des leiſen Mitleids, ein bekränztes Opfer. Es iſt in alter Poeſie herkömmlich, die jungfräuliche Schönheit, von Sonne, Regen, Wind und Staub unberührt, in heiligem Dunkel erblühen und dann eines Morgens in reinſtem Glanze hervorgehen zu laſſen. Im Gudrunliede läßt der König Hagen ſein Kind Hilde ſo aufziehen, daß die Sonne dasſelbe nicht beſcheint, noch der Wind es anrührt.[190] Kriemhild, noch niemals von Sifrid geſehen, tritt endlich aus ihrer Kammer, wie der rothe Morgen aus trüben Wolken.[191] Die Tochter des Heidenkönigs im Gedichte von Sanct Oswald iſt in eine Kammer verſchloſſen, wo nur durch die gläſernen Fenſter der Tag ſie beſcheint; wenn ſie zu Tiſche geht, wird über ihr ein roth und weißes Seidentuch getragen, damit nicht Wind noch Sonnenſchein ihr nahen könne.[192] Ein ſerbiſches Heldenlied meldet von dem Wundermädchen Roſſanda:

> Aufgewachſen war die Maid im Käfig,
> aufgewachſen, ſagt man, fünfzehn Jahre,
> hatte nimmer Mond geſehn noch Sonne;
> aber jetzo kam es aus, das Wunder![193]

Einem Mädchen, das weiß und ſchön iſt, wie Tag und Sonne, wird im deutſchen Märchen zugerufen:

> Deck dich zu, mein Schweſterlein,
> daß Regen dich nicht näßt,
> daß Wind dich nicht beſtäubt,
> daß du fein ſchön zum König kommſt![194]

Wunderbare Begabungen, Perlenweinen und Goldkämmen, ſind von ſolcher Bewahrung von Luft und Sonnenſtrahl abhängig.[195] Überall dichteriſcher Ausdruck der ängſtlichen Pflege, die darauf verwendet wird, den zarteſten Schmelz der Jugend und Unſchuld unangehaucht zu erhalten. Wie das Mädchen ſelbſt, ſoll auch die Roſe beſchaffen ſein, die von ſeiner Hand gebrochen wird. In einem deutſchen Liede des 16ten Jahrhunderts fragt eine wunderſchöne Jungfrau, die nach Roſen geht, den Begegnenden: wie man dieſelben brechen ſoll? breche man ſie gegen Abend, ſo ſeien ſie bleich von Farbe, breche man ſie gegen Morgen, ſo hab' ein Andres ſie vorweggenommen; ſie erhält den Beſcheid:

Die Röslein ſoll man brechen
zu halber Mitternacht,
dann ſeind ſich alle Blätter
mit dem kühlen Thau beladen,
ſo iſt es Rösleinbrechens Zeit.

Daſſelbe Lied ſchildert dann auch den Gang zum Tanze:

Es wollt' ein Mägdlein früh aufſtehn,
an einem Abendtanze gehn,
ſie leuchtet' alſo ferne
gleichwie der Morgenſterne,
der vor dem Tag aufgeht.[196]

Die Roſen, thauig aus der Nacht kommend, der Stern der dämmernden Frühe ſind gleichmäßig Darſtellungen der friſcheſten, morgendlich aufglänzenden Schönheit. Aber auch der ſtille Morgengang in die Blumen bleibt nicht ohne die Mahnungen und Anſprüche der Liebe. Alte franzöſiſche Liedchen kennen den bezaubernden Luftkreis, der die Jungfrau zuſammt dem blumentragenden Garten oder Gehölz umweht und deſſen leiſem Hauche ihr eigenes Herz halb zagend ſich aufſchließt. „Schön' Alis ſtand frühmorgens auf, kleidet' und ſchmückte ſich, gieng in einen Baumgarten, fand da fünf Blümlein, machte daraus ein Kränzlein von blühender Roſe; um Gott, hebt euch von hinnen, ihr, die ihr nicht liebet!“[197] Dieſe Nothwendigkeit, zu lieben, und den Bann über die Nichtliebenden ſprechen auch zerſtreute Tanzzeilen aus: „Wer bin ich denn? ſeht mich an! und muß man mich nicht lieben?“ „Ich hüte das Holz, daß Niemand ein Blumenkränzlein von dannen trage, wenn er nicht liebet.“ „Alle, die verliebt ſind, kommen zum Tanze, die Andern nicht!“ „Die ihr liebt, tretet hieher! dorthin, die ihr nicht liebt!“[198] Schüchtern pflückt das Mädchen nur eine Blume:

„Geſtern frühe ſtand ich auf, in unſern Garten trat ich, drei Liebesblumen fand ich da, eine nahm ich, zwei ließ ich ſtehn, meinem Freunde will ich ſie ſchicken, der darüber luſtig und froh ſein wird.“ [199] Noch inniger miſchen ſich Blumenluſt und Liebesſeufzer in kleinen ſpaniſchen Liedern: „Vom Roſenſtrauche komm' ich, Mutter! komme vom Roſenſtrauch; an den Ufern jener Furth ſah ich den Roſenſtrauch knoſpen, komme vom Roſenſtrauch; an den Ufern jenes Stromes ſah ich den Roſenſtrauch blühen, komme vom Roſenſtrauch; den Roſenſtrauch ſah ich blühen, pflückte Roſen mit Seufzen, komme vom Roſenſtrauch.“ „Mein ſchwarzbraun Mädchen betracht' ich, wie es im Garten den Zweig des weißen Jasmins bricht.“ „Wer iſt das Mädchen, welches die Blumen pflückt, wenn es keinen Liebſten hat? Das Mädchen pflückte die blühende Roſe, der kleine Gärtner fordert ihr Pfänder ab, wenn es keinen Liebſten hat.“ [200] Wieder die Strafbarkeit des Nichtliebens. Die Gefahr zeigt ſich aber auch dringender, die Pfändung gewaltſamer. In einer ſchottiſchen Ballade werfen drei Schweſtern die Stäbchen, welche nach dem grünen Walde gehen ſoll, um Roſen zu pflücken zum Schmucke des Gemachs, und der Jüngſten, der das Loos zufällt, wird das zur Urſache all ihres Wehs [201]; in andern Balladen wird das Mädchen im Walde zur Rede geſtellt, daß es ohne Erlaubniß Roſen breche, und muß mit Leben oder Freiheit büßen, muß ein Pfand laſſen, den Goldring, den grünen Mantel oder die jungfräuliche Ehre; ein Goldring kann wieder gekauft, ein Mantel wieder geſponnen werden, aber die Ehre bleibt für immer verloren. [202] In deutſch-wendiſcher Darſtellung ſoll Elſe, als ſie Morgens im Walde Gras geſchnitten, dem Herrn des Waldes ein Pfand geben, ſie bietet erſt ihr Sichelchen an, dann ihren ſilbernen Fingerring, nur ihr Rautenkränzlein gibt ſie nicht, und ſollte ſie darum das Leben laſſen. [203] Ein anderes deutſches Lied unternimmt es zu ſchildern, wie ein greiſer Ritter dem Mädchen, das auf ſeiner Wieſe grast, ein Pfand abringen will; „rührſt du mich mit dem eisgrauen Barte, ſo ſterb' ich!“ ruft ſie aus, bricht einen Roſenzweig ab und wehrt ſich damit. [204]

Die bedenklichſte Gefährde liegt ſtets im jugendlichen Leichtſinne ſelbſt, darum laſſen es die Lieder nicht an Warnungen fehlen. Eines aus dem Kuhländchen ſucht beſonders vom ſonntäglichen Roſenbrechen zu unheiligem Gebrauch abzuſchrecken: Annelein geht in den Roſengarten, bricht Roſen und macht ein Kränzlein am Sonntag unter der heiligen Meſſe, aber wie ſie die erſte Seide windet, kommt der Böſe geſchlichen und fragt:

„Machſt du denn der lieben Kirch' einen Kranz?
oder machſt du deinem Schönlieb einen Kranz?"
„Ich mach' wohl nicht der Kirch' einen Kranz,
ich mach' wohl meinem Schönlieb einen Kranz."

Alsbald wird ſie in einen andern Roſengarten gebracht, wo ſie den feuerſprühenden Wein trinken muß.[205] Freundlicher iſt die Mahnung, die einem Mädchen auf dem Wege zum Roſenbrechen zugeflüſtert wird:

Es wollt' ein Mägdlein tanzen gehn,
ſucht' Roſen auf der Heide;
was fand ſie da am Wege ſtehn?
eine Haſel, die war grüne.

„Nun grüß' dich Gott, Frau Haſelin!
von was biſt du ſo grüne?"
„Nun grüß' dich Gott, feins Mägdelein!
von was biſt du ſo ſchöne?

„Von was daß ich ſo ſchöne bin,
das kann ich dir wohl ſagen:
ich eß' weiß Brod, trink' kühlen Wein,
davon bin ich ſo ſchöne."

„Ißt du weiß Brod, trinkſt kühlen Wein
und biſt davon ſo ſchöne,
auf mich ſo fällt der kühle Thau,
davon bin ich ſo grüne."

„Hüt' dich, hüt' dich, lieb Haſel mein,
und thu dich wohl umſchauen!
ich hab' daheim zween Brüder ſtolz,
die wollen dich abhauen."

„Und hau'n ſie mich im Winter ab,
im Sommer grün' ich wieder;
verliert ein Mägdlein ihren Kranz,
den findt ſie nimmer wieder."[206]

Dieſes Lied von alterthümlichem Tone findet ſich gleichwohl in keiner älteren Aufzeichnung und die mündlichen Überlieferungen ſind theils mangelhaft, theils überladen, ſo daß man aus der Vergleichung mehrerer die reine Geſtalt desſelben entnehmen muß. Von ſeinem früheren Daſein zeugt aber auch äußerlich eine umſchreibende engliſche Bearbeitung in einer Handſchrift des 16ten Jahrhunderts, wo der warnende Strauch ein blühender Hagedorn iſt.[207] Nach wendiſcher Faſſung wird das Mägdlein beim Graſen im grünen Holze von einem kleinen Aſt ins Geſicht geſchlagen und droht, durch ſeine zwei Brüder ihn wegſchneiden zu laſſen, das Äſtlein entgegnet, im Frühling ſchlag' es doch wieder aus, ſeine Sproſſen werden dann viel grüner noch und friſcher ſtehn, aber um verlorene Mädchenehre ſei es auf immer geſchehen.[208] Den Urſprung der Schönheit, worunter beſonders die bluhende Farbe verſtanden iſt, im Genuſſe des guten Brodes kennt ſchon der Meier Helmbrecht, der es zu den Segnungen des Ackerbaues rechnet, daß dadurch manche Frau „geſchönet“ werde[209]; in einer ſchottiſchen Ballade wird ein von Schönheit leuchtendes Mädchen gefragt, woher ſie das Waſſer genommen, das ſie ſo weiß waſche?[210] und ein Minneſänger hat über dem brennend rothen Munde ſeiner Geliebten den Einfall, ſie habe wohl eine rothe Roſe gegeſſen.[211] Das früher (S. 90) ausgehobene Geſpräch der Jungfrau mit der Nachtigall führt auf dieſelbe Lehre, wie das mit der Haſel, nur wird in jenem mehr der grünende, in dieſem der winterliche Baum vorgehalten; das Mädchen ſagt der Nachtigall, Reif und Schnee werden ihr das Laub von der Linde ſtreifen, die Nachtigall entgegnet:

Und wann die Lind' ihr Laub verliert,
behält ſie nur die Äſte
(a. ſo trauern alle Äſte),
daran gedenkt, ihr Mägdlein jung,
und haltet eur Kränzlein feſte.

Minder paſſend wird Solches auch der Haſel in den Mund gelegt[212] und ſchon im Geſpräche zwiſchen Florance und Blancheflor wird in gleichem Sinne von einer der Geſpielen an das traurige Ausſehen des entlaubten Baumes erinnert.[213] Die Roſe ſelbſt wird angerufen, um Weiſang und Kunde zu geben. Ein Mädchen will ſich nicht günſtig erweiſen, als wenn ihr drei Roſen gebracht werden, die im Winter aufgeblüht ſind, und ſie werden ihr gebracht:

Da ſie die rothen Röslein ſah,
gar freundlich that ſie lachen:
„ſo ſagt mir, edle Röslein roth,
was Freud' könnt ihr mir machen?

Die gebrochenen Roſen verkünden ihr das gleiche Schickſal (Volksl. Nr. 113. B. Str. 6). Dietmar von Aiſt läßt ſich durch die Roſen, die er an vertrauter Stelle blühen ſieht, den Gedanken an die Geliebte mahnen[214]; im Volksliede ſollen ſie noch beſtimmter das Gewiſſen der Liebe, die Treue, wach erhalten:

Es ſtehn drei Roſen in jenem Thal,
die rufet, Jungfrau, an!
Gott geſegen' euch, ſchöne Jungfrau,
und nehmt kein' andern Mann![215]

Sie ſtärken auch dadurch die Treue, daß ſie vom Leben und Geſchicke des fernen Freundes Zeugniß geben; dem Mädchen im Walde fallen drei Röslein in den Schoß:

Nun ſag', nun ſag', gut Röslein roth,
lebet mein Buhl' oder iſt er todt?

„Er lebet noch, er iſt nit todt,
er liegt vor Münſter in großer Noth.

Er liegt zu Köln wohl an dem Rhein,
er ſchenkt den Landsknechten tapfer ein.“[216]

Im däniſchen Liede von Ritter Aage und Jungfrau Elſe wird auch dem Todten noch Kunde von Lieb und Leid der überlebenden Braut: iſt ſie frohen Muthes, ſo iſt ſein Grab voll rother Roſenblätter, grämt ſie ſich, ſo iſt ſein Sarg wie mit geronnenem Blute gefüllt.[217a] Dem ſtrengeren Sinne der Volkslieder gemäß gehört es zur Vollſtändigkeit dieſer Reihe, daß auch die Unglückliche, die den Blumenkranz verſcherzt hat, ihre Klagen erhebe:

Da zog ſie ab ihr Kränzelein,
warf's in das grüne Gras:
„ich hab' dich gerne tragen,
dieweil ich Jungfrau was.“

Auf hub ſie wohl ihr Kränzelein,
warf's in den grünen Klee:
„geſegen' dich Gott, mein Kränzelein,
ich ſeh' dich nimmermeh.“[217b]

Tiefer geht ein Lied aus den Sammlungen des 16ten Jahrhunderts, auch im Volksmunde noch unerloſchen:

Traut Hänslein über die Heide ritt,
er ſchoß nach einer Taube,
da ſtrauchelt' ihm ſein apfelgrau Roſs
über eine Fenchelſtaude.

„Und ſtrauchel' nicht, mein graues Roſs!
ich will dir's wohl belohnen,
du muſt mich über die Heide tragen
zu Elſelein, meinem Buhlen.“

Und da er auf die Heide kam,
da begegnet' ihm ſein Buhle:
„kehr' wieder, kehr' wieder, mein ſchönes Lieb!
der Wind der weht ſo kühle.“

„Und daß der Wind ſo kühle weht,
ſo hat mich noch nie gefroren:
verloren hab' ich mein' Roſenkranz,
den will ich wiederum holen.“

„Haſt du verlorn dein' Roſenkranz,
willt du ihn wiederum holen,
bis Montag kommt uns der Krämer in's Land,
kauf' dir, ſchöns Lieb, ein' neuen!“

Am Montag, da der Krämer kam,
er bracht' nicht mehr denn alte:
„ſetz', ſchöns Lieb, einen Schleier auf
und laß den lieben Gott walten!“

Der uns dieß neu Lied erſtmals ſang,
er hat's gar wohl geſungen,
er hat's den Mägdlein auf der Lauten geſpielt,
die Saiten ſind ihm zerſprungen.[218]

Dem Ausreitenden ſtrauchelt das Roſs, ein übles Vorzeichen, das zur Umkehr mahnt[219]; bald begegnet ihm auf der Heide, über die der kalte Wind weht, ſein ſchönes Lieb, das nicht den Froſt empfindet, aber um den abgewehten Roſenkranz klagt.[220] Dieſes Bild gebrochener Treue, verlorener Ehre, wird weiter verfolgt. Ein Winterhauch iſt nun auch der bittere Hohn aus gekränktem Herzen, die geſprungenen Saiten, wie am Schluſſe des Vonvedliedes, entſprechen dem Miſslaute des zerriſſenen Liebesglücks.[221] Der Blumenkranz, der ſeine vollkommene Geſchichte hat, ſchwankt vom Anfang an zwiſchen zwei verſchiedenen Bedeutungen, er bezeichnet die jugendliche Freude und die jungfräuliche Unſchuld, dieſe finden zwar ihre Einheit in der morgenfriſchen, thauglänzenden Jugendblüthe, aber die Verbindung iſt nicht ungefährlich, und wenn die Jugendluſt vorſchlägt, zerflattert das aufgelöſte Gewinde.[222]

Soweit die ſinnbildliche Benützung der Blumen bisher dargelegt worden, gieng dieſelbe einfach und unmittelbar aus der poetiſchen Anſchauung hervor. Die Blumen als Symbole jugendlicher Anmuth und Friſchheit, Liebe und Freude ſind für ſich verſtändlich. Die Roſe waltet vor, weil ſie die Blume der Blumen iſt, die vollkommenſte Darſtellung dieſer Eigenſchaften und Zuſtände. Dem Gegenſatze von Liebesluſt und Liebestrauer, des freudeblühenden und des kummerbleichen Mädchens, ſchien ein Streit der rothen und der weißen Blume, der Roſe und der Lilie[223], zu entſprechen. Das Veilchen hat ſeine Bezeichnung als erſte früheſte Blume, noch einige andre Blumen ſind im Minneſange genannt, das manigfache Farbenſpiel der Blumen und Blätter wird ausgemalt, aber auf eine beſondre Bedeutung der einzelnen Farben und Namen nicht weiter eingegangen.[224] Erſt mit dem Anfang des 14ten Jahrhunderts geſtaltet ſich eine vollſtändige Farbenlehre, die jeder einzelnen Farbe für die Angelegenheiten der Liebe einen beſondern Sinn beilegt und dieſen auch je auf die Färbung der Blumen überträgt. Das 15te Jahrhundert entfernt ſich noch weiter von dem unmittelbaren ſinnlichen Eindruck, indem es ſprechende Blumennamen auf die Empfindungen und Geſchicke der Liebenden anwendet. Dieſen beiderlei Weiſen, die zum Theil auch mit einander verbunden ſind, fehlt es zwar nicht gänzlich an natürlichen Anläſſen, in ihrer Durchführung aber ſind ſie künſtlich ausgeſonnen, beruhen auf willkürlicher Übereinkunft oder bewegen ſich in dürrer Wortſpielerei, ſo daß ſie nur als Abartungen der Poeſie betrachtet werden können. Da ſie gleichwohl auch dem volksmäßigen Liede ſich reichlich mitgetheilt haben, ſo dürfen ſie hier nicht unerörtert bleiben.

Die Auslegung der ſechs Farben iſt Gegenſtand eines Gedichtes aus der Mitte des 14ten Jahrhunderts. Der Dichter wird von einer minniglichen Frau befragt, was jede der verſchiedenen Farben meine, worein jetzt, nach einem durch alle Lande üblichen „Funde,“ die Männer ſich kleiden, um damit kund zu geben, wie ſie gegen ihre Freundinnen geſinnt ſeien. Er gibt folgende Aufſchlüſſe: Grün ſei ein Anfang, und der Träger dieſer Farbe gebe zu erkennen, daß er noch frei von Minne ſei; roth bedeute die Noth des Minners, der wie feurige Kohle brenne; blau bezeichne Stätigkeit, Treue; wer weiß trage, laſſe die Hoffnung merken, die ſich ſeiner Liebe aufgethan; ſchwarz meine Zorn und Trauer über vergeblichen Dienſt und über die Untreue der Geliebten; gelbe Farbe, die ſelten getragen werde, ſei der Minne Sold, „das reiche, minnigliche Gold,“ verkünde die erlangte Gewährung. Die Frau macht zu jeder Auskunft ihre Bemerkungen: den Gebrauch des Grünen erklärt ſie für einen „klugen Fund“ (eine Erfindung), ſonſt aber findet ſie, daß die Farbe der Röcke nicht immer der Wahrheit entſpreche, auch kann ſie nicht gutheißen, daß man Lieb und Leid ſo zur Schau ſtelle, vormals habe man ſein Glück ſchweigend und allein getragen, zuletzt ermahnt ſie den Dichter, ſeiner Liebſten treu zu bleiben und es niemals mit falſcher Farbe zu halten.[225] Der grünen Farbe beſonders iſt ein Gedicht ähnlicher Art gewidmet. Durch den wonniglichen Wald kommt der Dichter auf eine vom Maienthau bedeckte Aue, wo er Blumen mancher Farbe findet: „roth, weiß, in braun gemengt, gelb, blau, durch grün geſprengt;“ daſelbſt trifft er eine Frau, die ſich für eine Liebhaberin der grünen Farbe erklärt und von ihm die Eigenſchaften derſelben gründlich erfahren will; er zählt dieſe rühmend auf, namentlich, daß Grün, als Farbe der nahenden Sommerzeit, die Welt freudenvoll mache und daß es in der Liebe ein fröhlicher Anfang ſei; wer ſich Grün auserwählt, der habe ſich dem Maien zugewandt und Freude begonnen, Grün ſei Urſprung aller Dinge.[226] Auch in einer allegoriſchen Dichtung wird dieſe Farbenlehre dargeſtellt: Die Minne ſendet dem Dichter, der bereits ihre Macht empfunden, eine Frau zu, die ganz in Braun gekleidet iſt und ihm die Lehre gibt, zu ſchweigen und was ihm Gutes werde, in ſein Herz zu verſchließen, ſie ſelbſt nennt ſich „Verſchwiegen immermehr (immerfort),“ weshalb ſie auch braune Kleider trage, und fordert den Minnelehrling auf, zu weiterer Unterweiſung ihr zu folgen; er wird in einen Saal geführt, um welchen Berg und Thal wie Klee ergrünen und deſſen Wände von Smaragd glänzen, darin empfängt ihn eine andre Frau, deren Gewand von grasgrünem Sammt geſchnitten iſt, dieſe räth ihm, mit Bedacht anzuheben, in Grün zu beginnen, keine Frucht könne vollwachſen, ſie hebe denn mit Grün an, Grün ſei den Augen gut, von Grün entſprieße weiße Blüthe, ſie ſelbſt heiße: „der Freuden ein Beginnen;“ ſofort geleitet ſie ihn auf ein weißes Feld, wo in einem Gezelt von weißer Seide mit Knöpfen von Perlen eine Frau ſitzt, die in Hermelin und Lilien gekleidet iſt und die dem „Wildfang,“ wie ihn die Führerin nennt, einen Brief lieſt, wonach kein beſſer Ding iſt, als Hoffen, wie denn auch ihr Name „Hoff' für Trauren!“ lautet; ſie bringt ihn nach anderem Lande, wo er vor einem großen Heer eine Frau auf rothem Pferde daherreiten ſieht, ihr Reitzeug leuchtend von Gold und Rubin, ihr Mantel von rothem Scharlach, ihr Gewand brennendroth, das Feld umher iſt mit Roſen beſtreut und die ſtolze Frau, nachdem ſie abgeſtiegen, erhebt ein reiches Lob der rothen Farbe: mit Roth gehe die Sonne auf, Roth ſei der Welt Wonne, in Roth entzünde ſich das liebende Herz, wo zwei Liebende den Bund der Treue ſchließen, da erglühen ſie in Röthe; noch ſagt ſie ihm ihren Namen: „die Lieb' entzündet,“ und führt ihn dann weiter zu einem himmelblauen Hauſe, wo viele blaugekleidete Männer und Frauen zuſammenrufen: „bleib ſtät!“ und die Herrin des Hauſes: „Wank' nimmer nicht!“ genannt, in ſaffirblauem Gewande, den vor ihr Knieenden zu treuer Liebe mahnt und einſegnet, ihn ſogar als Kaiſer im blauen Orden grüßt; doch ſitzt er nicht lange auf ſeinem Herrſcherſtuhl, als eine ſchwarze Frau zornmüthig herankommt, den Stuhl darniederreißt und den erſchrockenen Kaiſer gebunden nach ihrem Heimweſen führt, wo ſie ihm, wie ſo manchem Andern, eine Klammer anſchmiedet; vergeblich fragt der Gequälte nach Gelb, Gelingen, aber doch gibt die ſtrenge Frau, die nicht näher benannt wird, ihn am Ende los, nachdem auch unter ſchwarzem Kleide ſein Herz blau geblieben iſt.[227] Dieſer Gattung von Gedichten reiht ſich endlich eines an, worin noch einmal zwei liebende Jungfraun, eine frohe, von Lieb' und Treue ſingende, und eine traurige, händeringende, Zwiegeſpräche halten und auch äußerlich durch die Farbe der Kleider, roth und grau, unterſchieden ſind, anſtatt jener natürlichen und poetiſchen Gegenſätze, der blühenden und der bleichen Geſichtsfarbe, der rothen und der weißen Blume.[228] Volksmäßige Lieder des 15ten und 16ten Jahrhunderts geben Zeugniß, wie ſehr die Bekanntſchaft mit den Farbenregeln verbreitet war. Bald werden die bedeutſamen Farben der Reihe nach ausgeſpielt, ſo beſonders in einem Liebesliede, deſſen ſieben Geſätze je einer Farbe gewidmet ſind und dabei meiſt dem obigen Lehrgange folgen, indem ſie von Grün zu Weiß, Roth und Blau vorſchreiten, dann Grau und Gelb einſchieben und mit Schwarz endigen [229]; auch in nachſtehenden Strophen eines Liedes aus dem 15ten Jahrhundert auf eine ungetreue Schöne zu Heidelberg:

Und da ich meinen Buhlen hät,
da trug ich blau, bedeutet „ſtät“,
die Farb' iſt mir benommen;
nun muß ich tragen ſchwarze Farb',
die bringt mir keinen Frommen.

Schwarze Farb', die will ich tragen,
darin will ich mein Buhlen klagen,
ich hoff, es währ' nit lange;
ſchneid' ich mir ein grüne Farb',
die iſt mit Lieb' umfangen.

Grüne Farb' iſt ein Anfang;
weiße Farb', hab' immer Dank!
wo findt man deinesgleichen?
wer ein' ſtäten Buhlen hat,
der ſoll nit von ihm weichen.

Grau und braun ſind hiernächſt noch aufgeführt.[230] Öfter jedoch werden nur einzelne Farben beigezogen, was mit einem ungeſuchten Ausdrucke der Empfindung ſich eher verträgt. Ein ſolches Lied hebt an:

Wohl heuer zu dieſem Maien
in grün will ich mich kleiden,
den liebſten Buhlen, den ich hab',
der will ſich von mir ſcheiden;
das macht allein ſein Untreu,
ſein wankelmüth'ger Sinn;
hab' Urlaub, fahr dahin! [Volksl. Nr. 66. Pf.]

Der treulos Aufgegebene will ſich grün kleiden, weil er ſich wieder frei fühlt und mit dem nahenden Sommer ein neues Liebeleben beginnen kann, er geht ſelbſt mit über in den fröhlich aufgrünenden Mai.[231] In gleichem Sinne denkt der Heidelberger Sänger auf ein grünes Gewand und ſpricht dieſe Meinung noch auf andre Weiſe aus:

Schöne Frau, iſt das der Lohn,
den ich um euch verdienet han
mit Tanzen und mit Springen,
ſo will ich dieſen Sommer lang
mit andern Vögeln ſingen.

Geduldiger ſingt ein andrer:

In Schwarz will ich mich kleiden,
und leb' ich nur ein Jahr,
um meines Buhlen willen,
von dem ich Urlaub hab';
Urlaub hab' ich
ohn' alle Schulden,
ich muß gedulden.

In einem franzöſiſchen Liede klagt der Liebende zum Abſchied: „Ach! wo ſind die Farben, die wir zu tragen pflegten? Gelb iſt mir entgegen, Grau muß ich laſſen, für allen Entgelt muß ich Schwarz tragen"; doch behält auch er ſich vor, wenn ſeine Liebe ihn täuſche, mit dem kommenden Maimond andre anzuknüpfen.[232] Braune Tracht zum Zeichen des Schweigens[233], Veilchenblau als Farbe der Stätigkeit[234] und Ähnliches mehr findet ſich in den Liedern zerſtreut. Eine Schöne beſchwert ſich, daß Derjenige, der im Gedanken an ſie Braun, Blau und Weiß getragen, nun einer Andern zu Dienſt in Braun, Weiß und Grün gehe[235]; hier iſt Blau ausgefallen und mit Grün vertauſcht, die Farbe der Treue mit jener der Freiheit und eines neuen Anfangs. Der Ausleger der ſechs Farben verdankt ſeine Kenntniß von der Kraft derſelben einem Grafen von Hohenberg, der Sänger des Heidelberger Liedes nennt ſich einen Hofmann[236], höfiſchen Geſchmacks iſt überhaupt dieſe Livrei der Liebe. Da nun ſchon im Mittelalter Frankreich das Muſter aller Hofſitte war, ſo werden auch die Vorgänge des ausgebildeten Farbenweſens dort zu ſuchen ſein.[237]

Aber ſelbſt in dieſem hofmäßigen Zuſchnitte hat die Deutung und Anordnung der Farben ſich im Einklange mit dem ſinnlichen Eindruck und der natürlichen Erſcheinung derſelben zu halten gewuſt. Beſonders erinnert die beſchwichtigende und erfriſchende Kraft der grünen Farbe an die Wirkungen des panno verde (ſ. oben S. 402); dieſem unmittelbaren Eindruck aber geſellt ſich die Anſchauung, daß aus dem Grünen der erſten Frühlingsfarbe alles Weitere aufſprießt, und hiernach die bildliche Beziehung, die ſo oft ausgeſprochen wird, daß Grün der Anfang ſei; das Naturbild ſetzt ſich fort, indem aus Grün die weiße Blüthe ſich entfaltet, aus dem Zuſtande der unbeſtimmten Empfänglichkeit das erſte, zarte Hoffen; hierauf folgt das brennende Roth, der heftige Reiz des panno rosso, das nahe liegende Wahrzeichen der Leidenſchaft; dieſe Flammenfarbe ſänftigt und ſammelt ſich im Blau der Treue; gedämpfter noch iſt Braun, die Farbe der Behutſamkeit und des Schweigens; Gelb und Schwarz ſtehen ſich gegenüber, jenes ein prunkender, feſtlicher Glanz, bezeichnet das Gelingen, das Gold der Minne, dieſes mit ſeinen finſtern Schatten eignet ſich, von ſelbſt verſtanden, dem Miſsmuth und der Trauer.

Der Naturſinn, dem eine lehrhafte Auslegung der Farben und die Anwendung dieſer Lehre auf die Wahl der Kleider nicht genügen konnte, nahm ſeinen Ausweg dahin, daß er die Farben in Blumen verwandelte. Dieſer Weg war ſchon gewieſen, indem man aus Grün die weiße Blüthenfarbe hervorgehen ließ. Das Reich der Farben iſt nun ein Frühling, der in ſeinen Blumen alles ſinnige Farbenſpiel zur Entfaltung bringt; ja es iſt wohl gedenkbar, daß eben am bunten Schmelz der Blumenwelt die nachſinnende Vergleichung und verliebte Deutung der Farben vornherein ſich entwickelt hat. Hieher fällt ein Lied vom Anfang des 15ten Jahrhunderts, das zwiſchen Kunſt- und Volksgeſang die Mitte hält. Des Sängers Herz freut ſich dem Mai entgegen, der Blümlein mancher Farbe bringt, roth, weiß, ſchwarz und blau, doch iſt ihm blau das liebſte, blau bedeutet ſtät; das rothe Blümlein brennt in Liebe, das weiße wartet auf Gnade, das ſchwarze bringt Klage, wenn er ſich von der Liebſten ſcheiden muß; er ſegnet ſie, die ihm das blaue Blümlein gab.[238] Die grüne Farbe, die hier vermiſt wird, iſt in einem ähnlichen Liede des Grafen Hugo von Montfort, deſſen Gedichte mit den Jahrzahlen 1396 bis 1414 verſehen ſind, vorangeſtellt: Vieles, womit die Welt ſich nährt, fängt der Mai mit Grünem an, manch Blümlein, roth und blau in Blau, iſt lieblich entſprungen, dabei findet man Grau, und Grün drängt ſich dazwiſchen, Blümlein gelb, braun und weiß ſind mit Maienthau begoſſen, doch geht dem Dichter ein rothes Mündlein über Blumenſchein, ſeine weiße Zähne glänzen daraus, braune Brauen, klare Augen, ſolcher Blumen nimmt er wahr, den Schönen glänzt ihr Haar über Blumengelb, Blau ſteht in ihrem Herzen, in Geſundheit grünt ſie.[239] So wird die Geliebte ſelbſt, leiblich und geiſtig, ein Inbegriff von Blumen aller Farben. Ein gleichzeitiges Lied im Volkstone beginnt erſt noch farblos:

Mein Herz hat ſich geſellet
zu einem Blümlein fein,
das mir wohl gefället,
durch Lieb' ſo leid' ich Pein.

Dann aber ſpielt dieſes Blümlein (Str. 1: „Es iſt ein' Jungfrau ſchön") in ſechſerlei Farben:

Mein Herz hat ſich geſellet
zu einem Blümlein roth,
das mir wohl gefället,
durch Lieb' ſo leid' ich Noth.

Mein Herz hat ſich geſellet
zu einem Blümlein weiß ꝛc.

Auf gleiche Weiſe durch Braun, Grün, Grau (Blau?) bis zu Gelb, wobei der Sänger Gewährung hofft; der Kehrreim iſt ein jubelnder Mairuf, vermuthlich älteren Urſprungs:

He he! warum ſollt' ich trauren!
nun rühret mich der Mai;
ſchlag, ſchlag, ſchlag auf mit Freuden!
mein Trauren iſt entzwei.[240]

Zu beſondrem Anſehen gelangt um dieſe Zeit das blaue Blümlein. Es lag in der lehrhaft allegoriſchen Richtung damaliger Dichtkunſt, die Farbe der Stätigkeit, einer ſittlichen Eigenſchaft, vorzüglich hoch zu halten. Der Graf Johann von Habsburg, in der Mordnacht zu Zürich 1350 ergriffen, ward daſelbſt in den Wellenberg, den nun abgebrochenen Waſſerthurm, gelegt, hier lag er in das dritte Jahr gefangen und machte das Liedlein: „Ich weiß ein blaues Blümelein.[241] Nur dieſen Anfang haben die Chroniken aufgezeichnet, das Lied als wohlbekannt vorausſetzend. Daß mit dem blauen Blümlein, von dem fortan viel geſungen wird[242], zuerſt das Veilchen gemeint war, deuten noch Liederſtellen aus dem 15ten Jahrhundert an. Der ſchon angeführten, wonach Veielblau die Farbe der Stätigkeit iſt, entſpricht eine andre, worin ebendarum das Veilchen vor allen Frühlingsblumen gerühmt wird.[243] Einmal kann auch auf die blaue Kornblume gerathen werden, als Erſatz entgangener Maiblüthe.[244] Doch müßen beide zurückſtehn vor dem beliebten Vergißmeinnicht. Dieſes glänzt nicht bloß im reinſten Blau der Treue, ſondern es mahnt auch in ſeinem Namen zur Beſtändigkeit des liebenden Gedenkens. Mit dem Vergißmeinnicht aber eröffnet ſich eine neue Botanik der Liebe, eine Reihe von Kräutern und Blumen, deren ſpruchartige Namen manigfache Beziehung auf Liebesverhältniſſe geſtatten und nun auch emſig in den Liedern ausgebeutet werden: Vergißmeinnicht, Wohlgemuth, Augentroſt, Augelweid, Je länger je lieber, Tag und Nacht, Ehrenpreis, Hab mich lieb, Maßlieb, Denk an mich, Wegweis, Wegwart, Wermuth, Schabab. Die meiſten und gebrauchteſten unter dieſen Namen ſind zwar nicht in ihrem Urſprunge ſinnſprüchlich, ſondern aus dem unmittelbaren Wohlgefallen an den zierlichen Gewächſen und aus der Beobachtung ihrer natürlichen Beſchaffenheit hervorgegangen. Das kleine, niedrigſtehende Vergißmeinnicht will nicht überſehen ſein, ebenſo Denk an mich, Hab mich lieb; dagegen iſt Je länger je lieber eine Artigkeit, die dem Blümchen geſagt wird, ebenmäßig Augentroſt, Augelweide; Tag und Nacht bezeichnet die Theilung in lichte und dunkle Hälfte; Schabab, eine ſpäte Blüthe, verkündet den Abzug des Sommers.[illegible] Aber die verblümte Anwendung ſolcher Namenbildungen lag gänzlich im Geſchmacke der Zeit, lauten ſie doch nahezu wie jene der allegoriſchen Frauen: Verſchwiegen immermehr, Hoff für Trauren, Wank nimmer nicht! So wird Vergißmeinnicht die Mahnung zur Beſtändigkeit[246], Wohlgemuth die Loſung der Freude, Augentroſt ein Mittel gegen Traurigkeit[247], Je länger je lieber ein Ausdruck zunehmender Verliebtheit, Schabab ein Zeichen der ſchnöden Abweiſung und des Verleidetſeins.[248] Ein Lied ſolchen Inhalts führt nacheinander das blaue Vergißmeinnicht, das braune oder weiße Habmichlieb, den roſinrothen Herzentroſt (für Augentroſt?) und den Wohlgemuth auf, aber all dieſe erfreulichen Blumen ſind von Reif und kalten Winden gefalbt, abgemäht, verdorrt; nur das weiße Blümlein Schabab blieb dem Liebenden zu tragen, doch er hofft auf einen neuen Sommer, wo Reif und Schnee, den neidiſchen Klaffern dienſtbar, vergeſſen, der lichte Mai die Blümlein mancher Farbe wiederbringt und er, den Klaffern zu Leide, von Liebesarmen umfangen iſt (Volksl. Nr. 54)

Dieſes Lied hebt an:

Weiß mir ein Blümli blaue
von himmelblauem Schein,
es ſteht in grüner Aue,
es heißt Vergißnitmein ꝛc.

und man wird damit an jenes: „Ich weiß ein blaues Blümelin ꝛc.“ des Grafen von Habsburg erinnert, doch läßt ſich aus dieſem Anklange nicht weiter folgern, indem das andre Lied nur erſt in Aufzeichnungen des 16ten Jahrhunderts vorhanden und das Spiel mit derlei Blumennamen, gleich dieſen ſelbſt, nicht bis in die Mitte des 14ten Jahrhunderts mit Beſtimmtheit nachweisbar iſt.[249] Noch Hug von Montfort und der zunächſt vor ihm erwähnte Sänger deuten die Blumen und beſonders die blaue nicht nach ihren Namen, nur nach den Farben. Beim Vergißmeinnicht trifft zwar die Bedeutung der Farbe mit dem Wortlaute zuſammen, ſonſt aber deckt die Farbenlehre ſich keineswegs mit dem Namenſinne; Weiß kann nicht zugleich Farbe der Hoffnung und des unſeligen Schabab ſein. Einmal kundbar, wird nun aber die neue Namendeutung mit aller Freude eines beſonders ſinnreichen Fundes betrieben. Nicht allein ſind derſelben ganze Lieder eigens gewidmet, auch ſonſt können die Sänger nicht umhin, in Frühlingsſchilderungen der edeln Kräuter Wohlgemuth, Vergißmeinnicht und andrer bedeutſam zu gedenken, oder in zärtlicher Huldigung um ein Kränzlein aus ſolchen zu bitten[250], ſelbſt die ſchöne Graſerin wird um einen ſo ſinnſchweren Kranz erſucht.[251] Außerdem bietet das 15te Jahrhundert einen Unterricht in Proſa über die Bedeutung von allerlei Blättern und Blumen; dieſe ſollen ebenſo mit Bedacht getragen werden, wie man ſchon im 14ten Jahrhundert die Farbe der Kleidung vielſagend wählte, und zwar nimmt daſſelbe Baumblatt oder Blümchen verſchiedenen Sinn an, je nachdem man es von ſelbſt oder auf Empfehlung der geliebten Perſon angeſteckt hat; ſprechende Blumennamen ſind hier im gleichen Sinne aufgefaßt, wie in den Liedern, aber die meiſten der aufgezählten Gewächſe finden weder in der Farbe noch im Namen ihre Deutung, ſondern in noch viel künſtlichern und verſteckteren Beziehungen. Zum Beiſpiel diene das Laub der Linde, die ſelbſt hier noch in ihrem vollfreundlichen Weſen erſcheint: „Wer lindin Laub trägt, der gibt zu erkennen, er wolle ſich mit der Menge freuen und mit Niemand beſonder, wann (weil) die Linde gewohnlich auf der Gemein (Almende) ſtaht, da ſich die Menge bei freuet, und gibt doch inſunderheit Niemand kein' Frucht." [252]

Wie Kranz und Blume, ſo wird auch der Garten als Bild der Liebe gebraucht. Bei den Minneſängern und in Volksliedern älteren Stils werden die Blumen in Wald und wilder Aue gebrochen, kaum einmal, bei Nithart, aus dem Garten geholt. [253] Der Baumgarten, deſſen die Rittergedichte häufig gedenken, dient auch im Minneſange zuweilen der Begegnung mit ſchönen Frauen. [254] In der Heldenſage namhaft iſt der Roſengarten, beſonders der zu Worms, woſelbſt noch jetzt ein Werder am Rheine ſo genannt wird; ebenſo hießen auch anderwärts die der Volksluſt im Freien gewidmeten Plätze. [255] Der ſagenhafte Roſengarten zu Worms iſt ein Anger, mit Roſen wohl bekleidet, eine Meile lang und eine halbe breit, ſtatt der Mauer mit einem Seidenband umgeben; dort hat die ſchöne Kriemhild Jedem, der einen der zwölf Hüter des Gartens beſiegt, einen Kranz von Roſen, dazu ein Halſen und ein Küſſen, ausgeſetzt; eine Kranzwerbung mit dem Schwerte, wie nachher, im Kranzſingen, mit Liedern geworben wird und die Meiſterſänger ihre Kunſt als einen Roſengarten, der von zwölf Altmeiſtern gehütet wird, darſtellen (ſ. oben S. 205). [256] „Im Roſengarten ſein" wurde zum ſprichwörtlichen Ausdruck für Behagen, Wohlleben, ſorgloſe Fröhlichkeit, gewonnenes Spiel [257]; in dieſem Sinne ſagt ein Lied des 15ten Jahrhunderts:

Du erfreuſt mirs Herz im Leib,
wohl in dem Roſengarte
dem Schlemmer ſein Zeitvertreib! [258]

und wie zu Worms der ſtreitbare Mönch Ilſan durch die Roſen watet oder im Roſengarten ſich walgt, ſo heißt es in einem Bergreihen [259]:

Dein roſenfarber Mund,
macht mich, Feinslieb, geſund,
erſt lieg ich in den tollen vollen rothen Roſen.

Allmählich verengt ſich der freiere Gartenraum zum wohlverzäunten Wurz- und Blumengärtlein. Schon Walther von der Vogelweide ſpricht bildlich von der liebenden Pflege guter Kräuter in einem grünen Garten [260]; Burkart von Hohenvels ebenſo vom Würzegarten der Sälde, in dem eine tadelloſe Frau Roſen nebſt andern Blumen und heilſamen

Kräutlein brechen könne.[261] Im Renner werden die Gedanken aus der Zeit in die ewige Freude mit denen eines erblindeten Mannes verglichen, der noch den Tag zu erleben ſich ſehnt, da er die lichte Sonne wieder ſehe und bei ſeinen Freunden ſitze, mit ihnen vertraulich eſſe und trinke und kurzweilen gehe bei ſchönen Frauen im Wurzgarten.[262] Beſonders freuen ſich dann bürgerliche Sänger des 15ten und folgenden Jahrhunderts einer freundlichen Zuſammenkunft oder eines Spaziergangs bei lieblichem Sonnenſchein mit der Schönſten in ihrem Gärtlein; dort weiſt ſie den Liebenden in die Roſen oder ſetzt ihm ein Kränzlein von rothen Roſen auf.[263] Die Bilderſprache, die hier nur mitgeht, iſt vollſtändiger in einem volksmäßigen Liede durchgeführt, das im 16ten Jahrhundert ſehr verbreitet war:

Jungfräulein, ſoll ich mit euch gahn
in euern Roſengarten? ꝛc.

Die Jungfrau erwidert: der Gartenſchlüſſel ſei wohl verborgen und behütet, der Knabe bedürfe weiſer Lehre, dem ſich der Garten aufſchließen ſoll; dennoch kommt der Bewerber dahin und trifft die Schöne, wie ſie mit heller Stimme ſingt, daß es im Garten erſchallt und die Vögel in den Lüften den Widerhall geben, verſtummend und erröthend grüßt er ſie, wird aber mit dem Vorwurf heimgewieſen, daß er ihr die liebſten Blümlein zertreten wolle, da kehrt er um und ſieht im Weggehen, wie die Jungfrau in ihrem Gärtlein allein ſteht und ſich die goldfarben Haare ſchmückt, mit ihrem rothen Munde gibt ſie ihm den Segen.[264] Nithart ſpricht bereits vom Zaunflechten um den Wurzgarten der Minne[265]; ſich ein Gärtlein gezäunt haben, ſcheint herkömmliches Bild für ein geſichertes und abgeſchloſſenes Einverſtändniß in der Liebe geweſen zu ſein. So beginnt ein Volkslied (Volksl. Nr. 51):

Ich zäunt mir nächten einen Zaun,
darum bat mich mein Geſpiel,
wohl um ein freundlichs Wurzgärtlein,
darinn war Freuden viel,
das wonnigliche Spiel.

Dieſes Gärtlein iſt märchenhafter Art:

es klingen die Äſt' von rothem Gold,
die Vögelein ſingen wohl:
„mein Feinslieb hat mich hold!“

Wenn es dann weiter heißt, das Wurzgärtlein ſei wohl verzäunt, es ſei noch nicht offenbar, und wenn ſofort aufgefordert wird, es offenbar zu machen, ſo iſt damit eine Räthſelaufgabe bezeichnet, das Wort der Löſung aber, auch unausgeſprochen, kein andres als wieder die Liebe.[266] Ähnliches in einem andern Liede:

Ich will gahn in den Garten,
umzeunt mit rothem Gold,
darinn meins Liebes warten,
ich bin ihm von Herzen hold;
es kommt gar ſchier, es ſaumt ſich nit,
es will mir nichts verſagen,
was ich es freundlich bitt'.[267]

Auch fremde Gewürzbäume zieren den Garten der Liebſten (Volksl. Nr. 30. Str. 3).

In meines Buhlen Garten
da ſtehn zwei Bäumelein,
das eine trägt Muscaten,
das andre Nägelein;

ihr ſelbſt beim Haupte ſteht ein goldner Schrein, worin das junge Herz des Liebenden verſchloſſen iſt, zu ihren Füßen fließt ein Jungbrunnen, daraus er manch ſtolzen Trunk gethan. Das vom 16ten Jahrhundert bis heute vielbekannte Lied dieſes Inhalts hatte früher wahrſcheinlich den Eingang:

Nach Oſterland (Oſtland) will ich fahren,
da wohnt mein ſüßes Lieb ꝛc.[268]

und verſetzte ſo den Liebesgarten nach dem fabelhaften Oſten, wie anderwärts von dem wunderſamen Schloß und Walde (ſ. oben S. 105) oder von dem Baum in Oſterreich (Morgenland) geſungen wird, der Muscatenblumen trägt und deſſen erſte Blume des Königs Tochter bricht (Volksl. Nr. 99. Str. 1). Dagegen blühen die ſinnigen Kräutlein Wohlgemuth, Vergißmeinnicht u. ſ. w., nach einem der Spruchgedichte, ſehr angemeſſen im Wurzgarten, der mit einem künſtlich in Herzform gezogenen Hage verzäunt iſt.[269]

Eines der angeführten Lieder (Nr. 54) läßt alle die heiteren Blümlein von Reif und andrem Ungemach verderben und nur das herbſtliche Schabab übrig bleiben. Die erfrorenen Blumen, das verwüſtete

Gärtlein ſind auch anderwärts Bilder des durch Trennung oder Untreue zerſtörten Liebesglücks und fehlen darum nicht in den Abſchiedsliedern, einer zahlreichen Gattung, in der bald das ſchmerzliche Lebewohl treuer Liebenden, bald der bittre Scheidegruß des gekränkten und erkalteten Herzens ausgeſprochen wird. Den Gegenſatz glücklicher Zeit und herber Trennung drückt ein alter Kehrreim in wenigen Zügen ſo aus: „Veilchen, Roſenblumen!“ dann:

„Berg und Thal, kühler Schnee:
Herzlieb! Scheiden, das thut weh.“ [270]

Treue Liebe will nicht geſchieden ſein:

Hat uns der Reif, hat uns der Schnee,
hat uns erfrört den grünen Klee,
die Blümlein auf der Heiden;
wo zwei Herzlieb bei'nander ſind,
die Zwei ſoll man nit ſcheiden!

Dennoch geſchieht es und die Klage wird laut (Volksl. Nr. 67):

Ach Gott, wie weh thut Scheiden!
hat mir mein Herz verwundt,
ſo trab' ich über die Heiden
und traur' zu aller Stund';
der Stunden, der ſind alſo viel,
mein Herz trägt heimlich Leiden,
wiewohl ich oft fröhlich bin.

Hat mir ein Gärtlein gebauen
von Veiel und grünem Klee,
iſt mir zu früh erfroren,
thut meinem Herzen weh,
iſt mir erfroren bei Sonnenſchein
ein Kraut Jelängerjelieber,
ein Blümlein Vergißnitmein.

Sollt' mich meins Buhl'n erwegen (begeben),
als oft ein ander thut,
ſollt' führen ein fröhlichs Leben,
darzu ein' leichten Muth,
das kann und mag doch nit geſein;
geſegen dich Gott im Herzen!
es muß geſchieden ſein.

Selbſt die ſonſt troſtreiche Wohlgemuth wird aufgefordert, mitzutrauern:

Gründ' meine Wort, Jungfräulein zart,
dieweil ich dich muß meiden!
klag' Sonn' und Mond, klag' Laub und Gras,
klag' Alles, das der Himmel beſchloß!
klag' Röslein fein,
klag' kleins Waldvögelein,
klag' Blümlein auf der Heiden!
klag' auch die braune Wohlgemuth!
ach Gott! wie weh mir's Scheiden thut! [271]

Bitterer lautet folgendes:

Hat mir zu Freuden ausgeſät,
ein Andrer hat mir's abgemäht,
das macht das Wetter unſtät,
ein leichter Wind, der mir's hinweht',
ein großer Guß führt's all dahin,
ſchafft daß ich ſo traurig bin. [272]

Hier ſtimmt auch ein, was in einer däniſchen Ballade der Pilger ſingt, dem, als er von einer Romfahrt nach Hauſe kommt, ſeine Frau nicht entgegengeht: „Ich pflanzt' in meinem Wurzgarten Roſen und edle Lilien, nun iſt dort Andres zwiſchen gewachſen, wider meinen Willen; ich habe gepflanzt einen Wurzgarten mit Roſen und edeln Blumen, nun iſt dort Andres zwiſchengewachſen, derweil ich in Rom war; in meinen Garten iſt ein Hirſch gewöhnt, die Blumen tritt er nieder, er will verwüſten die einzige Wurz, die mir das Herz erfreut.“ Die Frau hat ſchwer zu büßen, daß ihr Mann zu Rom das Reimen lernte, ſchuldbewußt gibt ſie die Schlüſſel ab und verläßt das Haus.[273]

Ich pflanzet' in mein Wurzgärtlein
wohl Roſen und edle Lilgen,
nun wuchs mir Andres zwiſchenein,
iſt nicht mit meinem Willen.

Ich habe gepflanzt ein Wurzgärtlein
mit Roſen und edeln Blumen;
nun wuchs mir Andres zwiſchenein,
derweil ich war zu Rome.

In meinem Garten geht ein Hirſch,
tritt nieder alle Blüthe,
verwüſtet mir die einz'ge Wurz,
die mir gab Hochgemüthe.

Deutlicher wird jetzt ein weiteres deutſches Lied (Volksl. Nr. 47):

„Nun fall, du Reif, du kalter Schnee,
fall mir auf meinen Fuß!
das Mägdlein iſt nit über hundert Meil'
und das mir werden muß.“

Ich kam für Liebes Kämmerlein,
ich meint', ich wär' allein,
da kam die Herzallerliebſte mein
wol zu der Thür hinein.

„Gott grüße dich, mein feines Lieb!
wie ſteht unſer beider Sach'?
ich ſeh's an deinen braun' Äuglein wohl,
du trägſt groß Ungemach.

Die Sonne iſt verblichen,
iſt nimmer ſo klar als vor;
es iſt noch nicht ein halbes Jahr,
da ich dich erſt lieb gewann.

Was ſoll mir denn mein feines Lieb,
wenn ſie nit tanzen kann?
führ' ich ſie zu dem Tanze,
ſo ſpottet mein Jedermann.

Wer mir will helfen trauren,
der recke zween Finger auf!
ich ſeh' viel Finger und wenig Treu'
ade! ich fahr' dahin.“ (drum hör' ich Singens auf.)

Dieſe eiſigen Gefühle der Enttäuſchung, der erſtorbenen Liebe, der ſittlichen Zernichtung des geliebten Gegenſtandes ſind den Volksliedern eigenthümlich. Wie im Liede vom verlorenen Roſenkranz, auf der ahnungsvollen Fahrt zu der Liebſten, der kühle Wind über die Heide weht, ſo findet hier der rückkehrende Wandrer es ſeiner Stimmung gemäß, daß Reif und Schnee auf ſeinen Fuß fallen; die Entdeckung iſt dieſelbe, wie dort; da erbleicht ihm die Sonne, er verhöhnt ſich ſelbſt und miſstraut auch denen, die er zur Mittrauer auffordert. Das Trauernhelfen gehört zu den genoſſenſchaftlichen Pflichten des Mittelalters und berührt ſich hier mit den Formen der Eideshilfe[274], im Minneſange wird mehrfach zum mithelfenden Gnaderuf, Lobſingen, Wünſchen und Danken aufgefordert[275], aber auch das Helfen mit Klage und Trauer iſt ſonſt bezeugt[276] und wird in folgenden Abſchnitten noch weiter vorkommen. Gleich andern Befreundeten wird die ganze Natur in Mittrauer gezogen, ſie ſoll den menſchlichen Kummer widerhallen und abſchatten. In der vorhin angeführten Strophe ſollen Sonn und Mond, Laub und Gras, Waldvöglein und Blumen, Alles, was der Himmel umſchließt, mit dem Scheidenden klagen, dem Enttäuſchten erbleicht die Sonne.[277] Nach einer altdeutſchen Legende ruft ſchon Adam nach der Vertreibung aus dem Paradies: „Ich bitte dich, Waſſer Jordan, und die Fiſche, die hier inne ſind, und in den Lüften euch Vögelein, und euch Thiere all zuſammen, daß ihr mir helfet weinen und mein großes Leid klagen!“ Da läßt das Waſſer ſein Fließen und alle Geſchöpfe helfen ihm klagen.[278] Sie bleiben auch fortan nicht unempfindlich beim Leide der Menſchen; „die wilden Vögel betrübet unſere Klage“, ſagt Walther[279], eine Vergeltung des Mitleids, das ihrem Ungemache gezollt wird; dem ungeliebten Mädchen will die Linde trauern helfen; dann im litthauiſchen Volkslied:

Ach wehe, wehe! mein Gott, du lieber!
wer wird uns helfen den Bruder betrauren?

Die Sonne ſprach, ſich herniederlaſſend:
„ich werd' euch helfen den Bruder betrauren.[280]

Neun Morgen will ich in Nebel mich hüllen
und an dem zehnten auch gar nicht aufgehn.

Ferner im niederdeutſchen Liede von Egmonts Tode (Volksl. Nr. 355. Str. 25):

Des von Egmunden ſchön Gemahl
mit Thränen netzete ihren Saal,
mit Klage das Lied thät enden,
auch höret(e) auf die Nachtigall
zu ſingen in dem grünen Thal,
Mond und Sonn' thät erblinden.[281]

Die nordiſche Sage von Baldur, den alle Weſen, lebendige und unbelebte, aus den Wohnungen der Todesgöttin weinen ſollen[282], deutet an, daß man von großer Klagehilfe außerordentliche Wirkungen erwartete. Über die Nothwendigkeit des Scheidens wird in den Liedern auf den Zug der Heerſtraße, des Stromes mit den Schiffen, des Winters verwieſen:

Zwiſchen Berg und tiefem Thal
da liegt ein' freie Straße,
(a. da fließt ein ſchiffreich Waſſer)
wer ſeinen Buhlen nit haben woll',
der mag ihn wol fahren laſſen.[283]

Ach! Süden- Nord- und Weſterwind
die halten ſelten ſtille,
und wann zwei Herzlieb' ſcheiden ſoll'n
g'ſchieht wider beider Willen.[284]

Der Wanderer zieht hin, aber das Herz ſteht ſtille (Volksl. Nr. 33):

Dort hoch auf jenem Berge
da geht ein Mühlenrad,
das malet nichts denn Liebe
die Nacht bis an den Tag;
die Mühle iſt zerbrochen,
die Liebe hat ein End',
ſo geſegen dich Gott, mein feines Lieb!
jetzt fahr' ich ins Elend.

Andre Abſchiedslieder entſchlagen ſich gänzlich der Bilder und Naturanklänge. Das wahre Wehe, die innigſte Empfindung verſchmähen allerdings oft jeden andern Ausdruck, als den unmittelbarſten. Der Schmerz des Scheidens iſt ein Gefühl, dem eben dieſe einfachſten Laute zuſagen. So ſchon bei Kürenberg:

Es geht mir von dem Herzen, daß ich weine,
ich und mein Geſelle müßen uns ſcheiden.[285]

Vergeblich wäre es auch, die einfachen Klagrufe der Volkslieder zu überbieten, jenes ſprichwörtliche: „Scheiden thut weh!“[286] oder das wiederkehrende:

Ach Scheiden, immer Scheiden,
wer hat dich doch erdacht?
haſt mir mein junges Herze
aus Freud' in Trauren bracht.[287]

Dagegen bezeichnen manche Scheidelieder, wie ſie im 16ten, zum Theil ſchon im 14ten Jahrhundert gangbar waren, durch ihre Farbloſigkeit mehr nur das Schabab der poetiſchen Anſchauungsweiſe. Statt aller können die drei in jener Zeit berühmteſten, durch angeſehene Tonſetzer gehobenen genannt werden: „Entlaubet iſt der Walde“ u. ſ. w., „Ich ſtund an einem Morgen“ u. ſ. w. und: „Innsbruck, ich muß dich laſſen“ u. ſ. w.[288] Das erſte derſelben verkündet nur eben noch in der Anfangszeile den Winter der Liebe, im Übrigen ſind ſie durchaus bildlos. Treuherzig, aber nüchtern, läßt der Scheidende der Geliebten gute Lehren zurück (Nr. 68. Str. 3):

Sei weiſ, laß dich nit aſſen,
der Klaſſer ſeind ſo viel;
halt dich gen mir rechtſchaffen!
treulich dich warnen will;
hüt' dich vor falſchen Zungen,
darauf ſei wohl bedacht!
ſei dir, ſchön's Lieb, geſungen
zu einer guten Nacht!

Oder auch (Mr. 69. A. Str. 3):

nun müß dich Gott bewahren,
in aller Tugend ſparen,
bis daß ich wiederkomm'.

Wenn die Schöne ſich bereit erklärt mitzuziehen, kein Weg ſei ihr zu ferne, ſo räth er wohlmeinend ab (Nr. 70. Str. 6):

Der Knab', der ſprach mit Sitten:
„mein Schatz ob allem Gut,
ich will dich freundlich bitten,
nu ſchlag's aus deinem Muth!
gedenk wohl an die Freunde dein,
die dir kein Arges trauen
und täglich bei dir ſein!“

Dennoch hat dieſe rechtſchaffene Geſinnung ihre eigenthümliche Kraft; man glaubt dem wackern Knaben, wenn er verſichert (Nr. 69. Str. 3):

ich will dich nicht aufgeben,
dieweil ich hab' das Leben,
und hätt' ich des Kaiſers Gut.

Man ſpürt, in einem vierten Liede, das treue Herz des nachrufenden Mägdleins (Nr. 71. Str. 2):

Ach, reicher Chriſt, gib mir das Glück:
wo er reit' in dem Lande,
bewahr' ihm ſeinen graden Leib
vor Leid und auch vor Schande!
das will ich immer danken Got:
allzeit und alle Stunde,
wann ich gedenk', daß ihm wol geht;
mein Herz in großem Trauren ſteht,
kein Liebrer ſoll wir werden
(a. der Liebſt' muß er mir bleiben).[289]

Der alte Grundton des Liebesliedes, der Einklang mit der Natur, der ſich im höfiſchen Minneſange behauptet hatte und mit deſſen Erlöſchen urſprünglicher im Volksgeſange wieder aufgetaucht war, ließ ſich auch von der bürgerlichen Nüchternheit des 16ten Jahrhunderts nicht völlig verdrängen. Während die Liederbücher dieſer Zeit ſich mit Liebesgeſängen füllen, denen ſelbſt die bedeutſame Kleiderfarbe und die Sinnblume noch zu lebendig ſind, dagegen ein Spiel mit dem freundlichen A oder dem herzigen M, den Namensbuchſtaben der Geliebten, anmuthig erſcheint, zeigt ſich doch mitten darunter nicht bloß ein Überreſt echter älterer Volkslieder, ſondern auch eine Anzahl eigener Erzeugniſſe des 16ten Jahrhunderts, in welchen das gefährdete Naturgefühl noch einmal ſein Heil verſucht und ſich mit dem innern Gehalte der neuen Richtung erfreulich verbunden hat. In den Liedern dieſes Gewächſes iſt die Sommerluſt fröhlich mit Maß, die Werbung ſittig, ſchalkhaft in Ehren und zuthulich mit löblicher Abſicht, die Geſinnung auch in der Liebe gottergeben. An die ältere Volksweiſe anknüpfend, ſind ſie dennoch gemachter und gezierter, weitläufiger und in der Form künſtlicher, doch nicht ſo weit, daß ihnen friſcher Sinn und muntre Beweglichkeit abgienge. Beſungen wird der luſtvolle Mai, der das Geblüt erneut, wo die Lerche ſich mit hellem Schall erſchwingt, die Nachtigall alle Vöglein überſingt und der Kuckuck mit ſeinem Rufe Jedermann fröhlich macht, die Mägdlein Abends reigen und man zu den Brunnen ſpazieren geht, wo alle Welt mit Reiſen fern und weit Freude ſucht, wo die Wälder grünen und die Bäume blühen:

Des Morgens in dem Thaue
die Meidlein graſen gahn,
gar lieblich ſie anſchauen
die ſchönen Blümlein ſtahn,
daraus ſie Kränzlein machen
und ſchenken's ihrem Schatz,
den ſie freundlich anlachen
und geben ihm ein' Schmatz.

Darumb lob' ich den Summer,
darzu den Meien gut,
der wendt uns allen Kummer
und bringt viel Freud' und Muth:
der Zeit will ich genießen,
dieweil ich Pfennig hab',
und wen es will verdrießen,
der fall die Stiegen ab!

Dann ſteht auch im Garten das Blümlein Vergißmeinnicht, dann blühen Wohlgemuth und andre bedeutſamere Kräuter:

Das Kraut Jelängerjelieber
an manchem Ende blüht,
bringt oft ein heimlich Fieber,
wer ſich nicht dafür hüt't;
ich hab' es wohl vernommen,
was dieſes Kraut vermag,
doch kann man dem vorkommen,
wer Maßlieb braucht all' Tag! [290]

Es ſcheint hiebei an ein altkluges Blümlein Maßlieb gedacht zu ſein; Maßhalten, aber beſtändig ſein, das iſt die vernünftige Liebe dieſer Liedergattung. Weiter bringt der Mai verliebte Träume oder führt mit der Liebſten im Wurzgärtlein zuſammen, wo ſie dem Dichter einen Roſenkranz verehrt. Sie iſt auch wohl ſelbſt das Heideröslein:

Sie gleicht wohl einem Roſenſtock,
drum g'liebt ſie mir im Herzen,
ſie trägt auch einen rothen Rock,
kann züchtig, freundlich ſcherzen,
ſie blühet wie ein Röſelein,
die Bäcklein wie das Mündelein;

liebſt du mich, ſo lieb' ich dich,
Röslein auf der Heiden!

Der die Röslein wird brechen ab,
Röslein auf der Heiden!
das wird wohl thun ein junger Knab,
züchtig, fein beſcheiden,
ſo ſtehn die Steglein [291] auch allein,
der lieb' Gott weiß wohl, wen ich mein':
gedenk' an mich, wie ich an dich,
Röslein auf der Heiden!

Beut mir her deinen rothen Mund,
Röslein auf der Heiden!
ein' Kuß gib mir aus Herzensgrund,
ſo ſteht mein Herz in Freuden.
behüt dich Gott zu jeder Zeit,
allſtund und wie es ſich begeit (begibt)!
küß' du mich, ſo küß' ich dich,
Röslein auf der Heiden! [292]

Ein Tanzlied ſingt von den höflichen Sprüngen, den freundlich umfahenden Ärmlein, den warmen Händlein und andern Reizen des herumgeſchwungenen Mägdleins, der jugendlichen Fröhlichkeit und Liebesluſt wird überall nichts vergeben, aber das Ziel iſt ſtets eine dauernde, ehliche Verbindung. Vom Heideröslein wird geſagt:

Sie g'liebet mir im Herzen wohl,
in Ehren ich ſie lieben ſoll;
beſcheert Gott Glück,
geht's nicht zurück,
Röslein auf der Heiden!

Der flinken Tänzerin wird zugerufen:

Narre mich nur nicht!
willt du mir was verheißen,
ſo halt mir ſolches frei!
damit daß man nicht zu mir ſpricht:
durch den Korb ich g'fallen ſei.

Wer iſt auf Erden,
der es ſo treulich meine

mit dir, als eben ich,
weißt du ſonſt Ein'n, ſo will ich dann
ganz willig ſcheiden mich.

Laß dich bewegen
die ſchöne Melodei,
das iſt Trommetenklang,
auf daß ein Eh' mit uns fürgeh'
und hab' ein' Anefang!

Von dem Luſtwandel im Gärtlein heißt es:

Uns ward auf dieſer Erd' nicht baß,
dann daß wir ſammen kamen
ſpazieren in dem grünen Gras
in Gott des Herren Namen ꝛc.

und auch hier lautet der Endeswunſch:

Lieblich iſt dieſes Mägdelein,
mei'm Herzen doch verwandt,
Gott geb' mir die ich jetzund mein'
an meine rechte Hand,
daß ihr zart junger Leib
mein fromm ehliches Weib
möcht' werden auf Erden
in Freud' und Kreuz daneben,
bis daß ich mit ihr ſeliglich
ende mein junges Leben!

Der Gang im irdiſchen Mai ſetzt ſich bis in den ewigen fort:

Die ſchöne Sommerzeit,
mein feines Lieb und Saitenſpiel
iſt über alle Freud',
erquickt das Herz, welchs leidet Schmerz,
nimmt weg traurigen Muth,
iſt über Geld und Gut;
ſo will es Gott beſcheeren Dem,
der ihn drum bitten thut.

Roth Röslein auf der Heid,
die Blümlein ſchön in dieſer Welt
geben viel Zierlichkeit.

darzu auch das viel liebe Gras
iſt alles hübſch und fein;
ich und die Liebſte mein
wollen nach der Zergänglichkeit
bei (ei)nander im Himmel ſein.[293]

Rechtſchaffene Liebe wird als von Gott ſelber gewollt, als unter ſeiner Vorherbeſtimmung und beſondern Obhut ſtehend betrachtet, eine Anſicht, von der ſich bei den Minneſängern kaum einzelne, halbernſte Andeutungen vorfinden[294], die hingegen durch nachſtehendes Volkslied mit älterem Naturglauben vermittelt iſt:

Schein' uns, du liebe Sonne,
gib uns ein' (den) hellen Schein!
ſchein' uns zwei Lieb' zuſammen,
die gern bei (ei)nander wollen ſein!

Dort fern auf jenem Berge
da liegt ein kalter Schnee,
der Schnee kann nicht zerſchmelzen,
denn Gottes Wille der müß' ergebn.

Gotts Wille der iſt ergangen,
zerſchmelzen iſt uns der Schnee;
Gott g(e)ſegen' euch, Vater und Mutter!
ich ſeh' euch nimmermehr.[295]

Die Sonne wird in den Segen vielfach um Beiſtand angerufen; dem Ausreiſenden, dem Wohlthäter wird angewünſcht, daß Sonne, Mond und Sterne ihm zum Heile ſcheinen (ſ. ob. S. 248). Wie nun die Sonne dem einzelnen Wanderer zum Glücke leuchtet, ſo wird ſie im obigen Liede gebeten, zwei Liebenden, die auf geſchiedenen Wegen gehn, ihren hellen Schein zu geben, ſie zuſammenzuſcheinen. Von dem Glauben an ſolch ſtilles, geheimnißvolles, der Liebe dienliches Wirken des himmliſchen Lichtſcheins ſind auch ſonſt Zeugniſſe vorhanden. Walafrid, aus der erſten Hälfte des 9ten Jahrhunderts, fordert in einem lateiniſchen Gedichte die Freundin auf, ſich beim reinen Schimmer des Mondes unter den freien Himmel zu ſtellen, damit derſelbe mit ſeinem einen Glanze die getrennten Lieben umfaſſe[296]; dieß erinnert an das Räthſel von der Gemeinſchaft des Thaues und des Windes zwiſchen zwei Freunden, die einander ferne ſind (ſ. ob. S. 188). Hartmann im Erec läßt den Sonnenſchein als Dienenden zwei „Gelieben“, die am Mittag zuſammen ruhen, durch das Fenſterglas ſcheinen und das Gemach mit Lichte verſorgen, damit Eines das Andere anſehen könne.[297] Man glaubt in dieſen Stellen die Worte einer gemeinſamen, im Volkslied am reinſten erhaltenen Minneformel zu vernehmen.[298] Die Vorſtellung von der Wirkſamkeit des Scheinens äußert ſich auch darin, daß der heilige Sonnenſchein als perſönliches Weſen zur Beſchwörung gezogen wird (ſ. ob. S. 246); in Volksliedern verſichert der Liebhaber, der eingelaſſen werden will: „Ich kann ſchleichen recht wie der Mondſchein,“ „ich kann gehen wie der Sonnenſchein.“[299] Wie ſchon in heidniſchem Segenſpruche den Naturmächten höhere Gottheiten beigefügt ſind, ſo iſt auch im Liede die Sonne allein noch nicht genügend, Gottes Wille muß ergehen, wenn der Schnee ſchmelzen ſoll.[300] Der Schnee macht das Gebirg unwegſam, ihn muß nach Gottes Willen die Sonne ſchmelzen, damit die Liebenden zuſammen kommen. Dieß iſt der Gedankengang des Liedes, gleichwohl hat das Zuſammenſcheinen ſeinen Sinn für ſich und ebenſo kommt der hemmende Schnee auch geſondert vor:

Es iſt ein Schnee gefallen
und es iſt noch nit Zeit,
ich wollt' zu meinem Buhlen gehn,
der Weg iſt mir verſchneit;

ein ſelbſtändiges, ſprichwortartiges Geſätz, welches Liedern vorangeſtellt wird, in denen es dem Liebeswerber hinderlich geht.[301] Vom Abwarten beſſeren Geſchickes überhaupt wird anderswo geſagt:

Das Vöglein ſingt, Zeit Roſen bringt,
läg' ſchon der Schnee im Garten
und regnet' es Hellebarten.[302]

Unter jenen Liedern des 16ten Jahrhunderts, denen die Liebe für eine Fügung des Himmels gilt, hat nur auch eines den Eingang des Volksliedes vom Sonnenſchein umſchreibend ſich angeeignet:

du edler Sonnenſchein,
ſchein mir den Weg zu ihr!
nach ihr ſteht mein' Begier,
der Schein thut mich ſonſt kränken,
das mag man glauben mir.

Gleich hierauf wird die Allerliebſte um ihre Hand gebeten und dabei wieder das Volkslied benützt:

betracht's, bedenk's gar fein,
wie freundlich ich es mein'!
doch muß Gotts Will' geſchehen,
bei dem es ſteht allein.

Eigenthümlich aber iſt dem umſchreibenden Liede, daß, wenn der Wunſch des Liebenden nicht auf Erden erfüllt werden kann, ſeine Hoffnung auf jenſeits ſteht:

kann ſie mir denn nicht werden
durch falſch' untreue Leut,
hoff' ich und denk' mit Fleiß,
daß ich in ſolcher Weiſ
will mit und bei ihr leben
im ew'gen Paradeis.[313]

Wie im Vorigen an den Sonnenſchein, ſo knüpft ſich auch an den ſchönen Mai die gottvertrauende Liebe; das Lied: „Mir liebt im grünen Maien" u. ſ. w. (Volksl. Nr. 59) iſt der vollſtändigſte und innigſte Ausdruck des Glaubens, daß der Bund der Herzen im Himmel geſchloſſen werde; im grünen Mai, deſſen die ganze Chriſtenheit froh iſt, denkt der Dichter an die fern von ihm unter Blumen wandelnde Geliebte, die er ſchon im ſehnſuchtvollen Herzen kennt und fühlt, die ihm aber erſt durch Gottes Gabe zur rechten Stunde werden und ſo auf ewig die Seinige ſein wird; die ſprechendſten Stellen ſind folgende (Volksl. Nr. 59. Str. 2 ff.):

O Mei, du edler Meie,
der du den grünen Wald
ſo herrlich thuſt bekleiden
mit Blümlein manigfalt,
darinn ſie thut ſpazieren
die Allerliebſt' und Wohlgeſtalt'.

Ach Gott! du wollſt mir geben
in dieſem Meien grün
ein fröhlich g'ſundes Leben
und auch die Zart' und Schön'!
die du mir, Gott, haſt g'ſchaffen
kann mir doch nicht entgehn.

Es wird mir doch auf Erden,
weil die Welt iſt ſo weit,
ein ſeins brauns Mägdlein werden,
Gott weiß die rechte Zeit,
nun will ich Der erwarten,
die mir mein Herz erfreut.

Grüß mir ſie Gott in Freuden,
Gott geb' gleich wo ſie ſei!
die ich jetzund ſoll meiden,
derſelben ich mich freu';
bei allen andern ſchön'n Jungfraun
hab ich Sie lieb allein.

Will das Vertrauen ſetzen
auf Gott den Herren mein,
doch kann mein Herz ergetzen
die Allerliebſte mein,
hat mir's Gott anders auserkorn,
ſo will ich ewig bei ihr ſein.

Auf einem alten Flugblatt iſt dieſem Lied ein Name unten angedruckt: Georg Grünewald.[304] Nach einer Schwänkeſammlung aus der Mitte des 16ten Jahrhunderts hieß Grünewald ein Singer am Hofe des Herzogs Wilhelm von München, „ein berühmter Muſikus und Componiſt," dabei „ein guter Zechbruder" (Volksl. Nr. 238). In letzterer Eigenſchaft und nach ſonſtigen Verhältniſſen wird er weiterhin zu beſprechen ſein. Hier iſt zu beachten, daß die Lieder der zuletzt abgehandelten Gattung zum größten Theil ein gewiſſes Handzeichen an ſich tragen, welches den Namen Grünewalds durchblicken läßt, daß ſie, wie in den Gedanken und der Sinnesart, ſo auch in Ausdruck und Rhythmus durchaus zuſammenhängen und am Schluß eines kleinen Gedichtes von gleichem Tone Jörg Grünewald ſich offen nennt.[305] Jenes Wahrzeichen aber beſteht darin, daß öfters und zumeiſt am Ende der Lieder, mitunter etwas befremdlich, des grünen Waldes Erwähnung geſchieht. Schon im Eingange des eben angeführten Mailiedes mögen der grüne Mai, der grüne Wald nicht umſonſt ihr Beiwort führen. Vernehmlicher ſprechen die letzten Zeilen des Ganges im Gärtlein:

Nun hab' ich mein Spazierengehn
in Freuden hie vollendt;
was mein Gott will, das muß beſtehn,
der hat mein Herz erkennt;
derſelb' es auch erhalt'!
gleichwie im grünen Wald
ſein ſingen und ſpringen
die kleinen Waldvöglein,
ſo g'ſchicht allhie auf dieſer Erd'
Alles zum Lobe ſein.[306]

Auch der Sonnenſchein kehrt am Schluſſe eines Abſchiedslieds in ſolcher Verbindung wieder:

Alſo muß ich mich ſcheiden hin;
wenn ich gleich jetzund traurig bin,
nach trübſeliger Zeit
kommt gerne wieder Freud;
wenn Gott der Herr läßt ſcheinen
ſein lieben Sonnenſchein (a. ſein helle liebe Sonn')
in grünen Wald,
alsdann kommt bald
wiederum Freud und Wonn'.[307]

Endlich im Kehraus des Tanzliedes behält ſich der Sänger ſeinen guten Troſt bevor:

bis daß verdirbt, verdorrt und ſtirbt
der ſchöne grüne Wald.

Aus dem grünen Walde ſtammt die alte, naturtreue Volksdichtung, der letzte Sänger dieſer Weiſe geht in den grünen Wald wieder auf.[308]

Anmerkungen

zu

4. Liebeslieder.

[1] Statut. S. Bonifacii cap. 21: „non licet in ecclesia choros secularium vel puellarum cantica exercere.“ (Eckhart, Franc. or. 1, 441. 411.)

[2] Capitul. ann. 789: „abbatissæ monasterio sine regis permissione non exeant et ea(o)rum claustra sint bene firmata, et [sc. moniales] nullatenus winileodes scribere vel mittere præsumant et [sc. leodes] de pallore earum propter sanguinis minutationem. Eckhart, a. a. O. I, 733. bemerkt hiezu: „Recreatio, ut vocant, adhuc conceditur monialibus et monachis tempore venæ sectionis. Illo autem ævo virgines seculares sanguinem minuantes videntur cantica amatoria ea de causa ad amasios misisse et de pallore conquestæ, hasque imitatas quasdam etiam religiosas, quod hisce hic prohibetur.“

[3] D. Gramm. II, 505. Graff I, 867 II, 199: „c. winiliod ꝛc. seculares cantilenas; psalmos vulgares, seculares; plebejos psalmos, cantica rustica et inepta.“ (Wackernagel, Weſſobr. Geb. 27 f.)

[4] „Dum rerum quondam sonus inutilium pulsaret aures quorundam probatissimorum uirorum eorumque sanctitatem laicorum cantus inquietaret obscœnus, a quibusdam memoriæ dignis fratribus rogatus maximeque cuiusdam uenerandæ matronæ uerbis nimium flagitantis nomine Judith, partem euangeliorum eis theotisce conscriberem, ut aliquantulum huius cantus lectionis ludum secularium uocum deleret et in euangeliorum propria lingua occupati dulcedine sonum inutilium rerum nouerint declinare“ ꝛc.

[5] Mainzer Concil 813: „Canticum turpe atque luxuriosum circa ecclesias agere omnino contradicimus, quod et ubique vitandum est.“ Wiederholt durch die lex Caroli et Ludovici mit dem Zuſatze: „illas vero balatationes et saltationes, cantica turpia et luxuriosa et illa lusa diabolica non faciat nec in plateis nec in domibus neque in ullo loco, quia hæc de paganorum consuetudine remanserunt.“ (Wackernagel a. a. O.)

[6] S. oben S. 261.

[7] Für die verſchiedenen Zuſammenſtellungen je Ein Beiſpiel:

MS. II, 74ᵇ (von Stadegge):

Wol den kleinen vogellînen,
wol der heide, wol den liehten tagen!
die süln uns ze vröuden schînen.

MS. I, 12ᵃ (Markgr. Otte von Brandenburk):

Ich bin verwunt von zweier hande leide.
merket, ob daz vröude mir vertrîbe,
ez valwent liehte bluomen ûf der heide,
sô lide ich nôt von einem reinen wîbe.

MS. I, 313ᵃ (Rubin):

Owê daz mir bî liehten wunneclichen tagen
niht ein sumer an dem herzen wirt!

MS. II. 131ᵇ (Roſt):

Winter, dir sî widerseit
wan ich wil belîben
vrœlich an dem muote.

MS. II, 20ᵃ (Kriſtan von Luppin):

Ich vröu mich gên dem meien nihtes niht,
in' getrûrte ouch nie (niht) gên des winters zît:
sol aber mich ervröuwen ihtes iht,
daz sol tuon ein wîb, an der mîn vröude lît,
sol ich trûren, daz kumt von ir schulden.

[8] Wolfram S. 9:

Ir wengel wol gestellet
sint gevar
alsam ein touwic rôse rôt.

Walther 28 [Pf. Nr. 149, 4]:

zâl wiech danne sunge von den vogellînen,
von der heide und von den bluomen, als ich wîlent sanc!
swelch schœne wîp mir denne gæbe ir habedanc,
der liez ich liljen unde rôsen ûz ir wengel schînen.

MS. II, 337ᵃ (Diurner):

für daz grüene loup
ir valwez hâr
wil ich iemer gerne prîsen ꝛc.

MS. II, 53ᵃ (Uolr. v. Liechtenſtein):

mîns herzen spilediu meiensunne.

MS. I, 336ᵃ (Reinman v. Brennenberk):

sî sunnenblic, sî meienschîn,
sî vogelsanc ꝛc.

[9] MS. I, 182^{a}. Lachmann, Walther v. d. Vogelw. 194. Wackernagel (Simrocks Walther II, 159) und v. d. Hagen, MS. IV, 139^{b} f. führen aus, warum das Trauerlied, das der jammernden Frau in den Mund gelegt iſt, auf Leopold VI., geſt. 1194, und nicht erſt auf Leopold VII., geſt. 1230, zu beziehen ſei; Reinmar iſt ein Vorgänger Walthers, der ſelbſt ſchon 1198 der Kunſt mächtig war; auch Inhalt und Ton der Klage paßt viel beſſer auf ein Alter des Verſtorbenen von 37, als von 54 Jahren.

[10] Vor dieſes Jahr (um 1217) fällt, nach Lachmanns Unterſuchung (Walther 139. Jw. 420, vgl. S. Marte II, 314. 64 u.), die Beendigung des Willehalm, worin es (312, 11 ff.) von Rennewarts Schwerte heißt:

man muoz des sîme swerte jehen,
het ez her Nithart gesehen
über sînen genbühel tragn,
er begundez sînen friunden klagn.

Der Groll gegen die langen und breiten Schwerter der wehrhaften Bauern und die Anrede an die Freunde ſind in den Nithartsliedern herkömmlich, ſo MS. II, 100^{a}, 11:

er tregt stæte in sîner hant
ein vil griulich îsen, dar an stênt diu vremden mâl;
dast ein vil guot swert.

III, 188^{b}, 6:

Den siht man ein klingen tragen,
daz ich des niht meines swer,
si sî an dem orte baz denn drîer vinger breit ꝛc.

III, 200^{a}, 3:

von ir langen swerten würd' vil liht ein her verlorn.

236^{a}, 4: Sîn swert daz heizt der grimme tôt.
256^{a}, ob.: swert diu sluogen ûf ir sporn,
daz si lûte erklungen, daz tet mir ze den vil zorn.

III, 224^{b}, ob.:

daz si alle vîretage
tragen ir weibelruoten,
reht als in der keiser widersage.

Ben. 431, 3. 432, 5 (MS. III, 271, 3 f.) [vergl. 213^{b}, 5. 249^{b}, 7. 262^{a}, 3. 264^{a}, 7.]

III, 254^{b}, 14:

dâ von stricken si umb ir lange swert.
diu dâ vezzel habent vollecliches spannenbreit.

[Ben. 309, 9 (Ankunftlied):

Rucket er den afterreif hin wider ûf die scheide,
wizzent, mîne vriunde, daz ist mir ein herzeleit.

MS. III, 245^{a}, 8. lautet die Stelle ſo:

Stricket er daz Östersahs hin hinder an der scheide,
liebe vriunt, nu hœret, daz ist mînes herzen leit.

(ebendaſ. ^{b}, 10, bei Ben. fehlend:

unt klopfet ûf sîn niuwez swert,
dâ mit er uns des nahtes ûf der gazzen tuot erschrocken.)

MS. II, 108^{a}, 13:

daz wil ich mit gesange nu den hoveliuten klagen.

Vgl. II, 99^{b}, 10. III, 223^{b}, 6. Ben. 353, 2. (III, 253^{b}, 2.). 355, 5. 313, 3 f. 409, 8. MS. III, 251^{b} und 272^{b}, 3. (Ben. 323, 1 f. 359, 5. [MS. III, 251^{a}, ob.]. 361, 9. [MS. III, 251^{a}, 9. 779^{a}, ob.]. MS. III, 191^{b}, 5. 197^{b}, 11. 199^{a}, 13. 249^{a}, 6.)

[11] MS. I, 176, 1:

mir enkome ir helfe an der zît,
mir ist beide sumer unt winter al ze lanc.

I, 182^{b}, 1: Waz dar umbe? valwet grüene heide ꝛc.
ich hân mê ze tuonne, danne bluomen klagen.

[12] MS. I, 181^{a}, 4:

Ich hân ein dinc mir für geleit,
daz stritet mit gedanken in dem herzen mîn ꝛc.

(vergl. III, 605^{a}, u. Würzb. Hdſchr.: Zwei d. h. ich ꝛc. die stritent ꝛc.)

[13] Lachm. 64 f. ([= Pf. Nr. 72, 37] MS. I, 234):

wurden ir (der ungefüege) die grôzen hove benomen,
daz wær allez nâch dem willen mîn.
bî den gebûren lieze ich si wol sîn:
danne ist si ouch her bekomen.

Walthers unmuthige Klage ſetzt einen mächtig und maſſenhaft angedrungenen, bäuerlicher Herkunft zu bezichtenden Kunſtauswuchs voraus; vollkommen ein ſolcher ſtellt ſich in Nitharts Dichtweiſe dar. Warum ſollte nun eben dieſe nicht gemeint ſein? und welch andere mit irgend gleichem Rechte? Dagegen wird eingewendet*, daß Nithart erſt unter Fridrich dem Streitbaren, alſo nicht vor 1230, aus Baiern und Öſterreich gekommen ſei, während Walther ſchon 1228 verſchwindet. Können die echten Lieder Nitharts, worin des Fürſten Fridrich gedacht iſt, nur auf beſagten Fridrich II., der 1230 an das Herzogthum kam, nicht auf Fridrich I., deſſen Tod Walther betrauert, von 1193 bis 1198, bezogen werden, kann man die Blüthe der Nithart'ſchen Dorfpoeſie nicht von ihrem Grund und Boden in Öſterreich, dem Tulnerfeld ꝛc., trennen, erfordert Walthers Rügelied ein perſönliches Zuſammentreffen beider Dichter am dortigen Fürſtenhofe, ſo kommt doch zugleich in Erwägung, daß, wie bemerkt worden (Anmerk. 10), ſchon vor 1220 Wolfram die Weiſe Nitharts zutreffend bezeichnet (wie er ebendaſelbſt auch auf Walther anſpielt, Willeh. 286, 19: hêr Vogelweid von brâten sanc), daß es nicht gut angeht, dieſe ſchon damals ausgeprägte Dichtweiſe erſt 1230 ihren eigentlichen Schauplatz betreten zu laſſen, und daß, ſowie Walther unter Fridrich I. und nachmals unter Leopold (1198—1230), namentlich im Jahr 1219, ſich in Öſterreich befand, ſo auch Nithart unter verſchiedenen Fürſten, Leopold VII. und Fridrich II., dort verweilen konnte. Dasjenige Lied, worin er ſeine Überſiedelung nach Öſterreich ankündigt, nennt den Fürſten nicht, der ihn hier „behauſet hat“, und ſagt jedoch, daß der Dichter nun ze Medelicke (zu Mödling) anſäßig ſei (Ben.) 309:

---

* (Vergl. Lachm. z. Iwein 408. Walther 182 f.) Wo findet man denn Trinklieder, wie ſie am Thüringer Hofe ſollen geſungen worden ſein?

In dem lande ze Ôsterrîche wart ich wol enpfangen
von dem edelen fürsten, der mich nû behûset hât.
Hie ze Medelicke bin ich immer âne ir aller danc.
mir ist leit, daz ich von Eppen unt von Gumpen ie ze Riuwental sô vil gesanc.

(Vergl. MS. III, 255^b, 10 f. (fehlt bei Ben. 415). 254^a, 10). MS. III 254^b geht eine Str. voran, worin geſagt wird:

Des hân ich ze Beiern gelâzen allez, daz ich ie gewan.
unt var dâ hin gein Ôsterrîche unt wil mich selber dingen an den werden Ôsterman.

Die obige Stelle lautet dann ſo:

Ich kam her gein Ôsterrîch'; dâ wart ich schône enpfangen
von dem edelen fürsten, der mich wol behûset hât:
Dâ ze Medeliche sitze ich under mîner vînde danc.
mir 'st niht leit, daz ich ze Riuwental von Gumpen unt von Eppen ie sô vil gesanc.

(Die drei Strophen MS. 245^b, 11—13 machten vielleicht ein Lied für ſich aus.) Von Medlik, ſeinem Beſitzthum, war der Vatersbruder Leopolds VII., Heinrich, benannt, geb. 1158, geſt. 1223. (Chronicon Claustro-Neoburgense, ap. Pez, Script. rer. austr. T. I., ad ann. 1258, p. 446: „Heinricus, frater Liupoldi [VI.], nascitur filius Heinrici Ducis Austriae.“ Ib. ad ann. 1223 [T. II, p. 452]: „Heinricus Dux de Medlico obiit.“ Vit. Arenpeck. Chron. austr. [15tes Jahrhundert] Pez T. I. p. 1205: „Heinricus de Medling senior ꝛc. Leopoldi Virtuosi frater. Habitavit in castro Medling ideo dictus fuit Dux Hainricus de Medling. Possedit castra sub montanis, Neudarf. Medling, Salenau, Dreskürchen, Walterstorff et Keyserspeg. Insuper Otakerus Junior Dux Styriæ huic Duci Heinrico ordinavit et donavit dominium Gumpoltzkirchen ꝛc. Hic Hainricus Dominia sua sub montanis cœpit regere anno Domini 1177, et bene ea 46 annis rexit.* Am Hofe dieſes freigebigen Fürſten findet auch Walther ſich geborgen, nach einem Liede, das in eines der Jahre 1219 bis 1223 zu ſetzen iſt. Lachm. 34 f. [= Pf. Nr. 119]:

---

* Tabulæ Claustro-Neoburgens., Ende des 18ten Jahrhunderts, ap. Pez I, 1019: „Heinrich, genannt von Medling der Elter ꝛc. Hielt ſein Fürſtlich geſeß auf der Burgk

> Die wîle ich weiz drî hove sô lobelîcher manne,
> Sô ist mîn wîn gelesen unde sûset wol mîn pfanne.
> der biderbe patrîarke missewende frî,
> der ist ir einer. so ist mîn hôfscher trôst zehant dâ bî,
> Liupolt zwir ein fürste Stîre und Österrîche ꝛc.
> sô ist sîn veter als der milte Welf gemuot:
> des lop was ganz, ez ist nâch tôde guot.
> mirst vil unnôt daz ich durch handelunge iht verre strîche.

(m. Walth. v. d. V. 83 f. Lachmann 158. Simrock II, 166 f.) Nimmt man dieſen Heinrich von Medlik für den edlen Fürſten, von dem Nithart zuerſt in Öſterreich und zwar eben in Medlik behauſet worden, ſo iſt die Kluft zwiſchen 1217, Wolframs Anſpielung, und 1230, Fridrichs des Streitbaren Antritt, ausgeglichen und für Nitharts Sängerleben in Öſterreich auch rückwärts vom letztgenannten Jahr ein weiter Spielraum gewonnen. Zwar ſteht unter Nitharts Liedern eine Strophe, worin er den Fürſten Friderich um ein kleines Häuslein bittet, zur Bewahrung des ſilbervollen Schreines, der ihm durch die Freigebigkeit dieſes Gönners geworden, MS. II, 100^{b}, 14. (Vergleiche auch Ben. 448, 7. MS. II, 102^{a}, 11 [= Haupt S. 101, 6]):

> Fürste Friderich,
> unde wære ez betelich,
> umbe ein kleinez hiuselîn.
> dâ mîn silbers voller schrîn
> wære behalten, den ich habe von dîner milten gebe.
> des wil ich dich biten,
> du vernimz mit guoten siten,
> wan ich hân in dîme göu
> manege snœde sunderdrôu ꝛc.

Aber hier ſpricht nicht ein Ankömmling, der Sänger hat ſich dort bereits ein Schatzgeld erſammelt und die Drohungen der Bauern mehrfach auf ſich geladen. Unter Fridrich konnte Nithart von Neuem eines Hauſes bedürftig ſein, Heinrich von Medlik war ſchon 1223 mit Tod abgegangen, ſein gleichnamiger Sohn ſtarb nach 1232 (Herchenhahn 183). (Eine Klage Nitharts an den Fürſten, der ihn hât behûset wol, über den großen Zins, der hinnehme, wovon die Kinder leben ſollten, MS. III, 286, 12., fehlt in der Weing. Hdſchr.)

---

zu Medling, und war genant Hertzog Heinrich von Medling. Hielt inen die gueter unter dem gepirg, Rewdarff, Medling, Salenaw, Dreßkirchen, Walterſtorf und Keyſersperg. Im ward Gumpoltzkirchen mit ſeiner zugeherung geſchaft von Herrn Ottaker ꝛc." p. 1022: „Heinrich, genant von Medling der jünger ꝛc. regiert dieſelben gueter etliche jar [nach ſeines Vaters Tod] gar erſamcklich, und verſchied an leibs Erben" ꝛc.

[14] Bekannt iſt, wie der Herr von Krenkingen beim Vorüberreiten Friedrichs I. vor ſeiner Hausthür ſitzen blieb (Kortüm 202 f. Raumer V, 40. Müller IV, 273); daß dieſer Zug in die Rechtsſymbolik gehöre, zeigt ein gleicher Fall noch vom Jahre 1414, den die Chronik des Hauſes von Zimmern verzeichnet hat: „Als es hieß, Kaiſer Sigmund werde auf ſeiner Reiſe nach Conſtanz an Mößkirch vorüberkommen, ließ Johannes von Zimmern einen Tiſch vor das Thor ſtellen, und ſetzte ſich an dieſen Tiſch, die Ankunft des Kaiſers erwartend. Als nun dieſer wirklich vorüberkam, erhob ſich Johannes nicht von ſeinem Stuhle, und antwortete dem Kaiſer auf deſſen Frage: was denn dieß ſein Benehmen bedeuten ſolle? „Kaiſerliche Majeſtät! ich will durch mein Sitzenbleiben nur ſo viel ſagen, daß ich ein freier Herr, und weder Eurer kaiſerlichen Majeſtät, noch ſonſt jemanden mit einiger Pflicht verbunden bin.“ ꝛc. H. Ruckgaber, Geſchichte der Grafen v. Zimmern, Rottweil 1840. S. 77. Anm. 1).

[15] MS. II, 136^{b}, 12. (Der Hardegger): „die starken stete.“

[16] Beſonders in Tageliedern: „ich hœr die vogel singen ꝛc.“ „hœrstu die vogelîn in dem hage?“ (MS. I, 68^{a}.) „dien kleinen vogelînen troumet ûf esten.“ (MS. II, 237^{a}). Auch MS. I, 27^{b} f. III. Parziv. 162, 6 ff.:

Gurnemanz de Grâharz hiez der wirt
ûf dirre burc, dar zuo er reit.
dâ vor stuont ein linde breit
ûf einem grüenen anger.

Wigalois 8471—3, [= Pſ. 217, 6 ff.].

[17] MS. I, 98^{b}, 3. (Dietm. von Aiſt):

Jô sol ez niemer hövescher man gemachen allen wîben guot.

Ein geiſtlicher Dichter aus der Mitte des 12ten Jahrhunderts ſchildert bereits einen muſterhaft höfiſchen Minneſänger auf der Bahre:

Nv ginc dar, wip wolgetan, vnt schowe deinen lieben man
vnt nim vil vlæizechlichen war, wie sein antlutze sei gevar,
wie sein schæitel sei gerichtet, wie sein har sei geschlichtet.
Schowe vil ernstleiche, ob er gebar icht vrôleichen,
Als er offenlichen vnt tougen gegen dir spilte mit den ougen
Nu sich wa sint seiniv mvzige wort da mit er der frowen hohvart
Lobete vnt sæite? nv sich, in wie getaner hæite
Div zvnge lig in seinem mvnde da mit er div trûtliet chvnde
Behagenlichen singen. nune mac si nicht furbringen
Weder wort noch die stimme. nv sich, wa ist daz chinne
Mit dem niwen barthare? nv sich, wie recht vndare (machtlos)
Ligen die arme mit den henden, damit er dich in allen enden
Troute vnt vmbe vie. wa sint die fvze, damit er gie
hofslichen (höveschen’ Nib. 855, 4.) mit den frowen? dem mvse dv
diche nach schowen,

Wie die hosen stvnden an dem bæine; die brouchent sich nv læider chlæine.
Er ist dir nv vil fremde, dem dv ê die seiden in daz hemde
Mvse in manigen enden weiten ꝛc.
Heinrich, von des Todes Gehugde 555 f. (Maßmann d. Gedichte des 12:en Jahrb. 351., vor 1163 ebendaſ. 160. [= Diemers kl. Beiträge III, 90. V. 597 ff. Pf.]).

18 J. Grimm S. XVI. und Schmeller S. 229. beſonders der Abſchied des jungen Herrn, Fragm. I. V. 48 ff.:

Ultime fando „vale“ matri, famulisque „valete“,
Perfusa lacrimis facie dabat oscula cunctis.
Arrepto freno, monito calcare poledro,
Cursitat in campo cita ceu volitaret hirundo.
Ast per cancellos post hunc pascebat ocellos
Mater, at in sepes conscendens ejus omnis plebs
Post hunc prospiciunt, singultant, flendo gem[iscunt].
Cum plus non cernunt hunc, planctum multiplicarunt,
Detersis lacrimis qui tunc lotis faciebus
Consolaturi dominam subeunt cito cuncti,
Quæ simulando spem premit altum corde dolorem.
Consolatur eos, male dum se cernit habere.

Die Hausfrau am Tiſche, Fragm. X, V. 15 ff.:

Incidens panem turbam partitur in omnem,
Transmisit cuivis discum specialibus escis,
Cum vino pateram, mittens aliquando medonem.

(Vergl. V. 10: pueros partitur in omnes.)

Die Erdbeeren beim Gaſtmahl, Fragm. XIII. V. 84 ff.:

Tempus pomorum non tunc fuit alligenorum,
Ni pueri veniunt, de silva fraga ferebant
Quædam pars vasis, pars corticibus corilinis,
Quæ singillatim legerunt undique passim.
His esis mensa removetur, sumitur aqua.

(Geſang und Tanz S. 173 u. Harfe und Tanz S. 175 f.)

Das Hochzeitlied, Fragm. XIV, V. 88 ff.:

His ita conjunctis enesis fit maxima plebis,
Laudantes dominum cantizabant hymenæum.

(Plebis wie oben, Fragm. I, V. 53: ejus omnis plebs.)

19 Raynouard V. 333: „Peire de Valeria si fo de Gascoingna, de la terra Arnaut Guillem de Marsan. Joglars fo el temps et en la sazon que fo Marcabrus; e fez vers tals com hom facia adoncs, de paubra valor, de foillas e de flors, et de cans (e) de ausels. Sei cantar non aguen gran valor ni el.“ (Marcabrun 1140 – 1185, Diez, Leben und Werke

der Troubadours, Zwickau 1829, S. 42.) Über vers, als einfachere Liedesform, den Übergang vom Volks- zum Kunſtgeſange bildend, ſ. Diez, Poeſ. d. Troub. 106—8. Wolf, üb. die Lais 173.

[20] Thibault, Graf von Champagne, ſpäter König von Navarra, 1201—1253 (Diez, Poeſ. d. Tr. 246):

Feuille ne flors ne vaut riens en chantant
Fors ke par defaute sans plus de rimoier
Et pour faire soulas moienne gent
Qui mauvais môs font sovent abayer.

Roquefort, de l'état de la poés. franç. 212.

[21] Diez, Poeſ. d. Troub. 246 ff.

[22] Ein Weg der Vermittlung gieng durch die Niederlande. Nithart ſagt von einem ſeiner Dorfſtutzer (Ben. 311, 5. [H. 54, 35]):

sô ist er niht âne
der vlæmischen hövescheit,
dâ sîn vater Batze wênec mit ze schaffen hât;

und von einem andern (ebendaſ. 322, 7. [= H. 81, 33]):

zwiu sol sîn pîneclich gebrech?
im enmac gehelfen niht sîn hövelich gewant ꝛc.
mit sîner rede er vlæmet.

Später, im Gedichte vom Meier Helmbrecht, auch aus Öſterreich, ſpricht der als Junkherr vom Hofe kommende Bauernſohn in verſchiedenen Zungen, namentlich niederdeutſche Brocken:

V. 719 f. vil lêve susterkindekîn,
gat lâte ûch immer sâlic sîn.
V. 766 ff. ey wat sakent ir gebûrekîn
inde jenet gunêrte wîf?
mîn parit, mînen clâren lîf
sal dehein gebûrik man
twâre nummer gripen an.

Sein Vater ſagt darüber:

V. 745 ff. als ich von im vernomen hân,
sô ist er ze Sahsen
od ze Brabant gewahsen:
er sprach „lêv susterkindekîn“!
er mac wol ein Sahse sîn.
V. 788 f. sît ir ein Sahse od ein Brabant
oder sît ir von Walhen ꝛc.

Vermittelnde Minneſänger ſind Heinrich von Veldeke, Friedrich von Huſen, Herzog Johann von Brabant.

[23] Ben. 429, 3: Wê wer singet nû ze tanze
jungen wîben unt ze bluomenkranze.
391, 4. er het uns an der wîle ein liet ze tanze vorgesungen.

[24] **Aimeric, Arnaut, Bernart, Bertrans, Gaucelms, Guillems, Guirautz, Raimons, Raimbaut, Ucs** ꝛc. Es ſind die altdeutſchen Eigennamen: Heimrih (Heinrich, Graff IV, 951), Aranold (ebendaſ. I, 813.), Pernhart (ebendaſ. III, 214.), Perahtram (III, 210.), Cozhelm (IV, 281.), Wilihelm (IV, 845), Gerolt (IV, 225), Regimund (II, 814), Ra(e)ginbald (II, 384), Hug (IV, 784). Vergl. Mones Anz. V, 493 u. 1 f. eb. Dieſe deutſche Namenherrſchaft iſt auch anderwärts in der Geſchichte romaniſcher Völker wohl zu beachten.

[25] MS. I, 220^b (Milon von Sevelingen) [= MSF. 14, 1]:

Ich sach boten des sumeres, daz wâren bluomen alsô rôt,
weistu schœne vrouwe, waz dir ein riter enbôt? ꝛc.
Verholne sînen dienest ꝛc.
nu hœhe im sîn gemüete gegen dirre sumerzît
vrô wirt er niemer, ê er an dînem arme sô rehte güetlîche gelît.

MS. I, 238^b (unter Walther, bei Bodmer 182^a unter Hartmann, Lachmann hat es Erſterem nicht zugezählt) [in Riegers Ausg. unter den unechten Liedern S. 193. Pf.]:

Dir hât enboten, vrouwe guot,
sîn dienest, der dirs vil wol gan,
Ein ritter, der vil gerne tuot
daz beste, daz sîn herze kan.
Der wil dur dînen willen disen sumer sîn
vil hohes muotes, verre ûf die genâde dîn.

[26] MS. I, 195^b (Reinmar.) [= MSF. 108, 6. unter Rucke. Pf.]:

Ich gerte ie wunneclîcher tage,
uns wil ein schoener sumer komen,
Al deste senfter ist mîn klage,
der vogele hân ich vil vernomen;
Der grüene walt mit loube stât;
ein wîp mich des getrœstet hât,
daz ich der zît geniezen sol:
nu bin ich hôhes muotes, daz ist wol.

[27] MS. I, 99^a (Dietmar von Aiſt) [= MSF. 34, 11.]:

Ez dunket mich wol tûsent jâr, daz ich an liebes arme lac,
sunder âlle mîne schulde vremedet er mich manigen tac;
sît ich bluomen niht ensach noch hôrte kleiner vogel sanc,
sît was al mîn vröude kurz, und ouch der jâmer al ze lanc.

MS. I, 199^a (Reinmar) [= MSF. 196, 23. Pf.]:

Sol mir disiu sumerzît
mit manigem liehten tage alsô zergân,
Daz er mir niht nâhen lît,
dur den ich alle ritter hân gelân,
Owê danne schœnes wîbes! ꝛc.

[28] MS. I, 100^{b} (Dietm. v. Aiſt) [= MSF. 37, 30. Pf.]:

Unt valwet obene der walt:
ienoch stêt daz herze mîn in ir gewalt;
der ich den sumer gedienet hân,
diu ist mîn vröude und al mîn liep: ich wil irs niemer abe gegân.

Nithart, Ben. 390, 1. (MS. II, 104^{a}):

der ich hân gedienet ûf genâde her vil lange
den sumer unt den winder ie mit einem niuwen sange.

(Vergl. MS. II, 112^{b}, 3)

[29] Walther 75 [= Pf. 6, 33]:

Mir ist von ir geschehen,
daz ich disen sumer alle meiden muoz
vast under d'ougen sehen:
lihte wirt mir miniu: so ist mir sorgen buoz.
waz obe si gêt an disem tanze?

MS. II, 34^{b} (Ulrich v. Lichtenſtein):

Sumers sol man sîn gemeit,
sô mag ein man der vrouwen sîn
wol mit dienste sîn bereit;
vil sælic sî sîn liehter schîn!
Winter, ich bin dir gehaz,
dar bî der sumerwunne holt: sô mac
man werden vrouwen dienen baz.

(Vergl. Frauendienſt 50.) Scherzhaft und volksmäßig Miſc. II, 202:

Swaz hie gât umbe, daz sint allez megede
Die wellent âne man allen disen sumer gân.

(MS. III, 445^{b}.)

[30] Pap. Hdſchr. der Stadtbibl. zu Trier, 15tes Jahrh. Bl. 12 ff. „Vom Meyen,“ über Treue bei Männern und Frauen, nach Art der vielen Erzählungen in Laßbergs Liederſaal, die Schreibung niederrheiniſch; benützt von Görres, Volks- und Meiſterl. Einleit. XII. (Glücksbüchlein, Druck des 15ten Jahrh., Bl. 30^{b}:

Ein bornfart wirdestu helfen leisten
Mit zwolf personen aller meisten
So wirt dir glucks so vill gedien
Das die andern wenent schrien.

Wallfahrt zu einer Wunderquelle? vergl. D. Myth. 329. 701.) Hieher beſonders folgende Stellen:

Bl. 12^{a}. Dan wirt gezeckt in einen wald(e)
Dar inn ein bronnefart ist geleit
Dae i(e)cklichs dan mit sonderheit
Eins liebsten nimpt gar eben war

Das ine dan hait gebetten dar
So wirt dan senen und truren zuestort
Wan sich hertze ghen(e) (hertze) enbort
„Und liebe ghen(e) liebe in lieber weise
Sie hant ein irdische paradise
An(e) mangfaltigen freuden zwar ꝛc.“

Bl. 14^{b}. (Eine Frau erzählt):

Sich fuegt eins maels vor langen tagen
Geliche der zit als nuwe stait
Als die sommerwonne ane gait
Eine bronnefart her wart gemacht
Und mancherlei kurtzweile volnbracht
Von rittern knechten und schon frauen
Die sich gesamelten in dieser auwen
Zu maele eine hubsche schare
Ich wart auch gebetten dare
Mit andern frauwen der waeß viel
Eß was dae aller kurtzwiel spiel
Mit singen und mit sagen
Manig schone gezelt wart uffgeslagen
Dantzen rennen springen jagen
Aller kurtzweile was dae genug
Iekliche fandt in sinem gefuck
Do von sine hertze da mede freud entfing
Woe ich in der auwen gingk
Soe sach ich unvortrossen
Ir zwej und zwej verschlossen
Mit armen schone umbfangen
Groeß senen und belangen
Mit freuden doe verstoret wart
Ane mancher reinen frauwen zart
Und auch an manchem gesellen gut
Deme hertze sinne und mut
(Was) lange zit verborgen
In senelichen [groessen] sorgen
Durch miden siner liebsten frauwen
Die fandt er dann in dieser auwen
Nach der sin hertze hait lange erquelet
Und dick gerechet und gezelet
Biß uff dene tag der bronnen fart
Das die reine ime zu sehen wart
Nach willen sines hertzen begir
Geselle sal ich volnsagen dir

Was kurtzwil dae wart volnbracht
So besorge ich daß iß wurde s(n)macht
Dan iß was so mancherlej
Manig lieplich pare ie zwej und zwej
Fugten sich zusamen
Weibe und mannes namen
Sach ich mit armen schoene
Versloessen inne der auwen gane
Und lieplich umbfangen ꝛc.

In einem Mailiede des 16ten Jahrhundert (Volkslieder Nr. 57. Str. 2) heißt es:

spatziren zu den brunnen
pflegt man zu (in) dieser zeit ꝛc.

und ein Trinklied (Volksl. Nr. 215) beginnt:

Man sagt wol, in dem meien
da sein die brünnlein gsund ꝛc.

Vergl. auch Liederſ. II, 222—4.

[31] Stuttg. Bibl. Cod. Theolog. et Philos. 4° Nr. 190 [die Pfullinger Handſchr. Pf.]. Altengl. Roman von Richard Löwenherz. (Weber, Metr. Romanc. I, 1491, 11. Ellis II, 246 f.):

Merye is, in the tyme off May,
Whenne foulis synge in her lay;
Floures on appyl trees, and perye;
Smale foules synge merye.
Ladyes strowe here boures
With rede roses and lylye flowres.
Gret joye is in frith and lake;
Best and byrd playes with his make;
The damyseles lede daunse;
Knyghtes play with scheeld and launse;
In joustes and turnements they ryde ꝛc.

In dem allegor. Gedichte (Hermanns v. Sachſenheim) Des spigels abentüre, Heidelb. Hdſchr. 313 Bl. 87^a [Holland und Keller, Meiſter Altſchwert S. 148 f. H.]:

Uch hatt fraw abenture
Besunder heissen sagen
In diesen meiendagen
Woll sie ein brünfart han
Uf einem grünen blan
In einem diefen dal
Da mench brunnenfal
Usser herten felsen tüset
Dar durch dies wasser flüsset

Bl. 87^{b} Schiffreich gar schnel und dief ꝛc.
Mir schribt auch die rein die zart
Von einer brunfart schal
Süst schriben sie mir sil
Ich sull nit uß bliben.

[32] Ebert, Überlieſer. 1, 42. Auch Badbuhlen gab es, laut folgender Stelle eines geiſtlichen Badlieds in der vorbemerkten Handſchr. (abgedruckt in Ph. Wackernagels d. Kirchenl. S. 621):

Din badenbůle sie
Die allerschönst Marie.

[33] Agricolas Sprichwörter Bl. 129.: „Im Meien gehn hůrn und bůben zur kirchen. Mense Maio nubant malæ. Zwischen Ostern und Pfingsten heiraten die unseligen. Knappen und Pfaffen Ehe werden im Meien gemacht. Im Meien hochzeit halten. Daß hůrn und bůben sich disen Monat herfür lassen und ein Knappen oder Pfaffen Ehe machen, die weret nit lenger dann der Sommer, im Winter so sie weder haus noch hoff haben, lauft eins hie, das ander dort hinauß. Deren Meien Ehe haben auch vil die frommen Lantzknecht.“ (Mense malas Maio nubere vulgus ait. Ov. Eiſelein 337. 444 ob.) (Vergl. Sal. u. Morolf V. 677—80.) Knappen der landſchädlichſten Art bezeichnet Reinmar von Zweter, MS. II, 202^{b}, 141. Der heimatloſe Meiſter Traugmund nährt ſich „in eins stolzen knappen wise.“ — Zu beachten iſt eine Stelle bei Nithart, MS. III, 217^{a}, 3:

swaz ich im gelobet hân, daz wil ich halten wâr.
Er gab mir in mîne hant
ein guldîn vingerlîn;
daz was der triuwen sîn ein pfant,
daz ist ez ouch der mîn:
des wil ich disen sumer lanc sîn slâfgeselle sîn.

(Über den Verlöbnißring ſ. Rechtsalt. 177 ſ. 940.)

[34] „Prout sonuit acies.“ Tacit. German. c. 3.

[35] v. Mernig, Geſchichte der Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöſter in den Rheinlanden ꝛc. Heft IV. Cöln 1837. S. 8. ſ. (Vergl. [W. Menzel in der Germ. I, 65. Pf.] Barths Hertha S. 54 nach Pallhauſen, Topogr. Bavar. p. 68. Soldan, Hexenpr. 248. Zuccalmaglio, Volkslieder Nr. 277.) — Über die franzöſiſch-engliſche Sitte, am St. Valentinstage, dem 14ten Februar, als der Zeit, in welcher nach dem Volksglauben die Vögel ihre Genoſſen wählen, ſich Valentine, die Liebſte für ein Jahr, zu erkieſen, ſ. Douce, Illustrat. of Shakspeare II, 252 ff. (in Beziehung auf das Valentinsliedchen im Hamlet, Act 4, Sc. 5), Roquefort, Gloss. II, 682. (Warton, Hist. of engl. poetry, add. to Vol. II, p. 31, ein franzöſ. Lied von John Gower, Brand Popular antiquities über die neueren Gebräuche. S. auch Ausland 1839, S. 1383 ſ.) Roxburgh, Ball. 217—220.

[36] Ben. 450 (vergl. MS. II, 124^a, 6):

Uns wil ein sumer komen,
(sprach ein magt) jâ hân ich den von Riuwental vernomen:
jâ wil ich in loben.
mîn herze spilt gein im vor vreuden als ez welle toben.
Ich hœre in dort singen vor den kinden;
jane wil ich nimmer des erwinden
ich springe an sîner hende zuo der linden.

[37] [MS. II, 106^b, 5. 6–10. 122, 2. 5. 6. 124, 2. 122^b, 6. 118^b, 3. 119^a, 2. 3. Pf.]

[38] MS. I, 102^b (unter Dietmar von Aiſt [MSF. 249 unter den unechten Liedern Dietmars. Pf.], anderwärts unter Liutolt von Sevene, ebendaſelbſt III, 595^a):

Swie ungenædic si mir sî,
sô wil iedoch daz herze mîn niender anders danne dar:
Ez hât mich gar dur si verlân,
unt wil ir wesen undertân:
wie hân ich sus an im erzogen?
ez tuot der tohter vil gelich, diu liebe muoter hât betrogen.

[39] Ben. 360, 7:

Er ist noch tumber danne die uns in den anger sprungen.
383, 16. Er unt die mir durch den anger wuoten.
391 f. 4 f er het uns an der wîle ein liet ze tanze vor gesungen ꝛc.
Ein schuoch was im gemâl,
dâ mite er mir trat
nider al mîn wisemât.
Aller vîretegelich
sweimet er vür Riuwental.
Oberthalb des dorfes strâze steig er über den anger
mir ze leide. von dem stige nâch den bluomen spranger.
In einer hôhen wîse siniu winelieder sanger.
415, 6: Der mir hie bevor in mînem anger wuot
unt dar inne rôsen zeinem kranze brach
und in hôher wîse siniu wineliedel sanc.

Vergl. auch Haupts Anm. zu Erec. 6717. Wackern. Leſeb. III, 1. Sp. 140. (Luther):

und singen iren Singentanz.

[40] MS. II, 78^a:

Si hâten mengen spiegel guot
gestricket z'einer rîse, (vergl. MS. II, 79^a ob.)
daz solde dô ir meie sîn; dar under sanc
ûz rôtem munde, alsam ein bluot, (vergl. Flore 5420.)

ein maget in suezer wise,
wol gestricket, liehte varwe[n], siten lanc. (vergl. Ben. 342. 3.)
Diu sanc vor, die andern sungen alle nâch.
in was gâch
für den walt,
dâ huop sich reien manicvalt.

Vor dem walde in eime tal,
dâ sach man swenze blicken,
dâ si zesamen kâmen, unde mangen kranz;
Die megde wurfen ouch den bal,
si begunden stricken,
dar nâch huop sich des meien ein vil michel tanz,
Den sang in Bêle vor unt manig ir gespil:
fröuden vil
hâten sie:
in was dort wol, got helfe uns hie!

[41] Ben. 339, 4. (MS. II, 101^b, 9):
Die geilen dorfsprenze(l),
die dâ wâren in dem geu
alle voretenze(l),
der füeret ieslîcher ein isenîn gewant
in die herevart ꝛc.

442 f. 8: Er ist ein ridewanzel,
in dem geu fürtanzel (Hdschr. veiertanzel):
Sin gewalt
der ist an dem reien (Vergl. MS. III, 200^a, 6 f.)
under den kinden manecvalt.

MS. III, 200^a, 5:
Sit (daz nu) die törper under einander sint,
sô vrâgent s': „wer sol leiten für den tanz diu kint?“
umb den kriec sô wurden etelich ungesunt.
Pêter wolte Uetelgôzen hân erslagen,
do er in den leit(e) stap vor (in) sach tragen.

Vüerentanz als Name III, 197^b, 10. (a. frôrentanz III, 762^b.)

III. 289^b, 6: dô man hiur ze tanze gie
und man mir den leitestab enpfolhen het.

[42] Ben. 378:
Der des voresingens pflac,
daz was Friderich.

416, 7: Wê! wer brâhte in ie von Atzenbruke her?
dâ hât er gesungen vor vil manegen vîretac.

Des tuot er wol schin,
er wil alsô tiure sin ꝛc.
391, 4: er het uns an der wile ein liet ze tanze vor gesungen.

[43] Ben. 412, 4:
Giuden giengen si gelich
hiure an einem tanze;
dâ muosen drie vor im gigen unt der vierde pfeif.
Siner vreuden was er rich
under sinem kranze.
Er nam im dâ diu schœne gie vil manegen umbesweif.
MS. II, 117^{a}, 2:
Zwêne vor im pfiffen (Vergl. Ben. 419, 4)
der dritte den sumber sluoc,
3: der sumber lûte erdôz; dâ tanzten meg(e)de über al.

[44] Ben. 394, 2:
Sô die voretanzen danne swigen,
sô sült ir alle sin gebeten,
daz wir treten
aber ein hovetenzel nâch der gigen.
ebendaſ. 3: Zwêne gigen,
dô si swigen,
daz was geiler getelinge wünne.
Seht dâ wart von Ziche vor gesungen;
durch diu venster gie der galm.
Nach der erſtern Stelle wären die Vortänzer zugleich Vorſinger. MS. II, 111^{a} lauten beide Stellen anders und ſind auch anders eingereiht:
Str. 2: Dâ wirt wol ze zecke vor gesungen.
Str. 3: zwêne gigen,
dô si swigen,
daz was geiler getelinge wünne.
Als die vorsingære gerne swigen,
sô sit alle des gebeten,
daz wir treten
aber ein âbenttenzel nâch der gigen.
(Vergl. die Var. III, 673^{a}.)

[45] MS. II, 119^{a} ff. (auch die Überſchrift: Ein reie?) Vergl. II, 113^{b}, 1.

[46] MS. II, 116, XXI: „Tohter, dâ tenderl lenderl lenderlin!“ ebendaſ. XXII: „Traranuretum traranuriruntundeie!“

[47] MS. I, 281^{a}:
Ich wil der lieben aber singen,
der ich ie mit triuwen sanc,
ûf genâde und ûf gedingen,
daz mir trûren werde kranc,

Bi der ich alsô schône
an eime tanze gie,
ir zæme wol diu krône,
sô schœne wip wart nie.
Elle und Else tanzent wol,
des man in beiden danken sol.

(Vergl. MS. III, 210^{a}, 2.)

[48] Schenk Ulrich von Winterſteten, MS. I, 147^{b}:
Schrient alle: heiâ hei!
nû ist der seite enzwei!

142^{a}: Min herzen
von smerzen
wil mit den seiten rehte enzwei;
des wüefet
unt rüefet
ez lûte: heiâ hei!

Vergl. 138^{b}, 40. 149^{b}, 6. Der Tanhuſer. MS. II, 85^{b} ob.:
heie, nû hei!
des videlæres seite der ist enzwei!

87^{a}, 31: nû singe ich aber hei!
heiâ, nû hei!
nû ist dem videlære sin videlboge enzwei!

89^{a}, 29 f. Nû ist dem videlære sin seite zerbrochen;
daz selbe geschiht im alle die wochen.
Heiâ, Tanhûsære,
lâ dir niht wesen swære,
swâ man nû singe,
vrœliche springe:
heiâ, nû hei!

Vergl. Walther, 104, 6. [= Pf. Nr. 125, 16]:
hie gêt diu rede enzwei.

Turnei von Nanteiz 193:
Diz ist der werde turnei
Nû sprechent alle: heiâ hei!
Daz er sus ein ende hât.

[49] V. 1614 ff.:
„wie gebabt sich dîn sun Ruprebt?“
zwâr, herre, der ist ein frumer kneht
und ist hiur elter denne vert.
seht, herre, er treit sîn êrstez swert
und hât einen hôhen huot
und zwêne hantschuoch, daz ist guot,

er singt den meiden allen vor
ze tanze, und möhten in enpor
alle mîn nâchgebûre tragen,
sie tëtenz ꝛc.

Der ganze Abſchnitt beachtenswerth für die Mengung der Stände, wie auch die Überſchrift anzeigt: „Daz ist, wie gebûre liut ze edelingen sich gefrinnden, von armen edeln knappen und von ackertrappen.“ Das Gedicht vom Meier Helmbrecht hat dabei vorgeſchwebt.

[50a] V. 390 ff. (ein Mädchen ſpricht):

Jener ist der meide rôsenkranz,
sin stimme ziert vil wol den tanz.
an im lît wol mins herzen glanz,
wann er hât gel und reidez hâr ꝛc.

[50b] S. ob. Anm. 41—43. Geige, Trommel und Sackpfeife ſind auch nach der dort angeführten Stelle zum Tanze gebräuchlich.

[51] V. 12426 ff.:

zem êrsten tretent sie gar lîse
und riſſerent ez darnâch mit prîse
und springent denn ûf als sie toben ꝛc.

(Vergl. auch V. 12366—72.) Bildlich V. 9405 f.:

bruoder Slunt fuert vor den reien
Sin geselle her Trunk den stoup begiuzet.

Vergl. 505. 4439.

[52] Der Teichner ſpricht hier vom bäuriſchen Urſprung des neuen Tanzens zum Theil faſt wörtlich wie Walther von der Verbaurung des höfiſchen Singens. Dieß mit der Erinnerung an Nithart zeugt weiter für die Beziehung des Waltherſchen Spruches auf die Nithartslieder.

[53] Liederſ. III, 295 f. V. 10 ff.

Bi her Nitharts zit voran
Vant man núwer sit genug Von der buren ungefug
Mit gebâr und (mit) gewant. Nu ist ez uz der puren hant
Komen an der edeln tail. Mangen tunkt, er hett unhail,
Wenn er nit der vordrast wâr Mit gewant und (mit) gepâr.
Da man tribt unedel wis E do sach man tanzen lis,
Darnach huob sich raigen sider. Nu ist ez nit denn uf und nider,
Ich waiz nit wie ichz nennen solt, Ob ichz ubernemmen wolt.
Doch gelich ichz aller best Zu dem volk daz win brest,
Ab die uf und nider hüpfent . . . .
Mit dem wunderlichen tanz Oder ainer ku die mit ir swanz
Fliegen und premen von ir jait, Also habentz trúglichait
Hin und wider mit irn liben, Oder sam der hirsch wil riben,
Also schupfentz ab und auf. Daz ist mir ain newer lauf.

Ich tenk noch wol, das ez nit was Und daz einer ain luter glas
Uf dem hopt im raigen fûrt Volles win, daz nie verrûrt.
Daz wâr nu aim tanzer Vil licht nu des vil swer(?)
Halt umbs glas wil ich gedagen, Er möcht verliesen ab sim kragen
Mantelrock (und) kugelhut Mit dem schütten so er tut.
Ich getenk noch wol den tag, Das man senfter raien phlag
Denn man iezunt tanzen sicht.

[54] MS. III, 205^b, 7:

Al min nôt
wære tôt,
möhte ich wenden eines spot,
des hâr ist geringelôt,
er ist geheizen Sigenôt:
sinen becher er mir bôt,
unt zukt' in hin wider.
Er sazt' in
nâch dem sin
ûf sin houpt in vröuden fin;
nâch dem niuwen hove sin
ûf den zêhen sleif (vergl. III, 765^a) er hin.
dô was daz min beste gewin,
daz der becher nider
Uber diu ougen unt den munt in sinen buosem stürzet,
der dâ vor den reien trat sô üppicliche geschürzet,
der wart dô mit sinem hâr unhofelich gehürzet.

[55] Altd. Blätter I, 52 ff.: „Was schaden tanzen bringt.“ Beſonders S. 52: „An dem tanz sint vil ursach der sunde: underwiln der gesank der frauwenbilde, der fimferlei schaden bringt. der erst, daz sie mit irme gesange ziehen zu ine und zu begirde des tanzes ender zuchtig personen, die nit ir selbs sint, den ir herz und gemûte verwunt wirt, als jung eefrowen, erber ledig töchter, jungfrowen, knecht und megde, den es verbotten ist von irne meistern ꝛc., die das gebott ubertrettent, so sie den gesank hörn, und dick dar umme gestraft oder geschlagen werden. des sint die sengerin ein ursach“ ꝛc. S. 53: „die sengerin am tanz sint priesterin des tufels, und die ine antwurten sint sin closterfrowen, und die dar umme stent sint leienswestern und bruder oder des tufels pfarrelute, daz tanzhus ist sin pfarkirch, die pfifer und die lutenschleher sint des tufels mesener, die mit irn pfifen und luten die andern zusammen rufent eben als der mesener tut oder als der hirt mit sim horn das vihe zusammen lockt. ꝛc. dann glicher wise als geistlicher gesank reizt zu geistlicher andacht des herzen, also reizt der tanzrimer unfletiger gesang zu unkuscher begirde.“ ꝛc. „dann soliche lider sint gemeinlich von uppigen unkuschen worten, dar durch die jungen unschuldigen herzen

gelert, hermant und gereizt werden, wie sie zu unkuscheit kommen sollen: und ist groß swere sunde eim ietlichen, der solich schamper lieder ticht oder singt, wann er wirt schuldig an allen den, die dar durch verwunt werden und mit böser begirde reizunge in suntliche werck vallen, und muß uff sine sele nemen und ewiclichen pin liden fur die sunde, die uß den lidern oder spruchen gent, ußgenommen ruwe und buß. dar umme werdent dick die tichter und meistersenger und vorsengerin swerlich gestraft.“ S. 54: „Es was in dem selben land [Brabant] ein frevel frech frauwe, die alle heilge tag die tohter und knaben samelt und den tanz anhube und vorsang. als nu die manne und knaben bi dem tanz spilten des ballen und ander spile mit stecken, do enpfur eim der steck, als er den ball wolt schlahen, und traf die selbe frowe an ir heubt, daz sie nider vil und starb.“ ꝛc. „Ein ander verlassen junge tochter, die auch ein vorsengerin was, als die getanzt hatte, und frolichen unkusche lieder gesungen“ ꝛc. S. 55: „es sint vil menschen, die vil langer tanzlieder und uppiger sprüche kunnent: aber von den X gebotten und den stucken des glauben und von andern solichen dingen wissen sie nutzit zu sagen.“

[56] Ebendaſ. 52: „Der ummegende tanz ist ein ring oder cirkel. des mittel der tufel ist.“ 55: „Sölichen gesank, der ummegenden tentz, als schamper lieder, helfen die bösen geist stiften und tichten und sturen darzu.“ (Vergl. 54: „daz sie also tanzten und umme giengen“ ꝛc. „sie furten den tanz ꝛc. mit singen und ummegen.“) 56: „Uß dem springenden tanz komen vj schaden.“ Vergl. Wolf, über die Lais S. 185—187, wo aus altfranzöſiſchen Quellen dieſelben Tanzarten, Carole und Espringale oder Espringerie, nebſt dem Vorſingen und Antworten, nachgewieſen ſind. (Méon III, 377: Espringuiez et balez liement“ ꝛc.)

[57] Vergl. Schmeller I, 491: Trümmertanz.

[58] Johann Adolfis, genannt Neocorus, Chronik des Landes Dithmarſchen, herausgeg. von F. C. Dahlmann. Bd. I, Kiel 1827, S. 177 f.: „Nichtes weiniger iſt tho vorwunderen, (den up dat de Geſenge edder Geſchichte deſte ehr gelehret und beter beholden werden und lenger im Gebruke bleven, hebben ſe de alle faſt den Denzen bequemet,) dat ſe nha Erfordering der Wort und Wiſe des Geſanges, item der Seidenſpele, darup ſe ock ehre beſondere Denze hebben, den Trede tho holden unde den Vott tho ſetten weten, und mit allen Geberden vorgeliken konnen, dat velen frombden Nationen ſolches nicht allein thothoſehende lefflich, ſondern tho doende unmögelich. Sind averſt der Danzleder drierley Art. Erſtlich darna twe unde twe danzen, welches ſe einen Biparendanz heten, den ſe erſtlichen kort vor der jungeſten Veide Ao. 1559 angevangen tho danzen, und vormals ganz unbewuſt geweſen, als von frombden Orden ingeföhret. Wowol it doch eine ſonderlike Manere is und ſe ock ſonderlike Lede darthe gebruken. Darnha de lange Danz, darin ſe alle mit einander, ſo danzen willen, nha der Rege anvaten und dieſe is twierley.

Erſtlich de Trimmeken-Danz, ſe mit Treden und Hangeberen ſonderlich uthgerichtet wert, dergeliken ſin: Her Hinrich und ſine Bröder alle dre ꝛc. Item: Mi boden dre höviſche Medlin ꝛc. Dieſe averſt is bi velen nicht mehr im Gebruke, demna, dewile he gar dorchuth affkamen und alſo vorgeten werden mag, ick dieses alhir beröre. De ander lange Danz geit faſt in Sprungen und Hüppende. Dieſer Art ſin de aller meiſten Ditmerſche Leider und Geſenge, wo hernha derſulven etliche, dar it vogliken geſchen kan, ſchölen geſettet werden, den Leſer etlicher Hiſtorien kortlich tho berichten. It kan averſt nicht unföglich jenne Trimmeken-Danz de Vordraff und diſe de Sprung, bi wo ſonſt in anderen Denzen gebruklich, genohmet werden, wo ſe dan alſo ock etlichen in Gebruke geſettet werden. Dieſe lange Danze averſt werden alſo geföret: De (S. 178) Vorſinger, de wol alleine edder ock wol einen tho ſick nimbt, de den Geſang mit ſingen kan, da he ehne entlichter und helpe ſteit und hefft ein Drinkgeſchir in der Hant, hevet alſo den Geſang an. Und wen he einen Verſch uthgeſungen, ſinget he nicht vorder, ſondern de ganze Hupe, ſo etwedders den Geſang ock weeth edder wol darup gemerket, repetert und wedderhalet denſulven Verſch. Und wen ſe it den ſo verne gebracht, dar it de Vorſinger gelaten, hevet he wedder an unde ſinget wedder einen Verſch. Wen nun dieſer Geſtalt ein Verſch edder twe geſungen und wedderhalet, ſpringet edder gifft ſick einer hervor, ſo vordanzen unde den Danz vören will, nimbt ſinen Hot in de Hant und danzet gemeklick im Gemake ummeher, vordert ſe dieſer Geſtalt up thom Danze (in den Geeſtorden nimbt he wol ock einen Gehulpen tho ſick, de ehme den Danz vören und regeren helpe), unde darup vaten ſe na gerat up der Rege an, doch dat offt ehrlichen Perſonen de hoge Hant gegunnet wert. Als ſick nun de Vordanzer richtet nha dem Geſange unde Vorſinger, alſo richten ſick de Nadenzer nha ehrem Vörer und alle Perſonen ſolches in ſo groter Einicheit, wes Statz und Standes ſe ſin, dorch einander, dat ein Vordanzer in de twe hundert Perſonen an der Rege vören unde regeren kan, wo dan vele ehrbare Lude van Lübeck des getugen können, als de mit ehren Ogen nicht allein ſolches angeſehen und alsbalt ſulveſt mit im Talle geweſen, nhademe ſe ehre Frundinnen, de ehr- und dögentſame Dorotheam, Hans Carſtens nhagelatene Wedewen, dem ehrbaren, vornehmen unde wolgelerden Nicolao Henrichs Woldersheim, Erffgeſeten tho Wakenhuſen im Carſpell Oldenworden, ehlich vortruwen unde nha Dittmerſchen oltwolhergebrachten Gebruke bileggen laten, dar ſodaner Danz angeſtellet worden.“

59 Dahlmanns Neocor. II, 469 f.: „Springel-edder Langedanz“ (Volksl. Nr. 37.); aus Hans Detleffs Bearbeitung und Fortſetzung der Chronik des Neocorus. (Vergl. I, 182.)

60 La Chanson des Saxons ꝛc. publ. par Fr. Michel, Paris 1839. Préf. LXVIII—IX, aus einer Handſchrift des 13ten Jahrhunderts: Moralités seur ces vj vers:

C'est là jus c'on dit ès prés,
Jeu et bal i sont criés.

Enmelos i veut aler.
A sa mere en aquiert grés.
„Par Dieu! fille, vous n'irés:
Trop y a de bachelers au bal.“

Dieſe Volksliedsſtrophe wird auch in Verſen geiſtlich ausgelegt, wie anderwärts ein ähnliches Stück eines altfranzöſiſchen Liedes in lateiniſcher Proſa, altdeutſche Blätter II, 143 ff.

[61] Mone, niederländ. Volkslit. 212, Liedesanfang:

Moeder, lieve moeder, mocht ick ter linden gaen.

Vergl. Str. 2. Z. 1 des Dithmarſ. Liedes.

[62] Udv. d. Vis. II, 54 ff. (vergl. Udv. II, 235 ff.). IV, 100 ff. Str. 8 des erſtern Liedes:

„Du gaa, Du gaa nu Datter min!
Til Vaagstue gik aldrig Moder din.“

ſtimmt mit Stellen bei Nithart. Vorſingen und Vortanzen. IV, 100, Str. 3:

„Han for dennem qvæder.“
III, 214, Str. 4: „Stolt Lyborgs Möer paa Gulvet sprang,
Og al den Aften hun for dem sang.“
IV, 87, Str. 3: „For da dandser Hr. Iver Lang,
Den gjæveste Ridder i dette Land.“
Str. 5: „Det er Hr. Iver, han qvæder saa let.“
II, 55, Str. 12: „Selv træder Kongen i Dands for dem.“

[63] Recueil de chants histor. franç. par Leroux de Lincy I, Paris 1841. S. 79 ff. Anf.: Al entrade del tens clar ꝛc. Nach der Ausführung des Herausgebers fällt das Lied gegen den Schluß des 12ten Jahrhunderts. Man vergleiche folgende Strophen der Lieder aus Poitou und Dänemark:

Ele a fait par tout mandar
Eya!
Non sie jusq' à la mar,
Eya!
Pucele ni bachelar,
Eya!
Que tuit non venguent dançar
En la dance joiouse.
Alavi, alavie jalous,
Lassaz nos, lassaz nos
Ballar entre nos, entre nos!

„I ſtander op alle mine Jomfruer
Med Roſenkrands!
Wi ville os bortride
Til den bedre Dans.“
Saa herlig dandſer han Haagen.

Lo reis i vent d'autre part,
Eya!
Pir la dance destorbar
Eya!
Que il est en cremetar
Eya!
Que on li vuelle amblar
La regine avrillouse.
Alavi ꝛc.

Det var Dannerkongen
Han lader derad ſpörge:
„Hvad monne danſke Dronning
Her udi Danſe gjöre?
Saa herlig ꝛc.

Langt bedre ſad hun i Höjeloft
Guldharpen at ſlaae,
End hun monne her i Dandſen
Med Haagen gaae.“
Saa herlig ꝛc.

Qui dont la véist dançar
Eya!
Et son gent corps deportar
Eya!
Ben puist dire de vertar
Eya!
K'el mont non sie sa par
La regine joiouse.
Alavi ꝛc.

Og nu dandſer Helled Haagen
Og Dronningen ſammen,
Og det vil jeg forſanden ſige,
De have godt Gammen.
Saa herlig dandſer han Haagen.

64 Udv. d. Vis IV, 88, Str. 6:

„Den Midsommers Nat er stakket og blid.“

(Vergl. Str. 4: „om Midienat.“) Daſſelbe iſt wohl, ebendaſ. II, 54, die „Vaagenat,“ wo jedoch bald von der „Vaagstue,“ bald vom „Borgeled“ (Burgweg), als der Tanzſtätte geſprochen wird.

65 Udv. d. Vis. IV, 87: „Der falder saa faver en Rimsaa vel da ganges der Dandsen.“ W. Grimm, altdän. Heldenl. 116: „So tritt ſie den

Thau von der Erde.“ Udv. d. Vis. I, 237: „Men Dandsen den gaaer saa let gjennem Lunden.“ II, 59: „Saa let da ganger der Dandsen.“

[66] Sagabibl. I, 149 f.

[67] „Ein geiſtlich Reigenlied in der perſon der ſtat Zürich, zuo lob vnd wolfart gemeiner Eidgenoſſchaft in der wyß: Dört hoch vff einem Berge ꝛc.“ aus einer Handſchr. von 1562, bei Ph. Wackernagel S. 480 f. Str. 1 und 2 lauten ſo:

Ich frag, was üch wöll gfallen,
ob mir gebür,
das ich vor andern allen
den Reigen fu(e)r?

Ir kennt noch wol min vorig gſtalt:
jetz bin ich jung, vor was ich alt,
darumb mich luſt zeſingen
und frölich mit üch ſpringen.

Ein edler herr von witen
ſchickt mir ſein knecht,
das ich ſölt zu(o) im riten
on als gebrächt (Geräuſch),

Das ich mich nichts verhindern ließ,
es wurd min ehr und großer genieß,
dann er hett ein jungbrunnen,
den er mir wölt vergunnen.

Der Herr, im geiſtlichen Liede Gott, mochte im weltlichen der Maien ſein.

[68] Tit. Cap. 39. Str. 6015 f. (Muſ. I, 260 f.) vergl. D. Mythol. 330.

[69] Str. 12 u. 13:

Thu(o)nd mit mir zu(o) beſchließen
noch einen ſprung!
nieman wöll das verdrießen,
ſo ich blib jung!

Noch eins von üch ſei mir erlaubt:
das ich noch trag uff minem haupt
diß krenzle von zwölf blu(o)men,
die ſich min all beru(o)men.

Hie zwiſchen iſt gebunden
am ort (Ende) ein ſtruß,
min ſchwöſter hat den funden,
nemt in daruß

Und werfſt in hin, doch macht mir ganz
der dreizeh blu(o)men roſenkranz!
der nechſten an dem reigen
ſchenk ich zu(o)r letz den meien.

Die 13 Blumen ſind hier die 13 Orte der Eidgenoſſenſchaft. Sofort die Anmerkung: „Die den Reigen fu(e)rt nimpt hiemit das kränzle und bricht daruß das örtlin oder den ſtruß, den empfacht von ir die gegenüber iſt, und wirfſt in uß dem ring, aber die den reigen fu(e)rt ſetzt den krantz wider uff, und nimpt uß irem bu(o)ſen ein ſtruß, den gibt ſie der nechſten bi ir am Reigen. — Vergl. den ſchweizeriſchen Ausdruck: „de Struß hab," den Vorzug, Vorrang haben, Tobler 416.

70 Nithart, Ben. 452, 2:

So hebet
sich an der stråze vreude von den kinden.
Wir süln den sumer kiesen bî der linden,
diu ist niuwes loubes rich,
gar wünneclich
ir tolden,
ir habt den meien holden.

MS. II. 122^a, 3:

Ich bin holt dem meien,
dar inne sach ich reien
Mîn liep under der linden schat;
manic blat
ir dâ wac
für der heizen sunne tac.

Ben. 437, 4: Diu linde ist wol bevangen
mit loube;
dar under tanzent vrouwen.

ebend. 387 u.: Ir vergezzet niht der grüenen linden —
Wê, wâ tanzent nû diu kint —
diu was uns den sumer vür die heizen sunne ein dach.
diu ist grüenes loubes worden âne.

ebend. 410: nû treit uns aber diu linde vür die sunnen nindert schat.
Ê dô si geloubet was,
dô hiet man dâ vunden
vil maneger hande vreuden. ꝛc.

71 Vergl. Nith. Ben. 444 ob.:

Wigerât,
sprinc alsô, daz ich dirs immer danke:
diu linde wol geloubet stât.

(MS. II, 105^b, 1 III, 210^a, 2.)

[72] Altdeutſche Blätter I, 62: „tanzen ist in vierlei wise totsünde. zum ersten so ein geordente geistliche person offentlich tanzt, als münch, nunnen, pfaffen ꝛc. die tund totsunde von ergernisse wegen.“ ꝛc.

[73] MS. I, 147^{a}, 48:

Pfaffen, leigen, tretent an,
dien got der sælden gan! ꝛc.

Vergl. I, 141^{a}, 38: Nû singen,
nû singen,
dan noch harte erspringen
den reigen,
den reigen,
pfaffen unde leigen!

[74] Horæ belg. II, 178 f. (Mündlich.) Nach einer brieflichen Bemerkung F. Freiligraths wird dieſes Lied „auch in der Grafſchaft Mark, in Soeſt, bei Kinderſpielen geſungen.“

[75] Thiele, Danſke Folkeſagn III, 142 f.

[76] Wunderh. I, 458. vergl. III, 141.

[77] Fr. Kuenlin, in den Ritterburgen der Schweiz I, 292 ff. (mit einigen Strophen der Coraula, wie es ſcheint, nach einer handſchriftlichen Chronik, vgl. ebendaſ. II, 508, Anm. 202. [Vgl. Uhlands Gedicht: Der Graf von Greiers. H.]

[78] Br. Grimm, Deutſche Sagen I, 241 f. („Winkelmann heſſ. Chronik S. 375, aus dem Mund alter Leute.“) Dazu die Anm.: „Die Sitte des heſſiſchen Schwerttanzes, ſammt dem Lied der Schwerttänzer wird anderswo mitgetheilt werden.“

[79] Udv. d. Vis. III, 19., Refr. „Saa herligt og saa vel der de traadde.“ II, 151 ff., Namen der Tanzenden werden aufgezählt, Str. 3:

„For da dandser han Riber Ulf“ ꝛc.

Str. 10: „Saa da dandser han rige Volravn,
Med hans Frue, haver ingen Navn.“

Vergl. Nithart MS. II, 107^{b}, 6:

Er ist geheizen Ungenant,
er dunket sich sô ræze,
er springet an vroun Gepun hant ꝛc.

Ben. 373: derst alsô getoufet, daz in niemen nennen sol.

Str. 15 f.: „Og Ranild Lange udi Dandsen traad,
Begyndte en Vise, og fore han qvad.
Med Liste han qvad, saa let han sprang;
Alle de Riddere efter hannem sang.

(vergl. ob. Anm. 62) Str. 17 f.:

Op da stod hun Spendelsko,
Og hun gav Ranild Lange sin Tro.
Hendes Haar det var udi Silke flæt',
Hun traadte den Dands for Alle saa let.“

80 Über die Johannis- und Veitstänzer ſ. Förſtemann, die chriſtlichen Geißlergeſellſchaften. Halle 1828, S. 224—38. 321 f. Hecker, die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter ꝛc. Berlin 1832, S. 1—26, 83—88. Vergl. Wicke, Verſuch einer Monographie des großen Veitstanzes ꝛc. Leipzig 1844. S. 3—13. Nithart Ben. 452, 5. (MS. II, 112^{b}, 9):

Min hâr
an dem reien sol mit sîden sîn bewunden
durch des willen, der min zallen stunden
wünschet hin ze Riuwental.

Die geſchichtlichen Namen im zweiten däniſchen Liede gehören der Neige des 13ten Jahrhunderts an.

81 Aus den von Förſtemann und Hecker angezogenen Belegen hier nur Einzelnes. Petri de Herentals Vita Gregor. XI: „sanati dicebant, quod videbatur eis quod in hora hujus chorizationis erant in fluvio sanguinis, et propterea sic in altum saltabant.“ Ebendaſ. lateiniſche, vermuthlich gleichzeitige Reime:

„Populus tripudiat nimium saltando.
Se unus alteri sociat leviter clamando ꝛc.
Capite fert pelleum (pileum) desuper certum (desuperque sertum?)
Cernit Mariae filium et caelum apertum ꝛc.
Spernit videre rubea et personam flentem ꝛc.

Chron. Belg. magn.: „Et coepit haec daemoniaca pestis vexare in dictis locis et circumvicinis masculos et foeminas maxime pauperes et levis opinionis ad magnum omnium terrorem; pauci clericorum vel divitum sunt vexati. Serta in capitibus gestabant ꝛc.“ Limburger Chron. (Vogels Ausg. S. 72): „Und lieſen von einer Stadt zu der andern, und von einer Kirchen zu der andern ꝛc. Und wurd des Dings alſo viel, daß man zu Cölln in der Stadt mehr dann fünf hundert Tänzer fand ꝛc. Und fand man da zu Cölln mehr dann hundert Frauen und Dienſtmägde, die nicht eheliche Manner hatten ꝛc. Auch nahmen die vorgenannten Tänzer Mann und Frauen ſich an, daß ſie kein roth ſehen möchten ꝛc.“ Kölner Chron., gedruckt 1499: „Ind vill lude beide man ind frauwen junk ind alt hadden die krankheit. Ind gingen uiß huis ind hof, dat deden ouch junge meide, die verliessen ir alderen, vrunde ind maege ind lantschaf ꝛc. Item also gegurt mit den twelen danzten si in kirchen ind in clusen ind up allen gewijeden steden. As si danzten, so sprungen si allit up ind riefen: Here sent Johan, so so, vrisch ind vro here sent Johan.“

82 Handſchriftl. Chronik von Straßburg (Förſtemann 236 f., Hecker 7):

„Viel hundert fingen zu Straßburg an
Zu tanzen und ſpringen, Frau und Mann,

Am offnen Markt, Gaſſen und Straßen,
Tag und Nacht ihrer viel nicht aßen
Bis ihn das Wüthen wieder gelag.
St. Vits Tanz ward genannt die Plag."

[83] Leg. aur. c. 77: „Dixitque præfectus patri: corripe puerum tuum, ne male pereat! Tunc eum in domum ducens diversis musicorum generibus et puellarum lusibus aliarumque deliciarum generibus immutare animum pueri satagebat." Chriſtl. Kunſtſymbolik und Ikonogr. Frankfurt 1839. S. 221: „S. Vitus, M. Einer der 14 Nothhelfer. Patron der Schauſpieler und Tänzer, gegen Tanzwuth, langes Schlafen. Sachſen, Sicilien, Böhmen, Corvey, Höxter." (Kam beim Täufer Johannes die tanzende Tochter der Herodias in Betracht, Marc. 6, 22, Matth. 14, 6, oder ſein Hüpfen im Mutterleibe, Luc. 1, 41. 44, oder das Teufelaustreiben und Heilen, Marc. 6, 13 f.? Er iſt Patron gegen Epilepſie, Kunſtſymb. 210.)

[84] Vergl. Überſichtl. Beſchreibung älterer Werke der Malerei in Schwaben, von Grüneiſen, im Kunſtblatt 1840, Nr. 96. Auch die Heilung Trommelſüchtiger, die mit aufgetriebenem Leib am Boden liegen, iſt dargeſtellt.

[85a] Ev. Luc. Cap. 1, V. 41, 44.

[85b] St. Johannis chorea, la danse de St. Jean, Förſtemann 235. Vgl. Wackernagel, Kirchenlied 793^{b} und Reientänze, Johannislieder.

[86] S. ob. Anm. 81. Die latein. Reime bei Petr. de Herentals ſagen: „Frisch friskes cum gaudio clamat uterque sexus." Er ſelbſt aber macht daraus einen Dämon Friskes: „Nam homines utriusque sexus illudebantur a daemonio, taliter quod tam in domibus quam in plateis et in ecclesiis se invicem manibus tenentes chorizabant et in altum saltabant, ac quaedam nomina dæmoniorum nominabant, videlicet Friskes et similia ꝛc. (friskes für friskest? vergl. Gramm. III, 587, 2.) (frisch und fro, Liederſ. I, 61, 89. I, 69 u. Deutſche Mythol. 702, 351. Rechtsalt. 10.)

[87] Liederſ. II, 708, V. 472: Biz sant Johans sunwenden tag.

[88] MS. II, 312^{b}:

Der spilman riht' die bungen, die reif er dâ bant,
dô nam sich der Löchlin ein juncvrou an die hant:
„ô dû vrecher spilman, mach uns den reien lanc."
jû heiâ! wie er spranc!
herz', milz, lung' und lebere sich in im umbe swanc,
Daz nû der törper in dem (den?) anger viel,
daz im sîn ôren, nas' und mûl mit bluote überwiel;
von törperischen sprüngen im alsô wê beschach,
manger dâ verjach,
daz man ze beiden siten sîn herz' sêr klopfen sach. ꝛc.
Welt ir hœren wunderlichiu mær',
in dunket, wie siben sunnen an dem himel wær',

und er umbe liefe, als ein gedræter topf;
in swindelt' umb den kopf:
er wänd', er wolt' versunken sin: er huop sich an den kropf.

[89] Das Folgende über Tarantis und Tarantellen nach Hecker S. 26 ff., 89 f. vergl. Okens Naturgeſch. V, 681 ff. [S. 684: „Wer weiß, ob das Übel nicht gar von den vielen Flohſtichen herkommt!“] Zeit des Tanzens: Hecker 36 ob., 37 ob., 43 ob., 51 ob., zweimal im Jahre, vergl. 71. Förſtem. 229. Oken V, 684 ob.]

[90a] S. Hecker S. 22 oben.

[90b] Ein andres Geluſte ſchildert nach gleichzeitigen Schriftſtellern Hecker S. 39: „Noch im 16ten Jahrhundert ſah man die Kranken gern glänzende Schwerter ergreifen und in den Anfallen mit wilder Bewegung ſchwingen, als wollten ſie Fechterſpiele aufführen. Dieß thaten ſelbſt Frauen, mit leidenſchaftlichen Geberden der weiblichen Sanftmuth Hohn ſprechend, und bis in neueren Zeiten die Krankheit verſchwand, war dieſe Erſcheinung, wie überhaupt der Sinnesreiz der Taranteltänzer durch Metallglanz ſehr gewöhnlich.“ Sollten Schwert und Trinkgefäß auch in deutſchen Tanzen (S. ob. Anm. 53. 54. 58. 78. vergl. Hecker 59, 1.) mit den Gelüſten der Tanzerregung in urſprünglichem Bezuge ſtehen?

[91] Hecker S. 90:

Allu mari mi portati,
Se voleti che mi sanati.
Allu mari, alla via:
Cosi m'ama la Donna mia.
Allu mari, allu mari:
Mentre campo, t'aggio amari.

[92] Vergl. Limburger Chronik zum Tanzjahr 1374 (S. 73 f.): „Da ſung und pfiffe man:

Wie möcht mir immer baß geſein?
In Ruh' ergrümt das Herze mein,
Als auf einer Auen.
Daran gedenke,
Mein Lieb, und nit wenke!“

Iſt dieß ein deutſcher panno verde?

[93] MS. I, 180^{a}.

Git Minne niht wan ungemach,
sô müeze Minne unsælic sîn: die selben ich noch ie in bleicher varwe sach.

[94] 154, 4: diu Sifrides varwe wart dô bleich unde rôt (über Gunthers Miſstrauen in ſeine Freundſchaft). 284 (Sifrid beim Erſcheinen der ſchönen Kriemhilde):

Er dâhte in sînem muote: „wie kunde daz ergân,
daz ich dich minnen solde? daz ist ein tumber wân.
sol aber ich dich fremden, sô wære ich sanfter tôt.“
er wart von gedanken dicke bleich unde rôt.

1605 (Rüdigers Tochter, zögernd den grimmen Hagen zu küſſen):
Doch muoste si dâ leisten daz ir der wirt gebôt.
gemischet wart ir varwe: si wart bleich unde rôt.

239, 4. (Kriemhild erhält Kunde von Sifrids Heldenthum im Sachſenkriege):
do erblüete ir liehtiu varwe, dô si diu mære rehte bevant.
240: Ir schœnez antlütze daz wart rôsenrôt.
dô mit liebe was gescheiden ûz sô grôzer nôt
Sîfrit der junge, der wætliche man.
si vreute ouch sich ir friunde; daz was von schulden getân.

291, 2: do erzunde sich sîn varwe ꝛc. (bei ihrem Gruße.)

525, 4 (Kriemhilt vor Sifrid als Boten):
dô mêrte sich ir varwe, die si vor liebe gewan.

568 (Sifrid bei Kriemhilden Jawort):
von liebe und ouch von vröuden Sîfrit wart rôt.

713, 1 (Sifrid bei Gunthers Einladung):
— dâ wart er vröuden rôt.

1437, 3 f. (Etzel und ſeine Boten):
dienst über dienste, der man im vil enbôt,
seiten si dem künege. vor liebe wart er vreuden rôt.
424: Dô si diu swert gewunnen, sô diu meit gebôt,
der vil küene Dancwart von freuden wart rôt.

437, 7: Prünhilt diu schœne wart in zorne rôt.

1530, 2 f. (Über die Vorausſagung der Meerweiber):
des wurden snelle helde missevare,
dô si begunden sorgen ûf den herten tôt ꝛc.

[95] MS. I, 187^{a}, 5:

Bleich und eteswenne rôt,
alsô verwet ez diu wîp:
Minne heizent ez die man
unde möhte baz unminne sîn ꝛc.

Vergl. auch MS. I, 40^{a}, 2 (Heinr. v. Veld.):

daz dicke werdent schœniu wîp
von solhem leide misse var.

Man. II, 22^{b} ob. (Gramm. IV, 725, 3. Myth. 720**).

[96] MS. I, 198 f., LVII. Der Fragende iſt wohl ein Bote, ausgeſchickt, die Geſinnung der ſchönen Frau für den angehenden Sommer zu erforſchen (ſ. oben S. 389). Reinmar hat noch andre Lieder, worin die Frau mit dem Boten ſpricht.

[97] Str. 6:

„Er nam ſie bei ihrer ſchneeweißen Hand,
er führt ſie durch den grünen Wald,
da brach er ir ein Zweig (a. ſie brach e. Zw.),
ſie küſſet ihn auf ſeinen roten Mund ꝛc.

Vergl. Udv. d. Vis. IV, 92 f.:

Og der de komme i Rosens Lund,
Der lysted Dankonning at hvile en Stund. ꝛc.
„Stolt Elselil! I vilde det ej fortryde,
Med os de Lindelöv at bryde.
I bryde med os de Lindeblade!
Dermed gjöres vore Hjerter glade.
Dagen er lang og Vejen er trang,
Her ville vi hore paa Fuglesang“

W. Grimm Altd. Heldenl. 116. Kehrzeile:

„Wer bricht das Laub von den Bäumen?“

(„d. h. wer gewinnt die Liebe.“) Bei Reinmar:

„gên wir brechen bluomen ûf der heide.“

[98] Meinert 76.

[99] Silva de romanc. 259. Simrock zu Walth. II, 168. Deutſche Myth. CXLV, Beſchwör. Nr. XLIII f.: „Fieber hin, fieber her! laß dich blicken nimmer mehr! fahr der weil in ein wilde au! ꝛc.“ „gut morgen, Frau Fichte, da bring ich dir die gichte ꝛc.“ Ebd. 679 (Flieder). (Anzeig. 1837, Sp. 476, Nr. 41: „nenne alſo dick ſin [des Roſſes] varwe ꝛc.“)

[100] Reinmar Str. 1 [= MSF. 195, 37. Pf.]

„War kam iuwer schœner lîp?
wer hât iu, sælic frouwe, den benomen?
Ir wârt ein wunneclichez wîp:
nu sint ir gar von iuwer varwe komen ꝛc.

Str. 3: Solhiu nôt und ander leit
hât mir der varwe ein michel teil benomen.

Str. 6: O wê danne schœnes wîbes!

Erſtes Volkslied Str. 2:

„Ach mägdlein an der wonne,
wie ſalwet euch die ſonne
daß ihr ſeit worden bleich!“ ꝛc.

Str. 3: „Warumb ſolt ich nicht werden bleich?
ich trag all tag groß herzenleid,
lieb, umbe dich ꝛc.“

(Der Reim: wonne — sonne lautete wohl urſprünglich zinné — sunné, in der Reimform des 12ten Jahrhunderts, wie bei Kürenberg, MS. I, 97, von dem beſonders auch Str. 6 zu beachten. Vergl. hieher noch Heinrichs vom Türlein Krone, bei Wolf über die Lais S. 405. Z. 1133 f.:

ein schœne wîp salwet
oft von liehter sunne.

Vergl. MS. III, 466^a, 36:

daz uns dehein weter selwen mac.

Zweites Volkslied:

Ay soer mir's ock, fains Maedle!
Wuhien houst du dai Foeve?

[101] In beiden der Hinblick auf die Verwandten (Reinmar Str. 6. Volksl. Str. 4. 8), der Geliebte der einzige Troſt (Reinmar Str. 6. Volksl. Str. 1. vergl. 4), hier das Blumenbrechen, dort der gebrochene Zweig (ſ. Anm.). Aber auch zwiſchen dem Minnelied und dem zweiten Volkslied ein ergänzender Anklang (Reinmar Str. 1):

„nu sint ir gar von iuwer varwe komen,
Dast mir leit unt müet mich sêre:
swer des schuldic sî, den velle got unt nem' im al sîn êre!

(Meinert Str. 7 f.):

„Onn du fregſt noch ma'r Fove?
Du houſt ſe mir vertueve.
Hett'ſt du mich ind' ai (immer in) Ruh gelon,
So hett' ich ni mai Foev verloen.

Überall ähnlich und verſchieden zugleich, wie Abkömmlinge eines Stammes. Merkliche Störungen hat das ältere Volkslied erfahren.

[102] Ben. 446 ff., LIV. vergl. MS. III, 231^a. — Str. 3: „Trûren leit und ungemach hât mir verderbet lîp und al mîn sinne ꝛc.“ ſtreift an die Lieder von der Bläſſe, vergl. Reinmar MS. I, 187^a, 5: „unt verderbet manigen lîp.“ Zu Str. 7: „bî dem Lengebache“ ſ. MS. IV, 473, Anm. 5. — Nithart verwebt auch ſonſt Zwiegeſpräche der Geſpielen in ſeine Lieder, Ben. 331, 4 f., 434 f., 4—8: „ir wehselrede.“

[103] MS. II, 160, II. Die Stelle der letzten Str.: „sag' mir, wer dir liebe trage!“ worauf keine Antwort folgt, deutet übrigens auf einen weggefallenen Schluß. — In dieſer Geſtalt, nur mit Weglaſſung einer Strophe, iſt das Lied noch einem dritten Sänger zugeſchrieben, dem jungen Spervogel, in der Heidelberger Handſchrift 357, Bl. 28. (vergl. MS. IV, 690^b.)

[104] MS. I, 350, II.

[105] MS. I, 204 f., VII. (Ein andres Geſpräch zweier Geſpielen bei demſelben Dichter, ebendaſ. 208, XV.) [v. d. Hagen, MS. IV, 146^b, nimmt „snîden“ für: Kleider ſchneiden.] Vergl. MS. I, 152^a, 5 (Ulr. v. Winterſtetten): „ich wil in die erne oder anderswâ.“ MS. II, 299^a, 2 (Hadloup): „Wê, wie ist erne rehte [so] guot! ꝛc. daz vröut für des meien bluot.“

[106] Nitharts Geſprächlied iſt in einer Handſchrift überſchrieben: „Ein reie“ (MS. III, 231^a), auch heißt es in Str. 1, ſofern ſie dazu gehört (Ben. 446):

vrô singent aber die vogel, lobent den meien:
sam tuo wir den reien.

[107] Bei Nithart und unter Waltram ſind je die vier erſten Zeilen gleich einem epiſchen Verspaare mit Zwiſchenreim, nur im zweiten Glied eine Hebung weniger, was dann bei Scharfenberg ausgeglichen wird. Bei Burkart bildet der Kehrreim ein (wenn auch nicht vollkommen das epiſche) Langzeilenpaar, das zweite Strophenglied iſt gleich dem erſten bei Nithart, das erſte kürzt und längert die beiden Hälften der epiſchen Zeile.

[108] Hugdietrichs Brautfahrt ꝛc. herausgeg. von F. F. Oechsle, Oehringen 1834, Str. 128. Vergl. mit der Frankfurter Handſchr. des Hug- und Wolfdietr. Bl. 49^b (ſ. auch Altt. Zeit und Kunſt ꝛc. Frankfurt 1822, S. 292.) [= Holtzmanns Ausgabe. Heidelberg 1865. Str. 134. Pf.]

[109] Volksl. Nr. 115, im ältern Drucke beginnt das Lied: „Es giengen ſich aus zwo Geſpiele ꝛc.", im ſpätern: „Es giengen zwo Geſpielen gut ꝛc." Unvollſtändig, ohne Angabe woher, im Wunderh. III, 18. Zu der Rede des Knaben vergl. die Stelle eines andern Liedes [Schffh. 397]:

„Brauns Meidlin, laß mich unversmecht!
ich bin meins güts ein armer knecht,
ich bin wol ewers gleichen,
ein reicher kauffman kan werden arm,
ein armer reüter reiche."

[110] Bei dem von Scharfenberg (MS. I, 350^b, 5) ſagt die Fröhliche:

„er tet mir nie sô leide,
ern' wær mir lieber danne golt."

Im Wunderh. a. a. O. die Arme:

„Ich wollt nicht nehmen Silber und Gold,
daß ich den Knaben laſſen ſollt."

[111] Meinert 124. Statt der zwei Geſpielen, einem abgekommenen Worte, ſind hier zwei Geſellen worden, was unbedenklich zu verbeſſern iſt. Daß der Roſenbaum den Liebſten erſchlagen, iſt auch für Mißverſtändniß anzuſehen und aus dem folgenden, niederlandiſchen Liede zu berichtigen. Sonſt findet ſich der „roseboum" MS. II, 337^a, 3. vergl. Frankfurt. Archiv III, 270.

[112] Horæ belg. II, 110 f. mit Melodie.

[113] Horæ belg. I, 112. II, 83. Der eine Anfang:

Het ghingen twee ghespelen goet
an gheenre wilden heiden ꝛc.

faſt wortgleich auch auf einem deutſchen Flugblatte von 1589: „Ein schoen nüw geistlich lied ꝛc. Von den zweyen Jüngeren die gen Emaus giengen. In dem Thon „Es giengend zwo gespilen guot, wol vber ein gruene Heyde."

[114] Hoffmann v. Fallersleben, das deutſche Kirchenlied. 2te Ausg. 413.

[115] Hugdietrich, Frankfurter Handſchrift Bl. 49^b:

Die eine was trurig, die ander die was fro.

Horæ belg. II, 83:

die een die reet al lachende uut, die ander die was droevich.

116 Im Eingang einer altfranzöſiſchen Erzählung, den Fr. Michel, Tristan ꝛc. T. I, Introd. p. LXIV. mittheilt, heißt es:

Al tenz d'esté, après pastur,
Quant vi parer e folie e flur ꝛc.
Levai me tost la matinée,
Tut nu pez, en la rosée
Alai déduire vers un pré;
Mires dient que ço est santé.

Depping, Sammlung ſpan. Romanzen S. 367:

La mañana de San Juan
Salen à coger guirnaldas
Zara muger del rey Chico
Con sus mas queridas damas. ꝛc.
Descalços los albos piès
Blancos mas que nieve blanca.

Vergl. MS. I, 112 (Kriſtan von Hamle):

Dô min vrouwe bluomen las
ab im [dem Anger], und ir minneclichen füeze
ruorten ûf sîn grüenez gras. ꝛc.
Her Anger, bitet, daz mir swære [sul] büeze[n]
ein wip, nâch der min herze stê,
sô wünsche ich, daz si mit blôzen füezen
noch hiure müeze ûf iu gê ꝛc.

117 Die Volkslieder brauchen auch ſonſt dieſe Bezeichnung des Frühlings; Abſchiedslied (Volksl. Nr. 64. Str. 1.):

der mei der tut uns bringen
den veiel und grünen klee.

Der Fähnrich (Volksl. Nr. 203. Str. 8.):

er gab dem fendlein einen schwang
er schwangs über feiel und grünen kle.

118 Les chansons nouv. assembl. 1538 Bl. 34:

L'aultre iour iouer me alloye
au ioly boys pour mon plaisir,
je rencontray troys ieunes dames
deuisant de leurs amys,
dont lune pleure
disant: „helas!“ disent: „helas!
fault il que pour aymer ie meure?“

Et sa seur la plus ieunette
humblement luy remonstra

en disant: „ma seur doulcette!
oublier vous fault cela:
car cest follye
de tant aymer, de tant aymer
ung estrangier qui vous oublye.“

„Comment seroit il possible
que ie le misse en oubly?
car cest celluy de ce monde
qui est mieulx a mon plaisir;
quoy que on en dye
ie lay ayme et laymeray
et deusse ie perdre la vie.“

Eine vierte Strophe paßt nicht zum Übrigen.

119 V. 64 ff.:

Lès la rivière par le pré
U avoit flors à grant plenté
Blanches et vermeilles et bloies.

120 Les regnes de lor frains estoient
de tille, qui molt mal séoient.

Über den Gebrauch des Baſtes, ſtatt Lederwerks, als Zeichen der Armuth und des niedrigen Standes, ſ. Rechtsalt. 255. 160 f. 943. Hiezu Méon I, 404.

121 Lai d'Ignaurès ꝛc. suivi des lais de Melion et du Trot ꝛc. publ. par L. J. N. Monmerqué et Fr. Michel, Paris 1832. p. 71—83.

122 Vergl. Wolf über die Lais S. 42 ff.

123 V. 95: — — la face vermeille.

V. 262: Et ont taint et pales les vis.

124 V. 81 ff.:

Totes estoient desfublées,
Ensi sans moelekins estoient,
Mais capeaus de roses avoient
En lor chiés mis, et d'aiglentier,
Por le plus doucement flairier.
Totes estoient en bliaus
Senglés por le tans qui ert chaus.
S'en i ot de teles assez
Ki orent estrains les costés
De caintures; s'en i ot maintes
Qui por le chaut erent desçaintes.

(Dieß ſtatt des ſchlichten baarfuß in den Volksliedern, was in der koſtbarern Hofdichtung dem ärmlichen Zuſtande der Klagenden heimfällt, V. 176—179.)

V. 254 f.: Ne por yver, ne por oré
N'ierent-eles jà sans esté.

V. 186 f.: Sor eles tonoit et negoit,
Et si grant orage faisoit ꝛc.

V. 271 ff.: Que jà en yver, n'en esté
N'arons-nos repos ne séjor,
C'adès ne soions en dolor.

[125] Der Liedesanfang: „Het reden twee ghespelen goet ꝛc. die een die reet al lachende uut ꝛc.“ iſt ſogar ein Anſatz zum berittenen Zuge des lay del Trot.

[126] Aus der 1336 beendigten Verdeutſchung nach Maneſſier, dem Fortſetzer des Percheval von Chreſtien de Troyes, in der Donaueſchinger Pergament-Handſchrift N. 37. 9. Bl. 151 ᵇ. — Schluß der ausgezogenen Stelle:

Er en antwurt im ein wort niht Und fuor für sich hin die riht
Und die juncfrowe snellelich Der kunig gar herteclich
Mit den sporn im nôch drang. Durch den hellen vogelsang
Reit ginre vor, der künig nôch In regene und in dem winde hôch,
Er ilte und wonde zuo in komen, In der heiterin, hân ich vernomen,
Grôze mîle viere reit er nôch in Durch den walt al für sich hin
In dem regene und in dem winde dô. Gine in der heiterin wôrent vrô
Und in der süezen vogel sang Die flugent nôch mit gedrang
Biz siu kôment für den walt.

(Über die Handſchrift vergl. meine Notiz in H. Schreibers Taſchenbuch für Geſchichte und Alterthum in Süddeutſchland. 1840. S. 259 f.)

[127] Méon IV, 354 ff.

[128] V. 15: Un jor d'esté par un matin.
V. 222: par un jor de mai.

[129] V. 35 f.: Là ont mirés lor color(s)
Qui sovent lor mue d'amor(s).

[130] V. 60: Miels aim hennor que trop avoir.

[131] V. 85: Cele deviut pale et vermeille.

[132] V. 95: Un Clerc cortois, loial et bon ꝛc.
V. 113: Clerc d'escole.

[133] V. 159 f.: S'orent de novel esglantier
Chapieax por plus soef flairier.

Faſt wörtlich wie im Lay del trot V. 83—85. ſ. ob. Anm. 124.

[134] V. 171: D'amors sonent un son novel.

[135] Méon, nouv. rec. I, 353—63. Auch in dieſem Stücke mahnen einige Stellen an das lay del Trot: V. 210—21. 246—49.

[136] Carmina Burana 155 ff. (vergl. Zeitſchrift f. d. Alterthum VII, 160 ff.)

[137] Von dem Ritter und dem Pfaffen (ſ. Pfeiffers Heinzelin von Konſtanz), V. 40 f.:

ich wil iuch einen vremeden kampf
mit worten hie bediuten ꝛc.

[138] V. 311 ff.:

jâ meinich solher pfaffen niht, die man messe singen siht:
ich meine, die pfaffen sint genant unt doch niht hôher wîhe hânt.
si sint den pfaffen zuo gezelt umb niht wan umb ir pfeflich gelt.
die priesterlichen pfaffen sol man ir dinc lân schaffen,
der selben ich niht meine; ich meine, die enkleine
sint pfaffen, als dû mich merkest wol.

Es ſind ſo ziemlich die kloer (clercs), die noch jetzt im Volksgeſange der Bretagne als Liebhaber und Liebesdichter eine bedeutende Rolle ſpielen, Barzaz-Breiz, I, Introd. XXXV—VII.

[139] V. 344 ff.:

— sprach ir gespile dô zehant (die Freundin des Ritters):
„ich kan dir niht gekriegen, dû kanst dîn rede gebiegen
sô meisterlîchen hin und her. dû meinst ez hin, sô meine ichz her,
sus fremde sint dîn fünde. der kriec muoz in daz künde
gezogen werden schiere. hinnân ich appelliere
und ziuch ez für die Minne; diu ist ein rihterinne
billich in disen sachen und sol in ende machen
und disen gewerren scheiden: jâ wurde er von uns beiden
ze rehte niemer ûz getragen.“ „Wem möhte daz nû missehagen?“
sprach ir gespile aber dô, „des zuges bin ich harte vrô,
wan dâ bin ich gesigende unt dir vil gar obligende,
daz weiz ich sicher als ich lebe, ein stunde ich niht dâ wider strebe,
diu Minne sol ez rihten ûz.“ mit disen dingen und alsus
wart ein gemeiner tac genomen. Ei möhte ich tougenlîchen komen
aber ze disen mæren, dâ Minne unt disiu wæren
und sie die sache ûz trüegen; daz sich wol mac gefüegen.
ich sol mich üeben deste baz, vil lîht vernim ich etewaz
von disen selben sachen, des ich ouch mac gelachen,
ich sliche ouch iemer hinnân nâ.

[140] V. 75 ff.:

ich sach in ein paradîs, des liehten meigen blüendez rîs
sach ich in ganzer mugende, ir beider blüende jugende
vor wandelunge vrîte sich.

Vergl. auch V. 66 ff.:

getorste ich, sô wolte ich jehen,
daz man gesæhe nie zwei wîp sô wol gestalt, ir beider lîp
dâ wider einander lûhte, ietweder mich wol bedûhte
die schœnste, diu ie wart geborn.

[141] Liederbuch der Hätzlerin 163 ff., Nr. 18.

V. 6 ff.: Als der wald was worden grön,
Gras und plûmen entsprungen,
Darein kamen die jungen

Nach lust und freuden spil.
Si hetten da kurzweil vil;
In dem maien das geschach.
Aine zu der andern sprach ꝛc.

V. 139 ff.: Ich bin fraw Minn,
Der lieb schulmaistrin!

V. 129 ff.: Da sahen si gen in gan
Ain frawen, was wol getan,
Baide an form und an claid.
Die schwestern erschraken baid.
Si was in unerchant
Und trůg ain tosten in der hant.

(Vergl. Schmell. I. 459: „Die Taſchen ꝛc., Werkzeug zum Schlagen.“ 2460: Tuſchen. Oder etwa: tortsche, torze, Fackel?)

Si sprach usz freiem sinn:
Wiszt ir, warumb ich chomen bin?
Die jüngst kennt mich wol.
Der eltsten ich mich nennen sol.
Ich bin fraw Minn,
Der lieb schulmaistrin!
Wer der lieb unrecht tůt,
Uf die erzürnet sich mein můt. ꝛc.

V. 155 ff. Schluß):

Si baid (bôt) ir dar ir schneweisz hant.
Der straich si gar wol empfant.
Dabei gedenk an die Minn,
Wann ich bin dein schůlmaistrin!
Und gab in da den segen.
Got woll unser aller pflegen!

(Heinzelins Gedicht ſchließt, V. 386 ff.:

Got aller reiner wibe pfleg
von den ie freuden kâmen.
nû sprechent mit mir: Amen.)

[142] Flor. et Blanchefl. V. 9 ff.:

A vileins ne à ventéors Ne doit-on pas parler d'amors:
Mais à clers ou à chevaliers Quar il entendent volentiers,
Ou à pucele debonaire Quar el en a molt bien affaire.

(Vergl. V. 202, auch V. 90:

parla com bouche de seraine.)

[143] Deutſche Streitgeſpräche über Standesvorzug **haben wenigſtens noch** ſommerlichen Anlaut; eines aus dem 14ten Jahrhundert **zwiſchen Weib** und Jungfrau (Liederſaal II. 343 ff.) **beginnt:**

Ich kam ûf einen anger wit,
dâ hôrte ich einen herten strit
von zweien bilden wolgevar ꝛc.

Auch dienen Blumen als poetiſche Bilder (B. 22—25. 37—39. 75 f.); ein weiteres zwiſchen Frau und Prieſter, von Suchenſin aus dem 15ten Jahrhundert (Frankfurt. Archiv III, 225 ff.), hebt an:

Ich quam uf einen anger wit
in der liebsten sommerzit,
ich horte ein wunnenbernden strit
von priestern und von frauwen ꝛc.

(vergl. Liederbuch der Hätzlerin 219, 52. Liederſ. II, 329. H. Sachs v. Götz I, 86). Ein Krieg der Seele und des Leibes beginnt (Hoffmann, altdeutſche Handſchriften der Hofbibliothek zu Wien, S. 159 [nun abgedruckt in Karajans Frühlingsgabe, S. 123 ff. Pf.]):

Hie vor in einer winterzeit
geschach ein jemmerlicher streit
bei nacht, als ich euch sagen wil.
frostes und auch reifen vil
betwungen hetten alle lant ꝛc.

Noch immer die Jahreszeit, obgleich wieder abſichtlich eine andere. In einer ſchottiſchen Ballade, Minstrelsy II, 444 ff., heißen zwei Schweſtern Rose the Red und White Lilly. — Méon I, 391: Nicolete flors de lis. In däniſchen Balladen werden ſchöne Jungfrauen bezeichnet durch: rosens blomme, rose, rose röd, lilie, lillievaand (Udv. d. vis. II, 163, 1. III, 24. 2. II, 43, 117. 121. III, 216. 24. 218, 41. 208, 1 ꝛc.); im dithmarſch. Liede (Volkslieder Nr. 128. Str. 1): de adelige rosenblome. — Die Minneſänger lieben für die Blumen das Beiwort roth: Milon v. Sevel. MS. I, 220^{b}, 12. Reinmar d. A. MS. I, 195^{a}, 3. Walther 89, 19. 114, 32. v. Gliers MS. I, 108^{b}, 28. König Kunrad d. J. MS. I, 4^{b}, 1. Gotfr. v. Niſen Muſ. Str. 145. Nithart Ben. 384, 16. (MS. II, 120^{a}, 1 f. rosen) Walther 75, 12 f. [= Pf. Nr. 6, 12]:

wizer unde rôter bluomen weiz ich vil:
die stênt sô verre in jener heide.

144 Mittelhochdeutſch durch Konrad Flecke (um 1230) nach dem Altfranzöſ. in Bd. 2 der Müllerſchen Sammlung [neue krit. Ausgabe von Emil Sommer. Quedlinburg u. Leipzig 1846]; niederdeutſch (14tes Jahrhundert) bei Bruns, Romantiſche und andere Gedichte in altplattdeutſcher Sprache, Berlin und Stettin 1798. S. 224 ff.: „van Flosse un Blankflosse“; niederländiſch durch Diederic van Aſſenede (14tes Jahrhundert) in Hor. belg. III. (ebendaſ. Einleitung XI f. die weitere Literatur, vergl. F. Wolf, über die altfranzöſiſchen Heldengedichte ꝛc. Wien 1833, S. 69 f.)

145 Flecke B. 577:

daz solte ze palmôstern sîn.

V. 589 ff.: dô die frouwen beide gebâren
und alsô glîche genesen wâren
beide ze einer stunde,
diu kristen, als si kunde,
toufte ir tohter âne strît
Blanscheflûr nâch der zît:
wan der tac heizet *paske flôrie*,
dô si und sküniges âmie
nider kômen beide samt
Flôre wart daz ander gnamt —
ungescheiden aller dinge.

Diederic van Aſſenede V. 234:
eens *palmensondaechs* si ghenas ꝛc.

(Der Palmſonntag hieß Pascha floridum, Pâque fleuri, Pluemoſtertag: Haltaus, Calendar. med. ævi p. 78.) Nithart, MS. II, 99ᵇ, 8: „mines herzen *bluomter ôstertak*.“ (Handſchrift: meins h. plumpter ſ. III, 668ᵇ ob.) J. Grimm, silva ꝛc. 113:

en tres fiestas que ay en el año ꝛc.
la una pascua de mayo,
la otra por natividad,
la otra *pascua de flores*,
essa fiesta general.

(Vergl. [Böhl d. F.] Teatr. españ. p. 98: Era la *Pascua florida* en el mes de san Juan.) Niederd. V. 91 ff.:

De vrowen mosten de sorge draghen: wente to dem *pasche daghe*
De koninghne eines sonen ghenas, des de konigh vro was.
Einer dochter genas de grevinne. Des vraude sik al dat inghesinde.
De konigh sprak mit grotem schalle to sinem manne alle:
„Nu helpet mi dussen kind[er]en rechte namen vinden
nach dusser wunnichlichen tijd, dar se inne gheboren sint.
Do spreken se to den sulven stunden alto malen ut orem munde:
„De jungher *Flos* si genant, de juncvrowe *Blankflos* wol bekant.
Me kan one neine rechten namen geven, icht de kindere scullen leven
nach dusser wunichliken tijd, dar se inne gheboren sint.“
Alsus heten dusse kindere in walschen dinghen. Dat wil ek ju to dudeschen bringen.
Flos bedudet eine *blome* schone, ghelikent einer gulden kronen.
Blankflos bedudet eine *witte blome* wol; wente se was aller dogeden vol.
Dit sint dusser tweger namen in walschen un dudeschen to samen.

Däniſch (Muſeum für altdeutſche Literatur II, 350):

Palmesöndag i det samme Aar Dronningen fødte en Sön saa klar,
Og en Mö den christne Qvinde, Den feyerste, den man kunde finde.

De gav dem Navn i samme Id, Fordi de födtes mod Sommerens
Tid;
Flores kallede de den sön, Og Blantzeflor den Jomfru skjön.
Hans Navn en röd blomme lyder. Hendes Navn et hvidt blomster
tyder.

146 Flecke V. 5524 ff.:
Er (der Thorwächter) hâte rôsen geleit
Schœne bluomen unde gras, Als ez den frowen liep was,
In ahte körbe wite, Wan ez was in der zite
Aller bluomen ursprinc. Dâ mit barc er den jungelinc
In der körbe einen. Wie möhte er baz erscheinen
Sine triuwe wider in? Die bluomen sante er dar in
Den frowen algeliche Und hiez bescheidenliche
Zwêne sîne knehte Disen korp vil rehte
Blanscheflûr der schœnen tragen ꝛc.

V. 5554 ff.: Einer zuo dem andern sprach:
„Got gebe sime halse leit, Der uns sô vil hât ûf geleit
Und uns sô überlüede: Wir wurden nie sô müede
Von sô vil rôsen noch sô laz. Ich wæne sie wurden naz
Gelesen in dem touwe; Wan ir hât min juncfrouwe
Lieber naz dan trucken. Wie harte sie uns drucken,
Ir enist doch niht ze vil Disiu fröide und daz spil
Wirt uns alze sûre. Ich weiz wol, swie si trûre,
Sô si dise rôsen siht, Daz ir liebe dran geschiht.“

V. 5716 f.:
Bluomen sint mir unmære (ſagt Bl.) Und swaz ze fröiden ziuhet ꝛc.

V. 5738 ff.: Sît ich an Flôren minne
Leider gevælet hân, Sô lebe ich âne trôstes wân
Und enruochet mich, wie ez gât, Wer bluomen oder fröide hât.

V. 5840 ff.: Sehent, daz was ein sælic zit
Und ein tac vor allen tagen, Dô der korp dar ûf getragen
Mit dem lebenden bluomen wart; Wande dô nam sine vart
Ein wünneclichez ende. Diu nû lange was ellende,
Diu ist von sorgen nû erlôst, Wan si siht ir leides trôst.

Died. v. Aſſ. V. 2837 ff.:
dat sal dierste dach van meie wesen. ic sal mi bewisen ende doen
lesen
dierste bloemen, die men mach vinden ende salse onser joncfrouwe sinden.
(2851: deen hadde bliscap, dander rouwe.)
V. 2863: no acoleie, no lelie, no rose, no viole.
V. 2867: Nu es comen die meiedach ꝛc.

[147] Flecke, V. 1991 ff.:

Obenân ûf dem grabe, Als ich ez vernomen habe,
Die wercmeister machten Zwei kint alsô sie lachten
Und mit einander spilten. Blanscheflûr der milten
Was daz eine gelîch, Von golde clâr unde rîch,
Flôren daz ander ꝛc. Flôre höveschlîche
Sîne friundîn eine rôse bôt Gemachet ûzer golde rôt.
Dâ wider bôt im sîn friundîn Ein gilge, diu was guldîn ꝛc.

Im altfranzöſiſchen Gedichte, woraus die Beſchreibung des Grabes gedruckt iſt (le Romancero françois ꝛc. par P. Paris, Par. 1833. p. 58), und in der niederländiſchen Bearbeitung, V. 930—34, hält irrig Blancefloer die Roſe und Floris die Lilie hin, im Niederdeutſchen fehlen die Blumen. — Die Inſchrift des Grabmals lautet altfranzöſiſch (Romanc. p. 59., vergl. p. 61):

Ci gist la bele Blanceflor
que Floires ama par amor.

Bei Flecke, V. 2122 ff. (2236 ff.):

Hie lît Blanscheflûr diu guote,
Die Flôre minte in sîme muote
Und sî in ze glîcher wîs:
Sî was sîn friundîn und er ir âmîs.

So in obiger Erzählung von Florance und Blancheflor V. 347 f.:

Ici est Florance enfoie,
Qui au chevalier fu amie.

[148] Nur im mittelhochdeutſchen Gedichte, V. 147 ff., findet ſich dieſe Einleitung; daß aber auch ſie dem welſchen Vorbild entnommen iſt, ergeben die Wörter und Formen: geparieret, paiole, Thesaiole, parage, Kartage; Hauptſtellen ſind: V. 147 ff.:

In einen zîten ez beschach, Sô des winters ungemach
Mit fröiden zergât, Und der sumerwunne lât
Der kalten mânôte zît Den wehselîchen strît,
Sô die bluomen enspringent Und wünnenclîchen singent
Die vogele in dem walde Und uns nâhet balde
Meige nâch abrellen. Sô hât sîn gesellen
Swaz lebendes ie wart ieglîchez in sîner art ꝛc.

V. 168 ff.: Der bluomen schîn gab in trôst
Und der süezen vogele sanc, Wan sie des winters getwanc
Überwunden hâten. Diu stat stuont wol berâten:
Dâ der boumgarte was, Dâ sach man bluomen unde gras
Wîz grüene purpervar. Als dûhte sie diu heide gar
Mit listen wol gezieret. Schœne wase gepariereret
Mit maniger slahte varwe: Der wîzen flocken garwe
Vuoren undr einander.

V. 212 f.:
Ein wünneclicher brunne ûz deme ringe flôz ꝛc.
V. 221 ff.:
Als diu ritterliche schar in allen fröiden gar
Daz gestüele besaz (Ir was wol tûsent unde baz,
Die dar komen wâren), Unlange sie verbâren
Sie retten von der minne, Die ir aller sinne
Zuo der zît verkêrte Und sie dar an lêrte
Daz zwei und zwei geliche Vil bescheidenliche
Retten dâ besunder ꝛc.
V. 242 ff.: Zwô frowen geswester
Sagten dâ wunders gemach, Daz in nieman undersach,
Daz er iht bezzers vernæme Swar er landes ie bekæme,
Von mannen oder von wîben. Man möhte wol schrîben
Von minnen sô spæhiu wort. Ouch sâzen sie dort
Ir worten niht ungelich: Ir angesiht was minneclich,
Wand sie wol kunden Mit fröiden ze allen stunden
Und mit zühten wol gebâren, Die selben frowen wâren
Von grôzer parâge Eins küniges tohter von Kartâge.
Die minren und die mêrren, Die frowen und die hêrren
Bat ir einiu überal, Daz sie des hoves schal
Under ir gestilten. Der süezen und der milten
Wart mit zühten geswigen; Ir was allez unverzigen
Von ir guottæte zwâre. Ir iegeliches ôre
Was ze *losende bereit. Dô diu frowe gemeit*
Sô guote state gewan, Der rede si alsus began:
Vernement waz ich iu sage. Swer sich von minnen clage
Und ouch nâch minnen ringe, Der sol, swie ime gelinge,
Sines muotes stæte sîn. Daz ist dicke worden schîn,
Swer nâch minnen lange ranc, Daz ime ze jungest gelanc
Und erwarp daz er wolte, Swenne er dâ vor dolte
Dar umbe grôzen smerzen. Deist reht des stæten herzen,
Daz wünneclicher liebe gert. Der nieman ist wert,
In dunke danne süeze, Obe er lîden müeze
Grôzen kumber von minnen. Wer mac sanfte liep gewinnen?
Des hânt uns bilde gegeben Zwei geliebe, der leben
Was von minnen kumberlich, Die sider wurden fröiden rich.
Von der Minnen daz kam, Diu in dicke was sô gram,
Dicke süez, dicke sûr. Daz was Flôre und Blanscheflûr,
Die nâch grôzer swære sît Mit liebe lebeten manige zît
Mit einander beide ꝛc.

149 Die altfranzöſiſche Darſtellung, deren Eingang (aus der Handſchrift Nr. 6987 der k. Bibliothek zu Paris) in der Einleitung zu der Chronique de

Ph. Mouskes par F. de Reiffenberg, T. I. p. CCXLIX ff. abgedruckt iſt, hat zwar nichts vom Baumgarten, wohl aber noch das Geſpräch zweier auf blumengewirktem Seidenteppich ſitzender Schweſtern über die Liebe, dem der Dichter in einem Zimmer zuhört (p. CCL). V. 33 ff.:

En une chambre entray l'autrier, .i. venredi apriès mengier,
Pour déporter as demoiseles Dont en la chambre avoit de beles.
En cele chambre .i. lit avoit Qui de paile aournés estoit,
Mout par iert bons et chiers li pailles, Ainc ne vint craindres de Tessaile.
[p. CCLI]
Li pailes iert ouvrés à flour(s), (vergl. Romanc. franç. 51: en un lit point à flors.) Deux des tires bendés à our.
Illec m'assis pour escouter Deux dames que j'oy parler.
Eles estoient deux serours, Ensamble parloient d'amours.
Les dames èrent de parage, Chascune estoit et bele et sage.
L'aisnée d'une amour parloit A sa serour, que moult amoit,
Qui fu jà entre deux enfans, Bien avoit passé deux cens ans.
Mais uns bons clers li avoit dit, Qui l'avoit mis en son escrit,
Et le commence avenanment. Or oiiés son commencement.
Uns rois estoit issus d'Espaigne ꝛc.

150 Romancero franç. p. 66 f.:

„D'un dous lai d'amor
De Blancheflor,
Compains, vos chanteroie;
Ne fust la péor
  Del traitor
Cui je redotteroie.“

Die ebendaſelbſt p. 64 f. abgedruckte Romanze von Floires Klage kann nicht zu den volksmäßigen Liedern gezählt werden, vergl. F. Wolf, über altfranzöſiſche Romanzen ꝛc. Wien, 1834. S. 20 f. Im Fabliau „les deux bordeors ribaus“ (Roquefort, de l'état ꝛc. 294) ſagt einer der Spielleute:

Mais ge sai aussi bien conter
De Blancheflor comme de Floire.

Der Scherz beſteht darin, daß der faſelnde Spielmann die Namen trennt, die doch eine Sage bilden.

151 Nithart, Ben. 444, 2 (MS. II, 105^{b}, 3. III, 210^{a}, 3):

„Dâ sül wir uns wider hiure zweien.
vor dem walt sint rôsen vil geheien,
der wil ich ein krenzel wolgetân
  ûfe hân,
swenne ich disen sumer an dem reien
mit einem hofschen ritter gân.“

Nithart, Ben. 364, 2 (MS. III, 208^{a}, 3):
Seht, wie sich vreut boum unde wise.
dar abe ich mir hiure lise
von den gelben bluomen ein krenzel, daz ich trage
alle viretage.
MS. I, 101^{b}, 1. (Dietm. v. Aiſt):
sît ich den êrsten bluomen
under einer grüenen linden vlaht ꝛc.
MS. II, 168^{a} (Frid. d. Knecht):
Ich enkan in dem walde niht
ein grüenez krenzel vinden,
wâ mite sol miner vröuden trôst ir reidez hâr bewinden,
der man schœne bî der güete giht?"
S. auch Walther 39, 10 [Pf. 1, 10]:
sô lise ich bluomen dâ rîfe nû lît.
MS. II, 395^{b}, 1 (Kanzler):
lesen megde man nu niender bluomen siht.
152 MS. III, 199^{b}, 1:
Umb die linden gêt der tanz;
dâ ist kurzewil(e) vil,
[tanzen], springen, singen, gigen und ouch balles spil;
man siht ouch von rôsen mangen wünniclîchen kranz.
III, 193^{b}, 3:
Hiure bî der linden ꝛc.
dar kam hin durch tanzen junger liute ein michel teil,
Schône begunde ir binden
Elsemuot und ir gespil;
ietweder truoc ein rôsenkranz ꝛc.
III, 185^{b}, 4:
Dâ vant ich ein covenanz
unt von rôsen mangen kranz ꝛc.
Ben. 429, 3:
Wê, wer singet nû ze tanze
jungen wîben unt ze bluomenkranze!
153 MS. III, 221^{a}, ob.:
seht, dâ wart verhouwen manic rôsenkranz,
dâ daz bluot begunde her nâch dringen.
MS. III, 189^{a}, 5:
rôsenschapel wart dâ vil zestrout;
Hâr unt hûben sach man rizen
bi dem tanze: des gienc nôt.

154 Walther 74, 20 ff. [= Pf. 6, 1 ff.]:
Nemt, frowe, disen kranz!
alsô sprach ich zeiner wol getânen maget:
sô zieret ir den tanz
mit den schœnen bluomen, als irs ûfe traget ꝛc.
155 Ben. 450 f. 3:
Er sante mir ein rôsenschapel, daz het liehten schîn,
ûf daz houbet mîn;
unt zwêne rôten golzen brâht er her mir über Rîn,
die trag ich noch hiure an mînem beine.
(Vergl. MS. II, 123^{b}, 3.) 441:
Nû ist diu wise mit bluomen wol gemenget,
mit liehter ougenweide
rôsen ûf der heide
durch ir glanz,
der sant ich Vriderûnen
(— —) einen kranz.
(Vergl. MS. III, 209^{a}, 5.)
156 Ben. 438, 7:
Zwêne rôte golzen
si verstal
einem ritter stolzen
von Riuwental.
Tougen
sî bôt im bi dem tanze
ein krenzel:
samer got, daz ist unlougen.
(Vergl. MS. III, 230^{a}, 7. 772^{b} ob.) Liederb. d. Hätzl. 130, V. 296 ff.:
Die döchter und die knaben
Beraiten sich zu dem tanz,
Ich pring dir ein rosenkranz
Von deines herzen traut.
157 Ben. 320 f., 4 f.:
Hiure, an einem tanze,
gie er [Adeltir] umbe und umbe,
den wehsel het er al den tac.
glanziu schapel gap er umbe ir niuwiu krenzelîn.
Etzel unde Lanze,
zwêne knappen tumbe,
die pflâgen ouch des jener pflac.
Lanze der beswæret ein vil stolzez magedîn:
Eine kleine rîsen guot
zarte er ab ir houbet,

dar zuo einen bluomenhuot.
wer het im daz erloubet?
Owê sîner hende!
daz sî sin verwâzen!
die vinger müezen sin verlorn,
dâ mit er gezerret hât den schedelichen zar.
Hiet er ir gebende
ungezerret lâzen,
daz krenzel hiet ouch si verkorn ꝛc.

MS. III, 193^b, 3 (Nithart):
Schône begunde ir binden
Elsemnot und ir gespil;
ietweder truog ein rôsenkranz,
unde doch niht lange von den getelingen geil;
Die begunden hübschlich gern,
(s)welhem wurd' daz krenzelîn;
der schapel muost(en) si si dâ gewern ꝛc.

III, 200^b, 7 (Nithart):
Peter wolt' von Lenken nu die bluomen hân,
dar vil törper kam, die ich wol nennen kan:
daz sint die von Joch(Gouch?)hûsen unde die von Tumbenrein;
seht, dâ sint ouch bî (in) die von Narrental;
von Affenberc die tanzten schône über al:
die wolten ouch die bluomen gerne mit in füeren hein.

MS. III, 212^{b}f., 3 f. (Nithart):
die œden gouche huoben einen tanz;
Eggerüede dunket sich sô ræze,
ein olbentier er vræze;
der truoc ze schouwen einen rôsenkranz;
Den nam er Vriderûne.
dar umbe zurnt(e) Engelmâr.
sich huob ein vliehen dô von Limenzûne.
sin bruoder, der hiez Hûne,
der muost' dâ lân die hûben zuo dem hâr.
Bremekint der dûhte sich sô kücken,
der wolte ouch krenzel zücken:
dem wart ein streich mit einem kolben grôz.
Dar zuo sach man Snabelrûz den vrechen:
„ich wil dir'z helfen rechen.“
er sprach: „wâ sint nu unser strîtgenôz?“
Der wurden mêr denn hundert,
unde sluogen durch den tanz,
daz keiner dâ genas, des nam mich wunder,

ich mein' diu œden kunder.
der strit ergieng umb einen rôsenkranz.

MS. III. 260^b, 11:

Umb' ein kranz von manger liehten rôsen knopf
wart ir sehs und drîzeg erslagen.

Ben. 325, 5: Sî rouften sînes vater kneht
hiure vor dem meier Friderîche
umbe anders niht,
wan daz er ein krenzel truoc, daz was von bluomen rôt;
daz verseit er dâ zehant den meiden.

(vergl. III, 213^b, 9: des meiers kneht).

158 Liederb. d. Hätzl. 187 ff. Nr. 29: „Von ainem ströin krenzlin“ (vergl. Einl. LV), V. 89 ff.

Ains tags batt ichs durch all ir güet, Das si mir kunt tät ir gemüet
Mit ainem krenzlin schön, — — — — — — — — —
Hett ich dan ie nit wesen fro, Das si mir gäb ain kranz von stro.
Nit lang darnach gieng si gen mir, Ain ströin kranz truog si uf ir,
Ich erschrak zu der stunden, Das mir nach was geschwunden,
Meine augen verluren ire liecht. Si sprach, gesell, erschrick nicht!
Wilt du den kranz, so nimm in hin! Du hast verstanden den sin,
Tuo nach deinem willen! Ich sprach: fraw, und wolt ir stillen
Mein pein grosz und ungehewr, So werfent in in ain fewr!
Si nam den kranz in ir hend weisz Und prennet den mit ganzem fleisz.
O, wie geren ich das sach, Ich was vor in ungemach,
Das ward mir ganz benomen. Noch was mir nichtz gröns chomen,
Ich batt die minneclichen da, So doch verplichen wär das stro,
Das si genad meinem kranken leben Und wölt mir icht gröns geben.
Si sprach: gesell, benüegt dich nit? Du bist des stros doch worden quit.
Davon mocht dir chain frucht entspringen: Beit, dir mag noch wol gelingen.

Über den Strohkranz zur Strafe ſ. Schmeller III, 676.

159 a Roſeng. nach v. d. Hagens Ausg. (Deutſche Gedichte des Mittelalters Thl. I) V. 207 ff.:

Kriemhilt hat iuch entbotten und heisset iuch mere sagen,
Ir mohtent lieber heimen ein kranz uz neslen getragen,
Den da zuo Burgentriche die liechten rosen rot;
Ir mûssent ez ervechten, und koment sin in not.

(V. 215 f.:

Do sprach der von Berne: „ich muoz haben einen rosenkranz
Und solt ich tiefer wunden niemer werden fri,
Ich muoz ouch versuochen, waz in dem garten si.“)

Die Handſchrift lieſt V. 207: me, V. 208: l. heim krenzlin usz negelin tr. 209: wanne [da], 210: missent nach er v. u. kumen. [Anm. S. 22^a u.]

159b Lied vom Kartenſpiel der Liebe: „Des spilens ich gar kein glück nit han“ ꝛc. (Forſter I, Nr. 89.) Str. 2: Ein blat von gras das deutet das sie mir kein gmůt wil tragen ꝛc.

160 MS. I, 39^{a}, XVIII (Heinr. v. Veld.):
ich bin worden gewar
niuwes loubes an der linde.

MS. I, 188^{b}, 1 (Reinmar):
Dô ich daz grüene loub ersach,
dô liez ich vil der swære mîn.

Misc. II, 199 (MS. III, 444^{a}, LII):
Des grüenen loubes bin ich worden wolgemuot.

MS. III, 207^{b}, 1 (Nithart):
Ich hân ein (niuwez) viol (nu) gesehen:
Hei(a)! waz mir liebes sol geschehen
Von einer stolzen meide, diu gêt mir an der hant ꝛc.

(vergl. Ben. 364.) (MS. I, 101^{b}, 1. Dietm. v. Aiſt):
sît ich den êrsten bluomen
under einer grüenen linden vlaht ꝛc.

161 MS. III, 202 f., XVI.

Str. 1: Ir riter und ir vrouwen,
ir sült ûf des meien plân
den êrsten viol schouwen ꝛc.
Ir sült den sumer grüezen
und al sîn ingesinde ꝛc.
sô wil ich ûf des meien plân
den êrsten viol suochen;
Got geb', daz ez mir wol müeze ergân! ꝛc.

Str. 2: Dô gieng ich hin unt here,
unz daz ich vant daz blüemelîn;
do vergaz ich aller swære,
unt begunde dâ gar vrôlich sîn,
wol lût begunde ich singen. ꝛc.

Str. 3: Dô gieng ich sunder tougen
ûf die burg und reite alsô:
„diu rede ist âne lougen,
ir sult alle wesen vrô:
ich hân den sumer funden!“
Die herzogin von Beiern
vuorte ich an mîner hant
mit pfîfern, vidlern, fleiern ꝛc.

(vergl. Pfarrh. vom Kalenb., Narrenbuch 305 u.)
„kniet nider unt hebt ûf den huot,
ir lât den sumer schînen.“ ꝛc.

Str. 5: „vervluochet sî der sumer,
den der Nithart êrste vant!“
MS. III, 298 f., 111.
Str. 4: Als ich den viol gevunden het,
zer herzogin gieng ich ûf der stet',
ûf einer grüenen ouwen.
ich sprach: „wol ûf, swer mit mir wel den êrsten viol schouwen!
Der stêt dort an eim' grüenen rein,
dar über habe ich alsô klein'
den mînen huot gesezzet:
hât uns der winter leit getân, des werd wir nu ergezzet.
Schier kumt der liehte sumer gemeit,
bekleit mit klârer sunnen,
die vögel ûf der grüenen heid'
und in der este wunnen
die singent mangen süezen schal,
galander, troschel, [unt die] nahtigal,
und ander ir genôzen
die vröuwent sich der lieben zît, die kleinen unt die grôzen.
Str. 5: Die herzoginne was bereit,
mit dienstman[nen], vrouwen unde meit,
si wurden vrœlich springen.
trommeten, pfîfen, seitenspil daz wart umb si erklingen.
(si) wâren alle vröuden rich,
iedez tanzet' mit sinem gelich;
ich Nithart vuort' den reien
schôn umb den viol hin unt her, schier' gieng ez an ein zweien.
MS. III, 297 f., III.
Str. 1: „der viol wirt gerochen
an al[len] den œden törpern, die in haben ab gebrochen.“
Str. 2: Ez geschach an einem samstac spât'
dar nâch am suntag morgen [also] drât'
der viol wart getragen
al ûf den tanzbühel dâ hin, als ich iu wil sagen.
Bûr' Ruprehṫ und Ander(s) sîn kneht,
Gundelwin und Elenbreht,
die teten vrœlich springen ꝛc.
unt der Jeckel Schrecke,
der vuorte Mazzen bî der hant,
der treip sô üppiclîchen tant
dort vorn(en) an dem reien ꝛc.
Str. 5: Der viol stuont ûf einer stangen,
der Nîthart tet in her ab langen,

brâht' in der herzoginne ꝛc.
[al]sô wart der vîol gerochen
als an den œden törpern, die in hâten ab gebrochen.

Das Ganze iſt der Schwank, den ſpäter Hans Sachs als Faſtnachtſpiel bearbeitet hat (B. 4. Nürnberg, 1578, Thl. 3. Bl. XLIX ff.), hier ſingt die Herzogin zum Reigen ein altes Mailied vor und auch die Bauern ſingen zum Tanz um den aufgerichteten Veiel. Vom Auffinden desſelben heißt es:

Dort seh ich stehn etliche wäslein
Außschiessen mit den grünen gräslein
Mich dünkt fürwar darinn ich hab
Gesehen einen feibel blab
Ja, ja ich hab gesehen recht
Wie wenn ich in der fürstin brâcht
Ach nein, eh ich in brecht hinein
Würd der feihel verdorret sein
Drumb wil ich in da lassen stehn
Der herzogin ansagen den ꝛc.

162 MS. III, 185^a, 1:

Der swarze dorn (a. Tr. Schwartzer d. III, 757^b.) ist worden wîz.

III, 211^a, 1:

„Der mei hât manic herze hôch ersteiget;“
sprach ein meit, „er hât ez wol erzeiget.
waz sîn süeze wünne tuot:
wan er kleidet swarzen dorn in wîze bluot.
allez, daz der winter het betwungen,
daz wil der mei nu jungen.“

III, 186^b, 1:

man siht blüete ûz hertem holz her dringen.

Im Renner, V. 20155, bildlich und ſinnreich:

rôsen muoter ist der dorn.

Vergl. Fiſcharts Geſchichtklitt. Cap. 24. [p. m. 291^b.] im Verzeichniß der Spiele: „Schwartzer Dorn ist worden weiß“ [was für Fiſcharts Betheiligung beim Volksbuche vom Neithart zu beachten]). „Vom meien,“ Trierer Handſchrift Bl. 12^a:

So er (der meie) mit sinen kreften brengt
Dasußer durer (dürrer) erden springt
Grunes graes und liechte bluete ꝛc.

163 MS. I, 98^b, 4:

Uf der linden obene dâ sanc ein kleinez vogellîn,
vor dem walde wart ez lût, dô huop sich aber daz herze mîn
an eine stat, da ez ê dâ was; ich sach dâ (a. die) rôsenbluomen stân,
die manent mich der gedanke vil, die ich hin z' einer vrouwen hân.
(a. sit stânt aller mine gedanc an einer vrowen wol getan.)

[164] MS. I, 220^b, 12:

Ich sach boten des sumeres, daz wâren bluomen alsò rôt:
„weistu, schœne vrouwe, waz dir ein riter enbôt?
Verholne sînen dienest; im wart liebers nie niet.
im trûret sîn herze, sît er nu jungest von dir schiet.
Nu hœhe im sîn gemüete gegen dirre sumerzît:
vrò wirt er niemer, ê er an dînem arme sô rehte güetliche gelît.“

[165] MS. II, 161^b, V (vergl. III, 682^a):

Mich dunket niht sô guotes noch sô lobesam,
sò diu liehte ròse unt diu minne mines man (a. minnesam);
diu kleinen vogellîn singent in dem walde, dêst manigem herzen liep:
mir enkome min holder geselle, in' hân der sumerwunne niet.

Dieſe alte Strophe, in der vierten Zeile überladen, ſteht unter Alram von Greſten und unter Niune (Heidelb. Handſchrift 357. Bl. 23^b), eben weil ſie eine herrenloſe iſt.

[166] MS. II, 71^a, 1:

Ob in einem walde ein linde
trüege rôsen lieht gevar.
Der schœne und ir süezen winde
zierten al den walt vil gar:
Rehte alsam
diu vrouwe mîn
hât die tugende, der wîbes nam
muoz vil hôhe gêret sîn.

[167] Welch rôse von ir dræhen ist edel und wunnebære,
swer die wolt versmæhen durch daz ir vater ein linde breit niht wære,
der diuhte mich der witze in krankem ruome,
wan keiser und keiserinne den ist diu rôse ein edel werdiu bluome.

So etwa wird die Strophe bei S. Boiſſerée über die Beſchreibung des Tempels des hl. Grals in dem Heldengedicht Titurel, Kap. III, München 1834, S. 84, zu leſen ſein.

[168] Ben. 452, 3 (MS. II, 112^a, 5.): Daz tou an der wise den bluomen in ir ougen vellet. (MS. II, 122^b, 1: von dem touwe — springent bluomen unde klê.)

[169] Ben. 362, 3 (MS. III, 112^a, 5):

Urloup nam der winder ab der wunneclichen heide,
dâ die bluomen stênt gevar in liehter ougenweide,
begozzen mit des meien süezem touwe.
„Der het ich gerne ein krenzelîn, geselle,“ sprach ein vrouwe.

439, 2. (MS. II, 106^a, 2):

Komen ist uns ein liehtiu ougenweide,
man siht der rôsen wunder ûf der heide;

die bluomen dringent durch daz gras.
Wie schône ein wise getouwet was,
dâ mir mîn geselle zeinem kranze las.

436, 1: Maget, sô man reie,
sô sît gemant
alle,
daz wir diu rôsenkrenzel
brechen,
soz tou dar an gevalle.

170 MS. II, 77ᵇ, 8 (v. Stamheim):
Wiste Engeldrût und Irmelîn,
daz wir ûf die heide
nâch bluomen wolten gân, sie liefen mit uns dar.
„Jâ, sagte ich'z in.“ sprach Güetelîn,
„si jâhen nahten beide,
wir solden disen sumer sin in einer schar.“

171 MS. II, 156ᵇ, 2 (Steimar):
Si was mir den winter lanc
vor versperret leider:
Nu nimt si ûf die heide ir ganc
in des meien kleider (in die Blumen?),
Dâ si bluomen z'einem kranze
brichet, den si zuo dem tanze
tragen wil:
dâ gekôse ich mit ir vil.

MS. III, 189ᵇ, 2:
Sam ein gast ich gangen was
für ein ouwen
durch ein wis(en) in ein gras,
dâ man vîolbluomen las,
rôsen schouwen.
Daz was eines morgens vruo.
si was eine:
dâ kam ich geslichen zuo,
vrâgen, waz diu liebe tuo,
diu süeze, reine.
si erschriktê sêre, glîch einem kinde (vergl. Walther 74, 29).
„vrouwelîn, nu waz tuot ir?“ si sprach: „ich binde
ze zier' ein rôsenkrenzel ûf mîn houbet.“
vrouwelîn, nu günne et mir,
daz ich rôsen reiche dir

zuo dem kranz nâch mîner gir.“
daz wart von der guoten mir erloubet.

Im Übrigen eines der gemeinſten Stücke unter Nitharts Namen.

[172] Lachm. 75, 12 ff. (vergl. 39, 16) 119, 11 ff. Ländlicher MS. III. 236^a. 1 (Nith.):

Ez vrîte ein geiler getelinc
umb eines törpers muomen.
„Nu tuo' wir gemelichiu dinc,
unt gê wir in die bluomen
Brechen rôsen z'einem kranz,
die wir in dem meien tragen zuo dem tanz.“

[173] Außer ſchon angeführten Stellen ſiehe unter Walther 112, 3 ff. [= Pf. 8, 1]:

Müeste ich noch geleben daz ich die rôsen
mit der minneclîchen solde lesen,
sô wold ich mich sô mit ir erkôsen,
daz wir iemer friunde müesten wesen.
wurde mir ein kus noch zeiner stunde
von ir rôten munde,
sô wær ich an fröiden wol genesen.

MS. I, 198^b, 4 (Reinmar):

ê ich danne von im scheide,
sô mag ich (wol) sprechen: „gên wir brechen bluomen ûf der heide.“

MS. II, 173^b, 4 (Geltar):

„ich wil mit im nâch rôsen rôt.“

(Vergl. MS. III, 215^a, 11: „wol dan mit mir nâch rôsen.“
II, 116^b, 3: wir suln beide nâch bluomen gân.)
II, 40^b, 3 (unter Heinr. v. Veld., vergl. IV, 79. Anm. 1):

Er sol tougen von bluomen swingen,
ich wil umb ein niuwez krenzel mit im ringen.

Nüchterner iſt die Verwendung des Bildes zum Gegenſatz: MS. II, 318^b, 2. Kenrad v. Würzburg:

Im ist baz, danne ob er vîol bræche.

(Vergl. I, 101^b ob. 302^b, 5.) MS. II, 148^a, 4 (tugendh. Schreiber):

waz vröude bluomen ze brechen dâ wære!

Sonſt allegoriſcher Gebrauch von Kranz, Roſen brechen und Dorn: Walther 102, 33 ff. Nithart, Ben. 409, 7.)

[174] MS. I, 9^a, 5:

ich brach der rôsen niht, unt hâte ir doch gewalt.

[175] Heidelb. Handſchrift 341. Zuſammenſein im Garten in der Erzählung „der borte“ [= Hagen, Geſ. Abent. I, 464, V. 345 ff.]:

Die boum begonden krachen,
die rôsen sêre lachen.

Die voglîn von den sachen
begonden dœne machen.
Dô diu vrouwe nider seic
und der ritter nâch neic.
Von der rehten minne gruoz
wart dem ritter sorgen buoz,
Vil rôsen ûz dem grase gienc,
dô liep mit armen liep enphienc.
Dô daz spil ergangen was
dô lachten bluomen unde gras.

In derſelben Handſchrift Bl. 356^{b} „daz redelin“ von Johannes von Vriberch [= Geſ. Abent. III, 123, V. 445]:

Diu zît endûhte mich niht lanc:
vor mînen ôren was ein gesanc
Als kleine voglin sungen
und tûsent rotten clungen;
Mîn ougen vuoren mir schiezen
als sie sæhen entspriezen
Rôte rôsen in dem touwe
in einer grüenen ouwe.

176 MS. I, 357^{b}, 3 (Chuonrat Schenke von Landegge):

Wer kan trûren baz verswachen,
danne ir zartez rœselehtez lachen?

II, 72^{a}, 3 (von Troſtberk):

Rôsenrôt ist ir daz lachen
der vil lieben vrouwen mîn.

II, 30^{a} (Winli): Sô der vogele kôsen
von den kalten rîfen swachet
unt diu heide bar der bluomen lît;
Dannoch sich ich rôsen,
wann ir rôtez mündel lachet
in der minne blüejen widerstrît.

I, 10^{a}, 3 (Herzog Heinrich von Breslau):

swenne ich mîn vrouwe ane sihe
mir ist, wie'z allez rôsen trage.

(Vergl. Renner 10509.)

177 MS. III, 187^{a}, 2:

Der trûten munde künnen rôsen giezen,
siht mans durch ir lachen lüsteclîche ströun,
des (wil) ich genieze(n),
dicke mich in herzen vröu(n)

ân e dröun
in armen blanc beklîben.

(Der Text hat: strewe: frewe: drew, dick, III, 758^{a} u.)

212^{b}, 2: Wol möhte mich diu frouwe mîn gevröuwen,
gamillen bluomen ströuwen,
swenn sô lieplich[e] lachen wil ir munt.
Ir schœne möhte ein lant gar wol geniezen ꝛc.

[178] MS. I, 21^{a}, 4 f.:

Bluomen, loup, klê, berg unt tal
unt des meien sumersüezin wunne,
Diu sint gegen dem rôsen val,
sô mîn vrouwe treit, diu liehte sunne
Erlischet in den ougen mîn, swann ich den rôsen schouwe,
der blüet ûz einem mündel rôt, sam die rôsen ûz des meien touwe.
Swer dâ rôsen ie gebrach,
der mac wol in hôchgemüete lôsen;
swaz ich rôsen ie gesach,
dâ gesach ich nie sô lôsen rôsen:
swaz man der brichet in dem tal, dâ sie die schœnen machet,
sâ zehant ir rôter munt einen tûsent stunt sô schœnen lachet.

[179] Auf die Vorſtellung vom Roſenlachen hat zuerſt J. Grimm in den altdeutſchen Wäldern I, 72 ff. aufmerkſam gemacht, auch daſelbſt und in der Deutſchen Mythologie 625 f. die meiſten und wichtigſten Zeugniſſe beigebracht.

[180] „als hi lacht, dan sneuwt het rozen,“ aus Tuinman I, 306 in der Deutſchen Mythologie 625. (vergl. Mone, altniederländ. Volkslit. 319.)

[181] Fauriel II, 382: Ὅπου γελᾶ καὶ πεφτουνε τὰ ῥόδα 'ς τὴν ποδιά της. Vergl. Teatro español anterior á Lope de Vega ꝛc. Hamb. 1832. p. 94:

Con todo tu querellar
cuanto hablas todo es rosas,
y dices tan buenas cosas
que huelgo de te escuchar.

Aus der Tragicomedia Triunfo del Invierno des Gil Vicente, eines portugieſiſchen Dichters am Anfang des 16ten Jahrhunderts, der eine geringe Anzahl ſeiner Schauſpiele in ſpaniſcher Sprache ſchrieb.

[182] F. Wolf in den Wiener Jahrbüchern Bd. 56. (1831) S. 257. Hoffmann, Verzeichniß der altdeutſchen Handſchriften der Hofbibliothek zu Wien, S. 149.

[183] Altdeutſche Wälder I, 72 f.:

Ir seit ain ungeertes weib,
ir hasset manigen stolzen leib,
und geb auch ainen (euch ainem) schwachen;
wa sach man rosen lachen?

zwar das tet man an der stat,
da der schamler pat
ain schone kuniginne
umb ir werd^{e} minne,
die doch vil manigem was versagt,
der preis und ere hett pejagt;
den schamler gewert ir do,
der minnet ouch (euch?) und wart so fro,
das er hupfen pegan.
das sach der rosenlachender man,
der lachet, das es voll rosen was,
perg und tal, laub und gras.

(Vergl. die Erzählung im Liederſ. I, 537 ff.) Auch eine in „le blastange des fames,“ Jongl. p. Jubinal p. 82, angeführte Sage:

Nis l'emperere Constentin
Ot de sa fame tel hontage,
Qu'el se concha par son outrage
Au nain de si laide figure,
C'on le trueve en mainte escripture;
Et sachiez que ce n'est pas fable.

[184] J. Grimm ſtellt das Roſenlachen mit Freyas Goldweinen zuſammen (altd. Wälder I, 73. Myth. 626). Freyr (althochdeutſch frô) und Freya (althochd. frouwa), Herr und Frau, in noch älterem Wortſinn aber: die Frohen, Freundlichen (D. Gramm. III, 335. D. Mythol. 135—37, 189—92), ſind milde Frühlingsgötter (Sagenforſch. I, 99 f.); wenn nun Frouwa Gold weinte, den lichten Thau, konnte da nicht Frô Blumen lachen? Vergl. hieher noch Fiſcharts Geſchichtklitt. Cap. 14. (p. m. 223) in der Schilderung des Kinderlebens: „weinet kein Gold, ließ Nacht und Tag werden.“ ꝛc. Blümleinmacher. Thiermann.)

[185] Geſchichtklitt. Cap. 6. (p. m. 121). (Volksl. Nr. 23, Str. 1). Niederdeutſches Liederb. Nr. 39.

[186] (Volksl. Nr. 22. A.) Niederländiſch in Thirsis Minnewit, Amsterdam 1752. III, 97. Oberdeutſche Spuren des Liedes ſ. in den Anmerkungen. Zu Str. 1 vergl. Buchan I, 23:

But will ye go to yon greenwood side,
If ye canna' gang, I will cause you to ride.

Zu Str. 2. MS. II, 172^{b}, 1. (Man. II, 118^{b}, 2 und 208^{b}. 3):

Sô slüege mich diu muoter mîn,
daz wære mir lîhte zorn.

Das unſaubre Lied, unter Niunin und wiederholt unter Kol von Niunzen, hat in ſeinem Versbau die volksmäßige Strophe gehäuſt und ſo wohl auch den Inhalt eines alten Volksliedes vergröbert.

[187] Chans. 1538. Bl. 120:

Allons allons gay, —
mamye, ma mignonne,
allons allons gay, —
gayement vous et moy!

Mon pere a faict faire ung chasteau,
il nest pas grant, mais il est beau —
et allons gay gayement, ma mignonne! —
d'or et d'argent sont les carneaulx —
et allons allons gay gayement ꝛc.

Et si a troys beaulx cheuaulx, —
et allons allons gay —
et si a troys beaulx cheuaulx.
le roy nen a point de si beaulx —
et allons allons gay.

Le roy nen a point de si beaulx,
lung est gris laultre est moreau, —
et allons allons gay —
lung est gris, laultre est moreau,
mais le petit est le plus beau —
et allons allons gay.

Mais le petit est le plus beau,
se sera pour porter iouer —
pour ma mignonne et pour moy —
et allons allons gay.

Se sera pour porter iouer
pour ma mignonne et pour moy,
girons iouer sur le muguet —
et allons allons gay.

Girons iouer sur le muguet
et y ferons ung chappelet —
et allons allons gay gayement —
et y ferons ung chappelet
pour ma mignonne et pour moy —
et allons allons gay gayement.

Das Lied erinnert mit ſeiner glanzreichen Zurüſtung an jenes deutſche von der Goldmühle, ſiehe oben S. 239.

[188] Meinert 227.

[189] Nur einmal äußert ſich die mütterliche Sorge ſo fein, wie in Folgendem (MS. III. 230^{b}, 7):

Tohter, dîn gemüete
hât sich gar verkêret, als diu heide mit der blüete.
nu wünsch ich, daz der engel dîn (der) dîner êren hüete.

(Vergl. 232^b, 2:
daz gein disem meien
sich dîn muot
sô verkêren wil.)

190 Gudr. Str. 198:
Dô hiez der wilde Hagene ziehen sô daz kint,
ez beschein diu sunne selten, noch daz ez der wint
vil lützel an geruorte ꝛc.
Inner zwelf jâren diu hêrlîche meit
wart unmâzen schœne; verre ez wart geseit ꝛc.

191 Nibel. 280:
Nu gie diu minneclîche alsô der morgenrôt
tuot ûz trüeben wolken ꝛc.

192 St. Oſw. 783 ff.:
sie was gar ir vater zart, er hete si in ein kamer verspart.
ûf si ne gienc kein liehtschîn niht, alsô uns daz buoch vergiht,
wan durch diu glesîn venster în schein der tac ûf die künigin.
mit vier und zweinzic juncvrowen guot was si zallen zîten wol behuot.
vier herzogen dar under die huoten ir zallen stunden.
ein pheller, der was rôt und wîz, den truogens obe der künigîn mit vlîz;
swenne si zuo dem tische wolte gân, sô muosten sie den pheller obe ir hân,
daz der wint noch der sunnen schîn niht ne möhte genâhen der künigin.

193 Talvj, Volkslieder der Serben II, 201.

194 Hausmärchen II, 239—42. Vergl. MS. II, 93^a, 4. (Tanhuſer, nach einer halbſcherzhaften Beſchreibung der Schönheit ſeiner Liebſten):
iu sî der tanz erloubet,
sô daz ir mîne vrouwen niht bestoubet.

Nibel. 554, 2 f.:
den buhurt minneclîchen dô der helt geschiet,
dazs ungestoubet liezen diu vil schœnen kint.

MS. II, 122^a, 3 (Nithart):
Ich bin holt dem meien,
dar inne sach ich reien
Mîn liep under der linden schat;
manic blat
ir dâ wac
für der heizen sunne tac.

MS. II, 97^b, 6 (Göli):
vil starke gefriunde
froun Elsen schatten bâren vor der sunne.

Liederbuch der Hätzlerin S. 249, V. 127 ff. (der Monat Auguſt ſpricht):

Mag ich nit schöner frawen
Gehaben in der auen,
So pring ich si doch uf das wal
In ain schatten, da si nit sal
Werden von der sunnen prunst.

[195] Hausmärchen III, 228. (384, 18) 430, e. — Beſchreibung eines von Regen, Wind und Sonne unberührten Wunderbrunnens in Hartmanns Iwein V. 568 ff.:

Kalt unt vil reine
Ist der selbe brunne:
In rüeret regen noch sunne,
Noch entrüebent in die winde,
Des schirmet im ein linde,
Daz nie man schœner gesach:
Diu ist sîn schate unt sîn dach.
Sie ist breit, hôch und alsô dic
Daz regen noch der sunnen blic
Niemer dar durch kumt.

(Vergl. Mabinog. I, 138^b, 139^a, 47.) Die Kraft des Jungbrunnens im Titurel Cap. 39. Str. 6015 erfährt:

wer des zem meien niuzet
des morgens ê daz in beschînt diu sunne.

(Muſ. I, 260.) Vom Brunnen bei Karnant, der ein zerbrochenes Schwert wieder ganz machen ſoll, im Parz. 254, 6 f.:

du muost des urspringes hân,
underm velse, ê in beschin der tac.

Auch andre Heil- und Zauberwaſſer müßen vor Sonnenaufgang geſchöpft werden, Deutſche Mythol. 329. — Ähnliches von Pferden, die Ungemeines leiſten ſollen. Das Pferd, in deſſen Verfolgung Dietrich von Bern verſchwindet, iſt ſieben Jahre lang unter der Erde groß gezogen worden (W. Grimm, Heldenſage 40.) Udv. d. Vis. IV, 32:

I lede mig ud min Ganger graa,
Vel syv Aar siden han Solen saae.
Han Solen ej sae vel i syv Aar,
Vel femten siden han Sadelen bar.
I hente mig ind mit Glavind og Spyd,
Vel atten Aar siden de vare ude.

Arwidsſ. II, 19: Hesten står ij stallen,
Och han ær så spack,
Ther kom aldrigh betzell wthi hans mun,
Och aldrigh sadhel påå back.
Och thet var then litten hoffdrengh,

Han springer på gânzarzens back,
Så ridher han femton mijlor vegh.
Thet var om en sommar dagh.

Vergl. ebendaſ. II, 438, 6—8. Thiele, Daniſke Folkeſagn IV, 30 unten.

196 Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 147. (= Volkslieder Nr. 24. Str. 4. 9. und die Anmerkung dazu. Sind es in der erſtern Strophe niederdeutſche Reime: blade — beladen? der Abendtanz im Texte der letztern paſst nicht zum Frühaufſtehn.)

197 Bele Aliz matin leva,
sun cors vesti e para,
enz un verger s'en entra,
cink flurettes y truva,
un chapelet fet en a
de rose flurie;
pur deu trahez vus en là,
vus ki ne amez mie.

Als Thema einer lateiniſchen Predigt in einer Handſchrift des 13ten Jahrhunderts, Altd. Blätt. II, 143. Daß Alis ſich zum Tanze ſchmücke, nimmt die Ausführung an: Cum dico bele Aliz, scitis quod tripudium primo ad vanitatem inventum est. Sed in tripudio tria sunt necessaria, sc. vox sonora, nexus brachiorum, strepitus pedum. (In „Li romans de la rose" von [Raoul de Houdanc? vatican. Handſchrift] werden bei einer Luſtpartie im Walde Lieder geſungen, deren Anfänge mitgetheilt ſind, darunter:

Une dame sanz vilonie
Qui ert suer au duc de Maiènce
Haut et seri et cler commence
Main se leua bele Aeliz
Dormez ialous ge vos en pri
Biau se para miex se vesti. desoz le raim
Mignotement la voi venir cele que iaim —
Et li gentiz quens de sauoie
Chante ceste tote vne voie
Main se leua bele Aeliz
Mignotement la voi venir
Bien se para miex se vesti. en mai
Dormez ialous et ge menuoiserai —)

Ein anderes Lied, „la chançonete de la bele Marguerite," zeigt die Jungfrau zu Tanz und Spiel unter der Ulme gehend, und ſagt von ihr u. A.:

En son chief ot chapel
de roses fres nouel,
face ot freche colorée ꝛc.

(Görres, Volksl. Einl. LXI. Vergl. Roquefort I, 225.) [Vergl. F. Wolf, Über Raoul de Houdenc. Wien 1865. 4^{0}. S. 4. 5. H.]

[198] „Qui sui-je donc, regardez-moi et ne me doit-on bien amer“. — „Je gart le bos que nus n'en port chapel de flors s'il n'aime.“ — „Tuit cil qui sont enamourez viengnent danssier, li autre non.“ — „Vos qui amez, traiez en çà, en là qui n'amez mie.“ — Sämmtlich bei dem himmliſchen Feſte der „Court de Paradis“ angebracht, Méon III. 140—42.

[199]
Hier au matin mi leuai,
en notre jardin entrai,
trois fleurs d'amour j'i trouai,
une en prins, deux en laissai,
a mon ami l'enuoirai,
qui seran ioieux et gay.

Der entſprechende Refrain iſt: Las ie n'irai plus, ie n'irai pas iouer au bois. Orlando d. Laſſ. 3r Thl. ſchön. new. Teutſch. Lieder, München 1576, Nr. 22. Anfang eines andern Kranzliedchens in: Liber secundus suaviss. et jucundiss. harmoniar. Norib. 1568. Str. 8:

En lombre dung buyssonet
au matinet
iay trouue belle amye,
qui faisoit ung chappellet
de si bon het,
de luy dict: ma belle amye,
dieu te benye!

Daß im 16ten Jahrhundert noch Lieder deſſelben Tons gangbar waren, wie die obigen aus dem 13ten, iſt auch für die Unterſuchungen über das Alter mancher deutſchen Lieder nicht unerheblich.

[200] Böhl, Floresta 302, Nr. 273:

Del rosal vengo, mi madre,
vengo del rosale.

A riberas de aquel vado,
viera estar rosal granado:
vengo del rosale.

A riberas de aquel rio,
viero estar rosal florido:
vengo del rosale.

Viera estar rosal florido:
cogí rosas con sospiro:
vengo del rosale, madre,
vengo del rosale.

Ebd. 29, Nr. 256: Miro á mi morena
como en el jardin,
va cogiendo la rama
del blanco jazmin.

Ebendaſelbſt 303, Nr. 278:

Cual es la niña
que coge las flores
si no tiene amores?

Cogia la niña
la rosa florida,
el hortelanico
prendas le pide,
si no tiene amores.

Gemahnt an den weißblühenden Schwarzdorn.

[201] Minstrelsy III, 56. (Cospatrick):

It fell on a summer's afternoon,
When a' our toilsome task was done,
We cast the kevils us amang,
To see which suld to the grenewood gang.

O hon! alas, for I was youngest,
And aye my weird it was the hardest!
The kevil it on me did fa',
Whilk was the cause of a' my woe.

For to the grene-wood I maun gae,
To pu' the red rose and the slae;
To pu' the red rose and the thyme,
To deck my mother's bour and mine.

I hadna pu'd a flower but ane,
When by there came a gallant hende ꝛc.

Vergl. Cromek 208:

We coost the lotties us amang
Wha wad to the greenwood gang,
To pu' the lily but and the rose
To strew witha' our sisters' bowers.
I was joungest, my weer was hardest,
And to the green-wood I bud (must) gae,
There I met a handsome childe ꝛc.

Vergl. der angeführten Stelle des altengliſchen Richard Löwenherz (Weber, Metr. Romanc. II, 149):

Merye is in the tyme off May, ꝛc.
Ladyes strowe here boures
With rede roses, and lylye flowers.

(Chambers, Scott. Songs I, 174:

My love he built me a bonnie bouir,
and clad it a' wi' lilie flouir.)

Motherwell LXIX, 21.

[202] Kinloch 202 ff.:

The Duke o' Perth had three daughters,
Elizabeth, Margaret, and fair Marie;
And Elizabeth's to the greenwud gane
To pu' the rose and the fair lilie.

But she hadna pu'd a rose, a rose,
A double rose, but barely three,
Whan up and started a Loudon Lord,
Wi' Loudon hose, and Loudon sheen.

„Will ye be called a robber's wife?
Or wil ye be stickit wi' my bloody knife?
For pu'in the rose and the fair lilie?
For pu'in them sae fair and free.“

„Before I'll be called a robber's wife,
I'll rather be stickit wi' your bloody knife,
For pu'in the rose and the fair lilie,
For pu'in them sae fair and free.“

Minstrelsy II, 191 ff. (Tamlane):

O y forbid ye, maidens a',
That wear gowd on your hair,
To come or gae by Carterhaugh
For young Tamlane is there.

There's nane that gaes by Carterhaugh,
But maun leave him a wad
Either goud rings, or green mantles
Or else their maidenheid.

Now, gowd rings ye may buy, maidens,
Green mantles ye may spin;
But, gin ye lose your maidenheid,
Ye'll ne'er get that agen. ꝛc.

She hadna pu'd a red red rose
A rose but barely three;
Till up and starts a wee wee man,
At Lady Janet's knee.

Says „Why pu' ye the rose, Janet?
What gars ye break the tree?
Or why come ye to Carterhaugh,
Withouten leave o' me?“

Says „Carterhaug it is mine ain;
My daddie gave it me,
I'll come and gang to Carterhaugh,
And ask nae leave o' thee.“

He's ta'en her by the milk-white hand,
Amang the leaves sae green;
And what they did I cannot tell —
The green leaves were between.

He's ta'en her by the milk-white hand,
Amang the roses red;
And what they did I cannot say —
She ne'er returned a maid.

203 Volkslieder der Wenden I, 27.

204 Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 242. (Volksl. Nr. 111) Str. 5:

„Sie wehret ſich mit dem Roſenzweig,
bis daß der Stiel zerbrach.“

Der Roſenzweig deutet darauf, daß es urſprünglich auch ein Blumenbrechen war. Vergl. MS. II, 156, VII, 1 f. (Steinmar):

Eine süeze selderin ꝛc.
Eine dirne, diu nâch krûte
gât, die hân ich z'einem trûte
mir erkorn.

Nachher aber: Nu nimt si ûf die heide ir ganc,
in des meien kleider,
Dâ si bluomen z'einem kranze
brichet, den sie zuo dem tanze
tragen wil:
dâ gekôse ich mit ir vil.

Die Behandlung des miſslichen Gegenſtandes im Volksliede ſteht ſehr im Vortheil gegen Hermanns von Sachſenheim ekelhafter Erzählung „von der Grasmetzen,“ Liederbuch der Hätzlerin 279 ff. (Vergl. ebendaſelbſt Einleitung XXVIII. Diut. II, 77 unten, f., Grundr. 341, XII, 2.)

205 Meinert 213 f.

206 (Herders) Volkslieder I, 109 f. Meinert 29 ff. Zarnack, Deutſche Volkslieder, Thl. II. (Berlin 1820) Vorrede S. VI—IX. In Wolfg. Schmelzels Quodlibet. Nürnberg 1544. Nr. 20 ſteht ein Liedesanfang:

Es wolt ein magd zum (a. zu) danze gan ꝛc.

Bei Zarnack II, 15. beginnt das Lied:

Es wollt' ein Mädel tanzen gehn,
ſucht Roſen ꝛc.

207 Ritſons anc. songs and ballads, Lond. 1829. II, 44:
„A mery ballet of the hathorne tre.“
Anfang: It was a maide of my countrè,
As she came by a hathorne-tre,
As full of flowers as might be seen,
She mervel'd to se the tre so grene! —

Geſpräch mit der Linde in Sv. Folkvis. III, 115 f., 118 f., mit dem Leinbaum in Dainos 141, wo auch das Mädchen ſagt:

Denn ich habe zwei junge Brüder,
die trachten, dich umzuhauen.

(Vergl. ebendaſelbſt 227.) Doch nehmen dieſe Lieder andere Richtung.

208 Volkslieder der Wenden, I, 88.

209 Helmbr. V. 555 ff.:

lieber sun, nu bouwe,
jâ wirt vil manic frouwe
von dem bouwe geschœnet.

210 Jamieſon I, 30:

„O whare got ye that water, Annie,
That washes you sae white.“
I got it in my mither's wambe,
Whare yell ne'er get the like.
For ye've been wash'd in Dunny's well,
And dried on Dunny's dyke;
And a' the water in the sea
Will never wash ye white.“

(Vergl. Percy II, 258. Chambers, scott. ball. 274: dun, ſchwarzbraun.)

211 MS. I, 64^b, 1 (Graf Wernh. v. Honberg):

Wol mich hiute und iemer mê, ich sach ein wip,
der ir munt von rœte bran, sam ein viur in zunder 2c.
an ir schœne hât got niht vergezzen:
ist ez reht, als ich ez hân gemezzen,
sô hât si einen rôten rôsen gezzen.

(Vergl. auch Liederſaal II, 426, 252 f.):

Sag mir, guot geselle, waz
für salzes hât der verzerret 2c.

212 Meinert 31. Auf einem Fl. Bl., Bern 1564, wird für ein geiſtliches Lied in derſelben Strophenart als Weiſe angegeben: „Wenn der boum sin loub verlürt, 2c.“ (vergl. Wunderh. III, 76. 138.) S. auch Geſchichtkl. Cap. 8. p. m. 150.

213 Méon IV, 356, V. 47 ff.

Mais gieu qui tort à vilenie,
Ne lor sofferrion-nos mie,
Qu'il nos covient trop bien garder
Que nus ne puist de nos gaber.

Tant com li arbres est foilluz,
Tant est amez et chier tenuz,
Et quant la fueille en est chéne
Molt a de sa beauté perdue.
Ausi est de la meschine
Qui de sa beauté se decline;
Jà n'ert si halt enparentée,
Ne soit en grant vilté tornée.

214 MS. I, 98^{b}. 4. ſ. oben S. 422. Vergl. Milon v. Sevel. I, 220^{b}, 12:

Ich sach boten des sumeres, daz wâren bluomen alsô rôt,
weistu, schœne vrouwe, waz dir ein riter en bôt? ꝛc.

v. d. Hagen nimmt dieſe Stelle ſo: „Da kommen Boten des Sommers, rothe Blumen, und verkünden ihres Ritters heimlichen Gruß" ꝛc. (IV, 157^{b}.) Daß die Roſen ſprechen, iſt aber allzu wenig angezeigt und das Ganze doch wohl Rede des Boten, wie bei demſelben Dichter I, 219^{a}, 3.

215 Aus einer Handſchrift des 15ten Jahrhunderts in Fichards Frankfurt. Archiv III, 272:

Es sten dri rosen in jenem dail
Die rufent jungfrauw an:
Got gesegen uch, schone jungfrauw,
Und nemment kein andern man.

(Vergl. die alte Str. MS. II, 161^{b}, V.: — „unt diu minne mînes man.")

216 Volksl. Nr. 150. Tapfer einſchenken, ſo viel als: wohl eintränken, ſ. Anmerkung zu dieſem Liede. — Bei Meinert 239 wird an den Federn der Nachtigall erſehen, ob der Liebſte lebe oder nicht:

Ay Nochtigal, Waidvegerlain,
Derwais' mir dai waiss Federlain!
Wais' mir se waiß, wais' mir se ruoth!
Lavt mai Liv ober ies har tuodt?
„Dos lavt ni me, se honn's derschloen
Sai Grob sol edle Ruose troen.

217a Levn. I, 64 (Udv. d. Vis. I, 212, 11 ff.):

„Hver en Gang Du glædes,
Og i Din Hu er glad,
Da er min Grav forinden
Med rode Rosens Blad.

Hver Gang Du Dig græmmer,
Og i Din Hu er mod,
Da er min Kiste forinden,
Som fuld med levredt Blod."

217b Heidelberger Handſchrift 109. Bl. 105^{b}. (Görres 182) am Schluß einer ſchamloſen Jagerballade, die aber ſichtlich ältere Bruchſtücke in ſich aufgenommen hat. Vergl. Meinert 217.

[218] Volkslieder Nr. 114. Meinert 172 f. In Wolfg. Schmelzels Quodlibet. Nürnberg, 1544. Nr. 19 findet ſich der Liedesanfang (Ten.):

Gut Henicka (B. Hanigka, A. Haynika) über die heiden (B. heyd, A. haide) außreit,
wolt schiessen ein hole dauben (A. tauben). —

[219] Vergl. Deutſche Mythologie 648, 2.

[220] Vergl. Meinert 172:

Onn weht dar Weind glai noch ſo kuhl,
Dos thut mich ju ni friſe;
Jes mir ock eim ma'n Rautekranz,
Onn dan ich thot verliſe.

[221] In Obigem iſt der ahnungsvoll Ausreitende für verrathen, das umirrende Mädchen für treubrüchig genommen, ſo ſchien es der angegebene Ton des Liedes zu verlangen. Meinert, S. 452, hält Jenen für den Verführer, das Mädchen für die Betrogene; dazu gab freilich die Überlieferung, wie ſie ihm zugekommen, allen Anlaß; ſchon die Stelle vom Taubenſchuß, wie ſie hier erweitert iſt, bahnt der veränderten Wendung den Weg:

Ar ſchos dar Tauv a Faderlain aus
Onn lus ſe wieder flige.

Das Straucheln des Pferdes iſt dafür weggefallen. In dieſer Wendung aber wird die Bitterkeit der Gekränkten zur rohen Schadenfreude des Schuldigen. (Zum Taubenſchuſſe vergl. Frankfurter Liederbuch v. 1584, Nr. 147, Str. 5 f.) — Über das Zerſpringen der Saiten vergl. oben Anmerkung 48, auch Frankfurter Liederbuch von 1584. Nr. 214. (Niederdeutſches Liederbuch Nr. 12):

da hört es sein feins lieb lauten schlagen,
die seiten waren ir zersprungen.
Es trauwret so sehr, es trauwret so sehr,
ie lenger ie mehr,
von grund auß irem herzen.

Ebendaſelbſt: Und wenn ich dich eingelassen hett,
das wer mir immer ein schand,
wenn ander jungfrawen ein kränzlein tragen,
ein schleierlein müßt ich haben.

[222] Die Winsbekin empfiehlt ihrer Tochter die Ausgleichung ſo (MS. I, 373^{a}, 4):

Trût kint, du solt sîn hôch gemuot,
unt dar under in zühten leben,
Sô wirt dîn lop dir werden guot,
unt stât dîn rôsenkranz dir eben.

[223] Walther von der Vogelweide nimmt die Lilie bei der Roſe als Bild ſittiger Fröhlichkeit der Frauen (Lachm. 43, 31 f. [= Pf. 16, 19]):

kan si mit zühten sîn gemeit,
sô stêt diu lilje wol der rôsen bî.

Beim Tanhuſer ſchon ein Anſatz, in der Roſe das liebentbrannte Herz zu verbildlichen (MS. II, 83^{b}, 18 f.):

Der nie herzeleit gewan,
der gê mit vrouden disen tanz;
ob im sîn herz[e] von minne enbran,
der sol von rôsen einen kranz
Tragen, der gît hôch gemüete,
ob sîn herze vroude gert ꝛc.

[224] Vergl. J. Grimm in den altdeutſchen Wäldern I, 133.

[225] Liederſaal I. 153 ff. [die Handſchrift von 1371]. Daſſelbe mit abweichenden Lesarten im Liederb. der Hätzl. 168 ff., Nr. 21: „Von uszlegung der sechs varb“ (vergl. Einleit. XLVI f.); als Gewährsmann dieſer Farbendeutung nennt der Dichter hier den Grafen Werner von Werdenberg („von Werdenberg grauf Werenher,“ V. 20—29), ſtatt deſſen ſteht anderswo: „der here vrigrabe Wyrner van Wirtenberck“ (Grundr. 318 f.), in einer älteren (Straßburger) Handſchrift aber: „der werde grave Wernher von Honberg“ (MS. IV, 95^{a}); die andern Namen ſind wohl nur aus dieſem Beiwort „der werde“ entſtanden (Anzeig. 1838, Sp. 496, 38: „von den 7 Farben.“). — Ein kürzeres Gedicht im Liederbuch d. Hätzl. 165 f., Nr. 19: „Von allerlay varben“ fügt noch Braun und Grau hinzu und bemüht ſich, die acht Farben nicht bloß einfach, ſondern auch paarweiſe zuſammengeſtellt auszudeuten. Vergl. auch das meiſterſängeriſche Lied im Deutſchen Muſeum 1776, S. 1026 ff. [Vergl. ferner Zingerle, zur Farbenſymbolik in der Germania VIII, 497 ff. IX, 455 f. Pf.]

[226] Liederbuch d. Hätzl. 166 ff., Nr. 20: „Von der grônen varbe.“ (Liederſ. II, 210, V. 52: „Ir claider grün reht als der walt.“)

[227] Liederſ. III, 579 ff. Frankf. Arch. III, 297 ff., LXIII, daſelbſt S. 314:

Dennoch so ist mir das herze bla.

Vergl. Liederſ. I, 215, 143 f.:

Wer ainer inwendig aller blau
Von rechter stât ꝛc.

Ebendaſelbſt II, 178, 36:

Da wolt min herz ie tragen bla.

II, 183, 210: Ain zorn ist swarz, ain stati bla.

(Liederſ. I, 147, 759—63. III, 84 f.) Ein Geſpräch der in Blau gekleideten Stätigkeit mit der Minne, Frau Venus, die erſt in gemengter, ſechsfarbiger Kleidung erſcheint, zuletzt aber dieſe abzieht und die rothe vorkehrt, ebendaſelbſt III, 57 ff.: „der widertail.“

[228] Liederbuch der Hätzl. 88 ff.: Nr. 119. Das Vorwort in Proſa ſagt: „Zwå junkfrawen kamen ze samen, Aine trůg rot an und was frölich mit singen von lieb und triu, diu ander trůg graw an, und wand traurichlich ir hend von lieb, und fraget ie aine die andern, was si ůbet. Die rot sprach“ ꝛc. Am Schluſſe: „Nun rat, welche recht hab!“

229 Frankf. Liederbuch B. 1584, Nr. 57. Str. 1:
Nach grůner farbe mein herze verlangt,
da ich im elend was
Das ist der liebe ein anfang,
reht so das grůne gras
Entsprossen auß des meiens schein
mit so manchen blůmlein klar,
des hat sich ein junkfrauw fein,
gebildet in das herze mein,
zu diesem neuwen jare.

Von Grau ſagt Str. 5:
Grauwe farbe bringt mir pein
mit seufzen und auch mit klagen,
Also ich ein trůblichen schein
in meinem herzen trage. ꝛc.

(Anders im Liederbuch d. Hätzl. 166:
Graw bedeutet minne gůt,
Dabi adel und hochen můt ꝛc.)

Str. 7: Schwarze farbe mich erschreckt,
es muß ein scheiden sein,
All mein freude hat sich bedeckt
under irem finstern schein ꝛc.

(Frankf. Liederbuch von 1584, Nr. 194. Str. 3:
Ich fůhr rot, weiß, gelb, braun mit fleiß ꝛc.)

230 Frankfurt. Archiv III, 188.

231 Liederbuch d. Hätzl. 168, B. 105 ff.:
Wer im grön hat uszerwelt,
Der hat zum meien sich geselt (l. gezelt)
Und hat fräd angefangen.

Vergl. auch Chants histor. I, 406:
Qu'en ce printemps et novelle saison
Les Vers Manteaulx en feront la raison.

232 Chans. 1538 Bl. 56^b:
Las ou sont les liurees que nous soulions porter
Le iaune mest contraire, le gris me fault laisser
Cest vng destriment lequel my griefue tant (?)
Pour toute recompense le noir my fault porter.
Ma dame saincte barbe vueillez moy secourir
Et my donnez la grace que ien puisse iouir
Si mes amours sont faulces ie les changeray bien
Nous en ferons bien dautres ce moys de may qui vient.

[233] Cod. germ. Monac. 810. Bl. 153^{b}:

Trauren var hin mit schalle
und du scholt urlaub han!
dir zu wolgefallen
so wil ich prauen tragen (tragen praun?)
praun wedeut verschwigen
und ich weis anders nit,
mein traurn musz ich sweigen,
das (l. des) hab ich mich verphlicht.

Vergl. Bergkreyen Nr. 22, Str. 4:

Graw engelisch wil ich mich kleiden,
braun gibt mir ein gůten rat,
gegen einer schoͤnen junkfrawen,
ich dienet ir frů und spat ꝛc.

[234] Cod. germ. Monac. 379. Nr. 37, Str. 3:

Ach auszerwelte gilgen zart
wiẽ leit mein froͤd so gar an dir
In feiel blab ich stet dein wart
und ist kein abelon an mir.

[235] Liederbuch d. Hätzl. 82, Nr. 109, Str. 1. (vergl. 79^{a}, 2.)

[236] Frankfurt. Archiv III, 289:

Der uns das liedelin nuwes gesang,
Das hat gethon ein hofeman,
Er hats gar wol gesungen.

[237] Vergl. Roquefort, de l'état ꝛc. p. 186: „Un amant désespéré se présentoit dans la lice: le gonfalon et l'écharpe, mêlés de rouge et de violet, annonçoient le trouble de son coeur. Si, après la victoire, la dame de ses pensées étoit décidée à mettre fin à ses tourments elle paroissoit le lendemain avec le vert de l'épine blanche, liée de rubans incarnat, qui signifioient l'espérance en amour. La cotte d'armes d'un gris roussâtre, indiquoit le chevalier que la gloire des armes éloignoit de plus doux combats. Le jaune, uni au vert et au violet, témoignoit qu'on avoit obtenu les faveurs de sa belle et ne devoit jamais se rencontrer chez le guerrier modeste." Freilich ohne Angabe der Quellen und der Zeit. In einem Liede des Cod. germ. Monac. 379, Nr. 36 iſt auch Schwarz die Farbe der Verſchwiegenheit, Str. 1:

Mein herz das ist umbgeben ganz
mit swarz und auch in eitel gůt.
Ich hoff, mir werd noch heut ein kranz
geferbet schwarz von wolgemůt,
den ich den klafferen trag zů neid,
wann wolgemůt tůt irem herzen we,

herz můt gedenk darnach
das es den klaffern ubel gee.

Str. 3: Alzeit wil ich verschwigen sein,
Darumb hab ich mir swarz erwelt;
auf erd der liebste geselle mein
trait swarz und nichts darzů geselt.
Ich hoff, er sweig in gutem sinn
in eitel swarz gen mir allain,
das kain schalk darvon freud gewinn
wan ichs alzeit mit eren main.

Der Refrain lautet:

Dar umb ein ieder geselle gůt
sol tragen schwarz bisz auf das lest.
Ob im ein fraw frewd machen tůt,
so schweig dar zů, das ist das best.

Vergl. St. Palaye I, 156 f., Not. 62. 161, Not. 67.

238 Frankf. Archiv III, 255 ff. „Eyn suberlich lytlin von dem meyen“:

Min herz freu[we]t sich gein diesem mei[en],
Der bringt uns blůmlin mancherlei[hen],
Rot wisz swarz und bla;
Sol ich min bulen nit sehen, so musz ich werden gra.

Der blůmelin der het ich mir eins uzerwelt,
Zu dem het sich min herz steticlichen geselt,
Ich gedacht in minem mut,
Ich hoff, es si vor nesselkrut behut. ꝛc.

Wolt ir wiszen, was mir das liebste si?
Der blawen farw der won ich gerne bi,
Blau betütet stet;
Din kůler wint hat mir den weg verwet.

Das rote blůmlin das brinnet in der lieb,
Kein soliches blůmlin gewan ich werlich nie,
Da ichs zum ersten fand,
Do ich mich dienst gein der liebsten underwand.

Das wisz blůmlin das wartet uf gnad;
Wolt got, wer ich bi der allerliebsten da!
Kein wechsel wolt ich nit triben,
Ich wolt bi minem wiszen blůmlin bliben.

Das swarz blůmlin das bringet mir die klag;
Wann ich der allerliebsten nit enhab
Und ich mich von ir scheid,
So truret min herz und fůrt grosz heimlich leit.

Got behůt mir min blůmlin für diesem falschen wind,
Wann ich es such und ich es wieder find,
Wo ichs gelan han:
Blib stet, ich blib dir undertan.

Vil guter jar und ein gut selige nacht
Wünsch ich der liebsten, die mir das blůmlin gab (l. vlaht).
Für freuden macht si mich alt,
Es ist ein hübsches freuwelin, das hat mins libs gewalt.

[239] Liederbuch des Grafen Hugo von Montfort, Heidelb. Pergam.-Handſchrift 329. Nr. 15 (im Anfangsbuchſtaben eine Frauengeſtalt, einen grünen Kranz in der Hand tragend):

Mir bkam ain gsell am maientag
Und bracht mir luft von orient
Mit botschaft lieb, das ich euch sag,
Die red die ist mit lust benent.

Vil sach die vacht mit grůnen an,
Damit die welt sich neren tůt,
Der mai mit frôden auf den plân,
Da von so habent hohen můt. ꝛc.

Meng blůmli rôt und blà in blåw
Gar liepleich sind entsprungen,
Dabei so vindt man ital gråw,
Grůn ist darin gedrungen.

Blůmli gel brun unde weiß
Gar liepleich sind entsprossen,
Der mai mit allem seinem fleiß
Mit tawe sind si begossen.

Meng blatt gekrispelt und gebogen,
Hin und her gezindelt.
Auf mengem holz gar unversmogen,
Etleichs ist gewindelt ꝛc.

Ir mündli rôt für blůmenschein
Ist liepleich anzesehen,
Ir zenli weisz und dabi vein
Die sicht man auszher brehen.

Ir brǣwli brawn bi augen clar
Mit scharpfen lieben blikken:
Der selben blůmen nem ich war,
Die kunnent herzen strikken.

Ir hâr ist gel fůr blůmen schein.
Blaw stæt in irem herzen,
Grůn ist si gesund und ital vein.
Das kan wol wenden smerzen ꝛc.

[240] Volkslieder Nr. 53 (vergl. auch Hätzl. 53^a, 4. Frankf. Archiv III, 219 f.).

[241] P. Etterlins eidgenöſſ. Chronik, Baſel 1507. Bl. XXXIX^b (zum J. 1350): „der houptman graf Hans von Hapspurg, der viel über die muren uß in der statt graben, darinnen ward er ergriffen und gefangen, und leit man in in den Wellenberg, da lag er inn dri jar gefangen und macht das liedli: „Ich weiß ein blouwes blůmelin etc.“ Crusii Annal. Suev. dodec. tert. (Francof. 1596) p. 260 (ad ann. 1352): — „Joan. Habspurgius absque precio dimissus est. Detentus fuerat is duos annos et sex menses in turri Wellenberg: in qua fecerat cantionem: Ich weiß ein blauwes blůmelein.“ Ägid. Tſchudi, Chronicon Helvetic. I, 386. (Vergl. Liederſ. II, 318 u. f.)

[242] Vergl. Anzeig. 1836. Sp. 334 u., f.

[243] Cod. germ. Monac. 810, Bl. 153^a:

Der mei mit seinem schalle
erfreuet manchs gemůet,
ein plůmlein ob in allen
das stet in hocher plůt:
veiel ist es genennet,
das mich erfreuen thut.
wo lieb in lieb erkennet,
so wirt es nit zutrennet,
wan es stet wol behut.

(In der nächſten Strophe folgt Wolgemut.)

[244] Frankfurt. Archiv III, 249 f.:

Der meie ist mir engangen hüre,
In die erne stet das herze min —
Zu dir, min zartes freuwelin!
Verlangen zwinget sicher mich,
Durch alle din gůte gib mir zu stüre
Mit steter freude ein krenzelin,
Ein blumelin bla in liehtem schin ꝛc.

(Anders Altd. Wälder I, 148, 12. Vergl. auch ebendaſelbſt 158: gesellschaft blůmel). Vergl. MS. I, 204^b.

[245] Über abſchaben im Sinne von: ſchmählich abziehen, ſich fortſcheeren, früher: „ûz schaben, sînen wec schaben“ ꝛc. ſ. J. Grimm, Reinh. F. 283. Hievon iſt ſchabab Imperativform (zur Recenſ. der D. Gramm. 40), ſchon im 14ten Jahrhundert vorkommend, Liederſ. II, 198, V. 310 ff:

Si ist von mir geschlichen,
Daz si mir kain antwurt gab,
Des bin ich laider schabab
In ir herzen worden.

Aus dem 15ten Jahrhundert im Liederbuch d. Hätzl. 78^{b}, 25: „Wolhin, wolhin, ich bin schabab.“ 241, 231. Häufig im 16ten Jahrhundert, z. B. in einem Liederdrucke von 1535, Miſc. II, 253: „bin ich schabab.“ Frankfurter Liederbuch von 1582 u. 94, Nr. 92, Liedesanfang: „Ich bin schabab“ ꝛc. Belege des Blumennamens ſ. in der folgenden Anmerkung. Über dieſen ſonſt Stalder II, 305: „Schabab n. — Adonis autumnalis Linn.“ Schmeller III, 305: „(ſchab ab) als Nomen ꝛc. Nach Avent. Chr. ſ. 54 Achilleskraut, nach Baur im O. L. die Euphrasia officinalis L., bei deren Blüthe es mit dem Sommer ſchon ſchabab zu gehen pflegt, anderwärts Adonis autumnalis L.“

246 Auch ohne das Blümlein wird mit dieſen Worten gemahnt, Liederbuch d. Hätzl. 52^{a}:

Gesegen dich got, lieb fräwlin zart!
Ich schaid von dir und lasz dich hie,
Vergisz mein nit, es leit mir hart ꝛc.

Oder ohne ausgeſprochene Beziehung auf daſſelbe, Cod. germ. Monac. 810. Bl. 138^{b} (darunter die Jahrzahl LXVII, d. h. 1467):

Mein augentrost das tu gar pald,
das ich nicht wer trostes an ꝛc.
Vergisz mein nit
des ich dich pit
ich pleib der dein recht wie du wilt.

247 Vergl. Oken III, 999: „wurde früher als Augenmittel gerühmt, jetzt aber vergeſſen.“

248 Belegſtellen für derartigen Gebrauch ſolcher Blumennamen: Spruchgedicht im Liederb. der Hätzl. 244, V. 77 ff.:

Ich vand auch da in liechtem schein
Vergisz mein nit das plůmelein,
Des varb ie schaint in ståtiknit.

Cod. germ. Monac. 379, Nr. 44. Str. 4:

Bis trew und stet mein hochster hort,
so solt du allzeit frőlich sein,
und ha(l)t mit stet die lieben wort,
die dich ermant ein blůmlin klain
In grůnem schein bei Wolgemůt,
Darumb, geselle, haltz in hůt,
Das uns nicht (noch?) frewden bringen kan.

Cod. germ. Monac. 810, Bl. 138^{b}. Str. 3:

Mein Augentrost, das tu gar pald,
das ich nicht wer(e) trostes an

die sind(?) die sind so manigfalt,
die ich nach deiner lib hab (l. liebe han).
Vergisz mein nit,
des ich dich pit,
ich pleib der dein recht wie du wilt.

Volksl. Nr. 58. Str. 3:

Ein blůmlein auf der heiden,
mit namen Wolgemut,
laß uns der lieb gott wachsen,
ist uns für trauren gut,
Vergiß mein nit stet auch darbei.
grůß mir sie gott im herzen,
die mir die liebste sei.

Volksl. Nr. 57. Str. 3—5:

ein blůmlin stet im garten,
das heißt Vergiß nicht mein,
das edle kraut Wegwarten
macht guten augenschein.

Ein kraut wechst in der awen,
mit namen Wolgemut,
liebt ser den schönen frawen,
darzu holunderblut ꝛc.

Das kraut Ie lenger ie lieber
an manchem ende blůt,
bringt oft ein heimlich fieber
wer sich nicht dafür hůt;
ich hab es wol vernomen
was dieses kraut vermag;
doch kan man dem vorkomen,
wer Maßlieb braucht al tag.

Vergl. MS. II, 168^{b} u. (Friderich der Knecht):

Wie sie hieze, des vrâgte ich.
dô jach si balde schône,
si seite: „Sô ie lenger sô ie lieber.“ got ir lône!
alsô hât si mir genennet sich.
  Ê daz si anders iemen lieber wære,
danne mir,
sanfter wære ich tôt;
Ich hân sus die herzelange swære
vil von ir
unt der senden nôt.
Ich bin ir ie lenger sô ie leider vor genennet ꝛc.

MS. II, 119^b, 5 (Nithart):
Ie lenger und ie lieber ist sie mir diu wolgetâne:
ie leider und ie leider bin ich ir, daz ist min leit.
Liederb. d. Hätzl. 76, V. 43 f.:
Schick mir ze fråden palde
Ain Wegweis plůmelein.
Ebendaſelbſt 86^a, V. 15 ff.
Daran solt du gedenken.
Das nit werd abgemät
Die Augelwaid meins herzen,
Die mir gewachsen ist.
Ebendaſelbſt 86^b, V. 17 ff.
Du singst von Augelwaide,
Die dir gewachsen sei
uf ainer grönen haide,
Da sůch dein fräde bei.
Ebendaſelbſt 244 f. (Spruchgedicht), V. 80 ff.:
Verschwunden was all mein laid,
Wann ich sach plůen Augentrost;
Das edel plůmlin gar erlost
Mein herz von allem ungemach;
Aber seiten ich das sach,
Des merern tails was es verporgen.
Doch schied mich gar von sorgen
Das werd kraut Denk an mich,
Das kraut liesz allzeit vinden sich;
Nit halbs ich dirs gesagen kan,
Wann hocher lust lag daran.
Chain reif, noch schnee ward so kalt,
Es grůnt allzeit in der gestalt,
Als in des liechten maien plůt.
V. 101 ff.: da Wol gemůt in eren plůt,
Das ist nun alles Wermůt;
und da ich Vergisz mein nit vand,
Das hat nun nesselkraut verprant
(vergl. Frankf. Archiv III, 256),
und můez anen mich der frucht.
Gedenk an mich machet flucht
Der fräd von meinem herzen.
Aus einem Liede bei P. v. d. Aelſt, 1602, S. 103, auch auf einem Fl. Bl. derſelben Zeit, nach Je länger je lieber und Wohlgemuth, Str. 3 ff:
Ich kenn ein kraut, heist Augentrost,
hat manches herzenlieb erlost,

fur trawren gut, mach frewd und mut,
die liebe thut
alle ding uberwinden.

So wächst ein kraut, heist Tag und nacht,
manchem herzenlieb frewden macht,
die liebe mag, des [durchs] kläffers sag,
nacht oder tag
mit nichten zstöret (a. zerst.) werden.

Auch heist ein kraut Vergiß mein nit,
in deinen trewen ich dich bit,
die liebe dein, getrew und fein,
im herzen mein
bleibt allzeit unvergessen.

Befilch ich dir mit ho̊chstem fleiß
das edle kraut, heist Ehrenpreiß,
ich lob dich wol, wie ich dan sol,
bist tugend vol,
ich preise dich mit frewden.

Str. 9: Herzlieb, nun hab also fur gut,
brich nicht von mir dein trewen mut,
gedenk der art, der blůmen zart,
die gott bewart,
der helf uns beid (a. auch) zusamen!

Bicinia ꝛc. Viteb. 1545. T. I. XCII:
Der mai trit rhein mit freuden,
hin fert der winter kalt,
Die blůmlein auf der heiden
blůen gar manigfalt.

Ein edels ro̊slein zarte,
von roter farben scho̊n,
Blůet in meins herzen garte,
für all blůmlein ichs kro̊n.

Es ist mein Wolgemute,
das scho̊ne ro̊slein rot,
Erfrischt mir sinn und mute,
errett aus aller not.

Es ist mein Ehrenbreis,
darzu mein Augentrost,
Gemacht mit allem vleiße,
vom tod hats mich erlost. ꝛc. ꝛc.

Ach ro̊slin', bis mein Wegwart
(frenndlichen ich dich bit),
Mein Holderstock zu aller fart,
darzu vergiß mein ni(ch)t.

(Von der Wegwart wird ſpäterhin in andrer Verbindung die Rede ſein.)
Volkslieder Nr. 54. Str. 2:

Das blůmli, das ich meine,
ist brun, stat auf dem ried,
von art so ist es kleine,
es heißt nun Hab mich lieb ꝛc.

Str. 4: Weiß mir ein blůmli weiße,
stat mir in grůnem gras,
gewachsen mit ganzem fleiße,
das heißt nun gar Schabab.
dasselbig můß ich tragen
wol disen summer lang,
vil lieber wölt ich haben
meins bůlis armumbfang.

Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 101, Str. 2:

Ich weiß ein kraut, das heißt Schabab,
krenkt mir das jung frisch herz im leib,
Es wer kein wunder daß ich werd grauw,
all mein hoffnung, die ich zu ir hab.
Und daß sies nit erkennen wil,
mein trawriges herz leid großen schmerz,
das ist kein scherz:
ich förcht, es ist mein endes ziel. (Vergl. Görr. 86.)

Miſcell. 1, 283, nach einem Drucke von 1601:

Kein andern dank kriegt ich davon,
Leer stroh hab ich gedroschen,
Schabab, ein körbel ist mein lohn,
Die lieb ist ausgeloschen.

249 Das erzählende Gedicht im Liederbuch der Hätzlerin 243, Nr. 59: „Von ainem wurtzgarten,“ worin dieſe Weiſe bereits feſt ſteht, kann zwar ſchon im 14ten Jahrhundert verfaßt ſein, kommt aber doch nur in Handſchriften des 15ten vor (ſ. Einleit. LVI f., zu Nr. LIX); in dem: „Von manigerlai plůmlein,“ ebendaſelbſt 162, Nr. 17, iſt nur erſt Wolgemůt als ſprechender Name gebraucht, die übrigen Blumen (die gelbe Tormentillo, vergl. Oken III, 2011, die rothe Betön, Betonica, ebendaſelbſt 1061 f., vergl. MS. III, 193^{b}, 2. Nith.) noch im Sinne der Farbenlehre, die blaue als Zeichen der Stätigkeit, aber unbenannt; dieſes letztere Gedicht ſteht in der Regensburger Handſchrift aus dem 16ten Jahrhundert unmittelbar nach dem von den Farben (der Schluß

etwas verſchieden, Anzeiger 1838, Sp. 496), welches gleichfalls im Liederbuch der Hätzlerin 168, Nr. 21, aber auch ſchon in Handſchriften des 14ten Jahrhunderts (Liederſ. I, 153, um 1371; vergl. Einleit. zum Liederbuch der Hätzlerin LV, zu Nr. XXI) ſich vorfindet.

[250] Bergkreyen Nr. 15 (P. v. d. Aelſt S. 116) Str. 2:

Das red ich bei meim eide,
sie sol mir die liebste sein.
Ein blůmlein auf der heiden
das heißt Vergiß nicht mein.
Ein kranz sol sie mir machen
auß rechtem Wolgemůt,
Den solt du machen eben,
der liebe got wöl (a. sol) dein pflegeu,
so bist du fein (a. bistu sein) wol behůt.
(Schluß des Liedes: der rei sei dir gesungen,
hůt dich vor falschen zungen,
darbei vergiß nicht mein!)

P. v. d. Aelſt S. 110 Str. 4 f.:

Wie schôn sten geformieret
die blůmlein auf dem feld,
mit irer farb gezieret,
darauß ich mir erwelt,
feins lieb, zwei blůmlein kleine,
eins heißt Vergiß nicht mein,
das ander daß ich meine,
Ie lenger ie lieber zeun(?).

Tu mir der blůmlein brechen
zu einem kränzelein,
dein trew tu mir versprechen,
mein zartes jungfräwlein ꝛc.

Liederbuch der Hätzlerin 162. V. 52 ff.:

Si sprach: gesell, wilt du von mir
Haben ain krenzlin von Wolgemút?
Das ist für sendes trauren gůt.

(Vergl. Altdeutſche Wälder I, 153, 25: „und machent die frauwen gerne ſcheppele darvon.“)

[251] Liederbuch der Hätzlerin 14 ff. Nr. 13, ein künſtlicheres Graslied (V. 116: „die graserin“), daraus V. 49 ff.:

Da stůnd ich in der awe,
Die plůmen wurden feücht
Von dem vil süssen tawe.
Darnach der tag her leücht ꝛc.

V. 71 ff.: Mein bitten
Was, das si mir ain kranz
Von Habmichlieb solt machen
Und auch von Wolgemůt ꝛc.
V. 81 ff.: Si sprach: ich bin her chomen
Gar kaum mit großer eil,
Nimm hin von disen plůmen
Ain kranz, den trag die weil.
Von triü und unvergessen.
Ich hab diern recht gemessen,
Besessen
Ward ich erst recht mit stat.
Darzů lasz dich nit můen
Oder auch wesen laid,
Gar schier so werden plüen
Die andern plůmlach baid.
So will ich nit emperen,
Ich will nach deim begeren
Dich gweren,
Und wärs den claffern laid.

252 Liederbuch der Hätzlerin 171 ff., Nr. 22: „Was allerlei pletter bedeüten“ (vergl. Einleitung LV). Altdeutſche Wälder I. 144 ff.: „von der baume bletter,“ auch aus einer Handſchrift des 15ten Jahrhunderts. Beide Aufzeichnungen ſtimmen vornherein zuſammen, weiterhin dienen ſie einander gegenſeitig zur Ergänzung; von den namhaften Blumen der Lieder ſind folgende gedeutet: Vergißmeinnicht, Augenweide, Gemuth (Wohlgemuth), Wegweis; die letzte ſo (Hätzlerin 173.): „Wegweis. Wer wegweis plůmen tregt von im selber, bedeütet, das er nit uf den weg chomen kan, der seinem liebsten gevellig sei, und doch begert, das er den geweiset werd. Wem es aber gepoten wird von seinem liebsten, bedeütet, si wöll sich sein underwinden, mit ganzen triuen und mit aller gerechtigkait ze weisen und das pest ze lernen. Wann die plům sich alle zeit zu dem pesten chert gegen der sunnen. Ob si wol ettwenn mer darumb leidet, doch tröst si sich, das si nit dann gerechtikait mainet.“ Altdeutſche Wälder I, 152: „wer wegeweiß blumen dreigt, der begert, das er gewiet werde uf alle dogent, die sime liebsten gefellig sine. Weme iß aber geboten wird von sime liebsten, der sal bedenken, daß er si uf deme rechten weg und sich durch keinerlei laß abwisen und sin herze, sine sinne und sin gemude gegen sime liebsten mit ganzem willen kere, also auch die wegeweise sich allezeit keret gegen der sonnen.“ (Nach J. Grimm ebendaſelbſt: „cichorium silvestre, solsequium, Welbröſelchen, Wegweis, Sonnenwirbel.“ Vergl. 135.) — Über altfranzöſiſche Blumendeutung ſ. Roquefort, de l'état ꝛc. 186 f., wieder ohne Angabe der Quellen (vergl. Altd. Wälder I, 136 f. 155, Anm. 73. 158, Anm. 84).

[253] MS. III, 263^{a}, 2:

dô Diem unt Heime zarten
die bluomen ûz dem garten.

Vergl. III, 226^{b}, 5:

dô vinden wir des grüenen in dem garten.

[254] MS. I, 15^{b}, 1 f. (Herzog Joh. v. Brabant): „ein schœnz boungartegin.“ II, 279^{b}, 2 (Hadloup):

Ez ist ougen wunne hort,
sô man schœne vrouwen sament
in dien boungarten siht gân ꝛc. (Ettm. 44.)

Horæ belg. II, 171, Str. 5 f.

[255] Über die Roſengärten ſ. Mone, Unterſuch. z. Geſch. der t. Heldenſ. S. 44 f. Ebenderſelbe im Anzeiger 1836, Sp. 50–52. W. Grimm, der Roſeng. LXXV–VIII. — Ein Roſengarten zu Osnabrück, 1525, bei Soltau 295. Prätor. Rübez. 519. Zu Roſtock: „Säven Linden up den Roſengahrden,“ Anzeiger 1832. Sp. 293.

[256] Roſengarten, Ausgabe von W. Grimm, V. 165 ff.:

sie beget einen anger mit rôsen wol bekleit,
der ist einer mile lang und einer halben breit.
dar umme gêt ein mûre, daz ist ein borte fîn:
trutz sî allen fürsten, daz ir einer kume drîn.

[257] W. Grimm, Roſeng. LXXVII. Hiezu aus dem Liede von der Lüneburger Fehde, 1371, (Wolff 370 aus Leibnit. Script. rer. br. III, 185):

Gy Heren weset alle fro,
Gy sint in dem rosengarden.

Lat. Lex. s. v. rosa: in rosis vivere; in æterna vivere digne rosa, Mart. Anzeiger I, 292 unten. Die Bewohner des Kuhländchens fühlen ſich in ihrer Gebirgsheimat „wie im Roſengärtlein,“ Meinert 306.

[258] Mone im Anzeiger 1836, Sp. 51, aus der Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 134^{a}.

[259] Roſengarten V. 1478 f.:

Der monich vil kürliche durch die rôsen wuot,
des begunde lachen vil manegiu frouwe guot.

V. 1486 f.:

Dô begunde sich faste walken der münich Ilsan,
er zerfuorte vil der rôsen, ê dan er wart bestân.

(v. d. Hag. V. 1639 f.:

Dô begunt sich walgern der münich Ilsan
In dem rôsegarten ꝛc.)

Vergl. MS. I, 305^{a} (Willeh. v. Heinzenburk):

Ob ich in dien rôsen wüete
an den gürtel mîn, die touwes wæren naz,

sost mîn muot
doch ze vröuden kleine ꝛc.

MS. I, 203ᵇ, 4. (Burk. v. Hohenvels):

in mînem vröudegarten mües' er wellen.

260 Walther 103 [Pf. Nr. 124]:

Swâ guoter hande wurze sint
in einem grüenen garten
bekliben, die sol ein wiser man
niht lâzen unbehuot,
er sol in spilen vor als ein kint
mit ougenweide zarten.
dâ lît gelust des herzen an
und git ouch hôhen muot ꝛc.

Der Garten ſcheint hier den Fürſtenhof zu bedeuten, in dem die „Wohlgezogenen," die guten Kräuter, gepflegt, die Unnützen, das Unkraut, ausgeſchieden werden ſollen, vergl. die nachſtfolgenden Strophen.

261 MS. I, 207ᵇ, 1:

sie ist Sælden sunder triutel:
in der würze garten kan si brechen
ir rôsen, ir bluomen, ir tugent frühtic kriutel.

(Vergl. deutſche Mythologie 506***.)

262 B. 23954 ff.:

Wer lange hât den ougensmerzen
Der gedenket ofte in sînem herzen,
Swenn er niht wol gesehen mac:
Got herre, gelebt ich noch den tac,
Daz die freude mir geschêhe,
Daz ich die liehten sunnen sêhe
Vnd bî mînen freunden sêze,
Mit den ich freuntlich trünke und êze
Vnd mit in kurzwîlen gienge
Dâ mich der und ich disen enpfienge
Bi schœnen frouwen in wurzgarten.

Vergl. MS. III, 185ᵇ, 6 f. (Nithart):

Vierzec kendelîn mit wîn
si truogen in ein gertelîn ꝛc.
sâ zehant dâ schankt man in
den vil klâren ôsterwîn;
den trunken si mit schalle.

263 Muscatblut (Muſ. f. altd. Lit. I, 123. Vergl. Anzeiger 1836, Sp. 51.) [= Grootes Ausg. S. 102. Pf.]:

Käm ich in iren garten.
Darin wolt ich nun freuen mich.
Gar lieblich mit ir kosen:
Was wolt sie mich entgelten lan.
Die wolgetan,
Die tugendlich, die erenrich!
Sie weist mich in die rosen.

Grünewald (P. v. d. Aelſt S. 64. Niederdeutſches Liederbuch Nr. 35. Miſcellan. I. 207):

Gar lustig ist spacieren gan,
lieblich die sonne scheint:
Ich weiß ein mägdlein wolgetan,
mit der will ich noch heint
von herzen frőlich sein
in irem wurzegärt(e)lein,
spatzieren, umbfűren
den lieben langen tag,
dann ich zum selben mägdelein
herzlichs verlangen trag.

[264] Volkslieder Nr. 52. Den Anfang der 2ten Strophe dieſes Liedes:

In meinen garten kompstu nit ꝛc.

vergl. mit Roſengarten B. 168:

trutz sî allen fürsten, daz ir einer kume drin.

Auch Muscatblut:

kâm ich in iren garten ꝛc.

[265] MS. III, 267ᵇ, 3 f.:

dâ ich ziune ꝛc.
Disen zûn
mag ich ûf dirre verte kûm gevlehten
für der minne wurzelgart.
7: daz ich min zûn verdürne.

[266] Mehreres über dieſes Lied in den Anmerkungen dazu. Wernh. vom Niederrhein in der geiſtlichen Deutung eines Gartens, 36, 24 ff.: nu wil ich û den garden inslizen, wi iz der menischi sal anne van, ob he dar in willit gan. Ein Räthſel vom Roſengarten MS. III, 108ᵇ, XVIII, 1, vergl. oben S. 313. Anmerkung 136.

[267] Überreſt eines weltlichen Mailieds in einem geiſtlichen von Benedikt Gletting, Fl. Bl. von 1567. Anfang: Es nahet sich dem Sommer ꝛc.

[268] Der gewöhnliche Eingang des Liedes in den Drucken des 16ten Jahrhunderts: Von deinetwegen bin ich hie ꝛc. kann nicht aus einem Guſſe mit dem Übrigen gekommen ſein; dagegen erſcheint der muthmaßlich echte Anfang niederländiſch und ſchwediſch in andern Verbindungen, Horæ belg. II, 170 f. Sv. Folkvis. II, 235.

[269] Liederbuch der Hätzlerin 243, V. 17 ff.:

Es (das hag) was geschrenkt mit list:
recht als ain herz geschaffen ist,
Also was es mit eggen drein.

S. 244, V. 50 ff.:

Sich, diser wurzgart ist mein,
da hett fraw Er ir wonung inn,
Fraw Triü, Stät und fraw Minn
In fräden auch waren hie
In dem gärtlin ꝛc.

Vergl. Cod. germ. Monac. 810, Bl. 153^a, in einem Maienliede mit Veiel und Wohlgemuth (ſ. oben Anm. 243):

die edelen blůmlein zarte
in dises meien zeit
mit tugentlicher arte
entsprossen ausz liebes garte(n)
habn sie manch herz erfreut.

[270] Deutſcher Dichterwald 175.

[271] Frankfurter Liederbuch von 1584. Nr. 162. P. v. d. Aelſt S. 99. (Görres S. 73 f.) „Auß argem wohn“ ꝛc. Das etwas unklare Lied endigt mit einem herben Schabab.

[272] Volksl. Nr. 66. Vergl. Liederbuch der Hätzlerin 78^a:

Was ich gesäet hab durch gewinn,
Das will ain ander schneiden ꝛc.

[273] Udv. d. Vis. III, 127 ff., Str. 7 f.:

Jeg plantede i min Urtegaard ꝛc.
Jeg haver plantet en Urtegaard ꝛc.

(Grimm 283 f.)

[274] Deutſche Rechtsalt. 141. 861 unten bis 863. Die verſchiedenen Recenſionen des Liedes ſprechen von einem, zwei, drei Fingern.

[275] MS. I, 131^a, 2 oben (Heinr. v. Morunge):

Helfet singen, alle
mîne vriunt, und zieht ir zuo
Mit (gemeinem) schalle,
daz si mir genâde tuo.
Schrîet, daz mîn smerze
mîner vrouwe herze
breche und in ir ôren gê:
si tuot mir ze lange wê.

MS. I, 108^b, 3. II, 58^a, 1. 64^b, 1. u. 65^b, 3. 73^b u. 74^b, II, 1. 91^b, 2. 155^a, Refr. 155^b, 5. 157^a, 2 u. (Muſ. I, 419, 4 v. u. Lachm. Sing. u. Sag. 5 u. MS. II, 38^b, 5. Liederſ. II, 236, 942–5.) Über das provenzaliſche clamar merce ſ. Raynouard, Choix ꝛc. T. V. p. III, not. a. (Cento nov.

ant. Nr. 61. J. Grimm, Meiſtergeſ. 95 f. Diez, Leben u. Werke der Troub. S. 532 ff.) 434, 1. 354. Auch dieß beruhte auf einem lehnrechtlichen Gebrauche, Assis. de Jerus. ch. 256. 261. (Wilken, Geſchichte der Kreuzzüge I, 373.)

[276] Nibel. 1007, 2:

mit klage ir helfende dâ manic vrouwe was.

Lai d'Ignaurès V. 532:

Or m'aidiés à faire mon doel ꝛc.

(Das Trauernhelfen beſteht hier im Gelübde gemeinſamen Faſtens mehrerer Frauen.) Floresta p. 245^a:

lo responsos que le dicen
yo los ayudé á decir:
siete condes la lloraban,
caballeros mas de mil ꝛc.

[277] Mit A. Str. 4:

Die sonne ist verblichen,
ist nimmer so klar als vor ꝛc.

Vergl. MS. I, 319^b, 5 (Rubin):

die tage schînent niht sô schône (mêr) als ê,
unde . . . dar zuo sô suoze niht:
nieman in liehter varwe, als ê, die bluomen siht.

[278] Geſammtab. I, 8. Vilmar, die zwei Recenſionen ꝛc. der Weltchron. Rudolfs v. Ems ꝛc. Marburg 1839. S. 32:

Dô sprach der wise Adam: „ich bite dich, wazzer Jordan,
und die vische, die dar inne sîn, und in den lüften iuch vogellîn
und iuch tier alle gemeine, daz ir mir helfet weine(n)
und mînen grôzen kumber klage(n), den ich von mînen sünden trage.
Ir sît unschuldic dar an, ich bin der gesündet hân.“
Dô her Adam diz gesprach, sân er umbe sich sach,
diu tier und ouch diu vogelîn, daz wazzer liez sîn vliezen sîn,
elliu geschefede half im klage(n).

[279] Walther 124, 30 f. [= Pf. Nr. 188, 30]:

die wilden vogel (diu w. vogellîn, Lachm. 214) betrüebet unser klage:
waz wunder ist, ob ich dâ von verzage?

Liederbuch der Hätzlerin 282^b unten, ſcherzhaft:

Das sei den wilden gemsen (gensen?) clagt,
Wie ich mich von ir schid.

[280] Rheſa 135.

[281] Volksl. Nr. 355. Nr. 25. In einer Nachahmung dieſer Stelle, an einem Fl. Bl. von 1583:

Den bschluß wil ich jetzt fangen an,
ich bitt, laßt euchs zu herzen gan,

mit klag diß lied tun enden:
Auch hôret auf die nachtigal
zu singen in dem grůnen tal,
der mon die sonn tut blenden.

[bei Peter Unverdorben. Volksl. Nr. 126. Str. 6.]

[282] Sn. Edd. 67 f.

[283] Nr. 16. Str. 9. Dieſe Strophe ſcheint für ſich beſtanden zu haben, ſo ſteht ſie im Augsburger Liederbuche von 1512. Nr. 3:

Zwischen perg und tieffe tal, da liegt ain freie strassen,
wer seinen půll nit haben mag, der můß in faren lassen.

Auch bei Forſter 1549 u. 1563, III, Nr. 27 und IV, 1556, Nr. 32 (Eſp. Zweig):

(Ja) zwischen berg und tiefe tal
da get ein enge strasse,
wer sein bulen nicht haben will,
der soll in allzeit faren lassen.

Ein handſchriftl. Notenbuch von 1533 hat als Anfangszeile: „Zwischen perg und tiefe tal,“ comp. von Henr. Iſaac. (Wunderh. I, 190) Udv. d. Vis. I, 251, 8:

Mellem Bjerg og dyben Dal
Bortrinde de stride Strømme;
Men den, som haver en fuldtro Ven,
Han ganger saa sent udi Glemme.

Sv. Folkvis. II, 69.

[284] Nr. 48. Str. 6. Vergl. Horæ belg. II, 177:

Het windje dat uit den oosten waait,
dat waait tot allen tijden ꝛc.

(Udv. d. Vis. III, 128, 7: Det er ikke med min Villie.) Appenzeller Liedchen bei Tobler 313^{b}:

I ha gmeint, i hei e Schätzeli
ſo hübſch ond au ſo fein,
do hed merſch jo der küele Wind
wohl über d'Heide gweit,
:|: wohl über d'Heid :|:
wohl über de Bodaſee,
ietz trau i au mi Lebalang
keina Bueba meh.

[285] MS. I, 97^{b}, 10:

Ez gât mir vonme herzen, daz ich geweine,
Ich unt mîn geselle müezen uns scheiden.

[286] Limburger Chronik zum Jahr 1361 (S. 47 f.): „In dieſer Zeit ſung man diß Lied:

Aber ſcheiden, ſcheiden das thut wehe,
Von einer, die ich gern anſehe“ ꝛc.

Schon bei Winli (MS. II, 29, 111) im Kehrreim:

Scheiden das tuot wê, unt muoz doch sîn ꝛc.

287 Volkslieder Nr. 86, Str. 4. Nr. 87, Str. 4. Nr. 79 A. Str. 6:

du heffst min junge herte ut fröuwden in trurent gebracht,
dat ik van die mot scheiden, adde to veel dusent guder nacht!

Dieſe Lieder gehören zu den Tageweiſen, vergl. den Kehrreim einer ſolchen, MS. II, 165ᵇ, V:

swâ sich zwei liebe scheiden, die haben herzeleide klage.

Wyßenheres Heinr. d. Löwe, Str. 8 (Maßmanns Denkmäler I, 124):

Da bi sol man nemen war,
daz scheiden ist ein schwere pin,
wo sich zweie von einander scheiden,
die gern bi einander sin

288 [Volkslieder Nr. 68. 69. 70.] Schon in einer Handſchrift mit der Jahreszahl 1452 ſteht das Lied: „Der Walt hat ſich entlawbet“ ꝛc. in einer Faſſung, von der die Drucke des 16ten Jahrhunderts beträchtlich abweichen (Maßmann, Beiträge zu einer Geſchichte des deutſchen Liedes in der Münchner allgemeinen Muſikzeitung 1827, Nr. 6 ff.); dort kommt die Stelle vor (Str. 2):

O swarz und grabe varwe
darzu stet mir mein sin,
do pei si mein gedenken sol,
wenn ich nicht bei ir bin.

„Ich ſtund an einem Morgen“ ꝛc., ſchon von Heinrich Bebel (geſt. wahrſcheinlich 1516: Cleß, Culturgeſch. II, 2. S. 787) als cantilena vulgaris in lateiniſche Diſtichen übertragen, iſt auch noch in das 15te Jahrhundert zu ſetzen. „Insbruck“ ꝛc. iſt mir mit Jahresangabe nicht früher als 1539 begegnet.

289 Forſt. 1539. Nr. 94. (Frankfurter Liederbuch von 1584. Nr. 73): Ein A. freundlich, schön und lieblich ꝛc. Forſt. 1539. Nr. 37: Ach edles N. ꝛc. Nr. 54: Ach B. nit brich ꝛc. Nr. 126: Ach hertziges M. ꝛc. Nr. 29: Mein einiges A. ꝛc. Nr. 127: O hertzigs S. Schon im Liederſ. III, 637, V. 9 ff:

Ich han in minem herzen begraben
Ain E. fur alle buchstaben,
Ir aigen bin ich und niemants me.

290 Nr. 57. Str. 5. Z. 8 lautet verſchieden: wer was liebs braucht all tag; wer meßige lieb braucht all tag; meßig (mäßiglich) lieb alle tag; aus dieſen Var. läßt ſich als urſprüngliche Faſſung erſchließen: wer Maßlieb braucht all tag, obwohl ich dieſen Blumennamen ſonſt in jener Zeit nicht vorfinde. (Vergl. Schmeller II, 626: maßlaidig.)

291 Steglein ſind wohl die Stäbe, woran der Roſenſtrauch aufgebunden wird (Stald. II, 398: der Stiegel, Stigl, Stab, Pfahl; ſtiegeln, ſtäbeln, pfählen.“ Vergl. Schmeller III, 624: die Steigen, Gitter aus Stäben oder Latten ꝛc.) Frankfurt. Archiv III, 270:

Die rôsbaum sol man stigen,
Die uf der straszen stant,
Die jungen meid sol man prisen,
Die uf der gassen gand,
Die jungen meid sol man prisen.

(Liederſ. III, 387, 102 f.: Mich stiget und meret Unsäld und armut. MS. III, 292ᵇ 2 (Nithart):

Ich bin eine, diu (dâ) niht gereien kan;
wê! war umbe solt' ich brîsen mînen lîp?)

292 Volksl. Nr. 56. Das Lied von 9 Str., woraus hier Str. 1. 2 u. 6 entnommen worden, ſteht bei P. v. d. Aelſt, 1602, zweimal mit verſchiedenen Anfangzeilen, S. 72: Wach auff, wach auff, meins hertzen ein trost ꝛc. und Seite 94: Hœr zu mein Schatz vnd einiger Trost ꝛc. Str. 1 und 2 enthalten nichts vom Röslein. In einer frühern Sammlung (Regnart und Lechner, 1586. Nr. 22) kommt die einzelne Strophe vor:

Will uns das meidelein nimmer han,
rot röslein auf der heiden,
So wöllen wirs nur faren lan,
Ein anders woln wir nemen an,
Ein schöns, ein jungs, ein reichs, ein froms,
nach adelichen sitten.

Ähnlich im obigen Liede bei P. v. d. Aelſt Str. 5:

Wann mich das mägdlein nit mehr wil,
röslein auf der heiden,
So wil ich weichen in der still,
und mich von ir tun scheiden,
So wil ich sie auch fahren lan
und wil ein andere nemmen an,
Ein hüpsche schon jungfrawe,
röslein auf der heiden.

An beiden Orten ſcheint ein älteres volksmäßiges Lied zu Grunde zu liegen. (Nithart Ben. 441: rôsen ûf der heide ꝛc.) Vergl. Herders Volkslieder II, 1779. S. 151. S. 307: „Aus der mündlichen Sage.“ (Goethes Werke, Ausg. v. 1827. I, 17.)

293 P. v. d. Aelſt, S. 115. Die Anfangsbuchſtaben der 8 Geſätze bilden den Namen Dorothea.

294 MS. I, 335ᵃ, 1 (Reinm. v. Brennenberg):

Ich hân got unt die minneclîchen minne
gebeten vlê(he)lîche nu vil manic jâr,
Das ich schiere nâch unser drier sinne
vinde ein reine wîp, sô het' ich gar
Allez, des mîn herze an einem wîbe gert ꝛc.

I, 344ª, 6 (Otte zem Turne):

Hab ich (noch iht) der sünde,
des ruoche got vergezzen,
Wand' er gap mir ze künde
die zarten, diu mich senden hât besezzen.
Sus hât er schulde ein teil an mînem muote,
wand er geschuof die klâren
sô wandels vrî, daz si nie meil beruote.

II, 262ª, 3 (von Buwenburg):

wer gesaz bî gote an dem râte, dâ diu guote
mir wart widerteilet? des hœr ich niht sagen.

(I, 324ª, I, 1.)

[295] [Volksl. Nr. 31. A.]

[296] Poemata Walafridi Strabi, in Canisii antiq. lect. T. VI. Ingolst. 1604. p. 641: Ad Amicam.

Cum splendor Lunæ fulgescat ab æthere puræ
Tu sta sub divo, cernens speculamine miro,
Qualiter ex Luna splendescat lampade pura.
Et splendore suo charos amplectitur uno,
Corpore divisos, sed mentis amore ligatos,
Si facies faciem spectare nequivit amantem,
Hoc saltem nobis lumen sit pignus amoris.
Hos tibi versiculos fidus transmisit amicus,
Si de parte tua fidei stat fixa catena,
Nunc precor ut valeas felix per sæcula cuncta.

[297] V. 3012 ff.:

Nû kam ez alsô nâch ir site
Daz er umb einen mitten tac an ir arme gelac.
nu gezam des wol der sunnen schîn, daz er dienest muoste sîn,
wand er den gelieben zwein durch ein vensterglas schein
und het die kemenâten liehtes wol berâten,
daz sî sich mohten undersehen.

(Vergl. 4979: daz ich iwer dienest müeze sîn.) (The Mabinogion ꝛc. by Lady Charl. Guest, P. III, Lond. 1840 p. 103 f. in „Geraint the son of Erbin,“ dem wälſchen Erek: „And one morning in the summer time, they were upon their couch, and Geraint lay upon the edge of it. And Enid was without sleep in the apartment which had windows of glass. And the sun shone upon the couch. And the clothes had slipped from off his arms and his breast, and he (p. 104) was asleep. Then she gazed upon the marvellous beauty of his appearance, and she said: „Alas, and am I the cause that these arms and this breast have lost their glory and the warlike fame which they once so richly enjoyed!“ And as she said this, the tears dropped from her eyes, and they fell upon his breast. And the tears she shed, and the words she had spoken, awoke him“ ꝛc.)

[298] Volksl.: „Schein uns zwei lieb zusammen.“ Walafr.: „splendore suo charos amplectitur uno.“ Hartmann: „wand er den gelieben zwein durch ein vensterglas schein.“ Als Boten dienen Sonne und Stern der bedrängten Eva in der vorangeführten Legende, Geſammtab. I, 13 f.:

in grôzer riuwe si dô sprach:
„Owê, daz ich nû nieman hân, ze dem ich vinde trôstes wân!
Daz lâ dich, herre, erbarmen, daz ich vrouden arme
Niergen vinde deheinen rât. sô grôz ist mîn missetât,
Daz mir sint elliu geschepfede gram. weste ez doch her Adam!
Weste ich, wen ich vünde, der ez im wolde künde(n),
Ich wolte im ez enbiete(n); daz er mir dar zuo geriete.
Nû wil ich biten gerne dich, sunne, und ouch dich, sterne,
Swen ir zem oriente kumet, daz ir mir ze mîner nœte vrumet,
Unt kündet dem lieben herren mîn, daz ich hân sô grôzen pîn.“
Sân zuo der selben stunt Adâme wart ir klage kunt.

[299] J. de Vento, Newe Teutſche Liedl. München 1569. Nr. 20 („Trit auff den rigel von der thür“ ꝛc., auch bei Orlando di Laſſus, Newe T. Liedl. München 1569. Nr. 16):

„fraw, ich kan schleichen recht wie der moneschein.“

Fl. Bl. auf der Berliner Bibliothek: „Es hat ein maidlein sein schu verloren“ ꝛc., Str. 4: „Ich kan geen wie der sunnen schein.“ Ettmüller, Sechs Briefe 15, 7 ff.:

dû gêst mir vil digge daugen
minneclîche vor den augen
alsô der liehte sunnenschîn.

[300] Pſalm 147, 18: „Er ſpricht, ſo zerſchmelzet es; er läßt ſeinen Wind wehen, ſo thauets auf.“

[301] Nr. 43, Str. 1. (vergl. Miſc. I, 261. Geſchichtklitt. Cap. 8. p. m. 150.) So auch der Anfang eines Liedes (Nr. 44):

Es ist ein schne gefallen
und ist es doch nit zeit,
man würft mich mit den pallen,
der weg ist mir verschneit.

Z. 3 iſt des Reims wegen ſo geworden. Str. 3:

Ach lieb, laß dichs erparmen,
daß ich so elend pin,
und sleuß mich in dein arme,
so vert der winter hin.

Vergl. auch Anzeiger 1836. Sp. 335: „der küle wind hat mir den weg verwæt.“

[302] Schluß des Liedes: „Ein stunt vermag" ꝛc. in der Heidelberger Handſchrift 343. Bl. 101 b.

[303] Frankfurter Liederbuch von 1584. Nr. 219: „Mein herz thut sich erfreuwen" ꝛc.

[304] „G. Grünew." Fl. Bl. o. O. u. J., wahrſcheinlich aber zu Baſel bei Joh. Schröter am Anfang des 17ten Jahrhunderts gedruckt. Die von Schröter um dieſe Zeit auf Flugblättern ausgegebenen Lieder ſind großentheils dieſelben, welche um 1570 ebendaſelbſt bei Samuel Apiarius in gleicher Form erſchienen, und ſo iſt wohl auch der Name aus einem älteren Drucke mit herübergekommen.

[305] Wunderh. III. 146 f.: „Ich hab' mir ein Maidlein auserwählt" ꝛc.

[306] Das Lied: „Die schöne sommerzeit ꝛc. (P. v. d. Aelſt, S. 115) hat ähnlichen Ausgang:

Allein mein lieber gott
der wölle mir alles geben,
daß mir zu leib und seele dient,
auf daß erschallt im grünen walt
ein schön lieblicher ton,
der mich erquicken kan ꝛc.

Vergl. noch die Endſtrophen der Lieder: „Der Sommer und der Sonnenſchein" ꝛc. in Reſtb. New. liebl. Galliardt. Erfurt 1593, und: Nu groete di godt im herten" ꝛc. Niederdeutſches Liederbuch 138.

[307] Frankfurter Liederbuch v. 1584. Nr. 250: „Gut gesell und du must wanderen" ꝛc.

[308] [Späterer Zuſatz: Man kann ſich im grünen Walde verirren, aber Jörg Grünewald iſt ein Name, der ſeine Stellung in der Geſchichte des deutſchen Liederweſens anzuſprechen hat.]

Uhlands Schriften

zur

Geſchichte der Dichtung und Sage.

Vierter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1869.

218 G

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort des Herausgebers.

Die Abſicht, einen Theil der in ſeine Sammlung alter hoch- und niederdeutſcher Volkslieder aufgenommenen Stücke im Einzelnen zu erläutern, hat Uhland ſchon in dem vom 4 Auguſt 1844 datierten Vorworte, Band I, S. V, angekündigt. „Zwei kleinere Bände," ſagt er, „ſollen eine Abhandlung über die deutſchen Volkslieder, ſodann diejenigen beſonderen Anmerkungen umfaſſen, welche zur Kritik, Erläuterung und Geſchichte einzelner Lieder noch dienlich ſcheinen."

Aus dieſen Worten ergibt ſich deutlich, daß keineswegs alle Lieder mit Anmerkungen bedacht werden ſollten, und ſo enthält denn auch in der That das hier zum Abdrucke gelangende Manuſcript nur Erläuterungen zu einem Theile der 368 Numern, welche die Sammlung im Ganzen befaßt.

Gegenüber dieſer ſich beſchränkenden Auswahl mag daran erinnert werden, daß zu einer nicht unbeträchtlichen Anzahl hiſtoriſcher Volkslieder der zweite Band der „Schriften" Erklärungen gebracht hat, daß viele andere Stücke im dritten Bande erörtert worden ſind. Von weiteren Hilfsmitteln zum Verſtändnis unſeres Volksliedes ſei es mir geſtattet, hier nur das große Werk von R. von Liliencron, die Schriften von Soltau, Hildebrand und Vilmar zu erwähnen!

Wann Uhland die „Anmerkungen" begonnen und abgeſchloſſen, darüber habe ich in dem ſehr ſauber auf einzelne Quartblätter mit lateiniſchen Buchſtaben von ihm ſelbſt geſchriebenen Manuſcripte keine Angabe gefunden. Aus den angeführten Büchern geht wenigſtens hervor, daß er bis in ſeine letzten Jahre an dieſer Arbeit thätig geweſen iſt, wie er denn auch in ſein Handexemplar der „Volkslieder“ fortwährend verſchiedene Ergänzungen nachgetragen hat, die ich nun in eckigen Klammern an den betreffenden Orten eingereiht habe.

Über die Art, wie Uhland ſeine Aufgabe gefaßt hat, bedarf es, da ſich die Anlage des Ganzen ſogleich erkennen läßt, kaum der Bemerkung, daß zuerſt die Quellen der Lieder angegeben werden, hierauf die Nachweiſung der verſchiedenen Lesarten und die Erklärung ſchwieriger Stellen folgt und daß ſich endlich hieran häufig Vergleichungen aus der Litteratur des Volksliedes der verſchiedenſten Sprachen in überraſchender Fülle anreihen, die uns aufs neue Uhlands außerordentliche Gelehrſamkeit und ſeinen unermüdlichen Fleiß bewundern läßt.

Wie der Schluß des Vorwortes zum dritten Bande der „Schriften“ zeigt, hatte die Veröffentlichung der „Anmerkungen“ unſer unvergeßlicher Mitherausgeber Franz Pfeiffer übernommen, und er hatte auch bereits Hand angelegt, als er ſeinen Freunden und der von ihm ſo rüſtig gepflegten Wiſſenſchaft allzu frühe entriſſen wurde. Pfeiffers übrigens noch nicht abſchließende Bearbeitung des Manuſcriptes, das er ſchon in ſeinem ganzen Umfange geordnet, hat ſich bis auf Nr 89 erſtreckt. Es verſteht ſich, daß alle von ihm herrührenden Bemerkungen die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens erhalten haben.

Die Zuſätze von Profeſſor von Keller ſind durch ein K, meine eigenen durch ein H bezeichnet.

Die weiter folgende Abhandlung iſt unter der Aufſchrift „Über das altfranzöſiſche Epos. Von D. Ludwig Uhland“ zuerſt gedruckt worden in: Die Muſen. Eine norddeutſche Zeitſchrift. Herausgegeben von Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann. Drittes Quartal. Berlin, in der Saalfeldſchen Buchhandlung. 1812. 8. S. 59 bis 109. Am Schluſſe des Aufſatzes findet ſich S. 109 die Bemerkung: „Die Beilage, welche Proben aus altfranzöſiſchen Gedichten enthält, folgt im nächſten Heft.“ Dieſer Ankündigung entſprechend wurden die fraglichen Proben in dem vierten Quartal S. 101 bis 155 mitgetheilt.

Für die neue Ausgabe habe ich von verſchiedenen Hilfsmitteln Gebrauch machen können. Es hat mir nicht nur der erſte Druck, ſondern auch Uhlands Handſchrift vorgelegen, die ich für einzelne Stellen mit Vortheil verglichen habe. Beſonders nützlich iſt mir ſodann ein von Uhland ſelbſt angelegtes Verzeichnis der zahlreichen, manchmal nicht ganz leicht erkennbaren Fehler des erſten Druckes geworden. Ich habe dieſelben ſämmtlich ſtillſchweigend verbeſſert.

Die genannten Hefte der „Muſen“ hat Uhland lange Zeit nicht mehr beſeſſen und er hat erſt in den fünfziger Jahren, wenn ich nicht irre, die eigene Arbeit wieder erwerben können. In dieſem ſeinem Exemplare aber, und zwar in dem Hefte, welches die „Proben“ enthält, habe ich eine Reihe handſchriftlicher Änderungen gefunden, welche ich denn auch an der Stelle der früheren Lesarten, die ich in die Anmerkungen verwieſen, in den Text aufgenommen habe. Was ich ſelbſt zugeſetzt, habe ich auch hier durch eckige Klammern und den Anfangsbuchſtaben meines Namens als von mir herrührend bezeichnet.

Die Bedeutung der Abhandlung über das altfranzöſiſche Epos, ihre belangreichen Ergebniſſe kann ich nicht beſſer hervorheben, als wenn ich den Gang, welchen die Unterſuchung nimmt, aufzeige, was ich glücklicher Weiſe nach einem handſchriftlichen Blatte mit des Verfaſſers eigenen Worten zu thun im Stande bin. Die Gliederung ſeines Aufſatzes hat Uhland hier folgendermaßen angegeben:

„Die zwei Hauptbranchen der altfranzöſiſchen Poeſie ſind:
- A) der epiſche Geſang,
- B) die Erzählung.
  - A) epiſcher Nationalgeſang.
    - a) Conſtituierung desſelben
      - 1) nach Stoff und Umfang,
      - 2) nach dem Geiſte der Darſtellung,
      - 3) nach Form und Vortrag.
    - b) Geſchichte desſelben.
    - c) Abſonderung desſelben von andern ſich zum Epiſchen neigenden Gedichtkreiſen: dem normänniſchen und bretagniſchen.
  - B) Erzählung.

Schlußbemerkung: Überwiegen des germaniſchen Elements im epiſchen Geſang, des galliſchen in der Erzählung.“

Nach dieſer Überſicht bedarf es kaum einer Hinweiſung darauf, welche Herrſchaft Uhland ſich alsbald über das Gebiet ſeiner Forſchung erworben, mit welch klarem Blick er ſofort die Eigenthümlichkeit desſelben erkannt hat, und ebenſo kann eine weitere Hervorhebung des bleibenden Gewinnes nicht wol von Nöthen ſein, welchen ſeine Studien der Wiſſenſchaft eingebracht haben. Die Arbeit, ausgeſtattet mit all dem anziehenden Reize, welchen ſtets der Bericht einer erſten Entdeckung ausübt, hat auch heute noch nichts von ihrem Werthe verloren und die nachfolgenden Unterſuchungen haben nur dazu gedient, im Einzelnen näher auszuführen und feſter zu begründen, was Uhland zuerſt nachgewieſen hat. Seine Leiſtung aber wird man um ſo höher ſchätzen, wenn man bedenkt, daß ihm noch keineswegs zahlreiche Ausgaben altfranzöſiſcher Dichtungen zu bequemer Benützung zur Hand gelegen, daß er ſeine Kenntnis des altfranzöſiſchen Epos ſich mühſam aus der Quelle geſchöpft, aus den Handſchriften ſelbſt und in verhältnismäßig kurzer Zeit (ſein Aufenthalt in Paris dauerte nur vom Mai 1810 bis in den Januar 1811) ſich geholt hat.

Die Männer aufzuzählen, welche nach Uhland an den altfranzöſiſchen Studien in verſchiedenen Richtungen ſich erfolgreich betheiligt, darf ich mit Rückſicht auf meine Zuſätze zu der Abhandlung hier unterlaſſen. Eine Geſchichte der dem altfranzöſiſchen Heldengedichte gewidmeten Arbeiten hat überdieß Léon Gautier im erſten Bande ſeines großen Werkes „Les épopées françaises. Étude sur les origines et l'histoire de la littérature nationale." Paris 1865. 8. gegeben.

Tübingen, 17 Juni 1868.

Wilhelm Ludwig Holland.

Inhalt.

Seite
Anmerkungen zu den Volksliedern 1
Über das altfranzöſiſche Epos 327

Dieſes Blatt gehört zum vierten Bande.

Anmerkungen zu den Volksliedern.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſtes Buch.

Trougemunt.

(1) Straßburger Pergament-Handſchrift A. 94, Bl. 17^b bis 18^c (vgl. J. Grimm, Altd. Wälder II, 8 ff. Wackernagels Altd. Leſebuch, 2te Ausg. 1839, S. 831 ff.).

1. lege. were. 3. trovgemunt. 4. ſwarbe ſoll heißen: ſcarbe, ſcharbe, mergus, Tauchente, Deutſche Gramm. III, 363. Schmeller III, 397. 6. der rech. 7. trogmunt. w'ombe. 9. trovgmunt. 10. wolf] wal. entwichen von dem andern. 12. ageleie.

1. Fridthiofs S. C. 11: (Fornald. S. II, 91) „hvat heitir þû, madr? edr hvar varstu î nôtt? edr hvar er kyn þit?“ (Ebd. 92. 499.) Fornm. S. VI, 360: hvar hôku þer land, edr hvar voru þer î nôtt?“ Saxo V, 76: „quorsum inde cursum direxeris aut ubi te vesper exceperit, quæso.“ Arwidsſon, Svenska Fornſ. II, 148: „Hvar hafver Herr Pilegrim gästat i natt?“ Vgl. I, 326, 9. Zu 1, 5 (2, 6) vgl. Teichner: Von den Wappen (Wiener Jahrb. I, Anz.-Bl. 36) V. 36 bis 40:

> Ez ſolt manigem zoren ſein,
> daz man ſeit ſein ritterſchaft.
> warumb fleuſt [verliert] er leib und chraft?
> nicht anders, dann durch ſpeis bejag [1],
> und wil dann, daz man ſtille dag.

2. Hartmanns Gregor 2905:

> niwan der himel was ſin dach.

3. Orendel (Augsb. 1512) V. 108 ſ.:

> Do kam ein armer wallender man,
> der wolt zu dem heiligen grabe gan.

---

[1] Allein um Erwerb der Koſt.

V. 113 f. er was genant[1] Tragemunt,
im waren LXXII künigreich kunt.

Sanct Oswald:

a. [Wiener Handſchrift in der Zeitſchrift für deutſches Alterth. II, 92 ff.

V. 41 ff. Alſo Oswalt an die zinne quam,
do ſach her komen einen man,
zu ſeinem hofe her da ging.
Oswalt en wirdiglich entphing.
her ſprach: „liber bruder mein,
wi iſt der name dein?"
her ſprach: „ich heiße Tragemunt,
alle lant ſint mir wol kunt,
zwe und ſebenzig zungen.
V. 101 ff. Sinte Oswalt an der ſtunt
ſprach: „vil liber Tragemunt u. ſ. w.

Uber die Bedeutung des Wortes Tragemund, von dem die Form Trougemunt nur eine entſtellende Umdeutung = Trügemunt iſt, vgl. das Schriften III. S. 190 Bemerkte, außerdem noch Dufresne, Glossarium med. et inf. latinitatis, ed. Henschel, II (Paris 1842), S. 937, wo folgende Formen verzeichnet werden: „Dragumanus, Drogamundus, Droemandus, Drogemannus, Drogomannus, Turchimannus." Pf.]

b. Schaffhauſer Handſchrift, herausgegeben von Ludw. Ettmüller. Zürich 1835.

V. 195 ff. Im kam ûf ſinen hof gegân
ein edler pilgrim wolgetân,
der was geheizen Wârmunt.
zwei und ſibenzig lant wâren im kunt,
diu heter gewandelt mit êren
in dem dienſt unſers lieben herren
und durch die êre der himelſchen künigin,
dar zuo ſtuont im daz gemüete ſin.
er truog ein palm in ſiner hant
und gruozt ſant Oswalt in Engellant.
V. 223 f. dô ſprach der pilgrim Wâremunt:
„zwei und ſibenzig lant ſint mir wol kunt."

---

[1] Hagens Ausgabe: geheißen.

V. 297 f. „Wârmunt, edler pilgerin,
du ſolt mir gotwillkomen ſîn.“
V. 399 den ſtolzen pilgrin Wârmunt.

Wârmunt (wie wârqueto, wârſpello, veridicus, Deutſche Gramm. II. 640. Graff I, 921, wâr, n. veritas, Graff I, 919), Gegenſatz von Trougemunt = Trügemunt, munt im noch gewöhnlichen Sinne genommen. (Warmunt heißt im Gedichte von Orendel ein Herzog, deſſen wilde Roſſe Meiſter Eiſe jagt, vgl. Fornald. Sög. I, 150.)

Über alte fahrende, wallende Männer vgl. Morolf V. 1852. 1855 ff. 3647 ff. Biterolf V. 211 bis 387. Eggen-Liet Av. XXVIII f. Wilkina S. C. 229. Ellis I, 245 f. MS. I, 88, XII, 1. König Tyrol (MS. II, 249^{a}):

zwô und ſibenzic ſprâche diu werlt hât.

3, 7. Zu ützüt (im Mſcr. ůtzút) ſ. Deutſche Gramm. III, 62.

4. Im gedruckten Räthſelbuch Biij iſt der Vogel one Magen: der Habich. Vgl. Mone, Anzeiger 1838, Sp. 260.

6. die rame? [der Rabe, vgl. Wackernagels Gloſſar s. v. raben und mhd. Wörterbuch II, 546^{b}. Pf.]

7, 8. Dainos S. 175:

Reden wollen wir ein Wörtlein,
denken einen Gedanken:
wo der Quelle Tiefſtes,
was der Liebe Liebſtes?

10. Zu den unnützen gengen vgl. J. Grimm, Reinhart Fuchs XXXV. In Mones Anzeiger 1838, Sp. 260 lautet das Räthſel, aus dem 16ten Jahrhundert in ein Buch eingeſchrieben, alſo:

Sag mir, jungfer wis!
warum iſt der wolf gris?
warum iſt der wald wis?
warum hept der has?
warum grient der was?
warum iſt ſchilt und helm verblichen?
warum iſt ain guot geſell von dem andern gewichen?
Antwort.
von alter wird der wolf gris[1],
von tuft und ſchne wird der wald wis,

---

[1] Vgl. Merlin S. 4 f.

von gwonheit hopt der has,
von regen und thow gront der was,
von großen ſchlegen und ſtichen
iſt ſchild und helm verblichen,
von großer untrew iſt ain guot geſell von dem andern gewichen.

Hiernach möchte Str. 10, Z. 6 ſtatt unnützen Sübichen zu ſetzen ſein: von Sibchen untriu.

Altdeutſche Wälder III, 125 unten, 138.

12. Parzival 1, 1 ff.:

Iſt zwivel herzen nâchgebûr,
daz muoz der ſêle werden ſûr.
geſmähet unde gezieret
iſt, ſwâ ſich parrieret
unverzaget mannes muot,
als agelſtern varwe tuot.
der mac dennoch weſen geil,
wand an im ſint beidiu teil,
des himels und der helle.
der unſtäte geſelle
hât die ſwarzen varwe gar
und wirt och nâch der vinſter var:
ſô habt ſich an die blanken
der mit ſtäten gedanken.
2, 17 valſch geſellecliher muot
iſt zem hellefiure guot
und iſt höher werdekeit ein hagel.

Lachmann, über den Eingang des Parzival S. 7 f.

Finniſche Sprüchwörter (aus einem Werke von G. A. Gottlund, einem jungen ſchwediſchen Gelehrten, nach mündlicher Überlieferung), mitgetheilt von K. Sederholm, Morgenblatt 1837, Nr. 252, S. 1012: „Der Specht iſt bunt im Walde, das Menſchenleben noch bunter.“

Kranzſingen.

(2) Handſchriftlich, auf Papier in großem 8^0, aus der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, mit der Überſchrift: Inpetratio serti:

das folgende Blatt der Lage fehlt, das noch vorhandene dritte gibt nachſtehende Strophe:

Sye iſt mir liep die allerliepſte frouwe min
Für ſye do wolt ich ſterben gern und ſolt es ſyn
Man ſeit in hymelrych
Syg man vil fröude gewert
Wan ich myn ſchönes liep anſich
So han ich was myn hertz begert.

Dann folgt: „Ein Gedicht von Mortten, alß der Hertzog von Burgundien darvor lag. Im 76. Jor." u. ſ. w.

Herr Dr Heinrich Schreiber, dem ich die Mittheilung des fragmentariſchen Kranzliedes im Original verdanke, hat daſſelbe der Hauptſache nach in ſeinem Taſchenbuch für Geſchichte und Alterthum in Süddeutſchland, Freiburg i. Br. 1839, S. 362 ff., veröffentlicht. Vgl. Hoffmann, Fundgruben II, 297 f.

Str. 1: hiet vß, cave (cavete), apage! über die Formel: hütt ſich Schmeller II, 258. Str. 2: wichz, weichet! alte Dual-, dann Pluralform, Grimm, d. Gramm. I, 1049 f., Schmeller I, 118 f. Z. 3: die Handſchrift hat immer hübſte, hübſten u. ſ. w.; treyt. Z. 5: vger, ſo auch weiterhin; roßen krentzlin. Z. 6: nach höffelichen iſt: vnd fin, ausgeſtrichen. Z. 9: vch. Z. 10: fürett. Z. 14: mirß; hübſte. Z. 15: R. bezeichnet, daß die Formel je nach der Örtlichkeit ausgefüllt werden könne. Str. 2, Z. 1: iungfrouwe. Z. 2: hütt. Z. 4: wortten ſchür. Str. 3, Z. 1: vater iſt in der ältern Sprache im Singular unveränderlich, d. Gramm. I, 686. Z. 4: dz. Z. 5: hynnen. Str. 4, Z. 3: ſieſſen eygelin. Z. 4, 5: gutz, mutz. Z. 7: ſchrinß. Z. 8: zartt. Z. 9: gen für geben, gebent, wie Str. 6, Z. 6; dz. Z. 9: eß; zytt. Z. 10: wortten. Str. 5, Z. 1: kynnen. Z. 4 fehlt: kein. Z. 4, 5: wag, ſprowe, in der folgenden Str.: ſproug, verſuchte ſtarke Formen des Prät. von wäjen, wehen, ſpräjen, ſprenzen, vgl. d. Gramm. I, 968 f.; vgl. Herborts Liet von Troye, V. 2191 f. und Frommanns Anm. dazu:

Mine ougen ich beſprèwete (ſprète),
Den wint ich mir zuwèwete (wète)

Z. 6, 7: Die Wiederholung dieſer Zeilen aus Str. 3 iſt nur angezeigt. Str. 6, Z. 1: litt.

[Zu Str. 4 vgl. J. Grimm, Reinhart Fuchs S. 368 unten.] Zu Str. 5, 6 vgl. auch Grimm, Mährchen II, 241 f.:

Deck' dich zu, mein Schweſterlein,
daß Regen dich nicht näßt,

daß Wind dich nicht beſtäubt,
daß du fein ſchön zum König kommſt!

Meinert 14:

Do hounde heärſt du ka'n Glockeklang,
Do hounde heärſt du ka'n Vegelgeſang,
Do hounde heärſt ka'n Weind ni wehn,
Do hounde ſihſt ka'n Raen ni ſprehn.

Grimm, deutſche Rechtsalterthümer 38:

als die ſunn ufgêt und der wint weiet und der regen ſpreit. Bodm. S. 628. alles, was der wint bewegt und der regen beſprecht (l. bewäjet, beſpräjet). Weisth. von 1515 bei Würdtw. I. 427. [Weisthümer I, S. 162 oben.] Vgl. Grimm, deutſche Mythol. 536.**

Zu Str. 5, 6. Konrads von Würzburg Goldene Schmiede von W. Grimm, Berlin 1840, V. 24 ff.:

ſô mîn gedanc wil gâben
ûf ze dînem [= Marien] werden lobe,
ſô ſwebet ez den himeln obe
reht als ein vlückez vederſpil;
ſwenn aber ich hie niden wil
mit gedanken ſuochen ez,
ſô reichet ſîner tiefe mez
vür allez abgründe:
ſîn ende ich nimmer vünde
und grüebe ich ûf den dilleſtein.

Anmerkung S. 145: „32. dilleſtein, grundfeſte, auf welcher die erde ruht, hier gleichbedeutend mit hellebodem (unten 1253), entgegengeſetzt der himele dach“ (1252). Konrad beſchreibt die gewalt gottes (MS. 2, 199^b): „vür der himele dach dû blickeſt und dur (der) helle dilleſtein.“ Dieterichs drachenkämpfe (Pfälz. handſchr. 226^a) ruft Wolfhart, als er die ſtimme eines rieſen vernimt: „wan, ez kumt des tiuvels ſchrei, dâ von wir ſin erſchrecket: der dilleſtein der iſt enzwei, die tôten ſint ûf gewecket.“ V. 1252 ff:

des hôhe vür der himele dach
und durch der helle bodem vert,
der hâte im ſelben dich beſchert
zeime ûz erw[illegible]em gademe.

Zu Str. 5, Z. 3 vgl. Liederſaal III. 607, 17 ff. [W. Grimm, Vridankes Beſcheidenheit. Göttingen 1834. 8. S. 109, Z. 10. 11. H.]:

An einer ſtat ein hunt erbal,
Daz über al die welt erhal.

Zu Str. 6, Z. 1 vgl. Wackernagel, deutſches Leſebuch II, 28, 22: Vor helles flammen.

(3) Fl. Bl. o. J.: „Ein ſchön neüw Lied, Wie man vmb ein Krantz ſingt.“ Holzſchnitt. Der Singer, den Kranz aufhebend, zwiſchen zwei bekränzten Frauen. Hinten: T. B. S. (Thiebolt Berger, Straßburg, um 1570.) Auf das hier Mitgetheilte folgen noch drei Räthſel mit Auflöſungen: Singer, ſag mir u. ſ. w. Das dritte von der das Evangelium bedeutenden Mühle (vgl. Künig Tyro, MS. II, 248^b f. Aretin, Beitr.).

[Str. 1, Z. 3, 4 vgl. MS. III, S. 299 a, 3.] Str. 6, Z. 2: Wann ir mir. Str. 8, Z. 8: ſpatziere. Str. 9, Z. 10: Druckers knaben.

Sebaſtian Francks Weltbuch, 1542. B. ljb. „(Superſtition der Francken an S. Johans tag:) Die meid machen auf diſen tag roſenhäfen, alſo, ſi laſſen inen machen häfen voller löcher, die löcher kleiben ſi mit roſenblettern zu und ſtecken ein liecht darein, wie in ein latern, henken nachmals diſen in der höhe zum laden herauß, da ſingt man alsdann umb ein kranz meiſterlieder; ſunſt auch oftmals im jar zu ſummers zeit, ſo die meid am abent in eim ring herumb ſingen, kummen die geſellen in ring und ſingen umb ein kranz, gemeinklich von nägelin gmacht, reimweis vor, welcher das beſt thut, der hat den kranz.“ (Leyſer, deutſche Predigt. Einl. XXXI. Anm. „annulos vitreos, serta“ u. ſ. w.) Vgl. Muſ. f. altd. Lit., Bd. II, S. 186 f., 3. Regenbogen. Görres, Meiſterlieder 226 ff. Samml. f. altd. Lit. I, 39 ff.: Beham. J. Grimm, Meiſtergeſang 114. MS. II, 173^a, II. Nithart (Beneckes Beiträge II, 325):

Si rouften ſines vater kneht
hiure vor dem meier Friderîche
umbe anders niht,
wan daz er ein krenzel truoc, daz was von bluomen rôt;
daz verſeit er dâ zehant den meiden.

Bibliotheca Tieckiana. Berlin (Aſher u. Comp.) 1849. (Chansons. Nr.) 225. Wie man umb ein Kranz ſingt. Ebd. (Augsburg) o. J.

Ein fl. Bl., gedruckt zu Nürnberg durch Valentin Newber, o. J., enthält: „Vier Geyſtliche Reyen Lieder, das erſte: Nun kumm herzu du junge ſchar. Im thon, Wie man vmb krentz ſingt“ u. ſ. w. Das erſte, 12. Str., beginnt ſo:

Ein Reien Lied, im Thon,
  wie man umb Krenz ſinget.
Nun kumb herzu, du junge ſchar,
und was ich euch ſinge, das nempt war!
Mit frewden wölln wir ſingen,
Das fröhlich thut erklingen.

Wir wöllen preiſen unſern got,
Der bei uns ſtehet in aller not
und iſt zu helfen ſtäts bereit;
Dem ſei lob, ehr in ewigkeit! u. ſ. w.

Die letzte Strophe hat drei Reimpaare. Am Schluſſe dieſes Liedes: „Hermanus Vulpius.“ Schmeller, II, 391: Das Kränz-Singen oder Singen „umb die Krenz an den Abendreien“ wird verboten durch das alte Amberg. Stdtb.: „Kain Jungfrau oder Maid ſoll den Handwerksgeſellen und Knechten an einem Abendreyen einen Kranz zu erſingen geben.“ Ebd. III, 375. H. Schreiber, Das Theater zu Freiburg u. ſ. w. Freiburg i. Br. 1837. S. 10 f. Verordnungen des Raths zu Freiburg gegen „das Abendtanzen auf den Gaſſen, um das Kränzlein ſingen, den Reihen ſpringen,“ 1556 bis 1568, in den Monaten Juni und Juli.

Anzeiger 1836, Sp. 50. MS. III, 228^{b} l. krenzeleite. Nithart, Ben. 429, 3. 415, 6.

Zu Str. 2, Z. 7 f. vgl. Toblers Appenzelliſchen Sprachſchatz 425^{b} ob.

Zu Str. 7, Z. 11 f. vgl. Friſius, Ceremoniel der Büchſenmacher u. ſ. w. Leipzig 1712. S. 621 f.: Umfrage der Geſellen, oder Geſellen-Stab. l. Glückzu, mein Jung-Geſell! Hab Dank, mein Alt-Geſell! Wo kommt mein guter Geſell her, daß er ſo ſchön gebutzt iſt in ſeinen krauſen Haaren, als wie ein Igel? Zwar in ſeinem ſchönen Angeſicht, als wenn er alle Tage was neues erdicht, in ſeinen ſchönen Bart, recht auf die ſpaniſche Art, in ſeinen ſchönen Kragen, gleich wie es die Junkern gerne tragen, in ſeinem ſchönen Elends-Goller, mit Barmherzigkeit gefüttert, in ſeinen ſchönen Hoſen, als thät er gerne mit ſchönen Jungfrauen koſen, in ſeinen ſchönen Strümpfen und Schuhen, aber durchſtochen und unten durchbrochen, als wär er lang des

Kaiſers Trabant geweſen, hinter der Jungfrauen Wagen her, und hat eine Helleparten tragen müſſen, mit drei Zinken, in meiner Heimbte heiſt man es eine Miſt-Gabel. Wo kömmt mein guter Geſell weiter her ſo geſchwind, daß ich ihn bei Meiſter, Geſellen und Jünger hinter dem Tiſche find?

Zu Str. 9 vgl. Ruodlieb, Fragm. XVI:

V. 10 Quid respondere Ruotlieb nunc vis, hera per me?
Dixit: „dic illi nunc de me corde fideli
Tantundem liebes, veniat quantum modo loub[es],
Et volucrum wunna quot sint, tot dic sibi [minna],
Graminis et florum quantum sit, dic et honor[um]!“

V. 65 Dixit: „dic illi de me de corde fideli
Tantundem liebes, quantum veniat modo laubes,
Et volucrum wunna quot sunt, sibi dic mea minna,
Graminis et florum quantum sit, dic et honorum!“

Das iſt:

Sag ihm ſo viel liebes, als jetzt komme laubes! ſo viel der vögel wonne, ſag ihm meiner minne! ſo viel gras und blumen, ſag ihm auch des ruhmes (zu ruhme)!

Vgl. S. 226. 216. (Tobler, Appenzelliſcher Sprachſchatz 239ᵇ.)

Zu Str. 10, Z. 15 f. vgl. den Schluß eines Dreiköniglieves (Nürnberg, F. Gutknecht, in Docens Miscellan. I, 278):

Wir ſtanden auf ein Lilgen Reis,
Gott geb euch allen das Himmelreich!
Wir ſtehend auf ein Lilgen Blatt,
Gott geb euch allen ein gute Nacht!

Ritſons Anc. popul. Poetr. 19, 375 f.:

Thus be these good yemen gon to the wod,
And lyghtly as lefe on lynde. (Percy I, 134, 3.)

Deutſche Gram. III, 750:

Une feuille de lis.

Liederſaal II, 477, 168:

Sô tiur als umb ein blat der linden.

Ebend. I, 300, 132:

niht ein rôſenblat.

Kinderl. 37 (Mittfaſtenlied):

Wir ſchreibens wohl auf ein Lilienblatt,
Wir wünſchen dem Herrn einen guten Tag u. ſ. w.

Wir wünſchen dem Herrn einen ſilbernen Wagen,
damit ſoll er ins Himmelreich fahren.

S. auch „Nachtfahrt“, Nr. 260, Str. 3 und Anm. dazu.

Büſching, der Deutſchen Leben u. ſ. w. im Mittelalter II, 400, Str. 7:

So wolln wir euch nun danken
mit Sachſen und mit Franken.

(Kirchweihlied aus dem hildburghauſiſchen Lande.)

Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 25. 1651. S. 292. Spiele: „Räters.“ „Was für Blümlen gebt ihr mir zum Kranz?“ S. 296: „Des Verdienſts des Liebkranzes.“ Ebd.: „Womit verdienetet ihr den Kranz?“ S. 297: „Was für Blumen zieren ſich wol?“

Eitle Dinge.

(4) A. Bicinia u. ſ. w. Viteb. 1545. B. I. Ten. nach Nr. XCV Disc. XCVI. überſchrieben: „Ein Berckrey.“

Str. 3, 4: Cöln. 4, 5: zelen. 5: bawen.

B. Joh. Adolfis, gen. Neocorus, Chronik des Landes Dithmarſchen, herausgegeben von Dahlmann. Kiel 1827. I, 180; vgl. Anton Viethens Beſchreibung und Geſchichte des Landes Dithmarſchen. Hamburg 1733. S. 109 f.

Weitere Behandlungen: Meinert S. 80. Schmeller, Mundarten Bayerns S. 556. Wunderh. II, 410. Sternezählen, 1 Moſ. 15, 5. Man. II, 65^b, 5 bis 66^b, 3. (MS. II, 91^b VIII, IX. 92^a X). 100^b, 3. 109^a, 1 bis 3 (Verwandl.). 236^b, 3 bis 237^a, 2. (MS. II, 385^b, VIII.) Kindermährchen III, 249 bis 52. Rechtsalterth. 60, 36. 677 bis 79 (Scheinbußen). Arwidsſon II, 85. 86, 6 bis 15. 205 bis 7 (vgl. I, 310). 302: Herr Magnus. Nyerup I, 84, 4 f. 88, 33; III, 342 bis 45, aus Levning II, 28. Udv. af d. Viſ. II, 10. (Hier reihen ſich dann die mancherlei Verwandlungsgeſchichten an; die Wünſche und Einbildungen werden in Handlung geſetzt, vgl. Minstrelsy 5 ed. III, 43 u., ſ. ob. (Jamieſon II, 374 u., ſ. ob. 379 u., ſ. ob. Chambers 191 u.). Buchan I, 24 u., ff. II, 219 u., ſ. Poln. Volksſagen 113 f. (Arwidsſon II, 188); die Heirath zwiſchen Bruder und Schweſter gehört eben auch zu den unmöglichen Dingen, vgl. Minstrelsy 5 edit. II, 250. III, 275 fgg. Poln. Volksſagen 128 bis 30 ob. Motherwell LXXX, 77). Jamieſon II, 158. Kinloch 145 ff. The elfin knight (Buchan II, 296 bis 98. Motherwell, Append. 1 bis 111). Kinloch 74 ff. The gardener (Buchan II, 189 f.). Buchan I, 232 f. Schwabs Schweizerburgen I, 113. (Th. Wright), Songs and Carols u. ſ. w. Nr. 6. Motherwell LXXIV, 44. Egeria 45, Nr. 27. (Altd. Wäld. I, 130). (Fornald. S. I, 245 bis 47 (Kråka); vgl. Grimm, Mährchen II, 53, Nr. 94. III, 175 u. bis 77). Reinhart Fuchs CCXVI*. Meinert 28. 60. 73. 93. Anmerkung zu Nachtfahrt.

Wünſche.

(5) B. Niederdeutſches Liederbuch Nr. 99.

Str. 1, Z. 1 ſollte wohl heißen: Hedd ick de ſöven wünſche gewaldt. Str. 8, Z. 3: wär. Die dritte Zeile erſcheint zuweilen als urſprüngliches Reimpaar, Str. 3, 5, vielleicht auch 7.

Laßbergs Liederſaal I, 180, 187 f.:

Hân ich unrehte nû geſeit, ſô muoz mir geſchehen leit.

Leo, Rectitud. 57:

Beo þe be þinum. and læt me be minum.

Laßbergs Liederſaal III, 477 ff.: Die Wünſche.

V. 1 ff. Ich wünſch mir allez durch daz jâr,
Ich wân und wurd ez halbes wâr,
Ich wurd nâch wâne riche.

V. 37 ff. Ich wölt, daz durch den winter kalt
Vogel ſungen jung und alt
Und viol, rôſen und der clê
Schône wüechſen durch den ſnê.
Ich wölte aller meiſter ſang,
Sô wær mir niht der winter lanc.

Wol verſtân und kunnen,
Ich wölte, daz die prunnen
Ze merzen wæren gueter wîn,
So möhte ich des geſunder ſîn.

V. 61 f. Wünſchen iſt kurze wil
Und wirt ſin niempt gebezzert ze keinem zil.

Hoffmanns Fundgruben I, 338, 13. Mone, Quellen und Forſchungen I, 145 ff.: „De vier heren wenſchen“ (aus dem 14ten Jahrh.). Mone bemerkt darüber S. 147: „Erfindung nenne ich den Spruch, weil in derſelben Handſchrift mehre Erzählungen von Herren- und Frauen-Wünſchen vorkommen, ſo daß man ſieht, daß die Namen der Heldenſage auch in dieſe Dichtart hineingezogen wurden.“

W. Wackernagels Deutſches Leſebuch I (2te Ausgabe), 567: „Das Mähre von den drei Wünſchen.“

Sp. 570, 34 habe drier wünſche gewalt.
Sp. 571, 20 oder ich wünſch einen ſchrin vol
ſwie guoter pfenninge ich wil,
der immer ſi geliche vil,
ſwie vil ich drûz genemen kan;
und ſwem ich drûz ze nemene gan,
daz er doch ſi geliche vol.

Vgl. Mone a. a. O. 152, 125 ff.:

ende daer vôr mi ſoude ſtaen
een cop van ſinen goude,
die van guldenen penningen
altôs vol weſen ſoude,
ſô wat ic daer ût dède,
dat hi altôs vol blève,
dat ic alder werelt
genoech mochte geven.

Nibelunge (Lachmann) 1063 [= Holtzmann 1136. 1137. Pf.]:

Ez was ouch niht anders, wan geſteine unde golt.
unde ob man al die welte hæte verſolt,
ſin wære minner niht einer marke wert.
1064 Der wunſch lac dar under, von golde ein rüetelin.
der daz het erkunnet, der möhte meiſter ſin
wol in al der werlde über islichen man.

v. d. Hagens Ausgabe 2040e ff.:

Sivrit was ſô riche, als ir wol habt gehôrt;
im diente daz künicriche unt Nibelunge hort;
des gab er ſinen degenen vil vollectlich genuoc,
wande ſin wart doch niht minre, ſwie vil man von dem ſchatze truoc.

J. Grimm, Reinhart Fuchs CXXI u., ſ. ob. Méon IV, 386: Les quatre souhais S. Martin. Schändliches Zerrbild der Fabel; darin jedoch beachtenswerth, was der Bauer zu ſeinem Weibe ſagt, V. 81 ff.:

Et sachiez bien, que je criembroie,
Se le sohait vos octrioie,
Que tel chose souhaidissiez,
Dont moi et vous empirissiez.
Ne connois pas bien vos amors;
Se déissiez, que fusse uns ors,
Ou asnel, ou chievre, ou jument,
Jel' seroie tout esraument;
Por ce si redout vostre otroi.

Keller, Sept sages CLXXXI ff. Marie de France II, 140. Grimm, Mährchen III, 151, 87. 198, 110. Simrock, Walther von der Vogelweide II, 161, Z. 1. Reinmar von Zweter, Minneſ. II, 145^{b}:

Und het ich drier wünſche gewalt
Und die wurden wâr,
Sô kunde ich niemer werden alt,
Sô wolde ich wünſchen u. ſ. w.

Faſt dieſelben Worte wie im niederdeutſchen Liede Str. 1, Z. 1. 3. Str. 8, Z. 3, auch ähnlicher Rhythmus von Str. 1, Z. 1. 3. Walther von der Vogelweide (Lachmann) 84 [= Pf. Nr. 127]:

Dri ſorge hab ich mir genomen u. ſ. w.
76 Der winterſorge hân ich dri.

Fichard III, 260:

Der ſchaden der wârent dri.

Iwein S. 312, 554. MS. III, 423^{b}, 3.

Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 25 im Verzeichnis der Spiele S. 297^{a}: „Drei wünſch auf eim ſtiel.“ Ebend.: „Wünſch daß beiden nutzt.“ S. 294^{b}: „Was wünſcht dir von deim bulen?“ Burkart v. Hohenvels, Man. I, 88^{b}, 3 (vgl. 89^{a}, 1):

Ich hân funden mir ein ſpil,
Daz mir minen vinger bindet,
Sô wünſche ich doch, ſwaz ich wil.

Nibelunge 281, 3:

ob ieman wünſchen ſolde u. ſ. w.

MS. III, 443^{b}, XLIV.

Die Perſonification des Wunſches (Grimm, deutſche Mythol. 99 f. 692) iſt nicht als eine mythiſche nachgewieſen, ſondern nur als eine allegoriſche oder vielmehr ſprachliche, aus der fortwirkenden Lebendigkeit und Bildlichkeit der Sprache hervorgegangene; die Belege ſind auch nur der Ritterpoeſie entnommen. Auf ähnliche Weiſe werden Sälde, Glück, Minne, Ehre, Welt, Abenteure (ſ. Zeitſchr. f. deutſches Alterth. I. 55 f.) u. ſ. w. perſonificiert. Das perſönliche Auftreten der Sälde in einem Gedichte der deutſchen Heldenſage, Etzels Hofhaltung, beruht auf einem Misverſtändnis der ſpäteren Bearbeitung, wie eine Vergleichung derſelben mit dem Regensburger Bruchſtück [1] ergeben wird. Odin als Oski iſt adoptator, nemlich ſeiner Wunſchſöhne und Wunſchtöchter, der Einherjen und Valkyrjen.

(6) Aus einer Handſchrift des 16ten Jahrhunderts, im Beſitze des Frhrn. W. v. Haxthauſen, in Mones Anzeiger 1838, Sp. 73 f. Aus einem geſchriebenen Liederbuche mit der Jahrzahl 1639 (mit niederdeutſchen Formen) im deutſchen Muſeum von 1780, Bd II, S. 283 f.

Str. 1 fehlt im Muſ. Z. 5: bette. Z. 6: wuſte. Str. 2, Z. 5: Muſ. unverſchmehet. Z. 6: knecht? Str. 3, Z. 2: fründlich. Z. 7: möchte, Muſ. machte mir. Str. 4, Z. 1: were, Muſ.: wer. Z. 2, Muſ.: zu ihrem ſueſſe. Z. 3: urſprünglich etwa: g. ſt. wolt ich mich ſchmeichen zu ir? vgl. Schmeller III, 463. Z. 5: wol vor d. ſch., Muſ.: u. ſpr. wolde ich vor die ſch. Z. 6: dan, Muſ.: dann. Str. 5, Z. 2: ſäße uf einem. Z. 7 andere. Str. 6, Z. 1: new, Muſ.: neue. Z. 3, Muſ.: ruetter. Z. 5: es ſteht maniger, Muſ.: Es ſtehet mannicher; dür. Z. 6: bliebe da vur, Muſ.: bleve he davor. Z. 7 Muſ.: brecht.

Einfacher, doch auch verdorben, ſteht das Lied im fein. Almanach 1777, S. 116 ff. Darüber bemerkt Büſching, Samml. d. Volksl., S. 380: „Dieſes Lied, zu welchem die Melodie vom Herrn Kapellmeiſter Reichard iſt, nahm Herr Nikolai aus der in ſeiner Bibliothek befindlichen gedruckten Sammlung von Volksliedern, unter dem Titel: Schöne Berghreyen, auffs new zuſammen bracht mit außerleßnen Liedern; zu Nürnberg Truckts Hans Daubmann 1547."

Die Verwandlungen laſſen ſich hier ſo an:

Wolt gott, ich wer ein kleins vögelein,
ein kleins waldvögelein!
gar lieblich welt ich mich ſchwingen
der lieben zum fenſter ein.

---

[1] [Abgedruckt in meinen Erzählungen aus altdeutſchen Handſchriften S. 1. K.]

Wolt gott, ich wer ein kleins hechtelein,
ein kleins hechtelein!
gar lieblich wolt ich ir wiſchen
under iren tiſche.

Wolt gott, ich wer ein kleins ketzelein,
ein kleins ketzelein![1]
gar lieblich wolt ich ir mauſen
in irem hauſe.

Wolt gott, ich wer ein kleins pferdelein,
ein artlichs zelterlein!
gar zartlich wolt ich ir traben
zu irem lieben knaben.

Wolt gott, ich wer ein kleins hundelein,
ein kleins hundelein!
gar treulich wolt ich ir jagen
die hirſchen, hünlein und haſen.

(Willkürlich mit andrem zuſammengeſetzt im Wunderhorn I, 363 f.) Meinert 49.

„Ein hübſches lied in des Brembergers thon.“ Anf.: „Wie wol dem tag“ u. ſ. w. Fl. Bl. 4⁰. o. O. u. J., Berliner Bibl., abſchriftlich mitgetheilt durch Ph. Wackernagel, 3 Str., die zweite lautet ſo:

Wölte got, das ich were ein (lauter) ſpiegel glas,
das ſich die meine allerſchönſte frawe alltag ſolte vor mir zieren!
So wer mir wol und wer mir immer deſter baß,
das ſi das ir golt farbes hare [alltag] ſolte vor mir pflanzen[2].

Wer ich ein guldens fingerlein
und das mich mein allerſchönſte (fraw) in iren henden zwüge!
wer ich ein ſeidens hemmetlein,
das mich die rein und die zart an irem liebe (l. leibe) trüge!
wer ich ein aichorn prawn und ſprung ir auf ir ſchöß!
von rechter lieb ſi mich an ir arm ſchloß;
ich hiels und kuſts in (l. an) ir rotes mündlein,
das nem ich für des kaiſers gut und ſolt ich immer deſter ärmer ſein.

---

[1] Vgl. Tobler 231 u.
[2] pflanzieren, vgl. Wunderhorn III, 111.

Anfang des Liedes von der ſchönen Madlena, fl. Bl. um 1570:

Wer ich ein wilder falke[1],
ſo wolt ich mich ſchwingen auf,
ich wolt mich nider laſſen
für eins reichen ſchuomachers [burgers] haus.

Darinnen iſt ein mägetlein,
Madlena iſt ſie genant,
ſo hab ich alle meine tag
kein ſchöners brauns mädlein erkant u. ſ. w.

Vgl. ſein. Alm. 1777, S. 160. Wunderhorn III, 25. Dagegen iſt das Lied gleichen Anfangs Wunderhorn I, 63 f. neue Dichtung.

S. auch die Schlußſtrophe des Liedes Nr. 88:

Wolt gott, ich wär ein weiſſer ſchwan u. ſ. w.

Viel Verwandtes aus den Liedern andrer Völker in den Anmerkungen zu dem Liede „eitle Dinge“ (Nr. 4). Minstrelsy, 5 ed. III. 106 f. Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 25, im Verzeichnis der Spiele S. 291ª: „Du der Has, ich der Wind.“ Zell, Ferienſchriften I, 79. Reinhart Fuchs CXXI f.

Vogelhochzeit.

(10) Fl. Bl. 1613. o. O.: „Von einer Vogel Hochzeit. Das erſt: Der Stieglitz genant, vormals nie gedruckt. Das ander, Es wolt gut Reiger fiſchen u. ſ. w.“

Zu B, Str. 31, Z. 1: Wannenwöhr, eine Sperberart. Mones Anzeiger 1838, Sp. 429. Schmeller IV, 3. 9. Tobler, Appenzelliſcher Sprachſchatz 277ᵇ ob.

Norwegiſch, fl. Bl.: Rabna-Brydlup uti Kraakalund u. ſ. w. Chriſtiania. Trykt i det Wulfsbergſke Bogtrykkerie af R. Hviid. (Dän. Überſetzung vom Anfang des 17ten Jahrh. in Nyerups Udvalg u. ſ. w. II, 97). Wendiſch, aus dem Lüneburgiſchen in: J. G. Eccardi Histor. studii etymol. linguæ german. u. ſ. w. Hannover 1711. S. 269 (Cantilena, quam in tabernis considentes Venedi nostri cantare solent), mit deutſcher Überſetzung, daraus in Herders Volksliedern I,

---

[1] MS. I, 87ᵇ, 3 (Burk. v. Hohenvels):

Möhte ich vliegen als ein ſneller valke,
Ich wolte euch dâ bin.

104. Litthauiſch: Dainos u. ſ. w. S. 67 bis 71. Lettiſch: ebendaſelbſt S. 312 bis 14. Engliſch: Ancient Ballads and Songs u. ſ. w. By Th. Lyle. London 1827. S. 65: The marriage of the Froggie and the Mouse. Aus Th. Ravenscrofts Melismata, London 1611. (Vgl. Scotish Songs. London 1794. Vol. I. S. XLI. Jahr 1549. **Bonerius** S. 23.) Chambers, Scott. Songs I, XXIV bis XXIX.

Käfer und Fliege, v. d. Hagen 156, vgl. Nyerups Udvalg II, 104. Eule und Adler, Meinert 69. Robins Tesment, Buchan I, 273. 318. Minstrelsy, 5 ed. I, 20. N. (daſelbe, 2 ed. III, 6. N.) Shakſpeares Cymbeline. Act. IV, Sc. II, ed. Sam. Weller Singer, Th. IX, S. 97 f. Douce, Illustrat. of Shaksp. II, 107 f. 343 bis 47. K. Halling: „Thierfabel vom Zaunkönig“ in Mones Anzeiger 1835, Sp. 312 ff. Grimm, Reinhart Fuchs XLIV. Ritſons Ancient Songs and Ball. I, LXXXV f. II, 155. (Percy III, 154, 2.) [Motherw. 11. Grimm, Hausmährchen II, 92 (Nr. 102). III, 190. Buchan II, 298, 2 v. u. Méon IV, 365, V. 341 ff. Christmas Carols by Sandys S. LXV. Meinert 68, 2. 248 u. (wenn man den Erſchlagenen liegen läßt. Vgl. Boner 203, LXI. Meinrads Raben. Chambers, Scott. Songs II, 583 f.: The Wren. N. Jahrb. der Berliniſchen Geſellſchaft u. ſ. w. II, 64: Eisvögel. Chans. pop. de la Bret. II, 135 u. 138. Rothkehlchen. J. Grimm, deutſche Rechtsalterth. 378, 1. Weber, de invest. et servit. feudor. ludicr. S. 49; vgl. Sæm. Edd. 33, 21. 45, 40 f. Schayes 232 ob. Udvalg af d. Viſ. II, 122: „Bonden og Kragen“ (vgl. Altdeutſche Wälder I, 112). Dainos 63. J. Grimm, Reinhart Fuchs CCXVIII bis CCXXII oben. 447, 1. CXXVIII, 17. Mones Anzeiger 1835, Sp. 358: Exequiæ lupi. Thiermann: Iwein, 396 bis 599, 979 bis 988, vgl. Histoire littér. de la France, B. XV. Paris 1820. S. 236 f. [Vgl. meine Ausgabe des Chevalier au lyon von Creſtien von Troies. Hannover 1862. 8^0. S. 15. ff. 36. H.] [Fauriel II, 390. I, LXXXII.] Nyerup I, 86, Str. 17 bis 23 (Bonved). In Svenſk. Folkv. II, 138 kommt der Thiermann nicht vor. Schröter, Finn. Runen 71. 73. 81. 140. Ganander, Finn. Mythol. 14 f. 22 f. 51 bis 53. Vita Merlini V. 451 bis 63. 102 f. Introd. S. XLII. Dietr. Drachenk. Str. 106 bis 113. 117 (S. 156 f.), vgl. Ellis III, 279 f. Ein Lied vom Gimpel, Wunderhorn III, 42. De Florance et de Blanchetlor, Méon, Fabliaux IV, 354. (Nouveau Recueil I, 353). Roquefort, de l'état de la poés. françoise dans les 12 et 13 siècles, S. 295. W. Scotts Sir Tristrem 285 (280 ob.): des Raben Theil am Hirſche. Sn. Edd. 80 (vgl. Sæm. Edd. 140 f. Udv. d. Viſ. I, 197). Jubinal, Cont. I, 168 ob. Vögelfuttern, mein Walther v. d. V. 153. Anzeiger 1833, Sp. 70. Vita B. Mathild. ap. Leibnit. B. I. S. 202. (Schwabs Schweizerburgen II, 346 u. 358 u. 370: Vogelrecht? Atzung für Jagdvögel? vgl. Pipitz 74, Anm. 3.) Finn Magnuſ., Lex. mythol. 836. Pipitz, Die Grafen v. Kyburg 133 u., ſ. ob. Helmpr. 551: „dein geneuſſet der wolffe und der ar." (Die Wolfsklag V. 65 bis 71.) Chriſtliche Kunſtſymbolik und Ikonographie, Frankfurt 1839. S. 191: „S. Sophronia, als Einſiedlerin. Vögel bedecken ihren Leichnam mit Blumen." (In der Leg. aur. kommt ſie nicht vor.) Parziv. 119, 15: ſuln vogele durch mich freude lân? (überhaupt die Stelle vom Vogelſang 118 bis 120). Laßbergs Liederſaal II, 385 [= Pfeiffers altd. Übungsbuch Nr. XVII, 28 ff.]:

Ein rapp vil hôher minne pflag;
Der gie hin ze dem tanze,
Mit ſinem rôſen kranze
Trat er den firggan dray[1];
Des fröute ſich der liehte mai,
Die rein begunden riſen u. ſ. w.

(Renner 180, 76: „und als ob ein' den virlei trete" u. ſ. w. Schmeller I, 632 ob.: Fyerltanz. Roquefort II, 186^a: „Qui font rondeaux et vireluis." Schmeller II, 108 (Grill). (Vgl. Liederſ. I, 323, 30 bis 35.)

Kuckuck.

(11) Baſſus des andern theyls viler kurtzweyliger, friſcher Teutſcher Liedlein u. ſ. w. Nürmberg 1553. Nr. 29. Sechsſtimmig comp. von L. Lemblin.

Str. 3. Z. 1: „alß dann ſchwang er ſein gſidere." Vgl. Meinert 174. Wunderhorn III, 130. Der beregnete Hahn ein Bild der Verlegenheit und Niedergeſchlagenheit, Méon, Nouv. Rec. II, 240 f.:

---

[1] [Pf. leſen virelei; anderwärts virlei, firlei, vgl. mhd. Wörterbuch 3, 327. Pf.]

Et je las qui sui enchéus,
Sui comme li cos empléus.
S. 241 Chiere encline com afolez,
Et comme li mastin foulez.

J. Grimm, Andreas u. Elene XXVI f. (vgl. Sæm. Edd. 167ᵇ, 30 mit ebend. 66ᵇ, 48, auch Trougm. Str. 1. 2 und „Frau Nachtigall.“)

(12) Joh. Eccard, Newe deutzſche Lieder u. ſ. w. Mülhauſen 1578. Nr. 23. Die erſte Strophe am Anfang, die beiden andern am Schluß eines Quodlibet.

Str. 1, Z. 2: Hertzen Liebe.

Wolfgang Schmeltzels teutſch. Geſ. 1544. Nr. 9. „Quodlibet. Guckguck.“ Anfang:

Ein guckguck wolt auß fliegen
zu ſeinem hertzen liebe u. ſ. w.

Weiterhin:

pfui dich, pfui dich, du ſchwarzer vogel!
ſo thut man dich doch nindert loben;
ſo fleug du hin gar balde
wol in den grönen walde, guckguck!

Bis hieher iſt der Text des Quodlibets derſelbe, wie bei Eccard, allein dieſer ſchließt hier, wogegen Schmeltzel gleich lange fortfährt und ſo endigt:

all mein anſchleg geen hinterſich,
ich armer guckguck wo ſol ich auß?
wil fliegen auf die zinnen,
wil heben an zu ſingen,
guck guck g. g.g.g. g.g. g. mit freiem mut,
guckguck, du biſt ſchabab,
ich weiß mir ein andre im hag.

(13) 115 guter newer Liedlein. Nürmberg 1544. Nr. 30, durchcomponirt von Joh. Müller. Frankfurter Liederbuch von 1582 und 1584, Nr. 38. Heidelberger Handſchr. 343, Bl. 95 mit 4 weitern, nicht dazu gehörenden Strophen. De morte Cuculi, Dornavii Amphitheatrum u. ſ. w. (Hannover 1619) I, 457; auch bei Mabillon, Vetera Analecta (Paris 1723), S. 409. Vgl. J. Grimm, deutſche Mythologie 389 ff. Hoffmann, Horæ belg. VI, 238. Fiſcharts Geſchichtklitterung C. 25, S. 297, Spiel: „Im Winter auß, im Sommer an.“

Käuzlein.

(14) A. 115 guter newer Liedlein. Nürmberg 1544. Nr. 59. (Comp. Lud. Senffl.)

Str. 1, Z. 3: bey der. Z. 4: den walde. Str. 2, Z. 2: ſoll. Z. 3: ſein.

B. G. Forſters fr. Liedl. III, 1549. Nr. 4. (Comp. Lud. Senffl.) III, 1563. Nr. 4. (Comp. Steff. Mahu. Baſſ. III, 1552. Nr. 4, nur Str. 1, auch Steff. Mahu.)

Str. 2, Z. 3: läblein, 1563: leublein. Str. 3. Z. 3: geſchach, 1563: gſchach.

C. G. Forſters fr. Liedlein III, 1549 u. 1563. Nr. 64. (Comp. G. Othmayr.) Baſſ. 1552 nur Str. 1. In der Ausgabe von 1549 Nr. 11, (Comp. J. B. Brant) ſteht die erſte Strophe in der Form C, wie unter Nr. 64, dagegen die zwei folgenden in der Form B, wie Nr. 4, die Ausgabe von 1563 hat dann aber auch dieſe beiden Strophen nach der Form C berichtigt.

Str. 1, Z. 2, 1549, Nr. 11: i. fliegen auß. Z. 3 ebd.: b. n. ſo gar a. Z. 4. ebd: m. ſo m. Z. 5 ebd.: die ewlen. Z. 6: trawren, nur 1549. Nr. 11 hat richtiger: trawen, dräuen, vgl. Schmeller I, 412 u. Str. 3, Z. 4: verzalt; in der Ausgabe von 1563, Nr. 64, ſonſt: verzelt; Schmeller IV, 250: Einen verzellen (ä. Sp.), ein gerichtliches Urtheil, beſonders das der Acht oder des Bannes über ihn ausſprechen u. ſ. w. Wer einen Verzalten gehauſet u. ſ. w. Über die Conjug. von zellen ſ. d. Gramm. I, 946 u. Z. 6 auch: zurück; vgl. Schmeller III, 73.

Eine ausführlichere, allegoriſche Klage des Käuzleins von ſeiner Liebe zur Nachtigall: „Ich armes fogelin kleine" u. ſ. w. in Fichards Frankfurter Archiv III, 263 ff.

Nachtigall.

(15) A. Fl. Bl. Straßburg bei Thiebolt Berger.

Str. 3, Z. 1: Ich meint du biſt. Str. 12, Z. 2 und Str. 13, Z. 1: fürs Burgenmeyſters hauß. Am Schluſſe noch 3 Str.:

Wer iſt, der uns das Liedlein ſang?
ein freyer Trummeter iſt ers genant u. ſ. w.

Vgl. Fiſcharts Gargantua Cap. 1, S. 25: „Es iſt ein Lind in jenem Thal, iſt oben breit und unden ſchmal u. ſ. w. Der Guckgauch der flog hinden auß, wol für der Beckerin Hauß, darinn ein Goldſchmidt maußt.“ [Vgl. auch A. F. C. Vilmar, Handbüchlein für Freunde des deutſchen Volksliedes. Marburg 1867. 8°. S. 204 bis 207. H.]

B. P. Mohr, Zur Verfaſſung Dithmarſens. Altona 1820. S. 194, aus der handſchriftlichen Chronik von Hans Dethlefs.

Str. 9, Z. 2: ver ein Borgermeiſters Döhr. Str. 10, Z. 1: juw Borgermeiſter.

Geiſtlich von Heinrich v. Lauffenberg: Es ſtot ein lind in himelrich u. ſ. w.

Sir Ferumbras (Ellis, Specim. II, 371):

It befell, between March and May,
When kind[1] corage[2] beginneth to prick,
When frith and fielde waxen gay
And every wight desireth her like,
When lovers slepen with open eye,
As nightingales on green tree,
And sore desire that they coud fly,
That they mighten with their love be u. ſ. w.

(Der provenzaliſche Ferabras hat nichts hievon.) Minneſ. II, 248^b, 2:

ir ſêle zen vogelen ſi gezalt! (Deutſche Myth. 705, 478.)

(18) G. Forſters fr. Liedl. I, 1539 und 1560. Nr. 47. (Comp. Laur. Lemlin, Baſſ. 1552 nur die unvollſtändige Str. 1.)

Str. 1, Z. 5: die nachtigal, Ausg. v. 1552 u. 1560: fraw (frau) nachtgal. Z. 8: dr. ja bringen, ſo auch je am Schluſſe der folgenden Strophen. Str. 2, Z. 1: Jedoch ſeindt, die Ausg. von 1560: Jedoch ſo ſeind. Str. 3, Z. 1: Margaretha. Z. 5, 6: ſind, junckfraw. Z. 7 f. vgl. d. Gramm. IV, 674: ſanges krönen (Nith.).

Zu Str. 1, Z. 6 vgl. Bridanc 142, 11 f.:

Ich näme der nahtegalen ſanc
vür der ſüezen harphen klanc.

---

[1] Nature
[2] The heart

Zu Str. 2 vgl. Gudrun Str. 1197 bis 1220. Str. 3, Z. 4: „das meydlein mit fraw Gertraut“ iſt die geliebte Ungenannte, ſ. Anm. zu „Drei Fräulein“ (Nr. 21).

(19) a. Als ein Lied zum Reigen um „den feyhel,“ die erſte Frühlingsblume, eingerückt in Hans Sachſen Fasnachtſpiel: „der Neydhardt mit dem Feyhel.“ 1562. (Ged. B. 4. Th. 3. Nürnberg 1578. Bl. 50.)

Der Anfang des Liedes findet ſich ſchon in einer niederländiſchen Pergament-Handſchr. geiſtlicher Geſänge aus dem 15ten Jahrhundert (Hoffmann, Horæ belg. II, 82):

Die mei, die mei, die meie
die brinet u. ſ. w.

Die erſte Strophe, mit Singnoten, eröffnet auch ein geiſtliches Lied, überſchrieben: „Ein ſchöner abend reyen,“ auf einem fl. Bl.: „Drey hüpſche newe Geyſtliche Lieder u. ſ. w., getruckt zů Baſel, bey Samuel Apiario, 1569.“ Daſſelbe geiſtliche Lied, mit der weltlichen Eingangsſtrophe und mit der Unterſchrift: „Jacob Klieber“, auf einem andern fl. Bl.: „Vier Geiſtliche Reyen Lieder“ u. ſ. w., gedruckt zu Nürnberg durch Val. Newber. Str. 1, Z. 2 lautet in dieſen beiden Drucken: „bringt uns der bl. v.“ Zu Str. 1, Z. 3 vgl. Eigenot (v. d. Hagens Ausgabe) Str. 26:

er furt ein freiß gemute
der hoch gelobte man.

b. „Das Geyſtlich Meyen Lied. Von dem Gnadenreichen, lieblichen Meyen, Chriſtum am Creütz hangende. Im thon, Es nahet ſich dem Sommer, der Winter iſt bald dahin u. ſ. w. Getruckt zů Baſel, bey Samuel Apiario. 1567.“ Am Schluſſe: „Bendicht Gletting.“ Die ausgehobenen drei weltlichen Strophen ſind dort, unter 27, die erſte, vierte und ſechste. Die klingenden Reime u. ſ. w. mögen vom Bearbeiter herrühren.

Niederländiſcher Liedesanfang in einer Papier-Handſchr. des 15ten Jahrhunderts (Horæ belg. II, 83):

Het gaet hier teghen den ſomer
al datmen ſinghen ſal.

Anfangsſtrophe in: „Altus des dritten teyls viler ſchöner Teutſcher Liedlein“ u. ſ. w. Nürmberg 1549. Nr. 33. (G. Othmayr):

Es nahet ſich gegen dem ſommer,
grün wil ich mich kleiden;
den liebſten bulen, den ich hab,
von dem wil ich auch ſcheiden,
das ſchafft allein ir untrew wankelmütig ſin;
hab urlaub, far dohin!

Drei Fräulein.

(21) A. 115 guter newer Liedlein. Nürmberg 1544. Nr. 25. Comp. von Lud. Senffl. Orl. d. Laſſus, 3ter Th. ſchöner newer teutſcher Lieder. München 1576. Nr. 6. Frankfurter Liederbuch von 1584. Nr. 50. G. Forſters fr. Liedl. III. 1549. Nr. 30. (Comp. G. Forſterus.) III. 1563. Nr. 30. (Comp. G. Othmayr.) Im Baſſ. III, 1552 (auch G. Othmayr), nur Str. 1.

B. 115 guter newer Lieder Nr. 40, comp. von Lud. Senffl, mit dem Refrain: „dölpel, dölpel, dölpel.“

Den wahren Namen der Geliebten zu nennen, galt im Minneſange für unſchicklich (Lachmann, die Gedichte Walthers von der Vogelweide S. 189. Raynouard V, 192. 195 u. [F. Diez, Die Poeſie der Troubadours. Zwickau 1826. 8⁰. S. 149. 150. H.]). Es ſcheint aber auch eine alte Form geweſen zu ſein, das Dritte, Trefflichſte, ungenannt zu laſſen, vgl. li Romans de Berte, par Paris (Paris 1832), S. 17 f.:

Trois menestrels y ot qui mout font à proisier,
devant le roy s'en vindrent, ni voudrent detrier,
et devant la royne pour li esbanoier;
li uns fu vielleres, on l'apeloit Gautier,
et l'autres fu harperes, ot non maistre Garnier,
l'autres fu fléuteres, moult s'en sot bien aidier,
ne sai comment ot nom, mentir ne vous en quier.

Chans. 1538, Bl. 120:

Et si a [mon pere] troys beau x chevaulx,
le roy nen a point de si beaulx;
Lung est gris, laultre est moreau,
mais le petit est le plus beau.

Ebd. Bl. 69ᵇ:

de troys chasteaulx que iay
aura [ma dame] la seigneurie;
lung est dedans Milian,
laultre en Picardie,
laultre dedans mon cueur,
mais ie ne lose dire.

Landnâm. 4, 7 (Isl. sög. I, 199): hialpi mer svâ Freyr ok Niördr ok hinn almâttki âs! Egilsſ. 365: Freyr, Niördr, landâs. (Deutſche Mythol. 140.) Sn. Edd. 3: Hâr, Jafnhâr, en sâ ofarst er þridi heitir. (Ebd. 110) (Thunar, Wodan, Saxnôt?) Deutſche Mythol. 244: Hadburc, Siglint und eine Ungenannte: aller wiſeſte wip; zwei oder drei? In den neugriechiſchen Volksliedern iſt das Anſteigen zum Dritten, Erheblichſten, das beſonders auch auf die Liebe Bezug hat, herkömmlich: *τὸ τρίτον, τὸ καλλίτερον* u. ſ. w. Fauriel, Chants populair. de la Grèce mod. II, 254, vgl. I, 4. II. 190. 316. 318. 344. 380. Italiän. Volkslied (Br. Grimm, Altd. Wälder I, 130):

C'erano tre zitelle, e tutte tre di amor,
ninetta, la più bella, si messe a navigar.

Simrock, Walther v. d. Vogelw. II, 161, Z. 1. Meinert 122. Anfang eines alten ſchottiſchen Liedes (Scotish Songs, London 1794. Vol. I, S. L, N. 46):

Three birds on a tree,
Three and three, and other three,
The boniest bird come down to me u. ſ. w.

Ebendaſelbſt:

I saw three ladies fair singing, hey and how upon yon leyland, hey.
I saw threw mariners singing Rumbelow, upon you see stand, hey.

Vgl. Fauriel I, 4. II, 344:

Τρία πουλάκια κάθονταν u. ſ. w.
Τὸ τρίτον, τὸ καλλίτερον μυριολογάει καὶ λέγει.

Saga Ragnars Lodbr. Cap. 8 (Fornald. S. I, 256):

Þèr munud sjá at fuglar þrír sátu i trènu hjá ydr, þeir sogdu mèr þessi tídendi.

S. auch Anm. zu: „Er iſt der morgenſterne.“ Nr. 66 B; zu „Brennenberg.“ Nr. 75; zu „die Wünſche.“ Nr. 5. Nyerup III, 346, 6. 8. 347, 13. Levninger af Middel-Alderens Digtekunſt II, Kopenhagen 1784. 8°. 119 bis 21. Indhold Nr. 16. „Die Nonne.“ Nr. 96, Str. 1. 2. „Elslein.“ Nr. 257, Str. 5 bis 9, namentlich Str. 9:

Der jüngſt, der under den brüdern war,
der war der allerbeſte u. ſ. w.

„Nachtfahrt“ (Nr. 260), A, Str. 9 f. B, Str. 4. „Der mei wil ſich mit gunſten“ (Nr. 18), Str. 3, Z. 4: „das meidlein mit frau Gertraut.“ Drei ſingende Jungfräulein im Liede: „Schloß in Öſterreich“ (Nr. 125), Str. 17. Auch im Leben der Gertrud v. Oſten Cap. 1, § 4. Nachtigallen und Jungfraun, Nyerup II, 178, 8 f. Ritſon I, LXXXVI Not. Drei Jagdhunde, Altd. Wäld. III, 142, 185. [B, Str. 2. Gaſſenhaw. 7.]

Roſenbrechen.

(22) A. Niederdeutſches Liederbuch Nr. 39.

Das kleine Lied iſt von allerlei Zuthat erdrückt. Voran gehen zwei Strophen:

Ick gink my giſtern morgen
ſpatzeren dorch den woldt,
ick hörde de vögelin ſingen,
ſe jungen junk und oldt,
unde ick hörde ſe alſo gerne ſingen.

Ick ſteech up einen boem,
de my tho hoge was,
de twyge breken tho ſtücken
unde ick vell in dat gras,
mit des quam dar myn ſöte leef gegangen.

Dieſer Weiſe zulieb iſt dann auch jeder Strophe des im Texte ausgeſchiedenen Liedes eine müßige Zeile angehängt; der erſten: „dar wil ick yuw trüwen tho einer echten frouwen;“ der zweiten: „unde ich wörde ſehr geſchlagen werden;“ der dritten: „gy hebbet ock yuw ehr beholden.“ Hintennach folgen noch zwei unpaſſende Strophen:

In myn ſyns leef armen
dar lach ick unde ſchleep.

ick möſt dar wedderümm uthgahn,
was heeth, was koldt, was warm,
van der allerleveſten möſt ick ſcheiden.

Scheiden, bitter ſcheiden,
alſt yümmer weſen moth,
wo node dat ick ſcheide
van myns herten blodt,
wo node dat ick ſcheide van der allerleveſten myn!

Die vorangeſtellten zwei Strophen ſind Anfänge andrer Lieder. In einer Pergament-Handſchr. niederländiſcher geiſtlicher Lieder, die dem Schluſſe des 15ten Jahrhunderts anzugehören ſcheint, findet ſich unter den vorgeſetzten Anfängen weltlicher Lieder: „Ic clam die boem al op, die mij thoghe was.“ Hoffmann, Horæ belg. I, 111. II, 84.

B. In: Thirſis Minnewit, Amſterdam 1752, III, 97 (vgl. II, 9) ſteht das Lied holländiſch mit denſelben Anhängſeln, wie im niederdeutſchen Liederbuche, nur mit Ausnahme der Strophe, die hier den Anfang macht, es beginnt: „Ik klom 'er den boom al op“ u. ſ. w. Die drei ausgeſchiedenen Strophen lauten:

Lief, wilt gy met my ryden,
lief, wilt gy met my gaen?
ik zalder jou henen lyden,
daer de geele goudroosjes ſtaen.

Ik wilder niet met jou ryden,
ik wilder niet met jou gaen,
myn moeder zouder myn ſchelden,
myn vader zou my ſlaen.

Waerom zou moeder jou ſchelden?
waerom zou vader jou ſlaen?
gy hebt de geele goudroosjes
voorwaer geen leed gedaen.

(Man. II, 208^b, 3 f. 118^b, 2.)

Eine Parodie des hergeſtellten Liedes in den kurzweiligen, friſchen Liedlein. Nürnberg 1553. Nr. 73:

Ach junckfraw, wolt ir (mit mir gan)
aber (oder) wölt ir mit mir reitten.

ſo kauff ich dir ein ſichelein,
vorm Schwartzwald müſt ir ſchneiden.

Eine andre ebend. Nr. 35:

Zu Regenſpurg hat es ſich verkert,
ei nitte verſtan,
die megdlein haben ſpaniſch glert,
iſt wol gethan, ei nitte verſtan,
gebt mir ein kron, ſunſt laſt mich gon!
mein mütterlein würt mich ſchelten.

Ach junckfrau, wolt jr mit mir gan,
da dann die roten röslein ſtan?
iſt wol gethan,
gib euch ein kron, thut mit mir gon!
euer mütterlein wirt nicht ſchelten.

Zu Str. 1 vgl. Buchan I, 23:

But will ye go to yon greenwood side?
if ye canna' gang, I will cause you to ride.

(23) Fl. Bl. Straubing, bei Andre Sommer.

Das benützte Exemplar iſt vorne mangelhaft, es beginnt mit den Worten: „rewet dich, ja dich." Die Ergänzung aus Fiſcharts Gargantua Cap. 6: „Jedoch das weiß ich, wann einen die Ros anlächelt, daß ers gern abbrech. Ich brech immer hin, auf das alte Liedlein:

Die Röslin ſind zu brechen Zeit,
derhalben brecht ſie heut!
und wer ſie nicht im Sommer bricht,
der brichts im Winter nicht."

Str. 6, Z. 3: jr trew.

[Vilmar S. 215 bis 218. H.]

(24) Frankfurter Liederbuch von 1584. Nr. 147. Es folgen noch 9 Strophen, weitere Verſuche in derſelben Versweiſe. Zu Str. 4 vgl. Hoffmann, Kirchenlied 138 ob. Anthol. kathol. Geſänge 104, 1. Horæ belg. II, 138, 8: „ter halver middernacht."

Haſel.

(25) (Herders) Volkslieder I. Leipzig 1778. 109. Meinert 29. Zarnack, Deutſche Volkslieder. 2ter Theil. Berlin 1820. Vorrede S. VI bis IX. Engliſch, aus einer Handſchrift um das letzte Viertel des 16ten Jahrhunderts, in Ritſons Ancient Songs and Ballads. London 1829. II, 44: „A mery ballet of the hathorne tre.“ Zu Str. 2. 3 vgl. Jamieſon I, 30:

O whare got ye that water, Annie,
That washes you sae white?

(Percy II, 258, 5. Chambers 274 ob.)

Helmbrecht 556 ſ.:

jâ wirt vil manic frouwe
von dem bûwe geſchœnet.

Liederſaal II, 426, V. 252 ſ.:

waz vor ſalzes hât der verzert?

Vgl. Sv. Folkviſ. III, 115 ſ. 118 ſ. (Iſt die Verwandlung in nordiſcher Weiſe hinzugedichtet, wie bei der zur Nachtigall verwandelten Jungfrau?) Dainos 141 (vgl. 227). Rechtsalterth. 577.

Linde.

(26) G. Forſters fr. Liedlein. Ten. III. 1549 und 1563. Nr. 74. (Comp. J. V. Brant.) Nur Str. 1 in: Baſſ. II. 1553 und Ten. II. 1565. Nr. 76. (Comp. J. Leonhar. de Langenaw.) Auch in: Alt. III. 1549 und Baſſ. III. 1552. Nr. 74. (Comp. J. V. Brant.)

(27) [Fl. Bl. Augsburg bei Agatha Geglerin. Vgl. Uhlands Volkslieder II, S. 1000. H.] G. Forſters fr. Liedl. Ten. V. 1556. Nr. 18. (Comp. J. V. B.)

MS. III, 329^a: „Diu linde“ u. ſ. w. Minneſ. II, 74^b, 4 (Nith.):

Wigerât, ſinge alſô, daz ich dir iemer lône!
Diu linde vil ſchône geloubet ſtât.

Miscellan. II, 205 u. [= Carmina Burana S. 216. Pf.]: Reſl. Hoy et oe maledicantur tiliæ juxta viam positæ.

Jungbrunnen.

(29) Handſchriftliches Notenbuch von 1533. (Wiener Hofbibliothek, Muſikal. AN. 47. D. 30). Newe Teutſche Lieder u. ſ. w., durch Jvo de Vento comp. München 1570. Nr. 16. Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 8, S. 149. Docens Miscellan. I, 261 aus einer muſikaliſchen Sammlung der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. Joh. Schultzen Muſicaliſcher Lüſtgarte, Lüneburg 1622. Nr. 9.

(30) Frankfurter Liederbuch von 1584. Nr. 56. Heidelb. Hdſchr. 343, Bl. 132. Auch mehrfach auf fliegenden Blättern: Baſel bei Sam. Apiario o. J., ebd. bei Joh. Schröter 1608. Niederdeutſch im Liederbuch Nr. 68. Überall gehen die zwei Strophen voran:

Von deinetwegen bin ich hie,
herzlieb, vernimm mein wort!
all mein hoffnung ſetz ich zu dir,
daraus treib ich kein ſpott;
laß mich der treu genießen,
herzallerliebſte mein,
thu mir dein herz aufſchließen,
ſchleuß mich, herzlieb, darein!

Man hat uns beid verlogen u. ſ. w.

Auch folgt eine ſiebente:

Zu dienſt ſei das geſungen u. ſ. w.

Die Schlußſtrophe wechſelt mehrfach. Es iſt klar, daß jene drei farbloſen Strophen nicht aus Einem Guſſe mit den übrigen ſein können. Der echte Anfang des Liedes, der im Deutſchen verloren gegangen, hat ſich holländiſch, mit hinzugekommenem Refrain, an die Spitze fremdartiger Strophen geſtellt:

Noa Ooſtland wil ik varen,
daar woont er mijn zoete lief
over berg en over dalen,
  ſchier over der heiden,
daar woont er mijn zoete lief.

Al voor mijn zoeteliefs deurtje
daar ſtaan twee boompjes fijn.

d'een draagt noten van muskaten,
ſchier over der heiden,
en d'ander draagt nagelen fijn.

(Horæ belg. II, 170. Thirſis minnewit I, 101.)

Auch ſchwediſch eröffnet dieſer Anfang eine geiſtliche Umdichtung, die nach dem hohen Liede hinüberſpielt:

Till Österland vill jag fara,
där bor aldra käraſten min,
öfver berg och djupa dalar,
allt under ſå grönan lind.

Allt för min käraſtes hydda,
där ſtår två trän ſå grön,
ſom alltid äro beprydda
med frukter ſom lukta ſå ſkön.

De grönskas både vinter och ſommar,
i lunden där de ſtå,
den ena bär muskotte-blommor,
den andra neglikor ſmå.

(Svenſka Folkviſ. af Geijer och Afzelius II, 235.)

Eine deutſche geiſtliche Veränderung des Liedes, fl. Bl., Nürnberg durch Val. Newber, o. J., hebt an:

In meines herren garten
wachſen der blümblein vil,
der glaub thut ſich ſchon warten,
die lieb ſein pflegen wil u. ſ. w.

Str. 3, Z. 1 bis 4, lautet verſchiedentlich, z. B.:

In meines bulen garten
da ſtehn vil edler blüt,
wolt gott, ich ſolt ihr warten!
das wer meins herzen freud.

oder:

In meines bulen garten
do ſchmeckets alzeit wol,
darin ſie mein thut warten,
mein herz iſt freuden voll.

Die gewählte Lesart findet ſich in der Strophe, wie ſolche im Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 111, in das Lied: „Der Roſengarten“

(Nr. 52) eingeſchoben iſt. Ähnlicher Weiſe bei Mailand (1575). Nr. 1. [Vilmar S. 218. H.]

Sonnenſchein.

(31) A. Frankfurter Liederbuch von 1582 und 1584. Nr. 66.
B. Niederdeutſches Liederbuch Nr. 105.

Der Gedanke dieſes Liedes iſt in einem andern, weitläuſigen des Frankfurter Liederbuchs Nr. 219: „Mein herz thut ſich erfreuen“ u. ſ. w. unbehülflich ausgebeutet. Dort lautet Str. 2:

Alſo ich unbeſunnen
gedenk bei mir allein,
daß mir ſcheinet die ſonnen[1];
du edler ſonnenſchein,
ſchein mir den weg zu ir!
nach ir ſteht mein begir,
der ſchein thut mich ſonſt krenken,
das mag man glauben mir.

Str. 4 ſchließt:

doch muß gottes will geſchehen,
bei dem es ſteht allein.

Anzeiger 1837, Sp. 467: Beſchwörung „bei dem heilgen Tag,“ „und bei dem heilgen Sonnenſchein und bei der heilgen Erden.“ Vgl. d. Mythol. 425, 3. Sæm. Edd. 194, 3. Sonnenſchein als Eigenname, Grüneiſen, Manuel 118. (P. v. d. Aelſt), Blümm und Außbund u. ſ. w. 1602. S. 92: „Ein jämerliche Klag' eines Liebhabers, darin:

Ob villeicht ſolch groß ungemach
Die helle Sonn erſehen thete
Und uber mich erbarmung hette

Ob nur Phraſe oder ob volksmäßige Erinnerung, iſt nicht zu entſcheiden. Vgl. Eiſelein, Sprichw. 472 ob. Erec 3015 bis 21. Geſammtabenteuer 13, V. 321 bis 28.

---

[1] Niederdeutſches Liederbuch Nr. 47.

Goldmühle.

(32) Dieſe Strophen ſchließen ſich in denſelben Liederbüchern unabgeſondert dem vorigen Liede (Nr. 31) an. Im niederdeutſchen Liederbuche iſt die Strophe angehängt:

De uns dith nie leedtlin ſank,
ſo wol geſungen hat,
dat hefft gedahn ein ſchlömer;
godt geve em ein frölik jahr!

Dieſer Schlemmer iſt auch in Str. 3 ſtatt des Ritters eingedrungen.

Auf der Vorſtellung von der Goldmühle beruht ſchon der altnordiſche Grottaſaungr (Sn. Edd. 146 ff.). Unter der Segensherrſchaft des finniſchen Ukko wurde Gold in den Mühlen gemahlen (Gananders Finn. Mythol., überſetzt von Peterſen. Reval 1821. S. 15). Gudrun 1291 bis 94 (4515 bis 20) [= Bartſch Str. 323, 1129. H.]. Nyerup IV, 63, 24: „de maler canel og hvede, Sv. Folkv. I, 26, 2 v. u.: „mandel“. (Udv. II, 11, 3. Arwidsſ. II, 205, 3.) MS. III, 348, 8: „die zwên die malnt in tougen golt.

Mühlrad.

(33) In zwei mir bekannten Drucken des Liedes: „Jungfräulein, ſol ich mit euch gan“ u. ſ. w. (Nr. 52), namentlich einem fl. Bl. von Baſel, bei Sam. Apiario, iſt dieſe Strophe vermöge der gleichen Versart untergebracht. Auf einem fl. Bl. von 1641, o. O., hilft ſie die zwei letzten Geſätze eines verworrenen Liedes bilden: „Schabab iſt mir gewachſen“ u. ſ. w.

Z. 2: da ſtat, da ſteht, auch: ſteht ſich.

Frankfurter Liederbuch von 1584. Nr. 70: „Vor Lieb brennt mir mein Herz im Leib“ u. ſ. w. Schlußſtrophe:

Dort ferne auf jenem Berge
da malet ein Narrenrad,
Das treibet nichts, denn Liebe,
den Tag und auch die Nacht.
Das Rad iſt ganz zerbrochen,
die Liebe hat ein End,

Fahr hin, du guter Geſelle!
ich frei noch, wo ich will.

Daſſelbe im niederdeutſchen Liederbuch Nr. 95:

Dort verne up einem Berge
dar malet ein Narrenrat,
Dat drift nichts, denn de Leve,
den Dach unde och de Nacht.
dat Rat is ganz thobraken,
de Leve heft ein Ent,
vahr hen, du gude Geſelle!
ick frie, wor ick wil.

Fl. Bl. 1641 (Meiringer Heft, Bl. 41^{b}):

Dort oben auf jenem Berge
ſteht ſich ein krummes Rad,
es malet nichts, dann Liebe,
die Nacht biß an den Tag,
und wem es werden mag,
Ade! ich fahr dahin.

Das Rad das iſt zerbrochen,
die Liebe hat ein End,
geſegen dich Gott, mein ſchönes Lieb!
ich geſich dich heut und nimmermehr,
Ade! ich fahr dahin.

Laß rauſchen!

(34) A. Str. 1 in Docens Miscellan. I, 262, aus einer muſikaliſchen Sammlung der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. Str. 2 und 3 aus Wolfg. Schmeltzels teutſchen Geſängen. 1544. Nr. 25.

Str. 1, Z. 1: hört. Z. 3: D. e. ſeine Magd, F. meidlin trawren. Str. 2, Z. 1: Schm. La r. l. la r. Z. 2: get. Z. 3: pulen. Z. 4: grüne. Str. 3, Z. 1: haſtu. Z. 2; grünen. Z. 4: herzem

B. In Forſters fr. Liedlein. Ten. V. 1556. Nr. 35. (Comp. J. B. B.)

Daß dieſe drei Strophen zuſammen gehören, zeigt die vermittelnde Strophe bei Forſter. Im Wunderhorn II, 50 („mündlich“) ſind ſie auch verbunden und durch neue Zudichtung gemehrt. [Vgl. Schriften III. S. 409. 410. Vilmar S. 191 bis 195. H.]

Ringlein.

(35) G. Forſters fr. Liedlein. Ten. V. 1556. Nr. 6 (Comp. L. S.) und Nr. 9. (Comp. J. B. B.) Vgl. Wunderhorn III. 129. W. Wackernagels deutſches Leſebuch II, 28.

Z. 3: ſo wil.

Lieb und Leid.

(36) Fichards Frankfurter Archiv III, 270, aus einer Handſchrift des 15ten Jahrhunderts: „Eyn ſuberlich lytlin von einem bulen.“

Str. 1, Z. 1: liechter l. Z. 2: ſiel. Str. 5, Z. 3; Str. 6, Z. 1: eigelin. Str. 5, Z. 2: gand. Str. 6, Z. 4: leg, dar by. Vgl. Minneſ. I. 68 a, I. 96 b, 4. 180 b, 7. II. 24 b, 6. Str. 7, Z. 3: Und das ich uch neme. Vgl. Str. 8, Z. 3. Str. 9, Z. 4: rich. Str. 10, Z. 4: gedenckt. Str. 11, Z. 1: numme. Str. 12, Z. 1: ſenem dail. Z. 3: uch. Z. 4: nemment.

Der öfters angezeigte Ton: „Es get ein friſcher ſommer daher (do wert ir hören newe mer)“ u. ſ. w. ſetzt eine andre Versweiſe voraus, vgl. Soltau 307. 377. Grüneiſens Manuel 216 (vgl. 416, 1).

Zu Str. 1, Z. 1 vgl. Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 119 („Ich habs geſtellt“ u. ſ. w.), Str. 2, Z. 3 f.:

Es kompt ein friſcher ſommer daher,
es grünet an der heiden.

Zu Str. 4 vgl. Walther von der Vogelweide (Lachmann) 74, 10 ff. [= Pfeiffer S. 69, 25 ff. H.] Ettmüller, Sechs Briefe u. ſ. w. 9, 36 f.:

und claget ſine wunden,
die noch unverbunden ſtänt u. ſ. w.

[Zu Str. 5 vgl. S. 182, Str. 2.]

Zu Str. 6, Z. 4 Gudrun 1620 [= Bartſch Str. 405. H.]:

ich wolte im ligen bi.

Zu Str. 12 ſ. das Reuterliedlein: „Ich ritt mit luſt durch einen wald" u. ſ. w. (Nr. 150) Str. 3 (vgl. Meinert 239, 4). Fein. Alm. 1777. 124, 1. 128: „Die Linde im Thal" Str. 4. Minneſ. I, 39^b, 5. (Dainos 307.) Str. 11 und 12 knüpfen wieder an Str. 1 und 2 an.

Springeltanz.

(37) P. Mohr, Zur Verfaſſung Dithmarſens u. ſ. w. Altona 1820. S. 198 f., aus der handſchriftlichen Chronik von Hans Dethlefs. A. Viethens Beſchreibung und Geſchichte des Landes Dithmarſchen. Hamburg 1733. S. 109. Joh. Adolfis, gen. Neocorus, Chronik des Landes Dithmarſchen, herausgegeben von Dahlmann. Kiel 1827. II, 569 f.: „Springel= edder Langedanz." Mone, Niederländiſche Volkslitteratur 212, Liedesanfang:

Moeder, lieve moeder, mocht ick ter linden gaen.

Chanson des Saxons, préface LXVIII, 15. (Vgl. Görres, Volksl. LXI. Altd. Blätter II, 143, 11.)

Reigen.

(40) Frankfurter Liederbuch von 1584. Nr. 106(4). Otth Siegfriden Harniſch Newe Auserleſne Teutſche Lieder u. ſ. w. Helmſtadt 1588. Ten. Nr. 8. Hier nur Str. 1. 2. 5.

Str. 1, Z. 1: H. vnd ſpr. Z. 2: Fr. kein Mann. Z. 3: Fr. gedenck. Z. 4: H. ach fehlt; Fr. ſ. du. Str. 2, Z. 1: H. nicht. Z. 2: H. mir, vgl. Schmeller IV, 114. Z. 3: H. v. iſt ein ſ. Z. 4: H. bulns arme. Str. 3, Z. 2: wol auß. Str. 4, Z. 3: dieſen tantz. Z. 4: anderen. Z. 5: gebe. Str. 5, Z. 1: H. geht. Z. 2: Fr. der hat gut ſr. zu ſ. Z. 3: Fr. der ſ. bulen. Z. 4: H. wol fehlt. Z. 5: Fr. t. auch d. m.

Zu Str. 5 vgl. Brief Meiſter Ruodperts von S. Gallen, 11tes Jahrhundert (W. Wackernagels d. Leſebuch I. 2te Aufl. 157): „Temo die heiligen holt ſint, der mag horſco gebetón" [horſk, celer]. (Vgl. auch Hoffmann, Kirchenlied 90, 2.)

Jahreszeiten.

(41) A. Aus einer Handſchrift des 16ten Jahrhunderts, im Beſitze des Frhrn. W. v. Harthauſen, in Mones Anzeiger 1838, Sp. 82. Aus einem geſchriebenen Liederbuch mit der Jahrzahl 1639 im deutſchen Muſeum 1780, Bd. II. S. 282 f. Auch hier halb niederdeutſch.

Str. 1, Z. 2: Muſ. mirk i. ahn d. dache. Z. 4: Muſ. perlin. Z. 5: ſolte, Muſ. ſolde. Z. 6: Muſ. dage. Str. 2, Z. 1: Muſ. Ahn p. geid. Z. 2: Muſ. lengern u. d. dage. Z. 3: Muſ. underpfand. Z. 4: ermlein, Muſ. ermlin. Z. 5: ſolte i. m. ruſten, Muſ. ſo ſold i. m. rüſten. Z. 6: wans m. küſte, Muſ. Woes m. küſte. Str. 3, Z. 1: Her nach, Muſ. Hier nach kumpt. Z. 2: Der meye d. br. u. blome. Z. 3: blomelin manigerlei. Z. 4: feldt, Muſ. Feld. Z. 5: hoerde, Muſ. hor d. fr. nachtigall. Str. 4, Z. 1: Muſ. allen waldvögelin. Z. 3: läge ich in meines liebes, Muſ. Leig ich in meines liebs ermelin bl. Z. 4: wuſts. Z. 5: nummer verromen, Muſ. nümmer verraemen. Z. 6: Muſ. Als ſie gu.

Hierauf folgt noch an beiden Orten die unpaſſende Strophe:

Der uns diß new [Muſ. neue] liedlin ſank,
der hat gar wol geſungen,
es hat [Muſ. es] gethan ein junkfraw fin [Muſ. jungfraulin],
drank gerne win,
ſie war irem freunde [Muſ. freund] auch getrewe,
es wirt ir [Muſ. wird i. nicht] ruwen [Muſ. rewen].

(Bearbeitet im Wunderhorn 1, 39 f.)

B. Antwerp. Liedekensb. 14^b.

Auch im ritterlichen Frauendienſte fand Beſchenkung mit Ärmeln ſtatt: Ste. Palaye, Mémoires sur l'ancienne Chevalerie. Paris 1781. Th. 1, S. 91. 164, Not. 69. [K. Weinhold, Die deutſchen Frauen in dem Mittelalter. Wien 1851. 8^0. S. 165. Benecke-Müller-Zarncke, Mittelhochdeutſches Wörterbuch unter Stüche. W. J. A. Jonckbloet, Geſchiedenis der middennederlandſche dichtkunſt. II. Amſterdam 1852. 8^0. S. 313. Le chevalier à la manche. H.]

Stäte Liebe.

(42) A. Niederdeutſches Liederbuch Nr. 18. Frankfurter Liederbuch von 1584. Nr. 37. Mit der Überſchrift: „Diß Lied haben vn(s) die Weiſen bedacht, von einer ſchönen Jungfrauwen gemacht."

Str. 3, Z. 1: diſſem nyen Jahr. Str. 5, Z. 2: ſchwenet. Str. 1: ſoor, dürre, verſoren, dürr werden, dürr machen. Bremiſch niederſächſiſches Wörterbuch IV, 924. Auch in oberdeutſchen Mundarten, Stalder II, 371 f. Schmeller III, 280 f. Durch Misverſtändnis im Frankfurter Liederbuch ſaur und verſauren, vgl. D. Mythologie 615: ſauere Winde.

B. Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 139.

Str. 4, Z. 3: kert.

Parodiſch in einem handſchr. Notenbuche der Univerſitäts-Bibliothek zu Baſel, F. X, 2:

Wann ich des morgens früe uffſtand,
ſo iſt mir min ſluble geheivet ſchon,
ſo kumpt min lieb und gibt mir ein gutte morgen.

Vgl. Wunderhorn III, 71. Antwerpener Liederbuch von 1544, Nr. 10:

Verſchneiter Weg.

(45) Fl. Bl. um 1570. Die erſte Strophe auch in Docens Miscellan. I, 261.

Auf dem fl. Bl. bilden je zwei Zeilen ein Geſätz mit zwiſchenſtehendem Refrain: „Jörg niſſel, ſig michel, hudelump, hans jocel, gůt tůch, hudelumpe." In ſolcher Geſtalt kannte Fiſchart das Lied, Gargantua Cap. 8: „Sein Nachbaur Jäckelein, Hanß Jäckel Guttuch Hudelump. Es iſt ein Schnee gefallen, es giengen drei gut Geſellen, Jörg Nißel, Sig Michel, Hudelump Hanß Jäckel, Spatzieren umb das Hauß. Hudelumpe, dann es iſt noch nit Zeit, O Lempe, der Weg der iſt verſchneit." Der Refrain gibt die poſſenhaften Namen der drei Geſellen.

Str. 1, Z. 2 bei Docen: und es. Nach Str. 3: Das meitlin das kondt ſtricken, biß es ſie auß gemacht; was in keinem Reimverbande ſteht und den Zuſammenhang ſtört. Str. 4, Z. 2: ſiden.

Zwei Waſſer.

(46) Eſchenburgs Denkmäler altdeutſcher Dichtkunſt. Bremen 1799. S. 461. Wie es ſcheint, aus Haßlers Luſtgarten Neuer Teut-

ſcher Geſang u. ſ. w. 1601. Anders gewendet bei Meinert 39: „der vorſichtige Liebhaber will ſich ein Steglein legen, ein Schiff iſt ihm zu koſtbar.“ In Forſters fr. Liedlein II. Baſſ. 1553. Ten. 1565. Nr. 49 ſtehen zwei Strophen einer Ballade:

Es warb ein ſchöner jungling
uber ain braiten ſee
umb eines königs tochter,
nach leid geſchach im wee.

Ach Elßlein, helder bule,
wie gern wer ich bei dir!
ſo flieſſen zwei tiefe waſſer
wol zwiſchen mir und dir.

Vgl. „Zwei Königskinder“ (Nr. 91). Das ſcherzhafte Lied ſcheint eine Parodie des tragiſchen zu ſein. Der unbeholfene Junge und das kundige Mädchen auch in dem Liede: „Wo ſind ich dann deins Vaters Haus“ u. ſ. w. Nr. 258. Alterthumszeitung 1816, Nr. 13, S. 52. Mone, Quellen und Forſchungen I. 160 f. Meinert 110. Wunderhorn II. 413. [Vilmar S. 211. 212. H.]

Reif und Schnee.

(47) A. Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 62.

Str. 1 bis 4 iſt je die vierte Zeile wiederholt; ſtatt deſſen hat Str. 5 den Anhang: daß ſie nit tanzen kan, Str. 6: daß ich ſo elend bin.

B. Niederdeutſches Liederbuch Nr. 14.

Str. 6, Z. 4 iſt wiederholt.

C. Heidelberger Handſchr. 343, Bl. 109.

Str. 3, Z. 1: Gries. Str. 5, Z. 4: hör ichs ſingen vff.

Die zweite Hälfte jeder Strophe iſt als ſich wiederholend bezeichnet.

Die Aufforderung, trauern zu helfen und die Finger aufzurecken, iſt den Rechtsformen der Eideshülfe entnommen, vgl. J. Grimm, deutſche Rechtsalterth. 141. 862 f. Im Minneſange wird mehrfach zum mithelfenden Gnadenruf, Geſang und Wunſche aufgefordert.

Heinrich v. Morungen, Man. I, 57ᵃ [= Minneſangs Frühling 146. Pf.]:

Helfet ſingen, alle[1]
mine friunt, und zieht ir zuo
. . . . . mit ſchalle,
daz ſi mir genâde tuo!
ſchriet, daz min ſmerze
miner frouwen herze
breche und in ir ôren gê!
ſi tuot mir ze lange wê.

Ulrich v. Liechtenſtein, ebd. II, 42^{b}:

Wol her alle, helfent ſingen[2]
wibes lop, daz ich ie gerne sanc!
tuot ir daz, iu mac gelingen,
ſwie mir noch nie wol an in gelanc.

Konrad v. Altſtetten, ebd. II, 48^{a}:

Nu wünſchent algemeine,
daz min leit zergê! u. ſ. w.
ein unbevanc mit armen blanc
des wünſchent dem, der den reigen ſanc!

Steinmar, ebd. II, 106^{a}, als Kehrreim:

wünſchent, daz ſi minen pin
wende, daz ir iemer ſaelic müezent ſin!

(Vgl. ebd. I, 44^{a}, 5. II, 47^{b}, 5. 106^{b}, 3. 107^{b}, 6.) Über das provenzaliſche clamar merce ſ. Raynouard, Choix u. ſ. w. B. V, S. III, Note a. (Cento novelle antiche, Nr. 61. J. Grimm, Meiſtergeſ. 95 f. Diez, Leben und Werke der Troubadours. Zwickau 1829. S. 532 ff.) 434, 1. 354. Auch dieß beruhte auf einem lehnrechtlichen Gebrauche, Assises de Jerus. Cap. 256. 261. (Wilken, Geſchichte der Kreuzzüge I, 373.) Liederſaal II, 236, 942 f. Sonſt wird in deutſchen Volksliedern manchmal die Hülfe zur Beſtattung angerufen. Niederdeutſches Liederbuch Nr. 120:

Godt gröte iuw heren alle,
minen vader mit im talle!
unde is hir ein here efte ein edelman,
de mi diſſen doden
begraven helpen kan?

---

[1] Man. II, 51 a, 2 v. ob., 1 v. u., 65 b, 2 v. u.
[2] Vgl. Lachmann über Singen und Sagen 5 u. MS. II 38 a,

Herders Volkslieder I, 118 f.:

Wo krieg ich nun zwei leidfräulein,
die mein ſeines liebchen zu grabe wein'n?

Wo krieg ich nun ſechs reuterknab'n,
die mein ſeins liebchen zu grabe trag'n?

Herzogs Geſchichte der deutſchen Nation.-Litter. S. 177:

Wolt got, het ich zween hawersknaben,
die mir mein lieb zu grabe helfen tragen!

Lied von der Bernauerin:

Die mir helfen meinen vater begraben,
rothe mäntel müſſen ſie haben,
roth müſſen ſie ſich tragen.

Und die mir helfen mein ſeins lieb begraben,
ſchwarze mäntel müſſen ſie haben
und ſchwarz müſſen ſie ſich tragen.

Nibelunge 1007, 2:

mit klage ir helfende dâ manic vrouwe was.

Floresta I, 245:

los responsos, que le dicen,
yo los ayudé á decir;
siete condes la lloraban,
caballeros mas de mil u. ſ. w.

Lai d'Ignaurès V. 532: „Or m'aidiés à faire mon doel u. ſ. w. (Das Trauernhelfen beſteht hier im Gelübde gemeinſamen Faſtens mehrerer Frauen.) Landsknechtorden Str. 14: „Darnach helfen ſie einander das Requiem ſingen.“ Falkenſtein (Nr. 124):

A, Str. 4 ei ſo wil ik wal jegen de müren tren
un helpen leſken truren.
B, Str. 6 ſo wil ich under die muren ſtan
und wil im helfen truren.

[Vilmar, Rud. v. Ems 32 ob. Fiſche, Vögel ſollen weinen helfen. Im Liede bei Forſter V, 18 will die Linde helfen trauren. Rheſa 135: die Sonne.] Lied: „Es waren drei Soldaten gůt“ (Züricher Liederbuch 596), Str. 9:

Sie wurden in einen Thurn gelegt,
wol zwiſchen zweien Mauren, ja Mauren,

da kam Graf Held ſein Töchterlein, ſein Töchterlein,
den Soldaten half ſie trauren,
wol zwiſchen zweien Mauren.

[Vgl. Schriften III, S. 542. 543, Anm. 274 bis 276, wo ein Theil dieſer Stellen auch angeführt iſt. Pf.]

Winterleid.

(48) A. Fl. Bl. mit dem Zeichen: T. B. S. (Thiebolt Berger, Straßburg, um 1570). Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 120. Niederdeutſch im niederdeutſchen Liederbuch Nr. 41.

B. Heidelberger Handſchr. 343, Bl. 91^b, mit Abweichungen (vgl. Görres, altd. Volks- und Meiſterlieder 45).

A. Str. 2, Z. 1: Dieſen? Str. 4, Z. 1: und vil; niederdeutſch: tho weinich, tho veel.

B. Str. 6, Z. 1: Auch Suden. Z. 3 fehlt: wenn.

Die beiden hochdeutſchen Drucke haben am Schluſſe noch:

Gott wöll allen jungfrauen ihr ehr bewaren
vor allen falſchen zungen!

Zu Str. 2. 3 vgl. Nyerup III, 417:

ihvo ſom haver en fuldtro ven,
han elſker hende viſt over alle.

Zu Str. 4 vgl. Horæ belg. II, 177:

Het windje, dat uit den ooſten waait,
dat waait tot allen tijden u. ſ. w.

[Vgl. Schriften III, S. 544, Anm. 284. Pf.] Vgl. auch die Räthſel von der Ruheloſigkeit des Windes.

Feinslieb von Flandern.

(49) Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 77.

Str. 3, Z. 5: an ihren Henden. Str. 5, Z. 7: nimmermehr. Zu Str. 1, Z. 6: aller, adv. ganz, vgl. Schmeller I, 42.

Niederdeutſch im Liederbuch Nr. 51, vgl. Nr. 6.

Gelehrte Anzeigen, herausgegeben von Mitgliedern der königlich bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften. B. 1. München 1835, Nr. 7, Sp. 55 (Warnkönigs flandriſche Staats- und Rechtsgeſchichte. B. 1, angezeigt von Phillips): „Nur die Schweizer gebrauchen flämiſch für fein; ſo iſt z. B. ein flämiſches Schaf eines von edlerer Art, mit einer überaus zarten Wolle, davon auch ein halbflämiſches Schaf. Flämili aber und Flamili ein zärtlicher, weichlicher Menſch. (Vgl. Stalder, ſchweizeriſches Idiotikon 1, 377 f.) Sonſt aber herrſcht über die Flamländer nur eine Stimme; ihre Derbheit und ihr Wankelmuth ſind ſprüchwörtlich geworden. Z. B. Cod. mon. chart. lat. s. (Deutſche Reime von Mönch Huſemann in Weſtfalen, vom Jahre 1575) Bl. 79^{a}:

Junger Geſell, ſich vor dich!
De Jungkfrouwen ſynt bedreichlich,
Se ſynt uth Flandern[1]
Und geven einen um den andern.

Eben ſo heißt es in dem von Büſching herausgegebenen Leben Hanſens von Schweinichen Th. 1, S. 77:

Ich bin von Flandern,
ich gebe eine um die andern;

ferner in dem Liederbüchlein von Frankfurt a. M. 1584, Lied LXXVII:

Mein feins Lieb iſt von Flandern
Und hat einen wankeln Muht,
Sie gibt ein umb den andern,
Das thut die Leng nit gut.

So läßt auch Leonhard Fronſpergers Kriegsbuch (1596) die bei den damaligen Heeren im Troſſe befindlichen Weiber ſagen:

So ſeindt wir Hurn faſt von Flandern,
Gebn ein Landsknecht umb den andern.

Ähnliche Auskünfte geben einzelne Idiotika, z. B. Behrendt, Schleſiſches Idiotikon. 1787. S. 15: „den kennt man ſchon, er iſt von Flandern, er iſt ein Flander, er flandert, d. h. er lügt und windbeutelt.“ Ähnlich Goelius (Ulysses Belgius. 1631. Lugd. S. 12):

Flandria fles fletu flectes fallacia frena
Flandria flos florum formidas fraude fruentes.

---

[1] Der Reim wird in derlei Stellen das Beſte gethan haben.

So ſagt auch Schmeller (bayer. Wörterbuch I, 588): Flandern, fländern: hin und her bewegen, das Fländerlein (Fland'l): flatterhaftes Mädchen. Demgemäß heißt es auch von den Niederländern im Allgemeinen: Man ſolle ſich hüten vor einem ſchwarzen Deutſchen, weißen Italiäner, rothen Spanier und einem Niederländer, er ſei, was Farb er wolle. Vgl. (Simon Dach) Zeitvertreiber. 1700. S. 168." [Vilmar S. 190. 191. H.]

Wurzgärtlein.

(51) Fl. Bl. „Getruckt zu Strasburg bey Thiebolt Berger" (um 1570). Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 165. An beiden Orten mit der Überſchrift: „Ein ſchöner Bergreyen."

Str. 2, Z. 3: Zwey kleine b. Str. 4, Z. 2: Fl. Bl. nit gar. Str. 5, Z. 3: Frankfurter Liederb. der liebſten. Str. 6, Z. 5: ganze. Str. 7, Z. 3: und welche. Str. 8, Z. 3: Fl. Bl. bewriſch. Z. 4: Fl. Bl. des w. Str. 9, Z. 4: Frankfurter Liederb. S. Annenberg.

Das fl. Bl. hat eine Strophe weiter:

Singt er uns das, er ſingt uns mehr,
er hats ſo frey geſungen.
Gott behüt allen frawen ihr ehr!
es iſt under die rhatſchmid kommen,
ſie habens ſo frey geſungen.

Zelten, zeltnen (tolutim ire), im Paß gehen; Zelter, Zeltner, Paßgänger (equus ambulator, Schmeller IV, 256), hier vom Reiter eines ſchmucken Pferdes, vielleicht im Gegenſatze des Herrn zum Knechte, deſſen Str. 9 gedenkt; vgl. die Stelle aus den Monum. Boic. VII, 241 (bei Schmeller a. a. O.): „Vier zeltendpfärd und vier knechtspfärd."

Str. 1 bis 3 ſind ein Räthſellied von beglückter Liebe. Str. 4 ſtellt die Frage, das wohl verzäunte Gärtlein, das „noch nit offenbar iſt", ſoll erſchloſſen, der Zaum aufgebunden, d. h. das Räthſel, der Knoten gelöſt werden. Str. 5 bis 8 enthalten die Antwort, das Verſtändnis wird aber nur angedeutet und dem Bilde des Minneglücks der bittre Hohn eines Enttäuſchten in der Weiſe der Lügen- und Poſſenlieder (vgl. Wackernagels Leſebuch II, IX f.) entgegengeſetzt. Man kann ſich vorſtellen, daß der Zeltner den einen, ſein Knecht den andern Theil ſinge. Str. 9, welche hierauf hinweiſt, iſt verdorben, vermuthlich dadurch, daß das Lied zu einem Bergreien aus S. Annaberg geſtempelt werden ſollte Auch die im Texte weggelaſſene Endſtrophe zeigt mit dem doppelſinnigen: „under die rhatſchmid kommen“ den Räthſelſang an. Eines der altengliſchen Räthſellieder (in Th. Wrights Songs and Carols u. ſ. w. London 1836. Nr. 8, aus einer Handſchrift des 15ten Jahrhunderts) hebt ſo an:

I have a newe gardyn
  and newe is be-gunne,
Swych an other gardyn
  know I not under sunne.
In the myddis of my gardyn
  is a peryr set,
And it wele non pere bern,
  but a pere jenet.
The fayrest mayde of this town
  preyid me
For to gryffyn here a gryf
  of myn pery tre u. ſ. w.

Der Garten als Bild der Chriſtenheit unter den Räthſelaufgaben des Wartburgkrieges, Docen, Miscellan. I, 131 ſ. Zu Str. 5, Z. 5. Über Strohkränze ſ. Schmeller III, 676. Burk. v. Hohenvels, Man. I, 85^{a} u., Refrain:

Mir iſt von ſtrowe ein ſchapel und min vrier muot
Lieber, danne ein rôſenkranz, ſô ich bin behuot.

Liederbuch der Hätzlerin 187, 29. [Vgl. die Anmerkungen zu Nr. 86. 252 und Schriften III, S. 417. 418. H.] Nyerup III, 128 (417):

Jeg haver plantet en Urtegaard u. ſ. w.

Helmbrecht 324 ſ.:

ob ich ie geziunte zûn dir oder ander ieman u. ſ. w.

Wernher v. Niederrhein 36, 24 bis 27:

nu wil ich û den garden inſlîzen,
wi iz der menniſchi ſal anne vân,
ob he darin willit gân.

[Vgl. Schriften III, S. 541, Anm. 266. S. 542, Anm. 273. Pf.] Zu Str. 6 vgl. Liederbuch der Hätzlerin 78, 103. [Schwabenkr. 155^{a} ob.]

Roſengarten.

(52) Bergkreyen Nr. 54. Fl. Bl. „Getruckt zu Baſel, bey Samuel Apiario“ (gegen 1570). Meiland 1575. Nr. 1. Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 76 und 111. Fl. Bl. Baſel, bei Joh. Schröter, 1605. P. v. d. Aelſt S. 69. Fein. Alm. I, 69.

Der Anfang lautet auch: „Ach jungfraw, ſol ich“ u. ſ. w. Das Lied iſt in den Drucken mehr oder weniger mit ungehörigen Strophen, zum Theil aus: „Von deinet wegen bin ich hie“ u. ſ. w. verſetzt, wogegen bei Meiland Str. 3 bis 5, im fl. Bl. bei Joh. Schröter Str. 3 weggefallen ſind; jene wurden im Texte ausgeſchieden.

Zu Str. 4 vgl. die Stelle aus einem Minneliede Gotfrids von Straßburg (Man. II, 183. v. d. Hagen, Gottfr. v. Straßb. W. II, 101 f.):

Ich unverdâhter man
war tuon ich wort, war tuon ich ſinne,
ſwanne ich bi der ſchönen bin,
Daz ich niht reden kan?
ſô gar verſtummet mich ir minne,
daz ich bin gar âne ſin.
Swanne ich ſprechen ſol ze nôt,
ſô kan ich harte kleine, des mich vrume,
ſô wird ich blûc von ſchamen rôt;
dar nâch beſunder
kan ich wunder,
ſwanne ich von ir kume.

(S. auch Man. I, 54ᵃ, 2. 165ᵃ, 5. 23ᵃ, 2. 62ᵇ, 2 u. ſ. w.)

Waz hilfet min umbeſagen?
mit einem worte ſiz beſliuzet,
ſi ſprichet kürzlich: ine wil u. ſ. w.

Aus demſelben Liede zu Str. 3:

Swaz grüenes ûf von erden gê
oder touwes oben an nider riſen muoz,
loup, gras, bluomen und klê,
der vogel dönen
geb der ſchönen
wunneclichen gruoz!

Zu Str. 5, Z. 8 vgl. Wigalois 2191: „ez dûhte ſie allez kleine.“ Zu Str. 6, Z. 5 vgl. Schmeller I, 329: „Ihre Haar pflanzen ſie in die Locken.“ Reiners Tändelmarkt. „ſich pflänzeln, ſich zieren, putzen, ſchmücken.“ Zu Str. 6, Z. 7. 8 Wolfdietr. 118:

din edel keiſerin reine
tet im manchen ſegen nâch.

Alphart Str. 113:

dâ ſegnet ime nâch
din herzogin frau Uote mit ir ſnêwizen hant.

[Eyn ſchön rimbökelin H, 2ᵇ, u.]

Das Blümlein.

(53) Aus einer Handſchrift des 15ten Jahrhunderts in Fichards Frankfurter Archiv III, 265.

Str. 1, Z. 4: ist, auch weiterhin ſo. Str. 3, Z. 4: ich dienen, vgl. d. Gramm. I, 958. Str. 6, Z. 4: min herz das? Str. 7, Z. 4 etwa: ich hoff, daß mir nit fel?

(54) Fl. Bl. o. O. u. J. (um 1570). Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 70ᵇ.

Str. 1, Z. 1: Hdſ. Ich weis mir ein blümlein bloe. Z. 3: Hdſ. es ſthett in gruener auwe. Z. 5: Hdſ. ich khundt es nirgent ſ. Z. 7, 8: Hdſ. vor Reiff vnnd khaltem winde iſt es nimmer da. Z. 8: Fl. Bl. ſul. Str. 2, Z. 1: Hdſ. Ich weiß mir ein bluemlein weiſe es ſteht in gennem Riett. Z. 4: nun im Sinne von nur, niuwan (vgl. Schmeller II, 698 f.). Z. 5: Fl. Bl. abgemävet, Hdſ. es iſt mir abgemeyt. Z. 7: Fl. Bl. Mein lieb han ich verloren, Hdſ. mein lieb hatt mich verſchmett. Z. 8: Fl. Bl. ich dann fr. ſ., Hdſ. ich khan nit fr. ſ. Str. 3, Z. 1: Hdſ. meine. Z. 2: Fl. Bl. roſzyen rott, Hdſ. roſina rott. Z. 3: Fl. Bl. hertzen troſt iſt es genennet. Z. 4: Hdſ. auff dirrer heiden ſtett. Z. 6: Hdſ. iſt dirr. Z. 8: Hdſ. hab i. m. troſt. Str. 4, Z. 1: Hdſ. Ich w. m. e. blümlein w. Z. 2: Fl. Bl. gewachſen inn, Hdſ. ſthett mir jn. Z. 3: Hdſ. iſt gew. Z. 4: Fl. Bl. das heiſſet ſch., Hdſ. Es heiſt nun gar ſch. Z. 5: Hdſ. Das bluemlein. Z. 6: Fl. Bl. wol gegen diſem ſ. l. Z. 7: Hdſ. weltt. Z. 8: Hdſ. mein bulen vmbefanng. Str. 5, Z. 1: Hdſ. ſeinen zeitten. (Vgl. „des todes zeichen“ d. Myth. 492.) Z. 2: Hdſ. vil blümlein z. Z. 3: Fl. Bl. vnder den klaffer kan er ſich ſchmeichlen, Hdſ. ghett vmb die klaffer ſchmeichlen (vgl. Schmeller III, 463). Z. 4: Fl. Bl. m. andächtiger a., Hdſ. m. ungtreuwer a. Z. 5: Fl. Bl. wol nach. Z. 8: ſo m. Die Hdſ. hat für Z. 5 bis 8:

vil groſzer lieb uff erden,
die itzund mus zerghen,
was mir heuer nit mag werden,
das wil ich ein ander jar hann.

Str. 6, Z. 1: Hdſ. M. h. leidt groß kummer. Z. 4: Fl. Bl. Meyens, Hdſ. woluff des Meyes friſt. Z. 5: Hdſ. wan ſich die Reiffen v. Z. 6: Hdſ. vnd auch. Z. 7, 8: Hdſ. von der allerliebſten werdt ich Entpfanngen detts dem klaffer Jm hertzen whe.

Das fliegende Blatt hat vier, die Handſchrift (vgl. Görres S. 9 ff.) drei, wenn nicht durchaus unechte, doch wohl entbehrliche Geſätze weiter, als in den Text aufgenommen worden, auch iſt von Str. 5 an die Stellung der Strophen und Halbſtrophen verſchieden.

Über Schabab ſ. Stalder II, 305. J. Grimm, Reinhart Fuchs 283. Schmeller III, 305. [Vgl. meine Ausgabe der Schauſpiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunſchweig. Stuttgart 1855. 8. S. 730, Anm. 1. S. 906. H.]

Zu Str. 3, Z. 6 „hat verdorrt" vgl. d. Gramm. IV, 162 u. Flos u. Blankflos V. 1016:

De blomen, de ek meyne u. ſ. w.
V. 1053 Dat is de blome, de ik meyne.

P. Etterlins eidgenöſſiſche Chronik, Baſel 1507, Bl. XXXIX^{b} (Züricher Mordnacht 1350): „Die ſich danne allenthalben verſchlagen hatten in die hüſer, die wurdent alle geredroi; der houptman, graff Hans von Hapſpurg, der viel über die muren uß in der ſtatt graben, darinnen ward er ergriffen und gefangen und leit man in in den Wellenberg, da lag er inn dri jår gefangen und macht das liedli: Jch weiß ein blouwes blümelin u. ſ. w. Und wurdent demnach groß krieg gen der herſchaft und denen von Zürich von ſinen wegen, als ir das hienach werden hören; und do er ledig ward, wurdent vil ſachen und krieg verricht mit dem keiſer, dem herzogen und anderen fürſten und herren u. ſ. w."

Crusii Annal. Suev. Dodecas tertia (Frankfurt 1596) S. 260: „Anno 1352 u. ſ. w. Medio mense Julio Tigurum iterum ab Alberto Austrio obsessum est, Imperatore Wirtembergensi Eberhardo. Interventu autem Brandenburgici Marchionis, cum vix mensem obsidio durasset, pax est facta. Ex cuius conditionibus Joan. Habspurgius absque precio dimissus est. Detentus fuerat is duos annos et sex menses in turri Wellenberg, in qua fecerat cantionem: „Jch weiß ein blauwes Blümelein."

Ægid. Tschudii Chronicon Helvetic., herausg. von J. R. Iſelin, Thl. I, Baſel 1734, S. 386 (a. 1350):

„Graf Hanß von Habſpurg und andre die wurdent im Statt-Graben gefangen, es ward ouch der obgenant Friherr von Bonſtetten gefangen, ſi wurdent beid in Wellenberg, jeder an ein beſonder Ort, gelegt, darinne der von Habſpurg dritthalb Jar gefangen lag, und machet in der Gefänknuß das Liedli: „Ich weiß ein blawes Blümelein“ u. ſ. w.“

Der Thurm Wellenberg iſt der (neuerlich abgebrochene) Waſſerthurm zu Zürich.

Ein weiteres Lied ähnlicher Art: „Der Mai trit rein mit freuden“ u. ſ. w. Bicinia, Viteb. 1545. T. I, Nr. 92. [Vgl. Schriften III, S. 436 bis 438. Die Erzählung von Tſchudi hat Göthe wahrſcheinlich Veranlaſſung zu ſeinem Gedichte „Das Blümlein Wunderſchön“ gegeben. Vgl. Göthes Gedichte, erläutert von H. Viehoff. II. Düſſeldorf 1847. 8^{0}. S. 349. 350. Göthes lyriſche Gedichte, für gebildete Leſer erläutert von H. Düntzer. I.. Elberfeld 1858. 8^{0}. S. 238. H.]

Mailieder.

(57) Bicinia u. ſ. w. Viteb. 1545. T. I, Nr. 91. Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 34^{b}. Meiland 1575, Nr. 3, nur Str. 1 bis 3; dagegen unter Nr. 4 (mit der Anfangs-Str.: Wolauff, gut Gſell, von hinnen u. ſ. w.) Str. 4. 5. Fl. Bl. (Zwen ſchöne bergkreyen u. ſ. w.) Nürnberg durch Chriſtoph Gutknecht, in Bragur I, 358. Frankfurter Liederbuch Nr. 20. Fl. Bl. Nürnberg bei Johann Lantzenberger, 1610. Fl. Bl. Baſel bei Johann Schröter, 1613, mit der Anfangs-Str.: Wolauf, gut gſel, von hinnen u. ſ. w. (Nr. 64) Str. 4. 5. 6. 2. 7. (Wackernagel II, 29. 1609.)

Str. 1, Z. 8: Var. darzu, Var. Fraw Nachtigal. Str. 2, Z. 5: Var. dem. Z. 6: in d. z. Z. 8: Var. ferr, Var. breit. Str. 3, Z. 1: grunet. Var. dem Walde. Z. 2: blümlein bl. fein. Z. 3: Var. dem Felde. Str. 4, Z. 3: Var. gliebt, Var. den ſchön Jungfrawen. Z. 4: Var. die Holderblüt. Z. 5: Var. weiſſen. Z. 6: Var. guter. Z. 7: gros gelt, Var. vnd tuts geld darumb gloſſen; man kan gelt darauß löſen; vgl. Schmeller II, 504. Z. 8: Var. ſchöne (ſchön) kräntzlein drauß gemacht, Var. ſchön Kräntz darauß gemacht. Str. 5, Z. 3: Var. heimlichs. Z. 4: Var. nicht darfür, darvor nit. Z. 5:

Var. oft v., Var. ich habs gar wol. Z. 6: Var. alls was diß. Z. 7: Var. fürkommen. Z. 8: wer was liebs braucht all tag (ſo auch die Heidelb. Hdſchr.): wer meſſige lieb braucht all tag; me(ä)ſſig (mäſſiglich) lieb alle tag; aus dieſen Var. läßt ſich als urſprüngliche Faſſung erſchließen: wer Maßlieb braucht all tag. Str. 6, Z. 4: Var. bl. ſchon. Z. 5: Var. davon. Z. 6: ſchenken ſie. Var. ſchenkens. Z. 7: thun ſie. Var. den ſie. Var. freundlich ſie jn. Z. 8: jhn, Var. ihm. Str. 7, Z. 2: Var. die Mey(en)zeit. Z. 3: Die. Z. 6: Var. d. ichs leben. Var. pfenning. Z. 7: Var. den. Z. 8: hinab, Var. nab (Brag.); ſtiege hinab; ſtiegen ab; ſtägen ab.

Niederdeutſch im Liederbuch Nr. 17. [Vgl. Schriften II, S. 449. Vilmar S. 222 bis 224. H.]

(58) [Fl. Bl. Nürnberg durch Kunegund Hergotin. Pf.] Meiland 1575, Nr. 2. [P. v. d. Aelſt S. 95. Pf.] Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 18, auch Bl. 136, Str. 1. 3. 2, beidemal vermiſcht mit dem Liede: Der mon der ſtet am höchſten u. ſ. w. (Nr. 86). Frankfurter [und Erfurter] Liederbuch von 1584, Nr. 30. Fl. Bl. Nürnberg bei Joh. Lantzenberger, 1610. Fl. Bl. o. O. u. J., wahrſcheinlich: Baſel bei Joh. Schröter. [Vgl. G. Forſters fr. Liedlein III, 1549 u. ſ. w. Nr. 19 Pf.]

Str. 1, Z. 3: Var. ſein. Z. 5: Var. ſo offt iſt meinem hertzen wol. Str. 2, Z. 2: Var. ſchöns. Z. 4: Var. ſo finde ich nichts hie (nichts dar). Z. 5: Var. denn hebt ſich erſt ein. In der Heidelb. Hdſchr. lautet Str. 2:

Und wann ich lig und ſchlaffe,
kommt mir mein feins lieb für,
wann ich dann wider erwache,
ſo fert er (ſie) wider dahin.
o wee meins herzen ein große noth!
vil lieber wolt ich(s) ſterben,
vil weger wer mir der tod.

Str. 3, Z. 1: Var. Zwey. Var. auff grüner h. Z. 2: Var. die heißen W. Str. 4, Z. 1: Var. möcht. Z. 2: Var. einen. Z. 6: Var. nur.

[Im fl. Bl. o. O. u. J. (= Züricher Liederband 669^{b}. 687) folgt noch eine Strophe:

Der uns das lied geſungen,
von neuem geſungen hat,
das hat gethan ein junger knab,
gott geb ihm ein fein gut jahr!

er ſinget uns das und noch viel mehr,
denn er iſt innen worden,
was ſcheiden von der liebe thut. Pf.]

Niederdeutſch im Liederbuch Nr. 63.

Str. 1, Z. 2: herin.

Str. 3: Ein blömelin up gröner heiden,
mit nahmen Wolgemodt,
leth uns de leue godt waſſen,
iſt uns vor trurent gudt u. ſ. w.

Zu Str. 4. 5 Wackernagel zu Simrocks Walther von der Vogelweide II, 161, Z. 1. Zu Str. 4, Z. 3: wecken, ſ. Deutſche Mythol. 504, 2. Anzeiger 1834, 278 u.

(59) Fl. Bl. Baſel bei Johann Schröter 1611. Andres Flugblatt o. O. u. J., doch wahrſcheinlich aus derſelben Druckſtätte. Hier ſteht am Schluſſe des Liedes (dem noch zwei andre folgen): G. Grünew. Vgl. Anm. zu Nr. 238. [Zwei weitere Drucke ſ. Volkslieder, Quellen S. 1004. Pf.]

Str. 1, Z. 1: inn. Z. 5: Var. die Allerliebſt a. e. Str. 2, Z. 1: d. e. Meyen. Z. 3: Var. thuſt ſo h. Str. 3, Z. 3: fr. und geſundes. Z. 5: die mir o Gott haſt erſchaffen. Var. die du mir Gott haſt erſchaffen. Str. 4, Z. 5 fehlt: gott. Var. wanns nit ſchicket vnd ſchaffet Gott. Z. 6: Var. iſts alles. Str. 5, Z. 3: Var. frewt. Z. 5: beſſer. Var. nicht liebers möcht mir geſchehen. Str. 6, Z. 3: Var. ſeines m. Z. 5: nun ſoll vnd wil. Str. 7, Z. 5: Jungfra(u)wen. Z. 6: Var. ſie herzlich l. a. Str. 8, Z. 5: rechtgeſchaff(e)ner. Z. 6: Var. m. ich jhr. Str. 9, Z. 1, 2: Var. gern bin, je. Z. 3: mirs. Z. 4: Var. d. m. ſo d. Var. neyd. Z. 5: ſo kan vnd will. Str. 10, Z. 2: der n. Var. ſind der Neyder ſo viel. Z. 3: Var. dannoch. Z. 5: hertzlich tr. Z. 6: Var. weiſt. Str. 11, Z. 4: Var. die Hertz allerliebſte. Str. 12, Z. 5: erfrewen. Str. 13, Z. 6: Var. befilch ich jhr in jhre Händ. Str. 14, Z. 2: der Allerliebſten. Z. 3: Es möcht ſonſt ein anderer (Var. den andern) v. Z. 4: der auch m. Z. 5: ſolches. Z. 6: Var. Mägetlein.

Niederdeutſch im Liederbuch Nr. 77.

Str. 1, Z. 1: im. Z. 5, 6: vnd ock de leueſte vp Erden, de my im Herten licht. Str. 2, Z. 1: du Edler Meye. Str. 3, Z. 3: ein frölyck vnd geſundt Leeuent. Z. 5: de du my Godt heffſt geſchapen. Str. 4, Z. 3: myn Herte ſücht vnd ſehnet. Z. 4: behafft. Z. 5: went Godt nicht ſchickt vnd ſchaffet. Z. 6: ſo ys ydt alles. Str. 5, Z. 5: nicht leuers möcht my doch geſchehen. Str. 6, Z. 3: ein ſyn bruns Megdelin. Z. 5: nu ſchal vnde wil ick er warden. Str. 8, Z. 1: in allen. Z. 5: rechtſchäpner leeff. Str. 9, Z. 3: ſchal my doch. Str. 11, Z. 5: hefft ſe my Gott anders vtherkaren. Str. 14, Z. 4: de ock meent de Regeſte ſyn. Z. 5, 6: So hebbe ick doch ſülckes gemacht, van wegen aller brunen Megdelin.

[Vilmar S. 200. H.]

Die Liebſte.

(60) Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 42: Jm Thon, Jr jungen Geſellen, jr habt ewern willen.

Niederdeutſch im Liederbuch Nr. 31.

Str. 1, Z. 2, 3: Allerliebſten. Z. 5: niederd. deyth he ſe. Str. 2, Z. 1: hatte. Z. 6: förcht. Str. 4, Z. 1: ſeines. Str. 5, Z. 2: geb. Str. 6, Z. 1, 2: **Ehe**. Z. 3: wolt auch. Z. 4: etwa: auf guter baut, auf gutem Unterbau, Grunde? niederd. vp gudt gebuwt. Str. 7, Z. 1: dieſes. Z. 4: Lauenburg, niederd. Lüneborch.

[Vilmar S. 197 bis 199. H.]

Abſchiedslieder.

(64) [Forſters fr. Liedlein III, Nr. 65. Pf.] Frankfurter [und Erfurter] Liederbuch von 1584, Nr. 54. Str. 1 auch bei Meiland, 1575, Nr. 4, mit zwei Strophen aus: Herzlich thut mich erfreuen u. ſ. w., ebenſo fl. Bl. Baſel bei Joh. Schröter, 1613, mit 5 Strophen desſelben Liedes.

Str. 1, Z. 2: Meil. mein bleibn; fl. Bl. nit mehr hie, nimmermee? Z. 3: Frkf. Ldb. der Meye th. Z. 4: Frkf. Ldb. die Feyel, Meil. und fl. Bl. den Veyl. Z. 5: Frkf. Ldb. Vor dem Wald höret m. ſ., Meil. und fl. Bl. im Wald da. Z. 6: Meil. der klein Waldvöglin gſ. Fl. Bl. der kleinen Waltvöglein Geſang. Str. 2, Z. 2: Frkf. Ldb. gelag. Z. 4: gegen. Str. 3, Z. 3: gegen. Z. 8: ander, deutſche Gramm. I, 764.

Ein bildliches Jägerlied: Dort ferne vor jenem Walde u. ſ. w. fl. Bl. Nürnberg durch Val. Newber (Frankf. Bibl.) ſchließt:

Die junkfraw ſtunt an der zinnen,
ſie ſach zum fenſter nauß,
in rechter liebe und trewe
warf ſie ein krenzlein rauß

von ſeiel und auch von roſen,
von ſeiel und grünem klee:
von herzen liebe ſcheiden,
ſcheiden das thut wee.

[Vilmar S. 176. 177. H.]

(66) [Fl. Bl. o. O. u. J., wahrſcheinlich durch Kunegund Hergotin, im Weimarer Sammelband A. 16. Fl. Bl. Augsburg, Mattheus Franck, um 1566, im Würzburger Liederband Nr. 54, in beiden faſt wörtlich übereinſtimmend und danach gedruckt. Pf.] G. Forſters fr. Liedlein III, 1549 und 1563, Nr. 33 (comp. von G. Othmayr, Baſſ. 1552, nur Str. 1). [Vielfach unter ſich und von den fl. Bl. abweichend. Pf.] Heidelberger Haudſchrift 343, Bl. 112 (bei Görres S. 77). [Vgl. Schriften III, S. 433. H.]

(67) G. Forſters fr. Liedlein III, 1549, Nr. 17. 1563, Nr. 18. Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 89 b. Vgl. Wunderhorn I, 207. Varianten der Heidelberger Handſchrift:

Str. 1, Z. 2: aus hertzen grundt (ſo). Z. 4: trawr doch zue. Z. 5: der fehlt. Str. 2, Z. 1: Ich h. m. e. gärtlen geb. Z. 3: der garten iſt mir erſ. Z. 4: mir in meim h. Z. 5: mirs. Z. 6: kreütlein. Str. 3, Z. 4: ſi hat ein m. rot. Z. 5: ir hend ſind. Str. 4, Z. 1: ſolt ich mich. verw. Z. 2: a. doch mancher th. Z. 4: darum der ein leücht mit mues (ſo). Z. 5: ſo mag es leider nit geſein. Z. 6: von h.

Vgl. Eiſelein 546. Antwerpener Liederbuch von 1544, Nr. 141. [Vilmar S. 177. 178. H.]

(68) 65 teutſcher Lieder. Tenor. Argentor. Nr. 42 (comp. von F. Stoltzer). G. Forſters fr. Liedlein I, 1539 u. ſ. w. Nr. 61. III, 1549 u. ſ. w. Nr. 5. Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 96. 115 guter newer Liedlein, Nürnberg 1544, Nr. 54. 55 (comp. von Ludw. Senffl). Frankfurter und Erfurter Liederbuch Nr. 16. Liederhandſchrift aus Weſtfalen S. 38. [Zu 12 Strophen erweitert: Fl. Bl. o. J. Augsburg durch Mattheum Francken, im Würzburger Liederband Nr. 57 und bei P. v. d. Aelſt, 1602, S. 161 bis 163. Pf.]

Str. 1, Z. 1: Var. iſt vns d. w. Z. 2: Var. dieſen. Z. 3: Var. wird. Z. 3, 4: Var. betrübet w. i. b. mein ſeins lieb m. m. a. Z. 5: Var. ſchönſt. Z. 7: Var. heimliches l.; gros heimlichs l. Z. 8: Var. vnd macht mir ſchw. m.; macht mir ein ſchw. m. Str. 2, Z. 1: Var. Läßt du mir nichts zur letze. Z. 2: Var. ſchwarz brauns weiß meidelein: mein ſeins prauns megetlein; du ſchönes mägdlein ſein. Z. 5: Var. thut m. Z. 8: Var. die weyl; wirdt mir ſo l. Str. 3, Z. 1: Var. Schauw zu; Feins lieb; Z. 2: Var. Kläffer; zu vil. Z. 3: Var. recht gſchaffen (vgl. Schmeller III, 328 f.). Z. 6: Var. d. bis. Z. 8: Var. zue hundert (tauſent) g. n.

Das Lied iſt im Texte gegeben, wie es im 16ten Jahrhundert verbreitet war; aus einer Handſchrift des 15ten Jahrhunderts (1452) in 6 Strophen, auch ſonſt vielfach verſchieden, iſt daſſelbe mitgetheilt und mit den Drucken bei Docen 1537, Nürnberg 1544 und Wittenberg. Bicinia 1545, zuſammengeſtellt von Maßmann in der Münchner allgemeinen Muſik-Zeitung, 1827, Nr. 6. Dieſe ältere Faſſung iſt weitſchweifig und zum Theil unklar. Sie beginnt:

Der walt hat ſich entlawbet
gen diſem winter kalt.
mein freud pin ich werawet,
gedenken machn mich alt u. ſ. w.

Im niederdeutſchen Liederbuch Nr. 91 beginnt ein Lied von andrem Strophenbau:

Entlovet weren uns de wölde,
de friſche mei tritt herin u. ſ. w.

[Vilmar S. 175. 176. H.]

(69) A. [der Text nach Forſter, der, wie auch das Frankfurter Liederbuch, „Isbruck“ ſtatt „Insbruck“ hat. In den drei übrigen Aufzeichnungen iſt zwiſchen Str. 2. 3 eine vierte eingeſchoben:

Ach fräwlein, du ſolt nicht weinen,
du biſt doch (noch: Augsb.) nicht alleine,
nimb dir ein ringen muot!
ich will dich nicht aufgeben,
die weil ich hab das leben,
hett ich des keiſers guot.
(für dich nem ich nicht 's keiſers guot. Augsb.) Pf.]

Str. 3, Z. 4: der eren frumm, ſ. Schmeller I, 611.

B. Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 107^{b}.

Str. 1, Z. 1: Iſprugkh; mues, auch weiterhin. Str. 2, Z. 2: bueln. Z. 3: dückh. Z. 4: ſehe, zvruckh. Z. 5: ſeins Glückh. Str. 3, Z. 5: gehabt. Z. 6: dan, alleine. Str. 4, Z. 1: ſtuend. Z. 2: waynen. Z. 3: muet. Z. 6: guet. Str. 5, Z. 2: Anna. Z. 6: behüet.

[Vilmar S. 173 bis 175. H.]

(70) [Vgl. Volkslieder I, 2, S. 1005. H.] Docens Miſcellaneen I, 269. Feiner kleiner Almanach 130. Mit geiſtlicher Umdichtung in Wackernagels Leſebuch II, 93, letztere aus dem Wunderhorn III, 46.

Vulgaris Cantio, Ich ſtund an einem morgen u. ſ. w. per Henricum Bebelium poëtam in carmen Latinum redactum. (Nicod. Frischlini Facetiæ u. ſ. w. Lips. 1600. S. 283.)

Str. 1, Z. 3: Var. hett. Z. 4: hört. Z. 5: Var. was h. n. ſ. Z. 6: Var. er ſprach zu ſ. b., ſie ſprach zu jrem b. Z. 7: Var. muß; durch die Schreibung „mus“ ſoll angezeigt werden, daß hier die alte Form des Prät. muoſe (d. Gramm. I, 962) vorliegt, wie offenbar Str. 4, Z. 5 das Prät. Conj. müeſe. Var. geſchieden. Str. 2, Z. 3: Var. thuſt. Z. 5: Var. merck auff mein lieb (feins lieb), ſo (nun) merck feins lieb. Z. 6: Var. thuſt du. thut m. fröwen. Z. 7: Var. ich weiß. Str. 3, Z. 2: Var. jr h. traurens, leides. Z. 5: Var. für dich ſetzen (ſo ſetz) ich all mein hab. Z. 6: Var. dus; vnnd wiltu bey mir bleiben. Z. 7: ich hatt. Str. 4, Z. 1: Var. der knab ſprach wolgemuthe; der gſell der ſprach mit züchten. Z. 2: Var. dein Gedancken. Z. 3: verzer; verzeeret ich dir all d. G.; ſo verzehrte mich dein Gute; ſo verzehr(t)en wir d. g. Z. 4: Var. iſt bald dahin. Z. 5: muß; müßt; muß. Z. 7: Var. gib; ſetz du dein w. d. Str. 5, Z. 5, 6: Var. ich will verlaßen guet vnd Eehr, mit dir will Ich von hinnen. Z. 7: Var. iſt; ſchwer. Str. 6, Z. 1 bis 4: In der Heidelb. Handſchr. 343: Du ſollt dich wol gehaben, ſprach ſich der Jüngling guet, du finſt wol ander knaben, die dir geben freüd vnd muet, vnd gedenck wol a. Z. 4: Var. nun ſchl.; ſchlag dirs auß deinem Muth. Z. 5: Var. vnd gedenck a. Z. 6: Var. kein ſolches treüwendt (trawen); keins Argen trauen; kein arges gönnen; ſolchs nit getrawen. Str. 7, Z. 1: Var. herumme; da keret er ſich umbe. Z. 2: Var. vnd ſpr.; er redt; nichts. Z. 3: Var. ſchmiegen; das vil vmme. Z. 5: Var. es w. Z. 6: Var. Schlemmer; Trucker. Z. 7: Var. wie es eim Fräwlein gieng; niederd. wo ydt dem Fröuwlin ginck; der Hertz allerliebſten ſein; in der Heidelb. Hdſchr. 343 lauten Z. 5 bis 7: ſie waynet das ſchier was todt, der Iſts wol Innen worden, dem ſolhs zuhannden gotth.

Die Heidelberger Handſchrift 343, die das Lied am meiſten abweichend und, wie es ſcheint, aus getrübter Erinnerung niedergeſchrieben gibt, fügt drei weitere Strophen ein, deren letzte in eine andre Versart fällt. Nach Str. 2:

Ich mues in frembde lande,
tuet meinem herzen wee.
beüt mir dein ſchneweis hende!

ich geſehe dich nimer mee.
nun gſegen dich gott, meins herzens ein cron!
gott dank dir deiner trewe,
die du mir haſt geton!

Weiterhin:

Wir haben der lieb mit ein gepflegt
gar heimlich frue und ſpet.
du ſolt dich mein verwegen,
in trewen ich dirs rat,
und ſolt es werden offenbar,
ſo kembſt du, lieb, zu ſchanden,
das wer mir laid fürwahr.

Dann als vorletzte Strophe:

kund ich dich, herzlieb, ſchließen ein
in das junge herze mein,
wann ee ich dich wolt fahren lan,
ee wolt ich ewig parfues uf dornen gan.

Übrigens hat Bebel dieſe drei Strophen vor ſich gehabt, z. B.:

Ante per hamatos errarem, mortis ad horam
Sentes et tribulos nuda genu atque pedes.

So auch die Faſſung des Anfangs der Str. 6:

Invenies etiam de tot modo millibus unum
Urbis amatorem, cui placuisse velis,
Quique tibi penitus veteres expectoret ignes,
Tam cito fœmineo corde recedit amor.

Ähnlichen Anfang hat das ſchottiſche Lied: Jock o' Hazelgreen, Kinloch 206:

It was on a morning early,
Afore day licht did appear,
I heard a pretty damsel
Making a heavy bier u. ſ. w.

(Auch bei Buchan II, 252. Vgl. Minstrelsy, 5 ed. I, 276. II, 216. Floresta I, 250, Nr. 134.) Buchan I, 111 und 169. II, 23 und 259. [Vilmar S. 165 bis 173. H.]

Zweites Buch.

Ulinger.

(74) A. Fl. Bl. Baſel bei Sam. Apiario (um 1570): „Ein hüpſch new Lied, Von dem Vlinger genant“ u. ſ. w. Fl. Bl. ebd. bei Joh. Schröter, 1605.

Str. 2, Z. 3: Var. der der ſ. Str. 3, Z. 1: Var. wolt. Z. 3: Var. lehren, aber Z. 2: lehrnen. Str. 4, Z. 2: Var. haar in. Z. 3: Var. kleidet. Str. 7, Z. 3: Junckfrawen. Var. gehangen. Str. 8, Z. 3: Var. Tauben. Z. 4: Var. auff einer. Str. 10, Z. 1: Var. Er brevt. Str. 11, Z. 1: Var. ſah. Z. 2: Var. weint. Z. 4: Var. leid. Str. 13, Z. 1: Var. mit jn. Str. 14, Z. 3: Var. ich will bey. Str. 15, Z. 4: Junckfrawen. Str. 17, Z. 4: Var. eyngangen. Str. 18, Z. 3: Var. Scharlamantel. Z. 4: Var. ſtehet. Str. 21, Z. 2: Marie, Var. Sone. Z. 3: Var. kompſt, ſo auch weiterhin. Str. 22, Z. 1: Var. andren. Str. 23, Z. 2: Var. hilff mir lieber br. m. Z. 3: Var. zu dr. Z. 4: Var. wird zu. Str. 24, Z. 3: Var. allen. Str. 25, Z. 2: ſeinen. Str. 26, Z. 3: Var. ſtand (vgl. d. Gramm. I, 945). Z. 4: Follen, ſo auch nachher. Str. 27, Z. 2: Var. anbinden witt. Z. 3: Var. rede. Str. 28, Z. 4: jetz ſt. Str. 29, Z. 1: Var. du nit Bl. Z. 2: Var. das bitt nit du. Z. 3: Scharlamantel. Str. 30, Z. 4: Vatters.

Ortsname Olingen im untern Elſaß, ſ. Herzogs Chron. Alsat. Straßburg 1592, B. 3, S. 40. [Vgl. Ulingen a. 965 bei Neugart Nr. 754. Uihlingen im badiſchen Amte Bondorf. S. Förſtemann II, 1432. Pf.]

Zu Str. 10, Z. 3. 4 Meinert 62:

Ar bòt, ſe ſoulld' ien lauſe,
ſai galwaiß hoer auskrauſe.

Feiner Almanach II, 101:

Feins libchen, ihr müßet mir lauſen,
mein gelbkraus härlein durchzauſen.

Arwidsſon I, 298, 4:

Och twå ſkola kamma och kruſa edert hår.
I, 303 Men aldrig löska jag ert fagergula hår.
Väl kan I ſå löska mitt fagergula hår.

[Zeitſchrift f. deutſches Alterthum 3, 494 u. 7, 547.]

a. Zu Str. 16. 20 vgl. Three early english metrical romances, ed. by J. Robson, London 1842, S. 65: the avowynge of king Arther u. ſ. w. Str. XVII:

If he were in a dale depe,
He had no knyghte him to kepe.

b. Zu Str. 25 Gudrun Str. 1198:

Die valken liez er vliegen, dô reit er balde dan.

Altdeutſche Blätter I, 129:

unde vergaz der hinden met den hunden.

Widuk. e. 1, c. 2 in fine: Saxo statim emittens accipitrem, sociis retulit quæ audivit.

Volksbuch: Fortunatus, Augsburg 1609, Aiiij^{b}: „Dem Grafen gefielen die Wort des Jungen wol und ſprach: „Nun will die Galea gleich gehn, biſt du fertig?“ Er ſagt: „Ja, Herr!“ und warf das Federſpil, ſo er in der Hand het, in die Luft, ließ es fliegen, gieng ungeſegnet und ohn Urlaub Vatter und Můter mit dem Grafen als ſein Knecht in die Galea und fůhr alſo von Land“ u. ſ. w. (Buſſes) Wladimir 75 f.

[B. Str. 17 Schambach, Niederſächſiſche Sagen 350 ob.]

Am nächſten kommt dem alten Liede vom Ulinger das bei Meinert 61, vgl. 438, wo die Taube den Mörder anruft: „du Ollegehr!“ (Wortb. 410: „dar Ollegehr: der Nimmerſatt.“) Demſelben wird jedoch das Haupt abgeſchlagen: „Do lieg, du Hävle, blutte“ u. ſ. w. (Soltau 183, 2: „Ain haubtman der hieß algeer“?) (Das Anreden des abgeſchlagenen Hauptes auch in Hinrich [= Volkslieder Nr. 128. Pf.] Str. 10.) Bei Herder (Volksl. I, 79) führt Ulrich lieb Ännchen in den Wald, um ſie den Vogelſang zu lehren; der Bruder findet ſie gehangen und dennoch die Frage: „warum ſind deine ſchuh ſo blutroth?“ und die Antwort vom geſchoſſenen Turteltäublein. Ännchen kommt ins Grab, Ulrich auf das Rad, um ſie ſingen die Engel, um ihn ſchreien die Raben.

Alterthumszeitung 1812, Nr. 35, Beilage, breslauiſches Volkslied mit Tonweiſe. Ulrich und Hanſelein freien um Rautendelein; Ulrich führt ſie in den Wald, wo eilf Jungfrauen hangen; er geſtattet ihr vier „Gal“; blutige Hände, erſtochenes Täublein; der Bruder haut dem Mörder den Kopf ab: „jetzt lieg du hier im Blute“ u. ſ. w.; ſie ins Grab, er aufs Rad, ihr ſpielen die Glocken, ihm ſchreien die Raben.

Bei Meinert 66: Ulrich und Annle. „Anſar (?) Ulraich“ freit einer Königin Töchterlein (ähnlicher Anf. 5 und 246), im achten Jahre führt er ſie in den Tannenwald zu einem Brunnen und ſchlägt ihr das Haupt ab; als er kaum eine halbe Meile gegangen, begegnet ihm der Bruder; wie kommts, daß das Schwert blutig? (Vgl. Meinert 248.) Turteltäublein. Der Bruder haut ihm das Haupt weg: „Do lieg, du Häple, blutte“ u. ſ. w. (Wortb. 385: „Anſar, bisher unverſtändlicher Vorname des Ritters Uleraich.“)

Fein. Alm. II, 100: Der ſingende Ritter entführt die Königstochter; ſie ſoll ihm laufen und weint darüber; hätte ſie dem Vater gefolgt, wäre ſie Kaiſerin worden; wegen dieſer Rede ſchlägt er ihr das Haupt ab:

Da liege, feins Liebchen, und faule!
Mein jung Herze muß trawren.
Er namb ſein Röſslein bei dem Zaum
Und band es an einen Waſſerſtrom.
Hier ſtee, mein Röſslein, und trinke!
Mein jung friſch Herze muß ſinken.

Hier knüpfen ſich die Tödtungen aus Eiferſucht an, doch mehr der Anlage und Stimmung, als den einzelnen Zügen nach, ſ. bei dem Liede: „Es ſtehen drei ſtern am himmel“ [Nr. 76 D. H.].

Die Frage um den blutigen Schuh, das blutige Schwert, iſt ein Zug, der nur auf die wirkliche Tödtung der Jungfrau, und zwar nur auf die Tödtung durch Hauptabſchlagen oder Erſtechen paßt. Durch dieſen Zug klingen die deutſchen Lieder mit den ſonſt ſehr verſchiedenen ſchottiſchen und ſchwediſchen vom blutigen Bruder an: Percy I, 47. Motherwell 60. Jamieſon I, 59. Svenska Folkv. III, 3, mit der Bemerkung S. 6, daß ſich kein entſprechendes däniſches Lied vorfinde. Arwidsſon II, 83, vgl. I, 309. Schröter, Finn. Runen 124. 141. Nials-Saga c. 12: „blódug er öx þin, hvat hefir þú unnit?“ Cromek 225.

Nibelunge, Lachmanns Ausg. Str. 1892:

Nu ſaget mir, bruoder Dancwart! wie ſît ir ſô rôt?
ich wäne, ir von wunden lîdet grôze nôt u. ſ. w. (vgl. Str. 1888, 3.)
Str. 2247 Nu ſagt mir, meiſter Hildebrant! wie ſît ir ſô naz
von dem verchbluote, oder wer tet iu daz?

(Vgl. 2245, 3. 2246, 3. v. d. Hagen Anmerk. 294. Alfonsi discipl. cleric. 76. XXX. 160 f.) Sæm. Edd. 160, 6: hví er brynja þín blóði stockin? Auch hier wird Jagd vorgegeben (Sn. 226^{a}, 2: ör = oddr, vgl. 215^{a} u.: oddr = sverd), vgl. 154, 35. Grimm, Edda 94.

Niederländiſch: Das Lied von Halewyn, mitgetheilt durch Willems im Anzeiger 1836, Sp. 448 ff., auch auf neuern fliegenden Blättern: Antwerpen by J. Thys, Nr. 15. Gend by L. L. van Paemel, Nr. 25.

Willems bemerkt a. a. O. Sp. 450: „Dieſes alte Volkslied wird noch jetzt in Brabant und Flandern viel geſungen; die Melodie iſt ſehr ſchön, der Text aber in den fliegenden Blättern, die auf den Märkten verkauft werden, vielfältig verdorben. Man verſicherte mich neulich, daß auch in Norddeutſchland, in Weſtfalen und der Gegend von Hamburg ähnliche Lieder vom Zauberkönig Halewyn im Gebrauche ſind.“

Herr Halewyn ſingt ein Lied; alle, die es hören, wollen bei ihm ſein. Das Königskind reitet wohlgeſchmückt in den Wald; ſie kommen an ein Galgenfeld, wo viele Frauen hangen; er heißt ſie ſich den Tod kieſen, ſie wählt das Schwert. Sie heißt ihn das Oberkleid ausziehen, weil Mägdeblut weit ſpritze; eh er das Kleid ausgezogen, liegt ihm das Haupt vor den Füßen, das noch trügeriſche Räthe gibt; ſie waſcht es in einem Bronnen und reitet damit fort; der Mutter Halewyns, die ihr begegnet und nach dem Sohne fragt, ſagt ſie:

ik heb zijn hoofd in mijnen ſchoot,
van bloed is mijn vorſchoot rood.

Vor ihres Vaters Thore bläſt ſie das Horn; das Haupt wird beim Mahle aufgeſetzt.

Hoffmann, Horæ belg. II, 162 (Le Jeune 292): „Van des markgrafen zoon.“ Dieſe Aufzeichnung ſtimmt am meiſten mit der im Fein. Alm. II, 100; der Ritter, der nachher auch Landsknecht heißt, gibt ſich als eines Markgrafen Sohn zu erkennen; dennoch will ſie ſich lieber das Haupt abhauen laſſen, als ſeine Hausfrau werden; erſteres geſchieht:

Hij nam het hoofdje bij het haar,
hij wierp het in een fontein was klaar,
een fontein was diep van gronde:
„leg daar, jou lagchende monde!
leg hier, leg daar, jou lagchende mond! u. ſ. w.

Die Annäherung an das Lied vom eiferſüchtigen Knaben iſt hier am ſtärkſten.

(Das Lied: „Dat alle berghen goude waren,“ Horæ belg. II, 116, wozu noch Arwidsſon II, 227 anzuführen, hat andre Grundlage und klingt nur entfernt hier an.)

Schwediſch: Sv. Folkv. III, 94: „Röſvaren Rymer.“ Er will die Jungfrau in ein herrlich Land führen, wo ſoviel Gold iſt, als hier Sand (vgl. Nyerup III, 327 f. W. Grimm, Altdän. Heldenl. 75. 507), im Roſenwald aber zeigt er ihr ein Grab, worin ſie liegen ſoll. Sie bindet den Schlafenden und durchſticht ihn mit ihrem Meſſer, dann bläſt ſie ſein vergoldetes Horn (deſſen auch im Liede von Halewyn gedacht iſt) nach ſeinen ſieben Schweſtern, welche ſich ſchon der Beute freuen und mit Spaten herbeikommen, die Jungfrau zu begraben, nun aber den Bruder begraben müſſen. Ebd. III, 97: „Röſvaren Brun,“ mit dem Refrain „Det bläſer och det regnar nordaſt ut i fjällen, der hvila ock tre Nordmän.“ Brun verkündet der Jungfrau, daß er ſchon eilf andre getödtet. Sie bindet, weckt und erſticht ihn, er ſoll für Hunde und Raben daliegen. Arwidsſon I, 298: „Den falske Riddaren.“ Sie reiten über den Fünfzehnmeilenwald (vgl. Aucas. et Nicol. Méon I, 397: „li forès, qui bien duroit trente liues de lonc et de lé“); er hat acht Königstöchter umgebracht, ſie ſoll die neunte ſein; ſie bindet, weckt und erſticht ihn mit ſeinem Meſſer, heißt ihn für Hunde und Raben liegen, alsdann bläſt ſie die ſieben Schweſtern mit Schaufeln und Spaten herbei und reitet vogelſchnell von dannen. Eine Variante ebd. 301: als ſie durch den Fünfzehnmeilenwald geritten, ſieht die Jungfrau, wie ihr Liebſter ein Grab gräbt, zu eng für das Roſs, zu lang für die Hunde, es iſt für ſie beſtimmt; wo acht Pfähle ſtehn, liegen acht Jungfraun; ſie erbietet ſich, ihm zu lauſen, bindet und weckt ihn, ſchlägt ihm dann mit ſeinem Schwerte Haupt und Hand ab: „lieg nun für Hunde und Raben, lieg nun und ſchwimm in deinem Blute!“

Schottiſch: Kinloch 212 (vgl. 228 f. Anf.): „Duke of Perth's three daughters.“ Die Erſte geht in den Wald, Roſe und Lilie zu pflücken, ein Herr aus Lothian (Loudon Lord) ſpringt auf und heißt ſie, zur Strafe für das Blumenpflücken, wählen, ob ſie eines Räubers Weib genannt oder mit ſeinem Meſſer erſtochen ſein wolle. Sie wählt Jenes. Ebenſo ergeht es der zweiten Schweſter. Die dritte wählt gleicherweiſe; als er aber auch ſie ermorden will, reitet ihr Bruder John heran mit drei Dienern und verkündigt dem Mörder, daß er an einen Baum gehangen oder in den Giftſee werde geworfen werden, den Kröten und Klapperſchlangen zur Speiſe.

Motherwell 88 (vgl. XXII, Nr. XX[illegible] C* u.): „Baby Lon“ (aus Perthſhire): Drei Jungfraun gehen aus, Blumen zu pflücken, ein verbannter Mann ſpringt auf und gibt der erſten Schweſter die Wahl wie oben, ſo auch der zweiten; die dritte will keines von beiden, denn ſie habe in dieſem Wald einen Bruder, der ſie rächen würde; ſie ſagt den Namen desſelben: Baby Lon. Der Mörder iſt eben dieſer Bruder und wendet ſein Meſſer gegen ſich ſelbſt.

Buchan I, 22 (292): „The gowans sae gay.“ Refr.: „aye as the gowans (Maßliebe) grow gay the first morning in may.“ Die ſchöne Iſabel ſitzt nähend in ihrem Zimmer, da hört ſie einen elfiſchen Ritter (elf-knight) ſein Horn blaſen. (Vgl. Ebd. II, 296. Kinloch 145. Motherwell, Append. I.) Sie wünſcht ſich das Horn und den Elfritter, alsbald ſpringt er zum Fenſter herein; er könne das Horn nicht blaſen, als wenn ſie ihn anrufe. Sie reitet mit ihm in den Wald, da heißt er ſie abſteigen; ſieben Königstöchter hab' er hier erſchlagen, ſie müſſe die achte ſein. Sie beredet ihn, auszuruhen, und lullt ihn durch einen kleinen Zauber in feſten Schlaf; mit ſeinem eigenen Schwertgurt bindet ſie ihn und mit ſeinem Dolche durchſtößt ſie ihn; hat er ſieben Königstöchter erſchlagen, ſo lieg' er hier als Ehemann von allen!

Buchan II, 201 (331): „The water o' Wearie's well.“ Der Verführer harfnet Alle in Schlaf, ausgenommen die Königstochter; er nimmt ſie hinter ſich auf ſein Pferd und reitet mit ihr zum Waſſer von Wearies-Well; ſie muß immer tiefer hinein ſchreiten, bis ans Knie, bis an den Goldgürtel, bis ans Kinn. Sieben Königstöchter hat er hier ertränkt, ſie will er zur achten machen und ihr die Glocke läuten. Da bittet ſie ihn noch um einen Kuſs zur Stärkung im Tode; als er ſich aber nach ihr über den Sattelbogen bückt, nimmt ſie ihn in beide

Arme und wirft ihn kopfüber hinein. Hat er ſieben Königstöchter hier ertränkt, ſo will ſie ihn zum Bräutigam von allen machen und ſelbſt die Glocke läuten. Sie ſchwimmt ans Land und dankt Gott für ihre Rettung.

Ebd. II, 45 (309): „Fause Sir John and May Colvin.“ Sir John wirbt um May Colvin, er verſichert, Burgen, Städte dreiundzwanzig zu haben; ſie will ohne Erlaubnis ihrer Eltern ihm nicht folgen. Er hat ein Gelübde gethan, daß ſie dieſe Nacht mit ihm gehen ſoll. Durch einen Zauber, den er in ihren Ärmel ſteckt, wird ſie dazu gebracht. Sie nimmt viel Gold und Silber mit, ſowie ihres Vaters beſtes Pferd (dieß auch im Liede von Halewyn). Sie reiten zu Binyan's Bai, einer einſamen Stelle mit hohen, ſteilen Felſen, wo Niemand ihr Schreien hören kann. Acht Jungfraun hat er hier ertränkt, ſie ſoll die neunte ſein. (Are these your bowers and lofty towers?) Er heißt ſie Juwelen und Kleider ablegen, zu koſtbar, um ſie verderben zu laſſen. Sie bittet ihn, ſich umzuwenden, damit er ſie nicht entkleidet ſehe. Als er ſich umdreht, wirft ſie ihn in die See; dort ſoll er liegen, wohin er ſie legen wollte. Bevor die Glocke drei ſchlägt, iſt ſie wieder zu Hauſe. Der ſchlaue Papagei fragt, was ſie mit John gemacht, mit dem ſie geſtern Abend weggegangen. Sie ſchweigt ihn und er hilft ihr hehlen. (Der Stil iſt theilweiſe trocken, aber der Inhalt gut.)

Vgl. Percy III, 225.

Motherwell 67 (LX. LXX, 24): „May Colvin, or false Sir John.“ Hier reiten ſie einen langen Sommertag; die Stelle iſt nicht genannt; ſieben Königstöchter hat er ertränkt; er ſoll ſich umdrehen und nach dem Blatt am Baume ſehen; er fleht noch aus dem Waſſer um Handreichung (St. Oswald V. 711 ff. Udv. d. Viſ. I, 213, 20 f.); ſie verſpricht dem Papagei ein Käfig von geſchlagenem Golde, die Stäbe (spakes) von Elfenbein.

Chambers 232: „May Collean.“ Hauptſächlich die Anmerkung über die Örtlichkeit und Ortsſage.

Franzöſiſch: Roman de Rou I, 288 bis 290: Der normänniſche Herzog Richard (sans peur) ſieht auf der Jagd, als ſchon der Auguſt vorüber, von fern einen Ritter, das Schwert neben ſich im Graſe und bei ihm eine ſchöne, wohlgekleidete Jungfrau. Als der Ritter den Herzog kommen ſieht, enthauptet er die Jungfrau, wofür ihm Jener das Haupt abſchlägt. Der Herzog bewundert die Schönheit Beider und läßt ſie am vierten Tage begraben. Nie erfuhr er, woher ſie waren. Wegen der Sünde dieſes Todſchlags ward die Sache nicht aufgeſchrieben, aber die Väter haben es den Söhnen geſagt.

Blaubartmährchen: Perrault, la barbe bleue (eine neue Ausgabe des Perrault durch Jacob Bibliophile 1835). Grimm, Hausmährchen I, 206, Nr. 40. 224, Nr. 46. III, 70, Nr. 40. 75, Nr. 46. 378, 3. Armer Heinrich 173.

Morgenblatt Nr. 28, 13 Juli 1856, S. 657 (Wanderungen durch celtiſches Land I): „Hätten wir bloße Romantik geſucht, in der Nähe von Nantes würden wir genug gefunden haben. Ich nenne z. B. nur das Schloß Raoul des Blaubarts, deſſen Ruinen ſich wenige Stunden nördlich von der Stadt an einem kleinen See reizend ſchön erheben. Zwiſchen den Ruinen wachſen ſieben Trauerbäume zur Erinnerung an die ſieben Weiber, die der edle Ritter für ihre Neugierde etwas hart beſtraft hatte.“

Sæm. Edda 53 (Hým. kv. 10):

„var karls er kom
kinnskógr frörinn.“

Spaniſch: Romance de Ricofranco, J. Grimm, Silva 252 [= D. F. J. Wolf y D. C. Hofmann, Primavera y flor de romances II. Berlin 1856. 8°. S. 22. 23. Man vergleiche ferner: Altſpaniſche Romanzen, überſetzt von F. Diez. Berlin 1821. 8°. S. 179. 180. Romanzero der Spanier und Portugieſen von E. Geibel und A. F. v. Schack. Stuttgart 1860. 8°. S. 377. 378. H.]. Nach vergeblicher Jagd nahen ſich die Jäger des Königs dem Schloſſe Maynes. Darin iſt eine Jungfrau, um die ſieben Grafen und drei Könige werben. Ricofranco, der Aragoner, raubt ſie. „Weinſt du um Vater oder Mutter, nie mehr wirſt du ſie ſehen; weinſt du um deine Brüder, ich erſchlug alle drei.“ Sie weint über ihr ungewiſſes Schickſal. Er mög' ihr ſein Meſſer leihen, damit ſie den Saum vom Schleier ſchneide. Er reicht es ihr und ſie ſtößt ihms in die Bruſt, ſo rächt ſie Vater und Mutter ſammt den drei Brüdern.

[Vilmar S. 51 bis 60. H.]

Brennenberg.

(75) A. Niederdeutſches Liederbuch Nr. 44.

Str. 10, Z. 2: ſchencke. Str. 12, Z. 3: du r.

In: „Nye Chriſtlyke Geſenge vnde Lede, vp allerley ardt Melodien, der beſten olden, Düdeſcher Leder u. ſ. w. dörch Herm. Veſpaſium, Prediger tho Stade. P. K. (Paul Knoblauch zu Lübeck) 1571.“ ſteht vor einem der geiſtlich veränderten Lieder (Nr. 44) der Anfang des weltlichen:

Idt is nicht lange, dat idt geſchach,
Dat Brwnenberch u. ſ. w.

(Kinderling in Bragur V, 25. Koch, Compendium der deutſchen Litteratur-Geſchichte, 2te Ausg. II, 87.)

Zu Str. 3. 4 vgl. Minneſ. I, 7ª, Lied unter dem Namen des Herzogs Johann von Brabant (er kam 1260 zur Regierung und ſtarb 1294):

Eins meienmorgens fruo
was ich ûf geſtân,
in ein ſchönz boungartegin
ſolde ich ſpiln gân;
dâ vant ich drie juncfrouwen ſtân,
ſi wârn ſô wol getân,
diu eine ſang für, diu ander ſang nâ:
  Harba lôri ſâ harba lôri ſâ harba lôri ſâ u. ſ. w.

Dô ich erſach daz ſchöne krût
in dem boungartegin
und ich erhôrte dâ ſüeze gelüt
von den megden ſîn,
dô verblide daz herze mîn,
daz ich muoſte ſingen nâ:
  Harba lôri ſâ u. ſ. w.

Dô gruoſte ich die allerſchönſten,
diu dar under ſtuont,
ich liez mîn arme alumbe gân
dô zer ſelben ſtunt,
ich wolte ſi küſſen an ir munt,
ſi ſprach: lât ſtân, lât ſtân, lât ſtân!
  Harba lôri ſâ u. ſ. w.

(Vgl. MS. I, 184^{a}, 5: Ah lâ ſtên u. ſ. w. Pariſe la Ducheſſe 201: or me laisiez ester! 214: je laiserai ester. Levninger II, 118 bis 21, Indhold Nr. 16. Nyerup III, 345 bis 347.) [Zu Str. 7 vgl. S. om Didr. af Bern, utg. af Hyltén-Cav. 151 u.]

Hochdeutſch iſt Brennenberges Schickſal in einem Meiſtergeſang erzählt: „Ein hübſches lied von des Brembergers endt und todt, In des Brembergers thon.“ Fl. Blatt o. J., gedruckt zu Nürnberg durch Chriſtoff Gútknecht. Anfang:

Mit urlaub, fraw, umb ewern werden dienſtman,
geheißen was er Bremberger,
ein edler ritter weiſe.

In ſeinem thon fro ich euch wol ſingen kan,
darin mich niemand verdenke, (ſo)
ſein lob ich immer preiſe.

Er hat geſungen manichfalt,
das redt ich auf die trewe mein,
von einer ſchönen frawen u. ſ. w.

(Vgl. Wunderhorn II, 229, hier fehlt die zweite Strophe. Grimm, deutſche Sagen II, 207 bis 212.) Auch im N. Lit. Anzeiger durch Grimm, Muſeum I, 141.

Die mittelhochdeutſche Erzählung Konrads von Würzburg [das Herzmähre. Pf.], worin der Ritter nicht genannt iſt, ſtimmt mehr mit der nordfranzöſiſchen vom Caſtellan von Coucy; doch erſcheint der Liebende nicht als Sänger. Sie iſt gedruckt in Laßbergs Liederſaal II, 359 und ſchon früher in Müllers Sammlung Bd. I, „Von der Minnen,“ wo jedoch die Schlußſtelle, in welcher ſich der Dichter nennt, durch etliche andre Zeilen erſetzt iſt. [S. auch die Ausgabe von Fr. Roth. Frankfurt 1846 und in v. d. Hagen, Geſammtabenteuer I, 225 ff. Pf.]

Die Lieder Reinmanns von Brennenberg ſtehen in der Sammlung von Minneſ. I, 184 ff. Auch im Verzeichnis über die Dichter der Kolmarer Handſchrift erſcheint „der Brannenberger,“ Muſeum f. altd. Lit. II, 184. [S. nun: Meiſterlieder der Kolmarer Handſchrift, herausg. von K. Bartſch. Stuttgart 1862. S. 69. 163. Pf.] Vgl. auch ebd. I, 140 f. 107, Anm. 18. Aus denſelben, I, 184^{b}, 5:

Swem ſi wont mit rehten triuwen ſtæteclichen bi,
dem wahſet niemer grâwez hâr und wirt ouch aller ſorgen fri.

185 b, 4 Ich bin mit ganzem libe enzwei geteilet wunderliche u. ſ. w.
diu liebe hât daz herze min.
Daſt min der beſte teil, der ſtäte muoz bi ir beliben u. ſ. w.
Nu ſprechent an! wer wurde alſus geteilet ie u. ſ. w.

Über das bairiſche Adelsgeſchlecht „die Prennberger“ ſ. Hormayr, Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte 1830.

Däniſch: Udvalg af danſke Viſer II, 238: „Hertog Frydenborg.“

Schwediſch: Sv. Folkv. I, 95: „Hertig Fröjdenborg och Fröken Adelin.“

Altfranzöſiſch: Histoire du Châtelain de Coucy et de la Dame de Fayel, publ. par Crapelet. (F. Wolf, Lais 52. 236 u. bis 238 ob.: Lai de Guirun.) Vgl. Bouterwek, Geſch. der Poeſie und Beredſ. V, 25 ff. Altengliſche ſtrophiſche Bearbeitung, ohne poetiſches Verdienſt, in Ritſons Anc. engl. metric. Romanc. III, 193 ff. (vgl. 353 ff.) Darin S. 196:

This knight was in a garden grene
And thus began him to complayne u. ſ. w.

S. 218 Schluß:

Wyth that the lady, in all theyr syght,
Yelded up her spyrit, making her mone.
The hyghe god moost of myght
On her have mercy and us echone!

Percy III, XXVII: „The Editor has seen a very beautiful old ballad on this subject in French.“ (Die Lieder des Caſtellans von Coucy hat neuerlich [Paris 1830. 8⁰. H.] Fr. Michel herausgegeben.)

Lai d'Ignaurès u. ſ. w., publ. par Monmerqué et Fr. Michel. Paris, Silveſtre, 1832.

V. 15 Une aventure molt estraigne,
Que jadis avint en Bretaigne u. ſ. w.

V. 625 D'eles .xij. fu li deus fais,
Et .xij. vers plains a li lais,
C'on doit bien tenir en mémoire;
Car la matere est toute voire.
Ensi con tiesmoigne Renaus,
Morut Ignaurès, li bons vassaus,
Et celes, qui lor drues furent,
Pour l'amisté de lui morurent;

Car dex ait pité des ames
Et des chevaliers et des dames
Et benis soit, ki le fist faire,
Cest lai, ki as amans doit plaire!

V. 665 (Schluß) C'est la matère de cel lay;
Ichi le vons definerai.
Franchois, Poitevin et Breton
L'apielent le Lay del Prison.
Je n'en sai plus ne o ne non,
Si fu por Ignaure trouvés,
Ki por amours fu desmembrés.

Das Herz des bretagniſchen Ritters wird gar von zwölf Frauen die ihn liebten, verzehrt; dieſe Auffaſſung der Sage iſt übrigens die einzige, welche mit dem niederdeutſchen Liede gemein hat, daß der Ritter gefangen gehalten wird, doch nicht ſieben Jahre lang, wie Brunenberch, ſondern nur bis zum vierten Tage.

Daß die Sage von Ignaurés, obwohl in abweichender Verſion, auch den Provenzalen bekannt war, hat Ferd. Wolf (Berliner Jahrbücher für wiſſenſch. Krit. 1834, II, Sp. 253 f.) aus einer Gedichtſtelle des Arnaud de Marſan, aus dem 13ten Jahrh. (Raynouard II, 308 f.), nachgewieſen.

Provenzaliſch haftet ſonſt die Sage auf dem Troubadour Guillems de Cabeſtaing, geſt. zwiſchen 1181 und 1196, in verſchiedenen Darſtellungen, Raynouard V, 187 ff., Diez, Leben und Werke der Troubadours, Zwickau 1829, S. 77 ff.

Die Frau, die das Herz genoſſen, wird hier von ihrem Gemahl mit dem Schwert angerannt und ſtürzt ſich vom Balcon. Raynouard V, 189 [C. A. F. Mahn, Die Werke der Troubadours I, Berlin 1846. 8°. S. 104 bis 109. Derſelbe, Die Biographieen der Troubadours. Berlin 1853. 8°. S. 3. 4. 45. 46. H.]:

El rei d'Arago venc en la terra, quan saup lo fag, e pres R. de castel Rossilho e desfetz li los castels e las terras e fes metr' En G. de Cabestanh denan l'us de la gleiza de San Joan a Perpinhan e la domna ab el. E fon una longa sazon, que tug li cortes cavayer e las domnas gentils de Cataluenha e de Rossilho e de Sardanha e de Cofolen e de Narbones venian far cascun an anoal per lur armas aital jorn, quan moriro, pregan nostre senhor, que lur agues merce. S. 195: Et josteron si li paren d'En Guillem et de la dompna et tuit cil, qi eron amador, [S. 189: totz los cortes cavayers d'aquela encontrada] et guerriron R. a foc et a sanc; e 'l reis Anfos d'Aragon venc en aqella encontrada, qant saup la mort de la dompna et del chavalier; et pres R. et desfetz li lo chastels et las terras; et fetz G. et la dompna metre en un monimen denan l'uis de la gleiza a Perpignat, en un borc q'es en plan de Rossillion et de Sardogna, lo cals borc es del reis d'Aragon. Et fo sazos, qe tuit li cavalier de Rossillion et de Sardogna et de Cofolen et de Riuples et de Peiralaide et de Narbones lor fasian chascun annoal; et tuit li fin amadors et las finas amaressas pregaven dieus per las lor armas u. ſ. w. El borc, en lo cal foron seppellitz G. et la dompna, a non Perpignac.

Hiernach „secondo che raccontano i Provenzali,“ wieder in Nebenumſtänden abweichend, Boccaccio, Decamer., Giorn. 4, Nov. 9. Inhalt:

Messer Guiglielmo Rossiglione dà a mangiare alla moglie sua il cuore di messer Guiglielmo Guardastagno, ucciso da lui et amato da lei. Il che ella sappiendo, poi si gitta da una alta finestra in terra e muore, e col suo amante è sepellita.

Raynouard III, 111 (Guillem von Cabeſtaing):

Aissi cum selh, que laissa 'l fuelh
E pren de las flors la gensor,
Ai eu chauzit en un aut bruelh
Sobre totas la belhazor.

III, 117 (Ebd.) Suffretz, qu' ie us bais los guans!
Que de l'als sui doptans.

Verwandten Inhalts iſt das däniſche Lied: „Maribos Kilde“ (Nyerup I, 316). Hier läßt der eiferſüchtige König ſeinen Grafen durch die Köche in Stücke hauen und auf der Königin Tiſch tragen; aber dieſe ſammelt die Stücke und taucht ſie in die Quelle von Maribo, worauf der Mann wieder erſteht. Der Refrain iſt: „Den langeſte Nat — Mig twinger Elſkoven.“ Eine Strophe, die bei Nyerup fehlt, lautet in W. Grimms Überſetzung (Altdäniſche Heldenlieder u. ſ. w. S. 85):

Zerhaut ihn klein wie einen Fiſch
Und tragt ihn auf der Königin Tiſch!

S. auch eine ſchottiſche Ballade ſpäteren Stils: „Lady Diamond,“ Buchan II, 208.

In einer Münchner Pergamenthandſchrift des 13ten Jahrhunderts Bl. 19ᵃ ſtehen die lateiniſchen Strophen [= Carmina Burana, ed. Schmeller, S. 116. Pf.]:

Ista Phrison decantabat
juxta regis filiam,
ægram quæ se simulabat,
dum perrexit per viam
desponsari.
Sed hæc gnanus (nanus?)
notans sponso retulit,
mox truncatur ut profanus,
tandem sponso (sponsæ?) detulit.

J. Grimm, Silva 138 bis 140. Vgl. J. Grimm, deutſche Rechtsalterth. 616 bis 618 ob. Liederſaal II, 359 ff.

Über des Brennenbergers Ton oder Weiſe ſ. J. Grimm, altd. Meiſtergeſ. 135. (15, Anm. 4. 109 u.) Vgl. Wunderhorn III, 113 u.

Der angeführte Meiſtergeſang von des Brembergers Ende iſt „in ſeinem thon“ geſungen; es iſt derſelbe Ton, der in den Minneliedern Reinmanns von Brennenberg vorherrſcht, nur iſt der vordere Theil des Abgeſangs etwas mehr in Reime geſpalten.

Fiſchart, Gargantua Cap. 26 (S. 308): „Ein gut Geſetzlein Bergrein, Bremberger, Vilanellen und winnenbergiſche Reuterlidlin zu ſingen“ u. ſ. w. (Ebd., Podagr. Troſtbüchlein B V.)

In der Einladung zu einer Singſchule der Brüderſchaft der Meiſterſänger zu Freiburg vom Jahr 1630 (Mones Badiſches Archiv II, 206) wird geſagt: „Was auf einer geiſtlichen Singſchuel verbotten iſt, das weiſt ein jeder wohlgelernter Maiſterſinger vorhin wohl, als nemlich Boſſenlieder, Bremberger, Bergriſch [ſo], auch ſoll keine Reizlied, Schmützung, Schmehung oder Eingreifung in Religion-Sachen geſungen werden.“ [Vgl. Schriften II, S. 304. H.]

Mſſ. Docen (auf der Münchner Bibliothek) C. 26: Ein Minnelied im Ton Reinmanns von Brennenberg, aus der Hoheneicher Handſchrift B, Bl. 11: „Ein Prenberger.“ Dieſelbe Handſchrift A, Bl. 37 hat ein Meiſterlied: „Ein Brennenberger donn wiſe.“ Es iſt ein Geſpräch eines ſterbenden reichen Geizhalſes mit ſeinem Sohne.

Muſeum f. altd. Lit. I, 107, Anm. 18. 115 bis 20. Grundriß 504 ob. [Vgl. auch Schriften II, S. 325. 326. 344. VII, S. 410. Cento novelle antiche Nr. 62, deutſch in: Italiäniſcher Novellenſchatz, ausgewählt und überſetzt von A. Keller. I. Leipzig 1851. 8^{0}. S. 15. 16.

F. Wolf, Über die Prager Romanzenſammlung S. 181. 182. F. Liebrecht in Pfeiffers Germania I. Stuttgart 1856. 8^{0}. S. 260. An Uhlands Romanze „Der Caſtellan von Coucy“ braucht kaum erinnert zu werden. Denſelben Stoff hat auch Conz behandelt in ſeinem Gedichte „Des Ritters Herz.“ Die Geſchichte des Guillem von Cabeſtaing hat A. Böttger in Romanzen bearbeitet. H.]

Tagelieder.

(76) B. Fl. Bl. „Getruckt zů Bern, by Sigfrid Apiario. 1564.“ Noch zweierlei alte fliegende Blätter o. O. u. J. Fl. Bl. Baſel, bei Johann Schröter, 1611.

Das eine der Flugblätter ohne Datum, doch wahrſcheinlich ebenfalls von Johann Schröter in Baſel, hat zum Schluß eine weitere Strophe:

Gott Vatter, Gott Sohn Jeſu Chriſt
und Gott heiliger Geiſt,
laß dir die allerſchönſt befohlen ſein,
laß dir ſie befohlen ſein!

Mehrfache Zuſätze und Abweichungen gibt das Blatt von 1611. Hier beginnt das Lied:

Ein Knab auf dieſer Erden
da iſt gut wohnen bei,
tröſt mir ſie Gott im Herzen,
die außerwählte mein! :|:

Leucht uns der Morgenſterne,
leucht uns mit hellem Schein,
erweckt mir mein Geſange
die außerwählte mein. :|:

Str. 2, Z. 2 fehlt: wol. Z. 3: wann jm was. Z. 4: den Schaden müſt er han. Str. 3, Z. 1: Wann mir was. Z. 2: ſchöns. Z. 3: ich bin. Z. 4: geritten. Str. 4 fehlt. Str. 5, Z. 1: Ade muß ich. Z. 3: mein Roſſz wil nicht mehr bleiben. Str. 6, Z. 1. 2: Binde es oben ane, an einen Gilgen zweig. Z. 3: vnd l. d. Zwiſchen Str. 6 und 7 ſteht dieſe:

Sie nam ihn an ihr Arme,
an ihr ſchneeweiße Bruſt,
komm her, du edler Jüngling!
das war meines Herzen Luſt. :|:

Str. 7, Z. 3: Ich bin verwundt ſo ſehre. Str. 8, Z. 1: Biſtu verwundt ſo ſehre. Z. 4: wol auff den pfennig mein. Str. 9 fehlt; dagegen folgt ein Anhang:

Wer iſt, der uns das Liedlein ſang,
von newem geſungen hat?
das hat gethan ein Schreiber gut,
Gott geb ihm ein fein gut Jahr! :|:

Er hats ſo frei geſungen
bei Mädt und külem Wein,
dabei da ſind geſeſſen
drei ſchöne Jungfrewelein. :|:

Die eine heißet Urſel,
die ander ſchöns Annelein,
die dritt will ich nicht nennen,
die muß mein eigen ſein. :|:

Das Lied ſei dir geſungen
zu tauſent guter Nacht!
zu dir kan ich nicht kommen,
der Engel Gottes dich bewahr! :|:

(Niederd. Liederbuch 97, Str. 7, Reim: ſcheidet — beydet.)

Geiſtliche Bearbeitung des Liedes auf einem fliegenden Blatt des 16ten Jahrhunderts, Magdeburg bei Wilhelm Roß o. J.:

O Chriſte, Morgenſterne[1],
leucht uns mit hellem Schein,
ſchein uns vons Himmels Throne
an dieſem tunkeln Ort,
mit deinem reinen Wort u. ſ. w. (10 Str.)

Vgl. Rambach, Anthologie chriſtlicher Geſänge II, 163.

Str. 1 lautet in allen Texten, mit Ausnahme des verdorbenen von 1611, in der Hauptſache und abgeſehen von der ſchweizeriſchen Schreibweiſe gleich; einmal heißt es in Z. 2: erweckt mich (anderwärts Str. 2, Z. 1: Wer iſt der, der da ſ.). Zum Verſtändnis dieſer Strophe mögen nachfolgende Andeutungen beitragen.

[1] Mone, Schauſp. II, 60:

Waket, rittere! dat is ſchire dach,
ik vorneme der morghenſterne ſlach.

Suhm, Symb. 80:

Auch der klein lawrein
Muſt ir morgenſtern ſein(?)

Lied in ſchwäbiſcher Mundart auf einem ſliegenden Blatt des 17ten Jahrhunderts, Str. 30 (Hänsle zum Pfarrer): „Und wenn ar as laond da Moargaſtearn ſinga“ u. ſ. w. Vgl. Hoffmann, Kirchenl. 102: „Ave, morgenſterne“ u. ſ. w. Deutſche Rechtsalterth. 441, 2: und der morgenſterne ſchein u. ſ. w. Schmeller II, 616: „Der Morgenſtern, Ehrenmuſik am Morgen der Brautnacht (Werdenfels).“

(Sæm. Edda 30, 23.) Horant, Hiarrandi, Herrenda, oriens? Fornald. S. III, 223: „Draumbút (acc.) ok Hjarrandahljóđ“ (at búta truncare, amputare, bútr, m. truncus). Hiarrande als Eigenname, Olafs S. C. 95. Gudrun 1515 [= Str. 379 Bartſch. H.]:

Dô ſich diu naht verendet' und ez begunde tagen,
Hôrant begunde ſingen u. ſ. w.

(auch Abends 1486. 1505, doch iſt jenes die Hauptſtelle). J. Grimm, Andreas u. Elene XXX f. XXXVI, 2. J. Grimm, deutſche Mythol. 431 (au matin par son l'aube). 428. 413. (Im Rom. de Parise S. 182 und 213: par soz u. ſ. w. Ferabras 3493: Lo mati sus en l'alba u. ſ. w.) Raynouard III, 342: vuelh far alb' ab son novelh. — dezir l'alba. III, 251 u.: son d'alba. (Vgl. Diez, Poeſie der Troubadours 115. Raynouard II, 235.) Polniſche Volksſagen 6, 2.

In ſchwediſchen Volksliedern iſt es ſtehende Form, daß der an herrlichem Geſang Erwachende ſolchen anfänglich einer fremden Urſache zuſchreibt. Sv. Folkviſ. III, 44:

Och konungen vakna' i högan loft låg:
„Hvad är för en fogel, ſå väl ſjunga må?“
49 „Hvem är det, ſom blås i min förgyllda lur?“
53 „Hvem är det, ſom på min gullharpa ſlår?“ III, 55. 58.

Arwidsſon I. 388:

„Hvem är det, ſom leker på gullharpa ſå väl?“

I, 392 Och konungen vaknar i högan loft,
Så fick han höra hur den viſan hon geck.

„Anten är det Chriſtus af himmelrik,
Eller är det guds englar lik!“

394 f. Det går en getpiga i heden och ſång,
Hon väcker upp kungen i höga lofts ſval.

Och kungen han ſade till ſmåſvenner ſå:
„Hvem är det ſom på guldharpan ſlår?“ I, 397. 401.

Nyerup IV, 101, Str. 4. 5. Die Königin erwacht am Geſange des Ritters beim Tanze, ſie fragt, welche ihrer Jungfraun die Harfe ſchlage. IV, 43. Ritſon, Anc. Engl. metric. Romanc. III, 171 fg. aus dem altfranzöſiſchen Gedichte von Horn, von des Letztern Harfenſpiele:

Lors print la harpe a sei, si commence a temprer.
Deu, ki dunc lesgardast, cum il la sot manier,
Cum ses cordes tuchot, cum les fescit trembler,
A quantes faire les chanz, a kuantes organer!
Del armonie del ciel lie pureit remembrer u. ſ. w.

Triſtan 7646:

daz ſi al dort her vernämen
einen alſô ſüezen harpfen klank
unde mit der harpfen einen ſank,
got möht' in gerne hören
in ſinen himel kören.

Morolf 2513:

Er konde wol der engel griff.

Renner 10984:

Seit ein iglich ſtern hat
einen engel, der in an die ſtat
weiſet, do er hin ſol gen,
wie ſolten wir kranken denn beſten
und leiten uns die engel niht?
Swelh menſch an ditz geſtirn ſiht
und gotes wunder niht merket daran,
der iſt guter witze wan.
Swenn ich niht mak geſehen di wunder,
die unſer herre hat beſunder
oben behalten in ſinen taugen,
ſo merke ich, daz die menſchen augen
alle zeit ſehen ob in ſweben,
fliegen, ſingen, als ob ſie leben,
nu rot, nu gel, nu praun, nu weiz.

Vgl. Deutſche Mythologie 414, 4. 5. 550.

D. (J. G. Jacobis) Iris, Bd. 5, Berlin 1776, S. 134 ff., mit Melodie. Jacobi bemerkt dazu S. 132: „Das war ein Lieblingsſtück unſrer Vorfahren, und meine Freund und Freundinnen und ich haben öfter, wenn wir uns in die vergangnen Jahre hineinträumen wollten, die Sterne damit bewillkommt.“ (Vgl. Samml. d. Volkslieder durch Büſching und v. d. Hagen 231. 412 f.) (Herders) Volkslieder Thl. 1, Leipzig 1778, S. 38 ff. Herder ſagt darüber S. 316 f.: „Die Melodie hat das Helle und Feierliche eines Abendgeſanges, wie unterm Licht der Sterne, und der Elſaßer Dialekt ſchließt ſich den Schwingungen derſelben trefflich an u. ſ. w. Der Anfang des Liedes iſt mehrern Volksliedern eine Lieblingsſtelle.“

Str. 1, Z. 1: Jac. leuchten, Sterne. Z. 2: H. ihren ſch. Z. 3: H. gr. euch. Z. 4: H. Röſſelein. Str. 2, Z. 1: H. beim z., beim z. Z. 2: J. bindt es. Z. 3: J. Und ſey d. Str. 3, Z. 1: J. kann es u. m. es. Z. 3: J. Mein Hertzel i. m. es. Z. 4: J. Ach Schätzel! Str. 5, Z. 3: J. Er ſtieß es ſ. Liebe; H. durchs H. Str. 5 fehlt bei Jac. Str. 6, Z. 2: H. ein rothes G. Z. 3: J. warf es ins fl. W. Z. 4: J. gabs; H. ſeinen klaren Sch. Str. 7, Z. 2: H. d. an den tiefen S. Z. 3: J. ſeines Lieb. Z. 4: H. jetzt h. Str. 8, Z. 3: H. wir Beid'; J. dieſe beyde.

Das Lied ſchließt ſich nach einer Seite an das vom Ulinger (Nr. 74), nach der andern an diejenigen, in welchen der Heimkehrende an der Geliebten, die einen Andern geheirathet, oder an der ungetreuen Frau blutige Rache nimmt: Meinert 146 (vgl. 47. 104 ob.). Wunderhorn II, 17. Münſteriſche Geſchichten u. ſ. w. 203. Schwediſch: Arwidsſon II, 53, vgl. 448. Italiäniſch: La bella Margherita, Altd. Wälder I, 160 (daraus auch in Egeria 44), Agrumi 230. Proben der Treue am hellen oder trüben Ringgold, Edelſtein u. ſ. w. in verſchiedenen Sagen.

[Vilmar S. 119 bis 124. H.]

(77) Aus einem fliegenden Blatt „Getruckt zů Augspurg bey Michael Manger“ (um 1580), hinter dem Liede vom Eppele von Gaylingen, abſchriftlich mitgetheilt von Hrn. M. Körner in München.

Str. 1, Z. 2: der tage iſt. Str. 2, Z. 3. 4: laſt. Str. 4, Z. 4: ſcheid.

Der Troſt, den der aufſteigende Tag der Frau zurückläßt, iſt weggefallen, dagegen folgt noch eine nicht hieher gehörende Strophe:

Es ryt ein Ritter welgethon,
da begegnet jhm ein Jungkfraw ſchon.
„Jungkfraw, mein Pferdt iſt wel beſchlagen,
es kan die ſchönen Mäydlein tragen.“

Vgl. „Das gelbkrauſe Haar“ Nr. 108, 5. Meinert 11. Ähnliche Perſonificierung in dem Geſpräche des Liebenden mit Mai, Sommerwonne u. ſ. w. Minneſ. I, 3^{b}. Liederſaal II, 712:

Her Tag, ir mügt wol ſin gemeit,
daz ir ſi ſolt beſchinen ꝛc. ſ. w.

(Vgl. Deutſche Grammatik III, 346.)

Zu Str. 1 Arwidsſon II, 214, 8:

„Hade iagh nycklar till thenna dagh,
Jagh ſkulle the[m] kaſta vthj villande haaf,
Thet ſkulle nattaſs och aldrig dagaſs mehra!“
The ſkulle nu åthſkilliaſs, ſom gerna villia ſamman vara.

Nyerup V, 17:

Havde jeg Nöglen til den Dag,
Jeg vilde hannem ſänke i vildene Hav,
Saa det ſkulde nattes og aldrig dages meer,
De maatte väre ſammen, ſom havde hinanden i Hiertet kjär.

Vgl. Hartmanns Gregor 2922: „den ſlüzzel warf er in den ſê. (Gesta Romanor. Bl. 64^{b}.) Horæ belg. II, 83, Liedesanfang aus einer Pergament-Handſchrift des 15ten Jahrhunderts:

Had ic den ſlotel vanden dach,
ic worpſe u. ſ. w.

Antwerpener Liederbuch 11^{a}.

Isengrimus 368 (S. 13): ad presens nimis est ista ligata dies. Reinardus III, 318 (ed. Mone S. 154):

heu mihi, quo tardat fune ligata dies?

(Vgl. III, 205, S. 149: nocte profundâ.) J. Grimm, Reinhart Fuchs LXIV. Sæm. Edda 135, 11 f. W. Grimm, Heldenſage 20. MS. III, 377^{b}, 6 (Vrouwenlop):

Kund' ich den tag mit ſekken in gevueren,
vieng' ich den wint in ſtrikken und in ſnueren u. ſ. w.

[Mythologie 706. 1224.]

Zu Str. 2, Z. 3 f. vgl. Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 237 (Wiewol ich arm und elend bin u. ſ. w. Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 33^{b}. [Volkslieder S. 137. H.]), Str. 5:

Fehrſt du dahin und leßt mich hie,
was leſſeſt du mir zu der letzte hie u. ſ. w.

Zu Str. 4. In einem holländiſchen Volksliede: „Nagtegaaltje, kleyn vogeltje koen“ u. ſ. w. (De nieuwe Overtoomſche Markt-Schipper u. ſ. w. Amſterdam 1831, S. 78) finden ſich folgende Strophen:

Myn liefje ſchryft my al uit Parys, [een brief?]
Dat hy zal nemen een ander wyf.
Neemt hy een wyf, ik zal nemen een man,
Ick zal zien, wie't langſt uit houden kan.

S. auch Anm. zu „Ich bin durch fräuleins willen“ Str. 2. Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 108 [Volkslieder S. 176. H.]: Geliebdt dir kein anders weybe, So geliebet mir kein annderer Man.

(79) A. Niederdeutſches Liederbuch Nr. 53.

Str. 2; Z. 3: wäck; ebenſo Str. 3, Z. 3.

(80) Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 60. Verändert und erweitert, doch nicht zu ſeinem Vortheil, ſteht das Lied ebd. Nr. 155: „Der Wechter der blies an den Tag“ u. ſ. w.

Str. 1, Z. 1: verkündiget. Str. 2, Z. 1: ſeines. Z. 3: den w. Nr. 155 die. Z. 6: die halbe m., fehlt in Nr. 155. Str. 4, Z. 4: meines. Str. 5, Z. 5: ſcheinet.

[Vilmar S. 161. 162. H.]

(81) [Vgl. Uhlands Volkslieder II, S. 1007. H.]

Str. 1, Z. 2: g. manchen tag, Text aus der Hdſ. Z. 3: Hdſ. Nu ſagt mir ſchone jungkfrawe. Z. 4: was. Z. 5: willens; Hdſ. ob ich mich wöllet nemmen. Z. 7: Hdſ. ich ſoll vnd mues von hinnen. Z. 8: Hdſ. Ja ſchöns. Z. 9: Hdſ. mir liebt kein. Str. 2, Z. 1 bis 3: Hdſ. Geliebdt dir kein anders weybe, So geliebet mir kein annderer Man, ſo kher dich her zue mir. Z. 6: meinen; Hdſ. Z. 6. 7: dem allerliebſten mein, vnd wils mit recht behallten. Z. 8: Hdſ. Ja ſchons. Z. 9: Hdſ. dein lauter aigen will i. ſ. Str. 3, Z. 1: Hdſ. (hier Str. 5) Ach freülin Ich hab mit eüch g. Z. 5: Das. Z. 3 bis 9: Hdſ. Ich hab durch Euch gelytten lieb vnd leid, So bin Ich durch Eurentwillen geritten, ſo manche zeit, des ſollt Ir mich laßen genießen, Ja. Schones mein lieb, Alde Ich fahr dahin.

Im Frankfurter Liederbuch, wie auch im niederdeutſchen, folgen zwei weitere Strophen:

Er nam ſie bei der Hende,
bei ihr ſchneeweißen Hand,
er führt ſie an ein Ende,
uber ein ſchmalen Gang,

wol in ein Kämmerlein finſter,
da lag der Held und ſchlief.
Der Wechter an der Zinnen,
o ſchönes mein Lieb,
den hellen Tag anblies.

Ligt jemand hie verborgen,
der heb ſich bei der Zeit,
daß in die Leut nit ſpüren
wol bei dem ſchönen Weib!
Ich ſeh die Morgenröt herdringen,
den Tag ſpür ich im Thal,
die kleinen Waldvögelein ſingen,
o ſchönes mein Lieb,
darzu Fraw Nachtigal.

In der Heidelberger Handſchrift noch eine dritte:

Wir zwei mir [ſo] müeßen ſcheiden
aus diſem grienen clee,
ſo geſchicht uns allen beiden
an unſerm herzen wee.
do kert er ir den rucken,
er ſprach nichts mer zue ir,
das frewlen thet ſich ſchmucken,
ja, ſchöns mein lieb,
ade, ich ſar dahin.

Dieſe Strophen gehören andern Wächter- und Abſchiedsliedern an. Die drei echten, wenn auch im Einzelnen erneuert und am Schluſſe unſicher, haben noch etwas vom Tone der Geſprächslieder des ältern Minneſangs.

Zu Str. 1 vgl. MS. I, 96^b, Milon von Sevelingen:

Dô ich dich loben hôrte, dô hete ich dich gerne erkant;
durch dîne tugende manige vuor ich ie wallende, unz ich dich vant.

(83) A. Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 201. Die erſte Strophe auch bei J. de Vento, „Newe Teutſche Liedlein,“ München 1569, Nr. 25:

Es ſlog ein klein waldvögelein
der lieben fürs fenſterlein,
es klopfet alſo leiſe

mit ſeinem gülden ſchnebelein:
„ſtand auf, herz lieb, und laß mich ein!
ich bin ſo lang geflogen
wol durch den willen dein.“

Str. 1, Z. 1: kleinek. Z. 2: zum Fenſter ein, richtiger bei J. de Vento. Str. 2, Z. 3: zu halber vgl. Schmeller II, 176.

Im Frankfurter Liederbuch folgen noch fünf Strophen, die ſich aber nicht zu den vorhergehenden fügen. Sie gehören der Hauptſache nach einem Wächterlied an und erſcheinen theilweiſe, in einfacherer Versart, unter Nr. 41 derſelben Sammlung: „Es taget vor den Oſten.“

Tagelied des Vogels, MS. I. 101, XIII (Dietmar von Aiſt). Nyerup I, 322, 25 f. Jamieſon I, 162 ff.

(86) G. Forſters friſche Liedlein III. 1549, Nr. 18. 1563, Nr. 19. (Comp. G. Othmayr.) (Wunderh. III, 19: „Fliegendes Blatt aus 1500.“)

Str. 1, Z. 2: dſon. Z. 5: vnd w.; B. vnd in w. Z. 7: B. da. Str. 2, Z. 2: ſolt. Z. 4: B. weyß. Z. 5: B. mehr. Z. 6: bulen, rhümen. Str. 3, Z. 1: Manchr; B. Mancher; ſeinem. Z. 3: B. lehne. Z. 7: wehe. Str. 4, Z. 1: B. vber ſch. Z. 3: hertzen; B. hertze. Z. 4: trawen; B. trawren. Z. 5: vngemacht; B. vngemach. Z. 7: B. ade.

Die Situation iſt dieſe: Der Geſell will in ſtürmiſcher, doch vollmondheller Nacht zum Feinslieb gehen, aber wie ſoll er bei ſolcher Helle dahin gelangen? Sie hat ihm Vorſicht empfohlen und er ſelbſt weiß, daß man mit ſeiner Liebe nicht pralen ſoll; wer bei lichtem Mondſchein zur Geliebten geht, dem wird ein Roſenkränzlein, grüner denn Klee, d. h. ein Neſſelkranz, das Sinnbild der Abweiſung (ſ. Anmerk. zu „Neſſelkranz“ [Nr. 252. H.]); darum muß er verzichten, beklagt die herbe Trennung und ſingt der Liebſten nur von fern eine gute Nacht zu.

[Vgl. Vilmar S. 163. 164. H.]

In der Heidelberger Handſchrift 343 kommt das Lied zweifach vor, Blatt 18 und 136, beidemal vermiſcht mit Strophen von: „Wie ſchön blüt uns der meie“ u. ſ. w. welches, mit Ausnahme der um eine Hebung längern fünften Zeile, den gleichen Vers hat und bei Forſter unmittelbar auf jenes folgt, mit Ausgleichung der kleinen Verſchiedenheit im Versmaße und gleichfalls von Othmayr componiert. Die Hauptſtellen der Handſchrift Blatt 136 (mit einigen Varianten der ſonſt noch ſchlechtern Recenſion Blatt 18 f.) lauten ſo:

Str. 1 Die ſonn ſtet ſich am höchſten,
der mon iſt underthan,
mein feins lieb ſoll mich tröſten,
wie ſoll es im ergan?
im regen und im kalten wind,
ach gott, ſollt ich in ſuechen,
wo ich ine im ellend find.

Str. 3 Mancher thuet ſich ſeins buelen rüemen
des nachtes bei dem wein.
was ſie im gab [gab ſie im] zur letze?
von roſen ein krenzelein,
das gruenet ſich recht wie der wald.
wer ich bei meinem buelen,
ich jungt, ich (und) würd nit alt.

Hier ſchließt ſich dieſe Strophe an:

Herzlieb, ich will dich bitten,
wo du bei den gſellen (bei geſellen) biſt,
gedenk du mein in züchten!
die welt iſt voller liſt,
gedenk des meiner (meinen) in keinem wort!
ſo will ich an dir halten,
du biſt mein ho(ö)chſter hort.

Eine Faſſung des Liedes, die gleichmäßig hochdeutſch auf einem fliegenden Blatt o. O. u. J. (Frankf. Bibl.) und niederdeutſch im Liederbuch Nr. 3 erſcheint, iſt hauptſächlich wieder in Str. 1 und 3 vom Forſteriſchen Texte verſchieden und verwechſelt ebenfalls die Stellung der Himmelslichter:

Str. 1 Die ſunn die ſteht am höchſten,
der mond hat ſich verkert,
ſo fürcht ich nichts (nd. nicht) ſo harte,
den reif und küelen ſchnee
und auch darzu die ſcharpfen wind.
wo ſoll ich mich hin keren,
das (nd. dar) ich mein feins lieb find?

Str. 3 Der ſich ſeins buolen (nd. ſynes leves) thuot rüemen
wol bei dem monde ſchein (nd. all by dem maneſchyn),
was gibt man im zu lone (nd. tho lohne)?
von roſen ein krenzelein,

wenn (nd. denn) das iſt griener, denn (nd. als) das gras.
leg ich dir, herzlieb, am arme,
wo (nd. ſo) wer mir deſter (nd. deſte) baß.

Wäre hier der Eingang von Str. 1 etwa ſo herzuſtellen:

Der mon der ſteht am höchſten,
thut meinem herzen weh u. ſ. w. (Vgl. Str. 3, Z. 7.)
(meim herzen dem gſchicht wee? Schffh. 566, 2.)

ſo träte dieſe Strophe überhaupt erſt recht in den Sinn des Ganzen ein: der helle Vollmond wäre dem Liebenden mehr zu fürchten, als Reif, Schnee und ſcharfe Winde.

Forſter gibt zwar frühe Jahrzahl, aber bei ihm ſind die Texte nicht unberührt geblieben, vgl. Vorrede zu Thl. 1.

(87) [Vgl. Volkslieder S. 1007. H.] Im Wunderhorn I, 314: „mündlich“, bearbeitet.

Im Frankfurter Liederbuch lautet Str. 2:

Der wechter an der zinnen,
der uns den tag her blies,
er ließ ſein horn erklingen
lieblich und daz(u) ſüß:
„jungfraw, weckt ewern geſellen,
hüt euch für ungeſelle!
denn es iſt an der zeit.“

Im Frankfurter Liederbuch fehlt Str. 4 gänzlich, in der Heidelberger Handſchrift iſt ſie ſehr incorrect.

Der Schwan.

(88) Dem Texte liegt das Frankfurter Liederbuch zu Grunde, mit dem das niederdeutſche und das im Wunderhorn II, 212 abgedruckte fl. Bl., Nürnberg bei Valentin Neiber, 1500 (?), übereinſtimmen. Die zwei andern Flugblätter weichen beträchtlich ab.

Str. 1: B. Ich weiß mir auch ein wunder ſchöne magt, wol an jhres Vatters zinnen lag, ſie ſach herauß, ſahe daher reitten wol jres hertzen luſt. Ich ſach mir eins mals ein wunder ſchöne magd, vor jres Vatters fenſterlin ſtan, ſy ſach darauß, was ſach ſy dört her reyten, jres hertzen einigen troſt. Z. 4, niederd.: darher geryden. Nach Str. 1 hat das fl. Bl. o. O. u. J. folgende:

Es gieng ein junkfraw küne
durch einen wald, der was grüne.
was fand ſie alda?
ſie fand ein ſchönen jungen knaben,
der ir gelobet was.

Str. 2, Z. 1 etwa: a. d. zinne? Wunderh. voll (?) d. w. (Graff, Sprachſchatz 1, 278: an diemuoti leben. R. 59, 2) etwa: ander wonne? vgl. Reinhart Fuchs CCLVII*. Z. 2: ſalbet; niederd. Liederb. ſaluet. Z. 3: hat euch e. a.* viel l. d. i. In dem Bl. v. 1573 lautet die Str.:

Ach meidlin underwunden,
wie hat dich verblent die liebe ſonnen,
das du biſt worden bleich!
oder haſtu ein andern lieber, dann mich,
und das gereüwet dich.

Im fl. Bl. o. O. u. J.:

Ei, wunder nimpt mich, wunder,
das uns ſo ſcheinet die liebe ſonne,
das du biſt worden bleich;
du haſt ein andern vil lieber, als mich,
das wird gereüwen dich.

Str. 3, Z. 2: alle tage; niederd. all dag. Z. 3: liebe vmb dich; niederd. Leeff umme dy. Fl. Bl. v. 1573:

Und ſelt ich dann nicht werden bleich?
ich trag in meinem herzen groß leid,
herz lieb, umb dich,
das du mich übergeben haſt,
mich armes meidlein jung.

Im Bl. o. O. und J. fehlt dieſe Str. Str. 4, Z. 1: B. ubergeben. Z. 2: niederd. doch. Z. 3: B. dann all die. Z. 4. 5: B. laß ab von allen dein ſorgen, ſeins Meidlin volge mir. Bl. o. O. u. J.:

Warumb ſolt ich ein anderen lieben?
du biſt mir neünmal lieber,
dann alle meine freünd.
laß ab von all deim ſorgen,
du wackers meidelein!

Str. 5, Z. 2: war wol genäyet; niederd. Hemdelin wol geneyet. Bl. v. 1573 als Str. 2:

Was ſchickt ſy im entgegen?
von ſeiden ein hembedlin,

und das war weiß,
darinn gieng ſy geſchnüret,
das wacker meidlin jung.

Bl. o. O. u. J. als Str. 3:

Was truog ſie ihm entgegen?
von weißer ſeiden ein hemmetlein,
das war alſo weiß,
darein was ſie geſchnüret,
das wacker meidlein.

Str. 6, Z. 1: B. Da nam er ſie bey ihr. Z. 3 bis 5: B. da redt er ihr die treüwe, die rechte flätigkeit. Bl. v. 1573:

Er ſchwang ſy hinderſich auf ſein roß,
er fürts auf ſeines vatters ſchloß,
ſy brach ein zweig,
ſy küßt ihn auf ſein roten munt,
daz wacker meidlin jung.

Str. 7, Z. 2: Magd; niederd. Maget. Wunderh. der gute Held nahm Urlaub von der Magd (?). Z. 3: Wunderh. Derſelbig gute Held. Bl. v. 1573:

Und da der guot geſell ſeinen willen hat gethan,
da wolt er urlaub han
und ließ das ſelbig meidlim in großen ſorgen ſton,
und was er ir gelobet hett,
das hielt er aber nit.

Das fl. Bl. o. O. u J. hat hier drei Strophen:

Da das wacker meidlein ſeinen willen hett gethon,
da wolt er wider urlob von ihr han,
das was ſie nit fro,
und alles, was er ihr zueſaget,
das leüget er allda.

Sie want ihr hend und rauſt ihr har:
„was ich armes meidlin gethon
mit einem jungen man!
ich hab alle meine freünd
erzürnet allzuo mal.

Ich hab erzürnet meine beſten freünd zuomal
und muos darzuo mein ſchönen buolen verlan,
das rewet ſehr mich,

ſo will ich keinem meidlin raten,
das es mehr thuo wie ich.“

Str. 8 lautet im Frankfurter Liederbuch, wie auch im Wunderhorn:

Und wer ich weißer, denn ein ſchwan,
ich wolt mich ſchwingen uber berg und tiefen thal
und fahren uber den Rhein,
und wüßten das alle die freunde mein,
ſie ſingen ein liedlein.

Niederdeutſch:

Unde weer ick witter, denn ein ſchwaen,
ick wolde my ſchwingen aver berg unde deepe dael
und varen aver den Ryn,
und wüſtent all de fründe myn,
ſe woerden trurich ſyn.

Fl. Bl. v. 1573:

So welt ich, das ich wäre ſchnee weißer, dann ein ſchwan,
ich wolt mich ſchwingen über berg und tiefe thal,
wol uber die wilde ſee,
ſo wiſt mein vatter und muoter nicht,
wo ich hin kommen wer.

Fl. Bl. o. O. u. J.:

So wolt gott, ich wer ein weißer ſchwan!
ich wolt mich ſchwingen uber berg und tiefe thal,
uber ein breiten ſee,
ſo wüſten alle meine freunde nicht,
wo ich hin kummen wer.

Im Frankfurter Liederbuch ſteht hinten noch folgender Spruch:

Schöns lieb, halt feſte,
wie der baum ſeine eſte!
ich laß von der liebe nicht abe,
man trag mich denn hin zum grabe.

[Zu dieſem Liede, insbeſondere der Str. 2. 3. 6, vgl. die weitere Ausführung Schriften III, S. 403 ff. und die dazu gehörigen Anmerkungen von 93 an, die hier im Manuſcript wiederkehren. Pf.]

Kerenſtein.

(89) Den Abdruck in Seckendorfs Muſenalmanach, Regensburg 1808, S. 16, „aus der königl. Bibliothek zu München“, hat Maßmann für mich mit dem Cod. germ. monac. 379, Bl. 140 verglichen. Das Lied iſt hier überſchrieben: „Ein tag weyß“. In den Strophen, welche ſechs Langzeilen haben, ſetzt die Handſchrift je nach der vierten das Zeichen der Wiederholung, wodurch wohl das Gleichmaß des Tones ausgedrückt wird, indem bei vier Langzeilen die zwei letztern im Geſange zu wiederholen ſind, bei ſechſen aber die Weiſe der dritten und vierten mit andern Worten wiederkehrt.

Str. 1, Z. 5, etwa zur Herſtellung der Strophe:

der enpeut euch, ſchöne fraue,
ſein vil werden gruoß?

Str. 2, Z. 2: das maged raim. Z. 11: vō; vgl. Boner. XIII, 20: von froſte was er wol behuot, doch Ebd. III, 53 f.: Der mit der zungen ſchaden tuot, vor dem iſt kum ieman behuot. Str. 3, Z. 4: ein mägdlein die was w. Z. 6: warſſt. Str. 4, Z. 1: dein will an mir zergangen. Z. 2: das maged rein. Z. 3: den geleichē. Z. 6: reiſt. Str. 5, Z. 4: kün. Z. 5: den wil; wil, m. iſt: Schleier (velum) und könnte nur etwa auf ein Zauberroſs (vgl. Grimm, d. Mythol. 613. LVIII. CXXXVIII) gedeutet werden, wozu jedoch: an der heſte haben (halten) nicht gut paſst; vgl. Wigal. 260 f.:

Dô ſach ſi bi der mûre zetal
einen ſchönen riter haben.

Triſtan 5363 ff.:

dâ fundens ouch Morgânen
und ûſe kaſtelânen
vil ritere Britûne haben.

Die Änderung in „voln“ ſtellt zwar den Vers noch nicht richtig, (etwa: „den wilden voln?“), wird aber anderwärts beſtätigt, Eigenot (Laßbergs Ausgabe) Str. 2:

Einen voln er ſêre bant
ze eines boumes aſte.

S. auch Ulinger Str. 26. 27. Ettmüllers Ortnid II, 27:

Ein ros daz haſte er vaſte an ein lindenzwi.

Z. 6: heffte. Str. 6, Z. 8: verloren. Str. 7, Z. 6: Sy warē an ein an der lieb.

Die Wechſelrede in Str. 1, 2 klingt an die Botenlieder des Minneſanges an, z. B. Milon von Sevelingen (MS. I, 96ᵇ):

Dir enbiutet ſinen dieneſt, dem du biſt, frowe, als der lip.
er heizet dir ſagen zwâre, du habeſt im elliu andriu wip
benomen ûz ſinem muote, daz er gedanke niene hât.
nu tuoz dur dine tugende und enbiute mir eteslichen rât!
du hâſt ime vil nâch bekêret beidiu ſin unde leben,
er hât dur dinen willen eine ganze fröide umbe ein trûren gegeben.

Ebd. (MS. I, 97^{b}):

Ich ſach boten des ſumeres, daz wâren bluomen alſô rôt.
weiſt du, ſchöne frowe, waz dir ein ritter enbôt?
verholne ſinen dieneſt, im wart liebers nie niet.
im trûret ſin herze, ſit er nu jungeſt von dir ſchiet.
nu hôhe im ſin gemüete gegen dirre ſumerzit!
frô wirt er niemer, ê er an dinem arme ſô rehte güetliche lit.

Der Vers iſt im Grunde derſelbe; auch die Form „dinen ougen“ iſt bei Milon wiederkehrend, ebenſo bei Dietmar von Aiſt (vgl. Muſ. II, 305 oben).

Hartmann von Aue (MS. I, 182^{a} [= Des Minneſangs Frühling, herausgegeben von K. Lachmann und M. Haupt. Leipzig 1857. 8°. S. 214. 215. H.]):

Dir hât enboten, frowe guot,
ſin dieneſt, der dir es wol gan,
ein ritter, der vil gerne tuot
daz beſte, daz ſin herze kan.
der wil dur dinen willen diſen ſumer ſin
vil hôhes muotes verre ûf die genâde din.
daz ſolt du minnecliche enpfân,
  daz ich mit guoten mären var,
ſô bin ich willekomen dar.

Dû ſolt im minen dieneſt ſagen:
ſwaz ime ze liebe müge geſchehen,
daz möhte niemen baz behagen,
der in ſô ſelten habe geſehen,
und bite in, daz er wende ſinen ſtolzen lip
dâ man im lône! ich bin im ein vil vremedez wip
z'enpfâhen ſus getâne rede.
  ſwes er ouch anders gert,
daz tuon ich, wan des iſt er wert.

Reinmar d. A. (MS. I, 78^b):

ſin langez fremden muoz ich klagen.
du ſolt im, lieber bote, ſagen,
wie gerne ich in ſähe und ſine fröide vernäme.

Ein Lied ähnlichen Eingangs im Frankfurter Liederbuch Nr. 84, Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 108, niederdeutſch im Liederbuch Nr. 36.

1 Ich bin durch fräuleins willen
geritten ſo manche nacht,
ſo bitt ich euch, edles fräulein,
wes habt ihr euch bedacht?
habt ihr mich willen zu nehmen,
ſo verheißt mirs bei der zeit!
ich ſol von hinnen reiten,
o ſchöns mein lieb!
mir geliebt ein anders weib.

2 „Gelieben dir andre weiber,
ſo kehr dich weit von mir!
nu ſprechen ſich die leute,
daß ich die ſchönſte ſei;
das lob wil ich behalten
meim feinen bulen allein,
aus friſchem freiem gewalte,
ei ſchöns mein lieb!
dein eigen ſol ich ſein.“

3 Zart frau, ich hab geſcherzet,
iſt mir von herzen leid,
ich bin durch eurentwillen
geritten ſo manche heid,
des ſolt ihr mich, zart fraue,
allzeit genießen lan.
thut euer herz aufſchließen,
ſchließt mich darein,
herzallerliebſte mein!

Abendgang.

(90) A. Fl. Bl. mit der Bezeichnung: T. B. S. (Thiebolt Berger, Straßburg, um 1570): „Ein ſchöne Tageweiß von eines Künigs

Tochter, wie es jhr mit einem Zwerglein ergienge. Im thon, Kundt ich von hertzen ſingen ein ſchöne tagweiß.“ Fl. Bl. Baſel, bei Sam. Apiario, 1573: „Ein hüpſche Tageweiß, von eines Königs Tochter vnnd einem jungen Ritter, Es wonet lieb bey liebe.“ Am Schluſſe: „Lieb iſt Leides anfang.“ Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 103. Dabei die Randbemerkung: „Iſt geweſen ein hertzogin [sic] von Mechelburgs dochter. Die Burg heiſt Stergerdt.“ Dem gemäß iſt auch im Texte nie von König oder Königin, ſondern nur von „hertzog“, „hertzoginne“ die Rede. Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 223. Fl. Bl. Baſel, bei Johann Schröter, 1613. Fl. Bl. Straubing, bei Anna Sommerin, Wittib (um 1618). Wunderhorn II, 243: „Fl. Bl. Nürnberg, bei Valentin Neuber um 1506.“ Anhang zu Wolffs Proben altholländiſcher Volkslieder 197, aus einem fl. Bl. „gedruckt zu Nürnberg durch Kunegund Hergotin.“ Niederländiſch: Horæ belg. II, 105. Däniſch: Udv. af d. Viſ. I, 50. (Örtliche Anknüpfung der Sage, Nyerup V, 69.) Schwediſch: Arwidsſon II, 289. 440. A. Aſher u. Co., Catalogue de livres rares et curieux, Berlin 1847, seconde partie S. 27, Nr. 6579: Büchlein über die vier Evangeliſten. In dē thō die tagweyſs des frölins im holē ſteyn. En vers. 6 Fig. e. b. 8^{0}. Speyer 1525.

Str. 1, Z. 2: B. hertzen l. Z. 3: B. künginne, königinne. Hdſ. hertzogin. Z. 4: Hdſ. Ein hertzog was h. Z. 5: B. hetten. Z. 6, 7: Hdſ. vnd kundten. B. daß ſie v. g. h. z. kamen n. Str. 2, Z. 2: Hdſ. ſie gieng wol einen a. Z. 3: Hdſ. vor jres vatters Burge. Z. 5: Hdſ. ach. B. Ach Wächter dörfft ich vertrauwen dir, trawen dir. Z. 6: Hdſ. Ich wollt dich ſ. m. B. ſehr reich wil ich d. m., reichlich wölt ich dich bgaben. Z. 7: B. das ſolt du glauben mir. Str. 3, Z. 1: Das thet ich alſo vil gern. B. Jr ſollet; Ihr ſolt mir wol v. Z. 2: Hdſ. zart aller liebſte Jungkhfraw fein. B. z. e. j. rein, fin. Z. 3, 4: Hdſ. ſo fürcht ich alſo ſeere, den liebſten herren mein. B. ſo förcht ich nichts als ſere, als ewers vaters grim; Ich will euch gar nit fehlen, das ſag ich euch gantz fürwar. Z. 5: dann ich förchten; Hdſ. ich fürcht ſo ſeer eürs vatters Zorns; B. ich förcht (förchte) e. v. z.; Wiewol ich förcht. Z. 6: Hdſ. wann es euch mißelinge; B. wo es mir mißlinge; wo es mir miſſelinget; wo es vns miſſelunge. Z. 7: Hdſ. das l. het i. v.; B. mein leib hett i. v. Str. 4 nur in den fl. Bl. von Baſel und Straubing. Z. 3: B. ihm fehlt. Z. 4: B. dort n. wol in d. h. Z. 5: B. ligt. Z. 7: B. krentzelin. Str. 5, Z. 1: Hdſ. Mir ſ. n. miſſelingen; B. nicht. Z. 2: Hdſ. Ich will nur ver den hag; B. ergehn. Z. 3 Hdſ. vnd ſchlaff dann zulange; B. wenn; wann; wurde. Z. 4: Hdſ. ſo weckh mich mit deim geſange; V. gethön. Z. 5 bis 7: Hdſ. Vnd laß mich wechter zue dir hinein, dieweil ſo ſchleſt mein Mueter, dartzue der Vatter mein. Z. 5: V. wenn; ſo. Z. 6: V. trut; trüw; trewer geſell. Z. 7: V. mit geſang. Str. 6, Z. 1: jm das g. zuo behalten; Hdſ. Sy gab jm dem Mantel zu bewahren. Z. 2: Hdſ. den roch ann ſeinen a.; V. ſeine. Z. 3: farendt; V. Fahrt; Jungfrauwe; Hdſ. Nun fart hin Jungkhfraw edell. Z. 4: Hdſ. fehlt und. Z. 7: gemüt. In ſämmtlichen Exemplaren, außer dem Straßb. Bl., dem Frankf. Liederbuch und Wunderhorn, ſind Str. 6, 7 zu einer verſchmolzen, die im Drucke von Apiarius ſo lautet:

Dem Wächter thet ſie gnaden
vnnd ſchied von jhm allein,
die nacht die was gar finſter,
der Mon gar[1] wenig ſchein,
gar bald kam ſie zuem[2] Holenſtein,
es ſang Frauw Nachtegalle[3],
bey einem Brünnlein klein[4].

Str. 7, Z. 1: war; V. ſo f. Z. 2: V. wenig. Z. 3: V. war. Z. 6: V. Linden. Str. 8, Z. 1: V. ſingeſtu; w. ſingſt Fr. N. Nachtegalle. Z. 2: kleines; V. Waldvögelein. Z. 4: V. ja des ich w. b.; deß ich jetzt w. b. Z. 5: V. vnnd ſp.; jn mir. Z. 6: braune. Str. 9, Z. 1: erhort; Hdſ. Vnd diß erhort der Zwerge; V. hört, erhört, zwerglein. Z. 2: Hdſ. Inn der hölen do er was; V. der. Z. 3: Hdſ. vfhueb er ſein füeße. Z. 4: Hdſ. gar heimlich ſchleicht er dar; V. da es die junckfraw fand. Z. 5: bott; die Hdſ. hat dieß als 6te Zeile. Z. 6: die Hdſ. hat als 5te Zeile: ach Junckfraw Ir ſollt mit mir gan; V. mit mir ſollẽ; m. m. ſollet jr gehen; m. m. ſo ſolt jhr gane; m. m. ſollend jhr gone. Z. 7: Hdſ. Ir ſolts nit fahrn lon. Hierauf folgt allein in der Hdſ.:

Ab zog ſie Iren ſchleir,
ſie warf jn vff eins Baumes aſt,
nw ſichſtu vil edler ritter,
das ich alhie was,
mich füert ein wilder zwerg dahin,
ach reicher Criſt von himel,
wie ſoll es ergan?

Str. 10, Z. 6: V. ſpote, hinnacht ſpate. Str. 11, Z. 1: V. Zwerglins, Zwergleins, Zwergen. Z. 3: V. gſchwinde, geh. ſ. ſ. w. geſchwinde. Z. 4: V.

---

[1] V. het w. ſ.
[2] Hdſ. Sie kam vnder einen.
[3] Hdſ. als vnder ein grüene lynde. V. Nachtigalle.
[4] Hdſ. darunder ein prünlein was clein. V. brünnlin kl.

genom(m)en. Z. 5: B. groſſe. Z. 6: B. ehe morgen der tag hergat, eh morgen d. t. hergehet; eh Morgens der Tag herbrichte. Z. 7: B. ſein; ſo ſeind (ſind) drey menſchen todt. Die Hdſ. hat für Str. 10 und 11:

Er füert ſie zue ſeiner mueter
wol jn die höll hinein.
Nun füer ſie balde,
du ſchaffeſt vns gros Jamer vnd pein,
du ſchaffeſt vns gros Jame [sic] vnd hertzenleid,
ehe ſie die nach noch vollendet,
drey mordt werden vor großem leid.

Str. 12, Z. 3: B. füret, Er führet ſie gar balde. Z. 4: da er ſie; Hdſ. do er ſie funden hett; B. da er ſie vormals fand; da er ſie genommen (gnommen) hatt. Z. 5: B. d. l. d. e. R. vnd was todt, d. l. der Ritter verwundt biß vff den todt, d. l. t. R. wundt biß in todt. Z. 6: B. Jungfrawe. Z. 6, 7: B. da kam die ſchöne Jungfrauwe, in jamer vnd groſſe not (vnd in noth) In der Hdſ. lauten Z. 5 bis 7:

da hueb ſich groß Jamer, vnd hertzen leid,
do lag des edlen hertzegen kind
Jnn ſeinem ſchwerdt was todt.

Str. 13, Z. 1: Hdſ. Außzucket er das ſchwert; B. zog. Z. 2: Hdſ. vnd ſtach es ſelbs durch ſich; B. ſelbs. Z. 3: haſtu; Hdſ. vnd haſtu dich ermordet. Z. 4: Hdſ. ertödten will ich mich. Z. 5: Hdſ. Es ſoll ſich nym̃er mer eines ritters kind; B. kein Königes k. Z. 6 fehlt in der Hdſ. Z. 7: Hdſ. ermorden wie d. m. B. ermorden, ermurden. Statt Str. 13 ſind auf den beiden Basler Bl. und dem von Straubing drei Geſätze des Liedes: „Kondt ich von hertzen ſingen“ hier eingeſchoben. Str. 14, Z. 1: morgen; B. als es Morndeſt; Hdſ. Der Wechter an der Zynnen. Z. 2: Hdſ. hub vf ein lied geſanng. Z. 3: Hdſ. mich daucht in tauſent Jaren; B. So ward mir all mein tage, in keim J., doch mein Tage. Z. 4: Hdſ. noch nie kein n. ſ. l.; B. k. n. doch nie. Z. 5: Hdſ. als mich die hinacht h. g.; B. gethon; B. dann mir hat diſe nacht gethon, dann mir dieſe n. h. gethone, denn. Z. 6: Hdſ. B. ach. Z. 7: B. w. wirt es m. ergohn, ergon. Str. 15, Z. 1: Hdſ. Vnd diß erhört die muetter; B. erhört, künigin, Königin. Z. 2: Hdſ. amm beth, vnd do ſie lag. Z. 3: Hdſ. nun hört vil edler herre; B. o hören e. h., Nun höret, O höret, nun hörend. Z. 4: Hdſ. vernembt d. w.; B. was iſt vnſers w. Z. 5: Hdſ. vnd die er hinacht hat gethan; B. Wie jm diß Nacht doch hett gethan (het gethon), diß Nacht auch hat (hab) gethon (gethan). Z. 6: Hdſ. Jr fürchtenn vnſer dochter; B. fürcht. Z. 7: Hdſ. ſey nit wolgethan; B. die hab nit wol gethon, d. h. nicht wol gethan, an jhr hab vbels gethan. Str. 16: königin, künigin; B. Der König ſprach gar balde. Z. 2: B. zünd, zünt. Z. 3: B. luog, ſeht. Z. 4: B. ob wir ſ. ſ. hie, ob jr ſie findet nicht. Z. 5: B. Findet, ob ſie nit lig (nicht ligt) am Bette jhr. Z. 6: wirdts, wirts; B. ſo muoß es vnſeren (vnſern) w. Z. 7: B. koſten s leben (das leben) darfür. Str. 17, Z. 1: B. Künigin, Königin, war. Z. 2 B. zünt an, Sie zünd an, ſie zundt (zündt) bald an ein liecht. Z. 3: B. vñ l., Sie ſahe. Z. 4: B. nicht. Z. 5: B. am Bette dran. Für Str. 16 und 17 hat die Hdſ.:

Nw ſtandt auf haußfraw balde,
vnd zindt ein kertzen lied, [sic]
ſie kam vor der dochter betthe,
die dochter fand ſie nit,
do gehueb ſich gros Jamer vnd hertzelaid,
do lagen die edlen hertzogin kinde,
In einem ſchwert verſert.

Str. 18, Z. 1: Hdſ. Man thet den Wachter ſuechen; B. ſangen. Z. 2: Hdſ. mag [sic] legt jn vff ein tiſch; B. lagtend, ſie leiten jn vff den t. Z. 3: Hdſ. man thet jn clein zerſchn.; B. zuoſtucken, zuo riemen, hawen. Z. 4: Hdſ. recht ſam wer er ein viſch; B. gleich wie man einen B.ſch. Z. 5: Hdſ. das thet man als darumb; B. ſo warumb thetend. Z. 6: Hdſ. das anndere darann gedächten; B. andrer, anderer. Z. 7: Hdſ. ſich hüetten fürbas bas; B. wurd, würd, ſol.

Zu Str. 14 vgl. das in den Anmerkungen zu 83 A angeführte Wächterlied: „Es taget vor den Oſten“ (Frankfurter Liederbuch v. 1584, Nr. 41), Str. 4: Und das erhört der Wechter, hub an ein Liedlein und ſang: Iſt mir in keinem Jare kein Nacht nie worden ſo lang. [Liederſaal III, 311, V. 237 bis 245.]

Dieſes Lied entſtammt unzweifelhaft der Fabel von Pyramus und Thisbe, welche Ovid (Metamorph. IV, 55 ff) beim Spinnrocken erzählen läßt. Namen und Örtlichkeit, ſowie die fremdländiſche Löwin, ſind weggefallen, mit letzterer aber auch der genügende Grund für die Selbſtentleibung des Liebenden; die Handſchrift hat davon noch eine Spur in dem zurückgelaſſenen Schleier, in den übrigen Exemplaren iſt nicht einmal die Selbſttödtung ausdrücklich aufgeführt. Dagegen ſind heimiſche Fabelweſen, der Zwerg und ſeine Mutter, eingetreten, wozu der Anlaß gleichwohl in der lateiniſchen Quelle zu finden iſt:

(Thisbe) obscurum timido pede fugit in antrum.

An der Stelle des Maulbeerbaums ſteht die deutſche Linde und durch die Randbemerkung der Handſchrift wird die Geſchichte in Mecklenburg verörtlicht.

Ein anderes Lied in derſelben Weiſe hält ſich näher an die alte Sage; hier wird Frau Venus nicht minder angerufen, als Maria, die reine Maid; auf dem zurückgelaſſenen Mantel bringt die Löwin Junge, wodurch derſelbe mit Blut beſprengt wird. Das Lied iſt gelehrter, durchgereimter, darum wohl auch ſpäter, als das im Texte gegebene, in welches, nach einigen Exemplaren, Geſätze aus jenem eingemiſcht ſind. Doch fehlt es auch ihm nicht an volksmäßigern Stellen. Es beginnt: „Könnt ich von herzen ſingen ein hübſche tageweis“ und iſt auf den fl. Bl., Baſel, bei Sam. Apiario 1573 und bei Joh. Schröter 1610, mit dem verwandten zuſammengedruckt; es ſteht auch im Frankfurter Liederbuch Nr. 253, in der Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 46^{b}, im Wunderhorn I, 265 u. ſ. w., niederdeutſch im Liederbuch Nr. 19.

Stellen der vorbemerkten Art ſind (Basler Flugbl. von 1573):

Str. 6 Die jungfrauw thet ſich zieren
in einen mantel weiß,
ir brüſt thet ſie ein ſchnüren,
vermachts mit ganzem fleiß,
auch ſprach die edel jungfraw ſchon:
kein mann ſoll mich aufpreiſen,
dann eines grafen ſon.

Str. 13 Gott geſägen dich, mon und ſonne,
deßgleichen laub und gras!
gott geſägen dich, freud und wunne,
und was der himmel beſchloß!
ſein ſchwert das ſtach er durch ſein herz:
es ſoll kein weiblichs bilde
durch mich mehr leiden ſchmerz.

Str. 19 (die letzte) Damit wil ich beſchließen
die ſchöne tageweis.
herr, durch dein bluotvergießen
gib uns das paradeis!
diß lied ſchenk ich einr jungfrauw fein,
durch ſie wolt ich auch ſterben
auf erd, möcht es geſein.

Triſtan:

3612 richliche huob er [Triſtan] aber an
einen ſenelichen leich als ê,
de la curtoise Tisbê
von der alten Babilône;
den harpft' er alſô ſchône
und gie den noten ſô rehte mite
nâch rehte meiſterlichem ſite,
daz es den harpfär' wunder nam.

Altfranzöſiſche Erzählung „de Piramus et de Tisbé“ bei Méon IV, 326 ff. Anfang:

En Babiloine la cité
Furent dui home renomé,
Dui citéain de grant hautece,
De parenté et de richece.
Li riche home orent dui enfanz
D'ingal biauté et de sanblanz.
L'uns fu vallés, l'autre meschine,
Si biaus n'orent rois ne roïne,
Comme avoient ci dui riche home,
10 Qu' Ovides en son livre nome,
Et dist qu'il furent apelé
L'uns Pyrramus, l'autre Tysbé.

Weitere Stellen:

203 Va-s'en au temple Veneris,
Couche soi sus un marbre bis;
Si fet proiere après la messe
Et sacrefice à la déesse,
Qu'ele li doinst avoir aïe
De parler à Tysbé, s'amie.
583 Li jor s'en va, la nuis repere
Et li termes de lor afere.
Montent les gaites sor les murs u. ſ. w.
609 Quant fu issue de la sale,
Contre un grant tertre s'adevale,
Si mist avant le pié senestre,
Déust torner de desus destre;
S'oï tout le palais fremir
Et vit la lune paléir,

615 Vit la chancre[1] et la fressaie,
Més nis uns signes ne l'esmaie,
A quele fin cele doit trere,
Que ne parface son afere.
Jà estoit dusq' au mur venue,
620 Quant une gaite[2] l'a véue;
Por ce qu'estroite la véoit,
Cuide c' une déesse soit.
Tret soi arriere, ne l'apele,
Lessa aler la damoisele.
Devant les iex de l'eschargaite
Devaloit soi par une fraite
Et vait au lieu sanz demorance,
Où est prise la convenance u. ſ. w.
649 Va s'en isnelement mucier
Souz l'ombre d'un alemendier[3].
Schluß, 879 Il est feniz, cele est fenie,
Iluec morust, en tel senblant
S'assanblerent li dui amant.
Dites amen chascuns par non,
Que diex lor face voir pardon
Et nos face redemption
Et nos otroit benéiçon! Amen.

Von den Vorzeichen beſagt Ovid gar nichts, die Wache iſt kaum angedeutet:

IV, 84 statuunt, in nocte silenti
Fallere custodes, foribusque excedere tentent,
Cumque domo exierint, urbis quoque tecta relinquant.
93 Callida per tenebras versato cardine Thisbe
Egreditur fallitque suos, adopertaque vultum
Pervenit ad tumulum dictaque sub arbore sedit.
Audacem faciebat amor u. ſ. w.

Eine mittelhochdeutſche Erzählung „Pyramus und Thisbe“ iſt verzeichnet in v. d. Hagens Grundriß 322, 10 [und nun gedruckt in deſſen

---

[1] Statt chancre l. cheveche, chevesque, chouette.

[2] Zu gaite, ſ. vgl. das altfranzöſiſche Wächterlied bei Paris, Romancero franç. 66: Gaite de la tor! Hieher überhaupt: Aucas. et Nicol., Méon I, 395 bis 397, auch 398 u., ſ.: Vos estes fée u. ſ. w. 402. Sept sag. 3156: Quant la gaite corna le jour.

[3] Amandier. Mandelbaum, ſtatt der Höhle, antrum, antre.

Geſammtabent. Pf.]. Auch bei (ſpätern) Minneſängern werden Pyramus und Thisbe genannt, Muſ. I, 430 (von Gliers); MS. II, 62^a (Tanhuſer); II, 155^b, 3 (der junge Misner).

[Vilmar S. 107 bis 111. H.]

Zwei Königskinder.

(91) Wunderhorn II, 252: „mitgetheilt von Schloſſer.“ Berliner Converſat.=Bl. 1829, Nr. 255. Büſchings und v. d. Hagens Sammlung deutſcher Volkslieder 180, aus Bothes Frühlingsalmanach. Meinert 137. Hermes 1824, St. 1, S. 96, durch W. Alexis.

In einem muſikaliſchen Liederbuche, Nürnberg 1553, ſtehen unter Nr. 49 zwei Eingangsſtrophen:

Es warb ein ſchöner jüngling
uber ein braiten ſee
umb eines königs tochter,
nach leid geſchach im wee,
umb eines königes tochter,
nach leid geſchach im wee.

Ach Elslein, holder bule,
wie gern wer ich bei dir!
ſo fließen zwei tiefe waſſer
wol zwiſchen mir und dir [dir und mir?],
ſo fließen zwei tiefe waſſer
wol zwiſchen mir und dir.

An dieſe zwei alte Strophen ſind im Wunderhorn I, 236 ſechs neue zugedichtet.

Niederdeutſch: Anzeiger VI (1837), Sp. 164 ff. Niederländiſch: Horæ belg. II, 112. Däniſch: Udvalg af d. Viſ. I, 47 (nach Drucken von 1689, 1698, Nyerup V, 67^c). Schwediſch: Arwidsſon II, 198 (aus einem handſchriftlichen Liederbuch vom Ende des 16ten Jahrhunderts). Sv. Folkv. I, 103. 106. II, 210.

In den Horæ belg. II, 113 folgt auf Str. 6 des Textes:

Sy pluct maer al de roosjes
en die bladertjes laet ſy ſtaen,
dan ſegghen maer alle de lieden,
dat hebben conincs kindren ghedaen.

In der Udv. af d. Viſ. I, 48 lautet die Strophe:

Ak kjäre Moder, Syſter min
Kan ikke med mig gaae,
For liden hun er, veed ej Forſkjel
Paa Gräs og paa Liljer ſmaa.

Sv. Folkv. II, 211:

Hon plåckar upp örter och liljor,
Och gräſet det låter hon ſtå.

Zu Str. 1 vgl. Abendgang, Str. 1: ſie hatten einander von herzen lieb.

Str. 3, Z. 1: nönnechen (mömeken?); in Hor. belg. II, 112: besje (altes Weib). In den ſchwed. Liedern: en onde menniskia, en falsker menniska (auch: den leda trollkäring), etwa aus dem holländiſchen meisje?

Mittelhochdeutſches Gedicht von Hero und Leander, doch ohne poetiſchen Reiz, in Laßbergs Liederſaal I, 333.

Im handſchriftlichen Liederbuche der Fenchlerin, angef. 1592, Bl. 3^b (hinter: Es ſteet ein lind u. ſ. w.) ſtehen folgende 2 Strophen:

Da ſchreib er ihr hierüber
einen freündlichen gruoß;
da bott ſie im her wider,
ſie wolt es gerne thuon.

Nun geſegne eüch, vatter und muoter,
ich ſpring auch in den ſee,
es ſol umb meinet willen
ertrinken keiner meh.

Die Nonne.

(96) A. (Herders) Volkslieder I (1778), 15 ff. 315: „Aus dem Munde des Volks im Elſaß.“ (Vgl. Elwert 51.) Bragur, I (1791), 264 ff. mit Melodie: „Aus dem Munde des Landvolks um Schwäbiſchhalle.“ Wunderhorn I, 70. 257 (bearbeitet; hiernach in den deutſchen Liedern für Jung und Alt, S. 11). Meinert 35 (vgl. 434). Münſteriſche Geſchichten, Sagen u. ſ. w. Münſter 1825. S. 209. Schmeller, die Mundarten Bayerns, München 1821. S. 444 (vom Unter-Mayn um Alzenau). Allgemeines Schweizer-Liederbuch u. ſ. w. 3te Aufl. Aarau

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1833. S. 452. Berliner Converſ.-Blatt, 1829, Nr. 253, S. 991 f. Aufzeichnungen nach mündlicher Überlieferung aus Schwaben und Franken.

Niederländiſch: Horæ belg. II, 128 ff. Der Anfang ſchon in den Handſchriften geiſtlicher Lieder aus dem 15ten Jahrhundert:

Ic ſtont op hohe berghen,
ic ſcencten den coelen wijn. (Ebd. 85.)

Däniſch: die erſte Str. mit Melodie, Udv. danſke Viſer, T. V, S. LXXXVI. Schwediſch: 5 Str. als Eingang eines andern Liedes, Sv. Folkviſ. II, 212.

Wolfg. Schmeltzels Quodlibet, Nürnberg 1544, Nr. 7:

Ich ſtund auf einem berge,
ich ſah in tiefe tal.

Zu Str. 3 bis 6 ſ. Wolfdietrich, Cod. Argentor. Joh. chart. B. 81, Bl. 32 [Holtzmann S. 105. 106, Str. 683 bis 685. H.]:

Do zoch er ab der hende ein guldin fingerlin:
„daz trag durch minen willen, ſchönes megetin,
und ſage diner frowen, junkfrowe lobſam,
ob ein ellender pilgerin ein naht müge bi ir beſtan!“

„Wie gerne ich von uch neme daz guldin fingerlin,
daz ich mich verſehe, daz ez mit eren möhte geſin!
ob aber ich min ere geb umb daz kleine golt,
war dete ich mine ſinne? ich wurde mir ſelber nummer holt.“

Do ſprach von wilden Kriechen der ellende pilgerin:
„ich gere nit diner eren, ſchönes megetin!“
„wiſſeſt, maget edel,“ ſprach der unverzeit,
„daz ouch min herze großen kummer treit!“

Vgl. Elwert 21 f. Franzöſiſcher Volksroman: Les Conquestes du grand Charlemagne, à Troyes 1736, S. 4. 5. Reigenlieder, A, 9. Heidelberger Handſchrift 109, Bl. 105^{b} in dem Lied: „Es wolt gut jäger jagen“ u. ſ. w. Str. 11 ff.:

Da zoch er ab der hande
von gold ein vingerlein:
„ſee hin, du mein feines megetlein!
dar bei gedenkſt dus mein.“

„Was ſoll mir das rot goltvingerlein,
ſo ichs doch nit tragen ſoll

vor ritter und vor knechte
das ſilber und auch das golt?“

Da zoch ſi ab ir krenzelein
und warf es in das grüne gras:
„ich haun dich geren tragen,
die weil ich junkfraw was.“

Auf hueb ſi wol ir krenzelein,
warfs in den grünen klee:
„geſegen dich gott, mein krenzelein!
ich geſich dich nimmer mee.“

Der Ritter und die Maid.

(97) A. Feiner Almanach I, 39. Wunderhorn I, 50, „Fl. Bl.“ Meinert 218. (Kerners) Reiſeſchatten 236.

Dieſes Lied, von dem keine ältere Aufzeichnung vorliegt, hat beſonders im vordern Theile die urſprüngliche Geſtalt und damit auch den Reimverband eingebüßt. Es ſcheint dort Nachhülſe aus dem Liede: „Es hatt ein Schwab ein töchterlein“ u. ſ. w. u. a. eingetreten zu ſein. Der andre, beſſer erhaltene Theil, von den Todeslauten, welche dem Ankommenden entgegentönen, vom Aufdecken des Leichentuchs und von der Selbſttödtung aus Trauer und Reue, fällt einer größeren Sippſchaft von Volksgeſängen anheim, in welchen der Anlaß zur Trennung und zum Tode der Geliebten mehrfach wechſelt, dagegen der bezeichnete letztere Theil, der Verſchiedenheit im Einzelnen unerachtet, dieſelbe Grundform aufweiſt, auch öfters für ſich allein daſteht und eben damit ſich als Hauptbeſtand geltend macht.

Dahin gehört das gleichfalls zerrüttete deutſche Lied: „Es hatt ein herr ein töchterlein“ u. ſ. w. Seckendorfs Muſenalmanach 1808, S. 23, „mündlich aus Schwaben“, Wunderhorn II, 250, „mündlich“, Büſching und v. d. Hagen, Sammlung deutſcher Volkslieder, S. 30 (aus Bothes Frühlingsalmanach 1806, nach dem Geſange). Die in zartem Alter Verheirathete ſtirbt in Kindesnöthen, der Gemahl, der weggeritten, um ihre Mutter zu holen, hört auf dem Rückweg das Glöcklein und befragt den Hirten, was es bedeute; Lichter brennen und Schüler ſingen, Frau und Kind ſind geſtorben, er küſst die Todte und erſticht ſich, die Mutter ſetzt ſich auf einen Stein und das Herz ſpringt ihr entzwei. Nach einer eigenthümlichen Auffaſſung bei Meinert 246 legt die Mutter auf die allzu frühe Heirath ihren Fluch und als dieſer ſeine klägliche Wirkung hat, ſchlägt ihr der Eidam das Haupt ab: do lieg, du häple! blutte u. ſ. w. (Vgl. Anm. zu Ulinger).

S. hiezu die in der Anmerkung zu „Elſelein“ angeführten Lieder aus dem Frankfurter Liederbuch und den 115 Liedlein, wo das Thema ſcherzhaft behandelt iſt.

Däniſch: Nyerup III, 208: „Esben og Malfred.“ Malfred geht mit dem zwölften Kinde, ihr Mann Esben will die Verwandten einladen; ſie bittet ihn, erſt abzuwarten, wie es ergehe, da ihr in früher Jugend geweiſſagt worden, daß ſie am zwölften Kinde ſterben werde. Er will die Weiſſagerinnen in Bande legen laſſen und das Glück von Gottes Hand nehmen; unter Händeringen Malfreds reiſt er ab, jede Nacht hat er bedenkliche Träume. Als er ſein Schiff wieder ans Land ſteuert, gehen ſeine Söhne, die er in rothen Kleidern zurückließ, ſchwarzgekleidet auf dem weißen Sande. Seine Mutter, außen ſtehend, ſagt ihm erſt, daß Malfred krank, und dann, daß ſie geſtorben ſei. Er ſchlägt das Leintuch von der Todten und gibt ſich die Schuld. Einen Goldring legt er an ihren Arm, einen andern gibt er dem, der die Glocken läuten ſoll, einen dritten dem, welcher das Grab breit und weit machen ſoll; er ſelbſt will hinein, er zieht ſein vergoldetes Meſſer und tödtet ſich, Beide kommen in Ein Grab. Kehrzeile: „aber die See ruht niemals.“

Schwediſch: Svensk. Folkviſ. III, 104: „Herr Malmſtens dröm.“ Malmſten träumt, ſeiner Liebſten Herz ſei zerſprungen. Er ruft ſeine zwei kleinen Diener an:

„Statt upp och ſadla min gångare grå!
Jag ſkall rida och höra hur' käraſten mår.“

Er begegnet zwei Dienſtmädchen, die eine mit blauem Rocke ſpricht: „Gott gnad' euch, Herr Malmſten, welches Leid euch wird!“ Die andre mit rothem Rocke fragt er, wer krank, wer todt ſei. „Niemand iſt krank, Niemand todt, außer Herrn Malmſtens Braut.“ Bald begegnet ihm die Leiche, er ſpringt vom Pferd und hebt die Bahrſtange ab; fünf Goldringe gibt er denen, die begraben und läuten ſollen, ſie ſollen das Grab breit und lang graben; dann erſticht er ſich.

Arwidsſon II, 21: „Hertig Nils." Ihm träumt von ſeiner kleinen Braut; ein Vogel ſetzt ſich auf ſein Dach und ſang ſchöner, als der Kuckuck ruft; Nils ſetzt ſich an den Tiſch und hat nicht Ruhe, bis der Vogel ſingt; als der Herzog nach ihm ſchießen will, ſagt der Vogel, daß er von der ſchönen Jungfrau geſandt ſei. (Die Kehrzeile: „deine Jungfrau bat, du ſolleſt nicht trauern", mag das beſagen, was der Vogel ſingt.) Nils ſattelt ſeinen Renner, er kommt nicht fürder, als der kleine Vogel fliegt. Ihm begegnet eine Hoffrau („ſtats madam"). „Wer iſt nun krank oder todt? Dalabys Glocken gehen ſo laut." „Niemand weiß ich krank oder todt, als allein des Königs kleinen Diener." Eben dieſer begegnet dem Herzog, vorige Frage. „Niemand iſt krank oder todt, als allein Herzog Nils liebe Braut." Er begegnet den ſieben Todtengräbern, theilt fünf Goldringe unter ſie und heißt ſie das Grab tief, breit und lang graben: „darin ſollen wir beide unſern Spaziergang haben." Dann heißt er die Bahre niederſetzen, er will die Braut begaben; einen Goldſchmuck legt er ihr in den Buſen, ſchneeweiße Handſchuhe zieht er ihr an. Das Schwertheft ſetzt er gegen einen Stein, die Spitze dringt ihm ins Herz. Eine Linde wächſt auf Beider Grab, die bis zum jüngſten Tage ſteht; ſie wächſt über den Kirchengiebel („kyrkokam"), ein Blatt nimmt das andre in den Arm. Ebd. II, 18 (Var. fragm. II, 437): „Peder Palleſon." Die kranke Jungfrau fragt um einen Boten nach ihrem Bräutigam, der um eine Andre wirbt. Der kleine Diener ſpringt auf ein Pferd, das nie Gebiß noch Sattel trug, und reitet denſelben Tag 15 Meilen Wegs. Peder Palleſon erſchrickt über die Botſchaft und rennt ſchneller dahin, als der Vogel fliegt. Als ſie in den grünen Wald kommen, hören ſie die Glocken läuten, ſein Herz will ihm zerſpringen, er heißt anhalten und gibt den Geiſt auf. Zu ſtark war ihnen die Liebe, die Jungfrau blieb todt in der Kammer, der Jüngling auf wilder Heide.

Eine heitre Geſchichte mit derſelben Grundlage Arwidsſon I, 380.

Engliſch: Ritſon II, 92 (Percy III, 105; vgl. Chambers 277): „Fair Margaret and sweet William." Zwei Liebende ſitzen auf dem Hügel einen langen Sommertag und ſprechen ſich nicht ſatt. Sie ſehen einander kein Leides an, als William ſagt, ſie werde am nächſten Morgen eine reiche Hochzeit ſehen. Margaret ſitzt am Fenſter, ihr Haar kämmend, und ſieht William mit ſeiner Braut heranreiten. Sie legt den Elfenbeinkamm nieder, bindet ihr Haar auf, geht hinweg und kommt niemals wieder. In der Nacht ſteht ihr Geiſt vor Williams Füßen. „Gott geb euch Freude, die ihr im Brautbett ſchlaft! Ich geh in mein grasgrünes Grab und bin in meinem Todtenhemd.“ William hat geträumt, ſein Gemach ſei voll von rothem Wein und ſein Brautbett voll von Blut. Er ruft ſeine Leute auf und ſagt, er wolle hinweg zu Margarets Wohnung. Dort klopft er am Ring und ihre ſieben Brüder laſſen ihn ein. Er deckt das Tuch auf: „laßt mich die Todte ſehn! mir ſcheint, ſie ſehe blaß aus und hab' ihr Kirſchroth verloren; ich will mehr für dich thun, Margaret, als Einer von deiner Verwandtſchaft, ich will deine bleichen Lippen küſſen, kann ich auch kein Lächeln gewinnen.“ Die Brüder heißen ihn gehn und ſeine hübſche braune Dame küſſen. Er verſichert, ihrer Schweſter kein Gelöbnis gethan zu haben; ſoviel weiß Brot und Wein an ihrem Begräbnistag ausgetheilt werde, ſoll morgen an dem ſeinigen aufgehn. Margaret ſtarb heute, William morgen, ſie vor lautrer treuer Liebe, er vor Trauer. Margaret wird in den untern Chor begraben, William in den obern, aus ihrer Bruſt entſpringt eine Roſe, aus der ſeinigen ein Wildroſenſtrauch, ſie wachſen ſo hoch als die Kirchſpitze und dort wachſen ſie in einen Liebesknoten zuſammen; dann kam der Geiſtliche des Kirchſpiels und ſchnitt ſie leider ab, ſonſt wären ſie noch dort.

In der ſchottiſchen Verſion dieſer Ballade, Jamieſon I, 24 (Gilchriſt I, 160; vgl. Chambers 269): „Sweet Willie and fair Annie“ beräth ſich Willie noch mit ſeiner Mutter, ob er die arme ſchöne Annie oder die reiche nußbraune Maid heimführen ſoll; die Mutter verlangt bei ihrem Segen das Letztere. Willie läßt Annie zur Hochzeit laden und dieſe kommt im reichſten Schmucke zur Kirche; ſie verdunkelt durch den Glanz ihrer Schönheit die nußbraune Braut; gleich hierauf folgt die Erſcheinung ihres Geiſtes und das Weitere den Hauptzügen nach. Willie hebt die Decke auf, er will ihr Wange, Kinn und erdkalte Lippe küſſen, aber nie ſonſt mehr ein Weib. In dieſer Aufzeichnung ſind die vielfachſten Motive verbunden.

Hier ſchließen ſich nun weitere Lieder an, in denen die Todesboten, die Geiſteserſcheinung, das Aufdecken des Leichentuchs gar nicht vorkommen, dagegen die Ladung zur Hochzeit, die Berathung mit der Verwandtſchaft, der Aufzug der verlaſſenen Geliebten und ihr Zuſammentreffen mit der Braut als Hauptmomente hervorgehoben und ausgeführt ſind, überall auch mit tragiſchem Ausgang, ſo daß entweder die Geliebte von der erbitterten Braut mit einer Nadel oder einem Meſſerlein ins Herz geſtochen wird und dann der Bräutigam die Braut erſticht oder enthauptet und zuletzt ſich ſelbſt durchbohrt, oder Jene, nachdem ſie beim Hochzeitmahle die Schenkin gemacht und in die Brautkammer vorgeleuchtet (vgl. Saxo VII, 126), ſich erhängt, hierauf auch der Hochzeiter ſich tödtet und die Neuvermählte vor Kummer ſtirbt: Percy II, 255: „Lord Thomas and fair Annet“, ſchottiſch; Ritſon II, 89 (Percy III, 71): „Lord Thomas and fair Eleanor“ („three lovers“); Nyerup III, 365: „Herr Peder og liden Kirſtin“ (Str. 35: „da var der tre Lig i Hr. Peders Hus“); dasſelbe ſchwediſch in Sv. Folkviſ. I, 49: „Herr Peder och liten Kerſtin“. Der Zug, daß die Verſchmähte mehr Gold an den Fingern hat, als Braut oder Bräutigam aufweiſen können, läuft durch mehrfache Darſtellungen hindurch.

Der Typus, von welchem ausgegangen worden, zeigt ſich ziemlich einfach noch in einer, übrigens fragmentariſchen und wenig belebten ſchottiſchen Ballade bei Kinloch 31: „Lord Lovel.“ Lord Lovel ſteigt zu Pferde, Lady Nanciebel fragt, wohin ihr Liebſter wolle. Er will auf eine weite Reiſe, aber in ſieben Jahren wird er zu ihr rückkehren. Sieben Jahre dünken ihr allzu lang. Kaum iſt ein Jahr vorüber, als ihm die Einbildung kommt, daß ſchön Nanciebel geſtorben ſei. Er reitet und reitet, bis er zu der Stadt kommt; dort hört er unſeliges Getös, denn alle Kirchglocken klingen. Er fragt, warum die Glocken läuten, und man ſagt ihm, daß Nanciebel um den unhöfiſchen Lord Lovel geſtorben. Den Sargdeckel öffnet er, die Leinen ſchlägt er zurück und küſst ihre bleichen Lippen; er gelobt, nie mehr eine Andre zu küſſen. Lady Nancie ſtarb am Dienſtag, Lord Lovel am nächſten Tage, ſie vor lautrer Liebe, er vor tiefer Trauer.

Spaniſch: Floresta I, 244, Nr. 123: „En los tiempos u. ſ. w.“ Der Erzählende geht in ſeiner fröhlichen Zeit von Burgos nach Valladolid, da begegnet ihm ein Pilger, der ihm den Tod ſeiner Geliebten verkündigt. Derſelbe hat geſehen, wie man die Bahre ſchwarz bedeckt, und er hat die Reſponſorien mitſprechen helfen; ſieben Grafen beweinten ſie, Ritter mehr als tauſend, ihre Fräulein weinten und bemitleideten den Ritter, der dieſen Verluſt erlitten. Der Unglückliche fällt leblos zur Erde; nachdem er ſich wieder aufgerafft, geht er zu der Grabſtätte;

weinend ruft er: „Nimm mich, nimm mich an deine Seite!" Zu Häupten des Grabes hört er eine traurige Stimme: „Lebe, lebe, nun ich geſtorben! Gott gebe dir Glück in den Waffen und auch in der Liebe! Den Leib verzehrt die Erde und die Seele leidet für dich."

Neugriechiſch: Fauriel II, 112: „Ὁ Χάρος καὶ ἡ κόρη." Ein Mädchen rühmt ſich, den Charos nicht zu fürchten, weil ſie neun Brüder hat und zum Bräutigam den Konſtantinos, der viele Häuſer beſitzt, vier Paläſte. Charos verwandelt ſich in einen Vogel, eine ſchwarze Schwalbe, fliegt heran und ſchießt das Mädchen ins Herz; die Mutter jammert um die einzige Tochter. Konſtantin kommt vom hohen Thale mit vierhundert Begleitern, mit zweiundſechzig Inſtrumenten. „Laßt jetzt die Hochzeitluſt, laſſet das Spiel! Ein Kreuz erſchien an der Thür meiner Schwieger; ſie iſt geſtorben, oder mein Schwäher, oder von meinen Schwägern einer mag verwundet ſein." Er ſchlägt mit dem Fuße ſeinen Rappen und reitet nach der Kirche, wo er den Maurermeiſter findet, der ein Grab macht. Er fragt, wes das Grab ſei. „Des blonden, ſchwarzäugigen Mädchens, das neun Brüder hatte und zum Bräutigam den Konſtantinos, der viele Häuſer beſitzt, vier Paläſte." „Ich bitte dich, Maurer, mach das Grab etwas lang, etwas breit, groß genug für Zwei!" Er zieht den goldnen Dolch und ſticht ſich ins Herz; man begräbt die Zwei zuſammen, die Beiden in Ein Grab."

Noch erſcheint die Grundform ſo umgewandt, daß der Geliebte ſtirbt und die liebende Frau die Mahnungen vernimmt und zur Leiche herbeieilt. Nyerup II, 253: „Folker Lovmandſön." Folker iſt der Günſtling der Frauen an König Waldemars Hofe und zumeiſt der Königin Helvig. Aus Argwohn läßt ihn der König zu Nyborg in Bande legen und nöthigt ihn dann, in ein mit ſcharfen Meſſern beſchlagenes Faß zu ſpringen. Die Königin ſteht auf dem Altan und lauſcht; ſie hört die Glocken in Nyborg, die um Folkers Leiche gehen. Sie heißt zween Diener ihr Pferd herausführen und den Goldſattel auflegen; nach Nyborg will ſie reiten und hören, was Folker macht. Als ſie in die Stadt kommt, begegnet ihr Folkers Leiche, die hoch dahergetragen wird. Niemals widerfuhr einem Ritterſohn größere Ehre, die Königin von Dänemark geht ſelbſt vor der Bahre. Sie ſetzt ſich auf ſein Grab, tauſend Mark rothen Goldes gibt ſie aus für ſeine Seele. Nachdem ſie dem König ihre Unſchuld betheuert, ſtirbt ſie in der Nacht an ſeiner Seite.

Dasſelbe Lied iſt auch ſchwediſch vorhanden, Arwidsſon II, 62: „Falkvard Lagermanſon.“ Hier träumt der Königin, daß ihres Herrn Falken ſie umſpannen, ihr das Herz aus der Bruſt nehmen und ſich davon ein Neſt machen; des Glockenklangs iſt nicht gedacht. Dagegen läßt eine andre däniſche Verſion die Königin ſich in „Heiſingborgh“ befinden und die Glocken in „Helſingöer“ um „Falquors“ Leiche läuten; der König, der im ſchwediſchen Liede nicht genannt iſt, heißt hier Magnus. (Arwidsſon II, 67.) Sonſt wird das Ereignis auf Waldemar IV bezogen (Nyerup II, 376).

Der mahnende Glockenklang iſt ſtatt des älteren Harfenſchlags eingetreten. Nach dem Eddaliede „Oddrúnargrátr“ rührt Gunnar im Schlangenhofe die Harfe, damit die Geliebte ihm zu Hülfe herbeikommen möge. Oddrun beim Gaſtmahl hört von Hléſey herüber den ſtarken Saitenklang, heißt die Dienerinnen ſich bereiten und fährt mit ihnen über den Sund, kommt aber ſchon zu ſpät (Sæm. Edda 243).

Über das Aufdecken und Küſſen des Todten vgl. auch Sæm. Edda 213, 13: „Svipti hon blæju af Sigurði“ u. ſ. w. „legðu munn við grön, sem þú hálsaðir heilan stilli.“ Nibelunge Str. 1008 f.:

„Lât mir nâch mîme leide ein kleine liep geſchehen,
daz ich ſin ſchöne houbet noch einſt müeze ſehen!“
dô bat ſis alſô lange mit jâmers ſinnen ſtarc,
daz man zebrechen muoſe den vil hêrlichen ſarc.

Dô brâhte man die vrouwen dâ ſi in ligen vant.
ſi huop ſin ſchönez houbet mit ir vil wîzen hant
und kuſte in alſô tôten, den edelen riter guot.
ir vil liehten ougen von leide weinden dô bluot.

Arwidsſon I, 215, 24. II, 306, 17. Sv. Folkviſ. I, 180 f.:

Och Jungfrun till hans hufvud gick;
Hon ſåg på hans kruſade hår:
„Ack! medan du här lefde,
Du höll mig ganska kär.“

Och Jungfrun hon till fötterna gick;
Hon lyfter på hvitan linn':
„Ack! medan du här lefde,
Du var allrakäraſten min.“

[Ich darf hier wohl auch an „Der Wirthin Töchterlein“ von Uhland ſelbſt erinnern. H.]

Jamieſon I, 43 u. Buchan II, 219 u., ſ. Wunderhorn II, 272. Percy III, 111 oben, 115 unten. Gilchriſt I, 242. Altd. Wälder I, 108. Teutoburg, Heft II, S. 149. Der Glockenklang kommt ſonſt noch vor: Arwidsſon II, 172, 15 bis 17. 358 oben. Wie er in obigen Liedern durchklingt, berührt er ſich, außer mit dem Harfenſchlag, auch mit dem Nothruf, dem Klange des Horns, des Schwertes.

Zu Str. 7, Z. 3: „macht mir ein bettlein“ u. ſ. w. ſ. Percy III, 111, 4. 116, 1. Jamieſon I, 115, 4. II, 386 ob. Buchan I, 66 u. 221 ob. 284 u. II, 179 u., ſ. Wunderhorn I. 51, 4 v. u.

Über „drei Leichen“ Arwidsſon I. 354, 22 ſ. II, 49. 274, 13 ſ. 307, 20 ſ. 309, 19 ſ. 444, 23. Nyerup III, 333, 62 ſ. I, 239, 24 ſ. Percy III, 43, 4: „three lives“. 74 u. „three lovers“.

Noch gibt es ein engliſches Volkslied, welches beſonders dem vorbemerkten deutſchen Aſte: „Es hatt ein herr ein töchterlein“ nahe ſteht, in Ritſons Northern Garlands, London 1810 (The Northumberland Garland, S. 38): „Fair Mabel of Wallington“: Es waren ihrer ſieben Schweſtern, fünfe wurden Ritterfrauen und ſtarben im Kindbett; darum will ſchön Mabel nicht heirathen, ſie müſte ſonſt denſelben Weg gehn. Doch iſt die Mutter der Werbung des Ritters von Wallington günſtig; in drei Vierteljahren, ſagt ſchön Mabel, möge die Mutter kommen, ſie zu begraben. Als die Zeit des Kindbetts herankommt, fragt ſie nach einem Knaben, der ihre Mutter hole; ſie heißt ihm Brot und Wein bringen:

„Give my respects to my mother, as [she] „sits“ in her chair of stone,
And ask her, how she likes the news of seven to have but one!“

Auch läßt ſie ihren drei Brüdern und ihrer Schweſter Betty Abſchied ſagen, dieſe ſoll Jungfrau bleiben, ſonſt müſte ſie denſelben Weg gehn. Der Bote läuft, ſo ſehr er kann; kommt er an eine gebrochene Brücke, ſo ſchwimmt er über. Er richtet ſeine Botſchaft aus:

„Your daughter „Mabel“ orders me, as you sit in a chair of stone,
To ask you, how you like the news of seven to have but one;
Your daughter gives commands, as you sit in a chair of „state,“
And bids you come to her sickening. her „weary“ lakewake“ u. ſ. w.

Die Mutter ſtößt den Tiſch hinweg und wirft die Silberplatte ins Feuer.

Then she call'd her waiting-maid to bring her riding-hood,
So did she on her stable-groom to bring her „steed so good:"
„Go saddle to me the black, go saddle to me the brown!
Go saddle to me the swiftest steed, that e'er rid Wallington!"

Als ſie nach Wallington kommt, ſieht ſie ihren Sohn Fenwick um die Mauer gehn und fragt nach ihrer ſchönen Tochter, die mit ihm zu gehen pflegte. Er wendet das Haupt, Thränen füllen ſein Auge. In der Halle findet ſie 24 weinende Frauen.

Her daughter had a scope into her chest and into her chin,
All to keep her life till her dear mother came. [?]

„Come take the rings off my finger, the skin it is [so] white,
And give them to my mother dear! for she was all the „weight."
Come take the rings off my fingers! the veins are so red,
Give them to sir William Fenwick! I'm sure, his heart will bleed."

She took out a razor, that was both sharp and fine,
And out of her left side has taken the heir of Wallington.
There is a race in Wallington, and that I rue full sare,
Tho' the cradle it be full spread up, the bride-bed is left bare.

Die Glocke ſchlägt in dieſem Liede nicht an, aber der Stuhl von Stein mahnt an eine Stelle deutſcher Verſionen, v. d. Hagens Sammlung deutſcher Volkslieder 31:

Die Mutter ſetzt ſich auf einen breiten Stein,
Vor groß Leid ſprang ihr Herz entzwei.

Wunderhorn II, 261:

Die Mutter die war ganz allein,
Die ſetzt ſich an ein harten Stein,
Vor Leid brach ihr das Herz entzwei.

In G. Forſters fr. Liedlein Thl. V, Ten. 1556, Nr. 3 (J. V. B.), ſteht der Liedesanfang:

Ach muter, gib mir keinen man!
ich leb nit lenger, denn ein jar, :|:
ſo muß ich ſterben, das iſt war.

Damit ſtimmt das Lied in Seckendorfs Muſenalm. für 1808, S. 24:

Ach vater, ich nehm noch keinen mann,
ich bin nicht älter, denn elf jahr,
ich bin ein kind und ſtirb fürwahr.

Büſching und v. d. Hagen, Sammlung deutſcher Volkslieder S. 30:

Ach mutter, geb ſie mir keinen mann!
ein jahr, nicht länger, ichs tragen kann.

Im northumberländiſchen Liede:

Within three-quarters of a year you may come bury me.

Poésies de Marie de France, publ. par B. de Roquefort, Paris 1832, Th. 1, S. 304 (Lai d'Ywenec V. 447 ff.) [Marie de France. Poetiſche Erzählungen nach altbretoniſchen Liebesſagen, überſetzt von W. Hertz, Stuttgart 1862. 8. S. 154. H.]:

A l'isséue de la cité
Si n'eut pas demie liue alé,
Quant ele oi les sains soner
E le doel el castel lever
Pur lur segnur qui dévioit;
Cele set bien que mors estoit.
De la dolur que ele en a
Quatre foués si se pasma.

Légendes et traditions populaires de la France, par le Comte Amédée de Beaufort, Paris 1840, S. 270: „Le retour. Imité d'un chant languedocien.“ Einen Ritter, der aus dem Kriege zu ſeiner Verlobten raſtlos heimkehrt, reden nacheinander die Wieſe, der Weg, der Wind, das Roſs, die Nachtigall, die Glocke mit ahnungsvollen Stimmen an, zuletzt vernimmt er den Trauergeſang der Dorfmädchen, ſein abgejagtes Roſs erliegt und er ſelbſt verathmet an deſſen Seite. Schade, daß nicht, ſtatt einer Nachbildung, das Lied ſelbſt gegeben iſt.

Der hübſche Schreiber.

(98) Frankfurter Liederbuch von 1582 und 1584, Nr. 78. Niederdeutſch im Liederbuch Nr. 139.

Str. 1, Z. 2, niederd.: tho Leues finſter in. Z. 3, niederd.: ſynt. Z. 4, niederd.: de maken ſick bald van hin. Str. 2, Z. 4, niederd. fehlt: im.

Str. 3, Z. 1: kemme. Z. 2, niederd.: gudt. Z. 4: jungen Frauwen, niederd.: Junckfrouwen. Str. 4, Z. 1: B. zu lang. Z. 2: d. ſ. jungen frawen, B. bey einer j. Fr., niederd.: By ſyner Junckfrouwen ſtoldt. Z. 4, niederd.: ein Galg. Str. 5, Z. 3, niederd.: Dat Hert in mynem yungen Lyue. Z. 4, niederd.: Dat hebben de Fröuwlin ſo leeff. Str. 6, Z. 4: B. ein Galge. Str. 6 und 7 fehlen im Niederd. Str. 8, Z. 4: B. gebet. Str. 9, Z. 1: B. ob daß, niederd.: Efft dar. Z. 3, niederd.: wolde gy helſen. Z. 4: wolde gy. Str. 10, Z. 1, niederd.: ein older Gryſe. Z. 2, niederd.: Ein Olde Gryſe grouw. Z. 4: vnde ſchluten an mynen blancken Arm. Str. 11, Z. 2: Sproſſe. Z. 4: B. die ſ., niederd.: Wo ſe vor den Schryner deyth. Str. 12, Z. 2: friſte. Str. 13, Z. 2: B. ſein Weib. Z. 4: friſte.

Andre deutſche Auffaſſungen: Feiner Almanach I, 34: hier iſt der Liebhaber ein Schuhmachergeſell. Wunderhorn II, 235: der Zimmermann iſt hier, wie in einem der niederländiſchen Lieder, zum Liebhaber geworden. (Vgl. Meinert 16.)

Niederländiſch: Horæ belg. II, 150: Van den Timmerman, aus dem Antwerpener Liedekens-Boeck, 1544. II, 153: Van't Srijvertje, Oudt. Amſterdamer Liederbuch.

Noch iſt zu vergleichen: Der Spielmannsſohn, Wünſchelr. 1818, S. 181 (Erlach III, 64), von der Inſel Rügen; Arwidsſon I, 400. Eginhart und Emma, Grimm, deutſche Sagen II, 125 nach Chronicon laurisham. in cod. lauresh. Manhem. 1768, I, S. 40 bis 46. (Vincent. bellov. unter Heinrich III.)

Ähnlicher Anfang der ſpaniſchen Romanze, Floresta I, 250 (Grimm, Silva 227. [Wolf und Hofmann, Primavera y flor de romances II, S. 220. Diez, Altſpaniſche Romanzen, S. 173. 174. Geibel und Schack, Romanzero, S. 95. 96. H.]):

À tan alta va la luna
como el sol á mediodia,
cuando el buen conde aleman
ya con la reina dormia u. ſ. w.

Zu Str. 7, V. 2 vgl. Eckhart, Francia orientalis I, 675: „ſoſa diu Rabanesbuohha ſtuont" — „auur in Rabanesbrunnon"? Eingangs: „In Rabanesbrunnon." Scheint der Eigenname Raban zu ſein.

Muscatbaum.

(99) A. Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 159. Wunderhorn III, 48: „Blum und Ausbund allerhand auserleſener züchtiger Lieder. Deventer 1602. 12. Der Sammler iſt Paul von der Aelſt. Mitgetheilt von H. H. Eſchenburg.“ (Gänzlich aufgeſtutzt auch im Wunderhorn I, 356.)

Str. 6, Z. 3: wenn andere knecht. Str. 10, Z. 2: deß. Z. 3: Ritter. Str. 11, Z. 3: trincket.

B. Niederdeutſches Liederbuch Nr. 83.

Str. 6, Z. 3: vaken, oſt, etwa für waken, wachen? Str. 9, Z. 2: mynem. Str. 12, Z. 3: Landßknecht.

Vor Str. 12 ſteht offenbar ungehörig dieſe:

Den erſten, den ſe nehmen ſcholdt,
dem was ſe all tho kleine,
den andern, den ſe hebben woldt,
de meinde ſe nicht mit trüwen.

Und nach Str. 12 folgt noch in andrer Versweiſe:

Se ſingen uns dyth und noch veel mehr.
Godt behödt allen framen Junckfrouwen er Ehre
vor allen valſchen Kleffer Tungen!
Henſelin blyfft wol unvordrungen.

Str. 11 und 12 waren, unter A und B, überhaupt nur darum aufzunehmen, weil ſie anzeigen, durch wen das Lied ſo zugerichtet worden ſein mag.

Vgl. J. Grimm, Silva de romances viejos 248. (Floresta 253, Nr. 144, ohne die Schlußwendung.)

Der Pilgrim.

(100) B. „Ein ſchön new Lied, Vormals inn Truck nie außgangen: Es hett ein Edelmann ein Weyb, ein wunder ſchöne Frawe, u. ſ. w. Inn ſeiner eygenen Melodey zu ſingen“ u. ſ. w. Fl. Bl. 8°., zwei Lieder enthaltend, „Getruckt zu Baſel, bey Johann Schröter. 1610.“ (Zürcher Bibliothek.)

Str. 2, Z. 3: klopffet. Z. 4: darinnen. Str. 3, Z. 2: darauſſen. Str. 9, Z. 2: auge? Z. 4: ſtillſchweigen. Str. 10, Z. 3: neune. Str. 14, Z. 2: beyde Geyle. Str. 18, Z. 3: Pilgeram.

Zu Str. 10. Z. 3. 4 vgl. Kellers Romvart, S. 349:

> Ou vus le comparreis ens la none sonnee
> Si que de vus sera mespee ansanglantee.

Vgl. 352, 7. 363, 15.

Zu Str. 5 vgl. Anm. zu: „Der ſchwarze Knab." Str. 3 und das Reuterliedlein: „Ich weiß mir ein meidlein" u. ſ. w. [Nr. 152. H.] Str. 5.

Alterthums-Zeitung 1812, Anz. Nr. 7: „Es war einmal ein alter Herr, der hatte ein ſchöne Frawen." Vgl. „Der Bettler" [Nr. 285. H.] und die Anmerkung dazu.

Jäger.

(101) Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 113. G. Forſters fr. Liedlein III, 1549 und 1563, Nr. 72 (comp. von G. Othmayr), mit einem entſtellenden Zuſatz von 2 Strophen, wozu in der Ausgabe von 1563 noch eine weitere mit Schlußformel kommt. Im Alt von 1549 nur Str. 1. (Wunderhorn I, 303.)

Str. 1, Z. 3: F. vnter eine grüner (B. einer grünen) linden. Z. 5: Wiederh. ja winden. Str. 2, Z. 2: vnder eim Stauden vnnd vberall, F. vnter den ſt. v. Z. 4: F. vnter eine. Str. 3, Z. 2: F. hat ſie das ſie zu (B. das zu) nider ſaß. Z. 3: F. arm (B. armen). Z. 4: So gehab, F. nur gehab. Str. 4, Z. 1: F. Hat vns der reyff, hat vns der ſchne. Z. 2: erfröret, F. erfrort (B. erfrört). Z. 4: hertze liebe bey einander, F. wo zwey hertzlieb bey einander (B. beynander) ſein. Z. 5: F. B. ſol man nit.

Die vorerwähnte Schlußſtrophe der Ausgabe von 1563:

> Der uns das liedlein news geſang,
> ein freier jäger iſt er genant,
> er hats gar wol geſungen;
> zue N. geht er auß und ein,
> es hat im wol gelungen, ja glungen.

(104) Niederdeutſches Liederbuch Nr. 59.

Zu Str. 14, Z. 3: Schmeller IV, 286: „Der Zart" u. ſ. w (ält. und alte Sp.) Liebkoſung, Schmeichelei, Zärtlichkeit, deliciæ voluptas u. ſ. w. „Mit zart," zärtlich, ſorgfältig. „Âne zart," ohne Schonung u. ſ. w. Parciſal 242^{15}.– Hoffmann, Fundgruben I, 399^{b}.

Meinert 203. Vgl. Feiner Almanach 1777, S. 77. Wunderhorn.

Niederländiſch, auch der Versweiſe nach verſchieden, in: „De Amſterdamſche Kermisvreugd", S. 38: „Daar zou'er een Jager uit jagen gaan" u. ſ. w.

Theatrum diabolorum, Frankfurt 1569, Bl. 267^{a}.

Str. 13. 14 ſollten offenbar auf den Jäger, nicht auf das Mädchen, bezogen ſein; er will ſein Glück beſſer verſuchen, kann aber die Stelle nicht mehr finden, womit in der ſpaniſchen Romanze die Lesart: „no hallara la montiña" ſtimmen würde. In Str. 14, Z. 1 wäre hiernach ſtatt ſe zu leſen: he.

Böhl de Faber, Floresta I, 254, Nr. 146 (J. Grimm, Silva 259: „romance de la infantina [Wolf und Hofmann, Primavera II, S. 74 bis 76. Geibel und Schack, Romanzero, S. 391. 392. H.]): Auf die Jagd geht der Ritter, die Hunde führt er müde, den Falken hat er verloren (vgl. Silva 252 oben); er lehnt ſich an eine wunderhohe Steineiche, auf einem der höchſten Äſte ſieht er ein Fräulein (infantina), deſſen Haare die ganze Eiche bedecken. Sie heißt ihn ſich nicht ſo ſehr entſetzen, ſie ſei Tochter des guten Königs und der Königin von Caſtilien, ſieben Feen (fadas) haben ſie verwünſcht (fadaron) in den Armen einer Amme, daß ſie ſieben Jahre einſam auf dieſem Wipfel (montiña) ſein ſollte; eben heute erfüllen ſich die ſieben Jahre. Sie bittet den Ritter um Gottes willen, ſie mitzunehmen, als Gattin oder doch als Liebſte. Er antwortet, ſie ſoll ihn bis zum nächſten Morgen erwarten; er wolle von ſeiner Mutter Rath einholen. Sie verwünſcht den Ritter, der die Kleine allein laſſe. Die Mutter räth, ſie zur Liebſten zu nehmen; als er aber zurückkehrt, findet er ſie nicht im Wipfel („no la hallara en la montiña," Grimm und Depping 298: „no hallara la montiña," hiernach Diez 178: „War der Wipfel nicht mehr da" [Primavera II, S. 76: no la hallara en la montiña. H.]; er ſieht, wie ſie mit großer Ritterſchaft hingeführt wird. Da fällt er zu Boden und als er wieder zu ſich gekommen, ſpricht er, ein Ritter, der Solches verliere, verdiene ſehr große Strafe, er wolle ſelbſt der Richter ſein und ſich das Urtheil ſprechen, daß man ihm Füße und Hände abhaue und ihn durch die Stadt ſchleife.

(Vgl. Grimm, Mährchen I, 53. III, 84: Jungfrau auf dem Baume: vgl. III, 347.)

Grimm, Silva 250 [Wolf und Hofmann, Primavera II, S. 82. 83. Diez, Altſpaniſche Romanzen S. 175. 176. Geibel und Schack, Romanzero S. 388. 389. H.]: „romance de la hija del rey de Francia“: Vom Wege nach Paris, wo ſie Vater und Mutter hat, abgeirrt, lehnt die Kleine ſich an eine Eiche, um Geſellſchaft zu erwarten. Sie ſieht einen Ritter kommen, der auch dahin will, und bittet ihn, ſie mitzunehmen, wozu er ſehr gerne einwilligt. Er ſteigt ab, ihr Höflichkeit zu erweiſen, ſetzt ſie auf die Croupe und ſich in den Sattel. Unterwegs bittet er ſie um ihre Gunſt, aber ſie wehrt ab; ſie ſei die Tochter kranker Eltern, wer ſie berührte, würde krank werden. Der erſchrockene Ritter erwidert kein Wort. Beim Eingang von Paris lächelt ſie und ſagt auf ſein Befragen, daß ſie über den Ritter lache und über ſeine große Feigheit, die Kleine auf dem Felde zu haben und ihr Höflichkeit zu erweiſen. Beſchämt bittet er ſie umzukehren, weil er etwas vergeſſen. Sie verweigert es, und wenn ſie auch umkehrte, ſo ſollte Niemand ſie antaſten; ſie ſei Tochter des Königs von Frankreich und der Königin von Frankreich, wer ſie berührte, den käm' es theuer zu ſtehen.

Wolf, Rosa de Romances S. 71.

Ritſon, Ancient Songs and Ballads. London 1829, II, 54 ff.: „The too courteous knight.“ Ein höflicher Ritter trabt luſtig über das Feld und gewahrt ein hübſches Mädchen, das ſingend daherwandert (Refrain: „Then she sang: Downe a downe, hey downe derry“). „Gott grüß euch, Schöne, unter den Blättern ſo grün! Wär' ich ein König und trüg' eine Krone, gleich ſollteſt du eine Königin ſein. Gott grüß euch, Schöne, unter den Roſen ſo roth! Wird mir nicht von euch mein Wille, gleich werd' ich todt ſein.“ Er ſchaut nach Oſt und Weſt, nach Nord und Süd, kann keine heimliche Stelle finden. Sie verſpricht ihm, wenn er ſie unberührt in ihres Vaters Halle führe, dann ſoll ihm ſein Wille werden unter Purpur und Seide. Er ſetzt ſie auf ein Pferd und ſich auf ein andres und reitet den ganzen Tag neben ihr, als wären ſie Schweſter und Bruder. Als ſie zu ihres Vaters wohlummauerter Halle kommt, geht ſie zum Pförtchen ein, ſperrt den Narren hinaus und verſpottet ihn; er hatte ſie im Felde draußen unter Korn und Heu und Binſen ſo braun, und ſie hätte nicht nein geſagt. Er zieht ſein nußbraunes

Schwert aus und wiſcht den Roſt mit dem Ärmel ab: „Gottes Fluch komm' über deſſen Herz, der einem Weibe glauben wollte!“ Sie aber ſingt ihr Liedchen wie vor.

Percy, Reliques of ancient English Poetry III, 222: „The baffled knight,“ „with some corrections“: Ein Ritter, weintrunken des Wegs reitend, begegnet zwiſchen den Heuſchobern einem hübſchen Mädchen, das er zu ſich ins Gras einladet. Sie entgegnet, auf dem Graſe ſei ein Thau, der ihr neues Damaſtkleid verderben würde, worauf er ſich erbietet, ſeinen Mantel von rothem Scharlach auf den Boden zu werfen (vgl. „Das Mäntelein“ [Nr. 106. H.] und Anm. dazu). Gleichwohl der weitere Verlauf wie in der vorigen Ballade. Das Schwertſchleifen des ausgeſperrten Ritters verſpottet ſie, indem ſie eine Nadel aus dem Haare zieht und auf ihrem Kleide ſtreicht. Es folgen, in ſpäterem Stil, noch drei Begegnungen des Ritters mit der Schönen, wobei ſie ihn einmal in den Fluß ſtößt, nachher mit halb ausgezogenen Stiefeln liegen und zum drittenmal von einer durchſägten Planke in den Burggraben fallen läßt.

(Utterſon) Select Pieces of early popular Poetry, London 1817, I. 145 f., Syr Degore V. 750 ff.:

The lady that was so fayre and bright,
Upon her bed she sate downe ryght.
S. 146 She harped notes swete and fine
And Syr Degore sate him downe,
For to heare the harpes sowne,
That thorowe the notes of the harpe shyll,
He layd hym downe and slept his fyll.
This fayre lady that ylke nyghte
She bad go couer that gentyll knyght.
And the ladye went to another bed at the laste.
So on the morowe, when it was daye,
The lady rose, the sothe to say,
And into the chambre the waye gan take;
She sayde. „Syr knyght, aryse and wake!“
The lady sayde, all in game:
„Ye be well worthy to haue blame,
For as a beest all nyght thou dyd slepe
And of my maydens thou tokest no kepe.“

And then aunswered the knyght so fre:
„Mercy, madame, and forgyue it me!
The notes of thine harpe it made,
Or els the good wyne that I had.“

MS. I, 38^b (von Kürenberg) [= K. Lachmann und M. Haupt, des Minneſangs Frühling. Leipzig 1857. 8. S. 8. H.]:

Jô ſtuont ich nehtint ſpâte
vor dinem bette,
do getorſt ich dich, frouwe,
niwet wecken.
„. . . . . des gehazze
got den dinen lip!
jô enwas ich niht ein ber
wilde.“ ſô ſprach daz wip.

Ebd. I, 42^a, 4 f. (Dietmar von Aiſt.) Mein Walther von der Vogelweide S. 101 u.

Raynouard, Choix des Poésies originales des Troubadours IV, 22, X. V, 437 f. Roſin u. ſ. w.

Das Mäntelein.

(106) Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 150.

Str. 3, Z. 1: fürther. Str. 5, Z. 3: Thüren. Str. 6, Z. 3: Engeln. Str. 8, Z. 2: ſit?

Noch eine neunte Strophe:

Hett ich mein käpplein nit geſpart,
das mägdlein darauf gelegt
und hett ichs ſchon gethane,
wie mirs darüber ſolt gane,
den ſchaden müſt ich han.

Vermuthlich, wie in gleicher Versart, ſo auch von demſelben Verfaſſer mit: „Ich reit mir aus kurzweilen“ u. ſ. w. [Nr. 24. H.]

Zu Str. 7, Z. 4 f. vgl. deutſche Gramm. IV, 671, 12.

(S. Salblinger) Selectissimæ u. ſ. w. cantiones. Aug. Vind. 1540, Nr. 48:

La rousee du mois de may
ma gaste ma verde cotte:

par vng matin my leuay
au iardin mon pere,
en vng iardin men entray,
dittes vous que ie suis sotte?
la rousee du mois de may
ma gaste ma verde cotte.

Percy III, 223.

Das gelbkrauſe Haar.

(108) Niederdeutſches Liederbuch Nr. 117. Die zweite Zeile wird wiederholt und es kann ſtatt deſſen auch eine dritte hinzukommen. Weniger alterthümlich bei Meinert 11. Vgl. Fornald. S. I, 18. J. Grimm, deutſche Rechtsalterth. 283 bis 285. Lied von den Bauren von Wittershauſen Str. 12:

und wunſch iedem ein krauſes har,
daz dunket mich daz beſte.

Lämmerweide.

(109) „Aus einer Sammlung von einzelnen in Kleinfolio gedruckten, mit Holzſchnitten verzierten und zum Theil auch mit Muſik begleiteten Liedern und Gedichten, die nach der Jahrszahl, welche bei einigen am Rande angemerkt iſt, ſämmtlich theils im 15ten, theils im 16ten Jahrhunderte erſchienen ſind,“ mitgetheilt von G. Leon im Bragur, 6 Bd, Abth. 2 (Leipzig 1800), S. 77. Dieſe Sammlung der k. Bibliothek zu Wien konnte neuerlich nicht wieder aufgefunden werden. [Vgl. L. Uhland. Eine Gabe für Freunde. 1865. S. 264. H.]

Voran ſteht: „Im thon. Dort nyden auff yener heyde da iſt gut ſcheffer weyde.“

Str. 3, Z. 1: ſeyt. Z. 2. 3: forcht. Str. 4, Z. 2: den. Str. 7, Z. 2: nat.

Je die dritte Zeile der Strophe wiederholt ſich im Geſange, wodurch auch die Überzahl in der zweiten Strophe ausgeglichen wird; auch klingt der Schlußreim jeder Strophe nach: ja ende, ja haime u. ſ. w.

Liedekensboeck, Antwerpen 1544, Nr. 60, Bl. 36^a.

Die Wäſcherin.

(110) Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 102.

Die Handſchrift hat: medlen, hemdlen, ellglin, rößlen, muetterlen und müeterlein, heyde, haid, heide.

Str. 1, Z. 4: winckhet jr mit, hande. Z. 5: hülfe. Str. 2, Z. 2: ſchone. Z. 3: brauſet. Z. 4: weis du der rotten nit zuuil. Z. 5: würd? Str. 3, Z. 2: pirn. Str. 5, Z. 4: khoñe. Z. 5: geſchehe, weibern.

Auch hier iſt der Schlußreim mehrerer Strophen wiederholt: ja wynden, ja taigen u. ſ. w.

Zu Str. 2. 4 vgl. Antwerpener Liederbuch Nr. 60 (Lämmerweide), Str. 4 f.

Die Graſerin.

(111) Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 242.

Str. 1, Z. 2 etwa: ſie graſt mir ab mein gras? Z. 4: was? Str. 3, Z. 1: daß. Z. 2: nicht. Str. 5, Z. 3: ſie? Vgl. Hildebrands-Lied Str. 12, aber auch MS. I, 40ᵇ, 3:

> Er ſol tougen von bluomen ſwingen,
> ich wil umb ein niuwez krenzel mit im ringen.

Vgl. Wunderhorn II, 29. Meinert 199. 454. Hermann von Sachſenheim: von der Grasmetzen (Liederbuch der Cl. Hätzlerin, Bl. 451, auch in einer Handſchrift der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, Graffs Diutiska II, 77, ſ. auch v. d. Hagen, Grundriß 341 [Schriften II, S. 245. H. Vgl. Keller, altdeutſche Gedichte I, 4. K.]).

Winterroſen.

(113) A. Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 100. Vgl. Wunderhorn III, 68. Meinert 95. Die erſte Strophe auch in Docens Miscellaneen 1, 262.

Str. 4, Z. 2 bis 4, das Frankfurter Liederbuch hat: ich bin ein Mägdlein reyne, ihr bringet mir denn drey Röſelein rot, die diß Jar ſeind gebrochen. Str. 5, Z. 1: tieffen. Str. 6, Z. 3. 4, Frankf. Liederb: malet mir ſie hübſch vnnd dazu ſein, wie ſie diß Jar gewachſen ſeyn. Str. 7, Z. 3: Freuw du dich. Str. 8, Z. 3: in eim ſchimpff. Das Frankf. Liederb. läßt noch eine Strophe folgen:

Der uns zwei ſcheid, das iſt der Tod,
er ſcheidet gar manches mündlein rot,
er ſcheidet den knaben und die diren,
er ſcheidt das kind auß der wiegen.

Zu Str. 1, Z. 2. 3 vgl. Gudrun 4879 [= Str. 1219, Bartſch. H.]:

in ſchein durch diu hemede wiz alſam der ſnê
ir lip, der minnicliche u. ſ. w.

Liederſaal I, 248, 61 f. Erec V. 328 bis 337.

Parodieen des Liedes: „Es ſolt ein meidlin holen wein“ u. ſ. w. (Bicinia etc. Viteb. 1545, T. I, Nr. 88.) „Ein meidlin zu dem brunnen gieng“ u. ſ. w. (Orlando di Laſſo, Teutſche Lieder, Thl. 2, München 1573, Nr. 11. Wunderhorn I, 156.)

Schwediſch: Arwidsſons Fornſ. II, 242, aus einem handſchriftlichen Liederbuche vom Ende des 16ten Jahrhunderts; ſtrophengleiche, meiſt wörtliche Überſetzung des deutſchen Liedes.

Str. 9, Z. 4: i alle våre lifsdagar.

B. Feiner Almanach, 1777, S. 126: Im Ton: Es reit ein Herr und auch ſein Knecht.

Str. 1, Z. 1: ſeym. Z. 2: an dem Morgen. Str. 3, Z. 2: drey Roſenblüt. Z. 4: Vnnd ſteen in voller Blüte. Str. 4, Z. 4 ſcheint auch unecht. Str. 7, Z. 4: kinden. Nach Str. 7 noch zwei entbehrliche.

Je der zweiten Zeile folgt der Refrain: ade, ade! und der vierten klingt der Schlußreim nach: ja frawe! ja ſchlafen u. ſ. w.

Litthauiſches Räthſellied, Dainos 325:

Mich ſandte, ſandte die liebe Schwieger
nach Wintermai, nach Sommerſchnee.
Da gieng ich arme hin traurig weinend
und traf den Knaben, den lieben Hirten.
„Wo wandelſt hin, du holdes Mägdlein?
was weinſt du traurig, o zarte Jungfrau?“
„Mich ſandte, ſandte die liebe Schwieger
nach Wintermai, nach Sommerſchnee.“
„Geh hin, o Mägdlein, du zarte Jungfrau,
zum grünen Walde, zum Meeresſtrande!
da wirſt du finden eine grüne Fichte,

brich ab ein Zweiglein, ſchöpf eine Hand voll Schaum!
dann wirſt du bringen der lieben Schwieger
den Wintermai, den Sommerſchnee."

Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 25 (S. 297), Spiel: „Drei wünſch auf eim ſtiel." (Vgl. S. 296: „Näters.") Simrock, Walther von der Vogelweide II, 161, Z. 1.

Der Roſenkranz.

(114) Frankfurter Liederbuch von 1582 und 1584, Nr. 103. Meinert 172 f. Minstrelsy, 5 ed. II, 191 (Gilchriſt I, 228): Tamlane. Vgl. auch in den Anm. zu „Nonne" die Stelle aus der Heidelberger Handſchrift 109.

Zu Str. 7, Z. 4 vgl.: MS. II, 61^b (Tanhuſer):

Heie, nû hei!
Des videlæres ſeite der iſt enzwei.

II, 63^a (Ebd.):

Nû ſinge ich aber hei!
Heiâ, nû hei!
Nû iſt dem videlære ſin videlboge enzwei. 64^a, 1.

Benecke 159. 169. 184. 191. Donaueſchinger Parcival Bl. 320, C. 1. 2. Nyerup I, 95 (Svend Vonved):

Saa ſlog han Guldharpen ſaa længe,
At ſönder ginge alle de Strenge.

[Vgl. Schriften III, S. 393. H.]

Zwo Geſpielen.

(115) A. Frankfurter Liederbuch von 1582 und 1584, Nr. 53. Str. 1, Z. 1, Druck von 1582: Es giengen ſich aus zwo Geſpiele. Str. 5, Z. 1: einer linden.

Noch ſind folgende Strophen angehängt:

Er nam ſie bei den henden,
bei iren ſchneeweißen henden,
er führt ſie durch den grünen wald,
des grünen waldes ein ende.

Er führt ſie an das ende,
da er ſein mutter fand:
„ach mutter, liebſte mutter (mein),
das megdlein iſt mein allein.“

Er gab ihr von gold ein ringelein
an ihr ſchneeweiße hand (hende):
„ſihe da, du feines brauns megdelein!
von dir wil ich nicht wenden.“

Sie gab im wider ein krenzlein von gold,
dabei er ir gedenken ſolt:
„ich hab euch lieb im herzen mein,
von euch wil ich nicht ſcheiden.“

In andrer Geſtalt: Wunderhorn III, 18. Meinert 124 (vgl. Altdeutſche Wälder I, 110). Der Anfang auf einem fl. Bl. von 1589: „Ein ſchön nüw geiſtlich lied, gezogen vß dem XXIIII Cap. Luc. Von den zweyen Jüngeren die gan Emaus giengend. In dem Thon, Es giengend zwo geſpilen guot, wol vber ein gruene Heyde.“

Bei Minneſängern: von Scharpfenberg, Man. I, 195: Zwô geſpilen märe u. ſ. w. Alram von Greſten, ebd. II, 109: Zwô geſpiln märe u. ſ. w. Daſſelbe etwas anders unter Nitharts Liedern, Beneckes Beiträge II, 446. (Vgl. MS. III, 231^a. 331. Burkart v. Hohenvels, Man. I, 88^b, 3 bis 5. 85^b, 4 bis 86^a, 3.) Wackernagel, Weſſobrunner Gebet S. 56. Hugdietrich (herausg. von Öchsle, S. 19), Str. 128 [= Str. 134, Holtzmann. H.]:

Do ſazen bi einander die zwo geſpilen do,
die ein die was trurig, die ander die was fro.
Hilteburg, die ſchöne, weinte kleglich,
do frowet ſich in dem herzen der kunig Hugdieterich.

Zuvor, Str. 123 [= Str. 129, Holtzmann. H.]:

An dem andern morgen brahte man die junkfrowen herabe.
ez geſchiht niemen ſo leide, der füret hin zu grabe
vatter und muter, alſo Hilteburg geſchach,
do ſie ſich muſte ſcheiden, alſo uns diz buch verjach.

(Vgl. Altdeutſche Zeit und Kunſt, Frankfurt 1822, S. 291 f.)

Niederländiſch: Horæ belg. II, 110 aus dem Antwerpener Liederbuch von 1544, mit Melodie aus den Souter Liedekens, Antwerpen 1540.

Verſchieden lautende Anfänge, ebd. II, 83 (vgl. I, 112), nach Handſchriften (geiſtlicher Lieder) des 15ten Jahrhunderts:

Het ghinghen twee gheſpelen goet
an gheenre wilder heiden. (Papier-Handſchrift.)
Het reden twee gheſpelen goet
ter heiden plocken bloemen,
die een die reet al lachende uut,
die ander die was droevich. (Pergament-Handſchrift.)

Zu Str. 7 vgl. Schaffh. 397, 3.

Lai du Trot. (Lai d'Ignaurès u. ſ. w., suivi des Lais de Melion et du Trot, en vers, du XIIIe siècle, publiés u. ſ. w. par L. J. N. Monmerqué u. ſ. w. et Francisque Michel. Paris, Silveſtre, 1832, S. 71 bis 83.) Vgl. F. Diez, Beiträge zur Kenntnis der romantiſchen Poeſie I, 69 f. Parcival der Donaueſchinger Pergament-Handſchrift Bl. 151 vers. (Vgl. Grimm, deutſche Sagen II, 144: der Roſenſtrauch zu Hildesheim.) Chansons 1538, Bl. 54: Laultre iour u. ſ. w.

[Vgl. Schriften III, S. 407 bis 412. H.]

Unter der Linde.

(116) Handſchriftliches Liederbuch der Ottilia Fenchlerin von Straßburg, 1592, im Beſitze des Frhrn v. Laßberg [jetzt in Donaueſchingen. K.].

Andre Darſtellungen: Wunderhorn I, 61. Büſching und v. d. Hagen, Sammlung deutſcher Volkslieder, Berlin 1807, S. 193. Meinert 243, vgl. 239. 227, 4. Münſteriſche Geſchichten, Sagen u. ſ. w. 206.

Niederländiſch: Horæ belg. II, 174. Spaniſch: Floresta de rimas antiguas castellanas; por Böhl de Faber, Hamburg 1821, I, 245 [= F. J. Wolf und C. Hofmann, Primavera y flor de romances, II, Berlin 1856. 8. S. 88. 89. E. Geibel und A. F. v. Schack, Romanzero der Spanier und Portugieſen, Stuttgart 1860. 8. S. 375. 376. H.].

Str. 4, Z. 3: Wann andere blüemlin. Str. 7, Z. 4 fehlt: heimlich. Str. 11, Z. 1: Da hatt man. Str. 13, Z. 2: noch graß. Str. 14, Z. 1: hande.

Der Schluß, die Wiedererkennung, fehlt in der Handſchrift offenbar, dagegen folgt noch die Strophe:

Wer iſt, der uns das liedlin ſang?
ein holdſeligs bild iſt es genant,

es hat: gar wol geſungen,
umb ihren bulen iſt ſie kommen.

Zu Str. 5: Liederbuch der Clara Hätzlerin (Wie eine iren puolen hieß leben), S. 54:

Verſprich mir bei der trüwe dein,
Du wölleſt mein er beſorgen!
Setz mir ſant Jörigen ze porgen,
Das wir kurzlich einander ſehen!

Hätzlerin 191^b:

„Setz ſant Johannes ze pürgen mir,
Das du chomeſt geſunt her wider ſchier!“
Jch globt der liebſten an der ſtatt,
Was ſy mich da von herzen batt,
Und ſchied in jammer mich (da)hindan.

Tſchudi, Chron. helvet. II, 254, Jahr 1437: „alſo antwurt der Vogt uff der Veſti (Ulrich Spieß, öſterreichiſcher Vogt der von den Zürchern belagerten Burg Freudenberg), er getruwti das Huß wol ze beheben mit Gottes Hilf und ſiner Geſellen biß zu Sant Martins-Tag; welte Jm dan der Hertzog in dem Zit nit ze Hilff kommen, ſo entſchütte Jn doch der lieb Heilig Sant Martin mit einem Schnee.“

Georg von Ehingen 12: „Nam ich urlob von mim vatter ſeligen, der mir dan under anderm ſagt, ich ſolt im ſant Johanſen, den heiligen apoſtel und evangeliſten, zuo aim pfand und gyſel geben, das ich wider kumen würd. Das war allweg ſein gewonhait, wan ich von im zoch.“ [Elblin von Eſelberg, herausg. von A. v. Keller, Tübingen 1856. 4. S. 26 u., ſ. ob. S. 29 u., ſ. ob. Niederländiſche Volkslieder, 2te Ausgabe, 202, 7.]

Zu Str. 7. 8 ſ. Pfaffe Amis (in Beneckes Beiträgen II) V. 390: „die dâ tougen heten man“ (vgl. 406. 445).

Zu Str. 3, Z. 2 vgl. Anm. zu: „Er iſt der morgenſterne“:

Binde es oben ane
an einen gilgen zweig!

Vgl. Kind, Neugriechiſche Poeſie 4 f. (überſetzt in den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslandes 1840, 7 October, Nr. 114 und 115). Der Schluß davon bei Fauriel II, 422.

Pruß, deutſches Muſeum Nr. 19, 7 Mai 1857, S. 699 ff.: Volkslieder aus der Altmark und dem Herzogthum Magdeburg, mitgetheilt von Ludolf Pariſius u. ſ. w. S. 700: 1. Unter der Linde. 1. Es ſtand ein Linde in jenem Thal u. ſ. w. 24 zweizeilige Strophen. Dieſe Überlieferung aus Volksmund nähert ſich dem Text in meiner Sammlung (Nr. 116) beſonders in ihren Strophen:

21 Da nahm er ab ſeinen breiten Hut,
Daran ſie ihn erkennen thut.
22 Feinsliebchen, was vexiereſt du mich
Und macheſt mir mein Herz ſo ſchwer?

[Vilmar S. 204 bis 207. H.]

Fünf Söhne.

(118) Mones Anzeiger 1838, Sp. 84 aus einer Handſchrift des 16ten Jahrhunderts, durch Mittheilung des Frhrn W. v. Haxthauſen. Dieſer bemerkt dazu, Sp. 73: „Das ſchönſte Lied ſcheint mir die Romanze, welche noch als Volkslied lebt und in Weſtfalen häufig geſungen wird.“ Vgl. Kretzſchmer, deutſche Volkslieder 83: „Der böſe Vormund“?

Str. 1, Z. 3: gaedt nycht ſpellen. Kretzſchmer hat nach Z. 3 dieſe: Jck hev nich einmaol över ſe gelacht. Str. 2, Z. 5: Kretzſchmer flot, Niederſ. Wörterb. I, 411: „flugten, flüchten, fliehen. Graff I, 187: „after [per] lante farent nuallonte. O. IV, 2, 25.“

Die verlorene erſte Zeile in Str. 1 mochte etwa lauten:

Jck hebbe vyf leve ſöneken hat u. ſ. w.

Guđrúnarkviđa I (Sæm. Edda 211 f.; [Ausgabe von Th. Möbius S. 159. H.]):

Str. 4 Þá kvađ Þat Gjaflaug,
Gjúka systir:
„mik veit ek á moldu
munarlausasta;
hefi ek fimm vera
forspell bedit,
tveggja dœtra,
Þriggja systra,
átta brœdra,
Þó ek ein lifi.“

6 Þá kvađ Þat Herborg,
Húnalands dróttning:

„hefi ek harðara
harm at segja;
mínir sjau synir
sunnanlands,
verr inn átti,
í val féllu.

7 Faðir ok móðir,
fjórir brœðr,
þau á vági
vindr of lék,
barði bára
við borðþili.

8 Sjálf skylda ek göfga,
sjálf skylda ek götva,
sjálf skylda ek böndla
herfor þeirra;
þat ek alt um beið
ein misseri,
svá at mér madr engi
munar leitaði.

Nyerup III, 238 f. (Grevens Datter af Vendel) Str. 20 bis 26:

Paany da ginge mine Venner i Raad,
Gave mig mit tredie Gift,
Kongens Sön af Engelland,
Han hedte Herr Engelbret.

Saa vare vi ſammen udi Vintre,
Ja vel i Vintre ni;
Det vil jeg for Sanden ſige,
Jeg ſödte de Sönner ti.

Saa kom der Orlog paa det Land
Mig til ſtor Sorg og Qvide;
De ſloge ihjel Herr Engelbret
Og ſaa mine Sönner ni.

De ſloge ihjel baade Sönner og Mand,
Det maa jeg höjligen kære;
Den tiende Sön de af Landet tog,
Jeg ſeer hannem aldrig mere.

Nu er min Sorg ſaa mangefold,
  Som Jomfruer de ſpinde Guld;
Herre Gud gläde Herr Engelbret,
  Han var ſaa dydefuld.

Nu vil jeg mig i Kloſter give,
  J Kloſter under Ö;
Jeg vil mig ret aldrig Mand give,
  Jeg vil i Sorgen döe.

Al min ſönlige Sörrig
  Den vil jeg träde under Fod;
Deslängere det jeg ſörget,
  Desvärre da er min Bod.

Traveſtie von ſieben Brüdern in „The North-Country Chorister“ (Ritſons Northern Garlands) S. 5.

Das hungernde Kind.

(119) Seckendorfs Muſenalmanach für 1808, S. 32: „Mitgetheilt von Herrn Hofmedicus Dr Hohnbaum in Hildburghauſen.“ Wunderhorn II, 10: „Mündlich.“ Jm Wunderhorn immer: „Mutter, ach m.“; nach ſäen u. ſ. w. geſchwind; Und als das Korn u. ſ. w.; rief das K.; ſtatt „ſchneiden“ ärnten; Schluß: Und als das Brot gebacken war, Lag das Kind ſchon auf der Bahr. (Erk u. Jrmer III, Nr. 57. Kretzſchmer II, Nr. 352.)

Flieg. Blatt: „Ein erbermlich neuw Lied von einer armen Wittfraw vnd fünff kleiner Kindern, welche von hungers wegen entſchlaffen ſeind, aus Gottes krafft ohn leibliche ſpeiß eine zeitlang wunderbarlich erhalten worden. [Holzſchnitt.] Jn der Melodey, O reicher Gott im Throne. Oder wie man das Lied von Olmitz ſingt. Geſtellet durch Gregorium Meyer, Organiſten zů Baſel, den 4ten Julii in 1571 Jar.“ Anfang: „Von wunder můß ich ſagē“ u. ſ. w. Jm gedachten Jahre 1571 am 25 Jenner geſchah zu „Weydenſtett“ bei „Geyßlingen“ in Schwaben ein Wunder, das Alt und Jung geſehen. Eine Wittfrau wird von ihren fünf kleinen Kindern um Brot geplagt. Sie ſagt, ſie wolle den Gevatter Jäcklin anſprechen, der werde ſie nicht verlaſſen. Es wird ihr abgeſchlagen und weinend kehrt ſie zurück. Noch einmal vertröſtet ſie die Kinder, ſie gehe wieder hin, und koſt' es all das Ihre, gerne wolle ſie es dran wenden. Die Kinder empfangen eine Kraft von Gott und ſprechen zur Mutter:

Wir wölln auf unſern acker,
biß unſer korn wirt reiſ.

Sie ziehen auch wirklich alle fünf hinaus. Die Mutter ſtreicht rings im Dorf herum, niemand will ihr etwas leihen. Als ſie weinend wieder nach Hauſe kommt, ſind die Kinder nicht da; ſie beſinnt ſich auf die Rede derſelben, läuft zum Acker und findet ſie alle ſo feſt ſchlafend, daß ſie nicht zu erwecken ſind, ſo laut ſie ihre Namen ruft. Die Nachbarn kommen herbei und ſehen das Zeichen:

Sie ſchlieſen alſo leiſe,
als hettens halber gwacht;
man braucht mancherlei weiſe,
man ſchrei laut oder leiſe,
des hattens ganz kein acht.

Schluß des Liedes:

Ich hab nicht mögen ſchweigen,
und machen ein gedicht,
zuo ſingen, pfeifen, geigen,
weils iſt ein ware gſchicht.
das will ich gleich verſchenken
dem Apiario,
das wirt er wol gedenken,
er kans noch weiter renken,
ich glaub, er werd ſein fro.

Wirts under breſſen legen,
das es ſol weiter gahn,
wirt manchen noch bewegen,
das er gott ruefet an,
wirt ſeine ſei(ü)nd erkennen,
von denen gar ſtehn ab,
den nammen sherren nennen.
tilg uns als ubels dennen,
ehe wir kommen zuom grab!

Nicht viel weniger bänkelſängeriſch iſt ein niederländiſches Lied, das noch als fliegendes Blatt verkauft wird: „Schoon Liedeken Geſchied in het land van Luyk, in het ſtedeken Stokum, aen eene arme Vrouwe, welke haer kinderen den koſt niet konde bezorgen door den dieren tyd, en hoe de kinderen zyn ſlaepen gegaen tot den Ougſt daer was. Stemme: Maeſtricht, gy ſchoone ſtede. — Te Gend, by L. van Paemel, Boekdrukker op den Brabanddam. Nr. 25.“ Anfang: „Wat wonderlyke dingen hoort men in ’t Luyker land“ u. ſ. w. Dieſelbe Geſchichte mit andrer Örtlichkeit; die Kinder der armen Wittwe, deren hier drei ſind, ſchlafen bis zur Ernte; die verzweifelnde Mutter glaubte ſchon, ſie tödten zu müſſen:

Ziet des onnoozel ſchaepen,
een kind, noch geen tween jaer,
ſprakt: „moeder, wy gaen ſlaepen,
tot dat den Ougſt is daer,
dan zullen wy gaen ougſten
voor onzen hongers-nood
en u, moeder, vertrooſten,
dan zyn wy uyt den nood.“

Der anſchauliche Zug, daß die Kinder auf den Acker hinausziehn und dort einſchlafen, iſt hier weggefallen.

Münſteriſche Geſchichten 249. 169. Lied und Sage von zwei Schweſtern; die arme, die ſechs vaterloſe hungernde Kinder hat, geht zu der reichen um Brot; dieſe läugnet, das Brot, das ſie im Hauſe habe, ſoll zu Stein werden; das geſchieht dann wirklich und das verſteinerte Brot wird noch in der Kirche gezeigt; auch hier tröſtet das jüngſte Kind die Mutter. Grimm, deutſche Sagen I, 326 f. Auch im handſchriftlichen Liederbuch der v. Mülinen, Bibliothek zu Bern, S. 189: „Ein wundergſchicht von zway ſchwöſteren in Holand.“ Anfang: „Wöllen ir hören ſingen“ u. ſ. w. 15 vierzeilige Strophen.

Das hungernde Kind erſcheint auch in den Formeln des alten frieſiſchen Rechts über die drei Hauptnöthe, in welchen die Mutter das Erbe des unmündigen Kindes verkaufen darf, um ſein Leben zu friſten, deutſche Rechtsalterth. 49 f.: „dio other nêd is, jef da jêre diore werdat ende di hêta honger ur dat land fart ende dat kind honger ſterva wil, ſo môt dio môder her kindes erve ſetta ende ſella ende câpia her bern kû ende ey ende corn, dêr ma da kinde des lives mede helpe. dio tredde nêd is, als dat kind is al ſtocknaken jeſtha hûslâs ende dan die tiueſtra nevil ende colda winter on comt, ſo fart allermonnik on hof ende on hûs ende on warane gaten ende dat wilda dier ſêket din holla bâm ende der birga hly, aldêr hit ſin lif on bihalda mei; ſo weinet ende ſcrit dat onjêriga kind ende wiſt dan ſin nakena lia ende ſin hûslâſe; ende ſin fader, de him reda ſchulde tojenſt din honger ende winter nevilcald, dat hi ſo diepe ende dimme mitta fiower neilen is onder êke ende onder da erda biſloten ente bitacht; ſo môt dio môder her kindes erve ſetta ende ſella."

Das Südeli.

(121) Aus einem Bande einzelner Liederdrucke in Meiringen von mir abgeſchrieben und mit einigen Correcturen in Seckendorfs Muſenalmanach für 1808 gegeben, wo es S. 29 ff. und daraus im Wunderhorn II, 274 ff. gedruckt iſt.

Str. 3, Z. 1: ein, Würthenen (über die Endungen in -ene ſ. Stalder, Schweizer. Dialektolog. 65 u., f. Der Zweck der Anhängſilbe -e wird durch das der Bücherſprache zu Gefallen an den Schluß wieder aufgenommene -n vereitelt). Z. 3: Würth., ſo auch weiterhin. Str. 6, Z. 1: ein. Str. 7, Z. 3, vgl. Stalder, Schw. Idiot. II, 418: Süddele f., ſudelige Weibsperſon. Z. 4: Stalder, Idiot. II, 268: „reiſen, raiſen v. act., ordnen"; vgl. Schmeller III, 128. Str. 8, Z. 3: euern. Str. 10, Z. 2: wars. Z. 4: bey mir. Str. 11, Z. 2: herz für hert, Schultern (J. Grimm, deutſche Rechtsalterthümer 170). Str. 13, Z. 5: er heißt. Z. 6: weißt. Str. 15, Z. 1: zu morndrigs vgl. Stalder, Schw. Idiot. II, 214. Tobler, Appenz. Sprachſchatz 323 b. Z. 2: Würthenen. Z. 3: ſchläde; Stalder, Idiot. II, 33: „ſchlöd, Adj. u. ſ. w., niederträchtig, ſchlecht"; ſchnöd. Str. 19, Z. 2: eüſſer, unſer; Stalders Dial. 104. Z. 3: hey gehan, haben gehabt; ebd. 123. 129.

Dieſe Ballade vertritt einen weitverzweigten Stamm von Liedern, in welchen das Kind eines anſehnlichen Hauſes auf verſchiedene Weiſe weggebracht, geſtohlen, ausgeſetzt, entführt, dann in Dienſtbarkeit verkauft, verpfändet, verdingt, endlich wieder entdeckt wird, indem es bald durch wunderbare Schickung und in bedenklicher Lage mit einem der Seinigen zuſammentrifft, bald einer ſolchen oder auch einer fremden Perſon, nachdem es lange unerkannt bei ihr verweilt, ſich zu erkennen gibt und ſofort entweder in Glück und Ehre hergeſtellt wird, oder an gebrochenem Herzen hinſtirbt.

Von der vorliegenden Ballade aus, in der eine kleine Königstochter weggeführt, einer Wirthin verdingt, ihrem Bruder verkuppelt, von dieſem aber unberührt der Mutter zurückgebracht wird, läßt ſich jener Faden durch die hiernach verzeichneten Darſtellungen verfolgen, welche zum Theil wieder in beſondre Gruppen zuſammentreten.

Wunderhorn II, 277: „Der Staar und das Badwännelein, in der Spinnſtube eines heſſiſchen Dorfes aufgeſchrieben“: Das Kind wird in der Badwanne aus dem Garten geſtohlen, der Staar entdeckt dieß; ſonſt die Begegnung mit dem Bruder bei der Wirthin wie im Texte; einige Nachhülfe ſcheint durch. (Vgl. auch Wunderhorn II, 200.)

Ein italiäniſches Lied: „La Canzon della Lissandrina“, fl. Bl. in Venedig 1610, auch in Macerata 1611, handelt von einem Mädchen, das ein Kaufmann dem Wirthe zu Pfand gelaſſen:

O messer hosto, havè una bella fia,
  una bella fia, la la la li li la.
La saria bella, se la fosse mia,
  se la fosse mia, la la la li li la.

Che l' è d'un mercadante, ch' è andato via,
  ch' è andato via u. ſ. w.
No l'havea soldi e'l m'ha impegnà la fia,
  impegnà la fia u. ſ. w.

O messer hosto, no ghe fe vergogna,
  no ghe fe vergogna u. ſ. w.
Deghe da bever, se 'l ghe ne bisogna,
  se 'l ghe ne bisogna u. ſ. w.

O messer hosto, se havè malvasia,
  se havè malvasia u. ſ. w.
Portè da bever a questa compagnia,
  a questa compagnia, la la la li li la.

Nyerup IV, 222: „Jeg ſtod mig ved en Bäk at toe“ u. ſ. w. Ein Ritter, der des Wegs reitet, verſpricht dem waſchenden Mädchen, wenn es ihn liebe, ein Goldband. Sie ſoll ſagen, ſie hab' es gefunden. Die Schöne erzählt ihr Schickſal: Abends war ſie geboren; bevor der Hahn krähte, ſtarb die Mutter; als man dieſe begrub, läutete man um den Vater; als der begraben ward, um ihre Geſchwiſter, außer dem jüngſten Bruder, der ſie einer Pflegmutter übergab; fremde Jungfraun lehrten ſie nähen, ſie ſelbſt ſich Tugend und Ehre. Er erkennt die Schweſter und verſpricht, ſie einem Ritter zu vermählen. (Vgl. Gudrun 4889 bis 904; auch das Lied: „Es ſollt ein medlen waſchen gan" u. ſ. w. [Nr. 110. H.] und Anmerkung zu: „Ich ſtund auf einem berge" u. ſ. w. [Nr. 96. H.] Str. 3 bis 6.) Dasſelbe Lied ſchwediſch bei Arwidsſon II, 234, etwas variiert (die Begegnung im grünen Haine, nicht beim Waſchen u. ſ. w.) und vor der Erkennung abgebrochen.

Nyerup III, 353 (438): „Hellelil ſidder i Bure" u. ſ. w. Hellelil näht irre und erzählt, von der Königin zur Rede geſtellt, ihr trauriges Geſchick und wie man ſie zuletzt um eine neue Glocke verkauft, bei deren erſtem Schlag ihrer Mutter das Herz brach; eh ſie ihr Leid ausgeſagt, iſt ſie todt in der Königin Arm. [Vgl. Schriften VII, S. 439 bis 441. H.] Schwediſch: Sv. Folkv. II, 7. Auch bei Arwidsſon II, 170: Der erzählenden Königstochter ſelbſt will das Herz zerſpringen, wenn ſie die Glocke hört; von ihrem Tod iſt nichts geſagt. (Vgl. noch Koſegartens Blumen, Berlin 1801, IX und 129: Die Glocken klingen und Hilla ſtirbt.) Eine andre däniſche Aufzeichnung bei Syv (Part. IV, Nr. 32), überſetzt von W. Grimm S. 119 (518), kürzt Hellelills Geſchichte (über dieſe vgl. Sv. Folkv. I, 5) ab, läßt vom erſten Glockenſchlage die Mutter, beim zweiten den Vater ſterben, und zuletzt ergibt ſich, daß der Ritter, der ſie verlockt, wodurch eben die zürnenden Eltern zum Verkaufe bewogen wurden, ein Sohn der Königin iſt, der ſich nun mit Hellelill verloben ſoll.

Horæ belg. II, 164: „Mooi Aaltje en koning Alewijn." Ein Krämer verhandelt eine Königstochter am Hof eines jungen Königs, wo ſie mit Silberſchalen aufgewogen wird. Nachdem ſie vom Könige ſieben Söhne hat, will er ſich anderwärts vermählen, da es mit einem Findlinge nicht ſtandesmäßig geſchehen kann. Bei der Ankunft der Braut wird aber offenbar, daß ſie die Schweſter der Verhandelten iſt, und ſo behält Letztere den Bräutigam. Däniſch: Nyerup IV, 59: „Skjön Anna," wo Räuber das Kind ſtehlen und verkaufen. Er iſt hier ein Herr von „Mecklenborg-Land," ſie des Königs von England Tochter. Schwediſch: Sv. Folkv. I, 24: „Skön Anna"; der junge König ſelbſt hat ſie als Jungfrau vom Seeſtrand, „af Österrike," geraubt. Arwidsſon I, 291: „Skön Anna"; ſieben Räuber haben die

Königstochter weggeführt und verkauft. Schottiſch: Minstrelsy, 5 ed., III, 36 (daraus auch bei Gilchriſt I, 199): „Lord Thomas and fair Annie“; ein Ritter, der über die See kam, hatte Annie weggeſtohlen, die Braut hört ihren nächtlichen Klaggeſang und fragt:

O wha was't was your father, Annie,
  or wha was't was your mother?
and had ye ony sister, Annie,
  or had ye ony brother?

„The earl of Wemyss was my father,
  the countess of Wemyss my mother
and a' the folk about the house
  to me were sister and brother.“

Vgl. Str. 13 im Texte.

Jamieſon II, 371: „Lady Jane“; die Tochter des Grafen von Richmond iſt weggeſtohlen, ſie will die Brautleute in den Schlaf harfnen und ſingt ihr Leid dazu. Ebd. II, 376: „Burd Helen“; König Heinrichs Tochter, als Kind geſtohlen. (S. ebd. II, 73.) Motherwell 327: „Fair Annie“; König Heinrichs Tochter, von einem ſchottiſchen Lord hinweggeſtohlen; eigenthümlich iſt ihre Klage:

„Will I go to the salt salt seas
  and see the fishes swim,
or will I go to the gay green wood
  and hear the small birds sing?“

Out and spoke an aged man,
  that stood behind the door:
„ye will not go to the salt salt seas
  to see the fishes swim,
nor will ye go to the gay green wood
  to hear the small birds sing.

But ye'll take a harp into your hand,
  go to their chamber door,
and aye ye'll harp and aye ye'll murn
  with the salt tears falling o'er.“

Die Frage:

„Wha was your father, my girl,“ she says,
  „or wha was your mother,

or had you ever a sister dear,
or had you ever a brother?“

„King Henry was my father dear,
queen Esther was my mother,
prince Henry was my brother dear
and Fanny Flower my sister.“

Chambers 186. Altfranzöſiſch: Poésies de Marie de France, poète anglo-normande du 13ième siècle, publiées par B. de Roquefort. Paris 1832. I, 138: „Lai del Freisne“ (altengliſch: Weber, Metrical Romances I, 355); das Zwillingskind iſt von der Mutter ausgeſetzt, die ſieben Söhne ſind noch nicht vorhanden, aber die unbekannte Abkunft iſt auch hier das Ehehindernis. [Vgl. Marie de France. Poetiſche Erzählungen nach altbretoniſchen Liebesſagen, überſetzt von Wilhelm Hertz. Stuttgart 1862. 8. S. 55 bis 77. H.]

Nyerup IV, 55: „Hittebarnet“; die Tochter des Königs von England ſetzt ein Kind, das ſie von dem jungen Herrn Styge geboren, in vergoldetem Schrein, mit geweihtem Salz und Licht, in das Meer; der König, am Strande jagend, findet es und läßt es aufziehn. Der Findling Karl wird in der Folge ſein Bannerträger, wird von ihm belehnt und ſoll mit der Königstochter vermählt werden. In der Brautkammer gibt ſie ſich als ſeine Mutter zu erkennen und er räth, ſie nun Herrn Styge zu geben. Schwediſch mit andrem Schluſſe bei Arwidsſon I, 370; vgl. Sv. Folkv. II, 182. Nyerup IV, 3. „Sir Degore“ bei Utterſon I, 113.

Berliner Converſations-Blatt 1829, Nr. 252 (vom Niederrhein): „Es wohnt ein marggraf über Rhein“ u. ſ. w. Die Tochter des Markgrafen iſt ſieben Jahre lang dem Spielmann nachgezogen; da verlangt ſie, daß er ſie wieder in ihres Vaters Land hineinſpiele. Sie iſt dann ſieben Jahre Dienſtmagd im Vaterhauſe, wird gefährlich krank und gibt ſich auf die Frage der Mutter zu erkennen; ſie will nicht Weck noch Wein, nur ein Kränzlein von Rosmarin. Um ein weißes Kleid bittet ſie und um ein hölzernes Haus, drei Lilien ſollen auf ihr Grab gepflanzt werden (die ihr Liebſter pflücke). Wunderhorn I, 83 (mündlich durch A. B. Grimm aus Schlüchtern bei Heilbronn): „Es war ein markgraf über dem Rhein“ u. ſ. w. Nichts von der Entführung durch den Spielmann; die Markgrafstochter dient unerkannt bei der Schweſter;

ſie bittet um ein kleines Lädlein, darin ſie begraben ſein will. Ähnlich iſt die Legende des heiligen Alexius, der 17 Jahre unerkannt im Hauſe ſeines Vaters zu Rom dient und erſt nach ſeinem Tode kundbar wird; aus ſeinem Grabe geht ein lieblicher Duft (Jac. de Voragine, Histor. lombard. Cap. LXXXIX). Kaum geben noch Bezug hieher: Arwidsſon II, 205 (vgl. I, 310); Nyerup III, 342; Udvalg af danſke Viſer II, 10; Minstrelsy, 5 ed., II, 250; Motherwell LXXX, 77, ſämmtlich beachtet in der Anmerkung zu dem Liede: „Von eiteln Dingen.“

Arwidsſon II, 195: „De twå konungadöttrarne.“ Zwei edle Königskinder werden geſtohlen; nachdem ſie ihre Abkunft erkundet, kehren ſie nach dem väterlichen Hauſe zurück und treten als Dienſtmädchen ein. Sie weben herrliche Gebilde, auch ihren Namen und die Stelle, wo der Räuber ſie fand. Die Königin will ihnen lohnen, die ältere ſoll ihre Schlüſſel tragen, die jüngere ihren Sohn erhalten. „Wohl kann ich eure Schlüſſel tragen, aber niemals kann eine Schweſter ihren Bruder nehmen.“ Da wird große Freude, Eltern und Kinder kommen zuſammen. Dasſelbe in Sv. Folkv. III, 40, mit Varianten: Die ältere webt Schweſter und Bruder u. ſ. w. In einem däniſchen Liede von Marſk Stigs Töchtern, Nyerup II, 146, dienen dieſe ebenſo, als umherirrende aufgenommen, mit ihrer Webkunſt im norwegiſchen Königshauſe, das ihnen jedoch nicht verwandt iſt; die ältere ſtirbt vor Trauer. [Schriften VII. 456. K.]

Poésies de Marie de France, publiées par B. de Roquefort, B. I, S. 332 (Lai de Milun V. 53 ff. [deutſch von W. Hertz a. a. O. S. 161 bis 184. H.]):

Tant i vint Milun, tant l'ama,
Que la dameisele enceinta.
Quant aparceit qu'ele est enceinte
Milun manda, si fist sa pleinte;
Dist li cum cil est avenu,
Sun père è sun bien ad perdu,
Quant de tel fet s'est entremise,
De li iert fait grant justise,
A glaive serat turmentée,
Vendue en autre cuntrée;
Ceo fu custume as anciens,
Issi teneient en cel tens.

Roquefort gibt hiezu eine Anmerkung, S. 333: „Cela tient sans doute à l'ancienne jurisprudence du pays de Galles. Voy. Houard, Anciennes Lois des François, conservées dans les coutumes angloises, tome I, p. 416.“ Die Geſchichte ſpielt in „Suhtwales.“

Graf Friedrich.

(122) Fl. Blatt aus der Schweiz, gedruckt 1647, mit einem viel ältern Holzſchnitt. Fl. Bl., von mir zu Meiringen abgeſchrieben (ſ. Anm. zu Nr. 121), darnach in Seckendorfs Muſenalmanach für 1808, S. 19 ff. und im Wunderhorn II, 289. Andre Verſionen: Wunderhorn II, 294. Meinert 23. Vgl. Alterthums-Zeitung 1816, Nr. 16.

Str. 1, Z. 1: B. thät. Z. 4: ward, hier und weiterhin für war, das, wie die Imperf. überhaupt, in ſpäterer Zeit nicht mehr geläufig; das Imperf. von werden iſt wurd. Str. 3, Z. 2: B. ſcharffes. Str. 5, Z. 1: B. Alſo z. Z. 2: B. druckts ihr. Str. 6, Z. 2: erhört. Z. 3: Mannsbilde, B. Die von eim Manns bild kame ſchon. Z. 4: B. wohl gethon. Str. 8, Z. 3: groſſen ſchm. Str. 9, Z. 4: B. mach ſie mir. Str. 11, Z. 2: Wunderh. geſäugt. Z. 3: ebd. höniglich. Z. 4: B. Kindlein. Str. 12, Z. 2: Wille. Str. 13, Z. 1: wz, B. war. Z. 2: Wirthſchaft, Würtſchafft, B. war. Str. 14, Z. 1: B. zum. Z. 3: B. ihrs. Str. 15, Z. 1: B. möcht. Z. 2: B. köndt. Z. 4: wurd, ſchweiz. für würde; Stalder, Dial. 139. Str. 16, Z. 4: ein Br., B. ein Jungfraw. Str. 19, Z. 3: B. Ritteren, Reuteren. Str. 21, Z. 3: gahn, ſchweiz. gäh, geben, ebd. 149, oder etwa: wo mir gotts will das leben gan, gönnt ? Str. 23, Z. 1: auserwehlte, außerwöhlte. Z. 2: müſſ ? Z. 4: müs ? müſſte. Str. 25, Z. 2: doch fehlt. Str. 28, Z. 2: genommen. Str. 29, Z. 2: veröhrt, B. verderbet, verrêren, ſundere. Z. 4: mein Hand, B. meine Händ. Str. 30, Z. 3: B. groſſen; ſeinen. Str. 32, Z. 1: B. Es ſtuhnd an bis den. Z. 2: B. Lilien. Str. 33, Z. 3: B. war. Z. 4: muß. Str. 34, Z. 4: B. lieblich. Str. 35, Z. 1: B. bei dreyen Tagen ſch. t.

Mehrere Züge dieſer Ballade kommen in ſchwediſchen Volksliedern vor. Arwidsſon I, 366 („Herr Peder och Liten Kerſtin“):

Och när ſom han kom till ſin fru moders gård,
Ute för honom hans kära moder ſtår.

„Och varen välkommen, Herr Peder, till mig,
Hvarföre för du ſå blek brud hem med dig?“

„Hon må väl vara blek, hon må väl vara hvit,
Hon har nu väl haſt en ſå långan väg hit.“

Herr Peder han gick ſig åt brudehus,
Och herrar och furſtar de buro för honom ljus.

Herr Peder han gick ſig åt brudebänk,
Och herrar och furſtar de buro för honom ſkänk.

Liten Kerſtin hon talte till tärnan ſå:
„Och kom låtom oſſ i ſtenſtugan gå!“

„Och intet kunna vi i ſtenſtugan gå,
Det är väl ſå mången ſom undrar deruppå.“

„Undra det hvem ſom det undra vill,
Den går åt ſtenſtugan ſom henne tränger till!

Ebd. II, 246 („Fru Margaretha“):

The löſſte Frw Margrete på högenn heſt,
Sielffuer Her Päder hann ridher henne neſt.

När ſom the komme i grönen lundh,
Ther beddes Frw Margreta hwila en ſtundh.

„Och hwartt görs tigh thenn ſadell ſa trongh,
Eller görs tigh thenn wägen ſå long?“

„Änn icke görs migh thenn ſadell ſå treng,
Faſt mere görs migh thenn wägenn ſå longh“ u. ſ. w.

Sa rijdher hann på ſinn moders gårdh,
Och vthe hans moder honn för honom ſtår.

„Och hörer tw, Her Päder, kär ſonnen minn,
Hwi förer tw ſå bleke brudenn tinn?“

„Ty förer iagh bleke bruden min,
Hon förier faſt effter moderenn ſinn.“

In dieſen Liedern iſt aber die argwöhniſche Frage der Schwieger nicht unbegründet und der Ausgang kein tragiſcher. Das Vortragen der Fackeln und Lichter nach Hochzeithaus und Brautkammer durch Ritter und Hofgeſinde findet ſich auch ſonſt öfters in den ſchwediſchen Liedern: Arwidsſon I, 255, 86. 265, 145. 272, 174. II, 26, 19. 27, 24. 143.

Zu Str. 26, Z. 1, Arwidsſon II, 405, 65:

Thet var Stålthen Elin,
Hon vender ſig åt väggen ſå brått:
Thet må iag för ſanning ſaga,
Hon dödde then ſamma natt.

Percy III, 115:

He turn'd his face unto the wa'
And death was with him dealan.

(Ebd. III, 110 u.)
Minstrelsy, 5 ed., III, 63:

She's turned her back unto the wa'
And her face unto a rock u. ſ. w.

Buchan II, 180:

He turn'd his face to the wa',
He is dead now.

Das Lied hat Anklänge an den tragiſchen Ausgang des Gedichts vom Ritter von Stouſenberg, Ausgabe von Engelhardt S. 133 ff.

Fridr. 1, 4 die im zur ehe ward vertraut.
Stouſ. 1135 die im was geben zu der e.
Fr. 15, 3 f. ſie ſprach: ich wolt, es wär die zeit,
daß mir das bettlein wurd bereit.
Stouſ. 1121 ff. und hieß do nit me beiten,
man ſolte im bereiten
ein bett, daz er do leite ſich.
Fr. 18, 1 man leuchtet der braut zu bette.
19, 1 man leuchtet der gräfin ſchlafen.
St. 720 da wart dem jungen ritter gach,
daz er ſchlafen keme:
er hieß vil gezeme
im ſinen knaben zünden nider.
Fr. 22, 3 mein ſchatz, mein troſt, mein ſchönes lieb.
23, 2 nu muß gott ewig klaget ſein.
24, 1 du herzigs lieb, mein höchſter hort.
St. 1098 f. min trut, min liep, min frowelin,
nun muß es got erbarmen.
Fr. 26, 2 und nam ein ſäligs ende.
St. 1177 alſus nam er ſin ende.
Fr. 29, 3 f. ſo muſtu auch darumb aufgeben
durch meine hand dein junges leben.

St. 1155 f. du haſt verlorn umb mich din leben,
ſo wil ouch ich durch dich begeben u. ſ. w.

Gemeinſam die traurige Hochzeit, der Vers derſelbe, nur im Liede ſtrophiſch behandelt. Weſſenberg fand das Lied auch noch im Volksmund auf dem Hauenſteiner Schwarzwalde. Sonſt gemahnt der Anfang der Erzählung vom Stoufenberger an den des Gedichts vom armen Heinrich, deſſen freilich viel älterer Verfaſſer von Stälin (Wirtembergiſche Geſchichte II, 762) ins Breisgau geſetzt wird. Ein Ritter von Owe war im 14ten Jahrhundert Mitbeſitzer der Burg Stoufenberg, Engelhardt 9.

Die Frau zur Weißenburg.

(123) A. Brotuff, Chronica der Stadt Marsburg (Merſeburg). 2te Ausgabe, Leipzig 1557, Bl. 71 f. Das Lied iſt aus genannter Chronik auch in Meißners Quartalſchrift für ältere Litteratur u. ſ. w. 2tes Stück, Leipzig 1783, S. 102 ff. abgedruckt mit einigen Berichtigungen des Reims. Oder ſollte dabei ein andrer Text der Chronik zu Grunde liegen? Vgl. Büſching 140, 54. 398, 54. Erk und Irmer VI, Nr. 34.

Str. 1, Z. 2: Quartalſchr. was wollt ir für ein Lied. Z. 4 etwa: wie ſie verriet iren man? Str. 2, Z. 3: z. j. Ludewig Bulen. Str. 3, Z. 3: wollen. Z. 4: Qu. r. wert. Str. 5, Z. 4: Qu. m. h. nach dem Ried. Str. 12, Z. 1: Ludewig. Z. 4: zu todt, Qu. zurhandt. Str. 13, Z. 2: Qu. reiten wir. Str. 15, Z. 4: Gemahel. Str. 16, Z. 1: Qu. Iſt denn. Z. 3: gleüben, Qu. glauben, niederd. löven, glöven. Z. 4: ſehe, Qu. ſeh dann. Str. 17, Z. 3: ſie, Qu. ſieh. Str. 18, Z. 2: Haer. Str. 19, Z. 2: Ringelein, Qu. ein Ringelin von goldt. Z. 3: du Ludewig Bule. Z. 4: Qu. gedenck da meiner Huld. Str. 20, Z. 2: Qu. veracht. Z. 4: Qu. n. bold. Str. 21, Z. 2: Qu. einen. Z. 3: Qu. verlaſt; helder, Qu. helden.

Brotuff ſetzt das Ereignis, deſſen Hergang er übrigens etwas verſchieden vom Lied erzählt, in das Jahr 1065 und ſchickt dem Liede die Bemerkung voran: „Von dieſer Hiſtoria ſinget man noch heute im Ampte Friburg und an andern viel Enden des Orts ein offentlich Lied, in dem Thon der proporcion Triple, mit einem Suspirio anzufahen, des Liedes von der Frawen zur Weiſſenburg, wie volget." Zur Sage ſ. ſonſt noch: Meißners Quartalſchrift a. a. O. S. 107 ff. Grimm, deutſche Sagen II, 326 ff. Nach Wedekinds Noten, Heſt VI, fällt die Ermordung des Pfalzgrafen Friedrich auf den 5 Februar 1083, Heidelberger Jahrbücher 1835, Heſt IV, S. 333 f.

Auf die gleichnamige Weißenburg im ſchweizeriſchen Siebenthal iſt dieſelbe Sage übergegangen. Die Schweiz in ihren Ritterburgen u. ſ. w., herausgegeben von G. Schwab I, 248.

Ausführlich iſt das Hiſtoriſche vom Sagenhaften geſchieden in: Reinhardi Commentatio, in qua fabula de Ludovici II, Thuringiæ comitis, ex urce Gibichensteinensi saltu u. ſ. w. refellitur. Halæ Magdeb. 1737. Schon hier iſt das Jahr 1083 als die Zeit der Ermordung des Pfalzgrafen angenommen.

Der altengliſche Roman „Sir Bevis of Hamptoun“ läßt den Vater dieſes Helden, Sir Guy, auf ähnliche Weiſe, indem ſein treuloſes Weib ihn auf die Jagd ſchickt, von dem Liebhaber derſelben, einem Bruder des deutſchen Kaiſers, ermordet werden (Ellis, Specimens of early english metrical Romances II, 98 ff.); die Sage hat hier beſonders alterthümliche Züge: die Frau ſtellt ſich krank und wünſcht zur Geneſung vom Fleiſch eines Wildebers zu eſſen; das Haupt ihres Mannes, das ſie von dem Liebhaber verlangt hat, ſchickt ihr dieſer auf einem Speere.

Vgl. Wunderhorn II, 173 f.: Hans Steutlinger. Im Ittinger Sammelband iſt einem Liede von der heiligen Ita (Rorſchach 1614) vorgeſetzt: „Im Thon: Wie der Junker Studinger.“ Die Weiſe iſt jedoch dieſe:

Vor Zeit zu Dockenburge ſaß
ein Herr, deß Nam Graff Heinrich was,
der hett ein Frawen tugentreich,
auf Erd ſo was kaum ihrs geleich.

Falkenſtein.

(124) A. Mitgetheilt durch Cloſtermeyer in Detmold im deutſchen Muſeum 1785, S. 379 ff., mit hiſtoriſcher Einleitung und mit der Überſchrift: „Das Lied von Falkenberg.“ „Es fand ſich unter den Papieren des ſeligen Amtmanns Küſter, der zu ſeiner Zeit der eifrigſte Liebhaber und vielleicht auch der gründlichſte Kenner der vaterländiſchen

(lippiſchen) Geſchichte war, in drei Handſchriften, unter welchen eine von ſeiner eigenen Hand die beigefügte Jahrzahl 1737 hat, in welchem Jahr das Lied alſo muthmaßlich aus dem Munde der in der Nähe des Falkenbergs wohnenden Landleute zu Papier gebracht worden iſt. Ich gebe es hier ganz unverändert. Nur habe ich manches Wort, das nach der provinziellen Ausſprache des gemeinen Mannes niedergeſchrieben worden war, in der plattdeutſchen Schriftſprache ausgedrückt und zur Wiederherſtellung des Metrums, das durch die mehr als dreihundertjährige mündliche Fortpflanzung leicht etwas verunſtaltet werden konnte, hie und da eine Sylbe weggeworfen oder zugeſetzt."

Derſelbe Aufſatz mit dem gleichen Liedestexte ſteht anonym in Weddigens Weſtphäliſchem Magazin, Band II, Heft V bis VIII, Bielefeld 1786, S. 45 ff., und hieraus wieder das hiſtoriſch commentierte Lied durch Kretzſchmer in den Baltiſchen Studien, 2ter Jahrgang, Stettin 1833, S. 173 ff. Erk und Irmer VI, Nr. 36.

Str. 10, Z. 3: komme. Str. 12, Z. 1: hene. Z. 2: ſchriven; vgl. Minneſ. II, 101a: bring ir den brief und ſing ir ûf gedöne! Wolfdietrich (W. Grimm, deutſche Heldenſage 228 [Str. 5. 6, Holtzmann. H.]:

Sie ſatzte für ſich zwen meiſter, die lertenz durch ir hüpſcheit;
Daz ſie daran funden geſchriben, daz brachten ſie in die criſtenheit.

Nahen und ferre furen ſie in die lant,
Sie ſungen und ſeiten, davon ward ez bekant.

Über „tuon" im Sinne von „laſſen" ſ. deutſche Gramm. IV, 94. (Minneſ. I, 21^a, Heinrich von Veldecke: „Diu ſchone, diu mich ſingen tuot, ſi ſol mich ſprechen leren." Docens Miſcellaneen II, 206: „Diu mich ſingen tuot" u. ſ. w.)

B. In einer Papier-Handſchrift zu St.-Gallen, Tſchudi Nr. 604, kl. Fol. (Kloſterſtiftung zu Schaffhauſen und andre Legenden enthaltend), hinten beigeſchrieben. Dieſer Liedestext zeigt eine ſeltſame Miſchung fränkiſcher und ſchweizeriſcher Mundart, er iſt ohne Zweifel aus erſterer in letztere übergeſchrieben, auch folgt unmittelbar darauf fragmentariſch ein hiſtoriſches Volkslied: „Es lit ein ſchloß in Franken land" u. ſ. w., wie die von Rotenburg den Junker Wilhelm von Helm „ze Ingelſtat by Wirtzburg" überfallen.

Str. 1, Z. 3: Falkenſtein, nachher aber meiſt -ſtain. Str. 2, Z. 2: unſicher, ob vff oder vſſ, das Wort ſteht doppelt, etwa: uf Falkenſtain ? ritten.

Z. 3: ſchab, ältere Form: ſchoub. Z. 4: ſittē. Str. 3, Z. 2: ffürt, ältere Form: vuort; gevāgenē. Z. 3: begenet; frwöly. Z. 4: roeſellechtē. Str. 4, Z. 1: dz fröwly ſprach ſins ir u. ſ. w. Z. 2: lanẏ. Z. 4: fröwlich (ſo auch Str. 11, Z. 1: frwölich), fränkiſche Pluralform des Diminutivs, d. Gramm. III, 674. Str. 5, Z. 2: trure. Z. 3: tune. Str. 6, Z. 1: tun. Z. 2: vnd dar in e. Str. 8, Z. 2: trwöſtend; weſſen (auch Str. 10, Z. 1). Z. 3 (auch Str. 9, Z. 1): and'. Str. 9, Z. 4: lawſſen. Str. 10, Z. 3: zorn? Z. 4: miſſ gr. laidez. Str. 11, Z. 1: truögend. Z. 4: ſcones. Str. 12, Z. 2: wa'; grovſſy ſchand. Str. 13, Z. 2. 3: trüeſt. Die mangelhafte Strophe möchte ungefähr ſo lauten:

Will mir der jung von Falkenſtein
mein ſchöns lieb wider geben,
gott tröſt den jungen von Falkenſtein,
gott friſt ihm auch (lange) ſein leben!

Noch folgt in der Handſchrift eine verdorbene Schlußformel:

der vns das liedly nüſ geſang ain früelv dz iſt jung
ſy wiſt den früely hail vn ouch den jügen Et zeter.

Zu A, Str. 8, B, Str. 11: Nibelunge 136, 4:

ob ich ein riter wäre, ich käme in ettewenne bi.

Gudrun 4133 [= Str. 1033, Bartſch. H.]:

ob ich ein ritter wäre, er dörfte âne wâfen
zuo mir komen ſelden u. ſ. w.

[Zu A, Str. 12 vgl. Ecken Ausfahrt, herausgegeben von Laßberg, Str. 138, 10.]

Eine Verſion des Liedes, ohne Anführung der Quelle, in Herders Volksliedern I, 232. Dieſelbe im Wunderhorn I, 255: „Fliegendes Blatt.“

In den 115 guter newer Liedlein, Nürnberg 1544, unter Nr. 8 (componiert von Oswalt Reytter) der Liedesanfang:

Es ligt ein haus im Oberland,
das iſt gar wol erbawet,
da reit der herr von Falkenſtein
auf ſeinem braunen gaule, ja gaule.

Auf einem fl. Blatt, „gedruckt zu Nurmberg durch Kunegund Hergotin,“ abgedruckt im Anhang zu Wolffs Proben altholländiſcher Volkslieder, Greiz 1832, S. 204 ff., iſt ein Stück des Liedes, mit widerſtrebendem Versmaß, auf einen Herzog von Wirtemberg gewendet:

Im Wirtenberger land da leit ein ſchloß,
das iſt ſo wol erbauwen,
darauß reit herzog von Wirtenberg
mit ſeiner braunen ſchauben u. ſ. w.

Doch können einige Verbeſſerungen des Textes B daraus entnommen werden. [Vgl. den gedruckten Text unter C, S. 298. Pf.]

Joh. Berckmanns ſtralſundiſche Chronik u. ſ. w., herausgegeben von Mohnike und Zober, Stralſund 1833, S. 78 f: „Jnn demſuluen jare [1543] vp der hilligen dre koninge auent tuſſchen 8 vnnd 9 brande Er Peter Kulenn, deß organiſtenn, ſine waninge aff. (He waß frolick vnd gudes mudes tho Marcus Tidemans huß, einn leſterer gades wordes; wenn he ſcholde ſpelenn: „Chriſtus vnſer heielant,“ ſo ſpelde he: „Jck ſach den hernn van Valckenſtenn vth ſiner borch woll ridenn“ u. ſ. w. Dat horde mennig vorſtendiger mann vnnd borger). — De em hedde ſulueſt jnt vur geſmetenn, de hedde ehm recht gedann, deme bouenn; he bleff organiſte na alß vor.“

Cloſtermeyer a. a. O. deutet das Lied auf den Herzog Heinrich von Braunſchweig, der am 19 November 1404 in einer Fehde mit den Herrn zur Lippe gefangen genommen und dreiviertel Jahr lang in dem feſten Bergſchloſſe Falkenberg im lippiſchen Walde verwahrt wurde. Einfacher beläßt man es bei dem Namen der Burg, wie er im Liede gegeben iſt, und bezieht denſelben, nach der Weiſung des Textes B, auf die heſſiſche Burg Falkenſtein, unweit Fritzlar, die nach den Chroniken (Limburgiſche Chronik 24. Dilich I, 167) im Jahr 1351 erbaut wurde.

(Kinloch) Ancient scottish Ballads 192: „Geordie.“ Geordie iſt als Aufrührer in der Schlacht gefangen und ſoll gehangen werden. Die liebende Frau eilt herbei und theilt den Krüppeln an der Treppe rothes Gold aus, damit ſie für ihn beten; es wird ihr bewilligt, ihn um 500 Kronen auszulöſen; grobes und kleines Geld wird ihr dargeliehen und ſie erlangt ihren Geordie:

When she was mounted on her hie steed
  and on ahint her Geordie,
na bird on the brier e'er sang sae clear,
  as the young knight and his ladie u. ſ. w.

(Vgl. auch 191, 4.)

Der Herausgeber unterſtellt dieſer Ballade ein Ereignis des 16ten

Jahrhunderts. Entferntere Ähnlichkeit haben däniſche und ſchwediſche Lieder, in welchen eine Jungfrau ihren Bräutigam oder Bruder wirklich mit gewaffneter Hand befreit. Nyerup IV, 119. Arwidsſon I, 188. — Nyerup IV, 37. Sv. Folkv. II, 168. 171. Vgl. noch Horæ belg. II, 135: „Van Hanſelijn.“ [Vilmar S. 102 bis 107. H.]

Schloß in Öſterreich.

(125) „Eins von drey Newen weltlichen Liedern, die im Jahr 1647 auf einem halben Bogen gedruckt ſind,“ durch Eſchenburg im deutſchen Muſeum 1776, S. 399 ff. (mit neuerer Schreibung wiederholt in deſſen Denkmälern 447). Bragur B. VI, Abth. I, S. 205, in einem Schreiben von K. H. vom 30 November 1796: „Einſtweilen will ich Ihnen ein Volkslied abſchreiben, das ich ſehr oft von dem Landvolke in der Niederlauſitz habe ſingen hören. Die Melodie aber iſt mir entfallen“ u. ſ. w. Wunderhorn I, 220: „Fliegendes Blatt.“ Meinert 53, beträchtlich erweitert, vgl. 437 f. Niederdeutſch im Liederbuch Nr. 72. Alterthums-Zeitung 1822, Nr. 22. Melodie. Däniſch: Udv. af d. Viſ. I, 57, vgl. Udvalgte d. Viſ. V, 68. (Der älteſte däniſche Druck iſt von 1697; auch in der Gegend von Trondheim iſt das Lied ſehr gangbar.) Schwediſch: Sv. Folkv. II, 62 (mündlich aus Weſtgotland und Druck von 1688), vgl. Arwidsſon II, V u., ſ. ob. (Abſchrift aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert, vgl. ebd. I, VII u. f.). Der däniſche und ſchwediſche Druck ſind verſchiedene Überſetzungen des deutſchen Textes mit wenigen eigenen Zügen.

Zu Grunde gelegt iſt der Text im deutſchen Muſeum und die Abweichungen ſind einfach angezeigt; V. bezeichnet Varianten im Bragur und Wunderhorn.

Str. 1, Z. 4: Mit Marmorſteinen vermawert, V. M. Marmorſtein gemauert, niederd. mit Marmelſteen wol gemuoret. Str. 2, Z. 1: niederd. Darinne ſo licht. Z. 3: V. fehlt tieff; Erden, V. Erd, niederd. wol veertich Vaden deep vnder der Erdt. Z. 4: V. Ottern, niederd. Addern. Str. 3, Z. 3: lieber, V. liebſter, niederd. leueſte. Str. 4, Z. 2: gar h., V. ſo hart, niederd. ſo hardt. Str. 5, Z. 1: niederd. tho den Heren. Z. 2: V. Sprach: g. m. l. d. Gefangnen, niederd. geuet vns loß den Gefangen. Z. 3: V. geb ich euch, geben wir, niederd. wille wy yuw geuen. Z. 4: V. niederd. fehlt ſein. Str. 6, Z. 1: V. die fehlt; V. h. euch (niederd. yuw) n. Z. 2: der fehlt,

B. D. K. der, niederd. de Knab de. Z. 3: Golde, B. ein Kett, eine Kett, niederd. eine Gülden Kede. Z. 4: B. niederd. bringt. Str. 7, Z. 1: B. ein (eine) Kett, niederd. ein Gülden Kede. Z. 2: niederd. hefft he ſe doch n. g. Z. 3: Es hat ſie jhm ein zartes Jungfräwlein verehrt, B. Hat ihm ein zart Jungfrau v., niederd. hefft em ein zarte Junckfrouwe vorehrt. Z. 4: Darzu, B. Dabey ſie ihn e., niederd. darby hefft ſe en ertagen (an ſich gezogen? oder: ins Verderben gebracht, Schmeller IV, 246 u. ?). Dän.: Som han haver ſig trolovet, ſchwed.: Honom til ſin troloſven. Str. 8, Z. 1: B. wol fehlt, niederd. all vth. Z. 2: Vnd gab, B. Gab ihm die, niederd. men gaff em dar dat Sacrament. Z. 3: niederd. van Hemmelryck. Z. 4: B. E. g. mit mir am E., niederd. ydt geyth my an myn Ende. Str. 9, Z. 1: M. br. den Knaben z. G. h., B. M. br. ihn z. G. h., niederd. Men bröchte den Knaben thom Gericht henuth. Z. 2: muſte, B. muß, niederd. de Leddern möſt he ſtygen. Z. 4: Laß mir doch eine, B. Laßt m. eine, niederd. lath my ein kleine wyle. St. 10, Z. 1: Eine kl. W. die, B. Eine, niederd. Ein klene wyle lath; B. ſonſt fehlt, niederd. ſunſt. Z. 3: niederd. lange my; B. Daß ich ſeine (deine), niederd. dat ick em ſyne. Str. 11, Z. 1: verbinde m. n., B. verbinde n., niederd. Ach myn Ogen verbinde my nicht. Z. 3: B. ſeh. Z. 4: B. ſchwarzbraunen, niederd. ſchwart brun. Str. 12, Z. 3: lieber, B. liebſter, niederd. leueſte. Z. 4: wil ich rächen, B. ſchon r., niederd. wil ich wreken. Str. 13, Z. 2: B. mein'n. Z. 3: B. ein fehlt, niederd. eine. Str. 14, Z. 1. 2: Es iſt nicht vmb das Leben mein, Noch vmb mein ſtoltzen Leib (B. Leibe), niederd. Ydt ys nicht vmm myn yunge Leeyendt, noch vmm myn ſtolten Lyff; Meinert: Mir ies ni eim mai jounges Blut, Mir ies ni eim mai Lave. Z. 3: B. meine, niederd. ydt ys men. Z. 4 Meinert: Onn di vir Laed wied ſtaeve. Str. 15, Z. 3: M. ſ. ihn vom Gericht n. a., B. Sprach: nehmt ihn vom Gerichte ab, niederd. men ſcholde den Knaben vam Gerichte nemen aff; Meinert: Su grovt dam Knavle dech a Grab. Z. 4: würde, B. wird, niederd. ſüß wörde. Str. 16, Z. 1: B. Es währet kaum, niederd. Ydt ſtundt kuem. Z. 2: Des Knaben Todt, B. Der Tod der ward, niederd. de Dodt wart gewraken; Meinert: Su woer di Stot gebrouche. Z. 3: dann, B. auf dr. h. M., niederd. mehr denn. Z. 4: B. niederd. Des Knaben wegen. Str. 17, Z. 1: B. das, niederd. dyth. Z. 2: niederd. ſo fry geſungen hat. Z. 3: D. h. drey J. gethan, B. d. h. gethan drey J., niederd. dat hebben gedahn dre Junckfröuwlin. Z. 4: B. im, niederd. tho Ween in Oſterryck. Meinert:

War höt denn ao dos Lid erdöcht,
Geſounge ao desglaichen?
Drai ſchiene Jounfrailain zu Dem,
Ae'm Schlos at Eſterraichen.

Meinert bemerkt hiezu S. 437: „es gab nie ein Schloß Dem in Öſterreich.“ Hierauf erwidert Hpt. (Haupt?) im Anzeiger 1833, Sp. 16: „Ich weiß nicht, ob man dagegen ſchon bemerkt hat, daß Dem wohl nichts iſt, als Deben (an der ungariſchen Gränze, Dovina in den Annal. Fuldens.), nach bekannten Lautgeſetzen contrahiert.“

Zu Str. 17 vgl. Anmerkung zu „Drei Fräulein“ (Nr. 21).

Ein Lied ähnlichen Inhalts auf einem fl. Blatt o. O. u. J. (18tes Jahrhundert, ohne Zweifel in der Schweiz gedruckt), das mir Rochholz mitgetheilt hat; obgleich „in ſeiner ſelbſt eigenen Melodey“, iſt dieſes Lied doch ſichtlich dem vom Schloß in Öſterreich nachgebildet. Daſſelbe hebt an:

1 Es ſtaht eins Schlößlein ehnet dem Rhein
und es iſt ſchön erbauen,
darinnen liegt ein alter Mann,
er hat viel Geld geſtohlen.

Er gab das Geld einem Schulerknaben zu tragen, dieſer trug es gen Augsburg und ward als Dieb in einen Thurm voll Würme und Schlangen gelegt.

6 Nun hätt ich nummen ein Blättlein klein,
geb [gott], wie klein es wäre,
wollt ſchicken meinem Vater heim,
daß er frei eilends käme.

7 Es vergieng doch nicht ein halbe Stund,
der Vater kam gegangen:
„ach Sohne, lieber Sohne mein,
was haſt du angefangen?“

Der Vater macht ihm noch Hoffnung, doch vergeblich.

10 Und wenn der dritt Tag ummen wär,
ſie führten den Schuler auſſen,
ſie führten ihn über die grüne Heid,
wohl über die ſpitzen Steinen,
der Vater hinden nahen gieng,
ſein Herz that nichts dann weinen.

Schluß:

13 Ihr ſollt mir die Augen unverbunden lahn,
ſo kann ich die Welt noch kley ſchauen,
ich ſehe ſie noch heut und nimmermehr
mit meinen ſchwarzbraunen Augen.

14 Es kommen drei Düblein in Engelsweis,
ſie zünden dem Schuler ins Himmelreich,
der Schuler iſt ſelig worden.

Handſchriftliche Chronik von Schwäbiſch Hall, Stuttgarter Bibliothek, Histor. Nr. 8, Bl. 36 b:

Hohenſtein, das Schloß an der Biller, ſo noch ein Thurn und hohe Gemeür hat, iſt von Baiern, die daraus beſchedigt, verbrent worden. Man ſagt von einem ganz alten Baursman, der alt Berchtold Gretter genant, des jetzigen alten Berchtold Gretters Vatter, welche, ſie und ihre Eltern, bei zweihundert Jaren uff dem Hofe Jax Rod genant, der nit weit von diſem Schloß Hohenſtein gelegen, gewohnt, das er gehört het von ſeinem Vatter, als derſelb ein junger Knab geweſen und het mehnen müſſen, da wer zu Hohenſtein ein groß Uffreiten geweſen, alſo wann ſein Vatter het Habern wöllen ſeen, den Haber ins Veld gefürt, denſelben auß dem Sack in Acker uff cleine Heüflin geſchütt, den Sack verſtoſſen; dann wo die zu Hohenſtein auß und ein ritten, den Habern im Veld in Säcken ſahen ſtehn, ſo zwungens den Baurn, das er den Sack mit Habern ihnen uf ihr Pferd heben, fürten in das Schloß und frätzten.

Zum andern ſagt diſer Grätter, wie auch etlich vom Adel geſehen haben (Sentiat tamen quisque fide quod velit!): Nach dem vil Gefangner uff Schatzung in diſem Schloß lagen, darauß die Herzogen auß Baiern angriffen wurden, demnach het ein Wittfraw im Beierland oder Rieß einen Sohn, der auf der Straßen fuhr, ſein Mutter darmit nähret, welcher zweimal in diß Schloß gefangen wurd und durch ſeine Mutter alle mal gelöſt. Als aber er in ſolch Schloß zum dritten mal gefangen und die Mutter, durch die zwo vorigen Schatzung erarmbt, das ſie iren Sohn zum dritten mal nit löſen kont, und kein Bitt bei dem Edelmann wolt helfen, ſagt ſie: „Jr habt mich zu einer Betlerin gemacht und wöllet mir nun meinen Sohn im Thurn darzu erfellen. So ſolt ihr wiſſen, das ich eüch ein Atzman will in ein Hafen ſetzen, das ihr müſſet außdorren, ehe und dann mein Sohn erfaulet.“ Solches der von Hohenſtein für ein töricht Rede geachtet, der Frawen darzu geſpott, ſie hin laßen ziehen. Am andern Tag, als er nach dem Morgeneſſen am Schloß Hohenſtein uff der Brücken mit andern Edelleuten geſtanden, mit inen geſchwätzt, hab er geheling angehebt zu ſchreien und geſagt: „O die alte Hex wil mich verbrennen.“ Darauf ſein Knecht Pferd laßen ſatteln, eilends gen Comberg geritten, ſich mit dem Sacrament verſehen laßen, am andern Tag geſtorben. Leit zu Comberg im Gang vor dem alten Capitelhaus begraben, der ſoll der letzſt von Hohenſtein geweſen ſein.

Das Lied von Gefangenen des Schloſſes in Öſterreich ſelbſt, wahrſcheinlich aus der Neige des 16ten Jahrhunderts, iſt Nachklang eines älteren von gleichem Anfang: „Frau Nachtigall,“ auf welches auch die Anführungen der Weiſe in Liederbüchern des 16ten Jahrhunderts zu beziehen ſind. [Vilmar S. 101. H.]

Peter Unverdorben.

(126) Soltau, hiſtoriſche Volkslieder 83, nach Mones Mittheilung (Einleitung LXIV u.) „aus einer Papier-Handſchrift des Kloſters St. Georgen zu Villingen, jetzt in Karlsruhe, 4⁰, ohne Nr., 15tes Jahrhundert, Bl. 311ᵇ“.

Str. 1, Z. 1: zu mitter faſten ſ. Schmeller II, 651. Str. 2, Z. 1: Schütt den helm, in Verbindung mit Z. 2, Helmerſchüttrer durch Steinwurf oder Geſchoß? Thurmnamen mit Imperativform, d. Gramm. II, 962 ob. (Gargantua Cap. 55. 56, S. 502. 513): Luginsland, Schreckdenfeind, Schreckdengaſt. (In Meuſebachs Recenſion nichts hiefür.) Str. 2, Z. 5: iſne huß, contr. aus iſenine? (mhd. Adj. iſenin und iſerin, d. Gramm. II, 178; über die Flexionsform vgl. Wörterbuch z. Jw. 92, d. Gramm. IV, 573) oder: iſin, contr. aus iſnin? (Triſt. 16874: umbe ein gleſin vingerlin, 3736: min guldin horn, Acc.) oder: iſenhus? Str. 3, Z. 2: Ach; wenn, im Sinne des mittelhochdeutſchen wan, niuwan (d. Gramm. III, 725), nur, nicht außer? nach Rom, nach Achen oder ſonſt wohin, nur jedenfalls auf die Fahrt nach einer Marienkirche? oder ſtatt des alten wän (ich wäne), ſollte ich meinen (Wörterbuch zu Wigal. 745)? Str. 5, Z. 5: geſegne, vgl. jedoch Str. 6, Z. 4 u. 5. Str. 7, Z. 5: ſunges, d. i. ſänge des.

Ein „Cunz Unverdorben zu Gelmersbach 1477“, Anzeiger 1836, Sp. 388. Ein „Mattheis Unverdorben“ zu St. Veit in Kärnthen 1460, ebd. 1834, Sp. 84. (Dabei ein „Haincz Ganczverdorben.“) [Ein Soldat „Unverdorben“, Pfeiffers Germania III, S. 273.]

Die in Str. 2 und 3 genannten Heiligen haben alle beſondern Bezug auf die Noth des Gefangenen. Sanct Leonhard iſt vorzugsweiſe Patron und Befreier der Eingekerkerten; Cunrats von Dankrotzheim Namenbuch (in Strobels Beiträgen zur deutſchen Litteratur S. 120): „der bantlöſer ſante Lienhart.“ Die Legende (Jacobus a Voragine 150) meldet, daß er von ſeinem Kloſter zu Noblac aus viele Wunder dieſer Art verrichtet habe: „Ibi tantis miraculis coruscavit, quod quicunque ejus nomen in carcere invocasset, mox ruptis vinculis nullo contradicente liber abiret et suas eidem catenas vel compedes præsentaret.“ Auch von ſeiner Grabſtätte aus ſetzten die Wunder ſich fort: „Ibi itaque translatus quanta miracula præcipue circa incarceratos dominus per eum faciat, immensi ferri varietas ante ejus tumulum dependentis testis existit.“ Ein ſolches Weihegeſchenk aus Eiſen, im gröſten Maßſtab, iſt das eiſerne Haus, das Peter Unverdorben für ſeine Rettung gelobt, ebenſo dichteriſch zu nehmen, wie in der folgenden Strophe die Tageweiſe der heiligen Catharina. [Vgl. auch Zarncke zu Sebaſtian Brants Narrenſchiff S. 307. 308. H.] Die Anrufung des Apoſtels Petrus durch einen Gefangenen war nahe gegeben, da Petrus ſelbſt wiederholt im Gefängniſſe lag und einſt durch die Erſcheinung eines Engels, vor der die Ketten von ſeinen Händen fielen, befreit ward (Apoſt.-Geſch. Cap. 12). Die Ketten des Apoſtels wurden als Heiligthum zu Rom verwahrt, eine Kirche daſelbſt und eine beſondre Jahresfeier (ad vincula sancti Petri) waren darnach benannt (Jacobus a Voragine 105). Vgl. Théâtre français au moyen âge S. 74, Note b. Auch die Glaubenszeugin Catharina war in einen finſtern Kerker geworfen und zwölf Tage lang ohne Nahrung gelaſſen, aber eine weiße Taube trug ihr himmliſche Speiſe zu und der Herr ſelbſt mit ſeinen Engeln erſchien ihr zum Troſte, ſo daß ſie nur glänzender aus dem Kerker hervorgieng (ebd. 167). Daß dieſe Heilige ein Tagelied ſingt, mag ſich auf irgend einen „Hymnus ad matutinas de s. Catharina“ beziehen (oder etwa darauf, daß ſie Patronin der Zunge iſt (Chriſtliche Ikonographie S. 203), wahrſcheinlich in Folge des Wunders, wodurch ſie ihre der Zungen beraubten Verehrer wiederherſtellte, Jacobus a Voragine 209?). Vielleicht iſt auch die Stelle verdorben und lautete urſprünglich: „Sant Cathrin, dir ſing ich ein tagewis“ u. ſ. w.

Zu Str. 1, Z. 5 vgl. Münchs Aletheia 146, 3. Zu Str. 5 und 6 vgl. das Lied vom Pienzenauer [Nr. 174, Str. 18, S. 463. H.]:

Pienzenauer was der erſte,
man fürt in vor in allen hinein,
ſein wammas was im gſchnieret,
man pracht im ſant Johanns wein:

„hab urlaub, liebe welte!
got geſegen dich, laub und gras!
nun hilſt mich heint kein gelte
und wirt mir nimmer baß.“

Aus dem Liede: „Könnt ich von herzen ſingen“ u. ſ. w., nach dem Drucke von Baſel bei Sam. Apiario, 1573:

er fiel auf beide knie.
„Gott geſägen dich, mon und ſonne,
deßgleichen laub und gras!
gott geſägen dich, freud und wunne,
und was der himmel beſchloß!“
ſein ſchwert das ſtach er durch ſein herz:
„es ſoll kein weiblichs bilde
durch mich mehr leiden ſchmerz.“

(Vorher hat er auch Maria, die reine Maid, zu ſeinem Ende angerufen.) Vgl. Niederdeutſches Lied vom Danhüſer (Jahresbericht der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig auf 1837, S. 39 [Volkslieder Nr. 297 B, S. 769. H.]), Str. 24:

Do he quam all vor den berch,
he ſach ſick wide umme:
„got geſegen di, ſünne unde maen,
darto mine leven fründe!“

Solch heidniſch-chriſtliches Beten kommt aber nicht bloß bei Sterbenden, ſondern auch als Morgen- und Reiſeſegen vor. Aus einer Münchner Handſchrift des 13ten Jahrhunderts (Deutſche Mythologie, Anhang CXXXIII f. Hoffmanns Fundgruben I, 343):

Ich ſlief mir hiute ſuoze
daz' mines trehtins ſuozen.
daz heilige himelchint
daz ſi hiute min frideſchilt!
das heilige himelchint bat mich hiut ûf ſtân,
in des namen und gnâde wil ich hiut ûs gân
und wil mich hiute gurten
mit des heiligen gotes worten,
daz mir allez daz holt ſi,
daz in dem himel ſi,
diu ſunne und der mâne
und der tageſterne ſcône u. ſ. w.

Die Natur läßt ſich ihrerſeits theilnehmend herbei. Niederdeutſches Lied von Egmonts Tode [Volkslieder Nr. 355, Str. 25, S. 937. H.]:

Des van Egmunden ſchön gemal
van tranen nettede eren ſal,
mit klag dat leit ded enden,
ok hörde up de nachtegal,
to ſingen in dem grönen dal,
de maen und ſünn ded blenden.

Klägliche newe Zeitung. Wie zů Thewren (Stadt im Niderland) zween Euangeliſche Prediger, Vatter vnd Sohn, vmb bekanntnuß Chriſtlicher lehre, ſind erbärmlich enthaupt worden, Im Thon: Kompt her zu mir, ſpricht Gottes Sohn, u. ſ. w. Getruckt zu Eyßleben bey Peter Enders. [Kl. 8°. o. J. Wik. Samml. zum Jahr 1583. Anfang: „Kläglich ſo will ichs heben an," u. ſ. w.] Schluß:

21 Den Bſchluß wil ich jetzt fangen an,
ich bitt, laßt euchs zu Herzen gan!
mit Klag diß Lied thun enden,
auch höret auf die Nachtigal,
zu ſingen in dem grünen Thal,
der Mon, die Sonn thut blenden.

Schwören bei Gras, Korn, Bäumen u. ſ. w. Deutſche Rechtsalterthümer 118 ob., 896 u. Buchan I, 122, 4 f. II, 82 u. bis 83, 4 (vgl. II, 209, 2). Walther 124, 30: „die wilden vogel betrüebet unſer klage." Liederbuch der Hätzlerin 282 b u.: „Das ſei den wilden Gemſen klagt!" Vilmar, Rudolf von Ems 32.

Handſchriftliche Chronik von Schwäbiſch Hall, Stuttgarter Bibliothek, Histor. Nr. 8, S. 70, um 1488:

„Reüter Hans hat ſie [die von Comburg] auch kriegt, den haben ſie am Rhein niedergeworfen, denn haben ſie herauf bis gehn Deißling am Kochen gebracht, alda er das kaiſerliche Recht angeſchrieen. Da die Bauren ſolches vernomen, haben ſie ine den Combergiſchen genommen und nach Hall geführt; da haben in die von Comberg nit volkommen wöllen anklagen, alſo iſt er zu Hall auß der Gefangnus kommen, trug ſeine Ketten, daran er geſchmit war, gab fur, Sanct Leonhard het im außgeholfen. Man ſagt aber, Spreiffel Hans, der Büttel, wer Sanct Leonhard geweſen, dem man als bald Urlaub gab."

[Vilmar S. 101. 102. H.]

Raumenſattel.

(127) Fl. Bl., deſſen Titel fehlt, am Schluſſe: „Getruckt zů Augſpurg, Durch Hans Zimmerman.“ o. J. Der Eigenname lautet Str. 1 bis 4: „Ramenſattel,“ von da an: „Rumenſattel“, zweimal auch: „Rummenſattel.“

Str. 1, Z. 6: darinn. Str. 3, Z. 6: würdt, ſchwär. Z. 8: ſy, ſo auch weiterhin. Str. 9, Z. 5: Darfir. Str. 10, Z. 4: Zweyenächten (vgl. Schmeller IV, 50). Str. 11, Z. 5: thünd. Str. 12, Z. 3: wardendt. Z. 4: voll. Z. 8 etwa: zwen wurden gerederot? (vgl. d. Gramm. I, 957). Z. 13 am Schluß: Amen.

Fiſcharts Gargantua Cap. 8 (von der trunken Litanei), S. 160: Hui, ſtürz den Becher, Gödecke Michel, da hat der Teufel ein gleiches geworfen. Gelt, Raumſattel, mein Schitdenſam, laßt uns eins doppeln! der minſt iſt Knecht.

Str. 4. 6: ein ſchädlich mann, Bezeichnung des Miſſethäters in der alten Rechtsſprache, Grimm, deutſche Rechtsalterthümer 874 ff.

Hinrich.

(128) P. Mohr, Zur Verfaſſung Dithmarſens u. ſ. w. Altona, 1820, S. 192 f., aus der handſchriftlichen Chronik von Hans Dethlefs. A. Viethens Beſchreibung und Geſchichte des Landes Dithmarſchen, Hamburg 1733, S. 108: „Ein Trümmecken-Tantz.“ Joh. Adolfis, genannt Neocorus, Chronik des Landes Dithmarſchen, herausgegeben von Dahlmann, Kiel 1827, II, 569: „Ein Trümken Dantz.“

Zu „voll Grone“ bemerkt Mohr S. 192: „voll gewaltſamen Muthes“. Vgl. Schmeller II, 112: „gronen, verb. n., murren, brummen, knurren, grunzen; ohne eben in ein Greinen auszubrechen, ſeinen Unmuth durch andauernd verdrießliche Mienen und Worte zu erkennen geben.“ Engl. groan, Geſtöhn.

Str. 10, Z. 1: Vieth. ein kruſe Kroll; Dahlm. ein Kruſekrol. Mohr: du Kruſekroll. Brem. niederſ. Wörterbuch. II, 886: Krulle, Haarlocke. Schmeller

II, 384: Die Haar krollen und krauſen ſie u. ſ. w. (Anreden des abgeſchlagenen Hauptes ſ. in den Anmerkungen zu Ulinger.) Bei Mohr fehlt Str. 11. In Z. 1 hat Biethen: werden; Dahlmann: wereden.

Zu Str. 8. 9 vgl. Minstrelsy of the scottish border, 5th ed., I, 316 (The Lads of Wamphray, Ereignis von 1593):

> Now, sirs, we have done a noble deed,
> We have revenged the Galliard's bleid;
> For every finger of the Galliard's hand
> I vow this day I've killed a man.

Zu: „trümken dantʒ“ vgl. Schmeller I. 491: „Trümmertanz“.

Drittes Buch.

Eber.

(131) War es bei feſtlichen Mahlzeiten gebräuchlich, der Thiere, die verzehrt wurden, in Trinkſprüchen und Liedern zu gedenken, und ſind auch die uralten Verſe vom ſtarken, rieſenhaften Eber (W. Wackernagels altdeutſches Leſebuch, 2te Ausgabe, III f. [Vierte Ausgabe, Baſel 1861, Sp. 135. 136. H.]) ſo zu nehmen? Auch der Juleber der Hervörſaga war von ungewöhnlicher Größe (Hervörſaga C. 14 in Fornald. S. I, 463: „hann var svá mikill, sem hinu stærsti öldúngr [Ochs], en svá fagr, at hvört har þótti úr gulli vera.“ Vgl. I, 531 u., f.). Weihnachtlieder vom Eber ſ. bei Ritſon, Ancient Songs and Ballads II, 14 bis 16. Sandys, Christmas Carols 16. 37. Karajans Frühlingsgabe 1839, S. 50 bis 52. Gargantua, Vorrede Bl. 2a? (Rieſige Eber, Ellis III, 275 f. Percy III, 95, 3 f.)

Die Lieder von der Martinsgans kommen ebenfalls hier in Betracht, ſ. „Martinslied“ und Anmerkung dazu.

Ein Gegenſtück bilden dann die Bohnenlieder, die Geſänge von der Faſtenſpeiſe. Walther von der Vogelweide, Lachmanns Ausgabe S. 17 (vgl. S. 140. Simrock I, 196 u.):

Waz êren hât frô Bône,
daz man ſô von ir ſingen ſol,
ſî rehtiu vaſtenkiuwe? u. ſ. w.

MS. II, 68 b, 3, Tanhuſer:

„Ziſern und bônen gênt mir niht hôhen muot.“

Grüneiſen, Nicl. Manuel 211 ff. Die vom Verfaſſer S. 212 angeführte, von mir mitgetheilte Strophe des Niclaus Wyerman iſt entnommen aus: „Zwey hüpſche nüwe Geyſtliche Lieder, Das erſt, Es iſt nun bald ein lange zyt, das Gott die Welt hat gſchaffen, In der wyß, Ich bin ein armes bilgerly u. ſ. w. oder Wenn der boum ſyn loub verlürt u. ſ. w. Das ander In der wyß, wie der alt Gryß." Fl. Bl., 1/2 Bogen, „Getruckt zů Bern, by Sigfrid Apiario. 1562." Das zweite Lied beginnt: „Der Winter gſicht mich übel an" u. ſ. w. und Strophe 7 desſelben iſt dieſe:

So ich die warheit reden ſol,
myn koch der büt mirs alſo wol,
ſingt mir ein lied von bonen,
das hat ſo gar ein ſchlechte wys,
darzuo iſt es ein ruche ſpys,
kilchbrunnen muoß ich gwonen.

Wenn gleich hier bildlich geſprochen wird, ſo iſt doch zu bemerken, daß auch nach der Faſſung der engliſchen Carols die Austräger des Oberhauptes das Lied angeſtimmt haben, in welches dann die Geſellſchaft einfiel. [Vgl. auch Deutſche Mythologie S. 632. Deutſche Rechtsalterthümer S. 900. 901. H.]

[Zu Strophe 2 vgl. Lanzelet 3382.]

Hildebrand.

(132) Fl. Bl. „Ein hüpſch Lied, von dem Edlen Hiltebrandt. Getruckt zů Baſel, bey Samuel Apiario" (um 1570). Fl. Bl. „Das lied von dem alten Hiltebrant. Gedruckt zu Nürnberg durch Chriſtoff Gutknecht." o. J. (um 1533, Körners hiſtoriſche Volkslieder 152). Fl. Bl. „Gedruckt zu Nürnberg, durch Valentin Newber." Das Exemplar vorn defect bis Str. 4, Z. 5. Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 207. Deutſches Muſeum 1776, S. 392 ff. aus einem fl. Bl. des 16ten Jahrhunderts o. O. u. J. durch Eſchenburg (ſ. auch Deutſches Muſeum 1787, I, 268. 269). Bruchſtücke in v. d. Hagens und Primiſſers Heldenbuch I, 234. Noch andre Quellen aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert ſind benützt zu der Ausgabe der Brüder Grimm, Die beiden älteſten deutſchen Gedichte u. ſ. w. Caſſel 1812, S. 53 ff. vgl. S. 49. Bicinia u. ſ. w. Viteb. 1545, Th. I, Nr. 94 geben Str. 1, componiert von Joannes Stahl.

In der Verarbeitung des Liedes durch Caſpar von der Röhn aus dem 15ten Jahrhundert (abgedruckt bei den Brüdern Grimm a. a. O. S. 49 ff. und in „der Helden Buch" durch v. d. Hagen und Primiſſer, Th. I) ſind die Einſchnitte der alten Langzeile mit Reimen ausgeſtattet und dadurch (öfters widerſinnige) Flickworte und Entſtellungen in Menge herbeigeführt; aus den reinerhaltenen Stellen ergeben ſich mitunter gute Lesarten. Bei der Ankunft vor der Burg folgt hier noch ein Scheingefecht zwiſchen Vater und Sohn.

Str. 1, Z. 1: V. in r. Z. 2: bei Caſp. v. d. R. u. Veeſenm. fehlt ſich, ebenſo Str. 2, Z. 2. Z. 3: V. mir; V. thut, wolt. Z. 5: ſeind mir vnkannt; V. ſie ſind mir, die ſ. m., ſie ſeindt mir kundt, ſie ſ. m. vnkund geworden. Z. 6: ſo m., gar m. Z. 7: Vicin. Ey ja (ha) jun zw. Z. 8: V. vtten. Str. 2, Z. 2: V. Abelung, Abelon. Z. 3: V. es begegend; V. beyde. Z. 4: V. ſtoltzer. Z. 6: V. Allebrandt, dein Sohn Herr A., der junge Hildebrandt. Z. 7: V. ſelbs. Z. 8: V. wurdeſt; V. würdſt du, würdeſtu, wirſtu angrant. Str. 3, Z. 1: V. Mutter, nun, Ja rennet er mich ane. Z. 2: V. in ſelchem. Z. 4: V. das ich. Z. 5: brinne; V. bende, bande. Z. 6: V. ſchirme ſ. in e. Z. 7. 8: vnd das er ſeiner mutter, ein gantzes jar zu klagen hat; V. daß er ein gantzes jare, Frauw Vten zuo klagen hat (ſeiner Mutter zu klagen hat), Vnd daß e. e. g. J. ſeiner m. z. kl. hab. Str. 4, Z. 1: V. Das ſoltu nichte thun, Vnd das ſolt du nicht thune. Z. 2: Herr Dietrich; V. Herr Dieterich. Z. 3: V. dein Sohn H. A., denn der junge Hildebrandt. Z. 4: V. i. m. in trewen l. Z. 7: V. wöl (wöll) laſſen r. Z. 8: V. ſol, mag ſein. Str. 5, Z. 1: V. Da. Z. 2: V. zu, die Bäerner Marck, der B. M. Z. 3: V. da, groſſe. Z. 6: V. da ward er. Z. 7: V. Nun ſag du an, nun ſag du mir. Z. 8: nach Caſp. v. d. R. und der veeſenm. Handſchr.; V. was ſuchſt (ſuchſtu) in meines Vatters Land, wie ſtadt es in deinem Landt. Str. 6, Z. 1: V. dein h., u. klar. Z. 2: V. recht weriſt e. k. k., ein, recht wie du ſeyſt, als ob du ſeiſt. Z. 4 nach dem Frankf. Lob., vgl. d. Gramm. III, 129 f. (Iwein 1277: „Wir ſin mit geſehnden ougen blint.“ 7058: „Unt [machet ſi] mit geſehnden ougen blint;“ etwa: „unt machet ſi ſehnder ougen blint?“); V. mit (ge-) ſehenden augen m. bl. Z. 5: V. ſolt, ſolt, daheimen, daheim. Z. 6: V. gut gemach (ſo auch Str. 7, Z. 2). Z. 7: V. auff e., bey. Z. 8: V. der alt, der Alte lacht, der alt lacht vnde ſprach. Str. 7, Z. 1: V. daheimen. Z. 3: V. all meinen, allen meinen. Z. 6: V. biß an; zu hinefart ſ. d. Gramm. II, 757. Z. 7: V. junger. Z. 8: V. drumb, darumb, darumb grawt mir mein bart, der b. Str. 8, Z. 2: alter; V. das ſ. i. d. vil alten (alter, dir du alter) m. Z. 3: dz Roſenfarb bluote. Z. 4: V. dein w., ſol a., ſol gan. Z. 6: V. den m. d. m. a. Z. 7: V. d. auch mein, Darzuo biß mein gefangner. Z. 8: friſten d. l. Str. 9, Z. 2: V. offt; erneren; V. die thuon mich ſo dick erneren, (die) haben mich offt ernehrt. Z. 3: V. treuw, ich traw(e) Ch. v. (vom) h. wol. Z. 4: V. wöl, wil, deiner, erweren. Z. 7: V. (ohne und) z. zwey ſch., zogen zwey, vnd zugen (zogen) zwey, ſcharpffe. Z. 7: V. vnd w. Str. 10, Z. 1: V. nit. Z. 2: V. einen. Z. 3: V. Hiltebrandt der alte. Z. 5: nach Andeutung von

Str. 12, Z. 3, vgl. d. Gramm. III, 152; Graff IV, 1148 u.; Schmeller III, 73; Es ſprang hinderſich zuorucke (zu rücke). Z. 6: B. w. etlich. Z. 7: B. n. ſ. du mir v. j. Z. 8: B. den ſchlag, lernete. Str. 11, Z. 1: B. leren. Z. 2: B. ein ſchand. Z. 3: B. u. Graffen. Z. 5: B. Reuter, vnd Knechte. Z. 6: B. nit. Str. 12, Z. 1: B. Er erwiſcht(e), in d., mitten. Z. 3: B. Er (Vnd) ſchwang jn hinder ſich zurücke, Schwang jn hinderſich zuo rucken. Z. 5: B. du mir. Z. 6: B. Caſp. v. d. R. priſter w. i. ſeyn. Z. 7: Wölffinger; B. Wolfinger; Caſp. v. d. R. Wulfing. Z. 8: B. Grimm: vor m., v. m. magſt wol g., v. m. ſoltu geneſen ſeyn. Str. 13, Z. 1: B. Der ſ. Z. 2: B. den R., der e gern den raum, der empfehet gern Raum, der ſelb empfahet gern den ram (zu empfahet ſ. Gramm. I, 942 b). Z. 3: d. vil j., geſchiehet. Z. 4: B. fehlt wol. Z. 5: B. ſolt du hie a., ſolt hie a., dein Geiſt muſt du mir a., Deinen Geiſt mußt du hie a. Z. 7: B. gar e. Str. 14, Z. 1: B. Wölffen, vgl. d. Gramm. I, 667. Z. 2: B. ſie l., i. das h. Z. 4: B. Griechen landen, Kriechen landen. Z. 6: Caſp. v. d. R. ein edle h. Z. 7: vnnd H. Str. 15, Z. 5: B. guldin, e. ſchl. auff ſein güldinen Helme, e. ſchl. auff ſeinen gülden h. Z. 6: B. ſeinen, auff ſeinen, küßt jn auff ſeinen m. Z. 7: B. Nun ſey es Gott gelobet. Z. 8: B. beyde. Str. 16, Z. 1. 2 nach Caſp. v. d. R.; B. Ach Vatter liebſter Vatter, die wunden die ich dir (euch) hab geſchlagen. Z. 3: B. wölt. Z. 4: haubte. Z. 5: B. Nun ſchweige l. ſ., n. ſchweig mein l. ſ. Z. 6: B. gut r., iſt wol r. Z. 7: B. Got beyde, ſeidt v. G. alle beyde. Z. 7. 8: B. nun ſey es Gott gelobet (Nun muß es Gott gelobet ſeyn), der vns zuſammen gefuget hat. Z. 8: B. zuſam̄ g. h., ält. Form: zeſamne. Str. 17, Z. 3: B. d. junge A., allda der junge Hildebrandt. Z. 4: Bern; B. zu Bernen einher r., zu Bernen innen r., gen Bern jne r. Z. 5: B. ſeinem, an ſeinem. Z. 6: B. Kräntzelin, nur bei Eſchenburg: Kreutzelein. Z. 7: B. an der ſ., auff ſeiner ſ. Str. 18, Z. 1: B. ſeinen, e. ſ. jhn inn ſeiner Muotter hauß. Z. 2: vñ ſatzt jn an den Tiſch überſich; B. vnd ſatzt jn oben an den Tiſch, ſetzt jhn oben an den Tiſch. Z. 3: Fraw Vte; B. Er (Vnd) bot jm eſſen vnd trincken. Z. 4: gar ſehre ſein vnbillich; B. das daucht ſein (die) mutter vnbillich, daucht ſein Mutter vnbillich ſeyn. Z. 5: B. ſune, lieber, ſ. mein. Z. 6: B. iſt der ehren nit z. v., iſt dir das nit zuo vil. Z. 7: B. gefangen, daß du einen, daß du ein gfangnen manne. Z. 8: B. ſetzſt ſetzeſt, oben anſetzeſt ohn mein will. Str. 19, Z. 1: Nun ſchweige liebe Muotter; B. Nun ſchweiget l. M., Nun ſchweyget meine liebſte Mutter. Z. 2: newe mär; B. newe mer, vnd hört was ich euch (thu) ſagen, laß dir die rechte warheit ſagen. Z. 3: B. Er het (hett) mich auff der heyden. Z. 4: B. nahet (über nahent vgl. d. Gramm. III, 215), gar noch (ſchier gar) zuo todt geſchlagen. Z. 5: vnd höre liebe mutter; B. Nun höre (höret) liebe Muotter, Nun höret mich meine liebe Mutter. Z. 7: B. es i. Str. 20, Z. 1: B. liebſte m., l. m. mein. Z. 2: B. biet, bietet. Z. 3: B. d. h. ſ. a. ſchencket ein, da hub ſie an zu ſchencken. Z. 4: B. jm, trugs jhm. Z. 5: B. hett, hatte. Z. 6: B. Ringelein. Z. 7: B. inn d., in den. Z. 8: B. lieben. Auf dem fl. Bl. Baſel bei Sam. Apiario ſteht für Str. 20 folgende unechte Endſtrophe:

Da bott dieſelb Frauw Vten,
dē Hildebrand zucht vnd ehr,
Vnd lebt Hildebrand der alte,
mit jr fürbaß hin mehr,
inn ſeinem Hauß zuo Berne,
jhm auch vil guots beſchach,
Damit Hiltebrandt der alte,
lebt fürbaß in gemach.

Däniſch: Udvalg af danſke Viſer II, 181, auch in Nyerups Almind. Morſkabsläsning S. 60 ff. und bei den Brüdern Grimm a. a. O. 56, eine theils wörtliche, theils freiere Übertragung aus dem Deutſchen.

Zu Str. 8. 9 vgl. Waltharius (ed. J. Grimm):

V. 798 „Audi consilium, parmam deponito pictam!"
806 „clipeum defendere curo.
Pro meritis, mihi crede, bonis sum debitor illi.
Hostibus iste meis se obponere sæpe solebat
Et pro vulneribus suscepit vulnera nostris."

Zu Str. 9, Z. 5, 6: Horæ belg. II, 147 (Van den maijer ende vrieſeman), 4:

Sy lieten daer haer lijven ſtaen
en ghinghen malcander met ſwaerden ſlaen
en ſy ſloeghen met blanke ſwaerden.
den maijer ſtoech den vrieſeman doot,
ſo dat hy neder viel ter aerden.

Otfrid I, 1, 83 [Otfrids Evangelienbuch von Kelle S. 21. H.]: mit ſuuerton, nalas mit then worton (Rechtsalterthümer 30).

Zu Str. 11, Z. 7. 8: St Oswald V. 994:

ſwas ich hiute niht ne kan, daz lerne ich morgen.

(nach meiner Abſchrift 998:

Waß ich hüt nit kan, daß lern ich morgen.)

Wolframs von Eſchenbach Willehalm (Lachmanns Ausg.) 439, 10 ff.:

Rennewart kom durch den pfaſch
ze fuoz geheiſtiert her nâch,

dô er mit manger rotte ſach
ſînen vater, den alten,
der jugent geliche halten
mit unverzagetem muote.
meiſter Hildebrands vrou Uote
mit triwen nie gebeite daz,
denn er tet maneger ſtorje naz
mit bluote begozzen.

W. Grimm, deutſche Heldenſage 63. Von dem Verhältnis der Ballade zum alten Hildebrandsliede, ſowie von der mythiſchen Bedeutung und den weitgreifenden Beziehungen dieſer Rhapſodie iſt im Zuſammenhange der deutſchen Heldenſage zu handeln; vgl. Mythus von Thôr 211 ff. [Schriften VI, S. 121. 122. I, S. 164 bis 172. 405 bis 407. H.] „Ptolomæus quidam ex senatoribus etc. Canisii Lect. antiq. Th. II, S. 188 ff. Reiffenberg, Chronique rimée de Phil. Mouskes B. II, Brüſſel 1838, introd. S. XXIX f. (Gormont) S. 81. Raoul de Cambrai S. 339.

Ritter und Bauer.

(133) Handſchriftlich zu München, Cod. germ. 266, auf dem vordern Deckel (vgl. Schmeller I, 570), hiernach der Abdruck in Docens Miscellaneen II, 242, welchen Maßmann für mich mit der Handſchrift verglichen hat. Andrer Text ebd. in einer Papierhandſchrift des 15ten Jahrhunderts, Cod. germ. Monac. 811, Bl. 18.

Beide Texte ſind verdorben; der erſte, welcher dem neuen Abdruck zu Grunde liegt, iſt hiernach mit A, die aus dem zweiten aufgenommenen Varianten ſind mit B bezeichnet.

Str. 1, Z. 2: âventiure heißt in d. Spr. namentlich auch: ritterlicher Zweikampf, Beneckes Wörterbuch z. Iwein, S. 23. Z. 3: A czu paiden chempfen d. v. B ir bayder kempfer dar zu ſprach. Z. 4: A czu chrieg ſ. n. ſt. B czuo krig ſol man n. ſt. Der Sinn dieſer zwei Zeilen ſcheint der zu ſein: Jeder von Beiden (über ieweder, ietweder ſ. Grimm, d. Gramm. III, 52. Schmeller IV, 31) verwarf es (über verſprechen in dieſer Bedeutung ſ. Wörterbuch z. Iwein, S. 491. Schmeller III, 587), einen Kampfvertreter (kempfen, Wörterbuch z. Iwein, S. 215. J. Grimm, d. Rechtsalterth. 929) für ſich aufzuſtellen, Niemand ſoll ihren Rechtshandel (chrieg, Schmeller II, 383) ausfechten helſen, ſie darin unterſtützen (ſteuren, Wörterb. z. Iwein, S. 415. Schmeller III, 653); das Kampfgeſpräch der beiden Stände iſt als ein Gerichtskampf aufgefaßt, welchen jeder Theil in eigener Perſon zu beſtehen ſich gewachſen fühlt. Z. 4: nu dar ſteht nicht im Texte und iſt zu Ergänzung der Zeile aus Str. 5, Z. 1. beigezogen; B weniger lebendig: man ſol fechen wer der ſey. Str. 2, Z. 2: A ayr edel chunde, B ain edel kunig. Z. 4: Zu wunne vgl. Schmeller IV, 94. Z. 5: edel n. iſt alte Subſtantivform: Geburt, edle Geburt, Graff I, 142. Hoffmanns Fundgrub. I, 364. Zeitſchr. f. d. Alt. II, 13. Schmeller I, 28. macht (mhd. maht, d. Gramm. I, 963), magſt, kannſt. verhugen, alth. hukjan, cogitare (d. Gramm. I, 870), fir-hukan, aspernari, contemnere (ebd. II, 852), mhd. gehügen, recordari (ebd. I, 946, vgl. Schmeller II, 164); die Zeile iſt verdorben und es legt ſich keine Verbeſſerung nahe; B: was möchſtu ritterſchafft vertreiben. Z. 8: B di weill mir got des lebens gan, der Sinn von A iſt: ſofern mir kein beſondres Unheil widerfährt. Str. 3, Z. 1: B (Der ritter ſprach) hoff zucht vnd ritterliche tat. Z. 3: A mir, B mich. Z. 4: A in gelicher bendlein weize, B in ſölliches handels weiſſe. Z. 6: B des wellen ſi haben recht. Str. 4, Z. 2: vgl. Schmeller I, 570. Z. 5: A w. h. d. danz und dein hofiern, B was hilfft dein ſtechen vnd dein tanczen. Z. 6: A ſpur. Z. 8: A paz fur. Str. 5, Z. 6: B die paurn. Z. 7: B vnd auch behüt die criſtenhait. Str. 6 fehlt in B. Z. 2: A leib, der Sinn iſt wohl: mag deine Tapferkeit, dein Schwert, auch noch ſo viele von Drangſal retten u. ſ. w. Z. 4: A ach b. Z. 8: iſt ſold hier Fem. oder Gen. Plur. ſtatt: ſolde? oder iſt Z. 7 zu leſen: „haben einteil“? d. Gramm. III, 75, oder Z. 8: „an deiner e. ſ.“? Statt der fehlenden Str. 6 läßt B ſechs weitere folgen. Docen ſcheint b anlautend für p, à für e, um für umb geſetzt zu haben.

Der Text B iſt ohne Zweifel eine Überarbeitung und Erweiterung des nicht mehr ganz verſtandenen urſprünglichen; da jedoch dieſer auch hier zu Grunde liegt, ſo kann die Bearbeitung zur Herſtellung deſſelben benützt werden. Während in A die Schlußwendung zu Gunſten des Bauers ausfällt, ſo läßt B dieſe Strophe 6 weg und läßt das Lied, wenn gleich auch dem Bauer ein Zugeſtändnis gemacht wird, doch mehr zum Vortheil des Ritters ſchließen:

Nun dar, nun dar, mein peürlein!
wer will ſich dar nach prechen?
leb ieder man nach ſeiner art!
wer will da wider ſprechen?
hab dir dein guet, las mir mein er!
got friſt unſer beder leben,

und ſar gen acker . . . .
das du mir habſt zu geben.

Helmprecht 555 bis 562:

lieber ſun, nu bouwe!
jâ wirt vil manic frouwe
von dem bouwe geſchônet,
manic künic wirt gekrênet
von des bouwes ſtiure,
wan nieman wart ſô tiure,
ſin hôchvart wære kleine
wan durch daz bouw alleine.

Regenbog. Man. II, 197 b, 2 v. u. Frauenlob, MS. III. 145 b, 9: bûman, ritter, pfaffe.

Edelmannslehre.

(134) Aus einer Papierhandſchrift von der Mitte des 15ten Jahrhunderts in v. Fichards Frankfurt. Archiv III, 280.

Str. 2, Z. 4: Sietz: ban, Bannwald. Z. 7: frießlich, freislich, gefährlich, oder friſchlich? wie Z. 4: ſietz, Str. 3, Z. 5: frieſch. Str. 3, Z. 1: Herwüſche, über die Part. der- für er- ſ. d. Gramm. II, 819. Schmeller I, 389 f., zu wüſchen Stalder II, 461. Tobler 190: vertwüſcha. Z. 5: Byß frieſch, unverzackt. Z. 6: nummen, nicht mehr, Schmeller II, 694: „nume, neme (ſchwäb.), nicht mehr.“ Schmid 410: „nümme, nicht mehr, Schwb.“ Stalder II, 245: „numme, nümme adv. ſ. niemer.“ Tobler 337: „nemma (numme), nôna, nicht mehr, nimmer.“ Stald. II, 245: „nume adv. nur.“ (nummen, nur einen?) Z. 7: ſo ryß ym gurgel ab. Str. 4, Z. 1: Hebe. Z. 3: ſchannen, vgl. Schmeller, Mundarten 447. Z. 7: dünck. Str. 5, Z. 1: mympt. Z. 4: ferer ſwantz. Z. 5: Die dörppel dörppel h. n. Str. 6, Z. 1: buwern.

Zu Str. 5, Z. 4: ferer ſwanz, vgl. Schmeller I. 562 unter: Fark. Graff III, 681: ſärh. Deutſche Gramm. II. 539. Schmeller III. 544. IV, 229: Säu [Plur.]-Zagel.

Zeitſchrift für deutſches Alterthum III. 25 oben: Des lachet noch eyn roder munt u. ſ. w.

[Zu Str. 6 vgl. Helbl. III. 125. Ritſon I. 101, 4.]

Eyple von Geilingen.

(135) Handſchriftliches Liederbuch aus dem 16ten Jahrhundert in der von Mülinen Bibliothek zu Bern, S. 31: „Ein lied vom Eppelin von geilingen.“ (A.) „Das ſchön New Lied von dem Eppele von Geylingen u. ſ. w. Es iſt nebſt noch einem andern kurzen Lied zu Augspurg bei Matthäus Frank zu Anfang (?) des 16ten Jahrhunderts in 8. gedruckt“, mitgetheilt in Waldaus Vermiſchten Beiträgen zur Geſchichte der Stadt Nürnberg, Bd. I, Nürnberg 1786, S. 221. (B.) Fl. Bl. o. O. u. J. vom Anfang des 17ten Jahrhunderts. 8. (Zürcher Bibliothek): „Ein ſchön Liede von dem Eppele von Gaylingen. In ſeiner eygenen Melodey.“ (C.)

Nach einer Notiz des Herrn M. Körner in München iſt auf dortiger Bibliothek ein fl. Bl. in kl. 8., enthaltend: „ein Lied von dem Eppele von Gaylingen.“ „Getruckt zů Augſpurg, bey Michael Manger“ (um 1580). Seitdem gedruckt in Körners hiſtoriſchen Volksliedern S. 195. Auf demſelben Blatt ſteht noch das fragmentariſche Tagelied: „Es iſt nit tag, es taget ſchier“ u. ſ. w. Sind etwa dieſe beiden Lieder ſchon auf dem ältern Drucke von Matthäus Frank (B) verbunden?

Meinem Abdrucke liegt hauptſächlich der handſchriftliche Text A zu Grunde. Ein früherer Abdruck desſelben, nicht völlig genau, durch Rochholz in Kapps Hertha, Almanach für 1836, Kempten 1836, S. 49 ff. Er hält im Ganzen den Rhythmus des Liedes ein, welcher in den beiden, meiſt unter ſich zuſammenſtimmenden Drucken durch überzählige Silben (z. B. durch häufige Einſchiebung des Geſchlechtsnamens „von Gaylingen“) vielfach geſtört iſt; auch gibt er im Einzelnen gute Lesarten. Dagegen konnte die ſchweizeriſche Schreibung dieſes Textes und was damit zuſammenhängt, in einem aus Franken ſtammenden Liede nicht beibehalten werden. B und C bilden die Strophe je nur mit zwei Reimzeilen, dabei iſt aber in C jede einzelne Zeile wiederholt. A hat ſchon den Worten nach vierzeilige Strophen und dem gemäß auch mehr vermittelnde Übergänge, während in den Drucken die Reimpaare ſich ſchärfer abſondern. Vielleicht iſt Letzteres doch die urſprüngliche Form. Z. 5 und 6 der Str. 19 fehlen in der Handſchrift gänzlich und erſcheinen auch bei vierzeiliger Strophenbildung entweder als Bruchſtück oder als Überzahl, wenn nicht etwa der wiederholende Geſang ausglich. Übrigens iſt auch ihr Inhalt dunkel, wo nicht aus einem ähnlichen Sagenliede herübergenommen. Den von Dietrich verfolgten Wittich nimmt ſeine Ahnfrau Wachild, eine Meerminne, in den Grund des Meeres auf (Rabenſchlacht 964 ff. vgl. Morolf 3911 ff.); in der Wilkina Saga C. 313 flieht Vidga längs der Moſel (Musulâ) hinab und ſinkt an der Mündung des Stromes in die See. [Vgl. Schriften I. S. 55. 307. 414. H.]

Den Namen des Helden ſchreibt A bald Epple, Eppele, Eppel, einmal auch Apple, bald Eppelin, Epelin, Epeli. Letzteres iſt entſchieden ſchweizeriſch, dagegen -le auch im nördlichen Franken heimiſch (deutſche Gramm. III, 674; vgl. 691). B und C haben Eppele, erſteres auch Eppelein. Es ſind ſämmtlich Diminutive von Apollonius.

C hat immer Gaylingen, B Geylingen und einmal Gaylingen, A Geilingen und Geiling.

Str. 1, Z. 1: A im Regiſt. fehlt friſch. B war, freier fehlt, C friſcher. Z. 3: A Norenberg, im folg. Nornberg, in, B, C abgeſ., A ſind. Str. 2, Z. 1: B, C ſchmides. Z. 2: B, C Höre, B rauß. Z. 3: A, C nun, B loß. Z. 4: A du fehlt, B, C Du ſelt mir mein (B mein) r. Str. 3, Z. 1: A Beſchach, bſchlach, B, C Beſchlag mir ſie (beidemal). Z. 2: B, C darumb. Z. 3: B Da grief er, C Da griff er wol, B, C taſchen. Z. 4: A vnd gab im nün, B Gab (C er gab) jm vil der roten gülden (C gulden) ſein. Str. 4, Z. 1: B, C Lieber ſchm., C nicht v. darvon, B ſagn. Z. 2: A din herrn, B, C Deine Herren (C Herrn) die, B bezahln. Z. 3: B, C Er reyt wol. Z. 4: B, C Er nam (C namb) den von Nürnberg ihr ſylbernes (C jr Silbers) B. Str. 5, Z. 1: A Er rit bald hinvff. Z. 2: B, C Er macht den von Nurnberg, B lähr, C lehr. Z. 3: A Sy ſchicktent, B hinab. Z. 4: B, C Wo der E. v. G. Str. 6, Z. 2: A vom Epelin ſ., B von Eppele v. G. Z. 3: B, C D. magſt du. Z. 4: C haſt, B, C m. deinen a. geſehen. Str. 7, Z. 1: B, C Da, A Frowenth. Z. 2: B, C darvor. Z. 3: A Thorwachter (beidemal, nachher ä). Z. 4: B, C weß mögen. Str. 8, Z. 1: B, C ſeind(t), A, B eines, A rüterman. Z. 2: B, C Der Eppele von Ge(a)ylingen, B er. Z. 3: A vff ſinen, C ſeinen. Str. 9, Z. 1: B, C Sehin th. ſo haſtu (haſt du) deinen l. Z. 2: A din herñ, C deinen. Z. 3: B, C war e. behender. Z. 4: A herñē, gemeind, B, C Und, (C Er) ſagts ſ. Herren und einer ganzen Gemein. Str. 10, Z. 1: A ſibentzg, C, B zwen vnd ſibentzig, C vngefevr. Z. 2: A Eppele, B Eppelein v. G., C Eppele v. G. Z. 3: B, C Ir ſ. euer (ewer, A üwr), C geſ. Z. 4: A üwr, B, C ſind (C ſeind) euer zwen und ſ. bin i. n. a. Str. 11, Z. 1: B, C

Sie trhben (B treiben) jn hint(v)er ſich a. e. (C einen). Z. 2: B, C Der E. v. G. ſprengt, A Mein. Z. 3: B, C Ihr Nürnberger S. ſeid nit (C ſeindt nicht). Z. 4: B, C Euer l. h. kein gutes. Str. 12, Z. 2: B, C Und zog ſein (C das) neu p. Z. 3: A rit, ew, B, C Da rept er über ein Auen war (C was) grühn. Z. 4: B Begegnet jm, C Da begegnet jm, B, C der daucht ſich l. Str. 13, Z. 1: B, C Höre l. l. nun l. Z. 2: B Wir wollen, C wöllen, A vnn deſch ſchlahen, B, C umb die Taſchen. Z. 3: B war, C ward. Z. 4: A Apple, deſchen, B, C Er gürt dem Eppele v. G. ſ. Taſchen an. Str. 14, Z. 1: A kauffmanneß. Z. 2: B, C ſtraſſen. Z. 3: C an d. ſt. Z. 4: A Eppelin, B, C vom (B von) Eppele v. G. Str. 15, Z. 1: A antwurte. Z. 2: A Eppeli, B, C E. v. G.: naſſer knab, unter dieſem Namen, der bei den Schriftſtellern des 16ten Jahrhunderts häufig vorkommt und dem Wortlaute nach einen durſtigen Bruder bezeichnet, ſind in einem beſondern Artikel von Murners Schelmenzunft (Ausg. Halle 1788, S. 60 f.; vgl. Hall. Lit.-Z. 1829, Nr. 55, Sp. 439, Rec. d. glückh. Schiffs) verſchiedene Arten von Schälken und Betrügern gemeint:

„Das ſind mir freilich naße knaben,
die vil verzern und wenig haben u. ſ. w.
kynnten ſich in dem ſtegreif nären u. ſ. w.

[Vgl. Schriften II, S. 549. H.] Z. 3: B, C So ſag mir liebe. Z. 4: A Eppelin, B W. h. d. der Eppele v. G. gethon. Str. 16, Z. 1: B, C Der Eppele v. Gingen. Z. 2: A hat bald daſelbſt ein thür vff gemacht. Z. 3: A Er name ſchm. Z. 4: A drin, B, C und ſt. i. d. h. (B Hand) hinein. Str. 17, Z. 1: B, C S. h. ſo haſt du deinen l. Z. 2: A v. ſ. Eppelin, B, C E. v. G. Z. 3: C ſeinen, A, B Franbach. Z. 4: A ſoll, C ſolt, B, C gutes. Str. 18, Z. 1: A Darnach do kam Eppelin dahin, B, C Da k. der Eppelein (C Eppele) v. G. e. Z. 2: A do gab, B, C da gab (C bott) man jm den k. w. Z. 3: A Eppelin, B, C E. v. G., B ſab, A, B hin(a)uß. Z. 4: B, C Da, B, C ſ. das h. Str. 19, Z. 1: A thun. Z. 2: A laſſe, B, C ſpringen. Z. 3: B, C Da ſprengt (C ſprang) er ü. die. Z. 4: B übern n., C Über den n.; gibel? etwa: gämel, Spaß, Muthwille? (Schmeller II, 46). Z. 5. 6 fehlen in A. Str. 20, Z. 1: A von, B, C Da zog er aus ſ. gutes (guets Reütter) ſchw. Z. 2: A vnd e., C darmit, B, C ſ. guts Reuterpferdt. Z. 3: A Eppeli, B, C E. v. G., B heißt dieß nicht, C nicht gethan. Z. 4: A bim lebn wölten wir dich glaſſen han, B, C Bei dem, C lahn. Str. 21, Z. 1: A Eppelin namentz, B, C Den E. v. G. namen ſie an. Z. 2: A brachtent, B, C und brachten den von N. Z. 3: B, C Darnach führten ſie jn, A Napenſtein. Z. 4: A vnd legt im d. k. zwiſchet bein.

Fiſcharts Gargantua Cap. 26 (S. 310): „uber Eppelins Häwwagen" u. ſ. w. ebend. (S. 311): „in den Meyn ſprengen, die Stiefel zu Nörnberg holen."

Die ausführlichſten Nachrichten über den Helden des Liedes, in geſchichtlicher und ſagenhafter Beziehung, gibt ein Ungenannter, nur mit W. unterzeichnet, in den ſchon angeführten Beiträgen von Waldau I, 209 ff.: „Vom Eppelein von Gailingen" u. ſ. w. nebſt einem Nachtrag I, 290 f. (das ſilberne Vogelhaus betreffend). Eppelein war ein fränkiſcher Ritter aus dem alten ausgeſtorbenen Geſchlechte der Gailingen von Illesheim, einem eine Stunde von Windsheim gelegenen Rittergut. Sein Stammhaus, von dem die Familie den Namen hatte, war Gailing, ein feſtes Schloß, eine Meile von Rothenburg an der Tauber. In einer Urkunde von 1375 (Falkenſtein, Cod. dipl. antiquitt. Nordgaviens. S. 210) ſteht, daß die Veſte Wald (unweit Gunzenhauſen) zerbrochen worden um des Raubs willen, den „die Ekklein, Geylinge genannt," von derſelben aus gethan, und ſie alſo dem Reiche ledig geworden, weswegen der Kaiſer ſeinen Schwäher, den Burggrafen Friedrich zu Nürnberg, mit dieſem Antheil der Gailinger belehnen wolle. Im Jahre 1381 griff Eppelein mit ſeinen Helfern gar ſehr um ſich, ſo bei Dachau, wo er nürnbergiſchen Fuhrleuten von 37 Wagen die Pferde ausſpannte, zu Walrode, wo er nürnbergiſchen Kaufleuten ihre Waaren raubte, dergleichen er auch gegen andrer Städte Bürger verübte und dadurch verurſachte, daß man ihm immer ſtärker nachtrachtete. Wirklich ward er im beſagten Jahre ſammt Dietrich und Hermann, den Bernheimern, und vier Knechten zu Poſtbauer niedergeworfen, gefangen genommen und nach Thann oder Burgthann, damals pfälziſch, gebracht, von da aber nach Neumark in der Oberpfalz abgeführt. Hier machte man ihm auf Anklagen der vier Städte Nürnberg, Rothenburg, Weißenburg und Windsheim ſehr kurzen Prozeſs und er ward als ein vermährter Straßenräuber, nebſt den beiden Bernheimern, mit dem Rade, die vier Knechte mit dem Schwert hingerichtet. (Hauptſächlich nach Müllners Nürnberger Annalen.) Hermann von Bernheim war ſein Schwiegerſohn. Wolf von „Wurmſtein" (Wunnenſtein), den man insgemein den gleißenden Wolf genannt, hatte dem Gailinger Unterſchleif gegeben, ward aber mit dem Rathe von Nürnberg ausgeſöhnt.

In dem angeführten Aufſatze, S. 218 f., wird, außer dem deutſchen Volkslied, auch ein lateiniſches Gedicht auf Eppelins Mainſprung in der Gegend von Carlſtadt und Würzburg mitgetheilt. Dieſes Wagſtück iſt nemlich von dem nicht unberühmten lateiniſchen Dichter Joh. Lorich von Hadamar, in einem ſo betitelten „Hodœporicon, hoc est itinerarium, quo Ratisbonam profectus est illustrissimus Hassorum Princeps Philippus“ (Marburg 1541. 4. ½ Bogen), ſo erzählt:

Gailingus celebri quidam narratur Apollo
  Nomine, præ cunctis commemorandus eques,
Hostibus ex omni septus cum parte venisset
  Et circum juvenem plurima fusa cohors,
Hanc ut susciperet magno discrimine pugnam,
  Imo nec posset conseruisse manus,
Tum fuga, quæ forsan potuisset honesta videri.
  Undique præclusis est data nulla viis.
Illinc Wirzburgi prohibet densata caterva,
  Hinc atque hinc pubes Norica terga premit
Ante oculos steterat sublimi vertice rupes,
  Desuper intuitus pene tremendus erat.
Despicit huc dubitans, non est audacia tuta,
  Tristius at duplici sit mihi morte capi.
Hanc animam, triplices quam poscunt forte sorores,
  Concedo fatis, perdier hoste queror.
In me quam perdant inimici tela ruentis.
  Me vitamque meam do tibi, Mœne pater!
Quod potes, incolumem placidis me defer in undis
  Concidet ad ripas hostia digna tuas!
Dixit et intrepido se misit in æquora saltu
  Fortior infestas effugiendo manus.
Turbati cernunt hostes tam fortia facta;
  Mirari licuit, non potuere sequi.
Nobilis evadit salvo vectore caballus,
  Cespite mox gaudens ulteriore salit.
Irridet mœstos equites et provocat ultro,
  Ausus erat talem nemo subire viam.
Incola, quo factum hoc aliqua ratione notaret,
  In saxo pinxit signa videnda crucis.
Nunc honor accedit, quædam et reverentia rupi,
  Hocque loco fluvii creditur esse deus.

Hunc obiter placuit numeris describere paucis
Atque ornare meis Bellerophonta modis.

Weiter über die Sage ſ. Grimm, deutſche Sagen I, 198 f. J. Heller, Muggendorf und ſeine Umgebungen u. ſ. w. Bamberg 1829, S. 45, 178. Wilder, Nürnberg u. ſ. w. Nürnberg 1827, S. 35. Dritter Jahresbericht des hiſtoriſchen Vereins im Rezatkreiſe, für das Jahr 1832, Nürnberg 1833, S. 11 ff. Hormayrs Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte, neue Folge, 6ter Jahrgang, Braunſchweig 1835, S. 444 ff. Zeitung für die elegante Welt 1839, Nr. 44, S. 176. Ausführliche Beſchreibung des Fichtel-Berges, Leipzig 1716, S. 149 f. Ähnliche Sagen von Thalmann von Lunderſtedt und Hermann von Treffurt bei Grimm, deutſche Sagen II, 370 f. Tristan par Fr. Michel I, 48: „le Saut Tristran.“ (Gottfrieds von Straßburg Werke II, 256 a.)

[Vgl. auch Gödeke, Grundriß I, S. 253. Die hiſtoriſchen Volkslieder der Deutſchen vom 13ten bis 16ten Jahrhundert, geſammelt und erläutert von R. von Liliencron, I, Leipzig 1865. 8. S. 92 bis 96. Vilmar S. 11 bis 16. H.]

Schüttenſamen.

(136) Fl. Bl. „Ain Neüw Lied, von dem Schittenſamen vnd ſeinem falſchen knecht. Vnd iſt in dem thon, wie man ſingt vonn dem Künig Paris, der ſein Tochter beſchlieff, vnd ſchwanger ward. Getruckt zů Augſpurg, Durch Hans Zimmerman.“ 4 Bl. kl. 8. o. J. Wunderhorn II, 180: „Von dem Schittenſamen und ſeinem falſchen Knechte, im Ton vom König Paris. (Altes fliegendes Blat.)“

Str. 1, Z. 1: Wdh. Was wollen w. a. ſ.; vgl. d. Gramm. I, 932, 7). Z. 2: Wdh. der fehlt. Z. 4: Schmeller III, 104: „Die a. Sp. ſagt: mir zerinnet eines dinges.“ Beiſpiele. Str. 2, Z. 2: Wdh. bekriegt. Z. 3: Wdh. dachten; ebd. Z. 7: wurdt. Str. 4, Z. 4: Wdh. Hätt mit ihm heimlich Red. Z. 5: Er ſprach Herr (Wdh. ganz weggelaſſen). Z. 6: Wdh So ihr dazu nun helfen wellt. Z. 7: erlauren. Str. 6, Z. 7: laub, ſ. Erlaubnis, Schmeller II, 410. Str. 7, Z. 3: Wdh. reit. Z. 4: Schmeller II, 503: „Das Löß, das Loſungswort“ u. ſ. w. Str. 8, Z. 2: vnd ſprach i. w. Wdh. Er ſprach, ich weiß ein Rath. Z. 5. 6: vgl. Gramm. I, 337. Str. 9, Z. 2: vber. Z. 4: ebd. Str. 10, Z. 2: Wdh. ſahen. Z. 3: ruoeten. Z. 4: höreten.

Z. 5: ehs. Z. 6: Wdh. Der Pfundſtein zum. Str. 11, Z. 1: Gebe. Z. 3: wurdenn. Z. 4: zeren. Z. 6: Wdh. Iſt dir d. Fr. Z. 7: Wdh. ein Malvaſier. Str. 13, Z. 3: Wdh. war doch geſcheidt. Str. 14, Z. 2: Wdh. ee denn fehlt. Vgl. d. Gramm. IV, 788. Z. 3: d. m. wohl. Z. 4: Wdh. Freudig v. Str. 15, Z. 3: vgl. Schmeller II, 498: „laußen u. ſ. w., lauſchen (auf Haſen).“ Str. 16, Z. 3: Schmeller I, 567: „fert u. ſ. w., adv. voriges Jahr“ u. ſ. w. Str. 18, Z. 3: vil trang? zu trang vgl. Stalder I, 296. Tobler 150. Z. 4: Wdh. ſ. H. in Eil. Z. 7: wurd. Str. 19, Z. 1: Wdh. D. Sch. nit a. dacht. Z. 3: Er meint, ſie hätten den bauren gebracht. Z. 7: Schmeller II, 187: „Der Halt, der Hinterhalt, die Lauer u. ſ. w. „Hielten oft tag und nacht im halt,“ H. Sachs.“ Str. 20, Z. 3: Wdh. ich fehlt; hie h. b. Z. 7: Wdh. Der ſprach: Willkomm ins Teufelsnahm. Str. 21, Z. 5: dennet. Str. 22, Z. 3: Schmeller III, 219: „die Zueverſicht, die Erwartung.“ Z. 5: Wdh. urtheilt in das. Z. 6: Wdh. ſollt m. köpfen. Str. 24, Z. 5: vnd geb Gott d. ſ. Wdh. Gott geb d. S. Z. 8: Wdh. D. n. Unrecht thu. Str. 25, Z. 2: vonn newen u. ſ. w.

Manche Varianten im Wunderhorn mögen nur Correcturen ſein.

Mone, Anzeiger (III) 1834, Sp. 235: „Anno domini 1499 zu mitterfaſten ſaget Cunz Schott, der elter, zu den zeiten burggraf zu Rottenperg, den von Nurmberg ab und greif ſie an und thet in an iren leib und guteren großen ſchaden, wo er ſie ankam. Dar nach Simon und Judä ſagt in auch ab junkher Criſtoff von Gich und thet in mit brennen großen ſchaden. Dem ſelben hieng an des Schutterſamen ſun, dem ſie etwan bei 20 jaren dar vor ſeinen vatter verbrent hetten. Eo tempore non fuit vera pax in tota christianitate.“ Sp. 236: „Dieſe Notizen ſind in dem „Confessionale Antonini archiepiscopi“ zu Karlsruhe eingeſchrieben.“

Vgl. Hormayrs Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte 1833, S. 133 f.

Ein Quodlibet, componiert von L. Heidenhamer: „Der winter kalt iſt vor dem haus“ u. ſ. w. in Forſters friſchen Liedlein II, Baſs, 1553 (Tenor 1565), Nr. 60 enthält den Anfang von Str. 3 des Liedes: „Der Schittenſam (Tenor: Der Schüttenſam) der het ein knecht, dem theten die gülden not.“ Fiſcharts Gargantua Cap. 8 (S. 160): „mein Schitdenſam, laßt uns eins doppeln! der minſt iſt Knecht.“ Der Name bedeutet wol: Schüt den ſoum! rüttle, wirf ab die Saumlaſt! Bezeichnung eines Wegelagerers, der die beladenen Saumroſſe plündert: vgl. Schmeller III, 246 u. (ſchüten, Gramm. I, 946, 2.)

[R. von Liliencron a. a. O. II, Leipzig 1866. 8. S. 9 bis 13. K. Gödeke, Grundriß I. S. 89. 253. H.]

Hammen von Reiſtett.

(137) Bragur VIII, 190: „Auf einem halben Bogen in 8. ohne Jahrzahl und Druckort, mit dem Titel: Ein hübſch Lied: Von dem Hammen von Reyſtett, wie in der Peter von Zeytenen gefangen hat, und einem Holzſchnitte, welcher die Gefangennehmung des Hammen von Reyſtett vorſtellt.“ Dabei bemerkt Gräter, das Lied ſei im Wunderhorn II, 175 nach eben dieſem, von ihm mitgetheilten Drucke bekannt gemacht.

Str. 1, Z. 1: zu mentag ſ. Schmeller II, 583. Z. 4: begeget. Str. 3, Z. 3: rucken. Str. 5, Z. 1 etwa: dir nit? Z. 2: nimm. Str. 9, Z. 3: genedigen, ſ. Gramm. IV, 568. Z. 4: zu ſollen ſ. d. Gramm. I, 932. Str. 10, Z. 1: zu verzigen ſ. Schmeller IV, 242. Wörterb. z. Jw. 494. Z. 2: blyb, beleip? Z. 4: zu weger ſ. Schmeller IV, 40; todt. Str. 11, Z. 3: vgl. Str. 2, Z. 3, wo einen ſleht. Str. 13, Z. 3. 4: getretten — gebetten. Str. 13, Z. 1: zu genaden (genadet, vgl. zu Str. 9, Z. 4) ſ. Schmeller II, 680: erlaubet, verzeihet! Str. 14, Z. 3: zu bitten vgl. zu Str. 9, Z. 4, etwa: bitten für mich alſo fleißiglich? Z. 4: ſchleyſſen, hinbringen, ſ. Schmeller III, 458 u. Str. 15, Z. 2: innen. Str. 16, Z. 1: furt, d. Gramm. I, 951: „vueren, vuorte.“ Str. 17, Z. 1: zu marterbild vgl. Schmeller II, 621. Z. 3: fül. Str. 18, Z. 1: zu derweil ſ. Schmeller IV, 55 u. Z. 4: zu lilachen ſ. Schmeller II, 420. Str. 20, Z. 2: ſeiñ. Str. 21, Z. 2: zu jrer ſ. Schmeller I, 97. Ebd., Mundart. S. 200 ob. Z. 4: zu geſchwunden ſ. Ebd. III, 539 u. Str. 23, Z. 4: ſein, muſs.

(Reiſtett, Reinſtetten, Oberamts Biberach? Zeitenen, Seitingen, Oberamts Tuttlingen?)

In Etterlins eidgenöſſiſcher Chronik, Baſel 1507, Bl. LXI b, LXII a, zu den Jahren 1410 und 1411, iſt „die frouw von Öſterich“ ſo viel als „die fürſtin von Öſterich.“

Zu Str. 23 vgl. Gudrun, Str. 1501 bis 1503:

In der bürge niemen   deheiner freude zam.
daz volc von dem lande   grôzen ſchaden nam.
dô ſluoc man dar inne   man unde wîp;
der kindel in den wiegen   verlôs dâ manigez ſînen lîp.

Jrolt, der ſtarke, ruofte Waten an:
„jâ habent iu den tiuvel diu jungen kint getân,
ſie habent an unſern mâgen deheiner ſlahte ſchulde.
durch die gotes êre ſô lât die armen weiſen haben hulde!“

Dô ſprach Wate, der alde: „du hâſt kindes muot.
die in den wiegen weinent, diuhte dich daz guot,
daz ich ſie leben lieze? ſolden die erwahſen,
ſô wolde ich in niht mêre getrouwen, danne einem wilden Sahſen.[1]

Nyerup, Udvalgte danſke Viſer III, 174, 13 bis 15. 182 f., 63 bis 66. II, 97, 14. Buchan I, 122, 3.

Marchthalers Chronik, Ulmensia Nr. 6, S. 95: Anno 1462 hat man Haman von Reiſchach in der Stadt das Haubt abgeſchlagen. Es wurde auch der Walther zu Königseck enthauptet und diß war der Meyßererkrieg.

Chronik von Ulm, Ulmensia Nr. 6261, S. 1218: Anno 1466, alias 1460, brachte Peter von Zittern, ein Edelmann und in der Stadt Ulm Dienſten, Herrn Haman von Reiſchach, ſo damahl der Stadt Ulm Feind war, gefänglich ein, für welches Erledigung Frau Amalia, Erzherzogin von Öſterreich zweimahl gebetten, aber vergebens, daher ſie ohne zuvor gehaltene Mahlzeit hinweggezogen. Als nun der von Reiſchach zum Tod ausgeführt wurde, hat er einen grauen Capuzinermantel an. Er wurde mit dem Schwert gericht, ſeinen Leichnam that man auf einen Wagen und überſchickte ſelbigen ſeinen drei Schweſtern; da ſprach die jüngſte:

Ihr Herren, wißet ihr, was das bedeutet?
Das Kind in der Wiegen leit,
So kein Wort kan ſprechen,
Sein Vatter muß es rächen.

Joh. Georg Rorers Chronik von Ulm, geſammelt aus ältern Chroniken, verfaßt von 1790 bis 1807, Ulmensia Nr. 3, S. 146: Anno 1466, alias 1460, brachte Peter von Zittern, ein Edelmann, welcher in der Stadt Ulm Dienſten geſtanden, den Herrn Hamann oder Hermann von Reiſchach, ſo damahlen ein Feind der Stadt Ulm war, gefänglich ein. Es kam aber auch ſogleich herein Frau Amalia, Erzherzogin zu Öſterreich, und wollte für ihn um die Erledigung bitten, aber die Bitte wurde ihr abgeſchlagen; doch erlaubte man ihr, daß ſie noch eines mit ihm im Gefängnis reden dürfte, und erzählte ihm, wie daß ſie um ſein Leben gebetten, aber nichts habe ausrichten können, folglichen ſolle er ſich nur zum Tode bereiten und gefaßt halten. Hierauf erſuchte er die Erzherzogin, ſie möchte nochmahl für ihn bitten, daß man ihn vermauren ſollte. Aber es wurde ihr auch dieſes abgeſchlagen. Da zog die Herzogin ungehaltener Mahlzeit von hier weg.* Als nun der von Reiſchach zum Schwert verurtheilt worden, ſo hat er ſich darüber entſetzet, daß er vor großem Leid weder eſſen noch trinken wollte. Im Hinausführen aber hatte er eine graue Kapuzinerkutte an und wurde auch in ſolcher hingerichtet. Seinen Leichnam u. ſ. w. wie oben.

---

[1] [Vgl. Helmbrecht 426 f.]

[Schriften II, S. 249. 250. Ch. F. v. Stälin, Wirtembergiſche Geſchichte III, Stuttgart 1856. 8. S. 561. R. von Liliencron I. S. 543 bis 545. H.]

Lindenſchmid.

(139) A. Fl. Bl. „getruckt zu Baſel, bey Johann Schröter“ (Anfang des 17ten Jahrhunderts): „von dem Edlen Edlen Lindenſchmidt.“ Wunderhorn I, 125, aus Meißners Apollo, Juni 1794, S. 173. Eſchenburgs Denkmäler 450, fl. Bl. von 1646.

Str. 1, Z. 4, widerholend: ja genoſſen. So auch am Schluſſe der folgenden Strophen. Str. 3, Z. 1: Eſchenb. Markgraf. Str. 5, Z. 1: Wunderh. über den; Eſchenb. wol übern. Z. 3: Eſchenb. habt Ihr. Str. 6, Z. 4: ſein; Eſchenb., Wunderh. Lindenſchmidts. Str. 7, Z. 2: Eſchenb. Mein Sach die. Str. 8, Z. 3: zu: habern ſ. Schmeller II, 136. Str. 9, Z. 1: hinder dem; Wunderh., Eſchenb. hinterm. Z. 2: Eſchenb. ſ. S. thät ihm. Str. 10, Z. 4: Eſchenb. dem. Z. 5: Wunderh. d. ſollſt du bald; Eſchenb. d. ſollt du mir. Str. 11, Z. 1: Wunderh. Eſchenb. D. L. war. Z. 3: mir wollen. Str. 13, Z. 3: Wunderh. es (Eſchenb. hat ſtatt Str. 13 die Str. 12 des Liedes B). Str. 14, Z. 3: Wunderhorn derſelben; Eſchenburg denſelben Stunden.

B. Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 116. Niederdeutſch im Liederbuch Nr. 57.

Str. 2, Z. 1: hatte, niederd. hadd. Z. 4: niederd. ſchwinde. Str. 3, Z. 2: niederd. ock. Str. 5, Z. 2: niederd. de Schüne. Z. 4: niederd. all wat. Str. 6, Z. 1: denn ſteht nur im niederd. Texte; niederd. gefangen, ebenſo Str. 6,

Z. 1. Str. 7, Z. 1: dar nur im niederd. Str. 8, Z. 1: niederd. nu l. w. Z. 4: niederd. L. vnuck. Z. 5: ſyn Herte nicht verſincke. Str. 9, Z. 2: niederd. ydt geyth my. Z. 5: niederd. myne Wunde. Str. 10, Z. 1: auch niederd. wolgemodt; wol gemeit? Boner. XCVI, 7 f.: „die was ſtolz und wol gemeit, ir was alzit vil ſpis bereit.“ LXXV, 11: „Dar kam der ritter wol gemeit.“ Z. 3: d. ſolt du d. w. w., niederd. dat du dyn Wunde ſchalt waſchen. Z. 4: niederd. am Frydage. Z. 5: deſchen? vgl. Reiterlied Nr. 147, Str. 4, Z. 6: „ich will dich bezalen auß der ſcheide.“ Str. 11, Z. 3: niederd. de Ridder. Z. 4: niederd. wat tho leide. Z. 5: niederd. gedwungen. Str. 12, Z. 2: dat kalff dat (Eſchenb. A, 13, 2: Das Kalb muß f. d. K.). Z. 3: niederd. dat werd nicht anders geſpraken (Eſchenb. ebd. 3: Es wird anders n. g.). Z. 5: ſeines Vatters Tod würd er rechen; niederd. ſyns Vaders Dodt den wörde he wreken (Eſchenb. ebd. 5: Seines Vaters Tod würde gerochen). Str. 13, Z. 3: ferrn; niederd. vern an. Z. 4: Da ſahe man den L.; niederd. dar ſach men den Edlen L.

Wie die Lieder in einander gearbeitet ſind, zeigt in B die Str. 3, welche aus A, Str. 8, Z. 1. 2, und, in den Z. 3 bis 5, anderwärts her zuſammengefügt iſt; dann die in Eſchenburgs Text A, Str. 13 aus B, Str. 12 herübergenommenen drei Zeilen.

Zu A, Str. 13, B, Str. 12, aus Leyſers handſchriftlicher Sammlung, Wolfenbüttel 1835, Lied auf einem fl. Bl.: „Von der Belägerung und Blutvergießung der Statt Neuß“ u. ſ. w. (1586) Anfang:

„Wer will horen ein new lied fur war,
Was geſchehen iſt zu Neuß im jahr“ u. ſ. w.

17 Strophen. Die 5te:

Da ſprach Herman Clot nein darzu,
Das kelblein muß folgen der ku.
Wir wollen die ſtatt nicht auf geben
Bei tag und nacht zu aller ſtund,
Es koſt uns leib und leben.

(Wie es ſcheint, Ausdruck der treuen Anhänglichkeit.)

Ain ſpruch von dem wirtenbergiſchen krieg [1504]. Wie hertzog vlrich von wirtenberg mit ſeinem her bekriegt hat Hertzog philippen pfaltzgraffen bey rein. vnd ym abgewunnen ſtet. ſchlöſſer vnd dörffer. nämlich. Maulbrunnen u. ſ. w. (8. Bl. kl. 8. o. O. u. J. Der Verfaſſer, der ſelbſt beim Geſchütze mitgeweſen, nennt ſich am Schluſſe: Alſo ſpricht hanns glaſer von vrach):

Merkend hie ein neüws gedicht!
Des bin ich gänzlich underricht.
Als man von Chriſt geburt fürwar
Zalt tauſent fünf hundert und vier jar,
Under ſtend man ein großen ſtreit,
In diſer obgemelten zeit
Eim großen leowen widerſtan,
Dem pfalzgraff, ungehorſamen man,
Der lang gefürt hat großen bracht,
Den künig, furſten, herren all veracht,
Dem bapſt wolt er widerſtan,
Er kort ſich nit an ach(t) noch ban.
Nun iſt im worden ab geſeit,
Wirtenberg hat er thon groß leit,
Das hat er triben frü und ſpat.
Sein veind er auf enthalten hat,
Daß man vor inen hett keinn frid,
Den Talacker und den Lindenſchmid,
Die hond ſich braucht zuo roſs und pferd,
Und darzuo den Heßlin Schwert.
Die hat man auf ghalten überal,
Sunderlich in dem Weinſperger tal;
Da hond ſy manche beut errent,
Darumb man vil dörfer hat verbrennt
Und ettliche ſchloß gewunnen;
Man hats auch auf gehalten zuo Maulbrunen,
Das zymet keinem gottes haus.
Herzog von Wirtenberg zoch auß
Mit ſeiner landſchaft weit und breit,
Jederman was willig und bereit.
Wirtenberg ließ fliegen ſein fan,
Dem großen leowen widerſtan:
Da geſach man nie hübſchers her,
Geriſt mit harnaſch und mit wer;
Dreißig tauſent meld ich fürwar
In dieſem obgemelten jar u. ſ. w.

Steht auch in Steinhofers wirtenbergiſcher Chronik Thl. III, Stuttgart 1752, S. 881 ff., ferner in der Handſchrift Valentin Holls Bl. 109 f.

Ricardi Bartolini Austriad. L. VI (Reuber, Scriptores rerum Germanicarum, Frankfurt 1584, S. 577):

Antiqui memor ille [dux Wirtemb.] odii bellique vetusti,
Quod secum multos Talacherus gesserat annos,
Nec Lyndesmitis fervens injuria mente
Exciderat u. ſ. w.
Quis Lyndesmitem prædatoremque nefandum
Et nostris temere regem Talacheron in arvis
Prætereat? u. ſ. w.

(Die Randgloſſe verweiſt auf Naucleri Chronographia.)

Pfiſter, Geſchichte von Schwaben B. 2, Abth. 2, S. 307 bis 309. Lindenſchmid ſtatt des Rodenſteiners: Der Burggeiſt auf Rodenſtein, Frankfurt 1816, S. 44. Grimm, deutſche Sagen I, 245 (vgl. Caerl ende Elegaſt V. 272 bis 305, Horæ belg. IV, 9 f. Renner 6855 bis 6861. Rechenberger u. ſ. w.).

[Stälin III, S. 632. 633. R. von Liliencron II, S. 289 bis 291. Vilmar S. 16 bis 22. H.]

Kunz Schott.

(140) Papierhandſchrift des 16ten Jahrhunderts, Herrn Kuppitſch in Wien gehörig, Bl. 17 b f. (Daraus ſchon gedruckt in Mones Anzeiger 1839, Sp. 77.)

Str. 2, Z. 2: hatt. Z. 5: kort. Str. 4, Z. 2: Schalckait waiß. Str. 5, Z. 1: fur; erwerg, Schmeller I, 93: „erberg, erwerg, (ä. Sp.) 1) ehrbar u. ſ. w. 2) angemeſſen, ordentlich u. ſ. w. 3) verehrlich, vornehm.“ vgl. IV, 140. Str. 5, Z. 4: peſwicht. Str. 6, Z. 1: merdnn. Z. 3: der armen ſell. Str. 7, Z. 2: in fehlt. Z. 3: verkündnn. Z. 4: fuirt. Z. 5: ſunden.

Von Aufſeß und Mones Anzeiger (III) 1834, Sp. 235 (in dem „Confessionale Antonini archiepiscopi“ zu Karlsruhe eingeſchrieben):

„Anno domini 1499 zu mitterfaſten ſaget Cunz Schott, der elter, zu den zeiten burggraf zu Rottenperg, den von Nurmberg ab und greif ſie an und thet in an iren leib und guteren großen ſchaden, wo er ſie ankam.“

Handſchriftliche Chronik von Schwäbiſch Hall, in der Stuttgarter Bibliothek, Histor. Nr. 8, Bl. 71 b:

„Anno domini 1469 ward Herr Görg von Roſenberg der von Hall Feind, die fiengen im ein Knecht, groß Heinz genant, ließen im das Haupt abſchlagen. Darauf an Sanct Michels Abend verbrant er Orlach, kam bei Nacht gehn Wolpertzhauſen, het ein Liecht in eines Baurn Haus geſehen und ritte darfür, der Baur aber het ein geſpannet Armbruſt und ſchrie: her, her! Da erſchrack er und ritte darvon. Diſer Roſenberger iſt uff ein Zeit in eines Hirten Kleidung mit einer Tragend Beſam gehn Hall uff den Mark kommen, die ſelben alda feil gehabt, ſich vil ſeltzamer Künheit vermeſſen. Da hat in aber ein Schmidknecht erſehen, ine angeredt, was er feils da hab; da hat im der Roſenberger gewunken und geſagt, ſoll mit ime hinauß gehn und ſchweigen, er wöll im ſein lebenlang gnug geben; ſein alſo beid auß der Statt gangen und die Beſam ligen laßen. Nach etlich Jaren, als diſer Krieg vertragen, hat Herr Conrad Schott von Meienfels ine Roſenberger Rhats gefragt, er ſei willens, die von Hall zu kriegen wegen ſeines Schloß. Darauf im der Roſenberger geantwort, er thats im nit, wann er habs auch lange Zeit kriegt, aber inen nichts angwinnen mögen, das der Eiſin werth, ſo er in ihren Steigen abgeritten het; ſo wölt er auch nochmaln lieber die von Nürnberg kriegen, als die von Hall. Darauf der Schott geſagt, weil dann die Sach alſo beſchaffen, wöll ers mit Hall pleiben laßen, und hat darauf Nürnberg hergenommen, wurd im aber übel gelohut, wie wir bei Zerſtorung der 23 Schlößer, ſo der ſchwäbiſch Bund zerbrochen, horn werden.“

Bl. 198 b: „Dieweil nun die Schlöſſer in Teütſchland ſehr zugenommen, dargegen der Turnier abgangen, niemand mehr Raubens ſich geſchämbt, ſondern gar von Schloßer uberhand genommen, dargegen und dem zu wehren, hat Kaiſer Maximilian den ſchwäbiſchen Bund gemacht, darinen vil Reichſtätt, Fürſten, Herrn in Schwaben, Baiern und andern Orten verbunden geweſen, ſolchem Mutwillen vor zu ſein und zu ſtraffen. Demnach hat ſich begeben, daß ein Edelmann, genant Hans Thoma von Abſperg, der eine von Velberg gehabt, ein Zuſpruch zu Graff Joachim von Öttingen gewonnen, welcher ſich nit wolt mit ime ſeines Gefallens vertragen, derhalb genanter Edelmann ſich umb Hilf beworben, und als der Graff vom Reichstag zu Augſpurg welt heim reiten, auf in geſtoßen, im Anrennen erſtochen, darauf der ſchwäbiſch Bund anno u. ſ. w. 1523 in Franken, Ottenwald und ander Orten gezogen, vil Schlößer mit Heerskraft zerbrochen, welche theils diſem Abſperger anhängig, theils aber der Rauberei verdächtig, und welche ſich nit konten purgieren, die muſten her halten. Und ſein dazumal vom ſchwäbiſchen Bund zerbrochen worden 23 Schlößer, wie hie nach verzeichnet, auf welchen Tag dieſelben eingenommen und zerbrochen worden, wie volgt“ u. ſ. w.

Bl. 204 b: „Nun hat aber Conrad Schott zu Streitberg hausgehalten, der die Bundsverwandten auch täglich hat beraubt und angriffen, ſich deshalb gegen dem, als er für ſolch Schloß gezogen in willens, daſſelbig auch herumb zu ſtürzen, mit einem falſchen Eid purgiert, alſo iſt der Bund ohne geſchafft abzogen. Nit lang hernach, als er Schott des Fiſchens uf der Brach nit wolt oberſtehn, hat der ſchwäbiſch Bund dem Marggraven deswegen zu geſchriben, wo er diſen Schotten (der die Bündiſchen täglichs beraube) nit werde abſchaffen, werde man ine Marggraven deswegen auch angreifen. Darauf berufft der Marggraff ine Schotten, zu ime gehn Kadellsburg zu kommen, das er dan thät, beſorgt ſich keiner Ungnad. Da war aber der Nachrichter heimlich beſtelt (wie man ſagt); da ſoll der Marggraff zu ime geſagt haben, es ſei vil beßer, er ſterb, dann daß er im Land und Leüt verderb; darauf er müſſen nider knien und alſo auf einem ſchönen Döppich entſchlöfft worden."

Vgl. noch Facetiæ Bebelianæ S. 70: „De Conrado Schott, equite aurato." [R. von Liliencron II, S. 351 bis 353. H.]

Roſenburg.

(144) Frankfurter Liederbuch von 1582, Nr. 61 (A). Daſſelbe von 1584, Nr. 61 (B). Überſchrieben: „Ein Reuter lied, Albrecht von (A der) Roſenburg."

Str. 1, Z. 2: A vnd ſingen v. e. Frenck. Z. 4: B der vor Roſenburg fehlt, ſo auch weiterhin; A A. v. d. R. der was ein freyer Reuters man, ſcheint aus Str. 2, Z. 1 heraufgekommen zu ſein. Z. 5: A helffe. Str. 2, Z. 1: A, B war. Z. 2: A jhn. Z. 4: B Gott, ehr vnd fehlt. Z. 5: A zerſchoſſen. Str. 3, Z. 1: B war. Z. 5: B Baumgärtner. Str. 4, Z. 5: B eine. Str. 5, Z. 1: A Marggraffe beidemal; B haſt du. Z. 2: B Gefangnen. Z. 4: B haſt du. Str. 6, Z. 1: A, B zeltern, vgl. Schmeller IV, 256.

Fiſcharts Gargantua Cap. 26 (S. 310): „Albrecht von Roſenberg hat ein Röſslein, das kan wol reuten und traben u. ſ. w." (vgl. Str. 6, Z. 1.) Bragur VII, 2, S. 97:

> Auf, landsknecht guet
> Und reuters muet,
> Laßt Hutten nit verderben!

Vgl. ebd. S. 102:

> Franz Sickinger, das edel bluet,
> der hat gar vil der landsknecht guet.

[Vilmar S. 22 bis 24. H.]

Hierher gehört ein Lied über Frankfurts Vertheidiger gegen die mit dem Franzoſen verbündeten Reichsfürſten aus einem im Beſitze des Drs Böhmer befindlichen Sammelbande (aus der uffenbachiſchen Handſchrift Nr. 27, 4^{0}, auf Papier vom Jahr 1714, Seite 294):

Zu der melodei: Mit haufen ſind wir gezogen wol in das Niderland.

1

Frölich ſo will ich ſingen
allhie zu dieſer friſt
von neu geſchehnen dingen,
wie es ergangen iſt;
da man zahlt tauſend fünfhundert jahr,
im zwei und fünfzigſten iſts geſchehen,
ſagt uns der ſänger fürwahr.

2

Frankfurt that man belagern
uff ein ſonntag zu nacht,
wie die glock hat geſchlagen
drei ſchläg wohl nach mittag;
des freut ſich mancher kriegsmann frumm,
der auf ſie hat gewartet
ſo manche lange ſtund.

3

Uff den montag zu morgen,
gar früh wohl an dem tag,
da ſah man daher ziehen
den markgrafen mit ſeiner macht
gen Sachſenhauſen in das feld;
erſtlich waren ſie empfangen,
wies kriegsleuten zuſteht.

4

Ein oberſter iſt hierinnen,
vom adel gut geboren;
herzog Moriz thut ihn wohl kennen,
dem markgrafen thut er zorn,
bei ihm hat er der kriegsleut viel,
der Franzoſen thun ſie warten,
zu machen ihm gut ſpiel.

5

Herr Conrad von Hanſtein iſt ſein nam
bei manchem ehrlichen mann,
des darf er ſich nicht ſchämen,
er iſt allzeit vornen dran
und ſpricht dann an die kriegsleut gut,
daß ſie wollen bewahren
ihr wehr in guter hut.

6

Gut ordnung thut er ſtellen
wohl auf den wall ſo weit:
„liebe kriegsleut, thut euch zuſammen geſellen,
ſchickt euch wohl zu dem ſtreit!
der feind zieht her mit macht,
ritterlich wollen wir uns wehren
bei tag und auch bei nacht.

7

Der feind der thut uns dräuen
mit ſtürmen oft und dick;
gott im himmel han wirs geklaget,
der verlieh uns gnad und glück;
daß wir behalten die ſtadt zu ehrn,
zu lob dem römiſchen kaiſer,
wollen wir uns tapfer wehren.“

8

In die ſtadt Frankfurt thet ſich fügen
vom adel gut geborn,
die feind die thun ihn kennen
den Franzoſen hat er oft geſchorn,
den römiſchen kaiſer will er nicht verlan,
bei ſeinem alten leben
will er ihm beiſtand thun.

9

Mit ihm ſo thut er bringen
manchen ehrlichen mann,
die auf ihn thun warten,
Asmus von der Nauben iſt ſein nam;
den Franzoſen wird er mit gott ein abbruch thun,

bei ihm ſo will ich halten,
weil ich ein ader im leben han.

10

Ein rittmeiſter iſt hierinnen
zu Frankfurt in der ſtadt,
man thut ſeines gleichen nicht viel finden,
des ſich der feind beklagt,
mit ſeinen reutern lobeſan,
ſie habens auch bewieſen,
was Albrecht von Roſenburg kann.

11

Zu roſs ſo thut er ſitzen
all morgens an dem tag,
die Franzoſen macht er ſchwitzen
und führet harte klag,
ſein' reiter hält er in guter hut;
gott woll auch thun bewahren
dies tapfer edle blut!

12

Die oberſten thäten beſchließen,
die ich genennet hab,
daß niemand ſoll verdrießen,
was ſie mit einander hetten zu thun,
wann ſich der feind woll eilen zum ſturm,
daß ſich ein jeder ließ finden
bei den kriegsleuten fromm.

Reiterlieder.

(146) Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 109 b.

Str. 1, Z. 1: Abentheur. Z. 2: einem grênen. Str. 3, Z. 3: Schillten.

Ulrich von Lichtenſtein, MS. II, 35 a

Unde ſchilden ſper verſwendet
wirt dur ſi von miner hant u. ſ. w.

II, 37 b: Ich wil ſi mit dieneſt bringen inne,
daz ich ſi baz, danne mich ſelben, minne.

ûf mir muoz ſper erkrachen.
nu tuot her mir daz ſper!
des twinget mich ir lachen.

Hartman von Starkenberg, MS. II, 54 a:

Es muoz in ir dienſt erkrachen
beide ſchilt und ouch daz ſper.

Zu Str. 2, Z. 5, 6 vgl. Reinmar von Zweter, MS. II, 138 a, 2.

(147) Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 115 b.

Str. 1, Z. 4 etwa: g. rat? Z. 6: wirdt. Str. 2, Z. 2: lohn. Z. 4: frewer. Str. 3, Z. 5: dan. Z. 6: mein Reütterlein. Str. 4, Z. 2: Schmeller III, 165: „Der Ritt, des, dem, den Ritten, (ä. Sp.) das Fieber.“ Z. 3: deuts, dots? vgl. d. Gramm. I, 932 u. Str. 5, Z. 2: ſeere. Z. 4: hüelin. Z. 5: Wan, dan. Str. 6, Z. 2: d. ſich. Z. 5 etwa: „aus aller ſeiner noth?“ ſo daß die fehlende Zeile aus der überfüllten abgelöſt würde. Str. 7, Z. 3: ja ſprung fehlt. Z. 4: khert.

Ein älteres und beſſeres Lied ähnlichen Inhalts iſt das „Heiaho“ (Nr. 212). Zu Str. 7, Z. 3: Horæ belg. II, 89 oben:

hy dede een ſpronc al van eenen haes,
of hy graef Floris ſoude entlijven.

[Vilmar S. 61. H.]

(149) Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 122.

Str. 1, Z. 2: wehe. Z. 4: reuten. Str. 3, Z. 2: ſahe.

Der Schlußreim jeder Strophe widerholt ſich: zu verzehren; ja ſingen u. ſ. w.

Zu Str. 3, Z. 4. 5. Eine herkömmliche Formel des Minneſangs iſt hier zu Gunſten der armen Reuter gewandt, vgl. z. B. Hiltbolt von Swanegou, MS. I, 143 a:

Sus diene ich in allen gerne durh die eine.

Von Singenberg, MS. I, 155 b:

Ich bin der guoten undertân
und allen guoten wiben dur ir êre.

Ulrich von Lichtenſtein, MS. II, 40 b:

dur ſi êre ich elliu wîb.
daz hât ſi verſchuldet wol,
daz ich dur ir êre
allen frouwen dienen ſol.

Der tugenthafte Schreiber, MS. II, 104 a:

eine vor in allen ich dá meine,
ich diene allen frowen dur ſi eine.

In mehrere Drucke des Liedes: „Ich reit einsmals zů Braunſchweig aus“ u. ſ. w. (namentlich in den von Straßburg bei Thiebolt Berger o. J.) iſt folgende Strophe, als vorletzte, eingeſchoben:

Und wann die kleine waldvögelein ſingen
und die blümlein auß der erden ſpringen,
ſo fröwen ſich alle die leüte,
ſo muoß ich armes reüterlein
wol über die heiden reiten.

Ein armer Reuter ſingt auch das Lied bei Görres S. 65:

Ein neues Lied hab ich erdacht u. ſ. w.

(150) Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 107. Zu Str. 3: Man. II, 208 a, 4:

Lebt min herzeliep oder iſt ez tôt.

MS. I, 220 b, 12. Dainos 307. Blumenorakel ſ. Frankfurter Archiv III, 272, 3. Feiner Almanach 1777, S. 124, 1. S. 128. Vgl. Meinert 239. Altfranzöſiſcher Triſtan (Tristan u. ſ. w. par Fr. Michel I, 64 u. bis 66. V. d. Hagens Gottfried von Straßburg II, 261) V. 1321 bis 1335. Deutſche Mythologie 677 *), 359. Morolf 1438: „ich wil dem rore myn ſynde clagen.“ (Hartshorne, Ancient metrical tales 46, 2: „Wode has erys felde has sight.“)

Str. 5, Z. 2: Jörg Langs Lied von den Reichſtädten, fl. Bl.:

der kaiſer wirt euch allen
ſchenken dapfer ein.

J. Grimm, Reinhart Fuchs XCV, 2.

Schon im Ludwigsliede, 53 (Hoffmann, Elnonensia S. 8):

Her ſkancta cehanton ſinan fianton
bitteres libes u. ſ. w.

Zu Str. 6 vgl. Rheiniſcher Antiquarius 596. Eitle Dinge, Nr. 4, B, 6. Zu Str. 7: Renner 16426 f.:

Je heher perk, ie tiefer tal,
Je heher geſtigen, ie ſwinder val.

Liederbuch der Hätzlerin 202, V. 48 f.:

Je höcher perg, ie tiefer tal,
Hör ich die weiſen ſprechen.

Salomon und Morolf 312:

So heher berge, ſo diefer dall.

Zu Str. 8 ſ. deutſches Muſeum 1776, S. 408. Bragur I. 280. Antwerpener Liederbuch von 1544, Nr. 59, Str. 3:

Och ſterve ick nu, ſo ben ic doot,
So graeft mi onder di rooſkens root
So verre aen gheen groen heyde!

(152) Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 32.

Str. 1, Z. 4: woltte. Str. 2, Z. 2: meht. Z. 3: gedenckhe. Str. 3, Z. 1: geb. Z. 2: vngeriſchen gulden. Z. 3: mecht. Str. 4, Z. 3: hibſch. Str. 5, Z. 1: letzen. Z. 3: vergultten.

Schlußwiderholung Str. 2: ja ſpringen, ſonſt nur angezeigt. Zu Str. 3, Z. 2 vgl. Schmeller II, 35: „Im 14ten Jahrhundert iſt der ungariſche, oder der gleichviel geltende böhmiſche Gulden vorzüglich beliebt.“ Zwiſchen Str. 4 und 5 ſtehen drei Geſätze andern Gepräges, mit gehäuftem Reime, ſ. Görres 34 f. Zu Str. 5 vgl. „Pilgrim“ (100, B) Str. 5.

(153) Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 95.

Str. 3, Z. 4: guet verzigen ſ. Schmeller IV, 243. Str. 4, Z. 3: Apffergrewes Pferdt Roß. Str. 5, Z. 1: beiden. Str. 5, Z. 4: noch vill.

Str. 5, Z. 3: in einem Quodlibet bei W. Schmeltzel (1544) Nr. 8:

„Laß faren, laß faren al was nit bleiben wil“ u. ſ. w.

Eine Variation des Liedes im Frankfurter Liederbuch von 1578, Nr. 196: „Mein feins Lieb iſt mir hinweg geflogen“ u. ſ. w. Auch auf einem fl. Bl., gedruckt zu Nürnberg durch Valentin Newber (Frankfurter Bibliothek).

[Vilmar S. 186. 187. H.]

(155) Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 115.

Str. 1, Z. 5: beſcheidt, ebenſo Str. 6, Z. 5. Str. 5, Z. 2: dein. Z. 3: Lindiſch.

Widerholung des Strophenſchluſſes: nicht laſſen; darinnen; kan werden; ja ſeiden u. ſ. w. Schmeller II, 480: lündiſch, lindiſch Tuech oder Scheptuech, ſeines Tuch, das von London (Lunden) in Schiffen u. ſ. w. kam. „ij rotte ganze lindiſche tuech“ u. ſ. w. Münch. Hofrechn. v. 1468 u. ſ. w. Helmprecht Z. 131 ff.:

noch gab diu ſweſter mêre,
durch ir bruoder êre,

vil kleine wiʒe lin wât,
daʒ lützel ie man beʒʒer hât;
diu was ſô klein geſpunnen,
ab dem tuoch entrunnen
wären wol ſiben webäre,
ê eʒ vol webet wäre.

Henneke.

(171) A. Bragur II, 311 ff. „Een old Leed vam Henneke Knecht Gedrückt im Jahr 1645.“ 8., mitgetheilt durch E. J. Koch, mit den Varianten des frühern Abdrucks in D. E. Baringii descriptio Salæ principatus Calenbergici u. ſ. w. Lemgo 1744, II, 153 bis 157. (vgl. Wunderhorn II, 151. Soltau XXXVII. *) Niederdeutſches Liederbuch Nr. 79.

Der Text im Liederbuch hält ſich an die allgemeine niederdeutſche Schreibweiſe, während die beiden andern mehr der mundartlichen Ausſprache, beſonders in Verſchleifung der Mitlauter folgen. Jener iſt, wenn er auch einzelne Berichtigungen darbietet, doch vielfach verdorben; die Verwandlung der Armbruſt und des Köchers in Hakenbüchſe und Pulverflaſche, die angehängte Strophe u. ſ. w. ſind offenbar ſpätere Einſchiebſel, obgleich der Druck der älteſte iſt. Im Liederbuch widerholt ſich je der Schlußreim der Strophe: ya dryuen u. ſ. w.

Str. 1, Z. 1: Ldb. Hennicke, ſonſt Henneke, B. Och. H. Ldb. wiltu. Z. 2: Ldb. wilt du verdenen, olde. Z. 3: Ldb. by my den S. bl. Z. 4 Ldb. dy ein, Schee. Z. 5: Ldb. Ploech. Str. 2, Z. 1: B. Hennecke, ſick fehlt, Ldb. Henneke de ſpr. e. trotzich, B. een trötzig. Z. 2: B. neinen, Ldb. J. w. den B. nicht denen v. Z. 3: B. Arweit, ick, Ldb. Jck wil tho nenem Buren mehr kamen. Z. 4: B. dey, Ldb. wil mit lopen auer de See. Z. 5: B. hebb, Ldb. des hebbe ick groten främen. Str. 3, Z. 1: B. Wieff, Ldb. De Frouw ſprack vth haſtigem modt. Z. 2: B. biſt du kerll jou b., Ldb. kerl alſo vorbruedt. Z. 3: B. Wilt du, Ldb. wiltu. Z. 4: Ldb. vnde raden vs dyne. Z. 5: Ldb. vnd, B. plöugen. Str. 4, Z. 1: B. wort, ſick, thou, Ldb. H. wart in ſick tho raedt. Z. 2: B. hey, veer, ſaed, Ldb. he köfft v. ſ. Hauerſadt. Z. 3: B. gut, Ldb. ein Schwert van ſtael vnde yſer. Z. 4: Ldb. korte kleider leth he ſick ſchnyden an. Z. 5: B. Wieſe, Ldb. all na der Rüter ſeden. Str. 5, Z. 1: Ldb. Ein haluen Haken vp ſynen Nack. Z. 2: B. hey fehlt, Ldb. de Puluerflaſch ant Gördel ſt. Z. 3: ock an ſyn. Z. 4: B. hey, Ldb. darmit hen vnde here wacht (Koch: „wricken, hin und der rücken; holländiſch: wrikken, wackeln u. ſ. w.). Z. 5: B. dey, Ldb. na Br. ſtundt ſyn Reyſe (glien, gliden, gleiten, Brem. niederſächſ. Wörterb. II, 517). Str. 6, Z. 1: Ldb. Als Henneke, B. binquam. Z. 2: Ldb. dar g. d. v. den Sch. ſtaen. Z. 3: Ldb. ſecht Sch., B. leive. Z. 4, 5: Ldb. wold gy my vor ein Schipkn. haen, vnd vor ein Rüter mere. Str. 7, Z. 1, 2: Ldb. Jck wolde dy wol gerne haen, ſo du kondeſt vor ein Bootßman ſtahn. Z. 3: Ldb. wol an des. Z. 4: Ldb. ach i. h., wol, B. hört. Z. 5: Ldb. ein Bur van arden. Str. 8, Z. 1: Ldb. ſchwoer einen. Z. 2: B. Kerll, Ldb. ein ſterker Kerlß ick my erwehr. (Brem. niederſächſ. Wörterb. II, 749: Kaßl, munter, wohl bei Kräften.) Z. 3: B. vnde ſaken, Ldb. he dede geweldich puchen. Z. 4: Ldb. ick. Z. 5: Ldb. gelyck wo ein wilder. Str. 9, Z. 1: Ldb. Als H. Z. 2: Ldb. ſtundt he als ein. Z. 3: B. Neen, Ldb. ein Wordt konde he nicht. Z. 5: Ldb. Herte wolde em, B. thou brecken. Str. 10 fehlt ganz im Ldb. Z. 1: B. Hör[y]et. Z. 4: B. vorherre ſacht. Z. 5: B. Deſz kom ick nu thou ſunde. Str. 11, Z. 1: weyd, kreyt, B. de Han de kreyd, Ldb. De Windt de weyet, de Haen de kreyet. Z. 2: vnſiede, Ldb. d. W. was gantz ſehr vnſted. Z. 3: B. gar, Ldb. vdt was g. v. Z. 4: B. Plaug, Ldb. hedde ick de Ploech. Z. 5: dem, B. balle, Ldb. ich wolde ſe noch wol ſtüren. Str. 12, Z. 1: Ldb. Js nu hyr den. Z. 2: Ldb. de my bröcht. Z. 3: Ldb. edder Döringen groth vnde kleine. Z. 4: B. ſyn Huſz, Ldb. all tho des Edlen Böſtenhuß. Z. 5: Ldb. recht tho dem Louwenſteene. Str. 13, Z. 1: Ldb. Js denn nu hyr. Z. 2: Ldb. de my br. i. Brunſchwyker Landt. Z. 3: Ldb. ick wolds em wol belohnen. Z. 4: B. Haverſatt, Ldb. ich wolde em geuen ein Hauerſaedt. Z. 5: Ldb. ein, mit fehlt. Str. 14, Z. 1: B. leyd, hafft, bedacht, Ldb. De vns dyth Leedtlin hefft gemacht. Z. 2: Ldb. hefft Hennecken Knecht tho Lande br. Z. 3: B. ähre? Ldb. em, nicht. Z. 4: B. gude, Ldb. he warnt darmit a. gude g. Z. 5: Ldb. d. ſe nicht. B. Ldb. vormeten. Jm Ldb. folgt noch eine Strophe:

He ſingt vns dyth, he ſingt vns mehr,
hefft ſülueſt neen luſt mehr vp de See,
wil leuer tho Huſe blyuen
vnd ethen ſick der Bonen genoech,
de Henninck mit ploegen kan bedryuen, ya bedryuen.

Zu Str. 13, Z. 4, vgl. die Antwort der Dithmarſchen auf die Botſchaft des Königs von Dänemark, der ſie unter ſeine Botmäßigkeit bringen wollte:

Den Baden hebben ſe ſehre vorſchmaet,
Wat ſe antwordeden, dat waß quaet,
Unde boden dem genedigen Forſten ſiner Kronen,
Effte he ſick wolde nögen laten mit einem Schepel Bonen.

(Wolff 343. Neocorus I, 498.) [Schriften II, S. 395. 396. H.]

Joh. Berckmanns ſtralſundiſche Chronik, herausgegeben von Mohnike und Zober, Stralſund 1833. Anh. S. 233 über einem Spottliede gegen die Kirchenverbeſſerung: „Up de wyſe ſunte Jacobs: Catht Henneke knecht wa(l)t u. ſ. w.“ Soltau XXVII.*

Das Fräulein aus Britannia.

(173) Fl. Bl. Baſel bei Joh. Schröter, 1613.

Str. 1, Z. 6: dz. Z. 7: Schmeller III, 506: verſchreiben (ä. Sp.), niederſchreiben, ſchriftlich aufſetzen. „Alles das an dem Brief verſchriben iſt.“ Urk. v. 1360 u. ſ. w. Str. 2, Z. 1: dz. Str. 3, Z. 2: in dz Teuſche l. Str. 4, Z. 3: jr die ä. Str. 7, Z. 1: Bapſt. Z. 6: trehern, ſtatt trehen oder z her.

Es folgt noch eine unpaſſende Strophe:

Der uns das liedlein new geſang,
von neuwen geſungen hat,
das hat gethan ein junger knab;
gott geb ihm ein fein gut jahr!
er hat das lied ganz wol betracht,
er hats auch wol geſungen,
ſeiner liebe zu guter nacht.

Zu Str. 1: Das Ereignis fällt in das Jahr 1491; Maximilian I wurde römiſcher König 1486, den Titel als römiſcher Kaiſer nahm er 1508 an (Gerard. de Roo, Annal. 369. 436).

Zu Str. 8: Das große geſchrei ſcheint den Nothruf über erlittene Gewaltthat (Grimm, deutſche Rechtsalterth. 633 f.) zu bedeuten. Die Erfüllung des hier verkündeten Unheils wurde noch in der großen Niederlage der Franzoſen vor Pavia (1525) gefunden. „Ein hüpſcher Spruch“ von dieſer Schlacht beſagt (Bartholds Georg von Frundsberg S. 514):

Mich dunkt, es ſei ietzund gerochen
das freuwlin aus Britania.

Daß der grüne Wald, die Stätte des Raubes, manchen Mann koſten ſoll, iſt ein alterthümlicher Zug.*

Die Weiſe des Liedes wird öfters angeführt:

Ein kläglich lied von dem erſchrocklichen vnd grauſamen Mordt, ſo geſchehen iſt in der loblichen Statt Baſel, den fünfften tag Hornungs, in dem M.D.LXV.

Jare. Jn der Weiß, köndt ich von hertzen ſingen u. ſ. w. Oder ich ſtuond an einem Morgen u. ſ. w. Oder wie das Fröwlin auß Brytanien. M D LXIX. Baſel bey Sam. Apiario.

Näfelſer Schlacht, beſchehen im 1388 Jahr u. ſ. w. Jn der Weis wie die Naverrer Schlacht oder das Lied vom Fräulein aus Britannien. Gedruckt zu Zürich bei Rud. Wyſſenbach. Anno 1601. (Abſchriftlich in der wyſſ. Sammlung, das Lied wohl auch nicht älter.) Vgl. Rochholz 56.

Ein hüpſch Lied, von dem Zug, ſo beſchehen von einer loblichen Eydgnoſchafft zu künigl. Mayeſtat in Frankreich und Picardy, des 1543 Jahres u. ſ. w. Jn der Weiſe wie das Fräulein aus Britania. Gedr. zu Zürich, bey Rudolph Weyßenbach. 1598. (Abſchriftlich ebendaſ., auch nicht alt. Auch auf die Schlacht vor Mirabion, 1569, ein Lied auf dieſelbe Weiſe, gedruckt 1621, in derſelben Sammlung.)

Über die Geſchichte, wie Anna, die Erbin des Herzogthums Bretagne, dem römiſchen König Maximilian durch Karl VIII von Frankreich, dem Maximilians kleine Tochter verlobt war, weggefiſcht wurde, ſ. Anshelms Berner-Chronik II, 71 f.: „Vermählung des Fröuwleins von Britannien dem Römiſchen Küng.“ 78 bis 80: „Daß der Küng von Frandrych dem Römſchen Küng das Fröwlin von Britannien nahm und ihm ſin Tochter wieder heimſchickt.“

[Gödeke, Grundriß I, S. 253. R. von Liliencron II, S. 292 bis 302. H.]

Pavia.

(187) Fl. Bl. „Von der Schlacht vor Bavia.“ „Gedruckt zu Nürnberg, bey Johann Lantzenberger, 1609.“ Fl. Bl. „Von der Schlacht vor Bavia.“ „Gedruckt im Jar 1611.“ o. O.

Z. 4, 10: deiner. Z. 11, 12: B. Georg. Z. 20: neunthalber. Z. 22, 25: B. ebenſo. Zu Z. 26, 27 vgl. Landsknechtorden Str. 10, Z. 5. Z. 32, 33: über lermen, lerman, ſ. Schmeller II, 490. Z. 35: über den Angriffsruf: her, her! (Landsknechtorden Str. 9, Z. 2) ſ. Barthold 61. Z. 38: vgl. Landsknechtorden Str. 8, Z. 5. Z. 40: B. zaumb. Z. 41: B. verhanden. Z. 43: Das. Z. 46: zu Poſtparten ſ. Schmeller I, 295: Parte geben, Part geben, Nachricht geben, oder I, 300: Poſtpaſt, impomenta, Prompt. v. 1618, Nachtiſch?

Zu Z. 42. 43 vgl. Niederdeutſches Liederbuch Nr. 106:

Jm Winter ys eine kolde Tydt,
dat men nicht veel im Velde lydt u. ſ. w.

In W. Schmeltzels teutſchen Geſängen 1544 iſt Nr. 2 ein ähnliches Quodlibet: „Die Schlacht vor Pauia“ in drei Theilen, mit der Überſchrift: „Matthias Herman Verecoiensis, qui et ipse in acie quæque miserrima vidit, me obiter composuit.“ Anfang:

Signori e Caualieri de ingenio forza
O dicela uictoria,
O dicela uictoria
del Duca de Milon, ij
Del Duca de Milon Francesco Forza.
Alerm alerm alerm alerme lerman lerman ij ij lerm.
O Tamburini le inimici uicini,
Tara ta ra butesella butesella ij
A caual a caual montes a caual a caual u. ſ. w.
Tout alattandart ij Farilarirum fan fan
auant auant auant
auant tous gentils compagions auant
auant auant tous gentils compagions.
tout allattandart u. ſ. w.

Der dritte Theil hebt an:

O Marchese de peschara
O signor gregorio allemano u. ſ. w.

und enthält auch eine deutſche Stelle, zur Verhöhnung der Schweizer:

wol her her, kue ſchwanz!
wir wöllen euch abknibeln u. ſ. w.

(Auch ſpaniſche Stellen kommen vor.)

Vgl. C. F. Becker, die Hausmuſik in Deutſchland in dem 16ten, 17ten und 18ten Jahrhundert, Leipzig 1840, S. 41 f.

Ein ähnliches franzöſiſches Lied ſchon auf die Schlacht von Marignan, 1515, von Jennequin, in: Recueil de chants historiques français par Le Roux de Lincy, deuxième série, Paris 1842, S. 65 ff. vgl. S. 11 f.

Zwei franzöſiſche Lieder auf die Schlacht vor Pavia in den Chansons von 1538, Bl. 54 b, 55 b.

Andre deutſche Lieder auf dieſe Schlacht ſind:

Was wölln wir aber heben an,
ein newes lied zu ſingen u. ſ. w.

als zweites Lied („Ein andere Schlacht“) derſelben Druckblätter von 1609 und 1611, aus welchen das Quodlibet aufgenommen worden.

Ein andrer Druck im Würzburger Liederbande, Nr. 83, fl. Bl., ½ Bogen kl. 8°, o. J.: „Ein hüpſch New | Lied, von der Schlacht vor Pauia geſchehen: Gedicht vñ erſt· | lich geſungen, durch Hanſen von | Würtzburg, In aym newen Thon. [Holzſchn. Landsknecht mit Partiſane.] Gedruckt zů Augſpurg, bey Mattheo Franck.“

(Nach einem andern fl. Bl. abgedruckt bei Soltau 287, der auch in der Vorrede LX* von der Litteratur dieſer Lieder handelt. Dasſelbe nach einem fl. Bl. o. O., von dem bei Soltau nur in der Rechtſchreibung abweichend, nach des Herausgebers Dafürhalten ein Straßburger Druck, in L. Bechſteins deutſchem Muſeum u. ſ. w. Bd. I. Jena 1842, S. 135 ff.)

„Mit gottes hylff ſo heben wir an“ u. ſ. w. fl. Druckbl. in Fol. o. O. u. J. in der Heidelberger Handſchrift 793, Bl. 124, 16 Strophen (bei Wolff 657: „fl. Bl. aus der Kunigund Hergotſchen Officin“, und darnach bei Barthold 507, vgl. 350, fehlen 2 Strophen).

„Eyn ſchaffſtal vnnd eyn gutter hyrt“ u. ſ. w. fl. Druckbl. o. O. u. J., Fol., nur vorn bedruckt, auf der Gothaer Bibliothek, 25 Strophen, am Schluſſe: „J. B.“

„Gar ein hüpſcher Spruch“ von der Belagerung Pavias und der Schlacht im Thiergarten, ohne Bezeichnung der Quelle, in Hormayrs Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte, 1833, S. 186 ff. (Daraus bei Barthold 509.)

Wolfenbüttler Bibliothek 2. 6. 7. Muſ. 4°, unter andern Muſikaliendrucken:

> Die Schlacht für Siuerßhauſen. Zu Ehren Dem Hochwirdigen, Durchleuchtigen, Hochgebornen Fürſten vnd Herrn, Herrn HENRICO IVLIO, Poſtulirtem Biſchoff zu Halberſtadt, vnd Hertzogen zu Braunſchweig vnd Lüneburg u. ſ. w. nach Art der Schlacht für Pauia, mit vier Stimmen Musicè componiret. Durch Thomam Mancinum, Ihrer F. G. vnterthenigen Diener vnd alten Capellmeiſter. ALTVS. Helmſtadt, Gedruckt durch Jacobum Lucium, Im Jahr 1608. (8 Bl. 4°.)

In der Zueignung an den Biſchof ſagt Mancinus:

> Als vberſende E. F. G. ich hiemit in aller vnterthenigkeit auff dißmal die Schlacht für Siuerßhauſen, welche auff E. F. G. gnedigs Befehlch ich für etlichen Jahren mit vier Stimmen auff die Art wie ſie E. F. G. haben gerne hören wollen, nach meinem geringen vermügen Musicè componiret, vnd neben

der alten Schlacht für Pauia, auch andern von allerley arth diuersorum Musicorum herrlichen Cantionibus an Lateiniſcher, Teutſcher, Italianiſcher, vnd Frantzöſiſcher Sprache für E. F. G. Fürſtlichen Tafel optimis Cantoribus et Instrumentistis vielmalen musicirt u. ſ. w.

Es ſind drei Theile, der erſte fängt an: „Ihr lieben Herren wolgemut,“ der zweite: „DAs Erſte Treffen iſt gelungen,“ der dritte: „O Fortuna mit deim Glantz“. Das Ganze eine unbedeutende Nachahmung der Pavierſchlacht mit „Alerm, Alerm, Puff, Puff“ u. ſ. w., auch der Text ſchwerlich aus der Zeit der Sivershauſener Schlacht, 1553.

[Gödeke, Grundriß I. S. 256. Vilmar S. 45 bis 47. H.]

Landsknechtorden.

(188) Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 222.

Str. 1, Z. 4: Trummen. Str. 2, Z. 1: betten. Z. 3: zu ſtift vgl. Schmeller III, 621. Z. 4: deß. Z. 5: über garten, Gart und damit zuſammengeſetzte Wörter ebd. II, 68 f., vgl. Wilkina S. C. 229: gardsveinn. Str. 6, Z. 3: denn? Str. 7, Z. 2: zu warten mit Dat. ſ. Schmeller IV, 159. Str. 10, Z. 1: über lerman Schmeller II, 490. Z. 4: ebd. I, 441: urtail ſ. Str. 11, Z. 2: Stett. Z. 5: läre; zu Hofſtätt ſ. Schmeller III, 667. Str. 12, Z. 1: kündtens. Str. 13, Z. 4: ſchand für Scham, Schmeller III, 370. Str. 14, Z. 5: zu Regiment vgl. Bartholds Georg von Frundsberg S. 19.

Zu Str. 2, 3: Von einem wunderlichen Gartſegel erzählt Montanus im „Wegkürzer“ (1557) Evj^b:

„Auf ein zeit ritt ein edelman über feld, den auß der maßen (wiewol er wol gekleidet was) frore, dann es heftig ſchnye. Dem begegnet ein armer verrißner lantzknecht, welcher nichts umb oder an hett, dann ein alts fiſchernetz, das er villeicht kürzlich von einem fiſcher gartet hat, und ine dannocht nicht frore“ u. ſ. w. (vgl. Fornald. S. I, 246)

G. Forſters friſche Liedlein 1556, V, 37:

Unſer liebe frawe vom kalten brunnen,
beſcher uns armen landsknecht ein warme ſonnen,
daß wir nit erfriren!
wol in des wirtes haus
trag wir ein vollen ſeckel und ein leren wider auß.

Vgl. Reuterliedlein [Nr. 149. H.]:

> Wer uns den winter auß nöten hilft,
> den ſommer ſcheint uns die ſonne, ja ſonne.

Str. 5, Z. 2: „darzu ein bund", ſ. Barthold 64. Str. 10, Z. 1: Die Trommel ſpricht wie anderswo die Mühle ſingt u. ſ. w. Schlacht vor Pavia Z. 33 f.:

> lermen lermen lermen!
> tet uns die trommel und die pfeifen ſprechen.

„Von der ſcharpffen Rewtter orden", ſatiriſches Spruchgedicht im Liederbuch der Hätzlerin S. 435.

[Vilmar S. 74. H.]

(196) A. Forſters friſche Liedlein III, 29, Ausgabe von 1549 (a) und 1563 (b), componiert von G. Othmayr. Frankfurter Liederbuch von 1578, Nr. 238.

Str. 1, Z. 1: b gieng, einer. Z. 2: b fraget. Z. 3: a ſchwarter, b ſwartzer knab. Z. 4: b vnd trincke g. Str. 2, Z. 1: b führt, hinein. Z. 3: Fr. Mein Euglein, b gen. Str. 3, Z. 1: Fr. ſatzt. Z. 2: a kauff her, Fr. als ob i. e. Kauffmann. Z. 3: b da (immer ſo). Z. 4: Fr. m. S. der war leere. Str. 4, Z. 1: b des n., Fr. Vnd da man nun ſolt ſchl. g. Z. 2: wiß, a, b ſchewren, Fr. m. wiß mich wol i. d. Schewre. Z. 3: b wardt, Fr. da ſtund ich armer ſchwartzer Knab. Z. 4: Fr. m. l. ward mir thewre. Str. 5, Z. 1: a ſchewren. Z. 2: niſten (nd. neſtlen). Z. 3: a hagendorn, b Hageldorn (nd. Hagedorn). Z. 4: a diſtel. Str. 6, Z. 1: a zu morgen, Fr. deß morgens. Z. 2: Fr. Tache. Z. 3: ſchwartzer Knab. Z. 4: b vnglück. Str. 7, Z. 2: Fr. ich gürts wol. Z. 3: Fr. Da ich kein Gelt im Seckel hett. Z. 4: a zureyten, b zeyten, Fr. zu Fuſſen mußt ich reiten. Str. 8, Z. 1: Fr. Ich macht mich auff, ich macht mich darvon. Z. 2: Fr. ich macht. Z. 3: Fr. da begegnet mir ein Kauffmann gut. Z. 4: b taſch, Fr. ſeine Täſch mußt e. m. l.

[Vilmar S. 78. 79. H.]

B. Niederdeutſches Liederbuch Nr. 40.

Zu Str. 2, Z. 1: Bremiſch-niederſächſiſches Wörterbuch I, 185: „Dörnſe u. ſ. w. gemeiniglich ausgeſprochen Donſe, eine Winterſtube u. ſ. w. hypocaustum." Schütze, Holſteiniſches Idiotikon I, 240; vgl. Schmeller I, 398 f.: Dürnitz.

Die Varianten bei A zeigen, daß die niederdeutſche Verſion mehr mit dem Frankfurter Liederbuch, als mit Forſter, ſtimmt.

Schwartenhals (Speckhals?) iſt mir ſonſt nirgends vorgekommen, dagegen würde ſchwarzer Knab, gleichbedeutend mit ſchwarzer Knecht, einen Landsknecht der „bande noire“ bezeichnen; über die ſchwarzen Knechte ſ. Barthold, Georg von Frundsberg 43. 239. 319. Da dieſe Schaar ſich beſonders auch am Niederrhein umtrieb, ſo könnte die niederdeutſche Form ſwart, ſchwarz, zu der Wortbildung Schwartenhals Anlaß gegeben haben. Übrigens iſt das Lied nicht urſprünglich niederdeutſch, wie in B die widerſtrebenden Reime ſchüne: ſuhre, daken: lachen, zu erkennen geben.

Aus einem Briefe Laßbergs vom 21 Februar 1838:

„Ich habe 6 quer folioblätter mſpt aus dem XVI iarhundert erhalten. Sie enthalten: Der Benzenauer in Tantz Weis. Der Schwartz Knab, Tantz weis geflorieret. Sankt Jacobis Tanz. Der Moristgen Danntz. Der Hoppen Dantz. Die weiſen ſind blos für die laute geſezt; oder zither. aber der text felet überall, es ſtehen immer nur ein par verſe, der anfang, unter den noten. die noten ſelbſt beſtehen nur aus buchſtaben und ziffern. wer kann dieſe alte muſik leſen?“

Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 7 (S. 132): „Hie gilts den Scharrer, den Kotzendanz, den Moriscen, den ſchwarzen Knaben, der gern das braun Meidlin wolt haben, Ja haben, wann mans ihm geb.“

Zu Str. 3 vgl. „Elslein“ (257) Str. 4; „Pilgrim“ (100 B) Str. 5. (197) Niederdeutſches Liederbuch Nr. 82.

Zu Str. 8, Z. 2: über „ſchock“ vgl. Schmeller III, 320. Zu Str. 9, Z. 4: Bremiſch-niederſächſiſches Wörterbuch IV, 806: „Slagting, eine Schlacht, ein Treffen, prœlium. Es iſt veraltet.“

Oberdeutſch findet ſich das Lied, fragmentariſch und verſtört, hinter einer Incunabel der Tübinger Univerſitätsbibliothek (G. 8. XXXVI. 21. 4⁰.) von übler Hand des 16ten Jahrhunderts eingeſchrieben:

Es ſaſen drej Landsknecht bey dem kuelln wein
ſi zalten von groß wunder vnd abenthür
der erſt huob an zuo ſagen
ich wais mir dreij Meſli in ainem ſtalle ſtan
die khinden ganz hoffelich traben
mir wellends haben.

Es können daraus noch einige benützbare Varianten angemerkt werden:

Zu Str. 3, Z. 4 f.: Ich wais mir ain reichen buren [madlin im] hus
Da ligend drey ſchne wiſſen hinde.
Str. 4, Z. 6: gar wunderſchnelle.
Str. 5, Z. 2 f.: ſie ritten berg vnd thal vnd thieffe mos
wol iber ain witte haide.
Str. 7, Z. 1 f.: Es ſchney es weh oder gang der wind
der die ſchuech mit widen bindt
der mus das loch bezallen.
Str. 8, Z. 1: Sie ritten gen Niernberg fir das thor.

(198) „Ein hübſch Lied von ſyben Stalbrüdern auß Sachſen“, nach einem fl. Bl. des 16ten Jahrhunderts in Wolffs Halle der Völker, Frankfurt 1837, II, 239 ff. iſt eine erweiternde Bearbeitung deſſelben Stoffes in einem etwas künſtlichern Versmaß und mehr meiſterſängeriſchem Tone. Einzelnes ſtimmt faſt wörtlich, z. B. (S. 240):

Und der die ſchüh mit weyden bind,
Muß uns das gloch vergelte u. ſ. w.

(199) Ein andres Lied von räuberiſchen Landsknechten im niederdeutſchen Liederbuch Nr. 119: „Idt weren negen Soldaten“ u. ſ. w. (nachher: „de negen Landsknechte.“) Fl. Bl. o. O. u. J. (Zürcher Liederbuch 596): „Es waren drey Soldaten gůt“ u. ſ. w. (vgl. Elwert 19, daraus im Wunderhorn I, 19, Büſching und v. d. Hagen, Volkslieder 81. 343.) Vgl. Horæ belg. II, 139: „Van drie gheſellen uit Roſendael.“ Hier iſt der zweite Theil, der tragiſche Ausgang des Freibeuterlebens, dargeſtellt.

Magdeburg.

(202) A. Wilken, Geſchichte der Heidelberger Bücherſammlung, Heidelberg 1817, S. 342 aus der dortigen Handſchrift Nr. 100, 16tes Jahrhundert, Bl. 124 b f. (vgl. Soltau 398): „Ein Lied von Magdenburg.“ Morgenblatt 1818, Nr. 176.

Str. 1, Z. 8: daß wir ſy mach Recht. wirs empfangen recht? Str. 2, Z. 2: liegen drey Hindelein. Z. 4: l. ſie ſein. Str. 4, Z. 1. 5: inn. Str. 5, Z. 8: hat das böß g.

B. Niederdeutſches Liederbuch Nr. 27.

Str. 4, Z. 3: Mönckeknecht. Str. 8, Z. 3: röpt. Str. 12, Z. 3: röpt. Str. 13, Z. 2: Krygeßlüde. Str. 22, Z. 4: holde?

Das hochdeutſche Lied im Wunderhorn II, 103, „Flugblatt aus der Reformationszeit“, ſtimmt theils mit dem niederdeutſchen, theils mit einem anderweiten Drucke:

„Zwey Schöne lieder, Das Erſte Der Chriſtlichen vnnd Löblichen Stadt Magdeburgk zuo ehren geſtellt, durch P. L. Im thon: Es wolt eyn Jeger jagen, u. ſ. w. Das Ander der Durchleuchtigen Hochgebornen Furſtin, Frawen Sybillen, geborne Hertzogin zuo Cleue vñ Gülich, Hertzogin zuo Sachſen, Churfürſtin, u. ſ. w. Zu ehren gemacht, Durch Petrum Watzdorff, Im thon: Jſspruck ich muß dich laſſen, u. ſ. w. 1551.“ 4 Bl. kl. 8°. Am Schluſſe des erſten: „Zuo Magdeburg.“

(Die Stücke, mit welchen dieſes Flugblatt zuſammengebunden iſt, ſind meiſt aus den 50 und 60ger Jahren des 16ten Jahrhunderts.) Dieſe Verſion hat einige eigenthümliche, der kirchlich polemiſchen Richtung angehörende Strophen. Sie zählt im Ganzen 17 vierzeilige Geſätze.

Die landsknechtiſche Faſſung, unter A, erſcheint, wie auch Soltau annimmt, als die urſprüngliche, ſie hält ſich einfach und gleichmäßig im Kreiſe des Anſchaulichen. Die geiſtliche Wendung, auf welche ſich die Autorſchaft des P. L. beſchränken wird, iſt, wenn auch frühzeitig (1551), doch nicht zum poetiſchen Vortheil des Liedes hinzugekommen und konnte, einmal ergriffen, leicht variiert und erweitert werden. Der Text A iſt übrigens verdorben und es wird Einiges aus den andern berichtigt werden können.

Unter B ſprechen die niederdeutſch unpaſſenden Reime huß: uth, papen: ſtraffen, ſeel: ungeſeil, ſön: dohn, auch die Form megdelin für ein oberdeutſches Original, wogegen ſtolt: holdt, unvorſehrt, nach der andern Seite weiſen.

In einem niederländiſchen geiſtlichen Liederbuche: „Veelderhande Liedekens“ u. ſ. w. 1577, deſſen erſte Ausgabe zwiſchen 1560 bis 1570 zu fallen ſcheint, findet ſich der Liedesanfang: „Meyborch, houdt u vaſte.“ Mone, Überſicht der niederländiſchen Volkslitteratur S. 235. 163 f.

Der Fähnrich.

(203) Fl. Bl., gedruckt zu Str(aubing): „Wie Marggraff Albrecht für Franckfurt gezogen iſt. Im Thon: Was wöllen wir aber heben an.“ Fl. Bl. Baſel, bei Joh. Schröter, o. J., mit gleicher Titelbezeichnung.

Wiederholung des Schlußreims jeder Strophe: ja ſingen, ja ſchweben u. ſ. w. Über den Ton vgl. Aletheia 160.

Str. 2, Z. 1: V. vbern. Z. 3: V. vber den. Str. 3, Z. 2: S. wie das. Str. 5, Z. 3: S. Er erſchoß. Str. 6, Z. 3: V. vber einen. Z. 4: V. haben. Str. 7, Z. 2: V. gemeint. Str. 8, Z. 1: V. hat e. Z. 2: V. vnd g. Z. 3: S. Feyheln vnd grühne kl. Z. 4: nimmermehr. Str. 9, Z. 2: S. würd, V. wirdt; etwa: leyd und n. g.? Schmeller II. 530: leyd — krank. Z. 3, V. alſo, S. all . . . (ausgeriſſen.) Str. 10, Z. 4: V. geweſen.

Das Ereignis fällt in das Jahr 1552.

Über den Fähnrich bei den Landsknechten ſ. Bartholds Georg von Frundsberg 30 u., ſ. 42 f.

Arwidsſons Svenska Fornſ. I. 135: „Riddar Stig“, aus einer handſchriftlichen Liederſammlung des 16ten bis 17ten Jahrhunderts. Der Inhalt dieſes ſchwediſchen Volkslieds iſt folgender: Der König heißt den jungen Ritter ſeine Fahne führen; dieſer wendet ein, ſein Pferd ſei zu klein und er ſelbſt zu jung für die ſchwere Fahne. Als nachher die Feinde in Überzahl herankommen, heißt der König ihn die Fahne niederlaſſen und ſich ſeines jungen Lebens wehren. Doch Jener kann ſich nicht entſchließen, die Fahne aus der Hand zu laſſen, er wird erſchlagen, Frauen und Jungfraun beweinen ihn und opfern Gold bei ſeinem Begängnis.

[Vilmar S. 81. H.]

Viertes Buch.

Martinslieder.

(205) B. Niederdeutſches Liederbuch Nr. 106.

Str. 3, Z. 1: ſehre. Str. 4, Z. 1: röfft. Str. 5, Z. 2: ſetteds en? Str. 9, Z. 4: Sommer, wil.

An Strophe 10 reihen ſich drei weitere, in welchen nicht mehr die Friſche und Gewandtheit der vorhergehenden fühlbar iſt:

De mi van di, wulf, halp ut not
und mi ok gaff den trüwen raet,
des hebbe ick nicht vorgeten;
de hillige ſünt Marten bat
min lif ok helpen eten.

De ret, dat ick ein geſchefft ſcholde don,
ick volgede na dem hilligen man
unde was em des gehorſam;
alltit wol an ſant Martens dach
et men uns genſelin gerne.

Wol to dem luſtigen nien win,
den beſchert got unde ſünt Martin,
is de gans darto gegeven,
demſülven et men uns tor er,
gade in dem ewigen leven.

Auctionscatalog von J. A. Börner zu Nürnberg auf den 12 September 1841, S. 101, Nr. 1236, in einem Liederhefte 8⁰ von 6 Numern: „3) Veer ſchöne leder volgen, dat erſte, van dem wulve und der gans u. ſ. w. 1613.“

Zu Strophe 6, Z. 1: Udvalgte danſke Viſer I. 235 (Elveböj), 9:

De dandſed' ud, de dandſed' ind.

Zu Strophe 6, Z. 1: Bremiſch-niederſächſiſches Wörterbuch I, 359: „Faſtel-avend, Faſtnacht." Zu Str. 9, Z. 5: genſe(n?) dwagen, vgl. Schmeller IV, 303 u., f. Zu Strophe 10, Z. 4, 5 vgl. Cäſarius von Heiſterbach, Hist. memorab. L. X, c. 56 (II, 339). Der h. Thomas von Canterbury iſt Nothhelfer eines Vogels.

Für oberdeutſchen Urſprung dieſes Liedes zeugen die nur durch Zurückführung aus der niederdeutſchen Mundart zu berichtigenden Reime eine: nene, was: vorgath, na: ſprack, deer (deert): mir.

Daß jedoch dasſelbe ſchon im erſten Viertel des 16ten Jahrhunderts auch weithin im Gebiete niederdeutſcher Sprache bekannt war, ergeben nachſtehende Strophen eines in gleicher Weiſe verfaßten polemiſchen Liedes von 1524 (Joh. Berckmanns ſtralſundiſche Chronik, herausgegeben von Mohnike und Zober. Anh. S. 229 f.), worin Luther als ein zweiter Hus, „een ander gans," tanzend und ſingend aufgeführt wird:

De gans heft eenen langen ſchwanz,
Se tücht ſo mennigen in den danz
Mit eeren falſchen vedderen;
Se meinet, ſe draget einen parlen-kranz;
Wil got, it kehret noch wol wedder.

De gans hevet an ſo ſöte to ſingen,
Dat de mönneken ut den kloſter ſpringen,
De kappen ſe verwerpen;
De küsheit is en alte ſchwar,
Er framheit mag men merken.

Anzeiger 1835, Sp. 42, Liedesanfang:

Bei winterszeit, der kalten zeit,
ſelten ein bere zu felde leit u. ſ. w.

auch dieſelbe Versweiſe.

„Versus de gallo", J. Grimm, Reinhart Fuchs 420 (dem Alcuin zugeſchrieben, ebd. CLXXXIII u. CXC):

V. 28 ante cibum voces dum spargere tentat inanes.

(Vgl. ebd. 30 f. 421.)

Méon III, 55: „Dou Lou et de l'Oue. Par Jean de Boves." (?Vgl. ebd. 197.)

V. 12 Ha! fet l'Oue, lasse chetive,
Com fui née de plus mal eure
Que ma compaigne qui demeure!

Il n'en i a nule remese,
Ne soit rostie lez la brèse,
D'aigret confite et de vinaigre,
Il n'en i a nule si maigre,
Ne soit mise par escueles.
De sons, de notes, de vièles
Seront tuit li morsel conduit,
Et je morrai ci sanz deduit,
Jà n'i aura feste ne joie.
En non dieu, dist li Leus, dame Oie,
Nous chanterons, puisqu'il vous siet;
Sor lez piez derriere s'assiet,
En sa goule bouta sa poue,
A huller prist; et quant dame Oue
Se senti des denz alaschie,
Dont souffert ot si grant haschie,
Sagement trait à li son col.
Si a bien regardé son vol,
Sor un chesne a son cors gari.
Es-vos le Leu si esmarri,
Si esbahi et si plain d'ire,
Que par pou sa pel ne deschire,
Quant voit qu'il a l'Oue perdue;
De mautalent li cors li sue,
Quant ne se puet vengier aillors.
En reprovier a dit li Lous:
Mal chanter fet devant mengier,
Je l'ai ore comparé chier u. ſ. w.

Verſchiedene Martinslieder bei Forſter II, Baſſ. 1553 (Ten. 1565). Nr. 2, 3 („der wolf möcht ſie erhaſchen"), 4, 5, 6, 7, 9, 39, 40 kommen meiſt nur als muſikaliſche Scherze in Betracht. Fiſchart, Geſchichtklitterung Cap. 149 (S. 149 u.). W. Wackernagels deutſches Leſebuch II. 2te Aufl., Sp. 232 ff. Jahresbericht der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig auf 1837, S. 15 u., f., in einer Wolfenbüttler Handſchrift des 15ten Jahrhunderts „Der gens lob. Anfang: Man gicht vil von wiltpret, ohne ſonderlichen Werth." Altdeutſche Blätter II, 314 f. (Muſiknoten dazu bei S. 311.) Hoffmann, Geſchichte des Kirchenliedes 167 f. Reimann, Deutſche Volksfeſte, Weimar 1839, S. 281: Das Martinsfeſt, S. 476, 26.

Venetianiſche Martinslieder, 4 Blätter kl. 8., Trevigi 1624 (Stadtbibliothek zu Ulm, 5735 bis 5874. h. l. k. 38. Nr. 5820.' Vgl. ebd. Nr. 5864).

Klöſterlein.

(209) 115 guter newer Liedlein, Nürmberg 1544, Nr. 23 (componiert von Lud. Senffl).

Str. 1, Z. 3: bawen; Schmeller I, 155: bauen, ä. Sp. bawen, bauwen, bewohnen (a. Sp.) u. ſ. w. Str. 2, Z. 6. Brüder: Schmeller II, 22: Die Gugel u. ſ. w., Kappe oder Kapuze an einem Rock oder Mantel, die über den Kopf gezogen werden kann; Mantel mit ſolch einer Kappe. 23: munchsgugel, cucula, Voc. v. 1429. Str. 3, Z. 5: Schmerotzen.

Heiaho.

(212) Papier-Handſchrift, 16tes Jahrhundert, im Beſitze des Herrn Kuppitſch in Wien, Bl. 31 b f.

Str. 1, Z. 3: der h. h. Str. 2, Z. 5: ſat? Z. 9: hinter heya ho ſteht undeutlich: ſo, etwa zur untern Zeile: die leng ſo tr.? Str. 3, Z. 8: vnnd wen mir n. pf. habnn. Str. 4, Z. 2: andrs, auch weiterhin. Z. 6: Schmeller IV, 194: Die Niderwât (ä. Sp.), das Beinkleid. Str. 7, Z. 4: gute. Z. 5: hibſnn. Z. 8: ſolteſt, ſcheint hier und Z. 7 Abkürzung von: ſoldes ez. Str. 8, Z. 2: hinein? vgl. Str. 9, Z. 2. Z. 4: tr. ſich. Z. 6: voge. Z. 9: freu' lanczknecht. Str. 9, Z. 4: frene. Z. 10: leſett

Die Handſchrift hat noch eine weitere Strophe:

Der vnß dz liedlein neuß geſang
vnnd newes geſungen hat
dz heya ho
dz hat gethann ein ſchlemer
wol an einem ſameztag ſpatt
die fraw die gieng inß pad
ſy wuſch den vnflatt herab
dz heya ho
wellnn mich mein geſt alſo pezalnn
dz wer mir ein groſſer ſtatt [ſchad].

Daß Strophe 1, 3, 5 je eine Zeile weniger haben, als die übrigen, kann durch Widerholung der ſechsten Zeile ausgeglichen, oder mag auch hinter derſelben eine ausgefallen ſein, doch iſt der Zuſammenhang nirgends geſtört.

Über die alten Ausrufungen mit hei! ſ. deutſche Grammatik III, 299. Zuweilen ſcheint auch „das heia ho!“ ſubſtantiviſch in den Satz überzugehn, z. B. Str. 9, Z. 8. Lied von den Bauren von Wittershauſen Str. 7:

Und ſchrven alle do das heia heia ho.

Ein geringeres Lied ähnlichen Inhalts unter den Reiterliedlein (Nr. 147):

„Ich bins ein armer reutersknab“ u. ſ. w.

Auf Verwandtes weiſen auch zwei Strophen in Forſters friſchen Liedlein II, Baſſ. 1553 (Ten. 1565), Nr. 47 (componiert von Arnoldus de Bruck):

Es gieng ein lantzknecht uber feld,
In aller maß wie vor, :|:
Er het kein ſeckel (Ten. beutel) noch kein gelt,
Und dennoch noch vil weiter mehr in aller maß wie vor,
Heine, gut Heinrich, ſpecian, encian, rubenkraut,
toröl, hippenbrem, ochſenkolben, tanzapfen,
docken breite bleter, die ſein innen hol, hol, und die
ſein innen hol.

Er kam für eines wirtes haus,
In aller u. ſ. w.
Die wirtin ſchawt zum fenſter auß,
Und dennoch u. ſ. w.

Auch niederländiſche Lieder klingen an, Horæ belg. II, 147 ff.: „Van den maijer ende vrieſeman.“ Der Meier ſieht den Buhlen ſeiner Frau in ſeinen eigenen Kleidern, die ſie demſelben geſchenkt, daherreiten. Es erhebt ſich ein Kampf, worin der Meier ſeinen Gegner erſchlägt:

5 De maijer op ſijn grauwe ros ſpranc
en hy hief op een liet en ſanc,
hy ſanc ſo luit, men mocht wel horen:
ſtaet op, ſtaet op, joncvrouken ſijn!
den vrieſeman die is hier voren.

Zu dieſem Stücke bemerkt der Herausgeber S. 149:

Ein ganz ähnliches Lied, van een loſen boerman, ebenfalls im Oudt Amſterd. Liedboeck, nimmt kein ſo tragiſches Ende:

Sy ghinc naer haer ſlaepcamer,
de landeſcnecht volghede haer naer,
ſy trock hem van haer mans cleeren aen
en daer mede ſo liet ſy hem gaen.

De lantſcnecht over der heide ghinc,
hy hief op en ſanc een liet
van een ſo loſen boerman,
die ſijn vroutjen in dolen liet.

De boer lach in de bieſen,
hy hoorde de woorden oprecht:
wat hebje van mijn te ſinghen?
ſprack den boer tot den landeſcnecht.

Ick heb van jou niet te ſinghen,
van jouw vroutje en weet ick niet;
een alſo leiden mare
is te nacht in mijn drome gheſchiet.

Is alſo leiden mare
te nacht in jouw drome gheſchiet,
ſo gaet en drinct coel iſſer de wijn
en melter dats niemant niet!

Über dem Brieſeman ſteht als Melodie: Een boerman had een domme ſin, ein Lied verwandten Inhalts, was ſich ebenfalls im Oudt Amſterdam. Liedboeck Bl. 66 vorfindet; es wurde früher viel geſungen. Abgedruckt in L. G. Viſſcher Bloemlezing 1 D., Bl. 40. 41.

Aus einem meiſterſängeriſchen Liede vom Minner, Spieler und Luderer in einer Papier-Handſchrift vom Jahre 1454 (Cod. Monac. germ. 379, nach Herrn Franz Pfeiffers abſchriftlicher Mittheilung, Nr. 55):

2 Der Spiller ſprach: wilt du hören, wie es mir dar nach ergieng?
Do ich verſpilt, dar man mich gefieng,
Do künd ich weder entlaſſen noch enſpringen;
Sy fiengen mich, ſy punden mich an ein ſeil,
Mit gutten kneutelein erperten ſy mir das mail[1].
Sy wolten vil der pfenig von mir zwingen,
Do het ich leider nindert kein;

---

[1] Vgl. Schmeller II, 564 u.

Si ſchlugen mich, es mecht recht got wol erparm[en],
Sy redten, ſy welten mich verſtein [1].
Do köm des wirtes magt mit iren weißen armen,
Sy ſprach, ſy ſülten mich ir laſſen gan,
Wann zechen ſchilling wölt ſy für mich geben.
Der ein der wolt ſein nicht enton,
Er ſprach, ich muoſt im hie laſſen mein junges leben
. . . . gelten (?)
Ee ſy mich [verſteinen] ließ,
Zechen pfund ſy für mich gehieß;
Die namen ſy williklichen von mir
Und lieſſen mich von dannen zelten.

Vorher (Str. 2) erzählt der verjagte Minner:

Ich huob mich auf und loſnet baß,
Ich hort ein panzer klingen;
Ich viel uber einen laden ab,
Ich armer knab,
Ich lief durch einen grünen wald,
Do hort ich föglin ſingen.

Das Singen über die Heide nach wohl vollbrachter Sache oder glücklichem Entkommen begegnet auch im Liede von Falkenſtein, A. 11:

As ſe wal in en grot hede kam,
wal lude ward ſe ſingen:
„nu kan ik den heren van Falkenſten
mit minen worden twingen.“

Ebenſo in der dort angeführten ſchottiſchen Ballade „Geordie“ (Kinloch 193):

When she was mounted on her hie steed
And on ahint her Geordie,
Na bird on the brier e'er sang sae clear,
As the young knight and his ladie.

Schluß des Liedes vom Pilgrim (100, B):

Wer iſt, der uns diß liedlein ſang?
friſch frei hat ers geſungen;
das hat getan ein pilgram gut,
dem mit der frauwen iſt glungen.

---

[1] Vgl. Bremiſch-niederſächſiſches Wörterbuch IV, 1026, 3.

Oswald 2571 ff.:

do ſi nû ûf daȝ mer waren komen,
als wir eȝ ſit haben vernomen,
in was vil wol gelungen,
vrölich ſie von herzen ſungen.

Finkenritter S. 8:

„So bald begegnete mir einer, der trug Senſen feil, ich ſagte zu ihm: Landsmann, wie giebſt du mir eine? Er ſagte: Ich gebe dir eine um einen Juhei, Juho, mit lauter Stimme. Ich ſchreie den rechten Ju, Juhei, Juho, ſo laut, als ichs erſchreien möchte, daß Berg und Thal davon erſchall, gleich als brüllten die Ameiſen.“

Nicht immer tritt die Wirthin als Freundin des Schlemmers ins Mittel, mit Schwert und Feuerrohr kommt ſie heran, als eiſerne Nothwendigkeit des Zahlens, in einem holländiſchen Liede, Thirſis Minnewit (Amſterdam 1752) I, 107:

't Waardinnetje in de Kamer qwam,
Met eenen blank Zwaard al in haar Hand,
Met eenen blank Zwaardetje en eenen Roer
Zo ſprong dat Waardinnetje over de Vloer.

Zy zeyde za Gaſten: 't en mag' er zo niet zijn,
Voor u en is' er geen Viertje of geen Wijn,
Voor u en is' er geen Viertje of geen Wijn,
Of daar moeſt eerſt een Goud-guldentje zijn.

Vgl. Chansons 1538, Bl. 25:

Et quant ce vint a compter,
Nauoienț ne masse ne denier;
Lhoste print sa grant rapiere:
Sen deuanț derriere,
Vous me payerez tout a coup
Sen dessus dessoubz.

Grüneiſen, Niclaus Manuel 419:

Als bald Egg kam zum Heioho u. ſ. w.

Das Land Tirol u. ſ. w., 3ter Bd., Innsbruck, 1838, S. 526:

„Das junge Männervolk [der Zillerthaler] liebt ſeit unfürdenklichen Zeiten das ſogenannte Gaßlgehen oder Anfenſtern, anderwärts Fenſterlen genannt, ein ſtiller leiſer Gang zur Nachtszeit ans Fenſter der Erwählten, ihr in loſen Sprüchlein und Gaßlreimen eine Nachtviſite zu machen. Hat der junge Mann ein ſolches Abenteuer glücklich überſtanden, ſo ſtimmt er auf dem Heimwege ſein lautes Gaßllied an und begleitet es mit jubelndem Jauchzen, daß es von Gebirge zu Gebirge ſchallt. Vor dem abgeſtatteten Beſuche hütet er ſich, ſeine Abſicht zu verlauten, denn alle Schönen der Gemeinde werden vom eingebornen Jünglingsvolke eiferſüchtig bewacht; beim erſten Wittern eines Nachtbeſuches von außen her verſammeln ſich die Muthigen, und wird der Gaßlgeher entdeckt, ſo iſt ſein unvermeidliches Los, geäſtet, geſcheitert oder gewaſnet, d. h. mit Baumäſten, Scheitern oder Raſenſtücken (Waſen) geworfen zu werden. Oft kommt es auch noch auf dem Heimwege zu Thätlichkeiten; Eiferſucht, Wagnis der Überkräftigen, wechſelſeitige Neckerei treibt dazu an.“

Wie das Losbitten und Loskaufen der Gefangenen und Verurtheilten, ſo erſcheint auch, in mehr heiterer Weiſe, die Auslöſung der Pfänder als ein Geſchäft der Frauen, nicht immer unbedenklich für ihren Ruf.

Tristan u. ſ. w. par Fr. Michel I, 12 ff. (Scheingeſpräch zwiſchen Triſtran und Iſeut, um den horchenden König Marc zu täuſchen):

Iseut s'en torne, il la rapele:
„Dame, por deu qui en pucele
Prist por le pueple umanité,
Conseillez moi, par charité!
Bien sai, n'i osez mais remaindre.
Fors à vos ne sai à qui plaindre:
Bien sai que molt me het li rois.
Engagiez est tot mon hernois:
S. 13 Car le me faites délivrer!
Si m'en fuirai, n'i os ester u. ſ. w.
Iseut, por deu, de moi pensez,
Envers mon oste m'aquitez!“

„Par deu, Tristran, molt me mervel
Que me donez itel consel.
Vos m'alez porchaçans mo[n mal],
Icest consel n'est pas loial.
Vos savez bien la mescréance
Où soit avoir ou set en France. [?]
Par deu, li sire glorios,
S. 14 Qui forma ciel et terre et nos,
Se il en ot .I. mot parler
Que vos gages face aquiter,

Trop par seroit aperte chose.
Certes, se je sui pas si osse,
Que ce vos di por averté,
Ce saciés-vos de vérité!“

Ataut s'en est Iseut tornée.
Tristran l'a plorant saluée.
Sor le perron de marbre bis
Tristran s'apuie, ce m'est vis;
Demente soi à lui tot sol:
„Ha! Dex, beau sire, saint entol, [?]
Je ne pensai faire tel fainte
Ne foir m'en à tel poverte,
A enmerre armes ne cheval
Ne compaignon fors Governal.
Ha! [Dex,] d'ome désatorné
Petit fait-om de lui chierté.
Quant je serai en autre terre,
S'oi chevalier parler de gerre,
S. 15 Ge n'en oserai mot soner,
Hom nu n'a nul leu de parler u. ſ. w.

(Gottfrieds von Straßburg Werke II, 245 b, u., f.)
Méon III, 283 (De Saint Pierre et du Jougleor):

Toz jors voloit-il estre en boule,
En la taverne ou en houle.
Un vert chapelet en sa teste,
Toz jors vousist que il fust feste.

Der Schlemmer.

(213) Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 97: „Der Weltlich Schlemmer. Wo ſoll ich mich hin kehren, ich thummes Brüderlein,“ u. ſ. w. Fl. Bl. o. O. u. J., kl. 8., unter dem Titel ein Holzſchnitt, einen Mann mit einem Stab in der Linken vorſtellend, aus der Berliner Bibliothek abſchriftlich mitgetheilt durch Ph. Wackernagel. Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 133 b, 7 Strophen. Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 8 (S. 146. 156 f.), 7 zum Theil unvollſtändige Strophen. Feiner Almanach 1778, S. 60 ff. mit Muſiknoten, 9 Strophen. (Im Wunderhorn II, 425, 6 Strophen, überarbeitet.) Forſters friſche Lied-

lein II, Baſſ. 1553 (Ten. 1565), Nr. 57, nur Strophe 1 (componiert von G. Vogelhuber). Niederdeutſch im Liederbuch Nr. 110.

Niederländiſch im Antwerpener Liederbuch von 1544, Nr. 165.

Str. 1, Z. 2: B. armes. Z. 5: B. als wir; B. leben. Z. 7: B. das; B. heur ſol. Z. 8: B. ferd, fernden, fern. Str. 2, Z. 1: B. fruo. Z. 2: B. vnd wo, wo ich nur h., hewt. Z. 3: B. M. gl. kombt erſt am m. Z. 4: B. ein k. Z. 7: als; B. alles. Str. 3, Z. 1: B. ich. Z. 2: als; B. alles. Z. 5: B. w. b. mich d. i. ſpar; B. was hilfft. Z. 6: B. verlür, verlier. Z. 7: Fiſch. außſcharren. Z. 8: B. m. noch e. J. das rewt m. noch. Str. 4, Z. 1: B. Mein guet will ich verbr. Z. 3: B. Ich will den l. ſ. Z. 5: B. nemm; B. i. n. mir. Z. 7: B. es ſp. Z. 8: behüt; B. leent. Str. 5, Z. 1: B. pr. Z. 4: B. dann, ſo auch weiterhin. Z. 8: B. weſt nichts, wiſt nichts. Str. 6, Z. 1: B. beſſer. Z. 3: B. wirt. Z. 5: B. guten. Z. 7: B. bürger. Str. 7, Z. 4: B. ſo leytt. Z. 7: behüt. Z. 8: B. k. v. nicht komb. Str. 8, Z. 1: B. Die B. laß ich ſ. Z. 2: egen; B. in. Z. 3: B. w. mir. Z. 4: B. geb; B. m. r. g. Im zu pfandt. Z. 5: B. die gippen. Z. 6: B. i. h. kein r. Niederd. neen, ſo hab ich w. Z. 7: B. abent; B. vnd d. m. Z. 8: B. bis Ichs. Str. 9, Z. 1: B. Wirt ſt. an d. ſchweinen br.; B. praten. Z. 3: B. w. mir; B. mag vns. Z. 4: B. e. guoter friſcher, e. friſcher küeler. Z. 5: B. ach wirt nw lang her wein. Z. 6: B. vnd laß vnns frölich ſein. Z. 8: B. ſie m. Str. 10, Z. 1: B. karten. Z. 2: B. waſſen. Z. 3: B. hübſche; B. frewlen, Junggfraw. Z. 4: B. vff ietlicher, niederd. an yder. Z. 5: B. kumb h. komm h.; B. mein ſch. w. Z. 6: B. du erfrewſt (erfreuweſt) mir mein h. i. l; niederd. erfröuweſt myn Hert im Lyff. Z. 7. 8: B. ſolt (ſol) ich heint (heut) bey dir ſchlaffen, mein hertz das wurdt (dz wirt) mir frey. Str. 11, Z. 1: B. henckh; B. die Seiten. Z. 2: B. Ich m. Z. 3: B. h. i. nit. Z. 4: B. Fiſch. z. füſſen, zu fues ſo m. Z. 5: B. Es iſt nit allweg (allzeyt) gleich. Z. 6: B. Ich b. auch n. altzeit. Z. 7: B. der zeit will ich e., Parodie in der Heidelberger Handſchr. 343, Bl. 137: der zeit mues ich erbeiten. Z. 8: B. ein gl.

Die mangelhaften Recenſionen haben zum Theil auch andre Reihenfolge und Zuſammenſetzung der Strophen, wogegen in den drei vollſtändigen Exemplaren, den zwei zuerſt verzeichneten oberdeutſchen und dem niederdeutſchen, die gleiche Anordnung ſtatt findet, wie ſie im Texte beibehalten iſt.

Cod. Monac. germ. 811, sec. XV, Bl. 54:

Ein geiſtlicher ſchlemer in der weltlichen weis oder melodei.

Schlemer, was piſtu ſingen?
nu maß dich diſer ſach,
die dir ſchand und laſter pringen,
dar zu groß wee und ach,

vill jämerlicher pein!
volg hie der lere mein!
dir mag nit wol gelingen,
wiltu alle zeit vol ſein.

Du piſt zu frü geporen,
glaub nur der warheit bie!
vill gnad iſt an dir verloren,
groß dienſt und angſtlich müe,
die Criſtus gelitten hatt u. ſ. w. (11 Strophen.)

Umdichtung zu einem Liebeslied (oder geiſtlichen Lied?) in der Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 137:

Wo ſoll ich mich hinkheren,
Ich armes Waldbrüederlein u. ſ. w. (4 Strophen.)

(Vgl. Görres 78, mit Abänderungen.)

Zu Str. 10 vgl. Garin le Loherain, Th. II, S. 99:

Iluec trouva Menuel Galopin
Lez le tonnel, en sa main trois dés tint
Et trois putains[1], tels estoient ses délis u. ſ. w.

Vgl. S. 100 ob. S. 101 u.

[Schriften II, S. 450. H.]

Zechlieder.

(214) A. J. de Vento, Teutſche Lieder, München 1573, Nr. 14. In Forſters friſchen Liedlein, Baſſ. II, 1553, beginnt Nr. 4, ein Quodlibet von der Martinsgans:

Den liebſten bulen, den ich hab,
der iſt mit reifen umb bunden u. ſ. w.

F. Weckherlins Beiträge, S. 88 (aus einer Papier-Handſchrift der Stuttgarter Bibliothek, Cod. theolog. et philos. 4⁰. Nr. 190):

„Den liepſten bulen, den ich han, contrafactum.
Den liepſten herren, den ich han,
der iſt mit lieb gebunden u. ſ. w. 7 Strophen.“

Weckherlin bemerkt dabei in Beziehung auf das bei Fiſchart ſtehende Trinklied, „daß im 15ten Jahrhundert die beiden erſten Zeilen ſo geſungen wurden:

---

[1] Variante: meschines.

Den liebſten Bulen, den ich han,
Der iſt mit Reiſen bunden.“

Z. 3: Ten. bölzes. Z. 4: Disc. u. Ct. B. vnd die gſunden. Z. 8: Brudern.

B. Scandelli, deudſche Liedlein, Dresden 1578, Nr. 2. Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 8 (S. 137). Seckendorfs Muſenalmanach für 1808, S. 41, aus: „Thomas Mancini erſt Buch newer luſtiger höflicher weltlicher Lieder, Helmſtädt 1588.“

Auf einem fl. Bl., Nürnberg bei Joh. Lantzenberger, 1610, „Fünf ſchöne newe Lieder“ u. ſ. w. hat das fünfte, ein Schlemmerlied: „Was wöllen wir auf den abend thun“, als Schlußſtrophe:

Den liebſten Bulen, den ich hab,
der ligt ins Wirtes Keller,
er hat ein rotes Röcklein an,
er heißt der Muſcateller,
er hat mich nechtn ſo voll gemacht,
ich wünſch im heint ein gute Nacht,
komm morgen, thu mirs mehr.

Str. 1, Z. 1: Fiſchart lieben; hab. Z. 2: F. ligt. Z. 3: F. bölzins. Z. 4: er h.; F. vnd h. Z. 5: gemacht. Z. 6: F. v. fr. dieſen Tag vollbracht. Z. 7: F. drumb geb ich jhm g. N.; über heint ſ. Schmeller II, 217. Str. 2, Z. 5: vnd g.; Fiſch. ohne vnd. Z. 7: F. Nun grüß ich dich m. N.

[Zürcher Liederbuch 686.]

[Schriften II, S. 413. Über den Accuſativ „Den liebſten bulen“ vergleiche J. Grimm, Kleinere Schriften III, Berlin 1866. 8. S. 330. 331. H.]

(215) Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 8 (S. 135). Joh. Eccard, Newe deutzſche Lieder u. ſ. w. Mühlhauſen 1578, Nr. 22, nur Strophe 1. Scandelli, deutſche Liedlein, Dresden 1578, Nr. 3.

Str. 1, Z. 2: F. Sc. ſind. Str. 2, Z. 1: F. Nun, Sc. mit Gott wil k. Z. 4: Sc. gute fr. Z. 7. 8: F. drumb wöllen wir dich trincken, vnd alle frölich ſein.

Fiſchart hat die Strophen in umgekehrter Ordnung. Bei Scandelli iſt Strophe 1 ſo verwäſſert:

Man ſagt wol: in dem meien
da ſind die brünlein gſund,
ich kan es doch nicht gleuben,
ich glaub, es hat kein grund,

kan ihm nit glauben geben
und wil mir ja (Diſc. gar) nicht ein,
ich lob die edlen reben,
die bringn uns guten wein.

(216) Forſters friſche Liedlein II, Baſſ. 1553 (Ten. 1565), Nr. 36. Orlando di Laſſus, Newe Teutſche Liedlein, München 1569, Nr. 4.

Str. 1, Z. 2: B. den br. Str. 2, Z. 2: B. ſol vns der. Z. 4 fehlt bei Orl. d. L.

Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 8 (S. 152 u.): „iſt keiner hie, der ſpricht zu mir: gut Geſell, der gilt dir, ja lieber Dölpel, ein Gläslein Wein, drei oder vier.“

(217) Forſters friſche Liedlein II, Baſſ. 1553 (Ten. 1565), Nr. 54. 58 (beidemal componiert von G. Vogelhuber). Jac. Meiland, Teutſche Geſäng, Frankfurt 1575, Nr. 17.

Z. 1: B. den henden, M. mein händen. Z. 5: M. dem Herren v. d. h. Z. Z. 6: B. gar fehlt.

Zu Z. 4: Schmeller III, 627: „Der Stallbrueder (ä. Sp.), Kamerade, consors. Wohl von Stall im weitern Sinne, a. Sp. ſtal, status, statio u. ſ. w. Vgl. a. Sp. giſtallo, ndt-giſtallo.“ Zu Z. 8: hel ut, das niederdeutſche heel uut, ganz aus (ſonſt in oberdeutſchen Liedern: „trinks gar aus!“), vermuthlich Nachahmung und Deutung der Vogelſtimme. Geſchichtklitterung Cap. 8 (S. 140):

„Sup hel ut, min Broer!“

Verwandte Zutrinklieder bei Meiland a. a. O., Nr. 15:

Wem wölln wir dieſen bringen?
dem Mann von der hohen Zinnen.
lieber Bruder, kennſt du mich?
der ich bin, der bleib ich,
waz ich kan, das treib ich,
ſo bleib ich, der ich bin.
alde, ich fahr dahin,
alde, ich fahr dahin.

und bei Forſter II, Ten. 1565, Nr. 72, componiert von S. Zirlerus (im Baſſ. 1553 nur Strophe 1):

Wem wöl wir diſen rebner bringen?
gut hopfen, bruder, wir ligen im luder[1],

---

[1] Baſſ. hoppen. lign.

wir wöllens eim freien ſchlemmer bringen,
er mag es wol[1],
wir wölns eim freien ſchlemmer bringen,
er mag ſein wol.

Gut ſchlemmer, der gilt mir und dir,
der gilt mir und dir, der gilt mir und dir,
darumb nimb das gleslein mit wein bald zu dir!
du magſt es wol, darumb nimm u. ſ. w.

Da nimm das gleslein in die hand,
in dein rechte hand, in dein rechte hand,
und für es mit dir in das Niderland!
du magſt ſein wol, und für.

Er ſetzt das gleslein an ſein mund,
ja an ſeinen, ja an ſeinen mund,
er trank das alles auß biß auf den grund,
ſolches ſchmecket im wol.

Das gleslein hat ihm wol gethon,
leiden wol gethon, leiden wol gethon,
drumb ſol das gleslein umbher gan,
dann es ſchmeckt im wol, darumb.

(218) Frankfurter Liederbuch von 1578, Nr. 85: „Ein Lied von den Trinckern.“

Es folgt noch eine Strophe:

Ach du mein lieber ſtallbruder mein,
wiſch ein mal herumb, rumb, rumb, widerumb!
ich bitt dich all mein tage drumb,
wiſch ein mal herumb!

Die Formel dieſer drei letzten Zeilen iſt auch andern Liedern angehängt. „En roſen viſa med elskogh“ bei Arwidsſon II, 240, aus einer handſchriftlichen Liederſammlung des 16ten bis 17ten Jahrhunderts, vermuthlich nach einem deutſchen Liede, hat den Refrain:

Roſer och ſalvier, liljer och perſilier,
Kruſade mynte och hjertans fröjd!

S. auch in den Anmerkungen zum „Heiaho“ das Bruchſtück aus Forſters friſchen Liedlein II, 47.

---

[1] Baß ſein w.

(219) Jac. Meiland, Teutſche Geſäng, Frankfurt 1575, Nr. 11. Seckendorfs Muſenalmanach für 1808, S. 41, aus: „Harniſch, Hortulus lieblicher luſtiger und höflicher teutſcher Lieder, Nürnberg 1604." Strophe 2 iſt hier die erſte, Strophe 3, Z. 3 lautet:

Sein Nachbar ſoll ein volles han.

Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 8 (S. 144, auch S. 138 b u.):

Er ſatzt das Gläslein an den Mund,
er trunks wol auß biß auf den Grund.
Er hat ihm leiden recht gethan,
das Gläslein das ſoll umbher gahn.

(Variierend und fragmentariſch hinter Laßbergs Exemplar von Forſters friſchen Liedlein IV, Baſſ. 1556, mit Singnoten von alter Hand eingeſchrieben.)

(220) Fl. Bl. o. O. u. J.

Str. 13, Z. 1: über mein! (quæso) Schmeller II, 592.

Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 8 (S. 165): „Schenk ein auß aller Heiligen Faß u. ſ. w. Das heißt das Schiff geladſandet."

(222) A. B. Scandelli, deudſche Liedlein, Dresden 1578, Nr. 10. Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 8 (S. 138). Nur Strophe 1, Z. 5 bis 11 bei Forſter II, Baſſ. 1553 (Ten. 1565), Nr. 30. 41 und V, Ten. 1556, Nr. 16. Orlando di Laſſo, 3ter Theil ſchöner newer teutſcher Lieder, München 1576, Nr. 15.

Str. 1, Z. 3: Fiſch. den g. w. Z. 7: Sc. vor andern w. Fiſch. vor alle W. Z. 9: Orl. d. L. lieber Dietterlein, Forſt. II, 30: m. lieber Dietherlein (V, 16: m. lieber Dieterlin; die Überſchrift iſt hier: „Arnoldus von Bruck, Theoderico Schwartzen."), Forſt. II, 41: du lieber N. nein. Z. 10: Forſt. es wirt, II, 40: es mag d. ſehr wold. Z. 12: Fiſch. wöllen, Orl. d. L. vnd das dich nimmer dürſte. Z. 15: wöllen. Str. 2, Z. 2: Fiſch. nicht bey vns. Z. 3. 5: Fiſch darumb. Z. 6: Sc. von w. Z. 7 bis 9 nur bei Fiſchart, vielleicht auch von ihm eingelegt (Z. 8: denn e. w. Z. 9: lieff). Z. 10: Sc. gleslin. Z. 11: Sc. er trinckt es aus bis an d. gr. Z. 12: Fiſch. ſchmackt. Z. 14: Fiſch. vmmher. Z. 15: Fiſch. nun. Z. 19: Fiſch. Victoriam. Z. 21: Fiſch. wöllen, Sc. fr ſein. Z. 22. 23 nur bei Fiſchart (Z. 22: den dr., den dr.).

In der Geſchichtklitterung von 1582, Jr^{b}, lautet B, Strophe 2, Z. 8 f.: „dan er war alzeit ein bös kind, ſchlief nimmer ungeſungen."

(223) Scandelli, deudſche Liedlein, Dresden 1578, Nr. 9. Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 8 (S. 137 f.).

Z. 1: Fiſch. wöllen. Z. 3: Fiſch. rechter Bawr; Sc. Pawer. Z. 4: Sc. d. v. welt ernehren. Z. 6: Fiſch. tr. flucks herumb. Z. 10: Sc. frölich br.

(224) Joh. Eccard, Newe deutzſche Lieder u. ſ. w. Mülhauſen 1578, Nr. 6.

Z. 2: ſchafft, d. h. Urſach iſt. Z. 3: Schmeller III, 329: „ungeſchaffen, ungeſtalt, häßlich.“ Z. 6: etwa „einzig ſchlafen“ (Schmeller III, 66)? Z. 8. 9. 13: Schmeller I, 343: „Die Preim, Prim, (ä. Sp.) prima horarum canonicarum, 6 Uhr Morgens.“ Ebd. 458: „Die Terz, tertia h. c., 9 Uhr Morgens.“ Ebd. 636: „Die Veſper, vesperæ, eine Art nachmittägigen Gottesdienſtes, die Abſingung der Veſper-Pſalmen.“ 637: „Die Veſperzeit, das iſt im Sommer umb drei und im Winter umb zwo Uhr nach Mittag,“ Amberg. Stdtb. von 1554.“ II, 697: „Die Nön, Nönzeit, (Kirchenſp. und ä. bürgerl. Sp.) wie hochd. die None (sc. hora nona diei, dieſen vom Aufgang der Sonne, im Durchſchnitt 6 Uhr Morgens nach unſrer Rechnung, angenommen, alſo) 3 Uhr nach Mittag.“ II, 648: „Die Metten, Mettin, matutinæ (horæ, vigiliæ, excubiæ), zunächſt in Bezug auf die gottesdienſtlichen Verrichtungen oder Chorgeſänge der Ordensgeiſtlichen“ u. ſ. w. 649: „In einer Chriſtenlehre, Mſ. v. 1447, heißt es über „di ſiben Zit“: Mettv, daz iſt die Mittennacht, dann folgt die Primzit, daz iſt die erſt Stund des Tages, wenn die Nacht vergangen iſt und der Tag anfacht, dann die Terzzit, die Sechſtzit, die Nönzit, die Veſperzit und endlich die Completzit.“ Z. 10. 11: In einem Liede, das die Kinder im Schaumburgiſchen ſingen, wenn ſie am Martinsabend vor die Häuſer gehn (Reimann, deutſche Volksfeſte S. 285 f.):

Jck höre de Schlötel klingen,
Sie wird us wohl wat bringen,
Sie gath up de Kaamer,
Suckt wat tauſamen.

Schmeller II, 362 ob. (Tobler 306 a, Reim.) Feiner Almanach I. 162. Volkslieder der Polen S. 18. Zell, Ferienſchriften I, 71.

(226) Scandelli, deudſche Liedlein, Dresden 1578, Nr. 14. Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 8 (S. 139 u., f.).

Str. 2, Z. 1: F. Bachen.

Zu Str. 2, Z. 2: Stalder, Schweizeriſches Idiotikon II, 203: „Mäusli n., Blatt der Salbei ſowohl, als ein Küchlein, das davon gemacht iſt.“ Bei Fiſchart ſteht voran: „Hoppabo Henecken: der Han iſt noch nit todt: Man hört ihn krähen nächten ſpat: Iſt umb den Kamm noch rot. Hotehejahum, Nun ſingt herumb, biß es auch an mich kum: ein Hänlin weiß“ u. ſ. w. und am Schluſſe noch: „ke ka ke nei: das Ei das iſt gelegt: ke ka ke nei, daß man frölich ſei.“

Hoffmann, Horæ belg. VI, 182: (Kinderſpiele): „Hühnchen hat gelegt, in Holland: cop cop heeft ghelecht; in Brabant „ſtootballen“ Knaben ſitzen im Kreiſe; einer geht herum, und wenn er bei irgend einem des Kreiſes einen Ball, ein Tuch oder ſonſt etwas fallen läßt, ſo muß dieſer für ihn herumgehen; ziemlich wie das holſteiniſche:

> De Goos, de Goos de lecht dat Ei,
> Un wennet fallt, ſo fallt et twei;

ſ. Schütze, Holſteiniſches Idiotikon II, 52, und verwandt dem deutſchen „Der Fuchs geht herum“, Grimm, Kindermährchen II, XVIII.“

Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 25 (S. 297 b) im Verzeichnis der Spiele: „Das Hänlin, Hänlin hat gelegt.“ (Vgl. 292 a: „Cock, ock ei will.“)

(227) Forſters friſche Liedlein II, Baſſ. 1553 (Ten. 1565), Nr. 43. V, Ten. 1556, Nr. 4. Meiland, Teutſche Geſäng, Frankfurt 1575, Nr. 16.

Z. 1: F. Var. M. Da. Z. 2: F. Var. liechte m. ane br.

(228) Forſters friſche Liedlein II, Baſſ. 1553 (Ten. 1565), Nr. 63. Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 8 (S. 143).

Z. 2: Fiſch. Figel. Z. 3: Forſt. B. vnd Jorel; v. der Norel; Fiſch. vnnd der Jörgel. Z. 4: Forſt. B. auch fehlt; Fiſch. Caſpar kam. Z. 5: Fiſch. Compan. Z. 6: Forſt. V. trancken, vngfer; Fiſch. nur: die truncken. Nach Z. 6 folgt bei Forſter: vnd wurden ſelten leer. Z. 7: Forſt. Lip. Z. 8: Fiſch. war. Z. 9: Forſt. vnd b. a. Auf Z. 9 folgt bei Fiſch. noch: „hupff Lipp in den Klee“ (vgl. ebd. S. 295 b ob. Spiel: „Hupff in Klee“). Z. 6: Über on gfer ſ. Schmeller I, 550. Z. 9 ſcheint einem Tanzlied entnommen zu ſein. Noch ſind zu beachten: Geſchichtklitt. 144 (vgl. Pract. 58): Sturmwind. Ebd. 142: Bodenſee. Seckendorfs Muſenalmanach für 1808 S. 37: Zu Klingenberg u. ſ. w.

Schlaftrunk.

(229) Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 127: „Der Schlaff-trunck.“ Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 8 (S. 152): Str. 2. 5. 6. 8. 9.

Str. 1, Z. 3: gelingen. Z. 7: eine gr. kr. Str. 2, Z. 1: F. holla mein St. Z. 3: Schmeller II, 442: „Das Lueder u. ſ. w. 3) a. Sp. Spiel, Poſſen, ausgelaſſene Luſtigkeit, Schlemmerei." Z. 5: F. nimm. Z. 7: F. den will gewiß ich br. d. Z. 8: F. ſoll. Str. 3, Z. 4: über halt ich ſ. Schmeller II, 186 u. Str. 5, Z. 5: F. n. ſo ſchw. Z. 6: F. es ſt. Z. 8: hab geſehen; F. hat geſ. Str. 6, Z. 2: a. deiner; F. a. der. Z. 3: F. als erſchlingen. Z. 5: F. will. Z. 6: beſcheid. Z. 7: F. wilt den Becher gar oberhalb. Str. 7, Z. 4: vgl. Schmeller III, 430: „Ein ſchlechter Schaden, kein großer." Z. 8: beſcheidt. Str. 8, Z. 2: F. bring. Z. 6: F. e. i. gerad r. z. Z. 8: ankräyt; F. ankrähet. Str. 9, Z. 1: F. Das, will. Z. 2: F. heyme zu (vgl. Schmeller II, 193: „haimzue, heimwärts"). Z. 3: F. gahn, wänden. Z. 4: F. der Gluchſen hat, Schmeller II, 90: „gluchzen, gluchſen, ſchluchzen, singultire. Onom. v. 1735." Z. 8: F. Ade z. g. N. R. S. M. Geb euch ein frölichen Morgen.

Vinum fœnum.

(232) Fl. Bl., kl. 8.: „Drey Hüpſche neüwe Lieder, Das erſt, Wo wachßt Höw auff der mattē, dem frag ich gar nit nach, u. ſ. w. Getruckt zů Baſel, bey Samuel Apiario." o. J. Dem Liede voran ſtehen die Noten der Singweiſe mit der Überſchrift: „Componiert durch Gregorium Meyer Organiſt, mit vier ſtimmen." In Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 8 (S. 140) ſteht Strophe 1 nebſt einigen paraphraſierten Zeilen aus nachfolgenden Strophen (darnach Wunderhorn II, 428 f.).

Str. 1, Z. 1: F. wächßt Häw. Z. 2: F. nichts. Z. 3: F. es hab Sonn. Z. 5: F. gut Häw daß wechßt an Reben. Z. 6: F. daſſelbig wöllen w. h. Z. 7: F. d. k. vns Frewden g. Z. 8: weißt; F. weiß. Z. 9: deß; F. daß. Z. 10: F. mich verlangt w. Schmeller I, 482: „Belangen, a) durch lange Dauer beläſtigen u. ſ. w.; b) mit Sehnſucht, Verlangen erfüllen. Es belangt mich, ich habe Verlangen, Luſt; es verlangt mich." Z. 11: F. macht vns allzeit viel Frewd v. M. Str. 2, Z. 2: krum̃ vñ lam̄. Z. 6: Schmeller II, 281: „erkecken, derkicken, beleben." Str. 4, Z. 7: ſpißlin, Schmeller III, 579: „Der Spiß, a) veru u. ſ. w. c) Spreißel, Splitter, Spänchen, Gerte. „Sechs Spiß gebratener Feigen, an ainem Spiß zehen oder zwölf." heil. Geiſtſpitalmanual v. 1519, fol. 16. Ein Spiſſt Vögel, Fiſche u. ſ. w., eine Anzahl kleinerer Stücke, die, an einem Spreißel, Rüthchen und wie immer zuſammengefügt, mit einander hingegeben (oder allenfalls an Einem Spiß gebraten) werden." Z. 11: fröudt.

Str. 5, Z. 9: Man, d. h. mag. Z. 10: Schmeller I, 373: „Dempfen, im Luder ligen, compotare, epulari.“ Prompt. v. 1618. „Sein Vermögen verdämpffen, ibid.“ Str. 6, Z. 1 etwa: leſten, letzten (vgl. Schmeller II, 509). Z. 5: wänen, errathen? Z. 6: meyets i. d. graß, mäht es; etwa: in dem vaß? Z. 11: vedem w. d.

Auf Strophe 1 folgt bei Fiſchart a. a. O.:

„Das iſt gut Häw, das macht gut Strew. O führets ſauber ein, und wer es nit kan tewen, der gang auch nit zum Wein! Aber ich ſeh am Hewen, daß ſie gut Käwer und Täwer ſein; ſie rechens mit den Zänen und worbens mit dem Glas, der Magen muß ſich dänen, daß ers in die Schewren laß.“

Andres fl. Bl., ein halber Bogen kl. 8.: „Zwey Hüpſche neuwe Lieder, Das Erſt, Ich ſach mir eins mals ein wunder ſchöne Magdt u. ſ. w. Das ander, Ein verantwortung. Das höw das thut dich ſtächen u. ſ. w. Im Thon, Wo wachßt Höw vff der Matte u. ſ. w. 1573.“ Dieſes andre Lied hat 12 Strophen und noch einen Nachtrag von 3 Strophen mit der Überſchrift: „Respondi Stulto secundū Stultitiam suam ne sibi sapiens esse uideatur.“ Am Schluſſe: „Geben zů Baſel den XX Auguſti, im 1572 Jar, durch Gregorium Meyer Organiſt.“ Aus dieſer Verantwortung ergibt ſich, daß gegen das Heulied ein frommer Eiferer mit einem Straflied aufgetreten war, dem nun der Verfaſſer des erſtern eine derbe Erwiderung entgegenſtellt. Sie hebt ſo an:

Das höw das thuet dich ſtechen,
daz du kein ruow magſt han,
mit dem in allen zechen
hoffiert dir iederman,
das mans nit kan verbieten,
und niemands darzue thuot,
auch nicht anſicht dein wüten,
und gar nit haſt verguot,
es bſchicht dir zleid; ein oberkeit
möcht dich wol hie beſchirmen ſein
und dir helfen auß diſer pein.

Ich wolt darüber weinen
und michs erbarmen hart
und werfen drein mit ſteinen,
iſt aller narren ahrt;
ich wölt ſie leren ſchweigen,

der teüfel wer dann drin,
nicht ſingen, pfiffen, geigen,
's höw müßt ihn auß dem ſinn;
das ſüw lied macht dich gar veracht,
und wolteſt gern ein rathsherr ſinn,
darnach betrachteſt du fürhin.

Du haſt die welt verlaſſen,
der grechtigkeit biſt hold,
als ubels thuoſt du haſſen,
achteſt nicht gelt noch gold;
billich ſolteſt regieren
zwei königreich ſo groß,
dein völklein herrlich füren,
mit gottes heiligen gnoß;
ein königlich kron ſtat dir wol an,
auf beiden ſeiten ſpitz ſoll ſein,
mit zweien ſchellen ziert gar fein u. ſ. w.

Weiterhin:

Heiſt mich mein kilchen zieren,
das gaht dich gar nit an,
ich kan dich wol viſieren,
wilt mich nit rüwig lan.
haſt nie kein bildnuß gſehen,
die ſicht Marcolfo gleich?
das muoß ich warlich jähen,
du ghörſt ins ſelbig reich.'
ſein bild ſchouw an! du biſt der mann,
der vil der kunſt gefreſſen hat,
gleich wie ein kuo iſt muſcat ſatt.

Du kanſt wol narren molen
in einem wapen fein;
iſts dir ſchon nicht entpfohlen,
ſo ſtell dich ſelber drein!
die kappen thuot dich zieren,
ſtaht dir für auß wol an;
wil dir noch baß hoffieren,
wilt mich nicht rüwig lahn.
hab ietz verguot, biß mehr noht thuot!

iſt dir das böw ein uber laſt,
ſo ſuff guot böw! es ſtübt nit faſt.
Ende.

Daß G. Meyer nicht bloß Componiſt, ſondern auch Dichter des Heuliedes war, beſagen folgende Stellen:

mir iſt nie nüt verwiſſen
von meiner kunſt noch dicht,
biß daz eim thor ein eſel ohr
an ſeinem kopf gewachſen iſt,
will für auß ſein ein weiſer Chriſt.

Ferner:

was haſt an mir zeſtraffen
und ſchelten mein gedicht u. ſ. w.

Auch das Lied von der Wittwe zu Weidenſtett (ſ. Anmerkung zum Liede: „Das hungernde Kind,“ Nr. 119) iſt „Geſtellet durch Gregorium Meyer, Organiſten zů Baſel, den 4 Julii in 1571 Jar.“ Darin auch die Stelle:

Jch hab nicht mögen ſchweigen
und machen ein gedicht,
zuo ſingen, pfeifen, geigen,
weils iſt ein ware gſchicht.

Das lebendigere Heulied ſcheint übrigens ſeinen Urſprung einem gelehrten Wortſpiele mit vinum und fœnum zu verdanken.

Erzgrube.

(233) „Ein newes Weltlichs Lied von dem Wein. in dem thon das Lied von Toll.“ „Aus einer Sammlung von einzelnen in Kleinfolio gedruckten, mit Holzſchnitten verzierten und zum Theil auch mit Muſik begleiteten Liedern und Gedichten, die nach der Jahrszahl, welche bei einigen am Rande angemerkt iſt, ſämmtlich theils im 15ten, theils im 16ten Jahrhundert erſchienen ſind“ (auf der k. Bibliothek zu Wien), mitgetheilt von G. Leon in Bragur VI, 2, S. 81 ff.

Str. 1, Z. 1: Freud. Z. 4: wöllen, öfters ſo. Str. 2, Z. 5, Schmeller II, 394: „Die Krauſen, Kruſen, Kruſel, Art Krug.“ Str. 3, Z. 3: rüffen. Z. 4: Ton d. Z. 5 etwa: vor dir wöln wir nit zagen? Z. 8: geſellen, öfters ſo. Str. 4, Z. 2: Toz. Z. 7: geraten, Schmeller III, 152: „geräten eines

Dinges u. ſ. w., ohne es ſein, es laſſen, entbehren, hochd. entrathen." Z. 8: henen. Schmeller III, 202: „Verſieden, ä. Sp. ſt. ſieden. „Verſottene huener." Münch. heil. Geiſtſpital-Pfründregiſter, Mſ. v. 1519, passim." Str. 5, Z. 2: ſol. Z. 3: wunden; man findet die Formen: Wunne, Wunn, Wunde, Wund, Schmeller IV, 93 f. Z. 6: grüben. Z. 9: oſterwein iſt öſterreichiſcher Wein, ebd. I, 125 u. Str. 6, Z. 5. 7: ſendt. Z. 8: im? Str. 7, Z. 4: michelteil. Z. 7: ſy erfreüd, magen. Z. 8: geb. Schmeller II, 10: „geben etwas um eine Perſon oder Sache, ſich daran kehren." (Beiſpiele); nit ruben, vgl. d. Gramm. III. 728 ff. Str. 8, Z. 1, vgl. Schmeller II, 631: „vermeßen, vermezzen, partic. præt., a. Sp. abgeredet, beſtimmt." Z. 7: ſollen. Str. 10, Z. 1: In dem w. Z. 3 etwa: dann w. w. dar ſtr. Z. 5: ſey. Z. 7: zu richt ſ. Schmeller III, 35. Ebd. II, 691: „mit namen, (ä. Sp.) namentlich, nämlich." Z. 9 etwa als Eigennamen: Allvol und Seltenleer? Str. 11, Z. 5: zu wölten vgl. Str. 4, Z. 6; geren. Z. 6: ſaluen wein, Wein mit Salbei, wie oben Wermutwein. Z. 8: behüt.

Turnier.

(234) Fl. Bl., 1 Bogen kl. 8. „Schöner außerleßner Lieder Zehen." „Gedruckt zu Nürmberg durch Valentin Neuber." o. J. (im Beſitze des Herrn Kuppitſch in Wien), Nr. 9.

Str. 1, Z. 4: den plan. Z. 7: beſte. Z. 9: lege. Z. 12: zu der. Str. 2, Z. 1: Herren, gegeben. Z. 4: keynen. Z. 5: geſauffen. Z. 6: einen. Str. 3, Z. 3: vnd kan. Z. 9: füllenbauch. Z. 11: u. w. behalten wil das velt? Z. 12: erregen. Str. 4, Z. 5: vngefallen. Z. 9: jre. Str. 5, Z. 2, vgl. Alphart Str. 234: „Wer dann fällt, der leit." Liederſ. III, 471: „Der da gevallen was, der lag." Str. 6, Z. 2, Schmeller II, 111: „greinen u. ſ. w., a. Sp. murren, knurren." Z. 4: ſchlaffe. Str. 7, Z. 2: gehet. Z. 3: wöllen. Z. 9: Erſt werffen ſie die gl. Z. 12: jre; zechen? vgl. Schmeller IV, 219.

Vgl. Hans Sachs B. I, Th. V (Göz II, 100):

Wer erſtlich hat erfunden Bier
Und der vollen Brüder Turnier.

[Zu Str. 1 vgl. Pabſt, livl. Liedl. 30.]

Klingende Münze.

(237) Kirchhofs Wendunmuth u. ſ. w. Frankfurt 1563, Bl. 210, Nr. 192: „Von dem Geſang, ſo die Wirt gern hören."

Zu: „den ſchalk weidlich gefüllet“ vgl. Schmeller III, 357: „Der Schalk u. ſ. w., kurzes Kamiſol, das von Mannsperſonen unter dem Rock getragen wird.“

Im „Wegkürzer u. ſ. w. Durch Martinum Montanum von Straßburg“ (die Zueignung iſt datiert: „Dillingen am Tag Martini, Anno u. ſ. w. [15]57“) wird derſelbe Schwank von einem gewiſſen Doſch erzählt, der zu Dillingen ſein Weſen trieb: „Ein ſeltzamer abentheürer, noch bei menſchen gedächtnuß geweſen, von dem vil zůſchreiben wäre,“ von dem auch drei andre Geſchichten dort aufgenommen ſind. Die hieher gehörende iſt überſchrieben: „Ein Liedlin ſingt Doſch der Wirtin umb die Zech.“ Dieſes Liedlein lautet:

„kumm her, mein liebes ſeckelin
und bezal der wirtin ihr zechelin!“

Lateiniſch, mit dem nämlichen deutſchen Reime in Nic. Frischlini Facetiæ etc., Lipsiæ 1600, S. 17. Montanus bemerkt über dieſen Doſch: „Wann aber ietzt zů den zeiten alſo ein ſchimpflicher man wäre, wurde man es eim gleich im argen aufnemen.“

Vgl. auch die Anmerkung zum Möringer [Nr. 298. H.].

[Vgl. meine Ausgabe der Schauſpiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunſchweig S. 321. 322. 870 bis 873. H. Kurz, Jörg Wickrams Rollwagenbüchlein, Leipzig 1865. 8. S. 94 bis 98. 209. H.]

Grünenwald.

(238) Das Rollwagenbüchlin u. ſ. w. (widerum̄ ernewrt vnd gemehrt) durch Jörg Wickrammen, Stattſchreiber zů Burckheim, Anno 1557. 8. Sign. Liiij^{b}. „Ein gůtter Schlemmer dichtet ein Liedlin, damit ward ſein Wiert bezalt von den Fuggern.“

Nach der Ausgabe von 1555 in W. Wackernagels deutſchem Leſebuch II (1te Ausg.), 1585 ff. III, 451 ff. (Hier zuerſt: „N. Gruenenwaldt,“ dann immer: „Grienenwald.“)

Str. 2, Z. 2: wölleſt. Str. 8, Z. 1: Den, Wackern. Dem. Z. 3: W. überalle.

Im Wunderhorn III, 146 f.: „Aus H. von Stromers Familienbuche vom Jahr 1581“ ein Lied von 6 Strophen: „Ich hab mir ein

Maidlein auserwählt" u. ſ. w., worin der Verfaſſer als angehender Ehemann erſcheint und ſo beſchließt:

Beſchehrt mir Gott ein werthen Sohn,
Bin ich mehr erfreuet von;
Alſo in ſolcher Geſtalte,
Sein Nahm chriſtlich,
Heiſſen wie ich,
Mit Nahmen Jorg Grünenwalde[1].

Am Schluſſe des Liedes „Mir liebt im grünen meien" u. ſ. w. (Nr. 59) nach einem fl. Bl. o. O. u. J. (doch wahrſcheinlich: Baſel bei Johann Schröter) ſteht gedruckt: „G. Grünew." Darin Strophe 9 der Reim geren (gerne): wehren. In einem der Jahresberichte des hiſtoriſchen Vereins für den Rezatkreis iſt dem G. Grünewald ein Gedicht von der Buchenklinge zugeſchrieben. Vgl. die Anmerkung zu „Buchenklinge" (Nr. 239). In dem Bücherverzeichnis XIV vom Antiquar Bäumler in Nürnberg, December 1840:

Grünewald, G. Der durchlauchtigſten u. ſ. w. Fürſtin u. ſ. w. Dorothea, Pfalzgräfin bei Rhein u. ſ. w. iſt nachgeſetzter Text zu Ehren und Wolgefallen in teutſche Reimen verfaßt, nachmals aber 1580 componiert durch L. Lechnerum Atheſinum, nürnbergiſchen Muſicum. — Der Text beſteht aus 8 Strophen. Die Noten enthalten die 4 Stimmen. Einzelnes Blatt (in folio).

[Schriften II. S. 592. III. S. 455. 456. H.]

Buchenklinge[2].

(239) Fl. Bl. o. O. u. J., kl. 8. „Ein ſchön new Lied, Von der Büchenklingen, im Nürnberger Wald. Im Thon: Gar luſtig iſt ſpatzieren gahn." Schlechter Holzſchnitt: Ein Mann und eine Frau, unter einem Baume ſitzend, er gibt ihr die rechte Hand und hält in der linken eine Blume. (Frankfurter Bibliothek.)

---

[1] Vgl. Benſen, Bauernkrieg 206 ob.: „Jörg Grunewald."

[2] [Über die Buchenklinge in der Nähe von Nürnberg vergleiche man: Der Schmauſſenbuck, ſeine Höhen und Klingen, ſeine Felſen und Brünnlein, ſeit einem halben Jahrtauſende die Lieblingsplätze der Bewohner Nürnbergs und der ganzen Umgegend. Ein hiſtoriſch-topographiſcher Beitrag zur Geſchichte Bayerns von Dr Moritz Maximilian Mayer. 1838. 8. Das Leben und Treiben an dem Waldbrunnen der Buchenklinge zeigt ein Kupferſtich von 1616, welcher in Nachbildung dem Büchlein beigegeben iſt. Ich habe dieſe kleine, wohl aus den unter Nr. 238 angeführten Jahresberichten ausgehobene Schrift bei dem Manuſcripte dieſer Anmerkungen gefunden. H.]

Str. 1, Z. 7: awen, vgl. Nib. (Lachm.) 1511, 4: „etlichez [ros] ouwet, als im diu müede gezam.“ Var. „etelichez owete verre“ u. ſ. w. Schmeller I, 2 u. (nach dieſer Stelle): „ouwen (im Strome fortſchwimmen).“ Str. 2, Z. 4: S. Peter. Z. 5: wirdt. Str. 4, Z. 1: wiß. Z. 5: Schmeller I, 33: „off, adv. offen.“ Z. 6: deß Herrn im Hof. Str. 7, Z. 9: am. Str. 8, Z. 10: Schmeller II, 51: „gên Tal, abwärts (altfranz. aval).“ Str. 9, Z. 5: von? Z. 7: vnd vnd reinen, Rändern (vgl. Schmeller III, 94)? oder zum nachfolgenden Waſſer gehörend? Str. 10, Z. 7: Die Ecken. Str. 11, Z. 4: Büchen klingen.

Nachfolgende 2 Strophen, wenn auch von demſelben Verfaſſer, mögen aus ſpäterem Anlaß hinzugefügt worden ſein:

Es ſtund nicht an ein lange zeit,
da kamen wie die [wilde?] ſchwein,
ſpatzierten in den wald bereit
zur Büchenklingen ein,
verwüſtens alles frei,
recht wie die groben ſäw,
zerbrechen, die frechen,
als was ſie kommen an;
ich wolt und daß dieſelben leut
bekemen ihren lohn.

Wann oft die herren in gemein
im wald bawen ein luſt
und wann dann kommen ſolche ſchwein,
ſo iſt es alls verwuſt,
ſie kriegen ihren lohn.
darmit gieng ich darvon,
der klingen wil ſingen
zu ehren diſes lied,
und welche wolten mit mir nauß,
nemen wol flaſchen mit.

Ein andres Lied von der Buchenklinge in: „Neue luſtige Teutſche Lieder, nach art der Welſchen Canzonen, mit vier ſtimmen Componirt. Durch Leonardum Lechnerum Atheſinum u. ſ. w. Gedruckt zu Nürmberg, durch Katharinam Gerlachin. M. D. LXXXVIII.“ (Tertia Vox) Nr. V:

1 Welcher wird mir ein bringen?
hie bei diſer Büchen klingen

im grünen wald, bruder, bald
laß dir ein wein eingieſſen,
kein waſſer nit! es iſt mein bit,
das ſelb laß flieſſen!

2 Ei wie ſchön entſpringet doch
's waſſer in diſem ſteinen trog
auß einem fels darzu ſelbs,
daß uns den wein thu friſchen!
drum trink nit drauß! waſſer durchauß
gehört den fiſchen.

3 Lauter iſt das waſſer wol,
aber ſolchs für mich gar nit ſol:
es macht mich matt, ſo ichs hatt
in meim durſtigen herzen.
wein ich beger, machts gmüt nit ſchwer,
nimmt weck den ſchmerzen.

4 Dieweil dann zu einer freud
den wein hat gſchaffen die gotheit
und das waſſer fleuſt daher,
leſt ſich nit geren zwingen,
ſo laß ichs ſein und bleib beim wein,
macht luſtig zſingen.

In dem Liede Jörg Graffs: „Es jagt ein Jeger geſchwinde“ u. ſ. w. Str. 3. 4:

bei einem prunnen quall,
heißt zu der Büchen klingen,
von Megeldorf nit weit u. ſ. w.

Für den auf dem fl. Bl. angegebenen Ton findet ſich der vollſtändige Text im Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 108: „Gar luſtig iſt ſpatzieren gehn“ u. ſ. w. 8 Strophen, die letzte:

Nun hab ich mein ſpatzieren gahn
in groſſer freud vollendt.
was mein gott wil, das geſchech allzeit!
derſelb mein herz erkent,
derſelbig es erhalt,
auf daß dem grünen wald
das ſingen und ſpringen

der klein waldvögelein
das liedlein ſol dem mägdelein
zu lob geſungen ſein.

In Z. 6 iſt, des verdorbenen Textes unerachtet, eine Anſpielung auf den Namen Grünenwald kaum zu verkennen. Auch bietet das Lied zu dem im Wunderhorn III, 146, ſowie zu „Mir liebt im grünen meien“ u. ſ. w. [Nr. 59. H.] mehrfache Beziehung dar; im letztern beginnt Str. 2:

O mei, du edler meie,
der du den grünen wald
ſo herrlich tuſt bekleiden u. ſ. w.

Vgl die Anm. zu „Grünenwald“ (Nr. 238) und das erſte Lied von der Buchenklinge Str. 5, Z. 1:

Er füret mich in grünen wald u. ſ. w.

und Str. 7:

Wir hörten die waldvögelein
ſingen im grünen wald u. ſ. w.

Auch das andre, bei Lechner, Str. 1, Z. 3:

im grünen wald u. ſ. w.

Sollte der Sänger auf dieſe Art gleichſam ſein Handzeichen in manche ſeiner Lieder eingezeichnet haben? obgleich in den letztern Fällen das herkömmliche Beiwort des Waldes auch ohne beſondre Bedeutung nahe lag. S. auch niederdeutſches Liederbuch 138. Feinslieb von Flandern Str. 4: und wär ich denn der grüne wald u. ſ. w., grün iſt der wald u. ſ. w. Str. 5: was ſah ich in dem grünen wald? Niederdeutſches Liederbuch Nr. 51. 6.

Zu Str. 1, Z. 1 bis 3: A. Jubinal, Nouveau Recueil de Contes etc. I, 292 (La Desputoison du Vin et de l'Iaue):

Je fui l'autr'ier à une feste.
Au partir me dolut la teste,
Pour ce que je bus vins divers;
En mon chief montèrent li vers
Qui me firent ce dist dister,
Que vous m'orrez ci recorder u. ſ. w.

Fasnacht.

(242) [Bergkreyen Nr. 13. Vgl. Volkslieder S. 1025. H.] Bicinia etc. Viteb. 1545, Theil II, Nr. 78, nur die vier erſten Strophen. Im Feinen Almanach 1777, S. 92 ff. ſteht dieſes Spottlied auf den Fasnachtſpuk in der Art, daß die beiden erſten Strophen mit Varianten vorhanden, die dritte und vierte ausgelaſſen, dagegen fünf derbere hinzugegeben ſind.

Zu Str. 3, Z. 8: der zeuner, zeiner, eine Art Tanzes, Schmeller IV, 268, I, 632 ob.: Drötter, Fyerltanz.

(244) Papier-Handſchrift, 16tes Jahrhundert, im Beſitze des Herrn Kuppitſch in Wien, Bl. 30. Daraus ſchon abgedruckt in Mones Anzeiger 1839, Sp. 330 f. Der mehrfach verdorbene Text hat zu Conjecturen genöthigt, die hiernach angegeben ſind.

Str. 1, Z. 1: faſnacht. Z. 3: hatt. Z. 7: ſo koſte' wol me'. Z. 8: dann vier halbe pfund. Str. 2, Z. 3: mynniklich. Z. 4: hatt gemacht. Z. 8: kytel. Str. 3, Z. 1: zwillich, ſchne. Z. 2: m. vier faltnn. Z. 3: thue, me'. Z. 4: Zwo newe' plab hoſnn machnn. Z. 6: laſſenn machnn; Schmeller III, 181: „ſeuen, ſeuwen, ſiuwen, (ä. Sp.) nähen, lat. suere." Z. 7: rott. Z. 8: der iſt pl. Str. 4, Z. 1: ſchünē. Z. 2: pindnn. Z. 5: der mit hohe' tryt. Z. 6: vgl. Schmeller I, 246: „brechen ſich nach einem Ding, affectare et affectari. Avent. Gramm." u. ſ. w. Z. 7: ſtett, m. kr. gar woll. Str. 5, Z. 1. 2 lauten: So tryt ich deſte' frewe' dort he', dort her jn meinē peſteñ; über die Conj. „fetzen" ſ. Schmeller I, 580: „Der Fetzen (Fetz'n), 1) ein ab- oder zugeſchnittenes Stück, beſonders von Tuch, Leinwand u. dgl.; im Ries ſind Fetzen Kleider überhaupt: Suntings-Fetze, Alltags-Fetze (vgl. faßen, alt. vazzen, bekleiden)." Z. 3: pl. ſtrich, Mone verbeſſert: „ger," vgl. Schmeller II, 62. Hoffmanns Fundgr. I, 372 a: gêren? Z. 4: erbel, Ärmel; fecznn laſſenn. Z. 5: einē rotnn ſtr.; das Fehlende etwa: „gantz ſeuberlich"? Z. 7: ſy den', ſtett. Str. 6, Z. 1: trew, frew. Z. 2: thuet. Z. 3: czwen nyd' ſchuch; über Niderſchuh und Stifel (Str. 7) ſ. Schmeller III, 341. 618. Z. 4: peſtend. Z. 6: peſtelen. Z. 7: lindt. Z. 8: peſte, fur, geſellnn; Schmeller III, 597: (beſtên) „gelten, in Werth ſtehen." (Vgl. Z. 4.) Ebd. 228: „Im O.L. gilt Geſell für Burſche, beſonders für den Liebhaber eines Mädchens." Str. 7, Z. 1: fur dingt. Z. 3: vill. Z. 4: frycznn hanē feder; über die Hahnenfeder ſ. Schmeller II, 198. III, 562. Z. 5: ſo weyß doch. Z. 6: alle pald ich mag gleichnn. Z. 7: kann. Z. 8: nucz auff ſtr.; Schmeller II, 664: „Der Mutz, der Putz."

Zu Str. 3, Z. 2 vgl. das Lied: „Iſt doch in allen Landen" u. ſ. w. (in meiner Samml. fl. Bl. S. 544):

Taffethoſenbender dergleichen,
Roſen daran gemacht,
das zimpt Edlen und Reichen,
ſo wil der Arm auch han ſein Pracht.

Dagegen auch in dem Gedichte vom Fürwitz der Welt: „Was newes nun vor handen“ u. ſ. w. (Anm. zum Heſelloher), Str. 8:

mit vil und hochen ſalten
reit reck zuo halben knü u. ſ. w.

Zu Str. 5, Z. 3 vgl. Caſparſons Wilhelm von Orleans I, 49:

Mit ermeln ein gruone achmardi,
darundir phellil von Arabi,
mit flize wol geſorniret
und ouch mit borden wol geziret,
vil perlen uf den orten lag.

Heſelloher.

(249) Aus einer Münchner Handſchrift von Hunds bairiſchem Stammbuch Thl. III, nach Schmellers Abſchrift. Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 129: „Ein Lied von den vppigen Bawren.“

Das beſagte Stammbuch gibt über den Dichter des Liedes und ſein Geſchlecht folgende Nachrichten, die ich gleichfalls Schmellers abſchriftlicher Mittheilung verdanke: „Niclas H. [Heſeloher], Richter zu Wolfratshauſen 1418. Er war auch der Herzoge Ernſt und Wilhelm Zolner zu München 1423. Uxor: Margaretha. Söhne: Andre, Pfleger zu Päl, und Hans, Landrichter daſelbſt 1471 [?]. Die Pflege war den beiden Brüdern von Herzog Johann und Sigmund ſamt dem Ungeld auf Lebenszeit verſchrieben worden im J. 1460, der getreuen Dienſte halb, die dieſe Heſeloher den Herzogen und dem Vater und Ahnherrn derſelben geleiſtet. Sie hatten einen gefreiten Sitz zu Päl.

Anno 1470 Hans Heſeloher, Pfleger zu Päl.

Anno 1470 Andre „ auch Pfleger zu Päl.

Hans Heſeloer hat vil ſchoner teutſcher lacherlicher und artlicher lieder gedicht, als unter andern von ainer pauren hochzeit und gefächt, facht an: Von uppiglichen dingen ſo well wirs heben an. Item auch ain lied von ime ſelbs, anfahent: Hänſel Heſeloher, wie lang wilt leppiſch ſein.“

Nach der Ausgabe jenes dritten Theils in von Freybergs Sammlung hiſtoriſcher Schriften und Urkunden III, 379 folgt noch: Item einer Jungfrau von Holnſtein zu Ehren.“ (S. auch Muſeum für altdeutſche Litteratur I, 176. 571. Hormayr, Taſchenbuch 1831.)

Der Text im Frankfurter Liederbuche von 1584, alſo ein Jahrhundert nach Abfaſſung des Liedes gedruckt, hat dieſelbe Zahl und Anordnung der Strophen, zeigt aber ſo viele und bedeutende Abweichungen von dem in der bairiſchen Handſchrift enthaltenen, daß er nicht mit dem letztern vermengt werden darf und nur an wenigen Stellen zu deſſen Bereinigung dienen kann.

Str. 1, Z. 1: Schmeller I, 89: „üppig adj. In der ä. Sp. kommt es in der Bedeutung nichtig, leer, unnütz, müßig vor.“ Z. 7: Ebd. III, 542: „ſchwanzen, müßig oder ſtutzerhaft einhergehen, ſpazieren, ſtolzieren (eigentlich wol: den Leib auf nachläßige oder aber gezierte Weiſe ſchwanken laſſen u. ſ. w.).“ Z. 9: glat von ſtat, d. h. flink vorwärts, vgl. Ebd. III, 666 u. Z. 11: Ebd. III, 48: „gerad (ä. Sp.), hurtig, behende, gewandt, tüchtig.“ 49: „Margreth N. ein gar ſchöne gerade Junckfraw. Hund. St. B. II, 288.“ Z. 13: Ebd. I, 502: „treten, ä. Sp. tanzen.“ Str. 2, Z. 4: Ebd. I, 64: „ainer, e, ß, als für ſich, ohne nachfolgendes Subſtantiv ſtehendes Wort, ſowohl unus als ullus, aliquis, quidam.“ Z. 5: bekummen, begegnen, ſonſt mit dem Acc. Ebd. II, 298. Triſtan 7117. Z. 8: vgl. Schmeller II, 98 ob.; die tummen, die Unbeſonnenen, Vermeſſenen (Schmeller I, 372); Frankf. nach art vnd weiß der thummen. Z. 9. 10: ſcheinen zu beſagen: ihn brachte die Unbequemlichkeit des Gedränges ſo weit. Z. 11: gach, subst. Eile, Haſt, vgl. Ebd. II, 28. Z. 13: verſchmach(t), „Tanzen het ich“ u. ſ. w., Str. 1: verſmacht im Reim auf macht (mochte); im Baurenkn. v. Straubing reimen: gleich, weicht, ſtreicht. Ebd. III, 467: „verſchmähen Einem oder Einen, ihn ſchlecht, geringfügig, geringſchätzig dünken.“ Str. 3, Z. 2: Ebd. I, 566: „Die Fart, fig. (ä. Sp.) das Mal (vicis u. ſ. w.)“. Z. 3: zwayen, entzweien (Ebd. IV, 298). Z. 6: gefar; mit gefär, gefär, mit Abſicht, Ebd. I, 550. Z. 9: er wär mit laub; m. l., salva venia, vgl. Ebd. II, 410. Z. 10: Ebd. III, 493: „ſchnopfezen, ſchnupfezen, ſchluchzen, beſonders wie Kinder nach dem Weinen“ u. ſ. w. 494: ſnopficzer als Schimpfwort; Frkf. ein Doderer. Z. 11: ſoliche, ſolichs? Z. 12: Ebd. I, 489: „Der Troll (Nürnb. Hſl.), grober, ſtarker Kerl.“ Z. 13: nach der ſchwer, nach dem Blei, ſenkrecht, ſchnurgerade nieder. Str. 4, Z. 3: ein freies ſcheffl, ein tüchtiges Maß, Ebd. III, 326 f., vgl. I, 606 u. Z. 4: das, Frkf. deß; Ebd. I, 414: „der Verdrieß, ä. Sp. Verdruß.“ Z. 6: Ebd. II, 469: „lainen, verb. act. u. neutr. wie hchd. lehnen.“ Str. 5, Z. 3: Ebd. III, 158: „retten, etwas, es abwehren, dagegen Hilfe verſchaffen. Den Brand, daß Feur u. ſ. w. retten, löſchen“ u. ſ. w. Bei Raufhandeln retten, abretten, abwehren. Cod. Crim. v. 1751 u. ſ. w. Z. 5: köppiſch; Frkf. köppiſch; Stalder II. 122: „köpfig, köpfiſch, adj. u. adv., ſeinen eigenen Kopf habend, ſtarrköpfig“ u. ſ. w. Z. 8: Schmeller II, 659: „Mätz (ä. Sp.), weiblicher Taufname u. ſ. w. Um Straubing iſt Matze-l ein Liebkoſungswort gegen Mädchen.“ Z. 12: tratzen; Schmeller I, 504: „trätzen (tratzn, verb. act.), Einen, ihn necken, unwillig oder zornig machen u. ſ. w., tratzen, dretzen, lacesso, irrito, Avent. Gramm.“: Frkf. eh er ſich lang leßt zetzen. Ebd. IV, 297. Str. 6, Z. 4: Ebd. I, 485: „vertragen, Einem etwas, es ihm hingeben laſſen, vergeben, verzeihen.“ Z. 13: dafur. Ebd. I, 256: „Der Breijen, gewöhnlich zuſammengezogen Brein u. ſ. w., der Brei,“ beſonders Hirsbrei. Str. 7, Z. 1: uppigen zorn, Fr. zoren. Z. 3: rumorn, Fr. rumoren. Z. 8: auf dein ſchnallen, Fr. auff die ſchnalle. Z. 9: Fr. nicht lind, etwa: „unlind“? Z. 10: Fr. daß du wirſt blind. Z. 12: knallen, Fr. hör auff vnd nimmer kalle, Schmeller II, 288: „kallen, bellen, verächtlich: ſprechen.“ Str. 8, Z. 1: ſcharmizeln, Fr. Scharmützeln, vgl. Ebd. III, 402. Z. 3: Ebd. II, 356: „Der Klamperer, Klampferer (ſalzb.), Blechſchmid, Klempner.“ Z. 7: Ebd. III, 140: „rèſch (réſch), adj. und adv., raſch, lebhaft, heftig.“ Z. 10: Fr. was frutig ſey. Z. 12: Ebd. I, 239: „blaſchen, bleſchen (O. Pf.), ſchlagen, fallen, daß es ſchallt u. ſ. w., ins Waſſer ſchlagen, daß es bläſcht.“ Z. 13: Fr. daß bletzet. Ebd. I, 460: „tuſchen, mit dumpfem Klatſchlaute ertönen, erſchallen.“ Str. 9, Z. 1: Schmeller IV, 34 u, f. Z. 2: unſere. Z. 5: uber winzig ſ. Ebd. IV, 120; Gredl. Z. 6: Ebd. I, 369: „Das Gedäm erhall in Himel,“ strepitus armorum ad cœlum ferri (cœpit), D. v. Plieningen Jugurtha, Cap. 60. „Ein ſolches Geſchrei und Thäm“ Gem. Reg. Chr. III, 574 ad 1476.“ Z. 7: wedl, vgl. Ebd. IV, 21 bis 23. Z. 9: ämb? Baſe, amita? Z. 12 defect. Dieſe Str. 9 iſt im Frankf. Liederb. die am ſtärkſten veränderte.

Ein Weib fieng an gar ſehre
Waffen zu ſchreyen an
weh heut vnd jmmer mehre
Wo iſt doch vnſer Mann
da ſprach das kleine Gredel
dort ligt er in der noth
vnd hat ein Loch im ſchedel
gehackt im böſen Wedel
ach Gott nit lat
bringt vor ſeim todt
vom Becken drat
ein neuw gebachen Flädel
ſein krafft er wider hat.

Str. 10, Z. 1: Schmeller I, 621: „fruetig, munter, hurtig, unverdroſſen, ausrichtſam. Frutig, navus, strenuus, sedulus, Prompt. v. 1618.“ Z. 5: Ebend. III, 67. 408: „Den Rigel ſchießen, fürſchießen, den Riegel vorſchieben. Fig.: ein Hindernis bereiten.“ Z. 7: bunden? vgl. Str. 3, Z. 8. — Z. 8: Ebd. III, 510. Str. 11, Z. 8: das bl.; es wird des heißen müſſen (über tragen mit dem Gen. ſ. d. Gramm. IV, 648. 961) und der Sinn der ſein: der vierte trug blaue Mäler davon; Frkf. der dritt trug viel der blawen. Z. 13: Schmeller II, 132: „verheien etwas (ſchwäb.), es verderben, zerbrechen.“ Schmid 269. Str. 12, Z. 4: da mit; Schmeller IV, 204. Z. 9: bei bund? bei Strafe, gebunden, gefeſſelt zu werden; Suchenwirt XXIV, 295 (S. 79):

Di hie ir trew prechen
An der Minne, den werd chunt
Der ſchanden ſloz und auch ir punt u. ſ. w.

Z. 12: Schmeller I, 428: „Das Taiding, Tading, Teiding u. ſ. w., ä. Sp. die Anberaumung eines Tages zu einer, beſonders gerichtlichen Verhandlung, die „Tagsfahrt;“ die Verhandlung, Gerichtshandlung; der Vertrag.“ Z. 13: bei 60 und 10 pfund. Str. 13, Z. 4: Ebend. I, 36: „aigentlich, adv., ä. Sp. genau. Z. 5: Ebd. II, 585: „mainen, 1) wie hchd. meinen; 2) wünſchen, gerne haben, lieb haben.“ Z. 7: Ebd. IV, 145: „werden mit dem Infinitiv, als Bezeichnung des Futurs in der ä. Spr. noch nicht gewöhnlich; auch ſpäter noch hieß ich wird z. B. tanzen, ſingen neben ich ward tanzen, ſingen, ich fange, fieng an zu tanzen u. ſ. w., je vais, j'allais danser.“ Z. 8: Fr. kein güten. Ebd. II, 87: „güten (wirzb.), zur Güte, zum Vergleich rathen.“ Z. 11: unter welchen Umſtänden und zu welcher Zeit des Jahrs es auch ſei. Z. 12: blueten, Schmeller I, 241: „blüeten (blüatn), bluten.“ Z. 13: mueſſe, vgl. d. Gramm. I, 962 u.; Fr. er müßt in laſſen Haar.

Vgl. auch Liederſaal II, 473 ff. Das Wammas. (Öſtreichiſche Volkslieder 158. Meinert 144.) Anzeiger 1832, Sp. 212.

Eine handſchriftliche Liederſammlung des 15ten Jahrhunderts auf der Münchner Bibliothek (Cod. germ. 379, Papier, 4°., nach Hrn. Franz Pfeiffers Bemerkung „vom Jahre 1454“) enthält weitere Lieder des Heſſelohers:

Blatt 157 b: Wes ſol ich beginnen u. ſ. w., 20 Strophen. Beſchreibung eines Gätlings, ländlichen Zierbengels, und ſeiner Bewerbungen um Gredel, z. B. Strophe 6:

Sein kappen die hat zotten gnug,
dar auf ſetzt er ein preiten huot,[1]
das meſſer im um die peine ſchlueg,

---

[1] Str. 12: in ſeinem hohen huot u. ſ. w.

und wär die kirch nit hoch genuog,
ſo ſtieß er oben an,
der ſelbe edel man.

(Ein Seitenſtück hiezu giebt „der Pluderhoſet Landtßknecht“ auf einem fl. Bl. der Zürcher Bibliothek:

Schaw! bin ich nit ein waidlich knecht?
Wie ſeind mein hoſen mir ſo grecht!
Sie ligen mir glatt umb mein bein,
Wie die kirch ligt umb den tawſſtein u. ſ. w.)

Der Dichter nennt ſich Strophe 18:

Mich kom ein ſchone gar ubel an:
„ſy, Eſſellocher! es ſtat nit ſchon,
daß du dich ſelbs ſingſt daran.“
Ach liebe, zarte, ich habs geton.
vergün mir nur der weil,
daß ichs nit übereil!

Blatt 159 b:

Tanzen het ich mich vermeßen,
da man den Heſſeloher ſprang,
und ob ich ſein hiet vergeſſen,
meins herzen gir mich darzuo zwang,
wann ich ſein nit gelaſſen mocht.
An zwo kam ich in gruonem kleid,
das waren hoff junkfrawen,
ſy habend mir den tanz verſelt;
ich hiet ins nit getrauen,
daß ich in alſo verſmacht.

Ir zopf het ſy auf gepunden ſchon;
ich wand, es wär die ſelbig Ell,
da ich vor oft mit tanzet han
auf dem Kirchtag ze Pel.
Irs adels het ich vergeſſen u. ſ. w. (3 Strophen.)

Auch im vorigen Liede, Str. 20, iſt geſagt: „Ey ſchone Ell pind auf den zopf“ u. ſ. w. Iſt unter dieſem Namen etwa die „Jungfrau von Holnſtein“ bei Hund verborgen?

Blatt 161: Eſzellocher von dem pawren knecht zû Strawing.

Mir iſt geſagt von einem gatten,
wie er an dem tanz künn watten u. ſ. w.

Wieder ein Gemälde eines ſtutzerhaſten und kampfgerüſteten „rewtling.“ Schluß:

Und der ſelbig eſel zwingt,
daß man ein liedlein von im ſingt,
das wol auf ſeiner geigen klingt,
das haben dank die raben.
der ſelbig pawr der iſt ſo reß,
mit tanzen iſt er alſo gemeß,
als het dar in gedroſchen. [?]

In einer gleichfalls von Schmeller mitgetheilten Stelle aus „Ulrich Fürterers Epilog zu den Rittergedichten, Cod. germ. monac. 247, Blatt 181b“ wird Andre Heſeloher, wie bei Hund der eine Bruder heißt, als Dichter gerühmt:

Eur gnad den mangen findet,
das ich red ungenött,
der ſichs auch underwindet,
daß ich ſcham kunſt halb ſten vor im gerött;
Jorg von Eiſenhoven iſt der eine
und Andre Heſeloher,
fürwar, der ticht an kunſten iſt nicht kleine.

(Vgl. Muſeum für altdeutſche Litteratur I, 160 ſ. 176.) Doch paſſen die bisher angeführten Stücke ſo gut zuſammen, daß nicht wol zweierlei Verfaſſer anzunehmen ſind.

Was für eine Tanzweiſe mit den Worten „da man den Heſſeloher ſprang“ gemeint ſei, erhellt zwar nicht, doch hat das Lied „Von üppiglichen dingen“ u. ſ. w. nach Ton und Inhalt am meiſten und längſten nachgewirkt. Dasſelbe ward, wozu eben dieſe Anfangsworte einluden, beſonders zu Straf- und Spottgedichten verwendet, wie die nachverzeichneten Beiſpiele darthun werden.

Ein Lied auf die Peſt [1], eine Art von Todtentanz, in der Heidelberger Papier-Handſchrift 109, als deren Schreiber wiederholt Simprecht Kröll, Weber und Burger zu Augſpurg, mit der Jahrzahl 1516, ſich nennt (Wilken, Geſchichte u. ſ. w. der heidelbergiſchen Bücherſammlungen S. 345 ſ.), Blatt 138b:

Von üppigklichen dingen, geiſtlichen zu ſingen.
Von wunderlichen dingen
ſo will ich heben an,

---

[1] Mone, Anzeiger 1838, Sp. 366 meint: „Von der Modekrankheit.“

die uns groß kumer bringen,
als ich vernomen han,
von einem argen danze,
den gott verhenget hat.
der thut woll umb her ſchwanzen,
manicher tregt einen kranze
mit zapfen lang,
thut uns groß zwang.
der danz wert lang,
manicher muß an den tanze,
der rei wirt im zu lang.

Zum tanze komment vile
und doch nit gar umb ſuſt,
es iſt nit ganz ir wille,
ſtößt manchen an ſein bruſt
mit warzen, plattern u. ſ. w.

Auch in Strophe 3:

er (Gott) ſchlecht uns alſo geſchwinde
mit warzen und geſchwer.

Eine ſpätere Strophe beginnt:

erſt hebt ſich ein groß klage,
auf funfzechen hundert jar u. ſ. w.

Auch kommt die Stelle vor:

Maria behüt uns vor ſchande u. ſ. w.

(In derſelben Handſchrift 109, Blatt 129: „ain newes lied von den faulen hawſſmayden, in dem thon: von vppigklichen dingen ſo will ichs heben an.“ 12 Strophen, gedichtet von „Mathias Wurgenbock von Gretz.“ Mone, Anzeiger 1838, Sp. 385.)

Einzelnes Geſätz eines Spottliedes auf Murner, als Theilnehmer an dem Religionsgeſpräche zu Baden, das im Mai 1526 ſtatt fand, in G. Forſters friſchen Liedlein Thl. II, Nr. 56 (Ten. Nürnb. 1565. Baſſ. ebd. 1553), componiert von Matth. Greyter:

Von uppigklichen dingen
ſo wil ichs heben an,
ein abentheur zu ſingen,
die ich erfaren han
von einer graen katzen

nit ſer im oberland.
Zu Baden kunt ſie ſchwatzen,
ia auf der diſputatzen,
  iſt wol bekant
  im graen gwand,
  iſt ir ein ſchand;
all welt kan ſie wol ſatzen,
Murmaun iſt ſie genant.

Zeile 3 ſtimmt mit dem Texte des Tanzliedes im Frankfurter Liederbuch von 1584, wo dieſelbe gleichfalls lautet:

ein abentheuwr zu ſingen.

(Über andre Lieder von der Diſputation zu Baden ſ. Grüneiſens Nicl. Manuel 216 bis 220. 408 bis 422. [Vgl. Schriften II, S. 507. 508. H.])

Fl. Bl. auf der Frankfurter Stadtbibliothek, ein halber Bogen kl. 8. „New zeitung vnd ſpigel aller Gaiſtlichkait, wie Sie vtz iſt, vnd ſein ſol, wa nit im weſen doch im gegenthail. Geſtellt zuſingen auff die Melodey, Von vppigklichen dingen. M. D. XXXIX.“ 17 Strophen. Die erſte:

Groß freud zwingt mich, zu ſingen
diß chriſtlich ſchön gedicht
von wunderlichen dingen,
itzt kommen an das liecht
auß Rom und allen landen,
wa geiſtlicheit mag ſein;
kein geiz iſt mehr vorhanden,
ſie hüten ſich vor ſchanden
und allem böſem ſchein.

Die Weiſe iſt in dieſem ſatiriſchen Liede um mehrere Zeilen abgekürzt.

Fl. Bl. o. O. u. J. (vermuthlich: Baſel bei Apiarius zwiſchen 1560 und 1570), ein halber Bogen kl. 8. „Ein hüpſch Neüw Lied, Von der Narren kappen, Im thon, Vonn üppiglichen dingen, u. ſ. w. gar luſtig zů ſingen.“ 20 Strophen. Erſte:

Ir herren, wend ihr ſchweigen
und hören ein faßnacht ſpil?
merkt von den ſchönen weiben
und wie ſie ſtecken ein zil,
wann ſie der buolſchaft pflegen!

ſie greifens weislich an,
ſchupfen manchen künen degen,
und wann er iſt erlegen,
ſein täſch muoß vor daran.

Gleiche Abkürzung der Weiſe wie im vorigen Liede. Die Narrenkappe wird den Bulern aus allen Ständen geſchenkt.

Druckblatt in Folio, o. O. u. J., auf der Berliner Bibliothek, durch Ph. Wackernagel abſchriftlich mitgetheilt: „Ain news gedicht von firwicz der welt." 18 Strophen. Erſte:

Was newes nun vor handen
und vor geweſen nie,
was mäniklich möcht anden,
das ſei zuo hören hie
in diſem lied vernomen,
wie es iezund ergat,
war zuo es nun ſei komen!
das volk hochtewtſcher zungen
praucht auß ländiſch parat,
red, weſen, ſchuoch und waht.

Der Inhalt des Liedes iſt durch dieſen Eingang bezeichnet. Auf das Lied „Von üppiglichen dingen" u. ſ. w. iſt zwar nicht ausdrücklich Bezug genommen, doch iſt deſſen Weiſe auch hier wieder, nur etwas anders als in den vorigen Stücken, zugeſchnitten.

„Ein neues Liedt von der Rebelliſchen Paurn krieg [in Öſterreich unter der Enns] u. ſ. w. In than wie man ſingt von einer faullen Diern da wil ichs heben an. 1597." Aus einer gleichzeitigen Handſchrift in Karajans Frühlingsgabe, 1839, S. 53 ff. Die vollſtändige 13zeilige Weiſe des Heſſelohers.

Jacobs und Ukert, Beiträge zur ältern Litteratur II, 202.

Buttermilch.

(251) Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 232. Fl. Bl., Baſel bei Johann Schröter, 1612: „Ein ander ſchimpfflich Lied." Wunderhorn II, 435: „Altfliegendes Blatt. Straßburg bei Jakob Frölich. 1500 bis 1550."

Auch in Haxthauſens Liederhandſchrift, woraus Mone im Anzeiger 1838, Sp. 85, abweichende Lesarten vom Texte des Wunderhorns angiebt.

Str. 1, Z. 5: Harth. abgeſchaumte; Schmeller I, 531: „ſaimen, 1) ſchäumen; 2) den Schaum wegnehmen, wegfaſſen. In dieſer Bedeutung iſt jedoch gewöhnlicher das Compoſitum abſaimen.“ Z. 6: Harth. milre; mylty kommt nur hier einmal auf dem fl. Bl. von 1612 vor, ſonſt immer und überall mylry, milry, daher jenes eine Buchſtabenverwechslung ſein kann, doch würden zweierlei Melkkuhnamen gut paſſen (vgl. Schmeller II, 274). Str. 2, Z. 2: Frkf. troff. Baſ. traff, Wdb. traf ihn das in die. Str. 4, Z. 2: Harth. d. B. wolde noch beßer werden. Str. 5, Z. 2: Frkf. u. Baſ. d. b. welt noch beſſer wern; Harth. Z. 1 u. 2: gute fiſche und heringe. B. lag im ſtets im Sinne. Wdb.:

Man bracht ihm her gut Häring friſch,
Die Buttermilch war ihm ein beſſer Fiſch.

In dem Lied „Es wolt ein Pauer hochzeit han“ u. ſ. w., wovon ein Bruchſtück in „Otth Siegfriden Harniſch, Newe Auserleſene Teutſche Lieder u. ſ. w., Helmſtadt 1588.“ Nr. 12 heißt es in Strophe 2:

Sie ſatztn im für den Habern Brei,
den ſauren Wein,
die Buttermilch ſtund nah darbei.

Schütze, Holſteiniſches Idiotikon 143.

Neſſelkranz.

(252) A. Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 9. Str. 1 in 115 guter newer Liedlein, Nürmberg 1544, Nr. 24 (componiert von Lud. Senffl).

Str. 1, Z. 1: O Bauren Knecht, Nürnb. Sie (Reg. Sive) Baurenknecht laß mir die roſen ſtan. Z. 2: ſeyn, ſein. Z. 3: Neſſeln kraut, Nürnb. neſſelkraut. Str. 3, Z. 4: mehr.

B. Niederdeutſches Liederbuch Nr. 42.

Str. 2, Z. 3: hebbe.

Roſengarten 208 f. (v. d. Hagen, deutſche Gedichte des Mittelalters II):

Ir möhtent lieber hie heimen ein kranz ûz neſſen getragen,
den da zuo Burgent riche di liechten rôſen rôt.

Lied: „Der mon der ſteht am höchſten“ u. ſ. w. (Nr. 86) Str. 3:

Mancher geht zu ſeim bulen
bei liechtes monen ſchein,
was gibt ſie im zu lone?
ein roſenkrenzelein,
iſt grüner dann der klê;

ich muß mich von dir ſcheiden,
tut meinem herzen weh.

Variante:

von roſen ein krenzelein,
wenn das iſt griener denn das gras u. ſ. w.

Heidelberger Handſchrift 343, Blatt 136:

von roſen ein krenzelein,
das gruenet ſich recht wie der wald u. ſ. w.

Ein Roſenkränzlein, grüner als der Klee, als das Gras, ſich grünend wie der Wald, iſt doch wohl nicht beſſer als ein Neſſelkranz. Vgl. das Lied vom Kartenſpiel der Liebe: „Des ſpilens ich gar kein glück nit han“ u. ſ. w. (Forſters friſche Liedlein I, Nr. 89), wo in Strophe 2 geſagt wird:

Ein blat von gras das deutet, daß
ſie mir kein gmüt wil tragen u. ſ. w.

S. noch Anmerkung zu „Wurzgärtlein“ (Nr. 51): über den Strohkranz.

Goldſchmieds Töchterlein.

(253) Niederdeutſches Liederbuch Nr. 131. Zwiſchen Strophe 2 und 3 ſtehen ſechs weitere, zwar in gleicher Versweiſe, aber ein Liebeslied für ſich ausmachend.

Str. 1, Z. 1: Goldtſchmedes. Z. 2: Sön, ya Sön, ya Sön. Str. 2, Z. 1: Wiſche. Z. 2: ſtvch. Z. 5: thuo.

Bruchſtück eines fl. Bl. vom Eingang des 17ten Jahrhunderts [1]:

Ei Roſs und Wagen hab ich nicht,
Denn ein Bettlers Sack.
Kan ich euch damit helfen,
So hengt ihn an den Hals!
Feins Mägdign, ſo habt ihr als.

Den Bettlers Sack den wil ich nicht,
Ich ſei keins Bettlers Kind,
Ich ſei des Goldſchmieds Tochter
Zu Cölln wol an dem Rhein,
Feins Knäbichn beim külen Wein!

---

[1] Antwerpener Liedekensboeck von 1544, Nr. 31. Thottiſche Handſchrift 779, Bl. 68 b f.

Seiſt du des Goldſchmieds Tochter,
Bin ich des Bawrmans Sohn;
Die Kleider und die ihr traget,
Die muſſen verſchlemmet ſein,
Feins Mägdlein, beim külen Wein.

Verſchlemmeſt du denn mein Kleider,
Mein Silber und auch rot Gold,
So wil ich von dir ſcheiden
Und ſcheiden ſo brüderlich ab,
Landsknächtign, ich ziehe fortan.

Wer iſt, der uns diß Liedlein ſang,
Frei wol geſungen hat?
Das habn gethan drei Boßmans Jungen
Zu Cölln wol an dem Rhein,
Feins Mägdlein, beim külen Wein.

Es haben darbei geſeſſen
Drei zarte Jungfräwlein,
Die ein die hieß Margreta,
Die ander ſchön Ilſelein,
Die dritte wil ich nicht nennen,
Sie ſoll die Liebſte ſein,
Feins Mägdlein, beim külen Wein.

Fl. Bl., Straubing, bei Andre Sommer:

Seit ir des Fiſchers Töchterlein
Dort niden an dem See, ei ja See,
So ſolt ir mir verheißen,
Mich znemen zu der Ehe,
Eh noch der Herbſt vergeh, ei ja geh u. ſ. w.

Ihr gfallt mir auß der Maßen wol.
Ziecht ihr mit mir darvon, ei darvon!
Legt ewer beſte Kleider an,
Sprecht, ihr wolt zum Tanze gahn,
Und ziecht mit mir darvon, ei darvon!

Das Mäidlein ſprach: ich thets wohl gern
Und ſchlags nicht geren ab, ei ja ab.

Ich wil zuvor mein Mutter fragn;
Räth ſie mirs, ſo wil ichs gleich wagn,
So bleib ich ungeſchlagn, ei geſchlagn.

Sie fragt die Mutter, wird aber von dieſer ſo übel zugerichtet, „daß ſie auf Böhmiſch ſang,“ läßt ſich dann von dem Geſellen, der ein Zimmermann aus der Stadt iſt, ins Ungerland führen, von wo ſie mishandelt zurückkehrt:

Und da das Mäidlein heime kam,
Da weinet es gar ſehr, ei ja ſehr,
Verzehrt waren die Kleider,
Verloren war die Ehr,
Bekam ſie nimmermehr, ei ja mehr.

Wer iſt, der uns das Liedlein ſang,
Von newem gſungen hat, ei ja hat?
Das hat gethan ein Fiſcher,
Ein junger und ein friſcher,
Zu Dienſt dem Fiſchermägdelein, ei ja kein. (12 Strophen.)

In einem Liede bei Meinert 189, wo der Entführer ein Reiter iſt, fehlt auch die Strophe nicht:

Dun aus dam Land do zih' ich ni,
Ich wil mai Mutter erſt frege,
Wos ſi mir fir a'n Roth wied gan;
Geer keindlich wiel ich's wege.

S. auch „Roſenbrechen“, A (Nr. 22), und „Wäſcherin“ (Nr. 110). Vgl. Wunderhorn I. 189 u. Man. II, 208 b, 3 f. (Kol von Niuſſen): „einen ſmalen ſtic.“

Liederſaal III, 400 (Von Metzen Hochzit):

V. 36 Do ſprach Rudung: „Metze, gich!
Wiltu Bärſchin zer e?
Si ſwaig, er vraget aber me.
Si ſprach: „Ja, haiſt mich min muotter.“
Do ſprach Rudung: „Si entuot dir
Nüt dar umb, gelobe mir!“ (Diutiska II, 79.)

(Vgl. Nibelunge, Lachmann, Str. 566. 567. 1622. 1623.)

Mone, Anzeiger 1837, Sp. 170: „In einer Tübinger Incunabel ſteht folgende Brautwerbung als Federprobe des 16ten Jahrhunderts:

Bridlin, gehaiß mir die ew:
retſtu me [ia], ſo iſt es ain ew,
ſprichſtu nain, ſo wiltu es tuon,
ſwigeſtu dan ſtill[e],
ſo iſt es din will[e].

Selbſt der unentſchloſſene Ritter in der ſpaniſchen Romanze, Böhl I. 254 (Grimm 259): „iré yo á tomar consejo de una madre que tenia.“ [Vgl. oben S. 112. H.] Börner, Volksſagen aus dem Orlagau 98 ob.

Des Goldſchmieds Töchterlein gilt auch ſonſt in den Liedern für ein beſondres Juweel. Es iſt die adliche Roſenblume, um die Hinrich und ſeine Brüder ihre Hälſe wagen (Nr. 128). Ein Lied im Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 65, von einem zarten Jungfräulein, das keinen Kaufmann, ſondern einen Studenten heirathen will, ſchließt mit folgender Strophe:

Die uns diß Liedlein new geſang,
eines Goltſchmidts Tochter iſt ſie genant,
ſie hats ſo wol geſungen;
ſie hett die Studenten in großer Acht,
alle gute Geſellen doch unveracht,
und iſt ir wol gelungen.

[Vgl. auch Uhlands Gedicht „Des Goldſchmieds Töchterlein.“ H.]

Hänslein.

(255) Niederdeutſches Liederbuch Nr. 121.

Str. 4, Z. 1: Brem.-niederſ. Wörterb. III, 150: „Meſs, Miſt, Dünger.“ „Meſſen, 1) miſten, den Acker düngen; 2) den Miſt aus dem Stalle werfen.“ Str. 7, Z. 1: engl. to shade, bergen, ſchützen.

Der Reim lyden: wyden (Str. 6) lautet niederdeutſch.

Vgl. Fichard III, 269: „Eyn ſuberlichs lytlin von eynem dinſtknecht.“ Anfang:

Sag mir, Henslin, trut geſell!
Warumb wilt du von dannen u. ſ. w.

Forſter, friſche Liedlein V, Ten. 1556, Nr. 34 (L. S.):

Es was eins bauren töchterlein, :|:
wolt gerſten auf binden,
do ſtachen ſie die diſtel

wol in die finger,
in die finger, wol in die finger,
ho ſcho heia ho,
wol in die finger, das ho ſcho heia ho.

Ebd. II, Ten. 1565 (Baſſ. 1553), Nr. 73 (S. Zyrlerus):

Ach junkfraw, wolt ir mit mir gan?
oder wolt [wölt] ir mit mir reiten?
ſo kauf ich euch [dir] ein ſichelein,
vorm Schwarzwald muſtu [müſt ir] ſchneiden, ja ſchneiden.

[Vgl. oben S. 28. 29. H.]

Ebd. II, Nr. 45 (L. Senfl):

Im meien, im meien
hört man die hanen kreen,
frew dich, du ſchöns brauns megetlein!
hilf mir den habern ſeen u. ſ. w.

Auch bei Orlando di Laſſus, Newe Teutſche Liedlein, München 1569, Nr. 11. Im abſchriftlichen Tenor von 1567 (1576?) krayen, ſeyen; Baſſ. kraien, ſeien.

Wie die Bauernlieder überhaupt, ſo waren beſonders auch die Erntelieder nach altem Herkommen nicht immer „ſäuberliche.“ Zwei von Hadloub, MS. II, 192: „Es gêt nu in die erne“ u. ſ. w., 195 b f.: „Swem ze muote“ u. ſ. w. Hier beginnt:

In der erne pſligt man gerne
Fröide und wilder ſinne,
Wan dâ huote iſt nit ze vil u. ſ. w.

Fichard III, 249: „Eyn ſuberlich lytlin von der ern.“ Stuttgarter Bibliothek, Cod. Theol. et Philos. 4^{0}. Nr. 190, Bl. 80 a u.: „ernbůlen“ u. ſ. w.

Gretlein.

(256) A. G. Forſters friſche Liedlein III, Ten. 1549. 1563, Nr. 66 (Comp. G. Othmayr). IV, Ten. 1556, Nr. 16 (Comp. J. V. B.). In III, Alt. 1549, Nr. 66. III, Baſſ. 1552, Nr. 66 und IV, Baſſ. 1556, Nr. 16 je nur die erſte Strophe.

Str. 1, Z. 1: B. (1549. 1552. 1563) meidlein; B. Gretlein. Str. 3, Z. 1: hande. Z. 3: B. fürt ſie. Str. 4, Z. 4: B. verſchlembt. Str. 5,

Z. 4: floß überall. Str. 6, Z. 2: redeſt. Z. 3: außfüreſt. Str. 7, Z. 4: B. (1549. 1563) bettlein, betlein. Str. 8, Z. 1: B. liebes. Z. 4: B. rewt. Str. 9, Z. 1: B. (1549) rewet. Z. 4: B. (1549) die mir werdn, (1563) die mir werden.

B. [Niederdeutſches Liederbuch Nr. 64. Vgl. Volkslieder S. 1027. H.] Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 8 (S. 149 u., f.). Dieſer abgekürzte Text ſtimmt ſonſt mehr mit dem vollſtändigeren niederdeutſchen im niederdeutſchen Liederbuche Nr. 64: „Schörte dy, Gredtlin, ſchörte dy“ u. ſ. w.

Eine Faſſung des Liedes bei Meinert 168 f., wo ſich daſſelbe einem andern anreiht, hat den eigenthümlichen Schluß:

Wos nohm er aus ſa'm Buoſem?
Vo Said a Ticherlai:
Do houſt du, faines mai Maedle!
Traig' dir dai Aegerlai!

Wos nohm ſe vu dam Feinger?
Vo Gould a Reingerlai:
Do houſt du, falſcher mai Meillner!
Do zohl' dar Schenkeinn dan Wain!

Von einem andern Liede mit ähnlichem Anfang ſteht die erſte Strophe in Forſters friſchen Liedlein II. Baſſ. 1553, Ten. 1565, Nr. 74: „Ach gredlein ach gredlein far mit mir vber reyn (Rein)“ u. ſ. w.

Zu Str. 1 vgl. (Kinlochs) Ancient Scottish Ballads S. 180, 1.

Zu B, Str. 11, vgl. Kinloch S. 231 (Hynde Etin zu ſeinem Sohne):

But we'll shoot the laverock in the lift,
The buntlin on the tree,
And ye'll tak them hame to your mother
And see, if she'll comforted be.

Buchan I, 9 (Young Akin):

I'll shoot the buntin' o' the bush,
The linnet o' the tree,
And bring them to my dear mither,
See, if she'll merrier be.

Parcival.

Zu B, Str. 11, 12 vgl. Sv. Folkviſ. II, 175, 2 f.

Elslein.

(257) [Vgl. Volkslieder S. 1027. H.] Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 42 f. Eine andre Faſſung, wonach das Mädchen „gen Wyrttenberg“ geht, in der Heidelberger Handſchrift 109, Bl. 135 b f. (vgl. Görres 185.) Niederdeutſch im Liederbuche Nr. 107.

Str. 1, Z. 3: niederd. ſe wolde hebben M. vnde N. Str. 2, Z. 1: niederd. W. nu hebben M. vnd N. Z. 4: rottes, niederd. einem Ryken Koepman tho denen. Z. 5: ſeynes, öſt. Str. 3, Z. 2:- niederd. wol vp de breyden Straten. Z. 3: fragt. Z. 4: niederd. Rüter v. Landskn. Str. 4 iſt faſt wörtlich Str. 2 des Liedes „Der ſchwarze Knab“ (Nr. 196, A). Z. 1: andre Hdſ. vber den gſchwölle ein tratt. Str. 5 u. 6 fehlen in der andern Handſchrift. Str. 6, Z. 3: ſchon. Str. 7, Z. 1: d. ſydel; Schmeller III, 200: Die, das Sidel, Bank, die zugleich Sitz und Behältnis u. ſ. w. Str. 8, Z. 4: gber. Die andre Faſſung:

du magſt gleich wol ein mägetlin ſein,
die kleines guot verdienet.

Str. 9 in der andern Handſchrift beſſer:

Der aller jüngſt bruoder, den ſy het,
der thet das aller beſte,
er ließ im ſattlen ſein apfel grawes pferd,
wolt ſuochen ſein liebe ſchweſter, jo ſchweſter.

Str. 10, Z. 1: Da. Z. 2: niederd. all vp de hoge Brügge. Z. 3: das e. menſch das, niederd. De erſte Frouw de em bequam. Str. 11, Z. 2 bis 4: niederd. wo ſynt dyne Kleider ſo kort, my dünckt du heffſt dyn Ehr vorſpeldt, dartho dyn roden Wangen. Z. 4: lanngen. Str. 12, Z. 1: andre Hdſ. ach br. Str. 12, Z. 4: Schmeller II, 323: Schaden kêren, bekêren, widerkêren, (ä. Sp.) ihn wenden, erſetzen, vergüten. Str. 13, Z. 1: ſetz. Z. 4: Schmeller I, 413: verdrucken, (Prompt. v. 1618) dissimulare silentio acceptam injuriam. Str. 14, Z. 4: begertt. In der andern Handſchrift lautet dieſe Strophe nebſt einer weiter angehängten:

Ach ſchweſter, liebe ſchweſter mein,
du darffſt dich nit als vbel gehaben;
ich weiß dir ein freien webers knab,
der will dich zuon eeren haben, jo haben.

Der uns das liedlein news geſang
und newes hat geſungen,
es hats gethan ein reiter guot,
dem iſt gar woll gelungen, gelungen.

Im Niederdeutſchen fehlen Str. 13 und 14, dagegen ſteht dieſe:

De vns dyth nye Leedtlin ſanck,
de hefft ydt wol geſungen,
dat hefft gedahn ein Rüter yunck
tho Außborch by dem Wyne.
Ach, wo ſchön ys myn Ilſelin!

(So lautet hier meiſt der Refrain, doch auch einzeln: „Ach du ſynes (ſchönes) myn Ilſelin!“)

Ein andres Lied mit gleicher Anfangszeile im Frankfurter Liederbuche Nr. 236:

Es hett ein Schwab ein Töchterlein,
Krauſe, Mauſe,
es wolt nicht länger ein Mägdlein ſein:
bei dem heiligen Dryfuß,
gib mirs Gelt in Eſſigkrug he, ho he,
ſitz und ſetz, guter netz,
Rumpelſpiel, und deß nicht viel!
ein friſchen freien Muth ich haben wil.

Der Lorenz, der Vincenz,
ſchüttel den Küttel! daz Hemd geht für.
ſtirbt die Mutter, die Tochter wirt mir,
ſo tanz ich mit Jungfraw Regina.

Drei Strophen mit dieſem Refrain. Die zweite beginnt:

Sie wolt doch haben einen Mann u. ſ. w.

Vollſtändiger in 9 Strophen und mit andrem Refrain ebd. Nr. 237:

Es hett ein Schwab ein Töchterlein,
halt die Kanna feſte!
es wolt nicht lenger ein Mägdlein ſein,
bei Nachte, ſein ſachte,
halt die Kanna, ſchöne Bas Anna,
halt die Kanna feſte!

Einzelne Strophen in „115 guter newer Liedlein, Nürmberg 1544“, Nr. 45 (Comp. Heinr. Iſaac):

Es het ein bawer (baur) ein töchterlein,
das wolt nit lenger ein meidlein ſein;
du ſchöne mein Maruſchka,
in dem ellend laß ich dich nit.

Aus der Vermengung dieſes Liedes mit dem in der Sammlung gegebenen ſcheint in der Heidelberger Handſchrift 109 der Anfang des letztern, mit Verkennung ſeines Sinnes, hervorgegangen zu ſein:

Es het ein Schwab ein tochterlein,
wan ſy wolt nimer beiten,
wan ſy wolt haben einen man,
einen man woll an die ſeiten, jo ſeiten.

Ach muotter, ſchneid mir mantl und rock
und einen ſchmalen riemen!
ich wil nun gen Wyrttenberg gan
und will kleines guot verdienen, verdienen.

Der rechte Kuckuck.

(259) Fl. Bl. des vorigen Jahrhunderts: „Sechs ſchöne neue Weltliche Lieder u. ſ. w. Gedruckt in dieſem Jahr.“ In Rochholzs Beſitze.

Str. 3, Z. 2: möchſt. Str. 5, Z. 1 etwa: biſt du deins vaters ſein einziger ſohn? oder iſt hier abſichtlich der Reim ſohn mit ſchon, wie nachher: ſchnürlein: thürlein?

Vgl. Wunderhorn I, 241.

Nachtfahrt.

(260) A. Fl. Bl. o. O. u. J. (um 1570). „Drey ſchöne newe Lieder“ u. ſ. w. Holzſchnitt: Eule, auf einem Stühlchen am Spinnrocken ſitzend. Ein halber Bogen klein 8°.

Str. 1, Z. 1: Pl. Str. 2, Z. 1: bath, battet, hilſt. Str. 10, Z. 2: aller elteſt. Str. 12, Z. 3: nimmermeer.

Die erſte Zeile jeder Strophe wiederholt ſich. Strophe 1 und 2 beſtehen für ſich. Auf einem kl. Bl. ohne Titel, vom Anfang des 17ten Jahrhunderts, beginnt das Lied ſo:

Ich fuhr mich uber Rhein :|:
Auf einem Lilgenblate
Zur Herzallerliebſten mein.

Da ich hinüber kam, :|:
Da kreten all die Hanen,
Der liechte Tag brach an.

Für Strophe 8:

Ich laſſe dich nicht ein, :|:
Du gibſt mir denn die Trew dein,
Daß du mein eigen wilt ſein.

Die Trew geb ich dir nicht, :|:
Gern wil ich dich lieb haben,
Nemen mag ich dich nicht.

[Zu Strophe 3 vgl. Antiq. Tidsſkr. 1849 bis 1851, S. 23, Nr. 4.]

C. Frankfurter Liederbuch von 1582, Nr. 259; von 1584, Nr. 260 (die Nr. 259 iſt hier überſprungen).

Str. 1, Z. 3: über kein ſtich ſ. Schmeller III, 611 (608). Str. 4, Z. 3: 1582: ein. Str. 6, Z. 1: Schmeller I, 234: Der Bloch, Block, Sägblock O. Pf. Franken). Stalder I, 185: Bloch, n. Block. Str. 8, Z. 3: nimmermehr.

Hier noch mehr Wiederholungen als bei A.

Zweierlei Auffaſſungen des Liedes bei Meinert 131 und 115, vgl. 446. Die letztbezeichnete weicht beträchtlich ab. Anfang:

Dos raet't a Hannsle aus
Ouff aenem Leindeblattle
Woß vir der Annle Haus.

Ay, Annle, beiſt du ſ' deinn'?
Nacch' du mir 'raus da' Roucke!
Ich waer dir heilſe ſpeinn'.

Die Mutter des Mädchens zerſchlägt ihn mit einem Holzſcheit. Der Beichtvater kommt zum Kranken, allein dieſer hat ſchon drei Hausbrote, drei gebratne Haſen und ein Viertel von einer Kuh verſpeiſt. Zur Buße gemahnt, hat er im Sinne, wenn ihm der liebe Gott das Leben ſchenke, bald wieder hin zu gehen. (Vgl. Wunderhorn II, 204 f. „Mündlich“.) Zum Eingange bemerkt Meinert 446: „Auf einem Lindenblättchen ausreiten: ſcherzhaft für zu Fuße gehen.“

Kinderlieder 37:

Wir ſchreibens wol auf ein Lilienblatt,
Wir wünſchen dem Herrn einen guten Tag.

(Vgl. Miſcellaneen II, 203 u.)

S. auch „Kranzſingen“ [Nr. 3. H.], Str. 10, Z. 15 f. und Anmerkung dazu.

Zwei niederländiſche Verſionen ziehen das Lied mehr ins Gemeine, geben jedoch, auch in der Entſtellung, Einiges für den phantaſtiſchen Theil deſſelben. Die eine in: „'t Nieuw Groot Hoorns Lied-Boekje" u. ſ. w. Te Hoorn, o. J., 16⁰. hat einen ſeltſamen Refrain und hebt ſo an:

Toon: Chriſtyntje benje krank.
Ik voer al over de Rhijn,
Was ik'er alleyn,
Al met een Saly bladertje,
Swart bruyns Maagdelijn,
Dat was mijn Scheepekijn;
Wat groets u mijn Heer van Switſenburg,
Wat geef u goede ſwiere liere lier,
Wat geef u goeden dag, ach, ach, ach,
Switſenburg, ſwiere liere lier,
Wat geef u goeden dag.

Letzte Strophe:

8 Daar ſaat een hoer en ſpan,
Was ik'er alleyn,
Al met een ſilv'ren ſpilletje,
Swarts bruyns Magdelijn,
En ik kan 'er niet meer van;
Wat groets u. ſ. w.

Die andre Verſion in: „Thirſis Minnewit", D. II, t'Amſterdam 1750, S. 76:

Amoureus Gezang. Stem: Als 't begind.
Ik voer al over Zee, Wilje mee,
Ik voer al over , , , Zee,
Al met een houte Lepeltje,
Lepeltje, Lepeltje, Lepeltje,
Het ſteeltje brak aan , , , Twee.

Doen ik daar over kwam, Ja kwam, Doen,
Doe krayden alle de Haanen,
Van ſnel, rebel, en rompompom, Doe.
Den Tageraad ik ver- , , , nam.

Strophe 10, S. 77:

Daar zat een Hoer en ſpan, Ja ſpan, Daar,
Met eenen zilvere Spelletjeſ,
Van ſnel, rebel, en rompompom, Met
Daar was geen Werrel , , , an.

Hoe ziet de Hoer op my, Ja my, Hee,
Zy meend, dat ik geen Geld en heb u. ſ. w.

Eiſelein, Sprichwörter 528. Ausland 1840, Nr. 109 (April): „Die Eſthen, von J. G. Kohl,“ S. 434: „Wenn der Lette alſo ſpricht:

Ich rudere meiner Geliebten entgegen,
Eine Blume iſt mein Ruder u. ſ. w.

ſo drückt ſich dagegen erzählend der Eſthe ſo aus:

Ein Liebhaber ſchiffte ſeiner Geliebten entgegen,
Eine Blume war ſein Ruder.“

(Von dieſem Liede iſt nicht weiter mitgetheilt, als obige Zeilen, wie es ſcheint der Anfang, auch vom Inhalt nichts weiter angegeben.)

„Zwey Troſtliche Jubel-Geſang Der Augſpurgiſchen Confeſſion, auff jhr Jubelfeſt, zu ſonderbaren Ehren gemacht, vnnd geſungen. Im Jahr 1630.“ (Ein halber Bogen klein 8^0. Lucerner Cantons-Bibliothek, in 2ter Auflage Frankfurter Stadtbibliothek.)

Das erſte Jubel Geſang. Im Thon: In dulci Jubilo.

1

Ins Luthers Jubilo
  Schreien wir Mordio! u. ſ. w.

3

Ubi mendacia?
  Nirgent mehr dann da,
Da die Wölf erſunnen
  Nova dogmata
Und die Eülen ſpunnen
  Die concordia.
Hetten wir ſie da! O hetten wir ſie da! 8 Strophen.

Chambers, Scottish Songs I, XXV: Die Maus ſpinnt.

Burſenleben.

(261) Cod. Monac. germ. 379 (Papier-Handſchrift vom Jahre 1454 in 4^0.), nach Hrn. Fr. Pfeiffers Abſchrift, Nr. 27. Der Text in der Handſchrift iſt verdorben und die nicht abgeſetzten Strophen ſind offenbar aus den Fugen gekommen, daher verſucht wurde, ſie zurecht zu rücken. In der Handſchrift folgen nemlich auf Str. 1, Z. 1 bis 3,

mit der Bezeichnung R: Str. 2, Z. 7 bis 11, und nach dieſen erſt Str. 1, Z. 4 bis 6; dagegen ſtehen Str. 1, Z. 7 bis 11, hinter Str. 2, Z. 1 bis 6. Nach Str. 3, Z. 1 bis 6, ſtehen nur die zwei Anfänge:

Du freyes bürſen u. ſ. w.
R. Das macht ir freyes gemütte.

Str. 1, Z. 2: über Burſch, burſa, ſ. Schmeller I, 201. Z. 4: Sy liebent auch an ſorge. Z. 6: ſtättiklich. Z. 7: O du fr., dagegen hat die Handſchrift am Schluſſe der dritten Strophe nur: Du fr. Z. 9: got hat dir geben. Z. 10: trawen. Str. 2, Z. 1: Sy kūmē mit h., Fr. Pfeiffer verbeſſert: Sy künnen nit h.; Schmeller II, 130: „Der Häu, der Häuet, Häuget, das Heu, der Heuwuchs, Heuplatz (welches Wort wol gleichfalls zu häuen gehört).“ Z. 2 etwa: tawen, Dat. ſchw. Decl. von „daz touwe“, Schmeller I, 418 (vgl. d. Gramm. III, 388). Z. 3: viſen. Z. 4: über ſunder ebd. III, 267. Z. 5: künden, ebd. II, 307: „künnen (in d. Schriften des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts), künden, khünden, könden, khönden, wie hochd. können.“ ſhowen. Z. 7: freyes. Z. 9: hait ſelbē. Z. 10: ſein. Z. 11: mynneclichē. Str. 3, Z. 2: eſſent. Z. 4: müſſen es. Z. 5: vnd dar zue gar vil leben; Schmeller II, 65: „Korn (beſonders Dinkel) gärben, es zwiſchen Mühlſteinen aus den Bälgen drücken.“ Stalder I, 441: „die Gerbe, Hand- oder Windmühle.“ Schmeller III, 54: „reiden, (ä. Sp.) wenden, drehen“ u. ſ. w., alſo: gerben oder gärbel (vgl. d. Gramm. III, 470 f.) reiden: Handmühlen drehen. (In den Beilagen zu Schreibers Bundſchuh S. 79: „ein frömbder Burßknecht“, aber ebd. auch: „ein Burßmann“, Bauer.)

Druckerorden.

(265) [Vgl. Volkslieder S. 1028. H.] „Vier ſchöne Newe Lieder“ u. ſ. w. „Das vierdt, von Art vnd eigenſchafft der geſellen der löblichen Kunſt, der Bůchtruckerey. In des Bentzenawers, oder in Brůder Veiten thon, wie man ſingt Lobt Gott jr frommen Chriſten.“ 1 Bogen klein 8⁰. „Getruckt zů Strasburg, bey Thiebolt Berger, am Weynmarckt zům Treübel“ (um 1570). Die erſte Strophe in Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 8 (S. 151).

Str. 1, Z. 2: Ich weiß. Z. 3: alle, F. allen. Z. 4: fryen, F. freyen. Z. 6: Römiſche rych, F. Römiſch Reich. Z. 8: F. ſ. g. es jhnen gleich; glych. Str. 2, Z. 4: lymen. Z. 6: W. auff das papyr. Str. 3, Z. 2: auff diſe ſ. (vgl. Str. 2, Z. 2). Str. 4, Z. 3: Darumb. Str. 5, Z. 8: Schmeller II, 427: „Das Gelöch, ä. Sp. das Gelage u. ſ. w. Das Geloh bezalen, wie: das Bad austrinken.“ Str. 7, Z. 2: Vß fr. freyen. Z. 4: würtin. Str. 8, Z. 3: Schmeller II, 626: „ſich mäßen, ſich mäßigen, ſich enthalten.“

Das fl. Bl. hat ſechs Strophen weiter, alſo im Ganzen 15 Strophen; es reihen ſich nämlich an Strophe 8 noch zwei ähnlichen Inhalts, auf Strophe 9 aber folgen drei zum Lobe der Druckerkunſt, in Mißklang mit dem heitern Tone des Liedes, endlich eine Schlußſtrophe:

Und der uns diß liedlin ſang,
Der gönt den truckern guots,
Wünſcht in glücklich fürgang,
Er iſt gern guotes muots;
Iſt ihm etwan mislungen,
So komm im glück zuo rath!
Das hat ein ſetzer geſungen
Zuo Baſel in der ſtatt.
ENDE.
Hui. Frei, frölich und friſch
Iſt guot buochtruckeriſch.

Im Frankfurter Liederbuch von 1582 ſteht dieſes Lied unter Nr. 256 (das Münchner Exemplar der Ausgabe von 1584 bricht in Nr. 260 ab und hat unter Nr. 256 ein andres Lied): „Ein ſchön new Lied, von der hochlöblichen Kunſt der Buchdruckerey, allen frommen Druckergeſellen zu gut gemacht, durch G. B.“ Nur 13 Strophen, die letzte:

Der uns dis liedlein new geſang,
der günnet den druckern guts,
er wünſcht allen ein gute nacht,
er iſt gern gutes muths;
iſt ihm etwan mislungen,
ſo kom ihm glück zu rath!
das hat Jörg Buſch geſungen
zu Nürnberg in der ſtadt.
Friſch, frei, frölich, freundlich und fromb
iſt aller buchdrucker reichthumb.

Ein weitſchweifiges und lebloſes Lied von der freien Druckerkunſt, worin dieſelbe als Gottes „Cantzeleye“ geprieſen wird, im Frankfurter Liederbüchlein von 1584, Nr. 257: „Loſt auff vnd höret zu“ u. ſ. w., 24 Strophen.

Freiwerbung.

(276) [Vgl. Volkslieder S. 1029. H.] Fl. Bl., ein halber Bogen 8^0: „Zwey Schöne newe Lieder, Das erſte, von der alten Schwieger“ u. ſ. w. (um 1570). Orlando di Laſſus, „Der ander Theil Teutſcher Lieder, mit fünff ſtimmen“ u. ſ. w. München 1573, Nr. 1, nur 16 Strophen. Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 132: „Von der alten Schwieger.“

Str. 1, Z. 1: Frkf. gezogen. Z. 2: Orl. ſo fehlt. Z. 4: Orl. werben. Str. 2, Z. 3 vertauſcht Orl. mit Z. 3 der folg. Str.: wil ers ſeyn, ſo iſt er m. Z. 4: Orl. die ſchnur hinwider, auch weiterhin; Fl. Bl. harwider. Str. 3, Z. 1: O. fehlt die. Z. 3: ſie es. Str. 4, Z. 1: B. Wenn, dann. Z. 3: Fl. Bl. Frkf. es gilt, O. fehlt ja. Str. 5, Z. 3: Fl. Bl. Frkf. ein, O. dein newer beltz mir wol gefelt. Str. 6, Z. 1: Fl. Bl. Frkf. wöllet. Z. 3: Fl. Bl. trieben. Str. 7, Z. 1: O. Wie w. j. e. dañ nehren. Z. 3: O. m. läß v. br., vnd was man hat, B. dann. Str. 8, Z. 1: Fl. Bl. Wo wöllet jhr heint (Frkf. heut) l. Z. 3: O. vnderm h. Str. 9 fehlt bei O. Z. 1: Fr. gehört. Z. 3: Fl. Bl. wann. Str. 10 fehlt bei O. Z. 1: Fl. Bl. dañ; nemmen. Z. 3: drumb, Fl. Bl. bekom̃en. Str. 11, Z. 3: Fl. Bl. Frkf. vñ du. Str. 12, Z. 1: O. D. h. iſt. Z. 3: Frkf. Iſt das, Fl. Bl. Frkf. wol. m. Str. 13, Z. 1: O. wolſt a. mein, Frkf. Woltſtu. Z. 3: O. iſt m. Str. 14 folgt bei O. erſt nach Str. 15. Z. 1: Frkf. pochen, O. Wolſtu mich dann bochen erſt. Z. 3: O. nit. Str. 15, Z. 3: O. nimmer. Str. 16, Z. 1: O. ſchlair. Z. 3: O. wañ. Z. 4: Fl. Bl. Frkf. da ſchl. Str. 17, Z. 1: Frkf. Auwe, Auwe, O. Auwe meines, vgl. Str. 2, Z. 3. Z. 3: Fl. Bl. Frkf. ach l. Str. 18, Z. 3: O. iſt es nit noch der ſitt. Z. 4: O. fehlt ſo, Fl. Bl. darwider, Frkf. dawider.

Im Frankfurter Liederbuch iſt zwiſchen Strophe 17 und 18 eine ſtörende eingeſchoben; eine andre ſolcher Art bei Schmeller III, 534.

Heirath.

(277) Heidelberger Handſchrift 109, Bl. 104. Fl. Bl. Neben den beiden erſten Strophen Holzſchnitt, einen Hochzeitszug darſtellend (Berliner Bibliothek).

Str. 1, Z. 4: B. ach got w. Str. 2, Z. 1: H. ach fehlt. Z. 3: H. nir zerriſſẽ kl. Z. 4: B. v. ſey . . iämerlich a. Z. 5: mir wöder. Z. 7: gewinne. B. hat für Z. 5 bis 8:

ain katz iſt vnſer beſtes vich:
ſol . . . vil genieſſen,
ſolt ich mein ſünd hie bieſſen,
nu . . der teüfel im hauß.

Str. 3 ſteht in H. hinter Str. 4 und 5. Z. 2: H. ſchöbigẽ. Z. 3: B. die truoge k. d. . . Z. 4: H. der freyſchacke'. Z. 5: H. böſſe'. Z. 6: H. uñ wie wilt du mirſ g. Z. 7: B. ſo fehlt. Str. 4, Z. 1: H. Wẽ, frie vff, B. des morgens. Z. 2: H. vnd zů meinẽ ſtible ge. Z. 5 bis 8 fehlen in B. und es ſchließt ſich dafür die zweite Hälfte der Str. 5 an. Z. 5: heb mir, kyſſin. Z. 6: föde'. Str. 5, Z. 1 bis 4 fehlen in B. Z. 4: Schmeller II, 429: um a leichts Geld, wohlfeil. Z. 5: B. braiten, H. wol vbe' die weytte h. Z. 6: H. manichẽ güttẽ. Z. 7: H. do heyret wer do w. Str. 6, Z. 1: B. liedlin. Z. 2: H. vnd newſſ g. h. Z. 3: B. d. h. gethon ain geſell. Z. 4: H. lüd weyſſ. Z. 6: H. hatz, B. hat vns das w. g. Z. 7: H. von dem w. Z. 8: H. z. j. kumpt er nime' mer.

Eine Nachahmung dieſes Liedes, worin auch deſſen Versweiſe reimreicher ausgebildet, iſt: „Ain lied von dem haußrat gůt, der gehört zů der armůt.“ Heidelberger Handſchrift 793. 69. Druckblatt in Folio, o. O. u. J. Holzſchnitt: Zwei Engel, einen leeren Schild haltend. Anfang: „Die welt thut an mich bringen“ u. ſ. w. 17 Strophen (hiernach bei Görres 145). Ein andres Exemplar auf der Berliner Bibliothek, wo jedoch die Endſtrophe fehlt. [Vgl. Nr. 278. 279. H.]

Dichtungen ähnlicher Art:

Minneſ. II, 67 b, 3. 69 b, 3: Der Tanhuſer. (Vgl. 69 a, 3.) Hiezu bemerkt von der Hagen, Leben der Dichter S. 425: „Dieſe allegoriſche Haushaltung erinnert an jene mythiſche der nordiſchen Höllengöttin Hel; ihr Haus heißt Elend, Hunger ihre Schüſſel, Mangel ihr Meſſer, Langſam ihr Knecht, Träge ihre Magd u. ſ. w. (Snorris Edda Cap. 28).“ [Sn. Edda 33.] Müllers Sammlung III, Fragmente und kl. Gedichte S. XXXVII: „Dis iſt von dem Hurate.“

„Ein new lied in des brembergers thon.“ Fl. Bl. 4^0, Berliner Bibliothek. Anfang: „Mich fragt armůt, wa ich ir wer hin entrunnen“ u. ſ. w. 3 Strophen.

„Der Haußradt.“ Fl. Bl. 8^0, ein halber Bogen. „Getruckt zů Baſel, bey Samuel Apiario. 1569.“ Anfang: „Ich kum̄ in diſen Palaſt gelauffen“ u. ſ. w. Nur vom Eingang ſchlägt Einiges hieher ein, die Hauptſache iſt eine Aufzählung alles deſſen, was in einen Haushalt nöthig iſt. (Ein ähnlicher Spruch des Hans Foltz: „Von allem Haußradt." Anfang: „Welch man ſich zu der ee wöll lencken" u. ſ. w., in Waldaus Neuen Beiträgen II, 160 ff., daraus in Gözs Hans Sachs IV, 152 ff.)

Auf der Grenze zwiſchen Armuth- und Schlemmerliedern (wie ſchon beim Tanhuſer) hält ſich ein Lied in Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 8 (S. 144 u. ff.): „Ich armer Knecht, komm ſelten recht" u. ſ. w. (was jedoch nicht wirklich der Anfang zu ſein ſcheint). Bettlerstanz, Hans Sachs, der Neidhart mit dem Feihel, Bl. LII b.

Fiſcher.

(283) A. Niederdeutſches Liederbuch Nr. 78.

Str. 6, Z. 1: Ethen vnde drüncken.

Die Fiſcherlieder ſind insgemein leichtfertiger Art:

„Ain hübſches lied von ainer viſcherin weltlich zů ſyngen." Fl. Bl. der Berliner Bibliothek, klein Folio, Holzſchnitt, eine Fiſcherin vorſtellend. Anfang: „Ich waiß mir ain feine fraw fiſcherein" u. ſ. w. 5 Strophen.

„Ein leed van einer fiſcherinne." Einzelnes Druckblatt, klein 4^0, nach einer Abſchrift von der Hagens mitgetheilt von Ph. Wackernagel. Anfang: „Dat foehr ein fiſcherinne" u. ſ. w. 4 Strophen. Niederdeutſche Verſion des vorigen.

Fichards Frankfurter Archiv III, 279: „Eyn ander ſuberlich lytlin von eyner fiſcherin." Anfang: „Es wolt ein hübſches freuwelin" u. ſ. w.

Hoffmann, Horæ belg. II, 154: „Van 't loſe Viſchertjen." Die Müllerin verlockt den Fiſcher. (Vgl. Chambers, Scottish Songs I, XXV: Froſch und Maus.)

Fuhrmann.

(284) Fl. Bl. „Vier Hübſche Weltliche Lieder. Das erſt, Vom Fitz vnd Federle, darzu zum aller hederle u. ſ. w. Getruckt im Jahr 1613." (Zürcher Bibliothek.) Fl. Bl. „Gedruckt zu Straubing," o. J. (Frankfurter Bibliothek.)

Zu „hederle" vgl. Barthold, Georg von Frundsberg 113 f.

Eine Abkürzung des Liedes in ſieben Strophen, deren letzte noch bloßes Anhängſel, im Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 239, und auf dem erſtangeführten fl. Bl. (Zürcher Bibliothek); ſie hat den Refrain: „Alde".

Zu Str. 3. 5. 6 vgl. Meinert 210, 3 bis 5.

Str. 2, Z. 3: darzu zum aller h., zu zum aller h. Str. 4, Z. 1: Vnd da der Fuhrman. Z. 3. 5: brun, brunn, vgl. Str. 12, Z. 3. 5. Str. 5, Z. 1: B. nit, auch weiterhin. Str. 11, Z. 2: büchſen; Schmeller I, 150: Der Bickel, die Picke, Bicke (Adelung), ſtarker geſtählter Zahn mit einem Axtſtiele. Schmid 67: bikkel, m. Haue mit einer Spitze. Str. 12, Z. 1: die Kiſten, B. der kaſten. Z. 3. 5: B. brau. Str. 14, Z. 2: B. ſind. Z. 3: B. zum. Str. 15, Z. 1: B. ſolt, briglen. Z. 3. 5: B. Neſtlen, Neſteln.

Varianten aus dem kürzern Texte:

Str. 1, Z. 1: gut Fuhrmann (ein Bawr). Z. 2: doch (da) kühlen w. Str. 3, Z. 1: Er kam. Z. 2: ſahe (ſah) zum Laden herauß (auß). Z. 3: mit jren braunen Augen, Alde. Str. 5, Z. 1: habt jr keinen (kein) g. Z. 2: (halt). Z. 3: darzu ſein Roſſz vnd Wagen, Alde. Str. 6: So viel gewalt hab ich noch wol, daß ich ein Fuhrmann behalten (halten) ſoll, darzu ſein Roſſz vnd Wagen, Alde, mein Mann iſt nicht (nit) daheime (daheimen). Str. 8, Z. 3. 5: tr. eitel klaren W. Str. 16, Z. 2: e. fr. Fuhrmann iſt ers genannt.

Bettler.

(285) Fl. Bl. „Getruckt durch Hans Guldenmundt." Abgedruckt im Anhang zu O. L. B. Wolffs Proben altholländiſcher Volkslieder, Greiz 1832, S. 215 ff. Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 98: „Ein neuw Lied der Bettler genandt."

Str. 1, Z. 1: Fr. Was wöllen wir aber heben an. Z. 3: Fr. hatt. Str. 2, Z. 1: Fr. Es begab. Z. 2: Fr. Reiche. Str. 3, Z. 2: W. Herren ſanct Clauſs, Fr. Herrn S. Clauß. Z. 3: W. allmuſs, Fr. Almuß. Str. 4, Z. 1: W. bitſt, Fr. bitteſt. Z. 2: Fr. beſchloſſen. Str. 5, Z. 3: W. deck. Str. 6, Z. 2: W. beſcheint. Z. 3: Fr. Steh, dann. Z. 4: Fr. ligſt. Str. 7, Z. 2: Schmeller III, 463: geſchmack, adj. ſchmackhaft. Obz ſo gut und wol geſmak. Br. Berht. Z. 3: W. So hyn. Str. 8, Z. 1: W. dann, Fr. da. Z. 4: W. behelt. Str. 9, Z. 1: Fr. da. Z. 2: W. Lebſtu, Fr. lebſtu, biſtu. Z. 3: Fr. nicht. Str. 10, Z. 1: W. Was zer ab. Z. 2: W. Nun ſe, Fr. nu ſeh. Z. 4: Fr. kompſt. Str. 11, Z. 2: W. Als, kamm, Fr. den ſ.

In G. Forſters friſchen Liedlein, Ten. V, 1556, Nr. 8 ſteht der Liedesanfang (Comp. J. B. B.):

Der reich man war geritten auß,
es kam ein betler für ſein hauß, :|:
er bat die frawen umb ein gab,
das ſie im geb von ihrer hab,
das heiaho,
er bat die frawen umb ein gab,
das ſie im geb von irer hab,
das heiaho.

Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 1 (S. 24): „der Byttler heyaho.“ Vgl. Wunderhorn I, 396 und „der Pilgrim“ (Nr. 100).

Ein ähnliches ſchwediſches Lied in zweierlei Verſionen, die erſte aus einer Handſchrift des 16ten Jahrhunderts, die andre, wie ſie in Weſtgotland geſungen wird, bei Arwidsſon I, 320 ff. In beiden fehlt jedoch der Hauptpunkt des deutſchen Liedes: die ſeltſame Gaſtfreiheit in Ermanglung eines andern Almoſens; der Pilger kommt auf des Königs Hof, nimmt ſein Nachtlager bei deſſen Tochter und der König ſelbſt muß am Ende zufrieden ſein, beſonders da, nach der mündlichen Überlieferung, unter dem Schlapphute des Pilgers auch eine Goldkrone zum Vorſchein kommt.

Von der Hagen, Geſammtabenteuer II, 245 bis 248.

Fuchsfang.

(286) „Ein hüpſch new lied, wie eines reichē Bauren Weib zwölff Münch gefangen hat. Jm thon, Es kompt ein friſcher Sommer daher. [Holzſchnitt: zwei Elſtern mit Caputzen.] Ein ander Lied. Von der falſchen Münchs Kutten. Jm thon, Christe qui lux es et dies u. ſ. w.“ Fl. Bl., ein halber Bogen 8⁰, o. O. u. J. (Zürcher Bibliothek, Wik. Sammlung.)

Str. 1, Z. 5: Wiederh. Ja beſchawen. So auch je am Schluſſe der folgenden Strophen. Str. 7, Z. 1: Das. Str. 10, Z. 2: ſtehlen. Str. 11, Z. 1: ſpielen, Schmeller IV, 184: Das Gewiſſere (s Gwiſſe) ſpilen, die ſichrere Partie ergreifen. Jm Druck von Burc. Waldis ſteht: will lieber das [des ?] gewiſſen ſpilen. Vgl. Gramm. IV, 673, 14. Str. 12, Z. 1: zuo. Str. 14, Z. 1 etwa: rot — ſott? Str. 15, Z. 1: nem̄en.

Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 1 (S. 24): „die zwölf Atzelmönch im Keller,“ auf den Holzſchnitt des fl. Bl. bezüglich. Auf ähnliche Weiſe ſperrt in den Gesta Romanorum, Cap. 69, die Frau eines Zimmermanns drei Ritter ein. F. Wolf, Studien u. ſ. w. 539 (Anm.) u., ſ.

Weitere Lieder von buhleriſchen Pfaffen und Mönchen:

1. Das vorzugsweiſe ſogenannte „Pfaffenlied“: Es hat ein mann ſein weib verlorn u. ſ. w. (Fl. Bl. der Münchner Bibliothek.) Vgl. Weckherlins Beiträge 96, 16).

2. Forſters friſche Liedlein II, Ten. 1565, Baſſ. 1553, Nr. 16. Nur zwei Strophen, die erſte:

Der ziegler auf der hüten ſaß
mit ſeiner hawen,
begegnet im der ſchwarze pfaff
mit ſeiner frawen.

3. Ebd. V, Ten. 1556, Nr. 36. Nur eine Strophe:

Unſer herr, der pfarrer,
der hat der pfenning vil,
er hat ein ſchöne köchin,
er kauft ir, was ſie wil.

4. Münchner Papierhandſchrift des 15ten Jahrhunderts, in Folio, aus der wallerſteiniſchen Bibliothek:

Es wollt ein münch in küchen gan:
„richt an! wir wollen eſſen.“
er wolt zu ſeiner negerin gan,
das hat er nicht vergeſſen.

Zehn Strophen. Die letzte:

Der uns das liedlein eins geſang
und einem hat geſungen,
das hat getan ein ſchöner münch,
iſt aus dem orden geſprungen.

5. „Zwey Schöne newe Lieder, Das erſte, von der alten Schwieger. Ein ander Hüpſch new Lied, von einer Pfaffen Kellerin, In der weiß, Wie das Lied von Callis.“ Fl. Bl., ein halber Bogen 8^{0}. Anfang des zweiten Liedes:

Nun lond uns friſch und frölich ſein!
und unſer pfaff iſt voller wein,

er hat ſein källerin gſchlagen,
der ſigriſt lauft ietzund daz dorf auf,
er will ihn gahn verklagen, ja verklagen. 5 Strophen.

Daſſelbe im Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 131: „Ein new Lied, von einer Pfaffenkellerin.“

6. Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 144: „Das Reſonet Papiſtiſch.“ Anfang: „Reſch vnd behend der Pfarrherr ſprach“ u. ſ. w. Drei Strophen.

7. Ebd. Nr. 135: „Von eim ſchwartzen Mönch, wie jm vnd ſeinem Bulen das Bad zu heiß warde.“

Zu Augſpurg es geſchehen iſt
vor Jaren im Reichstage,
es iſt noch andern mehr bewuſt,
die wiſſens auch zu ſagen.
Fabri, den viel heiligen Mann,
ein Andacht kam zu baden an,
wolt haben da mit Freuden;
ob 's Baden da gut wer,
vergaß der Herr,
baden bracht in in Leiden. 5 Strophen.

8. Ebd. Nr. 220: „Ich weiß mir ein ſtoltze Müllerin“ u. ſ. w. 26 Strophen. Niederdeutſch im Liederbuch Nr. 109. Eine andre Verſion in 23 Strophen, abgedruckt „aus einer Handſchrift des 15ten Jahrhunderts von S. Georgen zu Karlsruhe“ in Mones Anzeiger 1838, Sp. 67 ff.: „Der Misgriff.“ Vgl. ebd. Sp. 431, VI.

9. Der Mann im Korbe (Nr. 287).

10. Der Mönch zu Tübingen.

Einiger dieſer Stücke gedenkt Fiſchart a. a. O. (S. 24). Liederſaal I, 309: Die Mönche von Kolmar. III, 217: Des Fiſchers Rache.

Der Mann im Korbe.

(287) Niederdeutſches Liederbuch Nr. 69.

Zu Str. 1, Z. 1: Thom Sunde heißt: zu Stralſund; vgl. Berckmanns ſtralſundiſche Chronik, z. B. S. 24 f.

[Kinder- und Hausmährchen, geſammelt durch die Brüder Grimm, Nr. 95.]

Der Schreiber im Korbe.

(288) „Ain lied von Kuntz dem ſchreyber.“ Fl. Bl., aus der in den Anmerkungen zu „Erzgrube“ (Nr. 233) angeführten Sammlung mitgetheilt in Bragur VII, 2, S. 93 ff.

Eine Eingangsſtrophe[1] und eine unſaubre zwiſchen Strophe 11 und 12, beide als ſpäterer Zuſatz kenntlich, ſind weggelaſſen.

Str. 6, Z. 1: ſchlaff pute. Str. 12, Z. 2: nymer ſunng.

Docens Miscellaneen I, 262 unter den Anfangsſtrophen, die in den „Graßliedlein“ und den „Gaſſenhauern und Reuterliedlin“, zwei muſikaliſchen Sammlungen aus der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts vorkommen:

Der Schreiber geb einen Gülden drum,
Daß man ihms Liedlin nimmer ſing;
Wir ſingens und ſchlagen ihms uff der Trumm,
Er hat ein klein ſpaniſch Baretlin uff,
Ein weiße Federn drumme.

Ein ohne Zweifel gleichartiges Lied, „Johannes im Korbe,“ gab in den Jahren 1510 und 1511 zu blutigen Aufläufen im Erzgebirg Anlaß. Die Nachrichten der Chroniken hierüber hat Canzler in einem ausführlichen Aufſatz „Über den Berg-Reihen Johannes im Korbe und ſeine Folgen“ (Für ältere Litteratur u. ſ. w. Quartalſchrift, herausgegeben von Canzler und Meißner, 2ter Jahrgang, 3ten Quartals 2tes Heft, Leipzig 1784, S. 7 ff.) ſo zuſammengeſtellt:

„Anno 1510 den 3 April erhub ſich zu Freiberg ein großer Aufruhr unter Cleriſei und etlichen Bergleuten wegen des Liedleins „Johannes im Korbe“, darüber ſo wohl dieſes, als folgendes Jahr unterſchiedliche Todtſchläge geſchehen und der Lerm kaum von der Obrigkeit geſtillt werden konnte[2].“

„Es haben ſich 1510 wegen eines Liedleins „Johannes im Korbe“ viel

---

[1] Dieſe lautet:

Nun well wirs aber heben ann
von ainem Schreyber wolgethan
du hailoß föslin
du krauffitloß pöslin
henng nach henng nach
Hainrice Kuenrade der ſchreiber ym korb.

Sie konnte vielleicht doch mit Weglaſſung von Zeile 3, 4 in den Text aufgenommen werden.

[2] Kirchen-Hiſtorie der Stadt Freiberg von M. Ch. Gottb. Wilisch, Th. II, S. 12, und Mollers freibergiſche Chronik S. 156 vom Tumult unter den Geiſtlichen und Bergleuten.

Tumult, Unarten, Aufruhr und Todtſchläge nicht allein hier (zu Zwikau), ſondern auch zu Annaberg, Freiberg, Meiſen und Chemniz ereignet[1].“

„Sonſten hats 1510 zu Freiberg und Annaberg zwiſchen den Geiſtlichen und Bergleuten viel Lermens und Ungelegenheit gegeben wegen eines Liedes „Johannes im Korbe“. Zu Schneeberg aber haben die Bergleute deſto freier ſingen mögen, weil hieſelbſt kein Kloſter geweſen[2].“

„Daß es in Annaberg 1511 zwiſchen den Bergleuten und Scholaſticis wegen beſagten Liedchens zum gefährlichen Aufſtand gekommen, den man nur mit gewafneter Hand geſtillt und deſſen Urheber zur Haft gebracht und von dem Herzoge hernach beſtraft worden, ſagt Jeniſch[3]; und eine handſchriftliche Chronika der churfürſtlichen ſächſiſchen freien Bergſtadt St. Annaberg (Balth. Gipfels) merkt von den Tumulten dieſes Jahres folgendes an:

„Die Fleiſcher machten einen Aufruhr und Empörung wegen Hanns Rödels, ſie wurden aber vom Rath hart geſtraft. Gleichergeſtalt die Beker, die wolten einen vertreiben, der Kümmelbrot gebaken, und ſchlugen ihn in der Mühle; ſie muſten auch große Strafe geben. Sonntag nach Trium Regum ließ Herzog Georg etliche von der Scheuben [Schuelen?] gefänglich einnehmen und auf Chemniz führen; davon wurden ihrer fünf auf dem Schrekenberg (zu Annaberg ſelbſt) gefänglich enthalten, denn es war großer Aufruhr wegen eines Geſanges, der Schuber [Schuler] im Korb genannt, daß man Tag und Nacht muſte im Harniſch reiten, ehe man Bergleute und alle Aufwiegler ſtillete.“

Zärtlicher Abſchied eines Schulers: „Wolauff gut gſell von hinnen, ſchlag vmb vnd weit hindan“ u. ſ. w. in G. Forſters friſchen Liedlein III, 1549 und 1563, Nr. 35.

Daß ein gelehrter Liebhaber von der treuloſen Schönen im Korbe aufgezogen und aufgehängt wird, findet ſich ſchon in mittelalterlichen Erzählungen vom Zauberer Virgilius und von Hippokrates („Lai d'Hippocrate“, Le Grand I, 232); ſ. Thoms, Early Prose Romances *II*, *XI f.* Spaziers Überſetzung I, Einleitung XXIII. Vgl. F. Wolf, Über die altfranzöſiſchen Heldengedichte 32, Anmerkung 1. Wolf, Niederländiſche Sagen Nr. 407. Keller, Romans des sept sages S. CCCIII f. Keller, Diocletian, Einleitung S. 57 f.

---

[1] Schmidts zwikauiſche Chronik II, S. 256. Müllers Chemnizer Chronik.

[2] Melzers Schneeberger Chronik S. 1216.

[3] Tumultus contionis cujusdam occasione adversus scholasticos a metallicis excitatus senatus prudentia sedatur. Noctu præsidium armatum locis quibusdam in urbe collocatum est. Autores tumultus capti a principe pœnisque affecti sunt. Jenis. Annæberg. annales S. 14.

Der Schreiber im Garten.

(289) „Aus einer Handſchrift von St. Georgen zu Karlsruhe, Nr. 74, Bl. 312, des 15ten Jahrhunderts“ mitgetheilt von Mone im Anzeiger 1835, Sp. 452 f.

Str. 2, Z. 3, 5: mäſe — ſchläfen; Schmeller II, 624: Die Mäß u. ſ. w. (ä. Sp.) die Art und Weiſe, modus. Str. 4, Z. 1: Schmeller II, 651: umb mitte naht, Br. Berht. 10. Str. 7, Z. 5: Ebd. II, 304: bekennen (ä. Sp.) ſtatt kennen. Str. 8, Z. 2: ſin, ſim? Str. 9, Z. 5, (Str. 10, Z. 5) und Str. 11, Z. 5, ſind die Caſus, welche warten regiert, unrichtig vertauſcht, ſ. Schmeller IV, 158 u., f. Str. 11, Z. 1: hat, Mone beſſert: hob.

Iſt es herkömmliche Formel, daß in derartigen Schwänken die Stadt Conſtanz genannt wird? Modus Liebinc: Constantiæ civis Suevulus u. ſ. w. Eberts Überlieferungen I, 80. (Schneekind, vgl. Liederſaal III, 513. [F. H. von der Hagen, Geſammtabenteuer II, S. LIII bis LV. Du Méril, Poésies populaires latines. Blätter für litterariſche Unterhaltung 1851, Nr. 21 vom 24 Januar. H.])

„Ein hüpſch Lied, Der Strigel genannt, Wie ein kauffmā einen Doctor, bey ſeinem Weib fand, iſt gar luſtig zů ſingen, In deß Lindenſchmids thon u. ſ. w.“ Fl. Bl. 8. „Getruckt zů Baſel, bey Samuel Apiario. 1570.“ Anfang:

Zuo Coſtenz ſaß ein kaufman rich,
der hat ein fröuwlin, was wunniglich u. ſ. w.

Dieſelbe Weiſe, wie „der Schreiber im Garten.“ (Vgl. Wunderhorn III, 99.)

In der Hauptſache gleichen Inhalts iſt Hans Roſenplüts Schwank „Von dem mann im garten“, nach einem Drucke von 1493 in Bragur V, 87 ff. (daraus in Gözs Hans Sachs III, 170 ff.), auch im Liederbuch der Hätzlerin 290, 76. [Vgl. A. v. Keller, Faſtnachtſpiele S. 1150. 1151. H.] Ähnliches bei Boccaccio, Burkard Waldis u. ſ. w.

Träume.

(290) G. Forſters friſche Liedlein II, Baſſ. 1553, Ten. 1565, Nr. 21 (Comp. Wolff Heintz), nur Strophe 1 und 2. Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr 216. Handſchriftliches Liederbuch im Beſitze des Hrn. Dr. M. M. Mayer in Nürnberg (daraus ſchon von dem Beſitzer ſelbſt

mitgetheilt in ſeinem Buche: Des alten Nürnbergs Sitten und Gebräuche u. ſ. w. 2te Abth., Heft 1, Nürnberg 1835, S. 44 f.). Würzburger Sammelband Nr. 62, hinter der alten Schwiger.

Str. 1, Z. 1: M. Derdt dowen a. jenen b. Z. 2: Fr. R. ſtöckelein. M. e. gleines beinelein. Z. 3: Fr. gewachſen. M. Es nagedt ſich zu d. e. Str. 2, Z. 1: M. Da legedt ich mig hinnunder. Z. 2: Forſt. traumbt. Fr. Da träumet mir ein ſeltzamer Tr. M. Da traimedt mir ein teimelein. Z. 3: Forſt. ſtunden. Fr. zu derſelbigen ſt. Str. 3, Z. 1: M. Es traumedt m. alleſo ſiſe. Fr. Mir träumet wie ich hette. Z. 2: M. w. ſenne madt. Fr. So gar ein wunder ſchönes Kindt. Z. 3: M. ſiſen. Fr. bey mir an meinem Bethe. Str. 4, Z. 1: M. ichs. Z. 2: e. a. raffel ſeidt; Schmeller III, 59: Raffelſcheit. Str. 5, Z. 2: Fr. Weiber. M. 7 aldter weiwer. Fr. vmb, ohne: wol. M. woll, gewe. Str. 6, Z. 1: M. aug. Z. 2: Fr. vmb eine. M. gewen vm. Z. 3: Fr. vmb. M. ſeidtlein; Schmeller III, 199: Das Seidlein, die Hälfte der landüblichen (Getränk- und Flüſſigkeits-) Māß.

Zu Strophe 1: Percy III, 224, 5:

A tree there is, that lowly grows.
And some do call it rue u. ſ. w.

(291) Heidelberger Handſchrift 343, Bl. 93 b f.

Str. 1, Z. 2: Roſen becherlein (vgl. d. Gramm. III, 674 ob. Diminut. mit r.). Str. 2, Z. 1: mal. Str. 3, Z. 2: manne. Str. 4, Z. 2: menner. Z. 3: junge. Str. 6, Z. 2: weis Brot. Z. 3: vij. Aiere. Str. 7, Z. 3 und Str. 8, Z. 3: ſchier.

Die Alte.

(292) Aus der beim Liede 290 angeführten Handſchrift des Hrn. Dr. Mayer (auch ſchon gedruckt in deſſen dort bemerkter Schrift S. 47 f.). Vgl. Hoffmann, Schleſiſche Volkslieder 231.

Str. 2, Z. 1: gin, kirgen. Z. 3: reiger. Str. 3, Z. 1: hammer. Str. 4, Z. 1: fir. Z. 2: 4 gudter. Z. 3: lis, frailein firen. Z. 4: kirighoff. Str. 5, Z. 1: kirroff. Z. 3: glagen. Str. 6, Z. 1: ſarredt, ſarre. Z. 2: beſſe. Z. 3: erklagedt, tranſitiv? Fein. Alm. 148, 3: Ei hat ir lebetage Geplagt meyn jungen Leyb. Str. 7, Z. 1: leidelein. Z. 2: ſaredt. Z. 3: wens, hamer. Z. 4: ichß, dui. Str. 8, Z. 1: lies igg firen. Z. 2: ſtann. Z. 3: greſſere. Z. 4: ham. Str. 10, Z. 1: hamer. Z. 2: verganen, ladt. Z. 3: nagt. Z. 4: mig, madt.

Eine andre Faſſung im feinen Almanach 1777, S. 147 ff.: „Als ich ein junger gſelle war“ u. ſ. w. (der Tod von Baſel.)

Engliſch: Th. Lyle, Ancient Ballads and Songs, London 1827, S. 151 ff.: „When I was a young man“ u. ſ. w., „taken down from recitation.“ Im feinen Almanach wünſcht der Mann, der ein junges Weib genommen, ſich ſeine Alte zurück; in der engliſchen Verſion geht er zu ihrem Grabe, öffnet den Sarg, ſieht ſie lachen und ſie kehrt mit ihm heim.

Zu Strophe 8: Salomon und Morolf 196 bis 201.

Der Götze.

(294) Aus einer Papierhandſchrift von 1603 in der rhedigeriſchen Bibliothek zu Breslau mitgetheilt von H. Hoffmann in der von ihm herausgegebenen Monatſchrift von und für Schleſien, Jahrgang 1829, Bd. II, S. 548 f.: „Vom Götzen.“

Str. 5, Z. 3: ſchlug.

Wer unter dem spiritus familiaris des Liedes zu verſtehen ſei, darüber geben die am Schluſſe desſelben beigeſetzten Reime keinen Zweifel:

Wenn die Henne kräht vor den Hahn[1]
Und das Weib redet vor den Mann,
So ſoll man die Henne braten
Und das Weib mit Prügeln berathen.

[Thietmar von Merſeburg L. VII. c. 50.]

Über Götze vgl. J. Grimm, deutſche Mythologie 11 [13].

Zu Str. 5, 6: Nibelunge (Lachmann) 587 bis 592. Zu Str. 6, Z. 4 vgl. „Wünſche“ (Nr. 6) Str. 4.

Drei liebe Frauen.

(295) Fl. Bl. 1 Bogen 8⁰: „Vier ſchöne newe Lieder u. ſ. w. Das vierdt, Von einem ſchnöden Mann, vnnd von dreyen lieben Frauwen.“

---

[1] [In der Mörin des Hermann von Sachſenheim 41 b findet ſich der Spruch:

In welchem haus nit kregt der han
Und kregt die henn, das iſt nit guet.

Vgl. Schriften II, S. 241. H.]

„Getruckt zů Strasburg bey Thiebolt Berger.“ (um 1570.) Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 228.

Str. 2, Z. 2: Str. jhren. Fr. jrn Nachbawrn. Z. 3: jren. Str. 4, Z. 2: Str. das w. Str. 5, Z. 4: Fr. biſt du ſchn. Str. 6, Z. 3: Str. hoſſlichen. Fr. Höſlichen. Str. 7, Z. 5: Str. all; vgl. Str. 10, Z. 5. Str. 8, Z. 1: Str. vernummen. Fr. vernom̅en. Z. 2: Str. kum̅en. Fr. kommen; vgl. Str. 11, Z. 1, 2. Str. 9, Z. 1: Fr. kom̅. Str. 12, Z. 2: Fr. nicht habt; vgl. d. Gramm. I, 932 vor γ). Z. 3: jetz. Z. 4: geſchwindt.

Schwediſch: Arwidsſon III, 148.

Fünftes Buch.

Tanhauſer.

(297) A. [Vgl. Volkslieder S. 1032. H.] Fl. Bl. „Das Lied von dem edlen Danheuſer.“ „Gedrückt zu Nürmberg durch Chriſtoff Gutknecht.“ o. J. (um 1533, Körners hiſtoriſche Volkslieder 152.) Fl. Bl. o. J., gedruckt zu Nürnberg durch Georg Wachter (um 1528, P. Wackernagel, Kirchenlied 737, CXVIII), Bragur VIII, 186 ff. Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr 224. Fl. Bl. von 1612, o. O. Kornmanns Mons Veneris u. ſ. w. Frankfurt 1614, S. 127 ff. (daraus in Prätorius Blockesberges Verrichtung, Leipzig 1668, S. 19 ff.) Fl. Bl. 1647, o. O. Einige weitere Drucke ſind von Hoffmann und Leyſer angemerkt.

B. Niederdeutſch, mitgetheilt von Leyſer im Bericht an die Mitglieder der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig vom Jahr 1837, S. 35 ff., „nach einem alten Drucke aus dem erſten Drittel des 16ten Jahrhunderts“. (vgl. Scheller, Bücherkunde der ſaſſiſch-niederdeutſchen Sprache u. ſ. w. Braunſchweig 1826, S. 479, XVI, wo ein fl. Bl. mit dem niederdeutſchen Liede vom Tanhauſer, vermuthlich von 1581, verzeichnet iſt.)

C. Eine durch Stalders Vermittlung aus mündlicher Überlieferung im Entlebuch aufgezeichnete Faſſung des Liedes mit ſeiner Singweiſe hat Laßberg im Anzeiger für Kunde des deutſchen Mittelalters, 1832, Sp. 239 ff. mitgetheilt.

Niederländiſch: „Van heer Daniellen“ aus „Liedekens-Boeck, Tantwerpen 1544“ in Horæ belg. II, 131 ff.

Däniſch: Überſetzung des Liedes aus dem Deutſchen, nach Drucken von 1684, 1700 u. ſ. w. in Nyerups Udvalg u. ſ. w. I, 117 ff.: „Ridder Danyſer.“ Die Übertragung folgt ganz der niederdeutſchen Faſſung, verſchlechtert aber dieſelbe durch Zwiſchenreime; die zwei letzten Strophen ſind Anhängſel.

Str. 1, Z. 1: V. ichs, ichs frölich h. a., Aber ſo will ich h. a. Auch niederd.: Aver wil ich heuen an, van eynem Danhüſer ſyngen. Z. 2: von dem Danheuſer, V. vom Danhäuſer (Tanhäuſſer) wöllen wir ſingen. Z. 3: V. u. w. er hat w. g., Vnd wz wunder er h. g. Z. 4: V. Venuſſine(n), mit fraw Venuſſinnen, mit Frauw Venus ſinnen; niederd.: mit Venus der düuelynnen; niederl.: al met vrouwen Minne. Str. 2, Z. 1: V. war; Der Tanhäuſſer war. Z. 2: V. Wann (V. dann) er wolt w. ſch. Z. 3: V. er wolt i., er wolte i., er wolt hin zu Fr. V. V. Zwiſchen Str. 2 und 3 iſt in den hochdeutſchen Recenſionen eine ausgefallen, welche niederdeutſch ſo lautet:

Do eyn yar all vmme quam,
ſyne ſünde begünden em tho leyden.
Venus eddele Frouwe ſyn,
ick wyl wedder van yw ſcheyden. (Vgl. niederl. Str. 2.)

Däniſch: Den Tid et Aar forlöbet var,
Hans Synder de gjorde ham bange,
Han ſtrax hen til Fru Venus gaaer
Og ſagde: fra Eder jeg ganger.

Str. 3, Z. 1: V. ſeind. Z. 2: d. ſ. jr mir g. Z. 3: V. geſchworen. Z. 4: V. jhr wöllet nit v. m. w., Jhr wolt nicht v. m. w. Str. 4, Z. 1: V. enthab, Fraw V. ich habs nicht gethan. Z. 2: V. will es w. Z. 3: V. wann r., wann (wenn) niemand (ts) ſpricht das mehr dann (denn) jhr. Z. 4: V. Gott helff mir zu dem Rechten. Str. 5, Z. 1: V. wie ſagt jr mir, wie redt jhr alſo. Z. 2: V. bleyben, jhr ſollet bey mir (V. vns) bleiben. Z. 3: V. Dann ich wil euch meine Geſpile g., Jch gib (geb) euch meiner Geſpielen ein. Z. 4: V. ſtätem, ſtäten, ehelichen w. Str. 6, Z. 1: V. nemb, Nemme (Nehme) ich denn (dann), anders. Z. 2: V. denn ich hab in meim Sinne, Als ich hab in meinem Sinne, Noch hab ich in meinem Sinne. Z. 3: V. muß. Z. 4: ewigkl. V. auch ewiglich verbrinnen (V. verderben, da ewiglich verbrinnen (verbrennen). Str. 7, Z. 1: V. vil fehlt, Du ſagſt mir viel. Z. 2: V. doch fehlt, Vnd habts nie befunden, du haſt es doch nit (nicht) befunden. Z. 3: V. Gedenck. Z. 4: V. lacht. Str. 8, Z. 1: V. w. h. m. dann ewer r. M. Z. 2: V. gantz vnm., gantz vnwerthe. Z. 3: V. Fräwlin, mein Fr. z., n. gib m. v. Frauw Venus z. Str. 9, Z. 1: Herr D. (vgl. Str. 15, Z. 1), V. wolt, Z. 2: V. keine. Z. 3: V. bleibend, e. D. jahrt. Z. 4: V. friſtet, v. friſtet mir mein l.; friſchet haben das Frankf. Liederb., Kornmann und Prätor. Str. 10, Z. 2: V. ich kan, nit. Z. 3: V. Fräwlin, Gebt (Gib) m. v. Frawe z. Z. 4: V. ewerm, ewerem, jrem. Str. 11, Z. 1: V. redt, nit (nicht) ſprecht, redt nicht alſo. Z. 2: V. thund, jr ſeyt nit (nicht) wol bey Sinnen (beſinnen). Z. 3: V. geen, gand, Kämmerlin, So gehn w., Nu (Nun) laſſt vns in ein Kammer gahn. Z. 4: B. Wonne, der heymlichen Minnen. Str. 12, Z. 1: Ewer, mir ausgelaſſen, Gebrauch(t) ich nun ein frembdes (ander) weib. Z. 2: ich hab i. Z. 3: B. O Venus Edle Jungfraw zart; niederd.: Jck ſe yd an yuwen ogen wol; niederl.: uw oghen bernen al waert een vier; Entlebuch: Jch gſes an ihre brun augen an. Z. 4: B. jhr ſeind ein Teufflerinne. Str. 13, Z. 1: B. wie, Thanheuſſer (Danhäuſer) wie ſprecht jhr (nu) alſo. Z. 2: gynnet, kōnet, begunt zu ſch., beſteh(e)t jr mich zu ſch. Z. 3: B. Nun ſ., vnd wolt jhr lenger hinnen ſein, Solt jhr l. jnnen ſeyn, Solt jr noch l. bey vns ſeyn. Z. 4: B. jhr müßt ſein v. e., deß Worts müßt (muß) jhr entgelten. Str. 14, Z. 1: B. nicht. Z. 2: B. nit. Z. 3: himelreych, B. Maria Mutter reine Magd (ſo nur die fl. Bl. von 1612 u. 1647). Z. 4: B. dem Weibe; im Frankf. Liederb., bei Kornmann und Prätor. fehlt Str. 14 gänzlich. Str. 15: Hier iſt die Stellung der Zeilen vorgezogen, welche das Frankf. Liederb., Kornmann und Prätor. geben, ſonſt lautet die Str. ſo:

(Herr) Danheuſer jr ſolt vrlaub han,
Mein lob das ſolt jr preyſen,
wo jr da (B. nun) in dem land vmbſart,
Nembt vrlaub von dem (B. den) greyſen.

[Jn den Volksliedern S. 763 hat Uhland dieſe letztere Stellung der Zeilen beibehalten. H.] Z. 1: B. wolt. Z. 2: nembt, nempt. Z. 2: den haben die fl. Bl. v. 1612 und 1647, Kornmann und Prätor., auch die niederd. Verſion (vgl. Hoffmann, Horæ belg. II, 134). Z. 3: B. Und wo jr i. d. L. v. Str. 16, Z. 1: B. Da, ſcheid, Der Danhäuſer zog w. a. d. B. Z. 2: rewen, B. mit j. vnd mit rewen. Z. 3: B. i. w. gen Rome (B. Rom) in die Statt, g. R. in die werthe Statt. Z. 4: B. trawen, trewen, eins, all auff (B. auß) dē Bapſt vertrauwen. Str. 17, Z. 2: B. muß, müß (muß) es. Z. 4: B. wolt, erhalten. Str. 18 (fehlt auf dem fl. Bl. v. 1647), Z. 1: B. Ach Bapſt(e) lieber Herre mein. Z. 2: ſünde. B. Jch klage euch mein Sünden. Z. 3: B. han. Z. 4: B. euch. Str. 19, Z. 1: B. J. b. geweſt ein gantzes j. Z. 3: B. empfahen, Rew v. B. e. Z. 4: B. o. i. Gott möcht a. Str. 20, Z. 1: Der Bapſt h. e. ſt. i. d. h. B. Der Babſt hat ein Stab inn der Handt; Er hätt ein Stab in ſeiner Hand; Der Bapſt hatt (het) einen Stecken weiß. Z. 2: dürre. B. der was ſich alſo dürre, vnd der war aller dürre, der war vō dürren Zweigen, der wardt vom dürren Zweig. Z. 3: B. als er gegrünen mag, Als wenig der da grünen mag, Wenn (Wann) dieſer Stecken Bletter tregt. Z. 4: B. kompſt, ſo wenig kompſt zu Gottes hulden, ſo ſeyn dir dein Sünd verziegen, So ſeynd dir dein Sünd verziehen. Str. 21, Z. 1: B. Vnd ſ., Solt ich leben nit denn e. J., Solt ich leben nicht mehr dann e. J. Z. 3: B. empfahen, Rew vnd Buß. Z. 4: B. huld e., Gnad e. Str. 22, Z. 1: Da, B. zog. Z. 2: B.

leyde. Z. 3: B. Maria Mutter reine Magd. Z. 4: B. ich mich v. d. ſ. Str. 23, Z. 1: da, B. Da zog er w., So zieh ich w. Z. 2: B. ewigkl., Ewiglich vnd on ende. Z. 3: Jch wil zu Venus m. fr. z. B. ich will zu Fraw Venus zart, Jch will zu Venus der Frawen zart, Zu Venus meiner Frawen zart. Z. 4: B. ſende, hin will ſ. Str. 24, Z. 1: B. willkumen, willkom̄, willkomb Herr D., Seyt willkommen Danhäuſer gut. Z. 2: ewer, B. euch, entboren. Z. 3: mein l. H. B. ſ. G. willkum mein l. H., ſeyt willkomme mein l. H., Seyt willkommen mein liebſter Herr, Seyt Gott willkomb Herr Dannhäuſer. Z. 4: B. erkoren, vnd Heldt.[1]

. . . .

Alſö iſt hier „Afvelsbroo Öö" geworden, die Zwergtochter heißt: „Olle ville vargens dotter", ihre Mutter: „Olle ville vargens Fruu", die Zwerge ſind durchaus in „vargar" verwandelt; dem Ritter Tinne wird ein vergüldeter Stuhl vorgeſetzt, worauf er einſchläft, die Frau bringt „Runeböcker fem," ſtatt „frem" und weckt ihn; patriotiſch läßt das Lied den Ritter nicht in Schweden ſiegen, ſondern in Island die Braut erkämpfen, daher auch die Abkürzung im zweiten Theile.

Ebd. I, 32 iſt das Lied nach mündlicher Überlieferung aus Vermland und Veſtgotland, mit Varianten eines gedruckten Exemplars, gegeben; es ſteht hier der däniſchen Faſſung näher, auf eine Weiſe, die bei mündlichem Fortleben bewundernswerth iſt, doch trifft ſie namentlich wieder in Reimen, die von den däniſchen abgehn, mit der ſchwediſchen Handſchrift zuſammen, wäre übrigens dieſer voranzuſtellen; weder Alſö, noch Afvelsbroo Öö kommt vor; die Wirkung des Harfenſchlags iſt in einer beſondern Strophe auch auf die Fiſche erſtreckt; die Schöne heißt: „Ulfva, lilla Dvergens dotter", die Mutter: „Thora, lilla Dvergens fru"; dieſe ſetzt einen rothen Goldſtuhl vor, „hon tager fram de Runeböcker fem" (überfüllte Verszeile); die Schweſtertochter iſt aus Island und in Bernerland geſtohlen, doch iſt auch hier die doppelte Heimführung der däniſchen Verſion weggelaſſen. [Vgl. Schriften VII, S. 384 bis 387. H.]

Bei Arwidsſon II, 298: „Herr Peder och Dvergens Dotter" aus einer Handſchrift, nur 6 Strophen, ſcheint eine Miſchung fragmentariſcher Erinnerungen (Tynne, Olof u. ſ. w.) zu ſein: Herr Peder reitet in den Roſenhain, die Wege wirren ſich ihm, ſie ſind mit Seide beſpreitet; er wird in den Berg geführt, wo ſie des Zwerges Tochter vorholen und auf einen Stuhl ſetzen, es glänzt von ihr, wie Gold gegen die Sonne. „Mich verlangt und drängt nach meiner Braut; komme ich nicht dieſen Abend zu ihr, ſo hab' ich meinen Tod gewis.“ „Verlangt und drängt dich nach deiner Braut, ſo geh und nimm deine Gaben wider und komm hieher zurück!“ Er zieht ſein Schwert und haut ihr das Haupt ab ſammt der rechten Hand.

---

[1] [Hier iſt eine Lücke in der Handſchrift, es fehlt ein Blatt oder mehrere. H.]

(Geijer, Svea Rikes Häfder I, 171 findet in dem Liede von Tynne Züge eines hohen Alters und bezeichnet als einen ſolchen, daß der Name der runenkundigen Zwergtochter Ulfva dasſelbe ſei mit Völva, Vala, der Weiſſagerin in der ältern Edda. Säm. Edda 196, 18: [Hugrûnar, stafir â] „vavlu sessi.“ Ebd. 23, 107: „Gunnlavþ mêr umgaf gullnom stôli â dryck ins dýra miaþar.“ Vgl. Sn. Edda 84 u.)

Das Lied von Tönne ſelbſt hat verſchiedenartige Beſtandtheile: der zweite Theil desſelben, die Brautfahrt, erſcheint als nicht ſagenhafte Erfindung, beſtimmt, die Wunderkraft der Zwerggeſchenke in ausgeführter Handlung zu erproben. Die alterthümlichen Züge dagegen in einem andern Liede reineren Guſſes, deſſen ſchönſte Faſſung die däniſche iſt, bei Nyerup I, 234 (nach Syv, P. II, Nr. 9, mit kleinen Veränderungen aus Handſchriften ebd. 386): „Elvehöj.“ Der junge Geſell legt ſein Haupt auf den Elfenhügel, ſeine Augen ſinken in Schlaf, da kommen zwei Jungfraun hervorgegangen, die gerne mit ihm ſprechen möchten. Die eine klopft ihn auf die weiße Wange, die andre flüſtert ihm ins Ohr und heißt ihn aufſtehn, wenn er den Tanz rühren wolle, ihre Jungfraun ſollen vor ihm ſingen, das Munterſte, was ihn zu hören lüſte. Die Eine beginnt ein Lied zu ſingen, wobei der ſtarke Strom anhält, der zu rinnen gewohnt war; alle die kleinen Fiſche, die im Strome ſchwammen, ſpielen mit ihren Floſſen; alle Vöglein im Walde beginnen zu zwitſchern. „Hör du, ſchöner junger Geſell! willt du bei uns bleiben, ſo wollen wir dich ſtarke („ramme“) Runen lehren, dazu leſen und ſchreiben; ich werde dich lehren den Bären zu binden und den Eber auf zur Eiche, der Drache, der auf dem vielen Golde liegt, ſoll vor dir das Land räumen.“ Sie tanzen aus, ſie tanzen ein all in der Elfenfahrt; der junge Geſell ſitzt da und ſtützt ſich auf ſein Schwert. „Hör du, ſchöner junger Geſell! willſt du nicht mit uns ſprechen, ſo ſoll Schwert und ſcharfes Meſſer dein Herz in Schlaf legen.“ Hätte Gott nicht ſein Glück ſo gut gefügt, daß der Hahn die Flügel ſchlug, gewis wär' er im Elfenhügel geblieben, all bei den Elfenweibern. Darum räth er jedem rechtſchaffenen Geſellen, der im Walde reiten will, daß er nicht zum Elfenhügel reite und ſich dort ſchlafen lege. Schwediſch in verſchiedenen Verſionen: Sv. Folkviſ. III, 168 bis 174, vgl. 178 bis 180. Arwidsſon II, 300 bis 303 (auch auf eine Meerfrau bezogen und dann ſpät noch auf eine hiſtoriſche Perſon angewandt); hier vergißt auch die Hindin zu ſpringen. Sv. Folkviſ. III, 171 ob.; ſieghaftes Schwert, koſtbares Gewand, wunderbares Schiff werden zum Geſchenke geboten, ebd. III, 173 f. 168. Arwidsſon II, 302 f.; die Jungfraun tragen ſilberne Gefäſſe und der junge Geſell wird ſogar in den Berg geführt, wo ſchon das Seidenbett bereitet iſt, als der Hahn die Flügel ſchlägt, Arwidsſon II, 301, nach einer Handſchrift von Anfang und Mitte des 16ten Jahrhunderts. (Vgl. auch die Ortsſagen aus Schleswig u. ſ. w. bei W. Grimm, Zuſätze zu der Überſetzung 55 u. Nyerup I, 386; Sage vom Oldenburger Horn, Grimm, deutſche Sagen II, 317.)

Auch in der nordiſchen Ballade von Olof wollen die tanzenden Elfen den jungen Mann in ihren Reigen ziehen und für die Weigerung wird wirklich Rache genommen, Nyerup I, 237. 386. Sv. Folkviſ. III, 158 bis 167. Arwidsſon II, 304 bis 309. [Vgl. Schriften VII, S. 383. H.]

Jamieſon II, 11 bis 42: „True Thomas and the Queen of Elfland," aus einer Handſchrift, die in das 15te Jahrhundert geſetzt wird, mit Lesarten aus zwei andern Manuſcripten mit den Überſchriften: „Incipit prophesia Thome de Erseldoun" und „Thomas off Erseldoune" (aus einem derſelben ein ſtark beſchädigtes Stück zuvor ſchon in der 2ten Ausgabe der Minstrelsy II, 275 bis 280, dann in der 5ten Ausgabe III, 181 bis 186 eben dieſes Stück, die Unterlage der Prophezeiungen, aus Jamieſons Sammlung ergänzt):

Thomas, der Anfangs ſelbſt erzählt, geht („this Andyrs day") an einem heitern Maimorgen („be Huntley Bankis") allein und hört den Geſang der Vögel, wovon der Wald umher erklingt. Unter einen Baum gelagert, ſieht er eine ſchöne, reichgeſchmückte Frau, leuchtend wie die Sonne am Sommertage, daherreiten, eine Weile blaſend, eine Weile ſingend, mit Windſpielen und Spürhunden, Horn und Pfeilen. Thomas ſpricht: „Das iſt die mächtige Maria („Mary of myght"), die das Kind gebar, das für mich ſtarb; ſprech' ich nicht mit dieſer lichten Frau, ſo bricht mein Herz in drei Stücke, ich will gehen mit aller Macht, ihr beim Holunderbaume („at Eldryn [V. Eldyn] tre“) zu begegnen. Er rennt über den hohen Berg und („certenly, as the story sayes“) trifft ſie beim Holunder. Nieder kniet er unter das Waldgezweig („underneath the grenewode spray“): „Liebliche Frau, erbarm dich mein, Himmelskönigin, wie du wohl magſt!“ Sie erwidert, daß ſie nicht ſo hohen Ranges, nur eine Frau aus andrem Lande („of another cuntre“) ſei, die dem Wilde nachreite. Nun ſtellt Thomas ein Anſinnen ganz andrer Art, ſie bittet ihn aber, ſie gehen zu laſſen, denn dieſe Sünde würd' all ihre Schönheit verderben. „Liebliche Frau, erbarm dich mein! und ich will immerdar bei dir weilen, hier verpfänd' ich dir meine Treue, ob du zu Himmel willſt oder zu Hölle.“ „Mann von Staube, du willſt mich verderben, doch ſollſt du deinen Willen haben, aber glaub mir, du fährſt um ſo ſchlimmer, denn alle meine Schönheit wirſt du zernichten.“ Sie ſteigt ab unter grünem Waldgezweig und („as the story tell us full right“)) ſiebenmal liegt er bei ihr. Als er ſie wieder anſieht, ſind ihre Haare theils ſchwarz, theils grau, ihre Gewande ſind weg, ihre Augen erloſchen, ihr ganzer Leib wie Blei [1]. Thomas ſpricht: „Weh, o weh! das iſt ein jammervoller Anblick, daß du ſo gewelkt biſt im Angeſicht, das vorher licht wie Sonne ſchien.“ „Nimm deinen Urlaub von Sonn' und Mond und auch vom Laube des Holunderbaums! („Take thi leve at sune and mone and also at levys of Eldryn tre!“ Variante: „at grasse and at every tre“; vgl. niederdeutſches Lied vom Tanhüſer Str. 24.) Dieſe zwölf Monate ſollſt du mit mir gehn, dieſe Mittelerde („that mydul erth,“ vgl. d. Mythol. 458) wirſt du nicht ſehen.“ Er kniet nieder und klagt der milden Maria: „Frau, du erbarmeſt dich denn über mich, ſo iſt all meine Freude von mir gangen; ach, weh iſt mir! ich glaube, meine Thaten wollen mir Wehe ſchaffen; Jeſu, meine Seele übergeb' ich dir, wo immer meine Gebeine gehen ſollen.“ Sie führt ihn unter den Waldbaum (hier verſchiedene Lesarten), dort iſt dunkle Mitternacht und ſtets Waſſer bis an die Kniee; drei Tage lang hört er dort das Brauſen der Flut und ſtirbt faſt vor Mangel an Nahrung. Sie führt ihn nach einem ſchönen Aufenthalt, voll von Obſtbäumen und reifen Früchten mancher Art, auch Reben: die Nachtigall niſtet dort, der Papagei fliegt umher, der Droſſel Sang ruht nicht. Er will Obſt pflücken, da ſagt ſie: „Thomas, laß das ſtehen! ſonſt wird der böſe Feind dich verſuchen; wenn du pflückſt, die Wahrheit zu ſagen, ſo geht deine Seele zum Feuer der Hölle.“ Weiter heißt ſie ihn ſein Haupt auf ihr Knie legen und er werde den ſchönſten Anblick haben. Er gehorcht und ſie ſpricht: „Siehſt du jenen ſchönen Weg über den Berg? das iſt der Weg zum Himmel für ewig, wenn ſündvolle Seelen ihre Strafe überſtanden haben; ſiehſt du jenen, der tief unter dem Reiſig liegt? weit iſt der Weg, die Wahrheit zu ſagen, in die Freuden des Paradieſes; ſiehſt du jenen dritten Weg über die Ebene? das iſt der Weg, die Wahrheit zu ſagen, den ſündvolle Seelen ſollen zur Strafe ziehen; ſiehſt du jenen vierten Weg über den Hügel? das iſt der Weg, die Wahrheit zu ſagen, nach dem brennenden Feuer der Hölle; ſiehſt du jetzt jenes ſchöne Schloß, das auf dem ſchönen Hügel ſteht? („off towne and toure it berith the bell“) auf Mittelerde iſt nicht ſeinesgleichen; jenes iſt mein eigen und des Königs von dieſem Lande, aber mir wäre beſſer gehangen und erſäuft zu ſein, als daß er wüſte, daß du bei mir lagſt; mein Herr iſt bei jeder Tafel („at ilk a messe“) von 30 Rittern, ſchön und frei, bedient, und ich werde ſagen, auf der Bank ſitzend, ich habe dir die Sprache genommen; wann du in jenes luſtige Schloß kommſt, ſo bitt' ich dich, ſei ein höfiſcher Mann, und was immer Jemand zu dir ſage, ſieh, daß du nur mir antworteſt!“ Thomas ſteht ſtill wie ein Stein und ſchaut die Frau an, ſie iſt ſo ſchön und ſo gut, und ſo reichgeſchmückt auf ihrem Pferde; ihre Windſpiele geſättigt mit Thierblut, ihre Spürhunde gekoppelt; ſie bläſt ihr Horn und nimmt den Weg nach dem Schloſſe. In eine Halle geht ſie, Thomas folgt an ihrer Hand; ſchöne und artige Frauen kommen vor ihr Knie; Harfe, Fiedel u. ſ. w., alle Arten von Spiel („all maner of minstrelsy“) finden ſie da; tanzende Ritter, drei und drei, die Feenfrauen („the fearé ladys“), ſchön und frei, in reichem Schmucke mit ihnen tanzend. Das Wunderlichſte dünkt ihn, als dreißig Hirſche auf dem Eſtrich liegen und ebenſo viele Thiere hereingebracht werden; Spürhunde lecken ihr Blut und die Köche ſtehen mit dem Meſſer, haſtig ſie zerlegend. Dort iſt Jubel, Scherz und Spiel, bis eines Tags die Frau ihn auffordert, ſich fertig zu machen, er könne nicht länger hier bleiben, ſie werd' ihn zum Holunderbaume bringen. Er bittet ſie, ihn bleiben zu laſſen, denn er ſei nicht länger als drei Tage hier geweſen. (Vgl. Tanhauſer C, Str. 2: „Ein jar war inen ein ſtundi.“) Sie erwidert, ſieben Jahr und mehr ſei er hier geweſen und nicht länger dürf' er verweilen, denn morgen werd' Einer aus der Hölle, ein häßlicher Teufel („a [Var. the] fowle fende“) unter dieſem Volke ſeine Gebühr wählen; Thomas ſei ein ſchöner und artiger Mann, er würde gewählt werden, um alles Gold vom Himmel bis zum Ende der Welt ſoll er nicht durch ſie verrathen werden. Sie bringt ihn wieder zum Holunderbaume unter das Waldgezweig („in Huntley Banks“), wo die Vögel Nacht und Tag ſingen, und ſagt ihm Lebewohl. Dieß iſt ein Lied („a fytte“), zwei ſind zu ſagen von Thomas von Erſeltown. Das zweite: Thomas bittet die Scheidende, ihm irgend ein Zeichen zu geben, daß er ſagen könne, er habe mit ihr geſprochen. „Zu harfnen und zu ſprechen (? „to harpe and carpe“. Gloss. talk), wohin immer du gehſt, Thomas, nimm dieß mit dir!“ „Harfnen,“ ſpricht er, „wahr' ich nicht („harping, he seid, ken [Var. kepe] I non“), denn die Zunge iſt das Haupt der Kunſt („chefe of mynstalse“).“ „Wenn du weiſſagen (? „spell“) wirſt oder Mähren erzählen („talys telle“), Thomas, ſollſt du nimmer Lüge ſagen; wohin immer du gehſt, zu Holz oder Hügel, ich bitte dich, ſprich nimmer Übles von mir! („wher so ever thu goo, to frith or felle, I pray the, speke never non ille of me!“ Tanhauſer Str. 15: „wo ir da in dem land umbfart, mein lob das ſolt ir preiſen“.) Es folgen nun durch das zweite und dritte „Fytte“ die Vorherſagungen der Frau über Schottlands künftige Begegniſſe und Kämpfe in der refrainartigen Form, daß ſie hinwegeilen, er aber immer Weiteres von ihr vernehmen will; ihre Hunde brechen die Riemen, er aber heißt ſie dieſelben feſthalten und an einen Baum koppeln (S. 31). Zuletzt fragt er, ob ſie für ewig ſcheiden. „Nein, wenn du ſitzeſt zu Erſeldown, nimm deinen Weg „to Hunteley Bank“! und dort werd' ich gerne bereit ſein, dich zu treffen, Thomas, wenn ichs vermag.“ Sie bläſt ihr Horn auf dem Pferde und läßt Thomas am Holunderbaume, nach „Helmesdale“ nimmt ſie ihren Weg und ſo trennen ſie ſich.

---

[1] Tanhuſer, MS. II, 69 a 3:
„ſo ſint diu wip gar miſſevar, ſwenne ich mich von in ſcheide.“

Jamieſon nimmt an, daß die Einleitung ſchottiſchen Urſprungs ſei, obgleich er keine unzweifelhaft ſchottiſche Handſchrift kenne, der prophetiſche Theil aber ſei gegen die Schotten gerichtet (S. 4 f.). Ferner bemerkt er

(S. 27 f. Anm.), Thomas habe, nach allgemeiner Sage, das Vermögen, ſtets Wahrheit zu ſagen, als eine werthvolle Beigabe zu ſeiner Prophetenrolle, von der Königin der Feen empfangen und davon den Namen „True Thomas“ erlangt; „Tammy Tell-the-Truth“ ſei ein Hauptcharakter in verſchiedenen ſatiriſchen Balladen auf dem Lande und wahrſcheinlich ebenſo in den alten Zwiſchenſpielen. In der aus mündlicher Überlieferung entnommenen Ballade bei Jamieſon II, 7 bis 10, und Scott, Minstrelsy, 5 ed. III, 175 bis 179 nennt ſich die wunderbare Frau: „the queen of fair Elfland.“ Nach der Volksſage bleibt Thomas auch nach ſeiner Rückkehr der Feenkönigin gebunden und wird auf ähnliche Weiſe, wie Merlin, durch einen Hirſch und eine Hindin abgeholt [1] (Minstrelsy ebd. 172 f.). Der hiſtoriſche Thomas Rymour von Ercildoun fällt gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts (ebd. 169 f.). Die Dichtungen von ihm haben einige Berührung mit der Elfenballade „The young Tamlane“, Minstrelsy, 5 ed. II, 191 ff., früher „young Tomlin“. „Thom of Lynn“; es gab unter dieſem Namen eine Tanzweiſe, ebd. 186 f. Scotish Songs I, XCIX. [2]

Urban IV, den das Lied nennt, hatte von 1261 bis 1264 den päbſtlichen Stuhl inne (Hahn IV, 245 f.); er iſt durch ſeine unerbittlichen Zornbriefe gegen Manfred, Conradin und das ganze hohenſtaufiſche Geſchlecht bekannt (Raumer IV, 472. 490. 547. Raynald. T. XIV zu 1262. Rymer, fœd. I, 2, 80. Hahn IV, 251 f.).

„Der Tanhuſer“, von dem eine beträchtliche Liederreihe in die Sammlung der Minneſänger (II, 58 bis 70) aufgenommen iſt, nennt ſich ſelbſt an mehreren Stellen:

59 b, 2 Da ſol nie man ſin unvro,
da der Tanhuſäre
reijet mit der lieben ſo;
daz wäre im ein ſwäre,

Wär da niht vrou Künigunt
mit ir reiden lokken u. ſ. w.

62 b, u. Nu heia, Tanhuſäre!
zergangen iſt din ſwäre;

---

[1] [Vgl. Uhlands Gedicht „Merlin der Wilde“. H.]

[2] [Die Ballade von Tamlan hat Uhland dramatiſch zu bearbeiten begonnen. Vgl. Ludwig Uhland, eine Gabe für Freunde S. 52. H.]

ſwa diu liebe bi dir wäre,
diu iſt ſo vröudebäre,
da wurde wol geſungen,
getanzet unt geſprungen u. ſ. w.

(weiter 63 b, 69 b, 2.)

Solch fröhliche Tanzlieder, beſonders in Form der Leiche, ſingt er bei dem Fürſten in Öſterreich, Friderich (Friderich II, 1230 bis 1246), von deſſen Lob er voll iſt und der ſelbſt den Reihen ſingt:

59 b, 1 Trurik herze vro
wirt von im, ſwanne er ſinget dien vrouwen den reien,
ſo hilfe ich im ſo,
daz ich ſinge mit im zaller zit gerne den meien;

dann auch bei einem bairiſchen Herzog (Otto II bis 1253, ihm folgen in Oberbaiern Ludwig II bis 1294, in Niederbaiern Heinrich bis 1290, Raumer II, 513):

63 b ſo mag ich des von Öſterriche ze guote niht vergezzen;
der was ein helt vermezzen,
bi dem was ich geſezzen.

Der uz Beierlant mak ſich ze künigen wol gelichen,
ich geſach nie vürſten me ſo milten, noch ſo richen,
ſo rehte lobelichen.

Heia, Tanhuſäre, nu la dich ie mer bi im vinden
gar an allen wandel din! ſo liebeſt dich den kinden
unt mak din leit verſwinden.

Nim den roſenkranz!
trag in der guoten an den tanz
unt ſtrikke in wol ze priſe!
la din truren ſin!
nim war der lieben vrouwen din!
ſi tanzet alſo liſe u. ſ. w.

Tanhuſer gefällt ſich im Anblicke tanzender Frauen:

65 b, 3 Diu mir an dem herzen lit,
die ſach ich ſo ſchone
an einem tanze, da ſi gie
wol mit eren bi den ſchönen vrouwen.
Ich wart vro der ſelben zit;
got ir ie mer lone,

daz ſi mich ſo wol enpfie!
ſolde ich ſi noch eineſt alſo ſchouwen,
Die vil tugentrichen,
ſo wäre mir wol ze muote u. ſ. w.

und er giebt lüſterne Schilderungen der Tanzenden (63 a, 1. 66 b, 4 bis 67 a, 2); auch erzählt er üppige Liebesabenteuer mit der Schönen, die er unter den Blumen oder im Walde, im Maienglanz und beim Geſange der Vögel, getroffen (60 f.). Daneben beladet er ſeine Gedichte, ſelbſt die Tanzleiche, mit allerlei Gelehrſamkeit aus der Litteratur der Ritterzeit und mitunter auch aus der Fabelwelt des Alterthums. (Die abſichtliche Verwirrung der Namen, 62 a, findet ſich auch in dem altfranzöſiſchen Wettſtreite der Jongleurs bei Roquefort, de l'état u. ſ. w. 290 ff.) Namentlich gedenkt er wiederholt der Göttin Venus und wie ihr Paris den Apfel gab:

62 a Venus ein apfel wart gegeben,
da von ſo huop ſich michel not u. ſ. w.
65 b Si gert des apfels, den Paris
gap dur minne
der gütinne u. ſ. w.
66 a unt den apfel, den Paris
gap dur minne Venus, der gütinne u. ſ. w.

Allmählich trübt ſich die Luſt ſeines Geſanges:

69 b, 5 Jch han dien jungen
vil da her geſungen,
des iſt lank,
als ſi mich des baten
gegen den meien do;
Dien lieben linden
ſang ich bi den linden
minen ſank,
die mir liebe taten,
die ſchuof ich dikke vro.
Daz hat ſich verkeret
nu leider alſo:
ſwer hie vuoge meret,
wirt der doch vil ſelten drümbe geret;
an ir dank
ſang ich in ze leide, dien hoch gemuete iſt krank.

Als Wendepunkt dieſer Umwandlung ſeines überluſtigen Lebens in ein kummervolles erſcheint der Hingang ſeines Gönners Fridrich von Öſterreich im Jahre 1246. „Manigen armen er beratet, ich hebe an mir ſelbem an“ (59 a, u.), hat der Sänger noch von dem Lebenden gerühmt; nun beklagt er den Verſtorbenen:

69 Ja herre, wie hab' ich verlorn den helt uz Öſterriche,
der mich ſo wol behuſet hat nach grozen ſinen eren!
Von ſinen ſchulden was ich wirt, nu lebe ich trurekliche,
nu bin ich aber worden gaſt; war ſol ich armer keren?
Der mich ſin noch ergezze, wer tuot nach im daz beſte?
wer haltet toren, als er tet, ſo wol die ſtolzen geſte?
des var ich irre, nun' weiz, wa ich die wol gemuoten vinde,
unt lebte er noch, ſo wolde ich ſelten riten gegen dem winde.
der wirt ſprichet: „weher, gaſt, wie vrinſet iuch ſo ſwinde?“

Ze Wiene hat' ich einen hof, der lak ſo rehte ſchone;
Liupoltsdorf was dar zuo min, daz lit bi Luchſe nahen;
Ze Hinperk hat' ich ſchöne guot; got im der wirde lone!
wenne ſol ich iemer mer die gülte darabe enpfahen?
Ez ſol mir nie man wizen, ob ich in klage mit triuwen:
min vröude iſt elliu mit im tot, da von muoz er mich riuwen.
wa wiltu dich behalten ie mer mere, Tanhuſäre?
weiſt aber ie man, der dir helfe buezen dine ſwäre?
o we, wie daz lenget ſich! ſin tot iſt klagebäre.

Sein Leben iſt das eines armen Fahrenden:

68 Ich bin ein erbeitſälik man,
der niene kan beliben,
wan hiute hie, morne anders wan;
ſol ich daz ie mer triben,
Des muoz ich dikke ſorgen,
ſwie vrölich ich da ſinge,
den abent unt den morgen,
war mich daz weter bringe u. ſ. w.

(Das Lied, wozu dieſe Strophe gehört, meldet von einem „ze Kride“ erlittenen Seeſturme.) An einer andern Stelle klagt er:

67 b ſi ſint alle wirte nu, die ſant mir geſte waren,
unt bin ich doch der ſelbe, der ich was vor zwenzik jaren;
ich bin gaſt unde ſelten wirt, daz leben iſt unſtäte;
dunke ie man, daz ez ſenfte ſi, der tuo, alſo ich täte!

So mir min dink niht ebene gat, ſwar ich kere in dem lande,
ſo denke ich ſa gegen Nuerenberk, wie ſanfte mir da wäre.
Ich wolde haben da genuok, da man mich wol erkande,
e ich bi den vremden hete niht, geloubet mir ein märe!
Ich tet vil manigez hie bi vor, daz mich nu riuwet ſere:
hêt ich gewiſt, daz ich nu weiz, ich hete lihte mere;
in' erkande do min ſelbes niht, des muoz ich dikke engelten;
des lare ich die vremden in min hus nu harte ſelten.
„wol uf, her gaſt, ir ſolt en wek!“ ſo ſprechent ſi mir alle.
in' weiz, ob ieman diſiu vuore iht wol an mir gevalle.

Wenn der Tanhuſer hier Nürnberg als einen Ort bezeichnet, wo man ihn wohl kannte, und als Gegenſatz dazu: bei den Fremden, ſo ſtimmt damit, daß in der Mörin Hermanns von Sachſenheim der Danheuſer im Venusberg ein Ritter aus Frankenland genannt wird [1]. Der Ortsname Tannhauſen kommt vielfach und in verſchiedenen Gegenden Oberdeutſchlands vor, ſo auch zweimal in der Oberpfalz. (Wenn der Tanhuſer ſagt, 68 b, u.: „Daz ich ze herren niht enwart, daz mueze got erbarmen!“ ſo ſpricht dieß nicht gegen ſeine Ritterbürtigkeit; unter Herren ſind im dortigen Zuſammenhange die vom höheren Adel verſtanden, denen Einfluß auf die Königswahl zukam, vgl. 64 a, 2.) Lebendig und auf eine Weiſe, die ſpäterhin volksmäßig war, ſchildert Tanhuſer ſeine Armuth und Obdachloſigkeit (67 b, 3. 69 b, 3) gegenüber ſeinem vorigen Wohlſtande. Doch iſt er aufrichtig genug, ſich ſelbſt mit die Schuld des Verkommens beizumeſſen, in folgender merkwürdigen Strophe, womit er ſich den Schlemmerliedern des Volksgeſanges anſchließt:

69 a, 3 Diu ſchönen wip, der guote win, diu murſel an dem morgen
unt zwirent in der wochen baden daz ſcheidet mich von guote.
Die wile ich daz verpfenden mak, ſo lebe ich ane ſorgen;
ſwenne ez an ein gelten gat, ſo wirt mir we ze muote,
Und ich diu pfant ſol löſen, ſo kumt daz liep ze leide,
ſo ſint diu wip gar miſſevar, ſwenne ich mich von in ſcheide,
der guote win der furet mir, ſwenne ich ſin niht mag verpfenden.
wenne ſol min tumber muot an truren ſich vol enden?
ja weiz ich der herren niht, die minen kumber wenden.

---

[1] [Vgl. Schriften II. S. 224. H.]

Ehrenwerther iſt eine andre Urſache ſeiner Dürftigkeit:

686, 5 Daz ich ze herren niht enwart, daz mueze got erbarmen!
des git man mir des goldes niht, daz man da vuert von Walhen;
Die herren teilentz under ſich, ſo kapfen wir, die armen,
wir ſehen jämerliche dar, ſo vült man in die malhen.
So kumt uns anderthalben von Düringen vil von guote;
daz laze ich uf die triuwe min, daz ich des niender muote;
ſwie tumb ich ſi, ich vinde da den, der mich gehielte ſchone;
ich wäre e ie mer ane guot, e ich ſchiede von der krone.
dem künige ſprich' ich wol, in' weiz, wenne er mir lone.

Zu derſelben Zeit, da Fridrich von Öſterreich, ſeit der Verſöhnung mit Kaiſer Fridrich II im Jahr 1239 ein getreuer Anhänger desſelben (Raumer IV, 85 u.), in der Schlacht an der Leitha fiel (15 Juni 1246, ebd. 240), war dem genannten Kaiſer ein Gegenkönig in der Perſon des Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raſpe, aufgeſtellt worden (im Mai 1246, ebd. 215), vom Pabſte durch große Geldſummen zu Werbung eines Anhangs unterſtützt (ebd. 214 u. 216 ob. Hahn IV, 189, Anm. o). Dieß iſt das Gold von Welſchland, das die Herren unter ſich theilen, und das Gut aus Thüringen, wovon der Tanhuſer ſchon auch ſeinen Gewinn ziehen zu können meint, den er aber aus Anhänglichkeit an die Krone und ohne Ausſicht auf einen Erſatz von Seiten des rechten Königes verſchmäht.

In einem ſpäteren Leiche, worin er über die hingeſchwundene Freigebigkeit der Herren klagt, betrauert er zuvörderſt den Hingang des Kaiſers Friderich, der Könige Heinrich und Konrad:

64a Alſo zel zem erſten an
den keiſer Briderichen.
o we, daz man niht vinden kan
in allen tiutſchen richen

Einen künik, dem zäme wol
nach im des riches krone!
o we, daz er niht leben ſol,
dem ſi ſtuont alſo ſchone!

Daz was der milte künik Heinrich,
bi dem was vride ſtäte.
daz nie man tuot dem gelich,
der zuo dem riche träte

Und im mit triuwen wäre bi!
nu iſt der künik erſtorben
und iſt daz rich gar erbes vri;
da bi iſt vil verdorben,

Des beſten landes ein michel teil;
die wile unt daz er lebete,
künik Kuonrat, da was maniger geil,
der nach dem riche ſtrebete (dem Kaiſerhofe nachgieng).

Nu iſt aller ſchal gelegen;
wa ſiht man noch ergleſten,
als man bi künigen hat gepflegen
den kunden unt den geſten u. ſ. w.

Fridrich II ſtarb 1250, ſeine Söhne: König Heinrich VII, in der Gefangenſchaft ſeines Vaters 1242, König Konrad IV 1254. Das Lied iſt wahrſcheinlich in den ſechsziger Jahren verfaßt; es hat noch einen verliebten Schluß.

Im Leich des Tanhuſers Minneſ. II, 64 a, 2 werden folgende Herren aufgezählt, die als verſtorben angegebenen ſind mit * bezeichnet:

* Kaiſer Friderich II, † 1250.

* König Heinrich VII, † 1242.

* König Konrad IV, † 1254.

* Uz Beheim lande ein künik rich, nicht genannt.

* Liupolt in Oſterlande (VII), † 1230.

* Friderich in Oſterlande (II), † 1246.

* Ein junger vürſte von Meran, nicht näher benannt, Otto I bis 1234, Otto II bis 1248.

* Welf von Swaben (der 1191 verſtorbene, vgl. Simrocks Walther II, 167 u.).

* Ein junger helt von Abenberk.

* Hug, ein Twingäre (Pfalzgraf Hugo von Tübingen 1240, Zeller 30).

* Herman uz Düringen lant, Hermann I, † 1216, Hermann II, † 1242 (Schmidt, Geſchichte des Großherzogthums Heſſen I, Stammtafel D).

* Ein Brabandäre, Heinrich I 1186 bis 1235, II bis 1247, III bis 1260, Johann I bis 1294.

* Chuonrat von Lantſperk (Konrad, Markgraf von Landsberg in einer Urkunde von 1190. Schmidt 275).

* Der Bogenäre, des milte was mir wol erkant. (Vgl. Lachmanns Wolfram XLII. Muſeum I, 139. Oder ein Graf von Katzenellenbogen? Vgl. meinen Walther 42.)

* Erich uz Denemarken lant, IV 1241 bis 1250, V 1259 bis 1286.

Von Brennen (?) ein grave Dietrich (Dietrich von Brene, Schmidt, Stammtafel C, um 1220).

Sein (junger) Sohn Chuonrat.

Albrecht, der junge Fürſt aus Thüringenlande; Albrecht, der Sohn Heinrichs des Erlauchten, erſcheint ſchon vor der endlichen Erwerbung Thüringens als „Albertus Lantgravius“ (1263), Hahn V, 27, Note g. Vgl. Rühs 655. Raumer IV, 542. † 1314.

Uz Polon lande ein vürſte wert.

Herzog Heinrich von Preſſela, Heinrich III bis 1266? (Kahlert 15), IV 1266 bis 1299.

Der junge künig uz Beheim lant, Ottokar I bis 1230, Wenzeslav bis 1253, Ottokar II bis 1278.

Heinrich der Mizenäre, „der ſine triuwe nie zerbrach,“ Heinrich der Erlauchte, vermählt 1234, † 1288, ſ. meinen Walther 103 f.

Graf Hermann von Henneberg, Hermann II, 1245 bis 1290, Spangenberg, Hennebergiſche Chronik 115. (vgl. 111) 118.

* Herzog Albrecht aus Sachſenland, Albrecht I 1212 bis 1260 (II 1285 bis 1308).

* Biſchof Egebrecht von Babenberg, 1204 bis (1208) 1235 (Raumer II, 511).

Ein vürſte uz Beierlant, Heinrich 1253 bis 1290.

Sein Bruder Ludewik, Ludwig II 1253 bis 1294 (Raumer IV, 406. II, 513).

Der Fürſt von Brunenswik, Otto der jüngere 1218 bis 1252, Albert 1252 bis 1279 (Raumer II, 514).

Der Hof von Brandenburg, Johann I bis 1266, Otto III bis 1267 (Raumer II, 514).

Das Gedicht ſcheint hiernach in den ſechsziger Jahren des 13ten Jahrhunderts verfaßt zu ſein, nach dem Tode Herzogs Albrecht I von Sachſen 1260 und als Albrecht von Thüringen noch ein junger Fürſt war; dieſer trat erſt 1263 bis 1265 wirklich in die Landgrafſchaft ein.

Wiedeburg 32: „Man hat ein Schmäh-Gedichte auf den Papſt Urban IV [die Volksballade], welches Goldaſt [parænet. S. 371. 40] eben unſerm Tanhuſer beilegt. Seine Worte ſind: Tanhuser partibus imperatoris contra papam steterat. Urbanus papa in caussa fuit, ut in Veneris montem, h. e. lupanaria, in quibus volutatus erat Tanhuser, redierit, æternum pereundus. Aut fallor, aut ipse in papæ contumeliam carmen videtur composuisse.“

Die Jenaer Pergament-Handſchrift des 14ten Jahrhunderts enthält unter der Aufſchrift „der Tanhuſer“ 4 Strophen in einer Weiſe, die unter den übrigen Liedern Tanhuſers nicht vorkommt, abgedruckt in Müllers Sammlung Bd. II, Alt Meiſtergeſangbuch 7. Es ſind Bußgeſänge, in denen der Dichter ſeine große Schuld beklagt und den Herrn bittet, um ſeiner Mutter willen ihm zur Bekehrung und zum Himmelreiche zu helfen, z. B.:

Ez iſt hiute ein wunniklicher tak;
nu pflege min, der aller dinge walte,
daz ich mit ſälden mueze weſen
unde ich gebueze mine groze ſchulde!
Wande er mir wol gehelfen mak,
alſo daz ich die ſele min behalte,
daz ich vor ſünden ſi geneſen
unt daz ich noch erwerbe gotes hulde u. ſ. w.
daz mich diu helle gar verber,
des helfe mir der reine u. ſ. w.

Ich künd dir, herre, mine klage
unt wil dir, ſuezer vater, wol getrouwen,
die lazeſtu dir weſen leit,
des bitte ich dich durch diner mueter ere.
Ich habe geſündiget mine tage
unde iſt mir noch vil ſelten e berouwen;
din marter unt din goteheit
die helfen mir, daz ich mich hie bekere
Der ſünden, der ich begangen han,
daz ich der hie ze buoze ſte u. ſ. w.
gib mir ſo kreftelichen ſin,
daz mich der tiuvel niht verirren kunne!
ſin lage iſt ſo manikvalt, die er hat nach dinen kinden u. ſ. w.

Got, herre, ſit du ſchepfer biſt
der barmikeit, vil richer got, ſo wache
unt wekke mich, e erge daz zil
dins urteils, herre, ſterke mine ſinne!
Vil ſuezer vater, Jeſu Kriſt,
hilf mir, daz ich mich gegen dir reht gemache,
unt wiſe mich, da ich bin wil,
daz ich dich hie mit vollem herzen minne u. ſ. w.
ſo liep ſo dir din muoter ſi,
diu vor dem kriuze ſere want ir hende,
unt durch die bete, der ſie dich bat, hilf mir von minen ſünden
unde in allen, die des gernt, daz ſie dich, herre, durch din himelriche vünden!

Die niederdeutſchen Formen und die aus der Vermiſchung mit ſolchen entſtandenen Fehler fallen auf Rechnung des Schreibers.

Auch in der Kolmarer Handſchrift erſcheint „Tanhuſer“, Grundriß 502 [vgl. Haupts Zeitſchrift für deutſches Alterthum VI, 488. VII, 174. Meiſterlieder der Kolmarer Handſchrift, herausgegeben von Karl Bartſch, Stuttgart 1862. 8⁰. S. 162. 163. 245 bis 251. 635 bis 637. H.] und eine Wiener Papier-Handſchrift von 1393 giebt „Des Tanhauſers Gedicht, und iſt gute Hofzucht“ (vgl. Minneſ. II, 68 a 1), ebd. 323. (Bragur VI, 1, S. 142 iſt dieſes Stück aus der Ambraſer Handſchrift 428 ſo verzeichnet: 20. Das iſt des Tanhawſers getiht vnd iſt ain gut hofzucht.)

Zwei hier anknüpfende Lieder ſind neuerlich aus Handſchriften des 15ten Jahrhunderts bekannt gemacht worden (durch Mone im Anzeiger 1836, Sp. 167 ff.). Das eine, welches der Herausgeber in den Anfang des 15ten Jahrhunderts ſetzt, hat die Überſchrift „Tanhuſers tagwiſe“ und iſt auch ein Bußgeſang, der bei Maria Troſt ſucht. Anfang:

1 Ach, wer hat mir mein fröd entwant?
  min jamer iſt geſchwinde,
es ſpricht menger, es ſi an (l. ein) tand,
  des ich gar wol enpfinde.
hulff mir min frouw uß oberlant
  mit irem lieben kinde,
ſo wurd min ſtarker ſin entkrant
  mit ſenften worten linde;
und das ſi fur mich bete,

ich han verſezet ſchwarz pfant[1]
nach falſcher ſinne rätte,
wibe ſchön hat mich geſchand,
als ſy noch gern tätte.

2 wibe ſchön hat mir geſtalt
mit wißen iren armen,
in ſünden bin ich gar verfalt,
dar in muoß ich erwarmen;
das ich von fröden bin gezalt,
des möcht got wol erbarmen;
ſy macht dry fürſten jung und alt,
die mir hilft uß den harmen,
das merkend al beſunder.
die wilden ſtraß gar manigfalt
die du ich durch ain wunder;[2]
die hell iſt hais[3] und da by kalt,
nun fürcht ich iren zunder.

3 Gemaches han ich mich erwegen,
ich han nit ruowe und reſte,
mir werd den och der gottes ſegen,
dar nach ſo ſturb ich feſte.
möcht ich min junckfrow uff gewegen,
ze himelrich die beſte,
ob ſy welt ſüßer ſpruche pflegen
mit iren lieben geſten,
wer möcht mir dan gelichen?
frou, hilf mir brucken und ſtegen
zuo dines kindes riche,
ich bin ſo lang ze ſchanz[4] gelegen,
laz ſüſſy wort her ſtrichen!

---

[1] Vgl. MS. II, 69 a. 2 (Tanhuſer): wer löſet mir diu pfant u. ſ. w. Ebd. 3: diu ſchönen wip u. ſ. w. die wile ich daz verpfenden mak u. ſ. w. und ich diu pfant ſol löſen u. ſ. w. ſwenne ich ſiu niht mag verpfenden u. ſ. w.

[2] Ebd. 68 a, 4: Jch bin ein erbeitſälik man,
der niene kan beliben,
wan hiute hie, morne anderswan u. ſ. w.

[3] Volkslied Str. 6: So müſt ich in der helle gluot
auch ewiklich verprinnen.

[4] MS. II, 61 a ob. (Tanhuſer): der hebe ſich uf die ſchanze.

Nun geht das Lied in eine geiſtliche Anwendung der Tageweiſen über, deren ſich jedoch unter den vorhandenen Gedichten des Tanhuſers keine vorfindet; von der Menſchwerdung des Heilands bis zu ſeinem Kreuze taget es mehr und mehr.

6 Mary, der tugent ain ſelles fas,
ain krön ob allen wiben,
din ſchön licht durch ain ſpiegel glaß
uß dinem zarten libe.

7 Höre, wie wunneklich er ſang,
des himelriches wachter,
das es durch die lüfte drang,
zuo aines Judes tochter!
Gabriel hab iemer dangk,
der die botſchaft brächte u. ſ. w.

8 ain wachter ſang ein tagelied,
ain ſelderiche ſtimme,
die finſter nacht von dannan ſchied,
do tagt es umb und inne.

9 es tagt in allen gaſſen[1] gar
und iſt ouch liechter morgen.

11 (Schlußſtrophe) Es iſt nuon guoten lüten tag,
mich ſünder muoß belangen,
ich ſteck noch in der ſunden ſak,
darin bin ich gefangen,
gebunden faſt uf minen nak,
dar unter gan ich drangen,
ſo ſpring ich uß der helle hag
mit miner künſche ſtangen.
hülff mir Maria, die ſüße,
ich tet dem tiefel ainen ſchlak,
mit bichten und mit büßen,
das er mir nit verbieten magk,
verſagt ſi im min grüeßen.

Ganz nahe zur Volksballade tritt das andre Lied, in dieſelbe Handſchrift „im Jahr 1453 flüchtig und nachläſſig geſchrieben.“ Mone bemerkt weiter: „Es iſt nur Bruchſtück, deſſen Schreib- und Sprachfehler ich meiſtentheils beibehalten muſte, um die Beſchaffenheit der Abſchrift zu zeigen. Der Text hat aber meiſt richtige Reime und ziemlich regelmäßigen Versbau, ſo daß er ohne große Mühe herzuſtellen iſt und ſich als ein Werk des 14ten Jahrhunderts kund giebt." Es iſt ein Geſpräch des ſündigen Tanhuſers, der ſich an Maria wendet, mit Venus, die ihn im Berge feſt halten will:

---

[1] Str. 59 b, 2: komen wir geſamne in der gazze von dien ſtrazen.

2 Tanhuſer, ir ſelend nit truren,
ich bin die höcheſt in dem berg,
al euwer ſchult ſind ir vermitten.
ich han ſo vil der edlen zwerg,
helt, die müſſen dienen dir
mit ſtechen, ſingen, ſeitenſpil[1] u. ſ. w.

4 Tanhuſer, nun gedenck dar an!
da ir am erſten kampt her in,
da wurdent ir empfangen ſchen
von menigem roten mündelin.[2]
belibet hier by uns in dem berg![3]
von uns ſind ir nit wenden,
ewer ſelend dienen mine zwerg,
ewer truren gewint ein ende.

5 ach Venus, du biſt ſere betrogen,
mit mengem böſen gaiſt behaft[4] u. ſ. w.

6 nun bin ich nit von dem twfel hie,
min vater was ain küng her,
Babalen und Dasgandie[5],
dennoch het er landes mer;
helt, die wil ich dir nun geben,
belib unſer eweklich[6] u. ſ. w.

7 hilf, ſüeßer vatter, Jheſu Chriſt[7],
und mach mich an der ſel geſund!

---

[1] Wie bei Hermann von Sachſenheim.
[2] Volkslied Str. 7: gedenkt an meinen roten mund!
[3] Volkslied Str. 5: ir ſölt bei mir beleiben. Str. 9: nun pleibt hie, edler Tanhauſer!
[4] Volkslied Str. 13: ir ſeind ain teufelinne.
[5] Mone: Babylon und Taſchkent?
[6] Volkslied Str. 23: Er zoch nun widrumb in den berg
und ewiklich on ende.
[7] Volkslied Str. 14: o Jeſu Chriſt von himelreich,
nun hilf mir von den weiben!

zuo dir ſo han ich gar guoten ſin
  und zuo der lieben muotter din,
von der ich ungeſchaiden bin[1],
  ich hoffe, ſie due mir helfe ſchin.

8 hilf, Marie, muoter, raine mait,
das ich in ſünden nit verſar!
  wan der iſt us der maſſen vil;
Maria, fraw, nim min war!
  ſo gewin ich aller freuden ain ſpil.

(Schlußſtrophe, zum Theil erzählend, was nur hier vorkommt:)

9 Die Venus do hin wider ſprach:
  das dir als wol geweſen iſt,
vil guotthat dir von mir geſchach,
  des wigſt du ring zuo aller friſt.
er antworte ir us ſinem muot:
  von dir wil ich geſchaiden ſin,
ich lob den ſchatz für als din guot,
  der liget in dem himel ſin.

Keller, Faſnachtſpiele 4, 47 ff.

MS. II, 69 a (Tanhuſer):

Ich ſolde wol ze hove ſin, da horte man min ſingen;
nu irret mich, daz nieman weiz, in' kan niht guoter döne.
Der mir die gäbe, ſo ſunge ich von hovelichen dingen u. ſ. w.

59 b — ſwanne er ſinget dien vrouwen den reien,
ſo hilfe ich im ſo,
daz ich ſinge mit im zaller zit gerne den meien.

66 b, 4 nu volget mir! ich kan uns vröude machen,
Ich ſing' iu wol ze tanze u. ſ. w.

69 b, 5 Ich han dien jungen
vil da her geſungen,
des iſt lank,
als ſie mich des baten
gegen den meien do;
Dien lieben kinden

---

[1] Volkslied Str. 22: Maria muoter, raine maid,
ich muoß mich von dir ſchaiden.

ſang ich bi den linden
minen ſank,
die mir liebe taten,
die ſchuof ich dikke vro u. ſ. w.

Beliebt iſt dem Tanhuſer folgender Tonfall, der ſich, nur mit Ausnahme von Eingang und Schluß, durch den Leich von milden Herren in langer Folge wiederholt:

II, 64a Alſo zel zem erſten an
den keiſer Vriderichen.
o we, daz man niht vinden kan
in allen tiutſchen richen

Einen künik, dem zäme wol
nach im des riches krone!
o we, daz er nibt leben ſol,
dem ſi ſtuont alſo ſchone u. ſ. w.

Mit eben dieſem Rhythmus beginnen die fünf Strophen eines andern ſeiner Lieder, 68 a, 3 bis 68 b, 4:

Wol im, der nu beizen ſol
ze Pülle uf dem gevilde!
der birſet, dem iſt da mit wol,
der ſiht ſo vil von wilde u. ſ. w.

Ich bin ein erbeitſälik man,
der niene kan beliben,
wan hiute hie, morne anderswan;
ſol ich daz ie mer triben u. ſ. w.

Derſelbe herrſcht aber auch (mittelſt des wenn auch nicht immer ſcharf geprägten Einſchnitts) in einer Langzeile, woraus der Tanhuſer Strophen verſchiedenen Umfangs gebildet hat, 67 b, 1, 2, 4:

Hie vor do ſtuont min dinc alſo, daz mir die beſten jahen,
ich wär' den liuten ſanfte bi; do hat' ich holde mäge.
Si kerent mir den rügge zuo, die mich da gerne ſahen,
ſit ich des guotes niht enhan, ſo gruezent ſi mich trage.
Min dink hat ſich gevueget ſo, daz ich muoz dem entwichen,
der mir e von rehte entweich, den laze ich vür mich ſlichen.
Si ſint alle wirte nu, die ſant mir geſte waren,
unt bin ich doch der ſelbe, der ich was vor zwenzik jaren.
Ich bin gaſt unde ſelten wirt, daz leben iſt unſtäte;
dunke ie man, daz ez ſenfte ſi, der tuo, alſo ich täte!

Mit gleichem Aufgeſang, aber nur vier reimgepaarten Langzeilen im Abgeſang 67 b, 3. Wieder mit demſelben Aufgeſang und fünf Langzeilen im Abgeſange, wovon je die zwei erſtern und die drei letztern durch den Reim verbunden ſind (auch mit klingender Cäſur in der erſten Zeile des Abgeſangs), 68 b, 5 bis 69 b, 3.

Auch in den vier gleichgebauten Strophen der Jenaer Handſchrift läßt ſich dieſer tanhuſeriſche Tonfall durchhören, gedehnt und gemehrt, aber ſchon in der erſten Zeile ſich verkündend in der Neigung vom ſtumpfen Vorreim oder Einſchnitt zum klingenden Abſchluſſe, überall anſchlagend und beſonders im kurzzeiligen Theile des Abgeſangs klar hervorbrechend:

* Ez iſt hiute ein wunniklicher tak;
nu pflege min, der aller dinge walte,
* daz ich mit ſälden mueze weſen
unde ich gebueze mine groze ſchulde!
* Wande er mir wol gehelfen mak,
alſo daz ich die ſele min behalte,
* daz ich vor ſünden ſi geneſen
unt daz ich noch erwerbe gotes hulde.
* Nu gebe er mir ſo ſtäten muot,
** daz ez der lip verdiene ſo,
** daz mir got danken mueze,
* daz mir daz ende werde guot
** und ouch diu ſele werde vro,
** min ſcheiden werde ſueze,
** daz mich diu helle gar verber!
** des helfe mir der reine
* unt vuege mir, des ich da ger,
daz mir diu hoſte vröude ſi gemeine,
alſo ich der mage muoz enbern, daz ich dort vriunde vinde,
die miner künfte werden vro, daz ich geheizen müge ein ſälden richez ingeſinde!

Die nur einmal beſternten Zeilen, der größere Theil des Ganzen, ſind denen der einfachen Weiſe gleichartig, die doppelt beſternten ergeben dazu noch dieſelbe Verbindung der ſtumpfen Kurzzeile mit der klingenden.

Von den beiden Liedern in Mones Anzeiger giebt das eine, „Tanhuſers tagwiſe,“ wieder die im Leiche waltende Weiſe, nur mit mehrfacher Wiederholung derſelben Reime; auch nimmt im Abgeſang erſt die klingende Zeile den Vortritt, bemächtigt ſich aber doch wieder des Schluſſes. Im andern iſt an die Stelle des klingenden Reims eine weitere Hebung mit ſtumpfem getreten, doch hat ſich auch jener noch behauptet.

Str. 4 belibet hier by uns in dem berg!
von uns ſind ir nit wenden,
ew(er) ſelend dienen mine zwerg,
euwer truren gewint ein ende.

Jene am einfachſten im Leich vorgebildete, dann in manigfachem Wechſel durchklingende Weiſe iſt nun dieſelbe, die, bei wegfallendem Zwiſchenreime, der Volksballade vom Tanhuſer durch alle Mundarten zu eigen geblieben iſt und auch den nordiſchen Liedern vom Ritter Tönne (Tynne) anhängt [1]. Doch muß bemerkt werden, daß dieſe Strophenart auch ſonſt der däniſchen und ſchwediſchen Balladendichtung geläufig und namentlich das Lied vom Schlafe am Elſenbügel darin geſungen iſt.

Im altengliſchen „True Thomas“ erſcheint ſtatt der klingenden Zeile, die der Sprache weniger zuſagt, eine ſtumpfe mit weiterer Hebung, wie im vorgedachten deutſchen Liede, dem Geſpräche des reuigen Tanhuſers mit Venus.

Im Meiſtergeſange findet ſich des Tanhäuſers Hofton, „faſt ebenſo Man. 2, 67“, J. Grimm, über den altdeutſchen Meiſtergeſang 109. Ein meiſterſängeriſches Lied von den ſieben freien Künſten (aus einer Sammlung alter Meiſterlieder, sæc. 15, mitgetheilt von Docen im neuen litterariſchen Anzeiger 1807, Sp. 772), mit der Überſchrift „Des Tanhuſers haupt-don“ zeigt nur je am Schluſſe beider Stollen und des Abgeſangs einigen Anklang an jene tanhuſeriſche Weiſe:

von den ſo ſing ich ſuße wort,
ſie kunnen mangen weiſen.
ſie wechſet in des himels gert (Garten),
ir plüd ſol mir zureiſen.

Philoſophei die muter zart vnd wil im die derneren.

„Eandem canis cantilenam, ſingſt gleich den alten Danhauſer,“ Schmeller I, 446 aus Aventins Grammatik von 1517.

Derſelbe Aventin (Joh. Thurnmayer aus Abensberg, geſt. 1534) in der bairiſchen Chronik, Frankfurt 1580, Bl. 33 b: „Von obgenanntem Helden und Herrn, dem Danheuſer und ſeiner Reiß, ſingen und ſagen noch vil unſer Teutſchen, man heißt noch die alten Meiſtergeſäng von ihm ſprichwortsweiß der alt Danhäuſer“ u. ſ. w. (Schmeller a. a. O. giebt die Stelle aus der ältern Ausgabe von 1566. Dem Aventin iſt der Danheuſer ein von den Griechen Thanauſes genannter König der Gothen, der vor der Zerſtörung Trojas große Dinge ausgeführt habe.)[1]

---

[1] [Schriften VII, S. 284 bis 287. H.]

In einem „ſchönen Dialogus“ zweier luthriſcher Bauren, Kunz und Fritz, über das Verhalten der Hochſchule zu Tübingen gegen Luther (einer Flugſchrift auf der Stuttgarter Bibliothek, o. O. u. J., dem Inhalt nach wenigſtens vor 1532, nach einem Beiſatze mit Bleiſtift: 1522), wird der daſige Profeſſor der Theologie Jac. Lemp ein „alter Danheüſeriſcher Eſel“ genannt und noch weiter heißt es:

> Du weiſt wol, das die alten patres ſchlecht gelert ſeind, dann ſie u. ſ. w. wiſſen nit von dem zierlichen latein Ciceronis und Vergilii zuo ſagen, darumb ſchmeckt in nicht, dann das ſie gelernet haben, und ſo ſie nur den alten Danheüſer gelernet haben, künden ſie auch den Eraſmum und ander gelert nitt verſteen u. ſ. w.[2]

Bei Paul von der Aelſt S. 132 iſt als Ton angegeben: „vom alten Danhäuſer.“

In einem Liede Jörg Wetzels von Schuſſenried aus der Zeit des Bauernkriegs von 1525, bei Soltau 305, heißt es von dem Zuge des Pfalzgrafen gegen die Stadt Weißenburg:

„er hatt ſie leren ſingen
Danheüſer zuo latein.“

Ungefähr wie an einer früheren Stelle, 300:

„pawr lern den reymen baß.“

Jac. Freys Gartengeſellſchaft, Straßburg 1557, in der Erzählung „Von einer goltſchmidin zů Augſpurg und einem jungen Edelman, wie ſie im ein guldin ketten ab erbůlet und wider gab“, Bl. ivij b:

„wolan die zwei tanzten die nacht den Dannheuſer.“

(Seb. Brands Narrenſchiff, Augſpurg 1498, ciiij:

Von buolern.
Fraw Venus mit dem ſtröwen ars
Byn nit die minſt im narren fars

---

[1] [Schriften II. S. 230. H.]

[2] [Schriften II, S. 503. H.]

Do wiſſen die wol ſagen von
Die in fraw venus berg wend gon
Do hab ich narren vil verfiert
Der mich nie keiner an hat geriert
Den Tanhauſer hab ich gezogen
Wer er was es wär nit erlogen
Der teüfel hat ſy all betrogen
Ich zeu noch zuo mir narren vil
Vnd mach ein gauch auß wem ich wil.)

Die Sage vom Venusberg überhaupt iſt abgehandelt in den Heften über deutſche Sagengeſchichte und über Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt im 15ten und 16ten Jahrhundert (hier ausführlich von Sachſenheims Mörin). [Vgl. Schriften II, S. 229 bis 235. K. Gödeke, Deutſche Dichtung im Mittelalter. Hannover 1854. 8⁰. S. 579 bis 581. J. G. Th. Gräße, Der Tannhäuſer und ewige Jude, zwei deutſche Sagen u. ſ. w. Zweite Auflage, Dresden 1861. 8⁰. H.]

Sage vom grünenden Aſt in „Tales of the Munster Festivals“, Bd. II, S. 93, 3 bis 98.

Moringer.

(298) In Bragur III, 402 ff. mitgetheilt durch Schmidt in Ulm: „Von Nikolaus Thomann, Capellan zu St. Leonhard in Weißenhorn, iſt eine geſchriebene Chronik vorhanden, die er im Jahr 1533 dem Rath zu Weißenhorn dedicierte. In derſelben befindet ſich das Lied, welches, wie Thomann ſagt, vor Jahren zu Buch, nicht weit von Weißenhorn, ganz gemein geſungen wurde“[1]. — Fl. Bl., deſſen Titel fehlt, um 1570. In Bragur VIII, 200 ff. durch Gräter „aus einer von Panzer mitgetheilten Incunabel“ o. O. u. J. (nach Lachmann, Walther VIII: „aus einem Drucke von 1493“? Einen Bamberger Druck von 1493, 4⁰: „Des Edlen Ritters Morgeners walfart in Sant thomas land. In geſangsweiſe“ führt zwar Weckherlin S. 74 an, es erhellt aber nicht, daß es, wenn auch bei gleicher Überſchrift, derſelbe ſei, der in Bragur wiedergegeben iſt). Die zwei erſtern Recenſionen ſtimmen im Ganzen

---

[1] Vgl. von der Hagen, Volkslieder 102. 391.

zuſammen, die dritte dagegen iſt eine Nachbeſſerung, welche das Silbenmaß zu regeln, auch ſonſt zu verdeutlichen und zu ergänzen ſucht, deshalb vier (entbehrliche) Strophen einſchiebt oder anfügt (dort Strophe 14. 15. 27. 41), wogegen drei des Textes (21. 24. 26) ausgefallen ſind.

Str. 1, Z. 1: V. Wolt, Herren; bei Weckherlin 74: nuwe mer. Z. 2: V. geſchah, P. und was vor Zeiten hie geſchach; bei Weckh.: Was v. z. v. ee beſchach. Z. 3: fl. Bl. Moringer, ſo ſortan; P. als v. d. e. morgner, ſonſt immer: Morgener. Z. 5: V. nachts, P. eins nachtes da. Z. 6: V. ſein. Z. 7: V. Der ſpilenden Frewde, P. der ſpielende freud. Str. 2, Z. 1: herzliebe, P. hertzallerliebſte fraw. Z. 2: V. Vernim mein red fürwar. Z. 3: V. vertraue, P. getraw. Z. 4: V. Wollt, V. mein fehlt. Z. 5: V. ſind, P. mir iſt abenteur b. Z. 6: V. vrlob. Z. 7: P. muſs. Str. 3, Z. 1: V. gar tr., P. gar tugentleich. Z. 2: warde, V. war, P. gar ſer was b. i. m. Z. 3: V. Saget, P. nun ſag mir. Z. 4: V. beuelcht, P. nun wem befelcht. Z. 5: d. ſaget nur, P. ſo ſagt mirs. Z. 6: V. beuelhet, P. wem befelcht ir ewer frawen. Z. 7: V. Wer ſoll nun m., P. wer ſoll nun ir pfl. ſ. Str. 4, Z. 1: fraue, V. hertz liebe frawe, P. D. th. i. edele fraw here. Z. 2: manchen werden dienſteman, V. Mancher werder Dienſtman, P. manchen werden dienſtman. Z. 3: erė. Z. 4: V. ſollen. Z. 5: V. ye gewarent, P. i. tr. auch als ir mir wart. Z. 6: V. gend, vrlob, zarte Frawe, P. frawe ich befilch euch got. Z. 7: P. ich bin auff der hinefart. Str. 5, Z. 1: V. In dem gl., V. euch fehlt, P. An dem glauben ſolt ir nit w. Z. 2: Hertzliebe, P. herzliebſte. Z. 3: ſond, V. ſölt Ir mein bedencken, P. ſolt. Z. 4: hinefart, P. wann ich yyn auff der wallefart. Z. 5: V. So gebt mir Vrlaub zarte Fraue, P. und die ich gott g. h. Z. 6: V. Ich wülls nit vnderwegen lan, P. ſant thomas dem edeln herren. Z. 7: V. Seyd ich das gelobt han, P. ich wills nit untter wegen lan. Str. 6, Z. 1: frawe, V. Gott geſegen euch edle Fraue, P. Gott gſegen euch hertzliebſte fraw. Z. 2: P. i. tugenthafftem ſteten m. Z. 3: getrawe, V. wol trawe. Z. 4: V. G. h. vns i. ſ. h., P. g. müſs euch haben i. ſ. h. Z. 5: V. Vnd woll auch vns beuolhen ſein. P. vnd der ſoll auch mein pfleger ſein. Z. 6: V. wol edel, P. vnd ſ. th. der edel h. Z. 7: P. ſoll uns thun ſ. h. ſch. ſein? Str. 7, Z. 1: V. P. Vnd do. Z. 2: V. Vet, P. ſeim. Z. 3: P. begegnette ym der kammerer. Z. 4: P. d. g. e. ſchon v. ym empfinge. Z. 5: V. beckin, P. e. pecke m. w. trug er dar. Z. 6: V. do n. e., handt, P. er nams a. ſ. w. h. Z. 7: V. liechten, P. vnd zwug ſ. vil liecht a. cl. Str. 8, Z. 1: P. Er ſpr. ach kammerer tr. geſell. Z. 3: V. fündt, P. wolſt du nun thun auch was ich well. Z. 4: fr. mein, P. ſo pfleg du ſelbs der fr. dein. Z. 5: Ich beuil ſie dirs, V. Ich beuilch dürs, P. ich gelobe dir auch das für war. Z. 6: lande, V. ham zu Landt, P. kumb ich her wieder heym zu land. Z. 7: begab, B. R. dich begaben ſol, P. ich begab dich wohl ſicherlichen zw. Str. 9, Z. 1: P. Der l. ſpr. gar t. Z. 2: B. däucht, P. ir e. r. Z. 3: B. Ir beleibt herhaim bey ewrem r., P. ir blibt hie heym bey ewrem r. Z. 4: B. ein fehlt, P. haben einen l. m. Z. 5: B. euch fehlt, P. in gantzen trewen i. e. ſ. Z. 6: B. Das ich der Frawen eben pflig, P. ich pfleg ewer frawen nicht. Z. 7: B. auff fehlt, P. newer wann ſyben iar. Str. 10, Z. 1: B. P. Vnd do. Z. 2: red, B. d. frembdt red, P. die abentewr w. b. Z. 3: B. heym, P. e. g. dort hin. Z. 4: ſl. Bl. Neyſſen, ſo fortan; Th. Neuſſen, nachher auch Nöſſen, Neiſſen, Niſſen; P. eyſſe, eyſſen. Z. 5: P. do er yn zu dem erſten an ſach. Z. 6: B. Und wie, P. der getrewe morgener. Z. 7: B. züchtigklich. Str. 11, Z. 1: P. Hört i. h. v. eyſſen. Z. 3: P. wölt ir mein pet begreiffen. Z. 4: B. pflegt, P. das ir pflegt meiner frawen vein. Z. 5: B. Ich beuelche euchs, P. befilchs euch hie an dieſer ſtat. Z. 6: P. ſein liebe. Z. 7: B. Creuz, P. iohanns da er auffs kreutze trat. Str. 12, Z. 1: B. den, P. Da dem herren von eyſſen. Z. 2: Diß abenthur, B. Diſe ebentheur, P. die abenttewer. Z. 3: B. lond, P. laſt ewer ſorg e. Z. 4: B. ziecht, P. herr wölt ir i. ſ. th. l. Z. 5: B. Gelaubt auch ſicherlichen f., P. ich gelob euch herr ſprich ich fürwar. Z. 6: B. d. i. euer Fr. Pflig. Z. 7: B. were, P. u. wert ir auſſen. Str. 13, Z. 1: P. Vnd da d. edeln m. Z. 2: red, B. d. guot red, P. die gute rede. Z. 3: B. Vergangen was Im layd vnd ſchwer, P. vnd er vergaſs der ſeinen ſchwer. Z. 4: P. vnd zoch wohl. Z. 5: d. abenthür, B. ſagt man, P. d. abenttewer ſagt ſ. w. Z. 6: B. Das was d. e., P. auſs bleib der e. m. Z. 7: blib, B. Williglich aus ſüben Jar, P. völligklich wol ſyben iar. Zwiſchen Str. 13 und 14 ſtehen bei P. folgende zwei:

14 Wol in den iaren ſunder haſs
dienet der herr der frawen wol
man tantzt man ſprang man ſchlieff man aſs
als man ſolch frawen pflegen ſol
in ganzen eren das geſchach
die zeit die was yn beyden langk
vnd nach irem herren yach.

15 Darnach ſo mügt ir hören ſteyff
nach ſyben iaren am dritten tag
vnd wie der iunge herr von eyff
thot werben vmb die frawen pflag
ſy gelobetz ym ſchon an ſein hand
das ward dem edlen morgener
offenbar in ſant thomas land.

Str. 14, Z. 1: P. (Str. 16) Vnd da. Z. 3: P. dem edlen r. tr. ſchwer. Z. 4: V. ihn v. h. a., P. ym v. h. rieff. Z. 5: P. wach morgener nit lenger bleib. Z. 6: V. kombſtu heyet nit zu Landt, P. vnd kumbſt d. h. nicht h. z. lant. Z. 7: P. der von eyſſ nymbt dein ehlich weib. Str. 15, Z 1: V. ruefft. Z. 2: P. v. leide a. ſein. Z. 3: P. ym was gar leid vnd dartzu ſchwer. Z. 4: P. gott fehlt, geporn. Z. 5: P. geſchiden. Z. 6: V. v. L. vnd von meinen Leutten, P. von meinen leuten vnd von land. Z. 7: V. S. r. die liebſte fr. m., P. ſo reut mich doch die fr. m. Str. 16, Z. 1: P. Sant thoma du viel e. her. Z. 2: Als, geklaget, V. Sey dir geklagt alles mein Land, P. mein ellend das ſey dir gekleit. Z. 3: V. Das mich, P. ſcheid. Z 4: V. P. wirdigkeit, P. zur wirdigk. Z. 5: betrübter fehlt, P. ach gott ich ellenthaffter man. Vgl. d. Gramm. IV, 488, *y. y.* Z. 6: N. b. i. fer i. fr. L., P. ich pyn zu verr in frembden land. Z. 7: V. der fehlt, P. gott mag es doch w. u. Str. 17, Z. 1: P. Hört da d. edele m. Z. 2: rueff, V. Alſo zu Gotte rieffet, P. als hinauf gegen gott da rieff. Z. 3: P. dem edelen ritter ward ſo ſchwer. Z. 4: Seinen ſ. e. wieder e., P. aber er da ſere da e. Z. 5: wißt, V. Do erwachet er weſt n. w. e. w., P. erwacht vnd weſt nicht w. e. w. Z. 6: P. vnd der betrüebete m. Z. 7: V. Da haim v. i. Mülen ſaß, P. dort hym. Str. 18, Z. 1: P. Er danket gott vnd dem heilant. Z. 2: V. haben, P. ſant thoma vnd maria her. Z. 3: V. mül, P. das was er kummen heym zu lant. Z. 4: V. Nach all m. Hertzens b., P. ſo gar nach ſeines herzens ger. Z. 5: V. war, P. vnd da er an die müle gieng. Z. 6: V. mülen, P. da ward er gar ein traurig man. Z. 7: kennen, V. erkennen kann, P. das yn da nyemand da enpfieng. Str. 19, Z. 1: V. müller trauter freund, P. Grüſs dich mülner vnd dein geſind. Z. 2: V. auff, newe m., P. weiſt auff dem perg icht newe mer. Z. 4: V. armer fehlt, P. ſo ſag mirs armen petteler. Z. 5: V. Abenthür, P. newer mer. Z. 6: P. das meines herren morgners fraw. Z. 7: V. jungen fehlt, P. den jung von eyſſ heut n. w. Str. 20, Z. 1: P. m. ſagt. Z. 3: P. es iſt. Z. 4: V. woll, P. gott helf ym dort a. a. n. Z. 5: V. liebſten, P. genad ym gott dem h. m. Z. 6: V. hab, P. v. d. i. her groſs eer vnd gut. Z. 7: P. lieben. Str. 21 fehlt bei P. Z. 2: V. Do er waß alſo e. tr. m. Z. 3: V. hilfſtu, V. nun Herr. Z. 4: V. Nun rauth mir wie greiff ich eß an. Z. 5: V. hyn ein kem. Str. 22, Z. 1: P. Merkt wie der e. m. Z. 2: P. gieng an. Z. 3: P. groſser; vgl. Schmeller III, 546: „In der a. Sp. gilt der ſuero, des ſuerin (der ſwere, ſwer, des ſwern) für Schmerz, dolor“ u. ſ. w. Z. 4 fehlt bei Th., P. der pfortner. Z. 5: V. Sage h., P. ach gee vnd ſag d. frawen d. Z. 6: V. Eß iſt, P. es ſtee herauſs vor dieſer purg. Z. 7: ein ellenthaffter pilgerein. Str. 23, Z. 1: V. N. b. i. doch heut vergangen, P. Ich pyn ſo ferr dort her gegang. Z. 2: V. alſo müd, P. das ich warlichen müede pyn. Z. 3: P. thu es d. g. vnd ſaumbs nit lang. Z. 4: Alß in der burg ſtett, P. ſ(t)et mir m. ſ. Z. 5: V. büt, P. pit vmb ein a. a. ſ. Z. 6: P. d. g. vnd vmb ſ. th. will. Z. 7: V. M. ſeel. Str. 24 fehlt in P. Z. 1: V. ſein. Z. 3: V. frawe. Z. 4: V. ſtett, V. ein Bilger ſein. Z. 5: Er bütt deß. Z. 7: V. M. Seel. Str. 25, Z. 1: P. Vnd da die fraw nun das erhort. Z. 2: V. Bilgerin, P. wohl v. d. a. pilgerein. Z. 3: P. n. ſchlieſſent a. d. pfort. Z. 4: V. lauß, P. vnd laßt yn geen zu uns h. Z. 5: V. die Burger Thor, P. pald ſchlieſſt auff der pürge thar. Z. 6: d. g. vnd durch des morgners ſel. Z. 7: Güb, V. So wil ichs jm geben ein gantzes jor, P. gib ich ym ſpeiſs ein iar. Str. 26 fehlt bei P. Z. 1: V. Do derſelbige Thorwardt. Z. 3: V. der edel M. wardt. Z. 4: V. inn ſein b. h. Z. 5: V. Gott Herr J. Ch. Z. 7: V. geöffnet. Str. 27, Z. 1: P. Vnd da. Z. 2: P. alein i. ſ. e. purge gieng. Z. 3: P. das thet ym wee u. a. ſchw. Z. 4: P. das yn da nyemand da e. Z. 5: V. ſetzt, P. nieder auf die pank. Z. 6: P. wol dem getreuen m. Z. 7: V. ward jm z. lanck, P. wart die weil vaſt vnd etwe lank. Zwiſchen Str. 27 und 28 ſteht bei P. dieſe:

27 Sy aſſen vnd truncken allſo ſer
der morgener thet da auch allſo
man pfeiff vnd tanzt in groſser eer
der morgener was nicht gar fro
er het da manchen wilden ſyn
ach herre gott du getrewes plut
wie kem ich zu der frawen mein.

Str. 28, Z. 1: Hienacht, V. Hynnach g. d. abentſtunde, P. Da es gieng zu der abentſtund. Z. 2: P. das die praut ſolt zu petthe gan. Z. 3: jm, V. an Jn beſunnen, P. ſy waren all frölich geſund. Z. 4: da r. d. b. dienſte man, V. Do redet d. b. Dienſtman, P. da ſprach der peſte dienſtman. Z. 5: weiß, V. Mein Her Möring het die yebe, P. herr morgner het einen ſyt. Z. 6: V. auff, V. enſchlieff, P. d. k. g. in der burg nicht blieb. Z. 7: V. Er ſang dan vor ain hoffliede, P. er ſüng ym dann ein hofe lyt. Str. 29, Z. 1: V. d. Jung Her v. N., P. Da ſprach der herr von eyſſen. Z. 2: V. Der dan Brewtigang ſolt ſein, P. vnd der der preutgam ſolte ſein. Z. 3: hörent, V. Höret a. m. l. vnd pf., P. hört auff trummeten vnd pfeiffen. Z. 4: V. Her Gott ſinget, P. der gaſt ſingt vns ein lietlein. Z. 5: V. dan fehlt, P. gefelt es dann d. l. w. Z. 6: V. So glaubt auch ſ. ſ., P. ich glob ym ſicherlichen zwar. Z. 7: P. wie wol ich yn b. ſ. Str. 30, Z. 1: V. bedacht, P. Eins ſchweigens het ich mir erdacht. Z. 2: P. ſo muſs ich a. ſ. ee. Z. 3: D. haben m. d. ſchönen Fr. br., P. dartzu han m. d. fr. pracht. Z. 4: V. Die mögen m. w. helffen mee, P. die mügen mir gebieten mee. Z. 5: P. ich pit euch darumb iunger man. Z. 6: P. gerecht m. Z. 7: mit dein Lauten an, V. Vnd ſchlag m. deiner lautten a., P. vnd ſchlacht mir ſummerarchen an. Str. 31, Z. 1: P. Jch was iungk nun pyn ich alt. Z. 2: B. Dauon da, P. darumb gibt ſie vmb mich nit vil. Z. 3: B. ſo graw g., P. der part. Z. 4: P. darumbs ein. Z. 5: B. jetz b. i., P. ee w. Z. 6: das, B. Daß (Jn dem Auszug, den Gräter in der Alterth.-Zeit. 1814, Nr. 6, aus dem Liede, nach den Abdrücken in Bragur, giebt, ſteht: Detz). Z. 7: P. e. a. ſchuſſel w. gerecht. Str. 32, Z. 1: B. Frawe n. daß erhörtt, P. Hört da die fraw nun das erkannt. Z. 2: B. waren, P. die a. clar. Z. 3: B. gulden, P. einn gulde in pecher da zu hannt. Z. 4: B. iatz, Bilgram, P. ſendet ſie dem pilgram dar. Z. 5: B. ſchenckt, Klaren W., P. ſchenkt, claren. Z. 6: P. da hett d. e. m. Z. 7: rodt geld, B. Von rottem gold ſenckt, P. von gold ein ſ. Str. 33, Z. 1: B. ſeiner hende, P. d. z. er pald v. ſ. hent. Z. 2: B. auch fehlt, P. e. w. von rotem golde clar. Z. 3: B. Alleß ſein layd wolt ſich wende, P. als ſein traurn begund ſich wend. Z. 4: B. Vnd waß, P. w. i. euch ſing vnd d. i. w. Z. 5: P. das warff er i. d. pecher dr. Z. 6: Damit jm, P. darmit ſein hertze liebſte fraw. Z. 7: g. ward, B. gemählet werde, P. zum aller erſt vermahelt hat. Str. 34, Z. 1: B. trautter geſel, P. mein traut geſel. Z. 2: B. diener ſein. Z. 3: B. und fehlt, P. wolſt du nun thun was ich da wel. Z. 4. B. Frawen, P. ſo trag den kopff der frawen vein. Z. 5: P. wan ich g. dir ſ. Z. 6: Würt, B. wurt mein ſach. Z. 7: B. So will ich dich nun m. r., P. vnd ſo will ich d. m. r. Str. 35, Z. 1: P. Der w. ſprach gar tugentleich. Z. 2: B. bilgran, Jr aller liebſten Bilger als zuo handt, P. gern du liebſter pilgerein. Z. 3: B. Frawen, P. zu hant trag ichs der frawen vein. Z. 4: P. pecher gab er ir in die hant. Z. 5: B. Ach Fr., P. ſet nembt hin zarte frawe mein. Z. 6: B. laſſet, verſchmachen, P. laſt euch verſchmahen nicht. Z. 7: B. das ſ. e. d. Bilgerin, P. das ſchenkt euch der pilgerein. Str. 36, Z. 1: B. Do fehlt, P. Vnd da die ritterliche fraw. Z. 2: B. Das Fingerlein im B. ſ., P. vingerlein im pecher ſ. Z. 3: P. ſy gund es eben ane ſchaw. Z. 4: B. Nun nügt Jr Herren, P. mügt gern hören. Z. 5: B. P. d. M. iſt hie. Z. 6: tugentleich. Z. 7: B. auff Jr Knüee, P. viel für yn nider auff d. Kn. Str. 37, Z. 1: B. Seyt mir wilkum mein lieber Her, P. Seit gotwilkumb mein lieber herr. Z. 2: B. Wan Jr ſeyt, P. ir ſeit doch. Z. 3: B. ſeyt, P. wo ſeit ir geweſt ſo verr. Z. 4: B. ſollten, P. ſollet. Z. 5: B. Laſſet euren trawren ſein, P. ich gib mich in die gnade dein. Z. 6: B. gedenckt, P. lat ewer ſchweres trauren far. Z. 7: B. doch fehlt, P. wann ich hab noch. Str. 38, Z. 1: B. gehalten, P. Die h. i. doch gehalten veſt. Z. 2: P. ach lieber herr gar ſicherleich. Z. 3: B. dünckht. Z. 4: B. Auch d. i. G. vom H., P. ich dank ſein criſt von hymelreich. Z. 5: B. O. i. wol, B. gethon, P. doch wolt ich vnrecht hab gethan. Z. 6: fraintlich, B. frewlein g., P. mein weiplich gelüb das wolt ich prech. Z. 7: V. Do ſolt, P. das ſolt. Str. 39, Z. 1: V. O dem, V. Niſſen, P. Da dem herren von eyſſen. Z. 2: Diß abenthür, V. Diſe abentheuer, P. die abentteur w. bekannt. Z. 3: entſchliſſen, P. a. ſ. fr. gund ſich ſchleiffen. Z. 4: P. den herren kannt. Z. 5: P. er ſprach ir tugenthaffter man. Z. 6: V. Gebrochen, ayde, P. gebrochen hab ich mein gelüb. Z. 7: haubte, V. D. ſchlagt mir a. d. Haupt mein, P. des ſolt ir mir mein haupt abſchlan. Str. 40, Z. 2: Jungherr herr, V. Her von Niſſen, P. ach herr von eyſſ das. Z. 3: V. ein tarf, V. ewer, P. geringert wirt die ewren ſchwer. Z. 4: V. Vnd habt, P. vnd habent. Z. 5: V. laſſet, P. alten praut. Z. 6: mich verrichten wol, P. mit der ſo kan ich mich wol richt. Z. 7: V. peren, V. hant, P. ſy was zwar meines herzens traut. Bei P. iſt noch dieſe Strophe angehängt:

41 Der red ward der von eyſſe fro
nam er die tochter ſein zu hant
der morgener thet auch allſo
da er ſein frawen in eren ſant
muter vnd tochter waren zart
vnd die herren hochgeboren
das iſt des morgners wallefart.

Die in Strophe 30 und 31 aus einem Liede Walthers von der Vogelweide benutzten Stellen lauten bei dieſem, nach Lachmanns Ausgabe S. 72 f., vgl. die Varianten S. 188 f., ſo:

Lange ſwigen des hât ich gedâht,
nû muoz ich ſingen aber als ê.
dar zuo hânt mich guote liute brâht,
die mugen mir wol gebieten mê u. ſ. w.

Sol ich in ir dienſte werden alt,
die wile junget ſi niht vil.
ſo iſt min hâr vil lihte alſô geſtalt,
daz ſ'einen jungen danne wil.
ſô helfe iu got, hêr junger man,
ſô rechet mich und gêt ir alten hût mit ſumerlaten an!

Sebaſtian Brands Narrenſchiff, Augſpurg 1498 (Abdruck der Straßburger Ausgabe von 1494), n j [3]:

Grob narren.

Ein neüer heylg heißt grobian
Den will yetz füren yederman
Vnd in an allem ort [sic]

Mit ſchentlich wüſtwerk weiß vnd wort
Vnd wend das ziehen in ein ſchimpf
Wie wol d' gürtel hat klein glimpff [sic]
Her Glimpfius iſt leyder tod
Der nar die ſaw bey den oren hat
Schüt ſy das jr die ſeüglock kling
Vnd ſy den moringer jm ſing.

Stalder, Schweizeriſches Idiotikon II, 214: „Moor, Moore f. (Pict. S. 92), Schweinmutter phyſiſch und moraliſch." Schmid, Schwäbiſches Wörterbuch 390: „mohr f., Schweinsmutter."

Mones Anzeiger 1839, Sp. 561 ob.

Weckherlin, Beiträge zur Geſchichte altdeutſcher Sprache und Dichtkunſt, Stuttgart 1811, bei Aufzählung des Inhalts der Veeſenmeyeriſchen Papier-Handſchrift, in welcher dem Liede vom Moringer die Jahrszahl 1359 (1459) nachgeſetzt iſt, S. 74 f. Anm. 6:

„Über den Verfaſſer glauben wir die Vermuthung aufſtellen zu dürfen, daß Michel Wyſſenherre, ein bis itzt noch unbekannter Dichter des 15 Jahrhunderts, von dem ſich ein intereſſantes Gedicht auf Heinrich den Löwen in der kön. Bibliothek zu Stuttgart befindet, auch dieſes Lied verfertigt haben dürfte, da Versart, Ton, ſelbſt Inhalt (denn die Abentheuer des Herrn von Möringen und Heinrichs des Löwen ſind in der Hauptſache eins) bei beiden Gedichten derſelbe iſt."

Dieſe Übereinſtimmung iſt wirklich vorhanden und äußert ſich ſelbſt in einzelnen Ausdrücken und Zügen, man vgl. Str. 3. 4 des Liedes von Heinrich dem Löwen (abgedruckt in Maßmanns Denkmälern S. 122 ff.) mit Str. 1 bis 3. 9 des vom Moringer, Str. 9. 72. 85. 86 des erſtern mit Str. 8. 16. 28. 29 des letztern. Aber der Schluß auf denſelben Verfaſſer beider Stücke erſcheint darum doch nicht gerechtfertigt. Das Lied vom Moringer hat zwar nicht den belebteren Volkston, wie ſchon die Versweiſe mit ſich bringt, gleichwohl ſticht es durch idylliſche Anſchaulichkeit gegen die trockene Darſtellung des Wyſſenherre merklich ab. Der gemeinſamen Versart liegt ein Ton Walthers von der Vogelweide zu Grunde, aber für die Benützung dieſes Tones war beim Moringer der beſondre Anlaß, daß auch der Inhalt eines in demſelben gedichteten Liedes von Walther beigezogen werden ſollte. Wahrſcheinlicher iſt hiernach, daß der Wyſſenherre durch das im 15ten Jahrhundert beliebte Moringerslied angeregt wurde, einen ähnlichen Stoff, den ihm nach ſeiner Angabe ein Buch darbot (Str. 62. 74), in der gleichen Weiſe zu behandeln.

Zur geſchichtlichen und örtlichen Anknüpfung des Liedes bemerkt Schmid, Bragur III, 402 f.:

„Folgende von Thomann mitgetheilte Nachrichten mögen zu einiger Erläuterung der Familiengeſchichte der im Liede erwähnten Perſonen dienen. Auf einem Grabſtein, der auf dem Frühmeſsaltar zu Weißenhorn als Altarſtein gelegt wurde, fand er folgende Inſchrift: Obijt Dn̄s Albertus de newffen Comes de Marstetten anno Dni M. CCC. Vj. Vdalrici. In einem alten Kalender fand er, daß ein Herr von Neuſſen, Berchtoldus, i. J. M. CCC. XXXXVjjjj (1349) am XX Februar geſtorben ſei; eine Frau von Neuſſen, Gräfin von Marſtetten, die ſich genannt hat Möringerin, iſt am XI Mai, eine andere Frau von Neuſſen, Namens Elizabeth, am XXjjjj Februar geſtorben. Es iſt nicht bemerkt, ob es auch das 1349ſte Jahr war.“

G. Schwab, Die Neckarſeite der ſchwäbiſchen Alb, Stuttgart 1823, S. 128: „Am Schluſſe des 13ten Jahrhunderts kamen die Herren von Neuſen auch zur Grafſchaft Marſtetten und Graiſpach (in Oberſchwaben). Ein beträchtlicher Theil ihrer Güter lag im Zabergäu. Aber ſchon bald nach der Mitte des 13ten Jahrhunderts begannen die Verpfändungen und Verkäufe ihrer Beſitzungen an Klöſter und an weltliche Herrn. Bald dauerte das Geſchlecht nur noch in der Graiſpach-Marſtettiſchen Linie, und auch ſo nur bis in die Mitte des 14ten Jahrhunderts fort.“

Schwabs Notizen ſind wohl aus Cleß, Verſuch einer kirchlich-politiſchen Landes- und Cultur-Geſchichte von Würtenberg Th. II, Abth. 1, S. 131 ff. entnommen (woſelbſt ſich auf eine Legende im topographiſchen Lexicon von Schwaben voc. Kirchberg bezogen wird).

J. Grimm, Meiſtergeſang 184, bezieht das Lied auf die Minneſinger von Morungen und von Niſen; er allegiert dafür neben Andrem eine Strophe des Erſtern, die mit dem Geſange des Moringers Anklang zeigt, Minneſ. I, 50 a:

Wär' ir mit mime ſange
wol, ſo ſünge ich ir;
ſus verbot ſi'z mir,
und ir tete min ſwigen daz.
Nu ſwige aber ich ze lange;
ſolde ich ſingen me,
daz tät' ich, als e.

wie zimt miner vrouwen daz,
Daz ſi min vergaz
unt verſeite mir ir hulde?
o we des! wie rehte unſanfte ich dulde
beide ir ſpot und ouch ir haz!

ſowie eine andre unter dem Namen deſſelben Dichters, in der nicht minder, als bei Walther von der Vogelweide, die Versart der Ballade vorgebildet iſt, Minneſ. I, 54 b:

Vrouwe, wiltu mich genern,
ſo ſihe mich ein vil lüzzel an!
Ich enmak mich langer niht erwern,
den lip muoz ich verlorn han;
Ich bin ſiech, min herze iſt wunt;
vrouwe, daz hant mir getan min ougen unt din roter munt.

Die übrigen Allegate treffen weniger zu.

Heinrich von Morunge iſt aber, wie J. Grimm nachmals (deutſche Grammatik I, 455) ſelbſt aufgeſtellt hat, ein Niederdeutſcher, Gotfrid von Neifen ein Schwabe; erſterer ſteht an der Grenze des 12ten und 13ten Jahrhunderts (Wackernagel, Leſebuch I, Vorrede XIV), letzterer lebte um 1241 (Koberſtein, Grundriß S. 192, Anm. 5. 11. [Vierte Ausgabe, Leipzig 1847. 8°. S. 258. Über Heinrich von Morungen ſehe man ebend. S. 256. 257. K. Bartſch, Deutſche Liederdichter des 12ten bis 14ten Jahrhunderts, Leipzig 1864. 8. S. XXXII. H.])

Über die einer allgemeineren Sagenverwandtſchaft angehörenden Beſtandtheile des Liedes vom Moringer, die Erkennung durch den Ring im Becher, die wunderbare Zurückführung des fern Abweſenden zur rechten Zeit, ſ. Grimm, Hildebrandslied 79. Meiſtergeſang 184. Deutſche Sagen II, 257 (Graf Hubert von Calw, aus Cruſius, Annal. suev. dodec. II, S. 263). Kindermährchen II, 53. Sage von Kuno von Falkenſtein in Jacobis Iris 1805. Chroniques des Ducs de Normandie par Benoit B. II, S. 338 bis 341, Note. (Richard-sans-Paour.)

Daß der Gaſt ein Lied ſingen muß (in Wyſſenherres Heinrich dem Löwen, Str. 85. 86 muß der Bruder nur „nüwe mere“ ſagen), iſt gleichfalls ein alterthümlicher Zug.

Li diz dou soucretain, par Jehan li chapelains, Méon, Nouveau Recueil de Fabliaux et Contes, Paris 1823, B. I, S. 318:

Usages est en Normendie
que qui herbergiez est qu'il die
fable ou chançon die à l'oste[1].
Ceste costume pas n'en oste
sire Jehans li chapelains;
voura conter dou soucretain
une avanture sans essoigne.

Montanus, Wegkürzer (1557) Dvi b: „Ein liedlin ſingt Doſch der wirtin umb die zech“ u. ſ. w. Dvii a: „Da fieng Doſch an und ſagt: „Liebe wirtin, wann ich eüch ain liedlin ſinge, das eüch gefelt, wölt ir mir die zech ſchenken?“ „Ja,“ ſagt die wirtin, „wann du ains ſingſt, das mir gefelt, ſo will ich dir die zech ſchenken,“ aber bei ir ſelbs gedacht: „Du můſt lang ſingen, ee du mir ettwas ſingſt, das mir gefelt“ u. ſ. w.

Kirchhof, Wendunmuth u. ſ. w. Frankfurt 1563, Bl. 210 a: „CXCII. Von dem Geſang, ſo die Wirt gern hören u. ſ. w. „Wie aber“, ſprach der Gaſt, „wenn ich ein Liedlein, darmit ir zefriden, ſingen würde, wers nit ſo vil als Gelt?“ Der Wirt ließ ims zů“ u. ſ. w. [Vgl. meine Bemerkung zu Nr. 237. H.]

Selbſt die Thierfabel, im altfranzöſiſchen Renart, weiſt denſelben Typus auf, der dem Liede vom Moringer zu Grunde liegt. J. Grimm, Reinhart Fuchs CXXVIII: „Renart indem er hünern nachgeht, geräth in die kufe eines färbers und wird nun glänzend gelb und unkenntlich. Iſengrin, dem er im wald begegnet, ahnt nichts und glaubt ſeinem vorgeben, daß er ein brittaniſcher ſpielmann ſei und Galopins heiße, auch radbrecht er ſein franzöſiſch. Sie ſteigen bei einem bauer ein, um eine leier zu ſtelen u. ſ. w. Unterdeſſen hat die füchſin, die nicht weiß, was aus Renart geworden iſt, und ihn, nach einem falſchen bericht des katers, für todt hält, einen neuen gemahl erwählt und die hochzeit ſoll gehalten werden. Da erſcheint Renart als leiermann und erheitert durch ſein ſpiel die gäſte. Er beredet den bräutigam, das grab der heiligen Coupée zu beſuchen u. ſ. w. Darauf gibt ſich Renart ſeiner frau zu erkennen, ſchilt ſie aus und prügelt ſie durch u. ſ. w. Dieſe ganze branche von dem gelben fuchs und der geſtörten hochzeit ſcheint mir uralt.“

---

[1] [? Chanson à son hoste. Man ſehe De la Rue, Essais historiques sur les bardes, les jongleurs et les trouvères normands et anglonormands I, Caen 1834. 8. S. 195. III, S. 253. Roquefort, De l'état u. ſ. w. Paris 1815. 8. S. 190 und Anm. 3 daſelbſt. F. Wolf, Über die Lais, Heidelberg 1841. 8. S. 236. Man vergleiche auch Uhlands dramatiſche Dichtung „Normänniſcher Brauch“. H.]

Hieher gehört auch, ihrem vordern Theile nach, eine däniſche Ballade in den Udvalgte danſke Viſ. III, 127 (417): „Fru Mettelil“. Herr Peder fährt nach Rom und läßt Fru Mettelil daheim; als er die Reiſe beendigt, will die Frau ihm nicht entgegengehn. Darum tritt er ein vor Frauen und Jungfraun; traurig ſitzt Mettelil dort. Jene fragen, wie es ihm ergangen, und er fragt, warum die Frau nicht zu ihm herkomme. Er ſetzt ſich über ſeinen Tiſch und hebt an zu reimen: ein junger Geſell diene hier im Hofe, zu ſchlimmer Stunde geboren; er ſelbſt habe ſich einen Wurzgarten mit edlen Blumen gepflanzt, nun ſei etwas Andres dazwiſchen gewachſen, während er in Rom geweſen; in ſeinen Garten ſei ein Hirſch gewöhnt, der die Blüthen niedertrete und die einzige Wurzel verwüſte, die des Herren Herz erfreue. Herr Peder ſitzt über breitem Tiſch und dichtet die ſtarken Reime; ſeufzend und klagend hört Mettelil die Reime ſo hinfließen, ſie holt Scheere und Saum und will zu ihrem Vater gehn, der todkrank ſei. Peder giebt ihr Urlaub auf all ihre Lebenstage, die Schlüſſel wirft er ſeiner mutterloſen Tochter zu. Immermehr verfolgt das Lied einen vom Moringer abweichenden Gang. Mettelil kommt zu ihrem Vater und erzählt, wie Herr Peder zu Rom reimen gelernt; der Vater will ihr ein Kloſter bauen und nur noch die eine Nacht darf ſie, auf Fürbitte der Mutter, im Hauſe bleiben, am Morgen aber liegt ſie gebrochenen Herzens auf ihrem Bette.

Eine italiäniſche Erzählung ähnlichen Inhalts: „Störung zu rechter Zeit“ in Bülows Novellenbuch II, 38.

[Über die geſchichtliche Grundlage des Liedes vergl. man Stälin, Wirtembergiſche Geſchichte II, S. 575. 576. Man ſehe auch K. Gödeke, Deutſche Dichtung im Mittelalter S. 576. 577. H.]

Der Graf von Rom.

(299) Fl. Bl., „gedruckt zu Nürmberg durch Künigund Hergotin,“ abgedruckt in Adelungs Magazin für die deutſche Sprache Bd. II, St. 3, S. 114 ff. (ebd. Bd. II, St. 2, S. 64 hat ein Druck der Künigund Hergotin die Jahrszahl 1532.) Fl. Bl.: „Ein hüpſch new Lied, von dem Graffen von Rom, u. ſ. w. Vnd iſt in Brüder Veyten Thon.

Getruckt zů Baſel, bey Samuel Apiario." (um 1570.) Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 218. Fl. Bl. o. O. u. J.: „Der Graaff von Rom u. ſ. w. Im Thon, Wie man das Lied von Bruder Veyten ſingt." (Zürcher Bibliothek.)

In allen dieſen Drucken erſcheint derſelbe Text und die Varianten ſind unweſentlich. Am meiſten ſucht das Frankfurter Liederbuch zu bereinigen.

Str. 1, Z. 2: B. wollt. Z. 3: B. z. R. ſaß ein edler h. Z. 5: B. war (auch ſonſt), B. gar fehlt. Z. 7: er w. Z. 8: B. n. ehren. Str. 2, Z. 1: B. S. ſr. die. Z. 2: B. glückt. Z. 3: B. gnad. Z. 4: B. dazu, ehelich. Z. 5: B. doch fehlt. Z. 6: ſol, ſoll. Z. 8: B. ſolt, Alls was jr haben ſolt. Str. 3, Z. 3: B. vertrauwen. Z. 4: B. in d. ſt. Z. 5: B. ſcheid. Z. 8: B. eines Königs (auch ſonſt), gefangner. Str. 4, Z. 1: B. nicht (auch ſonſt), empflieben, entpfl. Z. 2: B. groſſe. Z. 3: B. am. Z. 4: B. dann (auch ſonſt). Z. 5: B. vñ ſchw. Z. 7: B. für. Str. 5, Z. 1: ſitten? vgl. 22, 1. 26, 1. Z. 4: B. ſchwer. Z. 5: B. fieleſtu. Str. 6, Z. 3: B. Frauw dabere. Z. 4: B. B. wurd, wirt, geſchmächt, B. geſchwecht, geſchwächt. Z. 5: B. denn hie thun bleiben. Str. 7, Z. 2: B. gefangen, gefangnen. Z. 3: mit dem. Z. 6: B. an ſeine Frawe klar. Z. 7: B. wende. Str. 8, Z. 1: B. zog (etwa: Der bot der thet ſich zauen; vgl. Str. 10, Z. 1, Schmeller IV, 209 f.). Z. 3: B. Frawe. Z. 7: B. jres. Str. 9, Z. 1: B. widerumbe, widerum̃en. Z. 3: B. kumen, kommen. Z. 4: B. were. Z. 5: B. möcht. Z. 7: B. wolt. Z. 8: B. Herr, herr, vnnd Herr. Str. 10, Z. 5: B. ſachen, ſtillen ſachen. Z. 6: B. geren, ern. Z. 8: B. vnd ein platten ſcheren. Str. 11, Z. 1: B. kondt. Z. 2: andere. Z. 3: B. harſſen. Z. 5: B. da. Z. 8: B. da man da ſ. Str. 12, Z. 1: B. zog. Z. 3: B. meere, zu h. Z. 4: B. da. Z. 5: B. der ſaß. Z. 7: B. hat, geſandt. Str. 13, Z. 1: B. Der Botte ſpr. Z. 2: B. Münche, Mönchen. Z. 4: B. ziehend. Z. 7: B. erbarliche(n). Str. 14, Z. 1: B. daruon. Z. 2: B. München, Mönchen, w. ſ. der Mönich bat. Z. 3: B. zogen, zohen; drane fehlt. Z. 4: B. Meeres ſtad(t). Z. 5: zugend, zogen, zohen. Z. 6: B. vber B. Z. 7: B. Münches, Münchs, Mönches kleidern. Str. 15, Z. 1: B. kam eingegangen. Z. 2: B. Rittren. Z. 3: B. ſchön. Z. 5: B. Da. Z. 7: B. ſprachend, vberlaut. Z. 8: B. hettends; ſ. h. nie beſſer gehört. Str. 16, Z. 1: B. Mönch, tiſche; Der M. ſ. m. an den Tiſch. Z. 2: hettend. Z. 3: B. auch fehlt; vñ fiſche. Z. 5: B. Da (auch ſonſt). Z. 6: B. gedacht ſie (in) jhrem m. Z. 7: B. geſchahe. Str. 17, Z. 1: B. harpffen. Z. 4: B. Daß i. d. Pallaſt e. Z. 6: B. Darmit ſo. Str. 18, Z. 1: B. kam. Z. 3: B. keme, käme bäre. Z. 4: B. were jr. Z. 5: B. wurd; von den b.

Z. 7: B. d. Gr. der gedacht, d. Gr. der dacht. Str. 19, Z. 3: B. Graaffe. Z. 6: B. und fehlt. Z. 7: B. ires. Z. 8: B. dört. Str. 20, Z. 2: B. h. ſ. vil heiß z. w. a. (alle außer Frkf. Ldb.). Z. 3: B. da ſie nicht h. k. (Frkf. Ldb. allein). Z. 4: B. hette. Z. 8: B. ehe, da fehlt, vrlaub. Str. 21, Z. 1: B. Münch, Dem Mönch dem. Z. 3: güldene, B. guldne, güldin, guldine; B. kron, kronen. Z. 5: B. zieht hin, nempt hin. Z. 6: B. verſchmähen, verſchmachē. Z. 7: B. wart, d. Münch warte, der Mönch der wehrt. Z. 8: B. es i. n., es i. n. meines, Es iſt meines. Str. 22, Z. 1: D. m. der, B. D. Münch der, Der Mönich ſpr. Z. 4: B. Jſt nicht. Z. 6: B. ſonſt, n. ſ. vmb, ander, anderen. Z. 7: B. Denn. Z. 8: B. am pfl., d. in dem feld u. g. Str. 23, Z. 3: B. von dem pfl. Z. 7: B. abtheürer, Ebentheuwer. Str. 24, Z. 1: B. das Meere. Z. 2: B. w. a. dem, biß an den. Z. 3: B. daruon. Z. 4: B. heiligen. Z. 5: B. hett. Z. 6: B. Jn Haab vnnd auch in Gut. Str. 25, Z. 2: B. alſo fehlt, armiglich, alſo ermenigkliche. Z. 3: B. ſchön. Z. 4: B. ſüberliche. Z. 5: B. ein br. Z. 7: B. bliben, So b. d. daheyme blieben. Str. 26, Z. 1: B. D. Fraw ſprach, Die fraw die ſpr. Z. 3: B. Ein Br. Z. 4: B. Deß euwers kummers gar. Z. 8: B. Lñ ſ., ehren. Str. 27, Z. 3: B. die fehlt. Z. 4: B. dfrawē groſſe klag, die Frauw groß klag. Z. 6: B. v. auch ſp. (vgl. Jwein 5214: „beide ſpâte unde vruo"). Z. 8: B. niemands, weißt, zu ſchaffen. Str. 28, Z. 1: B. ſpr. a. mit ſchalle. Z. 3: B. gar balde. Z. 5: B. jre ſ. Z. 7: B. wer, wär. Str. 29, Z. 2: B. ſo gſchwindt, ſo geſchwind. Z. 4: B. ſeind. Z. 5: B. erf(r)ouwt, erfrewet ſich gar b. Z. 6: B. ſah. Z. 7: B. ebentbürer, Der iſt d. Abentheuwer. Z. 8: B. hatte. Str. 30, Z. 1: b. innen. Z. 5: B. der (vor thet) fehlt. Z. 6: B. fahrt. Z. 8: B. gehe, von vngem. Str. 31, Z. 2: B. w. je. Z. 3: B. ſtuondend, von dem t. Z. 4: B. zfuoß. Z. 6: B. vergebe. Z. 7: Alſo w. m. fr. abgeſehn. Z. 8: B. ehre.

Noch in einem neuen Flugblatte „Te Gend, L. van Paemel, Boekdrukker op den Brabanddam, No. 68." iſt für ein „Liedeken van den vier Koopmans" vorgezeichnet: „Stemme: Van den graeve van Roomen of Maeſtricht, gy ſchoone ſtede." Die Versweiſe iſt die des deutſchen Liedes.

Jn naher Verwandtſchaft mit der Ballade vom Grafen von Rom ſteht das meiſterſängeriſche Lied vom Alexander von Metz, 31 ſiebenzehnzeilige Strophen:

Fl. Bl., gedruckt zu Nürnberg durch Jobſt Gutknecht, o. J., 1 Bogen in 8⁰: „Die war Hiſtori von dem Graffen Alexander in dem pflug." (Frankfurter Bibliothek.) Ein andrer Druck derſelben Officin, mit gleichem Titel, ebenfalls fl. Bl. o. J., 1 Bogen in 8⁰. (Weimarer Bibliothek.)

Fl. Bl., „Getruckt zu Strasburg bey Thiebolt Berger.“ o. J., anderthalb Bogen in 8⁰: „Vom Alexander vō Metz wie er in der Heidenſchafft gefangen, vnnd durch ſein Fraw, auß dem pflůg, inn eines Münchs geſtalt, widerumb erlößt ward. In Geſangs weyß.“ Fl. Bl. 1613 o O., 1 Bogen in 8⁰: „Der Alexander von Metz: Wie er in der Heydenſchafft gefangen, vnd durch ſein Eheliches Weib in eines München weiß widerum̄ von dem Pflug erlediget vnd heim kommen iſt,“ u. ſ. w. Körner, Hiſtoriſche Volkslieder 49. Dieſe Texte variieren vielfach.

Im „Verzeichnis der Bücher u. ſ. w. aus dem Nachlaſſe des Herrn J. J. Ch. Wilder u. ſ. w. Nürnberg bei J. A. Börner“ 1839, unter Nr. 1696: „Von dem aller ſchonſten Ritter Alexander und ſeiner ſchůnſten Frawen. Nürnberg 1515.“

Würzburger Liederband, Nr. 64, fl. Bl., 1 Bogen kl. 8⁰, o. J.: „Die ware Hyſto-|ria, von dem Graffen Ale-|xander in dem Pflůg. [Holzſchnitt: 3 Männer im Pfluge u. ſ. w.] Getruckt zů Augſpurg, bey Michael Manger.“

Inhalt dieſes Liedes:

Ein edler Herr, zu Metz geſeſſen, mit Namen Alexander, nimmt Urlaub von ſeiner Frau zum heiligen Grabe. Sie bittet ihn, daheim zu bleiben, denn ſie fürchtet die falſchen Zungen, auch könne ſie ihm wohl Kurzweil machen; „die Fraw kund lauten, harpfen und geigen.“ Sie bittet Gott und Maria, die reine Magd, daß ihr Herr mit Freuden wider heim komme und ihre weibliche Ehre behütet werde. Da ſendet ihr Gott einen Engel in ihr Kämmerlein, der ſie für Jenen ein Hemd aus geſchlagnem Tuche machen heißt, das weiß bleiben werde, dieweil ſie ihre Ehre habe. Sie folgt dem Rathe:

> und ließ ihr ein (leinen) tuch her tragen,
> als zu Metz (das) geſchriben ſtat,
> es was gemang(e)t und (auch) ſchön geſchlagen.

Alexander ſcheidet;

> ſie ſach im nach mit leide,
> da ſchein an im das hembde weiß,
> es gab ein ſchein durch (für) alle ſeine kleide.

Als Alexander über Meer kommt, wird er vom König Machomet, einem Heiden, gefangen, der ihm die Wahl giebt, ob er im Pfluge ziehen oder ſich ertränken laſſen wolle.

Alexander ſprach: „Edel (ſelig) iſt das leben,
wann mir gott gehelfen mag;
ich will mich willig in den pflug ergeben.“

Er wird hart in einen Pflug gebunden und zehen Chriſtenmänner mit ihm, man ſchlägt ihnen tiefe Wunden, das Blut rinnt über ihre Leiber ab, und ſie ziehen eifrig. Am Laden ſitzt König Machomet und ſieht, wie das Hemd allzeit weiß bleibt.

Er ſprach: „Wie hat diß ein geſtalt,
daß ſich die farb am hembde nit verkeret?
nu iſt das wetter manigfalt
und er ſo manchen ſchweiß dar durch verreret.“

Der König ſendet nach Alexander und als er die Eigenſchaft des Hemdes erfahren, ſchickt er einen hübſchen und klugen Ritter aus, der die Frau um ihre Ehre bringen ſoll:

„darumb gib ich dir ſilber, gold (reichen ſold),
ob ſich die farb am hembde wölt verkeren.“

Der heidniſche Ritter, in Kleidern, die von Golde ſchwer ſind, reitet gen Metz, wo er Herberge nimmt; er giebt an, daß er vom heiligen Grabe komme, und fragt nach Alexander und deſſen Frau. Der Wirth ſendet nach dieſer und der Ritter meldet ihr, daß Alexander zwei ganze Jahr im Pfluge gezogen und ſo ſein Leben enden müſſe oder, wenn er nicht mehr darin gehen könne, ertränkt werden ſolle, ſie ergebe ſich denn in ſeinen Willen. Die Frau will am andern Morgen Antwort geben. Ihr ſendet Gott wieder einen Engel: ſie ſoll Mönchsgewand anlegen, ihr Haar abſchneiden und ſich eine Platte ſcheeren laſſen, dann ſoll ſie mit ihrem Saitenſpiel dem Ritter nachreiten und in der gleichen Herberge einkehren, ſo möge ſie Alexander erlöſen. Sie beſcheidet nun den Ritter abſchlägig und thut nach der Weiſung des Engels; das Saitenſpiel an die Seite gehängt, reitet ſie in die Herberge des Ritters ein. Der Wirth, dem ſie ſagt, ſie wolle über Meer, nimmt ihr Roſs und giebt ihm ein Habermeß. Der Ritter, der zu Tiſche ſitzt, bietet ihr den Wein und ladet ſie ein, mit ihm zu eſſen; ſie erwidert, daß ſie ihren Orden halten müſſe. Sie treibt Scherz und Spiel vor dem Ritter, dem es wol gefällt.

Sie hieß den wirt ir ſeitenſpil herbringen,
am erſten ſie die lauten ſchlueg.

darzuo (darein) kunt ſie wol ſingen,
ſie huob ein tanz mit rechtem fueg,
das hausgeſind gund ſie loben mit ſchalle.

Der Ritter ſpricht dem Mönche zu, mit ihm zu Schiffe zu gehen:

darinne ſaßen kaufleut vil,
ſie kürzet in die weile
alda mit irem ſeitenſpil,
ſie kamen über meer mit (großen) freuden.

Als die Kaufleute ihren Schatz ausgetragen, fragt der Mönch nach dem Weg zum heiligen Grabe, der Ritter aber fordert ihn auf, mit zum König Machomet zu ziehen, dort ihm und ſeinem Herrn die Weile zu kürzen; auch betheuert er, der König werde gewähren, was der Mönch von ihm begehre. Sie reiten mit einander durch eine Aue, wo Alexander im Pfluge zieht; ſie grüßt ihn, zieht aber die Kutte vor. Sie kommen zur Veſte des Königs, der den Ritter mit Spott empfängt:

er ſprach zu im: „Das hembd iſt noch gar weiße.“

Auf des Königs Frage nach des Mönches Kunſt ſagt der Ritter:

„Er iſt der abenteürigſt (abenteurlichſt) man,
den ich mit meinen augen hab geſehen,
das ſeitenſpil gar wol er kan[1],
ſprechen und ſingen darzuo, muoß ich jehen.“

Der Mönch läßt ſich auf Laute, Harfe und Geige ſo meiſterlich hören, daß der König zu gewähren verheißt, was jener von ihm begehre. Nach Verlauf eines Monats verlangt der Mönch von dem Ritter Urlaub; es nahe ſich eine heilige Zeit, wo er ſeines Ordens pflegen müſſe, was nun ſein Lohn ſei? Der Ritter bedenkt ſich mit dem Könige, ſie ziehen ihm ein ſtolzes Pferd dar und wollen ihm dazu tauſend Gulden ſchenken. Der Mönch entgegnet:

„Ich darf nit reiten hohe roſs,
auch dörft ir mir kein (baren) pfennig geben.“

Dagegen erbittet er ſich einen Chriſtenmann, der ihm auf den Weg ein getreuer Bruder ſei. Der König heißt ihn ſelbſt einen vom Pfluge wählen und der Ritter bezeichnet ihm den Alexander, damit den der König nicht mehr ſehe, von deſſen wegen er ſelbſt Spott und Schande leide.

---

[1] der alle ſeitenſpil wol kan.

Die fraue ſprach: „Het ich den mann geſehen
und wie er doch hat ein geſtalt,
villeicht möcht es geſchehen.
Nun ſagt mir eins! iſt er jung oder alt?“
Der ritter ſprach: „Er iſt in beider maßen.“
Sie kamen dahin zuo dem pfluog gegangen,
da ſie der Chriſten klag vernam,
ſie waren hart gefangen.
Da ſie zuo Alexander kam,
ſie ſprach: „Bruoder, wilt mit mir auf die ſtraßen?“
Alexander ſprach: „Herre mein,
und möchten ir mich von dem pfluog erlöſen,
ſo wolt ich euer diener ſein,
wolt beide für euch ſterben und geneſen.“
Die fraue ſprach: „Er füget mir gar eben.“
Der ritter löſet in zuohand[1],
er ward der frauen an ir hand gegeben.

Der heidniſch ritter ließ ein brief bereiten,
des königs ſigel daran gab,
darzuo ein frei geleite
aus und auch ein zuom heiligen grab,
hin über lant und auf dem meere weite.
Ir fart die ward vollendt in kurzen zeiten.
Sie ſprach zuo Alexander gedrat:
„Mein bruoder, du ſolt reiten,
ſo wolt ich gan hin in die ſtat.“
Ir ſeitenſpil das henkt ſie an ir ſeiten.
Sie bat umb wein und auch um brot,
daß ſie und Alexander hetten ſpeiſe,
wann inen thet des hungers not;
ſie ſchluog die lauten da in münches weiſe,
(die)weil ſie waren under den wilden heiden,
ſie hetten einen guoten brief,
darumb in beiden nie geſchach kein leide.

Mit einem chriſtlichen Grafen, den ſie bitten, ſie „durch S. Franciscus ehren“ mitzunehmen, und dem hinwider ihr Geleitsbrief zu ſtatten kommt, fahren ſie über. Eine Tagreiſe vor Metz verabſchiedet ſich der

---

[1] der auf ſeine hand.

Mönch, um in ſein Klöſterlein zu kehren. Er bittet Alexander um ein Stücklein des weißen Hemdes, um ſich gegen denſelben ausweiſen zu können, wenn ihn ſein Prior austriebe: Alexander gewährt die Bitte, auch ſchreibt er zwei gleiche Briefe und giebt dem Mönche den einen. Die Frau zieht durch einen langen Wald gen Metz. Nachdem ſie wieder weibliche Kleidung angelegt, geht ſie in ihr Haus, wo ſie von ihrer Schwieger mit ſchnöden Worten empfangen wird. Am Morgen kommt Alexander an und ſeine Mutter klagt auch ihm, daß die Frau in langer Zeit nicht hie geweſen („zwen monat und ein ganzes jar“) und wohl einen andern Mann genommen habe. Alexander aber baut auf das Zeugnis des Hemdes. Als er mit den Freunden beim Mahle ſitzt, fragt die Schwieger abermals, ob Einer von Allen ſie binnen eines Jahres und zweier Monate geſehen. Da ſieht Einer den Andern an und Keiner kann widerſprechen: Alexander ſpricht, wenn es wahr ſei, ſoll man ſie mit Hunden aushetzen.

Die frau ſtuend vom tiſch auf in großem leide,
ir red mocht keinen fürgang han,
legt an ir münches kleide,
hin auf die gaß begund ſie gan,
ir ſeitenſpil ließ ſie gar laut erklingen.
Sie ſchlueg die lauten da in münches weiſe,
als ſie vormals mee het gethan
umb brot und auch umb ſpeiſe.
Alexander begunt aufſtan,
er ſprach: „Ich hör mein lieben brueder ſingen.“

Der Mönch wird eingeführt, bewillkommt und an den Tiſch geſetzt; er fragt nach der Frau ſeines Bruders. Die Schwieger ſucht ſie vergeblich im Hauſe und redet von neuem übel von ihr. Alexander beklagt ſeine Fahrt, wenn die Frau ihre Treue an ihm gebrochen. Da ſteht die Frau vom Tiſch auf und läßt die Kutte fallen, auch weiſt ſie das Stück vom Hemde, den Brief, den Alexander geſchrieben, und den des Königs vor. Die Freunde ſind erfreut und Alexander gelobt, ſein Leben lang ihrer Treue zu lohnen. Schluß:

Was ich euch ſag (und) das iſt wa(h)r,
die ding die ſeind warlichen ſo geſchehen,
uns weiſt die ſchrift gar offenbar,
zuo Metz leßt man das hembd(e) (und kutten) ſehen

bei irem grab, das ſag ich euch fürwar,[1]
ir jarzeit man ehrlich[2] begat,
jung und alt feiren iren tag(e).

Dieſer Meiſtergeſang, deſſen Abfaſſung in die zweite Hälfte des 15ten Jahrhunderts zu ſetzen ſein wird, iſt, wenn gleich in künſtlicherem Strophenbau gedichtet, doch vermöge des Stils und der mehr noch mittelalterlichen Motive, für älter anzunehmen, als die Ballade vom Grafen von Rom.

Die Sage vom Alexander von Metz kommt noch in einem niederländiſchen Volksbuche vor:

„De Vrouwen-Peirle, ofte dryvoudige Hiſtorie van Helena de Verduldige, Griſeldis de Zagtmoedige, en Florentina de Getrouwe, Alle dry aenzienlyk in vele Deugden; maer meeſt in Lydzaemheyd, die zy in tegenſpoed, overlaſt en beproevinge getoond hebben. Genomen uyt de oude Hiſtorien, en nieuwelings tot voordeel der Jongheyd overzien, by-een vergaderd en zeer verbeterd. Tot Gend by J. Begyn, aen d'Appel-Brugge, in den Engel.“ O. J., 56 Seiten in 4^{0}. mit ſchlechten Holzſchnitten.

Einer Ausgabe dieſes Büchleins „Antwerpen by J. A. Heiliger 1621“ erwähnt Görres, die deutſchen Volksbücher 151. Dieſelbe Ausgabe benützt van den Bergh, De Nederlandſche Volksromans, Amſterdam 1837, S. 52 ff. Nach den von ihm mitgetheilten Stellen weicht ſie in Ausdruck und Wortſtellung von der von mir gebrauchten ab, doch ohne erſichtliche Verſchiedenheit nach Inhalt oder Bearbeitung. Eine Ausgabe von demſelben Jahre, „Antwerpen by Joſ. Thys,“ 4^{0}., ſowie eine ältere „mit gleichem Titel, aber gothiſchem Druck,“ welche zu Gend by J. Beggen, auch in Quart, erſchien, verzeichnet Mone, Überſicht der niederländiſchen Volks-Litteratur älterer Zeit, Tübingen 1838, S. 64 f. (eine andre Auflage des zuerſt angeführten Drucks). Mone bemerkt: „Dieſes Buch (Alexander von Metz) ſcheint aus einem Gedichte aufgelöſt zu ſein, das aber ſchwerlich älter als das 15te Jahrhundert war“ u. ſ. w. Die von Mone in der Proſa aufgezeigten Reimſpuren finden ſich im deutſchen Meiſtergeſange nicht.

Die Erzählung von Alexander von Metz geht von S. 43 bis 56 mit der Überſchrift: „Het derde Deel der Vrouwen-Peirle, Florentina de Getrouwe, Huysvrouwe van Alexander van Mets, die haeren Man met groote behendigheyd uyt de Slaevernye verloſt heeſt.“ (Anfang:)

---

[1] und die kutten bei ir beider grabe.

[2] gar frölich.

„Hoe Alexander trouwde zyne Huysvrouwe Florentina, uyt het Huys van Lorreynen.

In het jaer ons Heere duyzend twee hondert en tien zoo was binnen de Stad van Mets woonagtig eenen Heer en Ridder, zeer oud (S. 44) van dagen en magtig van Goed, den welken in zynen tyd zeer kloek was ter Wapenen en die dikwils groote eere en prijs behaelde in Steden, Tournoyen en Stryden, den welk . . naer zyne dood agterliet eenen Zoon, genaemd Alexander. Als nu den Vader van dezen Alexander langen tijd dood geweeſt was, zoo hebben hem zyne Vrienden en Maegen uytgezogt eene ſchoone Jongvrouwe, genaemd Florentina, uyt het Hof van Loreynen van edelen Stam geboren, die hem verzekerd was en met de welke hy naermaels in Houwelijk getreden is.“ (S. 47 ſagt Alexander: „Jk ben eenen Ridder en Borger der Stad van Mets.“) Am Schluſſe nennt ſich: „Max. Van Eynatten, Kanonik en Scholaſter tot Antwerpen.“ Von dieſem kommen ohne Zweifel die eingewobenen Stücke in Verſen: Selbſt- und Zweigeſpräche, Gebete zu Maria. Die Erzählung folgt übrigens dem Gange des deutſchen Meiſtergeſangs. Die Abweichungen ſind unerheblich; ſo legt die Frau, deren Namen Florentina das Lied nicht kennt, nicht Mönchs- ſondern Pilgrimskleidung an („een Pelgrims-Kleed“), erſteres mochte nicht mehr für ſchicklich angeſehen werden; auf Alexanders Hemd iſt ein rothes Kreuz geſetzt; der Aufbewahrung des Hemdes und der Kutte wird nicht mehr gedacht und die Eheleute ſelbſt begehen die Jahresfeier des Ereigniſſes (S. 56: „Alle jaeren hielden zy jaer-getyde van de verloſſinge van Alexander“ u. ſ. w.). Dagegen geht die Übereinſtimmung mit dem Liede in Einzelheiten, bei denen ſie nicht zufällig ſein kann, z. B. S. 54: „En ik ben ook een jonge Vrouwe, daerom vreeze ik, dat de valſche tongen myne eere onſchuldig benemen zouden, want de weireld is vol valſchheyd en leugenen. Jk bidde u, blijſt by my! ik zal u den tijd korten met genugten, met muziek, met ſnaeren-ſpel en andere vrolijkheden.“

Jch förcht, daß mir mein weiblich eere
durch die falſchen zungen die weil werd genummen u. ſ. w.

Die frau ſprach: „Die welt iſt falſch in allen ſachen;
bleibt daheim! das iſt mein rat,
kurzweil kan ich euch (wol) machen
beide früh und auch ſpat.“
Die frau kund lauten, harpſen und (auch) geigen.

„Zoo bidde ik u, dat gy niet te zeer op iemand verlaeten wilt, en let [sic] wel toe, in wat herberge dat gy logeert.“

Ich bit euch, lieber herre mein,
ir ſolt euch an niemand laſſen,
wo ir kert zu herberg ein,
die warheit thut man oft verſchweigen.

S. 47: Alsdan zeyde Alexander: „O Heer! het leven is zoet, elk begeirt te leven, hierom hebben wy liever den Ploeg te trekken, als te ſterben.“

Alexander ſprach: „Selig iſt das leben,
wann mir got wol gehelfen mag,
ich will mich willig in [den] pflug ergeben.

S. 48: Dan zeyde Florentina: „Ik hoore wel, dat moet mynen Man zyn leven koſten, ofte myne eere; aldus wille ik hier in myne eere blyven en het Godt opgeven.“

Die frau ſprach: „Koſt es dann ſein leben
oder mir mein weiblich eere u. ſ. w.
Mein eer wil ich im wol und ſchon behalten,
dann got, der mich beſchaffen hat,
den wil ich es laſſen walten“ u. ſ. w.

S. 51: „Alsdan zeyde den Ridder: „Genadigen Heer Koning, ik zal u de waerheyd vertellen, want ik en zag noyt eerzaemere nogte verſtandigere Vrouwe, als de Vrouwe van Alexander; zy en wilde mynen wil nit doen, en hadde ik haer daer toe gedwongen, ik en hadde niet levendig van daer gekomen, overmits de magt van haere edele Vrienden.“

Der ritter ſprach: „Herre mein[1],
(gnediger herr) die warheit muß ich euch verjehen,
ſie wolt nit thun den willen mein[2],
kein veſter weib hab ich mein tag (nie) geſehen;
ſolt ich ſie darzu haben gezwungen[3],

---

[1] zum könig ſchon.
[2] meinen willen thun.
[3] ir ehr dann zwingklich han genommen.

ſo waren der edlen freund ſo vil,
daß ich von Mey nit were kummen [1]."

S. 51 f.: „Alsdan zeyde den Ridder: „Neemt eenen, genaemd Alexander! die zal u wel dienen, op dat hem onzen Koning niet meer ziet, want anders zoude ik om hem nog groot verwijt hooren, vermits my door hem groote ſchande geſchied is."

Der heiden ritter lag der frauen an,
er ſprach: „(mein) herr, wölt ir euch an mich laſſen,
ich wil euch weiſen einen man,
der euch wol dienet auf der ſtraßen,
heißt [2] Alexander; den führt von dem lande,
daß in der könig nimmer ſehe!
von ſeinet wegen hab (leid) ich große (ſpott und) ſchande."

S. 52: „Dan zeyde den Prins: „Heer, dit en zal u nit geweygerd zijn, maer wy zijn bevreeſt, of het Schip te zeer gelaeden waer, en wy en hebben des Konings geleyd niet."

Der graf der ſprach: „Ich wil euchs nit verſagen,
doch müſſen wir in ſorgen ſtan,
mein ſchiff iſt wol beladen [3]
und ich keins königs geleit nit han."

(S. 53 f. immer, doch wohl aus Misverſtändnis: „den Zwaeger" für die deutſche „Schwiger.") S. 54: „Want Alexander zeyde: „Is dit waer, ik zal haer met de Honden uyt het Hof doen verjaegen."

Alexander der ſprach: „Iſt es wa(h)r,
ſo ſol man [4] ſie mit hunden ausheßen."

S. 54: „Zy ging haer terſtond kleeden in Pelgrimskleederen, dede de Harpe aen haere zyde en kwam zoo voor het Hof van Alexander, ſlaende op de Harpe en biddende om Brood. „Daer hoore ik zingen mynen lieven Broeder", zeyde Alexander, „die my verloſt heeft. Haeſt u ſnellijk en haelt hem met eere hier in!" Alexander zeyde: „Weeſt wel gekomen, mynen liefſten Broeder!" en dede hem aen de tafel nebens zyne zyde zitten en hy bedankte hem zeer voor de deugd, die hy hem gedaen had in zynen grooten nood."

Sie ſchlug die lauten aber in münichs weiſe,
als ſie vor dick hette gethan

---

[1] mit meinen leib wer ich nit von dannen kommen.

[2] der ſelbis haiſt.

[3] So hat dieſe Zeile nur der Nürnberger Druck.

[4] laß ich.

umb brot und auch umb ſpeiſe;
Alexand begund an einem laden ſtan,
er ſprach: „Ich hör meinen lieben bruder ſingen."
Er ſprach: „Ir allerliebſten freünde mein,
bringt mir in herein mit großen eeren [1]!"
Sie brachten in in ſein haus hinein,
Alexander ſprach: „Seit got wilkummen, lieber herre!"
Er begund in hinder den tiſch zu ſetzen [2],
er ſprach: „Got dank euch brüderlicher treu [3]!"

S. 55: „En daer is ook eenen Brief met des Konings zegel, die ons den Ridder gaf aen den Ploeg. Ik die zoo neirſtig voor u arbeydde, om u te verloſſen en om uwe Edelheyd te bevryden en te verblyden, zoo mogen zy weten, waer ik deze twaelf maenden lang geweeſt hebbe."

„So iſt (auch) das des königs brief,
den uns der ritter bei dem pflug hat geben,
do ich in großen nöten lief,
bis ich gefriſt(et) hab dein edels [4] leben;
die (den) ſoltu leſen hie gar offenbar,
ſo hören ſie, wo ich bin geweſen
die zwen monat und ein ganzes jar."

S. 55: „Alexander dede haere beſte Kleederen brengen, de welke zy aendede."

Do hieß er ſein muter behend,
daß ſie brecht ir aller beſtes kleide [5].

Grimm, deutſche Sagen II, 277. (Gesta Romanorum C. 69.) Nicolete, als Spielmann verkleidet, Méon I, 414 ff. Acta Sanctorum, April, B. II, S. Hildegund. Altdeutſche Blätter I, 204 bis 210: Roſemont. (In Valentin und Namenlos.) [A. v. Keller, Erzählungen, aus altdeutſchen Handſchriften geſammelt, Stuttgart 1855. 8⁰. S. 168 ff. K. Gödeke, Deutſche Dichtung im Mittelalter, S. 568 bis 574. Hermann Kurz, Erzählungen I: „Das weiße Hemd." Der Graf im Pfluge, Oper in vier Aufzügen von Heinrich Hoffmann (von Fallersleben), in deſſen: Zwei Opern, Hannover 1868. 8. H.]

---

[1] So wieder die Zeile nur im Nürnberger Drucke.

[2] Wieder nur der Nürnberger Druck.

[3] Ebenſo.

[4] „edels", woraus im niederländiſchen Büchlein eine Titulatur geworden, auch nur im Nürnberger Drucke.

[5] Auch nur im Nürnberger Drucke.

Sanct Jacobs Lied.

(302) Papier-Handſchrift des 15ten Jahrhunderts in der Münchner Bibliothek, Cod. germ. 809, Bl. 61 bis 63. Auch in Seckendorfs Muſenalmanach für 1808, S. 11 ff. „aus der königlichen Bibliothek zu München,“ wahrſcheinlich nach derſelben Handſchrift. (Vgl. Wackernagel 846.)

Str. 1, Z. 1: wil. Z. 5: ſchüeſſel. Str. 2, Z. 4: rege. Str. 4, Z. 4: ſterbt. Str. 7, Z. 2: nichtz. Str. 8, Z. 2: uns fehlt. Z. 5: ſaggt, mehre. Str. 9, Z. 1: ſy'. Z. 2: uns fehlt. Z. 3: reichem ſchallen. Z. 5: allen. Str. 10, Z. 1: Js, in. Str. 11, Z. 1: Der eyn h. de. Z. 5: vor dient, hymmelriche. Str. 12, Z. 1: virdt. Z. 2: zu: ſchweſter ſ. D. Gramm. I, 686. Z. 5: teuſchen. Str. 15, Z. 5: glawen. Str. 16, Z. 2: brengen. Str. 20, Z. 1: iß. Z. 5: alz. Str. 21, Z. 2: furtn'. Str. 22, Z. 4: liebſter. Str. 24, Z. 1: Sy; zu: ſtiller ſ. Schmeller I/I, 630 u. Z. 2: xl. Z. 4: 14, pas. Str. 25, Z. 2: ſaluator. Z. 5: frawe; vgl. Str. 6, Z. 5: frawen. Str. 26, Z. 4: der ſandt ſandt J.

Für Spuren niederdeutſcher Faſſung könnten angeſehen werden: Str. 4, Z. 4: ſterbt; Str. 11, Z. 1: de; Str. 11, Z. 5: vordient und Str. 17, Z. 5: vorgeb; Str. 15, Z. 5: glawen; Str. 16, Z. 2: brengen; Str. 26, Z. 1. 2: der Reim ſchuldt: holt. Dagegen reimen Str. 21: roſs: ſchloß, Str. 3: gebuſſet: brieſter! vor — für ver — und e für naſales i ſind auch oberdeutſch; zu: is für es vgl. Schmeller I, 119, auch bei Helbling.

Im Übrigen iſt die Schreibung ungleich: zway, zaichen, breiten; beſezet, nezet, kreutz; ſagkh, ſegk, backen; teuſchen, teutſchen; brieſter, berg, bilgram, Burges, prieſter, perg, pilgram, Purges; loſſen, ſchloſſen (ſchlafen), ſtraſſe; ſein (sunt), ſeind; war, was, waz (erat); ſchlieſſen, verdrieſſzen; alz (omne), es; ſchuldt, wardt, holt (benevolus), wart. Der Umlaut wird häufig nicht bezeichnet: muſſen, fur, funff, vber, furdt (führt), hochſten (dagegen: ſchüeſſel), es konnte daher bruder, pl. und konig ebenfalls nur noch Sache der Schreibung ſein.

Die erſte Strophe, componiert von J. V. B. (Jodocus von Brand) in Forſters friſchen Liedlein, Ten. V, 1556, Nr. 44:

Wer das ellend bawen wil,
der heb ſich auf und zieh dahin
wol auf ſanct Jacob ſtraßen!
zwei bar ſchuch die muß er han,
ein ſchüſſel bei der flaſchen.

Wie bekannt das Jacobslied war, davon zeugen deſſen mehrfache Umwandlungen und der fleißige Gebrauch ſeiner Weiſe. Die Epiſode vom Spitalmeiſter zu Burgos, Str. 13 bis 23, obgleich in gutem Tone gehalten, ſcheint doch in den mehr liturgiſchen Grundbeſtand des Liedes eingelegt zu ſein.

Unter den niederdeutſchen Spottliedern der Katholiſchen auf die Kirchenverbeſſerung, welche Joh. Berckmanns ſtralſundiſcher Chronik, herausgegeben von Mohnike und Zober, Stralſund 1833, angehängt ſind und deren Abfaſſung zwiſchen 1524 und 1527 fällt (Einleitung XXXIV), befindet ſich eines (S. 233 ff.): „Up de wyſe ſunte Jacobs: Catht Henneke knecht walt“ u. ſ. w. Dasſelbe beginnt:

Gott, myn heere, dy is wol kunt,
De lowe ſchwecket ſeer uth quader grund
Dorch de boſen leren;
Dyne barmhertigkeit ropen wy an[1],
Wult du idt doch bekehren!

[Vgl. oben S. 183. H.]

Eine Reihe niederdeutſcher Städte wird mit Tadel oder Lob, je nachdem ſie der Reformation ergeben ſind oder nicht, aufgeführt, ähnlicher Weiſe, wie im Pilgerliede die Länder und Berge der Jacobsſtraße, z. B.:

Nu ga wi vor tho Staden an u. ſ. w.
Nu kame ik hen tho Wismar fort u. ſ. w.
Nu kame ick hen to Stettin u. ſ. w.

In der vorletzten Strophe dann wieder:

Jeſum Chriſtum ropen wy an u. ſ. w.

wie in Strophe 25 des Jacobsliedes:

ſo ruofen wir got und ſant Jacob an u. ſ. w.

Eine allegoriſche Geſtaltung des Pilgerliedes in drei Strophen von 1550 giebt W. Wackernagel, deutſches Leſebuch II, 21, vgl. 1589, Anfang:

Welcher das ellend buwen well,
Der mach ſich uff und rüſt ſich ſchnell
Woll uff die rechten ſtraßen!
Dan wer das ewig leben will han,
Der muoß die welt verlaſſen.

---

[1] Vgl. Jacobslied Str. 6.

Aus: Der welt ſpiegel Geſpilt von einer Burgerſchafft der wytberuempten fryhſtatt Baſel, im Jor M. D. L. Vnd widerumb gebeſſert vnd gemehrt u. ſ. w. Durch Valentinum Boltz von Ruffach. Baſel 1551. „Der Jacobs bruoder mit ſynem wyb, hebend an zeſingen das Jacobs lied“ u. ſ. w.

Über weitere Umdichtungen dieſer Art in proteſtantiſchem Sinne ſieh Rambachs Anthologie chriſtlicher Geſänge II, 92 (vgl. v. d. Hagens Irmin S. 41, Anm. 106), woſelbſt aus: „Drei geiſtliche Jacobslieder, weiſen dem Bilgram den rechten Weg und Straßen zum ewigen Leben“ u. ſ. w. Nürnberg 1541, eines (von „Johann Xylotectus“) in 15 Strophen mitgetheilt wird; es beginnt:

Wer hie das Elend bauen will,
Der heb' ſich auf und zieh' dahin
Und gehe des Herren Straße!
Glaub' und Geduld dörſt' er gar wohl,
Sollt' er die Welt verlaſſen.

Eines dieſer drei Lieder iſt vielleicht auch dasjenige, welches in einem geiſtlichen Liederbuche, Lübeck, 1607, kl. 12^{0}, Nr. CXCV: „Ein Geiſtlich Lied, J. X.“ vorkommt und ſo anhebt:

Wer hie das Elend bawen will,
Der mach ſich auf und rüſt ſich ſchnell
Wol auf die rechte Straßen!
Vater, Mutter, Ehr und Gut,
Sich ſelbſt muß er verlaſſen.
Steken und Ruhten muß er han u. ſ. w. 5 Strophen.

Drucke deſſelben oder ähnlichen Inhalts:

Weimarer Sammelband A. 67: „Fl. Bl., ein halber Bogen 8^{0}: „Sanct Jacobs Lied, chriſtlich gebeſſert.“ Holzſchnitt: Pilger mit Stab und bloßen Füßen.

Wer das ellend bawen wil,
Der mach ſich auf und ziech dahin
wol auf des herren ſtraße!
gedult und glauben darf er wol,
ſol er die welt verlaſſen.

19 Strophen. Die letzte:

Dem vater ſei nun lob und eer,
der da was und iſt immer herr

und ewig helt ſein namen!
Chriſtus der iſt unſer got,
des wir uns gar nit ſchamen.

Die wahrheit iſt gen himel geflogen,
Die trew iſt uber meer gezogen,
Die gerechtigkeit iſt vertriben,
Die untrew iſt in der welt bliben.

Am Schluſſe: „Gedruckt durch Hans Guldenmundt.“

„Sanct Jacobs lied, Chriſtlich gebeſſert. Noch ain ander lied, Sanct Chriſtoff du vil hayliger man, verendert, vnd Chriſtlich Corrigiert.“ 4 Bl. 8^{0}. Am Schluſſe: „Getruckt zů Augſpurg, durch Hans Zimmerman.“ O. J. Das erſte Lied hat 19 Strophen und fängt an:

Wer daz ellend bawen will,
der mach ſich auf und ziehe dahin
wol auf des herren ſtraße!
gedult und glauben darf er wol,
ſol er die welt verlaſſen.

„Der Chriſten Bilgerſchaft oder Walfart, wie, vnnd auff wz ſtraſſen, ain rechtſchaffner Chriſt wandlen ſol, das er ins himliſch Hieruſalem vnd vatter land mit gnaden möge ankom̄en. Zů ſingen, Im thon, wie ſant Jacobs Lied.“ 4 Bl. 8^{0}. Am Schluſſe: Getruckt zů Augſpurg, durch Narciß Ram̄inger.“ O. J. 19 Strophen, die erſte:

Welcher das ellend bawen wöll,
Sein ſeel bewaren vor der hell,
Der ziech auf Criſtus ſtraßen!
Dann wer mit im das leben will han,
Der muoß die welt verlaſſen.

„Zwey ſchöne newe Geiſtliche lieder, Das erſt, Von dem Frewlein von Samaria, bey Sanct Jacobs Brunnen waſſer zů Schöpffen, u. ſ. w. In der weiß, Es wolt ein Meidlein waſſer holen, u. ſ. w. Das ander Geiſtlich lied, Von der Bilgerfart, u. ſ. w. Im thon, Welcher das Elend bawen will, u. ſ. w.“ 4 Bl. 8^{0}. Am Schluſſe: „Getruckt zů Strasburg bey Thiebolt Berger am Weinmarckt zům Treübel.“ (um 1570.)

„Das ander Lied“ von 12 Strophen fängt an:

Wer dſtraß zuom himelreich wöl gahn,
der heb ſich auf die weg und ban!

die welt mueß er verſchetzen;
was er umb Chriſti namen lat,
das [des] wirt in gott ergetzen.

Weiterhin:

Hoffnung laßt niemand zſchanden gan,
glauben und liebe zeigent an,
das ſind drei weg geferten,
wandlend durch teutſch und welſche land,
vor dem feind thuends erretten.

Am ſtab des fridens ſoll er gahn,
den gürtel der lieb umb ſich ſchlan,
den helm des heils aufſetzen,
das ſchwert des geiſts ziert in wol,
kein menſchen thuots verletzen.

Den krebs der gerechtigkeit leg er ahn!
's wort gotts ſolt dich beſchuohen lan,
den ſchilt des glaubens faſſen,
der löſcht aus alle fewreni pfeil
des feinds, der dich thuot haſſen u. ſ. w.

Gſichſtu ein bilger leiden noht,
tröſt ihn, theil ihm ſpeis, trank und brot!
ein reichen ſchatz wirſt bhalten,
roſt, ſchaben, dieb letzend in nicht,
iſt deiner ſeel ewig gehalten.

Eine weltliche Parodie bei J. de Vento, Newe Teutſche Lieder, München 1570, Nr. 30:

Wer doch das ellend bawen wil,
Der mach ſich auf und kart und ſpil
und zech mit ſchönen frawen!
hat er kein gelt im ſeckel mehr,
das ellend muß er bawen.

In einer muſikaliſchen Liederſammlung von 1544 (Nürnberg bei Joh. Petreius) verzeichnet das Regiſter des Tenors: „VII Quodlibet, Vnd wer das elend bawen will, fürt yede ſtymm jren eygen Text.“ In dem benützten Exemplar fehlt aber der Textanfang dieſes Quodlibet.

Ein hüpſch nüw lied vnd verantwortung deſz Sturms halb beſchähen zů Piggoga, In der wyß wie das Paſſier Lied (kl. Bl. o. D. u. J. kl. 8^0 in einem Liederbuche der Zürcher Bibliothek).

Schluß der Strophe 12:

darumb ſpartend ir wol den aten
und ſungend Sanct Jacobs lied.

(Vgl. Rochholz 372. 379. Grüneiſens Nicl. Manuel 403, nach meiner Mittheilung. Manuel, der Verfaſſer des Lieds, emfiehlt den Landsknechten, die er als fliehende bezeichnet, ſtatt ihrer Spottlieder gegen die Schweizer, das Bettellied der Jacobsbrüder zu ſingen. Die Schlacht bei Bicocca fällt in das Jahr 1522. [Gödeke, Grundriß S. 255. 256. R. von Liliencron, Die hiſtoriſchen Volkslieder der Deutſchen III, Leipzig 1867. 8^0. S. 403 bis 409. H.]).

Franzöſiſches Pilgerlied von St. Jacob in: Les chansons nouuellement assemblees u. ſ. w. 1538, Bl. 126.

Über die Jacobsſtraße ſieh Turpin C. 1 (ed. Sebast. Ciampi, Florent. 1822, S. 2 bis 5). J. Grimm, Irmenſtraße und Irmenſäule, Wien 1815, S. 16 bis 19. F. H. von der Hagen, Irmin u. ſ. w. Breslau 1817, S. 38 bis 41.

In Hormayrs Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte, Jahrgang 1837, S. 168 ff. iſt von einem 1520 bei Jobſt Gutknecht zu Nürnberg erſchienenen Büchlein: „Die Straß zu ſant Jacob in warheyt gantz erfaren“ Nachricht gegeben und aus der Vorrede Nachſtehendes mitgetheilt: „Ich Herrmann Kunig von Vache mit der gotts hilf will machen ein kleines büchlein, das ſoll ſant Jacobs ſtraß genannt ſein; darinn will ich leren ſteg und weg, und wie ſein ein ieder Jacobs bruder wol pfleg mit trinken und auch mit eſſen, und ich will darin nit vergeſſen mancherlei bosheit, die die kappaunen treiben, davon wil ich hübſche leer ſchreiben.“ (Die „kappaunen“ erklären ſich aus dem Vocabularius zum Liber Vagatorum: „Kaſpim, Jacobs brüder.“) In der Wegweiſung für die Pilger kommen vor: „Sancte Spiritus,“ „das Armer Jacken landt,“ „Salvatera,“ „Burges,“ „Berg Alleſaber,“ und als Merkwürdigkeit in Burgos wird genannt: „die ſeul, daran man den ſpitelmeiſter erſchoßen hat, der vierthalbhundert brüder vergeben hat.“ Weitere hier beigebrachte Notizen ſind: „Im Jahre 1430 pilgerte Jobſt Keller, Bürger zu Augsburg, in Folge eines in großer Lebensgefahr gethanen Gelübdes nach S. Jago de Compoſtella, ohne ſelbes finden zu können. Drei Jahre darauf machte er dieſe Wallfahrt zum anderten Male, gieng aber dabei ſo oft irre, daß er erſt am Ende des fünften Monats das Ziel ſeiner Reiſe erreichte.“

Heinrich Schreiber, Das Theater zu Freiburg u. ſ. w. Freiburg i. Br. 1837, S. 12 f.: „Bisweilen nahmen auch ganze Schaaren von Fremden, ſingend und ſpielend, durch die Stadt ihren Durchzug; ſo im 14ten Jahrhundert die Geiſler, im 16ten und 17ten Jahrhundert die ſtets wiederkehrenden Jakobsbrüder [1].

V. Anshelms Berner-Chronik, Bd. VI, Bern 1833, S. 223, zum Jahr 1523:

„Einer Stadt Bern ernüwerte Ordnung wider etliche Misweſen.

Zu Bern, auch nach gemeiner Eidgenoſſen Abſcheid, ward in Stadt und Land mit geſetzter Buß verboten Gottesläſtern, Zutrinken und Dolchentragen.

Item geboten, die Lands-, Kriegs- und Jakobsbettler, Huſierer, Heiden, frömd Feldſiechen und derglychen Lüt hinweg ze wyſen, ſie nit behuſen, beherbergen, noch Unterſchlouf geben.“

Wernher vom Niederrhein 33, 12:

du ſalt zu ſente Jacobe varin
mit dinir ſchirpen unde mit dime ſtaue
unde vort zume heligin grave.

Laßbergs Schwabenſpiegel 77, Anm. v. 89 bis 92. 99 bis 103. (vgl. XXXVIII, 32.)

[Schriften II, S. 447. 448. Pamphilus Gengenbach, herausgegeben von Karl Gödeke, Hanover 1856. 8. S. 630 ff. H.]

Sanct Michaels Lied.

(304) Handſchriftliches Liederbuch aus dem 16ten Jahrhundert in der von Mülinen Bibliothek zu Bern S. 15.

Str. 1, Z. 4: zu: drei vgl. Stalders Dialekt. 31. Str. 2, Z. 2: geſundt (part. præt. von ſünden), geſündigt, verſchuldet; (Gesta Roman. 64 (Gregor.): Ego vero peregrinabo donec a domino peccata nostra sint dimissa u. ſ. w.

---

[1] Städtiſche Rathsbücher von Freiburg im Breisgau 6 April 1565: „Der Jakobs-Brüder halb, ſo häufig allher kommen, durch die Stadt ſingen und beten, iſt erkannt: von Jedem Treue zu nehmen, daß er in Jahresfriſt nicht hier geweſen, und welcher ſolche Treue geben mag demſelben zu erlauben, durch die Stadt zu ſingen und weiter nicht. Welcher aber ſolche Treue nicht geben kann, denſelben hinweg zu weiſen und nicht ſingen noch beten zu laſſen.“

per xvj miliaria in mari navigabant, ad quandam rupem pervenit u. ſ. w. Vita S. Brandani, ed. Jubinal, S. 43 bis 48. Sn. Edd. 84 u.). Str. 5, Z. 3: im, vffrüſſt. Str. 6, Z. 2: ubel.

Bezeichnungen der ſprechenden Perſonen ſind am Rande beigeſetzt, bei Strophe 1 und 7: Bilger, bei Strophe 3: Mich.

Strophe 1 bis 8 ſind ohne Zweifel Überreſte eines alten Wallfahrtliedes. Dieſelben ſind jedoch zur Faſſung einer reformatoriſchen Parodie tauglich befunden worden und zwar iſt nach Strophe 6 dem Erzengel (mit der Randbezeichnung: Mich.) Folgendes in den Mund gelegt:

7 Es iſt ein böſer pfaffe,
der das ſelb hat gethon.
ach richer Chriſt von himel,
nun ſich das jomer an!

8 Es ſtat gar vil geſchriben
in der Sibillen buoch,
man ſol die pfaffen ſtraffen
um iren übermuot.

9 Sy triben groſze hochfart,
darzuo vil übermuot,
ouch ſy den armen freſſen
irn ſchweiſz und ouch ir bluot.

10 Sy thuend den armen freſſen
den win und auch das brot.
da laſz dich, herr, erbarmen
durch dinen bitren tod!

11 Ich furcht falſche propheten,
die ſeien uns nit hold,
der arm der muoſz in geben
das ſilber und das gold.

12 Ich fürcht, der Endchriſt ſei kommen,
es ſicht im eben glich,
dbäpſt wöln, das wir ſöln glauben,
ſy ſeien got gelich.

13 Ein kleins meſz hand ſy gmeſſen,
verkaufents um das gelt,
damit thuond ſy verfüren
die Chriſten in der welt.

14 Sie thuond uns ablaß ſchriben
mit dinten und bapir,
irn ſeckel damit zſpiſen,
bringt in das gelt darin.

15 Si thuond Chriſtum verkeren,
verquanten in das brot,
das ſy die armen freſſent
auch lebendig und tod.

16 Chriſtus iſt in dem himel,
nit in der pfaffen hand;
wie wir ſprechen im glauben,
da iſt er uns erkant.

17 Ich kan nit anderſt finden,
dann dineſs die leſtre got;
wer aber got wöl dienen,
der halt die zehen bot!

Ferner nach Strophe 8 des Textes ſpricht Michael abermals:

20 Tſünd mag niemant vergeben,
dann der einige got;
das ſöllen ir mir glauben,
für war, es iſt kein ſpot.

21 Du gaſt wol zuo dem prieſter,
das er dich abſolvier;
vor got mag ers nit gwären,
er nimpt wol sgelt von dir.

22 Wenn got vergibt die ſunde,
ja macht luter und rein.
ach richer Chriſt von himel,
nun hilf uns wider heim!

23 Got hat uns alle geſchaffen,
wir ſehen alle gleich,
er het uns alle geren
in ſinem himelrich.

Dieſe parodiſche Umwendung des Pilgerliedes hat auch wohl auf einige Stellen der in den Text aufgenommenen Strophen zurückgewirkt. Str. 6, Z. 4 mochte ungefähr lauten:

haſt mürden gton die flut.

Auch in Str. 7, Z. 4 mag ſtatt „ler“ ein andres Wort geſtanden ſein (dine eer? vgl. Walther (Lachmanns 2te Ausgabe) 113, 13 f.: „daz er ſinget iuwer êre und werdekeit“).

In der Handſchrift iſt dem ganzen Liede folgende (ſchon von Rochholz 306 ausgehobene) Bemerkung vorgeſetzt:

„Diſes lied iſt abgſchriben von einer burgerin von Chur, die hats vor 40 Jaren gelernet zuo Zizers von der alten Stofflin, die hats ouch mer dann vor 40 Jaren glernet.“

Und am Rande ſteht: „Her H.“

Die achtzigjährige Überlieferung durch alte Frauen bezieht ſich doch wohl nur auf die urſprüngliche Wallfahrtlitanei, wogegen die Randſchrift den Verfaſſer des Liedes in ſeiner jetzigen, parodiſchen Geſtalt anzeigt. Auch bei andern Stücken des Liederbuchs ſind die Namen oder Namensbuchſtaben der Dichter angemerkt.

Jubinal, Nouveau recueil II, 202: De Martin Hapart. Maßmann, Weſſobrunner Gebet S. 52, V. 100 ff.

Von Falckenſtein, Hiſtorie von Erfurth I, 513:

„Anno 1514 ließ der Rath zu Erfurth 5 Geſellen richten, die ſich vor Michaels-Brüder ausgaben, in der That aber Kaſten-Brüder geweſen. Sie wurden mit einem Pannier gefangen, damit ſie im Lande herum zogen, wie vorzeiten die Jacobs-Brüder ſungen.“

Förſtemann, die chriſtlichen Geiſlergeſellſchaften, Halle 1828, S. 240, Anm.: „Nach Mont Saint Michel an den Küſten der Normandie wallfahrteten im 15ten Jahrhunderte zu zwei verſchiedenen Malen Tauſende von acht- bis zwölfjährigen Knaben.“

Aventin S. 424.

(Jacobus de Voragine) Legendæ sanctorum, 1483, cxl: De sancto Michaele. Die erſte Erſcheinung und Anſiedlung des Erzengels auf dem Berge Garganus wird erzählt und dann fortgefahren:

„Secunda apparitio est, quæ circa annum domini dccx accidisse describitur. Nam in loco, qui Tumba dicitur, juxta mare sex milibus ab urbe abryacensi Michael episcopo prædictæ civitatis apparuit, jubens ut in prædicto loco ecclesiam construeret et sicut fit in monte Gargano ita et ibi in memoriam sancti Michaelis archangeli celebraret u. ſ. w. Edificata igitur ibidem ecclesia, de monte Gargano partem pallii, quod sanctus Michael super altare posuit, et partem marmoris, super quo stetit, ad suam ecclesiam detulerunt. Cum vero ibidem aquæ penuriam paterentur, monitu angeli quoddam foramen in quodam saxo durissimo fecerunt et tanta aquarum copia protinus emanavit, ut usque nunc ejus beneficio copiosius sustententur. Hæc autem apparitio in prædicto loco xvij kal. novembris solenniter celebratur. In eodem autem loco quoddam memoria dignum contigisse refertur miraculum. Ille enim mons undique oceano cingitur. Sed bis in die sancti Michaelis iter præbens populo aperitur. Cum ergo copiosa turba ad ecclesiam pergeret, contigit et quandam mulierem gravidam vicinamque partui secum ire. Et ecce magno impetu unda rediit et omnis turba timore concussa ad litus fugit, sola autem mulier prægnans fugere non valuit, sed a marinis fluctibus capta fuit. At Michael archangelus mulierem servavit illæsam. Ita etiamque in medio pelagi filium parturivit, quem in ulnis suscipiens lactavit, et mari iterum sibi iter præbente cum puero læta exivit."

Dieſes Wunder iſt auch Gegenſtand einer altfranzöſiſchen verſificierten Erzählung in einer Pergamenthandſchrift der k. Bibliothek zu Paris [Msc. français 375, anc. 6987, Blatt 346b. H.], nur daß hier die Bedrängte zwar auch den Erzengel anruft, aber doch die zugleich angeflehte Gottesmutter es iſt, von deren Ärmel bedeckt die Kreiſende vor den Wellen Schutz erhält. Die Örtlichkeit wird im Eingange der Legende ſo geſchildert:

Chi commence d'une grosse feme.

Sains Mikiex a moult bele eglise,
Servie en mervilleuse guise,
Que la montaigne siet en son.
Li lius est haus, Tombe a a non,
Close est de mer de toutes pars
Cele eglise, mais une pars
Est seche, par la u on vait
A l'eure qu li mers s'en vait.
Li flos i vient le jor .ij. fois
Qui moult par est fors et destrois;
Si a maint home tenu cort
A cel terme, que ele acourt.
Del liu ne vos mentirai mie
Qu'il siet el cief de Normendie.
Maint pelerin sovent i vont,
A S. Mikiel dient del mont,
Illoec font lor pelerinage
Por acroistre lor yretage.
Por une grant sollempnite

Se sont le jor forment haste
Li pelerin qui i alerent,
Qui por le messe se hasterent,
Si sont el point del flot venu.
Es vos la mer(e) qui acouru,
Et cil se resont mis au cours,
Car ni voient autre secours.
Une feme i avoit enchainte u. ſ. w.

[Die altfranzöſiſche Erzählung hat Uhland bekanntlich mit der Bezeichnung „Legende“ in ſeine Gedichte aufgenommen. Er ſchreibt darüber aus Tübingen am 27 Merz 1811 an J. Kerner: „Ihre [der Legende] Bedeutung iſt bloß die, daß die Todtgeglaubte mit doppeltem Leben aus den Wellen hervortritt.“ Über den Mont Saint Michel verweiſe ich auf folgende Schriften: Histoire pittoresque du Mont-Saint-Michel, et de Tombelène, par Maximilien Raoul [M. Letellier]; ornée de quatorze gravures à l'eau forte, par Boisselat, et suivie d'un fragment inédit sur Tombelène, extrait du Roman du Brut, transcrit et annoté par Leroux de Lincy, Paris 1834. 8. Histoire du Mont-Saint-Michel et de l'ancien diocèse d'Avranches, par l'abbé Desroches, 1838, 2 Bände 8. nebſt einem Atlas in Querquart. Man vergleiche auch C. F. von Stälin, Wirtembergiſche Geſchichte III, S. 748. H.]

Kloſterlieder.

(326) Pergament-Handſchrift der Univerſitätsbibliothek zu Baſel, B. XI. V, Bl. 2. (Daraus bekannt gemacht durch Wackernagel in den altdeutſchen Blättern II, 126 f. und im deutſchen Leſebuch, 2te Ausgabe, 894.) 14tes Jahrhundert.

Str. 1, Z. 1: iorlonc, jàrlanc (per annum, hoc anno, d. Gramm. III, 99). Z. 6: gihet. Str. 2, Z. 1: lande. Z. 4: nint. Z. 6: vñ. Str. 3, Z. 4: phliget. Z. 5: dc. Z. 7: wie: aſ ſus, mage. Z. 8: ire.

(327) Aus Docens handſchriftlichem Nachlaß auf der Münchner Bibliothek (Mss. Doc. C. 48. a.), mitgetheilt von Maßmann. Docen fand dieſes Lied, faſt unleſbar, auf dem letzten Blatt einer alten Handſchrift; er ſetzt deſſen Urſprung in das 13te Jahrhundert, nach Baiern oder Öſterreich.

Str. 1, Z. 12: clage; in den ſolgenden Strophen iſt der Kehrreim nicht zu Ende geſchrieben. Str. 2, Z. 7: bare. Z. 8: der weile (velum), der Nonnenſchleier, Schmeller IV, 55. Str. 3, Z. 6 fehlt, ohne Spur in der Hdſ. Z. 7: trugin. Z. 8: mohten.

Vgl. die Klage der gefangenen Nicolette, Méon I, 384. [Aucaſſin und Nicolette, überſetzt von Wilhelm Hertz, Wien 1865. 12. S. 9. H.] W. Wackernagel, Altfranzöſiſche Lieder u. ſ. w. 84.

(328) Die Limburger Chronik, herausgegeben von C. D. Vogel, 2te Auflage, Marburg 1828, S. 41 f.: „Anno 1359 u. ſ. w. In derſelbigen Zeit ſung und pfiffe man diß Lied" u. ſ. w.

Str. 1, Z. 2: nonnen. Str. 2, Z. 4: ſeinem.

[Vergl. Histoire littéraire de la France u. ſ. w. XXIII, Paris 1856. 4. S. 826. 827: La pièce suivante, d'un rhythme gracieux et vif, où une nonne se plaint d'être enfermée et se laisse enlever par son amant, atteste d'ailleurs que ce n'est pas d'aujourd'hui que Paris est un séjour d'agrément et de liberté:

Quant se vient en mai
Que rose espanie,
Je l'alai cuillir
Par grant druerie.
En poi d'ore oi
Une vois serie
Lonc un vert bouset,
Près d'une abiete:
„Je sens les dous maus
„Leiz ma ceinturete;
„Malois soit de Deu,
„Qui me fist nonnete!

„Qui none me fist,
„Jhesus le maldie!
„Je di trop envis
„Vespres ne complies;
„J'aimasse trop miels
„Meneir boine vie
„Que fust sans deduis,
„Et amerousete.
„Je sens les dous maus, etc.

„Celi manderai
„A cui sui amie,
„Qu'il me vaigne querre
„En ceste abaïe;
„S'irons à Paris
„Meneir boine vie,
„Car il est jolis,
„Et je sui jonete.
„Je sens, etc.“

Quant ses amis ot
La parole oïe,
De joie tressaut,
Li cuers li fremie;
Si vint à la porte
De celle [abaïe],
Si en getoit fors
Sa douce amiete.
„Je sens les dous maus
„Leiz ma ceinturete;
„Malois soit de Deu,
„Qui me fist nonette!“]

(329) Elwert, ungedruckte Reſte alten Geſangs, Gießen und Marburg 1784, S. 17: „Ein alt teutſches Nonnenlied.“ Vgl. Monatſchrift von und für Schleſien, 1829, Bd. I, S. 547.

Auch im Frankfurter Liederbuch von 1584, Nr. 109, ſteht „Ein Klaglied einer jungen Kloſter Jungfrawen.“

Arwidsſon, Svenska fornſ. II, 223 f.

Lied im Anzeiger 1835, Sp. 453 f.: „Wol uf, mir wellind jagen“ u. ſ. w. Str. 7 ff. (Sp. 454):

„der mir min lieb verwiſet hat,
von dem ich das nün hon,
der müs ſin lieb verlieſen
und nimer kains erkieſen!
daz wunſch im aber ich.“

er nam ſi bi der hende,
bi ir ſchnewiſen hand,

er fürt ſi über Rine
in ain klöſterline:
„nun lerna, töchterlin!“

„ich wais nit, was ich lernen
und ich gelernet hon,
ich ſind in minem buoche,
und guot geſellen wil ich ſuochen,
den ich verloren hon.“

Todtengeſang.

(357) Fl. Bl. „Das Lüfländiſche Todten Geſang. Warhafftige Zeitüg, wie zu Roſiden in Lifflandt Todten Aufferſtanden, inn einer zerſtörten Kirchen, Geiſtliche Lieder vnd Lobgeſang geſungen, Auch was ſie von der Zukunfft deß Herrn für Antwort geben haben. Durch Herman Wartman, Burggraff, den 19 May, 1584 auß Gebharten von Nalten Mund nachgeſchriben, Wie es auch der Hertzog auß Churland, durch eine Poſt hat erkundigen laſſen, und alſo erfunden. Zu Singen außgeſetzt, im Ton deß Leiſten Stündlins Niclaß Hermans.

Bambergiſche Zeitung. Wie daſelb ein Ber, Löw, Küriſſer, vnd Geiſtliche Perſon, am Pfingſtabendt, diß 1584 Jahrs, Schröcklich iſt geſehen worden. Zu Singen, inn der verblichenen Sonnen Ton.“

Str. 2, Z. 4: Einn. Z. 7: biß. Str. 4, Z. 1: das (auch weiterhin). Str. 5, Z. 1: Zū (auch weiterhin). Str. 6, Z. 3: hilfft, auß. Z. 4: vñs. Z. 6: Gleichsfahls. Str. 7, Z. 6: gfragt. Str. 8, Z. 1. 5: deß. Str. 10, Z. 1 (Str. 11, Z. 5): vbel. Z. 2: jr. Str. 11, Z. 7: boßheit.

Dasſelbe Wunder iſt auf einem breiten Foliobogen, ohne Druckort und Jahr, in großem Holzſchnitt dargeſtellt und in Reimpaaren erzählt:

„Newe zeyttung auß Lyſland, Wie alda [in] einer vom Moßkowitter verwüſten Kirchen, ein Muſica von Menſchen ſtim̃en vnd Inſtrumenten, von dreyſſig Newlicher zeyt Geſtorbnen perſonen gehört worden, wie ſy verſchwunden, vnd hernach vnter der Erden geſungen den Lobgeſang der Engel Eſaie 6. den 46. Pſalm: Ein veſte Burg iſt vnſer Gott, u. ſ. w. Item, Allein Gott in der höh ſey Ehr, u. ſ. w. Item, wer Gott nicht mit vns diſe zeyt, u. ſ. w.“

Anfang:

Als man tauſend fünfhundert zelt
Und vier und achtzig auch vermelt,

Hat ſich in Lyfland zugetragen
Ein Wunderding, davon zu ſagen.
Es iſt ein Schloß dort wol erkant,
Iſt Roſoden vom Volk genant,
Im obern Däntzſchen iſt gelegen;
Ein Kirchen iſt da underwegen,
Der Moſcowitter die zerſtört u. ſ. w.

Ähnliche Sagen:

Annal. Saxo ad ann. 929 bei Eccard B. I. (Mones Anzeiger 1839, Sp. 199.)

Niederländiſche Handſchrift der Stuttgarter Bibliothek, Ms. Poet. et Phil. fol. Nr. 22 (ex Biblioth. Comberg.), Bl. 232 b bis 233 b:

Van eere vrauwen die niet noode
Vygilyen ſeide over doode.

(Vgl. Kausler, Reimchronik von Flandern XLIII. Mone, Überſicht der niederländiſchen Volkslitteratur S. 126, Nr. 105: „Nach Maßmanns Bemerkung aus dem Fabliau du chevalier, qui aimoit une dame entlehnt. Roquefort, Glossaire de la langue romane II, 774.“ Iſt dieſe altfranzöſiſche Erzählung dieſelbe, welche bei Barbazan, ed. Méon, II, 347 abgedruckt iſt, wie denn auch die Bezeichnung des Manuſcripts zutrifft, ſo gehört ſie nicht hieher.)

Thiele, Danske Folkeſagn IV, 29 f.: „Skabye Kirkegaard.“ III, 115, XLI.

Ausführliche Beſchreibung des Fichtelberges, Leipzig 1716, 69 u., ſ. Grimm, deutſche Sagen I, 254 (aus Widmanns Höfer Chronik, vgl. Reimann, Volksfeſte 470, 65). Anzeiger 1838, Sp. 53, 10.

Über das altfranzöſiſche Epos.

[59] Daß in der alten nordfranzöſiſchen Sprache ein Cyklus wahrhaft epiſcher Gedichte ſich gebildet habe, dieſes auszuführen und zu belegen, iſt der Gegenſtand des folgenden Verſuches. Ohne mich über den Begriff des Epos, welcher dabei zum Grunde gelegt iſt, mit Mehrerem zu verbreiten, bemerke ich ſo viel, daß ich zu zeigen ſuchen werde, wie jene Gedichte durch Darſtellung einer mächtigen Heldenzeit, durch Bildung eines umfaſſenden Kreiſes vaterländiſcher Kunden, durch Objektivität und ruhige Entfaltung, ſo wie durch angemeſſene Haltung des Stils und Beſtändig[60]keit der Versweiſe, endlich durch Beſtimmung für den Geſang ſich als ein Analogon der homeriſchen Geſänge und des Nibelungenkreiſes bewähren.

Die Mittel, welche mir für dieſe Ausführung zu Gebote ſtehn, ſind zwar beſchränkt, denn die Zeit, welche ich den Handſchriften, der einzigen Quelle dieſes Studiums, widmen konnte, erlaubte mir nur einen ſehr kleinen Theil des bedeutenden Vorraths, der ſich in den Pariſer Bibliotheken befindet, näher kennen zu lernen. Eine Skizze dieſer Poeſie hoffe ich aber dennoch geben zu können, wenigſtens durch die unvollſtändige Arbeit das Verlangen nach einer vollſtändigern Kenntnis bei den Gleichgeſinnten rege zu machen.

Man hat zwar die Dichtungen von Karl dem Großen und ſeiner Heldengenoſſenſchaft als einen der bedeutendern Fabelkreiſe ausgezeichnet, man hat in Deutſchland den epiſchen Gehalt des Romans von den Heimonskindern und des ſtrickeriſchen Gedichtes, welche beide auf franzöſiſchen Urſprung deuten, anerkannt und ſelbſt die Franzoſen haben ihre alten Romane als das Epos der Zeit gelten laſſen, ſo gut oder ſchlecht ſie es geben konnte [1], aber nach ihrem wahren Umfang [61] und

---

[1] Legrand, Fabliaux ou Contes u. ſ. w. (Paris 1781. 5 Bände. 12.) préface: „Ce n'est pas au reste que je prétende attacher un grand prix à un genre de composition, qu'heureusement pour nous de meilleurs ouvrages

Zuſammenhang und nach ihrer urſprünglichen Geſtalt ſind dieſe Gedichte noch keineswegs bezeichnet worden und die in Frankreich gangbaren Begriffe von der Epopöe haben die rechte Würdigung derſelben nicht zugelaſſen.

Die naiven und witzigen Contes und Fabliaux, der allegoriſche Roman von der Roſe, die galanten und abenteuervollen Erzählungen von der Tafelrunde ſagten dem modernen Sinne beſſer zu, als der einfache und ſtrenge Stil der epiſchen Gedichte, und es läßt ſich nun denken, welche Zweige der altfranzöſiſchen Poeſie durch Abdrücke, Auszüge und Übertragungen in die neuere Sprache vorzugsweiſe bekannt gemacht wurden. So kam es auch, daß die Überſichten der altfranzöſiſchen erzählenden Poeſie ſich gewöhnlich damit begnügen, zuerſt die Contes und Fabliaux von [62] den größern Romanen abzuſondern, ſodann bei den letztern Romane von Karl dem Großen, von der Tafelrunde, von Alexander u. ſ. w. zu unterſcheiden. Die weſentlichſte Unterſcheidung aber wäre: epiſcher Geſang und bloße Erzählung.

Es gehört zwar nur eben für eine Überſicht der geſammten altfranzöſiſchen erzählenden Poeſie, dieſe Abtheilung nach allen Seiten durchzuführen, ſie wird jedoch auch im Folgenden ſo weit berückſichtigt werden, als ſie zu ſchärferer Begrenzung des Epos ſelbſt dienlich ſcheint.

Die Gedichte nun, welche ſich um Karln den Großen und ſeine Genoſſenſchaft, als ihren Mittelpunkt, bewegen, bilden denjenigen epiſchen Cyklus, welcher hier näher bezeichnet werden ſoll. Zu dieſem Zwecke werde ich zuerſt einen allgemeinen Umriß dieſes Fabelkreiſes nach ſeinem Umfang und Zuſammenhang geben, ſodann die dazu gehörigen einzelnen Gedichte namhaft machen, welche mir näher oder entfernter bekannt ſind. Nachdem hierdurch der Stoff gegeben iſt, ſo wird von den Versarten, dem Stil und dem muſikaliſchen Vortrag dieſer Poeſieen gehandelt werden. Hierauf ſollen Bemerkungen über die Geſchichte des Gedichtkreiſes folgen und endlich ſeine Beziehungen zu einigen andern Fabelkreiſen berührt werden. Der Geiſt, das innere Leben der Ge[63]dichte wird nicht in einen beſondern Abſchnitt gefaßt, aber bei den

---

ont anéanti. Je sais d'autant mieux l'apprécier, que j'en ai lu un grand nombre; mais enfin c'était une production de longue haleine, c'était l'épopée du tems; encore une fois on ne connaissait rien de mieux."

andern Erörterungen immer darauf hingedeutet werden, und die angehängten Überſetzungen und Auszüge aus einem dieſer epiſchen Gedichte mögen überhaupt Manches zur Anſchauung bringen, was ſich der Beſchreibung entzog.

Der Umfang unſres Fabelkreiſes iſt nach den allgemeinſten Umriſſen folgender:

Nachdem Karl, in früher Jugend durch die Ränke ſeiner Stiefbrüder von ſeinem Erbe verſtoßen, ſich den väterlichen Thron wieder erkämpft hat, muß er ſich in Kriegen mit Auswärtigen und mit widerſpenſtigen Vaſallen zwölf Genoſſen durch Streit gewinnen, die ihm nunmehr als geharniſchte Apoſtel zur Seite ſtehn, um mit ihm die Sache Gottes zu führen. Sie ziehen zum heiligen Grabe und durch eine Glorie, die im Tempel über ihren Häuptern erſcheint, werden ſie als Streiter Gottes anerkannt und geweiht. Als ſolche kämpfen ſie in vielfachen Feldzügen gegen die heidniſchen Sachſen und gegen die Ungläubigen in Spanien, bis ſie endlich nach vielen wunderreichen Thaten und Schickſalen, durch den Judas Ganelon verrathen, im Thale Ronceval gemeinſamen Helden- und Märtyrertod erleiden. Karl ſelbſt und einige aus der Zahl bleiben zwar am Leben, aber nur um Jene zu [64]rächen, zu verherrlichen und zeitlebens zu betrauern.

Dieß iſt der letzte Kern des Epos. Aber in auf- und abſteigender Linie, ſo wie in Nebenzweigen, ſchließen ſich noch viele andere fränkiſche Helden an.

Den Zuſammenhang der einzelnen Dichtungen aber bilden folgende Momente: der alterthümliche Heldengeiſt, nicht ſo rieſenhaft, wie in unſern deutſchen Heldenliedern, zuweilen ſchon der Galanterie zugeneigt und mit gebildeterem Ritterthum verſetzt, aber voll heroiſcher Freudigkeit; religiöſer Nimbus; die durchgehende Charakteriſtik der bedeutendſten Helden: Karls ruhige, zuweilen ſtarre, mehr leitende, als ſelbſtthätige Größe, des Herzogs Naimes von Baiern bedächtiges Alter und weiſer Rath, der achilleiſche Roland und ſeine innige Waffenbrüderſchaft mit Olivier, Ganelons Falſchheit und Tücke; endlich der Helden gemeinſamer Untergang und das vorahnende Hindeuten darauf in den meiſten Gedichten, welche noch die früheren Abenteuer darſtellen; in Hinſicht auf das Äußere aber die Gleichförmigkeit des Stils und beſtimmte epiſche Versarten.

Wenn nun nach den einzelnen Gedichten gefragt wird, in welchen dieſe Heldengeſchichte dargeſtellt ſei, ſo kann auch eine unvollſtändige [65] Kenntnis derſelben dennoch zu der Hoffnung berechtigen, daß ſich für jeden bedeutenderen Moment von dem in die Poeſie erhobenen Leben Karls und ſeiner Helden eine epiſche Darſtellung auffinden und ſomit ein umfaſſendes, aus großen Rhapſodieen beſtehendes fränkiſches Heldenbuch gewinnen laſſen dürfte.

Als Verſuch, die Begebenheiten Karls des Großen in ein Ganzes zu bringen, iſt der Roman des Girart d'Amiens, in drei Büchern, namhaft zu machen.

Er befindet ſich in der Handſchrift Nr. 7188 [1], als Folge eines Gedichtes von Adenés le Roi, de Berte aus grans piés [2].

Das zuletzt genannte Gedicht iſt, wie der Roman des Girart, in der dieſen Dichtungen gewöhnlichen Versart der Alexandriner, welche un[66]ten näher beſchrieben werden wird, abgefaßt. Es enthält die Geſchichte der Mutter Karls des Großen, die Verfolgungen, welche

[1] Die ohne weitern Beiſatz angeführten Nummern beziehen ſich immer auf den Katalog der kaiſerlichen Bibliothek zu Paris.

[2] Über dieſe beiden Gedichte und deren Verfaſſer vgl. Roquefort in der Table alphabétique des noms des auteurs u. ſ. w. hinter ſeinem vortrefflichen Glossaire de la langue Romane (2 Bände. Paris 1808. 8.) s. v. Adenez le Roi. Ein Auszug des Gedichtes von Berta ſteht in der Bibliothèque universelle de Romans. Avril 1777. Vol. I. [Über den Roman de Charlemagne des Girard d'Amiens vgl. man Gaſton Paris, Histoire poétique de Charlemagne S. 94. 95. Ein Sommaire du Charlemagne de Girard d'Amiens giebt Paris ebend. S. 471 bis 482. Man ſehe ferner Léon Gautier, Les épopées françaises I, S. 464 bis 469. II, S. 27 bis 44. Die Abfaſſung dieſes noch nicht herausgegebenen Werkes ſetzt Paris zwiſchen die Jahre 1285 bis 1314, Gautier in die erſten Jahre des 14ten Jahrhunderts. Über den Roman de Berte aus grans piés vgl. man P. Paris in der Histoire littéraire de la France XX. Paris 1842. 4. S. 701 bis 706. F. Wolf, über die neueſten Leiſtungen S. 37 bis 73. Gräße, Die großen Sagenkreiſe des Mittelalters S. 289. 290. G. Paris a. a. O. S. 223 bis 226. Gautier a. a. O. S. 7 bis 27. Ausgabe: Li romans de Berte aus grans piés, précédé d'une dissertation sur les romans des douze pairs, par M. Paulin Paris. Paris 1832. 8. Vgl. darüber A. v. Keller in: Jahrbücher der Gegenwart. Stuttgart 1843. 4. Nr. 22 bis 24. Eine neue Ausgabe hat G. Paris in Ausſicht geſtellt. H.]

ſie durch eine ſtatt ihrer untergeſchobene Dienerin zu erleiden hat, und ihre endliche Wiedereinſetzung. Die Darſtellung iſt zwar gedehnt, aber recht alterthümlich, naiv und rührend, ſie nähert ſich dem Idylliſchen.

Der Roman des Girart von Amiens, welcher übrigens auf hiſtoriſche Glaubwürdigkeit Anſpruch macht, erzählt im erſten Buche die Verfolgungen, welche Karl durch die Baſtarde der Pſeudoberta in ſeiner Kindheit erfährt, wie ihn einige der fränkiſchen Edeln nach Spanien flüchten, wo er, unerkannt, im Dienſte eines ſaraceniſchen Königs die erſten jugendlichen Heldenthaten übt, die Tochter desſelben, Galiena, liebt und nach Wiedereroberung ſeines väterlichen Erbes ſich mit ihr vermählt. Das zweite Buch begreift die ſächſiſchen und ſlaviſchen Kriege; das dritte und letzte die ſpätern Kriege in Spanien und den Untergang der Helden, übereinſtimmend mit Turpin.

Nur ſtellenweiſe hat dieſer Roman epiſches Leben. Das erſte Buch macht die Auffindung älterer Gedichte von Karls Jugendjahren wünſchenswerth. Eine ſchöne Epiſode aus Rolands Kindheit enthält das zweite Buch, wie überhaupt die fränkiſchen Gedichte mit beſondrer Lie[67]be bei den erſten Proben ihrer Helden verweilen [1].

Noch giebt es ſpätere, das fabelhafte Leben Karls umfaſſende Schriften in Proſa, welche durch Auflöſung und Compilation der älteren Gedichte entſtanden [2].

---

[1] So erzählt auch das Gedicht von Berta im Anfange den Kampf Pipins mit dem Löwen und bei einem jugendlichen Ritterſtücke Karls gegen die Saracenen wird in Girarts Roman bemerkt, er habe ſich wohl als der Sohn deſſen erprobt, der in früher Jugend ſchon den Löwen erlegt. Ein Roman de l'enfance d'Ogier le Danois, gleichfalls von Adenés, wird von Roquefort a. a. O. genannt. [Über Les enfances Ogier von Adenet vgl. man Histoire littéraire de la France XX, S. 688 bis 701. XXII. Paris 1852. 4. S. 643. 644. V. A. Huber in der Neuen jenaiſchen Litteraturzeitung 1844, Nr. 100, S. 397. L. Gautier II, S. 45 bis 56. H.]

[2] Von dieſer Art ſind die beiden von Dippoldt (Leben Kaiſer Karls des Großen. Tübingen 1810. 8. Beilage D: Poeſieen und Sagen von Karl dem Großen, S. 255 bis 262) beſchriebenen Handſchriften; ferner ein Volksroman: Les conquestes du grand Charlemagne etc. avec les faits et gestes des douze Pairs de France et du grand Fierabras etc. à Troyes. 1736. Er iſt in drei Bücher abgetheilt. Das erſte handelt zuvörderſt von einigen

[68] Was nun aber diejenigen Gedichte betrifft, welche ſich auf beſondre Theile dieſer Heldengeſchichte concentrieren, ſo ſind es vorzüglich folgende zwei, auf welche ſich meine Überzeugung von der Vortrefflichkeit des fränkiſchen Epos gründet: der Roman von Viane und das Buch von den vier Söhnen Aimons. Beide beziehen ſich auf die Kämpfe Karls mit ſeinen Vaſallen.

Der Roman von Viane bildet zwar allerdings für ſich ein ſchönes Ganzes, er iſt aber doch wieder nur organiſches Fragment eines großen Geſchlechtsgedichtes, das ſich, wie es ſcheint, durch ſieben Abtheilungen hindurchzieht und von Generation zu Generation fortſchreitet [1].

---

frühern fränkiſchen Königen und ſodann kürzlich von dem Zuge Karls in das heilige Land; das zweite, wobei ſich ausdrücklich auf ein altes Gedicht bezogen wird, iſt das ausführlichſte und der Kern des Buchs, es beſchreibt die früheren Abenteuer in Spanien mit Fierabras; das dritte berichtet den letzten Krieg in Spanien, übereinſtimmend mit Turpin. Ältere Drucke von 1505 u. ſ. ſ. unter ähnlichem Titel ſind wahrſcheinlich daſſelbe Buch in echterer Geſtalt. [Vgl. L. Gautier II, S. 307. 308. H.] Auch die in der Bibliothek der Romane (von Reichardt) Bd. IV nach der franzöſiſchen Bibliothèque universelle de Romans im Auszug gegebenen Gedichte dürfen hier nicht unberührt bleiben.

[1] Das Ganze findet ſich beiſammen in der ſchönen Handſchrift Nr. 7535. Roquefort, Table alphabétique s. v. Bertrans Clerc, führt dieſes Manuſcript nicht an. Da er bei dem Roman de Vienne der demſelben folgenden Gedichte keine Erwähnung thut, vielmehr s. v. Adenez le Roi mehrere Stücke aufzählt, welche ohne Zweifel zu denjenigen gehören, die in dem gedachten Manuſcript den Fortgang des Roman de Vienne bilden, ſo vermuthe ich, daß in den von ihm gebrauchten Handſchriften der Roman de Vienne einzeln geſtanden. So verhält es ſich wenigſtens mit dem ziemlich verwirrten Manuſcript Nr. 7498^{3}, welches ich gleichfalls eingeſehen habe. In dem von mir gebrauchten Codex Nr. 7535 iſt der Inhalt ſämmtlicher Abtheilungen von neuerer Hand folgendermaßen angegeben: 1. Roman de Girart de Viane. 2. Roman d'Aimery de Narbonne. 3. Roman de Guillaume d'Orange et de ses frères. 4. Roman du couronnement de Louis par son père Charlemagne. 5. Roman des enfans d'Aimery de Narbonne (plusieurs branches). 6. Roman de Vivien et de Garin d'Anseaume, son père. 7. Roman de Guillaume, le marquis au-court-nés, et ses différentes branches. Der Codex iſt in klein Folio, auf Pergament, mit einigen Bildern, hinten defekt, wahrſcheinlich aus dem 13ten Jahrhundert. Die erſte Abtheilung, der Roman von Viane, nimmt 40 Blätter in doppelten Columnen ein. Die übrigen Abtheilungen zu leſen, reichte meine Zeit nicht hin, und ich kann daher nicht beurtheilen, ob und wie

[69] Im Eingang bezieht ſich der Dichter, welcher ſich Bertrans nennt (Un gentil clerc qui ceste chanson fist), auf ein altes Buch in der Abtei von St. Denis, [70] worin er Belehrung über die

weit Verſchiedenheit der Verfaſſer ſtatt finde. Mit dem dritten Abſchnitt ändert ſich die Versart, von der noch die Rede ſein wird, dahin, daß der kurze Abfall zu Ende jeder Reimfolge aufhört. Unter dieſen Gedichten befindet ſich wahrſcheinlich das Original des altdeutſchen Wilhelm von Oranſe. Der Roman de Garin de Montglaive (ſ. Roquefort, Table alphabétique s. v. Garin de Montglaive) iſt wohl gleichfalls mit dem Roman von Viane verwandt. [Die einzelnen Abtheilungen der Chanson de Guillaume au court nez ſind genauer folgende: a Garin de Montglane. b Girart de Viane. c Aimeri de Narbonne. d Les enfances Guillaume. e Le couronnement du roi Looys. f Le charroi de Nismes. g La prise d'Orange. h Beuve de Comarchis. i Guibert d'Andrenas. k La mort d'Aimeri de Narbonne. l Les enfances Vivien. m La chevalerie Vivien und La bataille d'Aleschans. n Le moniage Guillaume. o Rainouart. p Bataille de Loquifer. q Le moniage Rainouart. r Renier. s Foulque de Candie. Vgl. P. Paris in der Histoire littéraire de la France XXII, S. 435 bis 551. Guillaume d'Orange. Chansons de geste des XIe et XIIe siècles, publiées pour la première fois par M. W. J. A. Jonckbloet. I. II. La Haye 1854. 8. Guillaume d'Orange, le marquis au court nez. Chanson de geste du XIIe siècle. Mise en nouveau langage par le Dr. W. J. A. Jonckbloet. Amſterdam 1867. 8. L. Gautier III. H.] Derlei Gedichte, die einen ganzen Stamm nach ſeinen verſchiedenen Generationen verherrlichen, ſcheinen in der altfranzöſiſchen Poeſie nicht ungewöhnlich zu ſein. So die zuſammenhängenden Heldengedichte von Garin dem Lothringer und deſſen Sohn Guibert [Girbert] (ſ. Roquefort, Table alphabétique s. v. Garin le Loherens). Der Inhalt des erſteren ſteigt in die Zeiten Karl Martells hinauf. Die Versart iſt wie im Roman von Viane, nur daß der kurze Abfall fehlt. Daß die Aſſonanz mit dem Reime gleich gebraucht iſt, deutet auf hohes Alter. [La chanson des Loherains befaßt die Abtheilungen: a Hervis de Metz. b Garin le Loherain und Begon de Belin. c Girbert de Metz. d Anseis, fils du roi Girbert. Man vergleiche darüber P. Paris in der Histoire littéraire de la France XXII, S. 587 bis 643. Ch. d'Héricault, Essai sur l'origine de l'épopée française et sur son histoire au moyen âge. Paris 1859. 8. S. 39 bis 41. P. Paris, Étude sur les chansons de geste et sur Garin le Loherain in: Le Correspondant, Recueil périodique. Tome cinquante-huitième de la collection. Nouvelle série, tome vingt-deuxième. Paris 1863. 8. S. 721 bis 750. F. J. Mone, Unterſuchungen zur Geſchichte der deutſchen Heldenſage. Quedlinburg und Leipzig 1836. 8. S. 192 bis 281. Gräße, Sagenkreiſe S. 288. 289. Die zweite Abtheilung liegt vollſtändig vor in den Ausgaben: Li romans de Garin le Loherain, publié par M. P. Paris.

fränkiſchen Hauptgeſchlechter (gestes) gefunden habe. Das erſte und vornehmſte iſt das des Königs; das zweite das von Doon von Mainz [1], mächtig, reich und tapfer, nur leider! nicht von großer Treue, aus dieſem gieng der Verräther Guenelon hervor; das dritte iſt das des Garin von Montglaive und aus dieſem entſprangen nur weiſe und hochherzige [71] Helden. Dieſe geste will der Dichter verherrlichen.

Die erſte Abtheilung der Gedichtreihe nun, der Roman von Viane, handelt von dem Stammvater, von deſſen Söhnen Girart, Rainier u. ſ. w. und beſonders von der Belagerung, welche Girart durch Karln den Großen in Viane (Vienne an der Rhone) erleidet, wobei Roland und Olivier, jener Karls, dieſer Girarts Neffe, kämpfend den Bund ſchließen, der bis an ihr Ende gedauert.

Statt mich hier über den Werth dieſes Gedichtes zu verbreiten, verweiſe ich auf die in der Beilage gegebenen Auszüge und Überſetzungen aus demſelben [2].

Der deutſche Volksroman von den Heimonskindern iſt als eine Dichtung von epiſcher Größe und Lebendigkeit gewürdigt worden [3].

I. II. Paris 1833. 1835. 8. und La mort de Garin le Loherain, poème du XIIe siècle, publié d'après douze manuscrits, par M. Édélestand du Méril. Paris 1846. 8. H.]

[1] [Daß dabei an unſer deutſches Mainz auch nicht entfernt zu denken iſt, darüber vgl. man G. Regis im Gloſſar zu ſeinem Bojardo S. 414. 415. H.]

[2] [Über die Chanson de Girart de Viane vergl. man Histoire littéraire de la France XXII, S. 448 bis 460. G. Paris, S. 325 bis 328. L. Gautier II, S. 83 bis 103. III, S. 155 bis 175. 200 bis 212. Auszüge aus „Gerhard von Viane“ hat nach Uhlands Abſchrift der Pariſer Handſchrift Nr. 7535 Immanuel Bekker mitgetheilt in „Der Roman von Fierabras, provenzaliſch.“ Berlin 1829. 4. S. XII bis LIII. Vgl. dazu S. 156 bis 169. Es fehlen dieſer Ausgabe nur die erſten 2600 Verſe. Vgl. P. Paris in der Histoire littéraire de la France XXII, S. 459. Eine vollſtändige Ausgabe des Gedichtes hat nach derſelben Handſchrift Proſper Tarbé veranſtaltet unter dem Titel: „Le Roman de Girard de Viane par Bertrand de Bar-sur-Aube.“ Reims 1850. 8. Tarbé hat dem Texte eine ausführliche Inhaltsangabe der Dichtung vorangeſchickt. Eine ſolche findet ſich wie in der Histoire littéraire und bei Gautier a. a. O. auch noch bei Francis Wey, Histoire des révolutions du langage en France, S. 97 bis 125. H.]

[3] Beſonders durch die treffliche Charakteriſtik in Görres Volksbüchern S. 100 ff.

Das altfranzöſiſche Gedicht, welches dieſen Theil der Heldengeſchichte darſtellt [1], kenne ich nicht aus eigener Einſicht der Handſchrift, aber durch Aus[72]züge und Notizen, welche ich meinem Freunde Herrn Profeſſor J. Bekker aus Berlin verdanke, bin ich von dem hohen Werthe desſelben genugſam überzeugt worden [2]. Es iſt in der epiſchen Versart der Alexandriner verfaßt. Rührende Kindlichkeit und mächtiger Heldenſinn ſind darin auf die eigenſte Weiſe verbunden. Der Gang der Geſchichte ſcheint mehr mit dem franzöſiſchen, als dem deutſchen Volksroman übereinzukommen [3].

Die Ähnlichkeit des Heldengedichts von Viane mit der Dichtung von den Aimonskindern, beſonders nach der Erzählung des franzöſiſchen Volksbuchs, iſt unverkennbar, wie man ſich ſchon aus der Vergleichung des von Görres aus dem letztern gegebenen Auszugs mit den in der Beilage enthaltenen Auszügen und Überſetzungen aus dem Roman von Viane überzeugen kann.

---

[1] Nr. 7182: Le livre des quatre fils Aimon. Ein Foliant von mehr als 200 Pergamentblättern, in großer viereckiger Schrift, mit vielen ſaubern Bildern. [Vgl. Renaus de Montauban oder die Haimonskinder, altfranzöſiſches Gedicht, nach den Handſchriften zum erſten Mal herausgegeben von Dr Heinrich Michelant. Stuttgart 1862. 8. (Bibliothek des litterariſchen Vereins in Stuttgart. LXVII.) Über die Handſchrift Nr. 7182 ſpricht Michelant S. 512. Man vgl. auch Histoire littéraire de la France XXII, S. 687 bis 708. G. Paris, S. 302 bis 305. L. Gautier II, S. 177 bis 229. Gräße, Die großen Sagenkreiſe S. 326 bis 334. H.]

[2] [Bekkers Auszüge ſind gedruckt in ſeinem Roman von Fierabras S. I bis XII. Vgl. dazu S. 151 bis 156. Nicht minder günſtig, als Uhland, hat fünfzig Jahre ſpäter noch J. Grimm über die Dichtung von den Haimonskindern ſich geäußert: „Der Renaus de Montauban,“ ſchreibt er den 29 November 1862 an A. v. Keller, „iſt die edelſte blüte des franzöſiſchen epos und in vielem betracht, nach inhalt wie form, ein herliches werk. ich freue mich der reinlichen ausgabe [von Michelant], die alles übertrift, was an den alten dichtern jetzt zu Paris geleiſtet wird. Mich ziehen zwar alle an, es herſcht darin eine große einförmigkeit, ſie wird aber durch das einzelne vergütet. Sind noch ein paar fehlende werke gedruckt erſchienen, ſo wird ſich über die kerlingiſchen gedichte fruchtbar ſchreiben laſſen. Was davon zu uns über den Rhein drang bedeutet weniger, manches bild, manchen zug mögen aber die Franken in ihrer bruſt ſchon aus der heimat hin nach Gallien getragen haben.“ In einem Briefe von J. Grimm an F. Pfeiffer vom 27 Februar 1863 (in des letzteren Germania B. XI. Wien 1866. 8. S. 255) heißt es: „Ich bin voll von Reanus de Montauban und habe luſt vom altfranzöſiſchen epos zu handeln. hier iſt wirklich mehr epiſcher ſtil als in den Nibelungen.“ H.]

[3] Über die Verſchiedenheit beider ſ. Görres a. a. O. S. 105 ff.

In beiden Kampf des Königs mit den Vaſallen und Zurückſtehn des erſtern gegen die letztern; in beiden die Neigung Rolands zu dem Gegner, den er im Zweikampf zu beſtehen hat, ſein Verhältnis zu Olivier daſſelbe, wie das zu Regnault; in beiden Trennung der Kämpfer durch eine Wol[73]ke; auch im Roman von Viane wird König Karl von den Belagerten aufgefangen und durch einen unterirdiſchen Gang in die Burg geführt. Und doch iſt jede dieſer Dichtungen voll eigenen kräftigen Lebens, wie zwei Heldenbrüder [1].

---

[1] Verwandt mit dem Gedichte von den Aimonskindern iſt der Roman de Maugis, cousin des quatre fils Aimon, Nr. 7183, in derſelben Versart. Auch gehört hieher das Gedicht von Gerard de Rouſſillon, Roquefort, Table alphabétique s. v. Sàvesterot, ſodann folgende Notiz ebd. s. v. Huon de Villeneuve: „Roman de Regnault de Montaubain, Mss. de la Bibliothèque de l'Arsenal. Fauchet attribue à cet auteur les Romans de Doon de Nantueil, Garnier de Nantueil, Aie d'Avignon, Guiot de Nantueil, et de Garnier son fils.“ Gerard von Rouſſillon, Doon von Nanteuil und Beuves von Aigremont ſind Brüder des Herzogs Aimon, und Maugis (Malagis) iſt der Sohn des Beuves. [Über die Handſchrift Nr. 7183, die einzige, welche auf der großen Pariſer Bibliothek die Chanſon von Maugis d'Aigremont enthält, vgl. man P. Paris, Les manuscrits françois de la bibliothèque du roi VI. Paris 1845. 8. S. 101 bis 126. Man ſehe ferner über Maugis P. Paris in der Histoire littéraire de la France XXII, S. 700 bis 708. G. Regis im Gloſſar zu ſeiner Überſetzung des Bojardo. Berlin 1840. 8. S. 416 bis 418. Gräße, Die großen Sagenkreiſe S. 335 bis 337. Was den von Fauchet genannten Dichternamen betrifft, ſo bemerkt Michelant in ſeiner Ausgabe des Renaus de Montauban S. 506: „Die Anſicht, daß das Gedicht Huon von Villeneuve zum Verfaſſer habe, verdient eine tiefer eingehende Widerlegung nicht. Sie beruht, wie viele andere Aufſtellungen Fauchets, auf ſo ſchwachen Grundlagen, daß wir uns eine ausführliche Unterſuchung füglich erſparen können.“ Eine ſelbſtſtändige altfranzöſiſche Dichtung über Girard von Rouſſillon iſt noch nicht aufgefunden worden. Die dem 14ten Jahrhundert angehörende Bearbeitung in franzöſiſchen Alexandrinern kommt hier nicht weiter in Betracht. Das provenzaliſche Gedicht iſt zweimal herausgegeben worden: Gérard de Rossillon, chanson de geste ancienne, publiée en provençal et en français d'après les manuscrits de Paris et de Londres par M. Francisque Michel. Paris 1856. 8. Girartz de Rossilho, nach der Pariſer Handſchrift herausgegeben von Dr Conrad Hofmann. Berlin 1855 bis 1857. 8. Über Girard von Rouſſillon vgl. man Fauriel

Von dem Zuge Karls des Großen und ſeiner Genoſſenſchaft zum heiligen Grabe kenne ich kein Gedicht in epiſcher Form[1]. Hingegen giebt es darüber einen lateiniſchen Roman[2], auch ſteht [74] eine Erzählung von dieſer Wallfahrt und dem nachherigen Aufenthalt der Helden am Hofe des Kaiſers Hugo zu Conſtantinopel, in welcher Andacht und derber Heldenſcherz auf die wunderlichſte Weiſe verwoben ſind, am Anfang des proſaiſchen Romans von Galien le Restoré, dem Sohne Oliviers[3]. Da der übrige Theil dieſes Buches, welcher die Geſchichte Galiens ſelbſt enthält, höchſt langweilig und nur eine Nachahmung

---

in der Histoire littéraire de la France XXII, S. 167 bis 190 und deſſelben Histoire de la poésie provençale III. Paris 1846. 8. S. 34 bis 65. G. Paris S. 297 bis 299. Gräße S. 287. 288. E. Littré, Histoire de la langue française II. Paris 1863. 8. S. 384 bis 422. P. Meyer, Études sur la chanson de Gérard de Roussillon, in der Bibliothèque de l'école des chartes. Paris 1860. 8. H.]

[1] [Ein ſolches, übrigens nur 859 Zeilen befaſſendes und beſſer als fabliau, denn als chanson de gestes, zu bezeichnendes Gedicht iſt allerdings vorhanden und herausgegeben von Fr. Michel unter dem Titel: Charlemagne, an anglonorman poem of the twelfth century, now first published with an introduction and a glossarial index. London 1836. 8. Eine deutſche Bearbeitung hat A. v. Keller gegeben in: Altfranzöſiſche Sagen B. I. Tübingen 1839. 8. S. 26 bis 58. Man vgl. P. Paris, Notice sur la chanson de geste intitulée: Le voyage de Charlemagne à Jérusalem et à Constantinople, im Jahrbuch für romaniſche und engliſche Litteratur, unter beſonderer Mitwirkung von F. Wolf herausgegeben von Dr Adolf Ebert. I. Berlin 1859. 8. S. 198 bis 211. G. Paris S. 53 bis 58. 337 bis 344. L. Gautier II, S. 260 bis 282. Gräße S. 292. 293. G. Regis im Gloſſar zu ſeinem deutſchen Bojardo S. 412. Der Mönch von Sanct Gallen über die Thaten Karls des Großen. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniæ überſetzt von W. Wattenbach. Berlin 1850. 8. S. VII. VIII. 75 bis 79. H.]

[2] S. den Auszug aus Lebeuf, Examen critique de trois histoires fabuleuses dont Charlemagne est le sujet, in der Histoire de l'Académie des inscriptions Band XXI.

[3] No. 7548: Histoire des Gestes de Galien Restoré, traitant des douze Pairs de France. fol. Auch als Volksroman, à Lons-le-Saunier 1807. 4. In dem däniſchen Roman von Karl dem Großen, welchen Dippoldt a. a. O. S. 263 aus Wartons History of english poetry anführt, befindet ſich ein beſonderer Abſchnitt: Von Hug, König von Conſtantinopel und den merkwürdigen Thaten ſeiner Kämpen. [Über den Roman de Galien rhétoré vgl. man Dunlop-Liebrecht, Geſchichte der Proſadichtungen u. ſ. w. Berlin 1851. 4. S. 133. 134. G. Paris S. 344. L. Gautier II, S. 282 bis 287. Gräße S. 292. 293. 353. 354. H.]

ſonſtiger Dichtungen von den zwölf Pairs iſt, ſo darf angenommen werden, daß jene Wallfahrtsgeſchichte ſchon früher, entweder einzeln, oder in einem größern Gedichte, vorhanden geweſen und nachher das übrige Machwerk an dieſelbe angeſponnen worden ſei.

Über die früheren, abenteuerlichen Kämpfe [75] in Spanien gegen Fierabras, die in die Blüte der Heldengeſchichte fallen, konnte ich, der angewandten Mühe unerachtet, kein älteres Gedicht auffinden, aber ich kenne davon eine proſaiſche Erzählung [1], die von wahrhaft epiſchem Geiſte belebt und zu einem vollkommenen Ganzen abgerundet iſt.

Karl und die zwölf Genoſſen treten darin ſämmtlich in charakteriſtiſcher Thätigkeit auf und der freudige, aber rauhe Heroismus der Franken iſt mit dem Zauberglanze der mauriſchen Welt aufs glücklichſte zuſammengeſtellt.

Dieſer Erzählung nun iſt die ausdrückliche Angabe vorangeſetzt, daß ſie aus einem gereim[76]ten Gedichte von der alten Façon (worunter ohne Zweifel die epiſche Versart zu verſtehen iſt) genommen ſei. Es iſt kein Grund vorhanden, dieſe Angabe zu bezweifeln, und bei der großen Menge altfranzöſiſcher Handſchriften, deren Gebrauch mit ſo vieler Liberalität freigegeben iſt und gefördert wird, darf man hoffen, daß auch jenes Gedicht und damit ein bedeutendes Glied des fränkiſchen Cyklus noch aufgefunden werden könne [2].

---

[1] Es iſt der S. 333, Note 2 beſchriebene Volksroman. Ein deutſcher Fierabras ſteht in Büſchings und von der Hagens Buch der Liebe. In Calderons Brücke von Mantible iſt dieſelbe Fabel dramatiſch behandelt, ſo wie in Lopes de Vega Casamiento en la muerte der Untergang der Helden in Ronceval. [Über die Dramen von Lope de Vega und Calderon vgl. man A. F. von Schack, Geſchichte der dramatiſchen Litteratur und Kunſt in Spanien. II. Berlin 1845. 8. S. 273 bis 276. III. Berlin 1846. 8. S. 196 bis 198. F. W. V. Schmidt, Die Schauſpiele Calderons, dargeſtellt und erläutert. Herausgegeben von L. Schmidt. Elberfeld 1857. 8. S. 279 bis 282. H.] In Romanzen, proſaiſchen Romanen und Schauſpielen wurde das Heldenleben Karls des Großen von den Spaniern vielfach bearbeitet und zwar auf eine eigen patriotiſche Weiſe: Karl wird von den mit dem Mohrenkönig Marſil verbundenen chriſtlichen Spaniern beſiegt und Roland von dem Caſtellaner Bernardo del Carpio, wie der Rieſe Antäus vom Hercules, in freier Luft erdrückt.

[2] [Uhlands Vermuthung hinſichtlich des Vorhandenſeins epiſcher Dichtungen über Fierabras iſt bekanntlich in der Folge auf das erfreulichſte beſtätigt worden und zwar zunächſt durch die Auffindung des provenzaliſchen Gedichtes in der

Mit ähnlicher Hoffnung müſſen wir uns vorderhand auch rückſichtlich der ſpätern Kriege in Spanien[1] und des Untergangs der Helden in

---

fürſtlich wallerſteiniſchen Bibliothek. Wie ſcharfblickend er alsbald bei noch unvollſtändiger Kenntnis der Handſchrift an der Originalität des Werkes gezweifelt, ergiebt ſich aus den Worten, womit er ſeine an F. Diez gerichtete Mittheilung über die merkwürdige Entdeckung begleitet hat: „Ob das Gedicht urſprünglich provenzaliſch abgefaßt war, iſt noch zu unterſuchen, da es in dieſer Sprache ziemlich vereinzelt daſteht, während es nordfranzöſiſch in einen vollſtändigen epiſchen Cyklus einträte, in welchem es bisher vermiſt ward. Die Alexandrinerform und der epiſche Stil ſind dieſelben wie in den nordfranzöſiſchen Chansons de geste.“ „Und ſo entſcheidet ſich,“ fügt Diez hinzu, „Hr. Uhland aus dem Anfange des Gedichtes für ſeinen franzöſiſchen Urſprung, eine Anſicht, welcher man gerne beipflichten wird.“ Vgl. F. Diez, Leben und Werke der Troubadours. Zwickau 1829. 8. S. 614. Eine Ausgabe dieſer provenzaliſchen Dichtung verdanken wir Immanuel Bekker: Der Roman von Fierabras, provenzaliſch. Berlin 1829. 4. Das in Rede ſtehende altfranzöſiſche Gedicht liegt jetzt in folgender Ausgabe vor: Fierabras, chanson de geste, publiée pour la première fois d'après les manuscrits de Paris, de Rome et de Londres par MM. A. Krœber et G. Servois. Paris 1860. 8. Über die provenzaliſche Dichtung ſprechen ſich die Herausgeber S. X der Vorrede folgendermaßen aus: „Rien n'est moins douteux, le poëme provençal de Fierabras a été traduit du français; mais ce n'est pas sur l'un des manuscrits aujourd'hui connus que la traduction a été faite.“ In demſelben Sinne hatte ſich auch ſchon früher Edéleſtand du Méril in ſeiner Histoire de la poésie scandinave, S. 183, Anm. 3, geäußert: „Le roman de Fierabras, publié à Berlin par M. Bekker, est complet, mais il est évidemment traduit du français, et en a conservé trop de formes et d'expressions pour avoir la moindre valeur grammaticale.“ Man vergleiche über Fierabras Fauriel in der Histoire littéraire de la France XXII, S. 190 bis 212. G. Paris S. 251 bis 253. L. Gautier II, S. 306 bis 321. Gräße S. 354. 355. Über ein bedeutendes Bruchſtück des altfranzöſiſchen Fierabras in einer Handſchrift der Bibliothek des Escorial vgl. man H. Knuſt in L. Lemckes Jahrbuch für romaniſche und engliſche Litteratur. IX. Leipzig 1868. 8. S. 44 bis 72. Man ſehe auch G. Gröber, Die handſchriftlichen Geſtaltungen der chanson de geste „Fierabras“ und ihre Vorſtufen. Leipzig 1869. 8. H.]

[1] [Über Karls Kriege in Spanien ſind ſeitdem folgende epiſche Dichtungen bekannt geworden: L'entrée en Espagne. La prise de Pampelune, herausgegeben von A. Muſſafia. Wien 1864. 8. Gui de Bourgogne, herausgegeben von F. Gueſſard und H. Michelant. Paris 1859. 8. Gaydon, herausgegeben von F. Gueſſard und S. Luce. Paris 1862. 8. Anséis de Carthage. Man vgl. über dieſe Dichtungen Histoire littéraire de la France XXII. G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne. L. Gautier, Les épopées françaises II. H.]

Ronceval [1] begnügen. Girart von Amiens hat zwar in dem oben angeführten Roman dieſe Geſchichten, übereinſtimmend mit Turpin, erzählt, aber ſeine Behandlung iſt ohne epiſches Leben. Nun wiſſen wir aber, daß gerade dieſer Theil der Heldengeſchichte vorzüglich in der Nation gelebt, denn er iſt zum Schlachtgeſange geworden. Iſt nun auch das Rolandslied für immer verloren, ſo finden wir doch eines handſchriftlichen Roman de Roncevaux gedacht, welcher, nach den daraus bekannt gemachten Verſen [2], nicht wie der des [77] Girart in Alexandrinern, ſondern in fünffüßigen jambiſchen Verſen verfaßt iſt. Wenn hiemit erwieſen iſt, daß es eine anderwärtige Behandlung gebe, ſo iſt auch die Hoffnung erlaubt, daß dieſes andere Gedicht von größerem Werthe ſei, als das von Girart, und für dieſe Hoffnung ſpricht noch ein beſonderer Umſtand.

---

[1] [Ich beſchränke mich darauf, die unterdeſſen erſchienenen Ausgaben der Chanson de Roland von Fr. Michel, Paris 1836; F. Génin, Paris 1850; Th. Müller, Göttingen 1863, und die deutſche Überſetzung von W. Hertz, Stuttgart 1861, anzuführen. Den Inhalt der Dichtung giebt ausführlich an Wilhelm Grimm, Ruolandes liet. Göttingen 1838. 8. S. XLI bis LIX. Den Kampf und das Ende der Helden in Ronceval hat A. v. Keller, Altfranzöſiſche Sagen B. I, S. 59 bis 187, der Chanson de Roland in treuer Bearbeitung nacherzählt. Einzelne Stellen hat Uhland ſelbſt in der Sagengeſchichte, Schriften VII, S. 648 bis 652 ins Deutſche übertragen. Unterſuchungen über die Dichtung und reiche litterariſche Nachweiſungen finden ſich in den Ausgaben von Michel und Génin, bei W. Grimm, ſo wie im 22 Bande der Histoire littéraire de la France und in den wiederholt genannten Werken von Gräße, G. Paris und L. Gautier. Man vgl. auch A. Muſſafia in Pfeiffers Germania. VII. Wien 1862. 8. S. 117 bis 128. A. Wolf in Eberts Jahrbuch für romaniſche und engliſche Litteratur. IV. Leipzig 1862. 8. S. 209 bis 227. H.]

[2] Montjoie crient por lor gent raliier.
Montjoie escrie por sa gent resbaudir.

In Du Fresne, Glossarium ad scriptores mediæ et infimæ latinitatis s. v. Mons Gaudii. [Ausgabe von Henſchel, IV. Paris 1845. 4. S. 538. H.] Wo ſich die Handſchrift befinde, iſt nicht angegeben. [Du Cange benützte eine Überarbeitung des Oxforder Textes der Chanson de Roland. Vgl. L. Gautier II, S. 398. H.] Eines andern Romans über die Schlacht von Ronceval, in Alexandrinern, von Jean Bodiaux gedenkt Galland in ſeinem Discours sur quelques anciens Poètes. Mémoires de l'Académie des inscriptions Band II, S. 706. [Jean Bodel oder Bodiaux aus Arras hat nicht über die Schlacht von Ronceval gedichtet, er iſt vielmehr Verfaſſer der Chanson des Saisnes, herausgegeben von Fr. Michel, Paris 1839. 8. H.]

Wir beſitzen bekanntlich in deutſcher Sprache ein altes Gedicht von dieſem letzten ſpaniſchen Feldzug in zweierlei Verſionen (beide in Schilters Thesaurus antiquitatum teutonicarum Band II). [1] Dieſes Gedicht voll wahrhaft epiſchen Lebens iſt höchſt wahrſcheinlich einem franzöſiſchen Originale nachgebildet. An verſchiedenen Stellen beider Verſionen iſt auf ein Buch verwieſen, woraus die Erzählung genommen worden; es finden ſich mehrere franzöſiſche Worte und Formen [2]; es [78] herrſcht in den deutſchen Stücken ein unverkennbares Misverhältnis zwiſchen Inhalt und Form, die innerliche Entwicklung, ja ſeine Ausbildung der Fabel (man nehme die Erzählungen von Geneluns Verrath, von Alitens Tode!) deutet darauf, daß dieſe einſt in ruhige, epiſche Formen, wie die des franzöſiſchen Epos, gefaßt war, welche ihr offenbar im Ganzen angemeſſener ſein muſten, als die kurzen, raſchen Verſe des deutſchen Gedichtes, ſo gut ſich dieſe im Einzelnen, bei Beſchreibung der Kämpfe, ausnehmen; und zu dieſem Allem kömmt noch der gewichtige Grund, daß dieſe Dichtung, welche doch unverkennbar auf einen großen epiſchen Cyklus hindeutet, auf deutſchem Boden iſoliert daſteht [3], während ſie in Frankreich auf die natürlichſte Weiſe, ja als weſentliches, integrierendes Glied an die Kette der fränkiſchen Heldengedichte ſich anſchließt.

Möchte nun nicht in jenem Roman de Ron[79]cevaux das Original des trefflichen deutſchen Gedichts, in früherer oder ſpäterer Geſtaltung, zu finden ſein [4]?

Die Versart der altfranzöſiſchen epiſchen Gedichte iſt zweierlei, der Alexandriner und der fünffüßige jambiſche Vers. Eine, nach Belieben größere oder kleinere, Folge ſolcher Verſe (z. B. von 80 und mehr, und wieder nur von 10 oder weniger Zeilen) mit demſelben Reime bildet jedesmal eine Strophe, welche in einigen Gedichten noch durch einen dreifüßigen Abfall mit weiblicher Endung, der in keiner Reimverbindung ſteht, geſchloſſen wird [1].

---

[1] [Ruolandes liet von Wilhelm Grimm. Göttingen 1838. 8. Karl der Große von dem Stricker, herausgegeben von K. Bartſch. Quedlinburg 1857. 8. Bartſch in Pfeiffers Germania B. XI. Wien 1866. 8. S. 227. H.]

[2] Munsgoy (Montjoie), Schoioſe (Joyeuse), Alteclere (Hautecleire), ein Syrian (Syrien), Weder Pulle noch Lateran (Pouille). Vgl. S. 345, Note 4.

[3] Denn die altdeutſchen Gedichte von Reinalt, Malagis u. ſ. w., deren Fr. Adelung (Altdeutſche Gedichte in Rom. Königsberg 1799) gedenkt, deuten nach den von ihm gegebenen Notizen gleichfalls auf franzöſiſchen Urſprung. [Vgl. K. Gödeke, Deutſche Dichtung im Mittelalter. Hanover 1854. 8. S. 699. 704 bis 708. H.]

[4] [Vgl. Ruolandes liet von Wilhelm Grimm S. XCV bis XCVII. C bis CVII. H.]

Die Reime können männlich oder mit dem ſtummen e weiblich ſein. Auch bloße Aſſonanz wird angetroffen und ſcheint, als noch unausgebildeter Reim, das hohe Alter derjenigen Gedichte anzuzeigen, worin ſie gebraucht iſt [2]. So hat [80] ſie in dem Heldengedichte von Garin dem Lothringer gleiche Rechte mit dem Reime [3].

[81] Die genannten beiden Versarten ſind in der altfranzöſiſchen Poeſie die vorzugsweiſe epiſchen. Alle mir bekannte, zu dem fränkiſchen Heldenkreiſe gehörige Gedichte ſind in einer von beiden verfaßt. Eben

---

[1] Doch habe ich dieſen Abfall nur im Roman von Viane und dem damit zuſammenhängenden Gedichte von Aimeri von Narbonne gefunden.

[2] Dagegen fand man bei weiter vorgerückter Verſekunſt eine beſondere Schönheit in der völligen Conſonanz, dem reichen Reime, rime léonime, denn er galt für den König der Reime, wie der Löwe für den König der Thiere. S. Barbazans Vorrede im 3ten Theil der folgenden Sammlung: Fabliaux et Contes des poètes françois des 11, 12, 13, 14 et 15 siècles, publiés par Barbazan, nouvelle édition par Méon. 4 Bände, Paris 1808. 8. Chreſtiens von Troyes ſagt im Eingang ſeines Wilhelm von England, er ſei geſonnen:

De conter un conte par rime
U consonant u lionime.

[Vgl. Creſtien von Troies. Eine literaturgeſchichtliche Unterſuchung von W. L. Holland. Tübingen 1854. 8. S. 74. 75. H.] In dem Todesgeſang, lai mortal, welchen Triſtan zur Harfe ſingt (Roman de Tristan, Nr 6776), iſt dieſer Reim immer geſucht und oft durch die ganze vierzeilige Strophe fortgeſetzt, z. B.:

N'est pas de joye que je chant,
Ains commens en doulour mon chant.
Trop est amor fier et trenchant
Qui si se va de moi venchant.

[3] Wenn man auch, wegen abgehender genauer Kenntnis der damaligen Ausſprache, bei den männlichen Ausgängen zweifeln möchte, ſo iſt doch bei den weiblichen die Aſſonanz unverkennbar, wenn z. B. barbe, messages, Gales, Cornuaille, Navare, sage, aille, barnage, armes, und ein andermal erbe, merle, terre, puceles u. ſ. w. zuſammen gehören. Über den Roman von Garin dem Lothringer ſ. übrigens oben S. 335. 336, Anmerkung. Eben ſo unläugbare Aſſonanzen finden ſich in dem Mährchen von Aucaſſin und Nicolette, bei Barbazan und Méon l. c. Band I, S. 380.

ſo die Heldengedichte von Alexander dem Großen [1], das normänniſche von Robert dem Teufel, das von Bertrand du Guesclin u. ſ. w. Das ſchmutzige Gedicht von Audigier [2] ahmt ſcherzhaft den epiſchen Ton nach und bedient ſich daher des fünffüßigen jambiſchen Verſes [3].

In Hinſicht auf den Stil dieſer Gedichte iſt zu bemerken, daß in ihnen gewiſſe Redeformen, Wendungen, Beiwörter u. dgl. konſtant ſind und nicht nur in demſelben Gedichte, ſondern auch in verſchiedenen, wiederkehren; jedoch keineswegs mit derjenigen Genauigkeit, wie im Homer, und mehr der Freiheit des deutſchen Epos ſich nähernd. Je nachdem ein anderer Reim an die Reihe kömmt, geht auch mit jenen Formen einige Änderung vor. So bekommen die alten Helden ihr Beiwort gewöhnlich von dem Barte; iſt nun der Reim auf ie, ſo heißt [82] es: à la barbe florie; auf ee: à la barbe meslee; auf i: au grenon flori; ſonſt auch bloß li barbeiz [4]. Die Beiwörter gehören niemals gewiſſen Individuen ausſchließlich an, wie im Homer, ſondern ſie kommen überhaupt einem Geſchlecht, Alter, Stande u. ſ. w. zu. Alle Greiſe haben die eben angeführten Epitheten vom Barte, die übrigen Helden: à la chiere hardie oder manbrée; à vis fier, au corage fier, hardi, aduré, esforcié; li ber, li guerrier; li manbreiz; li vaillant. Die Frauen: la senée; au coraige sené; à cors ligier; au gent cors honoré oder signori; à la cleire façon; qui de biauté resplent u. ſ. w. [5]

---

[1] Der gegen den Anfang des 13ten Jahrhunderts durch Alexander von Bernay und Andere in Alexandrinern verfaßte Roman ou la geste d'Alexandre ſoll gerade dieſer Versart den Namen gegeben haben. [Vgl. P. Paris in der Histoire littéraire de la France XXII, S. 266. Li romans d'Alixandre par Lambert li Tors et Alexandre de Bernay, herausgegeben von H. Michelant. Stuttgart 1846. 8. (Bibliothek des litterariſchen Vereins in Stuttgart. XIII.) S. VIII. L. Gautier I, S. 198. 199. H.]

[2] Barbazan und Méon l. c. Band IV, S. 217. Wie in dieſem Gedichte der epiſche Ton parodiert wird, mag die Stelle V. 37 ff. zeigen, wo Graf Turgibus mit gewaltigem Bogenſchuß einen Schmetterling dermaßen verwundet, daß er kaum noch fliegen kann: Molt fu quens Turgibus de grant renom u. ſ. w.

[3] [Vgl. F. Diez, Altromaniſche Sprachdenkmale, berichtigt und erklärt, nebſt einer Abhandlung über den epiſchen Vers. Bonn 1846. 8. H.]

[4] Charl mit dem barte, beim Stricker S. 67. Vgl. S. 343, Note 2.

[5] [Man vergleiche über die ſtehenden Beiwörter und Redewendungen auch A. Tobler, Über das volksthümliche Epos der Franzoſen, in der Zeitſchrift für

Der Reim hat ſelbſt in Umwandlung einzelner Worte große Gewalt, wodurch ſeine Fortführung durch ſo viele Zeilen erleichtert wird.

Daß dieſe epiſchen Gedichte für muſikaliſchen Vortrag beſtimmt waren, läßt ſich zur Genüge erweiſen.

Es wird gewöhnlich im Eingang derſelben angekündigt, daß Geſang, chanson, beginne [1]. [83] Anzunehmen, daß dieſe Dichter bloß figürlich von Geſang geſprochen, wie man heutzutage pflegt, nachdem die Poeſie aus dem Leben verſchwunden, wäre ganz gegen den Geiſt jener Zeit.

In der Erzählung des Girbers de Moſtervel von Gerart de Nevers und der ſchönen Violette, welche, wie die Contes insgemein, in den vierfüßigen Schlagreimen verfaßt iſt, kömmt eine Stelle vor, wie Gerart, als Jongleur verkleidet, mit einer Viele ſich in ſein eigenes Schloß geſchlichen, um den Uſurpator Liſiars zu belauſchen [2], und wie er zu ſeinem Inſtrument einen Geſang von Guillaume au-court-nez anſtimmt. Nun folgt wirklich die Romanze in der oben beſchriebenen epiſchen Versart von fünffüßigen jambiſchen Zeilen, und noch mehr: die von Gerart [84] geſungenen Verſe ſind aus einem von denjenigen Gedichten genommen, welche ſich an den Roman von Viane anſchließen, und ſtehen, mit wenigen Varianten, dort in ihrem Zuſammenhang [3].

Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft, herausgegeben von M. Lazarus und H. Steinthal. IV. Berlin 1866. 8. S. 157 bis 159. H.]

[1] Der Roman von Viane fängt an:

Bone chanson plait vos que je vos die;

das Gedicht von Garin dem Lothringer:

Vielle chanson voire volez oir.

In dem Gedicht von den Aimonskindern heißt es:

Et je vous chanteray une bonne chansons,
Oncque meilleur n'oystes, bien dire le puest hons.

Eben ſo in dem Roman von Maugis:

Et je vous chanteray d'une bone chanson.

[2] In der Geſchichte des Gerart von Nevers kann man ſich im zweiten Bande von Treſſans Corps d'Extraits de Romans de Chevalerie orientieren.

[3] [Vgl. Le roman de la violette ou de Gérard de Nevers, publié par M. Francisque Michel. Paris 1834. 8. S. 73. Auf dieſelbe Stelle aus dem Roman de la violette hat ſich lange nach Uhland auch P. Paris zum Beweiſe dafür berufen, daß die altfranzöſiſchen epiſchen Gedichte für muſikaliſchen Vortrag beſtimmt waren. Man ſehe ſeine „Lettre à M. de Monmerqué sur les romans des douze pairs de France“ vor Li romans de Berte aus grans piés. Paris 1832. 8. S. XXV bis XXVIII. Daß P. Paris Uhlands

Die epiſchen Gedichte konnten wohl meiſt nur in ſolchen Bruchſtücken abgeſungen werden und nur etwa bei größeren Feſten, die mehrere Tage oder Wochen dauerten, mochte es dazu kommen, daß nach und nach ein ganzes Gedicht vorgetragen wurde. Auch ſind ſie ganz für ſolchen fragmentariſchen Vortrag eingerichtet, denn manche Strophen bilden beinahe für ſich ein beſonderes Gedicht, und um einer Strophe dieſe Selbſtſtändigkeit zu geben, wird am Anfange derſelben wiederholt, was ſchon in der vorhergehenden berichtet war [1]. Die Bekanntſchaft mit den Helden und mit dem Fabelkreiſe im Ganzen durfte der Sänger gewis bei ſeinen Zuhörern vorausſetzen.

Daß es Romane, beſonders ſpätere, geben mag, welche, ohne für den Geſang geeignet, noch ſelbſt beſtimmt geweſen zu ſein, etwa bloß aus altem Herkommen in den epiſchen Versarten abgefaßt wurden, ſoll mit dieſem Allem nicht abgeläugnet werden.

Übrigens beſtand dieſer Geſang ohne Zweifel nur in einem ſehr

---

Abhandlung nicht gekannt, des letzteren Entdeckung noch einmal gemacht, geht aus folgender Stelle a. a. O. S. XXV hervor: „Que les Romans monorimes aient été faits pour être chantés et accompagnés de la viole, de la harpe ou de la guitare, c'est ce dont il n'est pas permis de douter, après avoir étudié notre ancienne littérature; et cependant, c'est ce qui ne paraît pas encore avoir été remarqué.“ Man vgl. auch F. Wolf, Über die neueſten Leiſtungen S. 13. 14. In der Histoire littéraire de la France XXII, S. 264. 265 hat P. Paris noch weitere beweiſende Stellen aus der Chanson de geste de Beuve de Hanstone und aus dem Roman de Guillaume de Dole beigebracht; man ſehe ferner die von Paris S. 523. 524 aus dem Moniage Guillaume mitgetheilte Stelle. Man vgl. auch Fauriel, Histoire de la poésie provençale II, S. 286 bis 291. G. Paris S. 21. Gräße S. 266 bis 268. Eine hierher gehörige Stelle aus dem Fabliau „Les deux troveors ribauz“ hat V. Le Clerc in der Histoire littéraire de la France XXIII, S. 95. 96 ausgehoben. Man vgl. ebendaſelbſt S. 89 die aus dem Roman de Girart de Viane angeführten Zeilen. Eingehende Unterſuchungen über den Vortrag der chansons de geste finden ſich endlich im erſten Bande der Épopées françaises von L. Gautier und zwar in den Abſchnitten: „Comment se propageaient les chansons de geste“ und „De l'exécution des chansons de geste.“ H.]

[1] [Über die Wiederholungen vgl. man F. Wolf, Über die neueſten Leiſtungen der Franzoſen S. 167 bis 175. Fauriel, Histoire de la poésie provençale II, Paris 1846. 8. S. 291 bis 304. 310. 311. 350. 351. Fauriel in der Histoire littéraire de la France XXII, S. 181 bis 190. Paulin Paris ebendaſ. S. 262. 263. L. Gautier I, S. 220 bis 225. A. Tobler a. a. O. S. 159 bis 172. H.]

einfachen Rhythmus. Wahrſcheinlich gab es nur zwei Geſangsweiſen, die eine für den Alexandriner, die andre für den [85] fünffüßigen jambiſchen Vers, welche auf alle und jede Gedichte von der einen oder der andern Versart angewandt wurden. Daraus, daß die Strophen- oder Reimfolgen von ſo ſehr verſchiedener Länge ſind, läßt ſich ſchließen, daß ein Vers ſo ziemlich wie der andere geſungen wurde und nur etwa Anfang und Schluß jeder Strophe ſich auszeichneten. Der dreifüßige Abfall im Roman von Viane ſollte vielleicht nur dasjenige mit Worten und Geſang ausdrücken, was in andern Gedichten dem begleitenden Inſtrumente allein überlaſſen blieb [1].

Was auf dieſe Weiſe aus der Beſchaffenheit der Gedichte ſelbſt entwickelt werden kann, beſtätigt ſich noch durch das Mährchen von Aucaſſin und Nicolette [2] und die demſelben beigefügten Muſiknoten.

---

[1] [P. Paris in der Histoire littéraire de la France XXII, S. 266. 267 bemerkt hierüber folgendes: „Il y a des poëmes, en vers de dix ou de douze syllabes, qui terminent chacun de leurs couplets par un demi-vers tronqué, sans assonance ou rime. L'instrument qu'on employait pour accompagner suppléait sans doute alors à cette lacune finale, et c'était, pour la voix, le signal d'une inflexion dont pourra nous donner quelque idée la façon dont les choristes prononcent, dans les églises, les derniers mots de l'Épître. Exemple:

„De longue terre sont venu li enfant,
„Et lor servise vos offrens bonement."
Dist l'empereres: „Or vienent donc avant,
„Si devingent mi home."

Girart de Viane, coupl. 18; ms. de la Bibl. nat., n. 7498^3.

On pourrait penser que l'usage de ce vers tronqué s'introduisit pour aider les yeux ou l'oreille des jongleurs, et les avertir de donner à leur chant ou déclamation une inflexion particulière, signal de la fin de chaque couplet." Man vgl. auch L. Gautier I, S. 226. 227. H.]

[2] S. oben S. 344, Note 3. [Neue Ausgabe in: Nouvelles françoises, en prose, du XIIIe siècle, publiées d'après les manuscrits, avec une introduction et des notes, par MM. L. Moland et C. d'Héricault. Paris 1856. 8. S. 231 bis 309. Die neueſte deutſche Übertragung iſt die von Wilhelm Hertz: Aucaſſin und Nicolette, altfranzöſiſcher Roman aus dem 13ten Jahrhundert. Wien 1865. 8. Frühere Bearbeitungen ſind die von Koreff, O. L. B. Wolff und E. von Bülow. Dramatiſch hat den Stoff bekanntlich Platen in „Treue um Treue" behandelt. Über Aucaſſin und Nicolette vgl. man Fauriel, Histoire de la poésie provençale III, S. 180 bis 218. Histoire littéraire de la France XIX, S. 748 bis 761. H.]

Die proſaiſche Erzählung wechſelt darin mit Versſtrophen ab, welche mit der Form der Heldengedichte große Ähnlichkeit haben und eigentlich nur eine Verkleinerung davon ſind, ſo wie ſich auch der Stil dem der epiſchen Geſänge nähert. Die Zeilen ſind zwar nur ſieben- bis achtſilbig, aber eine beliebige Anzahl ſolcher ſich reimender oder aſſonierender Zeilen bildet, wie in den epiſchen Geſängen, eine Strophe, an deren Schluſſe ſich ein Analogon [86] des Abfalls im Roman von Viane findet. Jeder Strophe ſind die Noten beſonders beigefügt, aber es ſind bei jeder dieſelben und überhaupt hat die Muſik nur drei Abwechslungen, eine für die erſte Zeile, eine andere für die Schlußzeile und eine dritte für ſämmtliche in der Mitte liegende Zeilen, ſo viele nun deren ſein mögen.

Es wird nicht unzweckmäßig ſein, hier Einiges über die Contes und Fabliaux, hauptſächlich in Beziehung auf die Form und den Vortrag derſelben, einzuſchalten.

Man begreift unter jenen Namen eine zahlloſe Menge meiſt verſificierter Erzählungen von der bunteſten Mannigfaltigkeit des Inhalts und von großer Verſchiedenheit im Umfange, von ſolchen an, welche ſich zum größern Roman ausſpinnen, bis zu andern, die ſich beinahe zum Epigramm zuſpitzen[1]. Das Wort conte iſt ge[87]neriſch, blieb jedoch vorzüglich für die größeren Stücke übrig, weil es für die kleineren noch den beſondern Namen fabel, fabliau gab.

---

[1] Durch die Auszüge von Legrand und die durch Barbazan und Méon veranſtalteten Abdrücke in der mehrmals angeführten Sammlung iſt dieſer Theil der altfranzöſiſchen Poeſie vorzugsweiſe zugänglich geworden. Doch ſind gerade die größern, romantiſchen Erzählungen, welche der Poeſie am unmittelbarſten angehören, noch am meiſten im Hintergrunde geblieben. Zwei vorzügliche Stücke dieſer Art, den König Wilhelm von England, von Chreſtiens von Troyes, welcher in der romantiſchen Gattung fruchtbar und vortrefflich war, ſodann die auch in Beziehung auf die altdeutſche Poeſie merkwürdige, wahrhaft blühende Erzählung von Flos und Blankflos beſitze ich in Abſchriften und behalte mir vor, beide bekannter zu machen. [Eine ausführliche Abhandlung über die Fabliaux hat V. Le Clerc in der Histoire littéraire de la France XXIII. Paris 1856. 4. S. 69 bis 215, geliefert. Über den König Wilhelm von England vgl. man mein Buch über Creſtien von Troies S. 64 bis 104. Eine Ausgabe dieſer Dichtung hat Franciſque Michel beſorgt in: Chroniques anglonormandes. III. Rouen 1840. 8. S. 39 bis 172. Eine deutſche Bearbeitung nach Uhlands Abſchrift hat A. v. Keller veranſtaltet in ſeinen Altfranzöſiſchen Sagen. I. Tübingen 1839. 8. S. 188 bis 265. Das Gedicht von Flos und Blankflos liegt jetzt in folgenden Ausgaben vor: Flore und Blanceflor,

Dieſe Erzählungen nun dürfen ſelbſt da, wo ſie als größere Romane erſcheinen, durchaus nicht mit den epiſchen Gedichten verwechſelt werden.

Schließen ſich dieſe zu einem nationalen Mythenkreiſe ab, ſo nehmen jene zu dem Einheimiſchen die Erzeugniſſe der fernſten Zeiten und Völker auf; wenn hier die geſammte Nation in großen Maſſen und in ihren angeſehenſten Häuptern auftritt, ſo werden dort die Abenteuer eines einzelnen Ritters beſchrieben, oder wir treffen die Nation in alle Individualitäten des bürgerlichen und geſellſchaftlichen Lebens zerſplittert; wenn die heroiſchen Dichtungen näher oder entfernter unter ſich zuſammenhängen und ein großes Ganzes bilden, ſo wagt es andrerſeits irgend ein witziger Gedanke für ſich als beſondres Gedicht vorzutreten; wenn in der ruhigen Darſtellung des Epos die geiſtigen Kräfte noch ungetrennt erſcheinen, ſo iſt in den Contes und Fabliaux bald das Phantaſtiſche, bald das Rührende, [88] bald das Belehrende vorwaltend, beſonders aber hat ſich der muthwillige Witz in einer Menge kleinerer Stücke ausgezeichnet abgeſchieden.

Dieſer innern Verſchiedenheit entſpricht nun ganz natürlich und auf das beſtimmteſte die äußere in der Form und im Vortrag. Die Heldengedichte ſind für den Geſang, die Contes und Fabliaux für die Erzählung beſtimmt und geeignet. Die herrſchende Versart der letztern iſt der vierfüßige jambiſche Vers mit männlichem oder weiblichem Ausgang und es reimen ſich immer Schlag auf Schlag zwei zuſammenſtehende Zeilen, wie in den hans-ſachſiſchen Gedichten. Dieſe Form iſt nichts weniger als ſtrophiſch, ſondern es findet ein beſtändiger Übergang von einem Reimpaar in das andere ſtatt, und hieran ſowohl, als an dem bequemen und nachläſſigen Gange, läßt es ſich unzweifel-

altfranzöſiſcher Roman, nach der uhlandiſchen Abſchrift der Pariſer Handſchrift Nr. 6987 herausgegeben von Immanuel Bekker. Berlin 1844. 8. Floire et Blanceflor, poëmes du XIIIe siècle, publiés d'après les manuscrits avec une introduction, des notes et un glossaire par M. Édélestand du Méril. Paris 1856. 8. Deutſch hat den Stoff bekanntlich noch Fr. Rückert unter dem Titel „Flor und Blankflor“ in Terzinen behandelt. Man vgl. auch Uhland, Schriften III, S. 415. 416. H.]

haft erkennen, daß dieſe Gedichte nicht für muſikaliſchen Vortrag, ſondern für das Vorleſen und den geſellſchaftlichen Ton der Erzählung beſtimmt waren. Statt daß im Eingang der meiſten Heldengedichte, wie oben gezeigt worden, ausdrücklich Geſang angekündigt wird, iſt daher hier immer nur von conter, dire u. ſ. w. die Rede [1].

[89] In dem ſchon erwähnten Mährchen von Aucaſſin und Nicolette ſind beide Arten des Vortrags verbunden, aber ſehr beſtimmt unterſchieden: vor den kurzen verſificierten Stücken heißt es jedesmal: or se cante, vor den proſaiſchen Abſchnitten: or dient et content et ſabloient; das Mährchen nennt ſich am Schluſſe eine Cante-ſable [2].

[90] Merkwürdig iſt es, daß die Dichtungen von Karln dem

---

[1] Man nehme das nächſte beſte Conte oder Fabliau! Z. B. der König Wilhelm von England beginnt:

Chrestiiens se veut entremetre.
Sans nient oster et sans nient metre,
De conter un conte par rime u. ſ. w.

So auch Les trois avugles de Compiegne (Barbazan und Méon, Band III, S. 398):

Une matere ci dirai
D'un fablel que vous conterai.
On tient le menestrel à sage,
Qui met en trover son usage
De fere biaus dis et biaus contes
C'on dit devant Dus, devant Contes u. ſ. w.

[2] Wenn zu einigen Stücken, welche ihrem Inhalte nach mehr zu den Contes und Fabliaux gehören, wie auch zu Gedichten didaktiſcher Art, doch die epiſchen Formen gebraucht und dann wohl auch der Geſang darauf angewendet wurde, ſo ſteht dieß der obigen Ausführung nicht entgegen, denn auch zwiſchen den verſchiedenſten Formen der Poeſie wird es nicht leicht an vermittelnden Übergängen fehlen. Eben ſo wenig dasjenige, was Legrand (Band I, S. 106) über die Lais-Fabliaux anführt. Die von ihm ausgehobenen Stellen beweiſen bloß, daß die bretagniſchen Romanzen, Lais, nach welchen die Fabliaux von Graelent und von Gugemer [ins Deutſche übertragen von Wilhelm Hertz, Marie de France u. ſ. w. Stuttgart 1862. 8. S. 1 bis 37. H.] gemacht waren, geſungen und mit Inſtrumenten begleitet worden, nicht aber, daß dieſes auch bei den Fabliaux ſelbſt, welche den Namen ihrer Quellen, der Lais, beibehielten, der Fall geweſen. Die urſprünglichen Lais und andere Romanzen dürften als Übergang des epiſchen Geſanges in die eigentliche Lyrik zu betrachten ſein. [Vgl. Ferdinand Wolf, Über die Lais, Sequenzen und Leiche. Heidelberg 1841. 8. S. 64. 157. 158. H.]

Großen zwar ſpäterhin in proſaiſche Romane aufgelöſt, aber, meines Wiſſens, niemals in die Form der Contes und Fabliaux herabgezogen wurden.

So viel die Geſchichte des fränkiſchen Epos anbelangt, ſo iſt zuvörderſt allerdings eine hiſtoriſche Grundlage vorhanden. Beſonders ſind die Kriege in Spanien und der Untergang der Helden in den Pyrenäen geſchichtlich begründet[1]. Dagegen dürfte die Nachforſchung über manche andere Theile der Dichtung denſelben Erfolg haben, wie die Unterſuchung von Rolands Grabe zu Blaye, worin man, ſtatt der erwarteten Rieſenknochen, ein Häuſchen Gebeine fand, welche kaum Fingerslänge hatten[2].

[91] Frühe ſchon mag Karls Heldenleben in die Poeſie übergegangen ſein und zeitig wiſſen die Chroniken manch wunderbares Mährchen von ihm zu erzählen. Einzelne Sagen, Romanzen, Schlachtgeſänge wuchſen im Lauf der Jahrhunderte zu immer größeren Dichtungen an, welche zuletzt, und zwar, wie es ſcheint, vorzüglich im 12ten Jahrhundert, von den Geiſtlichen, als den Unterrichtetſten der Zeit, zu den epiſchen Compoſitionen vereinigt und erweitert wurden, welche auf unſre Zeit gekommen ſind.

Eine ſolche ſtufenweiſe Ausbildung iſt nicht nur der Natur der Sache angemeſſen, ſondern auch durch ſonſtige Anzeigen bemerklich gemacht. Im Jahr 1066 wird das berühmte, aber nicht bekannte Rolandslied vor der Schlacht von Haſtings geſungen[3]. Sodann beziehen ſich die noch vorhandenen Gedichte immer wieder auf etwas Früheres, auf Sagen, Geſchichtbücher, beſonders aber betrachten ſie den Geſang über die fränkiſche Heldenwelt als ein nationales Herkommen, welchem ſie ſelbſt ſich anſchließen. Wenn man ferner erwägt, wie die Dichtung von den Aimonskindern und der Roman von Viane, bei

---

[1] [Man vgl. das von L. Gautier II, S. 362 bis 366 aufgeſtellte „Tableau indiquant: 1. les faits historiques relatifs aux différentes expéditions de Charles au-delà des Pyrénées; 2. les textes des historiens à l'appui de ces faits; et 3. les légendes et les chansons de geste auxquelles ces faits ont donné lieu.“ H.]

[2] Solche Reſultate ergaben die Unterſuchungen von Foncemagne, Willen u. A. über den fabelhaften Zug Karls des Großen nach Paläſtina. [Man vgl. hierüber oben S. 339, Anmerkung 1. H.]

[3] [Die Frage, welchen Geſang Taillefer vor der Schlacht bei Haſtings angeſtimmt, ob derſelbe uns erhalten geblieben, oder verloren gegangen ſei, iſt vielfach verhandelt worden. Denjenigen gegenüber, welche, wie früher P. Paris vor dem Roman de Berte S. XXVIII. XXIX, Regis im Gloſſar zum Bojardo S. 436, Anm. 1, das fragliche Schlachtlied in der auf uns gekommenen Chanson de Roland, in einem Bruchſtücke derſelben, finden, erkennen andere, wie

---

Ferdinand Wolf, über die neueſten Leiſtungen der Franzoſen S. 15 bis 19, A. Ebert im Jahrbuch für romaniſche und engliſche Litteratur VII, S. 93. 94, in der Nachricht von dem Geſange des Taillefer eine Hinweiſung auf ein nicht mehr vorhandenes Volkslied, eine kurze rhapſodiſche Cantilene, dergleichen ſchon vor den Chansons de gestes verbreitet waren. Während G. Paris in ſeiner Histoire poétique de Charlemagne S. 70 die Streitfrage zwar berührt, aber nicht näher auf dieſelbe eingeht, läßt P. Paris in ſeiner Abhandlung über die Chanson de Roncevaux in der Histoire littéraire de la France XXII, Paris 1852. 4. S. 727. 728, ſich nun folgendermaßen vernehmen: „Tout le monde aujourd'hui connaît les vers du roman de Rou:

Taillefer, qui moult bien cantoit,
Sur un ceval qui tost aloit,
Devant aus s'en aloit cantant
De Callemaine et de Rollant,
Et d'Olivier, et des vassaus
Qui moururent à Rainscevaus.

D'après cette autorité d'un poëte du XIIe siècle, les historiens de la bataille d'Hastings ont en général affirmé qu'on avait entonné, avant le combat, la chanson de Roland, *cantilena Rollandi;* et la critique moderne a fait pendant longtemps de vaines recherches pour retrouver, dans les anciens manuscrits, cette composition, dont l'existence et la célébrité semblaient établies d'une manière incontestable. Cependant nous croyons que les vers de Wace ne désignaient pas une chanson de Roland plutôt qu'une chanson de Charlemagne ou d'Olivier. Nous ne voudrions pas même affirmer, comme on l'a fait, que Taillefer eût précisément évoqué, sur le champ de bataille d'Hastings, les souvenirs de Roncevaux: car une défaite, pour être glorieuse, n'en est pas moins une défaite; et ce n'est pas en la rappelant qu'on peut espérer d'ajouter à l'ardeur de ceux qui vont combattre. Les nombreux exploits de tous les compagnons de Charlemagne étaient le sujet de vingt autres gestes populaires, comme les Enfances Roland, le Siége de Vienne, Aspremont, Jean de Lanson, Ferabras; Taillefer ne pouvait manquer de les connaître aussi bien que la geste de Roncevaux; et c'est une d'elles qu'il semblerait avoir dû chanter de préférence, avant la bataille qui allait décider de l'avenir de l'Angleterre." Uhland ſelbſt ſcheint zu der Annahme geneigt, daß von Taillefer ſolchem ſelbſtſtändigem Leben eines jeden, doch in großen Grundzügen ſich unverkennbar ähnlich ſind, ſo darf man allerdings annehmen, nicht daß eine dieſer Dichtungen Nachahmung der andern ſei, [92] ſondern daß beide das Gepräge eines älteren gemeinſchaftlichen Grundtypus an ſich tragen.

Dem lateiniſchen Roman, welcher unter dem Namen Turpins bekannt iſt, hat ſein hohes Alter (er fällt in den Anfang des 12ten Jahrhunderts) ein bedeutendes Anſehen in der Geſchichte der Poeſie verſchafft [1]. Allein man wird nimmermehr damit ausreichen, wenn man denſelben als den Urquell des fränkiſchen Fabelkreiſes darſtellen will. Dieſer Turpin behandelt gerade denjenigen Theil des Mythenkreiſes, welcher am auffallendſten in der Geſchichte gegründet iſt, mithin ſehr frühzeitig in der Volkspoeſie gelebt haben mochte. Der ſchon erwähnte Rolandsgeſang, welcher eben auch der Schlacht von Ronceval gewidmet war [2], geht dem Turpin faſt um ein halbes Jahrhundert voran und

---

allerdings irgend ein Theil der uns erhaltenen Chanson de Roland geſungen worden ſei; wenigſtens findet ſich in der Sagengeſchichte, Schriften VII, S. 653, nach der Mittheilung einzelner Stellen der fraglichen Dichtung der Satz: „Kampfſcenen, wie die ausgehobenen des Romans von Ronceval, waren wohl geeignet zum Schlachtgeſange.“ H.]

[1] [Man vgl. Gaſton Paris, De Pseudo-Turpino. Parisiis 1865. 8. und deſſelben Histoire poétique de Charlemagne S. 58. 59. „La chronique faussement attribuée à Turpin,“ ſagt hier G. Paris, „est l'œuvre de plusieurs auteurs qui écrivaient dans des lieux et des temps divers, mais tous entre le commencement du onzième siècle et le milieu du douzième.“ Man ſehe auch A. Ebert im Jahrbuch für romaniſche und engliſche Litteratur VII, S. 85 bis 88. Über Turpin vgl. man im übrigen L. Gautier I, S. 70 bis 88. Ferdinand Wolf, Über die neueſten Leiſtungen der Franzoſen S. 23 bis 27. Gräße S. 262 bis 270. Liebrecht-Dunlop S. 115 bis 121. W. Grimm, Ruolandes liet S. XXXIV bis XXXVII. G. Regis, Gloſſar zu ſeinem Bojardo S. 457 bis 461. A. Potthaſt, Bibliotheca historica medii ævi, Wegweiſer durch die Geſchichtswerke des europäiſchen Mittelalters von 375 bis 1500. Berlin 1862. 8. S. 554. 555. H.]

[2] Taillefer, qui moult bien cantoit,
Sor un ceval qui tost aloit,
Devant le duc aloit cantant
De Rainschevax et de Rollant.

So lautet die Stelle der vortrefflichen normänniſchen Reimchronik von Meiſter Wace (der Fortſetzung des Roman de Rou von demſelben Verfaſſer) dieſer letztere gedenkt ſelbſt früheren Heldengeſanges [1]. Ferner be[93]greift dieſer Roman nur einen kleinen Theil des ausgedehnten fränkiſchen Fabelkreiſes, er enthält nur den Untergang und die Verklärung der Helden und ſetzt als Schlußgedicht einen Anfang und Fortgang voraus, beſonders aber findet in demſelben die ganze Reihe von Gedichten, welche nicht unmittelbar religiöſe Tendenz haben, keinen Anklang. Überhaupt iſt es ſchwer zu begreifen, wie ein einzelnes Buch, das noch überdieß

---

in der von mir gebrauchten Handſchrift Nr. 6987. Die ganze Beſchreibung der Schlacht bei Haſtings iſt meiſterhaft. [Vgl. Le Roman de Rou et des ducs de Normandie, publié pour la première fois, d'après les manuscrits de France et d'Angleterre, par Frédéric Pluquet. II. Rouen 1827. 8. S. 214. 215. Die angeführte Stelle lautet hier:

Z. 13149 Taillefer, ki mult bien cantout,
Sor un cheval ki tost alout,
Devant li dus alout cantant
De Karlemaine è de Rollant,
Et d'Oliver è des vassals
Ki morurent en Renchevals.

Franz Freiherr Gaudy, Der Roman von Rollo und den Herzogen der Normandie, metriſch bearbeitet. Glogau 1835. 8. S. 285, giebt dieſe Stelle folgendermaßen wieder:

Herr Taillefer, der herrlich ſang,
Saß auf 'nem Roß von ſchnellem Gang,
Hob 's Lied, dem Herzog ziehnd voran,
Vom großen Karl und Roland an,
Vom Oliver, den Helden allen,
Die dort bei Ronceval gefallen.

Es darf hier wol gelegentlich an Uhlands Gedicht „Taillefer" erinnert werden, das auf eben dieſer Erzählung von Wace beruht. H.]

[1] Cap. XI: Oellus, comes urbis, quæ vulgo dicitur Nantas, cum duobus millibus heroum (de hoc canitur in cantilena usque in hodiernum diem, quia innumera fecit mirabilia). [Vgl. Ferdinand Wolf, Über die neueſten Leiſtungen der Franzoſen S. 25, Anm. 1. H.] Auch ein anderer lateiniſcher Roman, über die Wallfahrt Karls des Großen zum heiligen Grabe, iſt wahrſcheinlich älter, als der Turpin. S. Lebeuf l. c. [Es iſt dieß die „Descriptio qualiter Carolus Magnus clavum et coronam Domini a Constantinopoli Aquisgrani attulerit, qualiterque Carolus Calvus hæc ad sanctum Dionysium retulerit." Vgl. G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne S. 55 bis 58. H.]

nicht in der Volksſprache geſchrieben iſt [1], einen nationalen, im Volksgeſange lebenden Mythenkreis, und noch überdieß in ſo kurzer Zeit, erſchaffen haben ſollte. Für die Form, den Stil, die Darſtellung, das ganze äußere Erſcheinen des fränkiſchen Epos iſt ohnedieß durch dieſen Roman nicht das Mindeſte gegeben.

Daß der Turpin ein nicht unbedeutendes Glied in der Kette ſei und, ſo wie er ſich an [94] die früheren Dichtungen anſchließt, ſo, beſonders nachdem er in die Vulgarſprache überſetzt worden [2], auf manche ſpätere eingewirkt habe, will ich keineswegs in Abrede ziehen, aber zu jenem großen Anſehn in der Geſchichte der Poeſie würde er ſchwerlich je gelangt ſein, wenn das altfranzöſiſche Epos überhaupt nicht ſo ſehr in der Dunkelheit geblieben wäre.

Der erſte Kreuzzug, die Stimmung, die er vorausſetzte und nährte, machte ohne Zweifel für dieſe Heldenpoeſie Epoche, gab ihr eine beſtimmtere religiöſe Richtung [3]. Karl, der Sachſenbekehrer, der auch mit dem Orient und dem heiligen Grabe in mannigfacher Beziehung geſtanden, war ganz geeignet, ſammt ſeiner Genoſſenſchaft als Vorbild aller Kreuzfahrer und Glaubenshelden aufgeſtellt zu werden. Die Geiſtlichkeit bemächtigte ſich des Stoffes und ſo erſcheinen um dieſe Zeit zwei lateiniſche Romane von religiöſer Tendenz [4]. Der eine beſchreibt die

---

[1] Selbſt darüber ſind die Gelehrten verſchiedener Meinung, ob dieſer Roman in Frankreich oder nicht vielmehr in Spanien verfaßt worden ſei. [Gaſton Paris hat es in ſeiner Abhandlung De Pseudo-Turpino höchſt wahrſcheinlich gemacht, daß die erſten fünf Capitel des Werkes einen ſpaniſchen Kleriker zum Verfaſſer haben, die Fortſetzung dagegen von einem franzöſiſchen Geiſtlichen herrühre. H.]

[2] [Über die franzöſiſchen Überſetzungen der Chronik vgl. man G. Paris, De Pseudo-Turpino und desſelben Histoire poétique de Charlemagne S. 104. H.]

[3] Die Sonderung der Dichtungen von Karl dem Großen nach zwei Richtungen, der religiöſen und der weltlichen, hat Görres a. a. O. S. 120 ff. ſcharfſinnig durchgeführt.

[4] Über dieſe beiden lateiniſchen Romane und einen dritten aus dem 13ten Jahrhundert, Philomena, ſ. Lebeuf l. c. [Der hier gemeinte dritte Roman iſt nun herausgegeben unter dem Titel: Gesta Caroli magni ad Carcassonam et Narbonam et de ædificatione monasterii Crassensis, edita a Sebastiano Ciampi. Florentiæ 1823. 8. Dieſes lateiniſche Werk iſt nur Überſetzung eines unter dem Namen „Philomena" uns noch erhaltenen provenzaliſchen Romans. „Philomena iſt der Name eines von dem Verfaſſer erdichteten Geſchichtſchreibers

Wallfahrt Karls des Großen ins heilige Land und [95] fällt noch ins elfte Jahrhundert, der andere iſt der ſchon erwähnte Turpin aus dem Anfang des zwölften [1]. Um die Mitte desſelben Jahrhunderts erſcheint die Poeſie im nordfranzöſiſchen Romanzo nach verſchiedenen Formen in voller Reife [2]. Von nun an wurden die fränkiſchen Kunden von den Unter-

Karls des Großen. Tunc Carolus, heißt es in der Überſetzung, vocavit Philomelam, magistrum historiæ, et dixit, quod totum hoc poneret in historia; dieſer Name iſt auf das Buch übergegangen.“ F. Diez, Die Poeſie der Troubadours S. 205. Original und Überſetzung, als deren Verfaſſer ſich Guillelmus Paduanus nennt, ſetzt G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne S. 89. 90, ins 13te Jahrhundert. „L'original provençal,“ ſagt er S. 89, „est au moins de la première moitié du treizième siècle. Nous ne pensons pas qu'il soit plus ancien“ u. ſ. w. Man vgl. über Philomena F. Diez a. a. O. S. 203 bis 206. Gräße, Die großen Sagenkreiſe S. 290. 291. Fauriel in der Histoire littéraire de la France XXI. Paris 1847. 4. S. 373 bis 382. L. Gautier I, S. 485 bis 487. Paul Meyer, Recherches sur l'épopée française. Paris 1867. 8. S. 26 bis 33. H.]

[1] [Vgl. oben S. 354, Anmerkung 1. H.]

[2] Bechada, Wace, Chreſtiens de Troyes ſind hier zu nennen, als von denen beſtimmte Zeitangaben vorhanden ſind. Meiſter Wace lebte unter den drei Heinrichen von England:

Trois rois Henri vi et connui
Et clercs lisans en lor tans fui.

Von Heinrich dem zweiten hatte er eine Präbende zu Baives [Bayeux. H.] erhalten. Er beendigte eine Erzählung „Le chevalier au lion“ im Jahr 1155. Sein Roman de Rou iſt in der epiſchen Versart der Alexandriner verfaßt. In der Fortſetzung desſelben, der ſchon erwähnten normänniſchen Chronik in vierfüßigen Schlagreimen, betrauert er ſchon eine verſchwundene Zeit, in welcher die Dichter beſſer geehrt und belohnt worden. Überhaupt ſetzen die Werke der genannten Dichter bereits eine anſehnliche Stufenfolge früherer Verſuche in romaniſcher Sprache und in verſchiedenen Gedichtformen voraus. Über mehrere Poeſieen im franzöſiſchen Romanzo aus dem 11ten und der erſten Hälfte des 12ten Jahrhunderts findet man Notizen in Barbazans Dissertation sur l'origine de la langue françoise, Fabliaux et Contes Band I, und in Roqueforts Discours préliminaire vor ſeinem Glossaire. [In Uhlands Handſchrift der Abhandlung über das altfranzöſiſche Epos findet ſich die folgende Anmerkung: „Bechadas verſificierter Roman über Gottfried von Bouillon wurde ums Jahr 1130 verfertigt (Eichhorn, Allgemeine Geſchichte der Cultur und Litteratur des neueren Europas, I, S. 157 f., welcher angiebt, daß ſich das Andenken desſelben nur durch eine Chronik erhalten. Es finden ſich jedoch im Katalog der kaiſerlichen Bibliothek Nr. 6972. 7628. 7188[2] Romane von Gottfried von Bouillon verrichteten der Zeit, und dieß waren ja vorzüglich die Geiſtlichen, zu grö[96]ßern Compoſitionen vereinigt und ausgebildet, in welcher Geſtalt ſie auch auf uns gekommen. Der Verfaſſer des Romans von

zeichnet).“ Bechada gehört indeſſen nicht unter die altfranzöſiſchen Dichter. P. Paris in der Histoire littéraire de la France XXII, S. 352. 353, bemerkt: „La chronique du prieur du Vigeois nous a signalé le nom de Guillaume Bechada, chevalier de profession, auteur d'un grand volume des gestes de la Croisade, rimé en langue vulgaire, avant 1137. Cette chanson provençale de Guillaume Bechada ne nous a pas été conservée.“ Man vgl. auch Histoire littéraire de la France X, S. 403. Fauriel, Histoire de la poésie provençale. II. Paris 1846. 8. S. 377 bis 379. Die aus dem Roman de Rou angeführte Stelle findet ſich in der Ausgabe von F. Pluquet B. I, S. 273:

Z. 5324 Treiz reis Henris vi è cunui
E cler lisans en lur tems fui.

Die Stellen, in welchen Wace der früheren, den Dichtern günſtigeren Zeiten gedenkt, lauten nach der Ausgabe von Pluquet B. I, S. 272. 273 folgendermaßen:

Z. 5312 Morte est, ki jadis fud, noblesce
E périe est od lié largesce;
Ki ses leis ait, nel pous truver.
Tant ne puis luing ne proès aler,
Ne truis gaires ki riens me dunt,
Fors li reis Henris li secunt.
A Baieues une provende
Il me fist duner. Dex li rende!
E maint altre dun m'ad duné.
5321 De tut li sace dex bun gré!

und dann wieder:

Z. 5330 Jà soleient estre onuré
E mut preisié è mut amé
Cil ki li gestes escriveient
E ki li estoires faseient.
Sovent aveient des baruns
E des nobles dames biax duns,
Mez ores pur lunges penser,
Livres escrire è translater,
Fere romanz è serventoiz,
5339 Poi truverai, tant seit cortoiz.

Lis romans dou chevalier au lyon iſt bekanntlich keine Dichtung des Wace, ſondern des Creſtien von Troies. Die irrige Angabe rührt von Galland her. Man vgl. hierüber mein Buch über Creſtien von Troies S. 153. Ausführliche litterariſche Nachweiſungen über Wace habe ich ebendaſelbſt S. 152.

Viane nennt ſich ausdrücklich einen clerc[1], und die Glaubensbekenntniſſe und Gebete, welche in dieſem Gedichte, ſo wie in dem von den Aimonskindern, vorkommen, laſſen über den Stand der Verfaſſer keinen Zweifel übrig. Begreiflich tragen nun jene Heldengedichte überall das Gepräge der Zeit dieſer letzten Bearbeitung und der Geſinnung ihrer Bildner. So wurden in einigen derſelben Wallfahrteifer und Glaubensheroismus

---

153 und in meiner Ausgabe der altfranzöſiſchen Legende der heiligen Margarete, Hannover 1863. 8. S. VII. VIII, gegeben. Man vgl. weiter: Kloppe, Recherches sur le dialecte de Guace (Wace), trouvère anglonormand du XIIe siècle. I. II. Magdeburg 1853. 1854. G. Körting, Über die Quellen des Roman de Rou. Leipzig 1867. 8. und von demſelben Verfaſſer „Über die Echtheit der einzelnen Theile des Roman de Rou" im Jahrbuch für romaniſche und engliſche Litteratur, herausgegeben von L. Lemcke B. VIII. Leipzig 1867. 8. S. 170 bis 204. Daß unſere Kunde über die altfranzöſiſchen Dichter ſeitdem bedeutend gewachſen, daß nun auch über andere, als die genannten, beſtimmte Zeitangaben möglich ſind, braucht kaum ausdrücklich bemerkt zu werden. H.]

[1] [Die Stelle lautet nach der Mittheilung von P. Paris in der Histoire littéraire de la France XXII, S. 449:

Ce fu en mai qu'il fait chaut et seri,
Ke l'erbe est vers et rosier sont flori;
A Bar sor Aube, un chastel signori,
Lai cist Bertrans en un vergier flori,
Uns gentis clers qui ceste chanson fist.
A un juedi, quant dou mostier issi,
Ot escouté un gaillart pallerin
Ki ot saint Jaque aoré et servi,
Et per saint Piere de Rome reverti;
Cil li conta ce que il sot de fi,
Les aventures qu'en repairer oï,
Et les grans peines que dans Girars sofri,
Ains qu'il éust Viane.

Über den hier genannten Verfaſſer bemerkt P. Paris ebendaſelbſt folgendes: „Il semble bien, d'après un passage aussi net, que l'auteur était Bertrand, clerc de Bar-sur-Aube. Cependant l'expérience que nous avons des innocentes fraudes des jongleurs pour relever le prix de leur marchandise, nous laisse encore d'assez grands doutes; et nous ne serions pas étonnés que ce Champenois Bertrand n'eût été qu'un personnage fictif, auquel on aurait donné pour compagnon un pèlerin nouvellement arrivé de loin, et par conséquent garni de beaux récits, afin d'inviter l'auditoire à prêter plus d'attention à la chanson promise. Dans tous les cas, cet auteur, vrai ou supposé, Bertrand de Bar-sur-Aube, n'est connu par aucun autre ouvrage." H.]

vorherrſchend, wo die Keime dazu ſchon von Anbeginn in der Sage liegen mochten, andere dagegen verläugneten nicht ihre urſprünglich und innerlich weltliche Richtung, und die andächtige Stimmung zeigt ſich dann mehr nur in einzelnen Zügen und in Zuſätzen, wie z. B. das weltliche Gedicht von den Aimonskindern mit der Wallfahrt und dem Martyrthum Regnaults ſich ſchließt.

In dieſen größern Compoſitionen treffen wir eine auffallende Oppoſition zwiſchen den Verfaſſern derſelben, den Gelehrten der Zeit, Clercs, und den herumziehenden Sängern, Jongleurs. Dieſe werden von jenen der Verfälſchung der Kunden bezüchtigt und die Clercs geben ſich die Miene, nach alten Urkunden die Wahrheit herzu[97]ſtellen [1]. Es iſt dieß

---

[1] Adenès, der Verfaſſer des Romans von Berta, führt als ſeine Quelle ein Geſchichtbuch an, das ihm von einem gefälligen Mönche zu St. Denis, Namens Savari, mitgetheilt worden und worin er die durch Jongleurs verfälſchte Geſchichte in echter Geſtalt gefunden:

Aprentif jugleor et escrivain marri
Qui l'ont de liex en liex ça et la conqueilli,
Ont l'estoire faussée.

[In der Ausgabe von P. Paris S. 2:

Aprentif jugléor et escrivain mari
Qui l'ont de lieus en lieus çà et là conqueilli,
Ont l'ystoire faussée, onques mès ne vi si. H.]

Girart von Amiens beruft ſich am Schluſſe ſeines Gedichtes auf die Chronik von Aachen (cronique d'Ays), worin ſich die Subſtanz von den Thaten Karls des Großen befinde und worin auch noch der Tod Turpins berichtet werde. [Girard d'Amiens beruft ſich zweimal auf die Chroniken von Aachen als auf ſeine Quellen, am Schluſſe des erſten und des dritten Buches. Vgl. G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne S. 94. 478. 482. H.] Bertrans beſchuldigt im Roman von Viane die Sänger, daß ſie den beſten Helden in Vergeſſenheit kommen ließen:

Mais dou millor nos ont mis en obli
Cil chanteor qui nos en ont servi,
Car il ne sevent l'istoire que je di.

[Dieſe Stelle lautet nach der Mittheilung von P. Paris in der Histoire littéraire de la France XXII, S. 449 folgendermaßen:

Del duc Girart avés sovent oï,
Cel de Viane au corage hardi,
Et d'Ermangart et del conte Aimeri;
Mais dou meillor vos ont mis en obli

aber, wenigſtens in früherer Zeit, kein innerer Zwieſpalt, welcher durch Streit des todten Buchſtabs mit dem Leben der Sage, als deſſen Repräſentanten die Jongleurs zu betrachten ſind, entſtanden wäre, ſondern es iſt [98] das Zeichen der Zeit, in der ſich die Heldengeſänge zu umfaſſendern epiſchen Gedichten bildeten. Dieſes große Geſchäft konnte nur von den Unterrichtetſten und Gebildetſten, alſo eben von den Clercs, ausgeführt werden [1]. Darum aber iſt das Gedicht der Clercs keines-

---

Cil chanteor qui vos en ont servi,
Car il ne sevent l'histoire que je vi,
La commancele dont la chanson issi. H.]

Der Verfaſſer des Maugis ſagt:

Cil jougleour vos chantent de Maugis le larron,
Comment il guerroya l'empereour Karlon,
Pour aidier ses consins, les quatre fils Aymon,
Dont il ne sevent mie la monte d'un bouton.

[Nach P. Paris in der Histoire littéraire de la France XXII, S. 701, lautet dieſe Stelle in der Handſchrift 7183, Blatt 1, folgendermaßen:

Cil jugleor vous chantent de Maugis le larron,
Coment il guerroia l'empereor Charlon,
Pour aider ses cousins, les quatre fis Aimon;
Mais ce n'est pas d'iluec dont nos vous chanteron;
Mais je vous en dirai la droite nascion,
Où il aprist le sens dont il ot à foison. H.]

[1] Dadurch wäre es möglich, daß das fränkiſche Epos allerdings auch Einflüſſe des griechiſchen erfahren hätte. Wie in der Dichtung von den Heimonskindern die Ilias ſichtbar ſei, hat Görres a. a. O. S. 102 ff. zu zeigen geſucht. [Daß das altfranzöſiſche Epos vielfach an das griechiſche erinnert, hat P. Paris in der Histoire littéraire XXII, S. 271. 272 entwickelt: „On nous permettra de comparer, sinon les chansons de geste avec la grande épopée homérique, du moins la façon dont on y représente les hommes du XIe siècle avec les mœurs des anciennes populations de la Grèce, telles qu'on les reconnaît dans l'Iliade. Nos héros français se prennent aisément de querelle, et n'épargnent pas les grossières invectives; avant de combattre, ils échangent d'amères paroles; leurs jeux sont la chasse, les échecs, les luttes corps à corps; leurs armes offensives et défensives, outre la lance, qui n'était que pour entrée de combat, sont le glaive, le brand, la masse d'armes, et le heaume, le haubert, la cotte de mailles. Ils luttent non-seulement contre les traîtres et les mécréants, mais aussi contre les bêtes féroces, les serpents, les dragons. Leurs chevaux partagent leur gloire, et sont sensibles à leurs paroles. Au lieu d'invoquer Mars, Apollon, Vénus, les preux font des oraisons dont la vertu n'est pas moins efficace. Dans la

wegs von dem Geſange der Jongleurs feindſelig abgeſchieden, vielmehr ſtehen beide in reger Wechſelwirkung. Die Clercs bearbeiteten nicht etwa bloß was ſie in Schriften verzeichnet fanden, ſondern ſie kannten und benützten die lebendige Sage[1], und [99] hinwieder ſind ihre Gedichte großentheils nicht nur voll regen inneren Lebens, ſondern auch, wie oben gezeigt worden, ausdrücklich zum Geſange beſtimmt und nach ihrer ganzen Form für den Vortrag der Jongleurs eingerichtet, die ihrerſeits jene Gedichte wirklich durch Geſang in das Leben zurückführten[2].

forme des détails, on doit signaler entre la rapsodie grecque et plusieurs gestes françaises d'autres analogies. Ainsi, dans les Loherains, le nom des héros ramène constamment la même épithète caractéristique: c'est toujours Fromont le *poestés*, Guillaume l'*orguilloux*, Bernard le *fel*, Garin le *ber*, Gautier l'*orphelin*, Isoré le *gris*, etc., etc. Les ordres donnés aux messagers sont transmis précisément dans les mêmes termes; les songes envoyés de Dieu préparent aux événements qui doivent suivre; les guerriers qui survivent prononcent quelques phrases touchantes sur le corps de leurs amis morts:

„Tant mar i fus, frans chevaliers ardis,
„Qui vous a mors, il n'est pas mes amis . . .
„S'or ne vous venge, en esragerai vis," etc.
Garin le Loherain, t. I, p. 266, etc.

Enfin il y a bien aussi dans l'Iliade quelque chose de la monotonie de nos descriptions de combats, de nos répétitions d'hémistiches et de vers entiers. On ne peut s'empêcher, en voyant Olivier et Roland, de penser à Patrocle et Achille; Bazin de Gênes rappelle Ulysse; Naime de Bavière, Nestor; Charlemagne, Agamemnon. Ces analogies ne sont pas dues à l'imitation; et deux sociétés parvenues à peu près au même point, à deux mille ans de distance, ont rendu pour ainsi dire nécessaire le retour des mêmes tableaux et des mêmes caractères." Man vergleiche auch L. Gautier I, S. 114 bis 116. II, S. 150 bis 152. H.]

[1] So bezieht ſich derſelbe Bertrans, von dem ich ſo eben eine Beſchuldigung gegen die Sänger angeführt habe, doch wieder einigemal auf frühere Geſänge, und wenn er einerſeits ſeine Kenntnis von den edeln fränkiſchen Geſchlechtern aus einem alten Buche zu St. Denis geſchöpft haben will, ſo beruft er ſich andrerſeits auf die Erzählungen eines luſtigen, von St. Jakob heimkehrenden Pilgers, der ihm zur lieblichen Maienzeit, zu Bar sor Aube, in einem blühenden Baumgarten, die Abenteuer Gerhards erzählte, welche der Pilger ſelbſt unterwegs gehört hatte. [Vgl. die Stelle oben S. 359, Anm. 1. H.]

[2] Ein Beiſpiel iſt die oben S. 346 angeführte Romanze in der Erzählung von Gerard de Nevers.

Daß die nordfranzöſiſche nicht weniger als die provenzaliſche Poeſie, nur in einer andern Art der Dichtung, auf die altdeutſche Adelspoeſie bedeutenden Einfluß gehabt habe, iſt eine bekannte Sache; wiewohl eben darin die ſeit kurzer Zeit ſo mächtig geförderte Kenntnis unſerer ältern vaterländiſchen Poeſie noch eine große Lücke hat, daß noch keineswegs durch eine umfaſſendere und genauere Vergleichung das eigenthümliche Verdienſt jeder Nation überzeugend ausgemittelt worden iſt[1]. Auf der andern Seite aber dürfte es uns Deutſchen nicht gleichgültig ſein, wenn ſich eine Einwirkung des älteren, urſprünglich [100] deutſchen Heldengeſanges auf die Bildung des altfranzöſiſchen Epos nachweiſen ließe.

Es darf zum voraus als wahrſcheinlich angenommen werden, daß mit den Franken, ſo wie ſpäter den Normannen, auch germaniſcher Geſang nach Gallien übergewandert ſei, und daß, ſo wie deutſche Verfaſſung, deutſche Sitte, überhaupt deutſches Leben in Gallien Wurzel gefaßt, ſo auch Geiſt und Weiſe des deutſchen Geſanges. Germaniſcher Sinn und Geiſt, germaniſche Sitte und Verfaſſung, wie ſich dieß Alles in unſrem einheimiſchen Epos bewegt, erſcheint nun auch wirklich in dem fränkiſchen; zwar durch die Vermiſchung der Nationen, durch gebildeteres Ritterthum und andre Einflüſſe verwandelt und gemildert, im Grunde jedoch unverkennbar[2]. Stellt man noch dem fränkiſchen Epos die Contes und

---

[1] [Es mag hier an der allgemeinen Verweiſung auf die folgenden Hauptwerke genügen: A. Koberſtein, Grundriß der Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur. I. Leipzig 1847. 8. W. Wackernagel, Geſchichte der deutſchen Litteratur. Baſel 1848. 8. G. G. Gervinus, Geſchichte der deutſchen Dichtung. Vierte Ausgabe. I. Leipzig 1853. 8. K. Gödeke, Deutſche Dichtung im Mittelalter. Hannover 1854. 8. und desſelben Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung aus den Quellen. I. Hannover 1859. 8. Man vergleiche auch W. Wackernagel, Altfranzöſiſche Lieder und Leiche. Baſel 1846. 8. S. 199 bis 237. Über den Einfluß der provenzaliſchen Lyrik auf die altdeutſche Liederpoeſie vergleiche man F. Diez, Die Poeſie der Troubadours S. 255 bis 271. H.]

[2] [Vgl. W. Grimm, Ruolandes liet S. CXX. Fauriel, Histoire de la poésie provençale II, S. 269 bis 277. La mort de Garin le Loherain, poème du XIIe siècle, publié pour la première fois par M. Édélestand Du Méril. Paris 1846. 8. S. XXXIII bis XLIV. F. Diez, Altromaniſche Sprachdenkmale, berichtigt und erklärt, nebſt einer Abhandlung über den epiſchen Vers. Bonn 1846. 8. S. 130. W. J. A. Jonckbloet, Geſchiedenis der middennederlandſche dichtkunſt. II. Amſterdam 1852. 8. S. 55 bis 57. A. Holtzmann in F. Pfeiffers Germania. I. Stuttgart 1856. 8. S. 493. 494.

Fabliaux entgegen, ſo zeigt ſich dieß noch auffallender und man möchte vermuthen, daß, ſo wie in dem epiſchen Geſange das deutſche, ſo in der Erzählungspoeſie das galliſche Element der francogalliſchen Nation vorgeſchlagen habe.

Hiemit iſt übrigens wohl der Einfluß deutſcher Sinnesart, aber nicht zugleich die Einwirkung des deutſchen Geſanges ſelbſt gegeben. Ob in der Fabelgeſchichte ſelbſt und deren Ausbildung ein ſolcher Zuſammenhang ſtattgefunden habe oder nicht, wird erſt die vollſtändigere Kenntnis der [101] altfranzöſiſchen Poeſie aufhellen [1]. In Hinſicht auf die Darſtellung, den Stil, findet zwar allerdings viele Ähnlichkeit zwiſchen dem franzöſiſchen und dem deutſchen Epos ſtatt, aber da beide wieder ſo manche Zuſammenſtellung mit dem griechiſchen geſtatten, ſo könnte der Grund jener Ähnlichkeit ſchon in der Natur der dargeſtellten Gegenſtände, im Weſen der epiſchen Darſtellung überhaupt und in der analogen Bildungsſtufe geſucht werden. Nur eine ſolche Vergleichung, welche ſich durch die Menge und Beſtändigkeit treffender Einzelnheiten bewährte, könnte hierin überzeugend werden [2]. Die Versart jedoch geſtattet ſchon jetzt eine merkwürdige Beziehung.

G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne S. 43 bis 52. Für den deutſchen Urſprung des altfranzöſiſchen Heldenliedes iſt namentlich L. Gautier eingetreten. Man vergleiche Les épopées françaises I, S. 10 bis 27. „Les épopées françaises, les chansons de geste“, ſagt Gautier S. 10, „sont d'origine et de nature essentiellement germaniques.“ Gegen Gautier hat ſich Paul Meyer, Recherches sur l'épopée française S. 57 bis 59 ausgeſprochen. Man vergleiche auch die Bemerkung von J. Grimm oben S. 337, Anmerkung 3. H.]

[1] Görres a. a. O. S. 126 hat das Gedicht des Stricker als den Nibelungen nachgebildet dargeſtellt. W. C. Grimm, Altdäniſche Heldenlieder u. ſ. w. S. 503, bemerkt, daß in Ritſons Ancient english romances III, 274 zwei Helden Hildebrant und Herebrant aus einem altfranzöſiſchen Gedicht angeführt werden, welche in den altdeutſchen Cyklus gehören möchten. [Vgl. W. Grimm, Ruolandes liet S. CXX bis CXXII. G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne S. 118 bis 129. F. Diez a. a. O. S. 130. K. Simrock, Die Nibelungenſtrophe und ihr Urſprung. Beitrag zur deutſchen Metrik. Bonn 1858. 8. S. 96. H.]

[2] In den Noten der Beilage iſt ein Verſuch gemacht, einzelne Züge, Redeformen, Wendungen u. ſ. w. des Romans von Viane mit ſolchen aus dem Nibelungenliede zu vergleichen. Schon aus den oben angeführten Gründen kann jedoch auf dieſen erſten Verſuch noch kein beſondres Gewicht gelegt werden.

[102] Der epiſche Alexandriner der Franzoſen iſt gerade der Vers der deutſchen Heldengedichte. Sollte nicht der Nibelungenvers als der epiſche Stammvers der germaniſchen Völkerſchaften zu betrachten ſein, welchen ſie auf ihren Wanderungen mitgenommen und in den eroberten Ländern unter verſchiedenen Modifikationen einheimiſch gemacht [1]?

Bei den Deutſchen und den Nordländern, als den Stammvölkern, erſcheint er in ſeiner gröſten Einfachheit und Freiheit; in den engliſchen Balladen hat er ſich, wie auf etwas verſchiedene Weiſe (mit hinzugekommenem Reim) nachher in Deutſchland ſelbſt, in ſchärſere Abſchnitte zerſetzt; in den franzöſiſchen Gedichten iſt der Reichthum der Reime hinzugetreten, als Folge der großen Reimfähigkeit aller Sprachen römiſchen Urſprungs. Auch das alte ſpaniſche Gedicht vom Cid iſt in ähnlicher Versart verfaßt [2].

Die Zuſammenſetzung der franzöſiſchen Nation aus ſo verſchiedenen Völkerſtämmen macht es überhaupt zu einem Gegenſtande der Unterſuchung, was ſich in der altfranzöſiſchen Poeſie als Beitrag jedes einzelnen noch erkennen laſſe. Hier [103] mag es nicht überflüſſig ſein, den fränkiſchen Cyklus mit zwei andern, in der nordfranzöſchen Poeſie ſich auszeichnenden Fabelkreiſen zuſammenzuſtellen.

Möglich, aber nicht wahrſcheinlich, wäre es ſogar, daß vielmehr der Stil der franzöſiſchen Gedichte auf den des deutſchen Epos, in ſeiner jetzigen Geſtalt, eingewirkt hätte, ſo wie ſich in den Nibelungen einzelne franzöſiſche Worte nachweiſen laſſen.

[1] [Vgl. Schriften I, S. 357 bis 388. W. Wackernagel, Altfranzöſiſche Lieder und Leiche S. 213. Derſelbe, Geſchichte der deutſchen Litteratur S. 131. 132. F. Diez a. a. O. S. 130 bis 132. A. Holtzmann, Unterſuchungen über das Nibelungenlied. Stuttgart 1854. 4. S. 77. K. Simrock a. a. O. S. 1. 2. 95. 96. Man vergleiche auch K. Bartſch in Pfeiffers Germania B. IV. Wien 1859. 8. S. 124 bis 128. Es iſt wol manchem Leſer von Belange, zu erfahren, daß mir Uhland die Schrift von Simrock für das beſte erklärt hat, was in dieſer Sache geſchrieben worden. Über den epiſchen Vers und das epiſche Couplet der Franzoſen hat ſich zuletzt noch L. Gautier im erſten Bande ſeiner Épopées françaises S. 192 bis 228 ausführlich verbreitet. Man vergleiche dazu K. Bartſch in der Revue critique d'histoire et de littérature. Paris 1866. S. Nr. 52, S. 410. 411. H.]

[2] Man vgl. hierher Grimm a. a. O. S. XXXVII. [Über die Versart des Poema del Cid vergleiche man Diez a. a. O. S. 107. Simrock a. a. O. S. 99. 100. Ferdinand Wolf, Studien zur Geſchichte der ſpaniſchen und portugieſiſchen Nationallitteratur. Berlin 1859. 8. S. 42. H.]

Nicht ohne Einfluß war das fränkiſche Epos auf die Ausbildung der urſprünglich brittiſchen Dichtungen vom König Artus und der Tafelrunde. Aber zu eigentlich epiſchem Leben ſind dieſe dadurch keineswegs in der franzöſiſchen Poeſie gelangt, vielmehr mag eben dieſe Umſchmelzung nach einem fremden Gedichtkreiſe die phantaſtiſche Bodenloſigkeit befördert haben, womit ſie großentheils in der franzöſiſchen und aus dieſer auch in der deutſchen Poeſie erſcheinen.

Ich kenne kein franzöſiſches Gedicht aus dieſem Fabelkreiſe, das in einer der zwei epiſchen Versarten verfaßt wäre[1]. Die dahin einſchlagenden Dichtungen wurden in vierfüßigen Schlagreimen als Reimchroniken, oder als Contes und Fabliaux, zum Theil nach bretagniſchen Lais[2], vorzüglich aber in proſaiſchen Romanen von ungeheurem Umfang bearbeitet. In dieſen Romanen herrſchen Galanterie und Hofzucht, beſonders aber eine auffallende Sentimentalität. Bei den fränkiſchen Helden ſind die Thränen der heftige Ausbruch einer plötzlichen, gewaltſamen Bewegung; Karl, als er den Olivier in Gefahr weiß, verdeckt ſeine Thränen mit dem Pelze (ſ. [104] Beilage, Strophe 18) und Richart, einer von den Aimonsſöhnen, verſpottet ſeine Brüder, als ſie beim Abſchied vom väterlichen Hauſe weinen[3], dem Triſtan und Lanzelot aber iſt das Weinen zur andern Natur geworden und ſie ergießen ſich nicht ſelten in die beweglichſten Klagelieder[4].

---

[1] [Die beiden von Roquefort, Glossaire de la langue romane I, S. 25 angeblich aus einem Roman de Perceval mitgetheilten Langzeilen kommen hier nicht in Betracht. Man vergleiche mein Buch über Creſtien von Troies S. 238, Anmerkung 1. H.]

[2] [Vgl. mein Buch über Creſtien von Troies S. 26 und Anmerkung 1 daſelbſt. H.]

[3] Mainte larme ont plouré à celle départie,
Mais le gentil Richart celui ne ploura mie,
Car il estoit si fier que oncques jour de sa vie
Il ne dengna plourer, tant eust de hachie.
Ains en moquoit les autres et tanchoit à la fie
Et disoit: „Nuls francs cuers plourer ne devoit mie
Pour meschief ne destresse, annuy ne vilonie.“

[Man ſehe dieſe Stelle in Bekkers Fierabras S. III, Z. 180 bis 186. H.]

[4] S. oben S. 344, Anmerkung 2. Aber kein Wunder, daß Triſtan ſo traurig iſt. Man höre, wie ihn ſeine Mutter, gleich nach der Geburt für die Traurigkeit

In Wales herrſcht König Artus und hier iſt die Tafelrunde, aus Kleinbritannien ſtammen die zwei erſten Ritter derſelben, Lanzelot und Tri[105]ſtan, das letztere Land iſt als Lehen mit dem erſtern verbunden, beide ſind Schauplatz der Thaten und Leiden der Helden von der Tafelrunde. Gottfried von Monmouth, der erſte bekannte Erzähler der Geſchichten von Artus, will dieſelben aus der Bretagne erhalten haben [1]; alles dieß deutet darauf, daß die dahin einſchlagenden Dichtungen, bei aller phantaſtiſchen Willkür und bei aller Umbildung nach dem fränkiſchen Epos, doch in den verwandten Provinzen, Wales und Bretagne,

---

einweiht: „Triste vins ici; triste j'accouche; en tristesse t'ai eu; triste est la première fête que je te fais; pour toi mourrai triste; et comme ainsi par tristesse es venu en terre, à tant auras nom Tristan."

[1] S. Eichhorns Allgemeine Geſchichte der Cultur und Litteratur. Bd. I, Erläut. S. 41. Dieſer Schriftſteller ſucht übrigens die Angabe des Gottfried von Monmouth, als hätte er bloß eine durch Walther, Archidiaconus von Oxford, aus der Bretagne mitgebrachte Geſchichte der Könige von Britannien ins Lateiniſche überſetzt, als Erdichtung darzuſtellen. Mag ſie auch nicht nach ihrem vollen Inhalt wahrhaft ſein, die Hindeutung auf Bretagne kann immerhin einigen Grund haben. Nimmt man aber mit Eichhorn an, daß Gottfried von Monmouth wälſche Dichterſagen nach dem Turpin zugebildet, ſo haben wir ſtatt der Bretagne das Mutterland, und dieß ſtimmt nicht weniger für die folgende Ausführung. Auch führt Percy, Reliques of ancient english Poetry Vol. III, b. 1 in der Einleitung, an, daß die Walliſer einige ſehr alte Romane vom König Artus haben. Die Angabe in einem Roman von der Tafelrunde, daß Ruſticien de Piſe ein Ritterbuch in lateiniſcher Sprache aus den Erzählungen von Artus und deſſen Rittern geſammelt habe, welche durch Theleſin und Melchin, zwei Bretagner, in ihren Chroniken aufgezeichnet worden, iſt eine weitere Andeutung. [Vgl. Schriften II, S. 112 bis 117. San-Marte, Die Arthurſage und die Mährchen des rothen Buches von Hergeſt. Quedlinburg und Leipzig 1842. 8. Gottfried von Monmouth, Historia regum Britanniae, mit litterarhiſtoriſcher Einleitung und ausführlichen Anmerkungen, und Brut Tysilio, altwälſche Chronik, in deutſcher Überſetzung. Herausgegeben von San-Marte (A. Schulz). Halle 1854. 8. Ausführliche litterariſche Nachweiſungen über die Arthurſage und die ihr angehörenden Gedichte finden ſich bei Gräße, Die großen Sagenkreiſe des Mittelalters, und in meinem Buche über Creſtien von Troies. Man vergleiche auch F. Zarncke, Über das Verhältnis des Brut y Tysilio zu Gottfrieds Historia regum Britanniæ, in Eberts Jahrbuch für romaniſche und engliſche Litteratur B. V. Leipzig 1863. 8. S. 249 bis 264. A. Holtzmann, Artus, in Pfeiffers Germania B. XII. Wien 1867. 8. S. 257 bis 284. H.]

eine Heimath haben. Nimmt man hinzu, daß der weinerliche Ton in den oben erwähnten proſaiſchen Romanen (über welchem ich übrigens die ſonſtigen Schönheiten derſelben kei[107]neswegs verkenne und durch welchen nicht ſelten das echtere Gefühl hervorbricht) nur Ausartung einer edleren Sentimentalität zu ſein ſcheint, wie ſie in den kleinen bretagniſchen Romanzen, Lais [1], gewaltet, welche nicht ſelten Gegenſtände aus dem Cyklus der Tafelrunde behandeln; daß eben dieſe Lais durch Ton und Form, durch Geiſt und Inhalt eine ganz beſondre Gedichtart ausmachen: ſo läßt ſich wohl mit Recht annehmen, daß bei den nach Armorica geflüchteten [107] Britten ſich eine eigenthümliche Poeſie gebildet habe, die ſich nicht bloß durch Originalität in Geiſt und Weiſe, ſondern auch durch nationale Mythen ausgezeichnet, welche zum Theil ſchon aus dem Mutterlande mitgebracht ſein mochten, wenigſtens in vielfacher Beziehung auf dasſelbe ſtehen.

In der Normandie reihte ſich eine Folge nationaler Kunden, welche ſich zwar nicht zu einem beſondern epiſchen Cyklus erweitert und gebildet haben, aber doch vom Vater auf den Sohn fortſchreiten und auch innerlich durch einen eigenthümlich finſtern Geiſt zuſammenhängen. Was ich davon kenne, ſind einige Sagen von den Roberten und Richarden im Anfange normänniſcher Chroniken, beſonders der vortrefflichen Reimchronik von Wace [2], ſodann die beiden Volksromane von Robert dem Teufel und deſſen Sohne Richard Ohnefurcht [3]. Der erſtere macht durch ſeinen [108] bedeutſamen Inhalt um ſo mehr aufmerkſam auf ein noch vorhandenes Gedicht in der epiſchen Alexandrinerweiſe über denſelben Helden [1].

---

[1] Auszüge und Beſchreibungen fünf ſolcher Lais ſtehen bei Legrand Band IV, S. 27 bis 37. Daß ich dieſe Art von Gedichten bretagniſch nenne, geſchieht darum, weil ſie in beſtändiger Beziehung auf die Bretagne ſtehen. Es wird davon vielleicht zu andrer Zeit beſonders gehandelt werden. Auch die Provenzalen hatten Lais, aber die Gleichheit der Namen begründet noch keine innere Verwandtſchaft. [Vgl. F. Wolf, Über die Lais. Heidelberg 1841. 8. H.]

[2] S. oben S. 354, Anmerkung 2, und S. 357, Anmerkung 2. Zwei ſolche Kunden aus dieſer Reimchronik ſtehen, mit einigen andern altfranzöſiſchen Gedichten, von mir überſetzt in Kerners Poetiſchem Almanach für 1812. [Uhland hat dieſe altfranzöſiſchen Stücke nachher auch in die Sammlung ſeiner Gedichte aufgenommen, zuerſt in die zweite Auflage vom Jahre 1820. H.] Der eigentliche Roman de Rou mag gleichfalls Manches dieſer Art enthalten.

[3] La terrible et épouvantable vie de Robert le Diable, avec plusieurs choses remarquables contenues en icelle, à Limoges, chez F. Chapouland, imprimeur-libraire. 28 Seiten. L'histoire de Richard Sans-Peur, Duc de

Der finſtere, geſpenſtiſche Charakter dieſer normänniſchen Dichtungen deutet beſtimmt auf nordiſche Abkunft [2]. Verkehr mit dem böſen Geiſte, nächtlicher Geiſterſpuk erſcheinen darin bald als finſterer Ernſt, bald als ſchauerlicher Scherz. Robert der Teufel, ſchon vor der Geburt verflucht, unter Sturm und Gewitter geboren, unter Frevel aufgewachſen, baut ſich ein Haus im dunkeln Walde, wo er alle erdenkbaren Greuelthaten verübt, zuletzt aber vor ſich ſelbſt erſchrickt und durch eine wunderbare Buße mit dem Him[109]mel verſöhnt wird. Richard Ohnefurcht reitet immer in der Nacht umher, ſieht bei Nacht, ſo gut als am Tage, neckt die Geiſter und wird von ihnen geneckt, beſteht gegen ſie und durch

---

Normandie, fils unique de Robert le Diable, lequel par sa grande générosité fut Roi d'Angleterre. A Troyes, par les associés. 27 Seiten. So wie dieſe Volksbücher jetzt in Paris ausgeboten werden, ſind ſie freilich ſehr verſtümmelt, beſonders das letztere. Eine Skizze des erſteren ſteht in Görres Volksbüchern S. 216. [Vgl. Nouvelle bibliothèque bleue ou légendes populaires de la France, précédées d'une introduction par M. Charles Nodier de l'Académie française et accompagnées de notices littéraires et historiques par M. Le Roux de Lincy. (Robert le Diable. Richard sans peur. Jean de Paris u. ſ. w.) Paris 1842. 8. Gräße, Lehrbuch einer Litterärgeſchichte der berühmteſten Völker des Mittelalters. Zweite Abtheilung, zweite Hälfte. Dresden und Leipzig 1842. 8. S. 628. 629. Derſelbe, Die großen Sagenkreiſe S. 355. 356. A. v. Keller, Altfranzöſiſche Sagen B. II, S. 58 bis 166. De la légende de Robert le Diable par M. Édélestand du Méril. Extrait de la Revue contemporaine, livraison du 15 juin. Paris 1854. 8. Mit Zuſätzen wiederholt in des Verfaſſers Études sur quelques points d'archéologie et d'histoire littéraire. Paris und Leipzig 1862. 8. S. 273 ff. Charles Niſard, Histoire des livres populaires ou de la littérature du colportage depuis le XVe siècle u. ſ. w. II. Paris 1854. 8. S. 485 bis 500. H.]

[1] Dict de Robert le Deable, Mss. fonds de l'Église de Paris, N. 21. 3. Die Versart desſelben läßt ſich aus mehreren in Roqueforts Glossaire (z. B. s. v. Nas) daraus angeführten Stellen erſehen. [Einen ſpäteſtens im Anfange des 16 Jahrhunderts gedruckten verſificierten „Romant de Richart, filz de Robert le diable" hat Silveſtre in ſeiner Collection de poésies, romans, chroniques u. ſ. w. Paris 1838, wieder herausgegeben. H.]

[2] Man ſtelle ihnen einmal die farbenhellen ſüdlichen von Aucaſſin und Nicolette, von Flos und Blankflos gegenüber!

ihre Hülfe die ſeltſamſten Abenteuer und erinnert an die nordiſchen Geiſterkämpfe[1], ſo wie an die deutſchen Kunden von Heinrich dem Löwen, Thedel Unverferd von Walmoden[2], Junker Rechberger[3].

Dadurch, daß ein Richard von der Normandie in die Genoſſenſchaft Karls des Großen aufgenommen worden[4], verlieren ſich die normänniſchen Kunden gewiſſermaßen im fränkiſchen Epos[5].

---

[1] [Vgl. hierüber Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage, VII, S. 665. 666. H.]

[2] [Vgl. Gödeke, Elf Bücher deutſcher Dichtung. I. Leipzig 1849. 8. S. 149 bis 153. Derſelbe, Grundriß S. 292. H.]

[3] Verwandt mit den normänniſchen Dichtungen iſt die flandriſche vom Grafen Balduin, der ſich mit dem böſen Geiſte vermählt, wovon ein altfranzöſiſcher Roman in Proſa vorhanden iſt. [Vgl. Le livre de Baudoyn, conte de Flandre, suivi de fragments du roman de Trasignyes, publié par Serrure et Voisin. Bruxelles 1836. 8. (réimpression de l'édition de Gand 1485.) F. Wolf, Über die neueſten Leiſtungen S. 122. 123. Gräße, Sagenkreiſe S. 391. 392. Liebrecht-Dunlop S. 479. An Uhlands Gedicht „Junker Rechberger" habe ich wohl nicht erſt zu erinnern. Uhlands Quelle war, um dieß gelegentlich zu bemerken, J. F. Stockhauſen, Mira præsagia mortis, das iſt: Wunderliche Todes-Vorboten u. ſ. w. Helmſtedt 1694. 8. S. 53. 54. Die Geſchichte wird übrigens bekanntlich auch in Kirchhofs Wendunmuth erzählt. Man ſehe auch Schriften I, S. 204. 208. VII, S. 662. H.]

[4] [Vgl. G. Regis, Gloſſar zum Bojardo S. 420. 428. G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne S. 418. 507. L. Gautier II, S. 174, Anm. 2. H.]

[5] [Ausführlicher ſpricht Uhland über den normänniſchen Sagenkreis in den Schriften VII, S. 655 bis 666. H.]

[101] Proben aus altfranzöſiſchen Gedichten.

(Beilage zu der im dritten Heft der Muſen, S. 59 ff. abgedruckten Abhandlung über das altfranzöſiſche Epos.)

Aus dem Heldengedicht von Viane.[1]

Das Gedicht, aus welchem hier Bruchſtücke in der Überſetzung mitgetheilt werden, iſt in litterariſcher Hinſicht in dem vorhergehenden Aufſatze beſchrieben worden. Statt des Reimes im Original iſt hier die Aſſonanz gebraucht, welche, wie zuvor gezeigt worden, der altfranzöſiſchen Poeſie nicht fremd iſt. Die fünf erſten Strophen, welche ſchon in Kerners Poetiſchem Almanach für 1812 ſtehen, ſind einer nochmaligen Durchſicht unterworfen worden. Damit übrigens dieſe Bruchſtücke in ihrem Zuſammenhang erkannt werden mögen, iſt eine darauf berechnete Skizze des Gedichts beigefügt.

[102] Rainier und Gerhard, Söhne Garins von Montglaive, haben Karln dem Großen weſentliche Ritterdienſte gethan. Er giebt dafür dem erſtern das erledigte Genua, dem letztern verſpricht er das erledigte Herzogthum Burgund. Später aber findet er die Witwe des Herzogs ſo ſchön, daß er ihr ſeine eigene Hand anträgt. Die Herzogin, ſchon für Gerhard eingenommen, erbittet ſich Bedenkzeit, während welcher ſie dieſen zu ſich beruft. Gerhard findet es ſonderbar, daß die Frau ſich dem Mann anbiete[2]. Sie beruft ihn zum zweiten Mal und er läßt zurückſagen, daß er

---

[1] [Vgl. oben S. 336, Anmerkung 1. H.]

[2] [P. Paris bemerkt in der Histoire littéraire de la France XXII, S. 268: „Les plus anciennes chansons de geste, d'ailleurs très-concises sur ce qui touche aux questions d'amour et de galanterie, prêtent aux femmes les premières avances; elles nous les montrent luttant contre la pudeur naturelle ou la timidité des plus braves guerriers; et ce moyen ne leur

vor fünfzehn Tagen nicht kommen werde. Hiedurch gekränkt, läßt ſie den König Karl zu ſich laden und dieſer erſcheint ſogleich. Dieſem giebt ſie nun ihre Hand, und, um Gerharden zufrieden zu ſtellen, bewilligt ihm Karl das feſte Viane (Vienne) an der Rhone. Gerhard begiebt ſich in das Gemach des Kaiſers, um ihm zu danken und die Füße zu küſſen. Die neben ihrem Gemahl ſitzende Kaiſerin weiß jedoch ihren Fuß ſo vorzuſtrecken, daß Gerhard für den des Kaiſers den ihrigen küßt. Er bezieht nun Viane und vermählt ſich mit der Wittwe des vorigen Gebieters. Geraume Zeit nachher zieht Aimeri, Sohn des Milon von Apulien, Neffe Gerhards, an den kaiſerlichen Hof. Einmal in der Abweſenheit des Kaiſers erzählt die Kaiſerin dem Ai[103]meri an offener Tafel, was ſie ſeinem Oheim gethan. Aimeri wirft das Meſſer nach ihr, beſchädigt ſie jedoch nicht gefährlich. Von weiterer Rache durch die Umſtehenden abgehalten, begiebt er ſich nach Viane zu ſeinem Oheim. Dieſer, noch den alten Groll hegend und nun von Neuem aufgereizt, beſchließt, den Kaiſer zu bekriegen. Der Kaiſer zieht vor Viane und belagert Gerharden ſieben Jahre lang. Dieſem ſind ſeine Brüder Milon von Apulien, Arnold von Beaulande und Rainier von Genua zu Hülfe gezogen, letzterer mit ſeinem Sohn Olivier und ſeiner Tochter Aude. Im Heere des Kaiſers befinden ſich Karls Neffe Roland, Herzog Naims von Baiern u. a. m. Über einen Falken Rolands, welchen Olivier aufgefangen, gerathen dieſe Jünglinge zuerſt in Hader. Verſchiedene Ritterſtücke von beiden und andre Gefechte. Einmal iſt die ſchöne Aude mit andern Damen aus der Stadt gekommen, um dem Kampfe zuzuſehn; Roland ergreift ſie und will ſie ins Lager wegführen, ſie wird ihm aber von ihrem Bruder wieder abgejagt. Olivier begiebt ſich in des Kaiſers Zelt, um Friedensvorſchläge zu machen, welche jedoch ſchnöde zurückgewieſen werden, worauf Olivier den Roland auf die Inſel unterhalb Viane zum Zweikampf fordert. Die Verabredung wird dahin getroffen, daß, wenn [104] Roland überwunden wird, der Kaiſer abziehe, wenn Olivier unterliegt, Herzog Gerhard Viane übergeben und das Land räumen

---

réussit pas toujours.“ Man ſehe ferner P. Paris, Les chansons de geste, discours d'ouverture du cours de langue et littérature du moyen âge au collège de France, in: Bulletin du bibliophile et du bibliothécaire, revue mensuelle, publiée par J. Techener. Mars. Paris 1859. 8. S. 135 bis 139. Man vgl. auch L. Gautier I, S. 18. 19. II, S. 90. H.]

müſſe. Es erhebt ſich Zank und blutiger Streit zwiſchen Olivier und den Baronen des Kaiſers. Die Vianer kommen dem erſtern zu Hülfe. Allgemeine Schlacht. Die Vianer werden mächtig gedrängt: Gerhard hornt zum Rückzug, faßt Oliviers Zügel, damit dieſer nicht im Gefecht zurückbleibe, und eilt mit ſeiner Schaar in die Stadt zurück.

1.[1]

Schon kehren die Vianer in die Stadt,
Gehoben wird die Brück', das Thor verwahrt.
Als Karl es ſieht, kömmt er von Sinnen faſt,
Laut auf er ſchreit, von wildem Zorn entbrannt:
„Wohlan zum Sturme, wackre Ritterſchaft!
Wer jetzt mir fehlt, was er zu Lehen hat,
Hab' er in Frankreich Bergſchloß oder Stadt,
Thurm oder Beſte, Flecken oder Mark,
Es wird ihm all dem Boden gleich gemacht.“
Auf ſolche Worte kamen all heran,
Die Schildner drangen auf die Mauern dar,
Mit Hammer ſchlagend und geſtähltem Schaft.
Die von Viane ſteigen maueran,
Da werfen Stein' und Scheiter ſie herab
[105] Und mehr denn ſechzig wurden da gemalmt,
Zu Boden mehr denn hundert hingerafft
Der Jünglinge vom ſchönen Frankenland.
„Herr Kaiſer,“ ſagte Herzog Naims im Bart,
„Wollt Ihr die Stadt gewinnen mit Gewalt,
Die hohen Mauern mit den Zinnen ſtark,
Die feſten Thürme, manch Jahrhundert alt,
So Heiden einſt erbaut mit großer Kraft,
In Eurem Leben wird es nicht vollbracht.
Drum ſendet eh' zurück nach Frankenland,

---

[1] [Tirade 1 bis 5 hat Uhland, wie ſchon bemerkt iſt, zuerſt in Juſtinus Kerners Poetiſchem Almanach für das Jahr 1812, S. 243 bis 248 unter dem Titel „Roland und Aude“ mitgetheilt, ſpäterhin, übrigens mit manigfachen Änderungen, unter der Aufſchrift „Roland und Alda“ auch in ſeine Gedichte aufgenommen und zwar zum erſten Mal in die zweite Auflage derſelben vom Jahre 1820. Man vergleiche jetzt die vierundfünfzigſte Auflage, Stuttgart 1869. 8. S. 420 bis 424. Die Überſetzung iſt in Tübingen entſtanden am 28 Februar 1811. H.]

Daß Zimmerleute werden hergebracht!
Und ſind ſie angekommen vor der Stadt,
So laßt ſie bauen Rüſtzeug mancherhand,
Davon die Mauern werden hingerafft!“
Der König hört es, all ſein Blut aufwallt,
Groß Leid hat ihn befallen.

2.

So ſprach der Herzog Naims mit blühndem Kinne:
„Herr Kaiſer Karl, es ſei Euch unverſchwiegen[1]!
[106] So helf' mir Gott! thorecht iſt Euer Sinnen,
Daß Ihr die Stadt vermeinet zu gewinnen
Durch ſolchen Sturm, ſolch ungeſtümes Dringen.
Hoch iſt die Maur, vom Heidenvolk errichtet;
Bei meiner Treu zur heiligen Marie!
Vor Jahresfriſt erobert Ihr ſie nimmer.
Laßt Euch aus Frankreich Hülf' und Steuer ſchicken,
Werkleute, die als Meiſter ſich erwieſen!
So werfen ſie die alten Mauern nieder.“
Der Kaiſer hört es, mächtig er ergrimmet.
„Monjoie!“ rief er aus mit lauter Stimme,
„Was zögert Ihr, Ihr meine kühnen Ritter?“
Von Neuem da der wilde Sturm beginnet,
Sie werfen, ſchleudern, in gewaltgem Grimme.
Und ſieh', ſchön Aude dort, die Minnigliche!
Mit reichem Mantel war ſie wohl gezieret,
Der mit Goldfaden meiſterlich geſticket;
Die Augen blau, und blühend das Geſichte[2].
[107] Sie trat auf der gewaltgen Veſte Zinnen.

---

[1] nel vos celerai mie. Sonſt auch: ne vos soit pas celé u. dgl. Eine ſehr gewöhnliche Form, vgl. Strophe 2, V. 36. Str. 7, V. 12. Str. 36, V. 14 und 33. Lied der Nibelunge (Müllers Ausgabe): V. 420: Do ſprach der gaſt zem künige: Daz ſol iuch unverdaget ſin. V. 4510: Daz ir mir, fürſte, erloubet, ſo wil ich niht verdagen. Ebenſo V. 566.

[2] Lied der Nibelunge V. 1115 ff.:

Er ſach die minneklichen nu vil herlichen ſtan,
Ja luht ir von ir wäte vil manic edel ſtein,
Ir roſenrotiu varwe vil minnekliche ſchein.

Als ſie den Sturm, das wilde Toben ſiehet,
Da bückt ſie ſich, 'nen Stein hat ſie ergriffen,
Auf eines Gaſcons Helm wirft ſie ihn nieder,
Daß ſie den ganzen Helmring ihm zerſplittert,
Es fehlte wenig, wär' er todt geblieben.
Roland erſah es, mit dem kühnen Blicke,
Der edle Graf, er rief mit lauter Stimme:
„Von dieſer Seite, bei dem Sohn Mariens!
Wird man die Veſte nimmermehr gewinnen,
Denn gegen Damen ſtürm' ich nun und nimmer.“
Er ließ nicht länger, daß er nicht ihr riefe[1]:
„Wer ſeid Ihr doch, o Jungfrau, Adeliche?
Wenn ich Euch frage, nehmts in gutem Sinne!
Ich frag' es nicht um irgend Unglimpfs willen.“
„Herr,“ ſagte ſie, „es bleib' Euch unverſchwiegen!
Die mich erzogen, Aude ſie mich hießen,
Die Tochter Rainiers, welchem Genua pflichtet,
Die Schweſter Oliviers, mit kühnem Blicke,
Gerhards, des mächtigen Gebieters, Nichte;
Mein Stamm er iſt erlaucht und hochgebietend.
Bis heute bin ich ohne Herrn geblieben
[108] Und werd' es bleiben, bei dem Sohn Mariens[2],
Es wäre denn mit Herzog Gerhards Willen
Und Oliviers, den Rittertugend zieret.“
Da ſprach Roland für ſich, mit leiſer Stimme:
„Es thut mir leid, beim ewgen Sohn Mariens,
Daß Ihr Euch nicht in meiner Haft befindet.
Doch ſoll es noch geſchehn, nach Gottes Willen,
Durch jenen Kampf, zu welchem mich beſchieden
Olivier, der Genueſer.“

3.

So ſprach ſchön Aude, die Verſtändige:
„Herr Ritter, nun ich hab' Euch nicht verhehlt,

---

[1] Or ne lairait ke des or ne li die. Lied der Nibelunge V. 6967 f.:
Ezele, der riche, daz niht langer lie,
Er ſpranc von ſime ſedele.

[2] Lied der Nibelunge V. 58: Ane recken minne ſo wil ich immer ſin.

Was Ihr von mir erforſchet und begehrt.
Nun ſagt hinwieder mir, ſo Euch gefällt [1],
Von wann Ihr ſeid und welches Eur Geſchlecht!
Es ſteht Euch wohl der Schild, mit Reifen feſt,
Und jenes Schwert, das Euch zur Seite hängt,
[109] Und jene Lanze, dran das Fähnlein weht,
Und unter Euch das apfelgraue Pferd,
Das flugs, wie ein beſchwingter Pfeil, hinrennt.
Ihr drängtet heute mächtig unſer Heer,
Vor allen Andern ſcheinet Ihr ein Held.
Nun glaub' ich wohl, wie mirs in Sinnen ſteht,
Daß Eure Freundin hohe Schönheit trägt.“
Roland vernahm es und er lachte hell.
„Ja, Dame,“ ſprach er, „wahr iſt, was Ihr ſprecht.
In Chriſtenlanden keine Gleiche lebt,
Noch ſonſten, daß ich wüßte.“

4.

Als Roland höret, daß ſie alſo ſpricht,
Entdeckt er ihr ſein ganzes Herze nicht,
Doch allerwegen gut er ſie beſchied:
„Jungfrau, nach Wahrheit geb' ich Euch Bericht:
Roland benennen meine Freunde mich.“
Schön Aude hört' es, wohl ihr das gefiel:
„Seid Ihr der Roland, welcher, wie man ſpricht,
Mit meinem Bruder ſich zum Kampf beſchied,
Noch wißt Ihr wenig, wie ſo kühn er iſt.
Und habt Ihr Kampf beſchloſſen gegen ihn,
Auf Treue ſag' ich Euch, es kränket mich,
Weil man für meinen Freund Euch halten will,
Wie mir zu Ohren kam von dort und hie.
[110] Bei jener Treu, womit Ihr Karlen dient!
Wär' ich nicht geſtern Eurer Haft entwiſcht,
Erbarmen nicht, noch Gnade hättet Ihr,
Daß zu den Meinen Ihr mich wieder ließt.“

---

[1] Or me redites, s'il vos plait, verité! Vgl. Str. 22, V. 17. Auch: se il vos vient en gré. Str. 36, V. 22. Lied der Nibelunge 5362: Ob ez dir wol gevalle.

Roland vernahm es wohl, antwortet' ihr:
„Ich bitt' in Liebe, ſpottet meiner nicht!“
Der Kaiſer rief den Grafen von Berri:
„Herr Lambert, gebt mir redlichen Bericht!
Wer iſt die Dam' auf jener alten Zinn',
Die mit dem Roland ſpricht, und er mit ihr?“
„Bei meiner Treue!“ Lambert ihn beſchied,
„Schön Aude iſts, das edle Frauenbild,
Rainiers von Genua, des Tapfern, Kind.
Der Lombard ſoll ſie führen nach Roin[1].“
„Das wird er nicht,“ verſetzt der Kaiſer ihm,
„Roland hat ſelbſt auf ſie geſtellt den Sinn.
Eh' stürben hundert Mann, in Stahl geſtrickt,
Bevor der Lombard Auden führte hin.“
So ſprach der Kaiſer, Roland aber ſchied
Von Auden, die auf hoher Mauer blieb.
Der König ſieht es, neckt ein wenig ihn:
„Traut Neffe,“ ſpricht er, „was iſt Euer Sinn
Gegen die Maid, mit der Ihr ſprachet hie?
Wenn irgend Zorn Ihr heget gegen ſie,
In Liebe bitt' ich Euch, verzeihet ihr!“
Roland vernahms, ſein Blut empörte ſich
Aus Schaam vor ſeinem Öhme.

---

[1] [Die Überſetzung iſt hier unrichtig. Der Text lautet bei Bekker S. XXXI, Z. 1851: Mener l'en doit li Lombars Enroin. S. 163 bemerkt Bekker: „Der Name Enroin oder Euroin kommt auch im Agolant vor, Blatt 172:

quant Hiamont voit l'enseigne à vis Girart
desus la tor qui reflamboie et art,
par mal talent empoigna Durendart.
si fiert un Franc qu'en ij moitiez le part,
et puis ra mort Acelin et Benart
et Rocelin Guielin et Guichart
et Enroin et Robert et Richart.
quan qu' Hiamon fiert, qui a cuer de lipart,
ne puet garir que de mort n'ait sa part.“

Tarbé macht in ſeiner Ausgabe des Romans de Girard de Viane S. 191 zu dem Namen Enroin folgende Bemerkung: „Didier, roi des Lombards, demanda en mariage pour son fils Gisele, sœur de Charlemagne. Il y a peut être ici une allusion au refus qu'il subit.“ H.]

[111] 5.

„Traut Neffe mein,“ ſprach Karl, der ſtarke Held,
„Ob jener Maid, mit welcher Ihr geredt,
Habt Ihr zu lang verweilet an der Stell'.
Denn aus der Stadt brach Olivier indeſs
Und mit ihm hundert Ritter, wohl bewehrt,
Sie haben überfallen Euer Heer,
Der Unſern Zwanzigen das Haupt geſpellt
Und ihrer viel gefangen weggeſchleppt.
Die Jungfrau Aude wuſt' es wohl vorher,
Sie hat Euch nur gehöhnet und geneckt.“
Roland vernahms, ſchier kam von Sinnen er,
Von wildem Grimm das Angeſicht ihm brennt.
Als nun der Kaiſer Rolands Zorn geſehn,
Da thät er freundlich ihn beſchwichtigen:
„Traut Neffe,“ ſprach er, „zürnet nicht ſo ſehr!
Ob jener Maid, mit welcher Ihr geredt,
Ziehn wir zurück zu Hütten und Gezelt[1]
Und ihr zu Liebe nimmt der Sturm ein End'.“
Roland verſetzte: „So, wie Ihr befehlt!“
Ein Horn erſcholl, es wandte ſich das Heer.

[112] In der Nacht träumt es dem Kaiſer, wie ſein Habicht mit einem Falken, der aus der Stadt hergeflogen, heftig kämpfe, wie aber zuletzt die Vögel Frieden machen und ſich ſchnäbeln. Ein weiſer Meiſter deutet es auf den Zweikampf der Jünglinge[2]. Olivier rüſtet ſich in aller Frühe. Ein alter Jude, Joachim, iſt gutmüthig genug, ihn mit vortrefflichen Waffen (worunter ein Halsberg, welches Äneas vor Troja erobert) auszuſtatten, ob er gleich von Olivier nicht wenig geneckt wird. Die Waffen werden jedoch zuvor vom Biſchof eingeſegnet. Olivier reitet, Gerhards Abmahnung unerachtet, von dannen, läßt ſich auf die Inſel überſetzen und ſtößt dreimal ins Horn. Roland, höchlich erfreut, rüſtet ſich gleichfalls und gürtet das gute Schwert Durendart um. Vergeblich räth ihm der Kaiſer ab, der Oliviers ſo wenig, als Rolands Schaden wünſcht.

---

[1] Nos en irons as loges et as treis. Lied der Nibelunge V. 4950: Do ſach man uf geſpannen hütten unt gezelt. Vgl. V. 2191. 5158. 5794. 6253.

[2] Ähnlich iſt Chriemhildens Traum von ihrem Falken und den zwei Aaren, Lied der Nibelunge V. 48 bis 56.

6.

Roland ſogleich ein werthes Roſs beſtieg,
Man hängt' ihm an den Hals 'nen feſten Schild,
[113] Dann nahm er in die Fauſt den ſtarken Spieß,
Das Fähnlein an fünf goldnen Stiften hieng.
Vorliegend rennt er an den Zelten hin,
Zur Rhone kömmt er, ſender weitre Friſt
Auf ſeinem werthen Roſs er überſchwimmt,
Gerad' aus zieht er nach dem Eiland hin,
Wo Olivier, der Kühne, ſich befindt.
Herzog Roland ſein Pferd anſprengen ließ,
Olivier ſiehts, entgegen rannt' er ihm,
Den feſten Schild, den wandt' er vors Geſicht,
Weil Rolands Muth er kannte.

7.

Als Olivier den Roland kaum erſpäht,
Kömmt er entgegen ihm, als ſtolzer Held [1].
Der Herzog Roland reitet näher her
Und ruft ihm zu: „Wer ſeid Ihr, Ritter? ſprecht!
Ein freier Alemann, ein Bairiſcher,
Flamländer, Normann, oder andrer Held?“
„Nun helf' uns Gott!“ verſetzt Graf Olivier,
„Herr Roland, kennet Ihr mich denn nicht mehr?
[114] Ich bin der Sohn vom tapferen Rainier,
Dem Herrn von Genua, hohen Lobes werth [2],
Mein Ohm iſt Herr Gerhard, der Kriegesheld,
Mein Vetter iſt, das ſei Euch unverhehlt,
Herr Aimeri, ein Jüngling ſtolzgeherzt,
Der, dem ihr geſtern weggeführt ſein Pferd;

---

[1] Contre lui vient en guise d'ome fier. Anderswo: a guise de baron, comme dui chanpeon. Vgl. Str. 12, V. 28. Str. 28, V. 15. Str. 16, V. 3. Lied der Nibelunge: Er lief uf zuo den geſten eime recken gelich.

[2] ki tant fait à pr(o)isier. Sonſt auch: ki moult fait à proisier oder à loer. Vgl. Str. 21, V. 14. Str. 23, V. 1. 13. Str. 28, V. 20. Ferner: Rollant li proisié; Rome, France la loée u. ſ. w. So iſt in dem Lied der Nibelunge „lobelich“ das gangbarſte und allgemeinſte Beiwort.

Zu rächen meinen Vetter, kam ich her.
Wohl bin ich jenes Tages eingedenk,
Da meine Schweſter Ihr, die Liebliche,
Schön Auden, dannen führtet auf dem Pferd.
Gott, dem getreuen Vater, dank' ich es,
Daß ich ſie rettete mit blankem Schwert.
Damals bedurftet Ihr der Sporen ſehr,
Um heimzukehren zu dem Frankenheer.
Doch ſag' ich dieſes nicht, um Euch zu ſchmähn,
Vielmehr erſuch' ich Euch, mein edler Held,
Daß Ihr mit Eurem Öhm uns Frieden werbt.
Schön Auden ließ' ich Euch zum Weibe gern [1]."
[115] Da ſprach Roland: „Was hör' ich für Geſchwätz?
Wenn ich zu Fuß dich, neben meinem Pferd,
Nach Frankreich führe, als Gefangenen,
Dann nehm' ich Auden, wen es immer kränkt."
„Nein, wahrlich nicht!" antwortet Olivier,
„So lang als ich noch lebe."

8.

Olivier war voll ritterlichen Sinnes;
Wie er den Roland ſo feindſelig findet,
Spricht er zu Jenem, inniglich erbittert:
„Herr Roland, bei dem ewgen Sohn Mariens,
Ein Wahnwitz iſt es, muß ich Euch verſichern,
Wenn Ihr vermeint in Eurem ſtolzen Sinne,
Zum Dienſte meinen Öhm Gerhard zu zwingen.
In ſeinem Leben wird er nicht Euch pflichten,
Um ganz Normannenland geſtatt' ichs nimmer."
Und Roland ſprach: „Ich hör', du redeſt irre,
Nicht einen Elsbeer [2] gilt mir all dein Schimpfen [3].

---

[1] Vgl. Str. 9, V. 16. Lied der Nibelunge V. 1324 f.:
Unt kumt diu ſchöne Prünhilt in dizze lant,
So wil ich dir ze wibe die mine ſweſter geben.

[2] [? eine Elsbeer'. H.]

[3] Kan ke tu dis, ne pris pas une alie. Vgl. Str. 25, V. 23. Deutſches Volksbuch von den vier Heimonskindern, Kap. 11: „Ich gebe nicht eine Kirſche um den König Karl."

[116] Wenn Gott den blanken Durendart mir friſtet[1],
Sollt du vor Veſperzeit dein Haupt verlieren[2]."
Sprach Olivier: „Das bin ich nicht gewillet.
Der Herzog Gerhard mit dem kühnen Blicke
Der hätte davon Schaden."

9.

Die beiden Krieger auf dem Eiland ſtehn,
Zween ſolche Ritter hat man nie geſehn.
Zum Sohne Rainiers ſpricht des Königs Neff[3]:
„Vaſall," ſo ſagt er, „laßt die Rede ſtehn!
Viane zu erſtreiten, kam ich her,
[117] Die feſte Stadt, mit hohem Wall bewehrt,
Für Karl den Großen, meinen rechten Herrn.
Und ſeid Ihr tapfer, jetzt bedürft Ihr deſs."
Ihm gab Antwort der edel Olivier,
Sprach ſolche Worte, drob er Preiſes werth,
Darum mit Recht ihn jeder Ritter ehrt[4]:
„Herr Roland, edler Ritter, tapfrer Held,
Um Gottes willen, der zum Heil der Welt
Am heilgen Kreuze litt den Todesſchmerz,
Erſuch' ich Euch, bringt dieſen Krieg zum End'!
Schön Aude würde dir zum Weib gewährt,
Viane ſollteſt du befehligen;
Herzog Gerhard bewilligt mir es gern.
In großer Schlacht und in des Sturms Gedräng'
Werd' ich dein Panner ſein, dieweil ich leb'."
Roland verſetzt: „Sprich nicht von Frieden mehr!
Wann ich dich umgebracht mit blanker Wehr,

---

[1] Se deus me save Durendart la forbie. Vgl. Str. 28, V. 32. Lied der Nibelunge V. 9192: Ez enſi, daz mir zebreſte daz Nibelunges ſwert.

[2] Le chief perdrais ainz ore de conplie. Lied der Nibelunge V. 771: E ſich der tac verende, ſol ich habn den lip.

[3] Vgl. Str. 22, V. 36. Str. 28, V. 13. So im Lied der Nibelunge: daz Sigemundes kint; Sifrit, des küniges Sigemundes ſun; daz Sigelinde kint; daz Uoten kint; des küenen Adrianes kint.

[4] Lied der Nibelunge V. 7562: Dar umbe lop vil grozen der küene Dancwart gewan.

Wird Viane mein und Aude mir vermählt,
Trotz deinem ganzen Sippe[1]."

10.

Olivier, mit dem kühnen Herzen, ſpricht:
„Herr Roland, wollt verzeihen, Gott zulieb!
Was Ihr geſprochen, das geſchiehet nie.
[118] Nein, thut, warum ich Euch in Liebe bitt'!
Um Gottes willen, der wahrhaftig iſt,
Bewirkt den Frieden! Freunde ſeien wir!
Um alle Heldenehre wollt' ich nicht,
Daß Ihr beſchädigt würdet je von mir.
Am Ende käme doch, wohl weiß ich dieß,
Mein ganz Geſchlecht darob zu Schand und Schimpf.
Der König und mein Oheim würden nie
Wohlwollend und befreundet unter ſich.
Nein, thut, warum ich Euch erſuch' und bitt'!
Ich und mein Oheim, mit dem kühnen Sinn,
Sind Eure Mannen dann mit Eid und Pflicht."
„Traun!" ſprach Roland, „du beugſt nicht meinen Sinn.
Nein, tödten oder fangen muß ich dich,
Zum König Karl, der mein Ernährer iſt,
In ſeine Haft dich führen neben mir.
Dort ſollt du bleiben, wahrhaft ſag' ich dieß[2],
Bis man dich aus dem Lande bannen wird.
Dann wird ſammt Auden Viane mir verliehn,
Gerhard, dein Öhm, der ſeinen Herrn verrieth,
Wird als ein armer Bettelmann entfliehn."
[119] Olivier ſprach: „Das iſt ein leer Gedicht.
Ich bin ein Thor, wenn ich dich länger bitt'.
Mein Gott! wie kams, daß ich um Gnade rief?
Ein Thor wohl bin ich und ein feiger Wicht[3].

---

[1] [? deiner. H.]

[2] par verté le te di. So auch oben Str. 4, V. 4. Lied der Nibelunge V. 8225: daz ſi iu werlich geſeit!

[3] Lied der Nibelunge V. 7483 f.:

So enwelt ir niht erwinden? ſprach do Dancwart,
So riuwet mich min vlehen, daz wäre baz verſpart.

Hilf du mir, Gott, du meine Zuverſicht!
Herr Roland, ſint es nun nicht anders iſt
Und mir von Euch nicht Gnade werden will,
Sollt Ihr nicht ſagen, daß ich Euch verrieth;
Verwahret Euch! ich widerſag' Euch itzt,
Ich hab' Euch wohl gewarnt, bevor ich hieb."
Antwortet Roland: „Wohl vernahm ich dich."
Wer nun ſie ſähe, wie ſie beid' ergrimmt!
Ein jeder ſein arabiſch Streitroß ſticht,
Anderthalb Jauchert trennen beide ſich,
Dann bei der Umkehr ſchütteln ſie die Spieß'
Und die gewölbten Schilde faſſen ſie.
Dann ſpornen ſie auf blühnder Wieſe hin,
Der eine auf den andern.

11.

Wer nun ſie auf einander rennen ſäh'[1],
Wie ſie handhaben, ſchütteln ihre Speer'
[120] Und mit den Sporen ſtacheln ihre Pferd',
Man prieſe ſie mit Fug die beſten Zween,
Die je auf Erden um ihr Recht gekämpft.
Gewaltge Stöße han ſie ſich verſetzt,
Die Schilde werden beideſammt zerſpellt,
Die dicken Speer' gebrochen und zerſprengt;
Stark ſind die Halsberg', blieben unverſehrt.
So haben ſich die Ritter angerennt,
Daß unter ihnen biegen ihre Pferd'
Und mit den Knieen ſtürzen auf die Erd'[2].
Die Ritter ſprengen an einander weg,
Dann kehren ſie, wie Falken, wieder her,
Der eine auf den andern.

---

[1] Qui donc veist l'un vers l'autre adrescier. Vgl. Str. 10, V. 36. Str. 12, V. 14. Str. 15, V. 1. Lied der Nibelunge V. 8082 f.:
Hawart unde Hagene zeſamne waren komen.
Er mohte wunder kieſen, ders hete war genomen.

[2] Lied der Nibelunge V. 828 f.:
Die ſlege Liudgeres die waren alſo ſtarc.
Daz im under ſatele ſtruchte daz marc.

12.

Herr Roland ſaß auf dem Gascogner Roſs,
Den Durendart er von der Seite zog,
Trifft den Olivier auf den Helm ſofort;
Daß er die Stein' und Blumen ſchlägt davon [1].
[121] Der Streich mit großer Macht hernieder ſchoß,
Hinter dem Sattel trifft er auf das Roſs,
Sprengt den Speerhalt von rothem Siglaton,
Durchhaut das gute Pferd von Aragon
Hernieder an der Niere fort und fort,
Die ganze Schnalle des vergoldten Sporns
Haut er ihm glattweg von der Ferſe los,
Daß in zwo Hälften fällt Oliviers Roſs
Und in die Erde noch der Degen ſchoß.
Nun ſähet ihr zu Fuß die Ritter dort.
„Monjoie Karl!“ Herr Roland laut frohlockt,
„Viane ſtürzt in Trümmer heute noch,
Drin Gerhard, der Verräther, ſich verſchloß.
Er ſoll dafür empfangen bittern Lohn,
Am Galgen, als ein Dieb, er hangen ſoll.“
Sprach Olivier: „Nun hör' ich Schelmenwort.
Bei Gott ſteht Alles, der ertrug den Tod,
Sein Segen giebt vor Euch mir Heil und Troſt.
Drum biet' ich Euch im Kampfe kecklich Trotz,
Viane zu vertheidgen und das Schloß.
Gewinnſt du nur den Werth von einem Sporn [2],

---

[1] Ke flors et pieres en abait de randon. Vgl. Str. 11, V. 14. Str. 15, V. 7, u. ſ. f. Lied der Nibelunge V. 147: Vil der edelen ſteine gevellet uf daz gras.

[2] Jai n'en aurois vaillant un esperon. Eine häufig vorkommende Redensart, ſo auch: valisant un bouton u. dgl. Vgl. Str. 16, V. 43. Lied der Nibelunge V. 6368 f.:

Dem ſchaffe ich ſolhe huote, daz ſin wirt niht verlorn,
Daz iuch ze ſchaden bringe gegen einem halben ſporn.

Deutſches Volksbuch von den vier Heimonskindern, Kap. 9: „für welches wir alles von Eurer Majeſtät nicht einen einzigen Sporn an unſere Füße bekommen haben, will geſchweigen unſere Beſoldung.“ [Vgl. A. Schweighäuſer, De la négation dans les langues romanes du midi et du nord de la

[122] Es ſoll Dir koſten hundert Pfunde Golds.“
Den Degen zieht er, wie ein Leu erboſt,
Und als ein rechter Ritter tritt er vor.
Wohl ſtund der Herzog Gerhard ſorgenvoll
Auf ſeines Schloſſes höchſtem Thurme dort,
Um alles Gold des Königs Salomon
Spräch' er 'ne Stunde lang kein Sterbenswort.
Dann rief er zum allmächtgen Gott empor:
„Glorreicher, der für uns erlitt den Tod,
Der Lazarus vom Grabe rief hervor,
Der Magdalenen milde Gnade bot,
Den Jonas aus des Fiſches Bauche zog,
Wie dieß wahrhaftig iſt und unſer Troſt,
So rette meinen Kämpen heut vom Tod,
Den ihm Roland, des Königs Neffe, droht!
Zu groß wär' dieſer Schaden.“

13.

Schön Aude ſieht an einem kleinen Fenſter,
Sie weint und ſeufzet, auf die Hand gelehnet.
[123] Als ſie den Bruder ſieht auf grüner Erde,
Herabgeſunken vom kaſtilſchen Pferde,
Dem guten Pferd, deſs Sattel nun geleeret,
Da fühlt das edle Mägdlein ſolche Schmerzen,
Daß ihr das Herz im Buſen will zerbrechen.
Alsbald ſtieg ſie hinab in die Kapelle,
Und vor den Altar iſt die Maid getreten:
„Glorreicher Gott,“ ſo hub ſie an zu beten,
„Der zu der reinen Jungfrau ſich geſenket,
Zu dem in Nöthen mancher Sünder flehet,
Laß mir vom Grafen ſolche Botſchaft werden,
Die Gerhard und der König gern vernehmen,
Der edle Frankenkaiſer!“

France. Paris 1852. 8. S. 72. F. Diez, Grammatik der romaniſchen Sprachen. III. Zweite Ausgabe. Bonn 1860. 8. S. 415. J. V. Zingerle, Die bildliche Verſtärkung der Negation bei mittelhochdeutſchen Dichtern. Wien 1862. 8. H.]

14.

Die Maid unmächtig auf den Marmor fällt[1],
Mit ihren Thränen hat ſie ganz genetzt
Den neuen Mantel und den Hermlinpelz[2].
[124] Zu Gott erhebt ſie treulich ihr Gebet:
„Mein Gott, erbarme dich der beiden Herrn,
Zu denen alle meine Freundſchaft ſteht,
Daß ſie von Schimpf und Schande bleiben fern!“
Nun laſſen wir die Jungfrau, die ſich härmt,
Und kehren zu Roland, dem Helden werth,
Und zu dem kühnen Streiter Olivier,
Der ganz zu Fuße mit dem Roland kämpft.
Er hält das Schwert am goldbelegten Heft
Und trifft den Roland auf den blanken Helm,
Daß er ihm Stein' und Blumen niederſchlägt.
Der gute Degen tief hernieder fährt,
So daß er vorne trifft das gute Pferd
Und an den Schultern durch und durch zerſpellt;
Bis in den Boden fährt das gute Schwert,
Daß Rolands Pferd mit Einem Streiche fällt.
Olivier ſieht es, da frohlocket er;
Wenn wer halb Frankreich ihm gegeben hätt',
Und Orleans und Erzbisthum Rheims geſchenkt[3],
Es hätte minder ihm erfreut das Herz,
Als daß der Graf Roland zur Erde fällt
Auf der Bianer Inſel.

[125] 15.

Wärt ihr geweſen auf dem Eiland hier,
Wo der Olivier mit dem Roland ſtritt:
Zween tapfre Herrn, wie dieſe, lebten nie,

---

[1] Vgl. Str. 18, V. 17. Lied der Nibelunge V. 3784: Si ſeic zuo der erden, daz ſi niht enſprach.

[2] Lied der Nibelunge V. 4656 f.:

Do pflac niwan jamers diu vrouwe vil gemeit,
Ir wat was vor den brüſten von heizen trehen naz.

V. 5318: Do begond ir aber ſalwen von heizen trehen ir gewant.

[3] Vgl. Str. 8, V. 9. Lied der Nibelunge V. 1098: Daz er dafür niht näme eins richen küniges lant.

So kühn, ſo muthig und im Streite wild.
Sie tummeln ſich mit ihren Schwertern friſch.
Sie thun ſich auf die Schilde manchen Hieb,
Vom Helme ſchlagen ſie der Steine viel,
Das Feuer ſpringt, der ganze Platz iſt licht.
Solch grimmen Streit ſah keines Menſchen Kind,
Wie jener war, davon ich ſag' und ſing',
Und wer ihn ſah, nie wieder ſolchen ſieht.[1]
Der Herzog Gerhard an der Mauer liegt
Und Arnold von Beaulande ſteht bei ihm
Und Aimeri, ſo kühn und ritterlich.
Rainier von Genua große Klag' beginnt
Um Olivier, den er von Herzen liebt.
„Heilge Maria," Rainier weinend ſpricht,
[126] „Nimm meinen tapfern Sohn in deinen Schirm,
Daß er nicht unterliege noch entflieh'!"
Auch Karl der Große fleht inbrünſtiglich:
„Heilge Maria, wahr' den Roland mir!
Ihn krön' ich einſt zum König."

16.

Auf der Vianer Inſel, auf dem Sand,
Bekämpfen ſich die Herren beideſammt,
Da fechten ſie nach rechter Kämpen Art,
Keiner den Andern ſchonet oder ſpart,
Weil wilder ſie, denn Leu und Leopard;
Und Keiner wär' dem Andern ſporenlang
Gewichen um des Samſons ganzen Schatz.
Sie ſchlagen rüſtig ſich mit blankem Stahl,
Die Schild' und Helme halten da nicht Stand[2],
Die goldnen Reife haben wenig Kraft,

---

[1] Vgl. Str. 25, V. 38. Str. 30, V. 2. Str. 33, V. 3. Lied der Nibelunge V. 932 bis 934:

Strit den allerhohſten, der inder da geſchach,
Ze jungeſt und zem erſten den ieman da geſach,
Den tet vil degenlichen diu Sifrides hant.

V. 8649: Sie vachten alſo grimme, daz man ez nimmer mer getuot.

[2] [Handſchriftliche Änderung Uhlands. Die Zeile lautete früher: „Die Schild' und Helme werden durchgeſchlan." H.]

Die ſpalten ſie, wie ſeidenes Gewand.
Vom Stahle fährt das Feuer mit Gewalt,
Die Funken fliegen ringsum überall [1].
So grimm und bitter ſind ſie beideſammt,
Daß Keiner irgend vor dem Andern zagt.
[127] Sie ſuchen ſich vielmehr mit ſolcher Haſt,
Mit ſolchem Zorn, ein Wunder iſts fürwahr.
Die Schild' und Panzerringe ſind zerhackt,
Daß unter ihnen vordringt das Gewand.
Wenn Gott nicht wär' und ſeine heilge Macht,
Sie blieben vor dem Tode nicht bewahrt.
In Viane, auf dem höchſten Thurme ſtand
Frau Guiborg, große Klage ſie begann,
Mit ihr ſchön Aude, deren Antlitz ſtralt,
Die Hände ringend, mit zerwühltem Haar:
„Ha Viane, ſchlimme Glut und ſchlimmer Brand
Mög' dich verzehren ringsum überall,
Nicht Warte bleibe ſtehen noch Palaſt,
Da ſolche Zween um dich den Kampf gewagt!
Wenn Einer ſtirbt, wir wiſſen das fürwahr,
So wird Frankreich verheert und dieſes Land.“
Die Jungfrau Aude hat ſich kurz bedacht,
Zum vielberühmten Arnold von Beaulande
Hat ſich die Maid mit Rede ſo gewandt:
„Herr Oheim, ſagt uns, was wir fangen an!
Ertheilet Rath, der uns vor Schande wahrt,
Wie man die Beiden dort verſöhnen mag!“
„Ich kanns nicht wenden,“ ſprach der tapfre Mann,
„Das haben Gerhard und der König Karl
Durch ihren Stolz und Übermuth gemacht.
Denn unſer Ahn, wir wiſſen das fürwahr,
Der Herzog Beuvon, mit dem blühnden Bart,
Hat nie für eines Knopfes Werth gezahlt,
[128] Noch irgend Zins gezollt dem Kaiſer Karl
Vom Lehen von Viane.“

---

[1] Vgl. Str. 15, V. 8. Str. 32, V. 8. Lied der Nibelunge V. 737 f.:
Do ſtoup uz dem helme ſam von brenden groz
Di viwerrote vanken von des heldes hant.
Vgl. V. 7964. 8006. 8905. 8914.

17.

Noch waren auf der Inſel beide Herrn,
Zu Fuße, hatten keine Pferde mehr,
Die hatten ſie zerhaun mit blanker Wehr.
Da ſprach der Herzog Roland, hartgeherzt [1]:
„Bei meiner Treu zu Gott, Herr Olivier!
Nie ſah ich einen Mann von Eurem Werth,
Seitdem die Mutter mich zur Welt geſetzt.
Sint wir uns nun allhier zum Kampf geſtellt,
So ſei der Streit vollführt im offnen Feld,
Bis einer ſieglos oder todt hinfällt!
Und Keiner ſoll uns helfen, der da lebt.
Bei meiner Treu zum Herrn der Majeſtät!
Zwei Damen ſeh' ich an der Zinne ſtehn,
Die ſehr um uns geſchrien und ſich gehärmt
Und ſehr gejammert um den Olivier.
So helf' mir Gott! gar ſehr erbarmt mich deſs."
Sprach Olivier: „Wohl habt Ihr wahr geredt.
Das iſt Frau Guiborg, die Verſtändige,
[129] Und Schweſter Aude, lieblich und geehrt,
Die wegen mein in ſolcher Trauer ſtehn.
Wenn Gott es giebt, der Schöpfer dieſer Welt,
Daß lebend und geſund ich hinnen geh',
Werd' ich noch morgen ihr verkündigen:
Wenn ſie nicht Euch zum Ehgemahl erhält,
Wird ſie in ihrem Leben nicht vermählt
Und Nonne muß ſie werden."

18.

Da ſtunden auf der Au' die beiden Degen,
Wo ſie mit großem Zorne ſich bekämpfen.
Der Herzog Roland, Held von großer Stärke,
Schlug dieſen Tag viel manche Schwertesſchläge
Mit Durendart, das ſich ſo wohl bewähret
In Ronceval, am Tage des Verderbens,

---

[1] au coraige aduré. Vgl. Str. 19, V. 38. Lied der Nibelunge V. 8594: Swie grimme Hagene wäre und ſwie herte gemuot.

Als Roland es verſuchte zu zerſchmettern.
Auch Olivier hub ſeines zum Gefechte,
Auf Rolands runden [1] Schild hat ers geſchwenket,
Bis mitten in die Wölbung eingeſenket.
Als er dran ziehet, findt ers eingeklemmet,
Das gute Waffen bricht er ab am Hefte,
Vor Viane ſchleudert ers in das Gewäſſer.
Zum Herzog Gerhard kam davon die Mähre,
Daß Olivier, der Held von großer Stärke,
Zerbrochen und geſtümmelt ſeinen Degen.
Schön Aude hörts, ſie fällt ſinnlos zur Erde,
[130] Bald hebt ſie wieder ſich zu Klag' und Wehe,
Zur heilgen Jungfrau hat ſie laut geflehet.
„Olivier, Bruder, weh, der großen Schwere!
Verlier' ich dich, ſo hat Gott mein vergeſſen [2].
Mit Roland würd' ich nimmermehr vermählet,
Dem Beſten, der je umgeſchnallt den Degen [3],
Als Nonne würd' ich eingeſchleiert werden.
Heilge Marie!“ ſprach Aude, die Verſtändge,
„Da drunten ſeh' ich meinen Bruder fechten
Und meinen Freund, der mich zur Liebſten wählte;
Und welcher ſtirbt, wahnſinnig muß ich werden.
O ſcheide du ſie, Königin der Ehren!“
Gerhard vernimmts, da hat er ſich entfärbet,
In Eile hebt er Auden von der Erde,
Hernieder führet er ſie zur Kapelle [4],
[131] Wohl hat er Mühe, Troſt ihr einzuſprechen.
Dem König ward die neue Mähr' gemeldet,

---

[1] [„runden“ hat Uhland ſtatt des früheren „rundes“ geändert. H.]

[2] Si je vos pert, bien m'ait deu obliée. Lied der Nibelunge V. 9083 f.:
unt ſint erſtorben alle mine man,
So hat min got vergezzen.

[3] Le millor home ke ainz cainsist d'espee. In den Fils Aimon heißt es von Regnaut: Oncques plus vaillant prince ne viesti haubergon. Lied der Nibelunge V. 9216: den küeniſten recken, der ie ſwert getruoc. V. 9303 f.:
der aller beſte degen,
Der ie kom ze ſtürmen, oder ie ſchilt getruoc.

[4] Änderung Uhlands ſtatt des früheren „in den Tempel.“ H.]

Darob ſich tauſend ſeiner Ritter härmten,
Und heimlich weinte da der König ſelber
Unter dem Pelz von Marder [1].

19.

Als Olivier zerſtückt ſein gutes Schwert,
Das in zween Stümmeln daliegt in dem Klee,
Und dort zerhauen ſieht ſein gutes Pferd
Und ſeinen Schild zerſpalten und zerſprengt,
So denkt ihr leicht, ob zornig war ſein Herz,
Denn nirgends ſah er eine friſche Wehr.
Da blickt er auf der Wieſe rings umher,
Von allen Seiten ſieht er ſich geſperrt,
Auf keine Weiſe kann er hier entgehn,
Von Sinnen kam er ſchier vor wildem Schmerz.
Ein groß Erkühnen faßt im Herzen er,
Eh will er rühmlich ſterben auf dem Feld,
Als daß man deſſen ihn bezüchtige,
Daß er zu fliehen je ſich angeſtellt.
Urplötzlich fällt er über Roland her
Mit beiden Fäuſten, alle Herren ſehns.
Doch Roland merkt, was der im Sinne trägt,
[132] Drum ſagt er ihm, nach tapfrer Männer Recht:
„Herr Olivier, wie ſeid Ihr ſtolz und keck!
Zerbrochen habt Ihr Eur geſtähltes Schwert,
Und ich hab' eines hier von hohem Werth,
Das nimmer wird zerſchlagen, noch verſehrt.
Ich bin der Neff' des Frankenköniges,
Hätt' ich dich jetzt beſiegt oder verletzt,
In allen Tagen würd' ich drum geſchmäht,
Daß einen Waffenloſen ich erlegt.
Hol' dir ein Schwert, ganz wie es dir gefällt,
Und eine Flaſche Weins oder Clarets [2]!
Mich dürſtet ſehr, das ſei dir unverhehlt!“
Olivier hört es und er dankt ihm deß:

---

[1] Lied der Nibelunge V. 8753: Ez weinet harte ſere vil manic uzerwelter degen.

[2] Gewürzwein.

„Herr Roland, dankbarlich erkenn' ich es,
Daß Ihr mich ſo in Sicherheit geſtellt.
Wenns Euch nach Eurer Gütigkeit gefällt,
So lagert Euch ein Kleines hier im Klee,
Bis daß mit jenem Fergen ich geredt,
Der mich geführt auf dieſes Eiland her!“
Roland erwiedert: „Ganz, wie Euch gefällt.“
Und Olivier, der Ritter hartgeherzt,
Kömmt an das Ufer, nicht verweilt er mehr [1],
Er ruft nach ſeinem Fergen.

[133] 20.

Der Graf Olivier wandte ſich von dann,
Dem Fergen rief er zu in großer Haſt,
So ſprach der Graf: „Nimm meiner Rede wahr!
Geh hin nach Viane, plötzlich, ohne Raſt!
Sag meinem Öhm Gerhard, dem tapfern Mann,
Gebrochen ſei mein Schwert am Griffe hart,
Ein andres ſoll er ſchicken alſobald,
Ich werde gut auskämpfen ſeine Sach',
Im Namen der allmächtgen Gotteskraft
Und Sankt Morizs, auf den ich trauen darf.
Wein o'r Claret ſchick' er 'ne volle Flaſch'!
Denn großen Durſt hat Roland, Neffe Karls.“
„Herr,“ ſagte Jener, „ganz wie Ihr befahlt [2].“
Er trat ins Schiff und wandte ſich von dann,
Am andern Ufer langt' er rudernd an
Und ſtracks nach Viane kam er hingerannt,
[134] Denn Herr Olivier ließ ihm keine Raſt

---

[1] Vient à la rive, ni ait plus demoré. Anderswo: ni ait plus terme quis; ni mist arestison; ni vot plus delaier; sans point de delaier; sans plus de demorée u. ſ. w. Vgl. Str. 6, V. 6. Str. 21, V. 1. Ebenſo geläufig iſt dem Lied der Nibelunge eine ganz ähnliche Form:

V. 5131 f.: Ezel, der vil riche, enbeite do niht mer,
Er ſtuont von ſime roſſe.

V. 2937: Si biten da niht langer, ſi riten zuo der ſtat. V. 9232: Ern beite do niht mere, er lief her für den ſal. Vgl. V. 6967. 8623.

[2] [Änderung Uhlands ſtatt des früheren „befehlt.“ H.]

Und deſſen große Noth, die ihm bekannt.
Urplötzlich ſtieg er auf zu dem Palaſt,
Wo er den Gerhard ſieht und eilig ſagt:
„Beim Gott der Gnade!“ ſpricht er, „Herr Gerhard,
Euch meldet Olivier, der tapfre Mann,
Daß Ihr in dieſer Noth ihm Hülfe ſchafft.
Am ſilbern' Hefte brach das Schwert ihm ab.
Schickt ihm ein andres, eilig, alſobald,
Auch Wein oder Claret, 'ne volle Flaſch'!
Denn großen Durſt hat Roland, Neffe Karls.“
Und Gerhard ſprach: „Es ſei, nach Gottes Rath!
Ein Held iſt Karles Neffe.“

21.

Der Herzog Gerhard zögerte nicht mehr,
Den wackern Fergen hat er angeredt:
„Feund,“ ſpricht er, „Gott behüte dich vor Weh!
Bring Hülfe ſchnell dem wackern Olivier!
So helf' mir Gott, als ich dirs wohl vergelt'!
Auf! nimm die Schlüſſel, in den Keller geh!
Nimm nach Gefallen Wein, ein Siebentel,
Vom Kellner heiſch' das goldene Gefäß!
Zwei Schwerter laß' ich dir einhändigen,
Das eine mein, das andre von Rainier,
Dem Herrn von Genua, Vater Oliviers.“
[135] „Herr,“ ſagte Jener, „das geſchiehet gern.“
Und Joachim war dazumal nicht fern,
Der gute Jude, hohen Lobes werth,
Der Oliviern mit Waffen jüngſt verſehn.
Er hörte wohl des Volkes großen Lärm
Und jene Mähre, die der Ferg' erzählt,
Da wandt' er ſich nach Hauſe.

22.

Als nun der Jude das Geſchrei vernommen
Sowie die Kunde jenes wackern Boten,
Daß Olivier ſein ſtählen Schwert gebrochen,
Hat er ein vielberühmtes hergeholet,
Das über hundert Jahr er aufgehoben.

Dem Cloſamont gehört' es, dem ruhmvollen,
Der Kaiſer war in Rom, der vielbelobten;
Im Holz unterm Gebüſch hatt' ers verloren
In jener großen Schlacht, der ſchreckenvollen,
Wo ihn Maucon von Balſondee ermordet.
Zur Erde fiel er mit geſpaltnem Kopfe
Und aus der Scheid' iſt ihm das Schwert geſchoſſen,
Das Gras war dicht, darinne bliebs verborgen.
Nach langer Zeit ſind Mähder drauf geſtoßen,
Und eine Senſe hat es durchgeſchroten.
Als ſies geſehn, han ſie es aufgenommen
Und dargebracht dem römiſchen Apoſtel.
Er ſah, wie ſchön es war, das Heft vergoldet,
[136] Und in der Schrift, die er dran wahrgenommen,
Fand er verzeichnet die wahrhaften Worte,
Daß ihm der Name Altecler erkoren
Und daß es war in Rom geſchmiedet worden.
Munificans [1], der hatt' es wohl beklopfet,
Der war ein Meiſter von viel großem Lobe.
Mit Fleiße fegen ließ es der Apoſtel,
Hat in Sankt Peters Schatz es aufgehoben.
Pipin von Frankreich hat es dort genommen,
Am Tage da er erſtmals trug die Krone.
Dem Herzog Beuvon gab es der zum Solde,
Vom Herzog hat es Joachim bekommen,
Der ein beladen Maulthier drum geboten.
Und ſeit der Jude nun es aufgehoben,
Hat nie ein Menſch vom Schwerte was vernommen
Bis zu der Stunde, da ers vorgeholet
Für den Olivier, welcher hoch zu loben,
Den Sohn Rainiers von Genua.

23.

Der gute Jude, hohen Lobes werth,
Er brachte her das blanke ſtählne Schwert,

---

[1] [P. Paris in der Histoire littéraire de la France XXII, S. 457 lieſt Manificax und bemerkt ebendaſelbſt S. 458: „Peut-être ce nom de *Manificax* n'était-il que le premier mot d'un verset de psaume gravé sous la poignée de l'épée.“ H.]

Herrn Gerhard, dem Kriegshelden, bot er es,
Dann einem freien Knappen gab es der
Und ließ ihm reichen noch ein andres Schwert,
Auch eine Flaſche Weins ſammt Goldgefäß,
Und alsbald ſetzte Jener ſich zu Pferd,
[137] Ohn' Aufhör bis zum Schiffe ſpornet er,
Wo ihn der wackre Fährmann überſetzt.
Entgegen gehet ihm Graf Olivier,
Dem giebt er beide Schwerter, wohlgeſtählt.
Der Graf erprobte, welches beſſer wär';
Wohl Alteclere wars, ſo Preiſes werth.
Dem Knappen übergiebt er 's andere,
Vom Weine ſchenkt er voll das Goldgefäß,
Vor Roland er ſich auf die Kniee ſenkt,
Und Jener nimmts, denn ſehr bedarf er deſs,
Lang trank er, daß den Durſt er ſtillete,
So viel er wollt', der edle Kriegesheld.
Der Knappe ſiehet Rolands Haupt geſenkt,
Durch Untreu will er helfen ſeinem Herrn
Und aus der Scheide zieht er 's blanke Schwert,
Damit den Roland er zu ſchlagen denkt,
Hin auf den Nacken, eilig, unvermerkt.
Als dieß gewahrt der freie Olivier,
Als leuchten er und flammen ſieht das Schwert,
Da fällt er plötzlich übern Knappen her,
Erhebt die Fauſt und giebt ihm ſolchen Treff,
Daß er ihn gleich zur Erde niederſtreckt,
Und nachderhand beginnt er ihn zu ſchmähn:
„Du Hurenſohn, wie hielt ich dich ſo werth!
Statt du auf Pfingſten Ritter worden wärſt,
Haſt du nun meine Liebe gar verſcherzt.
Gleich morgen frühe heb dich aus dem Feld!
Läſt du dich nach dem Mahle noch erſpähn,
Gehangen wirſt du, oder hingeſchleppt,
[138] An eines Saumthiers Schweif, in alle Welt,
Den Strick am Hals, wie man mit Dieben pflegt.
Schlimm wollteſt du erſchlagen dieſen Herrn
Durch ſolche groß' Untreue.“

24.

Als nun Herr Roland nicht mehr trinken wollt',
Rief er dem Olivier durch kühnen Trotz:
„Laßt nun die Rede von dem Hurenſohn [1]!
Wär' ich erſchlagen, Frankreich ſtänd' in Noth
Und ringsum alles Land wär' freudelos,
Und alle Herrn in Kaiſer Karls Gefolg
Sie hätten heute Freud' und Luſt verlorn.
Doch laſſen wir nun den Verräther dort,
Mag er zum Teufel gehn, von dem er kommt!
Nehmt Eure Waffen, geht zum Streit hervor!
Wir haben ausgeſetzt zu lange ſchon.
Herr Gerhard ſoll erzittern heute noch,
[139] Der uns nach Schelmenrecht in Viane trotzt.“
Sprach Olivier: „Da hör' ich Thorenwort.
Es ſtehet Alles bei dem wahren Gott,
Der ihn behüten kann in dieſer Noth;
Auf den verlaß' ich heute mich getroſt
Und auf mein Schwert und meine Waffen ſonſt,
Daß er mir Muth und Kraft verleihen woll',
Für meinen Öhm zu ſtreiten.“

25.

Wohl hört Graf Olivier, mit kühnem Blicke,
Was Roland ihm für trotzge Worte bietet;
Dürft' es geſchehen, um der Ehre willen,
Nicht ſtritt' er mehr um alles Gold Paviens.
Er nimmt die Tartſche, faßt ſie an dem Griffe,
Hält Alteclere, glänzend und geſchliffen.
Roland hält Durendart, die blanke Klinge,
Hat den Olivier tapfer angegriffen,
Giebt ſtarken Schlag ihm auf den Helm Paviens;
Was er erreicht, das haut er ihm zu Splittern,

---

[1] Leissiez ester le plait dou licheor! S. oben Str. 9, V. 4: Vassauz, dist il, laisiez vostre plaidier! Lied der Nibelunge V. 4563: Do ſprach aber Hagne: Nu lat die rede ſtan! V. 4707: Sie ſprach in ir zuhten: Nu lat die rede ſtan! Vgl. V. 6894. 9166.

Bis auf den Helmring iſt das Schwert geglitten;
Wenn Gott nicht wär', der heilge Sohn Mariens,
Es hätte bis zum Ohre durchgeſchnitten.
So wandte ſich die Klinge nach der Linken,
Da fuhr ſie auf den blanken Schild hernieder,
Den hat ſie durch und durch entzwei geſchnitten
Und ſelbſt den Bauch der Brünne noch ergriffen,
[140] Bis auf dem Boden iſt das Schwert geglitten.
Olivier ſieht es, all ſein Blut erzittert:
„Gott," ſpricht der Graf, „und heilige Marie,
Wollet mir heute Leib und Leben friſten!
Das iſt kein Scherz, ich merk' es an den Hieben.
Kein' Elsbeer' gelt' ich, geb' ich ihms nicht wieder."
Schwingt Alteclere, die betraute Klinge,
Schlägt Roland auf den blanken Helm Paviens,
Zur linken Seite hat er ihn durchſchnitten,
Bis auf das Hauptnetz iſt das Schwert geſchliffen,
Doch Gottes Gnade hat ihn noch geſchirmet,
Nur an dem Ohre ſtreift die gute Klinge;
Mit ſo gewaltgem Schwunge fuhr ſie nieder,
Daß ſie den Bauch durchhieb vom feſten Schilde,
Bis auf den Boden iſt das Schwert geſchliffen.
„Traun!" ſprach Roland, „du ſparſt mich nicht mit Hieben."
Drauf han ſie ſich von Neuem angegriffen,
Einer den andern, mit gewaltgem Grimme.
Ein jeder hat die ſtarke Tartſch' ergriffen,
Sie fechten friſch mit guten Stahles Klingen,
Von ſo gewaltgem Streit vernahm man nimmer.
Von ſolchem Adel ſind die beiden Ritter,
Daß keiner, mocht' er 's Leben drum verlieren,
Dem andern wär' um einen Schritt gewichen,
So ſtolz ſind ſie gemuthet.

[141] 26.

Wohl ſind die beiden Ritter kühn und ſtolz
Und mehr denn Leu und Leopard erboſt,
Kein Waffenſtück hält ihrem Hieb und Stoß,
So kämpfen ſie, ein Wunder iſt es wohl.
Schön Aude war in großer Angſt darob,

In Viane auf dem höchſten Thurme dort,
Sie betete mit treuem Herzen ſo [1]:
„Bei deinem heilgen Namen, reicher Gott,
Der du am Kreuze littſt den bittern Tod,
Am dritten Tag vom Grabe dich erhobſt,
Die Hölle brachſt, zum Himmel ſtiegſt empor:
Wie dieß wahrhaftig iſt und unſer Troſt,
So hilf dem Ritter Olivier aus Noth,
Daß ihm nicht Herzog Roland giebt den Tod!
O ſende Frieden unter ſie, mein Gott!
Denn bleibt von jenen beiden einer todt,
So bleib' ich nicht am Leben.“

27.

Viel härmt ſich Aude, klar von Angeſicht,
Sammt Herzog Rainier, Gerhard, dem Marki,
Und all den Andern, die im Schloſſe ſind,
[142] Um Olivier, das edle Fürſtenkind,
Der mit dem Roland ſich in Kampf einließ;
Gewaltge Furcht die Kühnſten ſelbſt ergriff.
Graf Roland war ſo keck und ritterlich
Und Olivier zum Kampfe ſo geſchickt;
Er warf 'nen Schlag dem Roland ins Geſicht,
Den Ring des blanken Helmes er durchſchnitt,
Vom Naſenband ein großes Stück er hieb.
Der Streich hernieder auf das Halsberg dringt,
Zerhauet mehr denn ſechsundvierzig Ring',
Bis auf den Boden fährt die blanke Kling'.
„Heilge Marie!“ ſpricht Gerhard, der Marki,
„Um großer Sünde willen muß er itzt
Zu ſchwerem Schaden kommen.“

28.

Herzog Roland ergrimmte nur noch mehr,
Als er zerſchnitten ſah das Band am Helm
Und ſein Halsberg durchbrochen und zerſprengt,

---

[1] Das folgende Gebet und Glaubensbekenntnis iſt abgekürzt worden.

Wohl hundert Ringe liegen in dem Klee.
Mit Durendart der Held ſich trefflich wehrt,
Er dringet Schritt vor Schritt auf Olivier,
Giebt großen Schlag ihm auf den ſtählnen Helm,
Daß er ihm Stein' und Blumen niederſchlägt.
Groß war der Schlag, den ihm der Held verſetzt,
Hernieder fuhr das wohlgeſtählte Schwert,
Schlägt hundert Ring' vom guten Halsberg weg,
Vom linken Arme ſtrömt das Blut ſo ſehr
[143] Und auf die Kniee ſinkt der Sohn Rainiers.
Deſs ſchämt er ſich, ich ſage das mit Recht,
Und wieder ſpringt er auf als wilder Kämp',
Als guter Ritter ſetzt er ſich zur Wehr.
Er ruft zu Gott, dem mächtgen Herrn der Welt,
Daß er von Tod und Schaden ihn errett',
Damit er wiederſeh' ſein gut Geſchlecht,
Den Herzog Gerhard, hohen Lobes werth,
Die Schweſter und den Vater, Herrn Rainier.
„Herr Roland,“ alſo ſprach Graf Olivier,
„Iſt das Schoioſe, Karls, des Stolzen, Schwert,
Damit du mir ſo reichlich Streiche zählſt?“
„Nein, lieber Herr,“ verſetzt Roland, der Held,
„'s iſt Durendart, mein Schwert mit goldnem Heft,
Damit ich Euch noch ſo zu ſtrafen denk',
Daß ſich Herr Gerhard ſchwer darüber kränkt,
Denn der hat Euch geſandt zu dem Gefecht.“
„Da biſt du falſch daran,“ ſprach Olivier,
„Heut' iſt der Tag, da du mir büßeſt ſchwer,
Wenn Gott mir wahrt die Waffen.“

29.

Als Olivier ſein gutes Halsberg ſieht,
Das Roland ihm zerſpaltet' und zerriß
Mit Durendart, der wohlgeſchliffnen Kling',
Im Herzen iſt er mächtig drob ergrimmt,
Faßt Alteclere, beßres gab es nie,
[144] Auf Rolands Helm das ſtarke Schwert er ſchwingt,
Daß er ihm Stein' und Blumen niederwirft.
Der Streich fährt nieder, aufs Halsberg er trifft,

Haut ihm ein Stück hinweg und zögert nicht,
Vor Roland fällt es auf die Wieſe hin.
„Gott,“ ſpricht Roland, „wie dieſer da mich trifft!
Gar trefflich ſchneidet die geſchliffne Kling'
Und dieſer Jüngling kämpfet tugendlich,
Er liebt mich wenig, wohl vermerk' ich dieß.“
Olivier hört es und antwortet ihm:
„Herr Roland, wohl begreif' ich Euren Sinn.
So helf' mir Gott, der ſonder Anfang iſt!
Groß Unrecht habt Ihr vom Anbeginn.
Ungern geſchahs, daß ich zum Kampfe ſchritt,
Doch wenns gefiele dem glorreichen Chriſt,
Daß ich ein wenig Euren Stolz zerknickt',
Deſs wär' ich hoch erfreuet.“

30.

Dort auf der Inſel ſteht das tapfre Paar,
Daß man ſo kühne Streiter niemals ſah,
Gewaltig ſchlagen ſie ſich mit dem Stahl.
Und ſieh! Herr Gerhard auf der Mauer ſtand,
Der freie Herzog dieſe Worte ſprach:
„Olivier, helf' dir Gott an dieſem Tag,
Der Herr der Welt, nach ſeinem weiſen Rath!
[145] Bezwingſt du heute den Herzog Roland,
Daß du ihn ſieglos oder flüchtig machſt,
Nie wird der König mehr uns zugethan
Und nimmer wird er zum Vergleich gebracht.“
Auch andrerſeits der mächtige König Karl
In ſeinem Hauptgezelte betend lag,
Wo er herzinnig den Erlöſer bat,
Daß er den Neffen Roland ihm bewahr',
Daß er nicht ſieglos werde noch verzagt,
Zu große Schande wär' es.

31.

Dort auf der Wieſe ſtunden beide Kämpen,
Ein jeder in der Fauſt den guten Degen,
Sie haben ſich die Rüſtung ſo zerſetzet,

Ein Wunder iſt es, daß ſie noch am Leben[1].
In Viane drin erhob man lautes Wehe[2],
[146] Und jenſeits waren ſie in großen Ängſten
Im Heere Kaiſer Karles, des Graubärtigen.
Da haben hundert Rittersleut' in Schnelle,
Geheim und ſtill, die Waffen angeleget
Und unter Viane lauern ſie im Felde
Auf Olivier, den Herrn von großer Stärke,
Dem ſie das Haupt wohl abgeſchnitten hätten.
Dem Kaiſer aber ward die Mähr' erzählet,
Bei ſeinem Barte ſchwur er, wild erreget,
Und wär' es der Geprieſenſte des Heeres,
Wenn er den Olivier zu Schaden brächte,
An einen Baum ſollt' er gehenket werden.
Als jen' es hören, ſchnell ſie wiederkehren,
In Frieden ſchaun ſie zu dem Kampf der Helden
Und legen ab die Waffen.

32.

Zu Fuße kämpfen dort die beiden Herrn,
Schwer treffen ſie ſich auf die lichten Helm',
Daß Feuer aus den ſtählnen Klingen fährt.
Die Schilde haben ſie ſich ſo zerſetzt,
Die Halsberg' ſo durchbrochen und zerſprengt,
Es war vom Ganzen nicht die Hälfte mehr.
Da ſann Herzog Roland, der Kriegesheld,
Wie er verſuchen könnt' den Olivier,
Den man ſolch einen frommen Ritter nennt.
„Herr Olivier,“ ſo ſprach Roland, der Held,
„Krank bin ich, länger hab' ich deſs nicht Hehl,
[147] Drum legt' ich gerne mich ein Weniges,

---

[1] Ke c'est mervoile k'il n'ont la vie outrée. Vgl. Str. 16, V. 17. Str. 26, V. 4. Lied der Nibelunge V. 9237: Man ſagt ez noch für wunder, daz do Dietrich ie genaz. Vgl. V. 8063. 8101.

[2] Dedans Viane en font moult grant criée. Lied der Nibelunge V. 8742 f.:

Do hort man allenthalben jamer alſe groz,
Daz palas und turne von dem wuofe erdoz.

Um auszuruhn, denn ſehr bedarf ich deſs."
„Das thut mir wahrlich leid," ſprach Olivier,
„Viel lieber zwäng' ich Euch mit blankem Schwert,
Als daß Euch andres Übel niederſchlägt.
Nun geht und legt Euch, wenn es Euch gefällt!
Wind will ich machen, daß Euch kühler werd',
Bis zu der Stunde, da die Kraft Euch kehrt."
Roland vernimmt es und ihn wundert ſehr,
Mit lauter Stimme ruft der wilde Kämp':
„Herr Olivier, was habt Ihr da gewähnt?
Allein um Euch zu prüfen, iſts geſchehn.
Vier Tage föcht' ich fort, unausgeſetzt,
So daß ich Speiſe nicht, noch Trank begehrt'."
„Und traun! auch ich," verſetzt Graf Olivier,
„Nun ſchreiten wir von Neuem zum Gefecht!"
Und Roland ſprach: „Das iſt Euch gern gewährt,
Fürwahr! bis morgen Abend kämpf' ich gern."
Von Neuem da der wilde Streit ſich hebt,
Doch hat der Schweiß ſie beide ſo bedrängt,
Der ihnen an den Schenkeln niederfällt,
Daß keiner weiß, wie er ſich länger helf'.
Roland erſieht es und ihn wundert ſehr.
„Herr Olivier," ſo ſprach Roland, der Held,
„So mächtgen Ritter ſah ich nie vordem,
Der ſo mich ausgedauert im Gefecht."
„Herr Roland," ſpricht zu ihm Graf Olivier,
„So lang mir Gottes Hülfe nicht entſteht,
[148] So weiß ich, daß kein Menſch auf Erden lebt,
Der mich zu Schaden brächte."

33.

Von Neuem haben ſie den Kampf begonnen,
Hart iſt der Sturm und grimmig wird gefochten;
Von wildern Streitern hat man nie vernommen,
Und nimmer wär' die Schlacht zu End' gekommen,
Bevor der Eine ſeinen Leib verloren,
Wenn Gott nicht hätte jenen Bund geſchloſſen,
Den ſie in ihrem Leben nicht gebrochen,
Bis zu dem Tag, da er getrennet worden

In Ronceval, in jenem wilden Forſte[1],
Durch Ganelon (ihn treff' die Rache Gottes!),
Der ſie verkaufet hat dem Heidenvolke,
Dem König Marſil, welchem Gott es lohne!
Niemals betraf noch Frankreich, das ruhmvolle,
So leidig großer Schaden.

[149] 34.

So lange trieben ſie das wilde Stürmen,
Bis ſchier der Tag gegangen war zur Rüſte.
Doch haben ſie zu raſten kein Gelüſte,
Weil bittrer Grimm ſie ſtachelt und entzündet.
Ein jeder hält das bloße Schwert gezücket,
Das er dem Andern theur verkaufen würde.
Da ſank 'ne Wolke zwiſchen die zween Kühnen,
Die ihnen alſobald den Blick umdüſtert.
Ganz ruhig ſtehn ſie, daß ſich Keiner rühret,
Und ſolches Grauen kam dem Keckſten über,
Nicht ſagen konnten ſie: „Gott ſend' uns Hülfe!“
Und ſieh! ein Engel ſteigt aus Wolkenhülle,
Der ſie im Namen Gottes freundlich grüßet:
„Ihr freien Ritter, Ehr' iſt Euch erblühet,
Doch allzu lange treibt Ihr dieſes Stürmen.
Nun hütet Euch vor ſolchem Streite fürder!
Denn Gott der Herr verbeuts und ich verkünd' es.
Doch an dem Heidenvolk, in Spanien drüben,
Werd' Eure Kraft erſehen und geprüfet!
Dort mag wohl Eure Tapferkeit ſich üben,
Um Gottes Liebe werbend.“

35.

Erſchrocken ſtanden beide Herren dort,
Als ſie vernommen den Befehl von Gott.
Der Engel ſprach: „Entſetzet Euch nicht ſo!

---

[1] Vgl. Str. 36, V. 13. 45. Lied der Nibelunge V. 6955 ff.:
Volker und Hagene geſchieden ſich nie,
Niwan in eime ſturme an ir endes zit;
Daz mueſen beweinen vil ſchöne juncfrouwen ſit.
Vgl. V. 2539. 4868. 4871.

Denn Gott entbeut es Euch vom Himmel hoch,
[150] Daß Ihr nun laſſet dieſen wilden Zorn.
In Spanien an dem ungetreuen Volk
Da werde, wer ein Kühner ſei, erprobt,
Im weiten Lande König Marſilions!
Der Saracenen Reich erobert dort!
Alſo erhöhet Eures Gottes Lob!
Einſt erntet Ihr dafür viel reichen Sold
Und Euren Seelen wird es wohl gelohnt;
Zu ſich hinauf, zu ſeines Himmels Thron,
Wird Gott ſie einſt erhöhen.“

36.

Als nun den Engel angehört die Herrn,
Der ihnen als von Gott den Kampf verwehrt,
Dem königlichen Herrn der Majeſtät:
„Wahrhaftger Gott, ſei höchlich uns verehrt,
Daß du der Botſchaft uns gewürdiget
Durch deinen Engel, der mit uns geredt!“
Der Engel ungeſäumt ſich dannen hebt,
Und nicht verweilen mehr die beiden Herrn,
Des heilgen Geiſtes Licht hat ſie erhellt,
Sie han ſich unter einen Baum geſetzt,
Da haben ſie beſchworen und beſtärkt
Genoſſenſchaft bis an ihr Lebensend.
Roland begann, der Ritter hartgeherzt:
„Herr Olivier, nun ſei Euch unverhehlt
[151] Und meine Treue ſei dafür verpfändt [1]!

---

[1] Je vos plevis la moie loialté. Lied der Nibelunge V. 5883: Des ſezze ich in ze burgen min triwe hie ze hant. Am Schluſſe dieſer Parallelſtellen iſt noch im Allgemeinen zu bemerken, daß viele von den aus dem Roman von Viane hier ausgehobenen Redeformen und andere denſelben ähnliche auch in dem altfranzöſiſchen Gedichte von den Aimonskindern gangbar ſind und gewis ebenſo in den übrigen Heldengedichten. In den fils Aimon iſt noch beſonders der Gebrauch des Wortes corps merkwürdig, welches nicht bloß da erſcheint, wo eine nähere Beziehung auf den Körper oder körperliche Thätigkeit ſtatt findet, ſondern auch da, wo nur eine entfernte oder gar keine Beziehung dieſer Art vorhanden iſt und nur eine Perſönlichkeit überhaupt bezeichnet werden ſoll, auf ähnliche Weiſe wie in dem Lied der Nibelunge das Wort Lip auf jedem Blatte

Ich lieb' Euch wie ſonſt Keinen, der da lebt,
Als den gekrönten König, meinen Herrn.
[152] Nun Gott will, daß wir uns betheidigen,
Werd' ich nie Stadt beſitzen, noch Caſtell,
Nicht Burg noch Flecken, Thurm noch feſtes Werk,
Das du nicht hälftig mit mir theileteſt,
Und Auden führ' ich, wenn es dir genehm.
Vermag ichs, eh der vierte Tag vergeht,
[153] Wird von dem König Friede dir gewährt.
Und wenn er nicht verwilligt mein Begehr,
Wenn er nicht gütlich Alles zugeſteht,
Werd' ich zu Euch in Eure Veſte gehn;
Dann fehlts ihm nicht an Krieg, ſo lang er lebt."
Olivier hört es und er dankt ihm deſs,
Zu Gott er ſeine beiden Händ' erhebt:
„Glorreicher Herr, ſei höchlich mir verehrt,
Daß du mit dieſem mich betheidiget!
Herr Roland, nun es ſei euch unverhehlt!
Ich lieb' Euch wie ſonſt keinen, der da lebt.
Die Schweſter geb' ich Euch von Herzen gern,
Mit dem Beding, wie ich zuvor gemeldt,
Daß uns von Karlen Friede wird gewährt.

gefunden wird. Ich hebe aus beiden Gedichten einige Stellen aus und zwar vorzüglich ſolche, in welchen die allgemeinere Bedeutung zu Grunde liegt. Fils Aimon:

Dimenche au bel matin que mon corps court tenra.
Oncques en mon lignage traitour ne regna
Fors mon corps seulement.
Bailliés moi une corde! mon corps se pendera,
Et se tu me rencuses, le mien t'occira.
J'ay deservi le pendre, si que mon corps vouldra
Faire de moy justice de ce que meffait a.
Si devenrez hermite et mon corps avec ty.

(Auch das Wort char [chair] wird auf dieſe Weiſe gebraucht.) Lied der Nibelunge V. 2930: Des was in grozen vröuden maniges riters lip. V. 3163: Wie mich hat gehönet ſiner ſweſter lip. V. 4570: Do ſprach aber Hagne: Daz gerätet nimmer min lip. V. 5145: Do enpfienc ſi ſus mit gruoze maniges riters lip. V. 5812: Swen du ſeheſt weinen, dem troſte ſinen lip! V. 7884: Des wart vil unmuotes der frowen Chriemhilden lip. V. 9182 f.: wie zimt daz helede lip, Daz ſi ſuln ſchelten ſam diu alten wip u. ſ. f.

Nun ſtricket ab den ſteingeſchmückten Helm,
Daß wir ans Küſſen und Umhalſen gehn!“
Und Herzog Roland ſpricht: „Von Herzen gern.“
Alſo entblößen ſie die Häupter ſchnell,
Mit rechter Liebe küſſen ſich die Herrn.
Dann ſetzen ſie ſich in den grünen Klee,
Geloben Treue ſich von ganzer Seel’
Und Brüderſchaft bis an ihr Lebensend’,
So ſchloſſen ſie den Frieden.

Roland kehrt ins Lager zurück und räth dem Kaiſer zum Frieden; als aber dieſer ſich weigert, [154] ſo ſchwört er, das Schwert nicht mehr umzugürten. Karl zieht auf die Jagd und verliert ſich, bei Verfolgung eines Ebers, von ſeinem Gefolge. Herzog Gerhard und die andern Herren von Viane, welche Kundſchaft von dem Jagen erhalten, ſind durch einen unterirdiſchen Gang in den Wald gekommen und überfallen den verirrten Kaiſer. Aimeri räth, ihn zu tödten. Gerhard aber und die andern fallen vor Karln auf die Knie und bitten ihn um Frieden. Der Kaiſer bewilligt denſelben und begiebt ſich mit ihnen durch den unterirdiſchen Gang in die Stadt, wo er die Nacht über aufs herrlichſte beherbergt wird. Auden, die ihm ausnehmend gefällt, erbittet er ſich für ſeinen Neffen Roland. Am Morgen ſetzen ſich Karl und Gerhard mit 2000 Vianern zu Pferde, alle feſtlich gekleidet, ohne Waffen. Mit Freudengeſchrei reiten ſie dem Lager zu. Die Franken, noch in der gröſten Beſtürzung über den Verluſt ihres Kaiſers, meinen, die Vianer wollen dieſe Gelegenheit zu einem Überfalle benützen. Sie reiten ihnen gerüſtet entgegen. Karl lacht darüber, reitet allein voraus, zeigt ſich den Franken und verkündet ihnen den Frieden. Am Feſte des heiligen Moriz wird Aude mit Roland verlobt. An demſelben Tage kom[155]men Boten an, welche den Einfall der Saracenen in Gascogne melden. Karl ſetzt einen Tag feſt, woran man ſich zum Heereszug ſammeln ſoll. Dem Gerhard und deſſen Brüdern überträgt er die Hut des Reiches während ſeiner Abweſenheit. Roland giebt Auden ſeinen Ring, ſie ihm dagegen eine weiße Fahne. Das Hochzeitfeſt aber vereitelt der Tag von Ronceval.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Uhlands Schriften

zur

Geſchichte der Dichtung und Sage.

Fünfter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

1870.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort der Herausgeber.

Die Bedeutung, welche Uhlands Schrift über Walther von der Vogelweide für die Erforſchung der altdeutſchen Poeſie in den letzten Jahrzehenden in Deutſchland gehabt hat, liegt mir nicht ob, hier zu erörtern. Die Ausgaben von Walthers Gedichten durch F. H. von der Hagen, Lachmann, Wackernagel, Rieger, Pfeiffer und Wilmanns, ſowie die zur Erläuterung dienenden Schriften geben davon ſattſam Zeugnis. Auch kann es nicht meine Aufgabe ſein, die neueren Forſchungen über den Gegenſtand überhaupt oder über einzelne Puncte aufzuführen. Es mag genügen, auf die ausführliche Arbeit eines leider frühe dahingeſchiedenen tüchtigen Mannes zu verweiſen, das Leben Walthers von der Vogelweide von Dr Rudolf Menzel, Lehrer am vitzthumiſchen Gymnaſium in Dresden; Leipzig bei Teubner 1865. In ſeinem Vorwort hat Menzel die Hauptſchriften über den Gegenſtand aufgeführt. Von ſpäteren nenne ich die zweite Ausgabe Pfeiffers, Leipzig 1866, Lucäs Leben und Dichten Walthers in ſeinen Grundzügen dargeſtellt, Halle 1868, die Ausgabe von Wilmanns, Halle 1869, und Pfeiffers dritte Ausgabe, beſorgt durch Bartſch, Leipzig 1870. Eine neue Textausgabe ſoll Simrock vorbereiten.

Für den neuen Abdruck von Uhlands Abhandlung lagen mir als Hilfsmittel vor die Originalmanuſcripte und das Handexemplar des Verfaſſers; die Originalmanuſcripte, denn zwei mal hat Uhland das ganze ſauber und rein in groß Folio auf halb gebrochenen Seiten geſchrieben; dabei liegen viele Excerpte und Nachträge auf einzelnen Blättern, auch ein von Uhland angelegtes Verzeichnis von Walthers Tönen mit Aufführung der einzelnen zu jedem Ton gehörigen Numern. Das Handexemplar iſt mit Quartblättern durchſchoſſen und enthält viele handſchriftliche Nachträge, die ich in eckige Klammern gefaßt hier einfüge.

Die urſprüngliche Abſicht, den Citaten der Minneſänger die Zahlen der neueren Ausgaben beizufügen, muſte auch hier, wie in früheren Fällen, wieder aufgegeben werden, da jede neue Ausgabe Walthers wieder eine andere Zählung einführt; und wer ſteht uns dafür, daß nicht die nächſten Tage eine neueſte Ausgabe abermals mit neuer Zählung zu Markte bringen? Die neuen Herausgeber altdeutſcher Dichtungen, welche ihren Scharfſinn an Erfindung neuer Verszählungen verſchwenden, ſcheinen ſich nicht zu vergegenwärtigen, daß ſie dadurch ihre Ausgaben für das Studium älterer Schriften nicht bequem brauchbar und ebendamit die Ausgaben ihrer Vorgänger, die ſie doch mit Recht zu überflügeln ſtreben, bis auf einen gewiſſen Grad unentbehrlich machen.

Tübingen $\frac{\text{17 Aug. 1869.}}{\text{15 Merz 1870.}}$

A. v. Keller.

Am Schluſſe der Vorrede zu der Schrift über Walther bemerkt Uhland: „Gegenwärtiger Verſuch iſt eine Vorarbeit zu einer größeren Darſtellung in dieſem Fache.“ Mit dieſer letzteren iſt ohne Zweifel nichts anderes, als die litterariſche Unternehmung, gemeint, über welche Uhland am 2 October 1823 an Joſeph Freiherrn von Laßberg ſchreibt: „Ich habe Ihnen wohl ſchon früher geſagt, daß ich eine Darſtellung der deutſchen Poeſie im Zeitalter der Hohenſtaufen auszuarbeiten vorhabe. Sie wird in mehrere Abſchnitte zerfallen, deren jeder für ſich ein kleineres Ganze bilden ſoll. Mit dem Abſchnitt über den Minneſang, der mir einer der ſchwierigſten ſchien, hab' ich die Ausarbeitung begonnen.“[1]

Nach einer Bemerkung im Manuſcripte der fraglichen Abhandlung über den Minneſang hatte Uhland dieſelbe den 18 April 1823 angefangen; beendigt hat er ſie den 4 Januar 1824. Daß die, wie wir aus Uhlands fernerem brieflichem Verkehre mit Laßberg erfahren,[2] ernſtlich in Ausſicht genommene Veröffentlichung von einem Jahre zum andern verſchoben wurde, iſt zunächſt durch mancherlei äußere Störungen, ſo namentlich durch Uhlands Betheiligung an landſtändiſchen Verhandlungen, hauptſächlich jedoch wohl dadurch veranlaßt worden, daß er ſich ſelbſt nie genug thun konnte. Späterhin aber wurde, was für den Druck beſtimmt war, zu Vorleſungen verwendet.[3]

---

[1] Vergl. Briefwechſel zwiſchen Joſeph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland, herausgegeben von Franz Pfeiffer. Wien 1870. 8. S. 36. 37.

[2] Vergl. Briefwechſel S. 44. 67. 91. 103. 107. 151.

[3] Vergl. Ludwig Uhland, eine Gabe für Freunde, S. 229. 230.

Für die jeẓt von mir veranſtaltete Ausgabe hat mir das von Uhland eigenhändig mit deutſchen Buchſtaben in Folio geſchriebene Manuſcript und eine, wohl für die Druckerei in Uhlands Auftrage angefertigte, Abſchrift vorgelegen. Eine in dem Autograph befindliche Lücke habe ich nach eben dieſer Reinſchrift ergänzt.

In den vielen Jahren, ſeitdem Uhland ſeine Abhandlung über den Minneſang niedergeſchrieben, iſt die lyriſche Dichtung des deutſchen Mittelalters Gegenſtand eifriger Forſchungen geweſen; zahlreiche Ausgaben von Texten, ſprachliche und metriſche Erörterungen, Unterſuchungen über die Lebensverhältniſſe der Sänger, über die Beziehungen des deutſchen Minneliedes zu dem der Franzoſen, der Provenzalen und der Italiäner haben die Kenntnis des in Rede ſtehenden Gebietes beträchtlich gefördert. Nichts deſto weniger wird Uhlands Darſtellung ein eigenthümlicher Werth geſichert bleiben. Man wird alsbald erkennen, daß ſeine mit hingebender Liebe ausgeführte Schilderung auf dem fleißigſten, auf einem erſchöpfenden Studium der damals verfügbaren Hilfsmittel, insbeſondere der bodmeriſchen Ausgabe der Minneſinger, beruht. Nirgends iſt meines Wiſſens das Charakteriſtiſche des deutſchen Minneſanges klarer herausgeſtellt, nirgends die Abwechslung und das Manigfaltige unter der ſcheinbaren Eintönigkeit und Gleichförmigkeit deutlicher aufgezeigt worden. Und die lange Beſchäftigung mit ſeiner Aufgabe hat den Verfaſſer nicht zu einſeitiger Bewunderung des Gegenſtandes derſelben verleitet; er hat die die fraglichen Dichtungen auszeichnenden Vorzüge mit voller Anerkennung hervorgehoben, ebenſo aber auch ihre Mängel rückhaltlos nachgewieſen. Wohl mit Recht hat Laßberg ſeinem Freunde gelegentlich einer Aufforderung zur Vollendung der angefangenen Arbeit über Heldenſage und Minneſang vorhergeſagt, daß Meiſter und Geſellen ſich daran erfreuen werden.[1]

Daß die Abhandlung über den Minneſang vielfach zu überaus anziehenden Vergleichungen jener älteren Gedichte mit Uhlands eigener Poeſie Veranlaſſung bietet, das möge wenigſtens mit einem Worte angedeutet werden!

---

[1] Vergl. Briefwechſel S. 107.

Die kleine in Uhlands Handſchrift erhaltene Erörterung, welcher ich ſelbſt den Titel „Über die Aufgabe einer Geſellſchaft für deutſche Sprache“ gegeben habe, rührt aus dem Jahre 1817 her und zwar iſt ſie, wie es ſcheint, vom 8 bis 10 Januar niedergeſchrieben worden. Sie war vielleicht der berliniſchen Geſellſchaft für deutſche Sprache beſtimmt, welche einen Abdruck ihrer Geſetzurkunde, mit dem Wunſche, ſolchen als Einladung zur Mitgliedſchaft zu betrachten, unter dem 29 Merz 1816 an Uhland überſchickt hatte.

Der Aufſatz „Zur Geſchichte der Freiſchießen“ iſt bekanntlich ſchon früher als Einleitung zu „Johann Fiſcharts, genannt Mentzer, glückhaftes Schiff von Zürich, in einem treuen Abdruck herausgegeben und erläutert durch Karl Halling. Tübingen, bei C. F. Oſiander. 1828.“ erſchienen. Uhland ſchreibt darüber den 20 Merz 1828 an Laßberg[1]: „Ein junger Theologe in Tübingen, Namens Halling, der ſich den deutſchen Schriftſtellern des 16 und 17 Jahrhunderts mit Eifer widmet, hat über das auf hieſiger Bibliothek vorhandene Exemplar von Fiſcharts glückhaftem Schifflein eine ſolche Freude empfunden, daß er von dem ſeltenen Büchlein einen Abdruck, mit Notizen über Fiſchart, veranſtalten will. Der Verleger wollte ſich nur unter der Bedingung zur Übernahme verſtehen, wenn ich eine kleine Zugabe dazu ſtiftete, und ich habe keinen Anſtand gefunden, darauf einzugehen.“ Die gegenwärtige Ausgabe des fraglichen Aufſatzes iſt kein ganz unveränderter Abdruck der erſten; ſie hat vielmehr einige Bereicherung durch Aufnahme von Zuſätzen erfahren, die Uhland in ſein Handexemplar eingetragen, nach welchem ich auch einige Fehler verbeſſert habe.

Die Inauguralrede über Herzog Ernſt habe ich nach Uhlands eigenhändigem Manuſcripte mitgetheilt. Uhland hatte ſeine Antrittsrede an der Univerſität lange verſchoben, der endliche Vortrag derſelben aber iſt, eine eigene Ironie des Zufalls, die letzte akademiſche Thätigkeit des Verfaſſers geweſen.[1]

---

[1] Vergl. Briefwechſel S. 97.

Die Abhandlung über den Minneſang und die eben beſprochene Antrittsrede hatte Pfeiffer herausgeben wollen und er hatte in dem Manuſcripte der erſteren bereits einige Bemerkungen eingetragen, welche ich denn auch als von ihm herrührende bezeichnet habe. Die Zuſätze von Profeſſor von Keller und meine eigenen ſind, wie in den früheren Bänden, ſo auch in dieſem mit den Anfangsbuchſtaben unſerer Namen verſehen worden.

Tübingen 15 April 1870.

Wilhelm Ludwig Holland.

---

[1] Vergl. Ludwig Uhland, eine Gabe für Freunde, S. 238. 239. Briefwechſel mit Laßberg S. 200. 208. 209. 215. 216.

Inhalt.

Seite
Walther von der Vogelweide 1
Der Minneſang 111
Über die Aufgabe einer Geſellſchaft für deutſche Sprache 283
Zur Geſchichte der Freiſchießen 291
Über die Sage vom Herzog Ernſt, Inauguralrede, gehalten am 22 November 1832 323

Walther von der Vogelweide,

ein altdeutſcher Dichter,

geſchildert

von

Ludwig Uhland.

> Herr Walther von der Vogelweide,
> Wer des vergäße, thät' mir leide.
>
> Der Renner.

[Gedruckt Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1822.]

[III] Vorrede.

Der Dichter, deſſen Leben und Charakter darzuſtellen ich unternommen habe, ſchien mir vorzüglich geeignet, diejenige Richtung für das Erforſchen der altdeutſchen Poeſie zu bezeichnen, welche, nach meinem Dafürhalten, noch mit beſondrem Eifer zu verfolgen iſt, wenn ein lebendiges und vollſtändiges Bild von dem dichteriſchen Treiben jenes Zeitalters hervortreten ſoll.

Neben den gründlichen Bemühungen, welche der Sprachkenntnis, als der erſten Bedingung des Verſtändniſſes, zugewendet worden ſind, hat vornehmlich die Erforſchung des Gemeinſamen, des poetiſchen Geſammteigenthums in Sage, Bild und Wort, bedeutende Fortſchritte gemacht. Mit weniger Liebe und Erfolg iſt das Beſondre behandelt worden, wie es aus der Eigenthümlichkeit von Zeit und Ort, aus der perſönlichen Anlage und Neigung des Dichters, hervorgeht.

[IV] Beiderlei Richtungen ſind aber gleich nothwendig. So wenig der allgemeine Zuſammenhang aller Poeſie zu miskennen iſt, eben ſo wenig kann die Schöpferkraft, die ſtets im Einzelnen Neues wirkt, geläugnet werden. Es giebt eine Überlieferung von Geſchlecht zu Geſchlecht; es giebt eine freie Dichtung begabter Geiſter. Beides muß die Geſchichte der Poeſie zu würdigen wiſſen.

Die ſorgfältige Beachtung dieſes Beſondern darf am wenigſten verſäumt werden, wenn in jene reichhaltigen Liederſammlungen aus dem deutſchen Mittelalter, welche noch als verworrene Maſſe vor uns liegen, Licht und Ordnung kommen ſoll. Dieſe Sammlungen enthalten, bei allem Gemeinſamen in Form und Gegenſtand der Dichtung, gleichwohl eine große Manigfaltigkeit von Dichtercharakteren, eigenthümlichen Verhältniſſen und Stimmungen, perſönlichen und geſchichtlichen Beziehungen. Gerade diejenigen Lieder, welche ſich mehr im Allgemeinen halten und darum auch am leichteſten verſtanden werden, ſind vorzugsweiſe bekannt geworden und muſten denn auch dieſer ganzen Liederdichtung den Vorwurf der Eintönigkeit und Gedankenarmuth zuziehen. Diejenigen dagegen, deren Beziehungen eigenthümlicher und tiefer ſind, blieben ſo ziemlich ihrem Schickſal überlaſſen.

[V] Davon will ich hier nicht ausführlicher ſprechen, wie die Zeitgeſchichte überhaupt, das merkwürdige Zeitalter der Hohenſtaufen, das uns Jahrbücher und Urkunden nur in politiſcher Starrheit darſtellen, wie dieſes erſt die rechte Farbe und Lebenswärme gewinnt, wenn wir es in der Einbildungskraft und dem Gemüthe der Dichter abgeſpiegelt ſehen.

Vom Thunerſee bis zur Inſel Rügen, vom adriatiſchen Meere bis nach Brabant ziehen ſich die Straßen des altdeutſchen Geſanges. Überall Fürſtenhöfe und Ritterburgen, Städte und Klöſter, wo Sänger und Sangesfreunde hauſen oder herbergen. Es ließe ſich eine reiche Landkarte des poetiſchen Deutſchlands im Mittelalter entwerfen. Von keinem aber aus der Zahl dieſer Sänger dürfte die Forſchung zweckmäßiger ausgehen, als von Walther von der Vogelweide, der auf ſeinen vielfachen Wanderungen allwärts Berührungen anknüpft und deſſen langes, liederreiches Leben einen für die Poeſie ſo merkwürdigen Zeitraum umfaßt.

Wenn ich den Werth dieſes Dichters hervorhebe, ſo berühre ich nicht etwas Neues und bisher Unbeachtetes. Von Bodmer (Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſie. Zürich 1748. Vorbericht S. 33 ff.) bis auf die neueſte Zeit haben manche Litteratoren die dichteriſche Kraft und die Vielſei[VI]tigkeit deſſelben, ſo wie ſeine Bedeutung für die Zeitgeſchichte, mit mehr oder weniger tiefem Verſtändnis, erkannt und angerühmt [1]. Von Gleim (Gedichte nach Walther von der Vogelweide,

---

[1] Das Treffendſte, was mir bekannt iſt, hat über ihn ein Gelehrter geſprochen, dem man ſonſt die Überſchätzung der Dichterwerke des Mittelalters nicht vorwirft, Bouterwek, in ſeiner Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit, B. IX, S. 107 ff.: „Einer der vorzüglichſten unter dieſen erſten und unter allen deutſchen Minneſingern iſt Walther von der Vogelweide aus einer adeligen Familie im Thurgau. Aus ſeinen volltönenden, kräftigen und lieblichen Geſängen ſpricht ein wahrhaft lyriſches Genie. Selbſt religiöſe Gegenſtände behandelt er glücklicher, als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen. Auch war er reicher an Gedanken, als ſie. Ihm ſchwebte, wie jedem großen Dichter, auch ohne philoſophiſche Meditation, das Ganze des menſchlichen Lebens vor. Gewöhnlich haben ſeine Darſtellungen etwas Mahleriſches. Einige ſeiner Geſänge in langen Zeilen nähern ſich dem metriſchen Charakter des Sonetts. Einige nehmen einen

1779) bis auf Tieck (Minnelieder. Berlin 1803) und Spätere iſt manches ſeiner [VII] Lieder durch Bearbeitung oder Übertragung in die neuere Sprache den Zeitgenoſſen näher gerückt worden. Gleichwohl fehlt es noch an einer umfaſſenderen Darſtellung ſeines Lebens und Weſens.

Man wird behaupten, durch eine kritiſche, mit den verſchiedenen Lesarten und den nöthigen Erklärungen ausgeſtattete, das Unechte vom Echten ausſcheidende und den vielfach geſtörten Rhythmus in ſeiner Reinheit herſtellende Ausgabe ſeiner Lieder würde das Beſte für den alten Dichter geſchehen. Weit entfernt, das Verdienſtliche und die Wichtigkeit eines ſolchen Unternehmens zu miskennen [1], bin ich doch der Meinung, daß nur dann jedes Einzelne ſein rechtes und [VIII] volles Licht erhalten könne, wenn erſt der Geiſt und Zuſammenhang des Ganzen gehörig erkannt iſt. Für eine Ausgabe der Lieder aber würde nicht die Zuſammenſtellung nach der Zeitfolge, welche bei einem großen Theile derſelben ohnehin nicht beſtimmbar iſt, oder nach der Verwandtſchaft der Gegenſtände, ſondern vielmehr die Anordnung nach den Tönen die ſchicklichſte ſein.

Weil übrigens der Dichter doch nur aus ſeinen Liedern vollſtändig begriffen wird und weil Walthers Lieder gerade die Hauptquelle ſind, woraus wir über ſeine Lebensumſtände Aufſchluß erhalten, ſo habe ich überall die Gedichte ſelbſt oder doch bezeichnende Stellen aus denſelben in die Darſtellung verwoben.

Die Form, in der ich dieſe Gedichte liefre, muſte durch den Zweck der ganzen Arbeit beſtimmt werden. Sie muſten vor Allem verſtändlich ſein. Es war hier nicht ſowohl um die ſprachliche Beziehung, als

---

hohen feierlichen Schwung; andere gehen den leichten, raſchen Schritt des muntern Volksliedes; noch andere ſind mit einer faſt epigrammatiſchen Feinheit ausgeführt. Weinerliche Klage war nicht dieſes Dichters Sache; aber im Preiſe der Frauen iſt er unerſchöpflich. Doch das poetiſche Verdienſt des trefflichen Walthers von der Vogelweide iſt einer ausführlichen Analyſe werth, zu der ſich hier kein Raum findet. Noch verdient ſein Vaterlandsgefühl bemerkt zu werden. Einige ſeiner Gedichte haben das öffentliche Wohl Deutſchlands zum Gegenſtande. Im Volkstone hat er das Lob des deutſchen Namens geſungen."

[1] Eine neue Ausgabe ſämmtlicher Gedichte Walthers hat Köpke, der Herausgeber von Barlaam und Joſaphat, zugeſagt. S. Büſchings Wöchentl. Nachrichten B. IV, 1819, S. 12. Vorarbeiten hat auch Lachmann in ſeiner Auswahl aus den hochdeutſchen Dichtern des 13ten Jahrhunderts, Berlin 1820, S. 178 bis 203 geliefert.

um die Aufklärung über Schickſal und Charakter des Dichters zu thun. Darum wählte ich den Weg der Übertragung aus der älteren Mund- und Schreibart in die neuere.

Nicht unbekannt iſt mir, wie wenig dieſes Verfahren bei gründlichen Kennern des deutſchen Alterthums empfohlen iſt. Es gehen dabei manche Feinheiten der alten Sprache verloren und nicht geringere Schwierig[IX]keit, als die gänzlich veralteten Formen und Worte, bieten häufig diejenigen dar, welche, noch jetzt gangbar, ihre Bedeutung mehr oder weniger verändert haben und dadurch zum bloßen Scheinverſtändniſſe verleiten können, wie ſolches beſonders in Beneckes trefflichem Wörterbuche zum Wigalois gezeigt iſt. Auf der andern Seite iſt Manchen auch die leichteſte Abweichung vom gegenwärtigen Sprachgebrauche unerträglich.

So wenig ich nun hoffen durfte, zwiſchen dieſen Klippen ohne Anſtoß hindurch zu ſchiffen, ſo konnte ich doch jene Behandlungsweiſe nicht umgehen. Die Gedichte ſelbſt in die Darſtellung aufzunehmen, war mir weſentlich; mit der alten Schreibart aufgenommen, würden ſie aber umſtändliche, den lebendigen Zuſammenhang allzu ſehr ſtörende Erläuterungen erfordert haben. Um jedoch überall die Vergleichung zu erleichtern, iſt bei jedem ganz oder theilweiſe ausgehobenen Liede nachgewieſen, wo daſſelbe in der Urſchrift zu leſen ſei.

Bei jener Übertragung war es auch keineswegs auf eine Umarbeitung, am wenigſten auf anmaßliche Verſchönerung, angelegt. Überall habe ich das Alterthümliche zu erhalten geſucht. Nur wenige, ganz veraltete Formen ſind umgangen worden. Veraltete Worte habe [X] ich vorzüglich dann vermieden, wenn ſie den Eindruck des Ganzen zu ſtören drohten. Andre, beſonders ſolche, die ſich zur Wiedereinführung empfehlen, habe ich lieber erklärt, als mit neueren vertauſcht. Manchen Leſern mag noch jetzt Mehreres zu fremdartig lauten. Es gehört jedoch keine ſehr große Entäußerung dazu, hin und wider einmal Arebeit, Gelaube, Pabeſt, unde, ſicherlichen, meh, ſach u. ſ. w. ſtatt Arbeit, Glaube, Pabſt, und, ſicherlich, mehr, ſah u. ſ. w. zu leſen oder auch einige unvollſtändige Reime zu dulden, z. B. ſchöne auf Krone, die ſich aber in der alten Sprache vollkommen ausgleichen.

Abſichtlich wurden meiſt ſolche Stücke ausgehoben, welche an ſich leichter verſtändlich ſind, was glücklicher Weiſe gerade bei den beſten gröſtentheils der Fall iſt. Von andern ſind Auszüge oder auch nur eine kurze Andeutung ihres Inhalts gegeben. Dabei darf ich nicht verhehlen, daß einige Stücke, auch nach Einſicht der verſchiedenen Handſchriften, mir noch räthſelhaft geblieben ſind. Die beigefügten Wort- und Sacherklärungen habe ich meiſt nur auf das Nöthigſte beſchränkt und mein Augenmerk darauf gerichtet, daß jedes Gedicht, ſo viel möglich, ſchon durch den Zuſammenhang, in den es geſtellt iſt, ſeine Erläuterung erhalte.

Im Verlaufe meiner Darſtellung muſte ich auf [XI] Verſchiedenes ſtoßen, was noch ſehr einer genaueren Unterſuchung bedarf, wie z. B. der Krieg zu Wartburg, Nithart u. ſ. w. Aber eben weil dieſen Gegenſtänden noch eigene, weitgreifende Forſchung gewidmet werden muß, habe ich mich auf dieſelben nur ſo weit eingelaſſen, als ſie den meinigen unmittelbar berühren. Man wird ſich ihnen noch von mehreren Seiten nähern müſſen, bevor man ſich ihrer völlig bemächtigt.

Hauptquellen, die ich benützt habe, ſind:

1) Die maneſſiſche Sammlung, nach Bodmers Ausgabe, welche im erſten Theil von S. 101 bis 142 den reichſten Schatz von Gedichten Walthers enthält. Sie iſt im Folgenden durch Man. bezeichnet und, weil ſie am meiſten zugänglich iſt, auch da angeführt, wo Lesarten aus andern Handſchriften gewählt wurden.

2) Die Weingartner Handſchrift von Minneſängern (mit W. Hdſ. von mir bezeichnet), wahrſcheinlich älter als die maneſſiſche, jetzt in der königlichen Privatbibliothek zu Stuttgart befindlich. Sie enthält von S. 140 bis 170 112 Strophen unſres Dichters.

3) Die Pfälzer Handſchrift Nr. 357 (Pf. Hdſ. 357), aus dem Vatikan nach Heidelberg zurückgebracht. Von Bl. 5 b bis 13 b giebt ſie unter Walthers Namen 151 Strophen. Weiterhin, von [XII] Bl. 40 an, folgt, von andrer Hand geſchrieben, noch mehreres dieſem Dichter Angehörige.

4) Die Pfälzer Handſchrift Nr. 350 (Pf. Hdſ. 350), mit 18 Strophen.

Vermiſst habe ich vorzüglich die Würzburger Liederhandſchrift, jetzt zu Landshut, und die (verſchollene [1]?) Kolmarer, in welchen gleichfalls Gedichte von Walther enthalten ſind.

Gegenwärtiger Verſuch iſt eine Vorarbeit zu einer größeren Darſtellung in dieſem Fache. Um ſo erwünſchter wird mir ſein, was dazu beiträgt, den Gegenſtand deſſelben vollſtändiger aufzuklären.

---

[1] [Jetzt in München. Vgl. Bartſch in der Bibliothek des litterariſchen Vereins in Stuttgart 68, 1. K.]

[3] Erſter Abſchnitt.

Einleitung. Des Dichters Herkunft. Die Sänger des Thurgaus. Friedrich von Öſterreich. Des Dichters Jugend.

Walther von der Vogelweide iſt einer von den Meiſtern deutſchen Geſangs, die einſt, wie die Sage meldet, auf der Wartburg wettgeſungen. Ebenſo iſt er Einer der Zwölfe, von denen ſpät noch die Singſchule gefabelt, daß ſie in den Tagen Ottos des Großen gleichzeitig und doch Keiner vom Andern wiſſend, gleichſam durch göttliche Schickung, die edle Singkunſt erfunden und geſtiftet haben.

Wenn einige, die auf ähnliche Weiſe mit ihm genannt werden, im Halbdunkel ſolcher Überlieferung zurückgeblieben ſind und höchſtens durch Vermuthung mit noch vorhandenen Dichterwerken in Verbindung geſetzt werden können, ſo iſt dagegen kaum einer von den Dichtern des Mittelalters ſo mit ſeinem eigenſten Leben in unſre Zeit herüber getreten, als eben dieſer Walther von der Vogelweide.

[4] Nicht als ob die Geſchichte ſeinen Wandel auf Erden in ihre Jahrbücher aufgenommen hätte oder als ob alte Urkunden von ſeinen Handlungen Zeugnis gäben, wie dieß bei andern ſeiner Kunſtgenoſſen der Fall iſt; ſeine zahlreichen Lieder ſind es, die ſein Andenken und, mehr als dieß, ein klares Bild ſeines äußern und innern Lebens auf uns gebracht haben.

Er hat nicht ſeine Perſönlichkeit in der alten Heldenſage des deutſchen Volkes untergehen laſſen, noch hat er ſeine Kunſt den Ritter- und Zaubermähren vom heiligen Gral, von der Tafelrunde u. ſ. w. zugewendet, ſondern er hat die Gegenwart ergriffen. Und hiebei hat er wieder nicht bloß den Mai und die Minne geſungen, vielmehr iſt er gerade der vielſeitigſte und umfaſſendſte unſrer älteren Liederdichter, er behandelt die verſchiedenſten Richtungen und Zuſtände der menſchlichen

Seele, er betrachtet die Welt, er ſpiegelt in ſeinem beſondern Leben das öffentliche, er knüpft ſeine eigenen Schickſale, wenn auch in ſehr untergeordnetem Verhältnis, an die wichtigſten Perſonen und Ereigniſſe ſeiner Zeit.

Dieſe Zeit war eine bedeutende, vielfach und ſtürmiſch bewegte. Die Verwirrung des Reichs nach dem Tode Heinrichs VI, der verderbliche Streit der Gegenkönige Philipp und Otto, Friedrichs II heranwachſende Größe, deſſen Kämpfe gegen die päbſtliche Allmacht, der Kreuzzüge wogendes Gedräng!

Unſcheinbar allerdings iſt das Auftreten unſres Dichters auf der Bühne dieſer Weltbegebenheiten. Schon [5] darüber könnten wir verlegen ſein, wie wir ihn zuerſt in die Welt einführen, denn ſein Urſprung iſt bis jetzt nicht mit Sicherheit erhoben.

Im obern Thurgau ſtand, nach Stumpfs Schweizerchronik, ein altes Schloß Vogelweide. Im benachbarten Sankt Gallen hat das patriziſche Geſchlecht der Vogelweider geblüht. Mit dieſem Geſchlecht und jenem Schloſſe wird Walther von der Vogelweide in Beziehung geſetzt [1].

In keinem deutſchen Lande finden wir auch die rit[6]terlichen Sänger ſo gedrängt beiſammen, als in jenen nachbarlichen Gebirgsthälern, die von der Thur, der Sitter, der Steinach durchrauſcht werden, und dort, wo der Rhein dem Bodenſee zueilt. Der Truchſeß von Singenberg, der Schenk Kunrad von Landegg, Göli, Graf Kraft von Toggenburg, Heinrich und Eberhard von Sax, Friedrich von Huſen, Kunrad von Altſtetten, Walther von Klingen, Heinrich von Frauenberg, Wernher von Tüſen, Heinrich von Rugge, der von Wengen, der Hardegger, der Taler, Rudolf von Ems u. A. m., von denen allen noch Lieder vorhanden ſind, gehören theils mit Gewiſsheit, theils mit größerer oder geringerer Wahrſcheinlichkeit, jener Gegend an [1].

---

[1] Stumpf, der gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts ſchrieb, erwähnt im 5ten Buche ſeiner Chronik eines ſankt-galliſchen Bürgers, Hans Vogelweider, und fügt das Wappen dieſer Vogelweider bei. Hierauf folgt in der vierzig Jahre nach des Verfaſſers Tod erſchienenen Ausgabe von 1606 (Bl. 373 b) nachſtehender Beiſatz, welcher in der erſten Ausgabe von 1548 (II, Bl. 31 b) noch nicht befindlich iſt: „Sonſt iſt Vogelweide ein alt Schloß geweßt im oberen Turgow gelegen: davon berümpte Leut kommen, an der Herzogen in Schwaben Hof bekannt. Walther von der Vogelweide war ein frommer biderber, nothaffter Ritter, an Keyſers Philippi Hof: wie ſölchs bezeuget ſein ſelbſt eigen Lied in einem uralten Buch [ſicherlich die maneſſiſche Handſchrift], under Keyſer Heinrich und König Cunraden dem jungen geſchrieben: darinnen auch ſein Wappen abgemalet, hat aber nichts mit dieſem gleichs.“ Dieſes iſt ohne Zweifel die Hauptſtelle, nach welcher Bodmer und nachher viele Andre den Urſprung des Dichters in das obere Thurgau ſetzen.

[7] Mitten in jenen ſangreichen Gauen lag das Stift Sankt Gallen, von dem der Anbau der Gegend und die Bildung ihrer Bewohner ausgegangen. Die dortigen Kloſterbrüder waren im 9ten und 10ten Jahrhundert geprieſene Tonkünſtler. Ihre geiſtlichen Lieder, wozu ſie ſelbſt die Singweiſe ſetzten, giengen in den allgemeinen Kirchengeſang über. Eben ſo frühe wurde zu St. Gallen in deutſcher Sprache gedichtet, und hinwieder das deutſche Heldenlied (Walther und Hiltegund) in lateiniſche Verſe übertragen. Namentlich aber waren dieſe Mönche beſchäftigt, die Söhne des benachbarten Adels überhaupt ſowohl, als insbeſondre in der Tonkunſt, zu unterrichten [2]. Und eben in dieſen Verhält[8]niſſen

---

[1] Von Singenberg, Landegg und Göli wird weiterhin die Rede ſein. Kraft von Toggenburg iſt in der Geſchichte dortiger Gegend hinlänglich bekannt. Die von Sax, ein ausgeſtorbenes Geſchlecht im Rheinthal, nach welchem noch die Landſchaft genannt wird. Über die Geſchlechter von Huſen und von Thal ſ. v. Arx, Geſchichte des Kantons St. Gallen (2 Bde. St. Gallen 1810. 11.) I, 493. 498. Unter den Dienſtleuten des Gotteshauſes St. Gallen um 1300 zählt ein altes Verzeichnis die von Altſtetten, von Hardegg, von Huſen auf. Ebd. I, 482. Der Minneſänger Friedrich von Huſen, ein Kreuzfahrer, bezeichnet ſich ſelbſt als um den Rhein einheimiſch. Man. I, 92 b. 94 a. (Im Elſaß ſucht ihn Oberlin, de poetis Alsatiæ eroticis S. 10.) Ein Walther von Klingen kömmt um 1271 urkundlich vor, Arx I, 395 (nach Docen, Muſ. I, 144 ſchon 1251), ein H. (Heinricus) miles de Frouunberch 1257, ebd. I, 544, ein Cuno miles de Tüfin 1279, ebd. I, 506. Die Ruggen erſcheinen noch um die Mitte des 15ten Jahrhunderts als ſankt-galliſche Junker. Ebd. II, 296. Der von Wengen richtet ein Lied an die Thurgäuer. Man. II, 99 a. Anziehend und anſchaulich hat v. Laßberg in der Zueignung des 1ten Bands ſeines Liederſaals (1820) an die Sänger dortiger Gegend erinnert.

[2] Alles Obige hat v. Arx in ſeinem äußerſt lehrreichen Geſchichtwerke umſtändlich ausgeführt und belegt. Von dem Mönche Tutilo (ſt. 912) ſagt Ekkehard. jun. de casib. monast. St. Galli cap. III: „filios nobilium in loco ab abbate destinato fidibus edocuit.“

mochten Keime liegen, welche nachher im ritterlichen Geſang zur Blüthe gekommen ſind.

Der von Singenberg war des Abtes zu St. Gallen Truchſeß, der von Landegg deſſen Schenk, Göli (jedoch nur muthmaßlich) deſſen Kämmerer, und alſo ſehen wir dieſen fürſtlichen Abt von einem ſingenden Hofſtaat umgeben. Auch die andern adelichen Geſchlechter, aus denen zuvor eine Reihe von Minneſängern namhaft gemacht wurde, ſind gröſtentheils als Lehens- und Dienſtleute des Kloſters bekannt [1]. Selbſt das meldet Hugo von Trimberg in ſeinem Renner (um 1300), daß ein Abt von St. Gallen ſchöne Taglieder geſungen, d. h. Lieder, in welchen der Wächter verſtohlene Minne warnt, daß ſie nicht vom Tageslicht überraſcht werde.

Unſern Dichter von da ausgehen zu laſſen, wo der Geſang ſo heimiſch war, wo vielleicht der eigentliche Quell der ſchwäbiſchen Liederkunſt zu ſuchen iſt, hat an ſich etwas Gefälliges. Auch darf nicht un[9]beachtet bleiben, daß jener ſankt-galliſche Truchſeß von Singenberg ſich beſonders viel mit Walthern zu ſchaffen macht. Er rühmt denſelben als Sangesmeiſter, betrauert deſſen Tod, ahmt ſeine Lieder nach, und wir finden auf dieſe Weiſe im Thurgau wenigſtens einen Widerhall von Walthers Geſange.

Gleichwohl bleibt der Urſprung des Dichters in jener Gegend noch immer zweifelhaft. Das vormalige Daſein einer Burg Vogelweide ſcheint lediglich auf der Angabe der vorgenannten Chronik zu beruhen, und die Urkunden des Stiftes St. Gallen, welche nicht leicht einen Weiler, einen Thurm der Umgegend unberührt laſſen, enthalten, ſo viel man bis jetzt weiß, keine Spur von dem fraglichen Stammſchloß [2]. Das aus[10]geſtorbene ſankt-galliſche Geſchlecht der Vogelweider kömmt erſt im 15ten Jahrhundert unter denjenigen vor, welche als Gerichtsherrn den Junkertitel führen konnten, und es mag ſeinen Namen eher von einer Bedienung, als von einer Burg, entnommen haben[1]. Rühmliche [11] Erwähnung des Dichters aber und vertraute Bekanntſchaft mit ſeinen Liedern findet ſich nicht bloß bei dem Truchſeß von Singenberg, ſondern auch bei andern gleichzeitigen und ſpätern Sängern, welche nicht dem Thurgau angehören.

---

[1] Über die ſankt-galliſchen Erbämter ſ. Arx I, 320. Konrad, Schenk von Landegg, kömmt von 1281 (oder ſchon 1271, I, 528) bis 1304 in den Urkunden vor. Ebd. I, 476. Die Kämmerer hießen Giele. „Rudolf Gielo, noster camerarius,“ ebd. I, 320. Vgl. Muſ. I, 162. Der Dichter Göli (Man. II, 57 a) ſingt:

Bei dem Rheine grünen Werde und Auen.

Über die andern Geſchlechter ſ. oben S. 10, Anm. 1.

[2] Die oftangeführte Geſchichte des Kantons St. Gallen giebt eine umſtändliche geſchichtliche Ortsbeſchreibung dortiger Gegend, auf die reichhaltigen, in hohes Alterthum hinaufreichenden Urkundenſammlungen des ſankt-galliſchen

Ein Meiſtergeſang über die zwölf Stifter der Kunſt nennt Walthern

---

Archivs gegründet. Nirgends aber erwähnt ſie einer Burg Vogelweide. Um deſto ſichrer zu gehen, habe ich an Herrn von Arx ſelbſt mich ſchriftlich gewendet und von ihm die Beſtätigung erhalten, daß ihm von einem Schloſſe dieſes Namens nie eine Meldung aufgeſtoßen ſei. Möglich wäre eine Verwechslung mit Vögelinsberg oder Vögeliseck. In dem ſankt-galliſchen Jahrszeitenbuche (Goldast, Script. Rer. Alem. Tom. I), das 1272 geſchrieben wurde, kömmt ein Ruodolfus dispensator de Vogillinsberc vor. Notker III, Vorſteher der ſankt-galliſchen Kloſterſchulen, geſtorben 1022, hatte bei Speicher, in der Gegend, wo jetzt das weitausſchauende Vögeliseck ſteht, ein Gehege (vivarium), worin er Wild und ſeltene Vögel, die er am meiſten liebte, verwahren und füttern ließ. Es iſt vermuthet worden, daß hier die Heimath des Geſchlechtes von der Vogelweide zu ſuchen ſei, welcher Name im Munde des Volks in Vögeliseck umgewandelt worden ſein möchte. Man überzeugt ſich leicht, wie ſehr es hiebei an einem ſichern Halt gebreche.

[1] Über die ſankt-galliſchen Vogelweider ſ. Arx II, 196. Leu, Allgemeines Helvet. Lexicon, Th. 18, S. 676. Sie kommen zuerſt 1430 vor. Das Schreiben des Herrn von Arx beſagt darüber Folgendes: „Ich bezweifle es ſehr, ob Walther Vogelweider von St. Gallen her ſei. Denn nie kömmt dieſes Geſchlecht in ältern Zeiten, ſondern erſt im 15ten Jahrhundert da vor, wo von allen Orten her Leute ſich in St. Gallen anſiedelten, oder wieder abzogen. Mir ſcheint Vogelweider eher eine Bedienung ausgedrückt zu haben und von dieſer in einen Geſchlechtsnamen übergegangen zu ſein. Nämlich ſo wie Kuchimeiſter einen Proviantmeiſter, und Füller (impletor), Spiſer, andre Verrichtungen anzeigten, und nachhin zu (ſankt-galliſchen) Familiengeſchlechtern wurden, ſo war Vogelweider ohne Zweifel ein Mann, der ſich mit dem Fangen, Füttern, Abrichten der Vögel eines Großen abzugeben hatte, denn Fogilweida hieß eben das, was Aviarium, Glossar. sec. 10 in. ab Ekhart., und ohne ſolches Vogelbehältnis und einen Wärter desſelben konnte der Falkenjagd wegen und des Finkenfangs kein Fürſt oder Graf ſein. Es muſte darum aller Orte Vogelweider geben.“ Im Württembergiſchen iſt der Name Vogelwaid nicht ſelten.

ſeinen Landherrn aus Böhmen [1]. Anderwärts wird er dem ſächſiſchen Adelsgeſchlechte von der Heide beigezählt [2]. Beides ohne erſichtlichen [12] Grund. Neuerlich iſt ſeine Geburtsſtätte in Würzburg geſucht worden, wo er begraben liegt und wo vormals ein Hof „zu der Vogelweide“ genannt war [3]. Und nach Allem bleibt noch die Frage übrig, ob nicht der Name ein dichteriſch angenommener oder umgewandelter ſei, wovon man auch ſonſt in jener Zeit Beiſpiele findet.

Die Sprache von Walthers Gedichten leitet auf keine nähere Spur ſeiner Herkunft, da ſie in der weit verbreiteten oberdeutſchen Mundart verfaßt ſind, in welcher die meiſten Dichter des 13ten Jahrhunderts geſungen haben.

Der Dichter ſelbſt, deſſen Ausſpruch entſcheiden würde, gedenkt nur einmal des Landes, wo er geboren iſt, aber ohne es zu benennen. Er hat, als er in ſpäteren Jahren dorthin zurückgekommen, Alles fremd gefunden, was ihm einſt kundig war, wie eine Hand der andern, das Feld angebaut, den Wald verhauen und nur das Waſſer noch fließend, wie es weiland floß (Man. I, 141 f.). Auch ſonſt iſt in ſeinen Liedern nirgends eine Beziehung auf die Gegend des Thurgaus, ob er gleich von den Orten ſeines Aufenthalts und von ſeinen Wanderungen vielfältig Rechenſchaft giebt. Die erſte beſtimmtere Ortsbezeichnung iſt es, wenn er meldet:

> Zu Öſterreich lernte ich ſingen und ſagen. (Ebd. I, 132 a.)

[13] Aus dieſen Worten iſt übrigens noch keineswegs zu ſchließen, daß er auch in Öſterreich geboren ſei, eher das Gegentheil; denn ſie bezeichnen gerade nur das Land ſeiner Bildung zur Kunſt. In Öſterreich, wo die Kunſt des Geſanges unter den Fürſten aus babenbergi-

---

[1] Bei Wagenſeil, Von der Meiſterſänger holdſeligen Kunſt u. ſ. w. S. 506:

Der Fünſt Herr Walter hieß,
War ein Landherr aus Böhmen gewiß [?]
Von der Vogelweid u. ſ. w.

In einem andern Meiſterliede (Görres, Altteutſche Volks- und Meiſterlieder, Frankfurt 1817, S. 224) heißt er Herr Walther von der Wid, der Ziervogel. (Vgl. Man. II, 2 b.) [Vgl. Grimm, Reinhart Fuchs, S. 104, 18.]

[2] S. König, Genealogiſche Adelshiſtorie Th. II, S. 543.

[3] Oberthür, die Minne- und Meiſterſänger aus Franken, Würzburg 1818, S. 90.

ſchem Stamme ſo ſchön gepflegt wurde, konnten die Lehrlinge derſelben gute Schule finden. Auch Reinmar von Zweter, der um die Mitte des 13ten Jahrhunderts dichtete, berichtet von ſich:

Von Rheine ſo bin ich geboren,
In Öſterreiche erwachſen. (Man. II, 146 b.)

Nach allen Anzeigen war Walther von adelicher Abkunft. Mit dem Titel „Herr", dem Zeichen ritterbürtigen Standes, redet er ſelbſt ſich an, und ſo wird er auch von Zeitgenoſſen benannt. Spätere nennen ihn Ritter [1]. Daß er ein Reichslehen erhalten hat, werden wir nachher ſehen.

Dem Bilde, welches ſich in der Weingartner Handſchrift vor ſeinen Liedern befindet, iſt weder Helm [14] noch Schild beigegeben. Nur das Schwert iſt ſeitwärts angelehnt. In der maneſſiſchen Handſchrift ſind Helm und Schild hinzugekommen; das Wappenzeichen auf beiden iſt ein Falke oder andrer Jagdvogel im Käfig, alſo gänzlich vetſchieden von dem bei Stumpf abgezeichneten Wappen der Vogelweider, welches drei Sterne enthält.

Anſehnlich muß das adeliche Geſchlecht des Dichters in keinem Falle geweſen ſein. Er ſagt einmal: „Wie nieder ich ſei, ſo bin ich doch der Werthen einer" (Man. I, 122 b). Über ſeine Armuth klagt er öfters, und eben ſie mag ihn bewogen haben, aus der Kunſt des Geſanges, die von Andern aus freier Luſt geübt ward, ein Gewerbe zu machen.

„Zu Öſterreich lernte ich ſingen und ſagen."

Mit dieſen Worten des Dichters treten wir zuerſt aus dem Gebiete der Fabel und der Vermuthung auf einen feſteren Boden. Doch müſſen wir häufig dieſen wieder verlaſſen und uns darauf beſchränken, einzelne ſichere Punkte zu bezeichnen, welchen wir dann dasjenige, was den Stempel von Ort und Zeit weniger beſtimmt an ſich trägt, nach Wahrſcheinlichkeit und nach Verwandtſchaft der Gegenſtände anreihen. Wo ſich der Faden der Geſchichte verliert, da giebt das innere Leben des Dichters Stoff genug, die Lücke auszufüllen.

---

[1] So wird er genannt im Leben der h. Eliſabeth (Mencken, Script. Rer. Germ. B. II) und in dem Meiſterliede bei Görres S. 224. In der Nachricht, welche die Würzburger Handſchrift von ſeiner Grabſtätte giebt, heißt er Miles. Doch iſt es zweifelhaft, ob er die Ritterwürde ſelbſt erlangt habe, indem er ſich in einem ſeiner Gedichte mit den Rittern in Gegenſatz zu ſtellen ſcheint. (Man. I, 142 a:

„Daran gedenket, Ritter! es iſt euer Ding.")

Es laſſen ſich zweierlei Zeiträume beſtimmt unterſcheiden, in welchen der Dichter am Hofe der Fürſten von Öſterreich aus babenbergiſchem Stamme gelebt [15] hat. Er befand ſich dort unter Friedrich, von den Spätern der Katholiſche genannt, der von 1193 bis 1198 am Herzogthume war, und kam dorthin zurück unter Leopold VII, dem Glorreichen, vor dem Jahre 1217.

Dieſe beiden Fürſten waren Söhne Leopolds VI, des Tugendreichen, Herzogs von Öſterreich und Steier, der zu Anfang des Jahres 1193 geſtorben war. Friedrich, der ältere Sohn, ließ ſich 1195 mit dem Kreuze zeichnen, reiſte 1197 nach Paläſtina ab und ſtarb 1198 auf der Kreuzfahrt [1].

Mit ihm muß dem Dichter Vieles zu Grabe gegangen ſein. In einem geraume Zeit nachher gedichteten Liede rechnet er den Anfang ſeines unſteten und mühſeligen Lebens eben von dem Tode Friedrichs an. Lebendig genug ſchildert er in demſelben Liede ſeine Trauer um den fürſtlichen Gönner: „Da Friedrich aus Öſterreich alſo warb, daß er an der Seele genas und ihm der Leib erſtarb, da drückt' ich meine Kraniche (Schnabelſchuhe) tief in die Erde', da gieng ich ſchleichend, wie ein Pfau [2], das Haupt hängt' ich nieder bis auf meine Kniee.“

Zwar fällt in Walthers Zeit noch ein andrer Friedrich von Öſterreich, Friedrich der Streitbare, des Obigen Neffe, der 1230 ſeinem Vater, Leopold VII, [16] nachfolgte und 1246 in der Ungarnſchlacht an der Leitha umkam. Es ſind aber hinreichende Gründe vorhanden, das angeführte Gedicht nicht auf den Neffen, ſondern auf den Oheim, zu beziehen. Das Geneſen an der Seele bei dem Erſterben des Leibes iſt bezeichnend für den Tod auf der Kreuzfahrt, welchen der Dichter auch ſonſt für einen ſegenreichen erklärt. Und wenn wir auch annehmen wollten, daß Walther, der, wie ſich zeigen wird, ſchon 1198 in ſehr männlichem Geiſte gedichtet, noch um 1246 gelebt und geſungen habe, ſo wird doch aus dem natürlichen Zuſammenhange, worin jenes Lied ſpäterhin erſcheint, ſich ergeben, daß ſolches in den erſteren Jahren der Regierung Kaiſer Friedrichs II, alſo gar lange vor dem Tode Friedrichs des Streitbaren, entſtanden ſei.

---

[1] Chron. Claustro-Neoburg. (bei Pez, Script. Rerum Austriac. B. I) ad ann. 1195, 1197, 1198.

[2] [Man. II, 252: mit pfawen ſchriten. Monum. Boic. B. XXXIII, S. 304: Hainrichen den Pfawentritte.]

Wenn uns gleich der Dichter, außer dem Wenigen, was angeführt wurde, von den Schickſalen ſeiner früheren Lebenszeit keine beſtimmtere Nachricht giebt, ſo iſt uns doch, bevor wir ihm weiter folgen, ein verweilender Blick in ſeine Jugend geſtattet. Er zeigt uns den Zeitraum, worein ſolche gefallen, im Widerſcheine ſeiner ſpäteren Lieder.

„Hievor war die Welt ſo ſchön," ruft er klagend aus. Inniglich thut es ihm wehe, wenn er gedenkt, wie man weiland in der Welt gelebt. O weh! daß er nicht vergeſſen kann, wie recht froh die Leute waren. Soll das nimmermehr geſchehen, ſo kränket ihn, daß er's je geſehen. Jetzt trauern ſelbſt die Jungen, [17] die doch vor Freude ſollten in den Lüften ſchweben. (I, 129 a. 140 b. 114 b [1].)

Dieſes unfrohe Weſen rügt er an mehreren Stellen. Es gilt ihm, wie andern Dichtern der Zeit, für ein ſittliches Gebrechen, ſo wie umgekehrt die Freude für eine Tugend. „Niemand, ſagt er, taugt ohne Freude" (I, 110 b). Und allerdings iſt es nicht ſelten die ſittliche Beſchaffenheit des Gemüths, hier des wohlgeordneten, dort des in ſich zerfallenen, woraus Frohſinn oder Mismuth entſpringen.

Ob Walther außer dem Unterricht in der Kunſt des Geſanges irgend einer Art von gelehrter Bildung genoſſen, iſt nicht erſichtlich. Einige Hinweiſungen auf Stellen der Schrift und zwei lateiniſche Segensſprüche, die er ſcherzhaft anbringt, können nichts entſcheiden. Von den Helden, welche dazumal in romantiſchen Gedichten verherrlicht wurden, kömmt bei ihm bloß Alexander vor [2]. Richard Löwenherz und Saladin, deren er erwähnt, waren durch nahe Überlieferung noch in friſchem Angedenken. Nirgends eine ſichre Spur, ob er des Leſens und Schreibens kundig war. Das Leben hat ihn erzogen, er hat [18] gelernt, was er mit Augen ſah; das Treiben der Menſchen, die Ereigniſſe der Zeit waren ſeine Wiſſenſchaft.

---

[1] [Vgl. Rubin, Man. I, 166 b, 1. 168 a, 1. b, 2. 169 b, 3. 170 a, 3. 171 a, 1. 172 a, 4.]

[2] Auf die deutſche Heldenſage findet ſich nirgends eine Beziehung, man müſte es denn für eine Anſpielung auf Walther und Hiltegund anſehen, wenn auch er, der Sänger Walther, ſeine Geliebte Hiltegund nennt. I, 136 b.

Manches Lied, das über ſeine Lebensgeſchichte vollſtändigeres Licht verbreiten könnte, mag verloren gegangen ſein. In denjenigen, die auf uns gekommen ſind, erſcheint er als ein Mann von gereiftem Alter, und in mehreren zeigt er ſich am Ziel ſeiner Tage. Seine Gedichte tragen im Allgemeinen das Gepräge der Welterfahrenheit, des Ernſtes, der Betrachtung. Bis zur eigenen Qual fühlt er ſich zum Nachdenken hingezogen und er ſpricht das bedeutſame Wort:

> Ließen mich Gedanken frei,
> So wüſte ich nicht um Ungemach. (I, 114 a [1].)

Er ſtellt ſich uns in einem ſeiner Lieder dar, auf einem Steine ſitzend, Bein über Bein geſchlagen, den Ellenbogen darauf geſtützt, Kinn und Wange in die Hand geſchmiegt, und ſo über die Welt nachdenkend. Damit bezeichnet er treffend das Weſen ſeiner Dichtung, und ſinnreich iſt er in zwei Handſchriften vor ſeinen Liedern in dieſer Stellung abgebildet.

---

[1] [Vgl. Man. I, 70 b, 3: Nie wart größer ungemach, danne es iſt der mit gedanken umbegat. II, 46 a, 5. I, 146 b, 2.]

[19] Zweiter Abſchnitt.

Philipp von Schwaben. Deutſchlands Zwieſpalt und Zerfall. Walther als Vaterlandsdichter.

Das Jahr 1198, in welchem der Dichter ſeinen fürſtlichen Gönner in Öſterreich verlor, war auch ein Wendepunkt in der Geſchichte der Zeit. In dieſem Jahre wich der Friede, der in den letztern Jahren Kaiſer Friedrichs I und während der Regierung Heinrichs VI in Deutſchland geherrſcht hatte, den langwierigen und verderblichen Kämpfen der Gegenkönige.

Heinrich VI war im Herbſt 1197 zu Meſſina geſtorben, ſein dreijähriger Sohn Friedrich blieb, unter Vormundſchaft des Pabſtes, als König in Sicilien. Die deutſchen Fürſten hatten ihn noch bei Lebzeiten ſeines Vaters als Nachfolger auf dem deutſchen Throne anerkannt. Aber Innocenz III, der kurz nach des Kaiſers Hintritt, im kräftigſten Alter, zum Oberhaupt der Kirche gewählt worden, wollte nicht wieder die Vereinigung der deutſchen Krone mit der ſiciliſchen dulden. Er [20] fand dieſe Vereinigung gefährlich für die Kirche, und erklärte, da Friedrich noch nicht getauft geweſen, als man ihn zum römiſchen König erwählt, ſo brauche man ſich hieran nicht zu kehren. Den Deutſchen war nicht mit einem Kinde geholfen. In den ſechsten Monat war das Reich verwaiſt.

Philipp von Schwaben, des verſtorbenen Heinrichs Bruder, hatte anfangs verſucht, ſeinem unmündigen Neffen die Thronfolge zu erhalten, bald richtete er ſelbſt ſein Abſehen auf die Krone. Auch dieſem Hohenſtaufen arbeitete der Pabſt entgegen. Mit Berthold von Zähringen und Bernhard von Sachſen wurde von den Fürſten um das Reich unterhandelt. Nachher ordneten der Erzbiſchof von Köln und andre, mehrentheils geiſtliche Fürſten, von päbſtlichem Einfluß geleitet, eine

Geſandtſchaft an Otto von Braunſchweig ab, um ihn zum Throne zu berufen. Die Reichskleinode, auf deren Beſitz man damals großen Werth legte, waren in Philipps Händen.

Schon früher war ein falſches Gerücht von Kaiſer Heinrichs Tode das Zeichen zu allgemeiner Auflöſung der geſellſchaftlichen Ordnung geweſen. Jetzt, nach des Kaiſers wirklichem Hintritt, erreichte die Verwirrung den höchſten Grad. „Als ich aus Tuscien nach Deutſchland zurückgekommen, ſchreibt Philipp an Innocenz III [1], fand ich das ganze Land in nicht ge[21]ringerer Verwirrung, als irgend das Meer von allen Winden zerwühlt werden könnte.“

Die erſten Lieder unſres Dichters, denen wir den Zeitpunkt ihrer Entſtehung beſtimmter nachweiſen können, beziehen ſich auf dieſe Ereigniſſe. Ernſtes Nachdenken über die Zerrüttung des Vaterlands, Anklage des Pabſtes, deſſen Umtriebe den Zwieſpalt herbeigeführt, Aufruf an Philipp, der Verwirrung ein Ende zu machen.

Ich ſaß auf einem Steine [2],
Da deckte ich Bein mit Beine,
Darauf ſetzte ich den Ellenbogen,
Ich hatte in meine Hand [3] geſchmogen
Das Kinn und eine Wange;
Da dachte ich mir viel bange,
Wie man zur Welte ſollte leben.
Keinen Rath konnte ich mir geben,
Wie man drei Ding' erwürbe,
Der keines nicht verdürbe: –
Die zwei ſind Ehre und fahrend Gut,
Der jedes dem andern Schaden thut,
Das dritte iſt Gottes Hulde, /

---

[1] Registr. Innocent. III. ep. 136. S. 147.

[2] Dieſe Strophe iſt nachgeahmt von Boppo (Man. II, 235): Ich ſaß auf einer Grüne u. ſ. w. [Vgl. Ruolandesliet S. 12, 33 f. Rother 442. K.]

[3] [Vgl. Wigalois Z. 6022 bis 6027. Chevalier au cygne I, 119, 2879: „sa main a son menton.“ Gui de Bourgogne S. 29: „Sa main a sa maissele, comme voir dolans hon.“ [Ausgabe von Gueſſard und Michelant. Paris 1858. Sodann im Lay d'Aristote in Méons Fabliaux 3, 108: Lez un vergier, lez une fontenelle Siet fille a roi, sa main a sa maisselle, En souspirant son doux ami apele. K.]

Der zweien Übergulde;
Die wollte ich gerne in éinen Schrein.
Ja leider! möchte das nicht ſein,
Daß Gut und weltlich' Ehre
Und Gottes Huld je mehre
[22] Zuſammen in éin Herze kommen.
Steige und Wege ſind eingenommen,
Untreue iſt in der Saße,
Gewalt fährt auf der Straße,
Friede und Recht ſind beide wund,
Die drei haben Geleites nicht, die zwei werden denn eh' geſund.

geſchmogen] geſchmiegt. — Übergulde] was mehr als jene gilt. — In der Saße] ſeßhaft. [Ulrichs von Turheim Triſtan 558. Alt Meiſter-Geſangbuch S. 48. DCXII: ſaze. Suchenwirt II, 41.] [Saße = Hinterhalt. K.] — Die drei] nemlich Gut (Reichthum), weltliche Ehre und Gottes Huld, haben kein ſicheres Geleit, um zuſammen zu kommen, bevor nicht die zwei, Friede und Recht, wiedergeneſen ſind und die Straße frei machen.

Ich ſah mit meinen Augen
Der Menſchen Thun und Taugen.
Da ich nun hörte, da ich ſach,
Was Jedes that, was Jedes ſprach:
Zu Rome hörte ich lügen
Und zweene Könige trügen.
Davon hub ſich der meiſte Streit,
Der eh' ward oder immer ſeit.
Da ſich begannen zweien
Die Pfaffen und die Laien,
Das war eine Noth vor aller Noth,
Leib und Seele lag da todt.
Die Pfaffen ſtritten ſehre,
Doch ward der Laien mehre;
Das Schwert legten ſie da nieder
Und griffen zu der Stole wieder.
Sie bannten, die ſie wollten,
Und nicht den ſie ſollten.
Da ſtörte man manch Gotteshaus,
Da hörte ich ferne in einer Klaus
[23] Viel ſtarker Ungebäre;

Da weinte ein Klauſenere,
Er klagete Gott ſein bittres Leid:
/„O weh! der Pabeſt iſt zu jung; hilf, Herre, deiner Chriſtenheit!“

ſeit] ſeitdem, nachher. — zweien] entzweien. — Pfaffen und Laien] geiſtliche und weltliche Fürſten, in der ſtreitigen Königswahl. — Ungebäre] ungebärdige Wehklage. — Klauſenere] der klagende Klausner, welcher mehrmals vorkömmt, bedeutet die vormalige ſtrenge Frömmigkeit im Gegenſatze zu der nunmehrigen Ausartung des geiſtlichen Standes. [Vgl. über den Klausner Pfeiffers 2te Ausgabe S. 184. K.]

Ich hörte die Waſſer dießen
Und ſah die Fiſche fließen,
Ich ſah was in der Welte was,
Wald, Feld, Laub, Rohr und Gras.
Was kriechet oder flieget[1],
Oder Beine zur Erde bieget,
Das ſah ich und ſage euch das:
Der keines lebet ohne Haß;
Das Wild und das Gewürme,
Die ſtreiten ſtarke Stürme,
Alſo thun die Vögel unter ihn'n,
Nur daß ſie haben einen Sinn[2]
(Sie wären anders zu nichte):
Sie ſchaffen gut Gerichte,
Sie ſetzen Könige und Recht
Und ſchaffen Herren und Knecht.
O weh dir, deutſche Zunge,
Wie ſteht deine Ordenunge!
Daß nun die Mück' ihren König hat[3]
Und daß deine Ehre alſo zergat!
[24] Bekehre dich, bekehre!
Die Kirchen ſind zu hehre,

---

[1] [Gotfrieds von Straßburg Werke II, S. 105. Str. 14. S. 107. Str. 28 f.]

[2] [Soltaus hiſtoriſche Volkslieder S. 86: Die fürſten hatten einen mutt.]

[3] Die Mücken haben König unter ihnen,
Die Bienen einen Weiſſel, dem ſie folgen,
Kein' Creature lebet ohne Meiſterſchaft u. ſ. w.
Der Mysnere (bei Müller DXCIII.)

Die armen Könige drängen dich.
Philippe! ſetze den Waiſen auf und heiße ſie treten hinter ſich!
(Man. I, 102.)

dießen] toſen, rauſchen. — ſließen] ſchwimmen. — was] war. — Was kriechet] vgl. Wernhers Maria S. 28. 52. — unter ihn'n] unter ſich. — deutſche Zunge] Land deutſcher Sprache. — zergat] zergeht. — die Kirchen] die Geiſtlichkeit. [Ducange B. I, S. 996 [Paris 1842. II, 362. K.] f.: „(Circulus) Circulus aureus, Coronæ simplicioris species, quæ Patriciatus insigne erat apud Romanos, sub Imperatoribus Occidentalibus. Leo Ost. lib. 2, cap. 79: Eidem Henrico IV, Patriciatus honorem Romani contribuunt, eumque præter imperialem coronam aureo circulo uti decernunt. Petrus Diac. lib. 4 Chron. Casin. cap. 119 de Lothario imp.: Ipse vero in civitate coronam circuli patricialis accepturus remansit. Acerbus Morena in Histor. Rerum Laudensium pag. 117 de Friderico I Imp.: Sequenti igitur proximo die Dominico prædictus Papa Paschalis cum suis Cardinalibus in ipsa Ecclesia S. Petri Missam honorifice et cum magno gaudio celebravit, ipsoque die in capite Imperatori circulum aureum tantummodo imposuit. Sequenti vero die Martis, in quo fuit festum S. Petri ad Vincula, prædictus Dom. Papa Paschalis Dom. Federicum Imperatorem et serenissimam Augustam Beatricem conjugem suam ex coronis auro purissimo, et multis pretiosissimis gemmis decoratis coronavit in ipsa Ecclesia S. Petri. Circulum etiam, non coronam, Regibus tribuit Chronicon Montis-Sereni ann. 1134: Imperator celebrat Pascha Halverstat, ubi quidam de Principibus Danorum Magnus nomine, hominium ei faciens, regnum Daniæ ab ipso suscepit, et postquam præstitit juramentum, Imperatori ad Ecclesiam procedenti, circulo decoratus aureo, gladium præportavit. An. 1152 de Friderico Imp: Qui proximum Pentecoste Merseburg celebrans, Sueno Regi Daciæ Circulum Regium concessit. Et an. 1158: Dux Bohemiæ concesso sibi ab Imperatore Circulo nominatur. Circulis aureis Augustæ apud Occidentales usæ etiam leguntur, non coronis. Arnoldus Lubec. lib. 6, cap. 2 de uxore Philippi Suevi Imp.: Ibi quoque Regina, regio diademate, non tamen coronata, sed circulata processit. Vide Corona Ducalis. Le Roman de Garin: El fu vestu d'un paille Alexandrin, Et en son chef un chapelet d'or fin. Alibi: Le cercle d'or li ert el chief asis." Triſtan 10862. 10981. Chronik des Franciscaner Leſemeiſters Detmar, nach der Urſchrift und mit Ergänzungen aus andern Chroniken herausgegeben von Dr F. H. Grautoff. 1ter Theil. Hamburg 1829. S. 82. J. 1204: De koningh Philippus hadde ok enen groten hof to Megdebborch, dar he ghecronet ghink mit ſime wive. Maßmanns Eraclius S. 213 b.] — zu hehre] zu gewaltig. [Beneckes Beiträge S. 255, 3.] — die armen Könige] die mittelloſen Thronbewerber. — den Waiſen] das Reichskleinod, den Edelſtein der Kaiſerkrone, welchen Herzog Ernſt aus dem hohlen Berge mitgenommen haben ſoll.

Noch im Frühjahr 1198 ward dem Dichter die Freude, Philippen gekrönt zu ſehen. Das hochſchwebende Lied, worin er ſeinen Jubel ausſpricht, läßt kaum bezweifeln, daß er ſelbſt der Krönung zu Mainz anwohnte.

Die Krone iſt älter, denn der König Philippe ſei;
Da möget ihr alle ſchauen wohl ein Wunder bei,
Wie ſie ihme der Schmid ſo eben recht gemachet.
Sein kaiſerliches Haupt geziemet ihr alſo wohl,
Daß ſie zu Rechte niemand ſcheiden ſoll;
Jedwedes nicht des andern Tugend ſchwachet.
Sie lachen beide einander an,
Das edel Geſteine und der junge ſüße Mann;
Die Augenweide ſehen die Fürſten gerne.
Wer nun des Reiches irre geh',
[25] Der ſchaue, wem der Waiſe ob ſeinem Nacken ſteh'!
Der Stein iſt aller Fürſten Leiteſterne. (I, 127 b.)

zu Rechte] mit Recht. — Tugend] Werth. — ſchwachet] ſchwächet, verringert.

Das angenehme Bild, das Walther von ſeinem Könige giebt, beſtätigen die Worte des Geſchichtſchreibers. Nach der Beſchreibung der urſpergiſchen Jahrbücher war Philipp ein Mann von ſchöner und edler Geſichtsbildung, blondem Haar, mittlerer Größe, zartem, faſt ſchwächlichem Körperbau [1].

Der Dichter begnügt ſich nicht, Philippen zum Throne berufen und auf demſelben begrüßt zu haben. Er giebt dem neuen Könige noch das Mittel an, ſeine Herrſchaft zu befeſtigen und auszubreiten. Dieſes Mittel findet er in der Milde, der dankbaren Freigebigkeit gegen Diejenigen, die ſich dem Könige verſöhnt und verpflichtet haben, der rückhaltloſen Ausſpendung von Gaben und Ehre.

Philippe, König hehre!
Sie geben dir alle Heiles Wort

---

[1] Chron. Abb. Ursperg: „Erat autem Philippus animo lenis, mente mitis, eloquio affabilis, erga homines benignus, largus satis et discretus, debilis quidem corpore, sed satis virilis, in quantum confidere poterat de viribus suorum, facie venusta et decora, capillo flavo, statura mediocri. magis tenui quam grossa."

Und wollten Lieb nach Leide.
Nun haſt du Gut und Ehre,
[26] Das iſt wohl zweier Könige Hort,
Die gieb der Milde beide!
Die Milde lohnet, wie die Saat,
Von der man wohl zurück empfaht,
Darnach man ausgeworfen hat;
Wirf von dir mildigliche!
Welch' König der Milde geben kann,
Sie giebt ihm, das er nie gewann,
Wie Alexander ſich verſann:
Der gab und gab, da gab ſie ihm alle Reiche. (I, 113 a.)[1]

Das iſt wohl u. ſ. w.] (Lesart der Pf. Hdſ. 357) Reichthum und Ehre, jedes für ſich ſchon, iſt der Hort, Schatz, eines Königs. (Vgl. I, 135 b: „zwei Kaiſers Ellen" d. h. Stärke, Kraft.) — ſich verſann] inne ward.

Die Geſchichte beweiſt, daß Philipp wirklich in dieſem Sinne gehandelt. Wie er überhaupt die gelinden Wege den gewaltſamen vorzog, ſo ſuchte er beſonders durch reiche Gaben an Geld und Ländereien Feinde zu beſeitigen und Anhänger zu gewinnen. Seinem gefährlichſten Mitbewerber um die Krone, dem Herzog Berthold von Zähringen, hatte er für deſſen Rücktritt 11000 Mark bezahlt. Seine Freigebigkeit war ſo groß, daß er damit nicht, wie Alexander, alle Reiche gewann, ſondern ſelbſt die anererbten Lande nur noch dem Namen nach behielt. „Als er, ſo erzählen die urſpergiſchen Jahrbücher, kein Geld hatte, um ſeinen Kriegsleuten Sold zu bezahlen, fieng er zuerſt an, die Ländereien zu veräußern, die ſein Vater, Kaiſer Friedrich, [27] weit umher in Deutſchland erworben hatte, ſo daß er jedem Freiherrn oder Dienſtmann Dörfer oder angrenzende Kirchen verſetzte. Und alſo geſchah es, daß ihm nichts übrig blieb, außer dem leeren Namen des Landesherrn und denjenigen Städten und Dörfern, worin Märkte gehalten werden, nebſt wenigen Schlöſſern des Landes."

Deſſen unerachtet vermochte er es nicht Allen zu Danke zu machen, und ſelbſt Walther wirft ihm in einem andern Liede vor, daß er ſich nicht ſo recht im Geben gefalle. Er erinnert Philippen an den milden

---

[1] [Vgl. Raynouard, Choix des poésies originales des Troubadours B. 5, S. 196. Anc non crec u. ſ. w. S. 320. Per dar conquis u. ſ. w.]

Saladin [1], welcher geſagt, Königes Hände ſollten durchlöchert ſein, und an den König von Engelland (Rickard Löwenherz), den man ſeiner Mildthätigkeit wegen ſo theuer ausgelöſt (I, 127 b.) [2].

Auch hatte Philipp mit all ſeiner Freigebigkeit nicht verhindern können, daß gleich nach ſeiner Krönung Otto [28] von Braunſchweig als Gegenkönig aufgeſtellt wurde, mit dem er bis an ſeinen Tod zu kämpfen hatte. Wie einſt in den Vätern, Friedrich dem Rothbart und Heinrich dem Löwen, ſo ſtanden jetzt in den Söhnen, Philipp und Otto, Gibelinen und Welfen ſich drohend gegenüber.

Wir haben zuvor geſehen, in welch heiterem Lichte unſrem Dichter ſeine frühere Lebenszeit erſcheint. Mit ſtets düſterern Farben malt er die Gegenwart. Er klagt um die alte Ehre, um die alten getreuen Sitten. Treue und Wahrheit ſind viel gar beſcholten. Leer ſtehen die Stühle, wo Weisheit, Adel und Alter ſaßen ehe. Recht hinket, Zucht trauert und Scham ſiechet. Die Sonne hat ihren Schein verkehret, Untreue ihren Samen ausgeſtreut auf allen Wegen, der Vater findet Untreue bei dem Kinde, der Bruder lügt dem Bruder, geiſtlicher Orden ſelber trüget, der uns doch zum Himmel leiten ſollte. Der Dichter erkennt hierin die ſchreckbaren Zeichen des nahenden Weltgerichts (I, 121 a. 107 b. 112 a. 128 a).

Mit tiefem Kummer hält er dem politiſchen und ſittlichen Verfalle ſeines Vaterlands deſſen früheren Glanz entgegen: „O weh! was Ehren ſich fremdet von deutſchen Landen! Witz und Mannheit, dazu Silber und Gold!“ (I, 103 b.) „Ich ſah hievor einmal den Tag, da unſer

---

[1] [Bruder Wernher, Alt Meiſter-Geſangbuch S. 3. LXI: des milten Salannes hant geſete um ere nye ſo witen ſcatz. Friberg, Triſtan V. 4515. Docen, Misc. I, 98. VII. Vgl. Turnei von Nanteiz in Maßmanns Denkmälern I, 138.]

[2] Richard war zu Ende des Jahres 1192, als er auf der Rückkehr aus dem heiligen Lande durch das Gebiet Leopolds VI von Öſterreich, den er in Paläſtina beleidigt hatte, verkleidet reiſen wollte, erkannt und feſtgeſetzt worden. Leopold überließ ſeinen Gefangenen um 60000 Mark Silbers an Kaiſer Heinrich, der Richarden wegen deſſen Verbindung mit Tankred von Sicilien übel wollte. Nun wurde Richard vom Kaiſer in harter Gefangenſchaft gehalten, und erſt zu Anfang des Jahres 1194 gegen ein Löſegeld von 100000 Mark, das die Engländer mit großer Anſtrengung zuſammengebracht hatten, in Freiheit geſetzt.

Lob war gemein allen Zungen, wo kein Land uns nahe lag, es begehrte Sühne oder es war bezwungen. Reicher Gott! wie wir nach Ehren da rungen!“ (I, 106 a.)

[29] Er rügt hiebei die Entartung und Zuchtloſigkeit des jüngeren Geſchlechts. Vormals riethen die Alten und thaten die Jungen. Jetzt haben die Jungen die Alten verdrungen und ſpotten ihrer. Junge Altherren [1] ſieht man und alte Jungherren. Und wenn gleich Walther einmal behauptet, Niemand könne mit Gerten Kindeszucht behärten, wen man zu Ehren bringen möge, dem ſei ein Wort als ein Schlag, ſo tadelt er doch anderswo die Väter, daß ſie Salomons Lehre brechen, nach welcher den Sohn verſäume, wer den Beſen ſpare. (I, 106. 126 b. 129 a.)

Unrecht würde dem Dichter geſchehen, wenn wir in ſeinem Lobe der Vergangenheit und Tadel der Gegenwart die bloße Vorliebe für verlebte Jugendzeit erblicken wollten. Die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber ſind in vollkommener Übereinſtimmung mit ſeiner Schilderung des Zuſtandes, in welchen Deutſchland durch die doppelte Königswahl verſetzt wurde.

„Damals, ſagt der Abt von Urſperg, fiengen die Übel an, ſich auf der Erde zu vervielfältigen. Denn es entſtand unter den Menſchen Feindſchaft, Trug, Untreue, Verrath, womit ſie ſich gegenſeitig in Tod und Untergang hingeben, Raub, Plünderung, Verheerung, Landesverwüſtung, Brand, Aufruhr, Krieg. Jedermann iſt jetzt meineidig und in die vorbeſagten Frevel verſtrickt. Wie das Volk, ſo auch die Prieſterſchaft. Die Verfolgung iſt ſo groß, daß [30] Niemand mit Sicherheit von ſeinem Wohnort ausgehen kann, auch nur in den nächſten Ort.“

In dem allgemeinen Zwieſpalt nahmen auch die Sänger verſchiedene Wege. Wenn Walther von der Vogelweide Philipps Krönung feierte, ſo geleitet Wolfram von Eſchenbach den Gegenkönig Otto zu ſeiner Weihe [2].

Zu den Anhängern Philipps gehörten der Herzog Bernhard von Sachſen, früher ſelbſt Bewerber um den Thron, und der Erzbiſchof von

---

[1] [Alt Meiſter-Geſangbuch S. 40. DLIX: alt herren.]

[2] Oranſe S. 176 b. Vgl. Titurel Cap. 27. Str. 4096.

Magdeburg [1]. Nach dem thüringiſchen Feldzug im Jahr 1204, der ſich mit der Unterwerfung des Landgrafen Hermann endigte, oder als im Jahr 1207 Philipp, mit Otto unterhandelnd, ſich in jener Gegend befand [2], mag es geſchehen ſein, daß er die Weihnachten zu Magdeburg feierte. Walther war bei dieſer Feier anweſend; in einem farbenhellen Gemälde, den altdeutſchen auf Goldgrund ähnlich, zeigt er uns den Kirchgang des Königs mit [31] ſeiner Gemahlin, der griechiſchen Irene, und dem Gefolge der Thüringer und Sachſen.

Es gieng eins Tages, als unſer Herre ward geborn
Von einer Magd, die er ſich zur Mutter hat erkorn,
Zu Magdeburg der König Philippe ſchöne.
Da gieng eins Kaiſers Bruder und eins Kaiſers Kind
In einer Wat, wie auch der Namen zweene ſind;
Er trug des Reiches Zepter und die Krone.
Er trat viel leiſe, ihm war nicht jach:
Ihm ſchlich eine hochgeborne Königinne nach,
Roſe ohne Dorn, eine Taube ſonder Gallen.
Die Zucht war nirgend anderswo,
Die Thüringer und die Sachſen dienten da alſo,
Daß es den Weiſen muſte wohl gefallen. (I, 127 b.)

Magd] Jungfrau. — eins Kaiſers Bruder] Philipp war Bruder Kaiſer Heinrichs VI und Sohn Kaiſer Friedrichs I. — Wat] Gewand. [Walther Man. I, 122 a, 3: Fründin und frowen in einer wete Wolde ich an iu einer gerne ſehen. H. Georg 1 bis 4. — ſchlich] Vgl. Triſt. 10894 f. 11013. 11084.] — Roſe ohne Dorn, Taube ſonder Galle] Beinamen, die ſonſt auch der heiligen Jungfrau gegeben werden. — Zucht] Hofzucht, Hofdienſt. — den Weiſen] den Kennern.

Dem königlichen Paare, das uns hier im Glanze der Macht und des Glückes erſcheint, ſind finſtre Geſchicke bereitet. Kurze Zeit nachher, 1208, fällt Philipp durch Mörderhand, und Irene, die Roſe ohne Dorn, verwelkt am Kummer über ſeinen Tod.

Wir haben die ſchmerzliche Klage des Dichters über den Verfall von Deutſchland vernommen. Es hat uns daraus eine ſeiner ſchönſten Eigenſchaften angeſprochen, die Vaterlandsliebe. Dieſes edle Gefühl iſt die Seele eines bedeutenden Theils ſeiner Dichtungen. [32] Überall erregt es ihn zu der lebhafteſten Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Ihm gebührt unter den altdeutſchen Sängern vorzugsweiſe der Name des vaterländiſchen. Keiner hat, wie er, die Eigenthümlichkeit ſeines Volkes erkannt und empfunden. Wie bitter wir ihn vorhin klagen und tadeln hörten, mit ſtolzer Begeiſterung ſingt er anderswo den Preis des deutſchen Landes, vor allen andern, deren er viele durchwandert:

---

[1] „De Saxonia quidem habuit [Philippus] ducem Bernhardum, marchionem Mœsiæ et alios principes sæculares potentissimos, insuper archiepiscopos magdeburgensem et bremensem et suffraganeos eorumdem.“ Chron. Ursp.

[2] Dieſe Zeit vermuthet Köpke a. a. O. S. 16.

Ihr ſollt ſprechen: willekommen!
Der euch Mähre bringet, das bin ich.
Alles, das ihr habet vernommen,
Das iſt gar ein Wind, nun fraget mich!
Ich will aber Miethe,
Wird mein Lohn halb gut,
Ich mag leichtlich ſagen, das euch ſanfte thut;
Seht, was man mir Ehren biete!

Ich will deutſchen Frauen ſagen
Solche Mähre, daß ſie deſto baß
Sollen aller Welt behagen;
Ohne große Miethe thu' ich das.
Was wollt' ich zu Lohne?
Sie ſind mir zu hehr.
Drum bin ich gefüge und bitte ſie keines mehr,
Als daß ſie mich grüßen ſchöne.

Ich hab' Lande viel geſehen
Und der beſten nahm ich gerne wahr.
Übel müſſe mir geſchehen,
Könnt' ich je mein Herze bringen dar,
[33] Daß ihm wohl gefallen
Wollte fremde Sitte!
Was denn hülfe mich, ob ich mit Unrecht ſtritte?
Deutſche Zucht geht doch vor allen.

Von der Elbe bis an den Rhein
Und herwider bis in Ungerland,

Da mögen wohl die beſten ſein,
Die ich irgend in der Welt gekannt.
Kann ich rechte ſchauen
Gut Geläß und (ſchönen) Leib
So mir Gott! ſo ſchwüre ich wohl, daß da die Weib
Beſſer ſind, denn anderswo die Frauen.

Deutſche Mann ſind wohlgezogen,
Gleich den Engeln ſind die Weib gethan;
Wer ſie ſchilt, der iſt betrogen,
Anders könnt' ich nimmer ſein verſtahn.
Tugend und reine Minne,
Wer die ſuchen will,
Der ſoll kommen in unſer Land, da iſt Wonne viel;
Lange müſſe ich leben darinne! (I, 119 b.)

Mähre] Nachricht, Botſchaft. — ein Wind] ein Nichts. — Miethe] Bezahlung, Botenlohn. — ſanfte thut] wohl thut. — Sie ſind mir u. ſ. w.] Vgl. Nibel. V. 2240. — dar] dahin. — Kann ich rechte ſchauen] das Benehmen (Geläſſe) und die Schönheit der Frauen als Kenner zu beurtheilen, galt für eine ſchätzbare Eigenſchaft. Vgl. Nibel. V. 2385. Ulr. v. Lichtenſt. Frauend. S. 20. Man. II, 24 a. 36 a. — die Weib] die Weiber, ebenſo Mann, Männer. — [Weib, Frauen] Vgl. Man. I, 49 b, 5.] — gethan] beſchaffen. — betrogen] falſch berichtet.

[34] Dritter Abſchnitt.

Walthers Wanderleben. Der Hof zu Thüringen. Die Hofſänger. Des Dichters Anſichten von Fürſten und Fürſtenräthen, von Geburt, Freundſchaft, Manneswerth. Blicke in ſein Inneres.

Die Sänger jener Zeit waren nothwendig wandernde. Mochten auch die Herren, welche ſich im Liede zur Kurzweil übten, auf ihren Burgen daheim bleiben, Diejenigen, welche den Geſang zu ihrem Berufe gemacht, muſten ſich auf den Weg begeben. Um Unterhalt und Lohn zu finden, muſten ſie den Höfen und Feſtlichkeiten geſangliebender Fürſten nachziehn. War doch der Hof des Kaiſers ſelbſt ein wandernder, bald in dieſer, bald in jener Stadt des Reiches ſich niederlaſſend. Krönungstage, Fürſtenverſammlungen, Hochzeitfeſte, das waren die Anläſſe, bei welchen die Kunſt- oder Prunkliebe der Großen ſich am freigebigſten äußerte. War dazumal das gewöhnliche und häus[35]liche Leben einfach, ſo waren dagegen feſtliche und öffentliche Zuſammenkünfte deſto glanzvoller.

Auch vom äußern Lohne abgeſehen, muſte der Dichter wandern, wenn er mit den Angelegenheiten der Zeit bekannt werden, wenn er, bei noch ſehr unvollkommenen Mitteln der Verbreitung geiſtiger Erzeugniſſe, ſich ſelbſt Anerkennung, ſeinem Liede Wirkſamkeit verſchaffen wollte. Darum war es den alten Meiſtern allerdings zu thun. Reinbot von Dorn, der die Legende vom h. Georg in Gedicht gebracht hat, ſpricht die Hoffnung aus (V. 56 bis 63), daß ſein Werk über alle deutſche Lande, von Tirol bis nach Bremen und von Preßburg bis nach Metz, werde bekannt werden. Auf der andern Seite wird im Titurel (Cap. 4. Str. 542) die Beſorgnis geäußert, daß der Schreiber das Rechte unrichtig machen möchte. Am ſicherſten aber wurde die Fälſchung vermieden, wenn der Dichter ſelbſt vortrug. Wollte er verſichert ſein, daß ſeine

Tonweiſe richtig geſungen werde, wollte er ſeine eigene Fertigkeit im Geſange geltend machen, ſo war ohnehin ſein perſönliches Erſcheinen erforderlich.

So war denn auch Walthers Leben das eines fahrenden Sängers. Er reiſt zu Pferde, vermuthlich die Geige mit ſich führend [1]. Daß er ſeine Lieder ſelbſt [36] vorgetragen, iſt aus einigen derſelben noch hörbar [2]. Zu Hof und an der Straße läßt er ſie ertönen (I, 136 b). In einem Morgengebet empfiehlt er ſich unter Gottes Obhut, wohin des Landes er heute reiten möge (I, 129 a). Er beruhigt ſeine Geliebte über ſeine Abweſenheit:

Meiner Frauen darf nicht werden leid,
Daß ich reite und frage in fremde Land'
Nach den Weiben, die mit Würdigkeit
Leben (der iſt viel manche mir bekannt)
Und die ſchöne ſind dazu:
Doch iſt ihrer keine,
Weder groß noch kleine,
Der Verſagen mir jemals wehe thu'! (I, 118 b.)

Er hat der Lande viel geſehen, wie wir zuvor ihn ſingen hörten. Von der Elbe bis an den Rhein und wider bis in Ungerland hat er ſich umgeſehen, von der Seine bis an die Mur, von dem Po bis an die Drave hat er der Menſchen Weiſe erkannt (I, 131 b). Am Hofe von Öſterreich haben wir ihn zuerſt getroffen, am Hofe von Thüringen finden wir ihn jetzt wieder.

[37] Hermann, Landgraf in Thüringen (von 1195 bis 1215), den ſich Philipp in dem vorerwähnten Feldzuge von 1204 unterworfen [3],

---

[1] „Wohlauf! wer tanzen wolle nach der Geigen.“ (W. Hdſ. S. 170.) Daß Walther ſich der Harfe bedient, iſt aus der Stelle (I, 112) vermuthet worden, wo er von der alten Lehre ſpricht, daß man nicht in der Mühle harpfen ſolle. Der Ausdruck iſt aber, wie der Dichter ſelbſt andeutet, ſprichwörtlich zu verſtehen.

[2] In den Anreden: „Ja, Herre!“ (I, 109 b. 124 b.) „Herre und Freund'!“ (I, 136 b.) [Der Ausdruck „ja, herre“ kommt im Triſtan häufig als bloßer Ausruf vor, z. B. 10804. Vgl. 10107. Aber auch als Anrede, 12092.]

[3] Das politiſche Gedicht: „Nu ſoll der Kaiſer hehre“ u. ſ. w. (I, 136 a) iſt auf dieſe Begebenheit bezogen worden. Es iſt jedoch zu bemerken, daß

behauptet eine ausgezeichnete Stelle unter den fürſtlichen Freunden der Dichtkunſt. Er ſetzte ſchon den Meiſter Heinrich von Veldecke in den Stand, ſeine Äneide, die ihm neun Jahre lang entwendet war, zu Ende zu führen (Eneit V. 13268 ff.). Auf ſeinen Anlaß bearbeitete Wolfram von Eſchenbach den Wilhelm von Oranſe (H. Georg V. 34 ff.) und für ihn verdeutſchte Albrecht von Halberſtadt die Verwandlungen Ovids [1]. Vornehmlich aber iſt er durch den Wettſtreit der Sänger an ſeinem Hofe zu Wartburg berühmt geworden.

Auch in dem Leben und den Liedern unſres Dich[38]ters ſpielt er eine bedeutende Rolle. Vor 1198 fanden wir dieſen in Öſterreich. Alsdann folgen ſeine Lieder auf Philipp von Schwaben und es iſt nicht anzunehmen, daß er ſich an dem Hofe des Landgrafen werde aufgehalten haben, ſo lange dieſer Philipps Gegner war. Im Sommer des Jahres 1204 unterwarf ſich der Landgraf. Es iſt daher ganz nicht unwahrſcheinlich, daß Walthers Aufenthalt an deſſen Hofe um das Jahr 1207 ſtattgefunden, in welches der Krieg auf Wartburg, worin Walther auftritt, von den thüringiſchen Chroniken geſetzt wird.

Dieſer Wettſtreit, den das vielbeſprochene Gedicht in der maneſſiſchen Sammlung (II, 1 bis 16 [2]) in Wechſelgeſang, mit untermengter Erzählung, darſtellt, hat zunächſt das Lob milder Fürſten zum Gegenſtand. Heinrich von Ofterdingen erhebt den Herzog von Öſterreich, ihm treten Wolfram von Eſchenbach und Andre entgegen, die den Landgrafen von Thüringen verherrlichen. Walther von der Vogelweide zeigt ſich anfangs ungehalten auf Öſterreich und giebt dem Könige von Frankreich vor allen Fürſten den Preis. Nachher bereut er, daß er ſich von dem Öſterreicher losgeſagt, den er jetzt der Sonne vergleicht; allein über die Sonne noch

---

Philipp niemals Kaiſer war, daß Walther ihn ſonſt überall König nennt und beiderlei Titel ſehr wohl unterſcheidet, z. B. in dem Liede:

Herre Kaiſer! ihr ſeid willekommen,
Des Königes Name iſt euch benommen u. ſ. w. (I, 103 b.)

Bei dem damaligen Wechſel der Parteiung kann jenem Gedichte leicht ein ſpäteres Ereignis zu Grunde liegen.

[1] S. den Prolog Albrechts vor Wickrams Umarbeitung ſeiner Verdeutſchung. Frankfurt 1581. [Bartſch, Albrecht von Halberſtadt, Quedlinburg 1861. S. CXXIX. CXXXII. K.]

[2] [Vgl. Der Wartburgkrieg, herausgegeben, geordnet, überſetzt und erläutert von K. Simrock. Stuttgart und Augsburg, Cotta, 1858. K.]

ſtellt er den Tag, Hermann von Thüringen. Von ſich ſelbſt meldet er, wie er zu Paris gute Schule gefunden, zu Konſtantinopel, zu Baldach, zu Babylon Künſt und Weisheit erlernt habe. Hieraus iſt wenigſtens erſichtlich, daß Walther dem Ver[39]faſſer des Gedichts für einen weitgereiſten und in die Tiefen der Kunſt eingeweihten Meiſter gegolten habe. Das Gedicht, ſo wie es vorliegt, hat aber wohl nicht den Wolfram von Eſchenbach, dem man es zugeſchrieben, ſondern einen ſpätern mainziſchen Meiſter zum Verfaſſer, wenn gleich Überlieferung und ältere Lieder zu Grunde liegen.

Wenden wir uns zu Walthers eigenen Äußerungen über ſein VerVerhältnis zu dem Hofe von Thüringen, ſo iſt dasjenige ſeiner Lieder zuerſt auszuheben, mit welchem er ſich dem Landgrafen erſt zu nähern ſcheint. Er fodert Jeden auf, der an des edeln Landgrafen Rathe ſei, Dienſtmann oder Freier, den jungen Fürſten um Eines zu mahnen und zwar ſo, daß er, der Dichter, den Erfolg davon ſpüre. Drei Tugenden werden an dem Landgrafen gerühmt, er ſei milde, ſtet und wohlgezogen. Aber eine vierte noch würde ihm wohl anſtehen, die nemlich, daß er nicht ſäumig ſei (I, 106 a). Der Dichter mochte damit den Wunſch ausdrücken, baldmöglich von dem Landgrafen beſchenkt oder in deſſen Dienſt aufgenommen zu werden.

In einem weiteren Liede (I, 133 b) finden wir ihn dieſes Wunſches gewährt. Er freuet ſich, des milden Landgrafen Ingeſinde zu ſein. Es iſt ſeine Sitte, daß man ihn immer bei den Theureſten finde. Die andern Fürſten alle ſind anfangs milde, aber ſie bleiben es nicht ſo ſtetiglich. Der Landgraf war es ehe und iſt es noch, darum kann er beſſer, denn ſie, der [40] Milde pflegen. Das Lied ſchließt mit den ſchönen Worten:

Wer heuer ſchallet und iſt hin zu Jahre böſe, als eh,
Des Lob grünet und falbet, wie der Klee.
Der Thüringer Blume ſcheinet durch den Schnee,
Sommer und Winter blühet ſein Lob, wie in den erſten Jahren [1].

ſchallet] pochet, pranget. — hin zu Jahre] über's Jahr. — als eh] wie vorher.

---

[1] Im Titurel, wo des Landgrafen Hermann mehrmals rühmliche Erwähnung geſchieht, heißt es von ihm (Cap. 7):

Hermann von Thüringen Ehre
Pflag weiland, die muß immer Preiſes walten.

Wünſchenswerth allerdings mag das Leben an des Landgrafen Hofe geweſen ſein. Der Dichter giebt eine ſehr anſchauliche Schilderung von dieſem Hofhalt, woraus zu entnehmen iſt, daß man dort wenig von der ſchlimmen Zeit verſpürte:

Wer in den Ohren ſiech, wer krank im Haupte ſei,
Das iſt mein Rath, der laſſe den Hof zu Thüringen frei;
Kommt er dahin, fürwahr er wird erthöret.
Ich habe gedrungen, bis ich nicht mehr dringen mag;
Eine Schaar fährt aus, die andre ein, ſo Nacht als Tag,
Groß Wunder iſt, daß Jemand da noch höret.
Der Landgrafe iſt ſo gemuth,
Daß er mit ſtolzen Helden ſeine Habe verthut,
Der jeglicher viel wohl ein Kampfe wäre.
Mir iſt ſeine hohe Art wohl kund,
[41] Und gälte ein Fuder gutes Weines tauſend Pfund,
Da ſtünde doch nimmer Ritters Becher leere. (W. Hdſ. S. 17[illegible])

erthöret] betäubt. — Kämpfe] Kampe, ein Solcher, der beſonders aufgeſtellt iſt, eine Sache im Zweikampf auszufechten, alſo ein auserwählter, vorzüglicher Streiter.

Manch unnützen Geſellen muſte die Gaſtfreiheit dieſes Hofes anziehen. Eſchenbach rügt dieſes in ſeinem Parcifal V. 8856 ff.[1], mit Beziehung auf ein nicht mehr vorhandenes Lied unſres Dichters:

Von Thüringen Fürſte Hermann!
Etlich dein Ingeſinde ich maß,
Das Ausgeſinde hieße baß.
Dir wär' auch eines Kaien noth,
Seit wahre Milde dir gebot
So manigfalten Anehang,
Hier ein ſchmahlich Gedrang
Und dort ein werthes Dringen.
Drum muß Herr Walther ſingen:
„Guten Tag, Böſe und Gut!"
Wo man ſolchen Sang nun thut,
Des ſind die Falſchen geehret.
Kaie hatt's ihn nicht gelehret,
Noch Herr Heinrich von Riſpach u. ſ. w.

---

[1] Aus demſelben Gedichte V. 19097 f. erhellt, daß damals Thüringen auch für das Vaterland neuer Tanzmuſik galt.

Kaie iſt des Königs Artus ſtrenger und mürriſcher Seneſchall, der ſolchem Unweſen, nach Eſchenbachs Ausdruck, ſchärfer war, denn der Biene Stachel. — Gedrang] Gedränge, Zudrang. — Die Falſchen] die Schlechten. — [42] Heinrich von Riſpach] vielleicht der tugendhafte Schreiber, der im Wartburger Kriege auftritt und deſſen Gedichte Man. II, 101 ff. aufbewahrt ſind, der Henricus Notarius, H. Scriptor, welcher in thüringiſchen Urkunden von 1208 bis 1228 vorkömmt. Muſ. I, 173.

Ein wunderlicher Mann, mit Namen Gerhard Atze [1], ſcheint der freudigen Geſellſchaft am thüringiſchen Hofe zur Zielſcheibe ihres Witzes gedient zu haben. Ihm hat Walther zwei Gedichte gewidmet. Das eine (I, 105 a) iſt durch perſönliche Anſpielungen räthſelhaft. Das andre (I, 113 a) betrifft einen ſcherzhaften Rechtsſtreit. Der merkwürdige Fall iſt dieſer: Herr Gerhard Atze hat dem Dichter zu Eiſenach ein Pferd erſchoſſen. Walther klagt auf Entſchädigung: das Pferd war wohl dreier Marke werth. Gerhard Atze weicht aber damit aus, daß er behauptet, das getödtete Pferd ſei dem Roſſe blutsverwandt, das einſt ihm, dem Beklagten, den Finger zu Schanden gebiſſen. Dagegen erbietet ſich Walther, mit beiden Händen zu beſchwören, daß die Pferde einander nicht befreundet waren, und er ruft auf, wer ihm ſtaben, d. h. den Eid abnehmen wolle.

Ein Kampfgenoſſe des Landgrafen Hermann in deſſen Fehde mit König Philipp war der Graf von Katzenellenbogen, Wilhelm II, zugenannt der Reiche [2]. Derſelbe mag es ſein, von dem unſer Dichter ſingt. Walther iſt dem Bogener hold, ganz oh[43]ne Gabe und ohne Sold (I, 127 a). Doch der Graf verſteht, er beſchenkt den Sänger mit einem Diamant. Dafür preiſt ihn dieſer als der ſchönſten Ritter einen. Nicht nach dem Scheine lobt er die Schönheit; milder Mann iſt ſchön und wohlgezogen, man ſoll die innre Tugend nach außen kehren, dann iſt das äußre Lob nach Ehren, wie des von Katzenellenbogen. (Ebd.)

---

[1] [Johannes Rohtes Chronicon Thuringiæ in Menckenii Scriptor. rer. german. Th. II, S. 1736: Lantgrafe Henrich der romiſchir Konnig ſtarb do ane libis erbin, alzo man ſchreib noch Criſtus gebort 1248 jar, unde darvone ſo entſtunt groz obil in Doringin unde in Heßin lande, wan etzliche mitwillige erbarluthe, dy tadin alzo dy nachthunde, dy enpundin werdin, unde woldin nymandis frunde ſyn, do ſy nicht herrin obir ſich hattin, Alzo hubin undir en an Herwig von Horſilgow unde Hans Atze mit erin helffern, Dy ſlugin daz vihe an vor Yſenache vor zcwen torin unde vor allin dorffin, dy darumme gelegin warin, unde trebin daz dy Horſil uff. Do volgetin dy von Iſenache unde von Cruczeborg, unde tadin botſchaft dem vogete von Tenneberg, der ſammente daz volg vor dem walde, unde die viende hattin en vorhaldin by deme Horſilberge, unde ez geſchach eyn groſze nedirlage, Wan der von Yſenache wart vele gefangin mit en den voyt von Tenneberg.]

[2] Dilich, Heſſiſche Chronik. 1606. Th. I, S. 33.

So wird gewöhnlich der Fürſt, dem der Dichter ſich nähern will, zuerſt mit einem Liede ausgeforſcht. Iſt der Erfolg entſprechend, dann ertönt auch das vollere Lob.

Von einer großen, zarter oder unzarter ſich äußernden Begehrlichkeit können die Hofſänger damaliger Zeit nicht freigeſprochen werden. Sie verſäumen keinen Anlaß, ſich zu milder Gabe zu empfehlen. Ihre zahlreichen Lobgedichte ſind überall darauf berechnet. Die Milde d. h. die Freigebigkeit iſt ihnen der Fürſten erſte Tugend [1]. Wo ihnen nicht willfahrt wird, machen ſie ihr Lied zur Waffe des Tadels und des [44] Spottes. Sie werfen dem unmilden Herrn einen Stein in den Garten und eine Klette in den Bart [2].

Noch ziemlich gelinde ſcherzt der Unſrige über die unwirthliche Aufnahme, die er in der bairiſchen Abtei Tegernſee gefunden. Es war ihm viel von dieſes Hauſes Ehre geſagt worden. Deshalb ritt er einſt, um dahin zu kommen, mehr denn eine Meile abſeits der Straße. Aber vergeblich war ſeine Hoffnung auf einen guten Kloſtertrunk:

---

[1] Das Gedicht vom Kriege auf Wartburg erhebt dieſe fürſtliche Tugend zum vorzüglichen Gegenſtande des Wettgeſangs. Der Tanhuſer, um die Mitte des 13ten Jahrhunderts, muſtert in einem beſondern Gedichte (Man. II, 64) die Fürſten ſeiner und der nächſt vorhergegangenen Zeit nach eben dieſer Beziehung.

[2] Damit droht der Myſsner (DXCVI). Mit dem Verfalle der Kunſt nimmt die Gemeinheit zu. Sie werden trotziger und niederträchtiger zugleich. Dem Kargen, der ſich ſelbſt bedürftig ſtellt, wünſcht der Unverzagte (III), daß ſeine Hand eines fremden Mannes Kleid auf ſeines Weibes Bette finden möge. Der Urenheimer (CCVI) ſagt gerade heraus: „alſo man den Meiſter lohnet, alſo wiſchet er das Schwert.“ Rumelant von Schwaben (CCCLXXXI) verhehlt nicht, daß er mit ſeinen Lobliedern gelogen habe. Doch hat ihm ein weiſer Prediger geſagt, daß hübſche Lüge nicht große Sünde ſei. Der Unverzagte (XIX) äußert noch: „Man ſoll gnädige Heilige fern in fremden Landen ſuchen, ſo ſuch' ich werthe Leute, die ihr Gut mit Ehren zehren. Welcher Herr mir Gnade thut, der ſoll mein Lob hinnehmen. Sie ſind heilig, die mir geben um Gottes und der Ehre willen. Die lebenden Heiligen müſſen ſelig ſein!“

Ich nahm da Waſſer,
Alſo naſſer
Muſt' ich von des Mönches Tiſche ſcheiden. (I, 113 a.)

[45] Geld, Auslöſung der für Zehrung verſetzten Pfänder, Pferde, Kleider, waren der Lohn, der den Sängern von ihren Gönnern zu Theil wurde. Walther ſagt von einer ſchönen Frau, ſie habe ein werthes Kleid angezogen, ihren reinen Leib. Sie ſei ein wohlgekleidet Weib. Getragene Kleider hab' er nie genommen [1], dieſes nähm' er für ſein Leben gerne. Der Kaiſer würde dieſer Frau Spielmann um ſo reiche Gabe (I, 121 b).

Wenn übrigens auch unſer Dichter in dieſem Werben um Gunſt und Gabe der Fürſten dem Gebrauche der Zeit und dem äußern Bedürfniſſe gefolgt iſt, ſo muß doch auf der andern Seite anerkannt werden, nicht bloß daß er jene Tugend der Milde auf wahrhaft dichteriſche Weiſe geprieſen, ſondern auch, daß er darüber das Höhere nicht aus den Augen geſetzt, vielmehr mitten im Getrieb der Höfe ſich einen freien [46] Blick und einen würdigen Sinn erhalten. Es erſcheint angemeſſen, jetzt auch dieſe edlere Seite herauszuheben.

Nicht die bloße Freigebigkeit iſt es, darum er die Fürſten in Anſpruch nimmt, weit umfaſſender hat er den Kreis ihrer Pflichten erkannt:

Ihr Fürſten [2] tugnet eure Sinne mit reiner Güte,
Seid gegen Freunde ſanfte, gegen Feinde traget Hochgemüthe,
Stärket Recht und danket Gott der großen Ehren,
Daß mancher Menſch ſeinen Leib, ſein Gut muß euch zu Dienſte kehren!
Seid milde, friedebar, laßt euch in Würde ſchauen!
So loben euch die reinen ſüßen Frauen.

---

[1] So ſagt auch der von Buwenburg (II, 181 a):

Wer getragener Kleider gehrt,
Der iſt nicht Minneſanges werth.

Herrn Geltar dagegen (oder Gedrut, Pf. Hdſ. 357, Bl. 24 b) iſt es noth nach alter Wat (II, 119 b). Auch der Chanzler zeigt ſich lüſtern nach reicher Herren alter Wat (II, 246 b).

[2] [Vgl. der Unverzagte XVI bei Moller, Alt Meiſter-Geſangbuch S. 35.]

Scham, Treue, ehrebringente Zucht ſollt ihr gerne tragen!
Minnet Gott und richtet, was die Armen klagen!
Glaubt nicht, was euch die Lügenere ſagen,
Und folget gutem Rathe, ſo möget ihr im Himmelreiche bauen!
(I, 132 b.)

tugnet] machet tüchtig, veredlet. — minnet] liebet. Minne iſt Liebe in jeder Bedeutung. — bauen] wohnen, dereinſt Bürger des Himmelreichs werden.

Noch in andern Liedern warnt er die Fürſten vor falſchem Rathe. Er will ſie lehren, wie ſie jeglichen Rath wohl mögen erkennen. Der guten Räthe ſind drei, drei böſe ſtehen zur linken Hand dabei. Frommen, Gottes Huld und weltliche Ehre, das ſind die guten. Wohl ihm, der dieſe lehret! den möchte ein Kaiſer nehmen an ſeinen höchſten Rath. Die drei böſen heißen: Schade, Sünde und Schande (I, 105 b).

[47] Beſonders wird Derjenige, wes Standes er ſei, für einen Schalk erklärt, der ſeinen Herren lehre, zu lügen oder das Angelobte nachher zu verſagen, und der ſo die Biedern ſchamlos mache:

Erlahmen müſſen ihm die Beine, ſo er ſich zu dem Rathe biege!
Sei aber er ſo hehr, daß er dazu ſitze,
So wünſche ich, daß ſein ungetreue Zunge müſſe erlahmen[1]. (I, 130 b.)

Die Herren ſelbſt, welche ſo durch glänzende Verſprechungen täuſchen, vergleicht Walther den Gauklern, die unter dem Hute jetzt einen wilden Falken, jetzt einen ſtolzen Pfau, jetzt gar ein Meerwunder vorweiſen; am Ende aber iſt es weiter nichts, als eine Krähe. Wär ich dir ſtark genug, ruft er ſolchem Gaukler zu, ich ſchlüge dir die falſche Gaukelbüchſe an dein Haupt (I, 132 b).

Der Umgang mit den Mächtigen hat das Urtheil des Dichters über die wahren Vorzüge der Menſchen keineswegs getrübt. Er ſucht dieſe nicht in der Geburt. Kräftig ſpricht er ſich über den Urſprung aller Sterblichen aus gleichem Lehm und über ihre Gleichheit vor dem höchſten Herrn aus:

Wer ohne Furcht, o Herr Gott,
Will ſprechen deine zehn Gebot
Und brichet die, das iſt nicht wahre Minne.
Dich heißet Vater Mancher viel,
Der mich zum Bruder doch nicht will[2];

---

[1] [Vgl. Müller Th. II, der Unverzagbete, S. 34. XI.]
[2] [Bertholds Predigten S. 77. 156.]

[48] Der ſpricht die ſtarken Wort aus ſchwachem Sinne.
Wir wachſen all' aus gleichem Dinge,
Speiſe frommet uns, ſie wird ringe,
So ſie durch den Mund hin fährt.
Wer kann den Herren von dem Knechte ſcheiden [1],
Der ihr Gebeine bloßes fünde
(Hatt' er gleich der Lebenden Kunde),
So Gewürme das Fleiſch verzehrt?
Ihm dienen Chriſten, Juden und Heiden,
Der alle lebende Wunder nährt. (I, 128 b.)

Der Teufel, wenn er ſichtbar daher käme, ſagt Walther ein andermal, wäre mir nicht ſo verwünſcht, als des Böſen böſer Sohn. Von der Geburt kommt uns weder Frommen noch Ehre (I, 129 a).

Die erworbenen, ſelbſtverdienten Freunde zieht er den angebornen, den Magen, vor:

Mann, hochgemagt, an Freunden krank,
Das iſt ein ſchwacher Habedank;
Baß hilfet Freundſchaft ohne Sippe.
Laß Einen ſein geborn von Königes Rippe,
Er habe denn Freunde, was hilfet das?
Magſchaft iſt ſelbſtgewachſne Ehre,
So muß man Freunde verdienen ſehre.
Mag' hilfet wohl, Freund vieles baß. (I, 126 b.)

hochgemagt] der hohe Magen, Blutsverwandte, hat. — krank] ſchwach, arm. — Habedank] Entgelt, Erſatz. — So] den Gegenſatz bezeichnend. — verdienen] durch Dienſt, muhſam erwerben.

Den wahren Werth des Mannes begründen ihm drei Eigenſchaften: Kühnheit, Milde, beſonders [49] aber Treue. An Weibes Lobe, meint er, ſtehet wohl, daß man ſie ſchön heiße. Manne ſtehet es übel, es iſt zu weich und oft zum Hohne. Kühn und mild und daß er dazu ſtete ſei, ſo iſt er viel gar gelobt. Ihr müſſet i'n die Leute ſehen, wollt ihr ſie erkennen; Niemand ſoll außen nach der Farbe loben (I, 134 a). Gewiſſen Freund, verſuchtes Schwert ſoll man zu Nöthen ſehen (I, 131 b) [2].

---

[1] [Laßbergs Liederſaal III, 574.]

[2] Die Pf. Hdſ. 357, Bl. 20 hat das Lied, welches mit dieſem Satze ſchließt, unter denen des Truchſeßen von St. Gallen. „Getreuer Freund,

Ihm grauſet, wenn ihn die Lächler anlachen, denen die Zunge honiget und das Herz Galle hat. Freundes Lächeln ſoll ſein ohne Miſſethat, lauter wie das Abendroth, das liebe Mähre kündet. Wes Mund mich trügen will, der habe ſein Lachen hin! Von dem nähme ich ein wahres Nein für zwei gelogene Ja (I, 131 a).

[50] Gott, der ein rechter Richter heißet in der Schrift, ſollte das geruhen, daß er die Getreuen von den Falſchen ſchiede; hienieden noch, denn jenſeits werden ſie wohl geſondert. Gerne ſehe ich an ihrer Etlichem ein Schandenmal, der ſich dem Manne windet aus der Hand, recht wie ein Aal. O weh! daß Gott nicht zorniglich an denen wundert! Wer mit mir fährt von Hauſe, der fahr' auch mit mir heim! Des Mannes Muth ſoll feſt ſein, als ein Stein, an Treue grad und eben, wie der Stab am Pfeile (W. Hdſ. S. 151).

So ſtreng der Dichter hier und anderwärts gegen Alles eifert, was er für ſchlecht erkannt hat, ſo ſcharf er auch zu ſpotten verſteht, ſo erſcheint dennoch ſein Innerſtes ungemein weich und milde. In ſittlicher Beziehung zeichnet ihn das Zartgefühl, ja die Ängſtlichkeit aus, womit er vorzubeugen ſucht, daß ſein Straflied nicht mit dem Schuldigen zugleich den Unſchuldigen verletze (z. B. I, 107 b, 6. 120 b, 3). Er iſt den Böſen verſöhnlich, wenn ſie ſich beſſern wollen (I, 115 b, 4). Er duldet manche Unfuge, obwohl er ſich rächen könnte (I, 121 b, 2). Denen, die im Winter ihm Freude benommen, wünſcht er doch, daß die Sommerzeit ihnen wohl bekommen möge. Er kann nicht fluchen, als das üble Wort: unſelig! das wär' aber allzuviel (I, 136 b, 3).

Seine gedrückte Lage, ſeine Abhängigkeit von der Gunſt oder Ungunſt Andrer, hat ihn eingeſchüchtert und er lebt ſein wahrſtes Leben nur in der Einſamkeit [51] und Heimlichkeit des Gemüths. Er hütet ſich, daß nicht die Leute ſein verdrieße, mit den Frohen iſt er froh,

---

verſuchtes Schwert, die zweene ſind in Nöthen gut!" ſagt auch Bruder Werner (LVIII). Die Rede iſt ſprichwörtlich, wie jenes Lied ſelbſt andeutet. Walther läßt zuweilen ein Sprichwort (ein alt geſprochen Wort, wie Ulrich von Winterſtetten ſich ausdrückt, Beneckes Ergänz. S. 220. Vgl. Fragm. de bell. Carol. M. contr. Sarac. Z. 1011) einfließen, als: „In der Mühle harpfen" (I, 122. Vgl. Freigedank, V. 1559 f.). „Guter Mann iſt guter Seiden werth (I, 115 a). „Sind je doch Gedanken frei" (I, 121 b). Vgl. Dietmar von Aſt: „Gedanken, die ſind ledig frei" (I, 40 a). [Fribergs Triſtan V. 2188 ff. 4847 ff.]

und lacht ungerne, wo man weinet (I, 117 a, 1). Er iſt unſchädlich froh, daß man ihm wohl zu leben gönne. Heimlich ſteht ſein Herze hoch (I, 114 a, 3). Er ſcheut ſich froh zu ſein, wenn es nicht Andre mit ihm ſind, damit er nicht ihr Fingerzeigen leide (I, 140 a, 1 v. u.). So verhehlt er auch ſein Leid und ſtellt ſich freudenreich (I, 140 b, 2 v. u.): damit hat er oft ſich ſelbſt betrogen und um der Welt willen manche Freude erlogen, dieß Lügen war aber löblich (I, 139 b, 2).

Seiner ſelbſt mächtig zu ſein, gilt ihm für eine vorzügliche Tugend:

Wer ſchlägt den Löwen? wer ſchlägt den Rieſen?
Wer überwindet jenen und dieſen?
Das thut Jener, der ſich ſelber zwinget[1]. (I, 127 a.)

---

[1] [1 Sam. 17, 34 bis 37. Sir. 47, 3 f.]

[52] Vierter Abſchnitt.

Otto IV und Friedrich II. Walther empfängt ein Reichsleben. Der Truchſeß von Singenberg.

Nach dem Tode Philipps von Schwaben wurde Otto von Braunſchweig allgemein als König anerkannt. Um ſich der Anhänger des hohenſtaufiſchen Hauſes zu verſichern, beſchloß er, ſich mit Philipps verwaiſter Tochter Beatrix zu verloben. Auf der Fürſtenverſammlung zu Würzburg, 1209, empfieng Beatrix, von den Herzogen Leopold von Öſterreich und Ludwig von Baiern eingeführt, des Königs Kuſs und Ring. Das Hindernis der Verwandtſchaft hatte der Pabſt, auf den hohenſtaufiſchen Friedrich in Sicilien argwöhniſch, gerne gehoben. Doch blieb die Vermählung ausgeſetzt. Otto trat den Römerzug an und wurde im Weinmond 1209 von Innocenz III als Kaiſer gekrönt. Die Anſprüche der päbſtlichen und der kaiſerlichen Gewalt, der Platte und der Krone [1], waren ſich aber zu [53] ſehr entgegengeſetzt, als daß jemals ein gutes Vernehmen in die Dauer beſtanden hätte. Die von Otto vorgenommene Herſtellung der Reichsrechte in Italien war der Anlaß, daß ſein bisheriges Einverſtändnis mit Innocenz ſich in heftige Zwiſtigkeiten auflöſte. Weil Otto befürchten muſte, daß der Pabſt ihm in dem jungen Friedrich von Sicilien einen Gegenkönig aufſtellen würde, brach er mit Heeresmacht in Apulien ein. Dagegen warf Innocenz auf ihn den Bannſtral und erweckte in Deutſchland durch den Erzbiſchof von Mainz eine Partei für den ſiciliſchen Friedrich. Der König von Böhmen, die Herzoge von Öſterreich und von Baiern, der Landgraf von Thüringen und viele Andre erklärten den für den rechten König, dem man einſt Treue geſchworen, als er noch in der Wiege lag. Es wurden Boten abgeſchickt, um Friedrichen nach Deutſchland einzuladen.

---

[1] So bezeichnet Reinmar der alte (Man. 1, 80 b) die geiſtliche und die weltliche Macht.

Otto, der in Apulien große Fortſchritte gemacht hatte, ſah ſich jetzt genöthigt, nach Deutſchland zurückzukehren. Er beſchleunigte ſeine Vermählung mit Beatrix, aber dieſe ſtarb am vierten Tage nach der Hochzeit, und nun verließen auch die ſchwäbiſchen und bairiſchen Vaſallen ſein Heer.

Während er in Thüringen den Landgrafen, ſeinen vormaligen Anhänger, bekriegte, im Sommer 1212, kam Friedrich, jetzt fünfzehn Jahre alt, vom Segen des Pabſtes begleitet, nach Überſtehung großer Gefahren und Mühſeligkeiten, über das unwegſamſte [54] Alpgebirge zu Chur in Rhätien an. Der dortige Biſchof und der Abt von Sankt Gallen geleiteten ihn nach Konſtanz. Zu gleicher Zeit erſchien am andern Ufer des Sees, zu Überlingen, Otto mit ſeinem Heer. Aber von Vielen verlaſſen, konnte dieſer ſich nicht mit ſeinem Gegner meſſen. Friedrich begab ſich nach Baſel, unter dem Beiſtand des Grafen von Kiburg und Andrer, denen er freigebig Lehen ertheilte. Von da zog er mit ſtets wachſendem Anhang den Rhein hinab. Otto muſte nach Sachſen entweichen und Friedrich empfieng auf dem Hoftage zu Mainz die Huldigung der Fürſten. Zu Frankfurt traf der Landgraf Hermann von Thüringen zu ihm. Friedrich ritt dieſem Fürſten mit großem Gefolg entgegen, umarmte ihn, nannte ihn ſeinen Vater und führte ihn auf das ehrenvollſte in die Stadt.

Auf welchem Wege Walther von der Vogelweide dem neuen Könige nahe gekommen ſein mag, wir treffen ihn jetzt, wie er in zwei Liedern zwiſchen Friedrich und Otto Vergleichung anſtellt.

In dem einen verſichert er ſpottweiſe, Herr Otte werde ihn noch reich machen. Ein Vater hat weiland ſeinem Sohne die Lehre gegeben, dem böſeſten Manne zu dienen, damit der beſte ihm lohne. Walther iſt der Sohn, Otto iſt der böſeſte Mann, denn ſo recht böſen Herrn hat der Dichter nie gehabt, König Friedrich aber iſt der beſte, der nun lohnen wird (I, 130 a). [55] Es erhellt aus dieſem Liede, daß Walther zuvor auch Ottos Dienſte nachgezogen.

Otto IV, ſtolz und kriegeriſch, dabei allzu ſehr von Geld entblößt, war freilich nicht der Mann nach dem Sinne der begehrlichen Sänger[1].

---

[1] Auf ihn und ſeine Sparſamkeit zielt vielleicht auch das weitere Spottgedicht Walthers: „Der König, mein Herre“ u. ſ. w. (I. 130 a.)

Auch finden wir ihn nirgends unter den Beförderern des Geſanges aufgeführt. Friedrich II, deſſen Vortheil es mit ſich brachte, gefällig und freigebig aufzutreten, muſte unſrem Dichter um ſo mehr zuſagen, als ſich dieſer vorher ſchon als einen Freund des hohenſtaufiſchen Hauſes gezeigt hatte.

Noch anſchaulicher, als in dem vorerwähnten Liede, mißt Walther in dem nachſtehenden die beiden Könige mit dem Maßſtab der Milde gegen einander ab und zeigt, wie der junge Friedrich ſeinem Gegner über das Haupt gewachſen ſei. Zum Verſtändnis dieſes Gedichts muß bemerkt werden, daß Otto durch hohen Wuchs ausgezeichnet war. Der Abt von Urſperg führt ſogar Ottos Stärke und hohe Geſtalt als einen Grund an, der die Fürſten bewogen habe, ihn zum Throne zu berufen [1].

[56] Ich wollte Herrn Otten Milde nach der Länge meſſen,
Da hatt' ich mich an der Maße ein Theil vergeſſen,
Wär' er ſo mild, als lange, er hätte der Tugend viel beſeſſen.
Viel ſchiere maß ich ab den Leib nach ſeiner Ehre.
Da ward er viel gar zu kurz, wie ein verſchroten Werk,
Mildes Muthes minder viel, denn ein Gezwerg,
Und iſt doch von den Jahren, daß er nicht wachſet mehre.
Da ich dem Könige brachte das Maß, wie er aufſchoß!
Sein junger Leib ward beides, ſtark und groß.
Nun ſeht, was er noch wachſe erſt jetzo über ihn wohl rieſengroß!
(I. 130 a.)

ſchiere] bald, ſchleunig. — verſchroten] verhauen. — Werk] irgend eine Kunſtarbeit, eine Waffe u. ſ. w. [Der Ausdruck „verſchroten werc“ wird erläutert durch eine Stelle im Gedichte des Konrad von Fußesbronnen: Die [Holzſtücke] da geſchroten waren Die ſoltent lenger ſin gelan u. ſ. w. Die ganze Erzählung paſst hieher. H. v. d. Hagen's Minneſinger 3, 108, 12.]

Dießmal aber iſt es dem Dichter nicht um bloße Hofgunſt, nicht um ein Geſchenk an Geld oder Kleidern zu thun. Er iſt des irren Lebens müde, ein Heimweſen ſoll ihm die Huld des Königs begründen. Lange genug iſt er Gaſt geweſen, er ſehnt ſich darnach, Wirth zu heißen. Ein Reichslehen, wie wir bald ſehen werden, iſt es, worauf er abzielt:

---

[1] „pro eo, quod superbus et stultus, sed fortis videbatur viribus, et statura procerus.“ Chron. Ursp. Der Verfaſſer dieſer Chronik iſt ein eifriger Anhänger der hohenſtaufiſchen Partei.

„Seid willekommen, Herre Wirth!“ dem Gruße muß ich ſchweigen.
„Seid willekommen, Herre Gaſt!“ da muß ich ſprechen oder neigen.
„Wirth“ und „heim“ ſind zween unſchämeliche Namen.
„Gaſt“ und „Herberge“ muß man ſich viel ofte ſchamen.
Noch müſſe ich erleben, daß ich den Gaſt auch grüße,
So daß er mir, dem Wirthe, danken müſſe!
[57] „Seid heutnacht hie, ſeid morgen dort!“ was Gaukelfuhre iſt das!
„Ich bin heim oder ich will heim,“ das tröſtet baß.
„Gaſt“ und „Schach“ kommt ſelten ohne Haß:
Herre! büßet mir des Gaſtes, daß euch Gott des Schaches büße!
(I, 131 b.)

Wirth] Hausherr, Bewirther. — da muß ich ſprechen u. ſ. w.] auf ſolchen Gruß muß ich antworten oder mich dankend verneigen. — unſchämeliche] deren man ſich nicht zu ſchämen hat. — ſchamen] ſchämen. — Gaukelfuhre] Gaukelweſen, Gaukelei. — Schach] das Schachbieten. Das Gegenüberſtehn der beiden Könige, Friedrich und Otto, wird dem Schachſpiele (worauf Walther auch ſonſt anſpielt, I, 137 a. 138 b) verglichen. Der Dichter wünſcht dem Erſtern, daß ihn der Letztere nicht in Schach ſetze. [Vgl. Heinrichs von Friberg Triſtan V. 4158.] — kommt ſelten ohne Haß] wird ſelten gerne gehört. — büßet mir] erlöſet mich.

Noch dringender ſpricht der Dichter ſein Anliegen mit Folgendem aus:

Von Rome Vogt, von Pulle König! laßt euch erbarmen,
Daß man bei reicher Kunſt mich läſſet alſo armen [1]!
Gerne wollte ich, möchte es ſein, bei eigenem Feuer erwarmen [2].
Ahi! wie ich dann ſänge von den Vögeleinen,
Von der Heide und von den Blumen, wie ich weiland ſang!
Welch ſchönes Weib mir gäbe dann ihr Habedank,
Der ließe ich Lilien und Roſen aus den Wänglein ſcheinen.
[58] Nun reite ich früh und komme nicht heim; Gaſt, weh dir, weh!
So mag der Wirth wohl ſingen von dem grünen Klee.
Die Noth bedenket, milder König, daß eure Noth zergeh!“ (I, 131 a.)

Von Rome Vogt] häufig vorkommende Benennung der römiſchen Kaiſer oder Könige. — Pulle] Apulien, das jetzige Königreich Neapel. — Heide] Aue.

---

[1] „Soll ich ſo bei reicher Kunſt verarmen und verderben!“ Der Mysnere (DXCIV).

[2] [Nithart (Benecke S. 397, 4): Wê, wiez mir erbarmet, daz ir vuoz bi vrembem viur erwarmet!]

Die Lieder rühren des Königes Herz. Der Wunſch iſt erfüllt. Hören wir des Dichters Freude!

Ich hab' mein Lehen, all die Welt! ich hab' mein Lehen!
Nun fürchte ich nicht den Hornung an die Zehen
Und will alle böſe Herren deſto minder flehen.
Der edle König, der milde König, hat mich berathen,
Daß ich den Sommer möge Luft, den Winter Hitze han.
Nun dünke ich meinen Nachbarn vieles baß gethan,
Sie ſehen mich nicht mehr an in Unholds Weiſe, wie ſie weiland thaten.
Ich bin zu lange arm geweſen ohne meinen Dank,
Ich war ſo voller Scheltens, daß mein Athem ſtank,
Den hat der König gemachet rein und dazu meinen Sang.
(I, 130 b.)

den Hornung] die Winterkälte, das Erfrieren der Zehen. — baß gethan] Comparativ von wohl-gethan, wohlgemacht, ſchön. — ohne meinen Dank] wider meinen Willen. — Ich war ſo u. ſ. w.] Der Dichter drückt aus, wie anhaltendes Ungemach ihn menſchenfeindlich gemacht und ſein Lied verbittert. Die frohere Stimmung wird jetzt auch ſeinen Geſang freundlicher machen.

Noch ein andres Lied, deſſen wir früher ſchon zu erwähnen hatten, feiert den glücklichen Wechſel des [59] Schickſals. Wir ſehen hier den Sänger mit der Geige, eine Tanzweiſe aufſpielend:

Da Friedrich aus Öſterreiche alſo warb,
Daß er an der Seele genas und ihm der Leib erſtarb,
Da führt' er meiner Kraniche Tritt in die Erde.
Da gieng ich ſchleichend wie ein Pfau, wohin ich gieng.
Das Haupt mir nieder bis auf meine Kniee hieng:
Nun richt ich es auf nach vollem Werthe.
Ich bin wohl zu Feuer kommen,
Mich hat das Reich und auch die Kron an ſich genommen.
Wohlauf! wer tanzen wolle nach der Geigen!
Mir iſt meiner Schwere Buß,
Erſt will ich eben ſetzen meinen Fuß
Und wieder in ein Hochgemüthe ſteigen. (W. Hdſ. S. 170.)

Da führt' er] da macht' er, daß ich meine Kraniche, Schnabelſchuhe, nachdenklich in die Erde drückte. — nach vollem Werthe] mit vollem Rechte. — meiner Schwere Buß] meiner Noth Erleichterung. — eben ſetzen] das Gegentheil des vorigen in die Erde führen.

Dieſe Liederreihe dürfen wir nicht verlaſſen, ohne ein Gedicht des ſankt-galliſchen Truchſeſſen von Singenberg[1] anzuführen, das einem der vorſtehen[60]den nachgebildet iſt und ſich auf dasſelbe bezieht. Wie dort Walther den Vogt von Rom und König von Apulien anruft, ſo hier der Truchſeß den Vogt der Welt und König des Himmels. Der Truchſeß ſtellt dem miſslichen Looſe Walthers ſein eigenes behagliches und unabhängiges Leben gegenüber und bittet Gott, ihm dieſes zu erhalten:

> Der Welte Vogt, des Himmels König! ich lob euch gerne,
> Daß ihr mich habt erlaſſen, daß ich nicht lerne,
> Wie Dieſer und Der an fremder Statt zu meinem Geſange ſcherne.
> Mein Meiſter klaget ſo ſehre von der Vogelweide,
> Ihn zwinge[2] dieß, ihn zwinge das, das mich noch nie bezwang:
> Das machet, daß ich mich ſo kaume von dem Meinen ſcheide,
> Mir geben denn hohe Herren und ein ſchönes Weib ihr Habedank.
> So reite ich ſpät und komme doch heim; mir iſt nicht zu weh,
> [61] Da ſinge ich von der Heide und von dem grünen Klee.
> Das ſtetet ihr mir, milder Gott, daß es mir nicht zergeh!
>
> (W. Hdſ. S. 149.)[3]

an fremder Statt] an fremdem Orte. — ſcherne] blicke, drein ſchaue, urtheile. — zwinge] quäle. — ſo kaume u. ſ. w.] nicht leicht mein Heimweſen verlaſſe. — ſtetet] erhaltet, feſtigt.

---

[1] Ein Truchſeß Ulrich von Singenberg erſcheint in ſankt galliſchen Urkunden von 1219 und 1228 v. Arx I, 458. 459. Ulrich hieß auch, nach Tſchudy, der Letzte des Geſchlechts, der um 1267 ſtarb. „Obitus Rudolfi Dapiferi militis de Eggon inter Blidegge et Singinberc“ kömmt in dem 1272 geſchriebenen Necrolog. Tuiſburg. (Goldast, Script. Rer. Alam. B. I, S. 100) vor. In dem ſcherzhaften Geſpräche zwiſchen Vater und Sohn, welches ſich unter den Liedern des Truchſeſſen von St. Gallen (Pf. Hdſ. Nr. 357, Bl. 18 b) findet, wird der Sohn „Rüdelin“ angeredet.

[2] [Vgl. Bertholds Predigten S. 10: ir enwiſſent nit, waz die lüte twinget.]

[3] In der maneſſiſchen Sammlung I, 154 a iſt die Reimſtellung des Lieds auf die Form des Gedichts von Walther zurückgeführt, welchem jenes nachgebildet iſt.

[62] Fünfter Abſchnitt.

Walthers Minneſang.

Walther hat den König verſichert, wenn er ſeines Wunſches gewährt, wenn ihm eine Heimath geſchaffen würde, dann wollte er ſingen von Vögelein, von der Heide, von Blumen und von ſchönen Frauen. Er bezeichnet damit die Beſtandtheile des Minneſangs und giebt uns Anlaß, nunmehr ſeine eigentlichen Minnelieder zu betrachten.

Wir finden denn auch bei ihm jene bekannten Gattungen und Formen des Minnelieds: ſpielende Wonne und ſehnendes Leid in Sommer und Winter, dienſtliches Werben, Geſpräch zwiſchen Ritter und Frau, Meldung des Boten, Trennung der Liebenden, wenn der Tag durch die Wolken ſcheint, Hülfruf an Frau Minne, Klage über die Merker, ein verhaßtes Geſchlecht, das die Freuden der Liebe belauert und ſtört.

[63] Gerne jedoch würden wir ſelbſt den Merker ſpielen, wenn wir hoffen könnten, auch hier etwas Geſchichtliches aus dem Leben des Dichters zu erſpähen. Aber er iſt behutſam, er führt uns irre und verſpottet uns.

Mancher fragt ihn, wer die Liebe ſei, der er diene und bis daher gedient. Wenn ihn dieſes verdrießt, ſo ſpricht er: „ihrer ſind drei, denen ich diene, und nach der vierten habe ich Wunſch." Doch weiß es ſie alleine wohl, der er vor ihnen allen dienen ſoll (I, 110 b).

Ein andermal fertigt er die Neugierigen ſo ab:

Sie fragen und fragen aber allzuviel
Von meiner Frauen, wer ſie ſei.
Das mühet mich ſo, daß ich ſie ihnen nennen will,
So laſſen ſie mich doch darnach frei.
Genade und Ungenade, dieſe zweene Namen

Hat meine Fraue beide, die ſind ungeleich:
Der eine iſt arm, der andre reich.
Der mich des reichen irre, der müſſe ſich des armen ſchamen!
(I, 122 a.)

Genade] Gnade, Liebesgunſt, Erhörung. — ungeleich] ungleich. — irre] hinderlich ſei. — ſchamen] zu ſchämen haben.

Dennoch ſcheinen die Merker auf eine Spur gekommen zu ſein. Man wirft ihm vor, daß er ſeinen Sang ſo nieder wende. Er muß ſich und die Geliebte vertheidigen. Die, ſagt er, traf die Minne nie, die nach dem Gute und nach der Schöne minnen. Doch du biſt ſchön und haſt genug. Was ſie reden, ich [64] bin dir hold und nähme dein gläſen Fingerlein[1] (Fingerring) lieber, als einer Königin Gold (I, 117 a).

Auch ein Name[2] wird genannt:

Meines Herzens tiefe Wunde,
Die muß immer offen ſtehn,
Sie werde denn heil von Hiltegunde[3]. (I, 136 b.)

Von ſich ſelbſten geſteht Walther, daß er nicht aller Männer ſchönſter ſei; ſein Haupt ſei nicht allzu wohlgethan. Es nimmt ihn Wunder, was ein Weib an ihm erſehen. Sie hat doch Augen; hat ihr Jemand von ihm gelogen, ſo beſchaue ſie ihn baß! Wo ſie wohnt, da wohnen wohl tauſend Männer, die viel ſchöner ſind. Nur daß er auf Fuge (Sitte, auch Kunſt) ſich ein weniges verſteht. Will ſie aber Fuge für die Schönheit nehmen, ſo iſt ſie viel wohlgemuth (I, 139 a).

Im Allgemeinen hat er von der Minne allerdings einen hohen Begriff. Der verlieret ſeine Tage, dem nie von rechter Liebe ward weder wohl noch weh. Minne iſt ein Hort aller Tugenden, ohne Minne wird nimmer ein Herz recht froh. Ja, ohne Minne kann Niemand Gottes Huld erwerben (I, 104 a. 127 a).

[65] Er ermahnt die Jugend, nach Herzeliebe zu werben (1, 108 a). Wer Würde und Freude erwerben will, der diene um gutes Weibes

---

[1] Ein gläſen Fingerlein bezeichnet auch im Triſtan (Grootes Ausgabe V. 16883) eine Sache von ſehr geringem Werth. [Maßmanns Denkmäler I, 112, 220: ain gleſein vingerlein.]

[2] [I, 121 b, 4: Der Name Guote?]

[3] [Waltharius (ed. Grimm) 1408: veniens quæ saucia quæque ligavit.] [Vgl. oben S. 17. Pfeiffers Walther, 2te Ausgabe, S. 69. K.]

Gruß (I, 109 b)! Wer gutes Weibes Minne hat, der ſchämt ſich aller Miſſethat. Was hat die Welt zu geben Lieberes, denn ein Weib? (I, 108 b.) Den Fürſten hält er als Lohn ihrer Tugenden vor, von den reinen, ſüßen Frauen gelobt zu werden (I, 133 a). Er verwahrt ſich gegen die Anſchuldigung, als hätte er in ſeinem Sange guter Frauen übel gedacht, und er ruft männiglich zu Zeugen auf, ob deutſchen Weiben Jemand je beſſer geſprochen. Daß er die Guten von den Böſen ſcheide, das nur erzeuge den Haß (I, 120 b). Sein begeiſtertes Lob deutſcher Frauen, worauf er ſich hier beziehen mag, iſt zuvor ausgehoben worden. Man ſoll alle Weiber ehren, aber doch die beſten baß, behauptet er anderswo (I, 110 b). Die Regeln der Weisheit und Ehre, die er in einem ſeiner Lieder giebt, ſchließt er mit den Worten: „Willt du das Alles übergülden, ſo ſprich wohl den Weiben!“ (I, 133 b.) Von der Frau ſeines Herzens ſagt er, ſie entfremde ihm alle andre, nur daß er um ihretwillen alle ehren müſſe (I, 124 a). Der Gedanke an gute Frauen iſt ihm ein Troſt in böſer Zeit:

Wer verhohlne Sorge trage,
Der gedenke an gute Weib, er wird erloſt,
Und gedenke an lichte Tage!
Die Gedanken waren ſtets mein beſter Troſt.
[66] Gegen den finſtern Tagen hab' ich Noth,
Nur daß ich mich richte nach der Heide,
Die ſich ſchämt vor Leide,
So ſie den Wald ſieht grünen, ſo wird ſie immer roth.
(I, 114 b.)

erloſt] erlöſt. — gegen] vor. — hab' ich Noth] banget mir.

Gleichwohl iſt es nicht die tiefere und anhaltende Leidenſchaft, die zärtliche Innigkeit, das Verſinken in einem Gefühle, was Walthers Minnelieder auszeichnet, zumal wenn ſie in dieſer Beziehung mit den Liedern andrer vorzüglichen Minneſänger, z. B. Reinmars des Alten oder Heinrichs von Morunge, verglichen werden. Es iſt ſogar nicht zu läugnen, daß mehrere an einer gewiſſen Trockenheit leiden. Das Selbſtbewuſtſein, die Überlegung iſt in manchen ſehr vorherrſchend. Einige Male gibt er der Geliebten zu verſtehen, wenn ſie ihm nicht hold ſein wolle, ſo werde er ſich anderwärts zu helfen wiſſen. Sie möge aber bedenken, daß nicht leicht Jemand beſſer, denn er, ſie loben könne

(I, 123 b). Doch drückt er dieſes noch zärtlich genug aus, wenn er ſagt: Ihr Leben hat meines Lebens Ehre; tödtet ſie mich, ſo iſt ſie todt (I, 124 b). Er vermißt ſich ſogar, um die ſchönen Tage zu klagen, die er an ihr verſäumt habe. Noth und Ungemach um der Liebe willen zu leiden, würde ihn nicht ſo ſehr bekümmern, als verlorene Zeit (I, 118 a). Ja er ſagt einmal, Minne habe von ihm in der Woche je nur den ſiebenten Tag (I, 120 a.)

[67] Hiebei darf nun aber nicht überſehen werden, daß er den Minneſang bis in ein ſehr vorgerücktes Alter fortgeſetzt. Auch in der Minne vermiſst er eine verſchwundene beſſere Zeit; hiebevor, da man ſo recht minnigliche warb, da waren meine Sprüche auch freudenreich; ſeit daß die minnigliche Minne alſo verdarb, ſeit ſang auch ich ein Theil unminniglich (I, 116 b). Er klagt, daß Falſchheit überhandgenommen. Seit man falſcher Minne mit ſo ſüßen Worten gehrt, kann ein Weib nicht wiſſen, wer ſie meine. Der die Weiber allererſt betrog, der hat an Männern und Weibern miſſefahren (I, 104 a). Aber auch die Frauen erkennt der Dichter ſchuldig; daß die Männer ſo übel thun, das iſt gar der Weiber Schuld. Hievor ſtand der Frauen Muth auf Ehre; jetzt ſieht man wohl, daß man ihre Minne mit Unfuge erwerben ſoll (I, 107 b). Das thut uns Männern den meiſten Schaden, daß wir den Weibern gleich lieb ſind, wir ſeien übel oder gut. Unterſchieden ſie uns, wie vormals, und ließen auch ſich unterſcheiden, das frommte uns vieles mehr, Männern und Weibern beiden (I, 116 b).

Walther bedauert ein ſchönes Weib, daß ihr die Schönheit nichts nütze, ſeit man nicht mehr gewohnt ſei, innern Werth bei Schönheit zu finden:

Ich will Einer helfen klagen,
Der doch Freude ziemte wohl,
Daß in alſo falſchen Tagen
Schönheit Tugend verlieren ſoll.
[68] Hiebevor wär' ein Land erfreuet über ein ſo ſchönes Weib:
Was ſoll Dér nun ſchöner Leib? (I, 140 a.)

Aber nicht bloß in dieſem Rückblick auf verlebte Zeiten zeigt ſich uns der Dichter als einen bejahrten Mann. Er giebt es noch näher. Minne, ſagt er, hat einen Brauch, damit ſie Manchen beſchwert, den ſie nicht beſchweren ſollte. Ihr ſind vier und zwanzig Jahr viel lieber, denn ihr vierzig ſind; ſie ſtellet ſich viel übel, ſieht ſie irgend graues Haar [1]. Minne war ſo ganz die Meine, daß ich wohl wuſte all ihr Geheimnis. Nun iſt mir ſo geſchehen: kommt ein Junger jetzo her, ſo werde ich mit zwerchen Augen ſchielend angeſehen. Armes Weib! wes mühet ſie ſich? Weiß Gott! ob ſie auch Thoren trüget, ſie iſt doch älter viel, denn ich (I, 120 a).

Noch mehr! Walther verſichert, wohl vierzig Jahre und drüber habe er von Minne geſungen (I, 122 b). Darum auch kein Wunder, wenn manche ſeiner Lieder nicht mehr die Friſche jugendlichen Lebens athmen! Er ſagt ſich am Ende feierlich von der Minne los; ſein Minneſang möge nun Andern dienen und ihre Huld werde dafür ſein Theil. Er ſegnet ſich, daß [69] er auf der Welt ſo Manche froh [2] gemacht, Mann und Weib. Aber von der vergänglichen Minne, die nichts weiter iſt, als vom Fiſche der Grat [3], wendet er ſich jetzt zu der ſteten, ewigen [4] (I, 123 a).

Wir müſſen jedoch zurückkehren, um nun auch die Lichtſeite ſeines Minneſanges darzulegen. Wenn dieſer Dichter nicht in derjenigen Gattung von Minneliedern voranſteht, deren Seele die innigſte Empfindung iſt, ſo ergreift er dagegen auch hier durch die ſinnliche Kraft ſeiner Darſtellung, durch die Anſchaulichkeit und den Farbenglanz ſeiner Lebensbilder; Vorzüge, die er uns ſchon anderwärts bewährt hat. Es ſind in dieſer Beziehung einige etwas muthwillige Lieder nicht minder auszuheben, als andre von würdiger und hoher Art.

Zuerſt eine Tanzweiſe, ein Reigen:

„Nehmet, Fraue, dieſen Kranz!“
Alſo ſprach ich zu einer wohlgethanen Magd.
„So zieret ihr den Tanz
Mit den ſchönen Blumen, ſo ihr's auf euch tragt.
Hätt' ich viel edel Geſteine,
Das müſt' auf euer Haupt,

---

[1] „Die Weiber haſſen graues Haar“, führt ſchon Heinrich von Veldecke (Man. I, 20 a) als ein altes Sprichwort an.

[2] [Vgl. Man. I, 170 b, 5.]

[3] [Gotfrids von Straßburg Werke II, 106, Str. 22: Du biſt ein viſch unz uf den grat.]

[4] [Ulrichs von Turheim Triſtan Z. 250.]

Ob ihr mir es glaubt.
Seht meine Treue, daß ich es meine!“

„Fraue, ihr ſeid ſo wohlgethan,
Daß ich euch mein Schapel gerne geben will,
Das allerbeſte, das ich kann.
Weißer und rother Blumen weiß ich viel;
[70] Die ſtehn ſo ferne in jener Heide,
Da ſie ſchön entſprangen
Und die kleinen Vögel ſangen,
Da ſolln wir ſie brechen Beide.“

Sie nahm, das ich ihr bot,
Einem Kinde viel geleich, dem Ehr' geſchieht.
Ihre Wangen wurden roth,
Wie die Roſe, da man ſie bei Lilien ſieht;
Des muſten die lichten Augen ſich ſchämen.
Da neigte ſie mir viel ſchöne,
Das ward mir zu Lohne;
Wird mir noch mehr, das will ich ſchweigend nehmen.
(I, 125 a.)

ſeht meine Treue] man denke ſich hiebei die Bewegung des Schwörens oder des Handſchlags! — meine] ernſtlich meine. — Schapel] Kranz, Kopfſchmuck. — geleich] gleich.

Wie es mit dem Blumenbrechen [1] gemeint ſei, verräth ein weiteres Lied, an dem der hörbare Wohllaut der Singweiſe zu bewundern iſt:

---

[1] Anderswo ſingt Walther:
Müſte ich noch erleben, daß ich die Roſen
Mit der Minniglichen ſollte leſen,
So wollt' ich mich ſo mit ihr erkoſen,
Daß wir immer Freunde müſten weſen. (I, 137 b.)
Ein andrer Dichter wendet ſich ſo an ihn:
Hör' an, Walther, wie es mir ſtaht,
Mein traut Geſelle von der Vogelweide!
Hülfe ſuche ich und Rath,
Die Wohlgethane thut mir viel zu Leide.
Könnten wir erſingen beide,
Daß ich mit ihr müſte brechen Blumen an der lichten Heide!
(I, 140 a.)

Unter der Linden, an der Heide,
Da unſer Zweier Bette was,
Da möget ihr noch finden, ſchöne beide,
Gebrochen Blumen unde Gras,
[71] Vor dem Walde, in einem Thal.
Tandaradai!
Schöne ſang die Nachtigall.

Ich kam gegangen zu der Aue,
Da war mein Friedel kommen eh'.
Da ward ich empfangen, hehre Fraue,
Daß ich bin ſelig immermeh.
Er kuſste mich wohl tauſendſtund,
Tandaradai!
Seht, wie roth mir iſt der Mund!

Da hatt' er gemachet, alſo reiche,
Von Blumen eine Betteſtatt.
Des wird noch gelachet, innigliche,
Kommt Jemand an denſelben Pfad;
Bei den Roſen er wohl mag
Tandaradai
Merken, wo das Haupt mir lag.

[72] Daß wir da lagen, wüſt' es Jemand,
Das hüte Gott! ſo ſchämt' ich mich.
Wes wir da pflagen, nimmer Niemand
Befinde das, denn er und ich
Und ein kleines Vögelein!
Tandaradai!
Das mag wohl getreue ſein. (I, 113 b.)

was] war. — ſchöne beide] Beiwort des nachfolgenden: Blumen und Gras. — Friedel] Liebſter. — hehre Fraue] wohl nicht Anrede an eine Vertraute, ſondern Ausruf zu Marien. — immermeh] immermehr, immerfort. — tauſendſtund] tauſendmal. — getreue] verſchwiegen.

Vgl. Reinmar I, 81 b. Nithart II, 81 a. Hadloub II, 194 b. 195 b. Schön ſagt König Wenzel von Beheim, I, 2 b:
Ich brach der Roſen nicht und hatt' ihr doch Gewalt.

Wir laſſen noch einige der kleineren Liebeslieder ſolgen:

Mich dauchte, daß mir immer
Lieber würde, denne mir zu Muthe was.
Die Blumen fielen immer
Von dem Baume bei uns nieder in das Gras.
Seht! da muſte ich vor Freuden lachen.
Da ich ſo innigliche
War im Traume reiche,
Da taget' es und muſt' ich wachen. (I, 137 a.)

Daß ich dich ſo ſelten grüße,
Das iſt ohn' alle arge Miſſethat.
Ich will wohl, daß zürnen müſſe
Lieb mit Liebe, wo es von Freundes Herzen gaht.
Trauren und werden froh,
Sanfte zürnen, ſehre ſühnen [1]:
Das iſt der Minne Recht, die Herzeliebe will alſe. (I, 123 b.)

[73] In einem zweifelichen Wahn
War ich geſeſſen und gedachte,
Ich wollte von ihrem Dienſte gahn,
Nur daß ein Troſt mich widerbrachte.
Troſt mag es doch nicht heißen, es
Iſt viel kaum ein Tröſtelein [2],
So kleine, wenn ich euch das ſage, ihr ſpottet mein;
Doch freuet ſich ſelten Jemand, der nicht wiſſe, wes.

Mich hat ein Halm gemachet froh;
Er ſagt, ich ſolle Gnade finden.
Ich maß dasſelbe kleine Stroh,
Wie ich zuvor geſehn bei Kinden.
Höret und merket, ob ſie's denne thu'!
Sie thut nicht, ſie thut; ſie thut nicht, ſie thut; ſie thut nicht, ſie thut [3].
Wie oft ich alſo maß, war ſtets das Ende gut.
Da gehört auch Glaube zu. (I, 142.)

---

[1] [Vgl. Man. I, 168 b, 4. Triſtan 13047 ff.]

[2] [Beneckes Beiträge S. 246, 4: freidelin. Wiener Jahrbücher der Litteratur B. 64. 1833. Anzeigeblatt S. 23. In einer teſtamentariſchen Urkunde Friedrichs des Streitbaren: simul cum Trostelino.]

[3] [Vgl. Alt Meiſter-Geſangbuch S. 43. DLXXXVI.]

Einen höheren Schwung nimmt das nachfolgende Mailied:

So die Blumen aus dem Graſe dringen,
Gleich als lachten ſie gegen der ſpielnden Sonnen,
In einem Maien, an dem Morgen fruh,
Und die kleinen Vögelein wohl ſingen
In der beſten Weiſe, die ſie können,
Was Wonne kann ſich da vergleichen zu?
Es iſt wohl halb ein Himmelreiche:
Nun ſprechet Alle, was ſich dem vergleiche!
So ſage ich, was mir ofte baß
In meinen Augen hat gethan und thäte auch noch, erſähe ich das:

[74] Wo eine edele Fraue, ſchöne, reine,
Wohl bekleidt und dazu wohl gebunden,
Um Kurzeweile zu viel Leuten geht,
Höfelichen, hochgemuth, nicht eine,
Um ſich ſehend ein wenig unterſtunden,
Gleich wie die Sonne gegen den Sternen ſteht.
Der Maie bringe uns all ſein Wunder!
Was iſt denn da ſo Wonnigliches unter,
Als ihr viel minniglicher Leib?
Wir laſſen alle Blumen ſtehn und gaffen an das werthe Weib.

Nun wohlauf! wollt ihr die Wahrheit ſchauen,
Gehn wir zu des Maien Hochgezeite!
Der iſt mit aller ſeiner Wonne kommen.
Seht an ihn und ſeht an ſchöne Frauen!
Welches hie das Andre überſtreite?
Das beſſre Spiel, ob ich das habe genommen?
Wer mich hie Eines wählen hieße,
Daß ich das Eine um das Andre ließe,
Ahi! wie ſchnell ich danne köre!
Herr Mai, ihr müſtet Märze ſein, eh' ich meine Fraue da verlöre.

(I, 116 a.)

wohl gebunden] mit ſchönem Gebände, Kopfband. — zu viel Leuten] unter die Leute, zu einer feſtlichen Verſammlung. — nicht eine] nicht allein, mit Begleitung. — unterſtunden] zuweilen. — Hochgezeite] Feſt. — köre] wählte.

Die Reihe der Minnelieder ſchließen wir mit zwei Geſätzen, welche, ganz ihrem Inhalt gemäß, in einer von jenen volltönenden

Weiſen gedichtet ſind, womit ſonſt der Dichter die Könige zu begrüßen pflegt:

[75] Durchſüßet und geblümet ſind die reinen Frauen,
Es ward nie nichts ſo wonnigliches anzuſchauen
In Lüften, auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Lilien, Roſenblumen, wo die leuchten
Im Maienthaue durch das Gras, und kleiner Vögelein Sang,
Das iſt gegen ſolcher wonnereicher Freude krank.
Wo man ein' ſchöne Fraue ſieht, das kann trüben Muth erfeuchten
Und löſchet alles Trauren an derſelben Stund'.
So lieblich lachet in Liebe ihr ſüßer rother Mund,
Und Strale aus ſpielnden Augen ſchießen in Mannes Herzensgrund.
(I, 130 a.)

krank] ſchwach. — erfeuchten] erfriſchen. — Strale] Pfeile.

Viel ſüße Fraue, hochgelobt mit reiner Güte,
Dein keuſcher Leib giebt ſchwellend Hochgemüthe.
Dein Mund iſt röther, denn die lichte Roſe in Thaues Blüthe.
Gott hat gehöhet und gehehret reine Frauen,
Daß man ihnn wohl ſoll ſprechen und dienen zu aller Zeit.
Der Welte Hort mit wonniglichen Freuden leit
An ihnen. Ihr Lob iſt lauter und klar. Man ſoll ſie ſchauen;
Für Trauren und für Ungemüthe iſt nichts ſo gut,
Als anzuſehn ein' ſchöne Fraue, wohlgemuth,
Wenn ſie aus Herzensgrund ihrem Freunde ein lieblich Lachen thut.
(I, 130 b.)

wohl ſprechen] Gutes von ihnen ſprechen. — leit] liegt. — Ungemüthe] Unmuth.

[76] Ein Überblick über dieſe Minnelieder giebt uns den Eindruck, daß in denſelben der Dichter nicht von ſeinem Gegenſtande beherrſcht ſei, ſondern dieſen mit Freiheit außer ſich ſtelle. Zumal in den ausgehobenen Gedichten höheren Stils betrachtet er die Schönheit und den Werth der Frauen, faſt ohne eigenen Anſpruch, als eine glänzende Erſcheinung, die er in das Ganze ſeiner Weltanſchauung aufnimmt.

[77] Sechster Abſchnitt.

Der Hof zu Wien. Leopold VII. Der Kärnthner. Der Patriarch. Ulrich von Lichtenſtein.

In welcher Gegend[1] das Lehen gelegen, das Friedrich II dem Dichter ertheilte, darüber giebt dieſer keinen Aufſchluß. Auch die Zeit der Belehnung iſt ungewiſs. Geraume Zeit nach Friedrichs Ankunft in Deutſchland läßt Walther ſich wieder am Hofe von Öſterreich treffen.

Es mag ſein, daß er am Hofe Leopolds VII, der ſeinem Bruder Friedrich, dem Gönner des Dichters, im Herzogthum nachgefolgt war, mehrmals und zu ſehr verſchiedenen Zeiten ſich aufhielt. In Ermangelung beſtimmterer Anzeigen müſſen wir uns jedoch begnügen, die Gedichte, welche den Hof zu Wien betreffen, um den einen Zeitpunkt zu ſammeln, der mit einiger Sicherheit angegeben werden kann. Diejenigen, welche ſich auf den benachbarten Hof von Kärn[78]then beziehen, ſtehen mit erſtern in genauem Zuſammenhang.

Leopold VII (der Glorreiche), Herzog von Öſterreich und Steier, iſt derjenige, den im Kriege auf Wartburg Heinrich von Ofterdingen vor allen Fürſten preiſt. Er legt Leopolds Tugend auf die Wage und fodert die andern Sänger auf, ſolche mit dreier Fürſten Milde aufzuwägen. Der von Öſterreich wünſche ſich vier Hände, damit, während er mit zweien gegen die Feinde kämpfe, zwei andre den gehrenden Leuten Gabe ſpenden können. Als er gegen den König von Ungarn den Schild an den Arm genommen, habe er zugleich zu ſeinem Kämmerer geſprochen: Nun ſchaffe, daß den Gehrenden ihre Pfänder gelöſt werden! (Man. II, 1 a. 4 a.)

---

[1] [In dem öſterreichiſchen Privilegium vom Jahr 1156 heißt es: „Imperium quoque nullum feodum habere debet Austriæ in ducatu.“ Eichhorn, Deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte, 2te Abtheilung, S. 528.]

Drei Sorgen hat unſer Dichter ſich genommen, dreierlei Dinge möcht' er gewinnen. Das eine iſt Gottes Huld, das andre ſeiner Frauen Minne, das dritte, das ſich mit Unrecht manchen Tag ſeiner erwehrt, iſt der wonnigliche Hof zu Wien. Er will nimmer raſten, bis er dieſen verdient. Dort ſah man Leopolds Hand geben, ohne daß ſie des erſchrack (I, 105 b).

Näher rückt er mit folgendem Liede:

Mir iſt verſperrt des Heiles Thor,
Da ſteh' ich als ein Waiſe vor,
Mich hilfet nicht, was ich daran auch klopfe.
[79] Wie möcht' ein Wunder größer ſein?
Es regnet beidenthalben mein,
Daß mir des alles nimmer wird ein Tropfe.
Des Fürſten Milde aus Öſterreich
Freuet, dem ſüßen Regen gleich,
Beide, Leute und auch das Land.
Er iſt eine ſchöne wohlgezierte Heide,
Darab man Blumen brichet wunder.
Und bräche mir ein Blatt da herunter
Seine viel milde, reiche Hand,
So möchte ich loben die viel ſüße Augenweide.
Hiemit ſei er an mich gemahnt! (I, 128 a.)

beidenthalben mein] zu meinen beiden Seiten. — wunder] wunderviel.

Es iſt wahrſcheinlich, daß Walther einmal von Kärnthen aus gegen Wien angedrungen. In Kärnthen war Bernhard, aus dem Geſchlechte der Grafen von Lavantthal, von 1202 bis 1256 am Herzogthum [1]. In ihm finden wir den Kärnthner unſres Dichters, den fürſtlichen Freund des Geſanges, auf welchen auch im Titurel angeſpielt wird [2]. Der Aufenthalt am Hofe dieſes Fürſten wurde Walthern, [80] wie es ſcheint, durch Hofränke und Kunſtneid verleitet. Er hat des Kärnthners Gabe oft empfangen, aber einmal geſchah es, daß ihm die Kleider nicht gegeben wurden, die ihm der Fürſt beſtimmt hatte. Daraus entſtanden Misverſtändniſſe, deren Erzählung der Dichter mit den Worten ſchließt:

---

[1] Frölich, Specimen Archontologiæ Carinthiæ. Wien 1758. S. 4.

[2] „Ob mir ein Fürſt aus Kärnthen giebt die Miethe." Titurel Cap. 15. Freilich kann der Titurel in ſeiner jetzigen Geſtalt nur mit Vorſicht gebraucht werden.

Dieſer Zorn iſt ohn' alle Schulde, weiß Gott, unſer beider.
(I, 132 a.)

Ein andermal beklagt er ſich, daß man am Hofe ſeinen Sang verkehre [1]. Er eifert gegen ſolche Schälke, zeigt ſich zum weitern Gefechte gerüſtet, bittet jedoch den Fürſten, ſelbſt die Sache zu unterſuchen:

Frage, was ich habe geſungen, und erfahr' uns, wer's verkehre!
(Ebd.)

Die Gegner ſcheinen aber geſiegt zu haben und hieher kann es bezogen werden, wenn der Dichter ſich jetzt an den Herzog von Öſterreich wendet:

In nomine domini! ich will beginnen, ſprechet: Amen!
Das iſt gut für Ungelücke und für des Teufels Samen.
Daß ich nun ſingen müſſe in dieſer Weiſe alſo,
[81] Wer höfiſchen Sang und Freude ſtöre, daß der werde unfroh!
Ich habe wohl und hofelich daher geſungen,
Mit der Höfiſchheit bin ich nun verdrungen,
Daß die Unhöfiſchen nun zu Hofe werther ſind, denn ich.
Das mich ehren ſollte, das unehret mich.
Herzog aus Öſterreiche, Fürſte, nun ſprich!
Du wendeſt es alleine, ſonſt verkehre ich meine Zungen.
(I, 131 b.)

verkehre ich] d. h. ſinge auch ich unhofelich.

In einem ähnlichen Liede droht er, ſich jetzt auch des ſcharfen Sanges befleißen zu wollen:

Da ich ſtets mit Furchten bat, da will ich nun gebieten,
Ich ſehe wohl, daß man Herrengut und Weibesgruß
Gewaltiglich und ungezogenlich erwerben muß.

Er beſchwert ſich weiter, wenn er ſeinen höfiſchen Sang ſinge, ſo klagen ſie es Stollen, vermuthlich einem von den unhöfiſchen Verkehrern ſeines Geſangs. Der Schluß des Liedes geht wieder auf den Herzog Leopold:

---

[1] Über das Verkehren des Geſanges, d. h. das Misdeuten, Entſtellen, wohl auch Parodieren desſelben, hat auch der Hardegger zu klagen:

Wer mir verkehret, das ich heure von dem Kaiſer ſang u. ſ. w.
(Man. II, 121 b.)

Vgl. v. Singenberg (I, 156 b, 3).

> Zu Öſterreiche lernte ich ſingen und ſagen,
> Da will ich mich allererſt beklagen.
> Finde ich an Lüpold höfiſchen Troſt, ſo iſt mir mein Muth entſchwollen.
> (I, 131 f.)

Mehrere Lieder zeigen uns nun den Dichter wirklich an dem erſehnten Hofe zu Wien. Einige derſelben geſtatten eine ungefähre Zeitbeſtimmung, nament[82]lich beziehen ſich zwei davon auf den Kreuzzug des Herzogs.

Leopold VII ließ ſich ſchon 1208 mit mehreren Edeln des Landes zu Neuenburg mit dem Kreuze zeichnen. Im Jahr 1213 begab er ſich mit großem Gefolge nach Spanien, um die Mauren zu bekriegen. Sodann im Jahr 1217 fuhr er mit dem Könige von Ungarn und vielen Andern nach dem heiligen Lande. Dort betrieb er die Belagerung von Damiata, kehrte aber, bevor noch dieſe Stadt eingenommen war, im Jahr 1219 nach Öſterreich zurück [1]. Walther feiert des Herzogs glückliche Heimkehr. Ihr ſeid wohl werth, ſagt er, daß wir die Glocken gegen euch läuten, dringen und ſchauen, als ob ein Wunder kommen ſei; ihr kommet uns ſünden- und ſchandenfrei, drum ſollen wir Männer euch loben und die Frauen ſollen euch koſen. Im Übrigen geht das Lied darauf hinaus, daß der ehrenvolle Empfang den Herzog für den Vorwurf entſchädigen ſolle, als hätte es ſeiner Ehre angeſtanden, noch länger über Meer zu bleiben (I, 135).

Nach der Rückkehr des Herzogs iſt ein Lied gedichtet, worin die Kargheit des öſterreichiſchen Adels gerügt wird. Als Leopold ſpart' auf die Gottesfahrt, da ſparten ſie alle, als wagten ſie nicht zu geben. [83] Das war billig, daß ſie ihn an Milde nicht überhöhen wollten; man ſoll immer nach dem Hofe leben. Die Helden aus Öſterreich hatten ſtets gehofeten Muth. Sie behielten ihm zu Ehren, das war gut. Nun gebet ihm zu Ehren, wie er nun thut, und lebet nach dem Hofe! ſo iſt eure Zucht unbeſcholten. (I, 132 b.)

In einem andern Gedichte lehnt Walther es ab, den Herzog nach dem Walde zu begleiten. Zu Felde folgt er ihm gern, zu Walde nicht.

---

[1] Chron. Claustro-Neoburg. ad ann. 1208. 1219.

Zu Walde will ihn der Herzog, Walther hat ſtets bei Leuten gelebt. Selig ſei der Wald und die Heide, da möge Leopold mit Freuden leben! Zieh' er dahin, Walthern laſſ' er bei Leuten! ſo haben ſie Wonne beide (I, 132 b).

Äußerſt wohl ergeht es dem Dichter um dieſe Zeit. Er benennt dreier Fürſten Höfe; ſo lang er dieſe weiß, braucht er nicht um Herberge fern zu ſtreichen, ſein Wein iſt geleſen und ſeine Pfanne ſauſet. Die drei Fürſten ſind: der biderbe Patriarch; zuhand dabei Leopold, der Fürſt zu Steier und Öſterreich, dem Niemand lebender zu vergleichen; der dritte: des vorigen Vetter, der wie der milde Welf gemuth iſt, des Lob nach dem Tode beſteht (I, 133 b).

Den Herzog Leopold kennen wir. Sein Vetter iſt wohl niemand anders, als ſeines Vaters einziger Bruder, Heinrich, der bis in das Jahr 1223 [84] lebte [1]. Der biderbe Patriarch aber iſt uns der Patriarch von Aquileja, Berthold, aus dem Geſchlechte der Grafen von Andechs, der von 1218 an dieſe geiſtliche Würde bekleidete und erſt 1251 ſtarb [2].

Ein Blick in das Leben eines andern Dichters kann dieſe Verhältniſſe erläutern. Ulrich von Lichtenſtein, aus dem ſteiriſchen Geſchlechte, das jetzt gefürſtet iſt, einer der liederreichſten Minneſänger, hat bekanntlich ſelbſt ſein ritterliches Leben in dem Buche „Frauendienſt“ [3] beſchrieben. Dieſes Buch, dem geſchichtliche Grundlage nicht abzuſprechen iſt, giebt die merkwürdigſten Aufſchlüſſe über die Sitten damaliger Zeit, über Minnedienſt und Minneſang, beſonders über das Leben und Treiben der Fürſten und des Adels in Öſterreich, Steiermark, Kärnthen und Iſtrien. Eben dieſe Gegenden, wo wir Walthern zuletzt getroffen, hat Ulrich von Lichtenſtein, bald als [85] Königin Venus, bald als der aus dem Paradies zurückgekommene König Artus verkleidet, auf Ritterfahrt durchzogen. Eben die Fürſten, an deren Hofe Walther geſungen, hat auch Ulrich gekannt und mit einigen derſelben ſich im Ritterſpiele getummelt. Ulrich iſt jünger, als Walther, und keiner gedenkt ausdrücklich des andern, aber ſie ſind Zeitgenoſſen und gerade in dem Zeitabſchnitte, bei dem wir jetzt verweilen, begegnen ſich ihre Bahnen; auch möchte ſich aus Ulrichs Liedern nachweiſen laſſen, daß Walthers Gedichte auf ihn eingewirkt haben.

---

[1] Chron. cit. ad ann. 1223. Wer der milde Welf ſei, mit welchem Leopolds Vetter verglichen wird, getraue ich mir nicht zu beſtimmen. Auch der Tanhuſer (Man. II, 64 a) gedenkt eines Welf von Schwaben unter den verſtorbenen Fürſten, welche manchem Mann viel reicher Kleider gaben.

[2] Frölich l. c. Tab. IV.

[3] Frauendienſt u. ſ. w. Nach einer alten Handſchrift bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck. Stuttgart und Tübingen 1811. Ein Abdruck der Urſchrift dieſes wichtigen Denkmals wird noch immer vermiſst. [Ausgabe von Lachmann und G. v. Karajan. Berlin 1841. K.]

Den Herzog Leopold, Walthers Beſchützer, finden wir im Buche Ulrichs von Lichtenſtein [1], wenn dieſer (Cap. II) erzählt:

„Darauf ward ich Ritter, zu Wien bei einer Hochgezeit, die ich ſeitdem nimmer ſo ſchön geſehen habe: da war großes Ungemach von Gedränge. Der Fürſt Leupold aus Öſterreich gab ſeine minnigliche Tochter einem Fürſten von Sachſen zum Gemahl. Der edle Fürſt gab dritthalb hundert Knap[86]pen Schwert; den Grafen, Freien, Dienſtmann, wohl tauſend Rittern, gab der edle Fürſt Gold, Silber, Roſs und Kleider. Fünf tauſend Ritter aßen da des werthen Fürſten Brod, da war viel Buhurt (eine Art des Turniers) und Tanzes und manches Ritterſpiel, da waren die reiche Herzogin und ihre minnigliche Tochter und manche gute Fraue.“

Das Hochzeitfeſt, welches Ulrich beſchreibt, hatte nach den Geſchichtſchreibern im Jahr 1222 ſtatt [2]. Ein ähnliches Feſt, wenn nicht dasſelbe, hat Walther vor Augen, wenn er ſo anſtimmt:

Ob Jemand ſpreche, der nun lebe,
Daß er geſehn je größre Gebe,
Als wir zu Wien durch Ehre haben empfangen?
Man ſah den jungen Fürſten geben,
Als wollt' er nicht mehr länger leben [3],

---

[1] Auch den vorerwähnten Vetter Leopolds würden wir in dem Markgrafen Heinrich von Öſterreich erkennen, bei welchem Ulrich von Lichtenſtein Lehrling war und von dem er ſo viel Schönes zu rühmen weiß. Frauendienſt Cap. I, S. 3. 4. Es iſt aber zweifelhaft, ob hier nicht Iſterreich ſtatt Öſterreich zu leſen ſei, denn ſpäterhin tritt der Markgraf Heinrich von Iſterreich auf.

[2] „Solemnitas magna in Wienna fit duce auctore Liupoldo, cujus etiam filia duci Saxonum nuptiali thalamo est copulata.“ Chron. Cl. Neoburg. ad ann. 1222.

[3] [Vgl. Laßbergs Liederſaal III, 569, 79 ff.]

Da ward mit Gute Wunders viel begangen.
Man gab da nicht bei dreißig Pfunden,
Nein! Silber, gleich als wär's geſunden,
Gab man hin und reiche Wat.
Auch hieß der Fürſte durch der Gehrnden Hulde
Die Mallen von den Stellen leeren.
Roſs, als ob es Lämmer wären,
Viel Mancher weggeführet hat.
Es galt da Niemand ſeiner alten Schulde.
Das war ein minniglicher Rath. (I, 120 b.)

[87] Gebe] Ausſpendung. — Als wollt' er] Vgl. Nibelungenlied V. 171. — durch der Gehrnden Hulde] zum Beſten der Gehrenden, der Sänger und andrer begehrlichen Leute, die ſich bei ſolchen Feſtlichkeiten zudrängten. — Mallen] Koffer. — Stellen] Gerüſte, worauf die Mallen ſtanden. — galt] bezahlte; man pflegte bei ſolchen Anläſſen den Gehrenden die Pfänder auszulöſen.

Im Verfolg ſeiner Geſchichte (Cap. VI) meldet Ulrich von Lichtenſtein von einer Fürſtenſprache, die zu Freiſach ſtattgefunden. Der Markgraf Heinrich von Iſterreich [1] wollte den Fürſten von Kärnthen angreifen. Als aber Leopold von Öſterreich dieſes vernahm, ſprach er: „Das geſtatte ich nicht, ſondern ich will es verſühnen und in kurzem einen Tag machen.“ Dieſe Gelegenheit benützten Ulrich und ſein Bruder, auf einem Anger bei der Stadt Freiſach Ritterſpiele zu veranſtalten, woran die Fürſten ſelbſt Theil nahmen und über welchen man mehrere Tage lang nicht zum Hauptgeſchäfte kam. Am Ende ward jedoch die Ausſöhnung vermittelt. Unter den weltlichen Fürſten, die für dieſes Geſchäft verſammelt waren, erſcheinen Leopold von Öſterreich und Bernhard von Kärnthenland, unter den geiſtlichen der Patriarch von Aquileja. [88] Wir ſehen alſo hier drei von den Gönnern unſres Dichters zu Ernſt und Spiel vereinigt, der Verkehr zwiſchen ihren Höfen iſt eröffnet, es ſind belebte Pfade, worauf der Sänger wandelt.

So melden auch die Geſchichtbücher, daß noch im Jahr 1229 der

---

[1] Dieſer Markgraf Heinrich, aus dem Hauſe Andechs, ein Bruder des Patriarchen Berthold, war des Antheils an der Ermordung König Philipps verdächtig und wurde deshalb 1209 ſeiner Würden, Lehen und Einkünfte verluſtig erklärt. Das Haus Andechs behauptete aber ſeine Anſprüche auf die Markgrafſchaft. Heinrich ſtarb um 1228.

Patriarch von Aquileja, Leopold von Öſterreich und der Herzog von Iſterreich nach Italien hinunter ritten, um den Kaiſer Friedrich mit dem Pabſte auszuſöhnen. Leopold ſtarb 1230 zu St. Germano in Campanien und nur ſeine Gebeine kamen nach Öſterreich zurück [1].

Wie heimiſch Walther von der Vogelweide in jenen öſtlichen Gegenden war, giebt er deutlich zu erkennen. Wenn er ſagt, von der Seine bis an die Mur, vom Po bis an die Drave hab' er der Menſchen Weiſe gemerket (I, 131 b), ſo hat er offenbar ſeinen Standpunkt in der Steiermark, die von Mur und Drave durchſtrömt wird. Dahin zieht er ſeine Linien von der Seine aus, als der nordweſtlichen, vom Po, als der ſüdlichen Gränze ſeiner Wanderungen. In einem andern Liede (I, 105 b, 4) ſcheint er die Fürſten von Öſterreich, im Gegenſatze zu andern Herren, die auf einem Hoftage zu Nürnberg waren, die heimlichen (heimiſchen) zu nennen.

Hinwieder zeigt eine Stelle im Frauendienſt [89] S. 119, wie gangbar Walthers Geſang eben in jenen Gegenden war. Als Ulrich von Lichtenſtein auf der Ritterfahrt, die er als Königin Venus unternommen, gen Wien reitet, begegnet ihm einer ſeiner Knechte, der ihm erfreuliche Botſchaft von der Frau ſeines Herzens zu melden hat. Der Bote darf den verkleideten Herrn nicht anreden, er reitet daher bloß hinter demſelben her und ſingt ein Lied, wodurch er kund giebt, daß er gute Botſchaft bringe. Dieſes Lied iſt die erſte Strophe eines Gedichts von Walther, welches oben geliefert worden:

Ihr ſollt ſprechen: willekommen!
Der euch Mähre bringet, das bin ich u. ſ. w.

„Das Lied, ſagt Ulrich, klang mir in mein Herze und that mir inniglich wohl [2].“

Noch hören wir Walthern den Verfall des Hofes zu Wien beklagen. Die Urſache dieſes Wechſels aber giebt er nicht an. Ob ſolche in dem 1230 erfolgten Tode Leopolds und in dem kriegeriſchen Geiſte ſeines Nachfolgers, Friedrichs des Streitbaren, zu ſuchen ſei, laſſen wir dahingeſtellt ſein. Daß Friedrich dem Geſange nicht abhold war, ergiebt ſich aus dem, was Nithart, Tanhuſer, Pfeffel und Bruder Werner von ihm ſagen. Sang er doch ſelbſt den Frauen den Reigen, und der Tanhuſer mit (Man. II, 59 b)! Soviel meldet übrigens die Geſchichte, daß nach Leopolds Tode faſt alle ſeine Dienſtleute ſich gegen ſeinen Sohn Friedrich verſchworen, dieſen des vä[90]terlichen Erbes beraubten und nachher beinahe ganz Öſterreich mit Raub und Brand verwüſteten [1].

---

[1] Chron. Ursp. ad ann. 1229. Chron. Cl. Neoburg. ad ann. 1230.

[2] [Auch in dem Liede vom edeln Möringer wird eine Hofweiſe Walthers geſungen. Vgl. Grimm, deutſche Sagen II, 255.]

Reinmar der Alte giebt ein Trauerlied auf den Tod Leopolds, der darin der Herr aller Freuden genannt wird (I, 68 a); Walther hinwider betrauert den Tod Reinmars (I, 105 a) und hätte hiernach, wenn in jenem Klageliede wirklich Leopold von Öſterreich gemeint iſt, allerdings noch in den Tagen Friedrichs des Streitbaren gelebt.

Das Gedicht ſelbſt, worin er den Wechſel der Dinge am Hofe zu Wien ſchildert, iſt folgendes:

Der Hof zu Wiene ſprach zu mir:
„Walther, ich ſollte lieben dir,
Nun leide ich dir, das müſſe Gott erbarmen!
Meine Würde, die war weiland groß,
Da lebte nirgend mein Genoß,
Denn Artuſes Hof. Nun weh mir armen!
Wo nun Ritter, wo nun Frauen,
Die man bei mir ſollte ſchauen?
Seht, wie jämmerlich ich ſteh'!
Mein Dach iſt faul, es tropfen meine Wände [2],
Mich minnet Niemand, leider!
Gold, Silber, Roſſ' und dazu Kleider,
Die gab ich und noch hatt' ich meh.
Nun hab' ich weder Schapel, noch Gebände,
Noch Frauen zu einem Tanze, o weh! (I, 129 b.)

lieben, leiden] lieb, leid ſein. — mein Genoß] meines Gleichen. — Gebände] Kopfbänder.

---

[1] Chron. Cl. Neoburg. ad ann. 1230.

[2] [Vgl. Gudrun 5579: Ludwiges egkſtain mochten aus der maure reyſen.] [Bei Bartſch Str. 1394. K.]

[91] Siebenter Abſchnitt.

Walthers Kunſt und Kunſtgenoſſen. Nithart. Der Meiſsner. Reinmar. Walthers Standpunkt in der Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt.

Wie ſehr Walther von der Vogelweide ſeiner Kunſt wegen von den Zeitgenoſſen geſchätzt war, beweiſt nicht bloß die Gunſt, der er ſich von den angeſehenſten Fürſten, zumal demjenigen, der, auch dem Geiſte nach, vor allen glänzte, von Kaiſer Friedrich II, zu erfreuen hatte; auch die gleichzeitigen Meiſter des Geſanges zollen ihm hohe Achtung. Dem geprieſenen Wolfram von Eſchenbach iſt er wohl bekannt, wie wir bereits aus einer Stelle des Parciſal erſehen haben, in welcher ein jetzt verlorenes Lied von ihm angeführt iſt. Im Titurel, woſelbſt Walther als einer der hohen Meiſter genannt wird [1], und im Wilhelm von Orleans [92] des Rudolf von Ems [2] iſt gleichfalls auf Ausſprüche von ihm Bezug genommen. Der Rolle, die er im Kriege auf Wartburg ſpielt, haben wir erwähnt.

---

[1] Im 6ten Capitel des Titurel wird der Aventeure d. h. der romantiſchen Überlieferung, welche von dem ſeligen Leben der Hüter des heiligen Grales Kunde giebt, entgegengehalten, daß ſie mit hohen Meiſtern in Widerſpruch gerathe:

Ich mein', daß mein Herr Walther konnte ſprechen,
Hulde Gottes und Gut und weltlich' Ehre
Mitſammt wär' Niemand habende.

Das Lied von Walther, worin die angezogene Stelle vorkömmt (Man. I, 102), iſt zuvor, Abſchnitt 2, ausgehoben worden.

[2] Nach v. d. Hagens Anführung aus der Kaſſeler Handſchrift (Muſ. I, 2, S. 563):

Nun ſeid ihr doch einander gram,
Frau Minne und auch die Kindheit,
Als uns Meiſter Walther ſeit
Von der Vogelweide,
Der ſang, daß ihr beide
Wäret gar einander gram.

Walthers Worte ſind dieſe:

Minne und Kindheit ſind einander gram. (I, 112 a)

Meiſter Gottfried von Straßburg, der ſelbſt als ein feiner Hauptſchmied güldene Gedichte wirkte [1], hat in der Stelle ſeines Triſtan, welche von den deutſchen Dichtern handelt, auch den unſrigen ver-[93]herrlicht. Die Liederdichter vergleicht er mit Nachtigallen, die ihre ſüße Sommerweiſe ſingen. Wer aber, fragt er, ſoll dieſer Nachtigallen Panier jetzt tragen, ſeit die von Hagenau [2] verſtummt iſt? wer ſoll die lebende Schaar führen und weiſen? Ihre Meiſterin kann es wohl, die von der Vogelweide. Hei! wie die über Heide mit hoher Stimme ſchallet! was Wunders ſie ſtellet! wie ſpähe (kunſtvoll) ſie organieret! wie ſie ihren Sang wandelieret! Die ſoll der andern Leiterin ſein, die weiß wohl, wo man ſuchen ſoll der Minne Melodie. (Triſtan, v. Grootes Ausg. V. 4750 ff.)

Auch die Späteren erkennen Walthers Meiſterſchaft an. Insbeſondere rühmt noch ein Meiſtergeſang des 14ten Jahrhunderts ſeine ſchönen und reinen Töne [3].

Von einer Handſchrift, welche mit den Singweiſen ſeiner Lieder ausgeſtattet war, ſind nur noch traurige Überreſte vorhanden [4]. Aber der innere Wohl[94]laut ſeiner Geſänge, der ſich in ſchönen und mannigfaltigen Formen ausdrückt, welchen man oft ihre Singweiſe anzuhören meint, giebt den Lobpreiſungen Gottfrieds von Straßburg und dem Zeugniſſe des Meiſterliedes volle Glaubwürdigkeit.

Das Gepräge der Meiſterſchaft erkennen wir an den Liedern unſres Dichters vornehmlich in dem Einklange von Inhalt und Form. Der Gegenſtand iſt durch die Form harmoniſch begrenzt und die Form iſt durch den Gegenſtand vollſtändig ausgefüllt. Für das bloße Spiel mit

---

[1] So ſpricht von ihm Konrad von Würzburg in ſeiner goldenen Schmiede V. 97 ff. (Grimm, Altdeutſche Wälder B. II, S. 219).

[2] Docen (Muſ. I, 1, S. 167) vermuthet unter dieſer Bezeichnung nicht unwahrſcheinlich Reinmarn den Alten; v. Groote (Anm. zu V. 4778) glaubt, daß Hartmann von Aue darunter verſtanden ſei, was mir, ſchon nach dem Zuſammenhang der Stelle, bedenklicher ſcheint.

[3] Dieſen Meiſtergeſang des Lupolt Hornburg hat Docen im Muſ. II, 1, S. 18 ff. aus der Würzburger Handſchrift geliefert.

[4] Docen a. a. O. S. 26.

Formen iſt Walther zu gedankenreich. Eben darum ſind auch ſeine Formen in der Manigfaltigkeit einfach.

Es iſt eine anſehnliche Stufenleiter von Tönen, auf der er ſich vom einfachſten Volksliede bis zu jenen großartigen Königsweiſen erhebt. Nach Abzug desjenigen, was ſich der Unechtheit verdächtig macht, kann man in ſeinen Gedichten noch immer etliche und achtzig verſchiedene Töne zählen. Er führt uns durch den hohen, den niedern und den mittlern Sang (I, 105 b). Er ſingt, wie ein Andrer von ihm meldet, was er will, des Kurzen und des Langen viel (I, 113 b). Aber ſtets geht der Inhalt gleichen Schrittes mit der Form und ſchon der äußre Bau ſeiner Gedichte läßt auf ihren Gegenſtand ſchließen. Der fröhlichen Weiſe des Volksliedes entſpricht die Lebensfriſche des Inhalts und die volleren, gezogenen Töne ſind in Übereinſtimmung mit der Würde der Perſon, an die das Lied [95] gerichtet iſt, mit der Wichtigkeit des Gegenſtandes, mit der Fülle der Gedanken. Die Spiele der Reimkunſt ſind ihm zwar nicht unbekannt, doch bedient er ſich ihrer mäßig und verſteht ſie ſcherzhaft anzuwenden[1]. Er hat zu gewiſſen Formen Vorliebe und kehrt häufig zu ihnen zurück, aber auch hierin verfährt er nach richtigem Ermeſſen. Die Betrachtung und die bildneriſche Darſtellung lieben Stetigkeit, die Leidenſchaft, die Empfindung den Wechſel der Formen. Wir haben es bei ſeinen Minneliedern ſchön gefunden, wenn er das Erſcheinen einer herrlichen Frau in derſelben Weiſe darſtellt, worin er ſonſt die Köuige feiert. Jene Geſänge vom erſten Auftreten Friedrichs II bis wo der Dichter das Lehen empfängt, ſind alle in gleicher oder verwandter Form gedichtet, ſie treten dadurch in näheren Zuſammenhang und bilden gewiſſermaßen ein epiſches Ganzes. Eben die Einfachheit der Formen macht ſie geeignet, vielfacherem Inhalte zu dienen. Selbſt die großartigſten, und gerade dieſe wiederholt Walther am öfteſten, ſind nicht vielfach verſchlungen; faſt kunſtlos folgt ſich in drei langhingezogenen Zeilen [96] der dreimalige Reimſchlag. Es iſt der volle Wellenzug eines anſchwellenden Stromes.

---

[1] Z. B. in dem wunderlichen Winterliede (I, 125), das durch alle Selbſtlauter reimt. Der Truchſeß von Singenberg (I, 157 b) und Rudolf der Schreiber (II, 181 b) haben es nachgeahmt. Reime am Anfang und Schluſſe der Zeilen finden ſich in der Strophe: „Ob ich mich ſelben rühmen ſoll u. ſ. w. (I, 121 b) und den drei folgenden.

Walthers Gedichte bilden großentheils nur éine Strophe. Der Bau eines ſolchen Geſätzes iſt aber genugſam in ſich gegliedert, um für eine vollſtändige Darſtellung auszureichen. Man darf Geſätze, die in derſelben Weiſe über denſelben Gegenſtand gedichtet ſind, darum noch keineswegs als Theile éines Gedichtes betrachten; ſie können ſich auf einander beziehen, eines kann aus dem andern entſprungen ſein und doch jedes dabei ſeine Selbſtſtändigkeit behaupten, wie etwa bei einer Reihe von Sonetten über den nemlichen Gegenſtand. Unſer Meiſter ſetzt ſeine Gedichte nicht zuſammen, er ſchafft ſie von innen heraus. Eben dieſe lebendige Entfaltung des Gedankens, des Bildes ſichert dem Gedichte ſeine Selbſtſtändigkeit und bedingt ſeine Begrenzung. Iſt der Gedanke dargelegt, das Bild hingeſtellt, ſo iſt auch das Gedicht abgeſchloſſen. Bedarf ja doch gerade der kräftigſte Gedanke, das klarſte Bild, zu ſeiner vollſtändigen Erſcheinung am wenigſten der Ausführlichkeit.

In einem Theile von Walthers Gedichten findet ſich die Grundform, keineswegs aber die überkünſtliche Verwicklung des ſpätern meiſterſängeriſchen Strophenbaues. Ebenſo iſt die prunkende Gelehrſamkeit und der überladene Bilderſchmuck der ſpäteren Dichter ihm fremd. Er iſt mehr geſtaltend, als bilderreich.

[97] Wenn Frauenlob (ſt. 1317) in ſeinem Liederſtreite mit Regenbog ſich ſelbſt als den Meiſter Aller rühmt, die je geſungen und noch ſingen, als einen Koch der Kunſt und einen Vergolder des Sanges der alten Meiſter, Reinmars, Eſchilbachs und des von der Vogelweide, die neben kunſtreicher Straße den ſchmalen Steig gefahren ſeien (Man. II, 214 f.), ſo wird uns dieſes nicht abhalten, den unvergoldeten Sang und den ſchmalen Naturpfad jener älteren Dichter vorzuziehen. Wir werden auf Regenbogs Seite treten, der, als erklärter Kämpfe der letzteren, behauptet, die Kunſt Walthers und der Andern ſtehe noch immer friſch belaubt und bewähre die Kraft ihrer Wurzeln (ebd. 215 b); übereinſtimmend mit dem Marner, der ebenfalls Walthern von der Vogelweide an die Spitze der hingegangenen Sangesmeiſter ſtellt, aus deren Garten er, unwillkührlich, Blumen leſen müſſe (II, 173 a).

Walther ſelbſt iſt ſich ſeiner Meiſterſchaft bewuſt. Er ſpricht von ſeinem werthen Sange (I, 118 a). Er klagt, daß man ihn ſo arm laſſe bei reicher Kunſt (I, 131 a). Er ſpricht es aus, daß die Frau, von der er ſinge, durch ſeinen Sang geehrt werde; daß nicht leicht

Jemand ſie beſſer loben könne; daß, wenn er ſeinen Sang laſſe, Alle, die ſie jetzt loben, dann ſie ſchelten werden; daß ſie todt ſei, wenn ſie ihn tödte (I, 123 b. 124 b). Ein ſchöner [98] Stolz aber iſt es, wenn er zugleich ſich deſſen rühmt, daß ſein Geſang tauſend Herzen froh gemacht.

Rührend iſt folgende Äußerung:

Uns hat der Winter kalt und andre Noth
Viel gethan zu Leide.
Ich wähnte, daß ich nimmer Blumen roth
Sähe an grüner Heide.
Doch ſchadt' es guten Leuten, wäre ich todt,
Die nach Freuden ringen
Und die gerne tanzen und ſpringen. (I, 138 b.)

Die Kunſt iſt Walthern eine hohe Sache. Darum entrüſtet er ſich denn auch vielfältig gegen die Verderber und Entwürdiger derſelben. Die Fuge, die Höfiſchheit, das höfiſche, hofeliche Singen ſtellt er dem Unfuge, der Dörperheit[1], dem unhofelichen[2] Singen, die Meiſter den Schnarrenzern[3] gegenüber. Die Worte höfiſch, höflich hatten aber dazumal einen andern und höheren Sinn, als wie ſie heutzutage genommen werden. Sie bedeuteten die edlere Bildung, die feinere Sitte, wie ſie an den Höfen geſangliebender Fürſten blühte.

Ungefüge Töne, ſo klagt er, haben das hofeliche Singen zu Hofe verdrungen, ſeine Würde liegt dar[99]nieder, Frau Unfuge hat geſiegt. Die das rechte Singen ſtören, deren iſt jetzt ungleich mehr, denn die es gerne hören. Wer will noch harfen bei der Mühle, wo der Stein ſo rauſchend umgeht und das Rad ſo manche Unweiſe hat? Die ſo freventlich ſchallen, ſie thun wie die Fröſche in einem See, denen ihr Schreien ſo wohl behagt, daß die Nachtigall davon verzagt, ſo ſie gerne mehr ſänge. Wer doch die Unfuge von den Burgen ſtieße! Bei den Bauern möchte ſie wohl ſein, von denen iſt ſie hergekommen (I, 112)[4].

---

[1] Man. I, 117 b. In der Pf. Hdſchr. 357, Bl. 38 b kömmt die Strophe: „Uns will ſchiere wohl gelingen“ u. ſ. w. ſammt den übrigen des Mailieds unter den Liedern Lütolts von Seven vor.

[2] [I, 107 b, 3 unhofeſcheit.]

[3] [Bertholds Predigten S. 165: geſnerer, ſneren. 194. 289. 331.]

[4] [Vgl. Lachmanns Walther S. 103 u.]

Das Letztere deutet merklich darauf hin, was unter dieſem ungefügen Sange hauptſächlich zu verſtehen ſei. Es ſcheint damals in den ritterlichen Geſang die Gattung von Liedern eingedrungen zu ſein, welche man unter dem Namen der Nitharte begreift, Darſtellungen aus dem Dorfleben, Schwänke mit den Bauern, derb und rüſtig, aber auch manchmal ſehr ungezogen und ſchmutzig. Den Eingang des Liedes macht häufig eine Beſchreibung des Frühlings. Mit dem Frühling rühren ſich Freude und Muthwill, und ſo folgt nun im Liede allerlei ländliche Luſtbarkeit, Tanz und Schlägerei.

Von der angegebenen Art ſind nicht bloß die meiſten Lieder; welche unter dem Namen des Herrn Nithart auf uns gekommen ſind, auch viele andre, ritterliche Sänger haben in derſelben Weiſe gedichtet. Der Schauplatz von Nitharts Darſtellungen iſt die Umgegend von Wien. Einige ſeiner Lieder betreffen den Fürſten Frie[100]drich in Oſterland (Friedrich den Streitbaren), von deſſen milder Gabe ihm ein ſilbervoller Schrein geworden (Man. II, 72 a). Der Biſchof Eberhard, an den er ſich gleichfalls wendet (II, 79 a), iſt ohne Zweifel der Erzbiſchof von Salzburg dieſes Namens, der von 1200 bis 1246 auf dem erzbiſchöflichen Stuhle ſaß[1]. Auch erzählt Nithart von einem Zuge über Meer, den er mit Kaiſer Friedrich gemacht und auf dem ein heidniſcher Pfeil ihn verwundet[2].

Schon durch dieſe Anzeigen, denen ſich weitere beifügen ließen, wird Nithart der Zeit und dem Orte nach, wenn gleich als jüngerer Zeitgenoſſe, unſrem Dichter nahe gerückt. Es ſind aber auch Spuren vorhanden, daß Nithart auf Walthers Gedichte in derjenigen Weiſe angeſpielt, die wir Parodie nennen und die vielleicht unter dem früher erwähnten Verkehren des Geſanges begriffen iſt.

Die mehrfache Anſpielung iſt in nachſtehendem Liede Nitharts, deſſen Name ſchon auf Schlimmes deutet, kaum zu verkennen:

> Sie fragen, wer ſie ſei, die Säldenreiche,
> Der ich ſo hoſelichen habe geſungen.
> Sie wohnt in deutſchen Landen ſicherliche,

---

[1] Chron. Salisb. ad ann. 1200. 1246.

[2] Leipziger Literatur-Zeitung 1812, Nr. 162. H. v. d. Hagen, Briefe in die Heimath, B. 1, Breslau 1818, S. 65.

[101] Das ſag' ich den Alten und den Jungen.
Sie iſt in einem Kreiſe, der ich diene,
Von dem Po bis auf den Sand,
Von Elſaße bis Ungerland,
In de'r Enge ich ſie fand,
Sie iſt noch zwiſchen Paris und Wiene. (II, 73 b.)

Säldenreiche] Heilbringende, Wonnereiche. — Sand] Meeresufer.

Man erinnere ſich hiebei derjenigen Stellen, worin Walther von ſeiner Länderkunde ſpricht, und ſeines zuvor (Abſchnitt V) ausgehobenen Gedichtes:

Sie fragen und fragen aber all zu viel
Von meiner Frauen, wer ſie ſei. (I, 122 a.)

Ergötzlich iſt auch ſonſt der Spott, den jene derberen Dichter mit dem Minneſang und deſſen Überzartheit treiben. Ein ſolcher, Gedrut, macht ſich über den Minneſänger Wachsmut von Künzingen luſtig; Herr Wachsmut minne ſeine Fraue über tauſend Meilen, dennoch ſei ſie ihm gar zu nahe; es thäte ihm ſo ſanft, wenn er ſie auf einem hohen Thurme ſchauen und von ihrer Hand ein Ringlein empfangen ſollte, das küſst' er tauſendmal, läg' er aber bei der Wohlgethanen mit ihrem rothen Munde, nimmer würd' er ſie berühren (Pf. Hdſ. 357, Bl. 24 b). Derſelbe[1] äußert, wär' es denen Ernſt, die ſich alſo [102] um Minne härmen, in Jahresfriſt lägen ſie todt; ſie ſeien zu feiſt bei der Noth, von der ſie klagen (ebd.).

In Beziehung auf Walthern von der Vogelweide wird, außer dem ſchon eher genannten Stolle, noch eines Herrn Volknant (in der Pf. Hdſ. 357 heißt er Wicman) als eines ſolchen gedacht, der den Meiſtern ihre meiſterlichen Sprüche treten (Pf. Hdſ. irren) wolle. Walther und Volknant werden verglichen. Jener iſt das Korn, dieſer die Spreu; ſinget Volknant eins, ſo ſinget Walther drei; ſie gleichen ſich wie der Mond und ein gewiſſer runder Theil des menſchlichen Körpers. Herr Walther ſinget was er will, des Kurzen und des Langen viel, ſo mehret er der Welt ihr Spiel; Volknant jagt wie ein falſcher Leithund nach Wahne (I, 113). Das Lied, welches dieſe Vergleichungen anſtellt, in einer von Walthers Weiſen gedichtet, iſt gleich andern, welche nicht ihm angehören, aber auf ihn Bezug haben, unter die ſeinigen gekommen.

---

[1] Bei Man. II, 119 a iſt das Lied Herrn Geltar zugeſchrieben.

Von dem Verfalle der Kunſt, den ſchon unſer Dichter beklagt, zeugen auch, durch eigenes Beiſpiel, die Gedichte des Tanhuſer, der, wie Nithart, in Friedrichs des Streitbaren Dienſte war; meiſt Tanzreihen, zum Theil in Ritharts Geſchmacke, mit allerlei Gelehrſamkeit überladen und durch widerliche Sprachmengerei aus dem Franzöſiſchen verunſtaltet[1]. An[103]klänge aus Walthers Liedern ſind auch in dieſen Gedichten unverkennbar[2]. Tanhuſer überlebte den Fürſten Friedrich und beklagt deſſen Tod mit der drolligen Äußerung, wer nun Thoren (Hofnarren) ſo gut halte, als Er gethan (Man. II, 69 a).

Freundlich ſind die Verhältniſſe der Kunſtgenoſſenſchaft, in welchen Walther mit dem Miſſener, Meiſsener, ſtand. Daß er unter dieſer Benennung einen der meiſsniſchen Markgrafen verſtehe, iſt nicht bloß aus dem Liede, worin er den Meiſsner zu den Fürſten zählt, welche die Zurückkunſt des Kaiſers nach deſſen Krönung treulich erwartet (I, 103 b), ſondern mehr noch aus dem äußerlich untergeordneten Verhältniſſe zu ſchließen, in welches Walther auch da, wo er von dem Meiſsener als einem Dichter ſpricht, ſich zu demſelben ſtellt. Daß ſodann unter den Markgrafen von Meiſſen, welche in Walthers Zeit fallen, Heinrich der Erlauchte gemeint ſei, dafür ſtimmt theils das Zeugnis Tanhuſers, welcher, unter offenbarer Beziehung auf jenes Lied unſres Dichters, Heinrich [104] den Miſſener aufführt (II, 64 f.)[3], theils der Umſtand, daß der Markgraf Heinrich von Meiſſen ſelbſt unter den Minneſängern erſcheint. Er war von mütterlicher Seite Enkelſohn Hermanns von Thüringen, befand ſich in ſeiner früheſten Jugend am Hofe von Öſterreich und vermählte ſich 1234, ſechszehn Jahre alt, mit Conſtantia, der Schweſter Friedrichs [105] des Streitbaren. Die meiſsniſche Chronik meldet von ſeiner Prachtliebe und ſeinem ritterlichen Hofhalt[1].

---

[1] Z. B. Daß ich wäre ihr dulz amis u. ſ. w.
Ein' Riviere ich da geſach (ſah),
Durch den Fores gieng ein Bach
Zuthal über ein' Planüre.
Ich ſchlich ihr nach, bis ich ſie fand,
Die ſchöne Creatüre.
Bei dem Fontane ſaß die Klare, Süße von Statüre. (II, 61 a.)
[Vgl. Man. II, 236 a, 1: Stature.]

[2] Z. B. Ich bin Gaſt und ſelten Wirth, das Leben iſt unſtete. (II, 67 b.)

[3] Die Worte Tanhuſers: „Der ſein' Treue nie zerbrach“ u. ſ. w. entſprechen augenſcheinlich dem Schluſſe von Walthers Lied: „Von Gotte würde ein Engel eh' verleitet.“ Auch die weitere Zeile von Tanhuſer: „Er ſollte des Reiches Krone tragen“ deutet auf die Stelle in einem andern Liede Walthers:

Möcht' ich ihn han gekrönet,
Die Krone wäre heute ſein. (I, 136 b.)

Die letztern Worte bezeichnen abermals einen fürſtlichen Freund unſres Dichters. So ſingt Tanhuſer von Friedrich von Öſterreich:

Walther hat den Meiſsner im Liede gelobt, er darf nun erwarten, daß derſelbe ihm wandle, Wandels Recht biete, d. h. das Lob erwidre. Für alles Andre, was er ſonſt dem Meiſsner gedient, will er dieſem den Lohn erlaſſen, nur auf das Lob verzichtet [106] er nicht. Wird ihm das nicht, ſo will er auch ſeines zurücknehmen, zu Hof und an der Straße (I, 136). Der Künſtlertrotz, womit er hier auf ſeinem Sängerrechte beſteht, ſoll, wie es ſcheint, nur beweiſen, wie hoch er eine Erwiderung von dieſem Fürſten anſchlagen würde.

In kurzen Zeiten das geſchieht,
Daß man wohl eine Krone
Schöne auf ſeinem Haupte ſieht. (II, 59.)

Köpke a. a. O. S. 13 bezieht die politiſche Strophe „Herr Kaiſer, ihr ſeid willkommen“ u. ſ. w. (I, 103 b) auf Otto IV und den Markgrafen Dietrich, Heinrichs Vater. Mit der Stelle bei Tanhuſer (II, 64 b), ſoferne man ſolcher Beweiskraft beilegen will, läßt ſich dieſe Annahme nicht vereinigen. Der Beziehung auf Friedrich II iſt es zwar nicht günſtig, daß dieſer erſt vierzehn Jahre, nachdem er zu Rom gekrönt worden, nach Deutſchland zurückkam, und ſo kann auch gegen die Beziehung auf Heinrich den Erlauchten die bedeutende Altersverſchiedenheit angeführt werden, welche nothwendig zwiſchen ihm und Walthern ſtattgefunden; Heinrich iſt im Jahr 1218 geboren. Allein auch Otto IV blieb nach ſeiner Krönung zum römiſchen Kaiſer noch dritthalb Jahre von Deutſchland abweſend und die Verſchiedenheit des Alters iſt kein entſcheidendes Hindernis. Der junge Markgraf (jugendlich iſt er auch in der maneſſiſchen Handſchrift vor ſeinen Liedern dargeſtellt) mag von dem alten Meiſter gelernt haben. Die Strophe „Mir hat ein Lied von Franken“ u. ſ. w. (I, 111 a) beweiſt, daß der Meiſsner Walthern mit Achtung behandelte, und in den Liedern Heinrichs von Meiſſen (I, 5. 6) könnten einige Spuren von Walthers Einfluſſe bemerklich gemacht werden. Man ſieht, daß hier weitere Unterſuchungen nicht überflüſſig ſind. Ein Aufſatz über Heinrich den Erlauchten als Minneſänger und Förderer deutſchen Minneſangs, von K. Förſter, iſt neuerlich in Kinds Muſe, 1821, II, 3 erſchienen.

---

[1] Albinus, Meiſsniſche Land- und Berg-Chronika. Dresden 1589. S. 195.

Beſſer zufrieden zeigt er ſich, als ihm der Meiſsner aus Franken ein Lied mitgebracht hat:

Mir hat ein Lied von Franken
Der ſtolze Meiſſener gebracht,
Das fährt von Ludewige.
Ich kann es ihm nicht danken
So wohl, als er mein hat gedacht,
Als daß ich tief ihm neige.
Könnt' ich, was Jemand Gutes kann,
Das theilte ich mit dem werthen Mann,
Der mir ſo hoher Ehren gann;
Gott müſſe auch ihm die ſeinen immer mehren!
Zu fließe ihm alles Segens Fluß,
Nichts Wildes meide ſeinen Schuß,
Seins Hundes Lauf, ſeins Hornes Duß
Erhalle ihm und erſchalle ihm wohl nach Ehren! (I, 111 a.)

Ludewige] es iſt noch unerrathen, wer dieſer Ludewig ſei. — gann] gönnt. — Duß] Getöſe, Schall.

Daß Walther den Tod Reinmars im Liede betrauert, iſt bereits erwähnt worden. Reinmar der Alte, den Walther am Hofe zu Wien kennen gelernt haben mochte, iſt ein trefflicher Minneſänger, berühmt unter den älteren Meiſtern. Seine zahlreichen Lieder [107] ſind einfach und innig, ſie athmen eine ſanfte Schwermuth. Er hat, wie er einmal ſingt, die Minne noch ſtets in bleicher Farbe geſehen (Man. I, 66 a). Auch äußert er, es werde Mancher ihn nach ſeinem Tode klagen, der jetzt leicht ſeiner entbehrte (I, 71 a). Unſer Dichter ſcheint nicht in völlig gutem Vernehmen mit ihm geſtanden zu ſein; doch beklagt er, ſelbſt ſchon am Ziele ſeiner Jahre, den Tod desſelben auf eine würdige Weiſe.

Zwei Geſätze Walthers ſind dieſer Klage gewidmet. In dem einen verſichert er: wenn Reinmar nichts geſungen hätte, als die eine Rede „So wohl dir, Weib, wie rein dein Name!“, ſo hätt' er verdient, daß alle Frauen ſtets für ſeine Seele bitten würden[1].

---

[1] Dieſe Strophe ſteht in der Pf. Handſchr. 357, Bl. 41 b unmittelbar vor der andern auf Reinmars Tod. Sie iſt Walthers nicht unwerth; nur iſt der Text in jener Handſchrift verdorben. Das Lied Reinmars, worauf ſie ſich

Das andre lautet ſo:

Fürwahr, Reinmar, du reueſt mich[1]
[108] Vieles härter, denn ich dich,
Ob du lebteſt und ich wär' erſtorben.
Ich will's bei meinen Treuen ſagen:
Dich ſelben wollt' ich wenig klagen,
Ich klage dein' edle Kunſt, daß ſie iſt verdorben.
Du konnteſt all der Welte Freuden mehren,
So du's zu guten Dingen wollteſt kehren.
Mich reuet dein wohlredender Mund und dein viel ſüßer Sang,
Daß die verdorben ſind bei meinen Zeiten.
Daß du nicht eine Weile mochteſt beiten!
So leiſtet' ich dir Geſellſchaft, mein Singen iſt nicht lang.
Deine Seele müſſe wohl nun fahren, deine Zunge habe Dank!
(I, 106 a.)

reueſt] ſchmerzeſt. — du's] du ſie, die Kunſt. — beiten] warten. — iſt nicht lang] währt nicht mehr lange.

Die Beziehungen, worin wir unſern Dichter zu den vorgenannten Kunſtgenoſſen gefunden, die achtungsvollen Äußerungen, welche wir von gleichzeitigen und ſpäteren Meiſtern über ihn vernommen, führen auf die Frage, welches die Stelle ſei, die derſelbe in der Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt überhaupt einnehme.

Der innere Werth, die Menge und Manigfaltigkeit ſeiner Lieder, die Länge und die poetiſche Wichtigkeit des Zeitraums, in welchem er geſungen, müſſen ihm ſchon auf den erſten Anblick eine bedeutende Stelle ſichern. Sein dichteriſches Wirken umfaßt vollkommen die glänzendſte Zeit der altdeutſchen Liederkunſt. Er reicht hinauf in die erſte Blüthe des Minneſangs im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts, [109] er reicht hinunter in den Übergang dieſer Dichtungsweiſe zur Betrachtung und zum Lehrhaften gegen die Mitte des dreizehnten; ja er

---

bezieht, iſt noch vorhanden (I, 67 a). So finden ſich auch unter Walthers Liedern zwei Geſätze (I, 137), welche auf Strophen von Reinmar (I, 64 b. Vgl. 68 b, 7) in der gleichen Tonweiſe wettſtreitend antworten.

[1] Vgl. Rohyn (CLXIII):
Reinmar, mich reuet ſehre
Dein Sinn und auch dein Tod u. ſ. w.

ſelbſt erſcheint als Derjenige, der zuerſt das jugendlich ſpielende Lied zur Männlichkeit gekräftigt. Aus der Blüthe der Phantaſie und der Empfindung reift ihm die Frucht des Gedankens, die Formen des Minnelieds dehnt er aus, damit ſie vermögend ſeien, die Sache des Vaterlandes, die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche zu faſſen. Wenn er gleich über den Zerfall des Minneſanges Klage führt, ſo hat doch gewiſs er ſelbſt, nur in andrem Sinne, zerſtörend auf denſelben gewirkt. Je mehr die Wichtigkeit des Stoffes ſich geltend machte, um ſo merklicher muſte das zartere Spiel der Poeſie erliegen, und wenn in Walthers Liedern noch der Ernſt des Gedankens überall mit Poeſie getränkt und umkleidet iſt, ſo tritt dagegen bei ſeinen Nachfolgern immer mehr die Betrachtung in einſeitiger Trockenheit und proſaiſcher Blöße hervor.

Soll die Fortbildung der Dichtkunſt nach den bedeutendſten Meiſtern bezeichnet werden, ſo grenzt Walther in aufſteigender Reihe zunächſt an Reinmar den Alten, in abſteigender an Reinmar von Zweter. Der Erſtere lebt noch ganz in den Empfindungen und dem Tönereichthum des Minneſanges, der Letztere, faſt nur noch in einem ſtreng gemeſſenen Tone dichtend, hat ſich völlig der Betrachtung und der Lehre zugewendet: und in demſelben Verhältnis, [110] in welchem Walther den Erſtern an Kraft und Reichthum der Gedanken übertrifft, zeichnet er ſich vor dem Letztern durch Farbenglanz und manigfaltige Anmuth der Behandlung aus.

Wie häufig Walthers Lieder nachgeahmt wurden, kann ſchon die flüchtigſte Anſicht der alten Liederſammlungen ergeben[1]. Daß er von der Singſchule unter die zwölf Altmeiſter des Geſanges, die Stifter der Kunſt, gezählt wurde, iſt gleich Eingangs berichtet worden.

Meiſter hieß zu Walthers Zeiten Jeder, der ſich der Ausübung irgend einer Kunſt mit Auszeichnung widmete. Meiſter hießen daher auch unter den Dichtern vorzugsweiſe diejenigen, welche die Sangeskunſt zu ihrer eigentlichen Beſchäftigung gemacht hatten. Diejenigen dagegen, welche den Geſang weniger ausſchließlich und fruchtbar treiben, denen zugleich ſchon durch ihren Stand ein anderwärtiger Hauptberuf angewieſen war, Fürſten und Ritter, wurden mit ihren fürſtlichen oder adelichen Namen bezeichnet, obgleich ihre Kunſt dem Weſen nach dieſelbe war. Es iſt hienach leicht zu erachten, daß Walther von Gleichzeiti[111]gen und Späteren als Meiſter benannt wird. Wenn übrigens der Truchſeß von Singenberg ihn „unſres Sanges Meiſter“ nennt (Pf. Hdſ. 357, Bl. 20 b) und wenn derſelbe Dichter (Man. I, 154 a), ſowie der Marner (I, 173 a) und ein Ungenannter in der Pf. Hdſ. 350 „mein Meiſter“ von ihm ſprechen, ſo kann hieraus, nach der Sprache der Zeit, kein Verhältnis des perſönlichen Unterrichts gefolgert werden. Es heißt nicht mehr, als wenn im Titurel (Cap. 6. Str. 632) geſagt wird: „mein Herr Walther.“ Am wenigſten aber darf aus dem Meiſternamen überhaupt auf damaliges Beſtehen einer förmlichen Dichtergilde geſchloſſen werden.

---

[1] Beiſpiele ſind, beſonders in den Anmerkungen, manche ausgehoben worden. Was als Gebrauch dichteriſchen Gemeinguts und als wirkliche Nachahmung anzuſehen ſei, darüber mögen freilich im einzelnen Falle die Anſichten verſchieden ſein.

Zwar liegt es in der Natur der Sache, daß eine ſo ausgebildete Dichtkunſt, wie die deutſche in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, eine Dichtkunſt, die mit wirklichem Geſang und begleitendem Saitenſpiel innig verſchwiſtert war, nicht wild wachſend ſich verbreitete, ſondern durch Unterricht fortgepflanzt wurde. Davon giebt unſer Dichter klares Zeugnis, wenn er meldet, daß er in Öſterreich ſingen und ſagen gelernt habe. Zugleich weiſen ſeine Lieder nicht bloß im Allgemeinen durch ihren wohl abgemeſſenen Bau, ſondern auch durch einzelne nähere Andeutungen, auf Kunſtregel und Kunſtgebrauch, z. B. wenn er von dreierlei Art des Sanges ſpricht, wenn er die Meiſter den Schnarrenzern gegenüberſtellt, wenn er Wandels Recht begehrt. Nirgends aber, weder bei [112] ihm, noch bei den andern Dichtern ſeiner Zeit, findet ſich der Beweis, daß unter den Sangesmeiſtern des dreizehnten Jahrhunderts zunftmäßige Genoſſenſchaften ſich gebildet hatten, wie ſie unter den Meiſterſängern der ſpäteren Jahrhunderte beſtanden.

Gleichwohl iſt zwiſchen beiden unläugbar ein geſchichtlicher Zuſammenhang[1]. Es ſind verſchiedene Stufen einer ſtetigen Entwicklung und Ausbildung, Entartung und Erſtarrung des deutſchen Geſanges. Die Regel wurde ſtets enger gezogen und der Geiſt entſchwand. In der Singſchule der Handwerker war es der Form nach auf mühſame Künſtlichkeit, dem Inhalt nach auf nützliche Erbauung angelegt. Aber auch in dieſem Zuſtande vergaß die Kunſt ihres Urſprungs nicht. Die Meiſter dieſer Singſchulen erhielten, wie billig, das Gedächtnis ihrer geſchichtlichen Verbindung mit jenen alten Meiſtern. Walther wird mit Eſchenbach, Oſterdingen, Klinſor, Reinmar u. A. [113] zu den Stiftern der Kunſt gezählt und einige nach ihm benannte Töne (der lange, der übergüldte, der Kreuzton Walthers von der Vogelweide) lauſen in den Töneverzeichniſſen* der Schule fort. Das Kolmarer Meiſtergeſangbuch enthält Gedichte von ihm nebſt Meiſterliedern vom Ende des ſechszehnten Jahrhunderts.

---

[1] Dieſen hat J. Grimm (Über den altdeutſchen Meiſtergeſang, Göttingen 1811) überzeugend nachgewieſen: ebenſo die Identität der Meiſter des dreizehnten Jahrhunderts mit ſämmtlichen Minneſängern, nicht minder, daß die

Bis zu dieſem Verhallen ſeiner Töne ſind wir dem künſtleriſchen Wirken des Dichters gefolgt. Wenn aber ſeine Wirkſamkeit, ſofern er ſie durch den Inhalt der Lieder ausübte, vollſtändiger gewürdigt werden ſoll, ſo iſt es nöthig, auf den Schauplatz der politiſchen Bewegungen zurückzukehren.

Meiſterſängerſchule den Grundſatz der Dreitheiligkeit von den ältern Meiſtern ererbt. Nur ſcheint es mir, beſonders in Betrachtung der Gedichte Walthers, daß die Abtheilung in Stollen und Abgeſang bei den älteren nicht in dem Maaße herrſchend geweſen, als Grimm annimmt.

[114] Achter Abſchnitt.

Friedrich II und die Päbſte. Erzbiſchof Engelbert von Köln. Die Kreuzzüge. Walthers Kreuzfahrt.

Zweierlei Angelegenheiten, unter ſich in genauer Verbindung, bewegten jetzt die Welt: Friedrichs II Kampf mit den Päbſten und die Wiedereroberung des heiligen Grabes.

Als zwiſchen Philipp und Otto die Königswahl ſtreitig war, hatte Innocenz III ſich nicht geſcheut, den deutſchen Fürſten zu erklären, daß die Entſcheidung dieſes Wahlſtreits, wie die Beſetzung des deutſchen Thrones überhaupt, dem päbſtlichen Stuhle zuſtehe, weil das Reich durch die Päbſte von den Griechen auf die Deutſchen gebracht ſei und der neue König die Kaiſerkrone vom Pabſt allein erhalte. Der ernſtliche Widerſpruch der Fürſten bewirkte die Zurücknahme dieſes übereilten Wortes, aber das Benehmen des römiſchen Hofs war gleichwohl beſtändig von der Abſicht geleitet, eine päbſtliche Weltherrſchaft zu begründen, der das Kaiſer[115]thum als ein von ihr abhängiges Lehen untergeordnet wäre.

Wenn das Banner der Freiheit nicht auf Friedrichs Seite weht, wo er die aufſtrebende Kraft der oberitaliſchen Freiſtaaten bekämpft oder den weltlichen Arm zur Vertilgung der Ketzer herleiht, ſo gebührt ihm dagegen die dankbare Anerkennung der Nachwelt in ſeinem raſtloſen Ringen gegen jene Anmaßungen der Prieſterherrſchaft. Das Mühſelige und Gefahrvolle ſeiner Laufbahn iſt in einem Liede des gleichzeitigen Dichters, Bruder Werner, durch ein ſchauerlich ſchönes Bild bezeichnet, wenn Friedrich einem Manne verglichen wird, der im Walde geht, während ein Wolf hinter ihm her ſchleicht, ſtets begierig, wenn der Mann ſtraucheln oder fallen würde, ſich über ihn herzuſtürzen (**Man. II, 165 b**).

Die Kreuzzüge, deren oberſte Leitung in den Händen des Pabſtes lag, waren dieſem ein bedeutendes Mittel zu Erreichung jener großen Zwecke. Er war hier das Oberhaupt einer geiſtlich-weltlichen Vereinigung aller chriſtlichen Könige und Völker.

Seit der Eroberung Jeruſalems durch Saladin im Jahr 1188 waren die heiligen Orte unter der Gewalt der Unglaubigen. Die Kreuzpredigt war unermüdlich, das Abendland zu erregen. Als Friedrich II im Jahr 1215 zu Aachen gekrönt wurde, ließ er ſich, den Anfoderungen der Zeit entſprechend, nebſt vielen Biſchöfen, Fürſten und Rittern, mit dem Kreuze bezeichnen. [116] Nach einem achtjährigen Aufenthalt in Deutſchland trat er im Jahr 1220 ſeinen Römerzug an. Seinen eilfjährigen Sohn Heinrich, der bereits zum Nachfolger im Reiche gekrönt war, ließ er unter Vormundſchaft zurück. In demſelben Jahre ward er zu Rom von Honorius III als Kaiſer gekrönt und bei dieſem Anlaſſe von dem Kardinal-Biſchof Hugolin von Oſtia, nachherigem Pabſt Gregor IX, abermals mit dem Kreuze bezeichnet. Aber ſo wie bisher die deutſchen Angelegenheiten, ſo ſchoben jetzt die ſiciliſchen die Erfüllung des Gelübdes hinaus. Je mehr, während Friedrichs Anweſenheit in den ſiciliſchen Erblanden, zwiſchen ihm und dem päbſtlichen Hofe Eiferſucht und Mishelligkeit ſich erzeugte, um ſo wünſchenswerther war einerſeits dem Pabſte die Entfernung und auswärtige Beſchäftigung des gefährlichen Gegners, anderſeits dem Kaiſer die Begründung ſeiner Macht auf heimiſchem Boden. Als im Jahr 1221 Damiata, kaum erobert, durch die Uneinigkeit der Kreuzfahrer wieder verloren gieng, war Friedrich den bittern Vorwürfen des Pabſtes und der Bedrohung mit dem Bann ausgeſetzt. Zur großen Zufriedenheit des heiligen Vaters gereichte hingegen Friedrichs zweite Vermählung mit Jolantha, der Erbin des Königreichs Jeruſalems. Unter Ermahnungen und Bedrohungen von der einen, Entſchuldigungen und Vertröſtungen von der andern Seite verzog ſich die Abfahrt bis in das Jahr 1227. Jetzt waren die großen Zurüſtungen beendigt und die Schaaren der Kreuzfahrer [117] auf der apuliſchen Küſte verſammelt. Schon war eine große Zahl von Brindiſi abgeſegelt, der Kaiſer und der Landgraf von Thüringen hatten ſich gleichfalls eingeſchifft, aber nach drei Tagen liefen dieſe wieder zu Otranto ein, beide von anſteckender Krankheit ergriffen, woran der Landgraf einige Tage nachher verſchied. Auch die vorausgefahrene Flotte kehrte nun zurück und die ganze Unternehmung zerſchlug ſich.

Gregor IX hatte kurz zuvor den päbſtlichen Stuhl beſtiegen. Er war aus einem von Friedrich beleidigten Geſchlecht entſproſſen, er hatte den Kaiſer bei der Krönung mit dem Kreuze bezeichnet und ihn zuletzt noch dringend zum Kreuzzuge gemahnt. Jetzt verwarf er jede Entſchuldigung, erklärte Friedrichs Krankheit für Verſtellung, ſchleuderte unerbittlich auf ihn den Bannſtral und verkündigte in Deutſchland, ſo wie in allen abendländiſchen Reichen, des Kaiſers ungeheure Schuld und furchtbare Beſtrafung.

Friedrich erließ gleichfalls Briefe zu ſeiner Verantwortung. Er klagte den Geiz und die Herrſchſucht der Kirche an, die ſich Kaiſer, Könige und Fürſten zinsbar zu machen ſtrebe. Zugleich aber erneuerte er die Anſtalten zum Kreuzzuge und fuhr wirklich im folgenden Jahr, 1228, mit dem Pabſte unverſöhnt, nach Paläſtina ab. Auch dorthin verfolgte ihn Gregors Haß und war ihm in allen Unternehmungen hinderlich. Gleichwohl bewirkte Friedrich die Zurückgabe Jeruſalems und der heiligen Stätten, und da kein Prieſter ihn weihen [118] wollte, ſetzte er ſelbſt im Tempel die Krone von Jeruſalem ſich auf das Haupt [1].

Unſer Dichter iſt eben ſo ſehr ein erklärter Gegner der Prieſterherrſchaft, als ein begeiſterter Herold der Kreuzzüge. Er eifert gegen die Eingriffe der Kirche in die Rechte der weltlichen Gewalt, gegen die Habſucht und Verſchwendung des römiſchen Hofes, gegen den Ablaßhandel, gegen die willkührlichen Bannſprüche, gegen das unerbauliche Leben der Geiſtlichkeit; zugleich aber ruft er wiederholt den Kaiſer zur Vornahme des Kreuzzuges auf. Es kann uns einen Begriff geben, mit welchen Schwierigkeiten Friedrich II zu kämpfen hatte, wenn wir ſelbſt ſeine aufgeklärteren Anhänger ihn zu einem Schritte drängen ſehen, zu dem er ſo ungerne ſich entſchloß.

Damit ſoll jedoch kein Widerſpruch in der Geſinnung des Dichters bezeichnet werden. Gerade der fromm begeiſterte Sinn muß am meiſten Anſtoß nehmen, wenn er das Heilige durch Misbrauch zu fremdartigen Zwecken entweiht ſieht. Die Erſcheinung des Heiligen iſt zu verſchiedenen Zeiten eine verſchiedene. Was der einen Zeit Andacht und

---

[1] Das Vorſtehende meiſt nach der trefflichen Geſchichte Kaiſer Friedrichs des Zweiten. Züllichau und Freiſt. 1792.

Begeiſterung war, iſt der andern Aberglaube und Schwärmerei. Aber von dem Urtheil über Formen und Lehrſätze unabhängig iſt die Unterſcheidung [119] deſſen, was aus reiner Quelle, aus der Inbrunſt des Herzens, aus der Sehnſucht nach dem Ewigen, aus der Ehrfurcht vor dem Unendlichen entſprungen iſt, von demjenigen, was, aus gänzlich irdiſchen Triebfedern hervorgegangen, nur äußerlich mit dem Mantel der Heiligkeit ſich bekleidet. Wenn Jenes noch in ſpäter Folgezeit empfängliche Gemüther, dichteriſch wenigſtens, anzuſprechen vermag, ſo muß Dieſes ſchon in der Zeit, wo es, durch Umſtände begünſtigt, ſeine gröſte Gewalt ausübt, den Zweifel an ſeiner innern Gültigkeit erwecken.

Wenn man ſich dafür begeiſterte, das Land, wo Gottes Sohn menſchlich gewandelt, wo er im Leben und im Tode Wunder gewirkt, der Entweihung durch Unglaubige zu entreißen, ſo kann dieß auch eine Folgezeit begreiflich finden, welche ſich von demſelben Eifer nicht zu entflammen vermöchte. Wenn aber der heilige Vater nach Rückſichten der Staatsklugheit heute ſegnete und morgen fluchte, wenn er Zwietracht im Reich erweckte und nährte, wenn er Eidſchwüre nach Gefallen löſte, den Ablaß zu einer Erwerbsquelle machte, wenn die Geiſtlichkeit, ſtatt zu ſingen und zu beten, ſich in Fehden tummelte oder weltlicher Üppigkeit fröhnte, ſo muſte ſolches Ärgernis ſchon die glaubigen Zeitgenoſſen entrüſten.

Man kann nicht behaupten, daß Walther für den Beruf der Geiſtlichkeit keine Achtung hege. Er empfiehlt, zu glauben, was die Pfaffen Gutes leſen (I, 133 b); er klagt, daß Frauen und Pfaffen, zwei ſo edle Namen, [120] mit den Schamloſen werben (I, 115 b). Aber eben die Entartung der Geiſtlichkeit, das Heraustreten aus den Grenzen ihres Berufs, die pfafflichen Ritter und ritterlichen Pfaffen (I, 126 b), die Verdorbenheit der Kirche an Haupt und Gliedern greift er mit dem ſcharfen Sange an.

Jene Anmaßungen der kirchlichen Gewalt ſind ihm unerträglich. Er verwünſcht die Begründung der Prieſterherrſchaft mittelſt der Schenkung Konſtantins des Großen, durch welche, nach der von den Päbſten verbreiteten Meinung, die Stadt Rom ſammt mehreren Ländereien Italiens dem römiſchen Biſchof übergeben und damit der Kirchenſtaat geſtiftet worden.

König Konſtantin, der gab ſo viel,
Als ich es euch beſcheiden will,
Dem Stuhl zu Rome: Speer, Kreuze und Krone.
Zuhand der Engel laute ſchrie:
„O weh! o weh! zum dritten: weh!
Eh' ſtund die Chriſtenheit mit Züchten ſchöne,
Der iſt ein Gift nun gefallen[1],
Ihr Honig iſt worden zu einer Gallen,
Das wird der Welt hernach viel leid.“
Alle Fürſten leben nun mit Ehren,
Nur der höchſte iſt geſchwachet;
Das hat der Pfaffen Wahl gemachet.
Das ſei dir, ſüßer Gott, geklagt;
Die Pfaffen wollen Laienrecht verkehren;
Der Engel hat uns wahr geſagt[2]. (I, 129 b.)

---

[1] [Vgl. Pfeiffer, Deutſche Myſtiker I, 43 u. Simrock II, 145, 2.]

[2] Ohne Zweifel hat Ottokar von Horneck das obige Lied vor Augen gehabt (wie auch Schacht in dem lebensvollen Buche: Aus und über Ottokars von Horneck Reimkronik, Mainz 1821, S. 279 andeutet), wenn er im Cap. 448 ſeiner Chronik (Pez, Script. Rer. Austr. B. III, S. 446) ausruft:

Ei, Kaiſer Konſtantin!
War thät du dein Sinn,
Da du den Pfaffen geb
Den Gewalt und das Urleb,
Daß Städt, Burge und Land
Unterthanig ihrr Hand
Und ihrm Gewalt ſollt weſen?
Geiſtlicher Zuchtebeſen
Iſt nu zu ſcharf worden.
Du ſollteſt in dem Orden
Die Pfaffen haben lan,
Als ſein St. Peter begann,
Das wär hoher Miethe werth.
Was wollteſt du das Schwert
Den Pfaffen zu der Stol geben,
Die damit nichts können leben,
Noch zu Recht können walten?
Laſſen und behalten,
Als man mit dem Schwert ſoll,
Das können ſie nicht wohl.

[121] beſcheiden] berichten, erklären. — der höchſte] d. i. der Kaiſer. — geſchwachet] erniedrigt. — der Pfaffen Wahl] vermuthlich die Erwählung Gregors IX.

[122] Anderswo räth Walther den Pfaffen, die Armen zu bedenken, zu ſingen und Jedem das Seine zu laſſen [1]. Dabei erinnert er ſie der Gabe, die auch ſie einſt von König Konſtantin empfangen. Hätte dieſer gewuſt, daß daraus künftig Übel entſtehen würde, ſo hätt' er der Noth des Reiches vorgebeugt, aber damals waren ſie noch frei von Übermuth (I, 103 a). Auch die Geſchichte vom Zinsgroſchen wird erzählt und wie Chriſtus den Phariſäern gerathen, daß ſie den Kaiſer ließen haben ſein Kaiſersrecht und Gott, was Gottes wäre (I, 103 b).

Sie haben es vergramaziert
Und das Reich verirrt
Maniger Ehrn und Gewalt,
Die ihm vor was bezahlt
Konſtantin, nu ſieh an!
Hätteſt du zu Latran
Den Pabſt den Pſalter laſſen leſen
Und den Kaiſer gewaltig weſen,
Als es vor deinen Zeiten was u. ſ. w.

---

[1] [Göttingiſche gel. Anz. 1835, St. 10. 11. Jan. F. Hurter, Geſchichte Papſt Innocenz III. B. II. Hamburg, Perthes, 1834, S. 97: „Es ward nie auf den zweiten, weiterführenden Schritt gedacht, wodurch der Staat unter die Bevormundung der Kirche fallen ſollte. Wie reimen ſich dazu die zwei Lichter und die zwei Schwerter? Wie reimt ſich dazu Innocenzens ganzes Streben, den Staat in allen ſeinen Beziehungen der kirchlichen Leitung zu unterwerfen?“ Vgl. Walthers kerzen, Man. I, 106 a, 2? Hormayr, Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte 1837, S. 164. (Die Heuſchrecken, das große Erdbeben und die Peſt.) Im Jahre 1338. „Nun blieb des Saamens von denſelben Heuſchrecken zu Botzen und Kaltern, und wurden mit dem geiſtlichen Bann von dannen vertrieben, alſo, daß ſie alle bei dem Waſſer abflogen von dem Land, und kam der Bann auf ſie mit einem Urtheil; denn der Pfarrer von Kaltern fragte alle, die einen Eid geſchworen hatten, und ward alſo geurtheilt, von dem erſten Eidſchwörer, der um das Urtheil gefragt wurde: dieweil bemeldte Heuſchrecken dem Land und Leuten ſchädlich und verderblich kommen waren, ſo erkennt er zu Recht, daß ſie der Pfarrer auf offener Kanzel mit brennenden Lichtern verſchießen ſollte, in dem Namen Gottes Vaters, Sohnes und Gottes heiligen Geiſts. Dieſes Urtheil ward alſo befolgt, und ordentlich vollzogen.“ Alte handſchriftl. tirol. Chronik. Weber, die Verfluchungen S. 30. Lebens-Beſchreibung Herrn Gözens von Berlichingen S. 124 f.]

Heſtiger noch werden des Dichters Angriffe. Der neue Pabſt wird mit Sylveſter II, vorher Gerbert, verglichen, der von 999 bis 1003 auf dem päbſtlichen Stuhle ſaß und wegen ſeiner naturwiſſenſchaftlichen und mechaniſchen Kenntniſſe für einen Schwarzkünſtler galt. Wenn dieſer nur ſich ſelbſt, durch die Zauberei, ins Verderben gebracht, ſo bringe der jetzige Pabſt mit ſich die ganze Chriſtenheit zu Falle:

Der Stuhl zu Rome ſteht nun erſt beſetzet rechte,
Alswie hievor mit einem Zauberer, hieß Gerbrechte.
[123] Derſelbe gab zu Falle nur ſein eines Leben,
Nun hat ſich dieſer und alle Chriſtenheit zu Falle geben.
Alle Zungen ſolln zu Gotte ſchreien: waſen!
Und rufen ihme, wie lang er wolle ſchlafen.
Sie widerwirken ſeine Werk' und fälſchen ſeine Wort',
Sein Kämmerere ſtiehlt ihm ſeinen Himmelhort,
Sein Sühner mordet hie und raubet dort,
Sein Hirt iſt zu einem Wolfe ihm worden unter ſeinen Schafen.
(I, 132 a.)

ſein eines Leben] ſein, des Einzelnen Leben. — waſen] wehe! — widerwirken] vereiteln entgegenwirkend. — Himmelhort] himmliſcher Schatz.

Auf päbſtlichen Befehl wurde, noch unter Innocenz III, in den Kirchen der Stock (truncus) aufgeſtellt, worein die frommen Gaben fielen, die von Männern und Frauen zur Unterſtützung des heiligen Landes beſtimmt wurden [1]. Zwei Gedichte Walthers handeln von dieſem Stocke:

Ahi! wie chriſtlich nun der Pabeſt unſer lachet,
Wenn er ſeinen Wälſchen ſagt: „Ich hab's alſo gemachet.“
[124] (Das er da ſagt, er ſollt' es nimmer han gedacht.)
Er ſpricht: „Ich hab' zween Alemann' unter éine Krone bracht,
Daß ſie das Reiche ſollen ſtören und waſten.

---

[1] „In illis autem ecclesiis, in quibus convenit processio generalis, truncus statuatur concavus tribus clavibus consignatus, una penes honestum presbyterum, alia apud laicum devotum, tertia penes aliquem regularem fideliter conservandis, in quo viri et mulieres eleemosynas ponant, in terræ sanctæ subsidium convertendas, secundum dispositionem eorum, quibus fuerit hæc sollicitudo commissa.“ Bulla Innocentii III ad Christianos pro reparanda terra sancta in Chron. Ursp. ad ann. 1212.

All die Weile fülle ich die Kaſten.
Ich hab' ſie an meinen Stock gemännet, ihr Gut iſt alles mein,
Ihr deutſches Silber fährt in meinen wälſchen Schrein.
Ihr Pfaffen, eſſet Hühner und trinket Wein,
Und laßt die Deutſchen faſten! (I, 132 a.)[1]

waſten] verwüſten. — gemännet] als Mannen, Vaſallen, pflichtig gemacht. [L. Sal. tit. 59: mannire. Eichhorns deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte S. 184, Note e. S. 189, Note b. e. Man. II, 170 b, 3: Sunder mannes helſe din lib den gebar, Den alle künige mueſſen mannen. Schmeller, bayeriſches Wörterbuch II, 590.] [Lies gement d. h. getrieben. K.]

Saget an, Herr Stock! hat euch der Pabeſt her geſendet,
Daß ihr ihn reichet und uns Deutſche ärmet und ſchwendet?
Wenn ihm die volle Maaße kommet zu Lateran,
So thut er einen argen Liſt, wie er eh' hat gethan,
Er ſagt uns danne, wie das Reiche ſich' verworren,
Bis ihn erfüllen wieder alle Pfarren.
Ich wähne, des Silbers wenig kommet zu Hülfe in Gottes Land.
Großen Hort zertheilet ſelten Pfaffenhand.
Herr Stock! ihr ſeid auf Schaden her geſandt,
Daß ihr aus deutſchen Leuten ſuchet Thörinnen und Narren. (Ebend.)

reichet, ärmet] reich, arm machet. — ſchwendet] auszehret. — Liſt] Kunſtgriff. — bis ihn u. ſ. w.] nemlich den Stock. — Gottes Land] das heilige Land. — zertheilet] theilet aus. — ſuchet] aufſuchet.

[125] Vom Ablaßhandel hat Walther Anſichten, die man bei einem Dichter aus der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts nicht geſucht haben möchte:

Ihr Biſchöf' und ihr edlen Pfaffen, ihr ſeid verleitet (vielleicht verkehret)[2].
Seht, wie euch der Pabeſt mit des Teufels Stricken ſehret!
Sagt ihr uns, daß er Sankte Peters Schlüſſel habe,
So ſagt, warum er deſſen Lehre von den Büchern ſchabe!
Daß man Gottes Gabe je kaufe oder verkaufe,
Das ward uns verboten bei der Taufe.

---

[1] In der Pf. Hdſchr. 357, Bl. 9 a iſt dieſe Strophe durch derbe Variationen erweitert.

[2] [Prälat v. Schmid vermuthet: verleret.]

Nun lehret's ihn ſein ſchwarzes Buch, das ihm der Hölle Mohr
Gegeben hat, und aus ihm leſen ſie nun vor.
Ihr Kardinäl'! ihr decket euren Chor,
Unſer Frohnaltar ſteht unter einer übeln Traufe. (I, 133b.)

ſehret] verſehret, beſchädigt. — [Buch] Ducange (II, 278) u. d. W. Liber: „Libri nigri, de Necromantia, apud Eckehardum de Casib. S. Galli c. 2: „Ne miremini, si diabolus a quo nigros libros noctibus discunt, fascinatorum suorum calices, ne offenderentur, continuit.““ — Chor] vgl. Narrenbuch S. 280 ff. —] der Hölle Mohr] der Teufel. (Vgl. I, 181 b). [Minneſ. Man. II, 200: dem helle more.]

Die Schlußzeilen des vorſtehenden Gedichtes ſchildern die Bereicherung Roms im Gegenſatze zu dem Zerfall der deutſchen Kirche. Auch der gleichzeitige Geſchichtſchreiber, ſelbſt ein Geiſtlicher, erhebt laute Klage über die Habſucht des römiſchen Hofes und die dadurch eingeriſſenen Misbräuche.

„Kaum blieb noch, ſagen die urſpergiſchen Jahrbücher, irgend ein Bisthum, oder eine kirchliche Würde, oder auch eine Pfarre übrig, die nicht ſtreitig gemacht und dann die Sache nach Rom gebracht wurde, jedoch nicht mit leerer Hand. Freue dich, [126] unſre Mutter Rom, daß die reichen Schatzquellen auf der Erde ſich öffnen, damit Ströme Geldes zu dir hin ſich ergießen im Überfluß! Frohlocke über die Ungerechtigkeit der Menſchenſöhne, weil bei Vergütung ſo großer Übel das Sündengeld dir entrichtet wird! Ergötze dich deiner Gehülfin, der Zwietracht, daß ſie aus den Brunnen des hölliſchen Abgrundes hervorbrach, damit dir die Gelder ſich anhäufen! Du haſt, wonach du immer gedürſtet. Stimm' an ein Jubellied, daß du durch die Bosheit der Menſchen und nicht durch deine Heiligkeit den Erdkreis überwunden haſt! Zu dir zieht die Menſchen nicht ihre Andacht oder ihr reines Gewiſſen, ſondern die Verübung vielfacher Verbrechen und der Streithändel Entſcheidung um Geld[1].“

[1] In gleichem Sinne ſpricht auch der Freigedank, ein Spruchdichter des 13ten Jahrhunderts:

Sünde Niemand mag vergeben,
Wann Gott einig, dar ſollen wir ſtreben.
(Müllers Ausgabe V. 3180 f.)

[127] Wie das ſchlimme Beiſpiel der Geiſtlichkeit auch die Laien irre machen und verderben müſſe, führt der Dichter weiter aus:

Welch Herze ſich bei dieſen Zeiten nicht verkehret,
Seit daß der Pabeſt ſelber dort den Ungelauben mehret,
Dem wohnt ein ſelger Geiſt und Gottes Minne bei.
Nun ſeht ihr, was der Pfaffen Werk und was ihr' Lehre ſei.
[128] Ehdeſs war ihre Lehre bei den Werken reine,
Nun ſind ſie aber anders ſo gemeine,
Daß wir ſie unrecht wirken ſehen, unrecht hören ſagen,
Die uns guter Lehre Vorbild ſollten tragen;

Alle Schatzes Flüſſe gehn
Zu Rome (nach Rom), bis ſie da beſtehn (bleiben),
Und doch nimmer wird voll,
Das iſt ein unſinnig Hohl.
So kommet alle Sünde dar,
Die nimmt man da den Leuten gar u. ſ. w. (V. 3185 ff.)
Das Netz kam zu Rome nie,
Damit Sankt Peter Fiſche fie (fieng),
Das Netz iſt ihm verſchmähet.
Römiſch Netz fähet
Silber, Gold, Burge und Land;
Das war Sankt Petern unbekannt.
Sankt Peter war zu Recht ein Degen,
Den hieß Gott ſeiner Schafe pflegen,
Er hieß ihn nicht Schafe beſcheeren,
Nun will man Scheerens nicht entbehren.
Unrecht iſt zu Rome erhaben,
Recht und Gericht iſt da abgeſchaben. (V. 3880 ff.)

Reinmar von Zweter ſingt:

Der Pabeſt hat viel reiche Kind (Kinder),
Die minnet er, wo ſie geſeſſen in den Landen ſind,
Mit ihnen theilt er ſeinen Segen, ſo theilen ſie mit ihm ihr Gold.
Dieſelben Kind ſind ihm ſo traut,
Daß er ungerne käme mit Schlägen auf ihrer eines Haut.
Wollte Gott, es wären ihm die habeloſen Kind halb alſo hold (lieb)!
Eh' daß der arme Sohn ſein Recht behärte,
So iſt der reiche auf ſeiner Vorderfährte u. ſ. w.
(Pf. Handſchr. 350.)

Vgl. Odon. Ernest. L. I, S. 317.

Des mögen wir dumme Laien wohl verzagen.
Ich wähne wieder, mein guter Klauſener klage ſehr und weine.
(I, 133 b.)

gemeine] allgemein. — des] darüber. — [Klauſener] Löbell, Gregor von Tours S. 305 f.: Reclusi.] [Vgl. oben S. 23 [21]. K.]

Die Chriſtenheit, ſie lebte nie ſo gar nach Wahne,
Die ſie da lehren ſollten, die ſind guter Sinne ohne.
Es wär' zuviel, und thät' ein dummer Laie das.
Sie ſünden ohne Furcht, darum iſt ihnen Gott gehaß.
Sie weiſen uns zum Himmel und fahren ſelbſt zur Hölle.
Sie ſprechen, wer ihrn Worten folgen wölle,
Und nicht ihrn Werken, der ſei ohne allen Zweifel dort geneſen.
Die Pfaffen ſollten keuſcher, denn die Laien, weſen;
An welchen Büchern haben ſie das erleſen,
Des ſich ſo mancher fleißet, wo er ein ſchönes Weib verfälle?
(W. Hdſ. S. 147.)[1]

dort geneſen] jenſeits gerettet. — weſen] ſein. — erleſen] geleſen, erlernt. — verfälle] zu Fall bringe.

[129] Es iſt eine alte Überlieferung der Singſchule, daß die zwölf Stifter des Meiſtergeſangs als Ketzer angeklagt worden ſeien und darüber vor dem Kaiſer, dem päbſtlichen Legaten und einer großen Verſammlung von Gelehrten ſich haben verantworten müſſen. Gedichte, wie die bisher angeführten, konnten allerdings zu einer ſolchen Sage Anlaß geben.

---

[1] Vgl. Ottokar von Horneck, Cap. 821. (Pez l. c. S. 832):
Gott Herre, durch dein' Güt'
Die Chriſtenheit baß behüt'
Und weiſ' uns auf beſſre Spur,
Denn uns die Pfaffen gehn vor,
Die da Gewalt hie tragen!
Als uns die Buch ſagen,
So ſollten ſie uns Lehr' geben
Mit Worten und mit gutem Leben,
Des ſie leider thun nicht;
Wer ihre Werk' anſicht,
Die ſind viel wahrleich
Ihren Worten ungeleich.

Daß die freimüthigen Äußerungen eines ſo berühmten Meiſters, als der unſrige war, nicht wirkungslos verhallten, iſt ſchon zum voraus anzunehmen. Es ſind aber auch noch ſpäthin beſtimmte Spuren der Nachwirkung vorhanden. Ottokar von Horneck, der ſteiriſche Chronikſchreiber am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, der manch hellen Blick in ſeine Zeit wirft, verräth deutlich ſeine Vertrautheit mit Walthers Ausſprüchen über die Geiſtlichkeit und ihr Verhältnis zur weltlichen Gewalt[1].

[130] Bei der Abreiſe nach Italien im Jahr 1220 hatte Friedrich ſeinen jungen Sohn Heinrich unter Vormundſchaft zurückgelaſſen und die Verwaltung des Reichs dem Erzbiſchof Engelbert von Köln, aus dem Geſchlechte der Grafen von Berg, übertragen. Im Wintermond 1225 wurde dieſer auf dem Rückwege von Soeſt nach Köln von ſeinem Anverwandten, dem Grafen Friedrich von Iſenburg, der als Kirchenvogt von Eſſen mit dem Erzbiſchof in Streit gerathen war, überfallen und meuchelmörderiſch erſchlagen. Die Kloſterbrüder zu Berg, welche bei dem Leichnam wachten und Pſalmen ſangen, behaupteten, zwiſchen dem Geſang Engelſtimmen gehört zu haben. Einem derſelben erſchien Engelbert als Märtyrer im Traume. An ſeinem Grabe zu Köln geſchahen viele Wunder und in der Folge ward er unter die Heiligen verſetzt. Der Mörder hatte ſich nach Rom begeben, wo er ſich vom Pabſte Honorius III Buße auflegen ließ. Nach ſeiner Zurückkunft aber wurde er aufgegriffen und ein Jahr nach vollbrachter That zu Köln mit dem Rade hingerichtet[2].

Zwei Gedichte Walthers handeln von dem werthen Biſchof von Köln. In dem einen, noch bei Lebzeiten [131] dieſes Fürſten verfaßt und an ihn gerichtet, werden deſſen Verdienſte um das Reich gerühmt, er wird als Fürſtenmeiſter aufgeführt, als Ehrentroſt eines geprieſenen Kaiſers, beſſer denn je ein Kanzler es war, und zum Schluſſe noch, in Beziehung auf die Heiligen von Köln, als Kämmerer von drei

---

[1] S. Anm. S. 85 und 91. Es könnten aber noch weitere Nachweiſungen über Ottokars Bekanntſchaft mit Walthers Gedichten beigebracht werden. Die Anſichten des Erſtern von Pabſt und Klerus hat Schacht a. a. O. Abſchnitt XI, beſonders S. 276. 278 bis 284 dargelegt.

[2] Godefrid. Colon. Annal. (ap. Freher. Germ. rer. Script. T. I) ad ann. 1225. 1226. Chron. Salisb. cit. ad ann. 1226.

Königen und eilftauſend Jungfrauen (I, 106 a). Das andre, ein Seitenſtück zu dem vorigen, iſt nach der Ermordung des Erzbiſchofs, aber noch vor bekannt gewordener Hinrichtung des Thäters, abgefaßt und lautet alſo:

Wes Leben ich lobe, deß Tod den will ich immer klagen.
So weh' ihm, der den werthen Fürſten habe erſchlagen
Von Kölne! o weh', daß ihn die Erde mag noch tragen!
Ich kann ihm nach ſeiner Schulde keine Marter finden;
Ihm wäre allzu ſanft ein eichner Strang um ſeinen Kragen,
Ich will ihn auch nicht brennen, noch zerglieden, noch ſchinden,
Noch mit dem Rade zerbrechen, noch auch darauf binden;
Ich warte alles, ob die Hölle ihn lebend wolle ſchlinden. (Ebend.) [1]

---

[1] Es iſt zu entſcheiden, ob nicht beide Gedichte ironiſch gemeint ſeien. In beiden ſcheint die Schlußzeile dieſe Wendung zu nehmen. Dieſe ironiſche Weiſe iſt überhaupt dem Dichter nicht fremd. Sie findet ſich namentlich in ſeinen Gedichten auf Otto IV. Was ihn aber veranlaßt haben mochte, ſie gegen den Erzbiſchof, von dem ſonſt Gutes gemeldet wird, und ſelbſt auf deſſen Ermordung anzuwenden, erhellt nicht. Der Abt von Urſperg ſetzt dieſe Begebenheit in Verbindung mit damals neu aufgekommenen, von einem Predigermönch aus Straßburg, Johannes, verkündigten Lehrſätzen, die, an ſich nicht verwerflich, in der Anwendung durch Misverſtand verderblich geworden und zu den abſcheulichſten Frevelthaten Anlaß gegeben. Hievon findet ſich jedoch keine Meldung bei dem Mönche von Köln, der dem Ereignis näher ſtand und nach deſſen Jahrbüchern daſſelbe oben erzählt wurde. Übrigens ſcheint das Urtheil der Zeitgenoſſen nicht einhellig geweſen zu ſein. Nach dem Berichte eines andern Geſchichtſchreibers kam zu Nürnberg bei der Vermählung des Königs Heinrich mit der Tochter Leopolds von Öſterreich die Ermordung des Erzbiſchofs zur Klage und es erhob ſich über dieſen Fall Widerſpruch zwiſchen dem Erzbiſchof von Trier und dem Grafen von Truhendingen. Man griff zu den Waffen und es kamen in dieſem Auflauf gegen ſechszig Menſchen um. Excerpt. ex Catal. Rom. Pontif. et Imp. (ap. Pez, T. II) ad ann. 1225. [Blätter für litterariſche Unterhaltung, Nr. 2. 2 Januar 1834. S. 8: Tadelnde Anzeige von F. E. v. Mering, Geſchichte der Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöſter in den Rheinlanden und den Provinzen Jülich, Kleve, Berg und Weſtfalen, Heft 1. Köln, Arend, 1833. „S. 111. Bei Gelegenheit der Ermordung des Erzbiſchofs Engelbert I durch den Grafen Friedrich von Iſenburg am 7 November 1225 durfte nicht unbemerkt bleiben, daß die weſtfäliſchen und märkiſchen Schriftſteller von den rheiniſchen bedeutend abweichen und den Grafen in Schutz nehmen.“ 14.] Sonſt machen einige Schriftſteller den heiligen Engelbert zum Stifter der Fehmgerichte. Zu wirkſamer Verfolgung der Ketzer ſoll

zergliedẽn] zerreißen, viertheilen. — alles] gänzlich, lediglich. — ſchlinden] verſchlingen.

[132] Wir haben uns dem Zeitpunkte genähert, wo Friedrich der Anmuthungen des Pabſtes, den längſt gelobten Kreuzzug wirklich vorzunehmen, ſich nicht länger erwehren konnte. Schon im Jahr 1223 hatte Honorius den [133] Glaubigen verkündigt, daß ſie ſich rüſten ſollten, nach zwei Jahren mit dem ruhmreichen Kaiſer Friedrich über Meer zu fahren. Wunderbare Naturerſcheinungen hatten von jeher die Prediger des Kreuzes unterſtützt. Vorſtellungen von dem nahenden Weltende, vom tauſendjährigen Reiche, deſſen Hauptſitz Jeruſalem ſein würde, erregten die Geiſter. Auch unſer Dichter hat die Vorboten des heranrückenden Weltgerichtes erkannt, nicht bloß in den Zeichen des Himmels, weit mehr noch in der Verderbnis der Menſchen. Es iſt höchſte Zeit, daß die Chriſtenheit ſich aufraffe, die allzu lang im Schlafe lag:

Nun wachet! uns geht zu der Tag,
Vor dem wohl Angſt verſpüren mag
Ein Jeglichs, Chriſten, Juden und auch Heiden.
Wir haben der Zeichen viel geſehen,
Daran wir ſeine Kunſt wohl ſpähen,
Wie uns die Schrift mit Wahrheit kann beſcheiden.
Die Sonne hat ihren Schein verkehret,
Untreu' ihren Samen ausgeleeret
Allenthalben an den Wegen.
Der Vater bei dem Kind Untreue findet,
Der Bruder ſeinem Bruder lüget,
Geiſtlicher Orden in Kutten trüget,
Der uns zum Himmel ſollte ſtegen.
Gewalt geht aufrecht, gut Gerichte ſchwindet.
Wohlauf! hier iſt zu viel gelegen. (I, 128 a.)[1]

---

er dieſe Gerichte, nach dem Muſter der damals aufgekommenen und beſtätigten heiligen Inquiſition, geſtiftet haben. Der geſchichtliche Beweis für dieſe Meinung wird aber vermißt. Berck, Geſchichte der weſtphäliſchen Fehmgerichte. Bremen 1815. S. 251.

[1] Köpke a. a. O. glaubt, daß dieſes Gedicht im Jahr 1234, alſo geraume Zeit nach dem Kreuzzuge Friedrichs II, abgefaßt ſei. Er deutet nemlich die Untreue des Kindes gegen den Vater auf die Empörung des römiſchen Königs Heinrich wider ſeinen Vater, den Kaiſer, und die Worte „Der Bruder ſeinem

ſtegen] den Weg weiſen oder bahnen. — Wohlauf!] die Pf. Hdſ. 357 hat: wol hin! was die Beziehung auf den Kreuzzug noch näher legt.

[134] Gewaltiger noch ertönt die mahnende Stimme in nachfolgendem Aufruf:

Es kommt ein Wind, das wiſſet ſicherliche,
Davon wir Beides hören, ſingen und ſagen.
Der ſoll mit Grimm erfahrn alle Königreiche,
Das höre ich Waller und Pilgerime klagen.
Bäume, Thürme liegen vor ihm zerſchlagen,
Starken Leuten wehet er die Häupter abe.
Nun ſollen wir fliehen hin zu Gottes Grabe! (I, 103 b.)

erfahrn] beſahren, durchfahren.

Ein ſeltſames Lied iſt es, worin der Dichter den En[135]geln das Lob verſagt, ſo lange ſie nicht kräftiger gegen die Heidenſchaft mitankämpfen (I, 126 a).

Hinwider läßt er einen Boten Gottes auftreten, an deſſen Vogt, den Kaiſer, geſendet, um Klage zu führen über die Heidenſchaft, die im Lande ſeines Sohnes ſchmählich hauſe. Der Kaiſer hat die Erde, Gott das Himmelreich. Jetzt ſoll der Kaiſer dem Herrn Recht ſchaffen; Gott wird es gegenſeitig thun, da wo er Vogt iſt, und klagte der Kaiſer auch über den Teufel in der Hölle (I, 135 b).

Ein andres Geſätz mahnt den Kaiſer, Deutſchlands innern Frieden zu befeſtigen und die ganze Chriſtenheit zu ſühnen; das verherrliche ihn und mühe die Heiden ſehr. Er habe zwiefache Kaiſersſtärke, des Aares Tugend, des Leuen Kraft; die ſeien darum Heerzeichen an dem Schilde[1].

Bruder lüget“ auf die Feindſchaft zwiſchen Heinrich und ſeinem jüngern Bruder Konrad. Dieſe beſondre Beziehung iſt mir nicht wahrſcheinlich. In dem Lied eines ſpäteren Dichters (Müllers Sammlung B. 2, N. CCCCXLVIII) kömmt die ähnliche Stelle vor:

Menſchenkind, denket daran!
Es iſt in der Welt wohl Schein, daß Endes Tag will kommen.
Das Kind trauet nicht dem Vater ſein,
Noch Vater ſeinem Kinde nicht, das haben wir wohl vernommen.

(Vgl. Reinmar von Zweter II, 134 a, 4.) Das Ganze beruht auf bekannten Stellen der Schrift, wie unſer Dichter ſelbſt zu erkennen giebt.

[1] Der Adler iſt das Wappen des Reichs, der Löwe das hohenſtauſiſche. Dieſer iſt den altdeutſchen Dichtern das Sinnbild des Muthes, der Kraft, jener

Dieſe zween Heergeſellen, wollten ſie an die Heidenſchaft, was widerſtände ihrer Mannheit und ihrer Milde? (Ebend.)

[136] Bei all dieſem Eifer für die Sache des Kreuzes bleibt doch Walther ſeinem kaiſerlichen Wohlthäter treu ergeben, auch nachdem dieſer wegen der geſcheiterten Unternehmung im Jahr 1227 von Gregor IX mit dem furchtbaren Bannſtrale gezeichnet iſt. Den Kirchenfluch, der auch die Anhänger des Gebannten traf, weiſt der Dichter unerſchrocken von ſich ab, indem er dem Pabſt entgegenhält, was dieſer bei der Krönung des Kaiſers den Völkern geboten:

Herr Pabeſt, ich mag wohl geneſen,
Denn ich will euch gehorſam weſen;
Wir hörten euch der Chriſtenheit gebieten,
Wie wir des Kaiſers ſollten pflegen,
Da ihr ihm gabet den Gottesſegen,
Daß wir ihn Herren hießen und vor ihm knieten.
Auch ſollt ihr nicht vergeſſen,
Ihr ſprachet: „Wer dich ſegne, daß der geſegnet ſei!
Wer dir fluche, der ſei verfluchet
Mit Fluche vollgemeſſen!“
Durch Gott, bedenket euch dabei,
Ob ihr der Pfaffen Ehre irgend ſuchet! (I, 103 a.)

geneſen] an meinem Seelenheil unbeſchädigt bleiben. — weſen] ſein. — durch Gott] um Gottes willen.

Von neuem läßt Walther den alten Klausner klagen, daß man die Guten banne und den Übeln ſinge (I, 103 a). Dem Kaiſer aber räth er, unbekümmert um des Pabſtes Irrung, dennoch abzufahren[1].

[137] Die Willkühr, womit die Bannſprüche erlaſſen wurden, muſte

---

der Milde, der Freigebigkeit. So bei Reinmar von Zweter II, 140 b. 146 b. Vgl. Eneit V. 12416 f. Beide ſind Herrſcher im Thierreich. Dem Könige der Vögel iſt es vermuthlich als Freigebigkeit ausgelegt worden, daß er, wie man beobachtet hat, zuweilen von ſeiner Beute nur das Beſte verzehrt und, was ihm nicht gut genug iſt, den geringern Vögeln überläßt.

[1] So kann die Strophe: „Bote, ſage dem Kaiſer“ u. ſ. w. (I, 103 a) eingereiht werden. Auch das Gedicht „Ihr Fürſten, die des Königes“ u. ſ. w. (I, 131 a) betrifft die Kreuzfahrt. Dasſelbe iſt muthmaßlich ſchon um 1220 verfaßt, wo Friedrich, noch nicht als Kaiſer gekrönt, aber längſt mit dem Kreuze bezeichnet, Deutſchland verließ.

allerdings ihre Wirkung ſchwächen. Reinmar von Zweter, der gleichfalls politiſche Gedichte auf Friedrich II und Gregor IX verfaßt hat, unterſcheidet den Bann, der mit Gott und nach Gott ſei, von demjenigen, worin fleiſchlicher Zorn ſtecke (II, 143b). Der Freigedank behauptet, der Bann habe keine Kraft, der durch Feindſchaft geſchehe (V. 4117 f.); auch ereifert ſich dieſer Dichter ſehr über die Schwierigkeiten, welche den Unternehmungen Friedrichs im heiligen Lande, beſonders durch den päbſtlichen Bann, in den Weg gelegt worden, und daß man den Kaiſer ſelbſt dann nicht vom Banne losgeſprochen, nachdem er die heiligen Stätten den Chriſten wieder zugänglich gemacht[1].

[138] Wenn wir Walthers Liedern glauben dürfen, ſo hat er ſelbſt eine Heerfahrt nach dem heiligen Lande mitgemacht. Entſteht aber die Frage, welchem der verſchiedenen Kreuzzüge, die in ſeine Zeit fallen, er gefolgt ſei, ſo ſpricht die meiſte Wahrſcheinlichkeit für den von Friedrich II im Jahr 1228 unternommenen, von welchem zunächſt die Rede war. Daß er nicht im Gefolge Leopolds von Öſterreich in Paläſtina

---

[1] Wo gefuhr eh' Kaiſer über Meer
Im Bann und ohne Fürſtenheer?
Und iſt nun kommen in ein Land,
Da Gott noch Mann nie Treue fand. (V. 4026 ff.)
Was mag ein Kaiſer ſchaffen,
Seit Chriſten, Heiden und Pfaffen
Streiten gnug wider ihn?
Da verdürbe Salomons Sinn. (V. 4046 ff.)
Der Bann und manche Chriſten
Mit viel manchen Liſten
Wollten ſie es erwendet (hintertrieben) han.
Nun hat Gott ſein Ehre gethan,
Daß Sünder ſollen das Grab geſehen.
Das muß ihm ohn' ihren Dank geſchehen.
Gott und der Kaiſer haben erloſt
Ein Grab, das iſt aller Chriſten Troſt.
Seit er das Beſte hat gethan,
So ſoll man ihn außer Banne lan.
Das wollen Römer leichte nicht;
Was ohn' ihren Urlaub Guts beſchicht,
Dem wollen ſie keiner Stete jehen (keine Dauer zugeſtehen),
Nun iſt das ohn' ihren Dank (gegen ihren Willen) geſchehen.
(V. 4068 ff.)

geweſen, ergiebt ſich aus dem Liede, womit er die Rückkehr dieſes Fürſten feiert. Auch iſt die Kreuzfahrt darum in eine ſpätere Lebenszeit zu ſetzen, weil er noch in einem Gedichte, das [139] offenbar den vorgerückten Jahren angehört, ſeine Sehnſucht nach der frommen Reiſe ausſpricht (I, 142 a).

Ein Kriegsgeſang in ſchöner, volltönender Weiſe erhebt ſich ſchon wie aus den Reihen des Kreuzheeres, das begeiſtert nach dem wogenden Meere hinzieht (I, 125 b). Aber wirklich auf heiligem Boden ſtehend zeigt ſich uns der Dichter in einem andern Liede. Jetzt erſt iſt ſein Leben ihm werth, ſeit ſein ſündig Auge das reine Land ſieht und die Erde, der man ſo viel Ehre zuerkennt. Es iſt geſchehn, was er ſtets gebeten, er iſt an die Stätte gekommen, wo Gott menſchlich wandelte[1]. Was er noch von Ländern geſehen, ſchönen, hehren und reichen, die Ehre aller iſt dieſes, wo der göttlichen Wunder ſo viele geſchehen ſind. In dieſes Land hat auch der Herr jenen angſtvollen Tag geſprochen, wo der Waiſe gerächet wird und die Wittwe klagen mag. Chriſten, Juden und Heiden ſagen, daß dieß ihr Erbe ſei. Gott mög' es zu Recht entſcheiden, alle Welt ſtreitet darum, aber recht iſt, daß er uns gewähre. (I, 104 f.)

Den Chriſten wurde damals gewährt und groß mag Walthers Freude geweſen ſein, wenn ihm vergönnt war, ſeinen geliebten Kaiſer Friedrich im Tempel des heiligen Grabes mit der Krone von Jeruſalem gekrönt zu ſehen.

---

[1] [Koloczaer Codex S. 62, V. 239 f.: Si waren verre von der ſtat, Da got menſchlichen gienc.]

[140] Neunter Abſchnitt.

Des Dichters Alter. Seine Religionsanſichten. Sein Tod.

Es iſt eine Reihe von mehr als dreißig Jahren, durch die wir unſrem Dichter ſeit den erſten Liedern, denen ſich die Zeit ihrer Entſtehung nachweiſen läßt, d. h. vom Jahr 1198 an, unter dem Fingerzeig der Geſchichte gefolgt ſind, und ſchon jene Lieder tragen den Ausdruck männlicher Reife. Wir haben ihn ſagen gehört, daß er vierzig Jahre und drüber von Minne geſungen. Sonach iſt nicht zu zweifeln, daß er ein anſehnliches Alter erreicht habe.

Wie wenig ſein Leben durch äußere Glücksumſtände begünſtigt war, darüber läßt er ſich bald ſchmerzlich, bald launig vernehmen. Auf letztere Weiſe in Folgendem:

Frau Sälde theilet rings um mich
Und kehret mir den Rücken zu,
Da kann ſie nicht erbarmen ſich;
[141] Nun rathet, Freunde, was ich thu'!
Sie ſteht ungerne gegen mir;
Geh' ich hinfür, ich bin doch immer hinter ihr,
Sie geruhet nicht mich anzuſehen;
Ich wollte, daß ihr Aug' an ihrem Nacken ſtünde,
So müſt' es ohn' ihren Dank geſchehen. (I, 119 a.)

Frau Sälde] Frau Glück, die Segensgöttin. — gegen mir] mir zugewendet — ohn' ihren Dank] gegen ihren Willen.

In ähnlichem Tone hat er ſeinen letzten Willen aufgeſetzt. Er will, eh' er hinfährt, ſein fahrend Gut und Eigen austheilen, damit Niemand darum ſtreite, dem er es nicht zugedacht. All ſein Unglück beſcheidet er Jenen, die ſich dem Haß und Neid ergeben; ſeinen Kummer den Lügnern; ſeinen Unverſtand denen, die mit Falſchheit minnen; den Frauen: nach Herzeliebe ſehnendes Leid. (I, 115 b).

Eben die Ungunſt des Geſchickes, womit er vielfältig zu kämpfen hatte, konnte frühzeitig ſeinen Sinn auf das Höhere lenken. Die manigfachen Erfahrungen einer langen Lebensbahn waren geeignet, ihm die Nichtigkeit der irdiſchen Dinge aufzudecken. Mit dem vorrückenden Alter ſehen wir ihn auch immer mehr in das Gebiet ernſter und frommer Betrachtung hingezogen. Wenn wir an einem Theile ſeiner Minnelieder die Wärme der Empfindung vermiſsten, ſo finden wir die Heimath ſeiner tieferen Begeiſterung da, wo es von Sachen des Vaterlandes und der Religion ſich [142] handelt. Sein Zeitgenoſſe Reinmar der Alte iſt ſo ſehr Minneſänger, daß er auch noch als Pilgrim ſeiner Gedanken nicht Meiſter wird; den Gott, dem er dienen ſoll, helfen ſie ihm nicht ſo loben, wie er es bedürfte (I, 72 a)[1]. Unſer Dichter dagegen hat mit dem ungetheilteſten Eifer die Sache des Kreuzes ergriffen.

Jetzt, da er ſich am Abend ſeines Lebens befindet, wird es angemeſſen ſein, eben die religiöſe Seite ſeiner Dichtungen völlig hervorzuheben. Das Irdiſche ſchwindet ihm, ſo wie beim Sinken der Sonne die Thäler ſich in Schatten hüllen und bald nur noch die höchſten Gipfel beleuchtet ſtehen.

Den Vorzug der wahren und daurenden Freuden vor den eiteln und flüchtigen bezeichnen nachſtehende Lieder:

Ich bin Einer, der nie halben Tag
Mit ganzen Freuden hat vertrieben.
Was ich je daher der Freuden pflag,
Der bin ich hier entblößt geblieben.
Niemand kann hie Freude finden, ſie zergeh',
[143] Wie der lichten Blumen Schein.
Darum ſoll das Herze mein
Trachten nach falſchen Freuden nimmermeh. (I, 114 a.)

ſie zergeh'] ſie zergehe denn.

O weh! wir müſſigen Leute, wie ſind wir verſeſſen
Zwiſchen zwei Freuden nieder an die jämmerliche Statt!

---

[1] So geſteht auch Friedrich von Huſen, ſein Leib wolle gerne fechten gegen die Heiden, aber ſeinem Herzen liege ein Weib nahe (Man. I, 93 b); und der von Johannsdorf bittet die Minne, ihn ſo lange frei zu laſſen, bis er die reine Gottesfahrt vollendet habe, dann ſoll ſie ihm wieder willkommen ſein I, 176 b).

Aller Arbeit hatten wir vergeſſen,
Da uns der kurze Sommer ſein Geſind' zu werden bat.
Der brachte uns fahrende Blumen und Blatt,
Da trog uns der kurze Vogelſang.
Wohl ihm, der nur nach ſteten Freuden rang!

Weh geſchehe der Weiſe, die wir mit den Grillen ſangen!
Da wir uns ſollten warnen gegen des kalten Winters Zeit.
Daß wir viel Tummen mit der Ameiſe nicht rangen,
Die nun viel würdiglich bei ihren Arebeiten leit!
Das war ſtets der Welte Streit:
Thoren ſchalten ſtets der Weiſen Rath.
Man ſieht wohl dort, wer hie gelogen hat. (I, 103 b.)

verſeſſen] falſch geſeſſen. — zwei Freuden] der irdiſchen und der ewigen. — Da uns u. ſ. w.] Als uns der flüchtige Sommer einlud, ſein Gefolge zu ſein. — fahrende Blumen] vergängliche, unſtete, gleich den fahrenden Leuten (Vgl. Man. I, 70 a, 7. I, 170 a, 7); das Bild entſpringt dem obigen Geſinde. — Blatt] Blätter. — gegen] vor. — leit] liegt.

Wie der Dichter dem Minneſang abſagt, den er ſo lange Zeit geübt, wie er von der vergänglichen Minne ſich zu der ewigen wendet, iſt ſchon oben gezeigt worden.

[144] In einem Zweigeſpräche mit Frau-Welt (I, 111 b) nimmt er von dieſer ſeiner bisherigen Pflegerin feierlich Abſchied. Sie ſpricht ihm zu, bei ihr zu bleiben; er ſoll gedenken, was ſie ihm Ehren bot und wie ſie ihm ſeinen Willen ließ. Frau Welt, erwidert er, ich habe zu viel geſogen, ich will entwohnen, es iſt Zeit. Gott gebe dir, Frau, gute Nacht! Ich will zur Herberge fahren.

Welt, ich habe deinen Lohn erſehen, ſagt er in einem ähnlichen Gedichte (I, 122 b), was du mir giebſt, das nimmſt du mir. Wir ſcheiden alle nackt und bloß von dir. Ich hatte Leib und Seele tauſendmal gewagt um dich, nun bin ich alt und haſt mit mir dein Spiel, und zürn' ich des, ſo lacheſt du. Lach' uns noch eine Weile ſo! dein Jammertag wird bald auch kommen.

Traum und Spiegelglas, heißt es anderswo, gelten bei der Stete dem Winde gleich. Laub und Gras, das ſtets meine Freude war, dazu Blumen manigfalt, die rothe Heide, der grüne Wald, der Vögelein Sang, der Linde Süßigkeit haben ein traurig Ende. Den thörichten

Wunſch zur Welt, ich ſollt' ihn laſſen, damit er nicht meiner Seele große Noth bringe. Der Buße wäre hohe Zeit. Nun fürchte ich ſiecher Mann den grimmen Tod, daß er kläglich über mich komme. Vor Furcht bleichen mir die Wangen. Wie ſoll ein Mann, der nichts denn ſündigen kann, hohen Muth gewinnen? Seit ich an weltlichen Din[145]gen Übel und Gut zu erkennen begann, griff ich, wie ein Thor, zur linken Hand recht in die Glut und mehrte ſtets dem Teufel ſeinen Sieg. Ich war mit ſehenden Augen blind und aller guten Dinge ein Kind, wie ich auch meine Miſſethat der Welt hehlte. Heiliger Chriſt, mache du mich rein, eh' meine Seele verſinke in das verlorne Thal! (I, 141 b.)

Mit tiefſchmerzlicher Empfindung iſt die Nichtigkeit des Irdiſchen beſonders in dem großen Klaggeſange dargelegt, den der Dichter anſtimmt, nachdem er in ſpäteren Jahren in das Land ſeiner Geburt zurückgekommen iſt. Alles findet er umgewandelt, er wird an der Wirklichkeit irre, ihm iſt jetzt das Leben ein Traum. Lautes Wehe erhebt er über die Verderbnis und den Unbeſtand der Welt. Er will ſich hinüber retten in das Heilige.

O weh! wohin verſchwanden alle meine Jahr'?
Iſt mein Leben mir geträumet oder iſt es wahr?
Das ich ſtets wähnte, daß es wäre, war das icht?
Darnach hab' ich geſchlafen und ſo weiß ich's nicht.
Nun bin ich erwachet, und iſt mir unbekannt,
Was mir hievor war kundig, wie mein' andre Hand.
Leute und Land, dannen ich von Kinde bin geborn,
Die ſind mir fremde worden, recht als ob es ſei verlorn.
Die meine Geſpielen waren, die ſind träge und alt,
Bereitet iſt das Feld, verhauen iſt der Wald,
Nur daß das Waſſer fließet, wie es weiland floß.
Fürwahr! ich wähnte, mein Ungelücke würde groß.
Mich grüßet mancher träge [1], der eh' mich kannte wohl;
Die Welt iſt allenthalben Ungenaden voll.
[146] Wenn ich gedenke an manchen wonniglichen Tag,
Die mir entfallen ſind, wie in das Meer ein Schlag [2]:
Immermehr o weh!

---

[1] [Vgl. Barlaam 121, 9: Tracliche gruozt er in.]

[2] [Vgl. Meiſter Gervelyn S. 57, CXCVIII: eyn wazzer-ſlac.]

O weh! wie jämmerlich die jungen Leute thunt,
Denen nun viel traurigliche ihr Gemüthe ſtund!
Die können nichts, denn ſorgen; o weh! wie thun ſie ſo?
Wo ich zur Welt hinkehre, da iſt Niemand froh.
Tanzen, Singen zergeht mit Sorgen gar.
Nie Chriſtenmann noch ſah ſo jämmerliche Jahr'.
Nun merket, wie den Frauen ihr Gebände ſtaht!
Die ſtolzen Ritter tragen dörferliche Wat.
Uns ſind unſanfte Briefe her von Rome kommen,
Uns iſt erlaubet Trauren und Freude gar benommen.
Das mühet mich inniglichen ſehr, wir lebten ſonſt viel wohl,
Daß ich nun, für mein Lachen, Weinen kieſen ſoll.
Die wilden Vögel betrübet unſre Klage,
Was Wunder iſt, wenn ich davon verzage?
Was ſpreche ich dummer Mann durch meinen böſen Zorn?
Wer dieſer Wonne folget, der hat jene dort verlorn
Immer mehr, o weh!

O weh! wie uns mit ſüßen Dingen iſt vergeben!
Ich ſehe die bittre Galle mitten in dem Honige ſchweben.
Die Welt iſt außen ſchöne weiß, grüne und roth
Und innen ſchwarzer Farbe finſter, wie der Tod.
Wen ſie nun verleitet habe, der ſchaue ſeinen Troſt!
Er wird mit ſchwacher Buße großer Sünde erloſt.
Daran gedenket, Ritter! es iſt euer Ding.
Ihr traget die lichten Helme und manchen harten Ring,
Dazu die feſten Schilde und das geweihte Schwert.
Wollte Gott, ich wäre ſolches Sieges werth!
So wollte ich nothiger Mann verdienen reichen Sold,
Doch meine ich nicht die Huben, noch der Herren Gold:
[147] Ich wollte ſelber Krone ewiglichen tragen,
Die möchte ein Söldener mit ſeinem Speer bejagen.
Möchte ich die liebe Reiſe fahren über See,
So wollte ich danne ſingen: wohl! und nimmermehr: o weh!
(I, 141 b f.)

icht] irgend etwas. — kundig u. ſ. w.] bekannt, geläufig, wie der einen Hand die andre. — von Kinde] von Kindheit auf. — Ungenaden] Ungunſt, Misgeſchick. — Immermehr] immerfort. — thunt] thun. — ſtund] geworden, beſchaffen iſt. — zur Welt] auf der Welt. — unſanfte] unerfreuliche; die Bannbrieſe. — mühet] betrübet, quälet. — vergeben] Gift gegeben. — ſchwacher] geringer. — euer Ding] eure Sache. — Ring] Panzerring. — Huben] Grundſtücke, Lehengüter. — möchte] könnte. — bejagen] erjagen, erwerben.

Es kann mit Recht gefragt werden, was, nach der Verſchmähung des Irdiſchen, dem Dichter das Göttliche ſei, das ihn entſchädige und erhebe.

Das zuletzt ausgehobene Gedicht benennt uns den Kampf unter der Fahne des Kreuzes. Es iſt bemerkenswerth, wie der Dichter, der ſonſt um das Gold der Fürſten geworben', jetzt, dieſes verſchmähend, ſelbſt eine Krone, die himmliſche, erwerben möchte. Das heilige Land iſt ihm die durch Gottes irdiſchen Wandel verklärte Erde, der Kampf um dieſes Land eine höhere Weihe, ein Übertritt vom Dienſte der Welt in den des Himmels; der Tod in dieſem Kampfe der geradeſte Pfad nach dem Reiche Gottes.

Große Verehrung widmet Walther der Königin der Engel, deren keuſcher Leib den umfieng, den Höhe, [148] Breite, Tiefe, Länge nie umgreifen mochte (I, 133 a) [1].

Er theilt dieſe beſondre Verehrung der heiligen Jungfrau mit den andern Dichtern ſeiner Zeit. Sie hieng ſelbſt mit dem Minneſange zuſammen. „Der Welt Hort, ſagt Reinmar von Zweter (II, 143 a) liegt gar an reinen Weiben, ihr Lob, das ſoll man höhen und treiben; was Gott je erſchuf, das übergelten ſie, es ward geboren ſein ſelbes Leib von einer Magd, das gab er ihnen zu Steuer.“ Und es geht wohl aus dieſer Anſicht von der höheren Weihe der Frauen hervor, wenn derſelbe Dichter meint: „flüchtete ſich ein Wolf zu Frauen, man ſollte ihn um ihretwillen leben laſſen“ (II, 152 b).

Auch über den Kriegsheeren ſchwebte die heilige Jungfrau. In ſeinem Kreuzgeſange (I, 125 b) ruft Walther die Königin ob allen Frauen an [2]. „St. Marie, Mutter und Magd, unſre Noth ſei dir geklagt!“ ſangen die Heere, wenn ſie in die Schlacht zogen. (Horneck, Cap. 440. 682. 683.)

---

[1] So auch Meiſter Friedrich von Sunnenburg, CCCXCVIII: „Den all die Welt an Breite, an Länge nicht umgreifen möchte, den umgriff die Reine alleine.“ Vgl. Rumelant, CCCLXXV. Boppo II, 233 a, 3.

[2] Der von Johannsdorf (I, 174 b) findet einen gewichtigen Beweggrund für die Kreuzfahrt in der Schmähung der Heiden, daß Gottes Mutter nicht eine Jungfrau ſei.

[149] Ein vorzüglicher Grund des Mariendienſtes im Mittelalter lag in dem Glauben, daß Gott keine Fürbitte ſeiner Mutter unerhört laſſe. Walther ſingt: „Nun loben wir die ſüße Magd, der ihr Sohn nimmer nichts verſagt! Sie iſt des Mutter, der von Hölle uns löſte. Das iſt uns ein Troſt vor allem Troſte, daß man da zu Himmel ihren Willen thut“ (I, 126 a). Aus andern Dichtern könnten ähnliche Stellen angeführt werden. So wie aber der Sohn die Mutter erhört, ſo wird hinwider die Mutter bei dem Namen des Sohnes gemahnt. „Hilf mir durch deines Kindes Ehre, daß ich meine Sünde büße!“ ruft Walther zu ihr (I, 133 a)[1].

Es war ſonſt ſchon Anlaß, ſeine Gedichte mit Gemälden zu vergleichen. Wie zuvor den Kirchenzug des Königs oder den Ausgang einer herrlichen Frau, ſo ſtellt er uns jetzt geiſtliche Bilder auf aus der Geſchichte Mariens und ihres göttlichen Sohnes. Beſonders ſchön ſind zwei derſelben, die Kreuzigung und der Tod Jeſu, rührend durch die bloße Darſtellung, ohne allen Erguß der Empfindung:

[150] Sünder, du ſollt an die große Noth gedenken,
Die Gott um uns litt, und ſollt dein Herz in Reue ſenken.
Sein Leib war mit ſcharfen Dornen gar verſehret,
Und noch ward manigfalt ſein' Marter an dem Kreuze gemehret.
Man ſchlug ihm dreie Nägel durch Hände und auch durch Füße.
Jammerlichen weinte Maria, die Süße,
Da ſie ihrem Kinde das Blut aus beiden Seiten fließen ſach.
Traurigliche Jeſus von dem Kreuze ſprach:
„Mutter, iſt doch euer Ungemach
Mein zweiter Tod! Johann, du ſollt der Lieben Schwere büßen.“
(I, 133 a.)

ſach] ſah. — Schwere büßen] Kummer ſtillen.

Der Blinde ſprach zu ſeinem Knechte: „Du ſollt ſetzen
Den Speer an ſein Herze, ſo will ich die Marter letzen.“
Der Speer gegen all der Welte Herren ward geneiget.

---

[1] Schön führt Meiſter Stolle (III) dieſes aus: Wer ſie des mahnet, daß ſie Chriſtum gebar, dem wird geholfen. Mehr noch iſt ihrer Gnaden, wenn ſie daran gemahnt wird, wie ihr wehe ward, als ſie ihn an das Kreuz ſchlugen. Wer ſie aber der großen Freude mahnt, als ihr Sohn vom Tode aufſtand, der machet ſich von ſeinen Sünden bloß.

Maria vor dem Kreuze trauriglichen Klage erzeiget;
Sie verlor ihr' Farbe, ihr' Kraft, in bitterlichen Nöthen,
Da ſie jämmerlich ihr liebes Kind ſah tödten
Und Longinus den Speer ihm in ſein' reine Seite ſtach.
Sie ſank unmächtig nieder, daß ſie nicht hörte und nicht ſprach.
In dem Jammer Chriſte ſein Herze brach.
Das Kreuz begunnte ſich mit ſeinem ſüßen Blute röthen. (Ebend.)

letzen] endigen. — Longinus] der h. Longinus iſt, nach der Legende, der Kriegsknecht, welcher die Seite Jeſu mit dem Speer öffnete. Von dem niederſtrömenden Blute ſoll ein Blinder geheilt worden ſein.

[151] Niemand wird ſich wundern, den Dichter in den Vorſtellungen ſeiner Zeit befangen zu finden. Aber auch in freier Bewegung zeigt ſich uns derſelbe.

Von eigener Aufrichtigkeit iſt nachfolgende Beichte:

Viel hochgelobter Gott, wie ſelten ich dich preiſe!
Da ich von dir doch beides habe, Wort und Weiſe,
Wie wag' ich ſo zu freveln unter deinem Reiſe!
Ich thu' nicht rechte Werke, noch hab' ich wahre Minne
Zu meinem Nebenchriſten, Herre, noch zu dir.
So hold noch ward ich ihrer keinem je, als mir.
Gott Vater und Gott Sohn, dein Geiſt berichte meine Sinne!
Wie ſollt' ich den wohl minnen, der mir übel thut?
Mir muß der immer lieber ſein, der mir iſt gut.
Vergieb mir andre meine Schuld! ich will noch haben den Muth.
(I, 131 a.)

Von Walthers freimüthigen Äußerungen gegen die Prieſterherrſchaft iſt umſtändlich gehandelt worden. Wenn er zum Kampfe für die Erlöſung des heiligen Grabes eifrig ermuntert, ſo iſt er darum nicht eben von blindem Haſſe gegen nichtchriſtliche Mitmenſchen beherrſcht. „Räche, Herr! betet er, dich und deine Mutter an denen, die eures Erblandes Feinde ſind! Laß dir den Chriſten gleich wenig gelten, als den Heiden! Du weiſt wohl, daß nicht die Heiden allein dich irren, die ſind wider dich doch öffentlich unrein; zeige die in ihrer Unreine, die es mit jenen heimlich gemein ha[152]ben (I, 103 a) [1]!“ Als den Vater aller

---

[1] Dieſe Äußerungen haben wohl dieſelbe Beziehung wie die in der Anm. 1, S. 97 ausgehobenen des Freigedank.

Menſchen erkennt er den Herrn, wenn er ausruft: „Ihm dienen Chriſten, Juden und Heiden, der alle lebende Wunder nährt“ (I, 128 b). Um Vieles duldſamer und freidenkender, als der Freigedank (V. 481 bis 84), den es gewaltig verdrießt, daß Gott Chriſten, Juden und Heiden gleiches Wetter giebt.

Am reinſten aber und über allen Wahn der Zeit erhaben erſcheint ſeine Anbetung da, wo er vor Gott ſich niederwirft, als dem Unbegreiflichen, den zu erforſchen alle Mühe bei Tag und bei Nacht verloren iſt, den keine Predigt und keine Glaubensſatzung erklärt:

Mächtiger Gott, du biſt ſo lang und biſt ſo breit.
Gedächten wir daran, daß wir unſre Arebeit
Nicht verlören! Dir ſind beide ungemeſſen: Macht und Ewigkeit.
Ich weiß an mir wohl, was ein Andrer auch drum trachtet [1];
Doch iſt es, wie es ſtets war, unſern Sinnen unbereit.
Du biſt zu groß, du biſt zu klein; es iſt ungeachtet.
Dummer Gauch, der daran betaget oder benachtet!
Will er wiſſen, was nie ward gepredigET noch gepfachtet? (I, 102 b.)

unbereit] unzugänglich. — ungeachtet] unermeſſen, ungeſchätzt. — daran betaget oder benachtet] Tag oder Nacht darauf wendet, damit hinbringt. (Vgl. II, 112 a.) — gepfachtet] in Satzungen gefaßt, von Pfacht, Satzung, Geſetz.

[153] Unſre Blicke ſind dem Dichter in das Gebiet des Unendlichen gefolgt und hier mag er uns verſchwinden. Es iſt uns keine Nachricht von den äußeren Umſtänden ſeiner letzten Zeit geblieben, gleich als ſollten wir ihn nicht mehr mit der Erde befaßt ſehen, von der er ſich losgeſagt, und von ſeinem Tode nichts erkennen, als das allmähliche Hinüberſchweben des Geiſtes in das Reich der Geiſter.

Davon jedoch iſt Kunde vorhanden, wo ſeine irdiſche Hülle beſtattet worden. In der Würzburger Liederhandſchrift, aus der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts [2], findet ſich die Nachricht, daß Herr Walther von der Vogelweide zu Würzburg zu dem Neuenmünſter in dem Graſehofe begraben liege. In einer handſchriftlichen Chronik aber iſt eine liebliche Sage mit Folgendem aufbewahrt: im Gange des Neuenmünſters, gewöhnlich Lorenzgarten genannt, ſei Walther begraben unter einem Baume. Dieſer habe in ſeinem Teſtament verordnet, daß man auf ſeinem Grabſteine den Vögeln Waizenkörner und Trinken gebe; und, wie noch jetzt zu ſehen ſei, hab' er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen laſſen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des Neuenmünſters aber habe dieſes Vermächtnis für die [154] Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestage den Chorherrn gegeben werden ſollten, und nicht mehr den Vögeln. Im Gange des vorbeſagten Gartens, gewöhnlich im Kreuzgang, ſei von dieſem Walther noch Folgendes, in lateiniſchen Verſen, in Stein gehauen, zu leſen: „Der du bei Leben, o Walther, der Vögel Weide geweſen biſt, Blume der Wohlredenheit, Mund der Pallas, du ſtarbeſt. Damit nun deine Frömmigkeit den himmliſchen Kranz erlangen möge, ſo ſpreche, wer dieſes lieſt: Sei Gott ſeiner Seele gnädig!“[1]

---

[1] [Bertholds Predigten S. 120: trahten. S. 160: betrahten. S. 179: ertrahten. S. 289.]

[2] Und zwar in der alten Vorrede zu dem S. 68, Anm. 3 angeführten Meiſterliede des Lupolt Hornburg, Muſ. II, 1, S. 22.

---

[1] Oberthür in der Schrift, welche S. 13. Anm. 3 angeführt worden iſt, S. 30, giebt dieſe Stelle mit der Bemerkung, daß Ignaz Gropp ſolche in einer geſchriebenen Chronik gefunden habe. Die Stelle, worüber die Recenſion des oberthüriſchen Buches in den Göttingiſchen Gelehrten Anzeigen 1818, S. 2054 bis 2056 zu vergleichen [Aufſeß Anzeiger 1833, Sp. 70] lautet ſo: In novi monasterii ambitu, vulgo Lorenzgarten, sepultus est Waltherus sub arbore. Hic in vita sua constituit in suo testamento, volucribus super lapide suo dari blanda (blada?) et potum; et quod adhuc die hodierna *cernitur, fecit quatuor foramina* fieri in lapide, sub quo sepultus est, ad aves quotidie pascendas. Capitulum vero N. M. hoc testamentum volucrum transtulit in semellas, dari canonicis in suo anniversario, et non amplius volucribus. In ambitu præfati horti, vulgo im Creuzgang, de hoc Walthero adhuc ista carmina saxo incisa leguntur:

Pascua qui volucrum vivus Walthere fuisti,
Qui flos eloquii, qui Palladis os obliviisti,
Ergo quod aureolam probitas tua poscit habere,
Qui legit, hic dicat: Deus istius miserere!

Nach einer neueren Mittheilung im Morgenblatt 1821, Nr. 19 ſind dieſe vier gereimten Hexameter auch in die Würzburger Handſchrift Bl. 212 b eingezeichnet. (Statt obliviisti heißt es hier beſſer obiisti, ſtatt poscit ſteht possit.) Voran ſtehen die Worte: De milite Walthero dicto von der Vogelweide, sepulto in ambitu novi monasterii Herbip.; in suo epitaphio sculptum erat: u. ſ. w.

[155] Name und Wappen des Dichters mögen zu jener Sage Anlaß gegeben haben.

Der Truchſeß von Sankt Gallen betrauert den Tod Walthers auf ähnliche Weiſe, wie dieſer den Tod Reinmars beklagt hat: Uns iſt unſres Sanges Meiſter, den man eh' von der Vogelweide nannte, auf die Fahrt, die nach ihm uns Allen unerlaſſen bleibt. Was frommet nun, was er eh' der Welt erkannte? Sein hoher Sinn iſt worden krank. Nun wünſchet ihm um ſeines werthen, hofelichen Sanges willen, daß ſein der ſüße Vater nach Gnaden pflege! (Pf. Hſ. 357, Bl. 20 b.)[1]

---

[1] [Böhmers Fontes I, XXXVI.]

Der Minneſang.

I.

Älterer Minneſang.

Die Liebe hat von jeher im Geſange geſprochen. Aber einzig in der Geſchichte iſt jene tauſendſtimmige, unermüdliche, unbegrenzte Huldigung, die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in provenzaliſcher, franzöſiſcher, deutſcher Sprache den Frauen geſungen ward.

Daß ein Volk den Frauen eine würdige Stellung in der Geſellſchaft einräumt, bedarf an ſich keiner Erklärung. Einer ſolchen bedarf es eher, wie gebildete Völker des Alterthums das ſchwächere Geſchlecht im Zuſtande der Unterdrückung feſthalten konnten. Iſt aber weibliche Anmuth einmal frei gegeben, ſo iſt nicht zu berechnen, wie weit dieſe ſanfte, doch ſichere Gewalt ihre Wirkungen ausdehne; und ſo ſehen wir den eiſernen Ritter, knieend vor ihr, die Hände falten.

Man hat bemerkt, daß ſchon die alten Germanen, nach Tacitus, in den Frauen etwas Heiliges und Prophetiſches ehrten. Wichtiger iſt, daß bei ihnen, nach den Berichten desſelben Geſchichtſchreibers, das Verhältnis der Geſchlechter durchaus als ein ſittliches erſcheint. Die Ehe wird ſtreng und heilig gehalten; ſelbſt zweite Ehe iſt bei manchen Stämmen unzuläſſig; der Mann fürchtet die Gefangenſchaft weniger für ſich, als für die Gattin; am ſicherſten gebunden ſind diejenigen Völkerſchaften, von denen man edle Jungfrauen zu Geiſeln genommen hat [1].

Wäre den Frauen nicht zum voraus in der deutſchen Gemüthsart ihre Würde geſichert geweſen, das Chriſtenthum muſte ihre Freilaſſung vollenden. Der Glaube, der die Menſchenwürde ſo feierlich ausſpricht, ertrug nicht die Zurückſetzung des einen Geſchlechts. Der neue Glaube erſchloß überhaupt die Tiefen des Gemüthes, auch im Verhältnis der

---

[1] **Tacitus**, Germania C. 8. 17. 18. 19.

Geſchlechter muſte er die geiſtige Beziehung fördern. Einzelne Lehrſätze und Anſtalten der Kirche begegneten in merkwürdiger Wechſelwirkung den Neigungen der Völker. Schon glänzten heilige Frauen und Jungfrauen als Märterinnen der göttlichen Lehre. Auch weibliche Genoſſenſchaften hatten ſich, weltlicher Luſt entſagend, dem Dienſte des Heiligen verpflichtet. Vor Allem aber erſchien das Geſchlecht verherrlicht und geweiht in der jungfräulichen Mutter des Heilands [1]; die Verehrung Mariens erhob ſich nahezu über jeden andern Gottesdienſt [2], und wie die Himmliſche ihren Glanz über die Frauen der Erde verbreitete, ſo war hinwider die Feier ihres Lobes an Innigkeit und Farbengebung dem weltlichen Minneſange verwandt. Auf ihre Erwählung durch Gott wird das Hohelied gedeutet, welches ein Sänger ihres Preiſes „das Buch von der Minne" nannte [3], während es anderswo „unſer Frauen Lied" genannt wird [4].

---

[1] Bruoder Eberhart von Sax, M. I, 29 a, 3: Du haſt ellin wip gepriſet, Wie uns eine hab' verwiſet, Do ſi wider got geſpiſet Wart, nach ir gelüſte krank u. ſ. w. Vgl. Marner, II, 170 b, 3. Rumslant, II, 224 b, 2; Gottfrieds von Straßburg Werke, Bd. II, S. 102, Str. 3: Du minneklicher bluome glanz, Du blüemeſt aller megde kranz; Walther von der Vogelweide, M. I, 125 b, 5: Künigin ob allen vrouwen.

[2] Sie war ohne Anfang ſtets mit Gott in der Gottheit, M. II, 213 a, 3. Vgl. II, 236 a, 2.

[3] Bruoder Eberhart von Sax, M. I, 29 b, 3: An dem buoche von der minne Da biſtu geprüevet inne Wol nach loberichem ſinne. Auch Frauenlob wendet das Hohelied auf ſie an, M. II, 213 b, 4 bis 214 a, 3. 214 b, 2. 3. Vgl. Coloczaer Codex S. 108, V. 431. Herman Damen ſagt (S. 60, V. 56 ff.): „Salomon der wiſe wol ze priſe ir grozen tugent hat beſcriben." Vgl. auch Herders Lieder der Liebe S. 173: „Salomon macht der minn buoch des erſten von unſer frawn" u. ſ. w. Vgl. noch Alt-Meiſter-Geſangbuch S. 48, DCXVI. Ihr Verhältnis zu Gott, wie das zu dem Sünder, wird auch ſonſt gerne mit dem Minnedienſt verglichen, M. II, 210 a, 2 (vgl. Frauenlob, II, 214 b, 3: min amis curtois). 125 b, 3. 4. Bei Willeram iſt im hohen Liede noch Chriſtus und die Kirche gemeint.

[4] Albertus Argentinenſis ſagt von Frauenlob: Cantica canticorum dictavit (tihten) teutonice, quæ vulgariter dicuntur unſer Frauwen Lied. Muſeum II, 165, Note 27. [Vgl. die ausführliche Stelle in von der Hagen MS. IV, 738. Pſ. Cyriacus Spangenberg, Von der Muſica und den Meiſterſängern, herausgegeben durch A. von Keller. Stuttgart 1861. 8. S. 131. H.]

Die alte Welt hat diejenigen Kräfte, welche das Leben regeln, verſchönern, veredeln, vorzugsweiſe in weiblicher Geſtalt ſinnbildlich dargeſtellt. Die Neueren haben umgekehrt in der Erſcheinung herrlicher Frauen das Geiſtige geahnet und eine ſittliche Herrſchaft anerkannt. Es iſt nicht zu widerſprechen, daß eben der ſittliche Einfluß der Frauen die wirkſamſte Geſetzgebung des Mittelalters war und das Mangelhafte der äußern Einrichtungen einigermaßen erſetzte.

Die weibliche Einwirkung auf das geſellige Leben kann jedoch erſt dann ihre ganze Macht ausüben, wenn ſich die Geſellſchaft ſonſt ſchon aus dem Roheſten herausgearbeitet hat. Dieſes geſchah nach den Stürmen der Völkerwanderung zuerſt in ſolchen Gegenden, wo die friſche Kraft und die angeborne Sinnesart der germaniſchen Eroberer mit den Reſten römiſcher Bildung glücklich zuſammentraf. So finden wir denn im ſüdlichen Frankreich bereits am Schluſſe des 11ten Jahrhunderts die Verehrung der Frauen, das Werben um ihre Huld und den unerſchöpflichen Sang der Minne im gleichen Geiſte feſtgeſtellt und ausgebildet, wie alles dieſes ſpäterhin im nördlichen Frankreich und nach der Mitte des 12ten Jahrhunderts auch in Deutſchland hervortritt. Mit grenzenloſer Begeiſterung, wie für eine neue Glaubenslehre, wird überall der Dienſt der Minne aufgenommen. Entzückt und erſtaunt, als wär' ihnen eine Binde von den Augen gefallen, ſehen die Völker nun erſt die Trefflichkeit der Frauen in voller Entfaltung, in ſiegreichem Glanze vor ſich ſtehen.

Die allgemeine Ähnlichkeit der provenzaliſchen, nordfranzöſiſchen und deutſchen Minnelieder iſt unverkennbar, ſelbſt einzelne Entlehnungen laſſen ſich nachweiſen, und begreiflich muß man das Verdienſt der Anregung und Einwirkung Denjenigen zugeſtehen, bei welchen ſich dieſe Art des Geſanges früher auf ausgezeichnete Weiſe entwickelt hat. Dennoch würde man ſehr irren, wenn man den deutſchen Minneſang als bloße Nachahmung des provenzaliſchen oder franzöſiſchen betrachten wollte. Man müſte denn behaupten, daß aus dem Künſtlichen das Einfache erwachſen, daß die friſchere Natur ein Erborgtes ſei, daß aus der Nachahmung eine Reihe lebendiger Dichtercharaktere hervorgehen konnte. Die Formen des Lebens, die Richtungen des Geiſtes waren im Mittelalter in dem gröſten Theile von Europa dieſelben. Dieſe allgemeine Übereinſtimmung muſte ſich auch in der Dichtkunſt abſpiegeln, ohne daß man aus der Ähnlichkeit auf die Nachahmung ſchließen dürfte. Dabei hat jenes allgemeine Gepräge die Eigenthümlichkeit der einzelnen Volksſtämme keineswegs ausgetilgt, und dieſes Eigenthümliche erſcheint gleichfalls wieder in den Geſängen der verſchiedenen Zungen. So hat auch der deutſche Minneſang ſich aus heimiſcher Wurzel entwickelt und es kann mit ziemlicher Sicherheit nachgewieſen werden, wo und wie weit das Beiſpiel der ſüdlichen und weſtlichen Nachbarn in ſeine ſtätige Entwicklung eingegriffen [1].

Keines unſrer deutſchen Minnelieder kann erweislich über die Mitte des 12ten Jahrhunderts hinaufgerückt werden. Dennoch hat man Zeugnis von dem, was auch ohne Zeugnis anzunehmen wäre, daß Jahrhunderte früher ſchon Lieder der Liebe in deutſcher Sprache geſungen wurden, wenn auch die Lieder ſelbſt verloren ſind. Die Geiſtlichkeit, welche das Mittel ſchriftlicher Aufzeichnung ausſchließlich in Händen hatte, durfte ihre Feder nicht entweihen; vielmehr trat die Kirche ſolchem Geſange ſtrafend entgegen. In einem der Capitulare Karls des Großen vom Jahr 789 wird den Nonnen verboten, Winelieder aufzuſchreiben oder Jemand zu ſchicken [2]. Winelieder (von Wine, Geliebter, Geliebte) hießen noch im 13ten Jahrhundert volksmäßige Liebeslieder [3]. Otfried, Mönch zu Weißenburg, der um 870 die Evangelien in deutſchen Verſen bearbeitete, ſagt in der lateiniſchen Zueignung ſeines Werks, er habe ſolches auf Bitten einiger frommen Männer, beſonders aber einer würdigen Witwe, unternommen, welchen die Üppigkeit und Leichtfertigkeit weltlicher Geſänge zum Ärgernis gereicht [4]. Gleichwohl ſpricht er ſelbſt wie ein Eingeweihter des Minneſangs, wenn er die Freude und das Erſtaunen der Jünger bei Chriſti Erſcheinung mit den Empfindungen eines Mannes vergleicht, der unerwartet ſein „ſüßes Lieb“ erblickt und fürchtet, daß es Täuſchung ſei [1]; oder wenn er mit lebendigen Zügen die ſchmerzliche Sehnſucht des Liebenden nach der abweſenden Geliebten beſchreibt, als Bild des frommen Verlangens nach der himmliſchen Seligkeit [2].

---

[1] [Vgl. F. Diez, Die Poeſie der Troubadours. Zwickau 1826. 8. S. 255 bis 271. W. Wackernagel, Altfranzöſiſche Lieder und Leiche. Baſel 1846. 8. S. 193 bis 237. H.]

[2] Capit. III, A. 789, C. 3, S. 575 bei Heineccius (vgl. Eckhard, de rebus Franciæ orientalis, L. 25, §. 33). Schilter, Thesaurus, B. III, S. 871: Winiliot, plebejos psalmos. Gloss. Mons. S. 375. Willerami Paraphr. Cant. cant. B. 7. 13. 14 bei Schilter, B. IV, S. 5. 9: „Sage mir, wine min, wâ du dine ſcâf weidenes!“ Min wine u. ſ. w., und ſo durchaus.

[3] Nithart, M. II, 74 b, 2:

In einer hohen wiſe finiu winelieder ſang er.

Vgl. Görres, Volks- und Meiſterlieder S. 169.

[4] „Dum rerum quondam sonus inutilium pulsaret aures quorundam probatissimorum virorum eorumque sanctitatem laicorum cantus inquie-

Die Liederſammlungen ſelbſt, die auf uns gekommen ſind, enthalten deutliche Spuren früheren Minneſangs. Nicht bloß, daß dieſer Sang überall ſchon als etwas Gegebenes und Hergebrachtes angeſehen wird. Es treten auch wirklich mehrere Dichter eines älteren Stils hervor, als der ſonſt in jenen Sammlungen vorherrſchende. Dahin gehören der von Kürenberg [3] (M. I, 38 f.), Dietmar von Aiſt (M. I, 39 bis 42), Milon von Sevelingen (M. I, 96 f.), der Burggraf von Regensburg (M. II, 117). An der Grenze des neueren Stils ſteht Heinrich von Veldeke (M. I, 18 bis 22), um 1180. Mag auch einer oder der andre der vorgenannten Sänger in ſpäterer Zeit gelebt haben, ſo hat er doch in der früheren Weiſe gedichtet, die ſich örtlich forterhalten konnte. Dieſer ältere Stil bezeichnet ſich der Form nach durch einfache, meiſt gezogene Versart, der Weiſe des heimiſchen Heldenlieds ſich annähernd, zuweilen ganz damit zuſammentreffend; wenig Reimſpiel, ſelbſt unvollkommene Reime. In der Darſtellung wenig Schmuck, aber jugendliche Friſche, ſinnliche Kraft, guter Humor, rege Handlung, Bilder, die mit der Sache verſchmelzen, ſtarke Züge, die raſch und tief ins Herz greifen.

---

taret obscœnus, a quibusdam memoriæ dignis fratribus rogatus, maximeque cujusdam venerandæ matronæ verbis nimium flagitantis, nomine Judith, partem evangeliorum eis theotisce conscriberem, ut aliquantulum hujus cantus lectionis ludum secularium vocum deleret, et in evangeliorum propria linqua occupati dulcedine, sonum inutilium rerum noverint declinare“ u. ſ. w. Schilter, Thesaurus, B. I. [Kellers Otfried 1, 7. K.]

[1] V, 11, 57 bis 60. Schilter, Thesaurus B. II, S. 344.

[2] V, 23, 69 bis 84, l. c. S. 372. Auf beide Stellen hat J. Grimm in der Vorrede zur erſten Auflage der deutſchen Grammatik (1819) S. LVIII aufmerkſam gemacht.

[3] In einer Urkunde Friedrichs, Burggrafen von Nürnberg, juxta pontem Wikershouen 1269, erſcheint als Zeuge ein Ritter Cunradus de Kurenberg. Falkenſtein, Antiq. Nordg. IV, 68.

Einzelne Lieder dieſer Art, oder Bruchſtücke ſolcher irren unter zweifelhaften Namen in den Sammlungen umher. Man darf dieſe Lieder zu dem Beſten rechnen, was uns das deutſche Alterthum überliefert hat, und ließen ſich mehrere ſolcher Art erkaufen, ſo möchte man vieles Gehaltloſe des ſpäteren Minneſanges dafür hingeben.

Der von Kürenberg läßt eine Frau um den treuloſen Geliebten alſo klagen: „Ich zog mir einen Falken länger, denn ein Jahr. Da ich ihn gezähmet, wie ich ihn wollte gar, und ich ihm ſein Gefieder mit Golde wohl bewand, hub er ſich hoch in die Lüfte und flog in andre Land'. Seitdem ſah ich den Falken ſchön und ſtolz herfliegen, er führt' an ſeinem Fuße theure ſeidne Riemen, auch war ihm ſein Gefieder alles roth von Gold. Gott ſende ſie zuſammen, die ſich mit rechten Treuen hold!" (M. I, 38 b, 5. 6.) [1]

Dietmar von Aiſt: „Es ſtund eine Frau alleine und ſpähte über die Heide und wartete ihres Liebes; da ſah ſie Falken fliegen. O wohl dir, Falke, wie du biſt! Du fliegſt, wohin dir lieb iſt, du ererkieſeſt dir in dem Walde einen Baum, der dir gefalle. Alſo hab' auch ich gethan, ich erkor mir ſelbſt den lieben Mann, ihn wählten meine Augen; das neiden ſchöne Frauen [2]. O weh! ſo laſſen ſie mir mein Lieb! ich begehrte ihr Keiner Trautes nie" (M. I, 39 b, 1 v. u.).

Ein Ungenannter läßt gleichfalls ein Mädchen ſprechen: „Mich dünket nichts ſo gutes, noch ſo lobeſam, als die lichte Roſe und die Minne minneſam. Die Vöglein ſingen im Walde, das iſt manchem Herzen lieb; mir komme denn mein Trauter, ich habe der Sommerwonne nicht" (M. II, 110 a, 1 v. u.) [3].

Man ſieht, dieſe Lieder ſind in Handlung geſetzt. Ein Sprecher, eine Sprecherin in beſtimmter Lage und Umgebung. Meldung eines

---

[1] Boner, 94, 83:

> Wer ganzer triwe vergezzen wil,
> Den glichen ich dem vederſpil.
> Die frouwen, als ich höre ſagen,
> Mügent ir triuwe wol getragen.

Vgl. I, 39 a, 2 (Kürenberg): Wib unde vederſpil die werdent lihte zam.

[2] Vgl. M. I, 1 a, 6. 97 b, 3. II, 117 b, 3. [Lachmann, Des Minneſangs Frühling S. 37. K.]

[3] Dieſe Strophe rührt ſchwerlich von Alram von Greſten her, deſſen Liedern ſie in der maneſſiſchen Sammlung beigeſchrieben iſt.

Boten, Wechſelrede ſcheidender Liebenden. Bald ſteht die Schöne ſpät noch an der Zinne, drunten hört ſie den Ritter ſingen und wird von Sehnſucht ergriffen; bald wenn ſie, abends allein in der Kammer, ſeiner gedenkt, erblüht ihre Farbe, wie die Roſe am Dorn erblüht. (Der von Kürenberg M. I, 38 b, 1. 3.) Allerdings finden wir auch bei den übrigen Minneſängern Zwiegeſpräch, Botſchaft, Wächterruf u. dergl. als gegebene Formen. Aber gewis ſtammen dieſe Formen aus der älteſten Zeit und den früheren Dichtern ſind ſie am meiſten natürlich. Dieſelben Gattungen erſcheinen in den gleichzeitigen Liedern andrer Sprachen und auch hier vorzüglich wieder in den alterthümlichern [1].

Der Geſang eines jugendlichen Volkes pflegt nicht Gedanken wie aus leerer Luft hervorſpringen zu laſſen oder Gefühle in allgemeinen und farbloſen Worten auszuſprechen. Ein Sichtbares, ein Naturbild, eine Handlung, eine lebende Geſtalt, muß als Träger der Gedanken und Empfindungen zu Tage treten. Lyriſches und Epiſches ſind noch ungeſchieden, es giebt hier nur Eine Art des Dichtens, worin Erzählung, Beſchreibung, dramatiſche Handlung, Erguß des Gefühls, Betrachtung und Lehre zuſammenfließen. Darum das Hinneigen jenes älteren Minneſanges zu der Weiſe des Heldenlieds. Könnten wir auf beiden Seiten höher hinanſteigen, ſicher würde die Annäherung zunehmen. Selbſt ein Spruchdichter unſres Zeitraums, Spervogel (M. II, 226 bis 230), deſſen liederartige Sittenſprüche zugleich Lebensbilder ſind, zeigt jenen urſprünglichen Zuſammenhang und alle echte Volksdichtung beſtätigt ihn.

---

[1] Ich bemerke hier nur das ſchöne provenzaliſche Tagelied bei Raynouard, Band II, S. 236, und das ſiciliſche Rosa fresca u. ſ. w., Crescimbeni, Band II, Abth. 2, S. 7. [Nordfranzöſiſches ſ. Altfranzöſiſche Romanzen und Paſtourellen, herausgegeben von K. Bartſch. Leipzig 1870. K.]

II.

Minneſang und Frühling.

Es iſt nun Zeit, daß wir von dem wichtigſten Halt und Grunde unſres Minneſanges ausführlicher ſprechen. Dieſe allgemeinſte und fruchtbarſte Grundlage iſt die ewige Natur ſelbſt. Die wechſelnden Regungen des Menſchenherzens, Luſt und Trauer der liebenden Seele, ſind überall mit den Wandlungen der Jahreszeit zuſammengeſtellt; Blumen und Töne des Frühlings leihen ſich überall dem Sänger zum Lob und Schmucke der Geliebten. Auch die Provenzalen und Nordfranzoſen huldigten dieſer Naturpoeſie [1], aber gewis iſt ſie nirgends mit mehr Neigung, Friſchheit und Gründlichkeit durchgeführt, als bei den Deutſchen. Von Nachahmung kann hier am wenigſten die Rede ſein; uralt iſt dieſe Verbindung der Poeſie des Frühlings und der Liebe, eben weil ſie ſo natürlich iſt. Wenn es in den drei Sprachen Lieder giebt, welche bloß herkömmlich und ohne innere Nothwendigkeit mit einer Beſchreibung des kommenden oder ſcheidenden Sommers anheben, ſo zeigt dieſes eben nur, wie unerläßlich der Anhalt an die Naturbilder damals erachtet wurde.

Aber auch dieſe Naturdichtung giebt nicht bloß ruhige Bilder der Beſchauung hin. Auch hier iſt, zumal in den volksmäßigern Liedern, welche mehr das Urſprüngliche bewahrt haben, Handlung und lebendige Bewegung; eine Seite, die gerade im deutſchen Minneſang am vollſtändigſten hervortritt [1]. Man weiß, mit welch ungemeſſener Luſt die Frühlingsfeſte im Mittelalter gefeiert wurden. Tanz und Geſang, Ballwerfen und andres Spiel, Tage lang, in Wald und Flur. Dieſe Maientänze, bei denen die Liebenden ſich zuſammenfinden, ziehen ihren Reigen durch unſre ganze Minnedichtung; und wenn wir das Zerſtreute im Zuſammenhang ergreifen, ſo finden wir die Frühlings- und Liebesluſt vom ſchüchternen Schlage des erſten Vögeleins und vom leiſen Seufzer des einſam wandelnden Liebenden bis zum rauſchenden Wirbel des Tanzes unter blühender Linde und zum lauteſten Jubel beglückter Liebe in fortſchreitender Handlung durchgeführt.

---

[1] Raynouard, B. V, S. 333: „Peire de Valeria si fo de Gascoigna … Joglars fo el temps et en la sazon que fo Marcabrus; e fez vers tals com hom fazia adoncs, de paubra valor, de foillas e de flors, e de cans e de ausels. Sei cantar non aguen gran valor ni el.“ Graf Thibaud von Champagne hält ſich ebenfalls über dieſes Singen auf. Roquefort, De l'état de la poésie françoise dans les XIIe et XIIIe siècles. Paris, 1815. 8. S. 212.

Bevor wir den Liedern auf dieſem Gange folgen, werfen wir einen Blick auf die Lebensweiſe jener Zeiten. Die Ritterburg, auf ſchroffen Fels geniſtet, in den Zug der Wolken und Winde hineingeſtellt, gegen Unwetter und feindlichen Angriff mit dicken Mauern ohne Fenſter verwahrt, oft nur vom einzelnen Söller, von der Zinne des Thurms oder der Mauer einen hellen Ausblick geſtattend, die Bewohner in engen, düſtern Raum zuſammendrängend, war eben nicht der freundlichſte Aufenthalt für die langen Wintermonde. Nur größere und reichere Herren hatten weiteres Gelaß, nur ſie konnten ſich die Bequemlichkeiten verſchaffen, welche das Ungemach der Jahreszeit vergeſſen laſſen. So klagen denn auch die Sänger vielfach über die Leiden des Winters. „Uns hat der Winter kalt und andre Noth viel gethan zu Leide; ich wähnte, daß ich nimmer Blumen roth ſähe an grüner Heide“ (Walther von der Vogelweide, M. I, 138 b, 3). „Könnt' ich verſchlafen des Winters Zeit!“ (Ebd. M. I, 113 b, 3.) „Laßt die Welt mein eigen ſein! mir thäte doch der Winter weh“ (Heinrich von Veldeke, M. I, 21 b, 3). Nicht bloß körperliches Misbefinden war zu beklagen, auch die geſellige Freude war völlig unterbrochen. Ritterfeſte, Turniere, Tänze, was die vereinzelten Burgbewohner verſammelte und die Frauen in die Geſellſchaft führte, war auf die ſchöne Jahreszeit verwieſen, denn nur das offne Feld gab Raum für ſolche Verſammlungen und Vergnügungen. „Wo nun kleiner Vöglein ſüßes Koſen? Wo Laub, Gras? wo Lilien, Violen, Roſen? wo der Mägdlein Reigen unter Linden?“ (Kanzler, M. II, 241 b, 4.) Wer den Sommer über ſein Glück verſäumt hat, der muß nun ſchon den Winter ſich gedulden. Die Jagd im wilden Waldgebirg iſt jetzt des Ritters einziges Ergetzen, das Schöne iſt fern gerückt und nur das ſehnende Lied iſt Labſal in den einſamen, düſtern Stunden.

---

[1] Keysler, Antiq. septent. et celt. S. 87 fg.: „Concurrebatur undique a mulierculis imprimis et levi plebe, quæ otio ac vernali tempore inducta dies noctesque eamque præ cæteris, quæ adventum regis kalend. Maj. præcedebat, saltationibus, conviviis ac poculis sub dio et in silvis transigebat.“ Er ſtellt das Maifeld unter den merovingiſchen Königen mit der Sage vom Hexenfahren in der Walpurgisnacht zuſammen. Vom Norden, wo alte Gebräuche ſich länger erhielten, ſ. Olai Magni Histor. de gent. septentr. condit. (1555), Lib. XV, Cap. VIII bis XI, S. 570 fg. Görres, Altdeutſche Volks- und Meiſterlieder, Einleitung S. XII: „So der Monat Mai mit ſeinen Kräften bringt, erzählt uns ein altes Spruchbuch unter den Manuſcripten der Bibliothek in Trier, daß außer dürrer Erde ſpringt grünes Gras und lichte Blüthe, daß alles in friſcher Wate ſteht, dann werden von den Rittern und ihren Frauen und all ihrem Ingeſinde Brunnenfahrten zu Wald gemacht, ſchöne Gezelte werden außen im Grünen bei der friſchen Quelle aufgeſchlagen, mancherlei Kurzweile wird vollbracht von Rittern, Knechten und den Frauen, mit Singen, Harfen, Reigen, Springen, Rennen und Jagen und umwandeln je zwei und zwei, mit Armen ſchön umfangen; jeder findet in der Aue, wornach er ſich geſehnt bis zum Tag der Brunnenfahrt.“ Vgl. Narrenbuch S. 305 u.

Die erſten Zeichen des wiederkehrenden Frühlings werden begierig erſpäht und innig begrüßt. Man denke ſich den Sänger, wie er, über die Zinne gelehnt, in die waldige Burghalde hinunterlauſcht: „Ich hörte gern ein Vögelein, das hübe wonniglichen Sang“ (Reinmar der alte, M. I, 79 a, 2. Vgl. I, 100 a, 3). „Ich hört' ein Amſelein wohl ſingen, da däuchte mich, der Sommer wollt' erſtehn“ (Ulrich von Gutenburg, M. I, 48 a, 4). „Ich bin worden gewahr neues Laubes an der Linde“ (Heinrich von Veldeke, M. I, 21 a, 3). „Da ich das grüne Laub erſah, da ließ ich viel der Schwere mein“ (Reinmar der alte, M. I, 73 a, 2 v. u. Vgl. Miſcellaneen II, 199: „Des grünen Laubes bin ich worden wohlgemuth“). „Ach Gott! ach, ſollt' ich bei ihr ſein, ſie iſt ſo ſchön und auch ſo fein, als die Viol' im Merzen“ (Walther von Klingen, M. I, 31 b, 2).

Der Liebende macht nun förmlich ſeine Entwürfe, wie er die wonnigliche Zeit (M. I, 140 b, 3. 165 a, 2. II, 54 a, 2), die Zeit der Sommerwonne (M. I, 166 b, 2. II, 22 b, 6. 53 a, 5. 56 a, 2. 104 a, 2. Benecke 236, 1) zu ſeinem Heil verwenden möge. „Ein neuer Sommer, eine neue Zeit!“ (Walther von der Vogelweide, M. I, 108 a, 6.) Ein weites Feld iſt für jede Hoffnung eröffnet. Mancher ſendet Botſchaft an die Geliebte und läßt ſich ihr für dieſen Sommer empfohlen ſein: „Ich ſah Boten des Sommers, das waren Blumen ſo roth; weiſt du, ſchöne Fraue, was dir ein Ritter entbot? Ihm traurt ſein Herze, ſeit er zum letzten von dir ſchied . . . Nun höhe ihm ſein Gemüthe gen dieſer Summerzeit!“ (Milon von Sevelingen, M. I, 97 b, 4. Vgl. M. I, 41 a, 3. 182 a, 5. 78 b, 1 v. u. II, 25 b, 4.)

Ein Andrer wandelt einſam und beſucht die Stellen, wo ihm ſüße Erinnerungen blühen: „Auf der Linde oben da ſang ein kleines Vögelein; vor dem Walde ward es laut; da hub ſich wieder das Herze mein an eine Statt, da es ehe war, ich ſah da Roſenblumen ſtahn, die mahnen mich der Gedanken viel, die ich hin zu einer Frauen han. Es dünket mich wohl tauſend Jahr, ſeit ich an Liebes Arme lag; ſonder alle meine Schuld fremdet ſie mich manchen Tag; ſeit ich Blumen nicht mehr ſah, noch hörte kleiner Vögel Sang, ſeit war all meine Freude kurz und auch der Jammer allzu lang“ (Dietmar von Aiſt, M. I, 39 b, 5. 6). Auch die Schöne freut ſich, daß der Winter hingeſchieden und mit ihm all ihr Trauern: „Mein Lieb mag mich gerne zu der Linde bringen, ich will um ein neues Kränzel mit ihm ringen“ (M. I, 22 a, 3 bis 7)[1].

Die fröhliche Zeit der Maientänze iſt nun herangekommen und die Jugend eilt hinaus in Feld und Holz, um Blumen zu brechen und Kränze zu flechten. Denn ohne Kranz geht Niemand zum Tanze. „Wes Herz von Minne brennt, der ſoll einen Kränz von Roſen tragen“ (M. II, 60 b, 2). Jüngſt noch hat der Liebende geklagt: „Ich kann im Walde nicht ein grünes Kränzel finden; womit ſoll meiner Freuden Troſt ihr lockig Haar bewinden?“ (Friedrich der Knecht, M. II, 115 b, 3.) Jetzt reicht er der Liebſten den friſchen Blumenkranz: „Hätt' ich viel edel Geſteine, das müſt' auf euer Haupt.“ Und kühner noch ſagt er: „Weißer und rother Blumen weiß ich viel, die ſtehn ſo ferne in jener Heide, da ſie ſchön entſprangen und die kleinen Vögel ſangen, da ſoll'n wir ſie brechen Beide.“ Sie nimmt, was er ihr beut, einem Kinde gleich, dem Ehre geſchieht, ihre Wangen werden roth, wie die

---

[1] Das Lied rührt, der Sprache nach, ſchwerlich von Heinrich von Veldeke her, dem es zugeſchrieben iſt.

Roſe, die bei Lilien ſteht; des ſchämen ſich ihre lichten Augen, ſie neigt ihm ſchön, das wird ihm zum Lohne; wird ihm noch mehr, das nimmt er ſchweigend (Walther von der Vogelweide, M. I, 125, a). Solches Blumenbrechen, vor dem Walde oder auf ferner Aue, gilt für bedenklich und der Ausdruck wird nicht doppelſinnig gebraucht (M. I, 2 b, 2. 81 b, 5. 140 a, 6. II, 81 a, 4. 119 b, 3. Muſeum I, 395). Roſen leſen und ein Kuß von rothem Munde ſind gleichbedeutend (Walther von der Vogelweide, M. I, 137 b, 2). Die Mutter warnt, ſie ſchließt ſelbſt die Feierkleider ein, wenn die Tochter in die Blumen und zum Tanze will. „Hüte dich vor der Wiege!“ (M. I, 195 a, 2) ruft ſie nach. Und nicht überflüſſig iſt die Warnung. Im nächſten Jahr, wenn wieder der Reigen ertönt, hört man dazwiſchen ein andres Lied: „Wiegen, wagen, gugen gagen! Amme, nimm das Kindelein, daß es nicht mehr weine!“ (Muſeum I, 386. Vgl. Heinrichs von Friberg Triſtan V. 5169: „gigen, garren.“)

Die Tänze werden auf blumigem Anger, unter der Linde gehalten, die mit ſäuſelnden Blättern vor der Sonne ſchirmt (M. II, 84 a, 2 v. u). Die Linde iſt unſern deutſchen Sängern der liebſte und gefeiertſte Baum. Was die Roſe unter den Blumen, das iſt die Linde unter den Bäumen. Darum weiß der von Troſtberg ſeine Geliebte nichts edlerem zu vergleichen, als einer Linde, welche Roſen trüge (M. II, 51 b, 1 v. u.). Es iſt vornehmlich die Süße (ebd. und I, 141 b, 2. 10 b, 4), der Blüthenduft, was an dieſem Baume gerühmt wird. Die Linde, in deren Zweigen die Nachtigall ſingt, iſt auch die Zuflucht der Liebenden, die das Geräuſch der Menge fliehen, und ein Sänger der Minne kann die Linde nicht nennen, ohne an die ſüßeſten Freuden des Frühlings und der Liebe zu denken [1].

Zu der blühenden Linde, im Thal vor dem Walde, zieht nun die fröhliche Schaar, wenn ſie mit Blumenkränzen ſich geſchmückt hat. Eine Jungfrau, in ihrem beſten Feiertagskleide (M. II, 83 a, 2 v. u.), trägt den Maien vor, von deſſen Spitze ein langer Schleier weht. Aus rothem Munde, gleich einer Blüthe, ſingt die Trägerin vor, die andern

[1] In einer alten Übertragung des Hohenlieds (Herder, Lieder der Liebe S. 154) heißt es: „Do pei ſtet ein linde prait, dor unter ſüll wir ſein gemeit.“ (Cap. 8, V. 14.)

alle ſingen nach. Als ſie bei der Linde angekommen, da hebt ſich mit lautem Schalle der Maientanz. Die Jungfrau und ihre Geſpielen ſingen den Reigen (von Stamheim, M. II, 56 b, 4 bis 6). Wer es hört, der eilt herbei: „Ich hört' auf der Heide laute Stimme und ſüßen Sang, nach der mein Gedanke rang und ſchwang, die fand ich zu Tanze, da ſie ſang; ohne Leid ich dahin ſprang" (Heinrich von Morunge, M. I, 55 a, 1 v. u.). Jeder trachtet, mit der an den Tanz zu treten, die ihm in die Augen leuchtet: „Wo nun Lieb bei Liebe gaht, da giebt Maie ſüßen Rath" (M. I, 14 a, 2). Dort ſteht Einer, der in der Menge Diejenige ſucht, von der ihm geträumt, wie neben ihnen die Blüthen vom Baume nieder auf das Gras ſielen; aber die üppigen Blumenkränze, Schattenhüte, Blumenhüte (M. I, 14 a, 5. 3 b, 4. II, 81 a, 5) verdecken manch blühend Geſicht: „Mir iſt von ihr geſchehen, daß ich dieſen Sommer allen Maiden muß feſt unter die Augen ſehen. Was? ob ſie geht an dieſem Tanze? Frauen, durch eure Güte, rücket auf die Hüte! Wohl mir, ſäh' ich ſie unterm Kranze!" (M. I, 136 b, 6 f.) Ein Andrer ſchaut behaglich zu, wie ſeine Schöne am Reigen ſpringt und ſich wie eine Weidengerte ſchwenkt (M. I, 159 b, 1). Jener ſingt ſelbſt den Reigen: „Einen Umfang mit Armen blank, den wünſchet dem, der den Reigen ſang!" (M. II, 48 a, 4.) Dort tanzen zwei, die Aller Blicke auf ſich ziehen: „Elle und Elſe tanzen wohl, des man den Beiden danken ſoll" (M. I, 143 b, 1 v. u.). Auch der bunte Ball wird zwiſchenhin geworfen und begünſtigt iſt, wem er aus lieber Hand zufliegt (M. II, 56 b, 1 v. u. 59 b, 2. 75 b, 3. 79 a, 6 f.). Jung und Alt (M. II, 244 a, 1), denn „da iſt Niemand alt" (M. I, 117 b, 7. Vgl. Miſcellaneen II, 168), Pfaffen und Laien treten an den Ring (Benecke 167. 184), raſcher wirbelt der Tanz, Athem und Füße verſagen, der Reigen verirrt ſich, die Saite wirrt ſich: „Schreiet Alle heia! hei! nun iſt die Sait' entzwei!" Ein Zärtlicher ruft dazwiſchen: „Mein Herze muß entzwei!" (Benecke 159. 169. 184. 191. M. II, 63 a, 1. 61 b, 1 u. 64 a, 1.) „Freuden viel hatten ſie", ſagt der von Stamheim, „ihnen war dort wohl, Gott helfe uns hie!" (M. II, 56 b, 1 v. u.)

Dieſes nun iſt die kurze Geſchichte des Frühlings, die unſrem Minneſang zu Grunde liegt. Auch die höfiſchern Sänger weiſen vielfältig darauf zurück und können ohne jene Grundlage nicht völlig verſtanden werden. Walther von der Vogelweide, dem die geiſtigere Seite des Minneſangs wohl bekannt iſt, hat doch aus jenem Kreiſe mehrere ſeiner friſcheſten Lebensbilder entnommen. Nur im obigen Zuſammenhange wird es völlig klar, warum ein ſo großer Theil der Minnelieder als Frühlings- oder Winterlied erſcheint. Der blumige Rahmen iſt dem Minneſang eigen geblieben. Die Zuſtände des liebenden Herzens werden fortwährend mit dem Leben der Natur in Beziehung geſetzt.

Die große Anzahl ſolcher Lieder, welche mit einem kleinen Gemälde des Frühlings oder Winters beginnen und dieſem entweder die Hoffnungen und Freuden des Liebenden, oder ſeine Klagen über die Ungunſt der Geliebten anreihen, läßt ſich auf wenige durchgreifende Richtungen zurückführen. Das Einfachſte, was mit jener alterthümlichen Grundlage am nächſten zuſammenhängt, iſt, wenn der Sänger ſich freut und zur Freude auffordert, daß die glückliche Zeit des Frühlings und der Liebe wieder angebrochen, oder umgekehrt, wenn er das Scheiden dieſer ſchönen Tage betrauert; überhaupt wenn die Stimmung ſeines Gemüths mit der Farbe der Jahreszeit zuſammentrifft. Anklänge ſolcher Lieder ſind: „Freut euch, Jung und Alt! man ſieht wieder manigfalt lichte Blüth' entſpringen“ (M. II, 92 a, 2). „Wohl den kleinen Vögelein! wohl der Heide! wohl den lichten Tagen! Die ſollen uns zu Freuden ſcheinen“ (M. II, 54 b, 2). „Maienblüthe und Ihre Güte die ſind wohl einander gleich; wo die Roſen ſtehn in Blüthe, die ſind nicht ſo minniglich, als mein Lieb, des freu' ich mich“ (M. I, 31 a, 7). „In dem lüſteſüßen Maien, wenn der Wald gekleidet ſtaht, ſo ſieht man ſich ſchöne zweien Alles, was ein Liebes hat; ſie ſind mit einander froh, das iſt recht, die Zeit will ſo“ (Ulrich von Lichtenſtein, M. II, 33 b, 2). „Ich bin verwundet von zwiefachem Leide, es falben lichte Blumen auf der Heide, ſo leide ich Noth von einem reinen Weibe“ (M. I, 4 b, 2 v. u.). „Winter und ein ander Leid die geben mir oft ſehnenden Muth“ (M. II, 25 b, 3). „O weh, liechte Tage! o weh, Blumen roth! o weh, Vogelſang! o weh, grüner Wald!“ (Muſeum I, 366.) „Was hat mich die liebe Zeit verfangen, daß ſo ſchön der Sommer was? Der iſt ohne Freude mir zergangen, o weh Blumen! o weh Gras!“ (M. I, 161 a, 2 v. u.). Eine zweite Weiſe beruht auf dem Gegenſatz, wenn der Liebende in der ſchönen Zeit trauern muß, oder in der trüben ſich glücklich fühlt. „O weh! daß mir bei lichten, wonniglichen Tagen nicht ein Sommer an dem Herzen wird!“ (M. I, 167 b, 5). „Ich hab' erwählt mir ſelber ſüßen Kummer, den will ich haben für aller Blumen Schein“ (M. I, 15 b, 5). „Es mahnen mich die lichten Tage meiner alten ſehnenden Klage“ (M. I, 34 b, 5). „Kalte Reiſen und Schnee zergehn, unzergangen iſt meine Noth“ (M. I, 146 b, 8). „Es wintert mir die Sommerzeit“ (M. I, 32 b, 4). „Der grüne Klee iſt mir ein Schnee, wie ſchön die kleinen Vögelein ſingen, mir iſt doch weh“ (M. II, 48 b, 7). „Der Mai hat manigfalte Blüthe, ſo hab' ich Sorge manigfalt“ (M. I, 36 b, 5). „Was tröſtet das, ob ich in Roſen wate bis zum Gürtel?“ (M. I, 162 a, 1 v. u.) „Ich muß ohne Wehr verderben, in den vollen Wonnen ſterben“ (M. I, 36 a, 6. Muſeum I, 366). „Winter, dir ſei widerſagt! ich will fröhlich bleiben“ (M. II, 91 a, 3). „Die Vöglein ſingen uns nicht mehr, doch ſing' ich meiner Frauen“ (M. I, 193 a, 2). „Wohl nähm' ich eine lange Nacht für tauſendfache Blüthe“ (M. I, 4 a, 1 v. u.). „Mir ſchadet Reiſe nicht, noch Schnee, ich weiß ſo lachend einen Mund, der wie die neue Roſ' entſprießt“ (M. II, 21 a, 4). „Für das grüne Laub ihr goldnes Haar will ich immer gerne preiſen“ (M. II, 209 a, 5). Dieſe letztere Weiſe geht endlich dahin über, daß der Sänger, einzig in ſeiner Liebe befangen, ſich über die Jahreszeit gänzlich hinwegſetzt: „Ich habe mehr zu thun, denn Blumen klagen“ (M. I, 68 b, 1). „Hätt' ich nicht andres Leides mehr, ſo wollt' ich klagen den grünen Klee“ (Muſeum I, 401). „Was klag' ich dummer Vöglein Sang? was klag' ich nicht die ſchwere Zeit, die ich gedienet ohne Dank?“ (Muſeum I, 346.) „Sommer und Winter beide ſind gutes Mannes Troſt, der Troſt begehrt“ (M. I, 110 b, 5). „Ich freue mich gegen dem Maien nicht, noch traur' ich gegen des Winters Zeit“ (M. II, 16 a, 4). Ulrich von Lichtenſtein tadelt die Wetterſorger, die, den Vögeln gleich, im Winter trauern und nur im Sommer Freude haben. Sein Herz iſt froh, wie es wittre (Frauendienſt S. 248. M. II, 37 b, 8). Man ſieht übrigens, daß auch der Gleichgültige noch der Naturbilder zum Gegenſatze bedarf.

Sowie die Anlage dieſer Lieder auf wenigen Grundzügen beruht, ſo hat auch die Naturſchilderung ihre ſtehenden Bilder. Der Sang der Vögelein, voraus der Nachtigall, das Ergrünen des Waldes, die laubende Linde, der friſche Klee, die Blumen, die aus dem Graſe dringen, die lichte, thauige Roſe; hinwider das Verſtummen der Nachtigall, das „unbeſungene“ Thal (M. I, 30 b, 2. Vgl. I, 192 b, 2. II, 244 b, 2), das Falben des Waldes und der Aue, die Linde, deren Blätter fallen, die welkenden Blumen, Reif und Schnee, wo man Blumen las. Aber bei all dieſen Wiederkehrenden wird der aufmerkſame Freund der Poeſie ſich manigfach angezogen und beſchäftigt finden. Nicht bloß daß einzelne Dichter die gemeinſchaftlichen Grundformen zu ſelbſtändigern Darſtellungen ausgebildet haben, ſondern es hat auch ein großer Theil der Sänger jenem Gemeingut, in ſtärkeren oder leiſeren Zügen, das Gepräge des eigenen Sinnes und Gemüthes mitgetheilt, beſonders aber zeigt ſich eine freiere Manigfaltigkeit im Gebrauch der Naturbilder als Gleichnis und zur Verſinnlichung. Denn auch darin iſt der Minneſang ſeinem Urſprung treu geblieben, daß er ſeinen meiſten und liebſten Bilderſchmuck aus der Natur ſelbſt entnimmt.

Wenn unſre altdeutſchen Dichter die Schönheiten der Natur ſchildern oder bildlich anwenden, ſo ſehen wir die Natur im lichteſten Frühlingsglanz und in der heiterſten Friſche des Morgens. Wir erfreuen uns des ſaftigſten Grüns, der hellſten Blüthenfarben, die Sonne durchleuchtet Blumen und Klee (M. II, 244 b, 3), die Blumen tropfen vom Thau, der ihnen eben erſt in die Augen gefallen (M. II, 34 b, 6. 78 a, 5). Dieſe Dichter verſtehen es, wie des Sommers Kraft an ungezählten Blüthen und Blumen Farb' in Farbe miſchet (M. II, 243 b, 4. Ebend. a, 1. II, 53 b, 2 v. u.). „Viel mancherhande Farbe hat in ſeinem Kram der Maie; ſind gelb, grün, roth, ſind blau, braun, blank, ſind wonniglich entſprungen“ (M. I, 59 a, 2). „In ſchöner Grüne grünt das Thal, aus Röthe gläſtet Roth, hie gelber Gelb, dort blauer Blau, dort weißer Lilien Schein; Gott färbet Farbe viel der Welt“ (M. II, 50 b, 3). Der Sinn für maleriſches Farbenſpiel erweiſt ſich in manchem lieblichen Blumenſtück. Aus dem jungen grünen Graſe lächeln die lichten Blumen hervor, als wollten ſie einen Gruß uns ablocken (M. II, 180 a, 4). Aus grünen Äſten glänzen weiße Blüthen (M. I, 44 b, 3) und die Roſen ſtehen in ihrer beſten Röthe, wie es grünem Hage behagen ſoll (M. II, 54 b, 2. Vgl. II, 52 a, 6). Ein heimliches Plätzchen wird uns ausgemalt, eine dichte Gruppe vielfarbiger Blumen, mit dem Blatte des Klees untermiſcht, darüber die breite Linde, auf der die Vöglein ſingen, ſich ihres grünen Laubes rühmet (M. I, 175 a, 4. Vgl. II, 167 b, 5. I, 115 a, 2).

Die lichte Frühlingszeit, die glänzende Blumenwelt müſſen denn auch ihr Beſtes zum Preiſe der Geliebten herleihen. „Sie Sonnenblick, ſie Maienſchein, ſie Vogelſang!“ (M. I, 184 b, 1 v. u.) „Sie wohl geblühtes Maienreis“ (M. I, 178 b, 4). „Mein's Herzens ſpielende Maienſonne!“ (M. II, 38 a, 2 v. u. Vgl. 39 a, 2 v. u.) „Der Schein, der ihr von Augen geht, der macht mich ſchön erblühen“ (Muſeum I, 435). „Könnten Vögel recht erſchauen, ſie erkören ſie zur Frauen ſtatt der lichten Sommerzeit“ (M. I, 84 a, 6). Vor Allem aber iſt die Roſe der beliebteſte Schmuck, und zwar die Roſe im Maienthau, ſo recht in ihrem köſtlichſten Jugendſchimmer. Erſt dient ſie überhaupt zum Bilde herrlicher Frauen. „Was vergleichet ſich der Wonne, da eine Roſ' im Thaue ſteht? Niemand, denn ein ſchönes Weib, die mit rechter Weibesgüte wohl kann zieren ihren Leib“ (M. I, 194 a, 1). „Sie Roſe in Maienthaue!“ (M. II, 99 b, 3.) „Roſe ob allen Weiben man ſie nennen ſoll“ (M. I, 61 a, 3, auch Benecke 229 f.). „Sie iſt meine blühende Roſe, gewachſen ſonder Dorn“ (M. I, 184 b, 1 v. u.). „Eine Roſe gegen wilden Dorn iſt ſie bei andern Frauen“ (M. I, 193 a, 3). „Ich bin froh von einer Roſe, die kann ſprechen ſüße Wort'“ (M. II, 40 a, 5). „Mir träumt' ein Traum, wie ein Roſenbaum, hoch und ſchlank, mit zwei blühenden Äſten umfienge mich“ (M. II, 209 a, 6). Oft bezeichnet die Roſe, in Zuſammenſtellung mit der Lilie, der Frauen blühende Geſichtsfarbe, zumal wenn die Liebe mit dieſer Farbe ſpielt. „Ihre wohlgeſtellten Wängel ſind gefarb, wie eine thauige Roſe roth“ (M. I, 118 b, 4). „Roſen roth geſtreut auf weißen Schnee ſind der Lieben unter Augen“ (M. II, 209 a, 4). „Ob ſie mir weder Troſt noch Hülſe bot, doch ward ihre Farbe lilienweiß und roſenroth“ (M. I, 54 a, 3). „Thauige Roſe gegen der Sonne, die ſich aus der Hülle hat zerſpreitet, ſtehn ihr Lilien nahe bei: die viel Loſe hat mit Güte dieſer zweier Blumen Schein“ (Benecke 194. M. I, 59 b, 2). Lilien und Roſen bedeuten aber auch der Frauen ſittliche Reize: „Könnet ihr mit Züchten fröhlich ſein, ſo ſtehn Lilien wohl den Roſen bei“ (M. I, 115 a, 2). Auch der rothe Mund und ſein ſüßer Kuß nehmen, wie leicht zu erachten, die Roſe zum Bilde. „Ihr Mund ſteht in ſüßer Blüthe, wie in Thau eine lichte Roſe roth" (M. I, 197 a, 3). „Dein Mund iſt röther, denn eine lichte Roſe in Thaues Blüthe" (M. I, 130 b, 1). „Recht als eine Roſe, die ſich aus der Knoſpe läßt, wenn ſie des Thaues gehrt, ſo bot ſie mir den ſüßen rothen Mund" (M. I, 2 a, 4). „Küſſen iſt der Minne Roſe" (Miſcellaneen I, 111). Einen dieſer Sänger bringt der roſenfarbe Mund ſeiner Geliebten auf den Einfall, als habe ſie eine rothe Roſe gegeſſen (M. I, 25 a, 5). Beſonders aber iſt das Lachen oder Lächeln ſchöner Frauen roſig und roſenbringend. „Was kann Trauren baß verſchwachen, denn ihr zartes röſelichtes Lachen?" (M. I, 200 a, 1 v. u.) „Roſenroth iſt ihr das Lachen, der viel lieben Frauen mein" (M. II, 52 b, 6). „Wenn die Heide baar der Blumen liegt, dennoch ſeh' ich Roſen, wenn ihr rothes Mündel lachet" (M. II, 22 b, 2). „So oft ich meine Frau anſehe, iſt mir, wie Alles Roſen trage" (M. I, 3 a, 1 v. u.). Dieſes hängt mit dem alten Mährchenglauben vom Roſenlachen, von roſenlachenden Leuten zuſammen. Es ſoll begabte Menſchen geben, von deren herzlichem Lachen Berg und Thal, Laub und Gras voll Roſen werden. Der Freude blüht ja die Welt[1]. Unter den Minneſängern hat der Graf von Toggenburg in ſeinem glänzenden Roſenliede dieſen lieblichen Glauben am klarſten und vollſtändigſten behandelt. Blumen, Laub, Klee, Berg und Thal und all des Maien ſommerſüße Wonne ſind ihm gegen die Roſe fahl, die ſeine Fraue trägt. Die Sonne erlöſcht in ſeinen Augen, wenn er die Roſe ſchaut, die aus einem rothen Mündel blüht, wie die Roſen aus des Maien Thaue. Wer hier jemals Roſen brach, der mag wohl in Hochgemüthe ſchweben. Was je der Sänger Roſen ſah, nimmer ſah er doch ſo loſe Roſe.

---

[1] Über das Roſenlachen ſ. J. Grimm, Erläuterung einer Stelle aus Apollonius von Tyrland, Altdeutſche Wälder Bd. I, S. 72 bis 75. Daſelbſt iſt auch das Minnelied des Grafen von Toggenburg erläutert. Noch findet man in Schwaben die Geſchlechtsnamen Roſenlächler, Roſenlächer. (Chriſtliche Kunſtſymbolik und Ikonographie, Frankfurt 1839, S. 30: „S. Angelus. In Karmeliterkleidung; mit Roſen und Lilien; oder Roſen und Lilien fallen ihm aus dem Munde. Anſpielung auf die Legende, daß ihm einſt während der Predigt ſolche Blüthen aus dem Munde gefallen ſeien. Er hatte den Berg Karmel auf göttlichen Befehl verlaſſen und predigte in Sicilien, wo er von den Andersgläubigen den Tod des Märtyrers erlitt.")

Was man der Roſen brichet in dem Thal, da ſie die ſchönen machet, alsbald ihr rother Mund eine andre, tauſendmal ſo ſchöne, lachet (M. I, 10 b, 1 v. u. f.)[1].

Die blühende Farbe dieſer Naturbilder iſt unverkennbare Folge der Treue und Innigkeit, womit unſre Sänger das Leben der Natur beobachteten und erfaßten. Mit welcher herzlichen Theilnahme klagen ſie oft die Noth der Blumen und der Vögel bei einbrechender Winterszeit! „Winter, was hat dir gethan die minnigliche Blüthe und der kleinen Vöglein ſüßes Singen?“ (M. I, 4 a, 1 v. u.) „Seit ſo ungelaubet ſteht der Wald, wo nehmen die Vögelein Rath?“ (M. II, 109 b, 1. Vgl. M. I, 193 a, 1 v. u. 197 b, 1.) Der trauliche Verkehr, worein ſich unſre Dichter mit den geflügelten „Waldſingern“ (M. I, 148 a, 4. H. Georg V. 5849) ſetzen, zeigt uns noch auf beſonders anziehende Weiſe ihr gemüthliches Leben in und mit der Natur. Sie merken wohl auf der Vöglein verſchiedene Weiſe und wie jegliches ſeine Stimme ſonders ſingt (M. II, 56 a, 1). „Die Lerche lüftet ihr Getöne, daß ihr Schall auf durch die Wolken dringet“ (M. I, 12 b, 2 v. u.). „Süße Luft durchtönet der Lerche Sommergruß“ (M. II, 244 b, 3. Vgl. II, 92 b, 3). „Man hört kleine Vögelein in den Auen überall, Droſſeln, Lerchen und die Zeiſe tönen wonniglicher Weiſe mit der freien Nachtigall“ (M. I, 191 b, 1). „Aus dem Laube ſingt der Wittewal (die Goldamſel), Droſſel hoch auf Waldes Wilde, Lerch' ob dem Gefilde, in den Auen tönt die Nachtigall“ (M. I, 203 a, 2). „Der Wald iſt neues Laubes reich, ihn freun der Vöglein Töne, ſie haben wonniglichen Schall, voraus die liebe Nachtigall, der Sang ich hohe kröne“ (M. I, 184 b, 2. Vgl. II, 182 a, 5). „Höret! wie die freie Nachtigall ſüßen Schall durch Wälder in Auen tönet!“ (M. I, 13 b, 2.) „Da hört man die Nachtigall auf dem blühnden Reiſe ſingen lobelichen Schall“ (M. I, 13 b, 1 v. u. Vgl. I, 14 b, 1, 4). „In der blühnden Blüthe Schein tönet wohl die Nachtigall“ (M. I, 198 b, 4). „Hoch und leiſe ſinget die Nachtigall“ (Muſeum I, 382). „Sei willkommen, Frau Nachtigall! dein Ton iſt mancher ſüßen Stimme reich am Morgen“ (M. II, 58 b, 5). „Ihr Getöne, ſeltſam und wilde, ſang die liebe Nachtigall“ (M. II, 201 b, 2). „Die Nachtigall die ſang ſo wohl, daß man ihrs immer danken ſoll“ (Muſeum I, 386). „Geehret ſei die Sängerin, die des Zweiges hüte! Immer muß Sie ſelig ſein, die da zu den Vögelein ſetzet mein Gemüthe“ (M. I, 189 a, [illegible]). So innig iſt das Gemüth unſrer Liederdichter zu den Singvögeln geſetzt, daß ſie mit ihnen recht in einen Bund der Freundſchaft und Kunſtgenoſſenſchaft getreten ſind. „Mit den Vöglein will ich ſingen“ (M. I, 31 a, 5. II, 220 b, 3. I, 170 a, 3). „Mit denen will ich freuen mich der frohen Zeit“ (M. II, 92 a, 2. II, 168 b, 2). „Ihr Vögel, ſinget euren Sang! ſo ſing' ich mit“ (M. I, 166 b, 2). „Singen Vöglein, ſo ſing' ich der Süßen“ (M. I, 192 b, 2). Die Vöglein empfahen ſingend die ſchöne Zeit (M. I, 21 a, 2. 3), ſie loben mit Geſange den Mai (M. I, 23 a, 2 v. u. 167 b, 5), ſie freuen ſich der ſpielenden Sonne, wenn ſie über dem Berg aufgeht (M. I, 193 b, 1 v. u.). Ihnen vergleicht ſich der Minneſänger: „Vöglein ſingen Lob des Maien Scheine, ſo ſing' ich von guten Weiben, was ich allerbeſtes kann“ (M. II, 34 b, 6. 7). „Die Nachtigall freut ſich, daß Heide und Wald ſtehn in wonniglicher Schaue, ſo freu' ich mich, daß meine Fraue iſt alſo wohlgeſtalt“ (M. I, 193 b, 3). „Gegen Ihrer ſüßen Güte freut ſich mein Gemüthe, wie die kleinen Vögelein, ſo ſie ſehen den Morgenſchein“ (M. II, 102 b, 3). Auch zu Gegenſätzen führt den Dichter die Vergleichung ſeines Lebens mit dem der Vögel. Er kann ſich nicht mit ihnen der Blüthe freuen (M. I, 7 a, 1 v. u.), ob ſie hoch oder nieder ſingen, er muß bei Einer Klageweiſe bleiben (M. I, 145 a, 5). Umgekehrt rühmt er ſich, daß er beim Reiſe Neues ſingen könne, während die Maienluft den Vögeln ſtets nur ihren alten Ton bringe (M. I, 148 a, 4). Er beneidet nicht die Frühlingsluſt der Vögel, ſchweigen ſie doch all den Winter ſtille (M. I, 20 a, 4. Weingartener Handſchrift S. 56). „Wenn ihre Freud' ein Ende hat, ſo bin ich, will die Gute, freudenreich“ (M. II, 104 b, 2). War er im Sommer der Genoſſe der ſingenden Vögelein, ſo iſt er im Winter ihr Stellvertreter. Statt ihrer will er der Schönen ſingen (M. I, 13 b, 4). „Ich will den Winter empfahen mit Geſange, alle ſchweigen ſtille die kleinen Vögelein“ (M. I, 6 b, 3). „Vögel, die hellſten und die beſten, all des Maien Zeit ſie wiegten mit Geſang ihre Kinder; da ſchlief nicht die Nachtigall, nun wach' aber ich und ſing' auf Berge und in dem Thal“ (M. I, 148 a, 5). Das Vöglein iſt wohl auch der ſichre Vertraute heimlicher Liebesfreuden unter der Linde: „Nimmer Niemand befinde das, denn Er und ich, und ein kleines Vögelein! das mag wohl getreue ſein“ (M. I, 113 b, 2 v. u.). Oder es wird als Liebesbote abgeſendet: „Nachtigall, gut Vögelein, meiner Frauen ſollt du ſingen in ihr Ohr“ (M. I, 45 b, 3. Vgl. Miscellaneen II, 199 u.). Oder der Sänger wird völlig eins mit ihm: „Dieſes Lied hat euch geſungen vor dem Wald ein Vögelein“ (M. I, 194 a, 1). In Liedern dieſer Art klingt denn auch der Nachtigallſchlag, ein „Tandaradei“ oder „Deilidurei“, wiederkehrend durch die Worte des Liedes (M. I, 113 b, 4 bis 7. 45 b, 3 bis 5). Überhaupt iſt man zu glauben verſucht, dieſe Dichter hätten ihre manigfaltigen und wohlklingenden Weiſen den befreundeten Waldvögeln abgelauſcht. Gotfrid von Straßburg bezeichnet im Triſtan V. 4750 ff. die Liederdichter als Nachtigallen, die ihre ſüße Sommerweiſe ſingen. Von einer derſelben (Walthern von der Vogelweide) ſagt er: „Hei! wie die über Heide mit hoher Stimme ſchallet! was Wunders ſie ſtellet! wie ſpähe (kunſtvoll) ſie organieret! wie ſie ihren Sang wandelieret! Die ſoll der andern Leiterin ſein, die weiß wohl, wo man ſuchen ſoll der Minne Melodie.“ Und wirklich ſind die tönereichen Sänger des Frühlings und der Minne mit nichts ſo treffend zu vergleichen, als eben mit der Nachtigall, die, nach der Schilderung unſrer Lieder, auf blühendem Zweige ſitzend, ihren unerſchöpflichen Geſang ausſtrömt.

---

[1] Dieſer Mythus vom Roſenlachen findet ſich auch in einem neugriechiſchen Volksliede bei Fauriel, Chants populaires de la Grèce moderne u. ſ. w. Bd. II, S. 382: *Ὅπου γελᾷ, καὶ πέφτουν τὰ ῥόδα 'ς τὴν ποδιάν της*, Und wenn ſie lacht, ſo fallen ihr die Roſen in die Schürze. [Vgl. Schriften III, S. 420. 421. H. Grimms deutſche Mythologie S. 1055. Simrocks deutſche Mythologie S. 360. Liebrechts Pentamerone von Baſile 2, 86. K.]

Als Beiſpiele freierer, über die herkömmlichen Wendungen der Frühlings-Poeſie ſich erhebender Darſtellung führen wir an: ein Lied Walthers von der Vogelweide, worin er vergleicht, was dem Auge beſſer thue, die Wonne eines Maimorgens oder die Erſcheinung einer herrlichen Frau: „Der Maie bringe uns all ſein Wunder, was iſt denn da ſo Wonnigliches unter, als ihr viel minniglicher Leib? Wir laſſen alle Blumen ſtehn und gaffen an das werthe Weib“ (M. I, 116 a, 1. 2. 5). Dann was Kriſtan von Hamle ſingt: „Ich wollte, daß der Anger ſpräche, wie der Sittich im Glas, und er mir dann recht ſagen wollte, wie gar ſanft ihm neulich war, da meine Fraue Blumen von ihm las und ihre minniglichen Füße rührten auf ſein grünes Gras. Herr Anger, was ihr Freuden muſtet erleben, da ſie ihre weißen Hände nach euern Blumen bot! erlaubt mir, daß ich meine Füße ſetze, wo Sie gegangen! Herr Anger, bittet, daß mir Kummer büße ein Weib, nach der mein Herze ſteht! ſo wünſch' ich, daß Sie mit bloßen Füßen noch heuer müſſe auf euch gehn, dann ſchadet euch nimmer Reif noch Schnee; wird mir von Ihr ein lieblich Grüßen, ſo grünet mein Herze, wie euer Klee" (M. I, 46 b, 4 bis 6). Endlich das ſchöne Gedicht Herzogs Heinrich von Breslau, wie er dem Mai, der Sommerwonne, der lichten Heide, dem glänzenden Klee, dem grünen Walde, der Sonne, der Göttin Venus ſelbſt, die Strenge der Geliebten klagt und Hülfe verlangt. Da will der Mai ſeinen Blumen, Roſen und Lilien, gebieten, daß ſie vor ihr ſich zuſchließen; die Sommerwonne will der kleinen Vöglein ſüßen Fleiß gegen ihr verſtummen laſſen; die Heide will ſie fahen, wenn ſie nach lichten Blumen geht, und ſie dem Sänger feſt halten; der Klee will ihr in die Augen leuchten, daß ſie ſchielen muß; der grüne Wald will ſein Laub abbrechen, ſie gebe denn dem Sänger holden Gruß; die Sonne will ſie durchhitzen, daß kein Schattenhut ihr helfe; Venus will ihr Alles entleiden, was minniglich geſchaffen iſt. O weh! ruft da der Sänger, ihr zarter Leib der möcht' es nicht erleiden; laßt mich eh' ſterben, Sie geneſen! (M. I, 3 b, 1 bis 5.)

Die Treue, womit der Minneſang die Naturbilder als ſeinen eigenthümlichen Schmuck und Ausdruck bewahrt hat, muß uns beſonders einleuchten, wenn wir die erzählenden Rittergedichte damaliger Zeit zur Vergleichung nehmen. Während in dieſen die weibliche Schönheit im reichſten Glanze feſtlicher Gewande und edler Geſteine aufgeführt wird, ſo erſcheint ſie in den Minneliedern nur mit dem einfachen Blumenkranze geſchmückt. Es iſt merkwürdig, wie wenig von jenen glänzenden und beliebten Beſchreibungen der Kleiderpracht auf den Minneſang übergegangen iſt. Nur ſelten tritt der Rubin an die Stelle der Roſe, als Bild des durchleuchtig rothen Mundes (M. I, 47 b, 2. 148 b, 5. 184 b, 5). Nur flüchtig einmal heißt es: „Ich ſah die viel Minnigliche vor mir ſtehn in reicher Wat" (M. I, 4 a, 3). Mehr nur allegoriſch, und bei Späteren, doch faſt immer mit Naturbildern untermiſcht, wird der Kleidung erwähnt: „Nun hat der Mai Wald, Heide, Aue wohl bekleidet mit mancher wonniglichen, ſpähen Wat; alſo hat meines Herzens Fraue ſich bekleidet: weibliche Güte, Schöne und Ehre, dabei reinen Muth, dieß Gewand trägt die viel Hehre" (Muſeum I, 378. Vgl. M. II, 94 b, 5 ff. 106 a, 1. 126 b, 2. 230 b, 3). Statt die Naturbilder zu verdrängen, muß vielmehr der Kleiderſchmuck dazu dienen, ſie anſchaulicher hervorzuheben. Man freut ſich und dankt, daß der Maie Wald und Aue ſo wohl bekleidet (M. I, 197 a, 1. Benecke 227. 253. 256); die Heide ziert ſich gegen den Maien in ihr beſtes Gewand (M. II, 56 a, 2); in grüner Wat empfängt ſie die liebe Sommerzeit (M. I, 180 b, 4); ſie hat Blumen auf ihrem ſommerlichen Kleide, der freut ſie ſich (M. I, 199 a, 1 v. u.); Roſen ſind ihr beſtes Kleid (Muſeum I, 368). So wird denn auch der Wald beklagt, daß er unbekleidet ſei (Muſeum I, 371. Benecke 225), und der Mai, daß ihm der arge Winter ſeine wonniglichen Kleider zerführe (Benecke 223. Vgl. M. I, 195 b, 1). Man denkt ſich den Sommer gern als einen milden Herren, der ſeinen Hof und die Gehrenden mit ſchönen Kleidern beſchenkt (M. II, 103 b, 3. 244 a, 2). „Wes Muth zu Freuden ſei geſtellt, der ſchaue an den viel grünen Wald, wie wonniglich gekleidet der Mai ſein Ingeſinde hat von reicher Farbe in lichte Wat!" (M. I, 14 b, 4.) Der Sommer giebt die Kleider, der April hat ſie gemeſſen und der Mai geſchnitten, wie der witzige Schulmeiſter von Eßlingen ſagt. Dafür läßt er denn auch das Lob jenes milden Gebers von den Vögeln, wie von fahrenden Leuten, weit in den Landen um die Wette ſingen und pfeifen (M. II, 94 b, 5. Vgl. Benecke 236).

Die Minneſänger haben, auch wenn ſie von Andrem, als der Minne, ſingen, die Naturbilder darauf übergetragen. So auf das Lob geſangliebender Fürſten, wovon wir noch beſonders handeln werden. Selbſt die Geiſel des Strafliedes verwandelt ſich in ihren Händen in einen Blüthenzweig. So klagt ein trefflicher Sänger[1] im Frühling, daß die Blumen Mancher trage, der nicht Laubes wäre werth. Er beklagt Blumen und der kleinen Vöglein Sang, die er beide den Schlechten misgönnt. Den Vöglein wünſcht er, daß ſie die Leute beſſer unterſchieden. Würde den Leuten geſungen, nachdem ihr Herz ſtehe, ſo möchte Jeder ſich ſelbſt erkennen, was er Tugend habe. Wem die Nachtigall ſänge, der möchte ſich freuen; dagegen würde ein Fingerzeigen, wenn Einem der **Kuckuk** ſänge oder ein Diſtelfink, den erkennte man daran, als einen Tugendloſen; wie viel müſte ſolcher ſein! (M. I, 166 a, 3 bis 5. Vgl. M. II, 202 a, 3. 203 b, 5. 244 a, 2)[1]

---

[1] Schwerlich Walther von Mezze, unter deſſen Namen das Lied ſteht.

Auch die Gräber noch werden mit dem Schmucke des Frühlings bekränzt. Ulrich, Schenk von Winterſtetten, klagt den Tod ſeines Bruders in einem Frühlingsliede (Benecke 262). Reinmar der alte läßt die Gemahlin Lüpolts, muthmaßlich des Herzogs von Öſterreich, den Tod ihres Gatten beklagen: „Sie ſagen, der Sommer der ſei hie, die Wonne die ſei kommen. Was bedarf ich wonniglicher Zeit, ſeit aller Freuden Herre, Lüpolt, in der Erde liegt?“ (M. I, 68 a, 2.)[2] Ähnliche Todtenklage einer Frau giebt Hartmann von Ouwe: „Dies wären wonnigliche Tage, wer ſie mit Freuden möchte leben, nun hat mir Gott eine ſchwere Klage zu dieſer ſchönen Zeit gegeben“ (M. I, 183 a, 7).

So weit mag es für jetzt genügen, die Naturſeite des Minneſangs dargelegt zu haben. Sie wird ſich uns ſpäter wieder in andrer Beziehung nachdrücklich herausſtellen. Vorerſt war es darum zu thun, das Leben der Natur als urſprünglichen und fortwirkenden Beſtandtheil des Minneſanges aus den Liedern ſelbſt zu entwickeln. Die Sänger beſtätigen aber auch ausdrücklich dieſe genaue Verbindung. So der wandernde Walther von der Vogelweide: „Gerne wollte ich, möcht' es ſein, bei eignem Feuer erwarmen; ahi! wie ich dann ſänge von den Vögelein, von der Heide und von den Blumen, wie ich weiland ſang! Welch ſchönes Weib mir gäbe dann ihr Habedank, der ließ' ich Lilien und Roſen aus den Wängeln ſcheinen“ (M. I, 131 a, 2 v. u. Vgl. M. I, 154 a, 3). Weiterhin der Marner, von den älteren Meiſtern ſprechend: „Die ſangen von der Heide, von den Vögeln, wie die Blumen ſind gefarb“ (M. II, 173 a, 3). Und ſpät noch Meiſter Friedrich von Suonenburg: „Ich ſänge auch wohl von Minnen Lied und von des Maien Thaue" (M. II, 213 b, 1. Vgl. I, 169 a, 3. II, 69 a, 2. 117 a, 4. Flore 819 bis 823. 945. 2302). Einen Inbegriff und Wahlſpruch dieſer ganzen Dichtungsart aber geben uns die ſchönen Worte Steinmars: „Ich will grünen mit der Saat, die ſo wonniglichen ſtaht; ich will mit den Blumen blühen und mit den Vöglein ſingen; ich will lauben wie der Wald, wie die Heide ſein geſtalt; ich will mich nicht laſſen mühen, mit den Blumen all zu ſpringen; ich will zu Liebe meiner lieben Frauen mit des viel ſüßen Maien Thaue thauen; das iſt mir Alles nicht zu viel, wenn Sie mich tröſten will" (M. II, 109 a, 1).

---

[1] Suochenwirt XXIII, 74 bis 77: Ich wolt, wer hiet ſo valſchen ſin, Daz neben aus dem munde ſein Die zende wüechſen als einem ſwein; Da möcht man in derchennen pey u. ſ. w. [Vgl. K. Bartſch, Deutſche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts, Leipzig 1864. 8. S. 345. H.]

[2] Lachmann, Auswahl S. 210, läßt in dieſem Liede die Welt ſprechen.

III.

Minneſang und Ritterleben.

Die andre Seite des Minneſangs, zu deren Betrachtung wir jetzt übergehen, beruht auf den Einrichtungen und Verhältniſſen des geſelligen Lebens.

Die heitre Frühlingsluſt, das Blumenleſen und die Maientänze treten mehr und mehr in den Hintergrund. Die Bilder des Frühlings dienen zum Gegenſatze der trüben Stimmung des Dichters, wie wir bereits an Beiſpielen geſehen. Der Ton der Klage wird vorherrſchend, Lieb und Leid ſind innig verſchmolzen. Wohl iſt die Sprache der Sehnſucht und Liebe von Natur elegiſch; aber hier iſt beſtimmter, fortwährender Anlaß der Klage: Trennung und Verſagen, vergeblich Bitten, endlos Werben, fruchtloſer Dienſt. Dazwiſchen ſpielen die Lichter der Hoffnung und der Freude; doch der ſüßeſte Lohn, das höchſte Ziel, iſt nicht ein ruhiges und dauerndes Glück, vielmehr ſtreng verheimlichtes Einverſtändnis, Augenblicke verſtohlener Wonne, voll Gefahr für Leben und Ehre (I, 95 b, 2 v. u. 100 a, 1 v. u.). Die tiefſte Unterwürfigkeit, das zarteſte Lob der Frauentugend finden wir mit dem kühnſten Anſpruch, der unverhüllten Abſicht der Bewerbung ſeltſam gepaart. Offenbar iſt dieſes nicht der Gang freier Naturentwicklung; die Neigung kämpft mit Verhältniſſen, die Liebe ſchafft ſich ihr eignes Geſetz, äußern Einrichtungen zum Trotze. Eben dieſe Einrichtungen und Verhältniſſe, wie ſie geſchichtlich vorliegen, ſind daher ein weiteres Element des Minneſangs, nur ſie können uns über jene räthſelhaften Erſcheinungen Aufſchluß geben.

Es iſt bekannt, wie ſcharf im Mittelalter die Stände geſchieden waren. Manigfach war die Abgrenzung nach den Rechten der Geburt, nach den Rangſtufen des Heerſchildes (vgl. M. II, 239 a, 3), nach den Verhältniſſen der Lehens- und Dienſtmannſchaft. Solche Begriffe von Geburtsrecht und Standesehre muſten manchem Herzensbunde unerbittlich entgegenſtehen. Je beſchränkter überdem in jener Zeit die allgemeinen Bürgſchaften der Sicherheit waren, um ſo mehr muſte jedes Haus bei Heirathsfällen darauf Bedacht nehmen, ſich durch mächtige Verwandtſchaft, hülfreiche Nachbarſchaft oder künftige Erbſchaft zu verſtärken. Manche Lehenserbin war in der Wahl ihres Gemahls an die Einwilligung des Lehnsherrn gebunden (Wilken, Geſchichte der Kreuzzüge I, 342, Note 91). Und wie mancher arme Dienſtmann, Theilhaber eines kleinen Lehens oder nachgeborne Sohn mochte niemals dazu gelangen, ſich einen eigenen Haushalt zu begründen! Mehrere Sänger der Minne gehören zwar hohen Geſchlechtern an, aber gerade die eigentlichen Meiſter, welche die Richtung der Dichtkunſt vorzüglich beſtimmten, waren ſolche Stiefkinder des Glücks und wanderten unſtät umher. Das vereinzelte Leben auf den Burgen währte fort, aber die freieren Vergnügungen, welche wir früher geſchildert, wurden mehr noch als Sache der geringeren Stände betrachtet; an ihre Stelle traten prächtige Hofhaltungen und Ritterfeſte, bei denen der Sänger hohe Frauen glänzend und unerreichbar vorüberwandeln ſah.

Wir verfolgen nach dieſen Andeutungen die Entwicklung des Minneſangs.

Vielfältig klagen die Sänger, daß ſie den Gegenſtand ihrer Liebe ſo ſelten ſehen (M. I, 5 a, 1. 33 b, 4. 5. 46 a, 5. 137 b, 4. 169 a, 7. 181 b, 7. 186 b, 1. II, 104 a, 3. 182 b, 2. Muſeum I, 401, 4). „Freude und alle Seligkeit hätt' ich genug, wer mich Sie nichts denn ließe ſehen“ (M. I, 82 a, 1 v. u.). Auch dieſes ſeltene Sehen war noch verkümmert durch die „Hut,“ „Spähe,“ „Melde“ der argwöhniſch beobachtenden Umgebung. Kein Wort der Liebe darf laut werden, jeder freundliche Blick wird zum Böſen gekehrt (M. I, 68 b, 1 v. u. f. 194 a, 4. Muſeum I, 412, 1). Die Geliebte allein zu finden, iſt ein beſondres Glück, eine theure Hoffnung (M. I, 110 b, 2. 176 a, 5. 182 b, 5. II, 115 b, 4). Eine wichtige Rolle ſpielen daher im Minneſange die „Merker“, auch „Melder“ (M. I, 24 a 1. 27 b, 2 v. u. II, 91 b, 1 v. u. 258 a, 3), „Hüter“ (M. I, 52 b, 3), „Rüger“ (M. I, 19 a, 1 v. u.), „Neider“ (Muſeum I, 391) u. ſ. w. genannt, jene feindſeligen Freudenſtörer, die, wenn ſie könnten, dem Walde ſein Laub und der Heide ihr Blühen verbieten würden (M. I. 6 b, 5). Mochte nun Misgunſt, Eiferſucht, grämliche Strenge, Spottſucht, Klätſcherei, oder wohl auch pflichtmäßige Aufſicht und wohlmeinende Fürſorge der Antrieb ſolches Merkens und Meldens ſein, in jedem Fall war daſſelbe dem Liebenden hinderlich und verhaßt. Daher denn auch die vielen und heftigen Verwünſchungen, welche gegen die Merker ausgeſtoßen werden. „In den Zeiten, da die Roſen erzeigen manches ſchöne Blatt, ſo flucht man den Freudeloſen, die da Rüger ſind an mancher Statt“ (M. I, 19 a, 1 v. u. Vgl. I, 166 b, 4). Bald wird ihnen das Reis gewünſcht, daran die Diebe ihr Ende nehmen (M. I, 18 b, 1 v. u. Muſeum I, 392), bald, daß ſie in Steine verwandelt oder von Weib und Kind hinweg auf das Meer verſchlagen werden (M. I, 6 a, 2. 3), daß ſie in der See ertrinken (M. I, 43 a, u.), oder daß ihnen der Neid das Herz zerſchneide (M. I, 19 b, 4). Vor den Kirchen ſollten ſie knieen müſſen, der Blumen Schein und der Vöglein Sang ſollt' ihnen nicht zu ſtatten kommen (Muſeum I, 391. M. II, 63 a, 1. Vgl. noch M. I, 94 a, 4. 114 a, 4. 160 b, 6. II, 90 a, 4). Selbſt Frauen rufen wehe über die Merker, über die tauſend Augen, die des Geliebten wahrnehmen (M. I, 95 b, 5 bis 7. 96 a, 2. 97 b, 2). Öfters ergeben ſich auch die Sänger in dieſes Ungemach, denn wer kann große Freude haben ohne Kummer? (M. I, 92 a, 2. Muſeum I, 409, 2.) Oder ſie ergreifen den Gegenſatz und preiſen ſich glücklich, daß ſie gehaßt und beneidet werden, oder verlangen nichts ſo ſehr, als ſolchen Neid wirklich zu verdienen (M. I, 6 b, 4. 15 b, 2 v. u. 19 a, 4. 49 a, 3. 61 b, 3. 4. 62 a, 4. 91 b, 2 v. u. bis 92 a, 2. 122 a, 1. 2. 125 a, 1. 173 a, 3. 177 b, 1. II, 158 b, 4). Friedrich von Huſen meint, es ſei beſſer, daß man ſeiner Liebſten hüte, als daß Jeder vor ihr zu ſeinem Schaden ſprechen könnte (M. I, 94 b, 5. 6). Ulrich von Lichtenſtein, mit dem Doppelſinne ſpielend, zieht das Merken dem Überſehen vor, wo es den Werth guter Frauen zu merken gelte; er lobt das rechte Hüten, wenn Frauen ihre Ehre vor böſer Sitte zu behüten wiſſen, und an der Seinigen miſt er das Eine, daß ſie ſeinen langen Kummer und getreuen Dienſt nicht „merken“ wolle (M. II, 30 a, 5 bis 30 b, 2). Er wünſcht, daß ſie ihn vor Sorgen und Unmuth hüten möge; Hüten iſt den Sehnenden leid, doch ſo wonnigliches Hüten wär' ihm eine Seligkeit (M. II, 30 b, 5. 6). Die Lehren einer Mutter an ihre Tochter (die Winsbekin) verbreiten ſich gleichfalls über dieſen Gegenſtand: „Schieß wilder Blicke nicht zu viel, wo loſe Merker bei dir ſind!“ „Es heißen wilde Blicke wohl, wenn Eine für ſich ſehen ſoll und läßt die Augen fliegen hin“ (M. II, 258 a, 1. 3). „Ich will dein, Tochter, hüten nicht, dein ſteter Muth dein hüten muß“ (259 b, 4). „Ein reines Weib, in Tugend werth, die wohl ihrer Ehre hüten kann und nichts, denn ſteter Treue, gehrt, die ſoll man ſelber hüten lan“ (259 b, 5).

Manchmal wiſſen aber auch die Liebenden die Hut zu täuſchen, wie der Haſe das Windſpiel (M. I, 20 b, 1. 73 b, 3. 94 a, 5).

Milon von Sevelingen giebt zu dieſem Zwecke dreierlei Regeln. Die eine iſt, zu Allem zu ſchweigen, was die Merker ſprechen; die zweite und wichtigſte, wohl zu hehlen; die dritte, raſch vorzuſchreiten, bevor man es inne werde (M. I, 97 a, 2. 3). Strenge Bewahrung des Geheimniſſes wird auch ſonſt vorzüglich empfohlen (M. I, 31 a, 1 v. u. Muſeum I, 407). Der Sänger will es gern ertragen, daß die Geliebte, die Hut zu trügen, ſich ihm ſcheinbar entfremde (M. I, 56 b, 4. 117 b, 3. 4). In dunkle Wolken birgt ſich oft der Stern, ſo möge ſie die Augen von dem Freunde ab auf einen Andern wenden, damit Niemand wiſſe, wie es unter ihnen Beiden ſtehe (M. I, 38 b, 1 v. u.). Und zuletzt noch iſt es des Liebenden Troſt, daß keine Hut ihm wehren könne, die Erkorne im Herzen zu tragen (M. I, 94 b, 2 v. u. 109 a, 2) [1].

Ein ſtiller, inniger Genuß iſt es auch, wenn er die Entfernte loben hört: „O weh, daß ich Sie fremden muß und ſoll! wollt ihr, daß mein Herze das nicht weine? So man der Guten gedenket alſo wohl, ſo komm' ich vor Freude in ſo weh thu'nde Noth, daß man mich oftmal ſiehet bleich und roth; da dünket mich, ſie ſtehe mir vor den Augen und heimlich ſeufz' ich mit lachendem Munde“ (M. I, 17 b, 6). „Wohl mir, wohl mir, daß die Weiſen müſſen Sie von Rechte preiſen! daß Sie das verdienet hat, davon kommt mir manchmal heimlich Freudenthau aus zu den Augen, der aus Herzensgrunde geht“ (M. II, 37 a, 5. Vgl. I, 33 b, 6. 49 b, 5. 78 a, 4. 146 a, 6. 146 b, 2).

Das nothwendige Geheimnis der Minne bringt mit ſich, daß die Sänger ihre Schönen nicht bei Namen nennen. Sie treiben manchmal, ausweichend, mit den Fragern ihren Spott: „Ich nenne Sie. Wann? Jetzt wird Sie genannt; nein, es ſüget weder mir noch Ihr“ (M. I, 58 b, 3). Oder: „Gnade und Ungnade, dieſe zween Namen hat meine Frau“ (M. I, 122 a, 7. Vgl. I, 110 b, 3). Wenn Walther von der Vogelweide ſingt: „Meines Herzens tiefe Wunde die muß immer offen ſtehn, ſie werde denn heil von Hiltegunde“ (M. I, 136 b, 5), ſo hat er doch nur die Neugierigen zum Spotte; Walther, des Sängers Name, und Hiltegunde ſind aus dem Heldenlied als zuſammen gehörend bekannt (Lachmann, Walther von der Vogelweide S. 189). Nur in den Tanzliedern werden lange Reihen von Mädchennamen aufgerufen. Erdichtete Namen von mancherlei Bedeutung, wie die Provenzalen ſie lieben, ſind in unſrem Minneſange nicht gewöhnlich. Friedrich dem Knecht hat ſich jedoch die Schöne ſelbſt, auf ſein Befragen, „Je länger je lieber“ genannt, ſchade nur, daß er ihr „Je länger je leider“ heißt (M. II, 115 b, 4. 5). Aus den Wortſpielen des Grafen von Toggenburg und des Schenken von Landeck läßt ſich errathen, daß ihre Geliebten „Gute“ geheißen (M. I, 12 b, 1 bis 4. 203 a, 3 f.), ein Name, der auch in den Tanzliedern öfters vorkömmt.

---

[1] M. I, 83 b, 5: Si (die Minne) wehſet von huote.

Wie die Merker der Minne feindſelig, ſo ſind die „Boten“ ihr hülfreich. Der Liebende darf nicht ſelbſt der Geliebten ſeinen Kummer klagen, er ſucht einen Vertrauten, der es ſtatt ſeiner thue. „Wenn ich an Sie ſende den lieben Boten mein, wohl wärd' ichs gerne ſelber, wär' es ihr Schade nicht“ (M. I, 39 a, 1). „O weh! ſoll ich bis an mein Ende dienen, daß Ihrs Niemand ſagt? Wer iſt der Bote, den ich ſende, der mit Treuen all mein Leid meiner Frauen könne ſagen? Wäre der von deutſchen Landen, auf den Handen wollt' ich ihn tragen“ (M. II, 53 b, 1 v. u. I, 160 b, 2) [1]. Hieher gehören nun mancherlei Lieder meiſt in Geſprächsform. Bald ertheilt der Ritter oder die Frau dem Boten den Auftrag; der Ritter heißt der Schönen ſagen, was er leide; ſie läßt dem Ritter eine freundliche Zuſicherung oder auch ihren Zweifel an ſeiner Beſtändigkeit ausrichten (M. I, 39 a, 2 v. u. ff. 62 a, 2 v. u. 78 b, 3). Bald macht der Bote ſeine Meldung und empfängt die tröſtliche oder ausweichende Antwort der Frau, wobei ſich manche ſinnreiche Wechſelrede entſpinnt (M. I, 41 a, 4. 5. 71. a, 2

[1] Vgl. Raynouard, Band V, S. 301: Dieus u. ſ. w.

v. u. bis 71 b, 1 v. u. 96 b, 2 v. u. f. 97 b, 4. 137 b, 1 v. u. bis 138 a, 3. 182 a, 5. 6). Bald freut ſich der Liebende guter Botſchaft, die ihm geworden, oder harrt einer ſolchen entgegen: „Sähe ich gegen Abend einen kleinen Boten, ſo ſänge Niemand von Frauen baß“ (M. I, 70 b, 2 v. u. 22 b, 4. II, 46 b, 2 v. u. Muſeum 412, 1).

Vornehmlich aber iſt den Dichtern ein geiſtiger Bote zu Dienſten[1], der Geſang ſelbſt. „Nun ich keinen Boten habe, ſo will ich ihr die Lieder ſenden“ (M. I, 95 a, 4). Hartmann von Aue verſichert, könnt' er der Schönen ſeinen Muth nach Willen ſagen, ſo ließ' er ſeinen Sang, nun müſſ' er ihr mit Sange klagen; wie fern' er ſei, doch thu' er ihr den Boten bei, den ſie wohl höre und nicht ſehe und der ihn nicht verrathe (M. I, 180 a, 4). Hartmann von Starkenberg iſt vergeblich zu einem Heiligen gewallfahrtet, um ihn zu bitten, daß er ſeinen Kummer der Geliebten kund thue; nun weiß er keinen andern Boten, der ihrer Ehre ſorgſam ſchonte, drum will er ihr das „Lied“ zu Boten ſenden, ſie wird es ſelber wohl verſtehn (M. II, 53 b, 3 bis 5).

Die Botenlieder ſind beſonders bei den ältern Meiſtern beliebt[2]. Die Sehnſucht der Liebe und zugleich die weibliche Scheue ſpricht ſich in ihnen wahr und lebendig aus. Doch am ſchönſten iſt die innige Beſchäftigung des Sängers mit der fernen Geliebten in einem trefflichen Liede von ungewiſſem Verfaſſer ausgedrückt: „Mir ſagt' ein Pilgrim ungefragt von meiner Frauen, wie ſchön ſie wäre und dabei wohlgemuth; das iſt mir eine Möhre, die mir an dem Herzen ſanfte thut. Gott gebe der Lieben guten Tag, die ich anders nicht begrüßen mag! ſo ſprech' ich immer gegen den Morgen fruh und vergeſſe nimmer gegen den Abend „gute Nacht!“ dazu. Meiner Sinne ich da halb vergaß, da ich Abſchied nahm und ſie da ſaß, ſie brannt' auf ſchöne wie das Abendroth; wird mir was zu Lohne, das iſt untermengt mit ſehnender Noth. Sie bat mich, da ich letztens von ihr ſchied, daß ich ihr ſende all mein ſehnend Lied; die wollt' ich ihr ſenden, wüſt' ich mit weme, der ihren weißen Händen ſie ſchöne bring' und mir zu Boten zieme. Wie, wenn Ein Bote mich verſäumte gar? Ich will ihr mehr, denn tauſend, ſenden dar; wenn ſie ihr alle bringen den viel ſüßen Sang und ihn ihr ſchöne ſingen, ſo wird mir leicht von ihr ein Habedank“ (M. I, 33 b, 2 v. u. bis 34 a, 3).

---

[1] Auch „Frau Minne“ wird zum Boten erbeten, M. I, 4 b, 6.

[2] Später wird das Verhältnis ſelbſt geiſtlich angewendet, Meiſter Friedrich von Suonenburg vergleicht Mariens Erwählung durch Gott einer heimlichen Minne: „und was des Gabriel din bot“ (M. II, 210 a, 2).

Dieſelben äußern Verhältniſſe, welche den Sänger von der Geliebten ferne halten und ihm ſelbſt in ihrer Gegenwart läſtigen Zwang anlegen, ſind auch die Urſache der endloſen Klagen über unerhörte Bitte, langen, vergeblichen Dienſt, dankloſen Geſang. So Heinric von Morungen: „Wer lange ruft in einen tauben Wald, es antwortet' ihm daraus doch wohl einmal; ein Sittich oder ein Staar die möchten ſeither gelernet haben, daß ſie ſprächen: „Minne“; einen Baum hätt' ich mögen mit meiner Bitte ſonder Waffen niederneigen“ (M. I, 51 a, 6. 7. Vgl. 52 b, 4). „Ich habe ſo viel geſprochen und geſungen, daß ich bin müd' und heiſer von der Klage; hätt' ich nach Gott je halb ſo viel gerungen, er nähme mich zu ſich vor meinen Tagen“ (I, 54 a, 5. Vgl. I, 51 b, 6)[1]. Als Grund ſo ſtrengen Verſagens, welches durch unverdroſſene Bewerbung beſiegt werden ſoll, können wir weder perſönliche Abneigung noch widernatürliche Unempfindlichkeit der Frauen annehmen. Solche Vorausſetzungen mögen nur für einzelne Fälle (z. B. M. I, 30 b, 6) oder für die ſpitzfindigere Liebesdichtung ſpäterer Zeiten tauglich ſein. „Wer mit Leide will erzwingen Liebe, der thöret ſich viel gar“ (M. I, 88 b, 6). Für jene durchgreifende Stimmung unſres Minneſangs iſt eine einfachere Erklärung zu ſuchen, und den Grund ſo ſtrengen Verſagens finden wir eben darin, daß die Schöne den Bewerber nicht erhören konnte ohne gewagten Entſchluß, ohne kühnes Durchbrechen herkömmlicher Schranken, ohne entſchiedenen Sieg der Neigung über die Stimme der Pflicht, der Sitte, des Vorurtheils. Vollkommen klar wird dieſes nicht ſowohl durch die eigenen Klagen der Sänger, als durch die Äußerungen, welche ſie den Frauen in den Mund legen. Sie haben uns nemlich das Liebeleben der Frauen als Gegenbild des eigenen aufgeſtellt und erſt dadurch die Verhältniſſe der Minne zu vollſtändiger Darſtellung gebracht; ſie haben uns einen Blick in die inneren Kämpfe des weiblichen Herzens eröffnet, und zwar am einfachſten dadurch, daß ſie die Frauen ſelbſt ihre Empfindungen ausſprechen laſſen. Zahlreiche Lieder dieſer Art geben beſonders Kürenberg, Dietmar, Milon, Hartmann, Reinmar, Walther, eben die älteren Meiſter, die wir als die ſicherſten Führer zu betrachten haben. Bald einſame Betrachtung und Klage der Schönen, bald Geſpräch mit dem Boten, dergleichen wir bereits kennen gelernt, bald Wechſelrede mit dem Ritter ſelbſt. In ſolchen Liedern ſehen wir denn klar, wie oft das Verſagen ſo wenig von Herzen geht, was aber doch dazu nöthigt, welche Hinderniſſe und Gefahren ſich dem innern Wunſche entgegenſtellen, wie gewaltſam die Wagnis iſt, die ſich darüber hinwegſetzt. „Mir iſt lieber, daß er bitte, denn ob er ſein Sprechen ließe“ (M. I, 74 b, 3). „Er iſt mir lieb und lieber viel, denn ich ihm viel lieben Manne ſage. Soll ich ihn zu Freund' entbehren, das iſt mir leid und muß doch ſein; ich will hüten mein, ich darf ihm nicht gewähren“ (M. I, 95 b, 2 v. u. f. Vgl. I, 138 a, 6. 140 b, 2). „Krumme Wege die gehn bei allen Straßen, davor Gott behüte mich!“ (M. I, 138 a, 2.) „Der mir iſt von Herzen hold, den verred' ich ſehre, nicht aus ungefügem Haß, nein, um meines Lebens Ehre“ (M. I, 74 b, 1). „Minne iſt ein ſo ſchweres Spiel, daß ichs nimmer darf beginnen“ (Ebd. 4). „Er heiſchet' allzu reichen Sold“ (M. I, 18 b, 5. Vgl. 71 b, 4). „Wes gehrt er mehr, da ich ihm holder bin, denn in aller Welt ein Weib? Nun will er, das iſt mir eine Noth, daß ich um ihn die Ehre wag' und auch den Leib“ (M. I, 79 a, 1 v. u. Vgl. I, 95 b, 2 v. u.). „Des er gehrt, das iſt der Tod und verderbet manchen Leib; bleich und unterweilen roth, alſo färbet es die Weib'; Minne heißen es die Mann', es möchte baß Unminne ſein, weh' ihm, ders zuerſt begann!“ (M. I, 71 b, 6. Vgl. I, 21 b, 4. 81 b, 2 bis 4.) Das Verhältnis zu mächtigen Verwandten tritt einmal ganz beſtimmt hervor. Der Liebenden iſt angekündigt, daß ſie der Blutsfreunde ſich begeben muß, wenn ſie dem Herzen folgen will; wär' es aber der Freunde Rath, daß ſie den Geliebten wählte, welchen Dank ſollt' er ihr dann wiſſen? Er hat es wohl verdient, daß ſie Leben und Ehre um ihn wage (M. I, 182 b, 1 v. u. f. Vgl. M. II, 117 b, 2. 4. I, 81 b, 7. 178 a, 8. Coloczaer Codex S. 160).

---

[1] Die Pfälzer Handſchrift 357, Blatt 13 b hat: er neme mich hin zuozim ê miner tage. Blatt 14 b: Der alſo vil geriefe in einen touben walt, ez antwirte ime daruz eteswenne. ja, mohte ich daz einen boum mit miner bete ſunder waſen nidergeneigen. [Vgl. Die alte Heidelberger Liederhandſchrift, herausgegeben von Franz Pfeiffer, Stuttgart 1844. 8. S. 75. 80. H.]

Die Geſprächslieder oder Wechſelgeſänge zwiſchen Ritter und Frau geben zu mancherlei Beobachtungen Anlaß. Kürenbergs Lieder haben noch die freiere Bewegung des Heldenlieds. Doch iſt auch bei ihm überall Scheiden und Trennungsklage. Sonſt bemerkt man bei ältern Sängern, wie bei Dietmar und Reinmar, das Eigenthümliche, daß jedes der beiden „Redegeſellen“ (ſo heißen die zuſammen Sprechenden, M. I, 106 b, 4. II, 60 b, 2. 111 b, 6. Gottfrieds von Straßburg Werke II, S. 112, Str. 50. M. II, 102 a, 4: „ſpilgeſellen“) einzeln und gleichſam ungehört vom Andern ſeine Empfindungen darlegt. Eines ſpricht vom Andern in dritter Perſon und die Worte ſind mehr gegen die Zuhörer, als an das Mitſprechende, gerichtet (M. I, 41 b, 2 bis 4. 62 a, 2. 3. 96 a, 2. 3. I, 16 b, 2. 3. II, 117 b, 3. 4), ſelbſt da, wo die Rede des vorherigen Sprechers unmittelbar aufgefaßt oder bekämpft wird (M. I, 42 a, 3 bis 5. 69 b, 2. 3. 82 b, 3. 4). Der Übergang zu einer andern Weiſe zeigt ſich beſonders bei Walther. Erſt noch unverbundene Wechſelrede, Jedes für ſich freut ſich der Liebe und Trefflichkeit des Andern, ihr iſt Weibes, ihm Mannes Heil geſchehen (M. I, 124 a, 5. 6. Vgl. I, 124 a, 2 f.); anderwärts allmähliche Annäherung und Anrede (M. I, 123 b, 4 bis 7), endlich vollſtändige und lebhafte Verhandlung von Minnefragen, wobei die Schlußſtrophe zwiſchen beiden Sprechenden getheilt iſt (M. I, 114 b, 6 bis 115 a, 3. 106 a, 7 bis 106 b, 5). Bei Späteren, dem Truchſeß von Singenberg und Ulrich von Lichtenſtein, verknüpft ſich noch raſcher und ſchlagender Rede und Gegenrede, andringend und ausweichend, oft in derſelben Strophe mehrmals wechſelnd [1] (M. I, 150 b, 4 bis 6. 151 a, 4 bis 151 b, 2. 156 a, 7 bis 156 b, 5. 157 b, 7 bis 158 a, 5. II, 34 a, 5 bis 34 b, 4. 35 b, 2 bis 6. Vgl. II, 46 a, 6 bis 46 b, 4. 103 a, 4 bis 6. 111 b, 6 bis 112 a, 6). Die Gewandtheit des Geſprächs, die Leichtigkeit des geſelligen Witzes hat merklich zugenommen; dem höflichen „ihr“ iſt meiſt das vertrauliche „du“ gewichen, deſſen Gebrauch der Schenk von Limburg mit der Innigkeit ſeiner Liebe entſchuldigt (M. I, 58 b, 4) [2];

---

[1] Die Geſprächslieder werden öfters auch durch Erzählung eingeleitet oder fortgeführt (M. I, 39 a, 3 f. 176 a, 5 bis 176 b, 2. Benecke 208, XVIII. 259, XLIII. II, 53 a, 5 bis 53 b, 2. Vgl. M. I, 1 b, 1). Spät erſt fällt die Rede der Frau ein, bei Hug von Werbenwag (II, 49 a, 7 bis 49 b, 6).

[2] Kürenberg braucht „du“, auch Kaiſer Heinrich, wo ſie nicht in dritter Perſon ſprechen laſſen (I, 1 a, 5. 6. 7. f.); Walther hat „ihr“ und „du“

aber die Herzlichkeit und das kräftige Gefühl ſind den älteren Liedern eigen. Wenn in dieſen die Wechſelrede faſt in einzele Selbſtgeſpräche zerfällt, ſo begegnet man der ähnlichen Erſcheinung überall in den Anfängen der dramatiſchen Kunſt. Auch die Art des Vortrags, die Stellung der Sänger gegen die Zuhörer konnte dabei einwirken; beſonders aber mögen in jener Vereinzelung der Rede eben die Verhältniſſe des Lebens ſelbſt durchſcheinen, welche den freieren Verkehr der Liebenden nicht geſtatten und ſie auf das einſame Ausathmen ihrer Gefühle beſchränken. Einige ſolcher Wechſelgeſänge zeigen auch die räumliche Trennung offenbar, denn ſie beſtehen gerade in der gegenſeitigen Klage über dieſe Trennung (M. I, 56 b, 5 bis 8. 94 a, 4. 5); es iſt alſo hier nicht ein wirkliches Unterreden, ſondern verwandte Stimmen hallen zuſammen, wie zwei ferne Abendglocken.

Bei aller Ungunſt der Verhältniſſe konnten doch ausharrende Treue, unveränderlich edles Betragen, unermüdliches Werben mit Dienſt und Geſang, mit Schild und Speereskrachen (M. II, 54 a, 2. 3. Vgl. Frauendienſt S. 29 u. M. II, 35 a, 1. 37 a, 6 bis 37 b, 6) dem Ritter ſelbſt auf das Verbotene einen Anſpruch verſchaffen und der Schönen eine Rechtfertigung, wenn ſie es gewährte. Gar häufig verſichert uns der Sänger, daß er von Kindheit her (M. I, 149 b, 4. 175 b, 2. 182 b, 5. II, 48 a, 1 v. u. 167 b, 3. Benecke 246, 2), ſeit der Stunde, da er auf ſeinem Stabe ritt (M. I, 179 a, 3), der Einzigen gedient habe. Sieben Jahre lang hat er gegen ihren Willen kein Wort geſprochen (M. I, 21 b, 2). Zehen Jahre hat ſich der Wald geneuet, ohne daß der Sänger je neue Freude gewann (M. II, 21 b, 1). Selbſt von zwanzigjährigem und noch längerem Dienſte wird geſprochen (Muſeum I, 391, 1. 403, 4. M. I, 150 a, 2 v. u.). Doch in einer Stunde wird des Rath, was man zehen Jahr gedienet hat (M. I, 10 a, 4). Manches an ſolchen Äußerungen mag uns für Übertreibung

---

(Letzteres M. I, 123 b, 4 bis 7). Ulrich von Lichtenſtein nur am Schluſſe des Geſprächs über die Minne (M. II, 34 b, 4). Hug von Werbenwag (II, 49 b, 6) läßt die Frau „du“ ſagen; von Troſtberg (M. II, 53 a, 5 bis 53 b, 2) wechſelt ab; der tugendhafte Schreiber (II, 103 a, 4 bis 6): du; ſo auch Hawart (II, 111 b, 6 ff.). Vgl. hieher Grimm, deutſche Grammatik, 1te Ausgabe, S. 341 f. 661 u. [4, 305. K.]

oder bloße Redensart gelten. Aber die Herzensſprache ſo vieler Lieder, die innige Hingebung und Trauer, worein der ganze Geſang mancher Dichter getaucht iſt, läßt kaum bezweifeln, daß es wirklich Solche gegeben, die ihre beſten Jahre, faſt hoffnungslos, Einem Gedanken der Liebe gewidmet. Unzählig ſind die Verſicherungen der unbedingteſten Ergebenheit, des ſteten Ausharrens, „wie es ergehe"; ein Ausdruck, der den Minneſängern gäng und gebe geworden (M. I, 166 b, 3). Man ſchiede eher die Moſel und den Rhein, oder kehrte den Rhein in den Po, ehe der Getreue von Ihr ſein Herz entbände (Muſeum I, 437 u. 441, 4. Vgl. M. I, 94 a, 5). „Stürb' ich nach ihrer Minne werbend," ſingt Milon, „und würd' ich wieder lebend, ſo wärb' ich wieder um das Weib" (M. I, 97 b, 1). Gerne wird dieſer Frauendienſt mit den Verhältniſſen der Lehens- und Dienſtmannſchaft verglichen. Die herrſchenden Begriffe vom Lehensweſen wurden auf das Reich der Gedanken und Gefühle übergetragen; es iſt ein idealer Lehensdienſt. Selbſt einen äußern Anhalt hatte dieſe Übertragung, wenn die Gebieterin einem höhern Stande, dem Hauſe des Lehens- oder Dienſtherrn ſelbſt angehörte, wenn der Sänger gar als Edelknabe oder Dienſtmann im Gefolge der Gebieterin aufgewachſen war. Daher die vielen Stellen, worin der Dichter ſich als Eigenen oder Lehensmann der Geliebten bekennt (z. B. Muſeum I, 364, 98. 419, 3. 427, 2. M. I, 14 b, 3. 47 a, 5. 52 a, 6. 137 b, 4. 145 b, 3. 182 b, 2. II, 21 b, 2), worin er verſichert, er ſei ihr „zum Dienſte geboren" (Muſeum I, 398, 4), Worte, die ſonſt den Dienſtmann (ministerialis) bezeichnen [1]. Ein Kuß iſt der Minne Lehen (M. I, 3 a, 2. Vgl. I, 13 a, 5). Und wenn wir in den Liedern den Sänger, vor der Geliebten knieend, die Hände falten ſehen (M. II, 28 a, 3. Muſeum I, 335. Vgl. II, 18 a, 6), ſo iſt dieſes eben die Stellung, in welcher, nach den ganz entſprechenden Worten und Bildern der Rechtsbücher, der Mann um Belehnung bittet. Am deutlichſten zeigt ſich dieſe Beziehung in einem Liede Burkarts von Hohenfels, der ſein eigen Herz von der Geliebten zu Lehen nehmen möchte: „Will ſie, ich thu' ihr Mannes Recht;

[1] Schwäbiſches Lehenrecht, Art. 115: „Nach Hofrecht ſoll ieglich Mann geboren ſein Truchſeß, Marſchalk, Kämmerer oder Schenk." Vgl. Sachſenſpiegel B. I, Art. 16.

meine Hände falt' ich ihr und ſoll es mit Kuß empfahen, mit ihrem Geren ſoll ſie ſelbſt es leihen mir" (M. I, 89 b, 1 bis 3)[1].

---

[1] Grimm, deutſche Grammatik S. 343: gêre, lacinia vestis. S. 681: gêre, sinus vestis. Investire per osculum; lîhen mit gevalden henden, mit gekuſtem munde, als man lêhen zu rechte lîhen ſol. Grimm, Rechtsalterthümer 143. Man vergleiche mit den Liedern die Worte des Rechtsbuchs: „Der Mann geht für ſeinen Herrn, da er ſteht oder ſitzet, ſo knie (er) für ihn, und neige ſich aller ſein Leib, ſo neigen ſich auch die Händ, und begehre ſeines Guts mit gefalten Händen." Schwäbiſches Lehenrecht Cap. 44. Sächſiſches Lehenrecht Cap. 22. Deutſche Denkmäler I, Tafel V, Bild II. Auch den provenzaliſchen Sängern ſind die Ausdrücke „mas juntas, de genolhos, hom liges" u. ſ. w. gangbar (Raynouard III, 164. 206. 284. 300. 353. V, 17) und hier iſt beſonders folgende Stelle des Gaucelm Faidit (Raynouard III, 290) erläuternd:

Adoncs l'estei tan denan,
Mas jontas, de bon coratge,
De genolhos, en ploran,
Tro m pres en son senhoratge;
Mas al prim li fo salvatge,
Quar m' auzei enhardir tan;
Pueis vi mon humil semblan
E receup mon homenatge,
Quar mi conoc ses enjan.

Vgl. Docens Miscellaneen II, 279, IV.

IV.

Hohe Minne.

Auf die Misverhältniſſe durch Verſchiedenheit des Standes beziehen ſich beſonders die Stellen, welche von „hoher“ oder „niedrer Minne“ ſprechen; wiewohl dieſe Worte zuweilen auch die ſittliche Höhe der Perſonen, der Geſinnung und Neigung, bezeichnen (M. I, 116 a, 4. II, 25 a, 3. 4. 37 b, 1. Muſeum I, 408, 7. Vgl. Raynouard Band V, S. 234: S'ieu fos u. ſ. w. S. 388: Ja ma dompna u. ſ. w.). Geprieſen wird die „Maße“, die den rechten Weg ergreifen lehrt (M. I, 115 a, 3. 116 a, 3. 62 a, 1). Der von Buchein hält den Frauen, die ſich niedrer Minne zuwenden, das Beiſpiel eines Federſpiels entgegen, das man werther halte, wenn es kleine Vöglein verſchmähe (M. II, 71 a, 3). In dem lehrhaften Geſpräch einer Mutter mit ihrer Tochter ſagt die letztere: „Es werden lichte Augen roth, wenn hoch begehrt ein niedrer Mann, von dem kein' Ehre werden kann, und wenn der Hohe nieder gehrt; die Hohen ſollten hoch begehren, die Niedern nieder, das ſtünde baß.“ Dagegen meint die Mutter, die hohe edle Minne begehre nur reiner Herzen, die ſie mit ſich in die Höhe ziehe; das laſſe ſie nicht, ob auch Fürſten drohen (M. II, 260 a, 4 bis 260 b, 4. Vgl. 259 a, 2 v. u. II, 24 a, 1). Das Zweifelhafte ſolcher Stellen ſcheint eben von dem Schwanken der Begriffe zwiſchen äußrem und innerem Adel herzurühren. Beſtimmter äußert ſich Hartman von Ouwe. Mancher ſpricht zu ihm: „Hartman, gehn wir ſchauen ritterliche Frauen!“ Doch Hartman will lieber mit „armen Weiben“ ſeine Zeit vertreiben. Was taugt ihm ein zu hohes Ziel? Ihm geſchah in ſeiner Thorheit, daß er zu einer Frau von Minne ſprach, da ward er queer angeſehen; drum will er ſich Weiber in ſolchem Maße ſpähen, die ihm das nicht geſchehen laſſen (M. I, 183 a, 4 bis 6). Walther von der Vogelweide muß den Vorwurf hören, daß er ſeinen Sang ſo nieder wende. Er vertheidigt ſich und die Geliebte: „Die traf die Liebe nie, die nach dem Gut und nach der Schöne minnen. Du biſt ſchön und haſt genug; was ſie reden, ich bin dir hold und nähme dein gläſen Fingerlein (Fingerring) lieber, als einer Königin Gold“ (M. I, 117 a, 3 bis 117 b, 2). Ein andermal ſagt er: „Edel und reich ſind Manche, dazu tragen ſie hohen Muth; leicht ſind ſie „beſſer“, du biſt „gut“ (M. I, 117 b, 5). Wenn dieſe Sänger ſich rühmen, in der rechten Maße geblieben zu ſein, ſo begegnen wir hinwider andern, die offenbar über ihren Stand hinaus werben. So klagt Friedrich von Huſen: „Hätt' ich ſo hoher Minne mich nie unterwunden, mein möchte werden Rath; ich that es ohne Sinne, drum leid' ich zu allen Stunden Noth, die mir nahe geht“ (M. I, 95 b, 2). Da dieſe Worte ſich in einem ſehnſuchtsvollen Lied aus der Ferne finden, ſo iſt eben die „hohe Minne“ als Urſache der Trennung anzunehmen.

Die Wirkung jener Verhältniſſe auf das Gemüth und die Einbildungskraft der Sänger zeigt ſich wohl nirgends ſo klar und ſo dichteriſch, als in den trefflichen Liedern des ſchon erwähnten Heinrichs von Morungen. Seine Geliebte erſcheint als eine Fürſtin, die ihm in den Spielen der Kindheit nahe war, jetzt aber, wie ein leuchtendes Geſtirn, über ihm ſchwebt. „Es thut viel weh, wer herziglich minnet an ſo hoher Statt, da ſein Dienſt wird verſchmäht; ich bedarf viel wohl, daß ich Gnade finde, denn ich hab' ein Weib ob der Sonne mir erkoren; das iſt eine Noth, die ich nimmer überwinde, Sie ſehe mich denn an, wie Sie that hiebevor; Sie iſt mir lieb geweſen daher von Kinde (vgl. I, 54 a, 4), denn ich ward um Sie und um Andres nicht geboren, hat ſie deß Zorn, das weiß Gott, ſo bin ich verloren. Wo iſt nun hin mein lichter Morgenſtern? weh, was hilfet mich, daß meine Sonne iſt aufgegangen? ſie iſt mir zu hoch und auch zu ferne gegen Mittag und will da lange ſtehn; ich erlebte noch den lieben Abend gerne, da ſie ſich hernieder mir zum Troſte wollte laſſen“ (M. I, 53 b, 4 bis 6). „Ich muß immer ſpähen, wie der Mond, der ſeinen Schein von der Sonne Schein empfaht“ (I, 50 a, 6). „Wenn ihre lichten Augen alſo verkehren ſich, daß ſie mich an durch mein Herze ſehn (vgl. I, 57 a, 2)[1], wer dann dazwiſchen ſteht und irret mich, dem müſſ' all ſeine Freude zergehn! Ich ſtehe dann und warte meiner Frauen, recht wie des Tages die kleinen Vögelein: wann ſoll mir wieder Liebes geſchehen? (I, 51 a, 2. Vgl. I, 52 b, 1.) Steh' ich vor ihr und ſchaue das Wunder, das Gott mit Schönheit an ihrem Leib gethan, ſo iſt des ſo viel, daß ich da gerne immer ſtände. O weh! ſo muß ich traurig ſcheiden von dann, eine trübe Wolke kommt dazwiſchen, daß ich des Scheinens von Ihr nicht habe" (I, 53 b, 2. Vgl. 54 b, 1). „Weh der Hut, die das verſchuldet, daß man Sie nicht, denn ſelten, ſieht, wie die Sonne, die des Abends untergeht. Ich muß ſorgen, wann die lange Nacht zergehe, daß ich einmal ſehe meine viel liebe Sonne, die mir ſo wonniglich taget, daß mein Aug' ob einer trüben Wolke wenig verklaget (verſchmerzet)" (M. I, 54 a, 6. 54 b, 1). „Sie wohnt mir zu allen Zeiten vor den Augen, mich dünket, ſie geh' zu mir durch ganze Mauern; wenn Sie will, ſo führet Sie mich von hinnen mit ihrer weißen Hand hoch über die Zinnen. Sie geht dort her zu einem Fenſterlein und ſieht mich an recht als der Sonne Schein; wenn ich ſie dann gerne wollte ſchauen, ach! ſo geht ſie dort zu andern Frauen" (M. I, 55 a, 3. 4). Unverwandt blickt der ſehnſuchtsvolle Sänger nach dieſem Lichte ſeines Lebens: „Sah Jemand die Fraue, die man kann ſchauen in dem Fenſter ſtehn? Sie leuchtet, wie die Sonne thut gegen dem lichten Morgen; eh' war ſie verborgen, da muſt' ich ſorgen, das will ich nun laſſen. Iſt Jemand hie inne, der ſeine Sinne noch behalten hat, der gehe nach der Schönen, die mit ihrer Krone gieng von hinnen ab, daß Sie mir zu Troſte komme, eh' daß ich verſcheide! Lieb und Leid wollen mich beide fördern zu Grabe. Man ſoll ſchreiben auf dem Steine, der mein Grab beſaht, wie lieb Sie mir war und ich Ihr ſo unlieb, wer dann über mich geht, daß er leſe dieſe Noth und Ihr gebe Kunde der großen Sünde, die ſie an ihrem Freunde begangen hat“ (M. I, 52 a, 2 bis 4). „Süße ſanſte Tödterin, wähnet ihr, wenn ihr mich tödtet, daß ich euch nimmer mehr beſchaue? Nein, eure Minne hat mich des ernöthet, daß eure Seele iſt meiner Seele Herrin. Soll mir hie nicht wohl geſchehen von eurem Leibe, ſo dienet meine Seele der euern dort, als einem reinen Weibe“ (M. I, 57 a, 8. Vgl. Koloczaer Codex S. 105, V. 339 bis 345).

---

[1] Pfälzer Handſchrift 357: Swenne ir lihten ougen ſo verkerent ſich, daz ſi mir al dur min herze ſen, Swer dâ entzwiſchen danne get und irret mich, dem muoze al ſin wunne gar zergen. ich muoz vor ir ſten und warten der vreuden min, rehte alſo des tages diu cleinen vogellin, wenne ſol mir iemer liep geſchen. Swen ich eine bin, ſo ſchint mir vor den ougen, ſo bedunket mich, wie ſi ge dort her ze mir al dur die muoren. ir rede und ir troſt enlazent mich niht truren. ſwenne ſi wil, ſo vüeret ſi mich hinnen zeinem venſter hoh al uber die cinnen. [Vgl. F. Pfeiffer, Die alte Heidelberger Liederhandſchrift S. 76. 80. H. Lachmann, Des Minneſangs Frühling S. 126. 138. K.]

Zu den Hinderniſſen und Trennungen, die das gewöhnliche Leben mit ſich brachte, geſellten ſich die manigfachen Fahrten und Heereszüge, die den Ritter oft auf lange Zeit in ferne Lande führten. Das Reich, die Kirche, der Lehensherr erließen ihre Aufgebote. „Ich ſehe wohl, daß dem Kaiſer und den Weiben mit einander Niemand dienen mag“ (der von Raute, M. II, 47 a, 2). „Dem Könige führ' ich, wohin er will, den Leib, nur nicht mein Herze, das bei Ihr muß bleiben. Drum ſollte ſie dem Könige doch zu Ehren das ihre mir überlaſſen haben“. (M. I, 144 a, 5) (damit er nemlich nicht ohne Herz ſei?). Der Kaiſer gebot beſonders die Heerfahrt nach Italien (Pülle), zur Krönung oder zum Kampfe. Daher einige Abſchiedslieder auf die Fahrt nach Wälſchland. Vernger von Horheim klagt, daß der König ihm zu Leide geſtorben, vermuthlich weil er als Reichsvaſall dem neuen König zur Krönung folgen muß[1]. Er befiehlt die Geliebte Gott und allen ſeinen Engeln. Sie wird ihm in dem Herzen bleiben Nacht und Tag. O weh! daß Pülle ſo ferne liegt! (M. I, 173 b, 2 bis 4.) In einem Liede des Grafen von Leiningen erfleht der Ritter auf dieſe leide Fahrt aus dem rothen Munde der ſtrengen Geliebten nur die fünf Worte: „Fahr hin zu guter Stunde!“ Die Schöne wird erweicht, ſie ſegnet ſeine Fahrt und geſteht, daß er zwei trauernde Herzen hinführe (M. I, 15 a, 2. 3). Auch zum Heil der Seele ward manche Reiſe nach Rom gemacht (Frauendienſt S. 63 f. Vgl. M. I, 23 b, 6. II, 172 a, 1 v. u.). Der Schenk von Landegge ſingt ein Winterlied in Frankreich. Der Plan hat trüben Schein, der Reiſe thut den Leuten weh bei der Seine und bei dem Meer. Wonne und Vogelſang iſt in Schwaben, bei dem

---

[1] Vgl. Sächſiſches Lehnrecht Art. 4.

Rhein, um den Bodenſee. Dahin jammert ihn, nach der minniglichen Schönen. Was er der Lande befahren, ihm ward nie ſo Liebes kund. Die viel Süße, Reine, Wandelsfreie zieret Schwabenland. Hennegau, Brabant, Flandern, Frankreich, Picardie haben ſo Schönes nicht, noch ſo lieblich Angeſicht (M. I, 200 b, 3. 4). Ein andermal läßt derſelbe Sänger ſich ſo vernehmen: „Der viel Süßen, der ich diene, ſing' ich dieſen Sang vor Wiene, da der König liegt mit Gewalt; der bedenkt des Reiches Noth, ſo gedenk' ich nach dem Gruße, den ſo minniglich und ſüße giebt ihr Mündel roſenroth" (M. I, 197 b, 2 v. u.). Auch der Püller ſagt in einem Winterliede, in Öſterreich ſei wohl gut ſein, doch wär' er gerne von Wien wider an den Rhein zu der Schönen, däucht' es den König gut. Will Jemand gen Elſaßenland, der ſoll der Lieben thun bekannt, wie er ſich ſehne. Irret ihn Jemand an ſeiner Frauen, da iſt der König ſchuldig dran (M. II, 51 a, 6 bis 8). Wahrſcheinlich iſt in dieſen Liedern die Belagerung von Wien durch Rudolf von Habsburg im Wintermond 1276 gemeint. Steinmar ſcheint gleichfalls einen Zug nach Wien mitgemacht zu haben (M. II, 106 a, 3). Derſelbe folgt dem König auf einer Winterfahrt nach Meißen. Er beſchwert ſich, daß ſie ſo ſpät unternommen worden. Schildwacht in kalten Nächten, Reif und Schnee; muß er dazu Bier trinken, da wär' ihm beſſer bei ſeiner Tröſterin, die der Roſ' im ſüßen Thaue gleicht (M. II, 108 b, 4 bis 7). Ernſter ſpricht der von Raute auf einer ſolchen Fahrt: wie nah' er den Tod bei ſich ſah, da mancher Mann ſeine Sünden bekannte, da war doch das ſein gröſter Kummer, daß ihm nie Gnade von Ihr geſchah (M. II, 46 b, 1 v. u.).

Von allen Ritterzügen aber, welche hier in Betracht kommen, waren die bedeutendſten und allgemeinſten die Kreuzfahrten. Die Liederſammlungen enthalten eine anſehnliche Zahl von Kreuzliedern (kriuzliet), welche in mehrfacher Beziehung merkwürdig ſind. Hier handeln wir von denſelben nur, ſo weit ſie den Minneſang berühren. Viele unſrer Minneſänger ſind zugleich Kreuzfahrer und was ſie von der Gottesreiſe ſingen, beweiſt nicht bloß, daß dieſer Abſchied der ſchmerzlichſte war, es zeigt auch den Frauendienſt überhaupt in neuem und hellerem Lichte. Siegreich ſchritt die Predigt des Kreuzes von Land zu Lande, der Glaube, der fromme Eifer kam ihr überall entgegen. Auch die Sänger ließen aufregend ihre Lieder ertönen. Ein größerer Zug, an deſſen

Spitze der Kaiſer oder ſonſt ein mächtiger Fürſt ſich ſtellte, nahm aus ganzen Gauen die Blüthe der Ritterſchaft hinweg; und wie Viele mochten nicht wiederkehren! „Nun werden viel Augen trüb und roth, nach lieben Freunden leiden ſie Noth, der harren ſie leicht nun in Ewigkeit, das iſt mancher Frau ein ſchweres Leid“ (Hiltbolt von Schwangau, M. I, 143 b, 3). Auch dem muthigſten Ritter konnt' ein ſolcher Abſchied bange machen; nicht bloß die Ungewißheit der Rückkehr (M. I, 175 b, 2), auch die Beſorgnis, ob er die Geliebte geſund und unverändert wieder finden werde. „Wie gern' ich fahr', doch jammert mich, wie es daheim nun ſteh'; ich weiß wohl, es verkehrt Alles ſich, die Sorge thut mir weh; die ich laſſe wohl geſund, der find' ich Alle nicht“ (M. I, 174 a, 5). „Nun helfe mir Gott, ſoll ich herwieder kommen, ein Weib, die großen Kummer von mir hat, daß ich ſie finde mit ihren Ehren! ſoll aber ſie ihr Leben verkehren, ſo gebe Gott, daß ich eh hinfahr'!“ (Der von Johannsdorf, M. I, 173 b, 5.) Doch die Aufforderung zu dieſen Zügen war unwiderſtehlich; es war die Begeiſterung der Zeit. „Minne und Freunde ich um Gott laſſen will, das dünket mich um ihn nimmer zu viel, ſeit man uns von ihme Dienſt gebot“ (ebd.). Wie man den Frauendienſt der Lehenspflicht verglich, ſo galt auch die Kreuzfahrt für einen Lehensdienſt, den man Gott ſelbſt, dem Verleiher aller Lebensgüter, leiſtete. „Ich weiß nicht, wozu ein Fürſt lebt,“ ſagt der Provenzale Marcabrun, „wenn er nicht Gott ſein Leben abverdient“ (Raynouard IV, 131). Aus einem unſrer älteſten Kreuzgeſänge, des Dienſtmanns von Rugge, erſehen wir, wie die Frauen ſelbſt, der allgemeinen Stimme folgend, den Ritter verachteten, der zurückblieb. Schlimme Mähren ſind gekommen vom Tode Kaiſer Friedrichs und ſo mancher andern Pilgrime (1190). Viele Leute hört man nun ihre Freunde klagen; doch wer ſie beweinet, der iſt ein Kind; daß wir nicht ſeien, da ſie nun ſind, das ſollten wir weinen. Wer jetzt das Kreuze nimmt, wie wohl das Helden ziemt! Da ſpricht vielleicht ein zager Mann: „Wir ſollen hie heim viel ſanfte bleiben, die Zeit vertreiben mit ſchönen Weiben.“ So ſpricht die Frau, um die er wirbt, zu ihrer Freundin: „Geſpiele, er iſt nicht Baſtes werth; was ſoll der zur Minne? Gerne bin ich ſeiner los.“ Die Freundin antwortet: „Traute Geſpiele, das rath' ich auch; pfui! daß er je ward geboren!“ So hat dieſer Zage auf beiden Seiten verloren, bei Gott und bei den

Frauen (Schelling, Allgemeine Zeitſchrift Bd. I, Heft IV, 452 bis 460).[1] In gleichem Sinne ſpricht Friedrich von Huſen, ſchon auf der Fahrt ſich befindend: „Sollt' irgend ein Mann geblieben ſein um Liebe und nach der Minne Rath, ſo wär' ich noch all um den Rhein. Das gönnt' ich guten Frauen nicht, daß jemals käme der Tag, da ſie den hätten lieb, der von uns ſchied. Wie könnt' ihnen der das mindſte dienen, der ſo an Gottes Fahrt erſchrak? Drum ſend' ich ihnen dieſes Lied und grüße ſie, wie ich beſtens kann. Sieht ſie mein Auge nimmermehr, mir thäte doch ihre Schande weh" (M. I, 94 a, 1. 2). In einem Liede des von Johannsdorf wünſcht eine Frau, daß ſie würdig wäre, mit über See zu fahren. Wie ſoll ſie ſich benehmen, wenn Er von hinnen fährt? Wie ſoll ſie der Welt zugleich und ihrer Klage leben? Wie wehe thut es, daheim ſeiner Noth zu gedenken und bei ſich zu ſprechen: „Lebt mein Herzelieb oder iſt er todt?" (M. I, 176 b, 5. 6.)

Durch ſolche Trauer ſchimmert mitunter die Freude des Wiederſehens: „Wo Freundes Scheiden alſo recht unſanfte thut, da thut auch Freundes Kommen innigliche wohl, das iſt ein Troſt, der mich noch freuen und tröſten ſoll" (M. I, 171 b, 6). Nach manchem Abend ſehnender Klage ruft die Frau dem lieben Manne frohen Willkommen zu (M. I, 15 b, 3. 4?)[2].

Von den Sängern des Kreuzes ſind einige ganz dem frommen Gegenſtand ihres Gelübdes hingegeben; die meiſten aber, von denen wir hier ſprechen, ſind mit dem Zwieſpalt ihres Herzens beſchäftigt, das zwiſchen Gott und Minne getheilt iſt. Wer ſich mit dem Kreuz hatte bezeichnen laſſen, war damit nicht in geiſtlichen Orden getreten, aber doch hatt' er eine Weihe empfangen, die ihn zu ernſtem Sinn und reinem Leben verpflichtete. „Dem Kreuze ziemt wohl reiner Muth und keuſche Sitte" (M. I, 180 a, 6). Die Sänger erörtern dieſen Widerſtreit und bemühen ſich, ihn auszugleichen.

Manchem hat die Ungunſt der Geliebten die Welt entleidet, unter dem Kreuzeszeichen ſucht er Schutz und Entſchädigung. „Da Sie mein ſo gar vergaß, da gedacht' ich nach dem Lohne der ſüßen Ewigkeit, ob mir irgend Himmelskrone des Leibes Arbeit verdienen könnt' um ihn, der Krone ob allen Kronen trägt" (M. I, 168 a, 5). „Meiner Frauen war ich unterthan, die ohne Lohn meinen Dienſt nahm .... nun will ich dienen dem, der lohnen kann" (M. I, 93 a, 1 v. u.). „Ich wähnte, frei zu ſein von ſolcher Schwere, da ich das Kreuz zu Gottes Ehren nahm; es wär' auch recht, daß es alſo wäre" (M. I, 93 b, 5). Hiltbolt von Schwangau freut ſich, worüber er ſonſt geklagt, daß Ihre Huld ihm nie geworden; leichter entbehrt er Ihrer edeln Minne, als daß er Sie in den Sorgen um ihn wüſte, die er nun, beim Scheiden, um Sie hat (M. I, 143 b, 5).

---

[1] [Vgl. Des Minneſangs Frühling, herausgegeben von K. Lachmann und M. Haupt, Leipzig 1857. 8. S. 97 bis 99. H.]

[2] Lied vom Moringer [Volkslieder II, Nr 298. H.].

Das Kreuz auf der Bruſt kann die Minne nicht ertödten, das lehren uns ſo viele Stellen. „Des Tages, da ich das Kreuze nahm, da hütet' ich der Gedanken mein; da wähnt' ich, ſie zu Gott ſo zu beſtäten, daß ſie nimmer Fuß aus ſeinem Dienſte träten; nun wollen ſie ihren Willen haben und wieder ledig fahren, wie eh'. Den Gott, dem ich da dienen ſoll, den helfen ſie mir nicht ſo loben, als ich bedürft' und mirs zum Heile wäre. Die Sorge drückt mich Einen nicht, ſie thut auch andern Leuten weh'" (M. I, 72 a, 4. 5). „Mein Herze, mein Leib die wollen ſich ſcheiden, die mit einander waren nun manche Zeit; der Leib will gerne fechten gegen die Heiden, dem Herzen ein Weib doch immer nahe liegt"[1] (M. I, 93 b, 3. Vgl. M. I, 24 b, 4). „Wann ich vor Gott es wage, gedenk' ich Ihr, das woll' auch er vergeben mir! Ob ich des Sünde ſollte han, warum doch ſchuf er ſie ſo wohlgethan?" (M. I, 93 a, 5) „Alle Sünde ließ' ich, außer der: ich minn' ein Weib vor aller Welt in meinem Gemüthe" (M. I, 174 b, 2 v. u.). „Sie wähnet, darum, daß ich fahr', ich laſſe Sie noch frei; Gott vor der Hölle nimmer mich bewahr', ob das mein Wille ſei! Wie ſehr das Meer und auch die ſtarken Wellen toben, ich will Sie nimmer abgeloben; die Donnerſchläge möchten aber leicht ergehn, darum Sie mich ließe" (M. I, 174 a, 3. Bergl. Frauendienſt S. 182).

---

[1] Dieſer Gedanke findet ſich auch bei einem altfranzöſiſchen Dichter:

Se li cors vait servir nostre segnor,
Tout li miens cuers remaint en sa baillie.

Extrait de quelques poesies du 12. 13 et 14 siècles, Lauſanne 1759, S. 66.

Auf verſchiedene Weiſe wird die Vermittlung der widerſtreitenden Gefühle verſucht. Reinmar, derſelbe, den wir klagen hörten, daß er ſeiner Gedanken nicht Meiſter werde, erlaubt ihnen zuletzt, manchmal in ihre Heimath hinüber zu eilen; haben ſie dort die Freunde gegrüßt, ſo ſollen ſie wiederkehren und ihm die Sünde büßen helfen (M. I, 72 a, 1 v. u.). Der von Johannsdorf ſchlägt der Minne vor, daß ſie ihn frei laſſe, bis er die reine Gottesfahrt vollendet, dann ſoll ſie ihm wieder willkommen ſein; will ſie aber nicht aus ſeinem Herzen ſcheiden und muß er ſie mit ſich in das heilige Land führen, ſo möge Gott der Geliebten den halben Lohn der Reiſe zutheilen! (M. I, 176 b, 4.)[1] Ähnliches läßt Rubin eine Frau ausſprechen: „Er thut ein Scheiden von mir hin, daß mir nie Scheiden leider ward, dem ich das Herz und all den Sinn zu Steuer geb' auf ſeine Fahrt, und auch von meiner Freude gleichen halben Theil, damit er uns erwerbe Beiden Gottes Heil; und mög' ihm nicht der Augen Blick zu ſtatten ſtehn, laſſ' er das Herze für die Augen ſehn!" (M. I, 172 a, 3.) Anders wieder Hartman von Owe: „Welch' Fraue ſendet den lieben Mann mit rechtem Muth auf dieſe Fahrt, die kaufet halben Lohn daran, ob ſie daheim ſich wohl bewahrt; Sie bete für ſie Beide hie! ſo fährt Er für ſie Beide dort" (M. I, 180 b, 3).

Die Miſchung der frommen Empfindungen mit denen der Minne erſcheint in dieſen Liedern zuweilen höchſt ſonderbar. Hiltebolt tritt ſein Theil der Minne feierlich dem Herrn ab: „Dabei ſollt ihr, Herre, gedenken mein, hätt' ich was Liebers, das ſollt' euer ſein; ſie hat mir nichts denn Leid gethan, beſſer, denn mir, müſſ' es euch damit ergahn!" (M. I, 143 b, 4.) In einem Liede des Grafen von Botenloube ſpricht der ſcheidende Kreuzfahrer: „Wäre Chriſtes Lohn nicht alſo ſüße, ſo ließ' ich nicht die liebe Fraue mein, die ich in meinem Herzen oftmal grüße, ſie mag viel wohl mein Himmelreiche ſein." Die Frau erwidert: „Nun er ſpricht, ich ſei ſein Himmelreiche, ſo hab' ich ihn zu Gotte mir erkor'n." Dabei bittet ſie Gott, ihrer Liebe nicht zu zürnen, und der Ritter will ſich und ihr Gottes Huld erwerben (M. I, 13 b, 2. 3).

Die Erklärung dieſer Erſcheinungen mag in dem Worte des von

---

[1] [Vergl. Schriften V, S. 100. H.]

Johannsdorf liegen: „Ich wagt' Ihr nicht zu ſingen dieſes Lied, wär' Sie viel reine nicht und alles Wandels frei" (M. I, 175 b, 5). Man glaubte, das Heilige nicht zu entweihen, wenn man es mit den Frauen, die ſo hoch verehrt wurden, in Verbindung ſetzte [1], und eben die Zuſammenſtellungen der Gottesfahrt mit dem Dienſt der Minne, wenn ſelbſt im Einzelnen anſtößig, zeigen uns von einer neuen Seite, wie wenig man den letztern für ein leichtes und flüchtiges Spiel anſah, wie man ihn vielmehr zu den höchſten und würdigſten Angelegenheiten des Lebens rechnete.

---

[1] Walkyren, Helge.

V.

Geiſtige Richtung des Minneſangs.

Die bisherige Betrachtung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, der Richtungen des Zeitalters, welche der Liebe ſtörend und trennend entgegenſtanden, erklärt uns nicht bloß, wie in den Minneliedern der Ton der Klage vorherrſchend ward, ſie macht uns noch weiter begreiflich, wie der Minneſang ſich mehr und mehr dem Innern und Geiſtigen zuwenden muſte. Geiſtige Beſchauung, innerliche Vergegenwärtigung gab einigen Erſatz für das entbehrte Glück des Beſitzes. Ein Verkehr der Seelen entſpinnt ſich; unſichtbare Bande knüpfen ſich zwiſchen den Getrennten. Das Herz ſcheidet ſich vom Körper und lebt ſein eigenes Leben; die Augen des Gemüthes ſchließen ſich auf; der Gedanke ſchwingt prüfend ſeine Fittiche.

„Hinweg! laß mich die Luft anwehen, die kommt von meines Herzens Königin!“ (M. I, 6 b, 6) ruft der ſehnſuchtsvolle Sänger. „Säh' ich Jemand, der ſagt', er wäre von Ihr kommen, wär' ich dem feind, ich wollt' ihn grüßen; Alles, das ich je gewann, hätt' er mir das genommen, das möcht' er mir mit ſeinen Mähren büßen; wer Sie vor mir nennet, der hat zu Freunde mich ein ganzes Jahr, hätt' er mir Haus und Hof verbrennet“ (M. I, 175 a, 8). „Mein Abendſegen, mein Morgenſegen das iſt alles mit der Minniglichen“ (M. I, 184 a, 3. Vgl. Muſeum I, 354. M. I, 175 b, 2. II, 36 a, 8). „Ich trage die Bande, die Niemand kann beſchauen“ (M. I, 16 a, 3). „Mein Schein iſt hier noch, ſo iſt bei Ihr das Herze mein“ (M. I, 110 a, 6). „Ohn' Urlaub ſchied es von mir zu dir, liebe Fraue mein!“ (M. II, 52 b, 5. 70 b, 6.) „Die Beſte, die man finden könnte, von dem Po bis an den Rhein, die ſucht' ich nun manche Stunde und fand ſie in dem Herzen mein“ (M. I, 145 a, 4). „Fremde ich ſie mit den Augen, ſie minnet doch ſtets mein Herze heimlich“ (M. I, 94 b, 6). „Mein Leib iſt hie, ſo wohnt bei Ihr mein Sinn. Was hilfet, thu' ich die Augen zu? ſo ſehen ſie durch mein Herze hin“ (M. I, 115 a, 4). „Ich weiß nicht wohl, wie es darum nun ſei: Sie ſah mein Auge lange nie, ſind Ihr meines Herzens Außen bei, ſo daß ich ohne Augen ſehe Sie, da iſt ein Wunder mit geſchehen; wer gab ihm das ſonder Augen, daß es Sie zu aller Zeit mag ſehen? Wollt ihr wiſſen, was die Augen ſei'n, damit ich Sie ſehe durch alle Land'? Es ſind die Gedanken des Herzens mein, damit ſeh' ich durch Mauer und durch Wand; nun hüten ſie, wie ſie's dünke gut! ſo ſehen Sie doch mit vollen Augen Herze, Wille und all der Muth. Werd' ich jemals ein ſo ſelger Mann, daß Sie mich ohne Augen ſehen ſoll? Sieht Sie mich mit Gedanken an, ſo vergilt Sie mir die meinen wohl. Meinen Willen gelte Sie mir, ſende mir ihren guten Willen, meinen habe Sie immer Ihr!“ (M. I, 110 b, 7 bis 111 a, 3. Vgl. I, 172 a, 2.) Dieſes Hellſehen der Liebe, welches Walther hier ſo vollſtändig ausführt, bezeichnet Wolfram mit einem ſonderbaren Bilde: „Wie bin ich ſo von Eulen-Art! Sie ſieht mein Herz in finſtrer Nacht“ (M. I, 147 a, 1). Heinrich von Morunge ſagt: „Sie wohnt mir zu allen Zeiten vor den Augen; mich dünket, ſie geh' zu mir durch ganze Mauern; wenn Sie will, ſo führet ſie mich von hinnen mit ihrer weißen Hand hoch über die Zinnen“ (M. I, 55 a).

Die Sänger freuen ſich, faſt auf naive Weiſe, der Macht des Gedankens, die ſie eben erſt zu erkennen ſcheinen: „Ich freue mich, daß ich mag gedenken, wann ich will, der herzelieben Frauen“ (M. I, 5 b, 8). „Wie wenig es mich verſahe, ſo freu' ich mich doch ſehre, daß mir Niemand erwehren kann, ich gedenke doch ihr nahe, wohin ich Landes kehre“ (M. I, 95 b, 4). Wie gehaß mir ſei die Gute, doch bin ich ihr mit Gedanken bei; dafür hilft ihr keine Hute, wie ungenädig ſie mir ſei“ (M. I, 36 b, 2). „Gedanken haben mir Liebes viel gethan“ (M. II, 46 a, 5). „Es wiſſer alle Leute nicht, daß Wünſchen alſo ſanfte thut“ (M. I, 165 a, 1. Vgl. II, 101 b, 2). Beſonders preiſt Ulrich von Lichtenſtein das Glück des Wünſchens, das ihn alle Freuden der Minne voraus koſten läßt (M. II, 44 a, 9 bis 44 b, 7. Vgl. II, 38 a, 9 bis 38 b, 7. I, 65 b, 5. 86 a, 5). Andre dagegen fühlen auch das Quälende der Gedanken: „Ließen mich Gedanken frei, ſo wüſte ich nicht um Ungemach“ (M. I, 114 a, 5). „Gedanken fügen wohl Ungemach" (M. I, 158 a, 1. Vgl. I, 70 b, 3. 145 b, 1. 146 b, 2). Manchen finden wir dergeſtalt in Gedanken vertieft, „mit Gedanken irrefahrend," daß er nur halb iſt, wo man ihn ganz zu ſehen wähnt, daß er weder Augen noch Ohren hat, den Gruß unerwidert läßt oder am Abend guten Morgen beut (M. I, 114 a, 6. 110 a, 6. 123 a, 3. 185 a, 2. 185 b, 4. 93 a, 4. Muſeum I, 442, 4).

Gedanken ſind frei, dieſes Sprichwort kömmt mehrmals in den Minneliedern vor (M. I, 40 a, 3. 88 b, 3. 121 b, 3). Galt es hier nur, frei der Geliebten zu denken, ſo wurde die Freiheit des Gedankens bald auch auf andre Gegenſtände gerichtet; und gewis hat der Minneſang, indem er den Blick nach innen richtete, an geiſtige Beſchäftigung gewöhnte, den innern Sinn übte und ſchärfte, das Seinige dazu beigetragen, dem Gedanken die Flügel zu löſen, der ob allen Aaren hoch in den Lüften ſchwebt (M. II, 178 a, 3).

So treiben denn auch unſre Minneſänger eine verliebte Scholaſtik. Sie ſtellen Betrachtungen an über den Begriff der Minne, über den ſittlichen Werth der Frauen und andre Gegenſtände eines feineren Nachdenkens. Anziehend iſt es dabei, zu beobachten, wie oft der Gedanke noch ringen muß, ſich aus den Tönen, aus der Unbeſtimmtheit der Gefühle hervorzuarbeiten; und wenn es ihm nicht immer gelingt, zu völliger Klarheit durchzudringen, ſo iſt er doch ſo gewandt, irgend eine gefällige Aushülfe zu finden.

Das Wort Minne iſt in jener Zeit ziemlich gleichbedeutend und gleich umfaſſend mit dem heutigen Liebe. Es bezeichnet die Liebe zu Gott (Gottes Minne, geweihte Minne, M. II, 183 b, 3 bis 184 b, 2), die Liebe zu Freunden und Verwandten, beſonders aber die Frauenliebe in jeder geiſtigen und leiblichen Beziehung. Dagegen bedeutet Liebe den alten Dichtern die Freude, das Wohlgefallen, Erfreutſein, die Luſt des Herzens. Darum der beſtändige Gegenſatz von Liebe und Leide, Luſt und Trauer, Lieb und Leid, Erfreulichem und Schmerzlichem. „Liebe muß oft mit Leide zergehn" (M. I, 143 b, 2). „Ich weiß den Weg nun lange wohl, der von der Liebe geht bis an das Leid; der andre, der mich weiſen ſoll aus Leide in Liebe, der iſt mir noch unbereit" (M. I, 65 b, 5). „Ob ich den Troſt da fände, davon mein Leid verſchwände, ſo wollt' ich aus Herzeleide in Herzeliebe gehn" (Muſeum I, 354, Str. 65). „Lieb ohne Leid mag nicht ſein" (M. I, 41 b, 5).

„Anders ſo geſtund es nie, denn daß beides, Lieb und Leid, zergieng" (M. I, 69 b, 6). „Ich ſuchte Lieb, da fand ich Leid" (M. I, 150 a, 3). „Herzelieb, was ich des noch je geſah, da war Herzeleid mir bei" (M. I, 114 a, 5. Vgl. I, 155 a, 1). „Mir iſt mein Lieb eine herzigliche Schwere, ſo iſt dabei das Leid meine höchſte Freude gar" (M. I, 164 a, 7). „Seit man Leid nach Liebe hat, ſo ſoll auch Lieb nach Leide ergehn" (M. II, 25 b, 6). In Beziehung auf die Minne heißt Liebe vorzüglich das Anmuthen, das innige, herzerfreuende Wohlgefallen an dem geliebten Gegenſtande [1]. Minne giebt Lieb' und Freude (M. II, 242 b, 2). Begriffe, die ſich ſo nahe lagen, konnten leicht gänzlich in einander übergehen, und wir finden dieſen Übergang ſchon bei den Minneſängern ſelbſt: „Seit die Herzeliebe heißet Minne, ſo weiß ich nicht, wie die Leide heißen ſoll" (M. I, 52 b, 6). „Stete Liebe heißet Minne; Liebe, Minne iſt all ein; die kann ich in meinem Sinne nimmer machen wohl zu zwein, Liebe muß mir Minne ſein immer in dem Herzen mein" (M. II, 33 b, 5).

In vielen Liedern wird die Frage, das Räthſel (M. I, 123 a, 5) aufgeworfen und zu löſen verſucht, was denn die Minne ſei, dieſes unſichtbare Weſen, das doch ſo gewaltig iſt, daß ihm alle Lande dienen (M. II, 34 a, 7). „Was mag das ſein, das die Welt heißet Minne und das mir thut ſo weh zu aller Stunde und das mir nimmt ſo viel meiner Sinne? Ich wähnte nicht, daß es Jemand erfünde. Hätt' ich es geſehen, davon mir iſt geſchehen alſo viel Herzenſehre, ſo wollt' ich daran glauben immermehre" (M. I, 95 a, 5. Vgl. I, 157 b, 7. II, 145 a, 4). „Herre, ſagt mir! was iſt Minne? iſt es Weib oder iſt es Mann?" (M. II, 34 a, 6.) „Die Minne iſt weder Mann, noch Weib, ſie hat nicht Seele, noch den Leib, ſie gleichet keinem Bilde, ihr Name iſt kund, ſie ſelbſt iſt aber wilde" (M. I, 127 a, 6. Vgl. I, 104 a, 3. 112 a, 2). Zum Begriff der wahren Minne wird gerechnet, daß ſie gegenſeitig ſei: „Minne ſonder Widerminne (Gegenliebe) zwiſchen zwein, das heiß' ich nicht geminnet gar" (M. I, 167 b, 4. Vgl. I, 117 b, 6). „Minne iſt Minne, thut ſie wohl; thut ſie weh, ſo heißet ſie nicht Minne. Minne iſt zweier Wonne; theilen ſie gleich, ſo iſt die Minne da; ſoll aber ungetheilet ſein, ſo kann Ein Herz allein ſie nicht behalten"

---

[1] Beneckes Beiträge S. 255: Minne, liebes füegerinne.

(M. I, 123 a, 4. 5. Vgl. II, 112 a, 4). In dieſer Beziehung wohl ſagt der Marner: „Minne iſt ein Er und iſt ein Sie“ (M. II, 177 b, 1). Andre befaſſen ſich weniger mit ſpitzfindigen Unterſuchungen und erklären lieber auf dem Wege der Erfahrung: „Wenn ich ihrer Minne gehre, ſo fraget ſie, was Minne ſei. Nun kann ich ihrs beſcheiden nicht, ſie folge denn meiner Lehre und ſei mir eine Weile bei, da es Niemand ſieht“ (M. I, 13 a, 6). Die bündigſte Erklärung giebt der tugendhafte Schreiber. Minne heißt ihm: „Mannes Mund an Weibes Munde“ (M. II, 103 a, 1).

Wenn wir gleich gehört haben, daß die Minne weder Mann noch Weib ſei, ſo erſcheint ſie doch häufig in Perſon. Vielfach wird Frau Minne angerufen und angeklagt. Auch in Geſtalt heidniſcher Gottheiten, als Venus, Amor, Cupido, tritt ſie zuweilen auf (M. I, 3 b, 1. 5. 7 b, 2. 8 a, 6. 55 a, 4. II, 19 b, 3. 198 a, 4. 198 b, 3. 260 a, 4. Muſeum I, 398, 7. Benecke 221, 2). Doch meint Graf Konrad von Kilchberg, an ſeiner Liebe ſei nicht ſowohl Venus, noch Amors heiße Fackel ſchuld, als der Liebſten roſenblühende Wangen und ihre Trefflichkeit (M. I, 13 a, 2). Auch Wolfram zieht die lebende Geliebte der alten Göttin vor: „Venus, die Göttin, lebte ſie noch, ſie müſte bei ihr erblichen ſein“ (M. I, 148 b, 5. Muſeum I, 411, 3).

Den Sängern, die ſich ſelbſt und ihren Sang nach der Minne benennen (Minneſinger, M. I, 183 b, 6, Minneſang, I, 7 a, 1. 122 b, 3. 199 a, 6. Vgl. Gottfrieds von Straßburg Werke II, S. 112, Str. 52. Minnelied, II, 76 a, 6), iſt denn auch nichts zu hoch, wenn es die Minne zu preiſen gilt. Ohne Minne iſt Niemand froh, ſie iſt die beſte Wonne der Welt, das ſagen uns ſo manche Stellen (M. I, 6 a, 2. 30 b, 4. 45 a, 2. 3. 90 a, 8. 104 a, 3). Noch mehr, ohne Minne iſt Niemand werth (M. I, 4 b, 2). Sie iſt ein Hort aller Tugend (M. I, 104 a, 3. Muſeum I, 409, 1. M. I, 15 b, 7). Sie lehret Sünde laſſen, nie ward ſie bei den Sünden funden. Unminne iſt Sünde, Minne iſt aller Sünde frei (M. I, 4 b, 3. 4). Ohne ſie kann Niemand Gottes Huld gewinnen, ſie giebt zum Himmel gut Geleite (M. I, 127 a, 6 f.).

Dieſes Lob der Minne fällt zuſammen mit dem der Frauen. Sie ſind die Freudegebenden (M. I, 202 b, 6), an denen der Welt Heil und Wonne liegt (M. I, 80 b, 6. II, 32 b, 8). „Was hat die Welt zu geben Lieberes, denn ein Weib?“ (M. I, 108 b, 4. 203 a, 5. 6.) Nichts iſt ihnen zu vergleichen, als das Himmelreich (M. I, 171 a, 2). Ohne ihre Hülfe kann Niemand einen Tag froh bleiben (M. II, 32 b, 8). An ſie gedenken, iſt ein Troſt in allem Leide (M. I, 114 b, 2. II, 23 a, 2). Dieſen und andern Lobſprüchen ähnlicher Art (z. B. M. I, 23 a, 3. 30 b, 4. 32 a, 4. 6. 7. 171 b, 5. II, 29 b, 9. 102 a, 6. 7. 103 b, 6. 7. Muſeum I, 358, Str. 76. 363, Str. 93) geſellen ſich wieder eben ſo viele, wodurch die Frauen nicht bloß als Spenderinnen der Freude, ſondern auch als diejenigen verherrlicht werden, die in den Herzen der Männer jedes Gute und Edle pflanzen und beleben.

Unzählige Lieder verkündigen das Lob der Frauen, theils allgemein im Preiſe des Geſchlechts, theils in beſondrer Anwendung auf die Erkorne des Sängers, der er huldigt und dient, und, nach einem gangbaren Ausdruck, um der Einen willen Allen (M. I, 9 a, 2. 34 a, 4. 86 a, 7. 124 a, 4. 143 a, 2. 155 a, 8. 155 b, 2. 167 a, 1. 170 b, 6. 177 a, 2. II, 28 b, 1. 40 b, 8. 87 a, 3. 104 a, 1. 109 a, 2. 126 a, 4. Vgl. I, 118 b, 2. II, 105 b, 2). Von der Schilderung der äußern Reize ſteigt dieſes Lob der Frauen auf zur Würdigung ihrer innern Vorzüge und ihres ſittlichen Einfluſſes, zur begeiſterten Erkenntnis vollendeter Weiblichkeit.

Die Beſchreibungen der Frauenſchönheit kennen wir ſchon großentheils aus der Betrachtung der dazu verwendeten Naturbilder. Sie halten ſich meiſt in allgemeinen Zügen und ſind ſich daher im Ganzen ähnlich. Spiegelhelle, fröhliche Augen (I, 46 a, 2. Muſeum 340, 12. 346, 37. 365, 99), leuchtend rother Mund, roſenblühende Wangen, Hals und Hände, weißer denn Schnee und Lilien (M. II, 16 b, 3. 6. 19 a, 6. 47 b, 8), lange, meiſt blonde (fahle), goldlockige Haare (M. I, 23 a, 4. 24 b, 5. II, 62 b), ſchlanker Wuchs (M. I, 12 a, 6. 49 b, 3), das ſind die Reize, die ſtets wiederkehrend erſcheinen. Auch der ſchönen Brauen (M. I, 6 a, 1. II, 40 b, 3. 181 b, 5. Benecke 246, 4), der weißen, gleichen Zähne, die man fern erkennt (M. I, 49 b, 4. 165 b, 1. II, 17 a, 6), der Grübchen in Kinn und Wange wird nicht vergeſſen (M. I, 11 a, 1. II, 18 a, 5. 23 b)[1]. Wie dieſe Sänger die Natur im hellſten Frühlingslichte darſtellen, ſo auch die weibliche Schönheit in der vollen Blüthe der Jugend und der Geſundheit. Das Leben auf den Bergen, im freien Lufthauch, ſcheint die Farben friſch und leuchtend erhalten zu haben. Auch hier bewährt ſich der Minneſang als Frühlingsdichtung.

---

[1] Eine ausführliche Beſchreibung ſeiner Schönen giebt Walther, M. I, 118 b, 2 bis 6. Vgl. ſonſt I, 12 a, 6. 24 b, 5. 178 a, 1. 2. 5. II, 23 b. Miscellaneen I, 110. M. I, 61 a, 1. 67 a, 1.

Die Augen werden gerne den Sternen verglichen (M. I, 118 b, 3. II, 47 b, 3). Der Sänger wird zum Sterndeuter: „Zweier Sterne hat Gewalt, die mich machet jung und alt, das ſag' ich den Leuten; darin kann ich ſehen wohl, was hernach geſchehen ſoll, und auch ſchön bedeuten“ (M. I, 189 b, 2). Doch nichts beſchäftigt die Sänger mehr, als der rothe Mund, der wund macht und geſund, dem das tröſtende Lächeln und der beglückende Kuß zu Gebote ſtehn. „Ihr durchleuchtig rother Mund hat mich auf den Tod verwundt“ (M. I, 4 a, 6). „Des Kuß hilft mir und anders nichts geſunden“ (M. I, 6 b, 2). „Rother Mund, nun lache, daß meine Sorge ſchwinde!“ (Muſeum I, 342, Str. 18.) „Tröſte meine Sinne, daß ich den Kuß gewinne, ſprich: ja! rother Mund!“ (Muſeum I, 361, Str. 87.) Dieſes ſind Wendungen, die in Hunderten von Liedern wiederkehren. Bis zur Ermüdung wiederholen ſie ſich beſonders bei Gotfrid von Niſen, der es redlich verdient hat, wenn ihn endlich eine Gunſt vom rothen Munde zum Schweigen gebracht. Bezeichnend ſagt von ihm ein Andrer: „Der Niſer lobt die Fraue ſein und ihr röſelichtes Mündelein“ (M. II, 100 b, 4).

Das Einerlei ſolcher Wendungen wird gleichwohl von manchem blühenden Bild und treffenden Zuge belebt. Die Vergleichungen des rothen Mundes, ſeines Lächelns und Kuſſes, mit der Roſe ſind ſchon früher ausgehoben worden. Auch der leuchtende Rubin wird zum Bilde gebraucht (M. I, 47 b, 2. 148 b, 5. 184 b, 5); daher glaubt Kriſtan von Hamle, wenn die Liebſte lache, ſo müſſe ihr rother Mund nachts aus der Finſternis glänzen (M. I, 47 a, 4). Maleriſch zeichnet der von Weißenſee das ſchalkhaft trotzige Mündlein ſeiner Schönen: „Das ſteht, als ob es wolle ſprechen: ja trutz! wer darf küſſen mich?“ oder: Das ſtellet ſich, als ob es fünfe ſpreche“ (M. II, 19 a, 5. 8 f.).

Ein ſchöner Ausdruck findet ſich häufig bei unſern Sängern: „Sie thut mir in den Augen wohl“ (M. I, 47 b, 4. 59 a, 5. Vgl. II, 180 a, 3. 237 b, 4. 260 a, 3)[1]; oder auch: „lieb in dem Herzen, viel ſanft in den Augen“ (M. II, 101 a, 6). Einige verſichern, daß ſie die Minnigliche lieber anſehen würden, als einen Engel, und wär' es der ſchönſte, den Gott je gewonnen (M. I, 49 a, 7. [II, 70 b, 4.] II, 40 b, 4).

---

[1] „Augenweide“ M. I, 2 a, 3. 201 b, 2. 202 b, 4.

Doch nicht bloß was den Augen wohl thut, wird geprieſen. Der Schönheit wird die Liebe vorgezogen, eben das Anſprechende und Wohlthuende für das Herz. „Die Liebe ſteht der Schöne bei baß, denn Geſtein dem Golde thut“ (M. I, 108 a, 6. 7). „Die traf die Liebe nie, die nach dem Gut und nach der Schöne minnen; weh', wie minnen die!“ „Zu der Schöne Niemand ſei zu jach! Liebe thut dem Herzen baß, die Schöne geht der Liebe nach, Liebe machet ſchön ein Weib, das mag die Schöne doch nicht thun, ſie machet nimmer lieben Leib“ (M. I, 117 a, 4. 6). Dieſe Ausſprüche Walthers hat Reinmar von Brennenberg in einem eifrigen Wettſtreit der Liebe mit der Schöne weiter ausgeführt, deſſen Entſcheidung gleichfalls mit den Worten ſchließt: „Die Schöne giebt mir hohen Muth, die Liebe thut dem Herzen baß“ (M. I, 185 b, 5 bis 186 a, 3. Vgl. Suchenwirt LXVI).

Schönheit und Liebe ſind aber noch nicht das Höchſte, wenn nicht die Güte, die Tugend hinzutrittt, beides Worte, die hier den ſittlichen Werth bezeichnen. „Ich weiß wohl, daß die Liebe mag ein ſchönes Weib machen wohl, jedoch welch Weib ſtets Tugend pflag, das iſt die, ſo man wünſchen ſoll“ (M. 1, 108 a, 7). „Nach Frauen-Schöne Niemand ſoll zu vieles fragen, ſind ſie gut“ (M. I, 78 b, 4). „Ihre Tugend ich immer kröne ob aller Schöne“ (M. I, 170 b, 4). „Wohl ihr, die bei Güte Schöne hat!“ (M. II, 42 a, 5.) „Schön von ihrer Güte iſt meine Fraue, ſie iſt von ihrer Schöne gut“ (M. II, 37 b, 9). Walther beklagt ein ſchönes Weib, daß ihre Schönheit keinen Werth mehr habe, ſeit man nicht mehr gewohnt ſei, Tugend bei Schönheit zu finden (M. I, 140 a, 1). Wie es überhaupt für eine ſchätzbare Kennerſchaft galt, „Frauen ſpähen“ zu können (Nibelunge 2385. M. 1, 119 b, 6. II, 24 a, 3. 36 a, 4. Frauendienſt S. 20), ſo rühmt Ulrich von Lichtenſtein ſich beſonders, den Frauen in das Herz zu ſehen. Er iſt Keiner von den Vielen, die der Frauen Schönheit ſehen, ohne ihrer Güte wahrzunehmen. Ihm ſind all ihre Tugenden volliglich erkannt, darum hat er dreißig Jahre ritterlich in ihrem Dienſte verbracht. Wie er im Grunde ihrer Herzen jede Tugend beſonders ſehen möge, das macht er kund. Mit Gedanken betrachtet er ihre Sitte und ihren Muth, damit erſpäht er all ihre Heimlichkeit: „Was eine Fraue Tugend hat, die muß aus des Herzens Grunde gahn, wie der Saft aus Wurzeln gaht, in viel manche Blume wohlgethan“ (M. II, 43 a, 6 ff.). So mit Gedanken das Innre erfaſſend, ſegnet ſich derſelbe Sänger, ein Himmelreich auf Erden gefunden zu haben, ſeiner Frauen tugendreiches Herz (M. II, 43 b, 5 ff.).

Die Tugenden, welche die weibliche Güte und Ehre (M. I, 199 a, 3) ausmachen, werden auch beſonders benannt: Treue und Stetigkeit, Keuſchheit, Fröhlichkeit mit Züchten, ſanfte, beſcheidene Rede, Scham, die wie ein reines Kind in ſchöner Frauen Schoße ſpielt (M. I, 117 b, 2. 49 b, 2. 168 b, 2. 169 b, 8. 197 a, 4. 199 a, 5. Benecke 202, 3. 251, 2. II, 175 b, 2. Frauendienſt S. 80. 81).

Alle Trefflichkeiten der Frauen umfaßt aber ſchon das eine „hochgelobte“ Wort Weib (M. II, 182 b, 6). Geprieſen wird, die ihre Weibheit unbefleckt erhalten hat (M. I, 200 b, 1. 5. 202 b, 5. II, 36 a, 3. 43 b, 2), die man mit Wahrheit nennet: weiblich Weib (M. II, 43 b, 7); ein verſtärkter Ausdruck, der häufig wiederkehrt (z. B. M. I, 50 a, 4. II, 36 b, 1. 40 b, 3. 42 b, 1. 43 b, 2. 3. 243 b, 5). Das bedeutſame Wurzelwort durch alle Formen ſpielend, ſagt man von dem, was den Frauen wohl anſteht: „das weibet wohl“ (M. II, 42 a, 4); und zur Bezeichnung des Gegentheils: „Unweib, Unweibheit, unweiblich“ (M. I, 116 b, 5. II, 43 a, 2. 40 b, 9).

Vielbeſungen iſt in den Minneliedern der reine, ſüße Weibes Name, womit nicht die bloße Wortbenennung, ſondern hauptſächlich wieder der Begriff der Weiblichkeit ſelbſt gemeint iſt[1]. Zu den zahlreichen Lobpreiſungen dieſes Namens (z. B. M. I, 13 b, 6. 200 b, 1. Muſeum I, 344, Str. 28. 363, Str. 93. 367, Str. 108. M. II, 241 b, 6. 243 a,

---

[1] Auch die Stelle: „Weib, das hochgelobte Wort, das iſt beſſer, denn irgend anders in der Welte ſei“ (M. II, 182 b, 6), meint doch wohl nicht das bloße Wort, ſondern deſſen Bedeutung. Mehrmals findet man die Zuſammenſtellung: „Weibes Name und Weibes Leib“ (M. I, 116 b, 5. 200 b, 1, wo auch nur „Weib und Weibes Namen“. II, 182 b, 6. 183 a, 2. 241 b, 6. 243 a, 3). Sind dieſe Ausdrücke nicht pleonaſtiſch, ſo mag der erſtere mehr auf die geiſtige Auffaſſung, den Begriff, der letztere auf die Erſcheinung, die Perſönlichkeit ſich beziehen.

3. 243 b, 5. Triſtan 8303) hat wohl ein Lied Reinmars des alten den Anklang gegeben, welches mit den Worten beginnt: „So wohl dir, Weib! wie rein dein Name! wie ſanfte du zu nennen und zu erkennen biſt!“ (M. I, 67 a, 3.) Dieſes Lied war ſo geſchätzt, daß Walther in ſeiner Klage über den Tod Reinmars verſichert: hätte Reinmar nichts geſungen, als die eine Rede: „So wohl dir, Weib! wie rein dein Name!“ ſo hätt' er verdient, daß alle Weiber ſtets für ſeine Seele beten (Pfälzer Handſchrift 357, Bl. 41 b)[1].

Der Name Weib wird ſelbſt über den Namen Frau geſtellt: „Weib muß immer ſein der Weibe höchſter Name und theuret baß, denn Frauen“ (M. I, 116 b, 5. Vgl. II, 43 a, 2). Der Grund des Vorzugs ehrt unſre Sänger, er beruht darin, daß in ſolchem Gegenſatze das Wort Frau nur den zufälligen Vorrang höherer Geburt (vgl. M. I, 183 a, 4 bis 6. 119 b, 6. 49 b, 5), der Name Weib dagegen das innre Weſen edler Weiblichkeit bedeutet. Klar iſt dieſes in folgenden Stellen: „Von Geburt eine Fraue iſt ſie und von Tugenden Weib“ (M. II, 41 a, 1. Vgl. II, 36 a, 3); „Man muß ſie eine Fraue nennen von ihrer hohen Art. Sie iſt von Tugenden ein gut Weib“ (Miscellaneen I, 110)[2].

Wie für den Preis der Schönheit die blühende Frühlingswelt die paſſendſten Bilder giebt, ſo für die Verklärung der Frauentugend des Himmels ewige Geſtirne. So Heinrich von Morunge: „Ihre reine Tugend iſt der Sonne gleich, die trübe Wolken machet lichtgefarb, wenn in dem Maien iſt ihr Schein ſo klar“ (M. I, 49 b, 5). Kriſtan von Hamle aber läßt ſeine Gebieterin von ihren Tugenden umgeben ſein, „wie der lichte Mond unter den Sternen ſchwebet“ (M. I, 47 a, 3).

---

[1] Vgl. Altes Meiſtergeſangbuch S. 34, DXV.

[2] Umgekehrt heißt es einmal: „Sie hat ihre Weibheit viel wohl behütet vor unfraulicher That“ (M. II, 38 a, 2. Vgl. II, 149 b, 3). In der Stelle: „Sie iſt fürwahr ein weiblich Weib und eine Fraue mancher Tugend“ (M. II, 36 b, 1) iſt Fraue ſoviel als Gebieterin, Inhaberin. Später ſtritten Frauenlob und Regenbog über den Vorzug von Frau und Weib (M. II, 216 a, 2. 3), zu welchem Streite vermuthlich das vorangeführte Lied Walthers (M. I, 116 b, 5) der Anlaß war. Vgl. auch Altes Meiſtergeſangbuch S. 45, DCI. Miscellaneen II, 279, III.

Die ſittliche Würdigung der Frauen giebt auch dem Frauendienſt eine höhere Bedeutung. Derſelbe wird als ein vorzügliches Mittel der Geſittung, als eine Tugendlehre, eine Schutzwehr vor Übelthat angeſehen. So behauptet Hartmann von Aue: „Was wir Rechtes werben und daß wir Männer nicht verderben, des ſollen wir den Frauen Dank wiſſen“ (M. I, 182 a, 2. Vgl. II, 97 b, 2). Er freut ſich, daß er um der Erkornen willen zu Gott und zu der Welt den Muth deſto beſſer kehre (M. I, 182 b, 3). Selbſt unbelohnter Dienſt wird auf dieſe Weiſe zum Gewinn. „Sie verhieß mir viel des Guten,“ ſagt Reinmar, „daß ich falſchen Dingen wäre gram, nun wähnet Sie, ich ſei betrogen; ſo lohn' ihr Gott! ich bin von ihren Gnaden wohl gezogen“ (M. I, 73 a, 2). Ähnliches ſpricht Walther: „Was ſoll ein Mann, der nicht begehrt Gewerbes um ein reines Weib? Sie laſſe ihn immer ungewährt, es theuret doch wohl ſeinen Leib; er thut um Einer willen ſo, daß er den Andern wohl behagt, ſo macht ihn auch die Eine froh, ob ihm die Andre gar verſagt; wer gutes Weibes Minne hat, der ſchämt ſich aller Miſſethat“ (M. I, 108 b, 3. Vgl. I, 108 a, 3. 38 a, 3. 190 b, 7. Muſeum I, 426, 2). Ein Verſagen von weiſen Weibes Munde wird für erfreulicher erklärt, als das Gewähren einer Unverſtändigen (M I, 163 b, 5). Weil nun das Werben um die Gunſt der Frauen nicht bloß freudebringend, ſondern auch dem wahren Werthe des Mannes förderlich iſt, ſo wird überall zum Lob und Dienſte derſelben aufgefordert und die Jugend dazu angewieſen. „Lerne gerne wohlgefallen reinen Weiben, junger Mann! Eine meine vor ihn'n allen! ſo fährſt auf des Glückes Bahn. Unpreis der wird dir wilde; gut Weib in eines jungen Mannes Muthe die entwirſt dem Sinne viel tugendlicher Bilde“ (M. I, 88 b, 1. Vgl. I, 108 a, 1 bis 5. 169 b, 6. 47 a, 7. 73 a, 4. 184 b, 3. 4). Ausführlich findet ſich dieſe Anweiſung auch in der Lehre des Vaters an den Sohn: „Sohn, willt du zieren deinen Leib, ſo daß er ſei Unfuge gram, ſo minne und ehre gute Weib'! Des Mannes Herz iſt ungeſund, das ſich nicht innen reinen kann mit Weibes Liebe zu aller Stund'. Gnade Gott an uns begieng, da er ſich Engel dort erſchuf, daß er ſie (die Frauen) gab für Engel hie“ (M. II, 252 a, 2 bis 7. Coloczaer Codex S. 98, V. 47 bis 50).

Solch hohe Meinung von den Frauen gebot im Umgang mit ihnen ein ſittiges, achtungsvolles Benehmen. Nur ſchüchtern und verzagt konnte man in Gegenwart ſo vollkommener Weſen auftreten und ſelbſt die Stunde lockender Gelegenheit blieb aus zarter Scheue unbenützt. Viele Lieder ſind Zeugen ſolcher Verzagtheit und zärtlichen Verwirrung. „Wie mag das immer ſo geſchehen, daß ich ſo ſehre fürcht' ein Weib, daß ich ihr nicht wage zu geſtehen, wie ſie bezwinget mir den Leib? Sie iſt zu gut, gering bin ich, ich dünke mich nicht ihr ſelben werth“ (M. I, 25 a, 4. Vgl. I, 32 b, 1. 2). „Da Sie ohne Hute vor mir ſaß, warum redt' ich da nicht mehr? Da war ich allzu froh der Stunde, daß ich vor Liebe gar nicht ſprach; es möchte Manchem noch geſchehen, der Sie ſähe, wie ich Sie ſah“ (M. 1, 66 b, 4. Vgl. I, 23 a, 2. 62 b, 2). „Viele können deſto baß reden, wenn ſie bei Liebe ſind; wie oft ich noch bei Ihr geſaß, ſo wuſt' ich minder, denn ein Kind, ich ward an allen meinen Sinnen blind“ (M. I, 141 a, 4. Vgl. I, 138 b, 7. Raynouard B. V, S. 329: Bona domna u. ſ. w.). „Wenn ich bei der Hochgemuthen bin, die mir ohn' ihr Wiſſen nimmt die Sinne gar, ſo nehmen ihre ſpielenden Augen hin, was ich auf Genade ſollte ſprechen dar“ (M. I, 32 b, 3). „Wenn ich ſprechen ſoll zu Noth, ſo weiß ich allzu wenig, das mir fromme, von Schämen werd' ich roth; darnach weiß ich Wunder, wenn ich von Ihr komme“ (M. II, 183 a, 3). „Ich weiß wohl, daß Sie lachet, wenn ich vor ihr ſteh' und weiß nicht, wer ich bin. Da ſchweig' ich als ein Stummer, der von ſeiner Noth nicht ſprechen kann, als daß er mit der Hand die Worte deuten muß: ſo zeig' ich Ihr mein wundes Herz und falle vor Sie und neig' auf ihren Fuß“ (Heinrich von Morunge, M. I, 53 b, 7 bis 54 a, 2. Vgl. I, 54, 3. 4. 165 a, 5).

Das leiſeſte Zeichen der Gunſt muſte ſo beſcheidene Verehrer entzücken. Geprieſen wird die erfreuende Kraft des Grußes: „Ja, reicher Gott, wie ſanft es thut, wen grüßet wohl ein lieblich Weib! Sein Muth der flieget alſo hoch, als wie der edel Adelar“ (M. I, 7 b, 6). „Von der mir thät' ein Gruß noch ſanfter an dem Herzen mein, denn ob ich zu Rome Kaiſer ſollte ſein“ (M. I, 78 b, 5. [100 a, 1.] Vgl. I, 4 a, 3. 4. 12 b, 6. 78 b, 5. 115 a, 2. 169 b, 4. II, 18 b, 6. 7. 92 b, 4. 102 a, 7. Muſeum I, 401, 2). Freilich beſagt dieſes Wort jedes Freundliche vom gewöhnlichſten Gruße, den die Schöne mit aller Welt theilen muß (M. I, 50 a, 2. II, 87 b, 3), bis zum bedeutungsvollſten Zugeſtändnis. Doch „ein halbes Wort“ ſchon, wollte ſie ihm das zum

Gruße ſenden, würde den Liebenden reich machen und hochgemuth (M. I, 146 a, 1). Macht ihn ja ſchon ihr Anblick wieder auf ein volles Jahr geſund (M. I, 57 a, 1). Dem von Gliers iſt die Geliebte ein Baum, der in allen Tugenden wächſt und blüht; ihre Minne wäre der Apfel, doch ſo hoch darf der Sänger nicht verlangen: „Ich möchte nur im Schatten ſein, der Apfel wird doch nimmer mein“ (M. I, 42 b, 2).

Die Sänger haben ein Ideal vollendeter Weiblichkeit aufgeſtellt und die Frau, welche dieſem entſpricht, iſt mit wunderbaren Kräften begabt. Sie macht jung und alt, je nachdem ſie gnädig oder ungnädig iſt (M. I, 9 b, 3. 109 a, 1. 154 a, 1. 189 b, 2. II, 18 b, 4. 60 a. 103 b, 4). Aus ihrem Roſenmunde duftet ein verjüngender Balſam (M. I, 184 b, 5); wer ihr ſo recht in die klaren Augen ſehen dürfte, dem wüchſe nimmer graues Haar (Muſeum I, 346, Str. 37). Wer Sie des Morgens anſieht, den Tag geſchieht ihm nimmer Leid; der Kranke, dem Sie die Adern befühlen wollte, bedürfte keines Arztes mehr (M. II, 23 b). Wer Sie des Jahres einmal ſah, der iſt vor allem Fehl behütet (M. I, 43 b, 5). Von einer ſchönen und trefflichen Frau wird ein ganzes Land erfreuet und geſchönet (M. I, 6 b, 3. 140 a, 1. 184 b, 6. 189 b, 7. II, 105 b, 2. Muſeum I, 411, 4); von ihrer Ungunſt könnt' ein Land verderben (M. I, 190 b, 1. Vgl. II, 181 b, 4). Wo Sie weilt, darf man ohne Sorge ſein, daß der Reif den Bäumen oder den Blüthen ſchade (M. II, 23 b).

Eine religiöſe Weihe der Frauen[1] wird zwar erſt bei den ſpäteren, lehrhaften Dichtern ausgeſprochen, die überall Beziehungen auf die Glaubenslehre ſuchen. Nicht bloß wird als Grund der Verehrung geltend gemacht, was auch früher ſchon vorkömmt, daß wir Alle von den Frauen gekommen (M. I, 22 a, 2. [II, 207 b, 4.] II, 216 a, 3. 252 a, 2. Coloczaer Codex S. 98, V. 39. Raynouard B. V, S. 379: E ja nuls hom u. ſ. w.), oder daß die Frauen Gottes vollkommenſtes Geſchöpf ſeien (M. I, 188 a, 4. II, 142 b, 4. 5. 183 a, 2); es wird ausdrücklich geſagt, daß Gott ſie nach ſeiner Mutter gebildet[2]; daß ſie beſonders erkoren ſeien, die himmliſche Schaar zu mehren (M. I, 188 a, 3. 4). Gott ſelbſt ward von einer Jungfrau geboren, das gab er ihnen zu Steuer (M. II, 143 a, 1). Ja er hat nach einem abenteuerlichen Liede Reinmars von Zweter im Dienſte der Frauen ſein Blut am Kreuze vergoſſen (Pfälzer Handſchrift 350, S. 211). Aber auch ohne dieſe beſondern Beziehungen ſind die eigentlichen Minneſänger von dem durchdrungen, was ein Walthern zugeſchriebenes Lied ausſpricht: „Gott hat gehöhet und gehehret reine Frauen, daß man ihnen wohl ſoll ſprechen und dienen zu aller Zeit" (M. I, 130 b, 1). Darum ſtellen ſie, wie wir mehrfach geſehen, die Frauen und den Frauendienſt überall mit den heiligſten Dingen zuſammen, und Ulrich von Gutenburg ſagt von der Geliebten, ſie müſſe ſtets nächſt Gott ſeine Anbetung ſein (Muſeum I, 444, 4)[1].

---

[1] Vgl. oben S. 113.

[2] Meiſter Stolle, Miscellaneen I, 99:
Ja wizzent! ſwer iſt vrouwen holt unde in wol eren gan,
Daz der got unde der muoter ſin uf erden nimmer baz gedienet hat.

Wir[2] finden Marien als die Heilige eines beſondern Legendenkreiſes. Hier treffen wir auf eine ihr geweihte Liederdichtung[3]. Die Lieder zu ihrem Preiſe ſind in den alten Sammlungen den Minneliedern zugeſellt; und wirklich ſchließen ſie ſich auch im innern Zuſammenhang der zuletzt betrachteten geiſtigen Richtung des Minneſanges an. In ihr iſt die Apotheoſe des vielgeprieſenen Weibesnamens: „Königin ob allen Frauen!" (M. I, 125 b, 5.) „Du haſt alle Weib gepreiſet" (M. I, 29 a, 3). „Du minniglicher Blumenglanz, du blümeſt aller Mägde Kranz" (Gottfrieds von Straßburg Werke II, S. 102, Str. 3).

Die vielen ihr gewidmeten Geſänge ſchließen ſich nach Inhalt und Ton an die lateiniſche Hymnendichtung. Auch in ihnen herrſcht eine Gemeinſchaft wiederkehrender Bilder und Vergleichungen; Marie iſt die Roſe ohne Dorn, die Taube ſonder Galle u. ſ. w., beſonders aber werden Bilder und Geſichte aus den Propheten, aus der Offenbarung und andern bibliſchen Schriften auf ſie angewandt.

Eines der bilder- und tonreichſten Lieder auf ſie iſt das des Bruders Eberhard von Sax (M. I, 28 ff.). Größere Geſänge haben ihr vorzüglich Gottfried von Straßburg[1] (gedruckt in B. II ſeiner Werke, herausgegeben durch von der Hagen, Breslau 1823) und der ſpätere Frauenlob, der eben davon den Namen zu haben ſcheint, in ſeiner Bearbeitung des hohen Liedes, gewidmet. Der jüngere Titurel enthält einen ſchwungvollen Hymnus auf ſie.

---

[1] Raynouard B. V, S. 380: E s' ieu u. ſ. w.

[2] [Das Folgende bis zum Schluſſe des Abſchnittes iſt ein ſpäterer Zuſatz. H.]

[3] [Man vergleiche: Otto Richter, Die religiöſe Lyrik in der Blüthezeit des deutſchen Minnegeſangs. Oſterprogramm der Realſchule zu Görlitz 1868. H.]

Konrads von Würzburg „goldene Schmiede“ iſt ein Preisgedicht auf Marieen, zwar nicht lyriſch, in ſtrophiſcher Form, ſondern in den gewöhnlichen Reimpaaren (gegen 2000 Verſe ſtark), aber mit aller Fülle der Bilder und Gleichniſſe (veröffentlicht im Coloczaer Codex altdeutſcher Gedichte, herausgegeben von Mailath und Köffinger, Peſth 1817, und in den altdeutſchen Wäldern der Brüder Grimm, B. II, 1815, woſelbſt in den Vorbemerkungen die in den Mariengedichten epiſch wiederkehrenden Bilder zuſammengeſtellt ſind).[2]

---

[1] [Daß Gottfried von Straßburg den ihm beigelegten Lobgeſang auf Chriſtus und Maria nicht verfaßt hat, daß jenes Stück vielmehr von einem alemanniſchen Dichter aus dem Ende des 13ten Jahrhunderts herrührt, hat F. Pfeiffer im dritten Bande ſeiner Germania, Stuttgart 1858, S. 59 bis 80 dargethan. H.]

[2] [Man vergleiche nun die Ausgabe von Wh. Grimm, Berlin 1840. 8. H.]

VI.

Tagelieder.

Die geiſtige Richtung des Minneſanges, welche wir bisher geſchildert, konnte den Verfolg deſſelben nach entgegengeſetzter Seite nicht unterdrücken. Bei aller tiefen Verehrung, die den Frauen gezollt wurde, war der Anſpruch auf den volleſten Lohn der Minne keineswegs aufgegeben, und wenn gleich Einige vorbeugen, daß ſie nichts begehren, wovon die Geliebte erröthen müßte (M. I. 32 a, 3. 4. 43 a. Vgl. Flore 6072 ff.), ſo werden anderwärts viel kühnere Wünſche ohne Rückhalt ausgeſprochen (z. B. M. I, 68 a, 1. 74 b, 7. 167 a, 3. 180 b, 7. II, 34 a, 4. Miscellaneen I, 111, Str. 6. 7 [1]). „Die mir in dem Herzen liegt, ach, hätt' ich ſie an meinem Arme!" ſagt der Schenk von Landeck (M. I, 198 a, 3. Vgl. I, 48 a, 1). Selbſt jene Lieder, in welchen der Dienſt der Frauen als der Weg zur ſittlichen Vervollkommnung empfohlen wird, zeigen am Ziele noch Freuden andrer Art (M. I. 108 a, 4). Wenn der Vater dem Sohne rühmt, wie ſchön dem ritterlichen Diener der Frauen der Schild zu Halſe ſtehe, ſo fügt er hinzu: „Ihm kommt zu Lohn ein blanker Arm, da ihm der Rieme liegen ſoll" (M. II, 252 b, 1).

Wir haben früher die manigfachen Hinderniſſe dargelegt, welche der Zuſtand der Geſellſchaft und die Meinungen der Zeit den Wünſchen der Liebenden entgegenſetzten, und eben aus ſolchem Verſagen haben wir die geiſtige Richtung des Minneſangs entwickelt. Zugleich aber iſt dort angedeutet worden, wie ein unermüdlicher Dienſt zuletzt doch ein Recht auf das Verſagte geben, wie ein kühner Entſchluß alle Schwierigkeiten beſiegen konnte. Es bleibt uns übrig, bei dieſen Andeutungen wieder anknüpfend, nun auch die Gegenſeite der idealen Richtung vollſtändiger zu entfalten. Kräftig und lebensfriſch, zu jedem Spiel und Ernſt des Kampfes gewöhnt, muſten die Ritter jener Zeit gerad in der Wagnis und dem Abenteuer Reiz und Aufforderung finden. „Verbotnes Waſſer iſt oft beſſer, denn Wein; was man gar ohne Furcht hat, verleidet ſich; verſtohlne Minne höht den Muth“ (M. I, 24 a, 2. Vgl. Benecke 244, 1). Und ſo bietet ſich uns eine eigene, zahlreiche Gattung von Liedern dar, in denen wir die Liebenden, mitten unter Gefahr und Schrecken, am Ziel ihrer Wünſche ſehen. Es ſind dieſes die Tagelieder; ein Wort, das zunächſt den Sang des Wächters, wenn es tagt (M. I, 107 a, 9. 107 b, 2. II, 167 a, 3, auch Tageweiſe, M. I. 147 a, 6), dann aber die Minnelieder bezeichnet, welche den Wächterruf zum Anhalt nehmen.

---

[1] Äußerungen, daß ſolches dem Sänger noch nicht geworden ſ. M. I, 51 b, 4. 96 b, 4. 97 a, 1. 108 a, 5. 139 b, 8. 151 b, 6 bis 8. 161 a, 3. II, 24 b, 6. 25 b, 5.

Die Grundform der Tagelieder, wie ſie aus der Mehrzahl derſelben entnommen werden kann, iſt dieſe: der Wächter auf der Burgzinne ſieht den Morgenſtern aufglänzen, er kündet mit Sange den Tag und warnt Alle, die bei verſtohlner Liebe weilen; die Schöne erſchrickt an der Seite des entſchlummerten Geliebten, die Gefahr drängt ſie, ihn zu wecken, und es ergeht ein Abſchied, ſüß und ſchmerzlich zugleich.

Der Wächter auf der Zinne der Mauer ſpielt überhaupt in den Dichtungen des Mittelalters eine nicht unbedeutende Rolle. Als Bild einer willkommenen Sache wird angeführt, wie den Wächter nach langer kalter Nacht der aufgehende Tagſtern erfreut (Titurel Bl. 10 b, 5. Wilhelm v. Or. III. Pfälzer Handſchrift 404, Bl. 243 b). Durch die Stille der Nacht hört man ihn das Unglück des Hauſes und ſein eigenes klagen; mancherlei Unterhandlung und nächtliche Beſprechung wird mit ihm gepflogen. Seine Einführung in den Minneſang lag ſehr nahe, denn nächtliche Zuſammenkünfte konnten von ihm nicht wohl unbemerkt bleiben. Auch die Provenzalen haben das Wächter- oder Tagelied (alba, Raynouard B. V, S. 171). Schon ſeine Anlage, Handlung und Geſpräch, deutet auf höheres Alterthum. Gleichwohl erſcheint es bei unſern älteſten Minneſängern noch nicht in der oben angegebenen Form. Bei Dietmar von Aiſt weckt noch ein Vögelein vom Zweig der Linde (M. I, 41 b, 5. 6). Heinrich von Veldeke, der liederreiche Reinmar, Hartmann, Milon, der Burggraf von Regensburg haben keine Wächterlieder, ſo manche Anſpielungen auf vertrauliches Zuſammenſein gerade bei dieſen Sängern vorkommen. Auch Kaiſer Heinrich giebt einen Wechſelgeſang beglückter Liebenden, ſodann einen Abſchied nach traulicher Zuſammenkunft, ohne daß irgend ein Wächterruf vernommen würde (M. I, 1 a, 5 bis 1 b, 2). Möglich, daß die Tagelieder urſprünglich mit der Frühlingsdichtung zuſammenhiengen, wie das angeführte Lied Dietmars anzudeuten ſcheint (vgl. Muſeum I, 394, 1. 395, 1. Grimm, Altdäniſche Heldenlieder 163, 36. 173, 39, Refrain), und daß ſie erſt ſpäter in den Burgen einheimiſch wurden. In einem provenzaliſchen Tagelied von alterthümlich einfachem Gepräge befinden ſich die Liebenden, welche der Frühruf des Wächters aufſchreckt, in einem Baumgarten, darin die Vögel ſingen (Raynouard B. II, S. 236 [1]). Nächtlichem Aufenthalt im Freien war allerdings der deutſche Himmel weniger günſtig und darum blickt in unſern Wächterliedern der unerwünſchte Tag durch verſchloſſene Glasfenſter in das Gemach (Miscellaneen I, 100, 4. 102, 2. 110 u.). Doch erkennt man an mehreren Stellen die waldige Umgebung der Burg, daraus der Vögel Morgenlied ertönt (z. B. M. I, 27 b, 5. II, 167 a, 1). Erſt bei Walther (M. I, 107 a, 5 bis 107 b, 2) und Rubin (M. I, 171 a, 4 bis 171 b, 2) tritt wirklich der Wächter hinzu. Wenn nun gleich die vielen Lieder dieſer Art auf gleicher Grundlage beruhen, ſo iſt dennoch die Ausführung manigfach abwechſelnd; nicht bloß in der Versweiſe, im Stil und Schmuck des Gedichts, ſondern in der Handlung ſelbſt, indem bald dieſer bald jener Theil derſelben, bald die eine bald die andre der theilnehmenden Perſonen hervorgehoben oder mit neuen Wendungen dargeſtellt wird.

Wie überhaupt im Minneſang innrer Zuſammenhang und fortſchreitende Handlung unverkennbar iſt, ſo ſtehen auch die Tagelieder nicht vereinzelt da. Sie ſind vorbereitet durch die ſchon erwähnten Anſpielungen auf dieſen letzten Lohn der Minne, durch Botenlieder, in welchen ſolche Werbung geſchieht (M. I, 97 b, 4), durch Lieder, in denen die Schöne noch jedes kühnere Begehren von ſich weiſt (M. I, 18 b, 4 bis 6), durch andre, welche den ſchwachen Widerſtand des liebenden Herzens, oder gar den gefaßten Entſchluß verrathen (M. I, 63 b, 3. 81 b, 2 bis 7. 97 a, 5. 97 b, 2. 182 b, 6 ff.). Von andrer Seite ſchließen ſich ihnen ſolche Äußerungen an, worin der Sänger klagt, daß ihn der Wächter an der Zinne nichts angehe und er ruhig bis an den Morgen ſchlafen könne (M. I, 5 a, 7. 151 b, 5 bis 8. 161 a, 3. [II, 207 b, 5]). In den Tageliedern ſelbſt entſpinnt ſich zuerſt Unterhandlung mit dem Wächter, deſſen Einverſtändnis und Obhut den Liebenden nöthig iſt. Da vernimmt der Wächter aus der Dunkelheit eine Stimme, die ihn anredet. Bald erkennt er den längſt Erwarteten. Mit den freundlichſten Worten bittet ihn der Ritter, ſeine Ankunft der Geliebten zu melden (M. I, 16 a, 5). Hinwider hören wir die einſam Harrende klagen. Kömmt Er, der ihr bei dem höchſten Eide zu kommen gelobt, dann entbehrt ſie leicht der Blumen und der grünen Heide. Sie verwünſcht das arge Hüten, das treuer Liebe ſo viel Leides giebt. Müde des langen Sehnens fodert ſie den Wächter auf, den Tag anzuſingen. Auf einmal kömmt der Geliebte; da ſpricht ſie: „Wächter, nun laß dein Singen! es iſt noch nirgend Tag“ (M. I, 17 a, 2. 3). Es tritt wohl auch eine Dienerin zum Wächter an die Zinne und unterweiſt ihn, Lohn verheißend, wie er den Kommenden leiſe anſprechen und ihm, wenn er die rechte Antwort giebt, an das Fenſterlein winken ſoll; der Ritter erſcheint, wird eingelaſſen und empfiehlt dem Wächter, gut zu hüten (M. I, 90 b, 3 f.). Anderswo hat die Frau ſelbſt den Wächter durch Liebkoſungen gewonnen (Miscellaneen I, 100, 4), oder ſie ermahnt ihn, die Stunde wohl zu merken, da die Wolken ſich färben, den Morgenſtern und den Sang der Vöglein ſorgfältig zu beachten, damit der Ritter ungefährdet wieder von hinnen komme (M. II, 167 a, 2). Auf einem Bilde der maneſſiſchen Liederhandſchrift wird der Ritter, in einem Zieheimer ſitzend, von der Frau den Thurm hinaufgewunden. Auf einem andern ſteigt er eine Leiter hinan und empfängt von der Schönen, die an der Zinne ſteht, einen Blumenkranz, als Sinnbild des Minneſoldes (vgl. M. I, 143 a, 5). Wenn nun der Tag durch die Wolken bricht, ſo läßt der Wächter ſeinen „Warnſang“ (Benecke 241, XXXIV) ertönen. Er warnt bald im Allgemeinen verborgne Liebende, bald diejenigen beſonders, die ſich ſeiner Obhut vertraut haben. Mancher einfache Ruf mochte dem Leben ſelbſt entnommen ſein: „Ich ſinge, ich ſage, es iſt an dem Tage“ (M. I, 18 a, 3): „Es nahet dem Tage, wo ſich zwei Liebe ſcheiden, die haben herzeleide Klage" (M. II, 113 b, 2 ff.). Die provenzaliſchen Tagelieder haben faſt alle den Kehrreim (Refrain). Ebenſo mehrere deutſche (M. I, 17 b, 7 ff. [Vgl. I, 15 b, 1. II, 98 a, 1.] 56 b, 5 ff. II, 110 b, 1 ff. 113 b, 2 ff.). Bei andern kann er im Aufſchreiben weggefallen ſein oder iſt er nur noch angedeutet (M. II, 23 a, 5: „Und iſt es Tag"). Urſprünglich ſind wohl eben jene volksmäßigen Wächterrufe der Kehrreim geweſen, wie ſie auch noch als ſolcher vorkommen. Mit dem eigentlichen Tagrufe verbinden ſich dichteriſche Beſchreibungen des aufgehenden Morgens, gefühlvolle Äußerungen ſorgſamer Wächtertreue, oder auch allgemeinere Mahnungen: „Maße iſt zu allen Dingen gut" (M. I, 16 b, 4); „Wohl ihm, der bei Liebe Leides ſich behüten kann!" (M. I, 48 a, 2. Vgl. I, 153 a, 7. II, 88 a, 5. 96 b, 3. 115 a, 4.) Spätere fallen hiebei nur zu ſehr in den Lehrton. Nicht gering iſt des Wächters Verlegenheit, wenn ſein Ruf nicht vernommen oder nicht beachtet wird, oder wenn er den Unwillen der Erwachenden fürchtet. Dann fodert er die Vögel auf, ſtatt ſeiner zu ſingen, ſie nimmt er zu Zeugen, daß er ſeine Pflicht gethan; oder er ſtellt die Liebenden gänzlich in Gottes Pflege (M. I, 15 a, 6 ff. Vgl. I, 16 b, 4. II, 96 a, 4 ff. 166 b, 3). Fürſorgend erſcheint wieder die treue Dienerin, die des Wächters Singen gehört hat und der Frau die Mähre bringt (Benecke 244, 2). Beklagt wird nun die Kürze der flüchtigen Nacht (M. I, 16 b, 6. 147 b, 4. 153 b, 4), geflucht wird dem grauen Tage (M. I, 147 b, 4. II, 49 a, 2. 166 b, 4), der die Liebenden ſcheidet (M. I, 147 b, 5). „Weh geſchehe dir, Tag, daß du mich läſt bei Liebe länger bleiben nicht!" (M. I, 107 a, 5.) „Weh dir, Tag, o weh! daß du einen Mann willt von mir ſcheiden, daß in Chriſtenlanden noch bei Heiden Weib ſo lieben nie gewann!" (M. II, 97 b, 6.) „O weh Tag! Wild und Zahm, das freut ſich dein und ſieht dich gerne, außer ich Eine" (Miscellaneen I, 100, 3). Da wird denn ſelbſt verſucht, dem Wächter den Tag abzuläugnen: „Wächter, erkennſt du des Mondes Schein für Tageszeit?" (M. I, 48 a, 1.) „Sage mir mit ſanftem Worte! hörſt du die Vöglein in dem Hage? Du haſt mein Herz aus ſüßem Schlaf erwecket" (M. I, 27 b, 5). „Der Wächter ſagt, er ſehe des Morgens Schein, das wähn' ich nicht; den kleinen Vögelein träumet auf Äſten; der Sterne Gläſten trüget, der Wächter lüget" (M. II, 166 b, 4. Vgl. M. I, 171 b, 1. Miscellaneen

---

[1] Weitere provenzaliſche Tagelieder finden ſich bei Raynouard B. III, S. 251. 313. 342. 461. B. IV, S. 399. B. V, S. 68: „Sus levatz, drutz c'amatz“ u. ſ. w. S. 74 (auch Parnasse occitanien S. 110. Journal des savants, Mai 1820, S. 298).

I. 102, 1). In einem ſchönen Tageliede des Markgrafen von Hohenburg bekämpfen ſich, wiederkehrend, die Mahnung des Wächters: „Weck' ihn, Fraue!“ und das Wort der Schönen: „Schlaf, Geſelle!“ Drei Leben ſtehen auf der Spitze, da entſcheidet der Wächter: „Nun weck' ihn! denn ihn wecket doch mein Horn“ (M. I, 17 b, 7 ff. Vgl. II, 98 a, 3). Mitunter ſingt auch wirklich ein ſchlauer Wächter zu frühe, denn er will mit „Miethe beſponnen ſein.“ Die Frau bietet ihm Silber, Gold und edel Geſtein, da verſpricht er, ſpäter zu warnen (M. I, 2 b ff. Vgl. I, 37 a, 3 bis 5. Miscellaneen I, 101, 3). Es giebt Tagelieder, worin der Wächter gar nicht vorkömmt oder ſeines Sanges nur beiläufig erwähnt wird (M. I, 41 b, 5 f. 147 b, 3 ff. 107 a, 5 ff.171 a, 4 ff. Miscellaneen I, 100, XI). Hier iſt dann die Darſtellung ganz den Liebenden ſelbſt und ihrem zärtlichen Scheiden gewidmet. „Wenn du, mein Traut, nun von mir ſcheideſt, wem läſt du dann ein ſehnendes Weib?“ (M. II, 23 a, 5. Vgl. I, 148 a, 1.) „Was helfen Blumen roth, ſeit ich nun hinnen ſoll, viel liebe Freundin? die ſind mir verhaßt, recht wie den Vögeln die winterkalten Tage“ (M. I, 107 b, 1). Der Thränen viel wird da vergoſſen (Benecke 245, 1. 201, 3. M. I, 56 b, 7. II, 96 b, 2). Das ſchmerzlich Süße ſolcher Abſchiede bezeichnen Wolframs Worte: „Weinende Augen, ſüßer Freudenkuß“ (Miscellaneen I, 100, 5. Vgl. M. I, 147 b, 4: „Schimpf bei Klage“). Klage, daß Lieb nicht ohne Leid ſein möge (M. I, 41 b, 5. Vgl. I, 91 a, 2. II, 96 b, 5. 167 a, 1); Troſt des Wiederſehens (M. I, 28 a, 1. 147,b, 3 ff. II, 88 b, 3); heilige Verſicherung unwandelbarer Treue und ſteten Dienſtes (M. I, 171 b, 2. 107 b, 2. II, 49 a, 3. Benecke 201, 3): „Soll ich nun von dir ſcheiden, ſo muß doch ungeſchieden ſein getreues Herzens Treue“ (M. I, 153 b, 3. 4). Austauſch der Herzen: „Ihr Herz ihm durch das ſeine brach“ (M. I, 91 a, 1. 2. Vgl. Benecke 243, 3). „Der Herzen Wechſel ward da nicht geſpart“ (M. II, 96 b, 5). „Der Wechſel da mit Kuß ergieng“ (Benecke 243, 3. Vgl. noch I, 152 a, 2. 171 a, 4 bis 6[1]). „Führ' mich in deinem

---

[1] In einem provenzaliſchen Tageliede (Parnasse occitanien S. 110) ſagt der Ritter:

Per dieu, no m'oblidetz mia!
Qu'el cor del cors reman sai,
Ni de vos mais no m partrai.

Herzen hinnen!“ M. II, 37 a, 2.) Er nimmt ihre Freude hin (M. I, 41 b, 6) und läßt ihr die ſeinige zum Pfande (Benecke 214, 3). Groß iſt ihre Sorge, daß der Geliebte glücklich wieder von hinnen komme: „Sich hub groß Weinen von ihr hie, daß ſie nicht mochte wiſſen, wie er käme hin.“ (M. I, 171 b, 1). „Den ich in meinen Augen gerne bärge, o weh des, wie kommt er hin?“ (M. I, 147 b, 3. Vgl. M. II, 38 a, 3.) „Wächter, nimm mein Gold und hilf ihm hin, wies mir ergeh'!“ (M. I, 48 a, 3.) Einſam trauernd bleibt ſie zurück (M. I, 107 b, 2) und als Nachklang finden wir ein ſehnend Lied, darin die Getrennten ſich der Freuden und Schmerzen jener Nacht erinnern, in der des Ritters getäuſchtes Auge die leuchtende Schönheit der Geliebten für den Schein des Mondes nahm (M. I, 56 b, 5 bis 8. Vgl. I, 1 a, 5. 6. 41 b, 8).

Dieſes nun ſind die Tagelieder, die zu ihrer Zeit ſo beliebt und viel geſungen waren. Das Urtheil über das Anſtößige dieſer Liedergattung wird ſich mildern, wenn man den Ton und die Bedeutung derſelben recht erfaßt. Die Erfindungskraft des Dichters iſt im Ganzen keineswegs auf lüſterne Schilderung, ſondern auf die Darſtellung der Gefahr und des Trennungsſchmerzes nach kurzem Glücke gerichtet. „Wie ſchwer ſich Lieb von Liebe ſchied, ein Freund von ſeiner Frauen“ (M. II, 213 b, 1. Vgl. M. I, 161 a, 3. [II, 207 b, 5]). Daß Lieb nicht ohne Leid ſein könne, iſt der ausgeſprochene Sinn dieſer Gedichte. Darum iſt der Ton des Ernſtes und der Trauer in ihnen vorherrſchend. Auch ſind ſie nicht mit dem flüchtigen Genuſſe des Augenblicks abgeſchloſſen. Der glückliche Augenblick iſt das Siegel der Treue, die in allen Prüfungen der Trennung ausharren ſoll. Und ſo iſt auch dieſe Gunſt nicht leicht erworben, ſie iſt, wie wir früher entwickelt, der Lohn eines langen unermüdeten Dienſtes und muß noch im Augenblicke ſelbſt gefahrvoll errungen werden. Die Neigung ſiegt über widernatürliche Einrichtungen, aber ſie bricht Geſetz und Herkommen, darum kann das Verhältnis kein heiteres ſein. Es erhebt ſich jedoch über die Gemeinheit, indem es die ſittlichen Beſtandtheile ewiger Treue und einer auf erprobten Werth gegründeten Liebe in ſich aufnimmt. Schön ſagt die Frau in einem Tageliede von Winli: „Deine Zucht deine Mannheit und deine Milde hat mich mit Schwert und auch mit Speer erfochten unter Helm und unter Schilde, mit Heldes Hand, in Stahlgewand“ (M. II, 23 a, 5).

Sänger von ernſter Sinnesart, wie Walther und Rubin, verſchmähen denn dieſe Weiſe nicht. Wolfram allein hat fünf kunſtreiche Tagelieder geſungen (M. I, 147 a, 4 bis 148 a, 2. Miscellaneen I, 100 bis 102), wiewohl er die Minne einer offenen Hausfrau rühmt, bei der man vor Merkern unverhohlen den Tag erwarten könne, ohne mit Gefahr des Lebens ausgeleitet werden zu müſſen (M. I, 147 a, 4 f.). Auch hohe Herren hielten es nicht für unwürdig, dergleichen Geſänge zu dichten, wie König Wenzel von Böheim, der ſich doch einmal rühmt, daß er die Roſen nicht gebrochen, deren er Gewalt gehabt (M. I, 2 a, 5 f. Vgl. jedoch I, 2 b, 4 [1]). Des Kaiſers Heinrich iſt ſchon gedacht worden. Selbſt ein geiſtlicher Fürſt ſoll ſich in dieſer Gattung verſucht haben: „Wem ſollte das nicht wohl gefallen," ſagt der Renner, „daß ein Abte von Sanct Gallen Taglied machte ſo rechte ſchöne?" Von Späteren wurden die Tagelieder auf Sittenlehre und geiſtliche Ermahnung angewendet. Eines dieſer Gedichte hat zu ſeinem Kehrreim ohne Zweifel einen alten Wächterruf benützt: „Schau' fürbin, ſchau' und wart' all um dich! Ich ſehe den Tagſtern, alſo dünket mich, wer um Ehre wolle werben, der ſoll nicht ſäumen ſich" (M. II, 110 b, 1 bis 4. Vgl. II, 107 a, 4 ff.). Ein andres ruft die Minner der Welt auf, ſich dieſer falſchen Geliebten zu entreißen, bevor der Tag des Gerichtes durch die Fenſter hereinblicke (Pfälzer Handſchrift 350, S. 235. Vgl. M. I, 128 a, 4. II, 152 a, 2) [2].

Mit den Tageliedern ſchließt ſich uns der Kreis des eigentlichen Minneſangs. Ein altes Schnitzwerk, die Liebesgeſchichte eines Minneſängers darſtellend, verfolgt dieſe von der erſten verſchmähten Bitte bis eben zu dem Inhalt der Tagelieder [1]. Von der heitern Feier des Frühlings ausgehend, hat unſre Darſtellung den Minneſang durch die Beſchränkungen der geſellſchaftlichen Verhältniſſe begleitet und endigt nun da, wo die Minne ſich ihren Kranz von der ſtarren Burgmauer herabholt und über Blumen und Vogelſang die lange Winternacht geprieſen wird (M. I, 41 b, 7 f. 182 b, 6. II, 112 b, 1. 201 b, 3. Vgl. I, 17 a, 2. 24 a, 1. II, 24 b, 6. 25 b, 5. 33 b, 9. 101 b, 1).

---

[1] Dieſe Stelle hat Bodmer (Neue kritiſche Briefe, Zürich 1763, S. 379 bis 383) mit einigen andern zuſammengehalten, welche ähnliche Proben der Enthaltſamkeit beweiſen ſollen. Allein das Lied des Grafen von Botenlauben (M. I, 15 a, 4. 5) kann ſich allgemein auf das Ungenügende des bloßen Anſchauens der Geliebten beziehen und das Lied des Dietmar von Aiſt (M. I, 42 a, 4. 5) beweiſt nicht eben eine abſichtliche Enthaltung. Vgl. übrigens hieher noch M. I, 18 b, 3. 38 b, 2. 68 a, 1. Raynouard B. V, S. 314: Peironet u. ſ. w.? S. 437: Rosin u. ſ. w. Hutten, Opera V, 343. Murners Geuchmat, Baſel 1519. 4°. E III a: Es iſt in dem Niderlandt ouch der bruch, ſo der wirt ein lieben gaſt hat, daz er im ſyn frow zuo legt uff guoten glouben.

[2] Ein geiſtliches Tagelied eines Troubadours ſ. bei Raynouard B. IV, S. 399, II. Diez, Leben und Werke der Troubadours S. 67, Anmerkung 1. Finn Magnuſen, Edda IV, 57, 3. Ebert, Überlieferungen II, 211, 42.

[1] Von der Hagen, Briefe in die Heimat u. ſ. w. B. I, S. 109 f.

VII.

Die Formen.

Die Formen, in welchen dieſe geſammte Minnedichtung ſich ausſpricht, ſind von der gröſten Manigfaltigkeit. Wir handeln hier von ihnen vorzüglich in der Beziehung, als ſie aus dem Weſen dieſer Dichtung ſelbſt ſich ſo reich entfaltet haben.

In Zeiten, wo die Dichtkunſt lebendig wandelt, erſcheint ſie überhaupt nicht ohne das Geleite der Tonkunſt. Es iſt ein Sang der Minne, was jene Dichter ſo eifrig geübt. Darum heißt die Form des Liedes ſein Ton, ſeine Weiſe. Wort und Weiſe werden häufig zuſammen genannt; beide haben gleiche Wichtigkeit. Auch getanzt werden viele Lieder, und die hiezu beſtimmt ſind, heißen Reihen (M. II, 74 b, 4. Benecke 157), Tanz (M. II, 199 b, 4. Benecke 182 u. Muſeum I, 423), Frauentanz (M. II, 40 a, 8). Wenn jede Kunſt für ſich ſchon ihres Maßes bedarf, wodurch ſie eben zur Kunſt wird, ſo kann die Regel am wenigſten entbehrt werden, wo verſchiedene Künſte zuſammenwirken. Die Manigfaltigkeit des Minneſangs beſteht nicht in einem willkürlichen und ſchrankenloſen Erguß von Worten und Tönen, der Wechſel ſpielt über der Regel, er iſt die unendliche Geſtaltung derſelben Grundform. Die Minnelieder beſtehen bald nur aus einem, meiſt aus mehreren Geſätzen, aber die mehreren, welche zuſammengehören, ſind, mit Ausnahme Einer nachher zu beſchreibenden Gattung, unter ſich gleichförmig und jede einzelne Strophe („Liet") iſt in ſich nach einer herrſchenden Regel gegliedert. Sie hebt an und knüpft ſich mit zwei gleichen oder doch ſich entſprechenden Theilen (bei den Meiſterſängern Stollen oder Aufgeſang), ſie tönt aus und löſt ſich mit einem dritten Theile von freierer Bildung (Abgeſang) [1]. Dieſer Grundſatz der Dreitheiligkeit, der uns noch heutzutag in Muſik und Tanz begegnet, iſt wohl auch damals von der Tonkunſt ausgegangen; aus dem Innern des Gedichts hat er ſchwerlich ſich entwickelt, denn der Inhalt ſchwebt unabhängig durch die drei Gliederungen der Form. Die Theilung der Form kann wohl darauf führen, jedem Gliede derſelben auch für den Inhalt eine beſondre Beſtimmung und Bedeutung anzuweiſen, etwa als Frage, Erörterung, Löſung, oder als Satz, Gegenſatz, Vermittlung; eine ſolche Vergeiſtigung der Form gehört aber mehr denjenigen Zeiten an, in welchen die Dichtkunſt ſich vom Geſange getrennt hat und nun, des ſinnlichen Ausdrucks der Muſik entbehrend, den zurückgebliebenen ſchwächeren Klängen der Sprache und des Reims durch entſprechende Anordnung des Inhalts aufzuhelfen ſucht; wie z. B. der innere Bau des Sonetts im Verlaufe der Zeit ſo beſtimmte Geſtalt gewonnen hat, daß es nahezu möglich wäre, ein Sonett in ungebundener Rede zu verfaſſen.

---

[1] J. Grimm, Über den altdeutſchen Meiſtergeſang, Göttingen 1811.

Die Bedeutung des Grundſatzes der Dreitheiligkeit wird ſonach erſt durch eine vollſtändigere Einſicht in die Tonkunſt der Minneſänger[1] ganz zu Tage treten; uns beſchäftigt hier nicht ſowohl die Erklärung der Regel, die als Thatſache beſteht, ſondern vorzüglich die Darlegung des Manigfaltigen, deſſen üppiges Wachsthum wir aus dem Weſen der Minnedichtung ſelbſt erklären.

Der Minneſang iſt ein Theil des Frauendienſtes (M. I, 54 a, 1. 161 a, 4. 169 a, 4. 170 b, 3. 176 b, 2. II, 49 b, 2), er iſt ein Werben um die Gunſt der Schönen. Darum klagt der Sänger ſo oft, daß ſein langes und vieles Singen nichts verfange (M. I, 171 a, 3). „Geſchiehet mir, als dem Schwan, der da ſinget, ſo er ſterben ſoll, ſo verlier' ich zu viel daran" (M. I, 21 a, 5. Vgl. 55 a, 6. Muſeum I, 427, 2). Mancher fodert auf, in ſein Lied einzuſtimmen, damit es recht voll ertöne, mit Geſange ſoll, wie im Heereszug, geſtürmt werden: „Helfet ſingen alle, meine Freund', und zieht Ihr zu mit Schalle, daß

---

[1] Mittel der Erforſchung ſind: Reſte von Walthers Liedern mit Singweiſen (Muſeum II, 1, S. 27); die Liederbücher des Grafen Hugo von Montfort und des Oswald von Wolkenſtein mit ihren Singnoten; die Muſiknoten des jenaiſchen Meiſtergeſangbuchs (Wiedeburg §. 5. Muſeum I, 118, Note 22); ſpätere Sammlungen dieſer Art, welche die Weiſen älterer Meiſter überliefern, jedenfalls die alte Regel fortpflanzen; die vielen Noten provenzaliſcher und nordfranzöſiſcher Liederhandſchriften; die Denkmale des alten Kirchengeſangs.

Sie mir Genade thu'! Schreiet, daß mein Schmerze meiner Frauen Herze brech' und Ihr zu Ohren geh'! Sie thut mir zu lange weh'" (M. I, 57 a, 5. 6. Vgl. I, 44 a, 5. II, 42 b, 2. 47 b, 5. 48 a, 4. 106 a, 1 bis 3. 106 b, 3. 107 b, 6. Muſeum I, 419, 4 v. u.)[1]. Wer ſo eifrig mit Sange wirbt, kann nicht bei Einem Tone ſtehen bleiben. Manigfaltigkeit und Schmuck liegt in der Natur ſolches Werbens. Der Minneſang ſpielt, weil er gefallen will; er iſt lockender, einſchmeichelnder Nachtigallenſchlag. Bitte und Klage ſind ſtets die alten, aber die Weiſe muß immer eine neue ſein. Das gleiche Anliegen anders und wieder anders zu ſingen, müſſen alle Wendungen der Kunſtform verſucht werden. Und ſo hören wir ſtets von neuem Sange, neuem Liede, neuem Tone reden (M. I, 50 a, 2. 59 b, 4. 159 a, 8. 161 a, 4. 170 b, 3. II, 47 a, 4. 55 a, 2. Vgl. Miscellaneen I, 99, VII. Raynouard B. V, S. 219 [298]: En est son faz u. ſ. w.). Wolfram erhebt, wie wir früher gehört, ſeinen Sang über den der Vögel, weil er im Winter Neues ſinge, während jenen der Mai nur ihren alten Ton bringe (M. I, 148 a, 4). Doch nicht bloß einen neuen Ton ſuchen die Sänger, auch ein erleſener unter ſo manchen, ein „auserkorner", ſoll es ſein (M. I, 32 a, 5. Muſeum I, 444, 3). Die Liederſammlungen zeigen uns wirklich, daß nicht leicht Einer den Ton eines Andern gebraucht (ein ſolcher wird Tönedieb geſcholten) und daß auch bei demſelben Dichter, zumal in eigentlichen Minneliedern, die Wiederholung der Töne viel ſeltener iſt, als die ſtets geſchäftige Erfindung neuer Weiſen. Merkwürdig iſt, daß gedankenreichere Sänger, wie Reinmar der alte, ſich weniger ſcheuen, zu demſelben, wenn auch einfachen Tone wiederzukehren, während Andre, wie Gottfried von Neifen, die Dürftigkeit des ſich ewig wiederholenden Inhalts durch unerſchöpflichen Wechſel und kunſtreiches Spiel der Töne zu erſetzen ſuchen. Begreiflich konnte auch bei dem einen Sänger die Gabe der Dichtkunſt, bei dem andern die der Tonkunſt vorwiegen.

Die Manigfaltigkeit der Formen hat der deutſche Minneſang mit dem provenzaliſchen und dem franzöſiſchen gemein, aber in ganz andrer Richtung entwickelt ſich das Manigfaltige bei jenem als bei dieſen. Die wälſchen Sänger wenden ihren Bildungstrieb nach außen, ſie ziehen in kunſtreicher Verflechtung die Reime der erſten Strophe durch mehrere, oft durch ſämmtliche Geſätze des Liedes fort; ſie laſſen einzelne Zeilen der Strophe in dieſer ſelbſt ungebunden, aber ſolche vereinzelten Zeilen bindet durch alle Strophen der gleiche Reim und das gleiche Maß, und eben dadurch, daß jede Strophe nicht in ſich geſchloſſen iſt (Raynouard B. V, S. 396) und den anklingenden Reim in den andern zu ſuchen hat, werden alle unter ſich feſter geknüpft; die Wälſchen lieben auch eine bedeutende Zahl von Strophen, denn mit der größeren Zahl derſelben wird die Durchführung der gleichen Reime um ſo künſtlicher; die Abtheilung in Strophen fällt wohl auch gänzlich weg, aber gerade dadurch, daß wenige Reime durch eine anſehnliche Länge fortgeſponnen werden [1]. Die deutſchen Sänger dagegen arbeiten nach innen, nur ſelten reimen ſie von einem Geſätz in das andre hinüber, ſie trachten vielmehr die Strophe in ſich zu begründen, zu gliedern, mit Zwiſchenreimen zu durchbrechen; die meiſten Minnelieder beſtehen nur aus wenigen Strophen, viele nur aus einer, man zieht es vor, die eine Strophe nach dem Bedürfnis des Inhalts auszudehnen, als dieſen in mehrere zu zerſplittern; wo hingegen einem längeren Gedichte der ſtrophiſche Bau zu fehlen ſcheint, beſteht ſolches doch bei näherem Anblick aus einer Zuſammenſtellung verſchiedenartiger, in ſich gerundeter Geſätze.

---

[1] Vgl. Raynouard B. V, S. III, Anm. a. S. 354. S. 434, 1. Grimm, Meiſtergeſang S. 95 f.

Dieſe abweichenden Richtungen erklären ſich aus der verſchiedenen Reimfähigkeit der Sprachen. In der deutſchen Sprache reimen die Wurzeln, in den romaniſchen auch die vocalreichen Biegungen für ſich allein. Letzteres giebt eine unendliche Vermehrung des Reimvorraths; man nehme nur das Eine, daß hier alle zu derſelben Ordnung gehörigen Zeitworte durch alle Abwandlungen zuſammenreimen! Ein ſo großer Reichthum von Reimen lockt über die engen Grenzen einer Strophe hinaus. Auch ſind jene bloßen Biegungsreime, wenn ſchon wohlklingend, doch nicht gewichtig, ſie gewinnen aber an Kraft, wenn man durch eine längere Fortführung derſelben, ſtatt der Bedeutung, den Klang geltend macht. Der Deutſche dagegen konnte nicht verführt ſein, die geringere Reimzahl durch einen größeren Raum zu vertheilen, in

---

[1] Es giebt ein provenzaliſches Lehrgedicht von 840 Verſen auf den gleichen Reim. Raynouard B. V, S. 310. Vgl. B. V, S. 424 bis 428.

Maſſe konnte er nicht mit Reimen auftreten, einzelne Anklänge aber, durch eine Reihe von Strophen zerſtreut, würden ſich unhörbar verloren haben. Volleren Klang gewann er nur dadurch, daß er die wenigeren Reime enger zuſammenrückte, innerhalb der Strophe feſthielt, daß er, ſtatt denſelben Reim mühſam zu verfolgen, mehrere Reime in manigfacher Verſchlingung, im Wechſel längerer und kürzerer Zeilen, durch einander ſpielen ließ. Je mehr ſich ihm auf dieſe Art die Strophe füllte und verflocht, um ſo nöthiger war es ihm, durch geregelte Abtheilung derſelben Überſicht und Ordnung zu erhalten, und daher mag es kommen, daß die deutſche Dichtkunſt dem Grundſatze der Dreitheiligkeit ſo beharrlich anhieng, während die wälſche zwar viele Weiſen von dreitheiligem Strophenbau darbietet, im Ganzen aber jene Regel keineswegs vorherrſchen läßt.

Der Reim iſt in unſern Minneliedern älteren Stils noch kaum als eine Zierrat zu betrachten. Er hat den Beruf, die Hauptſätze der Strophe zu bezeichnen und abzugränzen. Hierin beſchränkt er ſich auf das Nothwendigſte. Öfters erſcheint er noch unvollkommen, denn nur die Selbſtlauter brauchen genau zu ſtimmen (M. I, 38 f. 39 b, 7 f. 42 a, 3. 97 a, 3. [Vgl. I, 173 a, 7.] II, 110 a, 7. 117 b, 2 bis 5), bei dieſen aber findet in der altdeutſchen Dichtkunſt ein Unterſchied der Längen und Kürzen, klingender und ſtumpfer Reime, ſtatt, welchen die heutige Sprache nicht mehr kennt[1]. Noch reimen je nur zwei beiſammen ſtehende Zeilen auf einander, der Einſchnitt der epiſchen Langzeile, welcher die Reimverſchlingung ſo nahe giebt, wird reimlos gelaſſen. Eher wird, ohne Wirkung auf den Reim, ein Wechſel am Bau der epiſchen Strophe angebracht, ſei es durch Verkürzung des Abgeſangs, zumal in der dritten Zeile (M. I, 72 b, 3 bis 7. II, 117 b, 1. 2.

---

[1] Über ſtumpfe und klingende Reime ſ. Grimm, deutſche Grammatik S. 16 bis 18. 360. 369 bis 371. 373. 375 f. 384 f. 444 bis 452. 959 f. 1067. 1072. Ein ſtumpfes Reimpaar ſcheint mit einem klingenden gleiche Dauer zu erhalten und daher eines durch das andre erſetzt werden zu können, wenn der ſtumpfe Reim um zwei Silben vorgeſtoßen, oder der klingende um eben ſo viel eingezogen wird (M. I, 38 a, 7. 38 b, 1. 2. 6. 7. 39 b, 7. [Vgl. I, 41 b, 5 f.] 63 b, 4. 102 a, 2 bis 102 b, 3. Nibelunge V. 53 f. Vgl. M. I, 49 a, 4 f. 183 a, 4 bis 6; dann in den erzählenden Gedichten. Auch auf die Einſchnitte in Dietmars von Aiſt Liedern, z. B. I, 41 a, 2 bis 4, ſcheint dieſes anzuwenden ſein).

Vgl. I, 169 a, 7 ff. 22 a, 3 bis 7. 23 b, 6 f. II, 30 b, 6 ff.?), oder durch Steigerung des Geſätzes auf ſechs Langzeilen (mit Verlängerung in der zweiten Hälfte der Zeilen), ſo daß der Aufgeſang, welchen urſprünglich die zwei erſten Zeilen mit vier Gliedern bildeten, nunmehr aus zwei Reimpaaren und acht Gliedern beſteht (M. I, 96 b, 3 bis 97 b, 4). Bei ſo einfachen Änderungen konnte man begreiflich nicht ſtehen bleiben, nachdem einmal der Bildungstrieb ſich auf die Form geworfen hatte; auch ſtand das Beiſpiel der kunſtreichen Nachbarn vor Augen. Dietmar von Aiſt giebt uns noch das Schauſpiel der Entpuppung aus den epiſchen Formen; mehrere ſeiner Lieder ſind noch ganz darin befangen (M. I, 39 b, 2 bis 6. Vgl. 39 b, 7 f. 41 b, 5. 6), oder haben kaum erſt die Einſchnitte zu Reimen ausgebildet (M. I, 40 a, 6 bis 40 b, 2), andre hängen noch im Aufgeſang feſt, während der Abgeſang ſchon freier die Flügel regt (M. I, 39 a, 3 bis 5. 6 bis 39 b, 1. 41 a, 3 bis 6. 41 b, 2 bis 4 [1]), hinwider fallen ſolche, die ſich ganz gelöſt zu haben ſchienen, am Schluſſe noch in den alten Ton zurück (M. I, 40 a, 3. 40 b, 3. 4. 6 f. 41 a, 2. 42 a, 3 bis 7). Die Verſchränkung der Reimzeilen iſt einfach (am künſtlichſten I, 40 b, 6) und niemals haben mehr als zwei Zeilen den gleichen Reim. Aus dem epiſchen Gleichmaß entpuppt ſich allmählich nun das lyriſche Formenſpiel. Reichere Reimkunſt entwickelt ſchon Heinrich von Veldeke, zwar noch ganz dem zwölften Jahrhundert angehörend, aber angeregt durch nordfranzöſiſche Muſter; er kennt die Verwebung mehrfacher Reime (M. I, 20 a, 4. 3. 5. 18 b, 7 f.), wie die klangvolle Wiederkehr der gleichen Endlaute; beſonders liebt er Strophen, darin nur zweierlei Reime ſpielen, aber in drei- bis fünfmaligem Anklange (M. I, 18 a, 5 bis 18 b, 6. 19 a, 4 bis 7. 19 b, 7 f. 20 a, 6. 20 b, 4 bis 7. 21 a, 4 f. 22 a, 1. Vgl. Kriſtan von Hamle, M. I, 46 b, 4 bis 6. 47 b, 6 ff. Heinrich von Morunge, M. I, 50 b, 3 bis 6. 53 a, 3 bis 53 b, 6. 54 a, 3 bis 5. 54 b, 4 bis 7. 55 a, 7 bis 55 b, 2. 56 a, 4 bis 6. 56 b, 2 bis 4. 57 a, 4. Friedrich von Huſen, M. I, 92 b, 3 bis 5. 93 b, 3 bis 6. 94 a, 5 bis 94 b, 2. 94 b, 3 f. Bernger von Horheim, M. I, 172 b, 4 bis 6. 173 a, 5 bis 173 b, 4. Ulrich von Lichtenſtein, M. II, 42 b, 2 bis 6).

Die Künſtlichkeit iſt fortan ſtets im Zunehmen. Auch die erſten

---

[1] Ähnlich dem Tone Spervogels.

Meiſter, wie Reinmar und Walther, üben mancherlei Reimſpiel, aber ſie wiſſen Maß und Ziel zu halten. Gefällig iſt ein Lied Walthers, darin er ſich nach der Zeit ſehnt, in der die Mädchen den Ball werfen; die zwei ſchwebenden Strophen haben je Einen Reim, der alle fünf Zeilen ſchließt, ähnlich dem Balle, wenn er von Hand zu Hand fliegt. Abgeſchmackt erſcheint dagegen eine Weiſe des Kanzlers, die Einen Reim durch dieſelbe Strophe zwanzigmal umtreibt (M. I, 243 b, 6 bis 244 a, 3). Viermalige Wiederkehr deſſelben Reims ſ. z. B. M. I, 7 a, 2 ff. 63 a, 4 bis 6. 63 b, 3. 140 a, 2 ff. 143 b, 2 bis 5. 189 b, 3 bis 5. II, 55 b, 4 bis 6. Stark häufen ſich oft in den Leichen die Reime an, z. B. Muſeum I, 436. 441 f. achtfach. Das lange Ausharren auf demſelben Reime zieht unvermeidlich ſonderbare Wendungen, fremdartige Worte und Bilder herbei, wovon ſelbſt provenzaliſche Lieder die Spur tragen, beſonders wenn die Reime zugleich bedeutſam ſein ſollen. Walther ſingt ein Winterlied, in deſſen fünf Geſätzen die fünf Selbſtlauter der Reihe nach je ſiebenmal auslautend reimen, aber er hält dieſes Lied, deſſen Künſtlichkeit auch unwillkürlich zum Komiſchen geführt haben würde, in einem kläglich launigen Tone (z. B. „eh' denn ich lange lebt' alſo, eh' wollt' ich eſſen Krebſe roh"), dem die ſeltſame Form wohl zuſagt (M. I, 125 a, 6 ff.); auch hat es dieſer Weiſe nicht an Nachahmern gefehlt (M. I, 157 b, 2 ff. II, 181 b, 5 ff.). Eine andere Kunſtprobe ſind die reichen Reime, welche darin beſtehen, daß völliger Gleichlaut in verſchiedener Bedeutung deſſelben Wortes wiederkehrt. Solche Reime hat beſonders die franzöſiſche Dichtkunſt von jeher gehegt [1]. In den deutſchen Minneliedern findet man hin und wieder einzelne (M. I, 77 b, 4. [98 a, 4.] 199 b, 4. II, 17 b, 6. 37 a, 4. Benecke 177, 3. M. II, 183 a, 4). Walther gebraucht ſie in einem ſehr ernſten Liede in freier Miſchung mit gewöhnlichen (M. I, 141 b, 2 bis 5) [2]; Gottfried von Neifen bildet mit vieler Leichtigkeit ein Minnelied von fünf Strophen aus lauter reichen Reimen (Muſeum I, 358, XVIII); in einem andern, jedoch ſcherzhaften, treibt er die Schwierigkeit bis auf ſechs ſolcher Gleichlaute für jedes Geſätz (M. I,

---

[1] Raynouard B. V, 438: Ma dona u. ſ. w.

[2] Z. B. „Der Böglein Sang ein traurig Ende hat, dazu der Linde Süße und Linde."

23 a, 6 ff.)[1]. Manchmal werden Worte, die in der Wurzel reimen, durch mehrere Biegungen fortgereimt und auch dieſes Spiel wird durch ganze Lieder verfolgt. Schon Reinmar giebt hiefür ein Muſter (M. I, 82 b, 3. 4); Gottfried von Reifen ſteht auch hier mit an (Muſeum I, 344, VI. 368, XXVI[2]) und. Ulrich von Lichtenſtein verſichert von einem Liede, das er in dieſer Art gedichtet: „Die Lied (Strophen) waren meiſterlich und ſinnreich ihre Reime, darum ſang ſie mancher gern“ (Frauendienſt S. 274. M. II, 42 b, 2 bis 6. Vgl. noch M. I, 86 a, 6 bis 8)[3]. Die gewandte Handhabung der Sprache äußert ſich häufig auch dadurch, daß die Worte desſelben Reims Schlag auf Schlag einander folgen (Muſeum I, 355, XVI. 372, XXXII, wo zugleich je am Anfang der Stollen reiche Reime. M. I, 44 a, 3 bis 5. 83 b, 7 ff. 88 a, 5 ff. 116 b, 2. 189 b, 3 bis 5. 192 b, 2 bis 4. II, 17 a, 7 bis 17 b, 3. 50 b, 4 bis 6. 51 a, 6 bis 8. 55 b, 4 bis 6. 99 b, 5. 100 a, 1. 103 b, 3 bis 5. 110 a, 3. 168 b, 2 bis 5. 191 b, 4 bis 6. Benecke 164 bis 166. 174 ff.). Die Aufgabe wird ſchwieriger, wenn dieſer Reimworte mehrere ſind, wenn ſie ganz ohne Zwiſchenſatz zuſammenſtehen oder gar noch eine weitere Künſtelei hinzukömmt. So hat der Düring nicht genug, je in drei Zeilen einer Strophe drei Worte unmittelbar auf einander zu reimen; die beiden Reimworte, die ein drittes in die Mitte nehmen, müſſen noch unter ſich einen reichen Reim bilden (z. B. beſonnen, Wonnen, Sonnen. M. II, 20 a, 6 bis 20 b, 3).

Der Reim, der anfänglich nur die Zeilen abgränzen und das

---

[1] Z. B. die erſte Strophe: „Ich wollte nicht erwinden (unterlaſſen), ich ritte aus mit Winden (Windſpielen), heuer in kühlen Winden, gegen der Statt zu Winden (Ortsname), ich wollt' überwinden (überſchiffen?), eine Magd ſah ich winden, wohl ſie Garn wand.“ Vgl. Altes Meiſter-Geſangbuch S. 43, DLXXXI.

[2] „Nun iſt die Heide wohl bekleidet, mit ſo wonniglichen Kleiden, Roſen ſind ihr beſtes Kleid“ u. ſ. w. Solche Spiele in provenzaliſcher Sprache ſ. bei Raynouard B. V, S. 219: En est son u. ſ. w. S. 221: No m platz u. ſ. w. S. 298.

[3] Weniger ſchwierig iſt es, ohne Rückſicht auf den Reim, die Worte in Wurzel und Biegung zu doppeln (M. II, 50 b, 3. Vgl. I, 178 b, 3 bis 5. II, 109 a, 4. 5). Spiel mit dem Wort Minne: M. I, 77 b, 4 [I, 98 a, 4], mit Liebe: M. I, 196 a, 2. 196 b, 3. II, 244 b, 4. Vgl. Raynouard B. V, S. 29: E si mi dons u. ſ. w. S. 392.

Nächſte verbinden ſollte, greift mehr und mehr über dieſe Beſtimmung hinaus. Schon die größere Zahl und Verwicklung der Zeilen, die ein Geſätz bilden, weiſt ihm ein neues Geſchäft an. Er hat den verſchlungenen Reigen zu führen, die Gruppen zu ordnen; er bezeichnet auch das Getrennte als ſich entſprechend [1]. Es genügt ihm aber überhaupt nicht fürder, nur am Schluß der Zeile zu wachen, er ſtellt ſich an den Anfang und an das Ende, er bricht aus der Mitte hervor. So reimen Anfang und Schluß derſelben Zeile (M. I, 121 b, 2 bis 5 in der erſten und letzten des Abgeſangs; II, 38 b, 8 bis 39 a, 4. 41 b, 1 bis 5 in der letzten; II, 43 a, 6 ff. in der fünften), oder das letzte Wort einer Zeile mit dem erſten einer vorhergehenden, manchmal ziemlich entfernten (M. I, 122 b, 3 bis 123 a, 2, 5te und 6te, 7te und 8te; II, 17 a, 4 bis 6, letzte und drittletzte, oder auch vorletzte, je nachdem man einen Zwiſchenreim annimmt, I, 83 b, 7 ff. II, 32 a, 6 ff. letzte und vorletzte, II, 38 a, 2 bis 8, letzte und drittletzte; Muſeum I, 366, XXV letzte und 10te; Muſeum I, 378, XXVIII letzte und 5te, Muſeum I, 380, XLIII letzte und 3te; Benecke 222, XXIV letzte und 8te), ſogar die letzte Silbe des Abgeſangs mit der erſten (und zwar der gleiche Reim durch 3 Strophen, M. II, 37 a, 3 bis 5 [2], oder mit reichen Reimen, Muſeum I, 343, V, oder neben dem Reim von Wurzel und Biegung, Muſeum I, 344, V), zweiten (M. II, 55 a, 2 bis 4), dritten (M. II, 47 a, 6 ff. Muſeum I, 340, X), vierten (Muſeum I, 381, XLV, wobei noch andre Künſtlichkeit), fünften (Muſeum I, 338, I. 372, XXXII) des Aufgeſangs, oder die letzte Silbe der erſten Zeile, über weiten Raum hinüber, mit der erſten Silbe der letzten Zeile (M. I, 121 a, 7). Auch Anfänge unter ſich ſind durch den Reim gebunden. Die regſte Manigfaltigkeit herrſcht jedoch in den Zwiſchenreimen; im Innern der Zeilen ſpielend, klingen ſie bald unmittelbar zuſammen (M. I, 88 a, 5 ff. 116 b, 2. 189 b, 3 bis 5. 192 b, 2 bis 4. II, 17 a, 7 bis 17 b, 3. 99 b, 5. 100 a, 1. 103 b, 3 bis 5), bald ſind ſie durch andre Zwiſchenreime oder reimloſe Worte (M. I, 191 b, 4 bis 6. II, 101 b, 3 bis 7. Benecke 228, XXVIII?) getrennt, bald finden ſie ihren Anklang in der Mitte andrer Zeilen (M. II, 50 b, 4 bis 6?), bald ſind ſie mit dem Schluß oder Anfang der eigenen (M. II, 96 b, 6 ff.) oder andrer (M. I, 83 b, 7 ff. 198 a, 6 ff. II, 52 b, 7 ff. 97 b, 4 bis 6. Kein Zwiſchenreim ſcheint I, 199 b, 5 ff.) Zeilen gebunden, bald knüpfen ſie auf mehrfache Weiſe zugleich Verbindung an (M. I, 45 b, 6 ff? 172 b, 3); ſie ſpringen von einem Stollen zum andern, vom Aufgeſang in den Abgeſang (M. II, 22 b, 6 bis 8. 51 b, 2 bis 4); bald treffen ſie regelmäßig ein, bald bleiben ſie aus, wo man ſie erwartet, bald kommen ſie verſtärkt, oder an neuer Stelle zum Vorſchein.

---

[1] Bemerkenswerthe Reimſtellung findet ſich z. B. Muſeum 381, XLV. M. I, 45 b, 6 ff. 143 b, 2 bis 5. 198 b, 4 ff. 199 a, 7 ff. 201 b, 6 ff. 203 a, 2 bis 6. 203 b, 2 bis 6. II, 21 b, 5 bis 7. 22 a, 5 ff. 51 b, 2 bis 4. 91 a, 6 bis 91 b, 1. 159 b, 3 f. Benecke 226, XXXII.

[2] Hawart (M. II, 111 a, 2 bis 4) bindet die erſten Silben der beiden Stollen mit der letzten des Abgeſangs.

Offenbar hat der Reim ſeine Dienſtbarkeit abgeworfen; wohl hilft er noch die Strophe bauen, aber mitten hindurch zieht er ſein eignes luftiges Gewebe. Dagegen nimmt die Strophe, ungeſtört von den durchklingenden Zwiſchenreimen, ihren gemeſſenen Gang. Viele Weiſen beſtehen allerdings aus kurzen Reimzeilen, die ſich raſch zuſammenreihen oder verſchränken (z. B. M. I, 203 b, 7 ff.); in andern wechſeln kürzere Reimzeilen mit längeren; aber von beiden Fällen kann man deutlich denjenigen unterſcheiden, wo nicht jeder Reim eine Ruhe macht, ſondern die Zeile, den Zwiſchenreim mit ſich nehmend, zu dem Abſchnitte forteilt, welcher für den Bau der Strophe beſtimmend iſt. Wie wollte man auch ſo vielen Klängen Gewicht und Ausdruck geben? und wenn dieſes möglich wäre, welche Zerſtücklung müſte daraus entſtehen! Daß ſolche Reime wirklich den Schritt der Zeile nicht unterbrechen, daß ſie ſchwebend gehalten werden müſſen, erhellt auch aus andern Merkmalen; ſie ertönen mitten im Strom der Rede, ſie haften auf den untrennbarſten Redetheilen (M. I, 83 b, 7 ff. 198 b, 1. II, 47 a, 6 bis 47 b, 4. 55 a, 4. 97 b, 4. Muſeum I, 355, XVI. 372, XXXII. 381, XLV. Vgl. II, 17 a, 4 bis 6. 168 b, 2 bis 5), ja ſelbſt auf der einzelnen Silbe eines mehrſilbigen Worts (M. I, 122 b, 4. Muſeum I, 378, Str. 150), und manchmal finden ſie ſich gerade in ſolchen Silben, worauf nach dem Versmaße der Ton nicht liegt, oder wo ohne Zerſtörung des Versmaßes kein Abſchnitt ſein kann (z. B. Muſeum I, 381. 355, XVI). Wenn dieſes bei Zwiſchenreimen vorkömmt, die auf Schlußworte anklingen, in denen doch ſtärkerer Nachdruck erwartet wird, ſo zeigt es eben wieder, daß der Reim hier nicht ſowohl zur Bezeichnung des Abſchnitts, als des eigenen Klanges wegen vorhanden iſt. Andrerſeits weiß die Strophe ihren Bau zu vollenden, auch wo ſie vom Reime verlaſſen iſt: mitten unter den Reimen (M. I, 14 b, 4 bis 15 a, 3. 6. II, 50 b, 4 bis 6), ſelbſt am Schluſſe klangreicher Geſätze (Muſeum I, 355, XVI) treten reimloſe Zeilen, Waiſen, ein. Aufmerkſam muß man dieſe ſtets betrachten, weil doch oft ein verſteckter Zwiſchenreim die Bindung herſtellt. Manche mögen auch nur als Einſchnitt längerer Zeilen anzuſehen ſein, dergleichen beſonders am Schluſſe der Strophen häufig ſind; allein auch hier bleibt es beachtenswerth, daß der Reim ſich nicht der gelegenen Stelle bemächtigt hat [1].

Im Ganzen ergiebt ſich, daß Reim und Versbau bald innigſt verbunden ſind, bald jedes den eignen Weg behaupten; insbeſondre aber arbeitet der Reim dahin, die Sprache zu eigenem und ſelbſtſtändigem Klange, wie ein Erz oder einen Kryſtall, zu läutern. Er raſtet nicht, bis er die Strophe gänzlich in Klang aufgelöſt hat. Was ſchon ältere Meiſter vorbereitet haben und was fortan mit ſteigender Künſtlichkeit verfolgt worden (M. I, 116 b, 2. 172 b, 3. 189 b, 3 bis 5. 192 b, 2 bis 4. II, 22 a, 2 bis 4. 50 b, 4 bis 6. 103 b, 3 bis 5. 110 a, 3 f.), das bringen Spätere, der Düring und Konrad von Würzburg, zur reichlichſten Erfüllung; nicht etwa nur, daß Reime von vier Silben und andre dergleichen Kunſtſtücke (M. II, 20 a, 3 bis 20 b, 6) zum Vorſchein kommen, ganze Strophen finden ſich hier, darin jedes Wort ein Reim iſt, z. B. in einem Winterliede Konrads von Würzburg:

Gar bar lit wit walt; kalt ſnê we tuot;

(ſo ſtammelt es durch 2 Strophen hindurch; M. II, 203 a, 4 f. [Hagen 2, 326 b. Pf.]), ja ſogar einzelne Silben mehrſilbiger Worte werden in der künſtlichſten Verwicklung und Umſtellung beſonders gebunden (M. II, 19 b, 3). Solche Strophen ſollten dem goldnen Rebengewind im Titurel (Bl. 20 b, 5) gleichen, deſſen Blätter alle, wenn ein Wind ſich erhob, zu ſüßem Tone zuſammenklangen, recht als ob tauſend Falken mit Glöcklein von Golde ſich aufſchwängen.

Aber eben dieſes Äußerſte des Reimſpiels vermögen wir keineswegs für den Triumph der Kunſt anzuerkennen; Sinn und Bedeutung ſind im Spiele völlig aufgegangen, das Spiel ſelbſt aber hat ſeine Freiheit verloren und iſt zu mühſeliger Arbeit erſtarrt. Jene Läuterung des Wortes zum Klang iſt in ſtrenger Ausführung ein Unerreichbares, ſie wird bloß annähernd am beſten erzielt, wie es in ſo vielen Liedern trefflicher Sänger geſchehen iſt (z. B. I, 113 b, 4 bis 7. II, 28 a, 1 bis 5), die den reinſten Wohlklang mit der lebendigſten Bewegung zu verbinden wiſſen.

---

[1] Eine ſchwierige Aufgabe iſt Wolframs Tagelied M. I, 147 b, 3 ff. Beſonders lange Zeilen M. I, 154 b, 2 bis 4. II, 28 b, 3 bis 29 a, 2.

Wenn wir im Vorhergehenden die Richtung der deutſchen Kunſt, im Gegenſatze der wälſchen, bezeichnet haben, ſo konnte damit nur der größere und allgemeinere Zug gemeint ſein. Ausnahmen und Übergänge ſind bei dem regen Kunſttriebe der Zeit und bei den manigfachen Berührungen der Völker ſo natürlich, daß vielmehr das Gegentheil unbegreiflich erſcheinen müſte. So giebt es deutſche Lieder, in denen die dreitheilige Anlage nicht nachzuweiſen iſt [1], wiewohl auch hier der erſte Anblick täuſchen kann. Kürzere Strophen enthalten oft den Aufgeſang ſchon in den zwei erſten Zeilen, die ſich gleich ſind und zuſammenreimen (M. I, 22 a, 3 bis 7. 23 b, 6 f. [Einſchnitt.] I, 49 a, 4 f. 146 b, 3 bis 4. II, 30 b, 8 ff.? 32 b, 6 ff. 90 a, 2 bis 4. 113 a, 7 ff. 129 a, 4 ff. [2]), während in vielzeiligen Geſätzen jeder Haupttheil in größeren und erkennbaren Gruppen hervortritt. Auch die Gleichheit der Stollen iſt nicht buchſtäblich zu verſtehen, man hielt es für zureichend, wenn ſie als Seitenſtücke ſich entſprechen; daher können ſie ſich in umgekehrter Ordnung der Zeilen zugewendet ſein, wie rechte und linke Hand (M. I, 8 b, 2 bis 4? 177 a, 5 f. II, 84 b, 7 ff.), oder ſie nehmen den Abgeſang in die Mitte (M. I, 102 b, 4 ff.? 105 b, 4 ff.? Grimm S. 50 f.) [3]. Da wir vorhin geſehen, wie der Reim häufig ohne Einfluß auf den Bau der Strophe ſeine Stellung nimmt, ſo kann es nicht befremden, wenn die beiden Stollen in der Reihenfolge der Reime verſchieden ſind (Muſeum I, 366, XXV. Benecke 236, XXXII. M. I, 167 a, 4 ff. II, 21 b, 5 bis 7. 26 b, 7 ff.? 99 a, 5 bis 99 b, 3. 165 a, 2. 210 a, 1 ff. 221 a, 2. 3. 225 b, 5 bis 226 a, 2). Es lag im Berufe dieſer kunſtreichen Sänger, das Äußerſte zu verſuchen, was innerhalb der Regel möglich wäre, und ſie gefielen ſich darin, den Schein der Überſchreitung zu geben, während doch, auf verſtecktere Weiſe, die Regel beobachtet war. Sie war beobachtet, wenn überhaupt zwei, in welcher Ordnung es immer ſein mochte, ſich entſprechende Theile und ein dritter freierer vorhanden waren. Der Ausnahmen ſelbſt ſind im Verhältnis zu der großen Zahl regelmäßiger Lieder überaus wenige.

---

[1] Benecke 232, XXX. M. I, 20 b, 2. 3. 72 a, 1 bis 3. 91 b, 2 bis 5. 93 a, 4 bis 93 b, 2? 169 a, 3 f. 178 b, 3 bis 5. II, 47 a, 3 bis 5? 81 a, 2 bis 4. 84 a, 3 bis 5. 84 b 1 bis 6. 109 a, 4 bis 6. 111 b, 6 bis 112 a, 6. 163 a, 4 ff. Gar kein Abgeſang M. I, 106 b, 6 ff.? 166 a, 3 bis 5. II, 26 b, 7 ff.? 30 b, 8 f.? (Walthers Tagelied I, 107 a, 5 ff., da die Reime nicht in Betracht kommen? Vgl. Grimm, S. 53.) Drei gleiche Theile M. II, 94 b, 5 ff. 100 b, 3 bis 5.

[2] Schwierig ſind M. I, 93 a, 4 bis 93 b, 2. 106 b, 6 ff.? 126 a, 3 bis 127 b, 1. 183 a, 4 bis 6.

[3] Manchmal wiederholt ſich am Schluſſe regelmäßiger Strophen der Aufgeſang zur Hälfte. (M. II, 85 b, 8 bis 86 a, 3. 88 b, 4 bis 89 a, 2. 89 b,

Ausnahmsweiſe verſuchen es wohl auch deutſche Sänger, mehrere Strophen zu verbinden, was wir als der wälſchen Dichtkunſt eigenthümlich bemerkt haben. Doch geſchieht es theils auf ſehr beſcheidene Weiſe, indem nur etwa durch zwei bis drei Geſätze [1] die gleichen Reime durchgeführt oder einzelne Zeilen gebunden (Muſeum I, 362, XXI. [M. I, 23 a, 5.] M. I, 23 b, 1 bis 4. 63 b, 4 bis 6. 135 a, 2. 3, Refrain [Vgl. 194 b, 2 bis 4]), oder ohne Rückſicht auf den Reim die Schlußworte einer Strophe am Anfang der nächſtfolgenden aufgefaßt werden (M. I, 8 b, 5 bis 9 a, 2. 34 a, 4 bis 7) [2], was auch bei den Provenzalen ſelbſt vorkömmt (Raynouard B. V, S. 287: Be m cujava u. ſ. w. S. 392); theils hält man für nöthig, durch beſondre

---

4 bis 6. 90 a, 5 bis 90 b, 2. 90 b, 6 bis 91 a, 2. 91 b, 5 bis 92 a, 1 [theilweiſe im Reim]. 159 a, 1 bis 3 [gleicher Reim der erſten und letzten Zeile]. 182 a, 5 bis 182 b, 3. 183 b, 3 ff.)

[1] In einem Liede des tugendhaften Schreibers (M. II, 101 a, 4 bis 101 b, 2 [Hagen 2, 141. Pf.]) geht der Reim-ere durch fünf Strophen in abwechſelnder Stellung, wenn anders ſwäre: wäre, dann hêre: mêre u. ſ. w. als zuſammenreimend anzuſehen ſind. Vgl. Grimm, S. 144, Note 144. Es ſcheint nicht eine Wiederkehr der Reime, ſondern der Worte zu ſein, ſonſt wär' es auch unkünſtleriſch, daß in der vierten Strophe der Reim ſich in den Abgeſang verlöre und daß die Worte nicht immer, wie bei reichen Reimen, in verſchiedener Bedeutung wiederkehren.

[2] Ähnlich dem Falle, wo in der Strophe ſelbſt mit dem Schlußwort einer Zeile die folgende Zeile wieder anhebt. (M. I, 158 a, 2 bis 6. Vgl. Raynouard B. V, S. 298: En est son u. ſ. w.)

Mittel die Aufmerkſamkeit zu wecken und zu ſpannen: ſo verknüpft Kriſtan von Lupin, auffallend genug, drei Geſätze durch die verſtärkten Reime: „röther denn roth: nöther denn noth: tödter denn todt“ (M. II, 16 b, 2 bis 4); ein Lied Gotfrids von Reiſen hebt mit einer Strophe von ſieben Langzeilen an, worin kein einziger Reim vernommen wird, man erwartet die Bindung in der nächſten Strophe, allein auch dieſe läuft reimlos aus, erſt in der dritten werden ſämmtliche Zeilen der erſten, und in der vierten die der zweiten durch den Reim gebunden (Muſeum I, 345, VII); doch das ſinnreichſte Spiel dieſer Art iſt ein Geſprächslied Ulrichs von Lichtenſtein: die zwei dem Ritter angehörenden Geſätze haben je durch ihre ſieben Zeilen den gleichen Reim, die unterbrechenden der Frau ſind in ſich reimlos, aber reimen Zeile für Zeile auf einander, das letzte iſt zwiſchen Ritter und Frau getheilt, und zwar klingen die vier dem Ritter zugeſchiedenen Zeilen wieder unter ſich, die drei übrigen, welche der Frau beſtimmt ſind, binden ſich mit dem Schluß der beiden früher von ihr geſprochenen Strophen, ganz dem Inhalt angemeſſen, in welchem gleichfalls zwiſchen dem lieberfüllten Ritter und der widerſpenſtigen Schönen kein Zuſammenklang zu Stande kömmt (M. II, 35 b, 2 bis 6).

Ein Mittel, die Strophen zu verbinden, welches alle Sprachen gemeinſam haben, ſind die Kehrzeilen, der Refrain. Welchen Namen die Sänger ſelbſt einer Sache gaben, die bei ihnen ſo häufig vorkömmt, iſt unbekannt. Dieſe Wiederkehr geſchieht auf ſehr manigfaltige Weiſe. Bald in eigenen Sätzen, die nach jeder, in ſich geſchloſſenen Strophe eintreffen, bald in der Strophe ſelbſt, als Schlußzeile (M. I, 175 a, 2 f. 202 a, 6 bis 202 b, 2), als theilweiſer (M. I, 135 a, 2 f. 150 b, 4 bis 6, 194 b, 2 bis 4. II, 19 a, 8 ff. 106 a, 4 ff. 106 b, 7 ff. Benecke 193, IX), oder vollſtändiger (M. II, 113 a, 7 ff. 159 b, 3 f. 168 b, 7 ff. Benecke 238, XXXIII) Abgeſang. Selbſt im Aufgeſang finden wir die beſtändige Wiederkehr derſelben Reimzeilen (M. II, 219 b, 2 ff.) und Ulrich von Lichtenſtein hat ein Gedicht, deſſen Strophen alle mit den gleichen Worten anheben (M. II, 34 b, 9 ff.); er ſagt davon: „daß jeglich Lied ſprach: „Hoher Muth!“ darüber lächelte ſie, denn ſie hatte es vor noch nie gehört“ (Frauendienſt S. 219)[1]. In Tageliedern hallt der Frühruf durch Stollen und Abgeſang (M. I, 17 b, 7 ff. Vgl. II, 23 a, 5). Auch wo der Refrain kein ergänzender Theil der Strophen iſt, hängt er doch öfters durch den Reim mit ihnen zuſammen (z. B. in mehreren Liedern Johanns von Brabant, M. I, 7 f., der überhaupt durchweg den Refrain hat). Mitunter findet die Wiederkehr nur in einzelnen Geſätzen des Liedes ſtatt (M. I, 202 a, 6. 202 b, 2. II, 55 b, 4 bis 6). Strenge Gleichheit der wiederkehrenden Sätze iſt nicht eben erfoderlich. Es genügt, daß gewiſſe Stichworte ſich wiederholen. Beſonders in Geſprächsliedern führt der Wechſel der Rede ſehr natürlich auf Abänderungen (M. I, 150 b, 4 bis 6. Benecke 208, XVIII). In einem Tageliede, deſſen wir ſchon erwähnt, iſt es ganz paſſend, wenn der Wächter und die Frau, die mit ihm rechtet, jedes verſchiedenen Refrain gebrauchen; Er: „Weck' ihn, Fraue!“ Sie: „Schlaf, Geſelle!“ (M. I, 17 b, 7 ff.) Freiere Bewegung giebt es auch, wenn das Wiederkehrende mit dem Wechſelnden gefällig verbunden iſt, wenn Jenes mit Dieſem reimt (M. II, 19 a, 8 f. 106 a, 4 ff.), wenn der Refrain ſich an veränderliche Reimzeilen anknüpft oder in ſolche übergeht (Muſeum I, 371, XXXI. M. I, 135 a, 2 f. 194 b, 2 bis 4. II, 55 b, 5. 6. 109 a, 4 bis 6). Was die innere Bedeutung des Refrains betrifft, ſo bezeichnet er kurz den Gegenſtand des Lieds, giebt das Thema, welches zu gloſſieren iſt, wiederholt ſonſt irgend ein liebliches Bild, wohin beſonders der lachende Mund zu rechnen (M. I, 7 a, 2 ff. 135 a, 2 f. 194 a, 2 bis 4. II, 19 a, 8 f.), einen heitern oder ernſten Sinnſpruch, z. B. „Sie iſt mein Sommer und mein Mai“ (M. II, 119 a, 4 f.), „Freude und Sommer iſt noch alles hin“ (M. I, 175 a, 2 f.), „Freude und Freiheit!“ (in einem Tanzliede M. I, 87 a, 4 ff.), „Scheiden das thut weh und muß doch ſein“ (M. II, 22 a, 1 ff.), „Wo dein Herze wohnt, da liegt dein Hort“ (Benecke 220, XXIII). Dieſes letzte Sprichwort, einer Bibelſtelle entnommen [1], gloſſiert Ulrich von Winterſtetten. Derſelbe führt das Thema aus: „Ich bin dreierhande Schaden ſaſte überladen.“ Die drei Schäden ſind: der Tod ſeines Bruders, die abnehmende Luſt am Geſange, die Ungunſt der Geliebten (Benecke 262, XLV). Mehrmals finden wir auch den Refrain, nach Art der Gloſſen, dem Liede vorgeſetzt (M. I, 7 b, 7. [Vgl. Muſeum I, 328.] 8 a, 2. 9. II,

---

[1] Derſelbe Dichter hat eine eigene Art, am Schluß eines Lieds noch eine oder einige Reimzeilen anzuhängen. Frauendienſt S. 224. 233. 254.

---

[1] Gotfrid von Straßburg, M. II, 185 a, 4: „Wo dein Hort iſt, da ſind deine Sinne, ſprach Gott ſelbſt.“

22 a, 1. 90 a, 2) und öfter mag es nur beim Aufſchreiben unterblieben ſein. In den Tageliedern mag der durchtönende Wächterruf (M. I, 17 b, 7 ff.) oft einer ältern Volksweiſe angehören, wie auch ſonſt der Refrain Anklänge aus Volksliedern vernehmen läßt (M. II, 117 a, 5: „Hei! grauer Otte" u. ſ. w. II, 22 a, 1). Beſonders lieben ihn auch die Tanzlieder, in denen er ſeine eigenthümliche Beſtimmung haben mochte (M. I, 13 b, 7 ff. 85 b, 4 ff. 87 a, 4 ff. 143 b, 6 ff. II, 80 b, 5. 6. 8. 81 a, 2 bis 4. 243 a, 4 ff. Muſeum I, 386, L). Nicht ſelten iſt er bloß ein Ausruf der Freude oder der Trauer, ein Hei! oder O weh! das zur beſtimmten Stelle wiederkehrt (M. I, 41 b, 2 bis 4. 51 b, 1 bis 5. [Vgl. I, 55 b, 3 f.] 141 b, 6 bis 143 a, 3. Muſeum I, 399 f.), irgend ein Laut, der die Bewegung des Tanzes (M. II, 80 b, 5: „tenderl, lenderl, lenderlin!" Muſeum I, 386, L: „wigen wagen gugen gagen!"), oder den Geſang der Vögel nachahmt (M. I, 45 b, 3 bis 5. 113 b, 4 bis 7. Vgl. II, 81 a, 2 bis 4).

Eine merkwürdige Erſcheinung im Gebiete der alten Kunſtformen ſind die Leiche [1], Gedichte größeren Umfangs, in denen mancherlei Töne in buntem Wechſel zu einem weithin gezogenen Ganzen verbunden ſind [2]. Doch iſt auch hier die mehrbezeichnete Richtung der deutſchen Liederkunſt nicht verläugnet, indem nicht etwa durch das Aushalten oder Wiederauffaſſen gleicher Reime die manigfaltigen Theile zuſammengehalten werden, ſondern der Zuſammenhang nur im Bau dieſer Theile beruhen kann. So wenig man berechtigt iſt, dieſe Gedichte für Werke regelloſer Willkür zu erklären, ſo ſchwierig iſt es gleichwohl, ihre Regel und Grundform zu erfaſſen. Verſchiedene Töne, willkürlich zuſammengereiht, würden wieder als Einzelnes auseinander fallen; irgend ein Geſetz der Verbindung, wenn auch tiefer liegend, wodurch die einzelnen Theile zum Ganzen werden, iſt daher künſtleriſch nothwendig. Sich mit der Einheit des Inhalts zu begnügen, paſt nicht für jene Zeiten und am wenigſten für dieſe Gedichtart, welche eben im Inhalt ſo zerfloſſen iſt. Auch hier vermiſt man die nähere Kenntnis der Muſik und des Tanzes, wodurch ſich Manches aufhellen möchte. Dennoch liegen Wahrnehmungen vor, die zu weiterem Erfunde führen können. Man bemerkt in den Leichen zweierlei Beſtandtheile, einen gemeſſenern und, beſonders gegen das Ende hin, einen freiern. Jener bildet ſich aus Reimgebänden, welche niemals zur dreitheiligen Strophe werden [1], aber ſich, wie Stollen eines Aufgeſangs, wiederholen, und zwar in mehrfacher, theils unmittelbarer, theils durch andre Töne unterbrochener Wiederkehr; denn ſtatt der Löſung in einen Abgeſang ſpringt der Leich zu neuen Aufgeſängen über, oder es entfalten ſich die den andern Beſtandtheil ausmachenden Reimfolgen von freierem Erguſſe. Dieſe als Abgeſang des nächſtvorhergehenden Aufgeſangs zu betrachten, ſcheint nicht zuläſſig, denn vorerſt würden die früheren Aufgeſänge, denen ſich kein ſolcher freierer Theil anſchloß, doch nicht abgeſungen ſein, man müſte denn wieder einen Aufgeſang für den Abgeſang des andern anſehen, auf beide Weiſe würde man aber nur ſehr unklare und unförmliche Strophen herausbringen; ſodann macht es ſich überhaupt bemerklich, daß geſchloſſene Strophen gar nicht zu Stande kommen ſollen: nicht bloß ſtellt das fortwährende Aufſingen durch die mehrfache Wiederholung der gleichen Gebände und durch die Anreihung neuer ſich nachdrücklich hervor, ſondern wir können auch keinen ſolchen Abſchluß in der Mitte des Gedichts annehmen, ohne dieſes für eine lebloſe, bloß mechaniſche Zuſammenſchiebung verſchiedener Töne zu erklären. Sollten ſelbſt vollſtändige Strophen ſich vorfinden, ſo werden uns doch dieſe, ſo wie ſie ſich wiederholen, ebenfalls zu Stollen. Die Form der Leiche ſcheint durchaus im Größern aufgefaßt werden zu müſſen; nicht der einzelne Aufgeſang löſt ſich im einzelnen Abgeſang, ſondern was ſich in ſonſtigen Liederſtrophen klar und leicht überſichtlich im Einzelnen darlegt, die Zuſammenſetzung aus dem Gleichen, Gemeſſenern, und dem Ungleichen, Freieren, iſt bei den Leichen nur im Ganzen und durch dieſes zerſtreut vorhanden, eben in den bisher bezeichneten zweierlei Beſtandtheilen, die ſich auf das Manigfaltigſte ablöſen und verweben.

---

[1] Über die Leiche ſ. Grimm, Meiſtergeſang S. 63 bis 70. 181 f. 191. Docen, Recenſion von Benecke in den Ergänzungsblättern der Jenaer Litteraturzeitung 1811, Nr. 41. 42. Ebd. in Schellings Allgemeiner Zeitſchrift B. I, Heft 4, S. 452 ff. Von der Hagen, Muſeum II, 165. [K. Lachmann, Über die Leiche der deutſchen Dichter des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, im Rheiniſchen Muſeum für Philologie, III, 1829, S. 419 bis 434. F. Wolf, Über die Lais, Sequenzen und Leiche. Heidelberg 1841. 8. H.]

[2] Der kürzeſte Leich wäre bei Ulrich von Winterſtetten, Benecke 264, XLVI; allein es iſt wohl nur Strophe mit Refrain.

---

[1] Grimm, a. a. O. S. 67 ſagt: „Es iſt wahr, manchmal ſcheint das Lied bloß auf- und nicht abzuſingen, manchmal ſind die Abgeſänge da, und ſelbſt in jenem Fall iſt es noch zweideutig, ob man nicht den folgenden Ton als ein Abſingen zu betrachten hat. Sogar in einigen Leichen ſcheint ſich der Typus des Meiſtergeſangs in dem Ganzen zu zeigen, man ſehe den des Lichtenſtein.“

Im Übrigen können wir von dieſer Gedichtform nicht mit Vorliebe ſprechen; künſtlich in ihrem Bau und zugleich ungebunden im Raume, führt ſie ſelbſt treffliche Sänger ins Weitläufige und Leere (z. B. Muſeum I, 331 ff. Graf Otto von Botenlaube). Auffallend iſt es, daß ſie dennoch ſchon frühzeitig vorkömmt. Des Dienſtmanns von Rugge Leich vom heiligen Grabe, deſſen wir bei den Kreuzliedern gedacht, mag noch in das Jahr 1190 fallen. Walthers Gedichten iſt ein Leich vorgeſetzt (M. I, 101), und unter den verſtorbenen Sängern ſolcher Gedichte, welche der von Gliers ſelbſt in einem Leiche rühmt, wird auch der von Aue benannt (M. I, 43 b, 2: „Ihre Kunſt war ohne Maße groß"). Auch bei den Provenzalen findet ſich Ähnliches (Raynouard B. III, S. 396).

Schon in den Heldenliedern finden wir der Leiche erwähnt; ſie werden gefiedelt oder geharſt (Nibelunge 2055. 2062. Rother 172. 176. 2504. 2515). Begreiflich iſt aber hier nicht von unſrer künſtlichen Form die Rede, die Bedeutung iſt allgemeiner und bezieht ſich zunächſt auf das Spiel[1]. Doch iſt auch jene beſondre Art, die ſich den allgemeinern Namen angeeignet, der Beſtimmung für das Saitenſpiel treu geblieben. Ulrich von Lichtenſtein meldet, daß, wie er einen Leich mit hohen und ſchnellen Noten ſang, des ihm mancher Fiedeler Dank geſagt und der auch viel geſungen[2] worden (Frauendienſt S. 204. 207). Mehrere Leiche ſchließen damit, wie die Saite oder der Fiedelbogen zerſpringt (Ulrich von Winterſtetten, Tanhuſer [MSH. I, 142 a. II, 85 b. Pf.]). Zum Tanze beſtimmt zeigen ſich viele Leiche durch den Inhalt, wie durch ausdrückliche Benennung (Benecke 157: „dieſen Reigen." Ebd. 182 u.: „dieſen Tanz;" ſo auch M. II, 60 b, 2. 199 b, 4. Muſeum I, 423). In dem Wechſel der Töne erkennen wir die Irrgange des

---

[1] Grimm, Meiſtergeſang S. 64: „Die einzig richtige Etymologie iſt in laikan, ſchwediſch leka, isländiſch leika, däniſch leege = ſpielen." Ebd. Grammatik 428: „leich (ludus)."

[2] Ulrich von Winterſtetten (Benecke 182): „dieſer Sang" (vgl. Benecke 157. M. II, 199 b, 4. Muſeum I, 428, 3. 434, 3 v. u.). Der von Gliers in ſeinem zweiten Leiche (Muſeum I, 429. M. I, 42 b ff.) braucht die Ausdrücke „ſprechen, Rede"; auch iſt dieſer Leich wirklich unlyriſch.

Reigens, in dem raſchen Reimſchlag den Auftritt der Tanzenden (Benecke 183: „ſpringet hübſche Tritte!"). Lebendige Handlung iſt beſonders in ſolchen Tanzleichen, die der Sänger mit Liebesklage anhebt und dann, das innre Leid niederdrückend, ſich in die Wirbel des Tanzes wirft: „Was ich ſinge, das freut mich im Herzen nicht, ich tanze, ich ſpringe, eh' daß mir Lieb von Ihr geſchicht" (Heinrich von Sax, Muſeum I, 418 ff. Ulrich von Winterſtetten, Benecke 159, III). Dieſer ſichtbaren Verbindung des Leiches mit dem Tanze thut es keinen Eintrag, daß er ſich, frühe ſchon, auch anderartigen Gegenſtänden zugewendet. Wir finden nicht nur Leiche, die gänzlich der Liebesklage gewidmet ſind, ſondern auch mehrere geiſtliche, und am Schluſſe ſtatt des luſtigen Heia hei! ein frommes Amen; Frauenlob hat das hohe Lied zu einem Leiche bearbeitet; auch gegen die Juden iſt einer geſungen worden (Grimm, S. 66) u. dgl. m. Man hat auch ſolche fremdartige Dinge doch mit dem Tanze zu verbinden geſucht. In den wunderlichen Leichen Tanhuſers wird bald der Herzog Friedrich von Öſterreich geprieſen, bald das Lob aller milden Fürſten geſungen, bald ein Liebesabenteuer erzählt, bald allerlei Gelehrſamkeit in Erdkunde, Fabellehre und Rittergedichten poſſenhaft ausgekramt, zum Schluß aber folgt gewöhnlich noch der Aufruf zum Tanze und die Darſtellung des letztern in raſchem Schwunge der Zeilen. Glücklich iſt der Übergang von der Aufzählung fabelhafter Frauen zum Lobe der eigenen, wie ſie unterm Roſenkranze am Reigen geht (M. II, 62). Ein andermal iſt die Erzählung ſeltſam mit dem Tanze verwoben (M. II, 63 b). Man ſieht in dieſen Leichen den Vorſinger oder Sprecher heraustreten, er hält ſeinen Vortrag, den die Geſellſchaft ruhig anhört, ſowie er aber bei den raſcheren Gängen angekommen, wird Alles lebendig und wirbelnd ſchlingt ſich der Reigen. Ein Leich Konrads von Würzburg, worin geklagt wird, daß der Gott des Streites den der Minne verdrängt habe, endigt gleichfalls mit der Aufforderung zum Tanze (M. II, 198 f.). Öfter nennen ſich die Sänger am Ausgang der Leiche.

So viel hier von den Formen. Das Kunſtreiche derſelben erſcheint im Allgemeinen und in der eigentlichen Blüthezeit des Minneſangs keineswegs mühſam und gezwungen, eben weil es aus unerſchöpflicher Liebe zur Sache und im Fortſchritt ſtätiger Entwicklung hervorgegangen.

VIII.

Die Sänger.

Die ſämmtlichen Lieder der Minne machen, nach Inhalt und Form, ein Ganzes aus. Jeder einzelne Sänger ſtimmt in dieſes, wie in einen großen Waldgeſang, ein. Wer nur in ſparſamen Tönen ſich verſucht, gehört dieſem Liederreiche nicht minder an, als der fruchtbarſte Meiſter. Aber neben den verſchiedenen Stufen der Entwicklung, welche ſich der Zeit nach ergeben, ſind in jenem Ganzen und Geſammten nicht bloß gewiſſe größere Verzweigungen zu unterſcheiden, ſondern es treten auch viele einzelne Dichter in beſtimmter und ausgezeichneter Eigenthümlichkeit hervor.

Was die größeren Verzweigungen betrifft, ſo können ſie nicht wohl Schulen genannt werden, da ſich im dreizehnten Jahrhundert förmliche und geregelte Kunſtgenoſſenſchaften noch nicht gebildet hatten. Es iſt eine freiere Fortpflanzung durch Lehre im Einzelnen, durch Beiſpiel und Umgang, Neigung und Wahl. Aber wenn auf der einen Seite Dietmar von Aiſt, Milon von Sevelingen, Hartmann von Aue, Reinmar der alte, Walther von der Vogelweide, Hiltbolt von Schwangau, Rubin, der Truchſeß von Singenberg, der Schenk von Landegge, Ulrich von Lichtenſtein, auf der andern Heinrich von Veldeke, Wolfram von Eſchenbach, Graf Otto von Botenlauben, Heinrich von Morungen, Kriſtan von Hamle, Kriſtan von Lupin, Hetzbold von Weißenſee, der Thüring, Winli, Reinmann von Brennenberg genannt werden, ſo ſind damit zugleich zwei verſchiedene Richtungen und Farben der Liederkunſt angezeigt. Faßt man auf jener und dieſer Seite zuerſt die älteren Meiſter ins Auge und geht dann beobachtend auf die jüngeren Sänger über, ſo wird man dort die Tiefe der Empfindung, das ſtille, innige Nachdenken, die Einfachheit des herzlichen Ausdrucks und der Formen, hier die rege Einbildungskraft, den ſinnreichen Geiſt, den Glanz der Bilder und das üppigere Spiel der Töne vorherrſchend finden. Begreiflich können dieſe Bezeichnungen nur im Größeren gelten; der allgemeine Zuſammenhang des Minneſangs, die Sinnesart der einzelnen Sänger, die Wanderungen derſelben, muſten vielfache Übergänge vermitteln und machen eine ſcharfe Abgrenzung unmöglich. Nach ungefährer Beſtimmung aber war die erſtere Weiſe vorzüglich in Schwaben und den öſtlichen Marken einheimiſch, die letztere in Franken und Thüringen, wo Heinrich von Veldeke und ſein größerer Nachfolger, Wolfram von Eſchenbach, im Rittergedicht eine neue Welt des Glanzes eröffneten, der bald auch im Minneſang widerſchien. Die erſtere Weiſe erſcheint hiernach auch mehr nur als die ruhig ſich fortbewegende Entwicklung des urſprünglichen Minneſangs, die letztere als eine Aufregung deſſelben durch neue Beſtandtheile und entſchiedene Perſönlichkeiten.

„Der Nachtigallen der iſt viel," ſagt Meiſter Gottfried im Triſtan (V. 4749 ff.), von den Liederdichtern ſprechend. Darum fragt er auch nur nach denen, welche, das Banner vortragend, die Schaar leiten mögen, und er nennt unter den Mitlebenden Walthern von der Vogelweide. Allerdings ſind unter der großen Zahl einzelner Sänger diejenigen auszuzeichnen, welche die Kunſt zu ihrem Berufe gemacht, den Andern zum Muſter gedient und daher als die eigentlichen Sangesmeiſter (vgl. Triſtan V. 4798) an der Spitze ſtehen. Solche ſind, außer dem ſchon genannten Walther, vorzüglich Heinrich von Veldeke und Reinmar der alte.

Heinrich von Veldeke, wie wir wiſſen, ein Niederdeutſcher [1], ſchon der Sprache nach, wahrſcheinlich am Niederrhein oder der Maas zu Hauſe, doch am Hofe von Thüringen wohl bekannt, ſang im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts. Von ſeinen Leiſtungen und ſeinem Einfluß als erzählender Dichter iſt hier nicht zu handeln. Aber auch als Minneſänger hat er gewis bedeutend eingewirkt, wie ſchon die allgemeine Verbreitung ſeiner Lieder beweiſt. Er iſt nicht etwa als Stifter des deutſchen Minneſangs zu betrachten, klagt doch er ſelbſt ſchon um eine verſchwundene Zeit, da man der Minne beſſer gedient und die Frauen nicht wie jetzt geſcholten (M. I, 19 b, 3. 5 f. 20 b, 8. Vgl. 21 a, 7); aber in der Liederdichtung, wie in der erzählenden, hat er die Einwirkungen, welche die nordfranzöſiſche Dichtkunſt auf ihn ſelbſt geübt, nach dem innern Deutſchland übergetragen. Seine Bekanntſchaft mit derſelben zeigt er in den Liedern nicht bloß durch den Gebrauch franzöſiſcher Worte (M. I, 19 a, 2: poyſun; I, 20 a, 1: amis) und die Beziehung auf wälſche Fabel (M. I, 19 a, 2: Triſtan), ſondern mehr noch durch die vorherrſchende Bildung der Geſätze aus zwei öfter wiederkehrenden Reimen. Gottfried von Straßburg ſagt von ihm, daß er das erſte Reis in deutſcher Zunge geimpft, wobei zwar zunächſt, doch nicht ausſchließlich, die Rittergedichte gemeint ſind; „wie wohl ſang er von Minnen!“ rühmt Gottfried namentlich (Triſtan V. 4721 ff.). Die Beachtung fremder Muſter hat jedoch dem eigenthümlichen Werthe von Heinrichs Geſängen keinen Eintrag gethan; die ſinnliche Auffaſſung, das rege Naturgefühl verkünden bei ihm die friſche Jugend der Kunſt. Der Frühling iſt ihm ſtets eine liebe neue Mähre (M. I, 18 a, 5. 19 a, 1. 5). Gut ſchildert er das reiche, aber kurze Freudeleben der Vögel, wenn die Linden lauben und die Buchen grünen, und paſſend ſtellt ihn die älteſte Liederhandſchrift dar, wie er, einen Kranz in den Haaren, unter einem dichtbelaubten Baume gelagert iſt, worauf Vögel herumhüpfen und ſich ſchnäbeln. Eigenen Reiz giebt ſeinen Liedern ein Zug von Laune, die bald unbefangen ſpielt, bald dem Ernſte zur Folie dient: „Lieber hätt' ich mit Ihr gemein tauſend Mark, wo ich wollte, und einen Schrein von Golde, denn daß ich weilen ſollte fern von ihr, ſiech, arm, allein“ (M. I, 20 b, 2)

---

[1] Über Heinrich von Veldeke ſ. Grimm, deutſche Grammatik S. 453 f.

Ein Meiſter ganz anderer Art iſt Reinmar der alte, der am Hofe von Öſterreich gelebt zu haben ſcheint (M. I, 68 a, 2: Liupolt). Er hat „mehr zu thun, denn Blumen klagen“ (M. I, 68 b, 1). Er vor Allen ſteigt nieder in das innerſte Gemüth, er „ſtreitet mit Gedanken in ſeinem Herzen“ (M. I, 67 a, 4). Seine Lieder ſind faſt blumenlos, aber reich der ſinnigſten Herzensworte. Wie kein Andrer hat er den Ausdruck der lautern Liebe, der ausdauernden Treue, der zärtlichen Klage, des ergebenen Duldens: „Es gieng von Herzen gar, was mein Mund je zu Ihr ſprach“ (M. I, 66 a, 2). „Sie iſt mein oſterlicher Tag und hab' Sie in meinem Herzen lieb, das weiß Er wohl, dem ich nicht lügen mag“ (M. I, 68 b, 7. Vgl. 70 a, 5). „Näher, denn in dem Herzen mein“ (M. I, 62 b, 6). „Ich mag wohl ſorgen um Ihr Leben, ſtirbet Sie, ſo bin ich todt“ (M. I, 64 b, 2). „Sie hat Tugenden, denen ich immer folgen will, länger nicht, denn ſo lang ich lebe“ (M. I, 64 a, 3).

„Die Jahre, die ich noch zu leben habe, wie viel der wäre, Ihr würde nimmer Tag genommen“ (M. I, 65 a, 3). „Meine Jahre müſſen mit Ihr Ende nehmen, wie mit Freuden, ſo mit Klage“ (M. I, 83 a, 2). „Ich klage immer meinen alten Kummer, der mir doch ſtets ein neuer iſt“ (M. I, 76 b, 2. Vgl. I, 76 a, 3). „Sie weiß wohl, wie lange Sie mich bitten läßt, daß ich doch ſtets der Bittende bin“ (M. I, 70 a, 4). „Mir machet Niemand Schaden, denn meine Stetigkeit“ (M. I, 69 a, 7. Vgl. 76 b, 5). „Die Liebe hat ihr fahrend Gut alſo getheilet, daß ich den Schaden habe“ (M. I, 63 a, 6). „Wie iſt ihm zu Muthe, wundert mich, dem herzlich lieb geſchieht; er ſelger Mann, da freut er ſich, wie ich wohl wähne, ich weiß es nicht; Gott gebe, daß ich erkenne noch, wie ſolchem Leben ſei!“ (M. I, 64 b, 7.) „Ihm iſt wohl, der möge ſagen, daß er ſein Lieb in ſehnenden Sorgen ließ, nun muß aber ich ein Andres klagen: ich ſah ein Weib nach mir noch trauren nie“ (M. I, 63 a, 5). „So ſelger Mann ward ich noch nie, daß Ihr mein Kommen thäte wohl und auch darnach das Scheiden weh'“ (M. I, 77 b, 3). „Ich weiß den Weg nun lange wohl, der von der Liebe geht bis an das Leid, der andre, der mich weiſen ſoll aus Leid in Liebe, der iſt mir noch unbereit; giebt Minne nichts, denn Ungemach, ſo müſſe Minne unſelig ſein! Dieſelbe ich noch ſtets in bleicher Farbe ſah“ (M. I, 65 b, 5). „Wenn Andre ſich des Lieben freuen, ſo iſt mir mit Leide wohl“ (M. I, 67 b, 4). „Was ich um Sie leiden ſoll, das iſt ein Kummer, den ich gerne dulde“ (M. I, 68 b, 4). „Des Einen und ſonſt Keines mehr will ich ein Meiſter ſein, ſo lang ich lebe: daß Niemand ſein Leid ſo ſchön kann tragen“ (M. I, 67 a, 5. Vgl. 66 b, 1. 79 b, 2). „Man ſoll ſorgen, Sorg' iſt gut, ohne Sorg' iſt Niemand werth“ (M. I, 82 b, 6). Dem ſchmuckloſen Stil dieſes Meiſters gemäß, ſind auch die Formen einfach und ſtreng; wenig Reimſpiel (M. I, 78 a, 6 bis 78 b, 3. 79 a, 3 bis 6. Vgl. 77 b, 4) und öftere Wiederkehr deſſelben Tones.

Manigfaltig ſind die Minnelieder Walthers von der Vogelweide. Bald giebt er Bilder aus dem Gebiete der Maientänze und des Blumenbrechens; bald ſingt er das Lob der Frauen in hoher, volltönender Weiſe, mit der er ſonſt die Könige begrüßt; bald ſpielt er in leichtern Liedern und mißt, wie die Kinder, einen Halm: „Sie thut nicht, Sie thut;“ bald ſenkt er ſich in das Innere, nach Reinmars Vorbild, deſſen Kunſt er in zwei Liedern auf den Tod des Sängers ſehr hoch ſtellt.

Walthers Lieder ſind nur noch mehr betrachtend und ſpruchartig, ſelbſt ſtrafend gegen Männer und Frauen; er iſt nicht ſo, wie Reinmar, ganz der einen, innigſten Empfindung hingegeben, ſeine beſondern Vorzüge ſind der weitgreifende Gedanke und die lebendige Geſtaltung. Überhaupt war dieſem vielſeitigſten der altdeutſchen Liederdichter der Kreis des Minneſanges zu enge, er fühlte das Bedürfnis einer umfaſſendern Weltanſchauung, er richtete das Lied auf die wichtigſten Angelegenheiten des Vaterlandes und der Kirche; bei dieſen iſt er mit voller Seele und dorthin gehört auch die Darſtellung ſeines Weſens und Wirkens. Sein reges Vaterlandsgefühl wendet ſich ſelbſt auf das Lob der Frauen zurück; mit Recht ruft er zum Zeugnis auf, „ob deutſchen Weiben Jemand je geſprochen baß“ (M. I, 120 b, 3); denn in einem ſtolzen Liede zum Lobe des deutſchen Landes ſagt der vielgereiſte Sänger: „Von der Elbe bis an den Rhein und wider bis in Ungerland da mögen wohl die beſten ſein, die ich in der Welt gekannt; kann ich recht erſchauen gut Geläß (Benehmen) und ſchönen Leib, ſo mir Gott! ſo ſchwür' ich wohl, daß da ein Weib beſſer iſt, denn anderswo die Frauen. Deutſche Männer ſind wohl gezogen, als Engel ſind die Frauen gethan. Tugend und reine Minne, wer die ſuchen will, der ſoll kommen in unſer Land, da iſt Wonne viel; lange müſſ' ich leben darinne!“ (M. I, 119 b, 2 ff.) Walther verſichert einmal, wohl vierzig Jahr' und drüber hab' er von Minne geſungen (M. I, 122 b, 3); war daher ſeine Kunſt auch nicht ausſchließlich der Minne gewidmet, ſo war er doch durch dieſe lange Übung derſelben, durch ſeine vielfachen Wanderungen und ſeine Bekanntſchaft an allen Fürſtenhöfen, durch den Werth ſeiner Lieder und den Ruhm ſeiner Meiſterſchaft vorzüglich geeignet, das Reich des Minneſangs zu mehren, und wirklich wird man von den Liedern keines andern Meiſters ſo zahlreiche und beſtimmte Nachklänge finden, als von den ſeinigen.

Hartmann von Aue und Wolfram von Eſchenbach, die Meiſter des Rittergedichts, erſcheinen gleichfalls in der Reihe der Minneſänger, erſterer auch hier einfach und beſcheiden, bieder und fromm, letzterer, ſelbſt in dem Wenigen, kunſtreich und mit den wunderſamen Bildern ſeiner kühnen Einbildungskraft. Von beiden aber iſt in andrem Zuſammenhange zu ſprechen.

Auf dieſe einflußreicheren Meiſter war jedoch die Dichtergabe nicht beſchränkt; ſie war überall aufgeregt durch die allgemeine Luſt am

Geſange. Um von den Vielen nur Einige zu rühmen, ſo ſind Hiltbolt von Schwangau und Rubin ausgezeichnet in edler Einfachheit; Heinrich von Morunge [1], von Keinem übertroffen, ſagt mit Fug von ſich, er ſei um Sanges willen zu der Welt geboren (M. I, 53 a, 5), und die wenigen Lieder Kriſtans von Hamle ſind leuchtende Kleinode der Sammlung. Manche äußern ihr Eigenthümliches nur in einzelnen und zarteren Zügen, Andre entwickeln ihre Kunſt vornehmlich in den Tönen, Alle aber ſind Stimmen des einen, vollen Chores.

Die Schilderung eines vollkommenen Ritters beſchließt Hartmann, in einem ſeiner erzählenden Gedichte, mit den Worten: „und ſang viel wohl von Minnen“ (Armer Heinrich V. 71). Der Minneſang war, wie wir gezeigt, ein Theil des Frauendienſts. Wie in jeder ritterlichen Kunſt, in jeder edeln Hofſitte, durften auch hier die Fürſten nicht zurückbleiben, die an der Spitze der Ritterſchaft und des Hofes ſtanden. Kaiſer Heinrich VI ſelbſt [2], im Tone der beſten Zeit, grüßt mit Geſange die Süße: „Mir ſind die Reich’ und die Land’ unterthan, wenn ich bei der Minniglichen bin, und wenn ich ſcheide von dann, ſo iſt mir all meine Gewalt und mein Reichthum dahin. Eh’ ich mich Ihr begäb’, ich begäbe mich eh’ der Krone. Er ſündet, wer mir das nicht glaubt, daß ich möchte leben manchen lieben Tag, ob auch nimmer Krone käme auf mein Haupt, des ich ohne Sie mich nicht vermeſſen mag; verlör’ ich Sie, was hätt’ ich dann? da taugt’ ich zu Freuden weder Weib noch Mann und wär’ mein beſter Troſt, beides zu Acht und zu Bann“ (M. I, 1 a). Auch König Konrad der junge (Konradin), obgleich „der Jahre noch ein Kind,“ verſucht ſich im Liede; er fürchtet, vor Liebesleid zu ſterben, doch ihm iſt ein andrer Tod beſchieden (M. I, 2 a, 1). Ihnen ſchließen ſich die Fürſten und Grafen des Reiches an: König Wenzel von Böheim, die Herzoge Heinrich von Breslau, Johann von Brabant, der von Anhalt; die Markgrafen Otto von Brandenburg, mit dem Pfeile, Heinrich von Meißen, von Hohenburg; die Grafen Rudolf von Neuenburg, Kraft von Toggenburg, Konrad von Kilchberg, Friedrich von Leiningen, Otto von Botenlaube, Albrecht von Heigerloch, Werner von Hohnberg. Auch unter dieſen ſind rühmenswerthe Sänger, namentlich der Graf von Botenlaube und der Herzog von Breslau. Herzog Johann von Brabant ſingt leichte Lieder, alle mit dem Rundreim, ſeine Sprache bezeichnet den Niederdeutſchen („zwiſchen Maas und Rheine“ iſt keine ſchöner, als die Seine. M. I, 8 a, 5) und den Nachbar der Nordfranzoſen, während der Graf von Neuenburg (Neufchatel) ſich den Trubadur, Folquet von Marſeille, zum Muſter nimmt (vgl. M. I, 8 b, 2. 3 mit Raynouard B. III, S. 153, 3. S. 157, 2).

---

[1] Grimm, deutſche Grammatik S. 455.

[2] [Vgl. J. Grimm in Pfeiffers Germania II, Stuttgart, 1857. 8. S. 477 bis 480. H.]

Es iſt kein Grund, anzunehmen, daß jene hohen Herren nicht ſelbſt geſungen, ſondern ſich die Lieder von Andern fertigen laſſen. Warum ſoll man ihnen abſprechen, was zur Bildung für die Welt gehörte? Ihre Sängerſchaft iſt in der Sitte der Zeit begründet, der Geſang ſteigt, von Stufe zu Stufe, vom Dienſtmann bis zum Kaiſer auf, und in den andern Sprachen zeigt ſich die gleiche Erſcheinung. Selbſt die Verſäumniſſe der Reimkunſt bei Kaiſer Heinrich ſind als Beweis geltend gemacht worden, daß er ſich keiner fremden Hülfe bedient (Grimm, deutſche Grammatik S. 361).

Über die Lebensumſtände der einzelnen Sänger laſſen ſich manche Nachrichten zuſammentragen. Mehrere derſelben ſind ſonſt geſchichtlich bekannt, in ihren Fürſtenämtern, Kreuzzügen, Fehden; Andre kommen in Urkunden vor, als Zeugen oder mit frommen Stiftungen; die Lieder ſelbſt deuten manches Lebensverhältnis an. Auch die Sage hat ſich angeheftet, wie bei dem Bremberger (Reinmann von Brennenberg); ihn ermordet der eiferſüchtige Gemahl der beſungenen Frau und giebt ihr das Herz des Sängers zu ſpeiſen[1]. Dieſelbe Sage, welche die Provenzalen (von Guillem de Cabeſtaing, Raynouard B. V, S. 187 ff.), die Nordfranzoſen von Dichtern ihres Landes (vom Caſtellan von Coucy) erzählen und die auch von Konrad von Würzburg, wiewohl ohne Beziehung auf einen Sänger, berichtet wird (Müllers Sammlung I, hinter dem Armen Heinrich, S. 208: Von der Minnen).

[1] Ein Meiſtergeſang hat dieſe Sage überliefert. Wunderhorn II, 229 ff. [Vgl. Schriften II, S. 325. 326. 344. IV, S. 66 bis 72. VII, S. 410. Franz Hüffer, Der Trobador Guillem de Cabeſtanh. Sein Leben und ſeine Werke. Berlin 1869. 8. H.]

IX.

Ulrich von Lichtenſtein.

In den provenzaliſchen Liederſammlungen ſind häufig die Leben der Sänger, die Geſchichten ihrer Liebe, die Namen der Geliebten, die beſondern Umſtände, unter denen einzelne Lieder entſtanden ſind, verzeichnet. Solche Lebensabriſſe fehlen gänzlich in den deutſchen Handſchriften und wir können dasjenige, was die Minneſänger als ſolche betrifft, faſt nur aus zerſtreuten Stellen ihrer Gedichte dürftig zuſammenleſen. Was wir aber bei Mehreren entbehren, das iſt uns bei Einem um ſo reichlicher gegeben. Wir beſitzen die ausführliche Lebens- und Liebesgeſchichte eines trefflichen Minneſängers, von ihm ſelbſt beſchrieben. Die Geſänge ſind in die Erzählung verwoben, oder vielmehr wir ſehen ſie aus dem Grunde der Geſchichte, aus dem innern und äußern Leben des Dichters, hervorgehn. Dieſer Dichter iſt Ulrich von Lichtenſtein, aus dem ſteiriſchen Geſchlechte, das jetzt gefürſtet iſt; ſein Buch hat er ſelbſt Frauendienſt benannt. (Frauendienſt, oder: Geſchichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenſtein, von ihm ſelbſt beſchrieben. Nach einer alten Handſchrift bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck. Stuttgart 1811 [1]. Eine andre Dichtung Ulrichs von Lichtenſtein, „Itwitz“ (Vorwurf, Rüge), oder „der Frauen Buch“, in 2112 Verſen, das Kampfgeſpräch eines Ritters mit einer Frau über die Sittenlauigkeit der Zeit enthaltend, iſt nur handſchriftlich, zu Wien, vorhanden [2]. Schottky in den Wiener Jahrbüchern B. IV, Anzeigeblatt S. 40.) Daſſelbe iſt um 1255 vollendet worden, als Ulrich wenigſtens 53 Jahre alt war. Er iſt früheſtens im zwanzigſten Jahre Ritter geworden [1], bei einem Hochzeitfeſte, das im Jahr 1222 gefeiert wurde, und er war, nach ſeiner eigenen Angabe (Frauendienſt S. 233), drei und dreißig Jahre Ritter geweſen, als er das Buch voll dichtete. Wir können nicht umhin, aus dieſer Haupturkunde des Minnedienſts einen umſtändlichen Auszug zu geben, wobei nur dasjenige kürzer angedeutet werden ſoll, was nicht den Minnedienſt zunächſt betrifft. Manches, was wir bis daher aus den Liedern ſelbſt entwickelt, wird dadurch volleres Licht gewinnen; aber auch neue, befremdliche Erſcheinungen werden hervortreten, welche ſelbſt wieder zur Erklärung auffordern.

---

[1] [Ulrich von Lichtenſtein, mit Anmerkungen von Theodor von Karajan herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin 1841. 8. H.]

[2] [„Der vrouwen buoch“ iſt nun gedruckt in der eben genannten Ausgabe S. 594 bis 660. H.]

Das Buch beginnt mit dem Preiſe der Frauen, an denen alle Tugend und das Heil der Welt liegt. Wer ſagen kann, wo der Sonne Schein endet, kennt auch das Ende ihres Lobs. Nach dieſem Lobe will Ulrich eine Mähre anheben, die nur Wahrheit ſprechen ſoll. Da er noch ein Kind war und auf Gerten ritt, hörte er die Weiſen ſagen, daß Niemand Würdigkeit und Freude erwerben möge, der nicht ohne Wank guten Weiben Dienſtes bereit ſei. Da ſchon gedacht' er, ihnen immer zu dienen mit Leib, Gut, Muth und Leben. In ſeinem zwölften Jahre fragt' er nach der Schönheit und Sitte aller Frauen im Lande und die vor allen gelobt wurde, der dient' er in Gedanken bis ins fünfte Jahr. Da rieth ſein Herz ihm, ihr um Sold zu dienen, den man von Frauen holt, ſchiene ſie auch zu hoch geboren, kein Weib war doch je ſo hoch und reich, daß einem edeln Ritter, der ihr mit Herz und Leib dient, wie er ſoll, nicht endlich gelingen mochte. Nun gieng er vor ſie ſtehen und, als er ſie anſah, gedacht' er: „Wohl mir, ſoll das meine ſüße Fraue ſein? wie ſoll ich ihr aber ſo recht geziemend dienen, beſſer als ſo manches edle Kind in ihren Dienſten? Vielleicht dient ihr Einer mehr, dem ſein Herz doch nicht ſo zu ihr ſteht, als das meinige; aber in meiner Liebe zu ihr will ich ihnen allen vorgehn.“ Wenn er wo des Sommers ſchöne Blumen brach, ſo trug er ſie ſeiner Frauen hin; wenn dieſe ſie in ihre weiße Hand nahm, ſo dacht' er in ſeiner Freude: „Wo du ſie angreifeſt, hab' ich ihnen eben ſo gethan.“ Wenn er hinkam, wo man ihr Waſſer über die weißen Händlein goß, ſo nahm er das Waſſer, das ſie angerührt hatte, heimlich mit ſich und trank es aus vor Liebe. So dient' er ihr, ſo viel ein Kind vermag, bis ſein Vater ihn von ihr nahm, an welchem Tag ihm herzliches Trauren und der Minne Kraft bekannt ward. Sein Leib ſchied wohl von dannen, aber ſein Herz blieb dort; wo er gieng oder ritt, war es immer bei ihr, und wie fern er von ihr war, ſchien ihr lichter Schein des Nachts in ſein Herz. Man gab ihn einem Herrn, der hoher Tugenden reich war, dem Markgrafen Heinrich von Öſterreich (Iſterreich?). Auch dieſer ſagt' ihm, wer würdiglich leben wolle, müſſe ſich einer Frau zu eigen geben. Er lehrte den Jüngling, über die Frauen ſprechen, auf Roſſen reiten und in Briefen ſüße Worte dichten, vor Schmeicheln und Lügen aber warnt' er ihn. „Hätt' ich Alles mit Werken erfüllt, was er mir ſagte, ſo wär' ich werther geworden, als ich bin.“ Indeſſen lag Ulrichs Vater todt. Da muſt' er heim, wie ſo Mancher, dem ſeine Vordern Gut laſſen. Mit ſeines Herren Urlaub ritt er heim, gen Lichtenſtein, in das Steierland. Hier fand er viel Turnierens von Knechten (Knappen), die dadurch die Ritterſchaft lernten. Er unterwand ſich deſſen auch um ſeiner Frau willen: „wenn ich ihr will zu Dienſten ſein, ſo muß es durch Ritterſchaft geſchehen, unter Helme muß ich Preis erjagen.“ So fuhr er turnieren in Knechtes Weiſe, um es zu erlernen, drei Jahre. Darauf ward er Ritter, zu Wien, bei einer Hochgezeit (Feſtlichkeit), wie er ſeitdem keine ſo ſchön geſehen. Der Fürſt Leupold aus Öſterreich gab ſeine minnigliche Tochter einem Fürſten von Sachſen zu Gemahl (1222). Der edle Fürſt gab dritthalb hundert Knappen Schwert; den Grafen, Freien, Dienſtmannen, wohl tauſend Rittern, gab er Gold, Silber, Roſs und Kleid. Fünf tauſend Ritter aßen da ſein Brot; da war viel Tanzes und Ritterſpiels. Viele Frauen waren da, auch Ulrichs Freudenſchein, doch ſprach er kein Wort mit ihr, worüber er lange traurig war; er ließ es, um der Merker böſes Spähen zu vermeiden. Als ſie ihn unter Schilde ſah, ſprach die Gute gegen einen ſeiner Freunde: „Ich bin wahrlich froh, daß Herr Ulrich hie iſt Ritter worden, ich weiß noch, wie ich den von Lichtenſtein. von mir gab, damals war er noch viel klein.“ Als der Freund Ulrichen ſagte, daß ihr ſeine Ritterſchaft lieb ſei, freut' er ſich von Herzen und gedacht' in thörichtem Wahne: „Wie? wenn ſie mich zu ihrem Ritter haben will?“ Zwölfmal turnierte Ulrich noch in dieſem Sommer, kein Turnier wollt' er verſäumen, um ihretwillen, und daß es ihm nicht mislang, muſt' er ihr danken. Als der kalte Winter kam, muſt' er vom Tyoſtieren (Speerebrechen) abſtehn, darum war er traurig. Seine Frau war ſo behütet, daß er ſie niemals ſehen, auch keinen Boten haben konnte, der ihr recht ſagte, wie ſo herzelieb ſie ihm ſei. Da ritt er auf eine Burg, wo die Hausfrau ſeine Niftel war und zugleich ſeiner Gebieterin vertraut. In geheimem Geſpräche ſagt ihm die Niftel, wie ihre Frau zu erfahren wünſche, wer diejenige ſei, der Ulrich ſo wohl ſpreche und ſo ritterlich diene? Ulrich entdeckt ihr, nachdem ſie zu ſchweigen beſchworen, daß es dieſelbe ſei, die ſie fragen hieß. Er dringt in die Niftel, wenn ſie ihn vom Tode retten wolle, ſeinen Dienſt und ſeine Liebe der Frau kund zu thun; auch bittet er ſie, ein neues Minnelied, das er geſungen, ihr zu Ohren zu bringen und ihm dann wieder zu ſagen, wie es ihr gefallen. Die Niftel meint zwar, Jene ſei ihm zu hoch geboren und werde zürnen, doch verſpricht ſie, die Botſchaft auszurichten. Das Minnelied beſagt: „Ich diene dir immer ohne Wank, nun ſprich, daß es dein Wille ſei!“ Fünf Wochen reitet Ulrich umher und ſieht Frauen, dann erfährt er durch die Niftel den Beſcheid der Geliebten: das Lied ſei gut, aber ſie wolle ſich deſſen nicht annehmen; werde Ulrich ein biedrer Mann, das gönne ſie ihm mit Recht, da er ſonſt ihr Knecht geweſen, aber ſolche Rede ſoll er laſſen, ſeinen Dienſt werde ſie nie annehmen, es wäre ihm zu viel. Zwar hat die Niftel eingewendet, es geſchehe oft, daß ein junger Mann ſo hoch begehre, wenn es ihm auch nimmer gelinge, ſie werben nur um hohen Muth. Doch Jene erwidert, kein Mann habe noch ſo hohes Lob getragen, der nicht noch dadurch getheuert würde, wenn ſie ſeinen Dienſt annähme, was doch nie geſchehen würde, darum ſoll er es ſich auch verſagen; wär' er aber auch in aller Würdigkeit ganz vollkommen, wie ſie von ihm noch nicht gehört, ſo müſte einem Weibe doch immer ſein übel ſtehender Mund leid ſein. Alsbald entſchließt ſich Ulrich, von den Lefzen, deren er drei hat, eine abſchneiden zu laſſen, ſein Mund muß ihr beſſer gefallen oder noch tauſendfalt ſchlimmer. Die Niftel räth ihm, ſich nicht ſo zu verderben und zu leben, wie ihn Gott geſchaffen. Vergeblich, er reitet nach Grätz in Steierland und thut dem beſten Meiſter ſeinen Willen kund. Der ſpricht, vor dem Maien ſchneid' er nicht. Als nun der ſüße Sommer kömmt und die Vöglein ſingen, reitet Ulrich wieder gen Grätz; unterwegs begegnet ihm ein Knecht ſeiner Frau, den er als Zeugen mitnimmt. Der Meiſter will ihn binden, denn rührt ſich Ulrich um ein Haar, ſo nimmt er Schaden. Doch der Ritter, obſchon ihm bang iſt, ſetzt ſich frei auf eine Bank, der Meiſter nimmt ein Meſſer und ſchneidet ihm den Mund ob den Zähnen durch; er hat meiſterlich geſchnitten und Ulrich meiſterlich ausgehalten. Durch den rückkehrenden Diener[1] läßt er der Frau ſagen: „Wenn ſie ſagte, meine rechte Hand gefiel' ihr nicht, ſo ſchlüg' ich ſie ab.“ Sechsthalb Wochen liegt er darnieder, ihm iſt wohl und weh; weh, denn ſein Leib iſt wund, wohl, denn ſein Herz iſt froh. Von Hunger und Durſt leidet er groß Ungemach. Doch dichtet er ein Minnelied, darin er den Tag lobt, deſſen Schein dem Ihren gleicht; gerne möcht' er einſt auch die Nacht loben. Nach der Geneſung ſendet er Ihr das Lied durch die Niftel. Die Frau ſchreibt der Niftel zurück, ſie werde nächſten Montag auf der Reiſe in dem Markt über Nacht ſein, der bei der Wohnung der Niftel liege, dahin ſoll dieſe zu ihr kommen. „Will auch dein Neffe dahin kommen, den ſeh' ich gerne, um ſeinen Mund, wie ihm der ſteh', und um Andres nicht.“ Als ihm der Brief geleſen worden, den die Niftel ihm geſendet, hebt Ulrich ſich auf die Fahrt, aber die Frau iſt ſo behütet, daß er ſie den Abend nicht ſieht. Er ſchläft die Nacht nicht vor Kummer, frühmorgens aber ſieht er ſie in der Meſſe. Furchtſam naht er ihr, die ihn mit einer Neigung empfängt, mit Worten aber ihm keinen Gruß ſagt. Die Meſſe iſt ihm gar zu kurz; was man ſingt oder lieſt, davon vernimmt er nichts, er ſieht nur immer das reine ſüße Weib an. Als die Frau von dannen reitet, ſagt ihm die Niftel, Jene habe ihm erlaubt, heut auf dem Wege zu ihr zu reiten und mit ihr zu reden, was er wolle, jedoch nicht zu viel. Er reitet gleich nach, wo er ſie unbehütet vor ſich reiten ſieht. Als ſie ihn bei ſich gewahr wird, kehrt ſie ſich von ihm um, da verſtummt ihm die Zunge und ſein Haupt ſinkt nieder. Ein andrer Ritter jagt zu ihr und furchtſam bleibt Ulrich hinter ihnen. Sein Herz ſtraft ihn der Zagheit, er ermannt ſich und reitet wieder

---

[1] Im zwölften Jahr erkor ſich Ulrich die Frau, der er dienen wollte, dieſer Frauen Knecht war er beinahe bis ins fünfte Jahr (Frauendienſt S. 2), drei Jahre fuhr er als Knappe turnieren (S. 4); ſo kommen zwanzig Jahre heraus, ohne die Zeit zu rechnen, die er bei dem Markgrafen Heinrich zugebracht.

[1] Er verräth dem Diener nicht, daß deſſen Gebieterin ſeine Geliebte ſei.

zu ihr; die Süße ſieht ihn an und von ihrem Anſehn erſchrickt er ſo, daß er wieder ſchweigen muß, die Kraft der Minne bindet ihm den Mund. Das Herz ermuntert ihn, er reitet wieder zu ihr, aber er fühlt, daß er bleich vor Furcht iſt. Das Herz ſpringt ihm in der Bruſt, es ſagt: „Nun ſprich! nun ſprich! nun ſprich, da dich Niemand hindert!“ Wohl zehnmal thut er den Mund auf, zu ihr zu ſprechen, aber die Zunge liegt nieder. So ſcheidet er von ihr, wie erſt, ohne ein Wort zu ſagen, das geſchieht ihm dieſes Tages wohl fünfmal. Die Tagreiſe nimmt ein Ende, man heißt die Frauen von den Pferden heben, Ulrich nimmt das Hebeiſen und hebt manche klare Frau ab. Die Falſchesfreie hält noch immer auf ihrem Pferde und viel Ritter und Knappen ſtehen um ſie, mit denen ſie ihren Scherz hat. Da er mit dem Hebeiſen zu ihr kommt, ſpricht ſie: „Ihr ſeid nicht ſtark genug, daß ihr mich abheben möget.“ Des Scherzes wird gelacht und ſie tritt auf das Hebeiſen; als ſie aus dem Sattel ſteigt, ergreift ſie ihn beim Haar, und ohne daß es Jemand ſieht, bricht ihm die Gute heimlich eine Locke aus: „Das habt dafür, daß Ihr verzagt ſeid! Man hat mir von Euch nicht wahr geſprochen.“ So geht ſie zu ihren Frauen und läßt ihn in tiefen Gedanken zurück. In ſeiner Herberge angekommen, bittet er Gott, ihm das Leben zu nehmen. Er fühlt ſich krank und jammert laut, wie war es möglich, daß er zu ihr kein einzig Wort ſprechen konnte? Er verwünſcht ſeine Zunge und ſeinen Mund, nimmer wird er wieder froh werden, weil er ſo durch eigene Bosheit ſeine Frau verloren. So bringt er die Nacht in Klage hin, bald ſitzt er, bald liegt er, jetzt ſteht er, jetzt geht er, nun windet er ſich dort, nun hie, oft ringt er ſeine Hände. Einer ſeiner Verwandten kömmt am Morgen und fragt ihn, was ihm fehle. „Mir thut das Herz ſo weh, als ob es mir brechen wolle.“ Jener geht nach einem Arzt in die Stadt, Ulrich aber läßt ſich ein Pferd vorführen und rennt recht als ein raſender Mann nach der Stelle, wo er geſtern die Gute gelaſſen. Als er ſich dem Orte nähert, ſieht er, wie ſie ihm von dort in Frauenweiſe in einem Mantel entgegen reitet; als ſie ihn ſieht, neigt ſie ihm und nun ſchweigt er auch nicht länger. Er ſagt ihr, wie er ihr ſeit den früheſten Jahren gedient, laſſe ſie ihn darum ihren Ritter ſein, um ſie will er ſein Leben wagen in ritterlicher Arbeit und ihr bis zu ſeinem Tode dienen. „Schweiget! denn Ihr ſeid ein Kind,“ antwortet ſie, „und ſo hoher Dinge unverſtändig, reitet gleich fort von mir, ſo lieb euch meine Huld iſt!“ Er geſteht, daß er noch zu unklug, um ganz auszuſprechen, was ſein Sinn meine, ſonſt ſei er weiſe genug, um in ihrem Dienſte den Preis eines Ritters zu gewinnen. „Laßt Euer Flüſtern!“ fährt ſie fort, „denn Ihr wißt wohl, daß man mein hütet; hat Jemand Eure Rede gehört, ſo mag es Euch zu Schaden kommen; laßt mich! wahrlich, Ihr ſeid ein verdrießlicher Mann.“ Indem ſieht ſie ſich um und ſpricht zu einem Ritter: „Reitet doch her zu mir! denn es ziemt ſich nicht, daß nur ein einziger Ritter neben mir reite, ſehet, daß das nicht wieder geſchehe!“ Ulrich ſtimmt mit ein. Da kommen ihrer ſechs herzu, die nach Ritterſitten mit ihr reiten. Er nimmt Urlaub und iſt von Herzen froh, daß er ſeiner Frau nun doch einen Theil ſeiner Gedanken geſagt. Er fährt nun wieder als ein guter Frauenritter umher, doch ſagt er wenig von ſeinen Thaten, damit Niemand ſpreche, er wolle ſich ſelber rühmen. Im Winter dichtet er wieder Lied und Botſchaft und ſchickt es der Niftel, die es der Geliebten ſendet. Die Gute kennt den Boten und heißt ihn willkommen. Er giebt vor, daß er ihr ein Büchlein bringe, das ſie zu Nacht leſen ſoll, denn darin ſteh’ ein gutes Gebet. Sie nimmt das Büchlein und wähnt, daß ein Gebet darin ſtehe, ſie ſchaut es an hie und dort und findet nur ſüße Rede darin geſchrieben. Dieſe ſchriftliche Botſchaft, in kurzen Reimzeilen, wovon je zwei, und am Schluß eines Abſchnitts drei, unmittelbar auf einander reimen (vgl. Raynouard B. V, S. 226), beginnt mit einem zierlichen Geſpräche zwiſchen dem Dichter und dem Büchlein ſelbſt, als ſeinem Boten. Jener empfiehlt dieſem, ſich zu betragen, wie es zu Hofe ziemt, und die zärtliche Botſchaft wohl zu werben. Das Büchlein fürchtet, vor Frau Melde, die zu Hofe ſpähend geht, als unhofebar zu Spotte zu werden, es wagt nicht, ſo recht reine Weibeshand anzurühren, ja es hat Angſt, von der zürnenden Frau das Leben zu verlieren, auf einem Roſte verbrannt oder mehr als geviertheilt zu werden. Läßt ſie es aber auch zu Rede kommen, von demſelben Tage wird es in einen finſtern Kerker, heiß’ er Lade oder Schrein, verſchloſſen. Der Dichter ſpricht dem Büchlein Troſt ein, wer ſollt’ auch ſeinen lieben Boten gerne in den Tod ſenden? Er beneidet das Büchlein, das ihre weißen Hände umwenden werden, dem ſie ihre heimlich ſpielenden Blicke und den rothen Mund zukehren wird. Jetzt begiebt ſich das Büchlein auf die Fahrt und bittet für ſeinen Herrn um die Gnade der Schönen: „Was ſchadet der blumenreichen Heide an ihrer Augenweide und an ihrem lichten Glanze, wenn man zu einem Kranze ein Theil ihrer Blumen bricht? Auch wähn' ich, Niemand Weiſer ſpricht, daß es Schade möge ſein, wenn einem Feuer ein Feuerlein nur um Leuchten wird genommen; es ſchadet nimmer und mag frommen. Nun erzeiget ihm, reine Fraue gut, wie auch die Sonne dem Monde thut! den entzündet ſie, wie ein Licht, und ſchadet doch ihrem Scheine nicht.“ Auch ein Brief wird übergeben, darin ein Minnelied: „Niedre Minne, an Freuden todt iſt der, dem ſie angeſieget; giebt die hohe ſehnende Noth, doch wohl ihm, der derſelben pfliget! Sie giebt Sorge, doch iſt die Sorge ſeliglich.“ Der Bote bleibt zween Tage, dann beſcheidet ſie ihn: „Nimm hin das Büchlein und bring es deiner Frauen wieder! ich hab' es oft geleſen; wohl ſteht ein gut Gebet darin, aber ich wills doch nicht behalten.“ Als nun die Niftel das Büchlein wieder aufthut, findet ſie mehr darin geſchrieben, als erſt darin ſtand. Sie ſendet es ſogleich an Ulrich, der darüber hocherfreut iſt und ſich günſtigen Inhalt verſpricht. Nur iſt ſein Schreiber nicht bei ihm, der ihm heimliche Briefe lieſt und auch die ſeinigen ſchreibt; darum bleibt das Büchlein zehn Tage ungeleſen, aber es kömmt dieſe ganze Zeit nicht aus ſeinem Buſen und nachts, wenn er ſchläft, liegt es nahe bei ihm. Endlich kömmt der Schreiber, er wird in ein heimliches Zimmer genommen, um das hinzu Geſchriebene zu leſen. Es ſteht aber dieſes geſchrieben, und zwar dreimal: „Wer wünſchet, was er nicht ſoll, der hat ſich ſelbſt verſaget wohl.“ Da wird dem Ritter weh und nicht wohl, doch muß ihm Alles gut dünken, was ihm die Süße thut, für Alles muß er ihr danken. Im folgenden Maimond findet eine Fürſtenſprache zu Freiſach ſtatt. Leupold von Öſterreich will dort den Markgrafen von Iſterreich mit dem Fürſten von Kärnthen verſöhnen. Viele Fürſten und Herren kommen dort zuſammen. Ulrich und ſein Bruder Dietmar benützen dieſen Anlaß, ihre Ritterſchaft im Dienſte der Frauen zu zeigen. Sie lagern ſich im Felde und laden Jeden zum Speeresbrechen. Dieſes Ritterſpiel findet ſolchen Beifall, daß man zehn Tage darüber nicht zum Geſchäfte kömmt. Um ein Ende zu machen, veranſtalten die Fürſten ein großes Turnei, an dem ſie ſelbſt Theil nehmen. Ausführlich beſchreibt Ulrich dieſes Alles, von ſeinen Thaten ſagt er beſcheiden nur ſo viel, daß er nicht der Beſte und auch nicht der Böſte geweſen. Doch meldet die Niftel ſeiner Frauen, daß er zu Freiſach das Beſte gethan und um ihretwillen mehr denn hundert Speere verſtochen; auch ſendet ſie ein Minnelied mit, daran mancher Ritter, der es zu Freiſach vernommen, die Weiſe neu, die Worte ſüß und wahr gefunden hat: ſein hoher Muth blüht mit Gedanken gegen ihrer Güte, wie die Blumen der Heide gegen des Maien Schein; Sie macht ihn reich, wie der Traum den Armen, mög' er nicht enttäuſcht erwachen! Diesmal ſchreibt die Frau der Niftel zurück: daß dieſe ſo ſehr ihren Neffen lobe, das möge von wegen der Sippe ſein, die Fremden loben ihn nicht. Ulrich erhält dieſen Brief zu Kibenz, wo er auf dem Turnei iſt. Er ſchämt ſich der Botſchaft und denkt: „Sie muß mir wegen Ritterſchaft noch hohes Lob ſprechen, oder Leib, Gut, Sinne und Leben wird verloren.“ Da fährt er weit in die Lande, wo Jemand nur Ritterthat übt zu Schimpf oder zu Ernſt, er verzehrt ſein Gut und wagt willig ſeinen Leib. Als der Winter gekommen, reitet er wieder zu der Niftel und klagt ihr ſein Leid. Aber dieſe ſpricht, ſie könne ihren Boten nicht mehr hinſenden, denn die Frau fürchte, daß man es merke und darum habe ſie es unterſagt; ſie ſei ihm nicht gehaß, aber der Bote reite zu oft zu ihr, auch wohne ſie zu ferne und ſei ſo ſehr behütet, darum ſoll er einen andern Boten ſuchen. Der trauernde Ritter dichtet ein Lied, darin er um den Sommer klagt, während deſſen man den Frauen beſſer dienen könne; was ſoll ihm des Winters Zeit und ſeine lange Nacht? ihm iſt doch nichts Liebes beſchert. Er reitet nun den Winter umher, um Frauen zu ſehen und einen Boten zu finden zu der Holden, der ſein Herz getreu iſt. Vergeblich, ſchon kömmt wieder der Sommer heran und führt ihn auf Ritterſchaft nach Kärnthen und Krain, dann gen Iſterreich nach Trieſt und von da zum Turnei nach Brixen. Hier wird ihm ein Finger ausgeſtochen, ſo daß er nur noch an der Hand hängt. Alle Ritter beklagen ſeinen Schaden, er ſelbſt zeigt ſich deſſen froh, weil es ihm um ein Weib geſchehen, die ſeinen Dienſt daran erkennen muß. Der Finger wird erſt ſchlecht verbunden und am ſechsten Tage findet man die Wunde ganz ſchwarz; da reitet Ulrich zu einem beſſern Meiſter gen Botzen, unterwegs ſingt er ein Lied von ſeiner Frauen. Sieben Tage liegt er nun zu Botzen, wo ihm die Wunde neu verbunden worden. Da ſchickt' ihm eine Frau ihren Boten, der ihm ſagt, daß ſie ſein Leid beklage, ſie habe gehört, er ſei der Frauen Dienſtmann, darum müſſe jedes werthe Weib um ſeinen Kummer Sorge haben. Zugleich ſendet ſie ihm vier Büchlein, da ſoll er ſich die Weile mit kürzen, es ſei gute Ritterſitte, gerne leſen und Geſang zu hören, was ſchon zuvor biedre Männer um werthe Frauen gethan haben. Am andern Tag, als Ulrich eben Mittagsruhe halten will, kömmt der Bote wieder, um ihm eine Singweiſe zu bringen, die im deutſchen Lande noch unbekannt ſei und die der Ritter deutſch zu ſingen gebeten wird. Er lernt ſie ſogleich und ſingt darin die Würdigkeit der Frauen und ſeine Liebe: „Kalter Schnee müſte von der Hitze brennen, die mir an dem Herzen liegt.“ Als man das Lied aufgeſchrieben, nimmt es der Bote mit. Zum Lohne bringt er dem Dichter ein wunderſchönes Hündlein. Nun kömmt ihm Nachricht, daß am zwölften Tag ein Turnei zu Freiſach ſein werde. Der Meiſter geſtattet ihm, dahin zu reiten, um es anzuſehen, und er ſelbſt begleitet ihn. Zu Freiſach angekommen, wird Ulrich neidiſch, daß er nicht auch für ſeine Frau Ritterthaten verrichten könne. Er ſinnt darauf, den Turnei zu hindern. Indem er vorgiebt, von einer Frau geſendet zu ſein, die das Hündlein und andre Kleinode als Preis ausſetze, weiß er unter die Ritter ſolche Eiferſucht zu bringen, daß ſie ſich nicht mehr über die ſchon verabredete Einrichtung des Turneis vereinigen können, und ſo zergeht der Turnei, zu welchem wohl dritthalbhundert Ritter verſammelt waren. Ulrich ſcheidet von dannen in das reine ſüße Land, worin ſeine Fraue wohnt. Sein Finger ſchmerzt ihn, am meiſten aber klagt er, daß er noch immer keinen Boten zu ihr finden kann. Endlich reitet zu ihm ein treuer Knecht, der ihm einſt von der Niftel Botſchaft gebracht. Dieſer beklagt Ulrichs Finger, auch geſteht er, zu wiſſen, wer ſeine Geliebte ſei und daß ſie ihn nicht haſſe. Als der Knappe ſie nennt, geſchieht Jenem ein Minnewunder: ſein Haupt ſinkt nieder, ſein Herz ſeufzt, ſein Mund ſchweigt; alles aus Schrecken, daß Jemand ihren Namen wiſſe; iſt es durch ſeine Schuld geſchehen, ſo muß er ſich des immer ſchämen und ſie ſoll ihm dann künftig immer fremde ſein. Der Knappe beruhigt ihn und übernimmt die Botſchaft: Verſicherung unwandelbarer Treue, Nachricht, daß Ulrich um ſie einen Finger verloren, der ihr zu Dienſte geboren war, Bitte um tröſtende Antwort; auch ein neues Lied wird mitgeſchickt. Die Frau erwidert dem Boten, der auf eine heimliche Zuſammenkunft deutet: ſie wolle alt werden, ohne daß ihr je bekannt werde, was ſie heimliche Minne nennen, es werde nie geſchehen, daß ſie ſeinen Dienſt annehme und ihre Ehre kränke. Der Knappe ſetzt ſeine Fürbitte fort und ſingt das Lied, darin geſagt iſt, daß ſie, ſo wenig ſies empfinde, mitten in Ulrichs Herzen in Haft und Banden liege; ſie möge nun mit ihm dingen, doch nicht um Silber oder Gold, einzig um den Sold der Minne. Die Schöne findet das Lied minniglich, aber der Ritter ſoll ſie alles Gewerbes frei laſſen, ſonſt wird ſie ihms fügen, daß er immer Schaden davon hat; er iſt ein thörichter Mann, daß er ihr auf ſolchen Wunſch dient, der einem Könige wohl zu viel wäre; nie ward ein Mann ſo hoch geboren, von dem ſolche Rede ſie nicht erzürnte, und ſie verwundert ſich, wie Ulrich den Muth dazu gewann. Als Ulrich dieſe Antwort erfährt, verzagt er darum doch nicht: „Iſt ſie mir heute gehaß, ſo will ich beſſer dienen, daß ſie mir werde hold; ſollte mich denn ein Wörtlein verjagen von meiner hohen Hoffnung?“ Da nun der Sommer hin iſt, ſo will er nach Rom fahren. Der Knappe, der ihn begleiten will, findet es wohlgethan, daß man auch dem etwas diene, von dem man Alles hat, Gut, Seele, Leib, Weib, Kind und liebe Freunde. Sechszig Tage ſind ſie zu Rom, nach Oſtern ſcheiden ſie von dannen und Ulrich ſingt auf dem Heimweg, im Glanze des Maien, ein neues Lied von ſeiner Frauen: „Der Maie tröſtet all, das lebt, nur nicht mich minneſiechen Mann, das Herze mein iſt minnewund, des muß ich ſonder Freude ſein; wenn ſich mein Leib zu Freuden hebt, das Herze ſieht mich weinend an und ſpricht, es ſei viel ungeſund; ſo laſſ' ich dann die Freude mein. Sie ſprechen, ich ſollt' auf Gottes Wege dein Lob nicht ſingen, Fraue mein! Da es ihnen an mir misbehagt, ſo will ich ſprechen mein Gebet: Dein' Ehre habe Gott in Pflege! ſo muß dein Leib empfohlen ſein Marien, der viel hehren Magd, die nie an Jemand miſſethät.“ In Steierland iſt damals viel Turnierens, da bindet Ulrich um ſeine liebe Frau den Helm oft zu Haupt. So iſt der Sommer mit Freuden hingegangen und nun wird der Bote wieder abgeſendet mit Werbung und Lied. Letzteres iſt ein Geſpräch des Dichters mit der Minne, worin dieſe ihn mehr hoffen läßt, als bis jetzt die Schöne zugeſteht. Denn nicht beſſer gemuth iſt ſie, als das letzte Mal. Sie will dem Ritter immer gram bleiben und beſonders noch zürnt ſie darüber, daß man ihr gelogen, er hab' einen Finger in ihrem Dienſte verloren, den er doch noch habe. „Frau, er hat den Finger wohl, aber er iſt ihm ganz erkrummt, ſo daß er ihn wenig brauchen kann, doch hebt er wohl noch in eurem Dienſt manches große Speer damit.“ „Ich gönn' ihm wohl ſeinen Finger, nur ſoll er mir nicht vorlügen, und weil du das gethan, will ich mit dir nicht mehr reden.“ Der Bote meldet dieſes Alles zurück, da denkt Ulrich: „Will mir meine Frau um meinen Finger gehaß ſein, dann kann wohl Rath werden, da er mir doch etwas gekrümmt iſt; ich ſchlag' ihn ab und ſend' ihn ihr, ſo muß ſie es doch wohl glauben, daß er verloren ſei, wenn ſie ihn ſelbſt ſieht.“ Er geht nun zu einem biedern Manne, Ulrich von Haſendorf, der ihm ſtets zu Dienſten bereit war; den bittet er um ſeiner Treue willen, daß er ihm den Finger abſchlage. Jener weigert ſich der Miſſethat, der Dichter aber beſteht auf der Leiſtung des Freundesdienſts, bis der Andre einwilligt. Ulrich nimmt ſein Meſſer, ſetzt es auf ſeinen Finger und ſpricht: „Nun ſchlag zu, biedrer Mann!“ Jener ſchlägt und der Finger ſpringt ab; die Wunde blutet kräftig. Nun beginnt Ulrich ein Büchlein zu dichten, welches in grasgrünen Sammt gebunden wird; darüber läßt er von einem Goldſchmied zwei goldne Brettlein wirken, ſtatt der Sperre ſind zwei kleine Hände gar löblich gemacht und darein wird der Finger gefügt[1]. Mit dieſem Geſchenke reitet der Bote zu der Schönen. Da ſie den Finger erſieht, ſpricht ſie: „O weh! die Thorheit hätt' ich ihm nicht zugetraut, daß je ein verſtändiger Mann ſo was thun würde.“ Sie lieſt das Büchlein, welches ſich dem frühern, von ihr zurückgeſendeten, anſchließt. Der Dichter wirft darin der Minne vor, daß ſie jenen kleinen Boten, den er doch ihrem Geleit empfohlen, zum Spotte werden ließ. Hätte derſelbe nicht kurz zuvor die Hand der Schönen berührt, er hätte ſeine untröſtliche Mähre mit dem Feuer gebüßt oder wäre zerführt worden, wie die welken Blätter vom Winde. Jetzt bittet der Dichter die Minne, dem neuen Boten hülfreicher zu ſein, dem Finger aus ſeiner rechten Hand, der bis an ſein Ende der Lieben treulich gedient und den er als Pfand ſeiner unwandelbaren Treue hinſende. (Noch ſagt er, daß ſein Herz nach ihren Hulden weine, wie ein verwaiſtes Kind nach

---

[1] Der Trubadur Wilhelm von Balaun läßt ſich, nach dem Verlangen der beleidigten Geliebten, den Nagel des kleinen Fingers abnehmen und überreicht ihr ihn knieend, auch ſingt er ihr ein Lied darüber. Raynouard B. V, S. 183.

Troſte.) „Mir thut das Sterben des Fingers weh," ſpricht die Frau zu dem Knappen, „doch nicht aus Liebe zu deinem Herrn, ſondern nur weil er ſpricht, er hab' ihn durch meine Schuld verloren. Sag' ihm, er möchte den Frauen nur noch beſſer dienen, als da er den Finger noch hatte, den will ich hier in meiner Lade behalten, daß ich ihn alle Tage ſehe, doch nicht als wenn ihm ſein Dienſt gegen mir auch nur um ein Haar helfen ſollte; denn wenn er mir tauſend Jahr diente, ſo wäre ſein Dienſt doch verloren." Mit dieſer Rede kömmt der Bote zu Ulrich, der darüber von Herzen froh iſt, denn wenn die Gute den Finger ſieht, ſo muß ſie doch an ihn gedenken. Er beſchließt jetzt zu ihrem Dienſt eine neue große Ritterfahrt, und zwar als Königin Venus, zu unternehmen. Zu dieſer Fahrt holt er den Urlaub ſeiner Frau ein, die ihm ſagen läßt, wenn es ihm auch nicht gegen ſie fromme, ſo ſei es ihm doch löblich. Um unerkannt zu bleiben, nimmt Ulrich von einem Prieſter Stab und Taſche, als wollt' er nach Rom pilgern. Statt deſſen begiebt er ſich nach Venedig, wo er den Winter über die Fahrt vorbereitet. Ein Brief ergeht in die Lande, worin die Königin Venus, Göttin über die Minne, allen Rittern zu Lamparten, Friaul, Kärnthen, Steier, Öſterreich und Böheim kund thut, daß ſie ihnen zu Liebe fahren und ſie lehren wolle, wie ſie werther-Frauen Minne verdienen ſollen. Des nächſten Tags nach St. Georgen werde ſie zu Meiſters (Meſtre) ſich aus dem Meere heben und von da bis hin zu Böheim fahren. Welcher Ritter gegen ſie komme und einen Speer wider ſie entzwei ſteche, dem gebe ſie zu Lohn ein golden Fingerlein, das ſoll er dem Weibe ſenden, die ihm die liebſte ſei; ſolch Fingerlein habe die Kraft, daß die Frau, der man es ſende, immer deſto ſchöner ſei und ohne Falſch den minnen müſſe, der es ihr geſandt. Steche die Königin einen Ritter nieder, der ſoll' an vier Enden in die Welt neigen einem Weibe zu Ehren; welcher Ritter aber ſie niederſteche, der ſoll' alle die Roſſe haben, die ſie mit ſich führe. Genau werden die Orte beſtimmt, an denen ſie in den neunundzwanzig Tagen ihrer Fahrt jeden Tags eintreffen wird. Am achten Tage nach Beendigung ihrer Reiſe ſoll noch überdieß ein Turnei zu Neuenburg ſein. Welcher Ritter ihre Fahrt vernimmt und gegen ſie nicht kommt, den thut ſie in die Acht der Minne. Wohin dieſer Brief kömmt, ſind die Ritter fröhlich, „denn," ſagt Ulrich, „die deutſchen Lande ſtunden ſo, daß Niemand ehrenreich war, der nicht ritterlich fuhr und durch Frauen hochgemuth wurde; das war damals Sitte und wäre gut, es wäre noch.“ Am feſtgeſetzten Tag' und Orte nun erhebt ſich der Ritter, in koſtbarer Frauentracht, mit großem Zuge, mit Poſaunern und Fiedlern; Kleidung, Banner und Schild, Pferdezeug, alles von weißer Farbe. Die Erzählung dieſer Fahrt macht einen beträchtlichen Theil des Buches aus. Welche Ritter überall mit der Königin geſtochen und wie es jedesmal ergangen, wird umſtändlich berichtet. Drei hundert und ſieben Speere verſticht die Königin auf der ganzen Fahrt; einſt an einem Tage dreiundvierzig, noch in die Nacht hinein, beim Scheine großer Lichter, wird das Spiel fortgetrieben (S. 131); zwei hundert ein und ſiebenzig Fingerlein giebt ſie hin und ſo viele Speere ſind auf ihr verſtochen, kein einziges Mal hat ſie ſich nur geneigt, ob ſie gleich einmal verwundet worden (S. 112), ſie hat aber vier Ritter auf das Land geſtochen. Darum ruft Mancher aus: „Ei! wie die Königin Venus die Ritter hie niederſticht! ich habe bei meinen Zeiten nie geſehn, daß Frauen alſo die Männer fällen können“ (S. 127). Lebhaften Antheil nehmen allwärts die Frauen. Zahlreich erſcheinen ſie an den Fenſtern, freundlich grüßend (S. 94. 126). Zu Wien beſonders zeigen ſie ſich in köſtlichen Kleidern. „Jegliche,“ ſagt Ulrich, „hatte den Neid, daß ſie ſich beſſer, als die andern, kleiden wollte, denn Frauen mögen jung oder alt ſein, ſo haben ſie gern viel Gewandes, will es auch manche nicht gern tragen, ſo freut ſie doch der Beſitz, daß ſie nur ſagen kann: „Wenn ich wollte, ich könnte mich wohl viel beſſer kleiden, als dieſe und jene“ S. 123). Wo man das Ritterſpiel nicht dulden will, legen die Frauen Fürſprache ein (S 89). Sie begleiten den Scheidenden mit frommen Segenswünſchen, und davon hat er ſeitdem viel Glück gewonnen, „denn Gott kann guten Frauen nicht verſagen“ (S. 93). Mancherlei Zeichen der Gunſt erfährt der verkleidete Ritter, worüber er jedoch, der Einzigen ergeben, ſich entrüſtet anläßt. Einmal findet er unter ſeinen Kleidern ein fremdes Röckel, nebſt einigen Kleinoden und einem freundlichen Briefe, worin der Königin Venus im Namen aller Frauen gedankt wird, daß ſie um ihrer willen Frauenkleid an ſich gelegt (S. 97. 100 f.). Ein andermal, als er allein im Bade ſitzt, bringt ihm ein unbekannter Knappe koſtbare Kleider und Kleinode, ſammt ſüßem Briefe, und ſtatt der Antwort auf ſeine Fragen wird er mit friſch geblätterten Roſen, alles Sträubens unerachtet, ſo dicht überſtreut, daß man ihn nicht mehr ſieht und noch der Fußboden wonniglich gefärbt iſt. Die Göttin Venus geht fleißig mit den Frauen zur Meſſe. Zu Tervis (Treviſo) trägt ihr auf dem Gang zur Kirche eine Gräfin den Mantel (S. 92). Beim Pace unterläßt die Königin nicht, den Frauen den Kuß zu bieten. Beſonders merkwürdig iſt eine Meſſe zu Felsberg (Feldsberg, unweit der mähriſchen Grenze), deren Schilderung, ein heitres Sittengemälde, hier mit Ulrichs eigenen Worten ſtehen möge: „Ich legte ſchöne Kleid an und ritt in hohem Muthe auf die Burg, wo man mich willig empfieng; der Wirth und ſeine Hausfrau giengen mir entgegen und viele Frauen folgten ihnen eine Stiege herab, deren Kleider fielen manchen Fall ab der Stiege nach dem Tritt; ihre gute Geberde, ihre ſanften Sitten, ihr minniglicher Schein thaten meinem Herzen wohl. Da ſie gegen mich kamen, wollte ich durch Zucht auch nicht länger ſtehen, ich gieng ihnen entgegen, deſſen lächelten alle Frauen, daß ich es ſo frei anfieng und Weibeskleider trug und ſo ſchöne Zöpfe, darüber ward da viel gelacht. Der Hauswirth ſprach: „Frau Königin, ſeid mir willkommen!“ Ich neigte ihm mit Züchten; die Frauen grüßten mich auch und ihrer einer bot ich meinen Kuß, darüber wurde ſie roſenroth, dann gieng ich zu einer andern, die auch vor Scham roth wurde. Die Hausfrau nahm mich bei der Hand und führte mich in eine ſchöne Kirche, eine Meſſe ſang man Gott zu Ehren und bei mir ſtanden viele Frauen; ich muß geſtehn, daß Gott da nicht viel gedient ward. Faſt hätte mich da das Netz der Minne und mancher ſüße Blick gefangen, der von lichten Augen gieng, und nur meine Treue wandt' es ab, daß ich da nicht von der Minne gefangen wurde; faſt hätt' es eine von den Frauen gethan, ihre gute Geberde und ihr lichter Schein brach durch meine Augen bis in den Grund meines Herzens, und ihr roſenfarber rother Mund, den ich gegen mich lachen ſah und der ſo ſüß zu mir ſprach; ei! wäre mir da nicht meine Treue zu Hülfe gekommen, ſo hätte ſie meine Sinne bezwungen. Da ich ſie aber ſo von Herzen anſah, ſprach meine Treue zu mir: „Wie nun? wie nun? was ſoll denn das ſein? wem willſt du denn deine Fraue laſſen, an der doch nach Gott dein Leben ſteht? Ändre deinen Muth! denn ich geſtatte dir ſolche Dinge nicht.“ Da mich meine Treue ſo beſtrafte, wurde mein Herz gar unfroh, daß mir dieſer Wank geſchehen war, ich dachte: „Ich will dieſes wonnigliche Weib nicht mehr anſehen, ſie iſt ſo minniglich, daß ich wohl Schaden leiden möchte, wenn ich ſie länger betrachtete.“ So ſtand ich in Gedanken, wie die wohl thun, die ſich an Weib verdenken, ich wuſte nicht mehr, wo ich war, bis man das Evangelium las; da das ein andrer Pfaffe anhub, da beſann ich mich zuerſt wieder. Da man zum Opfer gehen wollte, bat ich die Hausfrau, voran zu gehn, die ſprach: „Deſſen ſollt ihr mich erlaſſen, wie litte doch meine Zucht, daß ich vor einer Königin gienge?“ Da gieng ich zum Opfer, und nach mir manche ſchöne Fraue; man lachte ſehr darüber, daß ich ſo ganz in Frauenſitte gieng und mich bewegte, mein Tritt war kaum händebreit; wie langſam und ſanft ich gieng, ſo kam ich doch wieder an die Stelle, wo ich erſt geſtanden hatte; da trug man das Pace her in einem Buche, das nahm ich ſo, wie die Frauen thun; da ich das Pace empfangen, bot ich es dort und hie, aber keine Fraue wollt' es empfangen, ich bot es der Schönen, aber die Tugendreiche ſprach: „Ihr ſollt des Paces mich erlaſſen, da man euch für einen Mann hält.“ Da endete ſich die Meſſe und ich nahm Urlaub“ (S. 133 bis 135). Nicht wenig überraſchend iſt es, wenn wir hören, daß Ulrich am neunzehnten Tage ſeiner Fahrt, bei Glokeniz, ſich mit einem Knechte von dannen ſtiehlt, zu ſeinem lieben Gemahl, die ihn freundlich empfängt und ſich freut, daß er zu ihr gekommen. Hier hat er mit Freuden gutes Gemach bis an den dritten Tag, wo er nach der Meſſe minniglich wieder Urlaub nimmt (S. 111). Auch ſpäter, bald nach vollendeter Fahrt, als er eben vor Minneleid zu verzweifeln ſchien, reitet er nach einem Orte, wo ihm zehn Tage lang viel Gemaches geſchieht: „zu meinem lieben Gemahl, die mir nicht lieber ſein konnte, wenn ich mir auch ein ander Weib zu meiner Frauen erwählt hatte“ (S. 148). Von letzterer kömmt ihm noch auf der Fahrt Nachricht zu. Auf der letzten Tagreiſe vor Wien kömmt der wohlbekannte Bote gegen ihn geritten. Ulrich, um ſich nicht zu verrathen, zieht vorüber, der Knappe aber reitet ihm nach und ſingt ein Lied, womit er kund thut, daß er gute Botſchaft bringe. Es iſt der Anfang von Walthers Liede zum Preis der deutſchen Frauen. „Das Lied,“ ſagt Ulrich, „klang mir in mein Herze und that mir inniglich wohl.“ Nahe bei der Straße liegt eine ſchöne Aue, dort ſteigt Ulrich vom Pferde und empfängt den Boten, ohne daß es Jemand gewahr wird. Der Bote begnügt ſich nicht mit dem Willkommen des Ritters: „Der Gruß iſt mir für ſolche Botſchaft zu geringe; kniet ihr nicht vor mir nieder, ſo kehr' ich mit meiner Botſchaft gleich wieder zurück." Schon kniet Ulrich vor den Füßen des Boten, als ob er ſein Gebet ſpreche. Dieſer heißt ihn aufſtehn und ſagt ſeine Mähre: „Euch giebt Willkommen eures Herzens Maienſchein, die heißt euch minniglich grüßen und ſpricht, ſie ſei herzlich froh, wenn ihr freudenreich ſeid: ſie entbietet euch, daß ſie hohes Gemüthe durch eure Würdigkeit trage, ſie nehme Theil an eurer Ehre und rechne es ſich zum eigenen Heil, was euch Ehre geſchieht, denn ihr habt um ſie dieſe Fahrt gethan. Sie hat dies Fingerlein euch zu Liebe hergeſandt, das hat ſie mehr, als zehn Jahr, an ihrer weißen Hand getragen." Ulrich, im Übermaß der Freude, kniet abermals nieder und küßt den Ring wohl hundertmal. Als er wieder zu ſeinen Pferden geht, ſpricht einer von den Knechten: „Wo ſeid ihr denn geweſen, Fraue? Ihr könnt lange Blumen leſen." Jener antwortet: „Ich hab' ein Blümlein gebrochen, daß mein Herz immer froh ſein muß." Von Wien aus ſendet Ulrich den Boten zu ſeiner Frau und läßt ſie um ihr Kleinod zu dem Turnei bitten, das er zu ihrem Dienſte nach vollbrachter Fahrt zu Neuenburg halten will. Der Bote kömmt zurück, als Ulrich ſich eben zu dieſem Turnei wappnet. Übel lautet die Botſchaft: die Frau hat vernommen, daß Ulrich einer Andern zu Dienſte bereit ſei, darum will ſie ihm nimmer hold werden und fodert ihren Ring zurück. Der Ritter bricht in die bitterſten Weheklagen aus. Wozu ſoll ihm nun ſein Gut, ſein Leben, ſeine Tapferkeit? Er will zu Fuß vom Lande gehn, wie ein armer Mann, daß Niemand wiſſen ſoll, wo er geblieben. Da ſitzt er und weint wie ein Kind, er ringt die Hände, vor Jammer erkrachen ſeine Glieder, wie wenn man Spähne zerbricht. Der Domvogt von Regensburg, Ulrichs Freund, kömmt hinzu. Auch er wird von der Klage des Ritters ergriffen, daß er weint, als wenn ihm ſein Vater geſtorben wäre, ohne zu wiſſen, warum Ulrich weint. Wie ſie ſo im Jammer wetteifern, tritt Heinrich von Waſſerberg, Ulrichs Schwager, ein. Zürnend ſpricht er: „Ritter, ihr weint ja wie die armen und verwaiſten Kinder und wie kranke, blöde Weiber. Sollen Ritter alſo weinen? Nein, ihr mögt euch beide deſſen ſchämen." Als der Domvogt weggegangen, erklärt der von Waſſerberg, er wiſſe, was geſchehen, daß die Frau, der Ulrich ſeine Tage gedient, ihm jetzt ihre Huld verſagt habe. Indem er dieſes redet, bricht Ulrichen das Blut aus Mund und Naſe. Da ſpricht Jener: „Viel ſüßer Gott, dir ſei gedankt, daß du mich noch vor meinem Tode den Mann haſt ſehen laſſen, von dem ich mit Wahrheit ſprechen mag, daß er ein Weib ſo recht ohne Wanken liebt!“ Da kniet er nieder und hebt dankend die Hände auf. Dann umfängt er Ulrichen und ſpricht ihm Troſt zu: die Frau wolle nur ſeine Treue prüfen, in Kurzem werde ſie ihn in ihre Arme legen; das Trauern ſoll er laſſen, Trauern nehmen die Frauen für keinen Dienſt, Freude behag' ihnen. Gegen Ulrichs Willen wappnet ihn der Schwager, bindet ihm den Helm auf, führt ihn zum Roſſe und giebt ihm den Schild. So kömmt Ulrich trauernd zum Turnei geritten. Wieder begiebt ſich der Bote zu der Schönen und meldet ihr Ulrichs Verzweiflung. Sie äußert, daß ihr eigener Bote, den ſie heimlich hingeſendet, Alles durch eine Lücke der Wand angeſehen. Mit ſpielenden Augen lieſt ſie das Lied, worin Ulrich ihr ſeine nie wankende Treue betheuert. Endlich geſtattet ſie, daß Ulrich am nächſten Sonntag frühe, in Geſtalt eines Ausſätzigen, heimlich zu ihr komme, jedoch nur, damit ſie ihn freundlich bitte, ſie Dienſtes frei zu laſſen. Am Freitag Abend iſt Ulrich, in der Ungeduld des Herzens, von Lichtenſtein aus zu Felde geritten, als er den Boten kommen ſieht. Dieſer ſagt ſeine Freudenbotſchaft wieder nicht, bevor Ulrich vom Roſſe geſtiegen und niedergekniet. Aber der Bote hat ſich verſpätet, weil er den Ritter erſt anderwärts aufgeſucht, vierzig Meilen wohnt ſie von da. Kömmt aber Ulrich nicht zur rechten Zeit, ſo fürchtet der Bote, ſie werd' ihm wieder gehaß: „denn die Frauen ſind wunderlich, ſie wollen, daß man immer ihren Willen thu'.“ Doch verzagt Ulrich nicht, mit dem Boten und einem andern vertrauten Knechte macht er Samſtags früh ſich auf, ſie nehmen ſechs Pferde mit; an dieſem Tage reiten ſie ſechs und dreißig Meilen, zwei Pferde liegen auf der Straße todt. Die Nacht iſt Ulrich in einer Stadt, wo er ſich Näpfe bereiten läßt, wie ſie die Ausſätzigen haben, und geringe Kleider. Dieſe legt er am Morgen an und dergleichen auch ſein Bote; lange Meſſer nehmen ſie zu ſich, wenn ihr Leben in Gefahr käme. Nachdem ſie zwei Meilen weit geritten, laſſen ſie den Knecht mit den Pferden verborgen ſtehn und gehen wieder zwei Meilen vor eine wonnigliche Burg, worauf die Tugendreiche wohnt. Sie finden da wohl dreißig Ausſätzige, denen, weil die Hausfrau jetzt krank liege, morgens und abends Wein und Speiſe aus der Burg gebracht wird. Zu ihnen ſetzen ſich die zwei neuen Gäſte. Ulrich hat ſich ein krankes Ausſehen mittelſt einer Wurzel gegeben, von der man, wenn ſie in den Mund genommen wird, ſchwillt und bleiche Farbe bekommt. Auch hat er ſeine Haare grau gefärbt: „was ich,“ ſetzt er hinzu, „jetzt nicht mehr dürfte, weil ich jetzt faſt grau bin von meinen Sorgen, denn vor Alter ſollt' ich es noch nicht ſein, ſo hat Minne und ander Leid mein Haar zum zweiten Mal gekleidet.“ Die Jungfrau, die das Almoſen bringt, weiß um das Geheimnis; ihr entdeckt ſich Ulrich, doch meint ſie, er ſehe einem ſolchen ungleich, der um Frauengunſt Speere verſtochen. Bis zum Abend des folgenden Tages müſſen die Beiden ſich in der übeln Lage gedulden. Zur Zeit der Speiſung erſcheinen ſie jedesmal mit den Ausſätzigen, in der Zwiſchenzeit betteln ſie zur Kurzweil im nahen Dorfe. Die Nacht bringen ſie im hohen Korne zu, leiden aber groß Ungemach, als ſich ein ſtarker Wind erhebt und der Regen gewaltig herabgießt. In einem Walde, wo viele Vögel ſingen, ſetzt ſich Ulrich nachher in die Sonne und vergißt des Froſtes, während ſein Geſelle ſich mit Vogelſtellen unterhält. Am zweiten Abend endlich, als es finſter geworden, eilen die Beiden, nach erhaltener Weiſung, in den Graben der Burg, wo ſie ſich mit Steinen vermauern. Der Hausſchaffer (Hausvogt) macht ſelb ſiebent die Runde, ohne ſie zu bemerken. Dann wird aus einem hohen Fenſter ein Licht gehalten, das verabredete Zeichen. Sogleich zieht Ulrich ſein Obergewand ab, das er als Siecher trug, und ſchleicht unter das Fenſter, von dem Leilache, zuſammen gebunden, herabhängen. Darein tritt er willig, ſein Geſelle ſchiebt nach, und zarte Händlein ziehen ihn etwas empor. Als er ſo hoch iſt, daß der Geſelle nicht mehr helfen kann, bringen ſie ihn nicht weiter und laſſen ihn ſchnell wieder herab; dreimal wird es vergeblich verſucht. Da heißt Ulrich ſeinen Geſellen, der leichter iſt, eintreten. Er ſelbſt ſchiebt nach und Jener wird ſchnell hinaufgezogen; oben wird er mit einem Kuß empfangen, denn eine von Ulrichs Nifteln küßt ihn für dieſen, des ſie ſich nachher oft geſchämt. Der Knappe zieht nun den Ritter hinauf. Ulrich ſteigt in das Fenſter und die Niftel drückt gleich ihren rothen Mund auf den ſeinen, ſie legt ihm ein Gewand von Gold und Seide an, darin er zu ſeiner Frauen geht. Die Reine ſitzt auf einem prächtigen Bette, das mit Sammt und Seide gedeckt iſt; ſie ſelbſt iſt in Scharlach und Hermelin gekleidet, ein grüner

Mantel umwallt ſie. Acht Frauen, köſtlich bekleidet, ſtehen bei ihr. Zu den Füßen am Bette brennen zwei große Lichter auf Leuchtern und an den Wänden hängen wohl hundert Lichter. So ſchön die umſtehenden Frauen ſind, ſo däucht doch dem Ritter, es wären der Frauen zu viel; er ſieht ſie von Herzen ungern. Die Werthe ſagt ihm züchtiglich Willkommen, er kniet vor ihr nieder und fleht ſie um Gewährung ſeines kühnſten Wunſches. Sie entgegnet, deſſen bleib' er immer ungewährt; nur um ihn für ſeine Dienſte zu ehren, ſei es geſchehen, und für Ehre ſoll ers nehmen, daß ſie ihn heimlich in ihr. Gemach habe kommen laſſen, was noch keinem Ritter geworden; ihr Gemahl und Herr könne des immer ohne Angſt ſein, daß ſie je einen Andern minne; ließe ſie es auch nicht um Gott und um ihre Ehre, ſo würde doch Jener ſie wohl behüten, aber ihre Ehre ſei die ſtärkſte Wacht; würde Jemand Ulrichs hie inne, ſo wär' ihre Ehre verloren, darum ſoll er ihr dieſe Wagnis danken. Vergeblich ſind auch des Ritters weitere Bemühungen, ſie führt ihn in ein ſchönes Speiſegemach und ſpricht freundliche Worte mit ihm, aber die thörichte Bitte ſoll er laſſen, wenn er ihre Huld behalten will. Auch an die Niftel wendet ſich Ulrich, ſie verſichert aber, daß diesmal nichts zu hoffen ſei, doch wenn er im Dienſte nicht wanke, werd' ihm in kurzen Zeiten noch Liebe geſchehen. Ulrich erklärt, daß er nicht ſo von hinnen gehe; er wiſſe, daß er verloren ſei, wenn er bis morgen bleibe, aber dann ſei auch die Ehre der Frau verloren. Als dieſe ſolches hört, macht ſie einen Vorſchlag. Sie will ihn zum Schein im Leilach ein wenig niederlaſſen und dann wieder heraufziehn und ihn minniglich grüßen, wenn ſie ihn ſo empfangen, ſo will ſie ihm gänzlich unterthan ſein. Ulrich befürchtet, daß ſie ihn wohl niederlaſſe, aber nicht wieder heraufziehe; ſie erlaubt ihm aber, zum Pfande ihre Hand feſt zu halten, worauf er einwilligt. Als er nun ſo weit hinabgelaſſen iſt, daß er wieder hinaufgezogen werden ſollte, da ſpricht ſie mit Liſten: „Gott weiß, daß ich nie ſo lieben Ritter ſah, als der mich hie bei der Hand hat, darum ſei mir willkommen!“ Sie nimmt ihn bei dem Kinn und ſagt: „Freund, nun küſſe mich!“ Davon wird er ſo froh, daß er ihre Hand fahren läßt, und in demſelben Augenblicke fährt er ſo ſchnell hinab, daß er ſich wohl zu Tod gefallen hätte, wenn nicht Gott ihn beſchützt. Als er unten weg iſt, zieht man die Leilachen zurück. Da ſitzt er nun tiefbetrübt, vor Leide verliert er faſt die Sinne, laut ſchreit er: „O weh! o weh! weh, daß ich geboren ward!“ Dann ſpringt er auf und läuft ſinnlos einen ſteilen Weg zuthal, einem tiefen Waſſer zu, worin er ſich ertränken will. Der Knappe, den man gleich nach ihm heruntergelaſſen, iſt ihm nachgeeilt und ergreift ihn, als er den Fall in das Waſſer thun will. „Auf und ſeid ein Mann!“ ſpricht der Knappe, „Ihr mögt noch gerne leben, denn meine Frau ſchickt euch ihr Wangenkiſſen, darauf ſie manche Nacht gelegen iſt.“ Als Ulrich das Kiſſen ſieht, kömmt er wieder etwas zur Beſinnung; traurig ſitzt er auf dem Boden, ſieht den Geſellen mit weinenden Augen an und ſpricht: „O weh! mir iſt übel geſchehen, das reine, ſüße Weib hat mich betrogen.“ Sie ſuchen den Knecht mit den Pferden, der ſchon befürchtet hat, die Beiden wären todt. Noch lügt der Knappe dem trauernden Ritter zum Troſte, die Frau entbiet' ihm, daß ſie ihn von heut über zwanzig Tage beſſer empfangen und dann zehn Tage da behalten wolle; ungern habe ſie ihn jetzt von ſich gelaſſen, nur daß eine Frau bei ihr geweſen, vor der ſie ſich bewahren müſſen, die aber nun fortreiſe. Ulrich reitet nach Lichtenſtein und dann auf ein Turnei nach Sankt Pölten. Der Bote aber wird wieder zu der Frau geſendet, um zu erfahren, ob ſie Ulrichen feind oder noch hold ſei und auf welche Weiſe er heimlich zu ihr kommen ſolle. Der Knappe erzählt ihr, was er dem Ritter gelogen, um ihn von gewaltſamem Tode abzuhalten. Sie tadelt es, daß Ulrich ſie ertrauren wolle; als er in jener Nacht ſo laut wehe geſchrieen, ſei der Wächter von der Zinne gegangen und hab' in der Burg geſagt, er höre den Böſen, der den ſteilen Weg zuthal gefahren, daß ihm die Steine nachgerollt und der Wächter ſich geſegnet. Sie verlangt nun, daß Ulrich ihr zu Dienſt eine Fahrt über Meer thue, dann werde ſie ihm lohnen, daß all ſein Leid verſchwinde. Der Ritter, als er ihren Willen hört, iſt ſogleich bereit, denn ihm kann nichts Lieberes geſchehen, als wenn ſie Dienſte von ihm begehrt. Dem Boten zwar gefällt die Fahrt nicht: „Ihr mögt wohl todt liegen,“ ſagt er, „wenn ihr über See fahrt, und verliert ihr ſo um ein Weib den Leib, ſo habt ihr auch die Seele verloren.“ Da ſpricht Ulrich: „Freund, Gott iſt ſo gut und erbarmend, daß es ihm nicht leid iſt, wenn ein Mann einem Weibe herzlich dient; es iſt ſein Wille, daß man den Frauen mit Dienſt bereit ſein ſoll, und Gott wird mich beſchützen.“ Er dichtet von Neuem ein Büchlein. Darin entbietet er alle ſeine

Gedanken zu einem Rathe, wie er ihr für die Seligkeit danke, ſie geſehen zu haben. Nur leider war aus dem Ringe ſeines Glücks der Rubin aller Freude mitten herausgenommen; als er zu Lande kommen ſollte, wie der Kiel auf wilder See, da fernt' er dem Lande immer mehr. Dem Marterer gleich, den man da nennet Tantalus, hatt' er beides, Hölle und Himmelreich. Doch dankt er ihr, daß ſie ihn, als ihren Ritter, die hehre Gottesfahrt fahren heiße, womit er ihre Huld zugleich und Gottes Lohn erjagen möge. Freilich fragt ihn ſein thöricht Herz, warum ſie denn dieſe Fahrt verlange. Soll er eine Schuld für ſie büßen, die doch alles Fehls lauter und baar iſt? Nein, ſie will gewis, daß er büße, was er gegen ſie und gegen Gott an Dienſte ſich verſäumt. So laſſe ſie ihn denn ihren Pilgrim ſein und beſcheid' ihn, wann und wie er fahren ſolle. Von ihrer Hand müſſ' er das hehre Zeichen nehmen. Soll er um ihretwillen fahren, ſo ziemt ſich, daß er ihr Kreuz trage. Er nähm' es nicht ſo gerne von des Pabſtes Hand, als von ihr. Eher wollt' er ohne Kreuz fahren. Auch Stab und Taſche will er von ihren Händen empfahen, und von ihrem roſenrothen Munde den Segen mit Gruß und Kuß. Wird ihm das Beides, wie ſtark dann die Donnerſchläge ſeien, wie gewaltig Fluthen und Winde (vgl. M. I, 174 a, 3), wie tobend die Heiden, er bedarf keiner andern Wehr; in allem Ungemach will ers dazu bringen, daß ihm Freund und Feind ſingen helfe von der Schönen, der Klaren. Als die Frau dieſes Büchlein geleſen, ſammt dem wohlklingenden Liede, worin er auf ihren Fuß die Hände faltet, daß ſie ihn tröſte, wie Triſtanden Iſalde, da entbietet ſie dem Sänger, daß er ſich zu der Fahrt bereite, doch werde ſie ihn zuvor noch ſehen. Den Sommer fährt Ulrich wieder nach Ritterſpiel umher, auch ſingt er neue Minnelieder. Da denkt endlich die Reine: „Ich will ihm Hochgemüthe geben, denn er hat mir ſo viel gedient.“ Sie läßt ſeinen Boten rufen, der ihm dann all ihren Willen kund thut. „Mehr will ich nicht ſagen,“ bemerkt Ulrich, „und aus Zucht viel verſchweigen.“ Darnach erläßt ſie ihn der Fahrt, denn ſie ſieht ihn gern im Lande, davon all ſein Trauern ein Ende nimmt. Zwei Sommer und zwei Winter, darin Ulrich auch bei trüben Tagen froh iſt, vergehen wieder mit Ritterſpiel und Minneſang, der gleichwohl den Sänger noch immer nicht am Ziel ſeiner Wünſche zeigt. Unter den Liedern findet ſich eine Ausreiſe, mit der mancher Ritter turnieren fuhr, ein muthiger Geſang von der Ehre des ritterlichen Schildes, unter dem man den Frauen dient. Im dritten Sommer thut ihm ſeine Frau ein Leid, dürft' er aus Zucht das melden, ſo würden ihm die Biedern beklagen helfen, daß ein ſo werthes Weib ihren Freund ſo beſchweren konnte. Als nun der Herbſt mit Reifen den grünen Wald verderbt, da ſingt Ulrich klagende Lieder. Sein Geſang beſteht fortan aus Vorwürfen gegen Diejenige, die ihn, wie eine Mörderin, aller Freude beraubt, deren Laune wittert, wie Aprillenwetter [1], der er dreizehn Jahre ohne Wank und ohne Lohn gedient. Zürnend vernimmt ſie die Lieder, doch beharrt ſie bei ihrem Benehmen. Eine andre Frau, von der man viel Tugend rühmt, bittet ihn um aller guten Weibe willen, ſein Zürnen gegen die zu laſſen, die er ſonſt ſeine Frau genannt, denn es ſtehe ihm übel an. Um die Gute muß ers nun laſſen, er ſchilt ſie nicht mehr, dient ihr aber auch nicht mehr; denn der iſt ein unweiſer Mann, der auf die Länge dient, wo man ſeinen Dienſt nicht belohnen kann. So wird er in ſeinem Herzen ein frauenfreier Mann, doch ſcheidet er von Weibes Lobe nicht. Fröhlich ertönt bald wieder ſein Lied. Einmal ſitzt er in Züchten bei der Werthen, der er in die Hand gelobt, ſeine vorige Frau nicht mehr zu ſchelten. Ein Geſprächslied giebt die Unterhaltung wieder, die das Weſen der Minne betraf. Ulrich erklärt ihr dieſes zuletzt mit den Worten: „Sei du mein! ſo bin ich dein.“ Sie antwortet: „Herre, nein, das mag nicht ſein; ſeid ihr euer! ich bin mein.“ Mehr und mehr findet es Ulrich unritterlich, keiner Frau zu dienen: „wer ſeine Jahre ſo verſchwendet, daß er nicht mit Treuen gute Weib minnt, dem wird die rechte Würdigkeit verſagt.“ Er denkt über alle Lande, was er von Frauen kennt, und die Wertheſte nimmt er in ſein Herz zu ſeiner Frauen. Alsbald reitet er hin, wo er ſie findet, und thut ihr ſeinen Willen kund. Was ſie da ſprach, ſagt er nicht, aber hochgemuth iſt er von ihr zurückgekommen. Ihr zum Dienſte ſingt er wieder manch freudiges Minnelied. Was er ſonſt ihr gedient und was ſie ihm Gutes gethan, verſchweigt er. Die Lieder ſagen bald, wie ihm das Herz vor Freude ſpringend an die Bruſt ſtoße; wie ihm Freudenjugend blühe, wenn er in ihre Augen ſchaue; wie ihm oft, wenn ſie geprieſen wird, heimlich Freudenthau aus Herzensgrund in die Augen komme; wie er ſchon im Wünſchen ſelig ſei; wie ihr lichter Schein ſeine Minnewunden heile, u. A. m. Nach einer Lücke der einzigen Handſchrift, von wenigſtens ſechs oder acht Blättern, finden wir den Ritter mitten auf einer weitern Fahrt, die er zum Dienſte der neuen Frau ausgeſchrieben. Diesmal erſcheint er als König Artus, der vom Paradieſe zurückgekehrt, um die Tafelrunde herzuſtellen. Wer, ohne zu fehlen, drei Speere mit ihm verſticht, der ſoll das Recht haben, zur Tafelrunde zu ſitzen. Ulrich dichtet auf dieſem Zuge wieder ein ritterliches Lied vom Frauendienſt unter Helm und Schilde. Beim Krachen der Speere wird dieſes Lied viel geſungen. Friedrich von Öſterreich ſelbſt will ſich eine Stelle an der Tafelrunde erwerben, wird aber durch widrige Ereigniſſe von der Theilnahme am Ritterſpiel abgehalten. Unſrem Ritter räth ſein Sinn, wieder zu ſingen, als: gegen die Wetterſorger; von der Liebſten zwiefachem Lächeln, mit Mund und Augen; von einem ſüßen Worte, das ſie einſt geſprochen, als er in ihre ſpielenden Augen ſah. Aber dem heitern Sange folgen ernſte Geſchichten. Ulrich iſt mit in der Schlacht gegen die Ungarn an der Leitta, darin der ſtreitbare Friedrich von Öſterreich erſchlagen wird (1246). Nach des Fürſten Tode erhebt ſich große Noth, Raub und Verwüſtung, in Steier und Öſterreich. Die Reichen nehmen den Armen ihr Gut, womit ſie ihre Würdigkeit verlieren. „Ja, wenn ſich der reiche Mann ſo großer Untugend annimmt, daß er ein Räuber wird, ſo verliert er Gottes Huld und der Frauen Gunſt.“ Immer unfroh ſind die Räuber, Ulrich aber ſingt fortwährend frohe Lieder zum Dienſte der Reinen, die ihm Trauern aus dem Herzen nimmt, wie die Bien' ihre Süße aus den Blumen zieht. Trauern iſt Niemand gut, als dem Einen, der ſeine Sünden klagt. Doch auch über ihn kömmt die Unbill der Zeit. Von zween Rittern, die er zu ſeinen Freunden zählt, wird er im eignen Hauſe, zu Frauenburg, meuchlings überfallen und gefangen. Die Seinigen werden aus dem Hauſe getrieben, die Hausfrau mit den Kindern muß weinend aus dem Thore gehn; einen Sohn behalten ſie mit dem Vater zurück. Ein Jahr und drei Wochen liegt Ulrich gefangen, in eine Kette geſchmiedet und oft mit dem Tode bedroht. Noch mit ſolchen Nöthen ringend, ſingt er ein minnigliches Lied, darüber Mancher ſich verwundert. Endlich durch die Zwiſchenkunft des Grafen Meinhard von Görz, den der Kaiſer als Herrn in das Steierland geſendet (1248), wird Ulrich erledigt. Wie er ſeine Pfänder ausgelöſt, will er verſchweigen und nur von Frauen ſagen. Starkes Gut hat er verloren, nun was darum? hat er doch ſeinen hohen Muth behalten. Er ſieht, wie ſeine Frau ihn anlacht, davon vergißt er alle ſeine Noth. Die Reichen pflegen des Raubes, der Frauendienſt liegt darnieder, die Jungen ſind ungemuth; was aber alle thun mögen, wie übel die Welt ſteht, Ulrich iſt froh und ſingt ſeiner Frauen Lieder. Er preiſt ſich glücklich, daß er auf Erden ein Himmelreich gefunden, ihr tugendreiches Herz; in keins der beiden ſoll ein ſündhafter Mann kommen. Wie der Hauſen an der Donau Grunde von des Rohres Süße lebt, ſo lebt er von der Luſt aus ihrem Munde. Dreißig Jahre, ſagt er uns, hab' er im Dienſte der Frauen ritterlich verbracht (M. II, 43 a, 8).

---

[1] Als Aprillenwetter fährt ihr Wille,
Daß nie Windesbraut ſo heftig ward,
Unterweilen ſüß in ſanfter Stille,
Plötzlich wieder an die Irrefahrt,
Darnach ſcheinet Maienſchein,
Allzuhand ſo [illegible] will es wieder Winter ſein,
Alſo wittert mir die Fraue mein.

M. II, 31 b, 7. Frauendienſt S. 200.

Ulrich endigt ſein Buch mit Rathſchlägen und Lehren für Männer und Frauen. Er warnt dieſe vor übereilter Liebe, vor jähem Gewähren; ſie ſollen ſich jetzt mehr vor ungetreuen Männern hüten, als ſonſt; mancher Mann weiß die Weiber zu betrügen, und hält das für Kunſt. Fünf Dinge erfreuen den Mann: zuerſt die reinen Frauen; dann gute Leibnahrung; ſchöne Roſſe; gut Gewand; ſchöner Helmſchmuck. Nach vier Dingen ſteht der Muth aller Lebendigen, dieſe viere ſind: Gottes Huld; Ehre; Gemach (Gemächlichkeit); Gut (Reichthum). Alle viere hat noch Keiner gehabt, Thorheit iſt es, um alle zugleich zu werben, denn jedes thut dem andern Schaden; wer die viere alle haben will, der muß ſie alle viere laſſen. Derſelben iſt Ulrich einer, er verlebte ſeine Jahre ſo, daß er nie um eines von ihnen die andern drei verließ; er wähnte, ſie alle viere zu haben, und derſelbe Wahn äffet ihn noch. An dem einen Tage will er Gott dienen, am andern Ehre erwerben, dann wieder Gut, am vierten will er Gemach haben. Doch ſo ganz thöricht iſt er nicht, er dient einem Weibe, in deren Dienſt er noch ferner ſeine Seele wagen will, denn er hat den Glauben, daß Gott ihm die Treue gedenken werde, die er der Guten trage. Noch möcht' er den Frauen erwünſchen können, daß jeder ſo gedient werde, wie er der ſeinigen dient und immer dienen will. Er wünſcht ihnen, daß ſie lange mit Freuden leben und daß ihnen Gott dort ſein Reich verleihe; dagegen ſollen ſie ihm mit lautrem Herzen wünſchen, daß ſeine Frau ihm gnädig ſei, ſie ſollen auch nicht vergeſſen, daß er ihnen ſtets mit Wort und Geſang nach beſten Kräften gedient. Wollte Gott, alle Männer wären ihnen mit Treuen hold, wie er, ſo wäre Freude in der Welt. Er bittet ſie, Gott für ihn zu bitten, daß er ſich ihretwegen ſein erbarme. Drei und dreißig Jahre iſt Ulrich Ritter geweſen, als man dies Buch zuerſt leſen gehört und er es vollgedichtet. Die Frauen können nun ſehen, ob er von ihrer Würdigkeit geſungen und geſprochen; acht und fünfzig Töne hat er geſungen, die hie drinne ſtehn, und noch will er das Frauenlob nicht laſſen; wer dann will, daß es auch hie ſtehe, der ſchreib' es hinzu, wenn Ulrich es geſungen! Nur darum hat er dies Buch gedichtet, weil ſeine Frau es ihm geboten und er ihr damit gedient; dürft' ers ihr verweigert haben, ſo hätt' ers nicht gethan, denn er weiß wohl, wie es ſich nicht geziemt, daß er von ſich ſelber ſo viel ritterliche That gedichtet. „Guten Weiben gehöre dies Buch!“ ſo ſchließt der Sänger, „manches ſüße Wort hab' ich ihnen darinne geſprochen und Frauendienſt ſei es genannt!“

Die Begebenheiten, welche dieſes merkwürdige Buch erzählt, wie ſeltſam ſie großentheils erſcheinen, ſind doch keineswegs unglaublich. Ulrich ſelbſt verſichert im Eingang, daß ſeine Mähre nur Wahrheit und keine Lüge ſprechen ſoll. Aber mehr, als dieſe Verſicherung, die auch vor einer ganz erdichteten Geſchichte ſtehen könnte, gilt uns die anſchauliche Genauigkeit, mit der die geringſten Umſtände wieder gegeben, die Zeiten und Örtlichkeiten beſtimmt, die Theilnehmer und Zeugen der Handlung benannt und geſchildert ſind, ſodann die Übereinſtimmung deſſen, was von der Zeitgeſchichte vorkömmt, mit anderweiter Beurkundung und die ungezwungene Verbindung, worin das Abenteuerliche mit dem geſchichtlich Bewährten ſteht. Was dieſer Liebesgeſchichte den Schein der Erdichtung giebt, iſt der Einfluß, welchen damals die Poeſie auf das Leben ſelbſt übte, ein Einfluß jedoch, der nicht mehr naturkräftig wirkte, ſondern ſchon in hohem Grade herkömmlich geworden war. Die Welt wird ſich niemals gänzlich von Poeſie durchdringen laſſen; will dieſe zu weit in die Wirklichkeit eindringen, ſo wird ſie bald ſich in irdiſche Formen eingefangen finden, darin ſie mit der Freiheit ihre urſprüngliche Kraft und Lauterkeit verliert. Und ſo iſt uns nicht Ulrichs Erzählung unwahr, aber das Leben ſelbſt, das er getreulich ſchildert, war nicht mehr völlige Wahrheit. Wir verſuchen, dieſes deutlicher auszuführen.

Ulrich von Lichtenſtein iſt unſtreitig einer der anmuthigſten Sänger der Minne. Seine kindliche Heiterkeit, ſein fröhlicher Rittermuth ſind überaus anſprechend. Keiner vielleicht weiß die Sprache mit ſolcher Leichtigkeit zu handhaben. Kunſtreichere Formen, deren er manche hat, werden ihm nicht zur Künſtelei, er übt ſie ſpielend. Niemals iſt er gezwungen oder geſchmacklos. Alles iſt ihm licht und klar; ſelbſt ſpitzige Minnefragen, Zuſtände und Ereigniſſe des innern Lebens, weiß er gewandt und gefällig darzulegen. Liebliche und treffende Bilder ſtreut er ungeſucht ein, ſein Gefühl iſt entzündlich und rege; wir erinnern an die eine Stelle, wie ſein Herz ihn weinend anſieht (M. II, 26 b, 8). Das jedoch verläugnet ſich nicht, daß zu der Zeit, da Ulrich geſungen, die friſcheſte Blüthe des Minneſanges ſchon vorüber war. Das erſte Lied, das er in ſeinem Buche giebt, iſt um 1222 gedichtet. Damals lebten und ſangen wohl noch ältere Meiſter, Reinmar, Walther u. A., von denen Ulrich gelernt. Aber ſchon entwickelt ſich eine geſteigerte Weiſe, ſchon wird an den Meiſtern ſelbſt gemeiſtert. So wird die alte Klage über die Merker und das Hüten bei Ulrich zu einem Lobe umgewendet; er ſchilt es thöricht, den Merkern gehaß zu ſein, beſſer ſei Merken, denn Überſehen, wo es den Werth guter Frauen zu merken gelte; er lobt das rechte Hüten, wenn Frauen ihre Ehre vor übler Sitte zu behüten wiſſen, und an der Seinigen vermiſt er das Eine, daß ſie ſeinen langen Kummer und getreuen Dienſt nicht merken wolle (M. II, 30 a, 5 bis 30 b, 2. Frauendienſt S. 192 f.); er wünſcht, daß ſie ihn vor Sorgen und Unmuth hüten möge, Hüten iſt den Sehnenden leid, doch ſo wonnigliches Hüten wär' ihm eine Seligkeit (M. II, 30 b, 5. 6. Frauendienſt S. 194). In den Tageliedern iſt ihm der Wächter nicht mehr gut genug, eine edle Jungfrau muß wecken; hören wir ihn ſelbſt darüber: „Meine Meiſter haben geſungen, daß ihnen die Wächter mit dem Wecken weh gethan haben, was ich doch nicht glauben kann, denn ein hochgeborn witzig Weib wird wohl keinen

Bauern um ihr Geheimnis wiſſen laſſen; man hat keine edlen Wächter; Bauern kann man nichts vertrauen, denn ſie verſchweigen nicht; edle Art kann ſchweigen, drum ſoll ſie Geheimniſſe wiſſen; das muß eine arme Fraue ſein, die den Morgen fürchtet und nicht eine Magd gewinnen kann, die es hindert, daß ihr Freund geſehen werde; auch iſt es wohl geſchehen, daß ein edles Weib bei ihrem Freunde betagt iſt und er iſt doch verborgen worden" (Frauendienſt S. 250. Vgl. M. II, 36 b, 6). Die Kreuzfahrt, die überhaupt nicht zur Ausführung kommt, nimmt Ulrich etwas leichtfertig, ein Kuß von roſenrothem Munde ſoll ihn dazu einſegnen. Ulrichs Lieder haben ihre eigenthümlichen Vorzüge, aber der Ernſt, das tiefe Gemüth, die einfachen Herzensworte der älteren Sänger ſind nicht mehr an der Zeit.

Je länger der Minneſang getrieben wurde, je allgemeiner er ſich verbreitete, um ſo mehr muſte er ſich innerlich abſchwächen; was nur im einſamen Gemüth entſpringen konnte, war Sache des geſelligen Verkehrs, der witzigen Unterhaltung geworden. Schon Reinmar ſagt, man zeihe ihn, er minne nicht ſo ſehr, als er ſich anlaſſe (M. I, 67 a, 2. Vgl. II, 188 a, 4. I, 8 a, 4. 53 a, 6). „Mancher ſuchet durch das Jahr, des er doch nicht finden wollte," ſingt Rudolf von Rotenburg (Muſeum I, 403, 2. Vgl. M. II, 118 a). Ulrichs Dichtergabe läßt uns in den Liedern ſelbſt den Einfluß des Conventionellen wenig fühlen, aber in der Erzählung ſeiner Liebesgeſchichte läßt uns eine künſtliche Spannung nicht zu rechter Theilnahme gelangen. Wohl iſt es ſchwierig, ſich ganz in die Sinnesart ſo ferner Zeit zu verſetzen, aber die einfache Klage älterer Meiſter vermögen wir ja innig mitzufühlen, während wir gerade von den heftigſten Ausbrüchen des Schmerzes in Ulrichs Frauendienſte keineswegs ergriffen ſind. Es iſt uns unmöglich, mit Heinrich von Waſſerberg, ſeinem Schwager, auf beiden Knieen dem Himmel zu danken, daß wir den vollkommenſten Liebenden geſehen. Das Gefühl des Conventionellen drängt ſich uns beſonders auch bei Ulrichs doppelſeitigem Verhältnis auf, zu einer freundlichen Hausfrau, die ihm, nach ſeiner Verſicherung (S. 148. Vgl. S. 111), nicht lieber ſein konnte, und zu einer Frau des Herzens, der er ſeinen Geſang und ſeine Ritterdienſte widmet. Bei der erſtern verlebt er behagliche Tage, nachdem er kaum über die Ungunſt der letztern, die als die Gemahlin eines hohen Herrn bezeichnet iſt, in Verzweiflung war.

Frauendienſt und Minneſang hatten im ſüdlichen Frankreich, und von da im nördlichen, frühe ſchon geſellſchaftlichen Zuſchnitt erhalten. Über die Streitfragen der Sänger und die Zwiſtigkeiten der Liebenden ſprachen Minnehöfe, von deren Regel und Ausſprüchen Manches auf uns gekommen iſt[1]. In der Regel der Minne iſt das erſte Gebot, daß die Ehe keine rechtmäßige Entſchuldigung gegen Minne ſei (Raynouard B. II, S. CV, Anmerkung 1[2]). Bei dem Minnehof der Gräfin von Champagne wird im Jahr 1174 die Frage, ob wahre Minne unter Eheleuten ſtattfinde, verneinend entſchieden (ebend. S. CVII). Eine andre Frage, ob unter Liebenden oder unter Eheleuten größere Zuneigung ſei, wird durch Ermengarde von Narbonne dahin abgeurtheilt, daß zwiſchen ſo verſchiedenartigen Dingen gar keine Vergleichung geſchehen könne (ebend. S. CVIII). Dieſelbe Dame ſpricht, in einem ihr vorgelegten Falle, daß die Verehlichung nicht berechtige, den früheren Liebhaber zurückzuweiſen, wenn nicht anders die nun Verehlichte gänzlich der Minne entſagen wolle (ebend. S. CIX). Die Nachrichten über ſo viele provenzaliſche Sänger ſagen uns auch, wie dieſe, ſelbſt verehlicht, den Ehefrauen Andrer huldigten. Leben und Lieder der Trubadure zeugen überhaupt von großer Sittenverderbnis. Es ſcheint, die Regeln und Gerichte der Minne ſollten die Unſitte zügeln, indem ſie ſolche anerkannten, aber in beſchränkende Formen brachten. Andre Vorſchriften und Entſcheidungen ſind allerdings von edlerer Art; ſie gebieten würdiges Betragen der Liebenden, unverbrüchliche Treue, zweijährige Wittwentrauer um das verſtorbene Geliebte; ſie misrathen leichtes Gewähren, das die Liebe verächtlich mache; Annahme von Geſchenken, die nicht zum Gedächtnis oder zum bloßen Schmucke dienen, wird für entehrend erklärt (Raynouard B. V, S. CV. CVI. Aretin S. 108 f. Vgl. Méon B. II, S. 191 fg). Aber auch jene Bewerbungen der Sänger mögen nicht durchaus ſo bedenklich geweſen ſein, als ſie auf den erſten Anblick erſcheinen. Wie das Lob freigebiger Herren, ſo ward der Preis hoher Frauen geſungen. Man verherrlichte dieſe am beſten, wenn man ſich von ihren Reizen und ihrer Trefflichkeit bezaubert zeigte. Wer den Minneſang ergriff, muſte ſich einen wirklichen oder eingebildeten Gegenſtand ſeiner Huldigung erkieſen; am liebſten wählte man Frauen von hoher Geburt, von berühmter Schönheit und Geiſtesbildung, die dem Liede Glanz und Bedeutung gaben. Die Frauen ihrerſeits gefielen ſich in dem Lobe geachteter Sänger; eine Frau, die durch Geburt und Eigenſchaften in der Geſellſchaft hochgeſtellt war, durfte des begeiſterten Sängers nicht ermangeln; beſingen und beſungen zu werden, gehörte überall zum guten Tone. Richard Löwenherz, damals Graf von Poitou, glaubte, daß es ſeiner ſchönen Schweſter, nachherigen Gemahlin Heinrichs des Löwen und Mutter Kaiſer Ottos IV, zu beſondrer Ehre gereichen müſte, wenn ſie von dem ritterlichen Trubadur, Bertran de Born, gefeiert würde. Er empfahl ihr, ſich demſelben freundlich und ehrend zu erweiſen, und ſie unterließ dieſes nicht, weil ſie wuſte, wie ſehr der geprieſene Sänger ihren Ruhm erhöhen konnte. Ihr Betragen entzündete den Trubadur und er pries ſie, als die Herrlichſte, die Erd' und Meer umſchließen[1]. Der Dauphin von Auvergne begünſtigte auf ähnliche Weiſe bei ſeiner verheiratheten Schweſter den trefflichen Sänger Peyrol und freute ſich ſehr der Lieder, die dieſer auf ſie dichtete. Bald aber ſchien ihm das Verhältnis ernſthaft zu werden und er entfernte den Trubadur (Raynouard B. V, S. 281). Von Gaucelm Faidit, einem wohlgenährten Sänger mit einer eben ſo behaglichen Ehehälfte, ſind uns verſchiedene Geſchichten aufbehalten, wie ſich vornehme Frauen zwar ſein Lob gefallen ließen, aber doch nur ihren Scherz mit ihm trieben[2]. Der Sänger, der um den Minneſold betrogen wird, iſt überhaupt in jenen Lebensabriſſen eine ſtehend

---

[1] [Vgl. F. Diez, Beiträge zur Kenntnis der romantiſchen Poeſie. Erſtes Heft, Berlin 1825. 8. H.]

[2] Merkwürdig mildert der deutſche D. Hartlieb in ſeiner Überſetzung dieſen Satz dahin: „Niemand mag ſich davon ausnehmen und von der Liebe rechtlich ſcheiden.“ Aretin S. 76.

---

[1] Raynouard B. V, S. 81: „En Richartz qu'era adoncs coms de Peitiens, si s'aissis l'onor sa serror, e si 'l comandet qu'ella ill disses e il fezes plazer e gran honor; et ella per la gran voluntat qu'ella avia de pretz e d'onor aver, e per qu'ella sabia qu' En Bertrans era tan fort prezatz hom e valens, e qu'el la podia fort enansar, si'l fetz tan d'onor qu'el s'en tenc fort per pagatz, et enamoret se fort de leis, si qu'el la comenset lauzar e grazir.“ Vgl. B. III, S. 137, II.

[2] Raynouard B. V, S. 158 ff.: „Et ela lo sufria, per lo pretz que li donava.“ „Et ela, per so qu'el la mezes en pretz et en valor, si receup sos precs“ u. ſ. w.

Rolle[1]. Auf der andern Seite wird erzählt, daß Hugo von St. Cyr, ohne verliebt zu ſein, ſich doch in ſeinen Liedern ſehr gut verliebt zu ſtellen gewuſt habe (Raynouard B. V, S. 223). Solche Beiſpiele zeigen, wie Manches bei jenem Minnedienſt der Trubadure als Ton der Geſellſchaft, als herkömmliches, wenn auch gefährliches Spiel zu betrachten ſei.

In Deutſchland finden wir zwar keine ſo künſtliche, auf die Spitze getriebene Ausbildung und Verbildung der geſelligen Formen. Von Minnehöfen iſt keine Spur vorhanden; denn für eine ſolche kann es nicht gelten, wenn in Rittergedichten, die nach wälſchen Dichtungen gearbeitet ſind, richterlicher Urtheilſprüche in Minneſachen erwähnt wird[2], oder wenn in den Liedern eine Minnefrage zur Entſcheidung von Männern oder ſinnereichen Frauen vorgelegt wird (M. I, 168 a, 6. 174 b, 3. Vgl. Benecke 151, 2). Häufig iſt bloß bildlich oder im Scherz von Klage und Gericht die Rede (M. I, 14 b, 2. 3. 43 a: Wil des u. ſ. w. 60 a, 6. 69 b, 2. 3. 114 a, 1. 115 b, 3. 136 b, 5. 164 b, 3 bis 5. 173 b, 1. II, 30 b, 8 ff. 52 a, 3); beſonders anmuthig in einem Liede Hugs von Werbenwag, der gegen die Schöne, die ſeinen Dienſt angenommen, aber nicht belohnt, vor König, Kaiſer und Pabſt klagen will, dabei fürchtet er nur, wenn ſie läugne, mit ihr fechten zu müſſen, allzu ungern ſchlüg' er ihre Wänglein und ihren rothen Mund, und doch wär' es Schande, ſchlüg' ein Weib ihn wehrlos todt; die Schöne beſchwichtigt ihn, ſie meint, Minne ſei ihm beſſer, denn Recht (M. II, 49 a, 7 ff.). Auch Winli will mit der hartherzigen Geliebten vor dem Reiche kämpfen (M. II, 21 b, 4. Vgl. II, 22 b, 5). Gerade daß bei ſolchen Anläſſen nichts von Gerichten der Minne vorkömmt, vorzüglich aber daß in Ulrichs Frauendienſt nicht die leiſeſte Andeutung davon zu finden iſt, zeugt für das Nichtbeſtehen ſolcher Gerichtshöfe in Deutſchland. Dagegen iſt in dieſem Buche die Werbung des verheiratheten Ritters um eine verehlichte Schöne auf eine Weiſe dargeſtellt, die uns ſchließen läßt, daß ein ſolches Verhältnis auch in deutſchen Landen nicht für ungewohnt und auffallend gegolten. Unter jenen Frauen, die ein Land zieren und erfreuen, mag daher auch in manchem deutſchen Liede das Ehgemahl irgend eines hohen Herren gemeint ſein. Urſprünglich lag dieſes wohl nicht im Weſen des deutſchen Minneſangs und Minnedienſtes. Unſer älteſter Minneſänger, Kürenberg, ſagt ausdrücklich, daß ſeine Geliebte noch jungfräulich gehe (M. I, 39 a, 1). Noch Andre benennen ihre Schönen Magd und Jungfrau (M. I, 5 a, 7. 125 a, 3. 153 b, 6. II, 53 a, 6. Vgl. I, 84 b, 3. 125 a, 2. 200 b, 2. Benecke 230, 2), und die Worte Frau und Weib bezeichnen bekanntlich, wo ſie nicht im Gegenſatze gebraucht werden, keineswegs den verehlichten Stand ausſchließlich[1]. In unſern Frühlingsreigen ſchwingen ſich überall jugendliche Mädchengeſtalten. Die deutſchen Heldenlieder, dieſe echteſten Denkmale einheimiſcher Sitte, zeigen uns durchaus die Heilighaltung ehelicher Zucht und Treue. Auch die lehrhaften Lieder ſprechen hierüber ſtrenge Anſichten aus. „Welch' Mann ein gut Weib hat,“ ſagt Spervogel, „und zu einer Andern geht, der bezeichnet das Schwein; wie möcht' es immer ärger ſein! es läßt den lautern Brunnen und legt ſich in den trüben Pfuhl, die Sitte hat viel mancher Mann gewonnen“ (M. II, 229 b, 6). Auch in den Lehren unter dem Namen König Tirols von Schotten empfiehlt der Vater dem Sohne ob allen Tugenden, ſein ehlich Weib lieb zu haben, wie den eignen Leib; die rechte Ehe thät uns Gott kund. Beſonders wird der Sohn gewarnt, gegen die Frauen und die ſchönen Töchter ſeiner Mannen kein ehrenwidrig Gelüſte unter der Bruſt aufkommen zu laſſen. Zwei Geſchlechte würden ihm ſonſt Haß tragen und die eigene Ehefrau, ob ſie auch aus Furcht ſchweigen müſt', dächte doch: Du falſcher Leib! Sie würde thun, wie ein Kind, das ſeine Augen verdeckt und dann wähnt, von Niemand geſehen zu werden. „Davor,“ ſo ſchließt der Vater, „ſollt du dich bewahren, ſo führſt du Helden willig mit dir gegen der Feinde Schaaren.“ (M. II, 250 a, 4 bis 6). In den Lehren Winsbekes an ſeinen Sohn, welche wir den Dienſt der Minne empfehlen hörten, wird gleichfalls eheliche Liebe und Eintracht hoch geprieſen (M. II, 251 b, 5). Beſonders merkwürdig iſt ein Wort Reinmars von Zweter; verſchiedene Arten von Thorheiten aufzählend, ſagt er: „Die Minne hat ihre Thoren auch; er iſt wohl der Minne Thor, wer wohl geweibet iſt und auf eine Andre wendet ſeinen Muth; wer auch Turnieren minnet alſo ſehr, daß er dabei vergiſſet der Hausehre, der hat die Maße nicht behalten“ (M. II, 124 b, 1. Vgl. II, 209 b, 4). War im Sinne dieſes Tadlers nicht Ulrich von Lichtenſtein der leibhafte Thor der Minne?

---

[1] Sieh S. 258: Guis d'Uiſels. S. 334 ff.: Peire Vidals. S. 383: Raimons de Miraval. S. 433: Richartz de Berbeſieu: „Et ella ab douz semblanz amoros retenc sos precs, e los receup e los auzi, com domna que avia voluntat d'un trobador que trobes d'ella. Mout longamen cantet d'ella, mas anc non fo crezut qu'ella li fezes amor de la persona.“ S. 439 ff.: Savari de Mauleon.

[2] Parcival V. 2840 bis 2849. 2889. 2906. Im Wilhelm von Orleans ſoll Ähnliches vorkommen. Miscellaneen II, 292.

---

[1] S. beſonders die angezogenen Stellen:
M. I, 39 a, 1: Aller wibe wunne diu get noch megetin.
I, 125 a, 3: Nemet, frouwe, diſen kranz!
Alſo ſprach ich zeiner wol getaner maget.
II, 53 a, 6: Frouwe, getörſte ich nu genenden u. ſ. w.
Juncfrouwe, ir tötent minen lip;
Davür ſe biute ich min unſchulde, ſprach daz minnekliche wip.“

Sehr glaublich hat die nähere Bekanntſchaft mit der Dichtkunſt und der Lebensweiſe des Südens auch auf die deutſche Sitte eingewirkt und beſonders konnte dieſes in den Gegenden geſchehen, wo Ulrich gelebt und geſungen hat. Die provenzaliſche Dichtkunſt hatte ſich auch in der Lombardei eingebürgert. Bekannte Trubadure waren von dort gebürtig und haben ſich dort umgetrieben (Raynouard B. V, S. 147. 211. 339. 416. 444). Ein ſolcher Sänger, Ferrari von Ferrara, kam häufig nach Treviſo (Raynouard B. V, S. 148), wo auch Ulrich auf ſeiner Ritterfahrt eintrifft. Wälſche Ritter reiten in Ulrichs Gefolge (Frauendienſt S. 98). Zu Botzen wird ihm einſt eine Singweiſe zugeſchickt, die im deutſchen Lande noch unbekannt iſt, damit er ſie deutſch ſinge. Von den verführeriſchen Geſchichten Triſtans, Lancelots u. ſ. w., die von andrer Seite eingedrungen, ſind die Köpfe der ganzen Ritterſchaft erfüllt. Wenn wir aber von den Liebſchaften der Trubadure bemerkt, daß Manches doch nur als Spiel und Schein zu betrachten ſei, ſo findet dieſes auch auf Ulrichs Liebesverhältnis Anwendung. Mögen wir bei dem Dichter ſelbſt den vollen Ernſt vorausſetzen, das Benehmen ſeiner erſten Gebieterin iſt doch überaus zweifelhaft. Über die Perſon derſelben iſt noch keine glückliche Muthmaßung vorhanden[1]; nur ſo viel iſt klar, daß es die Gemahlin eines hohen Herrn geweſen, die den

---

[1] Hormayrs Vermuthung, daß es Agnes von Meran, Friedrichs des Streitbaren dritte Gemahlin, geweſen ſei, hat M. von Collin (Wiener Jahrbücher Bd XVI, S. 170 f.) widerlegt.

Dienſt des ausgezeichneten Ritters und Sängers nicht verſchmähte, aber ihn vorſichtig in Schranken hielt. Sie weiſt ihn ab und ermuntert ihn, ſie beobachtet ihn immer, und auch jene Geſchenke von unbenannter Hand rühren von ihr her; aber wenn er dem Ziel am nächſten ſcheint, weiß ſie ſtets wieder auszuweichen. In jener nächtlichen Zuſammenkunft, wobei die Herrin im kerzenhellen Prunkgemach, in fürſtlicher Kleidung und in der Umgebung ihrer Frauen, ſo feierlich den Ritter empfängt, ſehen wir nicht eine wahre Liebesgeſchichte, ſondern nur das durchgeſpielte Schauſpiel einer ſolchen. Deutet Ulrich auch an, daß ſie ihm nachher gnädiger geweſen, ſo wiſſen wir ja, wie er ſchon über die geringſte Gunſtbezeugung entzückt iſt. Nach wie vor aber klagt er, daß ſie ſeinen Dienſt nicht erkenne; und auch die zweite Geliebte, die er doch im Ganzen als huldreicher ſchildert, läßt ihm ſtets zu wünſchen übrig. Das große Leid, das ihm die erſtere gethan, beſtand vermuthlich darin, daß ſie des weit getriebenen Spieles ſatt war. Ziemlich leicht geht auch Ulrich von der einen Liebe zur andern über, und bei aller Klage iſt er doch immer frohgemuth [1].

---

[1] Über Ulrich von Lichtenſtein ſ. ſonſt noch Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte von Hormayr und Mednyansky, 8ter Jahrgang 1822. Büſchings Wöchentliche Nachrichten u. ſ. w., 1816, Bd I, S. 47. 49. Bd II, S. 231 (nicht bedeutend, hauptſächlich nur die Graubündener Linie der Lichtenſteine betreffend). Görres, Anzeige des Frauendienſtes in den Heidelberger Jahrbüchern 1813, S. 582 ff. [J. Falke, Geſchichte des fürſtlichen Hauſes Liechtenſtein. I. Wien 1868. 8. S. 57 bis 124. H.]

X.

Der Gegenſang.

Das Hohe und Heilige ſelbſt iſt zu keiner Zeit unverhöhnt geblieben; um ſo gewiſſer und unſchuldiger übt ſich der ſchalkhafte Witz an allem Förmlichen, Gezierten und Übertriebenen, mag es auch noch ſo ernſthaft und vom Herkommen begünſtigt auftreten. Daß der Minneſang dem Spotte nicht entgehen konnte, wird unſre Zeit viel leichter begreifen, als daß er ſo lange mit ſolchem Ernſte getrieben wurde. Die zarten Empfindungen, die ſich in demſelben ausſprechen, ſind überhaupt nicht Jedermanns Sache; die Schwärmerei der Liebe durfte die Grenzen der Natur nicht ungeſtraft überſchreiten; je mehr endlich Wahrheit und Gehalt einem herkömmlichen Formenſpiele wichen, um ſo geſchäftiger war der Spott, die hohlen Formen mit derberem Stoffe auszufüllen; und ſo bildete ſich ein entſchiedener Gegenſang, der in komiſch entſtellendem Spiegel die ſchmachtende Miene des Minneliedes wiedergiebt.

Die Überzartheit des Minneſangs verſpottet Gedrut in einem Liede gegen den Minneſänger Wachsmut von Künzingen: „Herr Wachsmut,“ ſagt er, „minnet ſeine Frau über tauſend Meilen, dennoch iſt ſie ihm gar zu nahe; ſo ſanft thät' es ihm, ſollt' er ſie auf einem hohen Thurme ſchauen und dann von ihrer Hand ein Fingerlein (Ringlein) empfahen, das küßt' er tauſendmal; läg' er bei der Wohlgethanen mit ihrem rothen Munde, nimmer berührt' er ſie, er ließ' es vor Freude. Wär' aber ich ſo ſelig, daß ich die Liebe hätt' alleine, wer weiß, was ich ihr thäte? wohl küßt' ich nicht das Fingerlein, ich küßte ſie an den rothen Mund“ u. ſ. w. (Pfälzer Handſchrift 357, Blatt 24 b. [Die alte Heidelberger Liederhandſchrift, herausg. von Pfeiffer. Stuttgart 1844. S. 137. K.]). Schon bei früherem Anlaß haben wir Äußerungen angeführt, welche das Mistrauen gegen die Lauterkeit des Minneſanges kund geben. Ein weiteres Lied von Gedruf (M. II, 119 a, 2, unter Geltar) ſpricht den Unglauben ſehr deutlich aus und beſtätigt, was wir über die Unſchädlichkeit dieſes Liederdienſtes bemerkt: „Hätt' ich einen Knecht, der Lieder ſänge von ſeiner Frauen, er müſte ſie beſcheidenlich (beſtimmt) mir nennen, daß Niemand wähnte, es wäre mein Weib. Alram, Ruprecht, Friederich, wer ſollt' euch das zutrauen, daß ihr ſo die Herren äffet! Wäre Gericht, es gieng' euch an den Leib. Ihr ſeid zu feiſt bei Klag' und Noth; wäre Jemand Ernſt, der ſich ſo um Minne härmet, in Jahresfriſt läg' er todt" (Pfälzer Handſchrift 357, Blatt 24 b).

Ein ausgezeichneter Gegenſänger iſt Steinmar, der neben der Verhöhnung zeigt, daß er ſelbſt liebliche Minnelieder zu ſingen verſtanden. Er tritt dem Minneſange mit einem Trink- und Tiſchlied entgegen, ſtatt des minniglichen Frühlings preiſt er den tüchtigen Herbſt: „Nun Sie mir nicht lohnen will, der ich viel geſungen, ſo will ich den preiſen, der mir für Sorgen hilft, den Herbſt, der des Maien Kleid fället von den Reiſern. Ein armes Minnerlein iſt recht ein Märterer. Seht! zu denen war ich gejocht, die will ich laſſen und will in luſtig Leben treten. Herbſt, nimm dich meiner an! denn ich will dein Helfer ſein, gegen den glanzen Maien; um dich meid' ich ſehnende Not, ſeit dir Gebewin (bezeichnender Name eines älteren Herbſtſängers) iſt todt, nimm mich dummen Laien für ihn, zu einem ſteten Ingeſinde! „„Steinmar, ſieh! das will ich thun, befind' ich, daß du mich wohl zu ſchätzen weiſt."" Herbſt, nun hör' an mein Leben! Wirth, du ſollt uns Fiſche geben, mehr denn zehnerlei, Gänſe, Hüner, Vögel, Schweine, Dermel[1] (?), Pfauen, Wein von welſchem Lande. Ein traurig Herze tröſtet Wein. Wirth, was du uns giebſt, das würze wohl, daß in uns eine Hitze werde, daß gegen dem Trunke geh' ein Dunſt, wie Rauch von einer Brunſt! Schaffe, daß der Mund wie ein Apothek' uns ſchmecke! Erſtumm' ich von des Weines Kraft, ſo geuß in mich! Wirth, durch mich geht eine Straße, darauf ſchaff' uns allen Bedarf, Speiſe mancherhand, Wein, der ein Rad wohl triebe! Meinen Schlund preiſ' ich, mich würget nicht eine große Gans, ſo ich ſie ſchlinge. Herbſt, trauter Geſelle, nimm mich zu Ingeſinde!" (M. II, 105 a, 3 bis 105 b, 3.) Auch der von Buwenburg iſt ein großer Verehrer des Herbſtes: „Wünſchet, daß uns nach ſo lichtem Maien reiche Herbſteswonne komme! Kann doch in die Länge Niemand froh ſein ohne Speiſe, Pfaffen noch Laien!“ (M. II, 179 a, 3.) Dieſem Sänger iſt der nahrhafte Herbſt ein Erſatz für Blumen und Vogelſang, eine „Grundfeſte“ menſchlicher Freude; gegen die winterliche Luft ſollen wir den Athem mit „einer ſtarken Landwehr“ an Wein und Speiſe berathen: „davon wird auch Trauren geletzet“ (M. II, 179 a, 6. 180 a, 4. 180 b, 4. Vgl. Müller II, Alt Meiſtergeſangbuch S. 31, CCCCXCIII. M. II, 36 a, 5 ff.).

---

[1] [Dermel, Gedärme, Darmwurſt. H.]

Auf andre Weiſe wird der Minneſang verſpottet, wenn in Gedichten, welche ganz die Anlage eigentlicher Minnelieder haben, ſonderbare und unedle Vergleichungen gebraucht oder Wendungen, die den Minneſängern gangbar ſind, durch Übertreibung lächerlich gemacht werden. Hierin ſteht wieder Steinmar voran. In zärtlich klagenden Frühlingsliedern, in der Strophe ſelbſt oder im Refrain, ſtößt man bei ihm auf Bilder, wie folgende: „Wär' ihr Herze ein Amboß, ſo iſt meine Klage doch ſo groß, daß ich wohl Gnade ſollte finden“ (M. II, 107 b, 7. Vgl. Buwenburg, M. II, 179 b, 4: „Griſent her! min herze wil ſich nach ir zerſtozen“ u. ſ. w.). „Vor Minneſchrecken tauch' ich mich, wie eine Ente tauchet ſich, die ſchnelle Falken jagen in einem Bache“ (M. II, 108 a, 1. 2). „Wie ein Schwein in einem Sacke, fährt mein Herze hin und her“ (M. II, 106 b, 2). In mildernder Nachahmung dieſer Weiſe ſingt Roſt, Kirchherr zu Sarnen: „Das Herze mein hüpfet in dem Leibe, gleich als hab' es funden ein Neſt voller Vögelein“ (M. II, 91 a, 5)[1]. Derber und ungelenker ſind die Scherze Friederichs des Knechts und des ſchon erwähnten von Buwenburg. Erſterer ſagt: „Manchen Eid hab' ich verloren, ſie glaubt mir nichts, denn Eines: wenn ich hienge, daß ich auf der Erde lieber ledig gienge. Nach Ihr iſt mir ſo recht weh, daß ich ſchlafe nimmer nicht, ſo ich wache; dazu werd' ich ſelten froh, als wenn ich von Herzen lache, meine Tage ſchwinden ſo mit Klage“ (M. II, 116 b, 4. 5. Pfälzer Handſchrift 357, Blatt 38 a unter Liutolt von Seven)[2]. Ein ſchönes Lied Reinmars des alten erzählt uns, wie

[1] Auch die Stelle: „Mirſt aller fröiden ſchin Fremder hiure, danne vert“ (M. II, 91 b, 5) iſt Widerhall von Steinmars Refrain: „Mirſt min lougen der vil ſüezen Hiure unnaher, danne vern“ (M. II, 106 a, 3 ff. Vgl. I, 166 a, 3. 158 a, 3). Vgl. auch: „daz ich ir lob muoz ſtete ſchrien“ (Roſt, M. II, 92 a, 1).

[2] Einem Minneliede hängt Friederich der Knecht den Refrain an: „Hei! grauer Otte!“ u. ſ. w. (M. II, 116 a, 5.)

er die Geliebte zum erſten Male ſah: „Ein minnigliches Wunder da geſchah, ſie gieng mir alſo ſanft durch meine Augen, daß ſie ſich in der Enge nirgend ſtieß; in meinem Herzen ſie ſich niederließ, da trag' ich wohl die Werthe heimlich inne“ (M. I, 80 b, 3 f.). Dieſen Gedanken führt Buwenburg auf ſeine Weiſe aus: als er die Liebe mit den Augen zum Herzen hineingeworfen, da wäre ſeine Kehl' an ihr erworgt, ſeine Augen hätten ſich verrenkt, ſein Herz wäre zerplatzt, hätte nicht die Minne ihren dummen Diener gerettet (M. II, 180 b, 5).

Zu ſcherzhaften Steigerungen geben die manigfachen Dienſte Anlaß, welche die Laune der Schönen von getreuen Verehrern erheiſcht, wovon wir im Frauendienſt Beiſpiele gefunden [1]. An der Grenze des Ernſtes ſteht das früher ausgehobene treffliche Lied Steinmars, wie er mit der Saat grünen, mit den Blumen blühen, mit den Vöglein ſingen, mit dem Walde lauben, mit dem Maienthaue thauen will. „Das iſt mir Alles nicht zu viel, wenn ſie mich tröſten will“ (M. II, 109 a, 1 bis 3). Der Taler klagt nicht Blumen noch Klee, die kommen zu Maien wieder wie eh', er klagt, daß eine Frau ihm aufgelegt, ein Jahr lang ein Drathemd (curſit?) [2] auf bloßer Haut zu tragen, auch ohne Eſſen zu ſein und Wein und Waſſer zu meiden; er hab' ihr Gebot geleiſtet, noch ſei er aber ihr Spott (M. II, 100 b, 3. 4). Der Tanhuſer hat guten Troſt von ſeiner Lieben; ſie begehrt nichts weiter, als daß er ihr den Apfel des Paris, den heiligen Gral, die Arche Noä bringe, dazu den lichten Polarſtern, den Mond und die Sonne, nebſt andern Herrlichkeiten; die Rhone ſoll er gen Nürnberg ſchicken und die Donau über den Rhein, den Rhein ſoll er wenden, daß er nicht an Koblenz vorbeifließe, fliegen ſoll er wie ein Staar, hoch ſchweben wie ein Adler, tauſend Speere auf einmal brechen, wie Gamuret, dem Monde ſeinen Schein, der Elbe ihren Fluß, der Donau ihr Rauſchen benehmen u. dgl. m.; wenn der Mäuſeberg wie Schnee zergeht, wird ihm die Reine lohnen [3]; was ſie ihm thut, das ſoll ihn Alles dünken gut (Verſpottung dieſes dem Minneſang geläufigen Ausdrucks); ſie ſtimmen trefflich überein: ſpricht er ja, ſo ſpricht ſie nein (M. II, 65 b, 4 bis

---

[1] Vgl. Gotfrid von Straßburg, M. II, 183 a, 4: Ze Babilone Nach ir lone Welt ich gerne varn.

[2] M. II, 72 b, 6: curſit und platten.

[3] [Vgl. Schriften IV, S. 213 bis 216. H.]

66 b, 3). Auch Boppo muß die Gunſt ſeiner Frauen ſauer verdienen: drei Phönixe auf einmal muß er ihr bringen; mit Schnecken ſoll er Einhorne und Drachen fahen, mit Greifen ſoll er beizen; Elias und Enoch, die noch beide leben ſollen, will ſie jeden beſonders ſehen; ſie will ſehen und hören, wie der Strauß ſeine Jungen mit den Augen brütet, wie die Löwin mit drei Schreien ihre Kinder lebendig macht[1], wie die Sirenen ſingen u. ſ. f. Geſchieht das Alles, ſo wird ihm leicht von ihr ein Morgengruß (M. II, 236 b, 3 bis 237 a, 2).

Bedeutender, als dieſe einzelnen Spottgedichte, iſt das größere Gegenbild des ritterlichen Minneſangs, das ſich in einer Reihe ſcherzhaft-ländlicher Dichtungen aufgeſtellt hat.

Zu verſchiedenen Zeiten iſt der Poeſie in ihrem künſtlichen Zuſtande die Sehnſucht erwacht, ſich an der Natur zu erfriſchen. Aus der Hofburg ſind oft die Sänger hinausgewandelt, haben das ländliche Leben belauſcht und in idylliſchen Gedichten aufgefaßt. Was aber die Idylle zu geben pflegt, iſt nicht die Natur aus erſter Hand, ſondern es iſt die Darſtellung des Ländlichen im bewuſten Gegenſatze zu der künſtlichen Bildung der Zeit. Die lauteren Naturklänge vernehmen wir faſt nur noch in den Liedern und Reigen abgeſchiedener Gebirgs- und Hirtenvölker[2].

Auch den Sprachen des Mittelalters hat die Idylle nicht gefehlt. Die Provenzalen und Franzoſen hatten ihre Paſtorellen[3], Lieder, worin der ritterliche Sänger auf ſeinen Frühlingsgängen einer artigen Hirtin die Ehre erweiſt, ſie zur Vertrauten oder auch zur Tröſterin ſeiner Liebesklage zu beſtimmen; im letztern Falle werden ſeine Liebkoſungen und Geſchenke manchmal ſchnöde zurückgewieſen, er muß wohl gar vor den herbeigerufenen Landleuten die Flucht ergreifen; öfter jedoch erreicht er ſeine Wünſche, was zu verfänglichen Beſchreibungen Anlaß giebt (Raynouard B. II, S. 229. Roquefort S. 223). Im Ganzen ſind dieſe

---

[1] [Vgl. Vridankes Beſcheidenheit von Wh. Grimm. Göttingen 1834. 8. S. LXXXIII bis LXXXV. H.]

[2] [Das Folgende bis S. 258, Zeile 6 von oben, lag nur in der Abſchrift vor. In dem von Uhland ſelbſt geſchriebenen Manuſcripte fehlen die betreffenden Blätter. H.]

[3] [F. Diez, Die Poeſie der Troubadours. Zwickau 1826. 8. S. 114. F. Diez, Leben und Werke der Troubadours. Zwickau 1829. 8. S. 613. Altfranzöſiſche Romanzen und Paſtourellen, herausgegeben von Karl Bartſch. Leipzig 1870. 8. H.]

Lieder einförmig und das Ländliche tritt wenig hervor. Umfaſſender, derber, aber auch geſtalt- und farbenreicher ſind die ländlichen Gedichte der altdeutſchen Sänger; an Züchtigkeit haben ſie vor den wälſchen nichts voraus.

Die Entwicklung dieſer Dichtungsart führt uns auf Früheres zurück. Wir haben den Frühling, das Blumenbrechen und den Tanz unter der Linde, als Grundlage des Minneſangs dargeſtellt; wir haben bemerkt, wie dieſe Grundlage ſelbſt noch in den Liedern der höfiſchern Sänger durchſcheine. Jene Frühlingsluſt iſt niemals gänzlich aus dem Minneſange gewichen, aber merklich abgeſchwächt wurde ſie durch den zunehmenden Glanz der Ritterfeſte und die Ausbildung geſelligen Hoftons. Hohe Frauen und Herrn mochten an jenen einfachen Vergnügungen nicht mehr mit rechter Herzensfreude Theil nehmen, ſie überließen dieſelben den niederern Klaſſen und traten als bloße Zuſchauer zurück. Die Schilderung der ländlichen Feſte iſt fortan nicht mehr der Ausdruck eigener Luſt, ſie hat den Zweck ergetzlicher Darſtellung deſſen, worüber man erhaben ſteht oder zu dem man herabſteigt; ſie trägt mehr und mehr den Zug des Belächelns und wird zuletzt zur Verſpottung bäuriſchen Weſens und Treibens. Aber die verdrängte Natur rächt ſich; der Minneſang, vom friſchen Leben geſondert, wird hohl und ermüdend; regere Sänger ergreifen die verſchmähten Stoffe und kehren ſie gegen die vornehme Anmaßung; das ſcherzhafte Gemälde tölpiſchen Unſchicks iſt zugleich ein Spottbild höfiſcher Geziertheit.

Alle dieſe Abſtufungen laſſen ſich bei namhaften Sängern nachweiſen. Walther, dem erröthenden Mädchen den Kranz bietend, oder den Tanzenden unter die Blumenhüte ſchauend, ob er die nicht finde, die er im Traum geſehen (M. I, 125 a, 3 bis 5. 136 b, 6), oder vom Blumenbett unter der Linde ſingend (M. I, 113 b, 4 ff.); Hiltbolt, die Süße preiſend, bei der er ſo ſchön am Tanze gieng (M. I, 143 b, 6 ff.); Heinrich von Morunge, zur Aue eilend, wo laute Stimme ſchallt und die Schöne zum Tanze ſingt (M. I, 55 a, 7); Konrad von Altſtetten, zum Tanz auf weitem Anger ladend, einen Umfang von blanken Armen für den Sänger des Reigens heiſchend (M. II, 47 a, 5. 48 a, 4); Heinrich von Sax, mit ſchmerzerfülltem Herzen unter grüner Linde ſpringend (Muſeum I, 420); lauter edle und ernſte Sänger, der erſte beſonders erklärter Gegner des „unhofelichen" Sanges, denen wir gleichwohl mitten in der Frühlingsfreude begegnen. Dann bei Konrad von

Landeck u. A. nur noch allgemeine Aufrufe zum Maienreigen (M. I, 196 a, 3. 196 b, 2. 200 a, 4. 202 b, 3. Vgl. I, 44 a, 3 bis 5); bei dem liederreichen Ulrich von Lichtenſtein, der ſo manche Tanzweiſe geſungen, auch nicht eine blühende Linde mehr. Auf der andern Seite Gottfried von Neifen, Ulrich von Winterſtetten, von Sachſendorf, Graf Konrad von Kilchberg, von Stamheim, Burkard von Hohenvels, von Scharpfenberg, Göli, in manigfachen Übergängen die Weiſe vorbereitend und anklingend, die in Nitharts Dorfliedern zur volleſten Reife gekommen iſt. Nicht als ob die Sänger der Zeitfolge nach ſich gerade ſo reihten, wie wir ſie aufgezählt; der Einzelne iſt uns nur Vertreter einer Stufe der innern Entwicklung; oft ſchlägt ein Späterer ältere Töne an, während ein Früherer vorangeeilt iſt. Neigung und Umgebung jedes einzelnen Dichters, die Nähe und der Geſchmack einflußreicher Fürſtenhöfe, mochten hier mehr den urſprünglichen Frühlingsſang bewahren, dort die höfiſche oder ſcherzhafte Richtung begünſtigen. Nithart ſelbſt iſt früher, als Manche, die wir vor ihm genannt, aber bei ihm findet ſich die äußerſte Steigerung und die breiteſte Ausführung des ländlichen Spottgeſangs, den wir nun zunächſt aus den Liedern dieſes Sängers ſchildern [1].

Der Schauplatz von Nitharts Schwänken iſt die Gegend um Wien, der Zeit nach fallen ſie hauptſächlich zwiſchen die Jahre 1230 und 1236. Dieſe Zeitbeſtimmung ergiebt ſich dadurch, daß Friedrich der Streitbare von Öſterreich darin eine Rolle ſpielt. Im Jahr 1230 folgte der neunzehnjährige Friedrich ſeinem Vater im Herzogthum, 1232 ward er Ritter (Chron. Claustr. Neoburg. ad annum 1232), 1246 fiel er in der Schlacht gegen die Ungarn; aber die unruhigen und verheerenden Jahre von 1236 an, während welcher Friedrich in der Fehde mit dem Kaiſer aus der Hauptſtadt verdrängt, dann ſein Land von den Tataren heimgeſucht war, mochten dem heitern Spiele wenig Raum geben. Auch iſt Nitharts Blüthezeit eher hinauf, als hinab, zu rücken, da ſchon in Wolframs Wilhelm von Oranſe, der nach 1215, doch ſchwerlich lange nachher, beendigt worden (Bl. 101 a), auf ein Lied Nitharts angeſpielt iſt (Bl. 87 a). Weniger beweiſend iſt eine ähnliche Stelle im Titurel (Bl. 58 b, 4). Wenn aber Nithart auch ſchon geraume Zeit vor Friedrichs Regierungsantritt geſungen, ſo treten doch unter dieſem Fürſten ſeine ſcherzhaften Umtriebe am meiſten zu Tage.

---

[1] [Vgl. nun: Neidhart von Reuenthal, herausgegeben von Moriz Haupt. Leipzig 1858. 8. Man ſehe auch Schriften III, S. 385 ff. H.]

Friedrich der Streitbare, deſſen Geſchichte ſeinen Beinamen rechtfertigt, erſcheint in Ulrichs Frauendienſt als ein Freund ritterlicher Spiele, in den Liedern Nitharts, Tanhuſers u. A. als ein Freund von Geſang, Tanz und Scherz. Er ſang ſelbſt den Frauen den Reigen (Tanhuſer, M. II, 59 b, 1) und ſcheint Minnelieder gedichtet zu haben (Nithart, M. II, 76 a, 6. [Haupt 85, 33 ff. Pf.]). Aber jugendlich ungeſtüm, ſtolz und kriegeriſch, in mehrmaliger Ehe niemals glücklich, mochten ihm rüſtige Schwänke beſſer zuſagen, als minnigliches Klageſingen. Tanhuſer beklagt noch Friedrichs Tod mit dem Ausruf: „Wer hält nun Thoren, wie Er that?" (M. II, 69 a, 4.) Solche Thoren, beſtellte Luſtigmacher, waren Nithart und der ſpätere Tanhuſer. Erſterer, von dem wir jetzt handeln, war nach mehreren Anzeigen von ritterlicher Herkunft, ein armer Edelknecht, Knappe [1]. Er zog viel umher, haftete jedoch bei dem Fürſten Friedrich, den er ſeinen Hofherrn nennt (M. II, 76 a. Vgl. II, 105 a, 2). Frohmuth (die Fröhlichkeit), ſagt er in einem ſeiner Lieder, hab' alle deutſche Lande durchwallt, ob ſie Jemand finde, der in ganzen Freuden ſei, auch in das Oſterland habe ſie ihre Späher geſendet: „wer iſt jetzt ſo freudenreich, dem ſie ſich geſinde, als der Fürſt Friederich? Nun komme ſie, da ſie ihn finde!" (M. II, 76 a, 4 ff. [Haupt 85, 25. Pf.]) In einem andern Liede bittet Nithart den Fürſten um ein kleines Häuslein, darin der ſilbervolle Schrein bewahrt wäre, der ihm von Friedrichs milder Spende geworden; er hab' in deſſen Gau manche Drohung zu befahren; verdienen woll' er es, ſo lang er lebe, mit ſeiner Hand, und vor Gott einſt mit ſeiner Zunge durch ein Loblied im heilgen Chore, davon Friedrich im Paradieſe weit bekannt werde (M. II, 72 a, 4). Zweifelhaft iſt, ob der Name Nithart (Neidhard) ein wirklicher, oder, in Beziehung auf den Spottgeſang, ein angenommener ſei. Derſelbe wiederholt ſich an einem zweiten Nithart, der ein Jahrhundert ſpäter am Hofe Ottos des Fröhlichen als Spaßmacher erſcheint. Der weitere Name von Reuenthal, den ſich unſer Nithart, als von ſeinem Lehen und Eigen, ſo häufig beigiebt, legt gleichfalls allegoriſche Beziehung nahe, eben auf die traurige Beſitzloſigkeit, die er in obigem Liede vorſtellt, vielleicht auch auf verlorenen Beſitz. Hadloub, um 1300, gebraucht das Wort Reuenthal beſtimmt allegoriſch im Zuſammenhange mit Seufzenheim und Sorgenrein (M. II, 188 b, 6), ſo auch der von Gliers: „ich muß gen Trübenhauſen fahren“ (Muſeum I, 431), und im Titurel: Freudenthal und Reuenthal (Bl. 186 a, 5. 6)[1].

---

[1] Zum Beweiſe die ſämmtlichen Lieder, worin das Mädchen keinen Bauer, ſondern einen Ritter oder Edelknecht begehrt.

Vom Hofe zu Wien aus macht nun Nithart ſeine Ausflüge nach dem gefährlichen Gau, deſſen das Lied erwähnt und worunter die Dorfſchaften des fruchtbaren Tulnerfeldes zu verſtehen ſind. Was er dabei erfahren, beobachtet, erſonnen, das ſingt er zur Beluſtigung ſeines fürſtlichen Hofherrn. In dieſen Liedern erſcheint Nithart als eifriger Verehrer und Verfolger der Dorfſchönen, wodurch dann mancherlei Eiferſucht und Haber zwiſchen ihm und den ländlichen Liebhabern erwächſt, die er unter den Namen Dörper, Dorfknaben, Dorfſprenzel, Dorfrüchel (M. II, 82 b, 9), Getelinge aufführt. Wenn der Frühling auf grünen Zweig geſeſſen iſt (M. II, 75 a, 7), wenn der Mai den neubelaubten Wald an der Hand führt (M. II, 81 b, 7), wenn die Heide dem Winter zu Leide grünt (M. II, 78 a, 7. 78 b, 4. 83 b, 2), wenn der Thau den Wieſenblumen in die Augen fällt (M. II, 78 a, 6), da hört das Mädchen Nitharts lockendes Singen. „Uns will ein Sommer kommen, wohl hab' ich den von Reuenthal vernommen; den will ich loben, mein Herze ſpringt vor Freuden, recht als woll' es toben; ich hört' ihn reigen mit den Kinden, ich ſpring' an ſeiner Hand hin zu der Linden“ (M. II, 85 a, 6. Vgl. 84 b, 2). Die Mutter warnt, ſie verſagt die Feierkleider, es erhebt ſich Wortwechſel und Streit, und zuletzt ſpringt die leichtſinnige Tochter doch hin. Nithart hat gegen zwanzig Lieder von dieſer Anlage, die volksmäßig und uralt iſt, auch bei ſo manchen andern Sängern wiederkehrt. Sie gehört zu jenem Kreiſe urſprünglicher Dichtung, den wir früher darzuſtellen verſucht[2]. Eigenthümlich iſt bei Nithart die Beziehung auf ſeine Perſon und Umgebung, überhaupt die Art der Ausführung. So dichteriſch dieſe Lieder anheben, ſo unzart hören ſie gewöhnlich auf. Erſt der allbelebende Frühlingshauch, die unbezwingliche Jugendluſt, die mütterliche Sorge, in ſchönen und kräftigen Zügen; weiterhin aber wird die Darſtellung roh und übertrieben. Mutter und Tochter ſchelten einander, ſchlagen ſich gar mit Kunkel und Rechen (M. II, 75 a, 4. 84 b, 11 f. 85 b, 5 f.); das Mädchen erbricht den Kleiderſchrein (M. II, 75 b, 2); bände man ihr den Fuß mit einem Seile, ſie bliebe nicht (M. II, 85 b, 4), hin ſpringt ſie, mehr denn eine Klafter lang (M. II, 84 b, 6). Noch gewaltſamer iſt es, wenn die Mutter ſelbſt, die mehr denn tauſend Runzeln hat, von Tanzluſt ergriffen wird, wie ein Vogel ſchwingt ſie ſich auf (M. II, 82 a, 6 ff.); der Winter muß weichen, die Bäume, die grau ſtunden, haben neues Reis, die Alte, die mit dem Tode focht, lebt auf, wie ein Widder ſpringt ſie und ſtößt die Jungen alle nieder (M. II, 82 b, 4 bis 6). Überall zeigen ſchon dieſe Lieder, wie ſie zur Beluſtigung des Hofes und der Ritterſchaft beſtimmt ſind. Einen Edelknecht, einen ſtolzen Ritter will das Mädchen, keinen Gozprecht, nicht Engelber, den jungen Meier: „wird mir ein Edelknecht, oder ein Ritter zu Theile, einem Bauren bin ich dann noch recht.“ Sie verſchmäht die Warnung der Mutter, nicht mit jungen Leuten ſich abzugeben, die ihr nicht „zu Maße“ ſind (M. II, 74 b, 6. 7. 75 a, 2. 7. 84 a, 4. 5); der von Neuenthal hat ihr einen lichten Roſenkranz auf das Haupt geſetzt und ihr ein paar farbige Schuhe („gemalte kalzen“, vgl. M. II, 74 b, 2) über Rhein gebracht (M. II, 85 a f.[1]); um ſeinetwillen gürtet ſie ſich in ſchöne Borten (M. II, 84 b, 4) und bewindet ihr Haar zum Reigen mit Seide (M. II, 78 b, 2). Wie in dieſen Liedern die Hoffart der Mädchen, ſo wird in andern der Übermuth der Dörfer herausgeſtellt. Die Eiferſucht der Ritter gegen den aufſtrebenden Bauernſtand iſt hiebei unverkennbar; letzterer tritt jedoch ſo kräftig und freudig auf, daß der Spott des Höflings von ihm abfällt; Nitharts Gedichte ſind in dieſen Beziehungen ein Zeichen der Zeit. Wir geben aus ihnen eine weitere Bilderreihe.

---

[1] Graf Hugo von Montfort, Pfälzer Handſchrift 329, Blatt 2: Senenberg.

[2] Schon Dietmar von Aiſt gebraucht die Sache bildlich, wenn er von ſeinem Herzen ſagt, es thue der Tochter gleich, die liebe Mutter betrogen (M. I, 42 b, 1). Vgl. Grimm, Altdäniſche Heldenlieder 193. 46.

Genug der Dörper ſind ihm gram, und kann ers fügen, ſo ſtört auch er ihren Reigen (M. II, 74 a, 3). Der Fürſt aus Öſterreich ſelbſt hat einſt den Kampf geſchlichtet, den Nithart mit den Dorfſprenzeln gehabt, die im Gau Vortänzer waren. Sie tragen alle Eiſengewand in die Heerfahrt, wohin der Fürſt gebeut. Die daheim Feldbaus pflegen ſollten mit dem Pfluge, die ſieht man zu Wien „Curſit und Platten“ (Stücke der Rüſtung) kaufen, dazu dicke Leder für die Schienbeine (M. II, 72 b, 5. 6). In großer Schaar kommen ſie daher (M. II, 73 a, 6), ſie weichen von einander nicht, alle ſind Eine Sippſchaft. Sie tanzen freventlich mit den Mägden im Gau, dem Nithart wollen ſie das Tanzen wehren, Keiner weicht ihm einen Fuß von der Straße. Einer vor allen ſpringt ſtolz daher, in hoher Weiſe ſeine Winelieder (Minnelieder der alten Art) ſingend. Er iſt Nitharten aufſäßig, weil ihm die Schöne neulich ihre Hand zum Tanze verſagt; ſeinen Freunden hat ers geklagt, Jener ſei ſchuld: „Was gedachte der Thor, daß er bei ihr tanzen wollte? nicht geziemt es ihm, noch dem Meier Engelbold, an ihre weiße Hand zu greifen“ (M. II, 74 a, 6 bis 74 b, 3). Fluch dem Irenber, der von Botenbrunnen her geht! Lang iſt ihm ſein Haar, am Kragen trägt er groß Gepolſter, da liegt Eiſen inne, auch im Wams überall, darüber eine Hirſchhaut, an der Seite ſeines Vaters Schwert, ein gräulich Eiſen; zu Bußegeld ſind ihm alle verwandt, er dünkt ſich in ſeinem Schopfe wohl eilf Bohnen werth. Der hat der Schönen geſagt, was ihren Ohren wohl behagt; je näher er ihr ſitzet, je ferner muß Nithart rücken (M. II, 71 a, 4 bis 72 a, 2). Weiß Jemand, wohin die Dörper verſchwunden ſind? Iſt keiner mehr im Lande blieben? Man fand ſonſt manchen auf dem Tulnerfelde; wären ſie doch vertrieben! Nur in die Stube hat ſie der Winter verſcheucht. Aber ſeht den Hildemar! Die langen Locken hängen ihm weit über das Kinn herab, nachts liegen ſie gedrängt und geſchnürt in der Haube, wie Krämerſeide ſind ſie fahl, völlig eine Elle breit, wenn ſie hervorſtrauben; ſeine Schuhe ſind gelaſcht mit rothem Leder, Kränze ſind aufgenäht, Bildwerk bis über die Kniee, das ſchaut er an und ſtreicht ſeine Kleider, daß kein Federlein an ihm bleibt. Seht! noch Einer iſt hie, der beſchaut oft ſein Gewand und ſtreicht es nach beiden Seiten, daß ihm die Röcke weiter; eh' daß er beim Tanz ohn' einen Glockengürtel wäre, er ließe ſich eh' vom Lande jagen, den trägt er hoch wie ein ſtolzer Meßner; das will Nithart mit Geſange den Hofleuten klagen, Eines muß geſchehen, wo ſie Jenen beim Pfluge ſehen, daß ſie ihn nackt auszieh'n. Ein Dritter geht herfür, er iſt geheißen Ungenannt, Nitharts beſonderer

---

[1] Auch in den welſchen Paſtorellen werden der Hirtin Geſchenke gemacht.

Feind; er ſchreitet an Frau Geppen Hand, gar grimmig dünkt er ſich, ſeht, was er Eiſens freſſe! Auch Brune kömmt, der trägt eine Haube, die iſt innerhalb geſchnürt, außen ſind mit Seide Vögel aufgenäht, dazu manch Händlein die Finger gerührt: „Er muß dulden meinen Fluch, der des je gedachte, daß er Seide oder Tuch her von Wälſchland brachte.“ Der Dorfknabe will ſich werthem Ingeſinde gleichſtellen, das bei Hofleuten erwachſen und erzogen iſt. Erwiſchen ſie ihn, ſo zerren ſie ihm die Haube ſo geſchwind herab, eh’ er ſichs verſieht, ſind ihm die Vögelein entflogen (M. II, 75 b, 4 bis 76 a, 3. 8 f.). Jenem geht das Haar auf die Achſel, ſein Schwert iſt wohl geſchliffen, einen Maulſchlag gäb’ ihm Niemand ungeſtraft; er trägt einen Dudelſack (muscar, vermuthlich ſo viel als muſe-cor, was ſich zwar nicht findet, aber mit cornemuſe [muse, musette] zuſammentrifft); zween pfeifen vor ihm, der dritte ſchlägt den Sumber (Tamburin). In der Stube hebt ſich Schall von den Getelingen, der Sumber ertoſt, die Mädchen tanzen, da zuckt Jener aus dem Kreis eine auf ſeinen Schooß, er will ihr den Ring vom Finger ziehen und verrenkt ihr die Hand, ihr Bruder ſchickt nach Hülſe, der lange Rehwin und des Meiers Bruder kommen, ſie tragen ſtarke Schwerter und hegen alten Haß; Jener lehnt ſich an eine Wand, es hilſt ihm wenig, er wird in die Zähne geſchlagen, daß ihn das Blut begießt (M. II, 81 a, 5 bis 8). Megenwart hat der weiten Stuben eine, dort ſoll der Govenanz (Winterverſammlung) am Feiertage ſein, es iſt ſeiner Tochter Wille. Eines ſoll dem Andern den Tanz anſagen; daß keins der Mädchen vergeſſen werde! Den Nacken ſollen ſie wohl bedecken, aber wozu den Hals bewahrt (neue Frauentracht)? des Hauptes ſind die Weiber ſtets ſicher geweſen. Streit über Streit: Megenwart und Engelmar, Jeder will nach Göttelin gehen; wäre nicht Eberhard, der Meier, ins Mittel getreten, ſie hätten die Hände in den Haaren, zween Hähnen gleich gehen ſie den ganzen Tag gegen einander; dort iſt Hader um ein Ei, das Ruprecht gefunden, er hält es in der Hand und dräut hin und her, zornig trotzt ihm der kahle Eppe, da wirſt Ruprecht dieſem das Ei an die Glatze, daß es niederrinnt (M. II, 77 a, 6 bis 77 b, 5). „Traget aus die Schemel und die Stühle! heißt die Schragen fürder tragen! heute ſoll’n wir Tanzes werden müde. Thut uns auf die Stube! ſo iſt uns kühle, daß der Wind an mein Kind weh’ ein wenig für die Übermüde!“ Als die

Vorſinger ſchweigen, wird noch ein Abendtänzel zu der Geige getreten. Da tanzen Gozprecht, Gumprecht, Eppe, Willeprecht, des Meiers Knecht, Werenbolt und der junge Ruoze, Megenbolt, des Meiers Sohn, und Reppe, Irrenbart, Brochſelhart, darnach ſpringt der wilde Runze. Der geht freien durch das Jahr und iſt doch den Maiden gar zuwider. Zwei Spannen breit iſt ſeine Schwertfeſſel, ſtolz iſt er auf ſein neu Gewand von vier und zwanzig Tüchern. Engelbolds Tochter möcht' er haben, ein Weib, die einem Grafen zu Minne ziemte. Seh' er anderwärts hin! ſo verderbt er ſich die Augen nicht. Dieſen Sommer hat er ſie für Brot gekäut; ſchamroth war Nithart, da jene bei einander ſaßen, er ſelbſt dient ihr gerne (Benecke 290 ff.). Bickelſpiel, auch des Weiters in der Stube; Herr Kunze ſoll des Spieles Meiſter ſein, er verbietet lachen, ſprechen, winkelſehen; wen er darüber ertappt, wird auf die Finger geſchlagen; da lächelt Jütelin, ach! ach! der wird an ihrer Hand gar weh geſchehen, ſie ward an einem Finger wund, da ſie ihrer Muhme Gerſte ſchnitt; trauter Herr Kunze, ſchlagt ſie deſto linder! (M. II, 76 b, 3 bis 5.) Spiel um Haſelnüſſe, wenn Nithart am Feiertage die Mädchen beiſammen findet; ſie klagen, daß er ſo ſelten komme; er trifft auch wohl Eine allein, ſie bittet ihn, ſeinen Sang zu ſingen, und als er im Halſe nicht bereit iſt, ſchenkt ſie ihm Birnmoſt ein, bis ihm die Kehle heiter und hell wird; ſo bringen ſie den Tag mit Freuden zu und beißen mit einander die braunen Nüſſe (M. II, 80 a, 3 bis 5. 82 a, 1 bis 5). Ballwerfen auf der Straße, des Sommers erſtes Spiel; gefährlich iſts in dieſem Gedränge; Fliehen und Jagen, mit dem Wurfe trügen, Haſchen und Hüpfen, wie unzeitige Kranichflüge; wie die Mädchen glühen, wie ſie toben, wie ſie die Hände ſtrecken, wenn der Ball geworfen wird! welche den Ball kann erjagen, die ſoll Lob zuvorderſt tragen. Krumpolz von Rumpolz läuft und ruft: „Wirf mir her! ich wirf dir wider." Manche Dirne ſtößt er nieder. Erkenbold ſtößt ein Dirnlein, das nach dem Ball läuft, er ſtößt ſie über Eppen Bein, daß im Fall ihr Knie erſcheint (M. II, 79 a, 5 bis 79 b, 2). Keiner müht ſich in der Frauen Dienſte, wie der Dörper Löchlin, wenn er zu Weihnachten (vgl. M. II, 66 b, 4) den Reigen führt; er nimmt ſich eine Jungfrau an die Hand und ſpringt, daß Lung' und Leber, Herz und Magen in ihm ſich umſchwingt; ihm dünkt, als wären ſieben Sonnen am Himmel, er läuft um, wie ein gedrehter Topf, ihm ſchwindelt, er fällt zur Erde, Mund und Naſe wallen von Blut über, ſein Herz klopft ſichtbar zu beiden Seiten (Görres, Meiſterlieder S. 166 f.).

Alle dieſe Bilder und noch andre, gänzlich zuchtloſe, hat Nithart in den Rahmen des ritterlichen Minneſangs gefaßt. Man glaubt, ein ernſtes Minnelied vor ſich zu haben, wenn man im Eingange die maleriſchen Beſchreibungen des Frühlings oder Winters, die zärtliche Klage über die Ungunſt der Geliebten lieſt, aber auf einmal ſpringen dieſe „ſehnelichen Klageliedel“ (M. II, 78 b, 8) in den „üppigen Sang“ (M. II, 82 b, 7) über, z. B.: „O weh, liebe Sommerzeit! o weh, Blumen und Klee! o weh mancher Wunne, der wir ledig müſſen ſein! Unſrer Freuden Widerſtreit (der Winter) bringet Reifen und Schnee, das hat alles rother Roſen ungleichen Schein, alſo iſt ungleich mein' und Amelunges Schwere, meines Ungelingens freut er ſich“ u. ſ. w. (Pfälzer Handſchrift 357, Bl. 26 b). Doch nicht bloß in dieſer allgemeinen Anlage beſteht die ſpottende Nachahmung des Minneſangs. Auch einzelne Wendungen und Ausdrücke des letztern werden in das Poſſenhafte geſpielt. Schon jenes wiederholte „O weh!“ beim Einbruch des Winters erinnert an den Anfang mancher Minnelieder. Oft klagen die ritterlichen Sänger, daß ihr vergebliches Werben ſie vor den Jahren grau mache; Nithart klagt, von der Dörper Übermuthe ſei er vorn im Schopfe grau (Pfälzer Handſchrift 357, Bl. 24 b. Vgl. M. II, 199 b, 5). Herkömmlich iſt im Minneſang, daß eine ſchöne Frau ein Land ziere und erfreue; Nithart ſingt von den tanzenden Dorfſchönen: „Sie hat geſchürzet ihr Gewand mit der Hand, daß ein Land von ihrer Schöne wird bekannt“ (M. II, 86 a, 2). „Ihr Mägde, wohlgethan und minniglich, ihr zieret euch, daß euchs die Baier danken, die Schwaben und die Franken“ (M. II, 78 a, 3). Walther von der Vogelweide klagt: „Sie fragen und fragen aber allzu viel von meiner Frauen, wer ſie ſei“ (M. I, 122 a, 7). Auch Nithart wird ausgeforſcht, zwölf handfeſte Dörper kommen angeſtiegen und fragen, wer ſie ſei, die Wonnereiche, der er ſo hofelich geſungen. Er antwortet, wieder mit Anſpielung auf die Minnelieder: „Sie wohnt in deutſchen Landen ſicherlich, ſie iſt in meinem Kreiſe, der ich diene, von dem Po bis auf den Sand (Meeresufer), von Elſaß bis in Ungerland, in der Enge ich ſie fand, ſie iſt noch zwiſchen Paris und Wiene“ (M. II, 73 a, 6 f. Vgl. M. I, 119 b, 6. 131 b, 2. 145 a, 4. I, 8 a, 5. II. 105 b, 5)[1].

So vergnügte Nithart den Hof zu Wien auf zwiefache Weiſe, indem er Bäuriſches und Höfiſches zugleich, Eines durch das Andre, in ſcherzhafter Zuſammenſtellung lächerlich machte. Unter ſeinem Namen ſind noch weitere Schwänke vorhanden, welche, ſoviel wir in Ermanglung vollſtändiger Quellen vermuthen, mehr die erſtere Richtung, den Scherz mit den Bauern, verfolgen und einer ſpätern Zeit angehören[2]. Über Nitharts Wanderungen ergiebt ſich Verſchiedenes aus ſeinen Liedern, was wir hier übergehen. Seine Dichtergabe iſt ſchon nach demjenigen, was wir ausgehoben, unverkennbar. Sein Geſang war berühmt und ſein Name noch in den Schulen der Meiſterſänger geſchätzt[3]. Leider ſind ſo viele ſeiner Lieder durch die ſchmutzigſten Späſſe entſtellt. Einmal ſtimmt er ernſteren Ton an, in einer bitteren Klage über die wandelbare Welt, daraus zu entnehmen, daß jener heitere Sang ihn weder gegen innern Kummer, noch äußerlich gegen Mangel geſichert: „Wer einen Vogel hätte, der mit Sange durch das Jahr ſeinen Willen thäte, dem ſollte man unterweilen nach dem Vogelhauſe ſehen. Säng' er ſeinen Sang immer gegen den Maien, ſo ſollte man ihn den Sommer und den Winter hegen; guter Pflege wiſſen auch die Vögel Dank“ (M. II, 72 a, 5 bis 72 b, 4. 73 a, 1. 2).

---

[1] Weiteres, was bei Nithart mehr oder minder parodiſch ſcheint: verwandelot (zweimal M. II, 71 a, 4. 73 b, 3), vielleicht in Beziehung auf Reinmars alterthümlichen Stil (M. I, 78 b, 2. Vgl. I, 41 a, 3. Miscellaneen II, 202, 68). Si iſt wirſer, danne guot (M. II, 72 a, 5). Ahten es die Walche niht, ſo wol dir tütſchiu zunge (M. II, 73 b, 4. Vgl. I, 102 b, 3). Des tuſent herzen wurden geil (M. II, 73 b, 7). Waz geſungen nie die vogel weder e noch ſit (M. II, 75 a, 6). Hiure tumber, danne vert (M. II, 75 b, 5). Siben boten (M. II, 81 b, 5). Da diu ſchöne vor mir ſaz Alſam ein voller mane (M. II, 83 a, 3. Vgl. I, 54 a, 3). Alle ir fuore iſt von der gugelheit (M. II, 82 a, 3). Daz ich mich ſchampt; Schüchternheit der Minneſänger, durch Birnmoſt vertrieben (M. II, 82 a, 4). Si iſt von dem roten golde und niht von ſtahele (Pfälzer Handſchrift 357, Bl. 26 a).

[2] Wunderhorn I, 103. Miscellaneen I, 95.

[3] Seiner erwähnen noch Marner (M. II, 173 a, 3), Rubin (Müller II, Alt Meiſtergeſangbuch S. 5, CLXIII); Herman Damen: Reimar, Walter, Rubin, Nithart, Briderich der Sunnenburgäre Diſe alle ſint in todes vart u. ſ. w. (Müller II, nach Jwein S. 62, XI); Lüpolt Hornburg (Muſeum II, 22. 26). Schilter, Glossarium s. v. Bardus S. 89. Görres, Meiſterlieder S. 225.

Unter den Sängern der ländlichen Weiſe, deren wir vorhin eine Reihe genannt, ſteht Göli dem Nithart am nächſten. Er giebt ein Bild des Oſterſpiels, eines Frühlingsfeſtes, in dem wir das Fortleben uralter Gebräuche erkennen; es iſt ein altdeutſcher Waffentanz[1]; der Vortänzer führt das Oſterſachs, auch die Genoſſen tragen lange zweiſchneidige Schwerter und ſo ſuchen ſie den Reigen eines zweiten Führers fechtend zu durchbrechen, ihn von der Linde zu verdrängen; jeder Reigen hat begeiſternde Schönen in ſeiner Mitte; dieſe rühmen ſingend ihren Führer und verhöhnen ſeinen Gegner: „Er iſt unter Falken nicht ein Aar, kaum eine Löwenklau' unter andern Thieren. Wer wittern könnte, wie er will, den ſchlüge der Hagel ſelten“ (vgl. Titurel 185 b, 5). Aber die Schwerter ſchlagen ſchallend auf harten Stahl; ein rüſtig Spiel, bei dem man zur rechten Hand des Daumens wohl bedarf (M. II, 57 a, 1 bis 5. 58 b, 4)[2]. Beſchreibung einiger Dörpel, die, den Reigen bei der Linde zu ſtören, mit Kolben und Schwertern den Bergabhang niederſteigen (M. II, 58 a, 3. 4, von hoben liten); ſodann, ſpottweiſe, Eiferſucht auf einen halbfranzöſiſchen Zierbold, der krauslockig, wie ein Löwenhaupt, mit wohlgefaltetem Rocke zum Tanze geht; Niemand rühr' ihn mit ungewaſchenen Händen an! (M. II, 58 a, 6 bis 58 b, 2.) Eben dieſe Geſtalt, der öftere Gebrauch fremder Worte, die Erwähnung der Kolmarer Hüte (Helme) (M. II, 57 a, 3), ſowie des Rheines, an dem Werte und Auen grünen (M. II, 57 a, 1. Vgl. 57 b, 3. [Haupts Nithart S. XXV. Pf.]), läßt uns die Heimat des Sängers im Elſaß finden.

Der von Stamheim malt den Auszug der Mädchen zum Frühlingsreigen in einer ſehr ausgeführten Darſtellung. Auch hier iſt Wortwechſel zwiſchen Mutter und Tochter und Vorenthalten der Kleider.

---

[1] Tacitus, Germania. Ol. Magnus, De gentium septentrionalium variis conditionibus, Lib. XV, Cap. XXIII bis XXV, beſonders im letzterwähnten Capitel: „Saltationem, seu choream similem a vetustissimo instituto servarunt servandamque docuerunt antiqui: in qua adolescens ductor erat armatus, militarem exercens peritiam, qua postea in invadendis hostibus uti posset. Sequebatur virgo modestia quadam insignis, quæ fœmineum saltum decenter agebat.“ Oſterwein ſ. Wunderhorn I, 105 f.

[2] Die Minneſänger nennen oft die Geliebte ihres Herzens Oſtertag; der von Troſtberg ſingt: „Sie iſt meins Herzens Oſterſpiel“ (M. II, 52 b, 6).

Die Mutter ſagt, zu ihrer Zeit ſei das nicht geweſen, daß Mädchen, gleich den Knaben, ins Holz zum Tanze gelaufen, ſie habe man nie beim Reigen geſehen. Die Tochter meint, das ſeien die Schlimmſten, die Alles zum Böſen kehren, manche ſei nie zum Reigen gekommen und doch daheim nicht um ſo viel beſſer geweſen[1]. Bald giebt die Mutter nach und hilft ſelbſt das liebe Kind ſchmücken (M. II, 55 b, 7 ff.). Das Ganze iſt von blühender Farbe und weit ſittiger, als Nitharts Bilder, daher wir es ſchon früher bei der Schilderung der Maientänze benützten. Der Sänger ſelbſt erſcheint hier wieder als ein ſolcher, der ſein eigen Leid in der allgemeinen Freude vergißt. Am nächſten aber knüpft ein Reigenlied des Grafen Konrad von Kilchberg die ländliche Weiſe an den edeln Sang; es hat von jener faſt nur noch den Aufruf vieler Mädchennamen (vgl. Nithart, M. II, 85 a, 5), unter denen ſich, neben den gemeinſchaftlichen, auch höhere und ausgeſuchtere zu befinden ſcheinen; von Parodie iſt keine Spur mehr; der zärtliche Sänger wünſcht die Geliebte herbei, um ihr in des Maien Blüthe einen Schattenhut zu brechen. Der Refrain iſt: „Freut euch, ihr jungen! die Blumen ſind entſprungen. Singet den Reihen, ſeid fröhlich froh des lichten Maien!“ (M. I, 13 b, 7 bis 14 a, 5.)

Ein fruchtbarer und fröhlicher Sänger iſt der Schenk Ulrich von Winterſtetten. Bei der heitern Farbengebung des Ganzen erſcheint auch die Klage nicht ſehr ernſthaft; wenig innerer Reichthum, aber ſchöne Manigfaltigkeit der Formen; durch alle ergießt ſich der Strom der Worte leicht und wohllautend. Sein Muth iſt „zu Sange ſchnell“, wie er ſelbſt von der Nachtigall ſagt (Benecke 159, 2). Die Tanzleiche ſpringen in raſchen, kurzen Reimzeilen, oft Silbe auf Silbe; ſie heben zärtlich und klagend an, dann wird zum Tanze gerufen, die Mädchen bei Namen (Benecke 168. 183. 184), und nun wirbelt der Reigen, bis die Saite ſpringt; ausgelaſſene, doch ſchuldloſe Jugendluſt. Dennoch erſcheint er anderwärts als gefährlicher Mädchenfänger. Er lauſcht am Hauſe, wie Mutter und Tochter wortwechſeln. Jene ſpricht: „Iſt denn nichts mehr Schönes, denn das der Schenke ſinget? Weh mir, des Getönes, das mir durch Leib und Ohren dringet! Sie gelfen ſeinen Sang Tag und Nacht in dieſer Gaſſen, und iſt doch nichts Hübſches dran, man ſollt' ihn haſſen." Die Tochter: „Lieb Mütterlein, wenn er was Gutes ſinget, wen beſchweret das? Er thut ja Niemand Leides, er will nur fröhlich ſein." Die Mutter: „Da wollt' er fernd von meinem Bette weg dich rauben." Die Tochter: „Er iſt unſchuldig dran, ſein Bruder thats, ihm war es aus der Maße leid." Mutter: „Ihr Keiner hat Beſcheidenheit, ſteh nur den Leuten in ihrer Thorheit bei! Unſelig Kind, du minneſt Niemand guten; wähnſt du, daß dir der Schenke gebe ſeinen Sang, den er da ſinget? Du biſt nicht die Schönſte, die ihn je bezwang, oder noch bezwinget." Da ſtimmt das Mädchen aus roſenrothem Munde ein freudig Lied an. „O weh!" ruft die Mutter, „was haſt du gedacht! du willſt von hinnen, des Schenken Lieder haben dich von Sinnen bracht, du willſt entrinnen." „Mutter, ja, ich will in die Ernte oder anderwärts." Der Sänger, der Alles mit anhört, begleitet ſtets die feindlichen Reden der Mutter mit heimlicher Verwünſchung, die den Refrain des Liedes macht (M. II, 59 b, 3 bis 60 a, 1). Wir erkennen hier, in neuer Wendung, dieſelbe Anlage, die Nithart auf ſeine Weiſe manigfach bearbeitet hat. Ein andermal zeigt ſich der Schenk im Zwiegeſpräch mit einer Schönen, die ihm vorwirft, dieſelbe Rede hab' er wohl tauſend Frauen eh' gekündet; ſie ſchilt ihn einen Lügner, der ſchon manches Weib betrogen (Benecke 208, XVIII. Vgl. M. I, 123 b, 4 bis 7). Dieſer Schenk Ulrich und ſein Bruder, deſſen Abenteuer obiges Lied berührt und deſſen Tod ein andres beklagt (Benecke 262, XLV), ſind auch ſonſt nicht unbekannt. Ihr Geſchlecht blühte in Oberſchwaben (vgl. Benecke 206, 1: Jr Swaben u. ſ. w.). Herr Ulrich von Winterſtetten und Konrad, ſein Bruder, waren, nach der Erzählung eines Chronikſchreibers von Sankt Gallen, bei den Zeiten des Abts Berthold von Falkenſtein (1244 bis 1272, Goldaſt, Scriptores rerum Alamannicarum B. I, S. 93) mächtige Leute und hatten allweg Krieg und Stöße mit dem Biſchof von Konſtanz; ſie waren Diener und gute Freunde jenes Abts, der ſelbſt mehr Ritter, als Mönch, war. Sie hatten mehr, denn tauſend Mark Gelds, aber, ſei es durch Fehden oder durch luſtig Leben, der eine Bruder ward zuletzt ſo arm, daß er und ſein Knecht zu Fuße giengen von einem Herrn zum andern und bettelten [1]. Ulrich ſelbſt giebt den Namen ſeines Bruders nicht an, da ihn aber die Geſchichte ſtets mit Konrad zuſammen nennt und keines weitern Bruders Erwähnung geſchieht, ſo iſt in jenen Liedern ohne Zweifel eben dieſer Konrad gemeint. In dem Unglücklichen aber, der ſein Brot betteln muſte, vermuthen wir nicht ihn, ſondern den Sänger Ulrich; dieſer war der Überlebende und in ſeiner Todtenklage um den Bruder deutet er nirgends auf ein ſo trauriges Loos des Verſtorbenen; ebenſo wenig Ulrich von Türheim, der in ſeinen Fortſetzungen des Triſtan und des Wilhelm von Oranſe des Schenken Konrad gedenkt. Die erſtere Arbeit unternahm er auf Bitten Konrads, deſſen Freigebigkeit er rühmt und den er zugleich als eifrigen Frauendiener bezeichnet (V. 25 bis 39. 3660 bis 3668); in dem letztern Werke betrauert er Konrads Tod, und zwar in Verbindung mit dem des Königs Heinrich (Heinrich VII, abgeſetzt 1235, geſtorben 1242) und andrer edeln und milden Herren [2]. Beide Brüder, ſcheint es, achteteten nicht ſehr des Geldes, und Ulrich ſingt noch in frohen Tagen: „Niemand wäge mir mit Gute (Reichthum) Freud' und freudenreichen Muth! Freud' in edeln Mannes Muthe die thut baß, denn all ſein Gut. Wenn die Rein', in Weibes Güte, ſpräche: Lieb, ich bin dir hold; das erfreute mein Gemüthe, mehr, denn aller Griechen (Morgenländer) Gold“ (Benecke 238, XXXIII. Vgl. 208, 2. Refrain).

---

[1] Bruder Wernher, Alt Meiſter-Geſangbuch S. 3, LXVIII:
Ein wib, die miſſeraten hat, die ne gan irer tochter nicht,
daz ſie ane var mit wiſſen wol gevar;
ſi ſeit ir vil der märe vür, wie ſie in ir jugende habe gevarn.

---

[1] Bodmer im Vorbericht zu den Proben S. XXX f.: Herr Uolrich von Winterſtetten und Cuonrad, ſin bruoder, waren bi den ziten abt Bertholds von Falkenſtain mechtig lüte und hattend allwegen krieg und ſtöß mit dem biſchof von Coſtenz und warent diener und guot frünt allwegen des aptes. Alſo wolt ſi der biſchof an riten, als er ouch tet. Do mant der biſchof den abt ſines aides, wan er ouch ain aidgenoß was; der bracht ain michel hilf und fuor ſelb da mit und laitent ſich für Winterſtetten; das ward dazemal bald berichtet, wan der apt was guot tedinger. Küchemeiſter in den Gestis monasterii sancti Galli (vgl. Stumpff I, 26 a). Das Städtchen Winterſtetten war im obern Thurgau gelegen, und liegt ſo völlig zerſtört, daß man den Ort, wo es geſtanden war, nicht mehr kennet. Derſelb Schenk Cuonrad und ſin bruoder, ſagt Küchemeiſter, hattend me, denn tuſent mark gelts, der ward ſyder als arm, das er und ſin knecht ze fuos giengen von ainem herren ze dem andren und bettletend.

[2] Pfälzer Handſchrift 404, Blatt 223 a. Ulrichs von Türheim ſelbſt erwähnt Rudolf von Ems (1220 bis 1254. Docen im Muſeum I, 200 f.) an zwei Stellen ſeines Wilhelms von Oranſe als ſeines Zeitgenoſſen und Freundes (Miſcellaneen II, 154. 304. Vgl. ebd. S. 296). Ein Schenk Konrad von Winterſtetten, Stifter des Kloſters Baindt, kommt ſchon 1227 vor (mit ſeinem Bruder Eberhard), er ſtarb 1243. Cruſius, Schwäbiſche Chronik I, 737 b. 738 b. 764 b. 765 a. Vielleicht der Vater der Brüder Konrad und Ulrich. Wen meint Ulrich von Türheim? In einer Urkunde Heinrichs VII von 1225, zu Nürnberg ausgefertigt, iſt Conradus, Pincerna de Winterstetten, Zeuge. Falkenſtein, Antiquitates Nordgavienses B. IV, S. 47. In einer andern

Burkart von Hohenvels, ein fruchtbarer und eigenthümlicher Sänger, reich an Bildern, die er am liebſten von Waidwerk und Falkenjagd entnimmt, gefällt ſich auch in ländlichen Tänzen; bald Winters in der Stube (M. I, 83 b, 2 bis 6); bald in der Scheuer, wenn Regen unter Dach jagt, mit dem ſchönen Refrain: Freude und Freiheit! (M. I, 87 a, 4 bis 87 b, 2), bald in der Ernte, wohin auch bei dem Schenken von Winterſtetten das Mädchen enteilt. Burkarts Erntelied iſt ein idylliſcher Wechſelgeſang zwiſchen zwei Geſpielen. Die Eine freut ſich, daß ihr Dienſtjahr ein Ende hat; im Maien war ihr alle Luſt verſagt, jetzt, in der Ernte, will ſie fröhlich reigen. Die Andre klagt, daß Gottes Hand ſie reich geſchaffen; ach! wäre ſie arm, ſo wollte ſie mit der Geſpielin zu Freuden fahren; ihr licht Gewand hat die Muhme beſchloſſen, ob ſie traure oder ſich freue, ſie wird geſcholten, weil es die Minne thue. „Laß dein Sorgen!“ erwidert die Erſte, „du ſollt mit mir morgen. Ich will dich lehren ſchneiden, ſei freudenvoll! thut das weh', wir meiden es, uns wird anders wohl.“ Jene willigt ein, mitzugehn; ſoll ſie nicht lachen gegen Würdige, ſo will ſie einen Geringen nehmen, der Muhme zu leid. Der paſſende Refrain iſt dieſer: „Mir iſt von Stroh ein Schapel und mein freier Muth lieber, denn ein Roſenkranz bei ſtrenger Hut“ (M. I, 85 b, 4 bis 86 a, 3).

Gottfried von Neifen, der eifrige Minneſänger, hat gleichwohl Volksmäßiges und Ländliches (M. I, 23 a, 6 ff. 23 b, 6 f. 8 ff. Muſeum I, 378. 153 ff. 386. 188 ff.). Unter Andrem eine Liebſchaft am Brunnen, mit der, die das Waſſer in Krügen trägt. Der Sänger ſchlägt ihr vor, mit ihm von hinnen zu ziehen, ſie trägt aber Bedenken, weil ihre Frau ihr noch einen Schilling und ein Hemd ſchuldig ſei (Muſeum I, 370, 125 ff.).

Konrads IV, Nürnberg 1240, gleichfalls Conradus, Pincerna de Winterſtetten, ebd. S. 52.

So in manigfachen Farben und Übergängen entwickelt ſich dieſe Weiſe; nach der Neigung jedes Sängers iſt bald das urſprüngliche Naturgefühl, bald die Luſt an idylliſcher Schilderung, bald die Abſicht des Verſpottens und Verkehrens vorherrſchend. Letztere beſonders noch in ſolchen Liedern, worin beſtimmte Gedichtarten ſcherzhaft nachgebildet ſind. Steinmar unterwirft das Tagelied einer beſondern Beurtheilung, worin er es unnatürlich findet, daß man ſich einem Wächter vertraue, der ſeinen eignen Herrn verräth und den Gaſt auf Schaden einläßt, oder daß in ſo gefährlicher Lage Jemand entſchlafe (M. II, 106 b, 4 bis 6). Er wendet aber auch in zwei unfeinen Liedern dieſe Form parodiſch an, indem er z. B. einen Knecht und eine Dienerin am Rufe des Hirten erwachen läßt (M. II, 107 a, 4 bis 8. 107 b, 2 bis 4)[1]. Das Botenlied verkehrt der Taler: Künzelin ſoll mit Brief und Sang zu der minniglichen Frauen eilen; doch er meint, warum der Herr nicht den Heinzelin ſende; der ſinge ſo ſüß und hab' auch wohl die Muße: „will ers nicht thun, ſo folget mir und fallet ihm zu Fuße!“ (M. II, 100 b, 6 bis 101 a, 3). Gerade wie Ulrich von Lichtenſtein ſeinem Boten zu Füßen fällt.

---

[1] Auch das Geſprächslied ſcheint er zu parodieren (M. II, 108 a, 3 ff.).

XI.

Nachklänge des Minneſangs.

Schon Walther von der Vogelweide klagt über den Zerfall des edleren Geſanges. Ungefüge Töne, ſo klagt er, haben das hofeliche Singen zu Hofe verdrungen, ſeine Würde liegt darnieder, Frau Unfuge hat geſiegt. Die das rechte Singen ſtören, deren iſt jetzt ungleich mehr, denn die es gerne hören. Wer will noch harfen bei der Mühle, wo der Stein ſo rauſchend umgeht und das Rad ſo manche Unweiſe hat? Die ſo freventlich ſchallen, ſie thun wie Fröſche in einem See, denen ihr Schreien ſo wohl behagt, daß die Nachtigall davon verzagt, ſo ſie gerne mehr ſänge. Wer doch die Unfuge von den Burgen ſtieße! Bei den Bauern möchte ſie wohl ſein, von denen iſt ſie hergekommen (M. I, 112 a, 4 ff. Vgl. I, 118 a, 2).

Leicht erkennen wir in dieſer Unfuge den ſcherzhaften Dorfgeſang, in welchem Walther ſelbſt verſpottet wird. Bezeichnend ſagt derſelbe Sänger in einem Maienliede: „Wir ſolln tanzen, lachen, ſingen, ohne Dörperheit“ (M. I, 117 b, 8).

Auch Ulrich von Winterſtetten, wiewohl ſelbſt der ländlichen Weiſe zugeneigt, beklagt das Verſtummen des hofelichen Sanges in deutſchem Lande (Benecke 263, 2. 264, 1. Vgl. Benecke 156: min hovelliches ſingen). Ein Mädchen läßt er klagen: „Wer Minne suchet, iſt jetzt verfluchet. Armes Minnerlein! ſprechen nun die Jungen. Die hievor ſangen, nach Ehre rangen, die ſind verdrungen“ (Benecke 262, 2). Der „armen Minnerlein“ hörten wir früher Steinmarn ſpotten (M. II, 105 a, 3).

Doch nicht die Gegenſänger verdrangen den Minneſang. Sie ſpotteten ſchon, als er am üppigſten blühte. Daß dieſer Geſang von wenigen Grundtönen ein volles Jahrhundert raſtlos fortgeklungen, iſt allein ſchon genügende, innere Urſache ſeines endlichen Verfallens. Dazu kömmt, daß das Leben ſelbſt, aus dem er hervorgegangen, die Ritterwelt, ſich zum Abend neigte. Andre Kräfte, ein neues Geſchlecht, ſtreben jugendlich auf und ergreifen das Heft der Bildung. Unnütz und überläſtig dieſer erſtehenden Zeit, im verzweifelten Kampfe mit ihr begriffen, verwildert das Ritterthum [1].

Wir wiederholen nicht, was Ulrich von Lichtenſtein noch am Schluſſe ſeines Buchs von der Verwilderung des Adels in Steier und Öſterreich und vom Zerfalle des Frauendienſtes meldet. Reinmar von Zweter bedauert, daß Frauen nicht die Gewalt haben, mit lichten Augen freche Ritter zu bezwingen; wo jetzt Frauen über Feld fahren, die fange man auf, um Schatzes, nicht um Minne willen; ein ſolcher Ritter tödte ſeine Ehre; flüchte ſich ein Wolf zu Frauen, man ſollt' ihn ihretwegen laſſen leben (M. II, 152 b, 3). Derſelbe Dichter rügt bitter einen beſondern Fall gebrochnen Landfriedens: „Der neugeſchliffne Friede iſt ſo ſcharf, daß Ungerichte (Mangel der Rechtshülfe) Niemand fürchten darf; wer einen Klumpen Goldes trüge über Feld, der wär' unlange ſein. Das mag die Königin von Ungerland bezeugen, die hat das wohl gehöret und geſehen an ſich und ihrem Roſſe. Man war den Frauen weiland ſo gefähr, wär' ſie dahergefahren ſo minneſam, ein Küſſen von ihrem rothen Munde hätt' man ihr gerner abgeſtohlen, denn alle ihre ungariſchen Fohlen; das war, da noch die Minne zwingen konnte" (M. II, 152 b, 3). Konrad von Würzburg ſchildert die Wildheit der Zeit in einem Tanzleich: Venus iſt entſchlafen, die weiland hoher Minne gewaltet; manche Frau ſchreit wehe darob. Schürf' und ſchind' Schaf und Rind! das iſt die Minne, nach der ſie jetzt trachten. Herr Mars reichſet in dem Lande, der hat den werthen Gott Amur verjagt mit Raub und Brand. Er iſt der leide Streites-Gott; der Freuden Thor iſt zugethan auf ſein gewaltiglich Gebot. Herr und Bauer übt Raub und Brand viel lieber, denn die ſüße Minne. Der Frauen Tanz iſt hingelegt, die Schoppen die ſind worden werth, für einen Kranz man gerne trägt die Bickelhaube oder das Schwert. Viel Unbill wird begangen an armen Kühen und an Geißen und an den Leuten, die man fäht. Gewalt iſt mächtig auf der Straße, Recht ſteht krummer, denn eine Sichel. Nun wehre dich, viel werther Fürſt Amur, eh' daß man gar verdränge dich! laß ſchauen, Herr, ob du gewaltig ſeiſt! Schieß den Pfeil, der Manchen ſchon verwundet! Venus, Königin, wach' auf! Es iſt an der Zeit, dein Sohn Amur der harret dein, fahrt zuſammen in den Streit! Wirf dein Feuer und deinen Zunder in die Herzen der Streiter! (M. II. 198 a, 4 bis 199 b, 4). Frühe ſchon rügt Heinrich von Veldeke, daß Männer die Frauen ſchelten (M. I, 19 b, 5. 6); jetzt verſichert Meiſter Friedrich von Suonenburg, gerne ſäng' er Minnelieder, aber er laſſ' es darum, weil Zucht und hübſcher Sang den jungen Edeln weh thue und, Weiber beim Weine zu ſchelten, ihnen beſſer behage (M. II, 213 a, 4. Vgl. M. I, 129 a, 3). Auch Ulrich von Türheim, in der Fortſetzung des Wilhelm von Oranſe, klagt wiederholt, daß die Ritter den Wein eifriger (harter) minnen, denn ein ſchönes Weib, daß den Frauen Niemand mehr ritterlich diene, ja daß er Weiber kenne, die ſelbſt ſich lieber an Wein, als an werthe Minne kehren und dem Gaſte weidlich zutrinken (Pfälzer Handſchrift 494, Bl. 129 a. 212 b. Vgl. Méon B. II, S. 194). Noch ſpäter, um 1340, ſingt Reinhard von Weſterburg, ein rheiniſcher Ritter, auf der Frauen Gnade acht' er kleine Sache; wer rächt' auch ſeinen Schaden, wenn er um ſie den Hals zerbräche? Dem Kaiſer, Ludwig dem Baier, in deſſen Gefolge der Ritter ſich befindet, misfällt dieſes. Da ſtimmt Reinhard ein andres Lied an: „In Jammersnöthen ich verbrenn' um ein Weib gar minniglich.“ Worauf der Kaiſer ſpricht: „Weſterburg hat es nun wohl gebeſſert.“ [1]

---

[1] [Vgl. Schriften II, S. 206 ff. H.]

Der Minneſang, ſonſt die Blüthe ritterlicher Bildung, jetzt dem Ritterſtande verleidet und verlernt, ſank mehr und mehr zur Gemeinheit herab. Bettelhafte Hände ſchlagen das abgegriffene Saitenſpiel, das einſt Kaiſer und Könige gerührt. „Minne klagt, man wolle ſie von deutſchen Landen treiben mit dem Geſange, den ſie nicht hören will aus ſo unwerthem Munde; wer getragener Kleider gehrt, der iſt nicht Minneſanges werth; ihr Minneſang iſt Weibes Schande“ (M. II, 181 a, 2). So der von Buwenburg, ſelbſt keiner der Feinſten mehr; aufrichtig geſteht Geltar (Pfälzer Handſchrift 357: Gedrut): „Mir iſt ſo noth nach alter Wat, daß ich nicht von Frauen ſinge; mir wären vier Kappen (Überkleider) lieber, denn ein Kränzelein" (M. II, 119 a, 3). Darnach iſt denn auch die Behandlung der Sänger, über die ein Andrer klagt: „Schnell kömmt Einer, der mich beim Gewande hinwegreißt. Hinaus, ihr Knecht! ſpricht er. Freude und Frauen, des lachet ſein Mund" (Reimar der junge, Pfälzer Handſchrift 357).

---

[1] Bouterwek, Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit Bd IX. S. 293. Koch II, 69, aus der Limburger Chronik.

Doch nicht ſo ganz ohne edlere Nachwirkung verhallte der Minneſang. Was man ſonſt geſungen, ward jetzt häufig geſchrieben; den Minneliedern folgen Liebesbriefe. Schon die Büchlein, die Ulrich von Lichtenſtein der Geliebten ſendet, ſind Schreiben der Minne. „O wehe," ruft der Kanzler, „daß ich nicht finden kann auserwählte Worte, dadurch ich reinen Weiben mit Mund und Hand ſprechen möcht' und ſchreiben!" (M. II, 240 a, 3. Vgl. I, 27 a, 2. 181 b, 5. II, 222 b, 2. 3. 157 a, 5. Müller II, S. 34, IX: Der Unverzagete.) Die Schreibkunſt verbreitete ſich immer mehr unter dem Bürgerſtande. Kundige Schreiber, Schüler der freien Künſte, ſetzten ſich im einſamen Stüblein nieder und ſchrieben in wohlgemeſſenen Reimzeilen an ihr feines Lieb. Das vierzehnte Jahrhundert iſt reich an ſolchen zärtlichen Sendſchreiben, darin, neben neu erworbener Gelehrſamkeit, noch manche Blume des Minnelieds, wie in zierlicher Federzeichnung, erſcheint. Auch die Meiſterſänger faſſen in ihre weitſchichtigen Reimgeſtelle Manches aus dem alten Minneſang; ſie ſtimmen Tageweiſen an und preiſen der Liebſten rothes Mündlein. So erkennt man bei Muscatblut den Einfluß der guten Vorbilder, zugleich aber zeigt ſich die Verſchiedenheit des Lebens und der Umgebung, wenn er z. B. ſingt: „Sie iſt meins Herzens Saitenſpiel; käm' ich in ihren Garten, darin wollt' ich nun freuen mich, gar lieblich mit ihr koſen, ſie wieſe mich in die Roſen" (Muſeum I, 123) [1].

---

[1] Suchenwirt S. 27:

> Gezieret ſchön mit edeln chraut
> Sieht man vil manik gärtel,
> Darin ſo gen die zärtel,
> Daz rote münde ſint genant,
> Und prechent mit ir weizen hant
> Die pleter von dem ſtengel,
> Gezieret als die engel
> In prehender varbe ſchan.

Bei den Rittern ſelbſt ertönen noch lange hin Nachklänge des Minneſangs. Am Eingang des fünfzehnten Jahrhunderts ſtehen zween ritterliche Minneſänger, Graf Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenſtein [1].

Doch wir kehren aus dieſer ſpäten Zeit zurück, um die Darſtellung des Minneſangs mit dem ſchönſten und reinſten Nachhall desſelben zu ſchließen, der noch eben am Schluſſe des dreizehnten Jahrhunderts ſich zu Zürich vernehmen ließ, in merkwürdigem Zuſammenhang mit der reichhaltigſten und ſorgfältigſten Aufzeichnung der alten Lieder.

Rüdger Maneſſe, Ritter und Rathsherr zu Zürich, von 1280 bis 1325 in Urkunden vorkommend, und ſein älterer Sohn gleiches Namens, Chorherr am großen Münſter, erſt Cuſtos, dann Scholaſter, ebenfalls urkundlich von 1296 bis 1328, faßten den rühmlichen Entſchluß, den Minneſang, als er eben zur Neige gieng, durch eine möglich vollſtändige Sammlung der zerſtreuten Lieder der Vergeſſenheit zu entreißen. Dieſes meldet der Meiſter Johann Hadloub in einem Liede, das er eigens dem Preiſe des Unternehmens gewidmet: „Wo fände man beiſammen ſo manig Lied? Man fände der nicht in dem Königreiche, ſoviel in Zürich zu Buche ſteht; drum ſinget (prüvet) man oft da Meiſterſang. Der Maneſſe rang darnach ſo lange, daß er das Liederbuch nun hat. Gegen ſeinen Hof möchten ſich neigen die Sänger, ſein Lob hier anſtimmen und anderswo, denn Sang hat Baum und Wurzel da. Und wüſt' er, wo guter Sang noch wär', er ließe nicht ab, darnach zu werben. Sein Sohn, der Küſter, triebs auch dahin, ſo daß ſie gar viel edeln Sanges, die guten Herren, zuſammen gebracht; ihre Ehre merket man daran. Wer ſie zu ſolchem Anfang wies, der hat ihrer Ehren wohl gedacht. Das that ihr Sinn, der richtet ſie nach Ehren, ſo iſt es ihnen angeboren. Sang, damit man den wohlgethanen Frauen ihr Lob wohl mehren kann, den wollten ſie nicht laſſen zergehn. Wem mit edlem Sang iſt wohl, des Herz iſt voll gar edler Sinne. Sang iſt ein ſo gar edles Gut, er kommt von edlem Sinne her. Von klaren Frauen und edler Minne, von den beiden kommt ſo hoher Muth. Was wäre die Welt, wären Weiber nicht ſo ſchön. Durch ſie wird ſo viel Süßigkeit, um ſie man wohl ſinget und ſagt ſo gut Gedicht und ſüß Getön', ihre Wonne Sang und Herzen trägt" (M. II, 187 a, 5 bis 187 b, 1).

---

[1] [Die nun folgende Ausführung über die genannten beiden Dichter hat ſchon in dem zweiten Band der Schriften S. 210 bis 219 Aufnahme gefunden und bleibt deshalb hier weg. H.]

So entſtand die große maneſſiſche Liederhandſchrift, ohne die wirklich ein bedeutender Theil des alten, edeln Sanges verloren wäre. Gegen hundert und vierzig Sängernamen erſcheinen hier, darunter viele ſonſt völlig unbekannte. Was auch die Kritik unſrer Tage im Einzelnen vermiſſen mag, im Ganzen iſt die Ausführung ſorgfältig, die Anordnung verſtändig. Voran ſtehen zwar, dem Range nach, Kaiſer, Könige, Fürſten und Grafen, doch war das ja eben die glänzendſte Zeit des Minneſangs, als auch dieſe ihm huldigten; dann folgen die Lieder der alten Meiſter und ihrer ritterlichen Lehrlinge, endlich reihen ſich die Sänger aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an, deren Gedichte durch den Bau der Strophe ſowohl, als durch den lehrhaften Inhalt, den Übergang zu der eigentlichen Schule des Meiſtergeſangs bezeichnen. Manches Lied hat ſich auch in dieſer Sammlung unter den unrechten Namen verirrt, aber die große Liederzahl, mit der die meiſten bedeutendern Sänger hier auftreten, hilft uns eben ſolche Irrthümer erkennen, indem ſie uns ein vollſtändiges Bild von der Art und Kunſt jedes Einzelnen verſchafft.

So reich nun der Inhalt, ſo prächtig, nach dem Vermögen der Zeit, iſt die äußere Ausſtattung. Ein Band in mittlerem Folio mit 429 Blättern von ſtarkem, ſchönem Pergament. Die Schrift ſchön, gerade, deutlich. Jeder Dichter hat ſeine eigne, nicht immer ganz angefüllte Zahl von Blättern, auch ganze Blätter ſind zwiſchenhin leer geblieben, denn noch immer hoffte der Fleiß der Sammler Mehreres aufzubringen. Die Anfangsbuchſtaben der Strophen und Lieder ſind gemalt und künſtlich verziert; den meiſten Sängern ſteht ein Bild voran, je die ganze Seite einnehmend, ſonſt durch ſeidene Vorhänge geſchützt und noch jetzt in Gold und hohen Farben ſchimmernd, ſo daß ſchon das erſte Aufſchlagen des Buches eine lichte Bilderwelt verkündet. Dieſe Darſtellungen bringen jedesmal den Dichter in Handlung, bald mit beſondrem Anſpielen auf ſeine Perſönlichkeit und den Inhalt ſeines Geſangs, bald ſonſt in mancherlei Verhältniſſen des Minneſangs und

Frauendienſts, des Ritter- und Sängerlebens. Bei den Meiſten ſind Helm und Schild wappenkundig ausgemalt. Zeichnung und Ausführung der Bilder verrathen überall die Kindheit der Kunſt, aber die Gedanken ſind oft dichteriſch, die Grundzüge kräftig und die Gegenſtände für die Kenntnis der Zeit belehrend. Wir führen hier einige Beiſpiele an, außer den ſchon bei den Tageliedern ausgehobenen[1]. Zuvorderſt thront Kaiſer Heinrich im Purpurmantel, mit Scepter und Krone, als Herrſcher dieſes Sängerreichs; der blondhaarige Konradin ſprengt jugendlich ſein Roſs an, mit zwei bellenden Hunden, die Hand nach ſeinem Falken aufgehoben, der, einen kleinern Vogel verfolgend, ſich aufſchwingt. Herzog Heinrich von Breslau, mit Knappen und Spielleuten daherreitend, gewappnet, doch baarhaupt, ſtreckt die Rechte nach dem Blumenkranz, den eine Frau vom Söller ihm reicht; Markgraf Otto von Brandenburg ſitzt beim Schachſpiel mit einer Schönen, indes Muſikanten aufſpielen; der Schenk von Limburg kniet, gewappnet, vor einer Frau, die ihm den Helm aufſetzt, ſein Roſs iſt an einen Baum gebunden, von deſſen Aſte der Schild niederhängt und in deſſen Wipfeln ein Pfau und andres Geflügel zu ſehen iſt; Walther von der Vogelweide ſitzt ſinnend auf einem Steine, in der Stellung, die ſein Lied angiebt; Heinrich von Veldeke ruht unter Blumen und Vögeln, ein Eichhorn ſpielt auf ſeinem Rücken; Jakob von Warte ſitzt in einem Roſenbad; Walther von Klingen wirft ſeinen Gegner im Lanzenbrechen, indes theilnehmende Schönen von der Zinne niederſchauen; auf ähnliche Weiſe der Marſchall von Raprechtswil; Reinmar der alte ſitzt im Geſpräche mit einer Frau, die ein Hündlein auf dem Arme hat; der Kirchherr zu Sarne kniet vor Einer, die eine Borte webt; Friedrich von Huſen, als Kreuzfahrer zu Schiffe; Hiltbolt von Schwangau führt an jeder Seite eine bekränzte Jungfrau, indes ein Spielmann fiedelnd vorantritt, vielleicht mit Bezug auf die Liebe, „bei der ich alſo ſchöne an einem Tanze gieng" (M. I, 143 b, 6); Reinmar von Zweter in ähnlicher Stellung, wie Walther, während zwei Schreiber (das erſtere ſcheint eine weibliche

---

[1] [Vgl. Minneſänger aus der Zeit der Hohenſtaufen, im 14ten Jahrhundert geſammelt von Rüdiger Maneſs von Maneck, Facſimile der Pariſer Handſchrift von Bernhard C. Mathieu (mit einer Geſchichte der maneſſiſchen Handſchrift von F. H. von der Hagen). Fol. Paris 1850. Mit 27 Steintafeln. F. H. von der Hagen, Minneſinger, IV. Berlin 1856. 4. H.]

Figur), der eine mit der Feder auf einen langen Zettel, der andre mit dem Griſſel in die offene Wachstafel ſchreiben; Dietmar von Aiſt hat, als Kaufmann verkleidet, einen Kram ausgehängt und bietet der Schönen einen Edelſtein; der Schenk von Landegge reicht ſeinem Herrn, dem Abte von Sankt Gallen, knieend das Trinkgefäß; Ulrich von Lichtenſtein in voller Rüſtung zu Roſſe, hat zum Helmſchmuck die Königin Venus mit Pfeil und Fackel, unter ihm das Meer, dem die Göttin bei Meſtre entſtiegen, von Fiſchen und kämpfenden Ungeheuern wimmelnd, wahrſcheinlich nach einer Handſchrift des Frauendienſts, die der Sammler vor ſich hatte; Meiſter Frauenlob, noch nicht von Frauen zu Grabe getragen, ſitzt einer muſikaliſchen Verſammlung vor [1]; Bruder Eberhard von Sax kniet in ſchwarzem Mönchsgewande vor dem Altar, worauf die Mutter Gottes mit dem Kinde ſitzt (Muſeum I, 387).

Der Anlage dieſes großen Liederbuchs hat ohne Zweifel eine ältere, kleinere Sammlung zum Muſter gedient, früher zu Konſtanz, dann im Beſitze des Kloſters Weingarten, jetzt zu Stuttgart; ſie enthält in ihrem urſprünglichen Beſtande, gleichfalls mit Kaiſer Heinrich beginnend, nur fünf und zwanzig genannte Minneſänger der guten Zeit; bei mehreren derſelben befinden ſich Bilder, die in der großen Sammlung nur weiter und prächtiger ausgeführt ſind; auch fügt letztere, offenbar aus eigener Erfindung, die Wappen bei, wo ſie in der älteren fehlen; unvollkommene Reime, die Zeichen höheren Alters, vertauſcht ſie mit ſolchen, wie ſie ſpätere Reimkunſt verlangt (vgl. Walther von der Vogelweide, Weingartener Handſchrift Str. 109 mit M. I, 127 b, 4); auch ſonſt hilft ſie nach, wo Strophenbau, Reimſtellung, Ausdruck eine Verbeſſerung zu erfodern ſchien (vgl. Heinrich von Veldeke, Weingartener Handſchrift Str. 15. 17. 18 mit Maneſſe I, 19 b, 1. 3. 4. Singenberg, Weingartener Handſchrift unter Walther von der Vogelweide Str. 30

---

[1] Andere, z. B. Hartmann von Aue, erſcheinen in ganzer Wappnung zu Pferde, wobei Siegel zu Grunde liegen mochten, welche damals in ſolchen Bildern beſtanden. Die Dienſtleute gebrauchten die Siegel ihrer Dienſtherrn. Vgl. Eichhorn, deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte, 2te Abtheilung, §. 341, Anmerkung f., S. 891 ff. Bei Hartmann, der Dienſtmann zu Aue war, iſt ohne Zweifel das Siegel eines freiherrlichen Geſchlechts von Aue benützt.

mit Maneſſe I, 154 a, 3. Walther von der Vogelweide, Weingartener Handſchrift Str. 107. 108 mit Maneſſe I, 127 b, 2. 3)[1].

Daß nun aber die große Liederhandſchrift, welche unter dem Namen der maneſſiſchen bekannt iſt, wirklich die, nach Hadloubs Zeugnis, von den Maneſſen veranſtaltete Sammlung ſei, wird zwar durch keine ausdrückliche Angabe der Handſchrift ſelbſt bewieſen, auch iſt dieſelbe nicht in Zürich zuerſt wieder aufgefunden worden, hingegen läßt das Zuſammentreffen mehrfacher Anzeigen keinen gegründeten Zweifel übrig. Die Reichhaltigkeit der Handſchrift ſtimmt ganz zu Hadloubs Äußerungen von dem unermüdeten und erfolgreichen Sammlerfleiße der Maneſſen; die Sänger, deren Lieder aufgenommen ſind, reichen gerade bis an die Zeit, in der die Maneſſen ſammelten; wie die Handſchrift überhaupt an Dichtern dortiger Gegend reich iſt, ſo ſind beſonders Hadloubs Lieder für ihre Heimath bezeichnend; gleichzeitig, am gleichen Orte und in genauerem Umgang mit den Maneſſen lebend, ſchildert er das Treiben und die Umgebung dieſer Männer, und während von ſeinen Gedichten ſonſt nirgends eine Spur erſcheint, ſind ſie gerade in dieſe Sammlung in großer Zahl eingetragen; auch ſonſt ſtreitet weder Inhalt noch Äußeres der Handſchrift gegen obige Annahme und das freiherrliche Haus von Hohenſax im Rheinthale, bei welchem dieſelbe zuerſt wieder zum Vorſchein kam, war lang her mit der Stadt Zürich im Burgrechte geſtanden[2].

Allerdings war die Ausführung eines ſolchen Prachtwerks ſchwierig und koſtſpielig, aber der Rathsherr Maneſſe war auch ein angeſehener und begüterter Mann. Er ſtand, wie wir ſehen werden, mit den Erſten des Landes in freundſchaftlichem Verkehr, er kaufte im Jahr

---

[1] Eine Beſchreibung der Weingartener Handſchrift (von Weckherlin) ſteht in den litterariſchen Beilagen Nr. 3. 4 zu Iduna und Hermode von 1816. [Man vergleiche nun: Die Weingartner Liederhandſchrift, herausgegeben von Franz Pfeiffer und F. Fellner. Stuttgart 1843. 8. Bibliothek des litterariſchen Vereins in Stuttgart, Band V. H.]

[2] Über Schickſal und Beſchaffenheit der maneſſiſchen Handſchrift ſ. den Vorbericht zu den Proben u. ſ. w., S. III bis XVI. Die Geſchichte derſelben vor der Sammlung u. ſ. w., 1 Theil, S. XII ff. Muſeum I, S. 313 ff. Vgl. noch Muſeum I, 387: Bruder Eberhard von Sax. [F. H. von der Hagen, Minneſinger, IV, Leipzig 1838. 4. S. 895. 896. H.]

1304 die Burg Maneck am Albisgebirge, bei deren Trümmern ihm jetzt ein kleines Denkmal geſtiftet iſt, dann im Jahr 1325 die Vogtei Winingen. Begünſtigend erſcheinen nicht minder die Verhältniſſe ſeines Sohnes, dem als Cuſtos des großen Münſters die Aufſicht über die Bücher der Kirche zukam, als Scholaſter ſchreibfertige Hände zu Gebot ſtanden [1]. Möglich, daß der Fleiß, der auf die Fertigung und Ausſchmückung neuer Meſsbücher hätte verwendet werden ſollen, den Liedern der Minne gewidmet ward. Befremdend wäre dieſes nicht an einem Geiſtlichen, der von drei „Nachtfrauen" vier uneheliche Töchter hinterließ; auch in der Strenge der geiſtlichen Obern konnte kein Hindernis liegen, indem wir den Biſchof von Konſtanz ſelbſt, Heinrich von Klingenberg, zu deſſen Sprengel das Chorherrnſtift gehörte, in Gemeinſchaft mit Maneſſe und andern Perſonen von der Geiſtlichkeit und dem Adel, an der Wiederbelebung des Minneſangs thätigen Antheil nehmen ſehen.

Es fügte ſich nemlich, daß in derſelben Zeit, als zu Zürich die Lieder geſammelt wurden, ſich daſelbſt ein Mann befand, der fähig ſchien, den Baum des edeln Sanges zu neuer Blüthe zu bringen. Dieſer Mann iſt eben der mehrerwähnte Meiſter Johannes Hadloub, der in einer Urkunde vom Jahr 1302 als Käufer eines Hauſes am Neumarkte zu Zürich vorkömmt [2]. Was die Maneſſen, vielleicht mit ſeiner Beihülfe, zuſammengebracht, blieb nicht im Pergament begraben. Hadloubs empfängliche Dichterſeele war ergriffen von all der Herrlichkeit, die ſich hier aufgethan. Er fühlte ſich angeregt, die alten Lieder nachzuſingen. Eine ſchöne Frau, vornehmen Standes, erkor er zum Gegenſtande ſeines Minneſangs. Die Freunde der Dichtkunſt freuten ſich des begabten Sängers, ſie munterten ihn auf, das Werben voriger Zeit vor ihren Augen zu erneuen, ſie benützten ihn, ſich ſelbſt ein heiteres Spiel, der ſchönen Frau eine ſchalkhafte Huldigung zu bereiten.

---

[1] Über den Beruf des Scholaſters und des Cuſtos bei Chorherrnſtiftern ſ. Cleß, Landes- und Culturgeſchichte von Würtenberg, II Theils 2te Abtheilung, S. 234 bis 236. Vgl. ebd. S. 726. Vgl. H. Georg B. 3326.

[2] Johannes Hadloub, ein Minneſinger von Zürich, von J. Horner (mit einem Kupfer nach dem maneſſiſchen Codex), in den Alpenroſen 1813, S. 252 ff. Obige Notiz ſteht S. 254.

Hadloubs Lieder [1] geben mehrere Auftritte dieſer Liebeswerbung. Erſt, wie er ſich entſchließt, ſein lang getragenes Wehe der Liebſten kund zu thun. Im Gewand eines Pilgrims naht er ihr heimlich, als ſie früh vor Tag aus der Mette geht, mit einem Angel hängt er einen Brief ihr an. Sie fürchtet ſich ſehr, als der Mann in der Nacht ſie anrührt, doch ſchweigt ſie um ihrer Ehre willen und entrinnt eilig mit dem Briefe. Wie ſie ihm da that, ob ſie ihn hinwarf oder behielt, das ward dem Dichter nicht geſagt: „Las ſie ihn mit Sinne, ſo fand ſie Seligkeit, tiefe Rede von der Minne, was Noth mein Herze trägt.“ Doch that ſie nachher nie dem gleich, als ob ihr dieſe Noth je recht kund geworden (M. II, 185 b, 3 bis 5). Seine Gönner erbarmt es, daß ſie, der er von Kindheit dient, ſeinen Dienſt ſo leicht wiegt. Sie hören, daß er ihr nie mit Rede beigeweſen, zur Stunde bringen ſie ihn zu ihr. Wie er aber auch mit hohen Herren gekommen, doch iſt ſie gar hart wider ihn; ſie kehrt ſich von ihm, da ſie ihn ſieht. Alsbald wird ihm ohnmächtig vor Leide, er fällt hin, wie ein Todter. Die Herren bringen ihn dahin, wo ſie ſitzt, und geben ihm ihre Hand, da wird ihm beſſer. Niemand möchte ſie erbeten haben, hätte ſie nicht gefürchtet, an ſeinem Tode ſchuldig zu werden. Lieblich ſieht ſie ihn an und redet mit ihm, er kann ſo recht ihre Schönheit anſchauen, indes ſeine Arme auf ihrem Schooße liegen; ach, wie ſüß ihm das durch ſein Herze geht! Doch allzu feſt hält er vor Liebe ihre Hand, da beißt ſie ihn in die ſeinige. Sie wähnt, daß es ihm weh thue, doch ihn freut es. Ihr Beißen iſt ſo zart weiblich fein, ihm thut nur wehe, daß es ſo ſchnell zergangen iſt. Die Herren bitten ſie, ihm etwas zu geben, das ſie lange an ſich getragen. Da wirft ſie ihm ihr Nadelbein hin, in ſüßer Gierde nimmt er es; aber ſie nehmens ihm, gebens ihr wieder und erbitten ſie, daß ſie es ihm freundlich bietet. Dankbar nennt Hadloub die „hohen Leute“, die dabei geholfen oder gerathen: der Biſchof von Konſtanz und ſein Bruder Albrecht, die Fürſtin von Zürich, d. h. die Äbtiſſin des Frauenmünſters, der Fürſtabt von Einſiedeln, Graf Friedrich von Toggenburg, der fromme Regensberger, der Abt von Petershauſen, Ritter Rudolf von Landenberg, Herr Rüdger

---

[1] [Johann Hadloubes Gedichte, herausgegeben von L. Ettmüller. Zürich 1840. 16. H.]

Maneſſe und ſonſt noch edle Frauen, hohe Pfaffen und gute Ritter: wem die Beſten helfen, das verfaht (M. II, 186 a, 5 ff.). Einſt geht der edle Regensberger vor die Schöne und bittet ſie, dem Sänger gnädig zu ſein und zu ihm zu ſprechen: „Gott grüße meinen Diener!“ Sie willigt ein und gelobt es mit ihrer weißen Hand in die Hand des Ritters. Edle Frauen und Herrn ſind dabei, als ſie dieſes gelobt: der von Eſchenbach, der von Troſtberg, der von Tellikon; man hätte glauben ſollen, daß ſie es ſtät ließe. Sogleich beſendet der Regensberger den Sänger, mit ihm geht Hadloub; er wähnt, Leides frei zu werden, doch er wird freudenlos. Sie verſchließt ſich in eine Stube und was auch Frauen und Herren bitten, ſie will nicht eher herausgehn, bis Hadloub von dannen iſt. „Sie iſt unſchuldig,“ ſagt der geduldige Sänger, „mein Unglück hat es gefügt; ich ſoll ihr fluchen nicht, was mir geſchieht, Heil müſſe ſie haben!“ (M. II, 196 b, 4 bis 197 a, 3.) Ein andermal ergeht ſich Hadloub vor der Stadt, an Sie gedenkend, da ſieht er ſie ferne mit ſchönen Frauen ſitzen. Aber ſie gönnt ihm keine Freude von ſich, ſie geht, als ſie ihn kommen ſieht. Liebe Mähre ſagt ihm jedoch ein guter Ritter, ihr Mund habe freundlich von ihm geſprochen. „Wo iſt mein Geſelle?“ habe ſie geſagt. Daß ſie ſo von ihm reden wollte, das ſchadet ihr wenig und hilft ihm wohl (M. II, 197 a, 4. 5). Wieder begegnet er ihr, als ſie allein geht, doch vor Schrecken ſpricht er kein Wort zu ihr, er kann nicht von der Stelle und ſieht ſie nur an; ſie aber geht vorüber, ohne ihn zu grüßen (M. II, 197 a, 6).

Zwei dieſer Abenteuer, wie der Pilgrim den Brief mit der Angel anheftet, dann wie ſie dem Hingeſunkenen die Hand geben muß, ſind in der maneſſiſchen Handſchrift dargeſtellt. Die Zeit der Ereigniſſe wird beſonders durch die Nennung des Biſchofs von Konſtanz, Heinrich von Klingenberg, näher beſtimmt. Er war früher des Kaiſers Rudolf Kanzler und wurde nach dem Tode ſeines Herrn, im Jahr 1294, in zwieſpältiger Wahl, zum Biſchof von Konſtanz erhoben. Als ſolcher ſtarb er im Jahr 1306 [1]. Jene Begebenheiten fallen alſo zwiſchen 1294 und 1306. Eine Stelle in Hadloubs Liedern, worin er die Weisheit derjenigen rühmt, die den Klingenberger zum Fürſten gewählt, iſt muthmaßlich während des vierjährigen Wahlſtreits gedichtet. Von dem Biſchof ſelbſt ſagt Hadloub, er könne Weiſe und Wort, der Sinne Hort wohn' ihm bei, ſeine Hülfe, ſein Rath, ſeine Kunſt ſeien vollkommen (endelich, M. II, 187 a, 4). Hieraus ergiebt ſich, daß Heinrich von Klingenberg ſelbſt Dichter war, und es iſt vermuthet worden, daß er der Kanzler ſei, mit deſſen zahlreichen Gedichten, theils Minneliedern, theils ernſtern Inhalts, die maneſſiſche Sammlung ſchließt (Muſeum I, S. 453). Dieſer Vermuthung widerſtreitet, daß der Kanzler ſich als einen armen Fahrenden ſchildert, der über die Kargheit der Herren zu klagen hat (M. II, 245 b, 3. Vgl. 238 a, 3. 240 a, 2. 245 a, 3. 246 b, 2); man müſte denn annehmen, dieſe Äußerungen rühren aus einer frühern Zeit her, zu welcher des Dichters Loos noch weniger glänzend geweſen [1]. Von den Übrigen, welche Hadloub als ſeine Fürſprecher nennt, ſtammen Friedrich von Toggenburg und der von Troſtberg aus Häuſern her, in denen eher ſchon der Minneſang erklungen [2]. Der edle Regensberger iſt ſehr glaublich Lütold von Regensberg, der 1297 mit der Stadt Zürich ein Bündnis machte, nach dem ſeine Veſte der von Zürich offen Haus ſein ſollte zu allen Nöthen (Stumpf, Schweizerchronik II, 154 a). Früher ſchon hatte dieſes nachbarliche Adelsgeſchlecht zu Zürich ein Haus beſeſſen. Zu dem Regensberger ſcheint auch Meiſter Hadloub in näherem Verhältnis geſtanden zu ſein, vielleicht als ſein Schreiber [3]; er nennt denſelben ſeinen Herren (M. II, 196 b, 4), hat

---

[1] Über Heinrich von Klingenberg ſ. Stumpfs Schweizerchronik II, 64. Cruſius, Schwäbiſche Chronik I, 866 b. Pfiſters Geſchichte von Schwaben Bd I, Abtheilung II, S. 71. 118. 129. Der Singſchule iſt der Kanzler ein

---

Fiſcher aus Steiermark; vielleicht durch Misverſtehen der Stelle M. II, 246 b, 2: viſcher, ſcherer, murer u. ſ. w.

[1] Fände ſich in der maneſſiſchen Handſchrift des Kanzlers Wappen, ſo könnte dieſes die Frage am Beſten entſcheiden. Zu dem Rufe der Schwarzkunſt, worin Heinrich von Klingenberg geſtanden, würde der gelehrte Inhalt einiger ſeiner Gedichte paſſen, ſowie ſeine „Kunſt“, die Hadloub rühmt.

[2] Die Minnelieder des von Troſtberg, M. II, 51 bis 53, haben den Ton einer früheren Zeit, als daß ſie dem bei Hadloub vorkommenden Ritter dieſes Namens zugeſchrieben werden könnten.

[3] Hadloubs Wappen in der maneſſiſchen Handſchrift iſt ein ſchwarzes Eichhorn (heißt vielleicht Hadloub dieß?) im weißen Felde; kein Helm iſt über dem Schilde. Bodmer (Vorbericht zu den Proben S. XXXVII) ſagt, Hadloub ſei von einem guten bürgerlichen Geſchlechte in Zürich geweſen, auch Joh. Müller

deſſen Gegenwart bei der erſten Zuſammenkunft mit der Schönen beſonders gewünſcht (der frume Regensberger Nach miner ger Ouch was da bi, M. II, 186 b, 5) und wird zu der ſpäter verſuchten von ihm eingeführt (M. II, 196 b, 4. 6). Die ſchöne Frau ſelbſt, der Hadloub von Kindheit auf gedient zu haben vorgiebt, ohne ſie je geſprochen zu haben (M. II, 186 a, 5. Vgl. 192 a, 6), und die ſich ſo „ungrüßlich“ gegen ihn erzeigt (M. II, 187 a, 1), ſtand ihm, nach ſeinem eigenen Zeugnis, zu hoch (M. II, 189 b, 1. 195 a, 6. 197 a, 7); ſie gehörte wohl zu einem der genannten edeln Geſchlechter (vgl. M. II, 186 b, 7: min edlen vrowen klar), aber gerade ihren Namen muß er, nach der Sitte des Minneſangs, verſchweigen.

Daß dieſes ganze Abenteuer ein Spiel iſt, zu dem Hadloub ſich vielleicht gerne hergab, beſtätigt die Anweſenheit und Theilnahme ſo vieler Perſonen, zu denen er im Verhältnis der Unterordnung und Abhängigkeit ſtand. Eben darauf deutet auch ſein Lied von der Hausſorge, wenn er gleich am Schluſſe desſelben in die Rolle des Minneſängers zurückfällt: „Er muß ein wohl berathner Ehemann ſein, der Haus ohne Sorgen haben ſoll. Ein armer Lediger ſpricht: „Ich mag allein leicht durchkommen“ (mich einen ſanft began). Ach! dürftiger Mann, kommſt du zur Ehe und magſt kaum Mus und Brot gewinnen, da kommſt du in Noth; Hausſorge thut ſo weh. Wenn dir Kinder zufallen, ſo gedenkeſt du: „Wohin ſoll ich nun? Meine Noth war zuvor ſchon groß.“ Sie fragen oft, wo Brot und Käſe ſei. Dabei ſitzt die Mutter rathlos. „Meiſter,“ ſpricht ſie, „gieb uns Rath!“ So giebſt du ihnen dann Reuenthal und Seufzenheim und Sorgenrein, als der nichts anders hat. Da ſpricht ſie: „Ach! daß ich je kam zu dir! haben wir doch nicht Butter (witte?) noch Schmalz, nicht Fleiſch noch Fiſche, Pfeffer noch Wein, ſelbſt nicht Salz.“ Da iſt Freude aus, da greiſen Froſt und Durſt dem Hunger in das Haar und ziehen ihn all durch das Haus. Mich dünket, daß Hausſorge weh thue, doch klage ich mehr, was mir meine Fraue thut: wenn ich vor ſie gehe, daß ſie mich grüße, ſo kehrt ſie ſich von mir“ (M. II, 188 b, 5 ff.).

Jene Darſtellung des Erſchreckens, der Angſt und Wonne, beim

nennt ihn Bürger von Zürich; Belege ſind nicht gegeben. Hadloub ſcheint auch gereiſt zu ſein (M. II, 189 a, 4. 6).

Anſchauen der Geliebten, worauf Hadloub noch öfters in der Erinnerung zurückkömmt (M. II, 190 a, 5 bis 7. 191 a, 3 bis 9), iſt auch nicht ganz von erſter Hand, ſondern dem Muſter Heinrichs von Morungen nachgebildet (M. I, 53 b, 7 bis 54 a, 3. 4), deſſen Lieder überhaupt auf ihn großen Eindruck gemacht haben. Wen erinnert es z. B. nicht an den ältern Sänger, wenn Hadloub ſagt, wer ihm die Bruſt aufbräche, der würde Sie in ſeinem Herzen ſehen? (M. II, 186 a, 2. 3. Vgl. I, 51 a, 4. 5. Vgl. auch M. II, 192 b, 2 mit I, 54 a, 6.) Aber auch andre treffliche Meiſter der maneſſiſchen Sammlung hat er ſichtlich, ſelbſt in ganzen Liedern, nachgeahmt; ſo in zweierlei Bearbeitungen Walthers Roſenbett unter der Linde, er ſchmückt es nur weiter aus: die Kiſſen ſind von Blüthe, die Polſter von Bendikten, die Leilachen von Roſen (M. II, 194 b, 6 bis 195 a, 3. 195 b, 3 bis 5. Vgl. I, 113 b, 4 bis 7); dann Kriſtans von Hamle Lied von der Frau, die im Klee wandelt (M. II, 196 a, 6. Vgl. I, 46 b, 4 bis 6)[1]. Auch Steinmars Herbſtlied hat nachgeklungen und von dieſem Gegenſänger iſt ſelbſt die Vergleichung des unruhigen Herzens mit dem Schwein im Sacke entlehnt (M. II, 191 b, 4. Vgl. II, 106 b, 2). Jedoch nimmt Hadloub in ſeinen Herbſtliedern die Partei der Maienluſt gegen das Herbſtgelag, der Minner gegen die Eſſer und Trinker. Tüchtig läßt er aber dieſen Gegnern in der heißen Stube auftragen: feiſte Schweinebraten, Hammen, Würſte, Hirn, Gekröſe, Grieben, daß ihnen die Stirne gloſtet, auch alles wohl geſalzen, daß ſie dürſte; weiße Brote aus dem wallenden Hafer, mit Fett begoſſen, Entenfüße, blinde Gänſe, gefüllte Hühner, geſottene Kapaunen, Tauben, Faſane, das nehmen ſie für des Maien Blüthe; dazu trinken ſie neuen Wein, der das Hirn rührt und ihren Muth hoch führt. Ungleich iſt die Welt. Indes den Freſſern wohl iſt, trauern die Minner zugleich mit den Vögeln, denen der Winter leid thut (M. II, 191 b, 5 bis 192 a, 4. 192 b, 3 bis 6, Fragment). Erntelieder giebt Hadloub gleichfalls mehrere von etwas freier Art (M. II, 193 a, 4 bis 193 b, 1. 193 b, 2, Fragment. 195 b, 6 bis 196 a, 2). Selbſt zu Nitharts Weiſe neigt er ſich, jedoch mit eigenthümlich ſchweizeriſcher Farbengebung: Zween junge Dörper greifen an die Schwerter; Rudolf zürnt, daß Kunze ihm Ellen abwendig mache. Am Sonntag, auf dem Werte, vor der Schönen, ſoll der Kampf ergehn. Sie ſchreien, daß mans ferne hört. Viele Dörper kommen heran mit großem Schalle. Rudolf milkt ſeine Kuh und heißt ſeine Freunde trinken, um ſich ihrer Hülfe zu verſichern. Der Meier und zween Andre wollen den Streit ſchlichten, doch Kunze will nicht von Ellen laſſen; hat er ihr doch eine Geiß und hundert Eier geſchenkt und iſt ihr ohne Maßen hold! Sie verſprechen, Rudolf ſoll ihn ſchadlos halten. „Nun laßt hören! was will er mir bieten?“ „Zwo Geißen und ein Huhn.“ „So will ichs gerne thun, ich that noch ſtets, was Biederleute mir riethen“ (M. II, 190 b, 5 bis 191 b, 2). Wir ſehen, daß Zürich ſchon um 1300 ſeinen Idyllendichter hatte.

---

[1] Vgl. ferner M. II, 188 a, 4 mit I, 67 a, 2 (Reinmar); II, 195 b, 2 mit ältern Botenliedern; II, 195 b, 5 mit II, 49 b, 4 (Hug von Werbenwac); II, 197 a, 7 f. mit I (Walther).

Auch Leiche und Tagelieder hat Hadloub geſungen. Er flucht den Merkern, die, hehlen Gangs, wie die Katze nach der Maus umſehen (M. II, 187 b, 6). Vieles von ſeinen Gedichten aber hat der unvollſtändige Abdruck der maneſſiſchen Handſchrift gar nicht oder nur in Bruchſtücken bekannt gemacht und es ſind daher noch weitere Aufſchlüſſe über ihn zu erwarten.

So eng ſich dieſer Meiſter an die älteren Sänger anſchmiegt, ſo macht ſich doch die veränderte Zeit auf gedoppelte Weiſe bemerklich. Sprache und Verskunſt haben nicht mehr die Manigfaltigkeit, Beweglichkeit und den Wohlklang des früheren Minneſangs; der Strophenbau iſt etwas einförmig und der Reim fällt oft, meiſterſängeriſch, auf Aushülfsworte und zwiſchen den Sinn [1]. Sodann zeigt ſich auch in den Minneliedern die ſtädtiſche und bürgerliche Umgebung [2].

Dieſe Minnelieder ſind durch zarte Haltung und blühende Farbe ausgezeichnet; in den meiſten erſcheint der Dichter überaus ſchüchtern, obgleich anderwärts der Schalk hervorblickt. Das ſtille, wonnige Anſchaun der Frauenſchönheit iſt ihm vorzüglich eigen. „Ich konnte mich erwehren nie,“ ſagt er, „wenn ich je ſah ſchöne Frauen, daß es nicht gienge in meines Herzens Grund“ (M. II, 189 a, 5 f.. Vgl. 196 b, 3). Er gebraucht hiefür noch ein ausdrucksvolles Wort: „ſich ihrer Wonne innern“ (M. II, 189 b, 5 f.). Iſt die Geliebte nicht mehr da, wo er ſie ſchauen kann, ſo iſt ihm, wie wenn die Sonne hinunter geht (M. II, 192 b, 2). Den ſcheidenden Sommer beklagt Hadloub beſonders darum, weil die Winterkleidung die Schönheit der Frauen verhülle; eine Wendung, die, dem früheren Minneſang unbekannt, bei ihm ſtets wiederkehrt. Wenn der Winter ſeine Boten ausgeſendet, die Biſe (Nordoſt), die Manchen Zitterweiſe (Tremulant) lehrt, und den Twer (Seitenwind)[1], der die klaren Tage trübt, da umwinden ſchöne Frauen das Antlitz und den Nacken; Roſenwangen ſind da verborgen und Kehlen, blank wie Schnee; die weißen Hände ſind verſteckt, denn kalte Winde thun an linden Häuten weh. In die Stuben ziehen ſich die Schönen, daß man ſie ſelten ſieht. Lichter Schein iſt theuer den Winter entlang. Wie anders, wenn ſie im klaren Sommer ſich ergehn! hingelegt ſind die ſchweren Kleider, man ſieht, wie weiblich wohl ſie geſtaltet ſind; ſchön ſteht ihnen der leichte Lein, durch feine Ärmel leuchten weiße Arme (M. II, 187 b, 2. 3. 192 a, 3. 4. 193 b, 5. 6. 196 a, 3. 4). Wenn ſo manch zarter Leib in lichtem Kleide durch das Gras geht, da leuchtet der Frauen Schönheit und der Glanz der Blumen zuſammen (M. II, 195 b, 1. 196 a, 6. Vgl. 195 a, 4. 5). Billig eifert denn auch Hadloub gegen eine Frauentracht, darüber noch die neueſte Zeit zu klagen hat: „Die Sitte iſt in Öſterreich unminniglich, daß ſchöne Frauen breite Hüte tragen; vor denen ſieht man ihre Wänglein nicht, noch ihrer lichten Augen Schein; ſchwämmen die Hüte doch Donau ab!“ (M. II, 189 b, 3.)

---

[1] Z. B. gar, do, ir munt u. ſ. w. M. II, 188 a, 1 bis 3. 188 b, 4. 197 a, 5.

[2] So der Gang vor der Stadt (M. II, 197 a, 4), der Baumgarten (II, 193 a, 3), die Hausſorge (II, 188 b, 5 ff. Vgl. Coloczaer Codex S. 91 bis 94), die nächtliche Zuſammenkunft (II, 196 b, 1 f.).

Liebliche Frühlingsbilder ſind es auch, wie ſchöne Frauen unter blühenden Bäumen tanzen oder zuſammen in den Baumgärten gehn: „da hört man ihre ſanften Worte, wie ſie ſich ſo weiblich ſchämen, wenn junge Männer ihrer achten“ (M. II, 193 b, 2. 3).

Doch Hadloubs zarteſte Dichtung iſt wohl dieſe: „Ach! ich ſah ſie herzen ein Kindlein, ſie umfieng es und drückt' es nah' an ſich, ſie nahm ſein Antlitz in ihre weißen Hände und drückt' es an ihren Mund, an ihre klaren Wangen, o weh! ſie küſt' es gar. Es that auch, wie ich hätte gethan, ich ſah es ſie umfahen, es that recht, als verſtänd' es dieſe Wonne ganz, es war ſo froh. Da mocht' ich es nicht ohne Neid laſſen, ich gedachte: O weh, wär' ich das Kindlein, ſo lange ſie es herzen will! Sobald das Kindlein von ihr kam, nahm ichs zu mir, es dünkte mich ſo werth, weil ſies an ſich gedrückt. Ich umfieng es, wo ſie es eh' umfangen, ich küſt' es an die Statt, wo es von ihr geküſſet war; was mir doch das zu Herzen gieng!" (M. II, 187 b, 7 bis 188 a, 3.)

---

[1] S. Stalders Idiotikon I, 173. 334.

So hat in der klaren Seele dieſes Dichters der ſcheidende Minneſang noch einmal ſein freundliches Licht geſpiegelt.

Über die Aufgabe
einer Geſellſchaft für deutſche Sprache.[1]

---

[1] [Vgl. auch Uhlands Gedicht „Die deutſche Sprachgeſellſchaft“ vom Jahre 1817, Gedichte, 54 Auflage, Stuttgart 1869. 8. S. 75. 76. H.]

Die berliniſche Geſellſchaft für deutſche Sprache beſtimmt ſich in ihrer Geſetzurkunde zu ihrem ausſchließlichen Zweck die wiſſenſchaftliche Erforſchung der deutſchen Sprache nach ihrem ganzen Umfang. Zufolge dieſes Zwecks ſetzt ſie ſich für ihre Werkthätigkeit drei Hauptaufgaben:

1) Erforſchung des gegenwärtigen Zuſtandes der deutſchen Sprache nach ſämmtlichen Mundarten, in Rede, Schrift und Druck;

2) Würdigung der heutigen deutſchen Sprache nach ihrem eigenthümlichen Muſterbilde, wie es aus ihr ſelbſt anzuſchauen und zu erkennen;

3) Ausmittelung alles deſſen, was im Geiſte der geſchichtlich gegebenen Sprache ſelbſt gethan werden kann, um die heutige deutſche Sprache weiter auszubilden und den als zweckmäßig erkannten Sprachverbeſſerungen bei dem deutſchen Volke Eingang zu verſchaffen;

endlich als Ergebnis dieſer dreifachen Arbeit ſtrebt die Geſellſchaft, Vorarbeiten für ein Wörterbuch, für eine Sprachlehre und eine Geſchichte der deutſchen Sprache zu liefern.

Mit Recht verlangt die Geſellſchaft eine ſolche Forſchung, welche belebend, für die weitere Ausbildung der Sprache förderlich ſei.

Wie nun gerade die geſchichtliche Betrachtung und Bearbeitung der deutſchen Sprache ſich als vorzügliches und weſentliches Mittel der Belebung und Förderung darſtelle, ſoll in dem Folgenden näher angedeutet werden.

Die Geſetzurkunde, welche den Zweck und die Hauptaufgaben der Geſellſchaft nur im Allgemeinſten angeben konnte, um jeder beſondern Anſicht und Verfahrungsart freien Raum zu laſſen, ſchließt auch jene geſchichtliche Anſicht keineswegs aus, kömmt vielmehr derſelben offenbar entgegen, wenn gleich vielleicht derjenige, der zunächſt von dem Standpunkt der Geſchichte ausgeht, hierin eine ſchärfere Bezeichnung wünſchen möchte.

Iſt nemlich der ausgeſprochene Zweck der Geſellſchaft Erforſchung der deutſchen Sprache nach ihrem ganzen Umfange, ſo gehört in dieſen Umfang unzweifelhaft auch die Erforſchung der früheren Zuſtände unſerer Sprache, ſo weit die Denkmäler derſelben hinaufreichen. Sollten nun dieſem Zwecke gemäß die Hauptaufgaben der geſellſchaftlichen Werkthätigkeit beſtimmt werden, ſo hätte als erſte Hauptaufgabe die Erforſchung nicht bloß, wie geſchehen iſt, des gegenwärtigen, ſondern des vormaligen und gegenwärtigen Zuſtandes der deutſchen Sprache feſtgeſetzt werden mögen; und zwar dieſes um ſo mehr, als die zweite Hauptaufgabe, Würdigung der heutigen deutſchen Sprache nach ihrem eigenthümlichen Muſterbilde, doch wohl vollſtändiger geſetzt und gelöſt werden möchte, wenn das Muſterbild nicht einzig aus der Betrachtung des heutigen Zuſtandes entnommen würde; als ferner die dritte Aufgabe, weitere Ausbildung im Geiſte der geſchichtlich gegebenen Sprache, die geſchichtliche Forſchung ausdrücklich vorausſetzt, und als endlich, wenn bloß der gegenwärtige Zuſtand beachtet würde, unter den Ergebniſſen der geſellſchaftlichen Thätigkeit nicht Vorarbeiten für eine Geſchichte der deutſchen Sprache überhaupt, ſondern zunächſt bloß für eine Darſtellung ihres heutigen Zuſtandes erſcheinen könnten.

Es würde dem Bisherigen gemäß auch nicht unpaſſend geweſen ſein, wenn unter den Gegenſtänden, für welche ſich Vorarbeiten ergeben ſollen, die Geſchichte der Sprache vor dem Wörterbuch und der Sprachlehre benannt worden wäre. Nach dieſen vorläufigen Bemerkungen zur Sache ſelbſt!

Die Sprache iſt eine Überlieferung, ein geſchichtlich Gegebenes. Es kann zwar jeder aus ſich ſelbſt durch Nachdenken über das Weſen und den Zweck menſchlicher Rede allgemeine Sprachgrundſätze entwickeln. Das beſondere der einzelnen Sprache aber, dasjenige, wodurch ſie zur eigenthümlichen Sprache wird, ihren Wortſtoff, den Gebrauch, nach welchem dieſer Stoff behandelt wird, und die aus dieſem Gebrauch entnommenen Regeln empfängt jeder von außen und wenn er ſich im Leben verſtändigen will, ſo muß er ſich darnach achten.

So vererbt ſich die Sprache von Geſchlecht zu Geſchlecht. Wenn aber das aufwachſende Geſchlecht mittelſt der überlieferten Sprache ins Leben eingetreten iſt und darin Fuß gefaßt hat, ſo fühlt es das weitere Bedürfnis, nach der im Laufe der Zeit veränderten Denk- und Empfinbungsweiſe an der empfangenen Sprache fortzubilden. Neue Begriffe erheiſchen neue oder neuangewendete Bezeichnung, andere Richtung des Geiſtes ſucht andere Wendung des Ausdrucks.

Aber nicht durch Willkür des Einzelnen, auch nicht durch beliebige Übereinkunft Vieler geht dieſe Erweiterung der Sprache von Statten. Schon die Nothwendigkeit der allgemeinen Verſtändigung verbietet ſolches Verfahren. Nicht durch das Aufpfropfen fremdartiger Reiſer, vielmehr durch das Auftreiben neuer Schößlinge aus dem alten Stamm bildet ſich die Sprache lebendig fort. Ja, man möchte ſagen, es haben beim Anbruche der neuen Zeit verſtändige Männer vorgezogen, ihre der Bildung der Landesſprache vorgeeilte Geiſtesbildung einer fremden, hiefür ſchon ausgebildeten Sprache anzuvertrauen, als das Wachsthum der Mutterſprache künſtlich zu übertreiben. Will nun die Sprachlehre nicht bloß den dermaligen Sprachgebrauch in Regeln faſſen und mit dieſen die Sprache ſchließen, will und ſoll ſie vielmehr die Geſetze auffinden, nach welchen die Sprache ohne Zerſtörung ihrer ſelbſt auf ihrer geſchichtlichen Grundlage ſich fortzubilden fähig iſt, ſo wird hiezu nichts ſo dienlich ſein, als eben die genaueſte Kenntnis ihrer Geſchichte ſelbſt, die möglichſt klare Anſicht der verſchiedenen Zuſtände, welche die Sprache, ſoweit ihre Denkmäler reichen, durchgemacht hat und in denen ſie, bei allem Wechſel der Geſtaltungen, doch immer eine und dieſelbe Sprache geblieben iſt. Was in dem Wechſel der Zuſtände ſich gleich geblieben iſt, das wird als unverletzbare Wurzel der Sprache erkannt werden und aus dem, was die Sprache zu verſchiedenen Zeiten vermocht hat, wird ſich am ſicherſten entnehmen laſſen, was ſie fernerhin vermöge.

Wenden wir dieſes ſogleich auf die deutſche Sprache an! Hier öffnet ſich eine tauſendjährige Geſchichte. Wir ſehen unſre Mutterſprache im Zuſtande roher Kraft, in ſteigender und wieder ſinkender Bildung, in wechſelnder Herrſchaft ihrer verſchiedenen Mundarten. Namentlich zeigt uns die alemanniſche Mundart unter den hohenſtaufiſchen Kaiſern eine Ausbildung für die Dichtkunſt, einen Reichthum, einen Wohlklang, eine Gewandtheit, eine ſchöpferiſche Freiheit, darum ſie von neueren Dichtern mit Recht beneidet wird.

Alles dieſes iſt deutſche Sprache, überall der heimiſche Laut. Die Verſchiedenheit von jetziger Schriftſprache oft mehr in der Mundart, als in der Zeitferne, begründet. Oft nur ein ſcharfes Anblicken, ein lebendiger Vortrag, und das alte Wort ſteht mitten im Leben.

Wenn in der neueren deutſchen Dichtkunſt die Vorliebe für das alte Wort ſichtbar wird, ſo verdient dieß nur bei denen Tadel, die bloß den Schein der Alterthümlichkeit ſuchen oder nur auf der Oberfläche des Alterthums ſchöpfen, nicht aber bei denjenigen, welche die etwas abgeſtandene Sprache jetziger Zeit in dem alten lebendigen Sprachquell gründlich zu erfriſchen gemeint ſind.

Der Dichter hat ein vielbegehrendes Sprachbedürfnis. Er ſoll das Leben in ſeinen manigfaltigſten Geſtalten und Bewegungen ergreifen, das Tiefſte des Gemüthes ausſprechen, von ihm erwartet man das Neue, ſchöpferiſch Hervorgerufene; und alles dieſes in gemeſſener Kunſtform, die ſich dem Gegenſtand anſchmiege und dem Ohre wohltöne. Ihm vor Allen muß alſo daran gelegen ſein, daß er die Sprache offen halte. Iſt die Dichtkunſt recht lebendig, ſo wird auch die Sprache, wie ein ſtark bewegter Strom, nicht ſo leicht zufrieren. Iſt aber einmal die Sprache geſchloſſen, ſo erſtarrt mit ihr das dichteriſche Leben.

Der Dichter wird daher immer der erſte ſein, der mit der Sprachlehre, die ihre Regeln lediglich aus dem neueſten Gebrauche entnimmt, feindſelig zuſammentrifft, und es kann ihm nicht genügen, wenn die Sprachlehre bloß unter den Ausnahmen von ihren Regeln gewiſſe Dichterfreiheiten aufführt, die ſie nachſichtig geſtattet. Er verlangt keine Fasnachtfreiheit, er verlangt das Anerkenntnis eines ſtets lebendigen Sprachwachsthums und nur diejenige Geſetzgebung wird ihn binden, welche die Bedingungen und Geſetze dieſer Fortbildung ſelbſt in ſich aufnimmt.

Wenn nun der Dichter, wenn jeder Andre, der für ſein Sprachbedürfnis in dem gegenwärtigen Stand der Sprache keine Befriedigung findet, zu dem Vorrath früherer Zeiten ſeine Zuflucht nimmt, in welchen die Sprache für gewiſſe Zwecke, wie namentlich für die Dichtkunſt, günſtiger gebildet ſein mochte, als ſie es jetzt iſt, ſo liegt hierin an ſich nichts Verwerfliches. Dieſe Wiedererweckung des Alten iſt kein Rückſchritt in der Bildung, ſondern eine Erweiterung der Sprache, die ſich in gewiſſer Beziehung gegen ihren vorigen Zuſtand zu ihrem Nachtheile verengt hat, und im Vergleich mit den übrigen Wegen, auf welchen die Sprache erweitert und bereichert werden kann, empfiehlt ſich dieſer inſoferne, als das Wort, welches ſchon einmal im Leben gewandelt, die Sprachform, welche ſchon einmal gewiſſen Zwecken gedient, ihre Tauglichkeit bereits erprobt haben, und als es der neueren Zeit erwünſcht ſein muß, auch durch Sprachannäherung ſich demjenigen zu befreunden, was die Vorzeit Treffliches und für alle Zeiten Gültiges in ihrer Sprache niedergelegt hat.

Dieſe und andere Beſtrebungen, die Sprache zu erweitern, ſoll der Sprachlehrer nicht unterdrücken, er ſoll ſie leiten, vor Untauglichem warnend, das Taugliche fördernd. Durch geſchichtliche Erforſchung der Sprache ſelbſt belehrt, ſoll er hinwieder lehren, was die Sprache von dem Verlorenen zum Gewinn wieder in ſich aufnehmen, wie ſie dieſes dem neueren Zuſtand aneignen, durch welche Mittel ſie nach ihrer geſchichtlich erhobenen Eigenthümlichkeit ſich naturgemäß fortbilden könne; er ſoll in dieſe Fortbildung und Erneuerung Geſetz, Zuſammenhang, Folgerechtigkeit bringen.

Allerdings hat er ein jenem dichteriſchen entgegengeſetztes Bedürfnis zu beachten, er hat dafür zu ſorgen, daß die Sprache allgemein verſtändlich, im Geſchäftsverkehre beſtimmt und gleichförmig, für den Jugendunterricht faßlich, dem Fremden erlernbar ſei. Man verlangt von ihm Lehr- und Wörterbücher, für den nächſten Gebrauch berechnet, die das Gangbare darbieten, das Ungewöhnliche und Veraltete als ſolches bezeichnen. Daß er aber über dieſem nächſten Bedürfnis jenes höhere nicht vergeſſe, davor wird ihn nichts gründlicher bewahren, als der Blick in die Geſchichte. Wenn er hier ſich überzeugt, daß die deutſche Sprache ſchon in früheren Zeiträumen Bildungsſtufen durchlaufen hat, für die ſich eben ſo wohl beſondere Sprachlehren und Wörterbücher entwerfen ließen, wie für ihren gegenwärtigen Zuſtand, daß ſie in dieſem Zuſtande zwar an Beſtimmtheit gewonnen, an Reichthum und Beweglichkeit aber verloren hat, ſo wird ſich ihm die Anſicht feſtſtellen, daß auch dieſer gegenwärtige Zuſtand ſelbſt nur als eine Bildungsſtufe, als ein Stück jener tauſendjährigen Geſchichte zu betrachten ſei.

Und dieſem nach hätten wir von einer umfaſſenden Erforſchung der deutſchen Sprache, neben den für das nächſte Bedürfnis berechneten Arbeiten, allerdings ein dreifaches Ergebnis zu erwarten:

1) Eine Geſchichte der deutſchen Sprache, worin ihre äußeren Schickſale und ihr inneres Wachsthum, das Steigen und Sinken ihrer

Bildung, die wechſelnde Herrſchaft der Mundarten, das eigenthümliche ihrer jeweiligen Zuſtände, und ſo auch des gegenwärtigen, in einem lebendigen Gemälde dargeſtellt wären.

2) Ein Wörterbuch, worin dasjenige, was die Geſchichte in größeren Zügen gegeben, an jedem einzelnen Worte durchgeführt, jedes von der Wurzel an durch die verſchiedenen Bildungsſtufen bis dahin, wo es im Gebrauche zu ſein aufgehört, oder, wenn es noch im Gange iſt, bis in ſeine gegenwärtigen eigentlichen oder uneigentlichen Bedeutungen verfolgt würde.

3) Eine Sprachlehre, welche das Weſen der deutſchen Sprache, wie es ſich aus einer umfaſſenden geſchichtlichen Betrachtung derſelben ergiebt, in allgemeinen Grundzügen und mit Anwendung auf die Mundarten darlegte, den Gebrauch derſelben, wie er ſich in ihrem gegenwärtigen Zuſtande beſchränkt und geregelt hat, ausführte, und die Geſetze, nach welchen ſie ihrer geſchichtlich erhobenen Natur gemäß der Fortbildung fähig iſt, aufſtellte und entwickelte.

Zur Geſchichte der Freiſchießen.

Im Sommer des Jahres 1576 hatte die Reichsſtadt Straßburg ein großes Schießen mit Armbruſt und Büchſe, ſammt Ausſpielung eines Glückstopfes, veranſtaltet. Die Feſtlichkeiten dauerten faſt zween Monate hindurch. Von den befreundeten Städten am Rhein, in Schwaben und in der Schweiz, namentlich von dem altverbündeten Zürich, waren bereits die Schützen angelangt. Da ſchifften ſich in der Frühe des 20 Juni noch weitere 54 Armbruſtſchützen zu Zürich auf der Limmat ein und landeten abends gegen 9 Uhr zu Straßburg, einen Hirſebrei in ehernem Topfe noch warm zur Tafel des Ammeiſters liefernd. Damit zeigten ſie, daß ſie aus 4 Tagreiſen eine machen und in Nothfällen den Freunden Hülfe bringen können, bevor ein Brei kalt werde.

Jenes große Volksfeſt und dieſes Zwiſchenſpiel desſelben, Wiederholung eines ähnlichen Unternehmens der Zürcher von 1456, ward in gebundener und ungebundener Rede, in deutſchen und lateiniſchen Verſen, durch Steininſchrift, Mauergemälde, Zeichnungen aller Art, durch Denkmünzen und koſtbares Trinkgeſchirr, endlich auch durch die noch vorhandenen ſtädtiſchen Rechnungen, zum Gedächtnis der Nachwelt feſtgehalten. Insbeſondre hat [XX] Johann Fiſchart in deutſchem Gedichte das glückhafte Schiff von Zürich beſungen, nicht etwa, wie man von dem erſten Satiriker der Zeit erwarten möchte, den günſtigen Stoff zum Scherze benützend, ſondern in völlig ernſter Geſinnung. Ja, als ein Spötter mit ſeinem Schmachſpruche die Sache zu verunglimpfen wagte, war Fiſchart ungeſäumt mit einem ſehr heftigen und handgreiflichen Kehrab [1] über ihn her. In ſpäterer Zeit ſind dem Schützenfeſte von 1576 und der Fahrt des Breitopfs geſchichtliche, litterariſche und äſthetiſche Erörterungen gewidmet worden. Ein Hauptgegenſtand derſelben aber, Fiſcharts Lobſpruch, hat ſich überaus ſelten gemacht. Es ſchien daher nicht überflüſſig, dieſes Denkmal deutſcher Sittengeſchichte und der Sinnesart ſeines bedeutenden Verfaſſers durch einen ſorgfältigen Wiederabdruck zu erneuen.

---

[1] Vergl. Bienenkorb, 1588, Bl. 4: „Objurgatorium Clericorum, der Geiſtlichen Kehrab.“ Auf den Schmachſpruch erſchienen mehrere Antworten, ſ. Ring, Über die Reiſe des Züricher Breitopfs nach Straßburg 1576. Baireuth 1787. 8. S. 138 ff.

Aufgefordert, dieſen neuen Abdruck, deſſen übrige Ausſtattung gänzlich dem Herrn Herausgeber angehört, mit einem Vorworte zu begleiten, bezweckte ich anfangs, das Gedicht und deſſen ernſte Haltung im Zuſammenhang mit einer mir beſonders anziehenden Seite von Fiſcharts Charakter darzuſtellen, ich meine die volksthümliche, vaterländiſche [XXI] Geſinnung dieſes Schriftſtellers, ſeine rege Vorliebe für Alles, was die Schweizer Landskraft nennen [1]. Nicht bloß, daß er von deutſcher Tüchtigkeit und Treue, vom Adel der deutſchen Sprache u. ſ. w. mit ſtolzem Bewuſtſein ſpricht; er bewährt die Macht dieſer Sprache, indem er, ein Brunnen mit zahlloſen Röhren, ihren überſtrömenden Reichthum ausgießt, indem er für ſich allein eine Gewalt der Sprachbildung ausübt, welche ſonſt nur der allmählichen Entwicklung des Sprachgeiſtes durch die Geſammtheit eines Volkes vorbehalten ſcheint; er bewährt die treue Anhänglichkeit an das Vaterländiſche durch ſeine umfaſſende Bekanntſchaft mit allen Äußerungen des deutſchen Lebens. Wie man auf dem Schießen zu Straßburg zweierlei Waffen gebrauchte, die neuere Büchſe und die alterthümliche Armbruſt, ſo beſitzt Fiſchart neben der Schulgelehrſamkeit ſeiner Zeit noch die reiche Kenntnis heimiſcher Überlieferung. Er iſt wohl bekannt mit den Geſtalten des Heldenbuchs, mit den ſcherzhaften und romantiſchen Erzählungen, wovon ein Theil noch in unſern Volksbüchern fortlebt, und er ſelbſt hat Einiges dieſer Art bearbeitet, er kennt die Schule der Meiſterſänger und parodiert ſie, er kennt die ganze Fülle des Volksgeſangs, die Spiele, Sprichwörter, Volksſagen, Kunkelmärlein, allen Kinderglauben. Er kennt die Sitten und Gebräuche, die Mundarten, die Trachten der deutſchen Volksſtämme, auch was der eine dem andern zum Spotte [XXII] nachſagt, er kennt die Merkwürdigkeiten, die kleinſten Eigenheiten der einzelnen Landſchaften und Städte[1]. Ein großer Theil der Werke dieſes ſprachgewaltigſten Deutſchen beſteht in Bearbeitungen aus fremder Sprache, als wollt' er eben nur zeigen, was ein ſolcher Bearbeiter vermag: ſeine üppige Kraft ergreift das fremde Gerüſt, wie die traubenſchwere Rebe ſich Stab und Geländer ſucht. Vom kühnſten der franzöſiſchen Humoriſten angeregt, ringt er mit dieſem, nicht ſieglos, um den Preis der Kühnheit.

---

[1] [Vergl. Schriften II, S. 570 bis 572. H.]

---

[1] Nehmen wir z. B. den Druckort vorliegenden Büchleins. Fiſchart kennt das große Faß auf dem Schloß zu Tübingen (Gargantua Cap. 4) und das große Buch daſelbſt (Ebd. Cap. 42 [Bienenkorb, 11 Ausg., Bl. 215 a]), die Raupen von Tübingen (Prakt. [1593 E 8 b, Scheibles Kloſter VIII, S. 602]), den Schwank vom tübingiſchen Mönch im Ofen (Gargantua Cap. 1); er weiß von „Rotenburg bei Tübingen, dahin die Studenten wöchlich umb guten Wein walfahrten, Papir zu holen, welches ſie gleich ſo wolfeil ankompt, als wann die nörnbergiſche Bierbrewer jährlichs Hefen in Thüringen holen, oder, es ſtattlicher zu vergleichen, als wann man das Pallium zu Rom holet.“ (Ebd. Cap. 27.) Ferner: „Zu Tübingen, ſagt Henrichman, wird wenig Gelts bald verzehrt ſein.“ Die Stelle iſt aus Jac. Henrichmanni Prognostica Cap. 20: „Tubingæ modicum pecuniæ cito consumetur.“ Bebels Facetiæ, wovon Henrichmans Prognostica, aus Schwärzloch 1508 datiert, einen Anhang ausmachen, ſind von Fiſchart mehrfach benützt. Rabelais ſelbſt kennt „ces fols Astrologues de Tubinge“ (Pantagrueline Prognostication Ch. 1) und die ſeltſamen Bücher zu St. Victor läßt er zum Drucke fördern „en ceste noble ville de Tubinge.“ (Pantagruel L. II, Ch. 7.) [Wilhelm Wackernagel, Johann Fiſchart von Straßburg und Baſels Antheil an ihm. Baſel 1870. 8. S. 16, Anm. 40: „Wie Fiſchart mehrfach Tübingens und des Studentenlebens dort erwähnt, iſt mir nicht unwahrſcheinlich, daß er ſelbſt auch einige Zeit da Student geweſen.“ Ein beſtimmter Nachweis dafür, daß Fiſchart, wie W. Wackernagel vermuthet, in Tübingen ſtudiert habe, läßt ſich aus den Acten der Univerſität nicht liefern. Wenigſtens hat Univerſitätsbibliothekar Dr Hermann Kurz nach dem Namen Johann Fiſchart (Mentzer) in der Matrikel vergeblich geſucht. Der Name „Joannes Piscator, Argentinensis“, der 1566 bis 1571 in der Univerſitätsmatrikel, im Magiſterbuche der Artiſtenfacultät und in den Aufzeichnungen des Cruſius mehrfach begegnet, gehört dem (nachmals) reformierten, zu ſeiner Zeit ſehr bekannten Theologen Piscator von Straßburg an. Die nemliche Einzeichnung „Johannes Piscator Argentinensis“ enthält, wie W. Wackernagel a. a. O. S. 3. 4 berichtet, auch die Baſeler Matrikel 1574 und nach Wackernagel wäre es nicht nur wahrſcheinlich, ſondern es hätte ſeine volle Gewißheit, daß unter dieſer Baſeler Eintragung Johann Fiſchart gemeint ſei; aber es dürfte ſich mit dieſer Einzeichnung wohl anders verhalten. Es mag auch noch daran erinnert werden, daß A. v. Keller auf der Tübinger Univerſitätsbibliothek ein dreibändiges franzöſiſches Geſchichtswerk aufgefunden, worin Fiſchart ſeinen Namen in drei verſchiedenen Faſſungen mit der Jahrszahl 1567 (facſimiliert in Scheibles Kloſter X, S. 403) eingeſchrieben hat. Vergl. Keller in Naumanns Serapeum, Leipzig 1847. 8. S. 202 f. W. Wackernagel a. a. O. S. 5, Anmerkung 6. H.]

[XXIII] Die drei weltgeſchichtlichen Erſcheinungen, welche am Eintritt der neuen Zeit, den Charakter derſelben weſentlich beſtimmend, von Deutſchland ausgegangen: die Erfindung des Schießpulvers, die der Druckkunſt und die Reformation, nahmen, jede auf ihre Weiſe, Fiſcharts Thätigkeit und Nationalgefühl in Anſpruch. Schießpulver und Feuergewehr, obgleich damals längſt im Gebrauche, hatten doch das Erſchütternde des erſten Eindrucks noch nicht verloren. Davon zeugt, was im Gargantua Cap. 26 geſagt wird, daß ſeit Erfindung der bertholdiſchen Büchſen die Leute nicht mehr des Donners und Erdbebens achten, ja ſchier den jüngſten Tag verachten, dieweil er im Feuer kommen ſolle. Der aufſtrebende Bürgerſtand vornehmlich hatte ſich der neuerfundenen Feuerwaffe bemächtigt, und die Übungen in derſelben, bei ſtädtiſchen Feſtſpielen, waren zugleich der Anlaß, Verbindungen und Freundſchaften von bedeutender Folge zu ſtiften und zu befeſtigen. Bedenken wir, wie genau Fiſchart, im angeführten Cap. 26, mit den Handgriffen und Kunſtausdrücken der Schießſtätte ſich vertraut zeigt, wie treffend er die hundert Ausflüchte der Schützen, die gefehlt haben, aufzuzählen weiß, ſo mögen wir leicht annehmen, daß er ſelbſt ſolche Übungen mitgemacht und bei der Bürgerluſt von 1576 mit ſeiner Büchſe auf dem Platz geweſen. Mit Begeiſterung ſpricht Fiſchart von dem großen Funde Gutenbergs zu Straßburg und der Schäffer von [XXIV] Mainz[1].

---

[1] Gargantua Cap. 55 (Anrede an die Bücher und Autoren):

Gelobet ſei der löblich Fund
  Der edlen Truckerei,
Der euch uns noch erhält zur Stund!
  Gelobet ſei die Treu
Der beid Erfinder, Guttenberk
  Und Scheffers, ſampt ſein Gſipten,
Die gmeinem Nutz zu gut ſolch Werk
  Zu Straßburg, Mentz erſt übten!
Der Ein bracht uns viel Berg und Gut,
  Ja Bergwerk guter Künſt,
Der Schäffer aus eim Jaſons Mut
  Brachts gulden Fliez erwünſcht,

Er ſelbſt ſtand in einem genauen und einflußreichen Verhältniſſe zu der edeln Druckkunſt. Bernhard Jobin, Buchdrucker zu Straßburg, war ſein Schwager, und ſowie dieſer ihn zu manchen Arbeiten veranlaßte, ſo war anderſeits ein mächtiges Werkzeug litterariſch-polemiſcher Wirkſamkeit dadurch in Fiſcharts Hand gegeben, daß ihm Preſſe und Geſchäftsverbindungen eines unternehmenden proteſtantiſchen Druckerherrn zu Gebote ſtanden. [XXV] Denn eben der Kampf für die neuerrungene Glaubensfreiheit war es, was ſeine raſtloſeſte Thätigkeit aufregte [1]. Seine vielverbreiteten Streitſchriften und Spottgedichte in deutſcher Sprache konnten nicht ohne bedeutende Wirkung im Volke bleiben; Joh. Valentin Andreä nennt ihn mit Recht den Schriftführer der deutſchen Nation (Germanicæ nationis a libellis).

Unter ſolchen Geſichtspunkten wird es nicht mehr befremdlich ſein, daß Fiſchart jene deutſche Schützenluſt zu Straßburg als etwas Ernſtes und Würdiges betrachtete, daß ihm der nachbarliche Freundſchaftsbeweis der in Glaubensfreiheit verwandten Stadt Zürich werth und bedeutend war und daß er nicht mit kaltem Blute zuſehen konnte, wenn dasjenige, was er in ſeinem Ehrengedichte gefeiert hatte, durch ſchnöden Misbrauch der edeln Druckkunſt, von einem Anhänger des Pabſtthums

Der weiſt das gulden Schaaffell recht,
  Die Woll, ſo recht iſt gulden.
O daß der ewig ſei verſchmächt,
  Der die Kunſt nicht mag dulden u. ſ. w.
Hett Welſchland dieſen Fund ergründt,
  Seins Rühmens wär kein End;
Nun hats euch Teutſchen Gott gegündt,
  Deshalb ihn wol anwend u. ſ. w.
Ihr [die Bücher] ſtrafft die Fürſten, den ſonſt wenig
  Einreden dörfen, frei;
Ja von euch haben Keiſer, König,
  Zu thun was unrechts Scheu u. ſ. w. (Vergl. Cap. 17.)

[1] Wohlgefällig überſchaut Fiſchart in ſeinem ſcherzhaften Kalender die Gebiete des deutſchen Vaterlandes, in welchen der Kampf ſiegreich beſtanden iſt: „In Sachſen, Pommern, auch gen Brämen, Embden, Genf, Straßburg, Ulm, Reutlingen, Eßlingen, Nürnberg, Zürch, Heidelberg werden nit vil Ablaßkrämer noch Legaten de Latere ankommen. Die Märker und Wirtenberger werden nicht viel gen Rom walfahrten, noch die Preußen viel Annaten daſelbſt löſen.“ (Vergl. Rabelais, Progn. Ch. 6.)

verhöhnt und eben dadurch ein Samen der Zwietracht ausgeſtreut wurde [1].

[XXVI] Ein Verſuch, die vorſtehenden Andeutungen über Fiſcharts Beziehung zum deutſchen Volksleben ins Einzelne auszuführen, etwas mühſelig für eine Zugabe zum glückhaften Schifflein, würde gleichwohl nur einen abgeſonderten Theil der umfaſſenden Cha[XXVII]rakteriſtik berühren, die wir von einem künftigen Bearbeiter der fiſchartiſchen Werke zu erwarten haben [2].

---

[1] S. Kehrab, V. 475 ff. 549 f. 805 f. 821 f. Daß Spottworte vom kühwarmen Brei und viel gröbere, wie ſie der Schmachſpruch enthält und der Kehrab unermüdlich zurückwirft, eben ſolche, womit man die Schweizer, als Hirtenvolk, auch ſonſt zu necken pflegte, gar leicht zu ernſtlicher Entzweiung führen konnten (wie denn, laut Schmachſpruch V. 119, ein beſondres Mandat gegen das Vexieren der Schweizer ergangen ſein ſoll, vgl. Ring S. 131), beweiſt die Fehde über den Kühplappert, welche Stumpff in der Schweizerchronik (Ausgabe von 1548, II, 94 b) erzählt: „Anno domini 1458 auf eim Schießen zu Coſtenz kam ein Burger von Lucern und einer von Coſtenz in Zerwürfnus von wegen eines alten Bernerplapparts [eine Scheidemünze], den derſelbig von Coſtenz ſpöttlich ein Küplappart nennet. Darauß volget ſo vil Unradts, daß gemeine Eidgenoſſen, auf deren von Lucern Manung, wider die von Coſtenz zu Veld zugend, und ruckend hinauß gen Wynfelden. Das ſelbig Schloß und Herrlichkeit was damals einem Burger von Coſtenz zugehörig. Das Schloß ward überrumplet, doch nit gebrochen. Diſer Krieg ward gericht durch Biſchoff Heinrichen und Herrn Albrechten von Sax Freiherren u. ſ. w.“ Vgl. Maurer, Der warme Hirsbrei von Zürich auf dem Freiſchießen zu Straßburg. Zürich 1792. 4. S. 43. Stalder, Schweizeriſches Idiotikon II, 142. Fiſchart ſelbſt enthält ſich anderwärts ſolcher Anſpielungen keineswegs, z. B. Gargantua Cap. 12: „ein Sau für ein Baier, ein Nuß für ein Schwaben, ein Maulthier für ein Franken, ein ſchleſiſchen Eſel für aller Haſen Großmutter, ein Kuh für ein Schweizer u. ſ. w. anſehen.“ [Vergl. W. Wackernagel, Johann Fiſchart S. 35. 36. H.] Die alten und manigfachen Verbindungen zwiſchen Straßburg und Zürich hat Maurer ausführlich nachgewieſen.

[2] Indem ich von den Verdienſten Fiſcharts ſprach, war es keineswegs meine Abſicht, ſeinen Cynismus zu dieſen zu rechnen. Doch iſt derſelbe nur unſchön und ungeſchlacht, nicht verführeriſch und lüſtern, ein Unterſchied, worauf Fiſchart ſelbſt hinweiſt, wenn er zu bedenken giebt, daß doch „das ohrenzart Frawenzimmer wol etliche Zotten vertragen könne“, welche in verſchiedenen damals beliebten Unterhaltungsbüchern, dergleichen auch unſere Zeit aufzuzeigen hat, enthalten ſeien. Nicht minder verſpottet er die Empfindſamen, die „Amadisleſer, die uber dem verlohrenen Kind Keiſers Octavianus weinen“. Im Gargantua, dem Hauptwerke Fiſcharts, iſt das Leben eines rieſenhaften, in ſinn-

Ich fand daher paſſender, mich vom Dichter auf den Gegenſtand des Gedichts zurückzuziehen und dem Schützenfeſte zu Straßburg ein Seitenſtück aus dem Lande, in welchem der neue Abdruck erſcheint, aufzuſtellen, wodurch zwar das Reich der Poeſie ſich wenig erweitern, wohl aber die Geſchichte der Freiſchießen einen nicht verwerflichen Beitrag erhalten und auf den Hofhalt eines der ausgezeichnetſten Fürſten des 16 Jahrhunderts ein heiteres Licht [XXVIII] fallen dürfte. Die handſchriftliche Quelle des Folgenden iſt zwar auch ein Reimgedicht, ein Lobſpruch, dasſelbe kann jedoch nicht auf Vergleichung mit dem fiſchartiſchen Anſpruch machen, obgleich, nach meiner Anſicht, der dichteriſche Werth des letztern zumeiſt in der kernhaften Gedrungenheit der Sinnſprüche liegt, Fiſcharts eigenthümlichſte Poeſie aber in ſeiner Proſa zu ſuchen iſt; nur in dieſer fühlt er ſich völlig frei, hier ſpielt er die Sprache mit unerhörter Wagnis durch alle Biegungen und Töne, hier nimmt er den dithyrambiſchen Schwung, gegen welchen der gemeſſene Schritt ſeines Allemand d'Amour etwas ſteif ſich ausnimmt.

Der Schriftſteller, von dem ich jetzt zu reden habe, iſt Lienhard Flexel, weiland Bürger und Pritſchenmeiſter zu Augsburg [1]. Seine Werke ſind, meines Wiſſens, nie zum Drucke gelangt, dafür aber in den Handſchriften mit heraldiſchem Schmucke wohl ausgeſtattet. Beſonders reich an ſolchen iſt die Heidelberger Bibliothek; es ſind gereimte Beſchreibungen verſchiedener Hauptſchießen: des Büchſenſchießens zu Paſſau 1555 (Cod. Nr 686, Wilken, Geſchichte der heidelbergiſchen Büchersammlungen S. 520), deſſen zu Worms 1575 (Nr 405, Ebd. S. 469), des Stahl- oder Armbruſtſchießens zu Stuttgart 1560, doppelt (Nr 325. 836, Ebd. S. 409. 542) [2]. Von letztgenanntem Stücke findet ſich auch

---

licher Überfülle ſtrotzenden Geſchlechtes dargeſtellt, ein reicher Stoff für die Laune eines Schriftſtellers, der ſelbſt von gigantiſcher Natur iſt; darum findet ſich auch in dieſem Buche die rückhaltloſeſte Schilderung natürlicher und ſinnlicher Dinge. Dennoch treffen wir eben hier, mitten unter dem Rohen, auf das Edelſte und Reinſte, z. B. Mehreres, was vom ehlichen Leben, von der Heiligkeit der Ehe, geſprochen wird.

[1] [Vergl. Schriften II. S. 573 bis 578. H.]

[2] Lienhard Flexels gereimte Beſchreibung des Schießens zu Rotweil 1558 handſchriftlich auf der Gymnaſiums-Bibliothek in Rotweil. [Im Verzeichnis der klädeniſchen Bibliothek, deutſche Litteratur und ältere Drucke, Berlin 1868. 8. findet

zu Wien eine Handſchrift, woraus Pfiſter (Herzog Chriſtoph, II, 158 bis 160) gedrängte Notiz gegeben hat. Aber zu [XXIX] Stuttgart ſelbſt liegt eine ſolche, mit glänzender Wappenmalerei und häufiger Goldſchrift (Cod. Histor. Nr 165 der öffentlichen Bibliothek, Papier, groß Folio), ohne Zweifel das Hauptexemplar, da es dem Veranſtalter des Schießens, Herzog Chriſtoph, zugeeignet iſt.

Die Turniere und mit ihnen das Heroldamt waren im 16 Jahrhundert merklich in Abgang gekommen[1]. Um ſo freudiger erhoben ſich die Schießen mit dem Pritſchenmeiſter[2]. Dieſer, von ſeinem Werkzeug, einem klatſchenden Kolben oder Schwerte von Holz oder Meſſing, ſo benannt, ahndete mit den Schlägen der Pritſche die Ungebühr und Ungeſchicklichkeit einzelner Schützen und hielt die Zuſchauer in Ordnung. Der Fröhlichkeit ſolcher Feſte war es angemeſſen, daß auch die Zucht- [XXX] und Strafgewalt ſo weit als möglich nur eine ſcherzhafte ſei. Der Pritſchenmeiſter war ſomit zugleich der Luſtigmacher der Geſellſchaft. Pries der Herold die Großthaten der Wettkämpfer, ſo verſpottete der Pritſcher ihre Misgriffe; der letzte Gewinnſt hieß nach

---

ſich S. 18 unter Nr 416: „Lienhart Flexel (Pritſchmeiſter), die ordeliche beſchreibung des großen herrn-ſchießen, das gehalten worden iſt in der hochberümbten ſtatt Ulm. 4. Manuſcript aus dem Jahre 1558, 20 Blätter Text, 66 Blätter Wappen und Fahnen. Der Text iſt als Gedicht behandelt. Die Wappen, Figuren und Fahnen ſind prächtig ausgeführt und gemalt. Alter Lederband.“ Flexel hat, wie mir Herr Director von Stälin nachweiſt, außerdem auch Sprüche auf die Schützenfeſte von Heidelberg 1554, Wien 1563, Innsbruck 1569, München 1577 verfaßt. Vergl. Chmel, Handſchriften der k. k. Hofbibliothek in Wien I, 720. Weitere litterariſche Nachweiſungen habe ich im zweiten Bande der Schriften S. 573. 575, Anmerkung 2, gegeben. H.]

[1] Gargantua Cap. 11: „Seither aber die Turnier, das iſt die Adels Probier, ſind abgangen, haben die Fuhrleut ihren Gäulen die Schellen [ſonſt ein Schmuck der Wappenröcke] angehängt.“ Vgl. Cap. 53 am Ende.

[2] Über den Pritſchenmeiſter ſ. Friſchs deutſch-lateiniſches Wörterbuch 1741, S. 140, wo derſelbe ſo definiert wird: præco, morionis versicolore habitu, quo ii utuntur, qui se in areis publicis sagittis vel globos plumbeos explodendo exercent, ut eis locum monstret quem tetigerunt globo vel sagitta, ut certos errores ferula sua puniat et rhythmos extemporales pronunciet. Ferner Flögel, Geſchichte der komiſchen Litteratur I, 328. Schmeller, Bayeriſches Wörterbuch I, 272 f. Nach Letzterem gab es in Wien: „Kaiſerl. Majeſtät Pritſchenmaiſter und Hofpoeten.“

ihm der Pritſchenſchuß. Beide verfertigten Spruchgedichte auf die Feſtlichkeiten, bei denen ſie Dienſte geleiſtet. Sowie aber der Herold mehr und mehr vom Spaßmacher angenommen hatte[1], ſo gieng umgekehrt von der Feierlichkeit des Herolds Einiges auf den Pritſchenmeiſter über. In ſolcher Haltung erſcheint unſer Lienhard Flexel; als ein erfahrener Meiſter beſucht er, eingeladen oder ſelbſt ſeine Dienſte anbietend, die bedeutendſten Schießen, wird bei ſolchen angeſtellt und beſchreibt ſie dann, mit mäßigem Humor, in Reimſprüchen, die er, ausgemalt mit den Wappen der angeſehenern Perſonen, den Gebern der Feſte und den vornehmſten Theilnehmern überreicht, wohl auch ſonſt an fürſtlichen Höfen, wo man gerne von derlei Feſtlichkei-[XXXI]ten Kunde nimmt, in vervielfachten Exemplaren abſetzt.

Von dieſer Art iſt dasjenige ſeiner Werke, wovon ich hier einen Auszug gebe.

Herzog Chriſtoph zu Würtemberg ſchrieb auf den 23 September 1560 ein großes Stahlſchießen aus. Die Schützenbriefe ergiengen weithin in deutſche Lande, auch in die Eidgenoſſenſchaft. Ein Dukaten ſoll eingelegt werden, hundert Dukaten ſetzt der Herzog als das Beſte aus. Zimmerleute werden beſchickt, um die Zielſtätte zu bauen. Vier Herren des Raths zu Stuttgart (Konrad Egen, Burgermeiſter, Cyriacus Horn, fürſtlichen Leibapotheker, Wilhelm Schlaginhauffen, Hofrichter, Bartholome Meſſerer, alten Burgermeiſter) erwählt der Fürſt, daß ſie Alles einrichten und ordnen. Lienhard Flexel, Pritſchenmeiſter von Augsburg, befindet ſich eben auf dem Wege gen Kolmar, wohin man ihn auf ein Büchſenſchießen eingeladen[2]. Da begegnet ihm ein alter Mann, der ihm einen Schützenbrief von Stuttgart zeigt und ihm dorthin zu ziehen räth. Flexel befolgt den Rath, ſammt ſeinem Sohne Va-[XXXII]lentin, und es hat ihn nicht gereut. Er preiſt die Stadt und das Land:

---

[1] Der Ehrenhold Johann Holand, um 1424, eröffnet ſeinen Reimſpruch vom turnierfähigen Adel in Baiern (Duellii Excerpt. S. 255 ff.), welcher überhaupt hieher zu vergleichen, mit ähnlichen Späſſen über ſeine Eß- und Trinkluſt, wie wir ſie nachher bei Flexel finden werden. Über Wappenämter und damit verbundene Dichtung im 14 Jahrh. iſt neuerlich durch Primiſſers Ausgabe des Suchenwirt mehreres Licht verbreitet worden. Für das 13 Jahrh. mögen einige Stellen aus dem Gedichte von Dietleib angemerkt werden: V. 1569 f. 11883 bis 11886. [Wilhelm von Öſterreich Bl. 2 a. Göz, Hans Sachs II, 5 f. Schmeller, Bayeriſches Wörterbuch II, 715.]

[2] Des Freiſchießens zu Kolmar von 1560 erwähnt Stalder, Fragm. über Entlebuch II, 262. Die in dieſen Band aufgenommenen Beiträge zur Geſchichte der Gymnaſtik der Schweizer ſind inhaltreich für die geſchichtliche

Dieſelb Stadt iſt mir wol bekannt,
Dann Stuttgart iſt dieſelb genannt,
Und iſt ein fürſtliche ſchöne Stadt,
Wann ſie alſo den Namen hat.
Die Burger ſeind drin weit erkannt
In deutſchen und in welſchen Land.
Die Stadt liegt in eim tiefen Thal,
Groß Berg ſeind drumb wol überall,
Darauf da wachſt ein edler Saft,
Gar guter Wein, gibt große Kraft.
Wann Einer desſelben zu viel thut trinken,
Wol auf den Bank da muß er ſinken,
Das thät oft manigem Schützen and.
Es iſt ein wol erbautes Land
Von Städt, Schlöſſern, Dörfern, überall,
Im Land iſt gar viel Berg und Thal,
Daß man nit findt bald ſein geleich.
An Wein und Traid iſt es faſt reich,
Fiſch und Wilbret hat es gar viel,
Das muß man haben zu ſolchem Spiel[1].

Kenntnis des Schützenweſens und geben auch, S. 270 ff., über das Straßburger Schießen von 1576 einiges Nachträgliche zu den Schriften von Maurer und Ring.

[1] Die Schreibweiſe der ausgehobenen Stellen iſt der jetzigen näher gebracht, beſonders ſchien es unthunlich, die läſtige Buchſtabenhäufung wiederzugeben, z. B. ſinckhenn, Lanndt, ſinken, Land. Dagegen bemerke ich hier die hauptſächlichſten Spracheigenheiten, von denen freilich meiſt nicht zu beſtimmen iſt, ob ſie dem Verfaſſer des Spruchs oder dem Schreiber aus Paſſau angehören: 1) Freulach, Pluemlach, Berlach, Pledlach, Fräulein, Blümlein, Perlein, Blättlein, in der Mehrzahl. 2) Bam (Reim auf gan), Bamb, Bamenn (Reim auf Namenn), Baum, Bäume, Bäumen. 3) Sich öfters für ſie, Mehrzahl. 4) einhig, auffig, hinein, hinauf, vor unmittelbar folgendem g. 5) geſchwingt (Reim auf Laberindt), gwingen, gwang, geſchwind, gewinnen, gewann. 6) ſtaindt, ſtand. 7) ſtaindant, plueſſant, werdans, ſtanden, blieſen, werden ſie. 8) was, waſſent (dieſes nur einmal), war, waren.

[XXXIII] Zu Stuttgart ſteht ein fürſtlich Haus, überaus wohl erbaut, mit welſchen Gängen und weiten Schnecken [1]. Dieſe geht Flexel hinauf und kommt in einen langen, großen Gang. Zween dergleichen ſind auf einander gebaut, durchſichtig, mit ſchönen ſteinernen Säulen aus ihnen kann man in alle Zimmer gehn. Er kommt in den Ritterſaal, darin ſtehen Tiſche, mit ſchwarzem Sammt und gutem Tuch bedeckt. Hier findet er einen Herrn, den er geſucht, einen der Ordner des Feſtes. Zwo Thüren hat der Saal, auch einen viereckten Gang mit Eiſengittern, worin der Kredenztiſch ſteht:

Von gulden Scheuren (Pokalen) ſtand er voll.
Darzu die großen ſilbernen Flaſchen,
[XXXIV] Die gfielen mir zum aller baſten,
Sie waren voll mit gutem Wein,
Gab mir zu trinken und ſchenkt mir ein;
Der ſilberen Becher waren ſo viel,
Daß ich der Zahl nit ſchreiben will.

Auch zahlloſe ſilberne Schüſſeln, viel tauſend Gulden werth, ſind vorhanden; denn in lauter Silber trägt man zu eſſen. Eine weite Schnecke hinab, worin Zween neben einander reiten können, wird Flexel in die Dürlitz [2] geführt, einen Saal mit großem Thore, worin bei neunzig (?) bedeckte Tiſche ſtehen. Nie hat er eine größere Dürlitz geſehen, mit Roſs und Wagen könnte man hinein fahren. Hier wird das Hofgeſinde geſpeiſt:

Und wie man ward zu Tiſch geſeſſen,
Der Salmeiſter thät das nit vergeſſen,
So gieng er nauf wol in den Sal,
Da muſt man ſchweigen überall,
Dann er war weiſ' und darzu klug,
Mit einem Stecken er da ſchlug
Wol auf ein Tiſch, ſo ſchwieg man ſtill,
Das war meins gnädigen Fürſten Will.

[1] Dieſes fürſtliche Haus, jetzt das alte Schloß, Herzog Chriſtophs Gründung, ſtand eben damals friſch aus der Arbeit, noch nicht ganz vollendet, da. Flexel ſagt:

Mit dem Gebäu thät man faſt eilen.

Das nachher beſchriebene Luſthaus iſt nicht zu verwechſeln mit dem von Herzog Ludwig 1581 angelegten neuen Luſthaus, dem heutigen Hoftheater.

[2] Richtiger: Dürnitz. Über dieſes Wort ſ. Schmeller, I, 398 f.

So thät ein Knab dann fürher ſtan,
Der fieng gar züchtig zu beten an
Und ſaget Gott gar fleißig Dank
Umb ſein Speis und umb ſein Trank.
[XXXV] Darnach hat man ſich bald bedacht
Und hat dem Hofgſind zeſſen bracht.
Seit ich die Warheit reden ſoll,
Man hat ſie gſpeiſt fürſtlich und wol.

Die Wißbegierde treibt den Gaſt weiter.

Nach dem Keller hät ich Verlangen,
Von Stund an ward ich darein gführt,
Denſelben hab ich wol probiert.

Größere Fäſſer hat er nie geſehen, den Boden kann er weit nicht erreichen[1]. Vom Keller geht er in die Kuchel. Es ſind zwo Küchen, wovon die eine dem Fürſten beſonders zugehört. Den Haushalt der andern beſchreibt Flexel nicht ohne Lüſternheit:

Darin da thät man ſieden und braten
Von Wilbret, Kopaunen, Hüner und Hennen,
[XXXVI] Gut Vögel und Rebhüner thu ich nennen,
Fiſch und Krebs kocht man darneben,
Guts ſchweines Wilbret thät man geben
In ſchwarzem Pfeffer, der war gut,
Man briet viel Gäns, hät man in Hut,
Das gfiel mir wol und ward mir eben;
Gut Spänſäu briet man auch darneben,

---

[1] Eines ähnlichen Kellerbeſuchs gedenkt Fiſchart, Gargantua Cap. 4: „Ich weiß wol, wie es dem Poeten gieng auf der Hochzeit zu Studgarten, im Kellerſtüblein, da ihn das new Faß anlacht, welches hielt der Fuder zwanzig ſieben, welche ihm recht die Reif antrieben." Und weiterhin: „Ja, da war mehrerlei Wein, dann zu Stutgart auf der Hochzeit beſchrieben worden, als würtenbergiſcher, Weidenberger, der von Laufen, ſo etwan die ferdinandiſchen Knecht machet laufen und die Landgräviſchen nachlaufen. Item der Elfinger, ſo die Finger und Bein elenlang macht, der Beutelſpacher, ſo Beutel machet krachen, der Hebbacher gieng glatt in Rachen, rote Felbacher, Mönchberger, Beinſteimer, weiß und roth Wangheimer, die oft gut Verſ' helfen erdenken" u. ſ. w. (Man will dem Weine von Wangen dieſe Eigenſchaft nicht mehr zugeſtehn.) Dieſe Hochzeit zu Stuttgart iſt ohne Zweifel die von Jacob Friſchlin beſungene Vermählungsfeier des Herzogs Ulrich, 1511. [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 257. 294. H.]

Wie es dann ghört zu ſolchen Sachen,
Welſchen Salat ließ man viel machen,
Der ſeltſamen Richt waren ſo viel,
Daß ichs nit alls beſchreiben will.

Eiſerne Häfen, Keſſel, Pfannen, die ſchönſten Löffel. Alles zieht die Blicke des Gaſtes an. Im Hofe ſieht er einen ſchönen Rohrkaſten und in der Küche läuft friſch Brunnwaſſer aus einer Säule. Die Köche heißen ihn gottwillkomm ſein, ſie ſind alle behend und keiner faul. Hirſche, Rehe, wilde Schweine liegen im Hof umher:

Zu Hof da waren ſie eingführt,
Daſelbs hat mans zerhauen und gſchnitten
Nach fürſtlicher Ehr, Würd und Sitten.

Das Schloß hat zwei Thore mit Aufziehbrücken; um dasſelbe ein tiefer, feſter Graben, worin ſchöne Hirſche und Stuckwild gehn, für die man ſchöne Ställe gebaut hat:

Sie mochten gan drin aus und ein,
Ein fürſtlicher Luſt kunt das geſein.

Hierauf begiebt Flexel ſich in den fürſtlichen Luſtgarten, woſelbſt das Schießen gehalten werden [XXXVII] ſoll. Vor deſſen Thore ſtehen viel Trawanden (Trabanten) mit Spießen und Hellebarten. Gleich am Eingang iſt eine künſtliche Mühle, man ſieht kein Waſſer und hört kein Rad, ſie iſt unter der Erde gebaut; erſt wenn man ganz nahe tritt, vernimmt man ſie. Nicht weit davon ein Rohrkaſten von Kupfer. Ferner ſieht er:

Das aller wolerbauteſt Haus,
Gar luſtig gmacht ganz überaus,
Dann es war mir auch unbekannt,
Das fürſtlich Luſthaus war es gnannt;
Nit luſtiger kunt es wahrlich ſein,
Die Fürſtin gieng drin aus und ein
Und auch der hochgeboren Fürſt,
Den allezeit nach Ehren dürſt,
Und 's Frauenzimmer gar welgeboren
Mit den vom Adel auserkoren.

Im Luſthaus ein ſchöner Saal mit vier runden Erkern und welſchen Kaminen; von ihm kann man überall hinausſehn:

Den Saal hat man in guter Hut.
Niemands dorft gan drin aus noch ein.
Dann er muſt von dem Adel (Hofadel) ſein.

Auch hier ſind die Tiſche mit ſchwarzem Sammt und gutem Tuche bedeckt. An den Saal ſtoßen zwei Zimmer, da ſteht ein Rohrkaſten von Metall, darein aus ſchönen Bildern friſches Waſſer läuft. Viel Tafeln (Gemälde) ſind im Saal aufgeſchlagen, von [XXXVIII] alten Schlachten und ſeltſamen Geſchichten. In einem Schnecken ſteigt Flexel in Keller und Kuchel nieder, wo er ſich die ſchönen Stuben und Gewölbe beſchaut. Das Haus ſteht frei, ringsweis kann man drum gehn und ſehen. Von da wird er in ein Labyrinth, einen Irrgarten, geführt. Dieſer hat ſchöne Gänge und gewölbte Bogen, alle überwachſen und bezogen mit Trauben und welſchen Bäumen, deren ſeltſame Namen der Erzähler nicht anzugeben weiß. In der Mitte ein Vogelhaus mit eiſernen Gittern, darin Vögel ein- und ausfliegen. Fürbaß zeigt man ihm ein ſchönes Rendill, eine Stechbahn, gleich vor dem Luſthaus, ſo daß die Fürſtin darauf hinausſehen kann. Nicht weit davon ein wohlgepflegter Wintergarten:

Darumb hat man ein Mauer gebaut,
Ich hab zun Fenſtern einhig (hinein) gſchaut,
Das ſag ich euch bei meinen Pflicht:
Die Bäum die trugen welſche Frücht,
Ein ſchöner Luſt mecht das geſein,
Im Winter kunt man heizen ein,
Wie es dann ghört zu ſolchen Sachen,
Den Bäumen kunt man warm machen,
Das hab ich von dem Gärtner ghört;
Darneben ſtand ein Vogelherd,
Der war gar ſchön und luſtig gebaut,
Durch die Hecke hab ich hinein gſchaut.

Weiter hinein wird Flexel, denn zu ſeinem Verdruſſe muß er eilends gehn, zu den drei Schieß-[XXXIX]bergen geführt, die man für das Feſt erbaut hat. Sie ſind ſchön bemalt, mit den fürſtlichen Wappen geſchmückt und mit goldnen Knöpfen, worauf die Fahnen ſtecken, auch mit Schranken, Zielhäuſern, darhinder die Zieler ſich bergen können, und andrer Zugehör wohl verſehen. Beſonders der mittlere gleicht einem Schloſſe; man kann ihn umtreiben, er iſt mit Kupfer bedeckt, der Thurm durchſichtig und Glocken hangen darin, auch eine Uhr iſt angebracht. Sofort wird das Schießhaus mit ſeinen Sälen für Fürſten und Herrn beſchrieben; einer heißt die fürſtliche Rüſtkammer, worin die Stähle hangen. Die Stühle für Fürſten und Grafen ſind mit Sammt überzogen, die andern mit ſchwarzem Tuch. Hinter dem Schießhaus ein Irrgarten mit einem Sommerhaus, unter dieſem ein gewölbter Gang mit einer langen Tafel, darauf man mit Steinen ſchießen kann. Zween Kraniche gehen im Garten um.

Vor dem einen der drei Thore des ringsummauerten Gartens ſtehen zu beiden Seiten viel ſchöner Kramen, Krambuden, unter denen Flexel faſt verirrt. Sammet, Seide, goldne Borten, goldne Scheuren und Silbergeſchirr findet man hier zu kaufen. Auch viele Küchen ſind aufgeſchlagen, ſowie zwei ſchöne Zelte, das eine für die Provoſaner[1], welche die Nacht über wachen, das [XL] andre für die Würfelbrette (zum Prenden[2]), wo man ſeines Geldes los werden kann. Daneben der Kegelplatz, wozu auch Gewinnſte gegeben ſind; dann der Hahn (Hahnenſprung?), wo es oft lächerlich zugeht, die Gewinnſte hängen dabei. Weiter noch zween Schießberge mit einer langen Schießhütte. Ein durchſichtig Reigerhaus mit mannshoher Mauer und durchfließendem Waſſer.

Wieder kehrt Flexel in den Garten und beſchreibt Pritzenbank und zwei Gezelte mit Tiſchen und Bänken, darunter man nachher den Undarntrunk (Veſpertrunk) giebt, auch die fürſtliche Schenke genannt.

Am beſtimmten Tage, Montag den 23 September, ſind die Schützen mit Macht eingezogen. Man führt ſie in ihre Herbergen und erbietet ihnen alle Zucht und Ehre:

Das kommt der Stadt zu gutem Frommen.

Abends reiten die Fürſten ein: der Kurfürſt, Pfalzgraf Friedrich, ſammt ſeinem Sohne Johann Caſimir; mit ihnen Johann Wilhelm, Herzog von Sachſen, Herzog Reichart, Pfalzgraf am Rhein, und Philibert, Markgraf zu Baden. Zween Fürſten kommen erſt auf das Nachſchießen: Herzog Karl, auch Markgraf zu Baden, und mit ihm der junge Pfalzgraf Johann Georg. Herzog Chriſtoph reitet [XLI] den Fürſten entgegen

[1] Anderwärts: Proviſioner, Proveſener u. ſ. w. Über dieſe Klaſſe von Dienſtleuten ſ. Pfiſters Herzog Chriſtoph, I, 582. Schmeller, I, 346.

[2] Gargantua Cap. 4: „wurf in die Prenten." Vgl. Friſch unter: Bränte.

mit ſeinem Adel und den reiſigen Knechten; auch nimmt er ſeinen lieben Sohn, Herzog Eberhard, mit. Er führt ſie ins Schloß, wo jeder Fürſt ein eigenes Zimmer erhält. Der Adel bringt ihnen Waſſer auf die Hände, dann ſitzt man zum Nachteſſen, nach welchem ihnen die edeln Knaben mit Windlichtern auf die Zimmer leuchten. Am Morgen läßt man umſchlagen, daß die Schützen zur Wahl der Neuner ſich verſammeln. Nach der Morgenpredigt zieht man aus dem Schloß in den Luſtgarten. Trabanten dienen dabei, die vier Trompeter des Herzogs blaſen vor, drei Spiele von Trommeln und Pfeifen ziehen mit. Der Empfang im Garten geſchieht durch den fürſtlichen Rath, Dr Johann Krauß. Dieſer verlieſt auch die Artikel und verkündet den Burgfrieden. Dann ſchreitet man zur Wahl der Neuner; den erſten wählen die Fürſten, den zweiten Ritterſchaft und Adel, den dritten die Reichsſtädte, den vierten die Fürſtenſtädte, der fünfte iſt aus der Eidgenoſſenſchaft, die vier übrigen wählt der Herzog, und zwar die vorgenannten vier Rathsherrn von Stuttgart. Dieſe haben auch die Dienerſchaft anzunehmen: Schreiber, Zieler und Pritſcher. Von letzter Art beſtellt man anfangs nur drei, auserwählte Meiſter, darunter unſer Dichter mit ſeinem Sohn:

Ich dank ihm faſt der großen Ehren.

Nachher finden ſich noch viele Pritſcher ein, die ſeine Eiferſucht erregen:

[XLII] Die wollten all ſein in dem Spiel,
Der Pritzer waren ſchier zu viel,
Der nie keim Schießen war nachzogen.

Der Herzog läßt den Neunern von Stuttgart ſchöne, neue Hofkleider ſchenken:

Gut Lyndiſch (leidniſch, niederländiſch [1] Tuch), Rock, Wames und Hoſen.

Auch die Diener und Spielleute werden in Lündiſch gekleidet, 29 Kleider ließ man machen. Der Hofmarſchalk und der Haushofmeiſter des Herzogs nehmen die Diener in Pflicht. Hierauf treten die Neuner zuſammen, um das Schießen zu ordnen. Es werden 6 Viertel gemacht, jedes erhält ſeine Fahne, nach Farben verſchieden. Wegen des Anſchießens wird gelooſt. Am Donnerſtag beginnt das Schießen; die Fürſten unter der rothen Fahne ſchießen an:

---

[1] [Es iſt vielmehr Londoner Tuch. Vergl. Schriften IV, S. 180, wo ſich bereits die richtige Erklärung nach Schmeller, Bayeriſches Wörterbuch II, S. 480 findet. H.]

Herzog Chriſtoph hat parſonlich (perſönlich) gſchoſſen.

Zwei ſchöne Bladt, Scheiben, ſind aufgeſteckt, 24 Schüſſe muß je Einer thun. Die Bolze werden ausgeſchrieen und eingeſchrieben, in Beiſein der Neuner, welche großen Fleiß ankehren, daß Keinem Unrecht geſchehe.

Während des ganzen Feſtes übt der Herzog die volleſte Gaſtfreiheit. Zwei der Viertel werden jeden Tag, zu Morgen und Abend, ins Schloß geladen, in die Brunnenſtube, wo ſie mit 13 Richten geſpeiſt werden. Mit den Neunern wird ange-[XLIII]fangen, zwei Freitafeln werden ihnen gehalten, jede Mahlzeit giebt man ihnen 16 Richten. In goldnen Scheuren ſchenkt man ihnen ein, keine Kurzweil wird da geſpart, der Kuchelmeiſter, Burkhart Mettelin, trägt ſelbſt auf, mit Trommeln und Pfeifen werden ſie hineingeführt.

Am Sonntag hält der Fürſt ein Laufen. Ein lündiſch Paar Hoſen iſt der erſte Preis, der zweite ein Wams, der dritte ein ſchöner Hut mit einer Feder:

Ich gwann ihr keins, das thät mir Zorn.

Darnach fängt ein Fechten im Luſtgarten an. Die Fürſtin fährt mit 4 Wagen aus dem Schloß. Im vordern ſitzt ſie ſelbſt, mit fünf jungen Fräulein, ihren Töchtern [1]:

Mit Samat war der Wagen bedeckt,
  Trawanden haut 's Volk oft erſchreckt.
Das Volk das lief und wollt nit beiten (warten),
  Trawanden giengen zu beiden Seiten u. ſ. w.
Vier Löwen ſeind auf dem Wagen gſeſſen,
  Zwen ſaßen vorne und zwen dahinden,
Gar ſchön verguldt, thu ich verkünden,
  Sie waren gemacht nach kunſtlichem Sinn,
Des Fürſten Wapen hieltens vor ihnn.

[XLIV] Drei Wagen fahren der Fürſtin nach, worin die vom Adel mit dem Frauenzimmer ſitzen. Von ihrem gnädigen Herrn und dem

---

[1] Die vierte derſelben, Ämilie, damals 10 Jahre alt, wurde ſpäter die Gemahlin des Pfalzgrafen Richard, der dem Schießen angewohnt. Die Herzogin ſelbſt rühmt Flexel als eine Wohlthäterin der Armen.

Kurfürſten wohl empfangen, ſieht ſie mit ihren Fräulein aus den Fenſtern des Luſthauſes der Fechtſchule zu. Ein Wams von lauter Tafft giebt der Herzog zum beſten:

Ich ſacht nit drumb, das war mir eben.

Auch läßt er zu jeglicher Wehr dem, der das Beſte gethan, zween Thaler geben.

Nach dem Fechten geht man wieder ins Schießhaus und ſetzt das Schießen fort:

Zum Undarntrunk da ſeind ſie gangen.
So merket weiter, was ich ſag!
Denſelben gab man alle Tag
Gut Käs und Brot und darzu Wein,
Den Schützen ſchankt man dapfer ein,
Sie thätens einander waidlich bringen,
Mir war gar wol mit dieſen Dingen,
Kehrten den Bechern das Unter überſich,
Das war fürwahr ein Spiel für mich.
Gut Öpfel und Bieren lag darneben,
Gar gut friſch Nuß thät man auch geben,
Darauf da ſchmeckt Eim ein Trunk gar wol,
Seit ich die Wahrheit reden ſoll,
Dann welcher gwann, der lebt im Saus.

Hierauf findet ein Umzug ſtatt: unter Vortritt der Pritſcher, der Trompeter und zweier Spiele, und im Gefolge der Neuner, tragen 110 weißgekleidete Knaben, mit goldnen Ketten und ſchönen Schnüren [XLV] geziert, ſchwarz und gelbe, mit Wappen geſchmückte Fahnen, darunter die Ritterfahnen, die nächſten nach dem Hauptpreiſe. Zween tragen die Beutel mit den Gewinnſten an einer Stange. Der Zug geht nach der Schranke, darauf die Fahnen aufgeſteckt werden. Die Schützen ſind voll Erwartung, was Jeder gewinnen werde. Um das Beſte, eine große ſeidene Fahne, von einem Edelknaben getragen, an der die 100 ungariſche Dukaten ſtehen, müſſen zween Männer noch beſonders ſtechen (ſchießen). Wendel Stettner aus der berühmten Stadt Nürnberg gewinnt dieſen Preis:

Der Fürſt der ſchankt ihm auch darzu
Ein ſameten Seckel, das nahm ich Acht,
Derſelb war gelb und ſchwarz gemacht.

Den zweiten Preis, einen Seckel mit 50 Gulden, erhält Melchior Straub von Donzdorf. Auch den Andern giebt man ihre Fahnen, das Geld liegt je darneben. Solche Fahnen pflegte man, als Beweis erprobter Kunſtfertigkeit, in die Heimath mitzunehmen und zur Schützengilde oder auf das Rathaus einzuliefern. Zuletzt erſcheint, unter Vortritt des Marſchalls und vier blaſender Trompeter, von zween Grafen geführt, Jungfrau Hedwig, des Herzogs älteſte Tochter (damals 13 Jahre alt):

Sie gieng daher gar züchtig und klug
Und in der Hand die Fürſtin trug
Ein ſchönen, wolgemachten Kranz,
Von Gold und Perlein war er ganz.

[XLVI] Jedermann iſt begierig, wem ſolcher zu Theil werden ſolle.

Die Fürſtin thät ſich bald bedenken,
Dem Kurfürſten aufſetzen und ſchenken,
Pfalzgraf Friderich an dem Rhein,
Ein Herzog in Bairn, als ich mein,
Den ſchönen, wolgemachten Kranz,
Mit einer ſchönen Red und Subſtanz;
Dieſelbig hat der Marſchalk gethan.
Der Kurfürſt nahm ihn in Gnaden an
Und ſagt dem Fürſten groß Lob und Dank.

So nimmt dieſes Schießen ein Ende, auf welchem, laut der Bücher, 505 Schützen geweſen.

Noch iſt aber ein Nachſchießen im Ausſchreiben angeſagt, wobei ein Ochs das Beſte ſein ſoll:

Derſelbig war dreißig Gulden werth,
Ich habs vom Metzger ſelbert ghört.
Der Ochs war ſchön bekleidt und ziert
In lauter Seiden, man hat ihn gführt
Für die Fürſten, Graven und Herren.
Man hat ihn gführt mit großen Ehren
Ringweis wol auf der Zielſtatt rumb;
Darmit ich an die Trumeter kumb,
Die blieſen ſtedig vor ihm her,
Das thät man den Schützen zu großen Ehr.

Ein Gulden iſt das Leggeld auf 15 Schüſſe. Der Herzog erzeigt dieſelbe Gaſtfreiheit, wie beim Hauptſchießen. Peter Spieß von Neuenſtadt an der Hardt gewinnt den Ochſen mit 19 Schüſſen. Dritthalb[XLVII]hundert ſind der Schützen. Der Herzog läßt ihnen durch Dr Johann Krauß mit großen Ehren abdanken. Dann gehen die Neuner vor den Fürſten und ſagen ihm groß Lob und Dank um ſeine Speiſe und ſeinen Trank:

Ihr Obrigkeit wollten ſies zeigen an,
Die große Ehr, die man ihnn hät than,
Und wolltens auch ihren Kindern ſagen,
Daß ſie bei allen ihren Tagen
Kein koſtlichers Schießen hant geſechen.

Auch die Knaben, welche die Fahnen getragen, werden gen Hof geführt, der Fürſt will ſich ein Gedächtnis machen:

Mit Eſſen und Trinken hielt mans gar wol
Und hätten gar ein frölichs Leben,
Eim jeglichen hat man ſein Bſoldung geben,
Der Fürſt thäts ihnn aus Gnaden ſchenken,
Über hundert Jahr werdens ſein gedenken.

Der Spruch ſchließt mit einer Entſchuldigung gegen Herzog Chriſtoph, dem er zu Ehren gemacht iſt, wenn der Sache zu wenig geſchehen. Die Zahl der Verſe iſt zu 1640 angegeben.

Auf das Gedicht folgen die Bilder und Wappen. Zuerſt die Fahnen der 6 Viertel, mit Verzeichnung, wie Viele jedes Standes und Ortes darunter geſchoſſen. Es erſchienen hiebei 6 Fürſten, 14 Grafen und Herrn, 40 von Ritterſchaft und Adel. Größere und kleinere Reichsſtädte haben ihre Schützen geſendet: Straßburg 14, Augsburg 17, [XLVIII] Worms 4, Nürnberg 24, Regensburg, Frankfurt, Speier, Hagenau, Lindau u. ſ. w. Die nähergelegenen fehlen ohnehin nicht. Von eidgenöſſiſchen Städten: Zürich 5,[1] Baſel 1, Schafhauſen 6, St.

---

[1] Die 5 von Zürich ſind: Junker Hans Victor von Schönau, Konrad Aman, Jude Hering, Ulrich Zimmermann, Michel Mayer. Dieſe Nemlichen, außer dem Vorletzten, erſcheinen auch auf dem Straßburger Armbruſtſchießen von 1576, auch hier ſteht Hans Victor von Schönau an der Spitze der Stahlſchützen. (Maurer S. 49. 52. Stalder, Fragm. II, 271.) Von den Fürſten, die zu Stuttgart einritten, iſt der Pfalzgraf Caſimir nachher zu Straßburg anweſend (Maurer S. 86); ein Schießregiſter desſelben: was er 1585 bis 1587 mit eigener Hand geſchoſſen, Heidelberger Hdſchr. 769 (Verzeichnis S. 531).

Gallen 4, Mühlhauſen 1. Unter den Fürſtenſtädten: München, Ingolſtadt, Landshut, Freiſingen, Paſſau, Ens, Schwatz, Anſpach, Heidelberg, Freiburg, Coſtnitz, einige Städte im Elſaß u. ſ. w. Dann die würtembergiſchen Städte und Flecken, darunter Stuttgart 27, Tübingen 10 u. ſ. w. Nach der Ordnung des Aufzugs ſind Zieler, Pritſchmeiſter, Spielleute, Bolzträger, Neuner, Fahnenträger, Meſſer, Trompeter in ihren Amtstrachten und mit ihren Geräthſchaften abgebildet. Die braunen Hofkleider mit bunten Borten u. ſ. w. nehmen ſich ganz wohl aus. Auch die Pritſcher tragen ſolche, ſie führen eine Art von Kolben, oben gerundet, mit dem herzog-[XLIX]lichen Wappen. Mit Trommlern und Pfeifern war, wie es ſcheint, der Herzog für gewöhnlich nicht verſehen, eine Folge der damaligen Einrichtung des Landaufgebots; die drei Spiele ſind von Leonberg, Pforzheim und Göppingen, ſie werden beſonders zu dem Feſte beſtellt und gekleidet. Daher wird im Gedichte der 4 herzoglichen Trompeter ſtets mit beſonderm Nachdruck gedacht:

Ja, war das nit ein fürſtliche Ehr!
Des Fürſten vier Trumeter blieſen vorher.

Hierauf die 92 Gewinnſtfahnen, je mit dem Namen des Schützen, ſowie mit Angabe des Gewinnſtes und der Schüſſezahl. Die erſte iſt diejenige, worauf die 100 Dukaten ſtanden; ſie hät auf der rechten Seite das Wappen des Herzogs, auf der linken das der Herzogin, das brandenburgiſche. Die weiteſte Fahne mit 1 fl. 40 kr. erhielt der von Ens gekommene Schütze; die letzte iſt die Pritſchenfahne, auch mit 1 fl. 40 kr. Nach dieſem die prächtig gemalten Wappen der Fürſten und Fürſtinnen, zuerſt das kurpfälziſche, dann das würtembergiſche; der Grafen und Freiherrn; der Ritterſchaft und des Adels; der vornehmſten wappenmäßigen Herrn aus Reichs- und Fürſtenſtädten, wobei der Kuchelmeiſter Burkhart Mettelin nicht vergeſſen iſt; der Reichsſtädte; der Städte aus der kurfürſtlichen alten und jungen Pfalz, aus Ober- und Niederbaiern, der Vogteien und Städte des Fürſtenthums Würtemberg, der Städte aus den Markgrafſchaften Bran-[L]denburg und Baden, der gräflichen und freiherrlichen, der eidgenöſſiſchen Städte, derjenigen aus

---

zeugt noch von ſeinem Eifer für die löbliche Schützenkunſt. Ein armer Wildſchütz von Kanſtadt gewann zu Straßburg den erſten Preis mit der Büchſe. (Maurer S. 59. Ring S. 33.)

den Bisthümern und Probſteien. Bei jedem Orte ſind die von da gekommenen Schützen namentlich aufgeführt. Endlich die Ämter und 55 Fahnen des Nachſchießens. Dabei fehlt auch das fürſtliche Beſte, der bedeckte Ochs, nicht; die koſtbare Wappendecke verhüllt ihn bis zum Boden, auch der Kopf iſt in die Hoffarben gekleidet, die Hörner vergoldet; er iſt von beiden Seiten dargeſtellt, damit weder dem Wappen des Herzogs auf der rechten, noch dem der Herzogin auf der linken, ſeine Ehre entgehe; ſein Werth, ohne die Decke, 30 Gulden, ſammt fürſtlicher Fahne. Den Beſchluß machen die Wappen des Ambroſius Neumaier von Paſſau, der das Buch geſchrieben, des Lienhard Flexel, der den Ehrenſpruch gedichtet, und ſeines Sohnes, endlich des Buchbinders zu Augsburg, der dieſes fürſtliche Buch gebunden. Einige Wappenſchilde ſind leer geblieben, vermuthlich weil Flexel die Wappen nicht auftreiben konnte. Er entſchuldigt in der proſaiſchen Zueignung an den Herzog, vom 21 Merz 1562, den Verzug des Werkes mit der ganz glaubhaften Schwierigkeit, ſo viele Wappen hin und wieder zu wegen zu bringen. Wer ſie gemalt, iſt nicht ausdrücklich beſagt.

Dieſer ganze Wappenprunk iſt offenbar eine misverſtandene Anwendung der Heraldik vom Turnier auf das Schießen. Das Turnier war ein Vor-[LI]recht des Adels; die Turnierfähigkeit zu erkennen, war daher eine ſtrenge Wappenſchau erforderlich. Armbruſt und Büchſe, Waffen des Fußvolks, wurden vorzüglich in bürgerlichen Genoſſenſchaften, ſtädtiſchen Schützenvereinen gepflegt. Zur Theilnahme an den Schützenfeſten befähigte alſo nicht die wappenmäßige Abkunft, ſondern die Mitgliedſchaft in einer Schützengilde. Allerdings iſt auf ſolche Feſtſpiele Manches von der Einrichtung der Turniere übergegangen, wie ſich im Einzelnen nachweiſen ließe. Beſonders wo Fürſten und Adel an Schießen Theil nahmen, oder ſelbſt ſolche veranſtalteten, mochten die Pritſchmeiſter auch die Heraldik zu ihrem Berufe rechnen. Lienhard Flexel, vielleicht aus einem Heroldsgeſchlechte ſtammend, nun aber, wie er beſcheiden in der Zueignung ſagt, „ein ringverſtändiger Lai und einfältiger Pritſchenmeiſter“, rühmt doch von ſich:

> Die vom Adel thunt ihn wol erkennen,

und richtet auch ſein Abſehen durchaus darauf, ſein Werk den Herrſchaften, denen es gewidmet iſt und von denen er den Lohn dafür erwartet, mundgerecht zu machen. In dieſem Sinne beginnt er, angeblich nach einem alten Buche, mit der Erörterung, von wem das Schießen hergekommen. Billig hebt er bei der Schöpfung Himmels und der Erden, bei den erſten Eltern und deren Vertreibung aus dem Paradiesgarten an. Als die Menſchen ein großes Geſchlecht worden, macht Gott unter ihnen Für-[LII]ſten und hochgeborne Grafen, denen Gehorſam angelobt wird. Der erſte Schütz aber iſt Lamech, der, nicht eben zu gutem Anfang, in ſeiner Blindheit von einem Knaben geführt, den umherirrenden Kain, ſeinen Ahn, der ſich im Buſche bewegt, ſtatt eines Wildes erſchießt. Eſau, der zweite Schütze, geht in den grünen Wald, wo die Vögel manigfalt ſingen, um ſich durch ein Wildbrät ſeines Vaters Segen zu erwerben. Dieſe haben den Handbogen geführt, Stahl- oder Armbruſt wurde zuerſt von den Griechen vor Troja und in dem Kriege des Königs Priamus wider Türken und Heiden gebraucht. Zuletzt kam die Zielbüchſe auf, nachdem ein Mönch im Jahre 1380 das Pulver erdacht. An dieſe mythiſche Geſchichte der Schießkunſt wird ein Verſuch geknüpft, das Schießen als ein Ritterſpiel darzuſtellen, denn die erſten Schützen ſelbſt,

Daß ich die Sach gar recht bedeut,
Die zween waren auch Edelleut,
Das war Eſau und auch Lamech,
Die warn geboren von edlem Gſchlecht,
Dann Gott hatt Iſac auserkoren,
Und war ein Fürſt gar wohlgeboren
Unter den Kindern von Iſrael u. ſ. w.

Der Verfaſſer ſtreicht denn auch bei jeder Gelegenheit die Vorzüge des Adels heraus, den Glanz des Hofes und ſelbſt wie die Trawanden das Volk erſchrecken. Weil er aber doch getreulich erzählt, [LIII] ſo erkennt man leicht, daß Herzog Chriſtoph den Geiſt des Schießens beſſer aufgefaßt, als ſein Pritſchmeiſter. Der Hof behauptet allerdings ſeine Etikette; der Adel (d. h. hier überall der Hofadel, im Gegenſatze der freien Ritterſchaft) hat das Vorrecht, den Fürſten Handwaſſer zu bringen, Windlichter vorzutragen, mit dem Frauenzimmer in das Luſthaus zu fahren, welches, nach Flexels Äußerung, nur vom Adel betreten werden darf; zween Herrn von Adel führen die Prinzeſſin mit dem Kranz und der adliche Marſchall hält an ihrer Stelle die ſchöne Red' und Subſtanz. Aber bei all Dieſem ſteht der Adel, als ſolcher, meiſt außerhalb des

Schießens und hat lediglich die Vorrechte des Hofdienſtes. Der Schützenſtaat beſteht unabhängig in ſich, unter ſeinen ſelbſtgewählten Neunern. Von dieſen ſind nur zween aus Fürſten und Ritterſchaft gewählt und die vier vom Herzog beſtellten ſind Rathsherrn von Stuttgart. Dr Joh. Krauß, fürſtlicher Rath, hat im Namen des Herzogs das Ehrenamt beim Schießen. Auch die Viertel ſind nicht ſo ſcharf abgetheilt, als es beim erſten Anblick ſcheint. Die rothe Fahne, darunter Fürſten und Herren ſtehen, mag zwar nicht durch bloßen Zufall das Loos des Anſchießens ziehen, aber unter ihren 92 Schützen befinden ſich 32 von den Städten. Aus dieſen iſt überhaupt bei weitem der gröſte Theil der Anweſenden. Der Kranz, dem Ceremoniel angehörend, wird dem Vornehmſten der Geſellſchaft, dem [LIV] Kurfürſten von der Pfalz, aufgeſetzt, über die Schießpreiſe aber entſcheidet einzig die Kunſt der Schützen, nach dem Urtheil der Neuner. Endlich die herzliche Gaſtfreiheit des fürſtlichen Wirthes verbreitet ſich gleichmäßig über Alle. Wer Vergleichungen anſtellen wollte, dem würde die gröſte Übereinſtimmung dieſes Fürſtenſchießens mit der Einrichtung der ſtädtiſchen, namentlich des Armbruſtſchießens zu Straßburg von 1576, bemerklich werden.

Flexel ſpricht in der Zueignung die Vermuthung aus, daß dieſer Gegenſtand „vielleicht zuvor durch Andere auch begriffen und E. Fürſtlichen Gnaden preſentirt ſein möchte.“ Wirklich ſind unter den deutſchen Handſchriften der Heidelberger Bibliothek (Nr 77. 78, Verzeichnis S. 335) zwei Exemplare einer Beſchreibung des Stuttgarter Schießens von 1560 durch Ulrich Erthel von Augsburg, das eine, mit ausgemalten Wappen, dem Pfalzgrafen Richard, das andre dem Pfalzgrafen Friedrich gewidmet. Auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart fand ſich keines vor.

Noch kann ich von drei Armbruſtſchießen Nachricht geben, welche, der Zeit nach dem Hauptſchießen zu Straßburg noch näher, am 16. 25 und 29 Juli 1571, gleichfalls zu Stuttgart, im Thiergarten, gehalten wurden und auch in einem Spruchgedichte beſchrieben ſind. Das erſte gab Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg, Oheim des Herzogs Ludwig, das zweite dieſer ſelbſt, das dritte [LV] der Landhofmeiſter Junkher Jakob von Hoheneck. Der Verfaſſer des Spruchs, ſelbſt aus der Zahl der Schützen, iſt Hans Son, des Spitals zu Eßlingen

Hofmeiſter zu Kanſtadt[1]. Da jedoch dieſe Schießen weder in Anſehung der Menge der Theilnehmer, worunter keine auswärtige genannt ſind, noch des feſtlichen Glanzes und des Betrags der Preiſe, ſich mit demjenigen von 1560 vergleichen laſſen, auch der trockene, mit der trübſeligen Beſchreibung eines Misjahrs ſchließende Bericht des Hans Son, der ſelbſt die Beſorgnis äußert, daß ihm, der nur ein Weingärtner und eines Bauren Abkömmling ſei, die Kunſt entwiſcht ſein möchte, ſich nicht mit der ausgeführten Darſtellung des Lienhard Flexel meſſen darf, ſo genügt es, einzel-[LVI]ne beachtenswerthere Züge hier auszuheben, welche zugleich zu dem fiſchartiſchen Lobſpruch und deſſen Anhängen einige Beziehung darbieten.

Eine beſondre Ergetzlichkeit jener drei Schießen ſcheinen die Späſſe des Narren Hans Hetz ausgemacht zu haben:

Er machet manchen guten Boſſen,
Er thät manchem die Brütſchen ſchlagen,
Umſonſt thät er Eim d'Warheit ſagen.

Der Narr erhält auf dem zweiten Schießen drei Schilde, den einen vom Herzog Ludwig, der jenen mitgebracht, den zweiten vom Grafen Friedrich von Mömpelgart, den dritten von Herrn Philipp von Gemmingen. Kleine, ſilberne Schilde, mit den Wappen der Geber, wurden bei ſolchen Anläſſen an Pritſcher, Spruchdichter, Spielleute u. ſ. w. ausgetheilt und von dieſen nach Art einer Halskette umgehängt, wie auch in Flexels Buche die Pritſchmeiſter gemalt ſind. Hans Son iſt mit dieſer Freigebigkeit nicht ganz einverſtanden:

---

[1] Es befinden ſich davon unter den Handſchriften der Stuttgarter Bibliothek 2 Exemplare, das eine (Histor. 297) dem Herzog Ludwig, das andre (152) dem Grafen Friedrich von Mömpelgart gewidmet, beide mit einigen Wappen und Bildern, Papier, klein Folio. Dem Spruche vom Schießen iſt ein weiterer vom Lande Würtemberg und deſſen Herren, ihrem Urſprung und Aufkommen angehängt. Der Verfaſſer ſagt nemlich in der Zueignung an den Grafen Friedrich, er habe zu ſeiner Beſchreibung 3 Bücher binden laſſen (das dritte Exemplar vermuthlich für den Landhofmeiſter), da er aber in jeglichem „unbeſchribenes Papeirs ein gutten Thail uberig gehabt, damit es nit lehr ſteh", hab' er noch den Anhang von den Herrſchaften Würtemberg und Mömpelgart zu verfaſſen ſich unterſtanden. Er giebt darin auch von den Bauwerken Herzog Chriſtophs Nachricht und hat nach allen Umſtänden Flexels Muſter vor Augen gehabt.

Gwinnt Einer ſchon den beſten Fahnen,
So trägt der Gauch viel mehr von dannen,
Er kann allweg das Beſt erſchnappen,
Das gwinnt er mit ſeiner Narrenkappen.

Dreifach, in brandenburgiſchen, würtembergiſchen und hoheneckiſchen Farben, iſt der Narr mit Pritſchſchwert und Schellenkappe, die Fahne mit dem Kranze ſchwingend, abgebildet, und zuletzt noch, wie er ſelbſt, über der Schranne liegend, von dem [LVII] Spruchdichter abgepritſcht wird, worüber dieſer mit Aufbietung ſeines ganzen Witzes ſich luſtig macht; eine Züchtigung, welche daran erinnert, wie der Verfaſſer des Kehrabs den des Schmachſpruchs mit dem Pläuel bedient:

Kehrab V. 3: Soll man eim Narren dann zuhören,
Und in nicht wie ein Narren bören? (durchprügeln.)

Ebendaſelbſt, V. 763 ff., iſt erſichtlich, daß auch auf dem Straßburger Schießen der Narr mit Schellen und Reimſprüchen nicht vermiſt wurde. (Vgl. Ring S. 139. 142. Maurer S. 43 f.)

Wie Herzog Chriſtoph beim Nachſchießen einen Ochſen, ſo giebt der Landhofmeiſter von Hoheneck einen Hammel, mit vier Hörnern, zum Beſten, bedeckt mit 6 Ellen rothen Taffts, darauf das hoheneckiſche Wappen.

Beim erſten Schießen verehrt der Markgraf dem Herzog Ludwig den Kranz, beim zweiten der Herzog dem Landhofmeiſter, beim dritten dieſer dem Herrn Philipp von Gemmingen. Die Verleihung des Kranzes iſt eine Aufforderung an den Empfänger, nun ſeinerſeits auch ein Schießen zu veranſtalten. Darum heißt es vom Herzog Ludwig:

Nahm ihn mit großen Ehren an,
Wöllt den Kranz nit verdorren lan.
Bald trat Herr Doctor Peter Sing
Für Herrn und Schützen in den Ring,
Er danket ihnen fleißig ab,
[LVIII] Ihnen zu verſtehen wieder gab,
Wie daß Ihr Fürſtlich Gnad thät bſchließen,
Wöllt wieder geben zu verſchießen
Zehen Thaler in zweien Tagen.

Philipp von Gemmingen, der zuletzt den Kranz empfangen und das Schießen weiter zu mehren verſprochen, ſtarb noch vor Abfaſſung des

Spruchs. Der Verfaſſer wünſcht ihm die ewige Seligkeit, giebt aber den Anſpruch auf die Erfüllung der Zuſage nicht auf:

Wir hoffen, daß der Kranz darbei
Nit darum auch verdorret ſei;
Der Sohn iſt dannoch noch in Leben,
Er wirds vons Vaters wegen geben,
Er wird das Schießen weiter mehrn,
Seinem Herrn Vater z'Lob und Ehrn,
Damit es ein Gedächtnus ſei
Und ſein in Treuen denk darbei.

Hiemit erklärt ſich die Stelle des Kehrabs V. 612 ff.:

Nach dem etlich mal geſchehen,
Daß inen (den Straßburgern) etlich Stätt und Stände
Han, wie präuchlich, Kränz zugeſend,
Auch neulich auf dem wurmſiſch Schießen,
Die ſie dan nicht verwelken[1] ließen,
[LIX] Sonder ſie prachten an den Tag,
Wie ir Außſchreiben ſolchs vermag (beſagt).

Das hier erwähnte Schießen zu Worms hatte am 7 Auguſt 1575 ſeinen Anfang genommen und iſt daſſelbe, über welches Lienhard Flexel gleichfalls einen Reimbericht verfaßt hat.

Vorhin iſt angedeutet worden, daß Fiſcharts und ſeiner Zeitgenoſſen lebhafte Theilnahme an dem Schützenfeſte zu Straßburg und der Schiffahrt der Zürcher nicht einzig der unbefangenen Luſt an ſolchen Volksfeſten, ſondern allerdings auch der Bedeutung derſelben für politiſche und kirchliche Verbindungen zugeſchrieben werden müſſe. Es fragt ſich, ob auch für die zu Stuttgart abgehaltenen Stahlſchießen ſolche Beziehungen auszumitteln ſeien. Die Anweſenheit des Markgrafen von Brandenburg im Jahre 1571 war nicht ohne beſtimmten Zweck, dieſer Fürſt war Mitvormund des jungen Herzogs Ludwig, aber die bei dieſem

---

[1] So auch bei Stumpff, II, Bl. 453 b: „Aber nach diſem Schießen [zu Zürich 1504] iſt die Sach wider erſaſſen und der Meyen verdorben" (Stalder, Fragm. II, 293). Bei den Turnieren waren die Frauendänke beſtimmt, „den nächſten Turnier zu legen." (Büſching, Ritterzeit I, 351. 355 f.) Aus dem Spruche des Hans Son erklärt ſich auch der Stichſchuß in die Sau, Schmachſpruch V. 123, Kehrab V. 845, als ein Ausdruck der Schützenſprache im Armbruſtſchießen für den letzten Treffer.

Anlaß gehaltenen Schießen ſind doch als bloße Feierlichkeit anzuſehen. Hans Son ſagt darüber:

[LX] Herr Marggraf Georg Friderich
Iſt auf den Tag gen Stuttgart kommen,
Gſchäft halb Ihr Gnad hat fürgenommen;
Was daſſelbig war zu der Friſt,
Mir unnöthig zu wiſſen iſt.

Doch erzählt er nachher, daß am 21 Juli die Räthe in der Kanzlei zuſammengekommen, indem der Markgraf, der nicht länger bleiben wollen, Land und Leute in Herzog Ludwigs Gewalt übergeben habe, unter der Statthalterſchaft des Grafen Heinrich von Caſtell.

Bedeutender erſcheint unter obigem Geſichtspunkt das große Schießen des Herzogs Chriſtoph, wenn gleich Lienhard Flexel auch nichts dergleichen zu vermelden weiß. Mehrere der angeſehenſten proteſtantiſchen Fürſten ſind hier verſammelt. Auch Geſchäftsmänner finden wir in den Reihen der Schützen, namentlich den Magiſter Jörg Weißbrot, kurfürſtlicher Pfalz Secretari, der von den Fürſtenſtädten zum Neuner gewählt wird, und den Doctor Johann Jacob Varembüler, markgräfiſch badiſchen Kanzler.

Weit die gröſte Zahl der übrigen Schützen gehört evangeliſchen Reichsſtädten, Fürſtenſtädten und Ständen der Eidgenoſſenſchaft an. Das Schießen fällt in die Zeit, in welcher Chriſtoph eifrigſt mit dem von ihm ausgegangenen Plane beſchäftigt war, die evangeliſchen Fürſten und Stände zu einer neuen [LXI] Unterſchrift des augsburgiſchen Bekenntniſſes und einer feſteren Verbrüderung in ſolchem, zugleich zur Abweiſung aller Theilnahme am Concilium zu Trient, zu verſammeln. Bei einer Zuſammenkunft mit dem Kurfürſten Friedrich von der Pfalz und dem Herzog Johann Friedrich von Sachſen, zu Speier im April 1560, hatte er dieſe beiden Fürſten für ſeinen Plan gewonnen. Am 8 Februar 1561 kam dieſer wirklich mittelſt der Fürſtenverſammlung in Naumburg zu Stande. Gerade in der kurzen Zwiſchenzeit, während welcher Chriſtoph auch durch Briefwechſel den Verein thätigſt betrieb, im September 1560, gab er das große Schießen zu Stuttgart, und faſt alle die Fürſten, welche hier beiſammen waren, namentlich Herzog Chriſtoph ſelbſt mit ſeinem Sohne Eberhard, Pfalzgraf Friedrich, Herzog Johann Wilhelm von Sachſen, Markgraf Karl von Baden und Herzog

Georg aus der Pfalz, erſcheinen dann auch, der letztgenannte durch Geſandtſchaft, die übrigen perſönlich, auf dem Tage zu Naumburg[1]. Es iſt ſchwer zu begreifen, daß eine Angelegenheit, [LXII] welche des Herzogs ganze Seele beſchäftigte, bei der Gegenwart jener Fürſten an ſeinem Hofe nicht in Bewegung ſollte gebracht worden ſein; und wenn nun weiter geſchichtlich iſt, daß beabſichtigt wurde, die Berufung nach Naumburg vor dem Kaiſer und dem Pabſte ſo viel möglich geheim zu halten (Sattlers Herzoge, IV, 152. Pfiſter, I, 374), ſo begründet ſich allerdings die Vermuthung, daß die Schützenluſt zu Stuttgart der heitere Vorwand ernſterer Verhandlungen geweſen ſei.

---

[1] Herzog Chriſtophs Schützenbriefe waren, nach Flexel, auch „in das Haus von Öſterreich“ (jedoch erfolglos) ergangen, ſei es nun des Anſtandes und der ſcheinbaren Unbefangenheit wegen, oder weil man Maximilians Gegenwart wünſchte. So viel iſt ſonſt bekannt, daß dieſer anfangs auch nach Naumburg eingeladen werden ſollte. (Pfiſter, I, 487.) Der Lobſpruch rühmt von Herzog Chriſtoph nur im Allgemeinen:

Das göttlich Wort lat (läßt) er verkünden.

Über die Sage vom Herzog Ernſt.

Inauguralrede,

gehalten am 22 November 1832.

Wenn es im Zweck einer Inauguralrede liegt, Art und Richtung der Vorträge des eintretenden Lehrers der akademiſchen Gemeinde anſchaulich zu machen, ſo glaube ich, bei zufälliger Verſpätung meiner Antrittsrede, dem Zweck am beſten damit zu entſprechen, daß ich den Gegenſtand derſelben dem Kreiſe meiner ſchon gehaltenen Vorleſungen entnehme.

Die deutſche Nationallitteratur, wie diejenige andrer Völker, iſt nicht mit der Maſſe vorhandener und vollendeter Schriftwerke abgeſchloſſen. Jenſeits der Litteratur im buchſtäblichen Sinne liegen, für die ältere Zeit, gerade die nationalſten Erzeugniſſe des geiſtigen Lebens: Mythus, Sage, Volksgeſang. Allerdings müſſen wir auch hiebei zunächſt von ſchriftlichen Auffaſſungen und Andeutungen ausgehn. Allein das Auffaſſen im Schriftwerke bezeichnet oft nur die Aufhör des lebendigen Wachsthums, das Werden erſtarrt im Gewordenen und um das Weſen des dichteriſch ſchaffenden und bildenden Volksgeiſtes kennen zu lernen, müſſen wir ihn, die jeweilige Form zerbrechend, ſeinem freien, beweglichen Elemente zurückgeben.

Dieſen außerlitterariſchen Theil der Nationallitteratur unſres und der ſtammverwandten Völker zur Darſtellung zu bringen, war ein vorzügliches Augenmerk meiner bisherigen Lehrvorträge, eben weil hier nicht auf die fertige Schrifturkunde verwieſen werden kann, ſondern das Ergebnis in der fortwährenden Entwicklung ſelbſt beſtehen muß.

Das weiteſte und fruchtbarſte Gebiet für dieſe Seite der geſchichtlichen Forſchung öffnet ſich, was Deutſchland betrifft, in dem umfaſſenden und vielgegliederten Cyklus einheimiſcher Heldenſage. Das Nibelungenlied, deſſen Name ſo häufig zum Loſungsworte der oberflächlichſten und verkehrteſten Anſichten dienen muß, macht nur den Abſchluß der manigfaltigen Entwicklungen des großen mythiſch-epiſchen Kreiſes. Außer dieſem cykliſchen Verbande giebt es aber noch andre deutſche Sagenbildungen geringeren Umfangs, deren eine ich hier auswähle, um die angedeutete Richtung an einem Beiſpiele darzulegen, das weniger Zeit erforderte und als ein unſcheinbares nur um ſo beſſer dem Zwecke dienen möchte.

Es iſt die Sage vom Herzog Ernſt, die noch jetzt im Volksbuche gangbar iſt, das auf unſern Märkten verkauft wird [1]. Von älteren Bearbeitungen derſelben nenne ich: zwei größere mittelhochdeutſche Gedichte aus dem 13ten Jahrhundert, von denen bis jetzt nur eines vollſtändig bekannt gemacht iſt, ein lateiniſches vom Anfang deſſelben Jahrhunderts und die Bruchſtücke eines deutſchen, das noch im 12ten Jahrhundert abgefaßt war. Die früheſte nachweisliche Erwähnung einer deutſchen Behandlung des Gegenſtandes findet ſich beim Jahre 1188 in einem Briefe des Markgrafen Berthold von Andechs an den Abt von Tegernſee, worin erſterer ſich das deutſche Büchlein vom Herzog Ernſt zur Abſchrift erbittet.

Die äußeren Spuren der poetiſch bearbeiteten Sage reichen ſomit nicht über die Zeit der Hohenſtaufen hinaus. Dagegen werden wir im Inhalt der Dichtung eine Reihe von Perſonen und Ereigniſſe aus den Zeiten der früheren Königsgeſchlechter, des ſächſiſchen und des fränkiſchen, geſammelt und zur Einheit verbunden finden. Dieß war nur dadurch möglich, daß jene ganze Periode über in der Geſchichte ſelbſt gleichartige Beſtrebungen walteten, die ich in den Hauptzügen zum voraus bezeichne.

Die deutſchen Könige waren, um die Macht ihres Hauſes und die Kraft ihrer Herrſchaft zu heben, unabläſſig darauf bedacht, ſich zugleich der Gewalt, welche die großen Reichsämter darboten, zu verſichern. Mittel zu dieſem Zwecke ſuchten ſie vornehmlich darin, daß ſie die Herzogthümer und andre bedeutende Würden auf Glieder ihres Hauſes übertrugen oder durch Vermählungen an dieſes knüpften. Hierin lag aber auch der Keim der Eiferſucht und Zwietracht unter den nächſten Verwandten ſelbſt, die ſich auf ſolche Weiſe in verſchiedenem Trachten, nach geſammelter Herrſchermacht von Seiten des Königs, nach Unabhängigkeit und Eigengewalt von Seiten der Fürſten, gegenübertraten.

---

[1] [Man vergl. nun: Moriz Haupt in ſeiner Zeitſchrift für deutſches Alterthum VII, S. 293 bis 303 und Ernſt Dümmler ebendaſ. XIV, Berlin 1869. S. 265 bis 271. Karl Bartſch, Herzog Ernſt. Wien 1869. 8. H.]

Statt daß die Provinzen dem Könige enger verbunden wurden, indem ſein Sohn oder Eidam, ſein Bruder oder Schwager über ſie geſetzt war, wurden vielmehr dieſe ſeine Angehörigen ihm durch ihre Stellung nicht minder entfremdet, als es frühere, verdrängte Fürſtengeſchlechter geweſen waren. Eine weitere Quelle des Familienzwiſtes ergab ſich in der Unbeſtimmtheit des Erbfolgerechtes, das hier mit dem Wahlrechte, dort mit der jezeitigen Macht des Stärkern in Wage ſtand. Die Zerwürfniſſe, die aus ſolchen Urſachen unter hochgeſtellten und nahe verwandten Perſonen erwuchſen, waren an ſich ſchon geeignet, Aufmerkſamkeit und Theilnahme zu erwecken. In ſie waren aber auch die Völker ſelbſt, thätig und leidend, verflochten. Sang und Sage, die Organe der Volksſtimmung, muſten von dieſen manigfachen Bewegungen und Verwicklungen um ſo lebhafter angeregt werden, als es überall auch mächtige Perſönlichkeiten waren, die auf dieſer tragiſchen Weltbühne auftraten. Die herrſchende Gewalt iſt, zu verſchiedenen Zeiten, bald mehr in die Idee, bald mehr in die Perſon gelegt. Im deutſchen Mittelalter war Letzteres der Fall. Dieſe Zeit verlangte einen König von Mark und Bein, von ſichtbarer, hoher Geſtalt, dem der Geiſt aus den Augen leuchtete. Darum war Deutſchland ein Wahlreich; zwar vererbte ſich die oberſte Gewalt meiſt langehin in demſelben Stamme, aber ein ſolches Königsgeſchlecht war ſelbſt eine Perſönlichkeit; konnte dieſe nicht mehr genügen, ſo trat, vermöge des Wahlrechts, ein andres an ſeine Stelle. So kam es denn, daß wir in den Kaiſerhäuſern des Mittelalters überall auf hervorſtechende, im Guten und im Böſen kräftige Perſönlichkeiten treffen, auf ſolche, die wohl auch befähigt waren, Phantaſie und Gemüth der Zeitgenoſſen für Lied und Sage anzuſprechen.

Sehen wir nun, wie der angegebene Charakter der Zeit ſich in unſrer Sage ausgeprägt hat! Der Inhalt derſelben iſt, nach der Darſtellung des vollſtändig herausgegebenen, mittelhochdeutſchen Gedichtes, im Weſentlichen folgender:

Kaiſer Otto vermählt ſich zum zweiten Male mit Adelheid, der ſchönen und tugendreichen Witwe des Herzogs von Baiern. Ihr Sohn erſter Ehe, der junge Herzog Ernſt, ſteht anfangs bei ſeinem kaiſerlichen Stiefvater in großer Gunſt und wird von dieſem ſogar zum Nachfolger im Reiche beſtimmt; er iſt bei allen Fürſten beliebt, Arme und Reiche wünſchen ihm Gutes. Darum neidet ihn der Pfalzgraf Heinrich, Ottos Schweſterſohn, und verläumdet ihn bei dem Kaiſer, als ob er dieſem nach Ehr' und Leben trachte. Der Kaiſer läßt ſich überreden und mit ſeiner Zuſtimmung fällt Heinrich mit Raub und Brand in Ernſts Land Oſtfranken, das zu Baiern gezählt wird. Ernſt kommt mit zweitauſend Schilden herbei, entſetzt Nürnberg, das der Pfalzgraf belagert hat, und ſchlägt noch in einem Streite bei Würzburg, wo er und ſein Freund, Graf Werner, ſich als Helden erweiſen, den Gegner in die Flucht. Nachdem Adelheid vergeblich verſucht hat, den Gemahl zu beſänftigen, giebt ſie ihrem Sohne Nachricht, wer die Feindſchaft angeſtiftet habe. Ernſt rüſtet ſich nun zu weiterer Gegenwehr. Dann kommt er, nur ſelbdritte, mit dem Grafen Werner und einem andern Dienſtmanne, zu Speier, wo der Kaiſer ſich aufhält, auf den Hof geſprengt. Jener Dritte muß die Roſſe halten, Ernſt und der Graf gehen hinauf in die Kaiſerburg. Es iſt an einem Abend, die Herren ſind meiſt zur Ruhe, nur der Kaiſer ſelbſt und Pfalzgraf Heinrich ſind noch in geheimer Berathung beiſammen. Ernſt kommt vor die offne Kammerthür und dringt ein. Der Kaiſer entſpringt in eine Kapelle und ſchließt die Thüre hinter ſich. Dem Pfalzgrafen aber ſchlägt Ernſt das Haupt ab, geht unerſchrocken wieder hinunter und reitet mit ſeinen Gefährten von dannen. Für dieſe gewaltſame That wird er in die Reichsacht erklärt und eine Heerfahrt nach Baiern aufgeboten. Regensburg wird belagert und täglich davor geſtritten. Zuletzt muß ſich dieſe achtbarſte Stadt ergeben. An der Donau nieder und den Lech hinauf ziehen die Heere. Ernſt rächt die Noth ſeines Landes durch Einfälle in das Reich. So gehen fünf Kriegsjahre vorüber. Als nun aber der Kaiſer eine neue Heerfahrt aufruft, da findet Ernſt ſich nicht mehr ſtark genug zu nachhaltigem Widerſtand, er beſchließt, zur Schonung ſeines Volkes, zu weichen und eine Fahrt nach dem heiligen Grabe zu thun. Fünfzig der Seinigen nehmen mit ihm das Kreuz und viele Andre aus deutſchen Landen ſchließen ſich an; er hat wohl tauſend in ſeiner Schaar, Ritter und Knechte. Sie ziehen durch Ungarn und die Bulgarei nach Konſtantinopel, wo ſie ſich einſchiffen. Von da an beginnt eine Reihe der wunderbarſten Abenteuer. Ein Sturm verſenkt einen großen Theil der Schiffe, die übrigen werden zerſtreut. Dasjenige, worauf Ernſt und Werner ſich befinden, wird nach dem Lande Kipria getrieben, wo die Kreuzfahrer ein Volk mit Kranichhälſen und Schnäbeln finden, dem ſie eine entführte Königstochter aus Indien abkämpfen. Sie ſegeln dann weiter, leiden Schiffbruch am Magnetberge, der dem Schiffe alles Eiſenwerk auszieht, laſſen ſich, ihrer ſechſe, ſo viel vor Hunger und Krankheit noch übrig ſind, in Ochſenhäute genäht, von den Greifen in ihr Neſt durch die Lüfte hintragen; fahren auf einem Floße durch den Karfunkelberg, gelangen zu den Arimaſpen, Leuten mit Einem Auge, bekämpfen dort die Rieſen und Plattfüße, gehen nach Indien, beſiegen hier für die Pygmäen die Kraniche, dann den König von Babylon und erreichen, von dieſem geleitet, Jeruſalem, wo ſie den Templern das heilige Grab vertheidigen helfen. Endlich, nachdem Ernſts Ruhm auch nach Deutſchland gedrungen und des Kaiſers Zorn ſich gelegt, begeben die Helden ſich auf die Heimfahrt. Sie kommen am Chriſtabend vor Bamberg an, wo der Kaiſer über Weihnachten einen Hof hält. Ernſt läßt die Seinen im nahen Walde halten und geht, als es Nacht geworden, in Pilgertracht in die Stadt und nach dem Münſter, wohin ſeine Mutter ihn heimlich beſchieden. Sie kommt zur Frühmette, begrüßt mit vielen Thränen den langentbehrten Sohn und belehrt ihn, wie er ſich verhalten ſoll. Dann tritt ſie wieder an ihren Stuhl und ruft mit naſſen Augen die Mutter des Herrn an, bei all der Freude und Ehre, die ihr an dieſem Tage von dem göttlichen Sohne geworden. Als hernach die feſtliche Meſſe geſungen iſt und durch die Predigt des Biſchofs alle Herzen andächtig bewegt ſind, da dringt Ernſt, nach der Mutter Rathe, vor den Sitz des Kaiſers, wirft ſich dieſem zu Füßen und fleht um Vergebung ſeiner Schuld. Der Kaiſer ſagt ihm Verzeihung zu und erhebt ihn mit eigener Hand. Als er aber den Mann in Pilgertracht beſſer anſieht und ihn erkennt, da wechſelt ſein Antlitz die Farbe. Die Fürſten jedoch, zuvor von Adelheid für ihren Sohn geſtimmt, treten vor den Kaiſer und mahnen ihn, daß er noch ſtets ſein Wort gehalten. Da beſtätigt er die Verſöhnung, zum Jubel alles Volkes. Ernſt erhält ſein Land wieder und Werner ſeine Herrſchaft. Der Mutter aber iſt der wiedergewonnene Sohn, wie das Gedicht ſagt, ihr klarer Sonnenſchein und ihres Herzens Freude.

Es ſind ohne Zweifel vorzüglich die Wunder der abenteuervollen Kreuzfahrt, welche dieſer Erzählung eine ſo große Verbreitung in mehrſachen Bearbeitungen und ſelbſt noch die Fortdauer in unſern Tagen, mittelſt des Volksbuchs, verſchafft haben. Hier beſchäftigt uns die deutſche Sage, in welche jene Reiſeabenteuer und das auf gelehrtem Wege, mittelbar wenigſtens aus Plinius, Solinus, aus den fabelhaften Geſchichten Alexanders des Großen, hinzugekommene Wunderbare eingelegt wurden. Was im Zeitverlaufe zum Rahmen geworden, haben wir als Hauptbild herzuſtellen.

Den Grundbeſtand der Sage bildet eine Gruppe von fünf Perſonen: der mächtige Kaiſer Otto; deſſen zweite Gemahlin, die treffliche Adelheid, Witwe des Herzogs von Baiern; Adelheids Sohn erſter Ehe, der junge Herzog Ernſt, der erſt beim Kaiſer, ſeinem Stiefvater, in höchſter Gunſt ſteht, dann aber, als ſich Neid und Verläumdung zwiſcheneingedrängt, vom Kaiſer geächtet, bekriegt und vom Lande zu weichen genöthigt wird; der Pfalzgraf Heinrich, des Kaiſers Schweſterſohn, eben der Verläumder und Stifter des Unheils, der aber von Ernſts Schwerte den Lohn empfängt; der Graf Werner, Ernſts treuer Kampfgenoſſe und unzertrennlicher Begleiter auf ſeinen Irrfahrten. Die Handlung, zu welcher dieſe fünf Hauptperſonen verflochten ſind, beſteht in den Störungen des freundlichen Verhältniſſes zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem Stiefſohn, in den Kämpfen und Gewaltthaten, welche daraus hervorgehn, in den Drangſalen und Heldenwerken der geächteten Freunde und in der endlichen Wiederaufnahme des Vertriebenen in die Huld des Stiefvaters durch Vermittlung der Mutter.

Fragen wir aber nach der geſchichtlichen Unterlage, ſo weiſen ſchon die Namen auf eine für die Einſicht in den Gang der Sagenbildung merkwürdige Vermiſchung verſchiedener Beſtandtheile hin, in welche ſich dem Forſchenden jene Gruppe der handelnden Perſonen und die Eine Handlung ſelbſt wieder auflöſt. Die Namen Otto, Adelheid, Heinrich gehören der ſächſiſchen Kaiſergeſchichte und auch wieder verſchiedenen Momenten dieſer an, die Namen Ernſt und Werner der ſaliſch-fränkiſchen. Und ſo verhält es ſich auch in der Sache ſelbſt; eine Folge — der Zeit und den Perſonen nach getrennter, aber in Geiſt und Weſen gleichartiger Geſchichten aus der Periode des ſächſiſchen und des fränkiſchen Kaiſerhauſes hat ſich durch die bindende Kraft der Sagendichtung zur einzigen, ſcheinbar Gleichzeitiges umfaſſenden Handlung verſchmolzen.

Ich verſuche, dieſen Hergang klar zu machen, indem ich die hiſtoriſchen Schichten, aus welchen ſich das ſagenhafte Ganze angeſetzt, näher bezeichne.

Die erſte:

Otto I und ſein Bruder Heinrich.

Otto I, aus dem Hauſe Sachſen, durch einſtimmige Wahl der Fürſten zum deutſchen Throne berufen, empfieng am 8ten Auguſt 936, im Dome zu Aachen, unter lautem Zurufe des Volkes, die feierliche Königsweihe. Nach der kirchlichen Feier ſetzte ſich der neue König im Palaſt zum Krönungsmahle nieder. Die Herzoge des Reichs, jeder in ſeinem Erzamte, verſahen dabei den Dienſt. Mit königlicher Freigebigkeit wurden ſie von Otto begabt und man ſchied in lauterſter Freude. Aber die heitre Eintracht, die bei dieſem Feſte den König und die Fürſten verbunden hatte, war von kurzer Dauer. Unter den vier Reichsbeamten, die ihm beim Krönungsmahle gedient, war nicht einer, der nicht ſelbſt oder deſſen Nachkommen nicht, früher oder ſpäter, das Schwert gegen den König Otto erhoben hätten. Auch ſeine Brüder, Dankmar und Heinrich, ließen ſich, nach einander, in dieſe Empörungen hinziehn. Der letztere, Heinrich, iſt uns hier von beſondrer Bedeutung. Otto und Heinrich waren Söhne aus der zweiten Ehe Heinrichs I, des Vogelſtellers, mit Mathilden, einer Tochter des ſächſiſchen Grafen Dietrichs, vom Stamme Wittekinds. Das Leben dieſer ausgezeichneten Frau, wie es auf Befehl ihres Urenkels, des überfrommen zweiten Heinrichs, beſchrieben wurde, ſtellt ſie, dem Geiſte der Zeit gemäß, im Licht einer Heiligen dar, verhehlt aber doch auch nicht die menſchlichen Züge mütterlicher Schwäche. Ihr zweiter Sohn Heinrich war von vorzüglicher Schönheit, er trug den Namen des Vaters, ihn liebte die Mutter vor ihren übrigen Söhnen und ihn wünſchte ſie, nach dem Tode des Vaters, auf dem Throne zu ſehen. Ihrer Hoffnung ſchmeichelte der Umſtand, daß der ältere Otto vor der Erhöhung des Vaters, ihr Liebling Heinrich aber, wenn gleich der jüngere, in der Königspfalz geboren war. Allein je mehr ihn die Mutter verzärtelte, um ſo härter traf ihn das Geſchick. Über der Leiche des Gemahls ermahnte zwar die Königin ihre Söhne, ſich nicht um weltliche Herrlichkeit zu entzweien, deren Hinfälligkeit ſie hier vor Augen hatten. Aber der Same der Eiferſucht war ausgeſtreut und als Otto den Scepter empfieng, trug Heinrich den Stachel im Herzen.

Wenige Jahre nachher verſchworen ſich die Herzoge Eberhard in Franken und Giſelbert von Lothringen, Schwager des Königs, gegen dieſen. Heinrich, im ehrgeizigen Gelüſte nach der Krone, nahm Theil an dem Aufſtand. Aber die Verſchworenen wurden, als ſie ihr Heer über den Rhein ſetzten, von den Freunden des Königs überfallen; beide Herzoge kamen um und Heinrich, deſſen hochfahrende Hoffnungen mit Einem Schlage vernichtet waren, entfloh nach Frankreich. Doch bald demüthigte er ſich vor ſeinem königlichen Bruder, gelobte fortan Treue und erhielt von ihm Vergebung und ſogar die Belehnung mit dem erledigten Herzogthume Lothringen. Dieſes geſchah im Jahr 939. Aber ſchon im folgenden Jahre wurde Heinrich von ſeinen neuen Untergebenen verdrängt und der König ſah ſich veranlaßt, das Herzogthum anderwärts zu verleihen. Heinrich ſtiftete eine neue Verſchwörung an und zwar eine ſehr gefährliche, gegen das Leben des Königs gerichtete. Dieſer jedoch wurde noch zur rechten Zeit gewarnt, die Verbundenen fielen in ſeine Gewalt und die meiſten derſelben büßten ihr Verbrechen mit dem Tode. Nur Heinrich, der Urheber des Anſchlags, rettete ſich abermals durch die Flucht. Nachdem er eine Zeit lang unſtät in ſeinem verlorenen Herzogthume Lothringen umhergeirrt, ſuchte er, der vielen Drangſal müde, von neuem die Gnade des ſchwerbeleidigten Bruders. In Begleitung einiger Biſchöfe, die er um ihre Verwendung angeſprochen hatte, kam er eines Tags unerwartet, mit bloßen Füßen, als ein Büßender, vor den König und warf ſich vor ihm nieder. Dieſer wollte zwar dem Gedemüthigten kein Leides thun, ließ ihn jedoch nach der Pfalz Ingelheim bringen und dort, bis auf weitere Entſchließung, bewachen. Bis zum Ende des Jahrs 941 (an Oſtern deſſelben hatte die Verſchwörung ausbrechen ſollen) ſaß Heinrich dort gefangen. Der König aber kam nach Frankfurt am Main, um hier das Weihnachtsfeſt zu begehen. Da gelang es Jenem, zur Nachtzeit ſeiner Haft zu entfliehen. In der Frühe des Chriſtfeſtes, vor Tagesanbruch, war König Otto im Dome zu Frankfurt beim Gottesdienſte gegenwärtig, er hatte all ſeinen koſtbaren Schmuck abgelegt und war mit einfachem Gewande bekleidet, um ihn ertönten die feierlichen Hymnen dieſer heiligen Nacht. Da trat mit nackten Sohlen, des Winterfroſtes unerachtet, der unglückliche Heinrich in die Kirche und warf ſich vor dem Altare mit dem Angeſicht auf die Erde. Fromme Gefühle kamen über den König, er war eingedenk des Feſtes, an welchem die Engel der Welt den Frieden ſangen, ihn erbarmte ſeines reumüthigen Bruders und er gewährte demſelben volle Verzeihung. Einige Zeit nachher verlieh er ihm das Herzogthum Baiern und fortan beſtand unter den Brüdern die ungeſtörteſte Eintracht. Ausdrücklich wird noch verſichert, daß Ottos milde Geſinnungen gegen ſeinen ſtraffälligen Bruder durch Ermahnung und Vermittlung ihrer heiligen Mutter Mathilde angeregt worden ſeien.

Ziehen wir nun aus dieſen Berichten der Geſchichtbücher den Erfund für unſre Sage, ſo zeigt ſich der hiſtoriſche Otto I hier in demſelben Verhältniſſe zu ſeinem jüngern Bruder Heinrich, in welchem nach dem Gedichte der gleichnamige Kaiſer zu ſeinem Stiefſohne Ernſt ſteht. Beide, Heinrich und Ernſt, müſſen, nach vereitelter Unternehmung, vom Lande weichen. Auf ſeiner zweimaligen Landesflucht wurde Heinrich, wie der Annaliſt ſagt, von vielen Mühſalen ermattet. Schon hier boten ſich Anläſſe dar, die Schickſale des heimathlos umherirrenden Fürſtenſohnes mit wunderbaren Abenteuern auszumalen, wie es beim Herzog Ernſt geſchehen iſt. Die Ausſöhnung wird durch die Fürſprache einer den beiden Gegnern gleich nahe geſtellten königlichen Frau vermittelt; hier iſt es die Königswitwe Mathilde, die Mutter der entzweiten Brüder, dort Adelheid, die Mutter Ernſts und Gemahlin Ottos. Heinrich erhielt von ſeinem verſöhnten Bruder das Herzogthum Baiern. Als Herzog von Baiern iſt auch Ernſt dargeſtellt und er empfängt nach der Begnadigung dieſes Herzogthum zurück.

Am ſtärkſten aber tritt die Ähnlichkeit in den beſondern Umſtänden der Verſöhnungsſcene hervor. Wie im Gedichte Herzog Ernſt bei der Weihnachtsfeier im Münſter zu Bamberg, wohin er vor Tagesanbruch in Pilgertracht heimlich gekommen, ſich vor dem Kaiſer niederwirft, ebenſo Heinrich, als Büßender, bei der gleichen Feier im Dome zu Frankfurt.

Die Nonne Roswitha zu Gandersheim, welche dieſen Vorgang in ihrem lateiniſchen Gedichte von den Thaten der Ottone am ausführlichſten beſchreibt, hat zwar, nach ihrer Verſicherung, ſelbſt keine ſchriftliche Berichte vor ſich gehabt und es iſt darum möglich, daß ſie dieſes Ereignis bereits durch mündliche Überlieferung einigermaaßen für die poetiſche Darſtellung zugebildet fand. Aber immerhin ſtand ſie den Begebniſſen noch ziemlich nahe, ſie ſchrieb für den Sohn, Otto II, die Geſchichten des Vaters, Ottos I, und widmete das Werk ihrer Äbtiſſin Gerberg, der Tochter des begnadigten Heinrichs. Bei ihr nun finden wir ſchon jene Scene feſtgeſtellt, die ſich lange nachher, in den Dichtungen vom Herzog Ernſt, den Hauptzügen nach unverrückt erhalten hat. Dieſelbe iſt hier vorzüglich nur darin erweitert, daß die vermittelnde Mutter perſönlich in ſie eingetreten iſt. Jenes: „auf Ermahnung und Vermittlung ihrer heiligen Mutter,“ wie von Otto und Heinrich geſagt war, iſt in der Sagendichtung vom Herzog Ernſt zur lebendigen Geſtalt geworden; die milde Fürſprecherin durfte nicht fehlen im Bilde der feierlichen Verſöhnung.

So hat ſich uns auf dieſer erſten Stufe von den Hauptperſonen der Sage Kaiſer Otto, dem Namen und der Sache nach, geſchichtlich begründet. Auch das Verhältnis des Kaiſers, hier zu Heinrich, dort zu Ernſt, die Stellung der beiden Frauen, Mathilde und Adelheid, iſt ſich in allgemeinen Zügen ähnlich und beſonders auffallend iſt die Zuſammenſtimmung in der Kataſtrophe.

Aber noch ſind uns die Namen Adelheid ſtatt Mathilde, Ernſt ſtatt Heinrich nicht gerechtfertigt und andre Perſonen fehlen noch gänzlich.

Schreiten wir daher weiter in der Geſchichte!

Zweitens:

Otto I und ſein Sohn Liutolf.

Zehn Jahre nach Beilegung des Bruderzwiſtes war der Erwerb neuer Macht und erhöhten Glanzes für den König Otto zugleich der Anfang neuen und weitgreifenden Zwieſpalts, der wieder von ſeinem Hauſe ausgieng. Adelheid, die junge Witwe des Königs Lothar von Italien, hatte, von ihren Verfolgern gedrängt, die Hülfe Ottos angerufen und ihm, der damals Witwer war, ihre Hand zugleich mit der Herrſchaft über Italien anbieten laſſen. Otto folgte dieſem Rufe, ward der Befreier Adelheids, nahm von dem lombardiſchen Reiche Beſitz und kam im Frühjahr 952 mit ſeiner neuen Gemahlin nach Deutſchland zurück. Die Königin Adelheid, eine Tochter des burgundiſchen Königs Rudolfs II, muſte durch glänzende Schönheit, edle Eigenſchaften und die wunderbaren Geſchicke, durch die ſie frühe ſchon gegangen war, Aller Augen auf ſich ziehen. Auch um ihr Haupt wob ſich in der Folge der Heiligenſchein.

Argwöhniſch ſah aber zu dieſer neuen Verbindung Liutolf, Herzog von Schwaben, der Sohn Ottos aus erſter Ehe mit Editha, einer engliſchen Königstochter. Sein Vater hatte ihn bereits, mit Zuſtimmung der Reichsfürſten, zum Mitherrſcher und Nachfolger ausrufen laſſen. Durch die zärtliche Neigung, welche Otto ſeiner zweiten Gemahlin zuwandte, glaubte ſich der damals zwanzigjährige Liutolf aus der Liebe des Vaters verdrängt, die er ſonſt im vollſten Maaße genoſſen hatte. Er mochte ſelbſt beſorgen, daß er, als vor der Thronbeſteigung Ottos geboren, in der Reichsnachfolge zurückſtehen müſſe, wenn dieſem in zweiter Ehe Söhne geboren würden. Zunächſt jedoch warf ſich ſein bitterſter Groll auf ſeinen Vatersbruder Heinrich, denſelben, der ſich früher wiederholt empört, ſeit ſeiner letzten Begnadigung aber Ottos unbeſchränktes Vertrauen und nun auch das der Königin erworben hatte. Zuvor ſchon waren Liutolf und Heinrich über die Grenzen ihrer Herzogthümer, Schwaben und Baiern, in Streit gerathen. Jetzt, nachdem die Eiferſucht immer heftiger entbrannt war, verband ſich Liutolf mit dem gleichfalls unzufriedenen Eidam des Königs, Herzog Konrad von Lothringen, und dem Erzbiſchofe Friedrich von Mainz, um gegen Heinrich loszubrechen und, wenn der König ſich des letztern annähme, auch ihm die Spitze zu bieten. Vor den König nach Mainz beſchieden, gaben zwar Liutolf und Konrad vor, daß ihre Rüſtung nicht gegen ihn gerichtet ſei, äußerten jedoch ohne Rückhalt ihr Vorhaben, den Herzog Heinrich zu greifen, wenn er zum Oſterfeſt am königlichen Hoflager zu Ingelheim ſich einfinde. Nachdem ſie, in Folge ihrer Weigerung, auf dem Reichstage zu Fritzlar zu erſcheinen, in die Reichsacht und ihrer Herzogthümer verluſtig erklärt worden waren, brach im Sommer 953 die offene Fehde aus. Im Verlaufe derſelben bemächtigte ſich Liutolf der feſten Städte des Baiernherzogs, namentlich der Hauptſtadt Regensburg, welche fortan der Mittelpunkt des Kampfes wurde und dreimal von Seiten des Königs harte Belagerung erfuhr. Die Empörer ſcheuten ſich nicht, ſelbſt die wilden Schaaren der Ungarn zu ihrer Hülfe nach Deutſchland zu rufen. Zuletzt jedoch muſte Regensburg ſich ergeben und als die Heere ſich an der Iller zu einer neuen, entſcheidenden Schlacht gegenüberſtanden, wurde ein Stillſtand dahin vermittelt, daß

Liutolf auf einem Reichstage zu Fritzlar ſich ſtellen ſolle, um des königlichen Ausſpruchs zu gewarten. Als nun in der Zwiſchenzeit, im Herbſt 954, Otto zu Sonnenveld, in Thüringen, der Jagd oblag, erſchien Liutolf, der ihm nachgezogen, baarfuß und warf ſich vor ihm nieder. Der Vater zuerſt und dann alle Anweſende wurden, wie der Annaliſt ſagt, vom Flehen des reuigen Sohnes zu Thränen gerührt. Liutolf wurde begnadigt, das Herzogthum Schwaben jedoch erhielt er nicht zurück.

Auf gleiche Weiſe, wie in der früheren Verwicklung ſeinem meuteriſchen Bruder Heinrich, ſteht Kaiſer Otto in dieſer zweiten ſeinem widerſpenſtigen Sohne Liutolf gegenüber. An ſeiner Seite erſcheint nun auch, wie im Gedichte, ſeine zweite Gemahlin Adelheid, deren Namen wir bisher noch vermiſten. Aber die geſchichtliche Adelheid iſt Liutolfs Stiefmutter und, wenn auch unverſchuldet, Gegenſtand ſeines Grolles. Die Königin Adelheid der Sage dagegen iſt Fürbitterin des Sohnes beim Stiefvater. In dieſer ſagenhaften Adelheid lebt offenbar die hiſtoriſche Mathilde fort, deren Thätigkeit in Vermittlung und Fürſprache uns bekannt iſt; ein ſpäterer, glänzender Frauenname hat die Stelle eines früheren eingenommen. Liutolf iſt von ſeinem Vater zum Reichsnachfolger beſtimmt und die Beſorgnis, in dieſer Nachfolge beeinträchtigt zu werden, reizt ihn auf; Ernſt hatte von ſeinem Stiefvater, als er gleichfalls noch in deſſen voller Liebe ſtand, dieſelbe Beſtimmung erhalten, was nur in ſeiner Identität mit Liutolf einen rechten Anhalt findet. Vorzüglich aber weiſt uns die Geſchichte nunmehr auch den Verläumder und Zwietrachtſtifter Heinrich, wie er im Liede lebt und mit eben dieſem Namen nach. Dort heißt er Pfalzgraf, hier iſt er Herzog von Baiern, dort des Königs Neffe, hier ſein jüngerer Bruder. Derſelbe Heinrich, der in der erſten Geſchichte der Aufrühriſche und Geächtete war, alſo in der nemlichen Stellung, wie nachher Liutolf und im Gedichte Ernſt, ſich befand, nimmt nun einen Standpunkt ein, auf welchem Sage und Geſchichte in ſeinem Namen zuſammentreffen. Der Baiernherzog Heinrich wird zwar nicht von dem gekränkten Liutolf erſchlagen, wie der Pfalzgraf Heinrich des Gedichts vom Herzog Ernſt bei deſſen kühnem Eindringen in die Kaiſerburg zu Speier. Aber das melden die Annalen, daß Liutolf und Konrad offen gedroht, den Herzog Heinrich zu greifen, wenn er ſich zur Oſterfeier zu Ingelheim, auch einer rheiniſchen Königspfalz, einfinden würde. Beſonders noch ſtimmen des hiſtoriſchen Liutolfs und des ſagenhaften Ernſts Kriege gegen den Kaiſer darin überein, daß beidemal die belagerte Stadt Regensburg der Mittelpunkt des Kampfes iſt. Liutolfs endliche Begnadigung geht nicht ſo feierlich in der Kirche vor, wie bei Heinrich und Ernſt, aber doch wirft auch er ſich als Büßender, mit bloßen Füßen, vor dem beleidigten Vater und Könige nieder.

Wir haben hiernach in dieſem zweiten hiſtoriſchen Anſatze den Namen Adelheid, einer weitern Hauptperſon des Gedichts, dann Namen und volle Geſtalt des Zankſtifters Heinrich, nebſt der Belagerung Regensburgs, urkundlich aufgefunden. Kaiſer Otto ſteht fortwährend an ſeiner Stelle und der Sohn Liutolf entſpricht dem Stiefſohne Ernſt.

Es ließe ſich, auf einer weitern Sproſſe der ſächſiſchen Kaiſergeſchichte, in Otto II, dem Sohn und Nachfolger Ottos I, und in Heinrich von Baiern, dem gleichnamigen Sohne des bisher beſprochenen Baiernherzogs, ähnliche Zerwürfnis und Verſöhnung nachweiſen, wie ſie zwiſchen den Vätern ſtattgefunden. Doch mag hier die Bemerkung genügen, daß Begebenheiten und Verhältniſſe, die ſich ſo von Geſchlecht zu Geſchlecht, ſelbſt unter gleichen Namen, geſchichtlich wiederholten, auch in der Sage dasſelbe Gepräge zu erhalten und anzufriſchen geeignet waren.

Nothwendig aber zur Ergänzung des hiſtoriſchen Sagenbodens, auf welchem uns bisher noch die Namen des Haupthelden Ernſt und ſeines Freundes Werner fehlten, iſt die folgende, dritte Geſchichtſtufe:

Konrad II und ſein Stiefſohn Ernſt.

Ein andres Geſchlecht deutſcher Könige ſtieg herauf, das fränkiſche oder ſaliſche. An der Spitze desſelben ſtand Konrad II. Feſt und raſtlos wirkte auch er darauf hin, die Macht ſeines Hauſes und damit ſeine Herrſchergewalt zu mehren und zu ſtärken. Er war vermählt mit Giſela, der Witwe des Herzogs Ernſt von Schwaben, die als die ausgezeichnetſte Frau ihrer Zeit geprieſen wird. Sie hatte aus erſter Ehe einen Sohn, der gleich ſeinem Vater Ernſt hieß und deſſen Nachfolger im Herzogthume Schwaben war. Um die Erbfolge im Königreich Burgund entzweite ſich der junge Fürſt mit ſeinem mächtigen Stiefvater. Er griff zu den Waffen, aber bald in dieſem ungleichen Kampfe von ſeinen Vaſallen verlaſſen, muſt' er ſich unbedingt dem Kaiſer ergeben und wurde von dieſem auf dem Felsſchloſſe Gibichenſtein eingekerkert. Einzig Graf Werner von Kiburg war ihm treu geblieben, vertheidigte drei Monate lang ſeine Veſte Kiburg gegen den Kaiſer und irrte, als ſolche nicht länger zu halten war, geächtet umher. Auf Fürſprache ſeiner Mutter Giſela wurde Ernſt, nach zweijähriger Gefangenſchaft, wieder freigelaſſen. Er ſollte zuerſt das Herzogthum Baiern erhalten, nachher aber in ſein Herzogthum Schwaben wieder eingeſetzt werden, jedoch unter der Bedingung, daß er ſchwöre, Wernern, den Anſtifter der Unruhen, wenn dieſer ſich in ſeinem Gebiete betreten ließe, feſtzunehmen und auszuliefern. Ernſt aber wollte lieber auf das Herzogthum verzichten, als den Freund verrathen. Ihn ſchreckte nicht, daß Reichsacht und Kirchenbann über ihn ausgeſprochen wurde. Mit Wernern und einigen Andern begab er ſich zuerſt nach Frankreich, um bei dem Grafen Odo von Champagne, ſeinem Verwandten, Beiſtand zu finden. Als aber dieſer Verſuch vergeblich war, ſetzte er ſich mit ſeinen Gefährten, in der Wildnis des Schwarzwalds, auf die Burg Falkenſtein, deren Trümmer noch in der Gegend von Wolfach zu ſehen ſind. Dort aufgeſucht und gedrängt, fiel er in verzweiflungsvollem Kampfe gegen die Übermacht zugleich mit Wernern und Vielen der Seinigen. Dieß ereignete ſich im Jahr 1030.

Die Schickſale des Herzogs Ernſt, die wechſelſeitig aufopfernde Treue der beiden Freunde und ihr gemeinſamer Tod, wie die Geſchichte ſie beurkundet, bieten dem Gemüthe ſo viel Ergreifendes dar, daß man ihren frühzeitigen Übergang in Lied und Sage ſich wohl erklären kann. Es iſt auch nicht zu zweifeln, daß dieſe Geſchichten urſprünglich ſelbſtändig geſagt und geſungen wurden. Aber derſelbe Bildungstrieb, vermöge deſſen ſich in unſrem größern epiſchen Cyklus ſo manigfache Sagen und Sagenkreiſe zum umfaſſendern Ganzen verbunden haben, äußerte auch hier noch ſeine Wirkſamkeit und ſpielte die fränkiſch-alemanniſche Sage mit der ottoniſchen, deren ſtufenweiſe Bildung bisher verfolgt wurde, zuſammen. Der Anlaß und Heftpunkt dieſer Verknüpfung lag darin, daß die Stellung Ernſts zu ſeinem Stiefvater Konrad und ſeiner Mutter Giſela in der Hauptſache die nemliche war, wie ſchon auf jener erſten Stufe die Stellung des ſächſiſchen Heinrichs zu ſeinem königlichen Bruder Otto und ſeiner Mutter Mathilde. Aber die Verknüpfung gieng nicht ohne bedeutende Einbuße von fränkiſch-alemanniſcher Seite von ſtatten. Die wahrhafte Geſchichte des Herzogs Ernſt ſteht offenbar größer da, als die nunmehrige Sagendichtung. Die Geſchichte bot zwei lebendige Hauptmomente dar, welche gewis auch von Anfang im Volksgeſang aufgefaßt waren: die wetteifernde Treue der beiden Freunde und die Stellung Giſelas zwiſchen dem Gemahl und dem unglücklichen Sohne. Das erſtere Moment, das großartige Beiſpiel der Freundestreue bis in den Tod, iſt unverkennbar das dichteriſch bedeutendere [1]. Aber es iſt der Sagenverknüpfung zum Opfer gebracht worden und nur noch die Spur, wie es einſt lebendiger in der Sage gewaltet, hat ſich noch darin erhalten, daß im Gedichte Herzog Ernſt und Graf Werner als unzertrennliche Gefährten im Kampf und auf der Irrfahrt erſcheinen. Der ältere, ottoniſche Sagengrund blieb unvertilgt und behauptete das Übergewicht über den ſpäteren Anwuchs. Jene ältere Sage ſchloß mit der Verſöhnung und ſo fiel die tragiſche Kataſtrophe der Ernſtesſage hinweg. Das Gemeinſame der beiden Sagen ſchlug in ihrer Verbindung vor und dieſes lag für die Ernſtesſage in dem zweiten Hauptmomente, in der Stellung Giſelas zwiſchen Gemahl und Sohn, deren Entſprechendes in der ottoniſchen Sage uns genügend bekannt iſt. In den Namen Adelheid, der im Gedichte feſtſteht, trat, wie früher Mathilde, ſo nun Giſela ein. Die Mutterliebe, wie ſie unermüdlich wach und thätig iſt, dem bedrängten Sohne ſein hartes Schickſal zu lindern und die Verſöhnung des unſeligen Zwieſpalts herbeizuführen, und wie ſie zuletzt, nach manchem bittern Jahre, freudig gerührt, ihr Friedenswerk zum Ziele gebracht ſieht, dieſe fromme Mutterliebe iſt auch wirklich im Gedichte vom Herzog Ernſt mit vieler Innigkeit aufgefaßt und durchgeführt, und eben hierein ſetze ich hauptſächlich deſſen poetiſchen Gehalt. Nicht bloß der Sturm der Leidenſchaften, das Toben der Kämpfe, iſt aus jenen Jahrhunderten zu uns durchgedrungen, ſondern, in der liebenden Mutter, auch das milde Gemüth, der ſanfte Friedenshauch. Indem die urſprüngliche Ernſtesſage ſich nunmehr auf das zweite Moment beſchränkte, bricht ſie, mit den Berichten der Annaliſten verglichen, ſchon beim Jahre 1024, ſechs Jahre vor Ernſts Tode, ab, da nemlich, wie er, nach ſeiner erſten Auflehnung, gedemüthigt, dem Stiefvater nach Augsburg folgt und hier, durch die Zwiſchenkunft der Mutter, mit ihm ausgeſöhnt wird. Dieß, glaube ich, iſt auch der Punkt, auf welchem die Ernſtsſage mit der ottoniſchen, mit den ähnlichen Verſöhnungsſcenen in dieſer, ſich berührte und zuſammenſchmolz, dabei aber ihren tragiſchen Schluß hinter ſich ließ.

---

[1] [Dieſe Freundestreue hat bekanntlich Uhland ſelbſt in ſeinem „Ernſt, Herzog von Schwaben, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, 1817“ gefeiert. Man vergl. auch in den Gedichten: Prolog zu dem Trauerſpiel „Ernſt, Herzog von Schwaben,“ vom Jahre 1819. H.]

Sehen wir von dem ab, was auf ſolche Weiſe verloren gieng, ſo iſt gleichwohl nicht zu miskennen, daß in jener Gruppe, von der wir ausgiengen und die wir nun aus ſo manigfachen Entwicklungen herangebildet fanden, noch immer ein tüchtiges deutſches Geſchichtbild vor uns ſteht. In den Hallen des alten Domes, wo die Prieſterſchaft Weihnachthymnen anſtimmt, ragt, in einfachem Gewande, des ernſten, ſtrengen Kaiſers hohe Geſtalt, vor ihm, am Altare, wirft ſich ein Mann in Pilgertracht nieder, in Kämpfen und Mühen früh gealtert und faſt unkenntlich geworden, an deſſen Seite ſteht, die Hand am Schwerte, der treue Genoſſe ſeiner Drangſale, auch jetzt bereit, jede Wendung der Dinge mit ihm zu tragen und durchzukämpfen, die Mutter aber beugt ſich herein, die fürbittenden Hände gefaltet. Auch die Fürſten des Reichs, im Halbkreis umher, zeigen ihre vermittelnde Theilnahme und erwartungsvoll drängt ſich die Volksgemeinde, die einſt von dieſer Geſchichte ſagen wird. Den Verräther aber, den Anſtifter des Unheils, und ſeinen blutigen Tod deckt längſt der breite Grabſtein am Boden der Kirche.

Gerade, daß der Kaiſer zugleich Otto und Konrad, Ahn und Urenkel iſt, der knieende Pilger Heinrich, Liutolf und Ernſt, die fürbittende Frau Mathilde, Adelheid, Giſela, daß in den ſtehen gebliebenen Namen verſchiedene geſchichtliche Epochen ſich kreuzen, daß der Verräther Heinrich der ſächſiſchen, der treue Werner der fränkiſchen Kaiſergeſchichte angehört, eben damit iſt das Geſchichtbild ein ideales, es ſtellt den Geiſt und Charakter einer langen, vielbewegten Zeitperiode dar.

Der geſchichtliche und früher im Volksgeſange gefeierte Ernſt hat allerdings in der Sage, in welcher ſich ſo viele Zeitereigniſſe aufgerollt, an ſeiner ſittlich-tragiſchen Erſcheinung verloren, aber doch war die Nachwirkung derſelben ſo mächtig, daß er der ottoniſchen Sage, indem ſie ihn und ſeinen Freund in ſich aufnahm, ſeinen Namen aufdrückte, daß ſolche nun als die Sage vom Herzog Ernſt fortlebt.

Ernſt verehrt am Ziele ſeines Irrſals dem Kaiſer den leuchtenden Edelſtein, den er bei der Fahrt durch den hohlen Berg aus dem Fels geſchlagen und der, fortan ein Kleinod in der Reichskrone, als der einzige ſeiner Art, der Waiſe genannt wird. Dieſem Steine legt das lateiniſche Gedicht die wunderbare Eigenſchaft bei, daß er, auf der rechten Scheitel ſitzend, das Bild des römiſchen Reiches zurückwerfe. So befeſtigt doch am Ende noch Ernſt in der alten Reichskrone den weltſpiegelnden Kryſtall der Poeſie, in welchem all jene weiten Räume deutſcher Geſchichte ſich abſtrahlen.

Es iſt verſucht worden, die hiſtoriſche Begründung der Ernſtsſage noch in ein drittes Kaiſergeſchlecht, das ſchwäbiſche, fortzuſetzen. Man hat in Ernſts verwegener Gewaltthat, wie er ſeinen boshaften Neider, den Pfalzgrafen Heinrich, zu Speier in der Kammer des Kaiſers aufſucht und erſchlägt, wie der Kaiſer ſelbſt nur durch ſchnelle Flucht dem Schwerte des Zürnenden entrinnt, eine poetiſche Nachbildung des Königsmordes gemuthmaßt, welchen der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach an dem Hohenſtaufen Philipp verübte, indem er auf ähnliche Weiſe in Philipps Gemach auf der Altenburg bei Bamberg eindrang. Die Vergleichung deſſen, was hievon die Jahrbücher melden, mit den Umſtänden der That in der Sage zeigt wirklich auffallende Übereinſtimmung, während in ſächſiſcher und fränkiſcher Kaiſergeſchichte, außer den Drohungen Liutolfs gegen Heinrich, nichts dergleichen vorkommt. Allein da der Vorgang zu Speier bereits in den Überreſten einer poetiſchen Darſtellung der Ernſtsſage erzählt iſt, welche nach Vers und Sprache unzweifelhaft noch dem 12ten Jahrhundert angehört, die Ermordung Philipps aber in das Jahr 1208 fällt, ſo muß jene Beziehung nothwendig aufgegeben werden. Dagegen bieten ſich in karolingiſchen Sagen, die ihre Ausbildung im nordfranzöſiſchen Epos erhielten, entſprechende Züge von Vaſallenfrevel dar und geſchichtlich finden wir ſchon unter Ludwig dem Deutſchen zweier Großen des fränkiſchen Reiches, eines Grafen Ernſt und eines Grafen Werner, gedacht, welche als Meuterer, der erſtere im Jahr 861, der andre im Jahr 866, ihrer Würden entſetzt wurden. Hierin liegen zwar Andeutungen, nach welchen die Ernſtsſage gegen eine frühere Zeit, als die der Ottone, bei der wir begonnen, ſich erſchloſſe. Für eine beſtimmtere Nachweiſung aber ſind die Meldungen der Annalen von den Grafen Ernſt und Werner des neunten Jahrhunderts allzu ſummariſch abgefaßt.

Den vermutheten Einfluß der That Ottos von Wittelsbach auf die Geſtaltung unſrer Sage muſten wir aus chronologiſchem Grunde ablehnen. Zuläſſiger ſcheint es, umgekehrt, einen Einfluß der Sage auf die That anzunehmen. Jener Graf Berthold von Andechs, der ſich im Jahr 1188 das deutſche Büchlein vom Herzog Ernſt zur Abſchrift erbat, war der Vater des Markgrafen Heinrichs von Iſtrien, der als Anſtifter der vom Wittelsbacher verübten Freventhat betrachtet und deshalb geächtet wurde, ſowie des gleichfalls in dieſe Sache verwickelten Biſchofs Egbert von Bamberg. War nun das Gedicht, in der Jugend dieſer Brüder, im Hauſe Andechs vorhanden, ſo iſt auch die Möglichkeit gegeben, daß eine, damals ſo beliebte Fabel dem Markgrafen Heinrich und ſeinem Mitverſchworenen, Otto von Wittelsbach, zum aufregenden Vorbild diente, nach welchem ſie den eigenen kecken Anſchlag faßten. Dieß angenommen, hätte derjenige Beſtandtheil der Sage, der in der fernſten Vergangenheit zu wurzeln ſcheint, auch am weiteſten hinaus noch das ſchwäbiſche Kaiſerhaus ergriffen, aber nicht zu poetiſcher Geſtaltung, ſondern rückwirkend auf die Geſchichte. Der Sagenheld Ernſt erſchlägt den leibhaften Kaiſer Philipp.

Die Zeit der Hohenſtaufen iſt unſtreitig diejenige Periode des deutſchen Mittelalters, welche die reichſte und manigfaltigſte Fülle dichteriſcher Denkmäler aufzuweiſen hat. Überaus dürftig und farblos erſcheint hiegegen, was die Litterargeſchichte aus den Zeiten der ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſer zu verzeichnen weiß. Anders jedoch ſtellt ſich die Sache, wenn wir im Reichthum der ſpäteren Zeit auch das Erbe der früheren zu erkennen, wenn wir auch den leiſeren Spuren und Klängen des nichtlitterariſchen Alterthums nachzugehen bemüht ſind. Dann wird ſich zeigen, daß dem ritterlichen Minneſang, der ſich vom Ende des 12ten Jahrhunderts an ſo üppig und kunſtreich entfaltete, ein einfacherer, aber friſcherer Volksgeſang vorausgegangen ſein muß, daß die deutſche Heldenſage, die unter den Hohenſtaufen in größere Dichtwerke aufgefaßt wurde, nothwendig erſt durch die vorherigen Perioden hindurchgeſchritten iſt und in dieſen ihrem urſprünglichen Weſen noch näher kam. So trägt denn auch unſre Ernſtſage in ſich die Gewähr, daß ſie, wenn gleich die vorliegenden Bearbeitungen kaum noch ins 12te Jahrhundert hinaufgehn, doch ihrem inneren Wachsthum nach aus viel älteren Zeiten herſtammt. Ja ſie giebt den Beweis, daß in dieſer älteren Periode mehr noch, als in der hohenſtaufiſchen, die bildneriſche Triebkraft im deutſchen Volke thätig war, welche die Geſchichten der eigenen Zeit zum Epos geſtaltet. Wer es unternähme, der Sage vom Herzog Ernſt die ſonſtigen Spuren ſagenhafter Überlieferung, beſonders aus den Tagen Ottos I, anzureihen, dem möcht' es gelingen, jene ſcheinbar öden Strecken der deutſchen Litterargeſchichte in poetiſchem Anbau ergrünen zu laſſen. Gerade dieſe dunkleren und anſcheinend undankbaren Zeiträume gewähren der geſchichtlichen Forſchung einen höheren Reiz, als diejenigen, welche ſchon licht und fruchtbar zu Tage liegen; denn bei den erſtern muß ſie ſelbſtthätiger, auf eine dem dichteriſchen Schaffen verwandte Weiſe, in Wirkſamkeit treten.

Uhlands Schriften

zur

Geſchichte der Dichtung und Sage.

Sechster Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1868.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort des Herausgebers.

Die „Sagenforſchungen“ ſind ausgeführt in der Zeit, nachdem der Verfaßer ſeine Lehrthätigkeit an der Univerſität Tübingen eingeſtellt hatte. Der erſte Band erſchien 1836 im Druck, im gleichen Verlage wie jetzt wider. Er enthielt den Mythus von Thór. Der neue Abdruck ſchließt ſich genau an den erſten an. Einzelne Bemerkungen, welche Uhland mit Bleiſtift in ſeinem Handexemplar nachgetragen hat, ſind hier theils in den Text eingefügt, theils in den Noten mitgetheilt, immer in eckige Klammern gefaßt, um ſie als ſpätere Zuſätze zu kennzeichnen.

Von der Fortſetzung hat ſich in Uhlands Nachlaß nur ein Theil der Abhandlung über Odin vorgefunden. Die Einleitung iſt nach dem Datum am Rande am 20 September 1837 angefangen und mit deutſcher Schrift geſchrieben. Die Abhandlung ſelbſt ſcheint um faſt zwei Jahrzehende jünger und iſt mit lateiniſchen Buchſtaben geſchrieben, wie ſie Uhland erſt in der ſpäteſten Zeit für ſeine zum Druck beſtimmten wißenſchaftlichen Arbeiten in Anwendung brachte. Dieſe mit lateiniſcher Schrift geſchriebene Abhandlung iſt im Manuſcript ohne Rückſicht auf die Einleitung foliiert, oder vielmehr die 95 halben Bogen ſind gezählt. Daß die Abhandlung in dieſe Ordnung gehöre und mit den gegebenen Capiteln zunächſt abgeſchloßen ſei, ergibt ſich auch aus einem in mehrfacher Faßung vorhandenen Inhaltsverzeichnis. Als Titel des ganzen iſt in einer der Inhaltsüberſichten obenangeſtellt:

„Odin als Dichtergott.“ In einer früheren iſt eine Einleitung nicht erwähnt, in einer ſpäteren dagegen iſt ſie vorangeſtellt.

In keinem der Inhaltsverzeichniſſe iſt dagegen der letzte, hier im Anhang gegebene Abſchnitt über Skirnisför aufgeführt. Er bezieht ſich aber widerholt in Citaten auf das Frühere und erweiſt ſich auch ſchon durch die lateiniſche Schrift und das Äußere als zu dem Buche gehörig. Eine Überſchrift iſt nicht vorhanden, auch ſind die Blätter des Manuſcripts nicht mit Zahlen verſehen.

Die Verweiſung auf neuere Fachlitteratur ſchien für dieſen Theil meiſt unterbleiben zu können. Was ſeit Jakob Grimms deutſcher Mythologie Bergmann, Maurer, Möbius, Lüning, Simrock, Weinhold u. a. in dieſem Gebiet geleiſtet haben, iſt bekannt; die Anführung im einzelnen wird hier nicht erwartet werden.

Nicht unterlaßen kann ich, noch beihelfender Freunde dankbar zu erwähnen. Felix Liebrecht hat mich manchfach bereitwillig unterſtützt; ihm verdanke ich zu S. 193 noch die Hinweiſung auf Minos, *Διὸς ὀαριστής* (Odyſſee 19, 179). Hermann Kurz macht darauf aufmerkſam, daß S. 223 von den herbeigezogenen griechiſchen Mythen nur eine behandelt iſt; unter der andern möge die Sage von Orion gemeint ſein; und wir dürfen bedauern, daß Uhland ſeine Gedanken darüber nicht weiter ausgeführt hat.

Tübingen, 20 Merz 1868.

A. v. Keller.

Sagenforſchungen.

I.

Der Mythus von Thôr

nach nordiſchen Quellen.

[Gedruckt Stuttgart und Augsburg im Verlag der Cotta'ſchen Buchhandlung 1836.]

Abkürzungen.

D. Gramm. = Jacob Grimms Deutſche Grammatik. I—III. Götting. 1822—31.

D. Myth. = Ebd. Deutſche Mythologie, daſ. 1835. [Die von mir in eckigen Klammern beigeſetzten Zahlen deuten auf die 2te Auflage, von 1844. K.]

D. Rechtsalth. = Ebd. Deutſche Rechtsalterthümer, daſ. 1828.

Edd. Havn. = Edda Sæmundar hinns Fróda ꝛc. I—III. Havn. 1787—1828.

Faye = Norske Sagn samlede og udgivne af A. Faye Arendal 1833.

Fornald. S. = Fornaldar Sogur Nordrlanda utg. af C. C. Rafn. I—III. Kaupm. 1829—30.

Fornm. S. = Fornmanna Sogur. I—III. Kaupm. 1825—27.

Lex. isl. = Lexicon islandico-latino-danicum Biörnonis Haldorsonii cura R. K. Raskii ed. I. II. Havn. 1814.

Lex. myth. = Priscæ veterum borealium mythologiæ lexicon ꝛc. auct. Finno Magnusen. Havn. 1828, auch in Edd. Havn. III. Beſonders reichhaltig s. v. Thôrr, S. 617 ff.

Sæm. Edd. = Edda Sæmundar hinns Fróda ꝛc. ex recens. Er. Chr. Rask curavit A. A. Afzelius. Holm. 1818. Einzelne Lieder daraus:

Aeg. = Aegis-drecka, S. 59. Alv. = Alvis-mâl, S. 48. Fafn. = Fafnis-mâl, S. 186. Grimn. = Grimnis-mâl, S. 39. Hamd. = Hamdis-mâl S. 269. Harb. = Harbarz-liod, S. 75. Hâv. = Hâva-mâl, S. 11. Hrafn. = Hrafnagaldur Odins, S. 88. Hŷm. = Hŷmis-qvida, S. 52. Hyndl. = Hyndlu-liod, S. 113. Lodf. = Lodfafnismâl, S. 24. Rigsm. = Rigs-mâl, S. 100. Rûn. = Rûnatal, S. 27. Skirn. = Skirnis-för, S. 81. Þrym. = Þryms qvida, S. 70. Vafþr. = Vafþrûdnis-mâl, S. 31. Vegt. = Vegtams qvida, S. 93. Vsp. = Volu-spâ, S. 1.

Sag. Bibl. = P. E. Müller, Sagabibliothek ꝛc. I—III. Kiobh. 1817 ff.

Sax. = Saxonis Grammatici Historiæ danicæ libri XVI, ed. Stephanii, Soræ 1644.

Sn. Edd. = Snorra-Edda âsamt Skâldu ꝛc. ûtgef. af R. Kr. Rask, Stockholm 1818.

Thorlac. Spec. VI. VII. = Antiquitatum borealium observationes miscellaneæ ꝛc. scrips. Sk. Th. Thorlacius, Specimen VI, Havn. 1799. Spec. VII, ib. 1801.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

[3] Aus den Tiefen einer Vorzeit, in die keine äußere Geſchichte hinabreicht, haben die Völker altnordiſchen Sprachſtamms ſich ein großartiges Geiſtesdenkmal gerettet, eine volle Mythologie, eine umfaſſende religiöſe Weltanſchauung in Sinnbildern.

Die beiden Hauptquellen dieſer Mythologie, die unter dem Namen ältere oder Sämunds Edda bekannte Sammlung altnordiſcher Götter- und Heldenlieder, muthmaßlich in der erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts veranſtaltet, ſodann die jüngere oder Snorris Edda [1], ein mythologiſch-poetiſches Handbuch, deſſen Grundlage dem Isländer Snorri in der vordern Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zugeſchrieben wird, erhalten manigfache Ergänzung durch [4] die vielen mythiſchen Überlieferungen, die in isländiſchen Sagan, in den Geſchichtwerken Saxos und Snorris, in Volksliedern und Volksſagen, zum Theil noch jetzt gangbaren, aufbewahrt ſind.

Bei aller Reichhaltigkeit der vorhandenen Quellen iſt jedoch in dieſen ſelbſt auf manches nun Verlorene hingewieſen, wovon oft nur noch dürftige Andeutungen oder die bloßen Namen übrig geblieben ſind. Aber auch die formelle Beſchaffenheit jener Quellen erſchwert auf verſchiedene Weiſe den Gebrauch derſelben. Die älteſten Urkunden, die mythiſchen Eddalieder von unbekannten Verfaſſern aus heidniſcher Zeit, bedienen ſich einer ſehr gedrängten Darſtellung, wobei der Gegenſtand großentheils als ſchon bekannt vorausgeſetzt iſt; einige Lieder dieſer Art aber, die ſich durch ihre Annäherung an den Kunſtſtil des nordiſchen Skaldengeſangs als ſpätere verkünden, ſind eben darum auch theilweiſe mit den Dunkelheiten des gedachten Stils behaftet. In viel ſtärkerem

---

[1] Unter dieſen Namen ſind im Folgenden, der Kürze wegen, auch Skálda und die weiteren Anhänge in Raſks Ausgabe begriffen. Die Entſtehung des Ganzen erörtert P. E. Müller: Über die Ächtheit der Aſalehre ꝛc., überſ. von L. C. Sander, Kopenh. 1811.

Maße trifft dieß die zahlreichen größeren und kleineren Bruchſtücke von Liedern genannter Skalden des neunten und der folgenden Jahrhunderte, welche der jüngeren Edda als Belege der hier angegebenen dichteriſchen Ausdrücke eingeflochten ſind; die Sprache dieſer Skaldenlieder, in welchen alte Mythen entweder als Hauptgegenſtand behandelt oder zum dichteriſchen Redeſchmucke benutzt waren, iſt durch künſtliche Bildlichkeit und durch die [5] äußerſte Freiheit der Umſtellungen nicht ſelten ſo ſchwierig, daß die ſprachkundigſten Erklärer, geborne Isländer, rathlos davor ſtehen. Die proſaiſchen Erzählungen der jüngeren Edda, meiſt Auszüge und Paraphraſen noch vorhandener oder verlorener Mythenlieder, ſind zwar an ſich deutlich, müſſen jedoch behutſam gebraucht werden, weil den Verfaſſern derſelben ſchwerlich mehr ein tieferes Verſtändniß der Mythen zu Gebot ſtand und deßhalb die Auffaſſung hin und wieder ungenau oder verfehlt iſt, wie man ſich da, wo die reineren Quellen noch zugänglich ſind, aus der Vergleichung überzeugen kann. Die mythiſchen Rahmen, worein dieſe Erzählungen, nach dem Beiſpiel der alten Lieder, gefaßt ſind, und einige offenbare Einflüſſe chriſtlicher Anſicht müſſen ohnedieß in Abzug gebracht werden. Bei Saxo hat man nicht bloß die Färbung durch ein rhetoriſches Latein, in das er die heimiſchen Sagen übertragen hat, von dieſen abzuſtreifen, ſondern man muß auch bei ihm, wie in Snorris Geſchichtbuche, den hiſtoriſchen Geſichtspunkt, unter welchem beide die alte Götterwelt aufgefaßt und dadurch nothwendig verdunkelt haben, erſt wieder auf den mythiſchen zurückführen. In den isländiſchen Sagan iſt der ächte Mythenbeſtand häufig in das willkürlich Gefabelte hinübergeſpielt und aufgelöſt, in den ſpäteren Volksſagen und Volksliedern aber iſt derſelbe meiſt zum ergetzlichen Märchen geworden.

[6] Zu dieſen äußerlichen Schwierigkeiten kommt nun diejenige, die im Weſen der Mythen ſelbſt liegt. Jede Mythologie iſt ihrem Begriffe nach ſinnbildlich; mögen daher auch ihre Bilder noch ſo vollſtändig und ungetrübt erhalten ſein, ſo fragt es ſich dann erſt um die Ergründung ihres Sinnes oder vielmehr um eine ſolche Aneignung derſelben, wobei Bild und Bedeutung in unmittelbarer, ungetheilter Anſchauung wirken. Die nordiſchen Mythen ſind, nach dem Zeugniſſe der Mythenquellen ſelbſt, Runen, Geheimreden, Geheimniſſe, ſie wollen, nach Räthſelart, gelöſt ſein.

Es kann unter ſolchen Umſtänden nicht befremden, daß dieſe Mythologie ſehr verſchiedenartige Deutungen erfahren hat, und wer es, bei aller Anerkennung des durch vielfaches Verdienſt bereits Geleiſteten, nicht für überflüſſig hält, hierin Weiteres zu verſuchen, hat ſein Augenmerk vorerſt darauf zu richten, welcher Weg zur Löſung durch die beſondre Natur des Gegenſtandes angezeigt ſei.

Hier bietet ſich nun zunächſt die unverkennbare Bedeutſamkeit der mythiſchen Namen dar, und zwar in einem Stufengange, der von den unmittelbarſten und klarſten Bezeichnungen in ſtätiger Folge zu entfernteren und verſteckteren fortleitet. Unter den Namen der mythiſchen Weſen ſind manche, noch im jetzigen Isländiſchen, das gebräuchliche und eigentliche Wort für denſelben Gegenſtand, den der Mythus damit [7] bezeichnet; andre ſind zwar nicht minder eigentlich, müſſen aber, da ſie ſchon in den altnordiſchen Schriftdenkmälern nicht mehr in ſolchem Gebrauche vorkommen, in andern, näher oder ferner verwandten Sprachen aufgeſucht werden; noch andre halten zwar das mehr oder weniger unmittelbar bezeichnende Wurzelwort feſt, fügen aber Endformen bei, durch welche Perſon und Geſchlecht ſchärfer hervortreten; weiter gibt es ſolche, in denen Eigenſchaften oder Thätigkeiten des damit benannten Weſens bald leicht erkenntlich und wieder eigentlich ausgeſprochen, bald bildlich und in tieferliegenden Beziehungen angedeutet ſind. Von allen dieſen Benennungsweiſen, oder auch von Spielarten und Übergängen derſelben, werden ſich im Folgenden Beiſpiele ergeben. Daß gleichwohl manche Namen, ſei es etymologiſch in der Wurzel oder in der beſtimmteren Beziehung zu ihrem Gegenſtand, auch der beharrlichſten Forſchung ſich verſchließen mögen, hebt den Nutzen nicht auf, der aus einem aufmerkſamen Verfolgen der in den Namenbildungen gegebenen Fingerzeige und aus einer vertrauteren Beobachtung des dabei ſtattgefundenen Verfahrens für die Erklärung des inneren Mythengehaltes gezogen werden kann.

Selbſt der ſprachlich unzweifelhafteſte Name gewährt jedoch nur dann eine ſichere Mythendeutung, wenn das Weſen, dem er angehört, auch durch ſeine [8] Erſcheinung in Lied oder Sage demſelben wirklich entſpricht. Weit mehr noch iſt man bei zweifelhaftem oder gänzlich unerklärbarem Namen auf die Anſchauung des Gegenſtandes verwieſen, aus welcher umgekehrt oft der Name ſelbſt erſt deutlich wird. Schon bei der erſten, unbefangenen Betrachtung laſſen die nordiſchen Mythenbilder in ihrer Geſammtheit einen entſchiedenen Eindruck zurück, ſie machen ſich auf einen gewiſſen Grad verſtändlich und laſſen weiteres Verſtändnis ahnen. Dieß iſt die Folge davon, daß ſie aus dichteriſch ſchaffendem Geiſte hervorgegangen ſind. Sie können darum auch nur mit poetiſchem Auge richtig erfaßt werden, dieſem aber werden ſie ſich bei näherem Anblick immer voller und lebendiger entfalten. Jede Deutung dagegen, die in der Einbildungskraft keinen Anhalt findet, die den Bildern einen Sinn unterlegt, durch welchen ihr anſchaulicher Zuſammenhang aufgehoben würde, muß eine unrichtige ſein, weil für ſie in der Natur des dichteriſchen Hervorbringens überall keine Möglichkeit gegeben iſt. Erſt im Vereine mit der poetiſchen Anſchauung wird nun auch die etymologiſche Forſchung ihre rechte Wirkſamkeit üben, beide werden ſich wechſelsweiſe prüfen, beſtätigen und ergänzen. Aber nicht bloß die allgemeinen Bedingungen des poetiſchen Geſtaltens hat ſich der Erklärer zur Richtſchnur zu nehmen; die mythiſche Symbolik hat ſich bei verſchiedenen Völkern ſo verſchiedenartig [9] angelaſſen, ihre Plaſtik iſt ſo manigfach, die Rechte des Bildes einerſeits und der innwohnenden Idee andrerſeits ſind ſo abweichend ausgetheilt, daß es nöthig iſt, auch hierin je die Eigenthümlichkeit der beſondern Götterlehre zu beachten, wenn die Deutung im Einzelnen glaubhaft und im Ganzen übereinſtimmend werden ſoll.

Der Geſammtumfang nordiſcher Mythen iſt allerdings von durchgreifenden Gedanken über göttliches Weſen und Wirken, über Leben und Schickſal der Welt beherrſcht, allein dieſe Gedanken ſind vornherein auf die mythiſche Darſtellung gerichtet, ſie werden daher nicht als nackte Lehrſätze vorgetragen, ſondern ſind durchaus in Bild und bildliche Handlung geſetzt, ja ſie treten oft ganz in den Hintergrund und überlaſſen das Feld der abſichtloſeren Luſt des dichteriſchen Geſtaltens. Die vielen Mythen vom Wechſel der Jahreszeiten, des Lichtes und des Dunkels, vom Streite wohlthätiger und verderblicher Naturkräfte, hängen zwar alle mit jenen Grundgedanken zuſammen; ſollten aber auch ſie durchaus in der Richtung erforſcht werden, Philoſopheme oder phyſikaliſche Weisheit des Alterthums in ihnen zu ergründen, ſo würde entweder die Ausbeute ſehr karg ausfallen, man würde unter der ſinnbildlichen Verhüllung doch oft nur die bekannteſten Naturerſcheinungen wiederfinden [die Hauptſache iſt hier eben das ſchöne, ſinnreiche Bild, die lebendige Handlung], oder man müßte, wie es wohl auch geſchehen iſt, Anſichten und [10] Denkweiſe einer viel ſpäteren Zeit in die Erzeugniſſe der früheren hineinlegen. Der Drang des menſchlichen Geiſtes, ſich mittelſt der ihm eingeborenen Vermögen der Außenwelt zu bemächtigen, iſt in philoſophiſchen Zeitaltern vorzugsweiſe durch die Reflexion, in poetiſchen durch die Einbildungskraft thätig. Wie die Natur ſelbſt ihre Spiegel hat, im Waſſer und in der Luft [und im Auge des Menſchen], ſo will auch die Dichterſeele von den äußeren Dingen ein Gegenbild innerlich hervorbringen, und dieſe Aneignung für ſich ſchon iſt ein geiſtiger Genuß, der ſich auch andern Betrachtern des Bildes mittheilt. Gewinnt ja doch das Bekannteſte in irgend einer Wiederſpieglung den Reiz des Fabelhaften und ſtammen wohl eben daher die Wunder des Zauberſpiegels. Das Innere des Menſchen aber ſtralt nichts zurück, ohne es mit ſeinem eigenen Leben, ſeinem Sinnen und Empfinden getränkt und damit mehr oder weniger umgeſchaffen zu haben. So tauchen aus dem Borne der Phantaſie die Kräfte und Erſcheinungen der unperſönlichen Natur als Perſonen und Thaten in menſchlicher Weiſe wieder auf. Die nordiſche Mythologie zeigt dieſen Hergang in allen Graden der Belebung und Geſtaltung, und wer ſie in ihrem eigenen Sinne würdigen will, muß dieſer Wiedergeburt im Bilde, als ſolcher ſchon, ihre ſelbſtändige Geltung einräumen. Gleich den Kräften und Erſcheinungen der Natur ſind aber auch die des Geiſtes in den Mythen [11] perſönlich geworden; ſelbſt die abgezogenſten Begriffe, namentlich die Formen und Verhältniſſe der Zeit, haben ſich als handelnde Weſen geſtaltet. Indem ſo einerſeits die Natur durch Perſonification beſeelt wird, andrerſeits der Geiſt durch daſſelbe Mittel äußere Geſtaltung erlangt, werden beide fähig, auf dem gleichen Schauplatze ſinnbildlicher Darſtellung zuſammenzutreten.

Es macht ſich übrigens wohl fühlbar, daß die nordiſche Mythendichtung nicht auf die bildende Kunſt gerichtet oder von letzterer beſtimmt war. Wenn es gleich nicht an Beiſpielen fehlt, daß an heiliger Stätte Götterbilder aufgeſtellt, daß zur Weihung oder zum Schmucke des Hauſes, des Ehrenſitzes, des Schiffes, des Schildes, Bildwerke aus der Götterwelt angebracht waren, ſo ſpricht doch nichts dafür, daß dieſe Kunſtübung ein allgemeineres Bedürfnis des Volkslebens geweſen ſei oder irgend eine höhere Stufe der Ausbildung erreicht habe. So blieb die mythiſche Symbolik von den Bedingungen der künſtleriſchen Darſtellbarkeit unabhängig und nur denen der inneren Anſchauung unterworfen, ihr Inhalt konnte daher auch nicht in der äußeren Vollendung des Bildes aufgehen. Der Gedanke in ſeiner Verſinnlichung, der Naturgegenſtand in ſeiner Perſonification blieb doch zugleich er ſelbſt. Nimmt man hiezu die vorbemerkte Bedeutſamkeit der Namen, ſo [12] kann es nicht befremden, daß in manchen Fällen die Allegorie ziemlich unverſchleiert heraustritt. Der Gebrauch der Sinnbilder erſcheint als ein bewuſter und iſt eben deßhalb ein freierer; derſelbe Gegenſtand kann in verſchiedenen Beziehungen auch unter verſchiedenen Namen und Bildern aufgeführt ſein; es können ſich Mythengruppen bilden, die unter ſich wenig oder äußerlich gar nicht zuſammenhängen; es kann ſelbſt Widerſpruch zwiſchen einzelnen Mythen oder mehrfachen Darſtellungen des nämlichen Mythus ſtattfinden. Ob man geneigt ſei oder nicht, ein ſolches Bewuſtſein der Mythenbildung im nordiſchen Alterthum anzuerkennen, die Thatſache liegt in den Mythen ſelbſt. Dieſe Mythik iſt darum doch nicht in trockenen Abſtractionen erſtarrt; denn da für Gegenſtände der religiöſen Weltbetrachtung noch keine andere Weiſe des Ausdrucks, ja des Denkens ſelbſt, gefunden war, als eben die bildliche, ſo ſteht der Gedanke doch niemals ausgeſchieden neben dem Bilde, wohl aber theilt er den aus der Natur und der menſchlichen Erſcheinung entnommenen Gebilden ſeine eigene ſchrankenloſere Bewegung mit, und ſo erhält das Natürliche, indem es theils ſeinen gewohnten, theils fremden und höheren Geſetzen folgt, den Zauber des Wunderbaren, die Mythendichtung im Ganzen aber den Charakter des Tiefſinns und der ſicheren Kühnheit.

[13] Jene Thatſache der ſelbſtbewuſten oder ſich fühlenden Symbolik hebt auch nicht den Glauben an göttliche Perſönlichkeit auf, der überall als religiöſes Bedürfnis vorauszuſetzen iſt; nur wird oft ſchwer zu beſtimmen ſein, wo das Sinnbild aufhöre und der wahrhaft perſönliche Gott eintrete. Im Allgemeinen befindet dieſe Frage ſich in der Schwebung zwiſchen der dem ſinnlichern Volksglauben und dem herkömmlichen Götterdienſte zugewandten Außenſeite und dem innerſten Sinne des durchgebildeten Mythus. Der Mythenforſcher wird ſomit zwar auch die rohere Volksſage und die zerſtreuten Nachrichten über den heidniſchen Cultus als Hülfsmittel zu gebrauchen haben, obwohl mit Vorſicht gegen

die Befangenheit der chriſtlichen Aufzeichner; ſtets aber werden ihm die Mythen ſelbſt, ſowie der eigentliche Gegenſtand der Betrachtung, ſo auch die Hauptquelle der Erklärung ſein. Hier nun weichen allerdings die Perſönlichkeiten großentheils entweder nach außen in die Natur oder nach innen in den Begriff zurück, allein auch die bewußt ſinnbildliche Perſonification zeugt von dem Verlangen und Erfühlen eines lebendigen Gottes, für deſſen manigfaches Walten und Wirken in Natur und Geiſteswelt kein anderer Ausdruck genügt, als Geſtalt und Bewegung lebendiger, begeiſtigter Weſen. Dieſe perſönlichen Geſtaltungen, beſonders die bedeutendern, durch älteſte Überlieferung [14] geheiligten, wurden denn auch fortwährend nicht rein bildlich genommen, ſondern ſie wirkten mit dem Hauche des göttlichen Lebens, das in ihnen zur Erſcheinung kam, und ſo vermittelte ſich der tiefere Geiſt des Mythus mit der ſinnlicheren Volksanſicht.

Während auf dem angezeigten Wege ſich der etymologiſchen Forſchung und der poetiſchen Anſchauung die einzelnen Durchblicke lichten, wird zugleich der vorausgefaßte Geſammteindruck ſich beſtimmter geſtalten, der Geiſt des Ganzen, von innen heraus arbeitend, ſtets näher und vernehmbarer entgegenkommen und ſo die Genauigkeit im Beſondern mit der umfaſſenden Überſicht zum rechten Verſtändniſſe zuſammen wirken.

Dieſe Bemerkungen über Mittel und Wege der Mythendeutung können zwar nur an der näheren Beleuchtung ihres Gegenſtandes ſelbſt ſich bewähren, doch ſchienen ſie geeignet, über manches Nachfolgende einleitend zu verſtändigen und die Wiederkehr allgemeinerer Betrachtungen abzuſchneiden.

Die Erforſchung des Einzelnen darf ſich, wie eben bemerkt, vom Hinblick auf das Ganze, dem Jenes angehört, niemals losſagen; da aber die umfaſſendere Erkenntniß doch nicht mit éinem Schritte zu erlangen iſt, ſo wird es auch zu ihr am ſicherſten führen, wenn vom Leichteren zum Schwierigeren, vom Helleren zum Dunkleren fortgeſchritten wird. Mythen, die im [15] Naturgebiete verkehren, liegen nun gewis dem Verſtändnis offener, als ſolche, die ſich auf die innere Welt beziehen; dort ſind die ſtoffartigen und greifbaren Dinge, hier die körperloſen und überſinnlichen. In der nordiſchen Götterlehre fällt auf dieſe Seite der Mythus von Odin, auf jene der von Thôr; im erſteren Mythenkreiſe iſt vorzugsweiſe das Geiſtesleben, im letzteren das Naturleben vergegenwärtigt. Schon die Anerkennung dieſer verſchiedenen Gebiete und die Auseinanderhaltung deſſen, was der einen oder der anderen Seite angehört, iſt ein erheblicher Schritt zur richtigen Auffaſſung des Ganzen. Thôr waltet überall in der Natur und befindet ſich im unabläſſigen und manigfachſten Zuſammenſtoße mit den gewaltſamſten Naturkräften, deren mythiſche Erſcheinung denn auch am meiſten in die Sinne fällt. Mit dem Mythus von Thôr wird daher ein neuer Verſuch, Inhalt und Geiſt der nordiſchen Mythologie zu erforſchen, am zweckmäßigſten beginnen.

Jötune (iötnar, Sing. iötunn), Thurſe, Rieſen, ſind dieſer Mythologie die Perſonification des Ungeheuren und Ungeſtümen, Finſtern und Feindſeligen in der Natur, der rohen, ungezähmten Elemente. Das chaotiſche Urweſen Ymir, der Brauſer, auch Ôrgelmir, der Uralte, aus deſſen Körper die Welt geſchaffen [16] iſt, war ein Jötun und aller Jötune Stammvater. Ymir ſelbſt iſt dadurch geworden, daß im Abgrunde Ginnûngagap die von der kalten Nordſeite, von Niflheim, der Nebelwelt, hergedrungenen Eisſtröme, Elivâgar, vor den von Muſpellsheim, der ſüdlichen Feuerwelt, ausgeflogenen Funken zu ſchmelzen anfiengen und die Tropfen ſich belebten. Der ſo entſtandene Urrieſe erzeugte aus ſich ſelbſt ſeine jötuniſche Nachkommenſchaft: unter dem Arme wuchſen ihm Sohn und Tochter, ein Fuß zeugte mit dem andern einen Rieſenſohn. Aus des erſchlagenen Ymirs Fleiſche ward dann die Erde geſchaffen, aus ſeinem Gebeine Felſen, aus ſeinen Haaren Bäume, aus ſeinem Blute das Meer, aus der Hirnſchale der Himmel, aus dem Gehirne die mismuthigen Wolken, aus ſeinen Brauen Midgard, das Geheg der mitteln, bewohnbaren Erde (Vsp. 3. Vafþr. 21. 28 bis 35. Grîmn. 40. 41. Hyndl. 32. Sn. Edd. 5 bis 7).

Aber auch in der erſchaffenen und geordneten Welt behalten Ymirs Abkömmlinge, Rieſen und Rieſenweiber, die Liebe zum alten Chaos, den Hang zur Zerſtörung, die Feindſchaft gegen Alles, was den Himmel mild und die Erde wohnlich macht. Sie ſind die Dämone des kalten und nächtlichen Winters, des ewigen Eiſes, des unwirthbaren Felsgebirgs, des Sturmwinds, der ſengenden Hitze, des verheerenden

Gewitters, des wilden Meeres; und darnach ſind ſie [17] auch beſonders benannt, Reif- oder Eiſthurſe, Berg- oder Felsrieſen (hrîmþursar, bergrisar) ꝛc. Zurückgedrängt oder gebunden, rütteln ſie unabläſſig an ihren Schranken und Feſſeln, auch wird es ihnen noch einſt gelingen, alle Bande zu zerreißen, und ſelbſt die in Ymir verbundenen Elemente werden im Weltuntergange zugleich losbrechen.[1]

Schöpfer, Ordner und Erhalter der Welt ſind die Götter, Aſen (æsir, Sing. âs). Ihr Stammvater Buri gieng, nach der j. Edda, aus ſalzigen Reifſteinen (Sn. Edd. 7), aus der Blume und Würze des Urſtoffes, hervor; in ihnen iſt die treibende und bildende Kraft, der lebendige und belebende Geiſt. Buris Sohn iſt Bör, der mit der Rieſentochter Beſtla drei Söhne zeugt (Sn. Edd. 7. Vsp. 4. Rûn. 3). Odin, der erſte von dieſen, iſt fortan der Aſen oberſter (Grîmn. 44. Vgl. Hyndl. 29). Er und ſeine Brüder ſchaffen in vorbeſagter Weiſe Himmel und Erde aus dem Körper des von ihnen erſchlagenen Urrieſen. Dann ordnen die Aſen den Gang der Geſtirne, den Wechſel der Tageszeiten und den Jahreslauf (Vsp. 6). Sie erſchaffen aus Brimirs, des Brandenden (wieder des Urrieſen), Fleiſch und ſchwärzlichen Knochen [18] (Vsp. 9), d. h. nach Obigem aus Erde und Geſtein, die Zwerge (dvergar), die, beſonders im Schoß der Erde, ſtill und unſichtbar wirkenden Naturgeiſter. Zuletzt wird aus Aſk und Embla, Eſche und Ulme, das Menſchengeſchlecht gebildet und beſeelt (Vsp. 17. 18). Die Aſen walten über ihrer Schöpfung, indem ſie täglich nach der Eſche Yggdraſil zum Gerichte fahren (Grimn. 29. 30). Dort ſitzen ſie, in der Zwölfzahl gedacht (Hyndl. 28. Sn. Edd. 23), wie auch im nordiſchen Rechte der Gerichtsmänner meiſt zwölfe ſind, auf Rathſtühlen (Vsp. 9. 27). Darum heißen ſie auch Regin, rathende, waltende Mächte. Die Eſche ſelbſt, hochragend und mit weitverbreiteten Wurzeln, immergrün und doch vielzernagt (Vsp. 19. Grimn. 35), iſt ein Bild des wachſenden und vergänglichen Naturlebens. Unter derſelben Eſche wohnen an Urds Brunnen die drei ſchickſalskundigen Nornen (nornir), Urd, Verdandi und Skuld (Vsp. 20), die ſchon durch ihre Namen, welche auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft weiſen, als Zeitgöttinnen bezeichnet ſind. Sie bedeuten das Geſetz der Zeit, des Werdens und Vergehens, dem die erſchaffene Welt und in ihr die waltenden Äſen ſelbſt unterworfen ſind. Die geiſtige Natur des Äſengeſchlechts hat ſich ſchon in der Ehe Börs mit der Rieſentochter an die Materie gebunden und iſt dadurch im Looſe dieſer mitbefangen. Wann einſt die entfeſſelten Jötune hereinbrechen, dann [19] werden im Untergange der Welt auch die kämpfenden Äſen verſchlungen und darum heißt das Ende der Dinge Ragnarök, der Regin, waltenden Götter, Dämmerung. Aber aus dem allgemeinen Untergange ſteigt eine neue Welt empor, in der auch die Äſen wieder aufleben, und ſo bewährt ſich der im Salzſteine gelegene Keim dennoch als ein Göttliches, das im Durchgange durch die Zeit zwar ihren Wechſeln verfallen, an ſich aber unvertilgbar iſt.

---

[1] Eine weitere Stufe des Jötunweſens, die Übertragung desſelben auf die Geiſteswelt iſt mit dem Vorbeſagten nicht ausgeſchloſſen: ſo iſt z. B. der Zweifel (Îmr, Îmi, Vafþr. 5. Sn. Edd. 211) ein Rieſe.

Auf dem zeitlichen Daſein der Äſen laſtet nun ſtets das Vorgefühl des hereindrohenden Verderbens. Überall erkennen ſie die Zeichen desſelben; im Einbruche der Nacht, in der jährlichen Abnahme des Lichtes, im Welken des Sommergrüns, im Siege des Winterfroſts ahnen ſie den Tod ihrer Schöpfung, empfinden ſie ihr eigenes Altern. Haben ſie doch Den in ihrer Mitte, in dem ſich durchaus die Neige der Dinge verbildlicht. Loki, der Beſchließer, Endiger [1], von jötuniſcher Abkunft, hat in früheſter Zeit ſchon mit Odin Blutbrüderſchaft geſchloſſen (Aeg. 9) und befindet ſich ſtets in der Äſen Geſellſchaft. Nach Raum und Zeit bezeichnet er Ziel und Ende der Göttermacht. Er [20] wirkt die Abnahme des Lichtes, er iſt der Abend des Jahres, wie der Zeiten überhaupt, und ſteht in durchgängigem Gegenſatze mit Heimdall [2], dem überall die Frühe, der Aufgang, angehört, deſſen Schwert Höfud, der Anfang, iſt, der Gras und Wolle wachſen hört, jedes leiſeſte Werden erlauſcht. In die Gemeinſchaft der waltenden Götter aufgenommen, vertritt Loki nicht bloß den im Leben der Welt auch den Jötunen gebührenden Antheil, er iſt zugleich das leiſe Verderben, das raſtlos unter den Göttern umherſchleicht. Dieß ſein ſtille zehrendes Wirken wird als Liſt und Trug, als boshafter Rath dargeſtellt, wodurch er die von ihm getäuſchten Áſen in Schaden und Unfall führt. Aber auch ihren endlichen, gewaltſamen Untergang hat er vorbereitet. Mit dem Rieſenweib Ögurboda oder Ángrboda, der Unheilkünderin, hat er außer der Todesgöttin Hel, den Wolf Fenrir und die Midgardsſchlange gezeugt; das erſtere dieſer Ungeheuer wird im letzten Kampfe Odins Tödter ſein, das andre Thôrs, der beiden Hauptgötter. Als die Áſen ſeines Verrathes inne werden, fangen und binden ſie ihn, allein auch er wird einſt los werden und die zerſtörenden Gewalten heranführen. Dann geben Loki und Heimdall ſich gegenſeitig den Tod, Anfang und Ende gehen in der Auflöſung alles Zeitlichen mit einander auf. Lokis Eltern ſind Farbauti und Laufey, wörtlich: Fährmann, Ruderer, [21] und Laubinſel [1]. Vergegenwärtigt man ſich was dieſe Namen beſagen, ſo zeigt ſich ein Fährmann, der einem dichtbelaubten, abendlich ſchattenden Eilande zurudert; in dieſen wenigen Zügen mag die Heimkehr der Dinge in die alte Nacht, die Dämmerung der Götter ſelbſt, Lokis künftiges Werk, vorgebildet ſein. Schiff und Schiffahrt leihen auch ſonſt dem nordiſchen Mythus Bilder der Bewegung und des Umlaufs im Leben der Welt, Sohn des Zeitverlaufs aber iſt das Ende; Loki ſelbſt ſteuert am Schluſſe der Zeiten den Kiel der Zerſtörer (Vsp. 51).

---

[1] Lex. isl. lok, n. pl. finis, consummatio; namentlich auch von einer größern Kataſtrophe: Niflûnga-lok (Sæm. Edd. 230), der Niflunge Untergang. Das Zeitwort iſt: liuka, lûka, claudere, finire, part. præt. lokinn. Vgl. Lex. myth. 232. 629. D. Myth. 148 [221].

[2] [224] Heimdallr, Heimþallr, Weltſtamm, Lex. isl. dallr, m. arbor prolifera, Baumſtamm, der Schößlinge und Zweige anſetzt. Ebd. þollr, m. palus; 2) pinus. [Sn. Edd. 213^{b}, 18 f. 158. Sæm. 194, 5. 196, 21 ættbadmr, ættstudill.] Vgl. Fornald. S. I, [85], 119. In Rigsmál (Sæm. Edd. 100) erſcheint Heimdall als Stamm und Stifter der verſchiedenen Stände (vgl. Vsp. 1).

Doch nicht verzagend und thatlos harren die Götter dem Schickſal entgegen. Jeder wacht und wehrt, ſchafft und kämpft an ſeiner Stelle. Odin (Odinn), das Haupt der Áſen, der, auch dem Namen nach (Lex. myth. 364. D. Myth. 94 [120]), der Gott des lebendigen Geiſtes iſt, durchforſcht raſtlos die Welt und ſtärkt die Sache der Götter, indem er überall geiſtiges Leben weckt und den irdiſchen Heldengeiſt zu höherem Berufe, zur künftigen Theilnahme an dem großen Götterkampf, in ſeine himmliſche Halle heranzieht. Dagegen iſt Thôr, Odins kräftigſter Sohn, vorzugsweiſe Beſchirmer der Erde, deren [22] Anbau er begründet, deren Fruchtbarkeit und Freundlichkeit er zum Beſten ihrer Bewohner unermüdlich fördert und ſchützt, und darum mit den wilden Elementargewalten in beſtändigem Kampfe liegt.

---

[1] Die Mutter heißt auch Nál (Hrafn. 16. Sn. Edd. 32), Nadel; der Name (deſſen Deutung in Sn. Edd. 355 wenig aufhellt) betrifft wieder das Schiffsweſen, denn unter den Benennungen des Schiffes (Sn. Edd. 220^{a}) findet man nálar, wie árar ꝛc.

Zu ſeiner näheren Charakteriſtik kann nach dieſen allgemeinen Andeutungen übergegangen werden.

Thôr (þôrr ſtatt þonr, D. Gramm. III, 353. D. Myth. 112 [151]) iſt der perſonificierte Donner, der Donnergott. Das Wort findet ſich zwar im Isländiſchen nicht mehr für Donner gebraucht und iſt durch andre erſetzt. Aber die neueren nordiſchen, ſowie andre germaniſche Sprachen, und ſelbſt eine weitergreifende etymologiſche Verwandtſchaft ſetzen die Wortbedeutung außer Zweifel. Dazu ſtimmt denn auch Thôrs äußere Erſcheinung. Wenn er daherfährt, zittern die Berge, brechen die Felſen und ſteht die Erde in Flammen (Aeg. 55. þrym. 23. Fornm. S. II, 154). Seinen Wagen ziehen dann zwei ſtattlichgehornte (Hým. 7) Böcke, Tanngnioſtr und Tanngriſnir, Zahnkniſtrer und Zahnknirſcher. Sie verſinnlichen eben die Sprungfahrt über die Gipfel des Gebirgs. Von ſolchem Fahren heißt er nach der j. Edda (Sn. Edd. 26) Ökuthôr, der wagenlenkende Thôr, und in einem Eddaliede Wagenmann (vagna verr, Alv. 3)[1]. Auf ſeinem täglichen [23] Wege zum Gerichte bei der Eſche Yggdraſil muß er durch die Ströme Körmt, Ôrmt und beide Kerlaug waten, denn die Âſenbrücke ſteht all in Flammen, heilige Waſſer glühen (Grimn. 29). Die Âſenbrücke iſt das Himmelsgewölbe, das bei des Donnergottes Herankunft brennt und unter den glühenden Strömen ſind blitzumloderte Gewittergüſſe zu verſtehen[2]. Kerlaug iſt:

---

[1] [Vgl. Njâls Saga C. 89.]

[2] Das erſte Lied von Helgi dem Hundingstödter (Sæm. Edd. 149) ſagt in der Beſchreibung einer Sturmnacht: „Aare klangen, heilige Waſſer (heilög vötn, ganz wie in Grimn. 29) rannen von Himmelbergen.“ [Vgl. Sæm. Edd. 142, 6. Fornald. S. II, 378.] Die klingenden Aare ſind Sturmwinde; der Sturm erſcheint auch ſonſt, wie ſich weiterhin ergeben wird, in Adlergeſtalt; in Vsp. 34 ſchlägt Egdir (der Sturmadler) die Harfe. Die Waſſer, die von Himmelbergen niederfallen, ſind in ſolchem Zuſammenhang augenſcheinlich Regenſtröme, die ſich aus den aufgethürmten Wolken ergießen; heilig ſind ſie, weil ſie vom Himmel kommen.

Wannenbad, geheiztes Bad, die zwei andern Namen ſind unerklärt. Aus Thôrs Augen ſcheint Feuer zu flammen (þrym. 29. Vgl. Sn. Edd. 50) und zu den Menſchen tritt er als ein anſehnlicher, jugendlicher Mann mit rothem Barte, dem Zeichen ſeiner Feuernatur (Fornm. S. II, 182 f. V, 249); wenn er in dieſen Bart bläſt und damit ſeine Bartſtimme, ſeinen Bartruf (skeggrödd, skeggraust) erregt, ſo verurſacht er den ſeinem Heiligthum nahenden Feinden heftigen Gegenwind (Fornm. S. I, 302 f. vgl. II, 204 f. þrym. 1. D. Myth. 120 [161]). Seine Ankunft iſt eine plötzliche, wie [24] die des Gewitters; kaum genannt, iſt er auch ſchon gegenwärtig und ſchlagfertig (Æg. 55. Sn. Edd. 47. 108). Mit Eiſenhandſchuhen oder Eiſengriffen (Sn. Edd. 26) ſchwingt er den Hammer Miölnir, den Malmer, der, ausgeworfen, in ſeine Hand zurückkehrt (Sn. Edd. 132) und mit dem er den Jötunen die Schädel zerſchmettert; unverkennbar hatte man dabei die ſogenannten Donnerſteine, Donnerhämmer, im Auge, die nach dem Volksglauben mit dem zündenden Blitze niederfahren; dem Wurfe des Hammers gehen Blitz und Donner voran (Sn. Edd. 109), auch hiedurch erweiſt er ſich als der einſchlagende Donnerkeil [1]. Dieſer Erſcheinung des Gottes entſprechen die Beiwörter: der Starke, Thatkräftige, Hartgeſinnte (Hým. 38. 23. þrym. 33). Wenn er Megingiardar, die Stärkegürtel, um ſich ſpannt, dann verdoppelt ſich ihm die Götterkraft (Sn. Edd. 26). Ihm vorzugsweiſe ſchwillt, dem Jötunzorne (jötunmôdr, Vsp. 50. Sn. Edd. 107. 150) gegenüber, Âſenzorn (âsmôdr, Sn. Edd. 109) und Âſenſtärke (âsmegin, Hým. 30. Sn. Edd. 26, 51. 114).

Die Stammtafel Thôrs iſt folgende: er iſt der Sohn Odins von Iörd (Vsp. 56. 57. þrym. 34. Æg. 58 ꝛc.). Seine Pflegeltern ſind Vingnir [25] und Hlôra (Sn. Edd. 101). Er wird Meilis Bruder genannt (Harb. 9. Haustl. in Sn. Edd. 111). Seine Gemahlin iſt Sif, die ihm einen Stiefſohn Ullr zugebracht und eine Tochter Thrûd geboren hat (Sn. Edd. 101. 119). Zwei Söhne hat er: Môdi und Magni (Vafþr. 51. Hým. 33. Harb. 9. 51. Sn. Edd. 101); nur von letzterem wird die Mutter, Jarnſaxa, ausdrücklich genannt (Sn. Edd. 110)[1].

---

[1] D. Myth. 122 [163] f. Stellen der Skaldengeſänge, worin Thôr als Donnerer und Blitzſchleuderer geſchildert wird, ſind angemerkt im Lex. myth. 638. 685 f.

Die Verbindung des Aſenvaters Odin mit Jörd (Jörð), d. h. die Beziehung der ſchaffenden und bildenden Götterkraft zur Erde, äußert in Thôr, dem Sohne, ihre volle und manigfache Wirkung. Bedeuten Vingnir[2] und Hlôra, wie vermuthet wird[3], den Flügelſchwinger und die Funkelnde, ſo eignen ſich ſolche Pflegeltern für den Gott, der in Sturm und Flamme daherfährt und dem dieſes geflügelte Weſen nicht von der ſchwerfälligen Mutter Erde angeboren oder anerzogen ſein kann; Vingnir findet ſich auch im Verzeichnis der Jötune (Sn. Edd. 210), zu denen die [26] Stürme gehören. Den Namen der Pflegeltern entſprechen dann die von Thôr ſelbſt gebräuchlichen: Vingthôr (Alv. 6. Þrym. 1), der beſchwingte Thôr, und Hlôrriði (Hym. 4 u. ſ. w. Æg. 54. 55. Þrym. 8 u. ſ. w.), Stralſchleudrer[4]. Das nordiſche Herkommen, die Kinder in fremdem Hauſe erziehen zu laſſen, iſt hier auf den Götterſohn übertragen[5]. Von Thôrs Bruder Meili wird nichts weiter erwähnt, als daß auch er ein Sohn Odins iſt (Sn. Edd. 211. Haustl. ebd. 120); auch die gleiche Mutter, Jörd, iſt zu vermuthen, da Thôr allein unter den Aſen als Meilis Bruder zugenannt wird. Seine Söhne Môdi (Môði) und Magni treten wenig in den vorhandenen Mythen auf, und über Thôrs Verbindung mit Jarnſaxa, der Eiſenſteinigen ([D. Gr. II, 518.] D. Myth. 306 [500]), die als Mutter Magnis genannt iſt, einer Rieſin[6], wird die eigene Sage vermiſst. In Môdi, dem

---

[1] Nach Hálfdans S. Eysteinss. (Fornald. S. III, 556) war der Jötun Svadi ein Sohn Ásathôrs, allein die genannte Saga iſt ſehr unſicher und wo ſonſt dieſes Jötuns (Svaða jötuns, Fornald. S. II, 4. 20) ganz genealogiſch gedacht wird, geſchieht ſeiner Abſtammung von Thôr keine Erwähnung. Über Hálfdan, der für Thôrs Sohn gehalten worden, weiterhin Mehreres.

[2] [Ein Bote Vingi in Säm. Edd.].

[3] Lex myth. 636. Man findet glóa und hlóa, Grimn. 29 (glær und hlær?); analog wären glôra und hlôra, vgl. Sn. Edd. form. 12.

[4] Lex. isl. „rið, n. vibratio; at riða, tremere." Aber auch tranſitiv: Fornald. S. III, 575: riðr, wirft, ſchwingt.

[5] Der Ausdruck in Sn. Edd. 101: fóstri Vingnis oc Hlôru geſtattet zweifache Auslegung, da fóstri (alumnus) den Pflegvater ſowohl als den Pflegſohn bezeichnet; doch ſagt Letzteres den angegebenen Verhältniſſen beſſer zu.

[6] Sn. Edd. 110. 210b. Hyndl. 34. 35. Jarnſaxa iſt in der Skaldenſprache eine Benennung der Streitaxt (Sn. Edd. 173. 182), aber ohne daß

Muthigen, Zornigen, und Magni, dem Starken, ſcheinen die Eigenſchaften des Vaters: [27] Aſenzorn (ásmóðr) und Aſenſtärke (ásmegin), beſonders perſonificiert zu ſein. Die übrigen Glieder der Stammtafel werden beſſer bei den einzelnen Mythen betrachtet werden.

Dienſtpflichtige Gefährten Thôrs ſind Thiâlfi und Röſkva (Sn. Edd. 50. 101), der Arbeiter und die Raſche [1], Kinder eines Bauers; ſie bezeichnen die unverdroſſene menſchliche Arbeit beim Anbau der Erde.

Thôr wohnt in Thrudheim (Grimn. 4) oder Thrûdvâng (þrúðvángar, Sn. Edd. 25. 61. 110). Bilſkirnir nennt Odin das wölbige Haus ſeines Sohnes mit 540 Böden (Grimn. 24. Vgl. Sn. Edd. 25); daß aber Thôr dieſer Sohn Odins ſei, ſagt die j. Edda ausdrücklich (Sn. Edd. 25) und wird hierin durch die Skaldenſprache beglaubigt (ebd. 102). Thrudheim iſt, wie in der Folge erörtert werden ſoll, das fruchtbare Land, Bilſkirnir der Wolkenhimmel.

Der Beruf Thôrs, als Schirmers der bewohnten Erde und der Götterwohnungen ſelbſt durch Bekämpfung der Jötune, iſt in beſtimmten Ausdrücken angezeigt. Im Eddaliede von Hymir heißt er: Freund der Menſchenſtämme; der die Geſchlechter ſchirmt, der Schlange Alleintödter; Zerſchmetterer der Felsbewohner; Thurſentodwalter; Rieſenweibsbetrüber (Hým. 11. 22. [28] 17. 19. 14. Vgl. Sn. Edd. 101). Anderswo (Harb. 23) ſagt Thôr ſelbſt: „Ich war im Oſten und ſchlug der Jötune ſchadenkluge Bräute, die zum Berge giengen; groß würde der Jötune Geſchlecht, wenn alle lebten; aus wär' es mit den Menſchen unter Midgard.“ Und Loki ſpricht zu ihm (Þrym. 20): „Bald werden Jötune Asgard (die Götterburg) bewohnen, du holeſt denn deinen Hammer dir wieder.“

Thôr heißt auch Veor (Veorr, Hým. 11. 17. 22), Midgards Veor (M. veorr, Vsp. 56, nach der Schreibung dieſes Wortes in Sn. Edd. 74), Hardveor (Sn. Edd. 211. Vrgl. ebd. Veodr). Ve (n. pl.) bedeutet ſonſt Heiligthum, Vear (m. pl.) Götter, heilige Götter. Iſt Veor hiernach der Heiliger? Ein ſolcher Name geziemte ſich für ihn eben in Beziehung auf Midgard, die bewohnbare Erde, die hierzu von ihm die Weihe hat. Das Werkzeug dieſer Heiligung iſt der Hammer

---

ſich daraus Näheres über Magnis Mutter entnehmen ließe, da jene Waffe überhaupt nach Rieſenweibern dichteriſch benannt werden kann (ebd. 160. Vgl. 215b).

[1] Lex. isl. þiálf, n. labor. at þiálfa, labore domare. röskr, strenuus, fortis.

Miölnir, deſſen harter Schlag, wie ein beſondrer Mythus ergeben wird, die Erde urbar macht, daher Hardveor. Der Hammer erſcheint dann überhaupt als Symbol von Thôrs göttlicher Wirkſamkeit, das von ihm ſelbſt zu verſchiedenen Weihungen, der Braut (þrym. 32), des Leichenbrandes (Sn. Edd. 66. Vgl. 49)[1], auf dieſelbe Weiſe angewandt wird, wie es in [29] menſchlichen Verhältniſſen gebräuchlich ſein mochte (vgl. Fornm. S. I, 35).

Wie mit der äußeren Erſcheinung Thôrs, als des Donnerers, ſein göttliches Weſen und Wirken keineswegs erſchöpft iſt, ſo wird er nicht bloß Ökuthôr und Vingthôr, ſondern auch Aſathôr (Harb. 50. Sn. Edd. 25), Thôr der Aſen, beigenannt. Seine hohe Geltung unter den Göttern bezeichnen ferner die Benennungen Aſenfürſt (Ásabragr. Skirn. 34. Vgl. Sn. Edd. 211) und Aſenheld (Ásahetia, Sn. Edd. 211).

Noch manche Namen und Beiwörter liegen vor (Sn. Edd. 211. Lex. myth. 236 f.), die entweder ſelbſt dunkel ſind, oder doch nicht zu beſſerer Erläuterung der bisher nur in den Grundzügen angegebenen Eigenthümlichkeit Thôrs beitragen. Die vollere Aufhellung iſt vielmehr da zu ſuchen, wo er mit Freunden und Feinden in Handlung tritt, in einer Reihe von Mythen, welche jedesmal erſt als Räthſelbilder aufgeſtellt und dann ſoweit möglich gedeutet werden ſollen. Die einzelnen Mythen werden je nach den bedeutendern Weſen benannt ſein, mit denen Thôr in Gutem oder Böſem zuſammentrifft. „Niemand iſt ſo kundig, heißt es in Sn. Edda 26, daß er alle Großthaten deſſelben aufzuzählen wüſte: doch kann ich dir ſo Vieles von ihm berichten, daß der Tag lang werden wird, bevor Alles geſagt iſt, was ich weiß.“

## [30] 1. Forniot.

In Thôrsdrápa, einem Geſange zu Thôrs Ruhme, welchen Eilif, Gudrûns Sohn, ein nachmals zum Chriſtenthum bekehrter Skalde vom Schluſſe des zehnten Jahrhunderts, gedichtet und wovon die j. Edda ein beträchtliches Stück erhalten hat, wird Thôr als „Fäller der luſtigen

---

[1] An allen dieſen Stellen wird das Zeitwort vigia gebraucht: über deſſen Verhältnis zu ve ſ. D. Gramm. III, 428.

Götterſtühle Forniots“ umſchrieben (Sn. Edd. 115). Forniot (Forniotr) iſt auch unter den Jötunen verzeichnet (Sn. Edd. 209) und es gibt zwei altnordiſche Erzählungen vom Anbau Norwegens, welche über ihn und ſein Geſchlecht Folgendes ſagen (Fornald. S. II, 3 bis 5. 17 bis 21):

> Ein Mann mit Namen Forniot (der eine der beiden Berichte läßt ihn König über Jötland ſein, welches Finnland und Kvenland genannt werde) hatte drei Söhne, Hlér, Logi und Kári: der erſte derſelben, auch Ägir genannt, waltete über das Meer, der zweite über das Feuer, der dritte über die Winde. In der weitern Stammfolge weichen die Erzählungen etwas von einander ab: nach der einen war Káris Sohn Jökul, Vater des Königs Snär, und deſſen Kinder waren Thorri, Fönn, Driſa und Miöll, in der andern wird Káris Sohn, der Vater Snärs des Alten, Froſti genannt, von Snär aber nur der Sohn Thorri angeführt. [31] Übereinſtimmend folgen dann in beiden Thorris Söhne Nor und Gor, nebſt einer Tochter Göi. Indem Nor und Gor ihre abhanden gekommene Schweſter aufſuchen, unterwirft jener ſich Norwegen, das von ihm den Namen erhält, Gor aber nimmt die Inſeln ein; von Erſterem ſtammen die Gebieter des norwegiſchen Feſtlandes, von Letzterem die Seekönige.

Über Logi, den Bruder Káris, und ſein Geſchlecht wird an andrem Orte, in der Saga von Thorſtein Vikingsſohn (Fornald. S. II, 383 bis 385), Auskunft gegeben:

> Er wird von ſeinem hohen Wuchſe, denn er iſt Rieſenſtammes (risakyns), Hálogi genannt und das Land, deſſen König er iſt, erhält nach ihm den Namen Hálogaland. Seine Frau heißt Glöd und von ihr hat er zwei Töchter, Eyſa und Eimyria, welche von zwei verbannten Jarlen, Veſeti und Viſil, nach fernen Eilanden entführt werden.

Der Wortſinn der aufgezählten Namen liegt faſt nur allzu nackt am Tage. Hlér und Kári (stridens, Lex. isl.) erſcheinen zwar nicht mehr unter den gangbaren Benennungen des Meeres und des Windes, aber durch den Zuſammenhang, durch die ausdrücklichen Erklärungen des Sagenſchreibers und der j. Edda (Sn. Edd. 79. 125. 126. 332) und durch den [32] Skaldengebrauch iſt ihre Bedeutung im Allgemeinen geſichert. Dagegen ſtehen noch unveraltet im isländiſchen Wörterbuche: von Káris Nachkommen, Froſti, Froſt; Jökull, Eisberg; Snär, Snior, Schnee; Fönn, dichter Schnee; Driſa, Schneegeſtöber; Miöll, feinſter, glänzendſter Schnee; Thorri und Göi ſind Monatsnamen, ungefähr dem Januar und Februar entſprechend, ſowie Gor auf den Gormonat (gormánodr), Schlachtmonat im Spätjahre, ſich zu beziehen ſcheint: Nor, als Landesherr, iſt rückwärts aus Noregr, Norwegen, hervorgegangen. Logi heißt Flamme (Hälogi, hohe Flamme, Hochlohe), ſeine Frau Glöd, Glut, die Töchter Eyſa und Eimyria, Glutaſche. Iſt Ägir, der in den Mythen vorherrſchende Name des Meergottes, identiſch mit Hlér, wie hier und anderwärts ausgeſprochen wird (Fornald. S. II, 16. Sn. Edd. 125 ꝛc.), ſo ergiebt ſich auch in dieſes Bruders Hauſe dieſelbe Erſcheinung. Ägirs Gattin iſt Rän, Raub, und unter den Namen ſeiner neun Töchter (Sn. Edd. 185) ſind, neben einigen verſteckteren, die folgenden: Hefring, Hrönn, Bylgia, Bära, Dröſn, Kölga, wieder im Wörterbuch als Meereswelle, Flut, Seegebraus ꝛc. zu finden.

Der gemeinſame Stammvater dieſer drei Linien, in denen drei Elemente ſich kund geben, iſt nun Forniot und auch ſein Name ſpricht deutlich genug. Forniot iſt der Vorbeſitzer, der vormalige Inhaber [33] des Landes [1]. Er und ſein jötuniſches Geſchlecht bedeuten die Urzeit des Nordlandes, als in dieſem noch einzig die rohen Elemente walteten.

Die dürre genealogiſche Allegorie, wie ſie in dieſem Stammbaume herausſteht, möchte wohl dazu verſuchen, das Geſchlecht Forniots aus dem Kreiſe der ächten lebendigen Mythen gänzlich zu verweiſen. Man kann dieß hinſichtlich der letzten Glieder, Thorri und Göi, Nor und Gor, einräumen. Anders verhält es ſich mit den übrigen, elementariſchen Weſenreihen, die, von örtlicher Anknüpfung unabhängig, in allgemeinerer Geltung erſcheinen. Forniots Geſippte heißen, dem Zuſammenhange nach, die Winde in einem der mythiſchen Eddalieder, wenn auch keinem der älteſten (Hrafn. 17). Namen und Verwandtſchaftsverhältniſſe aus obigem Stammbaume kommen in den Skaldengeſängen vor und werden hiernach in der j. Edda angegeben (Sn. Edd. 126). So der Skalde Sveinn: „Mit Schneegeſtöbern begannen Forniots häßliche Söhne.“ Das volksmäßigere Räthſellied in Hervörsſaga (Fornald. S. I, 475) läßt den verdunkelnden [34] Nebel allein vor dem Sohne Forniots (wieder dem Winde) fliehen. Es mag in der ganzen Weiſe der mythiſchen Perſonendichtung liegen, daß die Grundweſen, die einfachſten

---

[1] Vergl. Lex. isl. I, 235. Sag. Bibl. II, 430. For-niotr iſt gebildet wie for-madr, antecessor, for-fedr, majores ꝛc. niotr, von niota, frui, uti, kommt auch anderwärts vor: hafra-niotr (Sn. Edd. 102), niotr giardar (Sn. Edd. 116, 7. Thorlac. Sp. VII, 25. 92), Beſitzer der Böcke, des Gürtels, Beides von Thor: Niotr einfach als einer der Namen Odins (Lex. myth. 371).

Naturerſcheinungen, zugleich in etymologiſcher Schroffheit ſich darſtellen und daß erſt wie ſie in manigfachere Thätigkeit, Verbindung und Wechſelwirkung unter ſich und mit anderartigen Kräften eintreten, mit der lebendigern Geſtaltung eine weniger abſtrakte Wortbezeichnung ſich entwickle. Dieſelbe Wahrnehmung ergibt ſich in Hinſicht auf ein andres jötuniſches Urweſen, Nött, die Nacht, mit ihrem Stamme. Nött und ihre Tochter Jörd erſcheinen in den Eddaliedern ſelbſt bald als Begriffe, bald als Perſonen (Vsp. 6, vgl. mit Vafþr. 24. 25). und zeigen ſo die unterſten Anſätze der Mythenbildung. Die unmittelbare Bezeichnung iſt auch weniger entbehrlich, wo die Anſchauung noch ſparſam zu Hülfe kommt; ſie kann zurücktreten, wo die Bilder ſprechen. Jener unverhüllten Namen unerachtet laſſen ſich aber ſchon in Forniots Geſchlechte die Spuren einer volleren Belebung nachweiſen. Abgeſehen von den Mythen, in denen ſpäterhin Ägir eine Rolle ſpielen wird, iſt es doch bereits dichteriſche Anſchauung, wenn der Mann Logi, das flammende Feuer, mit dem Weibe Glöd, der milderen Glut, verbunden iſt: oder wenn Snär, Forniots Abkömmling, der Alte zugenannt wird, deſſen dreihundertjähriges Alter König [35] Hälfdan ſich wünſcht (Fornald. S. II, 8), das Alter des greiſen, ewigen Gebirgſchnees. Es haben ſich aber auch insbeſondre von dieſem Könige Snär oder Snio und deſſen Angehörigen, wenn gleich durch fabelnde Willkür oder geſchichtliche Auffaſſung entſtellt und verkümmert, noch Überreſte durchgebildeter Mythen erhalten. Wenn, bei Saxo, der Dänenkönig Snio ſeinen vermummten Boten nach einer ſchönen Königin in Schweden ausſchickt, wenn der Bote ihr leiſe, leiſe zuſingt: „Snio liebt dich“, und ſie ebenſo, kaum hörbar, entgegenflüſtert: „Ich lieb ihn wieder“[1], und wenn ſie dann die verſtohlene Zuſammenkunft auf den Anfang des Winters beſtimmt; wenn, nach der Saga von Sturlaug (Fornald. S. III, 634 bis 638), dieſer norwegiſche Jarl und nachmalige König in Schweden ſeinen Pflegbruder Froſti nach der ſchönen, lichtgelockten Miöll, der Tochter des Finnenkönigs Snär[2], ausſendet und Froſti die mit ihm Entfliehende unter dem Gürtel faſſen muß, worauf ſie raſch im Winde hinfahren; oder wenn, nach däniſchen Chroniken (Langebek, Script. rer. dan. I, 225. 80), Snio ein Hirte des Rieſen Lä (Hlêr) auf Läsö iſt, ſo [36] erahnt man wohl noch bald das leiſe Geſäuſel der niederfallenden Flocken, bald den ſtürmiſchen Flug des glänzenden Schneegeſtöbers, bald den dichten Trieb der Schneewolkenheerde vom Meere her, dem Gebiete Hlêrs, in ſeltſame Märchenbilder verwandelt, und dieſe Schneemärchen mögen einſt, in ihrer ungetrübten Geſtalt, Seitenſtücke zu den Eddaſagen von Freys Brautwerbung durch Skirnir, von der Entführung Iduns ꝛc. geweſen ſein. Umgekehrt aber wird nachher in eine der ausgeführteſten Sagen von Thôr noch unmittelbar der elementariſche Forniotsſohn Logi einſchreiten.

---

[1] Sax. VIII, 158: „exili vocula succinens: amat, inquit, te Snio etc. Illa allapsum auribus sonum dissimulanter excipiens etc. obscuro et vix aures offendente sibilo: amantem, inquit, me redamo etc.“

[2] In Yngl. S. C. 16 (Heimskringla, ed. J. Peringskiold, Stockh. 1697. I, 16) erſcheint der finnländiſche König Snä der Alte mit einer andern ſeiner vorgenannten Töchter, Drifa.

Wenn nun Thôr im Geſange Eilifs Fäller der luſtigen Götterſtühle Forniots genannt wird, ſo iſt damit in der Dichterſprache daſſelbe geſagt, was anderwärts in Proſa, er ſei durch Berge gefahren und habe Felſen gebrochen (Fornm. S. II, 154). Luſtige Götterſtühle oder Tempelgeſtelle heißen bildlich die Berge, dieſe ſind aber Forniots, denn ihm und ſeinem Stamme, den jötuniſchen Elementarmächten des Windes, des vulkaniſchen Feuers, des Eiſes und Schnees, gehört das hohe Felsgebirg. Ohne daß man der Liedesſtelle für ſich weitergreiſende Deutung gibt [1], iſt übrigens Thôr als derjenige zu betrachten, [37] der dieſes

---

[1] Die Stelle der Thôrsdrápa (Sn. Edd. 115): „flug stalla fellir Forniotz goda“ iſt im Obigen ſo aufgefaßt, daß die Worte: flug stalla goda zuſammengenommen werden; stallir, pl. von stalli, m., ſind Geſtelle, worauf in den nordiſchen Tempeln die Götterbilder geſetzt waren (Eyrbyggia-Saga, Havn. 1787, S. 8: „undan stallanum þar er þórr hafdi ásetit.“ Ebd. 10. Forn. S. II, 154); goda-stallir gibt, da stalli auch allgemeineren Sinn hat, noch beſtimmter den Bezug auf die Götterbilder, god, n. pl. (Fornm. S. II, 162: hann skýfdi godin af stallonom); flug-stallir ſind dieſe Geſtelle, weil ſie hier ſteile, hohe Gebirgsfelſen bedeuten, das vorgeſetzte flug (n. volatus) bezeichnet, wie in flug-stigr, præcipitium (Lex. isl. s. v. vgl. Sæm. Edd. 168, 36. Grimm, Lieder d. alt. Edda, Berl. 1815, S. 119, Not.), das Luſtige, nur Beſtiegbare. Dieſe Erklärung ſtimmt mit der im Lex. myth. 637: „altarum ararum (vel rupium) etc. destructor.“ Im Übrigen verbinden die Ausleger (Thorlac. Sp. VII. 17, 54. Lex. myth. 75. 637. Geijer, Svea Rikes Häfder, I. Ups. 1825. S. 274. 411): Forniotz goda, und erklären: Umſtürzer der Altäre Forniotiſcher Götter; woran dann religionsgeſchichtliche Folgerungen über einen durch den Thôrsdienſt verdrängten älteren Cultus

Rieſengeſchlecht in die Berge zurückgeworfen hat; als Gründer des Anbaus ſteht er mit dem wilden Urzuſtande des Landes in natürlichem Gegenſatz.

Die geſchichtliche Saga vom König Olaf, Tryggvis Sohne, der gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts die Einführung des Chriſtenthums in Norwegen durchſetzte, läßt den vormaligen Befreier und Schutzgott des Landes, den Landâſen (Landâs, Egils Saga, [38] Havn. 1809, S. 365), wie Thôr in einer Skaldenſtrophe genannt iſt, noch einmal am hellen Tage mitten unter den Chriſten ſichtbar werden (Fornm. S. II, 182 ff.):

Als König Olaf eines Tags ſüdwärts die Küſte entlang mit gelindem Fahrwinde ſegelt, ſteht ein Mann auf einem Felsvorſprung und ruft um Aufnahme in das Schiff, die ihm auch gewährt wird. Er iſt von ſtattlichem Wuchſe, jugendlich, ſchön von Ausſehen und rothbärtig. Mit dem Gefolge des Königs beginnt er allerlei Kurzweil und ſcherzhaftes Wettſpiel, wobei die Andern ſchlecht gegen ihn beſtehen. Sie führen ihn hierauf, als einen vielkundigen Mann, vor den König ſelbſt. Dieſer heißt ihn irgend eine alte Kunde ſagen. Der Mann antwortet: „Damit heb' ich an, Herr! daß dieſes Land, dem wir vorbeiſegeln, ehemals von Rieſen bewohnt war. Dieſe kamen jedoch zufällig ſchnellen Todes um, bis auf zwei Weiber. Hernach begannen Leute aus öſtlichen Landen ſich hier anzubauen, aber jene großen Weiber thaten ihnen viel Gewalt und Bedrängnis an, bis die Landbewohner beſchloſſen, dieſen rothen Bart um Hülfe anzuflehen. Alsbald ergriff ich meinen Hammer und erſchlug die beiden Weiber. Das Volk dieſes Landes blieb auch dabei, mich in ſeinen Nöthen um Beiſtand anzurufen, bis du, König! faſt alle [39] meine Freunde vertilgt haſt, was wohl der Rache werth wäre." Hiebei blickt er bitter lächelnd nach dem König zurück, indem er ſich ſo ſchnell über Bord wirft, als ob ein Pfeil in das Meer ſchöße, und niemals ſehen ſie ihn fortan wieder[1].

In dieſer Volksſage ſchimmert, wenn auch nur noch halbverſtanden, die alte mythiſche Vorſtellung durch, daß Thôr es war, der die Herrſchaft der jötuniſchen Urbeſitzer des Landes, Forniots und ſeines Stammes, gebrochen.

Forniotiſcher Gottheiten geknüpft werden. Allein die Verbindung Forniots god zur Bezeichnung von Göttern aus dem Geſchlechte Forniots erregt in ſprachlicher, und die Benennung god für jötuniſche Weſen in mythologiſcher Hinſicht Bedenken, hauptſächlich aber ſcheint ein ſo unmittelbarer Ausdruck dem bildlichen Charakter der Skaldenſprache, wie er ſonſt in Thôrsdrapa herrſcht, nicht gemäß zu ſein.

[1] [K. Maurer, die Bekehrung des norwegiſchen Stammes zum Chriſtenthum. S. 328 f. H.]

Der allgemeine Gegenſatz, in welchem Thôr bisdaher mit den rohen Naturgewalten ſich gezeigt hat, läuft in eine große Manigfaltigkeit beſonderer Dichtungen aus, worin jene Urweſen verblümtere Namen und perſönlichere Geſtalt annehmen. In allen vier Elementen iſt Thôr wirkſam und nach dieſen werden auch die folgenden Mythen am natürlichſten eingetheilt werden, obgleich eine ſtrenge und durchgreifende Abſonderung ebenſowenig anwendbar iſt, als ſie in der Natur ſelbſt ſtattfindet. Alle Wirkſamkeit Thôrs bezieht ſich in ihrem Endzweck und Ergebnis auf die Erde, ſeine Mutter. Sie erſcheint in der Sage von Forniot noch unbelebt, als das nördliche Land, deſſen Entwilderung erſt im Beginn iſt. Wenn ſie aber auch anderwärts, ihrer Natur gemäß, im Ganzen [40] ruhig und leidend verharrt, ſo bietet ſie doch zwei verſchiedene Seiten dar, die eine ſtarr und unwirthſam, die andre fruchtbar und wohnlich, und ſo kommen unmittelbar an ihr entgegengeſetzte Weſen und Kräfte zum Vorſchein, welche, je nachdem ſie ihrem Anbau förderlich oder hinderlich ſind, von Thôr geſchirmt oder bekämpft werden. In dieſem nächſten Verhältnis zur Erde ſoll nun Thôr zuerſt betrachtet werden. Wenn es räthlich ſchien, die Naturmythen vor den auf das geiſtige Leben bezüglichen zu erforſchen, ſo wird die Erklärung der erſtern wieder am ſicherſten vom feſten Elemente zu den ſchwebenden und flüchtigen vorſchreiten.

2. Hrûngnir.

Auszug aus der Erzählung der j. Edda (Sn. Edd. 106 bis 110):

Thôr und der Jötun Hrüngnir haben ſich an die Ländergrenze auf Griettunagardar zum Holmgange (Zweikampf) beſchieden. Die Jötune fürchten das Schlimmſte von Thôr, wenn Hrüngnir, der ſtärkſte von ihnen, erläge. Da machen ſie auf der Kampfſtätte einen Mann von Lehm, neun Raſten (Wegmeilen) hoch und drei breit unter den Armen. Das Herz[1] nehmen ſie von einer Stute, das ihm jedoch nicht haltbar iſt, als Thôr kommt. Hrüngnir aber hat ein Herz [41] von hartem Steine, mit drei Ecken; von Stein iſt auch ſein Haupt, ſowie ſein breiter und dicker Schild. Dieſen hat er vor ſich, als er auf Griottûnagardar ſteht und Thôrs wartet. Seine Waffe iſt ein Schleifſtein, den er über die Schulter nimmt; und nicht mild iſt er anzuſehen. Ihm zur Seite ſteht der

---

[1] [Heſekiel 11, 19. 36, 26.]

Lehmjötun, Möckrkälfi genannt. Dieſer iſt ſehr furchtſam; es wird geſagt, daß er das Waſſer ließ, als er Thór ſah. Thór fährt heran und mit ihm Thiälfi, der gegen Hrüngnir vorläuft und zu ihm ſpricht: „Du ſtehſt übel behütet, Jötun! haſt den Schild vor dir, aber Thór hat dich geſehen, er fährt niederhalb in der Erde und wird von unten an dich kommen.“ Da wirft Hrüngnir ſich den Schild unter die Füße und ſteht darauf, die Steinwaffe aber faßt er mit beiden Händen. Demnächſt ſieht er Blitze und hört ſtarke Donner. Thór fährt daher in Äſenzorn, ſchwingt den Hammer und wirft ihn weit nach Hrüngnir. Der Jötun wirft die Steinwaffe entgegen, ſie trifft den Hammer im Fluge und der Schleifſtein bricht entzwei. Der eine Theil fällt zur Erde (davon ſind alle Wetzſteinfelſen geworden), der andre fährt in das Haupt Thórs, ſo daß dieſer vor ſich auf die Erde ſtürzt. Miölnir aber trifft den Hrüngnir mitten an das Haupt und zerſchmettert ihm die Hirnſchale zu kleinen Splittern. [42] Der Rieſe fällt vorwärts über Thór, ſo daß ſein Fuß auf deſſen Halſe liegt. Thiälfi greift den Lehmrieſen an, der mit geringem Ruhme fällt. Dann will er Hrüngnirs Fuß von Thór nehmen, iſt es aber nicht im Stande. Als die Äſen erfahren, daß Thór gefallen, eilen ſie herbei, aber keiner vermag zu helfen, bis Magni, der Sohn Thórs und Jarnſaxas, hinzukommt. Erſt drei Nächte (nach andrer Lesart: drei Winter) alt, wirft er Hrüngnirs Fuß von Thór und ſpricht: „Schmerz und Schmach, Vater, daß ich ſo ſpät kam! mit meiner Fauſt würd ich dieſen Jötun erſchlagen haben, wär' ich mit ihm zuſammengetroffen.“ Da ſteht Thór auf, bewillkommt ſeinen Sohn und ſagt, derſelbe werde ſehr tüchtig werden.

Dieſer Erzählung iſt ein Stück aus Hauſtlöng, einem Gedichte des norwegiſchen Skalden Thiodólf, aus dem neunten Jahrhundert, angehängt. Das Bruchſtück von ſieben Strophen (Sn. Edd. 111. 112. Thorlac. Sp. VI) beſingt nur den Hauptkampf, im Ganzen übereinſtimmend mit Obigem; der Lehmrieſe, Thiälfi und Magni kommen darin nicht vor. Als Thór mit ſeinen Böcken daherfährt, reißen und brechen die Felſen und brennt der Himmel. Der Kampf Thórs mit Hrüngnir war aber ſehr wahrſcheinlich auch Gegenſtand eines beſondern, nun verlorenen Mythenliedes in der einfachern Weiſe der in der [43] ä. Edda erhaltenen. Dieſe ſelbſt ſpielen wiederholt auf das Ereignis an und beurkunden es damit als zu ihrem Kreiſe gehörig. Sie laſſen Thór ſich der Erlegung des hochfahrenden Jötuns rühmen, deſſen Haupt von Stein war, und nennen Thórs Hammer Hrüngnirstödter (Harb. 14. 15. Hym. 16. Æg. 61. 63. Grottas. in Sn. Edd. 148). Bei den Skalden heißt Thór ſelbſt Schädelſprenger Hrûngnirs (Sn. Edd. 102) und der Schild Hrûngnirs Fußſohlenblatt oder Fußgeſtell (ebd. 160. 162. Kormaks Saga. Hafn. 1832. S. 40), weil der Jötun auf dem ſeinigen ſtand.

Wenn auch der Name Hrûngnir[1] ohne erwieſene Deutung bleibt, ſo ſteht die Geſtalt um ſo entſchiedener da. Der Jötun, der bis in ſein dreigeſpitztes Herz von Stein iſt, ſtammt unzweifelhaft vom Gebeine des Urrieſen, daraus einſt die Felſen geſchaffen wurden. In ihm bezwingt Thôr die dem Anbau der Erde widerſtrebende Steinwelt.

Der erſte Anlaß, dem Donnergotte die Urbarmachung der Erde zu übertragen, lag in der felſenſpaltenden Gewalt des Wetterſtrals. Es iſt zuvor geſagt worden, wie die Berge zittern und die Felſen brechen, wenn Thôr feurig einherfährt, und wie insbeſondre ſeine Anfahrt gegen Hrûngnir im Skaldenliede ſo [44] geſchildert wird. Die volle, zerſchmetternde Kraft aber äußert ſich im Wurfe des Hammers Miölnir, des Donnerkeils, von dem auch Hrûngnir zuſammenſtürzt. Der Volksglaube ſchrieb die Bergfälle, die Felslawinen im Gebirge, dem Thôr und ſeinem Hammer zu (Sax. VII, 187. Lex. myth. 656. Faye, 3 bis 6). Es iſt nur eine ausgedehntere Auffaſſung dieſes zermalmenden Hammerſchlags, ihm die Bereitung des harten Steingrunds zum urbaren Erdreiche beizumeſſen. Thôr vollbringt dieß mit dem einen Streiche auf Hrûngnirs ſteinernes Haupt, das in kleine Stücke ſpringt.

Die Kämpfer haben ſich auf die Landmark nach Griottûnagardar, nach den Bezirken der Steingehege, beſchieden, an die Grenze des jötuniſchen Steingebietes. Thôr kommt dahin mit ſeinem Diener Thiâlfi, der, wie ſchon bemerkt, die menſchliche Arbeit vorſtellt. Thiâlfi beredet den Hrûngnir, ſich nach unten mit dem Schilde zu decken: dieſer täuſchende Rath kommt aus dem Munde Deſſen, der von unten herauf das Gebirg zu bearbeiten gewohnt iſt. Aber Âſathôr fährt von obenher. Auch dem Thiâlfi wird ſein Theil am Kampfe. Die Jötune haben den langen und breiten Lehmrieſen aufgerichtet, der aber feig iſt und nur ein ſcheues Stutenherz in der Bruſt hat; ſein Name iſt Möckurkâlfi, Wolken- oder Nebelwade. Er iſt der zähe, wäſſrige Lehmboden am dunſtigen Fuße des Steingebirgs. Mit ihm wird menſchliche [45] Anſtrengung fertig, während den Steinrieſen nur Götterkraft beſiegen kann. Daß Thôr in Gefahr kommt, vom Sturze des erſchlagenen Steinjötuns erdrückt zu werden, iſt dem Anblick verſchüttender Bergfälle, die gleichwohl Thôrs Werk ſind, entnommen; nach der Volksſage verlor er einſt auch bei ſolchem Anlaſſe ſeinen Hammer (Lex. myth. 656). Die Aufraffung, die erneute Kraft, die ihn rettet, wird ſeinem jungen Sohne Magni, der perſonificierten Âſenſtärke, beigemeſſen.

---

[1] Vgl. Lex. isl. s. v. D. Myth. 302 [494].

Iſt auch das Nebenwerk da und dort verdunkelt [1], ſo bleibt doch das Hauptbild verſtändlich. Den Lehmhügel hinan, am Abhange des Gebirgs, regt ſich der mühſame Anbau, oben herein ragt das ungeheure [46] Felshorn, an dem eine Gewitterwolke blitzt und donnert, daß plötzlich der ganze Gebirgsſtock erbebt. Die Feldarbeiter blicken empor und ſiehe! der Fels wird zum Steinrieſen, in der Wolke ſteht der feurige Wagenlenker Thôr, den malmenden Hammer ſchleudernd. Da fühlt Thiâlfi, daß er nicht allein arbeite, ein gewaltiger Gott iſt hülfreich mit ihm, und während er das Geringe ſchafft, vollbringt Jener das Große und hat das Schwerſte ſchon vorgearbeitet.

3. Örvandil.

Weiter meldet die j. Edda (110 f.):

> Vom Kampfe mit Hrûngnir fährt Thôr heim nach Thrûdvâng, aber der Schleifſtein ſteckt in ſeinem Haupte. Da kommt die Weiſſagerin Grôa hinzu, die Frau Örvandils des Kecken; ſie ſingt ihre Zauber über Thôr bis der Schleifſtein los wird. Als aber Thôr Dieſes merkt und hoffen kann, den Schleifſtein wegzubekommen, will er ihr die Heilung durch die frohe Botſchaft lohnen, daß

---

[1] Was Skâlda als Anlaß zum Kampfe Thôrs mit Hrûngnir voranſchickt, darüber muß lediglich auf die Quelle ſelbſt (Sn. Edd. 107 f.) verwieſen werden, indem keine befriedigende Erklärung zu gewinnen war. Daß der Steinrieſe nach Âsgard eindringt, daß er droht, Valhöll auf ſich zu nehmen und nach Jötunheim zu tragen, auch Freyja und Sif mitzunehmen, die übrigen Götter aber zu erſchlagen u. ſ. f., kann zwar wohl auf das himmelanſteigende Gebirg gedeutet werden; dagegen iſt das Roſs Gullfaxi, das goldmähnige, auf dem er mit Odin in die Wette reitet und das Thôr nachher dem Magni ſchenkt, eine ungelöste Rune. Auch Hauſtlöng hat ſich auf die Darſtellung des Holmganges beſchränkt, denn die daraus mitgetheilten Strophen ſchließen ſich zu einem Ganzen ab, und wenn die Vorgeſchichte ſich im Liede gefunden hätte, ſo iſt nicht abzuſehen, warum nicht auch dieſe Stelle desſelben zum Belege der proſaiſchen Erzählung beigebracht worden wäre.

er von Norden her über Elivâgar gewatet ſei und im Korb auf ſeinem Rücken Örvandil aus Jötunheim getragen habe. Zum Wahrzeichen ſagt er ihr, daß eine Zehe desſelben aus dem Korbe vorgeſtanden und erfroren ſei, weshalb er ſie abgebrochen, an den Himmel geworfen und daraus den [47] Stern Örvandilstá, Örvandils Zehe, gemacht habe. Es werde nicht lange anſtehn, daß Örvandil heimkomme. Hierüber wird Grôa ſo erfreut, daß ſie der Zauberlieder vergißt, und ſo wird der Schleifſtein nicht loſer und ſteckt noch in Thôrs Haupte.

Zwar geſchieht dieſer Begebenheit weder in den Eddaliedern noch im Bruchſtücke von Hauſtlöng Erwähnung; da gleichwohl letzteres noch beſagt, wie der zerbrochene Schleifſtein in Thôrs blutendem Schädel ſtecken geblieben, ſo iſt hiemit allerdings auch die Kunde vom Heilverſuche eingeleitet.

Das Stück von Hrûngnirs zerſchmetterter Steinwaffe, das in Thôrs Haupte haftet, iſt das Geſtein, darauf auch im urbaren Felde Pflug und Karſt noch immer ſtoßen. Grôa iſt das Wachsthum, das Saatengrün, das vergeblich bemüht iſt, die Steine des Feldes zu bedecken, Thôrs Wunde zu heilen; das nordiſche Zeitwort (at grôa), das hier zu Grunde liegt, bezeichnet doppelſinnig das Wachſen und Grünen, das Zuwachſen und Vernarben. Eine Weiſſagerin (völva) kann ſie heißen, weil die weiſſagenden Frauen zugleich magiſche Heilkunſt zu treiben pflegten, auch iſt ſie ja Vorbotin der künftigen Ernte. Örvandil (Örvandill), wörtlich: der mit dem Pfeil Arbeitende, Anſtrebende¹, iſt der Fruchtkeim, der, wenn einmal [48] die Saat grünt, bald auch hervorſtechen und aufſchießen wird. Ihn hat Thôr von Norden her aus Jötunheim, der Rieſenwelt, über Elivâgar, die Eisſtröme, im Korbe getragen, er hat das keimende Pflanzenleben den eiſigen Winter über bewahrt; aber der kecke Örvandil hat eine Zehe hervorgeſtreckt und erfroren, der Keim hat ſich allzu frühe herausgewagt und muß es büßen. Daß Örvandils erfrorene Zehe an den geſtirnten Himmel verſetzt wird, dazu hat irgend ein Sternbild von entſprechender Form den Anlaß gegeben.

Nicht zufrieden, den harten Boden dem Anbau bereitet zu haben, ſchirmt Thôr auch die in der Wintererde verwaiſte Ausſaat. Es iſt ein anſprechendes Bild, wie der getreue Thôr, auf ſeinen Götterſchultern den fürwitzigen Örvandil tragend, durch die eiſigen Urſtröme watet,

---

¹ Lex. isl. or. f. sagitta. at vanda, elaborare, industriam adhibere.

welche die Heimath alles winternächtlichen Grauens ſind (Hym. 5. Hrafn. 13).

Für die dargelegte Anſicht zeugt noch beſonders eine Erzählung bei Saxo (III, 48 f.):

Horwendil (Horwendillus) und Fenge folgen ihrem Vater Gerwendil in der Statthalterſchaft von Jütland nach. Der Ruhm, den ſich Horwendil als Seeheld erworben, weckt die Eiferſucht des Königs von Norwegen Koller (Collerus). Er ſucht Jenen auf, um ſich mit ihm zu meſſen. An einer Inſel mitten im Meere [49] legen die Flotten Beider von verſchiedenen Seiten an. Die Annehmlichkeit der Ufer lockt die Führer, das Innere der frühlingsgrünen Gehölze (interiora nemorum verna) zu durchſtreifen, und ſie begegnen einander ohne Begleitung. Ein Zweikampf wird alsbald beſchloſſen, doch verabreden ſie, daß der Sieger den Beſiegten ehrenvoll beſtatten und, wer den Andern verwunde, ihm mit zehn Pfunden (talentis) Goldes büßen ſolle. Die Anmuth des frühlingsmäßigen Ortes (vernantis loci jucunditas) vermag nicht, ſie vom Kampfe abzuhalten. Der kühne Jüngling Horwendil kümmert ſich in ſeiner Hitze nichts um den Schild und faßt das Schwert mit beiden Händen. Koller fällt von ſeinen Streichen. Dem Vertrage gemäß ſetzt ihn Horwendil mit königlichem Begängnis in einem prächtigen Grabhügel bei. Dann verfolgt er Kollers Schweſter Sela, gleichfalls eine Seeheldin, und erlegt auch ſie. Nachmals erhält er die Tochter ſeines Oberherrn, des Dänenkönigs Rörik, Gerutha, zur Gemahlin und hat von ihr einen Sohn Amleth. Sein Bruder Fenge, neidiſch auf ſolches Glück, ſtellt ihm nach und ermordet ihn. Auch nimmt er ſich die Wittwe des Erſchlagenen zur Frau. Amleth aber rächt in der Folge blutig den Tod des Vaters.

Durch alle hiſtoriſche Verkleidung ſind hier dennoch die Grundzüge des alten Naturmythus unverkennbar. [50] Der jugendliche Held Horwendil, deſſen Kühnheit (audacia) wiederholt hervorgehoben wird, iſt wieder Örvandil der Kecke (hinn frækni). Der Gegner, mit dem er den Inſelkampf, Holmgang, zu beſtehen hat, heißt Koller, der Kalte[1], der von Norwegen kommt. Es iſt der Sieg des jungen Keimes, des aufkeimenden Jahresſegens, über den Frühlingsfroſt, den Nordhauch, der beſonders in jenen Gegenden auch dem Saatfelde Verderben droht. Die Bezeichnung der Frühlingszeit hat ſich vollkommen erhalten. Örvandil, der in der früheren Sage noch erwartet wurde, iſt nun gekommen.

[1] Kollr, aſſimiliert aus Koldr, wie in dem ähnlichen Namen Snækollr, Fornald. S. III, 713

Aber er iſt noch ebenſo unbehutſam, als da er die Zehe herausſtreckte. Er kämpft ſogleich mit weggeſchobenem Schilde, der Keim hat die ſchützende Hülſe abgeſtreift. Dießmal jedoch iſt er glücklicher, denn es iſt günſtigere Zeit und er ſelbſt iſt beſſer erſtarkt, als da man ihn über die Eisſtröme trug. Der prächtige Grabhügel, den er ſeinem Gegner errichtet, iſt wohl der hohe, dichte Halmenwuchs und die Buße von zehen Pfunden Goldes kann er mit goldenen Körnern zahlen (vgl. D. Rechtsalth. 672).

Die eigenthümliche Weiſe, wie Saxo den manigfaltigen Stoff, den er für ſein Geſchichtwerk vorfand, unter ſeine däniſchen Königsreihen einordnete, macht es oft ſchwierig, das wirklich Zuſammengehörende [51] auszuſondern, die mythiſchen Namen von den hiſtoriſchen rein abzuſcheiden. Im vorliegenden Fall iſt der Königsname Rörik (isl. Hrœrekr) nur der äußere Anhalt für verſchiedene ſagenhafte Erzählungen [1]. Dagegen verläugnet Gerwendil, Horwendils Vater, die mythiſche Verwandtſchaft nicht. Iſt Horwendil (Örvandill) der Arbeiter mit dem Pfeile, ſo iſt Gerwendil (Geirvandill) der mit dem Speere[2] Der Name des Sohnes, der in der vorigen Fabel allein hervortrat, wird in dieſer durch den des Vaters verdeutlicht. Der vollgewachſene Fruchthalm mit der ſpitzigen Ähre ſtrebt wie ein Schaft mit dem Speereiſen empor, der neukeimende, der von jenem abſtammt, dringt nur wie eine Pfeilſpitze heran; ſo iſt Örvandil der Sohn Geirvandils. Gerutha erſcheint in anderer Form (grôdr, grôdi, feracitas, däniſch grœde) gleichartig mit Grôa, wie in der j. Edda Örvandils Frau heißt. Ob Fengo, Horwendils Bruder, Mörder und Ehenachfolger, und Sela, Kollers kriegeriſche Schweſter, auch in die mythiſche Verwandtſchaft einſchlagen, muß, obgleich nicht unwahrſcheinlich, doch in Ermanglung paſſender Etymo[52]logieen dahingeſtellt bleiben. Noch weniger iſt bei der ſchon in Saxos Erzählung romanhaften Beſchaffenheit der Sage von Amleth (Amlôdi, Sn. Edd. 126. Vgl. Lex. isl. I, 29) zu ermitteln, ob ſie mit dem Mythus, dem ſie jetzt angereiht iſt, nur durch ſpätere Willkür oder ſchon urſprünglich verbunden ſei.

---

[1] Über Rörik ſ. P. E. Müller, Critisk Undersögelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie ꝛc. Kiöbh. 1823. S. 41.

[2] Vgl. Anm. 20. geirr, m. hastile; Saxo gebraucht gleichmäßig Gerruthus für Geirrödr. Die althochd. Form iſt Kêr, wovon der entſprechende Name Kêrwentil, aus dem neunten Jahrhundert, Schmellers Bayr. Wörterb. II, 334. [IV, 106.]

4. Thiâlfi.

Wie Thôr zu ſeinem Dienſtgefolge, Thiâlfi und Röſkva, gekommen, berichtet die j. Edda (49 f.) mit Folgendem:

Ökuthôr fährt mit Wagen und Böcken aus, mit ihm der Âſe Loki. Sie nehmen Abends Herberge bei einem Bauer. Thôr ſchlachtet ſeine beiden Böcke, welche abgezogen und im Keſſel geſotten werden. Er ladet dann den Bauer mit Weib und Kindern zum Eſſen und heißt ſie die Knochen auf die Bocksfelle werfen. Thiâlfi, des Bauers Sohn, zerbricht mit ſeinem Meſſer das Schenkelbein des einen Bocks, um zum Marke zu kommen. Thôr bleibt die Nacht über, am Morgen aber hebt er den Hammer Miölnir und weiht damit die Felle. Da ſtehen die Böcke auf, doch hinkt der eine am Hinterfuße. Als Thôr bemerkt, daß das Schenkelbein zerbrochen iſt, ſagt er, der Bauer oder ſeine Leute müſſen nicht verſtändig mit den Knochen [53] umgegangen ſein. Groß iſt des Bauers Erſchrecken, als Thôr die Brauen ſenkt; was aber der Bauer von den Augen ſieht, vor deſſen bloßem Anblick glaubt er zuſammenſinken zu müſſen. Thôr ſchlägt die Hände ſo feſt um den Hammerſchaft, daß die Knöchel weiß werden. Die Bauersleute rufen ihn flehentlich um Frieden an und bieten ihm Alles, was ſie haben, zur Sühne. Als er ihre Furcht ſieht, verläßt ihn der Zorn und er nimmt zum Vergleiche die Kinder des Bauers, Thiâlfi und Röſkva. So werden dieſe Thôrs Dienſtpflichtige und folgen ihm fortan beſtändig.

Das Ereignis iſt hier an den Beginn einer abenteuervollen Reiſe Thôrs nach Ûtgard, dem unwirthſamen Jötunenlande, geſtellt. Im Eddaliede von Hŷmir wird desſelben unter andern Umſtänden gedacht. Auf der Rückfahrt Thôrs vom Gebiete des Eisrieſen Hŷmir ſtürzt einer der Böcke halbtodt vorwärts, er iſt ſchief geworden durch Anſtiften des trugkundigen Loki; als bekannt wird dabei ausdrücklich vorausgeſetzt, welchen Erſatz Thôr dafür von dem Geſteinbewohner (hraunbûi) empfangen habe, der ſeine beiden Kinder zum Entgelte gegeben (Hŷm. 36. 37). Dieſes weiſt darauf hin, daß der Mythus vom Hinken des Bockes und der Erwerbung des Dienſtgefolgs eine allgemeinere Bedeutung hatte, wodurch er verſchiedener Anknüpfungen fähig war.

[54] Thiâlfi, der Arbeiter, der menſchliche Fleiß beim Anbau der Erde, zeigt ſich in dieſer Eigenſchaft am klarſten in der ebendarum

vorangeſtellten Fabel von Hrûngnir. Seine Schweſter Röſkva, die Raſche, iſt ihm zugeſellt als die unverdroſſene Rüſtigkeit, womit jene Arbeit betrieben wird, und dieſelbe Bedeutung hat es, wenn Thiâlfi der fußrüſtigſte (fôthvatastr, Sn. Edd. 50), flinkeſte, aller Menſchen genannt wird. Die Lähmung und das Straucheln des Bockes auf dem Wege nach und aus jötuniſchen Gebieten bezeichnet Hinderniſſe, worauf Thôrs Wirkſamkeit in ſolcher Nähe ſtößt. Für dieſe Hemmung werden ihm Thiâlfi und Röſkva zum Erſatz und damit entwickelt ſich vollſtändig der Gedanke vom nothwendigen Zuſammenwirken göttlicher und menſchlicher Thätigkeit zur Urbarmachung der Erde. Ohne daß der Gott vorgearbeitet, kann Menſchenarbeit nichts fruchten, das war im Kampfe mit Hrûngnir dargeſtellt; aber da, wo das Wirken des Gottes aufhört, muß die menſchliche Anſtrengung ergänzend eingreifen, werden Thiâlfi und Röſkva zu Thôrs Gefolge berufen.

Nimmt man an, daß der Hindeutung des Eddaliedes in der Hauptſache der gleiche Mythus vorgelegen, welchen die j. Edda ausführlich erzählt, ſo muß es auch geſtattet ſein, dieſe Erzählung in einzelnen Zügen aus dem älteren Liede zu ergänzen und zu erläutern. Nach dem Liede war der trugkundige Loki Anſtifter des Schadens, hier gewiſs wie anderwärts [55] durch hinterliſtigen Rath, und zwar indem er die Zerbrechung des Knochens anrieth, wodurch Thôrs Fahrt gehemmt wird. So erhält Lokis Mitanweſenheit im Hauſe des Bauers Bedeutung, während ſie in der j. Edda müßig iſt. Der Bauer (Sn. Edd. bûi, bûandi) wird im Liede genauer als Bewohner des Steinichts (hraunbûi) bezeichnet. Es handelt ſich vom Anbau eines ſteinigen Geländes; der Bauer iſt mit den Seinigen zu Thôrs Tiſche geladen, aber ſie wollen allzu leichten Kaufes zum Marke kommen. So erlahmt Thôrs Geſpann, der Bauer muß nun ſelbſt herhalten, er muß ſeine Kinder Thiâlfi und Röſkva, ſeine eigene angeſtrengte Arbeit, in Thôrs Dienſt geben.

Die Wiederbelebung der am Abend bis auf die Knochen verzehrten Böcke mittelſt des weihenden Hammers in der Frühe drückt aus, wie die den Winter über aufgezehrte Nahrung durch Thôrs ſegnende Macht ſich jährlich wiederherſtelle. Der hier ſinnbildlich angewandten Vorſtellung, daß die aufbewahrten Knochen wieder belebt werden können, begegnet man in Sagen und abergläubiſchen Gebräuchen verſchiedener Völker.

Thiálfi wird im Zuſammenhange weiterer Mythen von Thôr, als Begleiter des Gottes, die bisherige Darſtellung ſeines Weſens bewähren. Hier iſt noch eine Sage beizubringen, die ihn und ein von ihm abſtammendes Geſchlecht beſonders angeht.

[56] Hinter dem alten Rechtsbuche der Inſel Gotland wird über die erſte Auffindung und Bebauung derſelben Nachſtehendes berichtet (Gutalag, herausg. von Schildener, Greifsw. 1818. S. 106 f.):

> Gutland fand zuerſt der Mann, welcher Thielvar hieß. Damals war Gutland ſo lichtlos, daß es Tags unterſank und Nachts oben war. Der Mann aber brachte zuerſt Feuer auf das Land und ſeitdem ſank es nicht wieder. Thielvar hatte einen Sohn, der Haſdi hieß; Haſdis Weib aber hieß Hvitaſtierna. Dieſe zwei wohnten zuerſt auf Gutland. Die erſte Nacht, die ſie zuſammen ſchliefen, träumte ihr, als wenn drei Schlangen in ihrem Schoße zuſammengeſchlungen wären und daraus hervorkröchen. Haſdi deutete dieſen Traum ſo: „Alles iſt mit Ringen gebunden, Bauland wird dieß werden und wir werden drei Söhne haben.“ Den noch ungeborenen gab er Namen: Guti ſoll Gutland haben, Graipr ſoll der zweite heißen und Gunfiaun der dritte. Dieſe theilten hernach Gutland in drei Theile, ſo daß Graipr das nördlichſte Dritttheil erhielt, Guti das mittlere und Gunfiaun das ſüdlichſte. Von dieſen Dreien mehrte ſich nachmals das Volk in Gutland.

Thielvar, Thialvar (ſo war das Wort als Eigenname auf einem Runenſtein in Oſtgotland zu leſen), iſt, nur in anderer Ableitungsform, gleich[57]bedeutend mit Thiálfi (Lex. myth. 607 f.). Thôrs Diener erſcheint hier als erſter Bearbeiter des beſtimmten Inſellandes. Der Name Thorsborg, wie eine hohe Felsgegend daſelbſt hieß (Gutal. 107. 260), weist auch auf die Verehrung des Gebieters hin; auch von Thôr erhielten ſich dort Sagen, wie noch weitere von Thialfar [1]. Das Feuer, welches Thielvar zuerſt nach Gotland bringt, iſt Bedingung und Sinnbild menſchlicher Beſitznahme und Anſiedlung; mit dieſer wird das Land den nächtlichen, jötuniſchen Gewalten entriſſen. Es iſt als alter Rechtsgebrauch, beſonders an nordiſchen Beiſpielen, nachgewieſen, von herrenloſem Lande ſowohl, als erkauften Grundſtücken, mittelſt angezündeten Feuers Beſitz zu ergreifen (D. Rechtsalth. 194 f. 941. Lex. myth. 541); damit hatte man ſich das neue Grundeigenthum geheiligt (helgat). In Thielvars Geſchlechte ſind, wie in ſo mancher ähnlichen Sage, Ortsbenennungen auf erſt aus ihnen gebildete Perſonennamen zurückgeführt. Guti beſitzt Gutland gerade ſo, wie Nor von Norwegen Beſitz nahm. Auch von einigen der andern Namen ſind Zeugniſſe örtlicher Beziehung übrig, z. B. in den Ortsnamen Thialvars, Hvitaſtierna, weißer Stern (Gutal. 260). Die Dreitheilung der Inſel in Nord-, Süd- und Mitteltheil [58] zeigt ſich als eine altbeſtandene (ebd. XLI. 111. 113). Der Traum Haſdis von den drei Schlangen bezieht ſich eben darauf und wird auch ſo von ihm ausgelegt. Wenn er ſagt: „Alles iſt mit Ringen gebunden, Bauland wird dieß werden;“ ſo kann unter dieſen Ringen entweder die mit dem Anbau überhaupt verbundene Abgrenzung und Umzäunung oder insbeſondre die ringförmige, mit heiligen Bändern (vêbönd) gezogene Einhegung der Dingſtätten des dreigetheilten Landes verſtanden ſein (vgl. D. Rechtsalth. 809 f.). Der Sinn der ganzen Genealogie iſt, wie der erſten Anſiedlung die allmähliche Ausbreitung über die verſchiedenen Bezirke der Inſel folgte [1].

---

[1] Lex. myth. 608*. 661 unter Beziehung auf Strelows Guthiland. Cron. (Kiöbh. 1633).

Die Beſitznahme von dem noch unbewohnten Eilande mittelſt des eingebrachten Feuers findet ihr Entſprechendes in einem zuvor aus der Saga von Thörſtein Vikingsſohn angeführten Mythus des forniotiſchen Kreiſes. Zwei Jarle, Veſeti und Vifil, entführen die Töchter des Königs Hâlogi, um welche ſie vergeblich geworben, und laſſen ſich mit ihnen auf fernen Eilanden nieder, der erſtere mit Eyſa auf Bornholm (Borgundarhólmr), der letztere [59] mit Eimyria auf Vifilsey (Fornald. S. II, 384 f.) Wenn die Eltern, Hâlogi und Glöd, Hochlohe und Glut, noch ganz dem ungebundenen Geſchlechte Forniots angehören, ſo treten ihre ſanfteren Töchter, deren beider Namen Aſche, Glutaſche, bedeuten, in Gemeinſchaft mit der Menſchenwelt. Wie Thiâlfi das erſte Feuer nach Gotland bringt, ſo führen Veſeti und Vifil nach andern Inſeln des Belts den Keim der heiligenden Flamme, des friedlichen Heerdfeuers; Veſeti iſt wörtlich der Stifter heiliger Stätten, Vifil [2] der Freier, Weibnehmer, in deſſen neubegründetem Hausweſen zur Einweihung das erſte Feuer aufgemacht wird (vgl. D. Rechtsalth. 195. Lex. myth. 540*). Vielleicht iſt es auch noch als Überreſt ſinnbildlicher Darſtellung zu betrachten, wenn im Verfolge der Saga Viſil und ſeine Hausfrau Eimyria, beide gealtert, am eingeſunkenen Heerdfeuer, das nur dämmernde Helle gibt, Abends beiſammenſitzen (Fornald. S. II, 388).

---

[1] Nach § 11 der Erzählung (Gutal. 111 f.) gieng ebenſo der kirchliche Anbau des Landes von den drei Kirchen aus, deren je eine in jedem Drittheil der Inſel erbaut war, und es ſcheint, daß dieſe älteſten Kirchen an vormaligen Dingſtätten gegründet wurden (ebd. 264).

[2] Vifill, analog mit bidill, m. procus; vgl. Lex. isl. s. v. vifandi.

Mehr in geſchichtlichem Lichte ſtehen die Anſiedlungen auf der Hauptinſel Island. Doch hat das Buch, welches eigens davon handelt (Islands Landnâmabôk, Havn. 1774), Züge verzeichnet, die mit dem bisher Ausgeführten wohl zuſammenſtimmen. Einer der dortigen Anſiedler, Thôrkell, führt den Beinamen [60] Thiâlfi (Landn. 350). Ein beſondrer Verehrer Thôrs, Thôrôlf Moſtrarſkegg, wirft bei der Anfahrt gegen Island die aus Norwegen mitgenommenen Pfeiler des Ehrenſitzes, auf welchen Thôrs Bildnis ausgeſchnitzt iſt [1], über Bord, damit Thôr da an das Land komme, wo er wolle, daß der Einwandrer ſich anbaue; dabei gelobt Thôrôlf, allen Landbeſitz, den er einnehmen würde, dem Thôr zu heiligen und nach demſelben zu benennen. Er nennt dann auch ſein Landgebiet Thôrsnes, ſtiftet dem Thôr ein Gotteshaus und gründet da, wo Thôr an den Strand getrieben, eine heilige Dingſtätte (ebd. 92 f. vgl. 134). Eine andere Saga (Eyrbygg. 8) meldet noch weiter, daß Thôrôlf vor Unternehmung der Fahrt ſeinen lieben Freund (âstvin sinn, vgl. Egils S. 616) Thôr befragt, und als Dieſer ſolche angerathen, das meiſte Holzwerk von Thôrs Tempel mitgenommen habe, ſammt der Erde unter dem Geſtelle, worauf Thôr geſeſſen. Wer ſo die geweihten Pfeiler oder das heimiſche Gotteshaus im neuen Beſitzthum wieder aufſtellte, der konnte füglich Veſeti (sacra collocans) genannt werden. [2] Das erſtangeführte Buch gibt [61] mehrere Beiſpiele vom Auswerfen der Hochſitzſäulen zur Leitung der Ankömmlinge, ſowie von der Beſitznahme durch Feuer. Aber auch das kommt darin vor, daß der Anfahrende jenes Auswerfen der Pfeiler für unzuverläſſig hält und lieber zu Thôr ſelbſt fleht, um durch die Richtung, die Dieſer dem Schiffe geben ſoll, an die rechte Stelle gewieſen zu werden (Landn.

---

[1] Man findet es auch am Vordertheile des Schiffes, Fornm. S. II, 324.

[2] Vgl. Eyrbygg. 10: „hann setti bœ.“ Fornm. S. III, 216: „setti bû.“ Nicht unbedeutſam heißt ein Sohn Veſetis: Bûi (Fornald. S. II, 385), Bewohner, Anwohner. [Vgl. Fornm. S. XI, (Jômsvîk. S.) 77 ff., wo Veſeti und Bûi als hiſtoriſche Perſonen.]

210. 211. Vgl. 229)[1]. Daß Thôr ſchon das Stammland Norwegen, durch Bezwingung der Rieſenweiber, den Einwanderern baulich gemacht, iſt bei den Mythen von Forniot gezeigt worden. Überall bricht er ſeinem Diener Thiâlfi die Bahn und wo Dieſer auch für ſich erſcheint, iſt doch Thôr im Hintergrunde zu denken.

5. Skrŷmir.

Die j. Edda fährt fort (50 bis 61):

Nachdem Thôr die Kinder des Bauers zur Sühne empfangen, läßt er die Böcke dort zurück und zieht mit Loki, Thiâlfi und Röſkva oſtwärts nach Jötunheim und zum tiefen Meer, über das ſie fahren. Als ſie an das Land geſtiegen und eine kleine Weile gegangen, zeigt ſich vor ihnen ein großer Wald, durch den ſie den ganzen Tag über [62] wandern. Thiâlfi, aller Männer fußrüſtigſter, trägt Thôrs Taſche, aber Speiſevorrath iſt nicht leicht zu erlangen. Ihr Nachtlager nehmen ſie in einem großen Hauſe, deſſen Thür gleichbreit mit dem Hauſe ſelbſt iſt. Um Mitternacht entſteht großes Erdbeben, der Boden unter ihnen ſchüttert und das Haus erbebt. Sie flüchten ſich in einen Anbau, den ſie zur rechten Hand am Hauſe finden. Thôr ſetzt ſich in die Thür, die Andern ſind innerhalb und fürchten ſich. Er aber hält den Hammerſchaft und gedenkt ſich zu wehren. Da hören ſie großes Gebraus und Geräuſch. Bei Tagesanbruch geht Thôr hinaus und ſieht nicht weit von ſich im Walde einen großen, ſchlafenden Mann liegen, der gewaltig ſchnarcht. Da merkt er, wie es in der Nacht ſich verhalten. Er umſpannt ſich mit den Stärkegürteln und ihm erwächst Âſenſtärke. Indem erwacht der Mann und ſteht haſtig auf. Da wagt Thôr, das eine Mal, nicht, mit dem Hammer nach ihm zu ſchlagen, und fragt ihn nach dem Namen. Jener nennt ſich Skrŷmir. „Dich,“ ſagt er, „brauch' ich nicht um den Namen zu fragen; ich weiß, daß du Âſathôr biſt; aber wohin haſt du meinen Handſchuh geſchleppt?“ Damit ſtreckt Skrŷmir den Arm aus und hebt ſeinen Handſchuh auf. Thôr ſieht nun, daß er denſelben dieſe Nacht zur Herberge gehabt, das [63] Nebenhaus aber war der Däumling des Handſchuhs. Skrŷmir bietet ſich ihm zum Reiſegenoſſen an; auch ſchlägt er vor, ihren Speiſevorrath zuſammenzulegen. Nachdem Thôr eingewilligt, bindet Skrŷmir Alles in Einen Bündel, den er auf ſeinen Rücken nimmt. Er geht den Tag über mit großen Schritten voran, die Nachtherberge ſucht er unter einer großen

---

[1] Ausführlicher, doch in andrer Anſicht vom Weſen Thôrs, handelt von dieſen Orakeln und Tempelgründungen Leo: Über das Leben in Island ꝛc. in Raumers hiſtor. Taſchenb. 1835, S. 382 ff. 433 ff.

Eiche. Hier heißt er ſie den Speiſebündel nehmen und ſich ein Nachteſſen bereiten. Er ſelbſt legt ſich ſchlafen und ſchnarcht mächtig. Thôr aber, was unglaublich ſcheint, iſt nicht im Stande, die Riemen des Bündels aufzuknoten. Darüber wird er zornig, faßt Miölnir mit beiden Händen, ſetzt den einen Fuß gegen Skrŷmir vor und ſchlägt ihn auf's Haupt. Skrŷmir erwacht und fragt, ob ihm ein Blatt auf den Kopf gefallen ſei. Um Mitternacht, als Skrŷmir wieder ſchnarcht, daß es im Walde donnert, wiederholt Thôr den Schlag mitten auf Skrŷmirs Wirbel, ſo daß das Hammerende tief in den Kopf dringt. Da erwacht Skrŷmir und fragt: „Fiel mir eine Eichel auf den Kopf?“ Zum dritten mal, kurz vor Tagesanbruch, ſchwingt Thôr den Hammer mit aller Kraft auf Skrŷmirs Schläfe; bis zum Schafte dringt der Hammer ein. Skrŷmir aber erhebt ſich, ſtreicht ſich die Wange und ſpricht: „Sitzen Vögel auf dem Baume über mir? mir [64] kam vor, da ich erwachte, als fiele mir Moos von den Äſten auf den Kopf. Wachſt du, Thôr? Zeit wird nun ſein, aufzuſtehen und ſich anzukleiden. Nicht weit habt ihr mehr zu der Burg, die Ûtgard heißt. Ich hörte, daß ihr unter euch rauntet, ich ſei kein kleingewachſener Mann; aber dort werdet ihr größere Männer ſehen. Nun will ich euch heilſamen Rath geben: überhebt euch nicht zu ſehr! nicht werden Ûtgardslokis Hofmänner von ſolchen Burſchen ſtolze Worte dulden; beſſer würdet ihr gar umkehren. Wollt ihr aber weiter reiſen, ſo ziehet oſtwärts! mein Weg geht nun nordwärts nach dieſen Bergen, die ihr jetzt werdet ſehen können.“ Da wirft Skrŷmir den Speiſebündel auf ſeinen Rücken und wendet ſich quer hinweg von ihnen in den Wald, und nicht iſt gemeldet, daß die Äſen ihm Glück auf den Weg wünſchten. Thôr wandert mit ſeinen Gefährten bis Mittags; da ſehen ſie auf dem Feld eine Burg ſtehen, über die ſie nur mit zurückgebogenem Nacken wegſchauen können. Sie gehen zum Thore, vor dem ein verſchloſſenes Gatter iſt. Thôr vermag nicht es zu öffnen, darum kriechen ſie zwiſchen den Latten hinein. Sie gehen in eine große, offene Halle, wo ſie auf zwei Bänken viele, meiſt hochgewachſene Männer ſehen. Sofort kommen ſie vor den König Ûtgardsloki und grüßen ihn; [65] er aber blickt ſie verächtlich an und fragt, höhniſch lächelnd, ob der kleine Burſch da Ökuthôr ſei. Weiter fragt er, welcher Künſte oder Fertigkeiten ſie kundig ſeien. Loki, der zuhinderſt gieng, rühmt ſich, daß Keiner hier innen ſei, der ſeine Speiſe hurtiger aufeſſen könne, als er. Ûtgardsloki läßt Dieß für eine Kunſt gelten und heißt den Logi von der Bank vortreten, um ſich gegen Loki zu verſuchen. Es wird ein Trog auf den Eſtrich der Halle gebracht und mit Fleiſch gefüllt. Loki ſetzt ſich an ein Ende, Logi an das andre, und ſie eſſen auf das Hurtigſte, bis ſie ſich mitten im Troge begegnen. Da hat Loki alles Fleiſch von den Knochen abgegeſſen, Logi aber hat Fleiſch und Knochen zuſammt dem Troge verzehrt und es bedünkt nun Alle, daß Loki das

Spiel verloren habe. Nach Dieſem wird außen auf ebenem Felde ein Wettlauf zwiſchen den jungen Geſellen Thiâlfi und Hugi, einem Diener Ûtgardslokis, veranſtaltet. Beim erſten Lauf iſt Hugi ſo ſehr voran, daß er am Ende der Bahn ſich umwendet, dem Thiâlfi entgegen. Gleichwohl geſteht Ûtgardsloki, daß noch kein Raſchfüßigerer hieher gekommen. Sie beginnen den zweiten Lauf und als Hugi am Ende der Bahn ſich umwendet, iſt er einen guten Pfeilſchuß von Thiâlfi. Im dritten Laufe hat Dieſer noch nicht die Mitte der Bahn erreicht, [66] als Hugi ſich am Ende derſelben umwendet. Nun fragt Ûtgardsloki nach den Künſten Thôrs, von deſſen Thaten ſo große Sagen gehen. Thôr ſagt, er wolle am liebſten ſich mit Jedem im Trinken meſſen. Ûtgardsloki ruft ſeinen Schenken und heißt ihn das Horn bringen, woraus die Hofleute zu trinken pflegen. „Aus dieſem Horne,“ ſpricht er, „ſcheint uns wohl getrunken, wenn es auf éinen Trunk leer wird; Einige trinken es auf den zweiten aus, Keiner aber iſt ein ſo ſchwacher Trinker, der es nicht auf drei leerte.“ Thôr beſchaut ſich das Horn und es erſcheint ihm nicht zu groß; wohl iſt es ziemlich lang, er aber iſt ſehr durſtig. Er hebt an zu trinken und ſchlingt gewaltig; als er aber nachſieht, wieviel ausgetrunken ſei, ſcheint ihm faſt ſoviel im Horne zu ſein als vorher. Thôr ſetzt zum zweiten mal an, um einen größern Trunk zu thun, aber noch immer will die Spitze des Hornes nicht genugſam hinauf, und als er es vom Munde nimmt, ſcheint weniger abgegangen als auf's erſte mal. Doch kann man jetzt das Horn tragen ohne zu verſchütten. Zornig über Ûtgardslokis Spottreden, trinkt Thôr nochmals ſo ſtark und lang als möglich und nun iſt mehr als zuvor ein Abgang bemerklich. Da giebt er das Horn zurück und will nicht mehr trinken. Doch iſt er bereit, noch ein Spiel zu verſuchen. [67] Da ſpricht Ûtgardsloki: „Junge Burſche pflegen hier, was wenig heißen will, meine Katze von der Erde aufzuheben; nicht wagt' ich Solches dem Âſathôr vorzuſchlagen, hätt ich nicht zuvor geſehen, daß du viel weniger vermagſt, als ich dachte.“ Alsbald kommt eine graue, ziemlich große Katze gelaufen; Thôr faßt ſie mit der Hand mitten unterm Bauche, die Katze krümmt den Rücken, und als Thor ſoweit aufhebt als er vermag, lüpft ſie einen Fuß; weiter bringt Thôr dieſes Spiel nicht. Ûtgardsloki ſpricht: „Das Spiel lief ſo ab, wie ich mich deß verſehen; die Katze iſt ziemlich groß, Thôr aber iſt kurz und klein neben den anſehnlichen Männern, die hier bei mir ſind.“ Hierauf Thôr: „So klein ihr mich nennt, ſo komme nun Jeder her und ringe mit mir! jetzt bin ich zornig.“ Ûtgardsloki ſieht ſich nach der Bank um und antwortet: „Keinen ſeh' ich hier innen, den es nicht eine Kleinigkeit bedünkte, mit dir zu ringen. Aber ruft mir gleich die Alte her, meine Amme Elli! mit ihr ringe Thôr, wenn er will! ſie hat ſchon Männer niedergeworfen, die mir nicht ſchwächer vorkamen denn Thôr.“ Thôr muß nun mit dem alten Weibe ringen, aber je mehr er ſich anſtrengt, um ſo feſter ſteht ſie; zuletzt ſchlägt ſie ihm ein Bein unter, er ſchwankt und fällt auf das eine Knie. Da heißt Ütgardsloki [68] aufhören, bewirthet die Gäſte wohl und begleitet ſie am Morgen zur Burg hinaus. Beim Abſchied aber fragt er, wie Thôr mit ſeiner Reiſe zufrieden ſei, oder ob er einen Mächtigern, als er ſelbſt, getroffen habe. Thôr geſteht, daß er nicht ehrenvoll beſtanden und übel zufrieden ſei. Da ſpricht Ütgardsloki: „Nun du wieder aus der Burg biſt, will ich dir die Wahrheit ſagen, daß, wenn ich lebe und Macht habe, du niemals wieder hereinkommen ſolleſt; auch wär' es nimmer geſchehen, wenn ich vorher gewuſt hätte, daß du ſo große Kraft beſitzeſt, womit du uns nahezu in großes Unglück gebracht hätteſt. Aber ich habe dir Blendungen vorgemacht. Gleich als ich euch im Walde traf und du den Speiſebündel löſen ſollteſt, da hatte ich ihn mit Eiſendrath zugebunden und du fandeſt nicht, wo du ihn öffnen ſollteſt. Hernach führteſt du auf mich mit dem Hammer drei Schläge, wovon der erſte der geringſte und doch ſo ſtark war, daß er mein Tod geworden wäre, wenn er getroffen hätte; aber du haſt bei meiner Halle einen Felsſtock und oben darinne drei viereckige Thäler geſehen, deren eines beſonders tief iſt, das ſind deine Hammerſpuren; den Felsſtock hielt ich vor den Schlag, du aber ſaheſt es nicht. So war es auch mit den Spielen, worin ihr euch mit meinen Hofleuten maßet. Loki war ſehr hungrig [69] und aß haſtig, aber der, welcher Logi hieß, war Wildfeuer (villieldr, Blitz[1]) und verbrannte das Fleiſch und den Trog zugleich. Als ſodann Thiälfi im Laufe mit Dem ſtritt, welcher Hugi hieß, das war mein Gedanke (hugi minn) und nicht war zu erwarten, daß Thiälfi es mit deſſen Geſchwindigkeit aufnehmen könne. Als aber du aus dem Horne trankſt und es dir langſam abzunehmen ſchien, da geſchah, was ich nicht für möglich gehalten hätte; das andre Ende des Hornes war außen im Meere, was du nicht ſaheſt; wenn du aber jetzt zum Meere kommſt, ſo wirſt du ſehen können, welchen Abmangel du darein getrunken haſt; das nennt man jetzt Ebbe. Als du hernach die Katze lüpfteſt und ihr einen Fuß von der Erde hobſt, da erſchracken Alle, die es ſahen; dieſe Katze war die Midgardsſchlange, die um alle Lande liegt, und kaum war dieſelbe lang genug, daß Schweif und Haupt die Erde berührten, denn ſo hoch ſtreckteſt du den Arm auf, daß nicht weit zum Himmel war. Ein groß Wunder war es auch um den Ringkampf, den du mit Elli rangſt, indem Keiner ward noch werden wird, den nicht, wenn er ſo bejahrt iſt, daß Elli ihn erreicht, das Alter (elli, f. senectus) zu [70] Falle brächte. Nun müſſen wir uns trennen und es wird beiderſeits beſſer ſein, wenn ihr nicht öfter mich zu beſuchen kommt; auch werd ich ein andermal meine Burg mit ſolchen oder andern Täuſchungen ſchirmen, daß ihr keine Macht über mich erlanget.“ Als Thôr dieſe Rede gehört, will er den Hammer verſchwingen, aber nirgends mehr ſieht er Ûtgardsloki. Er wendet ſich zurück nach der Burg, ſie zu brechen, da ſieht er weite und ſchöne Grasfelder, aber keine Burg. Hierauf kehrt er um und zieht ſeines Weges bis er wieder nach Thrûdvâng kommt.

---

[1] Vgl. Schmeller, Bayr. Wörterb. I. 553: Wildfeur.

In zwei Eddaliedern (Harb. 26. Æg. 60) muß Thôr den Vorwurf hören, daß er ſich in den Handſchuh des Rieſen oder in des Handſchuhs Däumling furchtſam verkrochen. In einem dieſer Lieder (Æg. 62) wird ihm noch beſonders vorgerückt: „Scharf bedünkten dich Skrŷmirs Riemen und nicht vermochteſt du damals zur Reiſekoſt zu gelangen und wurdeſt bei geſundem Leibe von Hunger verzehrt.“ Der Name Ûtgardsloki kommt nicht in den Liedern vor, ebenſo wenig eine Anſpielung auf die übrigen Abenteuer in Ûtgard. In der j. Edda ſelbſt iſt kein andrer Mythus in ſolcher Breite ausgeführt, wie dieſer, ſo daß er zwar nicht in den Grundzügen, doch in Einzelheiten der Ausführung ſpäteres Gepräge trägt. Weit mehr noch iſt Letzteres der Fall mit der Erzählung [71] Saxos (VIII, 164 bis 166) von einer Seefahrt, welche Thorkill auf Befehl des Dänenkönigs Gorm zum Ûtgardsloki (Ugarthilocus, vgl. IX, 175: Utgarthia) unternimmt. Er findet denſelben in entlegenem Lande, wo ewige Nacht herrſcht, tief in einer Höhle an Händen und Füßen mit ungeheuren Ketten belaſtet, was eine augenſcheinliche Verwechslung mit dem von den Göttern gefeſſelten Âſaloki iſt (Müller, crit. undersög. 145). Saxo ſucht auch hier den Mythen, die er ſelbſt ſchon in ſehr getrübter Geſtalt empfangen haben mochte, hiſtoriſchen Anhalt zu geben.

Den Gegenſatz zu Âsgard und Midgard, den von Göttern und Menſchen bewohnten Gebieten, bildet in den Eddaliedern Jötunheim, die Rieſenwelt. Sie liegt von jenen aus oſtwärts, nach welcher Seite den Norwegern die rauhe Gebirgskette lag. Dorthin gehen Thôrs Oſtfahrten, um Jötune zu ſchlagen, wovon ſo häufig die Rede iſt (Æg. 60. Harb. 23. vgl. Þrym. 5. 10. Grimn. 41). Auch im vorliegenden Mythus zieht er oſtwärts nach Jötunheim, über das tiefe Meer und durch großen Wald, zu der Rieſenburg Ûtgard (Ûtgardr, in Zuſammenſetzung Pluralform), deren Name noch ſchärfer die Lage außerhalb jener beiden Gebiete[1] und damit den Sinn [72] der ganzen Sage ausſpricht. Dieſe zeigt den Âſen und den Menſchen, Thôr und Thiâlfi, jenſeits der Grenze, die ihrer Macht und Anſtrengung gezogen iſt (Müller, a. a. O. 142 f.), und auf dem Boden, wo das Jötunengeſchlecht ſich in ſeinem Rechte befindet. Der Name des Rieſenkönigs, Ûtgardeloki (Ûtgardaloki), bezeichnet weiter dieſes Verhältnis. Loki (der Endiger) in Ûtgard ſteckt der bildenden Âſenmacht in ihrer räumlichen Ausdehnung ein Ziel. Er kann aber zugleich auch als Âſaloki gegenwärtig ſein, als gewöhnlicher Gefährte der Âſen, wo es gilt, ſie nach Zeit oder Raum dem Ende ihrer Macht entgegenzuführen. Übrigens kennt die Liederedda nur den Namen Skrŷmir, Poſſentreiber, Praler [1], wie auch in der proſaiſchen Erzählung, bei der Begegnung im Walde, der Rieſe ſich nennt. Zwar betreffen die Anſpielungen in den Liedern eben nur dieſen Theil der Fabel, aber auch die nachfolgenden Wettkämpfe in Ûtgard ſind voll ähnlicher Vorſpieglungen und Blendungen, wie ſie ſchon im Walde vorkamen, und jener Name kann daher mit gleichem Recht auch auf die ſpäteren Abenteuer bezogen werden. Nachdem Thôr ſeine Machtgrenze überſchritten hat, iſt er in fortwährenden Täuſchungen über das Maß ſeiner Kräfte befangen.

---

[1] Vgl. Sax. VIII, 164: „extramundani climatis.“

[73] Dieſer Mythus iſt ein Gegenſtück zu Thôrs ſiegreichen Kampffahrten überhaupt und dann insbeſondre zu ſeinem Kampfe mit Hrûngnir. An der Ländergrenze, bei den Steingehegen, konnte Thôr des Steinrieſen und Thiâlfi des Lehmjötuns mächtig werden, aber weiter hinaus, nach Ûtgard, iſt all ihr Kraftaufwand vergeblich. Schon am Anfang ihrer Fahrt, beim Bewohner des Steinichts, wird Thôrs Bock hinkend. Zwar ſchließen ſich dafür Thiâlfi und Röſkva ihm an, womit der Bezug auch dieſer Fabel auf die Urbarmachung der Erde genügend angezeigt iſt; allein der Weg führt durch weiten Wald, wo der Speiſevorrath aufhört. Der Rieſenhandſchuh, darin ſie übernachten, iſt eine Steinkluft mit ihrer Nebenhöhle. Der Rieſe ſelbſt, von deſſen Schnarchen es im Walde donnert, iſt das ſturmſchnaubende Felsgebirg. Vergeblich gürtet ſich Thôr zu gewaltigen Hammerſchlägen; werden auch nachmals die Spuren des Hammers als Vertiefungen im Felsſtocke ſichtbar, der Rieſe ſelbſt bleibt unangetaſtet und hält den Speiſeſack feſt zugeſchnürt; Thôr kann hier wohl Felſen kerben, aber nimmermehr nährende Frucht dem Steingrunde abringen. Die Wettkämpfe in Ûtgard ſcheinen zwar

---

[1] Lex. isl. s. v. skrum, skruma, skrŷmnir.

den Mythus über den nächſten Bezug auf die verſuchte Bezwingung des Steinreichs hinauszuſpielen, anderartige mythiſch-allegoriſche Weſen, Logi, die Flamme, Hugi, der Gedanke, Elli, das Alter, kommen auf [74] die Bahn, das Meer wird zur Ebbe getrunken und die erdumgürtende Schlange gelüpft. Allein eben dieſe bunte Miſchung verräth, daß die aufgezählten Weſen hier keine ſelbſtändige Geltung haben, daß hier keine Deutung im Beſondern zu verſuchen, ſondern nur die allgemeine anwendbar ſei, wonach alles Einzelne im gemeinſamen Ausdrucke der Unmöglichkeit zuſammentrifft. So wenig die verzehrende Gewalt des Wildfeuers überboten, die Schnelligkeit des Gedankens überflügelt, dem niederwerfenden Alter widerſtanden, das Meer ausgetrunken, die Midgardsſchlange dem Ocean enthoben werden kann, ſo wenig wird Útgard vom Gott in der Zeit und dem Menſchen in ſeinem Gefolge gänzlich bezwungen werden. Lokis allmäliges Zehren, Thiálfis Raſchheit, Thórs Áſenſtärke ſelbſt, die das Ungeheure vollbringt, aber doch zuletzt ihre Grenze findet, ſind mit ihren Gegenſätzen hier Bild im Bilde, mythiſcher Ausdruck im Mythus, und ſo ſind die Blendungen, welchen die Helden unterliegen, auch auf die Darſtellung übergegangen. Útgardsloki bemüht ſich am Ende noch ſelbſt, die Täuſchung durch ſeine planen Erklärungen aufzuheben, welche freilich nur dem proſaiſchen Nacherzähler beizumeſſen ſind, während im Mythenliede, wenn ein ſolches auch hiebei zu Grunde lag, die Löſung wie gewöhnlich dem Hörer überlaſſen blieb.

## [75] 6. Sif.

Eine der vielen Benennungen des Goldes in der Skaldenſprache war: Sifs Haar (haddr Sifiar [1]). Der Grund derſelben wird ſo angegeben (Sn. Edd. 130 bis 132):

Loki, Laufeys Sohn, hatte trügeriſcher Weiſe Sifs Haar alles abgeſchoren. Als Thór, ihr Gatte, deſſen gewahr wird, ergreift er Loki und würde ihm alle Knochen zerſchlagen haben, wenn er nicht geſchworen hätte, von den Schwarzalfen zu erlangen, daß ſie aus Golde der Sif ein Haar machen, das wie natürliches wachſe. Hierauf begibt ſich Loki zu den Zwergen, die Jvaldis Söhne heißen, und dieſe machen das Frauenhaar. Loki bringt es dem Thôr und dasſelbe wächst feſt, ſobald es auf Sifs Haupt kommt.

---

[1] Haddr, m. bedeutet nach Sn. Edd. 206: Frauenhaar; doch iſt zweifelhaft, ob eigentlich oder nicht, indem das Wort an einigen Stellen auch für Haartuch, Haarſchleier gebraucht ſein kann; vgl. Sæm. Edd. 213a. 267b. Kormaks S. 26. Über den Ausdruck: „sem annat hár“ (Sn. Edd. 130) ſ. J. Grimm, Reinhart Fuchs (Berl. 1834) CCLVII.

Dieſer Mythus iſt der einzige, in welchem Thôrs Gattin beſtimmter in das Bild tritt. Er läßt aber auch über ihr Weſen kaum einen Zweifel übrig. Sif, die ſchönhaarige Göttin (Sn. Edd. 119), iſt das Getreidefeld, deſſen goldener Schmuck im Spätſommer abgeſchnitten, dann aber von unſichtbar wirkenden Erdgeiſtern [76] wieder neu gewoben wird. Damit ſtimmen auch die anderwärtigen Erwähnungen dieſer Göttin überein.

Das Wurzelwort Sif, ſonſt noch in mehrſachen Ableitungen und Zuſammenſetzungen vorhanden [1], bedeutet Sippe, Verwandtſchaft; wohl geeignet für die gröſte aller Sippſchaften, das zahllos wuchernde Geſchlecht von Halmen, Ähren, Körnern. Sif iſt mit Thôr vermählt, dem göttlichen Freund und Beſchützer des Feldbaus. Als der Steinrieſe Hrûngnir ſie zu rauben droht (Sn. Edd. 107), da wird Thôr der Rächer dieſer Prahlerei. Unter den vielen Namen Jörds, der Erde, wird in den Denkverſen (Sn. Edd. 220) auch Sif aufgezählt. Die Möglichkeit dieſes Gebrauchs in der Dichterſprache dient obiger Deutung zur Gewähr. Das Getreidefeld, als eine beſondre Geſtaltung der Erde, konnte im rechten Zuſammenhange ſynonym mit dieſer gebraucht werden; darum beſteht aber nicht minder der Unterſchied des Allgemeinen und Beſondern, Sif iſt Thôrs Gattin, Jörd ſeine Mutter, und letztere heißt daher Sifs Schwieger (Sn. Edd. 123). Der ſchönen Haare wird Sif durch den Trug Lokis beraubt, der hier, ſeinem ganzen Charakter gemäß, die Neige des Sommers, die Reiſe des Feldſchmuckes für die Sichel, darſtellt. In einem der Eddalieder (Æg. 54) rühmt ſich Loki, den Hlôrridi zum Hanrei gemacht zu haben, mag Dieß nun auf Umſtände des vorliegenden Mythus in einer [77] vollſtändigern Geſtalt, oder auf eine anderweitige beſondre Fabel vom Ende des Sommers ſich beziehen. Den Schluß der Sommerzeit mit der Ernte bezeichnet es auch, daß der Wintergott Ullr ein Sohn Sifs, von ungenanntem Vater, und damit Thôrs Stiefſohn iſt (Sn. Edd. 105). Thôr zwingt Loki, von den Zwergen, den Söhnen Jvaldis (des innen Waltenden?), neues, goldenes Haar für Sif herbeizuſchaffen. Damit lenkt ſich die Betrachtung auf die Natur des Zwergevolks zurück, wie ſolche ſchon in der Geſchichte ſeines Urſprungs begründet iſt. Aus des Urrieſen Fleiſch und ſchwärzlichen Knochen, d. h. aus Erde und Geſtein erſchaffen, haben ſie fortwährend ihre Wohnung in der Erde und in Felſen, und dieſem Leben in der Finſternis gemäß heißen ſie auch, nach der j. Edda, Schwarzälfe (Sn. Edd. 34. 130. 136). Sie ſind die unſichtbaren Naturkräfte, die im Erdenſchoße die leuchtenden Erze, das verführeriſche Gold und das gewaltige Eiſen, hegen und bereiten, deren Werk die wunderbar kunſtreichen Gewächſe ſind, die aus dem dunkeln Grunde hervorkommen. Sie ſind Schmiede, in deren verborgener Eſſe Geräthſchaften, Waffen, Schmuck der Götter und Göttinnen gefertigt werden.[1] [78] Der Mythus von Sifs Haaren erweitert ſich zu einer größeren Erzählung vom Wettſtreit der Zwerge in Bereitung der trefflichſten Götterkleinode, unter denen dem Hammer Thors der Preis zuerkannt wird, nur daß der Schaft ziemlich kurz ausgefallen iſt (Sn. Edd. 132. Vgl. Sax. III, 41), was ſich auf die Form der Donnerſteine zu beziehen ſcheint. Der Zwergname iſt allerdings auf manche Erſcheinungen und Verhältniſſe in der Natur ausgedehnt worden, in denen ſich, ohne daß ſie aus dem Innern der Erde hervorgehen, überhaupt ein ſtilleres Wirken, eine ſinnreiche, kunſtmäßige Einrichtung offenbart; als Verfertiger der Haare Sifs aber erweiſen ſich die Zwerge ganz in urſprünglicher Wirkſamkeit und vollbringen das Meiſterſtück der ſtillarbeitenden Erdkraft, das ſtaunenswerthe Goldgeſchmeid einer vollen Ernte. Der ſpätere isländiſche Sprachgebrauch hat den Mythus ſehr in das Enge gezogen, indem jetzt nur noch ein kleines, lichthaariges Kraut Sifs Haar (haddr Sifar, polytrichum aureum, Lex. myth. 691) genannt wird.

---

[1] [Vgl. Altdeutſche Wälder 1, 147, Note 33.]

7. Alvis.

Eddalied von Alvis (Sæm. Edd. 48 bis 51):

Der Zwerg Alvis, der unter der Erde wohnt und unterm Stein Stätte hat, will eilig ſeine Braut, Thôrs Tochter, die ſchönglänzende, ſchnee[79]weiße

---

[1] Lex. isl. I, 160: „dverga-smidi, n. fabrica affabre et artificiose elaborata.“ Vgl. Lex. myth. 53***. Faye, 21. Im Schwediſchen wird das kunſtreiche Geweb der Spinne Zwergsnetz (dvergsnæt) genannt, Ihre, Glossar. Sviogoth. (Upsal. 1769) I, 373. II, 241.

Jungfrau, heimholen. Vingthôr, dem Zwerge noch unerkannt, tritt entgegen und erklärt, daß ein Bleichnaſiger, der wohl heute Nacht bei Leichen geweſen, ein Thurſengleicher, nicht zur Braut geboren ſei. Alvis beruft ſich auf unverbrüchliche Verheißung. Thôr will dieſe doch aufheben, er allein, als Vater, habe über die junge Maid zu verfügen und nicht ſei er daheim geweſen, als die Verheißung geſchehen. Er nennt ſich auf die Frage des Zwerges und wiederholt, daß die Heirath ohne ſeine Zuſtimmung nicht zu Stande kommen werde. Der Zwerg hofft, dieſe doch zu erlangen, und Thôr willigt ein, wenn der weiſe Gaſt Alles, was er wiſſen wolle, aus jeder Welt zu ſagen vermöge. Alvis iſt bereit, die Probe zu beſtehen, denn alle neun Welten hat er durchfahren und der Weſen jedes kennen gelernt. In einer Reihe von Fragen und Antworten gibt nun Alvis Beſcheid, wie Erde, Himmel und Geſtirne, Wolken, Wind und Windſtille, Meer, Feuer, Baum, Nacht, Saat und Bier bei den verſchiedenen Weſenklaſſen, bei Menſchen, Äſen, Vanen, Jötunen, Älfen, Zwergen, verſchieden benannt ſeien. Am Schluſſe geſteht Thôr, daß er niemals mehr alte Kunden in éiner Bruſt gefunden habe; doch überliſtet ſei der Zwerg, oberhalb der Erde von Tag und Sonnenſchein überfallen.

[80] Die Eddalieder, welche Belehrung über einen größeren Umfang mythiſcher Gegenſtände zum Zwecke haben, gebrauchen als Rahmen hiezu irgend eine Handlung oder Situation, die wieder der Mythenwelt entnommen iſt und mit dem Inhalt nicht immer in näherem Zuſammenhange ſteht. Selbſt noch die manigfaltigen Erzählungen der proſaiſchen Edda ſind in ſolche Faſſungen eingereiht. Im Liede von Vafthrûdnir (Sæm. Edd. 31 bis 38) muß ein Wettgeſpräch Odins mit dieſem Jötun, wobei es um das Haupt geht, zur Form der Belehrungen dienen, im vorliegenden Lied ein Frageſpiel Thôrs mit dem Zwerge Alvis, wobei es die Braut gilt. Wie dem Jötun das Beiwort der Allkluge (alsvidr) gegeben wird, ſo führt der Zwerg den Namen Allkundig (Alvis); beide ſind in allen neun Welten bewandert (Vafþr. 43. Alv. 9), beider Wiſſen beſteht in alten Runen (Vafþr. 1. 42. 43. 55. Alv. 36), geheimen Kunden aus der Urwelt. Dieſe formelle Ähnlichkeit der beiden Lieder läßt annehmen, daß das unzweifelhaft jüngere von Alvis eine Nachahmung des älteren von Vafthrûdnir ſei. An die Stelle des mythologiſchen Inhalts iſt in jenem ein ſprachlichpoetiſcher getreten, zu deſſen Aufnahme ſich ein alter Mythus von Thôr und dem Zwerge darbot. Alvis, der ſich gleich dem Jötun der Erfahrenheit in allen neun Welten rühmt, erprobt ſolche als Bekanntſchaft mit der Sprache

[81] aller Weſenklaſſen. Übrigens haben die Synonyme, die er aufzählt, nur geringen Theils eine anſchauliche Beziehung zu der eigenthümlichen Natur der Weſen, in deren Sprache ſie gehören ſollen. Einem Zwerge die allſeitige Sprachkenntnis beizulegen, war ein volksmäßiger Anlaß gegeben. Das beſondre Gebiet der Zwerge erſtreckt ſich über das Innere der Erde, Geſtein ſowohl als urbaren Grund. Vom Geſtein aber hallt aller Klang, aller Weſen Sprache wider und noch jetzt heißt in den nordiſchen Mundarten das Echo Zwergrede (dvergmâl, Lex. isl. I, 160. Ihre I, 374. Lex. myth. 53); namentlich läßt ein färöiſches Volkslied in den Bergen, in jedem Fels dieſe Zwergſprache ſingen (dvörgamaal sang, Fær. qv. 464, 77. 470, 95. D. Myth. 255 [421]).

Sieht man von dem lehrhaften Inhalte des Geſprächs zwiſchen Thôr und Alvis ab und betrachtet man die Handlung, in die derſelbe eingelegt und die hier allein von Belang iſt, ſo ſcheidet ſich ein Mythus aus, der glaublicher Weiſe zuvor ſchon für ſich beſtanden hat und ſich den bisher abgehandelten anſchließt.

Thôr hat von Sif eine Tochter Thrûd (Thrûdr, Sn. Edd. 101. 119). Die Tochter des Anbaus und des Getreidefeldes artet begreiflich in den gleichen, landwirthſchaftlichen Kreis. Hat nun der Name Thrûd die Bedeutung Kraft, Stärke (Lex. myth. 698. Vgl. Edd. Havn. I, 710. II, 858), ſo iſt das Nächſte, hier [82] an das nährende und ſtärkende Erdmark zu denken, an die Nährkraft, die im Korne liegt, dem eigenſten Erzeugniſſe der Eltern Thôr und Sif. Auch dadurch iſt Thrûd dieſem Kreiſe verfangen, daß im Bruchſtück eines Skaldenliedes (Sn. Edd. 162) der Steinjötun Hrûngnir Thrûds Dieb genannt wird; der ſteinige Boden ſtiehlt das Korn, das auf ihn geſät iſt. So erklärt ſich nun auch Thôrs Gebiet Thrûdheim oder Thrûdvâng als das fruchtbare, nährkräftige Bauland und es erſcheint nicht unbedeutſam, wenn gerade nach den Abenteuern mit Hrûngnir und Skrymir, den Gebirgsrieſen, beidemal geſagt wird, Thôr ſei nach Thrûdvâng zurückgekehrt, und wenn ihn eben dann Grôa vom Steinſplitter heilen will (Sn.

---

[1] Noch weiter klingt, auf Thôr bezüglich, die Wurzelſylbe Þrûd in Ableitung und Zuſammenſetzung an. Er ſelbſt wird Þrûdugr âs (Þrym. 19. Vgl. Lex. myth. 698: Þrûdmôdgr) und Þrûdvaldr goda (Harb. 9), ſein Hammer wird Þrudhamar (Æg. 57) genannt. Auch dieſe Ausdrücke können auf den in Thrûdr, der Tochter Thôrs, perſonificierten Begriff der Nährkraft

Edd. 61. 110)[1]. Dieſen Muthmaßungen über Thrûd kommt nun auch die Sage von Thôr und Alvis in der nachfolgenden Deutung zu Statten.

Der Gott verweigert und entrafft ſeine Tochter dem Zwerge, dem ſie in ſeiner Abweſenheit verlobt worden. Daß dieſe Tochter jung, ſchönglänzend, [83] ſchneeweiß genannt wird, paſst ganz auf das neugewachſene und neues Leben beginnende, goldfar[illegible], weißmehlige Saatkorn[1]. Der Zwerg iſt ſehr beſtimmt als Unterirdiſcher, als lichtſcheuer, unheimlicher Erdgeiſt gezeichnet; er haust unter Erd' und Stein, er iſt Thurſen ähnlich, bleich iſt er um die Naſe, als hätt' er die Nacht bei Leichen zugebracht, die ja auch in der dunkeln Erde liegen und zur Nachtzeit hervorkommen (Hrafn. 25). Ihm iſt Thôrs junge Tochter anverlobt, das ausgeſtreute Saatkorn ſcheint dem finſtern Erdgrunde verhaftet zu ſein; aber Vingthôr kommt heran und hebt dieſes Verlöbnis auf, die Saat wird mit dem rückkehrenden Sommer wieder an das Licht gezogen. Während Thôrs Abweſenheit fand die Verheißung ſtatt, die Ausſaat iſt in einer Zeit gedacht, zu welcher Thôr auf ſeinen Kampffahrten gegen die Jötune begriffen war. Bei ſeiner Zurückkunft überraſcht er den Zwerg mit Tageslicht und Sonnenſchein. Dieß kann auf die Wiederkehr der längern, ſonnigen Tage bezogen werden, welche dem Boden die Saat wieder abgewinnen, es waltet [84] aber dabei noch beſonders die in manche Sagen eingreifende Vorſtellung, daß Nachtgeſpenſter, vom Tageslicht überfallen, in Steine verwandelt werden (z. B. Sæm. Edd. 145, 30. Sn. Edd. 165). Die nächſte Anwendung findet Dieß auf den Zwerg, der, an die unterirdiſche Finſternis gewöhnt, auch nur im Schatten der Nacht ſich hervorwagt und nun, da ihn der Sonnenſtral getroffen, zum Stein erſtarrt, der ſein Element iſt.

Die Jungfrau im Alvisliede erſcheint nach dieſer Auffaſſung als Eine Perſon mit der Thôrstochter Thrûd und die Verlobung derſelben

---

zurückgeführt werden, wogegen in der Valkyrie gleichen Namens (Grimn. 36), der Dienerin Odins, eine Kampfkraft zur Erſcheinung kommt.

[1] Im Liede ſelbſt, unter den ſprachlichen Fragen und Antworten, wird zwar die Saat (sád, Alv. 32. 33), das Samenkorn, mit ihren Synonymen ohne irgend eine Beziehung zu Thôrs Tochter aufgeführt, aber die in den Mythus eingelegte Nomenclatur iſt überhaupt unperſönlich. So findet ſich weder Ägir oder Hlér unter den Benennungen des Meeres, noch Logi unter denen des Feuers (Alv. 25. 27) ꝛc.

an den Zwerg Alvis als ein mythiſches Seitenſtück zu der Entführung durch den Jötun Hrúngnir, der nicht minder ſeinen Frevel büßen muſte.

8. Harbard.

Eddalied von H[illegible]ard (Sæm. Edd. 75 bis 80):

Thôr kommt von der Oſtfahrt her an einen Sund; jenſeits iſt der Fährmann mit dem Schiffe. Thôr ruft hinüber: „Führ du mich über den Sund! ich nähre dich morgen; einen Futterkorb hab' ich auf dem Rücken, nicht gibt es beſſere Speiſe. Ich aß in Ruhe, ehe ich von Hauſe fuhr, Häringe und Haberkoſt[1], ſatt bin ich noch davon.“ Der Fahr[85]mann: „Allzu frühe rühmſt du die Mahlzeit, nicht genau weiſt du voraus, traurig iſt dein Heimweſen, todt wird deine Mutter ſein.“ Thôr: „Das ſagſt du jetzt, was Jedem die herbſte Kunde, daß meine Mutter todt ſei.“ Der Fahrmann: „Nicht ſiehſt du aus, als ob du drei gute Höfe habeſt; baarbeinig ſtehſt du da in Landſtreichersaufzug, nicht einmal haſt du deine Beinkleider.“ Thôr: „Steure hieher die Eiche! ich werde dir den Staden weiſen; doch wes iſt das Schiff, das du am Lande hältſt?“ Fährmann: „Hildólf heißt er, der mich es halten hieß, der rathkluge Recke, der in Rádseyſund wohnt; nicht hieß er mich Taugenichtſe überführen oder Pferdediebe, ehrliche Leute nur und die ich genau kenne; ſag deinen Namen an, wenn du über den Sund fahren willſt!“ Der Wandrer nennt ſich nun als Thôr, Odins Sohn, Meilis Bruder und Magnis Vater, den Kräftiger der Götter. Auch der Fährmann gibt, auf Thôrs Frage, ſeinen Namen Harbard an, doch verweigert er beharrlich die Überfahrt. In fortgeſetztem bitterem Wortwechſel hebt Jeder ſeine Thaten hervor und verkleinert die des Andern. Thôr rühmt ſich der Siege über Hrúngnir und Thiaſſi, auch wie er im Oſten der Jötune ſchadenkundige Bräute geſchlagen, als ſie zum Berge giengen: „groß wäre der Jötune Geſchlecht, wenn [86] alle lebten; aus wär' es mit den Menſchen unter Midgard.“ Weiter führt er an, wie er im Oſten war und den Stromübergang wehrte, als Svarángs Söhne ihn angriffen und mit Steinen ſchlugen, doch erfolglos, indem ſie zuerſt ihn um Frieden bitten muſten; dann wie er auf Hléſey Berſerkbräute ſchlug, die das Schlimmſte verübt, alles Volk betrogen hatten; Wölfinnen, kaum Weiber, wanden ſie ſein Schiff los, das er auf Stützen gebracht hatte, bedrohten ihn mit dem Eiſenknüppel und vertrieben Thiálfi. Harbard hält ſeine Kriegsthaten, Zauber- und Liebesabenteuer entgegen: fünf Winter hab' er auf der Inſel Algrön gekämpft und Männer gefällt;

---

[1] Str. 3: „sildr oc hafra;“ über dieſe althergebrachte Speiſe ſ. D. Myth. 169. [2te Ausg. S. 251.]

in Valland ſei er Schlachten gefolgt, habe Fürſten aufgehetzt und niemals verſöhnt; Odin habe die Jarle, die auf der Walſtatt fallen, Thôr habe der Thräle (Unfreien) Geſchlecht; Thôr habe Stärke genug, aber nicht Herz, aus Furcht und Feigheit ſei er im Handſchuh geſteckt und habe nicht zu nieſen gewagt, ſo daß es der Rieſe gehört hätte. Insbeſondre noch rühmt Harbard ſich, im Heere geweſen zu ſein, das hieher Kriegsfahnen erhob, den Speer zu färben. Zwar verſpricht er, den Schaden Thôrs mit einem Handringe zu büßen, nach der Beſtimmung vergleichſtiftender Schiedsmänner. Thôr aber nimmt Dieß für Hohn und droht, [87] durch das Waſſer zu waten und den Gegner mit dem Hammer zu hauen, daß er lauter als ein Wolf aufſchreie. Harbard meint, beſſer werde Thôr ſich an den Buhler machen, den Sif daheim habe. Thôr ſchilt das eine Lüge, verlangt nochmals vergeblich Überfahrt und fordert dann den Fährmann auf, ihm ſonſt den Weg zu weiſen. „Nicht weit, antwortet Harbard, iſt die Fahrt; eine Weil' iſt zum Stocke, eine andre zum Steine; halt dich ſo zum linken Wege, bis du Verland erreichſt! dort wird Fiörgyn ihren Sohn Thôr treffen und ſie wird dich der Verwandten Wege lehren zu Odins Landen." Thôr: „Werd' ich dahinaus heute heim kommen?" Harbard: „Mit Noth und Mühe bei noch obenſtehender Sonne, wann ich von dannen gieng." Mit Drohung und üblem Wunſche trennen ſie ſich.

Harbard (Harbardr) iſt, nach dem Eddaliede von Grimnir (Sæm. Edd. 46. Vgl. Sn. Edd. 24 [1]), einer der Namen Odins. Auch dem Weſen nach iſt Odin in Harbard vollkommen kenntlich. Zwar ſind die hier beiläufig angeregten Mythen von ihm, wie auch einige von Thôr, anderwärts meiſt verſchollen; aber wenn Harbard ſich als Denjenigen bezeichnet, der den Kämpfen nachziehe, der Fürſten aufreize und niemals verſöhne, ſo iſt Dieß ganz und gar Odin, wie er überall in der nordiſchen Heldenſage umgeht; [88] auch iſt dieſer Bezeichnung unmittelbar und namentlich, im fortlaufenden Gegenſatze zu Thôr, beigefügt, daß Odin die Jarle habe, die auf der Walſtätte fallen (Harb. 24) [2]. Odin, der Beleber und Erreger alles Geiſtes, facht insbeſondre als Kriegsgott den kriegeriſchen Geiſt an, der in jenen Zeiten die höchſte Geltung hatte, er bildet und gewinnt ſich auf Erden ſchon die Seelen der Kampfrüſtigen für den künftigen Weltkampf. Er beſucht in menſchlicher Verkleidung und unter mancherlei Namen die Heldengeſchlechter, ſtiftet Zwietracht auch unter Verwandten, nimmt ſelbſt am Kampfe

---

[1] [Sagan af Niáli C. 103. S. 159.]

[2] [Saxo ed. Klotz. S. 50. Fornald. S. III, 8.]

Theil und verſammelt die Geiſter der Erſchlagenen in Valhöll, ſeinem himmliſchen Heldenſaale. So zeigt ihn das Lied im Dienſte Hildôlfs, deſſen Name ſelbſt wieder deutlich ſpricht. Das Wurzelwort (hild-) bedeutet Kampf, die Anhängſylbe (-ôlfr) bezeichnet ein Ungeheures, Unheimliches, Hildôlf (Hildôlfr) alſo einen furchtbaren, dämoniſchen Kriegsmann[1]. In den Gedenkverſen (Sn. Edd. 211) wird Hildôlf unter den Söhnen Odins genannt. Im Heere Hildôlfs iſt Odin hergekommen, dem Thôr zum [89] Schaden, und als Fährmann am Sunde verweigert er nun auch demſelben den Eintritt. Hält man feſt, daß Thôr der Gott des Anbaus iſt, und beachtet man die landverheerende Weiſe der alten Kriegsführung (Sæm. Edd. 142), ſo ergibt ſich das einfache Thema des Liedes: der Segen des Landbaus, verdrängt durch zerſtörende Kriegsgewalt. In dem Namen Harbard (Heerſchild?), welchen Odin hier annimmt, ſcheint auch ſonſt die Kriegsplage mit ihrem übeln Gefolge, Fehljahr und Hungersnoth, perſonificiert worden zu ſein[2].

Der angegebene Gedanke des Liedes läßt ſich auch in das Einzelne verfolgen. Thôr kommt von Oſten her, aus dem Winter, in ärmlichem Aufzug, denn um dieſe Zeit gehen die Jahresvorräthe zu Ende, die ihn bisher ſatt erhalten. Noch verſpricht er, aus dem Futterkorb (meis) auf ſeinem Rücken den Fährmann zum Lohne der Überfahrt morgen zu ſpeiſen. Es iſt dieß wohl derſelbe Korb (auch meis genannt), in welchem Thôr ſonſt Örvandil, den Fruchtkeim, auf ſeinem Rücken aus Jötunheim herüberträgt. Damit glaubt er Nahrung auf morgen, für das nächſte Jahr, [90] zuſagen zu können. Aber Harbard verweigert die Fähre und meint, Jener rühme allzu frühe die Mahlzeit, traurig ſteh' es in ſeiner Heimath, todt ſei ſeine Mutter und einen Buhler habe Sif. Thôrs Mutter, die Erde, in Folge von Hildôlfs Kriegszuge verheert und ungebaut, liegt leblos da und ſeine Gattin Sif, die letzte Ernte, ward der fremden Gewalt zur Beute. Doch iſt Jörd nicht wirklich todt, denn auf dem Wege zur Linken, den Harbard zuletzt dem Wanderer anzeigt, in Verland, wird Fiörgyn (einer der Namen Jörds, Vsp. 57. Sn. Edd. 178. 220) ihren Sohn Thôr finden und ihn der Verwandten Wege zu Odins Lande lehren; mit Mühe wird er bei noch obenſtehender Sonne dahin gelangen. Unter dieſem mühſamen Umweg, deſſen Angabe Thôr für Spott zu nehmen ſcheint, iſt dem ganzen Zuſammenhange nach eine neue Ausſaat und Feldbeſtellung, die doch dem Jahre noch einen Ertrag abgewinnt, zu verſtehen. Dem von Oſten kommenden Thôr iſt der Weg zur linken Hand ein ſüdlicher, ſommerlicher; in Frühlingsſaat und Sommerfrucht muß er ſeinen Ausweg ſuchen; Verland [1], wo er ſeine Mutter Erde noch am Leben trifft, iſt das von Menſchen bewohnte, dem Anbau günſtige Land; die Bahnen der Verwandten zu Odins [91] Landen beziehen ſich dann auf das Emporſtreben der Saat in Licht und Luft, die Gebiete der Âſen, im Gegenſatze zu den finſtern, beeisten Pfaden, auf denen Thôr ſonſt mit dem Saatkorbe wandeln muß; mit Noth kommt er noch vor untergehender Sonne an das Ziel, kaum noch gelangt die neue Ausſaat vor einbrechendem Winter zur Reife.

---

[1] Über die Formel -olf, -ôlfr ſ. D. Gramm. II, 330 f. 537. III, 706. Synonym mit Hildôlfr ſind die altnordiſchen Namen Gunnôlfr, Vigôlfr, Heriôlfr. Nicht ſo offen liegt, warum Hildôlf in Râdseyſund (í Râdseyjarsundi, Harb. 8) wohne. Bedeutet Râdsey, wie man erklärt, insula imperii, ſo heißt auch das damit im Stabreim ſtehende Beiwort Hildôlfs: inn râdsvinni, der befehlkluge, der kundige Heerführer.

[2] Harbardr, deutſch Herbort, altfranzöſiſch [durch Vermittlung von -bald, vgl. J. Grimms Reinhart Fuchs, S. CCXLIV] Herbout (Roquefort, Gloss. I, 748), welch letzteres Wort J. Grimm (Reinh. Fuchs, CXXXV) als einen Namen der perſonificierten Hungersnoth aufgezeigt hat. Har- ſcheint veraltete Form des ſonſt in Zuſammenſetzungen gebräuchlichen her-, heri-, zu ſein, ſowie -bardr das ſtarke Maſc. ſtatt des gewöhnlichen ſchwachen bardi, der Schild (vgl. Sn. Edd. 216 b)

Von den Anſpielungen auf Thôrs Thaten und Weſen, welche dieſem Hauptbeſtande des Liedes eingeflochten ſind, erfordern hier nur diejenigen nähere Betrachtung, deren Gegenſtände nicht mehr in beſondern Liedern und Sagen ſich erhalten, ſondern nur hier noch ihre Spur zurückgelaſſen haben. Dahin gehören Svarângs Söhne, gegen welche Thôr im Oſten den Fluß vertheidigte, als ſie ihn mit Steinen angriffen, aber nichts gewannen und um Frieden bitten muſten (Harb. 29). Svarâng (Svarângr, Svârângr), unter den Jötunnamen aufgezählt (Sn. Edd. 209), iſt wörtlich: ſchwere Angſt, harte Bedrängnis. Die Söhne dieſes Jötuns, des Ängſtigers, die nach Thôr, dem Gotte des

---

[1] Vgl. die ſonſtigen Zuſammenſetzungen mit vër-, D. Gramm. II, 480.

Anbaus, mit Steinen werfen, bedeuten den Hagel, der aus ſchwerdrohender Wetterwolke fährt; ſie ſtürmen in Mehrzahl an, weil die Schloſſen wie von vielen Händen zugleich geworfen werden. Thôr aber wehrt ihnen ſiegreich den Übergang in ſein bebautes Gebiet, denn, obgleich ſelbſt Herr des Donners, kämpft er doch, wie ſich [92] noch ferner zeigen wird, auch gegen die verheerende Macht des Gewitters, wie gegen jede jötuniſche Gewalt, ſchirmend an. Weiter hat Thôr auf Hlésey Berſerkbräute geſchlagen, Wölfinnen mehr denn Weiber, die alles Volk betrogen, die ſein Schiff losgewunden, das er auf Stützen gebracht hatte, die ihn mit dem Eiſenknüppel bedroht und Thiálfi vertrieben (Harb. 35. 37). Auf Hlésey, mag damit Meereiland überhaupt oder die Inſel Läsö beſonders gemeint ſein, hat Thôr ſein Schiff an den Strand gezogen, auf Pfähle geſetzt, er hat den Anbau nach dieſer Inſel gebracht. Darum iſt Thiálfi bei ihm, derſelbe, der auch nach Gotland das erſte Feuer geführt. Aber Berſerkbräute, wilde Rieſenweiber (vgl. Harb. 23), betriegen und beſchädigen hier das Volk, wütende Sturmfluten verheeren wieder das ihnen allzuſehr ausgeſetzte, vergeblich angebaute Uferland, reißen das ſchon befeſtigte Schiff wieder los und verjagen Thiálfi, ihr gewaltiger Wogenſchlag gleicht dem Schlage mit eiſenbeſchlagenen Keulen. Vorzüglich beachtenswerth iſt endlich der von Harbard aufgeſtellte Unterſchied zwiſchen Odin und Thôr: Jener habe die Jarle, die auf der Walſtatt fallen, Dieſer das Geſchlecht der Thräle; Thôr habe Stärke, aber nicht Herz, zu deſſen Beweiſe ſeine Angſt im Rieſenhandſchuh angeführt wird (Harb. 24. 26). Zu Odin nach Valhöll fahren, nach altnordiſchem Glauben, allerdings nur [93] die Helden, die Kampfrüſtigen und Kampferprobten, die auf der Walſtätte oder durch freien Entſchluß gefallen, oder die, in ſinnbildlicher Darſtellung des Waffentodes, mit Speeresſpitze gezeichnet worden. Die Knechte, deren Zuſtand ſeinen Urſprung in der Gefangenſchaft hat (D. Rechtsalth. 320 ff.), ſind nicht waffenfähig und darum auch nicht für Odin geeignet (ebd. 340 f. vgl. 349)[1], aber ihnen beſonders liegt die Beſtellung des Feldes ob, darum gehören ſie dem Thôr; in Vergleichung dieſes anſtrengenden, aber gefahrloſen Berufes mit dem kühneren des

---

[1] In Gautreks S. (Fornald. S. III, 8) kann der Thräl nur im Gefolge des freien Hausherrn nach Valhöll fahren; denn außerdem würde Odin Jenem nicht entgegengehn.

Kriegsmanns wird dem Thôr vorgeworfen, daß er mehr Stärke als Muth habe.

Der Gegenſatz, in welchen durch das ganze Harbardslied Thôr und Odin gebracht ſind, iſt gleichwohl kein innerer Widerſpruch der nordiſchen Glaubenslehre, keine Spaltung religiöſer Anſichten, er zeigt nur den nothwendigen äußern Zuſammenſtoß der verſchiedenen, je unter Obhut eines dieſer Götter geſtellten Richtungen und Zuſtände des irdiſchen Daſeins. Daß dieſer äußerliche Zwieſpalt nicht in das Leben der Götter ſelbſt eingreife, iſt ſchon durch das Verhülltbleiben Odins unter Namen und Geſtalt des Fergen Harbard angedeutet. Auch iſt damit auf eine höhere [94] Ausgleichung hingewieſen, daß Harbard dem Thôr für den erlittenen Schaden Buße und Vergleich nach dem Ausſpruche von Schiedsmännern verſpricht (Harb. 40. Vgl. Æg. 12. 13) und zuletzt ſelbſt ihm den Weg angibt, auf dem er zum Erſatze gelangen kann. Odins weitſchauender Rath und Thôrs unermüdliche Thatkraft wirken am Ende doch wieder hülfreich und heilend zuſammen und in neuem Segen ergrünt das Land, das der Kriegsdämon verödet hatte.

Wenn gleich Thôrs Thätigkeit unmittelbar oder mittelbar ſtets der Erde zugewandt iſt, ſo waltet er doch ſchon urſprünglich als Donnerer in der Luft und von dieſer aus wirken ja die manigfachſten Einflüſſe freundlich oder feindlich auf alles irdiſche Leben und Wachsthum. Thôrs irdiſches Gebiet iſt, nach Obigem, Thrûdheim oder Thrûdvâng, das urbare, nahrhafte Land. Er hat aber auch einen Bau Bilſkirnir, mit Schwibbögen und mit 540 Böden, der beſparrten Häuſer gröſtes (Grimn. 24). Name und Schilderung dieſes Hauſes ſtellen auch deſſen Bedeutung heraus. Bilſkirnir, der ſich langſam Heiternde[1], iſt der Wolkenhimmel mit ſeinen Bedachungen, ſeinen zahlreichen Lagen und Schichten, die vielräumige Halle [95] des Donners. In der j. Edda (25) werden zwar Thôrs Reich Thrûdvâng und ſein Saal Bilſkirnir gleich nacheinander genannt, aber die dabei angeführte Strophe des Eddaliedes, die ſich auf letztern bezieht, iſt in dem Liede ſelbſt weit

[1] Lex. isl. bil, n. momentum, interstitium temporis v. loci; bil-giarn, cunctabundus, segnis; at skirna, clarescere.

von derjenigen getrennt, in welcher Thrudheims gedacht wird (Grimn. 4. 24), und man iſt daher um ſo mehr berechtigt, die beiden Beſitzthümer Thôrs nach ihren ſonſtigen Merkmalen auch den Gebieten verſchiedener Elemente, in denen er gewaltig iſt, anzueignen. Sie können gleichwohl in einer Geſammtanſchauung aufgefaßt werden: über dem weiten Ackerlande der hochaufgeſchichtete Wolkenbau.

Sowie nun Thôr bisher mit gefügigen oder widerſtrebenden Erdſtoffen und Erdkräften zu ſchaffen hatte, ſo verkehrt er in weiteren Sagen mit den verſchiedenen Stimmungen der Luft, mit Wind und Wetter in ihrem Ungeſtüm und ihrer Milde, je nach der wechſelnden Jahreszeit. In dieſer Reihe gebührt der Vortritt demjenigen Mythus, in welchem Thôr durchweg als Hauptperſon handelt und mit Luftweſen beider Art, der milden und der gewaltſamen, in Berührung kommt.

9. Thrym.

Eddalied von Thrym (Sæm. Edd. 70 bis 74):

Zornig iſt Vingthôr, als er aufwacht und ſeinen Hammer vermiſst, er ſchüttelt den Bart,[96] bewegt das Vorderhaupt und taſtet umher. Zuerſt ſagt er Loki, daß ihm der Hammer geſtohlen ſei. Sie gehen zu Freyjas ſchönen Gehegen und Thôr befragt dieſelbe, ob ſie ihm ihr Federgewand leihen wolle, damit nach dem Hammer geſucht werde. Freyja ſagt, ſie würd' es geben, wär' es auch von Gold oder Silber. Loki fliegt hin mit dem tönenden Gefieder, bis er hinauskommt vor der Âſen Gebiet und hinein in das der Jötune. Hier ſitzt Thrym auf dem Hügel, der Thurſe Herr, ſeinen Hunden Goldbänder windend und ſeinen Roſſen die Mähnen ſchlichtend. Er fragt, wie es bei Âſen und Âlfen ſtehe und warum Loki allein nach Jötunheim gekommen. „Übel ſteht es bei Âſen, übel bei Âlfen, antwortet Loki; haſt du Hlôrridis Hammer verſteckt?“ „Ich habe Hlôrridis Hammer verſteckt, acht Raſten unter der Erde, ihn holt Niemand wieder, er bringe mir denn Freyja zum Weibe.“ Mit dieſem Beſcheide fliegt Loki zu Thôr zurück und ſie gehen abermals zu der ſchönen Freyja; ſie ſoll ſich mit dem Brautlein binden, um nach Jötunheim geführt zu werden. Da ſchnaubt Freyja vor Zorn, all der Âſenſaal erbebt unter ihr und der große Briſingſchmuck ſpringt; die Mannlüſternſte will ſie heißen, wenn ſie mit nach Jötunheim fahre. Âſen und Âſinnen verſammeln [97] ſich und berathen, wie ſie den Hammer wieder erlangen. Heimdall, der Âſen lichteſter, vorwiſſend wie die Vanen, räth an, den Thôr als Braut zu kleiden und zu ſchmücken. Da ſpricht Thôr: „Mich werden die Âſen einen Weibiſchen nennen, wenn ich mich mit dem Bräutlein binden laſſe.“ Aber Loki erwidert: „Bald werden Jötune Ásgard bewohnen, wenn du nicht den Hammer dir wieder holſt.“ Da binden ſie Thôr mit dem großen Briſingſchmucke, laſſen Schlüſſel an ihm herabfallen und Frauengewand ſein Knie umwallen; auf der Bruſt hat er edle Steine und das Haupt zierlich umgipfelt. Loki ſchließt ſich als Dienerin ihm an. Die Böcke, eilig heimgetrieben und an die Deichſel geſpannt, müſſen weidlich rennen; Felſen brechen, die Erde brennt und flammt, Odins Sohn fährt nach Jötunheim. Da heißt Thrym die Jötune aufſtehn, die Bank beſpreiten und Freyja ihm zum Weibe bringen, Niörds Tochter aus Nóatûn. Goldgehörnte Kühe, ſchwarze Ochſen wandeln hier, dem Jötun zur Kurzweil, dem Hofe zu, Kleinode und Halsgeſchmeide hat er in Menge, Freyja allein fehlt ihm. Am Abend zeitig kommen die Gäſte an und es wird Bier herbeigetragen; die Braut allein ißt einen Ochſen, acht Lachſe, alle Leckerſtücke, die den Frauen gebühren, drei Tonnen Meets trinkt ſie. Nie ſah Thrym [98] eine Braut breiter beißen, noch ein Mägdlein mehr Meet austrinken. Die ſchlaue Dienerin aber ſpricht: „Nichts aß Freyja ſeit acht Nächten, ſo ſehnſüchtig war ſie nach Jötunheim.“ Thrym beugt ſich unter den Lein, lüſtern ſie zu küſſen, aber zurück ſpringt er den ganzen Saal entlang, ſo furchtbar ſind Freyjas Augen, aus denen Feuer zu brennen ſcheint. Da ſagt wieder die ſchlaue Dienerin: „Nicht ſchlief Freyja ſeit acht Nächten, ſo ſehnſüchtig war ſie nach Jötunheim.“ Herein kommt die arme Jötunenſchweſter und verlangt Goldringe von Freyjas Händen zum Brautgelde. Da heißt Thrym den Hammer Miölnir hereinbringen, auf der Jungfrau Kniee legen und ſo die Brautleute zuſammenweihen. Hlôrridi lacht das Herz in der Bruſt, als er den Hammer erkennt; zuerſt erſchlägt er den Thurſenherrn Thrym, alles Geſchlecht des Jötuns zerſchmettert er, die alte Rieſenſchweſter erhält Hammerſchall für Schillinge. So kam Odins Sohn wieder zum Hammer.

Freyja, die mit dieſer Fabel in den Thôrsmythus eintritt, iſt vom Stamme der Vanen und heißt darum auch Vanengöttin (Vanagod; Vanadîs, Sn. Edd. 119). Die Vanen bezeichnet der Name ſchon als dem Leeren, Stoffloſen angehörig [1]. Ihr Gebiet [99] heißt Vanenheim (Valſpr. 39: î Vanaheimi); von da kam Niörd, der Vater der Vanengötter, zu den Aſen und befindet ſich ſeitdem mit ſeinen Kindern Frey (Freyr) und Freyja in der Geſellſchaft Jener. Die zwei letztern Namen beſagen Herr und Frau und noch weiter hinauf die Frohen,

---

[1] Vgl. Lex. myth. 538. D. Gramm. II, 655. Beneckes Wörterb. z. Wigal. 738 f.

Freundlichen [1]. Dieſes Geſchlechtes milde Herrſchaft beſteht nun darin, daß von ihm alle Annehmlichkeiten und Segnungen der heiteren und gelinden Luft, der fruchtbaren Witterung ausgehen. Im Beſonderen waltet Niörd in Nóatún, der Schiffſtätte [2], Strandgegend, vorzüglich über dem für Schifffahrt und Fiſchfang günſtigen Wind und Wetter, Frey über der den Feldgewächſen gedeihlichen Witterung, während in Freyja Glanz und Wärme des reinen, wolkenloſen Himmels der ſchönen Jahreszeit zur perſönlichen Erſcheinung kommt. Als Luftgöttin hat ſie ein Fluggewand, nach der j. Edda eine Falkenhaut (Sn. Edd. 81), und auch in ihrem heftigen Aufbrauſen äußert ſich ihr erregbares Element. Ihre Wohnſtätte iſt Fölkvâng (Fólkvângr), Volkfeld, eben das Luftgebiet, die große Almende, die für alles Volk Raum hat, und in gleichem Sinne [100] wird ihr großer und ſchöner Saal Seſſrymnir, der Sitzräumige, genannt (Sn. Edd. 28. Lex. myth. 75. D. Myth. 194); täglich erkieſt ſie ſich die Hälfte der Gefallenen, die andere Hälfte hat Odin (Grimn. 14), zu Dieſem fahren die Seelen, die Leiber gehen mit dem Rauche des Scheiterhaufens in die Luft auf. Ihre Thränen, der Thau, ſind lichtes Gold und ſie heißt davon die thränenſchöne Göttin (Sn. Edd. 119). Unter ihrem leuchtenden Halsgeſchmeide, dem Briſingſchmucke (Brîsînga-men), iſt vermuthlich der klare Venusſtern, Morgen- und Abendſtern zugleich, verſtanden, denn um ihn ſtritten ſich einſt, in Geſtalt von Seehunden, Heimdall und Loki, der Frühe und der Späte, bis Erſterer das Kleinod zurückerlangte, welches Loki unter Meeresklippen verſteckt hatte (Sn. Edd. 104 f. 106). Die wohlthätige Natur dieſes Vanenſtammes hat ihm ein Recht auf die Gemeinſchaft der Aſen gegeben. Aber im Gegenſatze zu den Vanengöttern und doch zugleich, vermöge des gemeinſamen Elements, im Bande der Verwandtſchaft mit ihnen ſteht ein Geſchlecht wilder, winterlicher Thurſe, die, zum Unterſchiede der bisher aufgetretenen Steinjötune, als Sturmrieſen bezeichnet werden können. Ihr Gebiet heißt Thrymheim (þrymheimr, Grimn. 11) und die Erklärung dieſes Wortes fällt zuſammen mit derjenigen des Jötunnamens Thrym im vorliegenden Liede.

---

[1] D. Gramm. III, 335. D. Myth. 135 bis 137. 189 bis 192. Lex. isl. „hûs-freya, mater familias;“ vgl. Fornald. S. II, 388.

[2] Finn Magnusen, den ældre Edda (Kjöbhv. 1821 bis 23). I, 238. II, 124. Sn. Edd. 219 hat unter den Benennungen des Schiffes: nór.

[101] Thrym (þrymr) bedeutet Getös, der Thurſenfürſt dieſes Namens iſt Gebieter der toſenden Winterſtürme. Der Weg nach Thrymheim, das zwar in dieſem Liede nicht genannt wird, geht in das Gebirge (Sn. Edd. 27. 28). Auf der rauhen, windumbrausten Gebirgshöhe kann auch wohl Thryms Herrſcherſitz, die Heimath der Stürme gedacht werden, die hier nur den allgemeineren Namen Jötunheim trägt [1]. Aber Loki kommt fliegend dahin, auf dem Luftwege, und als Thôr ebendahin fährt, brechen die Felſen. Thrym ſitzt auf dem Hügel, hier dem Kulme des Gebirgs; die Hunde, denen er Goldbänder ſchnürt, und die Roſſe, denen er die Mähnen ſchlichtet, ſind ſeine wilde Sturmjagd; als wiehernde Roſſe werden auch im Verfolge dieſer Mythen die Winde ſich darſtellen. Die goldhornigen Kühe und die ſchwarzen Ochſen, an denen Thrym ſich vergnügt, ſind die finſtern, lichtgeſäumten Sturmgewölke; auch der Rieſe Snio war ein Wolkenhirte. Aber jetzt iſt Thrym daheim, ſitzt auf dem Hügel, wie auch ſonſt die Fürſten in ihrem Heimweſen gefunden werden [2], er legt ſeinen Hunden Bänder an und bringt den Roſſen die verwehte Mähne wieder zurecht, ſeine Heerde kehrt zum [102] Hofe. Dieß entſpricht ganz der Jahreszeit, in welche die Handlung des Liedes fällt. Der Thurſenfürſt hat dem ſchlafenden Thôr den Hammer geſtohlen; die Entwaffnung des ermatteten Donnergottes iſt das Werk eines Winterrieſen. Acht Raſten tief unter der Erde hat Thrym den Hammer verborgen: damit können acht Monate gemeint ſein, während welcher kein Donner zu verlauten pflegt [3]. Doch jetzt iſt die Zeit herangekommen, wo Thôr zürnend erwacht und nach ſeiner Waffe ſucht; es iſt dieſelbe Zeit, um welche Thryms wilde Jagd [4] und Wolkenheerde heimkehren. Jetzt wird Freyja ſichtbar, der milde,

---

[1] Im däniſchen Volksliede, wovon nachher, iſt es Norden-Fjeld, Nordgebirg.

[2] Fornald. S. II. 66. III, 39. Fornm. S. II, 58. Vgl. Vep. 34. Skirn. 11.

[3] Mone, Geſch. d. Heidenth. im nördl. Europa 1, 406. Vgl. D. Myth. 123 f.

[4] In den Volksſagen vom wilden Jäger und wütenden Heere, die auch in Dänemark und Schweden im Umlaufe ſind, haben ſich zwei ganz verſchiedene Beſtandtheile vermiſcht, welche füglich mittelſt jener beiden Namen wieder ausgeſondert werden können, der Naturmythus von des Sturmrieſen, Thurſes, wilder Jagd (ſchweiz. Dürſtengejäg) und der odiniſche von der Ausfahrt der Valkyrien und Einherien, von Wuotes Heer und dem Reiten der Todten.

klare Frühlingshimmel; darum iſt dieſe Göttin in Theilnahme gezogen. Götter- und Menſchenwelt iſt, nach einem durchgehenden Zuge der nordiſchen Fabel, von den Jötunen auf zweifache Weiſe gefährdet, mit den männlichen Götterweſen liegen ſie im Kampfe, den ſchönen, weiblichen trachten ſie nach, um dieſelben nach Jötunheim hinwegzuführen. Hier nun will Thrym den Hammer [103] Thôrs nur unter der Bedingung zurückgeben, daß ihm die ſchöne Freyja zum Weibe werde. Bei dieſer Unterhandlung ſind wieder die zwei Entgegengeſetzten Loki und Heimdall thätig. Loki vermittelt überall den Verkehr der Äſen mit den Jötunen, hier jedoch, im Zuſammentreffen Lokis mit Heimdall, des Niedergangs mit dem Aufgang, iſt noch beſonders die Zeit angedeutet, in welcher Tag und Nacht ſich die Waage halten. Loki, der finſtern Jötunenwelt zugeneigt, bringt die harte Bedingung, daß Freyja hingegeben werden müſſe, Heimdall, der Pförtner des Lichtreichs, gibt den Rath, wie ſie zu behalten und doch der Hammer zu gewinnen ſei. Thôr ſelbſt fährt nach Jötunheim, als Freyja verkleidet, die Sommerkraft noch in Frühlingsheitre gehüllt. Doch ſchon verkündet ſich, beim Brautmahle, ſeine verzehrende Gewalt auf gleiche Weiſe, wie an Ûtgardslokis Hofe Logi, das Wildfeuer, den Wettſtreit beſtand (vgl. auch Hým. 14 bis 16); aus ſeinen Augen ſprüht erſchreckende Glut, und als ihm der Hammer zur Vermählungsweihe auf den Schoß gelegt iſt, da fährt plötzlich der zerſchmetternde Streich hernieder, ein Wetterſtral aus blauem Himmel. Die arme oder armſelige[1], nach Freyjas Gaben gierige Rieſenſchweſter iſt wohl die Armuth, Nothdurft des Winters; etwa die unter mehrern von Thôr erſchlagenen Rieſenweibern in einem Skaldenliede (Sn. Edd. 103) genannte Bûſeyra, wörtlich: [104] Hefe des Haushalts[2]. „Hunger und Hefe" (sultr og seyra, Lex. isl. II, 240[3]) beſagt im Isländiſchen ſprichwörtlich den Mangel der täglichen Nahrung. Thôr erſchlägt Bûſeyra, er macht der Winternoth ein Ende.

Das Lied von der Wiedererlangung des Hammers (Hamars-heimt, Sæm. Edd. 70), von der neuerwachten und zum Sieg erſtarkten

---

[1] [Vgl. Sæm. Edd. 24. 30. Fornald. S. II, 168. 508. Jómsvik. S. C. 44 (Fornm. S. XI, 141): „manna armastr."]

[2] Lex. isl. bû, n. res familiaris, rusticatus; seyra, fæculentia, fex. Lex. myth. 636.

[3] [Yngl. S. C. 18. Þidr. S. ed. Unger S. 146 oben.]

Sommerkraft, iſt vor allen andern Eddaliedern durch lebendige Bewegung, durch vollendetes Verſchmelzen des Gedankens mit der freien, poetiſchen Geſtaltung, ausgezeichnet. Daher iſt auch gerade bei dieſem Liede weniger erforderlich und ausführbar, die Allegorie bis in das Einzelnſte nachzuweiſen oder genau zu unterſcheiden, was dem unmittelbaren Ausdrucke der Idee, was einer unabhängigern Darſtellung der menſchlichen Verhältniſſe, die jener zur Einkleidung dienen, hier z. B. der Hochzeitgebräuche, angehöre. Das poetiſch ſelbſtändige Leben, vermöge deſſen dieſes Lied, abgeſehen von ſeiner mythologiſchen Bedeutung, als vergnügliches Märchen wirken kann, hat ſich dadurch bewährt, daß der Inhalt deſſelben, wenn auch im Einzelnen entſtellt und im Tone herabgeſtimmt, doch den Hauptzügen nach unverſehrt, in den ſpäteren Mundarten des Nordens, ſchwediſch, däniſch und norwegiſch, als gereimtes Volkslied, fortbeſtand [1].

## [105] 10. Svadilfari.

Woher Odins Roſs Sleipnir ſtamme, erzählt die j. Edda alſo (Sn. Edd. 45 bis 47):

Frühe beim erſten Bau der Götter, nachdem ſie Midgard geſetzt und Valhöll gemacht, kommt ein Meiſter dahin und erbietet ſich, ihnen in drei Halbjahren eine Burg zu bauen, welche vor Berg- und Eisrieſen ſicher ſei, wenn auch ſolche innerhalb Midgards hereinkommen. Zum Lohne bedingt er ſich den Beſitz Freyjas nebſt Sonne und Mond. Die Äſen berathen ſich und ſichern ihm das Verlangte zu, wenn er die Burg in Einem Winter fertig bringe; wenn aber am erſten Sommertage noch irgend etwas an der Burg fehle, ſo ſoll' er um den Lohn ſein, auch dürf' er ſich Niemand zum Werke helfen laſſen. Der Meiſter verlangt jedoch, daß ſie ihm geſtatten, ſein Pferd Svadilfari zu Hülfe zu nehmen, und nach Lokis Rathe wird ihm Dieſes bewilligt. Am erſten Wintertage beginnt er den Bau, aber die Nacht über läßt er das Pferd Steine herbeiziehen. Die Äſen ſind erſtaunt, wie große Felſen dieſes Pferd zieht; daſſelbe arbeitet nochmal ſoviel als der Meiſter. Der Vertrag iſt durch Zeugen [106] und Eide befeſtigt, denn ohne ſolchen Frieden hätten die Jötune ſich nicht ſicher bei den Âſen geglaubt, wenn Thôr heimkäme, der damals nach Oſten gezogen, Unholde zu ſchlagen. Als nun der Winter zur Neige geht, wird der Bau der Burg ſehr beſchleunigt und dieſe iſt ſo hoch und ſtark, daß ihr kein Angriff ſchaden kann. Noch ſind es drei Tage zum Sommer, als das Werk faſt bis zum Burgthore vorgerückt iſt. Da ſetzen ſich die Götter auf ihre Gerichtſtühle und befragen einander, wer dazu gerathen habe, Freyja nach Jötunheim zu vergeben und Luft und Himmel ſo zu verderben, daß Sonne und Mond davon weggenommen und den Jötunen gegeben werden ſollten. Alle kommen überein, daß Der es gethan, der auch ſonſt zum Übeln rathe, Loki, Laufeys Sohn. Sie drohen ihm den Tod, wenn er nicht Rath finde, den Meiſter um den Lohn zu bringen. Als nun Loki bange wird, ſchwört er Eide, um jeden Preis es ſo anzurichten, daß Jener um den Lohn komme. Denſelben Abend, als der Meiſter mit dem Pferde Svadilfari nach Steinen ausfährt, läuft aus dem Wald eine Stute und wiehert daſſelbe an. Da wird Svadilfari raſend, reißt die Stricke entzwei und jagt der Stute nach. Dieſe läuft voran zum Walde, der Meiſter aber nach, um ſein Pferd zu fangen. Die beiden Roſſe [107] rennen die ganze Nacht umher, auch der Meiſter verweilt ſich ſolang und am Tage wird dann nicht wie ſonſt gearbeitet. Der Meiſter ſieht nun, daß das Werk nicht zum Ende kommen werde, da geräth er in Jötunzorn. Als die Âſen dadurch gewiſs werden, daß ein Bergrieſe dahin gekommen, da wird der Eide nicht gedacht und ſie rufen zu Thôr. Gleichbald erſcheint Dieſer, ſchwingt den Hammer Miölnir und zahlt den Arbeitslohn, doch nicht mit Sonne und Mond, vielmehr verſagt er dem Meiſter auch das Wohnen in Jötunheim. Der erſte Streich ſchmettert den Schädel in kleine Stücke und ſendet den Meiſter hinab unter Niflhel. Loki aber gebiert, von der Begegnung mit Svadilfari, einige Zeit nachher ein graues, achtfüßiges Füllen, und iſt dieß der Pferde beſtes bei Göttern und Menſchen.

---

[1] Schwediſch in Iduna VIII, 122 bis 127 (Stockh. 1820) und in Arwidsson's Svenska Fornsånger (Stockh. 1834) I, 3 bis 6. Däniſch in Nyerups Udvalg af danske Viser (Kjöbh. 1821) II, 188 bis 193. Ebd. II, 226 die erſte Str. des norwegiſchen Liedes.

Die Erzählung knüpft hier zwei Strophen aus Völuſpâ des Inhalts an:

Da giengen alle Götter zu den Rathſtühlen und beriethen, wer die ganze Luft mit Verderben gemiſcht oder dem Geſchlechte des Jötuns Freyja gegeben habe. Thôr allein ſchwoll dort von Zorne, nicht bleibt er ſitzen, wenn er Solches erfährt. Eide wurden gebrochen, Wort' und Schwüre, alle kräftige Beredungen, die unter ihnen geſchehen (Vsp. 29. 30. Vgl. Sn. Edd. 47).

[108] Auch das Eddalied von Hyndla erwähnt, daß Loki den Sleipnir mit Svaldilfari erzeugt habe (Hyndl. 37).

Die angeführten Strophen der Völuſpâ, die überhaupt nur in größeren Zügen den Bau und die Schickſale der Welt vorüberführt, laſſen nicht erkennen, wie weit der ihnen zu Grunde gelegene Mythus mit der Erzählung der j. Edda auch im Einzelnen übereingeſtimmt. Beide Darſtellungen verſetzen übrigens den Vorgang in die Zeit der früheſten Welteinrichtung. Es iſt die erſte und hauptſächlichſte Scheidung des Jahres in Sommer und Winter. Dieſem, der als Jötun eingeführt iſt, wird von Seite der Aſen ſeine Grenze geſteckt, und zwar, da zwiſchen Weſen ſo entgegengeſetzter Art Verträge keine Gewähr haben, ſchließlich doch nur durch gewaltſame Bekämpfung. Wie bei den meiſten dieſer Naturmythen waltet aber auch hier die Vorſtellung, daß dieſelbe vorbildliche Handlung in jedem Jahre ſich erneue.

Der ungenannte Baumeiſter aus Jötunheim iſt unverkennbar ein Winterrieſe; ſeine Arbeit beginnt mit dem erſten Wintertage und ſoll bis zum erſten Sommertage vollendet ſein. Der Winter (Vetr) ſelbſt wird im Liede von Vafthrüdnir perſonificiert und ſein Vater wird Vindſval (Vindsvalr), Windkühl, genannt, welchen die j. Edda zu den Jötunen zählt (Vafþr. 27. Sn. Edd. 23. 127. 210). Wie der [109] Thurſenfürſt Thrym, ſo bedingt nun auch der jötuniſche Baumeiſter ſich die ſchöne Freyja; tritt an ihre Stelle der trübe Winterhimmel, ſo ſind damit auch Sonne und Mond hingenommen. Eine der Benennungen des Windes im Liede von Alvis iſt: Wieherer (Alv. 21); von Thryms Roſſen war gleichfalls ſchon die Rede. So erſcheint denn auch das Pferd Svadilfari, Eisfahrer [1], als der Winterwind, der in der kalten Nacht mit den ungeheuern Steinen, den Eis- und Schneemaſſen, zum Bau des Winterrieſen heranfährt. Dieſer Bau ſoll den Bergrieſen und Reifthurſen (bergrisum oc hrimþursum) ſelbſt als Bollwerk entgegenſtehen, er bedeutet die feſte, ſchützende Eis- und Schneedecke, unter der die Erde vor den ſchädlichen Wirkungen des Winterfroſtes ſelbſt geborgen iſt. Doch darf der mächtige Bau nicht vollendet, nicht mit dem Burgthor auf immer abgeſchloſſen werden. Die Götter zwingen Loki, der auch hier den verderblichen Rath gab, Abhülfe zu ſchaffen. Loki hat zur Hingabe Freyjas ſammt Sonne und Mond an den Winterrieſen gerathen, wie er auch im Thrymsliede das Begehren des Jötuns ausrichtet, er iſt ja die Neige des Sommers, die Abnahme [110] des

---

[1] Vgl. Lex. myth. 439**. Lex. isl. „svadi, m. (ſ. auch oben S. 16, Anm. 1) svadill, m. lubricitas, glacies lubrica.“ (Iſt svell, n. glacies, contr. aus svadhill?) Die Hdſ. wechſeln mit -fari, -fori, -feri; tranſitiv wäre -færi.

Lichtes. Jetzt aber, um nothgedrungen dem Bau des Winters ein Ziel zu ſetzen, verwandelt er ſich in eine Stute, auch er wirkt in der Eigenſchaft des Windes; iſt der eisthürmende Svadilfari Oſt oder Nordoſt, ſo kommt nun der abendliche Loki, auch hier der Endiger, als Gegenwind, als thauender Weſt oder Südweſt. Wie die wiehernden Pferde die Nacht hindurch im Wald umherrennen und der Meiſter vergeblich dem ſeinigen nachläuft, das iſt der Wandel und Wechſel der Winde bei einbrechendem Thauwetter. An ſeinem Jötunzorne über die vergebliche Arbeit erkennen die Götter, daß Derjenige, der ihnen zuerſt ein nützlicher Werkmeiſter gegen die Eisthurſe geſchienen, ſelbſt ein Rieſe des rauhen Felsgebirgs (bergrisi) ſei, und wie ſie ſich in ihm getäuſcht, ſo achten ſie nun auch ihrerſeits des beſchworenen Friedens nicht und rufen zu Thôr, der, als Sommergott, während der Arbeit des Winterrieſen abweſend war. Wie immer auf ſolchen Ruf fährt Thôr plötzlich herab, zerſchmettert mit dem erſten Hammerſchlage des Jötuns Haupt und ſchickt ihn nieder unter Niflhel, in die tiefſte, licht- und wärmeloſe Unterwelt; der Thauwind brach den Eisbau, der erſte Donner vernichtet gründlich die Gewalt des Winters [1].

[111] Die Entſtehung des Roſſes Sleipnir gehört zwar nicht zum Hauptbeſtande des Mythus, wie denn auch in Völuſpâ davon nichts erwähnt iſt, aber ſie knüpft ſich paſſend demſelben an und ſtimmt nicht minder zu dem Weſen dieſes Roſſes und ſeines Beſitzers. Sleipnir, der Gleitende [2], der ſeinen Herrn ebenſowohl hoch durch die Lüfte als tief zu Niflhel hinunter (Vegt. 6) trägt, von zwei entgegengeſetzten Winden [3] erzeugt, ebendarum wohl auch achtfüßig, die ganze Windroſe in ſich ſchließend (Lex. mvth. 439), von grauer Farbe, als der unſcheinbarſten, der Unſichtbarkeit am nächſten kommenden, wie auch Odin ſelbſt in grauem Mantel zu den Menſchen kommt, dieſes trefflichſte der Pferde (Grimn. 44), bedeutet die nach jeder Richtung ſchnellbereite Gegenwart Odins, des Geiſtes, der mit allen Winden fährt.

Eine Volksſage aus Norrland [4] zeigt den rieſenhaften Baumeiſter legendenartig umgeſtaltet. Ein Tröll verpflichtet ſich dem heiligen Olaf, den Bau einer Kirche von wunderbarer Größe, Pfeiler und Zierathe außen und innen von hartem Flinsſtein, auf beſtimmte Zeit allein zu vollenden, bedingt ſich aber zum Lohne Sonne und Mond oder den heiligen Olaf [112] ſelbſt. Schon iſt das Werk fertig und ſelbſt die Spitze aufgeſetzt, als der Rieſe bei Nennung ſeines Namens mit ſchrecklichem Krach vom Dachkamme ſtürzt und in viele Stücke zerſpringt, die lauter Flinsſteine ſind. In dieſen Flinsſteinen am Kirchenbau und vom zerkrachenden Rieſenleibe ſind noch wohl die Eiskryſtalle zu erkennen. Der Name des Werkmeiſters, der im Mythus ganz verſchwiegen bleibt, wird hier am Ende ausgeſprochen: Wind und Wetter, nach Andern: Bläſter, Blaſer, und es iſt damit für obige Deutung auch der beſtätigende Ausdruck gefunden [1].

---

[1] Vgl. Mone, a. a. O. I, 378 ff. Lex. myth. 439 f.

[2] Lex. isl. sleipr, lubricus; sleipa, f. lubricitas. Über die Verbalbildungen mit -n ſ. D. Gramm. II, 170. [Fornald. S. I, 486: lida lönd yfir.]

[3] [Vgl. Hagens Minneſ. II, 13b eb. III, 182b, 91]

[4] Iduna, H. III. 3:e Aufl. Stockh. 1824. S. 60 f. D. Myth. 317 [514] f.

Nach der Saga von Olaf Tryggv. S. (Fornm. S. II, 225 bis 228) war auf Island in einem harten Winter und bei eingetretener Hungersnoth von einer Bezirksverſammlung beſchloſſen worden, die alten und gebrechlichen Leute, die ihren Unterhalt nicht erwerben könnten, auszutreiben; der Häuptling Arnòr aber lud zu einer neuen Zuſammenkunft, auf der er die Zurücknahme des grauſamen Beſchluſſes und die Annahme menſchenfreundlicher Vorſchläge zur Ernährung aller Bedürftigen auswirkte; bereits dem Chriſtenglauben zugeneigt, verwies er dabei auf den Gott, [113] der die Sonne geſchaffen, um die Welt zu erhellen und zu wärmen, und der an ihnen ſeine Macht und ſein Erbarmen ſo bewähren möge, daß ſie hinfort an ihn glauben. Nun heißt es weiter: „Damals waren Kälte und Froſt ſtrenger, als lange Zeit vorher, und die grimmigſten Nordwinde, mit Eis und der härteſten Schneerinde (svelli ok hinu hardazta hiarni) war die ganze Erde übergoſſen, ſo daß ſie nirgends vorſtand; aber in der Nacht nach dieſer Zuſammenkunft wechſelte durch göttliche Fürſorge die Beſchaffenheit der Luft ſo ſchnell, daß am nächſten Morgen aller Grimm des Froſtes vorbei und ſtatt deſſen lauer Südwind und das beſte Thauwetter gekommen war; von da an war milde Witterung und freundliche, eisſchmelzende Sonne, die Erde kam Tag für Tag mehr hervor, ſo daß in Kurzem der ganze Viehſtand Gras genug von ihr zur Nahrung erhielt; da freuten ſich Alle und waren ſehr vergnügt, daß ſie Arnórs Mitleidsrathe gehorcht hatten, und empfiengen alsbald ſo reichliche Wohlthat göttlicher Gabe. Darum traten auch alle Dingmänner Arnórs ſchnell und gerne mit ihrem Häuptling unter das heilige Gebot des wahren Glaubens, der ihnen bald nachher verkündet wurde, denn nach Verlauf weniger Winter war das Chriſtenthum über ganz Jsland durch Geſetz angenommen.“ Jn dieſer einfachen Erzählung iſt ohne Bild der Hauptinhalt des vorſtehenden Mythus [114] dargelegt: auch ſie zeugt von dem Eindrucke des wunderähnlichen Wechſels in der Natur auf die Gemüther, aber die Gnade des Chriſtengottes wirkt hier, was in heidniſcher Vorſtellung der um Hülfe angerufene Thór vollbringt.

---

[1] In einer ähnlichen Sage aus Norwegen heißt der Rieſe Skalle (Lex. myth. 79 f. Faye 114); unter den Jötunnamen in Sn. Edd. 210 a finden ſich Vindr und Skalli, der Kahle, paſſend für einen Eisrieſen, wie ein dritter Name, der dem norrländiſchen Tröll gegeben wird, Slätt, der Glatte.

11. Thiaſſi.

Die j. Edda gibt folgende Sage (Sn. Edd. 80 bis 82):

Die drei Áſen Odin, Loki und Hänir ziehen durch Gebirg und Einöden, wo es übel mit dem Eſſen ſteht. Als ſie aber in ein Thal herab kommen, ſehen ſie einen Trupp Ochſen, nehmen einen davon und wollen ihn ſieden. Zweimal decken ſie vergeblich auf, um nachzuſehen, ob er geſotten ſei. Während ſie nun ſich berathen, woher das kommen möge, hören ſie in der Eiche über ſich ſprechen, daß Der, welcher dort ſitze, das Sieden verhindre. Sie ſehen hin und es ſitzt ein großer Adler dort. Derſelbe ſagt weiter: „Wollet ihr mir meine Sättigung von dem Ochſen geben, ſo wird es ſieden.“ Sie bewilligen es, da läßt er ſich vom Baume nieder, ſetzt ſich zum Sude und nimmt ſogleich vorweg die zwei Lenden des Ochſen nebſt beiden Bugen. Loki, zornig hierüber, greift nach einer großen Stange und ſtößt ſie mit aller Macht dem Adler in den Leib. Der Adler ſchwingt ſich auf, während die Stange an ſeinem Körper feſt iſt, am andern Ende derſelben haften Lokis Hände. [115] Er fliegt nah am Boden, ſo daß Loki mit den Füßen Geſtein und Gehölze ſtreift, die Arme aber, glaubt er, werden ihm aus den Achſeln reißen. Flehentlich ruft er den Adler um Frieden an, doch Dieſer will ihn nicht loslaſſen, er ſchwöre denn, Jdun mit ihren Äpfeln aus Ásgard herauszubringen. Als Loki Dieſes zuſagt, wird er los und kommt wieder zu ſeinen Genoſſen. Zur verabredeten Zeit lockt er Jdun aus Ásgard in einen Wald, indem er vorgibt, daß er Äpfel gefunden habe, die ihr wahre Kleinode dünken werden; auch bittet er ſie, ihre Äpfel mitzunehmen und mit jenen zuſammenzuhalten. Dorthin kommt nun der Jötun

Thiaſſi in Adlerhaut, ergreift Idun und fliegt mit ihr in ſein Heimweſen. Die Âſen aber befinden ſich übel bei Iduns Verſchwinden, ſie werden ſchnell grauhaarig und alt. Da halten ſie Verſammlung und befragen einander um Idun; was man zuletzt von ihr geſehen, iſt, daß ſie mit Loki aus Âsgard gieng. Loki wird ergriffen und herbeigeführt; man droht ihm mit Tod oder Peinigung. Erſchreckt hiedurch, verſpricht er, Idun in Jötunheim aufzuſuchen, wenn Freyja ihm ihre Falkenhaut leihen wolle. Mit ſolcher fliegt er nordwärts nach Jötunheim zu Thiaſſi. Der Jötun iſt auf die See gerudert, Idun iſt allein daheim. Loki verwandelt ſie in eine Nuß, [116] die er in ſeinen Klauen hält und eiligſt davonfliegt. Als nun Thiaſſi heimkommt und Idun vermiſst, nimmt er die Adlerhaut und verfolgt Loki. Die Âſen ſehen den Falken mit der Nuß und den Adler heranfliegen, da gehen ſie hinaus unter Âsgard und häufen Spähne. Kaum hat ſich der Falke innerhalb der Burgmauer niedergelaſſen, ſo werfen ſie Feuer in die Spähne, der Adler aber vermag ſich nicht anzuhalten, das Feuer ſchlägt ihm ins Gefieder und macht ſeinem Flug ein Ende. Die Âſen ſind nahe und erſchlagen den Jötun Thiaſſi innerhalb des Gatters; allbekannt iſt dieſer Todtſchlag.

Noch wird erzählt, wie Skadi, Thiaſſis Tochter, zur Buße für den Tod ihres Vaters, den Niörd zum Gemahl erhält, auch wie Odin zur Überbuße Thiaſſis Augen an den Himmel wirft und daraus zwei Sterne macht.

Nach dieſer Darſtellung in der j. Edda würde Thôr mit Thiaſſi und Idun in keiner Beziehung ſtehen. Anders verhält es ſich nach dem Harbardsliede. In dieſem ſagt Thôr: „Ich erſchlug Thiaſſi den übermüthigen Jötun, auf warf ich ſeine Augen[1] an den heitern Himmel; ſie ſind die gröſten Wahrzeichen meiner Thaten, die ſeitdem allen Menſchen ſichtbar ſind (Harb. 19).“ Im Eddaliede von Ägir rühmt ſich Loki, der Erſte und Hitzigſte zur Tödtung [117] geweſen zu ſein, als Thiaſſi ergriffen ward (Æg. 50. 51). Das Skaldenlied Hauſtlöng (Sn. Edd. 119 bis 121), ſonſt mit obiger Erzählung der j. Edda übereinſtimmend, ſagt allgemein, daß die Götter ihre Schäfte geſchüttelt; ob Thôr dabei beſonders thätig geweſen, hängt von der zweifelhaften Erklärung der Schlußzeilen ab. Der Ehre, welche den Augen Thiaſſis widerfahren, wird hier gar nicht erwähnt.

„Der Wind, der über das Waſſer fährt, den Menſchen unſichtbar,“ kommt, nach dem Eddaliede von Vafthrudnir, von den Schwingen des Jötuns Hräſvelg (Hræsvelgr), der in Adlershaut an des Himmels Ende ſitzt (Vafþr. 36. 37). Der Name Hräſvelg, Leichenſchlund, Leichenſchlinger, iſt eine auf den Windrieſen, vielleicht den forniotiſchen Kári, übertragene Bezeichnung des Adlers [1]. Vermöge derſelben Symbolik iſt der als Adler ausfliegende Thiaſſi ein Sturmjötun: er hat die mächtige Adlerſchwinge [2], während der milden Luftgöttin Freyja das ſchwächere Falkengefieder zukommt [3]. Seine Wohnſtätte iſt, nach [118] dem Liede von Grimnir, Thrymheim (Grimn. 11; vgl. Sn. Edd. 81, Anm. 2), das toſende Sturmgebirg. In Hauſtlöng heißt er Bergwolf (fiallgyldir, Sn. Edd. 120) ꝛc.[4] Den Stamm Thiaſſis gibt die j. Edda ſo an:

---

[1] [Vgl. Grimms D. Myth. 441. RA. 707, 5.]

> Ölvaldi, ſein Vater, war ſehr reich an Golde; als Dieſer ſtarb und die drei Söhne, Thiaſſi, Idi und Gáng, das Erbe theilen ſollten, war das ihr Maß, daß Jeder ſeinen Mund voll des Goldes nahm und Alle gleich oft. Darum heißt in Runen oder in der Dichtkunſt das Gold: Maß oder Rede dieſer Jötune (Sn. Edd. 83).

[1] Hræsvelgr findet ſich nicht unter den poetiſchen Benennungen des Windes (Sn. Edd. 126), wohl aber unter den Jötunnamen (ebd. 209); bei den Bezeichnungen des Adlers (ebd. 181 ff.) iſt zwar Hræsvelgr nicht beſonders angeführt, dagegen im Allgemeinen geſagt, daß man den Adler und den Raben bezeichne, indem man Blut oder Leichnam (hræ) ihre Nahrung nenne.

[2] [S. af Gunnlaugi Ormst. C. 2. S. 34. Vgl. oben S. 23 [16], Note 1.]

[3] Die gleiche Anſchauung iſt es, wenn in den Zweigen der Welteiche Yggdraſil, wie Thiaſſi auf der Eiche, ein Adler ſitzt und zwiſchen deſſen Augen der Habicht Vedrfolnir, Luftwelker (Sn. Edd. 19; vgl. Grimn. 32); auch in Dieſen iſt das ſtärkere und das mattere Rauſchen des Windes verbildlicht. [D. Rechtsalth. 39**. D. Mythol. 362.] Windjötune mit Adlernamen ſind auch: Egdir, der Rieſin Hirte, der auf dem Hügel ſitzt und die Harfe ſchlägt (Vsp. 34; vgl. Sn. Edd. 182); Agdi, Thryms Sohn (Fornald. S. II, 5); Örnir, der unter den Jötunnen aufgezählt (Sn. Edd. 210) und im Mühlliede (ebd. 148) mit den Brüdern Thiaſſi und Idi, ſtatt des hier fehlenden Gáng, genannt wird, zur Beſtätigung der äoliſchen Natur dieſes Geſchlechts. [Saxo VII, 124, 3. VIII, 164. Sæm. Edd. 84, 27. 8, 50. Fornald. S. II, 378.]

[4] Berg- oder Felsrieſen und Reif- oder Eisthurſe werden, beſonders als Gegner Thôrs, in der j. Edda öfters zuſammen genannt (Sn. Edd. 18. 26. 45. 65), der winterliche Baumeiſter iſt ein Bergrieſe (ebd. 47) und das Mühllied ſcheint den Steinrieſen Hrûngnir mit Thiaſſi, Idi und Örnir, die es „Bergrieſenbrüder“ nennt, in Verwandtſchaft zu bringen (ebd. 148). Überall liegt hiebei die Vorſtellung zu Grunde, daß im Gebirge die Heimath der kalten und heftigen Winde ſei.

[119] Auch dieſe Sage bewegt ſich im Reich der Winde. Ölvaldi und ſeine drei Söhne ſind die vier Hauptwinde; er ſelbſt, wörtlich: der Bier, Getränke herſchafft, iſt der Bringer des Regens, der Regenwind; ſein Gold, ſein aufgehäufter Schatz, ſind die Wolken. Nach ſeinem Abſcheiden, wann der Regenwind gewichen, fällt dieſes Erbe den übrigen Winden anheim, es wird von ihnen mit dem Munde getheilt, aufgehaucht und zerblaſen. Idi (Idi), der Geſchäftige[1], und Gâng (Gângr), Wandel, Geräuſch, ſind leicht verſtändliche Windnamen; Thiaſſi iſt dem Worte nach dunkel, ſein Weſen aber wird ſich bei näherer Betrachtung des Hauptmythus vollſtändig herausſtellen.

Als die wandernden Aſen ſich umſonſt bemühen, den Ochſen zum Sieden zu bringen[2], hören ſie in der Eiche über ſich die Stimme des Adlerrieſen: der Sturm rauſcht in den Baumzweigen. Sie erfahren, daß eben der Adler es ſei, der den Sud verhindre: der Wind verweht das Kochfeuer. So iſt auch hierin die Weiſe des Sturmdämons wohl eingehalten. Der Sinn des Streites mit dem Adler ergibt ſich jedoch nur mit der richtigen Auffaſſung des Hauptgegenſtandes dieſer Sage: Raub und Rückerlangung der Göttin Idun.

[120] Die in den älteren germaniſchen Sprachen gangbare Partikel id-, wieder[3], verbunden mit der nordiſchen Endung weiblicher Namen auf -un, unn, bildet den Eigennamen Idun (Idunn), die perſonificierte Wiederkehr, Erneuung. Jene Partikel äußert im Isländiſchen auch ſonſt die Kraft einer Wurzel, die in Ableitung und Zuſammenſetzung insbeſondre auf das Ergrünen des Feldes angewandt wird.[4] Hält

---

[1] Lex. isl. „at idia, operari. idia, f. opera. idinn, diligens, solers. idni, f. sedulitas."

[2] [Vgl. Saxo III, 165, 4.]

[3] Über die Partikel id-, re-, ſ. D. Gramm. II, 757 f. Daſelbſt namentlich: ahd. it-cruod, genimen.

[4] Lex. isl. „idiar, f. pl. viror prati. idia-grænn, viridis, floridus. ida-vollr, m. viretum." (Vsp. 59: iord idia-græna. 7. 60: á idavelli. 61: í grasi. Vgl. D. Myth. 476 [783].) [D. Gramm. II, 603 u.] Nimmt man hiezu die in Anm. 1 angeführten Wörter, dann noch weiter: „idull, continuus, frequens; idka, solere, frequentare; idkan, idkun, f. exercitium ꝛc.", ſo ergibt ſich der gemeinſame Begriff der Wiederholung, Erneuung, bald im Sinne des emſigen, beharrlich fortgeübten Wiederholens, bald in dem, hier zunächſt in Betracht kommenden, der neuen Belebung, der wiederkehrenden Friſche.

man mit dem Wortſinn in dieſer beſondern Färbung die ganze mythiſche Erſcheinung Iduns zuſammen, ſo überzeugt man ſich leicht, daß in ihr das friſche Sommergrün an Gras und Laub perſönlich geworden ſei und daß Iduns Raub durch den Jötunadler Thiaſſi die Entblätterung der Bäume und Entfärbung der Wieſen durch den rauhen Hauch der Herbſt- und Winterwinde darſtelle. Dieſe Bedeutung des Ganzen wird ſich klar machen laſſen, wenn auch einzelne Umſtände hier, wie anderwärts, unerklärt oder zweifelhaft [121] bleiben. Die drei Äſen kommen aus Gebirg und Einöde, wo es an Nahrung gebricht, in ein Thal herab, in welchem ſie einen Trupp Ochſen ſehen, deren ſie einen ſich zum Mahle beſtimmen, darüber jedoch mit Thiaſſi in Streit gerathen. Schon Dieß ſteht in Beziehung zum Mythus von Idun, in der nämlich, daß Idun über dem grünen, beweideten Thale waltet und der nährenden Heerde pflegt, der winterliche Thiaſſi aber ſolches Gedeihen räuberiſch zu ſtören ſucht. In Hauſtlöng wird Iduns Wohnung oder Gebiet Brunnacker (Brunnakr, Sn. Edd. 121) genannt, ein maleriſcher Name für eine quellenreiche Gegend mit üppigem Gras- und Baumwuchs, wie jenes Thal, in das die drei Äſen niederſtiegen. Wieder iſt es Loki, der die Sommergöttin an den Winterrieſen verräth und dann auch Abhülfe zu ſchaffen gezwungen wird, wie in der Sage von dem jötuniſchen Baumeiſter, der ſich Freyja ausbedungen. Loki übernimmt es, Idun mit ihren Äpfeln aus Äsgard zu locken und ſo dem Jötun Thiaſſi zu überliefern. In der Zeit, wann Idun Äpfel hat, wann der grüne Baum Früchte trägt, iſt ſie auch durch Loki, den Endiger des Sommers, dem Räuber Thiaſſi verfallen. Dann wird Idun aus dem Walde geraubt, dann ſtreift der Wind den Schmuck der Blätter ab. Da werden die Götter grauhaarig, alt und runzlig (hamliot, Haustl. in Sn. Edd. 121). Die Naturgötter, dem [122] Wechſel der Jahreszeiten unterworfen, müſſen freilich bei Iduns Verſchwinden Glanz und Jugendfriſche verlieren. Die Zeit des Laubfalles iſt das Altern der Natur.[1] Von den Göttern gezwungen, die Geraubte zurückzuholen, fliegt Loki nordwärts [1] nach Jötunheim mit Freyjas Falkenhaut, gerade wie damals, als er Thôrs Hammer ſuchte; er fährt aus mit der Frühlingsluft. Dort findet er Idun allein daheim, Thiaſſi iſt auf das Meer gerudert; er iſt ja der Wind, der, wie das Eddalied ſagt, über das Waſſer fährt, der [123] die See aufwühlt. In Geſtalt einer Nuß [2] wird Idun von dem Falken zurückgebracht. Die Nuß bedeutet hier allgemein den Kern, aus dem die erſtorbene Pflanzenwelt immerfort wieder aufgrünt; in enger Schale liegt die Gewähr eines neuen reichen Wachsthums, der Frühling in einer Nuß. [3] Die Götter zünden dem nacheilenden Adler ein Feuer an, das ihm die Schwingen verſengt, die Sommerglut macht dem Fluge des Winterſturmes ein Ende. Und nun fährt auch Thôr herab, der überall den Sieg des Sommers mit ſeinem Hammerſchlage beſiegelt. Thiaſſis Augen, unter die Sterne verſetzt, ſind irgend ein den Hingang des Winters anzeigendes Sternbild, wie früher Örvandils Zehe.

---

[1] Zwar ſagt Sn. Edd. 30: Idun verwahre in ihrer Büchſe die Äpfel, wovon die Götter eſſen ſollen, wenn ſie altern, dann werden ſie jung und ſo werd' es ſein bis Ragnarök; auch ſollen, ebd. 119, die Äpfel: Alterarznei der Äſen (elli-lyf Åsanna) dichteriſch genannt werden. [D. Myth. 2te Aufl. 1103 Sæm. 261. 77.] Allein in der Sage ſelbſt, ebd. 81, ſteht nichts davon, daß

Zur Probe der hier geltend gemachten Bedeutung Iduns dient ein dieſer Göttin beſonders gewidmetes Eddalied, Odins Rabenzauber (Sæm. Edd. 88 bis 92), das, bisher für eines der räthſelhafteſten gehalten,

---

vom Verluſte der Äpfel die Götter alt geworden ſeien, und es iſt an der betreffenden Stelle nur vom Wegkommen Iduns die Rede (en Æsir urdu illa vid hvarf Idunnar, oc gerduz þeir brátt hárir oc gamlir). auch wird bei ihrer Rückkehr der Äpfel weiter nicht gedacht; der Ausdruck: elli-lyf Ásanna (Ása) aber iſt dem dabei angeführten Stücke von Hauſtlöng (Sn. Edd. 121) entnommen, wo Idun die trauerſtillende Jungfrau genannt wird, die ſich auf der Aſen Alterarznei verſtehe (sorg-eyra mey, — þá er elli-lyf Ása kunni), ohne daß irgend der Äpfel erwähnt würde. [Vgl. Hrafn. 11 (Sæm. 89): veiga-seljo u. ſ. w. Sæm. 261, 77: at lyfja elli. Grimms D. Myth. 989 oben. Fornald. S. 3, 156 oben.] Iſt man daher weder durch Sage noch Lied gedrungen, den Äpfeln dieſe Wunderkraft beizumeſſen, ſo erſcheint es paſſender, die Gabe der Verjüngung bei der in ihrer Lenzesfriſche wiederkehrenden Idun ſelbſt zu ſuchen, die Äpfel aber als Wahrzeichen der Herbſtzeit zu betrachten, in welcher Idun dem Abfall oder Raube zugereift iſt.

[1] [Sn. Edd. 121 (Arnam. Kopenhagen 1848. I, 312): „sunnan."]

[2] Nach einer andern Lesart, wie es ſcheint: in Geſtalt einer Schwalbe (Edda ꝛc. op P. J. Resenii, Havn. 1665. Dæmes. LII. Vgl. Lex. myth. 199), was wohl auch auf die Wiederkunft des Frühlings Anwendung findet, aber dem Weſen Iduns nicht ſo unmittelbar entſpricht.

[3] [Vgl. Grimm, Kindermärch. III, 418, d. Zeitſchr. f. d. Alt. I, 141. Grimm, D. Myth. 1224 oben.]

hinwider durch obige Forſchung in ſeinen Hauptzügen einfach erklärt wird. Die Anlage des Liedes iſt dieſe:

Schlimme Ahnung drückt die Äſen, dunkle Vorzeichen, ſchwere Träume laſſen großes Weltunheil [124] erwarten. Idun, die neugierige Göttin, vom Geſchlecht der Älfe[1], Ivalds älterer Kinder jüngſtes, weilt in Thälern, von Yggdraſils Eſche geſunken. Übel erträgt ſie dieſes Herabkommen, unter des Laubbaumes Stamme feſtgehalten; nicht gefällt ſie ſich bei Nörvis Tochter (der Nacht), an heitrere Aufenthalte gewohnt. Die Götter ſehen ihre Trauer und Odin ſendet Heimdall mit Bragi und Loki hinab zu ihr, ſie zu befragen, was ſie von den Geſchicken der Welt wiſſe; er ſelbſt lauſcht auf Hlidſkiálf (ſeinem Hochſitze). Doch vergeblich iſt alles Befragen, ſie ſpricht kein Wort, gibt keinen Laut, Thränen rinnen, mühſam verborgen, von ihren Augen. Wie ſchlafbetäubt erſcheint den Fragenden die Harmvolle, und wie ſehr ſie drängen, wird ihnen doch keine Antwort. Da kehrt der Vormann der Sendung (Heimdall) mit Loki zurück, aber Odins Skalde (Bragi) bleibt als Hüter unten. Beim Mahle der Götter berichten Jene ihre übelausgeführte Botſchaft. Odin fordert die Äſen auf, die Nacht über auf neuen Rath zu ſinnen. Es folgt eine dichteriſche Schilderung der einbrechenden Nacht und dann der Auffahrt des Tages, deſſen Verkünder Heimdall iſt.

Das Verſchwinden Iduns, zuvor als Entführung durch den Sturmrieſen dargeſtellt, iſt in dieſem Lied [125] auf andere Weiſe ausgeführt, wodurch die im Gewächsreich haftende Natur der Göttin ſich noch mehr veranſchaulicht. Idun ſtammt hier vom Geſchlecht der Älfe, der kunſtreichen Zwerge, wie dieß der Name ihres Vaters, Ivalds, anzeigt, der doch wohl derſelbe mit jenem Zwerg Ivaldi iſt, deſſen Söhne Sifs Goldhaar ſchmiedeten. Wunderbares Erzeugnis der unterirdiſch wirkenden Zwerge, bald als Abſtammung, bald als Arbeit ausgedrückt, iſt ebenſowohl die grüne Blätterwelt, die ſich in Idun perſonificiert, als die goldenen Ähren, die in Sifs Haare verbildlicht ſind. Das jüngſte von Ivalds älteren Kindern kann Idun eben in Vergleichung mit früheren und ſpäteren Erzeugniſſen dieſer Erdkräfte heißen. Neugierig, fürwitzig (forvitin) iſt die junge, aus den Sproſſen dringende Idun, ungefähr wie Örvandil der Kecke. Darin, daß ſie von Yggdraſil herabſinkt, fallen Bild und Gegenſtand faſt gänzlich zuſammen. Das Sommergrün erſcheint hier als Laub der großen Eſche, des Sinnbilds der lebendigen Natur; wann die Erde zu grünen aufhört, dann iſt Yggdraſils Blätterfall, dann ſinkt Idun vom Laubbaume. In Thälern, im tiefen Grunde, unter dem Stamme des Baumes feſtgehalten, weil: ſie jetzt; die zuvor in Luft und Licht lebte, iſt nun von Nacht umgeben, in ſchlummerähnliche Betäubung, in dumpfe Trauer verſenkt; die ſtockende Triebkraft des Gewächſes iſt tief in die Wurzel [126] hinabgedrängt [1]. Die Wirkung, welche Iduns Fall auf die Götter ausübt, iſt ein Zuſtand banger Ahnung, daß das Leben der Welt ſich zum Ende neige; dieſes jährliche Welken der Natur iſt Vorbote der endlichen allgemeinen Auflöſung. Die Orakel ſchweigen; Odin, der vor allen über dem tieferen Leben ſeiner Schöpfung wacht, beſendet die verſunkene Idun ſelbſt, um ſie über Alter und Ende der Welt zu befragen, allein auch ſie bleibt ſtumm; wohl iſt jetzt nur in der Wurzel die Gewähr des Fortlebens zu ſuchen, aber noch gibt ſich dieſes durch kein äußeres Zeichen kund. Odins Boten ſind Heimdall, Loki und Bragi. Die beiden Erſteren bilden auch hier den ſchon bekannten Gegenſatz des Aufgangs und der Neige in gleichmäßiger Anwendung auf Tags- und Jahreszeit, auf Weltanfang und Weltende. Sie kehren unverrichteter Dinge zurück, nichts iſt zwiſchen ihnen entſchieden. Bragi, der Skalde unter den Göttern, erſcheint anderwärts als Iduns Gatte, denn im Naturgefühle des Alterthums iſt die ſchöne, grünende Jahreszeit auch die Zeit des Geſanges, des menſchlichen wie des Vogelſanges; darum bleibt Bragi jetzt auch unten bei Idun in ihrer Verbannung, der verſtummte Geſang bei der hingewelkten Sommergrüne. Die das Lied [127] ſchließende Beſchreibung der einfallenden Nacht und des aufgehenden Tages gibt denſelben Gegenſatz wie zwiſchen Loki und Heimdall, welch Letzterer ſelbſt am Ende ſieghaft heraufſteigt und ſo die Hoffnung erglänzen läßt, daß auch Idun wiederkehren werde.

---

[1] [Vgl. D. Myth. 2te Aufl. 3[illegible].]

Wenn nun gleich dieſes Mythenlied für ſich ſeinen guten Sinn hat, ſo läßt doch deſſen Überſchrift: Odins Rabenzauber, womit der Inhalt nicht genügend zutrifft, vermuthen, daß daſſelbe Theil eines größeren Ganzen geweſen ſei [2]. In dem vorhandenen Liede wird nur geſagt, daß, bei der ahnungsvollen Beſorgnis über Iduns Niederſinken, Hugin (Hugr, ſonſt Huginn) ſich aufgemacht und die Himmel geſucht, die Götter aber Unheil befürchtet haben, wenn er verweile (vgl. Hrafn. 3 mit Grimn. 20). Hugin iſt einer der beiden Raben Odins, die jeden Tag über die Erde hinfliegen, der verkörperte Gedanke. Raben, durch eine beſondere Opferweihe dazu bereitet, ließ man, vor dem Gebrauche des Magnets, vom Schiffe auffliegen, um die Nähe des Landes zu erforſchen [1]. Sagenhaft werden auch ſonſt Raben auf Botſchaft ausgeſchickt. Rabenzauber (hrafna-galdr) hieß nun wohl die Beſchwörungsformel, wodurch dieſe Vögel [128] zu ſolchem Dienſte geweiht wurden [2], und dann auch die Rabenſendung überhaupt, womit ſich der Name des Liedes erklärt. Von der Wiederkehr Hugins, des nach Rath und Rettung ausgeſandten göttlichen Gedankens, ſchweigt dasſelbe, es hält ſich im Gebiete banger, träumeriſcher Ahnung und nur am Schluſſe dämmert die Hoffnung auf. Ein zweiter, fehlender Theil mochte das Ergebnis des Rabenfluges und die endliche Erlöſung Iduns darſtellen.

---

[1] Darauf mag ſich auch die Verhüllung in den Wolfsbalg (Str. 8) beziehen.

[2] Die weitere Überſchrift Forspiallsliod kann auch den fünf erſten Strophen gelten, hinter denen die Stockh. Ausg. abtheilt.

Die ſchwierige, mythologiſch gelehrte Sprache dieſes Eddaliedes, die poetiſche Malerei (vgl. Edd. Havn. I, 204), die gemeſſene Behandlung des Verſes und die offenbaren Entlehnungen aus andern Liedern von älterem Gepräge (Vsp., Grimn., Vegt.) weiſen demſelben eine verhältnismäßig ſpäte Zeit der Abfaſſung an. Gleichwohl herrſcht darin noch durchaus das innere Verſtändnis der mythiſchen Symbolik und es iſt auch davon, daß der Gegenſtand desſelben einſt volksmäßig geweſen, noch einige Spur in der mit den ſkandinaviſchen Volksliedern ſo nahe verwandten ſchottiſchen Balladenpoeſie vorhanden, und zwar in der Ballade von Hind Etin [3]:

---

[1] Nach Landn. 7 f. Leo a. a. O. 388 ff.

[2] Vgl. Str. 10 des nämlichen Liedes: galdur gôlo, gondom rido ꝛc., wo gleichfalls der Zuſammenhang ergibt, daß durch galdur die Wölfe zum Ritte beſchworen werden.

[3] In der alterthümlichſten, obwohl fragmentariſchen Geſtalt ſteht dieſe Ballade in (Kinloch's) Ancient Scottish Ballads, Lond. 1827. S. 225 ff. Die ſcheinbar vollſtändigſte Überlieferung gibt Buchan, Anc. Ballads and Songs of the North of Scotland, Edinb. 1828. I, 6 ff. unter dem Titel: Young Akin; aber gerade hier iſt das älteſte Gepräge verwiſcht und der neuere Beſtandtheil um ſo ausführlicher behandelt. Mit dem alten Sagenliede vom Etin ſcheint nämlich, auch bei Kinloch, ein andres, romantiſches Balladen-

[129] Jungfrau Margret ſteht in ihrer Thür und kämmt ihr gelbes Haar; ſie ſieht Nüſſe, im Walde gewachſen, und wünſcht dort zu ſein. Sie flicht ihre Locken, ſchürzt ihr Kleid und eilt zum Walde hin. Kaum hat ſie eine Nuß gepflückt, als der Hind Etin aufſpringt und ihr es wehrt. Sie erwidert, dieſe Wälder ſeien ihr Eigenthum, ihr Vater hab' ihr dieſelben zu Luſt und Spiel gegeben. Kaum pflückt ſie aber zum zweiten mal, nichts Schlimmes denkend, ſo faßt er ſie bei den gelben Locken, bindet ſie an einen Baum und droht ihr übeln Tod. Er reißt einen Baum aus, den dickſten im Wald umher, gräbt eine Höhle, viele Klaftern tief, und ſetzt Jungfrau Margret darein. Hier ſoll ſie bleiben, wenn ſie nicht lieber mit ihm ziehen will. Keine Ruhe hat Margret in der [130] Grube, kein Schlaf kommt über ſie, ihr Rücken liegt auf dem kalten, kalten Boden, ihr Haupt auf einem Steine. Sie ſchreit, er möge ſie heraus und zu ſich heim nehmen, wo ſie ihm (als Edelknabe) dienen wolle. Er nimmt ſie aus dem tiefen Kerker, doch traurig iſt der Tag, an dem eines Grafen Tochter mit Hind Etin heim geht. Sie lebt mit ihm manches Jahr und ſchenkt ihm ſieben Söhne. Eines Tages geht Etin mit dem älteſten auf die Jagd. Dieſer fragt den Vater, warum der Mutter Wangen ſo ſelten trocken ſeien. Der Vater gibt den Grund an, daß ſie von edler Geburt und jetzt das Weib des Unchriſten Hind Etin ſei: „aber laß uns die Lerche in der Luft und die Ammer auf dem Baume ſchießen! die ſollſt du der Mutter heimbringen und ſehen, ob ſie getröſtet ſein wird." Derſelbe Sohn bewirkt dann auch die Rückkehr Margrets zu ihrem gräflichen Vater und deſſen Ausſöhnung mit Hind Etin.

Dieſes erſt neuerlich der mündlichen Überlieferung entnommene Märchenlied verläugnet doch, durch alle Umgeſtaltung, Erweiterung und Vermiſchung hindurch, ſeinen mythiſchen Urſprung nicht. Solchen verräth gleich der Name des Räubers. Der Etin iſt der Jötun (angelſächſiſch Eoten) und die jötuniſche Natur iſt dadurch bezeichnet, daß er kein Chriſtenthum hat. Die ſchöne Margret aber, die durch die reifen Nüſſe [131] aus des Vaters Haus in den Wald gelockt, hier vom Etin ergriffen und in die Grube des ausgeriſſenen Baumes auf den kalten Boden geſetzt wird, die dann mit dem Etin in ſein Heimweſen ziehen

---

thema verſchmolzen worden zu ſein, eine Entführungsgeſchichte, Young Hastings, die bei Buchan II, 67 ff. und in Motherwell's Minstrelsy anc. and modern, Glasg. 1827. S. 287 ff. gedruckt iſt. Chambers, The Scott. Ballads, Edinb. 1829. S. 217 ff. ſucht noch größere Vollſtändigkeit zu erreichen, indem er aus den drei angeführten Stücken (Etin, Akin. Hastings) ein Ganzes zuſammenſetzt.

muß, wo ihr die Wangen nicht trocken werden, daß ſie, eines edeln Grafen Tochter, das Weib eines Unchriſten ſein ſolle, der hernach die Vögel, die Boten des Frühlings, zum Troſte gebracht werden, worauf auch ihre Befreiung erfolgt, dieſe Margret und ihr Geſchick gemahnen gar ſehr an Idun, theils wie ſie durch die Vorſpieglung von wunderbaren Äpfeln aus Äsgard in den Wald verleitet[1] und da von dem Rieſen Thiaſſi geraubt wird, bei dem ſie nun in Jötunheim weilen muß, bis Loki ſie in Geſtalt einer Nuß zurückholt, theils wie ſie unter der Eſche Yggdraſil in Nacht und Trauer, fern den gewohnten, heiteren Heimathsorten, feſtgehalten iſt und ihr die Thränen unaufhaltſam von den Augen rinnen. Merkwürdig iſt es und zeugt von manigfachem Umtriebe der Fabel, [132] daß in der ſchottiſchen Ballade Züge aus beiderlei altnordiſchen Darſtellungen zuſammentreffen.

Aber auch für den vermutheten zweiten Theil des Eddaliedes, die Befreiung Iduns mittelſt der Ausſendung des Raben, ergibt ſich, wieder zwiſchen manchem Anderartigem hindurch, noch ein mythiſcher Anklang im ſkandinaviſchen Volksgeſange ſelbſt. Die ſchwediſche Volksballade vom Raben Rune, verglichen mit einer däniſchen Behandlung deſſelben Gegenſtandes, erzählt, wie dieſer kluge Rabe zwiſchen einer in fremdem Lande gefangen liegenden Frau und ihrem Vater Botſchaft trägt, in deren Folge Letzterer auf einem wunderbaren, gleich Odins Sleipnir über das Meer rennenden Roſſe ausreitet und die befreite Tochter zurückholt[2].

Das Feuer iſt dem Donnergott ein vertrautes Element. Hlòrridi, der Stralſchwinger, der Pflegſohn Hlòras, der Funkelnden, fährt in Flammen daher und watet durch glühende Ströme, während die Äſenbrücke brennt. Dem gemäß hat er ſich bisher als Widerſacher und Bezwinger winterlicher Sturm- und Froſtjötune erwieſen. Aber auch der Sommer [133] hat ſein verderbliches Übermaß [1], und wann die Eisthurſe geſchlagen ſind, bemächtigen ſich Feuerrieſen des Dunſtkreiſes und der Witterung. Auch wider ſie erhebt ſich Thôr und wenn gleich ſelbſt ein Feuerheld, bewährt er ſich doch auch ihnen gegenüber als den Bekämpfer aller maßloſen, das irdiſche Gedeihen bedrohenden Naturgewalt. Zwei jötuniſche Weſen dieſer Art greifen in den Thôrsmythus ein.

---

[1] Urſprünglich mochten es auch in nordiſcher Sage, ſtatt der Äpfel, Nüſſe geweſen ſein. In Hálfs S. ziehen die Frauen, ſelbſt die Königstochter, zu ihrer Beluſtigung in den Nußwald (á hnetskôg, Fornald. S. II, 51. 59). Auch bei Saxo (VIII, 151) heißt es:

Quis vetuit te, note senex, juvenilibus uti
Rite jocis, agitare pilam, morsa nuce vesci?

(Das Ballwerfen iſt Frühlingsſpiel, das Nüſſeſammeln herbſtliches.) So würde ſich der Mythus an eine altherkömmliche Sitte knüpfen.

[2] Svensk. Folkvis. II, 194 bis 200. Udv. Danske Viser I, 319 bis 325.

12. Geirröd.

Wie Thôr ohne ſeinen Hammer Miölnir, ohne Stärkegürtel und Eiſenhandſchuhe, nach Geirrödsgard (til Geirrödargarda) zieht, auf Anſtiften Lokis, der auch ſein Begleiter iſt, wird in der j. Edda berichtet (Sn. Edd. 112 bis 115):

> Loki fliegt einmal zu ſeiner Kurzweil mit Freyjas Falkengewand. Aus Neugier fliegt er bis Geirrödsgard, ſieht dort eine große Halle, läßt ſich nieder und ſchaut zum Fenſter hinein. Geirröd erblickt ihn und befiehlt, den Vogel zu greifen und ihm zu bringen. Der Ausgeſandte gelangt mit Noth die hohe Hallenwand hinan. Loki ergetzt ſich daran, wie Jener ihm mühſam nachſtrebt, und er gedenkt nicht eher aufzufliegen, als bis der [134] Mann den ganzen ſchwierigen Weg zurückgelegt. Jetzt langt derſelbe nach ihm, da ſchlägt er die Flügel und ſpreizt die Füße, aber dieſe hangen feſt; er wird ergriffen und dem Jötun Geirröd gebracht. Dieſem ſind die Augen des Vogels verdächtig, aber Loki ſchweigt auf ſeine Frage. Da ſchließt ihn Geirröd in eine Kiſte und läßt ihn darin drei Monate lang hungern. Als er den Gefangenen wieder herausnimmt und ſprechen heißt, geſteht Loki, wer er ſei, und löſt ſein Leben damit, daß er dem Jötun ſchwört, Thôr ohne Hammer und Gürtel nach Geirrödsgard zu bringen.
>
> Auf dem Wege dahin nimmt Thôr Herberge bei der Rieſin Grid, der Mutter Vidars des Schweigſamen. Sie ſagt ihm die Wahrheit von Geirröd, als einem klugen und übelumgänglichen Jötun; auch leiht ſie ihm ihre eigenen Eiſenhandſchuhe, ihre Stärkegürtel und ihren Stab (Gridarvölr). Damit zieht Thôr zu dem Fluſſe Vimur, aller Flüſſe gröſtem. Er umſpannt ſich mit den Stärkegürteln, ſtemmt Grids Stab gegen die Strömung, Loki aber hält

---

[1] In Sn. Edd. 209 wird Somr, Sumar, der Sommer ſelbſt, mit ſeinem Vater Svásudr (vgl. Vafþr. 27) unter den Jötunen aufgezählt.

ſich unten am Gurte. Als nun Thôr mitten in den Fluß kommt, da wächſt dieſer ſo ſtark an, daß er bis zu Thôrs Schulter ſteigt. Aber Thôr ruft dem Strome zu: „Weiſt du, wenn du wächſeſt, daß dann mir Äſenkraft anwächſt himmelhoch?“ Beim Aufblick in ein [135] Geklüfte ſieht Thôr, daß Giálp, Geirröds Tochter, quer über dem Strome ſteht und das Wachſen desſelben verurſacht. Er nimmt einen großen Stein aus dem Fluſſe, wirft nach ihr und ſpricht: „An der Mündung muß man den Strom ſtemmen[1].“ Sein Wurf fehlt nicht, in demſelben Augenblicke naht er ſich dem Land, erwiſcht einen Vogelbeerenſtrauch und ſteigt ſo aus dem Fluſſe; daher das Sprichwort, dieſer Strauch ſei Thôrs Rettung. Als nun die Reiſegefährten zu Geirröd kommen, werden ſie zuerſt in das Gäſtehaus gewieſen. Hier iſt nur Ein Stuhl, auf den Thôr ſich ſetzt. Er bemerkt, daß der Stuhl unter ihm ſich gegen das Dach hinanhebt, ſtößt daher mit Grids Stabe aufwärts in das Sparrwerk und drückt ſich auf den Stuhl herab; da entſteht großes Gekrach und folgt lautes Geſchrei; unter dem Stuhle waren Geirröds Töchter Giálp und Greip, Beiden hat Thôr das Genick gebrochen. Darauf läßt ihn Geirröd in die Halle zu den Spielen rufen. Dort ſind große Feuer, der ganzen Länge der Halle nach. Als nun Thor dem Jötun gegenüberſteht,, faßt Dieſer mit der Zange einen glühenden Eiſenkeil und wirft nach ihm; Thôr aber fängt den Keil mit den Eiſenhandſchuhen auf und wirft ihn zurück. [136] Geirröd läuft hinter eine Eiſenſäule, ſich zu wahren. Doch von Thôrs Wurfe fährt der Keil durch die Säule, durch Geirröd, durch die Wand und darüber hinaus in die Erde. Nach dieſer Sage hat Eilif, Gudrúns Sohn, in Thôrsdrápa gedichtet.

Es folgen hierauf 19 Strophen des genannten Skaldenliedes vom Schluſſe des zehnten Jahrhunderts[2]. Dieſe Stelle gibt den Mythus von Thôrs Fahrt zu Geirröd im Ganzen übereinſtimmend mit obiger Sage, doch fehlt Lokis Gefangenſchaft, und der Einkehr bei Grid iſt nicht beſonders erwähnt, wohl aber des Stabes. Die Gebirgsgegend ſtellt ſich beſtimmter heraus, ebenſo die cyniſche Weiſe, wie der unreine Strom von der Rieſentochter Giálp angeſchwellt wird; in der pomphaften Skaldenſprache nimmt ſich Dieß noch widerlicher aus. Hier erſcheint auch Thiálfi als Gefährte Thôrs, mit deſſen Beiſtand er mühſam das Ufer erreicht, doch zittert auch ihm das Herz nicht (Str. 9. 10).

Überreſt eines älteren, einfacheren Mythenliedes von dieſer Fahrt kann die der proſaiſchen Erzählung einverleibte Strophe ſein, worin Thôr dem wachſenden Strome Trotz bietet [1]. Wie ſehr dieſer Mythus [137] verbreitet war, ergeben noch anderwärtige Zeugniſſe. Saxo (VIII, 160 bis 164) berichtet die fabelhafte Fahrt eines Dänenkönigs Gormo, unter Führung Thorkills, nach den Wohnſitzen Geruths (sedes Geruthi cujusdam). Die Reiſenden kommen zu einer finſtern Stadt, die einem dunſtigen Gewölke gleicht (oppidum vaporanti maxime nubi simile). In einer ſchauerlichen Steinkammer ſitzt dort der greiſe Geruth mit durchbohrtem Leib einem geſpaltenen Fels gegenüber und drei höckrige Weiber liegen mit gebrochenem Rücken da; denn einſt hat Thôr durch die Bruſt des übermüthigen Rieſen den glühenden Stahl getrieben, der dann noch die Bergwand ſpaltete; die Weiber aber, von Blitzen zerſchmettert, büßen gleichfalls dafür, daß ſie den Gott verſucht. Weiteren mythiſchen Zuſammenhang eröffnet eine ähnliche isländiſche Erzählung von Thôrſteins, zugenannt Bäarmagn, Abenteuern am Hofe Geirröds, in den Anhängen zu der Geſchichte Olafs Tryggvaſons (Fornm. S. III, 182 ff.). Endlich in der hiſtoriſchen Saga von Harald Hardrâdi (ebd. VI, 361 f.) wird erzählt, wie dieſer norwegiſche König um die Mitte des eilften Jahrhunderts, alſo aus chriſtlicher Zeit, einſt dem Skalden Thiodôlf aufgab, die Schlägerei eines Gerbers und eines Schmieds, die von der Straße aus zu ſehen war, dergeſtalt zu beſingen, daß der Eine den Jötun Geirröd, der Andre den Thôr vorſtellen ſollte. [138] Thiodôlf dichtete ſogleich eine Strophe, wie Thôr aus der Schmiede Blitze von Bocksfleiſch nach dem häutegerbenden Jötun ſchleudert.

---

[1] Nach Lex. myth. 625 noch jetzt ein isländiſches Sprichwort.

[2] Über den Dichter ſ. Skáldatal, Heimskr. II, 483. Thorlac. Spec. VII, S. IX f.

Geirröd (Geirrödr) hat eine Halle, deren ganzer Länge nach große Feuer brennen, er ſchleudert einen glühenden Eiſenkeil und auch ſein Name gibt ihm Wurfgeſchoß [2]. Der Weg nach Geirrödsgard wird nicht als ein nördlicher oder öſtlicher bezeichnet, wie es bei andern Ausfahrten Thôrs in jötuniſche Gebiete zu geſchehen pflegt [3]. Im Eddaliede von Grimnir ſetzt Geirröd ſeinen Gaſt zwiſchen zwei Feuer, wo er von Hitze gepeinigt wird und ihm das Gewand brennt. In der Saga von Thórſtein (Fornm. S. III, 186 f.) wird an Geirröds Hof ein glühender, funkenſprühender Ball zum Spiele geworfen. Die Töchter des Jötuns dagegen, Giálp, Lärm, Brandung, und Greip, Griff, ſchwellen den Fluß [1] und gefährden damit Thór und ſeinen Begleiter Thiálfi. [139] Offenbar iſt nun Geirröd ein Dämon der glühenden Hitze; ſollen aber die lärmende Brandung und die reißende Strömung als Töchter des Glutrieſen ihre Erklärung finden, ſo wird Geirröd, wozu auch ſein Name paſst, zum Gewitterrieſen; der brennende Sommer entladet ſich in furchtbarem Gewitter, in Wolkenbruch und Überſchwellen der Bergſtröme, die den Anbau zu verſchlingen drohen; Geirröd wirft den glühenden Keil, Giálp und Greip ſchwellen den Strom, der dem Thór an die Schulter ſteigt und den Thiálfi fortreißen will. Wohl iſt Thór ſelbſt Donnergott, aber das ſchädliche, verheerende Gewitter ſtammt nicht von ihm, der darum auch hier den Hammer Miölnir nicht bei ſich hat, es kommt von Jötunen und wird, wie jeder andre Ausbruch wilder Elemente, von Thór gedämpft. Gleicherweiſe hat er in Svarángs Söhnen den zerſtörenden Hagel abgetrieben.

---

[1] Die weitere Strophe, Sn. Edd. 115 ob., ſcheint einem Liede angehört zu haben, in welchem Thôr auf ähnliche Weiſe wie im Harbardsliede, von ſeinen vorigen Thaten ſpricht.

[2] Geirr, m. hastile; rödr, womit auch ſonſt nordiſche Eigennamen gebildet ſind, bedarf noch einer ſicheren Ableitung, vgl. D. Gramm. I, 769.

[3] Nach Örvar-Odds S. C. 23 (Fornald. S. II, 253) läge zwar Geirrödsgard im Oſten, allein in dieſer Sage hat Geirröd alle mythiſche Bedeutung

Dieſe Auffaſſung der Hauptgeſtalten bewährt ſich auch im Nebenwerk der Sage. Dieſelbe beginnt damit, daß Loki mit Freyjas [2] Falkengefieder ausfliegt, [140] wodurch, wie anderwärts, der Eintritt der ſchönen Jahreszeit angezeigt wird. Er fliegt bis nach Geirrödsgard, in das Gebiet des Sommers; hier aber wird er feſtgehalten und in eine Kiſte verſchloſſen, worin er drei Monate lang hungern muß, der Dämon des abnehmenden Lichtes muß jetzt, über die Zeit der gröſten Tageslänge, gefangen ſein und verkümmern. In dem Manne, der mühſam

---

verloren. Nicht zuverläſſiger iſt die mythiſche Geographie bei Saxo und Petrus Olai (Langebek, Script. rer. danic. I, 76. Vgl. Müller, crit. Undersög. 143**). Eine vollſtändigere Darſtellung Geirröds in der Reihe ſämmtlicher Jahreszeiten muß hier ausgeſetzt bleiben.

[1] Ein Flußname Greipá in Fornald. S. I, 489.

[2] Sn. Edd. 113 ſagt zwar: med valsham Friggiar, allein Þrym. 3 bis 5 und Sn. Edd. 81 weiſen auf Freyja, wie denn auch in Friggs Weſen nichts liegt, was ihr dieſes Attribut anpaſste, und wenn auch ſie, ebd. 119 (obgleich nicht in allen Hdſ.): drotning valshams genannt wird, ſo iſt dieß wohl nur eben der hier befragten Stelle entnommen. Vgl. D. Myth. 192.

nach ihm aufſteigt und zuletzt ihn erhaſcht, iſt eben die allmälige Zunahme des Tages verſinnlicht. Um ſich zu löſen, ſchwört er, Thór ohne Hammer und Stärkegürtel nach Geirrödsgard zu bringen; die Sonnenwende iſt eingetreten, der Sommer wird jötuniſch, der Glutrieſe Geirröd waltet im Gewölk, und wie Thórs Hammer einſt vom Winterrieſen geſtohlen war, ſo fehlt ihm derſelbe nun auf dem Wege nach Geirrödsgard. Aber die Rieſin Grid (Gríðr) leiht ihm Stab und Gürtel. Mit Grids Stabe ſtützt ſich Thór gegen den ſchwellenden Strom und denſelben ſtemmt er gegen die Decke, als er Geirröds wilden Töchtern den Rücken bricht. Großes Anſehen hat im nordiſchen Alterthum das Wettermachen, beſonders von zauberkundigen Weibern geübt[1]; Sturm zu Land und Waſſer, Hagel, Schneegeſtöber, Wolkenbruch, werden durch [141] Zauberei erregt und wieder geſtillt. Die Kraft des Zaubers aber liegt meiſt in einem Stabe (vgl. Lex. myth. 502). Die Wurzelſilbe Grid[2] bedeutet Heftigkeit, Ungeſtüm; Stab des Ungeſtüms konnte nun wohl der Wetterſtab, Grid die Wettermacherin ſelbſt heißen. Dieſe perſonificierte Gewalt über das Wetter ſteht dem Thór gegen die wütenden Rieſentöchter bei. Sonſt wohl mochte Grid, ihrem Namen gemäß, als Urheberin des Ungewitters auftreten[3], hier aber, wo daſſelbe ſchon von andrer Seite erregt iſt, äußert ihr Stab nur ſeine niederſchlagende Kraft; ſie erſcheint als Mutter des ſchweigſamen Gottes. Dunkel iſt die beſondre Beziehung des Vogelbeerenſtrauches zu Thórs Rettung. Liegt ſie etwa darin, daß um die Zeit, in welcher dieſe Beeren reif werden, die Heftigkeit der Gewitter nachläßt?[4] Der Stuhl, mittelſt deſſen Thór Geirröds Töchtern den Rücken quetſcht, läßt folgende Räthſellöſung zu. [142] Es ſind noch in der Volksſage, wie auch in dem Ortsnamen

---

[1] Manche Stellen, die hier zum Belege dienen können, ſind im Sachregiſter zu Fornald. S. (III, 748 f.) unter: Gjörningaveðr verzeichnet.

[2] Die Länge des Vokals wird durch die Reimverbindung stríð - Gríð im Fragment der Thórsdrápa Str. 9 (Sn. Edd. 117) beſtätigt.

[3] In der S. af Illuga Gríðarfóstra (Fornald. S. III, 653) wird ein weibliches Ungethüm (tröllkona) Gríðr beſchrieben, aus deſſen Naslöchern Unwetter und Platzregen oder Hagel hervorzubrechen ſcheint. Hierin hat ſich noch eine Spur mythiſcher Bedeutſamkeit erhalten. Auch in Sn. Edd. 210 a wird Gríðr unter den tröllqvenna heiti aufgeführt; vgl. Sæm. Edd. 164 a.

[4] Über mancherlei auf den Vogelbeerenbaum bezüglichen Aberglauben, beſonders deſſen Schutzkraft gegen Teufel und Hexerei, ſ. Lex. myth. 625.

Thörsbro, Thörs Brücke, Spuren vorhanden, daß Brücken, beſonders an ſchwierigen Stellen erbaute, für das Werk Thörs angeſehen wurden (Lex. myth. 655 f. 663), der ja überall den menſchlichen Verkehr fördert und gegen zerſtörende Naturgewalten ſchirmt. Die Brücke mit Pfeilern und Jochen iſt nun auch der Stuhl, unter welchem Thör den aufgebäumten Wellen des Bergſtroms das Genick bricht. Zuletzt wendet Thör ſich gegen den Urheber der Drangſal, den Jötun in der Feuerhalle ſelbſt, dem er den eigenen Glutkeil zurückſchleudert, und eben der Umſtand, daß Thör und Geirröd ſich desſelben Wurfgeſchoſſes bedienen können, iſt ein Stützpunkt für die verſuchte Erklärung des Mythus, nach welcher im gleichen Elemente der Jötun verderblich und der Gott hülfreich waltet.

13. Hyrrokin.

Aus der Sage von Baldurs Tod und Leichenbegängnis, wie ſolche in der j. Edda erzählt iſt, gehört hieher Folgendes (Sn. Edd. 66):

Die Aſen führen Baldurs Leiche zum Meere. Sein Schiff Hringhorni, aller Schiffe gröſtes, wollen ſie vom Strande ſtoßen, um darauf die Verbrennungsfahrt zu bewerkſtelligen, aber dasſelbe geht nicht von der Stelle. Da wird nach Jötunheim, nach der Rieſin Hyrrokin geſandt. Dieſe [143] kommt auf einem Wolfe geritten, der mit einer Schlange gezäumt iſt. Als ſie vom Roſſe geſprungen, ruft Odin vier Berſerke herbei, um dasſelbe zu halten, ſie vermögen Dieß aber nicht anders, als indem ſie es niederwerfen. Hyrrokin tritt an das Vordertheil des Schiffes, das ſie im erſten Anfaſſen vortreibt, ſo daß Feuer aus den Walzen fährt und alle Lande zittern. Da ergreift Thör zürnend den Hammer und würd' ihr das Haupt zerſchmettert haben, wenn nicht alle Götter ihr Frieden erbeten hätten. Sodann wird Baldurs Leichnam auf das Schiff hinausgetragen; als aber ſeine Frau, Nanna, Neps Tochter, Dieſes ſieht, zerſpringt ſie vor Jammer und ſtirbt. Sie wird auf den brennenden Scheiterhaufen gelegt. Thör tritt hinzu und weiht dieſen mit Miölnir. Vor ſeinen Füßen läuft der Zwerg Lit, da ſtößt ihn Thör mit dem Fuß in das Feuer und der Zwerg verbrennt.

Olaf, Höſkulds Sohn, zugenannt Pá (Pfau), ein reicher Isländer am Schluſſe des zehnten Jahrhunderts, ließ ſein neuerbautes Haus mit Sagenbildern ſchmücken, auf welche dann Úlf, Uggis Sohn, einen Geſang dichtete, der nach dieſem Anlaß Húsdrápa genannt wurde. [1] Aus den vorhandenen [144] Überreſten dieſes Skaldenliedes iſt erſichtlich, daß in jenen Bildern mit Andrem auch Baldurs Leichenbegängnis dargeſtellt war, und insbeſondre iſt noch eine Halbſtrophe erhalten, welche beſagt, wie die Rieſin das Schiff in Bewegung brachte und die Berſerke das Roſs niederwarfen (Sn. Edd. 162). Ein Bruchſtück eines andern Liedes, von dem Skalden Thôrbiörn, gedenkt, in der Aufzählung mehrerer von Thôr bezwungener Weſen, wie Lit von ihm erſchlagen ward und wie Hyrrokin ſtarb (Sn. Edd. 103). Lit wird auch in Völuſpâ (Str. 12) unter den Zwergen aufgezählt, ſowie Hyrrokin in der j. Edda (210) unter den Namen von Unholdinnen.

Über Baldur und Nanna iſt hier ſoviel zu ſagen, als zur Erklärung der allerdings nur epiſodiſchen Theilnahme Thôrs an ihrem Geſchicke nöthig ſcheint.

Baldur [2], Odins Sohn von Frigg, der allbeliebteſte der Aſen, iſt ſo ſchön und licht, daß Glanz von ihm ausgeht; das weißeſte aller Kräuter wird mit ſeinen Brauen verglichen und darnach kann ſeine Schönheit an Antlitz und Haar ermeſſen werden (Sn. Edd. 26; vgl. Vegt. 3. Lex. myth. 20); er wohnt in [145] Breidablik [3], Weitglanz, wo nichts Schädliches oder Unreines beſtehen kann (Grimn. 12. Sn. Edd. 27). Sein Tod, deſſen Vorahnung die Götter auf das Äußerſte beängſtigt und den nachmals die ganze Natur beweint, iſt eine Anſtiftung Lokis. Die beſorgte Mutter hat Elemente und Weſen aller Art ſchwören laſſen, Baldurs zu ſchonen. Als nun die Aſen ſich damit vergnügen, nach ihm zu ſchlagen und zu werfen, ohne daß es ihm irgend ſchadete, reicht Loki dem blinden Aſen Höd einen Miſtelſproſſen (mistilteinn), den Frigg, weil er ihr noch zu jung ſchien, nicht in Eid genommen, und bedeutet Jenem, wo Baldur ſtehe; von dieſem Geſchoſſe durchbohrt, fällt Baldur und muß hinab in Hels, der Todesgöttin, dunkle Wohnungen (Sn. Edd. 64 f. Vsp. 36. 37. Vegt.) Die meiſten

---

[1] Laxdæla-Saga, Hafn. 1826. C. 29. S. 112 ff. In der angehängten Abhandlung, S. 386 ff., hat Finn Magnuſen die Bruchſtücke der Hûsdrâpa zuſammengeſtellt, wozu aber noch das im Lex. myth. 635ª aus Sn. Edd. 162 nachgetragene kommt, welches ſich auf den Mythus von Hyrrokin bezieht.

[2] Den Namen Baldr betreffend ſ. D. Myth. 141 [244. K.] f.

[3] [Vgl. W. Wackernagels Leſeb. III, 1, 440, 7. Ph. Wackernagels Kirchenlied 818 a.]

Erklärer erkennen im Tode Baldurs, ſoweit ſie den Mythus phyſiſch nehmen, die Neige des Lichtes in der Sommerſonnenwende und dieſe Erklärung zeigt ſich auch bei näherer Anſicht probehaltig. Baldur iſt das Licht in ſeiner Herrſchaft, wie ſolche bis zum Mittſommer ſich vollendet, von da an aber zur Neige geht. Seine ganze glänzende, allerfreuende Erſcheinung verkündet ihn als vollkommenes Lichtweſen. Er ſtammt aus Odins echter Ehe, das Licht ſcheint für die reinſte Offenbarung des Geiſtes in der Natur, für die nächſte Vermittlung zwiſchen Geiſt und Stoff gegolten zu haben. Die Lichtnatur [146] Baldurs beſtätigt ſich auch im Gegenſatze zu Höd (Hödr)[1], ſeinem Tödter, dem Blinden, Lichtloſen. Gleichwohl iſt Höd ein Aſe, auch ein Sohn Odins (Sn. Edd. 105), er iſt für ſich am Morde unſchuldig und in der verjüngten Welt werden einſt dieſe beiden Brüder in des Vaters Hauſe zuſammenwohnen (Vsp. 62). Dieß bezeichnet ihn als das unſchädliche Dunkel, das nothwendige Zuſammenbeſtehen und den wohlthätigen Wechſel des Schattens mit dem Lichte, und erſt damit, daß Loki ſich Höds bemächtigt, wird des letzteren Hand verderblich. Loki führt durch ihn jene große Abnahme des Lichtes herbei, welche nicht nur jährlich das heitere Leben der Natur ertödtet, ſondern auch das ahnungsvolle Vorſpiel der nur durch beſtändiges Entgegenwirken der Götter aufgehaltenen Endesdämmerung iſt. Baldurs Unverletzbarkeit durch Wurf und Schlag erklärt ſich mit der unkörperlichen Natur des Lichtes; die einzige Waffe, die an ihm haftet, iſt ein Symbol des düſteren Winters. Die Miſtel, die im Winter wächſt und reift, die darum auch nicht des Lichtes zu ihrem Gedeihen zu bedürfen ſcheint, iſt allein nicht für Baldur in Pflicht genommen.

Der mythiſche Gegenſatz von Baldur und Höd hat ſich in der halbhiſtoriſchen Darſtellung Saxos (III, 39 ff.) zu einem hartnäckigen, von wechſelnden [147] Erfolgen begleiteten Kriege zwiſchen zwei Helden Hother und Balder um die norwegiſche Königstochter Nanna geſtaltet. Wenn jedoch hier der von Balder in die Flucht geſchlagene Hother ſich in abgelegener Wildnis verbirgt, weil, bemerkt Saxo, der Kummer dunkle und einſame Zufluchtsorte ſuche, ſo überträgt man Dieſes leicht auf den Sieg Baldurs, des ſommerlichen Lichtes, vor dem der dunkle Höd nur noch im tiefſten Waldesſchatten eine Stätte findet.

---

[1] Über hod ſ. D. Gramm. II, 460.

Vorzüglich aber bewährt ſich Baldurs angegebenes Weſen in ſeinem Verhältniſſe zu Nanna.

Nanna [1], Baldurs Gattin, iſt die Blüthe, die Blumenwelt, deren ſchönſte Zeit mit Baldurs Lichtherrſchaft zuſammentrifft. Dafür ſpricht zunächſt der Name ihres Vaters: Nep (Nepr), Knepf, Knoſpe [2]; Tochter des Blüthenknopfes iſt die Blume. In den Genealogieen von Göttern und Menſchen, welche das Eddalied von Hyndla zuſammenhäuft, erſcheint Nanna, Nöckvis Tochter (Hyndl. 20: Nökkva dôttir), [148] Nöckvi bedeutet aber, wie Nep, einen Knäuel, Ballen [3]. Bei Saxo entbrennt Baldurs Liebe zu Nanna, als er ihre glänzende Schönheit im Bade ſieht; die entkleidete, badende Nanna, von Baldur belauſcht, iſt die dem Licht erſchloſſene, friſchbethaute Blüthe; die Poeſie des Alterthums denkt ſich den zarteſten Blumenglanz nie anders, als vom Thau gebadet. Mit der Abnahme des Lichtes geht auch das reichſte, duftendſte Blumenleben zu Ende; als Baldurs Leiche zum Scheiterhaufen getragen wird, zerſpringt Nanna vor Jammer (Sn. Edd. 66); dieſer Ausdruck iſt auch ſonſt für das gebrochene Herz gebräuchlich (Sæm. Edd. 211. [Fornald. S. I. 429]), er eignet ſich aber beſonders für die zerblätterte Blume. Aus Hels Behauſung, wo Nanna mit Baldur weilt, ſendet ſie den Göttinnen Frigg und Fulla Geſchenke, erſterer ein Frauentuch (ripti), letzterer einen goldenen Fingerring (fingrgull); Frigg [4] iſt die Göttin, die über der ehlichen Liebe waltet; darum erhält ſie das Schleiertuch, das auch ſonſt als Abzeichen der Hausfrau vorkommt (Rigsm. 18. 20. 25): Fulla, Friggs Dienerin [149] und Vertraute, mit den jungfräulich flatternden Haaren (Sn. Edd. 36), iſt die vollgewachſene, bräutliche Jungfrau, daher geziemt ihr der Verlobungsring. Schleier und Goldring, welche Nanna noch aus der finſteren Unterwelt zum Gedächtnis heraufſchickt, ſind wohl nichts Anderes, als Blumen des Spätſommers. Wie man Thiaſſis Augen und Örvandils Zehe unter die Geſtirne verſetzte und nach Friggs hausfräulichem Rocken ein Sternbild ſchwediſch Friggerock benannt iſt (Ihre, Gloss. 1, 603), ſo wurden auch Blumen- oder Pflanzennamen der Götterwelt entnommen: Baldurs Braue, Týs Helm, Thôrs Hut, Sifs Haar, Friggs Gras [1], denen ſich nun Friggs Schleier und Fullas Fingergold anreihen mögen. Das bunte Spiel der norwegiſchen Wieſenblumen iſt berühmt; ein kurzer, doch heißer Sommer läßt ſie in ſeltener Fülle und Manigfaltigkeit erblühen.

---

[1] Über den Namen ſ. D. Gramm. II, 512. D. Myth. 198 [202. K.]. Sie kann die Kühne heißen, wie Örvandil hinn frækni und Idun (Hrafn. 6) dis forvitin.

[2] Nepr, mit weggefallenem Kehllaut, für hneppr = hnappr, knappr, m. globulus, caput (namentlich vom Blüthenknopfe, D. Gramm. III, 413). Auch das verwandte Adjectiv mit der Bedeutung arctus, knapp, kommt in den Formen knappr, hnappr, hneppr, neppr, nepr (Sn. Edd. 74. Not. 7) vor. In Sn. Edd. 211 a wird Nepr unter den Söhnen Odins genannt.

[3] Gevarus, wie Nannas Vater bei Saxo heißt, iſt der altnordiſche Name Jofr, Jofur (Hyndl. 18. Fornald. S. II, 9. Moinichen, Nordiske Folks Overtroe ꝛc. Kiobh. 1800. 161). Jofur gilt aber in der Dichterſprache auch allgemein für König oder Jarl (Sn. Edd. 191. Sæm. Edd. 178. 182).

[4] Über das Etymologiſche des Namens ſ. D. Gramm. I, 327. D. Myth. 191 f. Vgl. noch Hym. 9: minn fri.

Die Liebe Baldurs und Nannas, des Lichtes und der Blüthe, bildet ein Seitenſtück zu der Liebe Bragis und Iduns, des Geſanges und der Sommergrüne, und die Ähnlichkeit dieſer Mythen iſt aufklärend für beide. [2]

[150] Es liegt im Weſen Thôrs, daß ihm das Schickſal Baldurs, ſeines ſommerfreundlichen Bruders, nicht gleichgültig bleiben kann. In der Erzählung Saxos (III, 41) kämpft er, zugleich mit Odin und der übrigen Götterſchaar, auf Balders Seite gegen Hother. Dem gewaltigen Schwung ſeiner Keule vermag nichts zu widerſtehen und er hätte damit den Sieg für Balder entſchieden, wenn nicht Hother, als ſchon die Seinigen wichen, den Griff der Keule abgehauen (præciso manubrio), dieſelbe dadurch unbrauchbar gemacht und ſo die Götter zur

---

[1] Über mythologiſche Pflanzennamen ſ. Lex. myth. 105 f. [255.] 486 f. 690 f. D. Gramm. III, 374.

[2] Baldurs und Nannas Sohn iſt Forſeti (Sn. Edd. 31), der Vorſitzer, deſſen Saal Glitnir, der Glänzende, mit Gold geſtützt und mit Silber gedeckt iſt; hier weilt Forſeti meiſten Tags und beſchwichtigt alle Streitſachen (Grimn. 15). Dieſer Saal iſt, nach Sn. Edd. 31, die beſte Urtheilſtätte bei Göttern und Menſchen. Forſeti erſcheint hiernach als ein Gott der Dingſtätte; der Lichtglanz ſeiner Wohnung aber, welche hierin derjenigen ſeines Vaters gleicht, und zugleich ſeine Abſtammung von Baldur und Nanna, erklärt ſich damit, daß die Zeit des Lichtſieges und der Blüthe auch für Abhaltung des Gerichtes die geeignetſte war, da ſolches im Freien und nur bei obenſtehender Sonne gehegt wurde.

Flucht genöthigt hätte. Nach dem früher angeführten Zwergmythus (Sn. Edd. 131 f.) hatte Thôrs Hammer ſchon aus der Werkſtätte das Gebrechen mitgebracht, daß der Schaft zu kurz war. In der j. Edda erſcheint Thôr erſt bei Baldurs Leichenfeier, wobei er mit dem Hammer das Rieſenweib Hyrrokin bedroht und den Scheiterhaufen weiht. Angeſehene Männer auf Schiffen zu verbrennen, [151] zeigt ſich auch anderwärts als altnordiſche Sitte[1]. Da nun Baldurs Tod in den Eintritt der heißeſten Jahreszeit fällt, ſo wird der Vollzug ſeines Begängniſſes einer jötuniſchen Feuergewalt übertragen. Die Rieſin Hyrrokin, die Feuerberauchte, wird aus Jötunheim berufen, um das Schiff mit dem Holzſtoße vom Strande zu bringen. Ihr Name, wie ihr ganzes Auftreten, ihr Herritt auf dem ſchlangengezäumten Wolfe[2], den vier Berſerke Odins zu Boden werfen müſſen, der Stoß, den ſie dem Schiffe gibt, daß Feuer aus den Rollen fährt und alle Lande zittern[3], all Dieſes zuſammen läßt in ihr ein dem Glutrieſen Geirröd ähnliches Weſen erkennen, ſie iſt der verſengende Sommerbrand, der erderſchütternde, vulkaniſche Ungeſtüm (vgl. Lex. myth. 23). Das Schiff Hringhorni, das Ringhornige, bezeichnet die Bahn des Lichtes, den Sonnenlauf, der jetzt ſeinen Höhepunkt erreicht und mit Baldurs Tode ſeinen Stillſtand genommen hat, am Strande feſtſitzt. Der gewaltſame Stoß, womit die Rieſin es vortreibt, iſt die Wende dieſes Laufs. Die Sage meldet, wie ein Schiff mit dem Scheiterhaufen, darauf der todte Seeheld Haki gelegt iſt, brennend in das Meer hinausläuft (Yngl. S. C. 27), [152] ſo fährt nun Hringhorni, flammend in Sommerglut, dahin, aber es trägt nur noch die Leiche ſeines Gottes. Thôr iſt gegen Hyrrokin entrüſtet, wie gegen alles Jötunenvolk, und nach dem ſchon erwähnten Liedesbruchſtücke ſcheint er ſie erſchlagen zu haben, worüber es vielleicht noch einen beſondern Mythus gab.

Sowie Thôr den übrigen Göttinnen der ſchönen und fruchtbaren Jahreszeit, Freyja, Idun, Sif, befreundet iſt und ſich ihrer thätig annimmt, ſo muß ihm auch der Tod Nannas, des lieblichſten Schmuckes der von ihm beſchützten Erde, nahe geben und er äußert ſeinen trotzigen Unmuth, indem er ihr den Zwerg Lit, der ihm vor die Füße läuft, in das Feuer nachwirft. Lit (Litr), die Farbe, der reiche, friſche Schmelz des Frühſommers (Lex. myth. 23), muß mit hinab, wann Baldur und Nanna zu Aſche werden.

---

[1] Belege dafür gibt eine Abhandlung von Werlauff in den Antiqvariske Annaler IV (Kjøbh. 1827), 281 f. [J. Grimm über das Verbrennen der Leichen, Abhandlung, geleſen in der Berliner Akademie 29 Nov. 1849. K.]

[2] [Sæm. 147 a.]

[3] Sn. Edd. 66: „lavnd avll skulfu." Das Erdbeben heißt isl. landskiálfti, m. Vgl. Sn. Edd. 70.

Thôr iſt auch nachmals am eifrigſten dabei, als die Aſen, zur Rache des Verraths an Baldur, den Loki fangen und feſſeln (Sn. Edd. 70).

Schon die bisher beleuchteten Mythen zeigten den Schirmer der Erde in mehrfacher Anſtrengung gegen das Element des Waſſers. Er muſte den wachſenden Strom durchwaten und brach den Rieſentöchtern, die denſelben angeſchwellt, das Genicke. Auf Hlêsey ſchlug er die wilden Weiber, die ſein Schiff losge[153]wunden, ihn ſelbſt mit Eiſenkeulen bedroht und Thiâlfi vertrieben hatten. Der treue Diener Thôrs gewann ſeinerſeits dem Meeresgrunde die Inſel Gotland ab. Auch in den Spielen bei Ûtgardsloki ſchien dieſes Verhältnis durch, indem Thôr die See zur Ebbe trank und die graue Katze zu lüpfen bemüht war. Mit dem Meere, darin die volle Macht des Elementes geſammelt iſt, trifft aber der Gott noch weiter thatkräftig zuſammen, im Jahreswechſel mit dem winterlichen, beeisten, und dem ſommerlichen, geöffneten, im größeren Weltkampfe mit dem erdzerſtörenden, ihm ſelbſt verderblichen. Dieſe dreierlei Beziehungen ſind in den Sagen von Hŷmir, Ägir und der Midgardsſchlange mythiſch ausgedrückt.

14. Hŷmir.

Eddalied von Hŷmir (Sæm. Edd. 52 bis 58):

Die Aſen wollen bei Ägir Trinkmahl halten und Thôr ſtellt an ihn dieſes Begehren, aber dem Jötun fehlt es an einem Bierkeſſel. Auf Rache an den Göttern ſinnend, bittet er Thôr, ihm einen Keſſel zu verſchaffen, worin er ihnen Allen brauen möge. Die Götter wiſſen keinen ſolchen zu erlangen, bis Tŷ dem Thôr ſeinen Rath gibt. Im Oſten der Elivâgar, an des Himmels Ende, wohne der Jötun Hŷmir, Tŷs Vater (Stiefvater), der einen geräumigen, eine Raſte tiefen Keſſel habe. [154] Raſch fahren die Beiden von Asgard aus den Tag entlang, bis ſie zu Hymirs Wohnung kommen. Thór ſtellt die Böcke ein und geht mit Ty zur Halle, wo Dieſer die Großmutter findet, die ihm leidige, mit neunhundert Häuptern. Eine Andre aber geht hervor, allgolden, weißbrauig, und bringt dem Sohne kräftiges Bier.[1] Sie hält für nöthig, die Ankömmlinge unter Keſſel zu ſetzen, weil ihr Liebhaber manchmal unfreundlich gegen Gäſte ſei. Spät erſt kommt Hymir vom Weidwerk heim; Eisberge ſchallen, als er in den Saal tritt, gefroren iſt des Greiſes Backenwald. Ihm wird geſagt, daß der Sohn gekommen, den ſie von weitem Weg erwartet, und mit demſelben Veor, der Freund des Menſchengeſchlechts. Beide ſitzen, ſich zu wahren, hinter der Säule. Aber die Säule zerſpringt vor des Jötuns Blicke und entzweigebrochen iſt der Balke; acht Keſſel fallen herab und Ein hartgeſchmiedeter bleibt ganz. Die Gäſte gehen hervor und dem alten Jötun ahnt nichts Gutes, als er Thór mit Blicken mißt. Er läßt drei Stiere ſieden, von denen Thór allein vor Schlafengehen zwei verzehrt. Der graue Hymir findet darum nöthig, für die Mahlzeit des nächſten Abends durch Fiſchfang zu ſorgen, und Thór iſt bereit, auf das Meer zu rudern, wenn der Jötun ihm Köder gebe. Der Rieſe heißt ihn ſolchen in [155] der Heerde ſuchen, worauf Thór in den Wald eilt und einem ſchwarzen Stiere den Kopf abreißt. Er heißt den Jö[illegible] immer weiter hinausrudern, wozu Dieſer jedoch wenig Luſt hat. Hymir zieht an der Angel zwei Wallfiſche zugleich auf, im Hinterboot aber ködert Thór mit dem Stierhaupte, nach welchem die den Göttern verhaßte, länderumgürtende Schlange ſchnappt. Kühn zieht Thór die Giftglänzende zum Schiffsrand empor und trifft mit dem Hammer ihr häßliches Haupt. Felſen hallen, Klüfte heulen, die alte Erde fährt zuſammen, die Schlange ſinkt in das Meer. Auf der Rückfahrt iſt Hymir mißgelaunt und ſtill, dann heißt er ſeinen Gefährten die Wallfiſche heimtragen oder das Boot befeſtigen. Thór hebt dieſes zuſammt Schöpfwaſſer und Schiffsgeräth am Vordertheil auf und trägt es nach Hymirs Hofe. Aber noch will der Jötun ihn nicht für einen ſtarken Mann erkennen, wenn er nicht den Kelch dort zu brechen vermöge. Thór faßt den Kelch und ſchlägt ſitzend damit den Fels entzwei und Säulen mittendurch, doch bleibt derſelbe ganz. Da räth die ſchöne Freundin, ihn auf des Jötuns harte Hirnſchale zu ſchlagen. Ganz in Aſenkraft wirft ſich Thór zu ſolchem Schlage, heil bleibt des Greiſes Haupt, aber der Becher iſt zerborſten. Hymir bedauert den Verluſt, doch ſteht noch zu erproben, ob die [156] Gäſte den Keſſel aus dem Saale bringen. Ty verſucht zweimal vergeblich ihn zu rücken. Thór aber faßt ihn am Rande, tritt den Eſtrich des Saales durch und lüpft ſich den Keſſel auf's Haupt, an die Ferſen ſchlagen ihm die Hebringe. Nicht weit ſind ſie damit gekommen, als Thór zurückblickt und von Oſten her aus Höhlen vielhauptiges Volk mit Hymir nacheilen ſieht. Er hebt ſich den Keſſel von den Schultern, ſchwingt den mordluſtigen Miölnir und erſchlägt Hymirs ganzes Gefolge. Auf dem weiteren Wege ſtürzt einer von Thórs Böcken, wobei bekannter Buße dafür gedacht wird. Zuletzt aber bringt er den Keſſel, den Hymir hatte, zur Verſammlung der Götter, die nun jede Leinernte bei Ägir zechen werden.

---

[1] [Vgl. Fornald. S. II, 377.]

In der j. Edda wird Thórs Fiſchfang mit Hymir ohne alle Berührung des Abenteuers mit Keſſel und Kelch, auch ſonſt mit eigenthümlichen Zügen, erzählt. Thór kommt ohne Geſpann und Begleitung, als ein junger Geſell, zu dem Jötun, bei dem er übernachtet. Als er in der Frühe demſelben auf die Fiſchjagd folgen will, äußert Hymir anfänglich ſein Bedenken, daß der Gaſt zu jung und klein ſei und es ihn im Meere draußen frieren möchte. Der Stier, dem hierauf Thór den Kopf abreißt, wird Himinbriot genannt. Thór rudert kräftig mit und nach ſeinem Verlangen fahren ſie über die gewöhnlichen Fiſchplätze des Rieſen [157] hinaus. Hymir hält es ſo weit außen für gefährlich wegen der Midgardeſchlange. Nachdem Thór dieſelbe angeködert und die Angel ihr im Kiefer haftet, zuckt ſie ſo ſtark, daß er mit beiden Fäuſten auf den Schiffsrand geworfen wird. Aber in Zorn und Aſenſtärke ſperrt er ſich ſo feſt, daß er mit den Füßen das Schiff durchſtößt und ſich gegen den Grund ſtemmt; ſo zieht er die Schlange an den Bord herauf. Ein furchtbarer Anblick, wie Thór die Augen auf die Schlange ſchärft, dieſe aber von unten ihn anſtiert und Gift bläſt! Der Jötun Hymir wechſelt die Farbe, als er das Ungethüm ſieht und die See aus- und einſtrömt. Als eben Thór den Hammer emporhebt, ſchneidet der Jötun das Fiſchſeil ab und die Schlange verſinkt in das Meer. Thór wirft ihr den Hammer nach und man ſagt, ihr ſei am Grunde das Haupt abgeſchlagen worden. Die Wahrheit aber iſt, daß die Midgardeſchlange noch lebt und im Meere liegt. Sofort ſchwingt Thór die Fauſt und trifft den Rieſen ſo an's Ohr, daß er über Bord ſtürzt und man ſeine Fußſohlen ſieht. Thór aber watet an das Land (Sn. Edd. 61 bis 63).

Zahlreiche Bruchſtücke von Skaldenliedern (geſammelt und erläutert im Lex. myth. 187 f. 208 ff.) betreffen gleichfalls die Ausfahrt Thórs mit Hymir und das Abenteuer mit der Schlange. Sie ſtimmen mit obiger Darſtellung der j. Edda und namentlich zeigt ſich, daß bei dieſer Ulfs Húsdrápa benutzt wurde, mit [158] der jedoch der Erzähler inſoweit nicht einverſtanden iſt, als nach ihr Thór der Schlange das Haupt abſchlägt. Wenn nun gleich das Eddalied von Hýmir durch die künſtliche Dunkelheit der Sprache ſich als eines der ſpäteren zu erkennen gibt [1], ſo liegt doch hierin kein genügender Grund ſeinen mythiſchen Inhalt für verdächtig und die mit den Bruchſtücken der Skaldenlieder übereinſtimmende Darſtellung der proſaiſchen Edda für die allein echte zu erklären. Es beſteht zwiſchen beiderlei Darſtellungen im Weſentlichen kein Widerſpruch, nur erſcheint in der einen Hýmir als Hauptgegenſtand, die Begegnung mit der Midgardsſchlange aber als Epiſode, in der andern verhält es ſich umgekehrt. Jene nun, die des Eddaliedes, iſt hier zunächſt zu erörtern.

Der Jötun Hýmir, Dämmerer [2], iſt mit kenntlichen Zügen gezeichnet. Er wohnt an des Himmels Ende, im Oſten der Elivágar, der urweltlichen Eisſtröme; als er, vom Waidwerk heimkehrend, in den Saal tritt, ſchallen die Eisberge und der Bart des Greiſes iſt gefroren; vor ſeinem Blicke berſtet die Säule, es iſt die zerſprengende Gewalt des Froſtes. [159] Hýmir verkündet ſich als Froſt- und Eisrieſen ebenſo entſchieden, als in Geirröd, ſeinem Gegenſtücke, der Glutjötun nicht zu verkennen war. Auch der Name Dämmerer begründet ſich nun in der Lichtarmuth des hochnordiſchen Winters. Man darf nur eine Schilderung der Eiswelt an und in den arktiſchen Meeren vor ſich nehmen, um ſich in Hýmirs Heimweſen zu verſetzen. Dort ſind Ströme von Eismaſſen, dort thürmen ſich am Strand, in den Baien, aus den im Sommer dahin abfließenden Schneewaſſern ungeheure Eisberge, die ſich, wenn ſie zu ſolcher Höhe angeſtiegen, mit furchtbarem Krachen in das ſie unterwühlende Meer ſtürzen; eben dort ſind auch die Fiſchplätze des Wallfiſchfanges und Hýmir warnt, in der j. Edda, ſeinen Gaſt nicht umſonſt, daß es ihn da draußen frieren werde. Wenn mit der

---

[1] Die fremdartigen Wörter kalkr (Str. 27. 29) und api (Str. 20) kommen auch in andern Eddaliedern vor, erſteres in Æg. 53, letzteres in Lokfasn. 13, Grimn. 34 (wo es auch wegfallen kann), Fafn. 11 (vgl. Grimm, Lieder d. ält. Edda I, 186).

[2] Lex. isl. húm, n. crepusculum, at húmaz, vesperascere, at hýma, dubium hærere, qs. dormiturientem. Vgl. Edd. Havn. I. Gloss. 595. D. Myth. 303 [496. R.].

Rinderheerde des Sturmgebirgrieſen Thrym das Gewölke gemeint war, ſo ſind unter derjenigen des Eisrieſen Hymir die wandelnden Gletſcher zu verſtehen und der Stier Himmelbrecher (Himinbriotr) iſt ſolch ein hochgezackter Eisblock. Daß dieſer Stier ein ſchwarzer (alsvartr) genannt wird, ſteht nicht entgegen, denn das ſchwimmende Eis erſcheint dunkelfarbig.[1]

[160] Von Hymir muß Thôr den Braukeſſel holen, wenn die Götter ſollen bei Ägir zu Gaſte ſein. Ägir iſt das Meer, beſonders in Beziehung auf Schiffahrt. Von Natur jötuniſch, kann er doch mit den Aſen in Gaſtfreundſchaft kommen, in derjenigen Jahreszeit, in welcher auch er ſich zahm und umgänglich anläßt. Er iſt bei ihnen in Asgard zu Gaſte geweſen und, durch ihre Bewirthung kirre gemacht, hat er ſie über drei Monate zu ſich eingeladen (Sn. Edd. 79. 129). Wahrzeichen dieſer Gaſtfreundſchaft iſt der Braukeſſel, das Vermiſſen und die Beiſchaffung deſſelben iſt bildlicher Ausdruck der bald unwirthlichen, bald wirthlichen Beſchaffenheit des Wellenreichs. Auch der Art des Elementes entſpricht es, ein Trankgefäß[2] zum Sinnbilde jenes Gaſtverkehrs zu nehmen; Ägirs Braukeſſel iſt die geöffnete See und die Meilentiefe deſſelben bezeichnet den Abgrund des Meeres. Solang aber Buchten und Sunde zugefroren ſind und ſich das Treibeis vom hohen Norden herabſchiebt, iſt der große Keſſel in des winterlichen Hymirs Verſchluſſe. Daraus muß der Freund des Menſchengeſchlechts, der ſommerkräftige Thôr, als werdender Sommer in Jünglingsgeſtalt (Sn. Edd. 61) ausziehend, ihn löſen. Dieß gelingt erſt, nachdem Thôr mit Aſenſtärke den Kelch des Jötuns an deſſen hartem Schädel zerſchlagen hat, nachdem der feſte Eiskryſtall gebrochen und zerſchellt iſt. Aus neueren Reiſeberichten iſt bekannt, daß die [161] Bewohner des äußerſten Nordens, wie ſie ihre Hütten aus Schnee erbauen, ſo auch Becher und andres Geräth aus Eiſe fertigen; ein ſolcher Eisbecher iſt Hymirs Kelch, deſſen Zerſchlagung den Bruch des Eiſes überhaupt vorſtellt. Doch mit dem Bruche des Eiſes iſt Ägirs Gebiet noch nicht beruhigt und wirthbar gemacht, vielmehr tobt gerade dann die See am ungeſtümſten. Darum

---

[1] Man vgl. hieher überhaupt den Aufſatz: „Über die Eismaſſen in den nördlichen Meeren," Ausland 1835, Nr. 68, 69, und dann beſonders die Stelle: „So lang es (jenes Treibeis) ſchwimmt, erſcheint es faſt ſchwarz."

[2] [Kalevala II, 143 bis 145.]

muß mit der Erlangung des Keſſels die Bändigung der Midgardsſchlange verbunden ſein. In dieſer iſt, wie weiterhin ſich beſtätigen wird, der ganze Zorn des Meeres, die zurückgedrängte, aber ſtets feindſelig und zerſtörungsgierig anſtrebende Urkraft des Elementes verbildlicht, während Ägir das in der geordneten Welt, wenn auch nothdürftig und unwillig, gebundene Flutenreich darſtellt. Die Midgardsſchlange hat dem gemäß ihren Aufenthalt weit außen im Ocean, dem Ägir dagegen wird eine Inſel des Binnenmeers zur Wohnſtätte angewieſen (Sn. Edd. 79). Thôr fährt nach jener aus, er ködert ſie mit dem abgeriſſenen Stierhaupte, nach dem ſie gierig ſchnappt, das Meer verzehrt ja die ſchwimmenden Eiſtrümmer, wie der eisſchmelzende Donnergott ſelbſt am Abend zuvor zwei ſolche Rinder Hŷmirs aufgezehrt hat; der Schlange verſetzt er nun den gewaltigen Hammerſchlag, von dem ſie in die Tiefe ſinkt. Nachdem er ſo dieſelbe geſchreckt und den Keſſel erworben, iſt es den Göttern fortan möglich, bei Ägir [162] Trinkmahl zu halten, doch feiern ſie dieſes erſt zur Zeit der Leinernte, im Spätſommer (vgl. Grimn. 45), wann die dauerndſte Meeresſtille herrſcht.

Dieß der Hauptbeſtand der Sage. Abgeſehen von einzelnen Zügen der Ausführung, iſt noch die mythiſche Bedeutung Tŷs und ſeiner Verwandtſchaft im Eddaliede zu entziffern. Tŷ (Týr), den die j. Edda einen Sohn Odins nennt (Sn. Edd. 105), iſt vorzugsweiſe der Kühne unter den Aſen, er allein wagt es, den Wolf Fenrir zu füttern und die Hand in deſſen Rachen zu ſtecken (ebd. 33. 35), welches eben Ausdruck der äußerſten Kühnheit iſt, da für verloren gilt, was in des Wolfes Rachen geräth[1]. Sein Name kann, in rein nordiſcher Ableitung: Rüſter, Waffner bedeuten[2]; paſſend für die Perſonifikation des kecken Entſchluſſes. Auf Tŷs Rath unternimmt Thôr die gefahrvolle Fahrt zu Hŷmir, er folgt der Eingebung des verwegenſten Muthes. Der Beſuch der Eismeere muſte ſelbſt dem unerſchrockenen Sinne der nordiſchen Seefahrer für das Gewagteſte gelten. Schwieriger erklärt ſich Tŷs Verwandtſchaft in Jötunheim. Iſt er Odins Sohn, ſo kann Hŷmir nur ſein Stiefvater ſein. Die leidige Großmutter mit neunhundert

---

[1] J. Grimm, Reinh. Fuchs, XXXVI.

[2] Lex. isl. at tŷa, instruere, armare; tŷa-hûs, armamentarium. Das r gehört nicht zur Wurzel, es fällt in der Biegung weg.

Köpfen [163] iſt jötuniſcher Art [1], ſomit zur Mutter Hymirs geeignet, etwa die vielquellige Ergießung der Schneewaſſerbäche, die, im Sommer niederſtrömend, das Strandeis erzeugen. Tys Mutter dagegen befindet ſich bei Hymir als Kebsweib (frilla, Hym. 29), ihm abhold, denn ſie räth zu ſeinem Schaden. Soferne ſie golden, weißbrauig [2] (wie Baldur) geſchildert wird, liegt es nahe, in ihr irgend ein ſommerliches, jetzt vom Froſt- und Dämmerrieſen feſtgehaltnes Lichtweſen zu vermuthen (vgl. Lex. myth. 182*), allein die phyſiſche Deutung findet keinen Anhalt in Demjenigen, was ſonſt von Ty bekannt iſt. Hat man daher auch hierin die nichtphyſiſche fortzuſetzen, ſo kann die Verwandtſchaft Tys im äußerſten Jötunheim den Sinn haben, daß der Kühne im Lande der Schrecken und Fährlichkeiten heimiſch ſei. Dann erſcheint die lichte Mutter, die dem ankommenden Sohne den Trank der Stärke bringt, als die edle, ſtrebſame Heldennatur, die den kühnen Muth gebar, ihn zum Hauſe der Gefahren hinzieht, in demſelben vertraut macht und kräftigt.

15. Ägir.

Das Eddalied von Ägirs Trinkmahl (Ægis-drecka, Sæm. Edd. 59 bis 68) ſtellt nun in Geſprächsform dar, [164] wie nach Erwerbung des Keſſels Aſen und Alfe bei dem Meeresgotte zu Gaſte ſind, die Freude dieſes Gaſtgebots aber durch Lokis Schmähungen und Zankworte (wovon das Lied auch Loka-glepsa und Loka-senna benannt iſt) getrübt wird [3]. Für den Mythus von Thôr iſt Folgendes auszuheben:

Loki kommt vor Ägirs Halle und fragt Eldir, deſſen Diener, was die Götterſöhne da innen für Trinkgeſpräche führen? Eldir antwortet, ſie ſprechen von ihren Waffen und ihrem Kampfruhme; ſoviel Aſen und Alfe drinne ſeien, ſpreche doch Keiner als Lokis Freund. Dennoch geht Loki hinein, um das Gelag zu ſehen, den Göttern Störung zu bringen und ihnen den Meet mit Unheil zu miſchen. Als die Verſammelten ihn erkennen, verſtummen ſie alle. Doch wird er zum Mahle zugelaſſen, auf Geheiß Odins, den er an die einſt geſchloſſene Blutbrüderſchaft erinnert. Vidar muß ihm den Becher reichen. Sogleich aber geräth Loki in Wortwechſel mit Göttern und Göttinnen. Bragi, der ihm den Sitz verwehren wollte, Idun, Gefion, Odin ſelbſt und ſeine Gemahlin Frigg, Freyja, Niörd, Ty, Frey und deſſen Diener Beyggvir, Heimdall, Skadi, Sif und Beyla, Beyggvirs Gattin, werden nach [165] einander von dem Trunkenen verhöhnt und ſchmählicher Dinge bezichtet. Frigg äußert, hätte ſie hier in Ägirs Hallen einen Baldur gleichen Sohn, ſo würde Loki nicht ungeſtraft bleiben. Dieſer rühmt ſich hierauf als Urheber von Baldurs Verſchwinden. Sif muß von ihm hören, daß ſie ihrem Gemahl ungetreu und Loki ſelbſt der Begünſtigte geweſen ſei. Da zittern alle Berge, Thôr kommt herangefahren und droht, den Läſterer mit dem zerſchmetternden Hammer zum Schweigen zu bringen. Aber auch ihn mahnt Loki an den künftigen verderblichen Kampf mit dem Wolfe, und als Thôr ihn oſtwärts empor zu werfen droht, daß er nicht mehr geſehen werde, ſpottet er der Oſtfahrten Thôrs, auf denen Dieſer ſich in den Handſchuhdäumling verkrochen und Skrymirs Riemen nicht zu löſen vermocht habe. Erſt auf die vierte Bedrohung mit dem Hammer ſpricht Loki: „Ich ſang vor Aſen, ſang vor Aſenſöhnen, wozu der Sinn mich reizte, aber vor dir allein werd' ich hinausgehn, denn ich weiß, daß du zuſchlägſt." Er ſchließt mit einer Verwünſchung über Ägir, der das Bier zum Gelage bereitet.

---

[1] Auch Str. 34 ſieht Thôr eine vielhauptige Schaar mit Hymir daherfahren. Der gleichfalls von Thôr erſchlagene Thrivaldi ſcheint neun Häupter gehabt zu haben, Sn. Edd. 102. 103 ob. Vgl. Skirn. 31.

[2] [Rigsm. 26. Sæm. 145. 26. 28.]

[3] In den alten Handſchr. folgt Æg. dr. unmittelbar auf Hym. qv., Finn Magn., d. ä. Edda II, 283, 3.

Die proſaiſche Einleitung zu dieſem Eddaliede [1] und die Erzählungen der j. Edda (Sn. Edd. 79. 129) [166] geben noch weitere Züge zu dem Mythus von Ägirs Gaſtgebot. Sowie Odin, als die Aſen Ägir bewirtheten, am Abend blanke Schwerter in den Saal hatte bringen laſſen, bei deren Glanze man keines andern Lichtes benöthigt war, ſo läßt nun Ägir lichtes Gold auf den Eſtrich ſeiner Halle tragen, wovon dieſelbe, wie durch Feuer, erleuchtet wird, daher das Gold in der Dichterſprache Ägirs Feuer, Ägirs Licht ꝛc. heißt; Bier und andrer Bedarf ſchafft ſich ſelbſt herbei, auch iſt dort eine große Friedſtätte. Thôr befindet ſich beim Beginn des Mahles auf der Oſtfahrt, Trölle zu ſchlagen.

Die Bedeutung des Gaſtverkehrs der Aſen mit Ägir iſt bereits angegeben. Unter den bei ihm Verſammelten ſind beſonders auch ſämmtliche Götter des Vanenſtammes und die letzterem befreundeten Lichtälfe, denn ſoll das Meer beſänftigt ſein, ſo müſſen die milden Luftgeiſter walten. Freys Diener Beyggvir, Bieger, den Loki als den kleinen, wedelnden, feigen verſpottet, und deſſen Gattin Beyla, Biegung, ſind Sommerlüfte, die nur leicht und ſchmeichelnd Gezweig und Halme biegen. Baldur iſt ſchon aus dem Kreiſe der Aſen verſchwunden, das Gelage findet, wie im [167] vorigen Mythus beſagt iſt, erſt im ſpäteren Theile des Sommers, nach der Sonnenwende, ſtatt. Wie der Saal des kriegeriſchen Odins von Schwertern erleuchtet war, ſo iſt es Ägirs Halle von blankem Golde, das auf den Eſtrich getragen worden. Im Grunde des Meeres ſind all die Schätze gehäuft, welche die gierige Flut verſchlungen hat. Rân, Raub, Ägirs Gemahlin, beſitzt ein Netz, womit ſie ihre Beute hinabzieht (Sn. Edd. 129). Nach der Saga von Fridthiof zertheilt dieſer Held, als der ſtürmiſche Ägir ihm und ſeinen Schiffsgenoſſen Verderben droht, einen Goldring, denn Gold ſoll man an den Gäſten ſehen, die in Râns Säle zur Herberge kommen (Fornald. S. II, 78. 494). Im Leuchten des windſtillen Meeres mochte man den Glanz des verſunkenen Goldes ſpielen ſehn. Ägirs Diener Eldir, Feurer, iſt es wohl, der für ſolche Beleuchtung zu ſorgen hat[1]. Daß bei Ägirs Mahle das Bier ſich ſelbſt herbeiſchafft, damit iſt die flutende Bewegung des Meeres bezeichnet (vgl. Edd. Havn. I, 149. Note 3), gemäß obiger Erklärung des Braukeſſels.

---

[1] Bei dieſer Einleitung iſt ohne Zweifel eine vom Inhalt des Liedes verſchiedene Darſtellung des Mythus benutzt. Die Erzählung, wie Fimafeng von Loki erſchlagen und Letzterer dann von den Aſen verfolgt wird, paßt nicht zum Anfange des Liedes, woſelbſt Loki, ohne irgend einen Bezug auf jenen Vorgang, neu hinzukommt.

Hat nun aber der Jötun Ägir, nach dem vorhergehenden Mythus, von Anfang an nur übelwillig ſich zur Bewirthung der Götter verſtanden, ſo iſt [168] auch der Friede ſeines Mahles ein unſicherer. Sie befinden ſich hier in einem ihnen unheimiſchen Gebiete, wo Loki mit ſeinen boshafteſten Schmähungen Zugang hat. Schon iſt Baldur ſeiner verderblichen Anſtiftung, der er ſich rühmt, unterlegen, ſeine Frechheit wächſt und er zweifelt nicht, eine Feſtlichkeit ſtören zu können, die zum voraus wenig Gewähr ihres Beſtandes hat. In derſelben Zeit, da die Götter ſich mit Ägir vertragen, hat ja ſchon die Abnahme des Lichtes begonnen, die in Loki vertreten iſt. Auch ſchien es bereits, als ſollten die Sommerweſen der Hülfe Thôrs, ihres getreuen Schirmers, entbehren. Aber noch iſt er des Hammers gewaltig und auch dießmal im Augenblicke der Noth unverſehens gegenwärtig. Wie er durch Beiſchaffung des Keſſels die Halle Ägirs wirthbar gemacht, ſo weiß er auch den bedrohten Frieden des Mahles noch kräftig zu behaupten.

---

[1] Vgl. im Räthſelliede der Herv. S., Fornald. S. I, 478: Eldis brúdir. Lex. myth. 59.

16. Midgardsſchlange.

Die Weiſſagung der Vala verkündet in der Schilderung des Weltendes (Vsp. 50. 56. 57. Lex. myth. 859):

> Midgardsſchlange ſchwellt die Wogen; Thôr ſchreitet zum Kampfe mit ihr, zornmüthig erſchlägt er ſie; alle Männer werden die Heimathſtätten räumen; kaum neun Schritte kommt er von ihr. Die Erde ſinkt in's Meer.

[169] Die j. Edda (71 bis 73) ſagt umſchreibend, dann tobe das Meer an die Lande, weil die Midgardsſchlange in Jötunzorn ſich wende[1] und an das Land hinaufſtrebe; ſie blaſe ſoviel Gift, daß ſie Luft und Waſſer all beſprenge; Thôr geb' ihr den Tod und ſchreite neun Schritte

---

[1] „firir þvî at þâ snŷz Midgardzormr î jotunmôdi." Dieß iſt aus Vsp. 50 entnommen, wo es heißt: „snŷz Jormungandr î jotunmôdi." Auch in Sn. Edd. 32 erſcheint Jormungandr identiſch mit der Midgardsſchlange: „Jörmungandr, þat er Midgardsormr." Ebenſo bei dem Skalden Bragi, Sn. Edd. 101 (Lex. myth. 209). Hiemit übereinſtimmend wird Jormungandr unter den Schlangennamen aufgeführt, Sn. Edd. 180, während gandr unter den Benennungen des Wolfes, ebd. 178 f. 222, nicht vorkommt. Dagegen iſt nach Raſk und Afzelius, in den Regiſtern zu Sn. Edd. 378 und Sæm. Edd. 283, unter Jörmungandr der Wolf Fenrir gemeint. Für dieſe Anſicht zeugt nicht bloß die einzige Stelle der Eddalieder, welche jenen Namen gibt, die angeführte Str. 50 der Vsp. (Sæm. Edd. 8, auch Sn. Edd. 74), nach ihrem vollſtändigen Zuſammenhange: „Jörmungandr wendet ſich (snŷz) im Jötunzorne; die Schlange (ormr) drängt die Wogen, aber der Adler ſchreit." Auch ſonſt wird gandr gleichbedeutend mit ûlfr, vargr gebraucht. (Vgl. Hrafn. 10: „gandom rido," mit Hyndl. 5, Sn. Edd. 66 und Sæm. Edd. 146, ſ. auch Landn. 486, Edd. Havn. I, Gl. 511, Lex. isl. I, 268.) Jormungandr iſt: lupus maximus (ſ. über iormun D. Gramm. II, 448 f.). Wenn nach Vsp. 56 und Æg. 58 Thôr gegen den Wolf zu kämpfen geht, ſo iſt Dieß ebenſo zu nehmen, wie wenn nach Grimn. 23 die Einherien zum Kampfe mit dem Wolf ausziehen; durch den Wolf Fenrir, das furchtbarſte der götterfeindlichen Ungeheuer, das zuletzt den Allvater Odin ſelbſt verſchlingt, wird der große Endeskampf überhaupt bezeichnet.

von da hinweg; dann fall' er todt zur Erde von dem Gifte, das ſie auf ihn geblaſen.

[170] Im Eddaliede von Hymir (Str. 22) heißt Thôr: der die Geſchlechter ſchirmt, der Schlange Alleintödter.

Die Erde geht nach nordiſchem Glauben im Waſſer unter, während der Himmel vom Feuer zerſtört wird. Solche verderbendrohende und zuletzt wirklich vertilgende Gewalt des Waſſers iſt die Midgardsſchlange. Sie iſt darum eine der furchtbaren Zeugungen Lokis, des Endigers, mit Ängrboda, der Angſtbotin. Bekannt mit den unheilkündenden Weiſſagungen, warf Odin ſie in die tiefe See, von der die Erde umgeben iſt, und die Schlange wuchs ſo ſehr, daß ſie mitten im Meer um alle Lande liegt und ſich in den Schwanz beißt (Sn. Edd. 32. Hym. 22). Daher auch ihr Name Midgardsſchlange (Midgardzormr), denn Midgard iſt eben die bewohnte Erde, die, ihre künftige Beute, von ihr umgürtet wird. Das Bild iſt von der rieſenhaften Seeſchlange hergenommen, die man da und dort im Meere geſehen haben will, der man aber noch niemals habhaft geworden iſt. So lange die Welt ihren Gang hat, liegt die Midgardsſchlange, wie im Mythus von Hymir, weit außen in der Tiefe des Oceans und ihre Bewegung iſt nur aus der Ferne in der ſtürmiſchen Brandung des Meeres erkennbar; wann aber einſt der Endestag hereinbricht, dann ſchwellt ſie mächtiger die Wogen und ſtrebt ungeſtüm an das Land herauf.

[171] Thôr, der Sohn Jörds, der Schutzgott Midgards und ſeiner Bewohner, iſt der geborene Gegner jenes Ungeheuers, das der Erde Verderben droht. Bei Ütgardsloki und auf dem Fiſchfange mit Hymir verſucht Thôr ſich an der Schlange; es ſind kecke Vorſpiele des künftigen, für Beide verderblichen Kampfes [1]. Bei dieſem letzten Kampfe werden die Menſchen von ihrer Heimathſtätte verdrängt und als Thôr, beſchäumt vom Gifte der Schlange, niederfällt, da ſinkt die Erde in das Meer. Doch iſt auch die Schlange tödtlich getroffen und ſo kann zum andernmal eine friſchgrüne Erde aus dem Meer aufſteigen; die Strömungen fallen und der Aar fliegt überhin, der auf dem Gebirge Fiſche fängt (Vsp. 59).

[1] Darum kann auch die Midgardsſchlange auf der Ausfahrt mit Hymir nicht von Thôr erſchlagen ſein (vgl. Sn. Edd. 63); ſie wird nur von ihm geſchreckt und bleibt für die letzte Zeit aufgeſpart.

Die kurzabgebrochenen Zukunftſprüche der Vala von der Wiedergeburt der Welt laſſen auch über das Schickſal der Götter manigfachen Zweifel übrig. In Beziehung auf den Mythus von Thôr iſt nur anderwärts, im Eddaliede von Vafthrûdnir (Str. 51. Sæm. Edd. 37. Sn. Edd. 76), geſagt, daß Môdi und Magni den Miölnir haben und dem Kampf ein Ende machen werden. Im Untergange der alten Erde ward die ihr beigegebene Gotteskraft entbunden, [172] aber auch die neuaufgetauchte bedarf einer ſolchen zu ihrem Frieden und Gedeihen; in Thôrs Söhnen vererben und verjüngen ſich die Eigenſchaften des Vaters, Aſenmuth und Aſenſtärke, die in Jenen herausgeſtellt waren; mit dem Hammer, dem Werkzeug und Sinnbilde ſeiner ſchützenden und ſegnenden Wirkſamkeit, geht auch dieſe in das neue Weltleben über.

So durchmißt Thôr im Kampfe mit den Elementen ſeine Götterbahn, bis er zuletzt, ein fallender Stern, im Unendlichen wieder verſchwindet. Iſt aber die Sagendichtung eines Volkes zu allſeitiger Ausbildung durchgedrungen, ſo umſchließt ſie mit den göttlichen Dingen auch die menſchlichen und an die Götterſage reiht ſich eine ihr nach Geiſt und Form entſprechende Heldenſage. Die Helden ſind Träger der Vorſtellungen, die das Volk, welches ſie feiert, ſich von der Beſtimmung und dem Schickſal der Menſchheit gebildet hat; in ihren Charakteren, Thaten und Geſchicken beleben ſich die bei ihm herrſchenden Gedanken über das Edle und Tüchtige in der menſchlichen Natur und deſſen Gegenſätze, über die Höhen, die ſie ankämpfend erſtreben ſoll, und die Schranken, die ihrem Übermuthe geſetzt ſind. Die Sage von den Göttern, den Schöpfern, Erhaltern und Lenkern des Weltalls, wird zwar in dieſem auch dem [173] Menſchen ſeine Stellung anweiſen und deſſen Geſchichte in den Grundzügen vorzeichnen. In dieſem großen Verbande jedoch kann ſeine Erſcheinung nur eine ſehr untergeordnete ſein. Darum ſucht er ſich ein eigenes Feld, wo er ſeine Neigungen und Leidenſchaften, ſeine Beſtrebungen und Kämpfe, ſein Lieb und Leid, ſeinen Glanz und ſeinen Untergang in vollſtändiger Darſtellung ausbreiten kann, wo er ſelbſt in den Vordergrund tritt, wenn auch abhängig von den waltenden Göttern und eben Das vollziehend und erlebend, wozu er von ihnen berufen iſt. Dieſes irdiſche Gebiet der poetiſchen Weltanſchauung, dieſe kleine, doch näherliegende Welt in der großen, unabſehbaren, iſt die Heldenſage.

Im nordiſchen Göttermythus wird die Schöpfung des Menſchen erzählt, ſein Erdenſchickſal angedeutet, ſein künftiger Antheil an den Freuden und dem Kampfe der Götter verkündet. Um die gleiche Achſe bewegen ſich nun auch größere und kleinere Kreiſe der Heldenſage, in denen jene Vorbeſtimmungen erfüllt, die einſtigen, höheren Geſchicke vorbereitet werden. Die Götter ſteigen ſelbſt hernieder oder ſenden ihre Boten und greifen, je nach ihren Eigenſchaften und Zwecken, anregend oder hemmend, hülfreich oder feindſelig, in das menſchliche Treiben ein. Daß zumeiſt Odin, der Erwecker alles Geiſtes und des kriegeriſchen insbeſondere, der Einherien künftiger Führer zum [174] Weltkampf, in den Geſchichten der Kriegshelden thätig ſei, läßt ſich zum voraus erwarten; er ſteht am Anfang und Ende ihrer Sagen. Aber auch Thôr hat ſeinen Antheil an der Heldenſage. Der eigenſte Schirmer der Erde und ihrer Bewohner kann den irdiſchen und menſchlichen Begebniſſen nicht fremd ſein. Seine Gemeinſchaft mit den Menſchen iſt in der Götterſage durch die Aufnahme Thiâlfis in ſein Geleit und ſeine Kampfgenoſſenſchaft angezeigt und dasſelbe Verhältnis iſt nun auch, von andrem Standpunkt aus, in der Heldenſage aufweisbar. Wenn er gleich in dieſer, worin der kriegeriſche Geiſt im eigentlichen Sinne vorherrſcht, viel ſeltener auftritt, als Odin, ſo geſchieht es doch eben genug, um die bedeutendſten Beziehungen, in welchen jene beiderlei Gebiete der Sagendichtung ſich berühren können, auch ſeinerſeits zur Erſcheinung zu bringen. Als ein reines Verhältnis beider kann es nicht betrachtet werden, wenn im Verlaufe der Zeit Götter und Göttergeſchichten mehr oder weniger in menſchliche Helden und Thaten ſich umgewandelt haben, wenn z. B. bei Saxo und vielleicht ſchon in den ihm vorgelegenen Überlieferungen Balder und Hother als irdiſche Heerkönige ſich bekriegen, Odin und Thôr aber nebſt anderen Göttern, als ſolche, an dem Kampfe Theil nehmen. Mögen auch derartige Umwandlungen, wenn ein neuer Geiſt in ſie eingeht, zu eigenthümlichem Leben erwachſen können, ſo ſind [175] ſie doch immer eine Miskennung und Trübung des urſprünglichen Mythengehaltes und rechtfertigen keineswegs die Anſicht, als wäre in dieſer menſchlichen Geſtaltung der Götterfabel das natürliche

Entſtehen der Heldenſage überhaupt zu ſuchen. Wo Götter- und Heldenwelt, ſich gegenſeitig ergänzend und erklärend, zuſammenbeſtehen, da iſt offenbar auch der vollere und geſundere Zuſtand der Sagenpoeſie. Vermöge dieſes harmoniſchen Zuſammenſeins werden die höheren Weſen, wo ſie in die Heldenſage einſchreiten, in dem gleichen Charakter und denſelben Ideen handeln, die in den Göttermythen begründet ſind. Eine ſolche Übereinſtimmung wird ſich, bezüglich auf Thôr, an der Sage von Starkad nachweiſen laſſen, die auch in andrer Hinſicht einen merkwürdigen Übergang bildet; der Gott wirkt auf das Schickſal dieſes Sagenhelden ebenſo charakteriſtiſch ein, wie er, nach früher angeführten Beiſpielen, manchmal noch in hiſtoriſcher Zeit ſeinem in der Götterſage ausgeprägten Weſen entſprechend den Menſchen erſchien. Zum vollkommenſten Einklange jedoch verbinden ſich beiderlei Sagengebiete, wenn dieſelbe ſinnbildliche Geſtaltung, die in der Götterwelt waltet, ſich auch der menſchlichen Dinge bemächtigt, und in dieſem Verhältniſſe zu den Göttermythen von Thôr werden ſich die ſchließlich folgenden Sagen von Hâlfdan bewähren, deſſen Heldenthum ſelbſt, wie dasjenige des Gottes, ein durchaus bildliches iſt.

## [176] 17. Starkad.

Veturlidi, ein heidniſcher Skalde vom Schluſſe des zehnten Jahrhunderts, nennt in dem erhaltenen Bruchſtück eines ſeiner Lieder (Sn. Edd. 103) mehrere von Thôr bezwungene Jötunweſen. Er ſpricht darin zu Thôr: „Starkad ſtürzteſt du (steypdir Starkadi)!“ Ausführlicher gedenkt dieſer That die Saga von Hervör im Eingang (Fornald. S. 1, 412 f. vgl. 513 f.):

Ein Mann mit Namen Arngrim, Rieſe und Bergbewohner (risi ok bergbúi), holte ſich aus Ýmis Lande (Ýmislandi) deſſen Tochter Áma. Sohn dieſer Ehe war Hergrim, genannt Halbtröll; er war bald bei Bergrieſen (bergrisum), bald bei Menſchen, Stärke beſaß er gleich Jötunen, war ſehr zauberkundig und ein großer Berſerk. Er nahm aus Jötunheim Ögn Alfaſprengi und hatte von ihr einen Sohn Grim. An den Öl- oder Álafällen (vid Ölfossu, a. Álufossa) wohnte Starkad, geheißen Álajunge (Starkadr Áludrengr), Abkömmling von Thurſen, auch ihnen gleich an Stärke und Art; ſein Vater hieß Störkvid. Ögn Alfaſprengi war Starkads Verlobte, aber Hergrim raubte ſie ihm, als Starkad nördlich über Elivogar gezogen war. Nach ſeiner Rückkunſt forderte er Hergrim zum Holmgang um die Frau. Sie kämpften am oberſten [177] Falle[1]. Starkad hatte acht Hände und ſchlug mit vier Schwertern auf einmal; ihm ward der Sieg und Hergrim fiel. Ögn ſah ihrem Zweikampfe zu und als Hergrim gefallen war, durchſtach ſie ſich mit einem Schwert und wollte nicht mit Starkad vermählt ſein. Starkad nahm nun alles bewegliche Gut (fé) Hergrims an ſich und behielt zugleich deſſen Sohn Grim, der bei ihm groß und ſtark heranwuchs. Eines Herbſtes war großes Diſenopfer angerichtet bei König Álf, dem König über Álfheim (Álfheimar); ſo hieß damals das Land zwiſchen Gautelf und Raumelf. Álfhild, des Königs Tochter, gieng zum Opfer; ſie war ſchön, wie kein andres Weib, und das ganze Volk in Álfheim war ſchmucker, als jedes andre derſelben Zeit. In der Nacht aber, als Álfhild die Heiligthümer beſtrich, nahm Starkad Áludreng ſie hinweg und mit ſich heim. König Álf rief da zu Thôr, daß nach Álfhild geſucht werde; nachmals aber erſchlug Thôr den Starkad und ließ Álfhild zu ihrem Vater ziehen mit Grim, Hergrims Sohne. Als dieſer zwölf Winter alt war, zog er auf Heerfahrt und ward der gröſte Kriegsmann. Er freite Bauggerd, Álfhilds und Starkads Tochter, nahm ſeine Wohnſtatte auf der Inſel Bölm bei [178] Hálogaland und ward nachmals Eygrim Bölm genannt.

Auch die Saga von Gautrek (Fornald. S. III, 15) erzählt, daß Starkad Aludreng, ein ſehr kundiger Jötun mit acht Händen, aus Alfheim Álfhild, die Tochter des Königs Alf, geraubt, Dieſer aber um ihre Wiederkunft zu Thôr gerufen, hierauf Thôr den Jötun erſchlagen und Alfhild zu ihrem Vater heimgebracht habe. Sie hat hier von Starkad einen Sohn, Störvirk.

Sollen dieſe Überlieferungen vom Jötun Starkad, wenn nicht in jeder Einzelheit, doch in den Grundzügen aufgehellt werden, ſo ſtellt ſich vor Allem anſchaulich und eigenthümlich heraus, daß Starkad an Waſſerfällen wohnt und kämpft: derſelbe Strom, Öl oder Ala, nach dem dieſe Fälle benannt ſind[2], gibt auch dem Jötun den Beinamen Áludreng, Álas Junge. Zugleich fällt auf, daß mit dem Namen Starkadr die Form Störkudr wechſelt (Fornald. S. I, 381. 383 bis 385. III. 17); udr iſt Wallung, Welle (at yda, æstuare), daher Name einer der Töchter Ägirs (Sn. Edd. 185), und ſteht auch unter den Benennungen der Ströme (Sn. Edd. 218^{a}; vgl. 217^{b}), Störk-udr alſo Starkwelle, und dieſe Zuſammenſetzung beſtätigt ſich durch den ganz ähnlich gebildeten [179] Namen des Vaters Störk-vidr, Starkwald. Beachtet man noch, daß der Skalde für die Bezwingung Starkads durch Thór ein Zeitwort (steypa) gebraucht, das einen jähen Sturz ausdrückt (vgl. steypir, m. præcipitium), daß nach einer ſpäteren Stelle der Gautreksſage (Fornald. S. III, 37) Hlórridi den Jötun vor einem Fels (fyrir hamar nordan) bezwang und daß die acht Rieſenhände an ſo viele Stromarme gemahnen, ſo erſcheint Störkud ſelbſt als der gewaltige Fall der Ála. Von ihr trägt er den Beinamen, während der Name ſeines Vaters den Urwald dunkeln läßt, aus dem Störkud hervorkommt. Thór, der Bekämpfer der Jötune, ſchleudert ihn vom ſchroffen Fels herab; rücklings, mit geſpreizten acht Händen, ſtürzt der brüllende Waſſerrieſe nieder und noch jeden Augenblick ſieht man ihn im grauenvollen Sturze begriffen. Auch in Geirröds Töchtern Giálp und Greip hat Thór wilde Gebirgſtröme bewältigt und bedeutſam nach beiden Seiten verbindet Veturlidi die zwei Mythen im gleichen Stabreim[1]: „Starkad ſtürzteſt du, ſtandeſt über der todten Giálp (Sn. Edd. 103)!“

---

[1] „vid enn efsta foss at Eydi."

[2] Lex. myth. 648: „ad Alufossas (cataractem Norvegiæ)."

Von der Hauptgruppe aus verbreitet ſich weiteres Licht. Dreifach erlautet der Name Grim in dem rieſenhaften Stamme, mit dem Störkud zuſammentrifft; Grims Vater iſt Hergrim, der Sohn Arngrims. Nun iſt aber Grim oder in Zuſammen[180]ſetzung Foſſegrim, noch in heutiger Volksſage, ein Dämon norwegiſcher Waſſerfälle (Lex. myth. 679. Faye 57). Störkuds ſiegreicher Kampf mit Hergrim[2] ergibt ſich damit als die brauſende Begegnung zweier Bergſtröme; der mächtigere von beiden, der achthändige Jötun, wird des andern Meiſter. Ihr Streit erhob ſich am oberſten Falle um Störkuds Braut, Ögn Alfaſprengi aus Jötunheim, in der voraus ein gleichartiges Weſen zu vermuthen iſt. Ögn, Spreu, Alfaſprengi, Sprenge der Alfe, Zerſtäubung oder Sprengregen der Lichtgeiſter [1], iſt ein ſchimmernder, jungfräulicher Staubbach, der auch aus Jötunheim, dem Gebirge, kommt und um den die beiden Stromrieſen, zwiſchen denen er niederſprüht, ſich zu reißen ſcheinen. Hergrim hat Ögn [181] geraubt, als Störkud nördlich über Elivogar gezogen war, als der Stromlauf im Winterfroſt ausblieb; Elivâgar, die mythiſchen Eisſtröme, über die Örvandil von Thôr getragen wird, bedeuten die ſtrengſte Winterkälte. Bei ſeiner Rückkehr im Frühjahr, wann die Bergſtröme im Eisbruch überſchwellen, ſtürmt Störkud mit acht Händen und vier Schwertern gegen den Nebenbuhler an. Ögn ſieht dem furchtbaren Kampfe zu und als Hergrim weggerafft iſt, ſinkt ſie mit hinab. Störkud bemächtigt ſich nun aller fahrenden Habe Hergrims, ſeines ganzen beweglichen Waſſerreichthums, und nimmt auch deſſen Sohn Grim, etwa einen Nebenſtrom desſelben, zu ſich.

---

[1] [wie auch Lit und Hyrrokin verbunden ſind. S. 144.]

[2] In Fornald. S. haben dieſe Namen langen Vokal: Grímr, larvatus; einfacher ſcheint: Grimr, sævus (gewöhnlich: grimmr), altſächſ. und angelſ. grim. [Saxo VII, 124, 3: Grimmo. Vgl. nachher S. 198 [114].] Hergrímr, der Heergrimme, Verheerende; oder ſtatt Hiorgrímr, der Schwertgrimme, wie auch Störkud Schwerter (blinkenden Wellenſchlag) führt? Vgl. D. Gramm. II, 460 f. 561. Die beiden „Grímar“ mit den ebenſo benannten Trinkhörnern (Fornm. S. III, 138 bis 140, vgl. 190 bis 192) laſſen ſich gleichfalls auf das mythiſche Stromgeſchlecht zurückführen. [Vgl. S. 66 [40] Utgardslokis Trinkhorn.]

In aufſteigender Linie eröffnen ſich, bezüglich auf Hergrim und ſein Geſchlecht, fernere Anſchauungen. Er hat den Zunamen Halbtröll [2], was dahin erklärt wird, daß er bald bei Bergrieſen, bald bei Menſchen geweſen ſei; er ſtrömt theils durch Bergwildnis, theils durch bewohntes oder beſuchtes Land; ein großer Berſerk iſt er vermöge ſeiner tobenden Brandung. Sein Vater Arngrim, Adlergrimm, ganzer Rieſe und Felsbewohner, führt noch höher auf das Gebirg, von dem er wie ein Aar herniederrauſcht. Arngrim hat ſeinen Sohn Hergrim mit Áma, der Tochter [182] Ymirs, erzeugt; dem Lande dieſes Letztern wird zwar in derſelben Saga (Fornald. S. II, 411. 511), wie nachher dem Gebiete des Königs Alf, ſeine geographiſche Lage angewieſen, man wird aber mit Recht den mythiſchen Geſichtspunkt feſthalten. Ymir, der Urrieſe, der reifkalte Jötun (Valþr. 21), von dem alle andre ſtammen (Hyndl. 32), erſcheint auch hier nicht fremdartig; anſchaulicher jedoch ergibt ſich der Fortſchritt in der Gebirgswelt, der bereits bis zur Eisgrenze geführt hat, wenn für „Ymir“ an dieſer Stelle Hymir geleſen wird, wie denn auch anderwärts die beiden ähnlich lautenden Namen verwechſelt ſind[1]. Hymir iſt der Eisjötun, der ſeinen Hauptſitz an und in den arktiſchen Meeren hat, wo Thôr ihn aufſucht, und deſſen Tochter nun im ewigen Eiſe des Hochgebirgs einen paſſenden Hausſtand findet, als Mutter jötuniſcher Stromfälle[2].

---

[1] Landn. 237: „þörer þussaspreingr (gigantum disruptor)." Sn. Edd. 102: „á haussprengi Hrúngnis," auf den Schädelbruch, Schädelſprenger Hrúngnirs, Thôr. Lex. isl. at sprengia, dirumpere; sprengr. m. ruptura, diruptio. Ihre. Gloss. II 734: sprenga, conspergere; sprenga, disrumpere. Oder etwa urſprünglich Álfaspræni? Lex. isl. at spræna, scaturire; spræna, f. rivulus.

[2] Hálftroll iſt in Egils S. 1 Beiname eines Mannes. Vgl. ebd. 22: hálfbergrisi; Fornald. S. I, 411: risar ok hálfrisar. D. Gramm. II. 633. Geijer. Svearik. hafd. I, 410.

[183] So erſchließt ſich in dieſen Mythen das Leben der nordiſchen Bergſtröme, ihr Stufenfall vom Urſprung an, ihr Lauf durch Wildnis und Anbau, ihr manigfaltiger Charakter, ihre Verzweigung und ihr ringender Zuſammenfluß zum letzten, gewaltigſten Sturze. Der Eindruck dieſer mächtigen Naturerſcheinungen auf das Gemüth der Anwohner iſt auch anderwärtig bezeugt. Thôrſtein Raudnef, ein Isländer, hielt den Waſſerfall, nach dem ſein Beſitzthum benannt war, heilig und brachte ihm Opferſpenden (Landn. 341). Auch der norwegiſche Foſſegrim empfängt zum Opfer ein weißes Böcklein, das in den Fall geworfen wird: dafür lehrt er Geige und andres Saitenſpiel, er greift über des Spielmanns rechte Hand und führt ſie ſo lange hin und her, bis das Blut aus jeder Fingerſpitze ſpringt; dann hat der Lehrling ausgelernt und kann ſpielen, daß die Bäume tanzen und die Waſſer in ihrem Sturze anhalten.[3] In ſolche Schule, [184] wo der Waſſerfall

---

[1] Sn. Edd. 61 bis 63 gibt, in der Erzählung von Thôrs Fahrt zu Hymir, den Namen des Jötuns abwechſelnd Ymir und Hymir.

[2] Áma wird in Sn. Edd. 210b unter den tröllqvenna heiti aufgeführt; im Lex. isl. findet ſich: áma, amphora, und dieſe Bedeutung des Wortes taugt wohl für die Mutter der Bergwaſſer. Zugleich aber erinnert daſſelbe an jene vielhauptige áma in Hymirs Halle (Hym. 7). Zwar ſpricht der Zuſammenhang dringend dafür, daß dort áma nicht als Eigenname, ſondern für amma, Großmutter, genommen ſei, doch iſt abermals ein Schwanken zwiſchen ähnlichen Wörtern bemerklich (vgl. Fornald. S. I. 513), während beide Mythen auf ein Weſen, als Urquell der Waſſerſtröme, hinleiten. Sonſt iſt noch in Æg. 34 von Mädchen (Töchtern) Hymirs die Rede. In Hym. 16 heißt Hymir: „Hrúngnirs grauer Redegeſelle (spialli)“; Dieß ſcheint doch mehr als bloße Umſchreibung des Wortes Jötun zu ſein und mag auf die alte Befreundung des Eiſes mit dem Felsgebirge hinweiſen. Vgl. S. 68, Anm. 4.

[3] Faye 57. D. Myth. 278 [461. 559. K.]. Der zaubermächtige Harfner Quintalin in der Saga von Samſon dem Schönen, Cap. 5 ff. (Biorner. Nordiska Kampa Dater. Stockh. 1737), der Sohn eines Müllers von einem dämoniſchen Weibe (gýdiu), das unter dem Waſſerfall der Mühle lag, gehört, ſeines fremdlautenden Namens ungeachtet, der nordiſchen Vorſtellung an. [Fornald. S. II. 241. 243.]

die Saiten rührt und der Sturm die Harfe ſchlägt (Vsp. 34), giengen auch die Sänger der altnordiſchen Naturmythen.[1]

Zweifelhafter, als das Bisherige, iſt Thôrs Verhältnis zu Alfhild, die er aus der Gewalt Störkuds befreit; dieſe wunderſchöne Tochter des Königs Alf aus Alfheim, deſſen Bewohner alle durch Schönheit ausgezeichnet ſind, ſcheint ein mythiſches Weſen von dem noch wenig bekannten Geſchlechte der Lichtälfe zu ſein und es verhüllt ſich hier wohl ein Seitenſtück zu den Göttersagen, in welchen Thôr Iduns und Freyjas jötuniſche Werber ſtraft. Auch die [185] Angaben über Grims weiteres Schickſal und über Störkuds Nachkommenſchaft ſind dunkel und in ihnen beginnt die Verwirrung des Jötunmythus mit der Heldenſage.

Starkad (bei Saxo Starcatherus) heißt nämlich auch ein berühmter nordiſcher Held, deſſen Thaten und Schickſale, auf der Grenze zwiſchen Sage und Geſchichte ſpielend, ſich in Saxos Werke durch mehrere Bücher hinziehen, aber auch durch anderwärtige Denkmäler in altnordiſcher Sprache ergänzt und erläutert werden. Dieſer Starkather, Storverks Sohn, ſoll, nach Saxo (VI, 102 f.), aus derjenigen Gegend herſtammen, welche, öſtlich von Schweden, nunmehr von Eſthen und andern barbariſchen Völkern weithin eingenommen ſei; worunter, wenn man es in die mythiſche Weltkunde zurück überſetzt, Jötunheim zu verſtehen iſt[2]. Saxo ſelbſt fügt als fabelhafte Volksmeinung bei, Starkather ſei von Rieſen entſproſſen und dieſe Abſtammung habe ſich durch die ungewöhnliche Zahl ſeiner Hände kund gegeben; der Gott Thôr aber habe ihm die vier überzähligen ausgeriſſen und damit ſeine Rieſengeſtalt auf menſchliches Maß herabgebracht.

---

[1] Obige Erklärung des Mythus, wie ſie dieſem ſelbſt enthoben iſt, wird durch folgende Schilderung der norwegiſchen Waſſerfälle und namentlich des Olafoſs auch äußerlich beſtätigt und veranſchaulicht: „Die Namen der Waſſerfälle alle zu nennen, wäre eben ſo ermüdend als unmöglich. Jedes Thal, ja faſt jeder Fels hat ſeinen eigenen, und faſt alle ſind ſie in Form, im Anſehen, in der maleriſchen Wirkung verſchieden. Bald ſieht man hier einen donnernd toben, bald ſchlängelt ſich dort einer wie ein ſilbernes Band, wie ein Netz oder eine Schärpe, die ſich vom Gipfel ablöſt und in den Lüften flattert; hier bedeckt einer eine ganze Felſenwand, dort rauſcht ein anderer mit einem Bogenſturz in's Thal hinab, zuweilen vereinigen ſich mehrere noch auf der Höhe, und dann gewährt der Herabſturz, wie z. B. beim Olafoſs [vid Alufossa], wo ſich hoch in der Wolkenregion die ſchon breit ſchäumenden Gewäſſer auf der nackten röthlichen Felsabdachung zu einem breiten Schaumbette verſammeln, einen impoſanten Anblick.“ Neigebaur, Neueſtes Gemälde von Schweden, Norwegen und Dänemark, Wien 1833 (Schützs Allgemeine Erdkunde, B. 25), S. 276.

[2] Vgl. Müller, krit. Unders. 77 ff.

Beſtimmter leitet die angeführte Saga von Gautrek den Urſprung des Helden Starkad von dem gleich[186]namigen Jötun ab. Alfhild, welche Dieſer entführt hatte, kam, durch Thôr befreit, ſchwanger zurück und gebar einen Sohn Störvirk (Störvirkr, auch Störverkr), der, ſchwarz von Haaren, größer und ſtärker als andre Männer aufwuchs und ein gewaltiger Seeheld (víkingr) wurde. Störvirk raubte Ôn, eine Tochter des Jarls Freki von Hälogaland, und erzeugte mit ihr den Sagenhelden Starkad. Allein ſo genau dieſe Erzählung lautet, ſo ſteht ſie doch mit den derſelben Saga einverleibten und dem Helden ſelbſt zugeſchriebenen Liederſtrophen nicht im Einklange. Darin (Fornald. S. III, 37) ſagt Starkad von ſeinen höhniſchen Gegnern, ſie glauben an ihm die Jötunlarve mit acht Händen zu ſehen, den Hergrimstödter, den Hlôrridi nördlich vor dem Fels der Hände beraubt; die Recken lachen, die ihn ſehen, die häßliche Schnauze, den langen Rüſſel, das wolfgraue Haar ꝛc.

Die Proſa drückt Dieß ſo aus, ſie haben ihn einen wiedergeborenen Jötun geheißen. Der einfache Sinn der mythiſchen Anknüpfung wäre hiernach: der Held Starkad wurde wegen ſeines rieſenhaften und abſchreckenden Ausſehens als der verjüngte Jötun gleichen oder ähnlichen Namens bezeichnet[1]. Die überzähligen [187] Hände gehören dem Jötun, nicht, wie bei Saxo, dem Helden an. Die genealogiſche Verbindung Beider aber wird bei ſolcher Anſicht müßig und beruht auf ſpäterem Misverſtehen. Störvirk, der Großwirkende, Thatgroße, und Ôn, Arbeit, mit ihrem Vater Freki, dem Frechen, Recken, und deſſen Söhnen Fiöri und Fyri, Lebendig und Feurig, bilden eine allegoriſche Stammtafel des Helden, auf ſeine Thatkraft, nicht auf ſeine Geſtalt, bezüglich. Die abſichtliche, fortlaufende Umſetzung der naturbildlichen Namen in ähnlich lautende, dem Heldenthum angepaßte, iſt unverkennbar; aus Ögn, Spreu, iſt Ôn, Arbeit, aus Störkvidr, Starkwald, iſt

---

[1] Nach Sn. Edd. 127 f. kann in der Skaldenſprache der Mann auch mit Jötunnamen bezeichnet werden und iſt Dieſes die ärgſte Verhöhnung oder Schmährede.

Störvirkr, Großwirker, geworden und für Störkudr, Starkwelle, tritt Starkadr[1], der Erſtarkte, ein. Ob ſich in dem Anklange dieſer beiden, urſprünglich ganz verſchiedenen Namen der Knoten geſchürzt habe, wodurch der Jötunmythus mit der Heldengeſchichte, wenn gleich nur äußerlich, verbunden wurde, läßt ſich nicht mehr entſcheiden, aber die ſonſt nicht ungewöhnliche Verwandlung einer mythiſchen Perſon in eine heroiſche oder ſcheinbar geſchichtliche, die mit jener im Grunde gleichwohl nur eine iſt, kann für den vorliegenden Fall [188] zum voraus nicht angenommen werden, da ſchon das alte Lied den Jötun und den Helden auseinander hält und die Wiedererſcheinung des Erſtern im Letztern als einen Spott darſtellt.

Eine weitere und bedeutendere Beziehung des Helden Starkad zu den Mythen von Thôr zeigt ſich in der Vorbeſtimmung ſeines Schickſals. Die Saga von Gautrek (Fornald. S. III, 32 f.) läßt Starkads Geſchicke durch die Gunſt Odins, der unter dem Namen Hroſſhârsgrani ſein Erzieher iſt, und die Abgunſt Thôrs, vor einer richterlichen Verſammlung, welche nur die der Aſen ſein kann, auf folgende Weiſe feſtſetzen:

Thôr, darüber ungehalten, daß Alfhild, die Mutter von Starkads Vater, einſt einen Jötun dem Aſathôr vorgezogen, beſtimmt ihrem Enkel Starkad, daß er weder Sohn noch Tochter haben und ſo ſein Geſchlecht beſchließen ſolle. Odin ſchafft ihm, daß er drei Menſchenalter zu leben habe: Thôr, daß er in jedem derſelben ein Nidingswerk, eine Schandthat, vollbringe[2]. Odin verleiht ihm das beſte Waffenzeug und Gewand. Thôr verſagt ihm Land- und Grundbeſitz. Odin gewährt ihm fahrend Gut im Überfluß. Thôr legt auf ihn, [189] daß er niemals genug zu haben glaube. Odin gibt ihm Sieg und Geſchicklichkeit zu jedem Kampfe. Thôr, daß er aus jedem eine Knochenwunde davontrage. Odin gibt ihm Dichtergabe, ſo daß er ebenſo fertig dichte, als ſpreche. Thôr fügt hinzu, daß er vergeſſe, was er gedichtet. Odin läßt ihn bei den vornehmſten und beſten Männern angeſehen ſein. Thôr ſpricht, er ſolle dem geſammten Volke (alþýđu allri) verhaßt werden. Die Richter beſtätigen all Dieſes durch Urtheilſpruch.

---

[1] Als Eigenname mit Subſtantivbiegung (D. Gramm. I, 769) und zwar zweifacher: gen. Starkads (Fornald. S. I, 412. III, 32) und Starkadar (ebd. I, 331. Sn. Edd. 268). Vgl. Anm. 106. [Lex. isl. II, 351 b: svasadr, al. svosudr.]

[2] Solchen Fluches von Thôr erwähnt auch das dem Starkad zugeſchriebene Lied Vikarsbálk in derſelben Saga (Fornald. S. III, 35)

Mangelhaft und verworren iſt die Erwähnung dieſer Schickſalſprüche bei Saxo (VI, 103), wo geſagt wird, Odin habe den zuvor ſchon durch ungewöhnliche Körpergröße ausgezeichneten Starkather nicht bloß mit tapferem Geiſte, ſondern auch mit Liederkunſt begabt, um ihn als williges Werkzeug zum Verderben des norwegiſchen Königs Wikar zu gebrauchen; auch hab' er demſelben darum drei menſchliche Lebensalter verliehen, damit Starkather innerhalb dieſer ebenſo viele fluchwürdige Thaten vollbringe.

Die Vorbeſtimmungen, wie ſie in der Saga vollſtändiger und in nothwendigem Gegenſatz angegeben ſind, bewähren ſich durchaus, auch bei Saxo, in den Thaten und Geſchicken des Helden. Ob und wie weit aber jene erſt aus dem Charakter und den Schickſalen Starkads, wie ſolche ſich in der Volksſage bereits darboten, herausgebildet worden oder umgekehrt [190] die Sage ſich aus den einmal vorangeſtellten Verheißungen weiter entwickelt habe, wird kaum noch zu ermitteln ſein. Wahrſcheinlich hat Beides in der Art ſtattgefunden, daß die ſchon vorhandenen Sagen von Starkad auf obige Formeln zurückgeführt und dann dieſe wieder zur Abrundung und Füllung der um ihn gezogenen Sagenreihe fruchtbar gemacht wurden.

Sah man in Starkad eine Jötunlarve oder einen wiedergeborenen Jötun, oder galt er ſonſt für einen Abkömmling des Rieſengeſchlechts, ſo lag es freilich nahe, in Thôr, dem Bekämpfer der Jötune, auch ſeinen Gegner und den Urheber ſeiner Misgeſchicke zu finden. Allein dieſe Anknüpfung wäre doch nur eine äußerliche. Daß, nach Gautreks ſaga, Thôr darum gezürnt habe, weil er einſt von Álfhild dem Jötun nachgeſetzt worden, erſcheint als willkürliche Vermuthung; denn abgeſehen von dem gegen die Abſtammung des Helden Starkad von jener Álfhild obwaltenden Bedenken, erzählt die Saga vorher gar nicht, daß Thôr ſelbſt um Álfhild geworben und Dieſe ſtatt ſeiner den Jötun Starkad gewählt habe, ſondern nur, daß ſie von Letzterem weggeführt und von Thôr, den ihr Vater angerufen, Dieſem zurückgebracht worden ſei. Eine erſchöpfende Erklärung der mishelligen Götterſprüche muß auf den Gegenſatz zwiſchen Odin und Thôr zurückgehen, der früherhin im Harbardsliede nachgewieſen wurde.

[191] Der Günſtling des Kriegsgottes iſt eben darum dem Schutzgotte des Ackerbaus zuwider. Wenn Thôr ihm Nachkommenſchaft und

Grundbeſitz verſagt, ſo iſt damit das unſtäte Leben des Kämpen, gegenüber dem anſäßigen des Feldbauers, bezeichnet. Treffliche Waffen, reiche Beute an fahrendem Gut ſind dagegen angemeſſene Geſchenke des Kriegsgottes, welche hinwider Thôr durch die unerſättliche Begierde verkümmert. Daß Jener den Helden bei den Großen beliebt, Dieſer ihn dem Volke verhaßt macht [1], das beruht auf demſelben Grunde, warum, laut des Harbardsliedes, dem Odin die Jarle, dem Thôr die Thräle zufallen.

Noch aus mehr hiſtoriſcher Zeit, vom Ende des zehnten Jahrhunderts, wird in der Erzählung von der dreitägigen Schlacht Styrbiörns mit ſeinem Vatersbruder, dem Schwedenkönig Eirek (Fornm. S. V, 245 ff.) Folgendes berichtet:

In der Nacht vor dem dritten Kampftage opfert Styrbiörn dem Thôr, auf Antrieb ſeines Pflegvaters Ûlf und des Volkes; da wird in ſeinem Lager ein rothbärtiger Mann geſehen, welcher [192] Unheil verkündigt. In derſelben Nacht weiht ſich Eirek, um den Sieg zu erlangen, dem Odin und erhält von einem großen Manne mit hereinhangendem Hut (ſo erſcheint Odin irdiſcher Weiſe) einen Rohrſtengel, den er über Styrbiörns Kriegsvolk werfen ſoll mit den Worten: „Odin hat euch alle!“ Mit dieſem Wurfe kommt Blindheit über Styrbiörn und ſein Heer und ein Bergſturz erſchlägt daſſelbe.[2]

Auch hier waltet der Gegenſatz zwiſchen Odin und Thôr, doch ohne mehr erſichtliche innere Begründung, wenn nicht etwa in dem Umſtande, daß Styrbiörn auf Verlangen des Volkes (wieder alþýdu) dem Thôr opfert, eine ſolche noch angedeutet iſt.

18. Hâlfdan.

Hâlfdan (Hâlfdanr, Hâlfdan, bei Saxo Haldanus) iſt ein Name, unter dem viele vorgeſchichtliche Könige und Helden des Nordens vorkommen. Von mehreren dieſer Hâlfdane ſind ſagenhafte Züge verzeichnet, in denen ſich ein gemeinſamer Charakter offenbart. Werden ſolche äußerlich zerſtreute Züge in ihrer inneren Einheit aufgefaßt, ſo ergibt ſich in mehrfacher Erſcheinung ein Sagenheld Hálfdan, der mit den Mythen von Thór in genauer Beziehung ſteht. Nicht [193] bloß Odin hat ſeine Helden, auch ein Thórsheld läßt ſich in jenen Hálfdanen aufweiſen.

---

[1] Gautreks S. (Fornald. S. III, 34) bemerkt, daß Starkad wegen der Tödtung Vikars beim Volke (af alþýdu) ſehr unbeliebt geworden ſei. Bei Saxo (VIII, 152) gedenkt Starkather, wie er von den Schmieden in Thelemarken zerhämmert worden, und fügt bei:

Hic primum didici, quid ferramenta valerent
Incudis, quantumve animi popularibus esset.

[2] Saxo (X, 182) erzählt dieſen Krieg nur kurz und ohne Mythiſches.

Nach dem Eddaliede von Hyndla (Str. 14 bis 16) ward der ruhmreiche Held Hálfdan durch Eymund mächtig, erſchlug mit kühler Schneide den Sigtrygg, führte Almveig heim, der Weiber vornehmſtes, und zeugte mit ihr achtzehn Söhne: daher ſtammen Skiöldunge, Skilfinge, Ödlinge, Ynglinge, daher die erleſenſten, zu Grundbeſitz und Würde gebornen Geſchlechter unter Midgard. Auch die j. Edda (190 f.) erzählt mit Andrem, Hálfdan der Alte, aller Könige berühmteſter, ein großer Kriegsmann, der weit im Oſten umhergezogen, habe dort den König Sigtrygg im Einzelkampf erſchlagen, hierauf die kluge Alvig, Tochter des Königs Emund aus Hólmgard zur Frau erhalten und von ihr achtzehn Söhne gehabt. Die Namen der neun erſten, wie ſie hier aufgezählt werden, Thengil, Ráſir, Gram (Gramr) ꝛc. ſind Appellative, womit in der Skaldenſprache Könige und Jarle bezeichnet werden; die neun übrigen Namen ſind Stammwörter für die patronymiſchen Benennungen der ſagenberühmteſten Königs- und Heldengeſchlechter, die zum Theil auch im Hyndlaliede aufgeführt ſind und deren Namen in der Dichterſprache zu gleichem Zwecke gebraucht werden können. In der Erzählung vom Anbau Norwegens (Fornald. S. II, 8 f.) iſt Hálfdan der Alte ein Sohn des Königs Hring [194] und einer Tochter des Seekönigs Viſil; von ſeinem Kampfe mit Sigtrygg, ſeiner Ehe mit Eymunds Tochter, die hier Alfny heißt, und der zahlreichen Nachkommenſchaft wird in der Hauptſache übereinſtimmend mit der j. Edda berichtet.

Ausführlicher und mit andern Umſtänden erzählt Saxo (I, 6 bis 8) den Tod Sigtryggs (Sictrugi). Dieſer iſt ein König in Schweden und verſpricht ſeine Tochter Gro einem Rieſen. Als der Dänenkönig Gram, Sohn Skiolds von Avilda (Alfhild?), Solches erfährt, macht er ſich mit ſeinem Freunde Beſſus auf, die Ungethüme zu bekämpfen. In Thierfelle vermummt, eine furchtbare Wucht (gestamen, Keule, vgl. VII, 122) in der Rechten, begegnet er Gro, die mit wenigen Gefährtinnen nach einer Waldquelle zum Bade reitet. Erſchrocken läßt ſie die Zügel fallen, denn ſie meint, ihr rieſenhafter Bräutigam ſei es, der die Wege verfinſtre. Gram beſtärkt ſie in dieſem Glauben, indem er eine grauſige Stimme annimmt, zuletzt aber wirft er die Verhüllung ab und zeigt ſich in angeborner Schönheit. So gewinnt er die Liebe der Jungfrau und bietet ihr Verlöbnisgeſchenke. Er hört jedoch von Wahrſagern, daß Sigtrygg nicht anders als durch Gold überwunden werden könne. Darum befeſtigt er an ſeiner hölzernen Keule einen Knoten von Gold, erſchlägt damit im Kampfe den König und bemächtigt ſich des Reiches und der Braut.

[195] Saxo läßt die Perſonen dieſer Sage durchaus in lateiniſchen Verſen ſprechen, was hier, wie an ſo vielen Stellen ſeines Werkes, anzeigt, daß er alte einheimiſche Lieder vor ſich hatte. Er bemerkt hier aber auch ausdrücklich, Gro habe beim Anblick des vermeintlichen Rieſen ſich „in vaterländiſchem Liede (patrio carmine)“ vernehmen laſſen. Einige Unklarheit in der Darſtellung läßt noch weiter vermuthen, daß er die alten Verſe theilweiſe misverſtanden habe. Eben daher kommt es wohl, daß er den dichteriſchen Königstitel Gram, der Zornige, Geſtrenge, für einen Eigennamen genommen. Doch iſt er ſelbſt nicht weit von der richtigen Auffaſſung, wenn er ſagt (I, 6), Gram habe bei den Nachkommen ſolchen Ruhm erlangt, daß in den älteſten Liedern der Dänen der Königsadel mit ſeinem Namen bezeichnet werde. Daß aber dieſer Gram, von dem Saxo noch mehr Fabelhaftes erzählt, der alte Sagenheld Hälfdan ſei [1], ergibt nicht bloß der Name des von ihm erſchlagenen Königs Sigtrygg, ſondern auch die gleichartige Erſcheinung der bei Saxo weiterhin vorkommenden Hälfdane, welche ebenmäßig Befreier der Jungfraun aus Rieſenhand und Streiter mit der Keule ſind.

[196] Ein ſolcher Hälfdan, mit dem Beinamen Bierggram, iſt derjenige, den Saxo (VII, 121 ff.) als einen Sohn Haralds ſeinen hiſtoriſierenden Stammtafeln einreiht. Derſelbe überläßt die Verwaltung des däniſchen Reiches ſeinem Bruder und zieht auf Kampffahrten umher. Er beſiegt Berſerke und rieſenhafte Jungfraunräuber. Als Waffe gebraucht er eine ungeheure, mit eiſernen Knoten verſehene Keule, oder

---

[1] Dieſe Identität hat bereits Finn Magnuſen, d. a. Edd. IV, 309 unter: Haldan, dargethan. Daß Gram als Appellativ zu nehmen ſei, vermuthet auch Müller, krit. Unders. 20.

eine Eiche, die er im Vorbeigehn aus dem Boden reißt und durch Abſtreifen der Äſte zur Keule zurichtet; mit einem Hammer von erſtaunlicher Größe (S. 124: miræ granditatis malleo) zermalmt er den in Berſerkwuth tobenden Rieſen Harthben, der Königstöchter zu rauben pflegte.

Aus den Kämpfen dieſes Hälfdans mit Erik, dem Enkel des im Kriege mit Erſterem gefallenen Schwedenkönigs, gehört hieher vorzüglich Folgendes (S. 122):

> Von Erik überwunden, flüchtet ſich Hälfdan nach Helſingland zu einem gewiſſen Vitolf, der einſt ſeinem Vater gedient und bei dem er Pflege für ſeine Wunden ſucht. Vitolf hat den größern Theil ſeines Lebens im Heere zugebracht und ſich nach dem Tode ſeines Herrn in die Einſamkeit dieſer Gegend zu ländlichem Leben zurückgezogen. An den eigenen vielen Wunden hat er ſich nicht geringe Heilkunde erworben. Wenn aber Jemand mit Schmeichelworten ſeine Hülfe verlangt, den beſchädigt [197] er heimlich, ſtatt zu heilen; denn er meint, Wohlthaten werden ehrenvoller durch Drohung begehrt. Als Eriks Kriegsleute ſich ſeiner Wohnung nähern, um Hälfdan zu überfallen, weiß er ihre Augen ſo zu umnebeln, daß ſie das nahe Haus weder zu ſehen noch eine Spur dahin zu erforſchen im Stande ſind. Durch Vitolfs Bemühung hergeſtellt, beruft Hälfdan einen ausgezeichneten Kämpen Thoro[1] und kündigt dem Erik von Neuem Krieg an. Die Schlacht findet in einem Thalgrunde zwiſchen hohen Bergen ſtatt. Als Hälfdan die Seinigen vor der ſchwediſchen Überzahl weichen ſieht, beſteigt er mit Thoro einen felſigen Berg und wälzt von da ausgeriſſene Steinmaſſen auf den Feind, deſſen Schlachtreihen unter dem Sturze derſelben erliegen. So geſchieht es, daß er den Sieg, den er mit Waffen verloren, durch Felſen wieder gewinnt. Davon erhält er den Beinamen Biergggram, ein Wort, das aus Bezeichnung der Berge und der Wildheit zuſammengefügt erſcheint. Bei den Schweden kommt er dadurch in ſolches Anſehen, daß er für einen Sohn des großen Thór gehalten, von [198] dem Volke mit göttlichen Ehren begabt und öffentlichen Opfers würdig erachtet wird.[2]

---

[1] „accito Thorone conspectioris ingenii pugile.“ Über die dem Juſtinus entlehnte Phraſe conspectioris ingenii ſiehe Stephanius Noten zu Saxo S. 154.

[2] „Ob cujus facti virtutem Bierggrammi cognomen accepit: quod vocabulum ex montium et feritatis nuncupatione compactum videtur. Igitur apud Sveones tantus haberi cœpit, ut magni Thor filius existimatus divinis a populo honoribus donaretur ac publico dignus libamine censeretur.“

Eben dieſer Hälfdan gewinnt, nach Saxo (VII, 124), noch im Greiſenalter, das er ehelos erreicht hat, die norwegiſche Königstochter Thorild einem überaus ſtarken Streiter Grimmo im Zweikampf ab, erhält zum Lohne des Sieges ihre Hand und erzeugt mit ihr einen Sohn Asmund, von welchem abzuſtammen die norwegiſchen Könige ſich rühmen und ſo ihre glänzende Geſchlechtsreihe von Hälfdan ableiten [1]. Damit knüpft ſich die Sage wieder an den zuerſt angeführten gemeinſamen Stammvater der nordiſchen Königsgeſchlechter, und Saxos Greis (vetulus) Haldan iſt kein Andrer, als jener Hälfdan der Alte (gamli) der isländiſchen Schriftdenkmäler.

Fragt man aber nach Bedeutung und innerem Zuſammenhang dieſer Sagen, ſo ergibt ſich ein mythiſcher Haltpunkt in dem Kämpen Thoro, der im Schwedenkriege Hälfdans Helfer iſt. Da von genanntem Ereigniſſe her Hälfdan als ein Sohn des großen [199] Thôr [2] göttlich verehrt wird, ſo leuchtet ſchon damit ein, daß Thoro mit dieſem großen Thôr, Aſathôr, dieſelbe Perſon ſei [3]. Wenn geſagt wird, Hälfdan habe den Thoro herbeigerufen (accito Thorone), ſo hieß Dieſes urſprünglich: er rief, flehte zu Thôr (hêt â þôr, Fornald. S. I, 413. III, 15). Auch die Art der Hülfleiſtung Thoros, das Herabwälzen der Felsmaſſen, entſpricht ganz dem Weſen des Donnergottes, bei deſſen Herankunft Berge zittern und Felſen brechen und der auch ſonſt in der Volksſage für den Urheber des Bergſturzes gilt.

Iſt nun einmal Hälfdan als ein unter Thôrs beſondrem Schutze ſtehender Held erkannt, ſo erlangen auch die ihn auszeichnenden Waffen Beziehung auf den Mythus von Thôr. Hälfdan führt die zerſchmetternde Keule, die, nach Saxos Erzählung (III, 41), Thôr (Thoro) ſelbſt im Kampfe für Balder ſchwingt. Sonſt iſt des Gottes Waffe der malmende Hammer, aber auch von Hälfdan wird ein ſolcher gegen den [200] Rieſen Harthben gebraucht [1]. Sowie Hälfdan mit Thôrs Beiſtand und mit deſſen Waffen kämpft, ſo ſind auch ſeine Thaten, ſchon äußerlich, denen ſeines Schutzgottes gleichgeartet. Thôr erſchlägt Jötune zur Rettung Freyjas, Iduns, Alfhilds; Hälfdan bezwingt Rieſen und befreit die von ihnen geraubten oder verfolgten Königstöchter. Man kann nach all Dieſem nicht umhin, in dem Wirken des Gottes und ſeines Helden auch eine innere Verwandtſchaft anzunehmen. Thôr gründet und ſchirmt den urbaren Zuſtand der Erde, er kämpft zu dieſem Behufe für die freundlichen Naturweſen und gegen die jötuniſchen Gewalten; ein Held, der ſeinen Zwecken dienen ſoll, muß auf dem Gebiete, welches der menſchlichen Thätigkeit angewieſen iſt, der gleichen Richtung folgen, er muß ein Held des Anbaus, ein Bezwinger der ſtarren Natur und der wilden Rohheit ſein. Dieſe menſchliche Wirkſamkeit, der göttlichen zu Geleite gehend, iſt in Thiâlfi, dem Gefährten und Diener Thôrs, vorgebildet. Hälfdan iſt ein Thiâlfi der Heldenſage. Es iſt ſchwierig, die Sagen von ihm, wie Saxo ſie überliefert, im Einzelnen zu erklären, aber Andeutungen ihres urſprünglichen Sinnes machen ſich doch vernehmbar. Die Königstochter Gro, die ſich in den Waldquellen [201] baden will und durch Gram ihrem rieſenhaften Werber entriſſen wird, erinnert an jene mythiſche Gróa, das Wachsthum, das an den Waſſern gedeiht. Der Rieſe Harthben, Hartbein, der von Hälfdan mit dem Hammer zermalmt wird (miræ granditatis malleo contusus), gemahnt durch ſeinen Namen an einen Steinjötun, denn die Felſen ſind aus des Urrieſen hartem Gebein erſchaffen und gerade ſo wird Hrungnir von Thôrs Hammer zerſchmettert. Dem Heldenthume Hälfdans, als des Anbauers und Entwilderers, iſt es auch gemäß, ihn für den Stammvater der zu Landbeſitz und Würde gebornen Geſchlechter [2] zu erklären, und in dieſer Eigenſchaft als Stammvater heißt er dann paſſend der Alte. Wo ſich Völker anſiedeln und zu geſelligem Verein ordnen, da herrſchen Hälfdans Söhne. Der

---

[1] „filium ex ea Asmundum sustulit, a quo se Norvagiæ reges originem duxisse magni æstimant, ab Haldano solennem generationis suæ seriem retexentes.“

[2] VII, 122: „magni Thor filius existimatus.“ Auch anderwärts gebraucht Saxo den Eigennamen Thor ohne Biegungsform; VI, 103: Thor deum ꝛc. Thor (gen.) vel Othini dies ꝛc. II, 23: Thor deo excepto ꝛc.

[3] Vgl. Lex. myth. 646**. An einer Stelle, wo Saxo ausdrücklich vom Gotte Thôr redet (III, 41), gebraucht er auch von Dieſem zweimal die Nominativform Thoro. Ein regulus Thoro kommt ſonſt noch bei ihm (VII, 142) vor, doch ohne erkennbare mythiſche Beziehung.

---

[1] Mit Axthämmern (oxarhomrum) wird in Vols. S. (Fornald. S. I, 215) ein Mann erſchlagen. Über die Keule vgl. das Sachregiſt. zu Fornald. S. (III, 756) unter Kylfur.

[2] Hynd. 16: þaðan höldborit, þaðan hersborit ꝛc.

Name Hálfdan, Halbdäne[1], ſelbſt bezeichnet den Sohn zweier Volksſtämme.

[202] Daß man ſich hier auf mythiſchem Boden befinde, dafür zeugt noch beſonders was von Hálfdans Aufenthalte bei Vitolf erzählt wird. Vitolf, Vidólf (Vidólfr), ohne Zweifel derſelbe, von dem nach dem Hyndlaliede (Str. 32) alle Valen, Weiſſagerinnen, abſtammen, bedeutet wörtlich den Dämon des Waldes, von vidr, Baum, Wald, mit der, wie ſchon bemerkt, das Ungeheure, Unheimliche ausdrückenden Anhängſylbe -ólfr. Der beſiegte und verwundete Hálfdan flüchtet ſich zu dem heilkundigen Vidólf, der in einſamer Waldgegend lebt und nur mit Drohung angegangen ſeine Hülfe reicht; der Held verbirgt ſich im Walde und pflegt ſeine Wunden mit dem Baſt der Waldbäume, mit den heilkräftigen Kräutern und Wurzeln des Waldbodens. Die Drohworte ſcheinen Beſchwörungen zu ſein, die zum Heilverfahren gehörten, wie Gróa über Thórs Wunde ihre Zauber ſang (Sn. Edd. 110: gól galdra sína ꝛc.). Eine Art des Runenzaubers waren, nach dem Eddaliede von Brynhild (Sæm. Edd. 195), Zweigrunen zur Wundenheilung, die auf Waldbäume eingeſchnitten wurden. In Beziehung auf die Heilkunde, die im alten Norden vorzüglich dem weiblichen Geſchlechte eigen war, konnte Vidólf auch Stammvater der Valen heißen; Gróa wird ebenfalls eine Vala genannt (Sn. Edd. 110)[2]. [203] Vidólf weiß die Verfolger Hálfdans ſo zu blenden, daß ſie alle Spur verlieren und das Naheliegende nicht ſehen; im Dickicht des Waldes iſt der Verfolgte vor jeder Spähe geborgen. Alles geheimnisvolle Waldleben iſt in dieſem Vidólf perſönlich geworden.

Der Charakter Hálfdans, wie ſolcher im Bisherigen ſich herausgeſtellt, iſt bei Saxo (VII, 133 ff.) noch in einem weiteren Helden deſſelben Namens eingehalten. Haldan, der Sohn Borkars, wirbt um Guritha, die Tochter Alfs und Alvildas, die Letzte des däniſchen Königsſtammes, und erſchlägt zwölf Wächter derſelben, die ihn verfolgen, mit einer Eiche, die er ſich als Keule zugeſtutzt. Sein Sohn von Guritha iſt Harald Hyldetand, mit dem die hiſtoriſche Zeit Dänemarks aufdämmert. Hinſichtlich dieſer Abſtammung ſteht jedoch Saxo ſowohl mit andern Quellen, als mit ſeiner eigenen anderwärtigen Angabe im Widerſpruch [1]. Auch in dieſes Hälfdans abenteuerlicher Geſchichte ahnt man überall das Mythiſche, wo man es auch nicht mehr aus ſeiner Verdunklung zu heben vermag [2]. Lesbar jedoch iſt die Bilderſprache in folgender Sage (VII, 133 ff.):

---

[1] D. Gramm. II. 633. Man findet Hálfdan (nom.), Hynd. 14, und Hálfdanr, Sn. Edd. 190. Bei Saxo und Svend Aagesen: Haldanus. Unter den nordiſchen Namen im Reichenauer Todtenbuche (Mones Anzeig. 1835, Sp. 97 ff.), das, zu Anfang des neunten Jahrhunderts angelegt, bis in das eilfte hinüberreicht (ebd. Sp. 17), kommt wirklich die Verdeutſchung Halbdene (Sp. 100) vor, aber auch Halden (Sp. 98) und Haldan (Sp. 99). Auf gleiche Weiſe iſt die gemiſchte Abkunft in den althochdeutſchen Eigennamen Halp-durinc, Halp-walah angezeigt (D. Gramm. a. a. O. [D. Rechtsalth. 397.] Mone, Anz. 1835, Sp. 389 f.). Auch die vorerwähnten hálf-troll und hálf-risi ſchlagen hieher ein.

[2] Über heilkundige Valen in Hinſicht auf Vidólf ſ. Lex. myth. 553.

[201] Gunnar, der Schweden tapferſter, verheert die norwegiſche Landſchaft Jather mit Feuer und Schwert. Beute verſchmäht er. Das nur iſt ſeine Freude, leichenbeläte und blutbeſtrömte Pfade zu wandeln. Seine Wildheit fürchtend, unterwerfen ſich die Einwohner. Als der hochbejahrte Normannenkönig Regnald von dem Wüterich hört, verſchließt er ſeine Tochter Drota mit Dienſtgefolg und Lebensmitteln in eine unterirdiſche Höhle. In dieſer verbirgt er auch kunſtreich geſchmiedete Schwerter, damit ſie, denen er ſelbſt ſich nicht mehr gewachſen fühlt, nicht in die Hände des Feindes fallen. Auf die Schultern ſeiner Begleiter ſich ſtützend, begibt der alterſchwache [205] König ſich in die Schlacht, darin er umkommt. Die Feigheit des beſiegten Volkes zu ſtrafen, ſetzt Gunnar

---

[1] Müller, crit. Unders. 106 f. Saxo ſelbſt macht (VII, 128) den Harald Hyldetand zu einem Sohne Borkars von Gro, der Gefährtin Alvildas.

[2] Die Eltern Gurithas, Alf: „cujus etiam insignem candore cæsariem tantus comæ decor asperserat, ut argenteo crine nitere putaretur" (VII, 127), und Alvilda, Alfhild, ein Name, den auch die vom Jötun Störkud geraubte und durch Thors Hülfe befreite Tochter des Königs Alf in Alfheim trägt, ſowie die ganze Erzählung Saxos (a. a. O.) von Alfs Werbung um Alvilda, haben das Gepräge eines Mythus von Lichtalfen. Ihre Tochter Guritha und die Verwechslung derſelben mit Gro (S. 128) erinnert daran, daß Orvandils Gattin, die in Sn. Edda Groa genannt iſt, bei Saxo (III, 49) Gerutha heißt, worunter eben ein verwandtes Wort vermuthet wurde. Gram wirbt um Gro, der ſagenhaft ſtreitliche Haldan, Borkars Sohn, gleichfalls unter fabelhaften Umſtänden, um Guritha; iſt nun nicht auch dieſe gleichartig mit Gro, Groa, Gerutha? Auch daß Haldan nachmals wegen Gurithas Unfruchtbarkeit ſich nach Upſala wendet (VII, 137), (woſelbſt Frey, der Geber fruchtbarer Witterung, verehrt wird, vgl. III, 42. Sn. Edd. 28) greift hier beſtärkend ein.

demſelben einen Hund zum Gebieter und legt ihm jährlich zweimalige Schatzung auf. Der verborgenen Königstochter ſpürt er eifrig nach und entdeckt, durch unterirdiſches Geräuſch aufmerkſam gemacht, ihren Aufenthalt. Ihre Diener, die den Zugang der Höhle vertheidigen, erſchlägt er, ihr ſelbſt thut er Gewalt an und erzeugt mit ihr einen Sohn Hildiger. Dieſer eifert ganz dem Vater in Mordgier und unerſättlichem Blutdurſte nach und bringt ſein ganzes Leben in den Waffen und auf grauſamen Kriegszügen hin. Inzwiſchen hat der Däne Borkar von Trottas Schickſalen gehört. Er tödtet Gunnar und Trotta willigt nicht ungern ein, ſich dem Rächer ihres Vaters zu vermählen. Sie gebiert ihm einen Sohn, Haldan, der in ſeiner erſten Jugend für ſtumpfſinnig gehalten wird, nachmals aber durch die glänzendſten Thaten zu hohem Ruhme gelangt. Wie er, als Werber um Guritha, zwölf Kämpen mit der Eichenkeule erlegt, iſt bereits erwähnt worden. Um noch Größeres zu vollbringen, empfängt er von ſeiner Mutter die durch ihre Sorgfalt vor Gunnar verborgen gebliebenen Schwerter des Ahns, die ihres Glanzes wegen Luſing und Hwiting genannt ſind. Auf die Nachricht von einem [206] Kriege des Schwedenkönigs Alver gegen die Ruſſen eilt er nach Rußland und bietet den Einwohnern ſeine Hülfe an. Im ſchwediſchen Heere befindet ſich Hildiger, Gunnars Sohn. Er fordert die ruſſiſchen Kämpen heraus; als ihm aber Haldan entgegengeſtellt wird und er in Dieſem ſeinen Bruder erkennt, meidet er anfänglich den Kampf und gibt vor, daß er, der durch Sieg über ſiebenzig Kämpen berühmt ſei, nicht mit einem wenig angeſehenen Manne ſich meſſen wolle. Dieſer ſolle ſich erſt an geringeren Dingen verſuchen und dann anſtreben, was ſeinen Kräften gemäß ſei. Haldan verlangt nun einen andern Gegner und erlegt den ihm dargebotenen. Am folgenden Tage ſtreckt er deren zwei darnieder, am dritten drei und endlich eilfe zugleich. Da ſieht Hildiger ſeinen eigenen Thatenruhm erreicht und erträgt es nicht länger, den Kampf zu verweigern. Von Haldans Schwerte, das mit Tuchſtücken umwunden iſt, wird ihm eine tödtliche Wunde geſchlagen. Mit weggeworfenen Waffen am Boden liegend, redet er den Bruder an. Saxo läßt hier eine Reihe lateiniſcher Verſe folgen, denen gewiſs altdäniſche zu Grunde lagen. Darin vergleicht Hildiger das Loos beider Brüder, er ſelbſt ſei dem Tode verfallen, während den Andern in längerem, thatenreichem Leben Ruhm und Preis [207] erwarte. Dieſem habe Dänemark, ihm Schweden den Urſprung gegeben, Drot habe Beiden die Mutterbruſt gereicht. Zu ſeinem, des Sterbenden, Haupte ſtehe der ſchwediſche Schild, mit manigfachem Bildwerke geſchmückt. Auf den kunſtreichen Getäfeln ſehe man in bunten Farben die von ihm bezwungenen Fürſten und Kämpfer, ſeine Kriege und Heldenwerke; auf dem Mittelfelde das Bild ſeines Sohnes, dem er mit eigener Hand das Leben abgeſchnitten. Sein einziger Erbe ſei es geweſen, des Vaters eine Sorge, der

Mutter Troſt. Aber unabwendbar walte der Nornen Vorausbeſtimmung (Parcarum præscius ordo). Noch entſchuldigt er ſich gegen Haldans Vorwurf über das allzu ſpäte Eingeſtändnis der Blutsverwandtſchaft und damit verſcheidet er.

Die ſprechenden Namen Gunnar, Streiter, und Hildigér (Hildigeirr), Kampfſpeer, zuſammengehalten mit der in den ſtärkſten Zügen geſchilderten Streitluſt und Blutgier der Namenträger, machen es klar, daß in Dieſen eben die verderbliche Kriegswut allegoriſch dargeſtellt ſei. Der redneriſche Nachdruck, welchen Saxo in jene Schilderung legt, muß ſeinen Anlaß in der Sage ſelbſt gehabt haben, wenn auch dieſe zumeiſt durch Bild und Handlung ſprach. Das Mittelbild auf Hildigers Schilde zeigt ſeinen einzigen Sohn, den er mit eigener Hand erſchlagen; dieſer Kampf des Va[208]ters mit dem Sohne, dieſes unnatürliche Wühlen im eigenen Eingeweide, dieſes Vertilgen der ſelbſtgepflanzten Zukunft, iſt in der Sagendichtung mehrerer Völker das Äußerſte der tragiſchen Geſchicke, die im Gefolge des Krieges gehen. Tritt in Gunnar und Hildiger die zerſtörende Kriegswut ſo beſtimmt zu Tage, ſo iſt damit auch der Fingerzeig gegeben, in ihren Gegenſätzen Borkar und Hälfdan ein milderes, wohlthätiges Heldenthum zu ſuchen, und hier kommt nun zutreffend entgegen, was über Hälfdan als einen Thörshelden, einen Helden des Anbaus und der Entwilderung, geſagt worden. Der Name ſeines Vaters Borkar (Börkar, Borkar), der Rindenſchäler, bezeichnet zunächſt ein ländliches Geſchäft, deſſen beſonders als einer Arbeit der Thräle gedacht wird, die Beiſchaffung der Baumrinde und des Reiſichs[1], und dann wohl in ausgedehnterem Sinne das Ausreuten des Waldes; damit arbeitet Borkar dem Sohne vor, welcher den Boden urbar macht. Bei Hälfdan ſelbſt mag jenes Waldausreuten angezeigt ſein, wenn er Eichen aus dem Boden reißt, die er ſich zur Waffe [209] zurichtet. Iſt auf die ethnographiſchen Angaben hier überhaupt Werth zu legen, ſo erſcheint Hälfdan, von dem Dänen Borkar mit der norwegiſchen Erbtochter erzeugt, wirklich als Halbdäne, als Vermittler der Einwanderung mit der neuen Heimath. Die Königstochter, die erſt von Gunnar gewaltſam, dann von Borkar zwanglos erfreit wird, heißt aber Drotta, Drött[1], was noch jetzt im Isländiſchen Volk bedeutet. Drött iſt das Volk, deſſen ſich Kriegsgewalt und Friedenswerk nacheinander bemächtigen. Dem Gunnar hingegeben, gebiert Drött den Hildiger, in dem das blutige Toben ſeinen Gipfel erreicht und ſich ſelbſt aufreibt; mit Borkar vermählt, wird ſie die Mutter Hälfdans, der des Vaters nützliche Arbeit vollendet. Hildiger iſt dem Tode verfallen, während Hälfdan zu ſtets ehrenvollerem Werke vorſchreitet; die Überwältigung Gunnars durch Borkar, Hildigers durch Hälfdan ſtellt den Sieg der Cultur über die Wildheit dar. Die Schwerter, deren ſich Hälfdan zu ſeinen Heldenthaten bedient, Liuſing (Lýsing), das Leuchtende, und Hwitting (Hvítingr)[2], das Weißglänzende, ſtammen von ſeinem Ahn Regnald her; Dieſer hat ſie mit ſeiner Tochter in der [210] Höhle verſteckt und auch Drött hat dieſelben vor Gunnar zu bergen und ihrem zweiten Sohne zu bewahren gewuſt. Regnald, Rögnwald, der Rathwaltende[3], der Vater des Volkes, der greiſe König, der mit dem Einbruche der rohen Gewalt dahinſinkt, ſcheint die Herrſchaft des weiſeren, bedachtſamen Sinnes zu bezeichnen. Er hinterläßt in jenen wohlgeborgenen Schwertern ein Vermächtnis, das in der Hand ſeines Enkels Hälfdan das Reich des beſſeren Rathes herſtellt. Unter denſelben mögen, dem ſonſtigen Weſen Hälfdans gemäß, Werkzeuge des Anbaus, etwa Holzaxt und Pflugſchaar[4], zu verſtehen ſein.

---

[1] Vgl. Rigsm. 9: „bast at binda ꝛc." Gautreks S. (Fornald. S. III, 30) erzählt von dem in der Jugend, wie Hálfdan, wenig verſprechenden Ref, er ſei in der Küche gelegen und habe Reis und Rinde (hris ok börk) von Bäumen geſchnitten. Die Holzart (viðarox, Fornald. S. II, 343) hieß auch bastox; mit einer ſolchen haut Örvar-Odd ſich die Keule im Walde (Fornald. S. II, 177. 213).

Wenn nun gleich in dieſer Sagengruppe von Borkar und Gunnar, Haldan und Hildiger, der Aſe Thôr nicht ſelbſt hervortritt, ſo gehört ſie doch zum Bereiche ſeines Mythus, nicht bloß weil Hälfdan ſonſt als Schützling Thôrs bekannt iſt, ſondern auch weil derſelbe Gedankenkreis hier im Leben des Helden, wie anderwärts in dem des Gottes, ſich erkennen läßt. Abermals erſcheint jener Gegenſatz der dem Harbardsliede zu Grunde liegt, und der Kriegsdämon Hildólf[1], in deſſen Dienſte dort Odin ſich befindet, als er dem Thór die Überfahrt verweigert, iſt, ſelbſt [211] in der Bedeutung des Namens, gleicher Natur mit dem furchtbaren Hildiger, der von Hälfdan bezwungen wird.

---

[1] In der proſaiſchen Erzählung hat Saxo Drotta, im Verſe (S. 136) Drot. Das isländ. Apellativ drött iſt auch fem.

[2] Hvítingr findet ſich unter den Schwertnamen in Sn. Edd. 215, auch als ſolcher in Kormaks S. 80 ꝛc.

[3] Der Name Rögnvaldr kommt mehrfach in den altnordiſchen Sagen vor, ſ. das Namenregiſt. Fornald. S. III, 710. Die vordere Sylbe wird dem Stamme: ragin, auctoritas, consilium (D. Gramm. II, 473) angehören.

[4] [oder Sichel und Senſe.]

Die isländiſche Saga von Äsmund dem Kämpentödter (Kappabani, Fornald. S. II, 463 ff.) iſt, in breiterer Ausführung und mit eigenem Nebenwerk, doch in der Grundlage die gleiche Fabel mit der zuletzt betrachteten von Hälfdan. Die Namen ſind durchaus andre: Budli für Regnald, Hild (Hildr) für Drotta, Helgi für Gunnar, Hildibrand für Hildiger, Aki für Borkar, Äsmund für Haldan. An die Stelle der bedeutſamen Namen bei Saxo ſind willkürliche, zum Theil der deutſchen oder deutſchnordiſchen Heldenſage entnommene getreten[2] und ſo [212] ergibt denn auch der Sache nach die Vergleichung der Saga mit der Überlieferung bei Saxo, daß in dieſer der urſprüngliche Sinn ſich reiner und vollſtändiger erhalten hat.

---

[1] [Bouterweks Gloſſ. 169: hildevulf.]

[2] Doch zeigt ſich noch die Spur eines der älteren Namen. In den letzten Worten Hildibrands an ſeinen Bruder lautet eine Halbſtrophe (Fornald. S. II, 485):

þik drott of bar   af Danmörku,
en mik siálfan   á (Var. af) Sviþiodu.

Bei Saxo (S. 136):

Danica te tellus, me Sveticus edidit orbis
Drot tibi maternum quondam distenderat uber,
Hac genitrice tibi pariter collacteus exto.

Of bar (wie zwei Zeilen früher: ofborinn) bezeichnet phyſiſches Gebären, vgl. Æg. 23. 33. Hynd. 35, daher wird auch drótt im altnordiſchen Verſe urſprünglich eine Perſon bezeichnet haben und es iſt bei Saxo, der zuvor ſchon ausführlicher von Drotta erzählt, nicht ſo leicht ein Misverſtändnis anzunehmen, als in dem Texte der isländiſchen Halbſtrophe, der wohl eben dadurch unklar geworden iſt, daß die Saga an Dróts Stelle Hild eintreten ließ. Dieſe würde, wenn auch bei ihr noch Bedeutung im Namen zu ſuchen wäre, den Mythus ganz auf das Kriegeriſche beſchränken, der Kampf der Brüder wäre dann aber nur ſchwächere Wiederholung Deſſen, was mit der Tödtung des Sohnes geſagt iſt. Da überdem die weiteren Namen, außer Hildibrand, keinen entſprechenden Sinn darbieten, ſo iſt überhaupt bei jener Änderung keine tiefere Abſicht anzunehmen.

Auf Hildibrand den Hunenkämpen (Hûnakappi), der ſtatt Hildigers eingetreten iſt, hat vielleicht ſchon vor der jetzigen Faſſung der Saga ein kaum verkennbarer Anklang an den Inhalt des deutſchen Liedes vom Kampfe Hildebrands, „des alten Hunen," mit ſeinem Sohne geführt[1]. Die Verſe, die in der Saga der ſterbende Bruder ſpricht, ſtimmen zum Theil wörtlich mit den lateiniſchen bei Saxo. „Mir zu Haupte ſteht, ſagt Hildebrand (Fornald. S. II, 485), der zerbrochene Schild; aufgezählt ſind dort die achtzig Männer, denen ich zum Tode ward; dort liegt zuoberſt der ſüße Sohn; dem Erben, den ich gezeugt, verſagt' ich nichtwollend das Alter." Die [213] Saga ſchickt voraus, daß Hildibrand, in Berſerkwut über den Fall ſeiner Kämpen, auf dem Weg zum Zweikampfe mit Asmund ſeinen Sohn geſehen und ſogleich erſchlagen habe. Dieſe kurze Meldung ſieht ganz darnach aus, als wäre ſie erſt rückwärts aus dem Vers entſtanden, dem ſie zur Erklärung dienen ſoll, wie auch bei Saxo nur in den Verſen dieſer That erwähnt wird, von der es früher eine beſondre, dem deutſchen Hildebrandslied in deſſen vormaliger, muthmaßlich ebenfalls tragiſcher Geſtalt[2] verwandte Dichtung geben mochte.

Hälfdan iſt bei dem von Saxo nach Rußland verſetzten Kampfe den Einwohnern (incolis[3]), dem Landvolke zu Hülfe gekommen. Dieſem gehören auch er und ſein Vater ihrem Urſprung und Weſen nach an. Dafür zeugt ſchon Borkars Name, nach obiger Erklärung desſelben. Der Sohn Hälfdan iſt in ſeiner Jugend als ſtumpfſinnig (S. 134: „stoliditatis opinione") verachtet und als er um Guritha freit, wirft ihm dieſe ſein nichtebenbürtiges Herkommen und häßlich zugerichtetes Antlitz vor[4]. Letzteres hat Bezug auf ein unbeſtreitbar ſinnbildliches

---

[1] Hildebr. L. (Lachmanns Ausg.) 37. Vgl. 34. Die genealogiſch verbundenen Namen Heribrant, Hiltibrant, Hadubrant, ſämmtlich verwandter Bedeutung (Heerklinge, Kampfſchwert), weiſen nicht minder auf ſinnbildlichen Charakter des Liedes, als Gunnar und Hildigeir bei Saxo ſo zu nehmen ſind.

[2] Dieß ſoll an andrem Orte, unter Vergleichung der perſiſchen, iriſchen und ruſſiſchen Sage, ausgeführt werden. [Schriften I, 164. 169 ff. Pfeiffers Germania 10, 338. K.]

[3] [bûandum.]

[4] S. 135: „generis obscuritatem — quod sanguine parum niteret ꝛc." Ferner: „oris deformitatem — quod rimosi oris jacturam inexpleta cicatrice præferret."

Ereignis, das Saxo (VII, 134 f.) den Geſchichten Borkars und [214] Haldans eingewoben hat und welches Demjenigen, was bisher über dieſe Beiden geſagt worden, ſchließlich zur Beſtätigung dient:

Rotho, ein ruſſiſcher Seeräuber, bedrängt Dänemark mit Raub und grauſamer Gewaltthat. Er iſt ſo unbarmherzig, daß er die Gefangenen ſelbſt der letzten Hülle beraubt. Daher pflegt man noch große und unmenſchliche Beraubungen Rotheran zu benennen. Manchmal martert er auch die Leute auf die Weiſe, daß er ihren rechten Fuß an der Erde befeſtigt, den linken an einen herabgebogenen Aſt bindet, deſſen Zurückſchnellen den Körper mitten entzweireißt. Borkar, der das Trangſal ſeiner Landsleute nicht länger mitanſehen will, ſtellt ſich dem Rotho entgegen, der Kampf wird Beiden zum Untergang. In derſelben Schlacht ſoll (fama est) Hälfdan ſchwer verletzt worden ſein und einige Zeit an den erhaltenen Wunden gekrankt haben. Eine derſelben, die beſonders auffallend den Mund betroffen, bleibt offen ſtehn, nachdem die übrigen ausgeheilt ſind. Die aufgeriſſene Lippe vernarbt nicht mehr. Dieß zieht ihm einen ſchimpflichen Beinamen zu, während ſonſt Wunden, die man vorn empfängt, eher Ruhm als Schande bringen.

Mit dieſer Sage iſt die Entſtehung der Unfreiheit aus Krieg und Eroberung ausgedrückt. Der See[215]räuber (pirata) Rotho vertritt das Übermaß jener im alten Norden an ſich nicht für unrühmlich erachteten Freibeuterei, die auch den ſüdlichen Küſtenländern in den Einfällen der Normannen furchtbar wurde. Kriegeriſche Seefahrer, Vikinge, oft von Söhnen hoher Geſchlechter, Seekönigen, die großes Gefolg und kein Land hatten (Yngl. S. C. 34), angeführt, überfielen die Strandgegend, verheerten und raubten ſie aus und ſchleppten die Bewohner als Leibeigene hinweg. Es erſcheint bereits als eine mildernde Beſtimmung in den Satzungen dieſer Vikinge, daß Frauen und Kinder nicht in Gefangenſchaft abgeführt werden ſollen (Fornald. S. II, 37. 53 f. [194]). Rodi (Roði), die nordiſche Form für Saxos Rotho, wird in der j. Edda (209) unter den Benennungen der Seekönige aufgeführt; Rodis Wegſtrecke (Roða röst, Sn. Edd. 160. Fornm. S. I, 173) wird im Skaldengeſange das Meer genannt, Rodis Dach (Roða ræfr, Sn. Edd. 134. 161) der Schild, denn: „Seekönig ſchien Einer mit Fug zu heißen, der niemals unter rußigem Balken [1] ſchlief und nie an Heerdesecke trank“ (Yngl. S. C. 34), alſo der einzig den Schild zum Dache hatte;

---

[1] Schweizer Burg. II. 361.

ſo iſt nun auch Rodis Raub (Roda rån. Saxos Rotheran) der Raub des ſchonungsloſen Vikings. Der Name Rodi ſelbſt ſcheint Abhärter zu bedeuten, einen Plünderer, vor dem ſogar die Haut nicht ſicher iſt, und darauf weiſt [216] auch der Zuſammenhang bei Saxo hin[1]. Rotho begnügt ſich überhaupt nicht, ſeine Gefangenen ihrer Habe zu entblößen, er zerreißt ſie ſelbſt, indem er ihnen den einen Fuß emporſchnellt, während der andre am Boden haftet. Damit iſt wohl eben das grauſame Hinwegreißen von der Heimatherde[2] und [217] noch näher die gewaltſame Trennung der Familie, die als Ein Leib gedacht wird[3], verbildlicht. Vorkar und Hälfdan, die Männer des Anbaus, ſind Rothos natürliche Gegner. Die nichtheilende Lippenwunde, welche Hälfdan aus dem Kriege mit ihm davonträgt, iſt das Zeichen der Knechtſchaft. Häßliches Angeſicht (Rigsm. 8: „fúlligt andlit“) galt überhaupt für Merkmal unfreier Abkunft. Eine Stelle des ſchoniſchen Geſetzes beſagt aber noch beſonders, geſchlitzte Naſe ſei Knechtes Zeichen (trels merk, D. Rechtsalth. 339) und daß nun auch Hälfdans geſchlitzte Lippe nicht anders zu nehmen ſei, erhellt aus einer Erzählung in Svarfdäla Saga. Hier gibt der Isländer Liotólf ſeinem Thräl Skidi zum Lohn der Treue die Freiheit und beſtimmt ſeine frühere Geliebte Ingöld demſelben zur Ehe; Ingöld willigt unter der Bedingung ein, daß ſie binnen fünf Winter die Scharte in Skidis Lippe für wohl ausgefüllt anſehen könne. Wie ſie Dieß verſtanden, zeigt ſich nachher, als ſie ihn durch die Äußerung, die Lippenſcharte werde ſich ſonſt langſam füllen, zum Unfrieden und zur Gewalt[218]that an einem ihrer Feinde aufreizt[1]. Der ſchimpfliche Beiname (plenum contumeliæ cognomen), den Hälfdan von jener Wunde erhält, iſt eben der Name Thräl. Aber Rotho ſelbſt fällt im Kampfe gegen Borkar, wie nachmals Hildiger von Hälfdans Hand, und dieſer für ſtumpfſinnig gehaltene Jüngling mit dem Knechtszeichen ſtrebt mächtig zu Freiheit und Ehre heran; ihm iſt von der Königstochter, um die er wirbt, wie dem Thräl Skidi von Ingöld, die geſpaltene Lippe aufgerückt worden und er raſtet nicht, bis er durch Thatenruhm die Scharte getilgt hat[2].

---

[1] Sn. Edd. ſchreibt Rodi und Rôdi, Stephanius Rotho, Rotheran; doch gibt weder er, noch Müller, crit. Unders. 105, eine etymologiſche Ableitung. Lex. isl. II, 211 hat: „rod, n. cutis piscium, at renna ùr rodi, macescere, macrescere;“ hierauf gründet ſich obige Erklärung. Die zuſtimmende Stelle bei Saxo (S. 134 f.) lautet: „cujus (Rothonis) tam insignis atrocitas erat, ut cæteris extremæ captorum nuditati parcentibus, hic etiam secretiores corporum partes tegminibus spoliare deforme non duceret; unde graves adhuc immanesque rapinas Rotheran cognominare solemus.“ Schon früher wird bei demſelben Schriftſteller (VI, 119) Rotho in einem verſificierten Anrufe Starkathers genannt:

Dic Rotho, perpetue timidorum irrisor, an ultos
Frothonem satis esse putas, qui funera septem
Vindictæ unius impendimus?

Starkather, der ſelbſt ſich auf Vikingsfahrten umtrieb (VI, 104), war eben damit ein Anhänger Rodis und konnte füglich Dieſen als rechten Würdiger einer kühnen und blutigen That anrufen. Der König Röde oder Rödinge-König, der in den Antiq. Annal. II, Kjøbh. 1815, S. 222 ff. hieher bezogen wird gehört, in die Klaſſe der Könige Dan, Nor ꝛc., der Diſtrikt Rödinge auf Möen hat ihm rückwärts den Namen gegeben.

[2] Will man auch den Kampf Rothos mit Hano, den Saxo in die vorliegende Sage einflicht, lediglich als eine Misdeutung des Sprichworts betrachten, daß der Hahn daheim am meiſten gelte (Stephan. nott. S. 61. Müller, crit. Unders. 105), ſo muß doch die Beiziehung des Sprichworts irgend einen Anlaß haben, der dann am nächſten im Gegenſatze des Heimathlebens und der Trennung von dieſem zu ſuchen iſt.

[3] Als Haldan (Sax. VII, 123) Anſtand nimmt, mit Syvald und deſſen ſieben Söhnen zugleich den Holmgang zu beſtehen, erwidert Syvald, die Kinder ſeien nicht vom Vater verſchieden, „ita se ac filios unius hominis loco censendos esse, quibus veluti unum corpus a natura tributum videatur.“ Vgl. Hamd. 14. Sn. Edd. 144 [Witich S. 648.]

Wenn es auffallen mag, daß derſelbe Hälfdan, der dem Bauernſtand entſproſſen, ja durch die Schmach der Knechtſchaft hindurchgegangen iſt, zugleich Stammvater der Könige ſein ſoll, ſo berechtigt Dieß doch keineswegs, den Zuſammenhang der Sage aufzulöſen und durch Spaltung des einen Helden in mehrere den ſcheinbaren Widerſpruch zu beſeitigen. Vielmehr gibt ſich hier die einfache Vorſtellung kund, daß derjenige Stand, der zuerſt der ſpröden Natur die Möglichkeit menſchlicher Anſiedlung abgerungen und der im Norden ſtets eine [219] achtbare

---

[1] Íslendínga Sögur, II (Kaupm. 1830). 169 bis 175. Vgl. D. Rechtsalth. 708.

[2] S. 135: „Haldanus geminum ab ea sibi vitium objectari subjunxit: unum quod sanguine parum niteret, alterum quod rimosi oris jacturam inexpieta cicatrice præferret; ideoque non prius se postulandæ ejus gratia rediturum, quam utramque notam parta armis claritate tersisset.“

Stellung behauptet hat, die Grundlage des geſellſchaftlichen Vereins und ſo auch der Stamm der über dieſen Verein waltenden Geſchlechter ſei. Dem ackerbauenden, ſeßhaften Stande gegenüber, wenn auch aus ihm hervorgegangen, erhebt ſich aber mehr und mehr ein kriegeriſcher, erobernder, der jenen ausbeutet und niederdrückt, und ſo wird Hälfdan geknechtet. Doch ihm iſt ja ſonſt ein Gott zur Seite geſtanden, der große Erdanbauer Thôr, und Dieſem gehört, nach dem Harbardsliede, der Thräle Geſchlecht. Sein Schützling kämpft ſich auch aus der Knechtſchaft ruhmreich wieder empor. So lag in der Hälfdansſage der Stolz und die Ehre des freien Bauers und ſelbſt für den elenden Knecht die tröſtliche Verheißung, daß auch er, kein Gottverlaſſener, einſt noch zur angeſtammten Freiheit auftauchen werde.

Es bleibt noch übrig, die manigfaltigen Erſcheinungen Thôrs, die ſich in einer langen, durch Götter- und Heldenſage fortlaufenden Mythenreihe dargelegt haben, zur Geſammtanſchauung ſeines Weſens zuſammenzufaſſen. Mit der Kraftäußerung Thôrs als Donnerers, vermöge welcher er Steinrieſen zermalmt, dem Reiche der Sturm- und Eisrieſen ein Ende macht, iſt ſeine Wirkſamkeit keineswegs abgeſchloſſen; er wirkt ja nicht bloß im Donner, oder als Sommerkraft über[220]haupt; auch in der ſtrengſten Winterzeit, wann ihm der Hammer geſtohlen iſt, rafft er ſich auf und trägt Örvandil über die Eisſtröme. Es genügt gleich wenig, ſein Weſen etwas allgemeiner, als Wärme, Feuer, aufzufaſſen, denn er dämpft, in Geirröd und Hyrrokin, auch die Sommerrieſen, die Dämone der verderblichen Hitze, er iſt mit jötuniſchen Naturgewalten jeder Art im Streite begriffen. Sein eigenſtes Geſchäft, die Bekämpfung der Midgardsſchlange, ſeine Gemeinſchaft mit Thiálfi und Hälfdan, der Gegenſatz, in dem er mit Odin und deſſen Günſtlingen erſcheint, gehen über ſo eng gezogene Grenzen hinaus. Er iſt nicht ſelbſt Element oder Elementarkraft, er wirkt in den Elementen, durch und gegen ſie. Je ausgedehnter und vielſeitiger ſein Wirken ſich äußert, um ſo tiefer wird der Mittelpunkt deſſelben in den Grund des Weltlebens gerückt und um ſo einleuchtender findet man ſich auf die umfaſſenderen Bezeichnungen ſeines Weſens und Waltens verwieſen. Er heißt der Heiliger

Midgards, Freund und Schirmer der Menſchenſtämme. In dieſem weiten, aber beſtimmten Berufe Thôrs, als Schutzherrn der Erde und ihrer Bewohner, treffen alle beſondre Eigenſchaften, alle verſchiedenartige Thätigkeiten deſſelben zuſammen und die Bedeutung jedes einzelnen Mythus hat ebendahin geleitet. Aber nicht in irgend einer blinden Naturkraft, nur in einem göttlichen Willen und Gedanken kann der Urſprung [221] und die fortwährende Belebung eines ſolchen Waltens geſucht werden.

Thôr iſt der Sohn Odins, mit Jörd erzeugt; er ſtellt, wie gleich Anfangs bemerkt wurde, die Beziehung des göttlichen Geiſtes zur Erde dar und verfällt damit der in Odin, dem gemeinſamen Âſenvater, ruhenden Einheit des nordiſchen Götterkreiſes. So wenig aber das Weſen Thôrs mit ſeiner Eigenſchaft als Herr des Donners erſchöpft iſt, ſo annehmbar iſt doch, daß von dieſer ſinnlichen Erſcheinung der Thôrsglaube ausgieng, von ihr aus ſich mehr und mehr erweiterte und vertiefte. Der Donner in ſeiner Erhabenheit, das Gewitter mit ſeinen Schreckniſſen und Segnungen, verkündigte das Daſein eines Gottes und der niederſchießende Blitz zündete ihm ſein Opferfeuer an. Wie alsdann auch der Begriff von dieſem Gotte ſich ausgedehnter und inhaltreicher entwickelte, ſo blieb doch ſtets der Donnerhammer ſein äußeres Wahrzeichen und jeder einzelne Geſang des großen Thôrshymnus ſchließt mit dem Kehrreim, wie der flammende Keil auf das Haupt der Jötune herabfährt. Selbſt in der weiteſten Auffaſſung ſeines Weſens und in der Anknüpfung an Odin liegt zugleich wieder die Begrenzung deſſelben. In Odin offenbart ſich der ſchöpferiſche Geiſt, in Thôr die ſchirmende Kraft, Odin ſinnt und forſcht, er wirkt die dichteriſche und kriegeriſche Begeiſterung, Thôr arbeitet unverdroſſen [222] und ermuntert den tüchtigen Fleiß. In Folge dieſer gemeſſenen Richtung auf das Gemeinnützliche und der nahen Befreundung, in die er dadurch mit dem Volke tritt, das einen faßlichen Gott verlangt, hat auch Thôr unter allen nordiſchen Götterweſen die ausgeprägteſte Perſönlichkeit. Er iſt der menſchlichſte, volksthümlichſte, leutſeligſte der Âſen, der „geliebte Freund" ſeiner Verehrer. Mit ſeinem Namen war pathenartig ein großer Theil der perſönlichen Eigennamen in Norwegen und Island zuſammengeſetzt. Er begünſtigt in der Politik des alten Nordens das demokratiſche Element und von den zwei abweichenden Entwicklungen des germaniſchen Geſellſchaftslebens die ſeßhafte Volksgemeinde und das Alod gegenüber der Gefolgſchaft und dem Lehensweſen. Während Odin in den königlichen Heldengeſchlechtern waltet, während er die Jarle hat, verkehrt Thôr mit allem Volk und verſchmäht auch die Thräle nicht. Während Odins Erſcheinung ſtets einen finſtern, grauenhaften Hintergrund durchblicken läßt, haben die Sagen von Thôr, ſelbſt in Liedern höheren Stils, eine Beigabe argloſen Scherzes. Seinem herablaſſenden Weſen kommt auch die ganze Vertraulichkeit des Volkes entgegen: wie er mit dieſem das Feld beſtellt, dient er ihm auch zur guten Unterhaltung, und wenn es bei munterer Laune iſt, zupft es ihn gelegentlich am rothen Barte. Dieſes ſchadet aber der Liebe nicht, [223] man iſt ihm nur um ſo herzlicher zugethan. Noch in der Zeit der Bekehrung zum Chriſtenthum zeigen ſich die Spuren dieſer Anhänglichkeit: der Isländer Helgi glaubt an Chriſt und benennt ſeinen Hof nach ihm, ruft aber doch zu allen wichtigern Unternehmungen Thôrs Beiſtand an; Andern, die ſich von den alten Göttern abwenden, erſcheint Thôr im Traume mit Vorwurf und Drohung oder mit der beweglichen Bitte, ſein Bild aus dem nicht mehr ſicheren Gotteshaus in die Tiefe des Waldes zu verſetzen; noch heutzutage geht in Dänemark das Sprichwort vom erſten Frühlingsmonat, Thôr mit ſeinem langen Bart locke die Kinder an die Wand heraus[1]. Jenes trauliche Verhältnis hat auch unläugbar ſein Erhabenes; derſelbe Thôr, der den Menſchen ſo nahe tritt, iſt der Bändiger aller tobenden Elemente, dem mit dem ſchwellenden Strom auch die Äſenſtärke himmelhoch anwächſt, und ein Volk zeigt rüſtigen Sinn, das im Donnerhalle die Nähe ſeines Freundes erkennt.

---

[1] Íslend. S. II. 197. Sag. Bibl. I. 310. Fornm. S. II. 162. Bugge, äldgamle danske Bonderegler, Kjobenh. 1816. S. 15. Lex. myth. 685.

[Von neuerer Litteratur über die Thôrſage mögen hier noch die Schriften von F. W. Bergmann in Straßburg erwähnt werden: Les aventures de Thor dans l'enceinte-extérieure, Colmar 1853, und La fascination de Gulfi (Gylfaginning), Straßburg 1861. K.]

II.

Odin.

Vom Morgen der Zeiten bis zur Götterdämmerung zieht ſich durch die geſammte nordiſche Mythenwelt der Gegenſatz des Jötunen- und des Aſengeſchlechts. Schon im erſten Urſprunge geſondert, von Anbeginn ſich bekämpfend, zum Beſtande des Weltganzen nothdürftig vermittelt, bleiben die beiden Stämme doch ſtets unverſöhnt und treten ſich endlich zu wechſelſeitiger Vertilgung entgegen. In den Jötunen erſcheint die Materie, das Elementariſche, die Naturgewalt, in den Äſen offenbart ſich der bildende, beſeelende, ordnende Geiſt. Dieſer Gegenſatz iſt bereits im Mythus von Thôr dargelegt worden, jedoch waltete dort vorzüglich die nach außen ankämpfende Äſenkraft; der Gott ſelbſt, in dieſem beſtändigen Kampfe ſich bewegend und für ſolchen mit der Gewalt des Elements, mit dem zerſchmetternden Donnerkeil, ausgeſtattet, artete in das Ungeſtüm ſeiner Gegner und indem ſie wider ihn von allen Enden ihre angeſtrengteſte Kraft aufboten, diente der Thôrsmythus dazu, die Natur der Jötune in das Licht zu ſtellen. Soll nun auch andrerſeits das innere Weſen des Aſengeſchlechts ſich aufſchließen, ſo muß die Forſchung ſich zu den Mythen von Odin[1] wenden, in deſſen Perſon der Glaube des heidniſchen Nordens den Mittelpunkt und die Einheit des Äſenthums, die Tiefe und Fülle, die erregteſte und umfaſſendſte Macht des göttlichen Geiſtes gelegt hat.

Die Betrachtung Thôrs nahm einen ſichern Anhalt an deſſen ſinnlichem Erſcheinen als Herr des Donners. Odin hat wohl auch ſeine Kennzeichen und Zugehörden, mit denen er bei Göttern oder Menſchen auftritt; aber jene ſind vornherein dermaßen ſinnbildlich, ſeine Verwandlungen ſind, gemäß ſeiner vielſeitigen Wirkſamkeit, ſo manigfach, ſeine Erſcheinung iſt, nach Geiſtesart, ſo ungreifbar und flüchtig, daß hier nicht von einer einzelnen Äußerlichkeit erfolgreich ausgegangen werden kann; im Gegentheil wird die Unterſuchung über Odin mittelſt der allgemeineren Zeugniſſe einzuleiten ſein, die ihn in der angegebenen Eigenſchaft als Haupt der Äſen und Träger des lebendigen Geiſtes beurkunden.

---

[1] Die vollſtändigſten Zuſammenſtellungen über Odin ſind die von Finn Magnuſen im Lex. myth. (1828) 261 ff. und Ferd. Wachter in der Erſch-Gruberſchen Encyklopädie, Sect. III, Th. VII, (1836) S. 288 ff. im Art. Othin.

Bör, der Sohn Buris, den die Kuh Audhumla aus den Salzſteinen hervorgeleckt (Sn. Edd. 7), hat mit Beſtla, Tochter des Jötuns Bölthorn, drei Söhne gezeugt: Odin, Vili und Vei (ebd. 1. Rûn. 3. Æg. 26. Hyndl. 29); dieſe bilden aus dem Körper des von ihnen erſchlagenen Urrieſen Himmel und Erde (Sn. Edd. 8 bis 10. Vsp. 3 ff. vgl. Vafþr. 21. Grîmn. 40 f.), ſowie nachher Odin, in Gemeinſchaft mit Hänir und Lodur aus Eiche und Ulme das erſte Menſchenpaar erſchafft (Sn. Edd. 10. Vsp. 17 f.). Odin, der erſte der drei Brüder (Sn. Edd. 7), Börs Erbe (Hyndl. 29: Burs arfþegi), heißt nun in den Eddaliedern der Äſen oberſter (Grîmn. 44), Allvater (Alfödr, Grîmn. 46. Hrafn. 1. Sæm. Edd. 154, 38: Alfödur) und Altervater (Aldafödr, Vafþr. 4. 53; vgl. Aldagautr, Vegt. 6. 18), Vater der Zeiten oder Geſchlechter [1]. Folgende Äſen ſind gleichfalls in den Liedern als Söhne Odins namhaft gemacht: Baldur, von ſeiner Gemahlin Frigg, Fiörgins Tochter (Vsp. 36. Æg. 26 f. Vegt. 13 f. Hyndl. 29), Thör von Jörd, Vali von Rind (Hyndl. 28. Vegt. 16), Vidar (Vsp. 55. Grîmn. 17), Höd (Vsp. 37. vgl. 62. Vegt. 16); neben dieſen werden in der j. Edda als ſolche genannt: Meili (vgl. Haustl. in Sn. Edd. 120), Heimdall, Tŷ, Bragi, Hermöd. Unter dem Götterfürſten (fólkvald godu) und Fiölnirs Geſchlecht im Liede der Vala (Vsp. 61) ſind ohne Zweifel Odin und ſeine Abkömmlinge, die Äſen, zu verſtehen; der Skalde Hallfred nennt die heidniſchen Götter Odins Geſchlecht (Odins ætt, Fornm. S. II, 54). Wenn nun gleich Odin beim Schöpfungswerke göttliche Gehülfen hat und auch ſonſt in wichtigen Angelegenheiten alle Äſen zur Berathung verſammelt ſind, ſo iſt doch er, der ſie hiezu beruft (Vegt. 5), ſchon nach den angeführten Stellen als Leiter und Vorſtand derſelben anzuſehen; geht man aber in das Innere der Mythen ein, ſo tritt gegen die Manigfaltigkeit und Bedeutſamkeit ſeines Wirkens und Waltens dasjenige der andern Götter, einzig die Thaten ſeines kräftigſten Sohns Thôr ausgenommen, völlig in den Hintergrund.

---

[1] Umſchreibend ſagt die j. Edda, S. 23: „Odin iſt der Äſen oberſter und älteſter; er waltet über alle Dinge, und wie auch die andern Götter mächtig ſind, ſo dienen ihm doch alle, wie Kinder ihrem Vater." S. 11 (vgl. 24): „Und darum kann er Allvater heißen, weil er Vater aller Götter und Menſchen iſt und alles deſſen, was von ihm und ſeiner Kraft geſchaffen (fullgert) iſt."

Ewig iſt Odin der Männer weiſeſter (Vafþr. 55) und ſo iſt er auch Geber des Verſtandes (Hyndl. 3). Von ſeinem Hochſitze Hlidſkialf, Thürbank[1], überſchaut er alle Welten, ſieht und erkennt Alles, was vorgeht (Sæm. Edd. 39. vgl. 81. Sn. Edd. 10. 21. 39. 69); dort ſitzend, forſcht er auch in die Tiefe der Erde hinab (Hrafn. 10). Jeden Tag läßt er zwei Raben über die Welt ausfliegen, die ſich dann auf ſeine Achſeln ſetzen und ihm alles Neue, was ſie geſehen oder gehört, in das Ohr ſagen (Grîmn. 20. vgl. Hrafn. 3. Sn. Edd. 42); ſie heißen Huginn und Muninn, Denkkraft und Erinnerung (Grîmn. 20. vgl. Hrafn. 3. Sn. Edd. 42) So iſt Odin, ſelbſt wenn er zu ruhen ſcheint, doch ſtets mit Umſchau und Gedanken auf weitem Wege. Ihm ſteht auch der Roſſe trefflichſtes, der graue achtfüßige Sleipnir, Gleiter, zu Gebot, von dem er durch die Lüfte und über das Meer, ſowie zu Hels Behauſung hinab getragen wird (Grîmn. 44. Vegt. 6 ff. Sn. Edd. 18. 47. 65. 67: 107. Sax. 1, 12. Fornald. S. I, 486); daß der Ritt auf dieſem ſchwebenden, dem Wechſel der Winde entſproſſenen Pferde wieder den raſchen, allwärts ungehemmten Flug des Geiſtes bedeute, iſt im Mythus von Thôr (1, 111 [S. 64]) erörtert worden. Zur Schlange verwandelt, kriecht Odin durch den Fels und mit Adlersgefieder ſchwingt er ſich auf (Sn. Edd. 86). Am häufigſten zieht er unſcheinbar als Wanderer aus und führt dann entſprechende Namen: Vegtam, Weggewohnt, Gângrâd, Gangwaltend, Geſt, Gaſt, Fremdling ꝛc. Auch nach den Verhüllungen, die er auf ſolcher Wanderſchaft annimmt, iſt er benannt: Grim, Grimnir, Verlarvter, Sidhött, Tiefhut ꝛc. Die große Zahl ſeiner Namen zeugt überhaupt von ſeiner vielgeſtaltigen und ebenſo vielſinnigen Erſcheinung, indem er je für die einzelne Ausfahrt auch einen beſondern Namen zu führen pflegt; er ſelbſt ſagt in dem

---

[1] D. Myth. 98 [124]. In der j. Edda iſt das Wort mitunter wie ein Appellativ mit dem beſtimmten Artikel gebraucht: hlidskialfin, or hlidskialfinnu (Sn. Edd. 21. 69).

Liede, in welchem er ſelbſt, als Grimnir, eine lange Namenreihe, zum Theil mit den Anläſſen, bei welchen er ſo geheißen ward, aufzählt: „mit einem Namen hieß man mich niemals, ſeit ich unter Völkern fuhr;“ und am Schluſſe dieſer Namen fügt er bei, daß doch ſie alle von ihm, dem einen, ausgegangen ſeien (Grîmn. 48. 54. vgl. Sn. Edd. 25). Aber auch Zweck und Erfolg ſeiner Reiſen und Wandlungen ſpricht er anderwärts, als Gângrâd, aus: „Viel fuhr ich, Vieles verſucht' ich, viel erprüft' ich waltende Mächte“ (Vafþr. 3. 44 ff.).

Die Ableitung des Namens Odin (Odinn) von dem altnordiſchen Zeitworte vada, gehen, durchſchreiten, iſt nicht nur ſprachlich und in der Eigenſchaft des Geiſtes, als des alldurchdringenden, wohl begründet[1], ſondern es bezeugen auch ſchon die vorſtehenden Andeutungen, daß die nordiſche Mythologie in ihrem Odin eben dieſe nach allen Richtungen ausgehende und eindringende Bewegung des Geiſtes vornehmlich aufgefaßt habe. Zur vollen Anſchauung aber kann ſich dieſes nur dann herausſtellen, wenn man dem Gotte auf allen ſeinen Pfaden und in allen ſeinen Verwandlungen, ſoweit davon noch Spur und Gedächtnis vorhanden iſt, nachgeht. Manche Sagen von ihm, deren beiläufig Erwähnung geſchieht, ſind zwar ihrem inneren Beſtande nach verloren, gleichwohl iſt Zahl und Umfang der noch erhaltenen beträchtlich. Für die geordnete Folge derſelben iſt eine Haupteintheilung nothwendig, je nachdem nemlich in ihnen die Thätigkeit des geiſtigen Gottes auf die Natur oder auf das Geiſtesleben ſelbſt in Götter- und Menſchenwelt gerichtet iſt.

---

[1] D. Myth. 94 [120. A.]: „Unzweifelhaft iſt wohl die unmittelbare Abkunft dieſes Wortes [althd. Wuotan, nord. Odinn] aus dem Verbum ahd. watan, wuot, altn. vada, ôd, welches buchſtäblich dem lat. vadere entſpricht, und meare, transmeare bedeutet, cum impetu ferri. Ebendaher ſtammt das Subſtantiv wuot, das, wie *μένος* und animus, eigentlich mens, ingenium, dann Ungeſtüm und Wildheit ausdrückt; im altn. ôdr haftet noch ganz die Bedeutung mens oder sensus. Hiernach ſcheint Wuotan, Odinn das allmächtige, alldurchdringende Weſen, qui omnia permeat; die geiſtige Gottheit.“ Über das Wegfallen des Anlauts v vor gewiſſen Vocalen im Altnordiſchen ſ. D. Gramm. I. 310 f. Der Zuſammenhang des Namens mit ôdr, m. mens, iſt ſchon im Lex. myth. 364 bemerkt; außerdem kommt ôdr, adj. mente captus, insanus, furens in Betracht (vgl. Wachter S. 288); dieſe beiden Wörter von völlig entgegengeſetzter Bedeutung vermitteln ſich im allgemeinen Sinne des Stammwortes vada, welches einerſeits dem beweglichen Geiſte die Bezeichnung gibt, andrerſeits von dem heftigen Gange des Tobenden gebraucht wird (Sæm. Edd. 262, 94. S. af Hâlfdani Eysteinss. bei Biörner S. 6 [p. m. 462: ôdu þeir svâ grimmlega fram u. ſ. w.]. Ob der Name des Gottes kurzen Hauptvokal, o, habe (wie im præs. ind. ved, inf. vada, part. præt. vadinn), oder langen, ô (gleich dem præt. ôd, subst. und adj. ôdr), darüber iſt verſchiedene Meinung. Die raskiſchen Texte der Edda gebrauchen kurzen, die neueren Ausgaben der Sagan langen Selbſtlauter. J. Grimm ſchrieb früher Ôdinn, D. Gramm. I, 290. II, 171; neuerlich, in der Mythologie, hat er ſich für Odinn entſchieden. Der Reimgebrauch der Skalden gibt kein ſicheres Zeugnis, da ſelbſt im vollen Binnenreime (adalhending) der gedehnte Vokal mitunter auch mit dem betonten kurzen gebunden iſt (z. B. blôd: rióda, Sn. Edd. 234). So findet man die Reime: Odins: liodum, Odins: roda (Fornm. S. II, 52. 54), frôdr: Odins (Sn. Edd. 104).

Das Wirken Odins in der Natur beginnt mit der Schöpfungsgeſchichte. Er ſelbſt hat bereits ſeine Ahnen aufzuweiſen. Nach einer Seite nennen die Eddalieder nur ſeinen Vater Bör oder Bur (Vsp. 4: Börs synir. Hyndl. 29: Burs arfþegi); dieſer Name bedeutet Sohn und nach der j. Edda iſt Bör (Börr) der Sohn des von der Kuh Audhumla aus den ſalzigen Reifſteinen in drei Tagen hervorgeleckten Buri (Sn. Edd. 7. vgl. 98). Mutterhalb iſt Odins Ahn der Jötun Bölthorn, deſſen Tochter Beſtla[1] dem Bör die drei Söhne geboren hat, deren erſter Odin iſt (Sn. Edd. 7). Von dem klugen Bölthorn, Beſtlas Vater, hat Odin neun gewaltige Lieder gelernt (Rún. 3)[2]. Bei ſo dürftigen Angaben über dieſe urweltlichen Weſen hilft es wenig, daß ein Theil ihrer Namen dem Worte nach erklärbar iſt. Es iſt nur ſo viel gegeben, daß es der Entwicklung durch mehrere Stufen bedurfte, bis in Börs Söhnen die ſchöpferiſche Kraft gezeitigt war, und daß hiezu die Verbindung zwiſchen Buris Stamme und den Jötunen mitwirken muſte. Bölthorns Abkunft iſt zwar nicht namentlich angezeigt, aber als Jötun gehört er zu Ymirs, des Urrieſen, Geſchlechte. Wenn er klug, kundig, genannt wird und wenn Odin von ihm Lieder erlernen konnte, ſo beruht dieß darin, daß auch die Jötune ihre beſondre Weisheit, ihre eigenen Runen (Vafþr. 42 f. Rûn. 6) haben. Schon Örgelmir, der Uralte, wie Ymir auch genannt iſt, hat das gleiche Beiwort wie Bölthorn: „der kundige (frôdi) Jötun,“ und ebenſo deſſen Enkel Bergelmir, der Bergalte, Steinalte (Vafþr. 30. 33. 35); „vielwiſſend (hundvîss)“ iſt eine Bezeichnung des Eisrieſen Hŷmir und andrer Jötune (Hŷm. 5. Sæm. Edd. 145, 25. Sn. Edd. 113. Fornald. S. III, 15. 32. vgl. D. Myth. 304). Grund und Gegenſtand dieſer Wiſſenſchaft laſſen ſich wohl ermitteln. Der chaotiſche Ymir war vorhanden, ehe noch Buri hervorkam; „unzählige Winter, bevor die Erde geſchaffen war, da war Bergelmir geboren; Thrûdgelmir war deſſen Vater, aber Örgelmir der Ahn“ (Vafþr. 29. 35. vgl. Vsp. 3); daher war die Kenntnis des Urſtoffs, der älteſten, vorweltlichen Dinge, des Weſens und Lebens der Elemente, den Jötunen angeſtammt und bei ihnen zu holen. „Ich gedenke der Jötune, der frühe geborenen, welche mich vormals gelehrt hatten,“ ſingt die mythiſche Seherin (Vsp. 2) und ſo kann ſie von Ymirs Urzeit anheben. Odin, der ſelbſt vom Jötun Bölthorn ſtammt und ihm mächtige Lieder abgelernt hat, mag eben auch dieſer Seite ſeiner Abkunft und dieſem Unterricht die Erkundung und Bewältigung des Stoffes mit verdanken, den er zum Schöpfungswerke verarbeitet.

---

[1] Eine andre Lesart der j. Edda iſt Besla; allein die obige wird durch den Reim in einem Skaldenliede beſtätigt: flestr vidson Bestlu (Sn. Edd. 98).

[2] Wörtlich: „von dem klugen Sohne Bölthorn (af inom fróda syni Bölþorni)“; aber weſſen Sohne? der Name des Vaters dürfte hier offenbar nicht fehlen. Aber wahrſcheinlich iſt hier entweder irrig fódur in syni, oder richtig syni in fódur corrigiert worden und dann durch Nachläſſigkeit oder Misverſtändnis beides zuſammen in den Text gekommen. [Vgl. Lünings Edda S. 289. K.]

Frühe der Zeiten war, da Ymir hauſte, nicht Sand war, noch See, noch kühle Wogen, Erde fand ſich nicht, noch oben Himmel, gähnender Schlund war, Gras nirgends; bis Börs Söhne die Kreiſe[1] erhoben, die, welche Midgard, das vielbekannte, ſchufen; Sonne ſchien ſüdher auf kühle (svala, a. salar) Steine, da ward der Grund bewachſen mit grünem Lauche (Vsp. 3. 4).

Aus Ymirs Fleiſche ward Erde geſchaffen, aber aus dem Blute See; aus den Gebeinen Bergfels, Baum aus dem Haare, Himmel aus der Hirnſchale des reifkalten Jötuns; aus ſeinen Brauen machten freundliche Mächte Midgard den Menſchenſöhnen; aus ſeinem Hirne wurden die mismuthigen Wolken alle geſchaffen (Vafþr. 21. Grimn. 40 f.). Die j. Edda führt dieſe Liederſtellen weiter aus und ſagt ausdrücklich, daß Börs Söhne den Jötun Ymir erſchlagen haben (Sn. Edd. 8). Im ferneren Verlaufe des großen Werkes begeben ſich die heiligen Götter alle auf ihre Rathſtühle und ordnen, da die Geſtirne noch gänzlich irre ſind, den Mondwechſel, die Tageszeiten und damit auch die Jahrzählung; gleichermaßen verſtändigen ſie ſich, wer das Zwergevolk ſchaffen ſolle aus Brimirs, auch des Urrieſen, Fleiſch und ſchwärzlichen Beinen (Vsp. 5 f. 9. vgl. Sn. Edd. 9. 15); zur Belebung des erſten Menſchenpaars gehen hernach wieder Drei von der Götterſchaar aus, ſtarke und liebende Aſen, Odin, Hänir und Lodur (Vsp. 17 f. Sn. Edd. 10).

---

[1] biödum (a. biódum) ypdo, Vsp. 4; biodr, m. orbis, discus; wahrſcheinlich Erd- und Himmelsſcheibe, jörd und upphimin, die in der vorhergehenden Strophe vermiſst wurden. Unter den Benennungen der Erde, Sn. Edd. 220, findet ſich biöd; Lex. isl: biód, f. terra, hemisphærium inferius.

Schaffen (at skapa, skepia) bedeutet in der nordiſchen Schöpfungsſage nicht ein Hervorrufen aus nichts; der Stoff, aus und in dem die Âſen ſchaffen, iſt ohne ihr Zuthun bereits geworden, er iſt in Ymir ſogar ſchon als belebt und zeugend dargeſtellt. Aber ihre Wirkſamkeit beſteht darum doch nicht im bloßen Scheiden, Ordnen und Umgeſtalten der vorhandenen Maſſe, ſie iſt in dem Sinne wahrhaft ſchöpferiſch, daß ſie ihren Bildungen eine neue Triebkraft, ein neues Geſetz des Daſeins einpflanzt. Die Geſtirne, nach der j. Edda Funken aus Muſpellsheim, der Feuerwelt (Sn. Edd. 9), erſchienen am Himmel: „aber Sonne wuſte nicht, wo ſie Säle hatte, Sterne wuſten das nicht, wo ſie Stätten hatten, Mond wuſte das nicht, was für Macht er hatte" (Vsp. 5); erſt aus der Berathung der Âſen kommt in die Stellung und Bewegung dieſer Lichtweſen der leitende Gedanke; die Erde iſt bereits vom Himmel geſchieden, aber damit das Werk der Götter an ihr noch nicht vollbracht; wieder im Rathe der Âſen wird die Erſchaffung der Zwerge beſchloſſen, jener ſtillarbeitenden Kräfte, die den Erzeugniſſen der Erde den Stempel ſinnreichſter Kunſt aufdrücken; vor Allem aber erweiſen ſich die Âſen nicht bloß als Urheber und Ausſpender weltbildender Gedanken, ſondern auch als Geber vollen, ſelbſtändigen Geiſteslebens, indem ſie dieſes den Menſchen einhauchen, von deren Erſchaffung, ſowie von Odins beſondrem Antheile daran, weiterhin ausführlicher zu handeln iſt.

Während Völuſpâ nur im Allgemeinen „Börs Söhne" als Weltſchöpfer bezeichnet, ſind dieſelben in der j. Edda einzeln benannt: Odin, Vili und Ve (Sn. Edd. 7. vgl. Yngl. S. C. 3). Auch in einem andern

Erdaliede (Æg. 26) ſtehen Vei und Vili zuſammen und ein Skaldenlied nennt den Odin Bruder Vilis (Sn. Edd. 97). Über dieſe beiden Brüder Odins wird auch durch das Verhältnis, in welches ſie nachher zu der Göttin Frigg treten, wenig Licht verbreitet; doch beſtätigen die Namen Vei und Vili [1], in ihrer Beziehung auf vê, n. pl. Heiligthum, vilia, wollen, vili, m. Wille, daß auch dieſe Theilnehmer am Schöpfungswerke urſprünglich der geiſtigen Ordnung des Götterreichs angehören.

In der geſchaffenen Welt iſt Odin fortwährend auch nach der Naturſeite wirkſam, theils unmittelbar, theils mittelſt der Verbindungen, die er eingeht, und der Sprößlinge aus ſolchen. Daß in ſeiner Verbindung mit Jörd die Beziehung des göttlichen Geiſtes zur Erde ausgedrückt und daß durch die Abkunft von beſagtem Elternpaare Thôr zum Schutzherrn der Erde und ihrer Bewohner berufen ſei, iſt im Mythus von dieſem Gotte dargelegt worden. Aber mit der Beſtellung dieſes Schutzes iſt Odin ſelbſt der Sorge für die Erhaltung und das Heil der Erde nicht gänzlich enthoben. So raſtlos und ſiegreich Thôr die gewaltſamen Anfälle der Jötune abwehrt, ſo gibt es doch Zeitpunkte, wo das Leben der Welt im Innerſten angegriffen, das geordnete Ganze einer durchgreifenden Störung zu unterliegen ſcheint; dann iſt es an Odin, den Grund des Übels zu erforſchen, den wankenden Bau wieder in ſeine Fugen zu rücken, durch neues Schaffen und Zeugen die alternde Schöpfung aufzufriſchen. Dieſe verſchiedenartige Thätigkeit beider Âſen im gleichen Gebiete hat ſich bereits in der zweifachen Auffaſſung des Naturmythus von Iduns Verſchwinden, über welchem die Götter ſelbſt grauhaarig und runzlig werden, herausgeſtellt (I, 114 [66] ff.): nach der einen iſt Idun von dem Sturmrieſen Thiaſſi geraubt und die Geſchichte ihrer Wiederkehr ſchließt damit, daß Thôr den übermüthigen Jötun erſchlägt; nach der andern iſt die Göttin unter den Stamm der Eſche hinabgeſunken und nun läßt Odin ſeinen Raben, das Sinnbild ſeines Gedankens, um Rettung ausfliegen, er ſendet ſeine Boten zu ihr, ſie um die Geſchicke der ängſtlich bedrohten Welt zu befragen, und lauſcht ſelber auf Hlidſkiálf in die Tiefe hinab. Denſelben Unterſchied ergibt die Sage vom Tode Geirröds nach ihrer doppelten Geſtaltung, derjenigen, worin Thôr als Held auftrat, und einer andern, in welcher Odin das Wort nehmen wird.

---

[1] Vêa ok Vilja, acc. (Æg. 26) ſetzt die Nominativform Vei, Vili oder Vilji voraus, dagegen verlangt der gen. Vilis, im Liede Egils, Sn. Edd. 97, den nom. Vilir, wie der Name in Yngl. S. C. 3 lautet. In Fornald. S. II, 4 kommen zwei ſagenhafte Könige Vee und Vei vor.

Odins Ehefrau iſt Frigg, Fiörgins Tochter (Æg. 26). Sie theilt mit ihm den Hochſitz Hlidſkiálf (Sæm. Edd. 39) und kommt mit ihm zum Göttermahle (ebd. 59. Hrafn. 23). Ihr ſendet Nanna noch aus Hels Behauſung ein Frauentuch (ripti, Sn. Edd. 68), nach dem Eddaliede von Rig ein Abzeichen der Hausfrau (Rigsm. 18. 20. 25). Friggerock, Friggs Spinnrocken, iſt ſchwediſch ein Sternbild benannt (Ihre, Gloss. I, 603) und Friggs Gras (Friggiargras, ſonſt auch hionagras, herba conjugalis), isländiſch ein Kraut, das zum Liebeszauber dient (Lex. myth. 105 f. vgl. Fornald. S. III, 576. D. Myth. 192). Der König Rerir, einer der Ahnherrn des Volſungenſtammes, und ſeine Frau bitten die Götter um Nachkommenſchaft; Frigg erhört ihre Bitte und ſendet ihnen einen befruchtenden Apfel (Fornald. S. I, 117 f.)[1].

In Friggs Gefolge geht Fulla, eine Jungfrau noch, mit loſem Haar und Goldband um das Haupt; ihr ſchickt Nanna einen goldenen Fingerring; ſie trägt Friggs Lade und verwahrt ihre Fußbekleidung, auch weiß ſie um heimlichen Rath mit derſelben (Sæm. Edd. 39. Sn. Edd. 36 f. 68. 79. 133). An ſie reihen ſich andre weibliche Gottheiten: Siöfn, welche ſehr darauf bedacht iſt, den Sinn der Weiber und Männer zur Liebe zu wenden; Lofn, die ſo mild und gut anzurufen iſt, daß ſie Erlaubnis von Allvater oder Frigg zur Verbindung von Weibern und Männern erlangt, wenn auch ſolche zuvor verboten oder verweigert war; Vör, die auf Eide der Menſchen und auf Verabredungen zwiſchen Frauen und Männern horcht und an den Wortbrüchigen Rache nimmt; Syn, welche die Thür der Halle hütet und vor denen verſchließt, die nicht eingehen ſollen (Sn. Edd. 37 f.).

Dieſe einzelnen Angaben laſſen ſich leicht zur Einheit verknüpfen: Frigg iſt Beſchützerin und Stifterin des ehlichen, häuslichen Lebens. Mit Schleiertuch und Spinnrocken erſcheint ſie ſelbſt als Hausfrau; noch ganz in dieſer Eigenſchaft hat ein isländiſcher Schwank aus dem Mittelalter ſie aufgefaßt: einem Manne mit Namen Skidi träumt es, er ſei nach Valhöll gekommen und habe Frigg um Butter gebeten, aber ſie hat faſt keine mehr übrig und muß welche kaufen laſſen [1]. Ehegenoſſin des Äſenvaters, ſegnet ſie auch irdiſche Ehen mit Liebespfändern. Ihr Name wird formgerecht und ſachgemäß von der Wurzel abgeleitet, die noch im gothiſchen Zeitworte frijôn, lieben [2], im deutſchen freien, hervorſteht; ſo liegt es auch nahe, den Namen ihres Vaters, Fiörginn, auf das nordiſche fiör, n. Leben, Lebenskraft, zu beziehen [3]. Nach Frigg iſt noch der ſechste Wochentag, der Tag der Venus, Frîadagr [4] benannt. Entſprechend in Namen und Beruf, ſchließen ſich dann um Frigg die fünf vorbemeldten Untergöttinnen. Fulla, die noch Jungfrau iſt, die vollgewachſene Jungfrau mit loſem Haar und goldnem Kopfbande, dem Schmucke des Mädchenſtandes [1], iſt Friggs Dienerin und Vertraute; auf was aber die vertrauliche Berathung ſich beziehe, deutet noch beſonders der goldene Fingerring an, den Nanna ihr zuſchickt (I, 148 f. Sn. Edd. 68). Sie iſt die Jungfräulichkeit in ihrer vollen, bräutlich erſchloſſenen Blüthe, und ſo geſellen ſich ihr die vier andern Weſen, die ſchon durch den offenen Wortſinn ihrer Namen als perſönlich geſtaltete Abſtufungen und Gegenſätze der Liebeswerbung kenntlich ſind, Siöfn, Sehnſucht, welche die Gemüther zur Liebe wendet, Lofn, Geſtattung, und Syn, Verweigerung, die zwei entgegengeſetzten Erfolge der Werbung, Vör, Vertrag, verbürgte Zuſage [2]; die Vollendung und Mitte des Ganzen aber iſt in Frigg, die, nach dem ernſten Sinne des Nordens, über Liebe und Ehe zugleich waltet.

---

[1] Daß auch Gebärende ſie anrufen, wäre an ſich dem Weſen dieſer Göttin nicht fremd, folgt aber nicht aus Sæm. Edd. 240, 8.

---

[1] Über das Gedicht Skida-Rima, das ins 13te bis 14te Jahrhundert geſetzt wird, ſind Nachrichten zerſtreut bei Suhm, Om Odin (Kiobh. 1771), S. 251. 124 und im Lex. myth. 105. 523.

[2] D. Myth. 191 f. Hým. 9: minn frî, amasius, maritus, dominus. Vgl. Maßmann, Glossar. goth. 133. Schmeller, Bayr. Wörterb. I, 610.

[3] Der männliche Eigenname kommt nur im gen. vor: Sæm. Edd. 63. 26: Fiörgins. Sn. Edd. 10: Fiörgvins. 118: Fiörgyns. Daneben beſteht ein weiblicher Name Fiörgyn, gen. Fiorgynjur (Sæm. Edd. 9, 57. 80, 54. Sn. Edd. 220), ein Synonymon von Jord; über deſſen Verwandtſchaft ſ. D. Gramm. II, 175. 453. D. Myth. 116 f. Bedenkt man, daß fiörgyn, Bergland, keine Anknüpfung an das Weſen Friggs darbietet, daß die Ähnlichkeit der Laute leicht zu völliger Ausgleichung derſelben führen und hiebei die als Mutter Thörs öfter genannte Fiörgyn die Oberhand gewinnen mochte, daß die ſchwankende Schreibung des männlichen Namens auf Entſtellung desſelben hinweiſt, daß die mit fiör identiſchen Wörter verwandter Sprachen ſämmtlich in den Kehllaut auslaufen (angelſ. feorh, althochd. ferah, mittelhochd. verch), und hiedurch die Einmiſchung des g veranlaßt ſein konnte, daß auch eine andre Namenbildung aus fiör in dem gleichfalls allegoriſchen Fiori, Fiorvi (ob. I, 187 [107. A.]. Fornald. S. III, 16), vorhanden iſt und daß ſich auf ähnliche Weiſe ein Fiorinn, Fiörvinn (vgl. D. Gramm. I, 312) bilden, unter vorbemerkten Umſtanden aber zu Fiörgvinn, Fiörginn, Fiörgynn entſtellt werden konnte, ſo wird die für den inneren Zuſammenhang ſich empfehlende Ableitung von fiör nicht unausführbar erſcheinen.

[4] Lex. isl. I, 248, auch Lex. myth. 84 ſetzen bei: Freyjudagr; dieß ſcheint aber nur erklärende Bemerkung zu ſein, in Folge der Anſicht, nach welcher Freyja die nordiſche Venus iſt; für Frigg ſtimmt die Benennung des Tages in den verwandten Sprachen und Mundarten, D. Myth. 88 bis 90. 191. Wäre Freyjudagr wirklich im Isländiſchen zugleich gebräuchlich, ſo würde das zu den nachher zu beſprechenden Schwankungen zwiſchen Freyja und Frigg gehören.

---

[1] In ſchwediſchen Volksliedern geht die Braut mit Goldkrone und ausgeſchlagenem Haar zur Kirche:

med guldkronan röd och utslagit hår,

und es iſt ſchwere Beſchimpfung, wenn man ſie das Haar aufbinden heißt:

stolts Inga, stolts Inga, du bind upp ditt hår!

Arwidsſon I, 279 ſ. 275. Afzelius II, 142.

[2] Lex. isl. fullr, plenus; fullaldra, fullordinn, fulltida, fullvaxinn, majorennis, maturus, adultus. Zu Siöfn: siöſn, f. sponsa, siaſni, m. procus, amasius, zunächſt aber das däniſche savne, vermiſſen, ſich ſehnen, verlangen. At loſa, permittere; at synia, renuere, negare, syn, f. abnegatio. Zu Vör ſ. Þrym. 32; wara, althochd. fœdus, pactum, J. Grimm in den Altdeutſchen Blättern von Haupt und Hoffmann I, 371. Sn. Edd. 37 f. gibt ſelbſt Etymologieen, doch in umgekehrter Richtung, ſo daß die Appellative von den Eigennamen abſtammen: von Sioſn ſei ein Liebender siaſni genannt; von Loſn komme loſ, hier im Sinne von Lob genommen, was auf das angegebene Amt der Göttin nicht paſst, welches die andre Bedeutung von loſ, Erlaubnis, fordert. Syn wird noch beſonders auf das Verneinen (neita) vor Gericht bezogen. Von Var heißen die Verabredungen zwiſchen Weibern und Männern varar; es werden nemlich hier (ſowie Sn. Edd. 212 a oben) zweierlei Weſen aufgezählt: Var, in oben angegebener Eigenſchaft als Vorſteherin der Verträge und Gelöbniſſe, und Vör im Sinne von Wahrſamkeit, Aufmerkſamkeit; allein nach Raſks Bemerkung wäre a in einem (einſilbigen) weiblichen Namen gegen die Natur der Sprache, er nimmt daher nur den einen Namen Vör und, noch aus andern Gründen, auch nur éine Perſon an (Sn. Edd. 37. Anm. 6). Varar, gen. in Þrym. 32, ſetzt die erſtere Bedeutung voraus, lautet aber ganz richtig vom nom. Vör um. (Vgl. noch Fornald. S. I, 14 f.)

Die j. Edda nennt zwar jene fünf weibliche Weſen in einer Aufzählung der Äſinnen überhaupt, unter denen namentlich Odins Gemahlin den erſten Rang einnimmt; daß aber jene einer eigenthümlichen Gruppe angehören, in deren Mittelpunkt Frigg nicht bloß äußerlich zu ſtellen iſt, beruht theils auf ausdrücklichen Zeugniſſen, theils im einleuchtenden Zuſammenhange. Das nahe Verhältnis Fullas zu Frigg iſt beſtimmt ausgeſprochen; auch von Loſn wird namentlich geſagt, daß ſie mit Frigg im Vernehmen ſtehe, Syn aber iſt von Loſn unzertrennlicher Gegenſatz; Siöfn und Vör endlich bewegen ſich ſo ganz auf demſelben Gebiete mit den Vorigen, ſind ſo gleichmäßig mit ihnen aus der Sprache in die Allegorie gebildet, daß auch ſie nicht abgelöſt werden können, und ſtehen einander ſelbſt in der Art gegenüber, daß Siöfn die erſte Regung der Liebe, Vör aber den feſtgeſchloſſenen Bund derſelben, das Verlöbnis, darſtellt[1].

Dieſe Gruppe gehört allerdings zu den ſtreng allegoriſchen, auch iſt dafür keine Quelle angegeben. Doch begegnet man ſämmtlichen Namen in den Denkverſen (Sn. Edd. 212^a), deren Inhalt im Ganzen aus der Skaldendichtung geſchöpft iſt. Belebter und ſelbſtändiger, als die vier übrigen, erſcheint Fulla; auch iſt ſie anderwärts beſſer bezeugt, der Mythus von Baldurs Tode gedenkt ihrer und in der Einleitung zum Eddaliede Grimnismâl hat ſie eine Botſchaft ihrer Gebieterin auszurichten (Sæm. Edd. 39); ein Skaldenvers umſchreibt, auf ihr goldenes Haarband anſpielend, das Gold als Sonne von Fullas Stirne (Sn. Edd. 133). Aber auch Vör iſt in einem Mythenliede beiläufig genannt, Thrym, Herr der Thurſe, heißt den Thôrshammer auf die Kniee ſeiner Braut legen: „weihet uns zwei zuſammen mit Vörs Hand (Varar hendi,

---

[1] Unter den Äſinnen, welche Sn. Edd. 36 ff. aufzählt, ſind noch zwei ausdrücklich an Frigg gebunden, Hlin und Gná. Von erſterer heißt es: „ſie iſt zur Obhut über diejenigen Leute geſetzt, welche Frigg vor irgend einer Gefahr bewahren will.“ Allein die von Hlin handelnde Stelle der Liederedda (Vsp. 54) läßt, wie an ſeinem Orte gezeigt werden ſoll, kaum eine andre Erklärung zu, als daß unter dieſem Namen Frigg ſelbſt verſtanden ſei. Gná wird von Frigg in ihren Geſchäften in verſchiedene Welten geſandt, ſie hat ein Pferd, Hôfvarpnir, Hufwerfer, das durch Luft und über Waſſer rennt, und es werden hiezu die im Mythus von Frey ausgehobenen Verſe angeführt, aus denen jedoch über die Bedeutung dieſer Göttin nichts Näheres erhellt.

Þrym. 32)!“ Syn, den Eingang der Halle wehrend, iſt in anſchauliche Handlung geſetzt.

Noch iſt hier der Umſtand zu erwägen, daß in der j. Edda nicht Frigg, ſondern Freyja, als Göttin der Liebe bezeichnet wird; der Freyja ſei Liebesgeſang angenehm, und es ſei nützlich, ſie in Liebesſachen anzurufen (Sn. Edd. 29); eine Handſchrift der Skâlda nennt ſie geradezu Liebesgöttin (âstaguð, Sn. Edd. 113. Anm. 3). Demgemäß iſt auch in der mehrangeführten Aufzählung der Äſinnen Freyja unmittelbar vor den auf Liebesverhältniſſe ſich beziehenden Gottheiten Siöfn, Lofn, Vör und Syn eingeſchoben, Frigg aber von denſelben der Reihenfolge nach ferne gehalten. Allein eben hierin zeigt ſich Widerſpruch und Misverſtändnis, indem gleichwohl der innere Zuſammenhang dieſer allegoriſchen Weſen mit Frigg unverwiſcht geblieben iſt. Wenn Lofn bei ihr die Verbindung der Liebenden auswirkt, ſo iſt dann auch glaublich, daß Frigg es ſei, die dem Geſang und Gebete Liebender ein williges Ohr leihe. Bedeutſam iſt für dieſe Anſicht, daß weder die vorhandenen Mythenlieder, noch der Skaldenſang, noch die Sagan von der Eigenſchaft Freyjas als Göttin der Liebe Zeugnis geben. Wenn bei Ägirs Trinkmahle Loki ihr vorwirft, von den hier anweſenden Äſen und Alfen ſei Jeder ihr Buhle geweſen, ſo mochte dieß wohl jener Meinung zur Stütze dienen; es iſt aber damit die Gemeinſamkeit des Luftelements auf ähnliche Weiſe bezeichnet, wie durch die Namen ihres Saales Fölkvâng, Volkfeld, und ihres Schiffes Seſsrymnir, das Sitzräumige. Die Verwechslung Friggs mit Freyja, von der ſchon früher, in Betreff des Falkengefieders, ein Beiſpiel ſich ergeben hat (I, 139 [80]; vgl. D. Myth. 190 ff.), kann zunächſt durch die Lautverwandtſchaft der Namen, wie ſie vorzüglich im Stabreime anklingt (Sæm. Edd. 240, 8), in Verbindung mit dem Umſtande veranlaßt ſein, daß die Wortbedeutung von Freyja, Frau, beſonders in der geläufigen Zuſammenſetzung hûsfreyja, Hausfrau, ſich dem Weſen und Bilde Friggs genau aneignet. Die j. Edda ſelbſt leitet rückwärts von der Göttin Freyja den weiblichen Ehrennamen freyjor, Frauen, ab (Sn. Edd. 29; vgl. Yngl. S. C. 13).

Hat nun die j. Edda dieſe beiden Göttinnen einmal in der Grundanſicht verwechſelt, ſo iſt man aufgefordert, auch einzelnes Beiwerk, wenn es mit dem anderwärts erhobenen Weſen der einen oder andern nicht übereinſtimmt, zu prüfen und nach Befund zurechtzuſtellen. Das

Falkengewand mußte von Frigg gänzlich auf die Luftgöttin Freyja übertragen werden; umgekehrt wird es geſtattet ſein, die zwei **Katzen**, welche nach der j. Edda den Wagen Freyjas ziehen (Sn. Edd. 28 f. 66. 119), dieſer Göttin abſpännig zu machen und unter Friggs Leitung zu ſtellen, nicht etwa wegen Gefallens am Liebesgeſange, ſondern weil die Hauskatzen ſich am beſten zum Geſpann der Hausfrau [1] ſchicken; während Freyja ſchon beſchwingt und beritten iſt (Sæm. Edd. 113), würde Frigg ohne die Katzen jeder anſtändigen Auffahrt entbehren [2].

Dem göttlichen Vorbilde der Hausfrauen ſteht übel an, was Loki in Ägirs Halle behauptet, Frigg ſei ſtets mannlüſtern geweſen, ſie habe, Odins Ehefrau, Vei und Vili beide in ihren Schoß genommen (Æg. 26) [3]. Ähnliche Vorwürfe macht aber Loki allen andern dort anweſenden Göttinnen und der ſittliche Maßſtab iſt überhaupt auf Verhältniſſe nicht anwendbar, die ganz ſinnbildlicher Natur ſind, wie dieß kaum zuvor in Beziehung auf Freyja und ſchon beim Harbardsliede mit Sif (I, 90) bemerklich gemacht wurde. Indem Frigg mit Vei und Vili verkehrt, die ſonſt nur als Theilnehmer am Schöpfungswerke bekannt ſind, wird

[1] Vgl. Lex. isl. I, 413 u. d. W.: Húsa-snorta. Vgl. Fornald. S. II, 210.

[2] Sn. Edd. 66 berichtet in der Erzählung von Baldurs Leichenbrande, mit Odin ſeien zu ſolchem Frigg und die Valkyrien und ſeine Raben gekommen, Freyja ſei mit ihren Katzen herangefahren; dieſem Berichte liegt ohne Zweifel das Skaldenlied Húsdrápa zu Grunde, gedichtet von Ûlf, Uggis Sohn, auf die Bilder aus der Götterſage, mit denen der Isländer Olaf Pâ ſein Haus ſchmücken ließ (ſ. I, 143 f.) und unter den noch vorhandenen Bruchſtücken des Liedes finden ſich zwei Halbſtrophen, in welchen Odins Aufzug zur Leichenfeier mit Valkyrien und Raben beſchrieben iſt (Sn. Edd. 96), aber Friggs iſt darin nicht gedacht. Es iſt nun anzunehmen, daß die leidtragende Mutter Baldurs doch nicht fehlte, vielmehr daß ihr, gleichwie in weiteren Bruchſtücken der Auffahrt Heimdalls und Freys (Sn. Edd. 97. 104. Friggs Sorge um Baldur Sæm. 93, 3 f.), eine beſondre Schilderung gewidmet war, und es fragt ſich, ob nicht hiebei, zugleich mit dem Katzengeſpann, Fulla, Söfn und ihre Geſpielen, jene Gruppe, wofür oben der Beleg vermißt wurde, im Geleite Friggs, als Seitenſtück zu den Valkyrien in Odins Gefolge, einhertraten, und ob nicht der Erzähler in der j. [illegible] nach ſeiner vorgefaßten Meinung, Alles zuſammen auf Freyja wandte.

[3] S[illegible]ri hiſtoriſiert dieſes Abenteuer in Yngl. S. C. 3. Auch Saxo erzählt von Friggas Untreue (I, 13), jedoch unter Umſtänden, die auch hier eine Verwechslung mit Freyja oder eine Vermiſchung beiderſeitiger Mythen errathen laſſen (Lex. myth. 307. D. Myth. 192).

ſie ſelbſt in ein weites Gebiete hinausgerückt. Odin und Frigg walten beide in menſchlichen Kreiſen, er als Erreger jeden Geiſtes und des kriegeriſchen insbeſondre, ſie als Spenderin des Eheſegens und als Schutzgöttin der Liebe überhaupt; aber wie Odin, der alldurchdringende Geiſt, zugleich Schöpfer und Erhalter des Weltganzen iſt, ſo erſcheint auch ſeine Gattin Frigg, die Tochter des Lebens, als Mutter im Sinne kosmiſcher Zeugung und ſorgt an ſeiner Seite für den großen Haushalt des Alls. Der Sohn dieſer Götterehe iſt Baldur, mit deſſen Mythus derjenige von Vali in genauem Zuſammenhange ſteht.

1. Sageninhalt.

Odins Meth (Sn. 98).

Die ausführliche Erzählung vom Dichtertranke ſteht in der j. Edda (Sn. Edd. 83 bis 87)[1]; Bragi, der Skalde unter den Äſen, berichtet auf die Frage nach dem Urſprung der Dichtkunſt Folgendes:

Die Götter hatten Zwiſt mit dem Volke der Vanen, es ward jedoch eine Zuſammenkunft anberaumt und auf die Weiſe Friede geſchloſſen, daß ſie beiderſeits an ein Gefäß traten und darein ihren Auswurf ſpuckten. Beim Scheiden wollten die Götter dieſes Friedenszeichen nicht verloren ſein laſſen und ſchufen daraus einen Mann, der Kvâſir heißt. Er iſt ſo verſtändig, daß er über Alles, darum er befragt wird, Beſcheid weiß, und er zog weit durch die Welt, um die Menſchen Wiſſenſchaft zu lehren. Als er nun zu den Zwergen Fialar und Galar zu Gaſte kam, beriefen ihn dieſe zu heimlicher Beſprechung und erſchlugen ihn; ſein Blut ließen ſie in zwei Gefäſſe und einen Keſſel rinnen. Dieſer heißt Ódrörir, die Gefäſſe heißen Són und Bodn. Unter das Blut miſchten ſie Honig und daraus ward der Meth, durch den Jeder, der davon trinkt, zum Dichter oder Weiſen wird. Die Zwerge ſagten den Äſen, Kvâſir ſei im Witz erſtickt, weil Niemand ſeine Weisheit auszufragen verſtanden habe. Nun luden die Zwerge den Jötun Gilling und ſein Weib zu ſich und boten ihm an, mit ihnen in die See zu rudern; als ſie aber vor das Land hinausgefahren, ruderten ſie auf eine Bank und das Schiff ſchlug um. Gilling, der nicht ſchwimmen konnte, kam um, die Zwerge richteten ihr Schiff auf und ruderten zum Lande. Sie meldeten ſeiner Frau den Vorfall, worüber ſie betrübt war und lautauf weinte. Da fragte Fialar ſie, ob es ſie erleichtern möchte, wenn ſie hinausſähe auf die See, wo Gilling umgekommen. Sie wollte das. Nun beſprach er mit Galar, ſeinem Bruder, dieſer ſolle hinaufgehn über die Thür, zu der ſie hinaustrete, und ihr einen Mühlſtein auf den Kopf fallen laſſen; ihr Geſchrei, ſagte er, ſei ihm zum Überdruß. So that Galar. Als darauf Suttûng, Gillings Sohn, dies erfuhr, kam er herbei, ergriff die beiden Zwerge, ſchaffte ſie auf die See hinaus und ſetzte ſie dort auf eine Fluthſchere. Sie baten Suttûng um Schonung ihres Lebens und boten ihm als Vaterbuße den koſtbaren Meth; damit kam es unter ihnen zur Sühne. Suttûng führte den Meth nach Hauſe und verwahrte ihn an dem Orte, der Hnitbiörg heißt; zur Obhut beſtellte er ſeine Tochter Gunnlöd. Von daher nennen wir die Dichtkunſt Kváſis Blut, Getränk der Zwerge, Füllung oder irgend welches Naß von Odrörir, Bodn oder Sôn, Fahrgeld der Zwerge, weil dieſer Meth ihnen Lebenslöſung von der Schere brachte, Suttûngs Meth, Naß der Hnitberge.

---

[1] Ich beziehe mich für die Edden auf die Ausgaben von Rask und Afzelius, um mit den meiſten Bearbeitern dieſes Fachs in Übereinſtimmung zu bleiben, benütze aber zugleich die neueſten Ausgaben von Munch, Egilsſon und der arnamagnäiſchen Anſtalt.

Weiterhin berichtet Bragi, wie die Áſen zu Suttûngs Methe kamen:

Odin zog aus und kam dahin, wo neun Knechte Heu mähten. Er fragt, ob ſie wollen, daß er ihre Senſen wetze, was ſie bejahen. Da nimmt er einen Schleifſtein vom Gürtel und wetzt. Sie fanden, daß die Senſen nun viel beſſer ſchnitten, und feilſchten um den Wetzſtein. Er forderte mäßigen Preis, worauf Alle ſich willig erklärten und um Übergabe baten. Er aber warf den Stein in die Luft empor, und als ſie alle darnach haſchten, ward der Handel ſo, daß Einer dem Andern die Senſe auf den Hals ſchwang. Odin ſuchte Nachtherberge bei dem Jötun Baugi, Suttûngs Bruder. Baugi beklagte die Noth ſeines Haushalts, ſeine neun Knechte haben einander erſchlagen und er wiſſe nicht, woher Arbeiter bekommen. Odin, ſich Bölverk nennend, erbot ſich, Arbeit von neun Männern für Baugi zu übernehmen, bedingte ſich aber zum Lohn einen Trunk vom Suttûngmethe. Baugi verſicherte, keine Gewalt über den Meth zu haben, den Suttûng allein behalten wolle; doch werd' er mit Bölverk hingehn, um zu verſuchen, ob ſie den Meth erlangen. Bölverk verrichtete den Sommer über neun Männer Arbeit für Baugi und verlangte gegen den Winter ſeinen Lohn. Sie zogen nun zuſammen aus. Baugi meldete ſeinem Bruder den Vertrag mit Bölverk, Suttûng aber verweigerte hartnäckig jeden Tropfen vom Methe. Da ſprach Bölverk zu Baugi, ſie ſollten verſuchen, den Meth durch Liſt zu erlangen. Baugi ließ ſich das gefallen. Darauf zog Bölverk den Bohrer hervor, der Rati heißt, und ſprach: „Baugi wird den Berg bohren, wenn der Bohrer beißt.“ Baugi that ſo und ſagte dann, der Fels ſei durchbohrt. Aber Bölverk blies in das Bohrloch und die Späne ſprangen gegen ihn; ſo fand er, daß Baugi ihn betrügen wollte, und befahl ihm durchzubohren. Baugi bohrte weiter, und als Bölverk zum andernmal blies, flogen die Splitter einwärts. Nun verwandelte ſich Bölverk in Schlangengeſtalt und kroch in das Bohrloch. Baugi ſtach mit dem Bohrer ihm nach, traf ihn aber nicht. Bölverk gieng dahin, wo Gunnlöd war, und lag drei Nächte bei ihr; dann erlaubte ſie ihm, von dem Meth drei Trünke zu thun. Auf den erſten Zug trank er Ódrörir völlig aus, auf den zweiten Bodn, auf den dritten Són, und hatte damit den ganzen Meth. Verwandelt in Adlergeſtalt flog er haſtig davon. Suttúng ſah den Flug des Adlers, nahm auch Adlerhaut und flog ihm nach. Als die Äſen ſahen, daß Odin heranflog, ſtellten ſie ihre Gefäße in den Hof hinaus, und ſobald Odin über Asgard hereingekommen war, ſpie er den Meth in dieſelben aus. Schon war er in ſolcher Noth, von Suttúng erreicht zu werden, daß er etwas vom Meth nach hinten entſandte; des ward nicht geachtet: wer wollte, nahm es, und wir nennen das der Dichterlinge Theil. Suttúngs Meth aber gab Odin den Äſen, ſowie den Menſchen, welche dichten können. Darum nennen wir die Dichtkunſt Odins Fang, Fund, Trunk, Gabe, auch Trunk der Äſen.

Dieſe und die vorhergegangenen Bezeichnungen der Dichtkunſt werden noch anderwärts in der j. Edda (Sn. 95. 98 bis 101. Arn. I, 232. 244 bis 252) mit ähnlichen, demſelben Mythus entnommenen vermehrt und zum Beleg iſt eine Reihe von Stellen aus den Kunſtgeſängen namhafter Skalden beigebracht[1], worin die Umſchreibung noch verwickelter wird. Aber auch ein Lied der ä. Edda, Hávamál, Sprüche des Hohen, bietet Darſtellungen zu der Sage vom Dichtertrank. Odin ſelbſt nemlich, der Hohe, der hier redend gedacht iſt, erläutert einige Lehrſprüche aus ſeinen mythiſchen Erlebniſſen bei Erwerbung dieſes Tranks; ſo die Warnungen vor Trunkenheit mit Folgendem (Sæm., Ausg. v. Munch S. 9, Str. 12 f.):

> Reiher des Vergeſſens heißt der über Trunknen rauſcht, er ſtiehlt der Männer Sinn; mit dieſes Vogels Federn war ich gefeſſelt im Hofe der Gunnlöd. Trunken ward ich, ward übertrunken bei dem klugen Fialar; am Trunk iſt das Beſte, daß der Mann zur Beſinnung wieder gelange.

Weiterhin, um den Werth gewandter Rede hervorzuſtellen, erzählt Odin (Hávamál, bei Munch S. 16, Str. 101 ff.):

---

[1] Lex. myth. 274 f.

Den alten Jötun ſucht' ich heim, nun bin ich wiederkommen, nichts erlangt' ich ſchweigend dort; mit vielen Worten ſprach ich mir zum Frommen in Suttûngs Sälen. Gunnlöd gab mir auf goldnem Stuhl einen Trunk des koſtbaren Meths; übeln Entgelt ließ ich ſie empfangen ihres treuen Sinns, ihrer ernſten Liebe. Ratis Mund ließ ich Raum gewinnen und Geſtein durchnagen; über und unter mir lagen der Rieſen Wege[1], ſo wagt' ich das Haupt daran. Wohl ertauſchter Geſtalt hab' ich wohl genoſſen, Weniges iſt Klugen verſagt; denn nun iſt Ôdrörir heraufgekommen zum Heiligthum irdiſcher Geſchlechter. Zweifel hab' ich, daß ich wiedergekommen wär' aus der Rieſen Umhegung, hätte nicht Gunnlöd mir gefrommt, das gute Weib, über das ich den Arm legte. Nächſten Tags giengen Reifrieſen, des Hohen Rath zu erkunden in ſeiner Halle; nach Bölverk fragten ſie, ob er zu den Göttern gekommen oder Suttûng ihn vertilgt. Einen Ringeid, denk ich, ſchwur Odin; darf man ſeinem Treuwort trauen? um den Trank betrogen ließ er Suttûng zurück und Gunnlöd in Trauer.

Auch in dem mit Hâvamâl zuſammenhängenden Runenſpruch iſt Ôdrörir genannt[2]. Ohne ausdrückliche Bezugnahme auf den Trank iſt des Friedensſchluſſes zwiſchen Âſen und Vanen noch mehrmals in den Edden gedacht. In der jüngern wird von Niörd geſagt (Sn. 27. Arn. I, 92):

Er war auferzogen in den Vanaheimen, die Vanen aber vergeiſelten ihn den Göttern und erhielten dagegen als Geiſel der Âſen den, der Hönir heißt; ſo ward er zur Sühne zwiſchen Göttern und Vanen.

In Vafthrûdnismâl wird gefragt, woher Niörd, der nicht von Âſen erzeugte, zu den Âſenſöhnen gekommen ſei, und die Antwort lautet (Sæm. 25, 38 f.):

In Vanaheim ſchufen ihn weiſe Mächte und gaben ihn zum Geiſel den Göttern; in der Weltdämmrung wird er heimkehren zu weiſen Vanen.

Auch in Ôgisdrekka iſt davon die Rede, daß Niörd aus fernem Oſten den Göttern als Geiſel zugeſchickt ſei (Sæm. 43, 34 f.). Als ein Seitenſtück zu ſeiner endlichen Heimkehr kann es betrachtet werden, daß in der verjüngten Welt, nach Völuſpâ, auch Hönir wieder zu ſeinem Looſe kommt (Sæm. 7, 6; vgl. Müllenhoff, Runen 37). Einen näher eingehenden Bericht von der mythiſchen Geiſelbeſtellung gibt endlich Snorris Heimskringla, in der freilich Äſen und Vanen als öſtliche Völkerſchaften und die Götter als eine königliche Prieſterſchaft aufgefaßt ſind. Dort wird erzählt (Yngl. S. C. 4):

---

[1] Grimms Grammatik 4, 40.

[2] Sæm. nach Munch 19, 141: „ok ek drykk of gat ens dýra miadar ausinn Ôdrœri.“ Sonſtige Anſpielungen auf dieſen Mythus in Eddaliedern Sæm. 175, 2: Ôdhrœris skyldi Urdr geyma.“ 70, 36 und 136, 21: „Sônar dreyra“. Sæm. 3, 14 (Vsp.): „i Dvalins lidi“ (Lex. poet. 113 a).

> Odin führte ſein Heer wider die Vanen, dieſe vertheidigten aber rüſtig ihr Land und der Sieg wechſelte. Sie verheerten und ſchädigten einander gegenſeitig das Land. Als nun beide Theile deſſen überdrüſſig waren, ſetzten ſie eine Zuſammenkunft zum Vergleich an, ſchloſſen Frieden und es wurden Geiſel geſtellt. Die Vanen gaben ihre trefflichſten Männer, Niörd den Reichen und deſſen Sohn Frey; die Äſen hiergegen einen mit Namen Hönir, den ſie als beſtens zum Häuptling geeignet rühmten. Er war ein großer und ſehr ſchöner Mann. Mit ihm ſandten die Äſen ihren kundigſten Mann, Mimir, die Vanen gaben dagegen den Klügſten in ihrer Schaar, Kvâſir. Als Hönir nach Vanaheim kam, ward er ſogleich zum Häuptling erhoben; Mimir gab ihm jeden Rath ein. Wenn aber Hönir auf Dingſtätten oder in andern Verſammlungen ſich befand, wobei Mimir nicht zugegen war, und kam dann irgend ein ſchwieriger Handel vor ihn, ſo war ſein Beſcheid immer der nämliche; „Rathen Andre!“ ſprach Hönir. Da faßten die Vanen Verdacht, daß die Äſen ſie im Austauſch der Männer betrogen haben möchten; ſie ergriffen den Mimir und enthaupteten ihn, das Haupt ſandten ſie den Äſen. Odin nahm dasſelbe, beſtrich es mit Kräutern, die es nicht verweſen ließen, und ſang Zauberlieder darüber; hiedurch gab er dem Haupte das Vermögen, daß es mit ihm ſprach und ihm viele verborgene Dinge ſagte. Niörd und Frey beſtellte Odin zu Opferprieſtern und ſie waren göttliche Genoſſen der Äſen (dîar med Âsum).

Dichteriſchen Reiz haben dieſe mythiſchen Erzählungen nicht, ſie ſind eine Aufgabe für die Forſchung. Ihr hartes und verſtecktes Weſen darf auch nicht zu dem Schluſſe verleiten, daß ſie erſt in ſpäter Zeit und auf gelehrtem Wege ausgeſonnen ſeien. Die Darſtellung belebt ſich doch merklich in den Strophen aus Hâvamâl und der mythiſche Inhalt iſt unzertrennlich mit dem Ganzen der altnordiſchen Götterfabel verwachſen. Den Zeugniſſen, die bereits aus anerkannt altechten Eddaliedern beigebracht ſind, können insbeſondre noch drei gangbare Namen Odins hinzugeſellt werden, Bölverk, Svafnir und Ofnir, letztere zwei anderwärts Bezeichnungen der Schlange und für Odin offenbar auf deſſen Verwandlung in Hnitbiörg bezüglich[1]. Die Reihe der Skalden, die ſich dieſer Sage zum Redeſchmuck bedienen, beginnt ſchon vorn im 10ten Jahrhundert. Nach andrer Seite war jenes ſcherzhafte „Rathen Andre! ſprach Hönir" ohne Zweifel ſprichwörtlicher Ausdruck[2] und zeugt damit für einen Grad volksmäßiger Verbreitung der Sage.

2. Die Vanen.

Um das Verſtändnis dieſer geheimnisvollen Bilderſchrift anzubahnen, iſt es nöthig, die bedeutendern mythiſchen Weſen, die hier in Handlung verſetzt ſind, ſoweit ſie hieher noch der Aufhellung bedürfen, nacheinander durchzuprüfen. Vornherein machen die Vanen (Vanir), nach ihrer eigenen Natur und in ihrer Stellung zu den Äſen, gemeinſam und in den hervortretenden Einzelgeſtalten, ein näheres Eingehen erforderlich. Die nordiſche Mythologie unterſcheidet hauptſächlich fünf Weſenclaſſen außer den Menſchen, nemlich Äſen, Vanen, Lichtälfe, Rieſen und Zwerge[3]. Von dieſen allen ſind nur die Äſen im Beſitze der vollen Göttlichkeit, Äſen und Götter ſind gleichbedeutend[4] und bei den in Odin zur Einheit verbundenen Äſen ſteht die weltregierende Macht. Nach der Weiſe eines irdiſchen Herrſcherthums gehen ſie, in der Zwölfzahl, täglich zu ihren Gerichtſtühlen unter der Welteſche, um über die großen Angelegenheiten der Weltleitung zu berathen und zu beſchließen[5].

[1] Bölverkr: Sæm. 32, 47; vgl. 177, 19. Ofnir ok Svafnir: 32, 53; vgl. 195^{a}; als Schlangennamen 30, 34. Sn. 180. Svafnir auch in einem Liede Thiodólfs von Hvin, eines Skalden bei Harald Schönhaar, Fagrsk. 9. Ari und Arnhöfdi Lex. myth. 349^{b}. Suttungr, Suttungi zur Bezeichnung eines Jötuns überhaupt Sæm. bei Munch 35, 35: „(öl) kalla sumbl Suttungs synir"; vgl. 16, 110: „Suttung svikinn hann lêt sumbli frâ." 61, 34: „synir Suttunga." Sn. 211 b: „Suttungr." Über Fialarr und Galarr nachher beſonders.

[2] Vgl. Sæm. 20, 161. 169, 6; hiezu Reinhart Fuchs S. 54, V. 801 bis 3. Volkslieder 52, 8. Germania 6, 95 ff.

[3] Sæm. 49, 10 ff. 83, 17 f. (88, 1). 196, 19. 8, 53. 71, 7 f. 82, 7. 188, 13. Myth. 412. 22 f. 1192. Ausg. 1, Anh. CXXVII.

[4] In Alvissm. Sæm. 49 ff. abwechſelnd med âsom und med godom.

[5] Sæm. 1, 6. 9 und 5, 29: „þâ gêngu regin öll â rökstôla, ginnheilög god, ok um þat gættusk." 8, 53: „æsir 'ro â þingi. (93, 1). 44, 30 (vgl. 29): þeim rîda æsir iôm dag hvern er þeir dæma fara at aski Yggdrasils." Sn. 17 f. 131: „þâ settust æsirnir â dômstôla" (Vgl.

Dieſe Herrſchaft der Aſen über das All beruht auch gänzlich darin, daß ſie die Geiſtesmächtigen auf höchſter Stufe ſind, während in den andern Claſſen, neben dem Menſchen, dem Geſchöpf der Áſen, die Naturkräfte perſönlich werden, in den Rieſen die rohen Stoffe und ungeſtümen, zerſtörenden Gewalten, Steinmaſſen, Meerflut, reißende Ströme, verſengende Gluten, in den Zwergen die im Innern der Erde zum Wachsthum der Pflanzen und Erze geheimnisvoll wirkenden Kräfte, in den Álfen die zarteren Weſen, deren Element das Licht iſt, in den Vanen, deren einige unter die Áſen aufgenommen ſind, die milden und wohlthätigen Stimmungen der Luft und des Wetters. Von den Áſen werden dieſe viererlei mythiſchen Weſen, je nach ihrer Eigenart, bekämpft und gebändigt, gepflegt und beſchützt, erforſcht und verwendet. Daß nun wirklich das heimatliche Gebiet der Vanen, Vanaheimr (Sæm. 36, 39; vgl. Sn. 27), der Luftraum ſei, iſt in ihrem mythiſchen Erſcheinen ausreichend angezeigt. Von dem Vater Niörd ſagt die j. Edda mit klaren Worten, er gebiete über den Gang des Windes und ſtille See und Feuer (Sn. 27); auch der Mythus von ſeinem zwieſpältigen Eheleben mit der Tochter des als Sturmrieſe wohlbeglaubigten Thiaſſi läßt keinen Zweifel, in welchen Gebieten ſich hier Alles bewege[1]. Wenn ihm ſeine Wohnſtätte in Nóatún, der Schiffſtätte, angewieſen iſt und wenn man ihn zu Seefahrten und Fiſchfängen anrufen ſoll (Sn. 27), ſo iſt er darum noch kein Meergott, ſondern er gibt den guten Wind für die Schifffahrt, das rechte Wetter für die Fiſcherei[2]. Loki verhöhnt ihn (Sæm. 64, 34), daß er von Hymis Mädchen häßlich begoſſen worden; dieſe Töchter Hymis, eines Meerrieſen, ſind Wolken, die mit jötuniſchen Regengüſſen Niörds Luftgebiet überſtrömen[3]. Nicht minder

---

Sn. 123: „á dœmistóli.“) 23: „Hverir eru æsir þeir er mönnum er skylt at trûa á? Tôlf eru æsir gudkunnigir.“ Vgl. 211 b, 2. Rechtsalt. 763, 16. 797 f. 217 (Brunnen, vgl. Sn. 17 f.). 777.

[1] Vgl. Myth. v. Thôr 114 ff. [oben S. 66]

[2] Sn. 27: „á hann skal heita til sæfara oc til veida (Arn. 93: „de itineribus maritimis et piscatu.“). Veidi f. für Fiſcherbeute Sæm. 180. Fornald. S. 2, 111; Zerſtörung des Fiſchfangs (veidifángi m.) durch Unwetter von Rieſenweibern erregt, die „Thiaſſis Töchter“ geſcholten werden, ebd. 2, 144. Jagdgöttin im Gebirge war gegenſätzlich zu Niörd ſeine Gattin Skadi, Tochter Thiaſſis, Sn. 28.

[3] Vgl. Geirröds Töchter Sn. 114 f. Thôr 134 ff.

deutlich ſpricht die j. Edda von Niörds Sohne Frey, er walte über Regen und Sonnenſchein und damit (þar með) über die Frucht der Erde (Sn. 28). Dem Herrn des Sonnenſcheins geziemen die Beiwörter: der leuchtende, klare (Sæm. 9, 54: „biartr“; 45, 43: „skîrom Frey“; 81: Skîrnir hêt skôsveinn Freys; doch auch Skadi, Sæm. 41, 11: „skîr brûðr goða“; Sæm. 32, 12: „inn skîra dag“; 50, 17. Sn. 177: „alskîr [Sôl]“), und ihm zu eigen gegeben iſt Âlfheim, die himmliſche Heimat der Lichtâlfe, die glänzender als die Sonne ſind (Sæm. 40, 5: „Âlfheim Frey gâfu î ârdaga tîvar at tannfê“; Sn. 21, Arn. 78: „sâ er einn staðr þar [at himnum] er kallat er Âlfheimr, þar byggvir fôlk þat er Liosâlfar heita. Liosâlfar eru fegri en sôl sŷnum.“ Ebend. 22, Arn. 80: „en hinn þriþi himinn ... heitir Vîðblâinn ... en Liosâlfar einir hyggjum ver at nû byggvi þâ staði.“ Vgl. Sn. 177. 222. Liosâlfar iſt pleonaſtiſch, aber herbeigeführt durch die Ausdehnung des Namens Âlfar). Âlfheimar heißt auch in ſagenhaften Erzählungen vom Anbau des Nordens das Land zwiſchen Gautelf und Raumelf (Fornald. S. II, 7. Sn. 361: „frâ Gautelfi ok norðr til Raumelfar, þat voru þâ kallaðir Âlfheimar“, Fornald. S. I, 366: „land ... milli elfa tveggja, Gautelfar ok Raumelfar, þat voru ok þâ kallaðir Âlfheimar.“ I, 413: „Âlfheimar hêtu þâ â milli Gautelfar ok Raumelfar.“ III, 6: „hann [Raumr] âtti Âlfheima, ok svâ vîtt rîki, sem âr þær falla, er þar spretta upp“; vgl. Munch, nord. german. Völk. 101 f.), und die ſprachlich nicht unbegründete Anſchließung von âlfr m., Lichtgeiſt, an elf f., Fluß, und âlft f., Schwan (Myth. 413), hat in den Stammbaum der älteſten norwegiſchen Könige das Âlfengeſchlecht mit Namen und mythiſchen Zuſammenhängen hereingebracht, welche dem blendenden Ganzen dieſes Lichtvolks wenigſtens einige Gliederung und Anſchaulichkeit abgewinnen laſſen. Dag, der Sohn Dellings, hatte von Sôl, der Tochter Mundilfaris, eine Tochter Svanhild, genannt Goldfeder; mit dieſer vermählte ſich Âlf, geheißen Finnâlf, König der Âlfheime, des Stromlands, und zeugte mit ihr einen Sohn Svan den Rothen, Vater des Säfari (Fornald. S. II, 7. Sn. 362); das Volk in dieſem Reiche war aber von Âlfengeſchlecht und ſchöner, als andre der gleichen Zeit (Fornald. S. I, 413: „Âlfr hêt konûngr, er rêð fyrir Âlfheimum; Âlfhildr hêt dôttir hans. Âlfheimar hêtu þâ â milli Gautelfar ok

Raumelfar ... hûn [Âlfhildr] var hvörri konu fegri, ok allt fôlk î Âlfheimum var frîđara at siâ, enn annat fôlk þvî samtîđa.“ II, 384: „þat voru kallađir Âlfheimar, er Âlfr konûngr rêđ fyrir, en þat fôlk er allt âlfakyns, er af honum er kommit; voru þat frîđari menn enn ađrar þióđir næst risafôlki“)[1]. In dieſer Stammreihe ſind Dag und Sól, ſammt den Namen ihrer Väter, bekannte Weſen des nordiſchen Götterhimmels (Sæm. 34, 23. 25. 32, 12. 45, 37 bis 39. Sn. 11 f. 39. 126); neu iſt hier die Verbindung Beider (vgl. Sæm. 45, 39: „brûđi himins“), woraus die Tochter ſtammt, die in die Sippe von Âlfheim übergeht. Ihr Name Svanhild, noch mehr ihr Beiname Goldfeder (Gullfiöđr), der ihres Gemahls Finn-âlfr (gleich Fiđr-âlfr[2]), der Sohn Svan der rothe, goldrothe (Svanr hinn rauđi), und ſelbſt noch der Enkel, der an der Grenze geſchichtlich lautender Namen ſteht (vgl. Sæm. 114 f., 12. Fornald. S. III, 193), Säfari, was etwa noch den ſchwimmenden Vogel meinen kann, dieſe ganze Namenfolge verkündet die älfiſchen Lichtgeiſter, die Kinder des Tags und der Sonne, als ein in den Lüften ſchwebendes Geſchlecht, das unter dem Bilde lichtbeſchwingter, im Sonnengolde glänzender Schwäne gedacht war. Wie Licht und Luft, Âlfe und Vanen, ſich im gleichen Gebiete bewegen, ſo hat Frey, der Vanengott, auch Âlfheim zum Eigenthum erhalten; auch ſeine Fahrt iſt eine luftgetragene, er hat ein Roſs, das überirdiſch hineilt[3], und ein Schiff, das ſtets mit günſtigem Winde ſegelt („byr“, Sn. 48. 132. Vgl. Sæm. 50, 19: vindflot, Wolke); ſein Eber rennt durch Luft und

---

[1] Mit dem Namen Alf iſt auch bei Saxo 8, 126 f. die Schönheit und der Lichtglanz verbunden: „Alf cæteris animo formaque præstantior u. ſ. w., cujus etiam insignem candore cæsariem tantus comæ decor asperserat, ut argenteo crine nitere putaretur.“

[2] Vgl. Gr. 1 (1), 306 f. 3, 410. Fornald. S. 3, 540. 549: „Fiđr Finnakonûngr.“ Sæm. 133: „synir Finnakonûngs u. ſ. w. Slagfiđr u. ſ. w. Völundr.“ 135, 10: „Âlfa liođi“; ebd. 13 und 138, 30: „vîsi Âlfa“ (Völ.), Sn. 189: „vîsi“; 212 b, 4: „liođr.“

[3] Sein Diener Skirnir, dem er es geliehen, fährt damit „ûrig fiöll yfir, þyrja þiođ yfir“ (Sæm. 82, 10); erſt als er ans Ziel gekommen, erbebt die Erde und läßt er es feſten Fuß faſſen (83, 15: „lætr iô til iarđar taka“, was doch kaum „graſen“ bedeutet; von neugebornen Kindern heißt es Sæm. 240, 7: „knâtti mær ok mögr moldveg sporna“, die Erde betreten, Sprachg. 729 u.). Der Name des Roſſes iſt Blôdughôfi (Sn. 180).

Meer[1], und das Licht, das von deſſen Goldborſten ausgeht, erhellt ſelbſt die dunkelſte Nacht (Sn. 132). Eine isländiſche Saga, die von Begebniſſen des 10ten Jahrhunderts handelt, läßt in wenigen Worten den milden Frey mit Sonnenkraft und Thauluſt deutlich und anmuthend nahe treten; der Isländer Thorgrim hatte eben zu Winters Anfang Gaſtgebot und Opfer für Frey angerichtet, als er meuchleriſch ermordet ward; weil dann aber an ſeinem Grabhügel auf der Südſeite kein Schnee liegen blieb und es auch niemals zufror, muthmaßten die Leute, er müſſe dem Frey um der Opfer willen ſo lieb geweſen ſein, daß der Gott es zwiſchen Beiden nicht frieren laſſen wolle[2]. Freys ſchöne Schweſter Freyja (Sæm. 71, 14: „fagra Freyju“), die den koſtbaren Halsſchmuck trägt und deren Thränen Gold ſind[3], iſt Beſitzerin eines rauſchenden Federkleids (Sæm. 70, 5: „fiađrhamr dundi“), eines Falkengeſieders (Sn. 81: „valshams“), das ſie mehrmals zu weiten Flügen herleiht und das namentlich im Mythus von der Zurückholung Iduns, einer Göttin der ſchönen Jahreszeit, Gegenſatz bildet zum Adlergeſieder (ebd.: „arnarham“) des verfolgenden Sturmrieſen[4].

---

[1] Sn. 132: „renna lopt ok lög“; vgl. Sæm. 142b und 159b: „hon var Valkyrja ok reiđ lopt ok lög.“ Sn. 38 vom Roſſe der Gná: „er renn lopt ok log.“

[2] Sagan af Gísla Súrssyni C. 15 (Ausg. von Biörn Marcuſſ. S. 146) [bei Giſlaſon S. 27. K.]: „Þorgrimr hefr nû vetrnâtta bođ at fagna vetri ok blôta Frey.“ C. 18 (S. 150) [Giſlaſon S. 32. K.]: „varđ ok sâ hlutr einn, er at nýnæmum þokti gânga, at aldri festi snio ûtan ok sunnan â haugi Þorgrims, ok eigi fraus, gâtu menn þvî til, at hann mundi Frey svâ kærr veriđ hafa fyri blôtin, at hann mundi ei vilja at frýsi â millum þeirra.“ (Fornald. S. 2, 132: „hann [Framarr] blôtađi Ârhaug, þar festi eigi snio â“; vgl. 132 u. Faye 130 u.)

[3] Sn. 37, Arn. 114: „Odr for î braut lângar leiđir, en Freyja grætr eptir, en târ hennar er gull rautt.“ Sn. 119: „it grâtfagra gođ.“ 133 u. 134, Arn. 348: „Ods [Ôđs] bedvinu Roda [Rôđa]“. (Sn. 161, Arn. 424; vgl. Heimskr. 1, 156: „Ôds kvânar“). Gr. 1, 318: „der Eigenname Ôttarr, angelſ. Ohtere.“

[4] Sn. 81 f. Myth. v. Thôr 114 ff. Die zwei andern Mythen, worin dieſes Fluggewand vorkommt: Sæm. 70, 3 bis 5. 71, 10; Sn. 113. An letzterem Orte heißt es zwar „med valsham Friggiar“ und demgemäß wird Frigg bezeichnet (Sn. 119. Arn. 304) „drotning (a. eiganda) valshams“; allein es ſcheint dies zu den öfteren Verwechslungen der beiden Göttinnen zu gehören.

Der Wanderfalke galt dem alten Norden für ein Zeichen des Frühjahrs, zu welcher Zeit er auch am höchſten fliegt [1], laut der altisländiſchen Sicherungsformel: „ſo weit als der Falke fliegt den frühlingslangen Tag und ihm günſtiger Wind (byrr), unter beiden Schwingen ſteht“ [2]; ein neuer wichtiger Beleg für die Auffaſſung der Freyja als ſommerlicher Luftgöttin (Myth. v. Thôr 99). Darum iſt auch, als ſie dem Rieſengeſchlechte, den Wintermächten, hingegeben war, die ganze Luft verderbt (Sæm. 5, 29: „lopt alt læviblandit.“ Sn. 46: „at spilla loptinu ok himninum“, und der Mythus, auf den ſich dieß bezieht, wie Freyja zugleich mit Sonne und Mond an einen Eisrieſen verrathen iſt (Sn. 45 ff.), zeigt ſie durchaus im Gegenſatze der heitern und milden Jahreszeit zu der trüben und froſtigen (Myth. v. Thôr 105 ff.).

Dem Walten dieſer Gottheiten in und über den Wolken widerſpricht es nicht, daß der ihnen gewidmete Dienſt an den handgreiflichſten Erdengütern haftet. Niörd und Frey ſind Inhaber und Geber alles Reichthums; ſie ſind es aber dadurch, daß von der Witterung, über die ſie gebieten, die Ausbeute der Schifffahrt und des Fiſchfangs, der Segen des Feldbaus und der Weiden abhängt [3]. Im älteſten Zuſtande

---

In allen drei Mythen iſt der Entlehner des Gefieders Loki und von dieſen Luftfahrten kann gar wohl ſein Name Loptr (Biörn 2, 41: „aereus, per aera volans.“ Gr. 3, 389) hergenommen ſein.

[1] Oken 7, 130 f.: „er fliegt äußerſt ſchnell mit raſchen Flügelſchlägen meiſt niedrig über die Erde hin, um die Vögel aufzuſcheuchen, ſchwingt ſich aber auch, beſonders im Frühjahr, zu einer unermeßlichen Höhe.“

[2] Trygdamál (Grágás, Havn. 1829, 2, 170. Grimms Mythol. 600. Rechtsalt. 39. 938): „svá vida sem valr flýgr várlángan dag, ok standi byrr undir báđa vængi.“ Grettis S. C. 26 (Marcuſſ. S. 146): „sem vijdast ꝛc. valur flijgur vorlaangan dagiñ, og stande honum beiñ byr under baada vænge“. Sag. Bibl. 1, 48.

[3] Sn. 27, Arn. 92: „Hann [Niörđr] er svá auđigr ok fésæll, at hann má gefa þeim auđ landa eđr lausafiár, er á hann heita til þess.“ Sn. 103, Arn. 260: „gefjanda guđ (a. fégiafa guđ). Sn. 28, Arn. 96: „hann [Freyr] rædr fyrir regni ok skini sólar, ok þar međ ávexti iarđar, ok á hann er gott at heita til árs ok friđar; hann rædr ok fésælu manna.“ Sn. 104, Arn. 262: „árguđ ok fégiafa,“ wozu die Strophe: „þvíat Griótbiörn of-gæddan hefir Freyr ok Niörđr at fiárafli“ (nam Griotbiörnem Freyerus et Niördus opum abundantia ditaverunt). Yngl. S. C. 7: „Niörd hin auđga“. C. 11: „á hans (Niörđs) dögum var fridr allgodr, ok allskonnar ár svá mikit, at Svíar trúđu því, at Niörđr rêđi fyrir ári, ok

der Völker iſt der hauptſächlichſte Reichthum die Herde, und der Viehſtand hat zur Bezeichnung der fahrenden Habe, des Vermögens überhaupt, das Wort geliehen [1]. Leicht begreiflich alſo, daß die nutzbarſten Thiere unter den beſondern Schutz Freys (der, wie ſein Vater „at fiârafli“, „fyrir fêsælu“ thätig iſt) geſtellt ſind. Man geht viel zu weit, wenn man jedes Thier, das mythiſch oder ſinnbildlich mit einer Gottheit im Zuſammenhange ſteht, alsbald für ein derſelben geheiligtes anſieht und dann auch, wo ein ſolches Thier in irgend einem Märchen oder altem Bildwerke vorkommt, den Gott im Hintergrunde finden will. In Beziehung auf Frey kann aber die Thierweihe wirklich nachgewieſen werden. Geſchichtſagen, die, wenn auch mit chriſtlicher Färbung, doch unzweifelhafte Züge des nordiſchen Heidenthums überliefert haben, legen Zeugnis ab, wie das edelſte Stück des Herdebeſitzes, das Pferd, einfach oder in Mehrzahl, dem Gotte zu eigen gegeben war: Freyfaxi hieß eines, in deſſen Eigenthum ſich ein Verehrer Freys mit dieſem getheilt hatte [2].

---

fyrir fêsælu manna.“ C. 12: „hann [Freyr] var vinsæll ok ârsæll sem fadir hans ꝛc. â hans dögum hôfz Frôđa friđr; þâ var ok âr um öll lönd: kendu Svîar þat Frey. Var hann þvî meir dyrkađr enn önnur gođin, sem â hans dögum varđ land fôlkit auđgara enn fyrr, at friđinum ok âri.“ C. 13: „kölluđu hann veraldar gođ, blôtađu hann mest til ârs ok friđar alla æfi siđan.“ Grimms Mythol. 623: „Freyr veitti oss âr ok friđ.“

[1] Rechtsalt. 565: „weil in vieh hauptſächlich der reichthum der vorzeit beſtand, wird auch dieſer ausdruck für geld und fahrende habe insgemein gebraucht: quorum verborum frequens usus non mirum si ex pecoribus pendet. Cum apud antiquos opes et patrimonia ex his præcipue constiterint, ut adhuc etiam pecunias et peculia dicimus. Festus s. v. abgregare; pecus buchſtäblich das goth. faihu, ahd. vihu. Die bilder zum Sachſenſpiegel bezeichnen fahrendes gut durch vieh oder durch frucht und vieh.“ Sprachg. 28. Der Stier heißt dichteriſch audr (Sn. 221a), Reichthum, und daran ſtreift auch die milchreiche Kuh-Audhumla (Sn. 7; vgl. 221b). (Schmell. 2, 197: „Der Hummel ꝛc. der Zuchtſtier.“) Ein auserleſenes Thier wird häufig grip n., Kleinod, genannt.

[2] S. af Hrafnkeli Freysgođa ꝛc. Kiöbh. 1847, C. 5: Hrafnkell âtti þann grip î eigu sinni, er hânum þôtti betri enn annar. Þat var hestr, brûnmôâlottr at lit, er hann kallađi Freyfaxa. Hann gaf Frey, vin sinnum, þann hest hâlfan. Â þessum hesti hafđi hann svâ mikla elsku, at hann strengđi þess heit, at hann skyldi þeim manni at bana verđa, er hânum riđi ân hans vilja (vgl. 7 f. 23 f.) Vatnsd. S. 140 f. Myth. 621 bis 623.

Auch vom Ochſen[1], wohl dem ſchönſten des Weidgangs[2], iſt durch den dichteriſchen Namen Freyr (Sn. 221 ^{b}) Ähnliches angezeigt und im Hyndlaliede rühmt Freyja, daß ihre Opferſtätte mit junger Rinder Blute beſtrichen ward (Sæm. 114, 10); wenn ferner, nach der Saga von Ragnar Lodbrók, der Schwedenkönig Eyſteinn zu Upſala, ein großer Opfermann, mit ſeinem Volk auf eine geweihte Kuh vertraute, die er ſelbſt in die Schlacht mitnahm[3], ſo ergibt ſich auch hierin eine Spur des Freydienſtes, der eben in Upſala ſeinen Hauptſitz hatte[4]. Mythiſch belangreicher iſt jedoch die Widmung des Ebers. In Hervörſaga wird von einem Verehrer Freys der gröſte Eber, den er beſitzt, dem Gotte gegeben und am Julabend werden mit Handlegung auf die Borſten dieſes heiligen, zum Opfer beſtimmten Ebers Gelübde beſchworen[5]. Wenn nun auch dieſe Saga keine geſchichtliche iſt, wenn nicht in allen Faſſungen derſelben Frey genannt wird und ſonſtige Nachrichten von Julgelübden mit oder ohne Sühneber („sönargöltr“) des Gottes gar nicht gedenken [1], ſo erſcheint darum die ausdrückliche Beziehung dieſes altheidniſchen Gebrauches („þat var sidvenja“) auf den Freysdienſt keineswegs als unglaubwürdig, ſie iſt vielmehr von andern Seiten hinreichend unterſtützt. Heißt doch der Eber ſkaldiſch vaníngi (Sn. 222 b), gerade wie der Vanengott ſelbſt in einem Eddaliede genannt wird (Sæm. 86, 39: „Vaníngi“); ein Seitenſtück zur vorbemerkten Bezeichnung des Stiers (freyr) [2]. Laut des Skaldenſangs Húsdrápa, aus dem 10ten Jahrhundert (Köppen 85), reitet Frey zu Baldrs Leichenbrand auf goldborſtigem Eber [3]; die Erzählung der j. Edda läßt ihn dort in einem Wagen fahren mit dem Eber, der Gullinburſti heißt [4]. Des nachterhellenden Goldglanzes der Eberborſten iſt ſchon gedacht worden und auch der Sühneber der Hervararſaga iſt, nach einer Leſung derſelben, ſo glänzend, daß jedes Haar aus Golde zu ſein

---

[1] Stieropfer für Frey, Vigaglumsſaga C. 9.

[2] Etwa ſo ſchmuck wie der in Fornald. S. 3, 30 f. beſchriebene: „Rennir bôndi [vorher: fiárorkumadr mikill] átti einn þann grip, er hann hafdi meiri mætr á enn ödrum sinum fiárhlutum; þat var einn uxi; hann var bædi mikill ok skrautligr fyrir horna sakir; ristin voru horn á honum ok rent gulli í stiklana, ok svá af silfri, var festr medal horna (á) uxanum, ok þar á þrír gullhríngar. Þessi uxi bar lángt af ödrum uxum, þeim sem í landinu voru, sakir vaxtar ok alls kostar umbûdar; var Rennir bôndi svá vandlátr um hann, at hann skyldi aldrei geymslulaus vera.“

[3] S. Ragn. Lodbr. C. 8 (Fornald. S. 1, 254 f.): „Eysteinn hefir konûngr heitit, er rêd fyrir Svíþiodu ꝛc. hann hafdi atsetu at Uppsölum; hann var blôtmadr mikill, ok at Uppsölum voru blôt svá mikil í þann tíma, at hvergi hafa verit meiri á Nordrlöndum. Þeir höfdu átrûnad [Myth. 631] mikinn á einni kû, ok kölludu þeir hana Sibilju; hûn var svá miök blôtin, at menn máttu eigi standast lát hennar, ok því var konûngr vanr, þá er hers var ván, at þessi kýr en sama var fyrir fylkíngum, ok svá mikill diöfuls kraptr fylgdi henni.“ Ögvalds Kuh, Myth. 631.

[4] Ynglingaſ. C. 12. Saxo 3, 42. Davon nachher Mehreres.

[5] Fornald. S. 1, 531 f. (Peterſens Ausg. der Herv. S. 31): „Heidrekr konûngr blôtadi Frey; þann gölt, er mestan fêck, skyldi hann gefa Frey; kölludu þeir hann svá helgan, at yfir hans burst skyldi sverja um öll stôr mál, ok skyldi þeim gelti blôta at sônarblôti; jôlaaptan skyldi leida sônargöltinn í höll fyrir konûng; lögdu menn þá hendr yfir burst hans, ok strengja heit.“ Die größere Faſſung der Saga gedenkt Freys nicht und berichtet ſo (Fornald. S. 1, 463): „Heidrekr konûngr lêt ala gölt einn; hann var svá mikill, sem hinn stærsti öldûngr, en svá fagr, at hvört hár þótti

---

ur gulli vera. Konúngr lagdi hönd sína á höfud geltinum, en adra á burst, ok strengdi þess heit ꝛc. Ausg. von Verel., ebd. Anm. 1: „Hann blótadi Freyu, ok tignadi hana mest af öllum sínum godum. Þat var sidvenja, at taka einn gölt, þann stærstan fêck, ok skyldi ala hann, ok gefa Freyu til árbótar í uphafi mánadar þess, er febrúarius heitir; þá skyldi blót hafa til farsældar. Konúngr sagdi, at þessi göltr væri svá heilagr, at menn skyldu fyri þetta offr kunna at dœma um öll störmál. Jólaaptan skyldi leida þenna sama gölt til konúngs; lögdu menn þá hendr yfir burst hans, ok strengdu heit.“

[1] Sæm. 146 a. Hervar. S ſelbſt an andrer Stelle: Fornald. S. 1, 417 f. 515 f.; andre Sagan daſelbſt 3, 633. 640. 661; vgl. noch 1, 87 f. 98. 105. 345. 2, 125. 403. 3, 230. 600.

[2] Alfr als Stiername Sn. 180, 12. Vgl. Arn. 485, 16. Lex. poet. S. 9 a. Fällt hieher auch ein Name der ſchönen Freyja, Sýr (Sn. 37, Arn. 1, 114; vgl. 2, 274. Myth. 281 u.)? Altn. sýr n. sus, scrofa (Biörn 2, 363 b. Gr. 3, 328. Sprachgeſch. 37).

[3] Sn. 104, Arn. 264: „rídr á börg ꝛc. gulli byrstum“ (vgl. Sn. 222 a, 4: „börgr“; vgl. Gr. 3, 326. Sprachg. 36).

[4] Sn. 66, Arn. 176: „en Freyr ók í kerru med gelti þeim, er Gullinbursti heitir (vgl. Sn. 104, Arn. 262: „er Gullinbursti heitir“) eda Slidrugtanni.“ Die Gedichte haben keinen Eigennamen Gullinburſti, ſondern entweder ſtarkes Adj. Húsdr., Sn. 104: gulli byrstum (Dativ von gulli byrstr, auro setosus, vgl. Gr. 2, 621 f.) oder ſchwaches Adjectiv mit Adjectiv, goltr gullinbursti (Sæm. 114, 7), der goldenborſtige (vgl. jedoch Gr. 2, 647. 692 u.).

ſcheint[1]. Überall iſt es ein Eber der zahmen, hellfarbigen Gattung[2], (Oken 7, 1133) und zur Weihe für den ſegnenden Gott, den Geber des Reichthums, wird ebenſo mit ländlichem Stolze, wie bei Pferden und Rindern, das ſtattlichſte und ſchmuckſte Muſterthier ausgewählt und großgenährt. Neben allem dem bietet der Gegenſtand eine zweite, der eigentlichen Vanenheimat zugewandte Seite. Die Luftfahrt eines geſchmiedeten Ebers iſt ſelbſt im Reiche der Mythen wunderbar. Dieſes lebendige Schmiedwerk iſt, nach Erzählung der j. Edda, aus der Eſſe der kunſtreichen Zwerge Brock und Sindri hervorgegangen; eine Schweinshaut war hinein gelegt und ein Eber mit goldenen Borſten kam heraus. Derſelbe iſt eines der ſechs von Zwergen verfertigten Götterkleinode, nemlich der Sif Goldhaar, Freys Schiff, Odins Speer und Goldring, Thôrs Hammer[3] und ſo auch der Eber; alſo dieſer allein ein lebendes Geſchöpf, die fünf andern Stücke Schmuckſachen und ſonſtiges Geräth, insbeſondre Waffen. Bekannt ſind die den Rachen und eigenthümlichen Geſichtsformen ſchrecklicher Thiere nachgebildeten, mit geflügeltem Gipfel emporragenden Reiterhelme der Kimbern[4]. Solche Thierbilder, früher

[1] Fornald. S. 1, 463: „svá fagr, at hvört hár þótti ur gulli vera.“

[2] Entſprechend dem „goldferch“ beim Lauterbacher „Säugericht“ (Weisth. 369 f. vgl. 1, 436; Myth. 45. 1201); König Heidrek hat zwölf Urtheilſprecher zu ſeinem goldhaarigen Eber beſtellt, auf deſſen Borſten in allen wichtigen Rechtsſachen geſchworen werden ſollte. Fornald. S. 1, 462 f.: „valdi hann [Heiđrekr] til 12 menn, hina vitrustu, at dœma um þau mál, er störsökum gegndu í hans ríki ꝛc. ok skyldu þeir 12 gæta galtarins ꝛc.“ 1, 531: „í konûngs hirđ voru þeir 7 (12) menn, er dœma skyldu öll mál manna þar í landi ꝛc. kölludu þeir hann [gölt] svá helgan, at yfir hans burst skyldi sverja um öll stór mál ꝛc.“ 1 463, 1: „konûngr sagđi, at þessi göltr væri svá heilagr, at menn skyldu fyri þetta offr kunna at dœma um öll störmál.

[3] Die ganze Schmiedſage Sn. 130 ff., Arn. 340 ff. (2, 356 ff.), vom Eber insbeſondre: „þá lagđi Sindri svínskinn í aflinn ꝛc. þar til er smiđrinn tók or aflinum, ok var þat göltr, ok var burstin or gulli ꝛc. en Frey gaf hann göltinn, ok sagđi, at hann mátti renna lopt ok lög, nótt ok dag, meira en hverr hestr, ok aldri varđ svá myrkt af nótt eđa í myrkheimum, at eigi væri ærit liost þar er hann fór, svá lýsti af burstinni.“

[4] Plutarch Mar. C. 23: *Κράνη μὲν εἰκασμένα θηρίων φοβερῶν χάσμασι καὶ προτομαῖς ἰδιομόρφοις* u. ſ. w. *λόφοις πτερωτοῖς* u. ſ. w. Zeuß, die Deutſchen S. 142. Mas. 1, 13; vgl. Andr. 92. Sprachg. 636 f.

vielleicht wirkliche Abzüge von Thieren, mögen auch der altnordiſchen Helmbezeichnung grîma, Larve, ahd. krîma, zu Grunde liegen.[1] Es gab einen Adlerhelm und noch gangbarer einen Eberhelm[2]; in einer Sage von Hrölf Kraki kommen die Helmnamen Hildiſvin und Hildigöltr, Kriegseber, vor und beide werden überhaupt als dichteriſche Bezeichnungen des Helmes gebraucht[3]; dieſer heißt auch, weil der ſagenberühmte Hildiſvin dem norwegiſchen König Áli angehört hatte, ſkáldiſch Ális Eber (Álagöltr)[4]. Die Helmbilder waren aber zum künſtlichen Schmiedwerk, an den Helmen der Gebietenden zum goldenen Schmucke geworden. Odin ſelbſt reitet mit dem Goldhelm (Sn. 72: „með gullhialm“) zum letzten Kampfe voran und im Hákonsliede löſen ſich die Ausdrücke ab: der König „ſtand unter dem Goldhelme,“ „ſtand unter dem Adlerhelme“[5]. Mit dem goldnen Eber hat beſonders auch die angelſächſiſche Dichterſprache zu ſchaffen und zwar ſo, daß er ihr, nicht immer genau unterſcheidbar, bald ein Zeichen an oder auf dem Helme, bald den Helm ſelbſt, den „grîmhelm“, bedeutet; er muß, wenn er dem Ganzen den Namen geben konnte, jedenfalls ein beträchtliches Helmſtück geweſen ſein und wird ausdrücklich als eine durch die Schmiedarbeit den Schutz des Hauptes verſtärkende Vorrichtung gerühmt [1]. Beides, der Helmname Hildeſvin und das glänzende Eberbild, erſcheint nun merkwürdig auch an einem Helme der Göttin Freyja. In dem eddiſchen Hyndlaliede wird ihr aufgerückt, daß ihr Günſtling Ôttar, der einem Gerichtskampf entgegengeht, ſich auf dem Todeswege befinde; ſie beſtreitet aber die Todesgefahr, da, wo der goldborſtige Eber auf dem Helme („hildisvîni") funkle, den ihr zwei kunſtreiche Zwerge, Dâinn und Nabbi, verfertigt haben [2]. Hat nun Freyja einen ſolchen Eberhelm, ſo wird es um ſo glaublicher, daß auch ihres Bruders goldborſtiger, leuchtender, von Zwergen geſchmiedeter Eber in urſprünglicher Bedeutung

---

[1] Sn. 217 a (hialms heiti): „grîma.“ Myth. 217 f.

[2] Fagrsk. 22 (Heimskr. 1, 165): „und arhialmi“. Gr. 2, 422. Ahd Mannsnamen: Arnhelm, Eburhelm, Wolfhelm, Graff 4, 845; Bernhelm? Grimhelm?

[3] Sn. 152, Arn. 394: „hialminn Hildisvîn“, „hialmrinn Hildigöltr.“ Sn. 217 a, Arn. 573 (hialms heiti): „hildigöltr.“ Sæm. 114, 7: „hildisvini.“

[4] In der Liedesſtelle Fagrsk. 24, vgl. 188, Heimskr. 1, 102: „âla galtar âldraugr“ ſetze ich ſtatt âla (a. öla, was dasſelbe iſt): Âla; nach Skálda kann der Mann durch masculiniſche Namen der Bäume mit Hinzufügung eines Gegenſtandes ſeiner Beſchäftigung, darunter Waffen, bezeichnet werden, Sn. 127. 158 f. Arn. 334. 412 ff.; hier nun iſt er Baum des Helmes, wörtlich: Sturm- (d. h. Schlacht-) fichte des Ebers Alis; él n. nimbus Biörn 1, 178; vgl. Fornald. S. 1, 308: „í odda éli“; Sn. 163: „orrosta er kollut Hiaðnînga veðr eða él“ [draugr, Heimskr. 1, 226; Dietr. 239 b], zur Vergleichung Sn. 158: „Hâra-drîfu-askr“. Arn. 415: „Fraxinus nimbi Odinii“.

[5] Hâkonarmâl Str. 3: „stóð und arhialmi“; Str. 4: „stod und gullhialmi“ (Fagrsk. 22 f., Dietr. 31, Heimsk. 1, 165); dazu Fagrsk. 22: „konûngr ꝛc. setti gyltan hialm â höfuð ser“ und Heimskr. 1, 161: „lýsti ok af hialminom, er sólin skein â ꝛc. hvar er nû gullhialmrinn?“ Unter den hialms heiti Sn. 216 b: „gullskinn“ (goldgeſchliffen; vgl. Gr. 2, 592); Beowulf 5618: „goldfâhne helm.“

---

[1] Die angelſächſiſchen Gedichtſtellen ſind von J. Grimm geſammelt und erläutert Andr. XXVIII f. 92 f. Myth. 194 f. Körperlichen Schutz bezeichnen Beov. 605 ff.: „eoforlic scionon ofer hleor beran gehroden golde, fâh and fýrheard ferhvearde heold (apri formam videbantur supra genas gerere auro comptam, quæ varia igneque durata vitam tuebatur)"; ebd. 2216 ff.: „svin ealgylden, eofor irenheard (sus aureus, aper instar ferri durus)"; ebd. 2895 ff.: „se hvîta helm ꝛc. befongen freávrâsnum, svâ hine fyrndagum vorhte væpna smid, besette svînlicum, þat hine sidþan nô brond ne beadomêcas bitan ne meahton d. h. galea ornata Frohonis (kann auch Appellativ ſein) signis, sicut eam olim fabricaverat armorum faber, circumdederat eam apri formis, ne gladius ensesve lædere eam possent. Ettmüller S. 155: „vrâsen (vræsn) f., catena, vinculum." „vræsnan, torquere." Bosworth S. 97: „freáwrasn f., a royal chain." Graff 2, 543: „reisanum, nodis," „reisan, nodos." El. 76: „eoforcumble beþeaht (apri signo tectus)" kann ebenſowohl „galea tectus" meinen, da Conſtantinus im Heere ſchlief (70: „þær he on cordre svâf"), vgl. Cædm. 1984: „helmum þeahte". 2989: „lyfthelme beþeaht". Cod. exon. 362, 31: „heolodhelme biþeaht". Sn. 217a: „herkumbl." [Vgl. Schriften 3, 147 f. K.]

[2] Sæm. 114, 6 f. Die Anlage des Liedes (über deſſen Alter Zeitſchr. f. d. Alt. 7, 317 f.), ſoweit ſie hier in Betracht kommt, verſtehe ich ſo: der junge Ottar, Innſteins Sohn, und Angantyr ſind im Streit um den Erbgang (Str. 9: „skylt er at veita, svâ at skati enn ungi födurleifd hafi eptir frændr sina"; vgl. Dietr. 284: „veita at mâlum" beiſtehen vor Gericht), ſie werden am dritten Morgen vor Gericht treten, wo ſie ihre Stammreihen aufzuführen haben (Str. 42: „â þridja morni, þâ er þeir Angantýr ættir rekja"; Björn 2, 200: „rekia, retexere; rekia ætt sina til einhvers, genus referre ad aliquem"; Dietr. 270; vgl. Str. 11), ſie haben aber auch zum Schwerte gewettet, d. h. ſich, wenn nöthig, zum Gerichtskampfe verbürgt (Str. 8: „þeir hafa vedjat vala mâlmi, Óttarr ungi ok Angantýr"; mâlmr m. æs, iſt eine Benennung des Schwertes, Sn. 214a, vala-mâlmr (æs stragium) das Kampfſchwert; zu vedjat vgl. Lex Alam. 84: „tunc spondeant

---

inter se pugnam duorum"; Lex Bajuv. 17, 2: „tunc spondeant pugnam duorum et ad dei pertineat judicium"; Cædm. 2063 f.: „Abraham sealde vig tô vedde"; Majer, Ordal. 233: „Kampfwedde", ſogar über eine allgemeine Geſetzesfrage in Erbſchaftsſachen wurde unter Otto I durch Gerichtskampf entſchieden, Widuk. 2, 10. Óttar iſt ein beſondrer Verehrer der Göttin Freyja, er hat ihr eine Weiheſtätte von Steinen aufgerichtet und mit junger Rinder Blute beſtrichen, ſtets hat er auf Áſinnen vertraut (Str. 10; wenn die Ausdrücke Str. 6 f. „ver þinn", „vër minn" nicht bloß von einer Verdächtigung, die ſich Hyndla geſtattet, ausgehen, ſo kann vërr [Gr. 3, 319. 1, 3te Ausg., 430, 2] hier nicht füglich andern Sinn haben, als ſonſt vinr, in: Freys vinr, þórs vinr, Sæm. 219. 24. Myth. 82. 192. 622. denn Freyjas Gemahl, was vërr auch bedeutet, kann der junge Mann nicht ſein, der ihr ein Heiligthum baut und opfert und deſſen menſchliche Stammreihen aufgezählt werden, wenn ſie auch zuletzt an Götter anknüpfen). Dem treuen Diener zu helfen (Str. 9: „skylt er at veita ꝛc."), bringt Freyja ihn zu der alter Dinge kundigen Hyndla, einem Rieſenweibe, das in einer Steinhöhle wohnt (Str. 1: „er i helli býr"; vgl. Str. 4: „vid iotuns brûdir", Str. 47: „brûdr iotuns") und weckt ſie in der Nacht zu gemeinſamem Ritte nach Valhöll; dort ſoll der Heldenvater („bidjum Herjafödr"), Odin, um ſeine Gunſt gebeten werden, der Spender manigfacher Gaben, als da ſind: Sieg, Reichthum, Schwert und andre Waffen, Beredſamkeit, Verſtand, Mannlichkeit (Str. 2 f.); all dieß wünſchenswerth für einen Mann, der um Erbgut vor Gerichte ſprechen und kämpfen ſoll. Thôr ſoll angerufen werden, daß er, ein Feind der Jötunweiber, gegen Hyndla nicht auffahre. Dieſe ſoll einen Wolf zäumen (zu Str. 5: „med rûna mâlom"; vgl. Landſt. 69, 17: „gylte mile"; 84, 5: „forgylte mile"), Freyja will ihr koſtbares Pferd [„mar", Gr. 3, 325] beſteigen (ſollen die Worte Str. 5: „goltr þinn" auf Freyja bezogen werden, ſo kommt man auf ſchwierige Vertheilungen der Wechſelrede, vermuthlich aber iſt goltr durch Misverſtändnis aus Str. 7 herübergenommen, ſtatt gildr oder gyldir, Benennungen des Wolfs, Sn. 222, Arn. 591). Hyndla argwöhnt eine Liſt hinter dieſer Hinweiſung nach Valhöll, während, wie ſie ſagt, Freyjas Günſtling ſich auf dem Wege zum Kampftod befinde (Str. 6: „ër þá hefir vër þinn í valsinni" [zu þannig Gr. 3, 174 ob., zu ër Gr. 3, 22. 164, c. 283, 9]; zu valsinni vgl. Str. 8: valamálmi; Dietr. 282b; valamengi, valaript; Gr. 2, 519: agſ. vigsid m., expeditio bellica; Cædm. 2088), läßt ſich aber doch herbei, den jungen Óttar über alle Stammreihen ſeiner Abkunft zu belehren. Auf jene Äußerung nun, als ob Óttar dem Tod entgegengehe, verſetzt Freyja: „Irre biſt du, Hyndla, und redeſt im Traume, daß mein Freund auf dem Todeswege ſei, dort wo der Eber glüht, der goldborſtige, auf dem Helme, den mir zwei kunſtreiche Zwerge fertigten, Dáinn und Nabbi" (Str. 7: „dulin ertu, Hyndla! draums ætlig ein Helm mit dem Eberbilde geweſen ſei, womit ſich dann dem Speer Odins und dem Hammer Thôrs der Helm Freys gleichartig anreiht. Hiernach erſcheint der glänzende Helm als gemeinſame Auszeichnung des göttlichen Geſchwiſterpaars vom Vanenſtamme. Das Gebiet aber, in welchem dieſe hellen, freundlichen Götter walten, die Heimath der Lichtalfe, die Werkſtätte für Regen und Sonnenſchein, der Flugweg des Falken im Frühling, alſo der Luftkreis, der überwölbende, Tags mit Sonnenglanz, Nachts mit ſchimmernden Geſtirnen geſchmückte Himmel heißt in der nordiſchen Dichterſprache nicht bloß allgemein der Weitumfangende, Lichtfahrende, Stralende [1], ſondern er iſt noch eigens unter dem Bilde des Helmes [2] aufgefaßt: ſo des Windhelms Brücke, der geröthete Luftſteig, auf dem die Einherjen Morgens nach Valhöll zurückreiten, dann die Bezeichnungen des Himmels als Helm des Veſtri, Auſtri, Sudri, Nordri, der mythiſchen Zwerge, die an den vier Windecken unter denſelben geſetzt ſind, als „Helm der Luft, der Erde, der Sonne“ [3]. Auf welchem Wege die weit auseinander liegenden Vor-

---

þer, er þú kvedr ver minn i valsinni. Þar er goltr glóar gullinbursti hildisvini (hildisvin als dichteriſche Benennung des Helmes, nach dem oder gleich dem in der Hrôlfsſage; zu glóar Sæm. 107, 5: „gardar glóa mer þikkja of gullna sali“), er mer hagir gördu dvergar tveir, Dáinn ok Nabbi.“ J. Grimm überſetzt wortgenau, obgleich damit Myth. 1007 nicht ſtimmt, Andr. XXIX: „in via cædis, ubi verres micat aureis setis in galea“ und fügt bei: „hier iſt das eberzeichen von dem helm unterſchieden, auf dem es oben angebracht war, begreiflich aber bezeichnet es andremal den ganzen helm“). Gleichwie Freyja durch das genealogiſche Wiſſen des Rieſenweibs ihren Liebling für die gerichtliche Streitrede auszurüſten ſucht, will ſie ſelbſt ihn im Kampfe durch ihren leuchtenden Eberhelm ſchirmen, ſei es, daß ſie damit ihm zur Seite ſteht oder daß ſie ihm, deſſen Opferdienſt ihr gewidmet iſt, denſelben geliehen hat, wie Odin ſeinen Speer, auch eines der Götterkleinode („gripir“), Solchen leiht, die ihm opfern oder ſich ihm ergeben haben (Sæm. 165: „Dagr Högnason blótadi Odin til födurhefnda; Odinn ledi Dag geris sins.“ Fornm. S. 5, 250: „seldi honum reyrsprota“. Myth. 134. Sagabibl. 3, 142.)

[1] Sn. 177, Arn. 470: vidfedmir, liosfari, leiptr; vgl. 223 b; agſ. heofonbearht, heofontorht, rodorbeorht, Bouterw. Gl. 163. 241. Myth. 662.

[2] Trougem. 2: „mit dem himel was ich bedaht.“ Kinderl. 93: „Der Himmel iſt mein Hut“.

[3] Sæm. 168, 36: „rida rodnar brautir ꝛc. flugstig troda ꝛc. fyr vestan vindhialms brú ꝛc.“ Sn. 122, Arn. 314 f.: „Hvernig skal kenna himin?

ſtellungen ſich vermittelt haben mögen, derſelbe Gott, dem der ſtattlichſte Eber der Herde geopfert wird, bewährt ſich im Vanenreich als Träger des leuchtenden Lufthelms.

Auch als Gattung verläugnen die Vanen nicht, was in den Göttern ihres Stamms zu Tage gekommen iſt. Nach Alviſsmâl (Sæm. 48) heißt in ihrer Sprache die Erde Wege (Str. 11: „kalla vega Vanir“), der Himmel Windweber (Str. 13: „vindofni“), die Wolke Windfloß (Str. 19: „vindflot“), die Meeresſtille Windruhe (Str. 23: „vindslot“), das Meer Waag, Woge (Str. 25: „vâg“; Gr. 1, 3te Ausg., 456: vâgr, sinus maris), das Feuer Schweifer (Str. 27: „vag“. Gr. 1, 3te Ausg., 423: vaga vagari), überall Windeswehen und Bewegung. Aufmerkſam ſind die Vanen zur Stelle, wenn irgend etwas Ungewöhnliches durch die Lüfte geht. Als Odin zum erſten Kriege den Speer in das Volk hinſchleudert, kommen ſie kampfweiſſagend zur Erde[1]; als einmal Gnâ, die Sendbotin der Göttin Frigg auf dem Roſſe Hôfvarpnir, Hufaufwerfer,

---

Svâ, at kalla hann ꝛc. hialm Vestra ok Austra, Sudra, Nordra (vgl. Sæm. 2, 11. Sn. 9. 16) ꝛc. hialmr eda hûs lopts ok iardar ok sôlar.“ Sn. 123 in der Strophe des chriſtgewordenen Arnor: „sôlar hialms â dœmistôli.“ Altn., noch mehr agſ., wird hialmr, hëlm, entſprechend der Herkunft des Worts von der Wurzel hilan (tegere, Gr. 3, 445), auch ſonſt in mancherlei Zuſammenſetzungen und Verbindungen für das Überdeckende, Verhüllende, Schirmende gebraucht: Sæm. 50. 19: „hialm huliz“ (Wolke, hulidshialmr, Finſternis, Myth. 432. Gr. 3, 445); Myth. 308 f.; agſ. heolod-, hæled-helm, altſ. helithhelm, ahd. helothelm (latibulum, Myth. ebd.), nihthelm (Nachtdunkel, Myth. 714, vgl. Sæm. 51, 31: „Nôtt ꝛc. kalla grimu), lyfthelm (nubes, Gr. 2, 466. 499); dann noch die zahlreichen agſ. helm mit vorangehendem Genitiv, im Sinne des ſchützenden Herrn, Gr. 2, 602. Bouterw. Gl. 161 f. Beow. 740: „helm Scyldinga“. 907.

[1] Vsp. 28: „Fleygdi Odinn ok î fôlk um skaut, þat var enn fôlkvig fyrst î heimi; brotinn var bordveggr borgar Âsa, knâttu Vanir vigspâ vollu sporna;“ dieß die Anordnung der Strophe in der Kopenh. Ausg. nach Cod. reg. Havn. und der arnam. Perg.-Hdſ.; zu vig-spâ (pugnam præsagientes): das zweite Wort contrahiert aus spâu, spaku, ſchw. Adj. acc. pl. masc., wie Vsp. Str. 25: „völu velspâ“ acc. sing. fem., vgl. Gr. 1 (2), 742 u. 1 (3), 457 u.; zu vollu sporna (campos calcare) vgl. Sæm. 240, 7: „knâtti mær ok mögr moldveg sporna, börn þau hin blidu ꝛc.“ von zwei zur Welt kommenden Kindern, auch das ſchon erwähnte (Sæm. 83, 15): „iô lætr til iardar taka.“ Sprachg. 729 u. (Vgl. Heimſkr. 88 f. Saga Olafs ens helga, Chriſtiania 1853, S. 55. 269.)

die Luſt durchrennt, da ſehen einige Vanen ihren Ritt und einer ſpricht: „Was ſliegt dort? was fährt dort oder gleitet in der Luſt?“ Frage und Antwort ſind Bruchſtücke eines alten Liedes (Sn. 38). Bewohner eines Gebietes, das über alle Dinge ausgebreitet iſt und in dem auch die Vorzeichen wichtiger Ereigniſſe gefunden wurden, leichtbeweglich nach jeder Seite, wo irgend etwas zu erſpähen iſt[1], ſind die Vanen als wißbegierig und vielkundig bezeichnet. In mehreren Eddaliedern wird ihnen das Beiwort die weiſen, wiſſenden gegeben (Sæm. 36, 39 und 196, 19: „međ vîsom Vönum“; 83, 17 f.: „vîssa Vana“; 88, 1: „Vanir vita“) und eines rühmt von dem Äſen Heimdall, daß er wohl vorauswuſte, wie die Vanen (Sæm. 72, 17: „vissi [Gr. 1 (2), 926] hann vel fram sem Vanir ađrir“); Heimdall, der ſchlafloſe Wächter auf den Himmelbergen und an der Götterbrücke (Sæm. 14, 13. 66, 48. 89, 9. Sn. 21. 30; vgl. obiges „vindhialms brûar“, Sæm. 168, 36), hat ja dieſelbe Umſchau aus der Höhe, wie die luſtigen Vanen. Ein Wiſſen, deſſen Ausforſchung den Äſen ſelbſt angelegen iſt, wird noch andern, ihnen nicht ebenbürtigen Weſenarten zugeſchrieben. So befragt Thôr den Zwerg Alvis, deſſen Name ſchon den ganz Kundigen anzeigt und der auch als weiſer Gaſt (Sæm. 49, 8: „vîsi gestr!“) angeredet wird, um Wiſſenswerthes aus allen neun Welten. Dieſe Form des Alviſsmál iſt dem alterthümlichern Vaſthrúdnismál nachgebildet (Thôr 80), in welchem Odin gleicherweiſe den Jötun Vaſthrúdnir ausfragt; dieſer heißt der allkluge (Sæm. 31 ff.: „alsviđr“), und ähnliche Beiwörter (hundvîss, frôđr u. ſ. w. Myth. 196) werden andern Rieſenweſen zugetheilt. Selbſt die Vala, die Verkünderin der großen Weltgeſchicke, welche gleichfalls von Odin ausgeforſcht wird (Sæm. 4, 21 f. vgl. 1, 1), iſt von Rieſen geboren oder gelehrt (je nachdem man Sæm. 1, 2 fœdda oder frœdda[2] lieſt), und von der Rieſin Hyndla holt, für den beſondern Fall, Freyja Beſcheid. Beim Rieſengeſchlecht iſt es zumeiſt das urweltliche Alter, wodurch demſelben ſo reiche Kenntnis zu Gebote ſteht. Rieſen und Rieſenweiber heißen „die alten“ (Myth. 491. 496) und ſie berichten, wes ſie ſich erinnern (Sæm. 1, 2: „ek man". 5, 26: „þat man hon" u. ſ. w. 35, 34: „hvat þû fyrst um mant eda fremst um veizt"). Eine Rieſenzeit iſt dem Werden der Götter vorangegangen und in der Erfahrung vom Urhab der Welt wird auch der Schlüſſel zum Schickſal und Ende derſelben geſucht. Die Natur in ihren Stoffen und Kräften bleibt eigenlebig dem göttlichen Geiſte gegenübergeſtellt und dieſer befindet ſich, ein Vorbild des menſchlichen, in raſtloſer Bewegung, das Feindliche aus dem Naturgebiete thatkräftig zu bekämpfen und zu bändigen, das Freundliche an ſich zu ziehen, Alles aber im Innerſten zu erforſchen und eben durch die Erkenntnis ſich des Ganzen zu bemächtigen. Dieſe umfaſſende und fortſchreitende Weisheit des Aſengeiſtes iſt erhaben über die bloß erfahrungsmäßige der andern Weſenklaſſen[1]. Die weiſen Vanen insbeſondre ſind als Volk gar nicht in die Gemeinſchaft der Äſen aufgenommen und werden mehrentheils erſt nach den Alfen aufgezählt (Sæm. 83, 17 f. 88, 1. 196, 19; anders in Alviſsmál außer Str. 29): aber auch ihre nach Asgard erhobenen Häupter, Niörd und ſeine Kinder, ſind doch nicht in vollſtändige Gleichgeltung eingetreten. Loki, ſelbſt kaum im Äſenkreiſe geduldet, hält dem Vanenvater vor, daß er von Oſten her als Geiſel zu den Göttern geſandt ſei (Sæm. 64, 34: „þegi þû, Niördr! þû vart austr hêdan gîsl um sendr at godum), und ein andres Lied kennzeichnet ihn damit, daß er nicht von Äſen ſtamme, ſondern in Vanaheim ihn weiſe Mächte erſchaffen und den Göttern zu Geiſelſchaft übergeben haben (Sæm. 36, 38: „vardad hann Âsum alinn; î Vanaheimi skôpu hann vîs regin ok seldu at gîslingu godum"); ein Abſtand, der auch durch die Hochſtellung ſeines Sohnes Frey (Sæm. 64, 35: „Âsa iadarr". Sn. 28: „Freyr er hinn âgætasti af Âsum") nicht völlig ausgeglichen wird. Die drei vaniſchen Gottheiten werden noch immer nach dieſem ihrem Urſprunge benannt (Niörd: Vananidr, Vanr, Sn. 103; Freyr neben denſelben zwei Namen: Vanagud ebd., Vaningi, Sæm. 86, 32; Freyja: Vanadis, Vanagod, Vanabrûdr, Sn. 37. 119. 134), und ein gattungsmäßiger Zuſammenhang unter ihnen zeigt ſich auch noch in gleicher Eigenſchaft und Wirkſamkeit, ſowie in gemeinſamer Anrufung; insgeſammt ſind ſie holde, gütige Weſen, die Geſchwiſter von gleicher Schönheit (Sn. 28: „hêt sonr Freyr, en dôttir Freyja, þau voru fögr âlitum“); Niörd und Frey ſchaffen, wie gezeigt iſt, beide Jahresſegen, Reichthum und Frieden; im Eide, zum Opfertrank, im Hilferuf und ſelbſt in der Abſage werden Vater und Sohn neben einander genannt, einmal wird auch Freyja noch angereiht (Myth. 197. 1210 oben. Lex. myth. 254^{b}).

---

[1] Mit Freyas Falkengefieder forſcht Loki in Thrymheim nach Thôrs verlornem Hammer (Sæm. 70 f.) und mit demſelben (wenn Sn. 113 Freyju ſtatt Friggjar zu leſen iſt) fliegt er aus Fürwitz („forvitni sakar“) nach Geirröds Höfen und ſieht zum Fenſter in die Halle hinein.

[2] Gr. 1 (2), 319, 2.

---

[1] J. Grimm, Myth. 495 f. bezeichnet die Rieſen als ein Geſchlecht, „dem mehr eine objective und anerſchaffne, als ſelbſterworbne Vernunft beiwohnt."

Frey iſt, der verſchiedenen Abſtammung unerachtet, einer der drei Hauptgötter des nordiſchen Heidenthums, und zwar ſtellt ſich dieß in der Wirklichkeit, in den geſchichtlichen Nachrichten vom Götterdienſte noch beſtimmter heraus, als in den Mythen. Doch nennt eine Verwünſchungsformel im Eddaliede von ſeiner Brautwerbung ihn als den dritten mit Odin und Thôr („Âsabragr“. Sæm. 85. 34[1]), und in der vorgedachten Schmiedſage hat er mit ebendenſelben das Urtheil über die Zwergkleinode zu ſprechen (Sn. 29). Gerade neben dieſen gewaltigen Äſen erſcheint zwar das weiche Weſen, das er mit ſeiner Verwandtſchaft gemein hat, etwas fremdartig, allein ein ausgeſtalteter Götterhimmel bedarf ſtarker und milder Mächte. Weniger die Verſchiedenheit, als die doppelte Beſetzung des gleichen Amtes läßt einen ſpäteren Anſchluß Freys vermuthen. Er beſorgt das Nemliche, was ſchon durch Thôr kräftiger verſehen iſt. Dieſer waltet, wie ſchon ſein Name beſagt, gleichfalls im Luftraum, aus den Wolken wirft er ſeinen Hammer, den Donnerkeil, in all ſeiner Kraft und Schlagfertigkeit iſt auch er ein leutſeliger Gott, Freund und Schirmer des Menſchengeſchlechts (Sæm. 53, 11: „vinr verlida“. 55, 22: „sâ er öldum bergir“), er iſt, ſo gut wie Frey, Geber des Jahresſegens, indem er die Sturm- und Winterrieſen zerſchmettert und dem Anbau vorſteht, er öffnet, wie Niörd, das Meer der Schiffahrt, als Bekämpfer des Eisjötuns und der Midgardsſchlange, mit Freyja bewegt er ſich im gleichen Gebiete, denn ihren Schleier und Halsſchmuck nimmt er zur Verkleidung, und wenn ſie den Jötunen hingegeben werden ſoll, iſt kein Vanengott, ſondern der ſchlagfertige Thôr ihr Retter (Sæm. 5, 29 f. 71, 9. 13. 15. 74, 33 f.). Nicht er bedurfte der Vanen, ſie traten vielmehr unter ſeinen Schutz ein. Von den drei Göttern der deutſchen Abſchwörungsformel entſprechen

---

[1] Grimms Myth. 147. 193.

Thunar und Wôden vollkommen den nordiſchen Thôr und Odin, Saxnôt am nächſten dem Tŷ (Myth. 184. 196), der ein Kampfgott iſt (Sn. 29. 105: „vîgaguð“) und bei Einritzung der Siegrunen auf das Schwert zweimal genannt werden ſoll (Sæm. 194, 6); zur Beſtätigung dienen die Namen der Wochentage: dies Martis, Mercurii, Jovis, deutſch und zwar am klarſten agſ. Tives, Vôdenes, þunores däg, altnord. Tŷsdagr, Odinsdagr, þôrsdagr (Myth. 112 bis 115). Tŷ iſt im nordiſchen Götterkreiſe merklich zurückgeſchoben und verdunkelt, ein Kriegsgott auf halbem Solde, während es nicht an Spuren fehlt, daß er früher in größerem Anſehen ſtand, und hiefür ſchon ſein altwurzelhafter Name ſpricht, der den Gott überhaupt bedeutet, darum auch mehrfach für Odin ſelbſt, ſelten für Thôr, appellativ in Zuſammenſetzungen gebraucht wird (Myth. 178; vgl. jedoch 192 f. 198). Eben in Odin, dem alle geiſtige Erregung und ſo auch die des Heldengeiſtes zukam, mochte Tŷs Wirkſamkeit großentheils aufgegangen ſein und um ſo leichter konnte er bei Aufnahme der Vanen in Asgard durch Frey von der dritten Stelle verdrängt werden. In Thôr und Tŷ ſtanden dem geiſtesmächtigen Lenker des Ganzen zwei waltende Weſen, der Schutzherr des Feldbauers und der des Kriegers, wohlbemeſſen zur Seite[1], mit Thôr und Frey iſt dieſe gegenſätzliche Anordnung aufgehoben. Nicht mindre Störung hat unter den Göttinnen ſtattgefunden; Odins Gemahlin Frigg wird mit der im Namen anlautenden Freyja ſchon frühzeitig in mythiſchen Meldungen verwechſelt (vgl. Myth. 279. 1212), und es iſt, mit Unrecht, ſelbſt die völlige Gleichſtellung verſucht worden.

Aber nicht bloß ſolche Anzeigen, die der innern, mythiſchen Geſtaltung des Götterweſens entnommen ſind, weiſen darauf, daß die Vanen urſprünglich dem odiniſchen Kreiſe fremd waren; deutlicher noch ergeben dieß die vorhandenen Nachrichten vom Freysdienſte, durch welche, wenn ſie auch ſelbſt noch aus der Sagenzeit ſtammen, für die äußere Verehrung der Vanengötter eine eigene Heimat in Land und Volk geſichert wird. Saxo gibt dem Namen Frey, in däniſcher Form Frö, jedesmal ausdrückliche Beziehung auf Schweden; das Opfer, das dieſem

---

[1] In Hŷmiskv. (Sæm. 52 ff.) ſuchen Thôr und Tŷr zuſammen den Eisrieſen heim; Tŷr iſt für Kriegszug und Vikingsfahrt, wie Thôr für den Feldbau, beim Eisbruche betheiligt.

Gotte jährlich mit ſchwarzen Thieren gebracht wird, nennen die Schweden Fröblôt; Frö ſelbſt, Statthalter der Götter, der unferne von Upſala ſeinen Sitz genommen, ſoll ſtatt des alten Opferbrauchs Menſchenopfer eingeführt haben; in der Brâvallaſchlacht ſind die tapferſten Schweden Anverwandte des Gottes Frö und beſonders die dem König am nächſten ſtehenden, obenan Ingi, führen den Urſprung ihres Geſchlechts auf Frö zurück[1]. Vigaglûmsſaga kennt ein Heiligthum Freys zu Upſala (C. 19: „Freyshof“. Myth. 197). Die Saga von Ôlaf Tryggvaſon erzählt, wie an Frey um Fahrwind nach Schweden, an Thôr oder Odin heim nach Ísland Gelübde gerichtet werden,[2] und in einem Zuſatze zur Saga von Ôlaf dem Heiligen wird bei Aufzählung der Götter verſchiedener Volksſtämme Frey der Schweden Gott genannt[3].

[1] Saxo 1, 16: [Hadingus] propitiandorum numinum gratia Frö deo rem divinam furvis hostiis fecit; quem litationis morem annuo feriarum circuitu repetitum posteris imitandum reliquit; Fröbloth Sueones vocant.“ 3, 42: „Frö quoque deorum satrapa sedem haud procul Upsala cepit, ubi veterem litationis morem tot gentibus ac seculis usurpatum tristi infandoque piaculo mutavit; si quidem humani generis hostias mactare aggressus, fœda superis libamenta persolvit.“ 6, 104: „Starcatherus ꝛc. ꝛc. Sueonum fines ingreditur, ubi cum filiis Frö septennio feriatus ꝛc. apud Upsalam sacrificiorum tempore constitutus ꝛc.“ 8, 144: „At Sueonum fortissimi hi fuere: Ar ꝛc. e Gyslamarchia; qui quidem Frö dei necessarii erant et fidissimi numinum arbitri. Ingi quoque ꝛc. Ringonis militiam amplectuntur, viri quidem manu prompti, consilio vegeti proximaque Ringonem familiaritate complexi; iidem quoque ad Frö deum generis sui principium referebant.“ (In der Schlachtbeſchreibung Fornald. S. 1, 380 ff. iſt Freys nicht gedacht, Ingi heißt hier Yngvi.) Sonſt bei Saxo noch 169, 9 ein „rex Suetiæ Frö“. Vgl. auch Fornald. S. 1, 303, 10. 3, 237, 1.

[2] S. Ólafs k. Tryggv. C. 154. Fornm. S. 2, 16: „Svá var heitit stofnat, at þeir skyldi gefa fé ok þriggja sálda öl Frey, ef þeim gæfi [byr at sigla] til Svíþiodar, en þór edr Odin ef þá bæri aptr til Íslands.“ C. 173 (ebd. 2, 76 f.): „þessi blôtgud Svía, er nû gânga mestar sögur frá, ok þeir kalla Frey ꝛc.“

[3] S. Ólafs k. hins helga, D. 11. Fornm. S. 5, 239: „Ólafr konûngr kristnadi þetta ríki allt: öll blôt braut hann nidr ok öll god, sem þór Engilsmannagod, ok Odin Saxagod, ok Skiöld Skânûngagod ok Frey Svíagod ok Godorm Danagod“. Myth. 146. Heimskr. 1, 1: „Yngvifreys, þess er Svíar hafa blôtat lengi sidan: af hans nafni eru Ynglîngar kalladir.“

Wie nun dieſer göttlich verehrte Stammvater des ſchwediſchen Königsgeſchlechts, der nach ihm, dem Yngvifrey, benannten Ynglinge, zugleich mit der ganzen Genoſſenſchaft vergötterter Äſen und Vanen in das Land gekommen ſei, berichtet Snorri im Eingang der Ynglingaſaga, des erſten Abſchnitts ſeiner norwegiſchen Königsgeſchichte. Hiezu war er dadurch veranlaßt, daß die königlichen Beherrſcher Norwegens ihre Abſtammung eben von jenen ſchwediſchen Ynglingen herleiteten. Nach ſeiner bekannten Anſicht ſind die Äſen Leute aus Äſien („Asiamenn“) und die Vanen ein Volk von Tanais („Tanakvîsl edr Vanakvîsl“), Odin aber iſt Vorſteher einer königlichen Prieſtergemeinſchaft („hofgodar, díar. dróttnar“. C. 2. Myth. 82), worein auch der zu Geiſel gegebene Niörd mit ſeinen Kindern aufgenommen iſt und die erſt weſtwärts, zuletzt nach dem Norden wandernd, ihren Opferdienſt dahin einführt (Yngl. S. C. 1 bis 5). Dieſe an ſich unerſprießliche Auffaſſung hebt gleichwohl Umſtände hervor, welche auf die geſchichtliche und örtliche Entwicklung des nordiſchen Götterweſens einiges Licht werfen. Von Saxland [1] aus zieht Odin nordwärts zur See und nimmt ſich dort Wohnſtätte auf einem nach ihm benannten Eiland (Odinſey, Odenſee in Fünen[2], auch Odinsvê, Odins Heiligthum; Fornm. S. 11, 266. Myth. 144). Gefjon, die er von da nördlich über den Sund um Länder zu ſuchen ausſendet, kommt zu Gylfi und erhält von ihm ein Pflugland; durch ihre vier mit einem Jötun erzeugte, in Ochſengeſtalt vor den Pflug geſpannte Söhne läßt ſie dieſes Land in das Meer hinaus und weſtlich gegen Odinſey ziehen; daſſelbe heißt Sälund (Seeland), Meerhain (Myth. 42. 66), wo ſie fortan, vermählt mit Odins Sohne Skiöld, in Hleidra wohnt; in Schweden blieb an der Stelle des Landſtücks der Lögr, Mälarſee, zurück, deſſen Buchten gerade ſo liegen, wie die Landzungen auf Seeland; als aber Odin von den guten Ländereien bei Gylfi vernommen, fährt er ſelbſt dahin und man verträgt ſich mit ihm, weil Gylfi keine Kraft zum Widerſtande gegen die Äſen zu haben glaubt; Odin und die Seinigen meſſen ſich mit Gylfi in mancherlei Liſten und Blendungen, die Äſen ſind aber ſtets die mächtigern; am See, im alten Sigtún, läßt nun Odin ſich nieder, richtet daſelbſt eine große Opferſtätte nach Gewohnheit der

---

[1] S. 169, Anm. 3: Odin Saxagod.

[2] Ynglingaſ. C. 5: þá fór hann nordr til siávar, ok tók ser þar bústad i ey einni: þar heitir nú Odinsey i Fióni.

Äſen ein und weiſt auch ſeinen Genoſſen Wohnſitze an, deren Namen freilich den in Grimnismál verzeichneten Götterwohnungen abgeborgt ſind, mit der einen Ausnahme, daß Frey, ſtatt nach Älfheim, wieder ſchwediſch örtlich nach Upſala zu wohnen kommt [1]. Die Sage von der Entſtehung Seelands, die, ohne Bezug auf die Wanderung der Äſen, auch in der j. Edda (Sn. 17, allein nicht im Cod. Upsal., vielleicht aus ſchwediſcher Abneigung, vgl. Lex. isl. 113) erzählt wird, iſt an beiden Orten mit einer Strophe Bragis des Alten, des Ahnherrn der Skalden, belegt; auch dieſe ſpricht nur davon, wie Gefjon, hier ſichtlich das Meer [2], dem Gylfi, der überall als König von Schweden erſcheint [3], die Mehrung Dänemarks [4], das freundliche Eiland, eben Sälund, weggepflügt; ſoweit alſo liegt lediglich ein ſinnreicher Mythus von der Geſtaltung des däniſch-ſchwediſchen Uferlandes vor. Dieſer naturgeſchichtlichen Errungenſchaft Dänemarks von Schweden fügt aber die Inglingaſaga eine gottesdienſtliche hinzu; Gylfi muß den angefahrenen Äſen in ſeinem Lande ſelbſt Opferſtätten einräumen, nachdem er im Wettkampfe der Liſten und Blendungen unterlegen iſt. Solche Blendungen, mit demſelben Worte bezeichnet, ſind es auch, die im erſten Theile der j. Edda Gylfis Täuſchung (Gylfa ginnîng), welchem dieſelbe Seelandsſage vorgeſetzt iſt, einem in Frage und Antwort gehaltenen Inbegriff der nordiſchen Götterlehre zum Rahmen dienen[1]; der zauberkundige Schwedenkönig Gylfi geht in Geſtalt eines alten Mannes, unter dem Namen Gångleri[2], nach Äsgard, um die Weisheit der Äſen und den Grund ihrer Macht, ob dieſelbe von ihrer eigenen Natur, oder von den Göttern, denen ſie opfern, herkomme, zu erforſchen; und obgleich ſie ihn mit mancherlei Blendwerk täuſchen, erfragt er doch von ihnen die ganze Äſenlehre und verkündet nach der Heimkehr in ſein Reich, was er geſehen und gehört hat, worauf je einer dem andern dieſe Sagen mittheilt[3]. In dieſer Einkleidung erkennt man leicht den Zuſchnitt der alten Lehr- und Fragelieder, und aus Hâvamâl, das auch ſonſt vorſchwebte, iſt die erſte Strophe mit hereingezogen (Sn. 3: „Gâttir“ u. ſ. w. Sæm. 11, 1); ſo beweiſt auch eine weitere Halbſtrophe (Sn. 3: „stattu“ u. ſ. w.), die anderwärts nicht vorkommt, noch keineswegs, daß über Gylfis Beſuch in Äsgard ein eigenes Lied vorhanden war (vgl. Munch, Edda S. VIII). Daraus folgt aber nicht, daß Alles, was außer der Gewinnung Seelands von Gylfi erzählt wird, alſo ſeine widerſtrebende Stellung zum Äſendienſte, wie ſie in Inglingaſaga und Gylfaginning ſich erzeigt, jedes alten und echten Sagengrundes entbehre[1]. Dieſelbe fällt in den durchgehenden Gegenſatz von Dänemark und Schweden, Lethra und Upſala, Âſen und Vanen, Odin und Frey, Skiöldûngen und Ŷnglingen. Alle Glieder dieſes Gegenſatzes, in welchem Gylfi der Vertreter Schwedens iſt, finden ſich in Ŷnglingaſaga; aber ihre Bedeutung iſt getrübt und ihre Ordnung verſchoben in Folge jener irrigen Grundanſicht, welche die Götter zu Prieſtern und Zauberern macht. Es wird vollkommen deutlich, daß der in Schweden herrſchende Glaube von demjenigen der Ankömmlinge aus Dänemark verſchieden war, dann aber ſich mit dieſem vertragen muſte; allein zum Glauben und Opferdienſte ſind auf keiner von beiden Seiten Götter vorhanden, eben weil dieſe in der vermeintlichen Prieſterſchaft aufgegangen ſind. Vergeblich wird damit nachgeholfen, daß letztere allmählig zu göttlicher Verehrung gelangt[2], denn es erhellt doch nicht, wem ſie ſelbſt zuvor geopfert haben ſoll. Dieſelbe Auffaſſung hat es verſchuldet, daß Krieg und Friede der Âſen mit den Vanen der Einwanderung in den Norden vorangeſtellt iſt, während darin doch nur der mythiſche Ausdruck für dasſelbe liegt, was nachher von dem vereinigten Götterdienſt in Sigtûn und Upſala berichtet wird. Der Hergang in richtiger Folge wäre hiernach dieſer: das Volk, das, vom deutſchen Feſtland kommend, ſich auf den däniſchen Inſeln anſiedelt, gibt der einen, Odinſey, den Namen ſeines Hauptgottes und gründet auf der andern, Sälund, ſeinen Königſtuhl und ſeine große Opferſtätte zu Lethra[3]: hier nimmt Skiöld, Odins Sohn, ſeinen Wohnſitz und wird der Stammvater des däniſchen Königsgeſchlechts, der Skiöldûnge[4], nach denen auch die dortige See bei den Dichtern

---

[1] Ynglingaſ. C. 5: „Odinn tók ser bústad vid Loginn (vgl. Fornald. S. 1, 347) þar sem nû eru kalladar fornu Sigtûnir, ok gerdi þar mikit hof (Myth. 59) ok blôt, eptir sidvenju Âsana. Hann eignadiz þar lond svá vitt, sem hann lét heita Sigtûnir; hann gaf bûstadi hofgodunum: Niordr bió i Nóatûnum, enn Freyr at Uppsölum, Heimdallr at Himinbiörgum, Þórr á Þrûdvangi, Balldr á Breidabliki; öllum fèck hann þeim góda bólstadi.

[2] Vgl. Myth. 219. 287 f. Auch Hymir, der Jötun des beeiſten Meeres, hat eine Ochſenherde, Sn. 62: „oxnaflokk,“ „hinn mesta uxann, er Himinbriotr hèt.“ Myth. von Thôr 159. (Zu „enni-tûngl.“ lunas frontis, vgl. Sn. 203. 204: „innmáni ennis“ (Thôrs Auge, beim Schlagen nach der Midgardsſchlange. Lex. myth. 208 b).

[3] In Bragis Str.: „frá Gylfa ꝛc. diupródul-ödla“. (Arn. 33: „auri munifico“); als Geldſpender werden die Vornehmen bezeichnet Sn. 171, vgl. 156. Yngl. S. nennt ihn nicht ausdrücklich König, aber der Zuſammenhang ergibt in ihm den Herrn des Landes. König von Schweden heißt er Sn. 1, auch Form. 15, vgl. 77: „í riki sitt.“ Gylfi iſt überhaupt dichteriſche Benennung des Gebietenden Sæm. 156, 48. 164. 14. Sn. 191 (vgl. Fornald. S. 2, 9. 5. 220). 208 166 f. (Arn. 441 ff.): „Svá kvad Þórdr Siáreks son: „Gylfa rastar glaumi (sonipedem terræ Gylvianæ [Schiff]). Hèr er skip kallat ꝛc. ok sær Gylfa land;“ iſt Letzteres richtig, ſo muß hier Gylfi ſkaldiſch den Seekönig bezeichnen, gemäß Sn. 208 a.

[4] Durch „Danmarkar auka“ wird die Beziehung auf das däniſche Sälund geſichert, wogegen Munchs Vermuthung Nordmænd. Gudelære 25, daß ein ſchwediſches Siäland und unter „vineyjar“ die Inſel Windö vor dem Ausfluſſe des Mälarſees gemeint ſei, ſchon bei einem der älteſten Skalden großes Misverſtändnis vorausſetzt und die Bedeutung der Sage verengt; „viney,“ insula grata, amœna, iſt zuſammengeſetzt wie „vingólf“ ꝛc. (Sæm. 90, 17. Sn. 4. 15. 24) und die angelſ. vinburg, vinsele (Myth. 780. Bouterw. Gl. 303 f.).

---

[1] Yngl. S. C. 5: „Mart âttuz þeir Oðinn við ok Gylfi î brögðum ok siónhverfingum, ok urðu Æsir iafnan rîkri.“ Sn. 2: [Æsir] gerðu î moti honum siónhverfingar;“ entſprechend die Überſchrift: „Gylfaginning.“

[2] Sn. 2 (Arn. 34): „hann nefndist Gångleri, ok kominn af refilstigum ꝛc.“ Lex. poet. 223a: „Gangleri, qs. ambulando fessus.“ Sonſt auch ein Name Odins, ſelbſt in Grimnismâl (Munch 31, 46; vgl. 192. Sæm. 46, 1). Sn. 24 (Arn. 84 f. 2, 265. 472a. 555b).

[3] Sn. 77: „Gengr hann þâ leið sina braut, ok kemr î rîki sitt, ok segir þau tíðindi er hann hefir sêt ok heyrt, ok eptir honum sagði hverr maðr öðrum þessar sögur.“

---

[1] Die Annahme eines ſolchen für die Einrahmung von Gylfaginning wird dadurch unterſtützt, daß der nächſtfolgende Abſchnitt der j. Edda, Bragarädur, in ſeiner Faſſung mit anderwärts vollkommen beglaubigten Mythen zuſammenhängt: vgl. Sn. 78 ff. mit Sæm. 52. 59 ff. Sn. 129.

[2] Yngl. S. C. 7: „enn Oðinn ok þâ hofðîngja XII. blôtuðu menn, ok kölluðu goð sin, ok trûðu â lengi siðan.“

[3] Grottas. 19: „Hleiðrar stôli.“ Sprachg. 735. Dietmar von Merſeb. I, 9. Myth. 42. 66.

[4] Yngl. S. C. 5; „er þat land kallat Sælund; þar bygði hun [Gefjon] siðan. Hennar fèck Skiöldr son Oðins; þau biuggu at Hleiðru.“ Sn. 43 (Arn. 374): „Skiöldr hêt sonr Oðins, er Skiöldûngar eru frâ komnir, hann hafði atsetu ok rèð londum þar sem nû er köllut Danmörk, en þâ

Meer der Skiöldunge (Skiöldûnga-haf. Lex. myth. 114. Skiöldûngasaga, Yngl. S. C. 23) hieß. Wie die Dänenkönige durch Skiöld von Odin, ſo leiteten die Beherrſcher Schwedens, die Ynglinge, deren Stuhl und Landesopfer zu Upſala war [1], ihren Urſprung von Frey, Ingvifrey, her [2] und das ſchwediſche Volk widmete dieſem Gotte ſeine vorzügliche Verehrung.

Es iſt ſchon gezeigt worden, wie ſehr der Freysdienſt für eigenthümlich ſchwediſch angeſehen war; der Gegenſatz zum däniſchen Odinsglauben ſcheint merkwürdig hindurch, wenn in derſelben Schlacht, in welcher die Abkömmlinge Freys dem Upſalakönige zur Seite gehen, der Lethrakönig von Odin, als einem den Dänen bisher gnädigen Gotte, den Sieg erfleht und ihm dafür die Seelen der Erſchlagenen zu weihen verheißt [3]. Der Austauſch und die Verſchmelzung der beiderlei Dienſte iſt darum nicht weniger beglaubigt, der ganze Mythenkreis hat ſich darnach geſtaltet und auch anderwärtige Zeugniſſe liegen vor. Da der norwegiſche Königsſtamm, der in Harald Schönhaar zur Einherrſchaft kam, ſich zu den Ynglingen zählte, wie auch Ynglingaſaga deſſen Reihe von Yngvifrey her und den allmählichen Zug des Geſchlechts von Upſal

---

var kallat Gotland.“ Vgl. Sn. 193. Form. 14. Fornm. S. 5, 239: „Skiöld Skânûngagod u. ſ. w. Godorm Danagod u. ſ. w.“ Von Godorm iſt ſonſt nichts bekannt, Schonen aber gehörte zu Dänemark in weiterem Sinne, Fornald. S. 3, 659: „Hrîngr konûngr hafdi verit fylkiskonûngr î Danmörku, ok hafdi hann râdit fyrir Skaun (a. Skâney).“ Sprachg. 735, 2. Vgl. Myth. 146. 341.

[1] S. Öl. helg. C. 76, Heimskr. 2, 105: i Sviþiod var þat forn sidr, medan heidni var þar, at hofot-blôt skylldi vera at Uppsolum at Gôe; skylldi þâ blôta til fridar ok sigurs konûngi sînom. ok skylldo menn þangat sækja um allt Sviavelldi. Skylldi þar þâ ok vera þing allra Svia u. ſ. w. þar ero Uppsalir; þar er konûngsstôll, ok þar er Erkibiskops stôll u. ſ. w. (Rechtsalt. 243 ob.)

[2] Sn. Edd. 193 (Arn. 522, vgl. 2. 343): „þessar eru ok konûnga ættir âgætar: frâ Ŷngva (a. Yngvari, Yngvifrey) er Ŷnglingar eru frâ komnir; frâ Skildi î Danmörk, er Skiöldûngar eru frâ komnir. Über Yngvi und Yngvifreyr Yngl. S. C. 12. 20. Myth. 192. 320 ſ. 1213 u.

[3] Saxo 8, 146: „Cui [Othino Haraldus] mox supplicare obnixius cœpit, uti Danis, quibus ante clementer affuerit, supremam quoque victoriam tribuat, complementumque beneficii origini exæquaret, eidem se prostratorum manes muneris loco dedicaturum pollicitus.“ Vgl. 8, 157: „Othinus Danis, quos paterna semper pietate coluerat u. ſ. w.“

bis Skiringsſal im norwegiſchen Veſtfold genau verfolgt [1], ſo war hiedurch zugleich für die Verehrung Freys und der ihm verwandten Gottheiten der Weg nach Norwegen und von da nach Island gewieſen (vgl. Myth. 197); die eingewanderten Häuptlinge, die den großen Opfern vorſtanden, und ihre Skälden, von denen ſie als Freys Abkömmlinge geprieſen wurden [2], waren wohl im Stande, dem Dienſte der vaniſchen Götter neue Stätten zu bereiten und auch im Kreiſe der Mythenlieder ihnen Geltung zu verſchaffen. Nicht ſo heimiſch ſcheinen dieſe Götter in Dänemark geworden zu ſein. Andrerſeits gibt Eirek, ein ſchwediſcher König am Ende des 10ten Jahrhunderts, in einer Schlacht bei Upſal das däniſche Heer durch Speerwurf dem Odin, in deſſen Tempel er ſelbſt ſich, um den Sieg zu erlangen, dem Gotte geweiht hatte [3]; hier alſo hegt der Schwedenkönig gleiches Vertrauen zu Odin, wie in Bravallaſchlacht der däniſche; ſein Gegner, gleichfalls aus ſchwediſchem Königsſtamme, hat dem Thôr um Sieg geopfert. Dieſe Göttereinigung hat auf ſchwediſcher Seite ihren Träger in Gylfi; er iſt der Bekehrte des ſiegreichen Aſenglaubens; die Eroberung der Aſen in ſeinem Lande wird in Ynglingaſaga nicht als eine kriegeriſche, ſondern als eine durch übermächtigen Zauber bewirkte bezeichnet und in Gylfaginning erhält er vollſtändigen Unterricht in der bereits die Vanengötter mitumfaſſenden Aſenlehre, die er dann ſelbſt bei ſeinem Volke verbreitet.

---

[1] Ýngl. S. C. 45 bis 49 (Heimskr. 1, 55 ff.). Munch 2, 74 f.

[2] Thiodôlf, deſſen Ynglingatal eben der ſkäldiſche Stammbaum und das Geſchichtlied dieſes ſchwediſch norwegiſchen Königsgeſchlechts iſt, hat wohl ſchon ältere Vorgänger für den Ausdruck „Freys áttúngr“ (Lex. poet. 29 a), wie er noch den Upſalakönig Adils nennt (Heimskr. 1, 42); ebenſo bezeichnet Eyvind Skáldaſpillir den Jarl Hákon, Grietgards Sohn (ebd. 1, 88). Wenn bei Thiodôlf ein andrer Upsalakonúng „Týs áttúngr“ (ebd. 1, 38) und ebenſo bei Eyvind der Jarl Hákon Sigurds Sohn geheißen iſt (ebd. 1, 178), ſo wird wenigſtens Týr nur den Gott überhaupt bedeuten. Vgl. ob. S. 152 f.

[3] Fornm. S. 5, 245 ff. Myth. v. Thôr 191 f. Eiferſucht zwiſchen Freys- und Odinsdienſt zeigt ſich jedoch in Yngl. S. C. 29 (Heimskr. 1, 34): „Eptir þat kom Ön konûngr enn til Uppsala, þá var hann LX. þá gerđi hann blôt mikit, ok blêt til lánglífis ser, ok gaf Ođni son sinn, ok var hónum blôtinn u. ſ. w. þá svarar Odinn hónum, at hann skyldi æ lifa, međan hann gæfi Ođni son sinn et tíunda hvert ár; ok þat međ, at hann skyldi heiti gefa nokkuru heradi í landi sínu eptir tölu sona sinna, þeira er hann blôtađi til Odins u. ſ. w. þá átti hann einn son eptir, ok vildi hann þá blôta þeim, ok þá vildi hann gefa Ođni Uppsali, ok þau hêruđ er þar liggja til, ok láta kalla þat tíundaland. Svíar bönnuđu hönum þat, ok varđ þá ekki blôt.“ Zu Tiundaland Heimskr. 1, 46. 2, 106: „Tíundaland er best ok göfgast byggt í Svíþiod; þangat lýtr til allt ríkit; þar ero Uppsalir, þar er konúngestóll, ok þar er Erkibiskops stóll ok þar er viđkenndr Uppsala auđr: svá kalla Svíar eign Svía konúngs, kalla Uppsala auđ;“ alſo recht das urſprüngliche Freysgut, ebd. 1, 15 u.

Bei ſeinem Eintritt in Âsgards hohe Halle ſieht Gylfi drei Hochſitze, je einen über dem andern, von drei Männern beſetzt, deren Namen ihm auf Befragen ſo angegeben werden, daß der auf dem unterſten Sitze König ſei und Hâr heiße, der nächſte Jafnhâr und der oberſte Thridi [1], der Hohe, der Gleichhohe, der Dritte; der eigentliche Sprecher bei der Unterweiſung iſt Hâr, die beiden andern tragen Weniges bei [2]. Stellt man die drei Häuptlinge, wie ſie bezeichnet werden, als Bewohner Âsgards in ihre göttliche Würde her, ſo ergeben ſich drei Hauptgötter in ihrer vollzogenen Verbindung, und dieſer Erſcheinung im Götterſaal entſpricht aufhellend noch aus geſchichtlicher Zeit die bei Adam von Bremen vorkommende Schilderung des prächtigen Upſalatempels mit den Bildſäulen Thôrs, Odins und Freys [3]. Hier zwar iſt Thôr der erſtgenannte, als mächtigſter in der Mitte ſitzende, dieſer Götterdreiheit [4], im Mythus dagegen iſt durchaus Odin der einheitliche Träger des Glaubensverbandes. Die Namen Hâr, Jafnhâr und Thridi ſind unverkennbarer Ausdruck der Gleichgeltung und eine ſolche kann auch für die im Heiligthum von Upſal vereinigten Götterdienſte beabſichtigt geweſen ſein; dennoch iſt ſelbſt in Gylfaginning Hâr als König und Hauptſprecher unter den dreien bevorzugt [1], in Grimnismâl aber werden ſämmtliche drei als Namen Odins von dieſem ſelbſt aufgezählt [2]: Hâvamâl, die Reden des Hohen [3], ſind demgemäß Sprüche Odins, und Thridi findet ſich bei Skâlden des 10ten Jahrhunderts als Bezeichnung deſſelben Gottes [4]. Odins Allgewalt ſollte durch den erweiterten Götterdienſt keinen Eintrag erleiden; das wurde von ſeinen Verehrern damit ausgedrückt, daß er ihnen nun der Hohe, Gleichhohe und Dritte mitſammen hieß. Die eddiſche Erzählung von Gylfi und den drei Hohen iſt dadurch, daß dieſe zu zauberkundigen Häuptlingen geworden ſind, in ſeltſame Widerſprüche gerathen; während dieſelben über alle Aſen- und Vanengötter Beſcheid geben, iſt ihnen das Bewuſtſein ihrer eigenen Göttlichkeit gänzlich abhanden gekommen, und indem ſie als drei verſchiedene Perſonen im Geſpräch begriffen ſind, ſagt Jafnhâr unbedenklich die Strophen aus Grimnismâl her, worin ſämmtliche drei Namen als dem einen Odin angehörend aufgezählt werden (Sn. 24. Arn. 84).

---

[1] Sn. 3 (Arn. 36): „Hann sâ 3 hâsæti, ok hvert upp frâ ödru, ok sâtu 3 menn sinn î hverju. Þâ spurði hann, hvert nafn hofðingja þeirra væri. Sâ svarar, er hann leiddi inn, at sâ er î enu neðsta hâsæti sat var konûngr, ok heitir Hâr, en þar næst er heitir Jafnhâr, en sâ ofarst er Þriði heitir (v. er heitir Þriði Hâr).“

[2] Sn. 4 u. 5 u. 23 u.

[3] Adam von Bremen C. 233: „nunc de superstitione Sveonum pauca dicemus. Nobilissimum illa gens templum habet, quod Ubsola dicitur, non longe positum a Sictona civitate vel Birka. In hoc templo, quod totum ex auro paratum est, statuas trium deorum veneratur populus, ita ut potentissimus eorum Thor in medio solium habeat triclinio; hinc et inde locum possident Wodan et Fricco.“ (Myth. 102. Lex. myth. 320^{b}).

[4] S. die vorige Anm.: „ita ut potentissimus eorum Thor in medio solium habeat triclinio u. ſ. w.“ Vgl. Landn. 4, 7: „hinn almâttki âs“ (Myth. 197). Sæm. 119, 40 (Munch 71, 40): „öllum meiri;“ Thôrs „âsmegin“ (Sæm. 56, 30. Sn. 26. 51. 114) und „megingiarðar (Sn. 26); ſein Rangverhältnis zu Odin Myth. 147. 171.

Das Streben nach Einheit in der Zuſammenordnung urſprünglich getrennter Götterkreiſe hat auf andrem Wege dazu geführt, daß Yngvifrey zu einem Sohne Odins geſtempelt wurde, damit durch ihn und durch zwei andre Odinsſöhne, Skiöld und Säming, die vornehmſten ſchwediſchen, däniſchen und norwegiſchen Herrſchergeſchlechter in dem einen Stammvater Odin zuſammenliefen [5]; dem widerſpricht jedoch die ganze Götterlehre, und auch Ynglingaſaga enthält ſich der verwandtſchaftlichen Anknüpfung Freys an Odin, obgleich ihr dieſer vor den Vanen Gewalthaber in Schweden iſt.

---

[1] Sn. 2 f. (Arn. 34 f.): [Gylfi] „spurdi hverr höllina ætti. Hann svarar, at þat var konûngr þeirra u. ſ. w. Konûngr, ok heitir Hâr u. ſ. w.“

[2] Sæm. 46, 46. 49; übrigens ſind die drei Namen hier nicht unmittelbar, ſondern je mit anreimenden zuſammengeſtellt.

[3] Das Verhältnis dieſes und der ihm angereihten Spruchlieder zum Rahmen von Gylfaginning wird noch beſonders zur Sprache kommen.

[4] Bei Hallfröd, Sn. 96. Arn. 236, der die Erde „bidkvân þridja“ (Thridio ambitam) nennt; bei Eilif in Þôrsdrâpa, Sn. 115 b. Arn. 292, wo „setr þridja“, Odins Wohnſitz, zur Bezeichnung Âsgards dient.

[5] Sn. Form. 14 ff. 211: „Burir eru Odins u. ſ. w. Skiöldr, Ŷngvifreyr u. ſ. w. Sæmingr“. Über den letzten noch Ŷngl. S. C. 9; vgl. Form. Heimskr. 1, 2. Fornald. S. 3, 519. Afzelius, Sv. Folkets Sago-Hafder

Das heidniſche Götterweſen geſtaltet ſich überall nach der Art des Volkes und der Beſchaffenheit des Landes. Um den Hielmar- und Mälarſee breitet ſich eine große Ebene mit dem fruchtbarſten Getraideboden (Geijer 25. Arndt 64. 115 ob.); dort war auch ſchon in alter Zeit das beſtgebaute Land mit Upſala und dem Königsſtuhl, es war königliches Eigen und hieß Upſalagut [1]; nach Ynglingaſaga iſt dieſes von Frey ſelbſt zu dem großen Tempel, den er dort erhob, geſtiftet worden [2]; auch die Schatzungen, die er, wie ſchon ſein Vater Niörd, auferlegt, und jene, die das Volk noch zu den Fenſtern ſeines Grabhügels, in Gold, Silber und Erz, hineingeboten haben ſoll [3], zeugen für die Vorſtellung von dem Reichthum der über den Tempel und auf dem Herrſcherſtuhl zugleich waltenden Upſalkönige, deren einer von Thiodólf bezeichnend

---

1, 43. S. Ol. k. ens helga, Christ. 1853, S. 2: „til Sæmings er sagt er at veri Ingunarfreys son Niarðar (sonar).“ Fornm. S. 11, 412 f.: „Til Oðins telja margir menn ættir sinar. Hann skipaði sonum sinum til landa, ok gerði höfðingja. Einn af sonum hans er nefndr Skiöldr, sá er land tôk ser, þat er nú heitir Danmörk. En þá voru þessi lönd, er Asiamenn bygðu, kölluð Goðlönd, en fölkið Goðþiod. þar voru sett endimörk milli Skialdar ok Ingifreyrs, brôður hans, er þat riki bygði, er nû kalla menn Sviariki.“ Vgl. Fornald. S. 2, 12. Geijer, Schwediſche Urgeſchichte 395 f. (Tab. II zu S. 378). Mythologie 199. Munch 1, 12. 29.

[1] S. Ól. helg. C. 76. Heimskr. 2, 106: „Tiundaland er best ok göfgast byggt i Sviþiod; þangat lýtr til allt rîkit: þar ero Uppsalir; þar er konungsstôl, ok þar er Erkibiskops stóll ok þar er viðkenndr Uppsala auðr: svâ kalla Sviar eign Svia konûngs, kalla Uppsala auð.“

[2] Yngl. S. C. 12: „Freyr tôk þá við rîki eptir Niörð; var hann kallaðr drôttinn yfir Svium, ok tôk skattgiafir af þeim; hann var vinsæll ok ársæll sem faðir hans. Freyr reisti at Uppsölum hof mikit, ok setti þar höfuðstað sinn; lagði þar til allar skylldir sinar, lönd ok lausan eyri: þá hôfz Uppsala auðr, ok hefir halldiz æ siðan.“

[3] Yngl. S. C. 11: „tôk hann [Niörðr] þá skattgiafir af þeim.“ C. 12: „Freyr tôk skattgiafir af þeim u. ſ. w. Enn er Freyr var dauðr, bâru þeir hann leyniliga i hauginn u. ſ. w. Enn skatt öllum hélltu þeir i hauginn, i einn glugg gullinu, enn i annann silfrinu, i hinn þriðja eirpenningum.“

Wächter des Weihgeſtells genannt wird[1]. Es macht ſich im Allgemeinen bemerkbar, daß die vaniſchen Götter, hauptſächlich Frey, vor andern eines reich und manigfach in Tempelbau, Prieſterweſen, Umfahrt, Bildern, Opfern, Weihungen, Gelübden, ausgeſtalteten Dienſtes genoſſen. Freundliche, wohlthätige Mächte luden zu heitrer, dankbarer Feier ein und ihre eigenen Segnungen, die Erträgniſſe der unter ihrem beſondern Schutze ſtehenden Gebiete, gaben bereite Mittel zu all dieſem heiligen Rüſtwerk. Von den lebendigen Wahrzeichen des fetten Weidelandes, den Freysroſſen, den geweihten Kühen, Stieren, Gelübdebern, iſt bereits gehandelt worden (S. 156 ff.); „Freys goði" und „Fröblot", Freys Prieſter und Opfer, ſind bekannte Ausdrücke[2]; heiliger Stätten gedenken ſchon die Mythenlieder mit beſondrem Bezug auf göttliche Vanen: nach Vafthrûdnismâl gebietet Niörd über zahlreiche Tempel- und Opferſtätten, eine hochgezimmerte hat er auch nach Grimnismâl, im Hyndlaliede rühmt Freyja das ſteingehäufte, mit Opferblut verglaſte Heiligthum, das Ottar gläubig ihr errichtet hat[3]. Dem

---

[1] Yngl. S. C. 24 (Heimskr. I, 29): „vörðr vestalls." Geijer 250. Thôr und Frey ſind, wenn auch beiderſeits landſegnende Götter, doch nach Charakter und Erſcheinung ganzlich verſchiedene Weſen; man muß ſie getrennt halten, wenn man nicht überhaupt die lebendige Geſtaltung in der nordiſchen Mythologie zerblaſen will.

[2] Hrafnkels S. 4: „En þá er Hrafnkell hafði land numit at Aðalbóli, þá efldi hann blót mikit; Hrafnkell lêt göra hof mikit. Hrafnkell elskaði ekki annat goð meir enn Frey, ok hánum gaf hann alla hina beztu gripi sina hálfa við sik. Hrafnkell byggði allan dalinn, ok gaf mönnum lönd, en vildi þó vera yfirmaðr þeirra, ok tók goðorð yfir þeim. Við þetta var lengt nafn hans, ok kallaðr Freysgoði u. ſ. w." (Ebd. 5 folgt die Weihung des Roſſes Freyfaxis, um das ſich gröſtentheils die Saga bewegt.) „Þorðr Freys goði (Landn. 4. 10. Nialss. C. 96), „Freysgyðlingar" (Landn. 4. 13), Myth. 197. Sog. af Gisla Sûrssyni, Kiöbh. 1849, 27: „Þorgrimr ætlaðe at hafa haustboð at vetrnóttum ok fagna vetri ok blóta Frey" (auch ebd. 111). Saxo I, 16: „[Hadingus] propitiandorum numinum gratia, Frö deo rem divinam furvis hostiis fecit u. ſ. w. Vgl. oben S. 169, Anm. 1.

[3] Sæm. 36, 38 (Munch 25, 38): „hofum ok hörgum hann [Niörðr] ræðr hunnmörgum (Gr. 2, 959)." 42, 16 (Munch 29, 16): „Nôatûn eru en ellipta, en þar Niörðr hefir ser um görva sali: manna þengill enn meinsvani hâtimbruðum hörgi ræðr." 114, 10 (Munch 68, 10): „Hörg hann mer [Freyju] gerði hlaðinn steinum, nû er griot þat at gleri vorðit, rauð hann i nýju nauta blôði, æ trûði Óttar â âsynjur."

Freysdienſte gewidmete Gotteshäuſer finden ſich bei den Einwanderern in Island[1]; aber die Mutterkirche, von der dieſer Dienſt ausgegangen war, der reiche Tempel zu Upſala, galt fortwährend für die bedeutendſte und glänzendſte Opferſtätte in Nordlanden[2] und die Feſte wurden dort ſo üppig begangen, daß der ſtrenge Starkad, nachdem er ſieben Jahre bei den Söhnen Frös geraſtet hatte, dieſe verließ, weil ihn zur Zeit der Opfer in Upſala, die weibiſchen Tänze, die Spiele der Gaukler und die klingelnden Schellen anwiderten [1]. Skiringsſal in Veſtfold, das Heiligthum und die Gruft der norwegiſchen Ynglinge, Opferſtätte Südnorwegens und altbekannter Seehafen, erſcheint als ein Abglanz des Stammtempels in Upſal. Ein ſolches Einleben der vaniſchen Gottheiten in Schweden beweiſt jedoch nicht, daß dieſelben auch urſprünglich aus dieſem engeren Kreiſe hervorgegangen ſeien, wenn auch dort die vollſte Ausbildung ihres Dienſtes und von da aus die weitere Verbreitung deſſelben im Norden ſtattgefunden hat. Zwar ſchildert ſchon Tacitus die Suionen als ein mit Schiffen wohl verſehenes, auf Reichthum haltendes, unter einheitlicher Königsgewalt ſtehendes und durch das Meer vor plötzlichen Einfällen befriedetes, darum die Waffen für gewöhnlich unter Verſchluß haltendes Volk [2]; aber bei demſelben Schriftſteller zeigt ſich auf der Schweden gegenüberliegenden Oſtſeeküſte die allerfrüheſte Spur eines Freyjacultes; von den Suionen geht er auf das rechte Ufer des ſueviſchen Meeres über und findet dort bei den

---

[1] Vatnsd. S. (Lex. myth. 97 f.) Viga Glúms S. C. 9 (Marcuss. 199): „aadur Þorkell foor aa brott fraa Þveraa, Þa geck hañ til Hofs Freys, og leiddi Þaangad Uxa gamlañ, og mællti svo: Freyr, segir hañ, er leingi hefur Fultrwi miñ verid, og margar Geafir af mier Þeigid, og vel launad: Nu gef eg Þier Uxa Þeñan til Þess, at Gluumur fari ei Onaudugari af Þveraar-Landi, eñ eg fer nu, og laattu siaa nockrar Jardteiknir, hvört Þu Þiggur edur ei: Eñ Uxanum braa svo vid, ad hañ kvad vid haat og fell nidur daudur, og Þookti vel hafa vid laatid, og var honum nu Hughægra, er hönum Þookti sem Þeigid mundi Heitid: Foor sijdañ Nord ur til Mij-Vatns og bioo Þar, og er hañ ur Söguñi.“ Ebd. C. 26, S. 233: „eñ aadur Glwmur reid heimañ, dreymdi hañ, ad margir Meñ væri komnir Þar til Þveaar ad hitta Frey, og Þooktist hañ seaa margt Maña aa Eyrunum vid Ana, en Freyr, sat aa Stooli: Hañ Þooktist spyria hvörier Þar væri komnir? Þeir segia: Þetta eru Frændur Þijnir Frammlidnir, og bidium vier Frey, ad Þu siert ei brott færdur af Þveraar-Landi, og tiaair ecki, og svarar Freyr stutt og Reidulega, og miñist nu aa Veg-Geof Þorkels ens Haafa: Hañ vaknadi vid Þetta, og lest Glwmur verr vera vid Frey alla Tijma.“ Hrafnk. S. 4: „hof mikit“ u. ſ. w. (ſ. eb. S. 179, Anm. 2). 23: „goðahús u. ſ. w.“ 24: „hofit.“

[2] S. Ragn. Loðbr. C. 8 (Fornald. S. 1, 254): „at Uppsölum voru blót svá mikil i Þann tima, at hvergi hafa verit meiri á Nordrlöndum.“ Fornm. S. 4, 154 (Myth. 38): Hauptblót zu Upſal. Yngl. S. C. 18 (Heimskr. 1, 21): „Þá efldo Svíar blót stór at Uppsölum.“ Ebd. C. 38 (1, 46): „Þar eru Uppsalir; Þar er allra Svía Þing; voro Þar Þá blót mikil u. ſ. w. Þeir efldu til sveina leiks u. ſ. w. ok er Þeir lekuz vidr u. ſ. w.“ Viga Glúms S. C. 19 (Marcuss. 218): „hann [Vijgfws] maatti ei heima vera fyri Helgi Stadarins, og var hañ ad Uppsolum laungum, og ætludu Meñ ad hañ munde i ödrum Fioordungum Landsins, og villdi hañ ei Utañ fara ad Þvi Maale, vard hañ Þa Alsekur, og hell[illegible] Glwmur hañ aa Laun; Eñ Þvi skylldu ei seker Meñ Þar vera, ad Freyr leyfdi ei, er Hof Þat aatti er Þar var, foor Þvi fram 6 Vetur.“ Yngl. S. C. 5 (Heimskr. 1, 10): „Odinn tók ser bústað við lauginn, Þar sem nú eru kallaðar fornar Sigtúnir, ok gerði Þar mikit hof ok blót, eptir siðvenju Ásana. Hann eignaðiz Þar lönd svá vítt, sem hann lét heita Sigtúnir: hann gaf bústaði hofgoðunum; Niörðr bió i Nóatúnum; enn Freyr at Uppsölum u. ſ. w. Þór á Þrúðvángi u. ſ. w. (vgl. C. 12, S. 15: „Freyr reisti at Uppsölum hof mikit u. ſ. w.) Fornm. S. V, 245 (Styrbiörn, Sagabibl. 2, 142; vgl. Geijer 232).

Saxo I, 12 f.: „Ea tempestate, cum Othinus quidam Europa tota falso divinitatis titulo censeretur, apud Upsalam tamen crebriorem diversandi usum habebat, eamque sive ob incolarum inertiam, sive locorum amœnitatem, singulari quadam habitationis consuetudine dignabatur.“ 7. 137 f.: „conciliandæ ei [Gurithæ] fœcunditatis gratia Upsalam petit u. ſ. w. oraculo paruit u. ſ. w. Othini, cujus oraculo editus videbatur [Haraldus Hyldetand] u. ſ. w.“

[1] Saxo 6, 104: „Starcatherus u. ſ. w. Sveonum fines ingreditur. Ubi cum filiis Frö [vgl. 8, 144: „Frö dei necessarii et fidissimi numinum arbitri“] u. ſ. w. ab his tandem ad Haconem Daniæ tyrannum se contulit: quod apud Upsalam sacrificiorum tempore constitutus, effœminatos corporum motus scenicosque mimorum plausus ac mollia nolarum crepitacula fastidiret.“

[2] Germ. C. 44: „Suionum hinc civitates, ipso in oceano, præter viros armaque classibus valent u. ſ. w. Est apud illos et opibus honos, eoque unus imperitat u. ſ. w. Nec arma, ut apud ceteros Germanos, in promiscuo, sed clausa sub custode et quidem servo: quia subitos hostium incursus prohibet oceanus u. ſ. w. regia utilitas u. ſ. w.“ Selbſt Frey hat ſein Schwert hingegeben, allerdings unter andern Umſtänden, Sæm. 65, 42. 82, 8 f. 84, 23. 25. Sn. 40 f. Vgl. noch Jernandes S. 65 f.

Völkern der Äſtier, denen er, wenn auch ihre Sprache der britanniſchen näher komme, doch ſueviſche Gebräuche beimißt, einen Dienſt der Göttermutter, zu deſſen Zeichen Eberbilder getragen werden, die ſtatt der Waffen und jedes andern Schutzes dem Verehrer der Göttin auch unter Feinden Sicherheit gewähren. Das erinnert nun lebhaft an den Helmeber, von dem Freyja im Hyndlaliede ſpricht, und wenn Tacitus weiter bemerkt, daß die Äſtier Korn und andere Früchte mit mehr Geduld, als ſonſt die hierin trägen Germanen, bauen, ſo iſt auch die natürliche Grundlage des Vanendienſtes gegeben. Er fügt noch hinzu, ſie durchſuchen auch das Meer und ſie allein von allen ſammeln den Bernſtein, den ſie (mit deutſchem Worte) Gleſum nennen, in den Untiefen und am Ufer ſelbſt [1]. Welchen Bezug auf Freyja auch dieſes eſtniſche Bernſteinſammeln geſtatte, mag einfach die nachfolgende Zuſammenſtellung ergeben. (Schon bei Plin. 37, 2: Guttones. Zeuß 135. Sprachg. 717. 720 ob., Lucä 87 f. 97.) Zur Zeit der Völkerwanderung ſind die Äſten, die den langgeſtreckten Strand des germaniſchen Meeres innehaben, dem großen oſtgothiſchen Reiche des Amalers Ermanarich einverleibt und ſie werden von Jornandes, der dieſe Nachricht gibt, ein durchaus friedlicher Menſchenſchlag genannt [2]; dieſer Verband ſcheint noch über hundert Jahre ſpäter (Ermanrich ſtarb 376, Theodorich 526) darin nachzuwirken, daß Theoderich, der Oſtgothenkönig in Italien, auch vom Amalerſtamme, von den fernen Ufern der Oſtſee durch eine Geſandtſchaft der Äſten mit einer Sendung herrlichen Bernſteins beſchenkt wird, eines Stoffes, deſſen zarte Durchſichtigkeit, wechſelndes und funkelndes Farbenſpiel der gelehrte Verfaſſer des Dankſchreibens redneriſch anrühmt[1]. Von einem reichen Schatze Ermanrichs gibt es zweierlei nördliche Überlieferungen: Saxo, der ihn nach ſeiner Gewohnheit den däniſchen Königen beizählt und ſelbſt über Schweden herrſchen läßt, weiß davon, daß derſelbe durch Beſiegung vieler Völker, worunter, außer den Slaven, auch Sembonen und Cureten, alſo äſtiſche in Samland und Kurland genannt werden, ſich mit großer Beute bereichert und zu Sicherung derſelben auf einem hohen Fels ein feſtes und prächtiges Gebäude mit Thoren nach den vier Himmelsgegenden errichtet und dahin ſeinen ganzen Schatz gebracht habe[2]; ſodann im angelſächſiſchen Liede verehrt die Dänenkönigin dem Helden Beowulf einen großen Halsreif, den koſtbarſten, ſeit Hâma (der deutſche Heime) forttrug zur glänzenden Burg den Bruſtſchmuck der Broſinge (Brosingamene), mit Kleinoden und Schatzgefäßen, vor Ermanrichs Nachſtellungen fliehend [1]. Die Form Brosînga gen. pl. weiſt auf einen Herren- oder Volksſtamm, nach welchem das Hauptkleinod in Ermanrichs Schatze benannt iſt, ähnlicher Weiſe wie altn. hodd (Gr. 3, 452), arfr Niflûnga (Sæm. 247, 28. 245, 11. 248, 29), mhd. „hort der Niblunge“ (Nib. 717, 3), „der Nibelunge hort“ (Reinh. 662. Heldenſ. 171. 282), „der Ymelunge hort“ = Amelunge h. (Man. 2, 169^{b}. 176^{b}, bei v. d. Hagen 2, 241^{a}. 251^{b}: „Nibelunge“, jedoch bloße Conjectur laut 3, 703^{a}, XI. 704^{b}, 15; vgl. Myth. 933. Zeitſchr. 6, 157), „daz Harlunge golt“ (Dietr. Fl. 7835, ebd. 7833: „von golde und von geſtein(e)“; vgl. Beow. 2416: „eorclanstánas“, Nib. 93), die zwei letzten Stellen auch auf Ermanrich bezüglich; Broſinge kommen zwar ſonſt nirgends vor, hingegen iſt darüber niemand zweifelhaft, daß „Brosinga mene“ und das altn. „men Brîsînga“, „Brîsînga men“, jener Bruſtſchmuck der Freyja (Sæm. 72, 15. 17. 21, woſelbſt „id mikla men Br.“ dem

---

[1] Germ. C. 45: „Ergo jam dextro suevici maris litore Æstiorum gentes alluuntur, quibus ritus habitusque Suevorum, lingua britannicæ propior. Matrem deum venerantur, insigne superstitionis formas aprorum gestant: id pro armis omniumque tutela securum deæ cultorem etiam inter hostes præstat. Rarus ferri, frequens fustium usus. Frumenta ceterosque fructus patientius quam pro solita Germanorum inertia laborant, sed et mare scrutantur, ac soli omnium succinum, quod ipsi glesum vocant, inter vada atque in litore legunt.“ Die Gründe für das Germanenthum der Äſtier zur Römerzeit Sprachg. 717 ff. 724 u.; über glêsum insbeſondre ebd. 718 f. Gr. 1 (3) 58*. (Glæsisvellir? Ein Ring Glæsir Fornald. S. 2, 390.)

[2] Jornandes S. 100: „Ermanaricus, nobilissimus Amalorum, in regno successit, qui multas et bellicosissimas arctoi gentes perdomuit suisque parere legibus fecit.“ S. 102 (Zeuß S. 667 f.): „Æstorum quoque similiter nationem, qui longissimam ripam oceani germanici insident, idem ipse prudentiæ virtute subegit omnibusque Scythiæ et Germaniæ nationibus ac si propriis laboribus imperavit.“ S. 70 (Zeuß S. 668): „post quos [Vidivarios] ripam oceani item Æsti tenent, pacatum hominum genus omnino.“ Aſchbach 22 f.

---

[1] Cassiod. var. 5, 2 (S. 262 f.): „Hæstis Theod. rex u. ſ. w. legatis vestris venientibus, grande vos studium notitiæ nostræ habuisse cognovimus, ut in oceani litoribus constituti, cum nostra mente jungamini u. ſ. w. indicamus succina, quæ a vobis per harum portitores directa sunt, grato animo fuisse suscepta, quæ ad vos oceani unda descendens, hanc levissimam substantiam, sicut et vestrorum relatio continebat, exportat; sed unde veniat, incognitum vos habere dixerunt, quam ante omnes homines patria vestra offerente suscipitis.“ Folgt Belehrung aus Tacitus, dabei: „fit enim sudatile metallum teneritudo perspicua, modo croceo colore rubens, modo flammæ claritate pinguescens u. ſ. w. requirite nos sæpius per vias, quas amor vester aperuit.“ (Zeuß S. 667. Maſcou 1, 243 f.)

[2] Saxo VIII, 155: „Jarmericum Suetia potiri contigit. Qui quum duarum gentium imperio fungeretur, auctæ dominationis fiducia Sclavos prælio tentat u. ſ. w. Inde profectus Sembonum, Curetum compluriumque orientis gentium cladem exercuit.“ 156: „Jarmericus itaque tot gentium manubiis locupletatus, ut tutum prædæ domicilium compararet, in editissima rupe mirifico opere ædem molitur. Aggerem collatis glebis extruit, fundamentum crebris conjicit saxis, ima vallo, tricliniis media summa propugnaculis cinxit. Secus undique juges excubias fixit. Quatuor portæ magnitudine præstantes a totidem plagis irrestrictos aditus dabant. In hujus domus magnificentiam omnem opum suarum apparatum congessit.“ 157: „Fulgentes auro cetræ circumpensique clypei supremum ædis ambitum adornabant.“ Plin. hist. nat. 37, XI, 1 (B. V, 400): „Pytheas Guttonibus Germaniæ genti accoli æstuarium Oceani, Mentonomon

---

nomine, spatio stadiorum sex millium: ab hoc diei navigatione insulam abesse Abalum: illuc vere fluctibus advehi (succinum), et esse concreti maris purgamentum: incolas pro ligno ad ignem uti eo, proximisque Teutonis vendere.“ Tac. Germ. 43: „Trans Lygios Gotones regnantur, paulo jam adductius, quam ceteræ Germanorum gentes, nondum tamen supra libertatem u. ſ. w.“ Über die Guttonen als Gothen ſ. Zeuß S. 134 ff. Sprachg. 721 f.)

[1] Beowulf 2391 ff.: „healsbeaga mæst þâra þe ic on foldan (ge)frägen häbbe; nænigne ic undor sweg(le) sêlran hyrde hordmâdmum hæleđa, syđđan Hâma ätwäg tô herebyrhtan (b)yrig Brôsinga mene; sigle and sincfät; searonidas fealh [l. fleáh] Eormenrîces; geceás êcne ræd.“ (Vgl. Leos Beow. 89. 101. Ettmüllers Beow. 1209 ff. 2187 ff. Ettmüllers Lexicon 636: „herebyrhtan (l. þære byrhtan).“ Heldenſ. 17. Bouterw. Gl. 69: „fleón, fugere; præt. sg. 1. fleáh;“ Ettmüllers Lex. 362; vgl. Hildebr. L. 6: „flôh her Ôtachres nîd.“ Ettmüllers Lex. 636: „sigel sol, lunula, monile;“ vgl. Andr. 96, 50. Bout. Gl. 251 u. Ettmüllers Lex. 218: „mene, -es, m. monile, lunula.“ Gr. III, 453 f. Hel. 52, 7 f.: „helag hals meni,“ u. Ettmüller Lex. 690: „searonîđ, -es, m. malitia dolosa.“ Bout. Gl. 222: „nîđ m.; pl. acc. nîþas.“ Weitere, deutſche Stellen über Ermenrichs Schatz Heldenſ. 188, 284. Rein. [B. 1, C. 28; vgl. C. 24, Z. 2139. C. 35, Z. 2934. P.]: „Gy werden dar finden ok de krone, de Emerik drog in ſynen dagen.“

„healsbeága mæst, Beow. 2391 entſpricht, vgl. Sæm. 72, 18: „á briosti breiða steina“, Sn. 37. 105 f. 119[1]) zuſammengehören, obgleich die Laute ſich nicht völlig vertragen wollen (Gr. 3, 453 f. Myth. 283). Der Anſpruch in dieſer Hinſicht iſt weniger ſtreng bei Wörtern, die einer fremden Sprache entliehen ſind, und damit wird es zuläßig, die ermittelte ſlawiſche Geſammtbenennung des Eſtenſtammes hier beizuziehen, welche Prus, Pruſi lautet, dann gleichen Schrittes mit Ros, dem alten Ruſſennamen, im Latein zu Prussi, mhd., nicht lautgenau, zu Priuzen, wie Ros zu Russi unde Riuzen, geworden iſt (Wackern. Leſeb. 743, S. Eliſab.: „Ungere unde Riuzen, Saſſen unde Priuzen“), mit räumlicher Beſchränkung auf das altpreußiſche Land (Zeuß S. 670 f. 674); in angelſächſiſcher und nordiſcher Dichtung gab es für den fremdartigen Namen kein ſicheres Lautgefühl, aber der ſtammbezeichnenden Ableitung mit -ing wurde Prus unterworfen, Pruſi wurden agſ. Broſingas, altn. Bryſingar, wie es auch einfacheren deutſchen Volksnamen ergangen iſt, ſo daß z. B. Chauci und Heruli der älteren Geſchichtſchreiber im agſ. Wanderersliede als Hócingas und Herelingas wiedergefunden werden (Sprachg. 674. 472)[2].

Ein Schmuck nun, der nach den Bewohnern der eſtniſch-preußiſchen Bernſteinküſte benannt iſt, muß doch wohl von dem Stoffe ſein, der allein jenen Volksſtamm, dem er eigenthümlich angehört, ſchon den Griechen, Römern und Gothen merkwürdig gemacht hat, alſo ein Bernſteinſchmuck. Zu Ermanrich und ſeinem Hort iſt die nähere Beziehung eines ſolchen Schmuckes bereits nachgewieſen, das Beowulfslied bezeichnet auch den großen Halsreif, der mit Ermanrichs Broſingamene verglichen wird, als edle Steine[3]. An Freya bietet ſich gleichfalls mehrfache Anknüpfung; neben dem Dienſte der Göttermutter bei den Äſtiern konnte doch auch in Schweden das glänzende Erzeugnis der Küſte gegenüber nicht unbekannt ſein; vor Allem aber kommen zu dem ſprechenden Namen des Freyjaſchmuckes ſehr bedeutſame mythiſche Anzeigen: als Braut verkleidet, wird Thôr mit dem großen Halsſchmuck der Briſinge gebunden, da läßt man ihm auf die Bruſt breite Steine fallen (Sæm. 72, 21: „â briosti breida steina“); um Briſingamen ſtreitet ſich Heimdall mit Loki, der das Kleinod geſtohlen, bei den Klippen Vagasker und Singaſtein [1] und beide haben ſich zu dieſem Kampf in Seehunde verwandelt; das Kleinod ſelbſt aber bezeichnet der Skalde, der hievon geſungen, als „glänzende Meerniere“ [2], auch wird Heimdall von daher Durchſucher jener Seeklippen genannt [3]. Durch den Halsſchmuck von Bernſtein wird aber Freyja noch nicht im eigentlichen Sinne zur Pflegerin dieſes Meerſteins und ſeiner Ausbeutung, ſie iſt eine ſchöne, geſchmückte Göttin, ihre Töchter heißen Hnoſs und Gerſemi, beides wörtlich Kleinode [4], und wenn ſie ſelbſt mit dem glanzvollen Geſteine geziert iſt, das in der Zeit und Gegend ihrer Verehrung ein beliebter und hochgehaltener Beſitz war, ſo gehört das zu ihrer ganzen leuchtenden Erſcheinung, es war damit gewiſs auch irgend eine Beſonderheit ihres Waltens im Lichte gemeint und die dahin einſchlagenden Mythen muſten im gleichen Bilde gehalten ſein [1].

---

[1] Sn. 121 a. Arn. 312: „Brisings, goða disi girði þiofr.“

[2] Sollte ein ähnliches Schwanken, wie in Brisingar, Priuzen, den Hort der Amelunge gar zu den Brisigavi und in den mons Brisiacus (Bürlenberg) gebracht haben? Sn. 121 a. Arn. 312: „Brisings disi.“ [Anders Bouterwek in Haupts Zeitſchr. 11, 90.]

[3] Beow. 2416: „eorc(l)anstánas.“ Vgl. Ettmüllers Lex. 26 f. Gr. II, 629 f. 164 f. Myth. 1167. (Sæm. 213, 18: „eða væri biartr steinn á band dreginn, iarknasteinn, yfir ođlingum;“ vgl. Sæm. 72, 21 [Hamarsheimt 19. K.]: „bundo þeir þór þá enu mikla meni Brisinga.“)

---

[1] Singö, Inſel an der Küſte unweit Upſala.

[2] Vgl. Myth. 405: die Koralle „marmennils smidi“ Biörn II, 65a.

[3] Sn. 104: „mensœkir Freyju.“ Sn. 105 (Arn. 264): „Heimdallr u. ſ. w. hann er ok tilsœkir Vâgaskers ok Singasteins (vgl. Germ. C. 45: „sed et mare scrutantur“): þâ deildi hann viđ Loka um Brisingamen. Ulfr Uggason kvađ i Hûsdrâpu lânga stund eptir þeirri frâsögu; er þess þar getiđ er þeir voru i sela likjum.“ 106 (Arn. 268): „Hvernig skal kenna Loka? Svâ at kalla u. ſ. w. þiofr u. ſ. w. Brisingamens u. ſ. w. þrætu dôlgr Heimdalar u. ſ. w. Svâ sem hêr segir Ulfr Uggason: u. ſ. w. at Singasteini u. ſ. w. hafnýra fögru u. ſ. w. Arn. 269: „prior potitur [Heimd.] splendido pelagi globulo.“ Oken I, 313: [Bernſtein] „ſtumpfeckige, rundliche Stücke und Körner u. ſ. w.“ Die gänzlich abweichende Erzählung von Freyjas Goldſchmuck in Sörla þâttr (Fornald. S. I. 391 ff., auch Sn. 355 ff.) kann hier unerörtert gelaſſen werden. Freyjas Goldweinen auch auf den Bernſtein zu beziehen, wie nach griechiſcher Fabel die Thränen der Heliaden oder des Apollon in ſolchen verwandelt wurden, iſt nicht zuläſſig, da das Thränengold ſich nirgends mit dem Briſingſchmucke berührt. Vgl. Fiſcharts Geſchichtsklitt. 223, unter den Kindergebräuchen: „weinet kein Gold, ließ Nacht vnd Tag werden.“ Sn. Arn. 636, 102: „Rinar röf“ („electrum Rheni“ Gold). Vgl. Kalevala 2, 94 f.

[4] Sn. 37 (Arn. 114; vgl. 2, 274): „dôttir þeirra heitir Hnoss; hon er svâ fögr, at af hennar nafni eru hnossir kallađar þat er fagr er ok gersimligt.“ (Hnoss f. cimelium; gersemi f. res pretiosissima.) Yngl. S. C. 13: „dœttr hennar hêtu Hnoss ok Gersimi; þær voru fagrar miok: af þeirra nafni eru svâ kallađir hinir dýrstu gripir.“ Vgl. Lex. myth. 78*****.

---

[1] Ich habe nicht auch die ſueviſche Terra mater, Germ. C. 40, in den Kreis der Vanengötter gezogen. Auf Grund der in den Handſchriften vorherrſchenden Lesart „Nerthum“ wird in dieſem Namen eine weibliche Niörd gefunden, wie neben Freyr eine Freyja ſteht; Freyr ſelbſt wird ſeinem Vater Niörd, die Gaſtfahrt der Prieſterin mit der Bildſäule Freys (Fornm. S. 2, 73 ff.) dem feſtlichen Umzuge der Nerthus gleichgeſetzt, auch die äſtiſche Mater deûm mit den Eberbildern auf einen weiblichen Freyr, d. h. auf Freyja bezogen, ſo daß mittelbar Terra mater und Mater deûm zuſammenfallen (Myth. 230 f. 193 f. 197 f. vgl. 199*). Nun geben aber die Handſchriften der Germania nicht über das 15te Jahrhundert hinauf und in vieren aus dieſem Jahrhundert (Rb und W auf Pergament, Rf und V Papier) begegnen die Lesarten: Nehertum, Ne hertum, herthum; man kann durch eine Stufenreihe von Varianten verfolgen, wie aus „in commune Herthum“ erſt, mit fehlerhaft wiederholtem -ne, „in commune Nehertum,“ dann aus dieſem das jetzt angenommene „Nerthum“ geworden iſt (ſ. die Lesarten bei Maßmann 118, der früher ſelbſt dieſen Hergang aufgewieſen hat, Anzeig. 3, 216). Dann iſt die altrömiſche Terra Mater, Tellus Mater, entſchieden die perſönlich gefaßte Erde, darum bei Gelübden zugleich mit den Unterirdiſchen angerufen und mit Händen berührt (Liv. 8, 6: „diis Manibus matrique Terræ“; 8, 9: „diis Manibus Tellurique“; 10, 28: „Telluri ac diis manibus“; Macrob. Saturnal. 3, 9: „Tellus Mater u. ſ. w. Cum Tellurem dicit, manibus terram tangit“; ebd. 1, 10: „terram Opem, cujus ope humanæ vitæ alimenta quæruntur. Huic deæ sedentes vota concipiunt, terramque de industria tangunt, demonstrantes, et ipsam matrem esse terram mortalibus appetendam“; vgl. ebd. 1, 12); ihr entſprechen alſo nicht die Vanengötter, die über Wind und Wetter gebieten, ſondern die altn. Iörd, deren Halsſchmuck der grüne Raſen iſt („Jardar men“, Myth. 609), die agſ. Eorde, die zur Weihe der aus dem Acker geſchnittenen Raſenſtücke angerufen wird (Myth. 1186: „Eordan ic bidde.“ Erce, Eordan módor“); ahd. ërda, aſ. ërtha, daneben ein ſinnverwandtes Maſc. ahd. hërd, mhd. hërt, agſ. heord, ſchweizeriſch Herd: Erdreich, Land, Boden, worüber Graff 4, 1026 f. Benecke 1, 671. Ettmüllers Lex. 461, vgl. 29. Schmeller 2, 236. Stalder 2, 38 f. Gr. 2, 62. 1, 666. 2, 227; vgl. 2, 62. 3, 352. 379. 432. Myth. 229. Sprachg. S. 55). Bei der Freysfahrt wird beſonders die während der Gegenwart des Gottes wunderbar freundlich gewordene Witterung als Gewähr eines guten Jahres angeſehen („var ok vedrátta blid, ok allir lutir svâ ârvænir, at engi madr mundi slikt“) und damit iſt eben an der Stelle, die ihn mit der Terra mater gleichſetzen ſoll, ſein Walten im Luftgebiete, ſeine

Nach dieſen Bemerkungen über das Weſen der Vanen und ihr Verhältnis zu den Aſen kann der beſondern Sage vom Austauſch der Geiſel nähergerückt werden, welche ſelbſt wieder den Übergang zu derjenigen vom Dichtertranke bildet.

3. Hönir und Mimir.

Wenn es überhaupt ſachgemäß erſcheint, jeden zur Erklärung vorliegenden Mythus vorzugsweiſe aus demjenigen Lebens- und Gedankenkreiſe zu deuten, dem er ausgeſprochen oder doch im Allgemeinen erkennbar angehört, ſo weiſt eine Fabel, die nach ausdrücklicher Verſicherung den Urſprung der Dichtkunſt darzulegen beſtimmt und von den Dichtern ſelbſt überall in dieſem Sinne genommen iſt, natürlich darauf, das Verſtändnis ihrer Sinnbilder in dem Gebiete zu ſuchen, in welchem es ſich um den erregten Geiſt, um Sprache, Versbau und Geſang handelt. Dieſer Kreis iſt entſchieden der odiniſche; die Vanen als Naturgötter ſind in Mitwirkung gezogen, aber doch nur um dem geiſtigen Zwecke zu dienen.

Odin, der höchſte unter den Aſen, iſt es, um den ſich das Ganze bewegt, er iſt ausgezogen, um Göttern und Menſchen den Hort der

---

Herrſchaft über Regen und Sonnenſchein kenntlich hervorgekehrt. Wenn endlich die „interpretatione romana“ (Germ. C. 43) gedeuteten germaniſchen Götter ſich niemals völlig mit den römiſchen ausgleichen, ſo kann doch der Römer Tacitus nicht auch bei dieſen ſo weit irre gegangen ſein, daß er die in Rom alteinheimiſche Terra Mater mit der erſt ſpäter aus Phrygien derthin eingeführten Mater deûm (Liv. 29, 10. 11. 14. 29, 37. 36, 36. Ovid. Fast. 4, 265 ff.) für eine und dieſelbe Gottheit angenommen hat; die ſueviſche Mutter Erde und die Göttermutter der Äſier müſſen ihm alſo ebenfalls zwei verſchiedene Göttinnen geweſen ſein. Die Übereinſtimmung der Gebräuche bei den Feſten der „Nerthus“ und denen der phrygiſchen Göttin (Myth. 233) beſtimmen ihn nicht, auch jene durch Mater deûm oder Magna mater zu erklären, er verweiſt nicht von der einen der germaniſchen Gottheiten auf die andre und gerade die nicht abzulehnenden Beziehungen der aſiſchen zum Freyjadienſte ſcheiden dieſe nur um ſo gewiſſer von der ſueviſchen ab. Prieſterliches Umführen und Reinigen der Götterbilder (das der Mater deûm war ein ſchwarzer Stein), gefriedete Feſtzeit und andre gottesdienſtliche Gebräuche können bei verſchiedenen Völkern gleichmäßig vorkommen, ohne daß daraus eine innere Verwandtſchaft des Götterweſens folgt

Dichtkunſt zu erwerben. Ihm verdankt auch jeder Einzelne die geiſtige, beſonders dichteriſche Begabung. Der ſagenhafte Held und Skalde Starkadr wird in ſeiner Jugend von Thôr mit feindlichen, von Odin mit günſtigen Geſchicken bedacht, dieſer verleiht ihm zum tapferen Geiſte die Liederkunſt, ſo daß er ebenſo fertig dichten als reden könne[1]. Nach dem Hyndlaliede gibt Odin den Männern Beredtheit und Verſtand, das Lied den Skalden (Sæm. 67, 3: „gefr hann brag skâldum"). Die Erwerbung und Mittheilung des Dichtertranks iſt der Gipfel alles deſſen, was Odin von Anbeginn für die geiſtige Erweckung des Menſchengeſchlechts gethan hat. Er war es ſchon, der am Schluſſe der Weltſchöpfung dem erſten Menſchenpaare den lebendigen Geiſt eingab, und bei dieſem ſchöpferiſchen Wirken erſcheint er zuerſt auch in Gemeinſchaft mit Hönir. Davon ſagt Völuſpâ (Sæm. 3, 17 f.):

> Drei kamen aus der Schaar, kräftige und liebreiche Âſen, zur Brandung; fanden am Lande, wenig vermögend, Aſk und Embla, ſchickſalloſe. Geiſt beſaßen ſie nicht, Laut hatten ſie nicht, Blut noch Gebärde, noch gute Farbe. Geiſt gab Odin, Laut gab Hönir, Blut gab Lodr und gute Farbe.

Die j. Edda bezeichnet Aſk und Embla, die von den drei Âſen am Seeſtrande gefunden wurden, ausdrücklich als Bäume oder Hölzer (Sn. 10: „trê tvö"); man hat ſich vorzuſtellen, daß ſie von der Brandung ans Land getrieben waren, das Lied läßt die Âſen zum Sauſe (at sûsi), dem ſauſenden Meere, gehen. Sind nun beide aus Bäumen belebt worden, ſo muß dieſer gleichartige Urſprung auch in den Namen anſchaulich werden und wie der des Mannes von der Eſche (askr) genommen iſt, auch die Frau nach einem Baume benannt ſein; ich vermuthe, daß aus almr (ahd. und agſ. elm, Gr. 3, 369. Ettm. 20) Ulmbaum, ein weibliches Elmja gebildet war (wie aus ascr, m. fraxinus, ein fem. eskja Sn. 220^b, 3. Sn. 220^b. Lex. isl. I. 186^b: „eskia, f." Gr. 1, 662. 2, 93. 3, 333. Gr. 1 (3), 469: æskja), was mit der Zeit einem beſſer zuſagenden Worte von andrer Bedeutung.

---

[1] Gautreks S. C. 7 (Fornald. S. 3, 33): „Odinn mælti: ek gef honum skâldskap, at hann skal eigi seinna yrkja enn mæla." Saxo 6, 103: „Othinus Starcatherum non solum animi fortitudine, sed etiam condendorum carminum peritia illustravit." Von Bragi dem Alten Sn. 175 (Arn. 1, 464 bis 66).

Embla (Var. Emla), die Geſchäftige, weichen muſte[1], freilich kein Gegenbild mehr zu Aſkr. Wichtiger iſt hier, die Namen der beiden Begleiter Odins zu ergründen und ihren Einklang mit dem Wirken der Namenträger darzuthun. Für Odin ſelbſt iſt die Ableitung des Eigennamens vom Zeitwort vada (præt. ôd, meare, vadere) und deſſen Verwandtſchaft mit ôdr m. (ingenium), dem raſtlos wandelnden Geiſte, ſicher geſtellt[2], und dem entſprechend fällt ihm die Beſeelung des Menſchen zu. Gleichwohl wird im Eddaliede das Wort ôdr für die Gabe des zweiten Aſen, Hönir, gebraucht: Odin gibt önd, was auch, um nicht daſſelbe zweimal ſchenken zu laſſen, für Athem, Lebenshauch, genommen werden kann[3], aber, vom Geiſt unterſchieden, den Geber Odin ſeiner Eigenſchaft als Erwecker alles Geiſteslebens entkleiden und in dieſer Hinſicht hier gegen Hönir zurückſtellen würde. Allein ôdr findet ſich noch in andrem Sinne, für Dichtkunſt, Gedicht[4], und trifft in dieſer Bedeutung zuſammen mit dem agſ. vôd m., Lied, Beredſamkeit, einem von den Dichtern für ihre Kunſt vielgebrauchten Worte, das aber in einigen Stellen „auch einen lauten Schall, clamor, ohne allen Bezug auf ein Lied bezeichnet“, woraus dann vermuthet wird, daß ôdr in Völuſpâ durch „Rede, Gabe der Rede“ zu überſetzen ſei[5]. Zum allgemeineren Sinne des Worts ſtimmt dann auch der Name Hönir. Er ſetzt ein Zeitwort voraus, das altn. hæna lauten würde und ahd., mhd., auch noch mundartlich im unedeln hônen (ululare) hüenen, heinen, heulen[1], nachweisbar iſt, aber auf ein muthmaßliches hanan, præt. huon, zurückführt, gleicher Wurzel mit canere und abgeleitet in ahd. hano m., huon n., pl. huonir, altn. hani m., hœna f., hœns n. pl., (gallus et gallina)[2]. Der Name des Gebers Hönir, gleich dem der Gabe ôðr, bezeichnet allgemeiner einen Schall, wie er den kräftigen Stimmen germaniſcher Urzeit zukam[3]. Dieſes Zurückgehn auf halbvergeſſene Stammwörter und Wortbedeutungen iſt auch für den dritten der menſchenbildenden Áſen nicht erlaſſen; Lodr, von dem Gebärde, Blut und Farbe kommt, alſo das Ausſehen, die Geſtalt, findet ſeinen Anhalt im goth. ludja f. (facies), ahd. antlutti n., der goth. Wurzel liudan (pullulare), ahd. liotan (crescere) entſprungen[4]. Es gereicht obigen Erklärungen zu nicht geringer Beſtärkung, daß ſie, nach Wort und Sache, gerade die für Erſchaffung eines menſchlichen Weſens nothwendigen Hauptſtücke ergeben: Seele, Sprache, Geſtalt[5]. Alles zuſammen iſt ſo genau und eigenthümlich für die Menſchenſchöpfung bemeſſen, daß Hönir und Lodr nicht auch bei dem früheren Schöpfungswerke, der Abgrenzung von Himmel, Meer und Erde[1], mit Odin zuſammengegangen ſein können, und ſeine dort helfenden Brüder, in der j. Edda Vili und Ve genannt[2], mit ihm eine Dreiheit von ganz andrer Bedeutung gebildet haben müſſen. Nirgends ſind Hönir und Lodr als Brüder Odins bezeichnet, und während dieſer ſkäldiſch Vilis Bruder genannt wird, heißt er nur Höds oder Lodrs Freund, Redegenoſſe, Befrager (Sn. 106. Arn. 268). Auf ſpätern Erdengängen iſt Odin von Hönir begleitet, und wenn etwa urſprünglich Lodr auch dann der dritte war, ſo mochte dieſes Gefolge die Erſcheinung des Gottes in Menſchengeſtalt und im Verkehr mit den Menſchen ausdrücken. Für Lodr iſt jedoch Loki eingetreten, und damit derjenige Dreiverein aufgelöſt, in welchem Odins beide Gefährten eine Ergänzung ſeines Waltens und Wirkens waren. Loki, die Schande aller Götter und Menſchen (Sn. 32), zwar unter die Äſen aufgenommen, aber ihr geborner Widerſacher (goda dölgr, Sn. 106), der ihr Reich verrätheriſch untergräbt, kann, ſeitdem daſſelbe ſich zum Ende neigt, bei keinem mythiſchen Vorgang und ſo auch nicht in der herkömmlichen Dreizahl des odiniſchen Erdenwandels fehlen[3], er hat aber weder dem Namen noch dem Weſen nach irgend etwas gemein mit Lodr[4], einem der drei kraft- und liebevollen Äſen, die, nicht zerſtörend, ſondern im freudigen Einklang ſchaffend, ihr letztes Geſchöpf mit den edelſten Gaben ausſtatten.

---

[1] Lex. isl. 1, 181: „Embla, f. prima mulier, pr. sollicita laboriosa.“ 1, 29: „ambl, n. labor assiduus, vagus.“ „ambla, indesinenter laborare.“ D. Myth. 537: „embla, emla bezeichnet ein geſchäftiges Weib, ahd. emila, von amr, ambr, aml, ambl (labor assiduus)“.

[2] Myth. 120. 1205, 4.

[3] Über altn. önd f., andi m., ahd. anado, anto m. Lex. isl. 2, 162: „önd, f. anima, vita ꝛc.“ 1, 31: „andi, m. spiritus, anhelitus, anima.“ Graff 5, 267 f. Grimm, Wörterb. 1, 193. Gr. 2, 228. Zeitſchr. f. d. Alt. 1, 22: „goth. anan spirare.“

[4] Sn. 175 f. (Arn. 1, 464 ff.): „Hann [skâldskapr] heitir bragr ok hrôdr, ôdr u. ſ. w.“ mit ſkaldiſchen Beiſpielen: „ôds skapmôda“ zur Bezeichnung eines Dichters; „ôdr vex skâlds (carmen poetæ crescit).“ Lex. isl. 2, 123: „ôdr, m. oda, poema.“ Daß das Wort in dieſem Sinne gleichen Laut hat mit ôdr, ingenium, zeigt der volle Binnenreim (adalhending) der erſten Liederſtelle: „ôds: môda.“

[5] J. Grimms maßgebende Ausführung Myth. 857 f.

---

[1] Graff 5, 753. Ziemann 164b. Schmeller 2, 202. Stalder 2, 60. Schmid 270. Vgl. Wackernagel, Leſeb. 1, 766, 23.

[2] Schmeller 2, 198. Gr. 1 (3), 468. 2, 42. 3, 328 f. 332. Sprachg. 400. Myth. 221: „Dieſer Hönir gehört zu den ſchwierigſten Erſcheinungen der nordiſchen Mythologie und er iſt bei uns ſpurlos verſchollen.“

[3] Der raſche, weite Schritt der lautſchallenden Stimme konnte gemeint ſein, wenn Hönir als der ſchnelle Ás und als Langfuß bezeichnet wurde („svá at kalla hann hinn skiota ás ok hinn lánga fót“); Bezeichnungen der Stimme, rödd, ſind svipr (vibratio, momentum), svipun (festinatio, impetus, it. momentum), gângr (incessus, gressus, strepitus). Sn. 207; vgl. 289, 12.

[4] Gr. 1 (3) 44: (goth.) „ludja facies.“ 65: „liuda pullulo Marc. 4, 27.“ 3, 401. Wörterb. 1, 500 f. Graff 2, 201. Sæm. 3, 18: „Loþur.“ Var. „Lavþur G.“ Munch 3, 18: „Lodurr“, in den Berichtigungen „Lóðurr.“ Der Anlaß dieſer Verlängerung iſt nicht bemerkt; ſie wäre dadurch nicht begründet, daß kurzes o wegen des folgenden u in ö umlauten müſte, denn das u iſt hier nicht organiſch, Gr. 2, 122. (Goth. ludja zu altn. Lodar, Lodr wie goth. gudja zu altn. godi, Myth. 78.) Fagrsk. 7: „vinar Lóðurs.“ Vgl. Nib. 394, 15: „mit guotem gelæze.“

[5] Sn. 10 (Arn. 52) theilt ſo ein: „gaf hinn fyrsti önd ok lif, annarr vit ok hrœring, þridi ásiónu, málit ok heyrn ok siôn“, eine verwirrende Umſchreibung der einfachen Liederworte, die auch keine Beziehung zu den Namen bietet. Vgl. Sn. 207 (Arn. 544): „læti heitir rödd“. dadurch mag für læti der Vsp. in die j. Edda málit gekommen ſein.

---

[1] Auch dieſe Dreiheit in Vsp. Str. 3 (Sæm. 1): „vara sandr nè sær nè svalar unnir, iörd fannsk æva, nè upphiminn“ (wie Str. 18: önd, ód, litu). Sæm. 33, 21: iörd, himinn, siór; 45, 40: „iörd, sær, himinn“, hier am meiſten in Einzelheiten ausgeführt.

[2] Sæm. 1, 4 nur: „Bors synir“; Sn. 7 (Arn. 46) die drei Himmel und Erde regierenden Söhne Bors von Beſtla: „Odinn, Vili, Ve“, denen ſodann Welt- und Menſchenſchöpfung zugeſchrieben wird, ohne daß Hönir und Lodr irgend genannt ſind; der Mythenſchreiber wuſte ſich die beiderlei Dreiheiten mit verſchiedenen Namen nicht zurecht zu legen. Sonſt erſcheinen Ve und Vili oder Vilji Sæm. 63, 21; Ve und Vilir Yngl. S. C. 3, 2, dann aber im Liede, C. 16: „Vilia brôdur“ (Odins); vgl. C. 16: „Vilia byrdi.“ Sn. 97 a (Arn. 238): „brôdur Vilis.“ Sn. 238: „farms Gunnladar arma“. Vgl. Sæm. 63, 26.

[3] Auch mit Thôr fährt er aus, Sæm. 73, 22. Sæm. 49.

[4] Lodr, nach ganz andrer Anſicht für das lodernde Feuer genommen (Finn Magnusen, ældre Edda 1, 59. Lex. myth. 539. Myth. 221), durch Logi mit Loki zu vermitteln, ſollte doch ſchon die anerkannte Stammverſchiedenheit dieſer beiden Namen (altn. loga, ardere, flammare, und lûka [Gr. 3te

Während Lodr gänzlich aus der Dreiheit wandernder Götter verſchwunden iſt, geht auch Hönir lediglich noch dem Namen nach mit [1]. Solche Sagen können, da ſie nichts zur Aufklärung ſeines Weſens beitragen, hier bei Seite gelaſſen werden. Nur im folgenden Fall iſt ihm überhaupt etwas zu thun gegeben. Zwei färöiſche Volkslieder, die ſich bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mündlich gefriſtet haben, ſchildern das wechſelnde Geſchick des Landmanns den feindlichen Naturgewalten gegenüber als ein gewagtes Brettſpiel des Bauers (bondi) mit einem Rieſen, der unter finſtrer, blitzender Regenwolke aus dem Boden aufſteigt. Im erſten Liede gewinnt der Bauer, der mit Sieghandſchuhen ſpielt, und der Rieſe muß Haupt und Hals damit löſen, daß er Jenem ein prächtiges Haus voll reicher Vorräthe jeder Art über Nacht hinſtellt; freudig erblickt der dicke Bauer am Morgen das herrliche Anweſen, das er fortan mit Weib und Kindern wohlhäbig bewohnt, und leicht erkennt man in allem dem den wuchernden Segen eines fruchtbaren Jahres. Das zweite Lied läßt den Bauer verlieren und nun ſoll er ſeinen Sohn hingeben, wenn er denſelben nicht vor dem Rieſen zu bergen vermag. In dieſer Noth werden nacheinander Ouvin (Odin), Höner und Loki herbeigerufen. Ouvin läßt in einer Nacht einen Acker heranwachſen, dann heißt er den Knaben mitten im Acker eine Ähre, mitten in der Ähre ein Gerſtenkorn ſein; als nun der Rieſe, das ſchneidende Schwert in der Hand, den Arm voll Getraides rafft, da ſchlüpft ihm das Gerſtenkorn von der Fauſt heraus und Ouvin bringt den Bauersleuten den Sohn zurück. Höner weiſt dieſen an, als ſieben Schwäne über den Sund fliegen und zwei ſich niederlaſſen, mitten

---

Ausg. 1, 470], claudere, finire) bedenklich machen. Wenn Loki und Logi einerlei ſind, wie können ſie denn Sn. 54 (vgl. 59 f.) einen Wettſtreit mit einander halten? Heimskr. 1, 88: „vinar Lóðurs" (Fagrsk. 7, 188).

[1] Odin, Hönir und Loki in Reiſegeſellſchaft. Sn. 80. 135. Vgl. Höſtlöng, Sn. 119: „tíva Þriggja". 120a: „Hœnis-vinr" (Loki). 120b: „vinar Hœnis". 121b: „hug-reynandi Hœnis". Arn. 315: exploratorem animi Hœneris", Loki. Fornald. S. 1, 152. Sag. Bibl. 1, 364 (Huldasaga). Daß Hönir mâli Odins, Redegenoſſe Odins, benannt wird (Sn. 106. Arn. 268), hat nicht eben auf ſeine beſondere Eigenſchaft Bezug, ſondern bezeichnet ihn nur als Begleiter Odins, vgl. Sn. 113a. 4.

im Nacken des einen eine Feder zu ſein; als aber der Rieſe den Schwan fängt und ihm den Hals abſchlägt, fliegt die Feder heraus. Loki, der letzte Helfer, rudert mit dem Knaben zum äußerſten Fiſchfang, angelt drei Flunder und befiehlt dem Schützling, mitten im Rogen des dritten ein Korn zu ſein; denſelben Fiſch erangelt nachher der Rieſe und zählt jedes Korn im Rogen, aber das rechte ſchlüpft ihm aus der Fauſt, und als er dem ſpurlos über den Sand hinfliehenden Knaben nachwatet, läßt Loki ihn ſich in einen zu dieſem Zweck erbauten Bootſchuppen verrennen und ſchlägt ihn todt. So iſt der Bauernſohn gerettet (Lyngbye, færöiske qvæder 480 ff.).

Die drei Verſtecke des Liedes beziehen ſich genau auf die drei Nahrungsquellen des nordiſchen Landbeſitzers, Ackerbau, Seevögeljagd und Fiſchfang, der Bauernſohn aber bedeutet den Gegenſtand der Pflege, die Frucht der dreierlei Betriebe, die durch ungeſtüme Witterung und harte Winter vielfach gefährdet und verkümmert iſt, aber durch höheres Walten doch ſtets in ihren innerſten Lebenskeimen geſichert und zu neuem Wachsthum erhalten bleibt. Es waren auch urſprünglich offenbar drei Söhne, von denen der Rieſe wenigſtens einen anzuſprechen hatte und die nacheinander, jeder in ſeinem Bereich, geborgen werden muſten; denn der Bauer läßt den herbeigewünſchten Nothhelfer jedesmal durch zwei Knaben berufen, während der dritte, an dem die Bergung iſt, daheim ſein Schickſal erwartet[1]. So gewiſs nun in den bäuerlichen Bildern dieſer Volkslieder, mit den Götternamen, auch die alte Weiſe der Mythengeſtaltung fortwirkt, wie denn die Abſingung derſelben als heidniſcher vormals bei Strafe verboten geweſen ſein ſoll (Lyngb. 480. Indled. 20), ſo verhält es ſich doch mit der Götterdreiheit hier nicht anders, als in den ſchon bemerkten altnordiſchen Wanderfabeln. Odin betritt in der Beziehung zum Saatkorn ein Gebiet, in dem ſonſt Thôr zu walten hat[1], und obgleich er auch anderwärts zur Wahrung des im tieferen Grunde bedrohten Naturlebens thätig iſt, ſo betrifft doch dieſes ſchöpferiſche Fortwirken den Weltgang im Ganzen und Großen. Will man bei Lokis Fiſcherei daran denken, daß er für den Erfinder des Netzes angeſehen war (Sn. 69. Arn. 182), oder daß er einmal das Netz der Rân gebraucht (Sæm. 180), und iſt ihm Erfindung oder Gebrauch dieſes Geräthes nicht etwa bloß, was doch glaublicher, als dem Meiſter aller Hinterliſt (bölvasmidr, Sn. 106. 32) zugewieſen, ſo berührt dagegen Hönir ſich in keinem irgend erſichtlichen Zuge mit der Jagd auf das Seegeflügel. Hier, wie anderwärts, wo die waltenden Äſen herbeigezogen ſind, war es natürlich, den Äſenkönig, ſo wird Odin im zweiten Liede genannt (Ouvin Eâsa kong), an die Spitze zu ſtellen; mit ſeinem Namen waren auch die zwei andern herkömmlich gegeben; das ſchlau Angelegte, die Falle, die dem Rieſen geſtellt wurde, kam wie überall, auf Lokis Theil[2].

---

[1] Zu Anfang des Liedes iſt nicht, wie im vorhergehenden, angegeben, um was geſpielt wird. Der Rieſe verlangt Str. 2 auf einmal den Sohn des Bauern, das Verſtecken aber geſchieht nicht mit unmittelbarem Übergang von einer Verwandlung in die andre, ſondern mit jedesmaliger Heimkehr des Geretteten, in drei ſo getrennten Handlungen, daß der Rieſe, wenn ihm auch nur Einer verfallen war, doch ſichtlich die Probe des Verſteckens an Dreien verlangen konnte. Str. 4. 22. 39: „Bondin haitur aa Svajnar tvaa“ u. ſ. w. [zu sweinn Gr. 3, 320]; Simrock Handb. der deutſchen Mythol. S. 128 ff. überſetzt geradezu: „Söhnen.“

Hönir[3] iſt nur einmal noch, beim Friedensſchluſſe der Götter mit den Vanen, zu einer zwar nicht glänzenden, aber vom nachwirkenden Verſtändnis der mythiſchen Bedeutung, die ihm beim Schöpfungswerke zukam, zeugenden Theilnahme berufen. Der Krieg zwiſchen Äſen und Vanen wird ſo kurz abgefertigt, daß man wohl erkennt, wie es weniger auf den Kampf, als auf die Ergebniſſe des Friedenswerks abgeſehen war. Den verſchiedenen Weſenclaſſen, von denen zwei ſich hier begegnen, ſchreibt Alviſsmâl auch je beſondre Redeweiſe zu. Jede derſelben hat für eine Reihe der bekannteſten Gegenſtände und Erſcheinungen ihren eigenen Ausdruck; die Menſchen den gewöhnlichen, die andern einen alterthümlichern uneigentlichen, umſchreibenden, bildlichen [1]; es iſt ſchon bemerkt worden, daß in den Ausdrücken der Vanen, ihrer Natur gemäß, meiſt ein regſames Wehen und Weben ſich kund gibt, bei den übrigen Ordnungen iſt ein ſolcher Einklang nur in wenigen Spuren angezeigt und die ganze Aufzählung läßt keinen andern Zweck durchblicken, als daß neben dem gemeinüblichen Worte jedesmal eine Folge dichteriſcher zur Auswahl gegeben werde, wie es, ohne mythiſche Einkleidung, auch in den Gedenkreimen der Skâlda (Sn. 208 ff.) geſchieht, in welchen die „heiti“ des Alviſsmâl ſich reichlich wiederfinden. Aber auch zu bloß ſkâldiſchem Zwecke konnte die mythiſche Form des Eddaliedes nicht wohl gebraucht werden, wenn nicht ſchon die Annahme feſtſtand, daß verſchiedenartige Weſen zugleich in der Sprache ſich unterſcheiden. Jeder Weſenclaſſe werden ebenſo ihre beſondern Rûnen zugeſchrieben (Sæm. 28, 5 f. 196, 19) und nach Ynglingaſaga C. 6 ſprach Odin in Reimklängen, auch hießen ſeine Genoſſen Liederſchmiede, die Rede der Âſen war eine gehobene. Im Bilde kriegführender und friedenſchließender Völkerſchaften hat man ſich hiernach Âſen und Vanen (Sn. 83: „þat folk, er Vanir heita“; vgl. Myth. S. 420) auch als zweierlei Sprachen redende Völker zu denken, und wird nun als Geiſel der erſtern Derjenige entſandt, der einſt dem Menſchengeſchlechte die Sprache gab und in Odins Verkehr mit den Erſchaffenen ſtets deſſen Begleiter iſt, ſo liegt ihm auch jetzt ob, das ſprachliche Verſtändnis der ſich einigenden Stämme zu vermitteln. Wie jedoch Hönir in ſeinem früheren Auftreten ſtets an der Hand Odins ging, da ohne den durchdringenden Geiſt alle Rede hohl iſt, ſo wird ihm auch zu dem neuen

---

[1] Thôrs Abenteuer mit dem Bauernſohne Thialfi („Þialfi son bûanda"), dem perſonificierten Anbaufleiße, und dem rieſenhaften Skrŷmir, Sn. 49 ff., (Arn. 142 ff.), Myth. v. Thôr 27. 52 ff. 61 ff. Im erſten färöiſchen Liede heißt der Rieſe Skrujmsli, was dem isländ. skrimsl m. (monstrum, Lex. isl. 2, 281^a, vgl. ebd. 283^b, skrýmnir) entſpricht (Raſk, Vejledn. 264); die Verwandtſchaft mit Skrŷmir liegt nahe (vgl. Myth. 508), auch ſoll ſtatt Skrujmsli in früherer Zeit Skrymner genannt worden ſein. Ein Rieſe Skrimnir noch in der romanhaften Sörla-Saga (Fornald. S. 3, 412).

[2] Das Rennen des Rieſen an die Eiſenſtange des Schuppenfenſters vergleicht ſich dem Fluge des Jötuns Thiaſſi in das von den Äſen angezündete Feuer (Sn. 82. Arn. 222), wobei auch ſchon Loki, wie er ſich einmal rühmt, der Erſte und Hitzigſte zur Tödtung war (Sæm. 66, 50); anderswo mißt Thôr ſich bei, den Jötun erſchlagen zu haben. So ſpielt wieder, wie mit Thialfi und Skrŷmir, ein Zug aus altem Thôrsmythus herein. [Ähnliche Verwandlungen Verfolgter in Woycickis Poln. Volksſ. 132 f. 113 f. 153. Eyrbyggia S. C. 20 (Katla?).]

[3] Vgl. noch Sæm. 10, 63. Müllenhoff, Runen 37; oben S. 148 f.

---

[1] Auch das einfache Wort iſt hier doch ein ſeltneres; für iörd Erde ſagen die Âſen fold; letzteres bedeutet näher die bewachſene Erde (Biörn 2, 231. Gr. 3, 379) und findet ſich beſonders in feierlichen Anrufungen gebraucht (Sæm. 194, 4: „heil siâ in fiölnyta fold!“ Agſ. Segen, Myth. 1187: „hâl ves þû folde fira môdor!“), alſo in der Âſenſprache immerhin der gehobene Ausdruck. Über die Sprache der Götter und Alviſsmâl insbeſondre Myth. 307 ff.

Beruf der weiſe Mimir als beſtändiger Berather mitgegeben. Weil Hönir, wie es einem Åſen geziemt, ein anſehnlicher Mann iſt, erheben ihn die Vanen zu ihrem Häuptling; wenn aber bei öffentlichen Verhandlungen Mimir ihm nicht zur Seite ſteht, hat er in allen ſchwierigern Sachen immer nur den wiederkehrenden Beſcheid: „Rathen Andre!“ Dieſe Unentſchloſſenheit und Unſelbſtändigkeit erklärt es, warum er einmal der furchtſamſte der Åſen heißt (Fornald. S. 1, 373: „Hœnir, er hræddastr var Åsa“) und warum Skálda ihn Lettenkönig (Sn. 106, vgl. Arn. 1, 268 und 2, 525: [Lex. poet. 30ª] „aurkonûng“) nennt; von Mimis Rathe verlaſſen, iſt er ein Ölgötze[1]. Odin, das Haupt der Åſen, konnte begreiflich nicht in die Geiſelſchaft mitgehen, ſein Vertreter Mimir iſt nunmehr näher zu beleuchten.

In Völuſpá ſagt die Seherin zu Odin, ſie wiſſe wohl, wo er ſein eines Auge verborgen, in jenem berühmten Mimisbrunnen; jeden Morgen trinke Mimir Meth von Walvaters Pfande (Sæm. 4, 22)[2]; weiterhin ſieht ſie von dieſem Pfande Walvaters einen Strom mit ſchäumendem Sturze ſich ergießen; das Pfand aber erklärt die j. Edda damit, daß Odin dorthin gekommen und aus Mimis Brunnen, in welchem Weisheit und Verſtand verborgen ſei, einen Trunk verlangt, dieſen aber nicht eher erhalten habe, als bis er ſein eines Auge zu Pfande geſetzt (Sn. 17). Noch einmal kommt Völuſpá auf Mimir zu ſprechen; als Heimdall beim hereinbrechenden Weltuntergange ſein Horn bläſt, da redet Odin mit Mimis Haupte (Sæm. 8, 47)[3]. Auch ein Eddalied aus der Heldenſage läßt Mimis Haupt zu Odin ſprechen und zwar von Runenkunde (Sæm. 195, 15). In Betreff dieſes abgelöſten Hauptes tritt eben Ynglingaſaga ergänzend ein: durch Hönis Ratbloſigkeit werden die Vanen argwöhniſch, im Geiſeltauſche betrogen zu ſein, ſchlagen dem Mimir das Haupt ab und ſenden es den Äſen, Odin aber ſalbt und beſpricht daſſelbe, ſo daß es mit ihm reden kann und ihm viele verborgene Dinge ſagt.

---

[1] Norg. g. lov. 1, 383: „leirblot gort i mannzliki, af leiri eda af degi.“ 7) „ødr hamfrær“ (vorher: „sta eda stalla“). Vgl. Sn. 109 den Lehmrieſen („mann af leiri“, leiriiötuninn), freilich mit andrer mythiſcher Beziehung, Myth. v. Thôr 44 f. Gr. 1 (3) 474: „aur argilla“. 3, 380: „leir (argilla)“. Geneſis (Hoffmanns Fundgr. Thl. 2) 13, 31: „uz deme leime einen man“. 15, 30: „ſinen geiſt er in in blies.“ Lex. poet. 165 a: „fœra sik hiarta or leiri luteum cor pectori induere, Korm. 21, 1.“ Was iſt „Aurskiolldungur“? Heimskr. ed. Peringsk. 2, 210 (S. Magnusar kongs Berfætta C. 9).

[2] Sæm. 5, 31 (Munch 4, 31): „á sèr hon ausask aurgum fossi af vedi Valfödrs.“ Hiezu vgl. Sæm. 3, 19 (Munch 3, 19): „hâr badmr ausinn hvíta auri.“ Lex. poet. 36 unter aurigr, aurr, ausa. Sn. 20.

[3] Die Angabe in Sn. 17, wonach Mimir darum weisheitsvoll iſt, weil er mit dem Giallarhorne aus dem Brunnen trinkt, iſt in den Worten des Liedes

Nach der jüngeren Edda (Sn. 17) ſoll der Mimisbrunnen unter derjenigen Wurzel der Welteſche liegen, die ſich zu den Reifthurſen wendet; in Skálda zählt Mimir unter den Jötunnamen [1], und auch als Inhaber eines Quells, eines ſtürzenden Waſſerſtroms, iſt er den Naturmächten zugewandt [2]. Von der Weisheit jötuniſcher Weſen iſt ſchon gehandelt worden; ſie beſteht vornehmlich im Wiſſen altvergangener Dinge, daraus dann Rath für die Gegenwart und Aufſchluß über die Zukunft gewonnen werden ſoll. Wenn nun Odin ein Auge um Weisheit in Mimis Brunnen verpfändet hat, ſo weiſt dies eben auf die Verſenkung ſeines Gedankens in die Kunden der Urzeit. Mit dem einen Aug' an der Stirne, dem andern im Quellengrund iſt Vorſchauen und Rückſchauen

---

nicht begründet; ein Misverſtändnis kann dadurch veranlaßt ſein, daß in den beiden Liedesſtellen Sæm. 5, 31 und 8, 47 je nach Heimdals Horne von Mimir geſprochen wird; das Horn war unter dem heiligen Baume verborgen, unter dem auch der Brunnen floß.

[1] Sn. 209b. Zielt dieß etwa auf Sæm. 8, 47: „Leika Mimis synir", wo damit Söhne des Rieſen überhaupt, die nach dem Weitern losbrechenden Jötune, ſkaldiſch gemeint ſein können?

[2] Zum Beweiſe, daß Mimir auch das Meer bezeichne, führt Lex. myth. 239a an: „in versu antiqvo: strauma-mót oc Mimis [mót n. concursus]", doch ohne Nachweiſung der Stelle; die ebendaſelbſt aus Thórsdrapa angezogenen „Mimis eckiur" ſind im Liede ſelbſt (Sn. 117, 9): „brekkmimis eckiur (Arnam. 297: „feminæ giganteæ")", hreggmimir aber iſt, wie auch vetmimir, eine Bezeichnung des Himmels, Sn. 177 (Arn. 470). 222 (Arn. 592 f.), vgl. Myth. 663. Andre Zuſammenſetzungen ſind: Hodd-mimir (Sæm. 37, 45); Hring-mimir, Vidr-mimir (Lex. myth. 239a); Söckmimir, den Sæm. 47, 50 þann inn aldna iotun (vgl. Sæm. 189, 29) nennt, mit Andeutung eines auf ihn bezüglichen Odinsmythus. Unter den sverdaheiti Sn. 214b: holdmimir, Mimûngr (Fornald. S. 3, 475); Schwertklinge als iötunn ebd. 223, 2, wie die Streitaxt als trollkona oder gýgr ebd. 160. 215b.

des allumfaſſenden göttlichen Geiſtes dargeſtellt [1]. Ähnlicher Bedeutung iſt es, daß Odin jeden Tag zwei Raben, Huginn und Muninn, über die Welt ausfliegen läßt, die ihm dann, auf ſeinen Achſeln ſitzend, Alles, was ſie geſehen und gehört, ins Ohr ſagen (Sæm. 42, 20. 88, 3. Sn. 42; vgl. 322); die Namen dieſer Raben drücken Denkkraft und Erinnerung aus [2]. Für Mimir ſelbſt ergibt ſich Beziehung zu „agſ. mimor, meomor, gemimor (memoriter notus), mimerian (memoria tenere),“ analog dem lat. memor und gr. *μιμέομαι* [3]. Wie Hönis Rathloſigkeit, ſo ſcheint auch Mimis Erfahrenheit ſprichwörtlich geworden zu ſein;

---

[1] Anders Myth. 665. 1224 zu 704.

[2] Myth. 637. Vgl. Lex. myth. 183b. 246a. Biörn 1, 406: „huga, cogitare“. 2, 58: „man (mundi, at muna) recordari.“ S. oben S. 165 f., beſonders Sæm. 35. 34: „Segdu þat“ u. ſ. w.; „hvat þû fyrst um mant, eda fremst um veizt; þû ert alsvidr iötunn.“ Vgl. Sn. 206.

[3] Gr. 1 (3), 464: „Mimi, Mimir n. pr., vielleicht Mîmi? vgl. agſ. meomor (S. 348) und lat. memor, memini, Reduplicationsformen.“ 348: (agſ.) „meomor memor.“ Myth. 353, wo das kurze i neben î durch Anſetzung eines meima, máim, mimum erklärt wird. Sprachg. 865, 2. 904: „man *οἶμαι νομίζω λογίζομαι* verlangt ein altes mina cogito und ſagt alſo aus: ich habe mich bedacht, erinnert; es muß früher miman gelautet haben, und entſpricht den Buchſtaben, wie dem Begriffe nach völlig dem gr. *μέμονα*, lat. memini, litth. menu und atmenu, primenu; im abgeleiteten ufarmunnôn und im ahd. minnôn ſehen wir unorganiſches nn, wie in kunnan und brinnan entfaltet, gerade wie aus litth. menu minnéjau und minnimas.“ Vgl. noch Zeitſchr. f. d. Alt. 2, 253. In mimameidr, Sæm. 109, 21, könnte auch der gen. plur. von mimir ſtecken: Baum der Brunnholde? Vgl. Myth. 52 und oben Anm. 2. Vgl. Myth. 404 f. „diu wiſe merminne,“ „marmennill“; über man ſelbſt, homo, Wackernagels Wörterb. CCCLXXII: „zu manen minne: denkendes Weſen.“ Gr. 1 (3), 335. Ettmüllers Lex. anglos. 227. Bosworth 115a. 165b. Außer der wichtigen Beziehung zu dem agſ. meomor u. ſ. w. ſprechen noch andre Umſtände dafür, daß kurzes i nicht bloß neben dem langen, ſondern überall ſtatt desſelben zu ſetzen ſei. Durch die Kürze erklärt ſich die wechſelnde Schreibung des Gen. Mimis mit Mims, nach Art der mhd. Verſtummung des i und e auf eine kurze Silbe (Gr. 1, 2te Ausg. 373, vgl. 668). Sodann hat die Handſchrift des deutſchen Dietleib nicht Meime und Meiming, wie ſie bei mhd. i müſte, ſondern Myme (gleich Pytrolff, Lymme u. ſ. w.) und Mimming (139. 171. 178), ſetzt alſo älteres Mime und Mimine voraus. Meynung, Heldenſ. 320, kommt kaum in Betracht. Endlich die heutige Ausſprache des ahd. Mimilinga, Flüßchen Mimel, wovon nachher beſonder. Altnordiſch wäre entſcheidend, wenn der Name irgendwo als hending aufgefunden würde.

im Grôaliede wünſcht die aus dem Grab erweckte Mutter dem Sohne, daß ihm, beim Wortwechſel mit einem zungenfertigen Gegner, der Rede und des Verſtandes voller Theil an Mimis Herzen gegeben ſei[1]. Obſchon den Rieſennamen beigeſchrieben, iſt Mimir nicht bloß nach einem geiſtigen Vermögen benannt, ſondern auch um ſeiner Weisheit willen in das engſte Vertrauen Odins erhoben, welcher hievon dichteriſch Mimis Freund heißt[2]. Für dieſe geheimnisvolle Weisheit nun, die doch zugleich am Elemente haftet, ergibt ſich eine volksmäßige Grundlage in den Nachrichten über altherkömmliche Verehrung und Befragung ſtrömender Waſſer [1], beſonders an ihrem Urſprung. Von den Germanen unter Arioviſt wird gemeldet, daß ſie durch die Weiſſagungen heiliger Frauen ſich lähmen ließen, die, in die Wirbel der Ströme ſchauend und aus dem Umſchwung und Geräuſch der Fluten zeichendeutend, erklärten, es dürfe nicht vor dem Scheine des Neumonds geſchlagen werden [2]. Auch die Alamannen, bei ihrem erſten Erſcheinen, widmen den Strömungen der Flüſſe Verehrung und Opfer [3]. Hieran reihen ſich zahlreiche Zeugniſſe über den Quellendienſt der deutſchen Völker, und die dawider erlaſſenen kirchlichen Verbote und Abmahnungen beweiſen, daß an Quellen und Flüſſen Gebete, Gelübde, Opfergaben dargebracht, bei nächtlicher Wache Fackeln und Lichter angezündet wurden [4]. Noch im 15ten Jahrhundert berichtet Dr Hartlieb von den Gebräuchen der Hydromantie:

---

[1] Sæm. 98, 14 (vgl. Munch 170b): „Þann [galdr] gel ek þer inn níunda ef þú vid inn naddgöfga ordum skiptir iötun, máls ok mannvits sê þér á Mimis hiarta gnóga of gefit.“ Mimis hiarta lieſt zwar nur eine Handſchrift, Raſks Eddubrot, die andern ſetzen: minnis hiarta, was erläutert, aber nicht gut gefügt und weniger bedeutſam erſcheint. (Vom Herzen Mimis kommt geiſtige Begabung, weil dem Alterthum das Herz auch ein Sitz des Verſtandes iſt. Sn. 205 f. Arn. 540: „Hiarta skal kenna vid briost eda hug; kalla má ok hûs eda iord eda berg hugarins;“ Sæm. 22, 96. Fornald. S. 1, 101 oben: „hiarta ok hugr“; Sæm. 78, 26 hiarta, ſcheint es, auch für Muth. Benecke, mittelh. Wörterb. 1, 671 f.) Die Stelle gemahnt an eine des Hyndlalieds, Sæm. 119, 42 (vgl. oben S. 161): „Ber þû minnisöl minum gesti, svá hann öll muni ord at tina þessa rædu.“ Abermals begegnen ſich minni n., memoria, und Mimir (ſ. S. 197 f.), der Begriff und deſſen perſönliche Geſtaltung. Grôas Sohn ſoll wie Hyndlas Günſtling (dem ſie auch Sæm. 113, 3: „mælsku ok mannvit“ erfleht, vgl. 194, 4: „mál ok mannvit“), zum Wortkampfe mit einem redemächtigen Gegner ausgerüſtet werden: „vid inn naddgöfga iötun“; iötunn iſt feindliche Bezeichnung eines Mannes und naddgöfugr iſt zungenfertig (vipera = ense = lingua excellens), denn die Zunge heißt dichteriſch Schwert (Sn. 204: „Tûnga er opt köllut sverd máls eda munns“), das Schwert aber hier, als Stichwaffe, Natter (vgl. Heimskr. 1, 149. 228), wie ihm auch andre Schlangennamen zukommen (Sn. 213a, 4: fafnir, gôinn, gestmôinn, nidhöggr; vgl. Sæm. 44, 34 f. Sn. 160).

[2] Sn. 97 und 100 aus Skáldenliedern: „Mims vinr.“ Man findet die Gen. Mims (Nom. Mimr), Mimis (Nom. Mimir), Mima (Sæm. 109, 25. Nom. Mimi, Myth. 353 oben). Vgl. oben S. 198. [Egilsſons Lex. poet. S. 570. K.] Nach Vorſchrift der Skálda kann der Mann wohl nach Aſen und Alfen benannt werden, nach Jötunen nur zu Spott und Schmähung, Sn. 127. (Arn. 334): „Mann er ok rêtt at kenna til allra Ása heita; kennt er ok vid iötna heiti, ok er þat flest hád eda lastmæli; vel þykkir kennt til álfa“ (vgl. Fornald. S. 3, 36 f.). Darum heißen Könige und Helden geirniördr (Sæm. 266, 8. Myth. 198), sverdálfr (Heimskr. I, 244; vgl. geirniflûngr, Sæm. 247, 27), und wenn dann auch König Hunding geirmímir bezeichnet wird (Sæm. 151, 14: „ætt geirmímis = Hundings sonu“), ſo muß hier entweder Hunding feindſelig, oder mímir nicht als Jötunname angeſehen ſein.

„Wann der maiſter in diſer kunſt will erfragen diebſtal, ſchätz-graben, oder ſunſt was er dann haimliches wißen will, ſo gat er ain ſuntag vor der ſunnen uſſgang zu drein fließenden prunnen und ſchöpft us yeglichem ain wenig in ain lauter puliertz glas und tregt es haim in ainen ſchönen gemach, da prennt er dan kerzen vor und legt dem waſſer ere an ſam gott ſelber." (Myth. 1ſte Ausg. Anh. LX.)

---

[1] Lex. poet. 193b: fors. Fornald. S. 2, 241.

[2] Plutarchs Cäſar C. 19: „ἔτι δὲ μᾶλλον αὐτοὺς (Γερμανοὺς) ἤμβλυνε τὰ μαντεύματα τῶν ἱερῶν [Dacer. ἰδίων reponit] γυναικῶν, αἳ ποταμῶν δίναις προσβλέπουσαι, καὶ ῥευμάτων ἑλιγμοῖς καὶ ψόφοις τεκμαιρόμεναι προεθέσπιζον, οὐκ ἐῶσαι μάχην τίθεσθαι, πρὶν ἐπιλάμψαι νέαν σελήνην.“ Cäſar bell. gall. 1, 50 ſagt nur: „Cum ex captivis quæreret Cæsar, quamobrem Ariovistus prœlio non decertaret, hanc reperiebat causam, quod apud Germanos ea consuetudo esset, ut matres familias sortibus et vaticinationibus declararent, utrum prœlium committi ex usu esset nec ne; eas ita dicere, non esse fas Germanos superare, si ante novam lunam prœlio contendissent.“

[3] Agath. ed. bonn. 28, 4 f.: „δένδρα τε γάρ τινα ἱλάσκονται καὶ ῥεῖθρα ποταμῶν καὶ λόφους καὶ φάραγγας, καὶ τούτοις ὥσπερ ὅσια δρῶντες, ἵππους τε καὶ βόας καὶ ἄλλα ἄττα μυρία καρατομοῦντες ἐπιθειάζουσι.“ Myth. 89. 41.

[4] Hieher überhaupt Myth. 89 f. 549 f. Anh. XXX bis XXXVII. Bezeichnend ſind die Ausdrücke: fonticolæ, de oblationibus ad fontes,“ agſ. vylveordung. Vgl. auch W. Müllers Geſch. der altd. Rel. 59 bis 62. 371 bis 373. Von einem Waſſerfall auf Îsland, dem Opferſpenden gebracht wurden, Landn. 341 (Thôr 183). Norg. g. love 2, 308: „trva a landvættir at se j lvndum æda havgum æda forsom.“ Bouterw. Cädm. 3, LXXXIX; væccan at vylle.“ Lex. poet. 193b, „vera und forsum.“ Jômsvikingadrâpa Biarna biskups 4 (Fornm. S. 11, 164; vgl. 12, 242. Lex. poet. a. a. O.): „Varkat ek firri und forsum, fôr ek aldrei at goldrum.“

Der perſönliche Brunnengeiſt fehlt auch nicht, er findet ſich ſehr merkenswerth im ſagenhaften Leben Herwards des Sachſen, eines von Wilhelm dem Eroberer geächteten Helden; als der normanniſche König die von den Sachſen vertheidigte Inſel Ely mit Hülfe einer Zauberin einnehmen will, kommt Herward, der auf Kundſchaft ausgezogen, zu dieſer Alten und erlauſcht, wie ſie mitten in der ſtillen Nacht mit ihrer Wirthin zu den Waſſerquellen hinausgeht, die in der Nähe des Gartens gegen Oſten abfließen, wo ſodann die beiden Weiber mit irgend einem Hüter der Quellen Frage und Antwort wechſeln [1]. Wieder anders in Hälfsſaga wollen zwei Kriegsleute des norwegiſchen Königs Hiörleif nachts Waſſer an einem Bache holen, der vom Berge fällt, und ſehen dort einen Brunnenunhold, den der herbeigerufene König mit einem Speerwurf vom Brunnen in den Berg treibt und, als derſelbe vom Berge her ein unheilkündendes Lied ſingt, ihm den heißgeglühten Spieß ins Auge ſchießt [2]. Der mythiſche Name Mimir haftet noch in Smaaland an einem See von unergründlicher Tiefe und dem daraus ſich ergieſzenden Fluſſe (Mimes sjö, Mimes å), woſelbſt ein gefährlicher Neck ſein Weſen treibt [1].

---

[1] De gestis Herwardi Saxonis C. 24, bei Fr. Michel, Chron. Anglo-Norm. 2 (Rouen 1836), aus einer Handſchrift des 12ten Jahrhunderts, S. 69: „Egressus autem [Herwardus] habitum mutavit, tonso crine et barba, lubricaque veste indutus, et obvio [S. 70] facto figulo, ollas ipsius accepit et figulum se finxit, ad regis curiam apud Brandune tendens. Quo perveniens nocte eadem, forte illo ad domum cujusdam viduæ pernoctatus, ubi illa venefica mulier, de qua superius mentionem fecimus, hospitata est, quæ ad internecionem illorum, qui in insula sunt, fuit adducta. Illuc vero nocte eadem Herwardus etiam illas colloquentes sibi invicem romana lingua audivit, quomodo ad debellandam insulam artem vacare deberent, rusticum illum estimantes, et inscium locutionis. Porro in medio noctis silentio illas ad fontes aquarum in orientem affluentes juxta ortum domus etam [ſo die Handſchrift] egressas Herwardus percepit. Quas statim secutus est, ubi eas eminus colloquentes audivit, nescio a quo custode fontium responsa et interrogantes et sui expectantes, in reversione denique perimere illas satagebat, sed ejus coanimis diuturna prævenit mora, ut majora semper et plus audiret." (Um 1071.) C. 25, S. 75: „illam prædictam phithonissam mulierem."

[1] Saga af Hâlfi C. 5, Fornald. S. 2, 28 f.: „Å sunnanverdri Finnmork i Giardeyjargeima lâ Hiorleifr konûngr um nött, ok höfdu sveinar

Mimir heißt auch in der nordiſchen Dietrichsſage ein kunſtreicher Schmied, der Lehrmeiſter Wielands und, an Regins Stelle, der hier den Fafnir vertritt, Erzieher Siegfrieds, von dem er nachmals todgeſchlagen wird (Vilk. S. C. 19. 143 bis 47); das Schwert Mimmung aber, ſpäter in Wittichs und Dietrichs Händen ſagenberühmt, iſt nicht Mimis, ſondern Wielands Arbeit (ebd. C. 23), in der Skäldenſprache iſt mîmûngr eine Schwertbezeichnung (Sn. 214^b, Arn. 566: var mimmûngr; Fornald. S. 3, 475: mimmûng). Auch ein Waldgeiſt Miming bei Saxo

---

eld á landi, ok fóru tveir menn at sækja vatn til lækjar, er féll af biargi fram; þar sá þeir brunnmiga [a. brunnûnga, brunnauga], ok sögđu Hiörleifi konûngi; siđan heitir konûngr broddspiót î eldi, ok skaut til hans; konûngr kvađ: Gakk þû frá brunni u. ſ. w. man ek senda þer sveiđanda [a. sverđandi, sviđandi] spiót u. ſ. w.; þá tóku þeir vatn; en þussinn skauzt inni biargit; þá er þau sátu viđ eld, þá kvađ þussinn af biargi annat lióđ u. ſ. w.; þá skaut Hiörleifr hinu sama spióti î auga þvî trölli.“ Zu dem unſchönen brunnmigi vgl. Manneken-Pis, Wolfs niderländ. Sagen N. 375 bis 378 und Anm. S. 700. Ein áaheiti iſt fimbulþulr (Sn. 218a. Arn. 577). Vgl. „Rinarmál“ Lex. myth. 401. 406a. Fornald. S. 1, 482 f.: „hverr æva þegir? u. ſ. w. þiotandi foss þegir aldregi.“

[1] Arwidsſons Svenska Fornsång. 2, 316 bis 319. Myth. 353. D. Sprachg. 656 bezieht auch den alten Namen von Münſter in Weſtfalen Mimigernaford, Mimigardaford, (Graff 2, 728) auf den Mythus eines von dem Halbgotte Mimi durchſchrittenen Fluſſes oder Waſſers; dagegen wird Myth. 458 der Name des Flüßchens „Mümling“ im Odenwald, „obwol Urkunden Mimling ſchreiben,“ aus müemel, Waſſerfrau, gedeutet. Wirklich hat Cod. lauresh. 1, 47 (in einer Vergabung Eginhards und Immas von 819): „cellam nostri juris vocabulo Michlenstat sitam in pago Plumgowe, in sylva, quæ dicitur Odenewalt, super fluvium Mimilingum“; 49: „in Mimelingen“, dann 3, 121 (in einer Urkunde anno XXX Karoli regis): „super fluvio Mimelinga.“ Die Schreibung Mimling iſt noch jetzt nicht ungebräuchlich (A. L. Grimm, Vorzeit und Gegenwart an der Bergſtraße 348 f.) und der Urſprung des Flüßchens im Orte Beerfelden, auf der Scheide des Neckar- und Maingebiets, von einem waſſerreichen Brunnen, deſſen Abfluß ſogleich zum lebendigen Bache wird, konnte wohl die Sage anziehen; Mimiling bezeichnet den Abkömmling von Mimo oder Mimilo, welch letzteres in Urkunden als Mannsname vorkommt (Myth. 352), wenn auch eher mit i gemeint. (S. jedoch oben S. 199.)

(6, 40. Müll. 114: „Mimingo [1], silvarum satyro“. Myth. 352) beſitzt wunderbares Schmiedwerk, Schwert und Armring. Im deutſchen Gedichte von Biterolf iſt Mime der alte ein Meiſter, der, zwanzig Meilen von Toledo geſeſſen, drei der zwölf trefflichſten Schwerter geſchmiedet hat; allein wieder iſt Miming, das dreizehnte, nicht von ihm, ſondern von Wieland geſchlagen (Heldenſ. 146 f.). Man könnte annehmen, Mimir, Mime, als Schmiedname, bezeichne überhaupt (wie es im Biterolf heißt) „ſin unde muot“ des wohlerfahrenen Künſtlers, treffe alſo mit dem Namen des Brunnengeiſts nur in dieſer allgemeinſten Bedeutung zuſammen, wenn nicht ein näherer Bezug ſich darin erſchlöſſe, daß, wie aus der Quelle, ſo auch aus dem Spiegel des blanken Schwertes geweiſſagt wurde, und wie mit jener, ſo mit dieſem, ein tiefkundiger Dämon verbunden war. Derſelbe Hartlieb, der die Hydromantie ſeiner Zeit beſchrieben, ſchildert den Schwertaberglauben derſelben:

„Auch treibt man die ſach in ainem ſchönen glanzen pulierten ſwert, und die maiſter diſer kunſt mainent ettlich, wann man müg wol nach ſtreit oder grümſamen ſachen fragen, ſo ſol das [ain] ſwert ſein, das vil leut damit ertöt ſein, ſo komen die gaiſt deſter ee und pelder. Wann man fragen wil nach luſt und fräden, kunſt erfinden oder ſchätz zu graben, ſo ſol das ſwert rain und unvermailigt ſein. Ich waiß ſelbs ain großen fürſten, wer dem pringt ein altes haher ſwert, der hat in hoch geert“ (Myth. 1te Ausg. Anh. LXIV).

Dieſes ſpäte Zeugnis knüpft gleichwohl an Älteres an, zunächſt an ein Lied Frauenlobs; der Dichter hat in einem Schwert einen Geiſt, der ihm künden ſoll, was Fürſten und Herren allermeiſt an ihren Ehren ſchade; der kluge Geiſt, deſſen Gunſt ihm ſtets gewärtig war, ſpricht hierauf und ſagt ihm, daß ein zaghaft unfreigebiger Sinn den Schaden und die Schande verurſache; wer damit belaſtet ſei, den müſſen ſie, die Geiſter, mit Recht zur Hölle tragen [2]. Früher und bedeutſamer ſingt Meiſter Sigeher, wie er einen Geiſt gezwungen, ihn künftige Dinge in einem Schwerte ſehen zu laſſen; er ſieht dann darin kommende Weltgeſchicke, zumal die ſchweren Zerwürfniſſe der Kirche, und erkennt die Vorboten Antichriſts [1], eben wie Odin beim einbrechenden Weltuntergang mit Mimis Haupte ſpricht (Sæm. 8, 47). In einer Stelle bei Burkhard von Worms, vom Anfang des elften Jahrhunderts, iſt als heidniſcher Brauch gerügt, wenn ein Mann in der Neujahrsnacht auf dem Dache ſeines Hauſes mit dem Schwert umgürtet ſitze, um dort zu ſehen und zu vernehmen, was ihm in dem folgenden Jahre begegnen werde [2]; dies gemahnt aber daran, wie, nach einem andern Eddaliede, Odin auf dem Berge ſteht mit Schwertesſchneide und behelmt, und wie dann Mimis Haupt von Rûnenkunde weislich zu ſprechen anhebt [3]. Ob auch in dieſen Fällen das Schwert mit erforſcht werde, iſt nicht beſtimmt erſichtlich; doch liegt die Vermuthung nicht ferne. Da nun, hievon abgeſehen, Quellen- und Schwertorakel einander unmiskennbar entſprechen, jenes aber, das im Elemente geſucht wird, für das ältere gelten muß, obgleich auch das andere ſchon mit der bekannten Verehrung des Schwertes bei Skythen und Germanen zuſammenhängen mag, ſo läßt ſich vermuthen, daß der mythiſche Name des kundegebenden Brunnengeiſts auch auf den Schwertgeiſt, für den er ſich nicht minder eignet, übergegangen ſei [4] und erſt in weiterem Verlauf unter die Namen der ſagenhaften Waffenſchmiede ſich verirrt habe.

---

[1] Grundtvigs Folkevis. 1, 182: Mimicon.

[2] MS. 3, 146 (Ettmüllers Frauenlob 142 f.): „Ich het in einem ſwerte von âventiure einen geiſt, daz er ſolt verkünden, waz vürſten, herren allermeiſt möht an ir hôhſten êren ſchaden; der geiſt was kluoc, er ſprach: „ich wil dirz ſagen;“ ſin [MS. din] gunſt mich ie gewerte u. ſ w. unt ſwer mit den iſt überladen, den müezen wir mit reht gên helle tragen; ouch muoz ich ſchenden ſêre ein valſchen ungetriuwen rât u. ſ. w.

Das forſchende und rathſuchende Beſprechen mit Mimis Haupt iſt durch die angezogenen Liederſtellen, die eine aus der alten Völuſpâ, beurkundet und Ynglingaſaga führt aus, wie Mimir um ſein Haupt gekommen. Dennoch darf nicht unbeachtet bleiben, daß für denſelben Augenblick der nahenden Götterdämmerung, in welchem die Vala Odin mit Mimis Haupte reden läßt, die Proſa der jüngern Edda (Sn. 72, Arn. 190) nur beſagt:

---

[1] MS. 2, 362^{a} (Man. 2, 221; vgl. MS. 4, 663b): „Ich twang einen geiſt, unz er mich werte künftik dink von kunſt ze ſehene in einem ſwerte: ich ſach darinne u. ſ. w. diz ſach ich künftig, unt höre ouch wîſe meiſter jehen: Antikriſtes boten ſint geſehen u. ſ. w.“

[2] Burchard. Wormat. decr. 19, 5 (Myth. 1te Ausg. Anh. XXXVI): „observasti calendas januarias ritu paganorum, ut supra tectum domus tuæ sederes ense tuo circumsignatus, ut ibi videres et intelligeres, quid tibi in sequenti anno futurum esset, prædicta nocte.“

[3] Sæm. 195, 14: „á biargi stôð [Hroptr] með brîmis eggjar, hafði ser á höfði hiálm; þá mælti Mîm(i)s höfuð frôðlikt ið fyrsta orð ok sagði sanna stafi.“ Vgl. 248, 32. Schwert Birting, mit dem geſprochen wird, Landſtad Norske Folkevis. 239 ff., vgl. Arvidsſon Sv. Forns. 2, 77 f.

[4] Die Gemeinſchaft ſetzt ſich fort in Mîmûngr, Mîminc, den Schwertnamen, neben Mimiling, dem Flußnamen.

„Da reitet Odin zu Mimis Brunnen und holt Rath von Mimir für ſich und die Seinigen.“

Dieß zuſammen deutet an, daß ſehr frühe ſchon ein bildlicher Ausdruck ſich zur Fabel geſtaltet habe und das Haupt urſprünglich nichts andres ſei, als eben die Quelle. In deutſchen Ortsnamen ſteht dieſe Verwendung des Wortes Haupt noch mehrfach zu Tage [1].

Mimis Brunnen iſt nicht der einzige Wiſſensquell im nordiſchen Götterreich. Am Brunnen der Urd („Urðar brunni“) unter der immergrünen Welteſche wohnen die vielwiſſenden, Geſetz und Schickſal ſprechenden Jungfraun, die drei Nornen Urd, Verdandi und Skuld, deren Namen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bedeuten (Myth. 376 f.) und ebendort ſitzen auch die Götter zu Gericht [2]; iſt nun dieſer heilige Brunnen gerade nach derjenigen Norn benannt, welcher das Gewordene zugetheilt iſt, ſo ſcheint auch hiebei der Gedanke einer Quellbefragung über die Satzungen der Urzeit zu unterliegen [3]. Deutlicher noch iſt der Bezug auf die Kenntnis des Vergangenen bei einer andern Götterſtätte, Sökqvabeckr, ſinkender Bach (Myth. 863), darüber kühle Wellen rauſchen und wo Odin und Saga jeden Tag fröhlich aus goldenen Gefäßen trinken [1]; Saga, die Bewohnerin Sökqvabecks, iſt die Göttin der geſchichtlichen Überlieferung, und der Trank, den ſie mit Odin, auch hier dem Forſchenden und Weckenden, theilt, iſt vorausſetzlich aus dem Strome geſchöpft, der über ihre Wohnſtätte hinrauſcht. Wie der Schatz des Wiſſens als im Brunnen oder Strome verborgen (Sn. 17. Arn. 68: „er spekđ ok mannvit er î fölgit“), ſo wird die Gewinnung desſelben, Erkenntnis und Erinnerung, als ein Trinken aus der heiligen Flut, oder auch aus geweihtem Meth- oder Älbecher dargeſtellt. Es gibt einen Gedächtnistrank und, entgegengeſetzt, einen Trank des Vergeſſens; jener, der Minnetrank, hängt zuſammen mit dem Becher Bragis (Braga-, Bragar-full), des Skäldengottes, von dem weiterhin beſonders zu handeln iſt [2]. Bei Gaſtgelagen war es Sitte, zu zweien, je ein Mann und eine Frau, mitſammen zu trinken; ſo trat die ſchwediſche Königstochter Hildigunn vor den Gaſt ihres Vaters, den Ylfing Hiörvard, mit gefülltem Silberkelch, ſprach: „Heil allen Ylfingen zu Rölf Krakis Gedächtnis!“ trank halb aus und bracht' es ihm, worauf ſie zuſammen ſaßen und tranken, Vieles den Abend über beſprechend [3]; Rölf Kraki iſt der geprieſenſte däniſche Sagenheld und derſelbe Brauch des Zweitrunkes und der Zwieſprache, wie er hier geſchildert iſt, erſcheint auf mythiſcher Höhe darin, wie Odin und Saga fröhlich aus goldnen Schalen trinken. Auch der Gedächtnistrank (minnisveig), den Sigrdriſa dem Sigurd bringt, enthält eine Fülle der ſchätzbarſten Kunden [1]. Um einen Trunk aus Mimis Weisheitsbrunnen [2] hat nun Odin ſein Auge verpfändet (Sn. 17) und hinwider trinkt Mimir ſelbſt jeden Morgen Meth von dieſem göttlichen Pfande (Sæm. 4, 22), ein Austauſch geiſtiger Mittheilung und Erweckung. Wenn auch in den angeführten Mythen dem Schöpfen und Rathholen aus der Quelle, dem Zuſammentrinken aus goldenen Schalen, dem Tranke des Gedenkens und des Vergeſſens, wirkliche Gebräuche und gangbare Aberglauben vom weiſſagenden Brunnengeiſte, von Zaubertränken u. dgl., zum Anhalt dienen, ſo wird doch die ganze Zuſammenſtellung außer Zweifel ſetzen, daß jene Gebräuche und Aberglauben hier nicht unmittelbar gemeint, ſondern zum mythiſchen Geſammtbilde des odiniſchen Geiſteswirkens verwendet ſind. Der Mythus vom Mimisbrunnen insbeſondere läßt ſich als einfacheres Vorſpiel der weit ausgeſponnenen Sage vom Dichtertranke betrachten und es wird ſich damit eine fernere Gewähr ſeiner rein ſinnbildlichen Bedeutung ergeben.

---

[1] Graff 4, 757: Brunhoubitum, Ortsn. Brunnehoubiton, Mones Zeitſchrift 9, 224. Bronnhaupten, Hof im wirtembergiſchen Amt Balingen. Schmeller 2, 223: „Schambäupten (am Urſprung der Schambach); Seshäupten (am obern Ende des Würmſees); (cfr. Rinaba-houbit [Myth. 2, 498] Trad. fuld. 570); vielleicht auch Bachhäupten (MB. X, 402. Pachaupt, vulgo Baharpen) am Urſprung des Aſſalterbachs [Bachhoubiton (in Schwaben, Mones Zeitſchr. 9, 202)]; Salhaupt (Sallehoupt, Ried 384) bei Abach, wenn anders das dortige Bächlein Sal heißt.“ Bornhovede, Helmold 1, 91.

[2] Sæm. 4, 19: „stendr [askr] æ yfir grœnn Urðar brunni;“ 20: „þaðan koma meyjar margs vitandi þriar or þeim sal [a. sæ] er und þolli stendr: Urð hêtu eina, aðra Verðandi, skâru â skîði Skuld ena þriðju: þær lög lögðu, þær lîf kuru alda börnum, orlög seggja.“ Sn. 17 f. (Arn. 70): „þriðja rôt asksins stendr â himni, ok undir þeirri rôt er brunnr sâ, er miök er heilagr, er heitir Urðarbrunnr; þar eigu guðin dômstað sinn.“ Sn. 20 (Arn. 76): „Nornir þær, er byggja við Urðar brunn.“

[3] Gerichtsſtätten an Brunnen Rechtsalt. 217: „dreizehen ſitzen um den brunnen und laßen ſich recht lehren. Fw. 108;“ ebd. 799.

---

[1] Sæm. 41, 7 (Arn. 28, 7): „Sökkvabekkr heitir enn fiorđi [bær], en þar svalar knegu unnir yfir glymja: þar þau Odinn ok Saga drekka um alla daga glöđ or gullnum kerum.“ Sn. 36 (Arn. 114): „önnur [Âsynja] er Saga, hon býr â Sökkvabekk, ok er þat mikill stađr.“

[2] Myth. 52 f. 55. 215 f. 1055. Sæm. 119, 42. 120, 47. 245, 10.

[3] Yngl. S. C. 41: „um kveldit er full skyldi drecka, var þat siđvenja konûnga þeirra er at löndum sâtu eđa veizlum, er þeir lêtu göra, at drecka skyldi â kveidum tvimenning, hvâr ser karlmađr ok kona, svâ sem inniz, enn þeir ser, er fleiri væri, saman u. ſ. w. þâ tôk hun [Hildigunn] silfur-kalk einn ok fyllti, ok gêck fyrir Hiörvarđ konûng ok mælti: „heilir allir Ylfingar at Rôlfs minni Kraka!“ ok drack af til hâlfs ok seldi Hiörvarđi konûngi u. ſ. w. þâ settiz Hildigunđr hiâ hönum, ok drucku þau bæđi saman, ok töluđu mart um kveldit.“ Frauer, Walkyr. 45 bis 48. Sæm. 151, 16 f. (vgl. Sæm. 104, 29: „drukku ok dœmdu.“ 216, 2. Lex. poet. 99a). Korm. S. 25: „Kormakr drakk tvîmenning â Steingerđi (Lex. poet. 105b).“ Vgl. Weinhold, d. Frauen S. 99. Egilsſ. C. 48.

Die Erzählung vom Geiſeltauſch, auf welche ſchließlich wieder einzulenken iſt, ladet den Vanen auf, daß ſie den anſehnlichen Hönir, der doch ohne Mimis Beiſtand rathlos iſt, zum Häuptling nehmen, den hochverſtändigen Mimir aber, nachdem ſie über Hönir enttäuſcht ſind, enthaupten; damit beſtätigt ſich, daß dieſe Weſenclaſſe, obgleich Manches wiſſend, doch für die höhere Weisheit, die Odin ſelbſt noch von Mimis Haupt erforſcht, kein Verſtändnis hat. Hönis Geiſelſchaft iſt oben als Sprachvermittlung zwiſchen den zwei friedenſchließenden Stämmen gedeutet worden; dem kommt Kvâſir, der von Seite der Vanen als Geiſel hingegeben wird, ergänzend entgegen; wie der Name Hönir vom Schall entnommen iſt, ſo beſagt Kvâſir den lauten Athem [3], wohlgeeignet für die Sprache der windrauſchenden Vanen. Von ihm wird bei dieſem Anlaß nur noch gemeldet, daß er der klügſte (spakastr) in ihrer Schaar geweſen ſei; Weiteres und Andres weiß von ſeinen Geſchicken die Eddaſage, an deren Beginn ſein Name tritt.

---

[1] Sæm. 193: „hon tôk þâ horn fult miađar ok gaf hânum minnisveig.“ 194, 5: „Bior færi ek þer u. ſ. w. magni blandinn ok megintiri; fullr er hann liođa ok liknstafa, gôđra galdra ok gamanrûna.“

[2] Wieder nähern ſich minni und Mimir. [Vgl. S. 200. K.]

[3] Biörn 2, 180a: „qvâsa anhelare.“ „Qvâsir, m. anhelitus.“ Anders Lex. myth. 467. Myth. 296: „vgl. ſlav. kvas, convivium, potus.“

4. Kvâſir. Odhrörir.

Bei Ägis Gaſtmahl erzählt Bragi die Märe vom Dichtertrank in zwei Abſchnitten, welche je eine Frage des Meergottes beantworten. Die erſte dieſer Fragen erkundet, woher die Dichtkunſt ihren Urſprung genommen (Sn. 83, Arn. 216); die andere, wie die Äſen zu derſelben gelangt ſeien (Sn. 85, Arn. 218). Es waltet hiebei eine, ſchon in bisher beſprochenen Mythen bemerkbare Anſchauungsweiſe, wonach Wiſſen und Können erſt für ſich, gegenſtändlich, vorhanden und in ſolcher Eigenſchaft durch Naturgeiſter oder begriffliche Weſen vertreten iſt, aus dieſer Verſchloſſenheit aber durch die höhere Äſenkraft, beſonders den gewaltigen Wiſſensdurſt Odins, entbunden und in das göttliche Bewuſtſein gehoben wird. So verbildlicht denn der erſte Abſchnitt der Sage, der von der Entſtehung des Meths bis zu deſſen Bergung in Suttûngs Felshöhle geht, das Weſen der Dichtkunſt mit all den verſchiedenen Kräften, Mitteln und Thätigkeiten, welche zu ihrer Vollgeſtaltung zuſammengewirkt haben. Zuerſt wird, wie in Yngl. S., auch nur in Kürze der Vanenkrieg berührt und ſogleich zum Friedensſchluß übergegangen, deſſen Verlauf aber ſo angegeben, daß beide Theile, Äſen und Vanen, in ein Gefäß ſpucken und aus dieſem Friedenszeichen dann die Götter einen Mann mit Namen Kvâſir ſchaffen, der ſo verſtändig iſt, daß er auf alle Fragen Löſung weiß, und der nun weit in der Welt umherzieht, um die Menſchen Wiſſenſchaft zu lehren. Hier alſo iſt Kvâſir nicht ein Vane, den Äſen zum Geiſel beſtellt, ſondern eine aus dem Verein der beiden Stämme hervorgehende Schöpfung. Die altnordiſche Verbrüderung (fóstbrœdralag) wurde durch Miſchung des Blutes, das man in die Fußſpur rinnen ließ, bekräftigt (Rechtsalt. 118 f. Sprachg. 136 ff.), und wenn Loki den Odin daran erinnert, wie ſie beide in der Frühzeit Blut zuſammen miſchten (Sæm. 60, 9), ſo erſcheint dies als Bezeichnung der mehrgedachten Aufnahme Lokis, des Rieſenſohns, in die Genoſſenſchaft der Äſen. Von der Miſchung des Speichels zu gleichem Zwecke findet ſich anderwärts kein Beiſpiel [1] und der Anlaß zu dieſem veränderten Zeichen der Einigung wird eher im beſondern Gegenſtande der vorliegenden Sinnbilddichtung zu ſuchen ſein. War uns Kvâſir als Vanengeiſel der Naturlaut des wehenden Elements gegenüber von Hönir, dem Träger der Aſenſprache, ſo fällt jetzt dieſer Gegenſatz hinweg, und während Kvâſis Bedeutung ſich erweitert hat, iſt Hönir überflüſſig geworden. Dem Munde des einen wie des andern Theils entſprungen, vereinigt Kvâſir in ſich die Stimme der Vanen und die Sprache der Äſen, den rauſchenden Wohllaut und das begeiſtigte Wort. In Völuſpâ ſchlägt Egdir, der Sturmrieſe, die Harfe (Sæm. 6, 34; vgl. 149, 1: „arar gullo“. 142, 6); warum ſollte nicht Kvâſir, von Vanenſeite, der Geſanglaut ſein? Die Weisheit dagegen kommt ihm von den Äſen, er lehrt dieſelbe auf ſeinen weiten Umfahrten, und ſie wird ſo beſchrieben, daß niemand ihn über Dinge befragen konnte, die er nicht zu löſen gewuſt hätte, und daß nachmals ſeine Mörder ausſagten, er ſei in ihr erſtickt, eben weil niemand verſtändig genug war, ſie ihm abzufragen [1]. Nun kennt aber das Alterthum keine andere Wiſſenſchaft, als die im Liede ſpricht, namentlich in Liedern der Beſchwörung, der Wett- und Räthſelfrage, darin beſonders weitgereiſte Wanderer, prüfend und ſelbſtgeprüft, verkehren [2]. So iſt zuerſt in dem lebenden Kvâſir der allgemeine Begriff, der ſinnliche und geiſtige Grundbeſtand der älteſten Skäldſchaft aufgeſtellt, die bildliche Handlung ſchreitet jedoch weiter auch zu den Formen der Dichtkunſt und

---

[1] In Hálfs S. C. 1 (Fornald. S. 2, 25 f.) wetteifern zwei Frauen, welche das beſte Bier zu Stande bringe; von der einen wird Freyja, von der andern Odin angerufen, eine Vanin und ein Äſe; Letzterer gibt ſeinen Speichel (hráka) als Gähre und damit ſiegt ſeine Verehrerin (vgl. Myth. 1212 zu

---

S. 278); bei Odin in Valhöll trinken die Einherjen Bier und ebendort erſcheint, nach dem Mythus von Hrüngnir, Freyja als Schenkin des Äſenbiers (Sn. 107 f. Arn. 270 f.: „Freyja fôr þâ at skenkja honum, ok drekka lèzt hann munu allt âsa-öl u. ſ. w. hvî Freyja skal skenkja honum, sem at gildi Âsa.“ Vgl. auch Sæm. 120, 46 f. Fornald. S. 3, 223). Für die vorliegende Sage ergiebt ſich jedoch in allem dem kein näherer Bezug. Unſicher iſt auch die Stelle in Landſtads Norske Folkevis. 328, 28: „sâ spyter hon skíre hjarteblodid úti kong Eiriks lóve.“

[1] Sn. 83 (Arn. 216): „Hann er svâ vitr, at engi spyrr hann þeirra luta er eigi kann hann orlausn; ok hann fôr vida um heim at kenna mönnum frœdi.“ 84 (Arn. ebd.): Dvergarnir sögdu Âsum, at Kvâsir hefdi kafnat (a. drucknat) î mannviti, fyrir þvî at engi var þar svâ frôdr, at spyrja kynni hann frôdleiks.“ Dieſes Ertrinken im Witz iſt ein Seitenſtück aus dem Geiſtesleben zum Verſinken Fiölnis in der irdiſchen Fülle des Meths.

[2] Das iſt die Form der Eddalieder Vafþrûdnismâl, Vegtamskvida u. ſ. w. von „getspeki“ in Hervararſaga.

läßt in die Faſſung derſelben jenen urſprünglichen Gehalt ſich ergießen. Auf ſeinem Weltgange kehrt Kvâſir bei den Zwergen Fialar und Galar ein, die ihn zu vertrautem Geſpräche berufen, dann aber erſchlagen, ſein Blut in den Keſſel Odhrörir und die zwei Gefäſſe Sôn und Bodn rinnen laſſen und mit Honig vermiſchen, woraus der Meth wird, der jeden davon Trinkenden zum Dichter oder Weiſen macht. Die altherkömmliche Form derjenigen Gedichtgattung, welche nach Obigem zunächſt in Kvâſis Bereich fällt, iſt Liodahâttr (Liederweiſe); den Bau derſelben bilden zwei kurze oder Halbzeilen, je von wenigſtens zwei Hebungen, welche nothwendig durch zwei, meiſt durch drei Reimſtäbe unter ſich gebunden ſind, und nach ihnen eine dritte Zeile mit wenigſtens drei Hebungen und zwei Stäben. Solcher dreizeiligen Sätze ſind gewöhnlich zwei, manchmal mehrere, zu einer Strophe verbunden, es kann aber auch einer allein ſtehen, und dies iſt, da jeder in ſich hinreichende Gliederung hat, zwei aber ſich nicht verketten, ſondern nur wiederholen, für das Urſprüngliche anzuſehen [1]. Aus dieſem Versbau verſuche ich die beiden Zwerge und die drei Gefäſſe zu erklären. Fialar heißt ein mythiſcher Hahn, der bei den Rieſen im Vogelbaume kräht (Sæm. 6, 34: „gôl u. ſ. w.“), der Name bedeutet den auf der Latte ſtehenden Hahn (Biörn 1, 215: „fiöl f. asser;. vgl. Gr. 1 (3), 450), wie Galar eben den krähenden, ſingenden (gala, canere, pr. gôl); zwei Hähnen, die auf der Hochwacht ſtehen und lauten Rufs einander antworten, vergleichen ſich durch die Namen der beiden Zwerge [2] die gewiſs auch im

---

[1] Sn. 269 (Arn. 714 f.). Dietrich, über Liodahâttr in der Zeitſchr. f. d. Alt. 3, 94 ff., wo auch die Abarten ſorgfältig erörtert und die in genannter Weiſe gedichteten Lieder (S. 99 ff.) bezeichnet ſind. Hier der einfache Satz aus einer den Dichtermeth betreffenden Strophe, Sæm. 28, 3 [Hâvam. 141. K.]:

„ok ek **d**r$\overset{1}{\text{y}}$kk of g$\overset{2}{\text{a}}$t
ens **d**$\overset{1}{\text{y}}$ra m$\overset{2}{\text{i}}$adar
$\overset{1}{\text{a}}$**u**sinn $\overset{2}{\text{Ó}}$dr$\overset{3}{\text{œ}}$ri.“

Eyvind Skâldaſpillir dichtet 963 in dieſer Weiſe auch ſein Hâkonslied (Heimskr. 1, 164 ff. Fagrsk. 26), wie andres in Fornyrdalag (Fagrsk. 30) und in künſtlichern Formen.

[2] J. Grimm erklärt, wie überhaupt die altnordiſchen Mannsnamenendungen auf -ar, Zeitſchr. f. d. Alt. 3, 142 f., ſo auch die von Fialar und Galar durch Abkürzung aus -hari, heri, Myth. 855. In der Zwergliſte der Völuſpâ, Sæm. 3, 16, ſteht Fialar allein, beide dagegen unter den iötnaheiti, Sn. 209 b,

Geſange ſtark betonten Liedesſtäbe; das gleiche Zeitwort gala wird vom Krähen des Hahns und vom Singen der Beſchwörung gebraucht [1], welche eben darnach galdr heißt. Zwei Stäbe ſind, wie ſchon erwähnt iſt, für jeden der beiden Reimverbände des Liodahâttr ausreichend; die Zweizahl genügt aber auch, um überhaupt den Gleichklang der Anlaute ſeinem Weſen nach zu bezeichnen. Wenn die beiden Zwerge weiterhin, nach altnordiſchem Strafbrauch, auf eine Flutſcheere (flœdarsker), d. h. eine Klippe, die zur Flutzeit mit Überſchwemmung bedroht iſt, ausgeſetzt werden [2], ſo kommt etwa zu bemerken, daß im Liodahâttr häufig und eigenthümlich die beiden Stäbe der dritten, gewichtigſten Zeile auf die zwei letzten Worte und Tonſilben hinausgedrängt ſind [3]. Die Reimſtäbe ſind Leiter der Geſatzbildung: Fialar und Galar bereiten die drei Gefäße, in welche Kvâſis Blut eingelaſſen wird. Der nahen Beziehung Galars zu galdr tritt hinzu, daß es eine Art des Liodahâttr gibt, welche

---

und in dieſem Sinne werden die Rieſen Suttûng, Sæm. 12. 15, und Skrymir, Sæm. 78, 26, fialar genannt, ſei es weil der Hahn Fialar in Vspâ, Sæm. 6, 34, über dem harfeſpielenden Egdir, als Wecker der Rieſenwelt ſingt, oder weil dämoniſche Weſenclaſſen in einander überſpielen konnten (vgl. Heldenſ. 389). Fornald. S. 2, 220 der Mannsname Fialarr.

[1] Sæm. 6, 34: „Gôl i gaglvidi fagrraudr hani. Sæm. 97, 5 ff.: „Galdra þû mer gal; þann gel ek þer fyrstan". 99, 15: „medan ek þer galdra gôl." Sn. 110: „hon gôl galdra sina yfir þôr". Sæm. 89, 10. Galdr m., Zauberſang, ſtammt von dieſem gala, Myth. 987. Lauchert, Mundart von Rottweil S. 9: „guller (der Hahn), von mhd. gille, gal, gullen, gegollen = ſchreien."

[2] Sn. 84 (Arn. 218): „Suttûngr tôk dvergana ok flytr â sæ ût, ok setr þâ i flœdarsker (scopulo maris inundationi exposito imposuit)". Die Anwendung dieſer Strafe kommt in den Geſchichten Olafs Tryggvaſon vor, der den Zaubrer Eyvind Kelda und deſſen Gefolg auf ſolche Weiſe umkommen läßt, S. Ôl. kon. Tryggv. C. 198, Fornm. S. 2, 142: „En med þvi at Eyvindr ok hans fêlagar neittu þvi þverliga [an den wahren Gott zu glauben], þâ lêt konûngr byrgja þâ alla i einu hûsi, en annan dag eptir vôro þeir fluttir i eitt flœdisker at konûngs râdi skamt frâ eyjunni [Ögvaldsnesi] blindir ok bundnir; lêtu þeir Eyvindr þar allir lîf sitt, ok er þat sidan kallat Scrattasker." S. af Ol. Tr. C. 70, Heimskr. 1, 276 f.: „vôro þat allt seidmenn ok annat fiolkyngis folk u. ſ. w. gerdi Eyvindr þeim huliz hialm ok tôko myrkr u. ſ. w. C. 277: Sidan lêt konûngr taka þâ alla, ok flytja i flœdisker, ok binda þar. Lêt Eyvindr svâ lîf sitt, ok allir þeir. Er þat sidan kallat Skrattasker." (Vgl. Myth. 447 f.)

[3] Z. B. das vorangeführte (Sæm. 99, 15): „medan ek þer galdra gôl." Das Geſpräch mit dem Rieſenweibe Sæm. bei Munch S. 79, 12 ff.

galdralag benannt iſt, Tonweiſe der Beſchwörungen [1]. Die Namen der zwei kleineren Gefäſſe Sôn und Bodn, Sühne und Angebot (Biörn 2, 312: „son f. pr. reconciliatio“. 1, 91: „bodn f. oblatio“), können immerhin davon hergeleitet werden, daß der Meth, wenn auch ſpäter erſt, zu einer Mordſühne [2] verwendet wurde [3], denn es iſt nicht nöthig, daß ſie gleich Anfangs ſo hießen (vgl. Myth. 857); Odhrörir, der Keſſel, iſt deutlich: Rührer, Erreger des Liedes [4]. Daß zwei kurze Zeilen und eine längere als Gefäſſe eines ſo reichen Inhalts dargeſtellt ſein ſollen, wird nicht befremden, wenn man bedenkt, daß in dieſe an ſich zwar engbemeſſene, aber vervielfacht zu Geſängen jeden Umfangs anſchwellende Dreiform die ganze Fülle der bezeichneten Liederweisheit niedergelegt war. Die Handlung ſetzt ſich fort, indem die Zwerge, die überall, wo etwas Kunſtreiches geſchaffen werden ſoll, an ihrer Stelle ſind, nunmehr mit Jötunen in Zuſammenſtoß kommen.

---

[1] „Galdra-lag“ iſt in einer Handſchrift von Snorris Hâttatal (Sn. 269. Arn. 714 f.) eine Strophe überſchrieben, die in den andern unbezeichnet ſich zu lioðahâttr einreiht („sôttak fremd, sôtta ek fund konûngs sôttak îtran iarl: þâ er ek reist, þâ er ek renna gat kaldan straum kili, kaldan siâ kili“); ſie hat in dritter und ſechster Zeile die im lioðahâttr nöthigen Stäbe und Tonſilben doppelt. Da lag zunächſt die Singweiſe bedeutet (Biörn 2, 2: „Lag n. tenor, melodia in cantu“), ſo konnte im Geſang jede dritte Zeile jenes hâttr ſich mit denſelben oder mit andern, beſonders in Laut oder Sinn nahekommenden, dann auch in die Schrift aufzunehmenden, wiederholen; es findet ſich ja dergleichen mitten unter Strophen des gewöhnlichen lioðahâttr, ſo im Hâvamâl Sæm. 23, 107: „Gunnlöð mer um gaf gullnum stôli â drykk ins dŷra miaðar; ill iðgiold lêt ek hana eptir hafa sins ins heila hugar, sins ins svâra seva.“ Galdralag lautet auch alterthümlicher als lioðahâttr und war vielleicht früher der allgemeine Name für dieſe Liedesform. Über galdralag ſ. Claſſen 52 f. Raſk, Verslehre (von Mohnike 50). Den Ausdruck lioðahâttr gebraucht Claſſen 59 f. nicht und in Hâttatal ſcheint derſelbe nach Arn. 714, Anm. 1 erſt durch Raſk eingeführt zu ſein. Sæm. 24, 1 [Hâvam. 111, K.]: „þularstôli at, Urðar brunni at.“

[2] Heimskr. 1, 24: „geck hann þâ til sonar blôts, til frêttar u. ſ. w.“

[3] Vgl. Sn. 98 (Arn. 244): „foðurgiold iotna.“ Sn. 99 (Arn. 248): „Gillings giöldum,“ Bezeichnungen der Dichtkunſt, des Gedichts.

[4] Verbum hrœra, rühren, bewegen; über ôðr ſ. oben S. 190. Myth. 858: „Odhrœrir ſcheint deutlich poesin ciens, dulcem artem excitans.“ Vgl. Sæm. 30, 23: „þat [lioð] kann ek it fimtânda, er göl þiodrœrir [a. þiodreyrir; sc. dvergr] fyr Dellings durum.“

Gleich den Zwergen aber ſind auch die Rieſen dieſer Sage nicht perſönlich geſtaltete Naturkräfte, ſondern das Rieſenhafte iſt hier, wie in andern das Geiſtesleben betreffenden Mythen, auf eine weitere Stufe des ſinnbildlichen Ausdrucks vorgerückt und dient zur Bezeichnung alles Ungethümlichen, das bemeiſtert werden muß, wenn die aufkeimende Dichtkunſt zu ihrer vollen Entfaltung gelangen ſoll. Fialar und Galar begehen neue Gewaltthat, indem ſie den blinden Jötun Gilling, den ſie mit ſeinem Weibe eingeladen, auf die See hinaus rudern und mit dem Schiffe ſo auffahren, daß es umſchlägt und der Gaſt ertrinkt; ſeinem jammernden Weibe laſſen ſie einen Mühlſtein auf den Kopf fallen. Gillingr [1], von gella, gellen (wie skillingr von skëlla), iſt ein Mann des lauten Schalles, des Geſchreis, ein geſchärfter Galar, wie auch die Gedenkverſe der Skálda den rauſchenden Strom gilling nennen [2], und des Rieſen Weib wird zutod geworfen, weil ihr gewaltiges Schreien über den Verluſt ihres Mannes den Zwergen verdrießlich iſt (Sn. 84, Arn. 218: „hon kunni illa ok grêt hâtt u. ſ. w. Fiallarr u. ſ. w., taldi ser leidast ôp hennar“); die Beiden, die den Ton des Liedes ordnen, wenden ſich, wenn in ſolcher Dunkelheit noch gerathen werden darf, haſſend und unterdrückend gegen den rohen Volksſang des fahrenden Blinden und ſeiner Genoſſin, des Spielweibs (vgl. Sn. 1, Arn. 30: „einni farandi konu at launum skemtunar sinnar“). Der angelſächſiſche Skilling, der Schallende, der mit ſeinem Genoſſen Vidſid, dem Weitgewanderten, laut zur Harfe ſang [3], erſcheint als edleres Seitenſtück des ungeſchlachten Gilling. In alterthümlich märchenhaften Zügen bewegt ſich hier die eddiſche Erzählung: Fialar beredet das Weib, auf die See hinaus nach der Stelle zu ſehen, wo ihr Mann umgekommen, heißt aber dann ſeinen Bruder Galar auf die Thür ſteigen, zu der ſie hinausgeht, und ihr den Mühlſtein auf den Kopf werfen; dieſe kunſtloſe Liſt, die Aufmerkſamkeit deſſen, den man überfallen oder dem man entfliehen will, auf irgend einen Gegenſtand zu lenken, kommt mehrfach in alten Dichtungen vor [1] und die vollzogene oder verſuchte Tödtung durch den übergeworfenen Mühlſtein iſt aus deutſchen Märchen bekannt [2]. Daran ſchließt ſich ſofort die noch geſchichtlich aufgewieſene Strafe der Ausſetzung auf die Flutſcheere, wodurch Gillings Sohn oder Brudersſohn Suttûng den Tod deſſelben rächen will. Er hat auch die beiden Zwerge bereits auf die Klippe hinausgebracht, verſöhnt ſich aber mit ihnen, als ſie ihm den koſtbaren Meth zum Löſegeld anbieten. Mit dem Übergang in Suttûngs Gewalt beginnt für den Skäldentrank eine neue Wandlung: Kvâſis Weisheit lebt in ſeinem Blute fort, ſie hat ihre äußere Form und Faſſung erlangt und iſt vor gemeinem, kunſtloſem Treiben ſicher geſtellt, aber es droht jetzt der entgegengeſetzte Übelſtand, daß ſie, in undurchdringliches Geheimnis eingehüllt, Göttern und Menſchen für immer verſchloſſen bleibe. Suttûng, der Schlürfer [3], iſt ſchon dem Namen nach der gierige Alleinbeſitzer des edeln Getränks, von dem er, wie weiterhin geſagt wird, jeden Tropfen ſtreng verweigert (Sn. 86: „synjar þverliga hvers dropa af midinum“), er bringt daſſelbe ſogleich in eine unzugängliche Felskluft, Hnitbiörg [1], wo er es verwahrt und noch beſonders ſeine Tochter zur Wache ſetzt. Der Name derſelben, Gunnlöd, Kampfladung [2], weiſt ſchon merklich darauf, daß mit der Bergung des geiſtigen Horts jenes in Runen und Räthſel verſteckte Wiſſen gemeint ſei, das im Wettkampfe der mythiſchen Geſprächlieder ausgeholt und namentlich in Vafthrúdnismál einem trotzigen Rieſen von Odin abgefragt wird; die volleren Belege des angedeuteten Sinnes bietet jedoch erſt der zweite Theil von Bragis Berichte.

---

[1] Fornm. S. 3, 95: „Nidûngr Giallandason“ als erdichteter Name eines wandernden Sängers.

[2] Gillingr als Mannsname ſ. Fornald. S. 3, 7 ff. Arn. 2, 494: „Gillingr lykill hennar [Heljar]“, der Todesgöttin klingender Schlüſſel.

[3] Cod. Exon. 324, 31 ff. (Ettm. Scôpes vîds. 103 ff.): „þonne vit Scilling sciran reorde u. ſ. w. song âhôfon, hlûde bi hearpan hleódor svinsade.“ Über das Bedeutſame beider Sängernamen ſ. Müllenhoff, Run. 54.

---

[1] In S. Oswalds Leben, Ettm. 707 ff. ſpricht der Rabe, der den Meerfrauen entrinnen will:

„ſich bin umbe an dirre ſtunt!
waz hebet ſich wunders an des meres grunt?"

und als ſie begierig hinſchauen, erſchwingt er ſein Gefieder. Im däniſchen Liede, Udvalgte danſke Viſer 1, 213, ſagt der todte Aage zu Elſen:

„19. du grad nu aldrig mere
for Faſtemand din.
20. See dig op til Himlen
alt til de Stierner ſmaa!"

und als ſie aufſieht, ſchwindet er in die Erde. Motherwell, Minstrelsy (Glasgow 1827) S. 69 (May Colvin):

„O turn you about, thou false Sir John,
and look to the leaf o' the tree!
for it never became a gentleman
a naked woman to see."
He's turned himself straight round about,
to look to the leaf o' the tree;
she's twined her arms about his waist,
and thrown him into the sea.

Vgl. Percy, reliq. London 1840. 176ª.

[2] Br. Grimm, Kinderm. 6te Ausg. 1, 275 f. 279. 2, 30. 2te Ausg. 3, 81. 165. Rechtsalterth. 695. Vgl. Buch der Richter 9, 53; 2 Sam. 11, 21. (Volksl. 508, 35.)

[3] **Suttûngr**, aſſimiliert aus Suptûngr (vgl. Gr. 1 (2) 318, eine Handſchrift hat wirklich Swptûngr), von sûpa, sorbere; ähnlich mit iotunn von

Der Erörterung dieſes zweiten Abſchnitts kommt zu Statten, nicht bloß, daß erſt für ihn die gleichgehenden Stellen aus Hávamál zutreffen, ſondern hauptſächlich, daß ſeine Aufgabe viel einheitlicher begrenzt iſt, als die des erſten; er beſchäftigt ſich ebenſo ausſchließlich als vollſtändig mit den Verſuchen, Hinderniſſen und endlich ſiegreichen Anſtrengungen, welche Odin durchzumachen hat, um den verſchloſſenen Dichtermeth herauszubringen. Auf ſeiner Ausfahrt nach dieſem Ziele kommt er zuerſt zu den neun Mähdern [3], die nach dem Wetzſtein, den er emporwirft, ſo haſtig greifen, daß ſie einander mit den Senſen die Hälſe abſchneiden. Wieder ein alter Sagenzug, wie ſchon Kadmos und Jaſon die aus der Saat der Drachenzähne gewachſenen Krieger durch einen Steinwurf in ihre Mitte zu wechſelſeitigem Morde bringen [4]; Odin, auf dem Wege

---

eta, Myth. 486. Biörn 2, 360: „Suptûngr, m. nom. pr. libax.“ Lex. isl. 466. Myth. 489. Man findet für den Genitiv Sæm. 86, 35: „Suttûnga synir“; dagegen ebd. 51, 35: „Suttûngs synir“, beidemal für Rieſengeſchlecht; wie auch die Gen. **Mimis** und **Mima**, Surta ſtatt Surts, vorkommen.

[1] Biörn 1, 74: „biarg, n. saxum, rupes“; pl. biörg. Hnit iſt nicht aufgeklärt; vgl. Biörn 1, 376: „Hnytbiarg, n. saxum præruptum.“ Lex. poet. 367b: hnit, n. collisio, conflictus; hnita allidi, illidi, infligi; hnitbjörg, n. pl. qs. montes collisionum s. resonantes. Fornald. S. 1, 316: „Hnitudr, hnitadr.“

[2] Biörn 2, 42: „löd (đ), f. invitatio, v. ladan. Hinc Gunnlöd.“ Vgl. Gr. 2, 457: „gunn-hvati (excitator pugnæ).“ Gunnlöd auch ſonſt als Frauenname.

[3] Grimms Rechtsalterth. S. 108.

[4] Apollodor. l. 3, c. 4, § 1: „Φερεκύδης δέ φησιν, ὅτι Κάδμος, ἰδὼν ἐκ γῆς ἀναφυομένους ἄνδρας ἐνόπλους, ἐπ' αὐτοὺς ἔβαλε λίθους· οἱ δέ, ὑπ'

der Räthſelforſchung, begegnet zuerſt den mancherlei ungeſchickten Verſuchen des Errathens und läßt ſie in ihrer Haſt und Verwirrung einander ſelbſt aufreiben. Dafür zeugt der weitere Verlauf, das Bohren des Geſteins, worin die geſuchte Kunde verſchloſſen liegt, aber auch dies nicht ſogleich gelingend, da erſt die Späne auswärts ſtäuben, bis zuletzt der Bohrer Rati, der Durchdringer, ſich gänzlich durch den Fels genagt hat[1]. Bis dahin geht Alles noch außerhalb des Verſchluſſes vor, aber der ſtetige Zuſammenhang wird ſchon dadurch vermittelt, daß der Herr der heuenden Knechte, der Jötun Baugi (Sn. 85: „til iötuns þess er Baugi hêt"), Suttungs Bruder iſt und ſich hiemit als demſelben Gedankenkreis angehörig kundgibt. Suttung hat auch ihn nicht zu dem theuren Methe zugelaſſen: jener hat im Innern das Wiſſen, der Bruder außerhalb das Rathen, und erſt als der ſtrebſame Odin ſich in ſeinen Dienſt begibt und ihn mit Rati unabläſſig durchzubohren drängt, wird das Gewahrſam erſchloſſen. Der Name Baugi, der Gebogene (beygja, flectere, incurvare; baugr m. annulus), läßt ſich als Gegenſatz von Rati, dem Durchdringenden, auffaſſen; auch Bölverkr, Übelarbeiter, wie ſich Odin bei Baugi nennt, deutet auf das unnütze Tagewerk in ſolchem Dienſte[2]. Daß Bölwerk jetzt in Geſtalt einer Schlange durch die erbohrte Steinritze hineinkriecht, iſt ganz die

---

ἀλλήλων νομίζοντες βάλλεσθαι, εἰς μάχην καθίστανται. Περιεσώθησαν δὲ πέντε." (Vgl. Ovid. Metam. 3, 115 ff.) Apollon. Rhod. Argonaut. 3, 1057: „λάθρῃ λᾶαν ἄφες στιβαρώτερον." 1365 ff. Ovid. Metam. 7, 139 ff.:

„Ille [Jaſon] gravem medios silicem jaculatus in hostes,
a se depulsum Martem convertit in ipsos.
Terrigenæ pereunt per mutua vulnera fratres."

Vgl. noch Fauſt (Myth. 856) und Eulenſpiegel, 9te Hiſt.

[1] Biörn 2, 152: „rata, incuriosus ferri, per varios casus elabi, vulgo: viam callere." Myth. 856: „rata permeare, terebrare, gothiſch vratôn." Maßmann, Skeir. 178 b: „vratôn, πορεύειν, ire." Dietr. 270 b: „rata (2) leicht überhin, einſchlüpfen, den Weg leicht finden B. H.; bloß reiſen Háv. s. rati m. der Schlüpfer, Eindringer Háv. 107." Sæm. 11, 5: „Vits er þörf þeim er vida ratar." 23, 108: „Rata munn lètumk rûms um fâ ok um griot gnaga."

[2] Biörn 1, 99: „bol, n. calamitas, ærumna." Gr. 2, 449 f. 1 (3), 440: „bol malum." Biörn 2, 427: „at verka, operari, efficere (verkr, m. dolor.)" Vgl. Sn. 209 b: Fiölverkr, Störverkr. Fornald. S. 3, 682 (Mannanöfn): „Bolverkr". 714: „Störverkr Starkadarson."

der Sachlage angemeſſene Form der Verwandlung. In der jüngern Edda folgt ſofort, daß er drei Nächte bei Gunnlöd lag und ſie ihm drei Methtrünke geſtattete. Dagegen erzählt in Hávamál Odin ſelbſt eben zur Empfehlung der Redefertigkeit, wie er in Suttûngs Sälen nur durch Wortreichthum in Vortheil gekommen ſei [1]; es ſind damit Überredungskünſte gemeint, die er anwendet, um zum Methe zu gelangen [2]; wenn dann aber fortgefahren wird, daß Gunnlöd ihm auf goldenem Stuhl einen Trunk des theuren Methes gegeben, ſo erinnert dies noch weiter daran, daß zum Wettgeſpräch oder zur Rûnenrede gewöhnlich der Stuhl angeboten oder der Einnahme desſelben beſonders erwähnt wird [3], und es veranſchaulicht ſich damit der im Namen Gunnlöd gefundene Wortſinn der Aufforderung zum Redekampf. Von der Fülle des bei Gunnlöd genoſſenen Meths wird, gleichfalls nach Hávamál, Odin trunken und übertrunken und der bildliche Ausdruck dafür iſt: des Vergeſſens Reiher (Häher), der über Trunknen rauſcht, der Männer Beſinnung ſtiehlt und mit deſſen Gefieder nun auch Odin in Gunnlöds Gehege gefeſſelt war [4]; die Sinnbetäubung der Trunkenheit fällt darum unter das Bild dieſes Vogels, weil derſelbe für beſonders thöricht gilt, in dem Maße, daß er vor ſeinem eigenen Schatten erſchrickt[1]. Das findet Odin am Rauſche noch gut, daß doch der Mann ſtets ſeine Beſinnung wieder gewinne[2]. So rafft er ſelbſt ſich auf und fliegt, nach der jüngern Edda, in Adlersgeſtalt eiligſt mit dem geſammten Methe davon, in derſelben Verwandlung rennt Suttúng ihm nach; der Einſchleichende kommt als Schlange, der Enteilende und der Verfolger ſchwingen ſich, wie anderwärts, als Vögel hin[3], von der Räthſelwette mit Heidrek entfliegt Odin auch als Falke (Fornald. S. I, 487 f.). Keine von beiden Darſtellungen macht deutlich, wie es mit Ódhrörir und den andern

---

[1] Sæm. 23, 106: „Enn aldna iötun sôttak u. ſ. w. fátt gat ek þegiandi þar; mörgum ordum mælta ek (í) minn frama Suttûngs sölum.“ Vgl. Sæm. 32, 11 ff.: „alls þû á gôlfi vill þíns um freista frama“ (dein Glück, deinen Frommen verſuchen).

[2] Dahin mag auch der Eid zu rechnen ſein, deſſen Bruch nachher dem Odin vorgeworfen wird, Sæm. 24, 112, und die nachfolgenden Worte: „Suttûng svikinn hann lêt sumbli frá ok grætta Gunnlodu“ beweiſen nicht, daß Odin mit Suttûng ſelbſt verkehrte: er betrog dieſen um den Trank, indem er Gunnlöd für ſich gewann.

[3] Hávam. 107 (Sæm. 23): „Gunnlod mer um gaf gullnom stóli á drykk ins dýra miadar.“ Loddfafnismál 1 (Sæm. 24, 1): „Mál er at þylja þulur lângar þularstôli at u. ſ. w.“ Vafþr. 9 (Sæm. 32, 9): „Hvi þû þá, Gângrádr, mælisk af gôlfi fyr? fardu í sess í sal! þá skal freista, hvárr fleira viti, gestr edr inn gamli þulr.“ 19 (ebd. 33): „Frôdr ertu nû, gestr, far þû á bekk iotuns, ok mælumk í sessi saman.“ Fornald. S. 1, 465 (vor Heidreks Räthſeln): „voru þá teknir tveir stólar, ok settust þeir þar á.“ 532: „Var sidan stóll setr undir Gestumblinda, ok hugdu menn gott til, at heyra þar vitrlig ord. Sn. 3: „sitja skal sá er segir.“

[4] Sæm. 12, 14: „Óminnis hegri heitir sá er yfir öldrum þrumir, hann stelr gedi guma; þess fugls fiodrum ek fiotradr vark í gardi Gunnladar.“ Biörn 1, 340: „hegri, m. ardea.“ Über óminni ſ. oben.

---

[1] Oken, Naturgeſch. 534 f. (vom gemeinen Reiher): „Ihr Aufenthalt iſt in Wäldern waſſerreicher Gegenden, wo ſie traurig auf Bäumen ſitzen, ſcheu vor dem Jäger davon fliegen und ſogar bei einem Donnerſchlag erſchrecken.“ Poëme du vœu du héron (Sainte-Palaye, Mémoires sur l'ancienne chevalerie, Paris 1781. 3, 122):

„Le plus couart oysel ay prinst, ce m'est avis,
qui soit de tous les autres, de che soit chescuns fis,
car li hairons est tels, de nature, toudis,
si tost qu'il voit son umbre, il est tous estordis:
tant fort s'escrie et brait, com s'il fut à mort mis.“

Seinen Fang läßt er ſich vom Storch wegſtehlen, Volksl. 37: „Guot Reiger, guot Reiger der fiſcht auf breiter heide, da kam der Stork, da kam der Stork und ſtal im ſeine weide.“ In einem ſchwankhaften Meiſterſange von Hans Sachs fragt ein Schwabe ſeinen welſchen Wirth, ob der ihm vorgeſetzte Wein im Paradies wachſe. „Der wirt gedacht im wol: du haſt ein ungeſalzen häher.“ Göz, Hans Sachs 2, 105. Vgl. Schmeller 3, 524. Sonſt begegnet der Häher auch als ein ſpöttiſcher Vogel. Hans Sachs, Ged. 2 (Ausgabe von 1558), 426: „Des kundt die Agelaſter kittern Spotweiß thet ir der Heher ſitern.“ Berlin. Bibl., Liederhdſchr. Z. 8016: „Der margolff iſt eyn ſpotlicher vogel, er ſpot der fogel alle gemeyne.“ Ziemann 239^{b}: „markolf heher, graculus“ (Fr. 1, 641^{c}). Wolframs Wilh. 407, 10 f.: „iwer iegeſlichen hât diu heher an geſchriet ime walde.“ Titurel 1477. 102^{a}, 7. Graff 4, 799: „Heigir, Heiger, Heher, ardea. Cf. Hehara picus.“ Benecke 1, 650^{a}: „Heiger ſtm. reiher.“ Kolocz. Cod. 130, 44 bis 65.

[2] Sæm. 12, 15: „þvi er öldr baztr, at aptr of heimtir hverr sitt ged gumi.“

[3] Sn. 81 f. (Arn. 212) fliegt Loki mit Falkengefieder, Thiaſſi verfolgt als Adler, Idunn iſt, nach einer Leſart, zur Schwalbe geworden; übrigens haben dort die Verwandlungen je ihren beſondern Grund in der Art der mythiſchen Weſen und dem Sinne der Fabel, vgl. Thôr 117 f. 122 f.

Gefäſſen ergangen. In Hâvamâl gibt Gunnlöd dem Ôdin einfach einen Trunk des theuern Meths und von Suttûng wird geſagt, daß er um den Meth betrogen ward, nun aber ſei Ôdhrörir heraufgekommen zu bewohnten Stätten [1]. Bragi dagegen erzählt, Gunnlöd habe dem Ôdin drei Trünke geſtattet, mit deren erſtem er Alles aus Ôdhrörir, mit dem zweiten aus Bodn, mit dem dritten aus Sôn getrunken und ſo den ganzen Meth gehabt; dann bei ſeinem Heranfliegen nach Âsgard ſetzen die Âſen ihre Gefäſſe in den Hof und er ſpeit den Meth nun in dieſe, die ſomit an die Stelle der früheren, nicht mitgenommenen zu kommen ſcheinen. Man darf jedoch in ſolcher Bilderſprache keine Folgerichtigkeit bis ins Einzelnſte ſuchen. Ôdhrörir, Bodn und Sôn haben als Dreiheit in der Entwicklung der Sage bereits das Ihrige geleiſtet; fortan iſt, außer wo es ſich bloß um ſkâldiſche Redensart handelt, nur der bedeutſame Name Ôdhrörir in mythiſchem Gebrauch und bezeichnet noch immer das Gefäß des Dichtertranks [2], die Überlieferung in Geſang und Liedesform, wodurch die Fülle deſſen, was in dem perſönlichen Kvâſir, ſeinem Wiſſen und Können, vorbildlich zuſammengedrängt war, an alle Lernbegierigen und Befähigten ausgeſpendet wird. Suttûngs Meth gab Ôdin, wie Bragi am Schluſſe ſagt, den Âſen und den Menſchen, die dichten können; Kvâſir ſchon zog aus, um Wiſſenſchaft zu lehren, ſein Weſen und Wirken lebt unerſchöpflich in ſeinem Blute fort. Die Dichtkunſt hieß Trank der Âſen (Sn. 87: „dryck Âsanna“), den Göttern war der Dichtermeth gewöhnlicher Trank, wie ſie auch im Liedesklange ſprachen (ſ. oben S. 196).

In dem Theile der j. Edda, welcher Aufſätze gelehrter Isländer des 12ten und 13ten Jahrhunderts über Lautlehre enthält, finden ſich Stellen, die verſchiedenen Arten des Lautes betreffend, wobei vom Laute der lebloſen Dinge, dem Rauſchen des Windes oder des Waſſers, zu der Stimme belebter Weſen und hier wieder von den Weiſen des Vogelſangs bis zu dem menſchlichen Stimmvermögen aufgeſtiegen wird, in welchem Laut, Stimme, Rede vereinigt ſind; auch in der Stimme der Lebendigen wird die Wirkung der Luft auf die Stimmwerkzeuge hervorgehoben, zugleich aber dem Selbſtwillen, überhaupt den geiſtigen Eigenſchaften, die erſt das Weſen der Menſchenrede vollenden, die gebührende Bedeutung zuerkannt[1]. Dieſe Unterſuchungen ſind freilich ohne allen Bezug auf Hönir und Kvâſir angeſtellt, vielmehr der Hauptſache nach lateiniſchen Grammatikern, von denen Priſcian namentlich angeführt wird, entnommen[2]; dennoch iſt in den Mythenbildern und in den Lehrſätzen dieſelbe Verwandtſchaft des Windesrauſchens und der Menſchenſtimme geltend gemacht, die gleiche Beobachtung ausgedrückt, daß zu Rede und Geſang die bewegte Luft[1] und der erregte Geiſt, das Element der Vanen und das der Aſen, zuſammenwirken, Wahrnehmungen, die ſich füglich auch dem aufmerkſamen Sinne des Ungelehrten ergeben konnten. Selbſt volksmäßigere Dichtungen, als die abgehandelten Mythen, haben ſich, in ihrer Weiſe, mit ähnlichen Aufgaben befaßt, wie die finniſchen Runen, die, gleich dem Urſprung des Feuers, des Eiſens und andrer Gegenſtände, auch den der Harfe darſtellen[2], oder die eſtiſchen Volksſagen von der Entſtehung des Geſangs, deſſen göttlicher Urheber ſelbſt das Rauſchen ſeines Gewandes auf Wald und Bach, die grellſten Töne auf den Wind, die zarteren auf die Singvögel, den vollen und tiefen Wohllaut aber auf das Menſchengeſchlecht überträgt, dann vom Kochen der Sprachen, die, zuſammt den Namen der ſie redenden Völker, aus den Angſttönen und dem Schaum des in einem Keſſel ſiedenden Waſſers hervorgehn, wobei den Eſten allein die Sprache des kochenden Gottes zufällt[3]. Auch an

---

[1] Sæm. 23, 109 (Munch 16, 107): „Þvíat Ódrœrir er nú upp kominn á aldaves iardar“ (ad viventium asyli prædia). Zu ve vgl. Gr. 3, 428. Myth. 58. 539^b f.; zu aldir Sæm. 37, 45).

[2] In Eddaliedern iſt Ódhrœrir in ſolchem Sinne genannt: Sæm. 23, 109. 28, 3. 88, 2. Sônar-dreyri (vgl. Sn. 98: „Kvâsis dreyra) findet ſich 118, 36. 234, 21, beidemal wohl nur dichteriſch für Meth, Honigtrank; Bodn bleibt aus. Dagegen aus Skâldenliedern Belege für alle drei Namen in Anwendung auf Dichtkunſt Sn. 29 f.

---

[1] Sn. 289 f. (Arn. 2, 46 f. 2, 364): „renn ok rödd upp fyrir hverju ordi. þarf ok med ordi hverju; þriár þessar greinir: minni ok vit ok skilning u. ſ. w. Nû hafa þessir lutir hliod, sumir rödd ok sumir mâl u. ſ. w. Sû er ein grein hliods, er þûtr vedr eda vötn, edr siôr u. ſ. w. þetta eru vitlaus hliod u. ſ. w. Önnur hliodsgrein er sû, er fuglar hafa, þat heitir rödd u. ſ. w. fuglar sÿngja eda gialla edr klaka u. ſ. w. þridja hliodsgrein er miklu merkiligust, er menn hafa, þat er hliod ok rödd ok mâl u. ſ. w. Ef madr getr mikla mâlsnild, þâ þarf þartil vit ok ordfœri ok fyrir ætlun ok alhœgt tûngubragd." Sn. 297 ff. (Arn. 2, 64 f.): „Af rœriligum lutum verdr hliod, sem af höfudskepnum: eldi, vindum, vötnum u. ſ. w. Hliod þat, er verdr af liflausum lutum, er sumt ûgreinligt, sem vinda gnÿr eda vatna þytr eda reidarþrumur u. ſ. w. Rödd er hliod, framfœrt af kvikendis munni, formerat af niu nâttûruligum tôlum: fûngum, barka, tûngu ok tveim vorrum ok tönnum fiorum. En Priscianus kallar rödd vera hid greiniligsta loptsins högg ok eiginliga skiljanligt [ictum aeris distinctissimum et auribus proprie intelligibilem] u. ſ. w. merkilig rödd af setning [vox consilio significabilis] er sû, er framfœrist af sialfvilja manns." Vgl. Geneſis (Hoffmanns Fundgr. 2) 13, 45 von der Erſchaffung des Menſchen: „Swenne ſi [diu zunge] den wint ſahit unt in den munt zuhet, an den zanen ſi ſcefphet daz wort daz ſi ſprichet."

[2] Priscian. lib. 1 (Putſch, grammaticæ lat. auctores antiqui, Hannover 1605, S. 538): „Philosophi definiunt vocem esse aerem tenuissimum ictum, vel suum sensibile aurium, id est, quod proprie auribus accidit u. ſ. w. Aliæ vero sunt [voces], quæ quamvis scribantur, tamen inarticulatæ dicuntur, cum nihil significent, ut coax, cra. Hæ enim voces, quanquam intelligimus, de qua sint volucre profectæ, tamen inarticulatæ dicuntur, quia vox, ut superius dixi, inarticulata est, quæ a nullo affectu mentis proficiscitur. Aliæ sunt inarticulatæ et illiteratæ, quæ nec scribi possunt, nec intelligi, ut strepitus, mugitus, et his similia." Donati ars grammatica, lib. 1, segm. 1 (Corpus Grammaticorum latinor. veter. collegit Frid. Lindemannus. Leipzig 1831. B. 1, S. 5): Vox est aer ictus, sensibilis auditu, quantum in ipso est. Omnis vox aut articulata est, aut

---

confusa. Articulata est, quæ litteris conprehendi potest; confusa, quæ scribi non potest.“ Maximi Victorini de re grammatica liber (ebd. B. 1, S. 272): „De Voce. 7. Vox est aer ictus sensibilis, qui auditur quantum in ipso est. Vocis vero species sunt duæ; articulata, et confusa. Articulata, quæ hominum tantum est, unde articulata dicta est, quod articulo scribentis comprehendi possit. Confusa, quæ scribi non potest, veluti ovium balatus, equi hinnitus, bovis mugitus, et aliæ nonnullæ voces sunt. Sonos quoque omnes appellamus voces, ut fluctus qui a litore audiuntur.“ Isidori Hispalens. episc. etymologiar. libri XX, lib. 1, cap. XIV (Corp. Gramm. Lindem. B. III. Leipzig 1823, S. 28): „De voce. Vox est aer ictus, sensibilis auditu, quantum in ipso est“ u. ſ. w. Ars grammatica Marii Victorini [andrer als Maxim. Vict.] de orthographia et ratione metrorum (Putſch S. 2451): „De voce. Vox est aer ictus auditu percipibilis, quantum in ipso est. Græci qualiter? ἀὴρ πεπληγμένος αἰσθητὸς ἀκοῇ ὅσον ἐφ' ἑαυτῷ ἐστιν.“ Diomedis de oratione libri III, lib. II, Putſch S. 413: „De voce. Vox est, ut Stoicis videtur, spiritus tenuis, auditu sensibilis, quantum in ipso est.“

[1] Sn. 299 (Arn. 66): „rödd er lopt eda af lopti formerat ꝛc.“ Vgl. Oken, Naturgeſch. 4, 93. 246 f.

[2] Kalevala övers. af Castrén 2, 86 ff. Schröter, Finn. Runen (1834) 69. Wendunmuth 1, 380 (CCXLII): „Wie die Böhemiſche Sprach auffkommen.“

[3] Verhandl. der gel. eſthn. Geſellſch. zu Dorpat B. 1, H. 1, S. 42 bis 47.

Odins Aufenthalt bei Gunnlöd gemahnen ſpät noch Volkslieder aus Schweden und Dänemark vom Ritter Tinne (Tynne, Tönne), den der allbezaubernde Runenſchlag einer harfeſpielenden Zwergtochter in den Berg lockt, wo man ihm Meth einſchenkt und er auf goldnem Stuhl entſchläft, dann durch hervorgetragene Runenbücher vom Zauber entbunden und mit heilkräftigen Segen für Streit, Reiſe und Seefahrt, ſowie mit der Gabe, treffliche Worte zu ſprechen, entlaſſen wird [1].

Die Entſtehung Kvâſis durch Ausſpucken iſt oben (S. 209 f.) gänzlich aus dem innern Zuſammenhang des vorliegenden Mythus gedeutet worden. Dieſe ſeltſame Vorſtellung ſteht gleichwohl nicht ſo vereinzelt, daß nicht der verſuchten Erklärung auch von außen, und zwar aus griechiſcher Sage, merkwürdige Zeugniſſe zu ſtatten kämen. Das eine findet ſich bei Apollodor: Glaukos, Sohn des Königs von Kreta Minos (eines Geſetzgebers und Ordners wie Fridfrôdi, vgl. Saxo 5, 85 f. 95), fiel, ein Knabe noch, in ein Honigfaß und ſtarb; Minos aber, nach dem Verſchwundenen forſchend, wurde von den Kureten beſchieden, derjenige, der das Ausſehen einer dreifarbigen Kuh in ſeiner Herde am beſten zu vergleichen wiſſe, werde auch den Knaben wieder ins Leben ſchaffen; im Kreiſe der Wahrſager verglich Polyidos, Sohn des Koiranos, die Farbe der Kuh mit der Frucht des Brombeerſtrauchs, worauf ihm geboten wurde, den Knaben zu ſuchen und den gefundenen Todten wiederzubeleben; auch letzteres gelang ihm durch Beobachtung einer getödteten Schlange, die von einer andern mittelſt eines aufgelegten Krautes zum Leben gebracht wurde, und durch Anwendung deſſelben Krautes auf die Leiche des Königsſohns; gleichwohl ließ Minos den Retter ſeines Sohnes nicht nach Argos zurückkehren, bis er dieſen noch die Wahrſagung gelehrt hätte; gezwungen that es Polyidos, vor der Einſchiffung aber hieß er den Glaukos ihm in den Mund ſpucken, und nachdem dieß geſchehen, vergaß Glaukos die Wahrſagekunſt [2]. So begegnet frühe ſchon im griechiſchen, wie nachher im nordiſchen Alterthum die urſprünglich abergläubiſche, dann aber auch mythiſch verwendete Vorſtellung, daß verborgene Wiſſenſchaft, wohl eigentlich die dazu gehörende formelhafte Rede, mittelſt des Speichels, der die Zunge netzt, übertragen werden könne. Wie Polyidos, wörtlich der Vielwiſſende, ſeine Kunſt dem Schüler beigebracht habe, wird nicht geſagt; er nimmt ſie aber aus dem Munde desſelben ſtofflich in den ſeinigen zurück [1]; gleichmäßig belebt ſich, was Aſen und Vanen von der Zunge ſprüht, zu dem weisheitvollen Kvâſir. Auch die Art des Wiſſens iſt auf beiden Seiten die ähnliche, dasſelbe beruht bei Polyidos, wie bei ſeinem Ahn, dem berühmten Wahrſager Melampus, auf dem ſcharfen, ſpähſamen Bemerken der feinſten und leiſeſten Züge an allem Erſcheinenden, wie es ſich in der Auffindung eines Gegenbilds zu der ſchillernden Hautfarbe des Rindes und in der Beobachtung des ſtillen Treibens der

---

[1] Svenska Folkvis. 1, 32 ff. 127 ff. Arwidss. 2, 298 f. (Geijer, Svea Rik. Häfd. 1, 171 findet in dem Namen der Zwergtochter Ulfva [auch ſie und ihre Mutter Olle, dän. Ulfhild] das alte Volva, Vala). Nyerup 1, 281 ff. Dieſe Lieder berühren ſich mit den deutſchen vom Ritter Tanhäuſer, in der Mitte ſteht das niederländiſche von „heer Danielken“ Hor. belg. 2, 131 ff.

[2] Apollodori Atheniens. Biblioth. l. III, c. 3 (hg. Chr. G. Heyne, Göttingen 1782, S. 182 f.): „Γλαῦκος δὲ, ἔτι νήπιος ὑπάρχων, μῦν διώκων

εἰς μέλιτος πίθον πεσὼν ἀπέθανεν. Ἀφανοῦς δὲ ὄντος αὐτοῦ, Μίνως πολλὴν ζήτησιν ποιησάμενος, περὶ τῆς εὑρέσεως ἐμαντεύετο. Κούρητες δὲ εἶπον αὐτῷ, τριχρώματον ἐν ταῖς ἀγέλαις ἔχειν βοῦν, τὸν δὲ τὴν ταύτης θέαν ἄριστα εἰκάσαι δυνηθέντα καὶ ζῶντα τὸν παῖδα ἀποδώσειν. Συγκληθέντων δὲ τῶν μάντεων, Πολύϊδος, ὁ Κοιρανοῦ, τὴν χρόαν τῆς βοὸς εἴκασε βάτου καρπῷ. καὶ ζητεῖν τὸν παῖδα ἀναγκασθεὶς διά τινος μαντείας ἀνεῦρε. Λέγοντος δὲ Μίνωος, ὅτι δεῖ καὶ ζῶντα ἀπολαβεῖν αὐτὸν, ἀπεκλείσθη σὺν τῷ νεκρῷ. Ἐν ἀμηχανίᾳ δὲ πολλῇ τυγχάνων, εἶδε δράκοντα ἐπὶ τὸν νεκρὸν ἰόντα. τοῦτον βαλὼν λίθῳ ἀπέκτεινε, δείσας μὴ ἂν αὐτὸς τελευτήσῃ, εἰ τούτῳ συμπάθοι. ἔρχεται δὲ ἕτερος δράκων καὶ θεασάμενος νεκρὸν τὸν πρῶτον, ἄπεισιν· εἶτα ὑποστρέφει πόαν κομίζων, καὶ ταύτην ἐπιτίθησιν ἐπὶ πᾶν τὸ τοῦ ἑτέρου σῶμα. ἐπιτεθείσης δὲ τῆς πόας, ἀνέστη. Θεασάμενος δὲ Πολύϊδος καὶ θαυμάσας, τὴν αὐτὴν πόαν προσενεγκὼν τῷ τοῦ Γλαύκου σώματι, ἀνέστησεν. Ἀπολαβὼν δὲ Μίνως τὸν παῖδα, οὐδ' οὕτως εἰς Ἄργος ἀπιέναι τὸν Πολύϊδον εἴα, πρὶν ἢ τὴν μαντείαν διδάξαι τὸν Γλαῦκον. Ἀναγκασθεὶς δὲ ὁ Πολύϊδος διδάσκει. καὶ ἐπεὶ δὴ ἀπέπλει, κελεύει τὸν Γλαῦκον εἰς τὸ στόμα ἐπιπτύσαι· καὶ τοῦτο ποιήσας Γλαῦκος τὴν μαντείαν ἐπελάθετο.“ (Ebd. l. III, c. 1, S. 176: „Μίνως δὲ, Κρήτην κατοικῶν, ἔγραψε νόμους.“ Vgl. Saxo, 5, 85 f.)

[1] Plinius (Histor. natur. 28, 7) führt unter den mancherlei Heilkräften des nüchternen Speichels an: „Despuimus comitiales morbos, hoc est, contagia regerimus. Simili modo et fascinationes repercutimus.“ Wird hier die eingedrungene Wirkung des Zauberſpruchs im Speichel wieder ausgeſtoßen? Ebd. 28, 5: „Alius saliva post aurem digito relata, sollicitudinem animi propitiat.“

heilfertigen Schlange bewährt; entſprechend wird von Kvâſir erzählt, daß er, als die Äſen den wegen Baldrs Tödtung flüchtigen Loki verfolgten, als der kundigſte von allen („er allra var vitrastr," πολύιδος), in der Aſche die Spur des von Loki erfundenen und verbrannten Fiſchernetzes erkannt habe[1]; er iſt hiebei eben nur darum gegenwärtig, weil es den Scharfſinn des Errathens gilt, vermöge deſſen auch ihm keine Frage und Aufgabe ungelöſt bleibt[2].

5. Runen.

Es iſt jetzt näher zu unterſuchen, was der mühſam errungene Meth im Geiſte der Genießenden wirke, welcher Art die dichteriſche Begabung ſei, die er denſelben verſchafft. Die jüngere Edda bemerkt am Schluß der Sage, Odin habe Suttungs Meth den Menſchen gegeben, welche dichten (yrkja) können (Sn. 87), d. h. dieſe können es eben durch die Mittheilung des Methes; an andern Stellen wird dieſer Meth ſammt allen ſeinen Bezeichnungen für gleichbedeutend mit Dichtkunſt (skâldskapr) erklärt (Sn. 85. 98). Eingehender läßt ſich der Sprecher im Rûnatal (Sæm. 28, 3 ff.) vernehmen:

„Einen Trunk gewann ich des koſtbaren Methes, genetzt aus Ódhrörir; da begann ich zu gedeihen und weiſe zu ſein, zu wachſen und mich wohl zu gehaben, Wort ſuchte mir Wort vom Worte, Werk ſuchte mir Werk vom Werke;"

Die erlangte Weisheit aber beſteht in Runenkunde und Beſchwörungsliedern (rûnar, liod, galdr). Alles, was hier in Betracht kommt, kann auch unter dem einen, vielumfaſſenden Worte Runen begriffen werden. Rûn f., zum Stamme des ahd. rûnen, agſ. rûnian, raunen, gehörend (Myth. 1174 ff.), bedeutet zunächſt Geflüſter, geheime Rede, dann

---

[1] Sn. 69 (Arn. 182). Solche Proben des Spürvermögens gibt auch Amleth bei Saxo 3, 52 f. („cujus industriam rex perinde ac divinum aliquod ingenium veneratus"); er iſt zugleich Erfinder eines tückiſchen Garnes (ebd.: matri tacite jubet, textilibus aulam nodis instruat").

[2] S. ob. S. 210, Anm. 1; auch der wandernde Kvâſir unterrichtet in ſeiner Wiſſenſchaft: „hann fôr vida um heim at kenna mönnum frœdi" (ebd.). In Erwägung kommt hieher noch Lex. myth. 271*: „Mythi qvidam Indici dicunt Superbaniam sive Carticejam Deum matris sputo productum et summa sapientia præditum esse (Wagner, Ideen S. 172)." Myth. XXXIV: Orion (Ovid. Fast. 5. 495 bis 535. Hygin 195).

Geheimnis überhaupt, in Lehre, Zauberei, Lied, Sinnbild, Buchſtaben. Für den urſprünglichen Sinn zeugen auch die perſönlichen rûni [illegible]. (collocutor, socius, familiaris; vgl. Sprachg. 131, 3: altn. rûnar?) rûna und rûn f. (collocutrix socia); unter den ſkáldiſchen Bezeichnungen des Mannes läuft rûni, als Redegenoſſe, Begleiter, in gleicher Reihe mit andern das vertraute Geſpräch anzeigenden Wörtern. (Sn. 199: „vinr ok radunautr, râdgiafi, mâli, rûni, spialli,“ ebd. 173. 213. Sn. 101: „Sifiar rûni“ Thórr); ebenſo iſt die Frau Redegenoſſin und rûn ihres Mannes (Sn. 202: „mâla, rûn bûanda sîns“; vgl. Sæm. 214, 20: „mîns mâlvinar,“ Sn. 321: „mâlvinu minnar“), vertrauter noch ſeine eyrarûna (Sæm. 7, 45. 24, 6), die ins Ohr raunt (vgl. ahd. ôrrûno, Myth. 1174. Graff 1, 458: „ôrrûn, ôrkirûn“. 2, 525); und wie überhaupt die auf -rûn ausgehenden Frauennamen hieherfallen, bietet insbeſondre Ölrûn Beziehung auf das heimliche Zuſammenflüſtern beim Zweitrinken [1]. Die ſachliche rûn läßt ſich, wie ſchon berührt, in manigfacher Bedeutung durch das Gebiet des altnordiſchen Mythen- und Liederweſens verfolgen; gemeinſam aber iſt durchaus der Begriff des in Bildern, Zeichen, Formeln verſteckten, auf die Götterlehre bezüglichen Geheimniſſes.

Bragi erzählt bei Ögis Gaſtmahl zwei Götterſagen, die eine, wie Idunn vom Jötun Thiaſſi geraubt wird, die andre vom Dichtermeth; beide gehen den Erzähler ſelbſt näher an, denn Idunn iſt ſeine Gattin und er ſelbſt iſt der Skálde unter den Äſen. Beim Schluſſe der erſten Sage fragt Ögir noch, welches Geſchlechts der gewaltige Thiaſſi geweſen ſei, und in der Antwort hierauf gedenkt Bragi, wie die Brüder Thiaſſi, Idi und Gângr, nach dem Tod ihres Vaters Ölvaldi das Gold desſelben auf die Weiſe getheilt haben, daß Jeder davon gleich oft ſeinen Mund voll nahm, mit dem Beifügen: „die Redensart (ordtak) haben wir jetzt unter uns, das Gold die Mundzählung dieſer Rieſen zu nennen, und in Rûnen oder in Skáldſchaft verbergen wir das ſo, daß wir es Rede, Wort, Geſpräch derſelben nennen;“ worauf

---

[1] S. oben S. 207; vgl. Biarkamâl (Fornald. S. 1, 110): „vekjat ek ydr at vîni nê at visa rûnum,“ Sæm. 151, 17. 101, 11: „rœddu ok rýndu.“ Triſtan (Maßm.) 436, 20 ff.: „ſe enphie der küele brunne, der gein ir ougen ſchône entſpranc und ſchôner in ir ôren klanc und rûnende allez gegen in gie und ſi mit ſîner rûne enphie: er rûnete ſuoze den gelieben ze gruoze.“

Ögir bemerkt: „Das bedünkt mich wohl in Rünen verborgen“[1]. Die Stelle gewinnt dadurch an Belang, daß nun unmittelbar Ögir weiter nach dem Urſprung eben dieſer Kunſt fragt, welche ſie (die Äſen) Skáldſchaft nennen, worauf Bragi die Sage vom Dichtertrank erzählt, die auch wieder hauptſächlich dazu dient, jene ſkáldiſchen Umſchreibungen der Dichtkunſt zu begründen, in denen der Meergott gleichwohl einige Dunkelheit finden will[2]. Skáldſchaft und Rünen ſind hiemit inſoferne gleichgeſtellt, als die Kunſtdichtung der Skálden ſich durchaus und weſentlich in uneigentlichen und umſchreibenden Bezeichnungen, den heiti und kenníngar[3], bewegt, welche großentheils der weitſchichtigen Götterſage entnommen und darum für die in letzterer nicht genau Bewanderten dunkel und geheimnisvoll ſind. Das Verſtändnis dieſer Art von Rünen braucht nicht in die Tiefe zu gehen, nicht den innern Sinn der Mythen zu ergründen, es ſetzt nur diejenige Bekanntſchaft mit dem äußeren Beſtande der Fabeln voraus, die in den Erzählungen der jüngern Edda den Lehrlingen des dichteriſchen Stiles dargeboten wird.

In Biarkamál, Bruchſtücken eines Liedes von ſonſt noch einfacheren Formen, weckt der Sänger die Helden zum Kampfe für ihren freigebigen König, deſſen reiche Spende, das Gold, ſofort in einer Reihe auf Götter- und Heldenſage beruhender Benennungen verherrlicht wird, zu denen insgeſammt die auf heiti und kenningar des Goldes bezüglichen Sagenſtücke der jüngern Edda den Schlüſſel geben; darunter: Idis Prunkrede und Thiaſſis Rechtſchlichtung [1], alſo dasſelbe, was Bragi in Rünen verborgen nannte; und abermals beſteht das Geheimnis lediglich im verblümten Dichterausdruck. Die Skäldenlieder wimmeln von Namen der Götter und Halbgötter, von Anſpielungen auf vorhandene oder auch verſchollene Mythen, aber dieſe mythiſche Weſen und Geſchichten werden nicht um ihrer ſelbſt willen genannt und angezogen, ſie ſind ein Theil des geſammten Redeſchmucks, der in Verbindung mit dem verwickelten Satz- und Versbau dem ſkäldiſchen Kunſtgeſang ſein eigenthümliches gelehrtes Gepräge gibt. Auch wo die Götterſage den Gegenſtand ſolcher Gedichte ausmacht, iſt es hauptſächlich darauf abgeſehen, dasjenige, was ältere Mythenlieder in ſchlichterer Weiſe behandelt hatten, nun im ſchmuckreichen Kunſtſtil erglänzen zu laſſen [2], wie er probehaltigen Erzeugniſſen zukam, die für angeſehene Gönner nach geſtellter Aufgabe oder zum Zeichen des Dankes beſtimmt waren [3]. Wenn dann auch der Skälde ſich noch rühmt, mit Odins Gabe, dem göttlichen Naß, grüßen und wecken zu können [4], ſo hat er doch nur Rünen des Stils von der Oberfläche geſchöpft. Dieſe rein äußerlich gewordene Handhabung der Götternamen und Sagenbezüge hat es auch möglich gemacht, daß die Skáldenſprache mitſammt dieſen in chriſtlicher Zeit fortwährend in Übung bleiben und das Lehrbuch für die mittelalterlichen Jünger der Dichtkunſt auf die Grundlage einer umfaſſenden Sammlung heidniſcher Götterſagen gebaut ſein konnte [1]. Bei allem dem iſt nicht zu glauben, daß einer ſo lang und emſig gepflogenen Übung die tiefer greifende Wurzel gefehlt habe. Was ſeit unvordenklicher Zeit von Göttern und Helden geſungen war, was im Glauben und Gedächtnis der Dichtenden fortlebte, das durfte, auch wenn der Geſang in neuen Formen auf Männer und Ereigniſſe der bewegten Gegenwart ſich geworfen hatte, doch nicht gänzlich aus dem Liede verſchwinden, die altehrwürdigen Erinnerungen wurden fort und fort angeklungen, nicht bloß, weil ſie dem Ausdruck Glanz und Würde liehen, ſondern auch, weil ſie, nach forterbendem Gefühl, dem Zweck und Gegenſtand des Gedichtes eine innere Weihe gaben.

---

[1] Sn. 83 (Arn. 214 f.): „En þat höfum vær ordtak nû med oss, at kalla gullit munntal þessa iotna, en vêr felum î rûnum eda î skáldskap svá, at vèr köllum þat mál eda tal þessa iotna. (Var. „ef vêr fiavllom î rûnom eþa skáldscap, svá cavllom vêr þat mæli, ord eda tal þeirra.) þá mælti Ægir: þat þykki mêr vera vel fólgit î rûnum.“

[2] Sn. 85 (Arn. 218): „þá mælti Ægir: myrkt þykki mêr þat mælt, at kalla skáldskap med þessum heitum.“ Vgl. Sn. 88 (Arn. 224): „þat, er hulit er kvedit.“

[3] Heiti n. erſcheint als das allgemeinere (wie nöfn Sn. 176 ff. abwechſelnd mit heiti), theilt ſich aber in kennt heiti (Sn. 94. Arn. 231: „appellationem cicumscriptam) oder kenning (ebd. „denominatio“?) und in ûkend heiti (Sn. 174. Arn. 464: „appellationes simplices“) oder auch einfach heiti, was aber vermöge ſeiner Allgemeinheit ſelbſt für kenning gebraucht wird. Dieſelben Ausdrücke für Gold, von denen es (Sn. 83) hieß: „ver felum î rûnum,“ ſtehen weiterhin in Antwort auf die Frage: „hvernig skal kenna gull?“ (Sn. 128. Arn. 337: „denominandum est“; vgl. Sn. 134); ganz entſprechende ſind aber auch als „gulls heiti“ (Sn. 154. Arn. 401: „auri appellationes“) aufgeführt.

---

[1] Fornald. S. 1, 111: „Gramr hinn gioflasti gœddi hird sina u. ſ. w. Idja glismálum u. ſ. w. Þiassa Þingskilum u. ſ. w." Vgl. Sn. 154 f. (Arn. 403): „splendidos Idii sermones," „Thjassii disceptationibus."

[2] Dazu konnten kenningar aus andern Mythen auch wieder ganz äußerlich verwendet werden, z. B. in Hôſtlông heißt Loki Dieb des Briſingbandes (Sn. 121a. Arn. 312: „Brisings girdi-Þiofr"), nicht etwa, weil die Entführung Iduns, von der das Lied geht, mit dem Diebſtahl an Freyja zuſammengeſtellt werden ſollte, ſondern einzig nach Zunftgebrauch; Verzierungen des einen Mythus aus dem andern. Ähnliches begegnet ſelbſt in Eddaliedern.

[3] Eilif Gudrûnsſohn ſcheint in Thôrsdrâpa einen kriegeriſchen Fürſten anzureden (Sn. 116b, 8. Arn. 297. Sn. 118a, 16. Arn. 300). Thiodolf von Hvin, dem Hauſtlông zugeſchrieben wird, dankt darin dem edeln Thorleif für einen mit Bildern aus der Götterſage gezierten Schild, deren Gegenſtände das Lied beſingt (Sn. 112b, 2. 119a. 121b. Arn. 284. 306 eben. 314. Vgl. Saxo 7, 136. Fornald. S. 2, 485). Auf ähnliche Sagenbilder, mit denen der reiche Isländer Olaf Pâ ſein neugebautes Haus geziert, hat der Skälde Ulf, Uggis Sohn ſeine Hûsdrâpa gedichtet (Laxd. S. C. 29, S. 112 ff. Thôr S. 143 [oben S. 82] f.) und dem Herrn des Hauſes gewidmet.

[4] Die Halbſtrophe Ulfs Sn. 100. Arn. 250 nimmt Finn Magnuſen glaubwürdig für den Eingang der Hûsdrâpa; auch andre auf den Dichtermeth bezügliche Verſe im nemlichen Capitel der Skälda ſind ſolche Liederanfänge.

Zu näherer Verſtändigung kann ein Lied dienen, deſſen erhaltene Bruchſtücke in den Übergang der einfacheren zu der künſtlichen Dichtweiſe fallen, die alten Biarkamál, worin bereits die von der jüngern Edda als Rünen bezeichneten Umſchreibungen des Goldes aufgewieſen wurden. Dieſes ſagenhaft berühmte Lied iſt ein Aufruf an die Dienſtmänner des Dänenkönigs Hrólf Kraki, um ſie zu dem androhenden Kampfe zu wecken, in dem er mit ihnen untergeht. Hrólf Kraki iſt derjenige Held der nordiſchen Sagenzeit, in welchem der dichteriſche Königsname Mildingr [2] (der Freigebige) zur leuchtendſten Erſcheinung kommt [3]. Er iſt der Milding der Mildinge, ſeine Sage iſt die der Königsmilde. Von ihm ſagte man, daß er ſich nie zweimal um etwas bitten ließ [4]; das eroberte Gold theilt er an ſeine Kämpen aus[1]; die Goldringe, die er an ihren Arm geſtreift, machen ihren Schwertſchlag gewichtiger im Kampfe für ihn[2]; um von ihnen die Übermacht verfolgender Feinde abzuwenden, ſtreut er eine Fülle Goldes auf den Weg, daß weithin das Feld erglüht, und davon heißt das Gold in der Dichterſprache Krakis Saat[3]. Leuchtet in ſolcher Art die ganze Heldenbahn dieſes Königs von ausgeſtreutem Golde, ſo iſt es auch angemeſſen, daß im Weckeſang zum Kampfe für den rückhaltloſen Spender das Gold in allen dichteriſchen Namen ſpielt: als Glaſis (des Aſenhaines) Goldlaub, Sifs Hauptbaar, Freyjas Zähren, Idis und Thiaſſis Rede, Fenjas Arbeit, Fafnis Lager, Granis ſchmucke Bürde, des Rheines Rotherz, der Niflünge Hader u. ſ. f.[4] Dieſe dichtgedrängten Mahnungen an ſo Vieles aus der Götter- und Heldenwelt geben aber dem Liede nicht bloß einen reichen Redeſchmuck, ſondern auch eine feierliche, beſchwörungsartige Wirkung. Mit demſelben hat dann noch im Jahr 1030 der Skâlde Thormôd das Heer eines andern freigebigen Königs, Ólafs des Heiligen, auch zur letzten Schlacht bei Stiklaſtad, lautſingend geweckt und es bedünkte die Männer wohl gewählt zu ſein[1].

---

[1] Wie man das den Schülern zurechtſetzte, ſ. Sn. 88 (Arn. 224 f.).

[2] Sn. 190. Fornald. S. 3, 477. 492. Vgl. Sn. 156: „briotr gullzins."

[3] Sn. 150 (Arn. 392): „Konúngr einn i Danmörk er nefndr Hrólfr Kraki, hann er ágætastr fornkonúnga, fyrst af mildi ok frækleik ok lítillæti." (Vgl. Fornald. S. 1, 101. 1 u.)

[4] Saxo 2, 30: „Ferunt autem illum quicquid præstare posceretur, primæ supplicationi prompta liberalitate tribuere solitum, nec unquam ad secundam petentis vocem distulisse rogatum."

---

[1] Ebd. 35: „Cepit opes, inter dignos partitus amicos u. ſ. w.
Cui nil tam pulchrum fuit, ut non funderet illud,
Aut charum, quod non sociis daret, æra favillis
Assimilans.

[2] Ebd. 36: „. . . . totosque auro densate lacertos,
Armillas dextræ excipiant, quo fortius ictus
Collibrare queant et amarum figere vulnus.“

Ebd. 37 f.:
„Ut videat quisquis congesta cadavera lustrat,
Qualiter acceptum domino pensavimus aurum.“

[3] Sn. 153 (Arn. 396 f.): „Þeir hliopu á hesta sina, ok rida ofan á Fýrisvöllu; þá sá þeir, at Adils konúngr reid eptir þeim med her sinn alvápnadan, ok vill drepa þá. Þá tók Hrólfr Kraki hœgri hendi gullit ofan í hornit, ok sori allt um gotuna; en er Svíar siá þat, hlaupa þeir or södlunum, ok tók hverr slíkt er fékk u. ſ. w. Af þessi sok er gull kallat sád Kraka eda Fýrisvalla.“ In den folgenden Liederſtellen: „Fýrisvalla-fræ (vgl. Sn. 128. Arn. 336) u. ſ. w. liosu Kraka-barri (lucida Krakii segete)“. Fornald. S. 1, 92: „hann sáir nú gullinu vida í gotuna, þar sem þeir rida um alla Fýrisvöllu, svá at goturnar glóa sem gull.“ Saxo 2, 35: „Qui Sirtvallinos auro conseverat agros.“ Vgl. ebd. 30.

[4] Sn. 154 (Arn. 400 f.). Fornald. S. 1, 111 f. Die drei Strophen, deren Inhalt dieſe Goldnamen bilden, ſind zwar nirgends, als in Skálda, erhalten (vgl. Fornald. S. 1, XII); es heißt aber dort ausdrücklich: „Í Biarkamálum enum fornum eru tod mörg gulls heiti; svá segir þar u. ſ. w. (nur in der Upſal. Hdſchr., Arn. 2, 432, fehlt „enum fornum“). Bei Saxo, der 2, 38 bemerkt: „Hanc maxime exhortationum seriem idcirco metrica ratione compegerim, quod earundem sententiarum intellectus danici cujusdam carminis compendió digestus, a compluribus antiquitatis peritis memoriter usurpatur,“ ſchimmert von den „gullsheiti“ nichts hindurch, obgleich die

In den bisher beſprochenen Rûnen des ſkâldiſchen Ausdrucks wird das Mythiſche, wenn auch nicht ohne Ahnung ſeiner Bedeutſamkeit, doch nur obenhin angeſtreift; viel innkräftiger wirkt dasſelbe auf einer andern, in höheres Alterthum reichenden Stufe ſeiner Verwendung, in den eigentlichen Beſchwörungs- oder Zauberliedern, den Galdern. Der Sprecher des Rûnatal rühmt ſich, nachdem er einen Trunk aus Ódhrörir gethan, die Lieder zu wiſſen, die nicht Herrſchersfrau noch Mannesſohn könne, und er zählt ſie, je mit Angabe ihrer Wirkung, nach einander

---

Beweiſe der Freigebigkeit und Goldverachtung Hrôlfs nicht fehlen. Heimskr. 2, 584 f. nennt auch „Biarkamâl en forno,“ gibt aber nicht die „gullsheiti,“ ſondern zwei andre Strophen, die jedoch nur als Anfang (upphaf) des Liedes bezeichnet ſind (werden darin zuerſt die Schweden geweckt: „Adils of sinnar“, Var. „Svíar“? Vgl. Fornald. S. 1, 110. Steph. Not. 82). Saxos „danicum carmen“ muß in einer großen Wechſelrede zwiſchen (Bödvar) Biarki und Hialti beſtanden haben, erinnernd an das letzte Schlachtgeſpräch Rolands und Olivers, von denen dann bei Haſtings geſungen wurde, wie Biarkamâl bei Stickleſtad. Die heiti, zumal in dieſer Fülle, können Ausſchmückung eines älteren, einfacheren Liedes ſein, ſind dann aber um ſo bezeichnender für die Entwicklung des ſkâldiſchen Stils.

[1] S. Olafs hins helga C. 220 (Heimskr. 2, 384. Vgl. S. Ol. h. helg. Christ. 1853, 207 f. Ol. S. h. helg. udg. af Keyser og Unger. Christ. 1849, 66): „enn er hann [Olaf] vaknar, þâ rann dagr upp. Konûngi þôtti heldr snemt at vekja herinn. Þâ spurđi hann hvar Þôrmôđr skâld væri u. ſ. w. Konûngr segir: tel þû oss kvæđi nockot; Þôrmôđr settiz upp ok kvad hâtt miok, svâ at heyrđi um allan herinn, hôf upp Biarkamâl en forno, ok er þetta upphaf u. ſ. w. Þâ vaknađi liđit, enn er lokit var kvæđino, þâ þockuđo menn hônom kvæđit, ok fannz mönnom mikit um, ok þôtti vel tilfundit (Biörn 2, 379: „tilfundinn, electus“), ok kölluđo kvæđit hûskarla hvöt (vgl. Sn. 172: „hirđ-menn ok hûskarla höfđingja“); konûngr þackađi hônom skemtan sîna, ok tôk gullhring, er stôđ hâlfa mörk, ok gaf hônom. Þôrmôđr þackađi konûngi giöf sîna, ok mælti: gôđan eigom ver konûng.“

auf, achtzehn an der Zahl [1]. Während dem erſten, Hilfe (hialp) genannt, die umfaſſende Kraft beigemeſſen wird, in allen Anliegen, Kümmerniſſen und Schmerzen zu helfen, vermögen die übrigen im Beſondern, ärztlich zu heilen, Feindeswaffen ſtumpf zu machen, Feſſeln zu ſprengen, Geſchoß im Fluge zu hemmen, Flamme zu löſchen, Haß unter Männern zu verſöhnen, Wind und Woge zu ſänftigen, Krieger friſch und heil zur und aus der Schlacht zu führen, Frauenneigung zu gewinnen u. a. m. Daß hier unter Liedern geſungene Zauber, Galder, verſtanden ſind, iſt bei einem derſelben ausdrücklich, bei andern durch den Gebrauch des Zeitworts gala bezeugt [2]. Durchgehends aber wird galdr und gala von den neun Zauberſegen gebraucht, die in einem andern Eddaliede, „Grôu-galdr,“ eine aus dem Todesſchlaf geweckte Mutter ihrem Sohne ſingt: gegen gefährlichen Stromfall, wider weglagernde Feinde und zur Beſänftigung derſelben, zur Sprengung der Feſſeln, zur Stillung der hochgehenden See, gegen Froſt auf hohem Gebirge, gegen Spuk des todten Chriſtenweibs, zur Gewandtheit in Wechſelrede u. ſ. f. [3] Während Rûnatal nur die bezweckte Wirkung der Geſänge angibt, wird von Grôa je die kurze Formel ſelbſt ausgeſprochen, doch nicht in der Abſicht, daß der Unterwieſene, wie es im Rûnatal gemeint iſt, mit dieſen Formeln in künftigen Fällen ſelbſt Beſchwörung übe, ſondern in einer Reihe feierlicher Wünſche, die ihm, dem Sohne von der Mutter, ein für allemal als Reiſeſegen auf ſeinen Lebensweg mitgegeben werden; das Lied vermittelt auch den Übergang zwiſchen Zauberſang und Lehre, galdr und mâl, deren Formverwandtſchaft näher zur Sprache kommen wird. Nicht bloß das Zauberſingen überhaupt ſtammt aus altheidniſcher Zeit, auch einzelne der aufgezählten

---

[1] Sæm. 28, 9 ff. Andrer neun von einem urweltlichen Rieſen, Odins Oheim von Mutterſeite, erlernter Hauptlieder (fimbulliod, ebd. 3; vgl. über fimbul Myth. 785) wird vorher erwähnt ohne Bezeichnung ihrer Art und Wirkſamkeit.

[2] Sæm. 29, 15: „Þat [liod] kann ek it siöunda u. ſ. w. Þann kann ek galdr at gala.“ 29, 12: „svâ ek gel.“ 29, 18: „undir randir ek gel.“ 30, 23: „gôl u. ſ. w. gôl hann.“

[3] Sæm. 97 ff. Darin die Ausdrücke 97, 5 f.: „Galdra þû mer gal u. ſ. w. „Þann gel ek þer fyrstan“ und ſo durch alle neun; 99, 15: „medan ek þer galdra gôl.“ Über Grôugaldr und deſſen Verhältnis zu Rûnatal vgl. Simrock, Edda 387. Hieher gehören auch die gleichartigen Rûnenzauber in Rigsmâl 33. 40 ff.

Galder berühren ſich mit merkwürdigen Gebräuchen des germaniſchen Heidenthums. Von ſeinem eilften Liede ſagt der Sprecher im Rúnatal: „Wenn ich zur Schlacht die Freunde führen ſoll, ſing' ich laut unter die Schilde (Sæm. 29, 19: „undir randir ek gel“), ſie aber fahren mit Siegesmacht heil zum Kampfe, heil aus dem Kampfe, kommen heil wo irgend her“; damit vergleicht ſich der altgermaniſche Schlachtgeſang unter die vorgehaltenen Schilde, deſſen weiſſagender Klang auch galderhaft ermuthigend oder ſchreckend wirkt[1]. Das dreizehnte Lied war ein feſtmachender Segen zur heidniſchen Taufe[2]; mit dem achten, durch welches, wo Feindſchaft unter Männern erwächſt, dieſe ſchnell ausgeſöhnt wird, mag ein Vorbild der ſtabgereimten Sühn- und Sicherheitsformeln (trygdamâl) gemeint ſein, die als Gegenſtand einer beſondern Kenntnis angeſehen und in denen feierliche Verwünſchungen des Friedebrechers galderartig ausgeſprochen waren[3]. Nach andrer Seite hat ſich bei allen germaniſchen Völkern aus der heidniſchen Zeit in die chriſtliche, noch jetzt nicht völlig außer Übung, eine große Zahl von meiſt gereimten, ſelbſt noch manche Spur des Stabreims aufweiſenden Segensſprüchen fortgepflanzt[1], die in den Gegenſtänden, worauf ſie gerichtet ſind (Feuer-, Waffen-, Wundſegen, ſolche wider Krankheiten, Zauber u. A.), mit den altnordiſchen Galdern mehrfach zuſammentreffen und, da ſie nach Form und Inhalt zum Theil noch leidlich erhalten ſind, auch über die Beſchaffenheit jener näheren Aufſchluß geben können. Sie ſollen hiezu ſoweit benützt werden, als es ſich um die Kennzeichnung des durch Odins Gabe geweckten Dichtergeiſtes handelt. Indem die Beſchwörung Kräfte in Anſpruch nimmt, welche außerhalb des menſchlichen Vermögens liegen, knüpft ſie je mit denjenigen göttlichen oder dämoniſchen Weſen Verbindung an, von denen der bezweckte wohlthätige oder verderbliche Einfluß erwartet wird. Es geſchieht dieß theils durch unmittelbaren Anruf, mehrentheils aber durch Ausheben einer verwandtſchaftlichen Beziehung des gegebenen Falles zum Erſcheinen und Wirken jener übermenſchlichen Mächte.

---

[1] Tac. Germ. 3: „Sunt illis hæc quoque carmina, quorum relatu, quem baritum [a. barditum] vocant, accendunt animos futuræque pugnæ fortunam ipso cantu augurantur. terrent enim trepidantve, prout sonuit acies; nec tam voces illæ quam virtutis concentus videntur. affectatur præcipue asperitas soni et fractum murmur objectis ad os scutis, quo plenior et gravior vox repercussu intumescat.“ Die Stelle des Rúnatal ſtimmt nun auch für die Leſung barditum, Schildgeſang; vgl. Sn. 216 unter den skioldsheiti: „hlæbarðr, barði“ (Wackernagel, Geſchichte der deutſchen Litteratur S. 9. Grimm, d. Wörterb. 1, 1121; für baritum Ammian. 31, 7). Über die Art des altnord. herôp (Fornald. S. 1, 382. 2, 191) erhellt nicht Näheres. (Zu „lângvini“ vgl. Gr. 2, 636. Tac. Germ. 7: non casus nec fortuita conglobatio turmam aut cuneum facit, sed familiæ et propinquitates.“)

[2] Sæm. 30, 21: „ef ek skal Þegn ûngan verpa vatni â.“ Vgl. Fornald. S. 1, 148: „vatni ausinn með Sigurðar nafni.“ 1, 251: „ok var sveinninn vatni ausinn ok nafn gefit.“ 1, 430: „var hun siðan vatni ausin, ok kölluð Hervör.“ 2, 162: „vatni ausinn ok nafn gefit.“ Münter 154 f. Myth. 559. [Vgl. 3, 244 ff. K.]

[3] Grâgâs, Havn. 1829. Th. 2, S. 170 (TrigÞa-mâl, formulæ fidem et fœdus constituendi). Heidarvîga S. (Sagabibl. 1, 46 bis 48). Grettis S. C. 26 (Marcuss. S. 146): „Hafur het Madur u. ſ. w. Orda-Madur mikill: Thesse sagde fyri Gridum med mikilli Roksemi.“ (Vgl. Rúnatal Str. 9.) Niala S. C. 50: „lâta dynja stefnu.“ Rechtsalt. 39. 54.

Vielfach werden in deutſchen Segen Tageslicht und Sonnenſchein als heilkräftig angerufen oder zur Beſchwörung beigezogen[2]. „Grüß' dich Gott, vielheiliger Tag!" beginnt ein Fieberſegen; der Tag wird angerufen, daß er dem Kranken all ſein Weh abnehme. In den Schluß eines Viehſegens ſind dieſe Formeln gerathen: „Ich beſchwör' euch heut, alle böſe Ding', bei dem heiligen Tag und bei dem heiligen himmliſchen Heer und bei dem heiligen Sonnenſchein und bei der heiligen Erden." Der Wurm (Beingeſchwür) wird ſo beſchworen: „Wurm, ich beſchwör' dich bei dem heiligen Tagſchein, ich beſchwör' dich bei dem heiligen Sonnenſchein;" oder: „Ich tödt' dich, Wurm, bei dem Aufgang der heiligen Sonnen." Anderwärts wird das kranke Geſchöpf angeredet: „Auch ſegne ich dich mit der Sonnen und dem Mond, die am Himmel umhergehn." Bedeutſam iſt folgendes Gebet zur Heilung eines abzehrenden Kindes: „Grüß' dich Gott, du heiliger Sonntag! ich ſeh' dich dort herkommen reiten; jetzund ſteh' ich da mit meinem Kind und thu dich bitten, du wolleſt ihm nehmen ſeinen Geiſt (vgl. Pſ. 51, 12 f.) und wolleſt ihm wiedergeben Blut und Fleiſch." Dabei die Vorſchrift: „Das thu drei Sonntag einandernach vor der Sonnen Aufgang und ſteh mit ihm unter eine Thür oder Laden gegen der Sonnen Aufgang, leg' dem Kinde den Kopf auf den linken Arm und ſetz' ihm den rechten Daumenfinger ins Herzgrüblein, weil du es ſegneſt, und ſegne es dreimal aufeinander!" Dieſen Bezug des aufſteigenden Tages zur Krankenheilung, zur Bekleidung des Geiſtes mit einem neuen, kräftigern Leibe, erläutert noch beſonders ein andrer Segen gegen die Schwindſucht, der auch an drei Morgen und zwar beim neuen Monde gebetet werden ſoll: „Geh auf, Blut und Fleiſch, Mark und Bein! blüh' und gedeihe, wachs und geh auf, wie die heilige Sonn' und der Mond aufgeht an dem Himmel!" oder auch: „So wahr die Sonne heut an dem heiligen Freitag aufgeht"[1]. Es ſtellt ſich klar heraus, daß die Heilung und Wiedergeburt, die von der aufgehenden Sonne, vom zunehmenden Monde kommen ſoll, eine ſympathetiſche iſt: keine Wiſſenſchaft des Heilens war ausgebildet, das Übel war eine dunkle, feindliche Gewalt, man ſprach zum Leidenden: „Ich weiß nit, was dir iſt und gebriſt" (Anz. 6, 471. Nr. 29 f.), der Hilfbedürftige fand ſich an unerforſchte Naturkräfte verwieſen, in denen er ein göttliches Walten ahnte und die ihm ein Verhältnis zu ſeinem Anliegen darboten; Sonne und Mond in Aufgang und Zunahme waren ihm nicht bloße Gleichnisbilder der Erneuung und des Gedeihens, ihr Einfluß auf irdiſches Wachsthum war erkannt, die erfriſchende Wirkung des Morgenlichts und der Morgenluft, die Beſchwichtigung, die damit auch dem Kranken zugeht, war empfunden, durch den Anruf aus dem Innerſten ſuchte man mit den wohlthätigen Geſtirnen in Berührung zu kommen und den Gegenſtand, den man ihnen empfahl oder mit ihnen ſegnete, ihrer eigenen Verjüngung und ihrem ſicheren Fortſchritt anzuknüpfen; in ſolcher Hoffnung hielt die Mutter ihr krankes Kind dem aufleuchtenden Tag, dem erſten Sonnenſtral entgegen, der das bleiche Antlitz röthete. Das rege Naturgefühl äußert ſich hier noch im ſichtlichen Zuſammenhang mit dem heidniſchen Glauben an eine in dieſen hilfreichen Himmelslichtern lebendige Perſönlichkeit; der vielheilige Tag wird gegrüßt und angefleht, wie Sigurdrifas Spruch, als ſie dem Sigurd das Methhorn reicht, mit Gruß und Gebet zu Dagr und Dags Söhnen anhebt (Sæm. 194, 3: „heill Dagr, heilir Dags synir!“); und den heiligen Sonntag, d. h. ſonnenhellen Tag, ſieht der Grüßende heranreiten, wie nach Vaſthrúdnismál Skinfaxi, das Roſs mit ewig leuchtender Mähne, den klaren Dagr, Dellings Sohn, über die Erdenſöhne hinführt (Sæm. 32, 11 f. 34, 24 f. Sn. 11), auch Sól, die ſtralende Göttin („Sólu, skínanda godi“), ihr Geſpann hat (Sæm. 45, 37 f., vgl. 34, 22 f. Sn. 12)[1].

---

[1] Beſonders ergiebig ſind Mones Sammlungen deutſcher Segen im Anzeiger 3, 277 ff. und 6, 459 ff. Eine lehrreiche Zuſammenſtellung ſolcher Formeln von den angelſächſiſchen an bis in die neuere Zeit, mit Inbegriff ſchwediſcher und däniſcher, Myth. 1ſte Ausg. Anh. CXXVI ff.

[2] [Vgl. B. 3, S. 245 f. K.]

---

[1] Die bis hieher benützten Segen ſind aus Handſchriften vom Ende des 16ten und Anfang des 17ten Jahrhunderts abgedruckt im Anzeiger 3, 282, Nr. 16. 6, 467, Nr. 18. 462, Nr. 9. 472, Nr. 31 (hier dem Heiland ſelbſt in den Mund gelegt). 471, Nr. 28. 459, Nr. 1 (vgl. 3, 287, Nr. 31). 461 f., Nr. 6. 7.

Die Sympathie der Segen erſtreckt ſich aber auch über den unmittelbaren Anruf hinaus in das mythiſche Gebiet auf die Weiſe, daß ein vorbildliches Begebnis aus der Götterwelt, chriſtlich umgeſtaltet aus der heiligen Geſchichte, aufgeſtellt wird, bei welchem ein höheres Weſen Worte der Segnung oder Beſchwörung ausſpricht; die Formel aus geweihtem Munde oder auch nur die feierliche Erinnerung an einen ſolchen Vorgang gilt dann als fortwirkend auf jeden ähnlich gearteten Fall des täglichen Lebens. Obenan tritt hier der altthüringiſche Segen wider Verrenkung: „Phol und Wôdan fuhren zu Holze, da ward dem Fohlen Balders ſein Fuß verrenkt; da beſchwur[2] ihn Sinthgunt und Sunna, ihre Schweſter; da beſchwur ihn Fria und Volla, ihre Schweſter; da beſchwur ihn Wôdan, wie er wohl konnte, ſo die Beinrenke, wie die Blutrenke, wie die Gliedrenke: Bein zu Beine! Blut zu Blute! Glied zu Gliedern, als ob ſie geleimt ſeien!“[3] Die wenn auch verkümmerte Fortdauer dieſer Beſchwörung iſt für Schweden mit den Götternamen Oden und Frygge, für Norwegen und Schottland als auf einen Ritt des Heilands bezüglich aufgewieſen[4]. Das merkwürdige alte Stück führt in einen Kreis von Gottheiten, welche zum bedeutendern Theil auch dem nordiſchen Götterhimmel angehören, und berührt ſich insbeſondre mit dem Eddamythus von Baldr. Beim Leichenbrande dieſes

---

[1] Nach Fornald. S. 2, 7 waren Dagr, Dellings Sohn, und Sól, Mundilfaris Tochter, ein Ehepaar.

[2] „Biguol,“ das altn. gala.

[3] J. Grimm, Über zwei entd. Ged. u. ſ. w. Berlin 1842. Myth. 1181. Haupts Zeitſchr. 2, 189. Frûa oder Fria, vgl. Wackern. Leſeb. 1, Vorr. X. Voli, ein bösartiger Zauberer, Fornald. S. 2, 365 ff. 375: „med goldrum“, „galdrarumr.“ Sn. 211 a, 3: „Voli.“ Arn. 554 ob.: „Vali.“

[4] Myth. 1181 f.

Gottes wurde ſein Roſs mit allem Reitzeug auf den Scheiterhauſen geführt (Sn. 67, vgl. 18. Arn. 178). Dem Tode des allgeliebten Odinsſohnes waren ſchlimme Anzeigen vorangegangen, zumal ſeine eigenen ſchweren Träume, worüber alle Aſen und Aſynjen, vor allen ſeine Mutter Frigg, beſtürzt ſind und deren Bedeutung zu erkunden Odin ſelbſt in die Unterwelt hinabritt und dort eine todte Vala mit Beſchwörungsſang weckte (Sæm. 93 f., beſ. 94, 9: „nam hann vittugri valgaldr kveda“, vgl. Sn. 64. Sæm. 6, 36); nun iſt auch das Straucheln des Roſſes ein Unglückszeichen[1], noch mehr wenn das Thier gelähmt wird; überhaupt ſoll die Fahrt Balders, des Lichtgotts, nicht gehemmt ſein; hier iſt alſo die Sorge der Himmliſchen dringend angeſprochen (Myth. 205). In der Reihenfolge der Beſchwörenden zeigt ſich eine Steigerung, voran die Frauen, denen überhaupt ja geheime Kunde zukommt, unter ihnen erſt Sinthgunt und Sunna, als Schweſtern und durch wörtliche Stammverwandtſchaft (Graff 6, 234: „ſindôn, ire, proficisci.“ 231: „ſind, m. Weg, iter.“ Vgl. Myth. 285. 667) gleichartig, wandelnde Himmelslichter, beide vielleicht die Sonne[2] nur auf verſchiedenem Stand, alſo mehr noch göttliche Naturmächte, dann auf höherer Stufe Fria und Volla, hier Schweſtern, altnordiſch Frigg, Odins Gemahlin und Baldrs Mutter, mit Fulla, ihrer jungfräulichen Dienerin und Vertrauten („eskimey“ Sæm. 39. Sn. 36 f. Thôr 148 f.); den Ausſchlag gibt endlich Wôdan, „wie er wohl konnte“[3], der „große Galdervater,“ wie Odin auf ſeinem Beſchwörungsritt nach Niflhel genannt wird[4]. Daß Sunna im Geleit ihrer Schweſter darum mitthätig ſei, weil es ſich um eine Gefährdung des Lichtaſen handelt, ließe ſich ſchon annehmen, im Zuſammenhang dieſes Spruchweſens aber wird ihre Betheiligung auch hier eher durch den Glauben an die allgemeine Heilkraft des Sonnenlichts zu erklären ſein. Auch in einem andersartigen Falle, wobei Wodan und Frea behilflich einſchreiten, bei der feierlichen Namen- und Siegverleihung an die Winiler, iſt die aufgehende Sonne in Mitwirkung gezogen[1]. Übrigens zeugt die Aufbietung ſo zahlreicher und ſelbſt der höchſten Gottheiten zur Hilfe für Balders Roſs von der großen mythiſchen Bedeutung, die dem Straucheln desſelben zukam; und wenn dann all dieſe Götterkräfte zur Pferdeheilung oder gegen Verrenkungen überhaupt verwendet werden, ſo ergibt ſich eben hieraus, daß nicht dieſes irdiſche Heilbedürfnis die Erdichtung eines Vorgangs in der Götterwelt herbeiführte, ſondern daß man zum Behuf desſelben in die ſchon vorhandene reichgeſtaltete Baldersſage hinaufgriff, die freilich, wie alle mythiſche Darſtellung, ihre Sinnbildſprache ſelbſt wieder den Meinungen und Gebräuchen des Volks entnommen hatte[2].

---

[1] Volksl. Nr. 114, 1 f. Myth. 1067. Die nordiſche Überlieferung gedenkt dieſes Vorzeichens nicht, der Mythus von Baldrs Tod iſt aber in der proſaiſchen Edda umſtändlich berichtet und dieſe ſelbſt gibt die vereinzelte Strophe eines nicht mehr vorhandenen Liedes im liodahâttr (Sn. 68. Arn. 180). Sie antwortet auf eine Frage in Vegtamskv. (Sæm. 95, 17. Vgl. Simrock, Edda 359). Sæm. 185, 24: „Þat er fâr mikit, ef þû fœti drepr, þars þû at vigi vedr.“

[2] Altn. sôl; sunna mehr dichteriſch. Sæm. 49, 16 zwar: „hvê sunna heitir?“ darauf aber 17: „sôl heitir med mönnom, en sunna med godom“. Sn. 177. 223a: „sôl ok sunna.“

[3] „Thu biguolen uuodan so he uuola conda.“ J. Grimm, Üb. zwei entd. [illegible] 17 ſtellt hiezu Sæm. 138, 26: „Þvíat han betr kunni.“

[4] Sæm. 94, 7: „gein stôrum galdrsfodur“ (vgl. Munch 56, 3: „ok galdrs fodur gôl um lengi“. 196a).

Wie der Segen aus dem Mythus, ja aus einem beſtimmten Mythenliede geſchöpft wird, dazu gibt nun Rúnatal mit ſeiner fünfzehnten

---

[1] In der bekannten Erzählung bei Paul. Diac. 1, 8 ſagt Wodan: „se illis victoriam daturum, quos primum oriente sole conspexisset;“ Frea gibt den Rath: „Winilorum mulieres solutos crines erga faciem ad barbæ similitudinem componerent, maneque primo cum viris adessent, seseque a Wodan videndas pariter e regione, qua ille per fenestram orientem versus erat solitus adspicere, collocarent u. ſ. w. Quas cum conspiceret oriente sole, dixisse: Qui sunt isti Langobardi? tunc Fream subjunxisse, ut quibus nomen tribuerat, victoriam condonaret, sicque Winilis Wodan victoriam concessisse“ (Myth. 122). Brynhild ruft um Sieg zuerſt den Tag und ſeine Söhne an, Sæm. 194, 3; daß die Germanen nicht vor erneutem Mondlicht die Schlacht beginnen wollten (Cäſar 1, 50. Plutarch C. 19: „πρὶν ἐπιλάμψαι νέαν σελήνην.“ Vgl. Tac. Germ. C. 11. Myth. 675 f.), fällt auch hieher.

[2] So die ganze Schilderung des Leichenbrands in der j. Edda. Der Zauberſpruch zur Heilung kommt auch in einem Thórsmythus vor, Sn. 110: „Þá kom til völva sú er Gróa hét u. ſ. w. hon gól galdra sína yfir Þór, til þess er heinin losnadi.“ Von daher iſt wohl der Name auf die galderſingende Mutter im Gróalied übertragen; ebenſo Fornald. S. 3, 241 eine zauberkundige „Gróa völva;“ der mythiſche Name gereichte weiſen Frauen zur Weihung.

Ziffer einen lehrreichen Beleg: „Das Lied kann ich, das Thiodrörir ſang vor Dellings Thür: Kraft ſang er den Äſen, Frommen den Vanen, Gedanken dem Hroptatŷr (Odin)[1]. Thiodrörir, Volkwecker (wie ôdrœrir Sangwecker), ſingt vor Dellings Thür, d. h. bei Tagesanbruch, denn Dellingr iſt der Vater Dags (Sæm. 34, 25. 91, 24. Sn. 11) und der Tag erwächſt vom Dämmerlicht[2]. Zum Aufruf in der Frühe, der an Äſen und Älfe, an den Äſenvater ſelbſt ergeht, iſt kein Andrer ſo eigens beſtellt, als Heimdall, der Wächter der Götter (Sæm. 41, 13: „vördr goda“; Sn. 104: „vörd goda“; vgl. Sæm. 85, 28: vördr med godom“) auf den Himmelbergen (Himinbiörg, Sæm. 41, 13. 92, 26. Sn. 21. 30), deſſen Namen: der weiße As (Sæm. 72, 17: „hvîtastr Âsa“. Sn. 104: „hvîta âs“), der Goldgezahnte (Gullintanni Sn. 30), wie der ſeines Roſſes: Goldzopf (Gulltoppr, Sæm. 44, 30. Sn. 18. 30. 66. 105. 214; vgl. Myth. 623), das Morgenlicht bezeichnen, der weniger Schlaf, als ein Vogel, braucht, deſſen Hornlaut in allen Welten gehört wird (Sn. 30) und die Götter auch noch am letzten Tage weckt (Sæm. 8, 47. Sn. 72); er iſt Thiodrörir, wenn auch in der jüngern Edda nicht ſo benannt. Dieſe gedenkt dagegen zweimal eines, jetzt verlornen, Liedes: Heimdallar galdr (Sn. 30: „segir hann sialfr î Heimdallar galdri“. 104: „um þat er kvedit î Heimdallar galdri“) und führt daraus eine Doppelzeile an, welche zeigt, daß es im galdralag verfaßt war[3]. In derſelben ſpricht Heimdall ſelbſt, und wenn man ebenmäßig, was von Thiodröris Galder berichtet iſt, von der dritten Perſon in die erſte überträgt („göl hann" in „gel ek," wie Sæm. 96, 6 ff.), ſo könnte damit ein weiteres Stück von Heimdals Sange gefunden ſein. Zu welchem Zwecke Thiodröris Lied, ſei es nun bloß dem Sinne nach oder mit Wenigem wörtlich angeklungen, ſich wirkſam bewähren ſoll, iſt in Rûnatal nicht, wie bei den andern Ziffern, ausdrücklich angegeben, aber es iſt genug geſagt, um erkennen zu laſſen, daß es ſich um eine Segnung für den angehenden Tag handelt; was Aſen und Lichtálfen vom Mund eines Gottes zum Morgengruße geſungen war, das muſte für jedes, auch das menſchliche Tagwerk gedeiblich bedünken, und man darf dieſe Stimme aus der Götterwelt für den höchſten aller Tages- und Sonnenſegen erklären. Es fragt ſich, ob Heimdals Galder, Thiodröris Lied, nicht den Morgen der vollendeten Schöpfung, den Beginn des von Götterkraft und Odins Geiſte getragenen Alllebens, anfang und ſegnete (ſ. S. 239, Anmerk. 3).

---

[1] Sæm. 30, 23: „Þat kann ek it fimtânda, er gôl Þiodrœrir (dvergr) for Dellings durum: afl gôl hann Âsom, en Âlfom frama, hyggju Hroptatý.“ „Dvergr“ iſt offenbar eingeflickt; in den Verzeichniſſen der Zwerge ſteht kein Thiodrörir (Sæm. 2, 10 ff. Sn. 15 f.) Die Zeile iſt nach dem Räthſelliede (Fornald. S. 3, 468 ff.) zu beſſern, wo ſie fünfmal lautet: „fyri Dellings dyrum.“ [Vgl. Lünings Edda S. 294. K.]

[2] Nach der Regel der patronymiſchen Ableitung wäre Dellingr, aſſimiliert aus Deglingr (vgl. Fornald. S. 1, 469, 2: „döglings“; Sn. 192: „Dagr, er Döglingar eru frá-komnir“), umgekehrt der Sohn Dags (Myth. 697. Gr. 2, 353. 3, 351); es macht ſich aber hier, wie auch ſonſt bei -lingr, mehr die Verkleinerung (Gr. 2, 364 f. 3, 683) geltend, Dellingr iſt der mindre, dämmrige Tag.

[3] Sn. 30 (Arn. 102): „niu em ek mœdra mogr, niu em ek systra sonr“ (vgl. Sæm. 118, 34 bis 36. Sn. 104: „son niu mœdra“), ſ. S. 212 f. Heimdalr, dem überall der Anfang und Aufgang (auch derjenige der Stände, Sæm. 100 ff., vgl. 1, 1) angehört (Thôr 20), ſingt hier ſeinen eigenen räthſelhaften Urſprung (vgl. Sæm. 118, 34: „vard einn borinn (î ârdaga).

Dem deutſchen Segen für Balders Fohlen ſteht in der alten Handſchrift ein andrer voran, zur Löſung der Feſſeln eines Kriegsgefangenen, gleichfalls mit mythiſchem Eingang: „Vormals ſaßen Idiſe, ſaßen her und hin, einige hefteten Hafte, einige hielten das Heer auf, einige pflückten an den Ketten (und ſangen): Entſpring den Haftbanden, entfahr den Feinden!"[1] Die Frauen, welche hier binden und entbinden, gehören, wie auch der Ausdruck „idiſi" (ahd. nom. itis, and. idis, agſ. ides, an. dîs) ein gehobener iſt (Myth. 373 f.), zu den geiſterhaften Weſen, die auf manigfache Weiſe, warnend und vorausverkündend, lenkend und zutheilend, günſtig oder feindſelig, ſich mit den menſchlichen Geſchicken befaſſen. Sie begegnen ſich insbeſondre mit den nordiſchen Valkyrien, die über dem Kampfe walten und unter denen zwei zuſammengenannte (Sæm. 45, 36) durch ihre Namen Hlöck (Kette) und Herfiötr (Heerfeſſel: Myth. 373. 841), den zwei erſten Gruppen des deutſchen Segens gleichthätig erſcheinen[1].

---

[1] Text und Erklärung: J. Grimm, über zwei entd. Gedichte 4 ff. Myth. 1180 (wodurch 373 berichtigt wird). Wackernagel, Leſeb. 1, IX. Graff 1, 745: „khunauuithi." „Clûbôdun umbi" bezeichnet ein leichtes Herumgreifen, denn nicht durch Gewalt der Hände, ſondern durch die Macht des Spruches auch bei loſer Berührung werden die aus Zweigen gedrehten Bänder geſprengt; „hapt" (m.? Graff 4, 742) entſpricht dem altn. „sprettr mer af fótum fiotr ok af höndum hapt (Sæm. 29, 12)" und „haptbandum" dem altnord. „haptbönd snúa" (Sæm. 7, 40).

In die Werkſtätte der Valkyrien öffnet ſich zuweilen dem Wachenden oder Träumenden ein ahnungsvoller Blick; ſo kommt in der däniſchen Baldersſage Hother (altn. Hödr), auf der Jagd im Nebel verirrt, zum Gemach dreier Waldjungfrauen, die ſich als unſichtbar gegenwärtige Lenkerinnen des Kriegsgeſchicks zum Heil oder Unheil ankündigen und ihn vor dem Kampfe mit dem Halbgotte Balder verwarnen, hierauf aber zuſammt dem Gemache plötzlich wieder verſchwunden ſind[2]; Sturlúngaſaga verzeichnet den Traum eines Isländers, der in ein großes Haus zu kommen glaubte, worin zwei blutberegnete Frauen, Gudr und Göndul, ſaßen beim Geſang einer Liedesſtrophe, welche bevorſtehenden Fall der Männer und ſchwere Verwünſchungen androht[3];

---

[1] Ein isländiſches Rünenzeichen heißt „Herfiotr (vincula bellica)", Gisl. Brynjulf., Pericul. runolog. 142.

[2] Saxo 3, 39: „Eodem forte tempore Hotherus inter venandum errore nebulæ perductus, in quoddam silvestrium virginum conclave incidit, a quibus proprio nomine salutatus, quænam essent, perquirit. Illæ suis ductibus auspiciisque maxime bellorum fortunam gubernari testantur. Sæpe enim se nemini conspicuas prœliis interesse, clandestinisque subsidiis optatos amicis præbere successus. Quippe conciliare prospera, adversa infligere posse pro libitu, memorabant." Vgl. ebd. 42 f., auch die angelſ. „sigevif," Myth. 402.

[3] Sagan af Niáli, Kaupm. 1772, S. 275 ff. C. 48 (Dietrich S. 52 ff. Frauer, die Walkyr. 11 ff.), Str. 3: „sigrvef;" Str. 9: „er spár varar springa kunnu;" Str. 10: „Vel kvedu [Rask, Vejledn. 142 u.] ver um konûng úngan sigrhlioda fiöld, syngjum [ebd. 131] heilar [cantemus prosperitates]! enn hinn nemi er heyrir á geirhlioda fiold ok gumum skemti [viros oblectet]!" V. segi, ernſter und wohl auch echter, vgl. Sæm. 30, 27. Ein Nachklang hievon, auf Ereigniſſe von 1219 (Lex. myth. 533) bezüglich, Sturlûnga Saga, Kaupm. 1817 bis 20, B. 1, Th. 2, S. 9: „þat dreymđi mann i Skagafirđi, at hann þóttist kvama i hûs eitt mikit, þar sátto inni konur tvær blôdigar ok reyro áfram, honum þótti rigna blôđi i liorna. Önnur kvonan kvađ: Rôum viđ ok rôum viđ, rignir blôđi, Gudr ok Gondul, fyrir gumna falli; viđ skulum rádast i rapta hliđ (a. rekka liđ), þar manom blôtađar ok bölvađar." In der Valkyrienſchaar Sæm. 4, 24: „Gunnr (a. Gudr), Hildr, Gondul." Valkyrienſang Str. 5: „Gunnr ok Gondul." Bedeutet róa, rudern, auch die Bewegung des Webens? Auch im Liede der Nialss. Str. 1: „rignir blođi." Durch blôtadr und

dichteriſch reich ausgeführt iſt ein Geſicht am Tage der Briansſchlacht im Jahr 1014, wie ein Mann zwölf Valkyrien nach einem Frauengemache reiten ſieht und ſie belauſcht, als ſie dort mit Schwertern und Pfeilen das Gewebe der Schlacht und des Sieges weben, auch den berühmten Geſang ihnen abhört, den ſie weiſſagend dazu anſtimmen und zugleich als Siegeszauber zu bezeichnen ſcheinen, nach deſſen Abſingung ſie, in zwei Schaaren geſondert, hinwegreiten.

Auf ſolchen Vorſtellungen beruht es nun auch, wenn in der deutſchen Formel Kriegsgefangenſchaft und Erlöſung aus derſelben von einer traumbildartigen Thätigkeit und Segenſprechung verſammelter Idiſe abhängig gedacht ſind. Ein ſpäterer deutſcher Segen ſucht ſtatt des heidniſchen Anhalts einen chriſtlichen in der Berufung auf die gelöſten Bande des Heilands bei ſeiner Himmelfahrt [1]. Weder in Rünatal noch in Grôugaldr knüpft ſich die Feſſelſprengung an einen mythiſchen Bezug [2];

---

bolvadr ſind galderartige Verwünſchungen, wie dort durch sigrhliod, geirhliod, heilar, Segnungen angezeigt (Sæm. 28, 7: „blóta“). Vgl. noch einige der Träume Gislis, Tvær Sogur af Gisla Súrssyni. Kiob. 1849.

[1] Anzeig. 3, 280 f., Nr. 12 (Myth., 1te Ausg., Anh. CXXXIX, Nr. XXI): „Ich dreden hude uf den phat, den unſer herre Jeſus Criſtus drat; der ſi mir alſo ſüß und alſo gut! nu helfe mir ſin heilges roſefarbes blut und ſin heilge funf wunden, daz ich nimmer werde gefangen oder gebunden u. ſ. w. daz alle mine bant von mir enbunden werde zu hant, alſo unſer herre Jeſus inbunden wart, do er nam die himelfart.“ Auf einem pergamentnen Bruchſtück eines lateiniſchen Pſalmbuchs, im Anfang des 13ten Jahrhunderts geſchrieben, ſtehen zwiſchen Pſ. LI und LII (52 und 53) die deutſchen Reime: „So din vriunt werde gevangin, ſo ſprich diſin ſalmin! du ſolt habin den tröſt: dan er ane zwivil wirt erlöſt“ (Wiggert, Scherflein. Magdeburg 1832. S. 27); es muß damit Pſ. 53, 7 gemeint ſein.

[2] Ein ſolcher liegt nicht in den Worten (Sæm. 98, 10. Munch 169, 10): „Leifnis elda læt ek þer fyri legg of kvedna.“ Die überſungenen gelaſſenen, voraus beſchworenen Feuer Leifnis ſind dichteriſch Erzringe; Leifnir ſteht in Skálda, Sn. 209a, 1, unter den Namen der Seekönige; vgl. unter den sverda-heiti ebd. 214, 4: „Leifnis-grand“ (grand n. noxa); ebd. 155 iſt geſagt: „gull er kallat í kenningum eldr handar eda lids eda leggjar“ und 127: „hann [mann] má ok kenna til eignar sinnar þeirrar er hann á, ok svá ef hann gaf“, hiernach Leifnis eldar zunächſt des Fürſten, des Mannes Goldringe, dann Arm- oder Beinringe (fyri legg) überhaupt (baugar) bis auf die Ringfeſſeln. Heimskr. hg. Schöning 6, 96, 168 (S. Ólafs Helga): „leggbiotur, armi compes, annulus aureus“.

da jedoch an keinem von beiden Orten die Formel ſelbſt oder ihr Inhalt angegeben iſt, ſo folgt hiebei ſo wenig, als bei andern der aufgezählten Galder, daß eine ſolche Anknüpfung überhaupt nicht vorhanden war. Odin ſelbſt tritt einmal, bei Saxo, hilfreich zur Befreiung auf, doch nur ſo, daß er ſeinen Günſtling Hadding anweiſt, wenn er demnächſt gefangen werde, die Wächter durch allerlei Mähren einzuſchläfern und dann die Bande zu brechen[1]. Ausgeſprochen mythiſche Grundlage hat Gróas erſter Galder: „ihn ſang Rindr der Rân: daß du über Achſel wirfſt, was dir ſchwer dünkt, ſelber führe du dich ſelbſt!“[2] Rindr, bei Saxo Rinda, fällt in den Zuſammenhang der Balderſage; mit ihr erzeugt Odin den Rächer des getödteten Bruders, Vali; für ihre Begegnung mit Rân, der Meeresgöttin, ergeben aber die vorliegenden Mythen keinen erſichtlichen Anlaß. Der Inhalt ihres Sanges kommt mehrfach deutſch ſprichwörtlich vor, in Reinhart Fuchs, in den Lehren des Winsbeke an ſeinen Sohn und in einem alten Volkslied, wo Frau Nachtigall, vom Thau genetzt und von der Sonne getrocknet, allen Sorgenvollen ermunternden Rath ſingt[3]. Hieher iſt von Belang, daß überhaupt ein Sinnſpruch als Zauber verwendbar ſein ſoll und, wie ein ſolcher, aus der Götterſage abgeleitet wird. Die Wirkung eines Lehrſpruchs kann nur eben in der Lehrkraft liegen; ſie iſt bei den Worten der Rindr nicht beſonders angegeben, verſteht ſich aber als eine das ſorgenſchwere Gemüth entlaſtende und aufrichtende.

---

[1] Saxo 1, 12. Der „grandævus, altero orbus oculo,“ kein andrer als Odin, ſpricht „hujusmodi carmine“ zu Hading: „Hinc te tendentem gressus profugum ratus hostis impetet, ut teneat vinclis u. ſ. w. at tu custodes variis rerum narratibus imple! cumque sopor dapibus functos exceperit altus, injectos nexus et vincula dira relide!“ Vgl. Fornald. S. 2, 225.

[2] Sæm. 97, 6: „Þann [galdr] gel ek þer fyrstan, þann kveda fiolnytan, þann gôl Rindr Râni: at þû of oxl skiotir þvi er þer atalt þickir; sialfr leid þû sialfan þik.“

[3] J. Grimm, Sendſchr. üb. Reinh. Fuchs 38 (17 f.): ſwer irhebit daz er niht mac getragen, der muoz ez under wegin lân, als was ez ouh umbe Iſengrinen getân.“ Reinh. F. 54, 800 ff.: „wan wir hœren wîſe liute ſagen, ſwer hebet daz er nit mag getragen, der muoz ez lâzen under wegen: des muoſe ouch Iſengrin nû pflegen.“ Wackernagel, Geſch. 179 f. Der Winsbeke (Ausg. v. Haupt) 14, 33: „Sun, hebe daz du getragen maht! daz dir ze ſwære ſi, lâ ligen!“ Volkslied. 52, 7: „und wölcher knab in großen ſorgen leit und er ain ſchwäre burdin auf im trait, der ſoll ſich frewen gen der liechten ſumerzeit, daß im ſein burdin geringeret werd. 8: So han ichs von den weiſen hören ſagen: großen unmuot ſoll man auß dem herzen ſchlagen, man ſoll in under die tiefen erden graben, ain friſchen freien muot des ſoll ain krieger haben.“

In Ernſt und Scherz war es gebräuchlich, Sprichwörter, Gedenkſätze, Redensarten dadurch zu beleben und zu beglaubigen, daß ſie bei beſtimmten Vorkommniſſen und von namhaften Sprechern aus der Fabelwelt oder aus dem wirklichen Leben zuerſt gebraucht ſein ſollten [1]. Dem Spruch aus einer Göttin Munde konnte, zu ſeinem lehrhaften Gehalt, noch beſonders eine zauberiſche Wirkſamkeit zugetraut werden. Aber auch ohne Steigerung des mâl zum galdr gewannen die Worte der Lebensweisheit und des guten Rathes an Nachdruck und Anſehen, wenn ſie ſich als Ausſpruch und Erfahrung höherer Weſen geltend machten. Viele ſolcher Lehren ſind ſo eingerahmt, daß Sigurd ſie von der Valkyrie Sigrdriſa, der Dienerin Odins (Sæm. 196^{b} ff.), oder von dem ins Schiff tretenden Gotte ſelbſt (Sæm. 184 f.) empfängt. In Hávamál begründet Odin einige ſeiner Lehrſprüche durch mythiſche Beiſpiele aus eigenem Erlebnis, einmal aus ſeinem Abenteuer mit Billings Tochter, einer nicht weiter bekannten Sage, zweimal aus dem mit

---

[1] Beiſpiele der Anknüpfung an die Thierfabel: Sn. 333 (Arn. 2, 182): „Er-a hlums [a. hlunns] vant, sogdu refar, drôgu horpu á ísi." Gödeke, Mittelalt. 20: Hirez u. ſ. w. MS. 2, 374^{b}, 9 (Spervogel): „weiſtu, wie der igel ſprach? „vil guot iſt eigen gemach." Vgl. Diut. 1, 324 (Wackern. Leſeb. 1, 836): „„daz mir, daz dir!" ſprach der hamer zuo dem ambôz." Aus Sage und Leben: Vols. S. C. 1 (Fornald. S. 1, 116): „mælti Skadi u. ſ. w." (vgl. oben Hönir). Heidelb. Hdſ. 313, 493^{b}, 3, Wilken 405: „das wer ein ſchad geringer, Als Danckbart ſprach zu Hagen". (Vgl. Nib. 1891, 1: „„Daz iſt ein ſchade kleine," ſprach dô Hagene", zu Dankwart.) Helbling VI, 3 (Zeitſchr. f. d. Alt. 4, 123): „„Iz iſt erhaben," ſprach Ruolant." (Ruol. Liet 144, 11: „iz iſt wol erhaben, ſprach der helt Ruolant." Stricker 55 b: „is iſt wol erhaben, ſprach Rulant"). MS. 2, 234 (Bruod. Wernher): „Ein wort der keiſer Otte ſprach: mir iſt ümbe dich rehte alſe dir iſt ümbe mich." MS. 2, 375 a, 15: „hört ich Kerlingen ſagen" (vgl. 374^{b}, 6). Reinh. F. 1024 ff. (vgl. CIX): „von Hörburg her Walther zallen zîten alſus ſprach." Agricola, Sprichw. 74 b: „Mir grawet, ſagt Reuppel, vnd ſandt ein frembdes niderkleydt an ſeinem bettſtollen." Vgl. Alb. Höfer, über Apologiſche oder Beiſpiels-Sprichwörter u. ſ. w. (Germania 6, 94 ff.). (Edm. Höfer) Wie das Volk ſpricht, 524 ſprichwörtl. Redensarten. (Als Mſcr. gedr.) Stuttgart 1855. [5te Aufl. 1866. P.]

Gunnlöd bei Erwerbung des Dichtertranks (Sæm. 12, 13 bis 15. 22 ff.): ja der ganze Zuſammenhang alter Lehrdichtung, der Denkſprüche, Rünen und Zauber, wie er durch Hâvamâl, Lodfafnismâl und Rûnatal ſich hinzieht, beſteht aus Reden des Hohen, eben Odins, in des Hohen Halle geſungen, zum Heil Allen, die darauf hörten [1].

Ynglingaſaga führt unter den Zauberkünſten Odins mehrere auf, die auch in Rûnatal und Gróugaldr als Beſchwörungen verzeichnet ſind: Feinde zu blenden und zu betäuben, ihre Waffen abzuſtumpfen, mit bloßen Worten Feuer zu löſchen und See zu ſtillen, Todte zu wecken; dem wird dann die allgemeine Bemerkung hinzugefügt:

> „Auf alle dieſe Fertigkeiten verſtand er ſich mittelſt der Rûnen und Lieder, welche Galder heißen; deshalb werden die Aſen Galderſchmiede genannt [2].“

Ohne Zweifel hat bei dieſer Zuſammenſtellung der Rûnen mit den Zauberliedern wieder Rûnatal vorgeſchwebt, wo als eine Segnung des Odrörismeths, unmittelbar vor den achtzehn Liedern, die Rûnenkunde bezeichnet iſt (Sæm. 28, 5 ff.); rûnar hier aber nicht im Sinne der früher unterſuchten, als Kunſtgeheimnis der Dichterſprache, ſondern als eingeſchnittene Zeichen (28, 5 f.: „reist“. 7: „veiztu hvê rista skal?“), zuſammengehend, oft gleichgeltend, mit stafir, Stäbe, Buchſtaben. Von dieſen Rûnen iſt eben nur ſoweit zu handeln, als ſie mit dem Liederweſen in unmittelbarer Berührung ſtehen [3]. Wenn es im Rûnatal heißt: „Rünen nahm ich auf, nahm ſie ſchreiend“ [1], ſo kann dieſes Schreien auf den ſchallenden Zauberſang, den Galder, als zum Gebrauch der Rünen gehörend, bezogen werden; gleich das nächſte Geſetz ſpricht von neun Hauptliedern, dann iſt wieder von Rünen die Rede und hierauf folgt das Verzeichnis der achtzehn Beſchwörungslieder. Deutlicher im Vegtamsliede, wo Odin, um die todte Vala zu wecken, Galder anſtimmt, nach Norden blickend, Stäbe auflegt [2] und Beſchwörungen ſpricht. Sigrdriſa lehrt, wer Sieg haben wolle, ſoll Siegrünen auf den Schwertgriff ſchneiden und zweimal Týr nennen [3]; von Týr ſagt die j. Edda: „er gebietet über den Sieg in Schlachten; Kriegsmännern iſt gut, ihn anzurufen“ [4]; ein ſolcher Anruf war wohl eben die dreimalige Nennung ſeines Namens und unter den einzuritzenden Siegrünen der Buchſtabe Týr, wie dann gleich in der nächſten Strophe ein andrer, Naud (Noth, Zwang) als Älrüne empfohlen wird [5]. Daran reiht ſich die Rüne Thurs in dem beſonders lehrreichen Beiſpiel aus dem Eddaliede von Skirnis Fahrt: dieſer Bote Freys wirbt für den Vanengott um die ſchöne Gerd, Gýmis Tochter, und nachdem er die Widerſtrebende manigfach bedroht hat, namentlich, daß ſie, ewig zu

---

[1] Sæm. 30, 27: „Nû eru Hâva mâl kvedin Hâva höllu î u. ſ. w. heill sâ er kvad, heill sâ er kann, nioti sâ er nam, heilir þeirs hlyddu!“ Vgl. Sæm. 24, 111. 2. Sn. 3. Sæm. 5. 26. 46. 46. Myth. 148. (Gr. 1, 2te Ausg., 742.)

[2] Yngl. S. C. 6. 7: „Allar þessar iþrôttir kendi hann med rûnum ok liodum þeim er galdrar heita; fyrir þvî er Æsir kalladir galdrasmidir.“ In einer norwegiſchen Geſetzſtelle (Keysler, antiquitat. septent. 463 [Geijer 1, 141]): „ef madr foer met spaadom, runum, galdrum u. ſ. w.“ Beſonders aber Sæm. 194, 5: „fullr er hann [bior] lioda ok liknstafa, gôdra galdra ok gamanrûna.“

[3] W. C. Grimm, über deutſche Runen, Göttingen 1821. Finn Magnuſen, den ældre Edda B. 3 (Kjobhv. 1822), 75 ff. Über Rûnen, Schriftrûnen und magiſche: Gysl. Brynjulfi Periculum runologicum, Havn. 1823 (über die magiſchen § 49, S. 135 ff.); E. G. Geijer, Svea Rikes Hafder. Th. 1. Upſala 1825. IV: Runorna (S. 134 bis 185, insbeſ. S. 180 bis 83 [Überſ. 150 bis 152 ob.], über rûnar und stafir in den Eddaliedern); J. Grimm, Myth. 1174 bis 76. Sprachg. 155 ff. (vgl. 131, 3); R. v. Liliencron und K. Mullen-

---

hoff, zur Runenlehre, Halle 1852; A. Kirchhoff, das goth. Runenalphabet, 2te Aufl., Berlin 1854 (über die nord. Runen beſ. Vorw. 2 f.). W. Wackernagel, Geſch. der d. Litt. § 4 (S. 11 ff.), § 23 (S. 42). Derſ. in der Zeitſchrift f. d. Alt. 9, 570 f.

[1] Sæm. 28, 2: „nam ek upp rúnar, æpandi nam;“ nema bedeutet: nehmen; lernen (ebd. 3); anfangen, anheben (ebd. 4): in obiger Stelle ſteht aber „nam ek upp“ gegenſätzlich zu dem vorhergehenden „nýsta ek niðr“ (Biörn 1, 376b: „hnýsa.“ scrutari, explorare), das zweite „nam,“ nur Wiederholung des erſten, muß hier auch gleichen Sinn haben.

[2] Sæm. 94, 9 (Munch 56, 4. 196a): „Nam hann vitugri valgaldr kveða, leit í norðr, lagði á stafi, frœði tók þylja.

[3] Sæm. 194, 6: „Sigrúnar skaltu kunna, ef þú vilt sigr hafa, ok rista á hialti hiors, sumar á vetrimum, sumar á valböstum (vgl. Sæm. 142, 9), ok nefna tysvar Tý.“ Auch beim Gebrauche der biargrúnar ſoll man die Dîsir zu Hilfe rufen (Sæm. 195, 9: „ok biðja þá dîsir duga“). Sæm. 195, 7: „merkja á nagli Nauð.“

[4] Sn. 29 (Arn. 98): „Sá er enn Ás er Týr heitir u. ſ. w. hann ræðr miök sigri í orostum; á hann er gott at heita hreystimönnum.“ Sn. 105: „vígaguð.“

[5] Nauð und Týr im gereimten Verzeichnis der 16 nordiſchen Buchſtabennamen bei W. Grimm, über deutſche Runen 246 f. 8. 12.

Jötunen und Reifthurſen gebannt, mit einem dreihauptigen Thurſe leben ſoll, hebt er eine feierliche Verwünſchungsformel an, die er Thurſe und Äſen zu hören aufruft und durch die er die Jungfrau dem Thurs Hrimgrim zuweiſt, an deren Schluß er ihr dann noch Thurs ſchneidet und dazu drei Stäbe, nemlich in drei ſtabreimenden Wörtern: Unmacht, Wuth und Ungeduld[1]. Die Zeichen, welche hier geſchnitten werden, ſind nicht ganz gleicher Art, ſie ſcheinen vielmehr den ſonſt häufig verwiſchten Unterſchied zwiſchen rûn und stafr darzulegen; Thurs, der Name des þ (Th) im runiſchen Alphabet[2], wird als ſolcher ausgeſprochen und gilt für ſich, indem die zwei folgenden Th (þer, þriâ) keine rûnenhafte Bedeutung haben; die drei stafir dagegen: e, œ und ô ſind nicht als Buchſtaben benannt und das Bedeutſame liegt bei ihnen darin, daß drei Wörter verwandten, unheilvollen Sinnes (ergi, œdi, ôþoli), durch ſie im Anlautreime verbunden ſind[3]. Thurs, an der Spitze ſtehend, knüpft auch allein den Rûnenzauber an die Mythenwelt und vollzieht die mehrfach angedrohte Verbannung in die kalten und öden Wohnſtätten der Thurſe, wovon dann die drei im Stabreim zuſammenhängenden Unheilwörter nur die unvermeidliche Folge ſind. Die Fluchformel im Skirnisliede gibt eine reiche, auf den beſondern Fall eingehende Ausführung deſſen, was andern Orts kurzgefaßte, faſt ſprichwörtliche Ausdrücke beſagen: „die Rieſen haben ihn!“ und ähnliche mehr[4]. Beachtenswerth iſt hauptſächlich noch, daß dieſe Formel, das Lied, dem Ritzen der Rûne voranſteht und letztere nur als Haft oder

---

[1] Sæm. 84. 26 ff. Die Formel beginnt wohl ſchon mit der einleitenden Str. 33, ſo daß der gambanteinn (vgl. 77, 20) es iſt, auf den die Zeichen geſchnitten werden. 86. 38: „þurs rist ek þer ok þriâ stafi: ergi ok œdi ok ôþola; svâ ek þat af rist, sem ek þat âreist, ef giöraz þarfar þess.“ Skirnir behält ſich vor, das Eingegrabene wieder zu tilgen und damit unwirkſam zu machen, wenn Gerdr ſich fügt, wie es in der nächſtfolgenden Strophe geſchieht.

[2] W. Grimm, über deutſche Runen 246, 3: „Thuss.“

[3] Alle Vocalanlaute (hliodstafir) allitterieren unter ſich, von den drei obigen hat übrigens nur ô einen Rûnennamen: ôs (Mündung); die Umlaute e und œ hat das alte Alphabet nicht (Gisl. Brynj. 132 f.).

[4] Zu Skirnisf. 36 (Sæm. 86a): „Hrimgrimr heitir þurs er þik hafa skal“ u. ſ. w.; vgl. Sæm. 255, 33: „eigi hann iötnar“ u. ſ. w. (Vgl. Fornald. S. 1, 214); ſonſt auch: „þik hafi allan gramir!“ oder: „þröll hafi þik!“ Myth. 943. 957. Grettis S. C. 5.

Vollzug der ausgeſprochenen Verwünſchung erſcheint [1]. Wie überhaupt das lebendige Wort aller Zeichenbildung und jedem Schriftverſuche vorausgieng und wie Sprechen und Singen in ungelehrter Zeit die einzigen oder weit vorherrſchenden Träger der geiſtigen Wirkſamkeit ſind, ſo muß auch bei den heidniſchen Beſchwörungen der aus bewegter Seele feierlich auflautende Spruch oder Geſang für das ältere und hauptſächliche angeſehen werden. Dazu geſellte ſich dann das Bedürfnis, dem verrauſchenden Wort einen Halt zu geben, das heilſame für ſich und Andre zu befeſtigen und wohlthätig fortwirken zu laſſen, das feindliche Denen, die es zu verderben beſtimmt war, anzuheften, dem Zauber auch dahin, wo er nicht gehört werden ſollte oder konnte, einen heimlichen und fernkräftigen Beſtand zu ſchaffen. Mittel hiezu war das Eingraben der Anlautzeichen für die im Zauberliede bedeutſamſten Namen und Gegenſtände auf Waffen, Geräthe, Binden, beſonders auch auf Zweige, Stäbe, Scheiben [1], die man den Leuten, auf die es abgeſehen war, zuſenden, anhängen, unterlegen konnte; geſchnittene Rûnen wurden ſogar wieder abgeſchaben und dieſe Abfälle in den Trank gemiſcht [2]. Von ſolchem Schneiden und Legen der Zauberrûnen iſt meiſt die Rede, ohne daß dabei eines Spruches oder Liedes gedacht wäre; urſprünglich war es aber doch wohl der geſungene Galder, von dem die Zeichen Bedeutung und Weihe nahmen. Wie genau Beides zuſammengriff, ergeben beſonders auch Stellen in Rigsmâl und Sigrdrifumâl, welche der Rûnenkunde dieſelben Zauberkräfte zutheilen, die in Rûnatal und im Grôaſange den Liedern oder Galdern beigemeſſen ſind, in Rigsmâl namentlich: Männer ſchirmen, Schneiden ſtumpfen, See ſtillen, Feuer dämpfen, ſänftigen und beruhigen, Kummer lindern [3]. Wie hiernach in den Wirkungen, ſo ſtimmen Galder und Rûne auch im Mittel überein, in der Anlehnung an übermenſchliche Mächte und ihre Geſchichten. Für Thurs iſt ein Zauberſpruch, der zu den Rieſen weiſt, für Tŷr der Anruf dieſes Gottes bereits aufgewieſen, für Sôl kann etwa der bei der ſüdlichen Sonne geſchworene Eid angeführt werden [4].

---

[1] In der Saga Herrauds ok Bósa C. 5 (Fornald. S. 3, 202 ff.) ſchließt ſich an das Verwünſchungslied der Zauberin Busla (Buslu bæn) eine Buchſtabenreihe mit einer dazu gehörenden Strophe, welche Syrpuvers (versus collectaneorum) genannt wird. Dieſe Saga gehört jedoch zu den romanhaft erdichteten und ſo iſt auch die eingerückte Verwünſchungsformel nicht mehr altheidniſch (Sagabibl. 2, 606 ff.). Gleichwohl zeigt ſich in den einzelnen Flüchen Nachahmung älterer Muſter (vgl. neben Skirnisför, Sæm. 165, 19 f. Saxo 1, 15 f.) und gleicher Weiſe verhält es ſich wohl auch mit den angehängten Schriftzeichen. Zwar ſind dieſe, wie ſie in den Fornald. S. vorliegen, nur ein Buchſtabenräthſel: ſechs Gruppen von je ſechs Buchſtaben, in der erſten zwei lateiniſche und vier runiſche, in den fünf folgenden je ein ſechsmal ſich wiederholender Stab des norwegiſchen Alphabets (Sn. 301 f.: „i norrænu stafrofi u. ſ. w. i rúna máli," Arn. 2, 72 bis 76; W. Grimm, über die Runen, Tab. III: „Alphab. Norvagicum"); aus den Buchſtaben der fünf letzteren Gruppen ſetzt ſich ſechsmal istil zuſammen, davor je die Buchſtaben der erſten Gruppe geſtellt, ergeben ſich die ſechs Wörter (im Syrpuvers: „seggir sex," dann in der Proſa: „þessi nöfn" und „þessir karlar"): ristil, ristill (herpes, zona), aistil (von eista n. testiculus?), þistil (carduus, vgl. Sæm. 85, 32), kistil (cistella), mistil (viscum, vgl. Sæm. 6, 36 f.), nistil (vistil?); nur bei einem Theil derſelben iſt die ſchlimme Bedeutung noch erkennbar. Andern Text muß aber Gisli Brynjulfsſon vor ſich gehabt haben, wenn er, Peric runol. 141, ſchreibt: „Vid. Buslubæn (incantat. Buslæ in Herrauds og Bósa-Saga msr.), quæ plures characteres ex litteris, quæ nomina Odini, Fiölnir, Flugr, Þundr, constituunt, junctis composita exhibet."

Daß bei ausgebildetem Gebrauch der zuſammenhängenden Schrift ganze Lieder, geſchichtlichen Inhalts, auf Stäbe oder Holztafeln geſchnitten wurden [1], fällt nicht mehr in den Bereich dieſer Unterſuchung. Außer den einfachen Rünen des altnordiſchen Alphabets gab es aber zur magiſchen Verwendung noch manigfach zuſammengeſetzte und verſchlungene Buchſtaben, ſowie verſchiedene bildliche Zeichen, welche, großentheils nach mythiſchen Weſen und Vorgängen benannt, ſich mit den im Alphabet begriffenen Thurs und Tŷr (etwa auch Sôl) berühren, als da ſind: Thôrs Hammer und Haupt, Hrungnis Herz, Ögir und Ögis Helm, Jötunwirren (iötunvillur), Heerfeſſeln (herfiötr), Alfrünen, dann die verbundenen Namen von acht Aſengottheiten: Baldr, Tŷr (auch im Alphabet), Thôr, Odin, Loki, Hönir, Frigg, Freyja [2].

---

[1] Die Ausdrücke ſind: teinn m. bacillus (Sæm. 85, 33): kêfli n. baculus; skid n. lamina lignea (Sæm. 4, 20); speld n. tabula („spialdrûnir“ Peric. runol. 140. 134, 2); „þær (mâlrûnar) um vindr, þær um vefr“ (Sæm. 195, 12).

[2] Sæm. 28, 7: „veiztu hvê senda skal?“ 196, 19: „allar vâru af skafnar þær er vâru â ristnar, ok hverfdar vid inn helga miöd, ok sendar â vida vega.“ Vgl. 194, 5.

[3] Rigsm. 40 f. (Sæm. 106. Munch 66): „En konr ungr kunni rûnar, æfinrûnar ok aldrrûnar; meir kunni hann mönnum biarga (vgl. Rûnat. 19, Sæm. 29. Grôag. 5, Sæm. 97), eggjar deyfa (Rûnat. 11, Sæm. 29), ægi lægja (Rûnat. 17, Sæm. 29. Gr. 11, Sæm. 98). 41: klök nam fugla, kyrra elda (Rûnat. 15, Sæm. 29; vgl. 27, 26), sæva ok svefja (Rûnat. 16, Sæm. 29), sorgir lægja (Rûnat. 9, Sæm. 28; vgl. Gr. 6, Sæm. 96), afl ok eljun âtta manna.“ Sigrdr. m. 10 (Sæm. 195): „brimrûnar“ u. ſ. w. (wieder Rûnat. 17. Gr. 11); 11: „limrûnar“ (Rûnat. 10, Sæm. 28); 12: „mâlrûnar“ (Gr. 14, vgl. Sæm. 98).

[4] Sæm. 248, 32 (Munch 148, 30): „eida opt umsvarda ok âr ofnefnda at Sôl inni sudrhollu“ u. ſ. w. Vgl. Rechtsalt. 895; auch die zauberſingende Sunna des Merſeburger Segens.

---

[1] Egils S. S. 605: „Nû vilda ek fadir at viđ leingdim lif okkart svâ at þû mættir yrkja erfikvædi eptir Bödvar, enn ek mun rista â kefli.“ (Geijer, Überſ. 123.) Grettis S. C. 65 (S. 138): „Skalltu nu heyra til, segir hann [Hallmundr], enn eg mun segia þier fraa athöfnum mijnum, oc qveda þar umm qvæde, enn þu skallt rista eptir aa kefle. Hun giördi so. þa qvad Hallmundur, ok er þetta þar i: u. ſ. w. Margra athafna sinna gat Hallmundur i qvidunne, þvi hann hafdi farit umm allt land u. ſ. w. Eptir þad droo so af mætte Hallmundur, sem frammdroo qvidunni; var þad og miög jafnskiott, ad lokid var qvidunni og Hallmundur doo u. ſ. w. þar dvalldist Grijmur margar nætur in hellirnum, og nam qviduna“ u. ſ. w. Auch in der fabelhaftern Örvarodds S., Fornald. S. 2, 558 f. (vgl. 2, 300 ff.): „mælti hann [Oddr]: nû skolu þer fara ok hoggva mer steinþrô, en sumir skolu þer sitja hiâ mer, ok rista eptir kvædi þvi, er ek vil yrkja um athafnir mînar ok ævi. Eptir þat tekr hann at yrkja kvæđi, en þeir rista eptir â speldi, en svâ leiđ at Oddi, sem upp leiđ â kvædit. þessa visu kvađ Oddr sidast u. ſ. w. (beriđ Silkisif ok sonum okkrum kvedju gôđa, kem ek ekki þar!) Ok eptir þat deyr Oddr u. ſ. w. Eptir þessi tiđendi fara menn Odds austr heimleiđis; sögđu Silkisif drottningu þessi tiđendi ok kvedju Odds.“ Gisl. Brynj. peric. runol. 127.

[2] Kunde davon in Gisl. Brynj. pericul. runol. S. 135 ff.; verwieſen wird (S. 136. 138. 140. 142) auf „Siöborg, Dissert. de magia literata Scandinavorum,“ auf „Joh. Olav. Grunnavicensis Runologia msc. islandice conscripta“ in der k. Bibliothek zu Kopenhagen, dann auf „Cod. mscr. bibliothecæ A. Magn. N. 763, Cod. mscr. derſelben Bibliothek N. 434,“ und zwei Pergamentbl. derſelben Bibl. Nr. 687 D. 4to, wobei bemerkt iſt, man erzähle, die Pergamentbücher, in welche die Runen eingezeichnet waren, ſeien durch die Gewalt der letzteren ſelbſt aufgerieben worden. S. auch Introd. § 1, S. 9 bis 11. Noch immer vermiſst man nähere Nachricht über Rääfs umfaſſende Sammlung alter Segensformeln, von der für das Verſtändnis der nordiſchen Rünen und

Iſt auch dieſer weitere Rünenkreis noch wenig aufgedeckt und ſeine Spur meiſt nur in ſpäteren Segensſprüchen zur Thierheilung, Entdeckung des Diebes, Erlangung guten Winds u. dgl. vorhanden, ſo gemahnen doch nicht bloß die einzelnen Namen an das alte Heidenthum, ſondern es blickt zugleich in mehreren Zügen das Verſtändnis des mythiſchen Ausdrucks und Zuſammenhangs noch deutlich hervor. So dient Ögishelm, den Zorn des Fürſten zu vermeiden; in den altnordiſchen Liedern aber iſt Œgishialmr der Helm des Machthabers und bedeutet dann bildlich Herrſchaft, Hoheit, Übermuth, ſelbſt den ſchreckbaren Blick des Gewaltigen [1]; herfiötr, Rünen zur Löſung der Bande, begegnen ſich mit den gleichwirkenden Zauberſängen, ſowie mit den Valkyrien Hlökk und Herfiötr [2]; iötunvillur ſind ein Gegenzauber wider verderbliche Zauberei, ſichtlich wider ſolche, die mit der Rüne Thurs und der Verwünſchung zu den Jötunen geübt wird (ſ. S. 247); villa f. (error) kommt von dem Zeitwort villa, irre machen, das eigens von der Trübung und Wirrung der Rünen gebräuchlich iſt [3]; Thôrs Hammer, auch ſonſt ein Weihezeichen wider die Macht der Unholde, iſt das Werkzeug, mit dem er die Rieſen zermalmt, und heißt dichteriſch Hrungnistödter, weil damit der Steinrieſe Hrungnir erſchlagen worden, deſſen Herz ſogar ein dreieckiger Stein war, wie denn die Rüne Hrungnis hiarta, von der auch Skálda Kenntnis hat, ein dreigeſpitztes Herz darſtellt; des Rieſen Waffe, ein großer Schleifſtein, brach vom Hammerwurf entzwei, das eine Stück aber fuhr in Thôrs Haupt und ſollte durch die Galder,

---

damit auch der Eddalieder längſt große Erwartung erregt iſt (Studach, Überſetzung der ä. Edda, Abth. 1, Nürnberg 1829, Einleit. z. Hávam S. 33 f. Ebd. Schreiben an C. Abel 1831. J. Grimm, D. Myth. 1197).

[1] Peric. Runol. 140 f.: „Ægirshiálmr ad evitandam iram principis" (vgl. ebd. „Hialmrûnir (R. galeatæ) figuram galeæ repræsentarunt"). „Geck allvaldr med Œgishialmi megiumildr merkjum fyrir", Heimskr. ed. Havn. V, 246. VI, 222 (Lex. myth. 718 b f.); der Helm ſelbſt heißt œgir (Sn. 217 a). Sæm. 188, 16 bis 19; Weiteres Myth. 217.

[2] Peric. runol. 142: „Præterea multis aliis utuntur characteribus runicis, qui ab applicatione denominati sunt, ut Herfiötr (vincula bellica)." S. oben S. 241.

[3] Peric. runol. 142: „Jötunvillur Perturbationes i. e. literæ perturbatæ giganteæ adversus incantationes." Sæm. 88, 2. 252, 9. 196, 20. (Vgl. Saxo 3, 52. Peric. runol. 135: „Hnackvillur"?)

welche die Vala Grôa darüber ſang, wieder losgemacht werden; es liegen hiernach in den drei Zeichen Þôrs hamar, Hrungnis hiarta und Þôrs höfud ebenſo viele Andeutungen jenes mythiſchen Rieſenkampfs[1]. So zieht denn auch das Rûnenzeichen, ob unmittelbar und für ſich, oder mittelbar durch den weihenden Spruch und in Gemeinſchaft mit demſelben, die eigentliche Kraft aus einer im Hintergrunde gedachten Thatſache des Götter- und Geiſterlebens. Dieſer tiefere und gemeinſame, im galdr angelautete und durch die stafir angezeichnete mythiſche Bezug war wohl auch im Zauberweſen die urſprüngliche rûn, hierin entſprechend dem Gebrauche des Wortes auf der Stufe des ſkäldiſchen Ausdrucks. Dann aber verwandte man die Benennung des mythiſchen Geheimniſſes auch für das zweifach und mehr noch, als der geſprochene oder geſungene Segen, geheimnisvolle Zeichen desſelben, rûn wurde gleichbedeutend mit stafr, und weiterhin verſtand man, außer Zuſammenhang mit Zauber und Götterkunde, unter Rûnen einfach die Buchſtaben des nordiſchen Alphabets. Das hier aufgeſtellte Verhältnis zwiſchen rûn, stafr und galdr erprobt ſich daran, daß, während die altn. rûn zum Schriftzeichen geworden, umgekehrt im urverwandten finniſchen runo gerade das Lied, größtentheils Mythen- und Zauberlied, und zwar das geſungene, im Verein mit dem Wohlklang der Harfe (Kantele) wunderbar wirkende, gemeint, von Schriftrunen aber dort nichts bekannt iſt und, wo altnordiſch dieſe helfen ſollen, von dem zauberſingenden Finnen das rechte Wort geſucht wird [1]. Dagegen kennen alte Volkslieder aus Schweden und Dänemark ſelbſt noch den bezaubernden Rünenſchlag, der von der Goldharfe der ſchönen Zwergtochter erklingt [1]. Von beiderlei Ausdrucksweiſen, die ſich den Namen der Rune angeeignet haben, dem Liedesklang und den geritzten Zeichen, wird man auf die Rüne ſelbſt, die in ihnen wirkſam iſt, zurückgeleitet.

---

[1] Peric. runol. 142: „Plura runarum magicarum nomina luculenta ethnicismi vestigia produnt. Huc pertinet signum Þórshamar (Þórsrúnir), Hrugnirs hiarta.“ Sæm. 74, 32: „berit inn hamar, brûdi at vîgja.“ Sn. 49, 66 (Myth. 165). Saga Hâkonar gôda C. 18 (Heimskr. 1, 146): „Um haustit at vetri var blôtveizla â Lodum u. ſ. w. Enn er it fyrsta full var skeinkt, þâ mælti Sigurdr Jarl fyrir minni, ok signadi Odni, ok drakk af horninu til konûngs. Konûngr tôk vid, ok gerdi krossmark yfir; þâ mælti Kâr af Gritîngi: Hvî fer konûngrinn nû svâ; vill hann eigi enn blôta? Sigurdr Jarl svarar: Konûngr gerir svâ sem þeir gera allir er trûa â mâtt sinn ok megin, ok signa full sitt Þôr, hann gerdi hamarsmark yfir âdr hann drack.“ In einer Rûnenſteininſchrift: „Thor viki these runar (Thor heilige dieſe Runen)!“ Geijer, Überſ. 1, 129. Sæm. 68, 61: „drep ek þik Hrungnis-bana u. ſ. w. ebd. 63: „Hrungnis-bani mun þer î hel koma.“ Peric. runol. 141: „Hrugners hiarta (Hrugneri cor) figuram habet cordis aculeati.“ Sn. 109 (Arn. 274. 2, 298): „Hrûngnir âtti hiarta þat, er frægt er, af hördum steini ok tindôtt, med þrimr hornum, svâ sem sidan er gert ristubragd þat [id genus incisuræ], er Hrungnis-hiarta heitir.“ Peric. runol. 140: „Þórshöfut (caput Thori), quod arefacto, atque perticæ imposito, capite gadi morrhuæ [Stockfiſch] inscriptum ad comparandum ventum secundum adhibetur.“ Sn. 109 f. (Arn. 274 ff.): „Hrungnir færir upp heinina bâdum höndum, kastar î môt, mætir hon hamrinum â flugi, ok brotnar sundr heinin u. ſ. w. annarr lutr brast î hofdi Þôr, svâ at hann fêll fram â iörd u. ſ. w. Þôrr fôr heim til Þrûdvânga, ok stôd heinin î hofdi honum. Þâ kom til völva sû er Grôa hêt u. ſ. w. hon gôl galdra sina yfir Þôr, til þess er heinin losnadi u. ſ. w. En Grôa vard svâ fegin, at hon mundi önga galdra, ok vard heinin eigi lausari, ok stendr enn î höfdi Þôr. Ok er þat bodit til varnanar, at kasta hein of gôlf þvert [ne quis cotem per transversum pavimentum jaciat]; þvîat þâ hrærist heinin î höfod Þôr.“ (Auch in Haustlöng, Sn. 112b, Arn. 282 f.) Dieſer ſagenberühmte Galder, der nur darum nicht gelungen war, weil Thôr ſelbſt ihn unterbrochen, konnte nicht wohl ſpurlos am Rûnenweſen vorübergehn, wie auch der Name der Zauberin in das Grôalied eingetreten iſt. Freilich galt der Zauber zuletzt nicht mehr dem Haupte Thôrs, ſondern dem eines Fiſches, um zu dem für die Nordbewohner ſehr wichtigen Fange des Kabeljaus (Oken 6, 156 f.) guten Wind zu erlangen; eine Neidſtange (nîdstong) mit der Thôrsrûne wider die Sturmrieſen (vgl. Myth. 625).

---

[1] J. Grimm, über das finniſche Epos 7 f., rechnet zu den urverwandten, weder aus dem Deutſchen ins Finniſche, noch aus dem Finniſchen ins Deutſche gekommenen Wörtern: „finn. runo carmen, goth. runa mysterium, altn. rûn litera, secretum, weil lied, geſang, ſchrift und geheimnis aneinander rühren.“ (Das finn. Nomen ſondert kein Genus, ebd. 9.) Schröter, Finn. Runen, Stuttgart 1834, XII: „Der einheimiſche Namen iſt: Runo, pl. Runot; der Sänger oder Dichter heißt Runolainen, Runoja, Runottaja, Runoseppä, oder in Sawolax und Karelen Runoniekka.“ (Ebd. XX: „Die Zaubergeſänge, finniſch: Luwut, pl. (nom. sing. lukko) Leſung, als Epilog gemeiniglich, der eigentliche Zauber, die Beſchwörung, finniſch: Loihto.“ Daneben gleichwohl der allgemeinere Name des Liedes Runo.) Zum Runengeſang hauptſächlich Kalevala, öfvers. af M. A. Castrén, Helſingfors 1841, 1. 61. 2, 90 ff. 183 ff. Schröter 69 ff. 99 ff. Caſtrens Föreläsningar i finsk mytologi, Helſingfors 1853, 310 f.: „Finnarne förstodo sig ej, så vidt man har sig bekant, på konsten att rista runor, men hvad Odin u. ſ. w. verkar genom sina runor, detsamma åstadkommer åter Wainämöinen genom sina sånger.“ Wäinämöinen zimmert ſich ein Boot mit dreitägigem Geſang, aber zur Vollendung fehlen ihm noch drei Worte, Zauberworte, die er vergeblich vom Scheitel der Schwalben, den Schultern der Gänſe, dem Haupt der Schwäne, der Zunge des Rennthiers, den Lippen des Eichhorns u. ſ. w. zu erlangen ſucht (vgl. Sæm. 195, 15 ff.), aber erſt bei dem ſangkundigen Wipunen, der lange ſchon leblos in der

Es iſt der weite Geſammtkreis altnordiſcher Götterkunde, welchen der Skälde für ſeinen Liederprunk, der Zauberluſtige für ſeine Galder und Rünenſtäbe ausbeutet. Auf das Wiſſen in dieſem Gebiete wird gleichfalls der Ausdruck Rünen angewandt und zwar iſt hiebei wieder eine Abſtufung vorzunehmen, je nachdem die Kenntnis mehr nur äußerlich die Ordnungen und Einzelweſen, die Namen und Geſchichten des Götterreichs begreift, oder in Sinn und Bedeutung der räthſelhaften Mythenbilder eindringt. In erſterer Hinſicht macht ſich eines der in Rünatal verzeichneten Lieder bemerklich: „Das kann ich das vierzehnte,

---

Erde liegt und von Baum und Buſch überwachſen iſt, mit einer Fülle weiterer Worte und Gegenſtände des Geſanges findet (Kalevala 1, 96 ff.), eine Dichtung, die, nur in abenteurlichern Zügen, den Todtenbeſchwörungen des Vegtams- und des Gróaliedes entſpricht. Altnordiſche Sagen berichten Manches vom Zauber der Finnen (wobei beſonders auch die Lappen in Finnmörk gemeint ſind), der vorzüglich auf Wettermachen und gefeite Pfeile ſich bezieht, ſ. Fornald. S. 3, 745 (Sachregiſt.): „Finnskr galdr;“ Heimskr. hg. Schöning VI, 113, 240: „galldrar megin-rammir fiolkunnigra Finna.“ Gegenzauber wider den abgeſchoſſenen Pfeil in Rünatal (Sæm. 29, 13). Bei Saxo 1, 17 ſchießt ein in Hadings Schiff aufgenommener Greis, offenbar der alte Odin ſelbſt (vgl. Sæm. 183 ff.), verderbliche Pfeile unter die Biarmier und vertreibt ihr Zauberwetter („carminibus in nimbos solvere cœlum“) durch eine Gegenwolke („obvia nube“).

[1] Die Lieder ſind oben S. 223, Anm. 1 angezogen, hieher beſonders aus Svenska Folkvis. 1, 127 ff.: „Styrer val de Runor“ (Kehrzeile); „alt medan jag slår ett Runaslagh, blomstras skall mark och ängh;“ „Der löfvades skogh, der blomstrades mark, dett kunde våhl dhe Runaslagen vålla;“ „Riddar Tinne med Runnerne binda;“ daneben: „hon tog fram dhe Runebocker fem; så löste hon Riddar Tinne frij u. ſ. w.;“ „Tacka vill iag Olle ville vargens dotter, som hade migh med Runnerne bundit;“ aus Udv. d. Vis. 1, 281 ff. Kehrzeile: „Raader i vel de Runer;“ „den Stund jeg leger mine Runer saa ꝛc.;“ „Saa slog hun de Runeslag, at Harpen saa vel maatte klinge;“ „det kunde de Runer saa vende;“ „Du torde ikke Herr Tonne med Runeslag have bundet;“ „Hun löste den Herre af Runeslag, hendes Datter havde bundet dem. Nu have jeg Dig af Runen löst, de kan Dig nu aldrig binde.“

ſoll ich der Männerſchaar die Götter vorzählen, aller Äſen und Alfe weiß ich Beſcheid, kein Unkluger verſteht es ſo“ [1]. Dieſer Segen iſt eigentlich die Weihe zu allen andern, die ihre Kraft einer höhern Welt entnehmen, und gemahnt an den Gedächtnistrank, den die Zauberin Hyndla dem jungen Ottar bringen ſoll, damit er die alten Geſchlechter aufzuzählen wiſſe [2]. Die Eddalieder ſind voll von mythologiſchen Aufzählungen. Grimnismál beſteht in der Hauptſache nur aus ſolchen: der Götterwohnungen, der Thiere, Ströme und andrer Gegenſtände der Götterwelt, der Valkyrien, der Namen Odins [3]; das Ganze iſt in Odins Mund gelegt und die Stellung, in der er ſich dabei befindet, durch eine ſpäter hinzugefügte Erzählung in Proſa erläutert. Es iſt dieſelbe Art höherer Beglaubigung, wie ſie, nach Obigem, für Beſchwörungen, Lehrſprüche, dann für das Rúnenverzeichnis der odiniſchen Sigrdrifa ſtattgefunden hat. Auch die Vala zählt in ihrem großen Spruche Klaſſen und Namen der Zwerge, nebſt Nornen und Valkyrien, her [4]. Aus dem gleichfalls aufzählenden Liede Alsvinnsmál hat ſich nur eine Liſte von Götter- und mehr noch Heldenroſſen erhalten [5] und auch hier wird der mythiſche Sprecher nicht gefehlt haben, der, wie ſein Name beſagt, hochverſtändige Jötun Alſvidr, in Rúnatal als derjenige genannt, durch welchen das Rúnenſchneiden an die Rieſen kam [6]. Mit einer Namenreihe ſagenhafter Pferde geben Bruchſtücke von Thorgrimsthula auch die Namen vorzeitlicher Ochſen[1]. So gelangt man zuletzt zu den ſtabgereimten Gedenkverſen der Skálda, in welchen die reichſte Sammlung der einfachen dichteriſchen Benennungen (ókend heiti), beſonders auch der Götter- und Heldenſage entnommener, aufgeſtellt iſt[2]. Wer einen guten Gedächtnistrunk gethan, um ſolche Aufzählungen ſtets gegenwärtig behalten zu können, dem war ſowohl das Verſtändnis der älteren Lieder, als der eigene Verſuch in ſkäldiſchen Arbeiten merklich erleichtert. Der ernſtere Zweck der Einweihung in die Götterlehre, wie er für Grimnismál und andre Eddalieder gilt, iſt allmählich dem des Unterrichts in der Dichterſprache gewichen. Unter den Liedern aber, welche jenem urſprünglichen Zwecke dienen, iſt nun zu einem vorzugehen, das die Kunden aus der Götter- und Rieſenwelt ausdrücklich als Rúnen bezeichnet, zu dem eddiſchen Wettgeſpräche Vafthrúdnismál. Hier geht Odin aus, um ſich mit dem klugen Jötun Vafthrúdnir in „alten Stäben“ (Sæm. 31, 1: „á fornom stöfum“; 38, 55: „mîna forna stafi“) zu meſſen; unter dem Namen Gángrádr, der Wandernde, tritt er bei dem Rieſen ein, wird zuerſt von dieſem mit einigen Fragen geprüft und fragt dann denſelben aus um der Jötune Rúnen und aller Götter (Sæm. 36, 42 f.: „frâ iötna rûnom ok allra goda“); auf Alles weiß Vafthrúdnir Beſcheid, außer zuletzt auf eine Frage, an der er den Odin erräth und für den weiſeren anerkennt. Die Kunden, welche der Jötun zu geben hat, betreffen, wie es dem Wiſſen ſeines Geſchlechts zukommt (ſ. oben), zumeiſt den elementariſchen Welturſprung und dann wieder die Zeit des Untergangs und der Neugeburt. Das bezeichnet er ſelbſt damit, daß er ſeine alten Stäbe geſprochen und von der Götternacht[3]. Streng zwar iſt dieſe Grenze nicht mehr eingehalten, aber ſie haftet in der Anlage des Liedes[1], und einer Frage aus dem tiefern Äſenleben, was Odin dem Sohn ins Ohr geſagt, ehe dieſer den Scheiterhaufen beſtieg, erliegt die Weisheit des Jötuns; was er von aller Götter Rünen Sicheres ſagen zu können ſich rühmte (Sæm. 46, 43), findet daran ſein Ziel.

---

[1] Sæm. 30, 22 [Hávam. 160. K.]: „þat kann ek it fiortánda, ef ek skal tírda lidi telja tíva for: Ása ok Álfa ek kann allra skil, fár kann ósnotr svá.“

[2] Sæm. 114, 11: „Nú láttu forna nidja talda ok uppbornar ættir manna“. 119, 42: „Ber þú minnisöl minum gesti, svá hann öll muni ord at tina þessa[r] rædu, þá er þeir Angantýr ættir rekja.“ Vgl. Sæm. 192 b: „minnisveig“. 194, 5.

[3] Sæm. 39 ff. Wie die Dinge heißen, iſt in dieſem Liede beſonders betont (Str. 5: „Ydalir heita“. 6: „Valaskialf heitir“ u. ſ. f.), aber die benannten wichtigern Gegenſtände werden zugleich naher beſtimmt und veranſchaulicht.

[4] Sæm. 2, 10 bis 16 (12: „rètt umtalda,“ 14: „telja,“ 16: „lángnidja tal“; vgl. Sæm. 114, 11: „nidja talda“); 4, 20. 24 („nú ero taldar nönnur Herjans“).

[5] Sn. 180, Arn. 482 f.: „þessir [hestar] 'ro enn taldir i Alsvinnsmálum.“ B. „i kálfsvisu(m).“

[6] Sæm. 28, 6: „Alsvidr iotnom for.“ Munch 19, 144: „Åsvidr;“ unter den iotna heiti Sn. 209 f. 211 keines von beiden, dagegen Sæm. 30, 1. 6 als Beiwort, „alsvidr iotunn.“

---

[1] Sn. 179 (Arn. 480): „þessi eru heiti hesta talid. þessi eru hestaheiti i þorgrims-þulu.“ Sn. 180 (Arn. 484): „þessi oxna heiti eru î þorgrimsþulu: Gamalla uxna nöfna hefi ek giöria fregit.“

[2] Sn. 208 ff. (Arn. 546 ff.). Auch hier 210 b: „nû eru upptalin u. ſ. w. iotna heiti.“ „Skal ek tröllkvenna telja heiti.“ 211 b: „Enn skal telja âsa heiti.“

[3] Sæm. 38, 55: „feigom munni mæltak mîna forna stafi ok um ragna rök“ (vgl. Myth. 774). Letzteres könnte zwar, wie „tiva rök“ (Sæm. 36, 38 ff.), allgemein für Sachen, Geſchicke der Götter genommen werden, aber es berührt ſich zugleich mit „î aldar rök“ (Sæm. 36, 39), „uns riufas

Daß nun rûnar und stafir, wie ſie in dieſem Liede ausgetauſcht werden, nicht als Buchſtaben oder magiſche Zeichen, ſondern als Belehrungen über mythiſche Gegenſtände zu verſtehen ſeien, wird durch den ganzen Zuſammenhang vollkommen klar; nicht minder ergibt jedoch das Gleichgehen des zweiten Wortes mit dem erſten, daß auch dieſes, rûnar, bereits den Durchgang durch die (ſchon oben in Völuſpâ nachgewieſene) Anwendung für Schriftzeichen zu der allgemeineren Bedeutung gemacht habe, vermöge welcher es für Kenntniſſe tieferer Art überhaupt gebraucht werden kann. Einſchneiden der Schrift iſt ſchon der Völuſpâ bekannt, wenn dort geſagt wird, daß Urd und Verdandi, die zwei Nornen, auf eine Scheibe Skuld, die dritte, geſchnitten haben[2]; mit merkwürdiger Rückauflöſung der ſinnbildlichen Perſon in den Begriff ſchneiden die beiden, welche Vergangenheit und Gegenwart bedeuten, die noch eben unter den drei vielwiſſenden Mädchen mitverſtandene Schweſter, die Zukunft, in das Holz; damit aber kann keine Zauberrune, ſondern nur eine Vorausbeſtimmung in Schriftzeichen gemeint ſein, die Feſtſetzung der menſchlichen Geſchicke, wovon unmittelbar darauf die Rede iſt; gleicher Weiſe ſcheint es ſich mit den Machturtheilen und den alten Rünen des großen Gottes (Odins) zu verhalten, deren, nach demſelben Liede, die neuerſtandenen Äſen gedenk ſind[3]. In Vafthrûdnis-

---

regin,“ ebd. 40), „þá er regin deyja“ (37, 47), „at aldrlagi, þá er riufaz regin (ebd. 52).

[1] Nicht unbedeutſam iſt auch, wenn der Jötun von ſeiner Seite den Gaſt nach dem Strome fragt, der zwiſchen Rieſenſöhnen und Göttern das Land theilt, oder nach dem Felde, wo Surtr und die milden Götter ſich zum Kampfe treffen werden (Sæm. 33, 15 bis 18).

[2] Sæm. 4, 20: „þadan koma meyjar margs vitandi þriár u. ſ. w. Urd hêtu eina, adra Verdandi, skâru â skîdi Skuld hina þridju: þær lög lögdu, þær lîf kuro alda börnom orlög seggja.“ Seggr m., gen. pl.; B. örlög at seggja. Sæm. 187, 11: „Norna dóm.“

[3] Sæm. 9, 60 (vgl. Sn. 76): „Hittaz Æsir â Idavelli u. ſ. w. ok minnaz þar â megindôma ok â fimbultŷs fornar rûnar.“ (Über fimbul Myth.

mál aber werden nicht Rünen oder Stäbe geſchnitten, ſondern es wird von Rünen geſagt und ſogar die stafir werden geſprochen; es iſt überall ein Austauſch von Worten, nicht von Zeichen [1]. Damit ſind die Rünen dem urſprünglichen Sinne der Geheimnisrede zurückgegeben und ſelbſt das eigentliche Raunen ſteckt in der Spitze des Wettſtreits, indem diejenige rûn, womit der Rieſe ſich überfragt findet, eine ſolche iſt, die Odin ſeinem Sohn ins Ohr geflüſtert hat [2], entſprechend jenen perſönlichen altn. feyrarûna, ahd. m. órrûno (ſ. oben S. 226).

Auch zu dieſem Eddalied und noch entſchiedener, als zu Vegtamskvida, bietet ſich ein finniſches Runo als Seitenſtück. Der alte göttliche

---

785.) Dazu halte man die ausdrücklich von gezeichneten Rünen handelnden Stellen aus Hávamál (Sæm. 20, 81): „er þú at rúnum spyrr enum reginkunnum þeim er giordo ginnregin ok fádi fimbulþulr“ u. ſ. w. und aus Rûnatal (Sæm. 28, 5): „Rûnar muntu finna ok rádna stafi, miok stóra stafi, miok stinna stafi, er fadi fimbulþulr ok giordu ginnregin ok reist hroptr rogna.“

[1] Sæm. 36, 42: „frá iotna rúnum ok allra goda segþu it sannasta.“ 36, 43: „frá iotna rúnum ok allra goda ek kann segja satt.“ 38, 55: „feigom munni mæltak mína forna stafi;“ ſonſt noch im Verlaufe des Liedes 31, 2: „ædi þer dugi hvars þú skalt, orr aldafödr ordom mæla iötun“ (verbis metiri gigantem). 31, 5: „at freista ordspeki þess ins alsvinna iotuns.“ 32, 9: „inn gamli þulr.“ 38, 55: „nú ek vid Odin deildak mína ordspeki.“ Ähnliches anderwärts, Sæm. 24, 1 [Hávam. 111. K.]: „hlýdda ek á manna mál. Of rúnar heyrdak dœma u. ſ. w. heyrdak segja svá.“ (Vgl. Sæm. 174, 17.) Fornald. S. 2, 302: „Sagdi mer völva sannar rúnir en ek vætki því vildi hlýda“ (dem entſpricht ebd. 2, 167: „saga mun sannast, sú er segir völva;“ es handelt ſich von einer Todesprophezeiung). Beſonders aber iſt „stafir“ von mündlichen Äußerungen manigfacher Art gebräuchlich, Sæm. 12, 9: „Hinn er sæll, er ser um getr, lof ok líknstafi“ (vgl. 194, 5). 14, 30: „Erna mælir sá er æva þegir stadlausu stafi.“ 61, 10: „sídr oss Loki kvedi lastastöfum.“ Fornald. S. 1, 456 (vgl. 520 b): „hvat kallar þú svá full feiknstafa?“ (Sæm. 41, 12: „feicnstafi“).

[2] Die Frage lautet Sæm. 38, 54: „hvat mælti Odinn ádr á bál stigi sialfr í eyra syni?“ Auch im Räthſelliede der Herv. S., Fornald. S. 1, 487: „hvat mælti Odinn í eyra Baldri, ádr hann var á bál borinn?“ Man vermuthet darin eine Zuſicherung des Wiederauflebens in der neuerſtandenen Welt, wovon Völuſpá zeugt, Sæm. 10, 62: „böls mun alls batna, Baldr mun koma.“ (Finn Magn., Edda 1, 130) Vgl. Graff 2, 525: „helliruna necromantia.“ Myth. 1178.

Väinämöinen und der Jüngling Joukahainen aus feindlichem Stamme ſtoßen auf dem Wege zuſammen und ihr Fahrgeſchirr verrennt ſich in einander. Jener verlangt, daß der jüngere ausweichen ſoll, Joukahainen aber will, daß nicht Jugend oder Alter, ſondern die überlegene Weisheit den Platz behaupte. Das Wiſſen, deſſen er ſich rühmt, betrifft Thiere, beſonders Fiſche, Baumwerk und Boden, namentlich je die älteſte Art, den Urſprung des Feuers, Waſſers, Eiſens, es geht hinauf in die ferne Zeit des Weltbaus. Väinämöinen aber erklärt alles dieß für Kunden eines Kindes, nicht eines bärtigen Alten, während er ſelbſt an der Weltſchöpfung thätig Theil genommen. Als ſodann der zürnende Jüngling noch mit ſeiner Zauberkunſt droht, erwidert ihm der Alte mit einem Geſange, wovon das Meer anſchwillt, die Erde bebt und der junge Gegner bis zur Bruſt in den Boden ſinkt. Aus dieſer Bedrängnis löſt ihn nur das Verſprechen, ſeine ſchöne Schweſter dem gewaltigen Sänger zur Ehe zu geben[1]. Odin und Väinämöinen ſind gleichmäßig Gründer und Meiſter der Liederkunſt, insbeſondre des Zauberſangs; beiden wohnt dem naturkundigen Wettkämpfer gegenüber das höhere Wiſſen, die ſiegreiche Geiſteskraft inne. An beiden Orten handelt es ſich zunächſt um Kunden der Urzeit, aber im Eddaliede muſte der Jötun der ältere ſein und das Älteſte wiſſen, weil nach nordiſcher Vorſtellung die erſte Stufe der Weltſchöpfung dem Rieſengeſchlecht angehört. Je höher nun, vermöge der offenliegenden Verwandtſchaft mit dem finniſchen Runo, das Alter von Vaſthrudnismál dem Grundbeſtande nach hinaufrückt, um ſo leichter erklärt es ſich, daß der urſprüngliche Gegenſatz zwiſchen Götter- und Rieſenkunden, zwiſchen Aſen- und Jötunrunen nicht mehr in vollkommener Schärfe gewahrt iſt[2].

Die mythologiſchen Belehrungen, die das letztbeſprochene Eddalied Runen nennt, geben noch immer nur eine äußere, thatſächliche Kenntnis mythiſcher Namen, Gegenſtände und Vorgänge, ſie laſſen die erhebliche Frage übrig, ob es nicht auch eine Rúnenkunde gab, die ſich auf die innere Bedeutung der mythiſchen Sinnbildſprache, als bewuſter Hülle des unter ihr verborgenen Geheimniſſes, erſtreckte. Es verlohnt ſich der Mühe, den Spuren der Rúne in dieſer eindringendſten Richtung nachzugehen. In denſelben Formen, wie Vafthrúdnismál und andre der Mythenkunde gewidmete Geſprächlieder [1], bewegt ſich das in Hervörſaga aufbehaltene Räthſellied [2]. Wie Odin dort als Gángrádr, Wanderer, den vielkundigen Rieſen, ſo ſucht er hier als Geſtr, Gaſt [3], den König Heidrek heim und ſtellt demſelben eine Reihe von Räthſelaufgaben, die der König alle löſt, außer der letzten Frage, welche, kein eigentliches Räthſel, die gleiche iſt, an der Vafthrúdnir erlag. Im Räthſel (altn. gáta f.) wird mit Bewuſtſein unter möglichſt fremdartigem und beirrendem, aber durch Scharfſinn ausgleichbarem Bilde der Gegenſtand verſteckt. Auch die mythiſche Symbolik gefällt ſich manchmal im Schwierigen und Verwunderlichen, davon iſt der Mythus vom Dichtertrank ein naheliegendes Beiſpiel; aber im Ganzen hat ſie es nicht auf das neckiſche Spiel, vielmehr darauf abgeſehen, daß die Sache ſich im entſprechenden Bilde ſpiegle, der unterliegende Sinn ſeinen lebendigſten Ausdruck finde. Während das Räthſel ſich auf vereinzelte Gegenſtände beſchränken muß [4], weil ſonſt das Gewebe ſich unauflösbar verwirren würde, kann die mythiſche Bilderſchrift Vieles umfaſſen und wird eben im größeren Zuſammenhang um ſo beſſer verſtändlich. Geſts vorletztes Räthſel lautet: „Wer ſind die Zween, die zur Verſammlung fahren? drei Augen haben ſie zuſammen, zehn Füße und einen Schweif, ſo ſchweben ſie über die Lande.“ Es iſt der einäugige Odin auf ſeinem achtfüßigen Roſſe Sleipnir [5].

---

[1] Kalevala, öfvers. af Castrén 2, 186 ff. (vgl. 1, 5 bis 11). Schröter, Finn. Run. 3 ff. Vgl. Ganander, Finn. Mythol., überſ. von Peterſon (Reval 1821) S. 97 bis 99. (J. Grimm, üb. das finn. Epos 29.) Castrén, Förelasn. i finsk Mytologi 285. 297 f. 303 f. 311.

[2] Die Unterſcheidung der Runen mehrfacher Weſenclaſſen, Sæm. 28, 6 und 196, 19, bezieht ſich allerdings auf eingeſchnittene Runen; aber es iſt ſchon berührt und ſoll noch weiter erörtert werden, wie auch da, wo von ſolchen die Rede iſt, großentheils die Mythen ſelbſt gemeint ſeien.

---

[1] Alvíſsmál, Vegtamskvida, Fiölſvinnsmál, vgl. auch den Eingang von Gylfaginning, Sn. 3.

[2] Fornald. S. 1, 465 ff. vgl. 533. Hervarar S., Kiöb. 1847, 32 ff. 64 f.

[3] Vgl. Grettis S. C. 75 (Marcuss. C. 146): „Gestur heiti eg u. ſ. w. þu munt vilia skemta nockud, og ertu þa goodur gestur.“

[4] Unter den Räthſeln der Herv. S. bildet nur eines, Str. 51 (Fornald. S. 1, 482 f.), eine Sammelfrage, aber die einzelnen Gegenſtände ſind doch auseinander gehalten.

[5] Str. 61 f. Hieher auch die von den Wölfen verfolgte Sonne, Ausg. v. 1847, 65, vgl. Sæm. 45, 39. Rochholz, aargau. Räthſel in Wolfs Zeitſchrift 1, 147.

Hier iſt nun wohl der Gegenſtand ein mythiſcher, aber Frage und Antwort betreffen nur die äußere Erſcheinung, ſie laſſen unberührt, was Odins Ritt auf dem achtbeinigen Pferde bedeute (vgl. Thôr 111). Ganz nahe tritt dagegen daſſelbe Räthſellied dem Weſen der Mythenbildung, wenn es in vier Aufgaben fragt, wer die Mädchen, die Bräute ſeien, die, klagend, ihrer viele zuſammen gehn nach des Vaters Beſtimmung, bleiche Haare und weiße Hauptbinden haben, Manchem zum Schaden geworden, ſelten freundlich gegen Männervolk ſeien, im Winde wachen müſſen, auf Brandungsklippen gehn und die Bucht entlang fahren, hartes Bett haben und wenig in Meeresſtille ſpielen;" und wenn dann in den gleichfalls ſtabgereimten Antworten dieſe Mädchen zugleich unbildlich als Wellen, Wogen, Brandungen und mythiſch als Ôgis Töchter, Gymis Töchter von Rân, Eldis Bräute bezeichnet werden [1]. Einige jener nichtbildlichen Wörter erſcheinen anderſeits wieder in Skálda unter den Eigennamen der Ôgistöchter [2]. Mehrmals ſchickt Geſt dem Räthſelbilde die Frage voran: „Was iſt das für ein Wunder, das ich außen ſah vor Dellings Thür?" [3] Es iſt ſchon gezeigt worden, daß die leztern Worte beſagen: bei Tages Anbruch (ſ. S. 239). Was ſollen aber die Wunder, die um dieſe Zeit geſehen werden, andres ſein, als Traumgeſichte, die eben der Morgenſchlaf am lebhafteſten vorſpiegelt?[1] Der Räthſelmann konnte ſeine ſeltſamen Gebilde füglich als geträumte ankündigen und rückte ſie damit noch tiefer in das Halblicht des Wunderbaren und Ahnungsvollen. Auch iſt in Lied und Sage für die Darlegung und Deutung der Träume dieſelbe Form der Wechſelrede gebräuchlich, in welcher Aufgabe und Löſung der Räthſel ſich ausſpinnt[2]; in beiden Fällen verlangen bedeutſame Bilder das erſchließende Wort und die Träume ſind Räthſel der Zukunft. Nicht minder iſt dem Rûnenweſen mit der Räthſellöſung und der Traumdeutung ſowohl die Form von Frage und Antwort[3], als der Ausdruck rathen („râda“) gemeinſam[4]; als Atli ſeine Schwäger verrätheriſch zu ſich ladet, werden von den Hausfrauen der Niflunge die warnenden Rûnen und die abmahnenden

---

[1] Str. 37 bis 42. 47 f., insbeſondre 38: „Eldis brúdir (vgl. Sæm. 59 f. Sn. 129), eitri blandnar." 40: „Gýmir hefir ser getit dætr rádsvidar vid Rán; bylgjur þær heita ok bárir." 42: „oldur þat eru, Œgis dætr" u. ſ. w. 48: „bárur ok brekar, ok bodar glörvallir, leggjast loks á sker." Vgl. Str. 30: „Gýmis fletjum u. ſ. w. Dvalins leiku u. ſ. w. Forniots bur." Obgleich die ſtrophiſchen Auflöſungen nur in einer Hdſchr. der Herv. S. ſtehen (Fornald. S. 1. Form. XXVI. Sagabibl. 2, 568), tragen ſie doch kein neueres Gepräge, als die Aufgaben.

[2] Sn. 124: „Œgis dætra þeirra, er svá heita: Bylgja, Bára". Ebd. 185, vgl. 217^b, 2; die mitgenannte Blódughadda (Bleikhadda?) gemahnt an die hadda bleika der Räthſelfrage, Str. 39.

[3] „Hvat er þat undra er ek úti sá fyri Dellings dyrum?" Str. 9. 11. 13. 15. 59. (Vgl. Str. 12: „at Ymis dyrum." Sæm. 99, 15: „innan dyra." 124, 29: „til dómvalds dyra." 130, 76: „í herdis dyrum." Zeitſchr. f. d. Alt. 2, 535 bis 37.) Der Frage: „hvat er þat undra?" entſpricht Ähnliches in deutſchen (auch angelſächſiſchen) Räthſeln; Anzeig. 7, 377 (Regenbogen): „wer rat mir diſe wunder?" ebd. 375, „ir maiſter ratent diſe wunder!" MS. 2, 369^a (Rümelant): „wie mak daz wunderliche wunder ſin genennet?" 2, 211, 187^b (Reinmar v. Zweter): „Diz liet iſt vol wunders gar u. ſ. w. merket wunder!" 188: „dirre wunder ich iuch unterſcheide u. ſ. w. durch wunder ich daz wunder ſchribe, wand ez iſt wunders gar genuok." 2, 240^b (Marner): „Ich ſpür ein wunder dur diu lant." 3, 49^b, 4: „Ein wunder wonet der werlde mit u. ſ. w."

---

[1] Eiríksmál 1, Fagrsk. 16 (Frauers Wall. 87): „Hvat er þat drauma? (kvad Odinn) ek hugdumk fyr dag litlu“ (hugdumk zu fyr dag litlu gezogen). Sn. 97. Arn. 240: „fyrir dag rísa“. Lex. myth. 512.

[2] Sæm. 236 f., 37 bis 43. 253 ff., 15 bis 28 (vgl. auch 93, 1 bis 3). Fornald. S. 2, 40 bis 42. 377 bis 79.

[3] Fornm. S. 6, 371: „Herra! segir Halli, ek vil segja ydr [Har. hardr.] draum minn, þèr erud draumspakir.“

[4] Räthſel Fornald. S. 1, 463: „skyldi hann bera upp gâtur þær, er konûngr gæti eigi râdit.“ 464: „þû skalt bera upp gâtu þâ, er ek kann eigi râda (vgl. ebd. 532: „ef hann bæri upp gâtur þær, er konûngr kynni eigi or at leysa u. ſ. w. er hann rêdi eigi“); im Räthſelliede ſelbſt iſt die Formel: „hygg þû at gâtu“ (ebd. 465 ff.), denk du dem Räthſel nach! Auch in angelſächſiſchen Räthſeln Beides: „ræd hvät ic mæne“ Cod. Exon. 479, 18; „micel is tô hycganne“ Ettm. 296 f. Träume Sæm. 254, 23: „râd þû hvat þat væri.“ Fornald. S. 2, 377: „râda þenna draum“ (zu râda ebd. 1, 181. 209. 213. 372. 420. 2, 172. 3, 561); ebd. 2, 40 f. dreimal: „hvad kvad þû, þengill! þann draum vita?“ und einmal: „Hâlfri dreymdi mik, hygdu at slíku!“ (wie im Räthſelliede: „hyg þû at gâtu!)“; ebd. 2, 378: „hvat mân þetta þýda?“ 379: „þat er þýding þess draums.“ Rûnen Sæm. 28, 5: „rûnar muntu finna ok râdna stafi.“ 28, 7: „veiztu hvê râda skal?“ 195, 13: „þær [hugrûnar] of rêd u. ſ. w. Hroptr.“ 234, 22: „vôru î horni hverskyns stafir ristnir ok rodnir, râda ek ne mâttak“ (Fornald. S. 1, 207). 252, 9: „kunni hon skil rûna; ianti ordstafi at eldi liosum u. ſ. w. vâro svâ viltar at var vant at râda.“ 252, 12: „rêd ek þær rûnar er reist þín systir.“

Träume gleichmäßig errathen [1], und wie in den mitgeſchickten Ring Wolfshaare gewunden ſind, dann in den Träumen ein krimmender Bär und ein blutſprengender Aar hereinſtürmen und Wölfe heulen, ſo iſt auch den, zwar von Boten verfälſchten Schriftzeichen (ordstafir) ein entſprechender Wortinhalt unterzuſtellen, ein ſolcher etwa, wie bei Entdeckung der Wolfshaare geſagt wird: „Wölfiſch iſt unſer Weg,“ und hernach: „Der Wolf wird walten des Erbes der Niflunge, dunkelfarbe Bären die Herde zerreißen, wenn Gunnar nicht wiederkommt“ [2]. Ausgeſprochene Gleichſtellung der Rüne mit dem Traumbild ergibt ſich angelſächſiſch bei Cädmon, wenn Daniel über das Geſicht des Königs vom rieſenhaften Baume Beſcheid geben ſoll, was dieſe Rün verkünde [3].

Der Unterricht, den Sigrdriſa dem jungen Sigurd ertheilt, macht eine Reihe von Rünenarten namhaft, deren einige ſchon früher beſprochen wurden: Siegrunen (sigrûnar), zur Erlangung des Sieges auf das Schwert einzugraben; Ălrunen (ölrûnar), zur Wahrung vor Frauentrug (beim Zweitrinken) auf das Trinkhorn und den Rücken der Hand zu ritzen; Bergrünen (biargrûnar) zur Bergung und Löſung der Leibesfrucht auf die flache Hand zu ritzen und über die Gelenke zu binden; Fluthrünen (brimrûnar) zur Schiffrettung, auf Steven, Steuerblatt und Ruder; Zweigrünen (limrúnar) für den Arzt und Wundarzt, auf Baumrinde und Gezweig; Gerichtsrünen (málrúnar) für den Erfolg auf der Dingſtätte, um ſich zu winden und zu weben (Sæm. 194, 6 bis 12). Dieſe ſechs Arten ſind ſämmtlich auf unmittelbar hilfreichen und nützlichen Gebrauch im werkthätigen Leben berechnet, die Rünen ſollen wirklich geritzt und umgebunden, auf ſtoffliche Gegenſtände eingeſchrieben werden. Die vorhergehenden Rünenarten haben je eine äußere Wirkung, die Hugrünen wirken innerlich zur Einſicht und Erkenntnis, als deren Gegenſtand ſich eben nur die Gebilde des Mythenkreiſes darbieten. Ganz anders verhält es ſich mit der letzten, ſiebenten Art, die am ausführlichſten dargelegt wird:

---

[1] Die Stellen in voriger Anm. Sæm. 252, 12: „rêð ek þær rûnar“ u. ſ. w. und 254, 23: „râð þû hvat þat væri“ (vom Traume).

[2] Sæm. 245, 8: „Hvat hyggr þû brûði benda þâ er hon okr baug sendi varinn vâðum heiðingja? hygg ek þat at hon vörnuð byði: hâr fann ek heiðingja riðit î hring rauðom, ylfstr er vegr okkarr at rîða örindi.“ 253, 18: „Biörn hugða ek hêr inn kominn u. ſ. w. hristi svâ hramma at vit [a. ver] hrædd yrðim.“ Str. 20: „Örn hugða ek hêr inn fliuga u. ſ. w. dreifði hann oss öll blôði.“ 24: „emjuðu ûlfar â [geirs] endum bâðum.“ 245, 11: „Ûlfr mun râða arfi Niflûnga u. ſ. w. birnir blakkfiallar bita þref (vgl. Sprachg. 29 u.) tönnum u. ſ. w. ef Gunnarr [nê] kemrat.“

[3] Cädm. 4059: „bæd hine âreccan, hvät seó rûn bude,“ dann 4062: „hvät se beám bude,“ vorher aber 4046 von demſelben Geſichte: „hvät þät svefen bude“; jenes „hvat seó rûn bude“ wird aber weiterhin auch von den wunderbar an die Wand geſchriebenen Worten gebraucht, 4240 f.: „(engel drihtnes) vrât þâ in vage vorda gerŷnu, basve bôcstafas u. ſ. w.“ 4251: „Ne mihton âræden rûncraftige men engles ærendbêc.“ 4257 f.: „þät he him bôcstafas âradde and ârehte, hvät seó rûn bude.“ 4262: „drihtnes dômas.“ 4264: „vorda gerŷnu.“

Sinnrünen (hugrúnar) ſollſt du kennen, wenn du denkfertiger (gedsvinnari) ſein willſt, als jeder andre Mann; die errieth, dieſe ritzte, die erſann Hroptr von dem Waſſer, das geronnen war aus Heiddraupnis Schädel und aus Hoddropnis Horne; auf dem Berge ſtand er mit Brimis[1] Ecken, hatte den Helm auf dem Haupte; da ſprach Mimis Haupt weiſe das erſte Wort und ſagte wahre Stäbe; auf dem Schilde ſeien ſie geritzt, der vor der leuchtenden Gottheit ſteht, auf Arvakrs Ohre und Alvids Hufe, auf dem Rade, das ſich unter Rögnis Wagen dreht, auf Sleipnis Zähnen und auf des Schlittens Bändern; auf des Bären Kralle und auf Bragis Zunge, auf des Wolfs Klauen und des Adlers Schnabel, auf blutigen Schwingen und auf der Brücke Ende, auf der Löſung Hand und der Linderung Spur; auf Glas und auf Gold und auf der Männer Schutzwehr, in Wein und Gebräu, auf der Vala Seſſel, auf Gungnis Spitze und auf Granis Bruſt, auf der Norn Nagel und dem Schnabel der Eule; alle waren abgeſchabt, die aufgeritzt waren, und waren in den heiligen Meth gerührt und geſandt auf weite Wege, die ſind bei den Áſen, die bei den Álfen, einige bei weiſen Vanen, einige haben die Menſchenkinder (Sæm. 195, 13 bis 19).[2]

---

[1] Sæm. 195, 14: „med Brimis eggjar." Zwar iſt brimir (zu brimi, m. flamma, Lex. isl. 1, 109 gehörig) für Schwert überhaupt gebräuchlich (Sn. 214^{a}, 3 unter den sverdaheiti: „brimir"; Sæm. 163, 10: „brimis dômar", Kämpfe; 160, 8: „á brimis eggjar"); doch beſagt eine Var. von Grímnism. 44: „Brimir sverda" (æztr; Munch 192^{b}. Lex. myth. 37^{a}), womit ein einzelnes, ohne Zweifel eben Odins Schwert bezeichnet wird.

[2] Str. 19: „Allar voro afskafnar þær er voro áristnar, ok hverfdar vid inn helga miöd" u. ſ. w. ſcheint eigens auf Str. 13: „Hugrúnar skaltu kunna u. ſ. w. þær of-réd, þær of-reist, þær of-hugdi Hroptr" ſich zu beziehen und den Abſchnitt von den Hugrünen abzuſchließen, wogegen dann Str. 20 auf alle hergezählte Rünenarten geht und den Abſchluß für das Ganze macht.

Der erſte Blick ergibt, daß man hier größten Theils mythiſche Dinge, überhaupt ſolche vor ſich hat, bei denen ein wirkliches Einritzen rüniſcher Zeichen nicht gemeint ſein kann, und wenn gleichwohl einige derſelben, wie Gold und Glas, dieß an ſich zuließen, müſſen auch ſie im Sinne des Ganzen aufgefaßt werden. Es ſind, wie der Name ſagt, überall Rünen des Gedankens, des Geiſtes, und das Einritzen ſelbſt iſt nur bildlich vom lebendigen Gebrauche der Rünenzeichnung auf das geiſtige Gebiet der mythiſchen und dichteriſchen Anſchauungen übertragen. Mythiſch erzeigen ſich unter den aufgezählten Gegenſtänden folgende: voran der Schild vor der göttlichen Sonne, ſammt ihrem Geſpann Arwakr und Alſvidr, Beides in Grimnismâl näher beſchrieben[1]; dann das Wagenrad Rögnis[2], hier wohl Odins, deſſen Roſs Sleipnir unmittelbar darauf genannt wird, wie auch der ſogleich folgende Schlitten in dieſer Verbindung auf einen in Grimnismâl kurz berührten Mythus ſich zu beziehen ſcheint, wonach Odin Kialar geheißen ward, als er das Schlittenjoch zog[3]; bedeutſam ſind Rünen auf Bragis, des Götterſkälden, Zunge, am Stuhle der Vala, wenn es die Seherin iſt, die, einſam außen ſitzend (Sæm. 4, 21), in großem Geſammtbilde die Geſchicke der Welt entfaltet, und auf dem Nagel der ſchickſalbeſtimmenden Norn[4]; das Brückenende findet darin mythiſchen Bezug, daß mit demſelben Worte die j. Edda den oberen Auslauf der Götterbrücke Bifröſt bezeichnet[5], wo Heimdall ſeine Wohnſtätte hat; auch der Löſung Hand und der Linderung Spur weiſen auf perſönliche, höhere Weſen von hilfreicher Handanlegung und ſegnendem Erdenwandel, Lauſn und Likn[1], Begriffsgeſtaltungen deſſelben Halblebens, wie die zu den Göttinnen gezählten Eir, Siöſn, Loſn u. ſ. w. und die Jungfrauen in Fiolſvinnsmál: Hlif, Blid, Frid u. ſ. w. und wieder Eir[2]. Sinnrunen nichtmythiſchen Gepräges ſtehen auf des Bären Kralle, des Wolfs Klauen, des Adlers Schnabel und blutigen Schwingen. Die drei hier genannten Thiere begegneten noch eben als Traumbilder, in denen der Niflunge Noth verkündet war[3], ſie ſind aber auch der dichteriſche Schmuck der Heldenlieder da, wo Kampf und Schlacht geſchildert oder beſprochen wird, und bei ſolchem Anlaß bietet namentlich das letzte Helgilied einen wichtigen Fingerzeig für gegenwärtige Unterſuchung. Der junge Völſung Helgi hat den Feind ſeines Vaters, den König Hunding, gefällt und liegt nun mit ſeinen Heerſchiffen in Brunavág. Hier kommt, durch Luft und über Meer reitend, die Valkyrje Sigrún zu ihm, fragt um Namen und Heimath, auf was ſie hier warten und wohin ihr Weg gebe. Helgi nennt ſich Hamal (ſo heißt ein Sohn ſeines Pflegevaters), ſeine Heimath Hléſey, ſie warten auf Fahrwind und ihr Weg gehe nach Oſten. Weiter fragt Sigrûn, wo er Hild geweckt oder der Kriegsſchweſtern Vögel genährt habe, warum ſeine Brünne mit Blut beſprengt ſei und ſie unter Helmen rohes Fleiſch eſſen. Die Antwort iſt, das ſei weſtlich vom Meere geſchehen, als er Bären gefangen in Bragalund und der Aare Geſchlecht mit Spitzen geſättigt; darum ſei am Meere wenig Gebratenes geſpeiſt worden. Schlacht zeig' er damit an, erwidert Sigrûn, König Hunding ſei vor Helgi auf das Feld geſunken; und als der junge Held fragt, woher ſie das wiſſen konnte, erklärt ſie, daß ſie im Kampf ihm nahe geweſen; einen Schlauen nenne ſie ihn, da er in Walrûnen Schlachtkunde ſage, bergen woll' er ſich vor ihr, aber wohl kenne ſie ihn [1]. Dieſe Wechſelrede ſchließt ſich an einen allgemeineren Gebrauch prüfender Fragen und ausweichender Antworten bei der Begegnung Unbekannter [2], zugleich aber greift ſie tief in den Bilderſchatz der alten Liederſprache. Schon Sigrûns Fragen, wo Hild geweckt, die Vögel der Kriegsſchweſtern gefüttert worden, ſind dichteriſche Ausdrücke für Beginn und Folge des Kampfes; Hildr iſt perſönliche Geſtaltung des Kriegs und wird auch zu den Valkyrien gezählt [3], als deren Vögel Adler und Rabe umſchrieben ſind; das Füttern oder Erfreuen dieſes dem Heere folgenden Geflügels, wie dasjenige des Wolfes, iſt in Heldenliedern und im Skäldenſange wiederkehrendes Schlachtbild [4]; auch

---

[1] Sæm. 45, 37 f.; auch dort der Ausdruck: „ſor skinanda godi.“

[2] Über rognir Myth. 24. Lex. myth. 402.

[3] Sæm. 46, 49: „en þá Kialar [mik hêtu] er ek kialka drô.“ Lex. isl. 1, 452: „Sleda-kialki, jugum rhedæ, nonnunquam osseum, è maxillis v. costis balænarum, Slædetræer“ u. ſ. w.

[4] Sæm. 196, 18: „á nornar nagli;“ vgl. hiezu Sn. 212: „Nornir heita þær er naud skapa“; dann, auf die Älrunen übergetragen, Sæm. 194, 7: „merkja á nagli naud.“ Vgl. noch 187, 12, 5. Bezieht die Eule in Str. 18: „á nefi uglu“ ſich etwa auf die Erſcheinung dieſes Vogels als Zugehör des Winters, in alten Volksſpielen vom Kampfe der Jahreszeiten, dergleichen eines Sæm. 34, 26 ſ. anklingen mag? Ritson, Anc. Songs 1, 133: „the howlat.“ Shakespere, Love's labour's lost, Act 5. Sc. 2: „This side is Hiems, winter u. ſ. w. maintain'd by the owl.“

[5] Sæm. 196, 17: „á brûar spordi.“ Sn. 21: „þar er enn sá stadr er Himinbiörg heita (vgl. Sæm. 41, 13), sá stendr á himins enda vid brûarspord, þar er Bifrost kemr til himins.“

---

[1] Sæm. 196, 17: „á Lausnar lófa ok á Liknar spori." (Lex. isl. 2, 16: „lausn, f. liberatio, redemtio." 2, 32: „likn, f. clementia. 2) medicamen, Lindring" u. ſ. w. „likna, parcere.") Vgl. Sæm. 195, 9: „Biargrúnar skaltu kunna, ef þú biarga vill ok leysa kind frá konum, á lófa skal þær rista" u. ſ. w. ok bidja þá dísir [Lausn, Likn?] duga." 194, 4: „læknishendr." 194, 5: „fullr er hann [bior] lioda ok liknstafa." 25, 11: „nem liknargaldr." Lofi und spor entſprechen ſich, wie die Handberührung eines günſtigen Weſens, ſo iſt auch das Eintreten in die Fußſpur eines ſolchen heilſam. (Schädliche Fußſtapfen Myth. 1080 u.)

[2] Sn. 36 f. (Arn. 114 f.): „þridja [Ásynja] er Eir, hon er læknir beztr u. ſ. w. siounda Siofn u. ſ. w. af hennar er elskuginn kalladr siafni; attunda Lofn u. ſ. w. er af hennar nafni lof kallat, ok svá þat er lofat er miök af mönnum." (Lex. isl. 1, 189: „eyra [l. eira], acqviescere. 2) parcere.") Sæm. 111, 39: „Hlif u. ſ. w. Biort ok Blid, Blidr, Frid, Eir" u. ſ. w. Vgl. Myth. 1101 f.

[3] Man vgl. Sigrdr. mál 17 (Sæm. 196): „á biarnar hrammi u. ſ. w. á ulfs klóm ok á arnar nefi, á blódgom vængjom" mit Atlamál 18 (Sæm. 253 f.): „Biörn hugda ek hér inn kominn u. ſ. w. hristi svá hramma, at ver hrædd yrdim" u. ſ. w. 24: „emjudu úlfar" u. ſ. w. 20: „Örn hugda ek hér inn fliuga u. ſ. w. dreifdi hann oss öll blódi, hugda ek af heitom at væri hamr Atla." Die Träume bilden den Übergang zu dem reichen Thema von den Folgjen.

[1] Sæm. 159, 4 bis 11; auszuheben iſt Str. 8: „vîg lýsir þû.“ 10: „þó tel ek slœgjan Sigmundar bur, er î valrûnum vîgspiöll segir.“ 11: „nû vill dyljaz döglingr for mer.“

[2] Z. B. Fornald. S. 2, 91 bis 93; vgl. 2, 499 f.

[3] Unter den Valkyrjen erſcheint Hildr Sæm. 4, 24. 45, 36. Sn. 212^a, 3. und perſönlich wie in den Worten des Helgilieds Sæm. 160, 6: „hvar hefir þû, hilmir, Hildi vakta?“ auch in Krâkumâl 26, Fornald. S. 1, 309: „brôndum bitrum Hildi vekja“ (vgl. auch Sæm. 146, 14: „med geiri giallanda at vekja gram Hildi“); daneben aber die halb abſtracten Ausdrücke Sæm. 105, 34: „vîg nam at vekja.“ Fornald. S. 2, 276: „vîg vakta ek.“ Sæm. 261, 80: „vakdir vâ mikla, er þû vâtt brœdr mîna.“ Heimskr. hg. Schöning B. VI, 104, 186: „vekja styr.“ Durch Munchs Beſſerung der „gunna systra“ in „Gunnar systra“ (90, 6. 200^a) tritt zu Hildr auch die perſönliche Gunnr oder Gudr (Sæm. 4, 24. Sn. 39); zu gunna systra vgl. die engl. weird-systirs, Myth. 378.

[4] Zu Sæm. 160, 6: „edr gögl alin gunna systra“ kommt in den Helgiliedern ſelbſt 150, 6: „sâ er varga vinr, vid [die hungernden Raben] skulom

wird mit dem Eſſen rohen Fleiſches unter Helme das harte Leben des Wikings bezeichnet [1]. Auf dieſelbe Redeweiſe tritt Helgi ein, wenn er mit Spitzen, der Schwerter oder Speere, die Aare geſättigt und in Bragalund Bären gefangen hat. Zu dieſer bildlichen Bärenjagd aber findet ſich ein volksmäßig erläuterndes Seitenſtück in den Geſchichten der Jómsvikinge; als dieſe auf der norwegiſchen Inſel Höd mit der gemachten Beute zu den Schiffen kehren, ruft ein Bauer ihnen zu: „Das iſt nicht Kriegsmannsbrauch, daß ihr Kühe und Kälber zum Strande treibt; beſſere Jagd wär' euch, den Bären zu fangen, der jetzt nahe zum Bärenſtalle herangekommen iſt." Sie ſprechen ſofort: „Was ſagt der Mann? kannſt du uns etwas vom Jarl Hakon ſagen?" Und der Bauer berichtet, daß der Jarl geſtern mit nicht mehr als drei Schiffen in die Hiörundsbucht eingefahren ſei, worauf ſie mit Zurücklaſſung alles Raubs zu den Schiffen eilen, ihren Gegner aber mit anderthalbhundert Fahrzeugen gerüſtet finden und ſo in gänzlich un-

---

teitir." 154, 35: „så er opt hefir örnu sadda." 155, 43: „hrafna sedja." 155, 44: „gunni at heyja ok glada örnu" (163, 10); ſonſt Sæm. 184, 17: „Huginn gladdak"; ebenſo 185, 26. 190, 35.

[1] In der Proſa heißt es Sæm. 159ᵇ: „hofdo þar strandhogg ok åtto rått"; im Liede 160, 6: „hvi skal und hialmom hrått kiöt eta?" 7: „þvi var at legi litt steikt etid." Nach Örvarodds S. hat Hialmar, ein raſtloſer Verfolger räuberiſcher Wikinge, für ſich und ſeine Fahrtgenoſſen Wikingſatzungen von milderer Sitte, welche ſtreng verbieten, den Wölfen gleich rohes Fleiſch zu eſſen oder Blut zu trinken u. a. m. Fornald. S. 2, 194: „Ek vil þau ein vikinga log, sagdi Hialmarr, sem ek hefir ådr haft u. ſ. w. þat er fyrst at segja, at ek vil aldri eta hrått, nê lid mitt [ebd. 2, 525: ok eigi blod drekka], þvi þat er margra manna sidr, at vinda vodva i klædum, ok kalla þat sodit, en mer þikir þat þeirra sidr, er likari eru vorgum enn monnum [2, 526: „en mer þikkir þat vera varga matr]." Im Helgiliede iſt noch der alte, rohe Brauch vorausgeſetzt. Sögu-þætter Islend. (Biorns Marcusson.) a Hoolum 1756. 4⁰. S. 54: þaattur af Aulkofra: Ölkofri kom til þijngs, ok aatti Munngaat at selia, kom þa til Fundar vid Vini sijna, þam sem vanir voru at kaupa Aul at hönum: Hann baþ þa Liþs, enn baud þeim Aul at selia. Enn þeir svö rudu allir aa einn Veg, at þau ein kaup hefþi þeir vid aattst, at þeim var ei vilnati; sogdu at þeir mundi ei þeim Birni beitast, at deila umm Maal hanns, vid Ofureflis Menn slijka." Heimskr. 2, 132 f. Fagrsk. 77. (Es ſind 6 godar, Sagabibl. 1, 316.)

gleichem Kampfe dem Untergang verfallen [1]. Sigrûn, ſelbſt eine Kriegsjungfrau, verſteht wohl, daß Helgi durch den Bärenfang [2] in Bragalund [3] und das Sättigen der Adler mit Waffenſpitzen eine Schlacht anzeige („vîg lŷsir þû“), und ſie drückt dieß noch beſonders damit aus, daß er in Walrûnen klüglich Schlachtkunden ſage; das Wort für letztere, vîgspiöll (sermones bellici) iſt in einem andern Liede von den Feuerzeichen gebraucht, welche das Anrücken eines feindlichen Heeres verkünden [4], und entſpricht den agſ. hildespell, gûđspell, Kriegsbotſchaft [1]; Walrünen aber, in denen (i valrûnum) dieſe Schlachtandeutungen geſagt werden, Rünen der Wahlſtatt, des Heldenfalls, des blutigen Kampfes überhaupt, ſind eben die bildlichen und umſchreibenden Redeweiſen, von Adlern und Raben, Bären und Wölfen, dieſen walgierigen Hunden Odins [2].

---

[1] Heimskr. 1, 242. S. Olafs Tryggvas. C. 42: „Bôndinn mælti: þer farit ôhermannliga, rekit til strandar kŷr ok kâlfa, væri yđr meiri veiđr at taka biörninn, er nû er nær kominn â biarnbâsinn. Hvat segir karl, segja þeir, kanto nockot segja oss til Hâkonar Jarls? Bondi sagđi: hann fôr î gær inn î Hiörundar fiord, hafđi Jarl eitt skip eđa tvö, eigi vôro fleiri, enn III, ok hafđi ecki till yđar spurt. þeir Bûi taka þegar â hlaup til skipanna, ok lâta laust allt herfâng.“ (Sagabibl. 3, 81. Die Jômsvîk. S., als Probe der Fornm. Sög., C. 14. S. 36, hat dieſe verblümte Rede nicht.) Vgl. hieher þidr. S. Unger, C. 347 (S. 301). Hylten C. 295 (S. 229 u.). Nib. 943.

[2] Lex. poet. 41^a u. 43^a ff. 57^b u. Sn. Arn. 1, 384, 13: „beiddum biörnu.“ D. Wörterb. 1, 1123: „den bären fangen, ſtechen.“

[3] Für „î Bragalundi“ gibt es eine Var. „î Brâlundi“ (Sæm. 160, 2), Braga- zuſammengezogen in Brâ-, und als Ortsname ſteht „î Brâlundi“ Sæm. 149, 1. 158, doch nicht als Kampfplatz Helgis mit Hunding. Es fragt ſich aber, ob in Helgis Geſpräch mit Sigrûn braga-lundr nicht zum bildlichen Ausdruck mitgehöre und den Kriegerwald, d. i. das Heer bedeute (vgl. Sæm. 79, 41 bis 43), wie Sæm. 228, 9: „î skata lundi.“ Die gewöhnlichere Form iſt zwar „bragnar, skatnar“ (Sæm. 158, 1. Sn. 212^b, 3. 195); allein es fehlen auch nicht die einfachen bragr, bragi (Myth. 215), skati (Sæm. 140, 1. 169, 3. Sn. 180^a, 2. 195. 212^b u. [Arn. 482.] Fornald. S. 2, 8. Vgl. J. Grimm in der Zeitſchr. f. vergl. Sprachforſch. Heft 1, S. 81); und wenn der einzelne Mann nach Bäumen benannt werden kann, viđr, meiđr u. ſ. w., ſelbſt lundr (Sn. 158, vgl. 27 u.), ſo eignet ſich letzteres noch beſſer für eine Sammlung von Männern, das Heer.

[4] Grottasöngr 18 (Sn. 149. Munch 168, 18): „Eld sé ek brenna fyrir austan borg, vîgspiöll vaka, þat mun viti kallađr; mun herr koma hinig af bragdi, ok brenna bœ fyrir budlûngi.“ (Arn. 389: „Ignem conspicor ardere ab orientali regione arcis, vigilum bellicos indices, qui ignes prænuntiativi, credo, vocantur. Aderit exercitus huc e vestigio, ædesque regias incendio delebit.“ (Sn. 188: viti, Feuer. Lex. isl. 2, 448: „viti, m. specula. 2) index v. omen.“)

Das Zuſammentreffen der Walrünen des Helgilieds mit den auf Bärenkralle, Wolfsklauen, Schnabel und blutige Schwingen des Adlers gezeichneten Sinnrünen der Sigrdrifa weiſen nun darauf, daß „valrûnar“ als eine Unterart der „hugrûnar“ anzuſehen ſind. Dieſer beſondere Kreis erweitert ſich aber beträchtlich, wenn man dahin den ganzen kriegeriſchen Rüſtzeug der altnordiſchen Lieder, die vielfachen Benennungen und Umſchreibungen des Kampfes, der Waffen [3], des Heeres und der einzelnen Streiter rechnet [4], und wirklich liegt in dem Worte valr das Höchſte jenes heidniſchen Heldenglaubens, die Erwählung durch die Valkyrie, Odins Dienerin, zum Tod in der Schlacht und zur Gemeinſchaft mit dem Valvater ſelbſt in ſeiner von Schwerterglanz erleuchteten Valhalle [5].

---

[1] Cädm. 3502: „hréddon hildespelle (Gl. 177: „exhilarati sunt famâ pugnæ“). 2091: „gûdspell vegan.“ (Gr. 1, 3te Ausg. S. 335: „vegan movere.“) Gr. 2, 525.

[2] Sæm. 151, 13: „fara Vidris grey valgiörn um ey.“ Völuſpá, Sæm. 9, 55: „at valdýri,“ vom Wolfe Fenrir.

[3] Sinnrünen ſind auch eingeſchnitten (Sæm. 196, 18): „á gumna heillom;“ ſind heillir (nom. heill f. salus, virorum salutes) hier etwa Schutzwaffen? wie Sn. 216^{b} der Schild hlíf (tutamen), der Helm hlífandi (hlífa, parcere, tueri) heißt.

[4] Über altn. valr m. (strages), agſ. väl n. und die damit zuſammengeſetzten Wörter ſ. Myth. 389. Gr. 2, 479 f. Ettm. Lex. anglos. 76 ff. Bouterw. Gl. 288 f. Neben denen, die beſtimmter auf Tod, Leichen, Wahlſtatt ſich beziehen, gibt es andre von mehr allgemein kriegeriſcher Bedeutung, wie altn. Sæm. 152, 19: valstefna, gleich ebd. 151, 13: hiörstefna und 156, 49: hiörþing; Sn. 216^{b}: valhrimnir, Benennung des Helms; ebd. 214^{b}: vallângr, valnir; 215^{b}: valböst, des Schwertes; während Sn. 94, 9 valgaldr den Zauberſang zur Todtenerweckung bezeichnet, läßt eben valrûn die weitere Bedeutung zu. Agſ. välgâr, välsceaft, Speer, välscell, Schild, välhere, Kriegsheer, välhlemm, Kampfgetös (Ettm. 77 f.), välseax, Schwert (Bosw. 242^{b}).

[5] Sn. 24: „hann [Odinn] heitir ok Valfödr, þvî at hanns óskasynir eru allir þeir er î val falla, þeim skipar hann Valhöll u. ſ. w. Vgl. Sn. 28. 39. Sæm. 42, 17.

Auch hiebei wieder zeigt ſich nahe Verwandtſchaft der angelſächſiſchen Dichterſprache mit der nordiſchen. Die gleiche Ausdrucksweiſe für Schilderungen aus dem Kampfleben, wie in den Eddaliedern, blüht noch bei den chriſtlichen Angelſachſen, und ſelbſt dem Namen nach ſtellen ſich zur altn. valrûn eine agſ. välrun, zur hugrûn eine hygerûn, beide in der ſtabgereimten Legende von Helena [1]. Bei der Ausfahrt des Kriegsvolks ſtimmt der Wolf im Walde ein Heerlied (fyrdleod) an, verhält nicht eine Walrün (välrûne), der Adler mit thaunaſſem Gefieder erhebt einen Sang auf der Spur des Feindes [2]; dieſe välrûn geht gleich mit dem geſungenen fyrdleod, das ſonſt als Geſang des ausziehenden Heeres ſelbſt vorkommt [3], hier aber dem Geheul des gierigen Raubthiers edleren Namen gibt, wie auch das Helgilied von Wolfliedern („vargliodum“ Sæm. 155, 40) weiß; ſie bedeutet alſo eine Verkündigung des nahenden Wahlfalls (altn. valfall n., agſ. välfeall Beow. 3421, välfyll m. Cädm.) und entſpricht den nordiſchen vîgspiöll, die zwar nicht ſelbſt Walrünen ſind, jedoch in ſolchen geſagt werden. Während hiernach an die agſ. välrûn ſich noch die volle ſinnliche Friſche der alten Liederſprache knüpft, iſt die hygerûn, ihrem Wortſinne folgend, zu einem Ausdruck des chriſtlich umgewandelten Geiſtes geworden: Cyriacus neigt auf dem Calvarienberge ſein Angeſicht, verhält nicht eine Sinnrün (hygerûne), ruft mit der Macht des Geiſtes zu Gott und bittet, daß ihm das Geheimnis, wo die heiligen Kreuzesnägel liegen, eröffnet werde [4]; in ſolchem Zuſammenhang bedeutet die hygerûn eben ſein inbrünſtiges Gebet, die válrûn iſt noch ſchlachtkündender Wolfsgeſang, die hygerûn iſt zum Worte chriſtlicher Andacht erhoben.

---

[1] J. Grimm, Andr. u. El. XXV ff. (gemeinſame Dichterſprache); 139 f. (über hygerûn und hugrûn, välrûn und valrûn).

[2] El. 27 ff.: „fôr folca gedryht fyrdleóð âgôl vulf on valde, välrûne ne mâð, ûrigfedera earn sang âhôf lâðum on lâste.“ Eine von Heimdals neun Müttern heißt Ulfrûn, Sæm. 118, 35. 92, 26. Graff 2, 524: Wolfrûn.

[3] Cädm. 3506: „fyrdleóð gâlan.“

[4] El. 1098 ff.: „Cyriacus on Caluarie hleór onhylde, hyge rûne ne mâð (wie zuvor „välrûne ne mâð“), gâstes mihtum tô gode cleopode“ u. ſ. w. Ettm. 227: „midan (mâð u. ſ. w.) latere, abscondere, dissimulare.“ Andr. u. El. 139: „midan iſt evitare, prætermittere, urſprünglich wohl vereri. Fela ge fore mannum midað þas þe ge on môde gebycgað, Cod. Exon. 130, 10.“ Vgl. Graff 1, 674 f. „ni midan“ im Sinne von nicht unterlaſſen. Schmeller, Gl. sax. 79: „mithan vitare, omittere, dissimulare.“

Die Walrünen in Helgis Geſpräch mit Sigrun ſind dichteriſche Bilder, die nach Art eines Räthſels oder eines Traumes gedeutet werden müſſen, deren verhüllter Sinn im Bewuſtſein des Aufgebenden liegt und in dasjenige des Errathenden eintritt. Dieſelbe Beſchaffenheit läßt ſich für die mythiſchen Rünen in Sigrdrifumál ſchon darum muthmaßen, weil ſie nach Obigem mit den Walrünen unter dem gemeinſamen Namen der Hugrünen verbunden ſind. Jene ſkáldiſche Rünen, von denen früher die Rede war, bergen zwar auch ihren Gegenſtand unter mythiſchen Namen und Beziehungen, aber ſie ſtreifen nur die Oberfläche des Mythus, ohne ſich mit der Bedeutung ſeiner Sinnbilder zu befaſſen; ſie ſchließen in ſich, warum man das Gold nach Idis oder Thiaſſis Mund und Rede benenne, nicht aber was mit der Goldtheilung dieſer Jötune ſelbſt gemeint ſei: ſolch tieferes Verſtändnis der Goldmythen mag in den Hugrünen ſtecken, die auf Gold geſchnitten ſind (Sæm. 196, 18). Ebenſo werden die auf Sleipnis Zähne geſchnittenen nicht lediglich das Geheimnis enthalten, daß der Name dieſes vornehmſten Roſſes (Sæm. 46, 44) als heiti für das Pferd überhaupt gebraucht werden könne, wie Skálda lehrt (Sn. 179). Es iſt vielmehr einleuchtend, daß, wenn die jüngere Edda vom Verbergen in Rünen ſpricht, ſie auf den bloßen Kunſtſtil ein Wort anwende, das ehedeſſen viel bedeutſamern Inhalt hatte. Wie ſollten auch die Hugrünen des alten Liedes ſich nur auf den ſchulgerechten Wortſchmuck beziehen, während ſie offenbar als der Gipfel aller Rünenkunde hingeſtellt ſind und die Findung derſelben dem oberſten Gotte in ſeiner geiſtigſten Thätigkeit zugeſchrieben wird. Dieß ſoll nunmehr genauer ausgeführt werden.

Der Abſchnitt von den Hugrünen, welcher für ſich ein kleineres Ganzes bildet [1], hebt damit an, daß, wie bei den vorhergehenden

---

[1] Mone, Unterſuchungen zur Geſchichte der deutſchen Heldenſage S. 114 findet dieſen ganzen Abſchnitt mit Zuſätzen überladen und entſtellt; wirklich trifft man auch hier auf mehrfache Störungen des Versbaus durch Überfüllungen oder Ausfälle, Verſchiedenheiten vom Liedertexte der Völs. S. (Fornald. S. 1, 168 ff.), in welchem namentlich alles auf Mimir Bezügliche fehlt, und andre Misſtände; die Wichtigkeit, die den Hugrünen zugemeſſen wird, konnte

Rûnenarten, angegeben wird, zu was jene dienlich ſeien, nemlich zur Erlangung vorzüglichen Scharfſinns; ſodann wird die Herzählung der Gegenſtände, denen ſolche Rûnen angezeichnet ſind, eingerahmt zwiſchen die Kunde von der Herkunft und diejenige von der Verbreitung derſelben. Die Herkunft oder wie Odin ſich ihrer bemächtigt, wird auf zweifache Weiſe dargeſtellt: erſt, er habe ſie errathen, geritzt und bedacht [1] von dem Waſſer, das aus Heiddraupnis Schädel und aus Hoddropnis Horne gefloſſen; dann weiter, als er mit Schwert und Helm auf dem Berge geſtanden, habe Mimis Haupt geſprochen und ihm geſagt, auf welchen Dingen die Stäbe eingeſchnitten ſeien. Alles dieß iſt aber nur mehrfacher, wahrſcheinlich verſchiedenen ältern Mythenliedern entnommener Ausdruck derſelben Sache: Odin hat die Sinnrûnen aus Mimis Weisheitsquelle geſchöpft. Draupnir, dropnir, der Traufende, Tropfende [2] mit den vorgeſetzten Schmuckwörtern heid n., Himmelshelle, Glanz, und hodd (Myth. 922), Hort, Schatz, iſt eben dieſer koſtbare Born in perſönlicher Auffaſſung als Brunnengeiſt; ſeine Hirnſchale, aus der das rûnenhaltige Waſſer fließt, beſagt das Nemliche, was nachher Mimis Haupt, der Quell, das Brunnhaupt (ſ. oben S. 206); das Horn iſt ſein Schöpf- und Trinkgefäß [3], denn Mimir ſelbſt

---

auffordern, Weiteres über ſie beizubringen, und die aufgezählten Beiſpiele ließen ſich leicht vermehren, aber darum iſt nicht alles Hinzugekommene willkürlich erdichtet, ſo wenig als die ganze Rûnenlehre dieſes Liedes aufhört, ein werthvoller Beitrag zur Kenntnis des nordiſchen Rûnenweſens zu ſein, weil ſie in die Sigurdsſage nur eingeſchoben iſt; die innere Beſchaffenheit des Mitgetheilten in Vergleichung mit dem Ergebnis andrer Mythenquellen muß auch hier Maß geben.

[1] Die Folge Sæm. 195, 13: „þær of rêð, þær of reist, þær of hugði Hroptr," worin das Rathen dem Ritzen vorangeht (ſonſt begreiflich umgekehrt; Sæm. 28, 7: „veiztu hvê rista skal? veiztu hvê râða skal?" 252, 12: „rêð ek þær rûnar, er reist þin systir"), iſt nur dann die angemeſſene, wenn die Hugrûnen an erſter Stelle wirklich Geheimniſſe des Geiſtes, zu errathende Gedankenbilder waren. Über altn. of vor dem Verbum ſ. Gr. 2, 912 f. vgl. 3, 253.

[2] Vgl. Sn. 66 f. (Arn. 176 f.): „Oðinn lagði â bâlit gullring þann er Draupnir heitir u. ſ. w. drupu af honum 8 gullringar iafnhöfgir." Sn. 131 f. Sæm. 84, 21. Zweigname Draupnir Sæm. 3, 15.

[3] Vgl. Sn. 17 (Arn. 68): „En undir þeirri rôt [Yggdrasils] er til Hrîmþursa horfir þar er Mimisbrunnr, er spekð ok mannvit er î fôlgit,

ſchöpft jeden Morgen Meth aus dem berühmten Brunnen. Die Verbreitung der Hugrûnen iſt in der Weiſe geſchehen, daß die angezeichneten abgeſchaben und in den heiligen Meth gemiſcht, zu Äſen, Älfen, Vanen und Menſchen ausgeſandt wurden. Es fragt ſich nun, was mit dem heiligen Methe gemeint ſei, derjenige, welchen Mimir von Walvaters Auge ſchöpft, wodurch bei dem einen Mythus verblieben würde, oder der Suttûngsmeth. Letzterem wird unbedenklich der Vorzug zu geben ſein, er iſt überhaupt der bekanntere, im mythiſchen Ausdruck gangbare, und auch im Rûnatal ſteht der koſtbare Meth, der aus Odrörir geſchöpft iſt, mit der Findung der Rûnen, ſowie mit ihrer Verſendung und Ausbreitung zu verſchiedenen Weſenklaſſen, nahe zuſammen [1]. Zudem ſollte der Abſchnitt von den Hugrûnen, nach der abgebrochenen Weiſe des ganzen Liedes, nicht eine folgerichtig zuſammenhängende Erzählung geben; es war darum zu thun, die hohe Bedeutung dieſer Rûnenart ins Licht zu ſtellen, zu welchem Zweck an verſchiedene, die geiſtige Erweckung betreffende Mythen angeknüpft werden konnte; in ebengedachter Richtung begegnet ſich aber Mimis Brunnen mit Kvâſis Blut und die Verwandtſchaft beider Fabeln iſt ſchon früher (S. 207 ff.) angedeutet worden.

Für das Verſtändnis der Hugrûnen gibt dieſe Rückkehr zu Mimir und zum Hauptgegenſtand der Unterſuchung, dem Dichtertranke, den entſcheidenden Aufſchluß. Ein Wiſſen, das aus dem Brunnen kam, in den Odin um Weisheit ein Auge verſetzt hatte, von dem Haupte, mit dem er noch in der ernſten Stunde des nahenden Weltuntergangs ſpricht, muſte des wichtigſten und tiefſinnigſten Inhalts ſein. Wirklich gehören die mit Hugrûnen beritzten Gegenſtände meiſt der Götterlehre

---

ok heitir sá Mimir er á brunninn; hann er fullr af vísindum, fyrir þvî at hann drekkr or brunninum af horninu Giallarhorni." Es iſt zwar für die Beiziehung des Giallarhorns ein Misverſtändnis zu vermuthen (ſ. ob. S. 197 f.); da jedoch Mimir ſelbſt von Valvaters Pfande ſchöpft (Sæm. 4, 22: „drekkr miöd Mimir morgin hverjan af vedi Valfodrs"), ſo iſt ihm ein Trinkhorn überhaupt nicht abzuſprechen, wie auch Odin und Saga an rauſchenden Wellen täglich aus Goldgefäſſen trinken (Sæm. 41, 7). Eben ſo wenig hat man die Zeile „or horni Hoddropnis" für eine überzählige anzuſehen (mit Mone a. a. O. 114 ob.), es iſt vielmehr die dem galdralag eigenthümliche Verdopplung des dritten Gliedes in ſinn- und lautverwandten Worten (ſ. ob. S. 213).

[1] Sæm. 28, 2 bis 7; vgl. 88, 2.

an, und wenn ſie auch nur vereinzelt und in geringer Zahl hergenannt ſind, ſo geſchieht es eben beiſpielsweiſe zur Bezeichnung einer ganzen Art. Die ſchließliche Angabe, daß dieſe Hugrúnen, in den heiligen Meth gemiſcht und auf weite Wege hinausgeſandt, nun theils bei den Aſen, theils bei den Alſen, theils bei weiſen Vanen, theils bei den Menſchen ſich befinden, eröffnet einen weiten Geſichtskreis und wenn man unter den aufgezählten Weſenklaſſen beſonders noch die Rieſen vermiſst, ſo gereichen Stellen andrer Lieder zur Ergänzung, jene aus Vaſthrúdnismál von der Jötune Rúnen und aller Götter (Sæm. 36, 42 f.), ſodann die aus Rúnatal, wonach Odin unter den Aſen Rúnen ſchnitt, für die Alſe Dvalin, Dain für die Zwerge, Alſvidr für die Rieſen, der Sprecher ſelbſt, wie es ſcheint, für die Menſchen (Sæm. 5 bis 7). Wenn hier, auf durchaus ſinnbildlichem Boden und von verſchiedenen Orten her, nicht alles vollkommen übereinſtimmt und ſich ineinander fügt, ſo iſt doch das Geſammtergebnis, daß die Hugrúnen nichts Andres ſind, als die Mythologie mit allen in ihr begriffenen Heimen (Sæm. 1, 2. 36, 43. 49, 8 f. Mythol. S. 755 f.); dabei fallen der Menſchenwelt insbeſondre die Rúnen des Heldenlieds zu, Valrúnen, die auf Bären- und Wolfsklaue, Adlerſchwinge und Granis Bruſt geſchnitten ſind. Die Rúnen des Stils wurden zuvor ſchon (S. 272 ff.) als den Hugrúnen nicht ebenbürtig dargethan; aber auch diejenigen des Vaſthrúdnisliedes, obgleich ſie auf das mythiſche Weltganze ſich erſtrecken, geben doch, wie gleichfalls früher bemerkt worden (S. 259 f.) nur äußerlichen Beſcheid, es iſt bloße Gedächtniskunde, die nicht in Mimis Quell ſich zu verſenken oder mit dem heiligen Meth ſich zu tränken brauchte. In dieſen gemiſcht, ſind die Hugrúnen von Poeſie durchdrungen, der Götterglaube und die Weltanſchauung verkünden ſich in dichteriſchen Bildern. Der Mythus vom Dichtertranke ſelbſt verbildlicht mit unverkennbarem Bewuſtſein die zu und in der Dichtkunſt wirkenden Thätigkeiten, er bezeichnet namentlich in den mit der Erwerbung des Methes verbundenen Schwierigkeiten die räthſelartige Sinnbildſprache; von dem Inhalt iſt dabei abgeſehen, der ſich in dieſen Triebwerken und Formen geſtalten ſoll; indem nun aber, ſichtlich durch Odin, den Herrn Ódröris, die Hugrúnen in den Meth geworfen werden, erfüllt ſich das dichteriſche Schaffen mit den Bildern und inwohnenden Gedanken, die ſich in der nordiſchen Mythologie zu einem geiſtigen Ganzen verbunden haben.

Wenn in der Rüne ein Bewuſtes erkannt wird, ſo iſt nicht die Meinung, als wären bei Geſtaltung der Mythen Begriff und Bild, wie Urſchrift und Überſetzung, in zwei Streifen neben einander gelaufen; in aller naturfriſchen Dichtung des Einzelnen oder des Volksgeiſtes treten der Gedanke und ſein bildlicher Ausdruck gleichzeitig und ungetrennt ins Leben und eben hierin liegt das Geheimnis, die ungelöſte Rüne der Poeſie[1]. Zeitalter, in denen der Mythus erwächſt, kennen überhaupt keine bildloſe Gedankenmittheilung und dennoch haftet in den Bildern das Gewuſte und Gewollte. Das Bewuſtſein und die Abſicht bethätigt ſich aber vornehmlich an den beiden Enden der Mythenbildung, in den einfachſten und offenſten und wieder in den verwickeltſten und dunkelſten Gebilden. Zu den erſtern gehört es aus dem Kreiſe des bisher Beſprochenen, wenn Nótt, die Nacht, dem Dellingr, dem Dämon der Dämmerung, einen Sohn Dagr, den Tag, gebiert, wobei die eigentlichſten, begrifflichen Wörter den Sinn ausſprechen; für das Äußerſte der andern Seite kann der Dichtertrank gelten, das verſchlungene Gewebe dieſer ausführlichen Fabel konnte nur mit abſichtlichem Nachſinnen zu Stande gebracht werden und man müſte die Mitwirkung jeder freieren dichteriſchen Thätigkeit abläugnen, wenn man darin ein nach ſeinem vollen Umfange gleichzeitig entſtandenes Ganzes erkennen wollte. Weniger einſeitig ſtellt ſich die Abſichtlichkeit hervor, wenn man ſich die Entſtehung als eine allmähliche denkt[2]. Daß die Weisheit aus einer Quelle geſchöpft wird, die unter Obhut eines vielkundigen Geiſtes ſteht, daß ähnlicher Weiſe die Dichtergabe als Trunk eines koſtbaren, begeiſternden Methes erlangt wird, auch noch daß, wie man im wirklichen Leben Rünenzeichen in das Trinkhorn warf[3], ſo die Sinnrünen in den Dichtermeth gemiſcht werden, das ſind faßliche, in Glauben und Sitte der Zeit bereit gelegene Bilder; ſo war der Grundgedanke des Mythus ein klar erkannter und doch zugleich dichteriſch belebter, er war aber auch triebkräftig und wenn ſeine weitere Entwicklung vornherein noch mehr auf das Geiſtige der Dichtkunſt, die Rünenkunde, gerichtet war, ſo muſte ſie weiterhin, um vollſtändig zu erſcheinen, ſich auch den Formen des Liedes und den verſchiedenen Bildungsſtufen der Sänger zuwenden, iſt aber hierin noch bei den einfachſten Grundzügen des Versbaus und der allgemeinen Unterſcheidung einer volksmäßigern und einer tiefſinnigern Dichtung ſtehen geblieben. Die Erzählung des Mythus in der jüngern Edda iſt Antwort auf die Frage, woher die Kunſt, die man Skäldſchaft nenne, ihren Anfang genommen habe. Der Sinn des Ganzen iſt hiemit wörtlich ausgeſprochen und alle die Skälden, die daraus Redensarten ſchöpften, haben ihn gewuſt. Wie weit dieſes Verſtändnis auch ſpäterhin ins Einzelne gieng, läßt ſich nicht erſehen; aber wie dem Grundgedanken ein Grundbild entſprach, ſo werden auch die Einzelbilder nicht ein Wirrſal gedankenloſer Grillen geweſen ſein und die Mythenforſchung muß ſich bemühen, ſie zu deuten.

---

[1] Über den jungen Göthe ſchrieb ein nachmaliger Freund: „Er iſt ſehr bilderreich, und drückt ſich gewöhnlich in Gleichniſſen aus. Er pflegt auch ſelbſt zu ſagen, daß er ſich nicht anders als uneigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken ſelbſt, wie ſie wären, zu denken und zu ſagen.“ (Allg. Monatsſchrift f. Wiſſenſch. u. Literatur. Braunſchweig 1854. S. 252.)

[2] Es iſt für dieſe Annahme nicht unbedeutſam, daß der Mythus in Hávamál viel einfacher erſcheint, als wie er in der j. Edda erzählt iſt, und daß in der ganzen unter jenem Namen begriffenen Spruchreihe nirgends eines vaniſchen Weſens oder Einfluſſes erwähnt iſt.

[3] Vgl. Sæm. 97, 5. 234, 22 (Fornald. S. 1, 207): „í horni.“

6. Odin und ſeine Jünger.

Bragi.

Das Wirken Odins im Gebiete der Dichtkunſt und der ihr verwandten Kenntniſſe und Fertigkeiten erfordert ſchließlich einen eigenen Überblick. Odin hat den Meth der Dichtung erworben und von ihm iſt derſelbe denen mitgetheilt, welche dichten können; darum heißt die Skäldſchaft Odins Fund und Gabe (Sn. 87. 98); im Hyndlaliede wird von ihm geſagt: „das Lied gibt er den Skälden" (Sæm. 112, 3: „gefr hann u. ſ. w. brag skáldum") und namentlich war der alte Held und Sänger Starkad, als die Götter ſein Schickſal beſtimmten, von Odin begabt worden, ebenſo fertig dichten als ſprechen zu können [1]. Gleichwohl erſcheint in der Reihe der Äſen noch ein andrer, Bragi, nach dem die Dichtkunſt bragr benannt ſein ſoll und der als früheſter Liedesſchmied, in Grimnismál als der oberſte der Skálden bezeichnet wird[1]; auf ſeiner Zunge ſtehen Sinnrúnen (Sæm. 196, 17), ein Zeugnis für das dichteriſche Weſen dieſer Rúnenart. Bevor Odins Geiſteswege verfolgt werden, iſt es gerathen, ſein Verhältnis zu Bragi richtig zu ſtellen.

---

[1] Gautreks S. C. 7 (Fornald. S. 3, 33): „Odinn mælti: ek gef honum [Starkaði] skáldskap. at hann skal eigi seinna yrkja enn mæla." Saxo 6, 103: „Othinus Starkatherum u. ſ. w. condendorum carminum peritia illustravit." Vgl. Ynglingaſ. C. 6.

Bragi heißt Odins Sohn (Sn. 105, 10. Arn. 266; fehlt aber Sn. 211^{a}. Arn. 554, 10 fügt ihn bei), er wird unter die zwölf richtenden Äſen gerechnet und der tiefbartige Äſe genannt[2]; ſeine Frau iſt Idun, die Verjüngerin der alternden Götter (Sn. 30. 105. 119); übrigens iſt ihm keine in den Grund der Mythen eingreifende Wirkſamkeit zugewieſen. Bei Ögis Gaſtmahl ergreift er das Wort, um dem Aufnahme begehrenden Loki Trunk und Sitz zu verweigern; als aber Loki dennoch durch Odin zugelaſſen, von ſeinem Heilruf an die Götter den einen Äſen Bragi, der drinn auf den Bänken ſitze, ausnimmt, bietet dieſer ihm zur Sühne Roſs, Schwert und Armring, worauf Loki deſſen Kampfſcheue verhöhnt und auf Bragis Kampfdrohung fortfährt: „Tapfer biſt du auf dem Sitze, nicht wirſt du ſo thun, bankprunkender Bragi!“ bis endlich Idun vermittelt: „Bragi beſänftig' ich, den biererregten; nicht will ich, daß ihr Zornige kämpfet“[3]. Von dem Trinkmahl, wozu Ögir vorher von den Äſen geladen war, iſt der Anlaß zu Bragis belehrenden Tiſchgeſprächen mit dieſem Nebenſitzer, den ſchon erwähnten Bragaräður der jüngern Edda, genommen [1].

---

[1] Sn. 29 (Arn. 98): „Bragi heitir einn, hann er ágætr at speki, ok mest at málsnild ok ordfimi; hann kann mest af skáldskap, ok af honum er bragr kalladr skáldskapr.“ 105: „Hvernig skal kenna Braga? Svá at kalla hann u. ſ. w. frumsmid bragar.“ (Arn. 267: „primus carminum fabricator“; zu frum- ſ. Gr. 2, 632.) Sæm. 46, 44: „Bragi [er æztr] skálda.“

[2] Sæm. 61, 11: „nema sá einn áss Bragi.“ 62, 19: „id Æsir tveir [Bragi und Loki].“ Sn. 29: „Bragi heitir einn [áss]“. 79 (Arn. 208): „settust í hásæti 12 Æsir, þeir er dómendr skyldu vera, ok svá voru nefndir: „Þórr, Niördr, Freyr, Týr, Heimdallr, Bragi, Vidarr, Vali, Ullr, Hœnir, Forseti [Loki]. 105: „Svá at kalla hann [Braga] u. ſ. w. hinn sidskeggia ás: af hannz nafni er sá kalladr skeggbragi er mikit skegg hefir.“ 211^{b} (Arn. 555): „Ása heiti u. ſ. w. tel ek næst Braga.“

[3] Sæm. 60, 6 bis 18; beſonders Str. 11: „er innar sitr, Bragi, bekkjum á.“ 13: „Þú [Bragi] ert vid víg varastr ok skiarrastr vid skot.“ 15: „Sniallr ertu í sessi, skalattu svá giöra, Bragi bekkskrautudr“ u. ſ. w. 18: „Braga ek kyrri biorreifan.“

Noch in Skáldenliedern des 10ten Jahrhunderts, welche den Empfang gefallener norwegiſcher Könige in Valhöll feiern, iſt Bragi in Theilnahme gezogen; in Eiriksmál, auf den Tod Eiriks Blutaxt nach 935, beſpricht ſich Odin mit Bragi über die Herankunft dieſes Heldenkönigs, vor dem es toſt und kracht, als käme Baldr zurück in Odins Säle [2], und dem ſofort Sigmund und Sinfiötli entgegengeſchickt werden, dann, nach dieſem Vorbild, in Hákonarmál, dem Geſange des Skálden Eyvind auf König Hákon den Guten, Eiriks Stiefbruder, der um 951 im Kampfe fiel: ihm entgegenzugehen werden Hermóð und Bragi von Odin aufgerufen und Bragi iſt es, der den feierlichen Willkomm ſpricht: „aller Einherjen Frieden ſollſt du haben, empfange du Äl bei den Aſen [3]!“ Von den Weihebechern (full n. poculum plenum), welche bei Opfern und andern Feſtlichkeiten getrunken wurden, kommt einer unter den beiderlei Namen bragar-full und braga-full vor; bei ihm wurden Gelübde gethan und er galt dem Andenken abgeſchiedener Fürſten und Helden; nach Ynglingaſ. C. 40 war es vor Alters Sitte, daß der Erbe eines Königs oder Jarls erſt nachdem er, aufſtehend entgegen dem bragafull, ein Gelübde gethan und das Horn ausgetrunken, den Hochſitz des Vaters beſtieg und damit zu vollem Erbe gelangte [4];

---

[1] Sn. 80 (Arn. 208): „þar var ok áfenginn miöðr, ok miok drukkit. Næsti maðr Ægi sat Bragi, ok áttust þeir við drykkju ok orðaskipti.“

[2] Frauer, die Walkyr. 87, Eiriksm. 3 bis 5 (vgl. Fagrskinna 16 f.): „Hvat þrymr þar, Bragi! u. ſ. w. [Bragi:] braka öll bekkþili sem muni Baldr koma uptr í Odins sali. Heimsku mæla (kvað Oðinn) skaltu, hinn horski Bragi! þó at þú vel hvat vitir u. ſ. w. Sigmundr ok Sinfiötli! rísit snarliga ok gángit igegn grami!“

[3] S. Hákonar góða C. 33 (Heimskr. 1, 164 ff. Dietr. 31), Hákonarm. 14: „Hermóðr ok Bragi, kvað Hroptatýr gángið í gögn grami, þviat konúngr ferr, sá er kappi þyckir, til hallar hinnig.“ 16: „Einherja grið skalt þú allra hafa þigg þú at Ásom ol; iarla bægi! þú átt inni hér atta brœðr (kvað Bragi).“

[4] Heimskr. 1, 49: „þat var siðvenja í þann tíma, þar er erfi skyldi giöra eptir konúnga eðr iarla, þá skyldi sá er gerði erfit ok til arfs skyldi leiða, sitja á skörinni fyrir hásætinu, allt þar til er inn væri borit full, þat er kallat var Bragafull; skyldi sá þá standa upp í móti Bragafulli ok streingja heit drecka af fullit síðan; síðan skyldi hann leiða í hásæti

aus mehr geſchichtlicher Zeit meldet die Saga von Håkon dem Guten, demſelben Könige, der, obgleich ein Chriſt, in heidniſch mythiſchem Liede nach Valhöll erhoben iſt, C. 16, daß nach altem Brauche beim Opferſchmauſe zuerſt Odins Vollhorn zu Sieg und Macht für den König, hierauf Niörds und Freys zu Jahresſegen und Frieden getrunken ward, auch viele Männer darnächſt bragafull tranken, zum Gedächtnis angeſehener Blutsfreunde [1]; dieſelbe altübliche Erbfeier begiengen, nach Fagrſkinna, der Dänenkönig Sveinn und der Jarl Sigvald, Häuptling auf Jómsborg, gemeinſam nach dem Hintritt ihrer Väter, bragafull ward eingeſchenkt und bevor ſie die väterlichen Sitze beſtiegen, gelobte Sveinn, den König von England zu erſchlagen oder zu vertreiben, Sigvald ebenſo den Jarl Håkon in Norwegen [2]. Iſt mit dem Namen dieſes feierlichen Trunkes zum Gedächtnis des eben verſtorbenen Vaters oder

---

þat, sem átti faðir hans; var hann þá kominn til arfs alls eptir hann. Nû var svâ her gört, at þá er Bragafull kom inn, stóð upp Ingialdr konûngr ok tók við einu dýrshorni miklu, streingdi hann þá heit, at hann skyldi auka riki sit hálfu î hverja höfut átt, eðr deyja ella; drack af síðan af horninu.“

[1] Heimskr. 1, 143: „Enn sâ er gerði veizlona ok höfdingi var, þá skyldi hann signa fullit ok allan blótmatinn; skyldi fyrst Odins full drekka til sigurs ok rikis konûngi sînom, enn sîdan Niardar full ok Freys full til års ok friðar. Þá var mörgom mönnom titt at drekka þar næst Bragafull. Menn drukko ok full frænda sinna, þeirra er gofgir hofdo verit, ok voro þat minni köllot.“ Vgl. Wachter 2, 40. Anm. 32.

[2] Fagrsk. 44: „Þá er erfi våru gör at fornum sið, þá skyldi þat skylt at gera þau á því ári, er sá hafði andazk er erfit var eptir drukkit, en sá er gera lêt erfit, hann skyldi eigi fyrr setjask î þess sæti, er hann erfði, en menn drykki erfit. Hit fyrsta kveld er menn kvæmi til erfis, þá skyldi skenkja upp full mörg með þeim hætti sem nû eru minni, ok eignuðu þau full hinum rikustu frændum sinum [a. sem nû eru minni full boru hinum rikustum frændum sinum eda öðrum gôðum vinum sinum. En síðan u. ſ. w.] eda Þór eda öðrum guðum sinum, þá er heiðni var. En siðast skyldi uppskenkja Braga full; þá skyldi sá er erfit gerði strengja heit at Bragafulli, ok svá allir þeir er at erfinu væri, ok stiga þá î sæti þess er erfðr var, ok skyldi þá fulkominn vera til arfs ok virdingar eptir hinn dauða, en eigi fyrr u. ſ. w. En þá er bragafull var uppskenkt, ok áðr en Sveinn konûngr hafði uppstigit î hásæti föður sins, þá strengdi hann heit“ u. ſ. w. Von dieſen Trinkgelübden erzählen auch S. Olafs Tryggv. C. 39, Heimskr. 1, 238 f und Jómsvik. S. C. 13, S. 30, aber ohne des bragafull beſonders zu gedenken.

andrer Hingeſchiedenen der Becher Bragis (Braga full) gemeint [1], ſo gibt ſich nahe, daß man dabei an das Äl in Ásgard gedacht habe, das Bragi denen, die dorthin aufſteigen, entgegenbringt; das Gelübde bezeichnet den Eintritt in dieſelbe Bahn, die zu den Einherjen führt.

Überall erſcheint Bragi unter den Áſen nur als Odins Hofſkälde [2] und verſieht in deſſen Saale den Ehrendienſt als Begrüßer der Gäſte mit dem Willkommtrunk oder als Geſellſchafter derſelben beim Trinkgelag; er iſt ein Vorbild des Skäldenthums an den nordiſchen Höfen und es kann nicht mehr für zufällig angeſehen werden, daß an der Spitze der Sängernamen dieſer Klaſſe Bragi der Alte ſteht. Obgleich noch der Sagenzeit verfangen, entbehrt dieſer Dichterahn doch nicht geſchichtlicher Anknüpfung. Das zuverläſſige Landnámabók [3] reiht ihn einem norwegiſchen Geſchlecht ein, das nachmals, im dritten Gliede von Bragi, ſich in Jsland anſiedelte; ſeine Frau iſt Lopthöna, Tochter des Erpr Lútandi, ſeine Tochter Áſtridr Slákidrengr [4] und Snorris Skáldatal beſagt ergänzend, daß Bragis Vater Boddi hieß und auch Erpr, der Schwiegervater, ein Skälde war [5]. Dasſelbe Geſchichtbuch, ſowie Sturlüngaſaga und die mehr dichteriſche, aber auf alter Grundlage ruhende Hálfsſaga, bezeugen weiter, daß Bragi unter Hiörr, König von Hördaland, ſich in Norwegen befand, und geben aus der Zeit dieſes Gaſtaufenthalts, in den Hauptzügen übereinſtimmend, ein anſprechendes häusliches Bild: der König Hiörr befindet ſich auf Kriegsfahrt, die Männer ſind auf der Jagd, die Weiber im Nußgehölz, Niemand iſt daheim in der Halle, als Bragi der Skälde, auf dem Ehrenſitz, die Königin, verborgen und in Tücher gehüllt, und drei ſämmtlich dreijährige Knaben, deren einer, ſchön aber weichlich, auf dem Hochſitz mit Golde ſpielt, die beiden andern, ſchwarz und wunderhäßlich, doch kraftvoll, vom Stroh auf dem Eſtrich ſich erheben, den Schönen vom Sitze ſtoßen und ihm alles Gold nehmen, worüber er weint; da ſteht Bragi auf, geht zum Lager der Königin, ſchlägt mit dem Stab (stafr, sproti, reyrsproti) auf ihre Tücher und ſpricht ein Geſätz des Inhalts, daß die Zwei, Hámund und Geirmund, dem Hiörr geboren, der Dritte, Leif, aber nicht der Königin gehöre, ſondern eines Knechtes Sohn ſei; wirklich hat ſie, auch in Abweſenheit ihres Gemahls, Zwillinge geboren, die ſie ihrer Häßlichkeit halber gegen das ſchmucke Kind des Dienſtweibs austauſchte; jetzt von Stab und Wort des Skälden getroffen, bringt ſie dem heimkehrenden Vater die rechten Söhne; da ruft er: „Trag ſie fort! nie ſah ich ſolche Helhäute (*Heljarskinn*)"; der Beiname bleibt beiden, aber ſie werden thatkräftige Männer und von ihnen ſtammt ein großes Geſchlecht auf Island, wohin ſie vor Harald Schönhaars Herrſchermacht gewichen waren[1]. Die Auswanderungen freiheitliebender Norweger nach dieſem Eiland begannen um 870 und ſo kann Bragis Beſuch bei Hiör, als deſſen Zwillingsſöhne dreijährig waren, gegen die

---

[1] Für dieſe gewöhnliche Annahme ſprechen hauptſächlich die in der zweiten Belegſtelle (Heimskr. 1, 143 f.) dem bragafull vorausgehenden Odins full, Freys full, Niardar full (vgl. S. Hák. góda C. 18, Heimskr. 1, 146: „signadi Odni u. ſ. w., signa full sit þór“); dagegen beſteht anderwärts bragar-full (Sæm. 146a. 146b, 32. Fornald. S. 1, 345. 417. 515) und füglich kann das Appellativum bragr m. (princeps) auf den König, Jarl, ſonſt angeſehenen Freund, oder nach Umſtänden ihrer mehrere (darnach gen. sing. bragar, gen. pl. braga), bezogen werden, zu deren Gedächtnis (minni) getrunken wurde (Yngl. S. C. 40: „eptir konúnga eda iarla.“ S. Hák. goda C. 16: „full frænda sinna, þeirra er gofgir hofdo verit, ok voro þat minni kollot. Fagrsk. 44: „eignudu þau full hinum rikustu frændum sinnm“): von Geſängen (bragr m. poesis, carmen) iſt dabei nicht die Rede. Über bragr und bragar-, Braga full Myth. 215. 53.

[2] Vgl. Sæm. 90, 16 (Munch 176, 16): „greppr Grim[n]is“; ſelbſt hier, in einem Mythus von Jdunn, hat Bragi wenig zu verrichten.

[3] Islands Landnámabók 2 P. 1 K. Sagabibl. 1, 225 nennt dieſe Saga: „af alle islandske Sagaer den paalideligste.“ 2, 454: „Sturlunga Saga C. 2.“ 2, 475: „Egilss. C. 19.“

[4] Íslendinga Sogur 1, 55: „Modir þeirra Armþrúdar var Ástridr slækidrengr, dóttir Braga skállds ok Lopthœnu, dóttur Erps lútanda.“

[5] Skáldatal (Heimskr. nach Peringſkiöld 2, 479): „Bragi Gamli Bodda son“ und unter den skáld beim Eyſtein Beli, König in Schweden: „Bragi Gamli, Erpur Lutandi.“

---

[1] S. af Hálfs C. 17, Fornald. S. 2, 59 f.: „Bragi skáld kom þar at heimbodi. Þat var einn dag, at karlar allir fóru á skóg, en konur á hnetskóg, ok var ekki heima manna í höllinni, nema Bragi sat í öndvegi u. ſ. w. Þá stód Bragi upp, ok gekk þartil, er drottning lá, ok drap staf ofaná klædin, ok kvad u. ſ. w. fœddir eigi þá þann mög, kona!" Landn. 2 P. 19 K. Islend. S. 1, 93 ff. Sturlûnga-Saga 1, 1 ff., darin: „Bragi skáld var heima ok sat í öndvegi ok hafdi reyrsprota í hendi sèr u. ſ. w. heyr hvörnin kóngs sonr tekr [B. grætr] eptir einum gullhríngi u. ſ. w. stydr á hans reyrsprotanum" u. ſ. w. Vgl. Fornald. S. 2, 167. 507. Über die Hautfarbe der Hel, der Todesgöttin, Sn. 33. Myth. 289.

Mitte des 9ten Jahrhunderts fallen [1]. Weitere Berührungen des Skalden mit geſchichtlichen Namen verzeichnet Skáldatal; hier iſt er zuerſt unter Ragnar Lodbrók, mit dieſem Könige ſelbſt, welcher ſammt ſeiner Gemahlin Aslaug und den Söhnen dieſer Ehe zu den Skalden gezählt wird, aufgeführt, dann unter dem Schwedenkönig Eyſtein Beli (ſ. S. 157) mit Erpr Lútandi u. A., endlich noch unter Biörn auf Haug mit demſelben Erp, der nach Landnámabók ſein Schwäher iſt [2]. Dieſe drei nordiſche Fürſten verhalten ſich ſo zu einander: der ſagenberühmte Dänenkönig Ragnar Lodbrók hat, obgleich ſchon mit Kráka vermählt, auf einem Gaſtgebot bei dem Upſalakönig Eyſtein Beli ein Verlöbnis mit deſſen Tochter Ingibiörg geſchloſſen; als ihm aber nachher Kráka ſich als Aslaug, Tochter Sigurds des Fafnistödters, zu erkennen gibt und dieß durch den Wurm im Auge ihres neugebornen Sohnes bewährt, holt Ragnar die ſchwediſche Braut nicht heim und über dieſem Schimpf entzweien ſich die Gaſtfreunde; zwei Söhne Ragnars kommen bei einem Einfall in Schweden um, werden aber von ihren Brüdern Hvitſerk und Biörn durch den Fall Eyſteins und die Eroberung ſeines Reiches gerächt, welches nach des Vaters Tode, eben auf Biörn, zugenannt Eiſenſeite (Iarnsida), und deſſen Nachkommen übergeht; von dieſem Sohne Ragnars ſtammt im dritten Gliede Biörn auf Haug, nach ſeinem befeſtigten Wohnſitze ſo geheißen [3]. Unterſtützt werden die Annahmen in Skáldatal über Bragis Verkehr mit den genannten Herrſchern in Beziehung auf Ragnar dadurch, daß ihm in der jüngern Edda ein Ehrengedicht auf dieſen, im Liede ſelbſt als Sohn Sigurd Hrings („mögr Sigurdar") bezeichneten König zugeſchrieben wird, welches den Dank für die Beſchenkung mit einem koſtbaren Schilde ausſpricht und die darauf eingezeichneten Sagenbilder beſingt; nach den ebendort erhaltenen Bruchſtücken des Gedichts waren darunter Darſtellungen aus den Sagen vom Kampfe der Hiadninge und vom Fall der Gudrunſöhne Sörli und Hamdir, der Blutsfreunde von Áslaug, wie ein Aufzeichner ausdrücklich anmerkt[1]; es können aber auch noch andre Stellen in gleicher Versart, die unter Bragis Namen vorkommen, namentlich jene über die Abpflügung Seelands von Schweden und mehrere über Thôrs Angeln nach der Midgardsſchlange bei Hŷmir, das auch in Hûsdrâpa nach einem Bilde gefeiert iſt, der Ragnarsdrâpa angehört haben[1]. Bragis Beziehung mit Eyſtein Beli beruht eben nur auf Skâldatal, während diejenige mit Biörn auf Haug durch das Verzeichnis ſchwediſcher Könige, wie es am Schluſſe der Hervörſaga in einer Handſchrift lautet, beſtätigt wird[2]; auch kommt eine Meldung der geſchichtlichen Egilsſaga in Betracht: als Egill Skalagrimsſon, ein berühmter Skâlde des 10ten Jahrhunderts, den Zorn Eiriks Blutaxt auf ſich geladen hatte, ward ihm gerathen, zu thun wie einſt ſein Anverwandter Bragi, der, in den Zorn des Schwedenkönigs Biörn gefallen, zu deſſen Lob über Nacht eine Drâpa von zwanzig Geſätzen dichtete und dafür ſein Haupt frei erhielt, welchem Beiſpiel Egill ſofort durch Abfaſſung ſeines in die Saga eingerückten Liedes höfuđlausn, Hauptlöſung, folgte[3]. Die verſchieden lautenden Quellen rücken Ragnars Thatenzeit theils hinauf ins Ende des 8ten Jahrhunderts oder doch zum Jahr 845, theils hinab zu 870 bis 880 [1]; ſelbſt dieſer ſpätere Zeitraum würde noch geſtatten, daß Bragi ſowohl bei Hiör, Hálfs Sohn, als bei Ragnar Lodbrôk und dem gleichzeitigen Eyſtein Beli verweilt habe; aber für allzu langlebig müſte man den Dichter annehmen, wenn er für den Urahn und den Urenkel Ragnar und Biörn auf Haug, hier ſogar noch mit ſeinem Schwäher Erp Lûtandi, geſungen haben ſollte, weshalb denn ſtatt dieſes ſpäten Biörn, mit gutem Anſchein auf Biörn Jarnſida, den Sohn Lodbrôks, gerathen wird; Egilsſaga, das älteſte Zeugnis, ſpricht einfach von Biörn und läßt die nähere Bezeichnung offen. Die Liederproben, die unter Bragis Namen gehn, erweiſen ſich wenig geeignet, feſtere Zeitbeſtimmungen für ſeine Lebensbahn zu ergeben. Sie ſind nach Form und innerem Gepräge ſehr verſchieden geartet. Zuvörderſt die in ſeinen Mund gelegte Einzelſtrophe über Hiörs Söhne im altepiſchen Fornyrdalag zählt zur zahlreichen Klaſſe der Versreden, die von den Sagaſchreibern theils aus älterer Überlieferung, theils zur Be-

---

[1] Ari Fródi im Íslendingabók C. 1: „Ísland bygdist fyrst ur Norvegi á dögum Haralds ens Hárfagra . . . í þann tid . . . er Ivar Ragnarsson Lodbrókar lét drepa Eadmund enn Helga Engla konúng; en þat vas 8 hundrud ok 70 [vetrum] eptir burd Krists." Zeuß 541. Geijer 159 ob. Sagabibl. 2, 456 ob.

[2] Skáldatal (a. a. O. 479): „Ragnar Kongr (Starkadr inn Gamli u. ſ. w. gehört wohl nicht in dieſe Klammer); Ragnar Kongr Lodbrok var Skalld, Aslaug kona hans, ok synir þeirra. Bragi Gamli Bodda son. Eystein Beli Kongr, i Sviþiodi; Bragi Gamli. Erpur Lutandi. Biörn at Haugi. Erpur Lutandi, va víg i veum, ok var ætladur til draps, hann orti um Sor Kong at Haugi, frielsti þa haufud sitt. Bragi Gamli." Vgl. Halfdan. Einari, Sciagraph. histor. literar. island. Kopenhagen 1777. S. 49 ff.: „Seriem veterum poetarum . . . juxta exscriptionem Thormodi Torfæi, qui veterem membranam secutus est, latina civitate donatam, adjiciendam existimo.")

[3] Zum Vorſtehenden hauptſächlich S. af Ragnari Lodbrók ok sonum hans C. 8 bis 11. Fornald. S. 1, 254 ff.

---

[1] Sn. 145 (Arn. 370 ff.): „Bragi hinn gamli orti um fall Sörla ok Hamdis í drápu þeirri, er hann orti um Ragnar Lodbrók" u. ſ. w. Folgen vier Strophen und eine Halbſtrophe, deren Schluß kehrreimartig (vgl. Raſks Verſl. 49 f.) beſagt, daß Ragnar dem Dichter den Schild mit den Bildern geſchenkt habe. Str. 1 ſteht auch Sn. 340, Arn. 2, 206 f. (in einem Aufſatz aus dem 14. Jahrhundert, Arn. 2, VI. IV) mit den einleitenden Worten: „Eklasis er ufgánga efnissins, þá er skáldit reikar afvegis, sem Bragi skáld giordi, þá er hann setti í þá drápu, er hann orti um Ragnar konúng, þær vísur, er segja um fall Sörla ok Handis, sona Jónakrs konúngs ok Gudrúnar Giukadóttur, er þeir féllu fyrir mönnum Erminreks konúngs, ok er siá vísa ein af þeim u. ſ. w. und mit der ſpäteren Bemerkung, Sn. 341, Arn. 2, 210: „Bragi lofadi frændr Áslaugar í Ragnarsdrápu, at hans virding syndist meiri en ádr var hon." Arn. 2, 211: „Bragius in encomio Ragnariano cognatos Aslogæ laudavit, ut honor ejus (Ragnaris) major quam antea existimaretur." Sn. 162 (Arn. 426, vgl. 2, 329): „Bragi skáld kvad þetta um bauginn á skildinum: Nema svá at god ens gialla giold baug-navar vildi meyjar hióls inn mæri mögr Sigurdar [S. mög Sigronar] Högna. Hann kalladi skiöldinn Hildar hiól, en bauginn nof hiólsins" d. i. „Bragius poeta hæc cecinit de circulo clypei: Nisi ita sit, ut excellens Sigurdi filius accipere velit dignam remunerationem circuli tinnulæ rotæ Högnii virginis. Scilicet appellavit clypeum rotam Hildæ, circulum vero modiolum hujus rotæ." Ragnars Vater war Sigurd Hring. Sn. 165 (Arn. 434 f.): „Svá er sagt í kvædum, at Hiadningar skulu svá bída ragna rokrs. Eptir þessi sögu orti Bragi skáld í Ragnars drápu lodbrókar" u. ſ. w. vier Strophen und vor der letzten eine Halbſtrophe mit den ſchon erwähnten Kehrzeilen; dieſe beſagen: „ræs gáfumk reidar mána Ragnarr u. ſ. w." Arn.: „dedit mihi rhedæ piraticæ lunam Ragnar u. ſ. w." Vgl. Sn. 170, Arn. 420: „Skildir eru kalladir ok kenndir vid berskip, sól eda túngl . . . skipsins." S. 161: „hlýrtúngl." Arn. 424 f.: „luna proræ." Gleichartig ſind die Kehrzeilen in Hauſtlaung Sn. 112, Arn. 284. Sn. 121, Arn. 314.

---

[1] Die Str. über Gefiun Sn. 17 („svâ segir Bragi skâld gamli") und Yng. S. C. 5 („Bragi hinn gamli"; ſ. eb. S. 171), die Stellen vom Fiſchzug Sn. 98. 101. 102 (drei Stellen). 145 ob. 186 (Arn. 242 u. 252 u. 256. 370. 504 (geſammelt und erklärt Lex. myth. 188. 209 f.); ſonſt betrifft den Schild noch die Halbſtrophe Sn. 162 (Arn. 426): „Vilit, Hrafnketill, heyra hve hreingrôit steini þrûđar skal ek, ok þengil þiófs ilja blađ leyfa" („Visne Hrafnketil, audire, quomodo laudaturus sim principem tabulamque plantarum raptoris Thrudæ, colore puro obductam"); wer iſt dieſer Hrafnketill? (Ähnliche Anreden an Frauen Arn. 306, 2. 312, 4.) Eben darauf können die Verſe Sn. 320 u. (Arn. 2, 134) ſich beziehen; zwei andre Stellen, Sn. 102 („Vel hafđi" u. ſ. w. Arn. 276) und 122 u. (Arn. 318 u., von Thiaſſis Augen), handeln von Thaten Thôrs, eine Sn. 130 (Arn. 338 f.) rühmt fürſtliche Goldſpendung beim Trinkgelage für den Geſang des Dichters und noch eine Sn. 135 ob. (Arn. 350) iſt gleichfalls ein Lob freigebiger Freundlichkeit.

[2] Fornald. S. 1, 510, 3: „Biörn konûngr efldi þann stađ, er at Haugi heitir; hann var kallađr Biörn at Haugi, međ honum var Bragi skâld." Über dieſen Biörn ſ. Geijer 484 f. 488.

[3] Egils-Saga C. 62, S. 418 f. (a. C. 936): „segir Arinbiörn svâ u. ſ. w. Nû vil ek at viđ takim þat râđ upp attû vakir î alla nôtt ok yrkir lofkvæđi um Eirik konûng. Þætti mer þâ vel ef þat yrđi drâpa tvîtug, ok mættir þû kveđa â morgin er viđ komum fyri konûng. svâ gerđi Bragi, frændi þinn, þâ er hann varđ fyri reiđi Biarnar Svîa konûngs, at hann orti drâpu tvîtuga um hann eina nôtt, ok þâ þar fyri höfuđ

ſitt u. ſ. w. at yrkia lof um Eirîk konûng.“ (Ähnliches von Erp Lutandi in Skáldatal, ſ. ob. S. 283.) Der Herausgeber bemerkt hiezu: „Biornus Sueciæ rex, cujus hic meminit Arinbiörnus, est, credo, Biörnus Jarnsida filius Ragnari Lodbrôk; neque enim is esse potest Biörnus rex de Hogo, quod Skallda tal apud Wormium videtur statuere; siquidem Biörnus ille de Hogo sive Suecus, sive Norvegus fuerit (res enim mihi est incerta), Haralldo pulchricomo fuit coævus, vide Landn. b. p. 222. 224 et 25. Denique Bragii poetæ ex filia Astrida Slækidrengo abnepos fuit Arinbiörnus noster, vide Landn. b. p. 53, unde videri possit in textu reponi debere minn, pro þinn, postquam Egilli cum Bragio consanguinitatis nulla exstant vestigia, quod ego quidem sciam.“ Die Wunſchformel („oskan“) am Schluſſe von höfudlausn beſagt: „Nioti bauga sem Bragi auga“ u. ſ. w. Wenn aber hier, nach den Auslegern, Bragi für Odinn ſtehen ſoll, ſo wird damit doch die nach Skálda (Sn. 94. Arn. 230; vgl. 314) geſtattete Nennung des einen Aſen ſtatt des andern, ſofern ein Eigenthum oder Werk des letztern hinzukommt, ſehr weit erſtreckt; den höheren Gott nach dem geringern zu benennen, wäre undichteriſch und in der Zuſammenſetzung mancher Odinsnamen mit -tŷr wirkt noch ein allgemeinerer Sinn des Wortes (vgl. Myth. 175 f.). Es erſcheint daher ungezwungener, anzunehmen, daß auf irgend ein Ereignis im Leben des Skálden Bragi, nach deſſen Vorgang Egill dichten ſollte, angeſpielt ſei.

[1] Sagabibl. 2, 474 bis 76. Crit. Undersög. 160 ff. (J. 720 bis 793). Geijer 452 ff. 489 ff. Zeuß 585 f. Munch, heroiſch. Zeitalt. 109 ff.

lebung des Vortrags an geeigneter Stelle neuverfaßt, der Erzählung eingeſchoben werden, ohne darum buchſtäblich dem genannten Sprecher anzugehören (vgl. 2, 457). Heimatlich aber ſteht jene Strophe mit der alten Stammkunde, der ſie zum Wahrzeichen dient, weder in Landnámabók noch in Sturlúngaſaga, ſondern doch nur in der trefflichen Heldenſage vom König Hálf, Hiörs Vater, und ſeinen Recken, deren Proſa faſt nur den Rahmen zu größeren Liedern und einzelnen Geſätzen der epiſchen Weiſe bildet; und wenn auch Hálfsſaga nach ihrer jetzigen Faſſung erſt in den Anfang des 13ten Jahrhunderts geſetzt wird (Sagabibl. 2, 456), ſo ſtammt doch ihre Grundlage und der Geiſt, der in ihren Liedern lebt, aus viel früherer Zeit; ja es wäre gedenkbar, daß in dieſen wirklich noch Nachklänge vom Geſange des Skáldenvaters fortlauteten, der als erbetener Gaſt auf dem Ehrenſitze der alten Hördalandskönige ſaß. Jedenfalls verkündet ſich in der Haltung und hohen Stellung des Sängers, wie er mit hellem Auge das Geheimnis der Königin durchſchaut und ſie mit Auslegung des Stabes zurechtweiſt, noch etwas von dem ernſten und ſtrengen Skáldenthum Starkads, eines weiterhin beſonders zu beſprechenden Dichters und Helden, deſſen Lieder für die älteſt überlieferten galten, und nach welchem Fornyrdalag in ſeiner einfachſten Geſtalt Starkadarlag geheißen iſt.

Im Fornyrdalag ſind auch zwei weitere, nach einer Meldung in Skálda, Bragi dem Alten zugehörende Strophen gedichtet: als er nemlich ſpät Abends durch einen Wald zu Wagen fährt, wird er von einem Zauber- oder Rieſenweibe (tröllkona), das erfahren will, wer er ſei, mit einem Geſätz voll dichteriſcher Bezeichnungen eines Trölls angeredet, was er durch ein andres mit ſolchen eines Skálden erwidert [1]. Dieſe

---

[1] Sn. 175 (Arn. 464 ff.): „þetta kvađ Bragi hinn gamli; þá er hann ók um skóg nokkvorn síđ um kveld, þá stefjađi tröllkona á hann, ok spurđi hverr þar fór: Tröll kalla mik u. ſ. w. elsólar bol u. ſ. w. hvelsvelg himins [vgl. Sæm. 6, 32. Zeitſchr. f. d. Alt. 6, 313. 315]; hvat er tröll nema þat? (Hann svarar svá:) Skáld kalla mik, skapsmiđ Viđurs, Gauts giafrötuđ, grepp óhneppan, Yggs ölbera, óđs skapmóđa, hagsmiđ bragar; hvat er skáld nema þat?" Arn. 467: „Poetam me vocant, dignum Viduris fabrum, Gothi muneris inventorem, vatem haud sterilis venæ, Yggi cerevisiæ ministrum, carminis justum confectorem, poeseos dextrum artificem. Poeta quid est, si hoc non est?" Tröll iſt R. und

Wechſelreden ſtammen wohl gleichfalls aus einer ſagenhaften Erzählung, in der ſie zu Einleitung eines Geſpräches dienten, wie auch anderwärts bei der Begegnung mit dämoniſchen Weſen gewöhnlich in Verſen geſprochen wird und ausforſchende Fragen an die Spitze treten [1]; der einfachen Versweiſe unerachtet bewegt ſich das Waldgeſpräch durchaus ſchon in ſkäldiſchen Kenningar [2] und den Skälden ſelbſt- kennzeichnet Bragi als Vidurs Sinnſchmied, Yggs Älträger (beidemal Odins) u. ſ. f. [3], ſo daß Vers und Stil die gleichen ſind, wie in den Bruchſtücken von Biarkamâl, in denen die Goldnamen gedrängt ſtehn [4]. Viel künſtlicher iſt die Versart, drôttkvædi, und zugleich viel überladener und verſchränkter die dichteriſche Sprache der Ragnarsdrâpa, und ſo beſtimmt dieſes Gedicht als ein an Ragnar Lodbrôk gerichtetes bezeichnet wird und ſich ſelbſt für ein ſolches ausgibt, ſo kann doch ihm am wenigſten ein ſo früher Urſprung zugeſtanden werden.

Nicht als ob es an ſich unſtatthaft wäre, daß Lieder ſehr verſchiedenen Stils aus derſelben Zeit und von dem gleichen Dichter herrührten [5]. Das einfache epiſche Fornyrdalag wurde neben den

---

kann auch für einen männlichen Unhold oder Rieſen gebraucht werden (z. B. Egils S. C. 62. S. 408: „Maðr er hêr kominn ûti fyri dyrum u. ſ. w. mikill sem tröll" u. ſ. w. Fornald. S. 2, 29: tröll = þussinn) und in den Verſen ſelbſt ſind (mit Ausnahme des N. bol) ſämmtliche kenningar des Trölls Masc.; auch die zu „hvelsvelg himins" bezügliche Stelle der Völuſpâ (Sæm. 6, 33. Sn. 13. Arn. 60) ergibt ein männliches Ungethüm. Vgl. Myth. 493. 956. 993.

[1] Z. B. Fornald. S. 2, 125: „Hvat er þat býsna." 2, 127: „Hvat er þat flagða." (Vgl. Sæm. 106, 2 f.: „Hvat er þat flagða." 48, 2: „Hvat er er þat fira." 48, 5: „Hvat er þat rekka.)

[2] Die beiden Str. (Sn. 174. Arn. 464 f.) ſtehen zwar als Beleg für die „ûkend heiti skâldskapar," hierunter ſind aber nur die in jenen vorkommenden einfachen Wörter ôdr und bragr verſtanden.

[3] S. 287, Anm. Zu skapsmid Vidurs vgl. Sæm. 46, 5. Munch 32, 49. Sn. 24ᵇ. 100 ob.: „Vidursfeng."

[4] Sn. 154. Arn. 400 f., ſ. ob. S. 229 f. Einfach nehmen ſich immerhin dieſe „gullsheiti" hier noch aus im Vergleich mit dem Gebrauche derſelben in den Kunſtgeſängen, wovon Skálda im nemlichen Abſchnitt zahlreiche Beiſpiele gibt. Wenn nach Sagabibl. 2, 358 Bragi der Alte Biarkamâl gedichtet haben ſoll, ſo kann damit doch nur gemeint ſein, daß dieſes Lied, wie früher, ebd. 124, angenommen iſt, mindeſtens zu Anfang des 9ten Jahrhunderts, alſo ungefähr zu Bragis Zeit (vgl. ebd. 2, 475) verfaßt ſei.

[5] Vgl. oben S. 211.

gekünſtelteſten Versmaßen fortgeübt; in demſelben iſt das ſchmuckloſe Eiriksmál geſungen, während Egils Höfudlauſn, dem nemlichen König bei ſeinem Leben gewidmet, kunſtmäßig im vollen Gebrauche des Auslautreimes (rûnhendr) einherſchreitet, und ſchon eher dichtete Thiodólf von Hvin gleich fertig ebenſo wohl im Fornyrdalag und, wie andre Skálden Harald Schönhaars, im Dróttkvädi. Für das Alter der Ragnarsdrápa kommen vielmehr, was ihre Form betrifft, zwei Umſtände in Erwägung: einmal beſtehen die früheſten glaubhaften Zeugniſſe vom Gebrauch des Dróttkvädi darin, daß in dieſer Weiſe verfaßte Liederſtücke und einzelne Geſätze von benannten Skálden Haralds (863 bis 936), Thorbiörn Hornklofi und eben Thiodólf von Hvin, zuverläſſigen Geſchichtſagen einverleibt ſind[1]; über die zweite Hälfte des 10ten Jahrhunderts hinauf, in die muthmaßlichen Zeiten Ragnar Lodbróks und Bragis des Alten erſtreckt ſich keine ſolche Beglaubigung[2]; ſodann tragen die beurkundeten Erzeugniſſe der norwegiſchen Skálden aus Haralds Tagen deutliche Spur des Übergangs, indem ſie einerſeits im Fornyrdalag nicht völlig mehr die altepiſche Einfachheit, anderſeits im Dróttkvädi noch weit nicht die geſteigerte Künſtlichkeit walten laſſen, wie ſie fortan in dieſem überhandnimmt, wogegen Ragnarsdrápa hierin hinter Gedichten gleicher Versart und verwandten Inhalts vom Ende des 10ten Jahrhunderts, Thórsdrápa und Húsdrápa, um nichts zurückſteht[3]. Das Ragnarslied iſt nicht das einzige, das ſich in dieſes

---

[1] Von Hornklofi Fagrsk. 9. Heimskr. 1, 83 („í Glymdrápu“). 84. 86. 93. 99; von Thiodólf Heimskr. 1, 105. 116; von Frauen Heimskr. 1, 101. 119 („Jorunn skaldmær, nokkur erendi í sendibit?“). Vgl. Ólver hnúfa Sn. 101. (Haralds Regierungsjahre, 863 bis 936, Thorlac. antiquitat. bor. spec. sext. S. IV, zu Haustlöng, Dietr. XXIX.) Merkwürdige Stelle über Haralds Skálden und die Beziehung ihrer Lieder zur Geſchichte im Form. der Heimskr. 1, 2.

[2] Zwar gibt Snorri in Yngl. S. C. 5 die Str. über Geſion, eben wie in Gylfaginning, unter dem Namen Bragis des Alten; es läßt ſich aber die bloße Beiſetzung eines überlieferten Namens nicht vergleichen mit der beſtimmten Angabe über Thiodólf von Hvin als Dichter des Ynglingatal (im Fornyrdalag) in Snorris Vorrede zu ſeinem Geſchichtwerk (Heimskr. 1, 1) und am Schluſſe der Yngl. S. (ebd. 1, 64. Vgl. Fornald. S. 2, 106).

[3] Ein Lied, das Fagrsk. 8 f. dem Thiodolf, Heimskr. 1, 95 f. dem Hornklofi zuſchreibt, nennt die Schilde „Svafnis salnæfrar,“ Odins Saalbalkenköpfe, weil Valhöll mit aufgehängten Schilden geſchmückt iſt, in Ragnarsdrápa Sn. 165 b

Königs Zeit hinaufdichtet; ein bekannteres, Lodbrokarkvida oder Krákumál, iſt dem ſterbenden Helden ſelbſt in den Mund gelegt[1]; letztere Aufſchrift ſcheint wenigſtens das wahren zu ſollen, daß Aslaug-Kráka es auf den Tod ihres Gemahls habe dichten laſſen, etwa wie die Königin Gunnhild das auf Eiriks Fall[2], und doch weiſt die Kritik dem Todesſange, der viel weniger ſchwierigen Stils iſt, als das Schildlied, früheſtens das 10te Jahrhundert an[3]. Ragnarsdrápa kann zu den Dichtwerken gezählt werden, in denen der Drang ſich bethätigte, Geſtalten und Ereigniſſe der Götter- und Heldenſage, die in alter ſchlichter Form überliefert waren, mit dem Schmucke der neuerrungenen ſkáldiſchen Meiſterſchaft zu bekleiden[4]. Arbeiten dieſer Art, von denen größere Überreſte vorliegen, ſind, neben Ragnarsdrápa, Hauſtlöng unter dem Namen Thiodólfs von Hvin[5] und die zwei ſchon genannten, deren

---

(Arn. 438) heißt der beſungene Schild „Svolnis salpenningr,“ Odins Saalpfenning, verglichen mit einer glänzenden Münze (Lex. isl. 2, 170: „peningr, m. pecus, pecora. 2) æs, nummus); wenn nun gleich der ahd. phantinc, pfentinc, pfenninc (denarius) ſchon im 8ten Jahrhundert auftaucht (Graff 3, 342 f. Schmeller, b. W. 1, 316 f.), ſo müſte er doch in einem altnordiſchen Skáldenliede aus Ragnars Zeit befremden. Für die „gullpeninga“ und „silfrpeninga“ der Yngl. S. C. 52 (Heimskr. 1, 60) geben Fornald. S. 2, 104 einfach: „gull,“ „silfr.“ Den „eyrpenningum,“ Yngl. S. C. 13 (Heimskr. 1, 16) iſt auch gerade kein hohes Alter beizumeſſen. [Sæm. 65, 40 (Œgisdr.): „penning.“]

[1] Fornald. S. 1, 300 ff. „Krákumál,“ Schluß: „gladr skal ek öl međ Ásum í öndvegi drekka; lífs eru liđnar stundir, hlæjandi skal ek deyja“ (vgl. ebd. 282. Saxo 9, 176).

[2] S. ob. S. 279. Fagrsk. 16: „Eptir fall Eiriks lét Gunnhildr yrkja kvæđi um hann, svá sem Odinn fagnađi hánum í Valhöll, ok hefr svá“ u. ſ. w.

[3] Sagabibl. 2, 479 f. (11tes oder 12tes Jahrh.); Köppen, Literar. Einleitung 86 (10tes, ſpäteſtens 12tes Jahrh.); Dietrich XXXII (11tes Jahrh.).

[4] Dieſen Unterſchied und Umſchwung gibt Skálda genau an (Sn. 165. Arn. 434 f.): „Svá er sagt í kvæđum, at Hiađningar skulu svá bíđa ragna rökurs. Eptir þessi sögu orti Bragi skáld í Ragnars drápu lođbrókar.“

[5] Thiodólfs beſſer bezeugte Stücke, nicht bloß die in leichteren Weiſen, ſondern ſelbſt die Strophen im Tröttkvadi, zeigen weit nicht den verſchobenen Satzbau des Hauſtlöng und es ſpricht dieß für den erhobenen Zweifel, ob letzteres Lied ihn zum Verfaſſer habe (Dietr. XXVIII: „wenn Hauſtlöng von ihm iſt“; vgl. Zeitſchr. f. d. Alt. 9, 178 u.); der darin gefeierte Name des

Dichter gegen Ende des 10ten Jahrhunderts blühten [Dietr. XXIII]: Thórsdrápa von Eilif Gudrúns Sohn und Húsdrápa von Ulf Uggis Sohn. Dieſe ſkáldiſche Sagenbearbeitung gieng zuſammen mit der Entwicklung verſchiedener Arten bildender Kunſt, deren vermuthlich ſehr unvollkommene Darſtellungen durch die begleitenden Lieder dichteriſch ergänzt und erleuchtet wurden. Húsdrápa galt den mythiſchen Bildwerken, womit das neuerbaute Haus eines reichen Isländers geſchmückt war (Thór 143, oben S. 82), eine Stegreifſtrophe im Dróttkvädi des Skálden Thormódr (anderwärts Thorſidr) einem Umhangbilde bei Olaf dem Heiligen, wie Sigurd den Lindwurm ſchlägt [1]; beſonders aber waren Schildbilder aus der Sagenwelt, wie in Ragnarsdrápa, ſo auch in Hauſtlöng und einer Drápa des ſchongedachten Isländers Egill beſungen, von welcher nur die gleichfalls im Dróttkvädi verfaßte Eingangsſtrophe noch übrig iſt [2]. Schon gänzlich ſagenhafte Helden führen Schilde, darauf ihre Thaten abgebildet ſind [3], in der Blüthezeit der

---

Beſchenkers, Thórleifr, mag irrig auf einen angeſehenen Mann aus Haralds früheſter Lebenszeit, Þórleifr enn spaki (Heimskr. 1, 72; vgl. 103. 138) bezogen und hiernach das Gedicht dem namhafteſten Skálden jenes Zeitraums angeeignet worden ſein; Skáldatal (S. 486) nennt wirklich zu „Þorleifur Spaki" als Skálden: „Thiodolfr or Hvini."

[1] Olafs S. hins helga. Christ. 1849, S. 48 (vgl. 93): „Fra þui er oc sact at Olafr konongr sat i hasæte sinu æinnhværn dag. oc þormodr sat a stole fírir hanum. þa mællte konongrenn at hann skilldi yrkja um þat er skrivat var a tialldeno iamgiægnt harlum. Skalldet læit til en þar var a markat hvar er Sigurdr va ormenn. Oc quad þa visu þessa" u. ſ. w. (Sagabibl. 2, 386.)

[2] Egils S. C. 81, S. 699 ff. (A. C. 962).

[3] Der ſterbende Hildiger bei Saxo 7, 136: „Ad caput affixus clypeus mihi sveticus astat, quem specular vernans varii cælaminis ornat et miris laqueata modis tabulata coronant; illic confectos proceres pugilesque subactos, bella quoque et nostræ facinus spectabile dextræ multicolor pictura notat, medioxima nati illita conspicuo species cælamine constat, cui manus hæc cursum metæ vitalis ademit." Vgl. Fornald. S. 2, 485. Auch Amleth, Saxo 4, 56: „In scuto quoque, quod sibi parari jusserat, omnem operum suorum contextum, ab ineuntis ætatis primordiis auspicatus, exquisitis picturæ notis adumbrandum curavit. Quo gestamine perinde ac virtutum suarum teste usus, claritatis incrementa contraxit." (Lex. myth. 612 bis 14.) Hugrúnen (Mythen) waren dem Sonnenſchild eingegraben, Sæm. 195, 15. Vgl. 196, 18: „á gumna heillum."

Hofſkálden aber war der ſagengeſchmückte Schild das rechte Ehrengeſchenk an den Sänger, der mit der koſtbaren Gabe die Pflicht übernahm, für ihre Verherrlichung zu ſorgen; als Einar Skálaglam für ſein Loblied auf Hákon Jarl einen ſolchen Schild empfangen hatte, nahm er dieſen mit ſich nach Ísland und hängte ihn dort im Hauſe des abweſenden Egils auf, der bei ſeiner Heimkunft über die errathene Abſicht, daß er nun den Schild beſingen ſolle, zuerſt heftig erzürnt war, bald aber doch ſich gedrungen fand, eine Drápa auf denſelben zu dichten[1]. Das gefeierte Kleinod, vielleicht nach ſchon daran haftender Sage, von einem älteren, berühmten Beſitzer, wie Thorleif Spaki, noch mehr Ragnar Lodbrók, herzuleiten und dann auch einen namhaften Skálden desſelben, Thiodólf, Bragi, als Empfänger ſprechen zu laſſen, gereichte mit zur dichteriſchen Ausſtattung des Schildlieds.

Bragi der Alte iſt hiernach zugleich geſchichtlich beurkundet und doch mehrfach in Sage und Dichtung verwoben, ja er berührt ſich mit dem gleichnamigen Skálden der Götterwelt und es erwächſt die Frage, wie dieſes Verhältnis aufzufaſſen ſei. Von ihrem Áſen Bragi ſagt die jüngere Edda, er ſei im höchſten Grade der Dichtkunſt mächtig und nach ihm ſei dieſe bragr genannt, auch werde nach ſeinem Namen bragr der Männer oder Frauen geheißen, wer andre jenes oder dieſes Geſchlechts an Redefertigkeit übertreffe[1]. Dieß würde nahe geben, auch den geſchichtlichen Dichternamen Bragi für einen dem göttlichen abgeborgten Ehrentitel anzuſehen oder beide gleichmäßig als im Wortſinne begründete Benennungen eines vortrefflichen Skálden zu verſtehen. Ein viel ſpäterer Sänger desſelben Namens, Bragi, Halls Sohn, den Skáldatal unter Sverrir und deſſen Sohn Hákon, norwegiſchen Königen vom Ende des 12ten und im Verfolge des 13ten Jahrhunderts, verzeichnet[2], wäre dann, obgleich ſonſt wenig kundbar, entweder gleichfalls dem Sängergott oder zunächſt dem älteren Skálden nachbenannt. Herkömmlich war es aber keineswegs, außerhalb des dichteriſchen Kunſtſtils[3], den Namen einer Gottheit für den gewöhnlichen Gebrauch auf Menſchen zu übertragen; eine ſolche Gemeinſchaft konnte ſich nur dann geziemen, wenn der Göttername einen noch gewuſten allgemeineren Sinn hatte[4], alſo im gegebenen Falle Bragi wirklich den eines Dichters, obwohl auch dann nicht der Hauptname, ſondern ein nachgeſetzter Beiname daraus geworden wäre. Allein eben die Wortbedeutung ſtimmt hier, genauer erwogen, nicht mit den Annahmen der jüngern Edda überein.

---

[1] Egils S. a. a. O.: „Jarlinn, vildi eigi at Einar færi á brott. ok bliddi þá qvædinu. ok sidan gaf han Einari skiölld. ok var hann en mesta gersemi. han var skrifadr forn-sögum [a. allr sögum; vgl. von Ragnars Schilde Sn. 145. Arn. 374: „fiöld sagna“]. enn allt milli scriptann voru lagdar ifir speingur af gulli ok settr steinum. Einar for til Islands u. ſ. w. þá geck han til rúms Egils ok festi þar upp skiölldinn þann enn dýra ok sagdi heima-mönnum at han gaf Agli skiölldinn. Sídan reid Einar í brott. enn þann sama dag kom Egil heim. enn er han kom inn til rúms sins, þá sá han skiölldinn, ok spurdi hverr gersemi þá ætti. honum var sagt, at Einar Skálaglam hefdi þar komit. ok han hafdi gefit honum skiölldinn. þá mælti Egil. gefi han allra manna armastr. ætlar han at ek skyla þar vaka ifir ok yrkia um skiöld hans [a. hann ok skiöld hans]. nu taki hest minn. skal ek rida eptir honum ok drepa hann. honum var sagt at Einar hafdi ridid snemma um morguninn. mun han nú kominn vestr til Dala. Sídan orti Egil drápu [a. um skialdar giöfina] ok er þetta upphaf at u. ſ. w.“ Folgt die erſte Str. in dróttkvædi, die jedoch den Inhalt der dargeſtellten Sagen noch nicht andeutet. Die Stelle Sn. 160: „á fornum skiöldum var títt at skrifa rönd, þá er baugr var kalladr ok er vid þann baug skildir kenndir“ (Arn. 421: „antiquitus mos fuit, ut in clypeis orbis pingeretur, circulus dictus, a quo circulo clypei denominantur“) ſpricht nur von einem durch Zeichnung abgegrenzten, nicht von einem mit Bildern gezierten Schildrande.

---

[1] Sn. 29 f. (Arn. 98): „Bragi heitir einn, hann er ágætr at speki, ok mest at målsnild ok orđfimi; hann kann mest af skåldskap, ok af honum er bragr kallađr skåldskapr, ok af hans nafni er så kallađr bragr karla eđa kvenna, er orđsnild hefir framarr en ađrir, kona eđa karlmađr“. „Unus Asarum Bragius vocatur, is sapientia excellit, in primis eloquentia et dicendi facultate; artis poeticæ peritissimus est, et ex eo poesia „bragr“ appellatur; de ejus quoque nomine is dicitur „bragr virorum aut feminarum,“ qui alios facundia antecellit, sive femina, sive vir sit“.

[2] Skåldatal a. a. O. 482: „Sverri Kongr: Bragi Skalld. Hakon Kongr Sverris son: Bragi Hallzson.“ Vgl. Halfd. Einar. Sciagraph. 54.

[3] Sn. 127. Oder auch hier nur als kend heiti (vgl. Sn. 175), wie Sn. 96 und 212: „mann-Baldr“. Heimskr. 1, 150: „baldri“. Sæm. 266, 8: „geir-Niörđr“ (Myth. 198, mit Freyr 192 f.). Heimskr. 1, 133: „foldar Freys“. 149: „Niörđr landa, nadds.“

[4] So in den ahd. Mannsnamen Wuotan (Graff 1, 767. Myth. 120), Donar (Graff 5, 150. Myth. 170) u. ſ. w., dem goth. Fráuja (Myth. 192); vgl. Fornald. S. 1, 303: „Freyrr konûngr í Flæmingja veldi“ (ebd. 3, 287, 1).

Zwar eröffnet bragr auch die Reihe einfacher „heiti“ der Dichtkunſt, die in Skálda aufgezählt und belegt ſind; da jedoch die ihm nachfolgenden Ruhm, Schall, Kundbarkeit, Lob und Preis bedeuten [1], ſo läßt ſich für bragr, das leitende Wort, eine Färbung deſſelben Begriffs zum Voraus vermuthen, ja ſie iſt im ſkäldiſchen Gebrauche aufweisbar, und ſie bezeichnen alle nicht zunächſt die Skäldſchaft überhaupt, ſondern ihre Richtung auf den Ruhm der Beſungenen oder auch in manchen Liederſtellen, das einzelne Lob- und Ehrengedicht [2]. Dem angenommenen Wortſinn ſagen zu: „bragar-full“ (ſ. S. 277 ff.), Becher des Ehrengedächtniſſes, dann Thôrs Bezeichnung „Âsa-bragr“ (Sæm. 85, 34. Sn. 211^{a}), Ruhm der Äſen, und die vorgedachten „bragr karla“, „bragr kvenna“, Preis der Männer, Krone der Frauen, nicht eben nur die beredteſten [3]. Unmittelbar perſönlich gilt die ſchwache

---

[1] Sn. 175 (Arn. 464): „Hver eru ûkend heiti („appellationes simplices“) skâldskaparins? Hann heitir bragr ok hrôdr, ôdr, mærdr, lof, leyfd.“ Biörn 1, 395: „hrôdr, m. encomium, laus. 2) poema.“ 2, 97: „mærd, f. (?) laus. 2) poesis.“ 2, 39: „lof, n. laus.“ 2, 25: „at leyfa, laudare.“ Zu ôdr ſ. ob. S. 190. Eine andre Bedeutung von bragr: Sitte, Geberde (Biörn 1, 102: „bragr, m. mos, gestus;“ hiezu 1, 101: „at braga eftir einum, imitari aliqvem, referre aliqvem gestu“) vermittelt ſich mit dem Begriff des Lobes, der Ehre, durch das Anſtändige, Ziemliche (decus, decorum).

[2] Sn. 191 (Arn. 520): „Jöfurr heyri upphaf, ofrast mun konûngs lof, hâttu nemi hann rètt hrôdr[s] mins [V. sins], bragar sins [V. mins].“ („Princeps initium carminis de se facti audiat. Carmen laudatorium in regem incipietur. Ille attente modos advertat encomii mei.“) Heimskr. 1, 119: „bragr.“

[3] Sæm. 218, 15: „hon er bragr kvenna“ von Brynhild ohne allen Bezug auf Redegabe. Myth. 215: „bragr karla = vir facundus, præstans u. ſ. w. âsa bragr (deorum princeps) = Þórr u. ſ. w. bragr qvenna u. ſ. w. femina præstantissima;“ hauptſächlich Gr. 4, 724: „aller ritter, aller wibe bluome, aller wibe ein krône.“ 725: „allerô mannô êra.“ 963: „aller riter êre.“ Bragr iſt nirgends entſchieden als Perſonennamen gebraucht (über bragafull ſ. ob.) und es fragt ſich, ob überhaupt der Doppelgebrauch ſtarker und ſchwacher Form für männliche Eigennamen (Lex. poet. 72^{b} und hiezu: Mima meiðr) außerhalb der Poeſie üblich ſei. Vgl. Fornm. S. 3, 103: „Hèr liggr skâld þat er skâlda skörûngr var mestr at flestu [V. af flestum“] u. ſ. w.; auch karla, kvenna sk.? Fornm. S. 3, 90: „Þórkild het kona hans [Âsgeirs]; hûn var vitr kona ok vinsæl ok skörûngr mikill.“ Fornald. S. 1, 176: „þâ hefir sèt Brynhildi Budladôttur, er mestr skörûngr er.“

Form bragi, die zum Eigennamen geworden iſt. Der Übergang zu letzterem zeigt ſich unter den vielen zu Söhnen Hálfdans des Alten geſtempelten Eigenſchaftsnamen in den beiden Brüdern Bragi und Loſdi [1], deren jedem eine mit der Mehrzahl desſelben Wortes benannte Gefolgſchaft, „bragnar, lofđar,“ zugeſchrieben wird [2]; damit erhält man für den einen Bragi oder Loſdi deren je eine Schaar, und zwar nicht von Skálden, ſondern von Kriegsleuten (zu deutſch: „von helden lobebären“), es werden auch dieſe ehrende Namen für Männer überhaupt, als „manna-heiti,“ dichteriſch verwendet [3], und daß es Appellative ſind, iſt ſo wenig zweifelhaft, als bei andern derſelben und einer älteren, poetiſche Würdenamen für König oder Jarl begreifenden Schicht von je neun gleichzeitig gebornen Hälfdansſöhnen[1]. An Bragi und Lofdi ſchließen ſich aber nicht bloß die anſehnlichen Gefolge, Bragnar und Lofdar, ſondern auch große Nachkommenſchaften, Bragningar und Lofdüngar[2], und wie es mit andern berühmten Geſchlechtern üblich war, ſind bragníngr und lofdúngr gleichfalls gangbare Würdenamen und Bezeichnungen wehrhafter Männer überhaupt in der nordiſchen Dichtkunſt geworden[3], zugleich nehmen beide Stammreihen ihren Zug in die Geſchichte und zwar, wie auch meiſt die übrigen, auf Harald Schönhaar, dem von Vaterſeite die Bragninge, von mütterlicher die Lofdünge zu Ahnen gegeben werden; insbeſondre wird dem Geſchlecht ſeines Urgroßvaters, Hälfdans des Milden, deſſen Mutter Hild im vierten Gliede von Bragi dem Alten ſtammen ſoll, der Name Bragninge zugetheilt[4]. Mit dieſer auf Skálda und der Saga vom Anbau Norwegens beruhenden Stammtafel ſtimmt die von Harald aufſteigende Namenreihe in Ynglingaſaga bis zur Spitze; aber gerade hier tritt an die Stelle Bragis des Alten, Königs in Valdres, als letztgenannter: Sigtrygg, König von Vindill[1]; auch der Geſchlechtsname Bragninge bleibt dabei unerwähnt, und in den eingefügten Verſen aus Thiodólfs Ynglingatal, die jenen Seitenaſt gar nicht berühren, wird bragnîngr, wie lofdi, siklîngr, döglîngr, skilfîngr, budlûngr, nur ſkáldiſch als Würdename gebraucht[2]. Harald Schönhaar, der alle Einzelgewalten norwegiſcher Bezirke in ſeine Hand nahm, mochte hiezu vorbeſtimmt erſcheinen, wenn, eben in Hálfdan, eine urſprüngliche Stammeinheit der edelſten Geſchlechter gefunden war, deren Fäden zuletzt wieder in dem mächtigen Einkönig zuſammenliefen. Ynglingatal aber und die Saga, der das Gedicht Quelle war, verfolgten geradauf den männlichen Hauptſtamm der Ynglinge, der vielſtufig zu dem göttlichen Yngvifrey hinanſtieg[3]; dem gemäß nennt Thiodólf Sproſſen deſſelben Freys Abkömmlinge[4]. Die Grenze zwiſchen Fabel und Geſchichte, zwiſchen wirklichen und erdichteten Eigennamen, läßt ſich in all dieſen Stammreihen nicht genau abſtecken[1]; aber wie die geſchichtliche Geltung des Namens Ynglinge für den königlichen Hauptſtamm feſtſteht, iſt auch die Angabe nicht unglaubhaft, daß ein in dieſen ſich einſenkendes Geſchlecht wirklich Bragninge genant war, und wenn auch erſt aus den Geſchlechtnamen die einfachen Namen der Stammväter gefolgert ſind, ſo konnte dieß hier um ſo unbedenklicher geſchehen, als Bragi, abgeſehen von den beiden Skálden, auch in der Heldenſage als Mannsname vorkommt[2]. Im Ganzen ergibt ſich, daß auf dieſen Namen der Skáldenſtand kein ausſchließliches Anrecht hat, die Mehrzahl bragnar aber und die Ableitung bragnîngr, bragnîngar, nirgends als „heiti" der Dichter, ſondern nur als ſolche für Könige, Helden, ehrſame Männer überhaupt, erweislich ſind. Somit liegt im Namen kein Hindernis, die Unterſuchung darauf zu richten, ob nicht Bragi bei den Aſen, ſtatt für den Namengeber des irdiſchen Kunſtgenoſſen gelten zu können, vielmehr ſelbſt kein andrer ſei, als der nach Ásgard erhobene Bragi der Alte, Boddis Sohn, jener vielgenannte, in allen drei nordiſchen Reichen von Geſchlecht zu Geſchlecht heimiſch gefundene Hauptſkálde[3].

---

[1] Entſprechend den ſynonymen bragr, lof, leyfđ; vgl. Sn. 176 (Arn. 468): „fram tel ek leyfđ fyrir lofđa liosri“ u. ſ. w. („Laudem virorum coram candidâ [muliere] recito.“) Heimskr. 2. 48 f.: „brag u. ſ. w. lofi skalda u. ſ. w. hróđurs u. ſ. w. at bragarlaunum u. ſ. w. leyfđ.“

[2] Sn. 192 (Arn. 520 f.): „Enn áttu þau Hálfdan ađra níu sonu, er svá heita: u. ſ. w. setti Bragi, er Bragníngar eru frá komnir, þat er ætt Hálfdanar ens milda u. ſ. w. áttundi er Lofđi, hann var herkonúngr mikill, honum fulgđi þat liđ, er Lofđar voru kallađir, hans ættmen voru kallađir Lofđúngar; þađan er kominn Eylimi, móđurfađir Sigurđar Fáfnisbana.“ Sn. 194 (Arn. 526): „Lofđa konúngi fylgđi þat liđ er Lofđar heita.“ Sn. 195 (Arn. 528): „Lofđar heita ok menn í skáldskap, sem fyrr er ritađ u. ſ. w. Bragnar hêtu þeir, er fylgđu Braga konúngi enum gamla.“ Fornald. S. 2, 9 ff., beſonders: „Hildir, Sigarr ok Lofđi voru allir herkonúngar u. ſ. w. Dagr, Skelfir ok Bragi sátu at londum“ u. ſ. w. Bragi gamli var konúngr á Valdresi u. ſ. w. Þessi ætt Haralds [hins hárfagra] heita Bragníngar u. ſ. w. Lofđi var konúngr mikill; þat herliđ, er honum fylgđi, eru Lofđar kallađir; hann herjađi á Reiđgotaland, ok varđ þar konúngr; hans synir voru u. ſ. w. þessir ættmenn Haralds eru kallađir Lofđúngar.“ Das Hyndlalied (Sæm. 115, 16) nennt zwar als von Hálfdan fyrri (= gamli) abſtammende Geſchlechter nur Skilfingar, Ödlingar, Ynglingar (115, 11 noch: „hvat er Ylfinga?“); da aber ausdrücklich ſeine achtzehn Söhne (115, 15 f.: „áttián sonu; þađan“ u. ſ. w.) als Geſchlechtſtifter angezeigt werden, ſo iſt immerhin auch für die nicht genannten Bragi und Loſdi, Bragningar und Loſdúngar Raum gelaſſen. Dieß zu Munch 2, 4 ff.

[3] Sn. 212 b (Arn. 558 f.): „Mál er at segja manna heiti u. ſ. w. bragnar u. ſ. w. lofđar. Sæm. 114, 3.: „brögnum“. Fornald. S. 1, 350: „fyri bragna.“ 2, 138: „bragnar“. Sn. 176: „fyrir lofđa“ (vgl. Anm. 1). Yngl. S. C. 47 (Heimskr. 1, 57): „lofđa kyns.“ Heimskr. 2, 15 und 338: „bragna konr.“ Sæm. 158, 1.: „bragnar“. Mit Bragi, Bragnar gleichbeſchaffen ſind Skati, Skatnar; zu dieſen vgl. J. Grimm in der Zeitſchr. f. vgl. Sprachforſch. 1, 81; über die Form des Nom. und Gen. Pl. -nar, -na Gr. 1 (2), 661. (ebd. 597. 817. 820 f. Sprachg. 939 ff. 953). Heimskr. 1, 14.: „skatna vinr.“

---

[1] Über die erſten Neun, Thengill, Räſir, Gramr, Gylfi, Gilmir, Jöfurr, Tiggi, Skyli oder Skuli, Harri oder Herra Sn. 191 (Arn. 518): „þessir níu brædr urdu svá ágætir í hernadi, at í öllum frædum sidan eru nöfn þeirra haldin fyrir tignarnöfn, svá sem konúngs nafn eda nafn iarls.“ Ein appellativer Würdename iſt auch breogo, brego in den angelſ. Gedichten, „obgleich Formen und Vokalverhältniſſe nicht genau [mit Bragi] zutreffen“, Myth. 215. Andr. und El. 97. Gr. 1 (3), 348 ff. 1 (2), 640 u. 2, 450. 602. Ettmüllers Lex. 319. Bouterweks Gl. 30.

[2] S. S. 295, Anm. 2; auch hier das eingeſchaltete n.

[3] Sn. 193 (Arn. 522): „þessar ættir, er nú eru nefndar, hafa menn sett svá í skáldskap, at halda öll þessi fyrir tignar nöfn;“ in den nachfolgenden Belegſtellen: „Bragníngr („rex“) u. ſ. w. „Lofdúngr enn leyfdi“ („laudatus ille rex“). Fornald. S. 2, 38: „bragnínga sveit“. 1, 307: „vid lofdúnga þrenna.“ 2, 85: „lofdúnga at finna.“ Sæm. 199. 38: „lofdúngs.“ Yngl. S. C. 33 (Heimskr. 1, 42): „bragníngs bur.“ Heimskr. 1, 172. 2, 76 und 336: „bragníngr“. 2, 408: „vid bragníng“. 2, 103: „fimm bragníngar.“

[4] Sn. 192 (Arn. 522): „Bragi, er Bragníngar eru frákomnir, þat er ætt Hálfdanar ens milda.“ Fornald. S. 2, 9: „Bragi gamli var konúngr á Valdresi; hann var fadir Agnars, fodur Álfs, fodur Eireks, fodur Hildar, módur Hálfdanar ens milda, fodur Gudrodar, fodur Hálfdanar svarta, fodur Haralds hins hárfagra; þessi ætt Haralds heita Bragníngar.“

---

[1] Yngl. S. C. 51. (Heimskr. 1, 58 f.): „Eysteinn, son Hálfdanar Hvítbeins, var konûngr eptir hann á Raumariki ok á Vestfold; hann átti Hildi dóttur Eiriks Agnar sonar, er konûngr var á Vestfold. Agnar fadir Eiriks, var sonr Sigtryggs konûngs á Vindli.“ Eyſteins Sohn von Hild iſt Hálfdan der Milde; in der aufſteigenden Seitenreihe fehlt bis zu Sigtrygg einzig Alf, Agnars Sohn (vgl. S. 296, Anm. 4). Genau mit Yngl. S. trifft die Aufzählung in Fornald. S. 2, 104 zuſammen. Sigtrygg iſt ſonſt auch der Name eines von Hálfdan dem Alten im Zweikampf erſchlagenen Gegners (Sæm. 115, 15. Sn. 190. Fornald. S. 2, 9. Vgl. Saxo 1, 6. 8. Myth. v. Thór 194. 198).

[2] Heimskr. 1, 42: „bragnings burs.“ 1, 57: „lofda kyns.“ 1, 17 und 43: „siklîng.“ 1, 29: „doglingr“ (vgl. 1, 84). 1, 38: „skilfinga nid.“ 1, 60: „budlûng.“ 1, 62: „budlûngr.“

[3] Fornald. S. 2, 106: „um hann [Rognvald] orti Þiodólfr Hvinverski Ynglingatal, ok segir þar frá þeim konûngum, er komnir voru frá Yngvi-Frey i Sviþiod, ok af hans nafni eru Ynglingar kalladir.“ Vgl. Heimskr. 1, 1 f. 64.

[4] Heimskr. 1, 27: „Freys afspring.“ 1, 42: „Freys áttûngr;“ doch iſt dieß auch ſchon zum tignarnafn geworden, denn eben ſo kennzeichnet (Heimskr. 1, 88) Eyvind Skáldaspillir, ein Urenkel Haralds, den Jarl Hákon, Griotgards Sohn, der eines andern Stammes war (Fornald. S. 2, 6. Vgl. „Tys áttûngr“ Heimskr. 1, 38. 178).

---

[1] Sagabibl. 2, 447: „vi vide da slet ikke, hvor Grændsen ligger mellem Fabel og Historie, og kunne ikkun med nogen Rimelighed antage de nærmeste Led för Harald Haarfager at være paalidelige." (Ebd. 2, 446: „De fleste klassiske Digterudtryk ere desuden laante fra Skaldene hos Harald Haarfager og hans Æt.")

[2] Sæm. 164a: „Bragi ok Dagr," „Bragi ok Hogni." Fornald. S. 2, 212: „Bildr ok Bagi [B. Bragi, Bósi]." Örtliches Sæm. 160, 7: „í braga-lundi," wie 228, 9: „í skata-lundi." (Fornald. 1, 336. 3, 736a: „Skatalundr á Íslandi?" Brálundr, Brávik, Brávellir?)

[3] Forniots S.:

Hálfdan gamli.
Bragi gamli, k. á Valdresi.
Agnarr.
Álfr.
Eirekr.
Hildr.

[Eysteinn?]
Hálfdan mildi.
Guđrøđr.
Hálfdan svarti.
Haraldr hárfagri.

Das Beiwort „gamall“ dient den zwei verwandten Begriſſen: vorzeitlich und bejahrt, Alterthum und Lebensalter [1]; es wird gerne ſagenhaften Stammherrn zugetheilt; Odin ſelbſt, der Aſenvater, König Hâlfdan, von deſſen zahlreicher Nachkommenſchaft ganze Reihen dichteriſcher Königsnamen abgeleitet werden und der vergeblich opferte, um wie Snär (Schnee) der Alte dreihundert Jahre am Königthum zu leben, Alf, König von Álfheim, und ein König Bragi von Valdres in Norwegen haben ſämmtlich den Zunamen gamli [2], ebenſo dann die beiden

---

Yngl. S:

Hálfdan hvítbein.
Eysteinn.
Hálfdan mildi.
Guðröðr.
Hálfdan svarti.
Haraldr hárfagri.

Sigtryggr, k. á Vindli.
Agnarr.
Eiríkr.
Hildr.

Saxo 7, 123: „Haldanus gemini regni imperio potitus, opinionis suæ titulum tribus honestatis gradibus decorabat. Erat enim condendorum patrio more poematum peritia disertus, nec athletica minus virtute, quam regia potestate conspicuus u. ſ. w. tali carmen brevitate compegit“ u. ſ. w. Vgl. 1, 64: „patrio carmine.“ 7, 125: „filium ex ea [Thorilda] Asmundum sustulit, a quo se Norvagiæ reges originem duxisse magni æstimant, ab Haldano solennem generationis suæ seriem retexentes.“

[1] Gr. 3, 618: „Übrigens hat gamall, gleich unſerm hd. alt, beides den Sinn von *παλαιός* (vetus, antiquus) und *γεραιός* (senex).

[2] Fornald. S. 1, 95: „Odinn gamli“ (Fornm. S. 2, 138: „madr gamall“. Yngl. S. C. 15 (Heimskr. 1, 18: „Odins ins gamla.“ Vgl. Sæm. 4, 21: „hinn aldni“. Saxo 1, 12: „grandævus u. ſ. w. senex.“ 7, 138: „senex.“ Myth. 133. Sn. 190 (Arn. 516): „konûngr er nefndr Hâlfdanr gamli, er allra konûnga var ágætastr; hann giördi blót mikit at miðjum vetri, ok blótadi til þess at hann skyldi lifa í konûngdómi sinum CCC vetra“ u. ſ. w. Fornald. S. 2, 8 (vgl. 2, 11. 21.) wird beigefügt: „sem sagt var, at lifat hefdi Snærr hinn gamli“ u. ſ. w. (2, 17: „Snærs hins gamla.“ Yngl. S. C. 16 (Heimskr. 1, 19): „með Snia hinum gamla.“ (Thôr 34 ſ.) Sæm. 115, 14: „Hâlfdan fyrri.“ Fornald. S. 2, 11: „Âlfr konûngr hinn gamli rèð fyrir, Âlfheimum u. ſ. w. vgl. ebd. 1, 387 ſ. (Sæm. 114, 12. 115, 18. 157, 51.) Fornald. S. 2, 9: „Bragi hinn gamli var konûngr á Valdresi.“ Sn. 195 (vgl. 192. Arn. 528. 522): „Bragnar hêtu þeir, er fylgðu Braga konûngi enum gamla.“

Skálden, die man für die älteſten anſah, Starkadr und Bragi, jener insbeſondre mit einer Lebensdauer von drei Menſchenaltern begabt [1]. Sollte nun, wie für jede bedeutende Geiſtes- und Lebensrichtung, auch für den neubegründeten höfiſchen Kunſtgeſang ein Vorbild im Götterhimmel aufgeſtellt werden, ſo war hiezu nicht der altepiſche Starkad, ſondern eben Bragi zu berufen, den man für den früheſten Verfaſſer einer Drâpa gehalten zu haben ſcheint. Kenntlich als der Alte iſt er denn auch in dieſer Erhebung, wenn Skálda von Bragi unter den Aſen ſagt, daß man ihn als den tiefbartigen Aſen „hinn sidskeggia ás“ bezeichne und von ſeinem Namen ein Mann mit großem Barte „skeggbragi“ geheißen werde [2]; gleichmäßig lautet ein Name des alten Odins „Sidskeggr“ [3]. Mit der Greiſengeſtalt Bragis hängt ſichtlich zuſammen, daß ihm als Gattin Idun zugeſellt wird; beim Verſchwinden dieſer, als der Jötun Thiaſſi ſie geraubt hat, werden die Götter alt und grau, bis ſie zurückgebracht iſt, und in Hauſtlöng heißt ſie deshalb Alterarznei der Aſen [4]. Bragi, der Sängerahn mit langem Bart und mit dem Rohrſtab, durfte dieſes verjährten Ausſehens auch in ſeiner höheren Stellung nicht entkleidet werden, aber die Verbindung mit Idun wahrte ſeinem Alter Kraft und Jugendfriſche. Weiter jedoch iſt er bei ihrem Mythus nicht betheiligt. Die einzige Liebesſtelle, welche dieſer Gattin Bragis vorübergehend gedenkt, findet ſich in der Saga von Grettir, einem Zeitgenoſſen Olafs des Heiligen[1]; dagegen zeigt ſich in Hauſtlöng, wo Raub und Rückerlangung der Göttin beſungen wird, von ihrem Bunde mit Bragi noch keine Spur, ſo nah es gelegen wäre, ſie nach dichteriſchem Brauch irgendwie als ſeine Genoſſin zu benennen, ſtatt deſſen ſie als „kummerſtillende Jungfrau“, „Dis der Götterbank“, „luſtmehrende, berühmte Jungfrau“ umſchrieben iſt[2]. Auch die jüngere Edda, obgleich ſie anderwärts jene Gemahlſchaft mehrfach hervorhebt (Sn. 30. 105. 119), läßt doch in Bragis eigener Erzählung der Hauptſage von Idun ſeinen Namen und jeden Bezug zu ihr gänzlich aus dem Spiele (Sn. 80 bis 82). Verſuche einer inneren Mytheneinigung[3] halten hier überall nicht Probe; mag es ſinnreich erſcheinen, dem Gotte des Geſangs die Göttin ewiger Jugend zu vermählen, in Wahrheit iſt die Idunſage ein Naturmythus und es zeugt von einer ſpäten, nur noch äußerlichen Auffaſſung derſelben, daß Iduns Verjüngungsgabe dem gealterten Skälden zu gut kommen konnte. Wohl ſind ſchon im Eddaliede von Ögis Gaſtmahl Bragi und Idun ehlich verbunden, ſogar mit Nachkommenſchaft geſegnet (Sæm. 61 f., 16), auch wird Bragi dort ausdrücklich zu den Aſen gezählt (ebd. 61, 11), obgleich er es ſelbſt hier, wie ſchon gezeigt wurde, nicht weiter als zum Hofſkälden beim Götterſchmauſe gebracht hat; man hat aber keinen Grund, dieſes Lied über die Zeit hinaufzurücken, in welcher der geſchichtliche Bragi zum mythiſchen erhoben werden konnte[1], und zwar nicht wegen der Schmähungen an ſich, womit Loki alle Götter überſchüttet, ſondern darum kann dem Liede kein höheres Alter zukommen, weil der Vorwurf meiſt gegen ſittliche Gebrechen derſelben gerichtet iſt, ein Standpunkt, der dem Sinn und Geiſte der alten Mythenbildung völlig fremd und dann erſt möglich war, als bei getrübtem Verſtändnis des Mythus das nordiſche Heidenthum, abgeſehen vom chriſtlichen Einfluß, ſeiner inneren Auflöſung entgegengieng[2].

---

[1] Skáldatal 479: „Starkaþur inn gamli.“ Fornald. S. 1, 384: „sem Storkudr inn gamli segir.“ 3, 406: „Starkadr hinn gamli.“ 3, 32: „Odinn svaradi, þat skapa ek honum, at hann skal lifa mannsaldra þria.“ Saxo 6, 103: „quem etiam ob hoc ternis ætatis humanæ curriculis donavit“ u. ſ. w. „Bragi hinn gamli“ iſt bereits nachgewieſen.

[2] Sn. 105 (Arn. 266): „hinn sidskeggja Ás. Af hans nafni er sá kalladr skeggbragi, er mikit skegg hefir.“

[3] Sæm. 46, 48: „Sidskeggr“. Sn. 24. Myth. 134. 1206 ob. Fornm. S. 5, 171: „skeggiadr.“

[4] Sn. 81. (Arn. 210): „En Æsir urdu illa vid hvarf Idunnar, ok gerdust þeir brátt hárir ok gamlir“ („brevique cani et senes reddebantur“). Sn. 121 (Arn. 312) aus Hauſtlöng: „þá var Id med Jotnum udr nykomin sunnan; gordust allar áttir Ingifreys, at þingi vóru heldr, ok hárar, hamliot regin, gamlar.“ (Arn. S. 313: „tum Iduna nuper ab regionibus meridianis ad gigantes delata erat. Omnes (vero) gentes Ingifreyi grandævæ et canæ extiterunt; numina, externa specie majorem in modum deformia, conventum agebant); und im vorhergehenden Geſatze: „sorgeyra mey u. ſ. w. þá er elli-lyf Ása u. ſ. w. kunni“ („virginem malorum medicam, quæ remedium Asarum senectutis nosset“). Gegen die misverſtändliche Übertragung des letztern Ausdrucks auf die Äpfel ſ. Thôr 122 [oben S. 70], Anm. 1. Ironiſch Lex. isl. 2, 29: „Lifia [l. lyfja] elli, tollere e medio; proprie senectutem sanare.“ Beiſpiele hiezu Sæm. 261, 77. Fornald. S. 3, 156 ob. Über lyf vgl. Myth. 989. 1103. Zu Idudr Gr. 1 (2), 307. (Myth. 393 u.)

---

[1] Sögu-Þætter u. ſ. w. Hoolum 1756, S. 142: „ſon Bragakvonar.“ Lex. poet. 73 a. (Sn. 217 b: „ida“).

[2] Sn. 121 (Arn. 312): „sorgeyra mey“, „bekkjar u. ſ. w. goda dísi“, „munstœrandi mæra mey“ (vgl. Sn. 119, Arn. 306: „snótar úlfr“, „raptor virginis“; Sn. 183. Arn. 492: „ylgr“; Sæm. 5, 29: „Ods mey“. Sn. 134. Arn. 348: „Ods bedvinu“). Nichts wie ſonſt in Hauſtlöng Sn. 111 (Arn. 280): „Svolnis ekkja“ („Svolneris uxor“); Sn. 120 b (Arn. 310): „farmr Sigynjar arma“ („Sigynæ maritus“).

[3] Den im Myth. v. Thôr 126 miteingerechnet.

Noch die beiden Ehrenlieder auf den Schlachttod norwegiſcher Könige um 935 und 951 bezeugen nicht, daß Bragi, obgleich bei Odin weilend, ſelbſt auch ein Aſe geworden ſei: im erſtern ſpricht Odin mit Bragi über Eiriks Empfang in Valhöll, wozu dann Sigmund und Sinfiötli entgegengeſchickt werden, im Hâkonslied erhält und vollzieht Bragi ſelbſt mit Hermôd dieſen Auftrag (ſ. ob. S. 279), er bietet dem ankommenden Könige, der ſchon acht Brüder hier hat, den Frieden aller Einherjen und heißt ihn bei den Aſen Ål empfangen, wie auch nach Vafthrúdnismâl die Einherjen Ål mit den Aſen trinken[3]; Einherjen, in die Geſellſchaft, nicht zum Range der Aſen[4] erhobene Helden, ſind auch die begrüßenden Sigmund und Sinfiötli, bekannte Völſunge; erſterem aber iſt Hermôd deutlich gleichgeſtellt, wenn im Hyndlaliede geſagt wird, der Heldenvater (Odin) habe dem Hermod Helm und Brünne, dem Sigmund ein Schwert gereicht [1]; ſind nun dieſe Helden, geſchichtliche und ſagenhafte, nach ihrem Erdenlauf zu Odins Mahl und Ehrendienſt berufen, warum nicht auch, auf ſeine Weiſe, ein berühmter Skálde? Hermód insbeſondre ſteht in den Gedenkverſen der Skálda unter den Söhnen Odins, nicht unter den Äſen ſelbſt. Odinsſöhne ſind aber auch halbgöttliche Helden, wie der eben dort neben Hermod genannte Sigi, den die Saga von den Völſungen an die Spitze dieſes Stammes ſtellt [2]; die ältere Edda gibt Hermóds Namen nirgends, als in jener Stelle des Hyndlaliedś mit dem Helden Sigmund; ſelbſt an Ögis Gaſtmahl, wobei Bragi unter den Aſen ſitzt, hat er keinen Theil, dagegen wird er, nach Erzählung der jüngern Edda, im Mythus von Baldrs Tode zum kühnen Ritt in die Unterwelt verwendet, aus der er dieſen ſeinen Bruder vergeblich loszukaufen ſucht; ſelbſt hier heißt er übrigens Odins Diener, er iſt deſſen Bote, wie Bragi deſſelben Hofſkálde [3]. Auch darin trifft er mit letzterem zuſammen, daß ſein Name ein menſchlicher iſt, ſelbſt heute noch auf Island gangbar [4]; wenn aber der Held Hermód nicht geſchichtlich aufgewieſen werden kann, wie der Skálde Bragi, ſo fällt er nur eben einer früheren, ſagenhaften Zeit anheim und ſcheint darum vor dieſem in die Götterfabel eingerückt zu ſein.

---

[1] In dem angefochtenen, jedenfalls beträchtlich nachgebornen Hrafnagaldr (vgl. Dietrich in der Zeitſchr. f. d. Alt.; Munch, Edda X) iſt nicht geſagt, daß Bragi, der Dichter Odins („greppr Grimnis"), Iduns Gatte ſei; doch bleibt er allein bei ihr als Hüter in der Unterwelt, nachdem die mit ihm geſandten Heimdall und Loki zu den Aſen zurückgekehrt ſind (Sæm. 90. 16).

[2] Vgl. Münter 163 bis 65. Geijer 196. Myth. XLVI. 5 f.

[3] Hâkonarmâl 16 (Heimskr. 1, 167): „Einherja grid skalt þú allra hafa, þigg þú at Åsom ol" u. ſ. w. Vafþr. m. St. 41 (Sæm. 36): „Allir einherjar u. ſ. w. ol med Åsom drekka" u. ſ. w. Vgl. Munch 25, 41. 190 b.

[4] Was Sæm. 166 b (Munch 94 a) in der Proſa von Helgi, Sigmunds Sohn, gemeldet wird: „er hann kom til Valhallar, þá baud Odinn hânum ollu at râda med ser," ermäßigt ſich dadurch, daß nachher, im Liede ſelbſt Helgis ganz nach Art andrer Einherjen gedacht iſt, Sæm. 168. 37. (Munch 95 f.): „kominn væri nû, ef koma hygdi, Sigmundar burr frâ solum Odins".

---

[1] Sæm. 112, 2 (Munch 67): „gaf hann (Herjafödr) Hermódi hialm ok brynju, en Sigmundi sverd at þiggja.“

[2] Sn. 211: „Burir eru Odins u. ſ. w. Hermódr, Sigi u. ſ. w. (Arn. 554 am Schluſſe noch: „Hodr ok Bragi.“) Sn. 211 b (Arn. 555) unter den „Ása heiti“ fehlt Hermódr, während Bragi genannt iſt. Vols. S. C. 1 (Fornald. S. 1. 115): „Hèr hefr upp, ok segir frá þeim manni, er Sigi er nefndr, ok kalladr at hèti son Odins.“ Dunkel iſt der Vers eines Skálden Thórdr Sn. 155 f. (Arn. 406), worin der Name „Hermódr“ als kenning gebraucht wird.

[3] Sn. 65: „En sá er nefndr Hermódr enn hvati, sveinn Odins (Arn. 175: „famulus Odinis“), er til þeirrar farar vard.“ (Vgl. Fornald. S. 1, 373: „Hverr var Helgi enn hvassi med Ásum? u. ſ. w. hann var Hermódr, er bazt var hugadr“.) Sn. 67 (Arn. 178): „[Hermódr] sá þar sitja í ondugi Baldr brodur sinn.“

[4] Lex. myth. 155: „qvod [nomen] pro virili proprio adhuc in Islandia usitatur.“ Im Beowulfsliede wird des Welſungs Sigmund und hierauf eines älteren Dänenkönigs Heremód als berühmter vorzeitlicher Helden gedacht, des letztern nicht in Gutem, aber doch wohl desſelben, der im Hyndlaliede mit Sigmund zuſammenſteht (Beow. 1795 ff. 3417 ff. Leos Beow. 45 bis 47. Ettm. Beow. 11 f.). Außer den Stammtafeln angelſ. Könige, worin Götter- und Heldennamen ſchwer zu unterſcheiden ſind, geben aber auch angelſ. Urkunden den Namen „Heremod“ (Kemble, Cod. diplom. ævi saxon. 232. 241), wie

Der gewichtigſte Grund endlich für die Anſicht, wonach nicht ein Gott der Dichtkunſt, Bragi, dem norwegiſchen Skálden den Namen gegeben hat, ſondern eben dieſer erſt in die Gemeinſchaft Odins erhoben wurde, liegt darin, daß von ſo vielen Liederſtellen, in denen die Skálden von ihrer Kunſt ſprechen, nicht eine einzige auf Bragi, als göttlichen Schutzherrn des Geſanges, Bezug nimmt, daß kein Skálde ſich beigehen läßt, ſeine Begabung und Begeiſterung von Bragi herzuleiten, daß in der reichen Fülle ſkáldiſcher Benennungen und Umſchreibungen der Dichtkunſt Bragi mit keinem Worte berührt iſt, vielmehr in allem dem unmittelbar auf den Urheber und Geber Odin gewieſen wird. Sogar in jenem Geſätze, welches Bragi den Alten ſelbſt die Bezeichnungen eines Skálden herzählen läßt, wo alſo der nächſte Anlaß war, ſeines göttlichen Namensſtifters, wenn man einen ſolchen angenommen hätte, unterſcheidend zu gedenken, geſchieht dieß in keiner Weiſe, der Skálde nennt ſich nicht bloß allgemein „Kunſtſchmied des Liedes,“ ganz ähnlich wie Skálda auch ihren Aſen Bragi kennzeichnet, ſondern noch eigens „Sinnſchmied Vidurs“, ferner „Gauts Begabten“ und „Yggs Älträger“, in Valhöll überall nur als Angehörigen Odins [1]; „Odins Meth tragen“ bedeutet gleichmäßig, bei Egill, die Darbringung eines Liedes [2]. Man

---

noch häufiger deutſche der Karolinger Zeit: Herimuat, Herimuot (Myth. 204 f. Trad. Wizenb. ind. onom. 380 b).

[1] Zu Sn. 175 (Arn. 466): „Skáld kalla mik, skapsmid Vidurs, Gauts giafrotud, grepp óhneppan, Yggs [B. Uggs] olbera u. ſ. w. hagsmid bragar“ vergleiche man Sn. 105 (Arn. 266): „frumsmid bragar“ („primus carminum fabricator“); Sn. 100 (Arn. 250): „kunnum hródrsmid haga“ („fabricationem carminis apte accomodare novimus“); Sæm. 90, 17: „greppr Grimnis“; Sn. 100 (Arn. 250): „giof Grimnis“ („Grimneris donum“; Sn. 98, Arn. 244: „giof Odins“; ebenſo Sn. 87, Arn. 224). Zu rotud, rötut ſ. Gr. 2, 230. 250 f.

[2] Sn. 99 (Arn. 246. Egils S. 427): „bar [B. ber] ek Odins miöd á Engla biód“ d. h. „adtuli Odinis mulsum in Anglorum terram“; in demſelben Liede, Hofudlausn, Egils S. 427 f. (Dietr. 28): „enn ek Vidris ber mun strandar mar.“ Myth. 857: „vódbora (carmen ferens) bald poeta cod. exon. 295, 19. 489, 17, bald orator, propheta (vates?) 19, 18, 346, 21.“

ſieht hier deutlich die Übergänge, welche die Einheit des irdiſchen Bragi mit dem bei den Göttern befindlichen vermitteln: bildliche, dem Mythus vom Dichtermeth entnommene Ausdrücke [1] haben ſich dahin verdichtet, daß in Ögisdrekka und im Håkonsliede Bragi als Mundſchenke Odins auftritt. In Valhöll aber, wie im Erdenwandel, hat er ſeine Skåldenweihe gänzlich von Odin und dieſer bewährt ſich auch hier als der Urquell alles dichteriſchen Geiſtes und Vermögens.

Geſt. Starkad.

Wie nun Odin den Sänger weckt und zu ſich emporhebt, ſo beſucht er auch ſelbſt als unerkannter Wanderer die Heimatſtätten der Menſchen und entfaltet zu ihrer Überraſchung den ihm inwohnenden Hort der Dichterweisheit. Gaſt den Blinden läßt er ſich nennen, als er ſeine Räthſel dem König Heidrek vorlegt [2]. In Liedern und Sagen legt häufig der ankommende Fremdling, der Angabe ſeines wahren Namens ausweichend, ſich einen ſolchen bei, der allgemein den Wandersmann, Herbergeſuchenden, Unbekannten bedeutet; „mit einem Namen nannt' ich niemals mich, ſeit ich unter Völkern fuhr," ſagt in Grimnismål Odin ſelbſt von ſich, und ſolche Namen des wandernden, verhüllten Gottes ſind: Gångrådr, Vegtamr, Grimr und Grimnir, nun auch Geſtr, Geſtr blindi, welcher Beiſatz ihn näher als den Einäugigen, Trübſichtigen kennzeichnet [3]. In Vafthrúdnis-

---

Sn. 176 (Arn. 468): „bar ek mærð af [V. at] hendi." Sn. 189 (Arn. 514): „leyfð ber ek hans." Lex. poet. 23a: „ölverk âsar, confectio cerevisiæ Odins, versificatio, Korm. 22, 1." Olafs. 145: „Yggs lið smiða."

[1] Daß ölberi (Sn. 175) und ber ek mioð (ebd. 99) Gleiches bedeuten, leidet bei der Stellung des erſtern Worts in einer Reihe auf Dichtkunſt und Odin bezüglicher kenningar keinen Zweifel. Vgl. Sn. 100 u. (Arn. 252): „lið heitir öl" (alſo öl wie liðr für geiſtiges Getränk überhaupt; dann die Synonyme in Alvíſsmál, Sæm. 51, 35; Œgisdr. 6: „mæran drykk miaðar". 9: „ölvi". 18: „Braga u. ſ. w. biorreifan". 53: „forns miaðar". 64: „öl giorðir þú". Biörn 2, 161: „öl, n. cerevisia. 2) qvicunque potus inebrians." Myth. 296.

[2] Fornald. S. 1, 463 ff. 531 ff. S. ob. S. 260.

[3] Sæm. 46, 48: „einu(m) nafni hêtumk [Gr. 4, 40] aldregi síz ek með fólkum fór." 32, 8: [vgl. Sagabibl. 2, 568 ob.] „Gångrâðr ek heiti, nû emk af göngu kominn." Vgl. Sæm. 121, 2: „gestr gångandi".

mål[1] wird gestr, bezüglich auf den in der Halle des Jötuns angekommenen Gångråd, noch gänzlich appellativ gebraucht, das nachgebildete Räthſellied dagegen macht mit der ſtändigen Anrede „gestr blindi!“ den Übergang zum Eigennamen, obwohl mit unverlorner allgemeiner Bedeutung; aus dieſem Anruf hat ſich etwas ungeſchickt die einleitende Erzählung von einem reidgotländiſchen Herſen, genannt Geſt der Blinde (Gestr hinn blindi), deſſen Geſtalt Odin annahm, entſponnen und iſt auch in Handſchriften der ſkäldiſchen Gedenkverſe der Odinsname Geſtumblindi gekommen[2].

Von beſondrem Belang iſt aber hieher noch der Gaſtbeſuch Odins in der Halle chriſtlicher Norwegkönige, wie ſolcher in fünffacher Faſſung erzählt wird, und zwar abwechſelnd als Beſuch bei Olaf Tryggvis Sohn, dann bei deſſen Nachfolger Olaf dem Heiligen. Da übrigens die Sage der Grundlage nach überall nur eine iſt und die Stellung der beiden bekehrungseifrigen Könige zum alten Heidenglauben dieſelbe war, ſo kommt es auf einigen Unterſchied in der Zeitrechnung wenig an. Als König Olaf Tryggvis Sohn einſt zur Oſterzeit beim Gaſtgebot auf Ögvaldsnes ſich befand, kam dahin eines Abends ein alter, einäugiger Mann mit

---

94, 11: „Vegtamr ek heiti, Valtams em ek son.“ 46, 46 ff.: „Hétumk Grimr u. ſ. w. Gångrådr [B. Gångleri] u. ſ. w. Grimnir u. ſ. w. Sidhöttr u. ſ. w. (Myth. 148 ***). Ebd.: „Helblindi (Zeitſchr. f. d. Alt. 6, 11). Sn. Arn. 2, 472 f. (2, 555 f.): Tvíblindi, Herblindi, (Helblindi), Biblindi, Gunnblindi“. Vgl. Fornm. S. 2. 138: „einsýnn ok augdapr“ (Myth. 133). Fridthiofs Wortſpiele mit Þjofr, merkwürdig für Namenbildung überhaupt, Fornald. S. 2. 91 f.

[1] Sæm. 32, 9. 33, 19.

[2] Fornald. S. 1. 463 ff.: „Madr hét Gestr, ok var kalladr hinn blindi; hann var hersir ríkr þar á Reidgotalandi u. ſ. w. Gest hinn blinda u. ſ. w. Gestr hinn blindi“ u. ſ. w. in den Verſen die wiederkehrende Anrede: „Gestr blindi!“ Dagegen 2, 531 ff.: „Gestum-blindi hét einn ríkr madr í Reidgotalandi u. ſ. w. Gestum-blinda“ u. ſ. w.; auch die Anrede: „Gestum-blindi!“ Sn. Arn. 2, 473: „(Odins nöfn) gestvmblindi“. 556: „(Odens heiti) gestumblinnde.“ Gestumblindi Verſchmelzung aus Gestr hinn blindi (vgl. Sprachg. 339). Saxo 5, 90: „Alrico Sveonum regi adversus Gestiblindum Gothorum regem atrox incidit bellum u. ſ. w.: senectute armis inhabilem“. Hiezu wieder Fornald. S. 1, 463 f.: „hann [Gestr] hafdi haldit skatt fyrir Heidreki konúngi, ok var mikill fiandskapr á millum þeirra u. ſ. w. héldi bardaga u. ſ. w. Vgl. Stephan. nott. 125 a.

herabhängendem Hute; dieſer Mann wuſte von allen Ländern zu ſagen und gab Beſcheid auf alle Fragen des Königs, der an ſeinen Reden großes Ergetzen fand und lang in den Abend ſitzen blieb. Auf die Frage, wer der Ögvald geweſen, nach dem die Landſpitze und der Hof genannt ſei, erzählte der Gaſt, Ögvald, ein König und großer Kriegsmann, habe eine Kuh verehrt und auf allen Fahrten bei ſich gehabt, es hab' ihn heilſam bedünkt, ſtets ihre Milch zu trinken, in einer Schlacht gegen den König Varin ſei er gefallen und hier unweit des Hofes im Hügel beſtattet worden, wo noch die Denkſteine ſtehen, in den andern Hügel nahe dabei ſei die Kuh gelegt worden. Noch viel Andres ſagte derſelbe von Königen und alten Kunden. Nachdem man darüber tief in die Nacht geſeſſen, erinnerte der Biſchof den König, daß es Zeit wäre, ſchlafen zu gehen; auch that der König ſo; als er aber ausgekleidet war und im Bette lag, ſetzte ſich der Gaſt auf die Fußbank und ſprach noch lange mit ihm; kaum war ein Wort geſprochen, ſo verlangte den König nach einem andern, bis der Biſchof zu ſchlafen mahnte und nun der Gaſt hinausgieng. Kurz nachher wachte der König auf, fragte nach dem Gaſt und hieß ihn herberufen, derſelbe fand ſich aber nirgends. Am Morgen erfuhr der König vom Koch und vom Schenken, daß, als ſie die Speiſe zurichten ſollten, ein Mann zu ihnen gekommen ſei, der das Kochfleiſch als allzu ſchlecht für des Königs Tiſch getadelt und ihnen zwei dicke und fette Rindsſeiten gegeben habe, die ſie dann mit dem andern Fleiſche geſotten. Der König befahl, den ganzen Vorrath wegzuſchaffen, und ſagte, das werde kein andrer Mann geweſen ſein, als Odin, an den die Heiden lange geglaubt; es ſoll' ihm aber keineswegs gelingen, ſie zu betrügen[1]. Eine zweite Erzählung deſſelben Vorgangs knüpft denſelben beſtimmter an das Feſt der ſiegreichen Auferſtehung im Gegenſatze zu dem untergehenden Heidenthum und läßt den König Olaf äußern, daß der Teufel ſelbſt das Ausſehen Odins an ſich genommen oder dieſen als Sendboten gebraucht habe, um durch ergetzliche Fabelſagen ſie, die Chriſten, deren Abfall ihn verdrieße, hinzuhalten, ſo daß ſie nachher um ſo tiefer in Schlaf verſänken und dann entweder von böſem Zaubervolk überfallen werden könnten oder doch die Mette des heiligen Oſtermorgens verſäumten; doch läßt der König nach Ablauf der Feſttage die beiden Grabhügel auf der Landſpitze aufbrechen und man findet wirklich in dem größeren mächtige Menſchengebeine, in dem kleineren aber Rindsknochen[1]. Auf Olaf den Heiligen übertragen, geſtaltet ſich die Sage zunächſt ſo: dieſer König befand ſich beim Gaſtmahl in Vik, da trat vor ihn grüßend ein unbekannter Mann, der, um ſeinen Namen befragt, ſich Geſt nannte und beim Hofgefolge verweilen zu dürfen bat; er trug kurzen Rock und über das Antlitz herabhängenden Hut, war blödſichtig und gebartet; der König machte wenig aus dem Ankömmling, wies ihm den Sitz abſeits der Gäſte an und hieß die Leute wenig mit ihm verkehren, ließ jedoch Abends denſelben vor ſein Bett rufen und fragte, ob er ſich auf irgend eine Kurzweil verſtehe; da ward unter ihnen Vieles von den Königen der Vorzeit und ihren Thaten geſprochen; auf Geſts Frage,

---

[1] S. Ol. Tr. C. 70 f. Heimskr. 1, 276 ff.: „þá sótti hann [Olafr k.] nordr á Rogaland, ok kom Páska aptan nordr í Kormt, á Ögvaldsnes; var þar búin fyrir honum Páskaveizla; hann hafdi nær CCC manna." C. 71: „Svá er sagt, þá er Olafr konúngr var á veizlonni á Ögvaldsnesi, at þar kom eitt kveld madr gamall ok ordspakr miök, hafdi hött sidan; hann var einsynn; kunni sá madr segja af öllom londom. Hann kom ser í tal vid konúng; þótti konúngi gaman mikit at rædom hans, ok spurdi hann margra luta, enn gestrinn [gestrinn und gestr auch weiterhin] fekk orlausn til allra spurninga, ok sat konúngr lengi um kveldit u. ſ. w. Slika luti sagdi hann, ok marga adra, frá konúngom eda ödrom forntídindom u. ſ. w. þótti konúngi hvers ords vant er annat var mælt u. ſ. w. segir [kon.]

---

at þetta mundi eingi annarr madr verit hafa, enn sá Odinn er heiðnir menn hofdo lengi átrúat; sagdi, at Odinn skyldi þá engo áleiðis koma at svíkja þá.“

[1] S. Olafs kon. Tryggvas. C. 197. Fornm. S. 2, 138 ff.: „orðspakr, einsýnn ok augdapr u. ſ. w. þvíat hann kunni af öllum löndum tíðindi at segja, eigi síðr forn enn ný u. ſ. w. gestrinn u. ſ. w. slíka luti ok marga aðra sagði hann frá fyrrum tíðindum, ok af fornkonúngum u. ſ. w. gestrinn gamli u. ſ. w. madr aldraðr u. ſ. w. fiandinn hefir brugðit á sik ásiánu hins ólygga Oðins u. ſ. w. en nú sýnir hann sik eigi mega þola heitan bruna sinnar logandi öfundar, er hann sérr eyðast sveit manna sinna, svá sem fólkit gefr sik á vald ok undir viljanliga þionostu alzvaldanda guðs u. ſ. w. dvaldi svefninn fyrir oss. C. 198 (2, 141 ff.): „sá hinn bölvaði fiandans sendiboði Oðinn u. ſ. w. dvaldi fyrir oss svefninn u. ſ. w. með sínum skemtiligum skröksögum“ u. ſ. w. Auf die Seite dieſer Darſtellung fällt auch der kürzere Bericht in der norweg. Bearbeitung der von dem Mönche Odd lateiniſch verfaßten Geſchichte Olafs Tr. (S. Olafs k. Tr. hg. Munch, Chriſt. 1853, 34 f.), obgleich hier das Ereignis auf den Weihnachtabend (iola aptaninn) verlegt iſt.

welcher von den alten Königen Olaf am liebſten geweſen ſein möchte, gab dieſer zur Antwort, ein Heide möcht' er überall nicht ſein, doch am liebſten noch Hrölf Krakis fürſtliche Milde haben, unbeſchadet des Feſthaltens am Chriſtenglauben; Geſt ſprach weiter: „Warum wollteſt du nicht ſein wie der König, der Sieg hatte wider jeden, mit dem er Streit führte, dem an Schönheit und Fertigkeiten keiner in Nordlanden gleich kam, der ebenſo Andern, wie ſich ſelbſt in Kämpfen den Sieg zu geben vermochte und dem die Dichtkunſt zu Gebot ſtand, wie andern Männern die bloße Rede?" Der König erhob ſich da, griff nach dem Meſsbuch und wollte damit nach Geſts Haupte ſchlagen. „Du," ſprach er, „der ſchlimme Odin, möcht' ich zuletzt ſein." Geſt aber ſoll dahin niedergefahren ſein, woher er gekommen war, und der König lobte Gott, daß dieſer unreine Geiſt, der in Geſtalt des ſchlimmen Odins erſchienen war, keine Trugrede vorzubringen vermochte, die irgend einen Schatten auf die glänzende Blume ſeines heiligen Glaubens geworfen hätte [1]. Von dieſer Faſſung weicht eine andre beträchtlich ab; nach ihr nennt ein großer, unbekannter Mann, der bei Olaf dem Heiligen zu Sarpsborg Aufnahme begehrt, ſich Tôki, Sohn Tôkis, des Sohnes Tôkis des Alten; noch im Alter ſieht man ihm an, daß er an Wuchs und Schönheit ein ſtattlicher Mann geweſen; ſein Benehmen iſt gefällig, er weiß über Alles Beſcheid und der König, der ihm einen Ehrenſitz angewieſen, ergetzt ſich ſehr an ſeinen Reden; einsmals um ſein Alter befragt, erwidert Tôki, er kenn' es nicht genau, wiſſe jedoch, daß ihm beſtimmt ſei, zwei Menſchenalter zu leben, und das Ende derſelben werde bald zu erwarten ſein; der König fragt hierauf: „Da wirſt du dich des Königs Hâlf und ſeiner Recken oder Hrôlf Krakis und ſeiner Kämpen erinnern?“ Tôki antwortet, er ſei bei Beiden geweſen, und auf die weitere Frage, an welchem von beiden Orten er die Berühmteren gefunden, hebt er eine ausführliche Erzählung an, wie er als rüſtiger Mann mit einer ausgewählten Gefolgſchaft weit durch die Lande fuhr, um überall ſich an die Kühneren anzuſchließen und um die Tapferkeit der Häuptlinge und die Berühmtheit ihrer Kämpen zu verſuchen, wobei ihm mit den Lebensaltern beſtimmt war, nirgends länger als zwölf Monate ſich wohl zu befinden; wie er ſo, vom Ruhme des milden und tapfern Hrôlf Kraki und ſeiner Genoſſen angelockt, nach Dänemark zog und ihn der König, an keinem Manne Koſt zu ſparen gewohnt, den Sitz einnehmen hieß, den er ſich durch Hinwegreißen des Inhabers verſchaffen würde, was er mit Bödvar und Hialti vergeblich verſuchte, bis es ihm endlich mit Hvitſerk und dann mit Einem nach dem Andern gelang; wie er ſpäter zum König Hâlf in Norwegen kam, wo er auf gleiche Weiſe ſich einen Sitz erringen ſollte, aber die ganze Halle durch bei Keinem zum Zwecke kam und deshalb eine Bank tiefer ſich ſetzen muſte; aus Allem entnimmt König Olaf, daß Hâlfs Recken die weit ſtärkeren waren, doch ſei kein gleichzeitiger König tapfrer und beſſer geweſen, als Hrôlf Kraki; noch fragt er den Fremdling, ob er getauft ſei, worauf Tôki erklärt, er ſei primſignet, aber nicht getauft, darum weil er abwechſelnd bei Chriſten und Heiden ſich aufgehalten; doch glaube er an den weißen Chriſt und ſei

---

[1] Viđraukar Olafs sögu helga, Fornm. S. 5, 171 ſ.: „hann nefndist Gestr u. ſ. w. heldr ûþýđr ok stikkinn, ok þô uppvöđslu mikill u. ſ. w. stuttklæddr, ok hafđi síđan hatt niđr fyrir andlitit, ok sâ ógerla ásiônu hans u. ſ. w. skeggiađr u. ſ. w. bađ menn vera fáskiptna viđ komumanninn u. ſ. w. ef hann kynni nokkut skemta u. ſ. w. bæđi fróđr ok diarfmæltr; varđ þeim þá talat mart til hinna fyrri konûnga, er verit höfđu, ok þeirra framverka u. ſ. w. fornkonûngr u. ſ. w. atferđ ok höfđingskap Hrólfs kraka u. ſ. w. hvî vildir þû helzt vera sem Hrólfr kraki, sem ekki at manni mátti heita, hiá þvi sem annarr konûngr, sá er verit hefir? eđr hvî vildir þû eigi vera sem sá konûngr, er sigr hafđi viđ hvern sem hann átti bardaga, ok svá var vænn ok vel at íþróttum bûinn, at engi var hans líki á Norđrlöndum, ok svá mátti öđrum sigr gefa í söknum sem sialfum sèr, ok svá kríngr skáldskapr, sem öđrum mönnum mál sitt u. ſ. w. þû vilda ek sízt vera, hinn illi Ođinn! u. ſ. w. galt hann þá margfaldt lof guđi fyrir þat at siá óhreini andi, er sýndist í líking hins illa Ođins, gat onga þá vèl eđr tál framsett, at nokkurn skugga eđr sorta drægi á hit biartasta blóm hans heilagrar trûar." Odins Sieghaftigkeit ähnlich in Yngl. S. C. 2 (Heimskr. 1, 6): „hann var svá sigrsæll, at í hverri orrustu fekk hann gagn. Ok svá kom at hans menn trûđu þvi, at hann ætti heimilan sigr í hverri orrustu;" ſeine Dichtergabe ebd. C. 6 (1, 10): „mælti hann allt hendíngum, svá sem nû er þat kveđit, er skáldskapr heitir;" hiezu S. Ol. helga C. 170 (Heimskr. 2, 313 ſ.): „Sigvatr [skáld] var eigi hrađmæltr mađr í sundrlausom orđom: enn skáldskapr var honom svá tiltækr, at hann kvađ af tûngo

fram, svâ sem hann mælti annat mál (vgl. S. Ol. k. ens h. Chriſt. 1853. C. 132. S. 171).“ Gautr. S. C. 7 (Fornald. S. 3, 33.): „Odinn mælti: ek gef honum [Starkaði] skáldskap, at hann skal eigi seinna yrkja enn mæla.“

hieher gekommen, um getauft zu werden und der Botſchaft zu genießen, die der König entboten, was er nicht wohl von einem beſſern Manne würde erlangen können; er wird hernach vom Hofbiſchof König Olafs getauft und verſcheidet im weißen Taufgewande[1]. Hieran reiht ſich zuletzt noch, obgleich wieder auf den älteren Olaf bezogen, die Saga von Nornageſt[2]: in Throndheim kommt einmal bei Tagesneige zum König Olaf ein großer, bejahrter Mann, der auf Befragen angibt, er heiße Geſt. „Gaſt ſollſt du hier ſein," ſpricht der König, „wie du heißen magſt." Weiter meldet Geſt, ſein Vater Thord, genannt Thingbitr, ein Däne von Geſchlecht, habe zu Gröning in Dänemark gewohnt, er ſelbſt ſei primſignet, nicht getauft, ſeine Kunſt ſei, die Harfe zu ſpielen oder Sagen zu erzählen zum Ergetzen der Leute; kurz vor dem Jolfeſt kommt nun Ulf der Rothe heim, der den Sommer über in Geſchäften des Königs abweſend war, und bringt dieſem, mit andern Kleinoden, den Goldring Hnitud, einſt dem König Hälf gehörig, nach dem die Hälfsrecken benannt ſind; als dieſer Ring beim Feſtgelage herumgeboten wird, ſind Alle einverſtanden, niemals gleich gutes Gold geſehen zu haben, nur der Ankömmling auf der Gäſtebank reicht denſelben über die Hand, mit der er das Trinkhorn hält, ſtillſchweigend weiter, und, hierüber zur Rede geſtellt, verſichert er, allerdings noch beßres Gold zu kennen, worüber die Andern lachen und mit ihm eine Wette eingehn; Geſt nimmt hierauf ſeine Harfe und ſpielt ſchön und lange den Abend über; am beſten ſchlägt er Gunnarsſchlag und zum Schluſſe noch das alte Lied Gudrúnstrug, das die Leute nie zuvor gehört haben; andern Tags nach dem Morgentrunk ſoll über die Wette vom König entſchieden werden und Geſt überreicht ihm ein Stück von einer Sattelſpange, das, mit dem Ringe Hnitud zuſammengehalten, für das beſſere Gold erkannt wird; doch verſchmäht Geſt die Annahme des Wettgelds; aufgefordert aber, anzugeben, woher er das Gold bekommen, erzählt er ſeine Sagen, wie er, angezogen vom Ruhme des jungen Völſungs Sigurd, ſich nach Frankland in deſſen Dienſt begab und ſeine ſiegreichen Kriegsfahrten, auf denen er Nornageſt benannt ward, wider Hundings Söhne, dann, in Geſellſchaft der Giukúnge, gegen die Söhne Gandálfs mitmachte; als Sigurd einſt ſich in einen Sumpf verritten hatte und ſein Roſs Grani ſo heftig aufſprang, daß ihm der Bruſtgurt entzweigieng und die Spange niederfiel, hob Geſt, der ſie im Lehme glänzen ſah, dieſelbe auf und brachte ſie dem Helden, erhielt ſie aber von ihm zum Geſchenk und iſt dieß eben das vorgewieſene Gold; nachdem Sigurds Geſchicke nach deſſen Saga ausführlich berichtet, auch mehrere Stücke aus den Eddaliedern mitgetheilt ſind, meldet Geſt nur kurz noch von ſeinem Aufenthalt bei Lodbróks Söhnen, bei Eirek in Upſala, bei Harald Schönhaar und bei König Hlödver in Sachsland, woſelbſt er primſignet wurde; ſchließlich erklärt er noch, weshalb er Nornageſt genannt ſei: weiſſagende Weiber, Valen, zogen umher und verkündeten den Leuten für Bewirthung und Gaben das

---

[1] þáttr Tóka Tókasonar, Fornm. S. 5, 299 ff.: „hann nefndist Tóki, ok kvedst vera Tókason, Tóka sonar hins gamla u. ſ. w. fáskiptinn u. ſ. w. drakk longum litit u. ſ. w. ldugr ok vidfellinn u. ſ. w. þokkadist hverium manni vel u. ſ. w. bædi frödr ok fréttinn, leysti hann ok or öllu vel ok vitrliga u. ſ. w. hin mesta skemtan at rædum u. ſ. w. gamall madr u. ſ. w. at hann hafdi verit afburdarmadr at vexti ok vænleika u. ſ. w. hversu gamall madr u. ſ. w. at mèr var aldr skapadr u. ſ. w. tvo mannsaldra u. ſ. w. enn ek skal segja ydr þartil einn æfintýr u. ſ. w. fór ek landa á milli u. ſ. w. þviat ek þótti þá þeim framfylgja, er í fræknara lagi voru u. ſ. w. fór ek þá vida um lönd, ok vilda ek reyna örleik höfdingja ok frægdir kappa þeirra; var þat ok lagit á mik med aldrinum, at ek skylda hvergi una lengr enn 12 mánudi, ok vissa ek at þat gekk eptir. þá spurda ek til Hrólfs kraka, örleika hans ok mildi, frægda ok framverka ok hraustleika kappa hans u. ſ. w. þiggja at honum vetrvist u. ſ. w. hann kvedst vid öngan mann mat spara u. ſ. w. blár sem hel u. ſ. w. var þar hin mesta mikilmenska á ollu u. ſ. w. engi þiki mèr verit hafa konúngrinn samtída örvari ok betri at sèr, enn Hrólfr kraki u. ſ. w. skírdr madr u. ſ. w. primsigndr [Biörn 2, 176: „primsigna, prima signatione crucis christianum initiare"] u. ſ. w. saki þess at ek heti verit ýmist med heidnum mönnum edr kristnum, en þó trúi ek á Hvíta-Krist u. ſ. w. skírast, ok þann bodskap hafa, sem þer biodid u. ſ. w. skírdr af hirdbiskupi Olafs konúngs ok andadist í hvítavodum."

[2] In den meiſten Handſchriften dieſes þáttr ſcheint nur „Olafr konúngr", ohne weiteren Beiſatz, genannt zu ſein; eine jedoch (Fornald. S. 1, 313. Anm. 2) beſagt ausdrücklich: „Olafr konúngr Tryggvason" und in mehreren iſt das Stück ein Abſchnitt der Saga von dieſem König (ebd. Form. XX, 4). „Úlfr inn raudi" iſt auch ſonſt als deſſen Dienſtmann beglaubigt (Heimskr. I, 350. S. Ol. Tr. Chriſt. 1853. 54 f. 64 f. 67) und auf denſelben Olaf werden die im Nornageſtsþáttr erwähnten Trintberner „Grimar" (ebd. 1, 315) noch in andern Sagen bezogen. þáttr Helga þóriss., Fornm. S. 3, 135 ff. Biörner S. 804 ff. S. af þorsteini bæarm. bei Biörner S. 813 ff.

Alter, ſie kamen auch nach Gröning in ſeines Vaters, eines reichen Mannes, Haus, und ſollten das Schickſal des Knaben anzeigen, der dort in der Wiege lag, während über ihm zwei Kerzenlichter brannten; zwei ſagten ihm großes Glück voraus, aber die dritte, jüngſte Norn, die ſich von den andern hintangeſetzt fand und durch gewaltſames Gedräng vom Sitze geſtoßen war, rief zürnend aus: „Ich ſchaffe dem Knaben, daß er nicht länger leben ſoll, als die Kerze, die neben ihm angezündet iſt.“ Sofort löſchte die ältere Vala die Kerze aus und hieß die Mutter ſolche verwahren und nicht eher als am letzten Lebenstage des Sohnes wieder anzünden; als dieſer zum Mann erwachſen war, übergab die Mutter ihm die Kerze und er hat ſie jetzt bei ſich; zum König Olaf iſt er gekommen, weil er von dem Vielbelobten irgend ein Glück erwartet, was ihm denn auch durch die heilige Taufe und die Aufnahme in deſſen Gefolgſchaft zu Theil wird; eines Tags fragt der König ihn, wie lang er leben wollte, wenn er zu gebieten hätte. „Kurze Friſt noch, wenn Gott will,“ erwidert Geſt, nimmt dann aus ſeinem Harfenſtock die Kerze, und als ſie angezündet iſt, brennt ſie raſch; dreihundert Winter alt legt er jetzt ſich nieder und läßt ſich die Ölung geben, im gleichen Augenblick iſt die Kerze abgebrannt und Geſt hingeſchieden, Alle bedünkt ſein Tod merkwürdig und der König legt großen Werth auf ſeine dadurch bewährte Sagen[1].

---

[1] Fornald. S. 1, 313: „hann sagdist Gestr heita. Konûngr svarar: Gestr muntu hèr vera, hversu sem þû heitir“ u. ſ. w. 314: „nokkut hniginn á efra aldr“ u. ſ. w. 315: ertu nokkr íþrottamadr? Hann kvadst leika hörpu, edr segja sögur, svá at gaman þætti at u. ſ. w. Svá segja menn, at Gestr þessi kæmi á þriđja ári ríkis Olafs konûngs u. ſ. w. 316: þenna hring hafđi átt áđr Hálfr konûngr, er Hálfsrekkar eru frá komnir ok viđ kendir, er þeir hofđu kûgat fè af Hálfdani konûngi í Ylfíng u. ſ. w. þá voru enn eigi hallir smíđađar í þann tíma í Noregi u. ſ. w. á gestabekk, ok svá fyri Gest hinn nýkomna u. ſ. w. 317: á gestabekkinn u. ſ. w. segja mèr nokkra sögu u. ſ. w. 318: „Tekr Gestr þá hörpu sína, ok slær vel ok lengi um kveldit, svá at öllum þikkir unat í á at heyra, ok slær þó Gunnarsslag bezt; ok at lyktum slær hann Guđrúnarbrögđ hinu fornu, þau hofđu menn eigi fyrr heyrt u. ſ. w. gestasveitinn u. ſ. w. 320: „at þû hefir oss heitit sogu þinni. Gestr svarar: ef ek segi yđr, hversu farit er um gullit, þá get ek, at þèr viliđ heyra ađra sogu her međ u. ſ. w. þá man ek segja frá því, er ek fór suđr í Frakkland, vilda ek forvitnast um konûngs siđu, ok mikit ágæti, er fór frá Sigurđi u. ſ. w. 321: gior-

Ihren vollen Nachdruck behauptet dieſe mehrgeſtaltige Geſtſage nur in denjenigen Darſtellungen, nach welchen der alte Odin ſelbſt herantritt und nicht in einen menſchlichen, wenn auch mit wunderbarem Geſchick ausgeſtatteten Wanderer umgewandelt iſt. Verſchiedene Anhänge zur Geſchichte Olaf Tryggvaſons laſſen in ſein emſiges Bekehrungswerk

---

dumst ek þiónustmadr Sigurdar sem margir adrir u. ſ. w. 322: „kolludu þeir mik þá Norna-Gest“ u. ſ. w. 328: at þat hafi Odinn verit reyndar u. ſ. w. 329: „sem segir í sögu Sigurdar Fofnisbana“ u. ſ. w. 330: Hann kvedst Starkadr heita Stórverksson, nordan af Fenhríng úr Noregi u. ſ. w. 331 f.: „Olafr konúngr mælti: gaman þikki mèr at sogum þínum; lofudu nú allir frásagnir hans ok færleik; vildi konúngr, at hann segdi miklu fleira um atburdi frænda sinna. Segir Gestr þeim marga gamansamliga hluti allt til aptans“ u. ſ. w. 332: „Konúngr mælti: eigi fær ek skilit til fulls um aldr þinn, hver líkendi þat má vera, at þu sért madr svá gamall, at þú værir vid staddr þessi tídendi; verdr þú at segja sögu adra, svá at vèr verdum sannfródir um slíka hluti. Gestr svarar: vita þóttumst ek þat fyrir, at þèr mundid heyra vilja adra sogu mína, ef ek segda um gullit, hversu farit væri u. ſ. w. Gestr segir: sú er flestra manna sögu u. ſ. w. 333: þeir bádu hann kveda, ef hann kynni u. ſ. w. 338: „þá sögdu hirdmenn, at þetta væri gaman“ u. ſ. w. 339: Enn spyrr konúngr Gest: hvar hefir þú þess komit til konúnga, er þèr hefit bezt þótt? Gestr svarar: mest gledi þótti mèr med Sigurdi ok Gjúkúngum u. ſ. w. 340: þar fóru þá um landit völvur, er kalladar voru spákonur, ok spádu mönnum aldr u. ſ. w. skyldu þær spá mèr orlaga; lá ek þá í vöggu, er þær skyldu tala um mitt mál u. ſ. w. þær mæltu þá til mín u. ſ. w. ok sögdu allt svá fara skyldu um mitt rád. Hin ýngsta nornin þóttist oflitils metin hiá hinum tveimr, er þær spurdu hana eigi eptir slíkum spám, er svá voru mikils verdar; var þar ok mikil rifbalda sveit, er henni hratt úr sæti sínu, ok fèll hún til iardar u. ſ. w. 341: kallar hún þá hátt ok reiduliga, ok bad hinar hætta svá gódum ummælum um mik: þvíat ek skapa honum þat, at hann skal eigi lifa lengr u. ſ. w. hin eldri völvan u. ſ. w. Eptir þetta fóru spákonur í burt, ok bundu hina úngu norn u. ſ. w. giordi hann hirdmann sinn u. ſ. w. C. 12: Gestr tók kerti sitt úr hörpustokki sínum u. ſ. w. 342: konúngr spurdi Gest: hversu gamall madr ertu? Nú hefir ek 300 vetra (segir Gestr). Gamall [B. allgamall] ertu, sagdi konúngr u. ſ. w. var þat ok iafnskiott, at kertit var brunnit, ok Gestr andast, ok þótti öllum merkiligt hans andlát; þótti konúngi ok mikit mark at sögum hans, ok þótti sannast um lífdaga hans, sem hann sagdi; ok lýkr þar frá Norna-Gesti at segja.“ Das färöiſche Volkslied von Nornageſt bei Lyngbye 356 ff. (vgl. 96 f., 131), bei Hammershaimb 71 ff.

das verdrängte Heidenthum verlockend oder feindſelig hereinſpielen. Die in ſeine Hauptſage aufgenommene Erſcheinung Odins, der nun zum böſen Geiſte geworden, iſt neben und zwiſchen ein unſtreitig geſchichtliches Ereignis eingerückt, die Vertilgung einer dem König aufſäßigen Schaar heidniſcher Zauberleute unter Anführung des Eyvind Kelda; doch wäre mit dem Einſchläfern zum Zweck eines nächtlichen Überfalls durch dieſelben oder einer verſäumten Frühmeſſe der odiniſche Gaſtbeſuch allzu dürftig begründet[1]: der Grundgedanke liegt vielmehr darin, daß der chriſtliche Olaf, ſelbſt ein Königsheld, von der Erinnerung an das alte Heldenthum und ſeine Sagen ſich nicht völlig losſagen konnte und ſo dem verfolgten Odinsglauben noch immer eine Blöße bot. Das unwiderſtehliche Hinneigen zu den Reden des Gaſtes und dann die Entrüſtung, mit der er das Meſsbuch ihm an den Kopf wirft, das ſind die echten und kräftigen Züge; der bekehrte Norden hat ſich aber mit ſeinem heidniſchen Helden- und ſelbſt Götterweſen für Sang und Sage billig ausgeglichen und ſo gieng auch der Verſucher Odin in den halbchriſtlichen Vermittler über, der abwechſelnd bei Heiden und Getauften verweilt, zuletzt aber in ſeine eigene Taufe die werthgehaltenen Heldenſagen miteintaucht. War der Erzähler unſchädlich gemacht und ſeine urſprüngliche Bedeutung abgeſchwächt, ſo wurde dagegen durch fortſchreitende Mehrung ſeines Sagenſchatzes nachgeholfen. In den zwei erſten der oben verzeichneten Faſſungen wird nur des verſchollenen Königs Ögwald, welcher dem Vorgebirge, darauf ſein Grabhügel ragt, und dem nebenliegenden Hofe, wo König Olaf Tryggvis Sohn Oſtern feiert, den Namen gab, beſonders gedacht, deſſelben, der nach Hálfsſaga in eigenem Geſang aus dem Grabe ſich vernehmen läßt[2]; neben jener örtlichen Anlehnung heißt es dann allgemein, der Gaſt habe noch viel Andres zu ſagen gewuſt von Königen und Kunden der Vorzeit, er habe aus allen Landen Abenteuer erzählen gekonnt, alte nicht weniger, als neue[1]; in der dritten Darſtellung nennt Olaf der Heilige den König Hrólf Kraki als denjenigen, dem er am eheſten gleichen möchte, wogegen Geſt den ſiegesmächtigſten Herrſcher, d. h. ſich ſelbſt, den verhüllten Odin, hervorhebt[2]; in der vierten und fünften folgen nicht bloß nordiſche Heldennamen, wieder Hrólf und ſeine Kämpen, Hálf und ſeine Recken, Lodbroks Söhne u. a., ſondern es wird auch die ausdrücklich als fränkiſch bezeichnete Sigurdsſage[3] in großem Umfang herbeigezogen und zwar dergeſtalt, daß der Erzählende, der jetzt nicht mehr Odin iſt, überall, im Norden und in Frankland, ſelbſt die ruhmreichen Könige aufgeſucht und ihnen gedient hat. Die Geſchichterzählung, wie ſie altnordiſch vor dem Gebrauche der Schrift in feſter Form ausgebildet war und von Mund zu Mund ſich vererbte, die Saga, ſetzt als jedesmaligen Urheber einen Augen- und Ohrenzeugen der erzählten Begebenheit voraus und dieſer erſte, unmittelbare Zeuge, der auch gerne zur Beglaubigung genannt wird[4], war ein giltigerer Gewährsmann, als jeder nachfolgende (vgl. S. 335) Überlieferer[1]; da nun auch die fabelhafte Sage auf Glaubwürdigkeit Anſpruch machte und eben ſie dieſen zu begründen beſonders Urſache hatte, ſo war es ganz angemeſſen, den kundenreichen Tóki oder Nornageſt aus eigener Erlebnis ſprechen und ſich darüber ſelbſt durch mitgebrachte Gegenſtände ausweiſen zu laſſen[2]; je mehr aber der Kreis ſeiner Erfahrungen ſich in der Sagenwelt ausbreitete, um ſo längere Lebenszeit war ihm nöthig, um dieſelben noch den norwegiſchen Königen am Schluſſe des 10ten und Anfang des 11ten Jahrhunderts mündlich mittheilen zu können, und ſo muſten für Tóki, der mit den am Rande der urkundlichen Geſchichte ſtehenden Hrólf Kraki und Hálf zuſammen war, wenigſtens zwei Menſchenalter, für Nornageſt, der mit dem ſagenhaften Sigurd auszog[3], dreihundert Jahre wunderbar vorbeſtimmt ſein. Tókis kurze Angabe, daß ihm ſein zweifaches Alter geſchaffen war („at mèr var aldr skapadr"), iſt genau der Ausdruck, welcher ſonſt für die Vorbeſtimmungen der Schickſalsgöttinnen gebraucht wird[4]; die ausmalende Nornageſtsmähre nennt dann wirklich die Nornen und gibt nach ihnen dem langlebigen Gaſte ſeinen Namen. Sie findet zum Theil ein Seitenſtück an der Meldung Saxos vom Schickſalſpruche der Parcen, wie ihn der Dänenkönig Fridlef für ſeinen neugebornen Sohn Olaf im Heiligthum der Götter einholt und welcher gleichfalls von Zweien mit günſtiger, von der Dritten mit ungünſtiger Begabung ergeht[1]; dagegen bietet ſich für die Abhängigkeit der Lebensdauer vom Brennen der Kerze nirgend ſonſt im nordiſchen Sagengebiet etwas Entſprechendes und man muß damit zu den Mören und dem Lebensſcheit Meleagers aufſteigen[2]. Die Nornen der Geſtſage ſind überhaupt nicht ſicher und gleichmäßig aufgefaßt und entſprechen keineswegs ihrem Namen. Vornherein ſind es herumziehende Valen, dergleichen auch anderwärts geſchildert werden und zwar überall bloß zur Erſpähung und Verkündung, nicht zur Feſtſetzung der Geſchicke berufen[3]; demgemäß ſollen auch jene an Nornageſts Wiege nur

---

[1] Heimskr. 1, 276 ff. hält die beiden Vorfälle C. 70: „dráp Eyvindar Keldo“ und C. 71: „frá Olafi konûngi ok vélom Odins“ getrennt; S. Ol. k. Tryggv. Chriſt. 1853, S. 34, läßt im C. 32: „frá Odni“ die Tödtung Eyvinds unmittelbar auf den Vorgang mit Odin folgen, nach S. Ol. k. Tryggv. in Fornm. S. 2, 138 ff., C. 197 f., in derſelben Nacht, in welcher Odin den König hinhielt, nach Ögvaldsnes gekommen, um denſelben im Schlafe zu erſchlagen oder zu verbrennen, und Olaf ahnt auch einen Zuſammenhang zwiſchen Beidem.

[2] Fornald. S. 2, 26 f. vgl. 2, 5). Solche Stimmen vom Grabhügel: Landn. 386. 387 f. Þorleifs iarlaskálds S., Fornm. S. 3, 102. Fornald. S. 2, 65. 488 f. Geijer 176 f. 233, 4. Müller, isl. Hiſtoriogr. 23., Sagabibl. 3, 214. Myth. 859.

---

[1] Heimskr. 1, 278: „Slíka luti sagði hann, ok marga aðra, frá konúngom eða öðrom forntíðindom." S. Ol. k. Tryggv. Chriſt. 1853, 34: „ok kunne fra mavrgv at segia u. ſ. w. ok kvnne hann at segia mavrg tidende af orrostvm ok forvvm attbvrdvm." Fornm. S. 2, 138: „þvíat hann kunni af öllum löndum tíðindi at segja, eigi síðr forn enn ný u. ſ. w. slíka luti ok marga aðra sagði hann frá fyrrum tíðindum, ok af fornkonúngum." 142: „dvaldi fyrir oss svefninn u. ſ. w. með sínum skemtiligum skröksögum."

[2] Der edle und milde Hrólf Kraki war vorzugsweiſe geeignet, daß auch ein chriſtlicher König ſich mit ihm befreunden konnte, er und ſeine Kämpen, beſonders Bödvar Biarki, ſind ſchon in der Saga Odin und den andern Göttern ungläubig und feindlich gegenübergeſtellt (Fornald. S. 1, 98. 107. 112; vgl. Saxo 2, 37).

[3] S. af Nornag. C. 4 (Fornald. S. 1, 320; vgl. ebd. 323): „Þá mun ek segja frá því, er ek fór suðr í Frakkland; vilda ek forvitnast um konúngs siðu, ok mikit ágæti, er fór frá Sigurði Sigmundar syni u. ſ. w. fyrr enn ek kom til Frakklands" u. ſ. w. (ebd. 329: „sem segir í sögu Sigurðar Fofnisbana").

[4] Skáldiſche Vergleichung des Jarls Skúli mit alten Sagenkönigen Sn. 267 f., 94 (Arn. 710, 94).

---

[1] Über das zur Kunſt ausgeprägte Sagaweſen ſ. P. E. Müller, über den Urſprung und Verfall der isländiſchen Hiſtoriographie, überſetzt von Sander, Kopenhagen 1813, S. 37 ff. Geijer 175 ff. Munch 1, 241 ff.

[2] Außer der Sattelſpange Sigurds zeigt er auch eine ſieben Ellen lange Schweiflocke des Roſſes Grani vor; ein rieſenhafter Backenzahn Starkads, den er gleichfalls mitgenommen, hängt an einem Glockenſeil in Danemark (Fornald. S. 1, 331). Der angelſächſiſche Vidſid, ein Sänger und Harfner, deſſen Wandername mit Gángrád, Wegtam u. ſ. w. (auch dem deutſchen Irregang) zutrifft, hat noch auf weiteren Wegen, als Geſt, die berühmteſten Sagenhelden ſelbſt aufgeſucht, darum kann er von ihnen ſingen und ſagen; auch hat er einen goldſchweren Armring, den ihm Eormanric gab, ſeinem Gebieter heimgebracht (Cod. Exon. 321, 22 ff. 324, 1 ff.).

[3] Sigurd Fáfnisbani wird freilich weit herabgerückt, indem derſelbe mit den Giukungen Zeitgenoſſe des Schwedenkönigs Sigurd Hring und der ihm verwandten Gandálfsſöhne ſein ſoll. (In den Beſchreibungen der Brávallaſchlacht ſtehen die Gandálfsſöhne auf däniſcher Seite, Fornald. S. 1, 380. Saxo 8, 144: „editi Gandal sene" u. ſ. w.)

[4] Sn. 18 (Arn. 72): „þessar meyjar skapa mönnum aldr; þær köllum vær nornir. Enn eru fleiri nornir, þær er koma til hvers manns er borin er, at skapa aldr, ok eru þessar godkunigar" u. ſ. w. Sæm. 149, 2: „nornir kvámo, þær er ödlíngi aldr um skópo." Fornald. S. 1, 309: „fárr gengr of skop norna; eigi hugda ek Ellu at aldrlagi mínu" u. ſ. w. (Myth. 379.) Vgl. Sæm. 273, 31: „kveld lifir madr ekki eptir kvid norna."

---

[1] Saxo 6, 102: „Mos erat antiquis super futuris liberorum eventibus Parcarum oracula consultare. Quo ritu Fridlevus Olavi filii fortunam exploraturus, nuncupatis solenniter votis, deorum ædes precabundus accedit, ubi introspecto sacello ternas sedes totidem nymphis occupari cognoscit. Quarum prima indulgentioris animi liberalem puero formam uberemque humani favoris copiam erogabat. Eidem secunda, beneficii loco, liberalitatis excellentiam condonavit. Tertia vero protervioris ingenii invidentiorisque studii fœmina, sororum indulgentiorem aspernata consensum, ideoque earum donis officere cupiens, futuris pueri moribus parsimoniæ crimen affixit. Ita aliarum beneficiis tristioris fortunæ veneno corruptis, accidit ut Olavo pro gemina munerum ratione permixta liberalitati parcitas tribueret cognomentum“ u. ſ. w. (Stephan. nott. 135 a: „Olaff hin Nidske.“ Vgl. Saxo 3, 39. 42. f. Heimskr. 1, 60.)

[2] Vgl. Sagabibl. 2, 115. Myth. (380 f.) 386. W. Wackernagel in der Zeitſchrift für d. Alterth. 6, 280 f.

[3] Sæm. 4, 25: „volu velspá.“ Fornald. S. 1, 11: „spâdômr minn (volvu) allr u. ſ. w. þina til sagna“ u. ſ. w. 2, 165 f.: „hûn var volva ok seidkona, ok vissi fyrir ôvordna hluti af frôdleik sînum u. ſ. w. sagdi hûn hverjum, þat sem fyri var lagit u. ſ. w. sînar spâsogur“ u. ſ. w. 167: „saga mun sannast sû er segir volva, oll veit hûn manna orlog fyrir.“ (Norg. g. lov. 1, 152: „fer hann med spâsogur eda med gerningum“ u. ſ. w. Edd. 2, 381, 56.) 168: „þat er þèr at segja, Oddr! sagdi hûn u. ſ. w. at þèr er ætladr aldr miklu meiri enn odrum monnum; þû skalt lifa 300 vetra, ok fara land af landi u. ſ. w. vegr þinn mun fara um heim allan u. ſ. w. Spâ þû allra kellînga ormust um mitt râd u. ſ. w. at rennt hafa

weiſſagen und die zwei älteren beſchränken ſich darauf, aber ſchon ihre Dreizahl iſt nornenhaft und die dritte, jüngſte, nun wirklich Norn genannt, ſchafft ihm, nicht länger zu leben, als die Kerze brennt. Norn und Vala ſind hier ungebührlich vermengt, das Geſchäft der Nornen iſt, durch Geſetz und Urtheilſpruch, Alter und Schickſal unabänderlich zu beſtimmen [1]; dieß iſt ein Vermögen ſolcher Art, daß es keine Nornen vom Menſchenſtamme geben kann [2]; als höhere Weſen ſind ſie auch in Fridlefs Befragung angeſehen. Valen dagegen, Seherinnen, welche das Beſchloſſene durch Zauber erforſchen und darnach das Künftige vorherſagen, finden ſich in der Göttersage, wie im wirklichen Leben; aber ſelbſt jene bedeutendſte Seherin, die vorbildliche Vala, deren Weiſſagung

---

ek nú þeim sköpunum u. ſ. w. 300: „at spá sú komi fram, er volvan arma spáđi mér fyrir laungu“ u. ſ. w. (Sæm. 236, 37. Munch 138, 37: „Svá mik nýliga nornir vekja, vil sinnis spá vildi at ek rêđa“.) 301: „eigi u. ſ. w. viđ sköpum gjöra“ u. ſ. w. 302: „Sagđi mér völva sannar rúnir“ u. ſ. w. (Vgl. 2, 506 ff. 507: „gánga þađa sér hverr til frétta“ u. ſ. w. til frétta u. ſ. w. 508: „hundrađ vetra u. ſ. w. 558.) Fornm. S. 3, 212 (þáttr Orms Stórólfss. C. 5): „konur þær fóru yfir land, er völvur voru kalladar, ok sögđu mönnum forlög sín, árferđ ok ađra hluti, þá er menn vildu vísir verđa u. ſ. w. var völvan frétt at forspám sínum“ u. ſ. w. Und nun im Nornag. þáttr ſelbſt (1, 340): „þar fóru þá um landit völvur, er kalladar voru spákonur, ok spáđu mönnum aldr u. ſ. w. skyldu þær spá mér örloga u. ſ. w. sögđu allt svá fara skyldu um mitt ráđ u. ſ. w. eptir slíkum spám u. ſ. w. 341: eptir þetta fóru spákonur í burt, ok bundu hina úngu norn.“ Myth. 372: „altn. spákonor (vgl. spákr, ahd. ſpâhi, prudens)“ u. ſ. w.

[1] Zu „skapa aldr“ ſ. ob. S. 317, Anm. 4; Schickſal überhaupt Sæm. 4, 21: „þær lög lögđo, þær líf kuro, alda bornum örlög at segja“. Sn. 19: „ef nornir ráđa örlögum manna.“ 212 a: „Nornir heita þær er nauđ skapa.“ (Sæm. 194, 7: „merkja á nagli nauđ.“ 196, 18: „á nornar nagli.“ 149, 3: „snero þær [nornir] af afli örlög-þátto.“) Sæm. 164, 13: „nornir valda.“ 181, 2. 187, 11: „Norna dóm.“ 217, 7. (216, 6.) Fornald. S. 1, 508: „illr er dómr norna.“ Heimskr. 1, 60: þá er Hálfdan u. ſ. w. norna dóms of notit hafđi“. (Lex. poet. 102 b.) 1, 109: „rêdo því nornir.“ (Myth. 379. 381. Rechtsalt. 750. 768. 773 u.)

[2] Sæm. 187 f., 13 (Munch 109, 13): „Sundrbornar miök hygg ek at nornir sê, eigud þær ætt saman; sumar ero âs-kungar, sumar âlf-kungar, sumar dœtr Dvalins.“ Sn. 18 f.: „En eru fleiri nornir, þær er koma til hvers manns er borin er, at skapa aldr, ok eru þessar godkunnigar, en adrar álfaættar, en enar þriđiu dvergaættar“ (vgl. Fornald. S. 1, 161). Fornm. S. 2, 53: „blót norna“ (Lex. poet. 64 b).

(völu-spá) in großartigen Zügen die Weltgeſchicke verkündet, wird genau von den Nornen unterſchieden und dieſer Unterſchied greift tief in die Anlage des nach ihr benannten Eddalieds. Nachdem ſie die Schöpfungsgeſchichte damit beſchloſſen, wie Ask und Embla durch Odin, Hönir und Lodr belebt und beſeelt worden, ſpricht ſie von der Eſche Yggdraſill, die immergrün über Urds Brunnen ſteht, woher die vielwiſſenden drei Jungfraun kommen [1], Urd, Verdandi und Skuld, welche Geſetz gaben, Leben koren den Menſchenkindern, Schickſal der Männer [2]; einſam ſaß ſie nun außen, als der alte Sorgliche unter den Aſen kam und ihr in die Augen ſah: „Wes befragt ihr mich? warum verſucht ihr mich? Wohl weiß ich, Odin, wo du dein Auge bargſt, in jenem berühmten Mimisbrunnen; Meth trinkt Mimir jeden Morgen von Valvaters Pfande.“ Da verlieh Heervater ihr Ringe und Halsbänder, kluge Sprüche und Weiſſagſtäbe, ſie aber ſah weit und weitum durch jedes Menſchenalter, ſah den Austritt der Valkyrjen und gedenkt des erſten Krieges in der Welt über der erſchlagenen und doch fortlebenden Gullveig, einer zauberkundigen, ſchlimmen Vala, des erſten Volkkriegs, als Odin den Speer fliegen ließ und in das Heer ſchoß [3]. So reiht ſich an die Erſchaffung des Menſchengeſchlechts unmittelbar die Beſtimmung ſeiner Geſchicke, Aſk und Embla hießen wenig vermögende, ſchickſalsloſe; ins Leben gerufen erhalten ſie durch die Satzungen der Nornen ihr Schickſal[1]; aber dieſe Vorbeſchlüſſe harren der verſtehenden und verkündenden Vala, die Sprecherin des Liedes ſitzt außen, ein Ausdruck, der für ſolches Spähen überhaupt gebraucht wird[2], wohl eben am Urdbrunnen, an dem auch der Redner von Lodfáfnismál ſitzt[3]; allein es fehlt ihr, die von Jötunen aufgenährt iſt[4], noch die rechte Weihe, ſie weiß dem prüfenden Blicke des hinzugetretenen Gottes nur zu antworten, er, der ſein Auge im Mimisbrunnen verpfändet, ſei der Kundige, der nicht bei ihr zu forſchen brauche; und wirklich iſt es Odin, durch den ſie erſt zur Seherin ausgerüſtet wird, mit dem Schmucke, der auch irdiſche Valen auszeichnet, mit dem Stabe, wie ihn auch dieſe führen, und mit den Spruchformeln zum Hellſehen befähigenden Zaubers[5].

---

[1] Str. 20 bei Munch: „þriar or þeim sæ [R., sal A.] er und þolli stendr.“ Vgl. Sæm. 233, 21 (Munch 136, 21): „þat [full] var um aukit Urdar magni, sval-köldum sæ ok sónar dreyra.“ Vgl. Sæm. bei Munch 70, 36. 202 b.

[2] Sæm. 4, 21 (Munch 3 a, 20): „þær lög logdu, þær lif kuru alda börnum, orlög seggja [R., a. orlog at segja]“. Zu „kuru“ Gr. 1, 914. IX. Rechtsalt. 768. Zu seggr Sn. 196 ob. 212 b ob. (vgl. Gr. 3, 321. 2, 518. 542 u. 545 ob. Cädm. 2, 251). Biörn 2, 233 b: „seggr, m. vir fortis, sibi confidens. Sæm. 103, 21. 68, 60. Für dieſen ganzen Abſchnitt iſt die von Reſenius, dann in der Kopenhagener Ausgabe und bei Munch eingehaltene Strophenordnung befolgt, die ſich auf den Cod. reg. Hafn. und die arnamagn. Pergamenthandſchrift zu gründen ſcheint; eine vergleichende Zuſammenſtellung der Strophenfolge nach den verſchiedenen Handſchriften bleibt zu wünſchen.

[3] Sæm. 4, 21 bis 28 (Munch 3, 21 bis 4, 28). Bekannter Name Odins iſt Yggr; hiezu tritt entſchieden appellativ: „yggjungr“. Beides unzweifelhaft vom Verbum „ugga, suspicari“ (Biörn 2, 488; ebd. 487: „yggr, m. terror; item suspicio“); als Odin über Baldrs ſchweren Träumen ahnungsvoll beſorgt iſt, weshalb er dann die begrabene Vala zu befragen ausreitet, heißt es Sæm. 93, 5 (Munch 195 b): „Valfödr uggir, van sé tekit, hamingjur ætlar horfnar mundu.“ Sæm. 16, 49: „uggir.“ Vgl. Ram. des Donn. 17. 22. Zwiſchen: „Valdi henni herfödr bringa ok men“ und: féspiöll (Lex. poet. 167a)

---

spaklig ok spáganda (ebd. 221 b u.)“, oder auch nach Letzterem fehlen zwei Kurzzeilen, in denen der Wahrſagberuf noch beſtimmter ausgedrückt ſein mochte. Norg. g. lov. 2, 327 (vgl. 308): „fé i haugum finna“ u. ſ. w. Heimskr. 1, 12: „Odinn vissi of all iardfé“ u. ſ. w.

[1] Gegenſatz zwiſchen Sæm. 3, 17: „Ask ok Emblu orlöglausa“ und 4, 21: „orlög seggja.“

[2] Mit Sæm. 4, 21: „Ein sat hon úti“ (vgl. 216, 6) ſtimmen die Geſetzſtellen: Norg. g. lov. 1, 350 f.: „þæt er ubota værk at sitia uti. þæt er ubota værk, at gera finfarar“. Vgl. ebd. 389 u. fara at = spyria spa. Ebendaſ. 2, 308 (2, 327): „vtti sættor at spyria orlaga.“ Fornm. S. 7, 275 (S. Hákonar herdibreids K. 17): „Svá segja menn at Gunnhildr, er Símon hafdi átt, fóstra Hákonar, léti sitja úti til sigrs honum, en þat var rád [ok vitradist þat, H; en svá gekk fréttin, Hk.] at þeir skyldi berjast vid Inga um nótt, en aldri um dag, ok þá myndi hlýda; en þórdis skeggja [seggja, Hk.] er sú kona kollud, sem sagt er at úti sæti, en eigi vitum ver sann á þvi.“

[3] Sæm. 24, 1 (Munch 16, 111): „Mál er at þylja þularstóli at Urdar brunni at“ u. ſ. w.

[4] Sæm. 1, 2 (Munch 1, 2): „Ek man iotna ár um borna, þá er fordum mik fœdda [a. frœdda] hofdu.“ Vgl. 5, 32. Vgl. Sæm. 118, 32: „Eru völur allar frá Vidólfi u. ſ. w. komnir.“ Thór 202 f.

[5] Den Aufzug der Vala Thorbiörg mit Halsſchmuck und Stab ſchildert die betreffende Geſchichtſage umſtändlich (Finn M., Edd. 1, 6 f. Weinhold, d. Fr. 60 f.) und in Hrólfs S. wird eine Vala durch Zuwerfen eines Goldrings beſtechen (Fornald. S. 1, 11).

Jetzt ſieht ſie in alle Zeiten hin und zwar zeigt ſich ihr zunächſt das Schickſal der wehrhaften Männer, der erſte Krieg, vorbedeutet durch den Auszug der Valkyrjen, angefacht durch die Gewaltthat an Gullveig [1], dem böſen Zauberweibe, einer perſönlichen Geſtaltung des gierig verfolgten Goldes, eröffnet durch Odins verhängnisvollen Speerwurf, und zu dieſer Anſicht ſtimmt vollkommen diejenige Heldenſage, welche, obgleich nicht heimiſchen Urſprungs, doch vorzugsweiſe als ergänzender Anhang der Götterlieder gleichartig mit dieſen behandelt, mit denſelben verbreitet und gleich ihnen zum Schmucke der Skäldenſprache reichlich verwendet worden iſt, die Sage von Sigurd und den Niflüngen: ſie beginnt in der Liederedda mit einem weiteren Mythus, wie das Fluchgold an die Menſchenſtämme kam, zwei Brüdern und dann noch acht Königen verderblich; dem Sigurd insbeſondre wird verkündet: „Das klingende Gold und das glutrothe Gut, die Armringe werden dir zum Tode!" und im alten Biarkiliede heißt das Gold: der Niflünge Hader [2].

Das erſchloſſene Auge der Vala überſchaut aber auch die Geſchicke der Götter und die Zukunft des Weltganzen bis zum allgemeinen Untergang und bis zur Wiedergeburt. Daß die Nornen auch hierüber Urtheil geben, iſt weder in dieſem Liede noch in andern Mythenquellen namentlich ausgeſprochen und ſelbſt die menſchlichen Looſe findet man in den Sagen durch Odin und andre Götter beſtimmt und geleitet [3]:

---

[1] Zu Sæm. 5, 26: „geirum studdu" ſ. auch Keyſer, Nordm. Religionsforſ. 103 (Landn. V, 11. Fornald. S. 2, 92).

[2] Sæm. 181, 5 (Munch 105, 3): „þat skall gull, er gustr átti, brœdrum tveim at bana verda, ok odlingum átta at rógi" u. ſ. w. 187, 9 (Munch 109, 9): „id giella gull ok id glódrauda fé þér verda þeir bauga at bana." Sn. 154 f. (Arn. 400 f.): „Í Biarkamálum enum fornum eru tod mörg gulls heiti u. ſ. w. rógi Niflûnga (Niflungorum dissidiis)." Vgl. Sæm. 214, 24 (Munch 132, 24): „urdr odlinga hefir þú [Brynh.] æ verid, rekr þik alda hverr illrar skepnu, sorg sára sinu konunga ok vinspell vífa mest." Näher Eingehendes über die Mythen von Gullveig und Andvari bleibt andrem Zuſammenhange vorbehalten. Auch in Hrólfs S. ſpielt das Gold eine bedeutende Rolle. Dann Visburs verhängnisvolles „gullmen" und die Vala Huldr, Yngl. S. C. 16. 17. 22.

[3] So theilen ſich Odin und Thôr in die Schickſalſprüche über Starkad, die ſofort von eilf Richtern, zu denen Odin ſelbſt als der zwölfte niederſitzt,

gleichwohl ſagt die Vala, eben wie ſie zuvor die Valkyrjen reiten ſah, im Verfolg ihrer Geſichte: „Ich ſah Baldr, dem blutigen Opfer, Odins Sohne, Schickſale vorbehalten"; dasſelbe Wort aber (orlög, wie einfach lög) hatte ſie von den Satzungen der Nornen gebraucht [1] und bei Saxo leiten wirklich drei übermenſchliche Waldjungfrauen die Geſchicke Baldrs und Höds [2]; im Eingang des nächſten Abſchnitts verſichert dann die Seherin, noch weiter vor zu blicken und von der künftigen Götternacht (ragnarök) Vieles melden zu können [3], was nun ausführlich geſchieht; es zieht ſich alſo von der Schilderung des Urdbrunnens und

---

beſtätigt werden (Fornald. S. 3, 32 f. Saxo 6, 103. Myth. 818 f.); der Schwedenkönig Ön oder Ani opfert um langes Leben („blét til lánglífis sér") ſeine Söhne dem Odin und erhält deſſen Beſcheid (Yngl. S. C. 29, Heimskr. 1, 34; vgl. Fornald. S. 2, 12); wem Hálfdan der Alte um dreihundert Jahre geopfert („blótadi" Sn. 190. Fornald. S. 2, 8). Vgl. Lex. poet. 64 b: „blót norna". Fornm. S. 2, 53.

[1] Vsp. (Munch) Str. 36: „Ek sá Baldri, blódgum tívor, Odins barni, orlög folgin" u. ſ. w.; hiezu Str. 20: „Þær lög lögdu u. ſ. w. orlög seggja" und Str. 24: „Sá hon valkyriur" u. ſ. w. (Lex. poet. 162 a u.: „örlög, Baldri fólgin, fata B. reposita destinata, Vsp. 29"; ebd. 65 b u.: „b. tífor, deus sanguine perfusus, saucius, Vsp. 29"; tífor entſpricht aber doch wohl dem agſ. tiber, tifer n., ahd. zepar n., Myth. Ettm. Lex. 524. 36. Cädm. Gl. 276. Graff 5, 580, Opfer, Opferthier; über das wegfallende i des Dat. Gr. 1 (2), 651.) In Vegtamskvida, einer Ausführung des in Str. 36 und 37 kurz Berührten, muß Odin, um Baldrs Schickſal zu erfahren, eine Vala aus dem Grabe wecken; eine Strophe ſchwebt zwiſchen beiden Liedern, Sæm. 6, 37 f. 95. 16. Munch 57, 11. 187 b. Vgl. wieder Norg. g. lov. 2, 308: „þæir er fræista draugha vpp at væckia æda haugbua."

[2] Saxo 3, 39: „Hotherus inter venandum errore nebulæ perductus in quoddam silvestrium virginum conclave incidit; a quibus proprio nomine salutatus, quænam essent, perquirit. Illæ suis ductibus auspiciisque maxime bellorum fortunam gubernari testantur. Sæpe enim se nemini conspicuas prœliis interesse clandestinisque subsidiis optatos amicis præbere successus. Quippe conciliare prospera, adversa infligere posse pro libitu memorabant" u. ſ. w. (vgl. 42 f.: „tres nymphas u. ſ. w. ni trium maxima vetuisset u. ſ. w., obgleich dieß verworrener Weiſe wieder andre ſind); die beiden Aſen ſind bei Saxo zu kriegeriſchen Königen geworden und ſeine Waldjungfrauen ſchwanken zwiſchen Norn und Valkyrje.

[3] Str. 44 (Sæm. 7, 40): „Fram sé ek lengra, fold kann ek segja um ragnarök rom sigtiva." Myth. 774.

der drei ſchickſalsmächtigen Nornen an eine fortlaufende Folge des Schauens und der Weiſſagung[1].

Bedeutſam für die umfaſſende Geltung der Nornenſprüche iſt eben auch der Umſtand, daß jener Brunnen, von dem ſie ausgehn, unter der Eſche Yggdraſill ſteht, die, ein Sinnbild des zeitlichen Alllebens, mit dieſem unverwelklich grünt, beim herannahenden Weltbrand aber zittert und ſtöhnt[2]. Selbſt die Namen der drei Nornen, welche hier allein vollſtändig und im Zuſammenhange gegeben ſind, entſprechen dem Inhalte der Völuſpâ nach deſſen ganzem Umfang; denn wie die Vala Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges offenbart, ſo bezeichnet Urd, die erſtgenannte Norn, das Gewordene, Verdandi, die zweite, das Werdende, im Werden Begriffene, Skuld, die dritte, was werden ſoll, werden wird[1]. Dieſe drei Zeitformen, eigentlich die drei Stufen aller Bewegung in der Zeit[2], haben ihren vollſten und großartigſten Gegenſtand in der Geſchichte des Weltganzen, wie ſolche von der Vala entrollt wird; ſie finden aber ihre Anwendung auch auf den Lebens- und Schickſalsgang beſondrer Weſenklaſſen, ausgezeichneter Geſchlechter und einzelner Menſchen, und ſo zerſplitterte man die drei Allnornen in ſolche, die von Âſen, Âlfen und dem Zwerge Dvalinn ſtammen[3], man bezog ſie auf die perſönlichſten Zuſtände und Begegniſſe und ſprach, je nachdem dieſe beſchaffen waren, von guten oder übeln, häßlichen, grimmen Nornen[4]; wenn zwei derſelben Gutes zu-

---

[1] Im erſten Abſchnitt, über die jötniſche Urzeit, aus der die Vala ſelbſt herkam, bis zum vollendeten Schöpfungswerke ſpricht ſie als ſich erinnernd (Str. 1: „er ek fremst um man.“ Str. 2: „Ek man iötna ár um borna, þá er fordum mik fœdda hofdu; níu man ek heima u. ſ. w.) und berichtet demgemäß im Prät.; im zweiten Abſchnitt, zur Vala geweiht, fängt ſie zu ſehen an, ſpricht aber noch: ſah ſie, ich ſah (durchlaufender Wechſel der erſten und dritten Perſon: Str. 23: „sá hon vitt ok um vitt of verold hverja.“ Str. 24: „Sá hon valkyrjur“ u. ſ. w. Str. 36: „Ek sá Baldri u. ſ. w. orlog fólgin.“ Str. 37: „er mer efndisk,“ noch unabgeſchwächt: mir ſichtbar wurde. Str. 38: „Hapt sá hon liggja“ u. ſ. w. Str. 42: „Sal sá hon standa“ u. ſ. w. Str. 43: „Sá hon þar vada“ u. ſ. w.), und erzählt fortwährend in der vergangenen Zeit, denn auch das Zukunftſchauen iſt hier ſchon ein vormaliges und die Ereigniſſe, überall Störungen und Trübungen des im erſten Zeitraum geordneten Götter- und Menſchenlebens, ſind bereits eingetreten, wie denn namentlich Baldrs Tod auch in andern Eddaliedern als ein Geſchehenes vorausgeſetzt iſt (Sæm. 38, 54. 63, 27 f. 117, 28); ſie kann alſo wohl auch einmal ſich erinnernd ſprechen (Str. 25: „þat man hon fólkvíg fyrst í heimi“ u. ſ. w.), und wo es bleibende, noch vorhandene Zuſtände ſind, weiß ſie, ſieht ſie hier ſchon und gebraucht darſtellend das Präſens (Str. 19: „Ask veit ek standa u. ſ. w. stendr æ yfir grœnn Urdar brunni.“ Str. 22: „alt veit ek u. ſ. w. drekkr miöd Mímir morgin hverjan“ u. ſ. w. Str. 31: „Veit hon Heimdallar hliód um fólgit u. ſ. w. á sér hon ausask“ u. ſ. w.); der dritte Abſchnitt verkündet rein die Zukunft und fortan heißt es: ich ſehe, ſie ſieht (Str. 44: „Fram sé ek lengra, fiöld kann ek segja um ragnarök“ u. ſ. w. Str. 57: „Sér hon uppkoma“ u. ſ. w. Str. 62: „Sal sér hon standa“ u. ſ. w.); auch wird nun durchaus entweder im Präſens, denn für die Seherin iſt es Gegenwart, oder in den Formen der künftigen Zeit (mun, munu, skoln Str. 62 f., Gr. 4, 178 u. 180) geſprochen.

[2] Vsp. Str. 19: „Ask veit ek standa, heitir Yggdrasill, hár badmr ausinn hvíta auri u. ſ. w. stendr æ yfir grœnn Urdar brunni.“ Str. 20: „Þriár or þeim sæ er und þolli stendr.“ Str. 48: „Skelfr Yggdrasils askr standandi; ymr id aldna tré.“ (Daß Str. 56: „geisar eimr vid aldrnára“ nichts mit der Eſche zu thun hat, ergibt Lex. poet. 8b. Vgl. Bouterw. Gl. 9: „aldornere“ u. ſ. w.). Was Vsp. Str. 19 nur vermuthen

---

läßt, daß die Nornen es ſeien, die den Baum begießen, führt Sn. 20 (Arn. 76) ſo aus: „Enn er þat sagt, at nornir þær, er byggja við Urðar brunn, taka hvern dag vatn í brunninum, ok með aurinn, þann er liggr um brunninn, ok ausa upp yfir askinn, til þess, at eigi skyli limar hans trêna eðr fúna" u. ſ. w. Drei Wurzeln erſtreckt die Eſche nach drei Seiten, zu Hel, zu den Hrimthurſen und zu den Menſchen, Sæm. 44, 31.

[1] Sæm. 4, 20 (Munch 3, 20): „Urð hêtu eina, aðra Verðandi, skáru á skíði Skuld ena þriðju." Die genaueſte Aufweiſung der grammatiſchen Formen, aus denen dieſe drei Eigennamen hervorgegangen ſind, Myth. 376 f.

[2] Spruch eines mhd. Dichters: „Dâ mit diu werlt al umbe gât, des ſind niuwan driu wort: ez was, iſt oder wirt." [F. Pfeiffer, zur deutſchen Litteraturgeſchichte S. 82. K.]

[3] S. ob. S. 318, Anm. 3. Die „dœtr Dvalins" (Sæm. 188, 15) gemahnen daran, daß der Zwerg Andvari von einer kümmerlichen Norn ſpricht, die ihm ehedeſſen ſchuf, daß er im Waſſer leben ſollte (Sæm. 181, 2. Munch 104, 2).

[4] Sæm. 164, 13: „þô kveð ek nokkvi nornir valda" u. ſ. w. Ebd. 15: „var þér þat skapat, at þû at rôgi ríkmenni vart." 181, 2: „aumlig (Lex. poet. 30a) norn skôp oss í árdaga, at ek skylda í vatni vaða." 216, 6 (Munch 117, 5): „gêngu þess á milli grimmar urðir." 217, 7 (Munch 117, 7): „liotar nornir skôpu oss langa þrá." 267, 13 (Munch 161, 3): „Gêkk ek til strandar, gröm var ek nornum, vilda ek hrinda stríðgrið þeirra." 273, 31: „kveld lifir maðr ekki eptir kvið norna." Sn. 18 f. (Arn. 72 f. 2, 262 f.): „Urðr, Verðandi, Skuld; þessar meyjar skapa mönnum aldr; þær köllum vær nornir. Enn eru fleiri nornir, þær

theilen, die dritte Böſes, und wenn hinwider der feindliche Spruch durch eine günſtige Wendung ermäßigt wird, ſo veranſchaulicht dieß, wie überhaupt im menſchlichen Geſchicke die weißen und die ſchwarzen Looſe ſich miſchen und ausgleichen. Aus der Dreizahl wird vorzugsweiſe Urd für ſich allein genannt, nicht bloß indem, wie ſchon in Völuſpá, der Brunnen eigens von ihr den Namen trägt, ſondern auch ausdrücklich als Schickſalsmächtige [1]; mit der Mehrzahl ihres Namens ſcheinen ſogar die Nornen im Allgemeinen bezeichnet zu werden [2].

Warum nun gerade die Älteſte, die Norn des Gewordenen, als Ordnerin der Schickſale hervorgehoben wird, die ſich doch erſt in Gegenwart und Zukunft erfüllen, erklärt ſich dadurch, daß dieſelben überall

---

er koma til hvers manns er borinn er, at skapa aldr, ok eru þessar godkunnigar, en aðrar álfa ættar, en enar III dverga ættar; svá sem hèr segir u. ſ. w. Þá mælti Gángleri: Ef nornir ráða orlögum manna, þá skipta þær geysi ûiafnt, er sumir hafa gott lif ok rikuligt, en sumir hafa litið lèn eðr lof, sumir lángt lif, sumir skamt. Hár segir: gôðar nornir ok vel ættaðar skapa gôðan aldr, en þeir menn, er fyrir ûskopum verða, þá valda því illar nornir.“ Vgl. Fornald. S. 1, 508: „illr er dômr norna.“ Saxo 6, 102: „Tertia vero protervioris ingenii invidentiorisque studii femina, sororum indulgentiorem aspernata consensum“ u. ſ. w.

[1] Sæm. 112, 48 (Munch 174, 47): „Urðar orði kveðr eingi maðr, þótt þat sè við lost lagit.“ 98, 7 (Munch 169, 7): „Urðar lokur haldi þèr öllum megum“ u. ſ. w. 214, 24 (Munch 132, 24): „Urðr ödlinga hefir þú æ verið“ (vgl. Sæm. 164, 16. Munch 93, 27: „Hildr hefir þú oss verið, vinnat skiöldungar sköpum“). Sturl. S. Lib. 6. C. 15 (Joh. Eric. observ. 98). Verdandi kommt nirgends vor, als in der Hauptſtelle Vsp. Str. 20 und darnach in der j. Edda (Sn. 18). Angelſächſiſch iſt Wyrd (altſ. Wurth) das allein gangbare Wort für das perſönlich gefaßte Schickſal, doch wird dasſelbe Wort auch für den Begriff verwendet oder ſchwebt zwiſchen dem einen und dem andern. Myth. 377 bis 79. 387. 394. Bouterw. Einleit. LXIV ff. Gloſſ. 315, beſ. auch: „vyrd gevordene“ Cädm. 3988. Überſ. S. 268: „vyrd væs gevorden“ Cædm. 4170. Überſ. S. 271: „die Geſchichte war geſchehen.“ Ettm. Lex. 109.

[2] Sæm. 216, 6 (Munch 117, 5): „gêngu þess á milli grimmar urðir.“ Myth. 379: „dira fata u. ſ. w. abſtract gebraucht.“) Vgl. Cädm. 993: „vælgrimne vyrd“ sing. acc. Überſ. 213: „das todbringende Loos“. 3650: „vyrda [gen. pl.] gesceaft“. Überſ. 261: „des Schickſals Beſchluß“. 3667: „vyrda gerynu“. Überſ. 262. 3678: „vyrda gesceafte“ (ebd.). 4063: „vyrda geþingu“. Überſ. 269: „der Geſchicke Beſchlüſſe“. Bouterw. Einl. LXIV: „Das Gloſſar von Epinal (S. 160, 2) überträgt Parcæ durch vyrdæ.“ Myth. 379.

ſchon am Anfang der Dinge feſtgeſtellt ſind [1]: die Weltgeſchicke im Beginn der Zeiten, am Brunnen der Urd, wobei Skuld, die Künftige, zunächſt nur auf die Tafel eingeſchnitten wird und dann erſt an der Spitze der Valkyrjen perſönlich und lebendig den Schild erhebt [2]; die menſchlichen Looſe bei der Geburt, bei welcher die Nornen, die das

---

[1] Sæm. 181, 2: „aumlig norn skóp oss í árdaga, at ek skylda í vatni vada.“ 66, 48 (Munch 44, 48): „Þér var í árdaga ið liota líf um lagit“ u. ſ. w. (vgl. 217, 7: „liotar nornir.“)

[2] Str. 20: „Urd hétu eina, adra Verdandi, skáru á skídi Skuld ena þridju.“ Str. 24: „Sá hon valkyrjur u. ſ. w. Skuld hélt skildi, en Skogul onnur“ u. ſ. w. In Grimnismál Sæm. 45, 36 (Munch 31, 36) geben „Skeggold ok Skögul“ im Stabreim zuſammen; vgl. Vsp. Str. 46: „skeggold“. Sn. 213b: „Ox u. ſ. w. skeggja“ (Myth. 753 ob.). Sn. 39 (Arn. 120) wird Skuld zugleich als jüngſte Norn und als Valkyrje aufgeführt: „Gudr ok Rota [Arn. 2, 275: Rosta], ok norn en ýngsta, er Skuld heitir, rida iafnan at kiosa val, ok ráda vigum.“ In Hrólfs S. leitet Skuld (bei Saxo 2, 31: Sculda), eine Halbſchweſter dieſes Königs und Tochter einer Alfin, durch Zauber den todbringenden Kampf gegen ihren Bruder und hat dabei ein dämoniſches Gefolge von Alfen und Nornen (Fornald. S. 1, 32: „þetta hafdi verit ein álfkona.“ 1, 96 f.: „var Skuld en mesta galdrakynd, ok var út af álfum komin í módurætt sína, ok þess galdt Hrólfr konúngr ok kappar hans u. ſ. w. setr Skuld hér til enn mesta seid, at vinna Hrólf konúng, bródur sinn, svá at í fylgd er med henni álfar ok nornir ok annat ótoluligt illþýdi, svá mannlig náttúra má eigi slíkt standast“ u. ſ. w.); zugleich erſcheint, bei Saxo, auf der Seite Hrólfs eine andre Schweſter deſſelben, Ruta, welche den Helden Biarco unter ihrem Arme durchblicken läßt, damit er den in der Schlacht gegenwärtigen Odin, auf weißem Roſs und unter weißem Schild, zu ſehen vermöge (Saxo 2, 30 u. 37. Myth. 891. 1061); die Valkyrjennamen Skuld und Ruta = Rota und die Erwähnung der Nornen laſſen hier die Verdunklung eines älteren, mythiſchen Beſtandes muthmaßen. Stellen wie 2, 33:

> „Quid te, Hiarthvare, loquar? quem Sculda nocente replevit
> Consilio, tantaque dedit crudescere culpa“

vgl. 2, 31) oder 2, 34:

> „Tu quoque consurgens niveum caput exere, Ruta,
> Et latebris egressa tuis, in prælia prodi!
> Cædes te foris acta vocat“ u. ſ. w.

erinnern doch ſehr an jenes „Urdr, Hildr hefir þú verit“ (ſ. ob. S. 326, Anm. 1 und an obiges „Rota ok norn en ýngsta, er Skuld heitir u. ſ. w. ráda vigum“. In Frage kommt noch eine Zeile des Grôaliedes, Sæm. 97, 4 (Munch 164, 4): „skeikar þá Skuld at sköpum.“

Leben kieſen, faſt als Wehmütter hilfreich ſind[1], zugleich aber das Alter des Kindes und damit auch ſchon ſeine Todeszeit, nicht weniger die Grundzüge ſeines Lebensgangs und ſelbſt ſeine Sinnes- und Gemüthsart vorbeſtimmen. Im Nornenſpruch und in dem ihn erkennenden Geſichte der Vala iſt das anhebende Leben auch ſchon ein vollſtändig und unabänderlich gewordenes[2] gemäß der Anſchauungsweiſe des nordiſchen Alterthums, wonach der Menſch nicht nur zu eigenem und Andrer Glück oder Unglück[3], Heil oder Unheil, ſondern ſogar zu ſeinem ſittlichen Adel oder Unadel geboren und die böſe That nicht ſowohl eine Verſchuldung, als ein angeſchaffenes Unheil iſt[4]; von ſeiner Geburt an begleitet den Menſchen ein Folgegeiſt, eine Fylgja oder Hamingja, als Trägerin ſeines Glücks und zugleich, wenn ſie, beſonders in Träumen, zur Erſcheinung kommt, durch ihre Geſtalt ein Abbild ſeines Weſens. Wenn es nun nicht an Beiſpielen fehlt, daß auch Odin und andre Aſen Alter, Schickſal und Anlage den Sterblichen zuweiſen [1], wenn Odin ſelbſt oder durch die Valkyrjen, ſeine Dienerinnen, dem Leben der Helden auf der Wahlſtatt ein Ziel ſteckt, ſo ſind doch die Götter mit den Menſchen, obgleich in länger bemeſſenen Weltzeiten, demſelben Geſetze der Vergänglichkeit unterworfen, ſie haben, was ihnen bevorſteht, nicht ſelbſt feſtgeſtellt und müſſen die Rathſchlüſſe, die über ihr eigenes Loos beſtimmen, erſt anderwärts zu erforſchen bemüht ſein. Odin und Frigg, die doch ſonſt als ſchickſalkundig gerühmt

---

[1] Vsp. Str. 20: „þær lif kuro“ (vgl. Sæm. 164, 16. Munch 93, 27: „Lifna munda ek nú kiosa er liðnir eru“). Sæm. 187, 12 (Munch 109, 12): „hverjar 'ro þær nornir, er naudgönglar 'ro ok kiosa mœðr frá mögum?“ (vgl. Sæm. 194, 7. 195, 9. 196, 18.) Dagegen heißt es von den Valkyrjen Sn. 39 (Arn. 120; vgl. 2, 275): „þær kiosa feigð á menn u. ſ. w. at kiosa val“. Vgl. Sæm. 36, 41: „val þeir kiosa“ die Einherjen. 254, 27: „vildi þik kiosa;“ Hák. m. Str. 1, Heimskr. 1, 164: „at kiosa of konúnga“ u. ſ. w. Über kiosa Gr. 4, 608. Myth. 389. Zeitſchr. f. d. Alt. 6, 3 f.

[2] Fornald. S. 2, 51: „mèr var úngum aldr skapaðr.“ Sæm. 83, 13 (Munch 59, 13): „einu dœgri [am Tage der Geburt] mer var aldr um skapaðr ok alt lif um lagið“. Vgl. hiegegen Sæm. 176, 25. Munch 100, 25: „dœgr eitt er þer dauði ætlaðr;“ dafür Hák. m. 19, Heimsk. 1, 168: „Góðo dœgri verðr sá gramr of borinn, er ser getr slikan sefa; hans aldar æ mun vera at góðo getit.“ Lex. poet. 97a. 126a, c). Sæm. 187, 10 (Munch 109, 10): „æ til ins eina dags.“ Fornald. S. 3, 32 f.: „þat legg ek á hann“ u. ſ. w. Vgl. Grimms Myth. 381 **).

[3] Sæm. 227, 4 (Munch 128, 4): „þú vart, Brynhildr u. ſ. w. heilli verstu í heim borin“ u. ſ. w. („heill, n. omen“ Biörn 1, 341b. Myth. 822, 3. Lex. poet. 48a). Vgl. vor. Anm. „góðo dœgri“ u. ſ. w. (Myth. 820 f.)

[4] Dem Sohne Fridlevs ſchaffen die Nornen, wie gezeigt worden, beſonders ſeine zwieſpältige Sinnesart (Saxo 6, 102): „liberalitatis excellentiam u. ſ. w. parsimoniæ crimen u. ſ. w. permixta liberalitati parcitas;“ dem jungen Starkad verhängt Thór, daß er in jedem der drei ihm von Odin gegebenen Menſchenalter ein Nidingswerk verüben ſoll, und fügt zu dem Reichthum an fahrendem Gut, welchen Odin gewährt, die unerſättliche Habgier. Fornald. S. 3, 32: „hann skal vinna niðingsverk á hvörjum mannsaldri u. ſ. w. þat legg ek á hann, at hann skal aldrei þikjast nóg eiga“. Vgl. 2, 35: „at mer þór um sköp niðings nafn u. ſ. w. hlaut ek óhróðigr

---

illt at vinna u. ſ. w. þat er mèr harmast handaverka." Abweichend Saxo 6, 103: „Othinus u. ſ. w. Starcatherum u. ſ. w. non solum animi fortitudine u. ſ. w. illustravit u. ſ. w. quem etiam ob hoc ternis ætatis humanæ curriculis donavit, ut in his totidem execrabilium operum auctor evaderet; adeo illi consequenti flagitio vitæ tempora proroganda constituit". Drei Nidingswerke haften auch in Herv. S. an dem Schwerte Tyrfing (Fornald. S. 1, 414 f.: „með því sverði sé unnin 3 níðingverk hin mestu"), wie am Gold Andvaris mehrfacher Verwandtenmord (Sæm. 181, 5. 6: „syni þínum verða sæla skopuð" u. ſ. w.). Der Sigrûn war es geſchaffen, den Fürſten zum Hader zu werden; Sæm. 164, 16. Munch 93, 26: „var þer þat skapað, at þú at rógi rikmenni vart". Vorher ebd. 13: „þó kveð ek nökkvi nornir valda"; und weiterhin 165, 21: „einn veldr Oðinn öllu bölvi, þvíat með sifjungum sakrúnar bar". Vgl. hieher noch Sæm. 146, 32. Munch 81, 32: „Mik hefir myklu glœpr meiri sóttan" u. ſ. w. Fornald. 2, 484: „Miök er vandgætt, hve verða skal, ofborinn öðrum at banorði". Vgl. ebd. 466: „þvíat þat [sverð] mun verða at bana enum göfgustum brœðrum, dóttursonum þínum". Ebd. 470: „Hildibrandr kongr hafði berserkja náttúru, ok kom á hann berserksgángr". 484: „þá kom á hann berserksgángr u. ſ. w. þá sá hann son sinn, ok drap hann þegar". 485: „óviljandi aldrs synjaðak". Saxo 7, 136: „Parcarum præscius ordo" u. ſ. w. Berſerkergang als ein Unglück Sagabibl. 1, 149 f. Vatnsd. S. Vgl. Jus eccles. vet. 78 f.

[1] Der vom vollen Gerichte der Aſen beſtätigten Sprüche Thôrs und Odins über Starkad iſt mehrfach gedacht worden. Yngl. S. C. 29 läßt den Upſalakönig Ôn um langes Leben dem Odin opfern, der darüber ſeinen Ausſpruch gethan hat. Fornald. S. 2, 51: „ek hefi hiarta hart í briosti, síst mèr í æsku Oðinn framdi." 2, 132: „þat hafði Oðinn skapat Framari, at hann bitu eigi iarn."

wird [1], erahnen das ihrem geliebten Sohne Baldr drohende Unheil nur aus ſeinen beängſtenden Träumen und es iſt Gegenſtand eines beſondern Eddaliedes, wie Odin als Vegtamr zu Hel hinabreitet und durch Zauberſang eine längſt verſtorbene Vala weckt, um von ihr ſichere Kunde zu erlangen; aber auch der Seherin des umfaſſenden Valaliedes hat er fragend ins Auge geblickt und ſie ausgerüſtet, nicht nur Baldrs verborgene Geſchicke, ſondern auch die ganze Götterzukunft zu offenbaren. Die Abhängigkeit ſelbſt des Áſenvaters von einer vorbeſtimmenden Schickſalsmacht wird jedoch dadurch wieder aufgewogen, daß, während letztere nur als ſtarrer Begriff der Nothwendigkeit daſteht [2], dagegen in Odin der lebendige Geiſt, ſchaffend und waltend, forſchend und kämpfend, ſich bewegt und ſeine Ausſpendungen an die Menſchen, Weisheit, Beredſamkeit und Dichtkunſt, Heldenmuth, Schlachtkunde und Siegeskraft, dem Gehalte nach viel reicher ſind, als die eigentlich norniſchen Zumeſſungen der Lebenszeit und des Todestags. Noch in der aus dem allgemeinen Untergange verjüngten Welt erinnern ſich die wiederkehrenden Áſen an die Machturtheile und an des Hauptgotts alte Rúnen, wobei unter den Urtheilen doch wohl die vormalige Áſenherrſchaft auf den Gerichtsſtühlen an der Welteſche, unter dem Hauptgotte der rúnenkundige Odin verſtanden iſt [3]; einer Wiederkehr dieſes Gottes ſelbſt iſt nirgends gedacht, vielmehr kommt, nach Völuſpâ, zum göttlichen Gericht ein Gewaltiger, Allgebietender von oben, der auch die Schickſalſchlüſſe feſtſetzt, welche jetzt beſtehen ſollen [1], und auch Hyndla verkündet die Ankunft eines Mächtigern, den ſie jedoch nicht zu nennen wagt, wie denn Wenige jetzt ſchon über Odins Begegnung mit dem Wolfe hinausſehn [2]. Wenn in dieſen Liederſtellen, was nicht entſchieden iſt,

---

[1] Sæm. 63, 29 (Munch 43, 29): „orlög Frigg hygg ek at öll viti, þótt hon sialfgi segi.“

[2] Sæm. 175, 24: „lagt er alt for.“ 179, 53: „munat skopum vinna.“ Niala S. C. 10: „þat verdr hverr at vinna er ætlat er.“ Fornald. S. 1, 95: „audna rædr hvörs manns lífi, en ekki sá illi andi [Odinn].“ Myth. 820 f. 1226, 817. Sn. 212a: „Nornir heita þær er nauð skapa.“ Myth. 381.

[3] Vsp. Str. 58 (Sæm. 9, 60. Munch 7, 58): „Finnask æsir á Idavelli ok um moldþinur mátkan dæma [vgl. Lex. poet. 99a: „dæma“ β] ok minnask þar á megindóma ok á fimbultýs fornar rúnar.“ Dieß berührt ſich mit Str. 7: „Hittusk æsir á Idavelli“ u. ſ. w. (wie auch Str. 59: „gullnar töflur“ u. ſ. w. mit Str. 8: „Tefldu“ u. ſ. w.) und mit dem in der Urgeſchichte, Str. 6. 9. 27. 29, ſich wiederholenden: „þá gengu regin öll á rökstóla“ u. ſ. w.; förmliche Gerichtſitzung der Áſen ergibt auch Grimnism., Sæm. 44, 29 f. (Munch 30, 29 f.): „er hann [þórr] dæma ferr at aski Yggdrasils u. ſ. w. er þeir [æsir] dæma fara at aski Yggdrasils;“ hiezu Sn. 17 u. f. (Arn. 70. 262: „þridja rót askins stendr á himni, ok undir þeirri rót er brunnr sá, er miök er heilagr, er heitir Urðarbrunnr; þar

---

eigi gudin dômstad sinn, hvern dag rida Æsir þangat upp um Bifrost u. ſ. w. en þórr gengr til dômsins" u. ſ. w. vgl. Fornald. S. 3, 32 f. Sn. 123b: „â dœmistôli." Dœma iſt: judicare, existimare, aber auch allgemeiner: confabulari, colloqui, Lex. poet. 99a; dômr, dômstadr beziehen ſich nicht bloß auf Reingerichtliches, ſondern überhaupt auf Beſchlüſſe in geſeſſenem Rath (Rechtsalt. 745). Zu ſimbultýr vgl. Myth. 785. Lex. poet. 170. Zeitſchr. f. d. Alt. 3, 414. 6, 318.

[1] Str. 63: „þá kemr hinn ríki at regindômi, öflugr ofan, sá er öllu rædr: semr hann dôma ok saka leggr, vêsköp setr, þau er vera skolu." (Munch 189a: „Strofe 63 udelades af R, og de sidste 4 Linjer af samme ogsaa af A." Zu vêskop vgl. Rechtsalt. 810: „vêbönd"; ebd. 733 f.: „vargr i veum". Fornald. S. 1, 309: „sköp norna". Hiernach vêsköp: Schickſalbeſtimmungen aus heiliger Gerichtsſtätte. Zu „vera skolu" Gr. 4, 180. Sæm. 40, 4: „en i þrûdheimi skal þórr vera unz um riufask regin.")

[2] Hyndl. 40 f. (Sæm. 119. Munch 71a): „Vard einn borinn öllum meiri, sá var aukinn iardar megni; þann kveda stilli stôraudgastan, sif sifjadan sjötum görföllum. 41: þá kemr annarr enn mâtkari, þó þori ek eigi þann at nefna; fáir siá nû fram um lengra (vgl. Vsp. Str. 44: fram sé ek lengra u. ſ. w.), enn Odinn mun ûlfi mæta." Daß in Str. 40 Thôr gemeint ſei (deſſen auch Str. 4 gedenkt), folgt nicht aus „aukinn iardar megni," was in Str. 36 auch auf Heimdall angewendet iſt, alſo nicht gerade beſondern Bezug auf Jörd, als Thôrs Mutter, hat; wohl aber ſtimmt „öllum meiri" (vgl. Str. 41: „enn mâtkari") mit Thôrs „âsmegin" (Sæm. 56, 30. Sn. 26. 51. 114) und mit ſeinen Beinamen „âsabragr" (Sæm. 85, 34), „âsabetia" (Sn. 211. Sn. 101: „verjandi Âsgards"), auch den Beiwörtern: „þrûttoflûgr, dâdrakkr" (Sæm. 55, 23. 58, 38), ſowie „sif sifjadan (amicissimum; vgl. Sæm. 55, 21: „Odni sifiadr". Myth. 286. Biörn 2, 243: „sifi, m. cognatus, necessarius. 2) amicus." „sifiadr, affinitate junctus. 2) cognatus. 3) amicus."), sjötum (Biörn 2, 249b: „sjót, f. multitudo) giörvöllum" mit den anderwärtigen Bezeichnungen „vinr verlida," „sá er öldum bergr" (Sæm. 53, 11. 55, 22); da nach Saxo 7. 122. 124 derſelbe Hâlfdan, von welchem die norwegiſchen Könige abzuſtammen ſich rühmten, für einen Sohn Thôrs gehalten war, ſo könnte dieß veranlaſſen, „sif sifjadan" u. ſ. w. auf die Pflanzung der Königsſtämme durch Hâlfdan den Alten zu

chriſtlicher Einfluß waltet, ſo folgt noch nicht, daß demſelben auch Odins Verſchwinden aufzurechnen ſei, denn ſchon nach jener früheren nicht angezweifelten Strophe der Völuſpâ lebt Odin mit ſeinen alten Rûnen nur noch in der Erinnerung. Die ganze Darſtellung der verjüngten und beruhigten Welt ſticht freilich bedeutend ab von dem gewohnten ſtrengen und düſtern Gepräge des altnordiſchen Heidenthums, aber ſie hat ihr Vorbild in dem frohen Götterleben am Morgen der Zeiten und es kann füglich als eine Entwicklung des vorchriſtlichen Glaubens aus ſeinen eigenen Anſätzen betrachtet werden, daß der heilige Friede, dem in der erſten Schöpfung keine Dauer gegönnt war, in der Wiedergeburt unter einer mächtigern Gotteskraft zu ungetrübtem Beſtande gelangen ſoll. So weit nun einzelne Götter in das neue Leben namentlich eingeführt werden, handelt es ſich um die Herſtellung geſtörter Zuſtände und um die Abwehr fernerer Zerwürfniſſe: Baldr und Hödr bewohnen brüderlich die Hofſtätten des Vaters [1]; Hönir, der als Geiſel weggegeben war, kommt wieder zu ſeinem Looſe [2], ſodann, nach Grim-

---

beziehen; allein gerade das Hyndlalied, das doch Hálfdans und der Abſtammungen von ihm umſtändlich gedenkt (Sæm. 115, 15 bis 17), weiß nichts davon, daß er ſelbſt ein Sprößling Thôrs ſei. Lex. poet. 23a: „hinn almátki áss, de Odine sumitur, Isl. I, 258. Vigagl. 25.

[1] Vsp. Str. 60: „bûa þeir Hödr ok Baldr Hropts sigtóptir" u. ſ. w.

[2] Vsp. Str. 61: „þá kná Hœnir hlut [R. hlaut; vgl. Myth. 1064] vid kiosa, ok burir byggja [R. byrir, A. er burir] byggja brœdra tveggja vindheim vídan. Vitud ér enn eda hvat." Es iſt früher S. 191 ff. gezeigt worden, daß Hönir und Lodr nirgends als Brüder Odins genannt, ſowie daß Vili und Ve, Börs Söhne und Odins Brüder, mit Jenen nicht einerlei ſind; dasſelbe Misverſtändnis nun, wodurch gleichwohl dieſe Vermengung in die j. Edda (Sn. 10. Arn. 52) gekommen iſt, ſcheint auch zu ungeſchickter Ausfüllung einer lückenhaften Stelle der Völuſpá verleitet zu haben. Die Worte „ok [Var. er] burir" u. ſ. w. ſchließen ſich ſchon nicht ungezwungen an den Eingang der Str. 61 und es iſt nirgendher erſichtlich, wer denn die Brüderſöhne ſein ſollen, die hier, als Bewohner Windheims, mit Hönis Beſitzergreifung zuſammengebracht ſind. Daß die Inſaßen der neuen Welt in Völuſpá, wie ſie jetzt vorliegt, nicht zu erſchöpfender Aufzählung kommen, ergibt das zuverläſſige Vafthrûdnislied, indem es auch die Odinsſöhne Vidar und Vali (vgl. Sn. 106: „Hvernig skal kenna Vídar? u. ſ. w. byggvids födurtópta u. ſ. w. Vala u. ſ. w. byggvanda födurtópta." Sæm. 41, 11), die Thôrsſöhne Môdi und Magni wiedererſcheinen läßt; beſonders aber ſagt dasſelbe Lied, am Abend der Zeit werde Niörd zu weiſen Vanen heimkehren (Sæm. 36, 30. Munch 25, 39: „Í Vana-

nismál, wohnen Vidar und Vali an geweihten Stellen[1], gebrauchen Môdi und Magni den Hammer ihres Vaters zur Friedensweihe[2], denn da kein Jötun mehr genannt und von der Midgardsſchlange nur noch als von einer alten Kunde geſprochen wird[3], ſo iſt auch der rieſenzermalmende Thôr nicht weiter vonnöthen. So wenig aber Odin und Thôr in dieſem Abſchnitt der Götterſage wieder auftauchen, iſt auch noch irgend von den Nornen die Rede, ihre Zeitherrſchaft iſt gebrochen und wenn dieſelbe meiſt für eine harte und feindſelige angeſehen war, ſo begründet ſich damit das innere Bedürfnis, hinter und über dieſer blinden Nothwendigkeit und ihren launenhaften, in ſich zwieſpältigen Machtſprüchen zuletzt eine weiſe und gerechte Weltleitung hervortreten zu laſſen.

---

heimi skópu hann vís regin, ok seldu at gíslingu goðum: í aldar rök hann mun aptr koma heim með vísum vönum“). Dieſe Wiederkehr Niörðs in ſeine Heimath vermiſst man in Völuſpá um ſo mehr, als ſie ſich faſt nothwendig an diejenige Hönis, des Gegengeiſels, zu ſeinem Looſe angeſchloſſen haben würde; Windheim hätte dann ſeinen rechten Sinn für das luftige Vanenland, wie nach Skálda die Luft auch „vedrheimr“ benannt werden kann (Sn. 181. Arn. 486: „veidheimer“; die Strophe konnte etwa lauten: „Þá kná Hœnir hlut við kiosa, Niörðr mun byggva niðja sali, vindheim viðan“ u. ſ. w.); ſtatt deſſen ſind, wie ſonſt an die Stelle der göttlichen Väter die Söhne eintreten, zu Hönir unebenmäßig namenloſe Neffen geſellt.

[1] Sæm. 37, 51 (Munch 26, 51): „Viðarr ok Vali byggja vè goða, þá er sloknar Surta logi.“ Dieſe zwei deuten auf einen begrifflichen Gegenſatz: Vidar, deſſen weitgeſtrecktes Land mit Strauch und Gras verwachſen iſt (Sæm. 42, 17; vgl. Munch 29, 17), was ſonſt die „grünen Wege“ des Wandernden beſagen (Sæm. 100, 1: „grœnar brautir“. 191, 41. Sn. 115, 1), und der den dicken ledernen oder eiſernen Wallerſchuh trägt (Sn. 31: „hann hefir skô þiokkvan“. 73. 105: „eiganda iarnskôs“. Vgl. Fornald. S. 1, 276 f. 338 f.), verbildlicht das Weggehen, die Hinfahrt, Vali, deſſen Sitz die Bank des Fremdlings iſt (Sæm. 41, 6. Munch 28, 6: „valaskiálf“), das Kommen, die Wiederkehr (Fornald. S. 1, 316: „kemr hann á gestabekk, ok svá fyri Gest hinn nýkomna“). Vgl. Heimdall und Loki, Baldr und Höd.

[2] Sæm. 37, 51 (Munch 26, 51): „Môði ok Magni skolu Miöllni hafa ok vinna at vígþroti“. R. Munch 191 a: „Vingnis at vígþroti, A, samt Cdd. af Snor. Ed.“ Sn. 76. Arn. 202 f. 2, 293. Biörn 2, 506 b: „þrot, n. defectus virium et consilii.“ 507 b: „at þrióta, deficere“. Über Weihungen mit Thôrs Hammer ſ. Thôr 28 f. Myth. 165.

[3] Vsp. Str. 58: „Finnask æsir á Idavelli ok um moldþinur mátkan dœma.“

Wie Odin Wiſſen aus Mimis Brunnen, Dichtkunſt aus Ôdrörir ſchöpft, ſo trinkt er am Sturzbache, Sökkvabekk, aus goldenen Schalen mit Saga; irdiſcher Weiſe ſcheint er als greiſer Skälde „Uggr“ gewandert zu ſein[1], bei Heidrek war er als Räthſelkundiger und nun kommt er noch zu Chriſtenkönigen als Sagenmann[2], als ein Wanderer, der von Königen und Kunden der Vorzeit Vieles zu ſagen, der Abenteuer aus allen Landen, alte und neue, zu erzählen weiß (ſ. ob. S. 316). Dazu kann auch Niemand beſſer ausgerüſtet ſein, als eben Odin, der Stammvater königlicher Geſchlechter, der den berühmteſten Helden von früheſter Jugend bis zu ihrem gewaltſamen Tode gegenwärtig, der ſie alle um ſich in Valhöll zu verſammeln ſtets geſchäftig war. Für Tóki und Nornageſt, die ſtatt des verhüllten Gottes eingetreten ſind, iſt der Verkehr mit den Heldenkönigen lediglich zum Dienſtverhältniſſe geworden, aber von den gefeiertſten Namen, denen jene ſich anſchloſſen, Hrólf, Hálf, den Völſungen und Niflüngen, hätte auch Odin aus viel bedeutſamern Beziehungen Kunde geben können[3]. Es iſt nicht unglaublich, daß die Erſcheinung Odins als Sagenerzähler ſchon in reinheidniſchen Überlieferungen ihren Vorgang hatte und in dieſen der Name Nornageſt, der jetzt wenig einleuchtend abgeleitet iſt[1], dem Gotte ſelbſt zukam, als Beſucher der Nornen, deren Schickſalſprüche, namentlich auch die der Heldenſage zu Grund liegenden (ſ. ob. S. 322), die von Odin ausgeſtattete Vala verkündigt hat.

---

[1] Saxo 5, 88: „Deseruit eum [Hunor. regem] quoque Uggerus vates [vgl. 8, 144: „Berhgar vates“], vir ætatis incognitæ et supra humanum terminum prolixæ; qui Frothonem transfugæ titulo petens, quicquid ab Hunis parabatur edocuit.“ Nach P. E. Müllers Vermuthung iſt „Uggerus“ der Name Odins Yggr (beſonders Sæm. 47, 53: „Odinn ek nû heiti, Yggr ek adan hèt“), Uggr (Sn. Arn. 1, 466); Yggr, Gen. Yggs, konnte bei Saxo zu Uggerus werden, wie Starkadr, Gen. Starkadar und Starkads (Fornald. S. 3, 32 f.) zu Starcatherus, Ullr, Gen. Ullar, und Hœdr, Gen. Hadar, zu Ollerus und Hotherus.

[2] Sturl. S. Th. 1, C. 6: „sagnamadr“ (neben saga die Form sögn f., Gen. sagnar); ebd.: „var frædimadr mikill, ok fór med sögur“; vgl. Heimſkr. 1, 1: „fornar frásagnir u. ſ. w. svá sem ek hefir heyrt fróda menn segja u. ſ. w. eptir fornum kvædum eda söguliodum u. ſ. w. gamlir frædimen“ u. ſ. w. Fornald. S. 1, 381: „Sögu-Eirikr.“ bei Saxo 8, 144: „Ericus fabulator“; ſo iſt zu leſen ſtatt fibulator.

[3] In Hrólfs und die Völſungenſage greift bekanntlich Odin überall ein. In Hálfs S. C. 13 (Fornald. S. 2, 45) beklagt ſich Innſteinn, daß Odinn einen ſolchen König des Sieges beraubt habe; „egum Odni illt at gialda, er hann slikan konûng sigri rænti“; vgl. 2, 39.

Die Saga in ungebundener Rede hat ſich kunſtmäßig erſt bei den Isländern herangebildet. Anfänglich dienten nur kürzere Proſaſtücke, wie in den Heldenliedern der Edda, die oft unvollſtändig überlieferten, überhaupt mehr geſprächartigen, als erzählenden Geſänge zu ergänzen und im Thatſächlichen zu erläutern. Vergleicht man dann mit den Völſungenliedern die Völſungaſaga, ſo zeigen ſich umgekehrt der ausgebreiteten proſaiſchen Erzählung größere oder kleinere Liederſtellen mehr noch zum Schmuck oder zum Zeugnis eingeflochten. Das iſt die allgemeine Form der auf das Heldenalter bezüglichen Sagawerke; ja man fand nöthig, wo keine Lieder zu Gebote ſtanden oder die Erzählung romanhaft erdichtet war, die beglaubigenden Verſe neu zu fertigen. Selbſt die eigentliche Geſchichtſage ſucht in häufiger Beiziehung ſolcher Gedichtſtellen, die von gleichzeitigen und mithandelnden Perſonen herrühren oder doch dafür angeſehen ſind, eine vorzügliche Gewähr. Snorri bemerkt in der Vorrede ſeines Geſchichtbuchs, Einiges ſei geſchrieben nach alten Geſängen oder Sageliedern, welche den Leuten zur Kurzweil gereicht haben und wenigſtens von alten Sangkundigen für wahrhaft gehalten worden ſeien[2], und er nennt ſofort Thiodôlfs und Eyvinds Stammreihenlieder, in denen noch Mythiſches und Sagenhaftes vorherrſcht; dann aber kommt er auf die Skâlden Harald Schönhaars und auf die norwegiſchen Königslieder überhaupt zu ſprechen, und was in dieſen, die vor den Fürſten ſelbſt oder ihren Söhnen geſungen worden, über die Fahrten und Kriege derſelben enthalten ſei, findet er ganz glaubwürdig, denn obgleich die Skälden den zu erheben pflegen, vor dem ſie auftreten, ſo dürfte doch Keiner wagen, Einem ins Geſicht Thaten beizulegen, die von allen Hörern und ihm ſelbſt für gefabelt erkannt wären, das wäre ja Spott und nicht Lob[1]. (Fornm. S. 11, 164, 4 [vgl. 12, 242]: „sögu-kvæði.)

---

[1] Norna-gestr iſt wörtlich Gaſt der Nornen; als Eigenname konnte zwar Gestr durch den vorgeſetzten Gen. (wie in Sogu-Eirikr, Jûngu-Oddr, Örvar-Oddr u. dgl.) irgendwelche Beziehung zu den Nornen erhalten, als Täufling der Nornen; aber dieſe Pathinnen führen überhaupt nur mit zweifelhaftem Anſpruch den Nornennamen. Vgl. Gr. 2, 422: Pâlna-Tôki.

[2] Heimſkr. 1, 1: „sumt er ritat eptir fornum kvædum eda söguliodum, er menn hafa haft til skemtanar ser. Nû þô at ver vitum ei sannindi â þvi, þâ vitum ver dœmi till þess, at gamlir frœdimen hafa slikt fyrir satt haft.“ Vgl. Sn. 83 f. (Arn. 216): „at kenna monnum frœdi“ u. ſ. w. skâld eda frœdamadr; V. ok frœdimadr.“ Myth. 855. Hiezu S. Ol. e. helg. Chriſtiania 1853, S. 2 f.

Die Angaben der Lieder ergänzt Snorri aus der Meldung unterrichteter Männer[2]. Alles weiſt darauf, daß die altnordiſche Saga aus dem Sageliede, die Geſchichtserzählung aus geſchichtlichen oder für geſchichtlich geltenden Geſängen herausgewachſen iſt. Noch der ſpäte Nornageſtsthättr deutet das richtige Verhältnis an, wenn er den vielgewanderten Gaſt nicht bloß Sagen erzählen, ſondern auch die Harfe, in deren Stock er ſeine Lebenskerze trägt, ſpielen und darauf namentlich Gunnarsſchlag und das alte Gudrunslied anſchlagen läßt (ſ. ob. S. 313). Wo Odin ſelbſt noch dieſer Gaſt iſt, wird zwar der Harfe nicht gedacht, und welcherlei Geſang Saxos Skälde Ugger (ſ. ob. S. 334) gepflegt, iſt nicht angegeben; daß aber auch das Sagenlied, wie alle Dichtkunſt, in Odins göttlichem Geiſte ſeinen Urſprung hat, davon liegt ein anderwärtiges Zeugnis in der mehrerwähnten Dichterweihe Starkads. Dieſem iſt die Skäldſchaft von Odin ſolcher Weiſe gegeben, daß er ebenſo fertig dichten als reden ſoll [1]. Starkad führt nun, wie Bragi, den Beinamen der Alte, und Skáldatal, das ihn an die Spitze ſtellt, ſagt von ihm, ſeine Lieder ſeien die älteſten bekannten, er habe von Dänenkönigen gedichtet; nach ihm iſt auch die alterthümlich einfachſte Versart, eben diejenige des Sagenliedes, Starkadarlag benannt, und was von Liederbruchſtücken ihm zugeſchrieben wird, iſt in dieſer Weiſe verfaßt [2]. Wie Tóki und Nornageſt hat er mehrere Menſchenalter gelebt, weite Lande durchfahren und mit vielen Königen verkehrt, aber mehr, als jene, war er ſelbſt ein thatenreicher Held; Odin, der Gott des Kampfes und Sieges, wie des Geſangs, hat ſeinen Günſtling und Zögling [3] nach beiderlei Seiten begabt. Starkads Helden- und Sängerleben wäre Gegenſtand einer weitſchichtigen Darſtellung; hier kann nur mit wenigen Zügen hervorgehoben werden, was ihn unter allen Kämpen und Skálden der nordiſchen Sagenwelt in ſcharfer Eigenthümlichkeit auszeichnet. Er lebt an Höfen, nennt ſich Sänger des Königs, dichtet Loblieder und rühmt königliche Freigebigkeit[1]; aber junge Könige, welche zugleich Gold geben, Schwerter ſchwingen und Schiffe rüſten, erklärt er höheren Lobes werth, als daheimſitzende und ſchatzſparende[2]; würdiger Zweck des Goldſpendens iſt ihm nur die Sicherung eines kampftüchtigen Gefolges; im Landnámabuch wird Starkad der Alte namentlich als Skálde bei König Frôdi und ſeinem Sohne Ingiald bezeichnet[3]; aber die Hoflieder, die er letzterem beim Gelage ſingt, ſind ſchwertſcharfe Schelten und Weckrufe, wodurch er den verweichlichten jungen König aufſtachelt, den Tod ſeines tapferen Vaters Frôdi blutig zu rächen[4]. Der greiſe Skálde preiſt das harte Leben, die rohe Koſt, das einfache Getränk der Könige und Recken ſeiner früheren Zeit[5] gegenüber der üppigen Sitte, die durch Ingialds ſächſiſche Gemahlin aus Deutſchland eingebracht worden, und ein goldenes Haarband, das ihm dieſe zur Beſchwichtigung darbot, wirft er ihr mit Unwillen ins Geſicht[6]; Verächter der weichlichen Goldſchmiede, wird er zum Lobredner der Waffenſchmiede, die ihn ſelbſt einmal durchgehämmert haben (Saxo 6, 109. 8, 152); überall ein abgeſagter Feind aller Gaukler und Spielleute, hat er einem ſolchen, der ihn auf Befehl der Königin erheitern ſollte, aber mehr einem Steinbild, als einem Menſchen, zu ſingen und zu blaſen ſchien, einen Knochen auf die Pausbacken geſchleudert [1]; als er einſt, an der Berghalde ſitzend, zum Kampfe für Ingialds Schweſter ſeine neun Gegner erwartet, trifft ihn ein Wartmann derſelben bis an die Schultern eingeſchneit; den koſtbaren Mantel, womit ihn die Königstochter beſchenkt, hatte Starkad in die Dorne geworfen, und als er dann von den furchtbaren Wunden des ſiegreichen Streites erſchöpft, ſich auf einen Fels niedergelaſſen, hat ſich dieſem die bleibende Spur ſeiner Geſtalt eingedrückt [2]. Eis- und ſteinrieſenhaft, wie er hier erſcheint, iſt er auch, den Sagen zufolge, jötuniſcher Abkunft oder ein wiedergeborner Jötun, und die grauenhafte Schilderung ſeiner Jötunlarve iſt ihm ſelbſt in den Mund gelegt [3]; mit dieſer Thurſenart hängt aber die wilde und

---

[1] Heimskr. 1, 2: „Með Haraldi voru skald, ok kunna menn enn kvæði þeirra, ok allra konúnga kvæði þeirra er siðan hafva verit at Noregi, ok tökum ver þar mest dæmi af því, er sagt er í þeim kvæðum, er kveðin voru fyrir sialfum höfðingjunum eða sonum þeirra; tökum ver þat alt fyrir satt, er í þeim kvæðum finnz um ferðir þeirra eða orrustur. Enn þat er háttr skálda at lofa þann mest, er þá eru þeir fyrir; enn engi mundi þat þora, at segja sialfum hönum þau verk hans, er allir þeir er heyrði, vissi at hegómi væri ok skrök, ok svá sialfr hann: þat væri þá háð enn eigi lof“. Noch von Olaf dem Heiligen und ſeinen Vorbereitungen zur Schlacht bei Stikleſtad erzählt Snorri: „þá kallaði konúngr til sín skáld sín, ok bað þá gánga í skialdborgina; skulot þer, segir konúngr, hér vera ok siá þau tíðindi er hér geraz, er ydr þá eigi segjandi saga til; þvíat þer skulot frá segja, ok yrkja um siðan“. Heimskr. 2, 381. Vgl. S. Olafs ens Helga, Chriſt. 1853, 206. Vgl. ob. S. 313.

[2] Heimskr. 1, 1 f., ſchon im Eingang der Vorrede: „fornar frásagnir u. ſ. w. svá sem ek hefir heyrt fróða menn segja“; weiterhin: „Eptir Þiodólfs sögn er fyrst ritin æfi Ŷnglinga, ok þar viðaukit eptir sögn fróðra manna“. Vorher: „hann orti ok kvæði u. ſ. w. þat er kallat Ŷnglingatal“.

---

[1] Fornald. S. 3, 33: „Odinn mælti: ek gef honum skáldskap, at hann skal eigi seinna yrkja enn mæla“ (wie von Odin ſelbſt ſ. oben). Saxo 6, 103: „[Othinus Starcatherum] non solum animi fortitudine, sed etiam condendorum carminum peritia illustravit.“

[2] Skálda tal S. 479: „Starkadur inn Gamli var Skalld, hanns kvædi ero förnust þeirra sem menn kunno, hann orti um Dana Konga“ (vgl. Heimskr. 1, 2: „kunna menn enn kvædi þeirra“). Sn. 311 (Arn. 2, 104): „sem Starkadr gamli kvad.“ Yngl. S. C. 25 und 29 (Heimskr. 1, 30. 34): „Starkadr hinn gamli“; ebenſo Landn. 226. Sn. 268 (Arn. 712 f.) ſind Beiſpiele von Fornyrda- und Starkadar-lag, der einfachſten Form desſelben, gegeben (vgl. oben S. 268). Eine große Zahl von Strophen dieſer Versart, in welchen Starkadr ſpricht, Fornald. S. 3, 16 ff., vielleicht ſämmtlich dem Liede angehörend, wovon ebd. 3, 35 geſagt iſt: „Þá orti Starkadr kvædi þat, er heitir Vikarsbálkr“ (vgl. Sn. 268, Arn. 712: „bálkar-lag“). Auch Sn. 311 f. (Arn. 2, 104) ſteht eine Str. „í bálkarlagi“ als Beiſpiel des „Barbarismus“ durch Aſpiration (hr ſtatt r): „sem Starkaðr gamli kvað: þann hefi ek manna menzkra fundit hrlugheyjandi! [V. heyanda, hreytanda] hrammaztan at afli“; vgl. Saxo 6, 116 b: „maxime regum [Frotho]“ u. ſ. w. „magni Frothonis“ u. ſ. w. 117 a: „magnum Frothonem.“

[3] Wie Odin als Hroſshársgrani auf der Inſel Fenhring den jungen Starkad erzieht (Fornald. S. 3, 17 f. 32 f.), ſo war er auch Pflegvater Geirröds (Sæm. 39) und, als Bauer Hrani, Beherberger Hrólfs und ſeiner Gefährten (Fornald. S. 1, 77 ff. 94 f.).

---

[1] Fornald. S. 3, 31: „Mèr gaf Vikar valamálm [vgl. Sæm. 114, 8: valamálmi], hring enn rauða, er ek á hendi ber; mèr Þrímerking, en ek Þrumu honum [alſo eine Widergabe]“ u. ſ. w.; nach Vikars Tode nennt er ſich, ebd. 36: „hringa vanr ok hróðrkvæða [ſtatt: „hróðr kveda“], drottinlaus“ u. ſ. w.; ebd. 37: „at iöfurs greppi“. Sn. 194: „Skáld heita greppar“ u. ſ. w.

[2] Sn. 268 (Arn. 712 ſ.): „Veit ek verðari, þá er vell gefa, bröndum beita ok búa snekkjur: hæra hróðrar en heimdraga, únga iöfra en auðspörut“ u. ſ. w.

[3] Landn. S. 226 (Sagabibl. 2, 585. Sagnb. 90). Fornald. S. 2, 12 ſ.: „Fróða ens frækna, föður Ingialds Starkaðar-fóstra.“

[4] In Saxos lateiniſcher Umſchreibung 6, 115 ff. („hoc carmine usus asseritur“, „clara rursum voce recinuit“); die in voriger Anmerkung gegebene Str. und die darauf folgende, beide als Belegſtellen für Starkadarlag in Skálda eingerückt, können gleichfalls an Ingiald gerichtete Mahnungen ſein.

[5] Saxo 6, 117: „Ipse rex parvo meminit modestam ducere vitam. Mellei temnens speciem saporis, combibit tostum Cereris liquorem, nec parum coctis dubitabat uti, assa perosus.“

[6] Saxo 6, 116: „Absonum namque est, ut in arma promptis nexili crinis religetur auro u. ſ. w. Uxor Ingelli levis ac petulca Teutonum ritus celebrare gestit, instruit luxus et adulterinas præparat escas“. 6, 118b: „Dum gravem gemmis, nitidamque cultu aureo gaudes celebrare nuptam“ u. ſ. w. Vgl. 6, 114: „postquam se enim Teutoniæ moribus permisit“ u. ſ. w. „mirifici operis vittam“ u. ſ. w. 6, 115: „Teutonum luxus u. ſ. w. saxonicamque imitatus illecebram“ u. ſ. w.

---

[1] Saxo 6, 115: „Quo evenit, ut elusus opinione sua mimus, statuæ magis quam homini canere putaretur u. ſ. w. tibiæ cantu [114: tibicine modulari jusso] u. ſ. w. Osse itaque u. ſ. w. in vultum gesticulantis projecto, plenas aurarum buccas violenta flatus excussione laxavit u. ſ. w. Deinde in ampliorem histrionis suggillationem, mox citandum carmen subtexuit.“ Vgl. 6, 104: „quod apud Upsalam sacrificiorum tempore constitutus, effœminatos corporum motus scenicosque mimorum plausus ac mollia nolarum crepitacula fastidiret“ u. ſ. w. 105: „Victo occisoque Hugleto u. ſ. w. Starcatherus, quoscunque ex histrionibus captioni casus obtulit, cædendos virgis curavit“ u. ſ. w. Yngl. S. C. 25 (Heimskr. 1, 29 f.).

[2] Saxo 6, 111: „sub montis cujusdam clivo sessione quæsita, adversum ventis ac nivibus corpus præbuit u. ſ. w. purpureum quoque, quo nuper a Helga donatus fuerat, sentibus amiculum injecit u. ſ. w. quendam montis fastigio immittunt u. ſ. w. is postquam montanæ celsitudinis verticem conscendit, in devexa ejus parte senem prospicit scapulis tenus nivali desuper respersione contectum u. ſ. w. Igitur consumpto pene robore, saxo, quod in vicino forte situm erat, genibus advolutus, paulisper eidem acclinis incubuit: cujus cava adhuc superficies cernitur, ac si illam decubantis moles conspicua corporis impressione signasset. Ego autem hanc imaginem humana arte elaboratam reor“ u. ſ. w.

[3] Über das Verhältnis des Jötuns zum Helden Starkad vgl. Thôr 185 ff. Hauptſtelle Fornald. S. 3, 36 f., die drei Str. vgl. 18 f.

böſe Seite ſeines Weſen zuſammen, wie ſie nicht bloß in ſeinem Grimm und Ungeſtüm, ſondern zugleich in der Ehrvergeſſenheit und Treuloſigkeit ſeiner Nidingswerke zu Tage kommt [1]. Das ſchmählichſte und verrufenſte von dieſen iſt, daß er ſich mit Gold dingen läßt, ſeinen letzten Herrn, den König Áli, meuchleriſch im Bade zu erſchlagen; er ſelbſt empfindet darüber bittere Beſchämung und Reue, ſo daß er an einigen der Anſtifter für ſein eigenes Verbrechen blutige Rache nimmt [2], und als er, von Alter entkräftet und erblindet, des Lebens überdrüſſig iſt, hängt er das Gold, das er für den Mord an Áli empfangen, an ſeinen Hals, um damit Einen, der ihn todtſchlage, zu erkaufen, worin ihm mit ſeinem eigenen Schwerte willfahrt wird [3]; ſo erfüllt ſich auch an ihm das mit Gullveig über die Menſchen gekommene Schickſal (ſ. oben S. 322) [4]. Ganz von dieſer gehäſſigen Seite nimmt ihn Nornageſts Erzählung vom Kampf der Giukúnge mit Gandálfs Söhnen: im Heere der letztern ſah man einen großen und ſtarken Mann, der haufenweiſe Männer und Roſſe niederſchlug, denn er glich mehr Jötunen als Menſchen; auf Sigurds Frage nennt er ſich Starkad, Störverks Sohn von Fenhring; als aber Sigurd ſich als den Fáfnistödter zu erkennen gibt, will Starkad entweichen; noch ſtößt Sigurd ihm mit dem Schwertheſte zwei Backenzähne aus und heißt dann das Ungethüm ſich trollen; der eine dieſer Zähne, den Nornageſt aufhob, hängt, den Neugierigen zur Schau, an einem Glockenſeil in Dänemark und wiegt ſieben Öre; mit Starkads Flucht entflohen auch Gandâlfs Söhne und bald nachher verlautet Starkads Nidingswerk, die Ermordung König Âlis im Bade[1]. Doch nicht ſo nachzüglich erſt, ſchon in einem der Eddalieder von dem zu den Völſungen gerechneten Helgi, Hundings Tödter, muß Starkads Name und ungethümliche Erſcheinung ſich herbeilaſſen; hier iſt er einer der von Helgi bekämpften Granmarsſöhne, der Könige grimmigſter, deſſen Rumpf ſich noch ſchlägt, nachdem das Haupt gefallen iſt[2], offenbares Seitenſtück zu Saxos Meldung von Starkad, Störverks Sohn, wonach deſſen abgeſchlagenes Haupt noch in eine Erdſcholle beißt[1]. Das altheimiſche Reckenthum, das mit ſeinen rauhen Tugenden wie mit ſeinen unverblümten Freveln und Flecken in Starkad vertreten war, erſcheint nur noch als verſinkendes Geſpenſt im Hintergrunde der glänzenden Geſtalten eines Sagenkreiſes von fremder Herkunft, deſſen aber die nordiſche Dichtkunſt mit voller Kraft und entſchiedener Vorliebe ſich bemächtigt hat. Wie der Völſung Sigmund in Valhöll aufgenommen iſt, macht die Verherrlichung ſeines Geſchlechts den Hauptinhalt der Heldengeſänge, die ſich den Eddaliedern aus der Götterſage anſchließen. Sigurd vor allen iſt nun der berühmteſte unter der Sonne[2], er und was mit ihm zuſammenhängt, iſt den Skålden und ihrer Sprache überall geläufig[3], während von Hrôlf Kraki zwar öfters noch das Goldſäen, von Hâlf einmal das Gewand, als Bezeichnung der Brünne[4], von Starkad lediglich nichts im ſkåldiſchen Bilderſchmucke zu finden, ſein Name zwar noch einer Versart angeeignet, übrigens jeder Nachhall

---

[1] Fornald. S. 3, 36: „kölluðu hann endrborinn iötun ók níding. Vgl. ebd. 35: „at mèr þór um skôp níðings nafn“ u. ſ. w. Fornald. S. 1, 385 wird er „þussinn“ angeredet.

[2] Saxo 6, 147: „pecunia Starcatherum asciscunt. Ille ut rem ferro exequeretur adductus, utentem balneis regem, susceptis cruenti ministerii partibus, attentare constituit“ u. ſ. w. 148: „Centum et viginti auri libræ in præmio reponebantur. Postmodum pœnitentia ac pudore perculsus, tanta animi acerbitate commissum facinus luxit, ut si mentionem ejus incidere contigisset, a lacrymis temperare non posset. Adeo culpæ atrocitatem resipiscens animus erubescebat. Præterea aliquot ex his, quorum instinctu usus fuerat, in sceleris a se commissi vindictam occidit, et cui facto manum tribuerat, præbuit ultionem.“ Ýngl. S. C. 29 (Heimskr. 1, 34): Áli var konúngr at Uppsölum XXV vetra, áðr Starkaðr hinn gamli drap hann.“ Nornag. Þ. C. 8 (Fornald. S. 1, 331): „heyrðum vèr getit níðings vígs Starkaðar, er hann hafði drepit Ála [S. Armôð] konúng í laugu.“ S. Egils ok Ásm. C. 17 (Fornald. S. 3, 406): „Þenna Armôð[?] drap Starkaðr hinn gamli í laugu, ok var þat hitt síðasta óskapaverk hans.“

[3] Saxo 149 u. bis 153: „emendi in se percussoris gratia, aurum, quod pro Olonis interfectione meruerat, collo appensum gerebat“ u. ſ. w.

[4] Starkad in der Hölle ſ. Fornm. S. 3, 200 f.

---

[1] Fornald. S. 1, 330 f.: „Í þeirra [Gand. s.] liđi sást einn mađr mikill ok sterkr, drap þessi mađr menn ok hesta, svá at ekki stóđ viđ, þvíat hann var líkari iötnum enn mönnum u. ſ. w. ímóti þeim mannskelmi u. ſ. w. Hann kveđst Starkađr heita Stórverksson, norđan af Fenhríng úr Noregi. Sigurđr kveđst hans heyrt hafa getit, ok optarr at illu: eru slíkir menn eigi sparandi til ófagnađarins u. ſ. w. Starkađr vill þá undan leita; en Sigurđr snýr eptir, ok færir á lopt sverdit Gram, ok lamdi hann međ hiöltunum á iaxlgardinn, svá at hrutu úr honum tveir iaxlarnir, var þat meiđsla högg. Sigurdr bađ þá mannhundinn í brott dragast þađan. Starkađr snarast þá í burt þađan: en ek tók annann iaxlinn ok hafđa ek međ mèr, er så nú hafđr í klukkustreng [í Lundi] í Danmörk, ok vegr siö [V. 6] aura; þikkir mönnum forvitni at siá hann. Þegar er Starkađr lagđi á flótta, flýđu Gandálfs synir u. ſ. w. Litlu siđarr heyrđum vèr getit níđíngs vígs Starkađar, er hann hafđi drepit Ála [V. Armóđ] konúng í laugu.“ Auch hier, neben dieſem Meuchelmorde, das zweite Nidingsſtück, die ehrloſe Flucht (vgl. Saxo 7, 126), und eine der von Thôr angewünſchten unheilbaren Wunden (Fornald. S. 3, 33: í hverju vígi „meiđslasár“; vgl. Saxo 6, 105 od. 101 f., hiezu 8, 152 u. 8, 146, 2. Fornald. S. 1, 383 u. 385 f.) Nornag. þ. Cap. 7 (1, 329 f.) läßt Gandâlfs Söhne, Verwandte Sigurd Hrings, von dieſem wider die Giukunge geſchickt ſein, dagegen ſtehen ſie nach Sögubr. (1, 380) und Saxo (8, 144: „editi Gandal sene“ u. ſ. w.) im Brâvallakrieg auf Haralds Seite, während Starkad, in Âlis Gefolge, für den Schwedenkönig kämpft.

[2] Sæm. 161 (Munch 91 a): „Granmarr hèt ríkr konungr, er bió at Svarinshaugi, hann átti marga sonu: einn hèt Hödbroddr, annarr Guđmundr, þriđi Starkađr u. ſ. w. svá sem segir í Völsungakviđu inni fornu“ u. ſ. w. Sæm. 164, 13 f. (Munch 92, 24 f.): „(Helgi kvađ:) fèllu í morgun at Frekasteini Bragi ok Högni, varđ ek bani þeirra. En at Styrkleifum Starkađr konungr, en at Hlèbiörgum Hrollaugs synir;

þann så ek gylfa grimmûđgastan, er barđisk bolr, var á brot höfuđ." Hier iſt „gylfa" gen. pl. des „konunga nafn" gylfi; Sn. 191; vgl. 208 a. Seltſam erſcheint neben Starkad auch der Name Bragi bezüglich auf den vorgenannten „Starkađr konungr."

[1] Saxo 8, 153; „Igitur Hatherus adacto vegete gladio senem capite demutilavit. Quod corpori avulsum impactumque terræ glebam morsu carpsisse fertur, ferocitatem animi moribundi oris atrocitate declarans." (Stephan. nott. 178 b f.) Im Starkadsliede von der Bråvallaſchlacht muß ein Kämpe, Sôknarſôti, vorgekommen ſein, der, als ihm der Kiefer geſpalten und das Kinn weggehauen iſt, in ſeinen Bart beißt und es ſo feſthält (Fornald. S. 1. 384)

[2] Sæm. 173. 7 (Munch 98, 7): „þû munt mađr vera mæztr und sôlu, ok hæstr borinn hverjum iöfri."

[3] Den Mittheilungen aus der Sigurds- und Niflûngenſage fügt Skålda bei (Sn. 145. Arn. 370): „Eptir þessum sögum hafa flest skåld ort, ok þekit ýmsa þâttu" (Harum narrationum complures poetæ alii alias partes variando descripserunt"). Vgl. Sagabibl. 2. 376 bis 380.

[4] Lex. poet. 235 a: „Hálfs gerđar" ornatus Halvi, loricæ. Sagabibl. 2, 453 *): „See et Vers af Stuf Skald i Heimskringla, Olaf Kyrres Saga Kap. 9" [fehlt bei Peringſk.]; vgl. Sn. 194 (Arn. 528): „Rekkar voru kallađir þeir menn, er fylgđu Hálfi konûngi, ok af þeirra nafni eru rekkar kallađir hermenn, ok er rêtt at kenna svá alla menn."

ſeiner reichen Sage im Kunſtliede verklungen iſt [1]. Dagegen wird er, obgleich nicht von hoher Abſtammung, bei Saxo und im Bruchſtück als der Kämpe von weiteſt verbreitetem Ruhme hervorgehoben [2] und, was mehr beſagt, es iſt auf ihn eben jene Fülle gewichtiger Thaten und Erlebniſſe gehäuft, wofür nur dreifaches Menſchenalter ausreichen konnte und in der zugleich ſeine Beglaubigung als Altmeiſter des Sageliedes lag. Sein thatkräftiges und ſangreiches Leben muſte ſich beſonders noch auf die gewaltige Schlacht im Felde Brâvellir, an der oſtgotländiſchen Bucht Brâvik, erſtrecken, die berühmteſte Schlacht des Nordens [3], die von Saxo mit den Farben eines Ragnarök geſchildert wird [4]. In ihr ſind um die beiden Gegner, Harald Hilditönn, König der Dänen, und ſeinen Verwandten, den Schwedenkönig Sigurd Hring, die Tapferſten aus allen nordiſchen Reichen und den Nachbarlanden verſammelt, Skälden, wie Starkad ſelbſt, kämpfen mit[1], Schildjungfrauen ſchwingen Banner und Schwert, und wenn in manchen Sagen nur der Schatten Odins vorüberſtreift, ſo tritt der alte Heldenvater leibhaftig und ſelbſthandelnd in die Mitte dieſes von ihm angeſchürten und gelenkten Völkerſtreits[2]. Wie nun in demſelben Starkad, auf Sigurd Hrings Seite vorkämpft und zum Heldenruhm auch hier die furchtbarſten Wunden davonträgt, ſo galt er zugleich für den Sänger des großen Liedes von der Brävallaſchlacht, das den Schilderungen Saxos und des Sagabruchſtücks zu Grunde liegt, und in den zuſammengereihten Streiternamen ſind noch die Anlaute des alten Stabreims hörbar[3]; auch der Schwanenſang des lebensmüden Greiſes ſchließt die Aufzählung ſeiner Großthaten mit dem brävelliſchen Sieg, als einem unvergänglichen Denkmal ſeiner Tapferkeit[1]. Die angeführten Quellen erklären die Entſtehung des großen Kampfes wirklich nur aus dem kriegeriſchen Geiſte des Odinsglaubens: der hochbejahrte Harald, von Jugend auf ein Geweihter Odins, will in herrlichem Schlachttod untergehn, Odin ſelbſt, dem die Kampftodten angehören, ſtiftet als Bote Haralds Zwietracht unter den Anverwandten und erſchlägt als Wagenführer den erblindeten Greis, der nun vom Schlachtfeld mit großem Gefolg aus dem eigenen und dem feindlichen Heere nach Valhöll zieht[2]. Die Geſchichtforſchung, welche dieſen nordiſchen Völkerſtreit in die vordere Hälfte des 8ten Jahrhunderts ſetzt[3], ſieht ſich nach andern, als bloß mythiſchen, Anläſſen um; aber ſie ſtimmt den Sagen in dem Ergebnis der gewaltigen Bewegung bei, daß ein Wechſel der Obergewalt im Norden die Folge war und die wirkende Kraft in demſelben durch den Brävallaſieger Sigurd Hring auf ſeinen ſagenberühmten Sohn Ragnar Lodbrök und deſſen ſtreitbare Söhne übergieng.

---

[1] Wenn Vetrlidi, ein Skâlde vom Schluß des 10ten Jahrhunderts, zu Thôr ſpricht (Sn. 103. Arn. 258): „steypđir Starkađi“, ſo iſt damit der Jötun, nicht der Held und Sänger, gemeint (Thôr 176 bis 178. Heimskr. 1, 285 u. Tietr. XXIII ob.); auch Stôrverkr ſteht in den Gedenkverſen, Sn. 209 b (Arn. 550), unter den „jötna heiti“.

[2] Saxo 6, 102 f.: „Siquidem [Starcath.] excellentius humano habitu corpus a natura sortitus, ita id animi magnitudine æquabat, ut nulli mortalium virtute cedere putaretur. Cujus tam late patens claritas fuit, ut adhuc quoque celeberrima factorum ejus ac nominis opinio perseveret. Neque enim solum apud nostros egregiis operum titulis coruscabat, verum etiam apud omnes Sveonum Saxonumque provincias speciosissima sibi monumenta pepererat.“ 6, 120: „Ast ego, qui totum concussi cladibus orbem“ u. ſ. w. Fornald. S. 1, 381: „sâ kappi, er âgætastr hefir verit î fornsögum: Störkuđr inn gamli Stôrverksson, er upp hafđi fœđst î Noregi â Hörđalandi î eyjunni Fenring, ok farit hafđi vîđa um lönd, ok verit međ mörgum konûngum.“

[3] Fornald. S. 1, 382: „var sû orrosta svâ snörp ok mikil, sem segir î öllum fornum sögum, at engi orrosta â Norđlöndum hafi hâit verit međ iammiklu ok iamgôđu mannvali til orrostu at telja.“ Vgl. 1, 238. 510, 1. 3, 216: „þâ skyldi vera bardagi â Brâvöllum, er mestr hefir verit â Norđlöndum, sem segir î sögu Sigurđar Hrings, fôđur Ragnars lođbrôka u. ſ. w. Î þessi orrostu fêll Haraldr konûngr, ok međ honum fimtân konûngar u. ſ. w. sem segir î sögu hans“ u. ſ. w.

[4] Saxo 8, 146: „Deinde canentibus lituis summa utrinque vi conseritur bellum. Crederes repente terris ingruere cœlum, silvas camposque subsidere, misceri omnia, antiquum rediisse chaos, divina pariter et humana tumultuosa tempestate confundi, cunctaque simul in perniciem trahi“ u. ſ. w.

---

[1] Sogubr. C. 8 (1, 379): „þessir kappar voru med Haraldi konûngi: Sveinn. Sàmr, Gnepi enn Gamli, Gardr, Brandr. Blœngr, Teitr. Tyrvingr, Hialti; þeir voru skàld Haralds konûngs ok kappar.“ Vgl. Saxo 8, 143: „poeses quoque patrio sermone contexere promtissime calluerunt.“ 144: „Berhgar vates.“

[2] Der Dänenkönig Harald Hilditönn, der greiſe Held dieſer Schlacht, aus der er von Odin hingerafft wird, iſt vom Beginn bis zum Schluſſe ſeines Lebens ein vollkommener Odinsmann und es gebührt ihm eine bedeutende Stelle in der Ausführung des Odinsmythus nach der Seite des Heldenthums. Er und ſeine Nächſtverwandte heißen Sæm. 117, 27: „gumnar godom signadir.“

[3] „Historiam belli Svetici Starcatherus, qui et ejusdem prælii præcipuum columen erat, primus danico digessit eloquio, memoriæ magis quam literis traditam. Cujus seriem ab ipso pro more patrio vulgariter editam digestamque latialiter complecti statuens, inprimis præstantissimos utriusque partis proceres recensebo.“ 8, 146: „Illic Starcatherus, qui belli hujus seriem sermone patrio primus edidit, prior in acie dimicans, Haraldi proceres Hun et Eli, Hort ac Burgha a se prostratos, abscissamque Wisnæ dexteram commemorat. Cæterum Roa quendam cum duobus aliis Guepia et Garthar a se in acie vulneratos occubuisse declarat. Hisdem Scalki patrem tacito nomine applicat. Idem fortissimum Danorum Haconem a se in terram prorutum, seque ab eo ita mutuo vulneratum testatur, ut exertum thorace pulmonem, cervicemque mediotenus scissam, manum quoque uno truncam digito gerens excederet bello, diuque hiscens plaga nec cicatricis capax, nec medelæ habilis videretur. Eodem teste puella Weghtbiorg in hostem dimicans Soth pugilem acie stravit“ u. ſ. w. Fornald. S. 1, 381 bis 383: „hvar er kappinn Störkudr, er enn hertil bar àvalt hærra skiold? vinn oss sigr!“ u. ſ. w. 384: „sem Störkudr inn gamli segir“ u. ſ. w. 385 f. Verzeichnis anlautender Namen Lex. myth. 301. Vgl. Sagnhist. 112.

Dieſes Geſchlecht iſt es nun, welches die Völſunge verwandtſchaftlich an den Norden bindet, ſo daß Völſungaſaga ſich unmittelbar in der Ragnarsſaga fortſetzt. Ragnar Lodbrók hat die in niedrigen Stand gerathene Áslaug, Sigurds des Fáfnistödters Tochter von Brynhild, unerkannt zu ſich erhoben; aber erſt nachdem ſie ihm den fünften Sohn geboren, bewährt ſie durch das Schlangenzeichen in deſſen Auge die Abkunft von dem Sagenhelden und dadurch von Odin ſelbſt, wonach dann der Neugeborne „Sigurðr Ormr-î-auga“ genannt wird[1]. Vikingsfahrten Ragnars und ſeiner Söhne giengen nach Südweſten, namentlich nach Frankland[2]; von da iſt auch die dreijährige Áslaug in einer Harfe nach den Nordlanden gebracht worden, ein Bild der wandernden Sage[3].

---

[1] Saxo 8, 152: „Semperque manebit nostra bravellinis virtus conspecta trophæis.“

[2] Saxo 7, 142 f.: „Othinus u. ſ. w. insidiosæ legationis cura arctissimam regum concordiam labefactavit, tantaque inimicitias serentis fallacia fuit, ut amicitia ac necessitudine vinctis mutuum odii rigorem ingeneraret, quod absque bello satiari non posse videretur u. ſ. w. Sunt qui Haraldum non livoris impulsu, aut regni æmulatione, sed industrio quodam spontaneoque conatu clandestinas exitii causas quæsivisse testantur. Quum enim ob senectam severitatemque civibus etiam onustus existeret, ferrum morbi cruciatibus anteponens, spiritum in acie quam lectulo deponere præoptavit, consentaneum præteritæ vitæ operibus exitum habiturus. Itaque quo mortem suam clariorem efficeret, inferosque comitatior peteret, complures tanti consortes adsciscere gestiebat, futuræ cladis materiam ultronea belli instructione molitus. His ergo de causis tam propriæ, quam alienæ necis aviditate correptus, ut par utrobique strages incideret, pares utrinque copias instauravit, aliquando fortius Ringoni robur applicans, quem victorem superesse maluerat.“ Vgl. 8, 146 f. Fornald. Sög. 1, 377. 380. 386 f.

[3] P. E. Müller, Sagnhist. 119 (vgl. Sagabibl. 2, 492) um 730; Munch 2, 95 f. zwiſchen 715 und 730.

Als Skálde desſelben Geſchlechts war Bragi der Alte angeſehen und er iſt auch der erſte, dem ein Kunſtlied zugeſchrieben wird, worin Beziehungen auf die Völſungenſage hervortreten; die Drápa zum Preiſe des Schildes, einer Gabe von Ragnar, der als Sohn Sigurds (S. Hrings) angeredet wird, beſingt, als Gegenſtand eines der Schildbilder, den tapfern Kampf der Gudrúnsſöhne und hierüber wird ausdrücklich bemerkt, Bragi habe dieſe Verwandten der Áslaug gelobt, damit dadurch Ragnars Ehre gemehrt werde (ſ. oben S. 284); wohl in dem gleichen Liede wird das Schlangengift dichteriſch Trank der Völſunge genannt, weil der Völſung Sigmund ohne Schaden Gift trinken konnte[4];

---

[1] Sn. 144 (Arn. 370): „Eptir Sigurð svein lifði dôttir, er Âslaug hêt u. ſ. w. ok eru þaðan ættir komnar stôrar.“ Fornald. S. 1, 257 bis 9. Vgl. Saxo 9, 170 f. Sæm. 104, 31. Sagabibl. 2, 383 f. 476 u. bis 78. Es iſt ein mehrfach vorkommender Sagenzug, daß nichtebenbürtige Frauen um ſo höher in das Licht einer fabelhaften Abkunft geſtellt werden.

[2] Fornald. S. 1, 354: „Loðbrôkar synir fôru um mörg land með hernaði: England ok Valland ok Frakkland, ok ûtum Lombardî.“ 1, 357: „Sigurðr ormr î auga ok Biörn iarnsîða ok Hvîtserkr höfðu herjat vîða um Frakkland.“ Vgl. Zeuß 535 f.

[3] Fornald. S. 1, 229: „[Heimir] lætr nû giöra eina hörpu svâ mikla, at þar lêt hann meyna Âslaugu î koma, ok mangar gersimar î gulli ok silfri, ok gengr â brôtt sîðan vîða um land, ok um sîðir hingat â Norðrlönd.“ 1, 233: „nû fær hûn [kelling] uppkomit hörpunni, ok þar sêr hûn eitt meybarn, at hûn þôttist ekki slîkt sêt hafa“ u. ſ. w.

[4] Sn. 144 f. (Arn. 1, 370): „Svâ er sagt, at Sigmundr Völsûngsson var svâ mâttugr, at hann drakk eitr ok sakaði ekki; en Simfiötli sonr hans ok Sigurðr voru svâ harðir â hûðna, at þâ sakaði ekki eitr, at

in Valhöll iſt Bragi mit Sigmund und deſſen älteſtem Sohne Sinfiötli geſchäftig, den in der Schlacht gefallenen Eirik Blutaxt zu empfangen (ſ. oben S. 279), einen Sohn Haralds Schönhaar, welch letzterer auf Mutterſeite von Ragnar und Áslaug, der Sigurdstochter, ſtammt [1]. Bei Starkad zeigt ſich von der Völſungen- und Niflungenſage nirgends eine Spur; in ſeinem Brâvallaliede war wohl Ragnars Vater gefeiert, aber erſt mit der Frau des Sohnes wird die Stammtafel völſungiſch. Die Eddalieder jenes Sagenkreiſes ſind zwar großentheils im Fornyrdalag, alſo in Starkads Tone, gedichtet, tragen jedoch vielfachen Anflug der Kunſtſprache und haben, in Sigrdrifamál, eine ganze Rûnenlehre aufgenommen. Was dagegen von Starkads Sange durchklingt, hält ſich, angemeſſen der Art ſeiner Helden und dem Zuſchnitt ſeiner eigenen Kämpenſchaft, in gänzlich ſchmuckloſem Stil [2]. Es iſt auch nicht geſagt, daß Starkad von Suttungs Meth getrunken habe, ſeine Skaldſchaft, das einfache Sagenlied von den altnordiſchen Recken, eignete ſich beſſer, als für den rûniſchen Odrörir, zur unmittelbaren Verleihung durch Odin, den Gott des kriegeriſchen wie des dichteriſchen Geiſtes.

---

utan kværmi á þá bera. Þvî hefir Bragi skáld svá kvedit: u. ſ. w. hrökkviáll u. ſ. w. Volsûnga drekku“ (die Midgardsſchlange). Vgl. Sæm. 170 f. Fornald. S. 1, 130. 142. 323. Lex. myth. 210 a.

[1] Fornald. S. 2, 10 u. bis 12 ob. 16. Fagrsk. 12, 20. Einen andern Sohn Haralds, Hákon den Guten, läßt Eyvinds Lied auf deſſen Tod gleichfalls durch Bragi in Valhöll bewillkommen, wo derſelbe ſchon acht Brüder trifft, Heimskr. 1, 167: „Þu átt inni hêr átta brœdor! kvad Bragi“. Vgl. Fagrsk. a. a. O.

[2] P. E. Müller, der es gut verſtand, alte Grundlage von ſpäterer Zuthat zu unterſcheiden, jene unter dieſer herauszufühlen, bemerkt über die Starkadslieder, Sagnhist. 88: „Vi ville ikke paastaae, at netop de samme vers, Stærkodder havde digtet, gientoges til Saxos Tid. Men det er ikke blot Saxo, der giör Stærkodder til Digter, han nævnes blandt Skialdene i det gamle Skialdatal, og hvad der er vigtigere, Vers under hans Navn citeres i Snorros Edda (Rask's Udg. S. 311) og fornemmeligen i Göthreks og Hrolfs Saga u. ſ. w. vi have flere Exempler paa, hvorledes slige Sange giennem Rækker af Aarhundreder ere forplantede, i det de Tid efter anden foryngedes, ligesom Sproget modtog en ny Farve. Nye Træk kunne da maaske og være bleven lagte til, men Æmne og Grundtone maatte blive det samme.“ Vgl. Sagabibl. 2, 585.

Der Hohe.

Reden des Hohen, Hâva-mâl, lautet die gemeinſame Überſchrift, unter welcher die hauptſächlichen Spruchgedichte der Liederedda zuſammengefaßt ſind. Der Hohe (Hâr, Gen. ſchw. Form Hâva, vgl. Gr. 1 (2), 312. 742 γ) iſt Odin, der ſich ſelbſt als Sprecher zu erkennen gibt. Des Hohen Halle, Rath, Reden ſind dieſen Sprechliedern gangbare Ausdrücke[1], dagegen zeigt ſich in denſelben keine Spur von Jafnhâr und Thridi; die Erzählung der j. Edda von den drei Hohen iſt ſichtlich an Hâvamâl angeſponnen und hat daraus eine Strophe wörtlich herübergenommen; man hat demnach Hâvamâl von jener Anknüpfung an die Gylfiſage gänzlich freigeſtellt zu betrachten (vgl. oben S. 176). Unter dem Geſammtnamen ſind drei verſchiedene Spruchgedichte begriffen: zuerſt eine Reihe von Lehrſprüchen, die, wenn auch einzeln für ſich gültig, doch am gleichen oder verwandten Gegenſtande ſich fortſetzen und damit in Gruppen gliedern, ſodann je in beſondrer Einleitung Lodfâfnismâl, eine weitere Folge von Klugheitslehren, und endlich Rûnatal, ein Spruch über Rûnen mit Aufzählung achtzehn heilſamer Zauberlieder. Wenn nun gleich die beiden letztern Stücke durch eigene Rahmen und Formeln in ſich abgeſchloſſen ſind und namentlich das dritte nicht in der Ermahnung, ſondern in der Zauberkunde ſich bewegt, ſo fallen doch alle in den Kreis altnordiſcher Spruchweisheit und die Lehrſprüche treffen mit den Rûnen und Zauberſegen darin zuſammen, daß ſie gleich dieſen ſich gern an mythiſche Namen und Vorgänge anlehnen und daß auch ihre Beſtimmung iſt, für alle Vorkommniſſe des Lebens zu ſeien und feſtzumachen, nicht ſowohl ſittliches Pflichtgefühl zu pflanzen und zu nähren, als vielmehr den Mann mit Klugheit, Vorſicht, ſicherer, tüchtiger Haltung auszurüſten; es iſt mit den ertheilten Rathſchlägen nicht auf das Gute an ſich, ſondern auf die Nützlichkeit der Befolgung abgeſehen[2].

---

[1] S. oben S. 245, Anm. 1.

[2] Die Klugheit, mit deren Beiſpiel Odin ſelbſt vorangeht, wird bis zur Falſchheit und Verſtellung empfohlen Str. 46 f.; vgl. 43 (Munch 44 f. vgl. 41). 92 f. (90 f.); Gaſtfreiheit wird zur Pflicht gemacht, zugleich aber dem Gaſte gegen den Wirth ein argwöhniſches, lauerndes Benehmen angerathen 1 bis 8 (1 bis 7): Freigebigkeit bringt Widergabe, iſt das Mittel, ſich Freunde zu

Die Zuſammenhänge des verſchiedenartigen Spruchweſens in Hávamál und den verwandten Gedichten ſind übrigens ſchon im vorhergehenden Abſchnitt erörtert worden; hier handelt es ſich nur noch darum, das Verhalten Odins in ſeinem göttlichen Lehrberuf und in der Einwirkung auf ſeine Schüler durch die drei Theile von Hávamál zu verfolgen und aufzuweiſen. Im erſten, umfangreichſten Theile, der gänzlich den Lebensregeln gewidmet iſt, läßt Odin ſich als Redender nicht verkennen, wenn zwei ſeiner Abenteuer, fortwährend in erſter Perſon geſprochen, erzählt werden, das eine, die Werbung um Billings Tochter, zur Warnung vor ungenügſamer Begierde und weiblichem Wankelmuth, das andre, um den Nutzen gewandter Rede zu beweiſen, die Erlangung des koſtbaren Meths von Gunnlöd[1]. Da nun dieſe Stücke mit den übrigen Lehren zu einem Ganzen verbunden ſind, ſo eignen ſich dadurch alle dem gleichen Redner an; auch erſcheint das Ich noch ein paar mal, obwohl wenig für Odin paſſend; vielmehr iſt anzunehmen, daß in den

---

gewinnen und zu erhalten 40. 42 f. 45 (38. 40 f. 43); Tapferkeit iſt um ſo rathſamer, als dem Kampfſcheuen das Alter doch keinen Frieden gibt 16 f. (14 f.); der Nachruhm überlebt Gut, Freunde und den Mann ſelbſt 77 f. (75 f.). Nicht als hätte dem alten Norden der rege Sinn für jede uneigennützige Tugend und Tüchtigkeit gemangelt; aber das Treffliche, was den Mann auszeichnet, iſt ein angeborner, naturwüchſiger Adel, der eben darum nicht lehrhaft zum Ausdruck kommt, ſondern in den Lebensbildern der Helden- und Geſchichtſage; gelehrt werden kann das Gute nur als Verſtändiges, Nützliches; kluger und unkluger Mann (fródr, snotr, ósniallr, ósvidr, ósnotr madr) ſind darum die Loſungswörter der Lehrſprüche. (Die Skálden werben in ihren Liedern um Gold und Gunſt, ihre dankbare Treue bewähren ſie in den Schlachten ihrer Könige). Es kommt der Einſicht in die Sittenlehre ſo wenig, als in die Mythenlehre des nordiſchen Heidenthums zu ſtatten, wenn man in dieſem, nach der einen und der andern Seite, überall das Chriſtliche voraus angezeigt finden will. Dem Chriſtenthum ſelbſt geſchieht damit kein Dienſt, wenn auf ſolche Weiſe der gründliche Unterſchied zwiſchen ſeiner lauteren, das Geſetz der Liebe voranſtellenden Sittenlehre und den Begriffen der heidniſchen Germanen verwiſcht wird, wenn es nicht überhaupt eine völlig neue Botſchaft war, vor deren ergreifendem Eindruck die Bekenner Odins ſich niederwarfen. Nur wenn das Heidniſche in ſeinem beſondern Weſen erkannt iſt, kann auch die Wirkſamkeit des neuen Glaubens klar gewürdigt werden. (Vgl. Myth. 132.)

[1] Str. 96 bis 104 (94 bis 101; Lex. poet. 54 a vermuthet appellativ „billings mær"; zweifelhaft iſt die Beziehung auf Rindr, Rinda bei Saxo 3, 44 f.); 106 bis 112 (103 bis 110).

größern Verband manches ſchon ſprichwörtlich Vorhandene mit aufgenommen wurde[1]. Der Hohe wird hier nicht als Lehrer genannt, ſondern in der Beziehung, daß am Tage nach dem Methraub die Reifthurſe, nach Bölverk forſchend, ſich aufmachen, des Hohen Rath zu erfragen in des Hohen Halle, unter der hier leicht erſichtlich Odins Wohnung in Ásgard verſtanden iſt[2]. Bedeutſamer für das Spruchgedicht ſtellt ſich die Nennung dieſer Halle im zweiten Theile, Lodfáfnismál. Die Lehren werden hier ſo eingeleitet: „Zeit iſt zu reden lange Reden auf des Redners Stuhl, am Brunnen der Urd; ich ſaß und ſchwieg, ich ſah und bedachte, horcht' auf der Männer Spruch; von Runen hört' ich ſprechen mit den Tagfrühen, und in Nächten ſchwiegen ſie nicht, an des Hohen Halle, in des Hohen Halle hört' ich alſo ſagen“[3]. Es folgen 26 (nach der Eintheilung bei Raſk 24) lehrhafte Geſätze mit dem mehrfach wiederholten Anruf: „Ich rathe dir, Lodfáfnir, merke du Rath! genießen wirſt du's, wenn du merkſt“[4]; die Räthe ſelbſt ſind gleichartig denen des erſten Theils, doch ſind keine Mythen eingeflochten, auch werden nicht Galder und Rûnen gelehrt, ſondern nur beiläufig als heilſam empfohlen [1]. Der Sprechende, der auf dem Rednerſtuhl am Urdbrunnen verkündigt, was er mit ſtillem und beharrlichem Aufmerken in des Hohen Halle ſagen hörte, iſt Lodfáfnir und was er mittheilt, iſt nicht ſeine eigene Lehre, ſondern wörtlich die dort empfangene mit der an ihn ſelbſt gerichteten Anrede, durch die er eben ſeine höhere Sendung beglaubigt [2]. Seine Stellung als Sprecher und zuvor als Hörer bezeichnet er in mythiſch bildlicher Weiſe; daß ſein Redeſtuhl am Brunnen der Norn ſteht, daß er vernommen hat, was in Odins Halle geſprochen ward, damit iſt ausgedrückt, es handle ſich um Eröffnungen eines Unterrichteten in der Wiſſenſchaft, die man von jenen heiligen Stätten ableitete. Auf welcher Männer Rede Lodfáfnir gelauſcht, wer es war, der zu ihm ſprach: „ich rathe dir", iſt nicht geſagt; aber die Stimme, die an und in des Hohen Halle ſich vernehmen ließ, kommt am beſten von dieſem Hohen ſelbſt, der auch im erſten Theile Weisheit lehrt, und der Männer Rede, das Sprechen über Rûnen, tiefere Kunden, weiſt auf einen geiſtigen Verkehr Odins mit den in ſeine Nähe erhobenen Geweihten [3].

---

[1] Str. 48 (46): „ungr var ek forðum, fôr ek“ u. ſ. w. 71 (69): „eld sâ ek uppbrenna“ u. ſ. w. Die Str. 77 und 75 klingen in Eyvinds Hákonsliede (zum Jahr 963) an: „Deyr fê, deyja frændr“ u. ſ. w. Heimskr. 1, 168. Fagrsk. 26.

[2] Str. 111 (109): Ens hindra dags gêngu hrîm-þursar Hâva râðs at fregna Hâva hölln [dat.] 1; at Bölverki þeir spurðu“ u. ſ. w. In dieſer und der folgenden Strophe iſt von Odin in dritter Perſon die Rede und „hygg ek“ gebraucht hier ein Sprecher, der von Odin übel denkt; Simrocks Vermuthung eines Zuſatzes (Edd. 383) erſcheint hinſichtlich dieſer beiden Strophen gegründet.

[3] Lodf. Str. 1 f. (Munch 111 f.): „Mâl er at þylja þulor lângar [fehlt bei Munch; vgl. Sn. 179 f.: „î þorgrims-þulu“] þularstôli at Urðar brunni at; sat [Munch sâ] ek ok þagðak, sâ ek ok hugðak, hlýdda ek â manna mâl. 2. Of rûnar heyrðak dœma [Lex. poet. 99 a: d. of rûnar de runis, scientiis, verba facere, Hâvam. 113]“. M.: [ok regindôma, nê um risting þögðu] með dagræðum [Gr. 2, 253*. Myth. 709. Vgl. Lex. poet. 93 a. Dieſes râð hätte dat. pl. râðum, Munch 16 b, 112]. nê um niðum [Myth. 672 f.] þögðu, Hâva höllu at Hâva höllu î [Lex. poet. 24 b: „ad aulam, in aula“] heyrðak segja svâ.“ Vgl. Sn 212 b: mâl er at segja manna heiti. Fornm. S. 4, 202: sat hann þar lengi dags yfir mâlum manna.“ 2, 311: „er þat mâl manna.“

[4] Str. 3 ff. (113 ff.): „Râðumk [Gr. 4, 39 f.] þer, Lodfâfnir, en [M. at] þû râð nemir! njóta muntu ef þû nemr.“

Der Name Lodfáfnir iſt nur ſoweit durchſichtig, als Fáfnir bei den Dichtern Schlange bedeutet [4]; die Zuſammenſetzung mit loð, zottig, läßt auf eine beſondre Schlangenart rathen [5]. Fáfnir heißt auch der

---

[1] Str. 11 (121): „góðan mann teygðu þer at gamanrúnum ok nem líknargaldr [ſ. oben S. 266] meðan [þú] lifir" [gamanrúnar ſind jedoch hier nur: „sermones jucundi," Lex. poet. 221 a]; Str. 26 (138): „við bölvi rúnar."

[2] Dietrich zu Hávam., Zeitſchr. 3, 424: „ein gewöhnlicher götterverehrer konnte noch 861 zu Ansgars zeiten ſeiner rede vor dem ſchwediſchen volke gegen die annahme des chriſtenthums zu grunde legen, er habe ſie in der verſammlung der götter des landes gehört, und ſei von ihnen damit ans volk beauftragt; Rimbertus, vita Ansg. C. 23."

[3] Vgl. Dietrich in Haupts Zeitſchr. 3, 425.

[4] Sn. 180 (Arn. 184). Arn. 2, 486 b u. 570 a; auch für ſolche Gegenſtände, die nach der Schlange benannt werden, unter den „sverða heiti" Sn. 215 a (Arn. 567): fafnir (wie þinorr, góinn, níðhöggr), für das Schiff (wie ormr, dreki, naðr) Lex. poet. 150 a.

[5] Biörn 2, 38: „lóð (loð), n. n. ſ. w. villositas, hirsuties." „loðinn (loðinn), hirtus, villosus." „loðkápa, f. toga pellibus villosis subsutilis." Fornald. S. 1, 288: „loðbrækur og loðkápa," vgl. Saxo 9, 169 f. Fornald. S. 2, 60: „Loðhattar son."

Hortwächter, der in Wurmgeſtalt, die er angenommen, von Sigurd erſchlagen wird, und zwar iſt nicht etwa der Eigenname auf die Schlange übertragen, ſo wenig als ähnliche Benennungen derſelben, Ofnir und Svâfnir, von Odin ſtammen, der vielmehr dieſe Namen führt, weil auch er ſich zur Schlange verwandelt hatte[1]; ein Bruder Fáfnis fuhr als Fiſchotter in den Waſſerfall und hieß demgemäß Otr[2]. Nun erſcheint Fáfnir auch in der Eigenſchaft beſondern Wiſſens, indem Sigurd noch den Todwunden über Dinge aus der Götterwelt in gleicher Formel befragt, wie Gangrâd den weiſen Vafthrûdnir[3], und ſobald er den mit Fáfnis Herzblute beträuften Finger an die Zunge gebracht, die Stimme der ſchickſalweiſenden Vögel verſteht[4], was an die Übertragung ähnlicher Fähigkeiten mittelſt des Speichels erinnert; das Herz galt ja für den Sitz des weiſen Sinnes (ſ. oben S. 200). Verſtehen der Vogelſtimme, faſt ſprichwörtlicher Ausdruck für die ſpähſamſte Klugheit, wird noch anderwärts, ſelbſt in der Geſchichtſage nordiſchen Männern zugeſchrieben [1] und auch hierin ſteht Odin voran, auf deſſen Achſeln die zwei Raben Huginn und Muninn ſitzen und ihm Alles in die Ohren ſagen, was ſie auf ihrem täglichen Flug über die ganze Welt geſehen

---

[1] Wie ofnir und svâfnir auf die Bewegung der Schlange, ſcheint das dunkle fáfnir ſich auf das Athmen, Blaſen derſelben zu beziehen; vgl. πνέω, πνεῦμα, flo, flavi, ahd. fnehan (anhelare), fnâhtjan, fnaſton, Graff 3, 781 f. Sæm. 188, 17 (M. 109, 18) ſagt Fáfnir: „eitri ek fnæsta" u. ſ. w. Lex. poet. 188 a. Fornald. S. 1, 162: „svá fnýsta ek eitri." Sæm. 188, 19 (M. 109, 19): „Inn fráni ormr! þû gørdir fræs mikla" u. ſ. w. Lex. poet. 202 a: „fræs, f., sibilus, sibilatio" u. ſ. w. Sæm. 186 (M. 108): „en er Fáfnir skreid af gullinu, blês hann eitri" u. ſ. w. Fornald. S. 1, 346: „blês eitri" u. ſ. w. Dieß ſpricht für die Zuſammenſtellung Fáfnis mit Πύθων, Myth. 345; vgl. Syſtem der griech. Mythol. von J. F. Lauer, Berlin 1853, S. 260: „neben der Quelle Kaſtalia der Drache Πυθώ oder Πυθών (von der Wurzel πυθ, faulen, blaſen, wehen, puſten) u. ſ. w. Pott 1, 263. N. 252."

[2] Sæm. 180 (M. 104): „Otr hêt brôđir várr u. ſ. w. er opt fór í forsinn í otrs líki" (Biörn 2, 153 a: „otr, m. lutra); vgl. 183 a (M. 106): „at Fáfnir lá á Gnitaheiđi ok var í orms líki."

[3] Sæm. 187, 12 und 188, 14 (M. 109, 12 und 14): „Segđu mer (þat) Fáfnir! alls þik frôđan kveđa ok vel mart vita" u. ſ. w. Sæm. 34, 26 (M. 24, 26. 24, 34): „Segđu þat iđ fiorđa, alls þik frôđan [in andern Str. „svinnan"] kveđa ok þû, Vafþrûđnir, vitir" u. ſ. w.; auch begegnet ſich Sæm. 188, 20 (M. 109, 20): „Ræđ ek þer nû, Sigurđr! en þû râđ nemir" u. ſ. w. mit dem wiederkehrenden: „Râđumk þer, Lođfáfnir! en þu râđ nemir" u. ſ. w. (Sæm. 24 ff. M. 16 ff.) Sæm. 190, 34 (M. 111, 34): nennt den Fáfnir: „inn hâra þul". Vgl. wieder Lođf. m. Str. 24 (Sæm. 27. M. 18, 135): „at hârum þul" u. ſ. w.

[4] Sæm. 189 (M. 110): „þá gékk Reginn at Fáfni, ok skar hiarta or hánum međ sverđi (því) er Riđill heitir, ok þá drakk hann blôđ or undinni eptir; Reginn kvađ: 27. Sittu nû, Sigurđr! en ek mun sofa ganga, ok halt Fáfnis hiarta viđ funa; eiskold ek vil etinn láta eptir

---

þenna dreyra drykk." Sæm. 190 (M. 110 f.): „Sigurdr tók Fáfnis hiarta ok steikdi á teini. Er hann hugdi at fullsteikt væri, ok freyddi sveitinn or hiartanu, þá tók hann á fingri sînum ok skynjadi hvárt fullsteikt væri. Hann brann ok brá fingrinum î munn ser, en er hiartblód Fáfnis kom á tungu hânum, skildi hann fugls röd; hann heyrdi at igdur klokudu á hrisinu; igdan kvad: [dieß paßt nicht zur vorſtehenden Proſa] „þar sitr Sigurdr sveita stokkin, Fáfnis hiarta vid funa steikir; spakr þætti mer spillir bauga, ef hann fiörsega fránan æti." Sæm. 191 b (M. 111 b): „Sigurdr hió hofud af Regin, ok þá át hann Fáfnis hiarta ok drakk blód þeirra beggja Regins ok Fáfnis; þá heyrdi Sigurdr hvar igdur mæltu" u. ſ. w. Sn. 138 (Arn. 358): „En er Sigurdr steikdi hiartad, ok hann hugdi at fullsteikt mundi, ok tók á fingrinum, hve hart var: en er fraudit rann or hiartanu á fingrinn, þá brann hann, ok drap fingrinum î munn ser; en er hiartablódit kom á tunguna, þá kunni hann fugls rödd, ok skildi hvat igdurnar sögdu, er sátu î vidnum" u. ſ. w. Vols. S. C. 19 (Fornald. S. 1, 163 f.): þá drakk Reginn blód Fáfnis, ok mælti u. ſ. w. gakk til elds med hiartat ok steik, ok gef mer at eta. Sigurdr fór ok steikti á teini; ok er freyddi or, þá tók hann fingri sinum á, ok skynjadi, hvárt steikt væri; hann brá fingrinum í munn ser; ok er hiartablód ormsins kom á tungu honum, þá skildi hann fuglarödd; hann heyrdi at igdur klökudu á hrisinu hiá honum: þar sitr þu Sigurdr! ok steikir Fáfnis hiarta; þat skyldi hann sialfr eta, þá mundi hann verda hverjum manni vitrari" u. ſ. w.

[1] Ýngl. S. C. 21 (Heimſkr. 1, 24): „Dagr hêt son Dyggva konûngs, er konûngdôm tók eptir hann; hann var madr svá spakr, at hann skildi fugls rödd; hann átti spörr einn, er honum sagdi mörg tidindi, flaug hann á ymsi lönd." S. Olafs konga kyrra C. 9 (Heimſkr. Peringſk. 2, 193 f.): „þat var hia einum bonda i fylki nockru i Listelieni, sogdu þeir, þar er sa eirn gamal bukarl, er veit fyrer alla hluti, hann er so vis, hofum vier marga hluti spurt han, ok hefur hann urleyst, ok einkis hofum vær hann þess spurt, at hann giordi ei grein a, ok þat hyggium vier, at hann kunne fugle rödd at skilja" u. ſ. w. (Folgt die umſtändliche Erzählung, wie ihm die Krähen Kunde ſagten.)

oder gehört haben [1]. Es iſt deutlich geſagt, daß eben der weite und raſche Umflug der Vögel, der ſie ſo Vieles und Fernes beobachten läßt, den Kennern ihrer Sprache das reiche Wiſſen verſchaffe (ſ. die zwei vorigen Anmerkungen). Selbſt die Anzeige kommender Dinge hängt damit zuſammen, daß die geflügelten Wanderer ſchon geſchaut und angehört haben, was in der Ferne gegenwärtig iſt oder vorbereitet wird. Namentlich iſt der Ausblick, den die ſprechenden Adlerinnen in Sigurds Zukunft öffnen, doch eigentlich eine Hinweiſung auf andern Orts Vorhandenes, woran ſein Geſchick ſich heften kann: ſie wiſſen eine Königstochter, die allerſchönſte, nach der hin grüne Wege liegen und um welche der junge Held werben möge, ſie wiſſen, daß auf dem Berge, den Flammen umſpielen, die Kampfjungfrau ſchläft, wo Sigurd ſie unterm Helme ſehen kann [2]. Was ihm dieſe Kunden hörbar macht, das Koſten vom Herzen Fäfnis, dem zum voraus das gleiche Verſtändnis inwohnen muſte, knüpft ſich an uralte Vorſtellungen vom Verhältnis der Vögel zur Schlange. Melampus, der Altmeiſter griechiſcher Wahrſagerei, Ahn des Polyidos (ſ. oben S. 223), hatte vor ſeiner ländlichen Wohnung eine Eiche ſtehn, auf der ſich ein Schlangenneſt befand; ſeine Diener tödteten die alten Schlangen, die jungen aber zog er auf, und als ſie herangewachſen, ſtellten ſie, während er ſchlief, ſich auf ſeine Schultern und reinigten mit ihren Zungen ihm die Ohren; erſchrocken ſich aufrichtend, verſtand er die Stimmen der über ihm fliegenden Vögel, und von ihnen lernend, ſagte er den Leuten künftige Dinge voraus [1]. Auch Teireſias, ſowie Kaſſandra und ihr Bruder Helenos, erlangten dieſe Begabung dadurch, daß Schlangen ihnen die Ohren reinigten [2]. Nach Plinius benannte Demokrit Vögel, aus deren zuſammengegoſſenem Blut eine Schlange ſich erzeuge; wer dieſe eſſe, ſoll dann die Geſpräche der Vögel verſtehen [3]; damit erhält der Hergang im Fäfnislied eine Vorſtufe, erſt wird aus dem Vogelblut die Schlange, dann gibt der Genuß der

---

[1] Sn. 42 (Arn. 126): „Hrafnar tveir sitja á öxlum honum [Odni] ok segja í eyru honum öll tidindi, þau er þeir siá eda heyra; þeir heita svá: Huginn ok Muninn. Þá sendir hann í dagan at fliugja um allan heim, ok koma þeir aptr at dögurdarmáli, þar af verdr hann margra tidinda viss; því kalla menn hann Hrafna-gud" u. ſ. w. Sn. 322 (Arn. 2, 142): „Flugu hrafnar tveir af Hnikars öxlum: Huginn til hánga, en á hræ Muninn." Ýngl. S. C. 7 (Heimskr. 1, 11 f.): „Hann átti ok hrafna II. er hann hafdi tamit vid mál; flugu þeir vida um lönd, ok sögdu hönum mörg tidindi: af þessum lutum vard hann störliga frôdr." Vgl. Sæm. 42, 20. Heimskr. 1, 225 u. Zu „segja í eyru" vgl. ob. S. 225 über rûni, eyrarûna. Rafne-Rune iſt im ſchwed. Volkslied (Sv. Folkvis. 2, 195 f.) ein ſprechender, auf Botſchaft ausfliegender Rabe; dagegen heißt es isl. fornkv. 1, 45: „hrafninn brûni" und in Danm. gamle Folkevis. 2, 200 f.: „raffnenn hynn brune"; vgl. jedoch ebd. 189: „enn raffn med vinger brunne," der auf ſeine Klauen eingeritzte Runen trägt. In Rigsmál wird das Verſtändnis der Vögellaute zur Rûnenkunde gezählt (Sæm. 106, 41. S. ob. S. 232, 3). Wie Odins Verkehr mit Mimis Brunnen und Haupt, ſo iſt auch der mit den Raben aus dem Volksglauben in die Sinnbildſprache gehoben, dort aus der Quellbefragung (S. ob. S. 208), hier aus der Vögelforſchung; ſchon die Namen Huginn und Muninn verkünden den geiſtigen Bezug (ob. S. 199).

[2] Sæm. 191, 40 ff. (M. 111, 40 ff.): „Mey veit ek eina mykla fegrsta, gulli gœdda, ef þû geta mættir. 41. Liggja til Giuka grœnar brautir, fram visa sköp fôlklidöndum [Lex. poet. 189b]; þar hefir dŷrr konungr döttur alna, þá mundu Sigurdr mundi kaupa u. ſ. w. 43. Veit ek á fialli fôlkvitr sofa u. ſ. w. 44. Knáttu, mögr! siá mey und hialmi" u. ſ. w. Wenn Sæm. 211 (M. 130a) bemerkt wird: „þat er sögn manna, at Gudrûn hefdi etid af Fáfnis hiarta, ok hon skildi þá fugls rödd." ſo

---

iſt damit ausgedrückt, daß ihr der verheimlichte Hergang des Mordes an Sigurd doch ſchon verrathen war (vgl. Sæm. 208, 15. 209, 17. 210. Fornald. S. 1, 332 u.); ein Seitenſtück dazu Fornald. S. 1, 256. Herz als Sitz des Verſtandes in der Fabel vom Hirſche, Reinh. Fuchs S. XLVIII.

[1] Apollod. l. 1, c. 9, 11: „Ἀμυθάων μὲν οὖν οἰκῶν Πύλον, Εἰδομένην γαμεῖ τὴν Φέρητος, καὶ γίνονται παῖδες αὐτῷ Βίας καὶ Μελάμπους, ὃς ἐπὶ τῶν χωρίων διατελῶν, οὔσης πρὸ τῆς οἰκήσεως αὐτοῦ δρυός, ἐν ᾗ φωλεὸς ὄφεων ὑπῆρχεν, ἀποκτεινάντων τῶν θεραπόντων τοὺς ὄφεις, τὰ μὲν ἑρπετὰ, ξύλα συμφορήσας, ἔκαυσε, τοὺς δὲ τῶν ὄφεων νεοσσοὺς ἔθρεψεν· οἱ δὲ γενόμενοι τέλειοι, παραστάντες αὐτῷ κοιμωμένῳ τῶν ὤμων ἐξ ἑκατέρου, τὰς ἀκοὰς ταῖς γλώσσαις ἐξεκάθαιρον. ὁ δὲ ἀναστὰς, καὶ γενόμενος περιδεὴς, τῶν ὑπερπετομένων ὀρνέων τὰς φωνὰς συνίει· καὶ παρ' ἐκείνων μανθάνων, προύλεγε τοῖς ἀνθρώποις τὰ μέλλοντα. προσέλαβε δὲ καὶ τὴν ἐπὶ τῶν ἱερῶν μαντικήν. περὶ δὲ τὸν Ἀλφειὸν συντυχὼν Ἀπόλλωνι, τὸ λοιπὸν ἄριστος ἦν μάντις."

[2] Tzez. proleg. ad Lycophr. Cass. Eustath. S. 663, 40. Hieher, wie zu Melampus, vgl. K. Eckermann, Melampus und ſein Geſchlecht. Gött. 1840.

[3] Plin. histor. natur. 10, 70: „Qui credit ista, et Melampodi profecto aures lambendo dedisse intellectum avium sermonis dracones non abnuet: vel quæ Democritus tradit, nominando aves, quarum confuso sanguine serpens gignatur: quem quisquis ederit, intellecturus sit alitum colloquia" u. ſ. w. (Vgl. 29, 22: „Democritus quidem monstra quædam ex his conficit, ut possint avium sermones intelligi.")

Schlange das Verſtändnis der Vogelſtimme. Aus dem Norden iſt noch anzuführen, daß, bei Saxo, Erik der Beredte (disertus, Fornald. S. 2, 10: „Eireks hins málspaka“; vgl. Sn. 192 u.) durch eine mit dem Geifer zwei ſchwarzer Schlangen im Gegenſatz zu einer dritten, weißen, gemiſchte Speiſe, wie überhaupt ungemeine Weisheit, ſo beſonders das Vermögen erlangt, die Stimmen wilder und zahmer Thiere zu deuten[1]. Was die weitfliegenden, allumſchauenden Vögel in den Lüften oder hoch auf dem Baume ſagen, das vernimmt mit hörſam aufgerichtetem Kopfe die Schlange, die am Boden kreucht; ſie iſt das wache Ohr für Alles, was in der lebendigen Natur laut oder leiſe ſich vernehmen läßt; dieſe Vorſtellung haftet ſelbſt an der Eſche Yggdraſil, dem mythiſchen Bilde des Weltganzen; in den Zweigen derſelben ſitzt ein Vieles wiſſender Adler und unten nagt an ihr die Schlange Nidhögg, am Stamm aber läuft das Eichhorn Ratatöſk, das des Adlers Worte von oben bringt und ſie der Schlange drunten ſagt[2], ein geheimnisvoller Verkehr zwiſchen dem Bewohner und Vertreter des rauſchenden Luftgebiets und dem der ſchweigenden Unterwelt. In ſolchen Anſchauungen lag denn auch genügender Anlaß, dem ſtillen, lernbegierigen Lauſcher auf die Reden, die in des Hohen Halle gepflogen werden, den Schlangennamen Lodfáfnir beizulegen, und es wird nachdrücklich betont, wie er ſaß und ſchwieg, ſah und bedachte, wie er horchte und hörte auf die Geſpräche des Morgens und der Mitternacht, an und in der Halle, und was er da gehört, nun im Liede wiederſagt (ſ. oben S. 350, Anm. 3).

---

[1] Saxo 5, 72: „Ericus itaque, fausta jam dape refectus, interna ipsius opera ad summum humanæ sapientiæ pondus evasit. Quippe epuli vigor supra quam credi poterat, omnium illi scientiarum copiam ingeneravit, ita ut etiam ferinarum pecudaliumque vocum interpretatione calleret. Neque enim solum humanarum rerum peritissimus erat, verum etiam sensuales brutorum sonos ad certarum affectionum intelligentiam referebat. Præterea tam comis atque ornati eloquii erat, ut quicquid disserere cuperet, continuo proverbiorum lepore poliret.“ Müller, Sagnh. 59 f. Eines der Sprüchwörter Eriks vom Wolfe, Saxo 5, 74, ſteht ſchon in Fáfnismál, Sæm. 190, 35; vgl. auch Sæm. 198, 36. Von weißen Schlangen kommt die Kunde der Thierſprache in einem deutſchen Märchen und in der Volksſage von der Seeburg (Br. Grimm, Hausmärchen. 6te Aufl. 1, 105 ff.; Deutſche Sagen 1, 201 ff.); vom Eſſen eines Krauts im Bruchſtück von Abor (Zeitſchr. 5, 8 f.) und im Elegaſt (760 ff.). Weitere Zuſammenhänge ſollen hier nicht verfolgt werden. Vgl. Myth. 1ſte Ausg. 633**. 709 merkwürdig: „cor serpentis et linguam milvi.“ 2te Ausg. 1166.

[2] Grimn. m. Str. 32 (Sæm. M. 30): „Ratatoskr heitir íkorni, er renna skal at aski Yggdrasils: arnar orð hann skal ofan bera ok segja Niðhöggvi niðr.“ Str. 35: „skerðir Niðhöggr neðan.“ Sn. 19 (Arn. 74): „Örn einn sitr í limum askins, ok er hann margs vitandi u. ſ. w. Íkorni sá, er heitir Ratatöskr, renn upp ok niðr eptir askinum ok berr öfundarorð milli arnarins ok Niðhöggs“ (?). Vgl. Myth. 756 u. Myth. v. Thôr 117 f. [oben S. 68], Anm. 1.

Der dritte Theil der geſammelten Lehrgedichte, Rúnatal, ſteht in ausgeſprochenem Anſchluß an Lodfáfnismál. Wenn es in der Einleitung dieſes zweiten Theiles hieß: „an des Hohen Halle, in des Hohen Halle hört' ich alſo ſagen," worauf dann die Reihe von Rathſchlägen folgte mit der wiederkehrenden Anredeformel: „ich rathe dir, Lodfáfnir, aber du merke den Rath! genießen wirſt du's, wenn du merkſt" (S. 350, Anm. 4; vgl. S. 352, Anm. 3), ſo heißt es am Schluſſe des dritten Theils: „nun ſind des Hohen Reden geſagt, in des Hohen Halle, an des Hohen Halle u. ſ. w. genieße ſie, der ſie merkte! Heil ihnen, die drauf horchten!" und auch hier wird Lodfáfnir namentlich angeredet[1]. Was zwiſchen dieſen ſich genau entſprechenden Eingangs- und Schlußzeilen liegt, das ſind die fortgeſetzten Reden, auf welche derſelbe Hörer begierig lauſcht und ſie weiter verkündet, in Lodfáfnismál Sprüche der Lebensweisheit, im Rúnatal Rúnenlehre und Aufzählung von achtzehn heilſamen Zauberliedern. Auch ſchon vorn im erſtern Stücke ſind die Rúnen mit den Räthen zugleich angekündigt[2], und wie dort ſchon anzunehmen war, daß der Redner in des Hohen Halle, der zu Lodfáfnir ſprach, Odin ſelbſt ſei, ſo wird nun in Rúnatal das Geſprochene ausdrücklich des Hohen

---

[1] Sæm. 30, 7 (M. 21, 165): „Nû eru Hâva mâl kvedin Hâva höllu î, Hâva höllu at" [fehlt bei M.] u. ſ. w., „nioti sâ er nam! heilir þeirs hlýddu!" 30, 24 (M. 21, 163): „Lioda þessa [þeirra] mun þu, Lodfáfnir! lengi vanr vera, þô sê þer u. ſ. w., nýt ef þû nemr" u. ſ. w. (Vgl. Dietr. 54b ob.: „enn hinn nemi er heyrir â" u. ſ. w.) Sæm. 28, 5 (M. 19, 143): „Rûnar muntu finna" u. ſ. w. 28, 7 (M. 19, 145) achtmal: „veiztu" u. ſ. w.

[2] Sæm. M. 16, 112: „Of rûnar heyrda ek dœma [ok regindôma, nê um risting þögdu] nê um râdum þögdu" u. ſ. w. Das Eingeklammerte nicht bei Raſk 24, 2 und ebendaſ. ſtatt der zwei letztern Zeilen: „med dögrædum nê um nidum þögdu. Immerhin weiſen die verſchiedenen Lesarten auf den zweifachen Gegenſtand; dagegen bildet die vorletzte Zeile von Lodf. m.: „en vid bölvi rûnar" (Sæm. 27, 26. M. 19, 138) kaum den Übergang zu Rûnatal.

Rede genannt und gleich im erſten Geſätze gibt ſich Odin mit dieſem ſeinem eigentlichſten Namen zu erkennen. Daſſelbe lautet:

„Ich weiß, daß ich hieng an windigem Baume neun ganzer Nächte, mit dem Speere verwundet und Odin gegeben, ich ſelbſt mir ſelbſt, an dem Baume, von dem Niemand weiß, aus welchen Wurzeln er ſprießt.“ [1]

In ſolcher Schwebung empfieng der Sprechende, ſtatt Brotes und Horntrunks, die Kunde der Rûnen und Zauberlieder, die fortan den weiteren Gegenſtand der Lehrdichtung ausmachen. Die Erklärung der ausgehobenen Stelle führt mitten in den Kreis der Odinsweihen. Yngl. S. C. 10 meldet von ihrem menſchlich gefaßten Odin, er ſei in Schweden an Krankheit verſtorben; dem Tode nah, ließ er ſich mit Speeresſpitze zeichnen und eignete ſich alle von Waffen getroffene Männer an [2]. Waffentodte ſind es, auch nach Grimnismâl, die er täglich zu ſich nach Valhöll kieſt [3]; die Meldung der Saga weiſt aber darauf, daß der wirkliche Waffentod durch ein Weihezeichen, die Ritzung mit dem Speer, erſetzt werden konnte, und damit ſtimmt auch der Speerverwundete des Liedes. Mit dem Speerſtiche verbindet ſich in andrer Sage das Aufhängen am Baume. Bei jener Brautwette der Frauen, worin Odin, unter dem Namen Höttr (Hut), durch ſeinen als Gähre verwendeten Speichel den Ausſchlag gegeben, zum Entgelt aber ſich ausbedungen hatte, was zwiſchen der Kufe und Geirhild ſei, ſprach König Alrek zu dieſer: „Ich ſehe hangen an hohem Galgen, Weib, deinen Sohn, verkauft an Odin“ [1]. Die Vorherſagung erfüllt ſich an dem Sohne, dem kampfberühmten König Vikar, und zwar durch den Zögling Odins Starkad, der damit ſein erſtes Nidingswerk vollführt. Als nemlich Vikar und ſeine Schiffgefährten wegen widrigen Windes lange vor den hördländiſchen Inſeln liegen müßen, werfen ſie Späne um Fahrwind und es ergibt ſich, daß Odin verlangt, ein Mann aus der Schaar ſolle nach dem Loosfall hangen; da kommt das Loos des Königs ſelbſt heraus, worüber Alle kleinlaut werden und es wird am folgenden Tage von ſeinen verſammelten Rathgebern auf Starkads Vorſchlag beſchloſſen, das Opfer in einer Art von Andeutung zu vollziehen; Starkad ſteigt unter einer nebenſtehenden Föhre auf einen hohen Block, biegt einen ſchwanken Aſt herab und knüpft daran Gedärm eines eben zur Mahlzeit geſchlachteten Kalbs und ſpricht dann: „nun iſt dir hier ein Galgen bereitet, König, der nicht lebensgefährlich bedünken wird“; ſofort ſteigt auch Vikar hinauf und läßt ſich das Band um den Hals legen, Starkad aber nimmt einen Rohrſtab, den ihm ſein Pflegvater Hroſshársgrani, der verhüllte Odin, in der Nacht gegeben, ſtößt damit nach dem König und ſpricht: „nun geb' ich dich dem Odin“; zugleich läßt er den Föhrenaſt los; alsbald wird der Stab zum Speere, der den König durchbohrt, der Block fällt unter ſeinen Füßen, die Kalbsdärme werden zum ſtarken Weidenſtrang, der Aſt ſchnellt empor und hebt den ſterbenden König in das Gezweig; im Liede Vikarsbálk ſagt Starkad: „den Vikar gedacht' ich in hohem Baume den Göttern zu weihen, mit dem Speere ſtach ich dem König nach dem Herzen, das iſt mir meiner Handthaten leidigſte“ [2]. Selbſt Saxo, der die entſchiedenſte

---

[1] Sæm. 27, 1 (M. 19, 139): „Veit ek at ek hêkk vindga meiði â nætr allar niu, geiri undaðr ok gefinn Odni, sialfr sialfum mer, â þeim meiði, er mangi veit hvers hann af rôtum renn.“

[2] Heimskr. 1, 10: „Odinn varð sóttdauðr î Svîþiod; ok er hann var at kominn bana, lêt hann marka sik geirs oddi, ok eignaði ser alla vâpnbitna menn“ u. ſ. w. (Vgl. Lex. poet. 123b: „eignaðr Gauti, Odini dicatus, devotus. Od. 7.) Lex. poet. 226a u.: „senda Gauti sverdbautinn her, F. I 25, 1; „vâpnbautinn herr, eignaðr Gauti, Ód. 7.“

[3] Sæm. 41, 8 (M. 28, 8): „þars en gullbiarta Valholl við of þrumir; en þar Hroptr kýss hverjan dag vâpndauða vera.“ Sn. 24 (Arn. 84): „Odinn u. ſ. w. heitir ok Valfoðr, þvî at hans oskasynir eru allir þeir, er î val falla; þeim skipar hann Valhöll u. ſ. w. ok heita þâ Einherjar.“ Die von Krankheit und Alter ſterben, gehen zu Hel, Sn. 33 (Arn. 106): „með þeim, er til hennar [Heljar] voru sendir, en þat eru sóttdauðir menn ok ellidauðir.“

---

[1] Hálfs S. C. 1 (Fornald. S. 2, 25 f.): „Signý hêt á Freyju, en Geirhildr á Hött; hann lagdi fyri dregg hráka sinn, ok kvadst vilja fyri tilkvámu sîna þat, (er) var milli kersins ok hennar; en þat reyndist gott öl; þá kvad Álrekr: Geirhildr getta! gott er öl þetta, ef þvî annmarkar öngvir fylgja; ek sê hánga á háfum gálga son þinn, kona! seldan Odni. Á þeim misserum var fæddr Vikar, son Álreks ok Geirhildar.“

[2] Gautreks S. C. 7 (Fornald. S. 3, 31 ff.): „Vikar konûngr sigldi af Ögdum nordr á Hördaland, ok hafdi lid mikit. Hann lá î hólmum nokkurum lengi, ok fêkk andvidri mikit. Þeir feldu spán til byrjar, ok fêll svá at Odinn vildi þiggja mann at hlutfalli at hánga or herinum. [Fornald. S. 1, 452; ebd. 526: „feldr blódspónn til, en svá gekk fréttin“ u. ſ. w. Heimskr. 1, 24: „geck hann þá til sonar blóta, til fréttar“ u. ſ. w.

Hinterliſt Starkads annimmt, weiß doch von einer widerſtreitenden Meinung, welche das angelegte Weidenband plötzlich zum eiſernen erſtarken läßt [1]. Auch hier bezweckte man nur das Zeichen, den Schein

1, 226: „frèttar felli“ u. ſ. w.] Þá var skipt liðinu til hlutfalla, ok kom upp hlutr Víkars konúngs. Við þat urðu allir hlioðir, ok var ætlat um daginn eptir, at ráðsmenn skyldu eiga stefnu um þetta vandmæli u. ſ. w. Þá mælti Hrosshársgrani til Starkaðs: vel muntu nú launa mer, fóstri! liðsemð, þá er ek veitta þer. Vel, segir Starkaðr. Þá skaltu nú senda mer Víkar konúng, en ek mun ráðin til leggja. Starkáðr játar þessu. Þá fékk Hrosshársgrani geir í hönd honum, ok segir at þat mundi sýnast reirsproti u. ſ. w. Um morguninn eptir gengu ráðgiafar konúngs á stefnu til umráða, kom þat ásamt með þeim, at þeir skyldu giora nokkura minning blótsins, ok segir Starkaðr upp raðagiörðina. Þar stóð fura ein hiá þeim, ok stofn einn hár nær furunni; neðarliga af furunni stóð einn kvistr miór, ok tók í limit upp. Þá biuggu þionustusveinar mat manna, ok var kálfr einn skorinn ok krufðr. Starkaðr lét taka kálfsþarmana; síðan steig Starkaðr upp á stofninn, ok sveigði ofan þann enn miófa kvistinn, ok knýtti þar um kálfsþörmunum. Þá mælti Starkaðr til konúngs: nú er þer búinn hér gálgi, konúngr! ok mun sýnast eigi allmannhættr. Nú gaktu hingat, ok mun ek leggja snöru á háls þer. Konúngr mælti: sé þess umbúð ekki meir hættlig, enn mer sýnist, þá vænti ek, at mik skaði þetta ekki. en ef öðruvís er, þá mun auðna ráða, hvat atgiörist. Síðan steig hann up á stofninn, ok lagði Starkaðr virgilinn um háls honum, ok steig síðan ofan af stofninum. Þá stakk Starkaðr sprotanum á konúngi, ok mælti: nú gef ek þik Oðni. Þá lét Starkaðr lausan furukvistinn. Reirsprotinn varð at geir, ok stóð í gegnum konúnginn. Stofninn féll undan fótum honum, en kálfsþarmarnir urðu at viðu [B. viðju] sterkri, en kvistrinn reis upp, ok hóf upp konúnginn við limar, ok dó hann þar. Nú heita þar síðan Víkarshólmar u. ſ. w. Þá orti Starkaðr kvæði þat, er heitir Víkarsbálkr; þar segir svá frá drápi Víkars konúngs: u. ſ. w. Skilda ek Víkar í viði háfum Geirþiofsbana goðum um signa; lagða ek geiri gram til hiarta, þat er mer harmast handaverka.“

[1] Saxo 6, 105: „Tunc Starcatherus facto ex viminibus laqueo regem implicuit, pœnæ speciem duntaxat exiguo temporis spatio daturum. Sed nodi rigor suum jus exequens supremum pendentis halitum rapuit. Cui Starcatherus adhuc palpitanti ferro spiritus reliquias evulsit, cumque remedium afferre deberet, perfidiam detexit. Neque enim illa mihi recensenda videtur opinio, quæ viminum mollitiem, subitis solidatam complexibus, ferrei morem laquei peregisse commemorat.“ Da dem alten Norden das Hauptgewicht der Verſchuldung im Thatſächlichen lag, ſo wurde Starkad, der ſeinem Gebieter und Pflegbruder den Tod gab, damit zum Niding, wenn er auch die Tödtung nicht beabſichtigt hatte.

eines Opfers („nokkura minning blôtsins“, „pœnæ speciem“), aber die bildliche Opferung ſchlug zur wirklichen um. Im Rûnatal hängt der ſpeergeritzte, dem Odin gegebene Sprecher an dem Baume, von dem Niemand weiß, aus welchen Wurzeln er aufſteigt; ſchon dieß weiſt auf die Eſche Yggdraſil, denn obgleich das Geheimnis ihrer drei Wurzeln, die nach drei verſchiedenen Heimen ſtehn, den Eingeweihten erſchloſſen iſt, ſo geſchah es doch nur durch Odin ſelbſt, der darüber, in Grimnismâl, beſondre Belehrung gibt [1]. Deutlich aber ſpricht der Name Yggdraſil, denn er bedeutet nichts Andres als den Baum, an dem er ſelbſt oder ſein Geopferter aufgehängt iſt; Yggr, ein Name des Gottes, zuſammengeſetzt mit drasill, einer dichteriſchen Benennung des Pferdes [2], ergibt ſchon in den älteſten Götterliedern, Völuſpâ und Grimnismâl, und für einen ſo tief in der Götterlehre haftenden Gegenſtand dieſelbe Ausdrucksweiſe, nach welcher die Skâlden den Galgenbaum Hagbards und Sigars (des Gehängten und des Hängenden) Roſs nennen und das Gehängtſein als ein Reiten auf dieſem Roſſe bezeichnen [3]. Mehrere Kenningar Odins laſſen ihn den Gott der Gehängten ſein, den Herrn des Galgens, und Yngl. S.

---

[1] Sæm. 44, 31 (M. 30, 31): „þriár rætr standa á þriá vega undan aski Yggdrasils: Hel býr undir einni, annarri Hrîmþursar, þridju mennskir men.“ Darnach zum Theil misverſtändlich Sn. 17 (Arn. 68 f.). Vgl. Sæm. 109, 21.

[2] Sn. Arn. 2. 487 b (ebd. 571 b): „hesta heiti u. ſ. w. drasill“ u. ſ. w. Lex. poet. 104 b. Biörn 1, 150 b: „drasill, m. equus.“ Vgl. drösull, Lex. poet. 109 a. Biörn 1, 157 b: „drosla u. ſ. w. hæsitanter progredi u. ſ. w. drösull, m. equus (v. drasill).“ Zelter? Gr. 2, 111. 117.

[3] Schon bei Thiodolf im 9ten Jahrhundert, Yngl. S. C. 22 (Heimskr. 1, 26): „temja u. ſ. w. svalan hêst Signýar vers.“ C. 26 (1, 31): „Enn Gudlaugr grimman tamdi u. ſ. w. Sigars iô“ u. ſ. w.; Heimskr. 2, 69: „rîda u. ſ. w. Sigars hesti“ (vgl. S. Magn. k. blinda C. 4 (Peringſk. Heimskr. 2, 291: „grandmeid Sigars fianda“); Sn. Arn. 522 f.: „ætt Sigars, er hengdi Hagbard [ok hêr af heitir gâlgi Hagbards hestr, add. Hβ].“ Fornald. S. 2, 10: „Sigarr, fadir Signýjar; hann lêt hengja Hagbard“ u. ſ. w. Die Sage von Hagbard und Signy, Sigars Tochter, bei Saxo 7, 128 ff. und in den nordiſchen Volksliedern; vgl. Sagnhist. 101 ff. Grundtvig, Danm. g. Folkev. I, 258**. Auch angelſächſiſch, Beow. 4886 f.: „ride on galgan“ (vgl. 4910 f.); Cod. Exon. 329, 12 f.: „sum sceal on geapum galgan rîdan“; Rechtsalt. 40 f.: „einen dürren baum ſoltu reiten.“

bemerkt, weil er ſich unter Gehängte hingeſetzt, ſei er Herr derſelben benannt worden [1], womit dem Zuſammenhange nach gemeint ſein muß, daß er ſie, gleich den aus der Erde geweckten Todten, über verborgene Dinge befragen wollte, wie denn auch das zwölfte Zauberlied im Rünatal befähigt, Rünen zu ſchneiden, welche den am Baume ſchwebenden Strangtodten zum Geben und Geſpräche bringen [2]. Es gibt aber auch eine ſkäldiſche Bezeichnung Odins als Bürde, Roſſeslaſt des Galgens, wonach entſchieden er ſelbſt am Baume hangt [3]. Das Verwunden mit dem Speer, als Wahrzeichen der Hingabe an Odin [4], geht unverkennbar vom kriegeriſchen Berufe des Gottes aus; nur in dieſer Eigenſchaft kam es ihm vornherein zu, ſich, nach Yngl. S., alle waffengeſchnittenen Männer („alla vâpnbitna menn“) anzueignen. Vor den gealterten Völſung Sigmund, einen Abkömmling Odins, tritt mitten im Schlachtgetümmel ein Mann mit hangendem Hut und blauem Mantel, einäugig und einen Speer in der Hand, den er vor Sigmund emporſchwingt, und als dieſer einen mächtigen Hieb führt, trifft ſein Schwert, das er einſt von Odin empfangen, auf den Speer und ſpringt in zwei Stücke; damit iſt ſein Heil verſchwunden, bald liegt er todtwund auf der Walſtätte, den Abruf durch Odin erkennend [1]; nach dem dritten Helgiliede hat Odin dem Dag, der ihm um Vaterrache geopfert, hiezu ſeinen Speer geliehen und der damit durchbohrte Helgi ſteigt zu Odins Sälen auf [2]; anſcheinend als einen Rohrſtab gibt Odin denſelben in Starkads Hand, damit dieſer ihm den Helden Vikar ſende [3],

---

[1] Hângagođ, Hângatýr. Sn. 24 (Arn. 84; vgl. 2, 265). 94 f. (Arn. 230 f. Sæm. 90, 18); gâlga valdr, Lex. poet. 220a („dominus patibulorum, Isl. I, 307“; ebd. 210); Ýngl. S. C. 7 (Heimskr. 1, 11): „Odinn hafdi međ ser höfut Mimis ok sagdi þat hönum mörg tidindi ur ödrum heimum: enn stundum vakti hann upp dauda menn ur iordu, edr settiz undir hânga; fyrir því var hann kalladr draugadrôttinn edr hângadrôttinn.“

[2] Sæm. 29 f., 20 (M. 20, 158): „þat kan ek id tôlpta, ef ek sê â trê uppi vâfa virgilnâ: svâ ek rist ok î rûnum fâk, at sâ gengr gumi ok mælir vid mik.“ Vgl. Fornald. S. 3. 34: „lagdi Starkadr virgilinn um hâls honum“ u. ſ. w.

[3] Sn. Arn. 248 und 252 (vgl. Sn. R. 99b und 100b): „î hverlegi Gâlga-farms“ („in latice lebetis patibuli oneris“, d. h. im Gedichte, Liede, v. „gâlga-grams,“ „regis patibulorum“); Lex. poet. 158a: „farmr m. onus u. ſ. w. etiam de onere equi: hann ridr Grana med öllum sînum herbûnadi ok farmi. FR I, 181.“ Odins Name Vâfudr (Sæm. 47, 54. M. 32, 54. Sn. 24. Arn. 2, 556a: „vôfudr,“ Arn. 86. Hâkonarm. 5: „vâdir Vâfadar“. Heimskr. 1, 165. V. Lex. poet. 76b u.) kann zu jenem „vâfa“ der Gehängten (ſ. vorige Anmerkung) gehalten werden.

[4] Sæm. 27, 1 (M. 19, 139): „gefinn Odni, sialfr sialfum mer.“ Von wirklicher Opferung, der Hingabe an Odinn zum Tode, wird gefa gebraucht in Ýngl. S. C. 47 (Heimskr. 1, 56): „brendu hann inni, ok gâfu hann Odin, ok blêtu hönum til ârs ser“ (ſ. oben); Starkad, den Rohrſtengel auf Vikar ſtechend, ſprach: „nû gef ek þik Odni (Fornald. S. 3, 34; zu ſeiner Mutter war geſagt, ſchon in Beziehung auf den künftigen Hängetod: „ek sê hânga, â hâfum gâlga, son þinn, kona! seldan Odni“, ebd. 2, 26); die Abſicht Starkads wird auch ausgedrückt: „Vikar u. ſ. w. godum um signa“ (ebd. 2, 26), ebenſo heißen im Hyndlaliede Harald Hilditönn und ſeine Ahnen: „gumnar godum signadir (Sæm. 117, 27. M. 69 f., 27), Harald ſelbſt fiel dem Odin anheim, „cujus oraculo editus videbatur“ (Saxo 7, 138; vgl. auch Fornald. S. 117 f.); signa full Odni, þôr, minniöl signod âsom, war ſchon eine Stufe des Opfers (Myth. 52 f.), das ſich bis zur Widmung des Mannes zum Dienſte der Götter und zum gewaltſamen Tode ſteigern konnte.

Eyvinds Eltern hatten vor ſeiner Geburt gelobt: „at sâ mađr skal alt til dauđadags þiona Þorr ok Odinn“; letzterem wird er geweiht, Fornm. S. 2. 168. Myth. 147. Über eigna ſ. oben S. 358, Anm. 2. Heimskr. 1, 34: „međan hann gæfi Ođni son sinn“ u. ſ. w. Fornald. S. 1, 527: „þetta fólk gefa Ođni fyri sun sinn“ u. ſ. w. Hrafnk. S. 4: „hânum [Frey] gaf hann alla hina beztu gripi sîna hâlfa viđ sik.“ 5: „Hann gaf Frey, vin sinum, þann hest [Freyfaxa] hâlfan.“

[1] Vols. S. C. 11 (Fornald. S. 1, 145): „þâ kom mađr î bardagann međ síđan hatt ok heklu blâ; hann hafđi eitt auga ok geir î hendi; þessi mađr kom âmôt Sigmundi konûngi, ok brâ upp geirnum fyrir honum; ok er Sigmundr konûngr hiô fast, kom sverđit î geirinn, ok brast î sundr î tvâ luti; sîđan snêri mannfallinu, ok var Sigmundi horfin heill“ u. ſ. w. C. 12 (ebd.): „vill Ođinn ekki, at ver bregđum sverđi, síđan er nû brotnađi; hefi ek hâđ orrostur, međan honum lîkađi.“

[2] Sæm. 164 b f. (M. 93 a): „Dagr Högnason blôtađi Ođin til fođurhefnda; Ođinn lêđi Dag geirs sîns. Dagr fann Helga mâg sinn þar sem heitir at Fiöturlundi; hann lagđi igögnum Helga međ geirnum; þar fêll Helgi“ u. ſ. w. 168 b (M. 94 a): „Haugr var giörr eptir Helga; en er hann kom til Valhallar, þâ bauđ Ođinn hânum öllu at râđa međ ser.“ 168, 37 (M. 95, 48): „Kominn væri nû, ef koma hygđi, Sigmundar burr frâ sölum Ođins.“

[3] Fornald. S. 3, 33: „þâ skaltû nû senda mer [Ođni] Vikar konûng, en ek mun râđin til leggja. Starkađr iâtar þessu. Þâ fekk Hrosshârsgrani geir î hönd honum, ok segir at þat mundi sŷnast reyrsproti“ u. ſ. w. 34: „nu gef ek þik Ođni u. ſ. w. Reirsprotinn varđ at geir, ok stôđ î gegnum konûnginn“ u. ſ. w.

ein Opfer, das den Kriegsſchiffen Fahrtwind verſchaffen ſoll [1]; ebenſo reicht Odin dem Schwedenkönig Eirik einen Rohrſtab, um ſolchen über das feindliche Heer zu ſchießen und es mit dem Ruf: „Odin hat euch alle!“ ihm, dem Gotte, zu weihen [2], der ſelbſt zur Loſung des erſten Krieges in der Welt den Speer in das geſchaarte Heer warf [3].

Der Zweck ſolcher Odinsweihe durch den Speer iſt genügend angezeigt; im Hákonsliede ſpricht die Valkyrje Göndul, auf den Speerſchaft geſtützt: „Nun wächſt der Götter Hilfſchaar, da ſie Hákon mit großem Heere heimgeladen haben“ [4], und in der jüngern Edda wird erklärt, obgleich alle Männer, die vom Anfang der Welt an im Kriege fielen, zu Odin nach Valhöll gekommen, ſollen ihrer immer noch mehr werden und werde dennoch ihre Zahl zu gering erſcheinen, wenn der Wolf komme [5], dann reite Odin mit Goldhelm und glänzender Brünne, auch mit ſeinem Speere Güngnir an der Spitze aller Einherjen (eben der Speergezeichneten) zur Kampfſtätte[1]. Aber auch den Hängopfern fehlt nicht der urſprüngliche Bezug zum Kriegsweſen; bei Vikars Tod iſt Anlegen des Stranges mit dem Speerſtiche genau verbunden, die bei Opferfeſten Aufgehängten waren vermuthlich Kriegsgefangene und damit als Knechte der ſchmählichern Todesart verfallen[2], in der jüngeren Edda ſind die Odinsnamen Hängagod und Haptagod, Gott der Gebundenen, zuſammengeſtellt[3], zugleich aber geben haptr und

---

[1] Fornald. S. 3, 31: „Þeir feldu spán til byrjar“ u. ſ. w. Sæm. 113, 3 (M. 67, 3): „byri gefr hann [Herjaföðr] brögnum“; bei Sigurds Kriegsfahrt legt ſich mit Odins Eintritt in das Schiff der Seeſturm (Sæm. 183 f., M. 106); daß aber der allgewaltige Odin zu Gunſten ſeiner Helden über Naturkräfte gebietet, macht ihn noch nicht zum Luft- oder Waſſergeiſt, d. h. zu einem göttlichen Weſen, in welchem die Elemente ſelbſt perſönlich geworden ſind (vgl. Myth. 135. 457); ihm ſteht das Zauberlied zu Gebot, mit dem er, nach Rúnatal, Wind und See ſtillen kann (Sæm. 29, 17. M. 20, 155): „vind ek kyrri vâgi á, ok svæfik allan sæ“; vgl. Myth. 135. 457. Seine Valkyrjen ſchützen ebenfalls Helgis Kriegsflotte vor den Rieſenweibern Sæm. 144 f., M. 79 f.

[2] Fornm. S. 5, 250: „seldi honum reyrsprota í hönd, ok bað hann skiota honum yfir lið Styrbiarnar, ok þat skyldi hann mæla: Oðinn á yðr alla!“ Myth. 134.

[3] Sæm. 5, 28 (M. 4, 28): „Fleygði Oðinn ok í fólk um skaut, þat var enn fólkvíg fyrst í heimi.“ Vgl. Fornald. S. 1, 502: „láti svá Oðinn flein fliúga“ u. ſ. w.

[4] Heimskr. 1, 166, X: „Gondol þat mælti, studdiz geirskapti: vex nú gengi goða, er Hâkoni hafa með her mikinn heim bönd of boðit.“ Es fragt ſich, ob das Walkieſen der Odinsjungfraun (Sn. 39) nicht eben auch darin beſtand, daß ſie die für Valhöll Erkorenen mit dem Speere zeichneten? Mehrere Valkyrjennamen beziehen ſich auf den Speer: Geirſkögul, Geirdriful, Geirölul, Geirönul, Geirahöd, Geiravör (Sæm. 4, 24. 45, 36. Heimskr. 1, 166, XII. Sn. 39. Arn. 1, 120. 2, 490), und gemeinſames heiti iſt Speerweiber, geirvíf (Lex. poet. 231 a).

[5] Sn. 41 f. (Arn. 124): Þá mælti Gangleri: Þat segir þú, at allir þeir menn, er í orostu hefir fallit frá upphafi heims, eru nú komnir til

---

Odins í Valhöll [B. ef allir vâpndaudir menn koma til hans u. ſ. w.]: hvat hefir hann at fâ þeim at vistum? ek hugda at þar skyldi vera allmikit fiolmenni. Þâ svarar Hâr: satt er þat er þû segir, allmikit fiolmenni er þar, en miklu fleira skal enn verda, ok mun þô oflitid þikkja, þâ er ûlfrinn kemr." Sæm. 41, S. 198, 94: „vâpndaudir." Sæm. 42, 19: „vâpngöfugr Odinn" u. ſ. w. 47, 53: „Eggmôdan val nû mun Yggr hafa". 273, 31. Lex. poet. 121 a.

[1] Sn. 72 (Arn. 190): „Æsir hervæda sik ok allir Einherjar, ok sækja fram â vöillina: ridr fyrstr Odinn med gullhialm ok fagra brynju, ok geir sinn, er Gûngnir heitir" u. ſ. w. Vgl. Sæm. 43, 22 (M. 29, 23). Sn. 44 (Arn. 130).

[2] Rechtsalt. 344: „Die menſchenopfer des heidenthums beſtanden hauptſächlich aus knechten, erſt aus kriegsgefangenen oder miſſethätern und, wann dieſe mangelten, aus einheimiſchen knechten. Nur in beſondern fällen traf das opfer freie oder edle." Fornm. S. 2, 238. Heimskr. 1, 281. Opfer zu Upſala bei Adam von Bremen (Myth. 46): „corpora autem suspenduntur in lucum, qui proximus est templo. is enim lucus tam sacer est gentilibus, ut singulæ arbores ejus ex morte vel tabo immolatorum divinæ credantur" u. ſ. w. Vita S. Wulfram. S. 360, von den Frieſen: „ut corpora damnatorum in suorum solemniis deorum sæpissime diversis litaret modis: quosdam videlicet gladiatorum animadversionibus (vâpnbitn.?) interimens, alios patibulis appendens, aliis laqueis acerbissime vitam extorquens, alios marinorum sive aquarum fluctibus submergens". W. Müller, altd. Relig. 77 f. 50, Anm. Fornald. S. 1, 447: „hertekna þræla". 488: „9 þræla, þâ hafdi hann tekit í vestrvîking". Rechtsalterthümer 320 f.

[3] Sn. 24 (Arn. 84): „Hann [Odinn] heitir ok Hânga-gud ok Hapta-gud" („Deus suspensorum, Deus vinctorum [Deorum]" u. ſ. w. Hiezu Sæm. 165 a (M. 93 a): „at Fiöturlundi; hann lagdi îgögnum Helga med geirnum [Odins]" u. ſ. w. Tac. Germ. 39: „Est et alia luco reverentia: nemo nisi vinculo ligatus ingreditur, ut minor et potestatem numinis præ se ferens" u. ſ. w. Myth. 144: „Onslunda."

hernuminn, gebunden und kriegsgefangen, gerne ſtabreimend zuſammen [1].

Für die Odinsweihe in Rûnatal, verglichen mit den beſprochenen andern Fällen, ergibt ſich, wie bei Vikar, die gleichzeitige Opferung mit dem Speer und am Baumaſte, ferner die bloß ſinnbildliche Handlung, wie ſie auch bei Vikar für beide Arten beabſichtigt war und durch das Zeichnen mit dem Speer in der Yngl. S. ausgedrückt iſt, dann aber insbeſondre noch die Übertragung derſelben ſinnbildlichen Vornahmen von Odin dem Kampfgott auf ihn als den Vater der Rûnen- und Zauberkunde, die Anwendung eines, wie immerhin durchſcheint, im Leben ſelbſt beſtandenen Gebrauchs, auf gänzlich mythiſches Gebiet.

Daß es üblich war, mittelſt der angegebenen Zeichen Jünger oder Verkünder odiniſcher Weisheit opferartig einzuweihen, dafür iſt außerhalb des Rûnenlieds kein beſondres Zeugnis vorhanden, aber in dieſem Liede findet ſich noch eine Stelle, aus der erhellt, daß man zu fruchtbarem Betriebe des Rûnenweſens Gebet und Opfer für erforderlich hielt. Es werden daſelbſt die zur Übung der Rûnenkunſt gehörigen Thätigkeiten aufgezählt, erſt die bekannteren, Ritzen und Malen, Rathen und Prüfen, dann weiter noch Bitten und Opfern, welch Beides auch anderwärts zuſammengeht [2]. Überhaupt war es Sitte, göttliche Weiſung in wichtigen Dingen mit Hilfe veranſtalteter Opfer einzuholen oder, wie man es nannte, zur Erfragung (til frêttar) zu opfern [3]. Die Einrichtungen und Thätigkeiten des Götterlebens ſind im Allgemeinen ein gehobenes Bild der menſchlichen; entſprechend dem irdiſchen Gerichtsbaume mit der zu Weiſſagung und Opfer dienenden heiligen Quelle ſtehen die Rathſtühle der zwölf Áſen bei der Welteſche, darunter die Brunnen Mimis und der Nornen befindlich ſind[1]; gleicherweiſe wird der Gebrauch des Loſens und der Orakelfrage auch den Göttern zugeſchrieben. Hieran reiht es ſich, daß, um der vollen Rûnen- und Zauberweisheit mächtig zu werden, der Hohe, d. i. Odin, die Opferweihe an ſich vollziehen läßt; da er aber keinen Höheren über ſich hat, ſo kann das Opfer nur ihm gebracht, nur er ſelbſt ſich ſelbſt gegeben ſein. Wenn weiterhin in Rûnatal Odin mit dieſem eigenſten Namen oder

---

[1] Sæm. 187, 7: „nu ertu haptr ok hernuminn, æ kveđa bandingja bifaz.“ 8: „eigi em ek haptr, þôtt ek væra hernumi“ u. ſ. w. 212, 9: „þâ varđ ek hapta ok hernuma“ u. ſ. w.

[2] Sæm. 28, 7 (M. 19, 145): „Veiztu hve rista skal? veiztu hve râda skal? veiztu hve fâ skal? veiztu hve freista skal? veiztu hve biđja skal? veiztu hve blôta skal?“ Ebd. 8 (19, 146): „Betra er ôbedit en sê ofblôtiđ, ey [æ] sêr til gildis giöf. Selbſt hier die Klugheitslehre? ſ. ob. vgl. Sæm. 77, 21 ſ. Sn. 241 (Arn. 63 b) als Sprichwort: „sêr giöf til launa“ (donum respicit remunerationem). Sæm. 113, 4 (M. 67, 4): „þôr mun [mân] hon blôta, þess mun [mân hon] biđja“ u. ſ. w.

[3] Tac. Germ. C. 10. Fornald. S. 1, 451 f.: „Î þann tîma kom hallæri mikit â Reiđgotaland, svâ at til landauđna þôtti horfa; voru þâ giördir hlutir af vîsenda mönnum, ok feldr blôtspônn til (vgl. bei Vikar ebd. 3, 31: „þeir felđu spân til byrjar“); en svâ gekk frêttin, at aldrî mundi âr fyrri koma â Reiđgotaland, enn þeim sveini væri blôtat, er æđstr væri þar î landi“ u. ſ. w. 454: „Hann [Heiđrekr] mælti þâ: svâ lizt mer, at goldit

---

muni vera Ođni fyrir einn svein, ef þar kemr fyrir Haraldr konûngr ok son hans, ok herr hans allr" u. ſ. w. Lêt Heiđrekr konûngr þâ riođa gođastalla blôđi Haralds konûngs ok Hâlfdanar, en fal Ođni allan þann val, er þar hafđi fallit, til ârbôtar, î stađ Ângantýrs sonar sins. Ok er Helga drottnîng frêtti fall fôđur sins, fengu henni svâ mikils þessi tiđendi, at hûn heingđi sik î dîsarsal" (offenbar um auf ihre Weiſe mitgeopfert zu ſein). Vgl. 1, 526 f.: „Siđan var feldr blôtspânn ok gekk svâ frêttin u. ſ. w. kveđst hann þetta fôlk gefa Ođni fyri sun sinn, ok lêt riođa stalla blôđi konûngs ok Hâlfdanar, sunar hans; kona hans fôr ser î dîsar sal." Heimskr. 1, 24 f.: „gekk hann [Dagr konûngr] þâ til sônar blôts, til frêttar, ok fekk þau svör u. ſ. w. Svâ segir Þiođolfr u. ſ. w. valteins til Vörva kom spakfrômuđr." 1, 225: „gerđi hann [Hâkon iarl] þar blôt mikit. Þâ kômo þar fliugandi hrafnar tveir ok gullo hâtt, þâ þikkiz iarl vita, at Ođinn hefir þegit blôtit, ok þâ mun iarl hafa dagrâđ til at berjaz. Þâ brennir iarl skip sin öll, ok gengr â land upp međ liđi sino öllo, ok fôr allt herskildi u. ſ. w. Frâ þesso segir î Velleklô [vgl. Dietr. 34 b]: Flôtta gêkk til frêttar felli niörđr â velli, draugr gat dôlgasögo dagrâđ Heđins vâđa u. ſ. w. Tyr vildi þâ týna teinhlautar fiör Gauta u. ſ. w. Hlaut Ođinn val" u. ſ. w. Auch Sæm. 141, 2 (M. 77, 2): „Munđu viđ Atla u. ſ. w. fugl frôđhugađr! fleira mæla? Mun ek, ef mik buđlûngr blôta vildi, ok kýs ek þaz ek vil ok konûngs garđi." Sæm. 52, 1 (M. 36, 1): „Âr valtîvar u. ſ. w. hristu teina ok â hlaut sâ" u. ſ. w. (vgl. Myth. 1064 ob.) Sæm. 94, 9: „[Yggr] frêtta beiddi" (vgl. 93, 3: „frêttir sögđu"; bei M. beide Stellen nur in den Anm. 195 b. 196 a). Fornald. S. 2, 17: „lêt Þorri fâ at blôta, ok blôta til þess, er þeir yrđi vissir, hvar Gôi væri niđrkommin; þat kölluđu þeir gôiblôt; einskis urđu þeir vîsir um hana at heldr." Fagrsk. 2: „[Gunnhildr] blotađe til guđanna ok feck þa frett at" u. ſ. w. Fornald. S. 1, 464. 532.

[1] Rechtsalt. 797 ff. Sn. 17 f.

mit ſonſt bekannten heiti (Fimbulþulr, Hrôptr, Hrôptatýr, þundr) genannt wird, ſo erſcheint er als dritte Perſon [1] und erſt im Aufzählen der achtzehn Lieder tritt die Rede mit „ich“ fortwährend wieder ein [2]. Von dieſer zwieſpältigen Sprechweiſe, obgleich in beiden Fällen Odin der Sprecher iſt, haben ſich ſchon im erſten der unter Hâvamâl begriffenen Theile Spuren gezeigt (ſ. ob. S. 350); es genügt nicht, hiebei überall nur Einſchiebſel und Miſchwerk vorauszuſetzen [3], die Sache muß in den weiteren Zuſammenhang der Odinslieder gerückt werden. Das erheblichſte in dieſer Hinſicht, Grimnismâl, führt den unerkannten Gott, unter dem Namen Grimnir, zu ſeinem vormaligen Zögling, König Geirröd, deſſen wirkliche Geſinnung er prüfen will; Geirröd läßt den Fremdling in blauem Mantel, der ihm als böſer Zauberer verdächtigt iſt und nicht über ſich Rede ſtehen will, zur Peinigung zwiſchen zwei Feuer ſetzen [4], und erſt nachdem Grimnir acht Nächte lang ſo geſeſſen, mit verſengtem Haar und brennendem Mantel, gibt er umſtändliche Kunden aus der Götterwelt, zu der er aufblickt, wobei Odin mehrmals, doch ſtets nur als Dritter genannt wird; einzelne Äußerungen deuten allmählich das wirkliche Verhältnis an [5], bis zuletzt aus einer langen Reihe von „heiti“ Odins dieſer ſein eigentlicher Name hervorſpringt: „nun kannſt du Odin ſehn, Odin heiß ich jetzt, ſie alle ſind aus mir einem geworden“ [1]; trunken und von Odins Banne getroffen, fällt Geirröd in ſein eigenes Schwert. Gleicher Weiſe birgt ſich Odin andre Mythenlieder hindurch unter angenommenen, zum Theil in Grimnismâl mitaufgezählten Namen und kehrt meiſt erſt am Schluſſe den rechten heraus; in Vafthrûdnismâl forſcht er als Gângrâd den Jötun aus, der erſt an der Frage, was Odin dem Sohn ins Ohr geſagt habe, erkennt, mit wem er wettgeſprochen; dasſelbe wiederholt ſich im Räthſelliede mit Geſt, dem Heidrek, ſobald Odin genannt iſt, zuruft: „Niemand weiß deine Worte, außer du ſelbſt“ [2]; ebenſo am Ende des Wegtamsliedes die getäuſchte Vala: „nicht biſt du Vegtam, wie ich dachte, eher biſt du Odin“ [3]; im Liede von Harbard bleibt der Gott gänzlich unter dieſem Namen verſteckt und ſpricht, wie in den zwei vorhergehenden Fällen, von Odin in dritter Perſon, obgleich er es nicht an merklichen Winken fehlen läßt [4]; es iſt zu vermuthen, daß in irgend einem verlorenen Mythenliede vom Suttûngsmeth die Umwandlung Bölverks zu Odin nachdrücklicher abſchloß [5]. Von den überaus zahlreichen Ođinsheiti [6] beziehen ſich wohl manche noch auf beſondre Vorgänge, die auch in eigenen Liedern dargeſtellt ſein mochten, bei mehreren weiſt Grimnismâl ſelbſt darauf, und wenn man die ähnlichen Andeutungen des Harbardliedes hinzunimmt, ſo ergeben ſich verſchwommene Umriſſe eines vordem viel ausgedehnteren Kreiſes odiniſcher Mythen [1].

---

[1] Sæm. 28, 5 f. (M. 19, 143 f.): „Rûnar muntu finna u. ſ. w. er fâđi fimbulþulr (vgl. 20, 81. 9, 60: „â fimbultýs fornar rûnar“) u. ſ. w. ok reist hroptr rögna (vgl. 195, 13: „þær of-reist, þær of-hugđi Hroptr“). 6: Odinn međ âsum“ u. ſ. w. 28, 8 (M. 19, 146): „svâ þundr um reist“ u. ſ. w. 30, 23 (M. 20, 161): „afl gôl hann âsum u. ſ. w. hyggju Hroptatý.“

[2] Sæm. 28, 9 ff. (M. 147 ff.): „Liod ek þau kann u. ſ. w. þat kann ek u. ſ. w. mer u. ſ. w. minna“ u. ſ. w. u. dgl. m.

[3] Die in der altnordiſchen Dichtkunſt anderwärts vorkommende alterthümliche Anwendung der dritten Perſon, mittelſt des Eigennamens, ſtatt der erſten (Gr. 4, 294. 955 ob. vgl. Nib. 816, 4. 827, 4. 1020, 4. Müllenh. 47 ob.), ſetzt ſich doch nicht in längerer Rede fort.

[4] Sæm. 40 (M. 28 a): „Konûngr lêt hann pîna til sagna, ok setja milli elda tveggja“ u. ſ. w. Dieſelbe Marter in Hâlfs. S. C. 8 (Fornald. S. 2, 34): „Hiörleifr konûngr var uppfestr î konûngs böll međ skôþvengjum sinum sialfs, millum elda tveggja“ u. ſ. w. Grîmn. m. Str. 2: „Âtta nætr sat ek milli elda hêr, svâ at mêr mangi mat ne baud“ u. ſ. w. gemahnt an die Stellen in Rûnatal: „Veit ek at ek hêkk vindga meiđi â nætr allar nîu geiri undađr u. ſ. w. Viđ hleifi mik seldu nê viđ hornigi“ u. ſ. w.

[5] Str. 24: „mîns magar“ [þôrs]. Str. 36: „Hrist ok Mist vil ek at mer horn beri“ u. ſ. w. Str. 42: „þvîat opnir heima heimar verđa um âsa sonum“ u. ſ. w.; vgl. Str. 45 (Lex. poet. 122 a ob.). Str. 51.

---

[1] Str. 53: „nû knâttu Ođin siâ“ u. ſ. w. Str. 54: „Ođinn ek nû heiti u. ſ. w. er ek hygg at orđnir sê allir af [B. at, M. 32, 54. 193a] einum mer.“ Vgl. Str. 48: „einu nafni hêtumk aldregi sîz ek med fôlkum fôr.“

[2] Fornald. S. 1, 487: „engi veit þau ord þîn, ûtan þû sialfr“ u. ſ. w. Schon in Vafþr. m., Sæm. 38, 54 (M. 26, 54): „hvat mælti Ođinn u. ſ. w. sialfr î eyra syni?“ an Rûnat. Str. 1: „sialfr sialfum mer“ gemahnend. Vgl. Sæm. 97, 6: „sialfr leiđtu sialfan þik.

[3] Sæm. 95, 18 (M. 57, 13): „Ertattu Vegtamr, sem ek hugđa, heldr ertu Ođinn alda-[B. aldinn]gautr“. Lex. poet. 226a. 7b.

[4] Sæm. 77, 24. 80, 54.

[5] Sæm. 24, 111 (M. 16, 109): „at Bölverki þeir [hrimþursar] spurđu“ u. ſ. w. dann in der nächſtfolgenden Schlußſtr.: „baugeiđ Ođinn hygg ek at unnit hafi“ u. ſ. w.; ſonſt kommt im erſten Theile von Hâvam. der Name Odin nur einmal vor, Sæm. 22, 99 (M. 15, 97): „skaltu Ođinn koma,“ wo jedoch die Leſart: „skaltu inn koma“ (Sæm. 22, 99, 4) beſſer lautet.

[6] Außer der Aufzählung in Grîmn. m., Sæm. 46 f., 46 bis 50. 54 (M. 31 f.) und der entſprechenden Sn. 24 (Arn. 84 ff. 2, 265 f.) auch die Ođins nöfn Sn. 2, 472 f., darunter vafodr, valfödr (vgl. Sæm. 76, 16: „vega ok val fella), sigmundr, gæstumblindi, ſowie die Verzeichniſſe im Lex. myth. 365 ff.

In Rúnatal ſelbſt wird mit einem ſolchen Odinsnamen zugleich eine ſonſt unbekannte Vorgeſchichte angeklungen: die Warnung vor übermäßigem Opfern iſt von Thundr, der aufſtieg und wiederkam, den Völkern zur Richtſchnur eingeſchnitten worden [2]. Als beſondrer Name des in dieſem Liede mit „ich“ Sprechenden, iſt Hâr gedacht, denn es ſind, wie ſchließlich geſagt wird, fortwährend die Reden des Hohen; der Hauptname Odin ſpringt hier nicht erſt am Ende hervor, ſondern macht ſich ſchon durch jenes: „dem Odin gegeben, ich ſelbſt mir ſelbſt“ für die Anwendung auf den Redner vernehmlich. Soweit hält auch Rûnatal die in andern Odinsliedern aufgezeigte Form ein. Aber mislich bleibt, daß Derjenige, welcher ſpricht: „die Lieder kann ich“ u. ſ. w., „das kann ich das zweite“ u. ſ. f., eine Reihe von Zauberſängen als ihm ſelbſt, ſeinem Ich, dienlich und geläufig aufzählt, die doch überall, wenn auch auf wunderbare Weiſe, in irdiſchen Nöthen und menſchlichen Angelegenheiten zu helfen und zu fördern beſtimmt ſind; hier kann nicht der halbverhüllte Gott das Wort führen, aber auch nicht, wie Rûnatal jetzt gefaßt iſt, der lauſchende Jünger, der ja eben mit Empfehlung dieſer Lieder als Lodfâfnir angeredet wird[1]. Auffallen muß zugleich, daß,

---

[1] Grimn. m. Str. 49: „Grimni mik hêtu at Geirröđar, en Ialk at Âsmundar, en þâ Kialar, er ek kialka drô (ſ. S. 265), þrôr þingum at: Viđur at vîgum“ u. ſ. w. Str. 50: „Sviđurr ok Sviđrir ek hêt at Sökkmîmis“ u. ſ. w. Im Harbardsl. die Anſpielungen Str. 16. 18. 20. 24. 30. 32. 38 (M. Str. 40).

[2] Sæm. 28, 8 (M. 19, 146): „Betra er ôbeđit en sê ofblôtiđ u. ſ. w. svâ þundr um reist fyr(ir) þioda rök [vgl. 195, 12: „er þiođir skulu î fulla dôma fara“]; þar hann upp um-reis, er hann aptr of-kom.“ Hiezu die Kehrzeilen in Alvîssmâl (Sæm. 49, 10. M. 33, 10 ff.): „Segdu mer þat, Alvîss! öll of-rök fira vöromk, dvergr! at vitir“ u. ſ. w., ſowie in Völuspâ (Sæm. 1, 6. 2, 9. 5, 27. 29. M. 1, 6. 2, 9. 4, 27. 29): „þâ [gengêngo] gêngu regin öll â rökstôla, ginheilög gođ, ok um þat gættuz“ u. ſ. w. Biörn 2, 214a: „rök, n. pl. argumenta, ratio“ (hier nicht anwendbar: röckr n. crepusculum; vgl. Myth. 774: rökstôlar „nebelſtühle“). Sæm. 63, 25 (M. 42, 25): „firriz æ forn rök fira“. Lex. poet. 192b: „priscorum operum recensus“. 172b: „recensere refugiant, vereantur!“ Grimn. m. Str. 54: „Ođinn ek nû heiti, Yggr ek âdan hêt, hêtumk þundr fyrir þat“. Zu þundr vgl. Myth. 1206 f. Namen des Donners 8; zu „er hann aptr of-kom“ das frühere: „fêll ek aptr þađan“ (Sæm. 28, 2. M. 19, 140). Auch die vorhergehende Stelle (Sæm. 28, 5. M. 19, 143: „Rûnar u. ſ. w. er fâđi fimbulþulr ok görđu ginnregin ok reist hroptr rögna“) ſcheint mit zwei Odinsnamen (es folgt unmittelbar, zu „reist“ mitgehörend: „Ođinn međ Âsom,“ vgl. auch Sæm. 196, 19) an einen vorzeitlichen Mythus anzuknüpfen; Fimbulthulr, der große Sprecher (Myth. 785. Lex. poet. 170), gleicherweiſe Sæm. 20, 81 (M. 14, 79): „enum reginkunnum [rûnum], þeim er görđu ginnregin ok fâđi fimbulþulr“ u. ſ. w. vgl. Sæm. 9, 60 (M. 7, 58): „[Æsir] minnaz þar â megindôma ok â fimbultŷs fornar rûnar“. Ginregin, wie ginheilög gođ, iſt in den angeführten Stellen gleichlauſend mit æsir, ſo auch in Thiodôlfs Hauſtlöng, Sn. 121b u. Arn. 314: „ginnregin,“ zuvor: „Æsir“, und bedeutet überhaupt weitwaltende Mächte (Myth. 297, vgl. ebd. 23 f.) und kann daher in Alv. mâl (Sæm. 50,

---

20. 51, 31. M. 34, 21. 35, 31), etwa auch Sæm. 52, 4. M. 36, 4: „mœrir tifar [vorher Str. 1: valtîfar] ne ginnregin,“ während „rîkir tîvar“ Sæm. 72a 16 und 93, 1. M. 48, 14 und 56, 1 einerlei ſind mit „æsir allir ok âsynjur allar“, auch für Vanir gebraucht werden (daſelbſt, Sæm. 49, 11. M. 33, 11: „uppregin,“ wie es ſcheint, einmal für Lichtâlfe, während für die Zwerge, gegen den ſonſtigen Gebrauch des Liedes, nur âlfar, hier alſo im Sinne von svartâlfar, Sn. 130, übrig bleibt). Hängt hroptr mit „hrôpa, clamare“ (Biörn 1, 397a, vgl. Gr. 2, 194 f.: ahd. hruoſt clamor, hrôſt evocatio, wuoſt fletus u. ſ. w.) zuſammen, im Sinne der für Rûnen- und Zauberweſen ſonſt vorkommenden Zeitwörter œpa (Sæm. 28, 2: „nam ek upp rûnar, œpandi nam;“ Heimskr. 1, 128: „œpti ok kalladi“) und gala, ſo ordnen ſich die verſchiedenen hieher einſchlagenden Benennungen Odins: hroptr, wie er auch einfach genannt wird, bezeichnet, gleich þulr, den Rufer und Redner höherer, runiſcher Wiſſenſchaft; in Sigurdr. m. wird Odin wohl nicht beziehungslos unter dieſem Namen als Meiſter der Hugrûnen hervorgehoben (Sæm. 195, 13. M. 114, 13: „hugrûnar skaltu kunna u. ſ. w. þær of-rêd, þær of-hreist, þær of-hugdi Hroptr“ u. ſ. w. vgl. Sæm. 30, 23: „hyggju Hroptatý“); hroptr rógna iſt ſodann der Rufer, Verkünder bei den Göttern (über die Form rógnir, gen. pl. rógna, Myth. 24. Sn. 120a, Arn. 308: „vingrógnir“; vgl. Sæm. 196, 16: „undir reid Rógnis“), und ihm entſpricht jener große Redner, fimbulþulr, mit den ginregin; endlich der Name Hroptatýr, Gott der Rufer (Sæm. 30, 23. 47, 54. Heimskr. 1, 167, XIV), läßt in Odin den göttlichen Schutzherrn auch der irdiſchen Herolde ſeiner Weisheit erkennen.

[1] In Str. 25: „lioda þeirra [pessa] muntu, Lodfâfnir! lengi vanr vera“ u. ſ. w.

während es ſich bis zur 9ten Strophe hauptſächlich um Runenkunde handelt, hier nun damit abgebrochen und auf die Lieder oder Zauberſegen übergeſprungen wird, die, wenn auch mit den Runenſtäben mehrfach zuſammenwirkend, doch immerhin eine eigene Gattung zauberiſcher Mittel ausmachen [1]. Wie die Aufzählung der achtzehn Lieder mit der 9ten Strophe ſelbſtändig anhebt, ſo bietet ſie auch in der 26ſten Strophe eine beſondre Schlußzeile und läßt ſich, wenn einzig die Anrede an Lodfáfnir hinweggenommen oder der Anredende für einen andern als den göttlichen Lehrer angeſehen wird, als ein in ſich abgerundeter Theil der Spruchgedichtſammlung ausheben [2]. Was bleibt dann aber vom eigentlichen Rûnatal übrig? An der Welteſche ſchwebend, ſpähte Odin (Hár) nieder, nahm lauten Rufes Rûnen auf und fiel wieder herab; neun Hauptlieder lernt' er von dem kundigen Bölthorn, Beſtlas Vater [3], und einen Trunk erlangt' er des koſtbaren Meths, geſchöpft aus Ôdrörir; da begann er zu gedeihen und kundig zu ſein, zu wachſen und ſich wohl zu gehaben [1]; Wort vom Worte ſucht' ihm nach dem Worte [2], Werk vom Werke ſucht' ihm nach dem Werke [3]; hierauf folgen kurze Angaben über Runen und Stäbe, ihre Urheber und Verbreiter bei verſchiedenen Weſenklaſſen, ihre manigfache Handhabung und Einiges, was dabei zu beobachten (Str. 2 bis 8). Es ſind in dieſen einleitenden Geſätzen zwei Hauptquellen der Runenkunde des Sprechers angegeben, die eine aus der urweltlichen Naturkunde des Rieſengeſchlechts, die auf Odin ſchon von ſeinem Ahn, dem Jötun Bölthorn, verpflanzt iſt, die andre in der geiſtigern Erweckung mittelſt des Dichtertranks, der nur Göttern und durch ſie den Menſchen vergönnt iſt [4].

---

[1] Nur in Str. 20 noch: „svâ ek rist ok î rûnom fâk“ u. ſ. w. ſonſt Str. 12: „svâ ek gel“ u. ſ. w. 15: „þann kann ek galdr gala.“ 19: „undir randir ek gel“ u. ſ. w. 23: „er gol þiodrœrir u. ſ. w. afl gol hann âsum“ u. ſ. w.

[2] Anfang Str. 9: „Lioð ek þau kann“ u. ſ. w. Schlußzeile in Str. 26: „þat fylgir lioða lokum“. Lex. poet. 213a: „id clausulam carminum constituit“. In den Str. 25 und 26 iſt offenbare Verſchiebung, ſie laſſen ſich ſo ordnèn: „25. þat kann ek it siautiânda, at mik mun seint firraz ið manûnga man [auch Str. 10 iſt nur dreizeilig]. 26a. þat kann ek ið âtiânda, er ek æva kennik mey nê manns konu (nema þeirri einni, er mik armi verr eða mîn systir sê), alt er betra er einn um kann; þat fylgir lioða lokum.“ Hiernächſt, wenn überhaupt zuläſſig: „26b. Lioða þessa [þeirra] muntu, Loðfáfnir! lengi vanr vera; þô sê þer gôð ef þû getr, nŷt ef þû nemr, þörf ef þû þiggir.“ (Vgl. Sæm. 24, 3 ff. „niota muntu ef þû nemir.“ 196, 20: „niottu ef þû namt“ u. ſ. w.) Rûnat. Str. 27: „nioti sâ er nam.“

[3] Str. 3: „Fimbullioð [Lex. poet. 170b: „carmina præstantissima“] nîu nam ek af enum frægja [syni] Bölþorni Bestlu fôður“ u. ſ. w. Muß hier gebeſſert werden (M. ſetzt „Bölþorns,“ was einen ſonſt nicht bekannten, keineswegs berühmten Bruder Beſtlas herbeiführt), ſo iſt das einfachſte, den versüberladenden Beiſatz „syni“ wegfallen zu laſſen. Vgl. Sn. 7 (Arn. 46): „Hann [Börr] fêkk þeirrar konu er Besla [B. Bestla] hêt, dôttir Bölþorns iötuns, ok fengu þau III sonu: hêt einn Odinn, annarr Vili, III Ve.“ Sn. 98a (Arn. 244): „við son Bestlu.“

Jene zweifache Triebkraft der empfangenen Begabung, in Wort und in Werk, kann auf die geſammte vom Geiſt ausgehende Lebensthätigkeit ſich erſtrecken; iſt ſie aber nur auf den beſondern Inhalt des Rúnatal zu beziehen, ſo ſind ja eben die Galder das wirkende Wort und könnten die aufgezählten achtzehn Lieder für ein Fortwuchern des in den neun Urliedern gepflanzten Wortes und Werkes gelten. Gleichwohl iſt das Aufheben der Rúnen ſo entſchieden an die Spitze geſtellt und nachher die Runenkunde ſo feierlich eingeleitet, daß ſich die Vermuthung rechtfertigt, es ſei hier gerade das ausgefallen, was mit Recht Rúnatal hieß, und dafür eine Aufzählung von Zauberſängen, ein Lioda- oder Galdratal, eingefügt worden, worin nicht die Reden des Hohen ſich fortſetzen, ſondern etwa der im Eingang des zweiten Theils ſprechende Lodfáfnir weitere Errungenſchaften des genoſſenen Unterrichts darlegt. Wie ungefähr das ausgefallene Stück beſchaffen ſein mochte, kann man ſich aus der Rúnenlehre in Sigrdrifamál [5] deutlich machen, und da dieſe doch nur als ein Einſchiebſel in den Kreis der Sigurdslieder anzuſehen iſt[1], ſo läßt ſich wohl denken, daß ſie, mit gutbefundenen Abänderungen, aus einem älteren Rúnatal herübergenommen und letzteres dafür durch das Verzeichnis der Galder entſchädigt worden ſei. Es ſind theilweiſe dieſelben Wirkungen, die von Sigrdriſa den Rúnenſtäben und im jetzigen Rúnatal den Liedern beigemeſſen werden[2]; auch dort wird des heiligen **Methes** gedacht[3] und die Formeln, deren ſich jene für ihre Unterweiſungen bedient, begegnen ſich mit denen in Hávamál[4]. Die lehrhafte Sammlung dieſes Namens iſt zwar darauf angelegt, Odin als Quell der drei Wiſſensklaſſen, Klugſprüche, Rúnen und Galder, darzuſtellen; aber nur die Sprüche geben wirklichen Lehrinhalt, die Rúnen, wenn man auch Sigrdriſumál beizieht, und die Galder, auch das Gróalied hinzugenommen, ſind faſt durchaus nur nach Form und Wirkung, ohne den eigentlichen Beſtand des Zauberſangs oder wirkenden Zeichens, aufgezählt, ſo daß überhaupt nicht der alterthümlichere, gläubige, nur der einer vorgerückteren Bildungsſtufe angehörende verſtändige Lehrtheil zu wirklicher Mittheilung kommt. Das jedoch iſt ſämmtlichen unter Hávamál begriffenen Lehren gemein, daß der Hörer und Verkünder, der wißbegierige Lodfáfnir, ſeinen Unterricht in denſelben von Odin unmittelbar empfangen und dieſer Unterricht ſich nur in ſeinem Innern, auf geiſtigem Gebiete, vollzogen hat; Hávahöll beſteht nur mythiſch, im Reiche des Gedankens.

---

[1] Str. 4: „Þá na mek vaxa ok vel hafaz“. Vgl. Sæm. 103, 19: „Hann nam at vaxa ok vel dafna“ u. ſ. w. Heimskr. 1, 166, X: „vex nú gengi goða“ u. ſ. w. Sn. 241 (Arn. 636): „vex hverr af gengi“, „quisque successu crescit“. Daß in Rúnat. geiſtiges Wachsthum und Gedeihen gemeint ſei, zeigt das gleichgehende „frôðr vera“ und nachfolgende „orð“ u. ſ. w.

[2] Lex. poet. 171a: „finna orð.“ Sæm. 99, 16: „mín orð“.

[3] Fornm. S. 2, 33: „bæði î orðum ok verkum.“

[4] Vgl. Str. 27: „Nú eru Háva-mâl kveðin u. ſ. w. allþörf ýta sonum, óþörf iötna sonum.“ Sæm. 174, 17: „hôn mun ríkjum þer rúnar kenna, allar þær er aldir eignaz skyldu ok á manns tûngu mæla hverja, líf með lækning“ u. ſ. w.

[5] Sæm. 194, 5 bis 196, 20 (M. 114 f., 5 bis 19).

---

[1] Vgl. W. Grimm, Heldenſ. 392. Mone, Unterſ. 115. Sæm. 174, 17: „Hôn mun rîkjum þer rûnar kenna“ u. ſ. w. Simrocks Edda 404 f.

[2] Vgl. Sigrdr. m. Str. 10: „Brimrûnar“ u. ſ. w. mit Rûnat. Str. 17; Sdr. 11: „Limrûnar“ u. ſ. w. mit Rt. 10; Sigdr. 12: „Mâlrûnar“ u. ſ. w. mit Rt. 16.

[3] Sigrdr. 19: „[rûnar] hyerfdar viđ inn helga miöđ“ u. ſ. w. auch hinter Str. 2: „hôn tôk þá horn fullt miađar, ok gaf hânom minnisveig“ und Str. 5, mit Rt. 3: „ok ek drykk of-gat ens dýra miađar“ u. ſ. w.

[4] Sdr. 20: „niottu ef þû namt“ u. ſ. w. Rt. 24: „nýt ef þû nemr“ u. ſ. w. 27: „nioti sá er nam.“ Sdr. 23 ff.: „þat ræđ ek þer iđ fyrsta“ u. ſ. w. Lodf. m. 3 ff.: „Râđumk þer, Lodfáfnir, en þû râđ nemir! niota muntu ef þû namt“ u. ſ. w. Rt. 10 ff.: „þat kann ek annat“ u. ſ. w. Ähnliches in Grôug. Str. 6 ff.: „þann gel ek þer fyrstan“ u. ſ. w. Sig. Kv. II, Str. 19: „Segþu mer þat, Hnikarr“ u. ſ. w. 21 f.: „þat er annat“ u. ſ. w. Fáfnism. Str. 12 ff.: „Segþu mer, Fáfnir! u. ſ. w. 20: „Ræđ ek þer nû, Sigurdr! enn þû râđ nemir“ u. ſ. w.

Kunſtpflege.

Das altnordiſche Liederweſen, ſelbſt in ſeiner kunſtreichen ſkäldiſchen Ausbildung, erſcheint doch nirgend als Sache eines ſchulmäßigen Unterrichts oder zunftartigen Betriebs. Da dem Leben mehrerer Skalden eine eigene Saga, meiſt größeren Umfangs, gewidmet iſt, ſo wäre von ihrer Schule zu ſprechen aller Anlaß geweſen; es heißt aber nur, der berühmte Egill, Skalagrims Sohn, habe ſchon in ſeinem dritten Jahre begonnen, Verſe zu machen, ebenſo Grettir ſchon als gänſehütender Junge, auch Gunnlaug Ormstünga ſei ſchon in frühen Jahren als Skalde bekannt geweſen[1]. Der jüngere Dichter lernte vom Beiſpiel der älteren, erhielt auch wohl die Anweiſung eines einzelnen Vorgängers[2], der Grundton aber war von Haus aus in einer allgemeineren Stimmung gegeben, in jener auch von den Geſchichtſagen bezeugten volksüblichen Fertigkeit des belebteren Ausdrucks im kurzen Stegreifverſe (vgl. S. 286 f.). Es iſt gezeigt worden, wie Starkad von Odin ſelbſt ſeine dichteriſche Begabung empfieng, wie Bragi der Alte und die nachfolgenden Skalden ſich als unmittelbar belehnte Träger des Odinstrankes kennzeichnen; Hallbiörn, ein Schafhirte, der am Grabhügel des Skalden Thorleif weidet und ſich um einen Sang zu deſſen Lobe vergeblich abmüht, wird dadurch zum Skalden des Volks und der Häuptlinge geweiht, daß Thorleif als Traumerſcheinung ihm die Zunge rührt und ein Geſetz vorſingt[3]; überall eine höhere, geiſtige Eingebung. Dieſe, wieder durch

---

[1] Sagabibl. 1, 63. 112. Grettis S. C. 16 (Markuss. 90). [Kormak?] S. Ol. Tr. C. 152 (Fornm. S. 2, 7): „skáld var hann [Hallfreyđr] þegar á únga aldri“ u. ſ. w.

[2] Biörn Hitdälakappi, Sohn einer Schweſtertochter von Egil Skalagrim, iſt bei einem anverwandten Skalden erzogen und zeichnet ſich dann ſelbſt als Dichter aus. Sagabibl. 1, 159 f.

[3] þáttr þorleifs iarlaskálds C. 7 (Fornm. S. 3, 102 f.): „þat var eina nátt sem optar, at hann [Hallbiörn sauđamađr] liggr á hauginum, ok hefir hina sömu iđn fyrir stafni [hèr liggr skáld], ef hann gæti aukit nökkut lof um haugbúann, siđan sofnar hann, ok eptir þat sèr hann at opnast haugrinn, ok gengr þar út mađr mikill vexti ok vel búinn; hann gekk upp á hauginn at Hallbirni ok mælti: þar liggr [þú], Hallbiörn! ok vildir þú fást í þvi, sem þèr er ekki lánat, at yrkja lof um mik, ok er þat annathvört at þèr verđr lagit í þessi íþrótt, ok munt þú

Odin ſelbſt, erwies ſich zuletzt noch für Lodfáfnis Rûnen- und Galderkunde. Nach der Auffaſſung im Eingang der Yngl. Saga erſcheinen freilich Odin und ſeine zwölf Áſen als ein Verein göttlich verehrter Tempel- und Opferprieſter, von dem alle Wiſſenſchaft und Fertigkeit in Dichtkunſt, Rûnen und Zauber ausgegangen [1]; dieß beruht jedoch gänzlich

---

þat af mèr fá, meira enn vel flestum mönnum ödrum, ok er þat vænna svá verdi, ella þarftu ekki í þessu at briotast lengr; skal ek nû kveda fyrir þèr vîsu, [S. 103] ok ef þû getr numit vîsuna ok kant hana þá er þû vaknar, þá munt þû verda þiodskáld ok yrkja lof um marga höfdîngja, ok mun þèr í þessi íþrótt mikit lagit verda; sidan togar hann á honum tûnguna, ok kvad vîsu þessa: Hèr liggr skáld þat er skálda skörûngr var mestr at flestu [V. af flestum) naddveiti [V. náveiti] frá ek nýtan níd Hákoni smida; ádr gat engr nè sídan annara svá manna, frægt hefir ordit þat fyrdum, ferán lokit hânum. Nû skaltu svá hefja skáldskapinn, at þû skalt yrkja lofkvædi um mik. þá er þû vaknar, ok vanda sem mest bædi hátt ok ordfæri ok einna mest kenníngar; sídan hverfr hann aptr í hauginn, ok lýkst hann aptr, en Hallbiorn vaknar ok þikist siá á herdar honum; sídan kunni hann vîsuna, ok fòr sídan til bygda heim med fè sitt eptir tíma, ok sagdi þenna atburd. Orti Hallbiorn sídan lofkvædi um haugbûann, ok var hit mesta skáld, ok fòr ûtan fliotliga, ok kvad kvædi um marga höfdingja, ok fèkk af þeim miklar virdingar ok gódar giafir, ok græddi af því stórfè, ok gengr af honum mikil saga bædi hèr á landi ok ûtlendis, þó at hûn sè hèr eigi ritut."

[1] Yngl. S. C. 2 (Heimskr. 1, 6): „Fyrir austan Tanaqvisl í Asia, var kallat Asa-land, edr Asaheimr; enn hofutborgina, er var í landinu, kolludu þeir Asgard. Enn í borginni var höfdingi sá, er Odinn var kalladr; þar var blótstadr mikill. þat var sidr at XII hofgodar voru æztir: skylldu þeir ráda fyrir blótum oc dómum manna í milli; þat eru Diar [Myth. 176 ****] kalladir edr drottnar: þeim skylldi þionustu veita allt folk oc lotning." C. 5 (1, 10): „Odinn tók ser bûstad vid lauginn, þar sem nû eru kalladar forno Sigtûnir, ok gerdi þar mikit hof ok blót, eptir sidvenin Asana. Hann eignadiz þar lond sva vítt, sem hann let heita Sigtûnir: hann gaf bûstadi hofgodunum: Niördr bió í Noatûnum" u. ſ. w. C. 6 (ebd.): „mællti han allt hendingum, sva sem nû er þat qvedit, er skalldskapr heitir: Hann oc hofgodar hans heita lioda-smidir, þvi at sû íþrótt hófz af þeim í Nordrlöndum" u. ſ. w. C. 7 (1, 12): „Allar þessar íþróttir kendi hann med rûnum oc liodum, þeim er galldrar heita; fyrir því eru Æsir kalladir galldra-smidir. Odinn kunni þá íþrótt er mestr máttr fylgdi, oc framdi sialfr, er seidr heitir u. ſ. w. Enn hann kendi flestar íþróttir sínar blótgodunum; voru þeir næst hönum um allan

darin, daß mythiſche Verhältniſſe zu menſchlichen umgewandelt ſind, womit die Götterſage als ſolche hinwegfällt und für die prieſterliche Genoſſenſchaft kein Gott übrig bleibt, dem ſie ihre Opfer darbringen könnte. Geſchichtliche Nachrichten aus dem alten Norden wiſſen von keiner abgeſchloſſenen Prieſterzunft; der Häuptling oder König ſteht den allgemeinen Opfern vor; ſelbſt der große Tempel zu Upſal und die dortigen Opferfeſte ſind unter der Obhut des Königsgeſchlechts, der Söhne Freys, die auch in der Schlacht mitfechten; in Norwegen und auf Island pflegen die Goden, Hofgoden, das Heiligthum, das auf ihrem Grunde ſteht, und hegen gleichzeitig das Gericht des zugehörigen Bezirks; daneben gibt es noch manche Männer, die für ſich und ihren beſondern Hausſtand Götterhäuſer bauen und Opfer verrichten.

Nirgends, meines Wiſſens, findet ſich ein heidniſcher Prieſter als Skalde genannt; dagegen kommt es vor, daß angeſehene Skalden, die ſich als Kriegsleute, Vikinge, Kauffahrer umtreiben, des Rûnenzaubers und Beſchwörungsſanges mächtig ſind. Als Egil, deſſen frühzeitiger Skaldſchaft vorhin gedacht worden, bei einem Gelage merkt, daß ihm durch die zauberkundige Königin Gunnhild Gift in den Trank gemengt iſt, ritzt er mit der Meſſerſpitze Rûnen auf das Trinkhorn, beſtreicht ſie mit Blut aus ſeiner Hand und ſpricht dazu mit lauter Stimme einen Vers, worauf das Horn in Stücke ſpringt und alles Âl ausläuft[1]; das ſtimmt ganz mit Sigrdrîfum. 7: „Âlrunen ſollſt du verſtehen, wenn du willſt, daß nicht eines Andern Weib, der du trauſt, dich verrathe; auf das Horn ſollſt du die ritzen und auf den Rücken der Hand“[2]. Auch Thorleif, zugenannt „iarlaskáld“, den ſein Oheim und Erzieher Skeggi in altem Geheimwiſſen unterrichtet hat[3], erweiſt ſich zauber-

frödleik oc fiölkyngi. Margir adrir námu þó mikit af; oc hefir þadan af dreifz fiölkyngin vida, oc halldiz lengi. Enn Odinn oc þá höfdingia XII blótudu menn, oc kölludu god sín oc trúdu á lengi sídan.“

[1] Ettmüller, Vsp. XIII f. Sagabibl. 1, 113; vgl. 116. Derſelbe Skalde ſchneidet dann auch Runen auf Roſshaupt und Neidſtange mit geſprochener Formel (vgl. Vatnsd. S. 142. 136).

[2] Sæm. 194, 7 (M. 114, 7): „Ölrúnar skaltu kunna, ef þú vill annars kvæn vélit þik í trygd, ef þú trúir; á horni skal þær rísta ok á handarbaki“ u. ſ. w.

[3] Þáttr Þorleifs iarlaskálds C. 1 (Fornm. S. 3, 90): „Þorleifr u. ſ. w. var snemma gildr ok giörviligr ok hinn mesti atgiörvimadr um íþróttir; hann var

kundig: er will an dem Jarl Hakon, der ihm ein Kaufſchiff ausraubte und verbrannte, dazu die Mannſchaft hängen ließ, Rache nehmen und kommt, als alter Bettler (stafkarl) vermummt, in Hakons Halle, wo er, um ſeinen Namen befragt, ſich Ridung, Giallandis Sohn, aus den Trauerthalen im kalten Schweden nennt [1] und ihm geſtattet wird, die Lieder, die er auf den Jarl gedichtet, vorzutragen; bis zur Mitte des angeſtimmten Liedes findet Hakon in jedem Geſätze ſein Lob verkündet, wie auch der Heldenthaten ſeines Sohnes darin gedacht, im Fortgang aber fährt ihm ein unleidliches Jucken über den Leib, das Lied bedünkt ihn, weniger Lob, als Schmähung (níd), heißen zu können, der Sänger verheißt zwar Beſſeres, hebt dann aber die Geſätze an, die man Nebelweiſen nennt und die, mitten im „Jarlsneide" ſtehend, ſo beginnen: „Nebel zieht draußen auf, Ungewitter dringt im Weſten an, die Rauchwolke des Schatzraubs zieht hieher"; als die Nebelweiſen zu Ende ſind, wird es dunkel in der Halle, der Sänger nimmt wieder Jarlsneid auf und als er das letzte Drittel ſingt, fahren alle Eiſenwaffen in der Halle umher und wird das vieler Männer Tod; der Jarl fällt in Unmacht und der Alte verſchwindet bei verſchloſſenen Thüren, mit beendigtem Lied aber weicht die Finſternis und wird es in der Halle licht [2].

---

skáld gott; hann var á fóstri med Midfardar-Skeggja, módurbródur sínum, at Reykjum í Midfirdi, þartil er hann var 18 [V. 17] vetra gamall. Skeggi unni mikit þorleifi ok lagdi vid hann ástfóstr. þat töludu menn at Skeggi mundi fleira kenna þorleifi í frædum fornligum, enn adrir menn mundi vita."

[1] Ebd. C. 3 (3, 95): „Jarl spurdi hann at nafni, ætt ok ódali. Úvant er nafn mitt, herra: at ek heiti Nidûngr Giallandason ok kynjadr ór Syrgisdölum [V. Sorgardölum] af Svíþiod hinni köldu; er ek kalladr Nidûngr hinn nákvæmi. hefir ek vída farit ok marga hofdingja heimsótt; giörumst ek nû gamall miök, svá at trautt má ek aldr minn segja sakir elli ok ûminnis." Stadaregistr, Fornm. S. 12, 359 a: „Syrgisdalir (Sorgardalir), 3, 95; í Svíþiod hinni köldu; máske sama sem Suradalir edr herad vid Asowska hafn; stundum nefnast Sylgis eda Syrgisdalir í Svíþiod, sem þá líkliga á ad vera Soldalen vid Suraborg á Vestmannalandi í Svíaríki." Ebd. 358 b: „Svíþiod hin mikla edr kalda, 3, 95. og Cithia, 11, 414. Austr- og sudaustr-hluti Nordrhálfunnar, frá Svartahafinu ad sunnan til Gandvíkur (hvíta hafs) ad nordan." Fornald. S. 3, 736 b. Vgl. Fornald. S. 2, 91 und 499: „í Ângri (uppfæddr). Nithart von Riuwental.

[2] Ebd. C. 4 (3, 97 f.): „Kvedit iarls níd" u. ſ. w. Jarl mælti: búit er ad komi at gömlum ordskvid: at þat er opt gott, er gamlir kveda [V. „þat

Seltſamer noch lautet die Erzählung, wie der racheſinnende Jarl durch einen verzauberten Holzmann, der nach Island geſchickt wird, den Skalden mit Speerwurf durchbohren läßt [1]. Noch unter Harald Hard-

---

er sialdan gott skáld, er gamalt kvedr"; vgl. jedoch Sæm. 27, 24], ok flyttu framm kvædit, karl! en vèr munum til hlýda. Þá hefir karl upp kvædit, ok kvedr framan til mids, ok þikir iarli lof í hverri vísu, ok finnr at þar er getit ok í framaverka Eiriks sonar hans. En er áleid kvædit, þá bregdr iarli nokkut undarliga vid, at óværi [B. óværd] ok kládi hleypr svá mikill um allan búkinn á honum ok einna mest um þioinn, at hann mátti hvergi kyrr þola, ok svá mikil býsn fylgdi þessum úværa at hann lèt hrifa sèr med kombum, þar sem þeim kom at; en þar sem þeim kom eigi at, lèt hann taka strigadúk ok rida á þriá knúta, ok draga 2 menn milli þioanna á sèr. Nú tók iarli illa at gedjast kvædit, ok mælti: kann þinn heljar karl ekki betr at kveda, þvíat mèr þikir þetta eigi sidr heita mega níd enn lof, ok lát þú um batna, ella tekr þú giold fyrir. Karl hèt gódu um, ok hóf þá upp vísur, ok heita þokuvísur, ok standa í midju Jarlsnídi, ok er þetta upphaf at: Þoku dregr upp hit ytra [B. eystra], èl festist hit [B. vid] vestra, [S. 98] mökkr [B. nokkr] mun náms af nokkvi nadr hings kominn [B. komit] hingat. En er hann hafdi úti þokuvísur, þá var myrkt í höllinni, ok er myrkt er vordit í hallini, tekr hann aptr til Jarlsnids, ok er hann kvad hinn efsta ok sidasta þridjúng, þá var hvert iarn á gángi, þat er í var hallinni án manna valda, ok vard þat margra manna bani. Jarl fèll þá í úvit, en karl hvarf þá í brott at luktum dyrum ok óloknum [B. luktum] lásum; en eptir atlidit kvædit minkadi myrkrit ok giördi biart í höllinni. Jarl raknadi vid ok fann, at honum hafdi nær gengit nídit, sá þá ok vegs ummerki, at af var rotnat skegg [B. rifid kvidskeggit] alt af iarli ok hárit ödrumegin reikar [B. reikjar, a. á hoidi], ok kom aldri upp sídan. Nú lætr iarl ræsta hallina, ok eru hinir daudu útbornir, þikist hann nú vita at þetta mun Þorleifr verit hafa en karl engi annarr, ok mun launat þikjast hafa honum mannalát ok fiártion. Liggr iarl nú í þessum meinlætum allan þenna vetr ok mikit af sumrinu."

[1] Fbb. C. 6 (3, 100 f.): „Dráp Þorleifs. En nú er þar til at taka, er Hákon iarl er, at honum batnadi hins mesta meinlætis; en þat segja sumir menn, at hann yrdi aldri samr madr ok ádr; ok vildi iarl nú giarna hefna Þorleifi þessarar smánar, ef hann gæti, heitir nú á fulltrúa sína Þorgerdi hörgabrúdi [B. holgabrúdr] ok Irpu systur hennar, at reka þann galdr út til Íslands, at Þorleifi ynni at fullu, ok færir þeim miklar fórnir ok gekk til frèttar, en er hann fèkk þá frètt, er honum líkadi, lèt hann taka einn rekabút ok gera or trèmann, ok med fiölkýngi ok atkvædum iarls, en tröllskap ok fitons [B. Pythons, Phytons] anda þeirra systra, lèt hann drepa einn mann, ok taka or hiartat, ok láta í

rádi, Olafs des Heiligen jüngſtem Bruder, zeigt ſich Thorleifs Jarlsnid in lebhaftem Gedächtnis: Sneglu-Halli, ein namhafter Skalde am Hofe dieſes Königs, hat einen mächtigen Häuptling, Einar Flugi, der niemals Wergeld zahlt, vergeblich um ſolches für die Tödtung eines Blutsverwandten gemahnt und erzählt nun dem König, als einem Traumkundigen, wie ihm geträumt habe, daß er ſelbſt der Skalde Thorleif, Einar aber Hákon Jarl ſei und er dieſen verneidet, was ihm auch noch beim Erwachen nachgehalten; wirklich fängt er, vom Hochſitze zurück-

þenna trémann, ok færðu síðan í föt ok gáfu nafn ok kölluðu Þorgarð, ok mögnuðu hann með svá miklum fiandans krapti, at hann gekk ok mælti við menn, kvomu honum síðan í skip ok sendu hann út til Íslands þess eyrindis, at drepa Þorleif iarlaskáld; gyrði Hákon hann atgeir þeim, er hann hafði tekit or hofi þeirra systra ok Hörgi [vgl. Sn. 154] hafði átt. Þorgarðr kom út til Íslands í þann tíma, er menn voru (á) alþingi. Þorleifr iarlaskáld var á þingi; þat var einn dag at Þorleifr gekk frá búð sinni, er hann sá at maðr gekk vestan yfir Öxará, sá var mikill vexti ok illsligr í bragði. Þorleifr spyr þenna mann at heiti; hann nefndist Þorgarðr, ok kastaði þegar kaldyrðum at Þorleifi; en er Þorleifr heyrði þat, ætlaði hann at bregða sverðinu konúngs naut, er hann var gyrðr með, en í þessu bili lagði Þorgarðr atgeirnum á Þorleif miðjan ok í gegnum hann; en er hann fékk lagit, hió hann til Þorgarðs, en hann steyptist í iörðina niðr, svá at iljarnar var at siá. Þorleifr snaraði at sèr kyrtilinn ok kvað vísu: Hvarf hinn hildar diarfi hvat varð af Þorgarði villu maðr á velli vígdiarfr refilstiga; farit hefir gautr at grioti gunnelds enn fiolkunni síðan mun hann í helju hvílast stund ok mílu. Þá gekk Þorleifr heim til búðar sinnar, ok sagði mönnum þenna atburð, ok þótti öllum mikils um vert um þenna atburð; síðan varpar Þorleifr frá sèr kyrtlinum, ok féllu þá út iðrin, ok lèt Þorleifr þar líf sitt við góðan orðstír; ok þótti mönnum þat allmikill skaði; þóttust nú allir vita at Þorgarðr þessi hafði engi verit annarr enn galdr ok fiolkýngi Hákonar iarls.“ (12, 69 f.: „Þorleifr jarlaskáld: Hinn hildar djarfi, vígdjarfr villumaðr refilstiga [ormsa, firninda] hvarf á velli; hvat varð af Þorgarði? Enn fjölkunni gautr gunnelds [maðr] hefir farit at grjóti stund ok mílu [leingi og um lángan veg]; síðan mun hann hvílast í helju.) Der Vers, auf den es hier, wie anderwärts, zumeiſt ankommt, weiß nichts von einem Holzmann, ihm iſt vielmehr Thorgard ein zauberkundiger (fiölkunni) Kriegsmann; der Holzmann ſcheint misverſtändlich aus dem Neidzauber in die Proſa gekommen zu ſein, wie in Vatnsd. S. (K. 34, S. 142; vgl. K. 33, S. 136) an das Ende der errichteten Neidſäule ein Mannshaupt mit verwünſchenden Rúnen geſchnitten iſt: „fóru þeir Jökull ok Faxa-Brandr til sauðahúss Finnboga, er þar var hiá tretend, bereits zu murmeln an, worauf Harald ſeinem Freunde Einar ernſtlich anräth, eine Buße zu zahlen; Halli ſei ein großer wortſcharfer Skalde, und ein kleines Spottlied, das ſich im Gedächtnis befeſtige, ſei ſchlimmer, als ein geringes Geldopfer; das ſei kein Traum, wie Halli geſagt, dieſer vermöge wohl, die Neidung zu vollbringen; es gebe Beiſpiele, daß ſie noch mächtigere Männer getroffen, und niemals würde das verhallen, ſo lange die Nordlande bewohnt ſeien; auf dieſe Fürſprache bewilligt Einar drei Mark Silbers[1]. Die angebliche

---

gardinum, ok tôku sûlu eina, ok báru undir gardinn; þar vôru ok hross, er þangat höfdu farid til skiols î hridinni. Jökull skar karls höfut á sûlu endann, ok risti á rûnar med öllum þeim formála sem fyrr var sagdr, sídan drap Jökull mer eina, ok opnudu hana hiá briostinu, ok færdu á sûluna, ok lêtu horfa heim á Borg" u. ſ. w. Auch der hohe, moosbewachſene Holzmann auf Samſey, den Ragn. Lodbr. S. C. 21 (Fornald. S. 1, 298 f.) ſein Geſchick in Verſen erzählen läßt, war nach dieſen „blôtinn til bana mönnum," (wie jener „at drepa þorleif iarlaskáld") und es beantwortet ſich damit das in der Proſa vorhergehende: „hverr blôtat mundi hafa þetta et mikla god" (die erſte Strophe iſt weſentlich dieſelbe, die in Hálfs S. C. 2. aus Ögvalds Grabhügel ertönt, Fornald. S. 2, 26. Sagabibl. 2, 468; der Anfang der dritten Strophe: „þar bádu standa medan strönd þolir" gemahnt an die Stelle der Haralds hardr. S. in nächſter Anm. „medan Nordrlönd eru bygd"); unter den „trêmönnum" in Hávam. (Sæm. 16, 50) ſind doch am einfachſten gleichfalls Holzbildſäulen zu verſtehen (zu „velli á" vgl. Fornm. S. 3, 101: „villu madr á velli"; anders Dietrich, Zeitſchr. f. d. Alt. 3, 402 f.).

[1] Haralds hardráda S. K. 104 (Fornm. S. 6, 371 f.): „Stôd Halli þá upp, ok gekk fyrir konûng, ok kvaddi hann svá segjandi: heill, herra! Velkominn, Halli! segir konûngr, edr hvat viltu? Herra! segir Halli, ek vil segja ydr draum minn, þér erud draumspakir; þat dreymdi mik at ek væri allr annar madr enn ek er, ek þóttumst vera þorleifr skáld [V. iarlaskáld], en Einar fluga þótti mèr vera Hákon iarl, ok þóttumst ek nída hann, ok munda ek nökkut î, er ek vaknadi; hann veik sèr þá frá hásætinu ok umladi vid, heyrdu allir at hann mudladi [V. v. î H.] nokkut fyrir munni sèr, en ekki nam ordaskilin. þá mælti konûngr: giör svá vel, Einar! bæt honum nökkuru fyrir ord mîn, hann er skáld mikit, ok svá ordhákr, at hann svífst eingis, ok er þèr verri einn hædiligr kvidlingr, ef î minni er festr, sem bætt verdr, ef uppkemr î fyrstu, slíkr madr sem þû ert, heldr enn litlir [V. miklir] fémunir; þvíat vèr megum siá hverja setning [V. þvi vit megum sia hvern setning] hann hefir á, ok er þetta engi draumr, sem hann sagdi, þvíat þetta mun hann efna.

Traumerſcheinung hatte ihr Vorbild in der Thorleifsſage ſelbſt (ſ. oben S. 375 f.).

Daß nun von einem Skalden, der, obgleich nicht zu den älteſten zählend, mit den Wundern der Sage umkleidet iſt, doch nur wenige Geſätze erhalten ſind und der ihm eigens gewidmete Tháttr ſelbſt von ſeinem berühmteſten Geſange nur ein einziges bewahrt hat, kann nicht ſo ſehr befremden, wenn die Art dieſes Liedes und die anerzogene Richtung des Skalden, mit welcher daſſelbe zuſammenhängt, ins Auge gefaßt wird. Jarlsneid mit den Nebelweiſen wurzelt im heidniſchen Galderweſen und der Sänger deſſelben war von ſeinem Pflegevater Skeggi in die alten Kunden eingeweiht worden. Mit Namen und Bildern aus der Götterſage durfte ſich wohl der Skaldenſang auch an den Höfen der chriſtlichen Könige, der eifrigſten Bekehrer, ſchmücken, aber ernſtlich und thätlich ſollte das Heidenthum nicht zu Tage treten. Der Biſchof Biarni nimmt keinen Anſtand, ſeine Drápa auf Hákon Jarls Sieg über die Jómsvikinge als Yggs Bier (Odins Meth) zu bezeichnen, das er vor den Menſchen auftrage; zugleich aber verwahrt er ſich, niemals unter Waſſerfällen geweſen oder nach Galdern ausgegangen zu ſein (ſ. oben)[1], eine Verwahrung, die dadurch geboten war, daß der Dichter, wie er nachher nicht verſchweigt, die Sage vernommen hatte, wonach Hákon, nachdem er viel Volks verloren, ſeinen ſiebenjährigen Sohn Erling um Sieg geopfert und hierauf ſeine übermenſchliche Beſchützerin Thorgerd Hölgabrúd ein verderbliches Ungewitter gegen die Flotte der Vikinge getrieben haben ſoll[2]. Erheblich für den

---

at nída þik, ef hann fær ekki af þér, ok eru dœmi til þess, at nídit hefir bitit enn ríkari menn enn þú ert, ok mun þat aldri nidrfalla medan Nordrlönd eru bygd; gior nú fyrir bæn mína, ok bæt honum nökkuru sinn frænda [E. skada]! Einar svarar: Þèr skulud ráda, herra! segir hann, taki hann af féhirdi mínum 3 merkr silfrs, hann mun greida honum. Halli mælti: haf þökk fyrir, ok gezt mèr nú vel at."

[1] Jómsvíkingadrápa Biarna biskups Str. 1: „fram mun ek fyrir öldum Yggjar bior um fœra" u. ſ. w. (Lex. poet. 165 a: „carmen coram hominibus recitare." Str. 4: „Varkat ek firri [E. firir] und forsum, fór ek aldrei at göldrum" u. ſ. w. (Fornm. S. 11, 163 f.; vgl. 1, 161. S. Ol. Tr. C. 86: „þess getr Biarni biskup í Jómsvíkinga drápu.")

[2] Ebd. Str. 29 (11, 171): „Hvervitna [O. Hvarvetna] frá ek bölda, herr œxti [O. ægsti] gný darra, fyrir [O. fur] hreggvidum biörva

Zuſammenhang des Zaubers mit dem Götterglauben ſind die Nachrichten über heidniſche Männer, die ihren Widerſtand gegen den gewaltſamen Bekehrungseifer Olafs Tryggvaſon mit Marter und Tod büßten.

Hróald, ein mächtiger Opfermann auf Godey (in Hálogaland) rief die Götter häufig an, brachte ihnen täglich Opfergaben und bat ſie demüthig, ihn zu ſchirmen, daß er nicht zu einem andern Glauben gedrängt und durch König Olaf von ſeiner Heimatherde vertrieben würde; er war ſo beſtrickt von den Lockungen des Feindes, daß die Götter ihm für ſeine Gaben Beſcheide gaben; ſo oft der König, der von ihm erfahren, nach dieſem Eiland fahren wollte, ward er durch Gegenwind verhindert, denn Hróald rief unabläſſig zu den Göttern, daß ſie dem Gott Olafs kräftig widerſtehen möchten, endlich aber flehten der König und der Biſchof zu Gott und alsbald kam rechter Fahrwind, mit dem ſie ſegelten; es zeigten ſich zwei Winde, wie wenn einer den andern bekämpfte; da füllte der Biſchof ein großes Gefäß mit Waſſer, weihte[1] dieſes und warf es in die See, den widrigen Winden und Wogen entgegen, worauf dieſelben ſich legten und die Schiffe raſch dem Eiland zufuhren; dort wurde Hróald ergriffen und ihm die Wahl gegeben, entweder von ſeinem Brauche zu laſſen oder zu ſterben; es halfen aber

---

hrökva [O. hrökkva] gunnar rokkum [O. rekkum]; áđr î örva drífu ŷtum grimmr at blóta, fram kom heipt hin [O. en] harđa, Hákon þegar [O. syni] tæki.“ 12, 245: „Herr æxti [jók] darra gnŷ [bardagann]. Ek frá hölda hvervitna hrökkva fyrir gunnar rökkum hjörva hreggviđum [hermönnum], áđr Hákon, grimmr ŷtum, tæki at blóta î örva drífu [orustu]: hin harđa heipt kom þegar fram“. Str. 31 (11, 172): „þá frá ek el hit illa æđa [O. æđast] Hölgabrûđi [O. Holga brûđar], glumđi hagl á hlîfum [O. hialmum], harđa grimt or norđri; þar er [O. þars] î ormfrân augu ŷtum skŷagrioti [O. skŷja grioti], þî knátti [O. nâdi] ben blasa, barđi hreggi keyrđu.“ 12, 245, 31: „Ek frá þá Holgabrûđar hit illa el æđa; harđa grimt hagl or norđri glumdi á hlîfum: þar er skŷja grioti [hagli], hreggi [af stormi] keyrđu, barđi [laust] î ormfrân [ormsnör] augu ŷtum; þî [þvî] knátti ben blása [þióta]. Erzählung von Opfer und Zaubersturm: S. Ol. Tr. C. 90 (Fornm. S. 1, 174 bis 76). S. Ol. Tr. Christ. 1853, C. 11, S. 15. Jómsvîk. S. C. 44 (11, 134 bis 39. 142). Vgl. Fornm. S. 2, 108. Færeyingas. C. 23, S. 103. Myth. 103. Sagabibl. 1, 179 f. 276. 3, 93 f. S. af Hörde C. 18 (Marcuss. 8°, S. 95 f.) Saxo 10, 183.

[1] Vgl. Aufſeße Anz. 3, 289: Exorcismus aquæ.

weder freundliche noch ſtrenge Worte und, dem Tode verfallen, erklärte Hróald: „Ziemlicher iſt mir, den Tod zu dulden, als den Dienſt unſrer Götter zu laſſen.“ Der König ließ ihn an den hohen Galgen aufhängen[1]. Ähnliches meldet dieſelbe Saga weiterhin von einem andern Hróald, der, in Moldafiörd wohnhaft, gleichfalls ein großer Zauberer war und weder das Chriſtenthum annehmen, noch von ſeinen Stammgütern fortziehen wollte; ſehr zauberkundig „weckte“ er vor ſeinen Bezirken gegen den König zwei ſo heftige Wogen, daß drei Jahre lang Olaf und ſeine Leute nicht zu ihm kommen konnten, überhaupt Niemand ohne ſein Zulaſſen in ſeinen Wohnort zu gelangen vermochte; zuletzt aber ließ der König raſch auf die furchtbaren Wogen losſegeln und beim Anrennen der Schiffe fielen dieſelben ſogleich nieder; auch dieſer Hróald wurde getödtet, weil er ſich ſtandhaft zu ſeinen Göttern bekannte [1]. Auf einem der Eilande des Namens Godey, in der Bucht Sálfti hauſte, wie der erſtere Hróald, auch ein mächtiger und reicher Häuptling, Raud der Starke, dem ſelbſt eine Menge Finnen zu Gebote ſtanden; auch er war eifrig in Opfer und Zauberei und bekämpfte zur See den König Olaf auf deſſen Bekehrungsfahrt nach Hálogaland; Raud beſaß ein Kriegsſchiff, das vermöge der Galder des Mannes immer Fahrtwind hatte, wohin er ſegeln wollte, und das ihn aus unglücklichem Seetreffen nach Godey heimbrachte; dort wollte der König ihn aufſuchen, aber eine volle Woche lang war innerhalb der Bucht Schlagregen und Sturm, außerhalb blies günſtiger Wind, mit dem Olaf nordwärts fuhr; auch als er nachher zur Bucht zurückkam, trieb einige Tage lang Regen und Sturmfluth aus derſelben, bis der Biſchof Sigurd endlich Rath fand; im vollen Meſſeſchmuck trat er vor auf den Steven des Königsſchiffs, ließ hier das heilige Kreuz aufrichten, Kerzen und Weihrauch anzünden, las das Evangelium und andre Gebete, beſprengte das Schiff überall mit geweihtem Waſſer und hieß dann in die Bucht rudern, auch alle die andern Schiffe ſich anſchließen, da ward ruhige See und ſie gelangten in der Nacht vor den Hof Rauds, der im Schlaf überfallen und, als er, vor den König geführt, an Chriſt zu glauben verſchmähte, mit den ausgeſonnenſten Martern getödtet wurde; ſein Hauptſchiff, viel größer und ſchöner, als das des Königs, eignete ſich dieſer zu, vorn daran war ein Drachenkopf und in einen Schweif lief es aus, beide Seiten und der Steven waren mit Gold ausgelegt und wenn das Segel flatterte, galt das für die Schwingen des Drachen, darum nannte der König es Orm (Schlange) und war dieß das ſchmuckſte Schiff in ganz Norwegen[1]; als König Olaf nachmals auf demſelben mit gelindem

---

[1] Fornm. S. 10, 290 bis 92 (S. Ol. Tr. K. 33): „Frá Hrôalldi. Svá er sagt, at einn blôtmaðr hèt Hrôalldr, hann biô í Goðey, hann var ríkr ok mikill fyrir sèr; hann heitr á guðin optliga ok fœrir þeim fórnir á hveriom degi, ok bað þau lítillátlega, at þau hlífði honum, at eigi væri honum þrönct til átrúnaðar annars, oc eigi væri hann af Ólafi konûngi brotflæmdr af föstriorðu sinni. Svá miök var þessi maðr blecþr af fiandans teygíngu at guðin veittu honum svör firir sinar fórnir. Oc nû frèttir Ólafr konûngr til þessa mannz, oc býr þángat ferð sína, oc í hvert sinn er hann biöz til ferdar, þá gerði andviðri ímóti, svá at hann mátti eigi fara á skipum til eyjar þeirrar, oc fór svá nocqvorum sinnum at hvert sinn heptiz ferð þeirra, oc lá konûngr lengi til þessar ferdar. Hrôalldr callaði ûaflátliga á guðin, at þau stœþi vel ímóti guði Ólafs, oc fœrði þeim fórnir. Oc er Ólafr konûngr hafði lengi vafiz í þessum ráðum, er at vísu má vel kallaz vegr Norðmanna, tôc hann þá þat ráð, sem allzvalldandi guð kendi honum, oc bað hann þá þángat leita hialpar sem guð var, oc fœra honum fórnir, at hann gefi þeim byrleiði ímóti þessum vindi, er hann sá at gerr var ímóti þeim af fiandans crapti. Hètu þeir nû, konûngr oc byscup, á guð sialvan, oc þegar kom hœgr byrr, oc gerðu þeir guði þackir; sigla þeir nû fagran byr, oc þá gerir II vinda á siônum, oc svá sem hvárr berdiz ímóti aðrum; þá tôc byscup eitt ker mikit, oc lèt í vatn, oc blezaði, oc castaði síðan á siôinn ímóti vindinum oc bylgionum, þeim er ímóti gengu, oc lægðuz þær, en skipin gengu mikit. Oc með fulltíngi almáttugs guðs, þá comuz þeir til eyarinnar, oc lögðu í lœgi skipunum, oc gengu á land, oc tôcu þenna hinn micla guðs ûvin oc sinn, oc gera honum II costi, hvárt hann vill láta sið sinn, oc hava líf sitt oc vingan þeirra, eða deyia. Konûngr bað hann til stundum blíðum orðum, en stundum stríðum, ok hèt honum hörðum pislum. Hann neigðiz ecki af sinni þrályndi, hvárki geck hann firir blíðyrðum nè ôgnarmálum. Oc er konûngr hèt honum dauðanum, þá mælti hann: þat hœfir mèr oc sœmilegra er mèr þat at þola helldr dauðann, en láta þionustu guða várra. Oc er konûngr sá, hversu hann var þrályndr á sitt mál, þá bauð hann at festa hann up á hávan gálga, oc var siá dauði hans.“ 12, 293a: „Goðey u. ſ. w. Goðeyjar u. ſ. w. Eyjan eða eyjarnar sýnast hafa legið fyrir Sálptafjarðarmynni á Hálogalandi í Noregi, hvar ennû heitir Gudöe.“ S. Ol. Tr. Chriſt. 1853, C. 28, S. 31.

---

[1] Fornm. S. 10, 324 f. (S. Ol. Tr. C. 51): „Frá Ólafi konûngi oc Hróalldi. 51. Hróalldr hét mađr, er bió í Molldafirđi, blótmađr mikill oc ríkr. hann vildi eigi taca viđ cristni, eigi ok brot fara af sinum ætiörđum; hann var miok fiölkunnigr, oc neytti diöfulegrar íþróttar. En svá fór fram III ár at siá hinn fiölkunnigi mađr vacþi up II bođa micla ímóti konûngi fírir sinum hèruđum, oc međ svá miclum ákafleik at konûngr oc hans menn máttu eigi comask á fund hans, oc engi án hans leyfi comsk í þat þorp er hann bygđi. Ólafr konûngr býr ferđ sina til hans; oc er hann com þar, er þessar bárur féllo, þá býđr hann skiott sigla á þer, oc yfir þá hina ógorlega bođa: oc þegar er skipin rendu á bođana, þá lægđuz þeir oc féllu niđr. Oc var Hróalldr tekinn höndum, oc bođađi konûngr honum trú rètta; en hann neitađi guđs nafni; en iátađi guđum sinum, oc [S. 325] eptir þat sem maclect var. bauđ konûngr at drepa hann, oc týndi hann macliga lífi sinu.“ [S. Ol. Tr. Christ. 1853, C. 42, S. 42: „trvde hann a blotgođ sin at konungr munde eigi sigra hann.“] 12, 326b: „Moldafjorđr, 9, 32. 143. 226. 228. Fjörđr á Hálogalandi í Noregi; nú Saltensfjord. Moldafjorđr, 10, 324. Fjord í Norđfirđi, í Firđafylki í Noregi. Molđi (Molgi, Mjolgi), 9. 526. Norđast á Raumaríki eđa syđst á þotni; máske núverandi bæir nyrđri og syđri Molden, á Hađalandi á Upplondum í Noregi.“

---

[1] Fornm. S. 2, 175 f. (S. Ol. Tr. C. 210): „Frá Rauti hinum ramma. 210. Rauđr hinn rammi er nefndr einn ríkr bóndi ok auđigr, hann bió í firđi þeim á Hálogalandi, er heitir Sálfti [V. Skálpti, Skjáfti, Sjálfti, þar sem heitir Gođey. Rauđr hafđi með sèr marga húskarla, ok hèlt hann ríkmannliga menn sína, þvíat hann var höfđingi mestr í firđinum, ok svá víđara norđr þar, fylgđi honum fiöldi Finna, þegar hann þurfti nökkurs viđ. Rauđr var blótmađr mikill ok allfiöl-kunnigr, hann var vinr mikill þessa manns, er fyrr var nefndr, er hèt Þórir hiörtr, hann rèđ fyrir norđr í Vágum, þeir voro báđir höfđingjar miklir. En er þeir spurđu, at Ólafr konúngr fór með her manns sunnan um Hálogaland, þá samnađu þeir her at sèr, ok buđu skipum út, fengu þeir liđ mikit. Rauđr hafđi dreka mikinn ok gullbúin höfuđu, var þat skip þrítugt at rúma tali ok þó mikit at því. Þórir hiörtr hafđi ok mikit skip. Þeir hèldo liđi því suđr með landi í móti Ólafi konúngi, en er þeir hittust, lögđu þeir þegar til bardaga viđ konúng, varđ þar mikil orrosta ok hörđ, snèri brátt mannfallinu í liđ heiđingja, ok brudust skip þeirra, en því næst sló á þá felmt ok flótta. Rauđr rèri dreka sínum út til hafs, því næst lèt hann vinda á segl sitt, hann hafđi iafnan byr, hvert er hann vildi sigla, ok var þat af fiölkyngi hans ok göldrum; er þat skiotazt at segja af ferđ Rauđs, at hann sigldi þar til er hann kom heim norđr í Gođey. Þórir hiörtr flýđi međ sitt liđ inn til lands" u. ſ. w. Folgt ſein Tod. 2, 177 ff. (C. 211): „Um aftöku Rauđs hins ramma. 211. Ólafr konúngr hèlt liđi sino norđr međ landi

Winde ſüdwärts dem Land entlang ſegelte, bat ein anſehnlicher, rothbärtiger Mann, der auf einer Klippe ſtand, um Aufnahme; als ihm dieſe gewährt war, maß er ſich mit den Königsmännern im Ringen, erklärte jedoch, daß ſie elende Schwächlinge ſeien, nicht würdig des ſchönen Schiffes, das in Rauds des Starken Beſitze ſo viel tüchtiger

---

ok kristnadi alt fólk þar sem hann fór, en er hann kom nordr at Sálfti, ætladi hann at fara inn á fiördinn ok finna Raud, en hreggvidri ok stakastormr lá innan [B. innan eptir, inn á] fiördinn, lá konúngr þar til viku fulla ok hèlzt æ hit sama styrkvidri innan eptir firdinum, en hit ytra var blásandi byrr at sigla nordr med landi, sigldi þá konúngr alt nordr í Avmd [S. Avnd], ok gekk þar alt fólk undir kristni. Sídan snéri hann ferd sinni aptr sudr. En er hann kom nordan at Sálfti, þá var hregg ok siádrif út fiördinn, konúngr lá þar nökkurar nætr, ok var vedr hit sama, þá taladi konúngr vid Sigurd biskup ok spurdi, ef hann kynni þar nökkut rád til at leggja? Biskup sagdi at hann mun freista, ef gud vill sinn styrk tilgefa, at sigra þenna fianda krapt. Sídan skrýddist biskup öllum messuskrúda sinum, ok gekk fram í stafn á konúngs skipinu, lèt hann þar setja upp rödukross ok tendra fyrir kerti ok bar reykelsi, hann las þar fyrir gudspiall ok margar bænir adrar, stavkti hann vigdu vatni um alt skipit; sídan bad hann taka af tiöldin ok róa inn á fiördinn, hann lèt þá kalla til annarra skipa, at allir skulu róa inn eptir þeim; en er rôdr var greiddr á Travnunni, þá gekk hûn inn á fiördinn, ok kendo þeir engan vind á sèr, er á því skipi voro, ok svá stód sú töpt eptir í varr simanum, at þar var logn, en svá laus siórokan brott frá á hvárntveggja veg, at hvergi sá fiöllin; rèri þá hvert skip eptir avdru þar í logninu, fóro þeir svá allan daginn, ok um nóttina eptir, komu þeir litlu fyrir dagan inn í Godeyjar u. ſ. w. Tod Rauds. S. 179: Olafr konúngr tók þar allmikit fè í gulli ok silfri ok ödru lausafè í vopnum ok margskonar dýrgripum, en menn alla þá, er fylgt höfdo Raud, ok þá voro á lífi, lèt hann skíra, þá er trú vildu taka, en þá, er þat vildo eigi, lèt hann drepa edr pina. Þar tók Olafr konúngr drekann, er Raudr hafdi átt, ok stýrdi sialfr, þvíat þat var skip miklu meira ok fridara enn Tranan; var framan á drekahöfut, en aptr krókr, ok framaf svásem spordr, var hvártveggi svirinn ok svá stafninn med gulli lagdr, þat skip kalladi konúngr orminn, þvíat þá er segl var á lopti, skyldi þat vera fyrir vængi drekans, var þetta skip þá frídazt í öllum Noregi. Eyjar þær, er Raudr bygdi, heita Gilling ok Hæring [B. Æring, Hræring], en allar saman heita þær Godeyjar, ok Godeyja straumr fur nordan ímilli, ok meginlands [sic.]" Auch Heimskr. 1, 290 bis 295. Fornm. S. 2, 182 bis 184 (S. Ol. Tr. C. 213). 10, 328 f. (S. Ol. Tr. C. 55). Thôr S. 37 bis 39.

bemannt geweſen; es ergab ſich, daß der Rothbart kein andrer war, als Thòr, einſt der Befreier des Landes von gewaltigen Rieſenweibern, ſeitdem der glaubig angerufene Helfer des Volks, jetzt aber durch König Olaf aller ſeiner Freunde beraubt. Schon vor der Tödtung beider Hröalde und Rauds hatte Olaf Tryggvaſon auf einer Verſammlung in Vik verkündet, daß alle die Leute, Männer und Weiber, die kundbar mit Galdern und andern Zauberkünſten umgiengen, insbeſondre Seidmänner, aus dem Lande wegziehen ſollten, auch ließ er ſämmtliche Leute dieſer Art in dortigem und den benachbarten Bezirken aufſuchen und zu ſich entbieten; ſie erſchienen in großer Zahl, an ihrer Spitze Eyvind Kelda, ein überaus zauberkundiger Seidmann, reich und von hohem Geſchlecht, Urenkel des Königs Harald Schönhaar; Olaf ſprach ihnen freundlich zu, die Taufe und den rechten Glauben anzunehmen, vom Zauberweſen aber abzuſtehen, widrigenfalls ſie Gut und Vaterland verlaſſen müßten; als ſie ſeinen Worten kein Gehör gaben, wies er ſie alle in einen großen Eßſaal, wo ihnen reichlich Speiſe und Trank bereitet war, und nachdem ſie wohlbezecht eingeſchlafen waren, ließ er Feuer an den Saal legen, ſo daß alle verbrannten, außer Eyvind Kelda der mittelſt Zaubers entrann und durch Begegnende dem König ſagen ließ, er werde fortan womöglich noch mehr zaubern; die nächſten Oſtern feierte Olaf nördlich auf Ögvaldsnes und wurde dort, wie erzählt worden, Abends vor dem Feſte von Odin heimgeſucht; in derſelben Nacht aber kam Eyvind in einem großen dichtbeſetzten Langſchiffe mit einem Geleite von Seidmännern und Zauberleuten zu der Inſel und gieng mit ihnen ans Land; er zauberte hier den Hulidshelm, nemlich ſolche Nebelfinſtre, daß der König und ſein Gefolg ſie nicht ſollte ſehen können; jedoch gieng es, als ſie den Höfen nahten, ganz anders, der Nebel kam über ſie ſelbſt und ſie wurden ſo blind, daß ſie nicht beſſer mit den Augen als mit dem Hinterhaupt ſahen und alle rings und krings giengen; die wunderlichen Irreläufer wurden eingefangen und vor den König gebracht, der eben aus der Meſſe kam; Eyvind geſtand, daß er denſelben überfallen und im Schlaf erſchlagen oder mit allem ſeinem Geſinde verbrennen wollte; Olaf erräth nun, daß Odin, der Sendbote des Böſen, durch ſeine ergetzlichen Mähren ihn habe wach erhalten wollen, damit er nachher um ſo feſter einſchliefe, und er ſegnet ſich, daß die Wache der Gottesengel mächtiger geweſen, als all jene

Zauberkunſt. Nochmals fordert er den bloßgeſtellten Eyvind und ſeine Schaar auf, endlich an den wahren Gott zu glauben; als ſie aber beharrlich ſich weigern, werden ſie nach ſeinem Befehl, geblendet und gebunden, auf eine Fluthklippe ausgeſetzt, auf der ſie ſämmtlich ihr Leben laſſen und die davon den Namen Skrattaſker, Klippe der Schrate, böſen Geiſter, erhält [1]. Auch des Namens Eyvind (wie Hròald) gab

---

[2] Forum. S. 2, 134 bis 136 (S. Ol. Tr. C. 195): „At þessi sömu veizlu [í Víkinni] taladi konûngr marga luti til sidbôtar þeim mönnum, er þar voro samankomnir, ok gerdi þat opinbert fyrir alþýdu, at þeir menn allir, svâ karlar sem konur, er sannir ok kunnir yrdi at því at færi med galdra ok görningar, einkannliga seidmenn, skyldi allir fara af landi á brott; sídan lèt konûngr leita at öllum þesshâttar mönnum um Víkina, ok öll nálæg hèruth ok bygdir, ok baud þeim öllum á sinn fund; en er þeir komo til konûngs, var þat fiöldi manna, ok var einn allra þeirra foringi, sá hèt Eyvindr kellda, hann var seidmadr ok allmiök fiölkunnigr. Eyvindr var ættstòrr ok audigr, hann var sonarson Rögnvalds rèttilbeina, sonar Harald konûngs hárfagra. Konûngr taladi til þeirra blídliga, ok bad þá taka skîrn ok rètta trû, en láta af forneskju ok fiölkýngi, en at ödrum kosti, sagdi hann, skulut þèr fara ûtlægir af minu ríki, ok fyrirláta fè ok fóstrlönd“ u. ſ. w. S. 135: „At ver fyrirlátim várn átrûnat nè íþröttir u. ſ. w. brann þar stofan ok alt þat er inni var, nema Eyvindr kellda komst ût um gluggin [B. liorann, laundyr] med fiölkýngi ok fiandans krapti u. ſ. w. en alt á sömu leid ok furr mun fara med alla seid sina ok fiölkýngi, utan nökkut megi vidauka.“ 2, 140 bis 142 (C. 198): „Eyvindr kelda kemr vid Avgvaldsnes. 198. Nû er þar til at taka, at á þessi sömu páskanótt kom þar vid eyna Eyvindr kellda, hann hafdi mikit lângskip alskipat, voro þat alt seidmenn ok fiölkunnigt fólk. Eyvindr gekk upp af skipi, ok alt fólk hans, tòku þá at magna fiölkýngi sîna. Giördi Eyvindr þeim hulids hialm, ok þoku myrkr svá mikit, at konûngr ok lid hans skyldi eigi mega siá þá; en er þeir komo nærr bænum á Ögvaldsnesi, þá vard miök annann veg enn Eyvindr hafdi ætlat, þoku myrkvi sá, er hann hafdi giört med fiölkýngi, stód yfir honum ok hans foruneyti, vurdu þeir allir senn svá blindir, at þeir sá eigi heldr augum enn hnakka, ok gengu allir î hring ok î kring u. ſ. w. fara at vita, hvat manna þeir væri, er svá fóro undarliga u. ſ. w. at hann hafdi þá ætlat at koma at konûngi ûvörum ok drepa hann sofandi edr brenna hann inni med alla sîna sveit u. ſ. w. ef eigi hefdi blindleikr sá meinat, er fèll á þik ok þîna menn, var ok þess vân, at meira mundi mega miskun almáttigs guds ok styrkr hans âgætra engla, er hann skipar til vardveizlu ok verndar sînu fólki enn fiölkýngi þîn edr sá hinn bölvadi fiandans sendibôdi Odinn, er til þess dvaldi fyrir

es zwei heidniſche Märterer; unter den angeſehenen Männern in Hálogaland, welche dem Bekehrer Olaf widerſtanden, befand ſich Eyvind Kinnriſa; durch Verrath eines heimlich übergetretenen Freundes ward er vor den König gebracht, der ihm reiche Begabung und ſeine vollſte Freundſchaft bot, wenn er die Taufe empfangen wollte, und als dieß vergeblich war, ein Becken mit glühenden Kohlen ihm auf den Leib ſetzen ließ. Eyvind ſprach: „Nimm von mir das Becken! ich will einige Worte ſprechen, bevor ich ſterbe.“ Es geſchah und nun fragte der König: „Willſt du nun, Eyvind, an Chriſt glauben?“ „Nein,“ ſagt dieſer, „ich kann die Taufe nicht nehmen, wenn ich auch wollte:“ denn, erzählt er, ſeine Eltern, die ſich, um ein Kind zu erhalten, mit großer Gabe an die Zauberkunſt der Finnen gewendet, ſeien beſchieden worden, dieſe vermögen das nicht zu ſchaffen, aber es könne geſchehen, wenn die Eheleute eidlich verheißen, daß das Kind bis zum Todestage Thór oder Odin dienen ſolle. „Hierauf,“ ſchließt Eyvind, „gewannen ſie mich und gaben mich Odin; ich ward auferzogen und ſobald ich zu eigener Kraft gelangt war, erneute ich ihr Gelübde, habe auch ſeitdem mit aller Liebe Odin gedient und bin ein mächtiger Häuptling geworden; jetzt bin ich ſo vielfältig Odin gegeben, daß ich damit auf keine Weiſe wechſeln kann und auch nicht will.“ Nach dieſem ſtarb Eyvind, er war der zauberkundigſte Mann geweſen[1].

---

oss svefninn á tækiligum tíma međ sínum skemtiligum skröksögum, at hann mætti því avdveldligarr oss svíkja ok svæfa, þá er vèr skyldim vaka, sem ek kom vid í morgin u. ſ. w. En med því, Eyvindr! at þú hefir nú fullkomliga reynt, at þín forneskja ok fiölkýngi vinnr þèr ok avdrum ekki utan ílt, þá muntu nú vilja ok þínir sveitúngar láta af längri villu ok trúa um sídir á sannan gud. En med því at Eyvindr ok hans fèlagar neittu því þverliga, þá lèt konúngr byrgja þá alla í einu húsi, en annann dag eptir voro þeir fluttir í eitt flædisker at konúngs rádi skamt frá eyjunni blindir ok bundnir; lètu þeir Eyvindr þar allir líf sitt, ok er þat sidan kallat Skrattasker.“ 10, 288 bis 290 (S. Ol. Tr. C. 32: „Frá seidmannum.“). 303 bis 305 (C. 40: „Frá Ólafi konúngi oc Eyvindi kelldu.“). S. Ol. Tr. Chriſt. 1853, S. 30 f. (C. 27: „Frá heidmonnum.“ S. 34 f. (C. 32: „Fra Odni.“). Heimskr. 1, 275 bis 277 (S. Ol. Tr. C. 69: „Seidmanna brenna.“ C. 70: „Dráp Eyvindar Kelldo.“).

[1] Fornm. S. 2, 167 f. (S. Ol. Tr. C. 204: „Daudi Eyvindar Kinnrifu“ S. 164 bis 168): „Sidan lèt konúngr bera inn munlaug fulla af glôdum ok setja á kvid Eyvindi, ok brátt brast kvidrinn sundr. [Fornm. S. 1,

Es iſt nicht zu verwundern, daß, als endlich auch das treue Hålogaland ſich durch Olaf den Heiligen chriſtnen ließ, die alten Götter zürnten

---

306. S. Ol. Tr. C. 150: Ólafr konûngr spurdi þat, at Háleygir höfdo her úti ok ætladu at verja konûngi land, ef hann kvæmi nordr þângat: voro þeir höfdîngjar fyrir lidi þvî: Hârekr or þiótto þórir hiörtr or Vâgum ok Eyvindr, er kalladr var kinnrifa.] þâ mælti Eyvindr: taki af mèr munlaugina, ek vil mæla nökkur ord âdr ek dey; ok var þat gert. Konûngr mælti: viltu nû, Eyvindr! trúa â Krist? nei, segir hann, ek mâ enga skirn fâ, þó at ek vildi, þvîat fadir minn ok módir mâttu ekki barn eiga, âdr þau fôro til fiölkunnigra Finna, ok gâfu þeim mikit fè til at gefa þeim getnat med sinni kunnustu; þeir sögdust þat ekki mega gera, en þat mâ vera, segja þeir [at ver megim þiggja at þat barn er þit eigit næst likamliga lifi, bætir vid S.], ef þit heitit þvî med svardaga, at sâ madr skal alt til daudadags þióna þór ok Odni, [ef vèr megum ödlast þat barn er lif ok aldr hafi til. þau gerdu þetta eptir þvî sem þeir lögdu râd til [vantar î C. S.]; sidan gâtu þau mik ok gâfu Odni, fæddumst ek upp, ok þegar ek mâtta mèr nökkut, endrnŷjada ek þeirra heit, hefir ek sîdan med allri elsku þionat Odni, ok vordit rîkr höfdîngi; nû em ek svâ margfaldliga gefinn Odni, at ek mâ þvî med engu môti bregda, ok eigi vil ek. Eptir þat dô Eyvindr, hafdi hann verit hinn fiölkunnigazti madr.“ 10, 292 (S. Ol. Tr. C. 34): „Frâ Hâleyiom. 34. Nordr â Hâlogalandi vâro III ættstôrir menn oc audgir, hèt einn þôrir, oc var calladr hiörtr; annarr hèt Hârekr, þridi Eyvindr kinnriva; þessir vâro blôtmenn miclir oc villdu eigi lâta sid frænda sinna. Oc er þeir vissu von Olafs konûngs nordr þângat, þa söfnudu þeir îmôti honum miclu lidi ok mörgum skipum, oc ætludu at banna honum at hann kœmi î þeirra rîki, oc beriast îmôti honum, er hann bodadi þeim annan sid, en þeir hefdi âdr.“ 10, 306 f. (S. Ol. Tr. C. 41): „Oc litlu sidarr tôk Hârekr Eyvind kinnrivu med vèlum, oc flutti hann â fund Olafs konûngs. Oc hann tôk þegar at boda honum ûatlâtliga guds orendi, oc lagdi â allan hug at snûa honum frâ blôtum; en hann neitadi med mikilli þrâlyndi. þâ bad konûngr hann til med blîdmæli, oc baud honum veralliga tign, oc micla sœmd, ef hann lèti villu sina. Oc þar com um sîdir at konûngr baud honum rîki yfir fim fylkiom [um 4 war Hårek abgefallen; 10, 306: „En þat er fylki callat med Nordmönnum er gera mâ af XII skip alskipud af mönnum oc vâpnum, oc â hverio skipi LX manna eda LXX, sem þâ var sidr til“] ef hann villdi cristnaz. En hann neitadi þrâsamliga. þâ baud konûngr honum, at setia scyilldi â qvid honum munnlaug fulla af elldi. Oc er hann kendi hitans; þâ spurdi konûngr, ef hann villdi iâta cristninni. Eigi, sagdi hann; en þô bid ec, at pèr lŷdit þvi, er ec segi, oc hyggit at vandliga! Konûngr mælti: seg þû luti, er þèr licar, en vèr munum lŷda. Eyvindr mælti: fadir minn oc

und über die nördlichen Landſchaften ein Misjahr verhängten [1]. Die treueſten Anhänger des Heidenthums ſind übrigens in den aufgezählten Fällen bald als Opfermänner (blôtmenn), bald als Zauberkundige (fiöllkunnigir) und in dieſer Eigenſchaft beſonders noch als Seidmänner (seiđmenn) bezeichnet; letzterer Name war um ſo geeigneter, im Munde der chriſtlichen Geiſtlichkeit das Gehäſſige des heidniſchen Treibens zu betonen, als unter seid zuvor ſchon hauptſächlich der böſe, ſchädigende Zauber verſtanden war. In ſolcher Weiſe ſchildert nicht bloß Yngl. Saga den Seid [2] und es wird in den Geſchichtsſagen genau berichtet, wie Harald Schönhaar, zwar noch den öffentlichen Opfern vorſtehend, aber allerdings dem Odinsglauben bereits abgeneigt, ſeinen eigenen

---

môdir váro saman lânga hríd med lögligum hiûscap, oc âttu ecki barn; oc er þau ellduz, þâ hörmudu þau þat miöc, ef þau dœi erfingialause. Fôru þau sîdan til Finna med mikit fê, oc bâdu þâ geva sêr nocqvorn erfingia af fiölkýngis íþrott. Finnar cölludu þâ til höfdîngia þeirra anda, er loptit byggia, fyrir þvî at iafnfullt er loptit af ûhreinum andum, sem iördin. Oc siá andi sendi einn ûreinan anda i þessa hina döcku myrqvastovu, er at sönnu mâ callaz minnar môdur qvidr; oc sâ hinn sami andi em ek, oc hollgudumk ec svâ med þessum hetti, oc sîdan sýndumc ec med mannlegri âsiâ, oc var ec svâ borinn î heim, tôc ec oc erfd eptir fodur minn oc môdur oc mikinn höfdîngscap, oc firir þvî mâ ec eigi scirasc, at ec em eigi madr; oc er hann hafdi þetta sagt, þâ dô hann.“ S. Ol. Tr. Chriſt. 1853, S. 31. 35 ſ. Heimskr. 1, 272. 288 bis 290.

[1] S. Ol. helg. Chriſt. 1853, C. 93 ſ., S. 102: „Olafr konungr dvaldiz mestan lut sumars a Halogalandi oc for i allar þinghár oc cristnadi þar allan lyd u. ſ. w. þat havst var i þrandheimi halleri a corni. en adr hafdi oc verit lengi god arferd. en halleri var allt nordr i land oc þvi meira er nordarr var u. ſ. w. C. 94: at avllom monnom þotti þat avdsynt, at gudin havfdv reiz þvi er Haleygir hofdo horfit til cristni.“ Fornm. S. 4, 234 (S. Ol. helg. C. 102): „þat fylgdi þar, at öllum mönnum þótti þat sýnt, at godin höfdu reidzt þvi, er Háleygir höfdu til kristni horfit.“ Heimskr. 2, 180 ſ. Vgl. Fagrsk. 28 ſ. 37. Heimskr. 1, 209 ſ. Fornm. S. 1, 91 ſ.

[2] Ýngl. S. C. 7 (Heimskr. 1, 12): „Odinn kunni þá idrôtt er mestr máttr fylgdi, ok framdi sialfr, er seidr heitir: enn af þvî mátti hann vita örlög manna ok ôordna luti, svâ ok at göra mönnum bana edr ôhamingju, edr vanheilindi; svâ ok at taka frâ mönnum vit edr afl, ok gefa odrum; enn þessi fiölkyngi, er framit er, fylgir svâ mikil ergi, at eigi þótti karlmönnum skammlaust vid at fara; ok var gydjunum kend sû idrôtt.“

Sohn Rögnvald, den Großvater Eyvinds Kelda, weil jener ein Seidmann geworden war und die Seidleute den König übel bedünkten, mit achtzig ſolcher Zauberer durch deſſen Bruder Eirik Blutaxt in den Flammen umkommen ließ[1]; ſchon den Mythenliedern iſt der Seid in dieſem gehäſſigen Sinne bekannt: Völuſpâ ſagt von der umherziehenden Vala Gullveig, auf Seid habe ſie ſich verſtanden, ſelbſt durch Seid getäuſcht, ſtets ſei ſie übeln Volkes Luſt geweſen[2], und bei Ögis Trinkmahl rückt Loki dem Odin vor, auf Samsey ſoll er Seid getrieben und gleich Valen angeklopft haben[3]. Hier jedoch handelt es ſich nicht von fahrenden Zauberleuten, die um Lohn ihre Kunſt treiben; jene Hröalde, Raud, Eyvinde ſind reiche und mächtige Häuptlinge, ſelbſt von königlicher Abſtammung, mit großem Gefolge, ſie führen Heer und Schiffe zu offenem Kampfe gegen den König, Rauds Hauptſchiff Orm iſt ſtattlicher als Olafs Trana (Kranich), der König bietet ihnen Freundſchaft und Ehre, Eigen und Lehen, dem Eyvind Kinnrifa bis zu fünf Fylken (Landſchaften), wenn ſie ihren Irrthum abſchwören; er ſpricht offen aus, welch großen Schaden es ihm, welche Verödung ſeinem Reiche bringen würde, wenn ſo viele und herrliche Leute hinwegziehen ſollten, die er doch als Heiden nicht im Lande zu behalten ſich getraue [1]. Sieht man dann auch die Hexereien näher an, die ihnen als Seidmännern ſchuld gegeben werden, ſo beſchränkt ſich der ganze Thatbeſtand darauf, daß ſie Gegenwind, Unwetter und Wogenſchlag wecken, um den König von ihren Buchten abzutreiben, daß Rauds Orm, wie Freys Luftſchiff Skidbladnir, beſtändigen Fahrwind hat und daß Eyvind Kelda durch Hulidshelm und Nebelfinſtre, die auch der Skälde Thorleif zu galdern verſtand, ſeine Schaar unſichtbar macht, um den König Olaf zur Vergeltung für deſſen mörderiſchen Verrath zu überfallen [2]; wird doch von dem neugläubigen König und ſeinem Biſchof ganz derſelbe Zauber in chriſtlicher Form entgegengeſetzt, indem ſie durch Aufpflanzung des Kreuzes, durch Kerzen, Rauchwerk, Ausſprengung geweihten Waſſers über Schiff und See und Leſung des Evangeliums ſich Bahn ſchaffen, wie auch mit Hilfe der Engel die Blendung auf Eyvind und ſeine Genoſſen zurückfällt, merkwürdige Beiſpiele von dem Fortleben tiefgewurzelter heidniſcher Vorſtellungen und Gebräuche unter dem Zeichen der neuen Lehre[1]. Olafs Bekehrungswerk, das vom ſüdlichen Norwegen zum nördlichen aufſtieg, fand zuletzt noch den hartnäckigſten Widerſtand in Hålogaland, wo eben auch mehrere der genannten Opfer ihres väter-

---

[1] Fornm. S. 1, 10 f. (S. Ol. Tr. C. 4): „Rögnvaldr rèttilbeini âtti Hadaland, hann nam fiölkýngi ok gerdist seidmadr. Haraldi konûngi þóttu illir seidmenn; â Hördalandi var sá seidmadr er Vitgeirr hèt; konûngr sendi honum ord ok bad hann hætta seidi; hann svarar ok kvad: þat er vâ lítil, at vèr seidim karla börn ok kerlînga, er Rögnvaldr seidir rèttilbeini, hródmögr Haralds â Hadalandi. En er Haraldr konûngr heyrdi þetta, þâ fór Eirîkr blódöx med hans râdi til Upplanda, ok er hann kom â Hadaland, brendi hann inni Rögnvald med 80 seidmanna, ok var þat verk miök lofat.“ Ebenſo 4, 10 (S. Ol. helg. C. 1; nur mit den Var.: „hætta seidum,“ „þótt vèr seidim,“ „Rögnvald sitr,“ „er Haraldr spurdi þat,“ „þâ fór med hans râdum Eirîkr, son hans, blódöx, til Uppl., ok kom â Hadal.; hann brendi inni bródur sinn med“ u. ſ. w.), auch S. Ol. Helg. Chriſt. 1853, C. 1, S. 5. Vgl. Yngl. S. C. 16 f. (Heimskr. 1, 19 bis 21).

[2] Sæm. 4 f., 25 (M. 4, 26): „seid hon kunni, seidi hon leikin, æ var hon angan illrar þiodar [B. brûdar].“

[3] Sæm. 63, 24 (M. 42, 24): „En þik sida kodu Samseyju í, ok draptu â vett [B. vætt] sem völur: vitka lîki fórtu verþiod yfir, ok hugda ek þat args adal.“ Edd. 25. Myth. 988. 375 (vgl. Lex. poet. 106 b).

---

[1] Fornm. S. 2, 135 (S. Ol. Tr. C. 195): „þá kom konûngr enn til þeirra [Eyv. K.] ok mælti: þat mun lýsast, at mèr þikkir mikit fyrir at láta ydr, þvíat mikinn skada gerit þèr oss ok audn riki voro, ef svá margt ok herligt fólk, sem hèr er samankomit, skal á brotto fara, en ek nenni þó eigi at hafa ydr hèr í landi, ef þèr látit eigi af villu ydvarri; nû vil ek giarna, ef hins er kostr, at þèr látit at mínum fortölum, ok leggit nidr fornan átrúnat, en takit í stadinn kristni ok sanna trû almáttigs guds, skulut þèr þá halda eignum ydrum ok ættlondum, ok þar med hafa med oss samfagnat ok sæmd, vald ok virding nærr sem þèr kunnit beida ek mèr sè heyriligt at veita.“ 10, 289 (S. Ol. Tr. C. 32): „Í þeirri sveit var sá madr, er Eyvindr hèt; hann var af göfuglegri ætt, hann var hinn þridi madr eda hinn fiordi frá Haralldi hárfagra. Konûngr geck á fund þeirra, ok mælti: Mikinn scada geri þèr mèr oc minu riki í ydarri brautferd; oc í várum skilnadi man mèr vera meiri missa en hialp, at þèr farit frá mèr med svá miclum kröptum oc megni, er þèr hafid umfram adra menn.“ S. Ol. Tr. Chriſt. 1853, S. 27, Z. 30.

[2] Fornm. S. 2, 141 (S. Ol. Tr. C. 198): „Giördi Eyvindr þeim hulids hialm, ok þoku myrkr svá mikit, at konûngr ok lid hans skyldi eigi mega siá þá u. ſ. w. þoku myrkvi sá, er hann hafdi giort med fiolkýngi, stód yfir honum ok hans föruneyti, vurdu þeir allir senn svá blindir, at þeir sá eigi heldr augum enn hnakka“ u. ſ. w. (Hulids-hialmr bedeckt den, der ſich bergen will, þoku-myrkr lagert ſich über den, der nicht ſehen ſoll. Vgl. Saxo 8, 157. MS. 11, 236b: „daz gehilwe.“ Fornald. S. 1, 474 f.: „Hverr er sá enn mörkvi“ u. ſ. w.) 10, 303 f. (S. Ol. Tr. C. 40): „hann [Eyv. K.] þóttisc nû eiga mikit traust, þar sem lid hans var, oc þó þar mest sem váro fiölkunnigir menn, þvî at þeir váro margir î hans sveit, en þó kunni hann þeirra flest. Oc nû ætlar hann at gânga at Ólafi konûngi, oc drepa hann med allu lidi sînu. En nû com þat hèr fram, sem psálmascálldit segir u. ſ. w. Oc nû gânga (þeir) af skipum sînum, oc up á eyna, oc til þeirrar kirkio, er konûngr oc byscup oc allt cristit fólk var þá at staddt. Oc er Eyvindr sá heilaga kirkio, þá

---

vard hann blindr oc allir hans menn. Gengu þeir þá aptr oc fram um eyna." S. Ol. Tr. Chriſt. 1853, C. 32, S. 34 u. Heimskr. 1, 276 u. („gerdi Eyvindr þeim huliz hialm oc þoko myrkr sva mikit" u. ſ. w.) ſ. Fornm. S. 3, 184 (S. af Þorsteini Bæarmagni C. 5): „Rida þeir nú sinn veg, bad Þorsteinn þá ei fela sik: þvíat ek kann at giöra þann hulins hialm at mik sèr engi. Godmundr segir þat góda kunnáttu." Vgl. Biörner 823 b. Fornald. S. 3, 219: „Smidr hafdi hulinshialm yfir skipi þeirra." Sæm. 50, 19 (M. 34, 19): „kalla [ský] î Helju hialm hulids." (Myth. 432.) Fornm. S. 10, 383: „Stutt ágrip af Noregs konûnga sögum, K. 6: Nei, qvad hann [Hocon kon.], mic vill hann hitta, scal hann oc þvi mic finna; varp af havfþi ser dulhetti er Scaldaspiller hafþi sett a hialm goilroþinn, er konungrenn havfþi a havfþi til lanndar, at þa væri hann torkendri enn aþr, þvi at hann var auþcendr fur harþar sacar oc yfirbragþz. Siþan gec konungrinn undan merkionom fram imot honum kappanom i silki scurtu, oc hialm a havfþi, sciold fur ser, en sverþ i hendi er kvernbiti het; oc syndisc maþrenn sva buinn avllom havcligr." 1, 43 ſ. (S. Ol. Tr. C. 28: „Bardagi i Stord"): „Hákon konûngr hafdi þá fylkt lidi sino, ok segja menn at hann steypti af sèr brynjunni adr orrostan tækist; Hákon konûngr valdi miök menn med sèr î hird at afli ok hreysti, svá sem gert hafdi Haraldr konûngr fadir hans" u. ſ. w. S. 44: „Hákon konûngr var audkendr, meiri enn adrir menn, lýsti ok miök af hialmi hans er sólin skein á; þá vard vopnaburdr mikill at konûngi; tók þá Eyvindr Finnsson hatt [B. hettu, hött sinn] einn, ok setti yfir hialm konûngsins; þá kalladi hátt Eyvindr skreyja: leynist hann nú Nordmanna konûngr, edr hefir hann flýit, þvíat horfinn er nú gullhialmrinn?" Fagrsk. 24. Heimskr. 1, 160 ſ.

[1] Ähnlicher Weiſe verlangt der h. Martin, dem König (S. 44) Olaf Tr. im Traum erſcheinend, daß ſtatt Thôrs und Odins Becher ſeine und andrer Heiligen Minne getrunken werde, Fornm. S. 1, 280. 10, 278. S. Ol. Tr. Chriſt. 1853, C. 24, S. 24 (Myth. 53).

lichen Glaubens heimiſch waren. Auf den dortigen Inſeln, die ſchon ihr Name Godeyjar als Stätten des Götterdienſtes kenntlich macht [1], walteten Raud und der erſte Hròald; Eyvind Kinnriſa war einer der drei haleygiſchen Häuptlinge, die dem König Olaf ihr Land wehren wollten. Das Heidenthum dieſer nördlichſten Landſchaft bietet eigenthümliche Züge, die ſich mit den dorther ſtammenden Hladejarlen auch nach Drontheim herab verpflanzt hatten. Man verehrte den Urkönig und Namengeber Hålogalands Hölgi und ſeine Tochter Thorgerd, genannt Hölgabrud [2], nebſt ihrer Schweſter Irpa; „Hölgis Geſchlecht“ hieß die Einwohnerſchaft des Landes [3]. Håkon Jarl, der als Herſteller der alten Heiligthümer beſungen iſt [4], ſetzte ſein beſondres Vertrauen auf jene göttlichen Schweſtern, ſie waren von ihm um den tödtlichen Galder angerufen, der mit dem ihrem Tempel entnommenen Speere Hölgis wider Thorleif Jarlaſkåld ausfuhr (ſ. oben S. 379), vor Thorgerds reichgeſchmücktem Bilde warf er ſich nieder, um zur Hilfe für ſeinen Freund Sigmund, der um

---

[1] Münter S. 482.

[2] Sn. 154 (Arn. 1, 400. 2, 363): „Svå er sagt, at konûngr så er Hölgi er kalladr, er Hålogaland er vid nefnt [V. nefndr, red fyrir Haulgalandi, hann var], var fadir þorgerdar Hölgabrûdar; þau voru bædi blôtud, ok var haugr Hölga kastadr, önnur flö af gulli eda silfri [V. avnnur af silfri], þat var blôtfèit, en önnur flö [V. þridja] af moldu ok grioti. [Fagrsk. 212 a (Reg. ov. Stedsnavne): „Hålogaland, eller Håleygjafylki, det nordlige Kystland med tilhörende Öer fra Bindalen (Birnudalr) indtil Finnmarken u. ſ. w.] Svå kvad Skûli þorsteinsson u. ſ. w. Hölga haugþok“ u. ſ. w. (vgl. Sn. 128 u.). Dieſer Skålde Skuli, wahrſcheinlich ein Thrönder, befand ſich im Schiffsgefolge (als „stafnbûi“) Eiriks, des Sohnes Håkon Jarls. Fornm. S. 3, 6 f., S. Ol. Tr. C. 256: „Svå sagdi Skûli þorsteinssons, Egilssonar frå Borg, at hann så Òlaf konûng standa î lyptîngu â Orminum, þå er Skûli sötti aptr å skipit med Eirîki iarli“ u. ſ. w. Vgl. 2, 310. 320. Zu Hålogi auch Fornald. S. 2, 383 f. 392. 446; zu Thorgerd ebd. 2, 131: „þorgerdr Hörgatröll ok adrar störvættir nordan ûr landi.“

[3] Fornm. S. 1, 7 (Heimskr. 1, 98): „Hölga ættar“. Fornm. S. 12, 25: „Hölga ætt, Håleygir, þeir sem bjuggu å Hålogalandi“.

[4] Heimskr. 1, 209 f. (S. Ol. Tr. C. 16), vgl. Fornm. S. 1, 91. 10, 269, Stada-Reg., mehrere Borg, darunter: „Borgin î Nidarôsi“ u. ſ. w. 329 f.: „Nidarôs u. ſ. w. Höfudstadr þråndheims î Noregi u. ſ. w. nû Trondhjem. Merkiligustu örnefni og byggîngar î og krîngum Nidarôs nefnast: u. ſ. w. kirkjur: u. ſ. w. skulogardr“ u. ſ. w.

Vaterrache und Erbnahme nach den Färeyjen ſchiffen wollte, einen goldenen Armring zu erlangen[1]; den gröſten Beweis ſeiner Zuverſicht gab er jedoch, indem er ihnen um den Sieg in der ſchwankenden Seeſchlacht mit den Jômsvikingen ſeinen Sohn opferte, worauf auch wirklich furchtbarer Hagelſturm gegen ſeine Feinde losbrach und nachher auf Hâkons Schiff erſt ein Weib, dann ihrer zwei geſehen wurden, denen fort und fort aus jedem Finger ein Pfeil flog, jeder einem Manne den Tod bringend, ſo daß endlich der Führer der Jômsvikinge, ſich zur Flucht wendend, rief: „nicht gelobten wir, uns mit Unholden zu ſchlagen“[2]. Die Wirkſamkeit dieſer nicht dem geſammtnordiſchen Mythenkreis angehörenden, ſondern eigenthümlich haleygiſch-thröndiſchen Gottheiten[3] beſteht zumeiſt in Galdern, die ſich ebenſo mit denen jener ſobenannten Seidmänner, als mit dem in altnordiſchen Sagen und Geſchichtquellen vielbeſprochenen Finnenzauber begegnen. Hålogaland grenzte an Finnmörk, den Herd alles Zauberweſens, wohin man von Norwegen herüberkam, um ſich Raths zu befragen oder in geheime

---

[1] Fornm. S. 2, 107 f. (S. Ol. Tr. C. 184): „Gekk iarl [Hâkon] til at sea, þá er flotat var skipunum ok ferdin albúin; þá mælti iarl: nú sýnist mèr, Sigmundr! sem þín ferd muni búin sem bezt ero faung á u. ſ. w. nû vil ek þat vita, Sigmundr! hvern átrúnat þú hefir. Sigmundr svarar heldr seint: þat er eigi merkiligt, herra! segir hann, þvíat ek hefir engan átrúnat annann enn ek treystumst hamíngju minni ok sigrsæli, ok hefir mèr þat vel dugat, medan ek hefi verit í hernadi. Jarl mælti: ekki má svá vera, ok verdr þú þangat trausts at leita, sem ek hefir allan trúnat á, er Þorgerdr er hölgabrúdr, skulum vid fara ok finna hana. Gengu þeir þá til hofsins, ok fèll iarl allr til iardar fyrir líkneski hennar. Þar lá hann lengi; líkneskit var prýdt miök ok hafdi digran gullhring á armi, en er iarl stód upp, þá tók hann til hríngsins ok vildi ná af henni; en Sigmundi sýndist sem hún beygdi hreifann [V. hnefann]. Jarl mælti: ekki er henni blídt til þín, Sigmundr! ok veit ek eigi, hvárt ek get þèr í sætt komit vid hana, en þat megum vid þar at marki hafa, hvárt hún vill midla okkr hrínginn, er hún hefir á hendi; tók iarl þá silfr mikit ok lagdi á fótstallinn fyrir hana, lagdist iarl þá nidr í annat sinn á gólfit fyrir hana, ok fann Sigmundr, at hann táradist miök, en er hann stód upp, tók hann til hríngsins, ok lèt hún þá lausan. Jarl fèkk Sigmundi hrínginn ok mælti: þenna hring gef ek þèr til heilla, ok skaltu honum aldri lóga. Sigmundr hèt því.“ 2, 109 (C. 185): „Nú er at segja frá þeim Sigmundi, þeim gaf vel byri, þartil er þeir áttu eigi lángt til Færeyja“ u. ſ. w. Færeyinga S. C. 23, S. 103 (Sagabibl. 1, 179 f.).

[2] Die Belegſtellen ſind oben S. 382 f. angemerkt.

[3] Vgl. Munch, Nordmænd. Gudelære 29 f. Wenn weiter herab, in den Gudbrandsthalen, ein Tempel mit dem Bilde der Thorgerd Hölgabrud neben denen andrer Götter vorkommt, ſo gehörte ja auch dieſer zur Hälfte dem Hladejarl Hâkon; Nialsſ. C. 89. Myth. 87. Fornm. S. 12, 295 b

---

(Stada-Reg.): „Gudbrandsdalir (Dalir) u. ſ. w. þannin kalladist sá hluti Upplanda, er lá millum Dofrafjalla ad nordvestan og nordan" u. ſ. w. Ein Thorgerdtempel auf Island war das Heiligthum eines aus Orkadal in Throndheim ſtammenden Geſchlechts. Sagann af Hördi C. 18, Marcuss. 8°. S. 95 f.: „Grijmkell foor til Hofs þorgerdar Hölda-Brwdar, og villde mæla firi Raadahag þeirra þorbiargar: Eñ er hañ kom i Hofid, voru Goþin i Basle miklu, og Burt-Bvninge af Stöllunum. Grijmkell mællti: Hvörin æter þetta, Edur hvort ætle þier? Hvort vilie þier nu Heillum snwa? Þorgerdur mællti: Ei munum vær til Hardar Heillum snwa, þar sem hañ hefur rændt Soota Broodur vorn Gullhrijng sijnum hinum Gooda, og geördt hönum marga Sköm adra; vil ek þo helldur snwa Heillum til þorbiargar, er yfir heñni Lioos mikit, svo mig ugger ad þad skilie med ockur, en þu munt eiga skamt epter U-lifad. Hañ foor brott, og vard reidur miög Goþunum, took sier Elld, brendi Hofid og oll Goþiñ, og qvad þau skylldu ei optar segia sier Harm-Sögur: Og umm Kvölldid er Meñ saatu under Bordum, vard Grijmkell Goþi Braad-daudur, og jardadur Sudur fraa Gardi." (Sagabibl. 1, 276). Ebd. C. 1, S. 69: „A Dögum Harallds Hins Haarfagra, Bygdist mest Island. Þviad Menn þoldu ei Anaud hañs og Ofrijke: Einkanlega þeir, sem voru stoorrar Ættar og mikillrar Lundar, eñ aattu gooda Kosti, og villdu þvi helldur flya Eigner sijnar og Odul, eñ þola Agaang og Ojafnad, ei helldur Kongi eñ ödrum Mönnum: Einn af þeim var Biorn Gull-Beri, hañ foor wr Orkna-Dal til Islands, og nam Reykiadal eñ Sydra, fraa Grijms-Aa til Flookadals-Aar, og bioo aa Gullberastödum u. ſ. w. [Fornm. S. 12, 334 b (Stada-Reg.): Orkadalr (Orknadalr) u. ſ. w. Partr af Orkdælafylki i þrándheimi i Noregi u. ſ. w. Orkdælafylki (Orkndælafylki) u. ſ. w. Fylki i þrándheimi i Noregi, milli Nordmæris og Gaulardals, þad yfirgreip Orknadal, Medaldal og Rennabu, en bar samt nafn af Orkadal.] Son hañs hiñ Elldsti het Grijmkell, hañ var bædi mikill og sterkur" u. ſ. w. C. 2, S. 70: „Grijmkell bioo fyrst Sudur a Fiollum, skamt fraa Ölvis-Vatni, þar er nu kallast aa Grijmkelsstödum: Og eru nu Sauda-Hws, Grijmkell hafdi Godord: Audugur var hañ og Hofdingi stoor, og kalladur ecki um allt Jafnadar-Madur. Hañ færdi Bw sitt eptir Konu sijna dauda til Aûlvis-Vatns, Þviad hönum þookta þar Land-Kostir betri: Bioo hañ þar sijdañ medañ hañ lifdi: Kalladur var hañ Grijmkell Goþi." C. 6, S. 75: „Grijmkell var Bloot Madur mikill: Og var þad eiñ Dag, ad Hof-Helgi var halldiñ ad Ölvis-Vatni" u. ſ. w.

Kunſt einweihen zu laſſen, wo die Eindringenden von manigfachem Blendwerk beirrt und befallen wurden und von wo die kundigſten Zauberleute mit ihren Fertigkeiten in andre, vornehmlich die nächſtgelegenen Länder ausgiengen. Dieſe Beziehungen ſind an den aufgezählten Beiſpielen altnordiſchen Galders im Beſondern nachweisbar. Als Harald Schönhaar einmal am Julabend zu Thopten in Uppland (Gudbrandsthale) am Gelage ſaß, ward er von dem Finnenkönige Svaſi an das gegebene Verſprechen eines Beſuchs in deſſen Hofe jenſeits der Anhöhe gemahnt und begab ſich mit demſelben dahin; dort reichte Snäfrid, Svaſis ſchöne Tochter, ihm das Methgefäß, Harald ergriff zugleich mit dieſem ihre Hand; es war, als ob Feuerglut ihm die Haut durchdränge, und er führte ſie als Vermählte heim; ſeine Liebe zu ihr war ſo wahnſinnig, daß er Reichsführung und Königswürde preisgab; als ſie dann ſtarb und doch ihre Farbe roth und lebensfriſch blieb, ließ er ſie nicht beſtatten, ſondern ſaß drei Jahre lang über ihr (von einer Drápa, die er damals auf ſie dichtete, wird ein Geſätz mitgetheilt), er betrauerte die Todte und das Volk ihn als einen Irren, bis zuletzt ein weiſer Freund das verzauberte Leintuch, das ihr von Svaſi mitgegeben und über ihr ausgebreitet war, wegnehmen ließ, worauf der Leichnam plötzlich in Fäulnis zuſammenfiel; von der Zeit wurde König Harald ſo zornig auf Galder und Zauberkünſte jeder Art, daß in ſeinem Reiche keiner mit ſolchen aufkommen konnte, der nicht mit Tod oder Landesflucht beſtraft worden wäre[1]; gleichwohl ſchlug einer ſeiner Söhne von

---

[1] In einzelnem verſchiedene Darſtellungen dieſes Abenteuers mit Snäfrid, Sniofrid, das an die bekannte Sage von Karl dem Großen (D. Sag. 2, 128 f. [Karlmeinet Bl. 317, S. 880. Pfeiffers Germania 5, 179 f. K.]), entfernter an das namenverwandte „Sneewittchen“ (Br. Grimm, Hausmärch. 1, 6te Aufl. 1850, 315 f. 3, 93) erinnert: Heimskr. 1, 102 bis 104 (S. Haralds ens hárfagra C. 25: „Frá Svása iötni“ u. ſ. w.); Fornm. S. 10, 178 (Upphaf rikis Haraldar hárfagra): „Jóla-aptan annan kom Svasi, ok sveik Harald at eiga Snæfridi finnsku; vid henni átti hann Sigurd hrísa, Hálfdán háleggr, Gudröd stíru [Hann nefnist annars í Hkr. Gudrödr ljomi, en annar sonr Haralds hárfagra ok Áshildar Hringsdóttur Gudrödr skirja], Rögnvald réttilbeina.“ 10, 207 f. (þáttr Hauks Hábrokar): „gat hann [Haraldr kon.] ok varast alla fiolkýngi ok forneskju, sidan hann gat skilit blekking Svasa, dverga [Svasi nefnist Finnr í sögu Har. hárf. 25 kap., en Jötun í yfirscrift hins sama] þess er til hans kom einn jóla aptan, ok sneri hug hans til einnar finnskrar konu er Sniófridr hét, med svá heitri

Snäfrid, Rögnvald, der finniſchen Mutter nach, wurde darum auch Seidmann und Schrat geheißen, es iſt derſelbe Rögnvald Rettilbeini, von dem der zauberkundige Eyvind Kelda abſtammte und den König

ást, at hann gekk at eiga hana ok unni henni yfir allt fram, þvíat honum sýndist hún hverri konu vænni sakir atkvæda Svasa; átti hann sonu vid henni, sem fyrr segir, ok at endödum þeirra álögum andadist Sniófridr, ok var breidd yfir hana blæan Svasanautr, er svá mikill galdr var i fólginn, at Haraldi konúngi leizt hennar líkami svá biartr ok inniligr, at hann vildi hana eigi iarda láta, ok sat sealfr yfir henni III vetr, ok gádi einkis síns geds fyrir ofrást vid hana andada; kvad Haraldr konúngr þá um hana drápu, er sídan er köllut Sniófridar drápa, ok er þetta upphaf at: Hneggi ber ek æ ugg ótta hlidin [máske réttara hlýdi] mér drótt dána vek ek dular mey drauga á kerlaug; drápu let ek or Dvalins greip dynja medan fram hryur, rekkum býd ek Regins drykk réttan, á bragar stétt. Sídan lagdi til einn vitr madr er var med Haraldi konúngi, ok Egill ullserkr [Hkr. nefnir þann mann þorleif spaka] hèt, at af skyldi taka blæuna líkinu, ok svá var giört; var þá líkaminn rotinn eptir líkendum ok illa þefadr, ok sídan greptradr at fornum sid. Eptir þetta vard Haraldr konúngr svá reidr goldrum ok gerningum ok allri forneskju, at hann lèt öngvan mann þann þrifast í sinu ríki, svá at eigi væri annathvárt drepinn edr landflótta. Sídan var þetta kvedit: Ekki var þat fordum farald, Finnen gat þá ærdan Harald, honum sýndist sólbiört sú; slíks dæmi verdr mörgu(m) nú." 12, 226 f.: „Haraldr hárfagri: Drótt, hlýdin mér, hneggi [hnekki] ótta; ek ber æ [eigi] ugg drauga [eg hrædist ekki drauga]: ek vek dular mey [huldu meyna, hana Snjófrídi], dána á kerlaug [eptir þessu hefir þá Snjófridr dáid í badi]. Ek let [læt] drápu dynja á bragar stétt [bragar vollinn], medan hrynr or Dvalins greip [úr hendi dvergsins; meiningin er: eg yrki drápuna, jafnótt og yrkisefnid dettr mèr í hug; hann lætr, sem Dvalinn (dvergrinn) skamti sèr skáldskapinn úr hnefa sinum]: ek býd rekkum réttan Regins drykk [skáldskap]." 12, 227: „þat var ekki farald [almennt] fordum: þá [þó] gat Finnan [hún Snjófridr] ærdan Harald: honum sýndist sú [hún vera] sólbiört; morgum verdr nú slíks dæmi [marga hendir enn þad sama]." Heimskr. 1, 104: Eptir þat er Harալdr konungr hafdi reynt svik Finnunnar, þá vard hann sva reidr, at hann rak frá ser sono sina oc finnurnar, oc villdi eigi siá þá." Fornm. S. 10, 378 bis 380 (Stutt ágrip af Noregs konúnga sögum K. 3 f.). 3. Jola aftan er Haraldr sat at mat, þa com Svasi furir dur, oc sendi konungi boþ, at hann sculdi utt ganga til hans, en konungr bras reiþr viþ þeim sendiboþom, oc ber inn sami reiþi hans utt, er boþ hans hafþi borit inn; en hinn bad hann þa eigi furir þvi at siþr annat sinn, oc gaf honom biorscinn eitt til, oc qvaþ sic vera

Harald wegen Zauberns durch Eirik Blutaxt, ſeinen älteſten Sohn aus andrer Ehe, mit achtzig Seidgenoſſen verbrennen ließ[1]. Aber auch Eirik,

---

þann finnenn er hann hafþi iat at settia gamma sinn annan veg brecconnar a þoptyn, þar sem þa var konungrenn. En konungrenn gec utt, oc varþ honum þess iatoe, at hann gec ufir i gamma hans meþ aengian sumra sinna manna, þo at sumer letti. Stoþ þar upp Sniofriþ, dotter Svasa, kvenna vænost, oc burllaþi ker miaþar fult konunginom, oc hann toc alt saman oc havnd hennar; oc þegar com sem elz hiti komi i havrund hans, oc vildi þegar hafa hana a þeirri nott; en Svasi sagþi at þat mundi eigi vera, nema honum nauþgom, nema konungrenn festi hana, oc fengi at lögom, oc hann festi oc fecc (hennar) oc unni sva meþ ærslom, at riki sitt oc alt þat er hans tign buriaþi, þa furlet hann, oc satt hia henni nott oc dag naliga, meþan þau lifþu bæþi, oc iij vetr, siþan hon var dauþ, surgþi hann hana dauþa, en landz lyþr allr surgþi hann viltan. 4. En þessa villu at legja coma til læcnanar þorleifr spaci, er meþ viti lagþe þa villo oc meþ eftermæli meþ þessom hætti: eigi er, konungr, cunlegt, at tu muner sva friþa kono oc kunstora, oc tiguer hana a duni oc a guþvefi, sem hon baþ þic; en tign þin er þo minni enn havfir oc hennar i þvi at hon liggr of lengi i sama fatnaþi; er myclo sanligra at hon se hravrþ; oc þegar er hon var hravrþ, þa slær [þannig leidrett; slæri A] a oþefiani oc yldu, oc hverscyns illum fnyec oc licamanum; var þa hvatat bali, oc hon brend; blanaþi þo aþr allr licaminn, oc ullu avr ormar oc æþlor froscar oc pavddor oc alscyns illyrmi; seig hon sva i osko; en konúngr steig til vitzco, oc hugþi af heimsco, sturþi siþan riki sino oc sturcþi, gladdisk hann af þegnum sinom oc þegnar af honum, en rikit af hvavrotveggia, oc sat a Noregi einvalz konungr sextogo vetra, siþan er hann hafþi innan tio vetra atlat als Norege.“ Es fragt ſich, ob nicht die Sage vom Zauber, durch den Harald an die Todte gefeſſelt war, aus misverſtandenen Worten der Sniófridardrápa erwachſen iſt.

[1] Vgl. S. 392 f. Fornm. S. 10, 378 (Statt ágr. K. 2): [Haraldr hárf.] átti suno tvitian, oc meþ morgom conom u. ſ. w. var Eiricr bloþax ælztalagi sona hans u. ſ. w. X. Rögnvaldr u. ſ. w. XX. Rögnvaldr raykill, er sumer calla Ragnar, er var sunr finncono einnar er colloþ var Sniofriþ, dotter Svasa Finnconungs, oc bra honum til moþor sinnar, var hann callaþr seiþmaþr, þat er spamaþr, oc var staþfastr a Haþallandi, oc siþdi þar oc var callaþr scratti.“ Dagegen iſt Fornm. S. 10, 178 (ſ. S. 399), ebenſo 1, 5 (S. Ol. Tr. K. 2: „Sigrödr hrisi, Hálfdán háleggr, Gudravdr liomi, Rögnvaldr réttilbeini; þeir voru synir Sniófridar finnsku: Dagr Hringr, Ragnar rykkil; þeirra módir hét Álfhildr, dóttir Hrings Dagssonar af Hringariki“ u. ſ. w.), ebd. S. 6 („Konúngr skipti landi med sonum sínum: u. ſ. w. Heidmerk ok Gudbrandsdali gaf hann Dag og Hring ok Ragnari; Snæfridar sonum gaf hann Hringariki, Hadaland, þotn ok

der Vollzieher dieſes Befehls, konnte ſich des finniſchen Zauberkreiſes nicht ganz erwehren: ſeine Gemahlin Gunnhild, Tochter des Özur Töti aus Hålogaland, war in jungen Jahren nach Finnmörk gegangen, um daſelbſt Zauberkunde bei zwei Finnen zu erlernen, welche für die erfahrenſten darin galten; als ſodann Eirik auf ſeinen Kriegszügen dorthin kam, fanden Leute ſeines Heers die ſchöne Gunnhild im Hauſe der beiden auf der Jagd abweſenden Finnen, deren eiferſüchtige Bewerbungen ihr läſtig waren, vor deren ungemeinem Vermögen ſie aber warnte: dieſelben haben die Spürkraft der Jagdhunde, verſtehen ſich auf den Schrittſchuhlauf, daß ihnen weder Menſchen noch Thiere entrinnen können, treffen Alles, wonach ſie ſchießen; wenn ſie zornig werden, drehe ſich die Erde vor ihren Blicken um, und was ihnen dann Lebendiges unter die Augen komme, das falle ſogleich todt nieder. Dennoch weiß ſie Rath, wie man die Heimgekehrten bewältige, und als dieß gelungen, wird ſie zu Eiriks Schiffen gebracht, der darauf in Hålogaland bei ihrem Vater um ſie wirbt und ſie nach dem Süden heimführt [1]; daß aber etwas von den Finnenkünſten an ihr haften blieb,

---

þat er þar lá til“ u. ſ. w.; vgl. Heimskr. 1, 114) und S. Ol. helg. Chriſt. 1853, C. 1, S. 4. Rögnvald Rettilbeini, als Sohn Haralds von Snäfrid genau unterſchieden von Ragnar Rykill, deſſen Sohne von Alfhild; auch wird nach denſelben Zeugniſſen Hadaland den Snäfridsſöhnen zugetheilt; als Inhaber dieſer Landſchaft iſt noch beſonders Rögnvald genannt; dort treibt er, laut des Verſes ſelbſt, den Seid und dort wird er mit 80 andern Seidmännern verbrannt; auch iſt es der einleuchtendſte Zuſammenhang, daß Harald, des Finnenzaubers an Snäfrid müde geworden, denſelben ſtreng verbietet und ſogar an ſeinem, der finniſchen Mutter nachartenden Sohne beſtraft.

[1] Fornm. S. 1, 8 bis 10 (S. Ol. Tr. C. 3): „Eptir þat fór hann [Eirikr blodöx] norðr á Finnmörk ok alt til Biarmalands, ok átti þar orrosto, ok hafði sigr; þá er hann kom aptr á Finnmörk, fundo menn hans í gamma einum konu þá er their höfðo enga sieð iafn friða; hún nefndist fyrir þeim Gunnhildr; en faðir minn, segir hún, býr á Hálogalandi, er heitir Özurr toti; ek hefir hèr verit at nema kunnastu at Finnum 2, þeim er hèr ero fróðastir á mörkinni; þeir ero nú farnir á veiðar, en báðir þeir vilja eiga mik; þeir ero svá vísir at þeir rekja spor sem hundar bæði á þá ok á hiarni, en þeir kunna svá vel á skíðum, at ekki má forðast þá hvárki menn nè dýr; þeir hæfa ok alt þat er þeir skiota til; svá hafa þeir fyrirkomit hverjum manni, er hèr hefir komit í nánd; en ef þeir verða reiðir, þá snýst iörðin um [V. springr iörðin] fyrir siónum þeirra, ok ef þá verðr nakkvat kvikt fyrir siónum þeirra,

davon zeugt der Trank, den ſie dem Skälden Egil miſchte (ſ. oben S. 377). Håkon Jarl beſiegt die Jômsvikinge durch das Unwetter, welches Thorgerd und Irpa der feindlichen Flotte entgegentreiben, und durch die tödtlichen Pfeile, die von ihren Fingern fliegen; Beides erſcheint unter den Finnenkünſten, das Wettermachen ganz herkömmlich und einmal auch das Pfeilſchießen aus allen Fingern [1]; die Finnen waren überhaupt als Bogenſchützen berühmt und Zauberpfeile, die von ihnen kommen, ſind ein weſentlicher Beſtandtheil der norwegiſchen Sagen von Orvarodd und ſeinen Voreltern [2]. Auch die von Olaf Tryggvaſon verfolgten Seid-

---

þá fellr þegar daudt nidr; nú megut þèr fyrir engan mun verda á veg þeirra. Ek mán fela ydr hèr í gamma mínum; skulom vèr þá freista at vèr fáem drepit þá; þeir þekkjast þetta u. ſ. w. C. 10: Gunnhildr görir þá bending konúngsmönnum; laupa þeir þá upp, bera vopn á Finnana ok fá hladit þeim [ok drápu Finnana], draga þá sídan út or gammanum; voro þá reidar þrumur svá stórar, at þeir máttu hvergi fara. En at morni [nokkuru sídar] fóro þeir til skipa ok höfdu Gunnhildi med sèr ok færdo hana Eiríki; fór þá Eiríkr leidar sinnar; en er hann kom á Hálogaland, stefndi hann til sín [fann hann] Özuri tota, ok sagdi, at hann vildi fá dóttur hans. Özurr iátadi því; fèkk Eiríkr þá Gunnhildar, ok hafdi hana med sèr sudr í land.“ Heimskr. 1, 111 u. bis 113. S. Har. hárf. C. 34. Fagrsk. 14. Vgl. Fornm. S. 1, 18. 4, 14. Ol. Tr. S. Chriſt. 2 f.

[1] S. Ol. Tr. Chriſt. 1853, C. 22, S. 18 f.: „þa gördu Finnir um nottina med fiolkingi oli vedr [Lex. poet. 147 b] oc storm sevar u. ſ. w. [S. 19] matti þa meira hamingia konungs en fiolkyngi Finna“ u. ſ. w. Heimskr. 2, 8 (S. Ol. Tr. C. 8). Fornald. S. 2, 117: „hygg ek at valdi Finna fiölkýngi feikna vedri“. 2, 179 f. (515 f.) Ebd. 3, 444 (Sörla S. C. 20): „Tveir brædr voru med honum [Sörla] finnskir, hèt annar þeirra Falr, enn annar Frödel; þeir voru bádir vel mentir í kýngikroptum öllum ok forneskju, svá at, nær þeim sýndist, voru þeir adra stund í iördu; en svá þótti mönnum, sem ör flýgi af hverjum þeirra fingri, ok fyrir hverri ör madr til dauda kiörinn.“ Die Saga von Sörli dem Starken iſt zwar gänzlich romanhaft (Sagabibl. 2, 621 ff.), gleichwohl ſcheint dieſer Finnenzauber alterthümlicher Überlieferung entnommen zu ſein.

[2] Die Erwerbung der Pfeile Gusisnautar in der S. Ketils Hængs C. 3 (Fornald. S. 2, 118 ff.), die Übergabe derſelben an Örvarodd durch ſeinen Vater Grím Lodinkinni, den Sohn Ketils, in Örvaroddssaga C. 4 (Fornald. S. 2, 173; vgl. 2, 511, C. 7): „hèr eru gripir þeir, er ek vil gefa þèr, Oddr frændi! sagdi Grímr, þat eru þriár örvar, en þær eiga nafn, ok eru kalladar Gusisnautar. Hann selr nú Oddi örvarnar; hann lítr á, ok

männer bezeigen ſich als ſolche hauptſächlich wieder durch ihre Macht im Luftgebiete, mittelſt welcher ſie Gegenwind und Fahrwind, Schlagregen und Nebelwolke, ſtürmiſche und ſtille See zu bewirken im Stande ſind; zugleich aber ſind ſie mehrentheils ausdrücklich mit den zauberkundigen Finnen in Beziehung gebracht: Raud dem Starken, der, wie der erſte Hróald, auf einer Godey heimiſch war, ſtanden benachbarte Finnen in Menge zu Gebot (ſ. oben S. 385 f.); Eyvind Kelda ſtammte in zweitem Gliede von dem Seidmann Rögnvald, dem Sohne der Finnenſchülerin Snäfrid, mit dem Scheltnamen Schrat, wie auch Eyvind und ſeine Zaubergenoſſen genannt ſind (ſ. oben S. 389); Eyvind Kinnriſas Geburt hieng mit der Befragung zauberkundiger Finnen zuſammen, ja nach der einen Darſtellung hielt er ſich ſelbſt für einen unreinen Geiſt, den der oberſte der finniſchen Luftgeiſter, auf Anrufen der Zauberer, in den Schoß ſeiner Mutter geſandt habe, weshalb er auch nicht getauft werden könne[1]. Olaf Tryggvaſon ſelbſt, der Vertilger dieſer Widerſpenſtigen, hatte ſich einmal, obgleich ſchon Chriſt geworden, beſtimmen laſſen, bei einem weiſen Finnen Rath und Vorausſage einzuholen[2], und noch unter Olaf dem

mælti: þetta eru hinar mestu gersimar; þær voru gulli fidradar [B. fialladar], ok þær flugu sialfar af streng ok á, ok þurfti aldri at leita þeirra. þessar örvar tók Ketill hængr af Gusi Finnakonúngi; þær bíta allt þat, þeim er til vísat, þvíat þær eru dverga smídi.“ Dichteriſch heißt das Geſchoß „Finna vápn“ (arma Finnorum), die Pfeile „Finna giold“ (tributa Finnorum), Lex. poet. 171 b. Finnbogi war ein altnordiſcher Name.

[1] Fornm. S. 10, 307 (S. Ol. Tr. C. 41); Heimskr. 1, 290 (S. Ol. Tr. C. 83); ſ. S. 391, Anm.

[2] Fornm. S. 10, 261 bis 263 (S. Ol. Tr. C. 16): „þeir mæltu þá: þat vitum vér at finnr einn á hèr bygd í fialli þessu, oc veit hann marga luti firir; comum oc hittum hann, oc spyriom hvat vér scolum gera, bidiom hann ráda oss nocqvor heilrædi. Ólafr mælti þá: leitt er mèr oc lítit um at hitta þesskyns menn, eda þeirra traust at sækia; en med því at ydr líki þetta, þá verdi guds vili oc várr. Sídan gengu þeir í myrkrinu um nótt, oc var þar feniótt mioc oc blautt at fara; oc þá liop Ólafr í fen eitt bádum fótum miök, en tóco til hans oc studdu hann or feninu; þá mælti Ólafr: því ber svá til at mèr hefndi, oc syndiz þat at illa samir at leita sèr traustz eda fulltings at finninum; oc verd þetta af minom verdleik. þeir mælto þá: þat er fornt mál at hrasa scal at betr verdi. Finnrinn veit nú firir ferd þeirra, oc lýcr up durum húss síns at þeir mætti hitta bygd hans. Oc er þeir sá þángat lióss, þá hitta þeir leid sína þángat; oc finnrinn mæltiz innan firir, oc segdi svá:

Heiligen beſaßte ſich ein mächtiger Mann in Hálogaland mit Finnenzauber; derſelbe hieß Thorir Hund, war bei der Bekehrung dieſer Landſchaft Lehensmann Olafs geworden, ſchwor aber nachher dem Dänen-Könige Knút Lehentreue, machte mit deſſen Unterſtützung Kauffahrten zu den Finnen, auf denen er großen Reichthum erwarb und ſich ein Zaubergewand aus Rennthierfellen verſchaffte, das allen Waffen widerſtand und mit welchem angethan er in der Schlacht bei Stiklaſtad an der Spitze der Haleygjer dem König Olaf entgegentrat und, vor deſſen Schwertſchlag durch dieſen Finnenzauber geborgen, ihn mit dem Speere durchſtach; nachmals aber verkündigte Thórir den Heiligenruhm Olafs und pilgerte nach Jeruſalem, von wo er nicht wiederkam, ſo daß auch aus dieſem letzten Zuſammenſtoß des haleygiſch-finniſchen Zaubers mit dem chriſtlichen Wunder das letztere ſiegreich hervorgieng; die machtſtarken Galder zauberkundiger Finnen ſind hier wieder durch den Vers eines gleichzeitigen Skálden, Sighvats, bezeugt [1]. Auch noch die norwegiſchen

---

veit ec, Ólafr, hverr þû ert, eđa hvers þû leitar, eđa hverr þû mant verđa; en ecki þarft þû at gânga í hûs min; oc þûnct hefir mèr verit í dag firir þèr, sídan er þû comt viđ land; oc eigi fara litlar fylgior firir þèr, þvî at í þinu föruneyti ero biört guđ; en þeirra samvistu má ec eigi bera, þvî at ec hefi annarsconar nâtûru; oc firir þvî scallt þû útan firir mælasc. Þá mælti Ólafr: seg nû, finnr, hvat vèr scolum at havaz, eđa hvat tíđinda verđa man um vâr viđskipti, eđa hvárt man ec fá ríki þetta eđa eigi. Finnrinn svarar" u. ſ. w. S. 263: „Oc fór þetta alt eptir þvî sem finnrinn hafđi sagt". S. Ol. Tr. Chriſt. 1853, C. 12, S. 16 f. (Nichts von dem Finnen Fornm. S. 1, 206 und Heimskr. 1, 256.)

[1] Fornm. S. 4, 233 (S. Ol. helg. C. 101): „Ólafr konûngr dvaldi mestan luta sumars á Hálogalandi, oc fór þar í allar þinghâr, oc kristnađi þar allan lýđ. Þá bió í Biarkey Þórir hundr, hann var ríkastr mađr norđr þângat, hann gerđist lendr mađr Ólafs konûngs." 5, 3 f. (C. 164): „stefndi hann [Knûtr] þá í Þrondheimi átta fylkja þing, ok var á því þingi Knûtr til konûngs tekinn um allan Noreg. Þórir hundr hafđi farit or Danmörku međ Knûti konûngi, ok þar var Hárekr or Þiótta kominn; giordust þeir Þórir lendir menn Knûts konûngs, ok bundu svardögum; konûngr gaf þeim störar veizlur, ok fèkk þeim finnferđ" u. ſ. w. 5, 42 (C. 182): „Þórir hundr hafđi Finnferđ haft þessa 2 vetr, oc hafđi verit lengi hvârntveggja vetr á fialli uppi, oc fengit ôf fiár, hann hafđi átt mörg kaup viđ Finna. Hann lèt giöra sèr 12 hreinbialba međ svá mikilli fiölkýngi, at ekki vápn festi á, ok siđr myklu enn á brynju" u. ſ. w. 5, 82 f. (C. 211): „á ađra hönd Kálfi Árnasyni

Chriſtenrechte ſtrafen das Fahren zu den Finnen und den Glauben an ihre Wahrſagerei [1]. [S. Anm. unten S. 408.] Es lag in der Art und Lebens-

gekk fram Þórir hundr. Olafr konûngr hiô til Þóris ok um þverar herðarnar; sverðit beit ekki, en svâ sýndist sem dust bryti or hreinbialfanum; þessa getr Sighvatr skâld: Mildr fann giörst, hve galdrar, gram [V. grams, gramr] sialfr [V. silfrs], megin-rammar fiölkunnigra Finna fullstórum barg Þóri; þá er hýr sendir, Hundi, hûna gulli bûnu, slætt réð sizt at bita, sverði laust um herðar." [12, 101: „Sialfr mildr gramr fann giörst, hve meginrammir galdrar fiöllkunnigra Finna barg fullstórum Þóri: þá er hûna hyrsendir laust gulli bûnu sverði um herðar Hundi; slætt réð sizt at bita. Hat etwa Rauðr hinn rammi dieſen Beinamen auch von den „meginrammir galdrar"? Vgl. Sæm. 196, 20: „meginrûnar;" „ramme runer" Myth. 1176. Vgl. jedoch Vatnsd. S. 2: „rammr at afli."] Þórir hiô til konûngs, ok skiptust þeir þô við nokkurum höggum, ok beit ekki sverð konûngs, þar er hreinbialfinn var fyrir, en þó varð Þórir sâr á hendi. Enn kvað Sighvatr" u. ſ. w. S. 83: „Konûngrinn mælti til Biarnar stallara: ber þû hundinn, er eigi bita iarnin; Biörn snéri öxinni i hendinni sèr ok laust með hamrinum, ok kom á oxlina, ok varð allmikit högg ok hrataði Þórir við; en eptir þetta snéri konûngr î môti þeim Kálfi frændum, ok veitti banasâr Ólafi, frænda Kálfs; þá lagði Þórir hundr spioti til Biarnar stallara, ok á honum miðjum, ok veitti hônum banasâr; þá mælti Þórir: svâ botu vèr biörnuna. Þorsteinn knarrarsmiðr hiô til Ólafs konûngs með öxi, ok kom á fôtinn vinstra við knèit; Finnr Arnason drap þegar Þorstein; en við sâr þat hneigðist konûngr við stein einn, ok kastaði sverðinu, ok bað sèr guð hialpa; þá lagði Þórir hundr spioti til konûngs, kom lagit neðan undir brynjuna, ok rendi upp î kviðin; þá hiô Kálfr til konûngs, kom þat högg enum vinstra megin á kálfann [V. hâlsinn]; ok greinast menn á þat, hvárt Kálfr veitti konûngi sâr; þessi þriû sâr hafði Ólafr konûngr til líflâts; eptir fall hans fell sû sveit öll, er fram hafði gengit með Ólafi konûngi" u. ſ. w. 5, 85 (C. 213): „Þórir hundr gekk þar til, sem lá lik Ólafs konûngs, ok veitti þar umbûnað, lagði niðr likit, ok rètti ok breiddi klæði yfir, ok er hann þerði blôðit af andlitinu, þá sagði hann svâ siðan, at andlit hans væri svâ fagrt ok roðinn î kinnunum, sem þá at hann svæfi, en miklu biartara enn þá er hann lifði; þá kom blôð konûngsins á hönd Þóri, ok rann upp á greipina, þar er hann hafði áðr sâr fengit, ok þurfti um þat sâr eigi at binda þaðan frá, svâ grêri þat skiott; vottaði Þórir þenna atburð sialfr, þá er helgi Ólafs konûngs kom upp fyrir alþýðu, varð Þórir hundr fyrstr manna til þess, at halda upp helgi Ólafs konûngs, þeirra manna at þar höfðu verit î môtstöðuflokki hans." 5, 124 (C. 239): „Þórir hundr fôr af landi litlu eptir fall Ólafs konûngs; Þórir fôr ût til Jórsala, ok er þat margra manna sögn, at hann hafi eigi aptr komit.

weiſe des Volkes und in der natürlichen Beſchaffenheit des Landes, daß man den Finnen jene außerordentlichen Kunden und Fertigkeiten zuſchrieb;

Sigurdr hèt son Þóris, Þórir hèt [B. hann var] fadir Rannveigar, er átti Jón u. ſ. w. Þeirra börn voru u. ſ. w. ok Sigurdr hundr u. ſ. w. ok Jardþrúdr.“ 5, 207 ſ. (Vidrankar vid Ólafs sögu helga, er hin handritin hafa helzta umfram adalskinnbókina): „Þ. Þórir hundr segir Knúti iarteignir Ólafs [Eptir Kap. 226 í A bætir F þessum inní]. Mikil var umbræda um helgi Ólafs konúngs, ok svá um þat, hverr at Knúti konúngi skyldi segja. Þórir hundr kvedst þat gera mundu, þvíat ek hefi iarteign fengit af konúngi, ok leynt helzti lengi; vèr höfum keypt at Finnum 12 mötunautar, at þeir gerdi oss þá bialba, at ekki bíti iarn á, ermr var sköm á bialba þeim, er ek hafda, ek var höggvinn á höndina, svá at miök svá leysti frá þumalfingrinn, en þá er vèr unnum á konúnginum, hóf hann til himins augu sín, þá kom mèr í hug glæpr minn, ok brá mèr vid miök, svá at frá mèr tók sýn, ok þá medan rann blód konúngsins eptir spiotskeptinu ok upp á hönd mèr, þá var fingr minn vidgróinn, er ek tók sýn, ok er sem þrádr liggi eptir um fingrinn, þessa iarteign skal ek sýna Knúti konúngi, hann veit hversu makligr ek var. Þórir hundr ferr til Englands, ok segir Knúti konúngi allt, hversu farit hafdi. Konúngr vard miok ógladr vid þessa sögu. Þórir spurdi, hverju þat gegndi. Konúngr svarar: ek þóttumst þat vita, at annarhvor okkar mundi heilagr vera, ok hafda ek mèr þat ætlat, þó skal ek nú leggja fè fyrstr til skríns Ólafs konúngs, hans úvina, ok trúa fyrstr helgi hans, ok eigi skal ek koma í Norvg, med því er Ólafr er heilagr.“ 5, 235 bis 237 (Vidrauk.): „Eptir dráp Karla fèkk Þórir hundr mikla úbildu af Ólafi konúngi. Sá konúngr rèd þá fyrir Finnmörk, er Möttull hèt [hier ſcheint die Bezeichnung des Überkleids, das ſonſt bialbi heißt, möttull m., Mantel, misverſtändlich zum Namen eines Finnenkönigs geworden zu ſein]; hann var heidinn blótmadr ok miök fiolkunnigr; þángat fór Þórir á fund hans. Þórir gekk fyrir Möttull, ok kvaddi hann; konúngr tók kvedju Þóris, ok spurdi, hve sætti, er hann var þángat kominn allt nordr. Þórir svarar: hardr var nú á annat bord, þvíat mèr (er) eigi úhætt nú heima at búum mínum fyrir Ólafi digra. Möttull svarar: þat mun eigi satt, er þú segir nú, at þèr muni eigi úhætt vera fyrir konúngi ydrum Ólafi, þvíat ek veit, at hann hefir lengi verit mikill vinr þinn, ok mun hann halda fast vinfengi sínu vid ydr kristna menn, þvíat þèr, kristnir menn! kallid konúng ydvarn vitran ok vel at sèr; nú er sá einn allvel at sèr, er bædi er vinfastr ok vingódr. Þórir svarar: veit ek, at þú munt spurt hafa missætti þat, er gerzt hefir med okkr Ólafi konúngi, hversu hann tók af lífi Þóri, frænda minn, med mikilli svívirdíngu; fyrir þat hefir ek drepit nokkura menn, ok þó einum til fátt, er ek hefir eigi konúnginn sialfan vid velli lagt; nú er ek því das Wiſſen von verborgenen und künftigen Dingen beruhte, wie ſich in einem Falle aus Raumsdal deutlich hervorſtellt, auf dem eben dieſen

---

á þinn fund kominn, at ek veit at þú ert bædi vitr ok stórrádr ok kannt mart þat, er eigi kunna adrir menn; nú ætla ek mèr þar til trausts ok fulltíngis sem þú ert. Möttull svarar: ef þèr er þetta svá gefit, sem þú segir, þá mun þèr at því verda, sem þú væntir; skaltu vera hèr med mèr vid tólfta mann, ok bída svá þíns sóma; þvíat eigi munu fleiri mik heimsækja enn svá af lidi Ólafs konúngs enn mèr er naudsýn á at gera þeirra för góda híngat. Nú var Þórir þar, ok þeir 12 saman, ok nam þar fiolkýngi. Um vorit gekk Þórir fyrir Möttul, ok bad hann leggja til med sèr rád sín ok hamingju: þvíat ek treystum framarliga ydrum frúdleik um alla luti. Mottull svarar: fúss vil ek mína hamíngju tillegja med þèr ímót Ólafi konúngi, ok svá segir mèr hugr um, at þú munir um sídir sigrast á honum: nú eru hèr 12 hreinbialfar, er ek vil þèr gefit hafa, hefir ek þá svá signada ok magnada, at engan þeirra mun iarn bita. Þessa bialfa hafdi Þórir ok hans menn á Stiklastodum." Ólafs S. hins helga, Chriſt. 1849, C. 91, S. 69: „Þorer hundr oc þæir .XII. saman ero firir utan fylcingarnar oc lausir oc varo i vargskinz stackum." (Vgl. Vatnsd. S. 36 f.) C. 92, S. 70: „Sva sægia menn at Biorn digri hio med sværdi til Þores hunnz um dagenn. en þar sem a kom bæit ægi vænndi bærdium. En Þorer oc þæir .XII. saman varo i vargskinz stakcum þæim er Finnar hafdu gort þæim med mikilli fiolkyngi. Þa er Biorn sa at sværdet bæit ægi. Þa kallade hann a konongenn oc mællte. Æigi bita vopnen hundana. Bæri þer þa hundana. sagde konungrenn. Þa tok Biorn ser klubbu mikla ok laust Þore hund sva at fell vid. Oc sa sidan bar hann hallt haund iamnan. Oc þa liop hann upp oc lagde Biorn med spiote oc mællte. Sva bæitum ver biarnuna a morkenne nordr sagde hann. Biorn gecc a laget oc bæit a kampenom." (Weiter ebd. C. 93, S. 70. C. 99, S. 73.) S. Ól. helg. Chriſt. 1853, S. 102. 198. 218 f. 225. 237. Heimskr. 2, 180. 328. 366. 399. 406 bis 410. (Heimskr. Peringſk. 2, 15: Magn. Góð. S. C. 12: „Þorir for ut til Jorsala u. ſ. w.") Fornm. S. 7, 129 (S. Sigurd. Jórsalaf. C. 29): „þat lèn, at ek skyldi hafa finnför ok kaup vid Finna u. ſ. w."

[1] [Zu S. 406.] Ældre Borgarthings-Christenret 16 (Norges gamle Love 1, 350 f.): „Þæt er ubota værk at gera finfarar. fara at [at fara a Finmork oc] spyria spa". Ældre Eidsivathings-Christenret 45 (1, 389 f.): „Engi madr a at trua. a finna. eda fordædor. eda a vit. eda blot. eda rot. eda þat. er til hæidins sidar hœyrir. eda læita ser þar bota. En ef madr fær til finna. oc uærdr hann sannr at þui. Þa er hann utlægr. oc ubota madr. oc firigort fe sinu allu u. ſ. w."

Bewohnern des hohen Nordens eigenthümlichen Hellſehen [1], die ungemeine Spürkraft und das zauberhafte Geſchoß hängt mit ihrem Jägerleben zuſammen, das gefeite Überkleid mit der vielbetriebenen Kauffahrt nach den Fellen der Finnmark, das Wettermachen und der Zaubernebel mit den raſchen Wechſeln der Luftſtimmung in Gebirg und Buchten, die wunderbare Lenkſamkeit der Fahrzeuge mit dem Anſehen finniſcher Schiffbauer [1]. Bei dieſer heimathlichen Begründung des Finnengalders und dem nachgewieſenen Übergang deſſelben auf das angrenzende Norwegen gewinnen auch die finniſchen Anklänge in nordiſchen Mythenliedern und Götterſagen an Bedeutung, wie ſolche mit Vafthrúdnismál und dem Vegtamsliede, dann beſonders mit den odiniſchen Galdern im Rúnatal ſich

---

[1] Fornm. S. 12, 339: „Raumsdalr [Rómsdalr] u. ſ. w. Sama sem Raumdæla-fylki; lá milli Nord- og Sunnmæris, en aðskildi þær þó ekki fullkomliga ut til sjóar. Upp frá Raumsdal tóku Gudbrandsdalir við“. Vatnsdæla S. C. 12, S. 50 [Ausg. von Gudbrandr Vigfuſſon S. 22. K.] ff.: „Ingemundr kvað [zu Har. hárf.] sér fýst á at vita ok reyna hvert hann fyndi ecki hlutinn þann er géfinn væri fyrir öndvegissûlum hans, kann ok vera at þat sê eigi til enskis gért, er nû ok ecki þvî at leyna, herra! at ek ætla at gera eptir finnum þeim er mér sýni héraðs vöxt ok landskipun þar sem ek skal vera, ok ætla ek at senda þá til Islands u. ſ. w. Ingimundr fôr heim ok sat at bûum, hann sendir eptir finnum ok komu nordan iij. Ingimundr sagdi, at hann vill kaupa at þeim, ok vil ek gefa yðr smiör ok tin, enn þér farit sendifôr mîna til Islands, ok leitit eptir hlut mînum, ok segit mér frá lands legi. þeir svara: sem [sendi-] sveinum er þat forsendîng at fara, enn þô fyrir þîna áskorun vilium vér prôfa; nû skal oss byrgia eina saman î hûsi ok nefni oss engi maðr, ok sva var gert. Ok er liðnar voru iij nætr kom Ingimundr til þeirra. þeir risu þá upp ok vörpuðu fast öndinni, ok mælltu: sem [sendi-] sveinum er erfidt, ok mikit starf höfum vér nû haft, enn þô munum vér með þeim jarteiknum fara at þû munt kenna land, er þû kemr at vorri frásögn, enn torveldt vard oss at leita at hlutnum ok mega mikit atkvæði finnunnar, þvîat vér höfum lagt oss î mikla ánauð; þar komum vér á land sem þrîr firðir gânga af landnorðri, ok vötn vôru mikil fyrir einn fiörðin; sidan komum vér î dal einn diúpan, î dalnum undir fialli einu var hollt mikit, þar var byggiligr hvammr, ok þar î holltinu var hlutrinn, ok er vér ætludum at taka hann þá skautst hann î annat holltit, ok sva sem vér sôttum eptir fôr [V. hliop] hann ávallt undan, ok nockr hulda lá ætid yfir sva at vér nádum eigi ok muntu sialfr fara verda. Hann kvadst þá ok skylldi burt fara, ok kvad ecki mundi stoda vid at sporna, hann gerdi vel vid finnana ok fôru þeir burt u. ſ. w.“ [Vgl. S. 55, Anm. zur Überſetzung: „y) Denne heele Fortælling stemmer ganske overeens med de nyere Skribenteres Efterretninger om de lappiske Troldmænds Kunster, med at lade Sielen fare til fremmede Lande medens Legemet ligger som dödt, i hvilken Tid ingen maa röre ved dem u. ſ. w. Schefferi Lapponia, p. 130. jfr. Olafsens Reise I. S. 475.“] C. 14, S. 62: „Ingimundr kaus ser bûstad î hvammi einum ok efnadi til bæar, enn reisti hof mikit (feta lángt, ok er hann grôf fyri öndvegis-sûlum þá

---

fann hann hlut sinn sem hönum var fyrir sagt.“ [Eine finniſche völva ebd. S. 44 f. (Landn. S. 186 f.) 50. 62.] C. 10, S. 42 f.: „Þeir Ingialldr efla þar seid eptir fornum sid, til þess at leita eptir forlögum sínum, þar var kominn finna ein fiölkunnig u. ſ. w. finnan var sett hátt ok búit um hana veglíga, Þángat gengu menn til frétta u. ſ. w. ok spurdu at forlögum sínum, hun spádi hverium eptir því sem gêck u. ſ. w. Þeir fóstbrædur u. ſ. w. gengu eigi til frétta, Þeir lögdu ok ongvan hug á spár hennar“ u. ſ. w.

[1] Fornm. S. 7, 215 f. (S. Inga Haraldsson. C. 7): „7. Þann vetr er sagt at Sigurdr lèti Finna gera ser skútur tvær inn í fiördum, ok voru sambundnar [simbundnar edr sinibundnar, H.; sini bundnar, HK.], ok eingi saumr í, en vidjar [vidlar, H.] fyrir kne; ok rero 12 menn á bord hvárri. Sigurdr var med Finnum, þá er þeir gerdu skúturnar, ok hófdu Finnar þar munngát, ok gerdu honum veizlu. Sídan kvad Sigurdr þetta u. ſ. w. Skútur þær voru svá skiotar, at ekki skip tók þær á vatni, svá sem kvedit er: Fátt eitt fylgir [flýgr, H.] furu háleyskri [háleysk, H.]; svipar [svífr, H.] und segli sinbundit skip. [12, 187: „Fátt eitt fylgir háleyskri furu; sinbundit skip svipar und segli.] En um várit fóru þeir Sigurdr ok Magnús nordan med skútur þær tvær, er Finnar höfdu gert. En er þeir komu í Vága, drápu þeir þar Svein prest ok sonu hans tvá.“ Vgl. 7, 344 (S. Sigurd. Slembidjácns C. 7). Von den Finnen überhaupt Saxo 5, 93: „Sunt autem Finni ultimi septentrionis populi, vix quidem habitabilem orbis terrarum partem cultura ac mansione complexi. Acer iisdem telorum est usus. Non alia gens promptiore jaculandi peritia fruitur. Grandibus et latis sagittis dimicant, incantationum studiis incumbunt, venationibus callent. Incerta illis habitatio est vagaque domus, ubicunque feram occupaverint locantibus sedes. Pandis trabibus vecti, conferta nivibus juga percurrunt. Hos Arngrimus conciliandæ sibi claritatis causa adortus, obtrivit“ u. ſ. w. [Folgen finniſche Blendwerke.] Quibus Arngrimus hanc tributi legem instituit, ut recensito Finnorum numero, rheda ferinis pellibus conferta, ab unoquoque decade loco census, exacto triennio, penderetur.“ Auch Præfat. 4 (Schrittſchuhlauf der „Scricfinni“, dann): „Eadem [gens] apud finitimos mercium loco quorundam animalium pellibus uti consuevit.“ Zeuß 272 f. 684 bis 686.

ergeben haben und auch einige bei Saxo verlauten, einmal wenn Odin, Rache ſuchend für den Tod ſeines Sohnes Baldr, ſich bei Wahrſagern befragt und von dem Finnen Roſsthiof Beſcheid erhält[1], ferner wenn er zu Gunſten ſeines Schützlings Hadding in deſſen Schlacht mit den Biarmen erſt von einem mächtigen Geſchoß je zehen ſicher treffende Pfeile ausſendet, ſodann, als die Biarmen heftigen Regenguß heranzaubern, dieſen durch eine entgegengeſchickte Wolke vertreibt, beides den Finnenkünſten unverkennbar gleichartig[2]. Aus allem dem folgt aber noch keineswegs ein tieferer, die innere Selbſtändigkeit des ſkandinaviſchen Götterdienſtes gefährdender Einfluß des Finnenthums. Die Zauberſegen waren den übrigen Germanenſtämmen mit den nordiſchen gemein, dieſe ſuchten nur ihren angeſtammten Beſitz aus dem gleichartigen Schatze der nachbarlichen, wenn auch viel ferner verwandten Finnen zu erweitern, von denen das Zauberweſen mit beſondrer Vorliebe und Kennerſchaft gepflegt wurde. Jene des Finnenzaubers angeſchuldigte Norweger ſind aber nicht bloß als Seidmänner, ſondern, nach den angeführten Zeugniſſen, zugleich als große Opfermänner („blôtmenn miklir“) bezeichnet und ihre Opfer beziehen ſich in den meiſten Fällen auf die Verehrung der heimiſchen Götter, hauptſächlich Thôrs und Odins [1]. Man kann es nicht anders verſtehen, wenn von dem Opfermanne Hróald geſagt wird, er habe die Götter vielmals angerufen und ihnen täglich Gaben dargebracht, damit ſie ihn bei ſeinem Glauben ſchützen und ihm für die Geſchenke Antworten geben, worauf dann auch der Gegenwind ſich erhebt, der dem König Olaf die Anfahrt zu den Inſeln wehrt [2]; ebenſo wenn der zweite Hróald in Moldafird auf ſeine Opfergötter vertraut, daß der König ihn nicht beſiegen werde und durch ſeine Zauberkunde zwei große Wogen wider denſelben weckt [3]; genannt wird aber auch der durch Gegenwind hilfreiche Gott in der Erzählung von Raud auf Raudsey, wieder einer Inſel vor Hálogaland, der, von einem Opfermann erzogen und unterrichtet, ſelbſt durch großen Opferdienſt das Bild Thôrs im dortigen Tempel belebt haben ſoll, ſo daß Thôr ihm über künftige Dinge Beſcheid gibt und auf ſein Verlangen, als Olaf Tryggvaſon heranſchiffen will, die Bartſtimme erhebt und in den Knebelbart bläſt, in Folge deſſen der König durch heftiges

---

[1] Saxo 3, 44: „At Othinus, quanquam deorum præcipuus haberetur, divinos tamen et aruspices, cæterosque quos exquisitis præscientiæ studiis vigere compererat, super exequenda filii ultione solicitat. Plerumque enim humanæ opis indiga est imperfecta divinitas. Cui Rostiophus Phinnicus filium ex Rinda Ruthenorum regis filia suscitandum prædixit, qui fraternæ cladis pœnas exigere debeat.“ Die Weiſſagung iſt dieſelbe, die er in Vegtamskv. (Sæm. 95, 16. M. 57, 11) von der aus dem Grab erweckten Vala empfängt. Sonſt ſteht Hroſsthiofr unter den „iötna heiti,“ zuſammen mit einem Valanamen Sæm. 118, 31 (M. 70, 31): „Heidr ok Hrossþiofr“; als Name eines Berſerks Fornald. S. 3, 114. 128.

[2] Saxo 1, 17: „Ipse [senex] post bellatorum terga consistens ac folliculo, quem cervici impensum habebat, balistam extrahens, quæ primum exilis visa, mox cornu tensiore prominuit, denos nervo calamos adaptavit, qui vegetiore jactu pariter in hostem detorti totidem numero vulnera confixerunt. Tunc Biarmenses, arma artibus permutantes, carminibus in nimbos solvere cœlum lætamque aeris faciem tristi imbrium aspergine confuderunt. E contrario senex obortam imbrium molem obvia nube pellebat, madoremque pluviæ nubilo castigabat objectu.“ Daß der hilfreiche Greis Odin war, ergibt ſchon der Zuſammenhang der Haddingsſage. Zu „folliculo“ vgl. Fornald. S. 2, 164 f. 506. Der Kampf im Luftgebiete mahnt an die Erzählung von Hröald auf Gedey Fornm. S. 10, 291: „þá gerir II vinda á siónum, oc svá sem hvárr bardiz imóti adrum“ (ſ. S. 384). S. Ól. Tr. Chriſt. 1853, C. 28, S. 31.

---

[1] Vgl. Myth. 32 f. zum altn. blóta (blêt und blôtadi): „der ſinn iſt immer sacrificio venerari“

[2] Fornm. S. 10, 290 bis 92 (ſ. S. 384): „Svá er sagt, at einn blôtmadr hèt Hrôalldr, hann bió í Godey u. ſ. w. hann heitr á gudin optliga oc fœrir þeim fórnir á hveriom degi, oc bad þau lítillátlega, at þau hlífdi honum, at eigi væri honum þrönet til átrúnadar annars u. ſ. w. Svá mióc var þessi madr blecþr at fiandans teygingu at gudin veittu honum svör firir sínar fórnir. Hrôalldr calladi úaflátliga á gudin, at þau stœdi vel ímóti gudi Ólafs, oc fœrdi þeim fórnir u. ſ. w. þá mælti hann: þat hœfir mèr oc sœmilegra er mèr þat at þola helldr daudann, en láta þiónustu guda várra. S. Ol. Tr. Chriſt. 31: „hann blôtade miok godum ok sva veitti fiandin honom svor fyrir gudin u. ſ. w. En Hrôaldr bad gvdin þess at ecke metti Ólafr konungr sigraz a þeim.

[3] S. Ol. Tr. Chriſt. 1853, C. 42, S. 42: „Roalldr het madr er bio i Mollda firde u. ſ. w. ok trvde hann a blotgod sin at konungr munde eigi sigra hann u. ſ. w.“ Fornm. S. 10, 324 (S. Ol. Tr. K. 51): „Hrôaldr hèt madr, er bió í Molldafirdi, blôtmadr mikill oc ríkr u. ſ. w. hann var miök fiölkunnigr u. ſ. w. hann neitadi guds nafni; en iátadi gudum sínum u. ſ. w.

Gegenwetter mehrmals abgetrieben wird [1]. Nach dem Tode Rauds des Starken (ſ. oben S. 386 ff.), eines großen Opfermanns und Zauberkundigen, der gleichfalls mit Wind und Wetter zu ſchalten wuſte, erſcheint auf deſſen Schiffe vor König Olaf auch der rothbärtige Thôr, rühmt die viel tüchtigere Bemannung des Fahrzeugs, als es noch in Rauds Beſitze war, und grollt dem Könige, der ihn aller ſeiner Freunde beraubt hat [1]. Eyvind Kelda (ſ. S. 388) wird zwar gänzlich als Seidmann beſcholten, aber doch ſteht ſeine und ſeines Gefolges Ankunft auf Ôgvaldsnes mit dem gleichzeitigen Gaſtbeſuch Odins bei König Olaf im Zuſammenhang [2].

---

[1] Fornm. S. 1, 294 f. (S. Ol. Tr. C. 145): „Fyrir eyju þeirri, er bâtrinn var at kominn, rèđ einn blôtmađr, var þar mikit hof ok eignat þôr; þessi mađr fann rekann, ok þôtti undarliga um bûit, leysti hann sveininn u. ſ. w. nafn skal hann taka af lit kyrtils sîns ok heita Rauđr u. ſ. w. Blôtmađr þessi varđ ekki gamall, en er hann var dauđr, þâ tôk Rauđr þar viđ fiâr forrâđum ok allri eign; gerđist Rauđr þâ enn mesti blôtmađr [vgl. 2, 73. 75], ok er svâ sagt at hann magnađi međ miklum blôtskap lîkneski þôrs þar î hofinu, at fiandi mælti viđ hann or skurđgođinn, ok hrærđi þat svâ, at þat sŷndist gânga ûti međ honum um dögum, ok leiddi Rauđr þat optliga međ sèr um eyna.“ 1, 296 (C. 146): „annarr mađr heitir Rauđr, er ræđr fyrir eyju einni norđr fyrir Hâlogalandi“ u. ſ. w. 12, 338 b: „Rauđsey eđa Rauđseyjar, 1, 302; 2, 218. Eyjar â Hâlogalandi î Noregi; nû Rödöe.“ 1, 302 f. (C. 150): „þvî næst sigldi Ôlafr konûngr inn â Hlađir, ok lèt brióta ofan hofit, ok taka brottu fè alt þat, er þar var, ok alt skraut af gođonum, hann tôk gullhrîng mikinn or hofshurđinni, er Hâkon iarl hafđi gera lâtit, eptir þat lèt hann brenna alt saman hofit ok guđin; en er bændr verđa þessa varir þâ lâta þeir fara herör um öll hin næstu fylki, ok stefna liđi ût ok ætla at fara at konûngi međ her. Ôlafr konûngr hèlt liđi sîno ût eptir firđi, hann stefndi norđr međ landi, ok ætlađi at fara norđr â Hâlogaland ok kristna þar. En er konûngr kom norđr fyrir Naumudal, þâ ætlađi hann ût î Rauđseyjar; þann morgin gekk Rauđr til hofs sîns, sem hann var vanr; þôrr var þâ heldr hryggiligr, ok veitti Rauđ engi andsvör, þô at hann leitađi orđa viđ hann. Rauđ þôtti þat miök undarligt, ok leitađi marga vega at fâ mâl af honum, ok spurđi hvî þat sætti. þôrr svarar um sîđir ok þô heldr mæđiliga, sagđi at hann gerđi þetta eigi fyrir sakleysi, þvîat mèr er, segir hann, miök þröngt î krâmu þeirra manna, er hîngat ætla til eyjarinnar, ok miök er mèr ûþokkat til þeirra. Rauđr spurđi, hverir þeir menn væri. þôrr segir, at þar var Ôlafr konûngr Tryggvason ok liđ hans. Rauđr mælti: þeyt þû î môt þeim skeggravdd [B. brodda] þîna, ok stöndum î môt þeim knâliga. þôrr kvađ þat mundo fyrir lîtit koma; en þô gengu þeir ût, ok blès þôrr fast î kampana, ok þeytti skeggraustina; kom þâ þegar andviđri môti konûngi svâ styrkt, at ekki mâtti viđ halda, ok varđ konûngr at lâta sîga aptr til sömu hafnar, sem hann hafđi âđr verit, ok fôr svâ nökkurum sinnum en konûngr eggjađist þvî meirr at fara til eyjarinnar,

---

ok um sîdir varð rîkari hans gôðvili með guðs krapti, enn sâ fiandi er î môti stôð. Rauðr kom enn til hofsins, ok var Þôrr þâ miök ûfrŷnligr ok î hörðum hug. Rauðr spurði, hvî þat sætti. Þôrr segir, at þâ var konûngr kominn î eyna. Rauðr mælti: við skulum þâ standa î môti þeim með öllu afli, en gefast ekki upp þegar, en Þôrr kvað þat lîtit mundo gera" u. ſ. w. 304 f.: „Rauðr svaraði mâli konûngs: âheyriligt getr þû gert, konûngr! þitt mâl, en eigi er mèr mikit um at lâta þann âtrûnað, sem ek hefir haft, ok fôstri minn kendi mèr, ok eigi mâ þat mæla, at guð vârr Þôrr, er hèr byggir î hofi, megi lîtit, þvîat hann segir fyrir ûvorðna luti, ok raunöruggr verðr hann mèr î allri þraut, ok fyrir þvî man ek ekki bregða okkru vinfengi, meðan hann heldr trûlyndi við mik, en ekki man ek meina öðrum mönnum at halda þâ trû, sem hverjum sŷnist. [Folgt der Ziehkampf Ôlafs mit Thôr, der zuletzt ins Feuer ſtürzt.] Rauðr svarar: reynt er nû þetta, konûngr! at þû berr sigr af ykkrum viðskiptum, ok aldri skal ek sîðan â hann trûa, en þô ferr fiarri, at ek lâta skîrast at sinni. Konûngr lèt þâ handtaka Rauð ok hafði hann með sèr î varðhaldi u. ſ. w. en alt fôlk annat î eyjunni var skîrdt ok tôk sanna trû." Vgl. die zwei Str. der Steinunn môðir Skâldrefs 2, 204 f. Thôr 23. Myth. 161 f.

[1] Fornm. S. 2, 175 (S. Ol. Tr. C. 210). „Rauðr var blôtmaðr mikill ok allfiölkunnigr u. ſ. w." 2, 182 f. (C. 213): „Þat var einn dag er Ôlafr konûngr sigldi suðr með landi lîtinn byr ok fagran, at maðr stôð â hamri einum ok kallaði â þâ, bað þâ hafa til lîtillæti at veita sèr far suðr î land. Ôlafr konûngr stŷrði orminum at berginu, þar er maðrinn stôð, ok stè hann ût â skipit. Þessi maðr var mikill vexti ok ûngligr, frîðr sŷnum ok randskeggjaðr" u. ſ. w. S. 183: „var harðskipaðr dreki þessi, þâ er Rauðr hinn rammi âtti hann u. ſ. w. alt þar til er landsmenn tôko þat râð at heita â þetta hit rauða skegg til hialpar sèr, en ek greip þegar hamar minn u. ſ. w. ok hefir þetta landsfôlk haldit þvî at kalla â mik til fulltings, ef þeir hafa nökkurs viðþurft, alt hertil er þû hefir, konûngr! miök svâ eydt öllum mînum vinum, sem hefnda væri fyrir verdt" u. ſ. w. Vgl. 2, 180 f.

[2] Fornm. S. 2, 134 (S. Ol. Tr. C. 195): „sâ hèt Eyvindr kellda, hann var seiðmaðr ok allmiök fiölkunnigr." 2, 140 (C. 197): „heldr hefir ûvinr alls mannkyns fiandinn siâlfr brugðit â sik âsiânu hins ôdygga Oðins, þess er heiðnir menn hafa lângan tîma trûat â, ok sèr fyrir guð haft, en nû sŷnir hann sik eigi mega þola heitan bruna sinnar logandi

Eyvind Kinnriſa (S. 389 ff.), von dem es heißt, er ſei der zauberkundigſte Mann geweſen, wird auch zu den großen Opfermännern gezählt, und während er nach der einen Faſſung ein finniſcher Geiſt geweſen ſein ſoll, haben nach der andern die Finnen nur angewieſen, das zu erwartende Kind auf Lebenszeit dem Dienſte Thörs oder Odins zu geloben, und demgemäß geben die Eltern ihren Sohn dem Odin und erneut der herangewachſene Eyvind ſelbſt das Gelübde, beſiegelt auch die treuſte Liebe zu Odin, dem er ſo manigfach gegeben iſt, mit ſeinem qualvollen Tode [1]; dieſe Faſſung aber ſtimmt mit dem anderwärts bekundeten Gebrauche des nordiſchen Heidenthums (ſ. S. 362, 4). Auch Hâkon Jarl trieb nicht bloß Galder, er iſt noch mehr als Herſteller der Tempel und Opfer namenkundig [2], und wenn er mit beſondrer Ergebenheit ſeine haleygiſchen Schutzgeiſter Thorgerd und Irpa verehrt, der erſtern ſogar ſeinen

öfundar, er hann sèrr eydast sveit manna sinna“ u. ſ. w. 140 ff. (C. 198): „Nû er þar til at taka, at â þessi sömu pâskanôtt kom þar viđ eyna Eyvindr kellda, hann hafđi mikit lângskip alskipat, voro þat alt seiđmenn ok fiölkunnigt fôlk u. ſ. w. Sagđi Eyvindr þâ allan atburđ um sîna ferđ, ok svâ þat, at hann hafđi þâ ætlat at koma at konûngi ûvörum ok drepa hann sofandi eđr brenna hann inni međ alla sîna sveit. Konûngr mælti u. ſ. w. var ok þess vân, at meira mundi mega miskun almâttigs guđs ok styrkr hans âgætra engla, er hann skipar til varđveizlu ok verndar sînu fôlki enn fiölkŷngi þîn eđr sâ hinn bölvađi fiandans sendibođi Ođin, er til þess dvaldi fyrir oss svefninn â tækiligum tîma međ sînum skemtiligum skröksögum, at hann mætti u. ſ. w. oss svîkja ok svæfa, þâ er vèr skyldim vaka“ u. ſ. w.

[1] Fornm. S. 10, 292 (S. Ol. Tr. C. 34): „Norđr â Hâlogalandi vâro III ættstôrir menn u. ſ. w. þriđi Eyvindr kinnriva. þessir vâro blôtmenn miclir oc villdu eigi lâta siđ frænda sinna.“ 2, 168 (S. Ol. Tr. C. 204): „en þat mâ vera, segja þeir [Finnar], ef þit heitit þvî međ svardaga, at sâ mađr skal alt til dauđadags þiôna þôr ok Ođni u. ſ. w. þau gerđu þetta eptir þvî sem þeir lögđu râđ til; siđan gâtu þau mik ok gâfu Ođni u. ſ. w. ok þegar ek mâtta mèr nökkut, endrnŷjađa ek þeirra heit, hefir ek sîđan međ allri elsku þiônat Ođni ok vorđit rîkr höfđingi; nû em ek svâ margfaldliga gefinn Ođni, at ek mâ þvî međ engu môti bregđa, ok eigi vil ek. Eptir þat dô Eyvindr, hafđi hann verit hinn fiölkunnigasti mađr.“

[2] Heimſkr. 1, 209: „þâ bauđ hann þat um rîki sitt allt, at menn skylldo hallda upp hofom oc blôtom, oc var svâ gert“ u. ſ. w. Fornm. S. 1, 91. Fagrsk. 37 ob.

Sohn opfert [1], ſo ſind doch in ſeinem Haupttempel viele Götter verſammelt, und als er nach Darbringung eines großen Opfers zwei Raben heranfliegen ſieht, iſt ihm das ein Zeichen, daß Odin dieſes Opfer angenommen habe und die günſtige Zeit zur Schlacht gekommen ſei [2]. Nicht genannt ſind die Götter, denen die Königin Gunnhild, einſt Zöglingin der Finnen, in ihrem Wittwenſtand opferte, um zu erfahren, was die ihren Söhnen aufſäßigen Häuptlinge in geheimem Geſpräche berathen hatten, ſchwerlich aber ſind andre als die norwegiſchen Landesgötter gemeint [1]; obgleich Gunnhild mit ihrem Gemahl Eirik Blutaxt, als ſie aus Norwegen flüchtig waren, in England die Taufe empfangen hatte [2], ließ ſie doch nachmals auf den Fall desſelben das Lied dichten, wie er zu Odin nach Valhöll fährt.

---

[1] Fornm. S. 11, 134 f. (ob. S. 382). Ihre Namen ſind keine fremde, obſchon ihre Galder den finniſchen gleichen (ſ. oben S. 398); Irpa Myth. 1216; auch der mit ihrer Hilfe lebendig gezauberte Holzmann hat heimiſchen Namen: Thorgardr (oben S. 379, Anm.); vgl. Fornald. S. 2, 5 f.

[2] Fornm. S. 1, 302 f. (S. Ol. Tr. C. 150): „Þvî næst sigldi Ólafr konûngr inn á Hladir, ok lèt briota ofan hofit, ok taka brottu fè alt þat, er þar var, ok alt skraut af godonum, hann tôk gullhring mikinn or hofshurdinni [vgl. 6, 271], er Hâkon iarl hafdi gera lâtit, eptir þat lèt hann brenna alt saman hofit ok gudin; en er bændr verda þessa varir, þâ lâta þeir fara herör um öll hin næstu fylki, ok stefna lidi ût ok ætla at fara at konûngi med her.“ Heimsk. 1, 272. Das Ereignis fand im nächſten Jahre nach Hâkon Jarls Tode ſtatt (12, 5). Auch im Tempel, der auf Island der Thorgerd geweiht war, befanden ſich mehrere Götter (ſ. oben S. 398, Anm.). Fornm. S. 1, 131 (S. Ol. Tr. C. 71): „Er hann [Hâk. iarl] kom austr fyrir Gautasker, lagdi hann at landi, ok gerdi blôt mikit, þâ komu þar hrafnar 2 fliugandi ok gullu hâtt, þôttist iarl þâ vita, at Odinn mundi þegit hafa blôtit, ok þâ mundi iarl hafa dagrâd til at berjast, lagdi hann þâ eld î skip sîn ok brendi öll, gekk sîdan â land upp med lidi sîno, ok fôr alt herskildi u. ſ. w. fèkk Hâkon iarl sigr, en Ôttar iarl fèll ok mestr luti lids hans u. ſ. w. Þessa getr Einarr skâlaglamm: Flôtta gekk til frèttar felli niördr â velli, draugr gat dôlga sagu dagrâd Hèdins vâda; ok haldbodi hildar hrægamma sâ ramma, tŷr vildi sâ tŷna teinlautar fiör Ganta.“ 12, 37: „Fellinjördr flôtta [hermk., sá sem fellir (leggr að velli) flýandi ôvini, hèr Hákon jarl] gekk til frèttar â velli; draugr Hèdins vâda [hermk.] gat dagrâd dôlga sagu [dagrâð, (hæfiligr og heillavænligr tími), dólga sagu (til bardaga); dólga saga (ekki sága), orusta, eins og dólga senna]; ok hildar haldbodi [hermk., hann Hákon] sâ ramma hrægamma [hrafna], sâ tŷr tŷra [gizkað; allar bækr, sem eg hefi sèð, hafa hèr tŷna] teinlautar [í staðinn fyrir tŷr tŷra lautar teins, mk. s. a. sverda tŷr, af tŷra (sverda) lautar (skjaldar) teinn, sverð] vildi [nfl. hafa] fjör Ganta. Heimskr. 1, 225 f. Fagrsk. 40 (vgl. 190): „Þâ er Hâkon kom austr fyrir Gautland, þâ feldi hann blôtspôn, ok vitradisk svâ sem hann skyldi hafa dagrâd at berjask, sèr â [S. ok hann sèr þâ] â hrafna trâ, hversu gialla ok fylgja alt lidinu. Svâ sem her segir u. ſ. w.“

Anhang.

Unter den Mythenliedern der ältern Edda zeichnet ſich eines, Skirnisför, dadurch eigenthümlich aus, daß es eine Gruppe des Vanenkreiſes, ohne Zutritt irgend einer Äſengottheit, in Handlung ſetzt. Gegenſtand desſelben iſt die Brautwerbung Freys durch ſeinen Diener Skirnir um die ſchöne Gerd, Tochter des Jötuns Gŷmir; dieſe Beiden aber ſind in keinem andern Mythenliede, wenn auch ihre Namen genannt werden, handelnd betheiligt. Zugleich gibt Freys ſehnſuchtvolle, träumeriſche Liebe dieſem Lied einen dichteriſchen Schmelz, wodurch es einzig in der eddiſchen Reihe daſteht. Nicht als ob dasſelbe, wie es gefaßt iſt, die vollzogene Aufnahme der Vanengötter in die Gemeinſchaft der Äſen verläugnete [3], aber der Grundbeſtand der Fabel iſt vaniſch und bei allen Drohungen und Verwünſchungen, mit denen Skirnir auf Gymis Tochter einſtürmt, iſt der weichere Grundton und die glänzende Färbung des Ganzen im eigenſten Weſen des Vanenſtammes begründet. Den Sinn des Mythus zu ermitteln, iſt zunächſt der dichteriſche Gebrauch des Namens Gymir behilflich; im Räthſelliede ſind die Wellen Gymis Töchter von Rân, gerade wie ſie dort auch Ögis Töchter genannt werden (ſ. oben S. 261), alſo Gymir und Ögir nur zwei verſchiedene Namen des rieſenhaften Meergotts; ebendort heben die Nebel ſich aus Gymis Bette, der See; „ursvöl Gŷmis völva,“ Gymis kalte Vala, heißt dem Skâlden Ref die Meereswoge und dazu bemerkt Skâlda erläuternd, daß es Eines beſage: Ögir, Hler und Gymir; mit erſtern wird Gymir noch anderwärts, namentlich auch in den Gedenkverſen zur Bezeichnung der See, gleichgeſtellt [1]. Aufſchlüſſe, die um ſo erwünſchter ſind, als in Skirnisför Gymir gänzlich im Hintergrunde bleibt und nichts an ihm den Meerrieſen zu erkennen gibt. Jener Gleicherklärung mit Ögir unerachtet, gehört Gymis Name zum Sondergut der Vanenfabel und iſt von ihr aus in die Dichterſprache übergegangen [2].

---

[1] S. Ol. Tr. Chriſt. 1853, C. 1, S. 2: „eptir þat satv þeir .IIII. hôfþingiar a ein hiali sva at enger visso hialit nema þeir sialfir. ok þat harmađi Gvnhilldi ok forvitnađe oc kom i hvg at þat mvnde taka henda sono henar. ok blotađe til gvđanna ok feck þâ frett at þat mvndi verit hafa i ein hiali sem hon gat. oc þat hafa menn fyr sátt en enge veitt hvart hon var sôn at þvi. Oc eptir þat sagđe hon sonvm sinvm oc gerđu þau rađ sin međ mikille slegđ.“ (Nichts davon Fornm. S. 1, 38. Heimſkr. 1, 181 u.) Vorher in demſ. Cap. 1, S. 2: „oc er Noregs menn voro iþessom villom at svmir blotvđv skvrđgvđ svmir skoga eđa vôtn. þa er þat sagt et synir Gvnhilldaꝛ hôfđu tegit skirn i Englandi. en þo voro þeir ekci upp hallz menn cristninar. leto vera hvern hvart er villde cristin eđa heiđinn.“ Vgl. Heimſkr. 1, 173.

[2] Fornm. S. 1, 23: „Eirîkr skyldi lâta skîrast, kona hans ok börn ok alt lid, þat er honum hafdi þângat fylgt. Var Eirîkr þâ skîrdr ok tôk trû rètta.“ Heimſkr. 1, 130.

[3] Skirnisf. (Sæm. 81 ff. Munch 58 ff.) Str. 7: „âsa ok âlfa“. Str. 17 f. „âlfa nê âsa sona, nê vîssa vana.“ Str. 21 f. Beziehung auf Baldrs Leichenbrand. Str. 33 Berufung auf die drei Hauptgötter Odin, Thôr

Wo die Namen der Ögistöchter, Appellative oder Umſchreibungen für Welle und Brandung, verzeichnet ſind, findet ſich niemals Gerd mitaufgezählt [3] und auch im Skirnisliede kennzeichnet nichts ſie als

---

(âsa bragr) und Frey ſelbſt. Str. 34: „synir Suttunga.“ Str. 8 f. aus der Sigurdsſage: „visan vafrloga.“

[1] Fornald. S. 1, 478 f.: „Gŷmir hefir ser getit dœtr râdsvidar vid Rân; bylgjur þær heita ok bârur u. ſ. w.“ „öldur þat eru, Ægis dœtr u. ſ. w.“ 1, 475: „gengr op [upp] mörkvum [-inn] ör Gŷmis fletjum u. ſ. w.“ Sn. 125 (Arn. 326): „sem kvad Refr u. ſ. w. 1 Ægis kiöpta u. ſ. w. ursvöl Gŷmis völva (in Ægeris rictus u. ſ. w. frigida Gymeris saga) u. ſ. w. Hêr er sagt at allt er eitt: Œgir ok Hlêr ok Gŷmir“. Vgl. Sn. 184. Arn. 496. Sn. 183 (Arn. 492): „Hver 'ro sævar heiti? Hann heitir marr, Œgir, Gûmir [B. Gŷmir], Hlêr u. ſ. w.“ Sn. 217a (Arn. 573 f.): „Sær u. ſ. w. Œgir u. ſ. w. Gŷmir u. ſ. w.“ Sæm. 50 (Munch 40): „Œgir, er ödru nafni hêt Gŷmir u. ſ. w. Vgl. Myth. 1210 u.

[2] Beſi.

[3] Sn. 124 (Arn. 324). 185 (Arn. 500). Vgl. 217b (Arn. 575). Weder in der proſaiſchen Einleitung zu Ögis Trinkmahl, in welcher eben Gymir nur für einen andern Namen Ögis erklärt wird (Sæm. 59, ſ. vor. Anm.), noch im

Wellenmärchen. Der Name Gerd wird gleich denen andrer Göttinnen, mit Vorſetzung eines auf weibliche Beſchäftigungen oder Zugehörden bezüglichen Wortes oder mit derartigen Beiſätzen, zur dichteriſchen Bezeichnung der Frauen verwendet, aber auch außerhalb der Dichtkunſt iſt Gerd ein Frauenname oder ſind damit, als zweitem Worte, ſolche zuſammengeſetzt [1], es ſcheint darin eine weibliche Umlautform des Maſc. garđr zu liegen, welches Umhegung zugleich und Umhegtes bedeutet [2].

Die Mutter der mythiſchen Gerd hieß, nach dem Hyndlalied, Aurboda und war, nach der jüngern Edda, vom Geſchlecht der Bergrieſen; aur m. iſt Lehmboden und dichteriſch die Erde [3]. Erwägt man nun, daß Frey, der Brautwerber, es iſt, der als Gott des Erdſegens angerufen wird, und daß die Beſchwörung ſeines Boten hauptſächlich dahin geht, Gerd ſolle, wenn ſie der Werbung ſich ſträube, unvermählt, unfruchtbar und nahrungslos in kalter Tiefe wie eine Diſtel verdorren [4],

---

Liede ſelbſt (auch nicht Sn. 129), iſt Gerd unter den mit ihren Gemahlen geladenen Göttinnen genannt; während Frey mit einem Diener und einer Dienerin erſchienen iſt, fehlt ſeine Genoſſin in der Halle ihres angeblichen Vaters. Als früher Ögir in Äsgard zu Gaſte war, ſoll ſich, nach Sn. 79, mit den andern Äſinnen auch Gerd beim Gaſtgebot befunden haben.

[1] Äsgerdr, Thôrgerdr, Valgerdr, Ingigerdr u. ſ. w. (Gr. 2, 494). Belege der ſkäldiſchen Verwendung im Lex. poet. 235a; darunter: „Gerđr garđa, dea corollarum, femina“ (Gisla S. Kiöbh. 1849, S. 179, 32). Freygerdr, Frögertha, Nam. des Donn. 7. Saxo 6, 99 u. 101 f.

[2] Vgl. Myth. 285 f.

[3] Hyndl. Str. 29 (Sæm. 117. Munch 70a): „Freyr âtti Gerđi, hon var Gýmis dôttir, iötna ættar, ok Aurbođu.“ Sn. 39 (Arn. 120): „Gýmir hêt mađr, en kona hans Örbođa, hon var bergrisa ættar; dôttir þeirra er Gerđr, er allra kvenna er fegrst.“ Alvîssm. Str. 11 (Sæm. 49a. Munch 33): „Iörđ heitir međ mönnum u. ſ. w. kalla aur uppregin.“ Lex. poet. 36b: „aurr, m. terra limosa, argillosa, arenacea; it. terra, humus“ u. ſ. w. Der Nachdruck, das Bezeichnende, pflegt bei ſolchen Zuſammenſetzungen im erſten Worte zu liegen, wogegen das Fem. -bođa, wie das Maſc. -bođi weiteren Spielraum läßt. Lex. poet. 71a u. 71b u. Vgl. Sæm. 111, 39. Munch 174, 38: „Örbođa.“ Sæm. 118, 35: „Avrgiafa.“ Munch 70, 35: „Eyrgiafa“. Lex. poet. 146a: „eyrr, f. arena; locus arenosus fluvio adjacens u. ſ. w. litus maris u. ſ. w.“)

[4] Skirn. ſ. 29 (Munch 60 f.): „Tôpi ok ôpi, tiösull ok ôþoli, vaxi þer târ međ frega u. ſ. w.“ 30: „til hrîmþursa hallar þû skalt hverjan

ſo legt es ſich nahe, in Gerd, der Tochter des Meerjötuns und der Erdrieſin, das meerumgürtete baufähige Land zu erkennen, das von dem Geber alles Wachsthums zu fruchtbarem Stande berufen wird. Man kann im Skirnislied allgemein den Bund des Luft- und Lichtgottes mit der tragbaren Erde zur Erſchließung derſelben dargeſtellt finden, es läßt ſich aber wohl auch denken, daß der Mythus, in ſeiner vaniſchen Abgeſchloſſenheit und der Beſonderheit ſeiner Namen, ſich urſprünglich beſtimmter auf Freys eigenſtes Beſitzthum, auf das ſchwediſche Bauland und deſſen Befruchtung durch ihn bezogen habe, gleich örtlich, wie es über die Entſtehung Seelands die von Bragi beſungene Fabel gab (ſ. oben S. 170). Upſalgut, von den Windungen des Meeres und der Seen umzogen, bildet einen Bezirk, der füglich als Gymisgardar, Gehöfte Gymis, der Gerd Wohnſtätte, bezeichnet werden konnte; wenn ſie dort wandelt, leuchten vom Glanz ihrer Arme Luft und Meer [1]. Der örtliche Haft iſt aber auch noch in einer Stelle des Liedes näher aufweisbar. Am Schluſſe desſelben verheißt Gerd, der ungeſtümen Werbung nachgebend, im Haine Barri werde ſie nach neun Nächten dem Sohne Niörds Freude gönnen. Barri, der knoſpende [2], ſtimmt

---

dag kranga kostalaus, kranga kostavön." (Vgl. 35.) 31: „Međ þursi þrîhöfđuđum þû skalt æ nara eđa verlaus vera u. ſ. w. verđu sem þistill, sâ er var þrunginn î önn ofanverđa!" 34: „Hvê ek fyrir bŷd, hvê ek fyrir banna manna glaum mani, manna nyt mani." 36: „þurs rîst ek þer ok þriâ stafi: ergi ok œđi ok ôþola" u. ſ. w. Gegenſätzlich die eilf goldnen Äpfel 19 f.; vgl. den befruchtenden Apfel Fornald. S. 1, 117 f.

[1] Skirn. ſ. 6: „Freyr: Î Gŷmis görđum ek sâ gânga mer tîda mey; armar lŷstu, en af þadan alt lopt ok lögr." 14: „Gerđr: iörđ bifask en allir fyrir skiâlfa garđar Gŷmis." 22: „Gerđr: era mer gulls vant î görđum Gŷmis, at deila fê fođur." Sn. 39 (Arn. 120): „lŷsti af höndum hennar bæđi î lopt ok â lög" u. ſ. w. Arn. 2, 276: „lŷsti af hâri hennar bæđi lopt ok log" u. ſ. w. Als Skirnir zu den Gymishöfen kommt, trifft er einen Hirten, der auf dem Hügel ſitzt (Sk. ſ. Sæm. 82 b, doch hat auch Hymir eine Herde), die Erde bebt und alle Gymishöfe, und er läßt ſein Roſs „til iarđar taka", Sæm. 83, 14 f.

[2] Lex. poet. 38 b: „Barri m. u. ſ. w. nomen luci (qs. frondosus, barr, n.), Skf. 39, qui locus SE. 1, 122 vocatur Barey v. Barrey." Ebd. 38 a: „Barr, n., gemma arboris u. ſ. w. granum, semen u. ſ. w. hordeum u. ſ. w." Ebd. 38 b: „Barrhaddađr, adj., caput fronde, comæ instar, velatus, (barr, hađdađr), frondicomus, frondifer, frondeus, epith. Telluris, SE. 1. 236, 2

ganz wohl zu der angenommenen Deutung; dagegen iſt keineswegs genügend und ungezwungen erklärt, warum dieſer Hain wiederholt als „lundr lognfara“ bezeichnet wird; auch andre Lesarten der Handſchriften „logafara“, „lofafara“ hellen nicht auf und zeigen nur, daß hier ein nicht mehr verſtandener Ausdruck Entſtellung zu befahren hatte[1]. Nun lautet der alte Name des Mälarſees Lögrinn, Acc. Löginn (Dat. Leginum)[2]; das Subſt. lögr m., Waſſer, Meer, See, iſt mit angehängtem Artikel für den beſondern See gebräuchlich und zum Eigennamen desſelben geworden; mit dem Logen hängt der Hielmarſee zuſammen, weitere Nachbarn ſind Wener- und Wetterſee; die Bewohner dieſes ſeenreichen Landes (Geijer S. 18) überhaupt, insbeſondre die Befahrer des Mälar- und des angrenzenden Hielmarſees, konnten, nach der Weiſe

---

(„barr-haddada bidkván Þriđja, feminam Thridio ambitam, fronde comantem, i. e. sylvâ, arboribus consitam, quum dubium non sit, quin intelligenda sit Norvegia). Arn. 122 (Sn. 40): „Þá fór Skírnir, ok bađ honum konunnar, ok fékk heitiđ hennar, ok níu nóttum síđar skyldi hon þar koma er Barey heitir, ok gánga þá at brullaupinu međ Frey. Carmen Skírnismál hunc locum appellat Barri; quæ ita conciliari possunt, ut Barrey (Barrœy) fuerit insula quædam (ipsum nomen historicum est), Barri vero lucus aliquis in hac insula.“ Arn. 2, 276 weder Barri noch Barey.

[1] Biörn 2, 40: „Logn n. malacia, aeris tranquillitas“ (vgl. Sæm. 50, 23, ſeefahrenden Völkern allerdings eine wichtige Sache); -fara kann Gen. Sing. und Plur. von fari, M. (vector, navigator), und Gen. Plur. von för, F. (profectio, iter) ſein; letzteres ſcheint Afzelius 84 zu meinen, wenn er überſetzt: „Lugn-färds lunden“; aber was ſoll man ſich dabei vorſtellen? Finn Magnuſen gibt Lex. myth. 117a: „in luco tranqvillo“; Edd. 1, 193 f.: „den lune Lund“; Simrock 31 f.: „ſtiller Wege Wald“; Sæm. 283 wird Lognfari im Reg., als Eigenname, aufgeführt; beharrt man bei logn, ſo bleibt auch kaum eine andre Wahl, als „lundr Lognfara“ für einen Hain des Gottes Frey zu nehmen, deſſen Schiff Skidbladnir allezeit Fahrwind hatte (Sn. 48. 132), der alſo auch bei Meeresſtille (logn) fahren konnte; Gerd wird aber den Bräutigam nicht in einen ſchon nach ihm benannten Hain, ſondern nach einem ihrer Heimath beſchieden haben. Drei Hdſchr. haben: „Logafara“, andre „Lofafara“ (Sæm. 86, 3), deſſen Verbeſſerung in „Lofnfara“, Gen. Sing. von Lofnfari (ebd. 283b), wohl einen Brautfahrer, mit Bezug auf die heirathvermittelnde Göttin Lofn (Sn. 37. Arn. 116), im Auge hat.

[2] Sn. 16 (Arn. 32). Heimskr. 1, 9. S. Ol. helg. Christ. 1853, 17. Fornald. S. 2, 466. 472. (Heimskr. 2, 104: „konúngrinn“, „konúnginom.“) Vgl. Gr. 4, 432 f., 3. 5. (Gr. 1, 2te Ausg., 653.)

von „sæfari“ u. ſ. w., füglich laga-farar, lög- oder löginfarar heißen [1], und ſo geleſen würde ſich „landr logafara“ zum Haine der Upſalſchweden, zur heiligen Stätte des fortan dem Freysdienſte geweihten Landes umgeſtalten. Sprößling des im Haine Barri zwiſchen Frey und Gerd geſchloſſenen Bundes war Fiölnir, der erſte Ŷngling, laut der Saga Herrſcher über die Schweden und Upſalgut, reich und glücklich in Jahresſegen und Frieden, Zeitgenoſſe und Gaſtfreund des däniſchen Friedenskönigs Frôdi, des Beſitzers der Goldmühle [2]; es hat auch hier eine Sagenverbindung zwiſchen Schweden und Dänen ſtattgefunden; die beiden Völker, die ſo vielfach im Streite lagen, beſchicken ſich mit den Vertretern je ihres ſaturniſchen Gold- und Friedensalters. Wie Fiölnis Name ſchon die Vielheit, den Überfluß andeutet, ſo geſchah es auch, daß er in der Fülle verſank; auf einem Beſuche bei Fridfrôdi fiel er, trunken und ſchlafbetäubt, in die Methkufe, auf der das Gelag bereitet war, und ihn erſtickte, nach Thiodolfs Worten, „die windſtille See" [1]; dieſes Ertrinken im Überſchwang des Guten findet ſich auch in

---

[1] „Sæfari“, Gen. „Sæfara“ (Sæm. 114 f., 12. Fornald. S. 2, 7. 3, 193); Dagfari ok Nâttfari (Fornald. S. 2, 7. 3, 193. 215 f.); „Sigurdr Jôrsalafari (ebd. 2, 15). Es fragt ſich, ob der Artikel ſo feſt in Lögrinn als Eigennamen eingeſchmolzen iſt, daß ſich mit dem Acc. Lögian die Zuſammenſetzung „Löginfara“ bilden konnte. Vgl. Gr. 2, 434. Lex. poet. 155b u.: „fara stôran sið“ u. ſ. w. Zu laga-fara Gr. 2, 603 u.

[2] Yngl. S. C. 12 (Heimskr. 1, 15): „Gerdr Gýmis dóttir hêt kona hans [Freys]; sonr þeirra hêt Fiölnir.“ C. 14 (1, 17): „Fiölnir son Yngvi-Freys rêd þá fyrir Svíum ok Uppsala audi; hann var ríkr ok ársæll ok fridsæll; þá var Fridfrôdi at Hleidru, þeirra í millum var vinfengi mikit ok heimbod.“ Fornald. S. 2, 12: „Freyra, fódur Fiölnis“ u. ſ. w. Sn. 146 (Arn. 374 f.): „Sonr Fridleifs hêt Frôdi u. ſ. w. en fyrir því at Frôdi var allra konûnga ríkastr á Nordrlöndum, þá var honum kendr fridrinn um alla danska tûngu, ok kalla Nordmenn þat Frôdafrid u. ſ. w. Frôdi konûngr sôtti heimbod í Svíþiod, til þess konûngs er Fiolnir er nefndr u. ſ. w. Frôdi konûngr lêt leita ambâttirnar til kvernarinnar, ok bad þær mala gull ok frid ok sælu Frôda.“ Ŷngl. S. C. 14 (Heimskr. 1, 17): „Frôdi âtti mikinn hûsabæ; þar var gert ker mikit margra âlna hâtt, ok okat med stôrum timbrstokkum; þat stód í undirskemmu, enn lopt var yfir uppi, ok opit gôlfþilit, svâ at þar var nidr hellt leginum; enn kerit fullt miadar; þar var drykkr furdu sterkr u. ſ. w. var hann [Fiöln.] svefnærr ok dauda drukkinn u. ſ. w. misti þá fótom ok fell í miadarkerit, ok týndiz þar. Svá segir þiodólfr hinn Hvinverski: u. ſ. w. vâgr vindlaus“ u. ſ. w. Vgl. Saxo 1, 19 u. 5, 94 u. Fiölnir iſt auch ein bekannter Name Odins und dieſer ſtellt ſich ſoweit dem Upſalkönige gleich, als er ſelbſt bekennt, daß er von Suttungs Methe „trunken und übertrunken wird“. (Sæm. 12, 15): „ölr ek vard, vard ofrölvi at ins frôda Fialars“. In Grimnismál ſtehen die zwei Odinsnamen „Bölverkr, Fiölnir“ unmittelbar beiſammen (Sæm. 46, 47); ebenſo Fengr und Fiölnir, Sæm. 184, 18 (vgl. Arn. 2, 472a. 555a), jenes doch wohl als Erbeuter des Meths, wie auch die Dichtkunſt, das Lied, ein Fang, Odins fengr, Vidurs fengr heißt (Arn. 244. 250, 3. Lex. poet. 164a, ebd. 177a und 184b: „Fiölnis [föl- Gr. 2, 731] fleyti fengr); in gleichem Sinne Fiölnis veig, Odinis potus

---

(Korm. 23, 1. Lex. poet. 177a; ebd. auch: „fyll halla Fiölnis, potus gigantis [Suttûngs], poesis, carmen, SE. 1, 340, 1"); in Krâkum. 25 (Fornald. S. 1, 309) freut ſich der ſterbende Held auf das Trinkgelag in Fiölnis Behauſungen („dŷrs at Fiölnis hûsum"); vgl. Lex. myth. 557a. Vielleicht ſchon in einigen der angeführten Fälle, entſchieden in andern, iſt Odin nur herkömmlich und ohne nähere Beziehung auf den Methtrunk Fiölnir genannt; gleichwohl iſt darin der Anlaß des Namens zu ſuchen und dieſer bezeichnet für den Âſen wie für den Ŷngling einen Vieltrinker, Völler. (Als geſchichtlicher Eigenname Lex. myth. 72b.)

[1] Von Hâlfdan Hvitbein, der als Eroberer das Reich der Ŷnglinge in Norwegen gründete, ſagt Ŷngl. S. C. 49 (Heimskr. 1, 58): „hann varð gamall maðr, ok varð sôttdauðr â Þotni, ok var siðan fluttr ût â Vestfold, ok heygðr þar sem heitir Skæreið î Skîringssal. Svâ segir Þiodolfr: u. ſ. w. ok Skæreið î Skîringssal, of brynjâlfs beinom drûpir." Sögubr. C. 10 (Fornald. S. 1, 388) meldet aus Sigurd Hrings Zeit: „þâ voru hofð blôt î Skîringssal, er til var sôtt um alla vîkina" [über Vîk ſ. Droplaugars. S. 29. Munch 1, 104. 110]; vollſtändiger Munch 2, 81 nach Arngrim Jonſſons hdſchr. Suppl. zur dän. Geſchichte. Fagrsk. 2 f., von der Beſtattung des ertrunkenen Hâlfdans des Schwarzen, des Vaters Harald Schönhaars: „En svâ var mikil ârsæli [vorher: maðr; ârsæll ok vinsæll] Hâlfdanar, at þegar er þeir funnu lîk hans, þâ skiptu þeir likam hans î sundr, ok vâru innyfli hans iorðuð â Þengilsstöðum â Haðalandi, en likamr hans var iarðaðr â Steini â Hrîngarîki, en höfuð hans var flutt î Skîrissal â Vestfold ok var þar iarðat. En fyrir þvî skiptu þeir likam hans, at þeir trûðu þvî, at ârsæli hans myndi iafnan með hânum vera, hvârt sem hann væri lîfs eða dauðr" (vgl. Heimskr. 1, 74). Ottars og Ulfstens Rejseberetn. af R. Rask, Kjöbh. 1816, S. 42 ff.: „Donne is ân port on sudeveardum þæm lande þone man hæt Sciringesheal" (im Drucke verändert in Cininges-heal [Konûngahella], noch mehrmal). Munch 139. Skîringssalr, Skîrissalr (Bezirk und einzelner Ort, „Skæreið î Skîringssal", „Skîrissal â Vestfold") gemahnt an Freys Beiwort Sæm. 45, 43: „skîrom Frey" und den Namen ſeines Dieners Skîrnir (ſ. oben S. 152). Vgl. jedoch Munch 1, 50.

andern Sagen von vormaliger Segenszeit[1]. Durch Fiölnir verſtärkt und rundet ſich für Gerd, Gymis Höfe und den Hain Barri die Verörtlichung am Mälarſee. Beſchaffenheit der Luft und des Bodens, Anbau des Landes, uralte Einrichtung des Staats und des Tempeldienſtes, ſtimmen mit der Art der hier beſonders verehrten Vanengötter vollkommen überein. Während der alte Landás des gebirgigen Norwegens mit dem Donnerkeile Steinrieſen zermalmt, ſegnet der milde Frey ſein ſchwediſches Ackerland mit Regen und Sonnenſchein. Eine Seeküſte mit bequemen Hafenbuchten ſtand hier zu Gebot und das ſtillere Binnenmeer lud zum Schifffahrtsverkehr mit nahen und fernen Inſeln und Uferlanden ein, ſo daß auch Niörd, der Herr der Schiffſtätten (Nóatûn n. pl.), ſeine Heimath fand. Zwar iſt nicht ausgeſprochen, daß dort zu Ehren Freys oder Niörds geopfert wurde, aber die Vanengötter waren ja die angeſtammten dieſer Veſtfoldkönige und es kommt hiezu eine bedeutſame Kunde: Hálfdan der Schwarze, Harald Schönhaars Vater, war beim Ritt über einen beeiſten Strom ertrunken; weil nun an dieſem beliebten Könige der Jahresſegen ſichtlich haftete, zertheilte man ſeinen Leichnam, die Eingeweide wurden zu Thengilsſtad in Hadaland, der Leib zu Stein in Hringariki, das Haupt aber zu Skirisſal in Veſtfold beerdigt, die Leute glaubten, daß Hálfdans Jahresſegnung beſtändig bei ihnen bleiben werde, wo immer er lebendig oder todt weile[2]. Dieſe heilwirkende Eigenſchaft Hálfdans wird mit denſelben Worten ausgedrückt, mit denen ſie ſchon den Stammgöttern Niörd und Frey zugeſchrieben iſt[3], aber auch das Umgekehrte begab ſich mit den ſchwediſchen Vorkönigen: als die großen Opfer zu Upſal zwei Jahre lang nicht gegen Miswachs gefruchtet hatten, opferten die Schweden im dritten Herbſt ihren König

---

[1] Myth. 659 f. Fr. Kuenlin, die Schweiz in ihren Ritterburgen 1, 113. In das große Weinfaß der Abtei Salmannsweiler ſoll vor Zeiten ein Mönch zum Spundloch hineingefallen und darin ertrunken ſein; Rhein. Antiquar. Frankfurt 1744, S. 103.

[2] Hiezu die Stelle aus Fagrſk. 2 f. oben S. 423, 1.

[3] Fagrsk. a. a. O.: „fyrir þvi at hann var madr ársæll ok vinsæll. En svá var mikil ársæli Hálfdanar“ u. ſ. w. Yngl. S. C. 12 (Heimskr. 1, 19): „Freyr var vinsæll ok ársæll sem fadir hans.“ Noch Olaf der Heilige heißt in einem Skáldenliede (Heimskr. 2, 291): „Olafr iöfurr ársæll“ u ſ. w. (S. Ol. ens h., Christ. 1853, 160a. 283, C. 185.)

Dômaldi, dem ſie die Schuld des Unheils aufbürdeten[1]; und als ſpäter bei den Auswanderern in Vermaland Theurung und Hunger einfiel, bezichtigte das Volk, nach ſchwediſcher Gewohnheit, Fruchtbarkeit und Misjahr dem Könige beizumeſſen, den König Olaf, daß er kein großer Opferer ſei, und verbrannte ihn, als Opfer zum Jahresſegen; doch fanden die Weiſeren, daß Übervölkerung die Urſache des Mangels war, und veranſtalteten den Weiterzug nach Norwegen[2]. Gab es auch anderwärts ſolche Verantwortlichkeit des Königs für Wetter und Wachsthum[3], ſo ſteht doch dieſelbe gerade bei den Ynglingen im genaueſten Zuſammenhang mit ihrer Abkunft von den Vanengöttern, den eigentlichen Gebern alles Gedeihens, deren Segnung zu vermitteln ſie beſonders gewürdigt und darum auch verpflichtet ſchienen; das Mißlingen muſten Dómaldi in Upſal und Olaf in Vermaland mit dem Tode büßen, der glückliche Erfolg bewirkte Hálfdans Verehrung in Skiringsſal [1].

---

[1] Yngl. S. C. 18 (Heimskr. 1, 21): „giorðiz í Sviþioð sultr mikill ok seyra. Þá efldo Svíar blôt stôr at Uppsölum; it fyrsta haust blôtuðu þeir yxnom, ok batnaði ekki árferð at heldr. Enn annat haust hôfu þeir mannblôt; enn árferð var söm eðr verri. Enn et þriðia haust kômu Svíar fiölmennt til Uppsala, þá er blôt skyldu vera: þá áttu höfðingjar ráða giörð sína, ok kom þat ásamt með þeim at hallærit mundi standa af Dômalda konûngi þeirra; ok þat með, at þeir skyldu hönum blôta til árs sér, ok veita hönum atgöngu ok drepa hann, ok rioða stalla blôði hans; ok svá gerðu þeir. Svá segir Þiodólfr: u. ſ. w. árgiorn u. ſ. w. Svía kind."

[2] Yngl. S. C. 47 (Heimskr. 1, 56): „gerðiz þar hallæri mikit ok sultr; kendu þeir þat konûngi sínum, svá sem Svíar eru vanir at kenna konûngi bæði ár ok hallæri. Olafr [Trételgia] konûngr var lítill blôtmaðr; þat líkaði Svíum illa, ok þôtti þaðan mundo standa hallærit: drôgu Svíar þá her saman, gôrðu för at Olafi konûngi, ok tôku hûs á hönum, ok brendu hann inni, ok gáfu hann Odin, ok blétu hönum til árs sér: þat var við Væni. Svá segir Þiodólfr: u. ſ. w. af Svía iofri; sá áttkonr frá Uppsolum lofða kyns" u. ſ. w. Von dem „gáfu hann Odin" enthält die Liedesſtelle keine Spur; es mag von früheren Annahmen des Verfaſſers der Proſa (C. 8 am Schluſſe, C. 15, wo auch nur die Proſa Odins gedenkt) herrühren.

[3] Ammian. Marc. 28, 5, S. 586: „Apud hos [Burgund.] generali nomine rex appellatur Hendinos, et ritu veteri potestate deposita removetur, si sub eo fortuna titubaverit belli, vel segetum copiam negaverit terra: ut solent Ægyptii casus ejusmodi suis assignare rectoribus." Vgl. Fornald. S. 1, 451 ff. (526 f.), wo zwar auch „hallæri mikit" der Anlaß des Opfers und zuletzt geſagt iſt (1, 454): „en fal [Heiðrekr kon.] Odni allan þann val, er þar hafði fallit, til árbôtar, í stað Ångantýrs, sonar síns", zugleich aber das Ganze eine kriegeriſche Wendung genommen hat.

---

[1] Die Beziehung Freys zu Álfheim und den Lichtálfen iſt früher S. 152 f. dargelegt worden. Zum Opferfeſt in Skiringsſal kommt die ſchöne Álfſól, Tochter des Königs Álf von Vindill, Schweſter Álfs und Yngvis, wie eben auch zwei königliche Brüder in Upſal hießen (Yngl. S. C. 24); feindliche Nachbarn des Veſtfoldkönigs ſind die Söhne Gandálfs von Álfheim (Munch 2, 81. 134 f.); im nahen Geirſtad opferte man nachmals einem Bruder Hálfdans des Schwarzen, Olaf, der dort im Hügel beſtattet war und auch als ein Schutzgeiſt den Ehrennamen Geirſtadálf erhielt (Munch 2, 139. 162. Fornm. S. X, 210 bis 212. Yngl. S. C. 54); in Gautland wird noch zu Olafs des Heiligen Zeit „álfa blót" begangen (Heimskr. 2, 137. S. Olafs k. ens helga, Christ. 1853, 80; vgl. jedoch Kormaks S. S. 216. 218. Myth. 416 f.).

Inhalt.

Seite

Sagenforſchungen 1

I. Der Mythus von Thor nach nordiſchen Quellen . . . 3

1. Forniot 20
2. Hrûngnir 26
3. Örvandil 29
4. Thiâlfi 33
5. Skrŷmir 38
6. Sif 44
7. Alvis 46
8. Harbard 50
9. Thrym 56
10. Svadilfari 61
11. Thiaſſi 66
12. Geirröd 77
13. Hyrrokin 82
14. Hymir 88
15. Ägir 94
16. Midgardsſchlange 97
17. Starkad 101
18. Hâlfdan 110

II. Odin 129

1. Sageninhalt 145

Odins Meth 145

2. Die Vanen 150
3. Hönir und Mimir 188

Seite
4. Kvaſir. Odhrörir 209
5. Runen 225
6. Odin und ſeine Jünger 277
Bragi 277
Geſt. Starkad 305
Der Hohe 348
Kunſtpflege 375
Anhang 417

Uhlands Schriften

zur

Geſchichte der Dichtung und Sage.

Siebenter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1868.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort des Herausgebers.

Im Winterhalbjahr 1831 auf 1832 und im darauffolgenden Sommer hat Uhland an der Univerſität Tübingen die Sagengeſchichte vor einer ungewöhnlich zahlreichen Zuhörerſchaft vorgetragen.

Die Veröffentlichung von Vorleſungsheften nach dem Tode des Verfaſſers iſt eine miſsliche Aufgabe, ähnlich wie der Abdruck von Privatbriefen, wenn die Schreibenden dazu nicht mehr weder Ja noch Nein ſagen können. Die volle Verantwortung für den Inhalt und insbeſondere für die Form kann nicht dem Verfaſſer, der damit nicht vor die Leſewelt zu treten beabſichtigte, zugeſchoben werden, aber auch nicht dem Herausgeber, der eingreifend zu ändern ſich nicht berechtigt fühlte. Doch beſorge ich nicht, daß den in vorliegendem Bande veröffentlichten Vorleſungen, wie ſie einſt, aus dem Munde des Meiſters vernommen, auf die Zuhörer eine zündende und heute nach Jahrzehenden noch unvergeſſene Wirkung hervorgebracht haben, die warme Theilnahme auch weiterer Kreiſe entgehen werde.

In einzelnen Capiteln fällt die Darſtellung mit den früher, in den erſten Bänden unſerer Sammlung abgedruckten Vorleſungen über die Geſchichte der altdeutſchen Poeſie zuſammen. Zuweilen iſt das Thema neu überarbeitet; in andern häufigen Fällen weiſt der Verfaſſer ausdrücklich auf die früheren Hefte zurück, in welchen ſich da und dort die in unſerem früheren Abdrucke auch gewiſſenhaft benützten Spuren der ſpäteren Überarbeitung kund geben. Es lag in der Natur der Sache, daß dieſe wörtlich wiederholten Stellen, zumal ſolche von größerem Umfang, in der ſpäteren Vorleſung nicht abermals zum Abdruck kommen konnten und daß der Herausgeber ſich mit der Verweiſung auf die früheren Bände begnügen muſte. Solche Stellen, wo der Zuſammenhang unterbrochen iſt und der Leſer durch Zurückgehen auf einen frühern Band die Lücke zu ergänzen hat, ſind immer durch Sternchen (***) bemerklich gemacht. Das gleiche Zeichen iſt da angewendet, wo Uhland aus fremden Werken mehr oder minder umfängliche Mittheilungen in ſeine Vorträge einfügte. Größere Stellen dieſer Art, zumal aus leicht zugänglichen Werken, ſind hier, um Raum zu ſparen, in der Regel nicht abgedruckt worden, ſondern einfach durch ein Citat und das Zeichen *** erledigt.

Uhland hat am Rande ſeines Manuſcripts noch in ſpäteren Jahren einzelne litterariſche Hinweiſungen und Bemerkungen verſchiedener Art nachgetragen. Ich habe dieſelben, ſoweit ſie mir von Intereſſe ſchienen, in den Anmerkungen, in eckige Klammern gefaßt, mit aufgenommen. Was ich ſelbſt oder meine Freunde ergänzend oder berichtigend zuzufügen für nothwendig erachtet haben, iſt gleichfalls in eckige Klammern eingeſchloſſen, aber immer mit der Namensſchiffer des Verfaſſers verſehen.

Für die Feſtſtellung des Textes und die Anordnung der einzelnen Abſchnitte dienten bei der Herausgabe außer dem Originalmanuſcripte des Verfaſſers die von Hermann Kurz und von mir in der Vorleſung nachgeſchriebenen Hefte.

Zu S. 234, der Stelle über Bölvis, trägt Liebrecht die Verweiſung auf Bd. 3, S. 132 ff. nach.

Tübingen, 26 September 1868.

A. v. Keller.

Sagengeſchichte

der

germaniſchen und romaniſchen Völker.

Einleitung.

Die Sagengeſchichte der germaniſchen und romaniſchen Völker iſt der Gegenſtand der Vorleſungen, die ich für das bevorſtehende Semeſter eröffne. Einleitende Bemerkungen zur näheren Beſtimmung der Aufgabe, welche hiedurch geſtellt iſt, ſodann über den Weg und die Mittel der Löſung, ſollen uns in der heutigen Stunde beſchäftigen.

Faſſen wir die Aufgabe zunächſt nur äußerlich, ſo beſteht ſie in einer geſchichtlichen Darſtellung der mündlichen Überlieferungen, die bei den genannten Volksſtämmen im Verfolge der Zeiten in Umlauf waren. Von dieſer äußern Bezeichnung aber werden wir zur innern Bedeutung gelangen, wenn wir uns zu zweien der angegebenen Merkmale die Gegenſätze denken, zu der Sage, der mündlichen Überlieferung, die Litteratur, den Schriftverkehr, zu den Völkern in ihrer Geſammtheit die einzelnen Verfaſſer beſtimmter Werke. Der litterariſchen Ausbildung und dem Hervortreten ſchriftſtelleriſcher Perſönlichkeit geht überall ein Zeitalter volksthümlicher Überlieferung voran. Dieſe verſchiedenen Zuſtände ſind Erzeugnis und Ausdruck der innern Geſchichte des geiſtigen Völkerlebens. So lang alle Kräfte und Richtungen des Geiſtes in der Poeſie geſammelt ſind, blüht das Reich der lebendigen Sage; ſo bald die geiſtigen Thätigkeiten ſich nach verſchiedenen Seiten der Erkenntnis zu ſondern beginnen, entfaltet ſich die Litteratur. Die Erfindung der Schrift an ſich iſt es keineswegs, was eine ſo weſentliche Veränderung hervorbringt; dieſe Erfindung ſelbſt iſt nur das Werk des für ſie erwachſenen geiſtigen Bedürfniſſes. Allerdings aber wird die Schrift das Mittel, wodurch der Antheil der Einzelnen an dem geiſtigen Geſammtleben und den geſonderten Richtungen deſſelben zur Erſcheinung kommt und in immer ſchärferen Individualitäten ſich ausprägt. Und ſo beſteht auch umgekehrt die Sage nicht bloß in Ermanglung des noch unerfundenen Buchſtabens, ſondern weil für dieſen noch gar kein Bedürfnis vorhanden iſt, weil die Bilderſchrift poetiſcher Geſtaltungen ihn gar nicht vermiſſen läßt. Eben damit ergiebt ſich aber, daß die Sage im Großen und Ganzen auch wirklich nur eine poetiſche ſein kann; denn wo das Wort weder für abſtraktes Denken zugebildet, noch durch die Schrift feſtgehalten iſt, kann eine geiſtige Mittheilung, eine dauernde Überlieferung nicht anders gedacht werden, als mittelſt der Anſchauungen der Einbildungskraft. Selbſt geſchichtliche Thatſachen müſten als bloße Gedächtnisſache frühzeitig erlöſchen, wenn ſie nicht durch poetiſche Kräfte, durch Phantaſie und Gemüth, gehoben und fortwährend aufgefriſcht würden. Die Sage der Völker iſt hiernach weſentlich Volkspoeſie; alle Volkspoeſie aber iſt ihrem Hauptbeſtande nach ſagenhaft, ſofern wir unter Sage die Überlieferung durch Erzählen, das epiſche Element der Poeſie, zu verſtehen pflegen. Denn wenn ſchon auch der Volkspoeſie keine der poetiſchen Grundformen völlig fremd iſt und ſie in ihrem urſprünglichſten Zuſtand die verſchiedenen Dichtformen ungetrennt in ſich ſchließt, ſo kann ſie doch immer nur durch Geſtalt und Handlung, durch das epiſch Anſchauliche, nachhaltigen Beſtand gewinnen.

Das Weſen der Volks- und Sagenpoeſie ſoll uns zwar eben erſt durch die geſchichtliche Ausführung ſelbſt in volleres Licht treten; doch ſcheint es angemeſſen, uns über das bisher Aufgeſtellte durch einige weitere Andeutungen zu verſtändigen.

Der Drang, der dem einzelnen Menſchen inwohnt, ein geiſtiges Bild ſeines Weſens und Lebens zu erzeugen, iſt auch in ganzen Völkern, als ſolchen, ſchöpferiſch wirkſam und es iſt nicht bloße Redeform, daß die Völker dichten. Eben in dieſem gemeinſamen Hervorbringen haftet der Begriff der Volkspoeſie und aus ihrem Urſprung ergeben ſich ihre Eigenſchaften.

Wohl kann auch ſie nur mittelſt Einzelner ſich äußern, aber die Perſönlichkeit der Einzelnen iſt nicht, wie in der Dichtkunſt litterariſch gebildeter Zeiten, vorwiegend, ſondern verſchwindet im allgemeinen Volkscharakter. Auch aus den Zeiten der Volksdichtung haben ſich berühmte Sängernamen erhalten und, wo dieſelbe noch jetzt blüht, werden beliebte Sänger namhaft gemacht. Meiſt jedoch ſind die Urheber der Sagenlieder unbekannt oder beſtritten, und die Genannten ſelbſt, auch wo die Namen nicht ins Mythiſche ſich verlieren, erſcheinen überall nur als Vertreter der Gattung, die Einzelnen ſtören nicht die Gleichartigkeit der poetiſchen Maſſe, ſie pflanzen das Überlieferte fort und reihen ihm das Ihrige nach Geiſt und Form übereinſtimmend an, ſie führen nicht abgeſonderte Werke auf, ſondern ſchaffen am gemeinſamen Bau, der niemals beſchloſſen iſt. Dichter von gänzlich hervorſtechender Eigenthümlichkeit können hier ſchon darum nicht als dauernde Erſcheinung gedacht werden, weil die mündliche Fortpflanzung der Poeſie das Eigenthümliche nach der allgemeinen Sinnesart zuſchleift und nur ein allmähliches Wachsthum geſtattet. Vornehmlich aber läßt ein innerer Grund die Überlegenheit der Einzelnen nicht aufkommen. Die allgemeinſte Theilnahme eines Volkes an Lied und Sage, wie ſie zur Erzeugung einer blühenden Volkspoeſie erforderlich iſt, findet nothwendig dann ſtatt, wenn die Poeſie, wie zuvor bemerkt wurde, noch ausſchließlich Bewahrerin und Ausſpenderin des geſammten geiſtigen Beſitzthums iſt. Eine bedeutende Abſtufung und Ungleichheit der Geiſtesbildung iſt aber in dieſem Jugendalter eines Volkes nicht wohl gedenkbar; ſie kann erſt mit der vorgerückten künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Entwicklung eintreten. Denn wenn auch zu allen Zeiten die einzelnen Naturen mehr oder weniger begünſtigt erſcheinen, die einen gebend, die andern empfangend, die geiſtigen Anregungen aber das Geſchäft der Edleren ſind, ſo muß doch in jenem einfacheren Zuſtande die poetiſche Anſchauung bei Allen lebendiger, bei den Einzelnen mehr im Allgemeinen befangen gedacht werden. Indem die geiſtigen Richtungen noch ungeſchieden ſind, haben ſich auch der Eigenthümlichkeit noch keine beſondern Bahnen eröffnet; das künſtleriſche Bewuſtſein ſteht noch nicht dem Stoffe gegenüber, darum auch keine abſichtliche Manigfaltigkeit der Geſtaltung; der Stoff ſelbſt, im Geſammtleben des Volkes feſtbegründet, durch lange Überlieferung geheiligt, gibt keiner freieren Willkühr Raum. Und ſo bleibt zwar die Thätigkeit der Begabteren unverloren, aber ſie mehrt und fördert nur unvermerkt das gemeinſame Ganze.

Allerdings kann auf keiner Stufe der poetiſchen Litteratur, ſelbſt nicht bei dem ſchärfſten Gepräge dichteriſcher Eigenthümlichkeiten, der Zuſammenhang des Einzelnen mit der Geſammtbildung ſeines Volkes völlig verläugnet werden. Erſcheinungen, die in Nähe und Gegenwart ſchroff auseinander ſtehen, treten in der Ferne der Zeit und des Raumes in größere Gruppen zuſammen und dieſe Gruppen ſelbſt zeigen unter ſich einen gemeinſchaftlichen Charakter. Stellt man ſich ſo dem geſammten poetiſchen Erzeugnis eines Volkes gegenüber und vergleicht man es nach außen mit den Geſammtleiſtungen andrer Völker, ſo betrachtet man daſſelbe als Nationalpoeſie; für unſern Zweck war es um den innern Gegenſatz zu thun, um die Volkspoeſie in ihrem Verhältniſſe zur dichteriſchen Perſönlichkeit.

Die Volkspoeſie lebt, wie gezeigt worden, nur in mündlichem Vortrage. Das nun, daß ihre Gebilde lediglich mittelſt der Phantaſie und des angeregten Gemüthes durch Jahrhunderte getragen werden, bewährt dieſelben als probehaltig. Was nicht klar mit dem innern Auge geſchaut, was nicht mit regem Herzen empfunden werden kann, woran ſollte das ſein Daſein und ſeine Dauer knüpfen? Die Schrift, die auch das Entſeelte in Balſam aufbewahrt, die Kunſtform, die auch dem Lebloſen den Schein des Lebens leiht, ſind nicht vorhanden. Auch nicht Wort und Tonweiſe, im Gedächtnis feſtgehalten, können das Richtige retten; denn das ſchlichte Wort iſt in jenen Zeiten keine Schönheit für ſich, es lebt und ſtirbt mit ſeinem Gegenſtande; die einfache Tonweiſe, wenn ſie ſelbſt Dauer haben ſoll, muß urſprünglich einem Lebendigen gedient haben. Je feſter und lebensvoller jene ächten Gebilde daſtehn, um ſo weniger kann das Scheinleben in ihrem Kreiſe aufkommen und geduldet werden.

Worin liegt aber der Gehalt und die Kraft, vermöge deren ſie durch viele Geſchlechter unvertilgbar fortbeſtehen? Ohne Zweifel darin, daß ſie die Grundzüge des Volkscharakters, ja die Urformen naturkräftiger Menſchheit, wahr und ausdrucksvoll vorzeichnen. Glaubensanſichten, Naturanſchauungen, Charaktere, Leidenſchaften, menſchliche Verhältniſſe treten hier gleichſam in urweltlicher Größe und Nacktheit hervor; unverwitterte Bildwerke, gleich der erhabenen Arbeit des Urgebirgs. Darum kann auch gerade den Zeiten, welche durch geſellige, künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Verfeinerung ſolchen urſprünglichern Zuſtänden am fernſten und fremdeſten ſtehen, der Rückblick auf dieſe lehrreich und erquicklich ſein; ſo ungefähr, wie der gröſte der römiſchen Geſchichtſchreiber aus ſeinem welken Römerreich in die friſchen germaniſchen Wälder, auf die rieſenhaften Geſtalten, einfachen Sitten und geſunden Charakterzüge ihrer Bewohner, vorhaltend und weiſſagend hinüberzeigte.

Wenn wir uns hier die Volkspoeſie nach ihrem vollſten Begriffe gedacht haben, ſo iſt doch leicht zu erachten, daß ſie in ihrer geſchichtlichen Erſcheinung bei verſchiedenen Völkern, nach Gehalt und Umfang, in ſehr manigfachen Abſtufungen und Übergängen ſich darſtelle. Wie das Leben jedes Volkes wird auch das Bild dieſes Lebens, die Poeſie, beſchaffen ſein. Ein Hirtenvolk, in deſſen einſame Gebirgthäler der Kampf der Welt nur fernher in dumpfen Widerhallen eindringt, wird in ſeinen Liedern und Ortsſagen die beſchränkten Verhältniſſe ländlichen Lebens, die Mahnungen der Naturgeiſter, die einfachſten Empfindungen und Gemüthszuſtände niederlegen; ſein Geſang wird idylliſch-lyriſch austönen. Ein Volk dagegen, das ſeit unvordenklicher Zeit in weltgeſchichtlichen Schwingungen ſich bewegt, mit gewaltigen Schickſalen kämpft und große Erinnerungen bewahrt, wird auch eine reiche Dichtung, voll mächtiger Charaktere, Thaten und Leidenſchaften, aus ſich erſchaffen, und wie ſein Leben weitere Kreiſe zieht und größere Zuſammenhänge bildet, wie ſich in ihm ein höheres Walten mit ſtärkeren Zügen offenbart, ſo werden auch ſeine poetiſchen Überlieferungen ſich zum Cyclus einer großartigen Götter- und Heldenſage verknüpfen und ausdehnen. Bei demſelben Volk aber wird man die eigentliche Volkspoeſie in dem Maaße zurückweichen ſehen, in welchem die litterariſche Bildung und die mit ihr verbundene Herrſchaft dichteriſcher Perſönlichkeit vorſchreiten. Gedeihen und Abſterben der Volkspoeſie hängt überall davon ab, ob die Grundbedingung derſelben, Theilnahme des geſammten Volkes, feſt ſtehe oder verſage; ziehen die edleren Kräfte ſich von ihr zurück, dem Schriftenthum zugewandt, ſo verſinkt ſie nothwendig in Armuth und Gemeinheit.

Wir haben die Sage der Völker als Volkspoeſie und zwar als eine in Geſtalt und Handlung darſtellende Poeſie bezeichnet. Hiedurch ergibt ſich uns für die Sagengeſchichte weſentlich der poetiſche Geſichtspunkt und eben damit auch die Verſchiedenheit unſrer Aufgabe von derjenigen, welche ſich die Verfaſſer der bekannteſten mythologiſchen Geſchichtwerke geſetzt haben. Görres in ſeiner aſiatiſchen Mythengeſchichte, Creuzer und Baur in ihren Darſtellungen der Symbolik und Mythologie der alten Völker, Mone in der Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa haben ſich vorzugsweiſe die Glaubensforſchung, die vorchriſtliche Religionsgeſchichte, zum Gegenſtande genommen. So wenig nun eine Aufgabe die andere aufhebt, ſo ergibt ſich doch mit dem verſchiedenen Standpunkt und Zwecke, hier dem poetiſchen, dort dem religionsgeſchichtlichen, auch eine bedeutende Verſchiedenheit in der Abgrenzung der zu bearbeitenden Gebiete und in der Geltung der vorliegenden Stoffe. Die Mythengeſchichte in der angegebenen Bedeutung hat nur diejenigen Sagen in ihren Bereich zu ziehen, in denen eine Glaubensanſicht entweder unmittelbar zum Ausdruck kommt oder doch aus ihren Wirkungen zu erkennen iſt; der Sagengeſchichte in unſrem Sinne fallen alle Überlieferungen anheim, welche das Leben der Völker, in göttlichen und menſchlichen Beziehungen, geiſtig zurückſpiegeln. Wenn ſomit die Sagengeſchichte allerdings auch die religiöſe Mythenwelt in ſich aufnimmt und deshalb das Mythologiſche nur einen ergänzenden Theil ihres ausgedehnteren Gebietes auszumachen ſcheint, ſo kommt doch auf der andern Seite in Betracht, daß ſie ſich gerade da zurückzieht, wo die Mythenforſchung am lebhafteſten andringt, da wo der nackte Glaubensſatz, das Philoſophem, das in den Bildern liegt, das enthüllte Myſterium hervortreten will, vor der prieſterlichen Lehre, deren Geheimnis den Glaubensforſchern ſo bedeutſam iſt, die aber, auch ohne den Gebrauch der Schrift, zu der volksmäßigen Sagenpoeſie nicht weniger im Gegenſatze ſteht, als die litterariſch-wiſſenſchaftliche Beſonderung ſpäterer Zeiten. Strebt die Mythengeſchichte durch alle die bunten Entfaltungen der Dichterfabel nach philoſophiſcher Einheit, ſo vergnügt ſich die Sagengeſchichte, wie wir ſie aufgefaßt, an der reichſten poetiſchen Manigfaltigkeit; ſind nach der Anſicht philoſophiſcher Mythenforſcher die Götterlehren der heidniſchen Völker nur Verdunklungen einſtiger reiner Offenbarung, nur Trümmer eines gemeinſamen Urſyſtems (Schelling, Gottheiten von Samothrace S. 30. 87), und ſoll die wiſſenſchaftliche Mythologie durch alle Trübung und Zerſtücklung jene reine und ganze Erkenntnis erſchauen oder erahnen laſſen, ſo mag es ſich doch auch in poetiſcher Richtung der Mühe lohnen, jene Offenbarung der göttlichen Schöpferkraft, die im Geiſt und Gemüthe der Menſchen unverſieglich fortwirkt, in ihre lebendigen Bildungen, wie die volksmäßigen Sagenkreiſe ſie darbieten, zu verfolgen. Iſt es verdienſtlich, die Gedanken, die in den Mythen verborgen ſind, rein zu ermitteln und in ihren Zuſammenhängen darzulegen, ſo dürfen doch auch die poetiſchen Geſtaltungen als ſolche nicht vernachläſſigt werden, d. h. ſofern ſich in ihnen unmittelbar der innere Gehalt ausſpricht, wie aus dem Auge die Seele blickt, ſofern es eben auf dieſe Ungetrenntheit der Idee und der Erſcheinung ankommt, ohne welche die Idee des Weſens und die Erſcheinung des Geiſtes entbehren müſte. Während nun der mythologiſchen Anſicht, wo ſie ſich allzu einſeitig ausgebildet hat, die Götterwelt ſelbſt, ſobald ſie ſich aus dem Unbegrenzten und Ungeheuren zu geſtalten anhebt, ſogleich verdächtig wird, die Heldenſage, das Epos aber nur für eine vermenſchlichte geſunkene Götterſage gilt[1], ſo beginnt das poetiſche Intereſſe der Sagengeſchichte gerade da, wo aus dem Hintergrunde des Unendlichen die Geſtalten hervorſpringen, und es ſteigt in dem Maaße, als ſich die Schöpfungen vervielfältigen, es findet ſich am vollkommenſten befriedigt, da wo Himmel und Erde, Göttliches und Menſchliches, geſtaltenreich und bewegt, zu einem vollen Leben in einander greifen.

Soviel über Sage und Sagengeſchichte im Allgemeinen. Welche beſondre Arten der Überlieferung in den Bereich der letztern fallen, werden wir gleich nachher berühren, wo von der Anordnung des geſchichtlichen Vortrags zu ſprechen iſt.

Zur Beſtimmung unſrer Aufgabe gehört aber hauptſächlich noch, daß wir uns über ſie als eine Sagengeſchichte der germaniſchen und romaniſchen Völker erklären.

Es iſt die nationale Stellung, von der aus wir unſern Kreis beſchreiben. Das deutſche Volk hat eine reiche, zum umfaſſenden epiſchen Cyklus ausgebildete Heldenſage und neben dieſer noch hat es manigfache andre Sagenbildungen angeſetzt. Aber das vorhandene ſelbſt weiſt uns auf Vieles hin, was einſt vorhanden war und was dem auf uns Gekommenen zur Erklärung dienen ſollte. Dieſes gilt beſonders in Beziehung auf den mythiſchen Beſtand der Sagen. Suchen wir Ergänzung und Aufklärung, ſo müſſen wir unſern Geſichtskreis auf diejenigen Völker erweitern, die ſich uns durch Sprachverwandtſchaft als Glieder des großen germaniſchen Geſammtſtammes bewähren. So nun zeigt ſich uns vorzüglich bei den Völkern des ſkandinaviſchen Nordens eine gemeinſame Götterlehre, dort noch ganz und klar, bei uns zertrümmert und verbleicht, eine gemeinſame Heldenſage und, auch wo die Sagenäſte ſich ſcheiden, der gemeinſchaftliche Urſprung. Überhaupt aber wird uns jedes der politiſch untergegangenen oder noch blühenden germaniſchen Völker, ſofern von den erſtern überhaupt nähere Kunde geblieben iſt, wechſelſeitige Beziehungen für die Kenntnis volksthümlicher Überlieferung eröffnen. Damit erſtreckt ſich unſre geſchichtliche Forſchung und Darſtellung über die Geſammtheit der Völker des germaniſchen Sprach- und Volksſtammes.

---

[1] Mone I, 327.

Was aber die romaniſchen Völker betrifft, d. h. diejenigen, deren Sprachen aus der Vermiſchung der altlateiniſchen mit andern, vorzüglich germaniſchen Idiomen hervorgegangen ſind, ſo hat bei ihnen, mit den Einflüſſen der germaniſchen Eroberungen überhaupt, auch die Sagenpoeſie der Eroberer, wenn gleich dieſe die Sprache der Beſiegten annahmen, ſich wirkſam und fruchtbar erwieſen, und ſoweit dieſes der Fall iſt, ſollen darum auch ſie in den Kreis unſrer Aufgabe gezogen werden.

Von den nichtgermaniſchen Volksſtämmen, welche vor oder nach den Germanen ſich in europäiſchen Ländern angeſiedelt haben, ſind beſonders der keltiſche und der ſlaviſche durch reichere Sagendichtung ausgezeichnet; ihre Sagen bieten auch, wie es nicht bloß die Nachbarſchaft, ſondern auch die weitere Verwandtſchaft aller europäiſchen Stämme mit ſich bringt, manche Beziehung zu der germaniſchen dar; aber die Aufgabe zu einer europäiſchen Sagengeſchichte auszudehnen, würde mir ſchon die Unbekanntſchaft mit den keltiſchen und ſlaviſchen Sprachen verbieten. Soweit jedoch in Frankreich und England die Mythen und Sagen der ältern keltiſchen Einwohner mit den germaniſchen ſich verbunden und vermengt haben, werden auch ſie, nach Maßgabe der zugänglichen Mittel, in Betracht gezogen werden.

Über den Weg zur Löſung der Aufgabe, wie ſie im bisherigen geſtellt wurde, über die Anordnung der geſchichtlichen Darſtellung, füge ich Weniges bei, da ſich das Verfahren doch nur am Gegenſtande ſelbſt erproben kann.

Vor Allem bringt es der entwickelte Begriff der Sage mit ſich, daß wir ſie von der Litteratur völlig ablöſen. Nicht als ob unterlaſſen werden dürfte, überall die litterariſchen Quellen und Hülfsmittel anzugeben, aus denen und durch welche die Kenntnis der Sage zu ſchöpfen iſt. Aber das Schriftwerk als ſolches, das einzelne Gedicht, als Kunſtganzes, der jeweilige Verfaſſer und Ordner ſind uns nicht von weſentlichem Intereſſe, ſie gehen uns nur in ſo weit an, als uns die nähere Bekanntſchaft mit ihnen Merkmale für die kritiſche Würdigung der volksmäßigen Echtheit der in Schrift gefaßten Sage darbietet. Der poetiſche Stil, die Sprache, die äußere Kunſtform ſind uns eben ſo wenig für ſich von Belang. Eine Aufzeichnung und Behandlung, welche das gröſte techniſche Ungeſchick verräth, kann uns wichtiger ſein, als die künſtleriſch lobenswertheſte Bearbeitung; jene läßt vielleicht, eben wegen Unvermögens des Verfaſſers, ſelbſt etwas zur Sache zu thun, den urſprünglichen Sagenbeſtand viel unverletzter, als die geſchicktere Hand des ſelbſtthätigen Bearbeiters. Dichter, als Individuen von eigenthümlicher Perſönlichkeit, kommen nach dem, was über das Weſen der Volkspoeſie geſagt worden, hier nicht vor; handeln wir von den Stimmen, durch welche der poetiſche Geiſt der Völker in Sang und Sage ſich ausſprach, ſo kann nur von ganzen Klaſſen der Sänger und Sagenerzähler die Rede ſein. Überall muß unſer Beſtreben dahin gehen, die Sage aus allen Formen, in die ſie eingefangen iſt, wieder frei und flüſſig zu machen, ſie dem beweglichen Elemente, in dem ſie geworden und gewachſen iſt, zurückzugeben.

Wo in den vorhandenen Schriftdenkmälern die Sage ſchon in großen und echten Geſtaltungen vorliegt, werden davon Auszüge und Umriſſe gegeben werden, mit Weglaſſung alles deſſen, was ſich Unweſentliches oder Fremdartiges beigemiſcht hat. Am beſten wird immer die Sage ſelbſt ſprechen. Freier muß geſondert und verknüpft werden, wo Beſtandtheile derſelben Sage in mehreren, oft nach Zeit und Sprache getrennten Denkmälern auseinander liegen. Endlich ſind oft nur einzelne, faſt verſunkene und erloſchene Überreſte und Andeutungen vorhanden, welche doch, wenn jede leiſere Spur verfolgt, wenn alles Zerſtreute emſig geſammelt wird, unverhofft zu bedeutendern mythiſchen und ſagenhaften Verbindungen anſchwellen.

Den Auszügen und Combinationen ſollen dann Erläuterungen und Betrachtungen über Geſchichte und Bedeutung der Sagen und Sagenkreiſe nachfolgen.

Mit der Götterſage, dem Mythus im engeren Sinne, wird da, wo eine ſolche in größern und erkennbaren Zügen vorliegt, der Anfang gemacht werden. Daran reiht ſich die Heldenſage, der epiſche Cyklus. Ortsſagen, Geſchlechtsſagen, ſonſtige vereinzelte Sagen von mythiſchem oder geſchichtlichem Anſtrich werden der Götter- und Heldenſage zur Ergänzung und Beſtätigung dienen können, oder von dort ihre Erklärung erhalten. Balladen, epiſch-lyriſche Volkslieder, werden bald als die einfachen Typen größerer Dichtungen, bald als rhapſodiſche Bruchſtücke verlorener Liederkreiſe oder als halb unkenntlich gewordene Umwandlungen älterer Mythen und Sagen, unſre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen. An manchen Orten werden wir aber auch in den Volksballaden ſich eigene und neue Sagenkreiſe geringeren Umfangs bilden ſehen. Manches endlich, was Mythus und Epos in feſter Geſtaltung, beſtimmter Bedeutung, geordnetem Zuſammenhang unter geſchichtlichen Namen und örtlicher Bezeichnung aufführen, wird uns das Märchen in kindlichem Spiel, in phantaſtiſcher Auflöſung, namen- und heimatlos, wiedergeben.

Aber nicht bei jedem Volke werden uns alle dieſe Arten der Überlieferung, Götterſage, Heldenſage, Orts- und Geſchlechtsſage, Ballade, Märchen, in ſo vollſtändiger Folge zu Gebot ſtehen. Öfters werden wir erſt aus der Heldenſage auf die untergegangene Götterwelt zurückſchließen müſſen oder nur noch aus Lokalſagen, Volksliedern, Märchen den erſterbenden Nachhall vollerer Sagenklänge vernehmen.

Das Ganze unſrer geſchichtlichen Darſtellung ordnet ſich in zwei Haupttheile, deren erſter die Sagengeſchichte der germaniſchen, der zweite die der romaniſchen Völker behandeln wird. Jeder der beiden Haupttheile zerfällt dann, nach den Völkern, die ihm angehören, in untergeordnete Abſchnitte.

Die Litteratur der Quellen und Hülfsmittel wird je bei den beſondern Abſchnitten, bei den Sagenkreiſen und einzelnen Sagen, angegeben werden.

Allgemeinere Litterarnotizen am Schluſſe dieſer Einleitung beizufügen, bin ich darum nicht im Stande, weil mir keine umfaſſendere Sagengeſchichte in dem angezeigten Sinn bekannt iſt. Am nächſten noch eignet ſich hieher die ſchon erwähnte Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa von F. J. Mone, 2 Theile, Leipzig und Darmſtadt 1822 (auch als 5ter und 6ter Theil der creuzeriſchen Symbolik und Mythologie der alten Völker). Mones Standpunkt iſt aber ganz der religionsgeſchichtliche und erſtreckt ſich in dieſer ausſchließlichen Richtung auch auf die finniſchen, ſlawiſchen und keltiſchen Völkerſtämme.

Eben der Umſtand, daß die von mir betretene Bahn erſt verſucht werden muß, wird auch zur Folge haben, daß ich die große Maſſe des für eine ſolche Sagengeſchichte nöthigen Materials auf das erſte Mal weder ſo vollſtändig noch ſo durchgearbeitet werde geben können, als es bei längerer Bearbeitung nach meinen eigenen Anforderungen geſchehen ſollte.

Erſter Theil.

Sagengeſchichte der germaniſchen Völker.

Erſter Abſchnitt.

Nordiſche Sage.

Die Völker des ſkandinaviſchen Nordens, Norweger, Isländer, Schweden und Dänen hatten in der ältern Zeit eine gemeinſchaftliche Sprache, die nordiſche, tunga norræna. Dieſe lebt, nachdem ſie ſich bei den übrigen in Mundarten geſpalten und ausgebildet, wozu allerdings ſchon ältere Verſchiedenheiten den Keim enthalten mochten, im heutigen Isländiſchen fort. Ebenſo hatten dieſe Völker gemeinſame Götter- und Heldenſage, an der wohl jedem ſein beſondrer Antheil zukommen mag, die aber doch in ein großes Ganzes verſchmolzen iſt und deren Denkmäler in jener altnordiſchen oder isländiſchen Sprache verfaßt ſind; noch bei der ſpätern Trennung der Sprachen läßt ſich in Volksliedern und Volksſagen die einſtige Gemeinſchaft erkennen.

Den Isländern gebührt vorzugsweiſe das Verdienſt, die gemeinſame Sage aufgefaßt, geſammelt, bewahrt und aufgezeichnet zu haben; und dieſe Bemühungen ſind wohl auch nicht ohne Einfluß auf die innere Geſtaltung der Lieder und Sagen geblieben. Es wird darum nicht unpaſſend ſein, einiges über die beſondern Verhältniſſe, wodurch das kleine Inſelvolk in dieſe Wirkſamkeit verſetzt wurde, voranzuſchicken.

Die Inſel Island, von Schneegebirgen ſtarrend, baumlos der ſcharfen Winde wegen, von Heerden beweidet, die des Schmuckes der Hörner entbehren, von Treibeis umlagert, auf dem der Bär von Grönland herunterſchwimmt, nach Wintern und Nächten (wie der Norden überhaupt), ſtatt Sommern und Tagen, die Zeit meſſend, ſcheint freilich nicht zum Garten der Poeſie geſchaffen zu ſein. Aber wie dort oft die Eisrinde kracht und der Hekla Flammen wirft, wie aus den ſtarren Sümpfen ſiedende Quellen hoch aufſpringen, ſo hat auch die Poeſie dem Eiſe getrotzt und begreiflich iſt, daß der gewaltige und ernſte Charakter der nordiſchen Natur ſich der nordiſchen Poeſie mittheilen muſte.

Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts wurde Island von Norwegen aus bevölkert. Harald Schönhaar, ein Häuptling im ſüdlichen Norwegen, warb, wie die Sage meldet, um eine Jungfrau, die ihm ihre Hand nur um den Preis zuſicherte, wenn er das ganze Norwegen, welches damals unter eine große Zahl kleiner Könige vertheilt war, ſich unterwerfen würde. Da gelobte Harald, ſein Haar nicht eher zu ſchlichten oder zu ſchneiden, bis er des ganzen Landes Meiſter wäre. Er löſte ſein Gelübde und ward Gründer eines norwegiſchen Reiches. Die Stammhäupter aber und andere freie Männer, die des Eroberers Herrſchaft nicht ertragen wollten, wanderten aus. Viele ſuchten ihre Zuflucht auf Island und ſo entſtand hier ein Freiſtaat, der ſich bis über die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts unabhängig erhielt. Das Chriſtenthum wurde um das Jahr 1000 auf Island eingeführt.

Je weniger das neue Vaterland den Einwanderern darbot, um ſo mehr waren ſie zu reger Kraftanſtrengung aufgefordert und auf geiſtigen Lebensgenuß hingewieſen. Viehzucht und Fiſchfang genügten ihnen nicht, ſie durchſtrichen das Meer, erſt als Seeräuber, bald auch als Kaufleute. Wer nicht fremde Lande geſehen hatte, galt nichts in der Heimath. Es war ein Sprichwort: „albern iſt das heimiſche Kind“. Hinwider lud die Ruhe eines achtmonatlichen Winters ein, das Erfahrene in der Erinnerung aufzufaſſen, geiſtig zu verarbeiten, erzählend mitzutheilen. In der äußern Abgeſchiedenheit ward das innere Leben rege und die Lieder ertönten auf Island, eben wie dort nur in den kalten und finſtern Winternächten der Schwäne lieblicher Geſang gehört werden ſoll. Götter und Helden traten im Liede leuchtend hervor; was dem einzelnen Mann, was einzelnen Geſchlechtern, was dem ganzen Volke Denkwürdiges begegnete, was auf Island, was im ganzen Norden Erhebliches ſich ereignete, ward in der Sage aufbewahrt. Island war dem übrigen Norden als ein Spiegel gegenübergeſtellt und auch von manchem ferneren Lande fielen Bilder hinein. Von Island giengen die Skalden aus, die an den Königshöfen der nordiſchen Reiche und der weſtlichen Inſeln ſangen.

1. Götterſage.

Hauptquellen: Die beiden Edden.

Die ältere oder Sämunds-Edda iſt eine Sammlung von Götter- und Heldenliedern, muthmaßlich durch Sämund Sigfuſſon, einen isländiſchen Geiſtlichen, vor 1132 veranſtaltet. Außer der großen Ausgabe, die zu Kopenhagen in 3 Quartbänden, 1787 bis 1828 (der 3te Band enthält zugleich das mythologiſche Lexicon) erſchienen, iſt beſonders die Handausgabe von Raſk und Afzelius, Stockholm 1818, 8, zu bemerken. [Neue Ausgaben von Munch, Lüning, Möbius. K.]

Deutſche Überſetzung von Studach, Nürnberg 1829, 4. 1te Abth. (Recenſ. von Wachter in Jen. Lit. Z. Mai 1831. Nr. 89 bis 91), Legis, Gräter u. a.

Die jüngere Edda des Snorre Sturleſon, Lagmann auf Island, der 1241 ermordet wurde, iſt ein Lehr- und Handbuch der nordiſchen Poeſie, das in proſaiſchen Auszügen zuſammenſtellt, was die ältern, noch vorhandene und verloren gegangene Lieder von den Göttern geſungen.

Nach der Ausgabe von Reſenius, Kopenhagen 1665, 4, iſt ſie von Raſk, Stockholm 1818, 4, vollſtändiger und kritiſcher herausgegeben. [Neu Kopenhagen 1848 bis 1852. K.] Nach der däniſchen Überſetzung von Nyerup iſt ſie ins Deutſche übertragen von F. Rühs, Berlin 1812.

[Beide Edden im Auszug überſetzt von Simrock. K.]

Umriß der Götterſage.

Am Anfang der Zeit war nichts, nicht Sand noch See, nicht kühle Wogen, nicht grünes Gras, nirgends Erde, noch Himmel oben, nur der gähnende Abgrund (Ginnunga-gap, Chaos). Aber lange vor der Erde war Niflheim geſchaffen, die Nebelwelt; in ihrer Mitte fließt der Quell Hvergelmir und aus ihm ſtrömen zwölf Flüſſe, die Elivagar heißen. Wenn dieſe ſoweit von ihrem Urſprung kommen, daß das Gift, das mit ihnen floß, verhärtet, ſo wird daraus Eis, und Schichte ſchiebt ſich auf Schichte in Ginnungagap. So ward deſſen nördliche Gegend voll von Eis und Froſt, voll Sturmes und Unwetters. Südlich aber iſt eine andre Welt, Muſpell, Muſpelheim, hell und heiß, flammend und brennend; ihr Herrſcher Surtur, der Schwarze, der einſt die ganze Welt mit Feuer verzehren wird. Von den Feuerfunken nun, die aus Muſpelheim herüberflogen, war der ſüdliche Theil von Ginnungagap warm, hell und milde, wie windſtille Luft. Und als der Hauch der Wärme das Eis traf, ſchmolz es und floß in belebten Tropfen nieder und daraus ward eines Mannes Bild, der Rieſe Ymer. Er war böſe, wie alle ſeine Abkömmlinge. Zunächſt nach Ymer entſtand aus dem aufgethauten Eiſe die Kuh Audumbla, die mit vier Milchſtrömen aus ihren Eutern den Rieſen nährt. Dieſer ſchlief und fiel in Schweiß, da erwuchs unter ſeinem linken Arm ein Mann und eine Frau, und ſein einer Fuß zeugte mit dem andern einen Sohn. Daher ſtammt das Geſchlecht der Hrimthurſen, Froſtrieſen. Die Kuh Audumbla aber beleckte die mit Reif belegten Salzſteine und am erſten Tag entſtanden aus den Steinen Menſchenhaare, am zweiten ein Haupt und am dritten ein ganzer ſchöner und kräftiger Mann, Bur genannt. Sein Sohn war Bör, der mit Beſtla, der Tochter des Joten Bölthor, drei Söhne zeugte, Odin, Wili und We, die Beherrſcher des Himmels und der Erde. Börs Söhne erſchlugen Ymern und in ſeinem Blut ertrank das ganze Geſchlecht der Hrimthurſen, einen ausgenommen, Bergelmer, der mit ſeiner Frau in einem Boot ſich rettete, der Stammvater neuer Rieſengeſchlechter. Die drei Götter aber, Börs Söhne, brachten den erſchlagenen Ymer mitten in Ginnungagap; aus ſeinem Fleiſche ſchufen ſie die Erde, aus den Knochen Berge, aus dem Haare Wald, aus dem Blute, das ſeinen Wunden entfloſſen war, das Meer, rings um die Erde, aus der Hirnſchaale den Himmel, aus dem Hirne die ſchweren Wolken. Funken und Strahlen, die von Muſpelheim ausgeworfen waren, ſetzten ſie als Geſtirne an und unter den Himmel. Der Nacht und dem Tage, der Sonne und dem Monde beſtimmten ſie ihren Lauf. Die Nacht fährt heran mit dem Roſſe, welches Hrimfaxi (Reifmähne) heißt und jeden Morgen mit dem Schaume ſeines Gebiſſes die Erde bethaut. Das Roſs des Tages heißt Skinfaxi (Glanzmähne), denn Luft und Erde leuchten von ſeiner Mähne. Als aber die Sonne ſüdlich auf die kühlen Steine ſchien, da keimten aus dem Grunde grüne Gewächſe.

Unter die vier Ecken des Himmels ſetzten die Götter vier Zwerge:

Oſt, Weſt, Süd, Nord. Am nördlichen Ende deſſelben ſitzt der Jötte Hräſvelg (Leichenſchlinger) in Adlergeſtalt. Wenn er mit ſeinen Flügeln weht, ſo geht der Wind aus über die Erde. Zu äußerſt an den Ufern des erdumkreiſenden Meeres erhielten die Rieſen Land. Gegen ſie iſt von innen ringsumher eine Wehr errichtet aus den Augenbrauen Ymers. Dieß iſt Midgard, außerhalb iſt Utgard; erſteres die Welt der Götter und Menſchen, letzteres, beſonders gegen Norden, die der Rieſengeſchlechter.

Die Schöpfung der Menſchen aber geſchah alſo. Da Börs Söhne am Ufer giengen, fanden ſie zwei Hölzer, Aſk und Embla (Eſche und Eller) und ſchufen Menſchen daraus. Der erſte, Odin, gab ihnen Geiſt, der andre Verſtand, der dritte Blut und Farbe. Von Aſk und Embla ſtammt das Menſchengeſchlecht, das ſeine Wohnung in Midgard erhielt.

Mitten in der Welt aber bauten ſich die Götter eine Burg, die Asgard genannt ward. Denn das Göttergeſchlecht, das von Odin ſtammt, hat den Namen Aſen. Dieſes Geſchlecht der Aſen iſt hell und ſchön. Der höchſte der Aſen iſt Odin ſelbſt. Er herrſcht über alle Dinge. Allvater heißt er, weil er aller Götter und Menſchen Vater iſt. Die andern Götter, jeder wie er Macht hat, dienen ihm, wie Kinder einem Vater. Wenn er auf ſeinem Hochſitze Hlidſkjalf thront, ſo ſieht er über die ganze Welt und ſchaut jedes Menſchen Thun. Auf ſeinen Schultern ſitzen zwei Raben, Huginn und Muninn (Gedanke und Gedächtnis), die ihm ins Ohr ſagen Alles, was ſie hören und ſehen. Er läßt ſie jeden Tag die Welt umfliegen und zur Mittagszeit kommen ſie wieder zurück. Er hat nur ein Auge, das andre liegt im Brunnen der Weisheit. Wenn er zum Kampfe zieht, trägt er den Goldhelm und führt den Speer Gungnir, der immer trifft. Seine Gemahlin iſt Frigg, die das Schickſal der Menſchen kennt, obgleich ſie es keinem offenbart. Thor, Odins Sohn, der erſte nach dem Vater, iſt der ſtärkſte aller Götter und Menſchen. Er fährt in einem Wagen mit zwei Böcken beſpannt. Drei Kleinode hat er: den Hammer, vor dem die Rieſen zittern und der in ſeine Hand zurückfliegt, wohin er ihn geworfen hat; den Gürtel, durch den ſeine Kraft verdoppelt wird, wenn er ihn um ſich ſpannt; die Eiſenhandſchuhe, womit er den Hammer faßt. Sein meiſtes Geſchäft iſt der Kampf mit den Hrimthurſen. Odins zweiter Sohn iſt Baldur der Gute, der von Schönheit glänzt, den Alle lieben und loben. Er iſt der mildeſte, weiſeſte und beredteſte der Aſen. Seine Urtheile kann Niemand ändern. Nichts Unreines darf in ſeiner Wohnung ſein. Sein Sohn iſt Forſeti, der Schlichter alles Streites, von dem Alle, die ſich in ſchwierigen Sachen an ihn wenden, ausgeſöhnt hinweg gehen. Njörd, der dritte Aſe, herrſcht über den Gang des Windes und ſtillt Meer und Feuer. Ihn ruft man auf der See und bei der Fiſcherei an. Er kann Reichthum und Überfluß verleihen. Seine Frau, Skadi, liebt dagegen das Gebirg, wo ſie, auf Schrittſchuhen fahrend, mit ihrem Bogen die Thiere verfolgt. Njörds Kinder ſind Freyr und Freya. Jener, der Sohn, gebietet über Regen und Sonnenſchein und die Fruchtbarkeit der Erde. Ihn muß man anrufen um gutes Jahr und Frieden. Er iſt auch der Reichen Schutzgott. Seinen Wagen zieht ein Eber, Gullinburſti, der in der Luft und auf dem Meere, Tag und Nacht, dahinfahren kann; mag es noch ſo dunkel ſein, des Ebers goldene Borſten geben Helle genug. Freya, die Tochter, iſt die verehrteſte der Aſinnen, die vornehmſte nach Frigg. Sie wird um das Glück der Liebe angefleht. Sie iſt eine Freundin der Lieder und erhört gerne, die ſie anrufen. Mit ihrem goldnen Halsſchmucke, Briſing, fährt ſie auf einem Wagen, der von zwei Katzen gezogen wird. Ihr Gemahl, Odr, iſt fern von ihr gezogen, ihn ſucht ſie und die Thränen, die ſie um ihn weint, ſind roth wie Gold. Kühn und tapfer iſt Tyr. Er waltet über den Sieg in der Schlacht, darum müſſen die Kriegsleute ihn anrufen. Zur Verſöhnlichkeit unter den Menſchen trägt er wenig bei. Einhändig iſt er, ſeit er die Kühnheit hatte, ſeine Hand dem Wolfe Fenrir in den Rachen zu ſtecken. Bragi iſt ein Meiſter in der Dichtkunſt, der Skalden erſter; nach ihm wird die Dichtkunſt Bragur genannt. Seine Frau iſt Idun. Sie verwahrt die Äpfel, wovon die Götter ſpeiſen, wenn ſie anfangen zu altern; davon werden ſie alle wieder jung. Als Idun einſt entführt war, wurden die Götter alt und grauhaarig. Die Aſin Saga trinkt jeden Tag mit Odin aus goldnen Schaalen. Der Götter Bote iſt Hermodr, Odins Sohn, ihr Wächter aber Heimdall, von neun Jungfrauen geboren, mit Goldzähnen. Dieſer wohnt am Ende des Himmels, um vor den Rieſen die Brücke Bifröſt zu wahren, die von der Erde zum Himmel geht und die wir Regenbogen nennen. Er bedarf weniger Schlaf als ein Vogel, ſieht bei Nacht ſo gut als am Tage, hundert

Meilen weit, und hört Gras und Wolle wachſen. Sein Horn, Gjallarhorn, wird in allen Welten gehört. Noch werden Andre den Aſen und Aſinnen beigezählt, darunter Loki, der Rieſenſohn, der Verleumder der Aſen, eine Schande für Götter und Menſchen. Er iſt von ſchönem Ausſehen, aber böſen und unbeſtändigen Sinnes. Vor Andern iſt er liſtig und behend. Er gibt den Aſen ſtets verderblichen Rath und hat ſie oft in ſchlimme Verlegenheit gebracht, oft aber half er ihnen wieder durch ſeine Schlauheit. Er hat Schuhe, womit er in der Luft und im Meere ſchreiten kann. Er hat mit der Rieſin Angurbodi drei ungeheure Weſen erzeugt: den Wolf Fenrir, der einſt Odin verſchlingen wird, die Erdſchlange, Jörmungand, die, mitten im Meere liegend, alle Länder umſpannt und ſich in den Schweif beißt, ſodann Hel, die Todesgöttin, von wildem und furchtbarem Ausſehen, halb blauer, halb menſchlicher Farbe, zu deren unterirdiſcher, hochumhegter Wohnung die geſandt werden, die vor Alter und an Krankheiten geſtorben ſind. Meineidige, Meuchelmörder, Ehebrecher kommen nach Naſtrönd, ein abſcheuliches Gebäude, fern von der Sonne, aus Schlangen gewoben, welche Gift nach innen ſpeien, ſo daß die Bewohner in Giftſtrömen waten.

Im Himmel aber ſind viel herrliche Wohnungen. Jedes der vornehmſten Aſen hat ſeinen eigenen Saal. Valhall, Odins weiter, leuchtender Saal, nimmt Diejenigen auf, die im Streit und auf dem Wahlplatze gefallen ſind. Sie heißen dann Einheriar. Valhalls Dach iſt mit goldenen Schildern belegt. Die Balken blinken von Gold. Auch die Wände ſind rundum mit Schildern, ſtatt mit Teppichen, geſchmückt und mit Speerſchäften getäfelt. Abends erhellen blanke Schwerter den Saal, ſo daß es keiner andern Erleuchtung bedarf. Dort ſpeiſen die Einheriar vom Fleiſche des Ebers Sährimnir, der jeden Tag gekocht wird und am Abend wieder ganz iſt. Aus dem Euter der Ziege Heidrun, die das Laub von den Zweigen des Baumes Lärad frißt, fließt ſoviel Meth, daß alle Einheriar vollauf davon zu trinken haben. Odin ſelbſt bedarf keiner Speiſe, da ihm Wein zum Trank und zur Speiſe dient. Das Eſſen, das auf ſeinen Tiſch kommt, gibt er ſeinen beiden Wölfen, Geri und Freki. Jeden Morgen rüſten ſich die Einheriar, gehen hinaus in den Hof, kämpfen und tödten einander; aber um die Zeit des Mahles reiten ſie wieder alle heim zum Saale, ſitzen einträchtig am Trinktiſch und trinken Bier mit den Aſen, das ihnen die Valkyrien bringen. Die Valkyrien ſind Jungfraun, die Odin zu jedem Kampf ausſendet. Sie reiten hin, um die Schlacht zu lenken, über den Sieg zu gebieten und den Männern den Tod zu wählen. Sie weben Gewebe der Schlacht mit Schwertern und bluttriefenden Speeren. In Valhall aber dienen ſie und walten des Bechers.

Der Götter heiligſte Stelle, wo ſie täglich Gericht halten, iſt bei der Eſche Yggdraſill. Ihre Zweige breiten ſich über die ganze Welt aus und reichen hinauf über den Himmel. Drei Wurzeln hat ſie, deren eine zu den Aſen und den Menſchen, die andre zu den Hrimthurſen, die dritte zu Niflheim und zum Brunnen Hvergelmir, der voll Schlangen iſt, ſich erſtreckt. Bei der mittlern Wurzel iſt Mimirs Brunnen, worin Weisheit und Verſtand verborgen ſind. Der Eigner des Brunnens iſt voll Weisheit, weil er jeden Morgen daraus trinkt. Einmal kam Allvater dahin und verlangte einen Trunk, der ihm aber nicht eher gewährt ward, bis er ein Auge zum Pfande ſetzte. Bei der Wurzel aber, die zu den Aſen geht, iſt Urds Brunnen, der ſehr heilig iſt. Zwei Schwäne ſchwimmen darin und an ihm wohnen die drei Nornen Urd, Verdandi und Skuld (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft), welche der Menſchen Lebenszeit beſtimmen und die Runen des Schickſals zeichnen. Täglich beſprengen ſie die Eſche mit dem Waſſer des Brunnens, damit ſie nicht verdorre noch verfaule. Mehr Drangſal duldet dieſe Eſche, als Sterbliche wiſſen: vier Hirſche laufen in ihren Zweigen umher und beißen die Knoſpen ab, an der Seite modert ſie, an der Wurzel, die zu Niflheim geht, nagt der Drache Nidhöggr. Oben ſitzt ein Aar, der viele Dinge weiß, zwiſchen ſeinen Augen der Habicht Vedurfölnir; das Eichhorn Ratatöskr aber läuft am Baume auf und ab und trägt des Adlers Worte der Schlange zu.

Außer den Göttern (Aſen), den Rieſen (Joten) und den Menſchen ſind noch andre Geſchlechter: die Vanen, die Alfen, die ſich in Lichtalfen und Schwarzalfen theilen; letztere werden auch gleichbedeutend mit den Zwergen genommen, die zuerſt als Würmer in des Urrieſen Ymers Fleiſche zu leben anfiengen, nachher aber mit Willen der Götter Verſtand und Menſchengeſtalt erhielten.

Der Kreis der Aſen ſelbſt hat ſich zum Theil durch Vermiſchung mit Vanen und Joten gebildet. Das Leben der Götter in Asgard iſt nicht von Anfang ſo geweſen und wird auch im Laufe der Zeiten vergehen. Als Asgard noch auf Erden ſtand, war ein goldnes Alter des Friedens, bis jene Vermiſchungen vorgiengen. Odin ſchleuderte den Speer unter das Volk und das ward der erſte Krieg auf Erden. Wohl werden die Ungeheuer, von denen den Göttern Verderben droht, gebunden, aber fortwährend ertönen die Weiſſagungen des Weltuntergangs, der Götterdämmerung, Ragnarök.

Noch iſt zwar die Macht der Götter geſichert, ſo lang Baldur der Gute lebt, Odins ſchöner und milder Sohn. Doch Baldur ſelbſt hat viele Träume, daß ſein Leben in Gefahr ſei. Als er ſie den Aſen erzählt, halten ſie Rath darüber und es wird beſchloſſen, ihm Sicherheit gegen jede Gefahr zu verſchaffen. Frigg, ſeine Mutter, nimmt hiernach einen Eid von Feuer, Waſſer, Eiſen und andern Metallen, Steinen, der Erde, den Bäumen, Krankheiten, giftigen Schlangen, Vögeln und andern Thieren, daß ſie Baldurn nicht ſchaden werden. Da dieſes feſtgeſetzt und Allen bekannt gemacht iſt, ergetzen ſich die Aſen damit, daß ſie ihn vorn in die Verſammlung ſtellen, wo einige auf ihn ſchießen, andre nach ihm hauen, wieder andre mit Steinen nach ihm werfen; und was ſie auch thun, er hat keinen Schaden davon. Als Loki dieſes ſieht, verdrießt es ihn; in Geſtalt eines Weibes begibt er ſich zu Frigg und forſcht ſie aus, ob denn alle mögliche Dinge geſchworen, Baldurs zu ſchonen. Frigg antwortet: „Es wächſt ein kleiner junger Baum weſtlich von Valhall, Miſteltein genannt; er ſchien mir zu jung, um ihn in Eid zu nehmen.“ Loki zieht nun den Miſteltein aus und geht dann damit zur Verſammlung. Der blinde Hödr, einer der Aſen, ſteht zu äußerſt im Kreiſe. Ihn redet Loki an und fragt: Warum ſchießeſt du nicht auf Baldurn? Hödr antwortet: Ich ſehe nicht und hab' auch keine Wehr. Ich will dir zeigen, wo er ſteht, und ſchieße dann auf ihn mit dieſer Gerte! Hödr nimmt Miſteltein und ſchießt nach Lokis Anweiſung auf Baldurn. Der Schuß durchbohrt dieſen und er fällt todt zur Erde. Sprachlos ſtehen die Aſen umher, dann brechen ſie in Thränen aus. Als ſie wieder mehr zur Beſinnung gekommen, fragt Frigg, wer von den Aſen ihre Gunſt gewinnen und zu der Unterwelt reiten wolle, um zu verſuchen, ob er Baldurn finden könne, und dann Hel Löſegeld zu bieten, falls ſie ihn zurück nach Asgard kommen laſſen wolle. Hermod der Schnelle, Odins Sohn, übernimmt dieſe Botſchaft. Auf Odins Roſſe Sleipnir reitet er hin. Die Aſen nehmen Baldurs Leiche und bringen ſie zur See. Sie ſoll auf einem Schiffe verbrannt werden. Baldurs Roſs wird mit allem Geſchirr zum Scheiterhaufen geführt. Nanna, Baldurs Frau, vergeht vor Gram und ihre Leiche wird mit der ſeinigen verbrannt. Thor hat den Scheiterhaufen mit ſeinem Hammer geweiht und Odin darauf ſeinen Goldring Draupnir gelegt, von dem fortan in jeder neunten Nacht acht gleich ſchöne Ringe tropfen. Hrimthurſen und Bergrieſen ſelbſt ſind bei dieſer Leichenfeier in großer Anzahl gegenwärtig. Indeſs reiſt Hermod neun Nächte durch dunkle und tiefe Thäler und erblickt kein Licht, bis er zum Fluſſe Gjöll kommt und über die Gjallarbrücke reitet, die mit ſchimmerndem Golde belegt iſt. Modgudur, eine Jungfrau, welche die Brücke bewacht, fragt ihn nach Namen und Geſchlecht. Sie ſetzt hinzu: Geſtern, da fünf Schaaren todter Männer über die Brücke ritten, donnerte ſie nicht ſo ſehr, als jetzt unter dir allein, auch haſt du keine Todtenfarbe; warum reiteſt du auf der Bahn der Todten? Hermod antwortet: Ich ſuche Baldurn; haſt du etwas von ihm in dieſen Gegenden geſehen? Sie ſagt ihm, daß Baldur über die Brücke geritten ſei; nördlich hinunter gehe der Weg zu Hel. Da reitet Hermod weiter fort, bis er die Umzäunung erreicht, die Hels Wohnung umgibt. Hier ſteigt er vom Roſſe und ſpannt den Gurt feſter, ſetzt ſich wieder auf und gibt ihm die Sporen. Das Roſs ſetzt über das Geheg. Hermod reitet darauf zum Saale, ſteigt ab und geht hinein, wo er Baldurn, ſeinen Bruder, auf der vornehmſten Stelle ſitzen ſieht. Er bleibt die Nacht über. Am Morgen verlangt er von Hel, daß ſie Baldurn mit ihm heim reiten laſſe, ihr vorſtellend, welche Trauer um ihn bei den Aſen ſei. Hel antwortet, es würde jetzt ſich zeigen, ob Baldur ſo allgemein geliebt ſei, als man ſage; denn wenn alle Dinge in der Welt, lebendige und lebloſe, ihn beweinen, ſoll er Erlaubnis erhalten, zu den Aſen zurückzukehren; dagegen aber ſoll er bei Hel bleiben, wenn Jemand Einwendung mache oder nicht weinen wolle. Hermod reitet heim nach Asgard und verkündigt, was er geſehen und gehört. Die Aſen ſenden jetzt Boten über die ganze Welt aus und fordern auf, Baldurn aus Hels Gewalt zu weinen. Alle thun es, Menſchen, Thiere, Erde, Steine, Bäume und alle Metalle, wie noch dieſe Dinge weinen, wenn ſie aus dem Froſt in die Wärme kommen. Als die

Boten nach wohl verrichtetem Geſchäft zurückkehren, finden ſie in einer Höhle ein Rieſenweib, das Thök heißt. Sie bitten auch dieſes, Baldurn zu beweinen. Das Weib aber antwortet: Mit trocknen Augen weint Thök über Baldurs Tod; weder im Leben, noch im Tode hatt' ich Gutes von ihm; Hel behalte ihren Raub! Man glaubt, daß dieſe Thök Niemand anders als Loki war, der den Aſen ſo vieles Übel zugefügt. So bleibt Baldur in der Unterwelt; Loki aber wird von den Aſen gefangen und über drei Felſenſpitzen feſtgebunden. Eine giftige Schlange wird über ihm aufgehängt, damit ihm das Gift derſelben auf ſein Angeſicht niedertropfe. Seine Frau Sigyn ſitzt neben ihm und hält ein Gefäß unter. Wenn dieſes voll iſt und ſie es hinwegträgt, tropft ihm indeſſen das Gift ins Geſicht, wobei er ſich ſo ſtark windet, daß die ganze Erde bebt; und dieß iſt die Urſache des Erdbebens. Dort liegt er ſo in Banden bis Ragnarök.

Dem Weltbrande voran geht eine böſe Zeit. Brüder tödten Brüder, Verwandte kämpfen mit Verwandten. Dann kommt Fimbulvetr (der große Winter), der aus drei Wintern, ohne einen Sommer dazwiſchen, beſteht. Beilzeit und Schwertzeit, Sturmzeit und Wolfzeit, ehe die Welt fällt. Bei den Joten kräht der feuerrothe Hahn, bei den Aſen der goldgelbe, in Hels unterirdiſchen Sälen der rußfarbige. Der gefeſſelte Wolf Fenrir heult. Alle Bande brechen, Loki wird frei. Die Erde bebt, die Zwerge ſeufzen am Felſenthore, Yggdraſil ſtöhnt und bebt. Das Meer ſchäumt über ſeine Ufer, denn die Midgardsſchlange wüthet und ſucht das Land. Da erhebt ſich Heimdal und bläſt ins Giallarhorn, daß es in allen Welten gehört wird, und ruft die Götter zum Kampfe. Odin ſpricht vergebens mit Mimers Haupte. Der Adler ſchreit und zerreißt Leichen, die Woge brauſt und das Schiff Naglfar, das aus den Nägeln der todten Menſchen gemacht iſt, wird los und vom Rieſen Hrymr geſteuert. Der Himmel aber ſpaltet ſich, Muſpels Söhne kommen reitend heraus, von Surtur angeführt, dem Allverbrenner, der von Feuerflammen umgeben iſt und deſſen Schwert heller als die Sonne leuchtet. Unter ihnen bricht die Himmelsbrücke Bifröſt. Loki vereinigt ſich mit Hels Söhnen, Hrymr mit allen Rieſen, um am allgemeinen Streite Theil zu nehmen. Alle Aſen waffnen ſich. Alle Einherien in Valhall ziehen aus mit ihnen. Zuvörderſt reitet Odin mit Goldhelm, Harniſch und Speer. Auf der unermeßlichen Ebene

Vigrid beginnt der letzte Kampf. Der Wolf verſchlingt Odin; aber Vidar, ſein Sohn, der ſchweigende ſtarke Aſe, rächt den Vater. Heimdall und Loki tödten einander. Freyr fällt durch Surtur. Thor tödtet die Erdſchlange, aber er fällt, von ihrem Gift erſtickt. Zuletzt ſchleudert Surtur Feuer über die Welt, die Sonne ſchwärzt ſich, die Erde ſinkt ins Meer, vom Himmel fallen die Sterne, um den Weltbaum raſt des Feuers Qualm, mit dem Himmel ſelbſt ſpielt die flammende Lohe.

Aber aus dem Meere ſteigt von Neuem eine grüne, ſchöne Erde, die Waſſer fallen, der Adler fängt Fiſche auf den Bergen. Korn wächſt, ohne geſät zu werden. Baldur, Hödr und andre der Aſen erſcheinen. Sie ſetzen ſich zuſammen und ſprechen von voriger Zeit. Auch ein Menſchenpaar hat ſich geborgen, von Morgenthau genährt, Lif und Lifthraſin. Von ihnen ſtammen die neuen Geſchlechter. Die Sonne hat eine Tochter geboren, ſchön wie die Mutter, deren Bahn ſie wandelt.

In den allgemeinern Zuſammenhang der nordiſchen Götterlehre, welcher hier im Umriſſe gegeben worden, fallen noch manche beſondre Sagen, worin mehr die einzelnen Götter in ihrem eigenthümlichen Weſen und Wirken hervortreten. Dieſe weitern Sagen werden wir nachher bei der Erläuterung des Ganzen benützen.

Als die Quellen, nach denen die obigen Auszüge gemacht und die noch weiter folgenden zu geben ſind, haben wir bereits die beiden Edden benannt. Von der Beſchaffenheit dieſer Quellen iſt hier Einiges anzufügen. Die ältere, ſämundiſche Edda enthält 16 heidniſch-mythologiſche Lieder. Sie ſind in der in altnordiſcher Dichtkunſt herkömmlichen Weiſe der Alliteration oder des Stabreims abgefaßt, noch nicht aber in den verwickeltern Formen der ausgebildeten Skaldenkunſt. Die Verfaſſer ſind, wie bei aller älteſten Poeſie, unbekannt, obgleich ſonſt ſchon vom neunten Jahrhundert an nicht leicht ein erheblicheres Skaldenlied gefunden wird, deſſen Verfaſſer nicht auch dem Namen nach bekannt geweſen wäre (Geijer 192). Die einzelnen Eddalieder verbreiten ſich bald mehr über den größern Zuſammenhang der Schöpfung und Götterwelt, ſo beſonders Völuſpa, die Weiſſagung der Wole; bald ſind ſie mehr auf beſondre Theile und Ereigniſſe der Göttergeſchichte lung „von der nordiſchen Mythologie“ (S. 120 ff.) ſeine Anſichten hierüber auszuführen. Er behauptet darin, was unter dem Namen nordiſche Mythologie auf uns gekommen, ſei niemals Glaube des Volks geweſen, ja nur einem äußerſt unbeträchtlichen Theil nach in demſelben begründet. Die Meinungen des Volks haben nur den erſten Keim hergegeben, der auf das freiſte und manigfaltigſte ausgebildet worden. Der Volksglaube ſtehe ſogar mit den mythiſchen Vorſtellungen im Widerſpruch. Überall ſeien chriſtliche Ideen hinzugekommen, auch rabbiniſch-cabbaliſtiſche. Dann ſei auch die griechiſch-römiſche Mythologie benützt worden, theils unmittelbar, theils durch Vermittlung der Angelſachſen. Der Hauptſache nach ſeien die nordiſchen Mythen zur Lehre und zum Beiſpiel für junge Dichter beſtimmt und zum Scherz, zur Zeitverkürzung erfunden, brauchbar als poetiſcher Stoff, als Verzierung der Gedichte, um ſo mehr, als die isländiſchen Dichter es für einen Vorzug gehalten, dem großen Haufen dunkel, nur den Eingeweihten verſtändlich zu ſingen. Die Vermiſchung des Chriſtlichen mit dem Heidniſchen laſſe ſich in Sagen und Liedern nachweiſen. Schon vor der Verkündigung des Chriſtenthums im Norden habe zwiſchen Chriſten und Heiden ein genauer Verkehr Statt gefunden. Die Heiden haben die neue Religion zur Bereicherung ihrer armen vaterländiſchen Götterlehre benützt. Die Bekehrer ſeien ihrerſeits geneigt geweſen, das Alte dem Neuen zu verknüpfen, ſie haben in den alten Vorſtellungen Punkte aufgeſucht, um auf denſelben ein neues Gebäude aufzuführen. Eben weil jene Mythen ſpäter entſtanden, weil ſie nie Glaube des Volks geweſen, ſondern nur erfunden worden, um in der Dichtkunſt zur poetiſchen Farbengebung zu dienen, habe die Geiſtlichkeit ſie geduldet, ja, ſelbſt dichtend, ſich ihrer bedient, ſie erweitert und vermehrt. Auch werden die alten Götter meiſt in einem komiſchen oder verächtlichen Lichte dargeſtellt. Es komme demnach dieſer Mythologie keine andre Bedeutung zu, als die jede einzelne Mythe in ſich trage, als Hervorbringung eines mehr oder minder glücklichen Dichters. Vergeblich ſeien von jeher die Verſuche geweſen, ſie mit den Mythen der älteſten und entfernteſten Völker in Zuſammenhang zu bringen, oder ſie als Glieder eines Syſtems zu erklären.

Gegen dieſe Anſicht erhob ſich P. E. Müller, vorzüglich in folgender Schrift:

Über die Ächtheit der Aſalehre und den Werth der Snorreiſchen Edda, von P. E. Müller. Aus der däniſchen Handſchrift überſetzt von L. C. Sander. Kopenhagen 1811.

Er macht darin vorzüglich geltend, die Kenningar (ein Stück der Skalda) enthalten eine Sammlung poetiſcher Umſchreibungen und Benennungen Odins, Thors, Balders, Freyrs und der übrigen Aſen, ſo wie auch Lokis, dann der Göttinnen Frigg, Sif, Idun, ferner der Welt, der Erde, des Meers u. ſ. w., belegt durch ungefähr 500 Bruchſtücke von etwa 80 namentlich aufgezählten Dichtern, welche gröſtentheils, geſchichtlichen Quellen zufolge, vom 9ten bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts gelebt haben. Dieſe Bruchſtücke, je aus 4 bis 8 Zeilen, etliche aus mehreren Strophen beſtehend, ſeien voll von mythiſchen Anſpielungen und deuten auf dieſelben Mythen hin, welche der erſte mythologiſche Theil der Edda proſaiſch darſtelle. Hieraus folge, daß auch die letztern nicht willkürlich erdichtet ſeien, man müſte denn jene 500 als Muſter der poetiſchen Sprache ausgehobenen Liederſtellen, in ihrer fragmentariſchen Geſtalt, bei aller Verſchiedenheit des Inhalts, des Tones und Versbaus, und hinwieder bei der gröſten Gleichheit derjenigen, welche unter demſelben Namen angeführt werden, ſämmtlich für unecht erklären, was ein höchſt unwahrſcheinliches Gewebe von Betrug und Lügen vorausſetzen würde.

An dieſer Streitſache haben beſonders noch die Brüder Grimm, als Verfechter der Echtheit, Theil genommen:

W. C. Grimm, Recenſion der mülleriſchen Schrift in den Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur, 1811. Nr. 49. 50. Auch ſchon in der Abhandlung: über die Entſtehung der altdeutſchen Poeſie und ihr Verhältnis zu der nordiſchen, in den Studien, 1808. II. S. 221 ff.

J. Grimm, Recenſion von Rühs Edda in der Leipziger Litteratur-Zeitung. 1812. Nr. 287. 288.

Wie könne, wird weiter angeführt, überhaupt von einer Erfindung der Mythologie geredet werden, wo noch die Spuren von dem Cultus der alten Götter ſichtbar ſeien, wo in ſo vielen Sagen und Geſängen ſie uns entgegentreten? Niemals ſei eine neue Mythologie erfunden worden, ſo wenig als eine neue Sprache. Welche Geiſter könnten auch ſo gedichtet haben, daß ſie unbewuſt mit den erſt ſpät nachher in Europa bekannt gewordenen Mythen der älteſten und entfernteſten

Völker überraſchend zuſammentreffen! Der erſte und wichtigſte Beweis der Echtheit ſei der innere. An ſich ſelbſt, kraft des ihnen inwohnenden Geiſtes, ſeien die Geſänge der ältern Edda und die Mythen der jüngern die ſicherſten Quellen.

Neuerlich hat Geijer im erſten Theil ſeiner Geſchichte von Schweden (S. 185 ff.) die Frage über die Echtheit der nordiſchen Mythologie ſehr befriedigend abgehandelt. Er führt den Beweis ihrer Echtheit aus dem Zuſammenhange der Götterſage mit dem Ganzen der Litteratur und Bildung des alten Nordens.

Die innere Lebenskraft dieſer Götterſage und der eben erwähnte weitere Zuſammenhang ſind auch die entſcheidendſten Gründe der Echtheit. Unſer fernerer Gang durch die Sagenwelt der germaniſchen Völker wird uns auch die Mythen der Edda in ihrer volksthümlichen Geltung bewährt zeigen.

Im Ganzen wird die Frage von der Echtheit der nordiſchen Götterſage von den neueren Litteratoren für abgemacht angeſehen. Sie reduciert ſich nur noch auf die Kritik einzelner Stellen der Edden, bei denen man die Spur einer ſpätern, chriſtlichen Anſicht zu bemerken glaubt. Gleichwohl glaubte ich dieſe Streitfrage nicht umgehen zu dürfen, da man leicht in ältern, ſonſt verdienſtlichen Schriften auf Anſichten ſtoßen kann, welche den, der mit den Momenten dieſes Streites nicht bekannt wäre, irre machen könnten. Die Spaltung der Meinungen wäre wohl auch niemals in ſolchem Grade eingetreten, wenn zu der Zeit, da der Streit ſich erhob, die mythiſchen Geſänge der ältern Edda ſchon in der Vollſtändigkeit herausgegeben geweſen wären, in der ſie jetzt vorliegen.

Was die neueren Forſcher ernſtlicher beſchäftigt, iſt die Frage über die Bedeutung dieſer Mythologie; und dieſe Frage wird man auch noch lange nicht für erledigt anſehen dürfen, bis in das Einzelnſte der Bilder und Sagen wohl niemals.

Je länger und näher man die nordiſchen Mythen betrachtet, um ſo mehr machen ſie den Eindruck eines großartigen und ſinnvollen Ganzen. Es iſt auch auf ihre Erklärung ſchon viel Scharfſinn und Gelehrſamkeit verwendet worden. Eine bedeutende Schwierigkeit liegt in der etymologiſchen Deutung der Namen. Denn davon überzeugt man ſich bald, daß die Namen der mythiſchen Perſonen und Gegenſtände nicht hiſtoriſche ſind, ſondern Bezeichnungen aus Weſen und

Eigenſchaft. Darum müſten wir auch über Letzteres durch eine richtige Etymologie vielfach verſtändigt werden. Einige Namen, deren Bedeutung völlig klar iſt, ſind in obigem Auszuge als ſolche bemerklich gemacht worden. Wenn es aber bei den meiſten entſchieden iſt, daß ſie Sachbezeichnungen ſind, und man nur häufig zwiſchen verſchiedenen, für möglich angeſehenen Bedeutungen ſchwankt, ſo darf auch auf die gleiche Bewandtnis bei den übrigen, noch nicht erklärten, geſchloſſen werden. Aber auch geborne Isländer, die ſich eifrig mit Commentierung der Edden beſchäftigt, haben doch noch Vieles und darunter manche der erheblichſten Namen unentziffert gelaſſen oder doch nicht genügend aufgehellt. J. Grimm gibt in der Vorrede zu den deutſchen Rechtsalterthümern (S. XVIII) Hoffnung, daß er auf ähnliche Weiſe wie dieſe (alſo ausgedehnt auf den ganzen germaniſchen Völkerſtamm), auch die Geſchichte des heidniſchen Glaubens der Deutſchen bearbeiten werde. Durch einen ſolchen Sprachforſcher dürften wir allerdings erwarten, in jener etymologiſchen Erklärung beträchtlich weiter geführt zu werden.

Aus der ſehr umfangreichen Litteratur der nordiſchen Mythenerklärung mache ich folgende neuere Schriftſteller namhaft:

Finn Magnuſen, aus einem isländiſchen Geſchlechte, der vorzüglich in folgenden drei Werken für die Erklärung der ſkandinaviſchen Mythologie mit großem Fleiße gearbeitet hat: in ſeiner däniſchen Überſetzung und Erklärung der ältern Edda, 4 Bände, Kopenhagen 1821 bis 1823; in ſeiner, gleichfalls däniſch geſchriebenen Eddalehre, 4 Bände, Kopenhagen 1824 bis 1826; ſodann in: Priscæ veterum Borealium Mythologiæ Lexicon, auctore Finno Magnusen. Havniæ 1828. 4.

Mone in der angeführten Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa. Theil 1. Leipzig 1822. S. 309 ff.

F. Münter, Geſchichte der Einführung des Chriſtenthums in Dänemark und Norwegen. Leipzig 1823. (Auch als 1ter Theil ſeiner Kirchengeſchichte von Dänemark und Norwegen.)

E. G. Geijer, Geſchichte von Schweden, Theil 1, ſchwediſch, Upſala 1825. Hievon eine deutſche Überſetzung auch unter dem beſondern Titel: Schwedens Urgeſchichte, Sulzbach 1826.

Die verſchiedenen Richtungen dieſer Schriftſteller laſſen ſich kürzlich dahin bezeichnen, daß bei Finn Magnuſen die phyſiſche, bei Mone die philoſophiſche und bei Münter die hiſtoriſche Mythendeutung vorherrſcht.

Görres macht in ſeiner Mythengeſchichte der aſiatiſchen Welt, aus

Anlaß der verſchiedenartigen Erklärungen der perſiſchen Mythenlehre, die ſehr beachtenswerthe Bemerkung (S. 237):

> „Jede Erklärungsart hat ihre eigene wahre Seite, durch deren Hervorheben ſie im ganzen Umfange wahrſcheinlich gemacht werden mag; jede aber muß vieles fallen laſſen, was ſie nicht aufnehmen kann, und daraus läßt ſich dann jedesmal ihre Widerlegung führen. Die eigentliche Wahrheit iſt, daß die Lehre ſelbſt alle zuſammen, und keine von allen iſt; daß ſie darſtellt die ganze Naturanſicht, chronologiſch, aſtronomiſch, phyſiſch, geographiſch, hiſtoriſch und philoſophiſch, ſo weit ſie die damalige Welt erkannt; daß ſie aber keineswegs ein einzelnes Moment ſelbſt, bis zur höchſten Sonderung und Schärfe getrieben, für ſich ergreift, eine Scheidung, die nur ſpäterer Zeit eigenthümlich ſein kann.“

In ähnlichem Sinne ſtellt Geijer (S. 284) ſeiner Erklärung den Satz voran, die Mythologie der Nordländer, wie die andrer Völker, enthalte alte Vorſtellungen über die Geſchichte der Natur, über die Geſchichte der Menſchen und Religionen, endlich über die Geſchichte des Volkes ſelbſt, und daß ſie dieß alles in einander und auf einmal darſtelle, ſei es gerade, was das mythiſche Zeitalter der Geſchichte bezeichne. Nach den angegebenen drei Geſichtspunkten geſondert, nimmt er dann die Erklärung vor. Beſonders aber iſt noch anzurühmen, daß Geijer auch einen von manchen Mythenerklärern allzuſehr vernachläßigten Geſichtspunkt gewürdigt hat, den poetiſchen. Nicht als ob er dieſem gleichfalls einen beſondern Abſchnitt gewidmet hätte, was auch nicht vonnöthen war, da die poetiſche Betrachtungsweiſe ſich beſſer durch das Ganze äußert. Nur beiläufig in einer Note ſteht, zunächſt in Beziehung auf die naturgeſchichtlichen Deutungen Finn Magnuſens, folgende inhaltreiche Bemerkung (S. 290):

> „Sicherlich findet ſich hier, wie in allen Mythologieen, eine phyſiſche Bedeutung. Nur muß man bedenken, daß ſie nicht die einzige iſt, und daß unter andern auch deshalb alle Erklärung aus dieſem oder einem andern beſondern Geſichtspunkt nicht glücken kann u. ſ. w. Überhaupt wird keine Mythologie durch die bloß allegoriſche Erklärungsart erſchöpft, weil keine bloß durch Allegorie entſtanden iſt. Die meiſt dem Verſtande angehörige Handlung, welche zu einem gegebenen Begriffe ein Bild ſucht, iſt eine ganz andre, viel abſtractere und unfruchtbarere Thätigkeit, als diejenige, deren lebendigem Schooße dieſe alten Bilder entquollen. Hier iſt nicht das Bild zum Begriffe gekommen. Im Gegentheil hat der Begriff vom Anfang als Bild beſtanden. Dieſe unauflösliche Verſchmelzung des Begriffes und Bildes in den Mythologieen mag immer den allegoriſchen

Erklärer zur Verzweiflung bringen; bloß durch ſie aber haben dieſe Bilder ihre Selbſtſtändigkeit erhalten, lebten, bewegten ſich, erzeugten in manigfaltigen Combinationen andre Bilder aus ſich, nicht nach den Geſetzen des berechnenden Verſtandes, ſondern nach dem Bedürfniſſe und Gefallen der unbewuſt ſchaffenden Einbildungskraft. Daraus folgt nicht, daß dieſe Bilder nicht aus mehr als Einem Geſichtspunkt eine Bedeutung im Ganzen haben können: aber dieſe verträgt ſich ganz gut mit der Selbſtſtändigkeit der Bilder, ja ſie ſpricht ſich poetiſch um ſo kräftiger aus, je ungeſuchter die Bedeutung erſcheint."

Bei allen den gelehrten und geiſtreichen Bemühungen, welche von den genannten und andern Forſchern des nordiſchen Alterthums zur Erklärung der Götterſage vorgenommen worden ſind, kann es gleichwohl, ſo wie die Sache jetzt noch ſteht, Keinem, der von dieſer Mythologie zu handeln hat, erlaſſen ſein, die Deutung auf ſeine eigene Weiſe, nach dem ſelbſtempfangenen Eindruck zu verſuchen, mag er damit viel oder wenig zu leiſten hoffen. Denn wie viel man auch den Vorgängern verdanken mag, ſo werden doch über einen ſo verwickelten und vieldeutigen Gegenſtand nicht wohl zwei nach allen Theilen übereinſtimmen. Ein ſolcher Verſuch ſoll nun auch im Folgenden gemacht werden, jedoch nur inſoweit als die Aufhellung des Ganzen durch eine überſichtliche Anordnung deſſelben nach ſeinen größern Gruppen und hervorſtechendern Geſtalten zu erreichen iſt.

Eine alles Einzelne durchdringende Erforſchung und Erklärung dieſer Mythologie, welche überhaupt nur auf etymologiſchem und exegetiſchem Wege auszuführen wäre, würde füglich für ſich allein einen Semeſtralcurſus ausmachen.

Es iſt die Sage der Sagen, mit der wir begonnen, die Sage vom All, die bildliche Geſchichte vom Werden, Beſtehen und künftigen Untergange der Welt und aller Kräfte, die in ihr wirken.

Das Erſte, was aus dem Nichts aufſteigt, zu beiden Seiten des leeren Abgrunds Ginnungagap, iſt der Gegenſatz von Niflheim (Nebelwelt) und Muſpelheim (noch nicht etymologiſch erklärt), von Waſſer und Feuer, Kälte und Wärme, Dunkel und Licht, Nord und Süd. Aus dem Zuſammentreffen dieſer entgegengeſetzten Elemente gehen erſt die unorganiſchen, dann die organiſchen Bildungen hervor. Stamm der unorganiſchen iſt der Urrieſe Ymer, aus deſſen Leib und Gliedern der Weltbau geformt wird. Die organiſchen Bildungen werden von der

Kuh Audumbla, ſelbſt einem Urtypus des Organiſchen, aus den Salzſteinen hervorgeleckt. Bur, das erſte, vollkommnere organiſche Weſen, das auf dieſe Weiſe entſteht, iſt der Stammvater der Götter, welche den Weltbau aus dem Rieſenleibe aufführen und darein aus Bäumen die Menſchen erſchaffen und begeiſtigen.

Aber wie aus der gegenſeitigen Bindung jener beiden Elemente das All erſchaffen iſt, ſo wird es durch die Wiederauflöſung dieſes Bandes künftig zerſtört; Niflheims und Muſpelheims entbundene Mächte brechen los und zertrümmern den Weltbau; erſt der große Winter (Fimbulvetr), der Winter von drei Wintern, dann der verzehrende Weltbrand. Die Götter ſelbſt, wie ſie im Ganzen der Weltſchöpfung geworden, ſind auch nur Mächte in der Zeit und mit der Entbindung der Gegenſätze, aus deren Vermittlung das Weltganze und ſie ſelbſt hervorgegangen, müſſen auch ſie wieder untergehn. (Wie die Aſen regin, Mächte, genannt werden, ſo heißt das Weltende ragna-rök, der Mächte Dämmerung oder Verderben. Lex. myth. 382. 392. Vergl. Gramm. 1, 473. 553.)

Dieß die materielle Seite des Weltganzen; aber durch dasſelbe zieht auch ein lebendiger Geiſt; woher aber der Geiſt ſtamme, von wo er den Göttern, denen er inwohnt und die ihn ſelbſt wieder den Menſchen einhauchen, zugekommen, darüber iſt nichts ausgeſprochen.

Nun beſagt zwar die jüngere Edda bei der Schöpfung des Urrieſen aus dem thauenden Eiſe[1]:

> Da wurden die Tropfen belebt durch die Kraft deſſen, der die Hitze dahin ſandte, und war eines Mannes Geſtalt, der Ymer genannt ward.

Mone bemerkt (1, 316) zu dieſer Stelle:

> Warum die Gegenſätze zur Vereinigung getäuſcht (eine der Etymologieen von ginnunga) werden, das iſt ein Geheimnis, an welches die nordiſche Religion den Glauben an den einen, unbegreiflichen Gott anknüpfte. Durch ſeine Kraft wird die Hitze geſendet, durch ihn die Gegenſätze getäuſcht, durch ihn bekommen die Tropfen Leben, darum iſt er der Unbegreifliche, der über alle Welt erhaben iſt, der nie ſtirbt, weil er nie geboren wurde. Es iſt das eine große und herrliche Idee von Gott, welche der chriſtlichen völlig gleich kommt.

---

[1] Edda Resen. Dæmes. IV. D. 3: Þa kviknudu Droparne aff krapte Þess er til sende hittann, og var Manns Lyknide, og er sá neffndur Ymer. [Ed. hafn. 1848. 1, 42. K.]

Allein der Satz, auf welchem hiebei der Nachdruck liegt, „daß die Tropfen ſchöpferiſch belebt worden, durch die Kraft deſſen, der die Hitze geſandt", findet ſich nur in der proſaiſchen Edda, nicht in den älteren Eddaliedern von der Schöpfungsgeſchichte. Iſt er aber auch nicht bloß eine ſpätere Erläuterung, ſo wird er doch am einfachſten auf Surtur bezogen, den Herrſcher von Muſpelheim, der auch einſt von da ausfährt mit Muſpells Söhnen und die Welt mit Feuer zerſtört. Zwar iſt nun dieſer Surtur eben als der unſichtbare und unbegreifliche Gott ausgelegt worden, von dem der Demiurg Odin nur eine Emanation ſei (F. Magnuſen, Lex. myth. S. 452. Mone ſelbſt nimmt es nicht ſo; 1, 451); mit Recht hat aber Geijer (S. 280*) dagegen angeführt, daß Surtur, der Schwarze, beim letzten Kampfe die böſen Weſen Loki, Fenrir u. ſ. w. zu Genoſſen habe, alſo keine höhere Offenbarung der Gottheit ſelbſt ſein könne. Als Gebieter von Muſpelheim iſt er augenſcheinlich nur der Elementargeiſt der Feuerwelt.

Um das geiſtige Element dieſer mythiſchen Weltſchöpfung und ſein Verhältnis zum materiellen beſtimmter zu erkennen, iſt es nöthig, auf die verſchiedenen Weſenklaſſen, die in ihr bedeutend hervortreten, näher einzugehen und ſie in ihrer charakteriſtiſchen Erſcheinung und Wirkſamkeit zu verfolgen. Es ſind ihrer ſechſerlei: Joten, Vanen, Aſen: Schwarzalfen, Lichtalfen, Menſchen; von dieſen ſind wieder nach Mones paſſender Claſſification (1, 110) den Joten die Schwarzalfen oder Zwerge, den Vanen die Lichtalfen, den Aſen die Menſchen zuzutheilen; der Natur nach gleichartig, aber in verſchiedenem Maaße der Macht und Höhe.

In dieſen dreierlei Hauptklaſſen zeigen ſich wieder die bei der Weltſchöpfung wirkſam geweſenen Gegenſätze und ihre verſchiedenen Bindungen. Am nächſten gegen Niflheim, die Welt der Kälte und Finſternis, auf der Nordſeite, ſtehen die Joten, am nächſten gegen Muſpelheim, die Wärme- und Lichtwelt, auf der Südſeite, die Vanen, von deren Entſtehung die hier offenbar fragmentariſche Schöpfungsſage zwar nichts meldet, deren ganze Erſcheinung aber ihnen jene Stellung anweiſt; in der Mitte zwiſchen Nord und Süd ſtehen die Aſen. In ihnen liegt die volle Bindung aller entgegengeſetzten Kräfte. Sie werden auch wirklich Bönd (Bande) und Höpt (Hafte) genannt (Lex. myth. 43. 139). Doch lege ich auf ſolche vieldeutige Benennungen, aus denen man nur allzu Verſchiedenartiges ſchon bewieſen hat, keinen Werth. Wir müſſen uns in der Mythendeutung an die klarſte Erſcheinung, an Bild und Handlung, halten. Bei dieſer Probe werden uns aber die Aſen wirklich in jener bindenden Mitte ſich erweiſen. Zugleich wird ſich uns zeigen, daß, wie in Joten und Vanen das Materielle, die Naturkraft, ſo in den Aſen das Ideelle, die Geiſtesmacht, vorherrſcht, alſo eben ſie das geiſtige Element des Weltganzen darſtellen.

Wir folgen nun dieſen drei Weſenarten, deren Unterſchiede wir bisher nur im Allgemeinſten angegeben, in ihr beſondres Leben und in ihre einzelnen bedeutendern Geſtaltungen. Die Grundverſchiedenheit der drei Arten werden wir im Ganzen unverrückt finden; aber wie in der Natur ſelbſt die manigfaltigſten Miſchungen und Übergänge ſtattfinden, ſo wird auch die in den mythiſchen Bildern ſchaffende Einbildungskraft ſelbſtändige Geſtalten und Charaktere von manigfacher Zuſammenſetzung der Eigenſchaften ins Leben rufen; und ſowie das geiſtige Element ſich in Bild und Handlung verſinnlicht, ſo werden wir es hinwieder die materiellen Beſtandtheile der erſchaffenen Welt geiſtig belebend ergreifen ſehen, und zwar in der Art, daß die phyſiſchen Gewalten und Gegenſätze zu ethiſchen erhoben werden.

Zuerſt alſo vom Geſchlechte der Joten (Jötun, Pl. Jötnar)! Sie ſtammen, wie wir wiſſen, von dem Urrieſen Ymer. So wie dieſer im nördlichen Theile von Ginnungagap, dem leeren Abgrunde, in dem Theile, der, Niflheim zunächſt, voll von Eis und Froſt, voll Sturmes und Unwetters iſt, und wohin die belebenden Funken aus Muſpelheim den weiteſten Weg zu machen hatten, aus Eisſchichten erwachſen iſt, ſo ſind auch ſeine Abkömmlinge fortwährend Hrimthurſen, Eisrieſen, Bewohner des rauhen, unfruchtbaren Gebirgs, Bergrieſen (bergrisar). Ihr Wohnſitz, Jötunheim, iſt ihnen außerhalb der von Aſen und Menſchen bewohnten Bezirke, in Utgard, angewieſen. Aber beſtändig bedrohen ſie, die Reifkalten (hrîmkalldr, pruinâ frigidus, Beiwort der Joten), als feindliche Wintermächte, die Mittelwelt und längſt würden in ihr keine Menſchen mehr wohnen (Edd. II, 146), wenn nicht die Aſen, die Erhalter der Welt, einen Bändiger, eine Sommerkraft, gegen ſie ausſendeten, den Donnergott Thor, den ſtärkſten der Götter, deſſen Hammer Mjölnir (Zermalmer) der Rieſen Schrecken iſt. Gegen dieſe materiellſten Naturkräfte muß derjenige der Aſen kämpfen, deunter ihnen ſelbſt der unbeholfenſte, ungeiſtigſte iſt, aber den Gürtel der Kraft (Megingjardir) um die Lenden trägt. (Lex. myth. 623 f.)

In dieſer Eigenſchaft, als Wintermächte, als die Gegner Thors, ſind uns die Joten in einer Reihe von Erzählungen dargeſtellt, von denen ich Einiges aushebe, da ſie uns am beſten den Blick in die Rieſenwelt eröffnen [1].

Jüngere Edda S. 206 ff. Gräters Nordiſche Blumen S. 93 ff.***

In der jüngern Edda heißt es einmal (Rühs S. 185): „Keiner iſt ſo kundig, daß er alle Großthaten Thors erzählen könnte; ich kann deren ſo viele berichten, daß der Tag nicht hinreichen würde, um Alles zu ſagen, was ich weiß.“ Die vielen Geſchichten, welche hier gemeint ſind, beziehen ſich ohne Zweifel alle auf Thors Kämpfe mit dem Rieſengeſchlechte. Außer den Abenteuern bei Utgardloki und Thrym ſind auch wirklich noch verſchiedene Abenteuer dieſer Art in den Edden erzählt: Thors Fiſchfang mit dem eisbartigen Rieſen Hymir, wobei er die ungeheure Midgardsſchlange mit einem Ochſenkopf anködert und aus dem Meer emporzieht, den Rieſen aber über Bord wirft; ſein ſiegreicher Zweikampf mit dem Rieſen Hrungnir, der ein viereckiges Herz von Stein hat, auch einen ſteinernen Kopf, einen Steinſchild und eine Steinkeule, die Thors geworfener Hammer in Stücke ſchlägt, woher alle Schleifſteine kommen u. ſ. w.

Man iſt darüber einverſtanden, daß in dem gröſten Theile dieſer Fabeln der bald mehr, bald minder glückliche Kampf des Sommers mit dem Winter, die ſich beſtändig die Wage halten, dargeſtellt iſt. In den Abenteuern mit Utgardloki iſt Thor im Nachtheil, einer ſeiner Böcke wird hinkend, ſeine gewaltigſten Hammerſchläge auf des Rieſen Haupt dringen doch nicht durch, ſeine und ſeiner Gefährten Kraftanſtrengungen in den Wettkämpfen, ſo ungeheuer ſie ſind, erringen doch nicht den Sieg; es iſt die Winterzeit, wo der Donnergott nichts vermag, wo ſeine Schläge fruchtlos fallen, im fernen Utgard, im äußerſten Winterreiche richtet auch der ſtarke Thor nichts aus. Beſſer ſteht ſeine Sache im Thrymsliede. Er erwacht aus dem Schlafe, während deſſen ihm die Winterrieſen den Hammer geſtohlen; dieſe verlangen die ſchöne Freya, eine Sommergöttin, die ſie ſtets den Aſen zu entreißen trachten. Da kommt Thor, als Freya verhüllt, der Donner in der Frühlingswolke, ſeine Augen flammen unter dem Schleier und ſein Hammer fährt zerſchmetternd auf des Rieſen Haupt. An der Grenze des Jotenreiches, bei den Steingehegen (Griótúnagardar), an der Grenzſcheide der Jahrszeiten, beſteht er auch als Sieger den Zweikampf mit dem Steinrieſen, von deſſen ſchwerem Fall er faſt ſelbſt erdrückt wird.

---

[1] [Ausführlichere Behandlung in den Sagenforſchungen Th. 1. K.]

So klar aber dieſe Verhältniſſe im Ganzen ſind, ſo ſchwierig iſt die Erklärung der einzelnen Umſtände.

Hören wir z. B., wie Mone den zuerſt vorgetragenen Mythus von Thors Zuge zu Utgardloki in das Einzelne deutet, B. I, 407 ff.!***

Es iſt nicht zu beſtreiten daß die Allegorie des Ganzen, der Gegenſatz und Kampf der Winter- und Sommermächte, auch in den Einzelheiten durchblicke und daß die Mythendeutung ſich anzuſtrengen habe, die allegoriſchen Beziehungen, ſoweit es ohne Zwang geſchehen kann, zu verfolgen; wenn z. B. Thialfi, der Reiſegefährte des Donnergottes, zugleich ein behender Wettläufer iſt, ſo fordert er allerdings zu der Forſchung auf, ob nicht ſein Name ihn als Strahl, Windſtoß, als irgend eine den Donner begleitende raſche Naturerſcheinung bezeichne und dann auch in ſeiner Schweſter Röſkva ein ähnliches Phänomen zu finden ſei. Ebenſo wenig iſt zu miskennen, daß auch die Naturmythen im größern Zuſammenhang der Eddalehre geiſtigere Verbindungen anknüpfen. Aber eine ſolche Menge und bunte Miſchung phyſiſcher und philoſophiſcher Beziehungen in der einen Erzählung würde mir gerade die Hauptſache, die Entſtehung einer lebendigen und für ſich anſchaulichen Sagendichtung, völlig unerklärbar machen. Gewiſs Niemand, als der gelehrte Ausleger ſelbſt, hat jemals in der ergetzlichen Rieſengeſchichte all dieſen Sinn entdecken können, und doch ſind dieſe Naturmythen ohne Zweifel einſt bei den Jahresfeſten der ſkandinaviſchen Völker geſagt und geſungen worden; namentlich der Mythus von dem als Freya verkleideten Thor bewährt ſeine volksmäßige Be[illegible]tung dadurch, daß er noch bis in neuere Zeit, wie wir ſpäter ſehen werden, als nordiſches Volkslied fortgedauert hat. Wenn Mone in der beſprochenen Sage einen recht auffallenden Beweis findet, wie man alle Weſen im nordiſchen Glauben als perſonificierte Ideen anſehen müſſe, ſo unterliegt zwar die ſinnbildliche Beſchaffenheit dieſer Weſen überhaupt keinem Zweifel, aber daß Sommer und Winter ſich die Herrſchaft ſtreitig machen, iſt noch keine bedeutſame Idee, es iſt eine höchſt einfache Thatſache, und der Mythus wäre ein ſehr gehaltloſer, wenn er keinen Zweck hätte, als unter allerlei Verhüllungen jene Thatſache durchſcheinen zu laſſen. Sein Verdienſt beruht vielmehr darin, daß er das naturgeſchichtliche Faktum in einer Reihe belebter Geſtalten, in einer epiſch bewegten Handlung, darzuſtellen weiß. Es iſt der poetiſche Geſichtspunkt, den ich früher mit Geijers Worten angedeutet habe, der uns zum volleren Verſtändnis dieſer Sagen leiten muß. Sie ſind in ihren Grundzügen allegoriſch, auch die Bilder haben bis auf einen gewiſſen Grad dieſe Eigenſchaft; aber ohne daß ſich eine beſtimmte Grenzſcheide ziehen ließe, beginnen ſie ihr ſelbſtändiges Leben zu entwickeln und den allegoriſchen Umriß mit freien Schöpfungen auszufüllen. Es ſtehen ſich im fraglichen Mythus zwei Gewalten gegenüber, die eine rieſenhaft, ſtarr und ſteinern, die andre gedrungen, raſch und ſchlagend. Anſtrengung und Widerſtand in ihrem Kampfe, auf beiden Seiten maaßlos, darzuſtellen, war die Aufgabe der Poeſie. Sie that es mit Hülfe aller Bilder des Ungeheuren, die in dieſen Kreis fielen. Thor trinkt das Meer zur Ebbe, er lüpft die Erdſchlange, er beugt dem Alter kaum ein Knie, Alles Ausdruck ſeiner furchtbaren Kraft, ohne daß es irgend einer entferntern Beziehung bedürfte; Thialfi, ſei er Wetterſtrahl oder Gewitterſturm, wird nur von Hugi, dem Gedanken, im Wettlauf überholt, wieder nur Ausdruck der äußerſten Schnelligkeit, ohne daß man nöthig hätte, den in der materiellen Rieſenwelt fremdartig ſcheinenden Gedanken für den Gedanken des Gemüths, nicht der Vernunft, zu erklären. Erkennen wir in dieſer ganzen Mythenwelt nicht die frei waltende Kraft der Phantaſie, ſo entgeht uns ihr Beſtes und Eigenthümlichſtes, und übrig bleibt uns, als Frucht alles aufgewendeten Scharfſinns, nichts, als der Bodenſatz naturgeſchichtlicher Binſenwahrheiten und zweifelhafter Philoſopheme, die für unſre Zeit durchaus keinen ſpekulativen Werth haben können.

Ich habe mich bei dieſem Beiſpiel etwas länger verweilt, weil es beſonders tauglich ſchien, einige früher nur im Allgemeinen geäußerte Anſichten über die Auslegung der Mythen zu erläutern.

Auf die Seite der Winterrieſen, zum Jotengeſchlecht überhaupt, werden noch weiter gezählt: die Nacht (Nótt); Ägir, der Herrſcher des Meeres, und ſeine Gemahlin, Ran; Hräſvelgr, der Adlerrieſe, der am

Ende des Himmels (ank Nordpol) ſitzt und durch den Schwung ſeiner ungeheuren Flügel den Wind verurſacht, der über die Waſſer fährt, Leichenſchlinger, weil er die Menſchen im Seeſturme verderbt; dann der Wolf Fenrir und die Midgardsſchlange, von denen nachher mehr; auch Hel, die Todesgöttin in Niflheim, deren unterirdiſcher Saal Elvidnir (nimbos sive procellas late accipiens, Lex. mytb. 150^{b}) heißt, ihre Schüſſel Hungr, ihr Meſſer Sultr (Verſchmachten), ihr Knecht Ganglati, ihre Magd Ganglöt (die Trägen, Säumiggehenden) u. ſ. w.

Das Jotengeſchlecht überhaupt iſt nicht bloß ein winterliches, das jährlich vom Donnergotte bekämpft wird, wie wir es bisher betrachtet; es iſt auch ein der ganzen Weltordnung feindliches, das ſtets den großen Bau zu brechen droht, das von den Aſen mit Mühe gebändigt wird und deſſen Jahreskämpfe nur das Vorſpiel des einſtigen Weltkampfes ſind.

Insbeſondre kommen hiebei der Wolf Fenrir und die Midgardſchlange in Betracht. Die Deutung Fenrirs iſt noch ſehr unſicher; bald nimmt man ihn für das unterirdiſche Feuer, bald für den Rachen der Finſternis. Ihn haben die Aſen mit dem Bande Gleipnir gebunden, wobei er dem kühnen Tyr, dem Schlachtengott, der ihm zum Pfande der Sicherheit die Hand in den Schlund geſteckt, dieſe abgebiſſen. Beim Weltkampfe fährt er mit aufgeſperrtem Rachen hervor, ſo daß der Unterkiefer die Erde, der Oberkiefer den Himmel berührt. Wäre Raum, würd' er ihn noch weiter aufſperren. Von ihm wird Odin verſchlungen, der Aſe Vidar ſetzt ihm den Fuß auf den untern Kiefer, die Hand an den obern und zerreißt ihn ſo.

Jörmungandr, die Midgardſchlange, welche die ganze Erde umgürtet, wird für das Toben und Branden des Meeres angeſehen, das ſtets über die Ufer hereinzubrechen ſtrebt. Mit dieſem Ungeheuer hat Thor ſchon auf ſeinen Zügen in das Rieſenland Manches zu ſchaffen [1].

In Allem, was wir bisher erörtert, hat ſich uns das Geſchlecht der Joten nur als das materielle Böſe dargeſtellt. In Loki, der zuletzt genannt wurde, wird es nun auch in das ethiſche Gebiet übertreten.

Loki erſcheint in doppelter Eigenſchaft, als Utgarda-Loki und als Aſa-Loki. In der erſten Eigenſchaft, als König in Utgard, dem Reiche der Winterrieſen, haben wir ihn hinreichend kennen gelernt. Als Aſa-Loki, Loki in der Geſellſchaft der Aſen, wird er der Vater der Lüge, der Götter und Menſchen Schande genannt. Es darf uns nicht irren, daß wir in Thors Abenteuern bei Utgardloki einen andern Loki in Thors Begleitung fanden; Beide ſind doch im Grunde nur éin Weſen, das perſonificierte Böſe, dort in phyſiſcher, hier in ſittlicher Beziehung.

---

[1] [Ich kürze hier und verweiſe auf die ſpätere Behandlung im Mythus von Thor S. 168 ff. K.]

So beſtimmt das Jotengeſchlecht auf einer Seite die Schwerkraft der Materie darſtellt, ſo wird ihm auf andrer Seite gleichwohl Weisheit zuerkannt. Selbſt Mimir, in deſſen Brunnen Weisheit verborgen iſt, wohnt unter derjenigen Wurzel der Welteſche, die zu den Eisrieſen geht. Die Geheimniſſe, die in den Tiefen der Natur verborgen liegen und deren Kenntnis den Göttern ſelbſt nöthig iſt, wurden den perſonificierten Naturweſen als Weisheit zugeſchrieben, und da die Rieſen, als die erſte Schöpfung, älter ſind, als die Götter, ſo muſte ihnen auch die Kunde von den älteſten urweltlichen Dingen vorzugsweiſe zukommen. Die Wole, welche im Eddaliede vom Anfang und Ende der Welt ſingt, iſt von den Joten der Urwelt auferzogen und unterrichtet. Andre Lieder zeigen uns die Aſen im Wettkampfe mit Rieſen und Zwergen über kosmogoniſche und andre mythologiſche Fragen; ſoviel aber die Naturweſen wiſſen, ſo ziehen ſie doch gegen die Götter den Kürzern. Im Eddaliede Vafthrudnismal, eben einem ſolchen Wettgeſpräche zwiſchen Odin und dem weisheitberühmten Joten Vafthrudnir, weiß dieſer langhin auf jede Frage Beſcheid; als er aber zuletzt befragt wird, was Odin ſeinem Sohne Baldur, ehe dieſer auf den Scheiterhaufen gelegt ward, ins Ohr geſagt, ſo muß er ſich überwunden geben. Die Spitze liegt hiebei wohl nicht bloß darin, daß Niemand das heimlich zugeraunte Wort vernommen haben konnte, ſondern im Inhalte des Wortes ſelbſt. Dieſer war, wie man ſehr wahrſcheinlich annimmt, die Zuſicherung des Auferſtehens in der wiedergebornen Welt. Von dieſer Wiedergeburt hat zwar der Rieſe ſelbſt zu ſagen gewuſt, aber das Wort der Belebung, die Loſung der Fortdauer, muſte ihm, als in der Materie befangen, ein Geheimnis bleiben. Die Naturweisheit des Joten verſtummt vor der geiſtigern des Aſen.

Sowie aber den Naturweſen, als perſönlich belebten, Verſtand beigemeſſen wird, ſo werden ſie, nach einer noch näheren Forderung der Einbildungskraft, auch mit Willen begabt. Die feindſeligen

Äußerungen der Naturkräfte werden zum abſichtlichen Werke der Bosheit und Tücke, Utgardloki wird zum Aſeloki, ſeine geiſtigere Entfaltung bringt ihn in die Gemeinſchaft der Aſen. Niemals aber verläugnet ſich jener urſprüngliche Zuſammenhang, die alte Jotennatur, und in dem, was von Loki gemeldet wird, durchkreuzen ſich immer die beiderlei Geſtaltungen des einen, bösartigen Weſens.

Die etymologiſche Bedeutung des Namens Loki iſt nicht befriedigend ausgemittelt. Wir haben wenig gewonnen, wenn wir hören, daß Loki 1) cingens, circundans, occludens, 2) finiens, finem imponens, concludens bedeuten könne. Ihn, wie auch dem Wolfe Fenrir geſchehen iſt, für das unterirdiſche, vulkaniſche Feuer zu erklären, weil, nach der jüngern Edda, ſeine krampfhaften Windungen, als er gebunden iſt, das Erdbeben verurſachen, iſt für ſeine ganze Erſcheinung unzureichend; in Utgard, ſeiner phyſiſchen Heimath, läßt er nichts von der Natur des Erdfeuers an ſich blicken, bei den Aſen wirkt er mehr mit dem Geiſte und überhaupt tritt er ſelbſt nicht ſo, wie ſeine Kinder, als einzelne zerſtörende Naturgewalt hervor.

Auf der Seite der Joten nemlich beurkundet er ſich insbeſondre auch durch Abſtammung und Nachkommenſchaft. Sein Vater iſt der Rieſe Farbauti, ſeine Mutter wird Laufey, auch Nal, genannt. Von ſeiner Frau, Sigyn, hat er zwei Söhne, Narfi und Nari; mit der Rieſin Angurbodi (Sorgen-, Unheilverkünderin) hat er die drei Ungeheuer, den Wolf Fenrir, die Midgardsſchlange und Hel erzeugt.

Bei den Aſen iſt er von ſchönem Ausſehen, er beweiſt ſich ihnen dienſtwillig, beſonders wo etwas durch Liſt ausgeführt werden ſoll, wie er denn, als Dienerin des zur Freya verkleideten Thor, die Joten ſelbſt betrügen hilft. Zum Theil aber leiſtet er auch ſolche Dienſte nur gezwungen, wenn man ihn über verrätheriſches Einverſtändnis mit dem Jotengeſchlechte zur Verantwortung ziehen will. Überhaupt iſt er auch im Kreiſe der Aſen ihr hinterliſtiger Feind und bringt ſie, wo er kann, in Gefahr, in Schaden und Schmach. Mit den giftigſten Schmähreden überhäuft er ſie bei einem Gaſtmahl in den Hallen Ägirs, des Meerherrſchers, wovon ein beſondres Eddalied handelt; nur vor Thors Hammer zieht er ſich dort zurück. Das gröſte Unheil aber, das er über die Aſen bringt, iſt der Tod Baldurs des Guten. Wie er durch ſeine Ränke dieſen Tod veranlaßt, wie er, als Rieſenweib, verhindert, daß Baldur aus Hels Sälen zurückgeweint wird, und wie er dafür bis Ragnarök auf den Felſen gebunden liegt, iſt früher erzählt worden. Die Erklärung des Mythus von Baldurs Tode wird uns nachher beſonders beſchäftigen. Hier kommt uns nur das in Betracht, wie Loki, der als Fürſt der Winterrieſen, als Utgardloki, den ſtarken Thor zum Gegner hatte, nun als Loki unter den Aſen, als Lügenvater und Trugſtifter, ſich den reinſten und beſten der Götter, Baldurn, zum Widerſpiel genommen und wie, nachdem er durch deſſen Tod das geiſtig-ſittliche Weltgeſetz gelöſt hat, nun auch alle die rohen und wilden Naturkräfte unaufhältſam hereinbrechen und er ſelbſt, der vergeblich gefeſſelt war, mit ihnen zum Werke der Zerſtörung heranzieht.

Den Joten ſtammverwandt ſind die Schwarzalfe oder Zwerge. Sie erhielten ihr Leben zuerſt im Fleiſche des Urrieſen Ymer, wo ſie Würmer waren. Die Götter verliehen ihnen Verſtand und menſchliche Geſtalt. Aus Ymers Fleiſch und Knochen ſind Erde und Berge geſchaffen, darum wohnen auch die Zwerge fortwährend in Felſen und unter der Erde. Auch ſie gehören ſomit der Nachtſeite an und die jüngere Edda ſagt, ſie ſeien ſchwärzer als Pech. Das Licht der Sonne verſcheucht ſie, denn, vom Aufgang derſelben erreicht, werden ſie in Steine verwandelt. Rieſen und Zwergen iſt das Unheimliche und Dunkle der unermeſſenen Naturgewalt gemeinſam; aber die Winterrieſen wirken roh und zerſtörend, die unterirdiſchen Zwerge geheim und kunſtreich. Alle die wunderbaren Erzeugniſſe, die aus dem dunkeln Schooß der Erde, aus dem Innern der Berge hervorkommen, ſind das Werk der Zwerge. Daran zeigen ſie den ihnen von den Göttern verliehenen Verſtand. Häufig werden ſie als kunſtreiche Schmiede dargeſtellt und aus ihrer Eſſe ſind die beſten Kleinode der Götter hervorgegangen. Doch dienen ſie Göttern und Menſchen meiſt nur durch Gewalt oder Liſt gezwungen und darum liegt auch in ihrem Weſen etwas Treuloſes und Feindliches, das ſie auf die Seite der Joten ſtellt. Ihr Treiben veranſchaulicht ſich in folgendem Mythus der jüngern Edda, bei Rühs Seite 248 bis 251.[***]

Es würde zu weit führen, wenn wir verſuchen wollten, alle die Kleinode zu erklären, welche hier von den Zwergen verfertigt werden. Letzteres kann auch überhaupt ſchon für die Bezeichnung der kunſtreichen Arbeit gelten. Nur den Punkt, von welchem die ganze Erzählung ausgeht, hebe ich hervor, weil ſich uns hier im Treiben der Zwerge ein Seitenſtück zu Thors Rieſenkämpfen darbietet. Sif [1], die Göttin mit den ſchönen Haaren, des Donnergotts Gemahlin, erklärt ſich leicht, wenn auch die etymologiſche Bedeutung nicht erhoben iſt, als die ſommerliche Saatflur, das Erntefeld. Loki, vom Geſchlechte der Winterrieſen, hat der Göttin alle Haare abgeſchnitten, das Feld des Schmuckes beraubt. Aber der gewaltige Thor, die Sommerkraft des nächſten Jahrs, zwingt ihn, der beraubten Sif wieder goldene Haare herbeizuſchaffen. Von den Schwarzalfen muß Loki dieſe erlangen, von den dunkeln, unterirdiſchen Mächten, welche die neue Saat keimen laſſen und hervortreiben. Die Winterrieſen hat Thor gebändigt und die Erdgeiſter müſſen Sifs goldene Haare weben.

Wir kommen zu der zweiten bedeutendern Weſenklaſſe unſres Mythenkreiſes, den Vanen (Vanir). Es iſt ſchon bemerkt worden, daß von ihrer Entſtehung die Schöpfungsgeſchichte ſchweigt. Aber ihre ganze Erſcheinung weiſt ihnen ihre Stelle deutlich genug an. In demjenigen Theile des leeren Raumes, Ginnungagap, welcher ſüdlich gegen Muſpelheim, die Licht- und Feuerwelt, lag, war es von den Funken, welche dorther kamen, warm, hell und milde, wie windſtille Luft. Sowie nun auf der entgegengeſetzten, nördlichen Seite aus dem ſchwer aufthauenden Eiſe das Rieſengeſchlecht hervorgieng, ſo iſt anzunehmen, daß auf der Südſeite die weiter herüberſtrömende Thauung ſich mit der Wärme aus Muſpelheim zu einer andern ſonnigern Schöpfung band, zum Geſchlechte der Vanen, für deren Urſprung uns ſonſt eine Lücke bleibt und deren Erſcheinung überall warm und licht hervortritt. Aber auch ſie ſind einſeitige Naturkräfte, nur daß leicht begreiflich die Rieſen, als Geburten der Kälte und Finſternis, für feindliche, die Vanen, als Kinder des Lichts und der Wärme, für freundliche Weſen angeſehen wurden. Die bindende und erhaltende Kraft der Aſen, die uns in der Mitte ſteht, hat denn auch mit jenen weit mehr zu kämpfen, als mit dieſen. Doch iſt allerdings die Spur eines frühen Kampfes, den die Aſen auch mit den Vanen zu beſtehen hatten, vorhanden, denn es wird gemeldet [2], welche Geiſel ſie einander gegenſeitig gegeben haben. Die zerſtörenden Feuergewalten brechen erſt am Ende der Tage mit Surtur aus Muſpelheim hervor. Auch von den Vanen wird geſagt, daß ſie weiſe ſeien, Vieles wiſſen, ohne daß ſie darum zu den geiſtigern Weſen zu rechnen ſind; wir haben unter der Weisheit, die den Joten beigemeſſen wird, die Kunde der Natur und der urweltlichen Dinge verſtanden; auf ähnliche Art wird auch die Weisheit der Vanen nur für das umfaſſende Schauen, das ihnen als Lichtweſen zukommt, zu nehmen ſein.

---

[1] [Vgl. Mythus von Thor S. 75. K.]

[2] Vgl. jüngere Edda S. 239.

Meine Auffaſſung der Vanen weicht von den auch unter ſich bedeutend verſchiedenen Anſichten der neueren Erklärer ab. Finn Magnuſen hält ſie für Mächte des Luftkreiſes, der Erdatmoſphäre, Mone erklärt ſie für „den reinen Geiſt“ (1, 371 unten). Die nähere Betrachtung aber wird uns zeigen, daß ſie einerſeits viel zu phyſiſch und äußerlich Wohlfahrt und Gedeihen gebend erſcheinen, um für reingeiſtige Weſen gelten zu können, und daß ſie anderſeits ſich zu ſehr ins Gefühlsleben ſteigern, um nur als atmoſphäriſche Mächte bezeichnet werden zu dürfen. Geijer (S. 298) ſetzt die Vanen, als Waſſergötter, den Aſen, als Feuergöttern, entgegen; aber dieſer Annahme widerſpricht die lichte, ſonnige Erſcheinung der Vanen.

Zum Geſchlechte der Vanen, wenn gleich in die Gemeinſchaft der Aſen aufgenommen (wie von der andern Seite der Jote Loki), gehören vorzüglich: Njörd, deſſen Kinder Freyr und Freya, dann Heimdall.

Njörd (Njördur) herrſcht in Noatun, der Waſſergegend. Er regiert den Lauf des Windes und ſtillt Meer und Feuer. Ihn ruft man auf Seefahrten und beim Fiſchfang an. Er verleiht Reichthum. Seine Frau heißt Skadi, die Tochter des Rieſen Thiaſſi. Sie wollte wohnen, wo ihr Vater wohnte, auf den Gebirgen in Thrymheim. Njörd hingegen wollte ſich an der See aufhalten. Sie wurden daher einig, neun Nächte auf den Gebirgen und dann drei in Noatun zuzubringen. Aber da Njörd von Thrymheim nach Noatun zurückkam, ſang er:

Müd bin ich der Berge,
Nicht lange war ich dort,
Nur neun Nächte.
Der Wölfe Heulen
Schien mir widrig
Gegen der Schwäne Lied.

Da ſang Skadi:

Nicht konnt' ich ſchlafen
Am Strande der See
Vor der Vögel Geſchrei;
Mir ſcheuchte den Schlummer,
Vom Meere kehrend,
Allmorgen die Möve.

Da zog Skadi zurück nach den Bergen und wohnt in Thrymheim. Sie läuft oft auf Schrittſchuhen mit ihrem Bogen nach Thieren (jüngere Edda 165 f.).

Zum Jotengeſchlechte gezählt fanden wir den Meerherrſcher Ägir und den Rieſenadler Hräſvelgr, den Leichenſchlinger, der über die Waſſer fährt. Dieſe ſtellen die furchtbare und gewaltſame Natur des Meeres dar. Njörd dagegen ſtillt das Ungeſtüm der Winde und Wogen, er ſchützt die friedlichen und fruchtbaren Beſchäftigungen des Seelebens, die Schifffahrt und den Fiſchfang, darum iſt er auch ein Geber des Reichthums. All dieß ſegenreiche Wirken übt er als ein Herrſcher der milderen Natur und Jahreszeit. Sehr bezeichnend iſt hiefür der Gegenſatz im Wechſelgeſang mit ſeiner Gattin Skadi. Sie, die vom Rieſengeſchlecht entſproſſen iſt, liebt das wilde Gebirg, wo die Wölfe heulen, wo ſie auf Schrittſchuhen über den Schnee hin jagt; ihm, dem freundlichen Vanen, iſt das Uferland, die bewohnte Gegend, angenehm. Die neun Nächte, welche die Ehegatten von ſo verſchiedener Neigung in Thrymheim zubringen, hat man wohl mit Recht auf die neun winterlichern Monate des Nordens, die drei Nächte, die ſie in Noatun wohnen, auf die drei ſommerlichen, dem Seeverkehr günſtigen, gedeutet.

Von Njörd iſt geſagt, daß er in Vanaheim auferzogen und den Aſen von den Vanen verſöhnungsweiſe zu Geiſel gegeben worden ſei, am Ende der Zeit aber werd' er zu den Vanen zurückkehren; und dieß ſcheint ihn eben auch als bloße Naturkraft, den geiſtigen Aſen gegenüber, zu bezeichnen.

Freyr, Njörds Sohn, läßt noch heller und wärmer die ſchöne Jahreszeit aufgehn. Er fährt in der Luft und über Meer mit dem Eber, deſſen goldene Borſten jedes Dunkel erhellen. Er wird der beſte der Götter, der von Niemand Gehaßte, genannt. Er herrſcht über Regen und Sonnenſchein und über die Früchte der Erde, ihn ruft man um gute Jahre und Frieden an, auch er waltet über den Reichthum der Menſchen. Aber während Njörd durch Schifffahrt und Fiſcherei Reichthum gibt, ſo ſegnet und bereichert Freyr durch die Fruchtbarkeit der Erde. Ihn zeigt uns in ſeinem eigenthümlichſten Weſen folgendes Lied der ältern Edda „Skirners Fahrt“ (Gräter S. 234 ff.).***

Gerdur [1], die ſchöne Tochter des Winterrieſen, von deren weißen Armen Erd' und Luft erglänzen, iſt die beſchneite, eisbedeckte Erde; die dunkle, flackernde Flamme um ſie her, das Nordlicht; die tobenden Hunde, die Winterſtürme. Zu ihr kommt Freyrs Bote Skirnir (der Reiniger, Klärer), die helle Frühlingsluft, mit Freyrs ſcharfem, ſchimmerndem Schwerte, dem Frühlingsſtrahl. Der Bann, den Skirnir über ſie ausſpricht, daß ſie, wenn ſie nicht der Werbung folge, ewig einſam, finſter und unfruchtbar bei den Eisrieſen wohnen müſſe, iſt für ſich klar. Sie bietet endlich den Eiskelch voll des alten Meths, das Eis beginnt zu thauen; ſie verſpricht den Frühlingsgott im lauen, knoſpenden Haine zu umarmen und er harrt ſehnſuchtsvoll dem verheißenen Tag entgegen. Der Nächte, die er harren muß, ſind wieder neun, auf die Wintermonate bezüglich.

Wir haben früher geſehen, wie Aſathor, der ſtarke Donnergott, die Rieſen zermalmt; hier ſehen wir den Vanen Freyr ſeine mildere Gewalt anwenden. Die jüngere Edda ſagt, im letzten Streite werde Freyr mit Surtur kämpfen und die Urſache ſeines Todes werde dann der Mangel des Schwertes ſein, das er Skirnirn gegeben. Freyr, der milde Frühlingsgott, geht freilich waffenlos auf in der Flamme des Weltbrandes.

Die ſommerliche Befruchtung der Erde iſt uns in Freyr als eine Brautwerbung, als der Sieg der Sehnſucht und Liebe, dargeſtellt. Waltet aber er über das Werden und Wachſen, ſo kommt uns in ſeiner Schweſter Freya der Reiz des Frühlings zur Erſcheinung. Darum zeigt ſich auch in ihr beſtimmter noch, als bei Freyr, und von der unorganiſchen Natur auf die organiſche und in das fühlende Gemüth übergetragen, die Verbindung von Frühling, Sehnſucht und Liebe. Wenn ich mich für dieſe Weſen aus dem Vanengeſchlecht vorzugsweiſe des

---

[1] Gymir, Gerdurs Vater, wird gleichbedeutend mit dem Meeresgotte Ägir genommen; vgl. Lex. myth. 137 b. Herv. S. Str. 40. 42.

Wortes Frühling bediene, während die germaniſchen Völker für die ſchöne, gedeihliche Jahreszeit überhaupt den Geſammtnamen Sommer gebrauchten (vgl. Grimm, Rechtsalt. 823. Lex. myth. 743), ſo will ich damit nur das bezeichnen, daß uns Freyr und Freya dieſe Sommerzeit ſo recht in ihrer belebendſten Anregung, in ihrem friſcheſten Glanze vor Augen ſtellen. Die Verbindung des Frühlings und der ſehnſüchtigen Liebe, phyſiſch begründet und zum Seelenzuſtande gehoben, zieht ſich durch die ganze ältere Poeſie und hat ihren reichſten Ausdruck im Minneſange des Mittelalters erlangt. Aber auch in der Sagendichtung werden wir dieſen Zug verfolgen können, ja es wird ſich uns der Minneſang ſelbſt nur als eine lyriſch entfaltete Frühlings- und Liebesſage ergeben. Freya nun, Frühlings- und Liebesgöttin zugleich, zeigt uns noch ganz dieſen urſprünglichen Zuſammenhang; nach Urſprung und Verwandtſchaft, als Vanin, gehört ſie entſchieden der Naturſeite an; das Phyſiſche, Geſchlechtliche, waltet in ihrer Erſcheinung ſichtbar vor, aber zugleich ſcheinen die Farben der leuchtenden Schönheit, der blühenden Sehnſucht hindurch und es dürfte dieſes leicht noch in höherem Grade der Fall ſein, wenn uns, bei der Unvollſtändigkeit der mythiſchen Überlieferungen, nicht gerade von ihr einige der ſchönſten und bedeutungsvollſten Züge nur angedeutet wären.

Freya, die ſchöne Tochter Njörds, aus Vanaheim, aber im Kreiſe der Aſinnen eine der angeſehenſten, fährt bald, gleich ihrem Bruder Freyr, mit einem glänzenden, goldborſtigen Eber, Hildiſvini, den die Zwerge verfertigt, bald mit einem Geſpann von Katzen, deren Bedeutung unzweifelhafter iſt, als die des Ebers. Wie der Rieſe Thrym ſie als Löſegeld für Thors Hammer verlangt, wie ſie ſich darüber entrüſtet, daß ihr der große Briſingſchmuck entzweibricht, wie dann Thor, ſtatt ihrer verkleidet, nach Jötunheim fährt, iſt früher erzählt und dabei Freya als Frühlingsgöttin, welche die Eisrieſen ſtets den Bewohnern der Mittelwelt zu entreißen ſuchen, erklärt worden. So hat auch der Rieſe Hrungnir, als er einſt nach Asgard kam, alle Götter zu tödten gedroht, ausgenommen Freya und Sif, die er mit ſich nehmen werde, und Freya war die Einzige, die ihm einſchenken durfte (jüngere Edda 243). Nach einer weitern Sage von ähnlicher Bedeutung hat ſich ein Jote zum Lohn eines Bauwerks, das er den Aſen leiſten ſoll, Freya und obendrein die Sonne und den Mond ausbedungen; durch Lokis

Liſt, den die Aſen als Anſtifter des Unheils hart bedrohen, und zuletzt durch Thors Hammerſchlag wird die Göttin vor dieſer Vergabung zu den Winterrieſen gerettet. Auch ihr berühmtes Halsgeſchmeide, Briſingr, Briſingamen (flammeum s. igneum monile, Lex. myth. 37) iſt offenbar der glänzende Schmuck des Frühlings, deſſen voller Reiz in ihr zur Anſchauung kommt. Von der Erwerbung dieſes Geſchmeides, das ihr auch einſt Loki, der Jotenſohn, entwendet, aber Heimdall, der Vane, zurückholt, iſt ein beſondrer Mythus, obgleich anthropomorphiſtiſch entſtellt, in der ſonſt hiſtoriſchen Saga von Olaf Tryggvaſon aufbehalten. Freya ſieht einſt vier Zwerge in ihrer unterirdiſchen Wohnung einen wunderſchönen goldenen Halsſchmuck ſchmieden. Voll Verlangens darnach, bietet ſie den Zwergen Gold, Silber und andre Koſtbarkeiten dafür, aber ſie bedürfen all deſſen nicht und wollen das Kleinod um keinen andern Preis ablaſſen, als um die äußerſte Gunſt der Göttin. Sie willigt ein und jeder der vier Zwerge bringt ihr den ihm gehörigen oder von ihm verfertigten vierten Theil des Schmuckes. Wir finden in dieſer Erzählung auffallende Ähnlichkeit mit derjenigen, wie Sifs goldene Haare von den Schwarzalfen bereitet werden. Bedeuten dieſe die goldene Ernte, ſo ergibt ſich Freyas Geſchmeide, gleichfalls von den Mächten der Tiefe gefertigt, als der Frühlingsſchmuck der blühenden Erde. Die vier Stücke des Briſingamen ſcheinen ebenſo viele Abſchnitte der Frühlings- und Sommerzeit, etwa Monate, zu bezeichnen. Da die ſchöne Zeit des Jahres vergänglich iſt, ſo muß auch der Vanengöttin (Vanadis, Vanagod, Lex. myth. 79^{b}) eine Zeit der Trauer und der Sehnſucht kommen; nicht bloß, daß ſie ihres Geſchmeides beraubt wird, auch ihr Gemahl, Odr, zieht weite Wege von ihr, ſie aber weint ihm nach und ihre Thränen ſind rothes Gold. Ihn zu ſuchen, reiſt ſie unter fremden Völkern. Gerade von dieſem ſchönen Mythus iſt uns nur die kurze Meldung übrig. Über Odr können wir, im Geiſte dieſer Dichtungen, nur ſoviel errathen, daß er eine Sommerkraft ſei, von der Freyas eigener Beſtand abhängt; ob die Sehnſuchtsthränen, womit ſie ihn wieder her zu weinen ſucht, der goldene Frühlingsregen ſeien, kann nur gemuthmaßt werden. Von dieſem Goldweinen heißt ſie die thränenſchöne Göttin (grátfagra goð, Sn. Edd. 119. Dea lacrymando pulchra, Lex. myth. 79^{a}). Sie hat zwei Töchter, Hnoſs und Gerſimi, und wie an ihr ſelbſt Alles ſchön und leuchtend iſt, ſelbſt die

Thränen, ſo ſollen auch die Namen dieſer Töchter zur Bezeichnung glänzender Kleinode gebraucht werden (Lex. myth. 78).

Dieſe Göttin des Frühlingsreizes und der Frühlingsſehnſucht iſt nun auch diejenige, die von Verliebten angerufen wird und der Liebesgeſänge (mansaungr, Sa. Edd. 29) wohlgefällig ſind.

Noch wird in einem der Eddalieder von ihr geſagt, daß ihr Saal Folkvangr heiße und ſie jeden Tag die eine Hälfte der Todten (hálfan val) erkieſe, Odin die andre. Die jüngere Edda erweitert dieſes ſo, daß, wo ſie zur Schlacht reite, ſie mit Odin ſich in die Gefallenen hälftig theile. Es widerſtreitet aber dem ganzen Weſen Freyas, ſie für eine Schlachtgöttin anzunehmen, und wir werden über die Stelle des Eddaliedes, welche zu vielfachen Auslegungen Anlaß gegeben hat, wohl erſt aus den ſpätern Volksſagen einigen Aufſchluß erlangen.

Zu den Vanen findet man noch Heimdalln gezählt (Finn M. Edd. II, 110), den Wächter der Himmelsbrücke. Die lichte Erſcheinung dieſer Götterbrücke mag es auch ſein, was ihn dem Vanengeſchlecht eignet, und ſeine Geburt von neun Müttern könnte ſich auf die manigfachen Farben und Farbenübergänge des Regenbogens beziehen. Im Übrigen iſt das vieldeutige Weſen dieſes Gottes noch wenig aufgehellt und wir haben um ſo mehr den Verluſt eines ihm beſonders gewidmeten Liedes, wovon nur wenige Zeilen noch übrig ſind, zu bedauern (Lex. myth. 146^{b}).

Den Vanen untergeordnet ſind die Lichtalfe (Liósálfar). Denn von Freyr beſagt ein Eddalied (F. Magn. Edd. I, 169), daß ihm die Götter am Morgen der Tage Alfheim zum Zahngeld (at tannfê) gegeben haben. Dieſe Wohnung der Alfe kann aber in Verbindung mit Freyr nur die der Lichtalfe ſein. Sonſt heißt es von letztern, daß ſie lichter als die Sonne ſeien und in den höchſten, ſüdlichen Himmeln wohnen (Lex. myth. 4). Dieſe Lichtweſen im weiten, blauen Äther (Vidbláinn) ſind aber zu durchſichtig und ſchwebend, als daß ſie beträchtlich in die mythiſche Handlung eingreifen könnten. Wie die Schwarzalfe mit den Joten der dunkeln Erde, ſo gehören die Lichtalfe mit den Vanen dem Licht und der Luft an. Die Vanen ſind in Geſtalt, Charakter und Handlung getreten, während die Lichtalfe ohne beſtimmtere Perſönlichkeit elementariſch umherſchweben.

Das dritte der mythiſchen Hauptgeſchlechter ſind die Aſen (Ás, Æsir). Ihr Stammvater war Bur. Burs Sohn Bör erzeugte mit einer Rieſentochter die drei Söhne: Odin, Vili und Ve, welche den Urrieſen erſchlugen, deſſen Blut zum Meere ward; aus ſeinem Körper, den ſie mitten in Ginungagap gebracht, bildeten ſie die Erde und das Himmelsgewölb, in dieſes ſetzten ſie als Geſtirne die Funken und Strahlen aus Muſpelheim, ordneten die Zeit, ſchufen Zwerge aus den Würmern in Ymers Fleiſch und Menſchen aus den Baumhölzern, walteten dann über ein goldenes Alter, bekämpften, als dieſes untergegangen, die feindlichen Naturkräfte, welche, nur zeitlich gebändigt, einſt zum Verderben der Aſen losbrechen werden. Der Wohnſitz dieſer iſt die Burg Asgard, in der Mitte der Welt, über das Irdiſche erhöht.

So erſcheinen die Aſen überall bildend, verbindend, ordnend, erhaltend inmitten der Schöpfung. Sie verbinden in ihrem Weltbau den Eisſtoff aus Niflheim mit den Feuerfunken aus Muſpelheim. Sie knüpfen ſelbſt Verwandtſchaft mit Joten- und Vanen und nehmen Abkömmlinge dieſer Geſchlechter in ihre Gemeinſchaft auf; ſie haben unabläſſig zu kämpfen mit dem harten Jotenſtamm und verſtehen ſich leicht mit dem weichen Vanengeſchlechte. Vom Streite mit dieſen erfahren wir faſt nur durch die Friedensſchlüſſe.

Der geſchloſſene Kreis der Aſen iſt in der Zwölfzahl gedacht, ebenſo die Aſinnen. Aber bei dem Reichthum der mythiſchen Geſtaltenbildung tritt Überzähligkeit ein, ſo daß man auch die Zwölfzahl verſchieden beſetzt findet. Es werden auch zwölf Säle, jeder die beſondre Wohnung einer Gottheit, aufgezählt, und man hat in dieſen Sälen die zwölf Zeichen des Thierkreiſes, zwölf Sonnenhäuſer, zu finden geglaubt, und darnach auch die Inhaber derſelben in ebenſo viele Monatsgötter abgetheilt. So ſorgfältig und kunſtreich man aber alles dieſes abgemeſſen hat, ſo iſt es doch nicht zu einer überzeugenden Anſchaulichkeit erhoben und wir müſſen vorderhand die Göttergeſtalten noch frei ihre Bahnen wandeln laſſen.

Der Götter heiligſte Stätte iſt bei der Eſche Yggdraſill. Dorthin reiten ſie jeden Tag über die Himmelsbrücke zu Rathsverſammlung und Gericht. Die Zweige dieſer Eſche verbreiten ſich über die ganze Erde und reichen über den Himmel, ihre Wurzeln erſtrecken ſich nach verſchiedenen Weltreichen. An den Zweigen wird ſie von Hirſchen benagt, an der tiefſten Wurzel von Schlangen, an der Seite fault ſie. Aber durch die Nornen mit dem Waſſer aus Urds Brunnen täglich beſprengt, grünt ſie fort und fort. Beim Einbruche des Weltendes erdröhnt und erbebt ſie und Flammen ſchlagen um ſie her. Es ſoll nicht verſucht werden, die manigfaltigen Bilder, die ſich um dieſe heilige Eſche herdrängen, im Einzelnen zu deuten. Aber in den größeren Zügen, in ihrer Ausbreitung über das All, in ihrer Stellung zwiſchen zehrende und nährende Gewalten, in der Pflege der Zeitgöttinnen, iſt ſie ein wohl verſtändliches Bild des Weltbeſtandes, des Allebens in der Zeit. Sie wird auch die Alternährende (vid aldurnara, Sæm. 9 [Völuſp. 58]) genannt.

Nicht umſonſt rathen und richten nun die Aſen täglich unter dieſem Weltbaume, iſt ihnen dieſes die erſte und heiligſte Stätte; denn in dieſem Gericht, in dem waltenden Geſetze, ruht das Beſtehen der Welt.

Was aber die Aſen ſo in die Mitte des Weltlebens ſtellt, was ſie zu der Macht erhebt, welche die widerſtreitenden Kräfte bindet und beherſcht, das iſt der Geiſt. Wir haben Joten und Vanen ihrem urſprünglichen Weſen nach als entgegengeſetzte Naturkräfte dargeſtellt. Soweit ſich aber an ihnen eine Erhebung ins geiſtige Leben kund gab, fanden wir ſie in den Kreis der Aſen aufgenommen. Nunmehr aber iſt von den Aſagöttern zu handeln, ſofern ſie von Joten und Vanen verſchieden ſind, und hier werden ſie ſich uns als weſentlich geiſtige Mächte offenbaren, wenn gleich, ſowie die Naturkräfte ſich ihnen annäherten, ſo auch ſie an jene anknüpfen und eben in dieſe Annäherungen und Übergänge die Möglichkeit der Bindung und Vermittlung der phyſiſchen Kräfte durch die geiſtigen gelegt zu ſein ſcheint.

Wir betrachten zu dem bemerkten Zwecke, wie bei den beiden andern Hauptſtämmen, nun auch im Geſchlechte der reinen Aſen die bedeutendſten Geſtalten und Charaktere, einzeln oder nach den Gruppen, in welche ſie der Mythus zuſammenſtellt.

Zuerſt von Bragi, Idun und Saga. Der Aſe Bragi iſt der erſte der Skalden. Nach ihm heißt die Skaldenkunſt Bragr und die ſich am beſten auf gewandte Rede verſtehen, Bragurleute (bragr karla eda qvenna[1], Sæm. Edda 29). Bei den Mahlen der Götter macht er den Sprecher und ein Theil der jüngeren Edda: Bragis Reden (Braga rœdur) bezeichnet ſich als auf die Erzählungen Bragis bei einem ſolchen Gelage gegründet. Er gibt dort dem Meergott Ägir, der bei den Aſen zu Gaſt iſt, über die alten Göttergeſchichten Aufſchluß. Es wird ſelbſt einmal bemerkt, daß er beim Schmauſe vom Getränk erhitzt geweſen. Bragis Gemahlin iſt Idun, die in einem Gefäße die Äpfel bewahrt, von denen ſie genießen, wenn ſie zu altern anfangen; dann werden ſie wieder verjüngt und dieſes dauert bis zur Götterdämmerung. Daß die Genoſſin des Dichtergottes die Äpfel der Verjüngung trägt, iſt ein Mythus, deſſen geiſtige Deutung ſich am nächſten legt: die Macht der Poeſie, dem hinſchwindenden Leben in ihren Geſängen ewige Jugend zu erhalten. Allein eben dieſe Bedeutung, welche ſich am erſten aufdrängt, iſt nicht die urſprüngliche; wir müſſen Idun zunächſt den Naturmythen anreihen und erſt dadurch, daß ihr ein Aſe die Hand bietet, iſt ſie vergeiſtigt geworden. Idun ſtammt auch aus dem Alfengeſchlechte, ſie wird ſogar zu den Kindern Ivalds, eines Zwerges, gerechnet, und von ihr erzählt die jüngere Edda S. 236 ff. Folgendes:***

---

[1] [Die richtigere Deutung dieſer Worte wäre: die Krone der Männer oder Frauen. Vgl. Sigurdarqv. 3, 15. Snorr. Ed. I. 98. K.]

*** Dieſen Mythus erklärt Finn Magnuſen, Lex. myth. 200 ff. folgendermaßen:

Idun galt urſprünglich für die gelindere Zeit des Jahres, oder die heitere und warme Luft, welche Blumen und Früchte hervortreibt und durch welche die ganze Natur mit den göttlichen Geiſtern, ihren Regierern, jährlich wieder jung zu werden ſcheint. Dieß geſchieht, wenn ihre Äpfel, worunter Sterne gemeint zu ſein ſcheinen, verzehrt, d. h. zur Frühlings- und Sommerzeit verſchwunden ſind; in der Sprache der Dichter hieß dieſes, daß die Götter ſelbſt von ihnen genoſſen hätten. Daher ihre blühende Jugend im Frühling, ihre männliche Stärke im Sommer und Herbſt. Beim Herannahen des Winters aber erſcheinen die Sterne der Nacht wieder im nördlichen Clima. Thiaſſi, der rieſenhafte Dämon des Winters, ergreift Lokin, den Genius des elementariſchen und irdiſchen Feuers, und zwingt ihn, Idun durch das Vorweiſen irdiſcher Früchte aus Asgard d. h. in die winterliche Rieſenwelt zu verlocken, und ſo wird ſie von Thiaſſi mitſammt den himmliſchen Äpfeln geraubt, von denen ſich jetzt die untern oder winterlichen Mächte nähren und ſtärken, während die Götter, welche die beſſern Naturkräfte regieren, zu altern und zu ergrauen beginnen. Dieſer ihr Zuſtand dauert und verſchlimmert ſich den Winter über, bis jener Winterrieſe, auf dem beeiſten Ocean feſtgehalten, Idun gehörig zu bewachen vergißt. Dann macht ſich Loki mit Hülfe Freyas, der Göttin der Fruchtbarkeit und Wärme, und in ihrem Falkengewand auf und entführt Idun wieder, die in eine Schwalbe, das Symbol des Frühlings, verwandelt iſt. Der Tod Thiaſſis, der Idun oder die Frühlingsluſt verfolgte, bezieht ſich auf den Untergang des Winters in den Flammen der Sonne."

Auch Mone läßt hier durchaus die phyſiſche Deutung vorwalten, 1, 394 bis 96.***

Trautvetter (Sterndeutige Aufſchlüſſe über die Edda und die deutſche Heldenſage, Iſis 1820. IX. S. 605) bemerkt:

Die goldenen Äpfel [der Idun] ſind die lichten Tage, die im Herbſt abgebiſſen werden.

Es zeigt ſich hier abermals, wie bedenklich die Erklärung bis in die einzelnſten Umſtände der mythiſchen Erzählung ſei. So weit aber ſind wir mit der Bilderſprache der nordiſchen Mythologie bereits bekannt geworden, daß wir im Ganzen, mit Finn Magnuſen und Mone, in der Entführung Iduns und ihrer Äpfel zu den Rieſen leicht wieder eine der Naturmythen von dem beſtändigen Kampfe der Sommer- und Wintermächte erkennen. Daß der Jote Loki es iſt, der Idun dem Rieſen Thiaſſi zuführt, daß ſie in Geſtalt einer Schwalbe zurückkehrt, daß der nacheilende Sturmrieſe ſeine Adlerſchwingen verſengt, all dieſes ſind Bilder, welche in den Kreis jener Naturmythen einſchlagen. Idun erhält ſomit allerdings eine phyſiſche Bedeutung, ſie reiht ſich den Naturmächten des Frühlings und Sommers an, ſie iſt die verjüngende Kraft des wiederkehrenden Lenzes. Somit würden durch den Genuß ihrer Gaben zunächſt diejenigen Götter verjüngt, die wir auch als Naturkräfte nachgewieſen haben, die vom Vanengeſchlecht. Aber ſchon darin, daß geſagt wird, ſo geh' es mit der Verjüngung der Götter fort bis zum Weltuntergang, erweiſt ſich eine größere, welterhaltende Kraft, und iſt auch hierin Idun noch phyſiſch zu nehmen, ſo reicht ſie nun einem Aſen die Hand und zwar dem Gotte der Dichtkunſt. Damit berechtigt ſie allerdings, was erſt Naturſymbol, Bild der ſich immerfort im Frühling erneuenden Welt war, nun auch als geiſtiges Sinnbild aufzufaſſen, als Sinnbild des nie alternden Geiſteslebens der göttlichen Aſen, verwandt jener geiſtigen Jugend, die ewig im Geſange blüht.

Saga wird zu den Aſinnen gezählt und wäre nach Finn Magnuſens Vermuthung (Lex. myth. 200***. 406^{b}) mit Idun identiſch oder doch nahe befreundet. Die Gründe für die Identität ſind nicht ſehr einleuchtend, aber allerdings kann dieſe Göttin mit Bragi und Idun füglich zuſammengeſtellt werden. Saga hieß im Norden jede Geſchichtserzählung, hiſtoriſche oder ſagenhafte, ein Unterſchied, der urſprünglich gar nicht beſtand. Die als Aſin perſonificierte Saga wohnt im Saale Sökvabeckr (Sinke- oder Senkebach), über den die kühlen Wellen herauſchen: dort trinken Odin und Saga jeden Tag fröhlich zuſammen aus goldenen Schaalen. [1]

. . . .

Odin heißt Allvater[2], weil er der Götter und Menſchen Vater iſt. Auch der Altervater, der Vater der Zeiten (aldafavþr), wird er genannt. Er iſt der oberſte der Aſen, er waltet über alle Dinge und die andern Götter dienen ihm, nachdem Jeder Macht hat (Sn. Edd. 23). Einer ſeiner Namen iſt Fjölnir, der Vielfache, Manigfaltige (multiformis, Lex. myth. 72); und in Wahrheit iſt auch ſeine Erſcheinung und Wirkſamkeit ſo manigfaltig, daß man von ihm in den alten Liedern gegen 200 Namen aufzählen kann. (Ebendaſ. 269**: Odini nostri apud veteres poëtas occurrentia nomina ducenta fere enumerare possemus.)

Soll dieſes vielgeſtaltige und allumfaſſende Weſen in ſeiner Einheit ergriffen werden, ſo ſcheint das Räthlichſte, von dem Punkt auszugehen, auf den uns der bisherige Weg der Betrachtung geführt hat. Wir ſtehen im Kreiſe der Aſen, unter denen Odin der erſte iſt. Von ihm und ſeiner Gemahlin Frigg ſtammt das Geſchlecht der Aſen, er führt in ihrer Verſammlung den Vorſitz und zieht an ihrer Spitze zum Streite, ſie dienen ihm, wie Kinder dem Vater (Sn. Edd. 23).

Hat ſich uns nun bisher die geiſtige Natur der Aſen dargethan, ſo iſt zu erwarten, daß in dieſem ihrem Oberhaupte die geiſtige Aſenkraft ſich im vollſten Maße äußern werde.

Odin ſitzt auf ſeinem Hochſitze Hlidſkjalf, von wo er alle Heime (Weltreviere) überſchaut und die Töne aus der unterſten Tiefe hört (Edd. rhythm. 89^{b}). Auf ſeinen Achſeln ſitzen die beiden Raben Hugin und Munin, die ihm alles Neue ins Ohr ſagen, was ſie ſehen und hören; denn jeden Tag ſendet er ſie aus, die ganze Welt zu umfliegen, und dadurch erhält er Kunde von vielen Dingen. Die Namen dieſer Raben, Gedanke und Gedächtnis, zeigen ſchon, daß er mit dem Geiſte die Welt umkreiſt. Wenn die Midgardsſchlange ſich, als materielles Jotenweſen, um die Erde ſchließt, ſo umſchwebt Odin [geiſtig[1] mit geflügelten Gedanken die Welt. Als Wanderer zieht er aus, um die Weisheit des Rieſen Bafthrudnir zu erforſchen, reitet in die Schattenwelt, um Hel wegen Baldurs zu befragen. Um einen Trunk aus dem Weisheitsbrunnen hat er ſein Auge zum Pfand gegeben. Mimirs Brunne wird hier für das Meer, Odins darein geſenktes Auge für den nächtlichen Untergang der winterlichen Sonne, und Odin ſelbſt für einen Sonnengott angeſehen. Auch ſein leuchtendes Auge iſt die Sonne. Dafür ſpricht ſein Name Bäleygr, das Flammenauge. Er iſt einäugig, weil die Sonne die eine iſt; aber er iſt nicht ſelbſt die Sonne, ſondern nur ſein Auge, als Symbol ſeines lichten göttlichen Geiſtes. Das andre hat er in die Tiefe hinabgeſenkt, in den Quell der Naturweisheit; im Gegenſatz zur geiſtigen der Aſen iſt ſie Erbtheil des Rieſengeſchlechts, zu dem auch Mimir gehört.

---

[1] [Hier fehlen im Manuſcript einige Blätter. Die letzten Worte habe ich aus meinem nachgeſchriebenen Hefte ergänzt. Ferner wurden abgehandelt: Baldr, Hödr, Nanna, Forſeti; Thôr mit Mödi und Magni, ſeinen Söhnen; Tyr, Vidar. K.]

[2] Edd. rhythm. 46^{b}. 48. 151. Sn. Edd. 11.

Auch in menſchlichem Weſen wandelt Odin umher, um alle Heime zu kennen. Beſonders kommt ihm die Runenkunde zu. (Über die Runologie, vgl. W. Grimm, über deutſche Runen. Göttingen 1821. G. Brynjulfsſon, Periculum runologicum. Kopenhagen 1823. Geijers ſchwediſche Geſchichte Th. I, C. 4. Studach, Sämunds Edda I, 32 ff.) Die von Studach hier erwähnte Sammlung von Schwurliedern und Bannſprüchen iſt ohne Zweifel dieſelbe, die ſich jetzt in den Händen von Studach befindet und worüber Studach ſich in einem Briefe an einen Württemberger äußert, daß er durch dieſe Magie die wahre Bedeutung der Runen gefunden habe, wodurch alles Bisherige über den Haufen falle, was über die Runen geſchrieben worden, folglich auch über die Eddalieder. Wenn er dieſen Probierſtein an die Edda lege, werde ihm auf einmal Alles klar. Studach mag ſich in der erſten Freude über ſeine Erfindung etwas geteuſcht haben. Ohne Rückſicht darauf muß die Erklä]rung mit den vorhandenen Mitteln verſucht werden und gewiſs wird die Anſchauung der mythiſchen Bilder ſelbſt die Grundlage der

---

[1] [Die in Klammern geſetzte Stelle iſt aus meinen nachgeſchriebenen Heften ergänzt. K.]

Erklärung bleiben müſſen, wenn auch das Runenweſen ein größeres Gewicht für die Mythendeutung erlangen wird, als ihm bisher zu gebühren ſchien.

Im Kreiſe der Aſen ſelbſt finden wir Odin in naher Berührung mit ſolchen Weſen, die wir bereits als die unverkennbarſten Perſonifikationen geiſtiger Thätigkeiten kennen gelernt haben, Saga und Bragi. (Auf ſein Verhältnis zu Idun bezieht ſich das räthſelhafte Eddalied: Odins Rabenzauberlied, Hrafnagaldur Odins.) Mit Saga trinkt er jeden Tag fröhlich aus goldnen Schaalen, und damit iſt wohl nichts Andres beſagt, als daß er es ſei, von dem Saga geiſtig erweckt und belebt wird. Auch der Skaldengott Bragi verdankt ihm den Trank der Begeiſterung. Von der Erlangung dieſes Tranks gibt die jüngere Edda eine ſehr abenteuerliche Erzählung, auf deren Inhalt ſich aber auch ein Stück des Eddaliedes Havamal bezieht, ſ. Edda S. 239 bis 242.***

Es läßt ſich denken, wie ſehr ein ſo räthſelhafter Mythus die Bemühungen der Ausleger in Anſpruch genommen hat. Ich verſuche auch hier nicht, das Einzelne zu entziffern, ſondern beſchränke mich auf einige Grundzüge. Der erſte Keim und Anſatz des wunderbaren Getränkes, der in Kvaſir[1] perſonificiert iſt, bildet ſich aus der zum Zeichen des Friedensſchluſſes geſchehenen Vermiſchung des Speichels der Aſen und der Vanen. Liegt in den Vanen die wohlthätige, erwärmende, fruchttreibende Naturkraft, in den Aſen aber die geiſtige Belebung, ſo muß ein Erzeugnis der Ausflüſſe von Beiden ein ſolches ſein, in dem die Kraft der Natur zum Geiſte geſteigert erſcheint. Die Getränke, die wir bildlich geiſtige nennen, ſind Hervorbringungen der warmen, ſonnigen, vanenhaften Natur und das Geiſterweckende, das ſie in ſich tragen, muſte der mythenbildenden Phantaſie auch wirklich für eine geiſtige, von den Aſen kommende Beimiſchung gelten. Finn Magnuſen, der, wenn auch aus andern Prämiſſen, eben die Anſicht hat: Si Qvaser, ut conjecimus, cerevisiam ac alios inebriantes potus, vegetabilibus ortos, significet u. ſ. w. (Lex. myth. 271*; vgl. Edd. rh. 51, 35), beruft ſich zu Unterſtützung derſelben ſehr paſſend auf eine Stelle der Halfs Saga (Cap. 1. S. 26), wo Odin zur Bereitung des beſten Bieres ſeinen Speichel als Gährmittel beigebe. Die Sagenſtelle ſpricht aber auch noch in den beſondern Umſtänden für dasjenige, was ich über das Verhältnis der Aſen und Vanen in dieſer Sache bemerkt habe. Es wetteifern dort zwei Frauen, welche das beſte Bier zu Stande bringe; die eine thut ein Gelübde zu Freya, die andre zu Odin und dieſer verhilft ihr durch das erwähnte Gährmittel zum Siege. Freya, die Vanin, konnte nur für geſunde, nährende Stoffe haften, der Aſe Odin gab die geiſtige Gährung. Wie nun Kvaſir und ſein Blut bei Zwergen und Rieſen umgetrieben werden, bis zuletzt der herrliche Meth in Suttungs Felshöhle verſchloſſen liegt, darüber läßt ſich, nach der Analogie der uns ſchon bekannten Mythen, wenigſtens ſoviel errathen, daß damit die Schickſale des den unterirdiſchen und winterlichen Mächten übergebenen Keimes gemeint ſeien [1]. Aber nicht den Rieſen und Zwergen gehört dieſer edle Schatz auf die Dauer an; die Aſen, die dazu das Beſte gethan, haben auch auf ihn das nächſte Anrecht und Odin ſelbſt fährt hinab, ihn, wie er nun geworden, zurückzuholen. Nicht Thors Hammer, noch Freyrs glänzendes Schwert, noch Freyas Hingebung, noch Lokis Jotenliſt genügt dießmal dem Werke, der Aſenvater ſelbſt muß es mit Schlangenklugheit vollführen, weil es ſich nicht um eine Naturgabe, ſondern um einen geiſtigen Erwerb handelt. Auch der Name des Gefäſſes, worin dieſes Getränke bewahrt wird, bezeichnet deſſen Eigenſchaft: Odrörir (Odrœrir, ingenii motor aut excitator, Lex. myth. 379^{b}). Dieſen Meth gab Odin den Aſen und den Dichtern, von ihm wohl trinkt er mit Saga; wenn Odrörir verſchloſſen iſt, ſo wird die Runenweisheit der Aſen irre (Finn M. Edd. II, 219. 231. Edd. rh. 88); ein Trunk des koſtbaren Methes, aus ihm geſchöpft, macht in Weisheit blühen, wachſen und gedeihen, ein Wort zeugt dann Worte mit dem andern, ein Werk mit dem andern Werke. (Edd. rh. 28^{a}. Finn M. III, 139.) So ergibt ſich denn, daß dieſer Mythus nicht bloß phyſiſch von der Entſtehung berauſchender Getränke handelt, ſondern daß der bildliche Trank den Quell der Begeiſterung, der in Wort und Werk fruchtbaren Erregung des geiſtigen Lebens bedeutet; auch liegt der Gedanke nicht fern, daß dieſer wunderbare Quell aus der Wechſelwirkung der vom Geiſte durchdrungenen Natur und des von der Natur erfriſchten Geiſtes entſpringe.

---

[1] Über die ruſſiſchen Getränke Mjöd und Kwas findet ſich Nachricht in A. Ermans Reiſe um die Erde, durch Nordaſien. Band 1. Berlin 1833, nach den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, Januar 1834, Sp. 46.

---

[1] Vgl. Finn Magnuſen, Edda III, 158.

Mit der Erwerbung des Dichtertrankes iſt uns Odin aus der Weisheit des Wiſſens ſchon bedeutend in das Gebiet des ſchaffenden und wirkenden Geiſtes übergetreten. „Allvater wirkt“ (orkar), hebt eines der Eddalieder an (Hrafngald. O. Edd. rh. 88. Finn M. II, 218), und im Gegenſatze damit heißt es weiter: „Alfe unterſcheiden (skilja), Vanen wiſſen (vita)“. Von der Weisheit dieſer Naturweſen war früher die Rede.

Nachdem wir bisher an Odin zunächſt nur das geiſtige Weſen darzuthun ſuchten, ſo iſt nun auch das Wirken ſeines Geiſtes weiter zu verfolgen.

Die drei Söhne Börs, Odin, Vili und Ve, bauten aus dem Leibe des von ihnen erſchlagenen Urrieſen und aus den Funken von Muſpelheim Himmel und Erde. Wieder gehen dann drei Aſen zuſammen, Odin, Hänir und Lodur, und riefen die Menſchen ins Leben (Völuſp. 17. 18).

Bis drei kamen
Aus der Verſammlung
Mächtige, liebende
Aſen zum Ufer;
Fanden am Lande,
Wenig vermögend,
Aſk und Embla,
Schickſalsloſe.

Geiſt[1] (Avnd) nicht hatten ſie,
Hatten Verſtand (Oth) nicht,
Blut noch Geberde (Lá. Læti),
Noch ſchöne Farbe (Lito).
Geiſt gab Odin,
Sinn gab Hänir,
Blut gab Lodur
Und ſchöne Farbe.

Sonſt finden wir die Aſen auch in der Dreizahl durch die Welt reiſend und dann ſind es: Odin, Loki und Hänir (Sn. Edd. 80. 135).

---

[1] Studach I, 12, 23: Odhin gab die Seele, aund, das Unſterbliche des Menſchen, in welcher Bedeutung das Wort ſich bis auf heute in Skandinavien erhalten hat und die nicht erſt ſpäter in daſſelbe eingetragen worden iſt.

Nach einer Bemerkung Geijers (268, 10a) ſoll auch ſtatt Lodur, welcher nur eben bei der Erſchaffung der Menſchen genannt wird, Loptr vorkommen, welches ein Name Lokis iſt. In einem der Eddalieder erinnert auch Loki den Odin daran, wie ſie am Morgen der Tage Blut zuſammen miſchten, Blutbrüderſchaft ſchloſſen. Sowie aber der Jotenſohn Loki unter die Aſen aufgenommen iſt, ſo war Hänir, der andre Gefährte Odins, einſt den Vanen zum Geiſel gegeben, und es könnte hiernach in jener Dreiheit wieder die durch den Aſen Odin feſtgehaltene Bindung der Gegenſätze des Joten- und Vanengeſchlechts vermuthet werden.

Im Übrigen ſind die Namen und Weſen Vili und Ve, wie Odins Genoſſen beim Weltbau heißen, Hänir und Lodur, wie ſie bei der Menſchenſchöpfung genannt ſind, noch viel zu wenig ins Klare geſetzt, als daß über ihren beſondern Antheil eine unzweifelhafte Anſicht geltend gemacht werden könnte; und eben damit iſt auch eine feſte Beſtimmung der dreierlei Göttergaben, womit Aſk und Embla ausgeſtattet wurden, noch ſehr ſchwierig.

Soviel aber leidet keinen Zweifel, daß Odin, deſſen Name auch unveränderlich durchläuft, als der erſte und oberſte unter den Dreien auftritt und daß auch ſeine Gabe, nennen wir ſie Lebenshauch, Geiſt, Seele, ſich als die geiſtig weſenhafteſte und lebendigſte hervorſtellt.

Was Odin ſeinen Söhnen gebe, ſagt uns auch mehr im Einzelnen ein andres Eddalied (Hindlu-Ljod, Str. 3. Edd. rh. 113):

Sieg giebt er Söhnen,
Etlichen Reichthum,
Rede den Edeln,
Witz den Männern,
Fahrwind den Seglern,
Sang den Skalden,
Aber Mannheit
Manchem Recken.

Wir ſehen, Odin, der den Aſen den Trank der Begeiſtigung geholt, der den Menſchen lebendigen Geiſt gegeben, gibt auch Alles, was das Leben rüſtig bewegt. Wie der Fahrwind die Segel ſchwellt und Wellen über die Meeresfläche treibt, ſo haucht Odin allaufregend in die Welt der Götter und Menſchen und als der Geiſt des lebendigſten Lebens iſt er auch weſentlich ein Gott des Kampfes.

Der Beſtand der Welt beruht auf einer Bindung widerſtrebender Kräfte. Mit den Vanen haben ſich die Aſen nur verglichen, mit den Joten ſind ſie in fortwährendem Kampfe begriffen. Die furchtbarſten Ungeheuer dieſes Geſchlechts muſten durch Gewalt oder Liſt gebunden werden und mit den Winterrieſen dauert der jährliche Krieg. Zur Bändigung und Bekämpfung dieſer feindlichen Mächte hat ſich Odin mit einer Schaar ſtarker Sprößlinge umgeben, welche, damit ihnen Stärke gegen materielle Gewalten zum Erbtheil würde, mit der Erde und mit Rieſenweibern erzeugt ſind. Tyr, der Kühne, hat die Hand in den Rachen des Wolfes geſtreckt, Thor mit ſeinen Söhnen iſt unermüdlich, die Rieſen niederzuſchmettern. Wohl war einſt ein Goldalter (gullaldr, Sn. Edd. 15), wo die Aſen fröhlich auf goldnen Tafeln ſpielten (Edd. rh. 2, 8 f. 10, 61). Wohl iſt in Baldur, einem andern Sohne Odins, von andrer Mutter, dem reinſten, beſten der Aſen, eine Herrſchaft des Geſetzes und der Sitte aufgegangen, welche, ſo lange ſie ſelbſt beſteht, auch das Weltganze im Beſtand erhält. Aber Baldur ſelbſt hat ahnungsvolle Träume, daß ſein Leben in Gefahr ſei, und alle Weiſſagungen beſtätigen es. Umſonſt wird die Natur in Eid genommen, der Keim der Empörung bleibt doch in ihr haften. Je tiefer Odin in den Abgründen der Rieſenweisheit forſcht, um ſo ſichrer nur erhält er die Kunde, daß die gefeſſelten Mächte, die immerfort an ihren Banden rütteln, auch dieſe wieder brechen werden. Baldurs geiſtiges Reich, in der Zeit und in der materiellen Welt gegründet, iſt gleich dieſen vergänglich. Der Geiſt ſelbſt hat, um die Materie zu binden, ſich vielfach mit dieſer vermiſchen müſſen. Schon Odin ſelbſt und ſeine Brüder, die Ordner der Welt und die Schöpfer der Menſchen, ſind aus der Verbindung Börs mit der Rieſentochter Beſtla hervorgegangen. Das Goldalter währte nur, bis die Weiber aus Jötunheim kamen (Edd. rh. 2, 8. Sn. Edd. 15). Odin ſelbſt und andre Aſen verbanden ſich mit Rieſenweibern. Nicht bloß die freundlichen Vanen wurden in die Geſellſchaft der Aſen aufgenommen. Auch der Jote Loki, mit dem Odin am Morgen der Tage ſchon Blutbrüderſchaft geſchloſſen, war in ihren Kreis eingetreten und muſte hier, als das ſittliche Böſe, auch die höchſte Blüthe des Aſenreiches, Baldurs ſittliche Herrſchaft, untergraben und zerſtören.

War ſonach dem Geiſte in der von ihm gebauten Welt keine dauernde Stätte bereitet, ſo muſte er ſtets wehrhaft und kampfrüſtig ſein, ſein Werk in der Zeit zu ſchirmen, ſtets weg- und ſchlachtfertig, den letzten, großen Streit zu beſtehen und aus der zuſammenſtürzenden Welt, in ſeinem Weſen unverkümmert und durch den Kampf ſelbſt gekräftigt und geläutert, zu einem neuen, höheren Daſein durchzubrechen.

Dieſe raſtlos ſtrebende, kampfgerüſtete Kraft des Geiſtes, die Bürgſchaft ſeiner Nichtgebundenheit in Zeit und Materie, iſt in Odin zur Darſtellung gekommen. Valhall (Valhavll, Valhöll), Odins leuchtende Halle, iſt denn auch ein Waffen- und Heldenſaal. Das Dach iſt mit goldenen Schilden belegt, die Wände ſind mit Schilden, ſtatt mit Teppichen, geſchmückt, und Abends dienen blanke Schwerter zur Erleuchtung. Der Name dieſes Saales beſagt wörtlich: Halle der Gefallenen, Erſchlagenen (valr, strages). Denn die, welche im Kampfe gefallen ſind oder ſich freiwillig den Tod gegeben haben, fahren zu Odin. Die auf dem Bette ſterben, kommen zu Hels dunkeln Sälen. Odin hat den Menſchen den Geiſt eingehaucht, er nimmt ihn zurück; aber ihm, dem kämpfenden Gotte, ſind nur die kräftigen Geiſter gerecht, denen das irdiſche Leben eine Schule des Kampfes war. Dieſe, in Valhall aufgenommen, heißen Einherien (Einheriar). Sie ſpeiſen von dem Eber Sährimnir, der jeden Abend wieder ganz iſt, und trinken den unverſieglichen Meth aus den Eutern der Ziege Heidrun. Odin ſelbſt genießt nur Wein und gibt die Speiſe ſeinen Wölfen Geri (vorax) und Freki (ferox, avidus, Lex. myth. 77^{b}). Dieſe ſind Sinnbilder der Schlacht, wie dann wohl auch die Raben auf des Gottes Schultern. Die Einherien reiten jeden Morgen gewaffnet auf den Hof, bekämpfen und tödten einander; zur Zeit des Mahles aber kehren ſie unverletzt zurück und die Valkyrien reichen ihnen das Trinkhorn.

Valkyrien (Valkyria, Plur. Valkyriur, von valr, strages, und kjöra, köra, eligere, Todtenfürerinnen, Lex. myth. 528^{a}. 535^{a}), auch Odins Jungfraun (Oðins meyar) genannt, ſind, ihrem Namen gemäß, die Weſen, welche Odin ausſendet, um die Todten zu wählen, um die Helden, welche für Valhall reif ſind, zum Tod in der Schlacht zu beſtimmen. Sie werden bald in größerer, bald in kleinerer Zahl benannt und ihre Namen beziehen ſich, ſoweit ſie erklärt ſind, faſt durchaus auf Kampf und Kampflärm. Ihre Erſcheinung iſt kriegeriſch, ſie reiten unter Schilden. Das Reiten der Valkyrien iſt ein Zeichen nahenden Kampfes, ſelbſt bei den Göttern; die Weiſſagerin in der Völuſpá ſingt, unmittelbar bevor ſie auf Baldurs Tod kömmt, mit dem der Friede der Welt zur Reige geht, Folgendes[1]:

Sie ſah Valkyrien,
Weither kommend,
Bereit zu reiten
Zum Göttervolke.
Skuld den Schild hielt,
Den andern Skögul,
Gunnr, Hildr, Gaundul
Und Geirſkaugul.
Nun ſind gemeldet
Herjans Jungfraun,
Bereit zu reiten
Auf's Feld, Valkyrien.

Dieſe Kriegsjungfrauen walten über Sieg und Tod, in Valhall aber ſind ſie die Schenkinnen.

In jener Eigenſchaft, als Lenkerinnen des Schlachtgeſchicks, ſind ſie vorzüglich in einem Liede dargeſtellt, das die Nialsſaga (Havn. 1809. II, 4) aufbewahrt hat. Ich hebe daſſelbe aus, weil es als das ausdruckvollſte Gemälde dieſer mythiſchen Weſen angeführt zu werden pflegt. Gräter, Nord. Blum. 270 ff.***

Mit Recht hat jedoch Finn Magnuſen bemerkt (Lex. myth. 532^{b}), daß in dieſem, der chriſtlichen Zeit angehörigen Liede die Valkyrien einſeitig und nicht mehr rein im Geiſte des heidniſchen Alterthums dargeſtellt ſeien:

> Christianismo huc introducto Bellonæ illæ, una cum reliquo Deorum cœtu, malis tantum ac fœdissimis dæmoniis sunt adscriptæ. Bona nulla piis indulgere credebantur, at e contrario meras calamitates, infortunia, cædes ac sanguinolentas retinuerunt functiones.

In andrem Lichte, in einer viel geiſtigern Wirkſamkeit, werden uns die Valkyrien in der nordiſchen Heldenſage erſcheinen, wo ihr Weſen erſt zur vollen Entwicklung kommt.

Aber auch hier ſchon, in der Götterſage, ſind ſie nicht bloß blutige Schlachtgöttinnen. Sie haben den höhern Beruf, die Heldengeiſter für

---

[1] Edd. rh. 4. 24 ſtellt dieſe Strophe in andern Zuſammenhang.

Odins Halle zu küren. Ihn ſelbſt werden wir in den Heldenſagen unmittelbar über Kampf und Sieg gebieten und ſogar in das irdiſche Schlachtgewühl niederſteigen ſehen. Davon hat er auch in den mythiſchen Liedern die Namen: Heervater (auch Herjan), Valvater, Siegvater.

Den kriegeriſchen Völkern des Nordens war Kampf und Krieg die Blüthe des kräftigſten Lebens. Darum konnte auch das Leben bei Odin unter keinem ausdrucksvolleren Bilde dargeſtellt werden, als unter dem des irdiſchen Heldenthums. Erwägen wir aber, was zuvor über Odins ganze geiſtige Natur ausgeführt worden, ſo kann uns nicht mehr zweifelhaft bleiben, daß das Mahl in ſeiner Halle jenem mythiſchen Tranke der Begeiſterung verwandt, daß die Kampfſpiele der Einherien gleichfalls nur bildlicher Ausdruck der fortwährenden geiſtigen Kampfübung ſeien. Wie zur Herbſtzeit die Strichvögel ſich zum Wegzuge ſammeln, um in geſchloſſener Schaar den weiten Flug über Länder und Meere, durch Wolken und Stürme, ausdauern zu können, ſo ſammelt Odin um ſich die Geiſter, die er ausgeſandt und die ſich kräftig erprobt haben, zum großen Heerzug aus der untergehenden Zeitwelt. Noch in Valhall ſtärkt und übt er ſie unabläſſig, und je größer die Zahl iſt, die zu ihm fährt, um ſo beſſer ſteht die Sache des Geiſtes. Im Liede Grimnismal heißt es (Edd. rh. 43, 23):

Fünfhundert Thüren
Und vierzig drüber
Glaub' ich in Valhall.
Achthundert[1] Einherjen
Gehn vor aus jeder,
Wenn ſie fahren dem Wolf entgegen.

Die jüngere Edda ſagt noch beſonders:

> Eine große Menge iſt da, und weit Mehrere werden ihrer noch werden, und doch mögen es nicht zu viele ſein, wenn der Wolf Fenrir kommt. Jüngere Edda 198 und Sn. Edd. 41 f.

In einem ſpätern Skaldenliede auf den Tod Erichs Blutaxt freut ſich Odins Herz, als die Helden von der Erde zu ihm kommen, und in einem ähnlichen Geſange heißt es:

---

[1] Lex. myth. S. 56***: Numerus ille [432000] ad zodiaci ac anni divisiones et mundanæ ætatis annorum seriem p. p., certum habuit respectum, et variis igitur modis in Chaldæorum, Indorum, Sinensium et pl. vetustissimam mythologiam est receptus.

Da ſprach Gondul,
Auf ihren Speer gelehnt:
Nun gedeiht der Götter Sache,
Da ſie Hakon
Mit großem Heere
Heim zu ſich geladen[1].

Bricht nun wirklich die lang verkündete Zeit des Weltkampfes herein, dann wappnet ſich Odin ſelbſt; den Goldhelm auf dem Haupte, mit der ſchönen Brünne angethan, den Speer Gungnir ſchwingend, reitet er den Aſen und Einherien voran zu der weiten Ebene Vigrid, wo der Kampf ſich erhebt. Er ſelbſt wird vom Wolfe verſchlungen und auch die andern ſtreitbarſten Götter gehen unter. Aber auch die Ungeheuer ſind erlegen, der Kampf der Götter, zu welchem Odin alle geiſtigen Kräfte mit ſich fortgeriſſen, war nicht fruchtlos und aus den Trümmern des Weltbaus ſteigt eine neue, verjüngte Welt empor.

Über Odin iſt noch zu bemerken, daß, wenn auch die etymologiſchen Ableitungen ſeines Namens von ódr, Subſt. (ratio, intellectus) oder von ódr Adj. (insanus, furens, Lex. myth. 378^b), was auf ſeine ſtürmiſche Kampfnatur zu beziehen wäre, ſich nach keiner Seite ſtichhaltig bewähren ſollten, doch auch keine andre feſtgeſtellt iſt, welche ſeinem geiſtigen Weſen, wie wir es aus dem ganzen mythiſchen Zuſammenhang entwickelt, entgegen wäre. Zwar hat man ihn phyſiſch für den Gott des Himmels oder der Luft angenommen, vorzüglich aus dem Grunde, weil Frigg, die Mutter Erde, ſeine Gemahlin ſei. Allein eben dieſer Umſtand iſt nicht nur unerwieſen, ſondern Frigg wird ſogar der Erde entgegengeſtellt, indem ſie, in den dichteriſchen Benennungen der Skalda, die Nebenbuhlerin Jörds, der Erde, heißt, mit welcher Odin auch Söhne erzeugt hat, die in die Reihe derjenigen gehören, welche wir als die Starken unter den Aſen bezeichnet haben, wogegen aus der Ehe mit Frigg ein Sohn ganz andrer Art, Baldur der Gute, hervorgegangen iſt. Frigg iſt nicht die Erde ſelbſt, ſondern die Tochter der Erde, Fjörgyns. Im Übrigen tritt ihr Weſen ſo wenig deutlich hervor, daß ich ihr unter den Geſtalten des Aſenkreiſes keine beſondre Darſtellung widmen konnte. Die in ihrem Gefolge aufgezählten Aſinnen, die ich gleichfalls nicht beſonders aufgeführt habe, neigen ſich theils mehr zur phyſiſchen, theils mehr zur ethiſchen Bedeutung.

---

[1] Sagabibl. II, 374. Münter 453.

Wir haben, wie den Joten die Zwerge oder Schwarzalfe und den Vanen die Lichtalfe, ſo den Aſen die Menſchen zugeordnet. Von dieſen ſoll jedoch hier nicht eigens noch gehandelt werden. Soweit ſie in die Götterwelt reichen, haben ſie ſich uns bereits in der geiſtigen Verbindung mit Odin herausgeſtellt, ihr beſondrer Mythus aber iſt die Heldenſage, der unſre nächſte Abtheilung gewidmet ſein wird.

Der bisherige Durchgang durch die verſchiedenen Weſenklaſſen der nordiſchen Götterlehre war darauf berechnet, das Verhältnis des geiſtigen Elements dieſer Mythologie zum phyſiſchen beſtimmter erkennen zu lernen. Der Erfund war der, daß mitten zwiſchen die widerſtrebenden Naturgewalten aus unbekannter Quelle eine geiſtige Kraft bindend und ordnend eintrat, daß ſie in der phyſiſchen Schöpfung, die aus dieſer Bindung hervorgieng, zugleich ein geiſtiges Reich gründete und dieſes auch, nachdem es in der Zeitſchöpfung nicht mehr beſtehen konnte, durch den Untergang derſelben in ein höheres Daſein zu retten ſuchte.

Die Götter in der Zeit ſind als ſolche von beſchränkter Macht. Am Brunnen unter der Welteſche wohnen die drei Nornen, durch ihre Namen ſchon als Vergangenheit (Urd), Gegenwart (Verdandi) und Zukunft (Skuld) bezeichnet. Sie beſtimmen Lebenszeit und Geſchick der Menſchen, aber auch die Götter vermögen nichts über ſie. „Allvater wirkt,“ ſagt das Lied, „Nornen weiſen“ (visa nornir, Edd. rh. 88). Die Götter, in der Zeit wirkend, ſind den Zeitgöttinnen verfangen.

Räthſelhaft iſt der Geiſt in die erſchaffene Welt herabgeſtiegen; in eine lichtere, aber doch wieder räthſelhafte Ferne tritt er über nach dem Weltuntergange. Die mythiſchen Verkündungen von der neuen oder verjüngten Welt ſtimmen nicht in allen Punkten überein. Hören wir darüber die jüngere Edda S. 233 f.! ***

Daß in dieſer neuen Welt, die wohl nur eine Verjüngung und Verklärung der alten iſt (von der Welteſche war auch nur geſagt, daß die Lohe um ſie her geſchlagen), keine der rohen Naturgewalten wieder auftaucht, daß ſelbſt die Vanengötter verſchwunden ſind (Freyr war ſchon beim Kampfe ſchwertlos), daß Baldur der Gute und ſein ſchuldloſer Mörder verſöhnt erſcheinen, all dieſes paßt wohl zu unſern früheren Erörterungen. Warum aber von den Aſen ſelbſt nur die genannten wieder auftreten, warum Odins ſelbſt nicht mehr gedacht wird, ob auch dieſer, nachdem aller Kampf aufgehört, ſeine Bahn vollendet, oder ob er völlig geiſtig ins Unſichtbare ſich erhoben hat, auf dieſe und andre Fragen wird ſich nichts Entſcheidendes antworten laſſen. Eben darin liegt aber auch die Möglichkeit, dieſe Götterlehre, je nach der individuellen Auffaſſung, höher oder tiefer in der religiöſen Geltung zu ſtellen. Gerade die Strophe der Völuſpa, die einer höhern Anſicht die günſtigſte wäre, wird, weil ſie ſich nur in den Papierhandſchriften der ältern Edda findet, von Einigen für unecht gehalten (F. Magnuſens Edda I, 69 [1]).

Da kommt der Mächtige
Zu der Götter Rath,
Stark von oben,
Der über Alles waltet.
Urtheile ſpricht er,
Streit beſänftigt er,
Stiftet heiligen Frieden,
Gibt heilige Satzung,
Die dauern wird.

Soviel jedoch bleibt unter allen Vorausſetzungen gewiſs, daß durch dieſe Mythenwelt eine mächtige Ahnung des Unendlichen, des über die Zeitmächte erhabenen Göttlichen, ein lebendiger Hauch des unvergänglichen Geiſtes hindurchzieht.

Wir haben im Bisherigen die Erklärung der nordiſchen Götterſage lediglich aus ihrem eigenen, innern Zuſammenhange nach dem phyſiſchen und geiſtig-ſittlichen Geſichtspunkte verſucht. Es iſt nun noch von ihrer hiſtoriſchen Beziehung zu ſprechen.

Die Meinungen in dieſer Hinſicht ſind auf Jahrhunderte hin durch Dasjenige beſtimmt worden, was Snorre Sturleſon, in der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, in ſeine norwegiſche Königsgeſchichte, die Heimskringla, über die Einwanderung der Aſen im Norden aufgenommen hat.

Die Heimskringla (von den Worten, mit denen ſie anhebt, kringla heimsins, orbis terrarum, ſo genannt) iſt zu Stockholm 1697, 2 Bde Fol. und ſpäter in 6 Foliobänden, Kopenhagen 1777 bis 1826, herausgegeben.

---

[1] Edd. rb. 9; vgl. Hyndl. Str. 41.

Snorro ſelbſt ſetzte dieſes Werk aus ſchon vorhandenen ſchriftlichen Sagan der hiſtoriſchen Klaſſe zuſammen. Der Eingang desſelben, die Ynglingaſaga, jedoch iſt noch wirklich ſagenhafter Natur und für unſre Zwecke ſind hier die 13 erſten Capitel von Belang, deren Abfaſſung Müller dem Snorro ſelbſt zuſchreibt, wogegen Geijer (S. 323 ff.) der Meinung iſt, daß er auch ſie ſchon in der vor ihm gelegenen Ynglingaſaga vorgefunden habe. Ihr Inhalt iſt dieſer: (Cap. 1.) Auf der Nordſeite des ſchwarzen Meeres erſtreckt ſich das große oder kalte Schweden (Svíþióð). Der nördliche Theil desſelben liegt ungebaut vor Froſt und Kälte. In dieſem Schweden ſind große Landſtriche mit mancherlei Völkern und Zungen. Da ſind Rieſen und Zwerge, auch ſchwarze Leute und allerhand wunderliche Völker, ſowie Thiere und Drachen von furchtbarer Größe. Von den Nordgebirgen fließt durch Schweden der Strom, der mit Recht Tanais heißt, vordem Tanaquisl oder Vanaquisl genannt, und ſich ins ſchwarze Meer ergießt. Das Land zwiſchen ſeinen Armen hieß Vahaland oder Vanaheim (Vanaheimur). Er trennt die Welttheile; der gegen Oſten heißt Aſia, der gegen Weſten Europa. (Cap. 2.) Das Land in Aſien, öſtlich des Tanaquisl, war Aſaland oder Aſaheim (Asa-heimur) genannt. Die Hauptſtadt dieſes Landes hieß Asgard; darin war ein Häuptling (Hófdinge), der Odin (Odinn) genannt war; auch war daſelbſt eine große Opferſtätte. Zwölf Hauptprieſter, Diar[1] oder Drottnar genannt (Divi s. Domini), ſollten dort über Opfer und Urtheil walten und ihnen ſollte alles Volk Dienſt und Verehrung erbieten. Odin war ein großer Kriegsmann (Hermadur), auch weit umher gekommen, und hatte ſich viele Reiche unterworfen. Er war ſo ſiegreich, daß er jede Schlacht gewann; und ſo kam es, daß ſeine Leute glaubten, ihm allein gebühre überall der Sieg. Wenn er ſeine Männer in den Krieg oder auf andre Fahrten ausſandte, war ſein Gebrauch, ihnen ſeine Hände auf das Haupt zu legen und den Segen zu geben; dann glaubten ſie glücklich zu fahren. Auch pflegten ſeine Leute, wo ſie zur See oder auf dem Lande in Nöthen waren, ſeinen Namen anzurufen und davon glaubten ſie ſtets Abhülfe zu erlangen; darum ſchien ihnen aller ihr Troſt bei ihm zu ſein. Er fuhr oft ſo weit fort, daß er viele Jahre ausblieb.

---

[1] Diar heißen die Aſengötter Hrafnagald. Od. 18. Edd. rh. 91 a.

(Cap. 3.) Odin hatte zwei Brüder, Ve und Vilir. Dieſe beherrſchten die Reiche, ſo lang er abweſend war. Einmal war er ſo lange ausgeblieben, daß die Aſen nicht mehr an ſeine Heimkehr glaubten; da theilten ſich die Brüder in ſein Erbe und eigneten ſich beide ſeine Gemahlin zu. Bald nachher kam Odin zurück und nahm ſeine Frau wieder zu ſich. (Cap. 4.) Odin fuhr mit Heeresmacht gegen die Vanen, aber dieſe waren wohl gerüſtet und wehrten ihr Land. Der Sieg wechſelte und ſie verheerten einander gegenſeitig die Länder. Als das beiden entleidet war, beſtimmten ſie eine Zuſammenkunſt, machten Frieden und gaben einander Geiſel. Die Vanen gaben ihre trefflichſten Männer hin, Njörd den Reichen und ſeinen Sohn Freyr; die Aſen dagegen Einen, der Häner hieß, und von dem ſie ſagten, daß er wohl zu einem Häuptling tauge. Er war ein ſehr großer und ſchöner Mann. Mit ihm ſandten ſie den, der Mimer hieß, einen ſehr weiſen Mann. Die Vanen aber gaben dagegen Denjenigen, der unter ihnen der Weiſeſte war und Kvaſir hieß. Als Häner nach Vanaheim kam, ward er ſogleich zum Häuptlinge gemacht. Mimer gab ihm in Allem ſeinen Rath ein. Wenn aber Hänir ſich in Gericht und andern Verſammlungen befand, wobei Mimer nicht zugegen war, und dann ſchwierige Sachen vor ihn gebracht wurden, antwortete er immer das Nemliche: Mögen Andre rathen! Da merkten die Vanen, daß ſie beim Tauſche von den Aſen hintergangen worden; darum enthaupteten ſie Mimern und ſandten ſein Haupt den Aſen. Odin nahm es und ſalbte es mit Kräutern gegen die Fäulnis, ſang Beſchwörungen darüber und bewirkte dadurch, daß es mit ihm ſprach und ihm viel geheime Dinge offenbarte. Njörd und Freyr wurden von Odin zu Opferprieſtern beſtellt und waren nun Diar unter den Aſen. Njörds Tochter Freya war Opferprieſterin, ſie lehrte zuerſt bei den Aſen den Zauber, welcher Seid hieß und bei den Vanen üblich war. Als Njörd noch bei dieſen war, hatte er ſeine Schweſter zur Frau, wie es dort geſetzlich war. Ihre Kinder waren Freyr und Freya. Bei den Aſen aber war es verboten, ſo nah in die Verwandtſchaft zu heirathen. (Cap. 5.) Große Gebirgsketten erſtrecken ſich von Nordoſt nach Südweſt und ſcheiden das große Schweden von andern Reichen. Nicht ferne ſüdlich von dieſem Gebirg iſt Türkland gelegen, wo Odin große Beſitzthümer hatte. Zu der Zeit zogen die römiſchen Häuptlinge weit durch die Welt umher und brachten alle Völker unter ſich. Viele Fürſten flohen vor dieſem Unfrieden von ihrem Eigenthum. Odin, als ein zukunftkundiger Mann, wußte voraus, daß ſeine Nachkommen auf der Nordſeite der Welt wohnen ſollten. Da ſetzte er ſeine Brüder Ve und Vilir über Asgard; er aber zog von dannen und mit ihm alle Diar und vieles Volk; zuerſt fuhr er weſtlich nach Gardareich, dann ſüdlich nach Saxland. Er hatte viele Söhne, die er über die von ihm eingenommenen Reiche in Saxland zu Beſchützern ſetzte. Dann zog er nordwärts zum Meere und nahm ſeinen Wohnſitz auf einer Inſel, jetzt Odinsey auf Fünen. Dann ſandte er Gefion nördlich über den Sund, um Land aufzuſuchen. Sie kam zu Gylfi, der ihr ein Pflugland gab. Drauf zog ſie nach Jötunheim und hatte dort vier Söhne von einem Joten. Dieſe brachte ſie in Ochſenhäute (bra þeim i yxna liki), ſpannte ſie vor den Pflug und zog ſo das Land, das ihr Gylfi gegeben, hinaus auf das Meer, weſtwärts gegen Odinsey; das heißt nun Seeland und da wohnte ſie fortan. Skjöldur, Odins Sohn, nahm ſie zur Frau und ſie wohnten in Hledra. Dort aber, wo das Land herausgeriſſen worden, blieb ein See zurück, der Lögur (der Mälarſee) heißt und in dieſem See liegen die Buchten gerade ſo, wie in Seeland die Landſpitzen. (Dafür wird eine Strophe Bragis des Alten angeführt.) Als nun Odin erfahren, daß öſtlich bei Gylfi fruchtbare Länder ſeien, zog er dahin und machte mit Gylfi einen Vergleich. Denn Gylfi ſah ein, daß er keine Kraft hätte, den Aſen zu widerſtehen. Odin und Gylfi verſuchten einander in Künſten der Täuſchung, die Aſen hatten aber ſtets die Oberhand. Odin nahm ſeinen Wohnſitz am Lögur, an der Stätte, die jetzt alt Sigtun (forno Sigtuner) heißt. Er richtete dort ein großes Heiligthum und Opfer ein (hof oc blot), nach der Aſen Gewohnheit. Die Ländereien, deren er ſich dort bemächtigte, ließ er Sigtun nennen. Auch den Prieſtern des Heiligthums (Hofgodonom) gab er Wohnſtätten: Njörd wohnte in Noatun, Freyr zu Upſala, Heimdall zu Himinbjörg, Thor zu Thrudvangr, Baldur zu Breidablik. Ihnen allen gab er gute Wohnſitze. (Cap. 6.) Als der Aſe Odin in die Nordlande kam und mit ihm die Diar, begannen und übten ſie, wie man wahrhaft berichtet, mancherlei Künſte, welche die Menſchen lange nachher geübt haben. Odin war der geprieſenſte von Allen und von ihm, als dem Kundigſten, empfiengen ſie alle dieſe Künſte. Die Urſachen dieſer großen

Verehrung waren folgende: er war von ſo ſchöner und anſehnlicher Geſtalt, daß, wenn er bei ſeinen Freunden ſaß, Allen das Herz lachte. War er aber im Heere, ſo erſchien er ſeinen Feinden ſehr furchtbar. Denn er konnte Ausſehen und Geſtalt wechſeln, wie er wollte. Eine andre Urſache war die: er ſprach ſo fertig und gut, daß Allen, die es anhörten, das allein das Wahre däuchte. Alles ſprach er in Verſen (hendingom), gleich dem, was man jetzt Skaldſchaft (Skaldscapur) heißt. Er und ſeine Prieſter heißen Liederſchmiede (liodasmider), denn dieſe Kunſt kam durch ſie in Nordlanden auf. Odin wuſte auch zu bewirken, daß in der Schlacht ſeine Feinde blind wurden, oder taub, oder verzagt, und daß ihre Waffen nicht ſchärfer, als Gerten, ſchnitten. Seine Kriegsleute fuhren ohne Harniſch und waren raſend, wie Hunde oder Wölfe, biſſen in ihre Schilde und waren ſtärker als Bären oder Stiere; ſie erſchlugen die Leute und weder Feuer noch Eiſen vermochte etwas über ſie. Das nennt man Berſerkergang (Berserks gaugur). (Cap. 7.) Odin wechſelte die Geſtalt, dann lag ſein Körper wie ſchlafend oder todt, er aber war Vogel oder Thier, Fiſch oder Schlange, und fuhr in einem Augenblick in ferne Lande, in ſeinen oder Andrer Angelegenheiten. Er konnte auch mit bloßen Worten Feuer löſchen, das Meer ſtillen und den Wind nach Gefallen drehen. Auf ſeinem Schiffe, Skidbladner genannt, fuhr er über große Meere und man konnte das zuſammenwickeln, wie Tuch. Odin hatte Mimers Haupt bei ſich, das ihm viele Neuigkeiten aus andern Weltgegenden ſagte. Manchmal erweckte er todte Menſchen aus der Erde und ſetzte ſich unter Grabhügel; daher ward er Draugadrottinn (Herr der Geſpenſter) oder Haugadrottinn (Herr der Hügel) genannt. Er hatte zwei Raben, die er an Menſchenrede gewöhnt hatte. Sie flogen weit durch die Länder und ſagten ihm viel Neues; dadurch wurde er überaus kundig. Alle dieſe Künſte lehrte er durch Runen und Zauberlieder, wovon die Aſen Zauberſchmiede (galdrasmider) genannt ſind. Odin verſtand die Kunſt, welcher die meiſte Kraft beiwohnt und die er ſelbſt übte, ſie heißt Seid. Durch ſie wuſte er das Schickſal der Menſchen und andre zukünftige Dinge, auch vermochte er damit, Menſchen zu tödten, Unglück oder Krankheit über ſie zu bringen, ihnen Verſtand und Kraft zu nehmen und Andern zu geben. Mit dieſem Zauber wollten ſich, ſeiner entſetzlichen Folgen wegen, die Männer nicht abgeben, und nur die Göttinnen lernten ihn. Odin wuſte von allen Schätzen, wo ſie verborgen lagen, und er konnte Lieder, welche vor ihm Erde, Berge, Felſen und Grabhügel aufſchloſſen. Mit bloßen Worten band er Die, welche darin wohnten, gieng ein und nahm, was er wollte. Durch ſolche Zauberkräfte ward er ſehr berühmt, ſeine Feinde fürchteten ihn und ſeine Freunde vertrauten auf ihn. In den meiſten ſeiner Künſte unterrichtete er die Opfervorſteher und ſo wurden ſie ihm die Nächſten in allem Wiſſen und Zauber. Viele Andre lernten wieder von Dieſen und dadurch wurde die Zauberei weit verbreitet und blieb lang im Gebrauche. Die Leute opferten Odin und den zwölf Häuptlingen, nannten ſie ihre Götter und glaubten lange Zeit an ſie u. ſ. w. (Cap. 8.) Odin gab ſeinem Lande die Geſetze, welche zuvor bei den Aſen beſtanden hatten. Er ſetzte feſt, daß alle Todten ſollten verbrannt und ihr Eigenthum mit ihnen auf den Scheiterhaufen gelegt werden. Denn er ſagte, jeder würde mit ſoviel Habe nach Valhall (til Valhallar), kommen, als er auf dem Scheiterhaufen gehabt hätte; auch ſollte er deſſen genießen, was er ſelbſt in die Erde gegraben. Die Aſche ſolle man in die See tragen oder in die Erde graben, und über angeſehenen Männern Grabhügel zur Erinnerung aufwerfen, auch Allen, die eine männliche That verübt, Bautaſteine errichten. Dieſer Gebrauch wurde lange nachher beibehalten. Hierauf folgt die Anordnung dreier Jahresopfer, dann (Cap. 11) Odins Vermählung mit Skade, welche vorher Njörds Frau war und mit der Odin, nebſt andern Söhnen, den Sämingur zeugte, den Stammvater norwegiſcher Häuptlinge. Von Odins Tode wird erzählt (Cap. 10): Odin ſtarb an Krankheit (varđ sott dauđur) in Schweden. Als er dem Tode nahe war, ließ er ſich mit Speeresſpitze zeichnen und eignete ſich alle waffentodte Männer zu; er ſagte, daß er nach Godheim fahren und dort ſeine Freunde wohl empfangen werde. Nun dachten die Schweden, er wäre in das alte Asgard gekommen und lebe dort ewiglich. Da begann man von Neuem Odin zu verehren und anzurufen. Auch glaubten die Schweden, daß er ſich zeige, wenn große Kriege bevorſtehen. Da gab er den Einen Sieg, die Andern lud er zu ſich, und beides hielt man für ein gutes Loos. Odins Leichnam wurde ſehr ehrenvoll verbrannt. Sie hatten den Glauben, daß je höher der Rauch in die Luft aufſtiege, um ſo herrlicher der, dem das Brennen gelte, ſich im Himmel befinde, und um ſo reicher, je mehr Habe mit ihm verbrannt würde.

Dieß die Geſchichte von Odins irdiſchem Reiche; auf ähnliche Weiſe wird dann noch von ſeinen Nachfolgern Njörd und Freyr erzählt, unter denen die Schweden Frieden und gute Jahre hatten und welche ſie darum für die Geber dieſes Segens hielten; auch wie Freyr das große Opferhaus zu Upſala erbaut und ausgeſtattet, auch dahin ſeinen Hauptſitz verlegt, und wie von ihm, der mit einem andren Namen Yngwi hieß, die Ynglinger ſtammen, aus welchem Geſchlecht in der Folge der Zeit die norwegiſchen Könige hervorgiengen. Endlich von Freya, die alle andre Götter überlebte, von ihrem Mann Odur und ihren Töchtern Hnoſs und Gerſemi; auch wie Freyr nach ſeinem Tode als Jahres- und Friedensgott verehrt wurde.

Der Inhalt dieſer dreizehn erſten Capitel der Ynglinga-Saga, nebſt einigen kürzern Stellen der däniſchen Geſchichte des Saxo Grammaticus (aus der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts), worin Odin und die übrigen Aſen gleichfalls für Zauberer gelten, die ſich den Götternamen angemaßt und ihren Sitz bald in Byzanz (Asgard), bald in Upſala haben [1], machen die Grundlage zu der hiſtoriſchen Anſicht der nordiſchen Mythen, die ſich bei vielen Gelehrten feſtgeſetzt hat.

Insbeſondre hat der däniſche Geſchichtſchreiber Suhm dieſer Anſicht auf längehin neuen Anhalt gegeben. In ſeinem Buche: Om Odin og den hedniske Gudelære og Gudstieneste udi Norden, Kopenhagen 1771, 4, iſt ein eigenes, ausführliches Capitel der Betrachtung Odins als Menſchen gewidmet (S. 69 ff.). Er nimmt, nach dem Vorgange des norwegiſchen Geſchichtforſchers Schöning, drei hiſtoriſche Odine an, welche nach einander zu beſtimmten Zeiten vor oder nach Chriſti Geburt als Religionsſtifter oder Reformatoren in den Norden eingewandert. Denn da mit den in der Hauptſache für hiſtoriſch angenommenen Berichten Snorros und Saxos die Geſchlechtsregiſter der angelſächſiſchen Könige, welche gleichfalls zu Odin aufſteigen, und ſo manche andre Geſchichtsdaten in Einklang gebracht werden muſten, ſo konnte man chronologiſch mit einem Odin nicht ausreichen.

Dieſe Annahme mehrerer ganz oder zum Theil geſchichtlicher Odine iſt denn auch den Gelehrten ſehr geläufig geworden. So ſagt z. B. Friedrich Schlegel in ſeinen Vorleſungen über die Geſchichte der alten und neuen Litteratur (gehalten 1812, in ſeinen ſämmtlichen Werken Band I, Wien 1822, S. 247):

---

[1] B. I, S. 13 bis 15. B. III, S. 64 f. B. VI, S. 155.

> Wir müſſen uns den Odin denken als einen Fürſten, Eroberer, Helden, der zugleich Dichter war, und als ſolcher durch weiſſagende Geſänge in der Götterlehre manches verähderte und erneuerte, entweder allein oder zugleich mit andern zu demſelben Zwecke mitwirkenden Prieſtern, Sehern und Dichtern, und der als Stifter, zwar nicht einer neuen Götterlehre, aber doch einer neuen Epoche derſelben, als Held und Seher, dem auch große Zauberkraft und Kunſt beigelegt ward, nachgehends ſelbſt vergöttert worden iſt.

Sodann (ebendaſelbſt S. 249):

> Den manigfaltigen Angaben und zum Theil verworrenen Sagen und ſich widerſtreitenden Meinungen von dem jüngern, unzweifelhaft hiſtoriſchen Odin ließe ſich wohl noch mit der meiſten Wahrſcheinlichkeit die Vermuthung unterlegen, daß derſelbe von den Gothen, deren Wohnſitze ſich bis in die Grenzen von Aſien erſtreckten (aus Aſien ſelbſt wäre die Einwanderung des ältern Odin geſchehen), ausgegangen ſei; vielleicht zu der Zeit, als auch das Chriſtenthum ſchon Anhänger bei ihnen zu finden begann, womit doch wohl nicht alle zufrieden ſein mochten, ſo wenig als mit dem ſteten Hindrängen in das römiſche Land und Leben, wodurch die väterliche Sitte nothwendig verdrängt werden muſte; daß mithin Odin, als Held und Fürſt, als Sänger, Seher und Prieſter, Anhänger und Erneuerer der alten Götterſage und nordiſchen Myſterien, zurück nach dem innern Norden und Germanien gezogen ſei, dort in Altſachſen ein Reich geſtiftet, endlich aber in Schweden ſeine Heldenlaufbahn beſchloſſen habe.

Ein Anhänger der mehreren Odine, Thore u. ſ. w. und ein erklärter Vertreter der hiſtoriſchen Anſicht iſt unter den Neueren vorzüglich Münter in der angeführten Geſchichte des Chriſtenthums in Dänemark und Norwegen (Leipzig 1823. Auch Kirchengeſchichte von Dänemark und Norwegen, Th. I). Man findet in dieſem Werke, deſſen ſonſtige Verdienſte ich nicht zu ſchmälern gemeint bin, unter der Aufſchrift „Charakteriſtik Odins“ eine ausführliche Porträtſchilderung des Letzten der Odine (S. 72 ff.), deren Ergebnis nach den Worten des Verfaſſers nichts andres iſt, als „das Bild eines feigen und liſtigen Gauklers.“ Beſonders wird (unter Beziehung auf eine Schrift von Abrahamſon: Thor und Odin, Skandinav. Muſ. 1802. Heft II) dem verſchmitzten Odin der redliche Charakter des wackern Thor gegenübergeſtellt. Da heißt es u. A. (S. 79):

Odins Charakter erſcheint im ungünſtigen Lichte, wenn der Charakter Thors mit den ſchönſten Farben gemalt wird. Er hilft zwar allen in der Noth, aber ungerufen und bloß um ſich geltend zu machen. Gaukelei und leerer Schimmer begleiten ihn überall. Thor hingegen ſieht allein aufs Nützliche, und hilft nur, wo er um Hülfe angerufen wird; dann aber auch edelmüthig und ohne Vergeltung zu begehren.

Es verſteht ſich, daß der Verfaſſer hiemit nur die Anſichten der alten Skandinavier ausſprechen will, aber unvermerkt geräth er in eine wahrhaft biographiſche Darſtellung.

In dieſe hiſtoriſche Sicherheit kam ein bedeutender Bruch, als P. E. Müller ſich der nordiſchen Sagengeſchichte bemächtigte. Von ſeinen Verdienſten um dieſe wird mehrfach zu ſprechen Gelegenheit ſein. Hier zunächſt kommt uns folgende Schrift in Betracht: Critisk Undersögelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie eller om troværdigheden af Saxos og Snorros Kilder. (Beſonders abgedruckt aus den Schriften der k. däniſchen wiſſenſchaftlichen Geſellſchaft.) Kopenhagen 1823. 4.

Müller geht allerdings auch vom geſchichtlichen Standpunkt aus, aber ſeine unbefangene und kenntnisreiche Kritik führt ihn zu dem, nach meiner Anſicht, geſundeſten Urtheil über die ausgehobenen Capitel der Ynglingaſaga. Es beſteht weſentlich in Folgendem (S. 185 ff.):

Was hier [in den dreizehn erſten Capiteln der Ynglingaſaga] von den Aſen geſagt wird, können wir auf drei Claſſen zurückführen: 1) Nachrichten, welche zugleich in den Edden gefunden werden [Müller weiſt dieſe im Einzelnen nach]; 2) Nachrichten, die in den Edden übergangen ſind: von Odins Reiſe, Mimers Haupt, Odins Heirath mit Skadi; 3) Bemerkungen, wodurch dieſe Nachrichten an Zeit und Ort gebunden und dadurch an die Geſchichte geknüpft ſind, daß Odin zuerſt öſtlich vom Tanais wohnte, daß er aus Furcht vor den Römern nach dem Norden zog.

Was die erſte Claſſe dieſer Nachrichten betrifft, ſo können wir über ihre Quellen oder ihre hiſtoriſche Bedeutung nicht ungewiſs ſein; denn was wir hier als Geſchichte leſen, finden wir in den Edden als Dichtermythe[1]. Da nun die alten Dichter, deren Verſe wir übrig haben, gröſtentheils vor Snorro lebten; da die mythiſche Einkleidung dieſer

---

[1] Das Meiſte hat uns auch ſchon an bekannte Mythen erinnern können, Andres wird die Heldenſage deutlicher hervorſtellen z. B. die Berſerker.

Ereigniſſe das unverkennbare Gepräge höheren Alters trägt, als die hiſtoriſche, und es unzweifelhaft iſt, daß die Aſen im alten Norden als Götter verehrt wurden, ſo müſſen wir die Anſchauungsweiſe der Edden vom Weſen der Aſen für die urſprüngliche, Snorros für die abgeleitete annehmen. Durch die gründlichſten Unterſuchungen iſt hinreichend bewieſen, daß die Aſen, gleichwie die Götter der meiſten andern Völkerſtämme, ihrem Urſprung nach nicht als hiſtoriſche Perſonen, ſondern als perſonificierte Naturgötter, deren meiſte Thaten nur ſymboliſche Bedeutung haben, zu betrachten ſind. Dieſe Betrachtungsweiſe, eine Folge der Forſchungen ſpäterer Zeiten, konnte nicht diejenige Snorros ſein. Er muſte (nach den Begriffen ſeiner Zeit) die alten Götter entweder für Teufel oder für Menſchen anſehen. Für böſe Geiſter konnte er ſie nicht anſehen wollen, da er als isländiſcher Dichter ſie ſo oft in ſeinen Verſen aufführte und von dieſen Stammvätern das Geſchlechtsregiſter der nordiſchen Könige ſowohl, als ſein eigenes, herleitete. Betrachtete er ſie dagegen als Menſchen, ſo erhielt ſeine Geſchichte der norwegiſchen Könige die erwünſchteſte Vollſtändigkeit; ſie konnte beginnen mit den älteſten Stammvätern, von denen man gehört hatte, und mit der Stiftung der Verfaſſung und Religion in den nordiſchen Staaten. Von dieſer hiſtoriſchen Auslegung der Mythen aber war es wieder eine Folge, daß Snorro hier nicht Zeugnisſtellen von Skalden anführen konnte, die durchaus nicht auf dieſe Weiſe ihrer Götter gedacht hatten; weshalb gerade in den 13 erſten Capiteln, welche lauter Dichtermythen umfaſſen, nur zwei Verſe vorkommen (wovon der eine die Fabel von der Entſtehung Seelands betrifft, welche Snorro aus poetiſcher Inconſequenz unter das Übrige, das hiſtoriſch ausſehen ſollte, gebracht hatte u. ſ. w.). Gewiſs hätte er mehrere Skaldenverſe angeführt, wenn er in ihnen ausdrückliche Bekräftigung ſeiner Meinungen von der Aſen Niederlaſſung in den nordiſchen Reichen gefunden hätte. Da alſo dieſe Nachrichten von des Nordens älteſten Königen nur unrichtige Erklärungen nordiſcher Mythen ſind, können ſie nicht Quellen für die alte nordiſche Geſchichte ſein, ſondern lediglich Beiträge für die Behandlung der nordiſchen Mythologie. Gilt dieſes von den Nachrichten über die Aſen, deren Quellen wir kennen, ſo haben wir Grund, dasſelbe hinſichtlich der wenigen andern Nachrichten anzunehmen, die ein ähnliches mythiſches Gepräge haben, deren Quellen wir aber nicht mehr nachweiſen können u. ſ. w.

Was ſodann die Nachrichten über die Gegend, woher Odin mit ſeinem Gefolge in den Norden einwanderte, und die Zeit, da Dieſes geſchah, anbelangt, ſo tragen ſie kein mythiſches Gepräge und ſind von dem Geſchichtſchreiber für völlig zuverläſſige Züge der älteſten Geſchichte Skandinaviens angeſehen worden. Inzwiſchen kann Snorros Zeugnis über das, was ſich ungefähr 1300 Jahre vor ſeiner eigenen Lebenszeit zugetragen, an und für ſich ſelbſt keinen Werth haben. Er kann auch keinerlei beſtimmte Äußerung hierüber bei irgend einem alten Skalden gefunden haben; denn der Mann, der im Folgenden ſich ſo befliſſen zeigt, Alles, was zweifelhaft ſein konnte, mit Zeugniſſen der Skalden zu belegen, würde dieſes bei den wichtigſten Stücken der älteſten Geſchichte nicht verſäumt haben. Wir ſind ſogar befugt, anzunehmen, daß nach dem, wie wir die Beſchaffenheit der alten Sagen im Allgemeinen und der nordiſchen im Beſondern kennen, die Skaldengeſänge, welche zu Snorros Zeit noch im Gedächtnis des Volkes waren, nicht einmal ſolche beſtimmte hiſtoriſche Nachrichten enthalten konnten. Alle Sagengeſchichte lehrt uns nemlich, daß, wenn das Andenken an einen Kriegszug oder eine Wanderung ſich durch eine lange Reihe von Geſchlechtern fortpflanzen ſoll, Dieſes nicht in der Form eines kurzen hiſtoriſchen Berichtes geſchehen, ſondern ſich an Begebenheiten knüpfen muß, die einen dauernden Eindruck hinterlaſſen. Sollten alſo zu Snorros Zeit alte Erinnerungen an die Reiſe der Aſen vom Tanais und deren Veranlaſſung vorhanden geweſen ſein, ſo dürften auch Mythen von ihren Kriegen mit den Römern und den Abenteuern der Reiſe nicht gefehlt haben. Wir können mit Sicherheit behaupten, daß weder zu Snorros Zeit, noch überhaupt ſeit der Einführung des Chriſtenthums ſolche Sagen in Umlauf waren, denn wir haben allzu viele Bruchſtücke von Skaldenliedern aus dem 9, 10 und 11 Jahrhundert, um nicht von den Edden zu reden, übrig, als daß wir nicht in ſolchen eine Spur ſo merkwürdiger Mythen gefunden haben ſollten. Die Gründe, aus welchen verſchiedene neuere Schriftſteller mit Fug die orientaliſche Herkunft der Skandinavier behaupten, ſind aus der Vergleichung der Sprachen und der religiöſen Meinungen geſchöpft, welche Snorro nicht im Stande war anzuſtellen. Es ſcheint daher nichts Andres übrig zu bleiben, als daß wir annehmen, Snorro ſei durch den Geſichtspunkt, von welchem er die alten Sagen betrachtet, auf dieſe Äußerungen gebracht worden, und daß es nicht etwas war, was er von Andern gehört hatte, ſondern was er ſelbſt durch ſeine Forſchung herausgefunden zu haben glaubte. Wir können ſogar mit Wahrſcheinlichkeit angeben, was ihn in ſeiner Forſchung geleitet haben kann. Jornandes ſowohl als Paulus Diaconus ſind ihm wahrſcheinlicher Weiſe bekannt geweſen. Dieſe beide Schriftſteller ſchicken geographiſche Bemerkungen voraus und beginnen darauf die Geſchichte des Volkes, die ſie beſchreiben wollen, mit der Erzählung ſeiner älteſten Wanderungen. So macht es auch Snorro. Aber jene Schriftſteller, die in den von nördlichen Volksſtämmen geſtifteten Reichen lebten, konnten es dabei beruhen laſſen, daß ſie die Stammväter vom Norden kommen ließen. Snorro, der im Norden ſelbſt lebte, muſte ein andres Vaterland für dieſes Stammvolk ſuchen. Zwar konnte die Neigung der Schriftſteller des Mittelalters, die Herkunft der Völker zu verherrlichen, indem man ſie von den Trojanern oder andern berühmten Nationen des Alterthums herleitete, eine Neigung, die ſich auch zu den Isländern verbreitet hat, nicht wohl dem Geſchmacke des beſonnenen Geſchichtſchreibers zuſagen, aber ſchon die Namen Aſen und Asgard muſten ihn darauf führen, an Aſien als ihr Vaterland zu denken. Nun ſchreibt Jornandes Cap. 5, daß der Tanais, der von den riphäiſchen Bergen, dem Ende der bekannten Welt, niederfalle, die berühmte Grenze zwiſchen Europa und Aſien ſei; in dem 1ſten Capitel der Heimskringla aber bemerkt Snorro nicht allein, daß der Tanais den einen Drittheil der Welt von dem andern trenne, ſondern außerdem, daß dieſer Fluß von Bergen komme, welche außerhalb der bewohnten Länder liegen. Er fügt noch weiter hinzu, daß der Fluß mit Recht Tanais heiße. Dieſes muſte auf eine Beſchaffenheit des Fluſſes zielen, welche den Namen rechtfertigte. Welche Beſchaffenheit es war, kann uns nicht zweifelhaft ſein; denn es wird beigefügt, er habe vordem Tanaqvisl oder Vanaqvisl geheißen; aber der eine dieſer Namen kommt eben ſo wenig, als der andre, bei irgend einem alten Schriftſteller vor. Das Ganze trägt dagegen das Gepräge etymologiſcher Conjectur. Tanais konnte leicht zu Tanaqvisl werden, Tanaqvisl aber ſchien ungefähr dasſelbe wie Vanaqvisl zu ſein; und da dieſes Wort den Fluß der Vanen bezeichnen konnte[1];

---

[1] Biörn Haldorſens Lex. isl. II, 184b: Quísl, ramus arboris, fluminis u. ſ. w.; darum muß denn auch Vanaheim zwiſchen den Äſten des Stromes, i Vanaquislom, dat. plur., liegen.

ſo war damit zugleich der Name des Fluſſes erklärt und die Stelle beſtimmt, wo die Vanen wohnten und von deren Nachbarſchaft die aſiatiſchen Männer ausgezogen waren, welche Odin anführte[1]. Die andre Äußerung Snorros, daß Odin durch die Eroberung der Römer auszuwandern veranlaßt worden ſei, erläutert Müller ſodann noch aus theologiſchen und genealogiſchen Combinationen dieſes Geſchichtſchreibers.

Dieſen mir in der Hauptſache ganz einleuchtenden Ausführungen Müllers habe ich nur Folgendes beizufügen. Es handelt ſich hier nicht von der allgemeinen Frage über die Herkunft der germaniſchen Völker aus dem Oſten und über die Verwandtſchaft der nordiſchen Götterlehre mit den Mythologieen der aſiatiſchen Volksſtämme, ſondern davon, ob in den mythiſchen Sagen des Nordens ſich beſtimmte Hinweiſungen auf hiſtoriſche Perſonen und Ereigniſſe, namentlich auf die Einwanderung einer aſiatiſchen Prieſtercolonie und ihrer Lehre ermitteln laſſen. Nun kann aber ſoviel mit ziemlicher Sicherheit behauptet werden, daß Alles, was zum Behuf einer ſolchen Annahme von den Darſtellungen Saxos und Snorros an bis zu den gelehrten Ausführungen der neueren Schriftſteller vorgebracht worden, gänzlich ungeſchrieben wäre, wenn nicht in den nordiſchen Mythen ſelbſt die Götter Aſen genannt wären, und ihr Wohnſitz Asgard, die Burg der Aſen. Allein eben das, daß dieſer Anklang, der zu ſo weit greifenden Folgerungen geführt hat, auch wirklich auf etymologiſcher Identität beruhe, daß die Aſen (âs, Pl. æsir) ſprachbegründet Aſiaten (ſolche nennt Hervar. S. S. 411, Asiamenn) ſeien, unterliegt erheblichen Zweifeln. Jornandes Histor. Goth. S. 86 f. ſagt von den Gothen:

> Proceres suos, quorum fortuna vincebant, non puros homines, sed semideos, id est Anses vocavere.

Dieſes gothiſche ans nun fällt, wie in der Bedeutung (numen, deus), ſo auch ſprachlich zuſammen mit dem nordiſchen Âs, wie Grimm (Grammatik I, 286) gezeigt hat. (Wie dieſes âs, æsir, ſo würde jenes ans, anzeis, althd. ans, ensi lauten.) Grimm bringt mehrere analoge Fälle bei, wo das gothiſche und althochdeutſche an dem altnordiſchen â entſpricht (Gramm. III, 429): Gothiſch ans

---

[1] Einzuſchieben wäre hier noch, daß Snorros großes Schweden (Sviþiod hin mikla) nichts anders iſt, als das alte Scythia magna, wie auch Geijer 326 näher nachgewieſen hat.

(trabs) masc. altn. âs masc. trabs, âst (amor, goth. ansts), hûs (stabulum, goth. hansl), gâs (anser, althd. kans) u. ſ. w. Von dem althd. ans ſtammen manche Eigennamen: Anſe-gis, Ans-helm u. ſ. w. und in ſolchen bleibt zuweilen auch das n hinweg: As-ulf, As-pirin, As-përin, fem. (Gramm. II, 447). Durch dieſen etymologiſch begründeten Zuſammenhang ſind wir auf einmal weit von den Aſiaten entrückt, die Aſen ſind uns einfach Götter, und wenn wir ſie wieder an Aſien anknüpfen wollten, ſo müſte zuvor erſt ſprachlich nachgewieſen ſein, daß das proſodiſch kurze as in Aſia mit dem gothiſchen ans und dem nordiſchen gedehnten âs zuſammenfallen könne. Nicht beſſer ſteht es mit dem eddiſchen Idafelde, welches man gleichfalls zum phrygiſchen Idaberge zu verſetzen, keinen Anſtand genommen hat. Idavöllr iſt in den Edden der Platz, wo die Aſen im Goldalter ſich verſammelten und wo ſie auch nach dem Weltbrande ſich wieder finden werden (Lex. myth. 195 f.). Nach Biörn Haldorſens Lex. isl. S. 426 heißt aber Idavöllr, m. nichts andres, als: viretum, ein grüner Platz (ebd. idiar v. itiar, f. pl. viror prati, Wieſengrün, idia-grænn, viridis, floridus). Mehrere andre nordiſch-etymologiſche Ableitungen gibt Finn Magnuſen a. a. O.

Das menſchliche Daſein Odins und der übrigen Aſen, als hiſtoriſcher Perſonen, fällt uns nach allem bisherigen gänzlich hinweg und die aſiatiſche Abſtammung der nordiſchen Götterlehre können wir wenigſtens nicht auf dem angegebenen Wege für erwieſen oder erweisbar halten.

Es ſchien nöthig, von dieſen nach unſrer Anſicht verfehlten Beſtrebungen ausführlicher zu ſprechen, weil ihre täuſchenden Ergebniſſe ſich in der Litteratur der nordiſchen Alterthumskunde ſo ſehr ausgebreitet und ſo feſt eingewurzelt haben, daß man auch da, wo die Irrthümer, von denen früher ausgegangen wurde, erkannt ſind, doch noch ihre unvertilgbare Spur finden kann.

Dieß ſcheint mir ſelbſt in Geijers ſonſt ſo gehaltreichen Unterſuchungen der Fall zu ſein. Er bekennt ſich in der Hauptſache zu Müllers Anſicht, wonach die Erzählung der Ynglingaſaga nicht für ein hiſtoriſches Zeugnis gelten kann (S. 327), und am Ende hat doch auch er einen durch die mithridatiſchen Kriege veranlaßten Zug Odins im Jahrhundert vor Chriſtus (S. 377. 365). Die Ausführung aber, die ihn dahin leitet, geht von der Behauptung aus (S. 328), betrachte man die Angaben der Ynglingaſaga an und für ſich, ſo müſſe man zugeben, daß ſie bloß vollgültige Zeugen von der Vorſtellungsart ihres Verfaſſers ſeien und durchaus nicht für die Sache ſelbſt zeugen können, ſofern dieſe nicht auf andre Art könne bewieſen werden; ſollte jedoch ein ſolcher Beweis gegeben werden können, ſo wäre es in der That viel ſonderbarer, wenn ein bloßer glücklicher Zufall dieſe Übereinſtimmung zwiſchen dem wahren Verhältniſſe und den isländiſchen Erzählungen bewerkſtelligt hätte, als anzunehmen, daß in dieſen eine wirkliche, wenn auch dunkle und misverſtandene Erinnerung von der Begebenheit ſich erhalten habe.

Gegen dieſe Vorausſetzung iſt einzuwenden, daß, wenn man ſich einmal von der Zuſammenſetzung des Berichtes der Ynglingaſaga aus menſchlich umgewandelten Göttermythen einerſeits und willkührlichen gelehrten Combinationen anderſeits überzeugt hat, dieſer Bericht auch durch keinen anderartigen Beweis haltbar werden könne. Der andre Beweis bliebe doch immer ein neuer, für ſich beſtehender, der von jener in ſich unhaltbaren Erzählung weder Beſtätigung erhalten, noch ſie beſtätigen könnte. Über die neue Beweisführung Geijers ſoll nun zwar hier nicht abgeurtheilt werden, da wir ſie doch nicht füglich in ihrem ganzen Gange verfolgen können. Aber jedenfalls beweiſt ſie nur Völkerzüge, die hiſtoriſche Vorſtellung von Odin und den übrigen Aſen aber, als Prieſterkönigen und Religionsſtiftern oder Religionsneuerern, iſt auch hier als gültig vorausgeſetzt und verdankt doch ihren Urſprung wieder nur der Ynglingaſaga und den ähnlichen Anſichten Saxos.

Das echte Weſen Odins und der Aſen kann nur aus den ungetrübten Mythen ſelbſt entnommen werden und hier ſind ſie Perſonifikationen phyſiſcher und geiſtiger Kräfte. So wenig als Odin ein einaugiger Menſch war, ſo wenig war er ein Menſch überhaupt; er iſt menſchlich zu nehmen in keinem andern Sinne, als ſofern er eine Idee, ein Erzeugnis des menſchlichen Geiſtes und eine potenzierte menſchliche Geiſteskraft iſt.

Das Ganze der nordiſchen Götterlehre bildet einen Gedankenkreis und in dieſem ſelbſt, von innen heraus müſſen die nationalen und geſchichtlichen Einflüſſe erkannt werden, denen man wirklich Glauben beimeſſen ſoll.

Ein Andres, als jene hiſtoriſche Verkörperung des Mythus, iſt die Bildungsgeſchichte des mythiſchen Ideenkreiſes. Selbſt die hiſtoriſchen

Odine haben ihre Bedeutung nur als Urheber und Vertreter verſchiedener Entwicklungen der Glaubenslehre.

Die nordiſche Mythologie macht nun allerdings ein ſo durchgearbeitetes, umfang- und geſtaltenreiches Ganzes aus, daß wir nur eine allmähliche, ſtufenweiſe Ausbildung zu dieſem vollen Ganzen annehmen können. Es ergeben ſich ſomit für die innere Bildungsgeſchichte zwei Hauptfragen, die über den Urſprung und die über die ſtufenweiſe Entwicklung dieſer Mythologie.

Die Frage über den Urſprung geht hauptſächlich darauf hinaus, ob ſie als ein Ableger der uralten aſiatiſchen Religionsſyſteme anzuſehen ſei, welcher mit der Bevölkerung des Nordens von Oſten her zugleich dahin verpflanzt worden.

Es kann in einer Sagengeſchichte, wie wir ſie unternommen haben, am Wenigſten davon die Rede ſein, den weltgeſchichtlichen Zuſammenhang zwiſchen den Mythenkreiſen der verſchiedenen Völkerſtämme verläugnen zu wollen, und es ſind auch wirklich ſchon bedeutende Übereinſtimmungen der nordiſchen Mythen mit den aſiatiſchen dargethan worden. Finn Magnuſen hat beſonders in ſeiner Eddalehre hierüber vieles Einzelne beigebracht, und mehr im Großen zeigt ſich die Verwandtſchaft in der Reihenfolge der Religionsſyſteme, welche Görres in ſeiner Mythengeſchichte der aſiatiſchen Welt aufgeführt und mit einem Umriß der nordiſchen Glaubenslehre beſchloſſen hat. Aber auch das iſt nicht zu miskennen, daß die nordiſche Mythologie in ſich ſelbſtändig daſteht und daß es zu ihrem Verſtändnis keines Suchens nach außen bedarf; und dieß iſt auch der Grund, warum ich das Aufſteigen zu den Religionen des Orients und die ganze Vergleichung nach außen nicht zum Bereich unſrer ſonſt ſchon ſehr umfangreichen Aufgabe rechne, wogegen wir in einem ſpätern Falle, wo das Germaniſche nicht aus ſich ſelbſt genügend erklärt werden kann, allerdings zum Ausblick in die orientaliſche Mythenwelt genöthigt ſein werden.

Bei jener Vollſtändigkeit in ſich hat aber auch die ſkandinaviſche Mythologie ein klimatiſches und nationales Gepräge, wodurch ſie ſo alt und tief bei den nördlichen Völkern gewurzelt erſcheint, daß wir auch von dieſer Seite nicht mehr im Stande ſind, das Erbtheil, das ſie von der Wiege der Völker mitgebracht, von der Ausbildung, die ſie im Norden ſelbſt erlangt hat, zu unterſcheiden. Die Eiswelt Niflheim, die einheimiſchen Bilder des Ungeheuren, Wölfe, Erdſchlange, Rieſenadler und ſo manches Andre, was wir beiläufig berührt haben, verſetzt uns in die eigenthümliche Natur der Nordwelt. Geijer bemerkt zwar (S. 333), es ſei nicht recht begreiflich, wie in der Götterlehre der Nordbewohner die böſe Bedeutung des Nordens überhaupt die vorherrſchende ſein könnte, wenn die Lehre ſelbſt zuerſt in den Umgebungen einer nordiſchen Natur entſtanden wäre. Allein hierauf wird ſich leicht entgegnen laſſen, daß auch im höchſten Norden doch wieder eine Nord- und eine Südſeite ſei, eine Sommer- und eine Winterhalde, ja daß gerade hier Sommer und Winter ſich im ſchroffſten Wechſel gegenüberſtehen. Aber auch abgeſehen von jenen Bildern des ſchärfſten nordiſchen Gepräges, auf die etwa darum weniger Gewicht gelegt werden möchte, weil der odiniſche Glaube auch unter den deutſchen Völkern außerhalb Skandinaviens verbreitet war, weht durch dieſen Odinsglauben jener gewaltige Geiſt der Kühnheit und des Kampfes, der den germaniſchen Stämmen in ſo beſondrem Maße eigenthümlich war.

Was ſodann, nächſt der Frage über den Urſprung, die ſtufenweiſe Entwicklung des nordiſchen Mythenkreiſes betrifft, ſo glaubte ich ſchon in der früheren Darſtellung den Gang dieſer Entwicklung hauptſächlich darin nachweiſen zu können, daß ſich auch die urſprünglich phyſiſchen Kräfte mehr und mehr in den Bereich des geiſtigen Lebens ſteigern, die Vanen in die Gemüthswelt, die Joten in das ſittlich Böſe. Weniger habe ich mich bis jetzt mit derjenigen Vorſtellungsweiſe befreunden können, nach welcher je ein Beſtandtheil des jetzigen Mythenganzen ſich in ſchichtenartigen Anſätzen über den andern geſchoben hat. Dieſe Anſicht ſteht im Zuſammenhange mit der von den mehreren Odinen oder Prieſtercolonieen; jede derſelben ſoll ein neues religiöſes Element hinzugebracht und über die früheren geltend gemacht haben. So rechnet Münter zu der Religion vor den Zeiten des letzten Odins insbeſondere den Naturdienſt des rieſenhaften Utgardloki, des gefürchteten Wolfes Fenrir, der Midgardsſchlange u. ſ. w. (S. 35). Geijer läßt nach einander dreierlei mythiſche Geſchlechter zur Herrſchaft kommen, worunter, wenn ich ihn richtig aufgefaßt habe, das erſte die Joten ſind, das zweite in Thor, dem Bekämpfer der Joten, und das dritte in Odin vertreten iſt. Er beruft ſich dafür auf eine Stelle des Saxo, der bei Anlaß einer Rieſengeſchichte folgende Meinung äußert (B. I, S. 9):

Nosse operæ pretium est, triplex quondam Mathematicorum genus inauditi generis miracula discretis exercuisse præstigiis. Horum primi fuere monstruosi generis viri, quos Gigantes antiquitas nominavit, humanæ magnitudinis habitum eximia corporum granditate vincentes. Secundi post hos, primam physiculandi solertiam obtinentes, artem possedere Pythonicam. Qui quantum superioribus habitu cessere corporeo, tantum vivaci mentis ingenio præstiterunt. Hos inter gigantesque de rerum summa bellis certabatur assiduis, quoad Magi victores giganteum armis genus subigerent, sibique non solum regnandi jus, verum etiam divinitatis opinionem consciscerent. Horum utrique, per summam ludificandorum oculorum peritiam, proprios alienosque vultus variis rerum imaginibus adumbrare callebant, illicibusque formis veros obscurare conspectus. Tertii vero generis homines, ex alterna superiorum copula pullulantes, auctorum suorum naturæ nec corporum magnitudine, nec artium exercitio respondebant. His tamen apud delusos præstigiis mentes divinitatis accessit opinio. Nec mirandum, si prodigialibus eorum portentis adducta barbaries in adulterinæ religionis cultum concesserit; cum Latinorum quoque prudentiam pellexerit talium quorundam divinis honoribus celebrata mortalitas. Hæc idcirco tetigerim, ne, cum præstigia portentave perscripsero, lectoris incredula refragetur opinio.

Auf dieſe Stelle irgend eine mythiſche Periodenabtheilung zu gründen, halte ich für ſehr bedenklich. Saxo zeigt hier offenbar eine ſehr getrübte Einſicht in das Innere der ſkandinaviſchen Mythologie und es iſt ihm vielmehr darum zu thun, ſich vor der Anerkennung der heidniſchen Götterweſen zu verwahren und ſie, wie Snorro, in der Eigenſchaft von Zauberern und Betrügern in ſein Geſchichtbuch aufnehmen zu können.

Auch nach Volksſtämmen theilt Geijer die Beſtandtheile des nordiſchen Mythenkreiſes ab, ſo daß die Joten den finniſchen Ureinwohnern Skandinaviens und ihrem Glauben entſprechen, die Vanen den wendiſchen Völkern an der Oſtſee (S. 337, 7), die Aſen den eingewanderten Gothen. (Über die Frage von der Stammeinheit der ſkandinaviſchen Gothen mit den Völkern der oſt- und weſtgothiſchen Reiche, woraus Geijer ſo Manches deduciert, wird bei der gothiſchen Heldenſage zu ſprechen ſein.)

Aus dem Kampfe der Religionen verſchiedener Völker, welche Religionen unter ſich ſelbſt elementariſch verſchieden ſind, läßt Geijer den jetzigen Complex der nordiſchen Mythologie hervorgehen. Das

Ergebnis der hierauf gerichteten Forſchung hat er in folgendem (S. 296 bis 360) niedergelegt.***

Ich laſſe hiebei das Einzelne beruhen, worin meine Auffaſſung der mythiſchen Geſtalten eine andre iſt, z. B. in Beziehung auf die Natur der Vanen: ich gebe auch zu, daß einzelne, und nicht unerhebliche Erſcheinungen, wie namentlich Thor als Aſe, ſich ſchwieriger in die Anlage des Ganzen einordnen, und ich könnte mir ohne ſolche Ringzeichen mehrfacher Anſätze ein Gewächs, wie der nordiſche Mythencyklus, gar nicht denken, indem eine Mythologie niemals, wie ein ſpekulatives Syſtem, aus einem reinen und gleichartigen Guſſe fertig hervorgehen kann. Dennoch aber vermag ich der völker- und religionsgeſchichtlichen Scheidung des mythiſchen Zuſammenhanges in der Art, wie Geijer ſie vornimmt, nicht beizutreten. Sie würde mir die nordiſche Mythologie nicht erklären, ſondern auflöſen. Die Joten, Vanen, Aſen haben mir überhaupt keinen Beſtand mehr, wenn ſie von einander getrennt werden. Wenn in einem mythologiſchen Ganzen Feuer- und Waſſerkräfte gegeneinander ſpielen, ſo folgt daraus noch gar nicht, daß dieſes Ganze aus dem Kampfe einer Feuerreligion mit einer Waſſerreligion entſtanden ſei. Der Kampf der Elemente liegt ſo offen vor dem Auge, das in die Natur blickt, daß es ganz einfach iſt, ihn auch in jeder mythiſchen Weltanſchauung von vorn herein gegeben zu finden. Sowie in der Mythologie, die wir dargeſtellt haben, der Weltbau aus den durch den Geiſt gebundenen phyſiſchen Gegenſätzen aufſteigt, ſo kann ich mir auch die Entſtehung des nordiſchen Mythenbaus nicht ohne das urſprüngliche Zuſammenwirken der verſchiedenen Elemente denken, und ſobald dieſe durch hiſtoriſche Sonderung aus einander geriſſen werden, ſo bricht mir, wie in Ragnarök, das ganze mythologiſche Weltgebäude zuſammen.

Der Betrachtung der nordiſchen Mythen von phyſiſcher, ethiſcher und hiſtoriſcher Seite könnte noch die vom poetiſchen Geſichtspunkt aus beigefügt werden. Ich glaube jedoch, daß nach dieſer Seite die mythiſchen Bilder ſich durch ihre eigene Erſcheinung, in der ſie nach den Quellen dargeſtellt wurden, geltend machen müſſen. Vergegenwärtigen wir uns die verſchiedenartigen Geſtalten, das ſtarre wilde Jotengeſchlecht, die Winterrieſen mit dem Eisbart, dem dreieckigen Herzen von Stein und dem ſteinernen Haupte, das Thors Hammer ſpaltet, den Sturmadler, deſſen Flügelſchlag das Meer aufwühlt, den gähnenden

Wolf Fenrir und die erdumſpannende Rieſenſchlange, den auf die Felſen gebundenen Loki, von deſſen Krümmungen die Erde bebt, dann die freundlichen Vanen, Njörd, der das Lied der Schwäne am Meeresſtrande liebt, Freyr, der von Odins Hochſitze nach der Rieſenjungfrau ſchaut, von deren weißen Armen Land und Luft erglänzen, Freya mit dem leuchtenden Halsſchmuck, goldene Sehnſuchtsthränen weinend, endlich den geiſtigen Aſenſtamm, Odin mit dem Sonnenauge, den reinen, glänzenden Baldur mit den weißblumigen Brauen, Idun mit den Äpfeln der Verjüngung, Bragi und Saga, die vom Tranke der Begeiſterung getrunken, das waffenleuchtende Valhall mit der ganzen Heldenſchaar ſtreitbarer Aſen und Einherien, die Valkyrjen, die Schlachttodten wählend und den Einherjen das Trinkhorn reichend, denken wir uns dieſe manigfaltigen Geſtalten nicht als todte Standbilder aufgeſtellt, ſondern als lebendige Charaktere in rege Handlung geſetzt, dieſe Handlung ſelbſt ein großartiges Weltganzes von der Entſtehung aller Dinge aus den Urelementen bis zum Untergange des Alls und dem Wiederaufgrünen des verſengten Weltbaumes, unter dem die Nornen einſt der Zeit und des Geſchickes walteten, in dieſe Haupthandlung aber episodiſch wieder die charakteriſtiſchen Abenteuer der einzelnen Götterweſen verflochten, Thors Beſuche im Rieſenland, Skirnirs Brautwerbung, Odins Fahrt nach dem Dichtertranke u. ſ. w., Abenteuer, in denen Thor, Loki und ſo fort in der feſteſten individuellen Charakterzeichnung auftreten, fühlen wir über dieſem bewegten Leben immerfort die ſchwüle Ahnung des von dumpfen Stimmen aus der Tiefe verkündeten Unterganges ſchweben und ſehen wir doch, wie es zu jeder vollſtändigen Weltdarſtellung gehört, durch den Ernſt des Ganzen auch den Scherz und die ergetzliche Laune ſpielen, blicken wir auf alles Dieſes auch nur flüchtig zurück, ſo wird uns die nordiſche Mythologie, in poetiſcher Hinſicht, als ein wohlgegliedertes[1], geſtaltenreiches Epos der Götterwelt ſich darſtellen.

---

[1] Die Anerkennung dieſes poetiſchen Ganzen auch bei Fr. Schlegel a. a. O. S. 254 bis 256.

2. Heldenſage.

Die Stelle, welche die Menſchen in der mythiſchen Weltanſchauung des Nordens einnehmen, iſt bereits bei der Götterſage angezeigt worden. Sie ſind, vermöge ihrer geiſtigen Natur, den Aſen zugeordnet, von denen ſie Leben und Geiſt empfiengen. Odin, der Vater der Götter und Menſchen, ſammelt in Valhall die rüſtigen, kampferprobten Geiſter, und eben dieſe in ihrem irdiſchen Kampfleben ſind die Helden. Dieſem deutſchen Worte entſprechen in den nordiſchen Liedern und Sagen (vgl. Sn. Edd. 195) die Benennungen: Recke (reckr), Hilding (hildîngr, Sohn der Hildur, des perſonificierten Krieges), Heermann (hermadr), Heerkönig (herkonûngr), auch einfach König (konûngr); denn eben die Königsgeſchlechter, die durch Tapferkeit herrſchen, ſind die Heldenſtämme, welche ihre Abkunft von den Göttern und zwar meiſt von Odin ſelbſt, als ihrem gemeinſamen Stammvater, herleiten. (Die Stiftung der verſchiedenen Stände wird Heimdalln zugeſchrieben, in der Einleitung zum Rigsmál.) Dem Angeführten gemäß iſt auch Odin derjenige unter den Göttern, der am bedeutendſten entweder unmittelbar, oder durch ſeine Dienerinnen, die Valkyrien, in das Leben und die Schickſale der Helden hereingreift.

Hat uns nemlich die Götterſage mit den Verhältniſſen der Menſchen vom Standpunkte der Götterwelt aus bekannt gemacht, erfuhren wir dort, zu welchem Gott oder welcher Göttin um dieſe oder jene Gabe und Segnung der Anruf und die Gelübde der Menſchen emporſteigen, ſahen wir die von der Erde Abgerufenen in Odins Valhall, oder in Freyas Folkvang, oder in Hels dunkle Säle aufgenommen, die zu Einherien erhobenen aber fortan am himmliſchen Leben und den Weltkämpfen der Götter Theil nehmen, ſo werden wir nun umgekehrt in der Heldenſage die Einwirkungen der Götter und dieſe ſelbſt in das irdiſche Menſchenleben herniederſteigen ſehen. So bildet die Heldenſage einen ergänzenden Theil des mythiſchen Weltſyſtems, und je höherem Alterthum die zu ihr gehörenden Lieder und Sagen entſprungen ſind, um ſo harmoniſcher verbinden ſie ſich mit den Göttermythen nach Gegenſtand, Geiſt und äußerem Gepräge zum großen, himmliſches und irdiſches Leben umfaſſenden Weltganzen.

Es hat ſich auch in Anwendung auf deutſche und nordiſche Sagengeſchichte die Neigung geäußert, in der Heldenſage nur eine vermenſchlichte, getrübte und geſunkene Götterſage zu erkennen. So behauptet Mone, Creuzers Symbolik und Mythologie im Auszuge von Moſer S. 897 f.:

> Heldenſagen waren im Heidenthum der Volksglauben [dem eſoteriſchen, prieſterlichen gegenüber] und beſtanden in Göttergeſchichten, aufgefaßt nach menſchlichen Verhältniſſen; Geburt, Thaten und Tod der überirdiſchen Weſen wurden darin erzählt und überliefert. (Vgl. Mone, Geſch. I, 327. II, 122.)

Allerdings nun finden wir in der Geſchichte der Sagen häufig auch den Hergang, daß die Göttermythen menſchlich umgeſtaltet werden, nicht etwa bloß in gelehrter Abſicht, wie im obigen Beiſpiele der Heimskringla, ſondern im Wege volksmäßiger Sagenentwicklung, wovon gleich nachher Fälle angeführt werden ſollen. Aber jener Hergang iſt keineswegs der allgemeine oder vorherrſchende. Wo überhaupt die Sage zu einer vollen Ausbildung gelangt iſt, werden wir die höhere und die irdiſche Welt, Göttliches und Menſchliches, gleichzeitig beſtehen und manigfach in einander greifen ſehen. Auch die Heldenſage iſt dann nicht ohne Götter, immer zeigt ſie im Hintergrunde den Götterhimmel, und die einzelnen Göttergeſtalten treten freundlich oder feindlich wirkend in die irdiſche Handlung ein; aber eben nur aus dem gleichzeitigen Vorhandenſein zwei verſchiedener Welten kann dieſes Verhältnis hervorgehen. So bilden Götterſage und Heldenſage zuſammen ein Ganzes, aber ſie ſind nicht identiſch.

Sie für identiſch zu nehmen, verleitete vorzüglich die Übereinſtimmung, die zwiſchen beiden beſteht. Man fand in der Darſtellung irdiſcher Geſchichten mikrokosmiſch dieſelben Ideen und Geſetze waltend, die im Makrokosmus der Götterwelt und des allgemeinen Weltlebens ſich offenbarten. Allein ein Widerſpruch, ein den Zuſammenhang göttlicher und menſchlicher Dinge aufhebender Misklang wäre gar nicht gedenkbar, da ja die jeweiligen Vorſtellungen von den Göttern in denſelben Geiſtern lebendig waren, in denen die Heldendichtungen ihre Pflege fanden. Die Heldenſagen ſind der geiſtige Ausdruck des Volkslebens, ſie können ſo wenig als das Volksleben ſelbſt, außer Verhältnis mit dem Glauben der Völker gedacht werden. Wenn aber Mone die weitere Überzeugung ausſpricht (I, 321), „wie ſehr die großen Glaubensſätze den Charakter der teutſchen [germaniſchen] Völker gebildet und deren

Geſchichte geſtaltet haben;“ ſo wird dieß nur mit der Beſchränkung angenommen werden können, daß zwiſchen dem Glauben der Völker und ihrem Charakter, der zugleich ihre Geſchichte beſtimmt, eine Wechſelwirkung ſtatt finde, daß allerdings die odiniſche Glaubenslehre auf den Charakter und die Unternehmungen der germaniſchen Völker anregend eingewirkt, daß aber auch zum voraus ſchon der kampfrüſtige, thatkräftige Geiſt dieſer Völker dem Odinsglauben ſein eigenthümliches Gepräge gegeben habe. Dieſelbe Wechſelwirkung aber, wie zwiſchen der Glaubenslehre und dem Völkerleben, finden wir ſehr natürlich auch zwiſchen der poetiſchen Geſtaltung beider, zwiſchen der Götterſage und der Heldenſage.

Die bedeutendſten Quellen und Hülfsmittel für die Kenntnis der nordiſchen Heldenſage ſind folgende:

1. Die beiden Edden, und zwar in der ältern die auf die mythiſchen Geſänge folgenden Heldenlieder, nach der jetzt gewöhnlichen Abtheilung 20 an der Zahl, aus den der deutſchen Poeſie mit der nordiſchen gemeinſamen Sagenkreiſen von Völund, den Völſungen und Niflungen. Aus der jüngern Edda oder vielmehr der ihr angehängten Skalda gehören hieher einige Sagen und ein vollſtändiges Lied, Grottaſang, die zur Erklärung poetiſcher Ausdrücke der Skaldenſprache beigebracht ſind. Die Litteratur der Edden iſt ſchon bei der Götterſage angegeben worden.

2. Die nichthiſtoriſchen isländiſchen Sagan.

Wie in die Götterwelt Bragi und Saga aufgenommen ſind, ſo wurde im Norden und vorzugsweiſe wieder von den Isländern neben der Skaldenkunſt auch die Erzählung in ungebundener Rede fleißig betrieben. Eine ſolche Erzählung größeren Umfangs hieß Saga (eine kürzere nannte man Thättr) [1]; ein in Erzählungen wohl erfahrener Mann hieß Sagenmann (Sagnamadr, auch Frædimadr; at fræda, erudire). Der Charakter der Sagan war entweder vorwiegend ein geſchichtlicher, ſoweit in ihnen Begebenheiten aus der Zeit der Bebauung Islands in der zweiten Hälfte des 9ten Jahrhunderts, oder der zunächſt vorhergegangenen und der nachfolgenden Zeit, erzählt wurden, oder ein, im engern Sinne, ſagenhafter, mythiſch-poetiſcher, ſofern die Erzählung ſich beſonders auf die ältern, vorgeſchichtlichen Erinnerungen aus dem norwegiſchen Heimathland und dem übrigen Norden erſtreckte. Die Sagan wurden in der Volksverſammlung und an Königshöfen vorgetragen, ſie ~~waren~~ an langen Winterabenden die Unterhaltung der in der gemeinſchaftlichen Stube vereinigten Hausgenoſſenſchaft, wie ſie es auf Jsland noch jetzt ſind. Auch dieſe Sagenerzählung hatte ſich gewiſſermaaßen zur Kunſt ausgebildet, ſie hatte in Stil und Form ein eigenthümliches Gepräge erhalten. Waren die mythiſchen und heroiſchen Skaldenlieder nicht ſelten von kurzen Einleitungen und Zwiſchenſätzen in Proſa begleitet, ſo ſind beſonders die älteren Sagan häufig mit Verſen durchwoben und hatten in den Liedern ihre Grundlage oder ihren Stützpunkt. Niedergeſchrieben wurden die Sagan ſeit dem 12ten Jahrhundert. Sie wurden nicht ſchriftlich verfaßt, ſondern giengen ſchon vollkommen fertig in die Schrift über. Mündlich und namenlos, wie alle volksmäßige Überlieferung, hatten ſie ſich herangebildet und ihre Übertragung in Schrift glich, nach Geijers Ausdruck, dem Abpflücken einer reifen Frucht.

---

[1] Sagabibl. II, 493.

Über dieſen Gegenſtand geben Aufſchluß und Nachweiſung:

P. E. Müller, Über den Urſprung und Verfall der isländiſchen Hiſtoriographie u. ſ. w. aus dem Däniſchen überſetzt von L. C. Sander. Kopenhagen 1813. Derſelbe in den Einleitungen der Sagabibliothek. Geijer, a. a. O. Cap. 5, S. 175 ff.

Wenn nun gleich auch die hiſtoriſchen Sagan noch manche ſagenhafte Züge aufgenommen haben, ſo gehen uns doch hauptſächlich die vorgeſchichtlichen, mythiſch-poetiſchen an. Von dieſen iſt neuerlich folgende Sammlung veranſtaltet worden, die ich ſtatt aller einzelnen Ausgaben anführe [vgl. Möbius Catalog. libr. island. S. 33 ff. K.]:

Fornaldar Sögur Nordrlanda eptir gömlum handritum útgefnar af C. C. Rafn. 3 Bände. Kaupmannahöfn 1829 ff.

Eine däniſche Überſetzung dieſer Sagenklaſſe: Nordiske Kæmpe-Historier efter islandske Haandskrifter fordanskede ved C. C. Rafn. 3 Bände. Kjöbenhavn 1821 bis 1826.

Neue Ausgabe, mit der Sammlung der isländiſchen Originale parallel laufend, doch mit einzelnen Ausnahmen: Nordiske Fortids Sagaer, efter den udgivne islandske eller gamle nordiske Grundskrift oversatte af C. C. Rafn. 3 Bände. Kopenhagen 1829 bis 1830.

Ins Deutſche ſind nur diejenigen Sagen vollſtändig überſetzt, welche zu dem den Deutſchen mit dem Norden gemeinſamen Wölſungen- und Niflungencyklus gehören:

Nordiſche Heldenromane, überſetzt durch F. H. v. d. Hagen. 5 Bändchen. Breslau 1814 ff.

Als Hülfsmittel iſt bedeutend:

Sagabibliothek med Anmærkninger og indledende Afhandlinger, af P. E. Müller. 3 Bände. Kjöbenhavn 1817 bis 1820.

Dieſes ſchätzbare Werk gibt Auszüge aus den isländiſchen Sagan mit litterariſchen Notizen und ſagengeſchichtlichen Unterſuchungen. Für unſern Zweck gehört vorzüglich der zweite Band, der das eigentlich Sagenhafte umfaßt, während die beiden andern Bände mehr hiſtoriſchen Inhalts ſind. Ins Deutſche übertragen iſt nur der erſte Band:

Sagaenbibliothek des ſkandinaviſchen Alterthums von P. E. Müller, aus der däniſchen Handſchrift überſetzt von K. Lachmann. Berlin 1816. [B. 2, bearbeitet von G. Lange. Frankfurt a. M. 1832. K.]

3. Saxos däniſche Geſchichte:

Saxonis Grammatici Historiæ Danicæ Libri XVI, e recensione Stephanii u. ſ. w. ed. C. A. Klotz. Lipsiæ 1771. 4°.

Über ihn und ſein Werk:

Die Prolegomena von Klotz, wo beſonders auch das Biographiſche zu finden. P. E. Müllers Abhandlung über die Quellen der 9 erſten Bücher Saxos und ihre Glaubwürdigkeit, in der angeführten Critisk Undersögelse af Danm. og Norg. Sagnhist. Geijer, a. a. O. Cap. 5, S. 205 ff.

Klotz, Proleg. S. 6: Apprime vero conveniebat Saxoni Grammatici nomen, quo illa, quam mediam vulgo appellant, ætas virum literarum ingenuarum et liberalium scientia instructum ornabat.

Saxo, zugenannt Grammaticus, ein däniſcher Geiſtlicher, wahrſcheinlich Probſt der Kirche zu Roeskild, ſchrieb ſein Geſchichtwerk in der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, auf die Aufforderung des Erzbiſchofs Abſalon zu Lund. Seine Aufgabe erſtreckte ſich auf den ganzen Umfang des damaligen Dänenreichs, die Inſeln, Jütland, Schonen. Der Reichthum vorgeſchichtlicher Überlieferungen, der ihm zu Gebote ſtand, war ſo groß, daß die Hälfte ſeines Werks, die neun erſten Bücher, die bis über den Anfang des 10ten Jahrhunderts reichen, noch faſt durchaus der Sage anheimfällt. Dadurch iſt ſeine Arbeit eine reiche Fundgrube für die nordiſche Sagengeſchichte geworden. Sie beruht auch in dieſer vordern Hälfte großentheils auf Liedern und Volksſagen und die vielen verſificierten Stellen, die er überall eingeſtreut hat, ſind offenbar Überſetzungen alter, einheimiſcher Geſänge, was auch noch für einzelne Fälle beſtimmt nachgewieſen werden kann. Er braucht gerne zu ſeiner Gewähr Ausdrücke, wie: veteres tradunt, antiquitas perhibet, vulgaris opinio, vulgaris sententia u. ſ. w. (Geijer S. 205 f.) Die Leiſtungen der Isländer waren ihm nicht unbekannt; da er aber auf eigenem, däniſchem Boden die volksmäßigen Überlieferungen aufnahm und ſammelte, ſo wird durch ihn nicht nur Manches, was die Isländer geben, beſtätigt, ergänzt oder in anderer Ausbildung der einzelnen Sagen dargeſtellt, ſondern es erhält auch der nordiſche Sagenſchatz überhaupt durch ihn einen bedeutenden Zuwachs merkwürdiger Kunden, welche nur in ſeiner Aufzeichnung noch vorhanden ſind. Zwei Umſtände thun ſeinem Werke, in Vergleichung mit den isländiſchen Denkmälern, Eintrag. Der eine iſt, daß Saxo lateiniſch ſchrieb und zwar in einem rhetoriſch gezierten und phraſeologiſch gedehnten Stile. Wie anders aber, in eigenthümlicher, einheimiſcher Farbe, würde Alles vor uns ſtehen, wie ſehr müſten wir in der unmittelbaren Anſchauung altnordiſcher Poeſie und Sage bereichert ſein, wenn Saxo, gleich den Isländern, die mündliche Überlieferung ohne den Zwiſchentritt einer fremden Sprache in Schrift gefaßt hätte? Dennoch liegt nicht bloß in dieſen Überlieferungen ſelbſt eine ſo unvertilgbare Kraft ihres urſprünglichen Weſens, ſondern es fand ſich auch glücklicher Weiſe bei Saxo ſo viel nationaler und poetiſcher Sinn, daß wir auch durch die fremdartige Scheidewand hindurch noch lebhaft von dem Geiſte nordiſcher Sagendichtung ergriffen werden. Der andere nachtheilige Umſtand iſt, daß Saxo die Sagen vom Standpunkte der Geſchichtſchreibung aus auffaßte. Sie ſollten für hiſtoriſche Berichte gelten, ſollten in paſſende Zeitfolge und örtliche Stellung, in eine wohlgeordnete Reihe däniſcher Könige zuſammengefügt werden. Während nun in den vorgeſchichtlichen isländiſchen Sagan jede Sage, in gänzlich unbefangener Auffaſſung, vollſtändig zugleich und in ſich abgeſchloſſen, gegeben iſt, ſo muſte Saxo für ſeinen Zweck ſichten und ordnen, trennen und verbinden. Alles dieſes geſchah zum Nachtheil der Sage, ohne darum der Geſchichte Vortheil zu bringen. Er verfuhr nicht ohne leitende Gründe, die wir nur nicht für haltbare anerkennen werden, z. B. wenn er die Rieſengeſchichten voranſtellt, nach der Anſicht, daß Rieſen in der älteſten Zeit den Norden bewohnt haben. Aber bei all Dieſem verfälſcht er doch niemals die Sage. Davor bewahrte ihn eine fromme Vorliebe für dieſe vaterländiſchen Alterthümer und eben jener poetiſche Sinn, den wir ſchon an ihm gerühmt haben und aus dem allein auch das Werk in ſolcher Sagenfülle hervorgehen konnte (vgl. Undersög. 6). Allerdings aber ſind wir nun auch nicht durch Saxos hiſtoriſche Auffaſſung und chronologiſche Anordnung gebunden, ſondern wir laſſen frei den Maaßſtab der Sage walten, wir ſondern, was nur äußerlich zuſammengeſtellt iſt, und wir verbinden wieder, was, nach Saxos Zeitrechnung weit auseinander gerückt, vermöge innerer Verwandtſchaft zuſammengehört. Durch ſeine redliche Weiſe hat auch Saxo dieſes Verfahren ſelbſt erleichtert. Erſcheinen manche ſeiner Erzählungen nicht mehr ſo in echter mythiſcher Geſtalt, wie in den isländiſchen Aufzeichnungen, ſo iſt dieſes nicht einer Fälſchung von ſeiner Seite beizumeſſen, ſondern dem Umſtande, daß in dem früher chriſtlich gewordenen und allen äußern Einflüſſen näher ausgeſetzten Dänemark, vielleicht auch bei weniger feſten und geregelten Formen der Überlieferung, die Sagen im Volksmunde ſelbſt, aus dem Saxo ſie aufnahm, ſchon manigfache Umwandlung erfahren hatten.

Daß Saxo, wie früher erwähnt wurde, Odin und andre Aſen als hiſtoriſche Perſonen behandelt, mag auf denſelben Gründen beruhen, welche in Snorros Heimskringla dieſelbe Behandlungsweiſe veranlaßt hatten. Aber auch die Erſcheinung zeigt ſich bei Saxo, daß in der Volksſage ſelbſt ſchon der Göttermythus ſich menſchlich umgeſtaltet hatte. Ich gebe die Beiſpiele hievon, bevor ich zur eigentlichen Heldenſage übergehe, in welcher, nach den obigen allgemeinen Bemerkungen, dieſer Hergang keineswegs als der vorherrſchende zugeſtanden werden konnte.

Ob Saxo den Mythus ſchon in der Volksſage vermenſchlicht vorfand oder ſelbſt erſt ihn an Perſonen, die ihm für hiſtoriſche galten, anknüpfte, kann in dem zunächſt folgenden Falle noch für zweifelhaft angeſehen werden.

Wir haben in der Götterſage den Wechſelgeſang kennen gelernt, worin der Vane Njörd und ſeine Gemahlin Skadi, aus dem Jotengeſchlecht, nach dieſer Verſchiedenheit ihrer Naturen auch ihre verſchiedene Neigung ausſprechen. Njörd iſt müde der Berge, wo ihm der Wölfe

Heulen widrig ſchien gegen der Schwäne Lied. Skadi konnte nicht ſchlafen am Strande des Meeres vor dem Geſchrei der Seevögel, jeden Morgen wird ſie von der Möve geweckt (ſ. Edda 186). Bei Saxo nun (B. 1, S. 21) wird von dem achten Dänenkönige Hadding, deſſen ganze Geſchichte übrigens höchſt ſagenhaft lautet, erzählt, er habe, nachdem er mehrere Jahre unkriegeriſch dem Feldbau obgelegen und dem Seeweſen entfremdet geblieben, ſich zuletzt ſelbſt folgendermaßen angeklagt:

Quid moror in latebris opacis,
Collibus implicitus scruposis,
Nec mare more sequor priori?
Eripit ex oculis quietem
Agminis increpitans lupini
Stridor et usque polum levatus
Questus inutilium ferarum
Impatiensque rigor leonum u. ſ. w.
Officiunt scopuli rigentes u. ſ. w.
Mentibus æquor amare suetis.
Nam freta remigiis probare
Officii potioris esset,
Mercibus ac spoliis ovare u. ſ. w.
Æquoreis inhiare lucris,
Quam salebras nemorumque flexus
Et steriles habitare saltus.

Seine Gemahlin aber, die das Leben in Feld und Wald geliebt und dem frühen Rufe der Seevögel abhold geweſen, habe ſich ſo geäußert:

Me canorus angit alis immorantem littori
Et soporis indigentem garriendo concitat u. ſ. w.
Nec sinit pausare noctu mergus alte garrulus
Auribus fastidiosa delicatis inserens u. ſ. w.
Tutius sylvis fruendum dulciusque censeo u. ſ. w.

Wir haben hier eine offenbare Paraphraſe des alten mythiſchen Liedes; wie aber Saxo dazu gekommen, es dem däniſchen Königspaare, ſo misverſtanden, in den Mund zu legen, ob ihm dazu ſchon in der volksmäßigen Überlieferung Anlaß gegeben war oder ob er durch eine gelehrte Combination darauf geführt worden, iſt ungewiſs.

Sichrer dürfen wir in einem andern Falle annehmen, daß er den Göttermythus ſchon in der Volksſage epiſch zugebildet antraf. Wir erinnern uns, wie die j. Edda den Tod des göttlichen Baldurs durch den blinden Hödr, dieſe entſcheidende Kataſtrophe des Welt- und Götterlebens, und die dafür von Vali, Baldurs Bruder, genommene Rache darſtellt. In Saxos 3tem Buche finden wir Hödern wieder als einen König über Dänemark und Schweden, Hother, von dem Folgendes gemeldet wird (B. 3, S. 53 ff.): Hother, Hodbrods Sohn, erwuchs in der Pflege des norwegiſchen Königs Gevar. Er war nicht bloß in allen Leibesübungen kräftig und gewandt, auch in jeder Art des Saitenſpiels war er unübertroffen. Er verſtand, damit jede frohe oder ſchmerzliche Stimmung, jede milde oder heftige Bewegung der Seele hervorzurufen. Nanna, Gevars Tochter, warf ihre Neigung auf den vielbegabten Jüngling. Einſt aber ſah Baldur, ein Sohn Odins, die Jungfrau im Bade. Ihre glänzende Schönheit entflammte in ihm die heftigſte Leidenſchaft und er beſchloß, ſich Hothers, der ſeinen Wünſchen im Wege ſtand, mit dem Schwerte zu entledigen. Um dieſelbe Zeit verirrte Hother auf der Jagd im Nebel und kam in das Gemach gewiſſer Waldjungfraun, die ihn mit ſeinem Namen grüßten. Auf ſein Befragen, wer ſie ſeien, erwiderten ſie, durch ihre Lenkung werde das Geſchick der Kriege beſtimmt, oft ſeien ſie, Niemand ſichtbar, in der Schlacht gegenwärtig und ſchaffen ihren Freunden heimliche Hülfe. Auch wuſten ſie von Balders Leidenſchaft für Nanna und ermahnten Hothern, jenen, als einen Halbgott, nicht mit Waffen zu reizen. Nachdem Hother dieſes vernommen, ſah er auf einmal, zu ſeinem Erſtaunen, das Gemach mit den Jungfraun verſchwunden und ſich ſelbſt unter freiem Himmel daſtehend.

Ignorabat enim, quæ circa se gesta fuerant, ludibrium tantum inaneque præstigiosarum artium extitisse commentum.

Indem man einmal die Zauberei anerkannte, hatte man überall für die geſchichtliche Anſicht gewonnenes Spiel. Hother begab ſich hierauf ſogleich zu Gevar und warb um deſſen Tochter. Der König äußerte, daß er Hothern ſehr gerne begünſtigen würde, wenn er nicht den Zorn Balders fürchtete, der ſich zuvor ſchon mit der gleichen Bitte an ihn gewendet. Balder ſei ſelbſt vor Eiſen feſt, doch geb' es ein engverwahrtes Schwert, mit dem allein Balder getödtet werden könne. Im Beſitze desſelben, ſowie eines wunderbare Stärke verleihenden Halsbands ſei der Zwerg (sylvarum Satyrus) Mimring. Mittelſt der Anweiſungen Gevars zwingt Hother dem Zwerge die beiden Kleinode ab. Balder kam nun gewaffnet zur Freiwerbung in Gevars Land. Dieſer hieß ihn Nannas Geſinnung ſelbſt erforſchen. Ihre Antwort fiel dahin aus, daß ihr eine Verbindung zwiſchen Göttern und Sterblichen nicht paſſend ſcheine. Es fand hierauf ein Seetreffen zwiſchen Hother und Balder ſtatt. Menſchen ſtritten hier gegen Götter. Für Balder kämpften Odin und Thor und die heiligen Götterſchaaren. Hother jedoch, mit einem eiſenfeſten Schlachtgewand umgürtet, brach in die dichteſten Schlachthaufen der Götter und wüthete, ſo viel ein Erdenſohn gegen Überirdiſche vermochte. Aber auch Thor zerſchmetterte mit dem Schwung ſeiner Keule unwiderſtehlich Schilder und Helme. Der Sieg wäre den Göttern geworden, hätte nicht Hother, als ſchon ſein Heer zu weichen begann, den Griff der Keule abgehauen. Dieſer Waffe beraubt, ergriffen die Götter plötzlich die Flucht:

Inimicum opinioni esset, nisi fidem antiquitas faceret, deos ab hominibus superari. Deos autem potius opinative, quam naturaliter dicimus. Talibus namque non natura, sed gentium more, divinitatis vocabulum damus.

Von der Flucht Balders zeugt noch der Name des Hafens. (Testis belli portus Balderi fugam vocabulo refert.) Nanna wurde nun Hothern zu Theil, doch war damit der Krieg nicht beendigt. In einer andern Schlacht war Balder der Sieger; ſeinem dürſtenden Heere ließ er einen Quell aus der Erde ſpringen. Auch daran haftet noch ſein Name:

Novos humi latices, terram altius rimatus, aperuit. Quorum erumpentes scatebras sitibundum agmen hianti passim ore captabat. Eorundem vestigia, sempiterno firmata vocabulo, quanquam pristina admodum scaturigo desierit, nondum prorsus exolevisse creduntur.

Lex. myth. S. 29: Fons Balderi ibi memoratus, danice Baldersbrönd (inter Havniam et Roskildiam situs), id nomen hodie retinet.

Balder wurde jedoch von Geſpenſtern, welche Nannas Geſtalt annahmen, zur Nachtzeit ſo ſehr gequält, daß er krank wurde und nicht mehr zu Fuße gehen konnte. Er muſte ſich deshalb eines Wagens bedienen. Gleichwohl ſchlug er Hothern noch einmal. Dieſer floh nach Jütland, wo auch er einem Orte den Namen gab:

Qui cum in Jutiam concessisset, vicum, in quo manendi usum habuit, nomine suo nuncupandum curavit.

Nachher begab er ſich, ſeines Unglücks müde, ganz allein in eine Wildnis in Schweden. Auf dem Gipfel eines hohen Berges pflegte er dort dem rathfragenden Volke Beſcheid zu geben. Im unwegſamen Walde kam er einſt in eine Höhle, welche von denſelben Jungfraun bewohnt wurde, die ihn einſt mit dem unverletzbaren Kleide beſchenkt hatten. Er klagte ſie an, daß es ihm nicht ergangen, wie ſie ihm verſprochen hätten. Die Jungfraun bemerkten, daß auf beiden Seiten gleich viele gefallen ſeien, und ſicherten ihm den Sieg zu, wenn er eine köſtliche Speiſe, die zur Mehrung der Kräfte Balders erdacht wäre, hinwegzunehmen vermöchte. Hiedurch fand ſich Hother von Neuem zum Kampf ermuthigt. Es ward abermals eine Schlacht geliefert, der, bei ziemlich gleichem Verluſt auf beiden Seiten, die Nacht ein Ende machte. Um die dritte Nachtwache gieng Hother heimlich aus, um die Feinde auszukundſchaften. Da ſah er aus Balders Lager drei Jungfraun kommen, welche die geheimnisvolle Speiſe trugen. Er verfolgte ſie eilig, denn die Spuren im Thaue verriethen ihm ihren Weg, bis zu ihrer Wohnung. Auf ihre Frage, wer er ſei, nannte er ſich einen Harfner (citharœdum), und als ſie ihm ein Saitenſpiel darboten, ſchlug er es in den lieblichſten Klängen an. Die Jungfraun (nymphæ) hatten drei Schlangen, deren Eiter ſie in Balders Speiſe zu miſchen pflegten. Damit waren ſie eben beſchäftigt. Die Eine wollte ſchon Hothern von dieſer Speiſe mittheilen, als die Älteſte erklärte, Balder werde gefährdet, wenn man die Kraft ſeines Feindes mehre. Der Gaſt gab jedoch vor, er ſei nicht Hother, ſondern ein Begleiter Hothers. Hierauf ſchenkten ihm die Jungfraun huldreich einen ſchönen, ſiegkräftigen Gürtel. Auf dem Rückwege begegnete er Baldern, verwundete dieſen und ſtreckte ihn halbtodt nieder. Balder fühlte ſein Ende nahe, aber, durch den Schmerz der Wunde aufgereizt, erneuerte er am folgenden Tage die Schlacht. Er ließ ſich in dieſelbe tragen, um nicht im Gezelt eines unrühmlichen Todes zu ſterben. In der folgenden Nacht ſah er im Schlafe[1] Hel (Proserpina) vor ſich ſtehen, die ihm verkündigte, daß ſie ihn am kommenden Tag umarmen werde. Die Weiſſagung des Traumgeſichts war nicht leer. Nach Verfluß von drei Tagen erlag Balder dem Schmerz der Wunde. Sein Heer beſtattete den Leichnam königlich und erhob darüber einen Grabhügel. Dieſen wollten, wie Saxo hinzuſetzt, zu ſeiner Zeit (vigente veteris sepulturæ fama) einige Männer, in der Hoffnung, Schätze darin zu finden, zur Nachtzeit aufgraben, entflohen aber, von plötzlichem Schreck ergriffen; denn es ſchien ihnen auf einmal vom Gipfel des ſteilen Berges ein gewaltig rauſchender Strom herabzuſtürzen und ſich über das Feld zu ergießen. Niemand wagte fortan ſich an dem Hügel zu vergreifen[1].

---

[1] Vgl. Hrolfs S. Cap. 5.

Saxo erzählt hierauf noch weiter, wie Odin, nachdem er die Wahrſager über die Rache für Baldern befragt, mit Rinda, der Tochter des Ruſſenkönigs, einen Sohn erzeugte, der hier Bous genannt wird und welchem Hother in der Schlacht unterlag; eine Erzählung, welche mehr, als das Vorhergehende, den mythiſchen Charakter erhalten hat.

Die Geſchichte Balders und Hothers aber, wie Saxo ſie aufgenommen hat und wie ich ſie, mit Weglaſſung manches ganz Fremdartigen, mitgetheilt habe, iſt allerdings ein verwandelter Göttermythus in der Art, wie Mone die ganze Heldenſage betrachtet wiſſen will. Die Identität im Ganzen mit dem Inhalte der Edda iſt vollkommen deutlich und auch die einzelnen mythiſchen Züge ſcheinen vielfach hindurch; ſo Baldurs ſchwere Träume, Odins Zukunftfrage bei den Joten, Nornen und Valkyrien, obwohl hier vermengt, die Götterſpeiſe mit den Schlangen, die an Suttungs Meth, den Odin als Schlange geholt, erinnert. Ja es mögen hier durch die Volksſage manche, in den Edden nicht überlieferte Züge des Mythus aufbehalten ſein. Die epiſche Ausmalung, die Anknüpfung an Örtlichkeiten, ſpricht überall dafür, daß Saxo wirklich aus der Volksſage geſchöpft habe. Er verhält ſich faſt leidend gegen die Überlieferung und macht nur die nöthigſten Anmerkungen, um ſich gegen den Glauben an die alten Götter zu verwahren. Zugleich aber ſehen wir auch, wie der Mythus ſeine urſprüngliche Bedeutung verloren hat, die durch keine neue, ihm unterlegte Grundidee erſetzt worden iſt, und wie damit auch das Einzelne, wenn auch nicht ohne poetiſche Anklänge, ohne Anhalt und klaren Zuſammenhang auseinanderläuft. Eben darum habe ich dieſe Erzählung nicht in den Kreis der reinen Heldenſage eingereiht, ſondern nur als einen der möglichen Übergänge des Göttermythus zur Heldenſage bemerklich gemacht.

---

[1] Finn Magnuſen erwähnt, Lex. myth. S. 29, daß man den Grabhügel Balders in der Folge bei dem Dorfe Ballerup (oder Balderup) und einen andern zu Tune in Seeland zeigte.

Saxo berichtet in ſeiner Vorrede (S. 69)[1], in Blecking ziehe ſich längs eines Felsſteigs, der vom Südmeer nach den Einöden Wärends führe, eine in den Fels gehauene, zwiſchen zwei Linien über Höhen und Tiefen fortlaufende Runeninſchrift. König Waldemar, der ihre Bedeutung zu wiſſen wünſchte, habe Leute dahin geſandt, um dieſe Buchſtaben auf Stäbe abzuzeichnen; dieß ſei aber ohne Erfolg geblieben, weil das Ausgehauene theils verſchüttet, theils durch die Wandelnden abgetreten geweſen ſei. So iſt auch in der Sagenreihe, die ſich durch Saxos Werk hinzieht, manches alte Zeichen am Pfade der Jahrhunderte verwiſcht und ausgetreten, Andres aber von dieſer wunderbaren Bilderſchrift werden wir noch ſcharf und verſtändlich zu Tage treten ſehen.

Die Heldenſagen, deren bedeutendere jetzt nach den angegebenen Quellen dargeſtellt werden ſollen, theilen wir in zwei Klaſſen:

A. ſolche, die dem ſkandinaviſchen Norden eigenthümlich ſind;

B. diejenigen, welche der nordiſchen Sagenpoeſie mit der deutſchen, wenn auch nach verſchiedenen Geſtaltungen, gemeinſam zugehören.

Dieſe Abtheilung wird uns ſpäter zur Vergleichung der deutſchen Heldenſage mit der nordiſchen dienlich ſein. Die nordiſche Sage ſelbſt ſetzt alle die verſchiedenen Kreiſe, die ſie in ſich aufnimmt, durch einen gemeinſamen Heldenvater in Verbindung. Dieſer iſt Halfdan der Alte. Von ihm, der ſelbſt von Odin ſtammt, melden Lied und Sage (F. Magn. Edd. III, 12 f. Edd. So. 190. Fortids S. II, 8 f.): er that im Mittwinter ein großes Opfer, daß er 300 Jahre in ſeinem Königthum leben möchte; die Antwort der Götter aber lautete dahin, er ſolle nicht mehr, als eines Mannes Alter leben, aber in 300 Jahren ſolle kein unberühmter Mann und kein Weib aus ſeinem Stamme hervorgehn. Seine erſten 9 Söhne, die alle gleich alt waren, wurden ſo berühmt, daß ihre Namen in allen Geſängen als Ehren- und Königsnamen gebraucht wurden; keiner von ihnen hatte Kinder und ſie fielen alle auf einmal im Kampfe. Neun andere Söhne, die er nach jenen hatte, waren alle Heerkönige und nach ihnen und ihren Nachkommen ſind alle die Heldengeſchlechter benannt, die in den Heldenſagen auftreten, z. B. von Näfil die Niflunger, von Budli die Budlunger u. ſ. w.

---

[1] Vgl. Saxo B. VII, S. 212, 2.

Wir folgen aber der vorbemerkten Eintheilung.

A. Eigenthümlich nordiſche Heldenſagen.

1. Frodi der Friedſame.

Thiele, d. Folkſ. I. 6. 21. W. Grimm, d. Runen, 252 ob.

Die Skalda enthält unter den Kenningar (poetiſchen Bezeichnungen) Folgendes (Sn. Edd. S. 146 ff. [Edda Snorra Sturlusonar. Hafn. 1848. I, 374. Simrocks Edda S. 347. K.]):

„Warum wird das Gold Frodis Mehl genannt? Davon iſt die Sage die: Skjöld hieß der Sohn Odins, von dem die Skjöldunger ſtammen. Er hatte Sitz und Herrſchaft in den Landen, die jetzt Dänemark genannt werden und damals Gotland hießen. Skjölds Sohn hieß Fridleif, der nach ihm über die Lande herrſchte. Fridleifs Sohn hieß Frodi, er nahm das Königthum nach ſeinem Vater, zu der Zeit, da Kaiſer Auguſtus Frieden in der ganzen Welt ſtiftete. Damals ward Chriſtus geboren. Weil nun Frodi der mächtigſte aller Könige in Nordlanden war, ſo ward ihm in der ganzen däniſchen Zunge dieſer Friede zugeſprochen und nennen die Nordmänner dieß Frodisfrieden[1]. Kein Mann fügte da dem Andern Schaden zu, mochte er auch den Mörder ſeines Vaters oder Bruders[2], los oder gebunden, vor ſich finden. Da war auch kein Dieb oder Räuber, ſo daß ein Goldring lang auf Jalangursheide[3] lag. König Frodi ſandte Einladung (heimbod) nach Schweden an König Fjölnir; da kaufte er zwei Mägde (ambáttir, Sclavinnen), welche Fenja und Menja hießen; ſie waren groß und ſtark. Zu der Zeit gab es in Dänemark zwei Mühlſteine von ſolcher Größe, daß Niemand ſtark genug war, ſie umzutreiben; auch hatten dieſe Mühlen die Eigenſchaft, daß auf ihnen gemahlen wurde, was der Mahlende vorſagte. Solche Mühle hieß Grotti[4]. Hengikjaptr iſt der genannt, der dem König Frodi die Mühlen gab. Frodi ließ die Mägde zu den Mühlen gehen und hieß ſie da Gold und Frieden und Heil für ihn mahlen[1]. Er geſtattete ihnen nicht länger Ruhe noch Schlaf, als ſo lang der Kukuk ſchwieg oder ſie ein Lied ſingen mochten (hljöd mätti qveda). Es wird geſagt, daß ſie da das Lied ſangen, welches Grottaſang genannt wird; und ehe ſie ausgeſungen, mahlten ſie Frodin ein Heer, ſo daß in der Nacht der Seekönig Mýſingr kam, Frodin erſchlug und große Beute nahm. Da war der Frodisfriede vorbei. Mýſingr nahm Grotti mit ſich, ſowie auch Fenja und Menja, und hieß ſie nun Salz mahlen; um Mitternacht fragten ſie, ob Mýſingr nicht des Salzes ſatt habe (leiddiz); er aber hieß ſie fortmahlen. Da mahlten ſie noch kurze Friſt, bis das Schiff unterſank; und im Meere blieb dort ein Strudel, wo die See durch die Mühlſteinlöcher gefallen war, da ward die See ſalzig.

---

[1] Fróda-frid.

[2] Vgl. Grimm, Rechtsalt. 400.

[3] Geijer S. 399, N. 8: Jalangr lag in Jütland; vgl. Saxo B. V.

[4] Grotta f. mola.

Nun ſind gekommen
Zu Königs Hauſe
Zwo Zukunftkundge,
Fenja und Menja.
Sie ſind bei Frodi,
Fridleifs Sohne,
Mächtge Mägde,
Zu Dienſt gebunden.

Zur Mühle wurden
Sie hingeleitet,
Des grauen Steines
Gang zu lenken.
Nicht gönnt' er Beiden
Raſt noch Ruhe,
Bevor er hörte
Den Sang der Mägde.

Sie ließen heulen
Die laute Mühle,
Mit Armen treibend
Die raſchen Steine.
Noch hieß er weiter
Die Mägde mahlen.

---

[1] Niederd. Liederb. 105:
ſe vern in jennem Franckryken,
dar licht ein Möle ſtolt,
de malet alle Morgen
dat Süluer, dat rote Goldt.

Sie ſangen und ſchwangen
Räuſchende Steine,
Bis Frodis Dienſtvolk
Zumeiſt entſchlafen.
Da ſang das Menja,
Der Mühle waltend:
„Reich mahlen wir Frodin,
Mahlen ihn ſelig
In Gutes Fülle,
Auf der Freudenmühle.

Er ſitz' auf Schatze,
Er ſchlaf' auf Daunen,
Er wach' in Wohlſein!
Wohl iſt's gemahlen,
Da ſchuld' auch Keiner
Dem andern Schaden,
Noch bau' ihm Böſes!
Nicht ſtift' er Todſchlag,
Nicht hau' er darum
Mit ſcharfem Schwerte,
Fänd' er gefeſſelt
Des Bruders Mörder!"

Da ſprach nicht Frodi
Ein Wort vor dieſem:
„Nicht ſchlafen ſollt ihr,
Ihr und der Kuckuk,
Nicht länger, denn ich
Ein Lied mag ſingen."

„Nicht warſt du, Frodi,
Dir ſelbſt vorſchauend,
Du Gerneredner,
Da du uns kaufteſt.
Du ſahſt auf Kräfte,
Du ſahſt auf Ausſehn,
Doch nach der Abkunft
Hieltſt du nicht Frage."

Hart war Hrungnir
Und hart ſein Vater,
Doch war Thiaſſi
Stärker, als Beide.
Idi und Aurnir
Sind uns befreundet,
Sind unſres Vaters,
Bergrieſen, Brüder.

Nie wär' euch Grotti
Vom Berg gekommen,
Noch jener harte
Stein aus der Erde;
Noch mahlte ſo
Bergrieſentochter,
Wär' ihr Geſchlecht
Nicht deſs mitwiſſend.

Neun Winter waren
Wir Zaubermägde
Stark aufgewachſen
Unter der Erde.
Jung ſchickten wir uns
Zu großem Werke,
Wir rückten ſelber
Den Fels vom Orte.

Wir wälzten Steine
Um's Haus des Rieſen,
Daß rings die Erde
Davon aufbebte.
So ſchwangen wir
Den rollenden Fels,
Den ſchweren Stein,
Daß Männer ihn griffen.

Wir aber fürder
Im Schwedenreiche,
Wir Zukunftskundge,
Durch's Volk hinſchritten.

Sättigten Bären,
Brachen Schilde,
Giengen durch's Heer,
Das graugepanzerte.

Stürzten den Führer,
Stärkten den Andern,
Brachten dem guten
Guttorm Hülfsvolk.
Raſt war keine
Vor Feindes Falle.

Fort trieben wir's
In jenen Jahren,
Daß wir in Kämpfen
Weitkundge wären.
Da ſchürften wir
Mit ſcharfen Speeren
Blut aus Wunden
Und rötheten Schwerter.

Nun ſind wir kommen
Zu Königs Hauſe,
Erbarmungslos
Zu Dienſt gebunden.
Kies ſchmerzt die Sohlen,
Die Glieder Kälte.
Dem Feinde mahlen wir,
Trüb iſt's bei Frodi.

Die Hand ſoll ruhen,
Der Stein mag ſtehen!
Gemahlen hab' ich
Mein Tagewerk."
„Nicht ſei den Händen
Raſt vergönnet,
Eh' vollgemahlen
Es Frodin däucht.

Hände werden halten
Harte Schwerter,

Bluttriefende Waffen.
Wach' auf, Frodi,
Wach' auf, Frodi,
Willſt du lauſchen
Unſern Sängen
Und Zukunftſagen!

Feur ſeh' ich brennen
Der Burg im Oſten;
Schlachtkündend wachet
Die Warnungsflamme.
Ein Heer wird kommen
Hieher im Fluge,
Dem König wird es
Die Burg verbrennen.

Nicht wird dir bleiben
Der Stuhl von Ledra,
Die goldnen Ringe,
Die Königsſteine.
Faſſen wir Mägde
Die Mandel ſchärfer!
Wir ſind geborgen
Vor dieſem Blutbad."

„Mächtig mahlte
Meines Vaters Tochter;
Sah reif zum Tode
Der Männer Manchen.
Es ſprangen die großen
Stützen der Mühle,
Die eiſernen, fernhin.
Mahlen wir fürder!"

„Mahlen wir fürder!
Yrſas Sohn,
Abkömmling Halfdans,
Wird Frodin rächen,
Wird ſeiner Mutter
Sohn und Bruder
Geheißen werden;
Beide wiſſen wir's."

Die Mägde mahlten,
Brauchten die Kraft,
Die Jungfraun tobten
Im Jotenmuthe.
Da barſt die Mandel,
Fiel um die Schaale,
Da ſprang der ſchwere
Stein in Stücke.

Bergrieſin, die eine,
Sprach dieß Wort:
„Gemahlen iſt Frodin,
Jetzt mögen wir enden,
Genug nun ſtanden
An der Mühle die Mägde.“ [1]

Dieſes räthſelhafte Lied iſt doch ſchon ohne nähere Erklärung wohl geeignet, einen beſtimmten poetiſchen Eindruck hervorzubringen. Es verkündigt in düſtrem, ahnungsvollem Geſange den nahen Umſchwung des zum Übermaaße geſteigerten Glückes. König Frodi iſt ein nordiſcher Polykrates. Solche unmittelbare Eindrücke konnten auch die ſchon früher vorgetragenen Mythenlieder hinterlaſſen und es liegt eben darin das poetiſche Weſen dieſer Mythenwelt. Aber wie wir dort doch immer noch zu einer beſondern Deutung der dichteriſchen Bilder hingezogen wurden und dieſe Deutung den poetiſchen Eindruck keineswegs aufhob, vielmehr die lebendige Einheit der Idee und des Bildes recht fühlbar machte, ſo iſt nun auch die beſondere Erklärung des Mühlenliedes zu verſuchen. Daſſelbe wird übrigens weſentlich durch die ihm in der Skalda vorangeſchickte proſaiſche Erzählung ergänzt. Denn wenn auch dieſe ſich als von einem chriſtlichen Verfaſſer niedergeſchrieben bezeichnet, ſo gibt doch nur ſie den Mythus im vollſtändigen Umriſſe, wie z. B. das Lied nichts vom Mahlen des Goldes und nachher des Salzes beſagt. Es iſt häufig der Fall, daß die alten Lieder nur gewiſſe, beſonders anregende

---

[1] Beſonders herausgegeben iſt obiges Lied, Grottasaungr, in Thorlacii Antiquitatt. boreal. observatt. miscellan. Spec. V. Havn. 1794, mit Lesarten, lateiniſcher und däniſcher Überſetzung, aber ohne Commentar. Deutſch überſetzt von Gräter in Idunna und Hermode u. ſ. w. 1812. N. 52. [Vgl. Möbius, Catalogus libr. isl. S. 91. Lünings Edda S. 484 ff. K.]

Momente der Sage hervorheben, und das Mühlenlied ſcheint ſogar anderſeits über den Kreis des ihm zu Grunde liegenden Mythus, zum Nachtheil des letztern, hinauszutreten.

Die Löſung des Räthſels dürfte einfach dieſe ſein: die Mühle im Ganzen iſt das Meer, die Mühlſteine ſind Felsufer, Klippen, Riffe, Scheeren, die Mühlmägde ſind die Wellen; König Frodi hat dieſe Mägde in ſeinen Dienſt gekauft, er hat ſich das Meer durch Schifffahrt dienſtbar gemacht; ſie mahlen ihm Gold, das Meer, die Seefahrt bereichert ihn; er läßt die Mägde nicht länger raſten, als von einem Kuckuksruf zum andern, er ſetzt die Seefahrt nicht aus, als den Winter über, von einem Sommer zum andern[1]; aber die ihm erſt Glück gemahlen, mahlen ihm nun feindlichen Überfall; das Meer, das ihn reich gemacht, bringt auch den Seekönig her, der Frodin erſchlägt und ſeine geſammelten Schätze raubt; der Seekönig nimmt die Mühle und die Mühlmägde mit ſich, ihm müſſen ſie Salz mahlen, er waltet nun frei auf dem Meere, wühlt die ſalzigen Wellen um; die Mägde fragen ihn um Mitternacht, ob er nicht Salzes genug habe, er aber heißt ſie fortmahlen, der kecke Seeheld[2] befährt auch noch im finſtern, nordiſchen Winter das Meer; da mahlen die Mägde, bis das Schiff unterſinkt und die Mühlſteine den Meeresſtrudel bilden, er büßt ſeine Keckheit mit dem Untergang im ſtürmiſchen Meere.

Dieſe Deutung iſt nun aber auch noch den Hauptzügen nach in den mythiſchen Vorſtellungen, der Naturanſchauung und den Sitten des Nordens nachzuweiſen.

Daß die Mühle überhaupt das Meer bedeute, iſt von Finn Magnuſen (Lex. myth. 237 f. Edd. IV, 258 f.) ſehr einleuchtend dargethan. Die Phantaſie der Nordländer betrachtete die bewegte See als eine große Mühle, worin der Meerſand gemahlen werde. Der däniſche Königsſohn Amleth, deſſen ſagenhafte Geſchichte Saxo (B. III, S. 71 f.) erzählt, ſtellt ſich verrückt und ſpricht allerlei wunderliche Dinge, welche jedoch unter dieſem Scheine einen richtigen Sinn verbergen.

> Ita astutiam veriloquio permiscebat, ut nec dictis veracitas deesset, nec acuminis modus verorum judicio [indicio] proderetur.

---

[1] Vgl. Hrolfs S. C. 12. Herv. S. C. 3.

[2] Was ein Seekönig ſei, ſ. Ynglingaſaga Cap. 34.

Eine ſolche Doppelrede iſt nun auch, daß er einſt, als er am Seeſtrande vorbeikommt, das Sand der Dünen, das man ihm für Mehl ausgibt, als von den Meeresſtürmen gemahlen bezeichnet:

> Arenarum quoque præteritis clivis, sabulum perinde ac farra aspicere jussus, eadem albicantibus maris procellis permolita esse respondit. Laudato a comitibus responso, idem a se prudenter editum asseverabat.

Daher heißt auch in dem Bruchſtücke eines Skaldenliedes, das die Skalda aufbewahrt hat (Sn. Edd. 126. [Hafn. 1848. 1, 324]), das Meer die Mühle, in der einſt neun Mühlmädchen Amlodin Uferſand gemahlen. Zum Beweiſe, daß noch im Anfang des 18ten Jahrhunderts bei den däniſchen Bauern ſolche Vorſtellungen und Redeweiſen üblich waren, führt Finn Magnuſen aus einer lateiniſchen Handſchrift von Sorterup, der zu dieſer Zeit ſchrieb, eine Stelle folgenden Inhalts an:

> Noch jetzt iſt der Bewegung des Meeres der Name einer Mühle nicht ſo weit entzogen, daß er nicht noch heutzutage von unſern Bauern gebraucht würde. Wenn dieſe bei hellem und ruhigem Himmel, Morgens oder Abends, die Wellen des Meeres lauter als gewöhnlich rauſchen hören, ſo prophezeien ſie nicht mit Unrecht einen baldigen Sturm, mit den Worten: „Wir kriegen bald Unwetter, es mahlt ſo im Meere“. Und man muß geſtehen, daß dieſes Rauſchen im Meere den Ton von Mühlſteinen, beſonders von Handmühlen, die ſtark umgeſchwungen werden, ſo teuſchend darſtelle, daß man das Eine vom Andern ſchwer unterſcheiden würde.

Das Wort Malſtrom, womit noch im Norden ein Meeresſtrudel bezeichnet wird, iſt gleichfalls hieher zu rechnen. Nach einem alten noch ungedruckten Beiſatze, der ſich in einigen Handſchriften der Skalda findet, ſoll das Schiff des Seekönigs in der Bucht von Petland (heutzutage Pentland-Frith, der Sund, der Schottland von den Orkaden ſcheidet), untergegangen ſein, wo ſodann ein gefährlicher Malſtrom entſtanden.

So überzeugend mir nun Finn Magnuſens Beweiſe für die Deutung der Mühle als das Meer überhaupt erſcheinen, ſo kann ich doch ſeine weitere Anſicht nicht theilen, daß das Mehl, welches Frodin gemahlen worden, für Goldſand zu nehmen ſei. Dieſes konnte im Norden und auch ſonſt beim Meere wenig in Betracht kommen. Das Gold iſt mir im Allgemeinen der Reichthum, den Schifffahrt und Seemacht theils durch Handelsverkehr und Fiſchfang, theils durch den nicht für unrühmlich angeſehenen Seeraub und die den alten Skandinaviern herkömmliche Brandſchatzung fremder Uferländer herbeiſchafften. Wir wiſſen, daß Njörd, der über den Gang des Windes herrſcht und das Meer ſtillt, den man auf der See und bei der Fiſcherei anruft, alſo derſelbe Gott, der über die Seefahrt und die gute Fahrzeit waltet, auch der Geber des Reichthums und Überfluſſes iſt (J. Edda S. 185. [Hafn. 1848. 1, 92]). Und in der angeführten Liederſtelle aus Saxo (B. I, S. 21 [Ausg. von Müller 1, 54]) findet der König Hadding wegen dieſer Vortheile, die das Meer abwirft, für beſſer, zu ihm zurückzukehren:

> Nam freta remigiis probare
> Officii potioris esset,
> Mercibus ac spoliis ovare,
> Æra aliena [fremdes Gold] sequi locello,
> Æquoreis inhiare lucris,
> Quam salebras nemorumque flexus
> Et steriles habitare saltus.

Die Mühle heißt Grotti, was Stein zu bedeuten ſcheint (Lex. myth. 473^{a}: Grottin-tanna, dentes saxeos gestans); ſie heißt ſo in Beziehung auf die zwei ungeheuren Mühlſteine. Wie Grotti vom Berge gewälzt worden, ſchildert das Lied in mächtigen Zügen. Es mag hiebei die Vorſtellung zu Grunde liegen, daß die Uferfelſen, die Klippen und Scheeren, an denen das Meer ſich mahlend und rauſchend bricht, vom Gebirge herabgerollt ſeien. Sie ſind losgeriſſene Stücke der Gebirgswelt. In der Tiefe des Meeres verurſachen ihre Klüfte den Malſtrom.

Endlich die rieſenhaften Mühlmägde, Menja und Fenja, haben wir für die Wellen erklärt; in ihnen iſt die Bewegung des Meeres gegen das Geſtein perſonificiert, ihr Geſang, die rauſchende Stimme des Meeres, ertönt erſt ſanfter, dann ſchwillt er ſtürmiſcher an. Sie ſind dienſtbar, wie der Menſch ſich die Elemente dienſtbar macht, ſie mahlen Frodin, was er wünſcht; aber ſie ſind auch unbändig und treulos, wie das Element, ſie mahlen ihm Verderben. (Die Handmühle iſt im nordiſchen Alterthum die gewöhnliche Sklavenarbeit.) Menja und Fenja ſtammen vom Jotengeſchlechte, denn dahin, wie uns aus der Göttersage bekannt iſt, gehören alle die wilden und rohen Naturgewalten. Hrungnirn, den Steinrieſen, den Thor zerſchmettert, Thiaſſin, der Jdun geraubt, u. A. nennen ſie ihre Verwandte. Ihr Vater, deſſen Namen ſie nicht angeben, iſt vermuthlich Ägir, der Meeresgott vom Jotenſtamme; die Wellen werden ſonſt Ägirs Töchter genannt. Die Rieſentöchter, die unter der Erde genährt waren, vermögen allein, Grotti vom Hauſe des Rieſen herzuwälzen, daß die Erde davon erbebt; ſei es, daß ſie als Ströme des Gebirges die Felſen herabrollen oder ſie als ſtürmiſche Brandung vom Ufer losreißen. Sie ziehen nach Schweden, dem guten Guttorm zu Hülfe, durchbrechen das Feindesheer, ſpalten Schilde und röthen Schwerter; mit Unrecht hat man ſie deshalb zu Valkyrien gemacht; der Kampf, an dem ſie, die Meereswellen, Theil nehmen, iſt eine Seeſchlacht, die zu Guttorms Gunſten ausfällt. In Beziehung auf dieſen Sagenhelden weiß ich nur das anzuführen, daß bei Saxo (B. I, S. 8 f. Steph. 9 f. [Müller I, 34]) ein Guthorm, Haddings Sohn, vorkommt [1], der bei Rieſen in Schweden erzogen und ſpäter König in Dänemark wird. Wie Fenja und Menja dem Guttorm geholfen, ſo mahlen und ſingen ſie auch den kühnen Seekönig Myſing zu Frodis Verderben heran. Aber auch jenen ſelbſt verſenken ſie zuletzt im Malſtrome.

Die poetiſchen Bilder, in denen der nordiſche Mythus ſpricht, ſind in der Folge zu eigentlichen Räthſeln geworden. Dieſe Eigenſchaft hat ein chriſtlicher Grottaſang; den ich hier zur Vergleichung aushebe. Hängt er auch nicht geſchichtlich mit dem heidniſchen zuſammen, ſo kann er doch unſrer Erklärungsweiſe zur Unterſtützung gereichen.***

Aretin, Beiträge zur Geſchichte und Litteratur u. ſ. w. B. IX. München 1807. S. 1163 bis 1166. Vgl. Mone, Quell. u. Forſch. I, 114. Wolff, hiſtoriſche Volkslieder S. 75 bis 78. Sæm. Edd. 127, 57. [Les chants de Sôl par Bergmann. Straßburg 1858, S. 116 f. K.]

So viel zur Erläuterung des Mühlenliedes für ſich. Dasſelbe ſteht aber in genauer Verbindung mit Frodis Frieden, von welchem außer der Einleitung, die dem Grottaſang in der Skalda vorangeht, auch anderwärts Lied und Sage ſprechen. Die Götter hatten ihr Goldalter und ſo hat auch den Menſchen einſt das ihrige geblüht. Bald in der Zukunft, bald in der Vergangenheit wird, wie im Mythus andrer Völker, ſo auch im nordiſchen, die ſelige Zeit geſucht, die niemals in die Gegenwart tritt. In der Völuſpá (F. Magnuſen, Edd. S. 33. Str. 19) wird geſagt:

---

[1] Vgl. Möinichen, Nord. Folks Overtro S. 148.

Den Mord weiß ſie
In der Welt den erſten,
Da ſie Gullveig
Durchbohrten mit Speeren,
In des Hohen Halle
Sie dreimal brannten,
Die dreimal geborne,
Doch lebt ſie noch.
Heidur hieß man ſie,
Wo ſie zu Haus kam,
Das trügriſche Weib,
Zähmte ſie Wölfe,
Seidkünſte kannte ſie.
Stets verlockte ſie
Übles Volk u. ſ. w.

Odin da auswarf
Unters Volk den Speer.
Das weiß ſie den Kriegsmord
In der Welt den erſten.
Geheg der Aſaburg
Ward da gebrochen,
Krieg ahnten die Vanen,
Über das Feld ſie fuhren.

Dieſe Stelle, deren Erklärung allerdings manches Schwierige hat und die von Einigen auf die Kriege der Götter ſelbſt bezogen wird, läßt wenigſtens ſo viel deutlich werden, wie aus dem Golde, aus dem Übermaaße des Glückes ſelbſt, das Unheil hervorgeht.

Sonſt berichten die Sagen[1] über die irdiſche goldene Zeit noch Folgendes:

Die Ynglingaſaga erzählt von der Regierung des für einen Schwedenkönig genommenen Njörd (Cap. 11. Heimskringl. 1, 15 f.):

> In ſeinen Tagen war durchaus guter Friede und Jahresſegen jeder Art, ſo reichlich, daß die Schweden deshalb glaubten, Njörd walte über das Jahr und über das Glück der Menſchen.

---

[1] Vgl. Helgaqvida Hundingsbana I. Edd. Sæm. 151, 13: Fróda frid. Saxo S. 134, 2 [Müller 1, 240].

Ebendaſelbſt (Cap. 12. I, 12 [15]) wird von ſeinem Sohne und Nachfolger Freyr geſagt:

> Er war ſehr geliebt und ein Geber guter Jahre, wie ſein Vater u. ſ. w. In ſeinen Tagen begann Frodis Friede (Fróda fridur), da war auch gute Zeit in allen Landen. Die Schweden rechneten das Freyrn zu und er war um ſo viel mehr verehrt als andre Götter, da in ſeinen Tagen das Volk des Landes reicher als vorher durch Frieden und Jahresſegen war u. ſ. w. [S. 16.] Freyr ward krank und als ſeine Krankheit zunahm, wurden ſie zu Rathe, wenige Leute zu ihm kommen zu laſſen. Sie bauten einen großen Hügel und machten eine Thüre dran und drei Fenſter. Als nun Freyr todt war, trugen ſie ihn heimlich in den Hügel und ſagten den Schweden, er lebe noch, und verwahrten ihn dort drei Winter. Alle Schatzung aber brachten ſie in den Hügel; zum einen Fenſter hinein das Gold, zum andern das Silber und zum dritten die Kupfermünzen; da war gutes Jahr und Friede. [Cap. 13.] Als aber nun alle Schweden wuſten, daß Freyr todt war und gutes Jahr und Friede beſtand, glaubten ſie, es würde ſo bleiben, ſo lange Freyr in Schweden wäre, und wollten ihn nicht verbrennen, nannten ihn den Gott der Welt und opferten ihm alle Zeit hernach um Jahrgewächs und Frieden.

Ferner (Cap. 14. I, 13 f. [S. 17]):

> Fjölner, der Sohn Yngvifreyrs, waltete hernach über die Schweden und Upſala-Gut; er war reich und hatte Frieden und gute Jahre (arsæll oc fridsæll). Damals war Friedfrodi (Fridfródi) zu Ledra; zwiſchen ihnen fand gutes Vernehmen und gaſtfreundliche Einladung ſtatt. Als nun Fjölner zu Frodin nach Seeland fuhr, ward hier ein großes Gaſtmahl angerichtet und weit in den Landen umher dazu eingeladen. Frodi hatte ein großes Haus und darein war eine große Kufe gemacht, viele Ellen hoch und aus großen Zimmerhölzern zuſammengefügt. Dieſe Kufe ſtand im Untergeſchoſſe und darüber war ein Boden, zwiſchen den Dielen aber eine Öffnung, wodurch man aus der Kufe, die voll Methes war, ſchöpfen konnte. Da ward ſehr ſtark getrunken u. ſ. w.

Als hierauf Fjölner in der Nacht aufgeſtanden war, fiel er, von Schlaf und Trunk betäubt, in die Methkufe [1] und ertrank, „in windſtillem See,“ wie der beigefügte Vers eines Skaldenliedes ſagt.

Saxo hat ſechs Dänenkönige, die den Namen Frotho (Frodi) führen, und unter mehrere derſelben ſind Züge vertheilt, welche offenbar der einen Sage von Friedfrodi gehören. Von Frotho I, Haddings Sohne, berichtet Saxo (B. II, S. 25 f. [1, 61 Müller])[1], als Frotho gefunden, daß der Schatz ſeines Vaters durch Kriege aufgezehrt ſei, und er nicht gewuſt, wie er ſein Kriegsvolk erhalten ſolle, ſei er durch den Aufruf eines herzukommenden Mannes ermuthigt worden (tali subeuntis indigenæ carmine concitatur). Dieſer Aufruf in lateiniſchen Verſen, von denen man bei Saxo immer annehmen darf, daß ſie alten einheimiſchen Liedern oder Liederſtellen entſprechen, hebt ſo an:

---

[1] Vgl. Saxo B. I, S. 24 u. B. V, S. 141 u.

Insula non longe est præmollibus edita clivis,
Collibus æra tegens et opimæ conscia prædæ.
Hic tenet eximium, montis possessor, acervum,
Implicitus gyris serpens, crebrisque reflexus
Orbibus, et caudæ sinuosa volumina ducens,
Multiplicesque agitans spiras virusque profundens u. ſ. w.

Der Mann gibt hierauf auch Anweiſung, wie dieſer goldhütende Drache bezwungen werden könne. Frotho ſoll ſeinen Schild und den ganzen Leib mit Stierhäuten bedecken, dadurch werde er vor dem brennenden Eiter, den das Ungeheuer ausſpeie, und vor deſſen giftigem Biſſe verwahrt ſein. Die Schuppenhaut des Drachen trotze zwar jeder Waffe, aber am Bauche ſei eine Stelle, wo das Schwert eindringen könne. Frotho fährt nun ganz allein auf die Inſel über, greift den Drachen an, als dieſer von der Tränke nach ſeiner Höhle zurückkehrt, und erlegt ihn auf die angegebene Weiſe. Der gefundene Schatz macht den König ſehr reich. Von eben dieſem Frotho meldet Saxo nachher noch (B. II, S. 37 [1, 79 Müller]):

Nec prætereundum, Frothonem contusis commolitisque auri fragminibus cibos respergere solitum, quibus adversum familiares veneficorum insidias uteretur.

Unter dieſen Goldſplittern, mit denen Frotho ſeine Speiſe beſtreut, erkennt man leicht den misverſtandenen Dichterausdruck vom Golde, als Frodis Mehl, Menjas Reibwerk (Menio neit, intrimenta Meniæ, Lex. myth. 237^{a}).

Ein nachfolgender Frotho III wird (B. V, S. 127 [1, 226 Müller]) als Geſetzgeber geſchildert und unter ſeinen Satzungen findet ſich die einer goldenen Friedenszeit wohl anſtehende, daß Niemand ſeine Habſeligkeiten unter Schloß und Riegel verwahren ſolle.

---

[1] Ganz ähnliches erzählt Saxo B. VI, S. 153 von Fridlev. Vgl. auch B. VII, S. 195.

Præterea sanxit, ne quis rem familiarem seris mandare præsumeret, duplum ex fisco regis amissorum pretium recepturus. Quam si quis arcarum claustris observandam duxisset, aureæ libræ regi debitor fieret.

Noch weiteres hieher Einſchlagende wird von eben dieſem dritten Frotho an einer ſpätern Stelle angeführt (B. V, S. 138 [1, 247 Müller]):

Victor Frotho, pacem per omnes gentes reficere cupiens, ut uniuscujusque rem familiarem a furum incursu tutam præstaret otiumque regnis post arma assereret, armillam unam in rupe, quam Frothonis petram nominant, alteram apud Wig provinciam, habita cum Norvagiensibus concione, defixit, edictæ a se innocentiæ experimentum daturas; subductis iisdem, in omnes regionis præsides animadvertendum minatus. Itaque summo cum præfectorum periculo aurum absque custodia, mediis affixum triviis, magnum avaritiæ irritamentum extabat, opportuna rapinæ præda plena cupiditatis ingenia provocante. Statuit idem, ut navigantes repertis ubicumque remis licite fruerentur. Amnem vero transituris usum equi, quem vado proximum reperissent, liberum esse concessit. Eodem descendendum fore constituit, quum priores ejus pedes solum attingerent, postremos adhuc unda sublueret. Talium siquidem commodorum beneficia potius humanitatis, quam injuriæ nomine censenda credebat. Cæterum reum capitis fieri, qui superato amne equi usum longius expetere præsumpsisset, instituit. Jussit etiam, ne quis ædem vel arcam seris obfirmatam haberet, aut rem ullam claustrorum custodia contineret, triplicem amissorum restitutionem promittens. Præterea tantum alieni cibi in commeatus assumi fas esse, quantum uni cœnæ sufficeret, promulgabat. Quam si quis in capiendo mensuram excederet, furto obnoxius haberetur[1].

Dem Könige der Friedenszeit werden hier jene milden Beſtimmungen zugeſchrieben, die in den germaniſchen Rechtsalterthümern unter mancherlei Geſtalt vorkommen, wonach dem Wanderer überall das Nöthigſte zu ſeinem Fortkommen und ſeiner Erfriſchung geſtattet wird und die Eigenthumsrechte durch die dringendſten Forderungen der Menſchlichkeit beſchränkt ſind[2].

---

[1] Andre Satzungen S. 131 [246 Müller].

[2] Vgl. Grimm, Rechtsalt. 400 bis 402. 948. 249. 209, wo die Fälle Saxos nicht angemerkt ſind.

Auf ſieben Jahre wird dieſer erſte Friede des dritten Frothos angegeben (ebend. [1, 248 Müller]), es folgt aber ſpäter noch ein 30jähriger (B. V, S. 143 f. [1, 254 Müller]):

> Annisque tricenis ab omni bellorum negotio temperatum est. Quo tempore cunctis pene terris eximia fortitudinis laude danicum nomen inclaruit.

Auch hier wieder heißt es [1, 255 Müller]:

> Denique in Jutia, tanquam in capite regni sui, magni ponderis auream armillam triviis affigi curavit, edictæ a se innocentiæ experimentum tam insignis prædæ documento daturus u. ſ. w. Tanta siquidem Frothonianæ majestatis auctoritas erat, ut etiam aurum, rapinæ expositum, perinde ac firmioribus claustris obsitum tueretur.

(In der Sage, wie die Skalda ſie erzählt, iſt es mehr der unſchuldige Sinn der Menſchen dieſes Zeitalters, was den Goldring wegzunehmen abhält.)

Wie in der Skalda wird nun auch von Saxo dieſe Friedenszeit mit der Geburt des Heilands in Verbindung geſetzt:

> Per idem tempus publicæ salutis auctor, mundum petendo, servandorum mortalium gratia mortalitatis habitum amplecti sustinuit, cum jam terræ, sopitis bellorum incendiis, serenissimo tranquillitatis otio fruerentur. Creditum est, tam profusæ pacis amplitudinem ubique æqualem nec ullis orbis partibus interruptam, non adeo terreno principatui, quam divino ortui famulatam fuisse, cœlitusque gestum, ut inusitatum temporis beneficium præsentem temporum testaretur autorem.

Nach dieſes Frothos Tode wurde ſein Leichnam von den Großen des Reichs noch drei Jahre aufbewahrt (wie die Ynglingaſaga von Freyr erzählt) und auf einem Wagen geführt [1, 256 Müller]:

> Deportabatur itaque ab eis exanimum corpus, ut jam non funebri lecto, sed regali vehiculo gestari videretur, tanquam invalido seni nec satis virium compoti id muneris a militibus deberetur. Tantum magnificentiæ etiam extincto ab amicis tributum est.

Zuletzt wird er bei einer Brücke in Seeland königlich beſtattet:

> Secus Weram, Sialandiæ pontem, regio funere tumulavere corpus, affirmantes, Frothonem eo loci mortis ac busti copiam exoptasse, ubi regni ejus præstantissima haberetur provincia.

(Der Sinn dieſes Begrabens bei der Brücke iſt wohl ein anderer; entweder bezieht es ſich auf den durch Frodis Frieden geſicherten Verkehr[1], oder, was wahrſcheinlicher, auf den durch manche Inſchriften von Runenſteinen bewieſenen Gebrauch, ſich zum Gedächtnis eine Brücke zu ſtiften, was man mit den religiös-mythiſchen Vorſtellungen von der Gjallarbrücke in Verbindung bringt.) Das Andenken an Frothos III ſegenreiche Regierung wurde nach Saxos weiterem Berichte (B. VI, S. 145 [1, 258 Müller]) noch beſonders dadurch geehrt, daß die Dänen denjenigen zu ſeinem Nachfolger beſtimmten, der ein würdiges Loblied auf den Hingegangenen dichten würde. Auch hier hatte Saxo wieder eine alte Liederſtelle vor ſich. Er ſagt:

---

[1] Vgl. die Satzungen vom Schiffer und Wanderer.

Tunc quidam Hiarnus, danicæ admodum poesis peritus, ut claritatem viri insigni dictorum monumento prosequeretur, præmii magnitudine concitatus, more suo barbarum condidit metrum. Cujus intellectum quatuor versiculis editum in hæc verba transcripsit [„transcripsi“ Müller]:

Frothonem Dani, quem longum vivere vellent,
Per sua defunctum rura tulere diu.
Principis hoc summi tumulatum cespite corpus,
Æthere sub liquido nuda recondit humus.

Quo carmine edito, auctorem Dani diademate munerati sunt.

So geht Friedfrodi in den Geſang auf, wie ſein goldenes Reich der Poeſie entſprungen iſt. Der Name dieſes Friedens- und Geſetzeſtifters ſelbſt iſt nicht unbedeutſam: frôdr heißt weiſe, vielwiſſend. Es ergibt ſich aus den angeführten Berichten, daß von Frodi zum Theil das Nämliche erzählt wird, wie von Freyr, daß ſeine irdiſche Herrſchaft mit dem göttlichen Walten Njörds und Freyrs zuſammengeſtellt und verwechſelt wird. Der norwegiſche König Olaf Tryggvaſon, der am Ende des 10ten Jahrhunderts die Einführung des Chriſtenthums in ſeinem Reiche durchſetzte, ſagt nach der von ihm handelnden hiſtoriſchen Saga (die auch der Hauptſache nach einen Theil der Heimskringla ausmacht), in einer Anrede an die Thrander (Throndheimer), worin er gegen den dem Freyr gewidmeten Dienſt eifert und der dreifachen Schatzung zum Grabhügel erwähnt, u. A. auch das: den Jahresſegen und den Frieden, den die Schweden dem Freyr zugeſchrieben, hätten die Dänen ihrem König Frodi dem Friedſamen zu Danke gerechnet (Lex. myth. 96^{a}). Das Herumführen des todten Frothos auf dem Wagen (bei Saxo) erinnert daran, daß nach derſelben Olaf-Tryggvaſons-Saga das Bild Freyrs, deſſen Stelle zuweilen auch ein lebendiger

Menſch einnimmt, zu gewiſſer Zeit durch das Land geführt wird, um ihm Jahresſegen zu bringen, zu welcher Fahrt ohne Zweifel die weißen Pferde gebraucht wurden, die man in ſeinem Heiligthum hegte. Daß der ſchwediſche Fjölnir mit Frodi in Verkehr geſetzt wird, erklärt ſich leicht ſchon aus dem Namen des Fjölnir, den Manche für den erſten hiſtoriſchen Schwedenkönig annehmen. Fjölnir iſt eine Ableitung von fiöl, viel; auch Odin wird Fjölnir genannt, was wir von ſeiner vielgeſtaltigen Erſcheinung verſtanden; bei dem ſchwediſchen Fjölnir ſcheint mehr die Fülle des irdiſchen Segens gemeint zu ſein. In dieſer geht er auch unter, im windſtillen Methſee[1]. Menja und Fenja, wie ſie Frodin Gold und Glück gemahlen, ſo mahlen ſie auch ihm und ſeinem Frieden den Untergang. Hiebei aber tritt in der Sage, wie die Skalda ſie proſaiſch gibt, eine Geſtalt nur dunkel im Hintergrunde auf, die im Liede vergeſſen iſt. Dort heißt es: Hengikjaptr iſt der genannt, der dem König Frodi die Mühlen gab. Hengikjaptr oder Hengikjöptr iſt aber einer von den Namen Odins (ore sive barbitio pendulo aut demisso præditus; vgl. Sidgrani, Sidskeggr. Lex. myth. 369^b). Und kein Anderer als Odin iſt wohl auch jener subiens indigena, der nach Saxos Erzählung Frothon zur Erwerbung des Drachenhortes aufruft. Dieſes plötzliche Hinzutreten Odins in unſcheinbarer Geſtalt wird uns in den folgenden Sagen noch öfters begegnen. Und ſo erklärt ſich's auch, warum im Hyndluliede von Odin geſagt iſt, er gebe den Würdigen Gold (Edd. F. Magn. III, 8 f. [Str. 2]). Er gibt aber das Gold nicht zum Segen, ſondern zur Anſtiftung des Streits (Frotho ſoll damit ſein Kriegsvolk unterhalten), wie er einſt den Speer zuerſt ausgeworfen und die Vanen, die Frucht- und Friedensgötter, über das Feld fuhren. So ſteht ſelbſt im Hintergrunde der Friedensſage der kampfaufregende Gott, der uns ſchon im weiteren Verlauf der Heldenſage immer deutlicher hervortreten wird.

2. Hervör und Heidrek.

Fornaldar Sögur I, 409 ff. Nordiske Fortids Sagaer I, 377 ff.

Svafrlami, ein Abkömmling Odins, König in Gardareich (Rußland), ritt auf die Jagd aus und ſetzte einem Hirſche nach, den er nicht eher, als am Abend des nächſten Tages erreichte. Er war darüber ſo weit in den Wald hineingeritten, daß er nicht wuſte, wo er wäre. Bei Sonnenuntergang ſah er einen großen Fels, bei dem zwei Zwerge ſtanden. Dieſe zauberte er mit dem Maaleiſen [1] heraus und ſchwang das Schwert über ſie. Da baten ſie, ihr Leben löſen zu dürfen. Der eine nannte ſich Dyrin, der andere **Dvalin** [2]. Da Svafrlami wuſte, daß ſie die kunſtreichſten aller Zwerge waren, legte er ihnen auf, ihm ein ſo vortreffliches Schwert zu fertigen, als ſie irgend vermöchten. Griff und Mittelſtück ſollten von Gold ſein, Scheide und Gehäng mit Gold beſchlagen. Dieſes Schwert ſollte niemals brechen noch roſten, Eiſen und Stein wie Tuch ſchneiden und in Schlacht und Einzelkampf immer den Sieg haben. Damit ſollten ſie ihr Leben löſen. Am beſtimmten Tage kam hierauf Svafrlami zum Felſen; die Zwerge gaben ihm das Schwert, das wunderſchön war. Aber als Dvalin am Eingang des Felſen ſtand, ſprach er: „Dieſes Schwert, Svafurlami, ſoll eines Mannes Tod ſein, ſo oft es gezogen wird, und mit ihm ſollen die drei gröſten Nidingswerke [3] verübt werden; es ſoll auch dein Tod werden.“ Da hieb Svafurlami nach dem Zwerge, daß das Schwert in den Felſen ſchnitt; der Zwerg aber lief in denſelben hinein. Svafurlami führte nun dieſes Schwert und hieß es Tyrfing; er trug es in Schlacht und Einzelkampf und hatte ſtets den Sieg. Einſt aber fiel der Berſerker Arngrim auf dem Seezug (vîking) mit einem großen Heer in Svafrlamis Reich und ſie trafen ſich im Zweikampf. Arngrim hatte einen Schild mit großen Eiſenplatten; in dieſen hieb Svafurlami und ſchnitt ihn ganz durch, ſo daß das Schwert in der Erde feſt ſtand. Da ſchwang Arngrim ſein Schwert und ſchlug des Königs Hand ab, nahm hierauf Tyrfing und ſpaltete damit Svafurlamin. Mit großer Beute und mit Eyvör, der Tochter des Erſchlagenen, zog er heim nach der Inſel Bolm und hielt Brautkauf (brûdkaup) mit Eyvör. Sie hatten zwölf Söhne, deren älteſter Angantyr hieß, der eilfte und zwölfte hießen Hadding. Dieſer beider Arbeit war gleich der Eines von den andern, Angantyr aber verrichtete zweier Männer That; er war einen Kopf höher, als die andern. Alle waren ſie große Berſerker. In jungen Jahren ſchon fuhren ſie auf Kriegszüge aus. Es waren nur die zwölf Brüder auf einem Schiff, aber oft hatten ſie mehrere Schiffe auf der Kriegsfahrt. Ihr Vater hatte auf ſeinen Zügen die berühmteſten Waffen erobert; Tyrfing gab er Angantyrn. Wenn ſie allein mit ihren Leuten waren und der Berſerkergang über ſie kam, giengen ſie an das Land und hieben in Steine oder Bäume. Denn einmal war ihnen in dieſem Zuſtande das Unheil begegnet, daß ſie ihre Mannen tödteten und ihre Schiffe zerſtörten. In jedem Kampfe waren ſie ſiegreich und dadurch weit berühmt geworden. Auf Bolm begab es ſich eines Julabends, daß man Gelübde zum Bragibecher that (at Bragar fulli). Auch Arngrims Söhne thaten dieß. Hjörvard, der vierte der Brüder, gelobte, die ſchöne Ingiborg, Tochter des Schwedenkönigs Yngwi zu Upſala, zu erwerben; würde ſie ihm nicht, ſo woll' er im Kampf um ſie fallen. Im Frühling machten nun alle zwölf Brüder die Fahrt nach Upſala und traten vor den Tiſch des Königs Yngwi, neben dem ſeine Tochter ſaß. Hjörvard trug ſeine Werbung vor, fand aber einen Mitbewerber an Hjalmar, einem Kämpfer des Königs. Ingiborg entſchied für dieſen, denn Arngrims Söhne wären übel berüchtigt. Hjörvard forderte nun Hjalmarn zum Holmgang, ſüdlich auf Samsö. Am beſtimmten Tage erwartete Hjalmar mit ſeinem Kampfgenoſſen Örvarodd auf Samsö die zwölf Berſerker, die mit blutigen Waffen und bloßen Schwertern ans Land ſtiegen. Sie hatten bereits die ganze Mannſchaft auf den beiden in der Bucht liegenden Schiffen ihrer Gegner erſchlagen. Hjalmar nahm es mit Angantyrn allein auf, weil dieſer das Schwert Tyrfing führte, das wie Sonnenſtrahlen leuchtete, Odd mit den eilf andern Brüdern nach einander; dieß galt für das Geringere. Hjalmar und Angantyr wieſen einander nach Valhall, ſie kämpften ſo heftig, daß ſie bis zu den Knieen in den Boden traten; ihre Schwerter loderten wie Flammen und von ihrem Kampf erbebte die Erde; aus Mund und Naſe gieng ihnen Rauch. Auch Odd begann ſeinen Kampf mit den andern Brüdern. Zuerſt fiel Hjörvard von ſeinen Streichen. Als die andern es ſahen, bißen ſie in die Schildränder und der Schaum ſtand ihnen vor dem Munde. Zunächſt fiel Hervard; bei ſeinem Falle tobten die Berſerker, ſtreckten die Zungen, knirſchten die Zähne und brüllten wie raſende Stiere, daß es in den Felſen wiederhallte. Dem dritten, Seming, hieb Odd faſt alles Fleiſch von den Knochen. Als er mit den Eilfen fertig war, war auch Angantyr gefallen. Hjalmar aber ſaß auf einem Hügel, leichenblaß. Odd gieng zu ihm und ſang:

---

[1] [Schriften 6, 422 ff. K.] Vgl. Die Schweiz in ihren Ritterburgen I, 113.

---

[1] [Forn. S. 1, 414] med málajárni, einem mit magiſcher Inſchrift verſehenen Eiſen; mál Rede, Sang.

[2] Dvalin heißt auch einer der vier Zwerge, welche Freyas Halsſchmuck geſchmiedet. [Vgl. Völusp. 11. 14 Hâvamâl 144. Fafnism. 13. Hrafnagald. 24. K.]

[3] Nidings-verk, parricidium, immane et infame flagitium.

Was iſt das, Hjalmar?
Haſt Farbe gewechſelt,
Dich ſeh' ich müde
Von manchen Wunden.
Dein Helm iſt zerhauen,
Die Brünne gebrochen;
Nun geht's zur Neige
Mit deinem Leben.

Hjalmar:

Sechszehn Wunden,
Zerſchlitzte Brünne;
Schwarz iſt mir's vor Augen,
Nicht ſeh' ich zum Gange.
Mich traf zum Herzen
Vom Schwert Angantyrs
Die ſcharfe Spitze,
In Gift gehärtet.

Fünf Höfe hatt' ich
Umher im Lande;
Doch mich verdroß es,
Dort zu weilen.
Nun werd' ich liegen,
Des Lebens ledig,
Vom Schwert zerhauen,
Hier auf Samsö.

Hausdiener trinken
Meth in der Halle
Bei meinem Vater.
Manchen müdet
Des Bieres Fülle;
Mich quält des Eiſens
Spur auf dem Eiland.

Ich ſchied von der weißen
Königstochter
Auf Agnafits
Äußerſtem Ende.
Wahr iſt das Wort,
Das ſie mir ſagte,
Nimmer würd' ich
Wiederkehren.

Zeuch von der Hand mir
Den rothen Goldring,
Bring ihn der jungen
Ingiborg!
Trauern wird ſie,
Treuen Muthes,
Daß ich nicht kehre
Nach Upſala.

Ich ſchied von der Schönen
Süßem Sange,
Freudig fuhr ich
Öſtlich mit Soti.
Die Fahrt beeilt' ich
Und zog zum Streite,
Zum letztenmal
Von lieben Freunden.

Ein Rabe fleugt
Vom hohen Baume,
Nach ihm von Oſten
Zumal ein Adler.
Den letzten Adler
Werd' ich nun ſättgen,
Ihn werd' ich tränken
Mit meinem Blute.

Nach dieſem ſtarb Hjalmar. Odd blieb die Nacht über dort. Am Morgen trug er die Berſerker alle zuſammen und begann dann einen Hügel aufzuwerfen. Die Bewohner des Eilands führten nach ſeiner Anweiſung große Bäume herbei und warfen Steine und Sand darauf. Es ward ein großes und feſtes Werk. Odd arbeitete daran einen halben

Monat. Dann legte er die Berſerker mit ihren Waffen darein und warf den Hügel zu. Hjalmars Leiche trug er auf das Schiff und führte ſie nach Schweden. Die Königstochter zerſprang alsbald vor Leid und beide wurden in einen Hügel gelegt.

Angantyr hatte kurz vor ſeinem letzten Kampfe den Jarl Bjartmar in Aldeigjaburg beſucht und deſſen Tochter Svafa geheirathet. Sie gebar nach ſeinem Tode ein großes und ſchönes Mädchen. Manche riethen, man ſollte das Kind aus der Welt ſchaffen, denn es könne kein Weibesſinn in ihm ſein, wenn es ſeines Vaters Stamme nachſchlage. Bjartmar aber ſagte: „Es ziemt mir, Arngrims Söhnen nach Vermögen zu helfen; es wird ſich zeigen, wenn dieſes Kind zu ſeinen Jahren kommt, daß Arngrims Söhne nicht gänzlich todt ſind; denn ich glaube, daß von ihm große Geſchlechter und gewaltige Männer ausgehen werden." Das Kind wurde dann mit Waſſer übergoſſen und Hervör genannt. Es erwuchs bei dem Jarl und war ſtark, wie ein Knabe. Hervör gewöhnte ſich mehr, Bogen, Schild und Schwert zu gebrauchen, als zu nähen und ſticken. Sie that auch öfter Böſes als Gutes, und als der Jarl ſie darüber zurechtwies, lief ſie in die Wälder hinaus, machte ſich da eine Hütte und erſchlug Menſchen, um ſich ihrer Habe zu bemächtigen. Als der Jarl dieſes hörte, zog er mit ſeinem Heer in den Wald und nahm Hervör gefangen. Doch tödtete ſie viele ſeiner Kriegsleute, eh' er ihrer habhaft wurde. Sie hielt ſich nun wieder eine Zeit lang bei ihm auf. Als ihr aber einſt von Arbeitsleuten, denen ſie Übles zugefügt, ihre verdächtige, ihr bisher verborgene Abkunft vorgeworfen worden war und ſie hierauf von Bjartmar erfahren hatte, daß ihr Vater Angantyr auf Samsö begraben liege, gelüſtete ſie's, ihre hingefahrenen Blutsfreunde zu beſuchen und deren Schätze zu heben. In Mannskleidern und Waffen zog ſie fort, begab ſich zu Vikingern [1] und nannte ſich Hjörvard, wie einer ihrer Vatersbrüder. Als bald nachher der Häuptling der Schaar ſtarb, übernahm ſie die Führung derſelben. Dieſer Hjörvard verheerte nun weitum die Lande und ſteuerte zuletzt nach Samsö. Hjörvard verlangte, ans Land zu gehen, wo man im Hügel reichen Fund zu gewarten hätte. Seine Leute ſprachen alle dagegen, denn dort giengen täglich ſo große und böſe Geiſter um (meinvættir), daß es da ſchlimmer am Tage ſei, als anderwärts bei Nacht. Doch wirkte Hjörvard endlich aus, daß man Anker warf. Er ſelbſt nahm ein Boot und ruderte ans Land, eben zur Zeit des Sonnenuntergangs. Am Lande traf er einen Mann, der die Heerde hütete. „Du biſt unbekannt hier auf der Inſel, ſprach der Mann; geh heim mit mir! hier frommt es keinem Menſchen, nach Sonnenuntergang außen zu ſein.“ Hjörvard ſprach: „Sag mir, wo Hjörvards Hügel ſind!“ Der Mann antwortete: „Du biſt übel gefahren, daß du zur Nachtzeit um das fragſt, wornach Wenige am Mittag fragen mögen; denn ein brennendes Feuer ſpielt darüber, ſobald die Sonne niedergeht.“ Als Hjörvard ſich dennoch entſchloſſen zeigte, die Hügel zu beſuchen, ſagte der Hirte: „Ich ſehe, daß du ein muthiger Mann biſt, obgleich unbedacht; ich will dir meine Halskette geben, wenn du mir heimfolgſt.“ „Nein, ſprach Hjörvard, und wenn du mir Alles gibſt, was du haſt, ſo ſollſt du mich nicht aufhalten.“ Aber als die Sonne niedergegangen war, hörte man einen ſtarken Donner auf der Inſel und die Hügelfeuer flammten in die Luft. Da erſchrack der Hirte. Hjörvard ſang:

---

[1] Vikingr, pirata, qui in sinubus pro tempore delitescit, ut prædetur, a vík, recessus, Bugt. viking, f. piratica, Sörøveri. Biörn, Lex. isl. II, 436.

Nicht laß uns ſorgen
Um ſolch Getöſe,
Und flammt' auch Feuer
Um all das Eiland!
Laß nicht ſo leicht
Uns Furcht erfaſſen
Vor todten Recken!
Reden wir weiter!

Der Hirte:

Thöricht däucht mir,
Der dahin geht,
Einſamer Mann
Im grauſen Dunkel.
Feuer fährt um,
Hügel öffnen ſich,
Erd' und Moor brennt;
Laß uns enteilen!

Der Hirte lief nun heim zum Hofe und blickte nicht mehr um. Hervör aber ſah, wie die Hügelfeuer außen auf dem Eiland brannten und ſchritt furchtlos dahin, wie in einem dunkeln Nebel, bis ſie zu den Berſerkerhügeln kam. Da wandte ſie ſich zum gröſten derſelben und ſang:

Wach' auf, Angantyr!
Dich wecket Hervör,
Einzige Tochter
Von dir und Svafa.
Gib aus dem Hügel
Die ſcharfe Waffe,
Die Svafrlamin
Zwerge ſchmiedeten!

Hjörvard, Hervard,
Hrani, Angantyr!
Euch alle weck' ich
Unter Waldeswurzeln,
Mit Helm und Harniſch
Und ſcharfen Schwertern,
Mit ſchmucken Schilden
Und rothen Speeren.

Wohl ſeid ihr worden,
Arngrims Söhne,
Mächtge Kämpfer,
Zu Staub verwandelt,
Da keiner kommt
Von Eyvörs Söhnen,
Mit mir zu reden
In Munarvaag.

Hjörvard, Hervard,
Hrani, Angantyr!
So mög's euch allen
Da drinne wühlen,
Als ob ihr ſchliefet
Im Ameishaufen,
Gebt ihr das Schwert nicht,
Das Schmiedwerk Dvalins!
Nicht ziemt Grabgeiſtern
Solch theure Waffe.

Da ſang Angantyr:

Hervör, Tochter!
Was rufſt du ſo
Mit Schreckensworten?
Fahr' du zum Übel,
Raſendgewordne,
Sinnberaubte!
Irredenkend
Weckeſt du Todte.

Nicht Vater begrub mich
Noch andre Freunde;
Mit nahmen Tyrfing
Die Zween, die lebten.
Eines der Beiden
Ward es zuletzt.

Hervör:

Nicht ſagſt du Wahrheit;
So laß ein Gott[1] dich
Heil im Hügel,
So wie du nicht haſt
Tyrfing drinne!
Träge biſt du,
Erbe zu laſſen
Dem einzgen Kinde.

Da öffnete ſich der Hügel und es war anzuſehn, als wäre Feuer und Flamme rings darum. Da ſang Angantyr:

Gefallen iſt Helgrind,[2]
Offen die Hügel,
All iſt in Feuer
Der Strand zu ſchauen.
Alles iſt außen
Dem Auge ſichtbar;
Eil' du, wenn du kannſt,
Zu deinen Schiffen!

---

[1] Åss.

[2] Helgrind, Pl. Helgrindur, Hels Gatter, die Pforte der Unterwelt.

Hervör:

Nicht brennet ihr ſo,
Nächtliche Feuer,
Daß ich vor euren
Flammen mich ſcheute.
Nicht zittert des Mädchens
Muthiges Herz,
Sieht auch den Todten
Sie in der Thüre ſtehn.

Angantyr:

Dir ſag' ich, Hervör
(Horch' du darauf,
Weiſe Tochter!),
Was da werden ſoll.
Tyrfing wird dir,
Ob du mir glaubeſt,
All dein Geſchlecht
Verderben, o Jungfrau!

Einen Sohn wirſt du haben,
Der alsdann ſoll
Tyrfing tragen,
Der Kraft vertrauen.
Heidrek wird ihn
Heißen das Volk,
Den Gewaltigſten
Unter'm Strahlenzelt.

Hervör:

Euch bezaubr' ich,
Grabesgeiſter,
Daß ihr alle
Darniederlieget,
Todte bei Todten,
Im Schlafe modernd,
Gibſt du, Angantyr,
Nicht aus dem Hügel
Den Feind der Schilde mir,
Hjalmars Tödter.

Angantyr:

Nicht Menſchen gleichſt du,
Junges Mädchen,
Die um Grabhügel
Wankt zur Nachtzeit,
Mit gekerbtem Speer
Und gothiſchem Schwerte,
Mit Helm und Harniſch,
Vor der Halle Thür.

Hervör:

Ein Mann bedünkt' ich
Die meiſten Menſchen,
Als eure Säle
Zu ſuchen ich fuhr.
Reich' mir aus dem Hügel,
Das Brünnen haſſet,
Der Zwerge Schmiedwerk!
Nicht frommt dir's zu hehlen.

Angantyr:

Mir liegt unter Schultern
Hjalmars Tödter,
All iſt es außen
Umwallt von Feuer.
Kein Mädchen kenn' ich
Über der Erde,
Das wagte, die Waffe
In Hände zu nehmen.

Hervör:

Ich will's wahren,
In Hände nehmen
Das ſcharfe Schwert,
Hab' ich's nur einmal.
Nimmer fürcht' ich
Brennendes Feuer;
Die Lohe legt ſich,
Neig' ich mich drüber.

Angantyr:

Thöricht, Hervör,
Biſt du, bei Sinnen,

Offnen Auges
In's Feur zu ſtürzen.
Lieber geb' ich
Schwert aus dem Hügel
Dir, junges Mädchen!
Kann dir's nicht weigern.

Da ward das Schwert aus dem Hügel geworfen in Hervörs Hand. Hierauf ſang ſie:

Wohl thateſt du,
Sohn der Vikinger,
Daß du mir gabeſt
Das Schwert aus dem Hügel.
Beſſer, o Held,
Bedünkt mich dieſes,
Als alles Norweg
Eigen zu haben.

Angantyr:

Wenig weiſt du,
Thörichtes Weib,
Unglückſelges,
Was dich freuen ſoll.
Tyrfing wird dir,
Ob du mir glaubeſt,
All dein Geſchlecht
Verderben, o Jungfrau!

Hervör:

Gehen will ich
Zu der Brandung Roſſen.
Die Heldentochter
Iſt guten Muthes.
Wenig fürcht' ich,
Du Sohn der Fürſten,
Was meinen Söhnen
Künftig zu Theil wird.

Angantyr:

Du wirſt es haben
Und lange hegen;
Halt im Hulſte
Hjalmars Tödter!

Greif nicht an die Ecken!
Gift iſt in beiden.
Dieß Schwert iſt übler,
Als andres Unheil.

Fahr wohl, Tochter!
Schnell noch geb' ich dir
Zwölf Männer Leben,
Ob du es glaubeſt,
Stärke, Schwungkraft[1],
All das Gute,
Was Arngrims Söhne
Zurückeließen.

Hervör:

Wohnt ihr Alle
(Fort drängt es mich)
Heil in Hügeln!
Von hinnen fahr' ich.
Wohl bedünkt' ich mich
Am Ziel des Lebens,
Als mich die Feuer
Rings umloderten.

Sie gieng hierauf zum Strande nieder und als es tagte, ſah ſie, daß die Schiffe fort waren. Die Vikinger waren vor dem Gedonner und den Feuern auf der Inſel erſchrocken. Hervör blieb auf Samsö, bis ein andres Schiff ſie aufnahm.

Der nun folgende Theil der Saga erzählt die Erfüllung des auf dem Schwerte Tyrfing haftenden Fluches in Hervörs Geſchlechte. Dieſe vermählt ſich mit Höfund, dem Sohne des Königs Godmund in Gläſisvöll, einem fabelhaften Lande. Sie hat von ihm zwei Söhne, Angantyr und Heidrek, wovon der erſtere dem milden Vater, der letztere dem wilden, ſtreitluſtigen Sinne der Mutter nachſchlägt. Da Heidrek am Hofe ſeines Vaters blutigen Streit anſtiftet, wird er verwieſen. Der Vater gibt ihm gute Räthe, die Mutter das Schwert Tyrfing auf den Weg, mit dem er in Berſerkerwuth den Bruder, der ihm das Geleite gab, erſchlägt. Von den Lehren des Vaters thut er immer das Gegentheil, was, wenn er gleich ein mächtiger König in Reidgotland[1] wird, doch zuletzt ſeinen Untergang herbeiführt. Die drei Nidingswerke, die dem Schwerte angewünſcht ſind, gehen in Heidreks Schickſal in Erfüllung: das erſte derſelben iſt der Brudermord an Angantyr, das zweite, daß Heidrek in Reidgotland Schwäher und Schwager mit Tyrfing erſchlägt, das dritte, daß er ſelbſt von treuloſen Knechten im Schlafe damit erſchlagen wird. Auch die Geſchichte von Heidreks Sohne, der wieder Angantyr heißt, wird beigefügt; aber immermehr verliert ſich die Erzählung vom alten Sagengrund in willkührliche Erdichtung. Als reiner, urſprünglicher Sagenbeſtand iſt nach Müllers Annahme (Sagabibl. II, 566 f.) faſt nur noch Dasjenige anzuſehen, was oben ausführlicher mitgetheilt worden, der Kampf auf Samsö und Hervörs Todtenbeſchwörung. Hier hat ſich die Überlieferung noch in den vielen Liederſtrophen einen feſten Anhalt bewahrt. Das eddiſche Hindlulied zählt die Berſerker, Arngrims und Eyvörs Söhne, auf, die wie Flammen über das Land fuhren (Edd. rh. 116. F. Magn. Edd. III, 15 [Str. 23]). Von den zwölf Söhnen Arngrims und Oſuras (Eyvör) und ihrem Streit auf Samsö mit Hialmar und Örvarodd (Hialmerus atque Arvaroddus) meldet auch Saxo (B. V, S. 140 f. Vgl. Müller, Sagnhist. 70 bis 72), im Einzelnen bald übereinſtimmend und ſogar näher erklärend, bald abweichend, wie es überall die lebendige Volksſage mit ſich bringt. Noch im 17ten Jahrhundert hatten ſich bei den Samsöern lokale Erinnerungen von Örvaroddshügel und den Brüdergräbern erhalten (Müller a. a. O. 567). Ausführlicher, als ſelbſt in der Hervörsſaga, iſt eben dieſer Kampf in die beſondere Saga von Örvarodd (C. 14 in Fornald. S. II, 210 ff. C. 28 in Fort. S. II, 188 ff.) aufgenommen.

---

[1] afl oc eljun.

Die Hervörsſaga in ihren älteſten Beſtandtheilen iſt die großartigſte Darſtellung jener maaßloſen Lebenskraft, die dem rieſenhaften Heldenthume des Nordens eigenthümlich iſt. Arngcims zwölf Söhne waren Berſerker. Der Berſerker und der ſie plötzlich ergreifenden Wuth, des Berſerkerganges (berserks-gângr, Biörns Lex. isl. I, 74), geſchieht in den nordiſchen Sagen vielfach Meldung. Der Name bezeichnet wörtlich: bis aufs Hemd oder Unterkleid bloße, im Gegenſatz der

---

[1] Das Skandinavien gegenüberliegende Feſtland in Pommern, Preußen.

Gepanzerten (ber, baar, bloß; serkr, toga, tunica, it. indusium, ebd. II, 238; berserkr, indusio tantum, non lorica indutus, ebd. I, 73). Beim Eintritt jenes Zuſtands, den uns auch die Hervörsſaga beſchreibt, knirſchen die Berſerker mit den Zähnen, beißen in die Schilde, verſchlingen glühende Kohlen, laufen durch loderndes Feuer, rennen ohne Panzer (woher eben der Name) in den Streit, toben in ihrem Blutdurſt gegen die eigenen Genoſſen, weshalb ſie auch beim Ausbruch des Anfalls in Bande geſchlagen werden. Für den Urheber des Berſerkerganges wurde, wie wir aus der früher angeführten Stelle der Ynglingaſaga wiſſen (C. 6), Odin angeſehen, der Beweger alles Kampflebens[1]. Übrigens gedenken auch geſchichtliche Sagan der Berſerkerwuth, die als ein Unheil für den damit Befaßten betrachtet ward (Sagabibl. I, 149. Vatnsdäl. S. Auch I, 38. Vgl. ſonſt Saxo B. VII, S. 189. 190. Paulus Diac. I, 20. Lex. myth. 477), und noch das isländiſche Chriſtenrecht von 1123 (Jus ecclesiast. vetus ed. Thorkelin. Havn. et Lips. 1776. Cap. XVI. S. 78 f.) erklärt da, wo es gegen die Überbleibſel des Heidenthums eifert, ſowohl die Berſerker ſelbſt, als diejenigen, welche nicht den Wüthenden zu bändigen ſich bemühen, für rechtlos. Es iſt auch an ſich nicht unglaublich, was in einer neueren Schrift (Menzel, Geſch. d. Deutſchen I, 10) hierüber geäußert wird, daß in Zeiten vorwiegender Körperkraft das Übermaaß aufgeregter Lebensfülle ſich zu augenblicklicher Raſerei ſteigern konnte.

Ein ſolches Berſerkergeſchlecht, zwölf Brüder, liegt nun, in wüthendem Kampf erſchlagen, im Grabhügel auf Samsö. Aber die überſchäumende Kraft raſtet auch unter dem Boden nicht, ſie ſchlägt zur Nachtzeit in Flammen aus, daß die ganze Inſel zu brennen ſcheint, und läßt ſich im Donnergetöſe vernehmen; der Hirte flieht dem Hofe zu, ohne ſich umzuſehn, und die Seefahrer ſtoßen erſchreckt vom Strande. Nur eine Tochter jenes Geſchlechts, in der die angeſtammte Natur alle Schranken der Weiblichkeit geſprengt hat, das Weib zum Manne geſteigert iſt, ſchreitet in Heldenrüſtung furchtlos durch jenes heimiſche Element und ſingt das Beſchwörungslied, das die Grabgeiſter aufweckt. Ihr wird das Zauberſchwert herausgeworfen, Werkzeug und Wahrzeichen jener ungebändigten Kampfwuth, die ihren Fluch in ſich trägt.

---

[1] Vgl. Sn. Edd. S. 66. 162 (die Strophe: Fullavflug u. ſ. w. vgl. Lex. myth. 635 *).

Kein Gold liegt in jenem Hügel begraben; aber Stärke, Schwung, Lebenskraft von zwölf Männern ließen Arngrims zwölf Söhne zurück und vererben ſolches Gut zugleich mit dem Schwerte. Hervör will dieſes haben, wenn es auch ihrem ganzen Geſchlechte ſichres Verderben droht. Die Erfüllung ſäumt nicht und auch die Nidingswerke, die Schandthaten, können für das Werkzeug des blinden Zornes nicht ausbleiben. Heidrek, Hervörs jüngerer Sohn, erwächſt, vermöge ſeiner Berſerkernatur, zum Führer dieſes Schwertes. Die Mutter reicht es ihm zum Abſchied und ſo kann er den beſonnenen Rathſchlägen, die ihm der mildere Vater mitgab, niemals Gehör leihen; das erſte Nidingswerk, das mit Tyrfing verübt wird, iſt Heidreks Brudermord, das letzte ſein eigener Tod von Knechteshand. Die Grundidee der ganzen Sage liegt offenbar darin, wie die ungemeſſene und ungezügelte Kraft ſich ſelbſt verzehrt. Der Mittelpunkt, in dem Vergangenes und Künftiges zuſammenreichen, und der entſprechendſte, phantaſiereichſte Ausdruck dieſer tragiſchen Anſicht des nordiſchen Kampflebens iſt das große Nachtgemälde der Beſchwörung auf Samsö.

Aus den Geſchichten von Heidrek, Hervörs Sohn, iſt noch Folgendes auszuheben (C. 15): Als Heidrek in Reidgotland herrſchte, war dort ein mächtiger Herſe (Unterhäuptling, satrapa), Namens Geſt [1], zugenannt der Blinde. Er war böſe und gewaltthätig. Dem König Heidrek hatte er die Schatzung vorenthalten und deshalb beſtand große Feindſchaft zwiſchen ihnen. Der König ſandte ihm Botſchaft, er ſolle kommen und ſich dem Spruche des Gerichtes unterwerfen; wo nicht, ſo ſolle die Schlacht entſcheiden. Keines von beiden gefiel dem Herſen und er beſchloß, dem Odin zu opfern, daß dieſer ihm helfen möchte. Eines Abends ſpät ward nun an die Thüre geklopft; vor ihr ſtand ein Mann, der ſich gleichfalls Geſt nannte. Es entſpann ſich ein Geſpräch, in welchem der Herſe Geſt dem Fremden ſeinen Kummer offenbarte. Der Fremdling erbot ſich, ſtatt ſeiner zum König zu ziehen. Sie wechſelten Ausſehn und Gewand und der Fremdling Geſt machte ſich auf den Weg nach Aarheim, dem Sitze des Königs. Hier trat er in die Halle und grüßte den König. Dieſer ſchwieg und ſah zornig auf den Ankömmling. „Willſt du, ſprach er, dich dem Urtheile meiner rechtskundigen Männer unterwerfen?“ Geſt fragte hierauf, ob es nicht mehrere Weiſen gebe, ſich zu löſen. „Es gibt deren, antwortete der König; du ſollſt Räthſel aufgeben, die ich nicht errathen kann, und dir damit Frieden erkaufen.“ Geſt zog dieſes dem Gerichtswege vor. Es wurden nun zwei Stühle herbeigebracht, auf die ſie ſich niederließen, und die Leute waren in froher Erwartung, weiſe Worte zu hören. Geſt legte hierauf dem König eine Reihe von Räthſeln vor, die Heidrek alle errieth. Die letzte dieſer Fragen jedoch war die uns ſchon bekannte, was Odin Baldurn ins Ohr geſagt, bevor dieſer auf den Scheiterhauſen getragen ward. „Niemand kann das wiſſen, als du ſelbſt“, rief der König zornentbrannt, entblößte das Schwert Tyrfing und wollte nach Geſt hauen. Aber dieſer verwandelte ſich plötzlich in einen Falken und entflog durch’s Fenſter. Nur die Schwanzfedern traf das Schwert und ſeitdem iſt der Falke hinten geſtutzt.

---

[1] Bei Saxo B. V, S. 135 kommt ein Gestiblindus, Gothorum rex, vor, doch ohne bemerkbare Beziehung zu der Erzählung der Hervörsſaga.

Dieſe Räthſel und ihre Löſung ſammt dem Schluſſe, wie Geſt als Falke davonfliegt, bilden ein, der Saga einverleibtes Lied von 66 Strophen (Gétspeki[1] Heidreks Kongs, Räthſelweisheit König Heidreks). Die Proſaerzählung fügt noch hinzu, Einer vom Hofgeſinde, der zugegen geweſen, habe vom Schwerte fallen müſſen; Odin aber habe noch über den König ausgerufen, weil er den Frieden, den er zwiſchen ihnen geſetzt, ſelbſt gebrochen, ſo ſollen die ſchlechteſten Knechte ihm den Tod geben. Müller, der die Hervörsſage in ihrer jetzigen Zuſammenſetzung dem 13ten Jahrhundert zuſchreibt, ohne jedoch einerſeits den ältern Sagengrund, anderſeits verſchiedene noch ſpätere Zuſätze zu miskennen, bemerkt über das Räthſellied insbeſondere, daß die poetiſchen Auflöſungen, da ſie nur in einer einzigen Abſchrift gefunden werden, ein ſpäteres Produkt zu ſein ſcheinen, die Räthſel ſelbſt aber älter, als die proſaiſche Erzählung; auch ſie jedoch enthalten ſo wenig Charakteriſtiſches und gleichen ſo ſehr dem Witze ſpäterer Zeiten, daß ſie eher dem 13ten, als dem 10ten Jahrhundert (der heidniſchen Zeit), angehören. Der Rahmen eines ſolchen Liedes iſt nun allerdings geeignet, fortwährend Zuſätze in ſich aufzunehmen, und ſo mögen auch die in Getſpeki zuſammengereihten Räthſel verſchiedenen Zeiten ihren Urſprung verdanken.

---

[1] Gestr, gedspeki ſ. Vafþr. m. Str. 19. Sæm. Edd. S. 33. Finn M. Edd. I, 88; speki f. sapientia, Lex. isl. II, 317 a, heißt auch die Weisheit, welche Sigurd von Brynhild lernen will; vgl. Grimm, Heldenſ. 392 a.

Aber nicht nur tragen mehrere einzelne das klare Gepräge alterthümlicher Naturanſchauung oder enthalten beſtimmte mythiſche Beziehungen, ſondern es gibt ſich auch in der Anlage des Ganzen der mythiſche Zuſammenhang zu erkennen. Einzelne der bemerkten Art ſind z. B. folgende.

Str. 3: Geſt:

Von Hauſe fuhr ich,
Von Hauſe reiſt' ich,
Sah Weg auf Wege;
Weg war unten,
Weg war oben,
Weg allerwegen.
Heidrek, König,
Rath du das Räthſel!

Heidrek:

Gut iſt dein Räthſel,
Geſt der Blinde!
Errathen iſt es.
Vogel flog oben,
Fiſch ſchwamm unten,
Du giengſt auf der Brücke.

Str. 5: Geſt:

Was war das Trinken,
Das ich geſtern trank?
Nicht Wein noch Waſſer,
Meth noch Bier,
Noch Mus irgend.
Doch gieng ich durſtlos dannen.
Heidrek, König,
Rath du das Räthſel!

Heidrek:

Gut iſt dein Räthſel,
Geſt der Blinde!
Errathen iſt es.
Du giengſt in der Sonne,
Bargſt dich im Schatten,
Thau fiel im Thale,
Da nahmſt du dir

Des Nachtthaues,
Kühlteſt dir ſo die Kehle.

Str. 27: Geſt:

Wer iſt der Einſame,
Der ſchläft in der Aſche,
Von Steinen gemacht?
Vaterlos, mutterlos,
Der Schadengierige,
Friſtet er dort ſein Alter.
Heidrek, König,
Rath du das Räthſel!

Heidrek:

Gut iſt dein Räthſel,
Geſt der Blinde!
Errathen iſt es.
Aſche nährt Feuer,
Auf dem Heerde verborgen,
Erzeugt von Steinen.

Str. 29: Geſt:

Wer iſt der Dunkle,
Der über den Boden fährt,
Waſſer und Wald verſchlingt?
Stürme ſcheut er,
Männer niemals,
Mit der Sonne rechtet er.
Heidrek, König,
Rath du das Rathſel!

Heidrek:

Gut iſt dein Räthſel,
Geſt der Blinde!
Errathen iſt es.
Der Nebel hebt ſich
Von Gymirs[1] Lager,
Hüllet den Himmel ein,
Tödtet den Schein

---

[1] Gymir wird öfters mit Ägir, dem Meeresgotte, gleich genommen, Lex. myth. 137 b.

Der Geſpielin Dvalins,[1]
Flieht nur Fornjots[2] Sohn.

Str. 39: Geſt:

Wer ſind die Mädchen,
Die viele zuſammen gehn,
Nach des Vaters Beſtimmung?
Haben bleiche Haare,
Weißfaltige Schleier,
Kein Mann hütet ſie.
Heidrek, König,
Rath du das Räthſel!

Heidrek:

Gut iſt dein Räthſel,
Geſt der Blinde!
Errathen iſt es.
Gymir hat ſie,
Die weiſen Töchter,
Erzeuget mit Ran.
Wogen und Wellen
Sind ſie geheißen;
Kein Mann hütet ſie.

Str. 47: Geſt:

Wer ſind die Bräute,
Auf Brandungsklippen
Die Bucht hin fahrend?
Hart Bett ſie haben,
Die Weißgeſchleierten,
Nicht ſpielend bei ſtiller See.
Heidrek, König,
Rath du das Räthſel!

Heidrek:

Gut iſt dein Räthſel,
Geſt der Blinde!
Errathen iſt es.
Wogen und Wellen

---

[1] Dvalins leika, vgl. Biörns Lex. isl. II, 21 a. Finn Magnuſens Lex. myth. 49.

[2] Kar, der Wind, ein Sohn des Rieſenvaters Fornjotr.

Und alle Brandungen
Lagern zuletzt ſich
Auf Scheeren und Klippen,
Verlaſſen bei ſtiller See.

Dieſe zuletzt angeführten und noch mehrere ähnliche Räthſel, deren Gegenſtand die Meereswellen ſind, beſtätigen uns noch mehr die Deutung der Mägde im Mühlenlied. Überall ſind die Naturkräfte in Perſon und Handlung geſetzt. Ganz mythologiſch iſt ein weiteres Räthſel, das vorletzte, Str. 61.

Geſt:

Wer ſind die Zwei,
Die zu Thinge fahren?
Drei Augen haben ſie
Beide zuſammen,
Zehen Füße,
Einen Schweif,
So fahren ſie über die Lande.

Die Löſung iſt: der einäugige Odin, der auf ſeinem achtfüßigen Roſſe Sleipnir durch die Luft fährt.

Was am Schluſſe vom abgeſtutzten Schwanze des Falken erzählt wird, erinnert an einen ähnlichen Zug in der jüngern Edda (S. 226 Rühs [S. 70 Rask]). Die Aſen wollen Lokin fangen, als den Stifter des Mordes an Baldur; Loki hat ſich aber, als Lachs verwandelt, in einen Waſſerfall geflüchtet. Dort ergreift ihn endlich Thor, aber der Fiſch gleitet ihm in der Hand, ſo daß er ihn erſt am Schwanze recht erfaßt. Aus dieſer Urſache iſt der Lachs hinten ſpitz. Dieſe Art, die auffallende Geſtalt der Naturweſen aus beſondern Ereigniſſen zu erklären, iſt im Gebiete der Sagen herkömmlich (vgl. Biörner S. 525, Schluß des C. 6).

Neben den einzelnen mythiſchen Beziehungen zeigt nun aber auch die ganze Anlage des Räthſelliedes unverkennbare Ähnlichkeit mit mehreren Mythenliedern der Edda. Im Vafthrudnismál insbeſondere beſucht Odin als Wanderer unter dem Namen Gángrádr (gressum moderans s. dirigens, Lex. myth. 109) den Rieſen Vafthrudnir, um deſſen Weisheit zu erkunden. Sie legen einander gegenſeitig Räthſelfragen vor, bis zuletzt der Rieſe den Gott an derſelben Frage erkennt, mit der auch Getſpeki ſchließt. Grimnismál, in dem Odin unter dem Namen Grimnir (personatus, ebd. 128) zu dem König Geirröd kommt, Vegtamsquida, wo er als Vegtamr (viæ adsuetus, ebd. 544) eine Völe in der Unterwelt befragt, Alvismál, ein Geſpräch zwiſchen Thôr und dem Zwerg Alvis, tragen mehr oder weniger dasſelbe Gepräge. Nur betreffen die Fragen der Mythenlieder die Götterwelt und die Weltſchickſale, während die Räthſel Geſts ſich mehr auf Naturbilder und menſchliche Dinge beziehen; dort erforſcht Odin die alten Urmächte, hier prüft er den einzelnen Menſchen; die Löſung aber, wodurch er ſich als der Inhaber der göttlichen Weisheit zu erkennen gibt, iſt in beiden Fällen dieſelbe. Die Räthſel, wie Getſpeki ſie aufgibt, ſind gewiſſermaaßen die Vorſchule zu jenem tiefern und umfaſſendern Wiſſen. Wie dort das Feuer, der Nebel, die Wellen u. ſ. w. perſonificiert und belebt werden, ſo liegt hier die geſammte Glaubenslehre in einem großen Zuſammenhange von Perſonifikationen und Handlungen verhüllt. An jenen einzelnen Bildern wird der Sinn eingeübt für dieſe ganze Weiſe der Auffaſſung, von ihnen empfängt er den Schlüſſel zum innern Heiligthum. Sowie wir das mythiſche Ganze durchaus als ein poetiſch geſtaltetes und belebtes kennen gelernt haben, ſo ſind auch dieſe vereinzelten Räthſel, wenigſtens die beſſern und alterthümlichern unter ihnen, poetiſche Bilder, die, auch wenn die Löſung gefunden iſt, noch als lebendige Anſchauungen anziehend bleiben; eine Probe, die wir auch jetzt noch an das Räthſel, ſofern man es zu den Dichtarten rechnen ſoll, anzulegen haben.

Die einleitende Erzählung zu unſrem Räthſelliede, von dem reitgotländiſchen Herſen, der Geſt der Blinde geheißen haben ſoll, kann ich nicht für urſprünglich anſehen. Der Name Geſt (Gaſt) paßt nur auf den als Wandrer ankommenden Odin (wie die ähnlichen Gangrâd, Vegtam), nicht auf den Herſen, der zu Hauſe bleibt; und der Beiname des Blinden (Gestr blindi), für den Herſen unerklärt, eignet ſich gleichfalls für den einäugigen Odin. Der irdiſch umherwandelnde Gott prüft den gewaltthätigen König Heidrek, den Beſitzer des Zornſchwertes, der Berſerkerwaffe, und überführt ihn, wie im Mythenliede den Rieſen Vafthrudnir, als in höherer Weisheit unerfahren.

Noch öfter wird uns auf dem Wege durch das Sagenreich die Erſcheinung Odins, als forſchenden und vielkundigen Wanderers, begegnen. (Vgl. Widſith, Grimms Heldenſ. 375.)

3. Hrolf Kraki.

Saga Hrolfs Konungs Kraka, Fornaldar Sögur B. I, 1 ff. Fort. S. I, 1 ff. (Bodvar Biarkes S. Sagabibl. II, 524 f.) Skalda, Snorra Edda S. 150 bis 154 [Raſk]. Ynglinga Saga C. 32 bis 34. Saxo Gr. B. II, S. 37 bis 53. B. VII, S. 184 ff. [Klotz]. Müller, Sagabibl. II, 493 bis 525. Müller, Sagnhiſt. 25 bis 36. 193. 246.

Hrolf Kraki wird von Saxo als der 13te Dänenkönig aufgeführt und als Erbauer des däniſchen Königsſitzes Lethra (S. 43 [1]). So wie ſein Gedächtnis auf uns gekommen, erſcheint er durchaus als Sagenheld; doch iſt darum ſein einſtiges geſchichtliches Daſein nicht abzuſtreiten; Müller ſetzt daſſelbe in das Ende des 6ten und den Anfang des 7ten Jahrhunderts (Sagabibl. II, 522). Er war einer der ſagenberühmteſten Helden des Nordens und von ſeinen Thaten, conspicuis probitatis operibus, ſagt Saxo (S. 38), quorum eximium fulgorem omnis ævi memoria specioso laudum præconio celebrat.

Die isländiſche Saga von ihm und ſeinen Kämpen (köppum hans; kappi, heros, athleta, Biörns Lex. isl. I, 442 a) iſt eine der ausgeführteſten. Gleichwohl bietet Saxo Mehreres zur Ergänzung dar und zeugt auch durch die Abweichungen, wie verbreitet und vielfach behandelt dieſe Sagen waren. Die Ynglingaſaga, welche davon nur ſoviel berührt, als mit ihrem Gegenſtande, den Geſchichten der alten Upſalakönige, in Verbindung ſtand, beruft ſich dabei (C. 33) auf eine beſondere Sköldungaſaga; Sköldunge hießen eben die von Skjöld abgeleiteten Dänenkönige.

Hrolfs Sage iſt ſo angelegt, wie wir in der Folge die meiſten größern Sagenbildungen zugeſchnitten finden werden. Ein junger Königsheld ſammelt um ſich einen Kreis der trefflichſten Recken, gewöhnlich in der Zwölfzahl, und vollführt dann mit ihnen gewaltige Thaten, bis ſie in einem letzten, großen Kampfe gemeinſam untergehen. In einem ſolchen Sagenganzen laſſen ſich drei Haupttheile unterſcheiden: in den erſten fallen die Erzählungen von der Abſtammung des Haupthelden, von den Geſchicken, die auf ſeinem Stamme ruhen, von ſeiner früheren Jugend, ſodann ähnliche Berichte von ſeinen künftigen Genoſſen, und wie ſie zuletzt Alle, oft durch heftige Kämpfe, zu unzertrennlicher Genoſſenſchaft zuſammengeführt werden; der zweite Haupttheil umfaßt die ſiegreichen Züge der ſo verbundenen Heldenſchaar; der dritte den gemeinſamen Untergang. Je durchgebildeter die Sage iſt, um ſo fühlbarer zieht ſich durch das Ganze ein innerer Zuſammenhang, eine bewegende Grundidee. Die künſtliche Einheit des Epos[1], vermöge welcher die Geſchichte gleich in der Mitte gefaßt, das Vorhergegangene aber mittelſt epiſodiſcher Erzählungen nachgeholt und eingereiht wird, iſt dem einfachern Alterthum fremd und war wohl auch nicht die urſprüngliche Weiſe des homeriſchen Epos.

---

[1] Leire, jetzt ein ſeeländiſches Dorf.

Die Hrolfsſaga nach jenen drei Beſtandtheilen vollſtändig darzuſtellen, würde uns zu weit führen. Die Vorgeſchichten von Hrolfs Eltern und Ahnen, vom Urſprung und den früheren Schickſalen ſeiner Recken machen einen unverhältnismäßigen Theil des Ganzen aus und es erſcheinen darunter in ſich abgeſchloſſene Sagen ohne nothwendigen Zuſammenhang mit dem Folgenden. Ich werde daher nur bei dem verweilen, was ſich näher auf und um den Haupthelden concentriert und dabei zwar die isländiſche Saga zu Grunde legen, überall aber die erheblichern Ergänzungen aus Saxos Erzählung eintragen, die gerade in dieſen weſentlichern Theilen ausführlich und lebendig iſt.

Die Saga beginnt mit den Königsbrüdern Halfdan, Hrolfs Großvater, und Frodi, demſelben, von dem das Mühlenlied handelt, unter Andeutung dieſer Verwandtſchaftsverhältniſſe, aber ſonſt mit abweichenden Umſtänden (Sn. Edd. 150[2]). Frodi überfällt ſeinen Bruder, dem er die Herrſchaft über Dänemark misgönnt, verrätheriſch und läßt ihn umbringen; aber Halfdans Söhne Helgi und Hroar, welche von treuen Freunden verborgen wurden, rächen, als ſie herangewachſen, den Tod ihres Vaters an Frodi. Dieſe Geſchichten erzählt Saxo, zum Theil mit andern Namen und Nebenumſtänden, von ſeinem Frotho V, den er erſt lange nach Hrolf Kraki ſetzt (B. VII, S. 184 bis 186). Es paſſen überhaupt ſolche Gewaltthaten nicht gut für den Frodi der Friedenszeit. Helgi, der hierauf König in Dänemark wird, heirathet unwiſſend ſeine eigene Tochter Yrſa, die er einſt mit einer ſächſiſchen Königin erzeugt. Die Frucht dieſer Ehe iſt Hrolf, der Held der Saga. Yrſa, die ſich nach Entdeckung der wahren Verhältniſſe von Helgi getrennt, wird nachher, gegen ihre Neigung, mit dem Schwedenkönige Adils zu Upſala vermählt. Als einſt Helgi um Yrſas willen dorthin gekommen, läßt ihn Adils, nach ſcheinbar freundlicher Aufnahme, auf dem Rückweg überfallen und Helgi erliegt der Übermacht. Ihm folgt im Dänenreiche ſein und Yrſas Sohn Hrolf. Bevor aber die Saga ganz auf dieſen übergeht, gibt ſie die beſondern Geſchichten des Kämpen Svipdag, der zuerſt dem Könige Adils dient und dann, mit ſeinen Brüdern, von Hrolfs Ruhme gelockt, zu dieſem zieht, und noch ausführlicher die des ſtarken Bödvar Bjarki[1] und ſeiner Brüder, deſſen Fahrt gleichfalls am Ende nach dem Hofe zu Ledra geht.

---

[1] Horaz de arte poet. V. 135 bis 150.

[2] Vgl. Sagabibl. 2, 496. 498.

König Hrolf war durch Tapferkeit, Großmuth und Freigebigkeit vor allen Königen berühmt geworden. Darum ſammelten ſich um ihn die gröſten Kämpfer des Nordens (C. 22. 23. 31. Fort. Sag. I, 41. 44. 59 u.). Das Lob ſeiner Freigebigkeit verkündigt beſonders auch Saxo (S. 41):

> Ferunt autem, illum, quicquid præstare posceretur, primæ supplicationi prompta liberalitate tribuere solitum, nec unquam ad secundam petentis vocem distulisse rogatum. Siquidem precum iterationem munificentiæ velocitate præcurrere, quam beneficium tarditate notare maluit. Quæ res ei maximam athletarum frequentiam conciliavit. Plerumque enim virtus aut præmiis pascitur, aut laudibus incitatur.

Es findet ſich auch in den lateiniſchen Verſen bei Saxo, die wie immer Überſetzung und Paraphraſe nordiſcher Lieder ſind, eine Erzählung, von der in der Saga nichts vorkommt, von dem Siege Hrolfs über den reichen und geizigen Rorik (S. 47 f.). Dieſer, der Gold über Heldenruhm und Freunde ſchätzte, ließ, als er von Hrolf gedrängt war und wegen ſeiner Kargheit keine Kriegsleute aufzuſtellen hatte, all ſein lang geſammeltes Gold vor die Thore ſeiner Stadt ausſchütten, um damit die Feinde abzuhalten. Aber er verlor Gold und Leben zugleich; Hrolf vertheilte die ganze, reiche Beute ſeinen Kriegsgefährten:

> . . . . nec profuit hosti
> Census iners, quem longo avidus cumulaverat ævo.
> Hunc pius invasit Rolvo, summasque peremti
> Cepit opes, inter dignos partitus amicos,

---

[1] Vgl. Lex. myth. S. 481.

Quicquid avara manus tantis congesserat annis;
Irrumpensque opulenta magis, quam fortia, castra,
Præbuit eximiam sociis sine sanguine prædam.
Cui nil tam pulchrum fuit, ut non funderet illud,
Aut charum, quod non sociis daret, æra favillis
Assimilans, famaque annos non fœnore mensus.

Zugleich aber wird von ſeiner Tapferkeit geſagt [S. 48]:

Tam præceps in bella fuit, quam concitus amnis
In mare decurrit, pugnamque capessere promptus,
Ut cervus rapidum bifido pede tendere cursum.

Aus dem erſten Theile der Saga nun, den Vorgeſchichten, hebe ich aus, wie Bödvar Bjarki, nachher der ausgezeichnetſte von Hrolfs Recken, zu deſſen Hofe kommt (C. 33 bis 36). In dieſen frühern Abenteuern herrſcht noch die gute Laune vor; weiterhin wird Inhalt und Ton der Erzählung immer ernſter und tragiſcher.

Bödvars Vater Björn, ein norwegiſcher Königsſohn, war durch böſen Zauber ſeiner Stiefmutter bei Tag in einen Bären verwandelt und erhielt nur bei Nacht wieder menſchliche Geſtalt. Seine Söhne hatten übernatürliche Stärke.

Eines Tags war ſtarkes Unwetter und Bödvar ward auf ſeiner Fahrt nach Ledra ganz durchnäßt, ſein Roſs ſchritt müde unter ihm im böſen Wege. Schon war die Nacht eingebrochen, als es den Fuß an einen Abhang ſtieß. Bödvar ſtieg ab und fand ein Bauerhaus, wo er willig aufgenommen ward. Er fragt viel um Hrolfs und ſeiner Kämpen Heldenwerke, auch ob es noch weit zu dem König ſei. „Nein, ſagte der Bauer, dahin iſt nur ein kurzer Weg; willſt du zu ihm ziehen?“ Bödvar bejahte das. „Dort, fuhr der Bauer fort, wirſt du wohl aufgenommen werden; denn ich ſehe, daß du ein großer und ſtarker Mann biſt, und dort triffſt du auch anſehnliche Männer.“ Darüber begann das alte Bauerweib laut zu weinen. „Warum weinſt du, armes Weib?“ fragte Bödvar. Sie antwortete: „Wir haben einen Sohn, der Höttr heißt. Der gieng eines Tags zur Burg, um ſich zu vergnügen, aber des Königs Männer foppten ihn, wobei er ſich ſehr übel befand; nachher nahmen ſie ihn und ſetzten ihn in einen Beinerhaufen, und das iſt nun ihr Zeitvertreib während des Mahles, daß ſie, ſowie ein Bein nach dem andern abgeeſſen iſt, es nach ihm werfen.

Oft, wenn es ihn trifft, hat er davon groſzen Schaden, und ich weiß jetzt nicht, ob er noch lebt oder todt iſt; aber von meiner Gaſtwilligkeit gegen dich hoffe ich, du werdeſt mir damit vergelten, daß du lieber kleine als groſſe Beine nach ihm wirfſt, wenn er noch nicht todt iſt.“ „Ich werde thun, wie du mich bitteſt, antwortete Bödvar, und das bedünkt mich nicht ſo ſehr mannlich, Leute mit Beinen zu werfen oder Kinder und Geringe zu quälen.“ „Da thuſt du wohl dran, ſagte die Alte, denn deine Hand ſcheint mir ſo ſtark, daß ich gewiſs weiß, er würde deine Würfe nicht aushalten können, wenn du ihn nicht ſchonen wollteſt.“ Bödvar zog hierauf weiter nach Ledra (til Hleidargards), wo der König ſeinen Sitz hatte. Hier führte er ſein Roſs in den Stall neben die beſten Pferde des Königs, ohne Jemand darum zu fragen. Darauf gieng er in die Halle, wo nur Wenige zugegen waren. Er ſetzte ſich zu äußerſt, und als er eine kleine Weile da geſeſſen, hörte er etwas poltern in einer Ecke der Halle. Er ſah dahin und ward gewahr, daß eine Hand aus einem großen Beinerhaufen hervorkam; die Hand war ganz ſchwarz. Bödvar gieng hin und fragte, wer in dem Beinhaufen ſei. Die Antwort lautete mit ſchwacher Stimme: „Hött heiß' ich, lieber Bökki!“ „Warum biſt du hier? was machſt du?“ „Ich mache mir eine Schildburg[1], lieber Bökki!“ „Erbärmlich biſt du in deiner Schildburg,“ rief Bödvar, ergriff ihn und zog ihn aus dem Beinhaufen hervor. Hött ſchrie laut auf: „Trachteſt du mir nach dem Leben? thu das nicht! du haſt mir meine Schildburg zuſammengebrochen; ich hatte ſie eben ſo hoch um mich aufgeführt, daß ſie mich vor allen euern Würfen beſchirmt hätte, und doch war ſie noch nicht in dem Stand, in den ich ſie bringen wollte.“ „Nicht ſollſt du, verſetzte Bödvar, fernerhin Schildburgen zu bauen brauchen.“ Hött weinte und ſprach: „Willſt du mich denn tödten, lieber Bökki?“ Bödvar hieß ihn nicht ſo laut ſchreien und trug ihn aus der Halle nach einer nahen Waſſerſtätte; da wuſch er ihn vom Wirbel bis zur Zehe, gieng dann wieder zu ſeinem vorigen Sitze und ſetzte Hött neben ſich; dieſem war aber ſo bange, daß er am ganzen Leibe zitterte, obgleich er merken konnte, daß dieſer Mann ihm helfen wollte. Es ward nun Abend und die Leute kamen in die Halle. Hrolfs Kämpen ſahen nun, daß Hött auf einer Bank Platz genommen hatte, und der Mann, der ihn dahin geſetzt, ſchien ihnen ſehr dreiſt zu ſein. Hött ward übel zu Muth, als er ſeine alten Bekannten ſah, und ſo lieb ihm ſein Leben war, wollte er wieder in den Beinhaufen fahren, um vor ihren Würfen beſſer geſichert zu ſein. Bödvar aber hielt ihn feſt. Die Hofleute trieben nun wieder ihren alten Brauch und warfen zuerſt kleine Beiner nach Bödvar und Hött. Bödvar that, als bemerkt' er es nicht; Hött dagegen war ſo bange, daß er weder Speiſe noch Trank anrührte, denn er fürchtete jeden Augenblick, todtgeworfen zu werden. „Lieber Bölki, rief er, jetzt wird ein großer Knochen auf dich gezielt, der wird unſer Verderben werden.“ Bödvar hieß ihn ſtill ſein, hielt ſeine hohle Hand entgegen, faßte ſo den Knochen, dem ein ganzes Lendenbein mitfolgte, und ſandte ihn auf den, der geworfen hatte, mit ſolcher Gewalt zurück, daß es des Mannes Tod war. Nach Saxo, der auch dieſe Geſchichte berührt (S. 41), drehte ihm der Wurf nur den Kopf um.

---

[1] Skjaldborg, scutorum testudo. Lex. isl. 264 b. Schilddach.

Frontem ejus in occiput reflexit idemque loco frontis intorsit, transversum hominis animum vultus obliquitate mulctando.

Großer Schrecken kam über das Hofgeſind und das Gerücht lief hinauf zu König Hrolf und ſeinen Kämpen, daß ein Mann, der etwas Ungewöhnlichem gleich ſehe, in die Halle gekommen ſei und einen ſeiner Hofleute getödtet habe und daß ſie ihn nun wieder tödten laſſen wollen. Der König fragte, ob der Hofmann unſchuldig getödtet worden. „So gut als unſchuldig“, antworteten ſie; aber die Wahrheit kam nun doch an den Tag. Da ſagte König Hrolf: „Weit davon, daß man dieſen Mann tödten ſollte. Ihr habt wieder euer Unweſen getrieben, unſchuldige Leute mit Beinen zu werfen [1], was mir zur Unehre gereicht und euch zu großer Schande. Ich habe davon früher oft geſprochen, ihr aber habt auf meine Worte nicht geachtet. Es muß kein geringer Mann ſein, den ihr angegriffen habt; ruft ihn her zu mir!“ Bödvar gieng nun vor den König und grüßte ihn anſtändig. Der König fragte nach ſeinem Namen. „Hötts Frieden (Hattargrida [2]) nennen eure Hofleute mich, ſonſt heiß' ich Bödvar.“ „Welche Buße willſt du mir für meinen Hofmann geben?“ „Wie er that, ſo geſchah ihm." „Willſt du mein Mann werden und ſeinen Platz einnehmen?" „Nicht ſag' ich „Nein" dazu, euer Mann zu ſein; aber ich will mich darum keineswegs von Hött trennen, ſondern wir Beide ſollen näher bei dir ſitzen, als Jener ſaß; ſonſt ziehen wir Beide fort." Der König ſagte: „Obſchon ich an Hött wenig Ehre für mich ſehe, ſo will ich doch nicht die Speiſe an ihm ſparen." Bödvar gieng nun mit Hött zu dem Sitze, der ihm gefiel.

---

[1] Vgl. Saxo B. V, S. 103 u. B. VI, S. 173.

[2] Höttr, pileus. Grid, n. pl. pax, securitas.

Ein weiteres Abenteuer iſt, wie Bödvar ſeinen Schützling kräftigt. Er hat ein Ungethüm (bei Saxo iſt es ein Bär) erſchlagen, das des Königs Heerden verheert, und läßt nun den verzagten Hött, den er mit ſich genommen, vom Blute des Thieres trinken und von deſſen Herz eſſen. Davon wird Hött ſtark und kühn. Der König gibt ihm ſein Schwert Gullinhjalti (Goldenheft) und beſtimmt, daß er darnach fortan Hjalti heißen ſoll.

So viel aus den Vorgeſchichten; den mittlern, zweiten Theil der Saga bildet König Hrolfs und ſeiner nun vollzählig verſammelten Kämpfer Fahrt nach Schweden. Von dieſem Zuge gibt die Skalda (Sn. Edd. 150 bis 154) einen kurzen Bericht, um zu erklären, warum man in der Dichterſprache das Gold Krakis Saat oder Saat von Fyrisvellir nenne. Vollſtändiger iſt die Hrolfsſaga (C. 38 bis 46).

Eines Tags hielt König Hrolf ein herrliches Mahl und alle ſeine Kämpen ſaßen bei ihm in ſeinem Königsſaale. Da blickte er nach beiden Seiten und ſprach: „Mächtige Stärke iſt hier geſammelt in eine Halle." Weiter fragte er Bödvarn, ob er ſolch einen König kenne, der ſolche Kämpen habe. Bödvar ſagte, er kenne keinen. „Aber ein Ding iſt, ſetzte er hinzu, das eure königliche Ehre mindert." König Hrolf fragte, was das ſei. „Das fehlt euch, Herr, daß ihr nicht euer Vatererbe in Upſala verlangt habt, das euch euer Schwager König Adils unrechtmäßig vorenthält." König Hrolf antwortete: „Eine ſchwierige Sache wird das ſein, dieſes Erbe zu ſuchen, denn Adils iſt ein zauberkundiger, ſchlauer und dabei grauſamer Mann, der ſchlimmſte, mit dem man zu ſchaffen haben kann. Aber du erinnerſt mich, daß ich an dieſem geizigen und verrätheriſchen Könige meines Vaters Tod zu rächen habe; darum wollen wir das gefährliche Unternehmen wagen." Darauf rüſtete ſich König Hrolf zu dieſer Reiſe mit hundert Männern, außer ſeinen zwölf Kämpen. Sie kamen auf ihrer Fahrt zu einem

Bauer, der vor der Thüre ſtand und ſie alle zu ſich einlud. Der König ſagte: „Haſt du auch das Vermögen dazu? denn wir ſind nicht wenige, wenn wir beiſammen ſind.“ Der Bauer lachte: „Hab ich doch manchmal nicht wenigere Männer dahin kommen ſehen, wo ich geweſen bin! es ſoll euch nicht an Trank noch Andrem mangeln, was ihr die Nacht über braucht.“ „Wir wollen's verſuchen,“ ſprach der König. Ihre Roſſe wurden nun ſogleich in gute Pflege genommen. „Was iſt dein Name?“ fragte der König. „Hrani [1] nennen Einige mich,“ war die Antwort. Sie wurden ſo wohl aufgenommen, daß ſie an keine gaſtfreiere Stätte hätten kommen können. Der Bauer war ſehr munter; ſie mochten fragen, was ſie wollten, ſo antwortete er ſehr wohl auf Alles, und ſie erkannten ihn für den weiſeſten Mann, den ſie jemals getroffen. Sie legten ſich nun ſchlafen, konnten es aber nicht, indem es ſie ſo ſehr fror, daß ihnen die Zähne klapperten. Da ſprangen ſie auf und zogen über ſich, was ſie bekommen konnten, ausgenommen allein Hrolfs zwölf Kämpen, welche bloß die Kleider anbehielten, die ſie zuvor angehabt; doch fror es ſie alle die Nacht über. Am Morgen fragte der Bauer, wie ſie geſchlafen. „Wohl,“ antwortete Bödvar; worauf der Bauer zum König ſagte: „Ich weiß, daß es deinen Hofmännern in der Schlafkammer etwas kühl vorgekommen iſt; es war auch ſo; aber nicht dürfen ſie glauben, alle die Fährlichkeiten aushalten zu können, womit euch König Adils in Upſala verſuchen wird, wenn ſchon das ihnen ſo beſchwerlich ſchien. Willſt du darum, Herr, mit dem Leben davon kommen, ſo ſende die Hälfte deiner Schaar wieder heim! denn es iſt nicht die Menge, die den Ausſchlag zum Siege über König Adils geben wird.“ Der König folgte dem Rathe und ritt hierauf mit der andern Hälfte ſeines Weges weiter. Als es Abend ward, lag ein andrer kleiner Bauerhof vor ihnen und ſie glaubten, denſelben Bauer wieder zu erkennen, der ſie die vorige Nacht beherbergt hatte, was ihnen ſehr wunderlich vorkam. Der Bauer empfieng ſie wieder ſehr wohl und fragte nur, warum ſie ſo oft kommen. Sie legten ſich ſchlafen, wachten jedoch abermals auf, indem ſie ein ſo unleidlicher Durſt befallen hatte, daß ſie kaum mehr die Zunge bewegen konnten. Sie ſtanden daher auf und eilten zu einer großen Kanne mit Wein, an der ſie ſich erlabten. Am Morgen ſagte der Bauer Hrani: „Wenig Ausdauer ſcheinen mir die Männer zu haben, die Nachts zu trinken brauchen; härtere Proben werdet ihr ausſtehen, wenn ihr zu König Adils kommt.“ Ein ſtarkes Unwetter fiel ein, ſie blieben darum den Tag über und nun ſtand die dritte Nacht bevor. Am Abend wurde Feuer vor ihnen aufgemacht und nun kam es denen, die am Feuer ſaßen, vor, als würd' es ihnen zu heiß um die Hände, weshalb die Meiſten von den Plätzen aufſprangen, die ihnen der Bauer angewieſen, ausgenommen König Hrolf und ſeine Kämpen. Da ſagte der Bauer: „Noch müßt ihr, Herr, eine Auswahl in eurer Schaar machen, und iſt das mein Rath, daß Keiner die Fahrt fortſetze, als ihr und eure zwölf Kämpen; nur in dieſem Fall iſt einige Hoffnung eurer Wiederkehr, im andern nicht.“ „So großes Vertrauen, erwiderte Hrolf, hab' ich zu dir gefaßt, Bauer, daß ich deinem Rathe folgen will.“ Sie blieben drei Nächte dort, worauf der König mit ſeinen zwölf Kämpen weiterritt, die ganze übrige Schaar aber zurückſandte.

---

[1] Der Name Rani bei Saxo B. VIII, S. 222.

Jene kamen nach Upſala und ritten zu Königs Adils Halle. Dieſer ließ ſie ſcheinbar wohl aufnehmen, befahl aber gleich, daß man ihren Roſſen im Stalle Mähnen und Schweife abſchneiden ſolle. Die Helden zogen in die Halle ein; jeder hatte einen Habicht auf der Achſel ſitzen, König Hrolf den ſeinigen, der Habrok (der Hochgehoſte) hieß. Hrolf gieng nicht vorn in der Reihe, da ſein Kämpe Svipdag, dem der ſchwediſche Hof bekannt war, gerathen hatte, nicht merken zu laſſen, welches der König ſei. König Adils ſaß auf dem Hochſitz, aber es war ein ſolches Dunkel um ihn, daß man ſein Angeſicht nicht deutlich ſehen konnte. Er ſicherte den Gäſten ſein Geleite zu, in der Halle waren gleichwohl Fallgruben angebracht und hinter den Wandbehängen ſtürzten Gewappnete hervor, wurden aber von Hrolf und ſeinen Kämpen hauſenweiſe niedergeſtreckt. König Adils ſchwoll vor Zorn auf ſeinem Hochſitz, ſtellte ſich nun aber, als wäre der Angriff gegen ſeinen Willen geſchehen, und begrüßte ſie als ſeine Freunde. Er ließ ein Langfeuer in der Halle anzünden. Auf beiden Seiten desſelben ſtanden lange Bänke. Hrolf mit ſeinen Kämpen, beſtändig die Waffen in den Händen, ſaß auf der einen Seite, Adils mit ſeinen Hofleuten auf der andern, und ſo ſprachen ſie mit einander. Adils ließ das Feuer immer ſtärker anſchüren; er hatte gehört, daß Hrolf ein Gelübde gethan, weder Feuer noch Eiſen zu fliehen, und wollte ihn nun dahin bringen, daß er entweder verbrennen oder ſein Gelübde brechen müſte. Die Bänke, worauf Adils und die Seinigen ſaßen, waren bereits weiter hinausgerückt worden. Als nun die Flamme ſchon die Kleider der Gäſte angriff, riefen Bödvar und Svipdag:

Mehren wir das Feuer
In Adils Burg!

Hrolfs Kämpen ergriffen nun jeder einen von denen, die das Feuer anſchürten, und warfen ſie darein, daß ſie zu Aſche verbrannten. Dann warfen ſie ihre Schilde auf das Feuer, liefen über die brennenden Schilde und König Hrolf ſprach:

Nicht flieht das Feuer,
Der darüber läuft.

König Adils war durch Zauber entflohen. (So muß der Hergang aus Vergleichung der Saga mit der Erzählung der Skalda hergeſtellt werden; in jeder für ſich iſt Einiges unklar.)

Yrſa, Adils Gemahlin, Hrolfs Mutter und Schweſter, hatte indeſs die Ankunft der Fremden erfahren; ſie gieng zu Hrolf und begrüßte ihn freundlich. Auch beſtellte ſie einen Mann Namens Vöggr zum beſondern Dienſte der Gäſte. Als Vöggr vor König Hrolf kam, ſagte er: „Dieſer Mann iſt mager und etwas ſchmal (kraki[1]) von Angeſicht; iſt das euer König?“ König Hrolf ſagte darauf: „Einen Namen haſt du mir nun gegeben, der feſt an mir hängen wird; aber was gibſt du mir zur Namenfeſte (at nafnfesti)?“ Vöggr antwortete: „Dazu habe ich gar nichts, ich bin ein armer Mann.“ „So muß der geben, der zu geben hat,“ ſprach der König, zog einen Goldring von ſeiner Hand und gab ihn dem Manne. Vöggr ſagte: „Heil dir, König, für dieſe koſtbare Gabe!“ Hrolf erwiderte: „Vöggr iſt mit Wenigem vergnügt.“ Hierauf ſprach Vöggr, indem er ſeinen einen Fuß auf die Bank ſetzte: „Das feierliche Gelübde thu' ich hier, daß ich dich rächen werde, wenn ich dich überlebe und wenn du von Menſchen überwunden wirſt.“ Der König verſetzte: „Das iſt ſchön von dir; aber doch ſind Andre hier, auf die man nicht minder vertrauen darf.“ Das ſahen ſie nun, daß dieſer Mann hold und treu war in dem Wenigen, was er vermochte: aber ſie meinten, es ſei auch nur wenig, was er ausrichten könnte.

---

[1] Hrolfr kraki. Hrolfus tener. Lex. isl. 1, 473 b.

Dieſe Geſchichte mit Böggr, die im Verlauf der Sage bedeutend wird, iſt in der Skalda auf dieſelbe Weiſe erzählt. Saxo, der ſie auch mit beſondrem Wohlgefallen aufgenommen hat, gibt eine etwas verſchiedene Erklärung des Namens und einen weitern, eigenthümlichen Zug (S. 42 f.):

Hoc loci quiddam memoratu jucundum operi inseratur. Adolescens quidam, Woggo nomine, corpoream Rolvonis magnitudinem attentiori contemplatione scrutatus, ingentique ejusdem admiratione captus, percontari per ludibrium cœpit, quisnam esset iste Krage, quem tanto staturæ fastigio prodiga rerum natura ditasset, faceto cavillationis genere inusitatum proceritatis habitum prosecutus. Dicitur enim lingua danica krage truncus, cujus semicæsis ramis fastigia conscenduntur, ita ut pes præcisorum stipitum obsequio, perinde ac scalæ beneficio nixus, sensimque ad superiora provectus, petitæ celsitudinis compendium assequatur. Quem vocis jactum Rolvo perinde ac inclytum sibi cognomen amplexus, urbanitatem dicti ingentis armillæ dono prosequitur. Qua Woggo dexteram excultam extollens, læva per pudoris simulationem post tergum reflexa [vgl. Saxo B. VIII, S. 256 unten], ridiculum corporis incessum præbuit, præfatus exiguo lætari munere, quem sors diutinæ tenuisset inopiæ. Rogatus, cur ita se gereret, inopem ornamenti manum nulloque cultus beneficio gloriantem, ad aspectum reliquæ verecundo paupertatis rubore perfundi dicebat. Cujus dicti calliditate consentaneum priori munus obtinuit. Siquidem Rolvo manum, quæ ab ipso occultabatur, exemplo reliquæ in medium accersendam curavit. Nec Woggoni rependendi beneficii cura defuit. Siquidem arctissima voti nuncupatione pollicitus est, si Rolvonem ferro perire contigerit, ultionem se ab ejus interfectoribus exacturum. Nec prætereundum, quod olim ingressuri curiam proceres famulatus sui principia alicujus magnæ rei voto principibus obligare solebant, virtute tirocinium auspicantes.

In der Nacht kam König Adils vor das Haus, wo die Gäſte ſchliefen, mit einem großen Heer und legte Feuer an. Die Helden wollten nicht ſo elend umkommen und rannten ſo gewaltig gegen die Wand des feſten Hauſes an, daß ſie hindurchbrachen[1]. Draußen erhob ſich nun ein harter Kampf. Während deſſelben kam Hrolfs Habicht von der Burg hergeflogen und ſetzte ſich auf des Königs Achſel, ſich ſo geberdend, als ob er ſich eines großen Sieges zu rühmen hätte. Auch fand man nachher, daß er alle Habichte des Königs Adils getödtet hatte. Nicht minder ſiegreich kämpfte ſein Herr; König Adils war verſchwunden und ſeine Leute, die noch aufrecht waren, baten um Frieden. Hrolf und ſeine Kämpen giengen hierauf wieder in die Halle; er ſetzte ſich auf den Hochſitz und die Kämpen auf die Königsbank. Als ſie nach ihren Roſſen ſehen ließen, zeigte ſich, wie dieſe zugerichtet waren. Indeſs kam die Königin Yrſa in die Halle, beklagte, daß ihr Sohn nicht ſo aufgenommen worden, wie ſie es wünſchte, und rieth ihm, nicht länger hier zu verweilen, denn Adils ziehe aus ganz Schweden Kriegsvolk zuſammen. „Hier, fuhr ſie fort, iſt ein Silberhorn, das ich dir geben will, darin alle die beſten Ringe des Königs verwahrt ſind, auch der, welcher Sviagris [1] heißt und den er über alle andern ſchätzt.“ Sie gab ihm damit ſo viel Gold und Silber, daß es keine Schätzung zuließ. Darauf ließ ſie zwölf Roſſe vorführen, alle von rother Farbe, und ein ſchneeweißes, das König Hrolf ſelbſt reiten ſollte. Es waren die beſten Pferde des Königs Adils. Auch Schilde, Helme und Kleider gab ſie ihnen, da das Feuer ihre Kleider und Waffen verzehrt hatte. Hernach ſtiegen ſie zu Roſſe und König Hrolf nahm liebreich Abſchied von ſeiner Mutter. Sie nahmen ihren Weg von Upſala nieder nach Fyrisvöll (Ebene bei Upſala). Da ſah König Hrolf vor ſich auf dem Wege einen großen Goldring funkeln und der Ring erklang, als ſie über ihn hinritten. „Der tönt ſo laut, weil er ungerne allein iſt,“ rief der König und warf einen von ſeinen Goldringen zu jenem auf den Weg mit den Worten: „Das ſoll man von mir ſagen, daß ich das Gold nicht aufhebe, wenn es auch auf dem Wege liegt, und auch keiner meiner Mannen ſich erkühnen ſoll, es aufzuheben; denn es iſt hieher geworfen, um unſre Fahrt aufzuhalten.“ Sie gelobten ihm das und indem hörten ſie Hörnerklang von allen Ecken und wurden gewahr, daß eine zahlloſe Schaar ihnen nachjagte. „Dieſe reiten ſtark hinter uns her, ſagte Bödvar, und es wäre mir lieb, wenn ſie mit uns zu ſchaffen hätten.“ „Laſſen wir das!“ antwortete der König; „ſie ſollen ſchon ſelbſt anhalten.“ Damit ſtreckte er ſeine Hand nach dem Horn aus, worin das Gold war und das Beigadr auf dem Ritte trug. Er ſäte nun Gold weithin auf dem Wege über ganz Fyrisvöll, ſo daß der Weg wie Gold funkelte. Da ſprangen die

---

[1] Vgl. Saxo B. IV, S. 142.

---

[1] Lex. isl. II, 355: Sviar, m. pl. [Gen. Svía] Sueci. Svíaríki, n. Suecia. Ebendaſ. I, 308: Gris, m. porcellus, porculus. Gris.

Nachſetzenden von den Pferden, haſchten nach dem Golde und ſchlugen ſich darum. Als König Adils das ſah, kam er faſt von Sinnen und verwies ſeinen Leuten, daß ſie das Geringere aufrafften und das Größere entwiſchen ließen. „Dieſe Schmach wird in alle Lande ausgehen, daß ihr zwölf Männer vor einer ſo zahlloſen Menge entkommen ließet, die ich aus allen Gauen Schwedens zuſammengezogen.“ König Adils eilte nun Allen voran, denn er war der Zornigſte, und die Menge folgte ihm nach. Als König Hrolf ihn zunächſt hinter ſich ſah, nahm er den Ring Sviagris hervor und warf ihn auf den Weg. Sobald Adils den Ring erblickte, ſprach er: „Holder, als ich, war dem König Hrolf, wer ihm dieſes Kleinod gab; jetzt aber ſoll es mein ſein und nicht König Hrolfs.“ Hierauf ſtreckte er den Speerſchaft nach dem Ringe, aber indem er den Spieß in die Öffnung desſelben ſtach, bog er ſich ſtark auf dem Pferde. Hrolf ward das gewahr, wandte ſein Roſs ſchnell um und ſprach: „Schweingebogen [1] hab ich nun den, der der Schweden mächtigſter iſt.“ Indem nun Adils den Speerſchaft und damit den Ring an ſich ziehen wollte, hieb ihm Hrolf die ganze Hinterſeite hinweg mit ſeinem Schwerte Sköfnung, dem beſten aller Schwerter, die in Nordlanden getragen worden. König Adils muſte in dieſem ſchlimmen Zuſtande heimkehren; Hrolf aber nahm wieder den Ring Sviagris. So trennten ſie ſich für dieſes Mal und man hat keine Sage davon, daß ſie nachher wieder zuſammentrafen.

Saxo, der überhaupt über den ſchwediſchen Zug andre Sagen vor ſich hatte, da er in vielen Umſtänden abweicht, erzählt die Demüthigung des Königs Adils ſo (S. 41 [1, 86 Müller]):

> Videns igitur Atislus donatum Rolvoni torquem inter alia auri insignia relictum, intimum avaritiæ suæ pignus curiosius contemplatus, ut prædam exciperet, affixis humo genibus cupiditati majestatem inclinare sustinuit. Quem Rolvo tollendæ pecuniæ gratia pronum demissumque conspiciens, propriis prostratum muneribus risit, perinde ac cupide repetentem, quod callide tribuisset.

König Hrolf und ſeine Kämpen ritten ihres Weges weiter. Als die Nacht einfiel, kamen ſie zu einem Hof; vor der Thüre ſtand der

---

[1] Gebogen, wie ein Schweinsrücken (svínbeygda ek nu þann, sem Svíanna er ríkastr) [S. 93. K.]. Wortſpiel des Nachbarhaſſes; wohl auch Anſpielung auf Svíagrís, nach dem Schweine, dem Ferkel, gebogen.

Bauer Hrani, der ihnen alle Gaſtfreiheit erbot und bemerkte, daß ihre Fahrt nicht viel anders ausgefallen ſei, als er vorausgeſagt. „Hier ſind Waffen, die ich dir geben will,“ ſagte Hrani weiter. „Furchtbare Waffen ſind das,“ ſagte der König. Es war Schild, Schwert und Brünne. Hrolf wollte ſie nicht annehmen; darüber ward Hrani zornig und es ſchien ihm damit große Unehre geſchehen zu ſein. „Nicht biſt du immer ſo weiſe, wie du dir däuchſt“, ſprach er. An Nachtherberge war nun nicht mehr zu denken, ſie ritten ohne Abſchied fürder, obgleich die Nacht ſehr finſter war. Noch waren ſie nicht weit gekommen, als Bödvar Bjarki anhielt und ſprach: „Zu ſpät beſinnen ſich Unkluge; ſo geht es jetzt mir; es ahnt mir, daß wir nicht weislich gehandelt haben, indem wir uns ſelbſt den Sieg verſagten.“ König Hrolf ſagte: „Dasſelbe ahnet mir; dieſer Mann mag Odin der Alte geweſen ſein, und in Wahrheit er war einäugig.“ „Laßt uns ſchnell umkehren, ſagte Svipdag, daß wir Gewiſsheit erhalten!“ Sie ritten nun zurück, aber da war Hof und Bauer verſchwunden. Nun zogen ſie ihres Weges und kamen wieder nach Dänemark. Den Rath gab Bödvar dem König, daß er von der Zeit an nicht viel in Kampf ziehen ſollte, denn es ſei zu befürchten, daß er fortan nicht mehr ſo ſiegreich ſein werde, wie zuvor. „Das Schickſal rathet über jedes Mannes Leben, ſagte der König, (und nicht jener böſe Geiſt).“ „Dich möchten wir zuletzt verlieren, erwiderte Bödvar, wenn wir zu walten hätten; aber ich habe ſchwere Ahnung, daß in Kurzem große Ereigniſſe über uns alle kommen werden.“ Von dieſer Fahrt nach Schweden wurden ſie ſehr berühmt.

Dieß der Hauptinhalt deſſen, was wir nach der obigen Eintheilung als den zweiten mittlern Theil der Saga zu betrachten haben. Die bangen Ahnungen am Schluſſe desſelben gehen im dritten Theil in Erfüllung (C. 47 bis 52).

Geraume Zeit ſaßen jetzt König Hrolf und ſeine Kämpen im Frieden in Dänemark. Niemand griff ſie an; alle Könige, die Hrolf ſich ſchatzpflichtig gemacht, blieben in Gehorſam und bezahlten, was ihnen auferlegt war. So that auch Hjörvard, Hrolfs Schwager. König Hrolf hatte eine Halbſchweſter, Skuld, die ſein Vater Helgi mit einer Alfin (álfkona, C. 15) erzeugt hatte. Sie war mit dem Unterkönig Hjörvard vermählt (C. 23) und konnte nicht ertragen, daß ihr Gemahl ihrem Bruder Schatzung entrichten ſollte. Dieſes Joch abzuwerfen, reizte ſie ihren Gemahl auf und ſeinen Zweifeln hielt ſie entgegen, wie König Hrolf ſelbſt ahne, daß der Sieg von ihm gewichen ſei. Skuld war ſehr liſtig und, vermöge ihres Urſprungs, eine große Zauberin. Unter dem Vorwand, dem Könige die Schatzung zu bringen, die er für drei Jahre hatte zuſammen kommen laſſen, fuhren Skuld und Hjörvard mit einem großen Heere nach Ledra. In ihrem Gefolge waren Alfe, Nornen und unzählige andre böſe Weſen. Skulds Zauberkunſt wuſte den ganzen Anſchlag zu verhüllen. Es war die Zeit des Julfeſtes; der König hatte zur Feier deſſelben große Anſtalten getroffen und ſeine Männer tranken ſtark den Julabend, als Skuld und Hjörvard ihre Zelte vor Ledra aufſchlugen. Viele Wagen waren, ſtatt der Schatzung, mit Waffen und Rüſtzeug angefüllt. Denſelben Abend war Hjalti vor die Burg gegangen, um ſeine Geliebte zu beſuchen. Er ſah, daß das Feld rings um die Burg mit gewaffneten Schaaren beſetzt war, gieng darauf vor die Halle, wo König Hrolf und ſeine Kämpen ſaßen, und rief: „Wach auf, König! Unfriede iſt vor der Burg; Kampf iſt nöthiger, als ſchöne Frauen zu halſen; wenig wird das Gold in der Halle vermehrt werden durch deiner Schweſter Schatzung.“ Seinen Genoſſen rief Hjalti zu: „Laßt uns des Königs Heer führen, der nie an uns geſpart hat! laßt uns unſre Gelübde erfüllen, den herrlichſten König, der in Nordlanden iſt, zu vertheidigen! In allen Landen ſoll man hören, daß wir ihm Waffen und Heerkleider und ſo viel andre Wohlthaten vergolten, wie wir ſchuldig ſind. Große Vorzeichen ſind vorausgegangen und es kann geſchehen, daß König Hrolf zum letztenmale mit ſeinen Kämpen und Hofmännern trinkt. Auf nun, ihr Kämpen alle, und waffnet euch!“ Auf ſprangen die Kämpen alle, auch König Hrolf ſprang auf; doch ſprach er furchtlos: „Holt uns den beſten Trank! wir ſollen erſt trinken und fröhlich ſein und dann zeigen, welche Männer Hrolfs Kämpen ſind; ſtreben wir darnach, daß unſre Mannheit im Gedächtnis ſei! Sagt Hjörvard und Skuld und ihren Mannen, daß wir uns fröhlich trinken, eh wir die Schatzung empfangen!“ Wie der König gebot, ſo geſchah es. Als ſie nun getrunken, ſprang König Hrolf vom Hochſitz auf und mit ihm zogen alle ſeine Kämpen aus, Bödvar Bjarkin ausgenommen. Ihn ſahen ſie nirgends, was ſie ſehr wunderte, und ſie befürchteten, er ſei gefangen oder erſchlagen. Draußen erhob ſich nun ein ſchrecklicher

Kampf und der Boden ward mit Leichen bedeckt. Da ſprach Hjalti: „Brünnen ſind viele zerſchlagen und Waffen entzweigebrochen, Helme zerhauen und manch kecker Reiter vom Roſſe geſtoßen; aber unſer König iſt noch friſchen Muths, er iſt ſo fröhlich. wie da er ſaß und trank; er ſchwingt ſein Schwert mit beiden Händen, zwölf Männer Stärke ſcheint er zu haben, manch tapfern Mann hat er gefällt und nun ſoll Hjörvard ſehen, daß das Schwert Sköfnung beißt und laut in ihre Hirnſchaalen ſingt (gnestr)!“ Denn das war die Art Sköfnungs, daß es laut aufſang (kvad vid hatt), wenn es auf Knochen traf. In dieſem Kampfe ſahen Hjörvard und ſeine Mannen, daß ein großer und ſtarker Bär dicht vor König Hrolf hergieng. Hieb- und Schußwaffen glitten ohne Wirkung an ihm ab, er ſtürzte Männer und Roſſe nieder und zermalmte die Leute mit Klauen und Zähnen, ſo daß ſich ein klägliches Geheul in Hjörvards Heer erhob. Hjalti ſah ſich um und vermiſste noch immer ſeinen Freund Bödvar. Da lief er zurück zu der Königshalle und hier ſah er Bödvarn ganz müßig ſitzen. „Auf, Bödvar Bjarki! rief er, oder ich verbrenne das Haus und dich mit; das iſt eine Hauptſchande für einen Kämpen, wie du biſt, daß der König ſich für uns in Gefahr ſitzen ſoll.“ Bödvar ſtand auf, erſeufzte und ſprach: „Nicht darfſt du mich ſchrecken, Hjalti! nicht zaghaft bin ich und bin bereit, mitzuziehen; als ich jung war, floh ich weder Feuer noch Eiſen; Feuer hab ich nicht oft verſucht, aber Eiſen hab' ich manchmal ausgehalten. Hier aber haben wir gegen größere Wunder zu ſtreiten, als je zuvor. Du aber, Hjalti, biſt mit deinem Vornehmen dem König nicht zu ſo großem Dienſte geweſen, wie du glaubſt; denn ſo weit war es nun faſt gekommen, daß man nicht wuſte, zu wem der Sieg ſich wenden würde. Keiner, als du oder der König, wär' im Stande geweſen, mich herauszurufen, jeden Andern würd' ich erſchlagen haben. Jetzt aber nahet, was werden ſoll, kein Rath kann helfen, und ich ſage dir, daß ich jetzt dem König weniger frommen mag, als bevor du mich riefeſt.“ Bödvar gieng nun hinaus zum Kampfe; da verſchwand der Bär und der Kampf ward ſchwieriger für Hrolfs Schaar. Denn die Königin Skuld, die in einem ſchwarzen Zelt auf ihrem Zaubergerüſte (seidhjall) ſaß, hatte nicht mit ihren Künſten herankommen können, ſo lange der Bär in Bödvars Heere war. Jetzt kam aus Hjörvards Heer ein ungeheurer, wolfgrauer Eber, aus deſſen

Borſten Pfeile flogen und Hrolfs Hofmänner haufenweiſe tödteten. Bödvar Bjarki kämpfte wie raſend, ſeine Arme waren blutig bis zu den Achſeln und Leichen lagen rings um ihn aufgehäuft. Aber ſo viele Feinde er und andre Kämpen Hrolfs erſchlugen, ſo wurde doch Hjörvards und Skulds Heer niemals dünner. Da ſprach Bödvar: „Hier ſtehen die Todten wieder auf und ſtreiten gegen uns; ſchwer iſt's, gegen Todte (vid drauga) zu kämpfen.“ Auch Hjalti ſprach: „Dünkt es mir gleich, daß ich viel Volkes erſchlage, vermag ich doch nicht alle die Hiebe zu vergelten, die ich empfange; doch will ich mich nicht ſparen, wenn wir heute Abend in Valhall ſollen zu Gaſte ſein.“ Wieder ſagte Bödvar: „In zwölf großen Schlachten hab' ich gekämpft, aber nicht ſchwing' ich jetzt mein Schwert freudig wie zuvor. Dem König Hjörvard hieb ich Hand und Fuß weg, ein zweiter Hieb ſpaltete ſeinen Rücken und er athmete nicht mehr; aber jetzt ſtreitet er ſo rüſtig, als zuvor. Hier ſind ſo viele und gewaltige Männer aus allen Ecken der Welt zuſammengekommen, daß man den Kampf nicht gegen ſie aushalten kann. Aber Odin kann ich nicht unter ihnen erkennen, und doch zweifl' ich nicht, daß er hier unter uns ſchwebt, der treuloſe Sohn Herjans; könnte mir ihn Jemand zeigen, ich wollt' ihn zermalmen, wie einen Andern, den Geringſten und Elendeſten.“ Hjalti ſagte: „Nicht iſt das Schickſal leicht zu beugen.“ König Hrolf wehrte ſich mannlich, man drang hart auf ihn ein und die ausgeſuchteſten Männer des feindlichen Heeres ſchlugen einen Kreis um ihn. Skuld war nun ſelbſt auch zum Kampfe gekommen und trieb ihre Ungeheuer gegen Hrolf an, denn ſie ſah, daß ſeine Kämpen ihm nicht nahe waren. Das war eben, was Bödvarn und andre Kämpen ſchmerzte, daß ſie ihrem Herrn nicht Hülfe bieten konnten; denn ſie waren jetzt ebenſo begierig, mit ihm zu ſterben, wie ſonſt mit ihm zu leben, als ſie in ihrer Jugendblüthe ſtanden. Alle Hofmänner König Hrolfs waren nun gefallen und die meiſten ſeiner Kämpen waren tödtlich verwundet. Da erhob ſich ein ſolches zauberhaftes Ungewitter, daß ſie alle, Einer über den Andern, ſtürzten. Nun fiel auch König Hrolf. Aber auch König Hjörvard und ſein ganzes Heer war gefallen; nur einige Böſewichte blieben mit Skuld übrig. Doch fand auch ſie ihren Untergang durch ein Heer, das Bödvars Brüder mit Hülfe der Königin Yrſa zuſammengebracht hatten und deſſen Hauptanführer Böggr war. Über König Hrolf ward ein Hügel aufgeworfen und ſein Schwert Sköfnung an ſeine Seite gelegt; auch für jeden ſeiner Kämpen ward ein Grabhügel aufgeworfen und Waffen darein gelegt. Und endet hier die Saga vom König Hrolf Kraki und ſeinen Kämpen.

Aber gerade dieſer letzte und bedeutendſte Theil der Saga bedarf weſentlich der Ergänzung durch die Darſtellung Saxos.

Bei ihm feiert Hrolf die Ankunft Hiarthwars und Sculdas durch ein großes Gaſtmahl. Die Fremden (Sueones) halten ſich ſehr nüchtern und in der Nacht, als die Dänen im tiefen Schlafe liegen, holen ſie die Waffen hervor, die ſie verſtohlener Weiſe, ſtatt des Tributs, mitgebracht; ſie dringen dann in die Burg und überfallen die Schlaftrunkenen. Den meiſten Raum bei Saxo nehmen jedoch die wiederholten Aufrufe Hjaltos an Biarco und des Letztern Antworten ein, durchaus in lateiniſchen Hexametern. Daß dabei ein heimiſches Lied zu Grunde liege, wird dießmal ausdrücklich geſagt (S. 52):

Hanc maxime exhortationum seriem idcirco metrica ratione compegerim, quod earundem sententiarum intellectus, danici cujusdam carminis compendio digestus, a compluribus antiquitatis peritis memoriter usurpatur [1].

Zuerſt ruft Hjalto vor Biarcos Gemach u. A. (S. 44):

Discutiant somnum proceres, stupor improbus abeit! u. ſ. w.
Non ego virgineos jubeo cognoscere ludos,
Nec teneras tractare genas, aut dulcia nuptis
Oscula conferre u. ſ. w.
Non liquidum captare merum u. ſ. w.
Evoco vos ad amara magis certamina Martis u. ſ. w.
Quisquis amicitiam regis colit, arma capessat!

Biarco, der an dieſem Ruf erwacht, weckt ſeinen Diener (cubicularium suum Scalcum, was für ſich ſchon Knecht heißt, Grimm, Rechtsalterth. S. 302) und heißt ihn Feuer aufmachen:

Surge puer, crebroque ignem spiramine pasce! u. ſ. w.
Proderit admota digitos extendere flamma,
Quippe calere manu debet, qui curat amicum u. ſ. w.

(Das Letztere ſcheint ein nordiſches Sprüchwort zu ſein.) Wieder mahnt Hjalto, dem Könige ſeine Wohlthaten zu vergelten:

---

[1] Müller (Sagnhiſt. 34) hat übrigens ausgeführt, daß Saxo zwei verſchiedene Lieder unmittelbar an einander gereiht habe, wovon eines den Aufruf Hjaltos an den zögernden Bjarki, das andre ihre Wechſelreden in der Schlacht enthalten haben müſſe, entſprechend der Darſtellung der Saga.

Dulce est, nos domino percepta rependere dona u. ſ. w.
Enses theutonici, galeæ armillæque nitentes,
Loricæ talo immissæ, quas contulit olim
Rolvo suis, memores acuant in prælia mentes u. ſ. w.
. . . . vultuque sub illo
Ducamus tristes, quo dulces hausimus annos.
Omnia, quæ poti temulento prompsimus ore,
Fortibus edamus animis, et vota sequamur
Per summum jurata Jovem superosque potentes u. ſ. w.
Nemo enses tergo excipiat: pugnacia semper
Pectora vulneribus pateant. Certamina prima
Fronte gerunt aquilæ et rapidis se rictibus urgent
Anteriore loco; species vos alitis æquet
Adverso nullam metuentes corpore plagam.

Nachdem Hjalto ſelbſt eine große Niederlage unter den Feinden angerichtet, kommt er zum drittenmal vor Biarcos Schlafgemach und ruft ihm Vorwürfe und Drohungen zu [S. 47]:

Ut quid abes, Biarco? num te sopor occupat altus?
Quid tibi, quæso, more est? aut exi, aut igne premeris.
Elige quod præstat, eia concurrite mecum!
Igne ursos arcere licet, penetralia flammis
Spargamus, primosque petant incendia postes!

Die, welche dem König treuer ergeben ſeien, heißt Hjalto feſt zuſammenſtehn und erinnert ſie, wie Rolf die Schätze Roriks unter ſeine Kriegsgefährten vertheilt, wie ſolches oben angeführt worden[1]. Er ſchließt dieſen Aufruf (S. 48):

Quid clausis agitur foribus, quid pessula valvas
Juncta seris cohibent? etenim jam tertia te vox,
Biarco, ciet, clausoque jubet procedere tecto.

Nun erhebt ſich Biarco:

Quid me Rolvonis generum[2], quid, bellice Hialto,
Tanta voce cies? u. ſ. w.

---

[1] In dieſem dritten Aufruf iſt Rolf erſt noch lebend, dann als ſchon gefallen angenommen.

[2] Gener kann hier nur Schwager heißen; Biarki hatte nach Saxos eigener Erzählung Rolfs Schweſter Ruta zur Gemahlin erhalten. Nach der Hrolfs-Saga aber (C. 37) war es des Königs Tochter Driſa.

Er mahnt jetzt ſelbſt zum verzweifelten Rachekampf (was ſchon zum zweiten Liede zu gehören ſcheint):

In tergum redeant clypei, pugnemus apertis
Pectoribus, totosque auro densate lacertos,
Armillas dextræ excipiant, quo fortius ictus
Collibrare queant et amarum figere vulnus!

Die Goldringe, die ſie von der Freigebigkeit des Königs, wie namentlich Hialto, an Arm und Hand tragen, ſollen dazu dienen, die Wucht der Hiebe zu verſtärken, womit ſie ihren nun gefallenen Herrn rächen.

Nemo pedem referat, certatim quisque subire
Hostiles studeat gladios hastasque minaces,
Ut charum ulciscamur herum. Super omnia felix,
Qui tanto sceleri vindictam impendere possit u. ſ. w.

Es folgen weitere Wechſelreden Hialtos, Biarcos und ſeiner Gemahlin Ruta, während des Kampfes, ähnlich denen in der Saga. Hialto geſteht [S. 51 Kloß. I, 106 Müller]:

Et nunc, Biarco, viges, quanquam cunctatior æquo
Extiteris, damnumque moræ probitate repensas.

Biarco fragt Rutan:

Et nunc ille ubi sit, qui vulgo dicitur Othin,
Armipotens, uno semper contentus ocello?
Dic mihi, Ruta, precor, usquam si conspicis illum!

Hierauf Ruta:

Adde oculum propius et nostras prospice chelas[1],
Ante sacraturus victrici lumina signo,
Si vis præsentem tuto cognoscere Martem.

---

[1] Chela, χηλή, Krebsſcheere, auch Klaue; hier Fingernägel, Finger? Finn Magnuſen, Lex. myth. S. 305: Pro more superstitiosorum Islandorum et pl. qui spectra se videre posse opinantur, quum chelæ (Plinii auctoritate) brachia, hic autem proprie in latus reflexa denotent. Sic ingeniose difficilem hunc locum explicarunt Stephanius et Br. Svenonius u. ſ. w. [Müller zum Saxo 1, 106: Accedens prospice sub alis meis, per aperturam inter brachia mea et latera intende oculos. Vgl. ebendaſ. 2, 99 bis 101. K.] Auch die Stelle von Örvar Odd wird angeführt. Das Zeichen wird für Thors Hammer erklärt, der alle dämoniſche Augenblendung vertreibe. Vgl. Müllers Sagnhiſt. 35 u.

Odin wird Biarcon erſt ſichtbar, indem dieſer unter Rutas Hand oder Arm hin ſieht und über ſeine Augen ein Zeichen macht. Daß man auf ſolche beſondere Weiſe zum Anblick ſonſt unſichtbarer Weſen gelangen konnte, zeigt auch eine Stelle in der Saga von Örvarodd (C. 38). Dieſer wird in einer Schlacht, wo Zauberweſen gegen ihn ſtreiten, dieſelben erſt gewahr, als ihn ein Mann mit Namen Haki unter ſeine Hand ſehen heißt; unter dieſer Hand ſchießt er dann auch ſeine Pfeile dahin ab.

Biarco erwidert:

Si potero horrendum Friggæ spectare maritum,
Quantumcunque albo clypeo sit tectus et altum
Flectat equum, Lethra nequaquam sospes abibit:
Fas est belligerum bello prosternere divum.

Endlich redet er noch einmal ſeinen Freund Hialto an:

Ad caput extincti moriar ducis obrutus, ac tu
Ejusdem pedibus moriendo allabere pronus,
Ut videat, quisquis congesta cadavera lustrat,
Qualiter acceptum domino pensavimus aurum.
Præda erimus corvis, aquilisque rapacibus esca,
Vescetarque vorax nostri dape corporis ales.
Sic belli intrepidos proceres occumbere par est,
Illustrem socio complexos funere regem.

Durch das bisherige gibt uns Saxo über den Inhalt der isländiſchen Saga mehr nur einzelne lebendige Züge und läßt uns überhaupt das alte Lied, das als Grundlage beider Erzählungen zu betrachten iſt, vollſtändiger erkennen. Nothwendiger Schlußſtein des Ganzen iſt dagegen, was Saxo noch von Böggrs Rache meldet. Hievon iſt die Erzählung der Saga eine ſehr verkümmerte: Hjördvar iſt in der Schlacht gefallen und Böggr iſt der Anführer eines Heeres, das nachher geſammelt worden, um an Skuld Rache zu nehmen [1]. Den echten Schluß des tragiſchen Heldenſpiels hat aber offenbar nur Saxo in Folgendem:

Von Rolfs Heere war Niemand mehr übrig, als Woggo, der einſt, als ihm Rolf zur Namenfeſte den goldnen Armring gegeben, den Tod des Königs zu rächen gelobt hatte. Hiartwar ſaß fröhlich beim

---

[1] Hrolfs S. C. 52 bezieht ſich auf ein Fróda þáttr.

Siegesmahl und äußerte ſeine Verwunderung, daß von ſo vielen Kriegern Rolfs ſich keiner durch Flucht oder Gefangenſchaft gerettet habe. Er klagte das Schickſal an, daß es ihm nicht einen Einzigen der treuen Männer übrig gelaſſen, deren Dienſt ihm ſelbſt ſo erwünſcht ſein würde. Als man ihm nun Woggon vorführte, war er darüber, wie über ein werthes Geſchenk, erfreut und fragte, ob jener ihm dienen wolle. Dem Bejahenden bot er das bloße Schwert. Woggo wies die Spitze zurück und verlangte das Heft. So ſei es Rolfs Sitte geweſen, wenn er ſeinen Kämpen das Schwert gereicht. (Olim namque se regum clientelæ daturi tacto gladii capulo obsequium polliceri solebant, fügt Saxo erläuternd bei; über das Schwören auf den Schwertknopf vgl. Grimm, Rechtsalt. 166.) Woggo faßte nun das Heft und ſtieß die Spitze durch Hiartwarn, die Rache erfüllend, die er dem König Rolf angelobt. Dann bot er freudig ſeine Bruſt den auf ihn einſtürzenden Kriegsleuten Hiartwars dar. So ward das Siegesmahl zur Leichenfeier:

> Clarum ac semper memorabilem virum, qui, voto fortiter expleto, mortem sponte complexus suo ministerio mensas tyranni sanguine maculavit. Neque enim occidentium manus vivax animi virtus expavit, cum prius a se loca, quibus Rolvo assueverat, interfectoris ejus cruore respersa cognosceret.

Was die Sage von Hrolf Kraki, von der Zeit an, wo ſeine Kämpen zuerſt ſich in ſeiner Halle ſammeln, bis dahin, wo ſie alle mit ihm untergehen, zur Einheit verbindet, iſt die in Hrolfs Charakter voranſtehende Eigenſchaft der Milde, der königlichen Freigebigkeit.

Ihm, der immer auf die erſte Bitte gewährt, der nichts für ſich behält, ſind ſeine Gegner auch durch Charakterverſchiedenheit entgegengeſetzt: jener Rorik, deſſen in den Verſen bei Saxo gedacht wird, der keine Vertheidiger hatte, weil er allein über ſeinem Golde brütete, und der dann all dieß Gold vor die Thore der Stadt ſchütten muſte, wo es Hrolf den Seinigen austheilte; dann der geizige König Adils in Schweden, der vor dem Ringe Sviagris ſchweingebogen wird, während Hrolf dem klingenden Ring auf dem Wege einen andern zur Geſellſchaft hinwirft und weithin über Fyrisvöll Gold ausſät, wie einſt ſeines Ahns Bruder Frodi Gold gemahlen hatte. Die gewaltigſten Kämpen der Nordlande hat der Ruf von Hrolfs Milde zu ihm geführt;

die Waffen, mit denen er ſie ausſtattet, brauchen ſie in ſeinem Dienſte; die Goldringe, die er an ihren Arm geſtreift, machen ihren Schwertſchlag gewichtiger im Kampfe für ihn; der, den er zur Namenfeſte beſchenkt, ſtatt von ihm beſchenkt zu werden, wird ſein Rächer; den Wein, den er ihnen ſo fröhlich zutrank, vergelten ſie mit ihrem Blute, und wie ſie mit ihm lebensfroh in der gaſtlichen Halle ſaßen, ſo liegen ſie draußen auf der Wahlſtätte todt zu Haupt und Füßen ihres erſchlagenen Königs.

Mildingr iſt in der Skaldenſprache eine dichteriſche Benennung für König. (Sn. Edd. 190. Mildíngr, largitor, auch audmildíngr, femildíngr; mildi, f. munificentia; mildr, largus, Lex. isl. 77 ff. audr, m. opes, divitiæ; fé, n. pecunia; jenes unbewegliche, dieſes fahrende Habe.) Durch alle germaniſche Sagenkreiſe erſcheint dieſe Milde, die unbegrenzte Freigebigkeit des Herrn gegen ſeine Recken, als eine nothwendige Eigenſchaft jedes echten Heldenkönigs. Das Verhältnis wird aber dadurch keineswegs zu einem gemeinen Lohndienſte. Es iſt ein gegenſeitiges rückhaltloſes Hingeben des Beſten, was jeder hat; der König ſpart nicht ſeinen Reichthum, die Recken ſparen nicht ihre Kraft und ihr Leben; ſo hörten wir es in den Aufrufen Hjaltis und Bjarkis und ſo ergibt es die ganze Handlung der Hrolfsſage. Wenn aber in andern Sagen die königliche Freigebigkeit mehr nur als einzelner Beſtandtheil hervortritt, ſo können wir die Geſchichte von Hrolf und ſeinen Kämpen als die eigentlichſte Sage der Königsmilde bezeichnen. Er iſt der Milding der Mildinge und ſeine ganze Heldenbahn funkelt vom ausgeſtreuten Golde.

So viel vom Grundgedanken des Ganzen. Im Beſondern erfordert das eingewobene Mythiſche einige erläuternde Bemerkungen. Auch in dieſer Sage waltet Odin. Als der Bauer Hrani (rani, m. rostrum, Rüſſel, Lex. isl. 192^{a}) beherbergt er den König Hrolf und ſein Gefolge auf dem Zuge nach Upſala. Auf Hrolfs Zweifel, ob er ſie Alle aufnehmen könne, entgegnet er lachend: „Nicht wenigere Männer hab ich manchmal kommen ſehen, da wo ich geweſen bin“ (C. 39). Damit iſt unverkennbar ſein Heldenſaal Valhall angedeutet, wohin die Einherien in zahlloſer Menge zu ihm kommen. Wie ſodann Hrani die Ausdauer der Gefährten Hrolfs mit Kälte, Durſt und Feuer prüft, darin zeigt ſich ganz der kampfwerbende Gott, der die Helden erzieht und kräftigt;

und von demſelben Geiſte zeugt der kühne Rath, den er dem Könige gibt, erſt die Hälfte ſeiner Schaar und dann Alle bis auf die zwölf erleſenen Kämpen zurückzuſenden, indem er von den wenigen Geprüften, nicht von den Vielen, die in der Prüfung nicht beſtanden, ſein Heil zu erwarten habe. Minder klar erſcheint ſowohl in der Saga, als bei Saxo, das nachherige Verhältnis der Helden zu Odin. Dieſer wird dadurch gegen ſie aufgebracht, daß ſie ſein Waffengeſchenk nicht annehmen wollen, entzieht ihnen fortan den Sieg und kämpft ſelbſt in der letzten Schlacht im Heer ihrer Feinde. Dabei läßt nun die Saga (C. 47) den König äußern: „Es hilft nicht, nach ihm [dem verſchwundenen Hrani, in dem er ſelbſt Odin vermuthet hat] zu ſuchen, denn es iſt ein böſer Geiſt." Und ferner: „Das Schickſal waltet über jedes Mannes Leben und nicht jener böſe Geiſt." Auch meldet die Saga weiterhin (C. 48):

> Davon hat man keine Nachrichten, daß König Hrolf oder ſeine Kämpen jemals den Göttern ſollten geopfert haben; vielmehr glaubten ſie an ihre eigene Macht und Stärke. Denn zu der Zeit war der heilige Glaube noch nicht hier in Nordlanden verkündigt und die, welche im nördlichen Theile der Welt wohnten, hatten nur wenig Erleuchtung über ihren Schöpfer.

Im Kampfe ſelbſt (C. 51) ſchilt Bjarki auf den ſchlechten und treuloſen Herjans-Sohn (Herjan, imperator, dux, devastator, Lex. myth. 155, iſt aber ein Name Odins ſelbſt) und droht, dieſes giftige Weſen wie eine junge Maus zu zerdrücken. Endlich (C. 52) folgt noch die fromme Betrachtung:

> Und es ging nun, wie zu erwarten war, ſagte Meiſter Gualterus, daß Menſchenkräfte ſolchen Teufelskraften nicht widerſtehen können ohne Gottes Beiſtand; und das Eine verhinderte deinen Sieg, König Hrolf, daß du keine Erleuchtung über deinen Schöpfer hatteſt.

Wer dieſer Meiſter Gualterus oder Walther war, weiß man nicht; Müller (II, 518 ff.) vermuthet in ihm einen fremden Geiſtlichen, dem der Sagaſchreiber einmal von Hrolfs Niederlage erzählt haben mochte. Aus allem Bisherigen aber ergibt ſich, daß die isländiſche Saga, die in ihrer jetzigen Form und Zuſammenſetzung nach Müllers Annahme (II, 522) nicht älter iſt, als aus dem 14ten Jahrhundert, die heidniſchen Vorſtellungen mit chriſtlichen vermengt hat. Saxo, der ein volles Jahrhundert älter iſt, berichtet nichts vom Bauer Hrani, wohl aber die Drohung Bjarkis gegen Odin. Soll nun das Echte vom Unechten geſchieden werden, ſo iſt es allerdings der mythiſchen Vorſtellung gemäß, den Untergang der bisher ſiegreichen Helden als eine Folge deſſen darzuſtellen, daß Odin, der Siegvater, wie einer ſeiner Namen lautet, ſich von ihnen abgewendet. Die bloße Nichtannahme des Waffengeſchenks ſcheint zwar kein ganz genügender Grund dieſer Ungunſt zu ſein; wohl möglich aber, daß hiebei irgend ein ſagenhafter Zug verwiſcht worden. Als unechter Zuſatz iſt zu betrachten, daß Hrolf Odin einen böſen Geiſt nennt und daß er und ſeine Kämpen niemals den Göttern geopfert, ſondern auf eigene Kraft vertraut haben ſollen. Leute von dieſer Geſinnung kommen zwar in mehrern andern Sagan vor und aus ſolchen iſt wohl auch die Sache hieher übertragen. Aber in unſrer Saga entſteht hiedurch ein offenbarer Widerſpruch, denn Hrolf und ſeine Helden glauben gar ſehr an Odin; ſobald ſie ahnen, daß Hrani kein Andrer, als der einäugige Odin, geweſen, ſuchen ſie den Weg zu ihm zurück, und als ſie ihn nicht mehr finden, äußert Bjarki die Beſorgnis, daß nun der Sieg vom Könige gewichen; im letzten Kampf aber ruft Hjalti ſeinem Freunde zu, heut Abend werden ſie in Valhall zu Gaſte ſein. Dieſe Züge haben echt nordiſches Gepräge, und was mit ihnen im Widerſpruche ſteht, muß zurückgewieſen werden. Dahin aber ſind Bjarkis Drohungen gegen Odin nicht zu rechnen, in denen ſich der Trotz der Verzweiflung ausſpricht; der Kampf der Helden gegen die Götter findet ſich auch im Epos andrer Völker. Daß endlich Odin ſelbſt in der Schlacht erſcheint und denen, die ſonſt ſeine Günſtlinge waren, Verderben bringt, wird uns noch mehrmals in der nordiſchen Heldenſage vorkommen und kann uns nicht befremden, da wir aus der Götterſage wiſſen, wie Odin nach den Seelen der Tapfern dürſtet und wie die Helden, auf welcher Seite ſie fallen, doch bei ihm in Valhall zuſammenkommen.

Erläuterung heiſcht ferner Bödvar Bjarkis Zögern beim Beginn des letzten Kampfes, wodurch die Aufrufe Hjaltis an ihn veranlaßt ſind. Weder Saxo noch die Saga erklärt ſich hierüber ausdrücklich, beide laſſen hier ein gewiſſes Geheimnis walten, aber dennoch ergibt ſich, beſonders aus der letztern, folgender Zuſammenhang. So lange Bjarki unbeweglich zu Hauſe bleibt, kämpft der wüthende Bär vor dem König her und bringt Zerſtörung in das feindliche Heer; ſobald aber Bjarki, durch Hjaltis wiederholte Mahnung geweckt, ſich zum Kampf erhebt, iſt der Bär verſchwunden und die Kraft des Helden vermag ihn nicht zu erſetzen. Darum ſagt Bödvar zu Hjaltin: „Du biſt dem König durch dein Vornehmen nicht zu ſo großem Dienſte geweſen, wie du glaubſt; ich ſage dir mit Wahrheit, daß ich jetzt dem König Hrolf weniger Hülfe ſchaffen kann, als bevor du mich abriefeſt.“ Die Löſung liegt darin, daß Bödvar Bjarki, nach der Sprache des Nordens, hamramr war (hamr, exuviæ, cutis; ramr, fortis, robustus; hamramr, immani v. brutali robore pollens, Lex. isl. I, 126^{b}; eigentlich: ſtark durch Annahme einer andern Haut, Geſtalt). Es beſtand nemlich der Glaube, daß die Menſchenſeele in andre Geſtalten übergehen und in ihnen mit vermehrter Kraft wirken könne. So lang nun die Seele außen war, lag der Körper ſtill und durfte nicht aufgeſtört werden. Mit wem ſolches vorgegangen war, der hieß hamramr (Sagabibl. II, 516. Sagnhist. 35). Wie wir bereits in der Götterſage manche ſolche Verwandlungen in Thiergeſtalt vorgefunden haben, ſo werden wir auch in der Heldenſage noch auf viele ſtoßen. Bjarkis Verwandlung in einen Bären hängt zuſammen mit der angeführten Fabel, wonach ſein Vater Björn in einen ſolchen war verzaubert worden. Ob Bjarkis Kampf in Bärengeſtalt zu dieſer Erdichtung vom Schickſal ſeines Vaters Anlaß gegeben habe, wie Müller annimmt, oder ob die umgekehrte Entwicklung der Sage ſtattgefunden, wird ſich kaum entſcheiden laſſen. So lang Bjarki mit dämoniſchen Kräften kämpft, ſind Skulds Zauber unwirkſam; ſobald er aber durch Hjaltis Mahnungen in den ruhenden Körper zurückgerufen iſt, brechen dieſe Zauber mit ihrer ganzen verderblichen Macht hervor.

Skuld ſelbſt, von Hrolfs Vater mit einer Alfin erzeugt, ſcheint in den vorhandenen Überlieferungen einige Verdunklung erfahren zu haben. Es befriedigt nicht ganz, wenn Müller (Sagabibl. II, 503) in der Erzählung von ihrem unheimlichen Urſprung nur das Mittel findet, ſich ihren bösartigen Charakter zu erklären. Wenn die Saga (C. 48) Alfe und Nornen in Skulds Gefolge bringt, ſo verräth dieß bereits ein ſtarkes Misverſtehen der mythiſchen Weſen. Skuld (futura) heißt die jüngſte der drei Nornen, aber auch eine der himmliſchen Valkyrien wird ſo genannt (Lex. myth. 435). Da nun in der Hrolfsſage Odin auf der Seite Skulds im Kampf erſcheint, ſo mag wohl auch Hrolfs Halbſchweſter, mit dem Valkyriennamen Skuld, urſprünglich eine ſolche kampfluſtige Dienerin Odins geweſen ſein.

Daß dem Mythiſchen und Sagenhaften in den Überlieferungen von Hrolf und ſeinen Kämpen ein hiſtoriſcher Beſtand unterliege, haben wir früher anerkannt. Da jedoch keine reingeſchichtliche Quelle vorhanden iſt, ſo kann auch hier keine Vergleichung zwiſchen Geſchichte und Sage angeſtellt werden. Die Berechnung Müllers (Sagabibl. II, 522), wonach er die Lebenszeit Hrolf Krakis in das Ende des 6ten und den Anfang des 7ten Jahrhunderts ſetzt, beruht hauptſächlich auf der Königsreihe des Ynglingatal, des alten Skaldenliedes vom ſchwediſchen Königsſtamme, worauf die Ynglingaſaga gebaut iſt und in dem auch König Adils aufgezählt wird.

Viel höher hinauf, als die Hrolfsſaga in ihrer jetzigen Geſtalt und als Saxos Erzählung, ziehen ſich die Spuren der ſagenhaften Überlieferung von Hrolf Kraki. Ein paar Menſchenalter nach Hrolfs Tode wurde ſein Gedächtnis von der ſchönen Tochter des ſchwediſchen Königs Hjörvar getrunken (Ynglingaſ. C. 41: at Rolfs minni kraka; Sagabibl. II, 520). Skaldenverſe aus dem 10ten Jahrhundert enthalten ſchon die poetiſche Benennung des Goldes als Saat oder Frucht von Fyrisvöll und werden zum Beleg hiefür in der Skalda beigebracht (Sn. Edd. 153 f. Sagnhist. 30). Wie ein Isländer im 10ten Jahrhundert Hrolfs Grabhügel aufbrach, deſſen Schwert Sköfnung und Hjaltis Streitaxt herausnahm, aber Bjarkis Schwert dem Arme des Todten nicht entwinden konnte, wie dann Hrolfs Schwert durch mehrere Geſchlechter gieng und ſelbſt eine Wallfahrt nach Rom mitmachte, erzählen die hiſtoriſchen Sagan der Isländer (Sagabibl. II, 520 f.). Am lebendigſten aber wurde das Gedächtnis dieſes Sagenkönigs und ſeiner Kämpen im Jahre 1030, am Morgen vor der Schlacht bei Stikleſtad erneut, in welcher der norwegiſche König Olaf der Heilige ſeinen Tod fand. Damals wurde das alte Bjarkamal (Bjarkislied) geſungen, ohne Zweifel dasſelbe, welches dem letzten Theile der Hrolfsſaga und der Erzählung Saxos, den wir ausdrücklich auf ein altes einheimiſches Lied verweiſen hörten, zu Grunde liegt. Die Saga König Olafs des Heiligen, wie ſie einen Theil von Snorres Heimskringla ausmacht, erzählt C. 220 (I, 770 ff.):

Bei Tagesanbruch erwachte der König. Noch ſchien es ihm zu früh, das Heer zu wecken. Da fragte er, wo der Skalde Thormodr wäre. [Sonſt Þormodr Kolbrunar skald.] Dieſer war in der Nähe und fragte, was der König von ihm wolle. Der König ſprach: „Sag uns ein Lied her!“ Thormod erhob ſich und ſang ſo laut, daß man es im ganzen Heere vernahm. Er ſang das alte Biarkamal, das ſo anhebt [folgen die 2 erſten Strophen]. Da erwachte das Heer, und als das Lied geſungen war, dankten ihm die Männer dafür und nannten das Lied „der Krieger Weckeſang [huskarla hvöt; hvöt, n. pl. incitamenta, Lex. isl. I, 412]“. Der König dankte ihm gleichfalls und gab ihm einen Goldring von einer halben Mark. Thormod dankte für die Gabe und ſprach: „Wir haben einen guten König, aber das kann Niemand wiſſen, wie lang er leben wird. So iſt nun das meine Bitte, daß wir uns nicht ſcheiden, lebend oder todt.“

Man glaubt, in dieſen Worten das Nachgefühl von Hrolfs und ſeiner Kämpen treuer Genoſſenſchaft, wovon das Lied ſang, zu verſpüren. Thormod folgte auch ſeinem König im Tode. (Merkwürdig iſt die Erzählung ſeines Todes S. 146.)

Die Bruchſtücke, die uns vom Bjarkamal übrig ſind, beſtehen aus den beiden Anfangsſtrophen in der Heimskringla und drei weitern Strophen nebſt zwei Strophenfragmenten, welche die Skalda aufbewahrt hat, zuſammengedruckt hinter der Hrolfsſaga in Rafns Ausgabe und Überſetzung. Sie lauten ſo:

Der Tag iſt erſtanden,
Des Hahns Gefieder rauſcht.
Zeit iſt, die Männer
Zur Arbeit zu wecken.
Wachet und wachet,
Ihr trauten Freunde,
All ihr gewaltigen
Feinde Adils!

Har, der hartgreifende,
Hrolf, der Schütze,
Stammedle Männer,
Die Flucht nicht kennen,
Nicht weck' ich zu Wein euch,
Noch zu Weiberkoſen,
Weck' euch zu hartem
Hildursſpiele.

Der milde König
Gab ſeinen Mannen
Fenjas Arbeit,
Fafnirs Lager,
Glaſirs Glanzlaub,
Granis Bürde,
Draupnirs theuren Schweiß,
Des Wurmes Daunen.

Austheilte Hilmir [1],
Die Männer empfiengen
Sifs Haupthaar,
Eis der Hände [2],
Oddursbuße,
Freyas Zähren,
Des Fluſſes Feuer,
Glanzworte Idis [3].

Der Kriegsfürſt erfreute
Viele Männer mit
Thiaſſis Erbtheil;
Geſchmückt giengen wir,
Der kühne Häuptling
Schenkte den Tapfern
Des Rheines Rotherz,
Zank der Niflungen.

So werd' ich ihn malmen
Wie der ſchwärzlichte
Betrüger des Waldbärs
Den Wandbewohner.

Geneigt iſt auf Jörds Haar [Gras]
Hrolf der Großmüthige.

(So ſpielen durch ein ſolches Lied immer auch die andern Sagen hindurch und erfriſchen ihr Andenken.)

---

[1] Rex, galeatus.

[2] Das Gold: Feuer der Hände.

[3] Als die Rieſen Thiaſſi, Idi und Gang ihres Vaters Erbe theilten, maaßen ſie das Gold, indem ſie immer auf einmal ſo viel nahmen, als Jeder im Munde halten konnte.

4. Rolf und ſeine Recken.

Saga af Hálfi ok Hálfsrekkum in Fornald. Sög. II, 23 ff. Nord. Fort. Sag. II, 21 ff. Arwidsson, Sv. Fornsånger I, 10 bis 12.

Dieſe norwegiſche Sage iſt ein Seitenſtück zu der däniſchen von Hrolf und ſeinen Kämpen, doch von viel geringerem Umfang. Die 8 erſten Capitel enthalten Vorgeſchichten, die wir hier übergehen und mit dem Inhalt des 9ten beginnen.

König Hjörleif von Rogaland in Norwegen hatte von ſeiner Gemahlin Hild zwei Söhne, wovon der ältere Hjörolf, der jüngere Half hieß. Der Vater fiel auf der Vikingsfahrt, die Mutter aber heirathete nachher den König Asmund, der nun Hjörleifs Söhne aufzog. Als Hjörolf acht Winter alt war, rüſtete er ſich, auf Kriegsfahrten auszuziehen.

Er nahm alle Schiffe, die er bekommen konnte, kleine und große, neue und alte, auch was er von Leuten fand, Freie oder Unfreie. Sie hatten allerlei Dinge zu Waffen, Stangen und Stecken, Knüttel und Haken. Darum nennt man ſeitdem Alles, was unbequem iſt, Hjörolfs Zeug (Hjörólfsfæri). Als er nun zum Kampfe mit Vikingern kam, verließ er ſich auf die Menge ſeiner Mannſchaft. Aber da ſie unerfahren und waffenlos waren, blieben ihrer Viele und Andre flohen. So kam er zur Herbſtzeit zurück und ward für einen geringen Mann geachtet. Im Frühling darauf war Half, der jüngere Bruder, zwölf Winter alt und kein Mann war ſo groß oder ſo ſtark, wie er. Auch er bereitete ſich nun auf Kriegsfahrt. Er hatte ein neues und wohl ausgerüſtetes Schiff. Von den beiden Söhnen des Jarls Alf[1] in Hördaland, welche beide Stein hießen, war der ältere, achtzehnjährige, des jungen Königs Rathgeber. Niemand ſollte mitfahren, der jünger oder unerfahrener, als er ſelbſt, wäre. Im Hofe lag ein großer Stein; wer den nicht aufzuheben vermochte, durfte nicht mitfahren; auch Keiner ſollte dabei ſein, der ſich jemals fürchtete, oder bange Worte ſpräche, oder Wunden halber das Geſicht verzöge. Man ſuchte in eilf Landſchaften, bis man zwölf ausgewählte Männer fand. In Allem aber waren es dreiunddreißig, die an Bord giengen. Am erſten Abend, da ſie im Hafen anlegten, fiel ſtarker Regen. Da hieß Stein decken (tjalda, tentorium figere). Der

---

[1] Vgl. Hyndl. L. Str. 13 [12. K.]. Finn. Magnuſens Edd. III, 12.

König erwiderte: „Willſt du noch Häuſer decken, wie daheim?“ Von da an nannten ſie Jenen Innſtein (inni n. domus; aber auch inn, in intro). Den Tag darauf ruderten ſie bei ſcharfem Unwetter an einer Landſpitze vorbei. Auf dieſer ſtand ein Mann, der mitzufahren verlangte. Der König hieß ihn an der Steuerſtange ſtehen bis zum Abend. Jener ſagte, das ſei wohl geſprochen, ſo ſei er dem König nahe geſtellt. (Wortſpiel: stýri, n. clavus, gubernaculum; at stýra, gubernare, regere.) Dieſer Mann war Stein der jüngere; er ward darnach Utſtein genannt (út, foras)[1]. Sie hatten beſondere Kämpfergeſetze gemacht. Eines war, daß Keiner ein Schwert, länger als eine Elle, haben ſollte; ſo müſſe man nah auf den Mann gehn. Sie ließen ſich Saxe (kurze, breite und dicke Schwerter) machen, damit die Hiebe größer würden. Keiner von ihnen hatte minder Stärke, als zwölf mittlere Männer. Ihre Wunden durften ſie nicht eher verbinden, als zur ſelben Stunde des folgenden Tags. Niemals nahmen ſie Frauen oder Kinder gefangen mit. Sie fuhren weit umher in den Landen und hatten immer Sieg. Achtzehn Sommer war König Half auf dieſen ſiegreichen Fahrten. Ihre Sitte war, ſtets vor den Landſitzen zu liegen; auch deckten ſie nie ihre Schiffe und niemals ließen ſie vor dem Sturme die Segel herab. Sie wurden Halfs Recken genannt (Álfsrekar) und niemals hatte er mehr, als 60, auf ſeinem Schiffe.

König Half fuhr nach ſeinem Reiche vom Kriegszuge heim. Da hatten ſie einen großen Sturm auf dem Meere; ihr Schiff konnte nicht mehr ausgeſchöpft (durch Schöpfen erleichtert) werden. Da ward beſchloſſen, zu looſen, wer über Bord ſpringen ſollte. Doch deſſen bedurft' es nicht, denn Jeder drängte ſich, vor ſeinen Genoſſen über Bord zu ſpringen, und wenn ſie hinausſprangen, ſagten ſie: „Strohlos iſt's überm Schifferand“ (d. h. bodenlos; die Zimmerboden waren häufig mit Stroh beſtreut).

Als nun König Half nach Hördaland kam, zog König Asmund (ſein Stiefvater) ihm entgegen, untergab ſich ihm und ſchwur ihm den Eid; auch lud er Half und die Hälfte ſeiner Mannen zum Mahle. Am nächſten Morgen wollte Half ſich dahin aufmachen und die Hälfte ſeiner Leute bei dem Schiffe zurücklaſſen. Da widerrieth es Innſtein, vor Asmunds Truge warnend; Half aber glaubte, ſeinem Verwandten trauen zu dürfen. Ihre Wechſelreden ſind in Liedesform in die Saga aufgenommen. Daraus Folgendes:

---

[1] Vgl. Jomsvik. S., Sagabibl. III, 63 f. 70 f. Saxo Buch VII S. 184.

Innſtein:

Dir iſt worden
Gram nun Odin,
Daß du auf Asmund
Feſt vertraueſt.
Er wird uns Allen
Trug anſtiften,
Wenn du nicht weiſe
Vorſicht braucheſt.

Der König:

Dich lüſtet ſtets
Nach Worten der Angſt,
Nicht wird der König
Frieden brechen.
Gold wird uns werden,
Dazu Kleinode[1],
Rothe Ringe,
Von ſeinen Höfen.

Innſtein:

Half, mir träumte
(Rath du Solches[2]!),
Daß Feur um unſre
Männer ſpielte;
Übel war's,
Sich draus zu retten.
Kannſt du, König,
Den Traum mir deuten?

Der König:

Um die Schultern klirren
Den Schaarmeiſtern,
Den Königsmannen,
Goldne Brünnen.

[1] Ok gersimar.

[2] Hygdu at slíku! Wie im Getſpeki: hygg þú at gátu!

Das mag auf Achſeln
Der Edlingsfreunde
Licht aufleuchten,
Als bränne Feuer.

Innſtein:

Noch träumte mir
Zum zweitenmale:
Mir ſchien auf Achſeln
Feur zu brennen.
Nicht dünkt mir das
Heil zu verheißen.
Kannſt du, König,
Den Traum mir deuten?

Der König:

Wohl geb' ich Jedem
Helm und Brünne
Der kühnen Jünglinge,
Die mir folgen.
Das wird aufleuchten,
Als bränne Feuer
Den Königsmannen
Auf breiten Schultern.

Innſtein:

Das träumte mir
Zum drittenmale,
Wir ſein geſunken
In Meerestiefe.
Das mag gewaltigen
Jammer künden.
Kannſt du, König,
Den Traum mir deuten?

Der König:

Zu lange hör' ich
Auf Thorenrede.
Nichts liegt, das ſag' ich,
Unter Solchem.
Laß du Niemand
Fürder hören
Deine Träume
Von dieſem Tag an!

Innſtein:

Folgt, ihr Hroke [1],
Ihr Heerkönge,
Meinen Worten!
Folg' auch, Utſtein!
Gehn wir alle
Auf vom Strande,
Nicht gehorchend
Dem König dießmal!

Utſtein:

Den König laſſen wir
Streng gebieten
Über das Volk
Und unſre Fahrten!
Wagen wir, Bruder,
Wie ihm bedünket,
Unſer Leben
Mit kühnem Führer!

Innſtein:

Gefolgt hat der König
Auf Fahrten draußen
Meinen Räthen
So manches mal.
Nun ſeh' ich: nichts mehr,
Was ich rede,
Will er beachten,
Seit heim wir kamen.

König Half gieng nun mit der Hälfte ſeiner Mannſchaft zu König Asmunds Hofe. Sie trafen große Verſammlung und es ward ein prächtiges Mahl gehalten. In der Nacht aber legte Asmund Feuer an die Halle, wo Half und ſeine Recken ſchliefen. Zwei derſelben erwachten nach einander von Rauch und Flamme, legten ſich aber ruhig wieder hin. Auch König Half erwachte, weckte die Seinigen und hieß ſie ſich wappnen. Sie liefen nun (wie Hrolfs Kämpen) gegen die Wand und durchbrachen ſie. Draußen aber fielen ſie vor der Übermacht. Als der König gefallen war, ſang Innſtein:

---

[1] Zwei Brüder dieſes Namens, Hrokr der Weiße und Hrokr der Schwarze, Söhne des Herſen Hamund, waren in Halfs Gefolge.

Hier ſah ich alle,
Gleich an Kühnheit,
Einem folgen,
Dem Königsſohne.
Treffen wir froh uns,
Die Hingefahrnen!
Nicht iſt leichter
Leben, als Sterben.

Auch die Recken Halfs, die beim Schiffe geblieben waren, kamen zum Kampf und ein großer Theil von ihnen fiel. Bis zur Nacht währte der Streit und bevor Innſtein fiel, ſang er:

Odin wir haben
Übles zu lohnen,
Der ſolchen König
Des Siegs beraubte.

Draußen hab' ich
Achtzehn Sommer
Gefolgt dem Kühnen,
Den Speer zu färben.
Nicht will ich andern
Häuptling haben,
Streitbegiergen,
Will alt nicht werden.

Hier muß Innſtein
Zur Erde ſinken,
Muthig zum Haupte
Des Heerführers.
Das ſollen Kämpen
Sagbar machen,
Daß Half, der König,
Lachend ſtarb.

Gunnlöd, die Mutter der beiden Steine, kam in der Nacht auf die Wahlſtatt und ſuchte nach ihren Söhnen. Sie fand Innſtein todt und Utſtein ſchwer verwundet. Sie brachte dieſen heim nach ihrem Hofe und heilte ihn heimlich. Nachher zog er nach Dänemark zu ſeinem Verwandten, König Eyſtein. Hrok der Schwarze hatte viele große Wunden. Er gieng in der Nacht und kam zu einem armen Bauern, bei dem er blieb, bis ſeine Wunden verbunden waren. Nachmals kam er zum König Haki in Schoonen (á Skáney).

Von dieſen beiden geretteten Halfsrecken, Utſtein und Hrok dem Schwarzen, erzählt die Saga noch weiter.

Utſtein hielt ſich bei König Eyſtein in Dänemark auf. Der Rathgeber dieſes Königs, Ulf der Rothe, hatte acht Söhne, treffliche Kämpen und ſehr neidiſch auf Utſtein. Beim Trinkgelag kam es mit ihnen zum Zanke. Der Anlaß waren Utſteins Geſänge von Halfs Falle und der Hoffnung auf Rache an Asmund. Utſtein gieng mit allen acht zum Kampfe. Er ſang:

Ulfs Söhne fahren
Aus, zu kämpfen,
Acht Jünglinge
Gegen éin Haupt.
Stein wird nicht fliehen,
Ob ihm auch folge
Viel geringre
Schaar zum Kampfe.

Half, träumte mir,
Trieb mich, zu ſtreiten,
Verhieß, der Kühne,
Mir zu folgen.
Mir war der König
Gut im Traume,
Wo wir die Kämpfe
Halten ſollten.

Der Kampf begann und Utſtein erſchlug alle Söhne Ulfs. Dann gieng er ein vor den König und ſang:

Nun bin ich kommen,
Ulf zu ſagen,
Daß ſeine Söhne
Erſchlagen liegen.
Willſt du, Eyſtein,
Laß ihrer mehr noch
Im Kampfe prüfen
Der Speere Sohn!

Eyſtein:

Selbſt verbeut ſich's
Solchen zu prüfen.
Halfs Recken ſind
Meiſter von Allen.
Dich weiß ich der Männer
Allererſten,
Einzig tapferſten,
Der du acht aufwogſt.

Utſtein:

Alle wollt' ich
Eyſteins Mannen
Des Schwertes ſättgen
Sonder Mühe,
Wenn ſolch Werk mir
Nöthig dünkte
Oder zuvor wir
Feinde wären.

Kraft lüſtet Keinen
Mit mir zu prüfen.
Mir ward, dem Jüngling,
Alter beſtimmt.
Herz hab' ich
Hart in der Bruſt,
Wie mir's in der Jugend
Odin bildet.

Hrok der Schwarze, Hamunds Sohn, war bei König Haki in Schoonen. Hakis Tochter hieß Brynhild. Um ſie hatte der König Svend (Sveinn) der ſiegreiche geworben, König Haki aber ſie ihm verſagt. Da gelobte Svend, des Mannes Tod zu werden, der Brynhild heirathete, und ſo auch ihres Vaters. Hedinn hieß ein Jarl König Hakis und Viſill deſſen Sohn. Dieſer warb auch um Brynhild und ſie ward ihm unter dem Bedinge zugeſagt, daß er das Land gegen Svend ſchirmte. Hrok der ſchwarze hielt ſich dort unbekannt auf und war in keinem Anſehn. Er ſaß nur auf dem Gaſtſitz. Es geſchah nun eines Tags, daß die Hofleute auf die Jagd auszogen, die Frauen aber in den Nußwald. Die Königstochter Brynhild ſah da einen Mann an einer Eiche ſtehen. Sie hörte, wie er ſang:

Nun will ſagen
Hamunds Sohn,
Welchen Geſchlechts wir
Brüder waren.
Wohl war mein Vater
Viel ein beſſerer,
Kühnerer Habicht,
Als Hakis Kämpen.

Mit Keinem dürfte
Viſill ſich meſſen,
Der nur Hamunds
Heerden hütete.
Keinen ſah ich dort
Der Schweinehirten
Muthloſern,
Als Hedinns Erben.

Mir war das Leben
Viel ein beſſeres
In Halfs Gefolge,
Des herrlichen Königs.
Alle waren wir
Eines Rathes,
Fuhren mit Heerfahrt
In alle Lande.

Half ſah ich hauen
Mit beiden Händen,
Nicht hatte der König
Den Schild vor der Bruſt.
Kein Mann findet,
Fährt er auch weitum,
Höhere Herzen
Und muthvollere.

Den Tod nicht ſcheuen
Hieß er die Jünglinge,
Noch Angſtworte
Jemals ſprechen;

Keiner ſollte
Dem Kühnen folgen,
Der nicht des Königs
Schickſal theilte.

Nicht ſtöhnen ſollten,
Wenn auch im Angriff
Hart verwundet,
Des Königs Freunde,
Noch ihre Wunden
Binden laſſen
Vor gleicher Tagszeit
Des andern Tages.

Nicht Bande hieß er
Im Heere brauchen,
An keiner Ehfrau
Unbill üben,
Jegliche Jungfrau
Um Mitgift kaufen,
Mit ſchönem Golde
Nach Rath des Vaters.

Nie waren ſo viele
Männer auf Schüten,
Daß wir zur Flucht
Uns wenden mochten,
Ob wir auch mindre
Mannſchaft hatten,
So daß Eilfe
Auf Einen trafen.

Er zählt hierauf die Halsrecken, namentlich rühmend, auf und ſchließt die Reihe mit ſich:

Nimmer erſchien ich
In ſolcher Schaar
Ausgeartet
Von meinem Geſchlechte.
Mich benannten ſie
Der Männer raſcheſten,
Denn Jeder ſuchte
Den Ruhm des Andern.

Nicht lebte ſo lange
Der Landgebieter,
Als er verdient
Durch tapfre Thaten.
Zwölf Winter alt
Begann er die Heerfahrt,
Dreißig war er
Bei ſeinem Tode.

Solches lehrt mich,
Wenig zu ſchlafen
Manche Nächte
Und viel zu wachen,
Daß mein Bruder
Brennen ſollte,
Lebend, im Feuer,
Mit des Königs Recken.

Der Tag war mir
Auf dieſer Erde
Der Tage dunkelſter,
Wie Männer wiſſen u. ſ. w.

All meine Trauer
Würde leichter,
Wenn Half, den König,
Ich rächen könnte;
So, daß ich Asmund
Mit Schwertes Schärfe,
Mit blankem Eiſen
Die Bruſt zerſpaltete.

Gerächt ſoll werden
Half der Tapfre,
Weil ſie den Kühnen
Im Frieden mordeten u. ſ. w.

Da ſoll man prüfen
Und prüfen laſſen,
Wenn ich mit Svend
Zuſammentreffe,

Wer da im Kampfe
Sieger werde,
Hamunds Sohn
Oder Hakis Kämpen.

Das ſing' ich jetzt
Der ſchmucken Jungfrau,
Daß ich um Brynhild
Werben möchte,
Wüſt' ich das Eine,
Daß ſie wollte
Hrok lieben,
Hamunds Sohn.

Nimmer fand ich,
So weit ich fuhr,
Holdere Jungfrau,
Als Hakis Tochter;
Sie iſt in Allem,
Wie ich es wünſchen mag.

Hier dünk' ich mir jetzt
In Hakis Reiche
Verſtoßen zu ſein
Von allem Volke.
Allen gibt man
Drinnen Sitze
Halbmal lieber,
Als Halfs Recken.

Brynhild erzählte ihrem Vater, was ſie gehört hatte, und ſagte, daß einer von Halfs Recken hieher gekommen ſein müſſe. Als der König das erfahren, führte er Hrok zum Hochſitz und nahm ihn mit der gröſten Liebe auf. Hrok der ſchwarze erhielt nun die Königstochter Brynhild. Im nächſten Frühling zog er mit ſeinem Heere gegen Svend den ſieghaften und es kam zwiſchen ihnen zur Schlacht. Svend fiel und Hrok kam ſiegreich zu König Haki zurück. Den Sommer darauf zogen König Haki und Hrok der ſchwarze und mit ihnen König Eyſtein und Utſtein mit Heeresmacht nach Norwegen und hielten eine Schlacht gegen König Asmund, darin er umkam.

Das letzte Capitel der Saga (C. 17) berichtet noch kürzlich von Halfs Nachkommen.

Dieſe Saga von Half und ſeinen Recken hat ein höchſt einfach alterthümliches Gepräge. Sie beſteht großentheils aus Liedern[1], die Proſaerzählung iſt ſehr gedrängt, in kurzen Sätzen. Sie iſt faſt nur das Band, wodurch die Liederſtellen verknüpft werden, und ſagt zum Theil daſſelbe, was dieſe enthalten. Beſonders bildet das letzte, gröſte Lied Hroks des ſchwarzen den Kern des Ganzen. Müller nimmt an, daß ſie im 11ten Jahrhundert aus den damals im Umlauf befindlichen Liedern zuſammengeſetzt und im 13ten niedergeſchrieben worden. Den König Half ſelbſt ſetzt er in das 8te Jahrhundert (Sagabibl. II, 455 bis 457). Die Berechnung wird dadurch begünſtigt, daß dieſe Saga ſich mehrfach an andre, mehr hiſtoriſche Sagan anlehnt. Iſt hiernach Half jünger als Hrolf, ſo zeigt ſich doch in der jetzigen Abfaſſung ihrer Sagan das umgekehrte Verhältnis. Die von Hrolf iſt neuer und verwickelter. Beide Helden mit ihrem Gefolge werden gerne zuſammengenannt, wie ſie denn auch manche Ähnlichkeit darbieten. Auch von Half findet ſich ein dichteriſcher Ausdruck der Skaldenſprache: der Panzer hieß Halfs Kleider (ebend. II, 453). Während aber bei Hrolf die Königsmilde das Charakteriſtiſche ausmacht, ſo iſt es bei Half und ſeinen Recken mehr die Härte, die Kühnheit und Ausdauer, womit ſie allen Gefahren und Beſchwerden des Krieges und der Seefahrt trotzen. Auch in Halfs Saga können wir die drei epiſchen Abtheilungen unterſcheiden: die Vorgeſchichten von ſeinen Ahnen und ſeinem ältern Bruder Hjörolf, deſſen Ungeſchick einen hervorhebenden Gegenſatz zu dem tüchtigen Weſen des jüngern Bruders bildet; dann die ſiegreichen Fahrten mit den um ihn verſammelten zwölf Recken; endlich der gemeinſame Untergang durch Asmunds Verrath. Die Rache, die niemals ausbleiben darf und in manchen Sagen einen weitern Haupttheil ausmacht, folgt auch hier nicht unmittelbar, wie in der Hrolfs-Sage. Es gehen noch zwei beſondre Erzählungen von zwei übriggebliebenen Halfsrecken voran. Dieſe Erzählungen ſtehen aber in einem innern Zuſammenhang mit der Haupthandlung. Es gehört zu dem Schönſten dieſer Saga, wie der Heldenkönig in der Seele ſeiner beiden umherirrenden Recken fortlebt. Durch einen Traum von ihm findet Utſtein ſich ermuthigt und geſtärkt, den Kampf mit acht Gegnern zu beſtehen. Hrok, im Wald an der Eiche ſtehend, ſingt den ganzen Heldenlauf ſeines gefallenen Königs und die letzten furchtbaren Geſchicke, die ihm noch immer in der Nacht keinen Schlaf vergönnen. Kaum aber haben die beiden die Gunſt der Könige erworben, bei denen ſie Zuflucht gefunden, ſo führen ſie die Macht derſelben zum Rachezug und ſänftigen ſo den Schmerz, den ſie tief in der Seele getragen.

---

[1] Kann der Skalde Bragi, der C. 17 vorkommt, nach dem, was ſonſt von ihm bekannt iſt, als derjenige angeſehen werden, der dieſe Geſchichten in Lieder gebracht?

5. Fridthjof.

Friðþjófs[1] Saga ens frækna, Fornald. Sög. II, 61 ff. Nord. Fornt. Sag. II, 59 ff. Sagabibl. II, 458 ff.

Über die Landſchaft Sögni (Sygnafylki) in Norwegen herrſchte König Beli. Auf der Weſtſeite der Bucht (jetzt Sognefjord, einer der tief ins Land einſchneidenden, ſchmalen Meeresarme im ſüdlichen Norwegen, oberhalb Bergen) lag ein großer Hof, Baldurshag genannt. Hier war Friedensſtätte (griðastaðr) und ein großes Opferhaus (hof), umgeben mit einer hohen Umzäunung (skiðgarðr). Viele Götter waren dort, doch ward am meiſten Baldur verehrt. Die Stelle ward ſo heilig gehalten (af heiðnum mönnum), daß dort weder Menſchen noch Thiere beſchädigt werden durften; auch durften da nicht Männer mit Frauen zuſammenkommen. Dieſe Seite, wo König Beli waltete, hieß Syrſtrand (Syrströnd). Jenſeits der Bucht aber, dem Königsſitze gegenüber, lag der Hof Framnes, wo der Herſe Thorſtein Vikingsſon wohnte. Dieſer hatte den dritten Theil des Reichs zu verwalten und war des Königs ſtärkſter Beiſtand. Jedes dritte Jahr hielt er dem König ein koſtbares Gaſtmahl, die zwei andern Jahre hielt der König das Mahl für Thorſtein. König Beli ward ſchwach von Alter und ſtarb. Ihm folgte bald auch Thorſtein. Dieſer hatte befohlen, daß man ſeinen Grabhügel am Ufer der Bucht, dem des Königs gegenüber, aufwerfen ſolle, ſo daß ſie einander bevorſtehende Ereigniſſe zurufen könnten. Beide hatten ſterbend ihren Söhnen empfohlen, das gute Vernehmen der Väter fortzuſetzen. Der König hinterließ zwei Söhne, Helgi und Halfdan, und eine Tochter Ingibjörg. Helgi wurde frühzeitig ein großer Opferer (blótmadr), aber auf beide Brüder hielten die Leute wenig. Ingibjörg, die Schöne genannt (hin fagra), war nach dem Tode ihrer Mutter einem guten Bauer in Sogne, Namens Hilding, übergeben worden, der ſie wohl und ſorgfältig aufzog. Bei ihm ward auch Fridthjof, Thorſteins Sohn, erzogen. Dieſe beiden Pflegeſchwiſter (fostrsyzkin) übertrafen alle andern Kinder. Fridthjof, der Tapfre (hinu frækni) zugenannt, war durch Stärke und Geſchicklichkeit ausgezeichnet und Jedermann wünſchte ihm Gutes. Sein Vater Thorſtein hatte ein Schiff, das Ellidi hieß, mit hohem gebognem Kiel und eiſenbeſchlagnem Borde, für fünfzehn Ruderer auf jedem Bord eingerichtet. Fridthjof aber war ſo ſtark, daß er Ellidi im Vordertheil mit zwei Rudern von dreizehn Ellen Länge ruderte, während für jedes andre Ruder zwei Männer nöthig waren. Dieſes Schiff und ein Goldring, desgleichen keiner in Norwegen gefunden wurde, waren die gröſten Koſtbarkeiten, die Fridthjof von ſeinem Vater erbte. Er war nun angeſehener, als die Königsſöhne; dieſe hatten nur die Königsehre vor ihm voraus. Darüber faßten ſie Haß und Misgunſt gegen ihn und achteten nicht darauf, daß ihr Vater ſie ermahnt hatte, an den geprüften Freunden feſtzuhalten. Sie glaubten zu bemerken, daß ihre Schweſter Ingibjörg und Fridthjof Neigung zu einander hätten. Als ſie nun einſt auf Framnes bei einem überaus ſtattlichen Gaſtmahl waren, ſprachen Ingibjörg und Fridthjof viel zuſammen. Die Königstochter ſagte zu ihm: „Du haſt einen guten Goldring.“ „Wahr iſt das,“ antwortete Fridthjof. Darnach zogen die Brüder heim und ihre Misgunſt wuchs. Bald darnach wurde Fridthjof ſehr trübſinnig. Sein Pflegbruder Björn[1] fragte nach der Urſache. „Ich denke darauf, erwiderte Fridthjof, um Ingibjörg zu werben, und wenn gleich von geringerer Würde, als ihre Brüder, bin ich doch nicht minder mächtig.“ „Thun wir ſo!“ ſagte Björn. Fridthjof fuhr nun mit einigen

---

[1] Friðþjófr, Friedbieb; C. 10, S. 92:

þá hét ek Friðþjófr,
er ek fór med víkingum u. ſ. w.
Da hieß ich Friedbieb,
Als ich fuhr mit Vikingern.

---

[1] Vgl. Saxo B. VIII, S. 223: Biorn e vico Soghni.

Männern zu den Brüdern. Dieſe ſaßen auf dem Hügel ihres Vaters. Fridthjof brachte ſeine Werbung vor, die Könige aber antworteten: „Das iſt nicht ſehr verſtändig geworben, daß wir unſre Schweſter einem Mann ohne Würde geben ſollten; wir ſchlagen das gänzlich ab.“ Fridthjof verſetzte: „Da iſt mein Geſchäft bald abgethan, und zur Vergeltung werd' ich euch fortan niemals Hülfe leiſten, wenn ihr auch deren bedürftet.“ Sie ſagten, daß ſie ſich darum wenig bekümmerten. Fridthjof aber fuhr heim und ward wieder heiter.

Hring, ein mächtiger aber ſchon bejahrter Fylkekönig über Hringareich, gleichfalls in Norwegen, hatte gehört, daß Belis Söhne mit Fridthjof gebrochen. Da hielt er es nicht für ſchwierig, über ſie zu ſiegen, und ließ ſie auffordern, ihm Schatzung zu entrichten, oder er würde ein Heer in ihr Reich führen. Sie rüſteten ſich gegen ihn; als ſie aber fanden, daß ihre Mannſchaft nur gering war, ſandten ſie den Bauer Hilding zu ſeinem Pflegſohne Fridthjof um Hülfe. Fridthjof ſaß eben mit Björn beim Schachſpiel (at hnefatafli; hnefi, m. pugnus). Er ſchien nicht auf Hildings Rede zu achten und gab nur verſteckter Weiſe, indem er im Spiele fortfuhr, zu verſtehen, daß er den rothen Stein (Ingibjörg) angreifen und den Brüdern überlaſſen würde, ſich an den König (König Hring) zu machen. Die Königsbrüder zogen nun aus, ließen aber zuvor Ingibjörg mit acht Frauen nach Baldurshag bringen und glaubten, daß Fridthjof nicht ſo dreiſt ſein würde, ihre Schweſter dort aufzuſuchen, da Niemand dieſe Stätte zu entweihen wagte. Sobald ſie aber fort waren, zog Fridthjof ſeine Feierkleider an, legte den Goldring an ſeine Hand und ließ das Schiff Ellidi vorziehen. Björn fragte: „Wohin ſollen wir ſteuern?“ Fridthjof: „Nach Baldurshag, zur Kurzweil mit Ingibjörg.“ Björn: „Das iſt nicht räthlich, Götter gegen ſich aufzubringen.“ Fridthjof: „Darauf will ich es wagen; Ingibjörgs Huld acht' ich mehr, als Baldurs Zorn.“ Sie ruderten hierauf über die Bucht und giengen auf nach Baldurshag und in Ingibjörgs Wohngemach. Sie ſaß dort mit acht Jungfrauen und der Gäſte waren auch acht. Alles war mit Seide und koſtbarem Gewebe behängt. Ingibjörg ſtand auf und ſprach: „Warum biſt du ſo kühn, Fridthjof, ohne Erlaubnis meiner Brüder hieher zu kommen und ſo die Götter gegen dich zu erzürnen?“ „Wie dem ſei,“ antwortete Fridthjof, „deine Liebe acht' ich mehr, als der Götter Zorn.“ Ingibjörg: „Du ſollſt hier willkommen ſein und alle deine Gefährten!“ Sie ließ ihn hierauf an ihrer Seite niederſitzen und trank ihm den beſten Wein zu; ſo ſaßen ſie und vergnügten ſich. Da ſah Ingibjörg den Goldring an ſeiner Hand und fragte, ob er dieß Kleinod (gersemina) zu eigen habe. Fridthjof bejahte das und ſie lobte den Ring ſehr. „Den Ring will ich dir geben,“ ſprach Fridthjof, „wenn du gelobſt, ihn niemals wegzugeben, ſondern mir ihn zu ſenden, wenn du ihn nicht mehr haben willſt, und hiermit ſollen wir einander Treue zuſichern.“ So verlobten ſie ſich und wechſelten die Ringe. Fridthjof war oft in Baldershag bei Nacht; täglich kam er dahin und vergnügte ſich mit Ingibjörg.

Helgi und Halfdan hatten den König Hring verhöhnt, es wär' ihnen eine Schande, ſich mit einem Manne zu ſchlagen, der ſo alt ſei, daß er nicht ohne Beiſtand auf's Pferd kommen könne. Jetzt aber kam er ihnen mit ſolcher Übermacht entgegen, daß ſie ſich ihm ohne Schwertſtreich unterwerfen und ihm ihre Schweſter, Ingibjörg die Schöne, zur Gemahlin verſprechen muſten. Sie zogen hierauf mit ihrem Heere zurück und waren übel mit ihrer Fahrt zufrieden. Als Fridthjof ihre Ankunft nahe glaubte, ſprach er zur Königstochter: „Wohl und Schön habt ihr uns aufgenommen und Baldur, unſer Wirth (bondi), hat uns nicht gezürnt; aber wenn ihr wißt, daß eure Brüder heimgekommen, ſo breitet eure Leinwand über den Diſarſaal (dîs, Pl. dîsir, dea) aus! denn er iſt der höchſte im Hofe und wir können das von unſrem Hof aus ſehen.“ Hierauf fuhr Fridthjof heim; am nächſten Morgen aber gieng er zeitlich hinaus, und als er zurückkam, ſang er:

Verkünden will ich
Unſern Kämpen,
Daß es aus iſt
Mit Freudenfahrten;
Nicht ſollen die Männer
Zu Schiffe gehn,
Nun ſind die Linnen
Zur Bleiche kommen.

Als König Helgi erfahren, was vorgegangen war, ſprach er: „Wunderſam wär' es, wenn Baldur jeden Hohn von Fridthjof dulden ſollte; er ſoll uns Vergleich bieten oder aus dem Lande gewieſen werden.“

Da ſie ihn nicht anzugreifen wagten und zur Mitgift ihrer Schweſter Mittel nöthig hatten, ſo verlangten ſie von Fridthjof zum Vergleich, daß er von den Orkneyen (den orkadiſchen Inſeln) die Schatzung einfordre, die ihnen ſeit ihres Vaters Tode nicht bezahlt worden ſei. Fridthjof gieng den Vergleich ein, aus Achtung für die hingegangenen Väter, doch unter dem Beding, daß all ſein Eigenthum indeſs in Frieden gelaſſen werde. Dieß wurde mit Eiden angelobt. Er bereitete ſich nun zur Fahrt und wählte ſich tapfre Männer zu ſeinem Geleite. Es waren ihrer achtzehn, die an Bord des Schiffes Ellidi giengen. Als ſie aber abgefahren waren, ließ König Helgi den Hof Framnes verbrennen und berief zwei Zauberweiber, Heidi und Hamglöm, die einen ſolchen Sturm über Fridthjof und ſeine Gefährten ſenden ſollten, daß ſie alle im Meer umkämen. Die Weiber beſtiegen den Zauberſtuhl (hjall) mit ihren Zaubern und Beſchwörungen.

Fridthjof war ſchon außerhalb der Bucht von Sogni, als ſich ſcharfes Wetter und großer Sturm erhob, die See gieng ſehr hoch und das Schiff ſchoß gewaltig fort. Da ſang Fridthjof:

Schwimmen ließ ich von Sogni
Das dunkle Wellenroſs;
Die Braut ſaß ſorgvoll
Mitten in Baldurshag.
Hoch auf ſchäumet das Meer,
Heil doch ſei den Bräuten,
Die uns Liebes gönnen,
Ob auch Ellidi ſinke!

Björn ſagte: „Gut wär's, wenn du jetzt auf Andres dächteſt, als von den Mädchen in Baldurshag zu ſingen." Als ein neuer Stoß kam, ſang Fridthjof:

Das war vormals
Auf Framnes,
Daß ich hinruderte
Zu Ingibjörg.
Jetzt ſoll ich ſegeln
Im kalten Sturme
Und vorwärts laſſen
Das Langthier laufen.

Als nachher das Schneegeſtöber ſo ſtark wurde, daß man nicht von einem Ende des Schiffes zum andern ſehen konnte und die See über Bord ſchlug, ſang Fridthjof:

Helgi läßt die Wogen,
Die ſchaumgemähnten, wachſen.
Nicht iſts, wie da wir küſsten
Die Braut in Baldurshag.
Ungleich ſind mir günſtig
Ingibjörg und der König.
Lieber wollt' ich der Lichten
Glück der Liebe danken.

„Das mag ſein," ſagte Björn, „daß ſie dir Beßres gönnt, als dir jetzt zu Theil wird." Nun ſchlugen große Wogen über ſie und ſie muſten alle im Schöpfraum ſtehen. Fridthjof ſang:

Stark trinkt mir zu die Woge;
Wohl ſeufzt Sie, wenn ich ſinke
Am Schwänemeer, im Oſten,
Wo Lein lag auf der Bleiche.

„Glaubſt du," ſagte Björn, „daß die Mädchen in Sogni viele Thränen um dich werden fallen laſſen?" „Das denk' ich gewiſs," antwortete Fridthjof. Auf's Neue wuchs das Unwetter an, ſo daß die Meereswogen, die gegen das Schiff anrauſchten, mehr Gebirgen, als Wellen, ähnlich ſchienen. Da ſang Fridthjof:

Ich ſaß auf Polſtern
In Baldurshag,
Sang, was ich wuſte,
Der Königstochter.
Nun ſoll ich ſicher
Rans Bett betreten,
Ein Andrer aber
Ingibjörgs.

Da kam eine große Woge und warf vier Männer über Bord, die alle in den Abgrund ſanken. „Nun iſt zu erwarten," ſprach Fridthjof, „daß Einige unſrer Männer zu Ran fahren werden; und wir werden nicht als rechte Abgeſandte erſcheinen, wenn wir dahin kommen, wir bereiten uns denn raſch; mir ſcheint räthlich, daß jeder Mann etwas Gold bei ſich habe." Da zerhieb er den Ring von Ingibjörg (hringinn Ingibjargar-naut), vertheilte die Stücke unter ſeine Gefährten und ſang:

Der Ring ſei zerhauen,
Den Halfdans reicher Vater,
Den goldrothen, hatte,
Bevor uns Ägir aufnimmt!
Gold ſoll man ſehn an Gäſten,
Wenn wir Herberge ſuchen
In Rans Sälen mitten;
So ziemt es ſchmucken Recken.

Mitten durch die Dunkelheit des Sturmwetters ſah Fridthjof, daß ſich ein großer Wallfiſch rings um das Schiff gelegt hatte, auf deſſen Rücken zwei Zauberweiber ſaßen. Er vermuthete ſogleich, daß ihnen König Helgi durch dieſe Weiber den Sturm angerichtet habe und daß ſie jetzt einem Lande nahe gekommen ſein müſſen, durch den Wallfiſch aber an der Landung verhindert werden ſollen. Björn trat hierauf an's Steuer, Fridthjof aber ergriff eine Gabelſtange (fork), ſprang auf das Vordertheil und ſang dem Schiffe Ellidi zu, denn dieſes hatte die Eigenſchaft, daß es Menſchenrede verſtand:

Heil dir, Ellidi!
Lauf du auf Wogen!
Den Zauberinnen
Brich Zähn' und Stirne,
Kinnbacken und Kiefer
Dem böſen Weibe!
Brich beide Füße
Dieſer Hexe!

Darauf ſchoß er die Gabel nach der einen Hamläuferin (hamhleypunni, Läuferin in fremder Geſtalt), aber Ellidis Spitze traf den Rücken der andern, und ſo ward Beiden der Rücken gebrochen; der Wallfiſch tauchte unter und ward nicht mehr geſehen. Da begann das Wetter ſich zu ſänftigen, das Schiff aber war nah' am Sinken. Fridthjof rief ſeine Männer auf und hieß ſie ſchöpfen. Björn ſagte: „Das iſt vergebliche Arbeit.“ Fridthjof aber ſang:

Nicht dürft ihr, Freunde,
Den Tod fürchten.

Zeigt euch freudig,
Raſche Recken!
Das ja wiſſen
Meine Träume:
Noch ſoll mir werden
Ingibjörg.

Da ſchöpften ſie das Schiff und waren nun dem Lande nahe gekommen. Doch abermals warf ſich Unwetter ihnen entgegen. Fridthjof ergriff noch zwei Ruder am Vordertheil des Schiffes und ruderte auf's Stärkſte. Da klärte ſich's auf und ſie ſahen, daß ſie vor Effiaſund angekommen waren, wo ſie nun landeten. Das Schiffsvolk war ſehr ermattet. Fridthjof aber war noch ſo rüſtig, daß er acht Männer ans Ufer trug, Björn trug zwei und Asmund einen. Da ſang Fridthjof:

Ich trug auf
Zur Feuerſtätte
Müde Männer,
Vom Schneeſturm matte.
Nun hab' ich das Segel
Auf Sand geſetzt.
Schwer iſt's, zu ringen
Mit Meeresſtärke.

Der Jarl Angantyr auf Effin, wo Fridthjof an's Land gieng, hatte die Gewohnheit, daß er, wenn er trank, einen Mann vor das Fenſter ſeiner Trinkſtube ſitzen ließ, der gegen den Wind ausſchauen und Wache halten muſte. Dieſer Wächter trank aus einem Thierhorn, und wenn es leer war, bot er's zum Fenſter herein und es ward ihm ein andres gefüllt. Hallvard hieß der Mann, der Wache hielt, als Fridthjof landete. Er ſah dieſen heranfahren und ſang:

Männer ſeh' ich ſchöpfen,
Im ſtarken Sturme,
Sechs auf Ellidi,
Und ſieben rudern.
Wohl gleicht der Kühne
Am Vorderkiele
Fridthjof dem tapfern,
Die Ruder zwingt er.

Und als nun Hallvard ſein Horn ausgetrunken, warf er es zum Fenſter herein und ſagte der Schenkin, die zu trinken brachte:

Nimm du vom Eſtrich,
Schönwandelnde Schenkin,
Hallvards Trinkhorn,
Das umgeſtürzte!
Sturmmüde Männer
Seh' ich im Meere,
Hülfsbedürftig
Zum Hafen ſtrebend.

Der Jarl hieß Hallvard hinausgehn und die Fremden gaſtlich empfangen, wenn es Fridthjof, ſeines Freundes Thorſtein Sohn, ſei. Da ſprach ein Mann, Namens Atli, ein großer Viking: „Nun ſollen wir erproben, was geſagt iſt, daß Fridthjof das Gelübde gethan, Keinen zuerſt um Frieden zu bitten“. Es waren ihrer zehn, lauter böſe und habgierige Männer, die auch oft Berſerkergang giengen. Als dieſe auf Fridthjof trafen, ſagte Atli: „Wende dich nun gegen uns, Fridthjof! Adler[1], die auf uns ſtoßen, ſollen ſich mit uns krallen; jetzt kannſt du dein Wort erfüllen und nicht um Frieden reden.“ Fridthjof wandte ſich gegen ihn und ſang:

Nimmer ſollt ihr
Gebeugt uns ſehen
Oder angſtvoll,
Ihr Inſelbärte![2]
Eh' ich um Frieden
Bitte, ſchreit' ich
Allein zum Kampfe
Mit euch zehen.

Da kam Hallvard hinzu und ſagte: „Das will der Jarl, daß ihr alle willkommen ſeid und Niemand Streit an euch ſuchen ſoll.“ Der Jarl nahm Fridthjof und ſeine Gefährten wohl auf, ſie blieben bei ihm den Winter über und waren ſehr von ihm geehrt. „Ich weiß,“ ſagte Angantyr zu Fridthjof, daß du hieher geſandt biſt, um Schatzung zu holen, und darauf kann ich dir gleich die Antwort geben, daß König Helgi keine Schatzung von mir erhalten wird; aber du ſollſt von mir zur Gabe ſo viel empfangen, als du wünſcheſt, und magſt du das Schatzung heißen, wenn du willſt, oder anders, wenn dir's lieber iſt!“ Fridthjof nahm es an und im Frühling fuhr er ab von den Orkneyen, nach herzlichem Abſchied von Angantyr. Hallvard fuhr mit ihm.

---

[1] [Fornald. S. 2, 82:] Þvi öndverdir skulu ernir klóast med okkr; ſo Hialto, bei Saxo B. II, S. 46:

. . . Certamina prima
Fronte gerunt aquilæ et rapidis se rictibus urgent
Anteriore loco: species vos alitis æquet u. ſ. w.

vgl. B. V, S. 105: Anterius alites certant. Müller, Sagnhiſt. 57, Note.

[2] Eyarskeggjar.

Indeſs hatte ſich daheim in Norwegen mancherlei begeben. Framnes war abgebrannt. Die Schweſtern, die den Sturm erregt, waren beide mitten in der Beſchwörung vom Zauberſtuhle geſtürzt und hatten beide den Rücken gebrochen. Im Herbſt kam König Hring nach Sogn, um Hochzeit zu halten. Es ward ein Gaſtmahl angeſtellt, bei dem er Vermählung mit Ingibjörg trank. „Woher haſt du dieſen koſtbaren Ring,“ ſprach er zu ihr, „den du an deiner Hand trägſt?“ Sie ſagte, ihrem Vater hab' er gehört. „Der iſt von Fridthjof (Friðþjófs nautr),“ verſetzte König Hring; „nimm ihn alsbald von der Hand! denn nicht ſoll dir's an Gold fehlen, wenn du nach Alfheim kommſt.“ Da gab ſie den Ring Helgis Frau und bat ſie, ihn Fridthjof zu geben, wenn dieſer zurückkäme. König Hring zog nun heim mit ſeiner Frau und war ihr mit großer Liebe zugethan.

Als Fridthjof nach Framnes zurückkam, ſprach er: „Dieß Haus iſt ſchwarz geworden und hier haben nicht Freunde gewaltet“. Weiter ſang er:

Vormals tranken wir
Auf Framnes,
Rüſtige Jünglinge,
Mit meinem Vater.
Verbrannt nun ſeh' ich
All die Wohnung;
Königen hab' ich
Übles zu lohnen.

Fridthjof erklärte nun, daß er zuerſt die Schatzung abliefern wolle. Sie ruderten über die Bucht nach Syrſtrand. Hier erfuhren ſie, daß die Könige in Baldurshag beim Opfer (at dísablóti) ſeien. Dahin giengen nun Fridthjof und Björn, die Andern aber hießen ſie indeſs alle Schiffe, die in der Nähe waren, zerhauen. Fridthjof trat allein in die Thüren von Baldurshag; Björn muſte außen Wache halten. Im Diſarſaale fand Fridthjof nur wenige Leute; die Könige waren dort beim Opfer und ſaßen beim Trinken. Feuer brannte auf dem Eſtrich, dabei ſaßen ihre Frauen und wärmten die Götter, einige ſalbten ſie und trockneten ſie mit einem Tuche. Fridthjof trat vor König Helgi und ſprach: „Willſt du jetzt die Schatzung empfangen?“ Damit ſchwang er den Beutel, worin das Silber war, Helgin auf die Naſe, ſo daß ihm zwei Zähne ausfuhren und er auf dem Hochſitz in Unmacht ſank. Halſdan ergriff ihn, ſo daß er nicht ins Feuer fiel. Fridthjof ſang:

Nimm du die Schatzung,
Volksgebieter,
Mit den Vorderzähnen,
Wenn's dir genug iſt!
Silber findſt du
Im Grunde des Beutels,
Das Björn und ich
Dir eingetrieben.

Wenige Leute waren im Saale, denn die Meiſten tranken an einer andern Stätte. Als nun Fridthjof hinausgehen wollte, ſah er den koſtbaren Ring an der Hand von Helgis Frau, die eben Baldurn am Feuer wärmte. Fridthjof griff nach dem Ringe, dieſer aber war feſt an der Hand und ſo zog er ſie das Eſtrich entlang nach der Thür. Darüber fiel Baldur ins Feuer. Halſdans Frau griff eilig nach Jener, da fiel auch der Gott, den ſie gewärmt hatte, ins Feuer. Die Lohe ſchlug nun in beide Götter, die zum voraus geſalbt waren, und von da auf in das Dach, ſo daß das Haus in Flammen ſtand. Fridthjof aber erhielt den Ring, eh' er hinausgieng. Dann kehrte er mit Björn zur Bucht zurück. Helgi, nachdem er ſich erholt, und Halſdan eilten mit ihrem Gefolge nach. Fridthjof und die Seinigen waren aber ſchon an Bord und ließen ihr Schiff wiegen. Die Schiffe Helgis fand man zerhauen. Dieſer ward ganz raſend; er ſpannte ſeinen Bogen, legte einen Pfeil auf die Sehne und wollte nach Fridthjof mit ſolcher Kraft ſchießen, daß beide Bogenenden zuſammenbrachen. Als Fridthjof dieſes ſah, ergriff er zwei Ruder auf Ellide und zog ſie ſo ſtark an, daß beide in Stücke giengen. Dazu ſang er:

Ich küßte die junge
Ingibjörg,
Belis Tochter,
In Baldurshag.
So ſollen Ruder
Auf Ellidi
Beide brechen,
Wie Helgis Bogen!

Der Wind ſtrich vom Lande, ſie ſpannten die Segel und fuhren raſch von dannen. Fridthjof beſchloß nun, nicht mehr in Norwegen zu bleiben, ſondern auf Vikingsfahrt auszuziehen. Nach ſeiner Abfahrt hielten die Könige Thing, erklärten ihn landesverwieſen und zogen all ſein Eigenthum an ſich. Halfdan nahm ſeinen Sitz auf Framnes, wo er wieder einen Hof aufbaute. Auch Baldurshag ſtellten ſie wieder her. Das war Helgin das Schlimmſte, daß die Götter verbrannt waren.

Fridthjof erwarb ſich auf ſeinen Fahrten Reichthum und Ruhm. Er vertilgte Übelthäter und grauſame Vikinger, aber Bauern und Kaufleute ließ er in Frieden. Nach drei Jahren legte er gegen den Winter oſtwärts in einer Bucht an und ſagte ſeinen Kriegsleuten, daß er hier ans Land gehen und den König Hring und Ingibjörg beſuchen wolle, um ihre Liebe mit anzuſehen; am Anfang des Sommers ſollen ſie ihn hier wieder abholen; auf den erſten Sommertag werd' er eintreffen. Als ein alter Salzbrenner [1] verkleidet und verlarvt gieng er allein an Hrings Hof. Der König fand Gefallen an ihm und behielt ihn den Winter über, bemerkte jedoch, daß er für den Ring, den er an der Hand trage, lange Salz gebrannt haben müſſe. Die Königin ſprach wenig mit ihm. Einſt als der König und Ingibjörg über einen zugefrorenen See fuhren, brach das Eis unter ihnen; Fridthjof aber lief hinzu und riß den Wagen mit den Pferden heraus. Als der Frühling kam und der Wald ergrünte, zog der König eines Tags mit ſeinen Hofleuten aus, um ſich am ſchönen Ausſehen des Landes zu vergnügen. Er kam mit Fridthjof im Walde fern ab von andern Menſchen. Hier wollte er ſich ein wenig ſchlafen legen. Fridthjof rieth ihm, lieber

[1] Vgl. Saxo B. VI, S. 149, 1.

nach Hauſe zu kehren. Der König aber legte ſich nieder und ſchlief feſt ein. Fridthjof ſaß neben ihm, zog ſein Schwert aus der Scheide und warf es weit von ſich. Bald darauf erhob ſich der König und ſprach: „War das nicht ſo, Fridthjof, daß dir Manches in den Sinn kam, dem du doch wohl widerſtandeſt? du ſollſt darum bei uns hoch angeſehen ſein. Ich erkannte dich am erſten Abend, da du in die Halle tratſt, und nicht ſobald ſollſt du von uns ſcheiden. Etwas Großes mag dir bevorſtehn.“ Als nun Fridthjof fortreiſen wollte, gab es König Hring nicht zu: er fühle ſein Ende nahe; Fridthjof ſoll nach ſeinem Tode Ingibjörg haben und, bis ſeine Söhne erwachſen wären, das Reich verwalten. So geſchah es auch. Helgi und Halfdan führten ein Heer gegen Fridthjof, aber Jener ward getödtet und Dieſer muſte ſich unterwerfen. Nachdem Fridthjof den Söhnen Hrings das Reich ihres Vaters übergeben, war er ſelbſt Fylkekönig [1] über Sogni und Halfdan war ſein ſchatzpflichtiger Herſe.

Dieſe Saga, deren jetzige Abfaſſung Müller (Sagabibl. II, 461) dem Stile nach in das Ende des 13ten oder den Anfang des 14ten Jahrhunderts ſetzt, hat einen von den bisher abgehandelten verſchiedenen Charakter. Sie iſt idyllenhaft in der Darſtellung des einfachen, häuslichen Lebens an den Höfen der nordiſchen Fylkekönige, Herſen, Jarle; ſie iſt romanartig in der ſtätigen Durchführung der Liebesgeſchichte zwiſchen Fridthjof und Ingibjörg. Das Mythiſche dagegen greift viel weniger bedeutſam ein, als in den bisherigen Sagen. Zwar iſt uns ein Blick eröffnet in Ägirs und Rans tiefe Säle, wohin die Helden nur goldgeſchmückt eingehen wollen. Dieſe Weſen treten aber nicht ſelbſt in die Handlung ein, wie etwa im Mühlenliede die Wellen, ſonſt auch Ägirs oder Rans Töchter genannt, als rieſenhafte Mühlmägde hervortreten. Ferner iſt zwar dieſer Saga die beſondre Verehrung Baldurs eigenthümlich, aber auch dieſer greift nicht, wie bisher ſein Vater Odin, lebendig in das Ganze; nur ſein todtes Bild wird geſalbt und gewärmt und geht zuletzt im Feuer auf. Dieſer Mangel an mythiſcher Belebung wird auch nicht durch die Wärme der Empfindung im Liebesverhältniſſe Fridthjofs und Ingibjörgs vergütet. Es herrſcht hierin, nach unſrer Gefühlsweiſe, einige Trockenheit. In der ſtarken Natur der altnordiſchen Poeſie liegt es, daß ſie der Empfindung nur in großartigen und gewaltſamen Verhältniſſen Luft geben kann. Der Treuebund Hrolfs und Halfs mit ihren Kämpen, wie er ſich im letzten, gemeinſamen Kampf und über dieſen hinaus bewährt, bietet weit mehr kräftig Rührendes dar, als Fridthjofs und Ingibjörgs unglückliche Liebe. Das eigenthümlichſt Schöne der Fridthjofsſaga beruht vielmehr in der unerſchütterlichen Freudigkeit des Helden. Als den Kern des Ganzen betrachte ich die trefflich durchgeführte Sturmſcene (C. 6). Sie iſt am reichſten mit Liederſtrophen ausgeſtattet, worauf auch dieſe Saga hauptſächlich ſich zu gründen ſcheint (Sagabibl. II, 461). Das Liebesleben in Baldurshag war mit wenig Klang und Farbe dargeſtellt, vielleicht war auch davon urſprünglich wenig Andres erzählt, als was Fridthjof auf dem Meere ſingt. Erſt im Gebraus der einſtürzenden Wogen wird die Empfindung wach und das echt nordiſche Liebeslied iſt ein Geſang im Sturme.

---

[1] In Norwegen gab es eine große Anzahl unabhängiger Gebieter von beſchränkter Macht, Fylkekönige genannt, fylki, n. provincia, tractus terræ, bis in der 2ten Hälfte des 9ten Jahrhunderts Harald Schönhaar ſich nach und nach alle übrige Stämme unterwarf und Gründer eines norwegiſchen Reiches wurde, das auf einem Lehensverhältnis beruhte. Rühs, Handb. d. Geſch. d. Mittelalters 768 f.

Den mythiſchen Gehalt der Fridthjofsſaga ſtellt Mone weit höher, als mir es möglich iſt. Vgl. I, 298 bis 290.*** (Beli heißt in der Völuſpa ein Rieſe, den Freyr tödtet, der alſo mit Baldur nicht einerlei ſein kann. Alfheim, worauf Mone mythiſche Bedeutung legt, hieß auch eine Gegend des alten Norwegens zwiſchen den Strömen Gotelv und Romelv. Lex. myth. 8a. Sögubr. C. 6; vgl. C. 10.) Das Ergebnis dieſer ganzen Ausführung Mones, daß die Fridthjofsſaga eine Glaubensfehde zwiſchen Licht- und Waſſerdienern enthalte, fällt zuſammen, wenn man erwägt, daß Fridthjof keineswegs als ein beſondrer Verehrer der Meeresgötter Ägir und Ran erſcheint. Er hat mit den ungeſtümen Meeresgewalten lediglich zu kämpfen. Björn ſagt einmal im Verſe (C. 7, S. 83), wie ſie achtzehn Tage lang am Schiff ausſchöpfen muſten, als Rans Kinder (die Wellen) den Meertreter (das Schiff) ermüdeten. Ägir und Ran, allerdings vom Jotengeſchlechte, ſtellen auch eben darum, wie bei der Götterſage gezeigt worden, die wilde Natur des Elementes dar. Um günſtige Schifffahrt wird Njörd, der Vane, angerufen. Die Sage bietet überhaupt kein inneres Verhältnis, keinen irgend eingreifenden Gegenſatz zwiſchen Baldur und den Meeresgöttern dar; Erſterer hätte den Letztern dafür nur verbunden ſein können, daß ſie dem Zerſtörer ſeines Heiligthums ſo viel Drangſal anthun. Auch der ſchöne, nachbarliche Freundesverkehr zwiſchen den Vätern, die ſich gegenſeitig zum Mahle laden und noch von den Grabhügeln aus über den Sund ſich beſprechen wollen, zeugt von keinem Glaubensſtreite. Bei dieſer Beſchaffenheit der mythologiſchen Hypotheſe in ihren Grundlagen wird es keiner nähern Erörterung der einzelnen Umſtände bedürfen.

Für unwahrſcheinlich halte ich zwar keineswegs, daß Baldur in dieſer Sage urſprünglich mehr innere Bedeutung gehabt, jedoch keine elementariſche, ſondern eine ethiſche. Wir haben in Baldur, dem ſchönſten, lichteſten der Aſen, den Gott der ſittlichen Güte und Reinheit kennen gelernt; ſeine Gattin Nanna iſt nach Mones eigener Erklärung (I, 430) die jungfräuliche Unſchuld; in Baldurs himmliſcher Wohnung Breidablik (late fulgens), dem glänzendſten der Götterſäle, kann nichts Unreines beſtehen, und ſo iſt auch das irdiſche Baldurshag der Saga vor aller Gewaltthat und Unreinheit gefreit. Aber dieſe ſagenhafte Freiſtätte ſelbſt könnte urſprünglich bloß mythiſche Symbolik geweſen, oder, wenn auch im Norden wirklich einſt ein ſolches Heiligthum beſtand, dieſes nur als die äußere Darſtellung einer Idee, eines ſittlichen Baldurstempels zu betrachten ſein. Eine ſolche ideale Deutung wird ſelbſt durch den Wortſinn einiger erheblicherer Namen begünſtigt. Baldurshagi (hagi m. pascuum, Lex. isl. I, 319, septum; vgl. Grimm, Gramm. II, 457) iſt das Gehege der reinen Sitte, wie auch das Heiligthum der Saga mit einem hohen Zaune (skidgardr) umhegt iſt. In dieſe ſchützende Freiſtätte iſt die Jungfrau gebracht, deren Name Ingibjörg wenigſtens nach ſeiner zweiten, deutlichen Silbe (björg, f. tegmen, refugium, Gramm. II, 486) wohl hieher paßt; iſt aber in der erſten, zweifelhaftern Silbe ein urſprüngliches y (ü) mit einem ſtärkern i verwechſelt, eine Verwechslung, die überhaupt in der isländiſchen Ausſprache herkömmlich iſt (Gramm. I, 284, mit Bezug auf Raſk), ſo dürfte ſich als Sinn des ganzen Worts ergeben: Jugendſchutz, geborgene Jugend (ýngi, n. juventus, obsol. nisi in compositis, hier ýngis-? Biörn II, 489; ýngia, juvenescere, Lex. myth. S. 606 b, ýngi, m. juvenis; ynga, f. virgo). Fridthjof endlich, der Frieddieb, wäre Derjenige, der die Friedensſtätte (dort war gridastadr, grid, n. pax, securitas, fridr, m. pax), das Heiligthum der Unſchuld und Sitte, beſtiehlt. Allein, ſo wie die isländiſche Saga jetzt beſchaffen iſt, weiſt auch ihr älteſter Beſtandtheil, die Liederſtrophen, nirgends beſtimmter auf ein lebendiges Eingreifen des Mythus von Baldur hin.

Manche der bisher erörterten Mythen und Sagen ſind von andern, beſonders däniſchen Dichtern, Öhlenſchläger u. A., poetiſch bearbeitet worden. Beſonders aber hat neuerlich die ſchwediſche Bearbeitung der Fridthjofsſaga durch Eſ. Tegnér verdienten Beifall gefunden und durch dreifache Überſetzung ins Deutſche[1] auch unter uns große Verbreitung erlangt. Wenn nun gleich ſelbſtändige poetiſche Behandlungen der alten Sage nicht in den Kreis unſrer Aufgabe fallen, ſondern der Geſchichte der neuern Poeſie angehören, ſo ſoll ihnen doch da, wo ſie etwas zur Erläuterung unſres Gegenſtandes beitragen können, nicht abſichtlich aus dem Wege gegangen werden. Tegnér hat in der alten Saga offenbar dasſelbe vermiſst, was auch wir auszuſtellen fanden, indem wir einestheils den Mangel an Wärme der Empfindung und des Colorits in der Darſtellung von Fridthjofs und Ingibjörgs Liebe und anderntheils den Abgang der mythiſchen Belebung bemerklich machten. Erſteres jedoch bezeichneten wir mehr nur als einen Mangel nach der Gefühlsweiſe unſerer Zeit. Eben darum aber muſte der neuere Dichter, wenn er auch im Ganzen dem Gange der Saga ziemlich getreu folgt, hier ſeinen Stoff mit erhöhter Empfindung durchdringen und demgemäß auch mit reicherem Farbenglanze ſchmücken. Die mythiſche Begeiſtigung durfte zwar nur mittelſt einer Idee herbeigeführt werden, welcher eine allgemeinere, auch für unſere Zeit gültige Wahrheit und Bedeutung zukommt; hiebei kam aber allerdings zu Statten, daß der Mythus von Baldur gerade derjenige iſt, der vor allen andern Theilen der nordiſchen Mythologie der chriſtlichen Anſicht am meiſten zuſagt. Auf dieſe beiden Punkte hat ſich nun auch weſentlich Tegnérs poetiſche Thätigkeit gerichtet. In Beziehung auf den erſtern Punkt, die Steigerung des Gefühls, ſcheint mir die Löſung der Aufgabe minder vollkommen gelungen, nicht ſowohl darum, weil der Held zuweilen doch allzu ſentimental wird (z. B. im 4ten Geſ. Überſ. von Amal. v. Helwig S. 34:

---

[1] [A. v. Helwig 1826, 1844, 1853, Mohnike 1826, 1842, 1854, 1862, Schley 1826, Mayerhoff 1835, Janſen 1841, Minding 1842, 1846, Berger 1843, 1854, 1859, 1866, Wollheim 1845, Heinemann 1846, 1862, Hartmann 1846, v. Leinburg 1855, 1865, A. Niendorf 1856, Lobedanz 1862, Simrock 1863, Viehoff 1865, L. Freytag 1867. Kurz.]

Grün ſteiget die Erd' aus der Hülle von Schnee,
Und die Drachen ſchwimmen auf blauer See,
Der junge Degen
Schaut träumend zum Mond nur, auf Waldes Wegen.

oder im 7ten Geſ. S. 50:

So lang die Sonn' in warmer Feier
Mit Purpurglanz das Thal erfüllt,
Wie roſig der Geliebten Schleier
Des Buſens Blumenwelt umhüllt,
So lang irr' einſam ich am Strande,
Von reger Sehnſucht Pein verzehrt,
Und ſchreibe ſeufzend dort im Sande
Den theuern Namen mit dem Schwert,

ſondern hauptſächlich darin ſcheint mir ein Mißſtand zu liegen, daß Tegnér neben dieſer modernen Gefühlsweiſe doch auch von der altnordiſchen Heldenkraft nichts aufopfern wollte und ſogar hierin noch Einiges, was die Saga nicht enthielt, beifügte. Im 16ten Geſ. (S. 144) droht Björn, dem König Hring, wenn Fridthjof nicht wieder von deſſen Hofe zurückkomme, den Blutadler zu ſchneiden, eine barbariſche Sitte, dem lebenden Gefangenen den Rücken in der Form von Adlerflügeln aufzuſchneiden, die wohl ſonſt in nordiſchen Sagen vorkommt, aber nicht in der Fridthjofsſaga. Dann, im 17ten Geſ. vom Gelag an König Hrings Hofe (S. 149):

Und tüchtigen Julrauſch nahm ſich
Ein Jeder mit vom Schmaus;

wovon gleichfalls die Saga nichts enthält. Der 15te Geſang, Vikinger Recht, ſo manches Schöne auch er enthält, zeigt doch vielleicht am deutlichſten die ungleichartige Zuſammenſetzung. Vgl. S. 136 bis 140.***

Ein großer Theil der Vikingerſatzungen, welche den vordern Theil dieſes Geſangs ausmachen, ſind der Fridthjofsſaga fremd, vielmehr der Saga von Half und ſeinen Recken entnommen und tragen ganz den kräftigen Charakter dieſer Saga. Daran reiht ſich dann aber in der zweiten Hälfte ein ſchwärmeriſcher Liebestraum, wie ihn Halfs Recken niemals träumten, denen nur ihr gefallener Heldenkönig kampfmahnend im Traume erſchien. Die Zuſammenſtellungen des Nordens und

Südens, in der maleriſchen Poeſie der Neuern ſo beliebt, ſind überhaupt der innern Haltung und dem gleichmäßigen Charakter der Dichtungen, dem Arbeiten aus einem Stücke, nicht ſehr günſtig.

Die Idee, wodurch Tegnér das, was wir die mythiſche Belebung nannten, zu erſetzen ſucht, iſt hauptſächlich im Schlußgeſang, in folgenden Worten des Prieſters an Fridthjof, in dem von ihm zur Sühnung ſeiner That neu aufgebauten Baldurstempel, ſchön ausgeſprochen. S. 185 f.: Ein jedes Herz hat ſeinen Baldur u. ſ. w.*** Dann noch die Anknüpfung an das Chriſtliche S. 188 f.: Was war die Meinung u. ſ. w. *** Auch von dieſer idealen Hebung des Ganzen ſtechen die vorangeführten Züge nordiſchen Ungeſtüms und ſinnlicher Kraftäußerung zu merklich ab.

Dieſe Bemerkungen ſollten dazu dienen, die bedeutenden Schwierigkeiten der poetiſchen Erneuerung der alten Sagenwelt zu veranſchaulichen, keineswegs aber die dichteriſchen Schönheiten des tegneriſchen Werkes zu verkümmern.

Mit der Fridthjofsſaga ſteht in Verbindung die Saga Þorsteins Víkingssonar (Fornald. Sög. II, 381 f., Fortids S. II, 310 ff.). Dieſelbe handelt vom Vater und Großvater Fridthjofs und wäre darum vor der Saga von ihm anzuführen geweſen, wenn ſie überhaupt als eine echt alterthümliche und nicht vielmehr als ein erſt im 14ten Jahrhundert zur Fridthjofsſaga gedichtetes Seitenſtück zu betrachten wäre (Sagabibl. II, 594 f.), weshalb wir uns auch nicht bei ihr verweilen. Der Fall iſt nicht ſelten in der Sagengeſchichte, daß die Väter der Helden eigentlich ihre Söhne, d. h. die Erzählungen von den Vätern neuer, als die von den Söhnen, und erſt durch dieſe veranlaßt ſind.

6.

Im genealogiſchen Verhältnis der Abſtammung ſtehen folgende vier norwegiſche Sagenhelden: Ketil Häng, Grim Lodinkinn, Örvarodd und An, der Bogenſpanner. Von jedem derſelben iſt eine isländiſche Saga vorhanden: Saga Ketils Hængs, Saga Grims Loðinkinna, Örvar-Odds Saga, Áns Saga Bogsveigis [1], ſämmtlich im 2ten Band der rafniſchen Fornaldar Sögur und demſelben der däniſchen Überſetzung. Sagabibl. II, 525 ff.

---

[1] At sveigia, flectere, curvare.

Da jedoch in dieſen ſämmtlichen Sagan nicht ſowohl organiſche Sagenbildungen, als willkührlich zuſammengereihte Abenteuer enthalten ſind, wenn auch neben den neuern Erdichtungen manches Altſagenhafte hervortritt und die nordiſche Farbe im Ganzen vorhanden iſt, ſo mag es, bei der Menge des noch zu verarbeitenden Stoffes, genügen, dieſelben litterariſch angegeben zu haben.

Nur eine Situation, die uns noch in andern Sagenkreiſen mehrfach begegnen wird, der Kampf des Vaters mit dem Sohne, ohne daß Einer den Andern kennt, hebe ich aus der letzten derſelben, von An, dem Bogenſpanner, hervor (C. 7, S. 251 ff. [Schriften I, 165 ff. K.]).

Weitere, hier nicht benannte, minder erhebliche und noch weniger auf alterthümliche Überlieferung gegründete Sagan, größern und geringern Umfangs, ſind in Müllers Sagabibliothek, beſonders den letzten Abtheilungen des 2ten Bandes, verzeichnet.

Die bisher dargeſtellten Heldenſagen beruhten zunächſt auf isländiſchen Quellen, auf einigen Erzählungen der jüngern Edda, zumeiſt aber auf den altnordiſchen Sagan; bei einigen wurden Saxos Berichte zur Ergänzung oder Vergleichung benützt. Die nun weiter folgenden Sagen finden ſich entweder bei Saxo allein oder doch bei ihm am vollſtändigſten und lebendigſten erzählt, ſo daß umgekehrt isländiſche Nachrichten hier nur auf ähnliche Weiſe angewendet werden, wie früher Saxo für die Sagan.

7. Hadding.

Saxo B. I, S. 9 ff. Müller, Sagnhiſt. 20 bis 24. Lex. myth. 296 f.

Die Erzählungen von Hadding (Hadingus), dem Sohne Grams, dem 8ten in Saxos däniſcher Königsreihe, nehmen den größern Theil ſeines erſten Buches ein. Die Urſache, warum er dieſen Helden unter die älteſten Dänenkönige verſetzt, iſt, nach Müllers Bemerkung (S. 24), ohne Zweifel in der uns ſchon bekannten Anſicht Saxos zu ſuchen, wonach er für die erſten Bewohner des Nordens die Rieſen und für die nächſten nach dieſen die für Götter gehaltenen Zauberer erklärt. Beide Klaſſen aber, Rieſen und Götter, ſpielen in Haddings Geſchichten. Er wird bei Rieſen erzogen und von Odin geſchützt, beleidigt die Götter und ſtiftet zur Sühne dem Gotte Fro (Freyr) ein Opfer, beſucht die Unterwelt u. ſ. w. Der mythiſche Charakter dieſer Erzählungen und die vielen eingeſtreuten Verſe weiſen auf hohes Alterthum hin und die Manigfaltigkeit der Abenteuer läßt auf eine ziemlich umfaſſende Haddingsſaga ſchließen. Aber mehreres Räthſelhafte im Einzelnen und der unklare Zuſammenhang des Ganzen gibt zu erkennen, daß die Überlieferungen, wie Saxo ſie vorfand, ſchon ſehr an Verdunklung und Zerriſſenheit litten. Ich gebe darum auch nur einige Züge, die uns inbeſondre Odins irdiſches Walten noch weiter vergegenwärtigen können.

(S. 12 ;) Des Jünglings Hadding, der verlaſſen umherirrte, auf Rache für ſeinen erſchlagenen Vater ſinnend, nahm ſich ein alter, einäugiger Mann an und verband ihn auf feierliche Weiſe mit dem Vikinger (pirata) Liſer:

> Siquidem icturi fœdus veteres vestigia sua mutui sanguinis aspersione perfundere consueverant, amicitiarum pignus alterni cruoris commercio firmaturi.

Dieß war, was man im Norden fôstbrœdra-lag [1], Pflegbrüderbund, nannte. Der Name hat ſeinen Urſprung von dem ſchon früher erwähnten genauen Verhältnis zwiſchen denjenigen, welche bei demſelben Pflegvater erzogen waren. Ein ähnliches, ja noch engeres Band knüpften auch Solche, die ſich nicht auf dieſe Art ſchon nahe ſtanden, mittelſt der von Saxo angedeuteten ſinnbildlichen Handlung. Man ſchnitt nemlich lange Raſenſtücke auf, befeſtigte ſie an den Enden in der Erde, richtete ſie auf und ſtützte ſie mit einem Spieße; dann traten diejenigen, welche den Bund eingehen wollten, darunter, verwundeten ſich, ließen ihr Blut zuſammenfließen und vermiſchten es mit Erde, fielen ſofort auf die Kniee und ſchwuren bei den Göttern, Einer des Andern Tod zu rächen, wie Brüder (nach dem Geſetze der eigentlichen Blutsverwandtſchaft), worauf ſie ſich die Hände reichten und fortan Pflegbrüder hießen. Durch ein ſolches Bündnis mit dem Vikinger Liſer ſucht der einäugige Greis den Jüngling Hadding zu ſtützen.

Liſer und Hadding bekriegten nun zuſammen Lokern [2], den Häuptling der Kurländer (Curetum tyrannum), wurden aber von ihm überwunden. Den fliehenden Hadding brachte der vorerwähnte Greis auf ſeinem Roſſe nach ſeiner Wohnung, erquickte ihn durch ein köſtliches

---

[1] Fôstra, nutrire; fôstr, n. educatio, nutricatus. Brœdra, gen. pl. von brôdir, frater. Lag, n. lex, jus, societas, fœdus. [Schr. I, 139. 259 ff. K.]

[2] Geijer S. 208, N. 10 will in dieſem Loker Lokin finden.

Getränk und verhieß ihm davon einen Zuwachs ſeiner Körperkraft. Dabei verkündete er dem Jüngling Folgendes im mahnenden Liede (cujus augurii monitum hujusmodi carmine probavit): Hadding werde vom verfolgenden Feind ergriffen werden, um ihn gefeſſelt zu halten und den wilden Thieren vorzuwerfen; dann ſoll er ſeine Wächter mit mancherlei Erzählungen überhäufen und, wenn ſie eingeſchlafen, ſeine Bande ſprengen. Hierauf ſoll er mit ganzer Kraft einen Löwen angreifen, der die Gefangenen zu zerfleiſchen pflege. Wenn er dieſen mit dem Schwerte durchbohrt, ſoll er das warme Herzblut desſelben trinken und das Herz verzehren, davon werd' ihm neue, gewaltige Stärke zukommen. Er, der Berather, werde ſelbſt die Wächter in Schlaf ſenken und darin feſthalten. Nach Dieſem brachte der Alte den Jüngling auf dem Pferde zur vorigen Stelle zurück. Hadding, der durch die Öffnung des Gewandes, mit dem er bedeckt war, ſchüchtern hinausblickte, ſah, wie das Roſs über dem Meere hineilte; auf des Alten Warnung aber wandte er die erſtaunten Augen von dem ſchauderhaften Wege. Er wurde nachher wirklich von Lokern gefangen und Alles ergieng, wie ihm voraus verkündigt war.

(S. 20.) Als ſpäterhin Hadding einem gewiſſen Thuning, der ihn mit einer Hülfsſchaar von Biarmiern (Biarmeland, Permien, die Gegend am weißen Meer und der Dwina, deren Bewohner für ſehr zauberkundig galten) bekriegen wollte, entgegenzog und mit ſeiner Flotte Norwegen vorüberfuhr, ſah er am Ufer einen Greis, der eifrig mit dem Gewand winkte, daß man an der Küſte anfahren ſolle. Hadding nahm ihn an Bord, obgleich ſeine Gefährten nicht wollten, daß man ſich damit verweile. Er empfieng nun von dieſem Fremdling die Anweiſung zu einer neuen, keilförmigen Schlachtordnung. Im Kampfe ſelbſt ſtellte der Greis ſich hinter die Reihen, zog aus der Taſche, die ihm vom Nacken hieng, einen Bogen, der anfangs klein erſchien, bald aber ſich weiter ausdehnte, und legte an die Sehne zehn Pfeile zugleich, die, mit kräftigem Schuß auf die Feinde geſchnellt, eben ſo viel Wunden bohrten. Die Biarmier führten durch Zauberlieder ungeheure Regengüſſe herbei, aber der Greis vertrieb durch Sturmgewölk den Regen. Hadding ſiegte und der Alte ſchied, indem er ihn ermahnte, glänzende Kriegszüge den ruhmloſen, ferne den nahen vorzuziehen, und ihm den Tod, nicht durch Feindesgewalt, ſondern durch eigene Hand, weiſſagte.

Auch in dieſer Sage erſcheint Odin als Erwecker und Kräftiger junger Helden. Denn daß der einäugige Greis Odin ſei, wenn er auch nirgends genannt wird, kann uns nach ſeinem ähnlichen Auftritt in andern Sagen nicht zweifelhaft ſein. Er ſtiftet die Blutbrüderſchaft zwiſchen Hadding und Liſer, dieſen Bund zu Heldenwerk und Blutrache. Der Jüngling, der auf Vaterrache ſann, war ihm beſonders genehm. Auf ſeinem Roſſe, dem achtfüßigen Sleipnir, bringt er den Jüngling aus der Schlacht nach ſeiner Wohnung, nach Walhall, und erfriſcht ihn dort mit einem köſtlichen Tranke (suavissimæ cujusdam potionis beneficio), worunter wir den begeiſternden Suttungsmeth, den Odin den Zwergen abgewonnen, zu verſtehen haben. Der Löwe, von deſſen Herzen und Herzblut Hadding nach Odins Rathe genießen ſoll, iſt hier etwas fremdartig; in der Hrolfsſage wird Ähnliches mehr nordiſch von einem Bär erzählt. Überhaupt will die doppelte Stärkung durch den Göttertrank und durch Thierblut nicht recht ſo nahe zuſammenpaſſen, beides mag in der urſprünglichen Geſtalt der Sage weiter aus einander gelegen ſein. Schön iſt, wie der Jüngling unter dem Mantel hervorlauſcht und auf die ſchauderhafte Bahn des Roſſes herabſieht; hier erweiſt ſich völlig der durch die Luft hinſchwebende Sleipnir. Als Erfinder und Lehrer der keilförmigen Schlachtordnung, die man wegen ihrer Ähnlichkeit mit der Form eines Schweinskopfes Svînfylking (fylking, F. acies) nannte, wird uns Odin noch ferner begegnen. Als Theilnehmer an der Schlacht fanden wir ihn auch in der Hrolfsſage. Daß endlich der Günſtling Odins eines gewaltſamen Todes ſterbe, iſt nicht anders zu erwarten, da er ohne eine ſolche Todesart nicht nach Walhall kommen könnte.

8. Regner.

Saxo B. II, S. 29 bis 32. 38. Müller, Sagnhiſt. S. 25.

Dieſe Erzählung reiht ſich inſofern an die vorige von Hadding an, als in ihr eine Tochter dieſes Helden auftritt; auch hat ſie gleichfalls mythiſches Gepräge und iſt mit Verſen durchwoben. Vielleicht war ſie der größern Haddingsſaga, deren einſtiges Vorhandenſein wir vermuthet haben, angehängt.

Thorild, die Wittwe des Schwedenkönigs Hunding, haßte ihre jungen Stiefſöhne, Regner und Thorald, auf das Äußerſte, würdigte ſie zum Hirtendienſt herab und ſuchte, ſie in mancherlei Gefahren zu verwickeln. Da machte ſich Svanhvit (Suanhuita, Schwanweiß), die Tochter Haddings, mit ihren Schweſtern, die ſie ſich zum Gefolge nahm, nach Schweden auf, um den Untergang jener edeln Sprößlinge abzuwenden. Sie fand die beiden Jünglinge, welche zur Nachtzeit die Heerden hüten muſten, von mancherlei geſpenſterhaften Weſen umſchwärmt; ihren Schweſtern, die von den Pferden ſteigen wollten, verbot ſie dieſes, indem ſie den Geſpenſterſpuk folgendermaaßen (tali poematis sono) ſchilderte:

Monstra quidem video, celerem captantia saltum,
 Corpora nocturnis præcipitare locis.
Bella gerit dæmon, et iniquæ dedita rixæ
 Militat in mediis turba nefanda viis.
Effigie spectanda truci portenta feruntur,
 Hæcque hominum nulli rura patere sinunt.
Agmina, præcipiti per inane ruentia cursu,
 Hac nos progressum sistere sede jubent.
Flectere lora monent, sacrisque absistere campis,
 Arvaque nos prohibent ulteriora sequi.
Trux lemurum chorus advehitur, præcepsque per auras
 Cursitat et vastos edit ad astra sonos.
Accedunt Fauni Satyris, Panumque caterva
 Manibus admixta militat ore fero.
Silvanis coeunt Aquili, larvæque nocentes
 Cum Lamiis callem participare student.
Saltu librantur Furiæ, glomerantur eisdem
 Larvæ, quas Simis Fantua juncta premit.
Calcandus pediti trames terrore redundat,
 Tutius excelsi terga premantur equi.

Zu wünſchen wäre, daß uns ſtatt der römiſchen Namen dieſer Spukgeiſter die entſprechenden nordiſchen Benennungen der Theilnehmer an dieſem nächtlichen Reigen erhalten wären, wiewohl wir einige derſelben, Alfar, Vættir u. ſ. w., vermuthen können.

Regner, der ältere der Königsſöhne, tritt herzu und bemerkt, daß man ſie nicht auch für Geſpenſter halten ſolle, ſie ſeien Hutknechte über die königliche Heerde und weil ſich dieſe verlaufen, während ſie ihre Spiele getrieben, haben ſie aus Furcht vor der Züchtigung nicht zu ihrem Herrn heimzukehren gewagt. Als jedoch Svanhvit den ſchönen Jüngling ſchärfer betrachtete, ſprach ſie: „Von Königen, nicht von Knechten, ſtammſt du, das verräth mir der leuchtende Glanz deiner Augen." Sie rieth den Jünglingen, eiligſt von dieſem unheimlichen Wege zu weichen, damit ſie nicht dem nächtlichen Spuke zur Beute würden. Regner, ſeines ſchlechten Aufzugs ſich ſchämend, erwiderte, nicht immer ſei Knechtesſtand von Mannheit entblößt und oft ſei vom grauen Kleid (atra veste) eine ſtarke Hand umſchloſſen. Er ſelbſt fürchte keine geſpenſtiſche Macht, mit einziger Ausnahme des Gottes Thor, mit deſſen Stärke nichts Menſchliches noch Göttliches verglichen werden könne. Vergebens ſuche die Jungfrau, ſeinen Muth wankend zu machen. Svanhvit bewunderte die Entſchloſſenheit des Jünglings und indem von ihrer jungfräulichen Geſtalt das Dunkel wich und ein wunderbarer Lichtglanz ſich über ſie verbreitete, bot ſie Regnern als Brautgeſchenk ein herrliches Schwert dar, mit dem er die Nachtgeſpenſter bekämpfen könne und das er auch in Zukunft als Held würdig gebrauchen ſolle. Dieſe Ermahnungen fand Saxo gleichfalls in Liedesform vor (coaptato rhythmorum canore) und gibt ſie wieder in lateiniſchen Diſtichen. Regner kämpft nun die ganze Nacht hindurch mit dieſem Schwerte gegen die Ungethüme; denn nicht paſſend erſcheint es, nach dem Vorigen, wenn Saxo auch dieſen Kampf der Jungfrau zuſchreibt, die ja dem Königsſohne eben dazu das Schwert gegeben:

In gladio, quo monstra tibi ferienda patebunt,
Suscipe, rex, sponsæ munera prima tuæ!

Am Morgen fand man das Feld mit mancherlei Larven bedeckt und darunter auch Thorilds, der böſen Stiefmutter, Geſtalt, mit vielen Wunden; ſie wurden alle auf einem großen Scheiterhaufen verbrannt. Regner ward nun König von Schweden und die Retterin Svanhvit ſeine Gemahlin.

Noch wird weiter, zum Theil weniger klar, erzählt, wie der Dänenkönig Frotho, Svanhvits Bruder, darüber aufgebracht, daß ſie ohne ſeine Zuſtimmung ſich vermählt, ihr in Schweden eine große Schlacht geliefert habe, wie er, nach dem ungünſtigen Ausgang derſelben, bei Nacht ein Boot beſtiegen, um Gelegenheit zu finden, die feindlichen Schiffe zu durchbohren, wie aber Svanhvit, die gleichfalls nächtlicher

Weile allein umhergeſchifft, ihn darüber ergriffen und zum Frieden bewogen. Als in der Folge Regner geſtorben, ſei ihm ſeine Gemahlin in Kurzem aus Kummer um ihn nachgefolgt (S. 38).

Auch die Sage von Regner und Svanhvit fällt ganz in den odiniſchen Mythenkreis. Svanhvit iſt eine irdiſche Valkyrie. Wir finden auch in einem der heroiſchen Eddalieder (dem von Völund) eine Valkyrie Svanhvit zugenannt und dieſes war überhaupt darum ein geeigneter Valkyrienname, weil dieſe Weſen öfters in Schwangeſtalt erſcheinen. Ihr Beruf, als Dienerinnen Odins, iſt beſonders auch der, die noch ſchlummernde Kraft jugendlicher Heldenſöhne zu wecken. Wir werden noch fernere Beiſpiele finden, wie die leuchtende Erſcheinung der Valkyrie den hindämmernden Jüngling aufruft, wie er von ihr das wunderbare Heldenſchwert empfängt und mit ihr durch unzertrennliche Liebe verbunden wird. Die Valkyrien reiten durch die Luft, immer in der Mehrzahl, daher heißt es, daß Svanhvit ihre Schweſtern zum Gefolge genommen habe (sororibus in famulitium sumtis); ſie verbietet ihnen, abzuſteigen; auf ihren Luftroſſen ſchwebend, erweiſen die Valkyrien auch ſonſt ihre ſchützende Gegenwart gegen dämoniſche Weſen, die ihren Günſtlingen zu ſchaden drohen. Das nächtliche Umherſchweifen Svanhvits, auf dem ſie ihrem Bruder Frotho begegnet, der die Schiffe durchbohren will, mag gleichfalls urſprünglich eine ſolche Valkyrienfahrt geweſen ſein. Da von den Valkyrien ſpäterhin ausführlich zu handeln iſt, ſo habe ich hier nur ſo viel angedeutet, als zur Erklärung der kleinen Sage zunächſt nöthig war. Die böſe, durch ſchädlichen Zauber wirkende Stiefmutter iſt in Sagen und Märchen herkömmlich. Die Auszeichnung der von den Göttern ſtammenden Königsgeſchlechter durch den Augenglanz werden wir anderwärts noch in auffallendern Zügen wiederfinden[1].

Die Sage von Regner und Svanhvit iſt auch in der Darſtellung Saxos noch von unverkennbarer poetiſcher Schönheit. Aus der unheimlichen Geſpenſternacht leuchten erſt ahnungsvoll die Augen des Königsſohns und ſteigt dann die lichtglänzende Geſtalt der jungfräulichen Valkyrie auf; und ſo durchdringt auch der inwohnende Glanz der Sage noch immer die verdunkelte Überlieferung.

---

[1] [Schriften I, 224. K.]

9. Amleth.

Saxo B. III, S. 68. B. IV, S. 87. Müller, Sagnhiſt. 42 bis 44.

Rorik, König von Dänemark, übertrug nach dem Tode Gervendills deſſen Söhnen, Horvendill und Fengo, die Nachfolge in der Statthalterſchaft über Jütland. Horvendill vollführte als Seeheld ſo gewaltige Thaten und ließ davon dem König ſo reiche Beute zukommen, daß er deſſen Tochter Geruth zur Gemahlin erhielt, mit der er einen Sohn, Amleth, erzeugte. Solch hohes Glück ſeines Bruders entzündete Neid und Haß in Fengos Bruſt. Er ſann auf Nachſtellungen, und als ſich Gelegenheit ergab, vollbrachte er mit blutiger Hand den Brudermord. Zu dieſer Gewaltthat geſellte er noch die ehebrecheriſche Verbindung mit der Wittwe des Getödteten. Den Mord beſchönigte er damit, daß derſelbe zur Rettung Geruths vor dem Haß und Jähzorn ihres Gemahls geſchehen ſei. Amleth, des Ermordeten Sohn, der dieſem Treiben zuſah und ſeinem Oheim verdächtig zu werden fürchtete, ſuchte, ſich durch den Schein des Blödſinns zu ſichern. Schmutzig und entſtellt gieng er umher; was er ſprach und that, hatte das Gepräge des Aberwitzes. Manchmal ſaß er am Herde, kehrte die Kohlen mit den Händen zuſammen und ſchnitzte krumme Stäbchen von Holz, die er dann am Feuer härtete und mit Widehraken verſah; dieſe Stäbchen ſammelte und verwahrte er ſorgfältig. Wenn man ihn fragte, was er damit wolle, gab er zur Antwort, er ſorge für ſcharfe Geſchoſſe zur Vaterrache. So viel darüber gelacht wurde, ſo erregte doch die Geſchicklichkeit, die er bei dieſer Handarbeit zeigte, den Verdacht der klügern Beobachter. Dieſe glaubten nun, die entſcheidendſte Probe werde die ſein, wenn ſie ihn an einſamer Stelle mit einem Mädchen von ausgezeichneter Schönheit zuſammenführten; dem Feuer der Liebe werde die Verſtellung weichen. Zu dieſem Zwecke ſollten Einige vom Hofe mit dem Jüngling abwegs in den Wald reiten. Unter den Begleitern war aber zufällig ein Milchbruder (collacteus) Amleths, der ihn warnte. Amleth wuſte ſelbſt ſchon, woran er war. Gleich als man ihn zu Pferde ſteigen hieß, ſetzte er ſich verkehrt auf daſſelbe und zäumte es beim Schweif auf. Bei dieſem ſonderbaren Ritte ſtießen ſie im Geſträuch auf einen Wolf; als die Begleiter dieſen für ein Füllen ausgaben, bemerkte Amleth, allzu wenig ſolche laufen (militare, ohne Zweifel das doppelſinnige herja, heerfahrten und verheeren) in Fengos Heerde, womit er verſteckt genug den Beſitzthümern ſeines Oheims Übles anwünſchte. Sie kamen am Meeresufer vorbei, wo das Steuerruder eines geſtrandeten Schiffes lag; Amleths Gefährten verſicherten, ſie hätten ein Meſſer von ausnehmender Größe gefunden. „Man muß auch einen großen Schinken damit ſchneiden“, bemerkte Amleth, worunter er das Meer verſtand. Als ſie nachher auf Dünen trafen und man ihm das Sand als Mehl zeigte, gab er zur Antwort, die Stürme des Meeres haben es weiß gemahlen. Die Begleiter lobten ſeine Antwort und er verſicherte, daß ſie mit Verſtand gegeben ſei. Nicht minder ſchlau und behutſam benahm ſich Amleth in der Zuſammenkunft mit dem Mädchen, in dem er eine Pflegſchweſter wiederfand.

Da auch dieſer Verſuch der Ausforſchung fehlgeſchlagen war, ſo rieth einer der Freunde Fengos ein andres Mittel an; Fengo ſolle ſich unter dem Vorwand eines dringenden Geſchäfts entfernen, Amleth aber unterdeſſen allein mit ſeiner Mutter in ein Gemach eingeſchloſſen werden, nachdem man zuvor für einen Mann geſorgt, der ohne Beider Wiſſen an einer verborgenen Stelle das Geſpräch derſelben belauſche. Dem Ohre der Mutter werde der Sohn, wenn er etwas zu ſagen habe, Dieſes unbedenklich eröffnen, ihrer Treue ſich ungeſcheut anvertrauen. Der Rathgeber ſelbſt erbot ſich zum Dienſte des Horchers. Fengo gab dem Vorſchlage ſeinen Beifall und entfernte ſich unter dem Vorgeben einer weiten Reiſe. Der aber, der den Rath ertheilt, hatte ſich in dem Gemache, worin Amleth mit ſeiner Mutter verſchloſſen wurde, unter Stroh (stramento) verſteckt. Amleth wuſte ſich auch gegen dieſe Nachſtellung zu helfen. Einen Lauſcher argwohnend, lief er zuerſt nach ſeiner angenommenen, thörichten Weiſe umher, krähte wie ein Hahn, ſchlug die Arme, wie Flügel, auf und nieder und ſchwang ſich in wiederholten Sprüngen auf dem Stroh, um zu erforſchen, ob Jemand darunter verborgen ſei. Als er nun etwas unter ſeinen Füßen ſpürte, ſtach er mit dem Schwert hinein und durchbohrte ſo den Horcher. Den Leichnam brachte er hinaus, zerhieb ihn in Stücke und warf ihn ſo den Schweinen vor. Dann kehrte er in das Gemach zurück. Als nun die Mutter den Wahnwitz des Sohnes heftig zu bejammern begann, hub er an, ihr ſtrenge Vorwürfe darüber zu machen, daß ſie mit dem Mörder ihres Gemahls in ſchamloſer Verbindung lebe, ſagte ihr, daß er nicht ohne Grund den Schein der Thorheit angenommen, da Derjenige, der ſeinen Bruder gemordet, unzweifelhaft auch gegen ſeine Verwandte wüthen würde, daß er den Entſchluß der Vaterrache unverrückt in der Seele trage und nur den gelegenen Zeitpunkt erwarte; gegen ein finſtres und hartes Gemüth bedürfe es tieferer Anſchläge. Ihr aber ſei es überflüſſig, des Sohnes Unverſtand zu beklagen, da ſie mit mehr Recht ihre eigene Schande beweinen ſollte; übrigens werde ſie zu ſchweigen wiſſen. Durch den Stachel ſolcher Reden erweckte er in der Mutter das Gefühl der Pflicht und das Andenken der früheren Liebe.

Fengo konnte bei ſeiner Zurückkunft nichts über ſeinen Kundſchafter erfragen, denn die Auskunft, welche Amleth gab, daß er von den Schweinen verzehrt worden ſei, wurde nur belacht. Da er gleichwohl ſeinen Stiefſohn immer mehr des Truges verdächtig hielt, aber aus Scheue vor dem Großvater des Jünglings, dem König Rorik, und vor der Mutter ihn nicht ſelbſt aus dem Wege zu räumen wagte, beſchloß er, ſich zu dieſem Zwecke des Königs von Britannien zu bedienen. Amleth wurde dahin geſandt; vor ſeiner Abreiſe aber gab er ſeiner Mutter auf, die Halle mit einem netzartigen Gewebe zu bekleiden (textilibus aulam nodis instruat) und nach Jahresfriſt ſcheinbar ſein Begängnis zu feiern; auf dieſelbe Zeit werd' er zurückkommen. Mit ihm reiſten Zwei vom Hofgeſinde Fengos, die auf Holz geſchnittene Runen mit ſich führten, wodurch dem König der Briten die Ermordung des ihm zugeſchickten Jünglings aufgetragen wurde. Dieſe Runen las Amleth, als ſeine Begleiter ſchliefen, ſchabte ſie ab und ſetzte an ihre Stelle andre, worin der Auftrag der Tödtung gegen die beiden Gefährten umgewandt und der König zugleich erſucht wurde, ſeine Tochter dem klugen Jünglinge, der ihm geſandt werde, zur Ehe zu geben.

In Britannien angekommen überreichten die Geſandten ihre Runenbotſchaft. Der König ließ ſich nichts merken und nahm ſie gaſtfreundlich auf. Beim Mahle verſchmähte Amleth, zum Erſtaunen Aller, Trank und Speiſe des königlichen Tiſches. Um die Urſache davon zu erkunden, ließ der König in der Nacht die Geſpräche der Gäſte belauſchen. Auf Befragen ſeiner Begleiter äußerte Amleth, das Brot habe nach Blut geſchmeckt und das Getränk nach Eiſen. Er fügte hinzu, der König habe knechtiſche Augen und die Königin habe in ihrem Benehmen Einiges von den Sitten einer Magd gezeigt. Der König, dem Dieſes hinterbracht wurde, ſtellte Nachforſchung an und es fand ſich, daß das Getraide zu dem Brot auf einem Schlachtfeld gewachſen, das mit Gerſte (farre) vermiſchte Waſſer aber aus einer Quelle geſchöpft war, in der verroſtete Schwerter ausgegraben wurden. Nach der Erzählung Andrer (alii referunt) ſoll das Getränk, der Meth, einen Todtengeruch gehabt haben, weil die Bienen vom Fett eines Leichnams genoſſen hatten. Weiter erfuhr der König durch das Geſtändnis ſeiner Mutter, daß er der Sohn eines Leibeigenen ſei, ſowie ſich auch ergab, daß ſeine Gemahlin von einer Gefangenen geboren war. Indem er nun in den ſcharfſinnigen Beobachtungen Amleths (vgl. die Sagen von Merlin) einen übermenſchlichen Geiſt verehrte, nahm er keinen Anſtand mehr, ſeine Tochter ihm zur Ehe zu geben. Die beiden Begleiter aber ließ er, nach dem vermeintlichen Begehren ſeines Freundes, am folgenden Tage aufknüpfen. Amleth, der ſich hiedurch beleidigt anſtellte, erhielt noch vom König Gold zur Sühne, welches er nachher ſchmelzen und in hohle Stöcke gießen ließ.

Nachdem er ein Jahr dort geblieben, nahm er Urlaub zur Rückkehr in ſein Vaterland; von allem Reichthum des königlichen Schatzes aber führte er nichts mit ſich, als die mit Gold gefüllten Stäbe. Sowie er Jütland erreichte, nahm er wieder die alte lächerliche Weiſe an. Mit Schmutz bedeckt trat er in das Haus, wo eben ſeine Leichenfeier gehalten wurde, zum gröſten Erſtaunen Aller, indem ſich das Gerücht von ſeinem Tode verbreitet hatte. Zuletzt löſte ſich der Schrecken in Gelächter auf. Als man ihn nun auch nach ſeinen Begleitern fragte, wies er ſeine Stäbe vor und ſagte: „Hier iſt der Eine und hier der Andre.“ Statt der Getödteten zeigte er die für ſie empfangene Buße. Hierauf geſellte er ſich, um die Heiterkeit der Gäſte zu vermehren, den Schenken zu und verrichtete ſein Amt mit vielem Eifer. Damit ſein weites Gewand ihn nicht im Gehen hindern möchte, umgürtete er die Hüfte mit einem Schwerte, das er abſichtlich öfters entblößte und ſich damit die Fingerſpitzen verwundete. Die Umſtehenden ließen deshalb durch Schwert und Scheide einen eiſernen Nagel ſchlagen. Nachdem er nun den edeln Gäſten ſo lange mit Trinken zugeſetzt, bis ſie Alle ſchlafend in der Halle umherlagen, ſchien ihm die Zeit zur Ausführung ſeines Vorhabens gekommen zu ſein. Die von ſeiner Mutter gewobene, netzartige Wandbedeckung ließ er herabfallen, ſchlug ſie über die Schlafenden her und ſchürzte ſie mittelſt der krummen Stäbchen, die er einſt gefertigt, ſo unauflöslich zuſammen, daß Keiner von Denen, die darunter lagen, mit aller Anſtrengung wieder aufzuſtehen vermochte. Dann warf er Feuer in das Haus, die Flamme griff weit um und verzehrte die Königshalle mit Allen, die darin noch im tiefen Schlafe lagen oder vergeblich ſich zu erheben ſtrebten. Hierauf gieng er in das Schlafgemach, wohin Fengo früher gebracht worden war, und vertauſchte das Schwert, das an deſſen Lager hieng, mit dem ſeinigen. Nun weckte er den Oheim mit dem Rufe, ſeine Hofleute gehen im Feuer unter, Amleth ſei hier, mit ſeinen Krummſtäbchen bewaffnet und begierig, für den Tod ſeines Vaters die Strafe zu vollziehen. Fengo ſprang auf; indem er aber vergeblich das vernagelte Schwert zu ziehen ſich abmühte, fiel er unter Amleths Streichen.

Auch hier iſt Saxo voll vom Lobe des Rächers (S. 78):

> Fortem virum æternoque nomine dignum, qui stultitiæ commento prudenter instructus, augustiorem mortali ingenio sapientiam admirabili ineptiarum simulatione suppressit, nec solum propriæ salutis obtentum ab astutia mutuatus, ad paternæ quoque ultionis copiam eadem ductum præbente pervenit. Itaque et se solerter tutatus, et parentem strenue ultus, fortior an sapientior existimari debeat, incertum reliquit.

Ein zweiter Theil der Sage erzählt nun (B. IV) die weitern Schickſale Amleths, der durch allgemeinen Zuruf an die Stelle ſeines Oheims erhoben wird. Auf einem Schilde läßt er ſeine ganze Geſchichte bis zum Vollzug der Vaterrache abbilden. Von ſeinem Schwäher, der einſt mit Fengo die Verpflichtung eingegangen, je Einer des Andern Tod zu rächen, wird er hinterliſtiger Weiſe auf eine gefährliche Werbung um die ſchottiſche Königin Hermutrud ausgeſchickt, die alle ihre Freier umbringen läßt. Nach manchen Abenteuern und Kriegsthaten fällt er endlich in Jütland in einer Schlacht mit dem Dänenkönige Viglet. Saxo bemerkt am Schluſſe (S. 87): Insignis ejus sepultura ac nomine campus apud Jutiam extat.

Die Sage von Amleth, in der Geſtalt, wie ſie von Saxo gegeben wird, verkündet ſich durch ihre breite Ausführlichkeit, romanhafte Ausſchmückung und geſuchte Spitzfindigkeit als eine ſolche, die nicht unmittelbar aus dem friſchen Quell volksmäßiger Überlieferung geſchöpft iſt. Es ſind ihr auch keine Verſe, das gewöhnliche Zeichen alterthümlicher Grundlage, einverleibt. Sodann ſind zwar zwei isländiſche Sagan von Amleth vorhanden, allein beide ſind nur mehr oder weniger frei nach Saxo bearbeitet (Sagnhiſt. S. 42 ob. Sagabibl. III, 480^{b}). Unter ſolchen Umſtänden möchte der nordiſche Urſprung dieſer Erzählung um ſo zweifelhafter erſcheinen, als ſie wirklich auffallende Ähnlichkeit mit griechiſcher und römiſcher Sage zeigt. Dieſe Sagenverwandtſchaft iſt namentlich in folgender Schrift nachgewieſen:

Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen, herausg. von Echtermeyer, Henſchel und Simrock; auch mit dem beſondern Titel: Quellen des Shakſpear, in Novellen, Märchen und Sagen. 3 Thle. Berlin 1831.

Th. I, S. 69 ff. iſt der vordere Theil der Sage, ſoweit ſie nemlich mit Shakeſpeares Hamlet in Beziehung ſteht, aus Saxo überſetzt. Im Th. III, der zugleich K. Simrocks Anmerkungen und Erläuterungen zu den in ſämmtlichen drei Theilen enthaltenen Erzählungen enthält, wird von der Sage von Amleth (S. 162 bis 170) u. a. Folgendes ausgeführt: S. 164 ff. ***

Dieſer Ähnlichkeiten, beſonders mit der Sage von Brutus[1], und der jetzigen, nichtalterthümlichen Beſchaffenheit der Amlethſage ungeachtet fehlt es ihr dennoch nicht an Anzeigen einer einheimiſchen Wurzel. Von Dänemark, wo ſie ſelbſt ihre Heimath annimmt, ausgegangen, mag ſie von isländiſchen Sagenmännern, die ſich bei fremden Stoffen immer größere Willkührlichkeit erlaubten, frei behandelt worden und ſo wieder Saxon zugekommen ſein. Müller vermuthet (Sagnhiſt. 44), daß Saxo ſie von dem Isländer Arnold, den er ſonſt als einen Gewährsmann anführt, erhalten haben könne. Vorzüglich aber beweiſt das Bruchſtück eines alten Skaldenliedes, in der Skalda (Sn. Edd. 126) aufbewahrt, die frühe Bekanntſchaft des Nordens mit der Amlethſage;

---

[1] Livii Histor. B. I, C. 56: Comes his additus L. Junius Brutus, Tarquinia sorore regis natus, juvenis longe alius ingenio, quam cujus simulationem induerat u. ſ. w. Ergo ex industria factus ad imitationem stultitiæ, quum se suaque prædæ esse regi sineret, Bruti quoque haud abnuit cognomen: ut sub ejus obtentu cognominis liberator ille populi Romani animus, latens opperiretur tempora sua. Is tum ab Tarquiniis ductus Delphos, ludibrium verius, quam comes, aureum baculum, inclusum corneo cavato ad id baculo, tulisse donum Apollini dicitur, per ambages effigiem ingenii sui.

dort wird, wie ſchon zum Grottaſang angemerkt worden, das Meer die Mühle genannt, in der einſt neun Mühlmädchen Amlodin[1] Uferſand gemahlen, bezüglich auf die Antwort Amleths, als man ihm den Meerſand für Mehl ausgab. Auf örtliche Volksſage deutet Saxo ſelbſt, wenn er ſagt, daß noch ein Feld in Jütland durch Amleths Begräbnis und Namen ausgezeichnet ſei, und noch in neuerer Zeit gibt es eine Amlethsheide bei Viborg in Jütland (Sagnhiſt. 43). Das Triebrad im Haupttheil der Sage iſt auch ein echt nordiſches, die Vaterrache; und die goldgefüllten Stäbe ſind, meines Erachtens, nicht weniger ſinnreich und eigenthümlich angebracht, als in der Sage von Brutus; Amleth trug in denſelben das Wergeld für die beiden getödteten Gefährten (nach germaniſchen Begriffen gab es nur Erſatz, nicht Strafe, für die Tödtung) und er konnte darum, die Stäbe vorzeigend, wohl ſagen: Hic et unus et alius est. An ein eigentliches Entlehnen der einen Sage aus der andern iſt ſonach kaum zu denken und die Frage fällt mehr jener allgemeinen, wunderbaren Sagenverwandtſchaft zwiſchen den verſchiedenſten Völkern anheim.

Shakeſpeare, der den Stoff zu ſeinem Hamlet zunächſt aus einem ältern Trauerſpiel gleichen Inhalts und einer engliſchen Novelle, welche den tragiſchen Erzählungen des Franzoſen Belleforeſt entnommen war, geſchöpft zu haben ſcheint (Quell. d. Shakeſp. III, 162), wobei jedoch immer Saxos Erzählung zu Grunde lag, hat auch aus dieſer mehrere bedeutende Situationen ſeines Werkes hervorgebildet: Amleths Pflegſchweſter, durch die er verſucht werden ſoll, iſt Ophelia; der Lauſcher, der erſtochen wird, Polonius, und die Strafrede, die Amleth an ſeine Mutter richtet, hat auch der große Dichter nicht verſchmäht. Aber bei all der, von Simrock bezeichneten Verſchiedenheit in der Anwendung des Wahnwitzes, athmet doch ſchon durch das Innerſte der alten Amlethſage eine Ahnung von dem düſterhumoriſtiſchen Geiſte des Shakeſpeariſchen Trauerſpiels. Jene Proben des Scharfſinns, die Amleth bei dem brittiſchen König ablegt, ſind doch ſchon nicht mehr, wie Simrock annimmt, bloße Beweiſe der Sinnenſchärfe. Es zeigt ſich darin jene unſelige Gabe, der Gewinn bitterer Erfahrungen, in allen Gegenſtänden das Faule, Schlechte, Hinfällige zu wittern und aufzuſpüren, im Getränke den Roſt, in der Speiſe den Todtengeruch, im Honig den Moder, in den Augen des Königs und den Gebärden der Königin die knechtiſche Natur. Damit iſt auch Shakeſpeares Hamlet gequält (S. 155):

---

[1] Amlodi, m., qv. lodandi vid ambl, vir inaniter satagens, Pfuſcher. ambl, n. labor assiduus, vagus, ideligt Arbejde uden synderlig Færdighed og Fremgang, Fusken. At loda, hærere, hænge ved. Vgl. Sagnh. 44 f. Angelſ. æmelli. Es kann ſich auf die krummen Stäbchen beziehen, die Amleth für Geſchoſſe verfertigt. Eine der isländiſchen Sagan heißt Amballes Saga. Vgl. Hamballe, Schmeller II, 197. Haimpel, hempeln, Pfuſcharbeit machen u. ſ. w. ebend.

„Wie ekel, ſchaal und flach und unerſprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieſer Welt!
Pfui! pfui darüber! 'S iſt ein wüſter Garten,
Der auf in Samen-ſchießt; verworfnes Unkraut
Erfüllt ihn gänzlich.

Ein andermal (S. 211):

Es ſteht in der That ſo übel um meine Gemüthslage, daß die Erde, dieſer treffliche Bau, mir nur ein kahles Vorgebirge ſcheint; ſeht ihr, dieſer herrliche Baldachin, die Luft, dieß wackre umwölbende Firmament, dieß majeſtätiſche Dach, mit goldnem Feuer ausgelegt, kommt es mir doch nicht anders vor, als ein verpeſteter Hauch von Dünſten! Welch ein Meiſterwerk iſt der Menſch! wie edel durch Vernunft! wie unbegränzt an Fähigkeiten! in Geſtalt und Bewegung wie bedeutend und wunderwürdig! im Handeln wie ähnlich einem Engel! im Begreifen wie ähnlich einem Gott! die Zierde der Welt! das Vorbild der Lebendigen! Und doch, was iſt mir dieſe Quinteſſenz von Staube?

Endlich (S. 268):

Wir mäſten alle andre Kreaturen, um uns zu mäſten; und uns ſelbſt mäſten wir für Maden. Der fette König und der magre Bettler ſind nur verſchiedene Gerichte; zwey Schüſſeln, aber für eine Tafel. Das iſt das Ende vom Liede. Jemand könnte mit dem Wurm fiſchen, der von einem König gegeſſen hat, und von dem Fiſch eſſen, der den Wurm verzehrte.

Dieſer Hamlet hat recht den bittern Honig der Sage eingeſogen; die alte Sage iſt da erfaßt, wo ſie den tiefſten Anklang gab. Dieſe Durchdringung und Vergeiſtigung des innerſten Kerns, dieſe Erneuerung von innen heraus iſt das dichteriſche Verfahren beim Gebrauch alter Sagenſtoffe. Bei einem ſolchen können dann auch alle bloß zufälligen Äußerlichkeiten wegfallen und in Shakeſpeares Hamlet finden wir ganz das Coſtüm und die Sitten eines Hofes aus der Zeit des Dichters, ganz den Stand der geiſtigen Bildung zu dieſer Zeit. So gibt auch Herder (in dem Aufſatz Iduna in den Horen, 1796, B. V, Heft 1, dem beſten wohl, was über die Anwendbarkeit der nordiſchen Mythologie in der deutſchen Dichtkunſt geſagt worden) den Gebrauch dieſer Mythen zu, wenn erſt Idunas Äpfel ſie verjünge.

Göthe hatte gleichfalls die Abſicht, die Sage von Amleth nach Saxo frei zu behandeln (Quellen u. ſ. w. III, 173).

10. Uffo.[1]

Saxo B. IV, S. 93 bis 96. 87. Svenonis Aggonis filii (Svend Aageſens, aus dem 12ten Jahrhundert; er war gleichzeitig mit Saxo, den er C. V, S. 56 ſeinen contubernalis nennt, und ſchrieb um oder nach 1186. Langeb. I, 43) compendiosa regum Daniæ historia, in Langebek, Scriptor. rer. danic. T. I. Hafn. 1772. Fol. Cap. I. II, S. 45 bis 47. Müller, Sagnhiſt. 46 bis 50.

Der Dänenkönig Wermund war alt geworden und hatte das Augenlicht verloren. Ihm war erſt in vorgerücktem Alter ein Sohn geboren worden, der zwar alle Jünglinge von gleichen Jahren an Körpergröße überragte, aber von ſtumpfem Geiſte zu ſein ſchien. Er verhielt ſich ſtumm, lachte niemals und nahm an keinem Spiele Theil (S. 87). So hatte Wermund an ihm keine Stütze und auch ſeines Volkes Anſehn war ſehr geſunken. Denn es hatte ſich ereignet, daß zwei däniſche Jünglinge, die Söhne des Jarls von Schleswig (Sleswicensium præfecti, S. 87), mit dem ſchwediſchen Könige, der ihren Vater getödtet hatte, Zwei gegen Einen kämpften, zwar nur ſo, daß der eine Bruder, als dem andern der Todesſtreich drohte, ſich nicht mehr halten konnte und herzueilend den König erſchlug (S. 92):

> Quo facto plus opprobrii, quam laudis contraxit, quod in juvando fratre statutas duelli leges solvisset, eidemque utilius quam honestius opem tulisse videretur.

Dieſer Stand der Dinge veranlaßte den König von Sachſen[2], Geſandte an Wermund abzuordnen, die ihn auffordern ſollten, das

---

[1] [Vgl. zu dieſem Abſchnitte Schriften I, S. 294. 295. 416. K. Simrock, Beowulf, das älteſte deutſche Epos, überſetzt und erläutert. Stuttgart und Augsburg 1859. 8. S. 167. 168. Saxos Erzählung iſt die Quelle von Uhlands im Jahre 1804 entſtandener, im Jahre 1814 umgearbeiteter Ballade „Der blinde König“ in: Gedichte, zweiundfünfzigſte Auflage. „Stuttgart 1868. 8. S. 201 bis 203. H.]

[2] Bei Sven. Agg. iſt es Alamannorum Rex, auch Imperator.

Reich, das er wegen Alters und Blindheit nicht mehr verwalten könne, ihrem Herrn abzutreten. Hab' er aber einen Sohn, der mit dem des Sachſenkönigs zu kämpfen wage, ſo ſoll das Reich dem Sieger zufallen. Wermund ſeufzte tief auf und ſagte, mit Unrecht werd' ihm ſein Alter vorgeworfen, denn nicht dadurch ſei er zu ſeinem Unglück ſo alt geworden, daß er in ſeiner Jugend den Kampf gefürchtet. Selbſt jetzt noch ſei er bereit, den angetragenen Zweikampf mit eigener Hand auszufechten. Die Geſandten erklärten, daß ihr König ſich nicht der Schmach ausſetzen werde, mit einem Blinden zu kämpfen. Beſſer werde die Sache durch die Söhne ausgemacht. Da ſprach auf einmal, zum Erſtaunen der Dänen, Wermunds ſtummer Sohn Uffo [1] und verlangte von ſeinem Vater die Erlaubnis, den Geſandten zu antworten. Wermund fragte, wer dieſe Erlaubnis von ihm begehre, und als man ihm erwiderte, ſein Sohn Uffo, beklagte er, daß nicht bloß die Fremden, ſondern auch ſeine eigenen Diener ſeines Unglücks ſpotten. Als aber Jene auf ihrem Worte beharrten, ſprach er, es ſteh' ihm frei, wer es auch ſei, ſeine Meinung vorzubringen. Da ſprach Uffo zu den Geſandten, es fehle weder dem König an einem Sohne, noch dem Reich an Beſchützern; er ſei entſchloſſen, nicht bloß den Sohn ihres Königs, ſondern auch einen weitern Kämpfer, den er ſich aus den Tapferſten des Sachſenvolkes wählen möge, zu beſtehen. Die Geſandten lachten der eiteln Ruhmrede. Ort und Zeit des Kampfes wurden jedoch ſogleich verabredet.

Nach dem Abgang der Geſandten lobte Wermund den Kühnen, der die Antwort gegeben, und verſicherte, daß er lieber Dieſem, wer er auch ſei, als dem übermüthigen Feinde, ſein Reich abtreten werde. Als aber Alle betheuerten, daß es ſein Sohn ſei, hieß er ihn näher treten, um mit den Händen zu prüfen, was ihm die Augen verſagten. Als er dann an der Größe der Gliedmaaßen und den Zügen des Geſichts ſeinen Sohn erkannte, fragt' er dieſen, warum er ſo lange ſtumm geblieben [2]. Uffo antwortete, bisher ſei er mit Denen, die ſeinen Vater beſchützt, zufrieden geweſen; jetzt erſt, wo ſie von den Drohungen der Fremden bedrängt geſchienen, hab' er zu ſprechen für nöthig gehalten.

---

[1] Bei Sven. Agg. zuerſt Uffi (hic filium genuit Uffi nomine), dann immer Uffo; er iſt ſprachlos bis in ſein 30ſtes Jahr.

[2] Bei Sven. Agg. S. 46 ſagt Wermund, nachdem er den Sohn betaſtet: Talem me memini in flore extitisse juventutis.

Auf die weitere Frage, warum er lieber Zwei, als Einen, zum Kampfe gefordert, gab er den Grund an, damit die Beſiegung des Schwedenkönigs durch Zwei, welche den Dänen zur Schmach gereichte, durch die That eines Einzigen aufgewogen und ſo der Volksruhm hergeſtellt würde. Wermund hieß nun ſeinen Sohn vorerſt den Gebrauch der Waffen erlernen, deren er noch ungewohnt ſei. Man brachte Waffen herbei, aber Uffos breite Bruſt zerſprengte die Ringpanzer und man konnte keinen finden, der ihm weit genug war. Zuletzt, als er auch den ſeines Vaters zerriß, ließ Wermund denſelben auf der linken Seite, die der Schild deckte, aufſchneiden und mit einer Spange heften. Auch mehrere Schwerter wurden gebracht, aber, ſo wie Uffo ſie ſchwang, brachen ſie in Stücke. Der König hatte ein Schwert von ungewöhnlicher Schärfe, das Skrep genannt war (skreipr, lubricus, glatt, Lex. isl. II, 279 a); nichts galt für ſo hart, daß es nicht vom erſten Streiche deſſelben geſpalten würde. Weil er der Kraft ſeines Sohnes nicht vertraute und es keinem Andern gönnte, hatte Wermund dieſes Schwert längſt in die Erde vergraben [1]. Er ließ ſich auf das Feld zu der von ihm bezeichneten Stelle führen, zog das Schwert heraus und reichte es ſeinem Sohne. Dieſer fand es von Alter gebrechlich und zerfreſſen; er fragte deshalb, ob er es auch, wie die vorigen, prüfen dürfe. Wermund erwiderte, wenn dieſes Schwert auch von ihm durch Schwingen zertrümmert würde, ſo wäre keines mehr übrig, das der Kraft ſeines Armes entſpräche. Bei ſo zweifelhaftem Erfolg ſoll er lieber von der Probe abſtehen.

Man zog nun zum verabredeten Kampfplatz. Dieſer war auf einem von den Armen des Eiderſtromes gebildeten Eiland, ſo daß man nur zu Schiffe dahin kommen konnte. Uffo fand ſich allein dort ein, der Sohn des Sachſenkönigs in Begleitung eines durch Stärke ausgezeichneten Kämpen. Die beiderſeitigen Ufer waren mit Schauluſtigen angefüllt. Wermund hatte ſich auf den äußerſten Rand der Brücke (in extrema pontis parte) geſtellt, um, wenn ſein Sohn beſiegt würde, im Strome unterzugehen[1]. Uffo, von Zweien angegriffen und ſeinem Schwerte mistrauend, wehrte die Schläge Beider mit dem Schild ab, um erſt zu beobachten, welcher der gefährlichere ſei, und dann dieſen wenigſtens mit einem Streiche zu treffen. Wermund, welcher glaubte, ſein Sohn laſſe ſich aus Schwäche die Schläge der Gegner ſo geduldig gefallen, neigte ſich mehr und mehr über den Rand der Brücke, um, wenn ſein Sohn verloren wäre, ſich in die Tiefe zu ſtürzen. Uffo reizte ſeine Gegner noch durch Zurufen auf. Als ihm nun der Kämpe näher kam, ſpaltete er ihn mit dem erſten Schwertſtreiche mitten durch. Da rief Wermund erfreut: „Ich höre den Klang meines Schwertes.“ Man ſagte ihm, was geſchehen, und er zog ſich wieder vom Rande zurück. Auf gleiche Weiſe traf Uffo den Königsſohn mit der andern Schneide des Schwertes. „Ich höre zum zweitenmal den Klang des Schwertes Skrep“, rief Wermund aus. Als man ihm nun den Doppelſieg ſeines Sohnes verkündigte, liefen ihm die Freudenthränen aus den blinden Augen. Die Sachſen zogen beſchämt mit ihren Leichnamen zurück und die Dänen empfiengen jauchzend Uffen, der ihre Ehre hergeſtellt.

---

[1] Sven. Agg. C. II, S. 46: Ad tumulum itaque ducatum postulavit, in quo prius mucronem experientissimum occultaverat. Et mox intersigniis per petrarum notas edoctus, gladium jussit effodi præstantissimum. Quem illico dextra corripiens, hic est, ait, fili, quo numerose triumphavi et qui mihi infallibile semper tutamen extitit.

Das geſchichtliche Daſein Wermunds und Uffos wird durch anderwärtige Anzeigen beglaubigt, ohne daß jedoch die Zeit desſelben genau beſtimmt werden könnte (Müller S. 49). Wie es aber mit dem hiſtoriſchen Gehalt der Überlieferung beſchaffen ſein möge, in poetiſcher Hinſicht hat ſich dieſelbe zu einem der anziehendſten Bilder unter denen, die von Saxo aufbewahrt ſind, abgerundet. Ohne mythiſche Beimiſchung iſt das Ganze innerlich, vom Gemüthe, belebt und in einfachen, ausdrucksvollen Situationen anſchaulich gemacht. Es kommt in vielen Sagen vor, daß der Held in ſeiner Jugend dumpf und träg erſcheint, bis auf einmal der rechte Augenblick der That den ſtillgenährten Heldengeiſt zur Flamme weckt. Aber die Zuſammenſtellung des ſtummen Sohns mit dem blinden Vater iſt unſrer Sage eigenthümlich; Jenem geht die Sprache auf, nachdem Dieſem das Augenlicht verdunkelt iſt. Schön und ſicher iſt die Haltung des blinden Greiſes durchgeführt; den Verlauf des Kampfes, dem er nicht mit den Augen folgen kann, erkennt er an dem altvertrauten Klange ſeines Schwertes Skrep. Auch das, daß ein Heldenſchwert ſeinen eigenen Klang hat, wie der Menſch ſeine Stimme, findet ſich ſonſt in den Sagen; aber hier, auf den altersblinden König angewandt, wird dieſer Zug eindringlicher und bedeutſamer.

---

[1] Ebd. S. 47: Teutonicis ergo ultra fluminis ripam in Holsatia considentibus, Danis vero citra amnem dispositis, Rex pontis in medio sedem elegit, quatenus, si unigenitus occumberet, in fluminis se gurgitem præcipitaret u. ſ. w.

Saxo bedauert, daß er von den weitern Thaten Uffos, der nach ſeinem Vater König geworden und den auch Mehrere Olavus, Mansueti cognomine (in einer nordiſchen Königsreihe Ole hin Litillati [1], Müller 47) benennen, nichts zu ſagen wiſſe (S. 96):

> Cujus sequentes actus vetustatis vitio solennem fefellere notitiam. Sed credi potest, gloriosos eorum processus extitisse, quorum tam plena laudis principia fuerint.

Den Grund dieſer Vergeſſenheit ſucht er in Folgendem:

> Tam brevi factorum ejus prosecutione animadverto, quod illustrium gentis nostræ virorum splendorem scriptorum penuria laudi memoriæque subtraxerit. Quod si patriam hanc fortuna latino quondam sermone donasset, innumera danicorum operum volumina tererentur.

Hätte Dänemark früher gelehrte Geſchichtſchreiber in lateiniſcher Sprache haben können, dann möchten wir allerdings von Uffos Thaten und Schickſalen wahrer und vollſtändiger unterrichtet ſein, dann aber hätten wir auch nicht die poetiſche Volksſage, die Saxon ſelbſt Mehreres zu wiſſen begierig macht. Dieſe Sage iſt mit den Freudenthränen Wermunds über den Sieg ſeines Sohnes und ſeines Schwertes in ſich geſchloſſen und bedarf keiner weitern Geſchichtfolge.

11. Asmund.

Saxo B. V, S. 136 f. Sagnhist. 69 f. Sagabibl. II, 610. 617.

Asmund, der Sohn des Königs Alf von Hedemarken (Hetmarchia, in Norwegen), verirrte ſich einſt auf der Jagd von ſeinem Gefolge. Er kam ſo tief in die Wildnis, daß er endlich ſein Roſs verlor und ihm ſeine Kleider abriſſen; ſeine Nahrung waren Waldſchwämme. So gelangte er zuletzt zu der Wohnung des Königs Biorn (Biorno) von Vig (in Wik provincia). Mit dieſes Königs Sohne Asvit lebte er einige Zeit zuſammen und ſie ſchloſſen den Bund der Freundſchaft mit dem Schwure, daß der, welcher den Andern überlebte, ſich mit dem Geſtorbenen begraben laſſen ſollte. Asvit ſtarb an einer Krankheit und wurde mit Roſs und Hund in einen Grabhügel[1] beſtattet (terreno mandatur antro). Asmund, dem Schwure getreu, ließ ſich lebendig mitbegraben; etwas Speiſe gab man ihm mit. Damals kam der Schwedenkönig Erik auf einem Kriegszug in jene Gegend. Als die Schweden den Grabhügel ſahen, vermutheten ſie Schätze darin und erbrachen ihn mit Kärſten. Es öffnete ſich vor ihnen eine Höhle (specus) von größerer Tiefe, als ſie erwartet hatten. Um dieſe zu durchforſchen, war es nöthig, daß ſich Einer am Seile hinabließe. Das Loos traf einen der rüſtigſten Jünglinge. Kaum war dieſer in einem Korbe, der am Seile hieng, hinabgelaſſen, ſo warf Asmund ihn heraus und ſtieg ſelbſt in den Korb. Den Obenſtehenden gab er ſodann das Zeichen zum Aufziehen. In der Hoffnung auf einen großen Schatz zogen Jene den Korb zurück; als ſie nun aber die unbekannte Geſtalt vor ſich erblickten, glaubten ſie, der Todte ſei wiedergekehrt, warfen das Seil hinweg und entflohen voll Schreckens; denn Asmund ſah leichenblaß und blutig aus. Er bemühte ſich, die Fliehenden zurückzurufen, ſie fürchten ſich vor einem Lebenden. König Erik kam ſelbſt hinzu und war beſonders über das blutige Angeſicht des Erſtandenen verwundert. Der Beſcheid, den Asmund gibt, iſt von Saxo in lateiniſche Verſe gebracht, in denen der ſchauerliche Refrain wiederkehrt:

---

[1] Litillatr, humilis, demüthig, beſcheiden, herablaſſend, Lex. isl. II, 36b.

Quid stupetis, qui relictum me colore cernitis?
Obsolescit nempe vivus omnis inter mortuos.

Der Inhalt ſeines Berichtes iſt, daß Asvit in jeder Nacht wieder aufgelebt ſei, zuerſt das Roſs, dann den Hund verzehrt, zuletzt aber

---

[1] [Vgl. Kunſtblatt Nr. 77, 25 Sept. 1834. S. 308: „Alterthümer. Im Kirchſpiel Norop, an der Nordſeite von Fyen, in Dänemark, hat man einen Rieſenhügel aufgegraben und darin ein Rieſenzimmer (Jetteſtue) oder eine Grabkammer gefunden, deren Boden und Seitenwände aus ſchweren gehauenen Feldſteinen beſtanden, und die ſo geräumig war, daß vier Perſonen aufrecht darin ſitzen konnten. Der einzige Aſchenkrug, der darin war, beſtand aus Thon, und er fiel zuſammen, als er an die Luft kam. Als etwas Ungewöhnliches bemerkte man dabei, daß er rechts vom Eingange, und alſo nicht gegen Oſten, ſondern gegen Süden ſtand. In der Nähe jenes Grabhügels befinden ſich noch mehrere, die wahrſcheinlich gleichen Alters mit ihm ſind und die man nächſtens ebenfalls unterſuchen wird.“]

Asmund ſelbſt angegriffen und ihm das linke Ohr abgeriſſen habe. Er jedoch habe dem Unhold das Haupt mit dem Schwerte abgeſchlagen und den Leib mit einem Pfahle durchbohrt. Von ſolchem furchtbaren Ringen ſei er blutig.

Es gibt von dieſem Asmund eine isländiſche Saga: Egils und Asmunds Saga, die zu Upſala 1693 im Druck erſchienen iſt und in den 3ten Band der rafniſchen Sammlung altnordiſcher Sagan aufgenommen werden ſoll [1]. Einen Auszug daraus enthält die Sagabibl. II, 610 ff. Das Mitbegraben wird hier auf ähnliche Weiſe, wie bei Saxo, erzählt, im Übrigen aber iſt dieſe Saga ſo höchſt abenteuerlich (z. B. der Pflegbruder, mit dem ſich Asmund begraben läßt, iſt hier Aron, ein Sohn des Königs Rodgan in der Tartarei), daß man die kurze Erzählung bei Saxo leicht für die ältere und echtere erkennt. Ihr liegt ohne Zweifel ein von ihm übertragenes Lied zu Grunde.

Daß der Pflegbrüderbund ſich bis zu der Verbindlichkeit des Überlebenden erſtreckte, ſich mit dem früher Verſtorbenen begraben zu laſſen, kommt zwar ſonſt in keiner Sage vor, aber es liegt darin doch nur eine folgerichtige Durchführung und Steigerung der Begriffe von den Verpflichtungen jenes Bundes (vgl. Sagnhiſt. 69). Die Pflegbrüder ſchwuren, Einer des Andern Tod zu rächen; davon nun liefern ſelbſt die mehr hiſtoriſchen Sagan Beiſpiele, daß, wenn der Überlebende nicht im Stande war, die Rache zu vollführen, er ſich auf die Nachricht vom Tode des Freundes ſelbſt entleibte; Asvit war aber nicht von Feindeshand gefallen, ſondern an Krankheit geſtorben, darum mochte hier auch nicht ein gewaltſamer Tod Asmunds paſſend ſcheinen, denn ſonſt wäre der eine der Brüder zu Hel, der andre nach Valhall zu Odin gefahren. Das nun, daß der ſiechtodte Asvit eine Beute Hels geworden, deren Wohnungen im dunkeln, feindſeligen Niflheim ſind, macht ihn auch zum bösartigen Geſpenſte, mit dem der Lebende blutig ringen muß. Es heißt davon im Liede bei Saxo:

Nescio quo stygii numinis ausu
Missus ab inferis spiritus Asvit
Sævis alipedem dentibus edit,
Infandoque canem præbuit ori.

---

[1] [Iſt daſelbſt S. 365 bis 407 abgedruckt. Der 3te Band der Fornaldar sogur Nordrlanda trägt die Jahrszahl 1830. K.]

Nec contentus equi vel canis esu,
Mox in me rapidos transtulit ungues
Discissaque gena sustulit aurem.

Daß man ſolche Grabgeſpenſter, um ſie unſchädlich zu machen, nochmals tödtete, indem man die Leichname zu Aſche verbrannte, ihnen das Haupt abhieb oder einen Pfahl durch die Bruſt ſchlug, findet ſich auch ſonſt in den nordiſchen Sagan. Bei dem in den Volksſagen der ſlaviſchen Völker ſo häufig vorkommenden Vampyrismus, an den überhaupt Asvits blutgierige Erſcheinung erinnert, wird derſelbe Gebrauch angewandt.

12. Fridlev.

Saxo B. VI, S. 146 bis 154. Vgl. B. IV, S. 98 f. Müller, Sagnhiſt. 75 f.

Was uns von dieſem einſt ſagenberühmten Dänenkönige allein noch bei Saxo aufbewahrt iſt, können wir nur als Bruchſtücke eines ehemals vorhandenen größeren Sagenverbandes, einer umfaſſendern Fridleifsſaga, betrachten. Saxo unterſcheidet zwar zwei däniſche Könige mit dem Namen Fridlev, aber das Wenige, was er von dem ältern derſelben, am Schluſſe des 4ten Buchs, berichtet, wird, wie Müller S. 75 bemerkt, der Hauptſache nach demſelben angeeignet werden können, von dem das 6te Buch umſtändlicher handelt.

Von dieſen Sagenbruchſtücken heben wir Folgendes aus:

In Norwegen lebten zwölf Brüder, kampfrüſtige Jünglinge, auf einer Felsburg mitten in einem reißenden Strome. Von ihren Namen verzeichnet Saxo folgende (nam cætera vetustas abstulit): Gerbiorn, Gunbiorn, Armbiorn (Arnbiorn?), Stenbiorn, Esbiorn (Asbiorn), Thorbiorn und Biorn. Der Strom fiel vom hohen Gebirg herab, brach ſich rauſchend und ſchäumend Bahn durch die Felſen und da, wo er aus den Klüften breiter hervorſtrömte, bildete er das ſchroffe Felseiland, auf welchem die Veſte ſtand. Eine Zugbrücke verband ſie mit dem Ufer. Der Lauf des Stromes war ſo gewaltig, daß ihn kein Roſs durchſchwimmen konnte außer einem, welches Biorn beſaß und das allein die Kraft hatte, ſich durch den Strudel zu ringen. Biorn hatte auch einen Hund von furchtbarer Wildheit, der es öfters mit zwölf Männern aufgenommen hatte. Saxo bemerkt dabei:

> Sed quoniam tradita magis quam cognita referuntur, fidem arbiter penset. Hæc siquidem, ut accepi, deliciarum quondam loco habita.

Der Hund hütete ſonſt die Heerden des Rieſen Offot. (Unter den Rieſenbenennungen, welche die Skalda aufführt, kommt auch der Name Oföte, al. Ofote, vor, Sn. Edd. 211a und in einem Anhang zur Olaf Tryggvaſons Saga, dän. Überſ. III. 195, wird gleichfalls des Rieſen Ofotan erwähnt, Sagnhiſt. a. a. O.) Die zwölf Brüder hatten ſich durch Bezwingung von Rieſen und andre Siege berühmt gemacht und durch große Beute bereichert. Sie hatten, als ſie von ihren ſonſtigen Kampfgenoſſen verlaſſen worden, jenes Stromeiland befeſtigt und ſich von da aus durch Raub und andere Gewaltthat weitum furchtbar gemacht. Haldan, der Sohn und Nachfolger Eriks, des däniſchen Statthalters in Schweden, hatte ſich nicht vor ihnen in ſeinem Lande halten können und rief daher den däniſchen Königsſohn Fridlev, der noch ſelbſt von ſeinem väterlichen Erbe verdrängt war, zu Hülfe. Fridlev kam mit kriegeriſchem Gefolge nach Norwegen und trieb die Brüder in ihre Veſte. Bei dieſem eiligen Rückzuge muſten ſie ein treffliches Roſs (Biorns) über der Zugbrücke dahintenlaſſen. Nun ließ Fridlev verkündigen, daß dem, der einen der Brüder erlege, deſſen Leichnam mit Gold aufgewogen werden ſolle. Einige ſeiner Kämpen gelobten ihm, darnach zu ſtreben, und ſetzten ihr eigenes Leben zum Pfande, wenn ſie nicht die abgeſchlagenen Häupter der Räuber zurückbrächten. Fridlev hieß ſie ſich noch gedulden und begab ſich in der Nacht mit einem einzigen Begleiter zum Strome:

> Ne enim alienis, quam propriis viribus, instructior videretur, auxilium virtute præcurrere statuit.

Sein Begleiter kam um (vermuthlich weil ſein Pferd dem Strome weichen muſte, nach Saxos Erzählung hätte ihn Fridlev ſelbſt mit Steinen umgebracht); Fridlev aber tauſchte mit dem Getödteten die Kleider, damit, wer den Leichnam ſähe, den König verunglückt glauben möchte. Das Pferd des Begleiters beſprengte er mit Blut; ſo ſollte es, ins Lager zurückkehrend, ſeinen Tod beſtätigen. Hierauf gab er dem erbeuteten Roſſe die Sporen und trieb es mitten durch die Wirbel. Auf dem Eiland angelangt, erſtieg er den Wall und gieng leiſen Trittes nach dem Gebäude, wo die Brüder fröhlich beim Schmauſe ſaßen, durch den reißenden Strom ſich völlig geſichert glaubend. Er blieb unter dem Thürgewölbe ſtehen und hörte, wie Biorn erzählte, er hab' im Traum ein Thier aus den Wellen ſteigen geſehen, das, düſtre Flammen ſpeiend, die ganze Burg in Brand geſteckt habe. Es ſei daher räthlicher, die Inſel zu durchſuchen, als ſich ſo völlig ſorglos zu verhalten. Sie erhoben ſich nun, ſuchten umher und fanden das Roſs, auf dem Fridlev übergeſetzt hatte; indem ſie nicht zweifelten, daß dieſes ſeinen Reiter abgeworfen, freuten ſie ſich über den Untergang ihres Feindes. Inzwiſchen war auch das Pferd, welches Fridlev mit Blut beſprützt hatte, im Lager ſeiner Kämpen angeſprengt. Sie eilten nach dem Strome, fanden den Leichnam und hielten ihn, in dem glänzenden Gewande, für die von den Fluten hergeſchwemmte Leiche des Königs. Entrüſtet hierüber drängten ſich die, welche den Räubern den Tod geſchworen hatten, an das abſchüſſige Ufer, und ihnen folgten die Andern, von gleicher Begierde beſeelt, den König zu rächen oder zu ſterben. Als Fridlev dieſes ſah, ließ er plötzlich die Fallbrücke herab, nahm ſeine Streiter auf und die ſämmtlichen Brüder wurden mit dem Schwert aufgerieben, Biorn allein ausgenommen. Ihn ließ Fridlev von ſeinen Wunden heilen und nahm ihn zu ſeinem Genoſſen an (sub sacræ obtestationis pignore collegam adscivit).

Nachdem Fridlev ſich des väterlichen Reiches in Dänemark bemächtigt hatte, ſchickte er, auf den Rath der Seinigen, Geſandte nach Norwegen, die für ihn um die Tochter des dortigen Königs Amund werben ſollten. Einer derſelben, Namens Froco, wurde auf der Überfahrt von den Fluten verſchlungen, wobei ſich ein wunderbares Zeichen ergab. An der Stelle, wo er verſunken war, drang mitten aus dem Strudel Blut hervor und färbte das ganze Meer purpurroth. König Amund, der von Fridlevs Vater Frotho Manches zu leiden hatte, wies darum die Geſandten ſchnöde von ſich. Frogerth aber, die Königstochter, die durch Fridlevs Thatenruhm für ihn eingenommen war, machte ihren Vater darauf aufmerkſam, daß das wunderbare Ausſehen des Meeres, deſſen Wellen ſich plötzlich in Blut verwandelt, Norwegen eine große Niederlage bedeuten müſſe. Vergeblich jedoch ſandte Fridlev zum zweitenmal ſeine Boten. Amund ließ dieſe hinrichten. Nun führte Fridlev, in Begleitung Haldans und Biorns, ſeine Flotte nach Norwegen. Amund kam mit der ſeinigen entgegen. Frocaſund (auf den ertrunkenen Froco bezüglich) hieß die Bucht, in die beide Geſchwader einlieſen.

In der Nacht gieng Fridlev auf Kundſchaft aus. Da hörte er in der Luft ein ungewohntes Rauſchen, und als er emporſah, vernahm er aus der Höhe den Geſang dreier Schwäne:

Dum mare verrit Hythin rabidosque intersecat æstus,
Auro verna bibit et lactea pocla ligurit.
Optima conditio servi, cui rege creatus
Obsequitur, temere mutatis sortibus, hæres.

Dann fiel ein Gürtel aus der Luft, auf dem ſich Runen befanden, die dem Liede zur Erklärung dienten. Ein Rieſe Hythin nemlich hatte den Sohn des Königs von Telemarken (Thialamarchiæ) über dem Knabenſpiele weggeraubt und, indem er ſich desſelben als ſeines Ruderers bediente, fuhr er eben auf einem Boote bei Fridlev vorbei. Dieſer reizte nun durch einen Schmähgeſang den Rieſen zum Kampfe, worin er demſelben Hand und Fuß abhieb und den gefangenen Königsſohn befreite. Nachdem er ſich in der Höhle des Rieſen mit Schätzen beladen, ließ er ſich damit von dem Jüngling noch in der Nacht zu ſeinen Schiffen zurückrudern. Auf dieſer Fahrt ſang er ein Lied über die vollbrachte That, welches in Saxos Überſetzung damit ſchließt:

Ergo leves totoque manus conamine nisi
Rimemur mare, castra prius classemque petentes,
Quam roseum liquidis Titan caput exserat undis:
Ut cum rem rumor vulgaverit, atque Frogertha
Noverit egregio partam conamine prædam,
Blandior in nostrum moveat præcordia votum.

Am folgenden Tage wurde zwiſchen ihm und Amund eine große Schlacht, theils zu Lande, theils zur See geliefert. Biorn half ſeiner ſchon wankenden Schaar wieder auf, indem er ſeinen ungeheuren Hund los ließ. Amund kam in der Schlacht um. Einer ſeiner Kampfgenoſſen war An der Bogenſchütze (Auo [d. h. Ano], cognomento sagittarius). Gegen dieſen legte Biorn eben einen Pfeil auf die Sehne, als ihm An mit ſeinem Pfeile die Sehne entzweiſchoß. Ein zweiter Pfeil fuhr zwiſchen Biorns beiden Fingern durch und ein dritter traf Biorns Pfeil. Damit wollte der treffliche Bogenſchütze nur zeigen, daß er gegen den Mann ſelbſt wohl vermöchte, was er gegen deſſen Geſchoß vermocht. Aber ungeſchreckt dadurch ſchritt Biorn dennoch dem Kampfe mit An entgegen, Beide giengen verwundet daraus hervor. Nachher aber wurden ſie die beſten Freunde. Frogerth wurde, nach dem Tod ihres Vaters, dem Sieger zu Theil.

Aus einer andern Verbindung hatte Fridlev einen Sohn Olav. Er wünſchte deſſen künftiges Schickſal zu erfahren:

> Mos erat antiquis, super futuris liberorum eventibus Parcarum oracula consultare. Quo ritu Fridlevus Olavi filii fortunam exploraturus, nuncupatis solenniter votis, deorum ædes precabundus accedit, ubi introspecto sacello ternas sedes totidem nymphis occupari cognoscit.

Die eine dieſer Schickſalsgöttinnen verlieh dem Knaben ſchöne Geſtalt und die Gunſt der Menſchen, die zweite die Tugend der Freigebigkeit, die dritte aber, die von misgünſtigerem Sinne war, ſuchte den Geſchenken ihrer Schweſter entgegen zu wirken und fügte die Eigenſchaft der Sparſamkeit hinzu. So geſchah es, daß Olav, zwiſchen dieſen widerſtrebenden Gaben getheilt, zuletzt von der Kargheit ſeinen Beinamen davontrug.

In dem erſten dieſer Sagenbruchſtücke, von den zwölf Brüdern auf dem Felseiland, haben wir eine von den epiſchen Vorgeſchichten, wie der Hauptheld der Sage ſich ſeine Kampfgenoſſen durch den Kampf ſelbſt gewinnt. Fridlev knüpft hier den einzigen überlebenden aus der Zahl jener Brüder, Biorn, unzertrennlich an ſich und verbindet ſich den Schweden Haldan, für den er dieſes Abenteuer unternommen. Die Felsburg mitten im reißenden Strome, der vom Gebirge fällt und aus den tiefen Schluchten ſchäumend hervorbricht, iſt, in wenigen Zügen, ein gutes Landſchaftbild aus der wilden norwegiſchen Natur. Aus dem Felſenneſt und durch die Waſſerſtrudel muß ſich Fridlev den beſten ſeiner Waffenbrüder herausholen. Biorn und Haldan kämpfen nachher, in der großen Schlacht gegen Amund, getreulich auf ſeiner Seite. Das Vorzeichen dieſer Schlacht, wie ſich vom Blute des verſunkenen Froco das ganze Meer röthet, finden wir, nach jener wunderbaren Sagenverwandtſchaft zwiſchen den entfernteſten Völkern, von der wir auch in der Amlethsſage ein Beiſpiel hatten, wenn gleich auf verſchiedene Weiſe angewandt, in einem neugriechiſchen Volksliede bei Fauriel (B. II) wieder. Es lautet nach W. Müllers Überſetzung (II, 11) ſo:

Ein Mägdlein will auf Reiſen gehn u. ſ. w.***

Die Färbung des ganzen Meeres durch das Blut eines Menſchen iſt der Sage mit dem Liede gemeinſam. Aber ſinnreicher erſcheint ſie allerdings in letzterem, wo ſie nicht als Vorbedeutung eintritt, ſondern wo die gekränkte Unſchuld durch die ganze entrüſtete Natur um Rache ruft und der verübte Frevel ſich ſo unverlöſchlich verkündet. Die drei Schwäne, die Nachts aus der Luft herabſingen, ſind Valkyrien, die dem von dem Rieſen Hythin in Dienſtbarkeit herabgezogenen Königskinde den Retter erwecken.

Die Erzählung von dem Bogenſchützen An erinnert an das, was wir aus deſſen eigener Saga, von dem Wettſchießen zwiſchen ihm und ſeinem Sohne, beigebracht.

Die drei Parcen, welche Fridlev über das Schickſal ſeines Sohnes Olav befragt, ſind die Nornen des nordiſchen Mythus, von deren Einwirken auf menſchliche Verhältniſſe bei einer der folgenden Sagen ausführlicher zu handeln ſein wird.

Im 7ten Buche Saxos iſt eine Reihe kurzer Liebesgeſchichten zuſammengeſtellt, von derjenigen Art, welche nachher den Gegenſtand volksmäßiger Balladen ausmachte. Die meiſten derſelben gründeten ſich auch, wie die eingemiſchten Verſe anzeigen, auf ältere Lieder.

Müller (Sagnhiſt. 106; vgl. 120) bemerkt, daß Saxo dieſe im Volksgeſang überlieferten Erinnerungen aus alten Zeiten, welche doch ſelbſt keine Zeitbeſtimmung enthielten, nicht unabſichtlich gegen das Ende des mythiſchen Zeitraums nach einander einrücken mochte, wo es ihm eben an andrem Stoffe zur Ausfüllung des Übergangs fehlte.

Dieſe Sagen ſind folgende:

13. Othar und Syrith.

Saxo B. VII, S. 192 bis 194. Müller, Sagnhiſt. 98 f.

Syrith, die Tochter des däniſchen Königs Syvald, wurde ihrer Schönheit wegen von vielen Freiern geſucht, ſchlug aber niemals gegen einen die Augen auf. Sie erbat ſich auch von ihrem Vater, nur Dem folgen zu dürfen, der ſie bewegen könnte, ihn anzublicken. Othar, der thatenberühmte Sohn des Vikings Ebbo, war einer der eifrigſten Bewerber; allein auch er muſte abziehn, ohne der geſenkten Augen Meiſter zu werden. Auch ein Rieſe verſuchte ſich an ihnen, und da es ihm eben ſo wenig gelang, ſo raubte er die Jungfrau mitſammt den niedergeſchlagenen Augliedern und führte ſie in die tiefen Gebirgsſchluchten. Als Othar dieſes erfuhr, durchſtreifte er nach ihr das Innerſte des Gebirgs, fand ſie, erſchlug den Rieſen und zog mit ihr von dannen. Der Rieſe hatte mit großer Sorgfalt die ſchönen Haare der Jungfrau ſo feſt und manigfach in einander geflochten, daß ſie kaum mehr anders, als mit dem Schwerte, entwirrt werden zu können ſchienen. Vergeblich bemühte ſich Othar auch jetzt, den Blick Syriths auf ſich zu lenken. Sie wandte ſich von ihrem Retter ab und irrte längere Zeit in der Einöde umher, bis ſie zu der Hütte eines rieſenhaften Waldweibes kam. Dieſem muſte ſie die Ziegen hüten und erſt wieder durch Othars Hülfe wurde ſie von ſolcher Dienſtbarkeit befreit. Saxo gibt hier ein Lied in ſapphiſchen Strophen, worin Othar die Schöne auffordert, lieber ihm zu folgen und ſich freundlich zu erweiſen, als die Ziegenheerde ihrer trotzigen Gebieterin zu weiden. Das Lied ſchließt ſo:

> Ad lares hinc te statuam paternos
> Et piæ lætam sociabo matri,
> Si semel blandis agitata votis
>   Lumina pandas.
>
> Quam tuli claustris toties gigantum,
> Confer antiquo meritum labori,
> Et, graves rerum miserata nisus,
>   Parce rigori!

Aber unbeweglich blieben Syriths Wimpern verſchloſſen und Saxo kann ſich nicht enthalten, auszurufen:

> Quantæ porro pudicitiæ seculi illius fœminas extitisse putemus, quæ ne ad levem quidem oculorum motum maximis amatorum irritamentis adduci potuerunt!

Nachdem auch dieſe zweite Rettung die Schöne nicht zu rühren vermocht, kehrte Othar beſchämt und gekränkt zu ſeinen Schiffen zurück. Syrith irrte wieder weit in den Felſen umher und kam endlich durch Zufall in das Haus Ebbos. Sie gab ſich, entblößt wie ſie war, für die Tochter armer Leute aus. Othars Mutter jedoch bemerkte, des ärmlichen Anzugs unerachtet, das edle Weſen der Fremden, räumte ihr den Ehrenſitz ein und behielt ſie gaſtfreundlich bei ſich. Othar ſelbſt kam hinzu und fragte, warum die Jungfrau ihr Geſicht mit dem

Schleier bedecke. Er hatte ſie aber wohl erkannt und beſchloß, ſie genauer zu erforſchen. Darum ſtellte er ſich an, als wollte er ſich mit einer Andern vermählen, und Syrith muſte zum Brautgemach leuchten. Als nun das Licht, das ſie trug, faſt abgebrannt war, ſo daß die Flamme ihr immer näher auf die Finger kam, hielt ſie doch die Hand unbeweglich und ſchien nichts von der Hitze zu empfinden. (Vgl. Fär. Qv. 300). Erſt als Othar ſie ermahnte, für ihre Hand zu ſorgen, ſchlug ſie auf einmal die Augen mit einem zärtlichen Blicke gegen ihn auf. Da hielt ſogleich der erdichtete Brautgang inne und Syrith ſtand als Braut an Othars Seite.

Müller charakteriſiert dieſe Sage ſo:

„Sie hat viel poetiſche Haltung. Eine Idee liegt der ganzen romantiſchen Einkleidung zu Grunde; die weibliche Verſchämtheit wird auf eine ſehr einfache Weiſe ſymboliſiert und der Knoten mit Feinheit gelöſt, indem das Mädchenherz, welches der Dankbarkeit, der Furcht und dem Zwange widerſtanden, ſich zuletzt von der weiblichen Eiferſucht hinreißen läßt.“

Als Eiferſucht ſcheint mir aber die Bewegung, die in Syriths Herzen vorgeht, nicht ganz richtig bezeichnet zu werden; es iſt mehr das ſchmerzliche Gefühl, daß ſie den wohlbegründeten Anſprüchen Othars auf ihre Liebe und der eigenen geheimen Neigung für ihn allzu lange kein Gehör gegeben und daß dadurch für Beide ein ſchönes Glück verſäumt ſei; in dieſes quälende Gefühl verſunken kommt ihr noch einmal Othars freundlich warnende Stimme zu, da iſt der Bann gelöſt, in dem ihre jungfräuliche Scheu ſie feſtgehalten hatte, und ob es auch zu ſpät ſei, ſchlägt ſie die lange geſchloſſenen Augen auf und öffnet rückhaltlos den Blick in ihr Innerſtes.

Die ſchöne Sage, über die Saxo ein altes Lied vor ſich hatte, iſt nicht ganz unverkümmert auf uns gekommen. Die Entführung durch den Rieſen wurde auf verſchiedene Weiſe erzählt (opinantur alii u. ſ. w.) und es iſt hierin, wie bei den Abenteuern in der Wildnis, nicht Alles klar und vollſtändig. Die Hauptzüge jedoch, ſoweit ſie zur Darlegung und Entwicklung der innern Zuſtände nothwendig waren, ſind uns unverwiſcht erhalten.

Eine, wenn auch verdunkelte Spur der Verbreitung dieſer Sage findet ſich in der früher erwähnten isländiſchen Saga von Egil und Asmund; dort nennt ſich Asmund, der ſich mit ſeinem Freunde begraben ließ, einen Sohn Ottars, Königs in Halogaland, und Sigrids, einer Tochter des Jarls Ottar in Jütland (Sagabibl. II, 611).

14. Alf und Alvild.

Saxo B. VII, S. 195 f. Müller, Sagnhiſt. 100 f.

Sigar, König in Dänemark (Syvalds Sohn und Syriths Bruder), hatte drei Söhne, Syvald, Alf und Alger und eine Tochter, Sygne. Unter den drei Brüdern war Alf der ausgezeichnetſte an Muth und Geſtalt. Er trieb ſich auf Vikingsfahrten um. Seine Locken waren von ſolchem Lichtglanz, daß man meinte, er habe Haare von Silber. Zu derſelben Zeit hatte Syvard, König in Gotland, eine Tochter, mit Namen Alvild, welche ſtets verſchleiert gieng. Ihr Vater, der ſie eng verſchloſſen hielt, hatte zwei Schlangen (viperam anguemque) von ihr aufziehen laſſen, welche, mit ihr großgewachſen, ſie bewachen ſollten. So konnte nicht leicht Jemand zu ihrem Frauengemache durchdringen. Wer es aber verſuchte und nicht ausführte, dem ließ der König das Haupt abſchlagen und auf einen Pfahl ſtecken. Alf, Sigars Sohn, wagte den Verſuch, der ihm um ſo ruhmvoller ſchien, je gefährlicher er war. Um die Wuth der Thiere noch mehr gegen ſich zu reizen, umgürtete er ſich mit einem blutigen Felle; dem einen ſtieß er einen glühenden Stahl in den Rachen und das andre erlegte er mit einem Speerwurf. Als er aber den bedungenen Siegespreis, Alvilds Hand, verlangte, erwiderte der König, nur der könne ſein Eidam werden, für den ſich ſeine Tochter aus freier Wahl entſchiede. Alvild, die den tapfern Freier rühmte, erfuhr von ihrer Mutter heftige Vorwürfe über dieſe weibliche Schwäche. Da vertauſchte ſie die Frauentracht mit männlicher und wandte ſich dem kriegeriſchen Seeleben zu. Mit einem Gefolge von Jungfraun, die denſelben Entſchluß ergriffen, kam ſie zu einer Schaar von Vikingern, die eben ihren Führer im Kriege verloren hatte. Ihrer ſchönen Geſtalt wegen wurde ſie von dieſen (wie Hervör) zum Haupt erkoren und führte nun viele Heldenthaten aus. Einſt kam Alf auf ſeinen Seefahrten in eine ſchmale Bucht an der finniſchen Küſte, wo eben auch Alvild mit ihren Schiffen eingelaufen war. Sie ließ ungeſäumt das herankommende Geſchwader angreifen. Die Dänen bewunderten die ſchöne Geſtalt und Haltung ihrer Gegner. Die Seeſchlacht begann. Alf ſprang vorn auf Alvilds Schiff und ſtreckte von einem Ende zum andern Alle nieder, die ihm Widerſtand leiſteten. Da ſchlug Borkar, Alfs Kampfgenoſſe, Alvilden den Helm vom Haupte und nun zeigte ſich, daß hier nicht mit Waffen zu kämpfen ſei (osculis, non armis, agendum esse). So hatte nun Alf unverhofft Die getroffen, die er zu Land und Meer, unter tauſend Gefahren, unermüdlich geſucht hatte. Alvild kehrte zur Frauentracht zurück und ward Alfs Gemahlin. Auch Borkar erwählte ſich eine ihrer Gefährtinnen.

Obſchon es auch dieſer Sage nicht an ſchönen Zügen fehlt, ſo iſt ſie doch weniger innerlich und gleichmäßig durchgebildet, als die vorhergehende von Othar und Syrith. Beſonders iſt ſie vornherein etwas verwirrt. Verſe hat Saxo hier nicht angebracht und ſcheint alſo auch kein Lied benützt zu haben.

15. Hagbarth und Sygne.

Saxo B. VII, S. 197 bis 205. Ynglinga S. C. 25. 27.. Müller, Sagnhiſt. 101 bis 104. Svenska Folkvis. I, 137 bis 147. Udv. Danske Vis. III, 2 bis 18. 402 ff. Grimm, Altdän. Heldenl. 93 ff. 509 bis 517. [Grundtvig, Danmarks gamle Folkev. 1, 258 ff. 2, 256. 3, 791 ff. Liebrecht.] Geijer, Schwed. Urgeſch. 222 f. 5. 415. (Landnâma 256.) Kormaks S. 12. 16: Hagbards Bild. Vgl. Hoffmanns Fundgr. I, 375: hagebart, larva?

Am Anfang des Frühlings trafen Alf und ſein Bruder Alger auf der Vikingsfahrt mit den Söhnen des norwegiſchen Königs Hamund, Helwin, Hagbarth und Hamund, zuſammen. Es ward eine Seeſchlacht geliefert, in der ſich beide Theile ſo ſehr erſchöpften, daß ſie Frieden zu ſchließen genöthigt waren. Hagbarth zog mit Sigars Söhnen nach Dänemark, ſprach dort ohne Wiſſen derſelben ihre ſchöne Schweſter Sygne und gewann ihre Liebe. Zwar hatte Hildigiſl, ein vornehmer Deutſcher, um ſie geworben. Aber ſie fand an ihm nichts, als ſchöne Geſtalt und glänzende Haare; an Hagbarth, der von rauherem Ausſehen war, rühmte ſie die Tapferkeit. Ihre Äußerungen hierüber hat Saxo in Verſe gebracht (tali concentu usa perhibetur). König Sigar, Sygnes Vater, hatte zwei alte Männer zu Rathgebern, die Brüder Bölvis und Bilvis[1]. Dieſe waren von ſo verſchiedener

---

[1] Lex. isl.: Böl, n. calamitas, ærumna. Bil, n. momentum, interstitium temporis v. loci. Vis, sapiens, prudens. Edd. Hafn. Gl. T. I, S. 432:

Sinnesart, daß der eine, Bilvis, Feinde zu verſöhnen pflegte, der andere, Bölvis, Freunde zu entzweien bedacht war. An den letztern wandte ſich Hildigiſl, der es nicht verſchmerzen konnte, daß ihm Hagbarth vorgezogen wurde. Er verlockte den blinden Greis (luminibus captum) durch Geſchenke, zwiſchen Sigars und Hamunds Söhnen Feindſchaft zu ſtiften. Bölvis verläumdete die letztern bei Sygnes Brüdern und verſicherte, dieſelben haben niemals treues Bündnis gehalten und können nur durch Krieg gebändigt werden. So wurde der Friede gebrochen, Helwin und Hamund wurden in Abweſenheit ihres Bruders Hagbarth von Alf und Alger bei dem Hafen Hamundsfjord (apud portum, qui sinus Hamundi dicitur) angegriffen und kamen um. Hagbarth, der ſpäter mit ganzer Kraft hinzukam, rächte ſeine Brüder mit dem Untergang von Sigars Söhnen. Hildigiſl entkam mit einer Wunde auf der Hinterſeite. Ob nun gleich Hagbarth Sygnes Brüdern den Tod gebracht, ſo wagte er doch, allein, in Weibertracht, ſie aufzuſuchen, ihrer Treue feſt verſichert. Er gab ſich für eine ſtreitbare Dienerin[1] ſeines Bruders Hakon, eines berühmten Seehelden, aus, welche von dieſem mit Botſchaft an König Sigar geſandt ſei. Man nahm ihn in das Frauengemach der Königstochter auf; die Mägde aber, die ihn beim Fußbad bedienten, äußerten ſich über die Rauhheit ſeiner Hände und Füße befremdet. Da erwiderte er, in Hakons Dienſte geh' es nicht beſſer, wo man über Steine und Dorne weite Reiſen machen,

„Bavlvíss, in fem. -vís, adj. dirus, infaustus, prodigiosus, certum malum portentans vel adferens. Bavl-vísir draúmar. Veg. I. 8. var. c. conf. Harb. XXII. 3.“ Vgl. Grimm, Edda S. 90: Blindr inn baulvísi. Hróm. Greips. S. C. 1: Bildr, Voli. C. 4 init. C. 5. 6. 7. C. 8: Blindr hinn illi, Hagall. C. 9. C. 10: Karllinn Blindr er bèt Bavis. Vgl. Schmeller IV, 15 u. 187 f. IV, 278 s. v. Zapfen. I, 168. J. Grimm, d. Mythol. 265 [b 441]. 672: blinde belien (Schmeller IV, 187). Cromek, Remains 212 f.: Billie Blin. 330. (Vgl. Motherwell LXIX, 21. Minstrelsy, 5 ed. III, 52. Nyerup IV, 158 ff. Sv. Folkv. II, 56. 59. 219 f.) Zweifache Fylgien in einer isl. Saga. Leo, Altſächſ. und angelſ. Sprachproben. Halle 1838, S. 13: „Vë villad böon bilevite u. ſ. w.“ S. 110: „bilevit, adj. billig, einfach, gutmüthig; bilevitnis, Billigkeit.“ Neues Jahrbuch der berliniſchen Geſellſch. f. d. Sprache u. Alterthumskunde II, 64 f. [Wackernagels Leſebuch 1861. I, 1236. Faſtnachtſpiele S. 255. 1463. K.]

[1] Vgl. Helg. qv. Hund. II, Str. 3. Edd. Sæm. S. 159.

Waffen und Ruder unabläſſig führen müſſe. Auch dieſe Rede iſt in Verſen, z. B.:

Quid miri, tenerum nobis durescere subtel u. ſ. w.
Cui plantas toties subjecta relisit arena,
Et vepres medium corripuere gradum?
Nunc saltu nemus experior, nunc æquora cursu,
Nunc mare, nunc tellus, nunc iter unda mihi u. ſ. w.
Nec colus aut calathi, sed cæde madentia tela
Officium nostræ composuere manus.

Es folgen nun, gleichfalls in Verſen, die Geſpräche der Liebenden in der Nacht. Hagbarth fragt, wozu Sygne entſchloſſen ſei, wenn ihr Vater ihn, der ihre Brüder getödtet, ergreifen und hinrichten laſſen würde. Sygne verſichert, daß, welchen Todes auch ihr Geliebter ſterben ſollte, ſie ſich dem nemlichen weihen werde. Hagbarth wurde von den Mägden verrathen und nach tapfrer Gegenwehr von den Dienern des Königs gefangen. Man hielt Gericht über ihn, wobei Bilvis anrieth, lieber von den Dienſten des Helden Gebrauch zu machen, als grauſam gegen ihn zu verfahren. Da kam Bölvis hinzu und erklärte den Rath für ungehörig, durch den die gerechte Ahndung des Königs für den Tod ſeiner Söhne und die Schmach ſeiner Tochter gehemmt werden ſollte. Dieſer Anſicht ſtimmte die Mehrheit bei, Hagbarth wurde zum Tode verurtheilt und der Pfahl, an den er gehängt werden ſollte, aufgerichtet. Die Königin reichte dem Verurtheilten ein Trinkhorn, aus dem ſie ihn mit bittern Worten zur Letze trinken hieß:

Nunc, insolens Hagbarthe,
Quem morte dignum concio
Adjudicavit omnis,
Sitis fugandæ gratia
Ori dabis bibendum
Scypho liquorem corneo u. ſ. w.
Audacibus labellis
Lethale liba poculum,
Quo potus inferorum
Mox applicere sedibus,
Iturus in reclusam
Ditis severi regiam,

Patibuloque corpus,
Orco daturus spiritum!

Der junge Held ergriff das Trinkgefäß und vergalt die herbe Rede der Königin, indem er ſich des Todes ihrer Söhne rühmte.

Hac gustum capiam manu supremum u. ſ. w.
Qua natos tibi sustuli gemellos.
Jam non elysios inultus axes,
Non impune truces adibo manes,
Nam nostro prius hos peracta nisu
Clades tartareis reclusit antris.
Hæc vestro maduit cruore dextra,
Hæc proli teneros ademit annos u. ſ. w.
Infelix genitrix et orba natis
Sublatum tibi nulla reddet ætas,
Nec tempus redimet diesve quævis
Demptum lethifero rigore pignus.

Damit warf er das Trinkhorn auf die Königin und begoß ſie mit dem Todestranke.

Indeſs fragte Sygne ihre weinenden Dienerinnen, ob ſie ihr in dem, was ſie vorhabe, Geſellſchaft zu leiſten wagen. Jene gelobten, jedes Loos mit ihr zu theilen. Hierauf erklärte Sygne den Entſchluß, dem Geliebten im Tode zu folgen und, ſowie das Zeichen gegeben ſei, das Frauengemach in Flammen zu ſtecken und ſich mit den Schleiern zu erhängen. Alle ſtimmten ein und ſie trank ihnen den Becher zu. Hagbarth wurde, um gehängt zu werden, nach einem Berge geführt, der nachmals von ihm den Namen erhielt (qui postmodum ab ipso vocabulum traxit). Er wollte die Treue ſeiner Geliebten erproben und hieß die Schergen erſt nur ſeinen Mantel aufhängen, indem es ihn vergnüge, ſeinen nahen Tod vorerſt im Bilde zu ſehen. Man willfahrte ihm; die aufgeſtellte Wächterin aber glaubte, Hagbarth ſei gerichtet, und verkündigte dieß den Jungfraun. Dieſe ſteckten ſogleich das Gemach in Brand, ſtießen die Schemel unter den Füßen hinweg und ließen ſich von den Schleiern erwürgen. Als Hagbarth das Frauengemach der Königsburg in Flammen ſah, äußerte er mehr Freude über die Treue ſeiner Geliebten, als Trauer über ſeinen nahen Tod. Er forderte die Umſtehenden auf, ſeinen Tod zu beſchleunigen. Auch dieß in einem Liede (hujusmodi carmine), woraus folgendes:

Ocyus, o juvenes, correptus in aera tollar,
 Dulce mihi, nupta, est post tua fata mori.
Aspicio crepitus et tecta rubentia flammis,
 Pollicitusque diu pacta revelat amor u. ſ. w.
Felix, qui tanto[-ta?] merui consorte juvari,
 Nec male tartareos solus adire deos u. ſ. w.
Axis uterque juvat, gemino celebrabitur orbe,
 Una animi requies, par in amore fides.

Alsbald wurde das Urtheil vollſtreckt. Zur Beglaubigung der Sage aber beruft ſich Saxo auf örtliche Anzeigen:

Et ne cuiquam antiquitatis vestigia prorsus exolevisse credantur, prædictæ rei fides præsentibus locorum iudiciis exhibetur, quum et Hagbarthus pago vocabulum extinctus intulerit, nec longe a Sigari oppido[1] locus pateat, ubi plano paululum agger elatior veteris fundi instar protuberantis humi specie demonstrat. Sed et quidam Absaloni[2] trabem se eo loci repertam vidisse narravit, quam agrestis vomere glebam rimatus offendit.

Das Weitere, wie Hako, Hagbarths Bruder, Rache nimmt[3] u. ſ. w., können wir hier übergehen.

Was Hagbarth ſterbend geweiſſagt, daß ſeine und Sygnes treue Liebe im Gedächtnis der Menſchen leben werde, iſt reichlich in Erfüllung gegangen. Keine der alten Sagen hat ſich in ſo andauernder und weitverbreiteter Erinnerung erhalten, als dieſe. Die ältern Lieder, aus denen Saxo ſchöpfte, ſind zu einer Volksballade geworden, die noch bis in die letzte Zeit in däniſcher und ſchwediſcher Sprache auf fliegenden Blättern umgeht. Wie ſchon Saxo Örtlichkeiten anführt, um den Schauplatz der Ereigniſſe feſtzuſtellen, ſo machten ſich Jahrhunderte hindurch und noch jetzt die drei nordiſchen Reiche, Dänemark, Schweden und Norwegen, und in dieſen wieder die einzelnen Landſchaften, jenen Schauplatz ſtreitig. Überall findet man Ortſchaften, Höfe, Hügel, Quellen, Eichen, Steine nach den Perſonen der Erzählung benannt und das Volk weiß die Bedeutung der Namen aus Lied und Sage zu erklären. Davon Mehreres ſeiner Zeit bei den Balladen und Ortsſagen des Nordens.

---

[1] Sigarſted in Seeland.

[2] Dem Probſt in Roeskild und nachherigen Biſchof in Lund, auf deſſen Aufforderung Saxo ſein Werk verfaßte.

[3] Darunter die Sage vom wandelnden Walde B. VII, S. 204.

Hier mag nur noch angedeutet werden, was von den Erwähnungen dieſer Sage der früheren Zeit, ſelbſt noch weit über Saxo hinauf, angehört. In Thiodolfs Ynglingatal, dieſem im 9ten Jahrhundert verfaßten Skaldenliede, der Grundlage der Ynglingaſaga, heißt bereits der Galgen das Roſs von Sygnes Manne, auch Sigars Roſs; und ähnliche Ausdrücke finden ſich bei den ſpäteren Skalden. Abwärts aber deuten zunächſt nach Saxo das isländiſche Landnamabok, vom Anfang des 13ten Jahrhunderts, und die Skalda auf den Inhalt der Sage.

Dieſe hat auch wirklich ſo ergreifende Situationen, daß man ſich ihre lebenskräftige Fortdauer wohl erklären kann. Veränderungen hat ſie allerdings erfahren, dem nordiſch Alterthümlichen hat ſich in der Ballade das Ritterliche beigemiſcht und jene gewaltige Wechſelrede zwiſchen Hagbarth und der Königin, die ihm den Todesbecher reicht, iſt nur bei Saxo noch vorhanden.

Unter dem haderſtiftenden Bölvis, der blind bezeichnet wird, würde ich den einäugigen Odin zu finden glauben (der ſich einſt auch Bölverk nennt), wenn nicht die Deutung des andern Rathgebers, Bilvis, Schwierigkeit machte.

16. Halfdan.

[Dieſer Abſchnitt der Vorleſungen wird hier unterdrückt, weil Uhland die Sage von Halfdan neu in den Sagenforſchungen 1, 192 (Schriften 6, 110) ff. abgehandelt hat, zum Theil mit wörtlicher Benützung ſeines Heftes für die Vorleſungen. K.]

17. Harald Hyldetand.

Saxo B. VII, S. 212. B. VIII, S. 227. Sagnhist. 106 bis 119. Sögubrot, Fornald. Sög. I, 361 ff. Fort. Sag. I, 33 ff. (beſonders C. 1 am Ende. 4. 7 bis 9.) Das Sagabruchſtück von alten Königen in Dänemark und Schweden iſt in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt nicht älter, als aus dem 14ten Jahrhundert. Sagabibl. II, 484 ff. Geijer, Schwed. Geſch. 1, Cap. 10. S. 444 bis 52.

Nach Saxo iſt Harald Hyldetand der Sohn Haldans und Guriths. Das isländiſche Sagabruchſtück dagegen gibt ihm ganz andre Eltern, Hrärek und Auda. Die letztere Angabe ſtimmt auch mit andern nordiſchen Zeugniſſen überein und iſt daher unbedenklich der Angabe Saxos vorzuziehen, der, um ſeinen Königsreihen Zuſammenhang zu geben, ſich manche genealogiſche Willkühr erlaubt, während er mit dem innern Beſtande der Sagen gewiſſenhaft verfährt.

Den Beinamen Hyldetand erklärt Saxo (S. 212) davon, daß ihm zwei ausgeſtoßene Zähne unerwartet durch andre erſetzt, dadurch aber ſeine Zahnreihe hervorſtehend geworden.

Quorum jacturam postmodum insperata molarium eruptio sarciebat. Hic eventus Hyldetand ei cognomen imposuit: quod eum quidam ob eminentem dentium ordinem assecutum affirmant.

Sögubrot C. 1 bemerkt von ihm das beſondere, daß ſeine Vorderzähne groß und goldfarbig geweſen ſeien.

Sonſt wird der Name auch Hildetand (Hilditavnn, Edd. Sæm. 117^{a}) geſchrieben und in dieſer Form leitet ihn Geijer (444,7) von Hilldr, Krieg, ab; man habe Haralds hervorſtehende Zähne auf ſeine kriegeriſchen Eigenſchaften gedeutet.

Harald war von ausgezeichnet ſchöner und hoher Geſtalt, auch allen ſeinen Altersgenoſſen an Stärke überlegen; dazu war ihm von Odin, deſſen Ausſpruch er das Leben verdankte, die Gunſt geworden, daß kein Eiſen ihn verletzen konnte. Dafür hatte er die Seelen der von ihm Erſchlagenen Odin verheißen. In einer Schlacht in Norwegen ſchritt er ohne Harniſch, mit einem Purpurrock bekleidet und mit einer golddurchwobenen Binde um die Haare, mehr feſtlich als kriegeriſch angethan, vor ſeinen Schaaren her dem Feind entgegen. Alle Geſchoſſe, die auf ihn gerichtet waren, fielen machtlos von ihm ab. So gieng er aus dem Kampfgewühl unverletzt als Sieger hervor.

Vor einem Kriege gegen die Schweden erſchien ihm ein großer, einäugiger Greis, mit haarigem Mantel. Derſelbe nannte ſich Odin, behauptete, ſehr kriegskundig zu ſein, und lehrte ihn die keilförmige Schlachtordnung (svinfylking, f.), ſowie auch die Anordnung eines Seetreffens. Mittelſt dieſer Belehrungen trug Harald den Sieg davon. Auf ſeinen vielen Heerfahrten gewann er ſich unter den Beſiegten ſelbſt treffliche Kämpen, andre zog der Ruf ſeiner Thaten an. Wer beim Fechten mit der Wimper zuckte, wenn auch der Hieb ſchon die Augenbrauen berührte, ward ſogleich aus ſeiner Umgebung verwieſen. Da keine Macht weder zu Lande noch zu Waſſer mehr ſich gegen Harald und ſeine Krieger wagte, ſo trat ein vieljähriger Friede ein, in welchem der König alterte. Er hatte ſeinem Schweſterſohne Ringo (Sigurd Hring) deſſen väterliches Reich Schweden übertragen. Ein gewiſſer Bruno [1], Haralds innigſter Vertrauter, trug alle geheimen Botſchaften zwiſchen den beiden Königen hin und her. Dieſer wurde auf einer ſolchen Botſchaftsreiſe vom Strome verſchlungen. Da nahm Odin deſſen Namen und Geſtalt an und wuſte durch trügeriſche Ausrichtungen die Bande der Freundſchaft und Verwandtſchaft zwiſchen den Beiden zu löſen. Der von ihm im Stillen geſchürte Haß ſchien endlich nicht mehr ohne öffentlichen Ausbruch befriedigt werden zu können. Sie kündigten einander Krieg an und ſieben Jahre ſollen mit den Rüſtungen zu dem großen Kampfe hingegangen ſein.

Es gibt Welche, bemerkt Saxo, die behaupten, Harald habe nicht aus Misgunſt oder Eiferſucht um die Herrſchaft den Krieg unternommen, ſondern freiwillig und abſichtlich den Anlaß zu ſeinem eigenen Untergange geſucht.

Denn da er wegen ſeines Alters und ſeiner Strenge auch dem Volke läſtig geworden, habe er, um ſeinem vergangenen Leben gemäß zu endigen, den Tod in der Schlacht dem auf dem Krankenbette vorgezogen. Um aber ſeinen Tod mehr zu verherrlichen und mit größerem Geleite zur Unterwelt zu gehen, habe er die großen Rüſtungen auf beiden Seiten veranſtaltet, übrigens ſelbſt gewünſcht, daß Ring Sieger bleibe.

Die Geſchichte dieſes Kriegs hat, nach Saxos weiterer Angabe [S. 220], Starkather, der ſelbſt eine vorzügliche Säule der Schlacht war, in heimiſcher Weiſe (d. h. im Liede) verfaßt:

Historiam belli suetici Starcatherus, qui et ejusdem prælii præcipuum columen erat, primus danico digessit eloquio, memoriæ magis, quam literis traditam. Cujus seriem, ab ipso pro more patrio vulgariter editam digestamque, latialiter complecti statuens, inprimis præstantissimos utriusque partis proceres recensebo. Neque enim mihi multitudinem complectendi cupido incessit, quam ne præcise quidem numerus capit.

Es werden nun wirklich die ausgezeichnetſten Streiter auf beiden Seiten in langer Reihe aufgezählt. Sie ſammeln ſich, in verſchiedenen

[1] Lex. isl. I, 116b: Bruni, m. ustio, urigo, it. incendium, Forbrändelſe; it. Brand, brändende Ild; it. Ildsvaade.

Waffengattungen geübt, nicht nur aus allen ſkandinaviſchen Reichen, ſondern auch aus andern Ländern, beſonders deutſchen und ſlaviſchen. Skalden und Schildjungfrauen befinden ſich darunter, auch Helden, die ſonſt in der Sage bekannt ſind. Von mehreren Kämpfern Haralds wird bemerkt, daß er ſie (wie wir früher von Hrolf Kraki gehört) durch goldgeſchmückte Schwerter und reichen Kriegslohn ſich einſt verbunden habe (S. 222):

> Horum omnium clientelam rex liberali familiaritate coluerat. Nam primis apud ipsum honoribus habiti, cultos auro gladios opimaque bellorum præmia perceperant.

Der Kampfplatz war zum voraus verabredet, auf dem Felde Bravalla (á Bravelli)[1] am Meerbuſen Bravik in Oſtgotland. (Saxo S. 227 nennt dieſen Krieg bellum bravicum; auch iſt B. VIII, S. 235 die Rede von bravellinis trophæis, ſonſt aber walten bei ihm Misverſtändniſſe über die Örtlichkeit vor, Geijer 448.) Haralds Flotte war ſo zahlreich, daß man von Seeland nach Schoonen auf den Schiffen wie über eine Brücke gehen konnte. Aber auch ſeines Gegners Schiffsrüſtung war ſo bedeutend, daß die Segel den Blick auf das Meer verbauten (prospectumque pelagi explicata malis carbasa præstruebant).

König Ring war zuerſt mit Land- und Seemacht am verabredeten Platze angekommen und hatte ſeine Schaaren geordnet. Als das däniſche Heer heranzog, hieß er die Seinigen ſich ruhig verhalten, bis ſie ſehen, daß König Harald ſeinen Schlachtwagen beſtiegen habe; leicht werde ein Heer, von einem Blinden geführt, zuſammenfallen. Indeſſen ordnete Bruno, an Haralds Statt, die Schlachtreihen in Keilform. Der alterblinde König ſtand auf dem Wagen und erhob ſeine Stimme, ſo laut er konnte, ſeine Schaaren anzufeuern. Die ungeheure Schlacht begann nun. Saxos Darſtellung wird hier ſehr emphatiſch (S. 225):

> Deinde canentibus lituis summa utrinque vi conseritur bellum. Crederes, repente terris ingruere cœlum, sylvas camposque subsidere, misceri omnia, antiquum rediisse chaos, divina pariter et humana tumul-

---

[1] Brávellir, jetzt Bråwalle. F. Magnuſens Edda, hiſtor. Reg. IV, 302. Vgl. III, 286.

tuosa tempestate confundi, cunctaque simul in perniciem trahi. Nam ubi ad teli jactum perventum, intolerabilis armorum stridor incredibili cuncta fragore complevit. Vapor vulnerum repentinam cœlo nebulam intendebat, dies effusa telorum grandine tegebatur.

Die Thaten einzelner Kämpen und Schildjungfraun werden namhaft gemacht. An der Spitze der däniſchen Keilordnung focht der Frieſe Ubbo, den einſt Harald, da er ihn, als ſeinen Gegner, nicht mit Waffen bezwingen konnte, von ſeinen Kriegsleuten mit Händen fangen ließ und ihm dann, um ihn für ſeinen Dienſt zu gewinnen, ſeine Schweſter zur Ehe gab (B. VII, S. 214). Ubbo erſchlug zwanzig erleſene Kämpfer des ſchwediſchen Heeres, eilfe wurden von ihm verwundet. Zuletzt erlag er ſelbſt, da Niemand mehr ſich mit ihm ins Handgemeng wagte, den wetteifernden Pfeilſchüſſen dreier Bogenſchützen aus Telemarken. Hundert und vier und vierzig Pfeile hafteten in der Bruſt des Kämpfenden, bevor er entkräftet ſein Knie zur Erde neigte. Da erſt brach das Verderben über die Dänen ein, hauptſächlich durch den Andrang der norwegiſchen Bogenſchützen.

Der blinde Harald entnahm aus dem traurigen Gemurmel der Seinigen, daß ſich das Glück auf die Seite des Feindes gewandt habe. Er hieß Brunon, der aus Hinterliſt den Dienſt des Wagenleiters verſah, beobachten, wie Ring ſein Heer geordnet habe. Halblachend antwortete Bruno, der Feind kämpfe in Keilordnung (corniculata acie, Doppelkeil auf eine Grundlage geſtützt). Beſtürzt und erſtaunt hierüber fragte der König, von wem Ring dieſe Weiſe der Heerſchaarung erlernt habe, da doch Odin, der Erfinder und Meiſter derſelben ſei (disciplinæ hujus traditor atque repertor) und von ihm Niemand, als Harald ſelbſt, in dieſer neuen Kriegskunſt unterrichtet worden. Als Bruno hierauf ſchwieg, gemahnte es den König, derſelbe ſei Odin, und der ihm einſt befreundete Gott habe, um ihm jetzt zu helfen oder die Hülfe zu entziehen, ſolche Geſtalt angenommen. Da begann er denſelben anzuflehen, daß er den Dänen, denen er ſonſt gnädig ſich erzeigt, auch dießmal den Sieg verleihen möge; auch verſprach er, die Seelen der Gefallenen dem Gotte zu weihen. Bruno aber, unbewegt durch dieſe Bitten, warf plötzlich den König aus dem Wagen, ſtieß ihn zu Boden, entriß dem Fallenden die Keule und zerſchmetterte ihm damit das Haupt.

Um den Wagen des Königs lagen unzählige Leichname, ſo daß ſie über die Räder und bis zur Deichſel ragten. Denn im Heere Rings waren gegen 12000 erleſene Kämpen (proceres) erlegt worden, auf Haralds Seite aber außer dem übrigen Kriegsvolk (præter popularium stragem) gegen 30000.

Sobald Ring den Tod Haralds erfahren hatte, ließ er das Zeichen zur Aufhör der Schlacht geben. Er ſchloß Frieden mit den Feinden, die ihren Führer verloren hatten. Hierauf hieß er die Schweden unter den Haufen der Erſchlagenen Haralds Leichnam aufſuchen. Ein halber Tag muſte darauf verwandt werden. Als man endlich den Leichnam ſammt der Keule gefunden, veranſtaltete Ring eine königliche Leichenfeier. Er ließ das Pferd, worauf er ſelbſt ſaß, an den Wagen des Königs ſpannen, ſchmückte es mit goldenen Decken und weihte es ſo dem Todten. Unter feierlichen Gelübden flehte er, daß Harald mit dieſem Pferde ſeinen Todesgenoſſen zur Schattenwelt voranziehen und bei dem Gotte derſelben Freunden und Feinden friedliche Sitze bereiten möge.

Inde vota nuncupat adjicitque precem, uti Haraldus, eo vectore usus, fati consortes ad tartara antecederet atque apud præstitem Orci Plutonem sociis hostibusque placidas expeteret sedes. [S. 227. K.]

Sodann ließ er einen Scheiterhaufen errichten und befahl den Dänen, das vergoldete Schiff ihres Königs in die Flammen zu werfen. Als nun das Feuer den darauf gelegten Leichnam verzehrte, gieng Ring unter den trauernden Kämpen umher und forderte ſie alle dringend auf, Waffen, Gold und was ſie Beſtes hätten, zur Ehre eines ſo hochverdienten Königs dem Scheiterhaufen zu übergeben. Die Aſche des verbrannten Leichnams hieß er nach Lethra bringen und dort mit Roſs und Waffen königlich beſtatten. Indem er durch ein ſo ehrenvolles Begängnis ſeinem Oheim das letzte Recht widerfahren ließ, gewann er ſich die Gunſt der Dänen, die nun unter ſeine Herrſchaft gebracht waren. (Et hic quidem belli bravici finis.)

Das isländiſche Sagabruchſtück, welches nicht nur in der Hauptſache, ſondern ſelbſt in der Aufzählung der einzelnen Streiter mit Saxo zuſammentrifft, ergibt gleichwohl beſondre oder abweichende Züge, von denen wir Einiges ausheben.

Harald Hildetand hatte anderthalbhundert Jahre zurückgelegt und konnte nicht mehr gehen. Vikinger fielen überall in ſein Reich ein. Da ſchien es ſeinen Freunden, daß es dem Lande bei ſo geſchwächter Herrſchaft übel gehe, und Manche meinten auch, er wäre nun alt genug. Einige Große des Reichs wollten, als der König im Badgefäſſe ſaß, Zweige darüber legen und darauf Steine werfen, um ihn im Bade zu ertränken. Er wuſte ihnen aber noch zuvorzukommen und beſchloß, eines königlichen Todes zu ſterben. Nun veranſtaltete er den Krieg mit ſeinem Verwandten, dem Schwedenkönig Ring.

Das Mythiſche iſt hier verwiſcht. Bruni iſt ein Häuptling Haralds, den Dieſer das Heer ordnen läßt. Doch verwundert iſt der König auch hier, daß die Keilordnung, von der er glaubte, daß Niemand, als er und Odin, ſie kenne, von ſeinem Gegner angewandt worden. Er wird von Bruni mit der Keule erſchlagen, ohne daß man den Grund dieſer That erführe. Beim Leichenbegängnis läßt Ring den König Harald in demſelben Wagen und mit demſelben Pferde fahren, die er in der Schlacht hatte, und führt ihn ſo in den aufgeworfenen Grabhügel; das Pferd wird nachher getödtet. Auch gibt König Ring den Sattel, worauf er ſelbſt geritten, ſeinem Freunde Harald und heißt ihn nun, wie er am liebſten wolle, nach Valhall reiten oder fahren. Ringe und Waffen werden nicht in die Flamme, ſondern in den Hügel geworfen. Die Schlachtordnung, wie der Rüſſel in der Bruſt ſteckt, lernt man aus dem Sagabruchſtück deutlicher kennen, als bei Saxo.

Jenes hat auch eine Erzählung eigen von dem ſchwediſchen Kämpen Soknar-Soti, der von der Schildjungfrau Vebjörg einen Hieb über die Wange erhält, wodurch ihm der Kiefer entzweigeſchnitten und das Kinn abgeſchlagen wird; er weiß ſich aber zu helfen, er nimmt den Bart zwiſchen die Zähne und hält ſo ſein Kinn feſt.

Das Bruchſtück bemerkt (C. 9), dieſe Schlacht ſei ſo heftig und hartnäckig geweſen, daß in allen alten Sagan erzählt werde, wie keine Schlacht in Nordlanden eine ſo große und herrliche Auswahl gewaltiger Kämpen aufweiſen könne[1]. Auf ähnliche Weiſe äußert ſich die Hervörsſaga bei kurzer Erwähnung der Bravallaſchlacht.

Nach Müllers Unterſuchungen (Sagnhiſt. 119) würde dieſe Schlacht nach den Andeutungen, welche die hiſtoriſchen Sagan der Isländer enthalten, geſchichtlich in die erſte Hälfte des achten Jahrhunderts, um 730, zu ſetzen ſein.

---

[1] Vgl. Ragn. Lodbr. S. C. 2 zu Anfang.

Daß Saxos Erzählung auf einem alten Liede beruhe, iſt nicht nur von ihm ſelbſt bezeugt, ſondern ergibt ſich auch aus der noch durchaus in den zuſammengereihten Kämpfernamen beſtehenden Allitteration, ſowie aus dem poetiſchen Schwunge, der beſonders in der angeführten Stelle vom Beginne der Schlacht herrſcht. Was aber die beſtimmtere Angabe Saxos betrifft, als wäre der heldenhafte Skalde Starkather ſein Gewährsmann, ſo wird hiervon bei der nachfolgenden Starkadrsſage beſonders die Rede ſein. Der Bericht in Sögubrot geht ohne Zweifel von derſelben Quelle aus, aber nur mittelbar, nicht mehr aus der näheren Bekanntſchaft mit dem alten Liede ſelbſt.

Für unſre Zwecke iſt die Sage von Harald Hyldetand beſonders durch ihren mythiſchen Beſtandtheil bedeutend. Wenn in manchen der bisherigen Sagen nur der Schatten Odins an uns vorüberſtreift, ſo erſcheint in jener Odin leibhaftig in voller Geſtalt und Thätigkeit; ja es erwächſt hieraus auch Demjenigen Beglaubigung, was wir dort oft nur vermuthend und andeutend bemerken konnten. Odin, der nach den Seelen der Tapfern dürſtet, weiht ſich den jungen Helden Harald durch wunderbare Gabe, läßt ſich aber dafür die Seelen der von ihm Erſchlagenen geloben. Er ſtiftet, als Bruni, Zwietracht unter den Verwandten, um den großen Kampf herbeizuführen. Er will nicht, daß ſein gealterter Günſtling ruhmlos zu Hel fahre; mit großem Gefolge von beiden Heeren ſoll er in Valhall eingehn (denn ſo hat Sögubrot richtig, was Saxo ad inferos überſetzt). Odin ſelbſt gibt dem blinden Könige den Keulenſchlag, durch den er zu Valhalls Ehre erhoben wird. Warum aber Odin all den irdiſchen Kampf errege und ſo gierig auf die Seelen der Helden fahnde, iſt uns aus der Götterſage bekannt. Und die Schilderung der Bravallaſchlacht ſelbſt, in der nach Saxos Worten Göttliches und Menſchliches in wildem Sturme ſich zu vermengen, Beides zuſammen ins Verderben gezogen zu werden und das alte Chaos wiederzukehren ſcheint, dieſe wahrſcheinlich aus entſprechenden Stellen des alten Liedes entnommene Schilderung erinnert uns an jenen letzten Kampf, in den Odin Aſen und Einherien führen wird und für den ihm der Erprobten niemals genug ſind.

18. Starkadr.[1]

Saxo B. VI. S. 154 bis 183. VII, S. 194. 203. 219. VIII, S. 220. 225. 227 f. 230 bis 236. (Olo B. VI, S. 215 bis 219. B. VIII, S. 223. 227 f.) Sagnhiſt. 76 bis 95. 111. 113. 115. (Olo 110 f.) Edda Sæmund. 161. 164b (Starkaðr). Sogubrot C. 9. (Fornald. S. I, 383: Starkaðr und Störkuðr.) Nornagest. S. C. 7. 8 im Anf. (Starkaðr Stórverksson). Hervar. S. C. 1. (Starkaðr). Halfs S. C. 1 bis 4. (Vikarr). Gautreks und Hrolfs S. C. 3 bis 7. Sagabibl. II, 580 f. 584 bis 587. Vgl. Suhm, om Odin S. 52 bis 54. Lex. myth. 315 f. Egils und Asmunds S. Sagabibl. II, 614. 616. Ynglinga S. C. 25 (Starkaður hinn gamle). C. 29 (Ali hinn frokni). Sn. Edda 301 (Starkaðr gamli). 268 (Starkaðar lag). 208 (Ali). 103, vgl. Lex. myth. S. 636 Note. S. 649 Note. Fornmanna S. III, 200 f. (Starkadr in der Hölle.)

Dieſes Helden wird in Sagen und Liedern des Nordens häufig gedacht. Von den zahlreichen und manigfachen Überlieferungen, die über ihn im Umlauf geweſen ſein müſſen, findet ſich jedoch nur noch bei Saxo ein größerer Vorrath erhalten. Allein wenn gleich Saxos Berichte Geburt und Tod des Helden umfaſſen und überhaupt ſehr reichhaltig ſind, ſo kommen doch nicht bloß bei ihm ſelbſt Andeutungen nun verſchollener Abenteuer vor, ſondern es zeigt auch ſeine ganze Behandlungsweiſe, daß er nicht eine zuſammenhängende Starkadrsſaga vor ſich hatte, ſondern aus zerſtreuten Liedern und Volksſagen ſchöpfte. (Vgl. Sagnhiſt. 84.) Es liegt dieß auch, wie ſich weiterhin ergeben wird, gewiſſermaßen in der Eigenthümlichkeit des Sagenhelden. Außerdem kann wirklich Einiges, was Saxo unvollſtändig oder undeutlich gibt, von andrer Seite ergänzt und beſſer aufgehellt werden. Die Sagen von Starkather, welche Saxo aufgenommen hat, ziehen ſich theils in ausführlichern Darſtellungen, theils in kürzern beiläufigen Meldungen, von andern Geſchichten unterbrochen, durch das 6te, 7te und 8te Buch. Wir werden, indem wir ſie durch Ausſcheidung des dazwiſchengetretenen Fremdartigen zuſammenrücken, uns an die von Saxo beobachtete Folge derſelben halten, da ſie im Ganzen als die richtige erſcheint. Die geſammte Reihe zerfällt aber von ſelbſt in einzelne Rhapſodieen, die wir auch als ſolche unterſcheiden und was je in einer Abtheilung aus andern Quellen ergänzt werden kann, ſogleich beifügen. Von dem Zuſammenhang und der Bedeutung des Ganzen ſoll dann zum Schluſſe gehandelt werden.

---

[1] [Vgl. die Sagenforſchungen I, 176. Schriften 6, 101 ff. K.]

1. Starkadrs Urſprung und vorbeſtimmtes Schickſal.

Bei Saxo im 6ten Buche wird Starkadr, Storverks Sohn, zuerſt eingeführt, indem er, von einem Schiffbruch allein gerettet, zu dem däniſchen Könige Frotho, Fridlevs Sohne, kommt und von dieſem gaſtfrei aufgenommen wird. Er verweilt hier einige Zeit als Hausgenoſſe des Königs, wird von Tag zu Tag ehrenvoller ausgezeichnet, zuletzt mit einem ſchönen Fahrzeuge beſchenkt und auf Vikingsfahrt ausgeſandt.

Hiezu fügt nun Saxo einige allgemeinere Bemerkungen über die Perſon Starkaders; derſelbe habe an Körper und Geiſt gewöhnliche Sterbliche überragt, ſein Ruhm ſei ſo weit verbreitet geweſen, daß noch jetzt das ehrenvollſte Gedächtnis ſeiner Thaten und ſeines Namens fortbeſtehe. Denn nicht bloß in Dänemark (apud nostros) hab' er durch ſeine Heldenwerke ſich verherrlicht, ſondern auch in allen Landſchaften der Schweden und Sachſen ſich leuchtende Denkmäler geſtiftet. Er ſoll in derjenigen Gegend entſproſſen ſein, welche an Schweden im Oſten grenze und in der jetzt Eſthen und andere barbariſche Völker ihre weiten Wohnſitze haben. Ein fabelhafter Volksglaube abet (fabulosa et vulgaris opinio) habe über ſeinen Urſprung ungereimte Dinge erdichtet. Denn Einige erzählen, er ſei von Rieſen entſproſſen und dieſe Abſtammung habe ſich durch eine ungewöhnliche Anzahl von Händen kund gegeben. Der Gott Thor habe ihn von dieſem Überfluſſe befreit und ihm vier derſelben ausgeriſſen, ſo daß mit den zwei noch übrigen der vorher rieſenhafte Körper auf menſchliches Maaß zurückgeführt worden ſei [S. 155]:

> Tradunt enim quidam, quod, a gigantibus editus, monstruosi generis habitum inusitata manuum numerositate prodiderit, asseruntque, Thor deum quatuor ex his affluentis naturæ vitio procreatas elisis nervorum compagibus avulsisse atque ab integritate corporis prodigiales digitorum eruisse complexus, ita ut, duabus tantum relictis, corpus, quod ante in giganteæ granditatis statum effluxerat ejusque formam informi membrorum multitudine repræsentabat, postmodum meliore castigatum simulacro brevitatis humanæ modulo caperetur.

(Der Gott Thor dürfte in dieſem, wie in andern Fällen, dem Stile Saxos, unbeſchadet der Deutlichkeit, wohl auch einige überzählige Schreibfinger ausreißen.)

Im Eingang der Hervörsſaga (C. 1) geſchieht eines Starkadrs Erwähnung (ſein Vater wird Störkvidr, nach anderer Lesart Storvirkr, Fornald. S. I, 412, genannt), der von den Thuſſen abſtammt und ihnen an Stärke und Weſen gleicht; er hat acht Hände und haut mit vier Schwertern zugleich. Von Thor wird er getödtet. Es iſt dieß offenbar der Nemliche, deſſen Abkunſt von den Rieſen Saxo meldet; nur zeigen ſich in der Saga andere, verdunkelte Überlieferungen von ihm.

Bedeutender iſt, was eine andere isländiſche Saga, die von Gautrek und Hrolf, hieher Bezügliches enthält. Dieſe Saga, die ich nur in Müllers Auszügen (Sagabibl. II, 614. 616. Sagnhiſt. 80 f.) kenne (die Ausgabe Upſala 1664 iſt ſelten und unvollſtändig, der 3te Band der rafniſchen Sammlung, darin ſie ſtehen ſoll, noch nicht zugänglich), gehört ihrem ſonſtigen Inhalt nach zu den ſpätern, aber gerade was ſie von Starkadr meldet, beruht, wenn auch nicht mehr in urſprünglicher Form erhalten, doch auf altem Sagengrunde.

Odin hatte, unter dem Namen Hrosharsgrani, Starkadrn erzogen. Einſt träumte Letzterem (dieſe Einkleidung gibt ſich als eine ſpätere zu erkennen), daß ihn ſein Pflegvater an eine abgelegene Stelle im Walde führte, wo eilf Aſen ſaßen, die Hrosharsgrani als Odin grüßten. Sie ſollten Starkadrs Schickſal beſtimmen. Thor, der ihm als einem Rieſenſohne ungünſtig war, verweigerte ihm Nachkommenſchaft; Odin gab ihm drei Menſchenalter; Thor ſagte, er ſolle in jedem ein Nidingswerk [1] vollführen. Odin beſtimmte ihm die beſten Waffen, Thor verſagte ihm Landbeſitz; Odin ſchenkte ihm Reichthum anderer Art, Thor legte hinzu, daß er doch niemals genug haben ſolle. Odin gab ihm Sieg in jedem Streit, Thor fügte bei, daß er in jedem eine tiefe Wunde davon tragen ſolle; Odin gab ihm Skaldenkunſt, Thor ließ ihn ſeine eigenen Lieder vergeſſen; Odin machte ihn beliebt bei den Mächtigen, Thor verhaßt beim Volke. Die Aſen beſtätigten beiderlei Beſtimmungen und dieſe bewähren ſich denn auch in den nachfolgenden Schickſalen des Helden.

---

[1] Drei Nidingswerke haften auch auf dem Schwerte Tyrfing. Herv. S. C. 2.

2. Starkadrs erſtes Nidingswerk.

Die Alten erzählen (tradunt veteres), ſagt Saxo, daß Starkadr in der Erwürgung des norwegiſchen Königs Vikar der Gunſt der Götter die Erſtlinge ſeiner Frevelthaten dargebracht (in Wicari Norvagiensium regis jugulo deorum favori facinorum suorum principia dedicasse). Odin wollte, daß dieſer Vikar durch klägliche Hinrichtung untergehen ſolle, und da er dieß nicht offen ausführen wollte, verherrlichte er Starkadrn, der zuvor ſchon durch ungewöhnliche Körpergröße ausgezeichnet war, durch tapfern Geiſt und Liederkunſt, damit derſelbe zum Danke dafür ſich ſeiner Abſicht gegen Vikar um ſo bereitwilliger erwieſe. Er hatte Starkadrn auch darum mit drei Menſchenaltern begabt, damit dieſer in ſolchen Urheber eben ſo vieler Nidingswerke (totidem execrabilium operum auctor) würde. Starkadr begab ſich zu Vikar und barg den Verrath unter dem Scheine des Gehorſams. Sie zogen zuſammen auf Vikingsfahrt. Als ihnen nun einſt der Wind lange ſo ſehr entgegen war, daß ſie den größern Theil des Jahres ſtille liegen muſten, beſchloſſen ſie, die Götter mit Menſchenblut zu ſühnen. Das Todesloos wurde geworfen und fiel auf den König. Da ſchlang Starkadr ein Weidenband um den Hals Vikars, als ſollte er nur auf einen Augenblick zum Scheine die Strafe erleiden. Aber der Knoten übte ſein Recht und erdroſſelte den Hängenden. Statt zu helfen, entriß Starkadr dem noch Zuckenden mit dem Schwerte den Reſt des Athems. Denn, ſetzt Saxo hinzu, die Meinung ſcheint mir nicht der Erwähnung werth, wonach die weichen Weiden ſich plötzlich zum Eiſenbande härteten.

Auch die Gautreks- und Hrolfs-Saga knüpft den Verrath gegen Vikar unmittelbar an die Beſtimmung der Schickſale Starkadrs. Dieſer hat ſein Traumgeſicht eben in der Nacht, als das Loos den König getroffen. Nachdem die Verſammlung der Aſen ſich getrennt, fordert Odin zur Vergeltung ſeiner Gaben von Starkadrn, daß dieſer ihm Vikarn ſende, und gibt demſelben einen Spieß, der nur ein Rohrſtengel zu ſein ſcheint. Am nächſten Morgen läßt Vikars Schiffsvolk ſich an, als ſoll' er Odin geopfert werden; aber durch Zauber wird das Spiel zum Ernſte und das Rohr, womit Starkadr ihn berührt, wird zum Speere, der des Königs Herz durchbohrt.

Müller bemerkt, daß der Schickſalsrath der Aſen in der urſprünglichen Sage gleich bei der Geburt Starkadrs werde ſtattgefunden haben. Da jedoch Saxo und die Saga in der Anknüpfung dieſes Götterrathes an das erſte Nidingswerk übereinſtimmen, ſo kann auch wohl die Auffaſſung der Sage angenommen werden, daß Odin ſich des rieſenhaften Starkadrs erſt bemächtigt, nachdem Dieſer ſchon ſo gewaltig herangewachſen. Im Nidingswerke an Vikar muß der von Odin Begabte dem Gotte ſein erſtes Opfer bringen.

Über Vikar ſelbſt aber müſſen wir noch eine andere isländiſche Quelle beiziehen, die früher dargeſtellte Saga von Half und Halfs Recken. In den Vorgeſchichten derſelben, welche wir damals bei Seite ließen, wird Folgendes erzählt:

> Alfrek, König in Hördaland, deſſen Gemahlin Signy hieß, hatte einen Hofmann, mit Namen Koll. Dieſer folgte dem König nordwärts nach Sogn und ſagte ihm viel von der Schönheit Geirhilds, der Tochter Driſs. Denn er hatte ſie beim Brauen geſehen und äußerte nun, daß er ſie dem Könige zur Ehe wünſchte. Höttr[1], der eigentlich Odin war, kam nun zu Geirhild, da ſie mit der Leinwand beſchäftigt war. Er nahm mit ihr die Abrede, daß König Alfrek ſie zur Ehe haben, ſie aber ihn ſelbſt in Allem anrufen ſollte. Der König ſah ſie, zog mit ihr heim und hielt denſelben Herbſt mit ihr Hochzeit. Allein er konnte nicht beide Frauen behalten, ihrer Uneinigkeit wegen. Da ſagte er, daß er die behalten wolle, welche das beſte Bier gebraut haben würde, wenn er von der Fahrt zurückkäme. Sie wetteiferten nun im Brauen. Signy rief Freya an und Geirhild Hött. Dieſer gab ſtatt der Gähre ſeinen Speichel bei und ſagte, daß er für ſeine Hülfe haben wolle, was zwiſchen Geirhild und der Kufe ſei; und ihr Bier beſtand die Probe. Da ſprach Alfrek:
>
> Merk auf, Geirhild!
> Gut iſt dieß Bier,
> Wenn ihm nicht folgen
> Andre Gebrechen.
> Hangen ſeh' ich
> An hohem Galgen
> Deinen Gebornen,
> Verkauft an Odin.
>
> In demſelben Halbjahr ward Vikar geboren, Sohn Alfreks und Geirhilds. (S. 1.)

---

[1] Hottr, Hut, von dem tief ins Geſicht gehenden Hute, mit dem Odin gewöhnlich in ſeiner irdiſchen Erſcheinung auftritt.

Was Alfrek in der Liebesſtrophe ſeinem Sohne weiſſagt, über deſſen Tod die Halfsſaga nichts enthält, bringt nachher Odin, indem er ſein Anrecht auf Vikar geltend macht, durch Starkadrs erſtes Nidingswerk in Erfüllung.

3. Starkadrs Kriegsfahrten.

Starkadr nahm Vikars Schiff und verband ſich mit Bemo, dem tapferſten der däniſchen Vikinger. Dieſe beiden Fahrtgenoſſen hielten ſo auf Mäßigkeit, als eine Hauptſtütze der Tapferkeit, daß ſie ſich niemals den Gelagen der Trunkenen hingaben. Sie bezwangen weit umher die Länder. Bei einem Einfall in Rußland hatten die Einwohner, um ſie aufzuhalten, ihnen Fußeiſen gelegt. Die Dänen aber befeſtigten Hölzer unter die Sohlen und ſchritten ſo über das Hemmnis hinweg. Sie verfolgten den ruſſiſchen Fürſten in die Wälder und erlangten hier ſo große Beute, daß keiner anders, als mit Gold und Silber beladen, zu den Schiffen zurückkam. Nach Bemos Tod wurde der tapfere Starkadr von biarmiſchen Kämpen in Genoſſenſchaft aufgenommen, bei denen er viele denkwürdige Thaten verrichtete. Dann begab er ſich nach Schweden, wo er bei den Söhnen Freyrs (cum filiis Fro, den Ynglingern, dem ſchwediſchen Königsgeſchlechte, das ſeinen Urſprung von Freyr herleitete [1]) ſieben Jahre feierte. Zur Zeit der Opfer in Upſala aber wurden ihm die weibiſchen Tänze, die Spiele der Gaukler und das Geklingel der Schellen zum Ekel.

Quod apud Upsalam sacrificiorum tempore constitutus, effœminatos corporum motus, scenicosque mimorum plausus ac mollia nolarum crepitacula [2] fastidiret.

Er verfügte ſich deshalb zu dem däniſchen Häuptling Hako (ad Haconem, Daniæ tyrannum). Mit dieſem machte er eine Fahrt nach Irland, wo damals Huglet König war. Obgleich im Beſitz eines reichen Schatzes war Huglet doch ſo geizig, daß er, als er einſt Schuhe verſchenkte, die Riemen zurückbehielt. Bei dieſer Kargheit gegen Ehrenleute war er nur gegen Spielleute und Gaukler (mimos ac joculatores) freigebig. In der Schlacht zwiſchen Huglet und Hako nun verließ all dieſes nichtswürdige Volk zitternd die Reihen und vergalt die Wohlthaten des Königs mit ſchändlicher Flucht. Nur zwei tapfere Kämpen, Gegath und Svibdav, vertheidigten die Schätze ihres Herrn, warfen ſich allein der feindlichen Menge entgegen und fochten für ein ganzes Heer. Gegath ſchlug Hakon, der auf ihn eindrang, eine ſolche Wunde in die Bruſt, daß die Leber geſtreift wurde. Auch Starkadr erhielt von Gegath eine tiefe Kopfwunde. Er verſicherte nachher im Liede (in quodam carmine), daß er nie eine ſchwerere empfangen, weil ſie niemals ſich ſchloß, wenn gleich äußerlich die Haut das geſpaltene Haupt zuſammenhielt. Nachdem Huglet beſiegt und gefallen war, ließ Starkadr, ſo viel der Gaukler gefangen wurden, mit Ruthen ſtreichen. Der königliche Schatz zu Dublin (apud urbem Dufflinam) wurde dem Kriegsvolke preisgegeben. Er war ſo groß, daß man an keine ſorgfältige Theilung dachte.

---

[1] Vgl. Saxo B. VIII, S. 223.

[2] Vgl. Svensk. Folkwis. I, XLVI.

Nach dieſem wurde Starkadr mit dem ſlaviſchen Fürſten Win abgeſchickt, um dem Abfall der öſtlichen Völker Einhalt zu thun. Sie kämpften gegen die Heere der Kuren, Semgallen und zuletzt aller Völker im Oſten und erfochten ruhmvolle Siege. In Rußland war der Kämpe Wiſinn, der den Felſen Anafial bewohnte, die Geiſel naher und ferner Landſchaften. Er raubte die Frauen der angeſehenſten Männer. Denn er hatte nichts zu fürchten, weil ſein bloßer Blick alle Waffen ſtumpf machte. Starkadr, der hievon gehört, machte ſich auf, den Frevler zu beſtrafen. Im Kampfe mit Wiſinn bedeckte er ſein Schwert mit einem dünnen Felle, machte ſo den Zauber unwirkſam und erlegte den Gegner. Nachher überwand er bei Byzanz den Rieſen Tanna im Ringkampf und zwang ihn, fremde Länder aufzuſuchen. Auch nach Polen drang er und beſiegte im Zweikampf einen Kämpen, den die Dänen (nostri) Waſon[1], die Deutſchen aber Wilza nennen. Inzwiſchen ſannen die Sachſen, die ſich der Dänenkönig Frotho zinsbar gemacht hatte (Saxo S. 154), auf Abfall. Da ſie keine Schlacht gegen ihn wagten, ſo ſchlugen ſie einen Zweikampf vor. Sie wählten dazu die Zeit, da ſie den gefürchteten Starkadr auf Kriegsfahrten abweſend wuſten. Dieſer kam jedoch eben recht zurück, um den Kampf für den König zu beſtehen, der ihn einſt als Schiffbrüchigen aufgenommen. Die Sachſen hatten dem Kämpen Hama (Heime?), der bei ihnen für den ſiegberühmteſten galt, verſprochen, wenn er ſich dem Streit unterzöge, ihn mit Gold aufzuwägen. Die erkorenen Streiter wurden von beiden Seiten mit kriegeriſchem Gefolge auf die Kampfſtätte geführt. Hama verachtete ſeinen greiſen Gegner und wählte den Ringkampf. Auch führte er einen ſolchen Fauſtſchlag auf Starkadrn, daß Dieſer, auf die Knie geſtützt, den Boden mit dem Kinn berührte. Sein Schickſal ließ ihn aber nicht beſiegt werden, er erhob ſich, entblößte das Schwert und hieb Haman mitten durch. (Complures agri [dieß würde nicht zu Thors Vorbeſtimmung paſſen] sexagenaque mancipia victoriæ pretium extitere.) Den Sachſen wurde noch ſtrengerer Zins auferlegt.

---

[1] S. 235: Inde dedi letho Wazam u. ſ. w.

Die Thaten Starkadrs, die wir in dieſer Abtheilung zuſammengefaßt haben, ſind in Saxos 6tem Buche faſt ebenſo ſummariſch, ohne belebtere Darſtellung, nach einander aufgezählt, wie ſie hier wiedergegeben worden. Es läßt ſich hieraus ſchließen, daß Saxo ſelbſt entweder keine ausführlichen Sagen darüber vor ſich gehabt, oder ſo abenteuerliche, daß er ſie ſeinem Werke nicht einverleiben mochte. Da er jedoch in letzterem Punkte ſonſt nicht ſo ſtreng verfährt, ſo iſt die erſtere Annahme um ſo wahrſcheinlicher, als er uns auch wirklich die Beſchaffenheit ſeiner Quelle errathen läßt. Im 8ten Buche (S. 234 f.) läßt er Starkadrn in lateiniſchen Verſen die bedeutendern Thaten, die er in ſeinem langen Leben vollbracht, der Reihe nach namhaft machen. Alle ſind nur kurz berührt und es findet ſich Einiges darunter, was nicht ſchon im 6ten Buche erzählt war. Auch hier hatte er, wie gewöhnlich, ein altes Lied zu Handen. Lieder dieſer Art, in welchen ein Held am Ziele ſeines Lebens auf die ausgezeichnetſten Begegniſſe deſſelben zurückblickt, kommen in der nordiſchen Poeſie mehrere vor. Aus demjenigen nun, welches Starkadrn beigelegt war, nahm Saxo die deutlicheren Momente in die Erzählung des 6ten Buches, der wir gefolgt ſind, auf, die übrigen begnügte er ſich, zugleich mit jenen, in den lateiniſchen Verſen des 8ten Buches raſch vorüberzuführen. Für Einiges jedoch mochten ihm noch anderwärtige Überlieferungen zu Gebot ſtehen; ſo namentlich über Starkadrs Genoſſenſchaft mit Hako. Es erhellt nicht recht, wie Saxo ſich das Verhältnis dieſes Hako, den er (S. 157) Daniæ tyrannum nennt, zu dem für gleichzeitig angenommenen Dänenkönige Frotho gedacht habe. Mehrere Generationen nachher, im 7ten Buche (S. 203), finden wir auch Starkadrn bei Hako, dem Sohne des norwegiſchen Königs Hamund, dem Bruder Hagbarths, den König Sigar aufhängen ließ. Als Hako den Tod ſeines Bruders rächen will, verläßt ihn Starkadr, weil er früher von dem alten Sigar Gaſtfreundſchaft genoſſen hatte. Daß aber dieſer Hako, Hamunds Sohn und Hagbarths Bruder, identiſch ſei mit dem Hako des 7ten Buches, in deſſen Gefolge Starkadr den Zug gegen den König Huglet in Irland mitmacht, gibt Saxo ſelbſt zu erkennen, indem er ſo anknüpft:

> Hako, Hamundi filius, quum in ultionem fratrum arma ab Hyberniensibus in Danos translaturus videretur, ab u. ſ. w. Starkathero u. ſ. w. deseritur.

Saxo hat ſich hier, wie öfters, in ſeine Königsreihen verwickelt, den Beſtand der Sage jedoch ungekränkt gelaſſen. Dieß zeigt uns die Vergleichung deſſen, was die Ynglingaſaga von der Verbindung Starkadrs mit Hako, nordiſch Haki, berichtet. Im 25ſten Cap. derſelben wird der Zug des Seekönigs Haki mit ſeinem Bruder Hagbardr und dem alten Starkadr (Starkadur hinn gamle) gegen König Hugleikr (Saxos Hugletus), der nur gegen Gaukler und Spielleute freigebig war und bei dem allein die Kämpen Svipdagr und Geigadr (Gegathus et Suibdavus) ſtanden, in der Hauptſache mit denſelben Zügen erzählt, wie bei Saxo. Nur iſt Hugleik nicht König im entlegenen Irland, ſondern im näheren Schweden[1], was wir auch für das Urſprüngliche anſehen dürfen. Haki ſiegt und wird König in Schweden. Er war, nach all dieſem, ein ſagenberühmter Seekönig, Anführer von Vikingern, von dem auch Saxo, außer dem Angeführten, noch Mehreres zu ſagen weiß. In ſeinem Dienſt, als Schildjungfrau, gab der verkleidete Hagbarth vor, die rauhen Hände und Sohlen erhalten zu haben. Er hatte (Ynglingaſaga Cap. 25), wie jeder Sagenkönig, zwölf Kämpen bei ſich und darunter war Starkadr[2]. In Schweden faßte er zwar auf einige

---

[1] Vgl. Geijer S. 414 f. Saxo B. IV, S. 97, 2.

[2] Dieſer ſagt ſpäter S. 178:

Undecim quondam proceres eramus
Regis Haconis studium secuti.
Hic prior Helgo Gegathus resedit
Ordine cœnæ.

Vgl. B. VII, S. 194.

Zeit auch als König eines Feſtlandes Fuß, aber am Ende ſeines Lebens kehrte er in ſein voriges Element zurück, wie dieſelbe Saga (Cap. 27) erzählt. Zwei Söhne des alten Königsgeſchlechts lieferten ihm auf Fyrisvöll eine Schlacht. Er blieb Sieger, hatte aber ſo große Wunden empfangen, daß er ſah, ſein Leben neige ſich zum Ende. Da ließ er ein Schiff mit Leichen der Erſchlagenen und mit Waffen beladen, das Steuer zu recht legen und die Segel aufziehen, dann auf dem Schiffe einen großen Scheiterhaufen errichten und anzünden. Der ſterbende Haki wurde auf den Scheiterhaufen gelegt. Der Wind blies vom Lande und das brennende Schiff fuhr mit vollen Segeln in die offene See. Das war lange nachher allkundig[1].

4. Starkadrs erſte Hofreiſe.

König Frotho in Dänemark, bei dem einſt Starkadr als Schiffbrüchiger ehrenvolle Aufnahme gefunden und dem er durch den ſiegreichen Zweikampf mit dem ſächſiſchen Kämpen Hama gelohnt hatte, gieng in Abweſenheit des Helden auf klägliche Weiſe unter. Die Sachſenkönige (reguli) Sverting und Hanev ſannen darauf, die ihnen auferlegte Dienſtbarkeit abzuſchütteln. Hanev griff offen zu den Waffen. Aber Frotho führte ſein Heer über die Elbe und Hanev fiel bei Hanover, das nach ihm benannt iſt (apud vicum Hanofra, taliter ab eo nuncupatum). Sverting dagegen verhehlte ſeinen Groll und war auf Verrath bedacht. Saxo hält ihn durch den rühmlichen Zweck nicht für entſchuldigt.

Nam etsi patriæ libertatem quærere perutile videbatur, ad hanc tamen dolo ac proditione contendere non licebat.

Sverting wollte den König Frotho, den er zum Gaſtmahl empfangen, durch angelegtes Feuer verderben, wurde aber ſelbſt noch von Frotho erreicht und ſo fielen ſie Einer von des Andern Schwerte.

Frothon folgte ſein Sohn Ingell (Ingjald) im Reiche nach. Dieſer überließ ſich gänzlich der Trägheit und Schwelgerei; die Waffen ließ er ruhen und dachte nicht darauf, ſeinen Vater zu rächen. Er ließ ſich ſogar von den Söhnen Evertings, welche dadurch die Rache von ſich abwenden wollten, die Schweſter derſelben zur Ehe geben. Seine eigene Schweſter, Helga, wuſte ein Goldſchmied, von unedler Herkunft, durch Schmeicheleien und kleine Geſchenke für ſich zu gewinnen. Denn ſeit dem Tode des Vaters war ſie ohne Aufſicht und Vormund. Starkadr, der ſich damals bei dem ſchwediſchen Könige Haldan befand, hatte durch Erzählung der Wanderer hievon Kunde erhalten und beſchloß ſogleich, den Übermuth des Goldſchmieds zu beſtrafen und der verwaisten Tochter Frothos deſſen Verdienſte um ihn zu vergelten. Eilig durchzog er Schweden, trat in das Haus des Goldſchmieds und ſetzte ſich zunächſt der Thüre, indem er mit einem tief hereingehenden Hute ſein Geſicht verbarg. Der Goldſchmied hieß ihn gleich hinausgehn und mit den Bettlern die übrigen Brocken verzehren. Der Greis aber blieb mit verhaltenem Grimme ſitzen und wollte den Muthwill des Goldſchmieds näher kennen lernen. Dieſer trug koſtbare Gewande, mit Biberfellen geſäumt und mit Gold verbrämt, auf ſeinen Schuhen glänzten Edelſteine und um ſeine Haare wanden ſich leuchtende Bänder. Starkadr ſah nun mit an, wie Jener ſein Haupt in den Schooß der Königstochter niederlegte und ſie ihm mit ihren zarten Händen die Locken ſchlichten muſte. Bald jedoch warnte ſie den Zudringlichen vor dem Greis an der Thüre, der mit forſchendem Auge umherblicke und in dem ſie Starkadrn vermuthe. Der Goldſchmied aber erwiderte, nie werde der Held, den ſie fürchte, in ſo bettelhaftem Aufzug erſcheinen. Da warf Starkadr zornentbrannt die Verhüllung ab und griff ans Schwert. Der erſchrockene Goldſchmied wuſte ſich nicht zu rathen; die Thüre zu ſuchen, an der ſein Feind ſaß, war ſo gefährlich, als ihn innerhalb des Hauſes zu erwarten. Endlich zog er die Flucht vor; als er aber über die Schwelle eilte, hieb ihm der Alte, zu ſchmählicher Strafe, die Sitztheile auf. Als ſich ſofort die Hausgenoſſenſchaft ſtaunend und klagend um den Verwundeten ſammelte, ließ ſich Starkadr in bittrer Hohnrede aus. Saxo hat hier ein altes Lied in eine lange Reihe lateiniſcher Hexameter übertragen. Darin erzählt Starkadr den ganzen Hergang, rügt den Übermuth des Goldſchmieds und ermahnt die Königstochter, ihrer Ahnen eingedenk zu ſein. Unter den Schmieden ſelbſt macht er einen Unterſchied; kunſtreich zwar, aber von weicherer und zaghafter Sinnesart ſeien die Goldſchmiede; tüchtiger und handfeſter ſeien, wie er ſelbſt einſt erfahren, Diejenigen, welche Schwerter und andre Waffen ſchmieden:

---

[1] Allfrægt; alfrægan = clarescere; vgl. Lex. isl. I, 24 a. 252 b: frægia = celebrare, laudare.

. . . . me judice præstant,
Qui gladios et tela viris ad prælia cudunt
Ingenioque animos produnt et corda rigore
Officii signant ausumque labore fatentur.

Die Erfahrung, auf die er ſich hier nur beiläufig bezieht (ictus ab his quondam), wird etwas näher in dem ſchon erwähnten ſpätern Liede bezeichnet, worin er die bedeutenderen Ereigniſſe ſeines Lebens zuſammenfaßt. Dort ergibt ſich, jedoch ohne Angabe des eigentlichen Anlaſſes, daß er einſt von den Schmieden in Telemarken wohl zerhämmert worden (B. VIII, S. 234):

. . . . Post hæc Thelemarchos
Aggressus, caput inde tuli livore cruentum,
Quassum malleolis armisque fabrilibus ictum.
Hic primum didici, quid ferramenta valerent
Incudis, quantumve animi popularibus esset.

Nach der Hohn- und Strafrede kehrte Starkadr nach Schweden zurück und lag in König Haldans Dienſte unabläſſig den Waffen ob.

5. Starkadrs zweite Hofreiſe.

Helga, Frothos Tochter, lebte, nach den Lehren, die ſie von Starkadr empfangen [1], in ſtrenger, jungfräulicher Sitte. Um ſie wollte der Norweger Helgo werben. Er beſtieg ein Schiff, deſſen Segel mit Gold geſchmückt und an einem vergoldeten Maſte mit purpurfarbigen Tauen befeſtigt waren. König Ingell willigte in das Begehren des Freiers, wenn er dafür einen Kampf wagen wolle. Helgo erklärte ſich dazu bereit. Es waren nemlich damals auf Seeland neun Söhne eines Herzogs (ducis cujusdam) von großer Stärke und Kühnheit. Der älteſte derſelben, Anganter, war gleichfalls Bewerber um des Königs Schweſter und als ſie nun Helgon zugeſagt war, forderte er dieſen zum Kampfe.

Die Zeit des Kampfes wurde auf den Tag nach der Hochzeit feſtgeſetzt. Helgo war jedoch in großer Beſorgnis, denn er ſollte, wie es ſchien, gegen alle neun Brüder kämpfen. Da er ſich jedoch hiezu nicht beſtimmt verbindlich gemacht hatte, ſo rieth ihm ſeine Braut, Starkadrn herbeizuholen, der ſtets den Hülfsbedürftigen gewärtig zu ſein und durch ſeine Zwiſchenkunft ſchlimmen Fällen eine glückliche Wendung zu geben pflege. Helgo machte ſich mit weniger Begleitung nach Schweden auf. Als er vor Upſala angekommen, ſchickte er Einen in die Stadt voraus, der Starkadrn mit höflichem Gruße auf die Hochzeit der Tochter Frothos laden ſollte. Starkadr ſah den Boten zornig an und erwiderte, eine ſo thörichte Einladung würde nicht ungeſtraft bleiben, wenn nicht ſeines theuern Frotho in der Botſchaft gedacht worden wäre; denn man ſcheine ihn für einen Poſſenreißer oder Schmarozer zu halten, der dem Geruche fremder Küchen nachlaufe. Auf dieſe Antwort begab ſich Helgo ſelbſt in die Königsburg, grüßte den Alten im Namen der Tochter Frothos und erbat ſich ihn zum Genoſſen des verabredeten Kampfes. Da wurde Starkadr freundlich, ſagte ſeine Hülfe zu und hieß Helgon mit ſeinen Begleitern nach Dänemark zurückreiſen. Er ſelbſt machte ſich erſt ſpäter auf den Weg und lief (si famae credi fas est) ſo geſchwind, daß er in einem Tage ſo weit kam, als Jene in zwölfen gekommen waren, und gleichzeitig mit ihnen vor der Halle Ingells eintraf. Die Tiſche waren ſchon mit Hochzeitgäſten beſetzt, unter denen ſich auch die neun kampfluſtigen Brüder befanden. Sie verhöhnten den Fremdling, merkten aber bald, daß er Derjenige ſei, der zum Beiſtand Helgos aus der Ferne kommen ſollte. In der Hochzeitnacht hielt Starkadr vor der Brautkammer Wache, indem er ſein Schwert ſtatt des Riegels der Thüre vorſchob. Als aber der Tag graute und der Bräutigam ſich verſpätete, wollte Starkadr ihn nicht aufwecken, ſondern machte ſich ſtill von dannen, um allein den Kampf für ihn zu beſtehen. Er gieng nach dem Felde Roliung und ſetzte ſich an einen Bergabhang, dem Wind und Schneegeſtöber entgegen. Aber als ob Frühlingsluft wehe, zog er ſein Kleid aus (tunc ac si verna cœli temperies aspiraret, deposita veste, demendis operam pulicibus dabat). Den Purpurmantel, den ihm Helga geſchenkt hatte, warf er in die Dorne. Die neun Kämpen zogen auch heran, lagerten ſich aber auf die entgegengeſetzte, windſtille Seite des Berges und machten ein Feuer auf. Als ſie Starkadrn nicht ſahen, ſchickten ſie Einen auf den Berg, um von dort nach deſſen Ankunft auszuſchauen. Der Kundſchafter erſtieg die Höhe und ſah nun am

---

[1] Dieſe waren ſehr handgreiflich.

Abhange den alten Mann, der bis zu den Schultern eingeſchneit war. Auf die Frage, ob er der ſei, der den verabredeten Kampf ausfechten wolle, antwortete Starkadr bejahend. Jetzt kamen auch die Andern und fragten, ob er ſie alle zugleich oder einzeln zu bekämpfen geſonnen ſei. Er wählte den Kampf mit Allen auf einmal und dieſer begann nun. Sechs derſelben ſtreckte Starkadr nieder, ohne ſelbſt verwundet zu werden; auch die drei Übrigen geſellte er ihren Brüdern bei, aber von ihnen wurde er mit ſiebenzehn Wunden ſo zugerichtet, daß ihm die Gedärme aus dem Leibe hiengen. Ermattet und von Durſt gequält kroch er auf den Knieen nach dem nahe rieſelnden Bache. Aber in das Bett dieſes Baches war Anganter niedergeſtreckt worden und das ſtrömende Blut deſſelben röthete weithin das Waſſer. Starkadr wollte lieber verſchmachten, als aus dieſem Bache trinken. Als ſeine Kraft faſt verzehrt war, lehnte er ſich hinſinkend auf einen Felsſtein und noch zu Saxos Zeit ſah man die Oberfläche dieſes Steines ausgehöhlt, wie wenn ſich ein Liegender darin abgedrückt hätte:

> Ego autem hanc imaginem humana arte elaboratam reor, cum veri fidem excedere videatur, insecabilem petræ duritiam ita ceræ mollitiem imitari potuisse, ut solo innitentis contactu humanæ sessionis speciem repræsentaret habitumque perpetuæ concavitatis indueret.[1]

Ein Mann, der zu Wagen vorbeikam, ſah Starkadrn am ganzen Leibe voll Wunden und fuhr mit Staunen und Grauen näher hinzu. Er fragte, was ihm zum Lohne würde, wenn er dieſe Wunden heilte. Starkadr aber fragte erſt nach Beruf und Abkunft des Mannes, und als er hörte, daß es ein Büttel ſei (præconis partibus fungi), wies er ihn nicht bloß mit Verachtung von ſich, ſondern überhäufte ihn noch mit Schmähworten, daß er den Schaden der Armen ſich zum Gewinn rechne, im Auskundſchaften und Anklagen ſein Geſchäft ſuche und jede Unſchuld anſchwärze. Nachdem Dieſer ſich entfernt hatte, kam ein Andrer, der gleichfalls ſeinen Dienſt anbot und auf die Frage über ſeinen Stand erklärte, daß er eine Leibeigene zur Ehe habe und, um ſie frei zu machen, ihrem Herrn Feldarbeit verrichten müſſe. Auch dieſen würdigte Starkadr nicht, Hülfe von ihm anzunehmen. Nach ihm kam ein Weib dahergegangen, das ſich auf die gewöhnliche Frage als eine Magd zu erkennen gab, die an der Handmühle arbeite. Starkadr fragte ſie weiter, ob ſie ein Kind habe, und als ſie es bejahte, hieß er ſie nach Hauſe gehen und, ſtatt ſeine Wunden zu heilen, ihrem weinenden Töchterlein die Bruſt geben. Endlich fuhr ein Jüngling heran, der auch, als er den Greis erblickte, hinzutrat, um ihm zu helfen. Auf Befragen, wer er ſei, nannte er ſich den Sohn eines (freien) Bauern, welcher ſelbſt auch den Landbau treibe. Starkadr lobte die Abkunft des Jünglings und erkannte ſeinen Beruf für den ehrwürdigſten, da derſelbe keinen andern Erwerb kenne, als den er ſich im Schweiße des Angeſichts verſchafft. Das Leben des Landbauers ſei dem gröſten Reichthum vorzuziehen, da es zwiſchen glänzendem und niedrigem Looſe die glückliche Mitte halte. Zum Lohne für den Liebesdienſt beſtimmte er dem Jünglinge den zwiſchen die Dorne geworfenen Mantel. Der Bauernſohn gieng nun ans Werk, brachte die ausgetretenen Eingeweide wieder an ihren Ort und band ſie mit Weiden ein. Hierauf nahm er den Greis auf ſeinen Wagen und führte ihn voll Ehrerbietung nach der Königsburg.

---

[1] Anders erzählt es Starkadr S. 235:

Teste loco, qui, me stomacho linquente, peresus,
Non parit arenti redivivum cespite gramen.

Unterdeſſen war Helga in groſser Sorge um ihren jungen Gemahl. Sie wuſte, daß Starkadr, ſobald er nach Beſiegung der Kämpen zurückkomme, Helgon, der ſich aus Weichlichkeit verſäumt, zur Strafe ziehen werde. Sie rieth nun dem Gemahl, ſich tapfer zu wehren, da Starkadr die Mannhaften zu ſchonen, die Feigen zu haſſen pflege. Kaum war Starkadr vor der Königsburg angelangt, ſo ſprang er, den Schmerz ſeiner Wunden nicht achtend, wie ein Geſunder vom Wagen und erbrach mit einem Fauſtſchlag die Thüre des Brautgemachs. Auch Helgo ſprang auf, ſchwang ſein Schwert und traf Starkadrs Stirne. Als er aber zum zweitenmal hauen wollte, lief Helga mit vorgehaltenem Schilde dazwiſchen. Der Schild wurde von Helgos Schwertſtreich bis zur Mitte durchgehauen. Starkadr lobte dieſe Probe von Helgos Tapferkeit und ließ ihn nun ungefährdet. So hatte Helga zugleich ihren Gemahl gerettet und ihren Wohlthäter geſchirmt. Bevor noch Starkadrs Wunden ausgeheilt waren, eilte er nach Schweden zurück, um dort, nachdem König Haldan von Empörern ermordet worden, deſſen Sohn Syvard in die väterliche Herrſchaft einzuſetzen.

6. Starkadrs dritte Hofreiſe.

Noch immer war für den Tod Frothos keine Rache genommen. Sein entarteter Sohn Ingell hatte ſich vielmehr mit den Mördern des Vaters enge befreundet. Der Unwille hierüber veranlaßte Starkadrn zum dritten Gange nach Dänemark. Er nahm eine große Laſt Kohlen auf den Rücken und wenn die Leute, die ihm begegneten, ihn fragten, was er damit wolle, antwortete er, er wolle dem froſtigen König Ingell einheizen (Ingelli regis hebetudinem ad acuminis habitum carbonibus se perducturum astruxit). Den ganzen Weg legte er raſchen Laufes, wie in einem Athem, zurück. In der Halle Ingells nahm er den Ehrenſitz ein, den ihm die Könige des vorigen Jahrhunderts überall eingeräumt hatten. Als die Königin ſah, daß ein Mann in ſchmutzigen und zerlumpten Kleidern ſich obenan auf die koſtbaren Polſter zu ſetzen erkühnt habe, ſchmälte ſie auf ihn als einen Unverſchämten und hieß ihn dieſen Platz verlaſſen. Er gehorchte zwar ſchweigend, konnte aber doch ſeinen Ingrimm nicht ganz verhehlen. Im Aufſtehen drückte er ſo ſtark gegen die Wand, daß das Gebälk erzitterte und den Einſturz drohte. Er ließ ſich nun im äußerſten Theil der Halle nieder. König Ingell kam von der Jagd zurück und betrachtete aufmerkſam den Alten, der nicht vor ihm aufſtand. An der finſtern Stirne, den ſcharfen Augen, den rauhen Händen und den Narben auf der Vorderſeite des Körpers erkannte er Starkadrn. Seiner Gemahlin verwies er ihr Benehmen und hieß ſie dieſen Mann, den ihm einſt ſein Vater zum Pfleger gegeben, auf das Freundlichſte bewirthen. Abends beim Mahle, das der König mit Svertings Söhnen, ſeinen Schwägern, einnahm, wurden die ausgeſuchteſten Speiſen aufgetragen. Ingell lud Starkadrn dringend ein, ſich nicht früher dem Mahle zu entziehen. Der Greis aber verſchmähte den ſchwelgeriſchen Überfluß und verlangte einfache Bauernkoſt. Auf die Frage, warum er ſo finſter die Gaſtfreiheit des Königs von ſich weiſe, erwiderte er, um den Sohn Frothos, nicht um einen Schlemmer zu finden, ſei er nach Dänemark gekommen (S. 174). Saxo äußert ſich hiebei ſehr erbittert über den verderblichen Einfluß der deutſchen Üppigkeit auf den Norden [S. 172]:

Postquam se enim [Ingellus] Teutoniæ moribus permisit, effœminatæ ejus lasciviæ succumbere non erubuit. Ex cujus sentina in patriæ nostræ fauces haud parva luxuriæ nutrimenta fluxerunt. Inde enim splendidiores mensæ, lautiores culinæ, sordida coquorum ministeria, variæque farciminum sordes manavere. Inde licentioris cultus usurpatio a ritu patrio peregrinata est. Itaque regio nostra, quæ continentiam in se tanquam naturalem aluit, luxum a finitimis depoposcit. Cujus Ingellus illecebra captus, injurias beneficiis rependere erubescendum non duxit. Neque illi misera parentis clades cum aliquo amaritudinis suspirio obversata est.

Die Königin, die nun Alles anwenden wollte, den Zorn des Alten zu beſchwichtigen, zog von ihrem eigenen Haupte eine Binde von wundervoller Arbeit und legte ſie auf Starkadrs Schooß. Er aber warf ihr die Binde in's Geſicht, indem er es für ſchmählich anſah, daß ſein mit Narben bedecktes, des Helms gewohntes Haupt ſolch weibiſchen Schmuck tragen ſollte. Durch keine Schmeichelei ließ er das blutige Bild der Niederlage ſeines Freundes Frotho aus ſeiner Seele verdrängen. Noch einen weitern Verſuch machte gleichwohl die Königin, den finſtern Gaſt aufzuheitern. Ein kunſtreicher Flötenſpieler ſollte mit ſeinen weichen Tönen den Zürnenden beſänftigen. Aber bald bemerkte Jener, daß er mehr einer Bildſäule, als einem Menſchen, vorſpiele. Zuletzt warf Starkadr ein abgenagtes Bein dem Pfeifer in's Geſicht, ſo daß ihm aller Blas aus den vollen Backen fuhr (muneris loco tibicini tibiam erogavit). Dieſe Verletzung des Spielmanns war das Vorſpiel größerer Niederlagen (cujus læsio futuras cœnæ clades ominata est, wie im Nibelungenlied). Starkadrs zornige Augen verriethen längſt den innern Sturm (occultam animi procellam aperta luminum sævitia testatus), er konnte nicht ertragen, daß Frothos Mörder die Tiſchgenoſſen ſeines Sohnes waren, und er ſtimmte nun ſelbſt, ſtatt des Flötenſpielers, mit ſtarker Stimme ein Lied aus andrem Ton an. (Deinde in ampliorem histrionis sugillationem mox citandum carmen subtexuit.) Dieſes Lied gibt Saxo, nur einmal durch wenige Zeilen proſaiſcher Erzählung unterbrochen, in 70 ſapphiſchen Strophen.

Starkadr verlangt in demſelben, daß die unkriegeriſche Jugend dem tapfern Alten ſeine Ehre gebe. Bei Frotho ſei er ſtets obenan geſeſſen, jetzt weiſe man ihn in den Winkel und er gleiche dem Fiſch unterm Waſſer.

Cedat imbellis vetulo juventus
Et senis crebros veneretur annos!
In viro forti numerosa nemo
Tempora culpet u. ſ. w.

Quando Frothonis comes annotabar,
Militum semper medius resedi,
Æde sublimis, procerumque primus
Prandia duxi.

Sorte nunc versa melioris ævi,
Angulo claudor simuloque piscem,
Qui vago captat latebram recursu
Abditus undis.

Er erinnert ſich ſeiner trüben Ahnungen, als er zuletzt von Frotho ſchied [S. 175 f.]:

Proxime quando, Frotho, te reliqui,
Mente præsaga didici, quod armis
Hostium certe periturus esses,
Maxime regum.

Cumque rus longum tererem viator,
Præscius mentem gemitus subibat,
Qui, quod hinc esses mihi non videndus,
Omine finxit.

Wär' er zugegen geweſen, als der treuloſe Gaſtfreund dem König nach dem Leben getrachtet, ſo würd' er entweder ſeinem Herrn im Tode gefolgt oder deſſen Rächer geworden ſein. Er rügt hierauf die Schwelgerei und Feigheit Ingells, in dem er vergeblich den Sohn Frothos geſucht. Aber wenn auch der Sohn entartet ſei, ſo werde doch er nicht dulden, daß des Königs Erbe den Fremden zum Raube werde. Da erzittert die Königin und reicht dem zürnenden Greiſe, was ſchon früher erzählt war, ihre Hauptbinde hin, die er ihr mit Unwillen zurückwirft und im lauten Geſange fortfährt (clara rursum voce recinuit). Er heißt ſie den weibiſchen Schmuck ihrem Gemahle ſchenken und wirft ihr vor, daß ſie demſelben die üppigen deutſchen Bräuche zugebracht. Sie kredenze demſelben den Wein in Schaalen und laſſe das geſottene Fleiſch noch an zweitem Feuer braten. Damit vergleicht er die rauhe Mäßigkeit der Könige und Helden voriger Zeit [S. 178]:

Fortium crudus cibus est virorum,
Nec reor lautis opus esse mensis,
Mens quibus belli meditatur usum
Pectore forti.

In Frothos und Halos Tagen haben ſie nichts Gekochtes geſpeiſt. Trocknes Widder- und Eberfleiſch und harte Rinden haben ihren Hunger geſtillt. Kein Meth, ſondern Bier ſei getrunken worden, nicht aus zierlichen Krügen, ſondern aus dem Faſſe. Damals habe man auch nicht für den erſchlagenen Vater Geldbuße angenommen. Jetzt muß er beim Skaldenſange für den Sohn ſeines königlichen Freundes erröthen [S. 179]:

Unde cum regum tituli canuntur
Et ducum vates memorant triumphos,
Pallio vultum pudibundus abdo
Pectore tristi.

Cum tuis nil eniteat trophæis,
Quod stylo digne queat annotari;
Nemo Frothonis recitatur hæres
Inter honestos.

Immer ſchärfer werden des Greiſes Stachelreden. Den, der ſeinen Vater nicht zu rächen wage, werde man leicht hinſchlachten, wie ein Zicklein oder ein Lamm. Ein Sohn Svertings werde Dänemark erben. Der Anblick dieſer Königin, der Tochter Svertings, im Glanz des Goldes und der Edelſteine, daran Ingell ſich weide, ſei den Getreuen, die der vorigen Zeit gedenken, ein brennender Vorwurf; nur die Rache an Frothos Mördern könne noch Starkadrs Herz erfreuen:

Dum gravem gemmis nitidamque cultu
Aureo gaudes celebrare nuptam,
Nos dolor probro sociatus urit
Turpia questos u. ſ. w.

Nam secus, quam tu, scelus æstimamus
Hostium, quos nunc veneraris; unde
Prisca noscenti facies molesta est
Temporis hujus.

Re magis nulla cuperem beari,
Si tui, Frotho, juguli nocentes
Debitas tanti sceleris viderem
Pendere pœnas.

König Ingell lieh anfangs dem Strafliede Starkadrs nur ein halbes Ohr, aber immermehr ergriff ihn die gewaltige Mahnung, bis er zuletzt, von Schaam und Zorn erglühend, vom Sitze ſprang und das Schwert gegen die Söhne Evertings entblößte. Gegen ſie und ihr Gefolge erhob er den Kampf der Rache und erſchlug die Mörder ſeines Vaters (erubescendumque convivium egregia crudelitate mutavit u. ſ. w., aliquanto speciosius cruore, quam mero, calices imbuens). Nach vollbrachter That hob Starkadr, der tapfer mitgeholfen, abermals ein Lied an, worin er vom König Abſchied nimmt, ihm zu dieſer Bewährung ſeines erwachten Heldengeiſtes glückwünſcht und ſich der vollen Rache um Frothon erfreut. Zuletzt hält er ſein eigenes Kampfleben der verweichlichten Zeit zum Spiegel vor und wünſcht ſich, ſolchem gemäß, auch den Waffentod [S. 183]:

Ast ego, qui totum concussi cladibus orbem,
Leni morte fruar? placidoque sub astra levandus
Funere, vi morbi defungar vulneris expers?

Müller (Sagnhiſt. 85) meint, daß Starkadr in der urſprünglichen Sage alle die Geſchäfte, die ihm Saxo für die drei Gänge nach Dänemark anweiſt, auf einmal verrichtet haben werde, die Beſtrafung des Goldſchmieds, den Kampf für Helgo und die Erweckung Ingells. Es iſt dieß möglich, obgleich Saxo ſchon drei abgeſonderte Darſtellungen vor ſich gehabt haben mag. Aber anders müſten wir, bei Müllers Annahme, die Ereigniſſe ordnen. Zum zweiten Gang wird Starkadr durch Helgo, der ihn in Schweden aufſucht, eingeladen, und da ſeine Antwort, wonach er nicht als Hochzeitgaſt, wohl aber zum Kampf erſcheinen will, ſich als ein echt ſagenhafter Zug zu erkennen gibt, ſo müſte dieſe Einladung vorangeſtellt werden. Die Züchtigung des Goldſchmieds und die Bewerbung Helgos können aber auch nicht wohl gleichzeitig gedacht werden, und da nun Saxo noch einer Schweſter Helgas, Aſa, erwähnt, von der er ſonſt nichts zu erzählen weiß, ſo mochten wohl die beiden Abenteuer, welche jetzt Helgan allein zugewieſen ſind, früher unter die zwei Schweſtern vertheilt geweſen ſein.

7. Starkadrs zweites Nidingswerk.

Für jedes der drei Menſchenalter, welche Odin Starkadrn verliehen, iſt ihm von Thor ein Nidingswerk beſchieden. Da er an Ingells Hofe als ein Greis erſcheint, der von den Königen und Helden des vergangenen Jahrhunderts ſpricht, ſo haben wir ihn wenigſtens am Schluſſe des zweiten Alters befindlich und ſomit auch das zweite Nidingswerk uns vollbracht zu denken. Worin ſolches beſtanden, iſt nirgends ausdrücklich beſagt; aber aus einer, obgleich erſt ſpäteren Meldung Saxos läßt ſich mit Wahrſcheinlichkeit entnehmen, daß eine ſchmähliche Feldflucht für dieſes zweite Schandmal gegolten habe. Im 7ten Buche (S. 194) erzählt Saxo, zwiſchen dem Dänenkönige Sywald (dem Vater jener Syrith mit den niedergeſchlagenen Augen), den Saxo erſt als den fünften nach Ingell aufführt, und dem Schweden Regnald habe eine Schlacht in Seeland ſtattgefunden. Beide haben die erleſenſten Kämpen um ſich verſammelt gehabt. Nachdem man ſich aber drei Tage hindurch geſchlagen und die Tapferkeit der Kämpfenden auf beiden Seiten den Sieg noch immer ſchwankend erhalten, ſo ſei endlich Othar (Syriths Gemahl) mit gröſter Todesverachtung in die dichteſten Reihen der Feinde eingedrungen, habe den Führer derſelben, Regnald, mitten unter ſeinen Tapferſten erſchlagen und ſo plötzlich den Sieg für die Dänen entſchieden. Dieſe Schlacht ſei durch die Feigheit der gröſten Helden ausgezeichnet geweſen; vierzig derſelben auf ſchwediſcher Seite haben die Flucht ergriffen, unter dieſen vorzüglich der ſonſt unerſchütterliche Starkadr:

> Insigne hoc prælium maximorum procerum ignavia fuit. Adeo siquidem rei summa perhorruit, ut fortissimi Sueonum quadraginta terga fugæ dedisse dicantur. Quorum præcipuus Starcatherus, „nulla sævitiis rerum aut periculorum magnitudine quati solitus, nescio qua nunc obrepente formidine sociorum fugam sequi, quam spernere, præoptavit. Crediderim hunc metum ei divinis viribus injectum, ne supra humanam fortitudinem virtute sibi præditus videretur. Adeo nihil perfecti mortalium felicitas habere consuevit.

Kann dieſer paniſche Schrecken, der plötzlich über den Helden gekommen, wirklich nicht anders erklärt werden, als daß er durch göttliche Einwirkung erregt worden, ſo läßt ſich leicht hierin eines der von Thor über Starkadrn verhängten Nidingswerke errathen. Saxo ſetzt noch hinzu, die feldflüchtigen Kämpen haben ſich in die Kriegsgenoſſenſchaft des Vikings Hako begeben.

> Tunc hi omnes maximi piratarum Haconis, quasi quædam belli reliquiæ ad eum delapsæ, commilitium amplectuntur.

Hiedurch beſtätigt ſich zugleich, daß dieſes zweite Nidingswerk viel höher hinauf in der Zeit zu rücken ſei. Denn ſchon viel früher fanden wir bei Saxon ſelbſt Starkadrn mit Hakon verbunden und im Strafliede an Ingelln iſt ihm dieſe Verbindung eine Erinnerung aus alten Zeiten. Die genealogiſche Anordnung der Sagen hat hier Saxon abermals in Widerſprüche verwickelt. Ob Othar, vor dem er Starkadrn fliehen läßt, in der urſprünglichen Sage als ſolcher genannt geweſen ſei, erſcheint ſehr zweifelhaft. Othars ſagenhaftes Daſein iſt mit der Erwerbung Syriths wohl abgeſchloſſen. War einmal Starkadrs wunderbare Flucht ſagenkundig, ſo konnte, ohne daß der Hauptzug verloren gieng, bald der, bald jener Held als der ſiegreiche Gegner benannt werden.

Müller (Sagnhiſt. 90) bemerkt, es ſei nur eine rhetoriſche Bezeichnung der Tapferkeit eines Helden geweſen, daß ſelbſt Starkadr vor ihm geflohen. Immer müſten wir jedoch hiebei die Begründung in der Sage von Starkadr ſelbſt annehmen.' Daß übrigens der Ruhm, Starkadrn in die Flucht getrieben zu haben, nicht auf einen Heldennamen beſchränkt blieb, zeigt die Nornageſtsſaga, aus dem 14ten Jahrhundert. Hier wird jener Ruhm dem Helden Sigurd beigemeſſen. Es erzählt nemlich der fabelhafte Wandrer Nornageſt (C. 7. Fort. S. 1. 306. Fornald. S. I, 330 f.): In einer Schlacht der Gjukunge, der Schwäger Sigurds, mit Gandalfs Söhnen ſah man im Heere der letztern einen großen und ſtarken Mann, der Männer und Roſſe niederſchlug und mehr einem Joten, als einem Menſchen, glich. Sigurd gieng ihm mit einigen Andern entgegen, doch waren die Meiſten nicht ſehr aufgelegt dazu. Auf Sigurds Befragen nannte ſich der Mann Starkadr, Storverksſohn, aus Fenhring in Norwegen. Sigurd erwiderte, er habe von Starkadrn gehört, aber meiſt nur Böſes; ſolche Männer dürfe man nicht für weitere Übelthaten aufſparen. Nachdem nun auch Sigurd ſich genannt, ſuchte Starkadr zu entkommen, aber Sigurd eilte ihm nach, ſchwang das Schwert Gram in die Luft und ſtieß ihn mit dem Heft auf's Gebiß, daß ihm zwei Stockzähne ausfuhren; das war ein ſchmählicher Hieb. Sigurd hieß da das Ungethüm (mannhundinn) abziehen; „ich aber, ſetzt der Erzähler Nornageſt hinzu, nahm den einen der Stockzähne mit, der wiegt ſieben Ore (aura) und hängt jetzt an einem Glockenſeil zu Lund in Dänemark, fürwitzigen

Leuten zur Schau.“ Nach Starkadrs Flucht flohen auch Gandalfs Söhne.

So wechſeln in der Erzählung dieſer Flucht Namen und Nebenumſtände, aber der gemeinſame Typus war ohne Zweifel Starkadrs zweites Nidingswerk.

8. Starkadr in der Bravallaſchlacht.

In dieſer berühmten Nordlandsſchlacht focht Starkadr auf ſchwediſcher Seite unter den Vorderſten (prior in acie). Es werden bei Saxo (B. VIII, S. 225) und in Sögubrot (Kap. 9. Fort. S. 1, 354 bis 356), nicht ganz übereinſtimmend, die Kämpen des däniſchen Heeres, darunter auch eine Schildjungfrau, namhaft gemacht, welche von Starkadrs Hand fielen oder verwundet wurden. Der letzte, den er erſchlug, war der Däne Haki. Aber von dieſem hatte er ſelbſt ſchwere Wunden empfangen; die Lunge hieng ihm zum Harniſch heraus, der Nacken war ihm halb durchgehauen, ſo daß man in die Höhlung ſah, und ein Finger abgeſchlagen. In ſolchem Zuſtand verließ er das Schlachtfeld und die klaffende Halswunde ſchien nicht mehr vernarben zu wollen. Dieſe und andere Einzelkämpfe ſowohl, als die Geſchichte des ganzen Krieges, hat, nach Saxos Verſicherung (S. 220), Starkadr in vaterländiſcher Sprache berichtet [vgl. oben S. 236. K.]:

Historiam belli suetici Starcatherus, qui et ejusdem prælii præcipuum columen erat, primus danico digessit eloquio, memoriæ magis, quam litteris traditam. Cujus seriem, ab ipso pro more patrio vulgariter editam digestamque, latialiter complecti statuens, inprimis præstantissimos utriusque partis proceres recensebo u. ſ. w.

(S. 225) Starcatherus, qui belli hujus seriem sermone patrio primus edidit u. ſ. w. commemorat u. ſ. w. declarat u. ſ. w. testatur u. ſ. w.

Auch Sögubrot nennt einmal Starkadrn als Zeugen (Fornald. S. I, 384: sem Störkudr inn gamli segir).

Daß Saxon unmittelbar, dem Sagabruchſtücke wenigſtens mittelbar, ein nordiſches Lied zu Grunde liege, in welchem Starkadr als in eigener Perſon ſprechend eingeführt war, und daß namentlich bei Saxo in den allitterierenden Namen der Kämpfer ſowohl, als im poetiſchen Schwunge der Beſchreibung das Skaldenlied durchblicke, wenn er gleich hier nicht ausdrücklich der Worte carmen, cecinit u. dgl. ſich bedient, iſt bei der Sage von Harald Hyldetand dargethan worden. Daß Saxo Starkadrn als Skalden anerkannte, erhellt aber nicht bloß aus der Erzählung im 6ten Buche, daß Odin ihn als Dichter verherrlicht habe (S. 156: condendorum carminum peritia illustravit, womit die Gautreks- und Hrolfs-Saga übereinſtimmt), ſondern auch aus einer Stelle des 8ten Buchs (S. 233), wo Saxo Starkadrn ſo anreden läßt:

> Unde venis, patrias solitus scriptare poeses u. ſ. w.
> Quove ruis, danicæ vates promptissime Musæ?

Von ſeiner Theilnahme an der Bravallaſchlacht ſagt Starkadr eben dort (S. 235), in der Aufzählung ſeiner Thaten:

> . . . . semperque manebit
> Nostra bravellinis virtus conspecta trophæis.

9. Starkadrs drittes Nidingswerk.

Dieſes iſt der Mord an König Olo, wie ihn Saxo nennt und ihm den Beinamen Vegetus gibt (S. 219); in den isländiſchen Sagan: Áli hinn frækni[1] (Sögubr. C. 8. Fornald. S. I, 381. Hornag. S. C. 8. Fornald. S. I, 331. Yngling. S. C. 29. I, 31). Von ihm ſcheint eine eigene Saga vorhanden geweſen zu ſein (Sagnhist. 111); Saxo wenigſtens weiß von ihm mancherlei Sagenhaftes[2] zu erzählen. Sein Olo iſt ein Sohn Sivards und Schweſterſohn Harald Hyldetands. Er bringt ſeine Jugend in Norwegen zu, bezwingt frühzeitig zwei gefährliche Räuber in Telemarken, erkämpft ſich eine Braut und erlegt die Feinde ſeines Vaters. Von all Dieſem, was Saxo im 7ten Buche (S. 215 bis 19), zum Theil mit eingeſtreuten Verſen, ausführlicher berichtet, hebe ich nur das aus, was nähere Beziehung zur Sage von Starkadr darbietet.

Olo hatte ſo blitzende Augen, daß er die Tapferſten mit dem bloßen Blicke ſchreckte (adeo visu efferus erat, ut quod alii armis, ipse oculis in hostem ageret ac fortissimum quemque vibrante luminum acritate terreret). Nun gab es damals zwei übermüthige

---

[1] Frækinn, frækn, strenuus, fortis. Lex. isl. I, 252b. So auch Frotho, cognomento Vegetus, B. IV, S. 97. Hyndlul. St. 14: Áli var áþr öflgastr manna.

[2] B. VII, S. 213: Quæ de ejus operibus memoriæ sunt prodita u. ſ. w.

Jungfraunräuber, die Brüder Scati und Hialli (Scatus et Hiallus). Sie hatten auch Eſa, die Tochter des wermeländiſchen Königs Olav zum Raube beſtimmt und ließen dem Vater ſagen, wenn er ſie davor bewahren wolle, ſo müſſe er ſich ſelbſt oder einen Andern zum Kampfe mit ihnen ſtellen. Als Olo dieß erfuhr, freute er ſich der Gelegenheit zum Streite. In Bauerntracht trat er in König Olavs Halle. Er ſetzte ſich unter die Letzten, ſah das ganze Haus in Trauer, rief den Sohn des Königs näher zu ſich und befragte ihn um die Urſache. Als ihm nun Dieſer die Bedrängnis ſeiner Schweſter kund gab, fragte Olo weiter, was Dem zum Lohne beſtimmt ſei, der ſich für die Jungfrau wage. Der König, hierüber von ſeinem Sohne befragt, antwortete, ſeine Tochter ſei er ihrem Beſchirmer zu geben bereit. Dieſe Worte machten Olon noch begieriger auf den Kampf. Die Königstochter aber hatte die Gewohnheit, die Geſichter der angekommenen Gäſte, mit vorgehaltener Leuchte hinzutretend, aufmerkſam zu betrachten, um aus ihren Zügen den Charakter und die Herkunft der Fremden zu errathen, worin ihr eine große Fertigkeit zuerkannt wurde. Als ſie nun mit forſchendem Blicke vor Olon getreten war, wurde ſie von der Schärfe ſeiner Augen ſo getroffen, daß ſie faſt leblos niederſank. Zweimal wiederholte ſie den Verſuch mit gleichem Erfolge. Der König fragte um den Grund dieſer Erſcheinung, worauf Eſa erklärte, der ſcharfe Blick des Gaſtes habe ſie niedergeworfen, ſie erkenne daran, daß er von Königen ſtamme und, wenn er den Sieg davon trage, ihrer Umarmung würdig ſei. Der Gaſt, deſſen Geſicht vom Hute bedeckt war, wurde nun von Allen gebeten, die Verhüllung abzuwerfen. Er entblößte die Stirne und Alle bewunderten ſeine Schönheit. Licht erglänzten ſeine Locken, aber die ſchreckenden Augſterne deckte er mit den Wimpern. Hoffnung und Freude herrſchten nun auf einmal an dem vorher ſo trüben Gelage. Indeſs kamen Hialli und Scati mit zehen Dienern heran und riefen ſtürmiſch den König zum Kampfe, wenn er nicht ſogleich ſeine Tochter herausgebe. Alsbald nahm Olo ihre Ausforderung an, gieng mit ihnen zum Streite und ſtreckte allein, mit ſeinem Schwerte Logthi[1], alle Zwölfe nieder. Der Kampfplatz war eine Inſel mitten im See, unweit eines Fleckens, der noch jetzt nach den beiden erſchlagenen Brüdern benannt iſt (unde non longe vicus abest, qui cladis hujuscemodi monimentum, Hialli et Scati fratrum vocabula conjunctim referens, præbet). Olo erhielt die Königstochter zum Siegespreiſe.

---

[1] Sn. Edd. 214a unten unter den sverþa-heiti: lavgþir. Heimskr. B. I, S. 99: lögdis eid, der Schild, nach S. af Niáli S. 66, Note.

Nachmals erfuhr er, daß ſein Vater Siward von dem Fylkekönige Thoro (a Thorone regulo) durch deſſen Häuptlinge Toſto und Leotar hart bedrängt werde. Da machte er ſich mit einem einzigen Diener, der Weiberkleider trug, nach Thoros Königsburg auf. Sie hatten ihre Schwerter in hohle Stäbe verborgen und Olo ſelbſt trat, als ein alter Mann verſtellt, in die Halle. Hier gab er vor, er ſei bei Siward Bettlerkönig (egentium regem [1]) geweſen und durch den Haß des Königsſohnes Olo vertrieben worden. Alsbald begrüßten ihn die Hofleute als König, beugten ihm die Kniee und ſtreckten ihm ſpottweiſe die Hände (zur Huldigung) dar. Er hieß ſie dieſer Verpflichtung nachkommen, zog das Schwert aus dem Stabe und gieng auf den König los. Ein Theil half nun Olon, an der einmal gelobten Treue feſthaltend, Andre kehrten ſich hieran nicht und ſtanden zu Thoron. So erhob ſich ein Hauskrieg, in welchem der König umkam. Sein Häuptling Leotar gab, tödlich verwundet, dem Sieger Olo den Beinamen des Tapfern (Leotarus, lethaliter saucius, victorem Olonem tam ingenio vividum, quam acrem operibus judicans, vegeti cognomine donavit.) Zugleich aber weiſſagte er, Olo werde, nach dem Beiſpiel des Trugs, den er an Thoro geübt, durch Verrath der Seinigen umkommen. Mit dieſen Unglücksworten verſchied er. Olo brachte nun ſeinem Vater den Frieden, erhielt von ihm die Meeresherrſchaft und rieb ſiebenzig Seekönige (maritimos reges) auf. Sein Ruhm führte ihm viele tapfre Kämpen zu. Unter dieſen war auch Starkadr, den er höchſt ehrenvoll aufnahm, deſſen Dienſt ihm aber zum Unheil ward.

---

[1] Saxonis Grammatici Historiæ danicæ libri XVI. Stephanus Johannis Stephanius recognovit notisque uberioribus illustravit. Soræ, 1644. Fol. Nott. in l. VII, S. 166 (zu S. 142, V. 16): Se Egentium Regem fuisse] Nescio an alijs nationibus in usu sit tam angustæ (si dîs placet) majestatis dignitas. Nobis Egentium Rex dicitur Staader Konge, qui fere omnibus in urbibus regnum apud nos possidet. Is homo plerumque esse solet provectæ ætatis, albicante barba et capillo, qui longum secum ducens mendicorum agmen, ad fores divitum excubat, tandemque opimâ ciborum, vel interdum pecuniæ, prædâ receptâ, eam inter subditos ex æquo distribuit. Sceptri loco ingentem baculum sive contum gestat, quo murmur tumultuantis plebeculæ compescit." Die Zueignung des Stephanus Johannis Stephanius iſt datiert: Soræ, prid. Non. Januar. Anno Messiæ 1645. Ritson, anc. engl. metr. romanc. III, 313:

Of beggers mo than sexti,
Horn seyd. Maister am y
And aske the the mete u. ſ. w.

W. Scotts Sir Tristrem 346, Note. The fratern. of vagab. 3.

Weiterhin wird Olo, ſowohl bei Saxo (B. VIII, S. 223 ff.), als in Sögubrot (a. a. O.), als Hülfsgenoſſe Sigurd Hrings in der Bravallaſchlacht genannt. Er hatte ſieben Könige in ſeinem Gefolge, ſowie auch den Helden Starkadr. Saxo macht ihn, nach Harald Hyldetands Untergang in dieſer Schlacht, zum Nachfolger deſſelben auf dem Königsſitze von Lethra. Durch Grauſamkeit wurde er aber ſo verhaßt, daß zwölf Häuptlinge ſich gegen ſein Leben verſchworen. Da ſie aber der eigenen Kraft mistrauten, ſo dungen ſie dazu Starkadrn. Dieſer beſchloß, den König im Bade zu erſchlagen. Als er aber eintrat, fielen Olos funkelnde Blicke ſo ſcharf auf ihn, daß er, von Schrecken gelähmt, den Fuß anhielt.

Itaque qui tot ducum, tot pugilum arma protriverat, unius inermis viri aciem ferre non potuit.

Olo jedoch, ſeines Blickes ſich bewuſt, bedeckte ſein Geſicht, hieß Starkadrn näher kommen und ſagen, was er bringe. Denn die lange, vertraute Genoſſenſchaft ließ keinen Verdacht in ihm aufkommen. Starkadr aber ſprang mit bloßem Schwerte hinzu, durchbohrte den König und traf ihm noch den Hals, als er ſich aufraffen wollte. Hundert und zwanzig Pfund Goldes waren Starkadrs Sold. Nachmals aber war er ſo von Schaam und Reue über dieſe That ergriffen, daß er, wenn derſelben gedacht wurde, ſich der Thränen nicht enthalten konnte. Einige von denen, die ihn aufgeſtiftet hatten, erſchlug er zur Rache für ſein eigenes Verbrechen.

Als eine Nidingsthat Starkadrs bezeichnet auch die Nornageſtſaga (C. 8), daß er den König Ali (al. Arnöd[1]) im Bad erſchlug, und zwar als eine ſolche, die ſeiner ſchmählichen Flucht nachgefolgt. Dieſen Todſchlag für das dritte und letzte der ihm vorbeſtimmten Nidingswerke anzunehmen, begründet ſich auch dadurch, daß derſelbe in naher Verbindung mit ſeinem eigenen Tode ſteht, wie die folgende Abtheilung ergeben wird.

---

[1] Vgl. Sagnhiſt. 83. Fornald. S. III, 406. [Schriften I, 224 ff. K.]

Die Ynglingaſaga (C. 29) erwähnt gleichfalls, als einer bekannten Sache, daß Starkadr Alin getödtet. Aber die perſönlichen Verhältniſſe Alis ſind hier andre, als bei Saxo. Ali der Tapfere (Ali hinn frokni), des däniſchen Fridleifs Sohn, kommt mit ſeinem Heere nach Schweden, beſiegt den dortigen König Aun in mehrern Schlachten, nöthigt ihn aus ſeinem Reiche zu fliehen und iſt dann ſelbſt fünf und zwanzig Jahre lang König in Upſala, bis Starkadr der Alte ihn todtſchlägt. Saxo ſcheint nicht bloß andern Überlieferungen gefolgt zu ſein, ſondern auch ſeinen Olo abſichtlich in andre Verwandtſchaftsverhältniſſe verſetzt zu haben, um mit ihm ſeine däniſche Königsreihe auszufüllen.

10. Starkadrs Tod.

Dieſer letzte Theil der Sage iſt einzig durch Saxos Erzählung im 8ten Buche (S. 230 unten bis 236) auf uns gekommen.

Starkadr war von Alter müde und an den Augen ſchwach geworden. Das Leben war ihm entleidet, aber er wollte nach einer ſo kriegeriſchen Laufbahn nicht eines unblutigen Todes ſterben. Er wünſchte ſich, von irgend einem freigebornen Manne erſchlagen zu werden. (Adeo quondam rei bellicæ deditis morbo oppetere probrosum existimatum est.) Um ſich nun Einen zu erkaufen, der ihn todtſchlüge, trug er das Gold, das er für den Mord an Olo empfangen hatte, an ſeinen Hals gehängt. Er glaubte von dieſem Blutgelde den beſten Gebrauch zu machen, wenn er dadurch gegen ſich ſelbſt einen Rächer Olos erweckte. Mit zwei Schwertern umgürtet und auf zwei Krückenſtäbe ſich ſtützend, wankte er umher. Ein Mann vom Volke meinte, zwei Schwerter ſeien einem Greiſe überflüſſig, und bat Starkadrn zum Spotte, ihm eines derſelben zu ſchenken. Starkadr hieß ihn näher kommen und zeigte, daß er noch des Schwertes Meiſter ſei, indem er Jenen mitten durchhieb. Dieß ſah ein gewiſſer Hather, deſſen Vater Lenno einer von denen war, welche Starkadr einſt (olim), weil ſie ihn zur Ermordung Olos aufgeſtiftet, in ſeiner Reue erſchlagen hatte. Hather war eben mit Roſſen und Hunden in der Jagd begriffen, er hielt an und hieß zwei ſeiner Gefährten, um dem Alten Furcht einzujagen, ſpornſtreichs auf ihn anſprengen[1]. Sie thaten es. Als ſie aber dicht an ihm wieder umwandten und enteilen wollten, traf er ſie ſo mit ſeinen Stäben, daß ſie ihren Muthwillen mit dem Tode büßten. Erſchrocken über dieſen Anblick flog Hather zu Pferde herbei, ſah nun, daß es Starkadr war, und fragte ihn, ob er nicht ſein Schwert um einen Wagen vertauſchen wolle. Der Greis erkannte wegen ſeiner blöden Augen den Jüngling nicht und ſprach ſeinen Unwillen über den Spott desſelben in einem Liede aus. (Itaque carmen, quod indignationis suæ magnitudinem patefaceret, in hunc subtexuit modum.) Es folgt nun ausführliche Wechſelrede zwiſchen Starkadr und Hather in lateiniſchen Hexametern. Zuerſt beklagt Starkadr die Hinfälligkeit des Alters:

Ut sine regressu pronas agit alveus undas,
Sic ætas hominum, cursim labentibus annis,
Irreditura fluit; præceps ruit orbita fati,
Quam generat, finem rerum factura, senectus.
Illa oculos hominum pariter gressusque relidit,
Eripit os animumque viris, famæque nitorem
Paulatim premit et claros oblitterat actus u. ſ. w.

Seinen eigenen Zuſtand ſchildert er ſo:

Ipse ego, quam noceat, didici, damnosa vetustas,
Visu æger, vocis modulis et pectore raucus u. ſ. w.
Jamque minus vegetum corpus fulcimine tutor,
Flaccida subjectis innixus membra bacillis.
Lucis inops, moderor vestigia fuste gemello
Et virga monstrante sequor compendia callis,
Stipitis auspicio potius, quam lumine, fisus.
Nemo mei curam celebrat, nec in agmine quisquam
Solamen veterano adhibet, nisi forsan Hatherus
Assit et infracti rebus succurrat amici.

Zum Lobe dieſes Hathers, deſſen Gegenwart er noch nicht ahnt, läßt er nun Mehreres folgen, rühmt deſſen Freigebigkeit und Tapferkeit und ſchließt hieran die Erinnerung an ſein eigenes kriegeriſches Leben.

Hierauf hebt Hather an (hujusmodi carmen habuit):

---

[1] Vgl. Dietrich, Ruſſiſche Volksmährchen S. 66 f.

Unde venis, patrias solitus scriptare poeses,
Infirmo dubium suspendens stipite gressum?
Quove ruis, danicæ vates promptissime Musæ?
Roboris eximii cassus decor excidit omnis,
Exulat ore color, animoque amota voluptas,
Destituit fauces vox et raucedine torpet.
Ut ratis assiduo fluctu quassata fatiscit,
Sic longo annorum cursu generata senectus
Triste parit funus u. ſ. w.
Quis vetuit te, note senex, juvenilibus uti
Rite jocis, agitare pilam, morsa nuce vesci? [1]

Hather räth nun dem Greiſe, wie zuvor ſchon angedeutet war, ſein Schwert zu verkaufen und ſich dafür Wagen und Pferd anzuſchaffen, da ihn ſeine alten Beine nicht mehr tragen wollen. Er laufe ja doch Gefahr, daß man ihm das unnütze Schwert entreiße und gegen ihn ſelbſt wende:

At si forte caves cassum venundare ferrum,
Ereptus tibi te perimet, ni veneat, ensis.

Starkadr ereifert ſich heftig gegen den Unbekannten, der, ſtatt dem lichtberaubten Wanderer ſich zum Führer anzubieten, ihn verhöhne. Lieber woll' er zu Fuße gehn, als ſein Schwert einem Unwürdigen abtreten:

Nempe pedes gradiar, nec turpiter ense relicto
Externam mercabor opem u. ſ. w.
Qua probitate petis indignum viribus ensem?
Haud latus hic imbelle decet dextramque bubulci
Agrestem soliti calamo deducere Musam u. ſ. w.

Damals, ſo fährt er fort, würdeſt du mich nicht des Schwertes zu berauben verſucht haben, als in der Schlacht von der Wucht meiner Streiche entweder die Klinge mir in der Hand zerbrach oder meine Feinde niederſtreckte:

Aut gladium fregit manus, aut obstantia fudit,
Hæc gravitas ferientis erat u. ſ. w.

Und nun folgt jene, ſchon früher erwähnte Aufzählung ſeiner bedeutendſten Thaten.

---

[1] Vgl. Halfs S. C. 16 zu Anf.

Endlich erfährt er, daß Hather, Lennos Sohn, der ſei, mit dem er ſpreche. Dieſen, als einen Jüngling von edler Abkunft, fordert er auf, ihn, den Mörder ſeines Vaters, zu erſchlagen und bietet Hathern dafür das Gold, das er einſt von Lenno empfangen:

> Præterea, Hathere, privavi te patre Lenno,
> Hanc mihi, quæso, vicem referas, et obire volentem
> Sterne senem jugulumque meum pete vindice ferro,
> Quippe operam clari mens percussoris adoptat,
> Horret ab ignava fatum deposcere dextra.
> Sponte pia legem fati præcurrere fas est;
> Quod nequeas fugere, hoc etiam anticipare licebit.
> Arbor alenda recens, vetus excidenda; minister
> Naturæ est, quisquis fato confinia fundit
> Et sternit, quod stare nequit. Mors optima tunc est,
> Quum petitur, vitæque piget, quum funus amatur,
> Ne miseros casus incommoda proroget ætas.

Hather willigte ein, durch das Gold und die Begierde, ſeinen Vater zu rächen, angereizt. Nun bot ihm Starkadr haſtig ſein Schwert dar und bog ſeinen Nacken hin. Auch ermahnte er Hathern, mannhaft das Werk zu vollbringen, und verſicherte ihn, wenn er gleich nach dem Streiche zwiſchen Haupt und Rumpf ſpringe, werd' er feſt vor allen Waffen werden. Hather ſchwang kräftig das Schwert und Starkadrs abgeſchlagenes Haupt biß noch in die Erde[1].

Quod corpori avulsum impactumque terræ, glebam morsu carpsisse fertur, ferocitatem animi moribundi oris atrocitate declarans.

Den Sprung zwiſchen Haupt und Rumpf hatte Hather unterlaſſen, aus Furcht, von dem ſtürzenden Rieſenkörper erdrückt zu werden, wie es ihm auch zugedacht ſein mochte. Er ließ Starkadrn auf dem Felde Raaliung begraben (in campo, qui vulgo Raaliung dicitur). Es iſt dieß daſſelbe, auf dem der Held im Kampfe für den neuvermählten Helgo die neun Brüder erſchlagen hatte (dort Roliung, S. 167).

So war Alles in Erfüllung gegangen, was Odin und Thor, Jener günſtig und Dieſer feindlich, Starkadrn vorbeſtimmt hatten: er hatte mehrere Menſchenalter durchlebt und in jedem ein Nidingswerk vollführt; Landbeſitz konnte er nicht behaupten, denn er zog unſtät umher; an guten Waffen und reicher Beute fehlte es ihm nicht, aber er hatte doch nicht genug und darum nahm er das Gold für den Mord an Olo; ſiegreich war er im Kampfe, aber jedesmal trug er eine unheilbare Wunde davon; als Skalde war er berühmt und im Strafgeſang an Ingell bewährte er die Macht ſeines Liedes; davon jedoch, daß er ſeine eigenen Lieder vergeſſen, kommt nichts weiter in den vorhandenen Überlieferungen vor; bei den Mächtigen war er beliebt, denn immer finden wir ihn in der Genoſſenſchaft berühmter Land- und Seekönige; daß er dem Volke verhaßt ſein ſollte, wenn er gleich den freien Bauernſtand für den ehrwürdigſten erklärt, darauf kann ſein Abenteuer mit den Schmieden in Telemarken, wovon er ſagt:

---

[1] Vgl. Grimm, Edda S. 103, Str. 20. [Helg. Hund. 2, 25. K.]

> Hic primum didici, quid ferramenta valerent
> Incudis, quantumve animi popularibus esset;

dann der Spott, den er im Alter erfuhr, bezogen werden. Inwiefern nun aber dieſe Vorbeſtimmungen erſt aus dem Charakter und den Schickſalen des Helden, wie ſie in der Volksſage hervortraten[1], abſtrahiert worden ſeien oder umgekehrt die Sage ſich aus jenen Vorbeſtimmungen weiter entwickelt habe, läßt ſich nicht mehr mit Sicherheit entſcheiden. Wahrſcheinlich hat beiderlei Wirkung ſtattgefunden, ſo daß die ſchon vorhandenen Sagen von Starkadrn auf jene Formeln zurückgeführt, dann aber dieſe wieder zur Abrundung und Vollendung des Sagenkreiſes fruchtbar gemacht wurden.

Was den geſchichtlichen Grund anbetrifft, ſo geſchieht zwar auch in mehr hiſtoriſchen Sagan der Isländer Starkadrs kurze Erwähnung, namentlich im Landnamabok wird Starkadr der Alte als Skalde bei König Frodi und ſeinem Sohne Ingjald genannt (Sagnhiſt. 90 ff.). Aber von einer eigentlichen Vergleichung urkundlicher Berichte mit den ſagenhaften kann auch hier nicht die Rede ſein. Auch die Lieder, welche Saxo in lateiniſche Verſe übertrug und worin Starkadr als in eigener Perſon ſprechend eingeführt war, ſowie die ihm zugeſchriebenen Strophen in der Gautreks- und Hrolfs-Saga und in der Skalda, die eine beſondere Versart nach ihm Starkadarlag nennt, können ihm nicht als urkundlicher Nachlaß vindiciert werden; dieſes Skaldenthum gehört mit zu der Sage und iſt nicht mehr oder weniger hiſtoriſch, als dieſe überhaupt. Vgl. Sagnhiſt. 88. 91. 93 f. 115. Da ſich Starkadrs Leben durch mehrere Menſchenalter zieht, ſo hat man, um die hiſtoriſche Möglichkeit zu retten, Mehrere deſſelben Namens aus verſchiedenen Zeiten angenommen, eine vielgebrauchte Auskunft, die für die geſchichtliche Zurechtſetzung der Sagen allerdings die leichteſte. aber in der Regel auch die unſtatthafteſte iſt. (Vgl. Sagnhiſt. 91 f.)

---

[1] Vgl. Sagnhiſt. 84.

Fehlt es aber auch dieſer Sage nicht an einem geſchichtlichen Anhalt, ſo war ſie doch, ſoweit wir ihre Spur verfolgen können, längſt der poetiſchen Sagenbildung anheimgefallen. Davon zeugt das Mythiſche, das ſich ihr eng verwoben hat[1]. Was Saxo angibt, daß Starkadr in der Gegend entſproſſen ſein ſolle, welche an Schweden im Oſten gränze und jetzt von Eſthen und andern barbariſchen Völkern weithin bewohnt werde, iſt von Müller (S. 77 f.) überzeugend dahin erklärt worden, daß unter dieſer Gegend urſprünglich nichts Andres, als Jötunheim, die Heimath der Rieſen, zu verſtehen ſei, welche man, nachdem überhaupt der Mythus mehr hiſtoriſch-geographiſch aufgefaßt wurde, in jene nordöſtlichen Landſtriche verlegte. Damit ſtimmt dann auch vollkommen überein, was Saxo und die Sagan ſonſt von Starkadrs rieſenhafter Abkunft und Geſtalt melden[2]. Storverkr, der Name ſeines Vaters, wird in der Skalda (Sn. Edd. 209b) unter den poetiſchen Benennungen für Jote aufgeführt und in der Saga von Gautrek und Hrolf wird es als der erſte Anlaß zu Thors Feindſchaft gegen Starkadr dargeſtellt, daß die Mutter des letztern einen ſchlechten Rieſen dem Aſathor vorgezogen habe (Sagnhiſt. 77 f.). Soll übrigens, auch unter der Verdunklung, welche der Mythus hier, wie in andern Fällen, erlitten haben mag, die urſprüngliche Bedeutung dieſes Zuſammenwirkens der jotiſchen Abkunft mit den Einflüſſen Odins und Thors ermittelt werden, ſo ſcheint es dieſe zu ſein: ein nordiſcher Heros ſollte geſchaffen werden aus der verbundenen Natur des Rieſen- und des Aſengeſchlechtes. Die jotiſche Abſtammung gab Starkadrn das Übermaaß körperlicher Fülle und Kraft, von den Aſen empfieng er den Heldengeiſt, aber dieſen in zweifacher Eigenſchaft und Richtung. Odin, der Heldenvater, gab den Schwung, die höhere Belebung jener Rieſenkraft, Thor, der, zwar

---

[1] Vgl. noch Sagnhiſt. 89: Rotho. Dieſer Name kommt auch bei Saxo S. 207 unten vor.

[2] [Vgl. Sagenforſchungen I, 185 ff. Schriften 6, 106 ff. K.]

Bekämpfer der Joten, doch ſelbſt zwiſchen ihnen und den Aſen halbrieſenhaft inne ſteht[3], gab ihren Misbrauch und Auswuchs, die rühmlichen Thaten ſtammen von Odin, die Nidingswerke von Thor. Aus dieſer Miſchung wird allerdings kein Tugendſpiegel, aber die Sagendichtung gibt uns ein wahrhaftiges Bild des nordiſchen Heldenthums im Guten und im Böſen. Allein auch in Beziehung auf die Nidingswerke muß hier, einer ſpäteren Ausführung vorgreifend, bemerkt werden, daß in altnordiſcher Anſchauungsweiſe ſolche Frevel weniger für ſelbſtverſchuldet, als für ein von höherer Macht verhängtes Unheil galten (wie bei der Tödtung Vikars ſich beſonders hervorſtellt) und daß ſie daher nicht ſowohl den Eindruck des Abſcheus, als den tragiſchen des Mitleids mit der ſo zum Schmählichen getriebenen Heldenkraft, hervorbrachten.

So iſt uns denn Starkadr im Edeln, wie im Gewaltſamen, der Typus des nordiſchen Helden und die Sage von ihm hat ſich folgerecht in dieſem Sinne ausgebildet. Seine rieſenhafte Natur iſt langlebig durch Jahrhunderte; wie ein Eisrieſe ſitzt er eingeſchneit bis an die Schultern, die tiefſten Wunden werden ihm geſchlagen, das Eingeweide hängt ihm aus dem Leibe, dennoch bleibt er unvertilgt, und wenn er todesmatt darniederſinkt, drückt er noch ſeine ganze Geſtalt in den harten Felsſtein. Als blinder, abgelebter Greis ſtreckt er die Beleidiger mit den Krücken nieder. Sein abgeſchlagenes Haupt beißt in die Erde, und wenn in einem der heroiſchen Eddalieder (F. Magn. Edd. III, 302; vgl. 297), als des grimmigſten der Helden, eines Königs Starkadr gedacht wird, deſſen Rumpf ſich noch ſchlug, als das Haupt fort war, ſo iſt dieß ſagenhaft derſelbe Rieſenſohn.

Aber auch dem Geiſte nach wandelt er ungebeugt durch viele Zeiten. Er iſt immer alt und hat davon bei Snorro den Beinamen hinn gamli (Sagnhiſt. 92), wie Halfdan, aber in andrer Bedeutung, als dieſer, wenn auch beide ſich in Einzelnem nahe kommen. Halfdan iſt der Alte, als der gemeinſame Stammvater aller Königsgeſchlechter; Starkadr ſtellt das Urbild eines höhern, ſtrengern Heldenthums dar, wie es ſtets nur in der Vergangenheit gedacht wurde. Ernſt und mäßig, ein abgeſagter Feind der Gaukler und der Schlemmer, den

---

[1] Vgl. Rechtsalterth. 349, 1.

Ruf zum Feſte verſchmähend, dem zum Kampfe willig, iſt er ein Schrecken der geſunkenen, verweichlichten Gegenwart. So ſitzt er, eine furchtbare Erſcheinung aus verſchwundenen Tagen, an der Thüre des üppigen Goldſchmieds und an Ingells ſchwelgeriſchem Königsmahle. Hier ſingt er, wie anders man zu Hakos Zeiten gelebt, und facht den verglimmenden Funken des Heldengeiſtes von Neuem an. Aber auch eine Warnung iſt er jedem neuen Menſchenalter durch ein Nidingswerk, daß auch die kräftigſte Natur nicht vor dem Falle ſicher ſei, ſowie die unheilbaren Wunden, die er aus jedem ſiegreichen Kampfe davonträgt, den Übermuth des Sieges dämpfen. Immer wieder bei andern ſagenberühmten Helden kehrt er auf ſeinem weitſchreitenden Gang durch die Jahrhunderte ein, denn wo der alte Heldengeiſt lebt, da iſt Starkadr. So liegt es im Weſen ſeiner Sage, daß ſie andre Sagen an ſich knüpft und in ſich aufrollt. Es gibt in ihr keine Anachronismen, weil ſie der ganzen Heldenzeit angehört, und was von ihr ausgeſondert werden kann, ſofern es nicht urſprünglich mit ihr verbunden war, gebührt ihr dennoch vermöge ihrer natürlichen Entwicklung. Zu dieſen ſpätern Aneignungen mag allerdings die Bravallaſchlacht zu rechnen ſein, welche ſchon in die Morgendämmerung der Geſchichte fällt. Aber wie hätte in dieſer berühmteſten Schlacht des Nordens Starkadr fehlen dürfen? In ihr hat ſich noch einmal alle Heldenkraft der Nordlande geſammelt; ſchwerer verwundet, als jemals, geht Starkadr aus ihr, ſeine Bahn neigt ſich jetzt zum Ende, da faßt er noch zum Letzten im großen Skaldenliede das Bild der verſinkenden Heldenwelt auf und beut es den kommenden Altern hinüber.

So erſchien auch die Sage von Starkadr als die paſſendſte, die Reihe der dem Norden eigenthümlichen Heldenſagen zu beſchließen.

B. Deutſch-nordiſche Heldenſagen.

Die Stammverwandtſchaft der Völker des ſkandinaviſchen Nordens mit den deutſchen im engern Sinne verläugnet ſich auch in der Sage nicht. Dieſes Verhältnis kann zwar erſt erörtert werden, wenn auch die entſprechende deutſche Sage dargeſtellt ſein wird. Um aber die Vergleichung zum voraus anzubahnen, ſchien es räthlich, von den Heldenſagen des Nordens zuerſt diejenigen aufzuführen, bei denen eine

Gemeinſchaft mit deutſcher Sage entweder überhaupt nicht beſtanden hat oder doch nicht mehr in beiderſeitigen Denkmälern nachgewieſen werden kann, wenn auch ſchon noch, wie in der Sage von Starkadr, die Spuren eines früheren Sagenverkehrs ſich bemerklich machen; ſodann aber, in der nun folgenden Klaſſe, die weitern zuſammenzuſtellen, welche der nordiſchen Sagenpoeſie mit der deutſchen gemeinſchaftlich angehören und noch jetzt in ihren beiderſeitigen Geſtaltungen verglichen werden können. Das urſprüngliche Anrecht wird ſich bald mehr auf deutſche, bald mehr auf nordiſche Seite zu neigen ſcheinen. Aber auch da, wo man für deutſchen Urſprung entſcheiden muß und die nordiſchen Überlieferungen ſelbſt auf deutſche Quelle hinweiſen, wird man doch meiſt die nordiſche Darſtellung, in Vergleichung mit der jetzigen deutſchen, für die ältere und echtere anerkennen und auf die erſtere zur Erklärung der letzteren zurückgehen müſſen. Gerade dieſe Sagen waren auch im Norden ſo völlig eingebürgert, ſo früh verarbeitet und allbekannt, ſo genau in die älteſte Skaldenſprache verwoben und, was noch wichtiger iſt, ſie hängen ſo innerlich mit dem odiniſchen Mythus und dem Geiſte der ganzen nordiſchen Sagenpoeſie zuſammen, daß wir ſie durchaus nicht von dieſer ausſcheiden können, vielmehr den allgemeinern Erfund der Betrachtung nordiſcher Heldenſagen erſt dann zweckmäßig erheben werden, wenn auch dieſe zweite Klaſſe derſelben abgehandelt ſein wird. Läßt ſich übrigens, jenes innern Zuſammenhangs unerachtet, in den deutſchnordiſchen Heldenſagen theilweiſe eine geiſtigere Durchbildung bemerken, als in denen der erſten Klaſſe, ſo werden wir dieß eben als die Folge der unvordenklichen und vielſeitigen Beſchäftigung der germaniſchen Völker mit dieſen Sagenkreiſen zu betrachten haben.

An die eigentlich deutſch-nordiſchen Sagen haben ſich aber im Norden mehrere andre, in ihm ſelbſt erwachſene angeſchloſſen, durch die er jenen gemeinſamen Beſitz ſich näher zu verbinden und anzueignen getrachtet hat. Auch ſolche werden wir, dieſes Zuſammenhangs wegen, der zweiten Klaſſe einreihen. Auf der andern Seite ſcheiden wir nicht bloß hier, ſondern von der Darſtellung der nordiſchen Heldenſage überhaupt, Dasjenige aus, was erſt von der eigenthümlich deutſchen Geſtaltung der gemeinſamen Sage ſpäter in den Norden herüber gekommen iſt. Dieſes gilt außer Einigem bei Saxo, hauptſächlich von der umfangreichen Vilkinaſaga oder Dietrichsſage, welche, wenn gleich isländiſch verfaßt, doch nach ihren eigenen Angaben auf deutſchen Überlieferungen beruht und in der Hauptſache ganz auf die Seite der deutſchen Ausbildung des gemeinſchaftlichen Sagenkreiſes fällt. Ihr Inhalt dient weſentlich zur Ergänzung der deutſchen Heldenſage, für die nordiſche werden wir nur Einzelnes daraus beizuziehen haben.

Nach dieſen Erläuterungen beginnen wir die angegebene zweite Reihe nordiſcher Heldenſagen.

1. Hildur.

Skalda, Sn. Edd. S. 163 bis 165. Sörla þáttr (Saga af Hedni ok Högna), Fornald. S. I, 389 ff. Fort. S. I, 361 ff. Sagabibl. II, 570 ff. Saxo B. V, S. 132 bis 135. Sagnhiſt. 67 f. Lex. myth. S. 157 bis 60.

Die Skalda ſagt bei den Dichterausdrücken für Schlacht: Die Schlacht wird genannt der Hjadninge Sturm oder Schlagregen und ſo heißen die Waffen der Hjadninge Feuer oder Webzeug. Davon lautet die Sage[1] alſo: König Högni hatte eine Tochter mit Namen Hildur. Dieſe nahm der König Hedin, Hjarrandis Sohn, zur Beute, als ihr Vater auf einer Verſammlung abweſend war. Sobald Högni hörte, daß man in ſein Reich eingefallen und ſeine Tochter weggeführt, fuhr er mit ſeinem Heergefolge Hedin nach, der, wie er erfahren, nordwärts die Küſten entlang geſegelt war. Als er aber nach Norwegen kam, hörte er weiter, Hedin ſei nach dem weſtlichen Meere geſegelt. Högni verfolgte denſelben bis zu den Orkneyen, und als er bei der Inſel Haey (jetzt Hoy) ankam, war dort kaum zuvor Hedin mit ſeinem Kriegsvolk angelangt. Hildur begab ſich zu ihrem Vater und bot ihm von Seiten Hedins einen Halsſchmuck zur Söhnung, zugleich aber ſagte ſie ihm, daß Hedin zum Streite bereit ſei und Högni von ihm keine Schonung zu erwarten habe. Högni antwortete ſeiner Tochter unfreundlich, und als ſie nun zu Hedin zurückkam, ſagte ſie Dieſem, Högni wolle keine Söhnung, und hieß ihn ſich zur Schlacht rüſten. So thaten ſie auch Beide, ſtiegen ans Land und ſchaarten ihre Kriegsleute. Da rief Hedin noch ſeinen Schwäher um Frieden an und bot ihm vieles Gold zur Buße. Högni erwiderte: „Zu ſpät bieteſt du das, wenn du

---

[1] [Vgl. Schriften B. I, S. 88. K.]

Frieden wünſcheſt, denn jetzt hab' ich mein Schwert Dainsleif[1] gezogen, das von Zwergen geſchmiedet und, ſo oft es entblößt iſt, eines Mannes Tod wird; nimmer hört es dann zu hauen auf und keine Wunde heilt, die es geſchlagen." Da antwortete Hedin: „Das Schwert haſt du in der Hand, aber nicht den Sieg; gut iſt das Schwert, das ſeinem Herren Heil bringt." Nun erhoben ſie die Schlacht, die der Hjadninge Kampf (Hjadninga-vig[2]) genannt wird, und ſchlugen ſich den ganzen Tag, am Abend aber giengen die Könige auf ihre Schiffe. Hildur aber gieng in der Nacht auf die Walſtatt und weckte durch Zauber alle die Erſchlagenen auf. Den folgenden Tag giengen die Könige wieder auf den Kampfplatz und erneuerten die Schlacht zugleich mit allen Denen, die den Tag zuvor gefallen waren. Dieſer Kampf währte Tag für Tag in der Weiſe fort, daß alle Gefallene, ſowie alle Waffen und Schilde, die auf der Walſtätte lagen, (Nachts) zu Steinen wurden; wenn es aber tagte, ſtunden alle Todte wieder auf und kämpften, und alle Waffen waren wieder brauchbar. In Liedern iſt geſagt, daß die Hjadninge ſo fortfahren werden bis Ragnarök[3].

Es folgen hierauf in der Skalda einige Strophen, welche der Skalde Bragi der Alte in ſeinem Liede auf den Dänenkönig Ragnar Lodbrok nach dieſer Sage gedichtet habe. Darin wird geſagt, daß die Schlacht der Hjadninge, mit Andrem, auf einem Schilde dargeſtellt geweſen ſei, den der König dem Skalden gegeben; auch wie die trugſinnende Hildur den Halsſchmuck Högnin vergeblich angeboten und der Anfang der Schlacht wird beſungen.

---

[1] Lex. myth. 158: i. e. res (vel artificium) a Daino relicta.

[2] Lex. myth. 158: Nomen gentilitium Hiadningar, ab illo virili Hédin alioquin derivandum. Vgl. Krákumál S. 13: fyrir Hedninga vági.

[3] [Kunſtblatt 1834. Jul. Nr. 59. S. 235: Kunſtverein in München. Die Geiſterſchlacht, Carton, von Wilh. Kaulbach. „Attila, König der Hunnen, liefert, nach einer alten Sage aus den Fragmenten des Damascius, den Römern vor den Thoren Roms eine dreitägige, blutige Schlacht. Es wird von beiden Seiten mit ſolcher Erbitterung gefochten, daß am Ende des dritten Tags kein Hunne und Römer mehr lebt. Mit Anbruch der Nacht erwachen ſie vom kurzen Todesſchlafe, heben ſich von der Erde und beginnen in der Luft den Kampf von Neuem." Dieß war das vom Geh. Rath v. Klenze dem Künſtler übergebene Programm, nach welchem er ihm ein Bild ausführen ſolle; die vollendete Zeichnung iſt die oben genannte Geiſterſchlacht.]

Viele von dieſer Sage ausgehende Benennungen des Kriegs und der Kriegswerkzeuge kommen auch ſonſt in der Skaldenſprache vor; außer den Eingangs erwähnten: die Waffen Hildurs Steine, das Schwert Hildurs Flamme, der Panzer Hildurs Rinde, Kriegsleute Högnis Volk. Beim Anbruche der Schlacht von Stikleſtad ſingt der Skalde Gizur: Bald wird Hedins Weib kommen (Lex. myth. 159a. Sagabibl. II, 574 f.).

Ausführlicher, als die kurze Erzählung der Skalda, iſt die isländiſche Saga von Hedin und Högni; aber die alte mythiſche Sage hat in dieſer ſpätern Behandlung ihr urſprüngliches Gepräge verloren und iſt mehr in der Art ritterlich mährchenhafter Abenteuer umgewandelt und ausgeſponnen. Hedin iſt hier ein Fürſt aus Serkland (dem Lande der Saracenen), der aber doch ſeine Fahrten bis Dänemark erſtreckt. Die Anſtifterin des Streites iſt nicht Hildur, ſondern ein räthſelhaftes weibliches Weſen, Göndul (ein Valkyrienname), das Hedin wiederholt im Walde, auf einem Stuhle ſitzend, antrifft. Bei der angegebenen Beſchaffenheit dieſer Saga kommt uns dieſelbe nicht umſtändlicher in Betracht. Nur der Schluß iſt für die Sagengeſchichte merkwürdig.

(C. 9) Olaf Tryggvaſon [der bekannte König in Norwegen, der gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts die Einführung des Chriſtenthums nicht ohne Liſt und Gewalt durchſetzte] kam im erſten Jahre ſeiner Regierung zur Inſel Ha und legte dort eines Abends an. Auf dieſer Inſel pflegten ſonſt jedesmal in der Nacht die Wachtmänner zu verſchwinden, ſo daß Niemand wuſte, was aus ihnen geworden. Ivar Ljomi[1] ſollte nun dieſe Nacht Wache halten. Als alle auf den Schiffen eingeſchlafen waren, zog er all ſein Waffengewand an und nahm ſein Schwert, das früher Jarnſkjöld gehabt und deſſen Sohn Thorſtein Ivarn gegeben hatte, und gieng auf die Inſel. Da ſah er einen Mann gegen ſich kommen, hochgewachſen, ganz blutig und von traurigem Ausſehn. Ivar fragte den Mann um ſeinen Namen. Derſelbe nannte ſich Hedin, Hjarandis Sohn, aus Serkland. „Ich muß dir ſagen,“ ſetzte er hinzu, „das Verſchwinden der Wachtmänner iſt mir und Högnin, Halfdans Sohne, zuzurechnen, denn wir und unſre Leute ſind ſo unheilvollem Schickſal unterworfen, daß wir Nacht und Tag kämpfen müſſen und dieß ſchon viele Menſchenalter währt. Hildur, Högnis Tochter, ſitzt da und ſieht zu, Odin aber hat uns dieß auferlegt und daß uns nichts Andres erlöſen könne, als wenn irgend ein Chriſtenmann mit uns kämpft; dann ſoll der, den er erſchlägt, nicht wieder aufſtehn und ſo Jeder ſeines Unheils ledig werden. Nun will ich dich bitten, daß du mit uns zum Kampfe geheſt, denn ich weiß, daß du ein guter Chriſt biſt, ſowie auch, daß dem Könige, dem du dieneſt, viel Glückes folgt; mir ſagt mein Sinn, daß uns von ihm und ſeinen Mannen etwas Gutes widerfahren wird.“ Ivar willigte ein, mit ihm zu gehen. Darüber wurde Hedin froh und ſprach: „Du ſollſt dich hüten, gegen Högni vorzugehn, und ebenſo, mich vor Högni zu erlegen, denn es ſteht in keines Menſchen Macht, Högnin zu erſchlagen, bevor ich todt bin, da er Zauber in den Augen hat (ægishjálm í augum) und Niemands ſchont. Darum iſt das einzige Mittel, daß ich ihn von vorn bekämpfe und du ihm von hinten die Todeswunde gibſt, denn leicht iſt dir's, mich zu tödten, wenn ich auch am längſten von uns Allen lebe.“ Sie giengen hierauf zum Kampfe und Ivar ſah, daß Alles ſich ſo verhielt, wie Hedin ihm geſagt hatte. Er trat hinter Högnin, hieb ihn ins Haupt und ſpaltete ihn bis in die Schultern herab. Da fiel Högni todt nieder und ſtand ſeitdem nie wieder auf. Hernach erſchlug Ivar alle die Männer, die im Kampfe waren, und zuletzt Hedin, und es war ihm eine leichte Sache. Dann gieng er zu den Schiffen zurück und da war es taghell. Der König, dem er Alles erzählte, war zufrieden mit ſeiner That und ſagte, er habe viel Glück gehabt. Beim Tage giengen ſie nun ans Land und dahin, wo der Kampf ſtattgefunden hatte, ſahen aber keine Spur von dem, was vorgegangen war; das Blut jedoch ſah man an Ivars Schwerte zum Wahrzeichen, und niemals mehr verſchwanden die Wachtmänner. Der König fuhr nach Dieſem heim in ſein Reich.

---

[1] Lióini, m. splendor.

Auch Saxo hat die Sage von Hildur gekannt. Bei ihm ſollte ſie, ſoweit es thunlich war, mehr eine hiſtoriſche Haltung annehmen. Er hat ſie (B. V, S. 132 bis 135) unter ſeinen dritten Frotho eingereiht. Hithin iſt ihm ein norwegiſcher Fylkekönig (rex aliquantæ Norvagiensium gentis), der ſich mit 150 Schiffen der Flotte Frothos anſchließt. Nachher hat er ein Liebesverſtändnis mit Hilda, der Tochter des jütländiſchen Königs Hogin (Hogini Jutorum reguli), einer ſehr geprieſenen Jungfrau. Beide waren, auf das bloße Gerücht, für einander entbrannt. Als ſie ſich aber das erſtemal zu ſehen bekamen, konnte Keines den Blick vom Andern abwenden. Hithin und Hogin zogen zuſammen auf Vikingsfahrt; dieſer wuſte noch nicht, daß jener ſeine Tochter liebe. Hithin war viel kleiner als Hogin, aber ſehr ſchön. Bald aber verlobte ihm Hogin ſeine Tochter, und ſie ſchwuren ſich, Einer des Andern Tod zu rächen. Sie eroberten zuſammen für Frotho die orkadiſchen Inſeln (Hithino quoque et Hogino Orcadum trophæa cessere). In der Folge wurde Hithin bei Hogin angeſchwärzt, daß er mit deſſen Tochter vor der Verlobung verbotenen Umgang gehabt habe, quod tunc immane cunctis gentibus facinus habebatur. Hogin glaubte der falſchen Anklage und griff mit der Flotte ſeinen Eidam an, wurde aber von ihm geſchlagen. Frotho, deſſen Friede durch dieſen Streit gebrochen war[1], ſuchte die Beiden auszuſöhnen; als aber Hogin beharrlich ſeine Tochter zurückverlangte, ordnete er einen Zweikampf, als das einzige Mittel der Entſcheidung, an. In dieſem wurde Hithin ſchwer verwundet; Hogin aber, der ihn hätte tödten können, hatte Mitleid mit ſeiner Jugend und Schönheit. Sieben Jahre nachher erhoben ſie bei der Inſel Hithinsö[2] wieder einen Kampf und fielen von den Wunden, die ſie ſich gegenſeitig beibrachten. Hilda ſoll, aus Sehnſucht nach ihrem Gemahl, bei Nacht die Geiſter der Erſchlagenen zu erneutem Kampfe durch Zauberlieder erweckt haben.

Ferunt, Hildam tanta mariti cupiditate flagrasse, ut noctu interfectorum manes, redintegrandi belli gratia, carminibus excitasse credatur.

In dieſem Letzten iſt allerdings der weſentliche Beſtandtheil der Sage erhalten, obgleich die Angabe, daß Hilda aus Liebe zu Hithin die Todten zum Kampf erweckt habe, auf offenbarem Misverſtändnis beruht, ſowie auch der Grund des Zwiſtes, daß Hogin die Verführung ſeiner Tochter, nachdem ſie bereis mit ſeinem Willen an Hithin vermählt war, an dieſem habe rächen wollen, nicht einleuchten kann.

Von der mährchenhaften Auffaſſung in der isländiſchen Saga und der verſuchten hiſtoriſchen bei Saxo finden wir uns auf die mythiſche der Skalda, als die ächtere, zurückgewieſen.

Die Wurzel hild in der Bedeutung von Kampf, Schlacht (pugna) iſt der altnordiſchen Sprache mit der angelſächſiſchen und der althochdeutſchen gemein. Doch findet ſie ſich meiſt nur in Zuſammenſetzungen, beſonders der Eigennamen. Wo das Wort für ſich ſteht, nordiſch Hildr, angelſächſiſch Hilde, bezeichnet es den weiblich perſonificierten Kampf, die Bellona des germaniſchen Nordens; und dieſer Begriff liegt dann wieder den vielen weiblichen Namen mit der Endung auf hild, hilt zu Grunde (Grimm, d. Gramm. II, 461 f. 499. Lex. isl. I, 359): Brynhildr loricata Bellona; Geirhildr, Vikars Mutter, hastata B.; Grimhildr larvata B. Auf ſolche Perſonification gründen ſich die poetiſchen Ausdrücke der Eddalieder: Hildurs Spiel für Kampf, Hildur wecken für den Kampf erheben. Hildur erſcheint aber, ihrem Weſen gemäß, auch als eine von den Valkyrien der Götterwelt, deren Namen, wie ſchon erwähnt worden, ſich meiſt auf Kampf oder Kampflärm beziehen. In der Völuſpa (Edd. Sæm. 4^{b}. Str. 24) reitet ſie in der Schaar dieſer Dienerinnen Odins kampfverkündend daher und im Grimnismal (ebend. 45^{a}. Str. 36) reicht ſie mit den andern das Trinkhorn den Einherien. Den Valkyrien der Götterwelt aber entſprechen irdiſche, die, gleichfalls in Odins Dienſte, Kampf erregen und des Kampfes walten, oder dieſe letztern ſind eben die der Götterwelt, nur in menſchlicher Verwandlung, wie auch Odin ſelbſt zur Erde herabſteigt. So iſt die Valkyrie Hildur, als Tochter Högnis und Gemahlin Hedins, die Stifterin des Streites zwiſchen dieſen Beiden, gerade wie in der Sage von Harald Hyldetand Odin ſelbſt als Bruni zwiſchen den Blutsverwandten zwiſterregende Trugbotſchaft trägt[1]. Selbſt die Todten noch erweckt Hildur zu immer erneuter Schlacht. Aber wie meiſt das Dämoniſche, iſt dieſer Kampf ein nächtlicher und bei Tage werden Streiter und Waffen zu Stein; denn ſo wird es nach Andeutung der isländiſchen Saga und Saxos richtiger gefaßt werden, wenn gleich die Skalda den Streit bei Tage dauern und die Verſteinerung bei Nacht eintreten läßt. Auch ſonſt werden im nordiſchen Volksglauben Zwerge und andre unheimliche Weſen, wenn ſie ſich vom Stral der Sonne überraſchen laſſen, in Steine verwandelt[2]. Irgend eine auffallende Örtlichkeit, ein Feld mit ſeltſam umhergeſtreuten Steinmaſſen, mochte der Phantaſie das Bild einer ſolchen verſteinerten Wahlſtatte darbieten.

---

[1] B. V, S. 134: Itaque statam a Frothone pacem internum labefactaverat bellum. Vgl. Helg. Qv. H. B. I. Str. 13. Edd. Sæm. S. 151: sleit Fróda frid fianda á milli. Edd. Havn. B. II, S. 62. 29 bemerkt zu dieſer Stelle: Pax frothoniana pleonasmo poetico pro pace hic ponitur. Ein ähnlicher Ausdruck mochte Saxon veranlaſſen, die Sage von Hilda unter ſeinen Frotho III einzureihen. Frute auch im deutſchen Gudrunliede.

[2] Hiddinsee iſt der heutige Name einer im baltiſchen Meere, bei Rügen, gelegenen Inſel; Hedinsei kommt auch im erſten Lied von Helgi Hundingsb. vor. Edd. Havn. II, 67, 45. 877.

---

[1] Auch Göndul, wie die Streitſtifterin in der isländiſchen Saga heißt, iſt ein Valkyrienname. Vgl. Sagnhiſt. 68.

[2] Alvismál Str. 36. Finn Magnuſen, Edda 2, 36. Helg. Qv. Hat. Sk. Str. 29. 30. Vols. Qv. h. forn. Str. 38.

Finn Magnuſen ſucht der Sage von Hildur, wie überall, eine phyſiſche Bedeutung zu unterlegen.

Lex. myth. S. 158: Mihi elucescit, totam hanc fabulam physico-allegoricæ (uti plerasqve alias eddicas) esse originis, qvum de diei cum nocte, vel lucis cum tenebris qvotidiano certamine revera sermo sit. Tunc astra cœlestia (Einherorum modo) statis qvotidie horis dimicant, evanescunt vel disparent et iterum denuo resuscitari videntur etc. qvæ singula enodare mira relationis hic exhibitæ et sine dubio depravatæ confusio vetat, qvum prius de heroum nocturno sed mox postea de diurno certamine serio loqvatur.

Durch etymologiſche Deutung der Namen ſucht zwar Finn Magnuſen dieſe Anſicht näher zu begründen; es wird ſich aber nicht leicht Jemand überzeugt finden, der nicht in das ganze Syſtem der phyſiſchen Mythenauslegung dieſes Schriftſtellers eingeht. Hildur, die Hauptperſon der Sage, gehört, nach obiger Ausführung, allzu deutlich dem Kampfleben der odiniſchen Glaubenslehre an, als daß uns hier die phyſiſche Erklärung Platz greifen könnte. Näher ſcheint mir es Müller (Sagnhiſt. 68) zu treffen, der in jenem fortwährenden Kampfe ein Bild der unverſöhnlichſten Feindſchaft erkennt. Nur glaube ich, daß dieſes nicht auf den beſondern Fall der Feindſchaft zwiſchen den Königen Högni und Hedin zu beſchränken iſt, ſondern daß die Sage in allgemeinerer Bedeutung ein Bild des nimmer raſtenden, irdiſchen Kampfes gibt, der, durch Odins Dienerin Hildur immer neu angefacht, fortdauert bis Ragnarök, wo der Hjadningen Streit im großen, allverzehrenden Weltkampfe aufgeht.

Die ſpäter hinzugekommene Erzählung, wie bei Olaf Tryggvaſons Ankunft auf Haey, noch vor dem Ende der Welt, der geſpenſtiſche Kampf geſtillt wird, hat für unſre Auffaſſung gleichfalls ihren guten Sinn: der Botſchaft des Chriſtenthums, der Lehre des Friedens und der Verſöhnung, weicht der odiniſche Kampfſturm[1]. Wenn aber Ivar auch nur mit dem Schwerte die kämpfenden Geſpenſter zur Ruhe bringt, ſo iſt dieß ganz in der Weiſe ſeines Königs und Meiſters, der auch mit gewaltſamen Mitteln der Religion des Friedens die Bahn brach.

---

[1] Odin hat dieß uns auferlegt (Odinn hefir þetta lagit á oss), läßt die Saga S. 406 den nachtwandelnden Hedin ſprechen.

Auf deutſcher Seite entſpricht der Sage von Hildur ein Theil des Heldengedichtes Gudrun. [Schriften I, 451 f. K.]

2. Völundr.

Volundar-qvida, Edd. Sæm. 133 ff. Vilkina Saga C. 19 bis 30 (edit. Peringskiold. Holm. 1715. Fol. S. 37 bis 77). Sagabibl. II, 154 ff. Lex. myth. S. 578 bis 88, Art.: Volundr. [Véland le forgeron. Dissertation sur une tradition du moyen âge, avec les textes islandais, anglo-saxons, anglais, allemands et français-romans qui la concernent. Par G. B. Depping et Francisque Michel. Paris, Didot, 1833.] [Simrocks Edda, 1864, S. 141. K.]

Der Inhalt des Eddaliedes von Völund und der proſaiſchen Einleitung desſelben iſt folgender:

Br. Grimm, Lieder d. alt. Edda, Überſ. S. 3 ff. ***

(Zu S. 7.: „Lachend hob er ſich auf in die Luft u. ſ. w.“ Hier iſt aus der Vilkinenſage Cap. 30 zu erläutern, daß Völundr durch ſeinen Bruder Egill, der ein trefflicher Bogenſchütze war, ſich große und kleine Federn von Vögeln allerlei Art verſchafft und daraus eine Fleghaut verfertigt hatte, in der er wie ein Geier ausſah.)

Völundr, angelſächſiſch Veland, ſchwediſch und däniſch Velent, engliſch Wayland, deutſch Wieland, iſt der Dädalus der nördlichen Völker. Seine Sage hat auch unverkennbare Ähnlichkeit mit der von Dädalus, welcher gleichfalls mittelſt künſtlicher Flügel der Gefangenſchaft entflieht. Wie der Name des Dädalus im griechiſchen Alterthum zur Bezeichnung der künſtlichſten Arbeiten gebraucht wurde, ſo hieß jenen Völkern jedes kunſtreiche Waffenſtück oder Prunkgeräthe Wielands Werk. Noch jetzt wird in Island ein ausgezeichneter Schmied Völundr genannt (Lex. myth. S. 587. Lex. isl. S. 464: Völundr, m. Dædalus, en Tuſindkonſtner).

Schon die angegebenen Formen des Namens in verſchiedenen Sprachen deuten darauf, wie verbreitet derſelbe war. Nicht bloß im ſkandinaviſchen Norden, auch bei den Angelſachſen, den ſpätern Engländern und Schottländern, in Deutſchland und Nordfrankreich war er wohlbekannt. Wir werden daher dieſem ſagenhaften Schmiede noch mehrfach auf dem Gange durch die Sagengeſchichte begegnen und ſein Gedächtnis da und dort örtlich angeknüpft finden. Was den Norden betrifft, ſo heftet die Volksſage daſſelbe noch jetzt an verſchiedene Stellen in Schweden und Jütland, wie ſpäter bei den Ortsſagen gezeigt werden ſoll. Im Eddaliede wird Nidud, bei dem Völundr feſtgehalten iſt, als Herr der Niaren (Niára-drottin, wie man glaubt, im heutigen Nerike in Schweden) bezeichnet. Die Proſaeinleitung nennt Völundrn und ſeine Brüder Söhne des Finnenkönigs; das Lied ſelbſt beſagt nichts hievon und es iſt darum nicht unwahrſcheinlich, daß die Finnen an die Stelle der Alfe getreten ſind, zu deren Genoſſenſchaft Völundr im Liede ſelbſt gezählt wird. Er heißt: Álfa liôdi (Alforum popularis), vîsi Álfa (dux, rex Alforum). Dieſe mythiſche Verwandtſchaft aber erklärt ſich leicht, da wir aus der Götterſage wiſſen, daß die Schwarzalfe kunſtreiche Schmiede ſind, von denen alle Götterkleinode herrühren. Schwieriger iſt es, den mythiſchen Grund der Verbindung des alfiſchen Völundr und ſeiner Brüder mit den drei Valkyrien überzeugend anzugeben. Da jedoch Odin insbeſondre auch als der Geber trefflicher Waffen erſcheint, wie das Hyndluljod Str. 2 von ihm ſagt:

Hermodurn gab er
Helm und Brünne,
Sigmundurn aber
Ein Schwert zu nehmen;

und wie er auch Starkadrn bei der Schickſalsbeſtimmung die beſten Waffen zutheilt, ſo kann es nicht auffallen, ſeine Dienerinnen, die Valkyrien, mit den Waffenſchmieden in Verkehr treten zu ſehen. Dieſe nehmen überhaupt in der Heldenſage eine bedeutende Stelle ein und wir haben gehört, wie Starkadr ſie rühmt, unerachtet er von ihren Hämmern übel zugerichtet worden iſt. Wo die Waffen ſo vieles galten und ihnen ſo wunderbare Eigenſchaften beigelegt wurden, muſte auch der Waffenſchmied ein angeſehenes Glied der Geſellſchaft ſein. Von Völundr heißt es ausdrücklich im Liede, daß er ſelbſt das Schwert, das ihm Nidud nahm, künſtlich geſchärft und gehärtet habe, und auch ſonſt nennt ihn die Sage als den Meiſter der vorzüglichſten Waffen.

Außer dem, was die Vilkinenſaga ausführlich erzählt, ſind auf deutſcher Seite nur einzelne kürzere Meldungen von Wieland vorhanden; doch laſſen dieſe nicht zweifelhaft, daß einſt mehr von ihm geſagt und geſungen wurde. Am meiſten wird er als Vater des Helden Wittich genannt, der in den deutſchen Gedichten eine bedeutende Rolle ſpielt.

3. Die Völſunge.

Die heroiſchen Lieder der Edda, mit Ausnahme des Völundslieds, 19 nach der Eintheilung der raskiſchen Ausgabe. Volsúnga Saga, Fornald. S. I, 113 ff. Fort. S. I, 107 ff. Überſ. durch v. d. Hagen. Breslau 1815. Nordiſche Heldenromane. 4tes Bdchen. Sagabibl. II, 36 ff.

1. Sigurds Ahnen.[1]

Sigi war ein Sohn Odins. Er tödtete einen fremden Knecht, im Zorne darüber, daß dieſer es ihm in der Thierjagd zuvorgethan. Darum hieß man ihn Wolf im Frieden (varg î vêum[2]) und er mochte nun nicht länger im Lande bleiben. Sein Vater Odin geleitete ihn eine weite Strecke, bis er ihn zu Heerſchiffen gebracht hatte. Sigi zog nun auf Kriegsfahrten mit der Mannſchaft, die ihm ſein Vater beim Abſchied gegeben hatte. Er war ſiegreich im Kampfe und gewann ſich endlich Land und Reich. Er ſchloß eine anſehnliche Heirath und wurde ein mächtiger König über Hunaland (ſtatt deſſen heißt in den proſaiſchen Zwiſchenſätzen der Eddalieder das Reich der Völſunge Frakland, Franken, Grimms Heldenſage S. 34). In ſeinem Alter wurde er von den Brüdern ſeiner Frau überfallen und erſchlagen; aber ſein Sohn Rerir nahm blutige Rache. Rerirs Ehe war lange kinderlos; er und ſeine Gemahlin baten die Götter um einen Erben. Da ſandte Odin einen befruchtenden Apfel; ſechs Winter hindurch gieng die Königin mit einem Sohne, der zuletzt von ihr geſchnitten und Völſungr genannt wurde. Völſungr folgte ſeinem Vater im Reiche über Hunaland und war ſieghaft in allen Schlachten. Er hatte zehn Söhne und eine Tochter. Der älteſte Sohn hieß Sigmundr, die Tochter, Sigmunds Zwillingsſchweſter, Signy. König Völſung ließ eine ſtattliche Halle bauen; mitten darin ſtand ein großer Apfelbaum, deſſen Zweige über das Dach hinausragten und daſſelbe beſchatteten, während der Stamm[1] in der Halle wurzelte.

---

[1] Völs. S. C. 1 ff. Hyndl. Lj. Str. 2. 25. [Schriften B. I, S. 141 f. K.]

[2] Lex. isl. II, 411b: vargr î veum, qui effusione innocui sanguinis pacem vel fidem asylorum violat. Vargr, m. lupus. Ebd. 415b: ve, n. pl. jura asyli, sanctitas juridica.

Als nun Signy, gegen ihre Neigung, mit Siggeir, König von Gotland, vermählt wurde und die Gäſte Abends an den Feuern umherſaßen, trat ein Mann in die Halle, der von Ausſehen Allen unbekannt war. Er war groß, alt und einäugig, gieng baarfuß, hatte einen niedrigen Hut auf dem Haupt, einen gefleckten Mantel über ſich und Leinhoſen um die Beine gebunden. In der Hand trug er ein Schwert, das er entblößte und bis an das Heft in den Baumſtamm ſtieß. Alle ſcheuten ſich, ihn zu begrüßen; er aber ſprach: „Wer dieſes Schwert aus dem Stamme zieht, der ſoll es von mir zur Gabe haben; er wird ſelbſt erproben, daß er nie ein beſſer Schwert in der Hand trug.“ Hierauf gieng der alte Mann aus der Halle und Niemand wuſte, wer er war oder wohin er gegangen. Die Männer ſtanden nun auf und beeiferten ſich, das Schwert herauszuziehen; aber keinem rückte das Eiſen von der Stelle. Zuletzt trat Sigmundr, Völſungs Sohn, hinzu und zog das Schwert aus dem Stamme, als wär' es los vor ihm gelegen. Siggeir, ſein Schwager, wollte es ihm dreifach mit Gold aufwägen. Sigmundr aber ſagte: „Du konnteſt es nicht minder nehmen, denn ich, wenn es dir zu tragen ziemte.“ Daraus erwuchſen Zwietracht und Verrath unter den Verwandten; König Völſung fiel in blutiger Schlacht gegen ſeinen Eidam Siggeir, ſeine Söhne wurden umgebracht und einzig Sigmundr mit Hülfe ſeiner Schweſter Signy gerettet. Mit dieſer ſelbſt erzeugte er, ohne ſie zu kennen, einen Sohn Sinfjötli; nur ein Abkömmling des Völſungenſtammes von Vater- und Mutterſeite war dem Werk der Rache gewachſen. Bevor es aber dazu kam, hatten Sigmundr und Sinfjötli mancherlei Drangſal zu beſtehen. Sie liefen lange, zu Wölfen verzaubert, im Walde umher, ſie wurden in einen Hügel eingemauert und mitten zwiſchen ihnen war ein großer Felsſtein eingeſetzt, ſo daß ſie einander nur hören konnten. Aber Signy hatte ein Schwert mit hinabgeworfen; die Spitze desſelben ſtieß Sinfiötli über dem Felſen hindurch und Sigmundr zog ſie an ſich; ſo durchſägten ſie den Felſen zwiſchen ihnen, wie geſungen wird:

---

[1] Er wurde Brandſtock (Branstokk) genannt; Rafn glaubt, deshalb, weil um ihn das Feuer aufgemacht wurde; eine andre Lesart iſt: Barnstokk, Kinderſtamm; Brandr, m. hat doppelte Bedeutung: torris, Brand, und ensis, Schwert, Klinge; Schwertſtamm aber würde zu der nachfolgenden Erzählung gut paſſen.

Sie ſägten mit Macht
Den mächtigen Fels,
Sigmundr mit dem Schwerte
Und Sinfiötli.

Als ſie befreit waren, legten ſie Feuer an Siggeirs Halle und wehrten ihm den Ausgang. Signy, die ihnen bisher geholfen und ſelbſt ihre Kinder von Siggeir ihnen geopfert hatte, folgte nicht ihrem Ruf, aus der Halle zu gehen, ſondern ließ ſich freudig mit ihrem Gemahl verbrennen.

Dieſe grauenhaften Geſchichten, welche die Saga ausführlich erzählt, habe ich hier nur kurz berührt; ſie beruhten, wie der angeführte Vers zeigt, auf nun verlorenen Liedern und ſtehen nun in der nackten Proſa roher da, als ſie urſprünglich beſchaffen ſein mochten. Über Sigmundr hebe ich jedoch noch Dasjenige aus, was ſein Verhältnis zu Odin ergänzt.

Als Sigmundr ſchon alt war, hielt er eine Schlacht mit König Lingvi; kräftig hieb er noch durch das Heer der Feinde, die Arme blutig bis zur Achſel. Da trat ihm ein Mann entgegen, mit niedrem Hut und blauem Rock, einäugig, einen Speer auf ihn ſchwingend. Sigmundr hieb mächtig dagegen, ſein Schwert traf auf den Speer und zerſprang in zwei Stücke. Sein Glück war gewichen und er fiel mit dem meiſten Theile ſeines Heeres. Hjördis, ſeine Frau, gieng in der Nacht auf die Walſtatt, fand ihn dort liegend und fragte, ob er noch zu heilen ſei. Der Held wollte nicht geheilt ſein; Odin wolle, daß er fürder kein Schwert ziehe, ſeit dieſes hier zerbrochen; die Schwertſtücke ſollen für den Sohn bewahrt werden, den Hjördis unter dem Herzen trage; er ſelbſt werde jetzt die Blutsfreunde ſehen, die vorangegangen.

Sigmundrs berühmteſte Söhne (außer Sinfiötlin, der noch vor des Vaters Tode umkam) ſind Helgi, mit Borghildr, Sigurd, mit

Hjördis erzeugt. Mit dieſen Beiden ſpaltet ſich der Sagenſtamm, der im Völſungenhauſe wurzelt, in zwei große Äſte.

2. Helgi.

Helga-qvida Hatinga-Skađa. Helga-qvida Hundings-bana I. II. Völsúnga-qvida hin forna. Sinfjötla-lok. Edd. Sæm. 140 bis 171. [Simrocks Edda, 1864, S. 148 ff. K.] Vols. Saga C. 8 f. (v. d. Hagen C. 15 bis 17). Saga af Hromundi Greipssyni, Fornaldar Sögur II, 363 ff. Fort. S. II, 291 ff. Sagabibl. II, 49 bis 53. 545 ff. Saxo B. II, S. 37 f. Sagnhiſt. 26. [Schriften I, 143. K.]

Helgi erſcheint in dreimaligem Leben. Zuerſt als Sohn Hjörvards, Königs in Norwegen, und Sigurlinns, der Tochter des Königs von Svavaland. Stumm und namenlos ſitzt der Jüngling am Hügel. Neun Valkyrien reiten daher und die herrlichſte darunter, Svava, des Königs Eylimi Tochter, ruft ihn mit dem Namen Helgi aus ſeinem dumpfen Schweigen auf. Zur Namenfeſte entdeckt ſie ihm ein wunderbares Schwert. Er vollführt damit manch Heldenwerk und rächt an Hrodmarn den Tod ſeines Muttervaters. Svava ſchirmt ihn oft in Schlachten. Helgi erſchlägt auch den Joten Hati, den Räuber vieler Bräute, als er auf einem Felſen ſaß. Hrimgerdr, Hatis Tochter, wollte dafür in der Nacht Helgis Schiffe verderben. Aber leuchtend unterm Helme ritt Svava vor ihren Gefährtinnen her, die Wolkenroſſe ſchüttelten ſich, und aus ihren Mähnen tropfte Thau in die Thäler und Hagel auf die hohen Bäume. So blieb die Flotte geſchützt. In der folgenden Nacht kam Hrimgerdr wieder und verlangte Helgin ſich zum Buhlen, zur Buße für Hatis Tod. Aber ſie ward mit Rede hingehalten, bis der Tag aufleuchtete und ſie zum Steinbild verwandelte. Sie ſtand nun ein Havenzeichen (hafnar-mark) in Hatisbucht (Hata-firđi). (Hievon erklärt ſich der Beiname Helgis: Hatinga-skađi, Schade, Verderben der Hatinge, des Geſchlechts Hatis.) Helgi und Svava verlobten ſich und liebten einander ſehr. Während aber Helgi auf Kriegsfahrten umherzog, war Hedin, ſein Bruder von andrer Mutter, daheim in Norwegen. Als dieſer am Julabend allein aus dem Walde heimgieng, begegnete ihm ein Zauberweib, das auf einem Wolfe ritt und Schlangen ſtatt der Zügel hatte. Sie bot ihm ihre Begleitung an, er aber ſagte nein dazu. Da ſprach ſie: „Das ſollſt du entgelten bei Bragis Becher (at Bragar-fulli)“[1]. Denſelben Abend wurden Gelübde gethan. Die Männer legten ihre Hände auf den Sühneber und gelobten zum Becher Bragis. Hedin gelobte, Svava, Eylimis Tochter, die Geliebte ſeines Bruders, heimzuführen. Darüber befiel ihn aber ſolche Reue, daß er auf wilden Wegen hinauslief in die Südlande, wo er auf ſeinen Bruder Helgi traf. Dieſem erzählte er, ſchuldbewuſt, was geſchehen; Helgi aber tröſtete ihn und verſicherte, die Trinkgelübde werden wahr werden, denn Helgi ahnte ſeinen nahen Tod in dem ihm bevorſtehenden Kampfe. Wirklich fiel er in der Schlacht mit Alfr, dem Rächer ſeines Vaters Hrodmar. Todeswund beſchied Helgi ſeine Braut auf die Walſtatt und bat ſie, nicht zu weinen, ſondern ſeinem Bruder Hedin ſich zu vermählen. Aber Svava hatte gelobt, nimmermehr einen andern zu umfangen, und Hedin gieng hinweg, den edeln Bruder zu rächen. Helgi und Svava ſollen wiedergeboren ſein (Helgi ok Svava er sagt at veri endrborin).

Wiedergeboren wird Helgi im Stamme der Völſunge, als ein Sohn Sigmundrs von Borghild. Nacht war's in der Burg bei ſeiner Geburt, die Nornen kamen, woben und befeſtigten die goldnen Schickſalsfäden unterm Mondesſaale; er ſollte der berühmteſte der Könige werden. Eine Nacht alt, ſtand er ſchon in der Brünne und die Raben auf dem Baume rieſen ſich freudig zu von künftiger Beute. Wie ein Ulmbaum wuchs er auf unter den Freunden. Kurz ließ ſein Vater ihn auf Kampf warten. Fünfzehn Jahre war er alt, als zwiſchen den Königen Sigmund und Hunding Unfriede ausbrach. Hunding ſchickte Männer aus, um Helgin bei ſeinem Pflegvater Hagall aufzugreifen. Helgi konnte ſich nicht anders retten, als daß er die Kleider einer Magd anzog und an die Handmühle trat. Sie ſuchten, aber fanden ihn nicht. Da ſprach Blindr, der Unheilvolle (Blindr inn baul-vísi): „Scharf ſind die

---

[1] Þáttr of Ragnars son. Fornald. S. I, 345: at Bragar-fulli. Solche Gelübde auf den Bragisbecher am Julabend kamen uns ſchon in der Hervörsſaga C. 4 vor, wo Hjörvard auch gelobte, ſich eine Königstochter zu erwerben. Der Sühneber war Freyrn geweiht und noch jetzt ſtellen die ſchwediſchen Bauern am erſten Weihnachtabend einen aus Mehl gemachten Eber, der Julegalt genannt wird, auf den Tiſch. Edd. Havn. P. II. Gloss. S. 793. Lex. myth. 449. Herv. S. C. 14.

Augen von Hagalls Magd; nicht iſt geringer Art, die an der Mühle ſteht, die Steine brechen, die Mühle zerſpringt; hart iſt des Königsſohns Schickſal, der Gerſte mahlt. Beſſer ziemte dieſer Hand Schwertesgriff, als Mühlenwalze.“ Dennoch entkam Helgi durch die Klugheit Hagalls. Er zog dann in die Schlacht und erſchlug den König Hunding, wovon er Helgi Hundingstödter (Hundíngs-bani) genannt wurde. Auch Alf und Eyolf, Hundings racheſuchende Söhne, erlagen ihm. Nach der Schlacht ſaß er unter dem Adlerſteine nieder. Da brach ein Licht hervor, daraus Blitze fuhren, behelmte Valkyrien erſchienen, blutbeſprützt, Flammen auf den Spießen. Vom Roſſe ſprach Sigrun, Högnis Tochter, die wiedergeborne Svava, dem Hödbrodd hab' ihr Vater ſie verheißen, dem müſſe ſie Helgi abkämpfen. Helgi fuhr nun aus gegen Hödbrodd, ein Seeſturm überfiel ihn und er hieß die Segel nur noch höher aufziehn, Blitze ſchlugen in die Schiffe; da kam Sigrun mit ihren Gefährtinnen durch die Lüfte und das Unwetter legte ſich. In der Schlacht, die darauf beginnt, ſchwebt ſie ſchützend hernieder und wünſcht ihm Heil, als Hödbrodd gefallen. Aber in derſelben Schlacht bleibt auch Sigruns Vater mit dem einen ſeiner Söhne.

(Das Übrige nach der grimmiſchen Überſetzung S. 28 bis 32 ***.)

Von dieſen Karaliedern (káru-ljóðom) iſt nichts auf uns gekommen. Aber aus der unter den Quellen angeführten Saga von Hromund Greipſon C. 7 können wir, durch die Verwirrung und Entſtellung hindurch, welche hier die alten Überlieferungen erfahren haben, ungefähr ſo viel vom Inhalt der verlorenen Lieder errathen [Vergl. Schriften I, 144. 154. K.]:

In der neuen Wiedergeburt ſchwebt die Valkyrie als Kara[1], Halfdans Tochter, in Schwansgeſtalt, ſchirmend über Helgin (Helgi hinn frækni), der in einer Schlacht, die auf dem Eiſe des Vänerſees gehalten wird, auf der Seite der Haldinge (al. Hadding, S. 373) ficht. In der Hitze des Kampfes ſchwingt Helgi das Schwert ſo hoch, daß er Karan tödtlich trifft. Die Valkyrie ſinkt herab, Helgis Heil iſt gewichen und das Haupt wird ihm geſpalten.[2]

---

[1] **Lara**, al. **Cara**, S. 372.

[2] [Die folgenden Abſchnitte wurden nach der früheren Darſtellung der deutſchen Heldenſage vorgetragen. Schriften I, 82 ff. K.]

3. Sigurd.

Er iſt der andre bedeutende Aſt des Völſungenſtammes, Sigmundrs Sohn von Hjördis. In Dänemark lebte ihr junger Sohn Sigurd, den ſie nach Sigmunds Falle geboren. Die Sage von ihm holt aber weiter aus. [Vergl. Schriften I, 82. K.]

4. Atlis Gaſtmahl.

[V. I, 85. K.]

5. Svanhild und ihre Brüder.

[V. I, 86. K.]

6. Aslaug.

[V. I, 87. K.]

Die Sage von den Völſungen iſt diejenige, in welcher ſich die alte Sagengemeinſchaft der ſkandinaviſchen und deutſchen Völker auf nordiſcher Seite im gröſten Umfange darlegt. Was wir nun hier, im Gebiete der nordiſchen Heldenſage, über dieſes gemeinſchaftliche Sagengut zu erörtern haben, bezieht ſich auf zwei Fragpunkte,

1) was die nordiſchen Quellen ſelbſt über die Heimath dieſer Sage ausſprechen oder andeuten,

2) in welchem Zuſammenhang dieſelbe ihrer innern Bedeutung nach mit dem Ganzen der altnordiſchen Sagenpoeſie ſtehe.

In erſterer Beziehung ergibt ſich zuvörderſt, daß eine Sage von ſo manigfacher Verzweigung, von ſo vielen genealogiſchen Kettengliedern nach geſonderten Hauptpartieen betrachtet werden müſſe, wie wir ſolche ſchon in der Darſtellung des Inhalts bemerklich gemacht haben. Die Vorgeſchichten von den Ahnen des Völſungengeſchlechts, von Sigmund und ſeinem Sohne Sinfjötli, haben ſich zwar nicht in deutſchem Heldenlied erhalten, wohl aber werden wir bei den Angelſachſen ihre Spur[1] finden. Hier iſt auch Sigmund nicht Völſungs Sohn, ſondern er heißt richtiger ſelbſt Wälſing, der Sohn Wälſes, denn die Endungen auf -ûng, -ing, bezeichnen die Abſtammung und an der Spitze der Völſunge muß alſo ein Ahnherr Völſi geſtanden ſein (Grimm, Heldenſ. 16. Finn Magnuſen, Edd. IV, 325). Sigi, der in der

---

[1] [Vgl. J. Grimm in Haupts Zeitſchrift für deutſches Alterthum I, 2 4 f. K.]

Völſungenſage als Sohn Odins obenan geſtellt wird, ſollte ohne Zweifel dazu dienen, den berühmten Namen in dieſem Geſchlechte, welche mit der Hauptſilbe Sig- beginnen (Sigmund, Signy, Sigurd), eine Wurzel zu geben. Sigis urſprüngliche Heimath, aus der ſein Vater Odin ihn zu den Heerſchiffen führt, iſt nicht benannt; aber das Land, worin er ſeine Herrſchaft und ſeinen Stamm begründet, nennt die Saga Hunaland. Hiemit iſt jedenfalls ein nichtſkandinaviſches Land bezeichnet. In demſelben Reiche folgt in dritter Generation Sigmund nach und von dieſem ſagt die ältere Edda, in der kurzen Proſaerzählung von Sinfjötlis Ende: „Sigmund, Völſungs Sohn, war König in Frankland (á Fraklandi)“. Damit übereinſtimmend beſagt die, wenn gleich erſt ſpäter hinzugekommene Vorrede zur jüngern Edda: „Der dritte Sohn Odins iſt genannt Siggi (al. Sigi), ſein Sohn Verir (al. Rerir, Jerer)[1]. Ihre Vorväter herrſchten über das Land, das jetzt Frankland (Frakland) genannt wird, und von da iſt das Geſchlecht gekommen, das man Völſunge nennt“[2]. Die älteſte nordiſche Quelle alſo, die ſämundiſche Edda, gibt dem Völſungenſtamme fränkiſche Abkunft.

Im Norden erſt auf dieſen Stamm gepfropft erſcheinen die Sagen von Helgi. Sie ſtehen mit der Völſungenſage in keiner nothwendigen Verbindung und können leicht von ihr abgelöſt werden. Daß ſie aber dem Urſprunge nach dem Norden eigenthümlich waren, kann darum nicht behauptet werden. Wir werden auch im deutſchen Liede Nachklänge davon aufweiſen können. Die Örtlichkeiten ſind meiſt unbeſtimmte, allgemein gehaltene; nur theilweiſe iſt wirklich ſkandinaviſche Anknüpfung verſucht worden. Beſonders aber zeigt das dreimalige Erſcheinen Helgis unter verſchiedenen äußern Verhältniſſen, während ſich doch der innere Beſtand der Sage immer als derſelbe erkennen läßt und ſelbſt einzelne Namen und Nebenumſtände von einer Verwandlung in die andre übergegangen ſind, daß dieſe Sage längſt eine heimath- und herrenloſe war, die darum leicht auch an andre angeſchoben werden konnte[1]; und ſo wurde Helgi auch in einer ſeiner Erſcheinungen dem ſagenberühmten Völſungengeſchlechte angereiht. Seine und ſeiner Valkyrie mehrmalige Wiederkehr hörten wir zwar als Wiedergeburt bezeichnen, aber dieß wird nicht in den Liedern ſelbſt, ſondern nur in der ihnen angehängten Proſa geſagt und iſt nur ein Verſuch, die verſchiedenen und doch ſämmtlich in der Überlieferung befeſtigten Darſtellungen der Sage zu erklären. Die Wiedergeburt iſt nur eine poetiſche derſelben Sage in mehrfacher äußerer Geſtaltung. Eine eigentliche Wiedergeburt, ein wiederholtes Erdenleben hingegangener Menſchen finden wir in keiner andern nordiſchen Sage; ein ganz Andres iſt die Erneuung der Welt und das Aufleben der Götter und Menſchen nach dem Weltbrande (vgl. Mone I, 465).

---

[1] Vols. 8. S. 116: Rerir (al. Reri, Berir, Beirir). Raſk äußert zur Eddavorrede (S. 14, 7) die Vermuthung, daß am richtigſten Velsi oder Völsi geleſen werden möchte, und die vielerlei Lesarten deuten allerdings auf Corruption.

[2] Sn. Edd. 14.

Im weitern Verlauf der Völſungenſage wird zwar Sigurd nach Dänemark gezogen, wo ſeine Mutter ſich mit dem König Alf in zweiter Ehe vermählt und er nun ſeine Erziehung erhält. Aber doch wird er, von ſeiner Herkunft, der ſüdliche (hinn suðræni, Heldenſ. S. 5) genannt und bald drängt die Sage wieder ihrer Heimath zu. Sigurd zieht grüne Wege hinaus ſüdlich nach Frankland (suðr til Fracland, Edd. Sæm. 191^b. 193) und an den Rhein zu König Gjuki, wo er auch ſeinen Tod findet. Fern außerhalb des Nordens iſt dann auch der Sitz des Königs Atli gedacht, auch wenn man für dieſen die Beziehung auf den Hunnenkönig Attila nicht als urſprünglich gelten läßt. Fürder wendet ſich die Sage in das Gothenreich des Königs Jörmunrek (Ermanarich), und wenn ſie zuletzt mit Aslög ſich wieder im Norden anheftet, ſo gehörte dieß ſo wenig zu ihrem echten Beſtande, daß es vielmehr dem ausdrücklichen Zeugnis der Eddalieder widerſpricht, nach welchen zwiſchen Sigurd und Brynhild das Schwert lag. Wenn ihnen nun doch am Schluſſe der Völſungaſaga eine Tochter, Aslög, zugeſchrieben wird, ſo geſchah dieß bloß um ein nordiſches Königsgeſchlecht zu verherrlichen, indem man es an die Heldenſage anknüpfte, wie nachher bei der Sage von Ragnar Lodbrok näher erhellen wird.

Das hohe Alter der Eddalieder dieſes Kreiſes, welche in der Geſtalt, in welcher ſie vor uns liegen, großentheils dem 8ten Jahrhundert angehören, aber ſich wieder auf ältere Geſänge berufen, die man mit

---

[1] Müllers Sagabiblioth. II, 49 bis 53. Grimm, Heldenſ. 346.

Wahrſcheinlichkeit ins 6te Jahrhundert verſetzen kann (Heldenſ. S. 4), ſodann das mythiſche Gepräge dieſer altnordiſchen Darſtellung konnte früher leicht auf die Anſicht führen, daß dieſer Sagenkreis, von welchem weder ſo alte noch ſo alterthümlich ausgeprägte deutſche Denkmäler übrig ſind, nicht von Deutſchland aus, ſondern eher aus einer den germaniſchen Volksſtämmen gemeinſamen Sagenquelle dem Norden zugekommen ſei.

Die neuern Forſchungen, vorzüglich die von W. Grimm, in ſeinem Werk über die deutſche Heldenſage, führen gleichwohl darauf, daß die Völſungenſage ihrem Hauptbeſtande nach eine fränkiſche ſei, allmählich aber durch gothiſche und burgundiſche, ſowie durch einheimiſch nordiſche Sagen erweitert. Hinweiſungen, die für dieſe Anſicht aus den nordiſchen Quellen ſelbſt ſich ergeben [1], habe ich im Bisherigen ausgehoben; die weitere Ausführung aber muß auf die Betrachtung der deutſchen Heldenſage ausgeſetzt werden.

Ein zweiter Fragepunkt iſt uns nun der, in welchen Zuſammenhang die dem Norden nicht urſprünglich angehörige Völſungenſage dennoch ihrer innern Bedeutung nach mit dem Ganzen der nordiſchen Sagenpoeſie getreten ſei.

Das Beſtreben, dieſe Sage dem Norden örtlich und genealogiſch anzueignen, hat ſich uns ſchon im Obigen herausgeſtellt. Erheblicher aber iſt die innere Aneignung, vermöge welcher dieſer ganze Sagenkreis auf den odiniſchen Glauben begründet, von ihm durchdrungen und umſponnen wurde. Selbſt in keiner eigenthümlich nordiſchen Sagenreihe iſt Odin ſo vom Anfang bis zum Ende thätig, wie in dieſer. Er iſt ſelbſt der Stammvater der Völſungen. Dem göttlichen Urſprung verdankt ohne Zweifel dieſes Geſchlecht die Unverletzbarkeit durch Gift und das ſcharfe leuchtende Auge, das durch jede Verwandlung hindurchſcheint, vor dem der Mörder Sigurds zurückſchrickt und ſelbſt die Roſſe ſcheuen, die Svanhild zertreten ſollen. Odin geleitet ſeinen Sohn Sigi in die Welt hinaus und verhilft ihm zu Heerſchiffen; Rerir ſendet er den befruchtenden Apfel; in den Baumſtamm in Völſungs Halle ſtößt er das herrliche Schwert, das nur Sigmund herauszuziehen vermag; dieſes Schwert wird die Urſache des blutigen Zwiſtes unter den Blutsverwandten, wie wir ſolchen auch ſonſt von dieſem Kampfgotte erregt fanden. Immer wieder erſcheint Odin in ſeiner bekannten irdiſchen Verhüllung als einäugiger, langbärtiger Greis mit herabhängendem Hut und umgeſchlagenem Mantel. So tritt er auch dem alten Sigmund in der letzten Schlacht entgegen und ſchwingt auf ihn den Speer, an dem das treffliche Schwert, einſt ſeine Gabe, zerſpringt. Er holt den alten Helden aus dem Schlachtgewühle zu ſich, wie in andrer Sage den greiſen Harald Hyldetand. Auch in den dem Völſungenſtamme angefügten Helgisſagen waltet Odin, theils durch ſeine Dienerinnen, die Valkyrien, die hier in leuchtender Erſcheinung auftreten, theils unmittelbar, indem er Dagrn, der ihm für Vaterrache opfert, ſeinen Speer zur Rache an Helgi leiht. Dagr erwidert ſeiner Schweſter, die ihn deshalb verwünſcht: „Odin allein iſt Schuld an allem Unheil, er warf Zwiſt unter Verwandte.“ Aus den Sälen Odins kehrt Helgi Nachts zurück in den Grabhügel; aber wenn der Hahn das Siegervolk, die Einherjen, weckt, reitet er zurück über die Regenbogenbrücke Bifröſt. Wieder erſcheint Odin an der Spitze von Sigurds Geſchichten. Mit den Aſen, Hänir und Loki, denſelben, mit denen er die erſten Menſchen geſchaffen (wenn Lodr mit Loki gleichbedeutend genommen wird), wandelt er durch die Welt und auf dieſem Gange werden die Geſchicke langer Geſchlechtsreihen beſtimmt. Odin legt bei der Sühne für Ottur zu dem übrigen Golde den Ring, auf dem der Fluch haftet, daß er den Beſitzern des Schatzes Verderben bringt [1]. Odin hilft dann dem jungen Sigurd das Roſs Grani wählen, das von Sleipnir ſtammt. Aus den Stücken des Schwertes, das Odin einſt in den Baum ſtieß, wird Sigurds treffliches Schwert Gramr geſchmiedet, womit er ſeinen Vater rächt und den Lindwurm erſchlägt. Auf Sigurds Fahrt zur Vaterrache läßt ſich Odin in das Schiff aufnehmen, ſtillt das Ungewitter und gibt ihm Kampflehren, namentlich von der keilförmigen Schlachtordnung, die auch Harald Hyldetand von ihm erlernt. Als Sigurd auf der Heide den Lindwurm erwartet, kommt wieder Odin und räth ihm, mehrere Gruben zu machen, damit das Blut ablaufen könne [1]. Odin hat die Valkyrie Brynhild, weil ſie einem Andern, als ſeinem Günſtlinge, den Sieg verlieh, in den Zauberſchlaf geſenkt und beſtimmt, daß der ihren Schlaf breche, den nichts erſchrecken könne. Dieſer iſt Sigurd, den ſie Weisheit lehrt und zwiſchen Ruhm und Vergeſſenheit wählen heißt. Sigurds frühzeitiger Tod wird in langer Reihe blutiger Thaten durch den völligen Untergang des Gjukungengeſchlechtes gerächt, und als die letzten dieſes Stammes, Hamdir und Sörli, nicht mit Waffen zu verletzen ſind, kommt nochmals der einäugige Greis und räth, ſie mit Steinwürfen zu tödten.

---

[1] Vgl. noch Sagabibl. II, 120.

---

[1] Die Buße für getödtete Menſchen nnd Thiere durch Beſchüttung derſelben, zwar nicht mit Gold, aber mit rothem Weizen, kommt auch ſonſt in den deutſchen und nordiſchen Rechtsalterthümern vor, z. B. noch im Wendhager Bauernrecht in Schaumburg (a. 1731): „Den getödteten Hund ſoll man bei dem Schwanz aufhangen, daß ihm die Naſe auf die Erde ſtehet und ſoll mit rothem Weizen begoſſen werden, bis er bedeckt iſt, das ſoll ſein Beſſerung ſein.“ Grimm, Rechtsalterth. 668. [Schriften I, 218. K.]

Inwiefern auch die deutſche Darſtellung der Sage, hauptſächlich im Nibelungenliede, noch die einſtige Begründung im Odinsglauben durchblicken laſſe, wird erſt dort zu erörtern ſein. Aber ſo viel ergibt ſich aus den angeführten Zügen, daß die Völſungenſage, wenn auch von Deutſchland eingewandert, doch mit der geſammten mythiſchen und ethiſchen Anſicht des Nordens, wie dieſe ſich ſonſt in der ſkandinaviſchen Götter- und Heldenſage ausdrückt, in volle Übereinſtimmung getreten iſt.

Die frühe und feſte Einbürgerung der Völſungenſage im Norden erweiſt ſich auch in der großen Anzahl dichteriſcher Ausdrücke, die von den älteſten Skalden an ihr entnommen ſind. Die jüngere Edda gibt einen gedrängten Umriß der Sage, um zu erklären, warum das Gold Otterbuße (otrgjöld), der Aſen Löſegeld, Granis Bürde u. dgl. genannt wird. In den Bruchſtücken des alten Bjarkamal fanden wir gleichfalls mehrere daher ſtammende Bezeichnungen des Goldes: Fafnirs Lager, Rheinerz u. ſ. w. So hießen auch die Steine Hamdirs und Sörlis Verderben, der Panzer Hamdirs Hemd u. ſ. w. (Sagabibl. II, 376 bis 78).

Den bisher dargeſtellten deutſch-nordiſchen Sagen reihen wir nun noch zwei weitere an, welche zwar im Norden ſelbſt erwachſen, aber mit der Völſungenſage nahe verbunden und zu den weitern Aneignungen derſelben zu rechnen ſind.

---

[1] Vgl. Saxo B. II, S. 25. B. VI, S. 153, 1.

4. Ragnar Lodbrok.

Saga af Ragnari konúngi Lodbrók ok sonum hans, Fornald. S. I, 234 ff. Fort. S. I, 219 ff. (v. d. Hagen, nord. Heldenromane, 5tes Bändchen). Krákumál, hinter obiger Saga an beiden Orten; auch beſonders von Rafn herausgegeben unter dem Titel: Krákumál u. ſ. w. efter en gammel hidtil ubenyttet Skindbog og flere Haandskrifter med dansk, latinsk og fransk Oversættelse, Varianter og tilhörende Undersögelser samt kritiske og philologiske Anmærkinger udgivet af C. C. Rafn. Kopenhagen 1826. Þáttr af Ragnars sonum, Fornald. S. I, 343 ff. Fort. S. I, 317 ff. Völs. Saga C. 43. Saxo B. IX, S. 259 bis 274. Sagabibl. II, 464 ff. 94 bis 97. Sagnhiſt. 150 bis 167. Geijer I, 452 bis 502.

Herrudr, ein mächtiger Jarl in Gotland, hatte eine Tochter mit Namen Thora, zugenannt Borgarhjörtr (Burghirſch, Hirſch in der Burg), weil ſie alle Frauen ſo ſehr an Schönheit übertraf, als der Hirſch andre Waldthiere. Der Jarl liebte dieſe Tochter ſehr, er ließ ihr in der Nähe der Königshalle ein Frauengemach bauen und mit einer Verzäunung umhegen. Jeden Tag ſchickte er ihr etwas zum Ergetzen und ſo ließ er ihr einmal auch eine kleine Schlange (lýngorm) von beſondrer Schönheit bringen. Thora fand daran Gefallen, ſetzte dieſelbe in ihre Lade und legte ihr Gold unter. Bald aber wuchs der Lindwurm ſehr, zuſammt dem Golde unter ihm; er hatte nicht mehr Raum in der Lade und lag nun im Ring um dieſelbe her; endlich hatte er auch in der Stube nicht mehr Raum und immer mehrte ſich zugleich das Gold; da legte er ſich außen um die Frauenſtube, ſo daß Kopf und Schweif zuſammenreichten. Niemand wagte jetzt mehr, dahin zu kommen, als der Mann, der ihm Futter brachte, wozu jedesmal ein Ochſe nöthig war. Dem Jarl ſchien das ein großer Übelſtand und er gelobte (beim Bragisbecher, nach Þáttr af Ragn. son. S. 345), ſeine Tochter dem Manne, wer er auch wäre, zu geben, der den Wurm erlegte; das Gold unter dieſem ſollte die Mitgift ſein. Dieſe Nachricht gieng weit umher, aber Niemand wagte ſich an den großen Wurm. Damals herrſchte über Dänemark Sigurd Hring, berühmt durch den Sieg in der Bravallaſchlacht. Sein Sohn Ragnar, in früher Jugend ſchon ein großer Kriegsmann, hörte von dem Gelübde des Jarls. Er ließ ſich einen wunderlichen Anzug machen, Hoſen und Mantel von zottigem Felle (þat eru lodbrækar[1] og lodkápa), in Pech geſotten und dann gehärtet. Im Sommer ſteuerte er nach Gotland und legte in einer heimlichen Bucht an, nicht weit vom Sitze des Jarls. Frühmorgens gieng er in der erwähnten Kleidung, mit der er ſich noch im Sande wälzte, und einen großen Spieß in der Hand, allein von den Schiffen. Vom Speereiſen hatte er zuvor die Nägel ausgezogen. Als er bei der Burg des Jarls ankam, lag noch Alles im tiefen Schlafe. Er gieng ſogleich auf den Lindwurm los, ſtach nach ihm mit dem Speere und zog dieſen wieder an ſich. Zum zweitenmal ſtach er den Lindwurm in den Rücken; derſelbe krümmte ſich ſo gewaltig, daß das Speereiſen vom Schafte losgieng und das ganze Frauengemach von ſeinem Todeskampf erzitterte. Ragnar wandte ſich zum Weitergehn; da traf ihn ein Blutſtrahl zwiſchen die Schultern, aber ſeine Kleidung beſchützte ihn vor Schaden. Die Frauen erwachten von dem Lärm und kamen heraus. Thora ſah da einen großen Mann hinweg gehn und fragte um ſeinen Namen. Ragnar antwortete mit einer Liedesſtrophe, worin er ſich freute, nur fünfzehn Winter alt, den Erdfiſch, den Haidelachs, getroffen zu haben. Er gieng nun fort, indem er das Eiſen in der Wunde ließ, den Schaft aber mit ſich nahm. Thora wuſte nicht, ob dieſer hochgewachſene Jüngling von Menſchenſtamm ſei oder nicht. Der Jarl ließ hierauf nach Thoras Rath eine Volksverſammlung berufen und zugleich verkündigen, daß derjenige, welcher behauptete, dem Wurme die Todeswunde gegeben zu haben, ſeinen Schaft mit ſich bringen ſolle. Auch Ragnar und ſeine Kriegsleute kamen von den Schiffen zu dieſer zahlreichen Verſammlung, lagerten ſich aber etwas abſeits von den Andern. Da erhob ſich der Jarl, gebot Stille und forderte den, der den Schaft zum Speereiſen hätte, das in der Wunde geblieben war, auf, ſolchen vorzuweiſen und den verheißenen Lohn zu empfangen. Das Speereiſen wurde nun in der Verſammlung umhergetragen, aber Niemand hatte den rechten Schaft dazu. Endlich kam man auch zu Ragnarn und bei ihm paſste Eiſen auf Schaft. Man ſah nun, daß er den Lindwurm erlegt, und von dieſer That wurde er berühmt über den ganzen Norden. Er warb hierauf um Thora und der Jarl nahm ſein Begehren wohl auf. Mit einem großen Gaſtmahl wurde die Hochzeit gefeiert [1].

---

[1] [Fornald. S. I, 238. K.] Lod n. villositas, hirsuties; lodinn hirtus, villosus. Brók f. femorale, brœkur f. pl. braccæ.

Von Thora hatte Ragnar zwei Söhne, Erik und Agnar; da fiel ſie in Krankheit und ſtarb. Ragnarn gieng ihr Tod ſo zu Herzen, daß er nicht in ſeinem Reiche bleiben wollte, ſondern wieder auf Kriegsfahrten auszog.

Eines Sommers ſteuerte er mit ſeinen Schiffen nach Norwegen, um dort Freunde zu beſuchen. Am Abend legten ſie in einem kleinen Haven an, in der Nähe eines Hofes, der Spangarheidi hieß. Den Morgen darauf giengen die Speisknechte (matsveinar) nach dem kleinen Hofe, um Brot zu backen. Sie baten die alte Hausmutter, die ſich Grima nannte, ihnen behülflich zu ſein. Sie entgegnete, ihre Hände ſeien zu ſteif dazu, aber ihre Tochter Kraka (krâka Krähe) werde bald nach Hauſe kommen. Kraka war am Morgen draußen, um Schafe zu hüten, und als ſie ſah, daß viele große Schiffe angefahren, wuſch ſie ſich, obgleich das alte Weib ihr das verboten hatte, um zu verhindern, daß man ihre Schönheit nicht wahrnehme, denn ſie war das ſchönſte aller Weiber und ihr Haar ſo lang, daß es bis auf die Erde herabfiel, glänzend wie die ſchönſte Seide. Als die Knechte Feuer aufgemacht hatten, kam Kraka heim. Sie erſtaunten über der Schönheit des Mädchens und wollten nicht glauben, daß es die Tochter der häßlichen Alten ſei. Kraka knetete nun den Teig und die Knechte fiengen an, das Brot zu backen; aber ihre Augen waren immer auf Kraka gerichtet, ſo daß ſie darüber das Brot verbrannten. Nach vollbrachtem Geſchäfte kehrten ſie zu den Schiffen zurück, geſtanden aber, daß ſie niemals ſo ſchlecht gebacken und dafür Strafe verdienen. Der König fragte um die Urſache und ſie ſprachen nun von Krakas unübertrefflicher Schönheit. Ragnar bemerkte, ſie ſei doch gewiſs nicht ſo ſchön, als Thora, geweſen. Jene verſicherten, daß ſie Thoran nichts nachgebe. Der König beſchloß nun, nach Kraka zu ſenden, und wenn dieſelbe nicht ſo ſchön gefunden werde, wie die Knechte behaupten, ſollen ſie geſtraft werden. Den Boten gab er auf, wenn ihnen Kraka wirklich ſo ſchön erſcheine, ſie mitzubringen, aber ſie ſoll weder bekleidet noch unbekleidet, weder geſpeiſt noch ungeſpeiſt ſein, weder allein kommen noch einen Menſchen bei ſich haben[1]. Die Abgeſandten zogen nun nach dem Hofe, fanden die Ausſage der Knechte wahrhaft und richteten ihre Botſchaft aus. Kraka verſprach, am folgenden Tage zu kommen. Sie gieng dann auch wirklich zu den Schiffen und zwar ſo, wie der König verlangt hatte. Statt der Kleider hatte ſie ein Fiſchernetz um ſich gewickelt und über dieſes ließ ſie ihre langen, goldglänzenden Haare fallen, ſtatt der Speiſe hatte ſie an einem Lauch geſchmeckt und keinen Menſchen ließ ſie ſich folgen, aber Grimas Hund. Der König fand großes Gefallen an ihr und bat ſie, mit ihm zu ziehen. Sie wollte nur dann einwilligen, wenn er bei der Zurückkunft von ſeiner Fahrt noch deſſelben Sinnes wäre. Er bot ihr Thoras goldgenähtes Gewand, ſie weigerte ſich aber, es anzunehmen:

---

[1] Zur Erklärung des Beinamens ſagt Saxo B. IX, S. 262: Cujus cultum rex [Herothus] curiosius contemplatus, quum hirtum atque hispidum animadvertisset, præcipue tamen occiduæ vestis horrorem, maximeque incomptam braccarum speciem eludens, Lodbrogh eum per ludibrium agnominavit.

Sie nennen mich nur Kraka
Und in kohlſchwarzen Kleidern
Treib' ich auf ſteingem Boden
Die Geißen längſt der See hin.

Ragnar holte ſie auf der Rückfahrt ab. Von dem Bauer und ſeinem Weibe nahm ſie unfreundlichen Abſchied, da ſie wuſte, daß jene ihren Pflegvater Heimir umgebracht hatten. Nach der Ankunft in Ragnars Reiche wurde bei einem feſtlichen Gaſtmahl Willkomm und Hochzeit zugleich getrunken.

Der erſte Sohn dieſer Ehe erhielt, als man ihn mit Waſſer begoß, den Namen Ivar. Er war beinlos; wo Knochen ſein ſollten, waren nur Knorpel. Doch ragte er an Wuchs über alle ſeines Alters, er war der ſchönſte von Ausſehen und von ungemeinem Verſtande.

Ihm folgten drei Brüder: Björn, Hvitſerk und Rögnvald. Wohin die Jünglinge giengen, ließ der beinloſe Ivar, der nicht gehen konnte, ſich auf Stangen tragen; ihn wollten ſie in allem ihrem Vornehmen zum Rathgeber haben. Er rieth ihnen, ihren Vater um Schiffe und Kriegsmannſchaft zu bitten. Ihrem Wunſch wurde entſprochen, ſie fuhren aus und hatten überall Sieg. Da rieth Ivar, zu beßrer Prüfung ihrer Tapferkeit dahin zu ziehen, wo ſie die Übermacht gegen ſich hätten. Sie zogen nun gegen Hvitabär (in Schleswig), eine große, ſtarkbevölkerte Opferſtätte. Ivar ließ ſich auf einem Schilde in die Schlacht tragen und ſchoß gewaltig mit dem Bogen. Rögnvald, der bei den Schiffen bleiben ſollte, gönnte ſeinen Brüdern den Kampfruhm nicht allein, zog ihnen nach, fiel aber im Streite. Jene eroberten den feſten Ort und machten reiche Beute.

---

[1] Vgl. Geijer S. 454 u.

Ragnar ſelbſt ließ ſich auf einem Beſuche bei dem ſchwediſchen König Eyſtein zu Upſala bereden, daß ihm deſſen ſchöne Tochter, die ihm am erſten Abend geſchenkt (d. h. kredenzt) hatte, beſſer anſtände, als die Tochter des Bauern. Er verlobte ſich mit jener, aber die Vermählung ſollte verſchoben werden. Allen ſeinen Begleitern verbot er, bei der Zurückkunſt nach Dänemark, bei Todesſtrafe, von dem Verlöbnis zu ſprechen. Als ihn aber Kraka fragte, was er Neues bringe, und er nichts Solches zu wiſſen vorgab, ſagte ſie ihm die Neuigkeit von ſeiner Verlobung. „Wer hat dir das erzählt?“ ſprach Ragnar. „Behalten ſollen deine Mannen Leib und Glieder, fuhr ſie fort, denn keiner von ihnen hat mir das geſagt; aber du wirſt geſehen haben, daß damals drei Vögel auf dem Baume neben dir ſaßen; dieſe ſagten mir die Nachricht. Aber das bitte ich, daß du nicht ausreiſeſt, dieſe Heirath zu vollziehen, denn ich will dir nun erzählen, daß ich eines Königs, nicht eines armen Bauers Tochter bin; mein Vater war ein ſo berühmter Mann, daß nicht ſeinesgleichen gefunden ward, meine Mutter aber die ſchönſte und weiſeſte der Frauen, deren Name in dauerndem Gedächtnis leben wird, ſo lange die Welt ſteht.“ Sie eröffnete ihm nun, daß ſie eine Tochter von Sigurd dem Fafnirstödter und Brynhild, Budlis Tochter, ſei. Ragnar fand unwahrſcheinlich, daß die Tochter dieſer beiden Kraka heißen und in ſolcher Armuth, wie dort auf Spangarheidi, aufgewachſen ſein ſollte.

„Davon zeugt die Saga (saga er til þess)“, erwiderte ſie und erzählte nun Alles, wie Sigurd und Brynhild auf dem Gebirg zuſammengetroffen, wie ihr rechter Name Aslög ſei und wie ſie zu dem Bauer gekommen. Sie ſetzte hinzu: „Das Kind, das ich unterm Herzen trage, wird ein Knabe ſein und an ihm wird man das Zeichen finden, daß es ſcheint, als ob eine Schlange um ſein Auge liege; geht dieß in Erfüllung, ſo bitte ich dich, nicht nach Schweden zu ziehen, um dich mit König Eyſteins Tochter zu vermählen; ſchlägt es aber fehl, ſo zeuch, wohin du willſt! Ich wünſche, daß dieſer Knabe nach meinem Vater genannt werde, wenn, wie ich hoffe, dieſes Ehrenmal in ſeinem Auge geſunden wird.“ Bald hernach wurde der neugeborne Sohn in die Halle getragen und in Ragnars Mantelſchoß (ok lagdr í skikkjuskaut Ragnars) gelegt. Als der König das Kind betrachtete, fragte man ihn, wie es heißen ſollte. Da ſang er:

Sigurd ſoll man ihn heißen,
So wird er Schlachten kämpfen u. ſ. w.
Von Odins Stamm der erſte
Soll dieſer Sohn genannt ſein;
Den Wurm hat er im Auge,
Den jener Sigurd aufrieb.

Darauf zog er einen Goldring von der Hand, gab ihn dem Knaben zur Namenfeſte und ſang dann weiter:

Man ſieht an keinem Knaben,
Als einzig nur an Sigurd,
Im Augenſteine mitten
Die Schlang’ in Ringen liegen;
Drum ſoll vom Augenwurme
Der Sohn das Beiwort haben.

(Sigurd hieß davon: Schlang im Auge, ormr í auga.) Ragnar aber ſtand von der Fahrt nach Schweden ab.

Anders erzählt Saxo (B. IX, S. 263 f.) den Anlaß des Beinamens. Syvard, ein Sohn Regner Lodbrogs (wie es ſcheint von Thora, S. 262) hatte in der Schlacht eine große Wunde erhalten und die Ärzte verzweifelten an ſeiner Heilung. Da trat ein alter Mann von erſtaunlicher Größe an das Lager des Kranken und verſprach, ihn ſogleich zu heilen, wenn er die Seelen Derjenigen, die von ſeinen Waffen fallen würden, ſeinem Retter weihen wolle (si sibi illorum, quos armis oppressurus foret, animas dedicasset). Auch verſchwieg der Mann ſeinen Namen nicht und ſagte, er werde Roſtar geheißen (Rostarum[1] se dici subjunxit). Syvard willigte ein. Der Greis betaſtete nun die Wunde und machte ſie alsbald vernarben. Zuletzt warf er Staub in Syvards Augſterne, wovon plötzlich Flecken entſtanden, welche die gröſte Ähnlichkeit mit Würmern hatten. Eine alte Frau, welche das Getränk beſorgte, fiel bei dieſem ſchrecklichen Anblick leblos nieder. Syvard erhielt davon den Beinamen Schlangenauge.

---

[1] Auch B. III, S. 62 nennt ſich Odin Rosterum. Lex. isl.: Rosta, f. tumultus. Lex. myth. S. 309: Nomen Róstarr sive Rostar pugnacem sive belligerum significat, ab eddico-poëtico vocabulo rosta (pugna) derivandum. Rosta insuper (et originitus quidem) significavit procellam.

Postremo papillas ejus pulvere perfundens [senex] abiit. Qui maculis repente coortis eximiam vermiculorum similitudinem obstupescentibus oculis ingeneravit. Crediderim, hujus miraculi auctorem futuram juvenis sævitiam evidentiori luminum testimonio prodere voluisse, ne perspicacior corporis pars sequentis vitæ præsagio vacua maneret. Quem anus, quæ potionibus ejus præerat, vermiculatas ore notas præferre conspiciens, inusitato juvenis horrore permota subito lapsu decidens, linqui animo cœpit. Quo evenit, ut Syvardo serpentini oculi vulgatum late cognomen accederet.

Der Schwedenkönig Eyſtein, deſſen Tochter Regnar verſchmähte, wurde nun ſein Feind. Regnars Söhne erſter Ehe, Erik und Agnar, zogen mit Heerſchild nach Schweden, wurden aber überwältigt. Agnar fiel im Kampfe, Erik wurde gefangen. Eyſtein bot ihm Frieden und ſeine Tochter an, aber Erik wollte keine Buße für ſeinen Bruder nehmen und bat nur für ſeine Begleiter um Frieden und für ſich um eine beſondre Todesart.

Er ließ Spieße in die Erde ſtecken und ſich auf die Spitzen derſelben legen[1]. So endete er, nachdem er zuvor geſungen:

Nie ſtarb, ſo weit ich denke,
Der Sprößling eines Königs
Auf gleich koſtbarem Bette
Zum Frühmahl für die Raben u. ſ. w.

Weiſt du, wenn aus dem Haupte
Sie mir die Augen hacken,
So lohnen ſie mir übel,
Wie ich ſie ſonſt gefüttert.

---

[1] Es ſcheint dies eine eminente Weiſe zu ſein, ſich mit Speeresſpitze zu zeichnen; oder liegt der Nachdruck darin, daß Erik (Eiríkr) über alle andre Gefallene erhaben ſterben wollte? Hierauf deutet Þáttr S. 348 f.: Hefi hann svá upp yfir allan valinn u. ſ. w. Mun ek efstr á val deyja u. ſ. w. Ok dó hann svá uppi yfir valnum. Doch auch: upp á spjóts oddunum u. ſ. w.

Seinen Mannen hatte er einen Ring von ſeiner Hand zugeworfen, den ſie ſeiner Stiefmutter Aslög bringen ſollten. Dieſe war allein daheim, als die Boten ankamen. Sie zögerten drei Tage, vor ſie zu treten. Als ſie endlich vor ihren Hochſitz kamen, hatte ſie ein Leintuch auf den Knieen und die Haare gelöſt, um ſie zu ſchlichten. Die Männer brachten ihre Botſchaft vor und einer ſang das Lied, das Erik geſungen hatte, als er ihr den Ring ſandte. Da ſahen ſie, daß ſie Thränen fallen ließ, aber dieſe waren wie Blut anzuſehen und hart, wie Hagelkörner; das war das erſte und letztemal, daß man ſie weinen ſah. Als hierauf ihre eignen Söhne, Ivar und ſeine Brüder, heimgekommen waren, trat ſie zu ihnen in die Halle. Sie erzählten ihr den Fall ihres Sohnes Rögnvald, aber gefaßt ſprach ſie:

Rögnvald im Männerblute
Hat Schildesrand geröthet.
Furchtlos fuhr er zu Odin,
Der erſte meiner Söhne.

Nun erzählte ſie ihnen den Tod der Stiefbrüder und forderte ſie zur Rache auf. Ivar aber äußerte Scheue, nicht vor den Menſchen, ſondern vor dem Zauber [1], der dem König Eyſtein zur Hülfe ſei. Vergeblich erwiederte Aslög, wenn ihre Söhne gefallen wären, würden Erik und Agnar nicht ein Halbjahr mit der Rache gewartet haben. Schon wollte ſie ohne Hoffnung weggehen, als der dreijährige Sigurd, der mit ihr gekommen war, zu ſingen anhob, daß über drei Nächte die Fahrt zur Rache ausgerüſtet ſein ſolle. Da änderten die Brüder ihren Sinn und ließen ihre Schiffe ins Meer, wenn ſie gleich aus dem Eiſe gehauen werden muſten. Aslög ſelbſt zog unter dem Namen Randalin (die Schildtragende, vgl. Geijer 457, 4) an der Spitze des Heeres, das den Landweg nahm. König Eyſtein fiel in der Schlacht.

Ivar und ſeine Brüder, denen nun auch Sigurd Schlang-im-Auge ſich anſchloß, richteten fortan ihre Kriegsfahrten nach dem Süden. Sie kamen bis zur Burg Luna (in Etrurien) und beſchloſſen, nicht abzulaſſen, bis ſie die berühmte Romaburg (til Romabórgar) erreicht hätten. Sie wuſten aber nicht, wie weit der Weg dahin noch war. Da kam ein alter, grauhaariger Mann zu ihnen, der auf ihr Befragen ſagte, er ſei ein Bettler (stafkarl) und habe ſein ganzes Leben die Länder durchwandert. Von dieſem verlangten ſie, daß er ihnen ſage, wie weit noch der Weg von hier nach Romaborg ſei. Der Wandrer antwortete: „Ich kann euch etwas zum Zeichen ſagen; ihr könnt hier dieſe Eiſenſchuhe anſehen[1], die ich an den Füßen habe; ſie ſind jetzt alt und die andern, die ich auf dem Rücken trage, ſind durchgelaufen; als ich aber von Romaborg weggieng, band ich dieſe durchgelaufenen, die ich jetzt auf dem Rücken habe, an meine Füße, und auf dem Wege von dort bin ich ſeither geweſen.“ Da fanden die Brüder, daß ſie die Fahrt nach Rom (til Róms at fara) aufgeben müſſen, und fuhren mit ihrem Heere zurück.

---

[1] Eine zauberhafte Kuh, Sibilja, deren Gebrüll kein Heer aushalten konnte, dergleichen auch früher zu Hviteby.

Als Ragnar von den Thaten ſeiner Söhne hörte, wollte er auch nicht ruhig ſitzen, ſondern beſchloß, einen Angriff auf England zu machen. Er ließ dazu, gegen Aslögs Rath, nur zwei, aber ungewöhnlich große Schiffe bemannen, damit man ſagen könne, er habe England mit zwei Schiffen erobert; ſollte ihm aber der Sieg nicht zufallen, ſo ſei es für ſeinen Ruhm beſſer, je weniger Schiffe er mitgebracht. Aslög begleitete ihn zu den Schiffen, und ehe ſie ſich trennten, reichte ſie ihm, zur Vergeltung für das Gewand, das er ihr einſt gegeben, ein Oberkleid und ſang dazu:

Dir gönn' ich dieſes tiefe
Gewand, das nicht genäht iſt;
Es iſt mit Heileswünſchen
Gewirkt aus feinen Fäden.
Nicht wird dich Schneide beißen,
Nicht wird dir Wunde bluten
In dieſem heilgen Hemde;
Den Göttern ward's geweihet.

Ragnar ſteuerte nun nach England, aber ſeine beiden Schiffe wurden vom Sturme gegen das Land geworfen und zerſchmettert. Doch kam das Heer unbeſchädigt an den Strand. Ragnar ſchritt in die Schlacht gegen den engliſchen König Ella, in der Hand den Speer, mit dem er den Lindwurm vor Thoras Saal erſtochen, ſtatt der Brünne das Kleid von Aslög, ſonſt keine Schirmwaffe, als den Helm auf dem Haupte. Dennoch ſchadete ihm weder Pfeilſchuß noch Schwerthieb.

---

[1] Lex. isl. skósmidr, calcearius, Skomager.

Niemand hielt vor ihm Stand; dennoch fiel ſein ganzes Heer vor der Übermacht der Feinde, er ſelbſt wurde zwiſchen Schilde eingeſchloſſen und gefangen. Auf die Frage, wer er ſei, antwortete er nicht. Da ſagte König Ella: „Dieſer Mann muß auf härtere Probe geſetzt werden, wenn er uns nicht ſagen will, wer er iſt. Man ſoll ihn in einen Schlangenhof (ormgarđ) werfen und da eine Zeit lang ſitzen laſſen. Sagt er aber ſeinen Namen und können wir uns überzeugen, daß er Ragnar ſei, ſo ſoll er auf's bereiteſte aufgenommen werden.“ Man führte nun Ragnarn dahin, aber er ſaß lange und keine Schlange hängte ſich an ihn. Da hieß es: „Das iſt ein tüchtiger Mann, Waffen hafteten heute nicht auf ihm und nun können ihm die Schlangen nicht ſchaden.“ Als König Ella Dieſes hörte, befahl er, ihm das Oberkleid abzuziehen. So geſchah es und nun hängten ſich ihm die Schlangen auf allen Seiten an. Da ſang Ragnar:

Ein und fünfzig Schlachten
Schlug ich, vielberühmte;
Manchem Manne fügt' ich
Leids auf meinen Fahrten.
Nimmer dacht' ich, Würme
Würden zum Tod mir werden.
Vieles aber ergehet,
Was man am mindſten glaubte.

Grunzen[1] würden die Ferkel (Friſchlinge),
Wüſten ſie Noth des Ebers.
Mich bewältigt der Schlangen
Biß, die mich umziſchen,
Nagen mit ihrem Stachel,
Haben mich ausgeſogen.
Bleich lieg' ich bei Würmen,
Bald wird enden mein Leben.

So verſchied er. König Ella wuſte nun, daß es Ragnar war, und ſandte nun Boten aus, um deſſen Söhnen die Nachricht von ihres

---

[1] Grydja mundu grísir,
ef galtar hag vissi.
Al. Grína mundi grísir,
ef galta böl vissu u. ſ. w.

Vaters Tode zu bringen und auszukundſchaften, wie ſie ſolche aufnehmen würden und was er von ihnen zu befahren hätte. Als die Boten zur däniſchen Königsburg kamen und in die Trinkhalle traten, lag Ivar auf dem Hochſitze, Sigurd Schlang-im-Auge und Hvitſerk der raſche (hvati) ſaßen beim Brettſpiel (at hneftafli) und Björn Eiſenſeite (járnsíða) ſchiftete einen Speerſchaft auf dem Boden der Halle. Die Abgeſandten kamen vor Ivar und ſagten, daß ſie engliſche Männer ſeien, welche König Ella geſchickt, um ihnen den Tod ihres Vaters Ragnar zu verkünden. Sigurd und Hvitſerk ließen nun das Brett fallen und gaben genau auf die Erzählung Acht. Björn ſtand auf dem Boden der Halle und ſtützte ſich auf ſeinen Speerſchaft[1]. Jetzt fragte Ivar genauer nach den Umſtänden des Todes und die Boten erzählten nun Alles, wie es zugegangen, von der Zeit an, da Ragnar nach England kam, bis da er ſein Leben ließ. Als aber die Erzählung darauf kam, wie er geſagt: „Grunzen werden die Ferkel," griff Björn mit ſeiner Hand ſo feſt um den Speerſchaft, daß ſich die Spur eindrückte, wo die Hand gefaßt hatte, und als ſie ihren Bericht ſchloſſen, ſchwang er den Speer ſo heftig[2], daß dieſer in zwei Stücke ſprang; Hvitſerk hielt einen Brettſtein, den er geſchlagen, in der Hand und drückte ihn ſo feſt, daß ihm das Blut aus allen Nägeln ſprang; Sigurd Schlang-im-Auge ſchabte ſich den Nagel mit einem Meſſer und horchte ſo geſpannt auf, daß er nicht auf ſich achtete, bis ihm das Meſſer im Beine ſtand. Ivar aber fragte auf das Genaueſte nach Allem, und ſein Geſicht wurde bald roth, bald bleich, ſeine Haut ſchwoll ganz auf von dem Grimm in ſeiner Bruſt. Hvitſerk äußerte zuerſt, die Rache könne nun ſogleich beginnen an König Ellas Boten. Ivar ſagte, das ſoll nicht geſchehen, ſie ſollen im Frieden fahren und, wenn ſie etwas bedürfen, werd' er es ihnen verſchaffen. Die Boten fuhren nun zurück und König Ella meinte, als er ihre Meldung angehört, vor Ivar habe er ſich zu fürchten oder vor Keinem. Der Erfolg bewährte dieß. Gegen ſeinen Rath beeilten ſich die Brüder, den Vater an Ella zu rächen, wurden aber von Dieſem geſchlagen. Ivar ſelbſt ließ ſich unterwürfig an und erbat ſich von Ella ſo viel Land, als er mit einer Ochſenhaut umſpannen könnte, die er dann in dünne Riemen ſchnitt und auf der damit umzogenen Stelle die Stadt London (Lundúnaborg; im þáttr S. 353 Jórvill, York) erbaute. Nachdem er ſich da feſtgeſetzt und Ellas Anhänger von ihm abwendig gemacht, ließ er dieß ſeine Brüder wiſſen, welche nun mit einem großen Heere kamen, Ellan beſiegten und gefangen nahmen. Nach Ivars Rath wurde ihm der Adler geſchnitten. Ivar herrſchte nun in England; er befahl auf ſeinem Todtenbette, daß man ihn da beſtatten ſolle, wo ſein Reich feindlichem Überfall am meiſten ausgeſetzt ſei, denn er hoffte, daß dann die Landenden nicht ſiegen würden.

---

[1] Saxo B. IX, S. 273: Syvardus vero, eodem nuntio accepto u. ſ. w. hastile, quod forte in manu habebat, altius pedi stupefactus immersit.

[2] Färöiske Qväder 300. Saxo S. 194.

Hvitſerk kam auf einer Kriegsfahrt im Oſten in Gefangenſchaft und wählte ſich den Tod, daß er auf einem Haufen von Köpfen erſchlagener Männer verbrannt werden ſollte. Aslög beſang ſeinen Tod. Sonſt iſt von ihr nur noch geſagt, daß ſie eine alte Frau wurde. Von Sigurd Schlang-im-Auge aber ſtammte ein großes Geſchlecht. Seine Tochter hieß Aslög, die Mutter von Sigurd Hjörtr. Dieſer war Vater der Ragnhild, der Mutter Harald Hárfagrs, des erſten Königs über ganz Norwegen.

Dieſe Sage iſt durch den zu ihr gehörenden Todesgeſang Ragnars eine der berühmteſten geworden und muß daher in dieſer Verbindung ausführlicher erörtert werden.

Die Saga legt dem ſterbenden Ragnar im Schlangenhofe nur zwei Liedesſtrophen bei, in deren erſterer er ſeiner 51 Schlachten kurz erwähnt. Saxo dagegen (B. IX, S. 272) gedenkt einer umfaſſendern Aufzählung aller ſeiner Thaten, die auch mit der Stelle von den Friſchlingen ſchloß:

Cujus adeso jecinore, cum cor ipsum funesti carnificis loco coluber obsideret, omnem operum suorum cursum animosa voce recensuit, superiori rerum contextui hanc adjiciens clausulam, si suculæ verris supplicium scirent, haud dubio, irruptis haris, afflictum absolvere properarent. Quo dicto Hella adhuc nonnullos filiorum ejus vivere interpretatus, quiescere carnifices amoverique viperas jubet. Cumque satellites peragendæ jussionis gratia accurrissent, Regnerus imperium regis funere suo præcesserat.

Wir haben nun auch noch einen altnordiſchen Todesgeſang unter dem Namen Krakumal (Krakas Rede), „das auch Einige Lodbrokslied nennen (er sumir kalla Loðbrókarkviðu)," in 29 Strophen, welcher mehrfältig herausgegeben und in viele Sprachen überſetzt [1] iſt.

In dieſem Liede führt der ſterbende Ragnar die ganze Reihe ſeiner Heldenthaten vorüber. Sämmtliche Strophen, mit Ausnahme der letzten, beginnen refrainartig:

Wir hieben mit dem Schwerte. [2]

Der Kampf mit dem Lindwurm iſt auch hier das erſte Heldenwerk:

1. Wir hieben mit dem Schwerte.
Es war nicht allzu lange,
Daß wir nach Gotland giengen,
Zum Mord des Grubenkundgen;
Dort ward zur Braut mir Thora.
Da ich den Aal der Haide
Durchbohrt, ward ich geheißen
Lodbrok fortan von Kämpen.
Ich ſtach den ſtarken Erdwurm
Mit lichter Stahleszunge.

2. Wir hieben mit dem Schwerte.
Jung war ich, da wir gaben
Öſtlich im Öreſunde (í Eyrasundi)
Ein Mahl dem giergen Wolfe.
Dort, wo die harten Eiſen
Auf hohe Helme ſangen,
Da ward gelbfüßgen Vögeln
Der Azung viel bereitet.
Ägir war angeſchwollen,
Ran watet' im Walblute u. ſ. w.

4. Wir hieben mit dem Schwerte.
Erfreut ward Hedins Gattin,
Da wir Helſinger ſandten
Heim nach den Sälen Herjans u. ſ. w.

In ähnlichen Bildern der Skaldenſprache, aber ohne charakteriſtiſche Züge, werden die weitern Kämpfe beſungen. Dann gegen den Schluß:

---

[1] [Vgl. Möbius, Catalogus librorum islandicorum S. 123 f. K.]

[2] Hjuggu vèr með hjörvi.

24. Wir hieben mit dem Schwerte.
Das hat ſich mir erwieſen,
Daß wir dem Schickſal folgen;
Niemand entweicht der Norne.
Wohl dacht' ich nicht, daß Ella
Des Alters Ziel mir ſetze,
Da ich Blutfalken (Raben) äzte,
Den Bord zum Strande treibend.
Wohl gaben wir den Wölfen
Ihr Theil in Scotlands Buchten.

25. Wir hieben mit dem Schwerte.
Das ſchafft mir immer Freude,
Daß Baldurs Vaters Bänke
Bereit ich weiß zum Trinkmahl.
Bald werden Bier wir trinken
Aus krummen Schädelbäumen [1].
Nicht ſchmerzt der Tod den Helden
In Fjölnirs hehrem Hauſe;
Nicht tret' ich mit dem Worte
Der Angſt zu Vidrirs [2] Tiſche.

26. Wir hieben mit dem Schwerte.
Jetzt würden Aslögs Söhne
Hier alle mit den ſcharfen
Schwertklingen Hildur wecken,
Wenn ſie nur Kunde hätten
Von aller meiner Drangſal,
Wie eine Schaar von Schlangen,
Giftvollen, mich verzehre.
Die Mutter gab ich ihnen,
Die Muthige geboren.

---

[1] Dieſe Stelle iſt früher ſo misverſtanden worden, z. B. in Gräters Überſetzung, Nord. Bl. S. 19, als tränken die Helden in Valhall aus den Schädeln ihrer gefallenen Feinde. Sie trinken aber nur aus Thierhörnern, aus Krummbäumen der Hirnſchaalen, aus den gebogenen Gewächſen der Thierköpfe, or bjúgvidum hausa (Sagabibl. II, 479). Biúgr, curvus; vidr m. arbor; haus m. cranium.

[2] Lex. myth. 554: Vidrir, Viþrir, tempestatis dator, moderator vel effector.

27. Wir hieben mit dem Schwerte.
Es neigt ſich ſtark zum Ende,
Grimm dränget mich die Natter
Im Saal des Herzens niſtend;
Das hoff' ich, bald wird Ella
Von Vidrirs Reis [1] durchbohrt ſein.
Die Söhne werden ſchwellen [2]
Ob ſolchem Tod des Vaters;
Nicht werden dieſe Raſchen
In träger Ruhe zögern.

28. Wir hieben mit dem Schwerte.
Zu ein und fünfzig Schlachten
Hab' ich das Heer geführet,
Zum Pfeilgeding [3] entbietend.
Jung röthet' ich die Spitze
Und nie kam mir zu Sinnen,
Mich würd' ein andrer König
In Kampfesruhm bewältigen;
Jetzt laden mich die Aſen
Und nicht erſchreckt der Tod mich.

29. So wünſch' ich denn, zu enden,
Heim laden mich die Diſen [4],
Die mir von Herjans Hallen
Herabgeſandt hat Odin.
Froh werd' ich Bier mit Aſen
Dort auf dem Hochſitz trinken.
Ab ſind des Lebens Stunden
Und lachend werd' ich ſterben [5].

Die Anlage dieſes Liedes, daß ein Held unmittelbar vor dem Tode ſeine Thaten und Erlebniſſe aufzählt, iſt in nordiſchen Sagen herkömmlich. Wir fanden den Nachklang eines ſolchen Liedes, das Starkadrn zugeſchrieben war, in den lateiniſchen Verſen Saxos (B. VIII, S. 234 f.);

---

[1] Der Speer.
[2] Wie die Saga von Ivarn meldet.
[3] Fleinþings boði; fleinn, m. spiculum.
[4] Göttinnen; hier wohl Valkyrien.
[5] Læjandi skal ek deyja.

andre ähnlicher Art ſind unter den Namen von Örvarodd und Asbjörn Prudi aufbehalten, welch letzterer das ſeinige ſingt, während ihm die Därme aus dem Leibe gewunden werden. (Örvar-Odds Saga, Fornald. S. II, 301 ff. Fortids Sag. II, 236 ff. Fortäll. om Orm Storolfsſ., bei Olaf Tryggv. S., Oldnord. Sag. III, 192 ff. Vgl. hiezu Grimm, Rechtsalth. 519 ſ. 690, 4.) „Lachend ſterben“ iſt ebenfalls eine wiederkehrende Bezeichnung des ungebrochenen Heldenmuthes. So hörten wir bei Saxo von Hrolf Kraki rühmen.

Ridendo excepit lethum mortemque cachinno
Sprevit et elysium gaudens successit in orbem u. ſ. w.

(Saxo B. II, 49 ſ. Vgl. 42.) Auch Högni lacht, als man ihm das Herz ausſchneidet (Völs. S. C. 37).

Die Benennung des Liedes Krakumal kann ſo gedeutet werden, daß angenommen wurde, Kraka (Aslög) habe dasſelbe auf den Tod ihres Gemahls dichten laſſen, wie z. B. noch ein Skaldengeſang vorhanden iſt, den die norwegiſche Königin Gunhild, um die Mitte des 10ten Jahrhunderts, zu Ehren ihres auf der Vikingsfahrt nach England gefallenen Gemahls, Erich Blutaxt, abfaſſen ließ (Sagabibl. II, 373 ff.). Es werden aber auch in den isländiſchen Sagan Aslög ſelbſt manche Liederſtrophen in den Mund gelegt, namentlich (Ragn. L. S. C. 19) die auf den Tod ihres Sohnes Hvitſerk, und es wäre daher auch möglich, daß ein Trauergeſang Aslögs (ähnlich den Eddaliedern Godrúnar-Harmr, Gudruns Trauer, und Oddrúnar-Grátr, Oddruns Weinen) unter dem Namen Krakumal vorhanden war und dieſer Name auf Ragnars Todesſang übergieng, welch letztern man ſogar in einer Handſchrift als Bjarkamal bezeichnet findet (Fornald. S. 1, 282, 3. 300, 1). Als Grundlage oder Anhalt der Sagen von Ragnar, wie es ſonſt mit Liedern der Fall iſt, kann dieſer Geſang nicht betrachtet werden, denn er zählt die einzelnen Ereigniſſe nur ſummariſch auf und ſtimmt weder mit den isländiſchen Sagan, noch mit den Erzählungen Saxos genau überein. Auch hat man darin nicht bloß die Spur eines chriſtlichen Verfaſſers bemerkt (der Kampf heißt Str. 11 Odda[1] messa, Meſſe der Speerſpitzen, was jedoch Rafn, Fort. S. 1, 281, 4 für einen verächtlichen Seitenblick auf das Chriſtenthum, Geijer S. 459, N.

---

[1] Oddr, cuspis, mucro, telum.

möglicherweiſe für eine ſpätere Änderung ſtatt des Str. 17 vorkommenden Odda senna[1], Hader der Speere, erklärt), ſondern man hat auch Sprache und Stil des Liedes neuer gefunden, ſo daß Müller (Sagabibl. II, 480) dasſelbe dem 11ten oder 12ten Jahrhundert zuſchreiben zu können glaubt. Dieſes würde jedoch frühere Geſänge von Ragnar und ſeinen Söhnen und ſelbſt einen Todesgeſang in älterer Form keineswegs ausſchließen. Wir haben auch wirklich, als das älteſte Denkmal, in der Skalda noch ein Bruchſtück eines Ehrenliedes auf Ragnar übrig, das der Skalde Bragi der Alte im 9ten Jahrhundert verfaßt hat (Sagabibl. II, 473. 75. 77. Vgl. Fort. S. 1, 327).

Es würde uns zu weit führen, die unter ſich manigfach abweichenden, aber doch in Hauptzügen zuſammentreffenden Sagequellen, die größere und die kürzere Saga, Krakumal und Saxo, im Einzelnen gegeneinander zu halten oder auf die hier mögliche Vergleichung mit den nordiſchen Geſchlechtsregiſtern und namentlich auch mit den auswärtigen Berichten der alten Annaliſten Englands, Irlands, Frankreichs u. ſ. w. einzugehen; in der letztern, hiſtoriſchen Beziehung ſind von Müller und Geijer ausführliche und ſorgfältige Erörterungen angeſtellt worden. Wir beſchränken uns auf Dasjenige, was vom Standpunkt der Sagengeſchichte aus für die Charakteriſtik der Überlieferungen von Ragnar Lodbrok und ſeinen Söhnen weſentlich erſcheint.

Die Anläſſe dieſer Überlieferungen, ſo ſagenhaft auch letztere noch geſtaltet ſind, ſtehen doch nur ein Jahrhundert vor dem Beginn der isländiſchen Geſchichtſchreibung und mittelſt jener möglichen Vergleichung auswärtiger Berichte fallen ſchon merklich die Lichter der Geſchichte herein (Sagabibl. II, 476. Sagnh. 166. Geijer 502). Die nordiſchen Genealogieen ſetzen Ragnars Lebenszeit gegen das Ende des 8ten Jahrhunderts und ſie verdienen Glauben, da hier die Erinnerung von der hellen geſchichtlichen Zeit aus nur um wenige Glieder zurückzugehen brauchte und auf ſolche Stammliſten große Aufmerkſamkeit verwendet wurde, auch hier deren mehrere, von einander unabhängige in der Hauptſache übereinſtimmen (Sagabibl. 474 f. Sagnh. 160 ff. Geijer 500 u.). Die Namen mehrerer ſeiner Söhne, wie ſie in der Sage angegeben ſind, findet man bei den fremden Annaliſten als diejenigen furchtbarer normänniſcher Seefahrer, die an den Küſten der weſtlichen Länder Verheerungen anrichteten und Eroberungen machten, auch zum Theil mit der ausdrücklichen Bezeichnung als Söhne Lodbroks und mit ſonſtigen der Sage entſprechenden Umſtänden. Aber eine Schwierigkeit, welche den Geſchichtsforſchern viel zu ſchaffen macht, liegt darin, daß dieſe Lodbroksſöhne nach den chronologiſchen Angaben der Annaliſten faſt ein Jahrhundert ſpäter auftreten, als der durch die isländiſchen Stammtafeln conſtatierte Ragnar Lodbrok, dem die nordiſche Sage gleichnamige Söhne zuſchreibt. Man hat dieſen hiſtoriſchen Widerſpruch mehrfach zu löſen geſucht, indem man zwei Könige des Namens und Beinamens Ragnar Lodbrok, den einen im 8ten, den andern im 9ten Jahrhundert, annahm, oder in den angeblichen Söhnen Lodbroks Enkel deſſelben vermuthete (Sagabibl. II, 476. Sagnhiſt. 165), oder in der nordiſchen Sage ſelbſt den Einfluß der auswärtigen Quellen gewahrte (Geijer 499). Der letztgenannte Schriftſteller findet gleichwohl am Ende doch nur im Weſen der Sage die Löſung dieſer Verwicklungen. Er bemerkt u. A. (S. 493):

---

[1] Senna, f. lis, altercatio.

> Wenn auch die Conjectur von zwei Königen Ragnar Lodbrok, wie ſie gewöhnlich aufgeſtellt worden iſt, verworfen werden muß, ſo iſt doch unſtreitig wahr, daß die Thaten mehrerer Helden auf den einzigen Ragnar Lodbrok übergetragen worden ſind, und die Ähnlichkeit der Namen hat dazu beigetragen, daß man von ihm zu [in] ſo verſchiedenen Zeiten redete, daß ſie ein Menſchenleben nicht faſſen konnte.
>
> (S. 500 f.) Die Verwirrung in der Geſchichte einer blutigen Zeit und der Umſtand, daß der Schauplatz der Thaten außerhalb des Nordens lag, muſte nothwendig Verſchiedenheiten in den Berichten erzeugen; und wir haben ſchon bemerkt, daß im Norden ſelbſt verſchiedene Behandlungen der Ragnarsſaga exiſtierten. Nur in den poetiſchen Hauptzügen ſtimmen alle überein: eines kriegeriſchen Königs und Helden Tod auf fremder Küſte und die für ihn geübte Rache. Dieſer poetiſche Ragnar Lodbrok des Nordens iſt ohne Zweifel auch der wirkliche und nimmt in der Zeit wahrſcheinlich den Platz ein, den die alten Geſchlechtsregiſter ihm gegen das Ende des achten Jahrhunderts anweiſen. Sage und Geſang aber haben ſich ſeiner Geſtalt bemächtigt und ihn einerſeits in Verbindung mit den älteren Helden der Vorzeit gebracht, andrerſeits ſeinen Namen in vergleichungsweiſe neuere Zeiten durch einen Rachekrieg heruntergeſetzt, der während der mehr als hundertjährigen Plünderzüge der Vikingsſchaaren auf allen Küſten Europas leicht immer von Neuem erzählt werden konnte. Auf ihnen wurde der Scheiterhauſen angezündet, in welchem das

nordiſche Heidenthum mit blutiger Raſerei ſeine letzten Kräfte opferte, indem es, wie vormals Odin, die Ehre nach dem Tode nach der Höhe der Flamme berechnete; und in ſtärkeren Bildern konnte dieſer, auch in ſeinem Untergange noch gefährliche Geiſt nicht dargeſtellt werden, als in dieſem Ragnar, der ſeine Thaten beſingt, während Schlangen ihm am Herzen nagen, als in ſeinen Söhnen, von denen der eine ſcharfe Spieße zu ſeinem Todtenbette wählt, ein anderer ſich auf einem Scheiterhaufen aus den Köpfen erſchlagener Feinde verbrennen läßt, ein dritter befiehlt, ſeinen Grabhügel an der Küſte ſeines Reiches zu errichten, die dem Angriff am meiſten ausgeſetzt ſei.

Dieſe Auffaſſung der Ragnarsſage iſt ſchön und richtig zugleich, ſofern wir letztere wirklich an den Schluß der heidniſchen Sagenperiode zu ſtellen haben; aber in der Sage für ſich betrachtet liegt die Bedeutung des untergehenden Heidenthums auf keine andre Weiſe, als in andern, früheren Sagen, worin nicht minder, dem Geiſt des odiniſchen Glaubens gemäß, die ungebändigte Kraft ſich ſelbſt verzehrt und der Held mit Lachen ſtirbt.

Was die Sage von Ragnar und ſeinen Söhnen als auf dem Übergange der Sagenzeit in die geſchichtliche befindlich charakteriſiert, iſt mehr ihre formelle Beſchaffenheit, als ihre innere Bedeutung. Die Ereigniſſe, aus denen ſie zuſammengeſetzt iſt, Ragnars Heirathen, ſeine und ſeiner Söhne Kriegsthaten und letzte Schickſale, ſind nicht ſowohl zu einem poetiſchen Ganzen abgerundet, als in einer hiſtoriſchen Folge an einander gereiht; die geſchichtlichen Thatſachen, wie ſie nun auch durch äußere Zeugniſſe beſtätigt werden, ſind nicht mehr völlig in Poeſie aufgegangen, ſondern haben ſich nur in die poetiſche Darſtellung geſteigert. So kann jener höchſt lebendigen Scene, wie Ragnars Söhne die Botſchaft ſeines Todes aufnehmen, die wahrhafte Thatſache zu Grunde liegen, daß Ragnars Tod ſeine Söhne zum Rachezug aufregte.

Auf der andern Seite hängen dieſe Überlieferungen, außer durch die eben erwähnte Steigerung und poetiſche Belebung des Wirklichen, noch durch andre Beziehungen mit der Sagenwelt zuſammen. Sagenhaft iſt das Zuſammenrücken hiſtoriſch von einander entfernter Perſonen, und jene Anſicht, daß unter Lodbroks Söhnen Lodbrokiden überhaupt, Abkömmlinge Lodbroks, zu verſtehen ſeien, hat in der Sage ſelbſt den Umſtand für ſich, daß ſie ihm eine ſo große Anzahl von Söhnen zuſchreibt, welche gleichzeitig mit dem Vater auf Kriegsfahrten ausziehen (von Thora: Erik, Agnar; von Aslög: Ivar, Björn, Hvitſerk, Rögnvald, Sigurd, und bei Saxo noch aus einer dritten Verbindung: Ubbo). Mehrere Theile der Ragnarsſage ſind aber auch noch ganz in den älteren Mythus getaucht. Dahin gehören: Ragnars Drachenkampf, Aslögs und ihres Sohnes Sigurd Anknüpfung an die Völſungenſage, endlich Ragnars Tod im Schlangenhofe. Zu den beiden erſtern Dichtungen ſcheinen zunächſt die Beinamen der Helden, unter denen ſie berühmt waren, ohne daß man einen die Phantaſie befriedigenden Grund dafür anzugeben wuſte, den Anlaß gegeben zu haben. Ragnars Beiname Lodbrok (braccis hirsutis indutus) ſollte nicht etwa bloß aus einer beſondern Liebhaberei desſelben in ſeiner Kleidung, ſondern auf eine des Helden würdigere Weiſe erklärt werden und dafür ſtanden aus dem alten Sagenſchatze die Erzählungen zu Gebot, wie ein Held, der zum Kampfe mit einem Drachen geht, ſich vor deſſen Gift und Flamme durch einen Anzug von Fellen ſchützt, was Saxo ſchon vor Ragnar Lodbrok zweimal, zuerſt von ſeinem Frotho I (B. II, S. 25), dann von Fridlev (B. VI, S. 153, 1), zu melden wuſte. Sigurd, Ragnars Sohn, war unter dem Beinamen Schlang-im-Auge (ormr î auga) bekannt. Daß man über die Bedeutung dieſes Beinamens zweifelhaft war, ergibt ſich aus dem doppelten Verſuche, denſelben zu erklären. Saxo (B. IX, S. 263 f.) erzählt, daß Roſtar (Odin), der den wunden Helden geheilt und ſich dafür die Seelen der von ihm Erſchlagenen verheißen laſſen, die Augſterne desſelben mit Staub beſtreut habe und daraus wurmähnliche Flecken entſtanden ſeien. Die isländiſche Saga dagegen läßt (C. 8) dadurch, daß um oder in Sigurds Auge eine Schlange zu liegen ſcheint, die Ausſage ſeiner Mutter, daß ſie eine Tochter Sigurds des Schlangentödters von Brynhild ſei, beglaubigen. Es iſt bereits bemerkt worden, daß auch lediglich auf dem Gebiet der Sage eine Tochter Sigurds von Brynhild nicht angenommen werden könne. Müller (Sagabibl. II, 477 f.) ſucht dieſen fremdartigen Zuſatz auf hiſtoriſchem Wege zu erklären; die kluge Kraka, welche ſich auf den Grund ihrer niedrigen Herkunft vom Volke geringgeſchätzt geſehen und nahe daran geweſen, verſtoßen zu werden, habe, vielleicht ſogar mit Ragnars Wiſſen, durch jene Angabe, die in dem zufälligen Umſtand mit des Sohnes Augen ihren Anlaß gefunden, ſich zu behaupten geſucht. Die Schwierigkeit, daß doch ſchon damals die allgemeine

Meinung den Völſungen Sigurd viel höher hinaufgeſetzt haben müſſe, um ein ſolches Vorgeben zu glauben, ſucht Müller zu beſeitigen, indem er annimmt, daß die Sage ſpäterhin aus dem Stammvater einen wirklichen Vater gemacht haben könne. Einfacher ſcheint mir, der phantaſtiſchen Namendeutung, die hier doch einmal eingetreten iſt, freies Spiel zu laſſen. Sie konnte ſich bald mehr auf den Namen Sigurd werfen, den Ragnars Sohn mit dem Völſungenhelden gemeinſam hatte und wodurch er ſich dieſem in der Abſtammung anzureihen ſchien, bald mehr auf den Beinamen, der dann wieder verſchiedene Beziehungen darbot; einmal die beſondre auf den Schlangentödter Sigurd, wie ſie in einer Liederſtrophe der Saga angegeben iſt (C. 8):

Den Wurm hat er im Auge,
Den jener Sigurd aufrieb[1];

ſodann die allgemeinere auf den ſcharfen, ſchneidenden Blick überhaupt, wie ſie der Erzählung Saxos zu Grunde zu liegen ſcheint, wo die alte Frau vor Schrecken über den Anblick zu Boden ſtürzt. Saxo ſelbſt bemerkt dabei:

> Crediderim, hujus miraculi auctorem futuram juvenis sævitiam evidentiori luminum testimonio prodere voluisse u. ſ. w.

Der Urheber des Wunders aber iſt Odin, dem, als dem Gotte der Helden, die Begabung mit dem Schreckensauge[2] wohl beigemeſſen wird; und wieder eignete ſich hiedurch der junge Sigurd in das Völſungengeſchlecht, das, von Odin ſtammend, die ſcharfen Augen zum Abzeichen hatte. Dieſe allgemeinere Beziehung, wonach der Beiname ormr î auga nichts Andres hieß, als „der mit dem ſcharfen, ſtechenden Auge“, halte ich für die urſprüngliche; die Verbindung desſelben mit dem Namen Sigurd, den Ragnars Sohn von dem Großvater Sigurd Hring (Geijer 452) ererbt hatte, führten dann zu der Anknüpfung an die Völſungenſage. Beſtätigt wird dieſe Anſicht noch dadurch, daß es in den Eddaliedern von Helgi auch von einem ſcharfen furchtbaren Schwerte heißt, ihm liege der Schrecken in der Spitze, und eine blutige

[1] Þeim er ormr î auga,
er annan lêt svelta.

[2] Helg. Qv. HB. II, Str. 2. Edd. Sæm. 158 ſ.: Hvass ero augo î Hagals þŷjo u. ſ. w. Völs. S. C. 30: augu Sigurđar voru svâ snör u. ſ. w. (snar, celer, acer).

Schlange längſt der Schneide, ſowie das Schwert ſelbſt Blutſchlange (blôđormr) genannt wird (Helg. Qv. Hat. Sk. Str. 9. Helg. Qv. HB. I, Str. 8. Grimm, Edda 34). Die ſtechende Schreckensſchlange ſteckt im ſcharfen Schwerte, wie im ſcharfen Heldenauge [1].

Von Kraka-Aslög, als einer Tochter Sigurds und Brynhilds, erwähnt Saxo nichts ausdrücklich. Spuren dieſer Sage ſcheint jedoch auch er vor ſich gehabt zu haben. Die zweite Gemahlin Ragnars heißt ihm Suanlogha. (Doch iſt ihm Syvard, serpentini oculi cognomine, nicht ihr, ſondern Thoras Sohn, B. IX, S. 263. 271. Vgl. 262 u.) Geijer (S. 454, 7) vermuthet in Svanloga einen Schreibfehler für Asloga, Aslaug. Mir ſcheinen darin die Namen zweier Töchter, die man dem Völſungen Sigurd zuſchrieb, Svanhild von Gudrun und Aslaug von Brynhild, verſchmolzen zu ſein. Im Übrigen hat Saxo die eigenthümliche Sigurdsſage, obgleich ſie ihm ſchwerlich unbekannt war, von ſeinem Werke ausgeſchloſſen, wahrſcheinlich weil er ſie für eine deutſche anſah.

Entſchieden ſagenhaft iſt endlich Ragnars Tod im Schlangenhofe. Daß Ragnar Lodbrok in England eines gewaltſamen Todes geſtorben, mag immerhin als hiſtoriſche Thatſache beſtehen und man findet davon auch in den engliſchen Chroniken Erwähnung, obſchon gleichfalls mit ſagenhaftem Anſtrich (Geijer 474 f.); aber daß er den Schlangen vorgeworfen worden und hier ſterbend ſeine Thaten geſungen habe, iſt ein Erbtheil alter Fabel. Die Völſungenſage, auf die ſchon einmal der Blick gerichtet war, bot auch hiefür ein Vorbild im Tode Gunnars, der, ebenfalls von Schlangen verzehrt, die Harfe, weil ihm die Hände gebunden ſind, mit den Füßen ſchlägt. Nach der Nornageſtsſaga (C. 2) gab es ein beſondres Lied: Gunnars-slagr (Gunnars Harfenſchlag; vgl. Olafsen om Nordens gamle Digtekonst S. 252. § 25: Slagr, en Vise som synges efter Slag og Tact), welches jetzt verloren iſt. Zwar kam im vorigen Jahrhundert ein Lied dieſes Namens in altnordiſcher Dichtweiſe, ein Todesgeſang des von den Schlangen bedrängten Gunnars, auf Island zum Vorſchein und wurde von Mehreren für alt und echt angeſehen; die darüber angeſtellten Nachforſchungen aber laſſen keinen gegründeten Zweifel übrig, daß daſſelbe von Gunnar Paulſen, einem isländiſchen Geiſtlichen, der im Jahr 1785 ſtarb, gedichtet ſei[1].

---

[1] Edd. Havn. II, 34, 21: Sic de Skeggii nobilis Islandi gladio, magicis item viribus insigni legimus, quod genius angviculum *referens*, yrmlingr, et in capulo latens quandoque sese conspiciendum stiterit.

Es iſt zwar allerdings eine gelungene Nachahmung des Stils der heroiſchen Eddalieder, aber die Unechtheit verräth ſich ſchon dadurch, daß es gar nichts Neues gibt, ſondern alle ſeine Anſpielungen auf Mythus und Sage ſich in den vorhandenen Quellen nachweiſen laſſen, in denen der Dichter ſich wohl bewandert zeigt. (Anreden, wie die in Str. 23 an die Harfe, kommen wohl auch nicht in alten Liedern vor.) Der Inhalt des alten Gunnarsſlagr konnte nun im Weſentlichen nicht wohl ein andrer ſein, als der des Krakumal, Aufzählung der Thaten und Geſchicke des mit ungebrochenem Muthe ſterbenden Helden. Wohin aber dieſer Tod im Schlangenhofe mit dem Geſange des Sterbenden urſprünglich gehört habe, in die Vǫlſungen- oder in die Ragnarsſage, kann nicht zweifelhaft erſcheinen, wenn man erwägt, daß derſelbe hier mit Überlieferungen verbunden iſt, die ſchon an der Grenze der Geſchichte liegen, dort aber mit einer uralten Sage, der das Wunderbare noch durchaus natürlich iſt, in harmoniſchem Zuſammenhange ſteht.

Als Seitenſtück der Todesgeſänge können hier die zwar nur noch aus chriſtlicher Zeit vorhandenen, aber ohne Zweifel einem älteren Typus entſprechenden Skaldenlieder von der Aufnahme der Helden in Valhall (Sagabibl. II, 373 ff. Heimskringla I, 163 ff. Hákonar Saga Adalsteinsfóstra C. 33. Münter S. 436 ff. 451 bis 455; vgl. 441) beigebracht werden.

5. Nornageſt.

Söguþáttr af Norna-Gesti, Fornald. S. I, 311 ff. Fort. S. I, 289 ff. (Anfang des 14ten Jahrh. Sagabibl. II, 120). Sagabibl. II, 108 ff. Olaf Tryggvasons Saga C. 70. (Heimskringla I, 288 f.) Sagnhiſt. 227. Kong Olaf Tryggvaſons Saga u. ſ. w. overſ. af Rafn. II, 137 ff. C. 201 ff.: Von Svend und ſeinen Söhnen. (Auch mit dem Titel: Oldnordiske Sagaer u. ſ. w. overſ. af C. C. Rafn. B. II. Kjöbenh. 1827. Der erſte B. 1826). Sagabibl. III, 222 bis 227.

Als König Olaf Tryggvaſon ſich einſt zu Trondheim aufhielt, kam eines Nachmittags ein Mann zu ihm und grüßte ihn anſtändig. Der

---

[1] Edd. Hafn. II, præfat. XXIV bis XXVII. Edd. Sæm. 274, 1.

König nahm denſelben wohl auf und fragte, wer er ſei. Jener nannte ſich Geſtr [1]. „Gaſt ſollſt du hier ſein, ſo wie du heißeſt,“ ſagte der König. Geſtr erwiderte: „Wahrhaft ſage ich dir meinen Namen, Herr! aber gerne möcht' ich dein Gaſt ſein, wenn es geſtattet iſt.“ Der König ſagte, das ſtehe ihm frei. Da aber ſchon der Tag ſich neigte, wollte er nicht weiter mit Geſt ſprechen, ſondern eilte zum Abendſang (Veſper), gieng nachher zu Tiſch und dann zur Ruhe. In dieſer Nacht wachte der König auf und las im Bett ſeine Gebete, während die andern Männer in derſelben Halle (i þvi herbergi) ſchliefen. Da bedäuchte ihn, als käme ein Alf oder ein andres Weſen in das Haus, obſchon alle Thüren verſchloſſen waren; derſelbe trat vor jedes Mannes Lager und zuletzt zum Bette deſſen, der zu äußerſt ſchlief. Da hielt er an und ſprach: „Erſtaunlich ſtarke Schlöſſer ſind hier vor leerem Hauſe; auch iſt der König nicht ſo weiſe, wie die Leute glauben, die ihn für den Weiſeſten halten, da er jetzt ſo feſt ſchläft.“ Darnach verſchwand der Alf durch die verſchloſſenen Thüren. Frühmorgens ſandte der König ſeinen Diener (skósvein), um zu erkunden, wer die Nacht in jenem Bette gelegen. Es zeigte ſich, daß es der Gaſt war. Der König ließ ihn vor ſich rufen und fragte nach ſeiner Herkunft. Jener antwortete: „Thordr hieß mein Vater, zugenannt Thingbitr (þingbitr; bitr, acer, acerbus, acutus), ein Däne von Geſchlecht; er wohnte auf dem Hofe Gräningr in Dänemark.“ „Ein wackrer Mann biſt du“, ſagte der König. Geſtr war kühn in Worten, größer, als die meiſten andern Männer, ſtark und doch ziemlich bei Jahren. Er bat den König, länger an ſeinem Hofe bleiben zu dürfen. Der König fragte, ob er getauft ſei. Geſtr erwiderte, er ſei primſignet [2] (mit dem Kreuzeszeichen vorerſt bezeichnet), aber nicht getauft. Hierauf ſagte der König, Geſtr könne wohl bei ſeinen Hofleuten bleiben; doch ſoll' er nicht lange hier verweilen, ohne ſich taufen zu laſſen. Der Alf aber hatte vom Schloſſe geſprochen, weil Geſtr ſich Abends wie andre Chriſten bekreuzte (signdi sik), aber doch noch ein Heide war. „Übſt du irgend eine Kunſt aus?“ fragte der König weiter. Geſtr ſagte, er ſpiele die Harfe und erzähle Sagan (leika hörpu edr segja sögur) den Leuten zur Kurzweil. Hierauf der König: „Übel thut König Svend (Sveinn), daß er ungetaufte

---

[1] Gestr, m. hospes, advena.

[2] at primsigna, prima signatione crucis christianum initiare.

Männer aus ſeinem Reiche durch die Lande fahren läßt.“ „Nicht iſt das dem Dänenkönige aufzurechnen“, verſetzte Geſtr, „denn ich zog lange Zeit vorher aus Dänemark fort, ehe Kaiſer Otto Danavirk[1] verbrennen ließ und den König Harald Gormsſon und Hakon Blotjarl zwang, das Chriſtenthum anzunehmen.“

Über viele Dinge wurde Geſtr vom Könige befragt und wuſte wohl und weislich Beſcheid zu geben. Es war, wie man ſagt, im dritten Jahre der Regierung König Olafs (alſo im Jahr 998), daß dieſer Geſtr zu ihm kam. (Geſchenke aus Gläſisvöll[2].) Kurz vor der Julzeit kam Ulfr der Rothe, der den Sommer über in des Königs Geſchäften ausgeweſen war, um nun bei ihm, wie gewöhnlich, den Hochwinter zuzubringen. Unter andern Koſtbarkeiten, welche Ulf dem König mitbrachte, war ein kunſtreich gearbeiteter Goldring, der Hnitudr hieß. Er hatte vormals dem Könige Halfr gehört, von dem die Halfsrecken benannt ſind. Am achten Tage des Juls gab Ulf dem König dieſen Ring. Der König dankte für die Gabe und alle die treuen Dienſte, die ihm Ulfr ſtets erwieſen. Der Ring gieng weit um im Saale, wo die Männer tranken. Einer zeigte dem Andern den Ring und Keiner glaubte noch ſo gutes Gold geſehen zu haben, als das an Hnitud war. Zuletzt kam er an die Gäſtebank und an den neuangekommenen Geſtr. Dieſer ſah den Ring an und gab ihn dann quer über die Hand, womit er das Trinkhorn hielt, zurück. Er machte wenig daraus, ſprach nicht von dem Kleinod und fuhr im kurzweiligen Geſpräche mit ſeinen Nachbarn fort. Ein Schenke an der Gäſtebank fragte nun: „Bedünkt euch wohl um den Ring?“ „Sehr wohl“, erwiderten ſie, „nur dem neuangekommenen Gaſte nicht, er findet nichts daran und ſcheint ſich nicht auf ſolche Dinge zu verſtehen.“ Der Schenke gieng nun vor den König und ſagte ihm die Reden der Gäſte. Der König aber ſprach: „Geſtr mag mehr wiſſen, als ihr meint; er ſoll morgen zu mir kommen und mir irgend eine Saga erzählen.“ Die Gäſte fragten nun weiter, ob Geſtr ſchon irgendwo ſo gutes, oder beſſres Gold geſehen habe. Er bejahte das. Darüber lachten die Hofleute ſehr. „Du muſt mit uns wetten“, ſagten ſie, „daß du gleich gutes Gold geſehen, ſo daß du es beweiſen kannſt; darauf ſollen wir vier Mark Silbers ſetzen, du aber dein Meſſer und deinen Gürtel, und der König ſoll entſcheiden.“ Geſtr gieng die Wette ein und damit endigte ſich ihr Geſpräch. Dann nahm er die Harfe und ſchlug ſie wohl und lange den Abend über, ſo daß Alle mit Luſt zuhörten. Am beſten ſchlug er Gunnarsſlag und zuletzt das alte Lied von Gudruns Trug (Gudrúnarbrögd[1] hinu fornu), das die Leute nicht zuvor gehört hatten;[2] nach dieſem giengen ſie ſchlafen. Am andern Tage, nach Meſſe und Frühmahl, ſollte der König über die Wette richten. Er ſprach zu Geſtr: „Jetzt biſt du ſchuldig, etwas Gold vorzuweiſen, wenn du welches haſt.“ Geſtr griff nun nach einem Beutel, den er bei ſich hatte, knüpfte ihn auf und machte etwas daraus los, was er dem König reichte. Dieſer ſah, daß es ein Stück von einer Sattelſpange (af södulhringju) und ſehr gutes Gold war. Er hieß nun auch den Ring Hnitud vorholen, hielt die Spange mit dem Ringe zuſammen und ſprach: „In Wahrheit ſcheint mir dasjenige beßres Gold, was Geſtr vorgewieſen hat, und ſo wird es noch Mehrern vorkommen, wenn ſie es anſehn.“ Viele beſtätigten den Ausſpruch des Königs, worauf er dem Gaſte das Wettgeld zuerkannte. Geſtr aber ſprach: „Behaltet euer Geld! ich bedarf deſſen nicht; aber wettet nicht mehr mit unbekannten Männern, denn ihr wißt nicht, ob ihr nicht Einen vor euch habt, der mehr gehört und geſehen, als ihr! und euch, Herr, dank' ich für den Spruch.“ Der König erwiderte: „Nun will ich, daß du ſageſt, woher du dieſes Gold erhalten.“ Hierauf Geſtr: „Wenn ich euch erzähle, wie es mit dem Golde gegangen, ſo vermuthe ich, daß ihr noch andre Sagan zugleich hören wollet.“ „Das mag ſein,“ ſagte der König, „daß du recht vermutheſt.“

---

[1] Virki, n. vallum, munitio.

[2] [F. H. v. d. Hagen, nordiſche Heldenromane 5, 120. K.]

Geſtr begann nun ſeine Erzählung damit, wie er ſüdwärts nach Frankland (i Frakkland) zog, um Königsſitte kennen zu lernen. Dort erwuchs bei König Halfrek der junge Sigurd, Sigmunds Sohn. Geſtr begab ſich in deſſen Dienſte und war dabei, wie Reginn ihn zur Tödtung Fafnirs auf Gnitaheide aufreizte. Er war auch mit auf Sigurds Zuge gegen Hundings Söhne und wurde damals Nornageſtr genannt. Ebenſo nahm er ſpäter an der Kriegfahrt Sigurds und ſeiner Schwäger, der Gjukungen, gegen Gandalfs Söhne Theil, wobei jene ſchmähliche Flucht Starkadrs vorfiel, von der wir in deſſen Sage erzählt. Geſtr nahm einen der beiden Backenzähne mit ſich, die Sigurd Starkadrn ausgeſtoßen, denſelben, der jetzt im Glockenſeile zu Lund hängt. Bald nachher hörten ſie von Starkadrs Nidingswerk, wie er den König Ali im Bad erſchlagen. Eines Tags begab es ſich, daß Sigurd auf dem Wege zu einer Zuſammenkunft in einen Sumpf ritt und das Roſs Grani ſo ſtark ſich hinaufarbeitete, daß der Bruſtgurt entzweigieng und die Spange niederfiel. Als Geſtr ſah, wo ſie im Schlamme hervorglühte, hob er ſie auf und reichte ſie Sigurd, dieſer aber ſchenkte ſie ihm, und das war die Goldſpange, die Geſtr hier vorgewieſen. Sigurd ſprang vom Roſſe, Geſtr aber ſtreichelte und wuſch es, wobei er einen Lock aus deſſen Schweiſe nahm, zum Zeichen ſeiner Länge. Geſtr wies nun dem Könige Olaf auch dieſes Pferdshaar vor und es war 7 Ellen lang. „Vergnüglich", ſprach der König, „bedünken mich deine Sagan." Alle lobten Geſtrs Erzählungen und ſeine Tüchtigkeit. Der König wollte, daß er noch viel mehr von den Begebniſſen ſeiner Freunde melde, und Geſtr erzählte nun viel Kurzweiliges bis zum Abend. Am folgenden Morgen ließ der König ihn wieder rufen und ſprach zu ihm: „Nicht kann ich ſo recht aus deinem Alter kommen, wie du ſo alt ſein könneſt, um bei dieſen Ereigniſſen gegenwärtig geweſen zu ſein; darum erzähle nun eine andere Saga, damit wir über dieſe Dinge beſſer aufgeklärt werden!" „Das wuſte ich voraus," verſetzte Geſtr, „daß ihr noch andre Sagan von mir würdet hören wollen, wenn ich euch von dem Golde geſagt." Geſtr erzählte nun weiter, wie er wieder nordwärts nach Dänemark gezogen und ſich da, nach ſeines Vaters Tode, auf ſeinem Erbe niedergelaſſen. Bald nachher hab' er Sigurds und der Gjukungen Tod erfahren. Auf des Königs Frage, wie Sigurd geſtorben, erzählt er nun auch davon und willfahrt auch noch der Bitte der Hofleute, ihnen zu ſingen, was Brynhild nach ihrem Tode geſungen. Es iſt dieß das Lied von Brynhilds Todesfahrt, das weniger vollſtändig auch in der Völſungenſaga ſteht und ſich dem Kreiſe der Eddalieder von Sigurd anſchließt. Geſtrs Erzählung gibt überhaupt einen Abriß der Sigurdsſage, mit eingeſtreuten Liederſtrophen, im Ganzen mit der Völſungenſaga übereinſtimmend, aber doch auch mit mehrerem Eigenthümlichen.

---

[1] Brögd, n. pl. dolus, impostura.

[2] Vgl. Färöiſke Qväder, Indledn. 41 f.

Noch immer mehr wollen die Hofleute von dieſen Geſchichten hören. Der König aber meint, daß es nun davon genug ſei, fragt jedoch weiter: „Warſt du bei Lodbroks Söhnen?“ „Kurze Zeit war ich bei ihnen,“ ſagte Geſtr; „ich kam zu ihnen, als ſie nach Romaborg zu ziehen gedachten.“ Es folgt nun die Geſchichte von dem Wanderer mit den durchlaufenen Eiſenſchuhen, der ſie zur Umkehr veranlaßt. König Olaf bemerkt darüber, das müſſe ein Geiſt, von Gott geſandt, geweſen ſein, der ſie ſo ſchnell ihren Entſchluß zu ändern bewogen habe, um nicht die heiligſte Stadt Rom ihren Verheerungen auszuſetzen.

Noch fragte der König den Fremdling: „Bei welchem der Könige, zu denen du gekommen, hat es dir am beſten gefallen?“ Geſtr antwortete: „Am meiſten Freude fand ich bei Sigurd und den Giukungen; bei Lodbroks Söhnen aber konnte man am meiſten leben, wie man wollte; bei Erik in Upſala war am meiſten Glück; aber von allen vorgenannten Königen wandte Harald Schönhaar den gröſten Eifer auf Hofſitten. Ich war auch bei König Hlödver (Ludwig?) in Saxland und da wurde ich primſignet, denn ich konnte anders nicht dort ſein, weil ſehr auf das Chriſtenthum gehalten wurde, und da bedünkte michs am allerbeſten.“

Nachdem Geſtr dem Könige auf ſeine Fragen noch Vieles erzählt, ſprach er zuletzt: „Ich muß euch nun auch melden, warum ich Nornageſtr genannt bin. Ich wurde bei meinem Vater an dem Orte, der Gräningr heißt, aufgezogen. Er war reich an Geld und hielt ſtattliche Wohnung. Da fuhren im Lande weiſſagende Weiber, die man Völen nannte, umher und ſagten den Leuten ihr Alter voraus; darum lud man ſie zu ſich, ſtellte ihnen Gaſtmähler an und beſchenkte ſie beim Abſchied. Mein Vater that auch ſo, ſie kamen zu ihm mit großer Begleitung und ſollten mein Schickſal weiſſagen. Ich lag in der Wiege und über mir brannten zwei Kerzenlichter. Sie ſprachen da zu mir, es ſolle mir großes Glück zu Theil werden, weit mehr, als meinen Eltern und Verwandten oder andern Häuptlingsſöhnen im Lande. Dieſer Weiber waren drei. Die jüngſte Norne glaubte ſich von den beiden andern zurückgeſetzt, weil ſie bei einer ſo wichtigen Weiſſagung nicht von ihnen befragt worden war. Es war auch eine Schaar unruhiger Leute da, die ſie von ihrem Sitze ſtießen, ſo daß ſie zur Erde fiel. Darüber wurde ſie ſehr aufgebracht und rief den andern laut und zornig zu, ſie möchten mit dieſen guten Weiſſagungen einhalten. „Ich will ihm das zutheilen“, rief ſie, „daß er nicht länger leben ſoll, als die Kerze brennt, die neben dem Knaben angezündet iſt.“ Da nähm die älteſte Wöle die Kerze, löſchte ſie aus und hieß meine Mutter ſie verwahren und nicht eher anzünden, als an meinem letzten Lebenstage. Darnach zogen die Weiſſagerinnen fort, banden die junge Norne und führten ſie ſo mit ſich; mein Vater aber gab ihnen beim Abſchied reiche Geſchenke. Als ich erwachſen war, gab mir meine Mutter dieſe Kerze zu verwahren und ich habe ſie noch bei mir.“ Der König fragte hierauf: „Warum fuhreſt du jetzt hieher zu uns?“ Geſtr antwortete: „Ich erwartete von euch irgend ein Glück, da ihr vor mir von guten und weiſen Männern ſehr gerühmt worden ſeid.“ Der König ſagte: „Willſt du jetzt die heilige Taufe empfangen?“ Geſtr erwiderte: „Das will ich thun nach eurem Rathe.“ So geſchah auch, der König nahm ihn in ſeine Gunſt auf und machte ihn zu ſeinem Hofmann. Geſtr war ſehr gottesfürchtig und folgte wohl den Königsſitten, auch ſonſt war er bei den Leuten beliebt. Eines Tags fragte der König ihn: „Wie lange willſt du noch leben, wenn es auf dich ankommt?“ Geſtr antwortete: „Kurze Zeit fortan, wenn Gott ſo will.“ Weiter ſprach der König: „Wie wird es nun gehen, wenn du deine Kerze vorholſt?“ Geſtr nahm die Kerze aus ſeinem Harfengeſtell. Der König hieß ſie anzünden, und da dieß geſchehen, brannte ſie raſch. „Wie alt biſt du jetzt?“ fragte der König. „Dreihundert Winter,“ war die Antwort. „Alt biſt du,“ ſagte der König. Geſtr legte ſich nun nieder und bat um die Ölung. Der König ließ ſie ihm geben, und als es geſchehen, war wenig von der Kerze noch unaufgebrannt. Man fand nun, daß der Tod ihm nahte und im Augenblicke, da die Kerze verbrannt war, ſtarb auch Geſtr. Allen ſchien ſein Tod merkwürdig; der König hielt auch viel auf ſeine Sagan und hielt für wahr, was Geſtr von ſeinem Alter erzählt hatte. Hiemit ſchließt die Erzählung von Nornageſtr.

Fragen wir nun, wer der räthſelhafte Alte war, der Jahrhunderte hindurch bei und mit den heidniſchen Sagenkönigen umherzog, dann ſich primſignen, taufen und am Ende mit der letzten Ölung verſehen ließ, ſo muß noch einmal der alte Odin genannt werden. Den Beweis geben uns andre Sagan nahe zur Hand. Snorros Heimskringla

(I, 288 f.) enthält im Cap. 70 der Olaf-Tryggvasonsſaga folgende Erzählung:

Es iſt geſagt, daß, als König Olaf beim Gaſtgebot auf Augvaldsnäs war, eines Abends ein alter Mann zu ihm kam, der einen herabhängenden Hut aufhatte und einäugig war; er ſprach ſehr verſtändig und wuſte von allen Landen zu ſagen. Der König hatte großes Gefallen an ſeinen Reden und fragte ihn nach vielen Dingen, der Gaſt aber (gesturinn) wuſte auf alle Fragen zu antworten und der König ſaß lange den Abend über bei ihm. Er fragte den Mann, ob er wiſſe, wer der Augwald geweſen, von dem die Landſpitze und der Ort den Namen habe. Der Gaſt wuſte hierüber wohl Beſcheid zu geben und bezeichnete auch den Grabhügel dieſes alten Königshelden. Solches und viel Andres berichtete er dem König Olaf von den Königen voriger Zeit und andern alten Geſchichten. Als ſie nun weit in die Nacht beiſammen geſeſſen waren, erinnerte der Biſchof den König, daß es Zeit wäre, ſchlafen zu gehen, was auch der König that. Sobald er aber entkleidet war und ſich niedergelegt hatte, ſetzte ſich der Gaſt auf den Schemel vor ſeinem Bette und ſprach noch lange mit ihm und ein Wort ſchlug das andre. Da ſagte der Biſchof zum König, nun wär' es Zeit, zu ſchlafen. Der König that dem gemäß und der Gaſt gieng hinaus. Bald hernach erwachte der König, fragte nach dem Gaſte und befahl, ihn wieder herzurufen. Den Gaſt aber fand man nirgends. Am Morgen darauf ließ der König den Koch und den Schenken rufen und fragte ſie, ob irgend ein unbekannter Mann zu ihnen gekommen ſei. Sie antworteten, als ſie die Speiſe zubereiten ſollten, ſei ein Mann zu ihnen gekommen und habe geſagt, ſie richten ſchlechtes Fleiſch für den Tiſch des Königs zu; dann hab' er ihnen zwei feiſte Ochſenſeiten gegeben und dieſe haben ſie mit dem andern Fleiſche geſotten. Der König hieß Alles zuſammen wegwerfen, dieſer Gaſt ſei kein Menſch geweſen; es müſſe Odin geweſen ſein, an den die Heiden lange geglaubt. Auch fügte er hinzu, Odin ſolle nie mehr ſoweit kommen, ihn zu betrügen.

Dennoch iſt es dem wunderlichen Gaſte gelungen, noch dem Nachfolger dieſes Königs, Olaf dem Heiligen (bis 1030) nahe zu kommen. Im Leben des letztern finden ſich davon zwei Erzählungen (Sagabibl. II, 116 ff.):

Eines Abends, als König Olaf auf Sarpsborg ſaß, kam ein unbekannter, wohlgewachſener Mann zu ihm und nannte ſich Loke-Tokeſen, einen Sohn von Tokeſen dem Alten. Dieſer Loke war ſtille, trank nicht viel und wurde wohl gelitten; er war ſehr verſtändig und der König fand Unterhaltung daran, ihm zuzuhören. Eines Tags fragte der König ihn, wie alt er ſei. Der Mann antwortete, es ſei ihm beſtimmt, zwei Menſchenalter zu leben; und die Zeit ſei nun bald vorbei. Olaf ſagte, da werd' er ſich wohl der Könige Half und Hrolf Kraki erinnern können. Jener erwiderte, er ſei bei beiden geweſen; und der König fragte weiter, welcher von Beiden der kühnſte geweſen. Toke erzählte nun, als er weit umher gereiſt, die gröſten Häuptlinge zu beſuchen, ſei er auch zu König Hrolf gekommen und habe ſich den Winteraufenthalt bei ihm erbeten. Der König habe geantwortet, er karge nicht mit ſeiner Speiſe, und habe ihm ſeinen Platz da angewieſen, wo er Einen vom Sitze wegbringen könne; doch habe der König den Andern verboten, nicht mit dem Fremden zu ringen. Toke ſei nun zuerſt zu Bödvar Bjarki gegangen, hab' ihn an den Händen genommen, ſeine Füße gegen den Bankſchemel geſtemmt und mit aller Macht gezogen. Bjarki ſei roth und bleich geworden, aber nicht von der Stelle gerückt. Hjaltin den Hochgemuthen (hugprudi) habe er bis an das Ende der Bank gebracht, aber nicht weiter; Hvitſärk den Scharfen aber und die Übrigen hab' er vom Platze aufgezogen und ſich über ſie geſetzt. Dort habe er nun den Winter zugebracht und ſich auf's Allerbeſte befunden. Im Sommer reiſte er weiter und kam zum König Half, der ihm auf dieſelbe Weiſe, wie Hrolf, ſeinen Sitz anwies. Er rückte nun zuerſt an Utſtein Jarl, dann an Inſtein, Hrock dem Schwarzen, Björn, Bard und allen den Übrigen, ohne einen Einzigen von der Stelle zu bringen, und muſte ſich zu unterſt ſetzen. König Olaf fragte, ob er getauft ſei. Toke antwortete, er ſei primſignet, aber nicht getauft, weil er beſtändig zwiſchen Chriſten und Heiden umher gereiſt, doch glaube er an den weißen Chriſt und ſei zu König Olaf gekommen, um etwas mehr von demſelben zu hören. Toke wurde darauf getauft und ſtarb in weißen Kleidern.

Die andere Erzählung, denſelben König betreffend, iſt dieſe:

Kurz, nachdem Olaf der Heilige Aſtrid, die Tochter des Schwedenkönigs, geheirathet hatte, zog er zum Gaſtgebot nach der Landſchaft Vigen. Da kam eines Abends ein unbekannter Mann zu ihm, den Hut auf dem Kopf, bärtig und häßlich; er nannte ſich Geſt. Als der König zu Bette gieng, rief er den Mann zu ſich und fragte ihn, ob er irgend etwas zur Kurzweil wiſſe. Geſt war weiſe und von kühner Rede, er erzählte viel von den alten Königen. Dann fragte er den König Olaf: „Welcher von den Königen der alten Zeit möchteſt du am liebſten geweſen ſein, wenn die Wahl bei dir ſtände?“ „Ich möchte kein Heide geweſen ſein,“ antwortete Olaf, „weder ein König, noch ein andrer Mann.“ „Das iſt richtig,“ ſagte Geſt, „du hätteſt nicht Urſache, zu wünſchen, daß du ein Andrer wäreſt, als du biſt; aber ich frage nur, welchem von den alten Königen du am liebſten gleichen möchteſt.“ Olaf antwortete: „Dem König Hrolf Kraki, doch ſo, daß ich dabei ein Chriſt bliebe.“ „Warum,“

fragte Geſt, „möchteſt du nicht lieber dem Könige gleichen, der in jedem Streite den Sieg hatte, der in allen Fertigkeiten ſo erfahren war, daß Keiner ihm gleichkam, der Andern Sieg verleihen konnte und zu ſingen verſtand, wie Andre zu reden[1]?“ Da erhob ſich Olaf im Bette, nahm das Gebetbuch, das neben ihm lag, und wollte es Geſt an den Kopf ſchlagen. „Du ſelbſt,“ rief er, „möchte ich zuletzt ſein, du ſchlimmer Odin!“ Es wird geſagt, daß Geſt verſchwand; König Olaf aber lobte Gott.

Es fällt in die Augen, daß dieſe vier Erzählungen, die ſich auf zwei verſchiedene Könige vertheilen, nur viererlei Darſtellungen und Ausbildungen derſelben Sage ſind. Wirklich können wir auch ihre gemeinſame Grundlage in der ältern, heidniſchen Sagendichtung, worauf ſchon der Name Odin hindeutet, nachweiſen.

Die Hervörsſaga erzählt, wie wir früher (Nr. 2) beigebracht, im 15ten Capitel Folgendes:

Als Heidrek, Hervörs Sohn, in Reidgotland herrſchte, war dort ein mächtiger Herſe, mit Namen Geſtr, zugenannt der Blinde. Er hatte dem König Heidrek die Schatzung vorenthalten und Dieſer ließ ihm deshalb entbieten, er ſolle kommen und ſich dem Spruche des Gerichtes unterwerfen; wo nicht, ſo ſolle die Schlacht entſcheiden. Keines von beiden gefiel dem Herſen und er beſchloß, dem Odin zu opfern, damit der ihm helfe. Eines Abends ſpät wurde nun an die Thüre geklopft; vor ihr ſtand ein Mann, der ſich gleichfalls Geſtr nannte. Sie fragten einander um die gangbaren Neuigkeiten und der Herſe Geſt eröffnete dem Fremden ſeine Noth. Dieſer erbot ſich, ſtatt ſeiner zum König zu ziehen. Sie wechſelten Ausſehen und Gewand und der Fremdling Geſt machte ſich auf den Weg nach Aarheim, dem Sitze des Königs. Hier trat er in die Halle und grüßte den König. „Willſt du,“ ſprach Letzterer zürnend, „dich dem Urtheile meiner rechtskundigen Männer unterwerfen?“ Geſt fragte hierauf, ob es nicht mehrere Weiſen gebe, ſich zu löſen. „Es gibt deren,“ erwiderte der König; „du ſollſt Räthſel aufgeben, die ich nicht errathen kann, und dir damit Frieden erkaufen.“ Geſt zog dieſes dem Gerichtswege vor. Es wurden nun zwei Stühle herbeigebracht, auf die ſie ſich niederließen, und die Leute waren in froher Erwartung, weiſe Worte zu hören.

Geſt legte hierauf dem König eine Reihe von Räthſeln vor, die Heidrek alle errieth. Die letzte dieſer Fragen jedoch war die, was Odin Baldurn ins Ohr geſagt, bevor Dieſer auf den Scheiterhaufen getragen ward. „Niemand kann das wiſſen, als du ſelbſt,“ rief der König zornentbrannt, entblößte das ſchwert Tyrfing und wollte nach Geſt hauen. Aber Dieſer, der eben Odin war, verwandelte ſich plötzlich in einen Falken und entflog durch's Fenſter.

---

[1] Vgl. Grimm, Altdäniſche Heldenl. S. XVII.

Die Räthſel und ihre Löſung enthält das der Hervörsſaga einverleibte Lied: Getspeki Heidreks konungs, Räthſelweisheit König Heidreks. Mehrere dieſer Räthſel tragen, wie damals (S. 132 ff.) gezeigt wurde, das Gepräge alterthümlicher Naturanſchauung oder beziehen ſich auf beſtimmte mythologiſche Gegenſtände. Es hat uns aber auch die ganze Anlage des Räthſelliedes unverkennbare Ähnlichkeit mit mehreren Mythenliedern der Edda gezeigt, in welchen Odin als Wandrer unter den Namen Gangradr (gressum moderans s. dirigens), Grimnir (personatus), Vegtamr (viæ adsuetus), bald einen König, bald einen Rieſen, bald eine Völe in der Unterwelt aufſucht, um Räthſelfragen vorzulegen, Weisheit zu prüfen und zu erkunden; nur daß die Fragen der Mythenlieder die Götterwelt und die Weltſchickſale betreffen, die Räthſel Geſts aber mehr mit Naturbildern und menſchlichen Dingen ſich beſchäftigen. Zugleich iſt bemerkt worden, daß der Name Geſtr nur auf den, als Wandrer ankommenden Odin (wie die ähnlichen Gangradr, Vegtamr), nicht auf den Herſen, der zu Hauſe bleibt, paſſen und der Beiname des Blinden (Gestr blindi), für den Herſen unerklärt, ſich gleichfalls für den einäugigen Odin eigne. [Schr. 6, 305. K.]

Auf dieſer alten, tief in den Mythus hineinreichenden Grundlage beruhen nun die Erzählungen von demjenigen Geſtr, der zu den Königen Olaf kam und in denen der wunderbare Gaſt als Odin entweder ausdrücklich genannt oder doch nach dem dargelegten Zuſammenhange leicht zu erkennen iſt. Geſts Erzählungen betreffen zwar meiſt nur die Heldenſagen der heidniſchen Zeit; allein über ſeinen nächtlichen Geſprächen mit dem Könige liegt ein gewiſſes Geheimnis und dem frommen Biſchof erſcheinen dieſe Unterhaltungen ſeines Herrn bedenklich. Der alte Odin verſucht ſich mit ſeinem heidniſchen Wiſſen nun auch noch an den chriſtlichen Königen und die Bedeutung der mythiſchen Sage hat ſich nun dahin gewendet, daß Erinnerungen und Anwandlungen des Heidenthums, in der Perſon Odins, ſich an jenen Bekehrern des Nordens ſelbſt verſuchen. Man muß dabei vor Augen haben, daß die alten Götter, von denen man ſich abkehrte, darum doch nicht für bloße Geſchöpfe der Einbildungskraft erklärt wurden, ſondern für böſe Geiſter, welche ſich die Herrſchaft über die Menſchen angemaßt hatten und fortwährend darnach trachteten. Dieß lag nicht nur der Denkweiſe der Bekehrten am nächſten, ſondern es war auch die Anſicht der Kirche. Der Pabſt Nicolaus I ſchrieb im Jahre 858 an Erich, König von Dänemark: Desine ergo idola colere et dæmonibus jam servire desiste! Omnes enim dii gentium, dicente Psalmista, dæmonia (Münter S. 579). [Schriften 1, 158 f. K.]

Die einfachſte und damit der alten Anlage am nächſten kommende unter den viererlei Erzählungen iſt offenbar die zuletzt vorgetragene, wenn ſie gleich auf den ſpätern König, Olaf den Heiligen, bezogen iſt. Hier fragt Geſt, der, wie Odin immer, mit Hut und langem Bart erſchienen, den König am Ende, warum er nicht am liebſten dem Könige gleichen möchte, der ſtets den Sieg ſelbſt hatte und Andern ſchenken konnte, der in keiner Fertigkeit erreicht war, der ſprach, wie Andre ſangen. Damit nähert ſich die Sage am meiſten jenen alten Wettgeſprächen über Glaubensſachen. Der Schluß aber iſt ganz entſprechend dem von Getſpeki, nur daß der König nach Odin, den er beim Namen nennt, nicht mit dem Schwerte, ſondern chriſtlicher mit dem Gebetbuche ſchlägt.

Dieſer Darſtellung zunächſt ſteht die der Olaf-Tryggvaſonsſaga. Hier weiſt das Bedenken des Biſchofs über die Unterredungen des Königs mit dem unheimlichen, einäugigen Gaſte, wenn auch gleich ſie Anfangs nur von den alten Königen handelten, noch auf die rechte Bedeutung hin. Der König merkt auch am Ende ſelbſt, daß es Odin geweſen, der ihn betrügen wollen. Nur daß Odin Fleiſch zur Küche liefert, erſcheint als ein fremdartiger Zuſatz.

Dagegen hat in der Nornageſtsſaga und in der erſten Erzählung von Olaf dem Heiligen die Sage eine ganz andre Richtung erhalten, indem ſie zu einer Bekehrungsgeſchichte geworden iſt. In beiden Darſtellungen wird der primſignete Gaſt bei dem frommen Könige getauft, bleibt dann an dem chriſtlichen Hofe und ſtirbt den Tod des Chriſten. Die Berichte aus der Heidenzeit aber ſind mehr nur ein Gegenſtand der geſelligen Unterhaltung, als daß ſich in ihnen ein beſtimmter Gegenſatz zu dem neuen Glauben äußerte. Die Erzählung von Olaf dem Heiligen iſt übrigens auch in der veränderten Richtung, bei der Odin, ſonſt die Hauptperſon, ausfällt, noch kurz und einfach. Die Nornageſtſaga hingegen verbreitet ſich ausführlich in dieſer, dem urſprünglichen Sinne entfremdeten Richtung und fügt noch weitere Sagenbeſtandtheile hinzu.

Dahin gehört beſonders Dasjenige, was den Gaſt zum Nornageſt macht, die Beſtimmung ſeines Alters und Geſchicks durch die drei an ſeiner Wiege erſcheinenden Weiſſagerinnen und die Abhängigkeit ſeiner Lebensdauer von der verhängnisvollen Kerze. Auffallend iſt hiebei die Ähnlichkeit mit der griechiſchen Sage von Meleager. Dieſer war noch wenige Tage alt, als die drei Parcen (Moiren) zu dem Bette ſeiner Mutter traten. Die eine verkündigte, er werde tapfer, die andre, er werde großmüthig ſein; die dritte, er werde ſo lange leben, als der eben jetzt auf dem Herde liegende Brand vom Feuer nicht verzehrt ſei. Seine Mutter hob dieſen Brand ſorgfältig auf. Als ſie aber in der Folge erfuhr, daß Meleager ihre Brüder erſchlagen habe, eilte ſie im Drang der Rache mit dem Brande nach dem Feuer und ließ ihn von demſelben verzehren. Meleager ſtarb nun ſchnell hinweg[1]. Ob dieſe Sage etwa auf gelehrtem Wege nach dem Norden gekommen, oder ob Nornageſts Kerze der natürlichen Vergleichung zwiſchen dem ſterbenden Menſchen und einer erlöſchenden Flamme die Entſtehung verdankt (Sagabibl. II, 115), mag dahingeſtellt bleiben. Iſt aber dieſer Beſtandtheil der Sage auch von außenher gekommen, ſo hat er doch in den altnordiſchen Vorſtellungen einen Anhalt gefunden. Den griechiſchen Moiren entſprechen die ſkandinaviſchen Nornen. Dieſer Name, die jüngſte Norne (hin yngsta nornin), wird in der Saga wenigſtens einer der weiſſagenden Frauen gegeben. Wir wiſſen aus der Götterlehre, daß die drei großen Nornen die Zeit- und Schickſalsgöttinnen des Nordens ſind, die, am Urdarbrunnen wohnend, jeden Tag die Welteſche begießen. Wenn von ihnen diejenigen unterſchieden werden, welche ſich bei eines Kindes Geburt einfinden und ihm Lebenszeit und Geſchick zutheilen, ſo ſind dieß im Grunde nur verſchiedene Äußerungen derſelben Macht, die bald das Schickſal der Welt, bald das der einzelnen Menſchen beſtimmt. So hörten wir, wie bei des Völſungen Helgi nächtlicher Geburt die Nornen erſchienen, ihn begabten, der kühnſte und beſte der Könige zu werden, goldne Schickſalsfäden woben und ſie mitten unterm Mondesſaale feſtigten. Daß nun dieſe

---

[1] Nitſch, Mytholog. Wörterbuch 1331 f. nach Apollodor und Hygin.

Gedankenweſen in der Art in die Wirklichkeit traten, daß man irdiſchen Weiſſagerinnen im nordiſchen Alterthum den Namen Nornen beilegte, dafür weiß ich außer der Nornageſtsſaga keinen Beleg anzuführen. In dieſer jedoch wird den drei Frauen an Geſts Wiege noch ein andrer Name, Völen (völvur), gegeben, unter dem auch nach anderwärtigen Zeugniſſen weiſſagende Weiber im Norden zu finden waren. Zwar hat auch der Göttermythus ſeine Völen, Valan, wie ſeine Nornen: wenn dieſe die Zeit und das Schickſal weben, ſo verkündigen es die Valan; ſie weiſſagen von den Weltſchickſalen und deuten die Träume, von denen die Himmliſchen geängſtigt werden. Aber auch irdiſcher Weiſe, noch in chriſtlicher Zeit, ziehen Völen umher und werden über die Zukunft des Landes oder der Einzelnen befragt. Eine der hiſtoriſchen Sagan, die von Erik dem Rothen, gibt eine genaue Beſchreibung einer ſolchen irdiſchen Völa[1] (Finn Magn. Edd. I, 6 bis 10[2]). Thorkild, Häuptling der norwegiſch-isländiſchen Anſiedler auf Grönland, ſuchte bei einer ſolchen Beſcheid. Da heißt es denn:

„Die Weiſſagerin Thorbjörg, genannt die kleine Vala, pflegte zur Winterzeit auf Gaſtgeboten umherzuziehn, wozu ſie von denen eingeladen war, welche Luſt hatten, ſich über ihr künftiges Schickſal zu unterrichten. Da Thorkild einer der Vornehmſten im Lande war, ſo ſchien ihm obzuliegen, Kunde darüber zu ſuchen, wann die damals herrſchende Theuerung aufhören werde. Er lud alſo die Weiſſagerin ein, nachdem er Alles aufs Prächtigſte zugerüſtet, wie man einen ſolchen Gaſt zu empfangen pflegte. Ein Sitz wurde für ſie auf einer Erhöhung zugerichtet und darauf lag ein Polſter, mit Hühnerfedern gefüllt. Inzwiſchen wurde ein Mann ausgeſchickt, um ihr entgegenzugehen, und mit ihm kam ſie am Abend in folgendem Aufzug an: ſie trug einen blauen Mantel, von oben bis unten mit Steinen beſetzt, ein Band von Glasperlen um den Hals, eine Mütze von ſchwarzem Lämmerfell, mit weißem Katzenfell gefüttert. In der Hand hatte ſie einen Stab mit Meſſingbeſchläg und einem mit Steinen beſetzten Knopf. Um den Leib trug ſie einen hunniſchen Gürtel, wovon eine große Taſche niederhieng, in der ihr Zaubergeräth verwahrt war. Sie hatte Schuhe von rauchem Kalbleder, mit langen Riemen und Kupferknöpfen feſtgemacht. Ihre Handſchuhe waren außen von ſchwarzem Pelze, inwendig von weißem Katzenfell. Sie wurde von Allen ehrerbietig begrüßt, beantwortete aber dieſe Grüße ſo, wie es, nach ihrem Dafürhalten, Jedem der Anweſenden beſonders gebührte. Thorkild ſtellte ſich auf ihre rechte Seite und führte ſie zu dem erhöhten Sitze; auch bat er ſie, das Haus und die Leute des Hauſes in Augenſchein zu nehmen. Sie ſprach nur wenig. Am Abend wurden die Tiſche gedeckt und folgende Speiſen ihr vorgeſetzt: ſüßer Brei von Geißmilch und ein Gericht von den Herzen verſchiedener Thiere. Sie bediente ſich eines Meſſinglöffels und eines Meſſers, deſſen Schaft von Wallfiſchzahn, mit Kupfer beſchlagen war; die Spitze aber war abgebrochen. Nachdem die Tiſche fortgenommen waren, trat Thorkild vor und fragte ſie, was ſie um das Haus und die hier verſammelten Leute bedünke, ſowie auch, wie bald ſie ihn über die Dinge belehren könne, worüber ſie befragt und was ſie Alle gerne zu wiſſen wünſchten. Sie antwortete, das könne nicht vor dem nächſten Tage geſchehen, nachdem ſie erſt eine Nacht im Hauſe zugebracht. Frühmorgens (nach Andern: gegen den Abend des folgenden Tags) wurde Alles ſo zubereitet, wie die magiſchen Vorrichtungen es erheiſchten. Sie begehrte, daß einige Frauensperſonen dabei einen Geſang ſingen ſollten, der Vardlokur (Wachtkreis oder Kreisgeſang) genannt werde, aber es fand ſich Niemand, der ihn konnte. Als man nun ausſandte, um eine ſolche Frauensperſon aufzuſuchen, ſagte Gudrid, ein anweſendes junges Mädchen: „Ich bin weder eine kluge Frau, noch eine Weiſſagerin; aber meine Amme Halldis lehrte mich doch in Island einen Sang, der denſelben Namen hat.“ Thorkild antwortete: „Da kannſt du mehr, als wir glaubten.“ Sie ſagte: „Dieſer Sang und die dazu gehörenden Geberden ſind von der Art, daß ich ſie nicht ausführen kann, da ich eine Chriſtin bin.“ Thorbjörg erwiderte: „Hierin kannſt du uns unbeſorgt dienen, ohne daß dein Glaube Gefahr läuft.“ Inmittelſt ließ Thorkild Alles in Stand ſetzen, was zu der Feierlichkeit erforderlich war, und bat Gudrid inſtändig, dem Begehren zu entſprechen, ſo daß ſie ſich auch endlich bewegen ließ. Thorbjörg ſetzte ſich da auf den Zauberſtuhl, umgeben von einem Kreiſe von Frauen; Gudrid aber trug den Sang mit ſo ſtarker und klarer Stimme vor, daß die Anweſenden zugeſtanden, ſie hätten nie zuvor einen ſo ſchönen Geſang gehört. Die Wahrſagerin war auch ſehr wohl damit zufrieden, dankte ihr und gab zu verſtehen, daß ſie jetzt viel erfahren habe über den Gang der Krankheit und der Witterung. „Jetzt,“ ſagte ſie, „iſt mir Vieles geoffenbart, wovon weder ich, noch Andre zuvor wuſten. Die gegenwärtige Hungersnoth wird nicht lange dauern, Überfluß an Allem wird mit dem Frühjahre zurückkehren; ſelbſt die Krankheiten, welche dieſe Gegend geplagt haben, werden bald ganz verſchwinden. Dir, Gudrid, will ich den Dienſt vergelten, den du uns erwieſen haſt, denn dein Schickſal, das ich jetzt ſehr genau kenne, iſt herrlicher, als irgend Jemand jetzt glauben möchte. Hier in

---

[1] Wie ſie Walter Scott nicht ſorgfältiger geben könnte, der auch ſelbſt im Piraten eine ſhetländiſche Norna aufführt. Vgl. Lex. myth. 259.

[2] Vgl. Sagabibl. I, 293 f. 353. II, 494. 531. 610. Niflunga Saga C. 328. S. 25.

Grönland wirſt du mit einem ſehr anſehnlichen Manne verheirathet werden; dieſe Ehe wird jedoch nicht lange dauern, da es beſtimmt iſt, daß du nach Island zurückkehreſt und die Stammmutter eines zahlreichen und blühenden Geſchlechtes werdeſt, welches von herrlichem Glanz umſtrahlt werden ſoll. Jetzt wünſch' ich dir, meine Tochter, alles Gute und ſage dir Lebewohl.“ Hierauf giengen Alle, der Eine nach dem Andern, hin zu der Wahrſagerin und fragten über das, was Jeder beſonders von zukünftigen Dingen zu wiſſen wünſchte, worauf ſie deutliche Antwort abgab. Bald wurde ſie nach einem andern Hofe in derſelben Abſicht eingeladen. Da kam (der chriſtliche) Thorbjörn zurück, denn er hatte ſich wegbegeben, weil er bei der Ausübung eines ſolchen heidniſchen Aberglaubens nicht zugegen ſein wollte. Die Witterung beſſerte ſich vollkommen mit dem herannahenden Frühjahr, wie Thorbjörg vorausgeſagt hatte.

Die wichtigſte Veränderung aber, welche die Sage von Geſtr in der Nornageſtsſaga und der ihr verwandten Erzählung von Olaf dem Heiligen erfahren hat, bleibt immer die, daß ſie, wie ſchon bemerkt, zu einer Bekehrungsgeſchichte geworden iſt. Daß Geſtr mit den alten heidniſchen Königen bekannt war, kommt auch in den beiden andern Darſtellungen vor; aber daß er nun den chriſtlichſten König des Nordens aufſucht, um bei ihm getauft zu werden und chriſtlich zu ſterben, damit geht die Sage in eine neue Bedeutung über, welche gleichwohl in ihr nicht ſo tief aufgefaßt iſt, als in folgender, der ältern (vorſnorroiſchen) Saga von Olaf Tryggvaſon angehöriger Erzählung (K. Olaf Tryggvaſ. Saga, overſ. af Rafn II, 137 ff., C. 201: Om Svend og hans Sön Find):

„Es findet ſich in Büchern geſchrieben, daß in des Jarls Hakon Sigurdsſohns Tagen nördlich oben in Throndheim ein Mann mit Namen Svend lebte. Er war reich und von vornehmem Geſchlecht, ſtill und ſanftmüthig daheim, aber ſtreitig und ſtolz gegen ſeine Obern, wenn ihm Etwas misbehagte. Er opferte den heidniſchen Göttern, nach ſeiner Eltern und Verwandten Gebrauch, wie alle Leute damals in Norwegen thaten. Er hatte auf ſeinem Hofe ein großes und anſehnliches Götterhaus; darin waren viele Götterbilder, aber doch verehrte Svend am meiſten Thor; er ſtand auch in Freundſchaft mit Hakon Jarl, wie andre Opferer. Seine Söhne hießen Svend und Find. Svend glich ſeinem Vater in Sinnesart, Find aber war ſehr eigenſinnig und zänkiſch, miſchte ſich oft in Andrer Zwiſtigkeiten und ſprach hoch herab, manchmal aber ſo ſchweigſam, daß man nicht ein Wort aus ihm herausbringen konnte, überhaupt in ſeiner Denkweiſe ſehr wunderlich. Man traute ihm darum nicht viel Verſtand zu. Er hielt auch wenig auf ihren Glauben, denn wenn er, was ſelten geſchah, in ſeines Vaters Götterhaus kam, pries er die Götter nicht, ſondern ſpottete ihrer bei jedem Wort, nannte ſie ſchieläugig und beſtäubt und ſagte, ſie können Andern nicht helfen, da ſie nicht ſo viel Kraft hätten, ſich ſelbſt den Staub abzuwiſchen. Oft ergriff er ſie und warf ſie von ihren Plätzen; ſein Vater aber ſagte ihm, das werde ſeinem Glück im Wege ſtehen, daß er ſich ſo ſchlecht gegen ſie benehme, da doch Thor ſo viele und preiswerthe Thaten verrichtet, durch Berge gefahren, Felſen entzwei gebrochen, Odin aber über dem Siege der Männer gewaltet. Find antwortete: „Da gehört geringe Kraft dazu, Steine und Felsſtücke zu zerbrechen und derlei Arbeit auszuführen, oder Sieg zu geben, wie Odin, durch Trug und nicht durch Kraft; mich aber bedünkt, daß der mächtig iſt, der im Anfang die Berge hergeſetzt hat, die ganze Welt und das Meer; was wiſſet ihr von dem zu ſagen?“ Davon wuſte der Vater nicht viel zu erzählen. Eines Winters um Julzeit, da die Leute zum Trinktiſch gekommen waren, ſagte Find: „Weit umher werden nun dieſen Abend Gelübde gethan, an Orten, wo nicht beſſer zu ſein iſt, als hier; nun thu' ich das Gelübde, daß ich dem Könige dienen werde, der der Höchſte und in jeder Hinſicht Andern vorzuziehen iſt.“ Das deuteten die Leute verſchieden. Einige ſagten, Hakon Jarl ſei der vornehmſte Häuptling in nordiſchen Landen und dem werde Find dienen wollen. Find ſagte, er wiſſe wohl zu unterſcheiden zwiſchen einem König und einem Jarl. Andre, die übler gegen ihn geſinnt waren, ſagten, er zeige ſeinen Unverſtand in dieſer Antwort, wie im Gelübde ſelbſt. Nach dem Jul rüſtete ſich Find zur Abreiſe. Sein Vater fragte ihn, wohin er gedenke. Find ſagte: „Das weiß ich nimmermehr, wohin ich fahren werde; aber aufſuchen will ich einen König, dem ich zu dienen gedenke und doch allein auf die Weiſe, daß ich mein Gelübde nach jeder Hinſicht erfülle.“ Er fragte dann, ob ſein Bruder Svend mit ihm ziehen wolle. Dieſer wollte nicht. „Das iſt auch gut,“ ſagte Find, „daß du dem Vater behülflich ſein willſt, über unſrer Habe zu wachen, bis ich zurückkomme.“ Der Vater ſagte: „Wünſcheſt du, daß ich dir einige Männer zum Gefolge und Geld mit auf die Reiſe gebe?“ „Nein, gar nicht,“ antwortete Find, „denn nicht würde ich Verſtand haben, für mehrere Männer zu ſorgen, da ich nicht Verſtand habe, für mich ſelbſt zu ſorgen, wie Manche ſagen und ich nicht läugne, daß es wirklich der Fall ſei.“ Darnach zog Find ſüdwärts den obern Weg durch die Uplande und kam nach Wigen, von wo er mit einem Schiffe nach Dänemark reiſte. Sobald er den Fuß an's Land geſetzt, gieng er allein vom Schiffe fort nach den Wäldern, in denen er lang umherirrte. Endlich kam er heraus zu einer Stelle, wo er einen Hirten traf. Sie ſetzten ſich nieder und ſprachen mit einander. Find fragte, ob bewohnte Gegend in der Nähe ſei. Der Hirte bejahte das. Darauf fragte Find, ob der Hirte mit ihm die Kleider wechſeln wolle. Dieſer war gerne bereit und ſie thaten nun ſo.

„Was iſt hier in die Kleider gebunden?“ ſagte Find. „Das nennen wir Chriſten ein Kreuz,“ war die Antwort. „Biſt du ein Chriſt?“ fragte Find, „und was iſt es damit, wenn man ein Chriſt iſt?“ Der Hirte erzählte ihm davon, was er wuſte; aber Find erzählte ihm dagegen von Thor und Odin und ihren Thaten. Der Hirte ſagte: „Bald glaube ich, du willſt mich in der Rede irre machen; aber beſſer iſt, du geheſt zu unſrem Biſchof, der nicht weit von hier iſt, denn bei ihm wirſt du nicht mit Geſchwätz allein zurecht kommen und er wird dich über den Glauben deutlicher beſcheiden können, als ich.“ Find ſagte: „Was iſt das, ſo ihr Biſchof nennt? iſt es ein Menſch, oder ein andres Thier?“ Der Hirt antwortete: „Noch wird deine Rede nicht klüger; entweder biſt du ein großer Thor oder ein läppiſcher Menſch, oder du biſt nicht ſo einfältig, als du dich anläßſt; Biſchof nennen wir den Leiter und Vorſteher des heiligen Chriſtenthums.“ Find ſagte, zu dieſem wolle er vor Allem gehen. Er kam demnächſt zum Biſchof und grüßte ihn. Der Biſchof fragte, wer er ſei. Er ſagte, er ſei ein Norweger. „An wen glaubſt du?“ fragte der Biſchof. Find antwortete: „An Thor und Odin, wie andre Norweger.“ „Das iſt ein ſchlechter Glaube,“ ſagte der Biſchof, „und ich werde dich einen andern, beſſern Glauben lehren laſſen.“ Find verſetzte: „Das weiß ich erſt, wenn ich ihn höre, ob dieſer Glaube mir beſſer vorkommt; und warum willſt du dieſen Glauben mich lehren laſſen und mir ihn nicht ſelbſt weiſen?“ Der Biſchof übergab ihn einem Prieſter, der ihn den Glauben lehren ſollte. Aber Find verwickelte Alles vor dem Prieſter, ſo daß dieſer nichts ausrichten konnte und dem Biſchof ſagte, dieſer Mann ſei ſo einfältig und ihm ſo ſchwer etwas beizubringen, daß man auf keine Weiſe mit ihm vorankommen könne. „Mir ſcheint dieſer Mann nicht ſowohl einfältig, als wunderlich,“ ſagte der Biſchof und begann, ihn nun ſelbſt zu unterweiſen und ihm von den Wunderwerken des allmächtigen Gottes zu erzählen. Endlich ſagte Find: „Das iſt ganz anders, als ich zuvor hörte, daß keine Götter ſo mächtig ſeien, als Thor und Odin; aber jetzt entnehme ich das beſonders aus deinen Worten von dieſem Chriſt, den du verkündeſt, daß jeder Menſch, ſo viel er wollte, ihm entgegen thun mochte, ſo lange er auf der Welt war; aber nach ſeinem Tode wurde er ſo berühmt, daß er in die Hölle einfiel und der heidniſchen Götter Häuptling Thor band, und nachher konnte kein böſer Geiſt (Vatte) vor ihm Stand halten; darum ſcheint mir, daß er der König iſt, dem ich zu dienen gelobt habe, höher und heiliger, größer und mächtiger, als alle andre Könige, und darum werd' ich hinfort an ihn glauben und ihm dienen, wie ihr mich lehret.“ Der Biſchof ſagte: „Das iſt ganz richtig, nach dem Begriffe, den du von Gott gefaßt haſt, und nun zeigt es ſich, wie ich ſagte, daß du viel verſtändiger biſt, als du dich anläßſt.“ Find wurde da getauft und hielt ſeinen Glauben wohl und blieb einige Zeit in Dänemark.

Nachher (C. 203) zog er auch zum König Olaf Tryggvaſon und ſtarb bei dieſem. Der König ließ ihn zum Tode bereiten und ſtand ihm ſelbſt mit Sorgfalt bei.

Dieſe Erzählung, in ihrer gegenwärtigen Form ſchwerlich älter, als aus dem 14ten Jahrhundert, ſcheint auf geſchichtlichem Grunde zu beruhen (Sagabibl. III, 226), wenn gleich die Darſtellung ins Sagenhafte ſpielt und die heidniſche Götterverehrung nach ſpätern, chriſtlichen Begriffen allzu roh aufgefaßt ſein mag. Daß nun eben dieſe oder eine ähnliche Erzählung, wenn auch nur mittelbar, der Sage von Geſtr die veränderte Richtung gegeben habe, wodurch ſie zur Bekehrungsgeſchichte geworden iſt, kann nicht geradezu behauptet werden. Aber ſo viel iſt gewiſs, daß die chriſtliche Richtung erſt hier ihr rechtes und klares Ziel erreicht. Odin, der ſich noch in der zweiten Erzählung von Olaf dem Heiligen als den gröſten der Könige rühmt, muß weichen und es tritt ein höherer, heiligerer König hervor, deſſen Dienſte jetzt der Sohn des Nordens zuzieht.

Die Sage von Nornageſt war die geeignetſte, die Reihe der bisher dargeſtellten nordiſchen Heldenſagen zu beſchließen. In ihr und den zu ihr gehörigen Erzählungen gehen noch einmal die berühmteſten der alten Helden, Hrolf Kraki mit ſeinen Kämpen, Half und ſeine Recken, Starkadr, die Wölſungen, Ragnars Söhne, im Zauberſpiegel vorüber und der Heldenvater Odin verſchwindet als ein unheimlicher Nachtgeiſt.

Wir laſſen nun im Rückblick auf dieſe Sagenreihe einige allgemeinere Bemerkungen folgen:

1) über das Verhältnis der Heldenſage zur Götterſage;
2) über den gemeinſchaftlichen Charakter beider;
3) über die Organe dieſer ſkandinaviſchen Sagendichtung.

1. Über das Verhältnis der Heldenſage zur Götterſage.

Wir haben die Heldenſage vom Anfang als einen ergänzenden Theil des mythiſchen Weltganzen bezeichnet. Die Götterſage belehrt uns über die Schöpfung der Menſchen und über ihren Zuſtand nach dem Tode, die Heldenſage zeigt uns das Verhältnis zwiſchen Göttern und Menſchen während des irdiſchen Daſeins. Wir ſind der Bedeutung der höhern Mächte nur halb verſichert, ſo lang wir dieſe nicht in ihrer Einwirkung auf die menſchlichen Dinge erkennen, und umgekehrt wird uns die irdiſche Erſcheinung jener höhern Weſen ein Räthſel bleiben, wenn uns nicht der Blick nach dem Götterhimmel geöffnet iſt.

Vergegenwärtigen wir uns die mythiſchen Beſtandtheile der bisher dargeſtellten Heldenſagen, ſo erweiſt ſich weit vorherrſchend die Wirkſamkeit Odins. Die Menſchen ſind, wie früher dargethan wurde, vermöge ihrer geiſtigen Natur den Aſen zugeordnet. Der oberſte und geiſtig lebendigſte der Aſen aber, der gemeinſame Vater der Götter und Menſchen, iſt Odin und mit ihm ſtehen darum auch die erregteſten, rüſtigſten Menſchengeiſter, die Helden, im manigfachſten Verkehr.

Es iſt jedoch angemeſſen, etwas näher auf die Erſcheinung der verſchiedenen mythiſchen Weſenarten in der Heldenſage einzugehen.

Die Vanen mit den ihnen zugeordneten Lichtalfen, die freundlichen, ſonnigen Naturkräfte des Lichtes, der Wärme, der Fruchtbarkeit, können im gewaltig bewegten Heldenleben keine bedeutende Stellung einnehmen. Sie walten über die ruhigern Zuſtände des Feldbaus, des Fiſchfangs, der friedlichen Schifffahrt, des ehelichen Lebens. Sie werden mehr durch feſtliche Jahresopfer verehrt, als im Heldenſange gefeiert. Njörds und Freyrs konnten wir faſt nur in der Sage von Frodis Frieden erwähnen, deſſen goldene Zeit, nach der Ynglingaſaga, in Schweden ihrem Einfluſſe verdankt wurde. Njörd, der im Frühling das Meer öffnet, iſt wohl auch den ſeefahrenden Helden nützlich; aber ſie hauen auch, wenn's drauf ankommt, die eingefrornen Kiele aus dem Eis, wie Ragnars Söhne, und ſpannen mitten im Sturme die Segel noch höher auf, wie Helgi und Sigurd. Starkadr will nicht länger bei den Söhnen Freyrs (cum filiis Fro, Saxo 157; vgl. 223), den Ynglingen, ruhig liegen, weil ihn die weibiſchen Tänze der Gaukler und das Geklingel der Schellen bei den Opferfeſten zu Upſala anwidern. (Vgl. noch Saxo 18 f.) Wenn Sigurd in einem Eddaliede (Brynh. Qv. II, Str. 24; Edd. Sæm. S. 219) Freyrs Freund (Freys vinr [1]) genannt wird, ſo mag dieß eine Bezeichnung ſeiner leuchtenden Schönheit ſein. Freyja wird zugleich mit Frigg einer Frau von der andern in Kindeswehen zur Hülfe gewünſcht (Oddr. Gr. Str. 8; Edd. Sæm. 240). Als Liebesgöttin erſcheint ſie gar nicht; der Helden Liebe ſind die Walkyrien.

---

[1] Edd. Havn. II, 222, 25: Freys vinar Freyi amici i. e. diis dilecti. Edd. F. Magn. IV, 68: Freyrs Yndlings. E. O. Vens. Vgl. Grimm, Edda 252. [Simrocks Edda S. 216. K.]

Beträchtlicher greifen in die Heldenſage die Joten ein und die ihnen verwandten Schwarzalfe. Wie die Aſen mit den Joten und Hrimthurſen in beſtändigem Kriege begriffen ſind, ſo liegt auch den Helden durch ſo viele Sagen hindurch die Bekämpfung der Rieſen ob. Wie die Winterrieſen Freyan und Idun aus Asgard entführen, ſo ſind auch die Rieſen der Heldenſage ſtets darauf aus, ſchöne Erdentöchter, königliche Jungfraun, zu rauben und nach ihren Felshöhlen im Gebirge wegzuſchleppen. Die Helden aber ſind unermüdlich, ihnen die koſtbare Beute abzukämpfen; ſie befreien die Sprößlinge edler Geſchlechter, die in die Dienſtbarkeit der Rieſen gefallen ſind; ſo Fridlev den telemarkiſchen Königsſohn, der dem Rieſen Hythin als Ruderknabe dient, ſo Othar die ſpröde Syrith, die dem rieſenhaften Waldweibe die Ziegen hüten muß. Hier iſt es nun nicht ein Kampf der Sommerkräfte gegen die Wintermächte, wohl aber der edleren Heldenkraft gegen die rohe, ſittenloſe Gewalt, und immerhin ſtehen auch ſchon in dieſem irdiſchen Streite die Helden, die Götterſöhne, auf der Seite der welterhaltenden Aſen. Daſſelbe zeigt ſich im Kampfe der Helden mit Lindwürmern und andern Ungeheuern. Aber wie der Götter Verderben anhebt, als drei gewaltige Thurſenmädchen aus Jotunheim kommen (Völuſpa Str. 8), ſo ſuchen auch auf der Erde Rieſenweiber die Helden zu verlocken (in den Sagen von Hadding und Helgi). Die Rieſen, überhaupt die Gewaltthätigen, die von den Helden bekämpft werden, ſind häufig als Berſerker dargeſtellt. Vom Rieſenſtamme kommt jenes raſende Berſerkergeſchlecht der hiefür bedeutſamſten Hervörsſage, Arngrim und ſeine zwölf Söhne, die auf Samsö fielen, die Beſitzer und Vererber des Wuthſchwertes Tyrfing, an dem drei Nidingswerke haften; und ſo ſtammt auch Starkadr, ſelbſt das Werkzeug dreier Nidingsthaten, von Rieſen her. Zwar bezeichnet die Ynglingaſaga (C. 6 fin.) das Kriegsvolk Odins als Berſerker, und der odiniſche Kampfgeiſt bietet allerdings Beziehungen zum Berſerkergange dar; aber da die Andeutung dieſer Saga, in welcher Odin durchaus menſchlich und geſchichtlich genommen iſt, durch kein anderweites mythiſches Zeugnis beſtätigt wird, vermöge deſſen Odin als Urheber der Berſerkerwuth zu betrachten wäre, ſo werden wir dieſe richtiger, nach Anweiſung der Heldenſagen, auf die Seite der maßloſen, ungebändigten Rieſenkraft ſetzen. Selbſt eines der mythiſchen Eddalieder (Harbarz-ljóð Str. 35. Edd. Sæm. 78ᵇ. F. Magn. Edd. II, 149. 161 f.) nennt die Rieſen- und Zauberweiber Berſerkerbräute (brúðir berserkja), nimmt ſomit Berſerker mit Joten gleichbedeutend.

Zum Jotengeſchlechte gehören, nach der Götterſage, auch die wilden Meeresgewalten. Ägir, der Meeresgott, und ſeine Gemahlin Ran werden öfters in den Sagenliedern genannt. Fridthjof ſchlägt im Seeſturme ſeinen Ring in Stücke und vertheilt dieſe unter ſeine Gefährten, damit man Gold an ihnen ſehe, wenn Ägir ſie aufnehme und ſie in Rans Sälen Herberge ſuchen (Fornald. S. II, 78). Auch von Rans Kindern (Ránar jóð, ebendaſ. 83, 1; jóð, n. proles, fœtus), den Wellen, die den Meertreter, das Schiff, ermüden, ſingt Fridthjof. Helgis Schiffe will gleichfalls Ägirs Tochter umſtürzen und die ſchützende Walkyrie entwindet das Königsſchiff Rans Händen (Helg. Qv. HB. I, Str. 29. 30. Edd. Sæm. 153). Noch perſönlicher aber treten in der Sage von Frodi dieſe Gewalten in Handlung. Die Mühlmägde Menja und Fenja, die bald Gold und Glück, bald Sand und Verderben mahlen, ſind, wie gezeigt worden, ebenfalls die Wellen, Ägirs Töchter. Zwar wird ihr Vater nicht genannt, aber ſie ſtammen vom Rieſengeſchlechte, nennen Hrungnirn, den Steinrieſen, den Thor zerſchmettert, und Thiaſſin, der Idun geraubt, ihre Verwandte und mahlen tobend in Jotenmuth (í jötun-móði, Sn. Edd. 150ᵇ).

Hel, die Beherrſcherin des kalten, unterirdiſchen Todtenreiches, gehört ſchon als Tochter Lokis zum Jotenſtamme. Von ihr geſandt iſt jenes blutgierige Grabgeſpenſt des ſiechtodten Aſvit

(Nescio quo stygii numinis ausu
Missus ab inferis spiritus Asvit u. ſ. w.[1]),

mit welchem Asmund, der ſich freiwillig mitbegraben ließ, ringen muß. (Vgl. noch Guðrúnarhv. Str. 19. Sæm. Edd. 268ᵇ und Helreið Brynh.) Loki ſelbſt erſcheint als Utgardsloki, als König der Rieſenwelt, in verſchiedenen Sagen, die wir jedoch erſt nachher, bei den

---

[1] Saxo B. V, S. 137.

Mährchen, anführen werden; als Aſaloki aber, als das aus der phyſiſchen Beziehung in die ethiſche geſteigerte Böſe, wandert er mit den Aſen Odin und Hänir über die Erde und bringt zum Löſegeld für den von ihm todtgeworfenen Ottur den Fluchring, der zwei Brüdern zum Tod und acht Königen zum verderblichen Zwiſte werden ſoll (Sigurd. Qv. II, Str. 5. Edd. Sæm. 181), ein Fluch, der ſich im tragiſchen Geſchicke der Völſungen und Niflungen erfüllt.

Die den Joten verwandten Schwarzalfe oder Zwerge ſind in der Götterſage beſchäftigt, herrliche Kunſtwerke, Thors Hammer, Odins Speer, Freyas Halsſchmuck, Sifs goldne Haare u. dgl. zu ſchmieden. Wenn aber dieſe von den Unterirdiſchen verfertigten Gegenſtände ſich vorzüglich auf Naturerſcheinungen beziehen, ſo finden wir in der Heldenſage die Schwarzalfe im Beſitze ſolcher Schätze, die auf das bewegte Menſchenleben Einfluß haben. Sie ſind die Inhaber der in der Erde verborgenen Erze, des Eiſens, aus dem ſie Schwerter von wunderbaren Eigenſchaften ſchmieden, des Goldes, das den Menſchen ſo erwünſcht als gefährlich iſt. Dieſe Werke und Beſitzthümer geben ſie aber nur gezwungen heraus und rächen ſich für den erlittenen Zwang durch Auflegung des Fluches auf das ihnen Entriſſene. So heften in der Hervörsſage die Zwerge Dyrin und Dvalin an das Schwert Tyrfing drei Nidingswerke. So verwünſcht in der Völſungenſage der Zwerg Andvari das Gold, das ihm abgedrungen wird, daß es den Beſitzern zum Verderben werde. Auch die tückiſchen Schmiede Reigin und Völund ſind alfiſcher Natur.

Von den Aſen, im Gegenſatze der vaniſchen und jotiſchen Götter, berührt Hänir nur in der vorbemerkten Erdenwanderung mit Odin und Loki die Heldenſage, Bragi nur inſofern, als bei ſeinem Becher am Julabend von den Helden folgenreiche Gelübde abgelegt werden. Die Bedeutung ſcheint die zu ſein, daß die Thaten angelobt werden, die einſt in den Geſang übergehen, in den Runen verzeichnet werden ſollen, die, wie Brynhild den Sigurd lehrt, auf Bragis Zunge ſtehen (Brynh. Qv. I, Str. 17. Edd. Sæm. 196). Baldurs Geſchichte iſt zwar bei Saxo (B. III) und wohl auch ſchon in den Überlieferungen, die er vor ſich hatte, anthropomorphiſtiſch als Heldenſage behandelt; wir muſten aber dieſelbe gänzlich in die Götterſage zurückweiſen. Ob Baldur mit Sigurd identiſch zu nehmen ſei, wie mehrfach behauptet worden, und auf dieſe Art doch der Gott ſich zum Helden umgewandelt habe, wird bei der deutſchen Sage zu erwägen ſein. (Vgl. Lachmann, Krit. d. Sage v. d. Nib. 22 [Schriften I, 172. 209 f. K.].) Daß aber dieſer Gott in der Fridthjofsſage, wo er jetzt nur noch im befriedeten Baldurshag als hölzernes Standbild aufgeſtellt iſt, einſt mehr innere Bedeutung gehabt, als Wächter heiliger Sitte und Reinheit, fanden wir bei der Erörterung jener Sage nicht unwahrſcheinlich.

Unzweifelhafter tritt Thor heraus. Er waltet in der Sage von Halfdan, dem Ahn der Königsgeſchlechter. Dieſer wird Thors Sohn genannt und ihm hilft Thor die Felsſtücke vom Berge wälzen, wodurch das Heer ſeiner Feinde zerſchmettert wird. Der Beiname Bierggram[1], den Halfdan von dieſem Ereignis erhielt, dem er es, nach Saxo, auch verdanken ſoll, für Thors Sohn gehalten worden zu ſein, war auch ein Name des Donnergottes ſelbſt. Wie dieſer mit dem furchtbaren Hammer Mjölnir die Eis- und Steinrieſen zermalmt, ſo ſchlägt auch Halfdan bald mit einer ausgeriſſenen Eiche, die er ſich als Keule zurichtet, bald ſelbſt auch mit einem ungeheuern Hammer (miræ granditatis malleo, Saxo S. 190) Rieſen und Berſerker nieder; und wie Thor durch den Schlag ſeines Hammers Freyan aus der Gewalt der Joten rettet und nach Asgard zurückführt, ſo befreit der kämpfende Halfdan die gefährdeten Königstöchter und wahrt die königlichen Heldenſtämme, die unter ſeiner Obhut ſtehen, vor der Vermiſchung mit dem rohen Rieſengeſchlechte. Nach andrer Seite offenbart ſich Thor in der Sage von Starkadr, bei deſſen Schickſalsbeſtimmung er im Gegenſatze zu Odin ſteht. Odin theilt dem Helden das Heilbringende und Rühmliche zu, Thor das Unheil und die Nidingswerke. Als Beweggrund dieſer Ungunſt wird in einer der hieher bezüglichen Sagan angegeben, daß die Mutter Starkadrs einen Rieſen dem Aſathor vorgezogen, und ſchon die Abſtammung dieſes Helden vom Jotengeſchlecht überhaupt ſtellt ihn auf die Seite der von Thor Gehaßten. Allein der Gegenſatz zwiſchen Odin und Thor iſt ein allgemeinerer; er wird uns gleich nachher in einer andern Sage begegnen und ſelbſt eines der mythiſchen Eddalieder, Harbarzljod, iſt ein Streitgeſang der beiden Aſen. Man hat hierin die Spur verſchiedener Götterverehrungen, die zum Ganzen der nordiſchen Mythologie ſich geſchichtlich, zum Theil widerſtrebend, verbunden, oder den Streit zweier Sekten zu bemerken geglaubt, wie man denn auch ethnographiſch die Verehrung Thors vorzugsweiſe den Norwegern, Freyrs den Schweden, Odins den Dänen zugeſchieden hat. Gleichwohl kann der fragliche Gegenſatz auch ohne eine ſolche, mehr äußerliche Sonderung erklärt werden. Sind einmal die Aſen unter ſich als Perſonificationen mehrfacher Kräfte und Ideen unterſchieden, ſo ſind eben damit auch Abſtufungen und Gegenſätze im Innern des Aſenkreiſes gegeben. Wenn wir in den Aſen überhaupt den wirkenden Geiſt erkannten, ſo erſchien uns doch in dieſer Wirkſamkeit Odin als der geiſtigſte, Thor als der, welcher der Materie am nächſten ſteht. Er kämpft gegen die materiellſten Naturmächte und hat darum auch zu ihnen die meiſte Beziehung, iſt ſelbſt der Thurſenhafte unter den Aſen und ſeine Mutter iſt die Erde. Dieſe Verſchiedenheit zwiſchen Thor und Odin äußert ſich denn auch darin, daß ſie Starkadrn auf ſo entgegengeſetzte Weiſe begaben; von Odin empfängt der Held die geiſtige Belebung, von Thor wird er nur in der ihm als Rieſenſohne angebornen wilden Natur beſtärkt.

---

[1] [Sagenforſchungen I, 196 f. Schriften 6, 112 f. K.]

Von allen Aſen aber und von allen Weſen der Götterwelt überhaupt äußert Odin weit die mächtigſte und allgemeinſte Wirkung in der Heldenſage. Wir haben kürzlich erſt nachgewieſen, wie er in der Völſungenſage vom Anfang bis zum Ende durchſchreitet. Auf ähnliche Weiſe könnten wir durch den gröſten Theil der übrigen Sagenreihe ſeine Spur verfolgen, die auch immer an Ort und Stelle angezeigt worden iſt. Für den Überblick iſt es jedoch zweckgemäß, ſein Auftreten und Wirken unter allgemeineren Geſichtspunkten aufzufaſſen.

Seine Erſcheinung iſt von der Art, daß wir ihn leicht erkannt haben, auch wo er gar nicht oder nicht mit dem Namen Odin genannt war[1]. Einäugig, alt und bärtig, in Hut und Mantel gehüllt, tritt er unerwartet und ungekannt in die Königshalle, oder ſteht plötzlich an der Seite des einſamen Heldenſohnes, oder verlangt vom Vorgebirge aus in das vorüberſegelnde Schiff aufgenommen zu werden. Auch dieſe irdiſche Erſcheinung ſteht in Übereinſtimmung mit ſeinem göttlichen Weſen; einäugig iſt er, weil er ſein andres Auge um einen

---

[1] [Vgl. die zum Theil gleichlautende Ausführung B. I, S. 138. K.]

Trunk aus Mimirs Weisheitsbrunnen zum Pfande geſetzt; alt erſcheint er als der Vater der Götter und Menſchen; verhüllt und unter andern Namen geht er auch in der Götterwelt aus, die Weisheit der Rieſen und der unterirdiſchen Volen zu erkunden. Auf ſeine Verhüllung, wie auf ſeine Wanderungen überhaupt, beziehen ſich auch verſchiedene ſeiner Namen, wie die im Eddaliede Grimnismal aufgezählten (Str. 47. 48. Edd. Sæm. 46b): Sidhöttr (mit dem tief hereingehenden Hute, mit dem auch die Helden, Olo, Starkadr u. ſ. w. ihr Geſicht verbergen), Sidſkeggr [1] (mit dem tief herabhängenden Barte), Grimr, Grimnir [2] (der Verlarvte). Auf längere Zeit nimmt er auch die Geſtalt irgend eines beſtimmten Menſchen an, ſo diejenige des im Strome verunglückten Bruni, des Rathgebers Harald Hyldetands. Als ein Bauer, Hrani [3], bewirthet er den König Hrolf Kraki und auch als Geſtr in der Hervörsſaga wird er ein Bauer (bondi) genannt.

So wie wir Odin in der Götterſage von zweierlei Seiten betrachtet, als den Forſchenden und Kundigen und als den Wirkenden und Kämpfenden, ſo ſtellt er ſich auch in ſeiner irdiſchen Thätigkeit nach beiderlei Beziehungen dar. In der erſtern tritt er als Geſtur auf, legt dem Könige Heidrek Räthſel vor, oder verſucht noch als Nornageſt die chriſtlichen Könige, ſingt und ſagt die Kunden aus der alten Heldenzeit. Er, der in Asgard mit Saga aus goldnen Schaalen trinkt, iſt auf Erden ſelbſt ein Sagenerzähler und wie er Bragin den Dichtertrank verſchafft und ſelbſt zu ſingen verſteht, wie Andre zu reden, ſo verleiht er auch Starkadrn die Gabe der Skaldenkunſt.

Noch viel manigfacher aber iſt ſeine irdiſche Wirkſamkeit in der andern Beziehung, als Kampf- und Heldengott. Er wird ſelbſt Stammvater kriegeriſcher Geſchlechter, und unermüdlich geht er darauf aus, Helden zu erwecken und auszurüſten, Zwietracht und Kampf anzuſtiften. Er ſtößt das herrliche, aber ſtreiterregende Schwert in den Baumſtamm des Wölſungenhauſes, theilt Starkadrn gute Waffen zu, hilft dem

---

[1] Lex. isl. sídr, laxus, demissus, lang, ſid; höttr, m. pileus, skegg, n. barba. [Simrocks Edda S. 21. 292. K.]

[2] Lex. myth. 128: Grimnir (personatus vel galeatus). Ebd. Grímarr, Grímar, personatus a τῷ gríma, persona, galea. S. 130: Grímr, grímur, personatus, velatus.

[3] Rani, m. rostrum, in spec. suis.

Sigurd das beſte Roſs auswählen, beräth ihn und Frothon oder Fridlev beim Drachenkampfe, bringt den flüchtigen Hadding auf dem Roſſe Sleipnir hoch über dem Meere nach Walhall und ſtärkt ihn mit Götterſpeiſe, lehrt Hadding [1], Sigurd, Harald Hyldetand und deſſen Gegner Hring die keilförmige Schlachtordnung, prüft als Bauer Hrani die Kämpen Hrolfs, die auf ſeinem Hofe eingekehrt, durch Froſt, Feuer und Durſt, er hat Halfs Recken Utſtein in der Jugend das harte Herz in der Bruſt gebildet (Fornald. S. II, 51). Die Walkyrien [2], ſeine Dienerinnen, ſendet er den Jünglingen zu, um den Heldengeiſt in ihnen anzufachen. Er ſelbſt trägt als Bruni zwiſchen verwandten Königen zwiſterregende Botſchaft hin und wider. Er waltet aber auch über die Blutrache, die der Quell ſo vieler, von Geſchlecht zu Geſchlecht fortwuchernder Gewaltthaten iſt; ihm opfert Dagr für Vaterrache und Odin leiht dann ſelbſt dem Jünglinge den Speer zum Tode ſeines Schwagers Helgi; in die Buße für Ottur legt er, mittelſt des beigefügten Fluchrings, den Keim neuen Zwiſtes, der, in Mord und Rache ſich fortwälzend, die Heldenſtämme verſchlingt. In der Schlacht erſcheint er bald hülfreich, bald ſeinen eigenen Günſtlingen verderblich. In Haddings Kampfe gegen die Biarmier ſtellt er ſich hinter die Reihen, zieht aus der Taſche, die ihm vom Nacken hängt, einen Bogen, der anfangs klein erſcheint, bald aber weit ſich dehnt, und legt an die Sehne zehn Pfeile zugleich, die, mit kräftigem Schuß in die Feinde geſchnellt, ebenſoviel Wunden bohren. Die Biarmier führen durch Zauberlieder ungeheure Regengüſſe herbei, aber der Greis vertreibt durch Sturmgewölk den Regen. In Hrolf Krakis letztem Streite ſieht Bjarki, wenn er Rutan unterm Arme durchblickt, den ſchrecklichen Odin mitten im Schlachtgewühl auf hohem Roſs, mit weißem Schilde bedeckt. Dem greiſen Sigmund ſchwingt Odin in der Schlacht den Speer entgegen, an dem das Wölſungenſchwert zerſpringt, und nun fällt auch der ſonſt von dem Gotte begünſtigte Held. In der Brawallaſchlacht iſt Odin Haralds Wagenführer und erſchlägt den alten König mit deſſen eigener Keule. Nicht bloß auf einzelne Helden iſt des Gottes Abſehen gerichtet, er läßt ſich von denen, die er begabt und auszeichnet, wie von Harald Hyldetand und von Sigurd Schlangimauge, für deſſen Heilung, die Seelen aller von ihnen Erſchlagenen verheißen, er weckt eine Welt von Kämpfern und rafft ſie heerweiſe dahin. Als Odin den Speer unter's Volk auswarf, hörten wir die Völe ſagen (Völuſpa Str. 28), da erhub ſich in der Welt der erſte Kriegsmord. Darum hatte auch Frodis goldnes Friedensalter auf der Erde keinen Beſtand und Hengikjaptr (der mit dem herabhängenden Barte) war es, der Frodin die verderbliche Mühle gab. Noch aus der geſchichtlichen Zeit, in der Saga von Styrbjörn, der gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts lebte, wird folgender ſagenhafte Zug erzählt:

---

[1] [Vgl. Schriften I, 138 ff. K.]

[2] [Schriften I, 141. K.]

> Der Schwedenkönig Erik hatte ſich zwei Tage hindurch mit Styrbjörn, ſeinem Brudersſohne, geſchlagen. In der folgenden Nacht gieng er zu Odins Heiligthum und gab ſich ſelbſt hin, indem er, wenn er ſiegen würde, ſeinen Tod in zehn Jahren angelobte. Kurz darauf nahte ſich ihm ein Mann mit tiefem Hut und gab ihm einen Rohrſtengel, den er über das feindliche Heer hinſchießen und dabei ſprechen ſolle: „Odin will euch alle.“ Erik folgte der Weiſung; Blindheit ſchlug die Feinde, ein Bergfall zermalmte einen Theil derſelben. Styrbjörns däniſche Streitgenoſſen flohen und erlangten ihr Geſicht erſt wieder, als ſie außerhalb des Raumes waren, über den der Rohrſtengel hinfuhr. Styrbjörn, der ſtehen geblieben, ward mit allen den Seinigen erſchlagen (Sagabibl. III, 142. 144 f.).

So fährt Odins Speer fortwährend über ganze Heere hin, und nicht bloß, um den alten Harald zu holen, hat Odin die Bravallaſchlacht angeſtiftet; ein langes, zahlloſes Gefolge von Helden ſollte der gefallene König mit ſich nach Valhall einführen aus dieſer berühmteſten Schlacht des Nordens, deren Beſchreibung an den letzten, allverſchlingenden Weltkampf mahnt. Die Übereinſtimmung der Heldenſage in ihren mythiſchen Beſtandtheilen mit der Götterſage erweiſt ſich beſonders hinſichtlich Odins in der Art, wie ſich beide gegenſeitig erläutern und ergänzen. Wir haben in der Götterſage das Weſen und Wirken Odins vorzugsweiſe als ein geiſtiges darzuthun verſucht und nun zeigt uns auch die Heldenſage kaum irgend einen Zug, der auf eine phyſiſche Bedeutung dieſes Gottes hinweiſen möchte (der erheblichſte, welcher ſo gefaßt werden könnte, iſt in der Sage von Hadding das Vertreiben des hergezauberten Regenguſſes durch Sturmgewölk); dagegen bezieht ſich überall das eingreifendſte und klarſte Wirken des Gottes auf menſchliche Geiſtesregung und Leidenſchaft. Die beiderlei Richtungen, in denen Odin auf Erden, wie früher in der Götterwelt, thätig iſt, die Prüfung der Geiſter und die Erweckung der Thatkraft, können auch füglich in dem einen Begriffe der geiſtigen Anregung zuſammengefaßt werden. Umgekehrt aber wird uns dasjenige, was in den irdiſchen Erſcheinungen Odins widerſprechend und räthſelhaft ſich darſtellen mochte, durch den Rückblick auf ſein höheres, himmliſches Leben erklärt und ausgeglichen. Es iſt überall der gleiche Grund, warum er Helden und Heldenſtämme pflegt, waffnet, wunderbar begabt, warum er ſie anfeindet, aufreizt, verderbt. Er dürſtet nach Seelen der Tapfern, darum ſucht er die Häuſer der Helden auf, erzieht und rüſtet ihre Söhne zur Tapferkeit, ſtiftet große Kämpfe, darin ſie ſich bewähren können; er will nur Solche, die im Streite gefallen ſind oder freiwillig ſich mit Speeres Spitze gezeichnet haben. Seine Günſtlinge müſſen ihm die Seelen ihrer Erſchlagenen geloben, ihnen ſelbſt gibt er Heldenruhm und kurzes Leben, oder, wenn ſie gealtert ſind, erbarmt er ſich ihrer und rafft ſelbſt ſie gewaltſam hin. Aber nicht die leere Luſt am Tode der Tapfern treibt ihn, er bedarf ihrer, doch eben nur ihrer, der Kampferprobten, und dieſer kann ihm nie zu viel werden zu jenem gröſten, ungeheuren Kampfe, welcher der Welt und den Göttern ſelbſt den Untergang droht.

Wie Odin ſelbſt, ſo bedürfen auch ſeine Dienerinnen, die Valkyrien, zur vollen Darlegung ihres Weſens der Heldenſage; ja, wenn wir die geiſtigere Bedeutung Odins in der Götterwelt zu ſuchen haben, ſo laſſen die Valkyrien [1] ihre höhere Natur erſt in ihrem irdiſchen Wirken vollſtändig leuchten. Auch ſie ſind hier, wie Odin ſelbſt, auf zweifache Weiſe thätig: ſie lehren Weisheit, wie Brünhild den Sigurd Runen lehrt, und ſie rufen zu Heldenthaten auf; aber auch hier fällt Beides in dem einen Beſtreben zuſammen, die dämmernde Jünglingsſeele mit geiſtigem Feuer zu durchflammen. [2]

Es genügt nicht, den Urſprung der Sage von den Valkyrien in Naturerſcheinungen, in Luftgeſichten, zu ſuchen. In der Poeſie aller

---

[1] [Vgl. Schriften I, 150 ff. K.]

[2] [Die nachfolgende Stelle des Manuſcripts wiederholt meiſt wörtlich den I, 151 ff. abgedruckten Abſchnitt. Ich gebe daher hier die Stelle abgekürzt. K.]

Völker wird den Vögeln ein geiſtiges Leben beigelegt und es iſt nützlich, ihre Sprache zu verſtehen, wie Sigurd von ihnen gewarnt und über die Zukunft belehrt wird, wie Aslaug von ihnen die Verlobung Ragnars in Schweden erfährt. Odin ſelbſt läßt ſeine Raben [1], Hugin und Munin, Gedanke und Gedächtnis, alſo völlig geiſtiger Natur, täglich die Welt umkreiſen, um ihm Kunde von allen Dingen heimzubringen. Der Liebling der Sagen aber iſt der Schwan.

[Blätter für litterariſche Unterhaltung Nr. 294, 20 Oct. 1832:

Vielfach benutzt iſt die ſchöne Sage, daß der Schwan ſeine Seele in ſchönen Geſängen von ſich hauche und dann ſterbe. Minder bekannt dürfte folgende Notiz über den wirklichen Schwanengeſang ſein, die ſich ebenfalls in der isländiſchen Reiſebeſchreibung von Olaſſen und Povelſen I, 34 findet. Der Schwanengeſang, melden ſie, iſt in den langen, dunkeln Winternächten auf Island eine angenehme Erſcheinung. Die Schwäne durchſtreifen um die Mitternachtsſtunden haufenweiſe die Luft und erfüllen dieſelbe mit Tönen, die denen der Violine gleichen. Es pflegt nur ein Schwan auf einmal zu ſingen; ſobald ſeine langgehaltenen Klänge verfloſſen, beginnt ein anderer und ſo fahren ſie lange Zeit im Wechſel fort. Dieſer Schwanengeſang bedeutet meiſtens Thauwetter und iſt ſomit bei hartem Froſte den armen Isländern auch in anderer Hinſicht tröſtlich und erfreulich.]

. . . .

Der nordiſchen Sage gilt hiernach das edlere, göttlich. begabte weibliche Weſen durch den Zauber der Liebe für die mächtigſte Erweckung des Heldengeiſtes und die Gegenwart desſelben wird auch in weiter Entfernung in glänzenden und luftigen Naturerſcheinungen geahnt. In der finſtern Nacht ſchwebt Helgis Valkyrie um das Schiff ihres Helden und entringt es den Rieſenweibern, in der Schlacht ſchwebt ſie ſchirmend über ihm; Thorild [2] erſcheint leuchtend in der Nacht dem Königsſohne Regner, der als Hirtenjunge dienen muß, und reicht ihm als Brautgabe das ſiegreiche Schwert zum Kampfe mit den Nachtgeſpenſtern. Aber auch über das Erdenleben hinaus währt die Verbindung, die Valkyrie erhebt ſich wieder in ihr himmliſches Daſein, in dem ſie uns, bevor wir ſie als Heldenbraut kennen lernten, nur in den allgemeinen Zügen einer Kriegsgöttin erſchienen war, und wie ſie

[1] [Vgl. Schriften I, 145. K.]
[2] [Vgl. Schriften I, 226. K.]

hier unten den Helden erweckt und begeiſtigt hatte, ſo reicht ſie ihm nun in Valhall, dem Saale des Geiſtervaters, das Horn mit dem Tranke der göttlichen Begeiſterung.

Es hat ſich uns bei dieſem Durchgang der Heldenſage in ihrem Verhältnis zur Götterſage die Übereinſtimmung beider unter ſich erwieſen. Dieſer Zuſammenhang iſt allerdings in den Überlieferungen, wie ſie auf uns gekommen ſind, manigfach getrübt, aber je mehr wir das Ganze in's Auge faſſen, um ſo mehr erhellen ſich auch dieſe getrübten Partieen und treten mit dem Übrigen in Einklang. Was in der proſaiſchen Erzählung der jüngern Edda oder in der breitern Ausführlichkeit der Sagan geſunken oder falſch gewendet iſt, kann meiſt mit Hülfe der älteren Lieder in ſeine rechte Höhe und Bedeutung hergeſtellt werden.

2. Über den gemeinſchaftlichen Charakter der Götter- und Heldenſage.

Das Verhältnis zwiſchen Götter- und Heldenſage des Nordens iſt im Bisherigen objectiv betrachtet worden. Wir fanden, wie beide ſich wechſelſeitig erklären und ergänzen, wie die irdiſche Geſchichte mit dem Weltleben, das menſchliche Geſchick mit dem Schickſal der Götter zuſammengreift und ſich darin vollendet. Dieſe objective Übereinſtimmung wird uns aber als eine nothwendige erſcheinen, wenn wir erwägen, daß jenes Weltganze ein Bild der Welt iſt, wie ſie in der Anſchauung der Völker ſich dargeſtellt hat, bei denen die ſo zuſammenhängende Sage lebendig war. Eben damit aber ergibt ſich, neben der objectiven Übereinſtimmung, ein noch tiefer greifender ſubjectiver Charakter, der, im innerſten Bildungszuſtande dieſer Völker begründet, das Erzeugnis ihrer Weltanſchauung im Ganzen und Einzelnen, in Inhalt und Form, durchdringt und ausprägt. Soll dieſer gemeinſame, ſubjective Charakter mit einem Worte bezeichnet werden, ſo iſt es der des Naturkräftigen. Die Naturkraft herrſcht in Götter- und Heldenſage der altnordiſchen Völker, wie ſie in ihrem innern und äußern Leben geherrſcht hat. Ihre Götterlehre iſt Naturreligion, ſofern wir hierunter eine ſolche Religionsform verſtehen, in der von den Gegenſätzen zwiſchen Natur- und Sittengeſetz, Nothwendigkeit und Freiheit, die erſtere Seite, die des Naturgeſetzes und der Nothwendigkeit, wenn nicht ausſchließlich, doch vorwiegend ausgebildet iſt [1]. Keineswegs aber erſtreckt ſich der Naturcharakter der nordiſchen Götterlehre ſo weit, daß er in gleicher Weiſe auch auf den Gegenſatz zwiſchen Natur und Geiſt, zwiſchen dem Phyſiſchen, Materiellen, und dem Geiſtigen, Idealen, anwendbar wäre. Denn der Geiſt iſt in ihr allerdings über die Materie geſtellt, er durchſpäht, bekämpft und bändigt ſie; aber er wirkt mehr kräftig, als ſittlich, er iſt ſelbſt eine Naturkraft, die der Nothwendigkeit folgt, er iſt nicht durch ſittliche Freiheit in ſich beſtimmt und über ſich ſelbſt gehoben. Der Naturcharakter der nordiſchen Glaubenslehre iſt alſo näher dahin anzugeben, daß in ihr die materielle und die geiſtige Natur unter dem gleichen Geſetze der Nothwendigkeit ſtehen. Wenn nun gleich beide unter ſich im Kampfe begriffen ſind, ſo ſind ſie gleichwohl durch die gemeinſame Unterordnung noch nahe verbunden. Dieſe Bindung iſt eine bedeutende Schranke des Geiſtes und gereicht dem ethiſchen Werthe der nordiſchen Götterlehre zum Nachtheil, aber ſie erhält auf der andern Seite dem Materiellen geiſtige Belebung und dem Geiſte, ſoweit ihm zu walten vergönnt iſt, lebendige Geſtaltung und hieraus erwächſt die poetiſche Naturkraft der nordiſchen Mythologie.

Die Anſchauung der Natur ſelbſt iſt vermöge dieſer Feſthaltung des Geiſtes in der Materie eine durchgreifende Perſonifikation. Das poetiſche Gefühl unſrer Zeit betrachtet die Natur vorzugsweiſe maleriſch, landſchaftlich; der Geiſt, den wir in ihr ahnen, umſchwebt ſie, wie ein zarter, farbiger Duft; das Auge des Nordländers aber heftete ſich auf das Gebirg, bis die beſchneiten Felsthürme menſchliche Geberde annahmen und der Eis- oder Steinrieſe ſchweren Trittes herangewandelt kam; es verſenkte ſich in den Glanz der Frühlingsflur oder des Sommerfeldes, bis Freija mit dem leuchtenden Halsſchmuck oder Sif mit dem wallenden Goldhaar hervortrat. Dieſe Naturweſen, einmal in's Leben gerufen, traten nun auch unter ſich, jedes nach ſeinem perſönlichen Charakter [2], in Handlung und ſo dichteten ſich jene manigfachen Naturmythen der Edda, deren Sinn wir niemals durch philoſophiſche Abſtraktion, ſondern nur wieder mit demſelben naturbelebenden Blicke erreichen werden, der ihnen das Daſein gab. Wären jene jotiſchen und vaniſchen Götter bloße Allegorieen der Natur geweſen, ſo hätte man ſich ihrer auch als ſolcher bewuſt ſein müſſen und ſie hätten dann niemals der Gegenſtand religiöſer Scheue und Verehrung ſein können; aber da die Natur in ihnen lebendig und perſönlich wurde, verehrte man in ihnen den in der Natur waltenden Geiſt, wenn auch nur in ſeinen einzelnen Richtungen und Äußerungen.

---

[1] Vgl. Baur, Symbolik und Mythologie I, 148 f.

[2] In der nordiſchen Mythologie ſind nicht ſowohl, wie bei den Griechen, die Ideen plaſtiſch ausgebildet, als vielmehr die Naturerſcheinungen begeiſtigt und damit in's Unbegrenzte aufgelöſt.

War aber ſo die ſinnliche Erſcheinung in gewiſſem Maaße belebt und begeiſtigt, ſo wurde auf der andern Seite der Geiſt durch materielle Gebundenheit beſchränkt und hinfällig. Odin, der kämpfende Geiſt, und Baldur, der mild erhaltende, waren gerade ſo perſonificiert und ſinnlich geſtaltet, wie jene Naturweſen, und traten inſoferne mit ihnen auf gleiche Linien. Sie ſind damit, wie jene, der Zeit und ihren Geſetzen, der Nothwendigkeit und der Vergänglichkeit in der Zeit, unterworfen. Mächtig iſt Allvater, aber die Nornen, die Zeitgöttinnen, weiſen (Hrafnag. Od. Str. 1. Edd. Sæm. 88); die Aſen haben ihre Nornen, wie die Alfe und die Zwerge (Fafn. M. Str. 13. Edd. Sæm. 188). Der Meth, von dem die Götter trinken, iſt gemiſcht aus ſtoffartigen und geiſtigen Beſtandtheilen. Baldur ſelbſt, vorzugsweiſe der Ethiſche unter den Aſen, wiegt doch Natur- und Sittengeſetz auf einer Wage, darum iſt auch ſein Reich ein vergängliches und er ſinkt ſelbſt zu Hel hinab.

Derſelbe Naturcharakter zieht ſich nun auch in beiden Richtungen durch die Heldenſage. Menſchliches Leben dringt hier auch in die übrige Natur ein; die Sprache der Vögel wird verſtanden und umgekehrt horcht das Element dem Zauberliede; die menſchliche Seele fährt in jede Thiergeſtalt. Alle Erſcheinung hat tieferen Sinn, darum iſt jedes Traumbild bedeutungsvoll und nichts Erhebliches geſchieht, was nicht durch Träume vorgebildet wäre. Sind aber die Götter im Banne der Natur befangen, wie viel mehr die Erdenbewohner? Die ungeheure Körperkraft, zu der die Helden heranwachſen, mit der ſie die Schrecken der Natur, die Gewalt des Meeres und die Ungethüme des Waldes bekämpfen, drängt in ihnen ſelbſt die Herrſchaft des Geiſtes zurück. Sie ſteigert ſich bis zur blinden Berſerkerwuth. Der Zauber, dem die Natur gehorcht, beherrſcht auch die Menſchenſeele und vermag den Menſchen zum raſenden Wolfe umzuſchaffen. Ein Zaubertrank bringt geſchworene Eide in Vergeſſenheit und nöthigt zu andrer Liebe. Motive, die überall in den Heldenſagen ſo bedeutend wirken, haben entſchieden phyſiſche Grundlage; ſo das Forterben der edleren Natur in beſtimmten Geſchlechtern, vorzüglich aber die Blutrache, die inſtinktartige Nöthigung, lediglich wegen des gleichen Blutes, ohne Rückſicht auf das ſonſtige Recht der Sache, den erſchlagenen Verwandten gewaltſam zu rächen. Unter den Lehren, welche Brynhild dem Sigurd gibt, findet ſich die: „Traue niemals den Verheißungen deſſen, dem du den Bruder erſchlagen oder den Vater gefällt! der Wolf ſteckt im jungen Sohne, ward er auch mit Gold erfreut“ (Brynh. Qv. 1, Str. 36. Sæm. Edd. 198 [= Sigrdrif. 35. K.]). Die Buße, das Wergeld, iſt der erſte Verſuch einer gerichtlichen Ausgleichung, aber in der alterthümlichen Anſicht der Heldenſage iſt es edler, das Löſegeld zu verſchmähen und Blut mit Blut zu ſühnen. Leiht doch Odin ſelbſt ſeinen Speer zur Vaterrache und auch im Kreiſe der Aſen will Vali ſeine Hände nicht waſchen, noch ſein Haupt kämmen, bevor er den Mörder ſeines Bruders Baldur auf den Scheiterhaufen gebracht. Auch jede innigere Freundſchaft aus freier Wahl nimmt durch die feierliche Vermiſchung des Blutes im Pflegbrüderbunde die Geſtalt der eigentlichen Blutsfreundſchaft an [vgl. 1, 259 f. K.]. Vor Allem aber äußert ſich die Herrſchaft der Nothwendigkeit darin, daß die böſe That, wenn auch ein Grund zur Rache, doch nicht eine Sache der Zurechnung, ſondern ein Unglück für den iſt, der ſie verübt. Nicht bloß das Lebensalter und andres Geſchick iſt dem Helden durch die Nornen vorbeſtimmt, auch die That iſt ihm zum voraus zugetheilt. Die Nidingswerke ſind eine unſelige Gabe der Götter bei ſeiner Geburt oder haften an ſeinem Schwerte. Helgi findet keine Schuld an ſeinem Bruder Hedin, der, von einem Rieſenweibe verwünſcht, ihm die Braut zu rauben gelobte. Nachdem Gudruns Söhne ihren Bruder erſchlagen, entſchuldigt ſich Hamdir, daß ihn die Diſen (Nornen?) dazu gereizt haben (Hamdism. Str. 29. Edd. Sæm. 273). Der Fluch, der in der Völſungenſage auf das Löſegold gelegt iſt, wirkt in langer Reihe von Frevel und Rache bis zur völligen Vertilgung der Geſchlechter fort. Liebe und Haß, Treue und Verrath, walten ohne Verdienſt und Verſchuldung mit der Nothwendigkeit und Unbewußtheit des eingepflanzten Naturtriebs. Übereinſtimmend hiemit iſt bemerkt worden, daß ſelbſt im nordiſchen Rechte

Schuld und Zufall, beide im Begriff eines unvermeidlichen Schickſals zuſammentreffend, nicht immer unterſchieden werden (Schildener, Guta-Lagh d. i. der Inſel Gothland altes Rechtsbuch u. ſ. w. Greifswald 1818. S. 190 f. N. 152). Man darf ſich darum auch nicht wundern, daß die Lehrweisheit im Havamal, ſowie der Unterricht Brynhilds, mehr Klugheitsregeln, als Sittenſprüche, mehr hülfreiche Runen, als Lehren der Tugend, enthält.

So wie aber die materielle Natur bald im Übermaaß ihrer elementariſchen Gewalten ſich ungeſtüm und furchtbar entladet, bald wieder freundlich und ſtillerhaben ſich darſtellt und ihre Segnungen ausſpendet, ſo erſcheint auch in jenen Heldenſeelen neben dem Gewaltſamen das Edle und Hohe. Es verläugnet ſich nicht, daß das unbewuſte Wirken der menſchlichen Natur mit dem Sittengeſetz in keinem unauflösbaren Widerſpruche ſteht, daß die unverdorbene Natur, wie im Kinde, ſo im Jugendalter der Völker, ihre eigenen, friſchkräftigen Tugenden hervortreibt. Während in geiſtig gebildetern Zeiten die ſittliche Freiheit ſich vorzüglich im ſtrengen Ernſte gegen die weichlichen und üppigen Neigungen bethätigt, ſo nimmt dort die natürliche Neigung ſelbſt ihre beſtändige, willenskräftige Richtung auf das Ernſte, Strenge, Harte und dann, allerdings im Übermaaß, auf das Grauſame und Blutige. Dieſe nordiſchen Helden ſind unbarmherzig, aber ſie ſind es zunächſt gegen ſich ſelbſt; ein Menſchenleben gilt ihnen wenig, aber ſie ſparen auch ihr eigenes nicht. Wenn Starkadr die üppigen Sitten an Ingells Hofe ſtraft, ſo tritt er ſchon unter ein neues Geſchlecht ein; aber er ſelbſt iſt der Held der alten Zeit, der ſich am Wintermorgen auf die Sturmſeite ſetzt und ſich bis zu den Schultern einſchneien läßt, der ſeine furchtbaren Wunden Keinem zu verbinden gibt, der ihm ein Schlechter dünkt. Unter den Kämpfen des Zornes und Haſſes zeigen ſich dann auch Liebe und Treue in ihrer vollen Kraft, ja ſie blühen manchmal in wunderbarer Zartheit auf, wie eine Waſſerlilie auf ſturmbewegter See. Gudrun ſitzt über Sigurds Leiche, ſteinharten Herzens, und kann nicht weinen; da wird das Tuch, das ihn bedeckte, weggeſchwungen, ſie ſchaut einmal auf ihn, ihre Wange röthet ſich, ein Regentropfen rinnt nieder auf ihre Kniee; Brynhild ſticht ſich das Schwert in die Bruſt, um mit dem geliebten Helden, den ſie ſelbſt erſchlagen ließ, den Scheiterhaufen zu theilen; wenn Sigrun weint, dann fallen blutige

Tropfen auf Helgis kalte Bruſt im Grabhügel; Hagbarth eilt freudig zum Galgen, als er Sygnes Kammer brennen ſieht; dem greiſen König Wermund rinnen Freudenthränen aus den blinden Augen, als er den ſiegreichen Klang ſeines Schwertes Skrep in der Hand ſeines Sohnes hört [1]; und welcher Wettkampf der Treue im Untergange Hrolf Krakis mit ſeinen Kämpen! Auch die mildern Tugenden ſehen wir in dieſem Könige hervorleuchten; er gewährt ſtets auf die erſte Bitte, ſeine gaſtliche Halle iſt immer offen und vom erbeuteten Golde behält er nichts für ſich; darum nennt auch ihn der chriſtliche Olaf auf Gefts Frage, welchem von den alten Königen er am liebſten gleichen möchte.

Es geht auch in dieſer Heldenzeit die Sage von dem goldnen Friedensalter, das einſt unter König Frodi geblüht. Damals herrſchte Geſetz und Recht, Keiner hätte den Mörder ſeines Vaters oder Bruders angetaſtet, mochte er ihn los oder gebunden vor ſich finden, und ein Goldring lag lange unberührt am Wege. Aber dieſe Friedenszeit iſt längſt von der Erde verſchwunden, wie Baldurs Reich bei den Göttern. Hildur weckt unabläſſigen Kampf bis zur Götterdämmerung; unabwendbarer Fluch haftet auf den edelſten Heldenſtämmen. Das Gefühl dieſes unauflöslichen Bannes verbreitet über die ganze Heldenſage einen duſtern, tragiſchen Ernſt. Es iſt eine tiefe Sehnſucht nach Befreiung, die nicht auf Erden, ſondern von und bei den Göttern erwartet wird, die all den irdiſchen Kampf verhängt haben, der ſelbſt eine höhere Bedeutung und Weihe erlangen ſoll. Der greiſe Starkadr, vom Fluch ſeiner Nidingswerke gebeugt, trägt das Gold, das er dafür empfangen, am Halſe, zum Lohne dem, der ihn zu Odin ſendet. Aus dem ſchwülen Leben blicken die Helden freudig dem Tod entgegen, ſie ſehen Valhall offen und ſterben lachend. Auch dort noch wartet ihrer Kampf, aber ein größerer, in Gemeinſchaft der Götter. Auch dieſe ſind noch in den Schranken der Zeit gefangen, aber der letzte Kampf aller Geiſter, der Untergang ihres Daſeins im Endlichen, iſt auch ihre gemeinſame Befreiung. In der neuen Welt iſt alles Übel verſchwunden und Baldur wiedergekehrt (Völuſpa Str. 62. Sæm. Edd. 10).

So finden wir in der Götter- und Heldenſage des Nordens zwar den Naturcharakter im Guten wie im Böſen vorherrſchend, aber das

---

[1] [Vgl. 1, 294. K.]

Sehnen und Streben des Geiſtes nach ſittlicher Freiheit kann dennoch in ihr nicht verkannt werden.

3. Über die Organe der nordiſchen Sagendichtung.

Geijer I, 170 bis 180. 247 bis 257. 260. Mone I, 235 bis 237. 243 bis 249.

Es iſt in der Einleitung zu unſrer Sagengeſchichte bemerkt worden, daß, wenn es ſich von den Stimmen handle, durch welche der poetiſche Geiſt der Völker ſich in Sang und Sage ausgeſprochen, nicht von Individuen, ſondern nur von ganzen Klaſſen der Sänger und Sagenerzähler die Rede ſein könne. Fragen wir nach ſolchen Organen der nordiſchen Sagendichtung, ſo ſtellen ſich dreierlei dar: Prieſter, Skalden, Sagenmänner.

Prieſter- und Sängerſchulen, mit kaſtenmäßiger Ausbildung, laſſen ſich im ſkandinaviſchen Norden nicht nachweiſen. Man hat allerdings in demjenigen, was die Ynglingaſaga von Odin und ſeinem Gefolge meldet, den Beweis ſolcher Einrichtungen geſucht; allein da wir mit der geſchichtlichen Auffaſſung der Aſen in dieſer Saga überhaupt nicht übereinſtimmen konnten, ſo vermögen wir ihr Zeugnis auch für das Prieſterweſen nicht anzuerkennen. Geiſtliches und weltliches Anſehen waren im Norden vereinigt. Der König, der Häuptling, der Vorſteher jedes Bezirks verſahen die prieſterlichen Verrichtungen [1]. Auch einzelne Landbeſitzer hatten ihre eigenen Gotteshäuſer. Nirgends erſcheint der Prieſter (godi) und ſein Amt (godord) als etwas von andern Ständen Abgeſchloſſenes. Natürlich iſt aber, daß die Vorſteher des Gottesdienſtes, auch vorzugsweiſe in die Kenntnis der Götterlehre eingeweiht, die Bewahrer und Ausbilder, Lehrer und Erklärer der hierauf bezüglichen Sagen und Geſänge waren, daß in ihrer Lehrweisheit die Göttermythen ihre tiefſte und geiſtigſte Bedeutung hatten. Inſofern können wir die mythologiſchen Eddalieder allerdings als prieſterliche Dichtung bezeichnen.

Weltlicher war der Beruf der Skalden. Aber Skalde war Jeder, der die Fähigkeit hatte, zu dichten und zu ſingen. Von dieſer Allgemeinheit des Geſanges zeigt ſich wohl auch die Spur noch darin, daß an den bewegtern Stellen der Sagan die Rede ſo häufig in den Vers übergeht, ohne daß man behaupten könnte, dieß ſeien nur Überbleibſel einer ältern durchaus verſificierten Darſtellung. Das zur Bezeichnung dieſer gehobenen Rede gebräuchliche Wort qveda bedeutet ſingen ſowohl als ſprechen (Olaſſen § 9. Geijer 174, 7). Die Skaldſchaft [1] war eine freie Gabe der Götter, ſie ſtand nicht im Bann eines beſondern Standes. Könige und Helden ſingen, wie jeder Andre im Volke. Diejenigen aber, welche ſich in der Kunſt auszeichneten und ſie zu ihrem eigentlichen Berufe machten, begaben ſich in die Dienſte der Könige und Häuptlinge, oder zogen an ihren Höfen umher, wo ihnen der Ehrenſitz eingeräumt und reichlicher Lohn zu Theil wurde. Ihr Geſang bildete ſich immer künſtlicher und ſchwieriger aus, und wenn ſie keine Schule ausmachten, ſo ſchufen ſie ſich doch eine eigene, bilderreiche Dichterſprache, einen beſtimmten Kunſtſtil. Eine ausführlichere Darſtellung dieſes Skaldenweſens gehört nicht zu unſrer Aufgabe. Die heroiſchen Sagenlieder ſtammen nicht von dieſer höfiſchen Skaldenkunſt. Während uns von der zweiten Hälfte des 9ten Jahrhunderts an die Namen der berühmteſten Skalden und von den meiſten derſelben Lieder oder Liederbruchſtücke, großentheils zum Ruhm ihrer Gönner und deren Geſchlechter, übrig ſind, worin eine Menge von Dichterausdrücken aus den Heldenſagen entlehnt iſt, ſo iſt doch von keinem der eigentlichen Sagenlieder der Urheber bekannt; ſie gehören dem alterthümlich einfachern, volksmäßigern Skaldengeſange an. Zwar wird Starkadr als Dichter mancher Lieder von ſeinen eigenen Thaten, von ſeiner Theilnahme an der Bravallaſchlacht u. ſ. w. genannt und Saxo hat mehrere derſelben in lateiniſche Verſe übertragen, aber dieſe Autorſchaft Starkadrs gehört ſelbſt mit zur Sage. Auf welche Weiſe aber durch den Geſang der Skalden geſchichtliche Ereigniſſe in die Poeſie übergiengen, davon kann uns ein ſpäteres Beiſpiel, aus der erſten chriſtlichen Zeit, eine Andeutung geben. In der Schlacht bei Stikleſtad, im Jahr 1030, in der Olaf der Heilige fiel und vor deren Anbruch das alte Bjarkamal geſungen wurde, waren drei Skalden in des Königs Gefolge. Er rief ſie in den Kreis von Schilden, welche ſeine ſtärkſten und muthigſten Männer um ihn ſchloſſen, und ſagte zu den Skalden: „Hier ſollt ihr ſein und ſehen, was ſich Merkwürdiges begibt, ſo daß ihr dazu der Sage Andrer nicht bedürft: denn euch geziemt es, hernach davon zu ſagen und zu dichten.“ Zwei von ihnen fielen an des Königs Seite. Der dritte ſang, tödtlich verwundet, noch zu Olafs Preiſe, bevor er ſich den Pfeil aus dem Herzen zog und verſchied (Geijer 173 f.).

---

[1] Wie Halfdan in der Fridthjofs-Saga.

---

[1] Skáldskapr, m. = poesis.

Zu dem Bilderreichthum der ſpätern Skaldenſprache finden ſich übrigens doch ſchon in den ältern mythiſchen und ſagenhaften Liedern die Keime. Es iſt dieſelbe Bildlichkeit, die das Weſen der Mythen im Ganzen ausmacht, auf den einzelnen Ausdruck angewandt; zwiſchen Beidem mitten inne liegen jene Bilderräthſel im Getſpeki und in der Amlethsſage.

Sagenmann endlich (sagnamadr, frœdimadr; frœdi, n. doctrina, scientia; at frœda, erudire) hieß ein in Erzählungen wohl erfahrener Mann. Einen ſolchen nennt ſich Geſt, der ſo viel von den alten Königen zu erzählen weiß, bei Olaf Tryggvaſon. Auch die Sagenerzählung war kein abgeſchloſſenes Gewerbe, obgleich auch ſie ſich auf gewiſſe Art zur Kunſt geſteigert hatte. Hievon iſt im Allgemeinen ſchon früher gehandelt worden und ich hebe nur noch zum Beweiſe der Volksmäßigkeit dieſer Sagenerzählung einzelne Züge aus, welche Geijer S. 175 bis 179 zuſammengeſtellt hat. **

Es bewährt ſich durch all Dieſes, daß Sagenlied und Sagenerzählung im Norden wahrhaft und im beſten Sinne volksmäßig waren, nicht auf Stände oder Schulen beſchränkt, aber auch den Edelſten im Volke zu thätiger Theilnahme und zum Genuſſe zugänglich.

3. Balladen, Ortsſagen, Mährchen.

Wir faſſen in dieſer letzten Abtheilung der nordiſchen Sagengeſchichte diejenigen Sagenbildungen zuſammen, welche, nachdem der große Mythenkreis der Götter- und Heldenſage durch das Chriſtenthum gebrochen war, entweder, von demſelben abgelöſt und mit veränderter Form, ſich im Volk erhalten haben, oder aus dem Grunde der umgewandelten Zeit neu hervorgegangen ſind. Zwar gehören auch die bisher benützten Auffaſſungen der Sage großentheils der chriſtlichen

Zeit an, wie die ſeit dem Anfang des 13ten Jahrhunderts niedergeſchriebenen mythiſchen Sagan und Saxos däniſche Geſchichte; aber in ihnen herrſcht dennoch Zuſammenhang, Geiſt und Gepräge der ältern Periode vor. Wir befanden uns in den beiden bisherigen Abtheilungen auf dem Gebiete des altnordiſchen Heidenthums, in der jetzigen treten wir in das chriſtliche Mittelalter des Nordens über; und ſo wenig für jedes Einzelne die Grenze ſcharf gezogen werden kann, ſo manigfach die Übergänge ſind, ſo beſteht gleichwohl der charakteriſtiſche Unterſchied im Größern und Ganzen. Auch lebt zwar ein bedeutender Theil der Sagenpoeſie, die wir jetzt darzuſtellen haben, noch heutzutag im Munde des Volkes, aber ſie beruht doch weſentlich im Charakter des nordiſchen Mittelalters. So viel zur vorläufigen Verſtändigung über den Inhalt dieſer Abtheilung im Allgemeinen! Die beſondern Bezeichnungen (Ballade, Ortsſage, Mährchen) ſollen in der Darſtellung der hiedurch bezeichneten Klaſſen ihre Erläuterung erhalten.

1. Balladen.

Dieſes fremden Wortes glaube ich mich doch am zweckmäßigſten zu bedienen, um die Volkslieder ſagenhaften Inhalts aus derjenigen Periode, in welche wir jetzt übergetreten ſind, zu bezeichnen. Die einheimiſchen Benennungen ſind däniſch vise (Weiſe, Lied), kjæmpevise (Kämpenlied, Heldenlied), ſchwediſch visa, isländiſch qvædi, n. (Sang), rîmur (Reime), und ſo auch färöiſch qveâi, rujma, auch taattur, letzteres zur Bezeichnung einzelner Theile größerer Lieder, oder auch neuerer Geſänge (Für. Qv. 15). Wollten wir aber, dieſem entſprechend, gleichfalls allgemeinere Benennungen, Sagenlieder, Heldenlieder, Volkslieder, gebrauchen, ſo wäre uns die gemeinte Liederklaſſe nicht genugſam, mit einem Worte von den altnordiſchen, gleichfalls ſagenhaften, heroiſchen, volksmäßigen Geſängen unterſchieden. Balladen aber hießen zunächſt die ſchottiſchen und engliſchen Sagenlieder aus der mittlern Zeit, welche zu den nordiſchen derſelben Periode ſo nahe Beziehung darbieten, und das Wort iſt durch jene zu einem allgemein verſtändlichen Kunſtausdrucke zur Bezeichnung von Sagenliedern in der Weiſe der nördlichen Völker des Mittelalters geworden.

Sammlungen nordiſcher Volksballaden ſind folgende:

Levninger af Middel-Alderens Digtekunst. Heft I. Kopenhagen 1780. II ebend. 1784. Das 1ſte Heft dieſer däniſchen Lieder iſt von Sandvig, das 2te von Nyerup herausgegeben.

Udvalgte Danske Viser fra Middelalderen efter A. S. Vedels og P. Syvs trykte Udgaver og efter haandskrevne Samlinger udgivne paa ny af Abrahamson, Nyerup, og Rahbek. 5 Theile. Kopenhagen 1812 bis 14. Vom 3ten Theil an ſind nur die beiden letztern Herausgeber genannt, der 5te gibt die alten Tonweiſen und litterariſche Abhandlungen.

Udvalg af Danske Viser fra Midten af det 16de Aarhundrede til henimod Midten af det 18de, med Melodier, i Forening med P. Rasmussen udgivet af N. Nyerup. En Fortsættelse af de i Aarene 1812—14 udgivne Kjæmpeviser. 2 Theile. Kopenhagen 1821.

[Danmarks gamle Folkeviser, udgivne af Svend Grundtvig. 3 Bände. Kopenhagen 1853. 1856. K.]

Altdäniſche Heldenlieder, Balladen und Märchen, überſetzt von W. C. Grimm. Heidelberg 1811.

Svenska Folk-Wisor, utgifne af E. G. Geijer och A. A. Afzelius. 3 Bände. Stockholm 1814 bis 1816. Mit Melodieen.

[Aus neuerer Zeit ſind auch noch die Sammlungen von Arwidsſon und Landſtad zu erwähnen. H.]

Schwediſche Volksharfe, mit einer Beilage von Norränaliedern und Melodieen von J. L. Studach. Stockholm 1826. Darin 24 ſchwediſche Volkslieder, hauptſächlich nach obiger Sammlung.

Nordenſaal, eine Sammlung ſchwediſcher Volkslieder, mit Begleitung des Pianoforte, nach den alten Geſangweiſen bearbeitet. 2 Hefte. Berlin 1827. (Herausgegeben von dem ſchwediſchen Tonkünſtler A. F. Lindblad, 9 Lieder, meiſt in obiger Sammlung und überſetzt von Frau v. Helwig.)

Volkslieder der Schweden. Aus der Sammlung von Geijer und Afzelius. Von G. Mohnike. B. I. Berlin 1830. (55 Numern).

Færøiske Qvæder om Sigurd Fofnersbane og hans Æt. Med et Anhang. Samlede og oversatte af H. Ch. Lyngbye. Med en Indledning af P. E. Müller. Randers 1822.

[P. J. Willatzen, altisländiſche Volksballaden und Heldenlieder der Färinger. Bremen 1865. K.]

[Germaniſche Volkslieder der Vorzeit. In den Versmaßen der Originale übertragen von Roſa Warrens. Hierher gehören Band I, ſchwediſche Volkslieder, Band II, däniſche Volkslieder, Band IV, norwegiſche, isländiſche, färöiſche Volkslieder der Vorzeit. Leipzig und Hamburg 1856 bis 1866. H.]

Dieſelbe Gemeinſchaft, welche in Beziehung auf die alte Götter- und Heldenſage unter den Völkern des ſkandinaviſchen Nordens beſtanden hatte, beſtand auch für die Balladendichtung, ſelbſt nachdem die Mundarten der gemeinſamen altnordiſchen Sprache ſich zu geſonderten Sprachen immer beſtimmter ausgeſchieden hatten. Von norwegiſchen und von isländiſchen Volksliedern konnte zwar keine Sammlung hier namhaft gemacht werden. Mohnike (1, 165) erwähnt einer im Jahr 1821 zu Chriſtiania erſchienenen Sammlung: Norræna, en Samling af Forsög til norske Nationalsange, mit der Bemerkung jedoch, daß er nicht ſagen könne, ob dieſelbe als Vorläuferin einer größern Sammlung norwegiſcher Volkslieder zu betrachten ſei. Wirklich ſind es, wie ſchon der Titel anzeigt, lauter neugedichtete Lieder, und zwar ſolche, die aus Anlaß eines für den beſten norwegiſchen Nationalgeſang ausgeſetzten Preiſes von mehreren Verfaſſern eingekommen waren.

Dennoch iſt kein Zweifel darüber, daß die alten Volksballaden auch in Norwegen verbreitet waren und auch dort noch eine Sammlung derſelben veranſtaltet werden könnte; einzelne derſelben ſind in der Mundart dieſes Landes gedruckt. Eine Sammlung isländiſcher, vom Jahr 1665, findet ſich auf der Univerſitätsbibliothek zu Kopenhagen. (Udv. d. Viſ. V, 72 bis 76. Vgl. Fär. Qväder 36 f.) Die Lieder ſelbſt verlegen die Örtlichkeit der Handlung in die verſchiedenen ſkandinaviſchen Länder und weiſen damit auf gegenſeitigen Austauſch hin. Wenn nun gleich ihre Heimath nicht in einem einzelnen dieſer Länder geſucht werden darf, ſo iſt doch ſehr glaublich, daß der vorzügliche Anſtoß zu dieſer ſpätern mittelalterlichen Weiſe von Dänemark ausgegangen, als demjenigen Lande, welches der neuen, chriſtlichen Bildung am nächſten zugänglich war[1]. Damit ſteht dann auch in Übereinſtimmung, daß die der ältern Götter- und Heldenſage entnommenen Beſtandtheile dieſer Balladendichtung hauptſächlich im höhern Norden, auf den Färöen, gepflegt wurden. Zu einem gemeinſamen Ganzen aber ſind dieſe in den verſchiedenen Nordlanden geſungenen Volkslieder insbeſondre noch dadurch verſchmolzen, daß überall an die Stelle des alten Stabreims und des auf ihn gegründeten Versbaus der romaniſche Endreim mit ſeinen epiſchen Formen und beigefügtem Kehrreim (däniſch und ſchwediſch omqväd, färöiſch stevi, niurleßi) getreten iſt.

---

[1] Vgl. C. Molbech: Bemærkninger over vore danske Folkeviser fra Middelalderen. Kopenhagen 1823. S. 40 f. 65.

Die früheſten, reichhaltigſten Aufzeichnungen und Sammlungen ſolcher Volksballaden fanden in Dänemark ſtatt. Die handſchriftlichen däniſchen Liederbücher, welche von der Mitte des 16ten Jahrhunderts beginnen, ſind von Nyerup (Udv. d. Viſ. V, 17 ff.) verzeichnet. Sie befanden ſich, wie die eingeſchriebenen Namen zeigen, meiſt im Beſitze weiblicher Hände und eines dieſer Liederbücher hat die Form eines Herzens. Auch zu der erſten gedruckten Sammlung gab eine Frau den Anlaß, die Königin Sophie von Dänemark. Sie wurde im Jahr 1586 auf der Inſel Hven, wo ſie Tycho Brahes aſtronomiſche Werkzeuge und Vorrichtungen beſichtigt hatte, einige Tage durch Sturm aufgehalten und erfuhr, daß ein Freund Brahes, der Geſchichtsforſcher Anders Sörenſön Vedel, alte däniſche Lieder geſammelt habe. Sie zeigte große Luſt, dieſelben zu leſen, und Vedel eignete ihr, jedoch erſt fünf Jahre nachher (Ribe 1591), einhundert derſelben im Drucke zu. Aus ſeinem Nachlaß erſchien, Kopenhagen 1657, eine weitere Sammlung unter dem Titel: Tragica oder alte däniſche hiſtoriſche Liebeslieder (Elskoffs Viser), ſämmtlich von tragiſchem Ausgang. Die erſte vedeliſche Sammlung vermehrte Peter Syv mit einem zweiten Hundert und gab ſie ſo, Kopenhagen 1695, in den Druck. Dieſe ſyviſchen Kämpferweiſen (kæmpeviser) wurden 1739, 1764, 1787, wieder aufgelegt und ſind in Dänemark gewiſſermaßen zum Volksbuche geworden. Manche Lieder wurden auch auf einzelnen, fliegenden Blättern verbreitet. Die neueſte, vollſtändigſte Sammlung (von Abrahamſon, Nyerup und Rahbek) mit ihren Nachträgen iſt zuvor ſchon angemerkt worden. Gleichwohl ſcheint auch durch ſie der brauchbare Vorrath noch keineswegs erſchöpft zu ſein. Nach einer Bemerkung von Molbech (a. a. O. S. 113) hatte J. M. Thiele, der Herausgeber einer Sammlung däniſcher Volksſagen, eine neue, ſorgfältige Reviſion aller in Kopenhagen bekannter, handſchriftlicher Sammlungen alter, däniſcher Volkslieder (neben einer bisher ganz unbekannten und unbenützten Sammlung von Odenſe) begonnen und ſeine Unterſuchungen hatten bereits (1823) das Reſultat gegeben, daß in dieſen Sammlungen über 250 bis jetzt ungedruckte und in die nyerupiſche Sammlung nicht aufgenommene Lieder ſich finden. Wollte man nun von dieſer Anzahl ſogar $^{3}/_{5}$, als des Drucks nicht würdig, verwerfen, ſo würden doch 100 ungedruckte Stücke übrig bleiben, deren Herausgabe zu wünſchen wäre.

Wie in Dänemark dieſe mittelalterliche Weiſe am früheſten gereift war, ſo bot ſie auch am früheſten ihre Erzeugniſſe der Sammlung dar und lief am eheſten Gefahr, von neuer litterariſcher Bildung verdrängt zu werden. Deſſen ungeachtet war auch für die neueſte Sammlung die lebendige Überlieferung im Volksgeſange noch nicht verſiegt und aus dieſem allein konnten die alten Tonweiſen aufgenommen werden. In Schweden fehlt es zwar auch nicht ganz an handſchriftlichen Sammlungen vom 16ten Jahrhundert an (Sv. Folkv. III, 250 f.; die früheſte Jahrzahl iſt 1572), und Manches wurde auch in dieſem Lande auf Flugblättern verbreitet. Eine gedruckte Sammlung gab es aber nicht vor der oben angeführten, 1814 bis 16 von Geijer und Afzelius herausgegebenen. Auch verdankten dieſe Sammler ihr Meiſtes und Beſtes der mündlichen Überlieferung, vorzüglich durch Frauen, und die vorhandenen drei handſchriftlichen Sammlungen wurden ihnen ſogar erſt während der Herausgabe bekannt, für die ſie nur Varianten daraus benützten.

Das Fortleben der Lieder im Volksmunde zog ſich immer weiter nach dem Norden zurück, aber dieſe Quelle hat ſich ſo rein erhalten, daß die erſt jetzt in Schweden aufgezeichneten Lieder ſich zum Theil urſprünglicher erweiſen, als wie ſie im 16ten Jahrhundert in Dänemark aufgeſchrieben wurden, und daß die ſchwediſchen Herausgeber die mündlichen Überlieferungen in der Regel den Druckblättern vorzogen. Auch fanden ſie in den nördlichern Provinzen Schwedens, dem eigentlichen Norrland, nicht nur reiche Ausbeute, ſondern auch faſt durchaus den echteſten und beſten Text der Lieder. Im Übrigen betrachten auch ſie mit dieſer erſten, gedruckten Sammlung den Reichthum des alterthümlichen Volksgeſanges in ihrem Vaterlande noch lange nicht für erſchöpft.

Am ſpäteſten wurden die färöiſchen Volkslieder aufgeſchrieben und in den Druck gegeben. Die erſte handſchriftliche Sammlung iſt von den Jahren 1781 und 1782, die erſte gedruckte von 1822, deren Titel oben angegeben wurde. Aber gerade auf dieſen entlegenen Inſeln haben ſich Lieder des älteſten Urſprungs, mythiſche und ſolche, die der Heldenſage von den Völſungen angehören, bis heute mündlich fortgepflanzt. Die letztern ſind beſonders beliebt und werden vorzugsweiſe zum Reihentanze geſungen; auf ſie beſchränkt ſich auch meiſt die gedruckte Sammlung.

So Vieles nun von dem alten Liederſchatze der nordiſchen Völker noch nicht zur allgemeinen Kenntnis gebracht iſt, wie es denn bemerktermaaßen noch ganz an gedruckten Sammlungen norwegiſcher und isländiſcher Volkslieder fehlt, ſo iſt dennoch der bereits zugängliche Vorrath beträchtlich genug, um uns auch von dieſer Periode der Sagenpoeſie ein umfang- und geſtaltenreiches Bild zu geben. Denn Sagenlieder, Balladen, ſind dieſe zahlreichen Volksgeſänge; eine beſondre Lyrik hat ſich noch nicht ausgeſchieden.

Wir gehen nun dieſen poetiſchen Geſammtbeſitz der nordiſchen Völker in der mittlern und neuern Zeit in der Folge durch, daß wir mit denjenigen Liedern beginnen, welche ſich zunächſt der ältern Götter- und Heldenſage anreihen, ſodann die aus dem Geiſt und den Sitten des Mittelalters hervorgegangenen betrachten und mit denen, welche den Übergang zur geſchichtlichen Darſtellung bilden, den Beſchluß machen.

Von den altnordiſchen Mythenliedern, wie ſie in der Edda noch vorhanden ſind, iſt nur eines vollſtändig in die neuere Form übergegangen, das Lied von Thrym (Thrymsqvida, auch Hamars-Heimt, Edd. Sæm. 70 ff.), welches bei der Götterſage vorgetragen und erläutert wurde. Es erzählt, wie Thor ſeinen verlornen Hammer von dem Rieſen zurückerlangt, indem er, verkleidet als Freya, welche der Rieſe Thrym für die Zurückgabe des Hammers zur Braut verlangt, in Geſellſchaft des als Dienerin verkleideten Loki zum Rieſenlande zieht und, als der Hammer zur Heiligung des Verlöbniſſes herbeigebracht wird, mit demſelben den Rieſen Thrym und all ſein Geſchlecht zerſchmettert. Wir haben darin einen Naturmythus erkannt, den Sieg des ſeiner Waffe wieder mächtigen Donnergottes über die Winterrieſen, welche ſtets darnach trachten, die ſchöne Sommergöttin Freya den Aſen zu entreißen. Als ſchwediſche, norwegiſche und däniſche Ballade hat ſich dieſes uralte Lied erhalten. Gedruckt iſt in neuerer Zeit nur die ſchwediſche und däniſche Behandlung. Erſtere iſt die alterthümlich einfachere. Sie ſteht im 8ten Heft der ſtockholmiſchen Zeitſchrift Iduna (2te Auflage 1824) und verdeutſcht in Mohnikes Volksliedern der Schweden (I, 172 ff.). Thor heißt hier Thorkar (Thorkarl; karl, Mann; norwegiſch Torekal), Loki Loke Lewe (Edd. Sæm. 73. Ham. H. Str. 22: Loki, Laufeyjar sonr), Freya Frogenborg, der Rieſe Trolltram (der Troll Thrym; troll n., iſl. tröll, Rieſe, Zauberer, Dämon). Das Lied lautet nach Mohnikes Überſetzung ſo:

Thorkar ſitzt auf ſeinem Sitze u. ſ. w. ***

Im däniſchen Liede (Nyerup, Udv. II, 188 ff.[1]) wird Thor Tord af Hafsgaard (Asgard) genannt, Loki, Tords Bruder, Loke Lejemand, Freyja Fridlefsborg und der Rieſe Toſſe-Greve (tosse, Dummkopf; eigentlich þurs, þuss iſl. Rieſe, Rieſengraf, Rieſenhäuptling). Hier möchte Jungfrau Fridlefsborg lieber einen Chriſtenmann heirathen, als den widrigen Trold, und ſie richten, nicht den Bruder Thord, ſondern ihren alten Vater als Braut zu. Die Jungfrau ſagt:

Da wollen wir nehmen den alten Vater,
So wollen wir bürſten ſein Haar;
Führen wir ihn zum Nordgebirg,
Stellen als Braut ihn dar!

Die Braut ißt fünfzehn Ochſenleiber, dreißig Schweinſeiten und ſiebenhundert Brote; zwölf Laſten Bier trinkt ſie aus, ſo daß der Bräutigam die Hände ringt und gerne den Hammer hergeben will, wenn er nur ihrer los wird. Nicht bloß gegen das Eddalied, ſondern auch gegen die ſchwediſche Darſtellung iſt hier Vieles entſtellt und übertrieben. Ob und wie weit nun in dieſen Umwandlungen noch ein Verſtändnis der urſprünglichen Bedeutung geblieben ſei, erſcheint zweifelhaft; doch zeigt ſich im ſchwediſchen Liede die Spur des rechten Verſtändniſſes, wenn Jungfrau Frogenborg „die ſchöne Sonne“ gengnnt wird. Aber jedenfalls bewährt ſich die poetiſche Kraft der alten Mythenbildung darin, daß, ſogar bei verlornem Sinne des alten Mythus, die Geſtalten und Situationen ſelbſtändig noch Jahrhunderte hindurch als beluſtigendes Mährchen fortleben konnten.

Völlig mythiſcher Natur, wenn gleich keinem der noch vorhandenen altnordiſchen Geſänge entſprechend, ſind ferner einige der färöiſchen Volkslieder. Dahin gehört ohne Zweifel ein handſchriftliches, von dem nur der Titel bekannt iſt: Odin vor Asgaard u. ſ. w. (Fär. Qv. Indl. 16: „Ouin úr Aasgörum [Odin fra Asgaard], ogſaa kaldet Frigvin[2]

---

[1] Ebendaſ. II, 226 der Anfang der norwegiſchen Verſion.

[2] Vgl. Far. Qv. 284, 165.

Maaleja“). Dagegen ſtehen in der gedruckten Sammlung die zwei folgenden, die ich in Überſetzung gebe:

Skrymners Reim (Skrajmeli-Rajma [1]).

Es war an einem Morgen früh [2],
Des ich mich wohl entſinne,
Der Bauer gieng zum Walde fort,
Sucht' Äpfel und Eicheln drinne.

Da zog der Regen finſter auf,
Die Sonne ſank hinunter,
Da wandte ſich der Bauersmann
Zur Heimath raſch und munter.

Da zog der Regen finſter auf,
Es ſank der Tag zum Abend,
Der Bauer lief ſo froh und friſch,
Nach ſeiner Heimath trabend.

Da ward es in der Wolke licht
Und licht ward's auf den Wegen,
Der Bauer ſah, wie Skrymner ihm
Gar mächtig ſchritt entgegen.

Wohl aus der Erde Skrymner ſtieg,
Durch Odins [3] Gabe kräftig,
Trug in der Hand das Ziegelbrett [4]
Und ſchritt heran geſchäftig.

Trug in der Hand das Ziegelbrett
Von weißem Elfenbeine,
Die Würfel aber waren da
Aus Gold von klarem Scheine.

Der Rieſe war von ſtarker Art,
Von der die Argen ſtammen.
Er ſprach: „Sitz nieder, lieber Freund,
Und ſpielen wir zuſammen!“

[1] [S. 480 bei Lyngbye. K.]

[2] Al. Feiertag, halgjin Deá.

[3] Ouvans.

[4] Tijil Talv, eigentlich Spielbrett von Ziegelſtein, wahrſcheinlich aus Plättchen verſchiedener Farbe, hier aber allgemeiner, da das Brett von Elfenbeim iſt.

Der Bauer ſprach: „O nein, o nein!
Mir kann das nicht gebühren.
Ich hab' das Brettſpiel nie gelernt,
Ich weiß kein Spiel zu führen.“

„Du muſt mit mir zum Brettſpiel hier,
Und ſpielſt du ſonſt auch keines,
Nicht ſoll's dich koſten Haus noch Hof,
Dein Haupt nur oder meines.“

Der Bauer ſtand auf grünem Grund,
Begann, auf Rath zu ſinnen;
Da zog er an die Sieghandſchuh [1],
So dacht' er zu gewinnen.

Der Bauer ſetzte ſich zum Spiel,
Wie ſehr davor ihm bangte;
Doch gieng das Brettſpiel ſo zum Schluß,
Daß er den Sieg erlangte.

Wohl ſpielten dieſe Männer nicht
Um Haus noch Hof im Brette;
Des Rieſen Leib und Leben ſtand,
Sein Haupt und Hals zur Wette.

„Im Brett haſt du gewonnen mich,
Du magſt dein Glück wohl preiſen.
Doch laß mich löſen jetzt mein Haupt,
Sowie du ſelbſt magſt weiſen!“

„Willſt du dir löſen Haupt und Hals,
Sollſt du zuerſt mir rüſten
Gut Bier und Wein und Eichelſchwein,
All was mich mag gelüſten.

---

[1] Sijurshanskar, vermuthlich Handſchuhe, die durch Runen gefeit waren; ſolche Siegrunen wurden auch auf das Heft des Schwertes eingeſchnitten (Grimm, Edd. 214. Edd. Havn. 195), wie Brynhild den Sigurd lehrt. Es gab auch Sieghelme, Siegkleider (sejersklæder, Udv. d. Vis. IV, 243) d. h. gefeſtete Waffenrüſtung. Verzaubernder Schlag mit Wolfhandſchuhen (med úlfhandska) kommt in Hrolfs S. C. 25 (Fornald. S. I, 50) vor. Handski, m. chirotheca.

Du ſollſt mir ſetzen in den Hof
Eine Burg, eine breit' und lange,
Und Bier und Wein und Reben drin,
Eine Burg vom erſten Range.

Im Grunde ſoll ein Eſtrich ſein
Und Ziegel auf den Zinnen,
Das Dach ſei von dem blauſten Blei,
Das irgend zu gewinnen.

Der Eſtrich auf dem Grunde ſei
Von weißem Marmelſteine,
Der Dachſtuhl von Cypreſſenholz,
Die Wand von Elfenbeine.

Da ſoll man Herrenbetten ſehn,
Das Bettgeſtell von Cedern,
Die Laken und die Decken all
Gefüllt mit Fönixfedern.

Da ſoll man Herrenbetten ſehn,
Gefüllt mit Schwanendaunen,
Bedeckt mit Purpurtüchern all
Und Goldſtoff, zum Erſtaunen.

Ein koſtbar Becken ſei auch dort,
Gefüllt mit edlem Tranke,
Daß, wer davon getrunken hat,
Sein Lebtag nie erkranke.

Ja, Niemand ſoll da werden krank,
Bevor er ſelbſt will ſterben.
Und ſchaffſt du das nicht Alles her,
Hau' ich dein Haupt zu Scherben.

Da ſoll auch Trank und Speiſe ſelbſt
Sich auf die Tiſche tragen."
Dem Rieſen iſt ſein Leben lieb,
Muß „ja" zu Allem ſagen.

Der Bauer halſt ſein liebes Weib
Am Abend beim Empfange:
„Nun wird man ſehen, wie ich bald
In Würd' und Reichthum prange."

Da hob das Weib zu weinen an
Und ſprach mit Angſt und Beben:
„Wohl ſchied der Rieſe ſo von dir,
Es koſtet dich dein Leben.“

Der Bauer ſchlief da ruhig ein
In ſeines Weibes Arme.
Der Rieſe ſucht und ſammelt Gold,
So müd' und ſchwer von Harme.

Auf See und Sand fuhr Skrymner um,
Auf Bergen und in Klingen,
Setzt in des Bauern Hof die Burg
Mit all den koſtbarn Dingen.

Er bracht' ihm in die Halle dann,
Gar ſtattlich zugerüſtet,
Gut Bier und Wein und Eichelſchwein
Und was ihn ſonſt gelüſtet u. ſ. w.

Es wiederholt ſich nun, faſt mit denſelben Worten, die Aufzählung alles deſſen, was der Bauer verlangt hatte.

Frühmorgens, als der Bauersmann
Zum Walde wollte gehen,
Da ſah er eine große Burg
Vor ſeiner Thüre ſtehen.

Der Bauer ſah die ſchöne Burg,
Er war ſo friſch und munter,
Der Rieſe ſtand und klemmte ſich
Die Schenkel ſchier herunter.

Der Bauer ſtand auf grünem Grund,
So fett und wohl gediehen.
Man führt' ihn in die ſchöne Burg,
Da muſt' ihn Sorge fliehen.

Der Bauer halſt ſein liebes Weib
Am Abend zum Empfange:
„Zehn Könge gibt es oder zwölf,
Die überrag' ich lange.“

Der Bauer war ſo friſch und froh,
Mild gegen Seinesgleichen;
Zehn Könge gibt es oder zwölf,
Die ihm an Wohlſtand weichen.

Die Hausfrau war an Kindern reich
Und rothem Scharlachtuche;
Doch war ihr bang, daß Skrymner nicht
Den Tod des Bauern ſuche.

Der Bauer hatte draus und drin,
Was ihm ſein Herz erfreute.
Doch müd' iſt meine Zunge jetzt,
Kurzweil genug für heute!

Das Seitenſtück zu dieſem Liede heißt:

Lokis Sage (Loka Thaattur)[1].

Der Rieſ' und der Bauer ſpielten, wie vor,
Der Rieſe gewann und der Bauer verlor.[2]

„Ich hab' getragen den Sieg davon,
Nun will ich haben deinen Sohn.

Den Sohn will ich haben von dir,
Wenn du ihn nicht kannſt bergen vor mir.“

Da ruft der Bauer Knechte zwei:
„Ladet ihr Odin[3] mir herbei!

Wär' Odin, Aſakönig, hier,
Und hälfe, dich zu verbergen, mir!“

„Ich wollte, mein Odin käme heran
Und wüßte, wo man verbergen kann.“

Bevor ſie halb geſprochen das Wort,
Stand Odin vor dem Tiſche dort.

„Hör' du, Odin! ich rede zu dir;
Du ſollſt verbergen den Knaben mir.“

---

[1] [S. 500 bei Lyngbye. K.]

[2] Risin vann o Bondin vajg. Vgl. Udv. d. Viſ. IV, 122 ff.:
Den Ungersvend han tabte
Og Jomfruen hun vandt.

[3] Ouvin.

Odin ſuhr mit dem Knaben aus,
Bauer und Bäurin traurten zu Haus.

Odin hieß einen Acker mit Macht
Wachſen und reifen in einer Nacht.

Odin hieß den Knaben nun
Mitten im Acker ſich unterthun,

Mitten in eine Ähre hinein,
Mitten in's Gerſtenkorn ſo klein.

„Bleib da drinn und ſorg nicht mehr!
Wenn ich rufe, komm zu mir her!

Bleib da drinn und hab nicht Graus!
Wenn ich rufe, ſo komm heraus!“

Skrymners Herz iſt hart, wie Horn;
Er nimmt den ganzen Arm voll Korn.

Er rafft den Arm voll Korns an ſich
Und hält ein Schwert ſo fürchterlich.

Er hält in der Hand ein ſchneidend Schwert,
Damit er den Knaben zu haun begehrt.

Da iſt der Knab' in Angſt und Graus,
Doch das Körnlein ſpringt von der Fauſt heraus.

Da iſt der Knab' in Sorgen ſehr,
Doch Odin ruft ihn zu ſich her.

Odin fährt mit dem Knaben davon
Und bringt den Bauersleuten den Sohn.

„Hier iſt dein Erbe wieder zu Haus;
Mit meinem Verſteck iſt es nun aus.“

Da heißt der Bauer Knechte zwei:
„Rufet ihr Hänern[1] mir herbei!“

„Ich wollte, mein Häner käme heran
Und wüſte, wo man verbergen kann.“

Bevor ſie halb geſprochen das Wort,
Stand Häner vor dem Tiſche dort.

---

[1] Höner.

„Hör' du, Häner! ich rede zu dir;
Du ſollſt verbergen den Knaben mir.“

Häner fuhr mit dem Knaben hinaus,
Bauer und Bäurin traurten zu Haus.

Häner gieng auf dem grünen Grund,
Drei Schwäne flogen da über den Sund.

Von Oſten flogen da Schwäne drei
Und ſetzten ſich Hänern nahebei.

Häner heißt den Knaben nun
In die Nackenfeder ſich unterthun.

„Bleib da drinn und ſorg nicht mehr!
Wenn ich rufe, komm zu mir her.

Bleib da drinn und hab nicht Graus!
Wenn ich rufe, ſo komm heraus!“

Skrymmer lief auf dem grünen Grund,
Drei Schwäne flogen da über den Sund.

Er ſtrauchelt und fällt auf ſeine Knie,
Den vorderſten Schwan doch fängt er hie.

Den vorderſten Schwan doch fieng er ein
Und ſchlug ihm den Hals von dem Schulterbein.

Da war der Knab' in Angſt und Graus,
Doch die Feder flog vom Nacken heraus.

Da war der Knab' in Sorgen ſehr,
Doch Häner ruft ihn zu ſich her.

Häner fuhr mit dem Knaben davon
Und brachte den Bauersleuten den Sohn:

„Hier iſt dein Erbe wieder zu Haus;
Mit meinem Verſteck iſt es nun aus.“

Da ruft der Bauer Knechte zwei:
„Ladet ihr Lokin[1] mir herbei!“

„Ich wollte, mein Loki käme heran
Und wüſte, wo man verbergen kann.“

---

[1] Lokkji.

Bevor ſie halb geſprochen das Wort,
Stand Loki vor dem Tiſche dort.

„Du weiſt gar nichts von meiner Noth;
Skrymner will meines Sohnes Tod.

Hör' du, Loki! ich rede zu dir;
Du ſollſt verbergen den Knaben mir!

Verbirg ihn wohl und behüt' ihn dann,
Daß ihn der Rieſe nicht fangen kann!"

„Soll ich den Sohn verbergen dir,
So ſchaff du, was von nöthen mir!

Ein Boothaus[1] ſollſt du laſſen baun,
Bevor du mich magſt wieder ſchaun.

Ein weites Fenſter mach darein!
Die Stäbe ſollen von Eiſen ſein."

Loki fuhr mit dem Knaben aus,
Bauer und Bäurin traurten zu Haus.

Loki gieng hernieder zum Strand,
Wo die Schüte ſchwamm vor dem Land.

Loki rudert zum äußerſten Fang;
So iſt geſagt im alten Geſang.

Loki ſpricht nicht viele Wort,
Angel und Stein wirft er über Bord.

Angel und Stein zu Grunde fuhr,
Bald zog er Butten auf an der Schnur.

Einen zog er und zog wohl zwei,
Den dritten bracht' er mit Noth herbei.

---

[1] **Nest.** Solche Schuppen, wo die Boote verwahrt wurden, ſind etwas oben auf dem Lande, oder auf Klippen, wo die Wellen nicht wohl hinreichen konnten, angebracht. Sie haben gewöhnlich ein Fenſter oder eine Öffnung auf der Landſeite, damit, wenn die Brandung ſtark wird, ein Mann hineinkriechen und die Boote feſtbinden kann, damit ſie nicht weggeſchwemmt werden, was doch zuweilen bei ſtarkem Sturme geſchehen kann. Etwas Beſondres ſind nun hier die in der Öffnung feſtgemachten Eiſenſtangen. Weit muſte die Öffnung ſein, wenn der Rieſe, wie nachher geſchieht, verſuchen ſollte, hindurchzukommen. Fär. Qv. 510, Note.

Loki heißt den Knaben nun
Im Rogenkorne ſich unterthun.

„Bleib da drinn und ſorg nicht mehr!
Wenn ich rufe, komm zu mir her!

Bleib da drinn und hab nicht Graus!
Wenn ich rufe, ſo komm heraus!“

Loki rudert wieder zum Land,
Der Rieſe ſteht vor ihm auf dem Sand.

Der Rieſe ſprach zu Loki ſchnell:
„Wo wareſt du heute Nacht, Geſell?“

„Ruh nicht hab' ich und nirgends Stand,
Schweifen muß ich um Meer und Land.“

Der Rieſe ſtößt ſein Boot hinaus,
Loki ruft: „Hei! welch ein Braus!“

Loki ruft dem Rieſen zu:
„Beſſer führen wir, ich und du.“

Der Rieſe nimmt das Steuer zur Hand,
Loki rudert hinaus vom Land.

Loki rudert fort und fort,
Das Eiſenboot will nicht vom Ort.

Loki rief dem Rieſen zu:
„Beſſer ständ' ich am Steuer, als du.“

Als zu den Rudern der Rieſe griff,
Fuhr in die weite See das Schiff.

Skrymner rudert mit langem Arm,
Loki ſchafft ſich am Steuer warm.

Skrymner rudert zum äußerſten Fang,
So iſt geſagt im alten Geſang.

Der Rieſe ſpricht nicht viele Wort',
Angel und Stein wirft er über Bord.

Angel und Stein zu Grunde fuhr,
Bald zog er Butten auf an der Schnur.

Einen zog er und zog wohl zwei,
Den dritten bracht' er mit Noth herbei.

Loki ſprach ſo trügeriſch:
„Rieſe, gib du mir dieſen Fiſch!“

Der Rieſe gab zur Antwort: „Nein!
Nein, mein Loki! der wird nicht dein.“

Hielt den Fiſch mit den Knieen vorn,
Zählt' im Rogen jegliches Korn.

Jegliches Korn, das im Rogen hängt,
Zählt er, damit er den Knaben fängt.

Da war der Knab' in Angſt und Graus;
Doch das Korn glitt zwiſchen der Fauſt heraus.

Da war der Knab' in Sorgen ſehr,
Doch Loki ruft ihn zu ſich her.

„Sitz hier nieder, hinter mich!
Laß nicht den Rieſen erblicken dich!

Du muſt laufen ſo leicht auf dem Land,
Daß du die Spur nicht drückſt in den Sand.“

Der Rieſe rudert zurück zum Land,
Grade gegen den weißen Sand.

Der Rieſe rudert dem Lande zu,
Loki drehet das Boot im Nu.

Der Rieſe ſtößt das Boot an den Strand,
Der Knabe ſpringt ſo leicht auf das Land.

Der Rieſe ſieht ſich um auf dem Land,
Der Knabe ſteht vor ihm auf dem Sand.

Der Knabe lief ſo leicht über's Land,
Er drückte die Spur nicht ein in den Sand.

Der Rieſe lief ſo ſchwer auf dem Land,
Er ſank bis zu den Knien in den Sand.

Der Knabe lief mit aller Macht
Durch's Boothaus, das ſein Vater gemacht.

Durch's Boothaus, das ſein Vater ließ baun,
Folgt ihm der Rieſe mit gutem Vertraun.

Der Rieſe blieb im Fenſter hangen
Und zerbrach die Stirn an den Eiſenſtangen.

Loki, rüſtig hinterdrein,
Hieb ab dem Rieſen das eine Bein.

Dem Rieſen war das nur Kurzweil,
Die Wunde war gleich wieder heil.

Loki, rüſtig hinterdrein,
Hieb ab dem Rieſen das andre Bein.

Er hieb ihm ab das andre Bein
Und warf es zwiſchen Stock und Stein.

Dem Knaben war es ein luſtig Spiel,
Wie da der Rieſe zuſammenfiel.

Loki fuhr mit dem Knaben davon
Und brachte den Bauersleuten den Sohn:

„Hier iſt dein Erbe wieder zu Haus,
Mit meinem Verſteck iſt es nun aus.

Mit meinem Verſteck iſt's abgemacht,
Ich hab deine Sach zum Ende gebracht.

Ich hab gehalten, was ich geſchworn;
Nun hat der Rieſe ſein Leben verlorn.“

Eine Erklärung dieſer beiden Lieder iſt in der gedruckten Sammlung nicht gegeben. Sie kann jedoch, den Hauptzügen nach, wenig Schwierigkeit haben, nachdem wir einmal mit der Bilderſchrift der nordiſchen Naturmythen bekannt geworden ſind. Im Liede vom wiedererlangten Hammer beſiegt der Aſe Thor den Winterrieſen Thrymr. In einem früher vorgetragenen Mythus der jüngern Edda haben wir Thorn in ſeinen Wettkämpfen bei Utgardsloki im Nachtheil gefunden und ſchon auf dem Wege dahin hat er allerlei Abenteuer mit dem Rieſen Skrymnir gehabt, in deſſen Handſchuh er eine Nacht über Herberge genommen, der ihm den Speiſeſack zugeſchnürt und an deſſen Haupt er ſeine Hammerſchläge erfolglos verſucht. In beiden Mythen hat ſich uns ein Kampf der Sommer- und Winterkräfte dargeſtellt, dort, im Liede vom Hammer, zum Vortheil, hier, auf der Fahrt zu Utgardloki, zum Nachtheil des Donnergottes. Von ähnlicher Bedeutung ſind nun die beiden färöiſchen Lieder; nur daß hier nicht der gewaltige Aſe mit dem Winterrieſen kämpft, ſondern der unmächtige Bauer mit ihm ſpielt, alſo die Entſcheidung den Schickſalsmächten anheimgibt. Im erſten Liede gewinnt der Bauer, er ſpielt mit Sieghandſchuhen, es iſt ein Sommerlied; im zweiten verliert er, der Winter bricht an. Wenn die Eddamythen in der Götterwelt im allgemeineren Weltleben ſich bewegen, ſo ſehen wir hier, in den Volksliedern, den Wechſel der Jahreszeiten, mehr idylliſch, in ſeinem Einfluß auf das ländliche, bäuerliche Leben vorgebildet.

Betrachten wir von dieſem Geſichtspunkt aus die beiden Lieder einzeln! Im erſten heißt der Rieſe Skrujmsli. Nach einer Anmerkung des Herausgebers bedeutet dieß im Färöiſchen ein Geſpenſt; isländiſch skrimsl, m. (Lex. isl. II, 281a monstrum), ein Ungeheuer, Misgeſchöpf; weiter aber wird beigefügt, ein geborner Färöer, der Pfarrer Schröter auf Suderöe, bemerke nach Tradition, daß dieſes Lied den Geſpenſternamen (Skrujmsli Rujma), ſtatt des ältern Skrymners[1] Riim, zur Zeit der Mönche erhalten habe, wo es bei Strafe zu ſingen verboten geweſen; es werde auf Färöe als ein Überreſt des Heidenthums angeſehen[2]. Dieſem gemäß habe ich auch in der Überſetzung den Namen Skrymner gebraucht, wodurch uns der Rieſe des Liedes mit Skrymnir[3] des Eddamythus identiſch wird. Dieß iſt er aber auch abgeſehen vom Namen. Sein Aufſteigen auf der Erde beim Heranziehen der dunkeln Regenwolke und beim Anbruch des Abends verkündet ihn deutlich genug als eine der winterlichen und finſtern Erdmächte. Das Brettſpiel, wozu er den Bauern auffordert, kommt auch ſonſt in den Sagen und Liedern des Nordens vor. Nach der Völuſpa. ſpielten die Aſen in ihrem Goldalter dieſes Spiel (tefldo, Völuſpa Str. 8. Edd. Sæm. S. 2; at tebla, alea vel latrunculis ludere, ſpille Brätſpil, Lex. isl. II, 372a) und in der neuerſtandenen Welt werden ſie ihre wunderſamen Goldtafeln (gullnar töflur) im Graſe wiederfinden (Völuſpa Str. 61. Edd. Sæm. S. 10). Sollte wirklich dieſes Götterſpiel, wie es erklärt worden iſt, die Bewegung der

---

[1] Vgl. Grimm, Altdän. Heldenl. S. 503 ob. Sagabibl. II, 618 ff.

[2] Fär. Qv. 480.

[3] Lex. myth. 630, Note: „Nomen Skrýmir aut est vertendum a) grandisonus, b) fabulosus, jactabundus, c) deformis vel monstrosus aut etiam d) deformans.“ Vgl. 434. Lex. isl. II, 283b: „Skrýmnir, m. gigas grandisonus, en Jette; a skrum.“ Ebend. 283a: „Skrum, n. figmentum, nugæ Sladder, Opdigtelſe, Praleri.“

Geſtirne bedeuten, ſo wäre das auch auf unſer Lied anwendbar, denn der Lauf der Geſtirne beſtimmt den Sieg der Jahreszeit. In den Balladen werden wir weiterhin Beiſpiele finden, wie um Leben und Ehre Goldtafel geſpielt wird, oder der König das Spiel entſcheiden läßt, ob er ſeine Tochter dem Freier geben ſoll. In unſrem erſten Liede nun gewinnt der Bauer; der Erdrieſe iſt ihm verfallen und muß herbeiſchaffen, was Jener verlangt, vor Allem die Fülle von Trank und Speiſe, Bier und Wein und Eichelſchwein, dann die ſtattliche Burg voll behaglicher und koſtbarer Dinge, die am Morgen in des Bauern Hofe ſteht. Fett und wohlgediehen ſteht er ſelbſt da. Damit iſt der Segen und Reichthum bezeichnet, den die fruchtbare Jahreszeit dem Bauern bringt; ſie ſchafft ihm Leibesnahrung, baut und füllt ſein Haus. Die Bauersfrau iſt geſegnet mit Kindern, denn, wie das folgende Lied zeigt, ſind auch wieder die Erdfrüchte des Bauern Kinder. Die Frau hat aber immer bange, daß der Rieſe doch noch über den Bauern Meiſter werde, und dadurch knüpft ſich dieſes Lied an das zweite. Daß aber erſteres wirklich ſo, von dem Siege der beſſern Jahreszeit verſtanden worden, dafür ſpricht noch insbeſondre der Kehrreim, mit dem es geſungen wird:

Der Winter weicht, der Sommer kommt,
Die Erde wird ſo milde,
So ſchön Gewächs ergrünet im Gefilde.

Und wenn es, nach der einen Verſion der erſten Strophe, ein heiliger Tag iſt, an dem der Bauer ausgeht und das Spiel gewinnt, ſo mag wohl dieſes Lied zur Feier eines beſtimmten Feſttags im Frühjahr geſungen und getanzt worden ſein. Zwar ſcheint es auf eine vorgerücktere Zeit hinzuweiſen, daß der Bauer in den Wald geht, um Äpfel und Eicheln zu finden; allein wenn man auch nicht darauf verzichten müſte, in der jeweiligen Form einer ſolchen Dichtung alle einzelne Züge mit der Bedeutung des Ganzen in vollkommener Übereinſtimmung zu finden, ſo könnte doch hier noch immerhin die Erklärung ſtattfinden, daß damit die Begierde des Bauers nach den Früchten des Jahres bezeichnet ſei.

Im zweiten Liede gewinnt der Rieſe, und der Bauer ſoll ihm einen Sohn ausantworten, entweder zur Löſung ſeines Hauptes, wie im erſten Liede der Rieſe das ſeinige löſen muß, oder weil er denſelben auf das Spiel geſetzt hatte. Der Bauernſohn bedeutet, wie ſchon berührt worden, den Segen des Jahres, dem der Winterrieſe ein Ziel ſetzt. Aber wenn gleich der Rieſe vorerſt das Spiel gewonnen, ſo iſt er doch ſeines Pfandes noch nicht ſicher; jener Jahresſegen trägt in ſich den Keim neuer künftiger Früchte. Dieſer Keim ſteht unter der Obhut der Götter, die der Bauer zu Hülfe ruft. Es iſt nicht der kämpfende Donnergott Thor, an den er ſich wendet, denn jetzt iſt Thors Hammer ſelbſt von den Rieſen hinweg genommen. Auch der milde Freyr, wenn gleich Geber der Fruchtbarkeit, iſt jetzt, in den Wintermonaten, machtlos. Die ſchaffenden Götter müſſen hier in's Mittel treten. Wie nach der Völuſpa (Str. 18. Edd. Sæm. 3) bei der Weltſchöpfung Odin, Hänir und Lodur die Baumſtämme zu Menſchen beleben, wie dann an der Spitze der Sigurdsſage Odin, Hänir und Aſaloki auf ihrer Wanderung durch die Welt den Keim künftiger Geſchicke pflanzen, ſo ſchreiten hier, auch in der Dreizahl, Odin, Hänir und Loki nach einander hülfreich ein, denn es gilt hier, die Unvertilgbarkeit des in die Natur gelegten ſchöpferiſchen Triebes zu bewähren, das dürre Saatkorn für neue Ernten lebendig zu erhalten, den gefährdeten Keim aus der ſtarren Hand des Winterrieſen zu retten. Am meiſten fällt das Bild mit der Sache ſelbſt zuſammen in der erſten Rettung durch Odin, wo der Bauernſohn mitten im Kornfeld, mitten in der Ähre, mitten im Gerſtenkorne ſelbſt verborgen iſt und, als der Rieſe den Arm voll Getreides zuſammenrafft, eben dieſes kleine Korn ihm aus der Fauſt ſpringt. Aber auch die entfliegende Feder des getödteten Schwans[1] und das entgleitende Rogenkorn des gefangenen Fiſches ſind unverkennbare Sinnbilder des unerlöſchlichen Lebenskeimes und vielleicht noch beſondrer Beziehungen fähig; ja ſie ſcheinen den Mythus auf einen größern Kreis des Naturlebens zu erweitern. Der Rieſe ſelbſt muß zuletzt in der Verfolgung des Bauernſohnes untergehn, denn ſowie der Keim gerettet iſt, hat die Wirkſamkeit der Wintermächte aufgehört. Die Art aber, wie der Rieſe umkommt, iſt, hier nur im ländlichen Bilde, dieſelbe, wie wir in einem früheren Mythus einen Andern dieſes Geſchlechts auf der Verfolgung abgefangen ſahen; der Rieſe Thiaſſi verfolgt Idun, die er geraubt hatte und die ihm als

---

[1] Über den Schwan vgl. Troil 115.

Schwalbe von Loki wieder entführt wurde, in Geſtalt eines Adlers: auf der Mauer von Asgard aber ſchießt er in das Feuer, das die Aſen anzünden, verſengt ſeine Schwingen und wird getödtet.

Die zwei färöiſchen Volkslieder ſind nach dem bisherigen eine Ergänzung der altnordiſchen Mythen. Im zweiten kommt wiederholt der Ausdruck vor: „So iſt in altem Liede geſagt" (Str. 50. 67: So eer uj ſodnun Fröji sagt); will man aber dieſes bloß für eine herkömmliche Formel betrachten, ſo iſt gleichwohl nicht zu zweifeln, daß der alterthümliche Inhalt einſt auch in der alten Liedesform vorhanden geweſen ſei. Zudem können dieſelben nicht wohl auf den Färöen ſelbſt entſtanden ſein, da hier der Getreidebau, auf den ſie ſich beziehen, ſtets unbedeutend war (Fär. Qv. 7); dasſelbe iſt der Fall mit Island (Troil 36), und der Inhalt dieſer Lieder mag daher ſchon ein Erbtheil aus dem norwegiſchen Heimathlande ſein. Er hat ſich, des hohen Alters unerachtet, in dem Maaße rein erhalten, daß ſeine Bedeutung noch wohl durchſchaut werden kann, aber in der äußern Ausſtattung zeigt ſich der Einfluß mittelalterlicher Romantik. Die prächtige Burg, die der Bauer verlangt, mit elfenbeinernen Wänden und Dachwerk von Cypreſſenholz und von Reben umrankt, die Betten mit Purpurdecken und Phönixfedern u. ſ. w. ſind offenbar ſolche ſpätere Ausmalung; früher mochte der Bauer mit einem neuen hölzernen Langhaus und einer tüchtigen Bierkufe darin zufrieden ſein.

In den bisher erörterten Liedern traten noch die großen Götter Thor, Odin, Hänir, Loki, wenn auch zum Theil mit entſtellten Namen, auf. Von ihnen findet ſich auch in den der Heldenſage entnommenen Balladen noch einige Spur. Aber ſonſt waren es gerade dieſe höhern Mächte, welche die neue Lehre am wenigſten dulden mochte, und auf das Abſingen jener färöiſchen Lieder mythiſchen Inhalts ſoll in früheren Zeiten eine Geldbuße gelegt geweſen ſein (Fär. Qv. 20 f.). Dagegen hat ſich der Volksglaube eine andre mythiſche Weſenklaſſe nicht entfremden laſſen, die fortwährend unmittelbar aus der umgebenden Natur zu ihm ſprach. Es ſind dieß die untergeordneten Elementargeiſter, die Alfe der altnordiſchen Mythologie, die nun in den Balladen als Elfen fortleben und gerade in dieſer ſpätern Dichtung mit beſondrer Liebe eigenthümlich ausgebildet worden ſind. (Altnord. álfr, Pl. álfar; ſchwed. elf, Pl. elfar, woneben häufig der weibliche Plur.

elfvor; dän. elv, Pl. elve, in Zuſammenſetzungen heutzutag ellefolk, ellekone, ellekonge, ſtatt elvefolk u. ſ. w.; aus welchem ellekonge durch Misverſtändnis die unrichtige deutſche Überſetzung Erlkönig entſprungen iſt, da der Name des Geiſtes mit dem des Baumes Erle, dän. elle, altnord. elni, alnus, nichts zu ſchaffen hat. Grimm, ir. Elfenm. LXI).

Es iſt allen bekanntern Naturreligionen gemein, daß in ihnen eine Menge ſolcher untergeordneter Geiſter lebt und webt, welche bald unſichtbar und leiſe geahnt die Natur erfüllen (ebend. LIII), bald in luftigen Erſcheinungen hervortreten, dem Menſchen in freundlicher oder feindlicher Geſinnung ſich nahend. Man faßt dieſes Geiſterweſen bei den neuern Völkern am beſten unter dem, ihrer vielen gemeinſamen Namen der Elfen zuſammen. Es iſt neuerlich eine beſondre Mythologie der Feen und Elfen von einem Engländer (Keightley) erſchienen, in's Deutſche überſetzt von O. L. B. Wolff, 2 Theile, Weimar 1828. Das Gründlichſte aber iſt eine Abhandlung der Brüder Grimm über die Elfen, welche ſie der von ihnen herausgegebenen Überſetzung iriſcher Elfenmährchen, Leipzig 1826, als Einleitung vorangeſtellt haben.

Wenn man erwägt, wie dieſes Geiſterreich in übereinſtimmenden Hauptzügen bei Völkern verſchiedenen Stammes und ſonſt auch bedeutend verſchiedener Glaubenslehre ſich ausgebreitet hat, ſo erkennt man in ihm das urſprünglichſte und allgemeinſte Element der mythiſchen Naturanſchauung, aus dem dann erſt die eigenthümlichen Göttergeſtalten jeder beſondern Mythologie aufgetaucht ſind. Wurden dieſe durch die Herrſchaft einer neuen Lehre zerſtört, ſo trat die Auflöſung in jenes freiere Element wieder ein. Die luftigen Elementargeiſter ſchlüpften den exorciſierenden Bekehrern zwiſchen den Fingern durch und ſie werden auch nicht weichen, ſo lange die Völker noch mit einiger Einbildungskraft die Natur anſchauen, deren wunderbares Leben ſie umgibt.

Was nun den Norden betrifft, ſo unterſcheidet die Eddalehre Lichtalfe und Schwarzalfe oder Zwerge, Naturgeiſter des Lichts und der Finſternis, Bewohner der leuchtenden Himmelsgegenden und der dunkeln Erde (ebend. LXII f.). Mit voller Strenge war dieſe Unterſcheidung vielleicht niemals durch alle Mythen und Sagen durchgeführt, aber in den Volksliedern, bei denen wir jetzt ſtehen, iſt ſie gänzlich aufgelöſt, die beiderlei Arten ſind überall verwechſelt, ihre äußern

Kennzeichen, ihre guten und böſen Eigenſchaften manigfach vermiſcht, und eben dieſe zweideutige Natur iſt hier, wie in den entſprechenden Liedern und Sagen andrer Völker, ein hervorſtehender Zug des Elfenweſens geworden (ebend. LXIII f. LXXXIX).

Der Elfenname, den wir als allgemeinſte Bezeichnung gebrauchen, weicht übrigens für die beſondern Arten elfiſcher Weſen zahlreichen andern Benennungen. Wir veranſchaulichen uns nun dieſes Elfenreich in ſeinen bemerkenswertheſten Erſcheinungen durch die Lieder ſelbſt.

Erſt nur ahnungsvoll, halb im Traume ſieht man die Elfen in einem Liede, das beſonders durch Herders Überſetzung aus dem Däniſchen, in den Stimmen der Völker S. 446, bekannter geworden iſt (Udv. d. Viſ. I, 234. 385. Grimm 156. 521. Zuſ. 55 u.). Auch ſchwediſch iſt es vorhanden (Sv. III, 170 bis 174). Hier nach Herder:

Elfenhöh.

Ich legte mein Haupt auf die Elfenhöh' u. ſ. w. ***

Die Elfen, wie ſie hier erſcheinen, ſind, was man in Schweden Högfolk, Hügelvolk nennt, d. h. ſolche, die in Anhöhen oder in den großen nordiſchen Grabhügeln wohnen (Sv. III, 158). Auf einen ſolchen hat ſich der junge Geſell im Liede niedergelegt und befindet ſich darum ganz im Luftkreiſe des Elfenzaubers. Nicht ſo glücklich, als er, den der Hahnenſchrei eben zur rechten Zeit rettet, iſt ein Andrer, von dem eine gleichfalls durch Herder übertragene däniſche Ballade meldet. Auch ſchwediſch und isländiſch findet ſie ſich vor, wie immer in ſolchen Fällen, mit mancherlei Veränderungen. (Udv. d. Viſ. I, 236. 386 f. Isländ. Grimm 91. 508. Sv. III, 158. 162. Mohnike 49. 208.) Nach Herder (ebend. 452):

Herr Olof.

Herr Olof reitet ſpät und weit u. ſ. w. ***

Der Elfenſchlag, der dem Ritter Olof zum Verderben wird, kommt auch ſonſt in den Sagen vor (Grimm, ir. Elfm. CII f., 2). Aber auch freundlicher, wenn gleich immer gefährlich, erſcheint das Höhenvolk im Liede vom Ritter Tynne.

Ritter Tynne (däniſch Tönne).

Schwediſch Sv. I, 32. 127. Däniſch Udv. d. Viſ. I, 281. 390. Hier, ſoweit es für das Elfenweſen von Intereſſe, nach dem Schwediſchen, wo das Lied alterthümlicher lautet. Es iſt auch von Mohnike I, 98 überſetzt.

Das war der Ritter Tynne,
Wollt ſchießen den Hirſch und die Hinde,
Da ſah er Ulſa, des Zwerges Tochter,
Unter grünender Linde.

Und das war Ulſa, des Zwerges Tochter,
Zur Dienerin ſprach ſie behende:
„Du ſollſt nach meiner Goldharfe gehn,
Daß ich den Ritter zu mir wende!“

Sie ſchlug die Goldharfe den erſten Schlag,
Der mochte ſo lieblich klingen,
Die wilden Thier' in Feld und Wald
Vergeſſen, wohin ſie wolln ſpringen.

Sie ſchlug die Goldharfe den zweiten Schlag,
Der mochte ſo lieblich klingen,
Der Graufalk, der auf dem Zweige ſaß,
Er breitet aus ſeine Schwingen.

Sie ſchlug die Goldharfe den dritten Schlag,
Der mochte ſo lieblich klingen,
Der kleine Fiſch, der ſchwamm in der Flut,
Vergißt, wohin er will ſchwimmen.

Hier blühte die Au, hier belaubte ſich's all,
Das mochte der Runenſchlag walten;
Ritter Tynne ſein Roſs mit dem Sporne ſtach,
Er konnte ſich nicht mehr halten.

Und das war Ritter Tynne,
Von ſeinem Roſs er ſich ſchwinget,
So geht er zu Ulſa, des Zwerges Tochter,
All unter grünender Linde.

„Ihr ſitzet hier, meine Jungfrau ſchön,
Über alle Liſien eine Roſe;
Euch ſieht niemals ein irdiſcher Mann,
Den nicht lüſtet, um euch zu koſen.“

„Schweigt ſtill, ſchweigt ſtill, Ritter Tynne,
Mit eurem Liebeswerben!
Ich hab' mich einem Bergkönig verlobt,
Einem König über alle Zwerge.

Mein Bräutigam ſitzt im Berge drinn,
Goldtafel ſpielt er im Berge,
Mein Vater ſtellt ſeine Kämpen im Kreis
Und kleidet in Eiſen die Zwerge.

Meine Mutter ſitzt im Berge drinn,
Und legt das Gold in den Schrein,
Ich ſchlich mich heraus eine kleine Weil',
Zu ſchlagen die Goldharfe mein."

Und das war Ritter Tynne,
Klopft ſie auf die roſige Wange:
„Warum nicht antworteſt du beſſer mir,
Herzliebſte, nach der ich verlange?"

„Nicht beſſer kann ich antworten euch,
Kann ſelbſt darüber nicht walten.
Ich hab' mich einem Bergkönig verlobt,
Das Gelübde muß ich ihm halten."

Und das war Thora, des Zwerges Frau,
Sah zur Bergthüre hinaus,
Da ward ihr zu ſehn, wie Ritter Tynne
Saß unter der Linde draus.

Und das war Thora, des Zwerges Frau,
Sie war ſo ernſt und ſtrenge.
„Was haſt du draußen im Walde zu thun?
Hieher ſind nicht deine Gänge.

Viel beſſer wärſt du im Berge drinn
Und legteſt Gold in den Schrein,
Als daß du ſitzeſt im Roſenwald
Und ſchlägſt die Goldharfe dein.

Und beſſer wärſt du im Berge drinn
Und nähteſt dein Brautkleid zu Ende,
Als zu ſchlagen unter Linde den Runenſchlag,
Der des Chriſtenmanns Herz zu dir wende."

Und das war Ulſa, des Zwerges Tochter,
Sie geht in den Berg zuhand,
Ihr nach geht Ritter Tynne
In Scharlach und Pelzgewand.

Und das war Thora, des Zwerges Frau,
Den Goldſtuhl rückt ſie heran,
So ſenkt ſie Ritter Tynne in Schlummer,
Bis daß da krähte der Hahn.

Und das war Thora, des Zwerges Frau,
Fünf Runebücher nimmt ſie zur Hand,
So löſt ſie ihn aus den Runen,
Worein ihre Tochter ihn band.

„Und hört ihr, Ritter Tynne!
Nun habt vor den Runen ihr Frieden;
Das will ich euch ſagen in Wahrheit:
Meiner Tochter ſeid ihr nicht beſchieden“ u. ſ. w.

Da gab ſie ihm ein neues Kleid,
Mit Gold und Perlen beſteckt,
Und jede Naht im Kleide war
Mit edeln Steinen bedeckt.

Da gab ſie ihm ein Roſs ſo gut,
Einen neuen Sattel ſofort:
„Nie ſollſt du nach dem Wege fragen,
Dein Roſs findt immer den Ort.“

Und das war Ulſa, des Zwerges Tochter,
Noch immer war er ihr werth.
Sie gab ihm einen neuen Speer
Und dazu ein gutes Schwert.

„Nie wirſt du ſtreiten einen Streit,
Daß du des Siegs entbehreſt;
Nie wirſt du ſegeln auf der See,
Daß du zum Strand nicht kehreſt“ u. ſ. w.

Was hier von der alten Ballade gegeben worden, iſt nur etwa die Hälfte des Ganzen, ſo viel nemlich das Leben und den Haushalt des elfiſchen Bergvolkes betrifft. Drinnen im Berge iſt Alles mit Erzen beſchäftigt. Die Bergkönige ſpielen Goldtafel oder kleiden ihre

Mannſchaft in Eiſen, die Zwergfrau legt Gold in den Schrein. Die ſchöne Tochter aber ſchleicht ſich hinaus und ſchlägt den Goldklang der Harfe an, um den Ritter zu bezaubern. Nachdem dieſer auf dem Goldſtuhl geſchlummert, wird er von den Runen entbunden und erhält zum Abſchied wunderbare Waffen und herrliche Kleinode. Das Lied erzählt aber noch außerdem, wie die Zwergfrau dem Ritter vertraut, daß ſie von Chriſten geboren und in den Berg geſtohlen ſei, wie ſie ihm, zum Erſatz für Ulfa, die ihm nicht werden kann, ihre königliche Schweſtertochter beſtimmt und wie ſie ihn eben dazu ſo wohl ausrüſtet, damit er dieſe, die an einem fremden Hofe feſtgehalten iſt, in ritterlichem Kampfe befreien könne, was er dann auch rühmlich ausführt. Dieſe Geſchichten aber können, wenigſtens in der Ausführlichkeit, mit der ſie jetzt erzählt ſind, nicht urſprünglich zur Fabel gehört haben und es weichen auch gerad in dieſem Theile des Liedes die ſchwediſche und die däniſche Überlieferung hauptſächlich von einander ab.

Was hier nur kurz berührt iſt, daß auch der Bergkönig ſelbſt herauskommt, um ſich unter den Töchtern der Menſchen eine Braut zu holen, iſt der Gegenſtand eines andern ſchwediſchen Liedes, das in mehrfachen Verſionen vorliegt. Die vollſtändigſte iſt dieſe:

Der Bergkönig.

(Sv. II, 22. Sonſt auch den Bergtagna, die Berggefangene, Sv. I, 1. II, 201. Die Verbreitung dieſes Volksglaubens in Schweden zeigt ſich auch darin, daß man eigene Worte für ſolche Entführungen in den Berg hat: bergtagen, Adj., in den Berg genommen, von taga, nehmen; bergtagning, Subſt., die Wegnahme in den Berg).

Stolz Margaret hatt' einen Vater ſo reich,
Der war König über ſieben Königreich.

Um die Jungfrau freiten der Grafen zwei,
Sie aber wollte noch bleiben frei.

Um die Jungfrau freiten der Fürſten vier,
Doch keiner der viere gefiel noch ihr.

Um die Jungfrau freiten Könige ſieben,
Doch keiner von allen wollt' ihr belieben.

Bergkönig fragt ſeine Mutter um Rath,
Wie er am beſten ſtolz Margaret faht.

„Wie viel denn willſt du geben mir,
Daß ſie ſelbſt ſoll kommen zum Berge dir?“

„Dir will ich geben das rotheſte Gold
Und all deine Kiſten mit Pfennigen voll.“

Eines Sonntagmorgens, da ſollt' es geſchehn,
Stolz Margaret wollte zur Kirche gehn.

Und all wie ſie geht, oder ſtehen bleibt,
All näher es ſie zum Berge treibt.

Sie geht um den Berg dreimal im Kreis,
Da öffnet ſich eine Thüre leis.

Stolz Margret hinab durch die Bergthür ſteigt,
Bergkönig ihr freundlich die Augen neigt.

Er nahm die Jungfrau auf ſeine Knie
Und mit Goldringen verlobt' er ſie.

Er nahm ſie in ſeinen Arm ſo hold,
Gab Königswürd' ihr und Krone von Gold.

So war ſie im Berg acht volle Jahr,
Bis ſie zwei Söhn' und ein Mägdlein gebar.

Und als ſie acht Jahre geweſen aus,
Verlangte ſie nach ihrer Mutter Haus.

Bergkönig ſprach zu den Knechtlein zwein:
„Spannt ihr vor den Wagen die Grauroſſ' ein!“

Stolz Margaret trat zur Bergthür hinaus,
Da weinten die kleinen Kinder zuhaus.

Bergkönig nahm in die Arme ſie hold,
So hob er ſie auf den Wagen von Gold.

„Und hör' du, Knechtlein, und merk dir's genau!
Zum Hof ihrer Mutter führ' du die Frau!“

Stolz Margaret ab vor der Thüre ſteigt,
Und die Mutter ihr freundlich die Augen neigt.

„Und wo denn biſt du geweſen ſo lang?“
„Ich macht' auf der Blumenau einen Gang.“

„Was ſoll denn die Haub' in deinem Haar?
So tragen ſich Frauen und Mütter fürwahr.“

„Wohl hab' ich die Haube zum Schmuck mir gewählt,
Bergkönig iſt mir verlobt und vermählt.

Im Berge war ich die vollen acht Jahr,
Wo ich zwei Söhn' und ein Mägdlein gebar.

Wohl hab' ich zwei Söhn' und ein Töchterlein,
Das wird die herrlichſte Jungfrau ſein."

„Stolz Margaret, hör' und laß mich verſtehn,
Kann ich folgen dir heim und die Kindlein ſehn?"

Bergkönig ein durch die Thüre ſchritt,
Und Margaret fiel zur Erde damit.

„Und ſtehſt du nun hier und klagſt über mich
Und wendeſt nicht wieder zum Berge dich?

Und ſtehſt du nun hier und klagſt dein Geſchick
Und kommſt nicht von ſelbſt zum Berge zurück?"

Er ſchlug ſie auf die roſige Wang:
„Wohlauf, deine Kindlein warten ſchon lang" u. ſ. w.

Bergkönig ſie auf die Arme hob
Und in den vergüldeten Wagen ſchob.

„Und hör du, Knechtlein, und merk dir's genau!
Zum Berge ſollſt du führen die Frau."

Stolz Margaret trat zur Bergthür ein,
Da freuten ſo ſehr ſich die Kinder klein.

„Es iſt nicht werth, daß ihr meiner euch freut.
O wär' ich nicht eure Mutter noch heut!"

Das eine brachte den Stuhl von Gold:
„Meine traurige Mutter, hier ausruhen wollt!"

Das zweite bracht' ein gefülltes Horn,
Das dritte legt' drein ein vergüldetes Korn.

Und den erſten Trunk, den ſie trank im Saal,
Vergaß ſie Himmel und Erde zumal.

Und den zweiten Trunk, den ſie trank im Saal,
Vergaß ſie Gott und ſein Wort zumal.

Und den dritten Trunk, den ſie trank im Saal,
Vergaß ſie Schweſter und Bruder zumal.

So vergaß ſie beide, Schweſter und Bruder,
Doch nimmer vergaß ſie die trauernde Mutter.

Derſelbe Verkehr, wie mit den Berggeiſtern, beſteht auch zwiſchen den Chriſtenleuten und den Waſſergeiſtern; die Lage und Beſchaffenheit des Landes entſcheidet, welche Art dieſer Naturweſen vorwalte. Was im ſchwediſchen Berglande vom Bergkönig geſungen wird, das iſt in Dänemark auf den Meermann angewandt. Vergleichen wir die däniſche Verſion der eben vorgetragenen ſchwediſchen Ballade!

Agnes und der Meermann[1].

Agnes auf ihrem Söller ſtund,
Stracks tauchte der Meermann aus dem Grund.

„Und hör' du, Agnes, wie ich es mein!
Willſt du meine Herzallerliebſte ſein?“

„O ja! o ja! das will ich zurſtund,
Wenn du mit mich nimmſt auf des Meeres Grund.“

Er ſtopft' ihr die Ohren, er ſtopft' ihr den Mund,
So führt' er hinab ſie zum Meeresgrund.

Sie waren zuſammen acht volle Jahr,
Sieben Söhne ſie ihm gebar.

Agnes ſaß an der Wieg' und ſang,
Da hörte ſie Englands Glockenklang.“

Agnes gieng vor den Meermann zu ſtehn:
„Und dürft' ich wohl in die Kirche gehn?“

„Zur Kirche laß ich dich gerne ſein,
Wenn du wieder kommſt zu den Kindern klein.“

Er ſtopft' ihr die Ohren, er ſtopft' ihr den Mund,
So führt' er empor ſie auf Englands Grund.

Agnes trat in die Kirchthür ein,
Ihre Mutter alsbald hinterdrein.

„Und hör du, Agnes! antworte mir wahr!
Wo biſt du geweſen acht volle Jahr?“

„Ich bin im Meeresgrunde geweſen,
Mit ſieben Söhnen vom Meermann geneſen.“

---

[1] Agnete og Havmanden, Udv. d. Vis. I, 313. 394.

„Und was gab er dir für die Ehre zuvor,
Da er zu ſeiner Braut dich erkor?“

„Er hat mir gegeben ein gut Goldband,
Kein prächtigers glänzt an der Königin Hand.“

Und der Meermann trat zur Kirchthür ein,
Da drehten die Bilder ſich insgemein.

Sein Haar war wie das lauterſte Gold,
Seine Augen waren ſo ſorgenvoll[1].

„Und hör du, Agnes! verweil nicht mehr!
Deine Kinder verlangen nach dir ſo ſehr.“

„Laß ſie verlangen, ſo lang und ſo ſehr!
Dorthin komm' ich doch nimmermehr.“

„Und denk an die großen und denk an die kleinen
Und die kleinſten, die in der Wiege weinen!“

„Nimmer denk ich der großen noch der kleinen,
Noch der kleinſten, die in der Wiege weinen.“

In der ſchwediſchen Verſion muß die Frau zum Berge zurück, fühlt ſich aber mitten unter ihren Kindern unglücklich; hier kehrt ſie nicht wieder und trennt ſich noch ſchneidender von den Kindern. Beidemal iſt dieſe Verbindung der Chriſtentöchter mit den dämoniſchen Weſen unheilbringend, und darum wird ſie im ſchwediſchen Liede der ſtolzen Margaret zur Strafe, die vorher zwei Grafen, fünf Fürſten und ſieben Könige verſchmäht hatte.

Der gute Meermann iſt gewöhnlich am Ende der Betrogene, ſo in einem andern, gleichfalls in verſchiedenen Überlieferungen, däniſch und ſchwediſch, vorhandenen Liede. Hier die eine der däniſchen Verſionen, nach Grimm (S. 201)[2]:

Es wohnt eine Frau in Dänemark u. ſ. w.***

Jamieſon, der ſeiner Sammlung ſchottiſcher Balladen eine Überſetzung dieſes altdäniſchen Liedes beigefügt hat, macht die Bemerkung, der Meermann ſei ein ehrlicher Teufel und im Grunde der beſte Chriſt von allen dreien geweſen (Sv. III, 139).

---

[1] frydefuld'?

[2] Udv. d. Viſ. I, 218 bis 233. 384.

Auch unter dem Namen der Neck (ſchwed. Necken, unſer Nixe) kommt der Waſſerdämon vor. Als ſolcher geht er wieder auf Brautwerbung aus in folgendem ſchwediſchen Liede, das auch in däniſchen Balladen variiert iſt. Nach Mohnikes Überſetzung I, 128:

Der Neck.[1]

Der Neck er geht auf dem ſchneeweißen Sand u. ſ. w.

Die Macht der Harfe, die den Ritter in den Berg verlockt, kann aber auch dem Neck ſeine Beute wieder entreißen, wie ein weiteres ſchwediſch-däniſches Lied erzählt. Mohnike I, 57:

Der Harfe Kraft.[2]

Der Geſell er geht und ſpielet im Freien u. ſ. w.***

Auch von der Meerfrau (Hafsfrun, ſchwed.) handeln mehrere Lieder. Ein ſchwediſches (Sv. III, 148 ff.) erzählt, wie der Bruder die von ihr geraubte Schweſter zurückerlangt. Wie der Meermann den Jungfraun, ſo iſt ſie den Jünglingen gefähr. So in folgender Überlieferung aus Uppland (Sv. I, 110 ff.):

Herr Olof ſattelt ſein graues Pferd,
Nach der Meerfrau Hofe der Ritter fährt.

Herr Olof ritt, ſein Goldſattel floß,
Herr Olof er ſinkt in der Meerfrau Schooß[3] u. ſ. w.

„Willkommen, willkommen, jung Olof, mir!
Fünfzehn Jahr erwart' ich dich hier.

Doch wo biſt du geboren, wo ausgeritten?
Wo ſind dir deine Hofkleider geſchnitten?“

„Von des Kaiſers Hof bin ich ausgeritten;
Da ſind mir meine Hofkleider geſchnitten.

Dort hab ich den Vater und dort die Mutter,
Dort hab ich Schweſter, dort hab ich Bruder.

Dort hab ich Wieſe, dort hab ich Feld,
Dort ſteht mein Brautbett ſchon beſtellt.

---

[1] Sv. III, 127. I, 160. Eine däniſche Variation bei Herder, Stimmen der Völker S. 450.

[2] Sv. III, 140. Udv. d. Viſ. I, 326. 395.

[3] Skot, ſonſt sköte, n. Schooß; sköt, m. aber auch eine Art Netz.

Dort weilet die Braut, die getreue, mir,
Mit ihr will ich leben und ſterben mit ihr.“

„Und hör, Ritter Olof! komm, folg mir herein!
Aus ſilberner Kanne trink lauterſten Wein!

Wo biſt du nun geboren? wo ausgeritten?
Wo ſind dir deine Hofkleider geſchnitten?“

„Hier bin ich geboren, hier ausgeritten,
Hier ſind mir meine Hofkleider geſchnitten.“

„Wo haſt du nun Vater? wo haſt du nun Mutter?
Und wo haſt du Schweſter? und wo haſt du Bruder?“

„Hier hab ich Vater, hier hab ich Mutter
Und hier hab ich Schweſter und hier hab ich Bruder.“

„Wo haſt du nun Wieſe? wo haſt du nun Feld?
Wo ſtehet dein Brautbett ſchon beſtellt?“

„Wo weilet die Braut, die getreue, dir,
Mit der du willſt leben und ſterben mit ihr?“

„Hier hab ich meine Wieſe, hier hab ich mein Feld,
Hier iſt mein Brautbett ſchon beſtellt.

Hier weilet die Braut, die getreue, mir;
Mit dir will ich leben und ſterben mit dir!“

Der Zaubertrank, der hier den Ritter Olof ſeine wahre Heimath vergeſſen lehrt, iſt derſelbe, von dem auch ſtolz Margaret nach ihrer Rückkehr in den Berg getrunken und über dem ſie Himmel und Erde, Gott und ſein Wort, Schweſter und Bruder vergißt, nur die trauernde Mutter nicht.

Zu den Volksliedern von den Waſſernixen gehört noch die ſchwediſche Ballade vom jungen Magnus, den die Meerfrau lockt. Sie iſt in mehreren Verſionen vorhanden, die zum Theil in das ſchwediſch-däniſche Lied vom Jüngling auf dem Elfenhügel übergehen. Eine derſelben aber nimmt beſtimmte Beziehung auf ein geſchichtliches Ereignis, das im Lichte des Volksglaubens dargeſtellt iſt. Herzog Magnus, der jüngſte Sohn Guſtavs I (erſte Hälfte des 16ten Jahrhunderts), brachte als ſchwachſinnig ſeine letzten Lebensjahre auf dem Herrenhofe Kungsbro und dem Schloſſe Vadſten in Oſtgotland zu. Davon beſagt noch die allgemeine Tradition, er ſoll eines Tags, bezaubert von der Schönheit der Meerfrau, die ihm von der See winkte, ſich über Hals und

Kopf aus dem Fenſter in das Waſſer geſtürzt haben, aber unbeſchädigt von ſeinen Wächtern wieder aufgefangen worden ſein und dann erzählt haben, wie ihn zwei emporgehobene Arme in ſeinem Falle leicht aufgefaßt. Von ihm ſingt nun die bemerkte Verſion der Ballade, wie er aus dem Fenſter des Schloſſes die ſchöne Meerfrau ſieht, wie ihn dieſe mit mancherlei Verheißungen zu ſich lockt und, als er ſich weigert, ihn mit Wahnſinn bedroht. Wahrſcheinlich iſt ein älteres Lied dem wirklichen Vorfall anbequemt, dann aber auch der hiſtoriſche Name auf die andern Verſionen des Liedes übertragen worden (Sv. III, 168 bis 174. 178 bis 180).

Doch iſt der Name Magnus auch ſonſt in den Balladen zu Hauſe und es könnte darin zum Voraus ein Anklang gelegen ſein, der die Volksdichtung mit dem Ereignis verband.

Nachdem wir dieſe Bilder aus dem Elfenleben in bunter Reihe vorübergeführt, ſtellt ſich das Bedürfnis heraus, dieſelben unter allgemeinere Geſichtspunkte zu ſammeln. Das Verhältnis des Elfenweſens zum Syſtem der altnordiſchen Mythen iſt bereits beſprochen worden; aus der Auflöſung des letzern hat ſich jenes entbunden und frei entwickelt. Um ſo nöthiger iſt es, ſich darüber Rechenſchaft zu geben, wie dieſes Elfenreich im lebendigen Verſtändnis des Volkes, in ſeinem innern Bedürfnis haftete.

Die Natur iſt ein Wunder auch für ſolche Zeiten, welche tiefer in die Gründe ihrer Erſcheinungen eingedrungen und ihrer Kräfte in höherem Grade Meiſter geworden ſind; wie viel wunderbarer muß ſie dem jugendlichern Alter der Völker ſich darſtellen, welche die Erſcheinungen der Natur mit friſchen Sinnen beobachten, ohne die Urſachen derſelben enträthſeln zu können, welche den Wirkungen der Naturkräfte viel ſchutzloſer ausgeſetzt ſind und dieſe nicht durch ſich ſelbſt, ſondern nur durch perſönliche Tüchtigkeit zu bekämpfen wiſſen! Die mangelnde Kenntnis der Geſetze und Urſachen wird durch die Phantaſie erſetzt und das Wirken der Elemente geſtaltet ſich nach der Weiſe der menſchlichen Natur. Hiemit erhält daſſelbe Perſönlichkeit, wird nach Menſchenart in Charakter und Handlung geſetzt. Immer aber liegt das Gefühl des Unergründlichen im Hinterhalt, immer erſcheint die Natur vertraut zugleich und grauenhaft. Die Natur iſt auch wirklich getreu zwar und verläſſig in ihrem großen Gange, aber ungetreu in ihren Wechſeln.

Das Gebirg, der weite Wald haben ihre ſtille große Einſamkeit, ihre ahnungsvollen Zauberſtimmen[1], aber ſie haben auch ihre wilden Gewalten und plötzlichen Schrecken. Der klare Strom, der ruhige Meeresſpiegel locken den Schiffer vom Strand und den Schwimmer zum Bade, aber plötzlich erheben ſie ſich wogend im Sturme oder ziehen in verborgene Wirbel hinab. Dadurch wird der Charakter der in den Liedern perſonificierten Elemente, der Berg- und Meerelfen, nothwendig ein zweideutiger; ſie ſind bald licht, mild und anlockend, bald düſter, zornig und verderblich. Im ausgebildetern Syſtem der ältern Mythologie haben ſich die wohlthätigen und verderblichen Naturkräfte mehr dualiſtiſch abgeſchieden; jetzt, nach der Aufhebung jenes Syſtems, erſcheinen ſie vorzugsweiſe in ihrer Miſchung und Doppelſeitigkeit.

Die Handlung, in welche ſie treten, iſt im Ganzen eine einfache, den verſchiedenen Elementen gemeinſame. Der Menſch wird von den Naturgeiſtern angezogen, überraſcht und hingenommen; bald bleibt er in ihrer Gewalt, bald wird er aus derſelben befreit. Die Phantaſie für ſich erklärt ſchon alle dieſe Bezauberungen, Entführungen und Rettungen und die Bilder, unter welchen ſie dargeſtellt ſind. Ein poetiſcher Blick in den Grund des Meeres oder in die Schachte des Gebirgs ſchmückt und bevölkert dieſe geheimnisvollen Tiefen; die elfiſchen Geſtalten ſteigen herauf und hinab; aber, wie der Menſch überall ein Menſchenherz ſucht, ſo findet auch mancher Hinabgezogene dort ein Geſchwiſter oder ein Geliebtes wieder, das ihm zum Troſt und zum Heile wird. Wenn uns aber auch ſchon der Drang der Phantaſie und des Gemüths zur Erklärung ausreicht, ſo iſt doch nicht zu zweifeln, daß auch Erfahrungen aus dem Leben mitunterliegen. In wenig gebauter Gegend, bei weit zerſtreuten Wohnungen und ungebahnten Wegen, in der einſamen Wildnis des Waldes und Felsgebirgs, an wilden Strömen und auf dem unſteten Meere muſte den Naturmächten manches Opfer anheimfallen. Da findet man auf der Brücke die goldgeſpangten Schuhe der Jungfrau, die der Neck hinabgeriſſen, und im Waſſerfall ihren Leichnam[2]. Mit bleicher Wange kommt Olof zu ſeiner Mutter heim, nachdem er den

---

[1] Das Echo heißt im Isländiſchen und Fareiſchen die Rede der Zwerge, der Bergelfen. Lex. isl. I, 160: Dvergmal, n. echo. Fär. Qvad. 464, 77. 468, 90. 470, 95.

[2] Vgl. Vilk. S. C. 29. Z. 84.

Elfenſchlag empfangen, und wieder auf andre Weiſe ſahen wir den wahnwitzigen Herzog Magnus aus der Geſchichte in die Fabel gezogen.

Ein vorzüglicher Grund der großen Vorliebe für das Elfenweſen lag aber auch in dem eigenthümlichen Charakter, den das Chriſtenthum in der Lehre der Bekehrer und ihrer Nachfolger angenommen hatte und bei dem ein bedeutendes Bedürfnis der Phantaſie und des Gemüths unbefriedigt blieb. Überall wurde der einige Gott weit mehr in der Eigenſchaft des Erlöſers, als in der des Schöpfers, verkündigt; überall wurden die Wunder und Myſterien der Verſöhnung und Seligmachung vorangeſtellt, die der Erſchaffung und Erhaltung der Welt blieben auf ſich beruhen. Die Sehnſucht, in der Natur das Göttliche zu erkennen, war die Grundlage der alten Naturreligion und wurde von dieſer emſig genährt und gehegt. Dieſem Verlangen kam die neue Lehre, ſo wie ſie behandelt wurde, auf keine Weiſe entgegen; die hölzernen Heiligenbilder drehten ſich um, wenn der Neck in die Kirche trat. Nur als böſe Dämone wurden die Naturgeiſter im Kirchenglauben geduldet. Ein ſo tief gepflanztes Bedürfnis nahm ſich aber dennoch ſein Recht und die ſchmerzlich gefühlte Lücke wurde mit einem Überreſte des heidniſchen Naturglaubens, mit dem Elfenleben, ausgefüllt; dieſes wurde ſogar, da auf der andern Seite ſo Vieles von dem alten Götterweſen weggefallen war, mit beſondrer Neigung und reichem poetiſchem Triebe ausgebildet.

Man kann ſelbſt für unſre Zeit noch die Frage aufwerfen, ob nicht die Religionslehre ſich zu ausſchließlich von der Natur ab auf das Unſichtbare gewendet habe und dadurch zwiſchen der Religion und der Poeſie, der die Natur und das äußere Leben unentbehrlich ſind, eine unerſprießliche Trennung beſtehe, welche wegfallen würde, wenn man den Offenbarungen des Göttlichen in der ſichtbaren Welt eine vollere Anerkennung widerfahren ließe.

In den bisher durchgegangenen Volksballaden waren es hauptſächlich die allgemeinern Naturweſen, die Elemente, welche beſeelt und geſtaltet wurden. Aber dieſe Beſeelung äußert ſich noch weiter und durchgreifender; auch in Bäumen und Thieren wird eine fühlende Seele geſucht, und wenn die Elementargeiſter, ſo nahe ſie dem Menſchen rücken, doch immer etwas Außermenſchliches, Dämoniſches, behalten, was ſie an die alte Götternatur anknüpft, ſo legt nun der Menſch hinabwärts in die andern Geſchöpfe ſeine eigenen Vermögen, Empfindungen und Leidenſchaften. So liegt wirklich eine weitere beträchtliche Zahl von Liedern vor uns, welche von ſolchen Verwandlungen handeln. Dergleichen ſind uns auch in der Götter- und Heldenſage vorgekommen, wo der mit der Macht, ſich zu verwandeln, begabte hamramr[1] heißt. In den Balladen ſind ſie meiſt durch Verzauberung, beſonders von einer böſen Stiefmutter, herbeigeführt.

Wir beginnen mit der Linde, nach einem ſchwediſchen Liede, Sv. III, 114. Ich habe für die Überſetzung noch die Varianten einer andern, von den Herausgebern beigebrachten fragmentariſchen Aufzeichnung, ſowie einige von Nyerup mitgetheilte Strophen einer däniſchen Verſion, Udv. d. Viſ. V, 25 f., benützt.

Die Jungfrau geht in den Roſenwald,
Da ſieht eine grünende Linde ſie bald.

„Da ſtehſt du, Linde, ſo ſchön und ſo hold,
Und Blätter trägſt du, ſie glänzen, wie Gold.“

„Was rühmſt du mich ſo? Das verlohnet ſich nicht;
Dein iſt ja das Glück, das mir Armen gebricht.

Du ſitzeſt da drinne, wärmſt Hand dir und Fuß.
In Zweig und in Wurzel hier frieren ich muß.

Es kommen die Freier und freien um dich,
Die Zimmerleut' kommen, beſichtigen mich.

Zur Altartreppe werd' ich zerſpellt,
Wo mancher Sünder auf's Knie hin fällt.

Zu einem Betſtuhl werd' ich zerſägt,
Drauf manche Sündrin die Hände legt.“

„O liebe Linde, dieweil du kannſt ſprechen,
Mag nichts in der Welt dir den Kummer brechen?“

„O nichts in der Welt kann den Kummer mir brechen,
Als König Magnus, könnt' ich ihn ſprechen.“

Und die Jungfrau ſetzte ſich nieder und ſchrieb:
„Wer trägt mir den Brief hin? wer thut mir's zu lieb?“

---

[1] [Schriften I, 152 f. K.]

Stracks flog hernieder ein Falke ſo grau:
„Ich trage den Brief nach des Königes Bau.“

Der Falke den Brief in die Klauen nahm
Und zum Könige Magnus geflogen kam.

Der König nahm ihm den Brief aus der Klau,
Las haſtig und las jedes Wörtlein genau.

„Nun ſattelt mir ſtracks meinen Renner ſo roth,
Daß ich reit' und befrei' meine Braut aus der Noth!“

König Magnus rannt' auf dem rothen Roſs,
Geſchwinder ein Theil, als der Falke ſchoß.

Auf die Kniee warf ſich der König ſtolz
Und kuſste die Jungfrau im Lindenholz.

König Magnus fiel vor der Jungfrau Fuß
Und küſst' auf die Lindenwurzel den Kuſs.

König Magnus den Stamm mit den Armen umſchlang,
Bis ſo ſchön eine Jungfrau der Lind' entſprang.

Er hob die Jungfrau wohl auf ſein Roſs;
So ritt er mit ihr nach dem Königsſchloß.

Er ſetzte ſie auf ſein Kniee ſofort,
Gab ihr Goldkron' und Verlöbniswort.

Aber nicht bloß die Linde iſt eine verzauberte Jungfrau, auch die Nachtigall, die auf der Linde ſingt. Davon iſt ein auf ſchwediſchen und däniſchen Flugblättern, mit Ausnahme der ſprachlichen Verſchiedenheit, gleichlautendes Lied vorhanden (Sv. II, 67. Udv. d. Viſ. I, 250. 388 [1]):

Die Nachtigall.

Ich weiß wohl, wo da ſteht ein Schloß;
Das iſt ſo wohl gezieret
Mit Silber und mit rothem Gold,
Von Quadern aufgeführet.

Und vor dem Schloß ſteht eine Lind'
Mit ſchönen, grünen Blättern,
Darin wohnt eine Nachtigall,
Läßt ihre Stimme ſchmettern.

---

[1] Vgl. Niederd. Liederb. Nr. 66.

Ein Ritter kam geritten her
Und lauſchte dem Geſange.
Zur Stunde war's der Mitternacht,
Verwundert hielt er lange.

„Nun hör du, kleine Nachtigall!
Ein Lied noch mögſt du ſingen!
Deine Federn laß' ich beſchlagen mit Gold,
Um den Hals dir Perlen ſchlingen.“

„Was ſollen Federn mir von Gold,
Die dir ſo wohl gefallen?
In der Welt bin ich ein Vogel wild
Und fremd den Leuten allen.“

„Biſt du in der Welt ein Vogel wild
Und fremd den Leuten allen,
Dich quält wohl Hunger, Froſt und Schnee,
Auf breiten Weg gefallen?“

„Mich quält nicht Hunger, quält nicht Schnee,
Der fällt auf breite Wege;
Mich quält wohl eine Sorge mehr,
Die ich ſo heimlich pflege.

Zwiſchen Berg und tiefem Thal
Die ſtarken Ströme treiben;
Doch wer hat einen treuen Freund,
Wird unvergeſſen bleiben.

Wohl hatt' ich einen Liebſten mir,
Einen Ritter, kühn und bieder;
Stiefmutter warf das plötzlich um,
Es war ihr all zuwider.

Sie ſchuf mich zu einer Nachtigall,
Hieß durch die Welt mich ſtreifen,
Meinen Bruder zu einem Wolf ſo grimm,
Hieß ihn im Walde ſchweifen.

Stracks fuhr er in den Wald hinein,
Nicht ſollt' er Heil erfahren,
Solang er nicht ihr Herzblut trank;
Das ward nach ſieben Jahren.

Da wollte ſie ſich eines Tags
Im Roſenwald ergehen;
Mein Bruder ſah's und ließ nicht ab,
Voll Grimms nach ihr zu ſpähen.

Ergriff ſie bei dem linken Fuß
Mit ſcharfen Wolfesklauen,
Riß aus ihr Herz und trank ihr Blut;
Da war er heil zu ſchauen.

Ich bin ein kleiner Vogel noch
Der fliegt in Wäldern, weiten,
Mein Leben iſt ſo kummervoll,
Zumeiſt in Winterszeiten.

Doch dank' ich Gott, der mich erweckt,
Daß ich die Zunge rühre.
In fünfzehn Jahren ſprach ich nicht,
Wie ich Geſpräch hier führe.

Ich ſang nur immer auf dem Zweig
Mit Nachtigallenklage,
Und nirgends fand ich beſſern Ort
Als in dem grünſten Hage."

„Nun hör, du kleine Nachtigall,
Und thu, wie ich dir melde!
Im Winter ſitz' in meinem Baur,
Im Sommer fleug zu Felde!"

„Hab, ſchöner Ritter, Dank dafür!
Doch hilft's nicht meiner Plage;
Stiefmutter hat's verboten mir,
So lang ich Federn trage."

Die Nachtigall beſann ſich noch,
Der Ritter hielt nicht ſtille,
Denn bei dem Fuß ergriff er ſie,
So war es Gottes Wille u. ſ. w.

Er nimmt ſie mit ſich heim in ſein Gemach, wo ſie ſich in mehrere Thiere, zum Löwen und Bären, zur Schlange und zum Lindwurm umwandelt und erſt, als der Ritter dieſem mit einem kleinen Meſſer Blut gelaſſen, als Jungfrau, klar wie eine Blume, vor ihm ſteht.

Sie entdeckt ihm nun weiter, daß ſie eine Tochter des Königs von Egyptenland ſei, und er erkennt nun in ihr ſeine Schweſtertochter.

Dieſer Schluß hat etwas Fremdartiges; auch ſprechen andre Anzeichen dafür, daß dieſe Ballade aus Deutſchland nach dem Norden gekommen ſei. Die Eingangsſtrophe, von dem wohlerbauten Schloſſe, kommt in deutſchen Liedern vor und die wörtliche Übereinſtimmung des däniſchen und ſchwediſchen Textes, die auch beide gedruckten Blättern entnommen ſind, verräth ein gemeinſchaftliches Original. Iſt ſie aber auch vom verwandten Deutſchland gekommen, ſo hat ſie ſich doch ganz in die Vorſtellungsweiſe der nordiſchen Balladendichtung eingefügt. Die Verwandlung des Bruders in einen Wolf, überhaupt dem Norden gangbar, findet ſich auch in der einen Aufzeichnung des Liedes von der Linde und noch in andern Stücken. Auch in der griechiſchen Sage iſt Philomele eine verwandelte Jungfrau und hat grauſame Geſchicke zu klagen.

Der Nachtigall wurde ſanfte Klage beigelegt, Schauerliches heftete ſich an die finſtre Erſcheinung des Raben oder des Geiers. Vom Valraben oder Nachtraben, in deſſen Geſtalt Dämone oder verzauberte Menſchen umherflogen, wurde manches geſagt und geſungen. Er ließ ſich die Kinder, noch vor ihrer Geburt, verheißen und holte oder zeichnete ſie dann auf grauſame Weiſe. Hier das Lied vom Valraben, nach Grimms Überſetzung (S. 79 ff. Vgl. 150 ff. Udv. d. Viſ. I, 186 ff. Vgl. ebend. 295 ff. 318. 394):

Der König und unſre junge Königin u. ſ. w. ***

(Zwei Brüder, als Roſs und Rabe, befreien die Schweſter, die dann wieder die beiden durch Kuſs erlöſt, Udv. d. Viſ. I, 319 bis 25. 394 f. Sv. 2, 194 bis 200.)

Das Wild des Waldes leiht zu manchen Verwandlungen ſeine Geſtalt. Durch Runen verwandelt ſich in däniſcher Ballade ein Ritter zum Hirſche, ſpielt im Hofe der Jungfrau, die er entführen will, und lockt ſie ſo in den Wald hinaus (Udv. d. Viſ. I, 258. 389. Vgl. I, 327 u.). Zur Hindin und noch Andrem wird eine Jungfrau von ihrer Stiefmutter in einem däniſchen Liede verwandelt, das in verſchiedenen Verſionen aufgezeichnet iſt (Nyerup I, 246 bis 249. 241 bis 245; auch zum Vogel, 387).

„Mein Vater ritt hinauf ins Land,
Um eine Roſe zu werben,
Da fand er ſo ein leidig Weib,
Vor dem muſt' ich verderben.

Die erſte Nacht in des Vaters Haus
War ſie mir Mutter, die gute;
Die zweite Nacht da ward ſie mir
Stiefmutter, die bösgemuthe.

Ich ſaß an meines Vaters Tiſch,
Ich ſpielte mit Bracken und Winden,
Da kam Stiefmutter gegangen raſch,
Mein Glück, das muſte da ſchwinden.

Mein ſchönes Glück, das Gott mir gegönnt,
Stiefmutter ſah es ungerne,
Sie ſchuf mich um in ein ſcharfes Schwert
Und hieß mich fahren ſo ferne.

Am Tage nahm der Ritter mich um,
Da hieng ich an ſeiner Seite,
Bei Nacht, da lag ich ihm unterm Haupt,
Ich war ihm ſein liebſt Geleite.

Mein gutes Glück, das Gott mir gegönnt,
Stiefmutter ſah es ungerne,
Sie ſchuf mich zu einer kleinen Scheer'
Und hieß mich fahren ſo ferne.

Am Tag war ich in der Jungfrau Hand,
Da ſchnitt ich am weißen Leine,
Bei Nacht, da ſchlief ich in ihrem Gemach,
In einem vergüldeten Schreine.

Das gute Glück, das Gott mir gegönnt,
Stiefmutter ſah es ungerne,
Sie ſchuf mich zu einem Hirſchlein um,
Sie hieß mich fahren ſo ferne.

Sie ſchuf mich zu einer Hindin um,
Sie wuſte ſo manche Tücke,
Meine ſieben Geſpielen zu Wölfen grau,
Die ſollten mich reißen in Stücke.

Meine ſieben Geſpielen, die waren mir gut,
Die blieben von mir ſo ferne.
Das gute Glück, das Gott mir gegönnt,
Stiefmutter ſah es ungerne.

Herr Heinrich dient an des Königs Hof,
Er iſt ſo ſchön ein Ritter,
Der trauert' um mich wohl Tag und Nacht,
Die Sorge war ihm ſo bitter."

Herr Heinrich nimmt den Bogen zur Hand,
Iſt traurig zu Walde gegangen,
Da ſpielt eine Hindin vor ihm her,
Wills Gott, ſo wird er ſie fangen.

Und als die Hindin er erjagt,
Fällt vor dem Roſſe ſie nieder,
Und wirft von ſich die Hirſcheshaut
Und wird zur Jungfrau wieder.

Er nennt ſie ſeines Herzens Traut,
Hält ſie ſo feſt umwunden.
„Gelobt ſei Gott im Himmelreich!
Ich habe dich hier gefunden.

Ich hab' hier keine Dienerin
Und keinen Knecht zur Seiten;
So brechen wir ſelbſt das Lindenlaub,
Ein Brautbett zu bereiten" u. ſ. w.

Weiter läuft ein Königsſohn, von der Stiefmutter zum Bären verzaubert, auf Dalbyheide. Der Bär zerreißt Ochſen und Pferde auf der Weide, und einen Bauer, der mit ihm ringt, erwürgt er; dann kämpft ein Ritter mit ihm vier Tage lang, wird aber zuletzt vom Bären niedergeworfen. Doch will der Bär ihm das Leben ſchenken, wenn er das Eiſenband zu löſen vermöge, das die Stiefmutter jenem um den Hals gebunden. In ſolchen Ringen lag, wie aus andern Sagen erhellt, eben die geheime Kraft, wodurch die Thierhaut ſich dem Menſchen anſchloß (vgl. Grimm, Heldenſ. 388). Der Ritter macht das Kreuz über den Bären und davon zerſpringt das Band. Der erlöſte Königsſohn gibt ſeine Schweſter dem Befreier zum Lohne (Nyerup I, 182.

398. (Grimm 300). In der Saga von Hrolf Kraki fanden wir ſchon die Verwandlung eines Königsſohns zum Bären, durch den Zauber ſeiner Stiefmutter, deren Liebesanträge er zurückgewieſen hatte; es war dieß Björn, Bödvar Bjarkis, eines der Kämpen Hrolfs, Vater, ſchon durch ſeinen Namen für dieſe Verwandlung beſtimmt.

Endlich der fabelhafte Lindwurm (Lindormen) hat gleichfalls unter ſeiner Schuppenhaut einen Königsſohn verſteckt. Er kommt auf die Hausflur der Jungfrau, nöthigt ſie durch Verzauberung, ihm zu folgen, und wird durch einen Kuſs von ihr erlöſt. Es erhebt ſich über ihnen ein Königsbau und ſie wird die Braut des jungen Königs (Udv. d. Viſ. I, 255. 388. Sv. III, 121 bis 126). Dieſe Erlöſung durch den Kuſs kam ſchon bei der Linde vor und findet ſich auch ſonſt in den nordiſchen Balladen, wie in den Sagen andrer Völker, es iſt ein Gegenzauber der Liebe, der Treue, des Mitleids.

Die Verwandlungen, von denen bisher die Rede war, wurden, wie in den Liedern ſelbſt angedeutet iſt, hauptſächlich durch Runenzauber bewirkt. Der Ritter, der ſich in einen Hirſch verwandelt, um die Jungfrau hinauszulocken, ſagt (Nyerup I, 260, 1):

Kann ich nicht Jungfrau Uſalill
Mit ſchöner Rede fahn,
So werd' ich ſie betrügen,
Wenn die Rune mir helfen kann.

Bei der Darſtellung Odins, der für den Stifter der Runen galt, iſt bemerkt worden, daß man unter dieſen die Schriftzeichen des Nordens verſtand, welche durch Zauberlieder zu magiſchem Gebrauche geweiht werden konnten. Aber auch die Zaubergeſänge ſelbſt wurden Runen genannt[1] und in dem Liede vom Ritter Tynne heißt das bezaubernde Harfenſpiel der Zwergtochter Runenſchlag und der Ritter wird aus den Runen, in die er durch dasſelbe gebunden iſt, durch Hülfe von Runenbüchern wieder gelöſt.

Aller Zauberglaube beruht auf dem Gefühle der Abhängigkeit von Kräften, deren Wirken ein unbegriffenes iſt und eben darum auch für ein grenzenloſes angeſehen werden kann. Wo noch nicht der forſchende

---

[1] Geijer III. 116.

Geiſt erwacht iſt, der die wirkenden Kräfte nach innen auf ihr letztes, nicht weiter erklärbares Geſetz zurückzuführen ſtrebt, da wird nach außen eine Formel geſucht, welche, die Sinne treffend, unmittelbar das Geheimnis in ſich ſchließt. Solche ſinnliche Formeln ſind die Runen, als magiſche Buchſtaben und Geſänge. Folgerecht wird daher die Runenkunde denjenigen Weſen zugeſchrieben, welche Perſonifikationen der unbegriffenen Naturmächte ſind, wie in dem vorerwähnten Liede von der Tochter des Bergkönigs und in dem von der Elfenhöh, wo die Elfen verſprachen, den Ritter Olof ſtarke Runen (ramme Runer, Nyerup I, 235. Vgl. ebend. 280[1]) zu lehren. Der Runenzauber vermag auch alle jene manigfachen Verwandlungen zu bewirken, denn kein Geſetz des natürlichen Organismus hat noch beſtimmte Grenzen gezogen. Am wenigſten aber darf uns befremden, die auch der gereiftern Forſchung wunderbaren, geiſtig-ſinnlichen Wirkungen der Liebe und der Muſik in das Licht des Zaubers geſtellt zu finden. Folgen wir nun den Liedern auch durch dieſe Erſcheinungen des Runen- und Zauberweſens!

Eine Art von Inbegriff des Runenzaubers gibt nachſtehendes däniſches Lied (Nyerup I, 308 f. 393):

Auf Dovrefjeld in Norge,
Lagen die Kämpfer ohn' Sorge.
Wer aber ſoll führen unſre Runen, wenn wir nicht ſelber können?

Wohl kühne Kämpfer, zwölf an der Zahl,
Der Königin Ingeborg Brüder zumal.

Der Erſte wandte den Wind mit der Hand,
Der Andre brachte den Strom zum Stand.

Der Dritt' unter's Waſſer fuhr, wie ein Fiſch,
Dem Vierten fehlte nie Speiſ' auf dem Tiſch.

Der Fünfte ſchlug Goldharfenſpiel,
Daß Alle, die's hörten, das Tanzen befiel.

Der Sechste das Goldhorn blies ſo laut,
Daß Keiner es hörte, dem nicht gegraut.

---

[1] Fär. Qv. 236, 46 ff. Vgl. 226, 22 f. 138, 28. 140, 32 f. 240, 57 bis 59. 285. 286, 173. 298.

Der Siebente tanzt' auf dem wogenden Meer,
Der Achte gieng unter der Erd' einher.

Der Neunt' alle Thier' im Walde band,
Den Zehnten nie der Schlaf überwand.

Der Eilfte band den Lindwurm im Gras,
Ja all, was er wollte, gleich hatt' er das.

Der Zwölfte war von ſolchem Verſtand,
Er wuſt', was geſchah im fremdeſten Land.

Ich ſag' euch das zu wahrem Bericht,
Ihrs Gleichen findt man in Norweg nicht.

Ich will euch ſagen mit einem Wort,
Ihrs Gleichen findt man an keinem Ort.
Wer aber ſoll führen unſre Runen, wenn wir nicht ſelber können?

Daß die zwölf Brüder dem Runenzauber alle dieſe Künſte verdankten, ergibt ſchon der Kehrreim. Doch iſt eine Art und Wirkung dieſes Zaubers ihnen nicht beſonders zuerkannt, die in andern Balladen ſpielt. Es iſt dieß das Werfen der Runen, um zur Liebe zu zwingen. Wer die rechten Runen in das Kleid einer Jungfrau zu werfen weiß, an den iſt ſie durch unwiderſtehlichen Zauber gebannt. Davon handeln beſonders zwei däniſche Lieder. In dem einen wirbt Herr Peter fünf volle Winter um die ſchöne Mettelill; ſie weiſt ihn zurück, weil er ihren Bruder nicht darum fragen will. Da ſchreibt er die ſtarken Runen und wirft ſie ihr ins Gewand. Blut ſpringt ihr aus den Nagelwurzeln und Thränen fallen auf ihre Wange. Er ſteigt zu Schiff und ſegelt nach ſeiner Heimath. Aber ſie verzehrt ſich drei Winter lang in Sehnſucht nach ihm. Da geht ſie mit bloßem Haupt und baarfuß von ihres Vaters Hofe. Nur ein treues Mädchen, die kleine Kirſten folgt ihr. Sie beſteigen ein Boot, Mettelill führt das Steuer und Kirſten rudert. So fahren ſie über die weite See, zum Lande Peters, der die Geliebte freudig willkommen heißt und nun mit ihr die Vermählung feiert (Nyerup I, 303 ff. Vgl. Grimm 169. 324). Im andern Liede will Ritter Stig die kleine Kirſten, die gegen ihn hartgeſinnt iſt, gleichfalls durch Runenwerfen an ſich feſſeln. Abends beim Gelage wirft er ſeine Runen nach ihr aus, fehlt aber und ſie fallen der Schweſter des Königs ins Gewand. Von nun an iſt dieſe an ihn gebunden und der König gibt ſie ihm zur Gemahlin (Nyerup I, 295 ff.). Auf was dieſe Wurfrunen eingeſchrieben waren, erhellt nicht.

Poetiſcher und ein Gegenſtand vieler ſchönen Lieder iſt die magiſche Gewalt, welche die Töne auf das menſchliche Gemüth und über die Natur ausüben. Geſang, Harfe und Horn zeigen ſich auf ſolche Weiſe zauberkräftig. Am geringſten werden wir die Wirkung der Muſik anſchlagen, daß ſie in den Schlaf verſenken kann. Aber wie der eine der Kämpen auf Dovrefjeld den Runen verdankt, daß er niemals vom Schlafe bewältigt wird, ſo gibt es auch umgekehrt einen Zauber, der den Schlaf herbeiführt. Dieß in der däniſchen Ballade vom gefangenen Ritter, nach Grimm S. 130 f. (Nyerup IV, 43 ff. 345 f. Vgl. Saxo S. 12 f.):

Auf Lindbelms Haus u. ſ. w.***

(Schlafrunen, Sövneruner, Nyerup III, 179. Vgl. auch Odins Schlafdorn.)

In der Sage von Hadding, bei Saxo (B. I, S. 12, nord. Heldenſ. Nr. 7; oben S. 198 ff.), wird dem Erzählen, worunter jedoch Sagenlieder verſtanden ſein können, eine ähnliche Wirkung beigelegt, die ſich damit als eine magiſche darſtellt, daß Odin ſelbſt dabei ſeinem Günſtling zur Befreiung aus der Gefangenſchaft behülflich ſein will. Er ſagt zu dem jungen Helden Hadding:

. . . . at tu
Custodes variis rerum narratibus imple.
Cumque sopor dapibus functos exceperit altus,
Injectos nexus et vincula dira relide u. ſ. w.
Ipse struam votis aditum, famulosque sopore
Conficiam et lenta stertentes nocte tenebo.

Am mächtigſten aber wirkt die Muſik als Liebeszauber. Unter den runenkundigen Brüdern auf Dovrefjeld war auch einer, der in das vergüldete Horn (Lur, hier Schlachthorn) blies, daß Allen, die es hörten, davor grauſte. Aber auch eine andre, anziehende Zauberkraft, ganz dieſelbe, wie das Runenwerfen, hat der Klang des goldnen Horns (Lyd, isl. Lúdr, m. buccina, tuba, Waldhorn, Trompet, Luur, Biörn Hald. Lex. isl. II, 45^{a}). Davon eine däniſche Ballade, Grimm S. 173 (Nyerup III, 53 ff.):

Herr Peter und Herr Oluf u. ſ. w.***

Der tragiſche Ausgang zeigt, wie dieſer Zauber der Muſik, da wo er ſelbſt die Sitte bricht, für einen unheilvollen Zwang angeſehen wurde. Vom Klang der Goldharfe findet ſich ähnliche Wirkung in einem andern däniſchen Liede von Herzog Heinrich und Jungfrau Malfred (Nyerup IV, 134 ff. Grimm 135). Die Wirkung dieſes Klangs wird ſogar gleichbedeutend mit Liebesſchmerz überhaupt genommen. In einem däniſchen Liede wird eine trauernde Jungfrau gefragt (Nyerup III, 254. Grimm 243):

Hört ihr, kleine Kirſten, was bleicht euch die Wange ſo viel?
Von was habt ihr das empfangen, von Harf- oder Pfeifenſpiel?

Jede Kluft des Standesunterſchieds ſchwindet vor der Macht der Töne.

Viel geſungen iſt in Schweden ein Lied, wie der König durch den Geſang eines Hirtenmädchens (vallpiga, vallkulla) bezaubert wird (Sv. III, 44 bis 59):

Klein Hirtenmädchen zur Weide zieht,
Sie ſinget ſo hell vor den Ziegen ihr Lied.

Und der König erwacht im hohen Gemach:
„Was ſingt für ein lieblicher Vogel mich wach?“

Das iſt ja kein Vogel, es dünket euch nur:
Das Mädchen treibet die Ziegen zur Flur.

Und der König ſpricht zu den Knappen zween:
„Das Mädchen bittet ihr, vor mich zu gehn!“

Sie liefen zum Hirtenmädchen hinaus:
„Gefällt dir's, zu kommen in Königeshaus?“

„Wie kann ich hinein vor den König gehn,
Vor dem König im grauen Wallmar ſtehn?“

„Den König bekümmert dein Kleid nicht ſehr;
Dein Weidlied zu hören, verlanget ihn mehr.“

Und der König ſprach zu den Mägden zuhand:
„Nehmt ab ihr das graue Wallmargewand!“

Sie nahmen ihr ab das Wallmargewand
Und reichten ihr Zobel und Marder zuhand.

Da gieng ſie dem hohen Gemache zu
Mit Seidenzwickel und Goldſpangſchuh.

Das Mädchen tritt vor den König ein
Und er heißt mit den Augen ſie willkomm ſein.

„Nun, Hirtenmädchen, dein Lied ſing mir!
Einen ſeidenen Frauenrock geb' ich dir."

„Ein ſeidener Frauenrock taugte mir ſchlecht;
Die Zicklein zu weiden, das iſt mir gerecht."

„Nun, Hirtenmädchen, dein Lied ſing mir!
Ein Schiff auf dem Meere, das geb' ich dir."

„Ein Schiff auf dem Meere, das taugte mir ſchlecht;
Die Zicklein zu hüten, das iſt mir gerecht."

„Nun, Hirtenmädchen, dein Lied ſing mir!
Mein halbes Vaterreich geb' ich dir."

„Dein halbes Vaterreich taugte mir ſchlecht;
Die Zicklein zu hüten, das iſt mir gerecht."

„Nun, Hirtenmädchen, dein Lied ſing mir!
Meine Treu, meine Ehre, die geb' ich dir."

„Deine Treu, deine Ehre geziemen nicht mir;
Doch wohl kann ich ſingen mein Weidlied vor dir."

Sie erhub einen Sang, ſie erhub wohl zween,
Da begann das Schiff auf dem Meere zu gehn.

Und als ſie den vierten, den fünften begann,
Da tanzte der König und jeglicher Mann.

„Und was mir gelobt iſt, das laß nun geſchehn;
Und laß du zu meinen Zicklein mich gehn!"

„Und was dir gelobt iſt, das ſoll dir geſchehn;
Doch nimmermehr ſollſt mit den Zicklein du gehn."

Und Mägd' und Fräulein, die krausten ihr Haar
Und der König reicht ihr die Goldkron' dar.

Dieſes beliebte Lied wird mit manigfachen Veränderungen geſungen. Die bezaubernde Sängerin iſt mitunter ein Mühlmädchen (qvarnpiga, S. 53), das an der Handmühle mahlt, was wir ſchon öfters als ein Geſchäft der Unfreien kennen gelernt haben. Der erwachende König glaubt in andern Verſionen, ſtatt des lieblich ſingenden Vogels, ſein vergoldetes Horn (S. 49), oder ſeine Goldharfe (S. 53. 55. 58) zu vernehmen. Wenn aber in einer Überlieferung das Hirtenmädchen wirklich die Harfe ſpielt (S. 50), ſo iſt das ein unpaſſender Zuſatz, da für ſie nur das Weidlied ſich eignet und das Wunderbare nur um ſo ſtärker hervortritt, wenn es durch den einfachen Hirtenſang bewirkt wird. Auch die Anerbietungen des Königs, wodurch er das Mädchen zum Singen bewegen will, ſind verſchieden geſtellt und geſteigert; in einigen Verſionen bietet er, bevor er ſich ſelbſt gefangen gibt, noch ſeinen beſten Diener und ſeinen jüngſten Bruder an (S. 51. 59. 56 f.). Ebenſo ſind die Wirkungen des Hirtenſanges mehrfach variiert. Erſt lacht und ſpielt ſein Herz, dann iſt es dem Weinen nahe. Nicht bloß er und ſeine Hofleute fangen zu tanzen an, ſondern auch Halm und Holz. Selbſt die Todten erſtehen aus ihren Gräbern (S. 51 f. 54. 56 f.). Ich bin hier der einfachſten Darſtellung gefolgt, die ſich für den idylliſchen Charakter des Liedes am beſten zu ſchicken ſchien. Mehrere der angegebenen Wirkungen der Muſik ſind Gemeingut dieſer Balladendichtung. Die Nöthigung zum Tanze kommt auch bei den Brüdern auf Dovrefjeld vor, deren fünfter die Goldharfe ſchlägt, daß Alle tanzen, die darauf hören.

Wie im ſchwediſchen Liede der König, ſo kann in einem däniſchen die Königin der Lockung der Töne nicht widerſtehen. Nach Grimm 134 (Nyerup IV, 100):

Der König der ſitzet in Ribe u. ſ. w.***

Die Eiferſucht des Königs, die hier nur leis angedeutet wird, nimmt einen verderblichen Ausbruch, als ein andermal die Königin vom Klang eines Hornes (Lur) bezaubert wird; gleichfalls in däniſchem Liede, Grimm 84 (Nyerup I, 356 ff.):

Algrev bläſt in das Hörnlein ſein u. ſ. w.***

Auch bei andern Völkern findet ſich die Sage von dem Ritter und Sänger, deſſen Herz der Geliebten von dem eiferſüchtigen Gemahl vorgeſetzt wird.

Der Klang des Hornes und der Harfe, der ſich im bisherigen hauptſächlich als ein verlockender erwieſen hat, kommt aber noch in andrer Bedeutung und Wirkung vor, als Botſchaft und Hülferuf, in großen Nöthen an Entfernte gerichtet. Es kehrt in den Balladen häufig wieder, daß einer Schönen von dem, der ihre Ehre gekränkt hat, eine Harfe gegeben wird, um darauf zu ſpielen, wenn ſie ſorgenvoll ſei (Sv. II, 52, 1. 58, 5. 61, 4. 226, 6 f. III, 91, 3. 92. Nyerup IV, 105 f.). Dieß hat nicht ſowohl den Sinn, daß ſie ſich mit dem Saitenſpiele erheitern und tröſten ſoll, ſondern ſie erhält damit ein Pfand, daß es ihr in der dringendſten Noth (Sv. II, 222,7: i nöd; ſonſt gewöhnlich sorgefull) nicht an Hülfe fehlen werde. Wird dann die Harfe angeſchlagen, ſo dringt ihr Klang auch in die Ferne hin an Ohr und Herz deſſen, der ſie zurückließ, und mahnt ihn an ſeine Pflicht. Dieſer Zug, der ſonſt mehr nur beiläufig erſcheint, iſt in folgendem ſchwediſchen Liede, das auch in abweichender däniſcher Überlieferung vorkommt, zum Hauptinhalte geworden, Sv. III, 90 ff. (Nyerup IV, 104 ff.):

Roſilia ſitzt in der Kammer dort,
Die Thränen fallen ihr fort und fort.

Roſilias Frau, ſie trat herein:
„So verweint die Augen? was mag dir ſein?“

„Ich mag wohl weinen die Augen mir roth;
Ich hörte wohl neulich, mein Liebſter ſei todt.“

„Und hörteſt du neulich, dein Liebſter ſei todt,
Vor mir's zu verſchweigen, das that dir nicht noth.“

„Die Wahrheit kann ich verſchweigen nicht mehr,
König Olof hat abgelockt meine Ehr'.“

„Und lockte der König die Ehre dir ab,
Sag' an mir, was er zur Buße dir gab!“

„Er gab mir eine Harfe von Gold,
Die in großem Kummer ich ſpielen ſollt'.“

„Und lockte König Olof die Ehre von dir,
So nimm, was du haſt! zeuch ferne von mir!“

Roſilia legt in den Schrein ihr Gold,
Indeſs ihr ſo manche Thräne entrollt.

Roſilia geht in den Roſenwald,
Zu raſten aber gelüſtet ſie bald.

Roſilia nahm ihre Harfe von Gold,
Auf der im Kummer ſie ſpielen wollt'.

König Olof aus dem Fenſter ſah,
Roſilias Harfe vernahm er da.

„Nun hör' ich meine Harfe von Gold,
Die im Kummer Roſilia ſpielen ſollt'.“

Roſilia zum Hofe des Königs geht,
Wo außen ein kleiner Knappe ſteht.

„Du Knappe, hör, was ich ſage dir!
Iſt der König daheim? das ſag du mir!“

„König Olof er ſitzt im obern Geſchoß,
Ihn kümmert ſo dürftige Maid nicht groß.“

Roſilia geht vor den König ein
Und er heißt mit den Augen ſie willkomm ſein.

König Olof die blauen Polſter ſtreicht:
„Roſilian gelüſtet's zu ruhen vielleicht.“

„O nicht bin ich müde, o nicht iſt mir ſchwach;
Für dich erlitt ich viel Kummer und Schmach.“

„Erlittſt du um mich viel Kummer und Hohn,
Zweifle nicht, zweifle nicht! ich vergüt' es dir ſchon.“

Er ſetzte ſie auf ſein Knie ſofort,
Gab Goldkron' ihr und Verlöbniswort u. ſ. w.

Es herrſcht auch in den Liedern dieſer Art ein reines Gefühl für die Sitte. Denn wenn gleich auch hier noch jenes dem altnordiſchen Naturglauben eigenthümliche Princip der Nothwendigkeit waltet und daher die Verführte, als einem unwiderſtehlichen Zauber folgend, jeder Zurechnung enthoben ſcheint, ſo fühlt ſie ſich dennoch entwürdigt und übergibt ſich, im Lied von der Wette Peters und Olofs, ſelbſt den Flammen. Und ſo iſt es auch ſchön, daß dieſelbe Harfe, die das Werkzeug der Verlockung war, aus der Hand des Verführers in die der Verführten übergeht und hier eine herzergreifende Stimme wird, die ihn mahnt, ſein Unrecht wieder gut zu machen.

Den Harfenſchlag in der Noth, der in weite Ferne dringt, fanden wir auch ſchon in der Heldenſage. Gunnars Harfenſchlag im Schlangenhofe wird von ſeiner Geliebten Oddrun weit über den Sund hin gehört; ſie eilt ihm zu Hülfe, kommt aber zu ſpät. Das Eddalied

„Oddruns Klage" lautet hierüber ſo (Str. 27 bis 29. Edd. Sæm. 243. F. Magn. Edd. IV, 138 [Simrock S. 245. K.]):

Herrlich der Fürſt
Die Harfe ſchlug,
Er meinte das,
Der hochgeborne König,
Daß ich kommen
Zu Hülf' ihm könnte.
Her von Hleſey
Konnt' ich es hören,
Wie die ſtarken
Saiten erſchollen.
Die Dienerinnen
Hieß ich bereit ſein,
Des Königs Leben
Wollt' ich behüten.
Die Fähre ließen wir
Sundüber fließen,
Bis ich ſah alle
Höfe Atlis.

Auch Raghar Lodbroks Todesſang iſt ein ſolcher Nothruf, der ſeine Söhne, wenn nicht mehr zur Hülfe, doch zur Rache mahnt. Selbſt noch aus der Bruſt der Todten ertönt ein mächtiger Klang in folgendem ſchwediſchen Liede (Sv. III, 16 ff. I, 81 ff. ebend. I, 86 ff. Färöiſch vgl. Fär. Qv. V, 1. 348, R.):

Es war ein König in Engelland,
Zwo Töchter hatt' er im Jungfraunſtand.

Die Schweſter ſo zu der Schweſter ſprach:
„Komm, laß uns gehen dem Strande nach!"

Die Jüngſte war wie die Sonne klar,
Die Ältſte ſchwarz, wie die Erde, war.

Die Jüngſte gieng vor, die Locken im Flug,
Die Ältſte gieng nach mit heimlichem Trug.

Die Jüngſte gieng vor, ſo wohlgemuth,
Die Ältſte ſtieß ſie hinab in die Flut.

Da ſtreckte ſie aus die ſchneeweiße Hand:
„O liebe Schweſter, du hilf mir ans Land!

O liebſte Schweſter, du hilf mir ans Land!
Dir will ich geben mein roth Goldband.“

„Dein Goldband wird mir nicht entgehn,
Nie ſollſt du auf grüner Erde mehr ſtehn.“

„O liebe Schweſter, hilf mir aus der Flut!
Ich gebe dir meine Goldkrone ſo gut.“

„Deine Goldkron' wird mir nicht entgehn,
Nie ſollſt du auf grüner Erde mehr ſtehn.“

„O liebſte Schweſter, ans Land hilf mir!
Meinen jungen Bräutigam geb' ich dir.“

„Und nimmer helf' ich zum Lande dir:
Dein junger Bräutigam wird doch mir.“

Die Schiffer ruderten aus vor Tag,
Sie fanden die Jungfrau im Wellenſchlag.

Sie fanden die Jungfrau, weiß wie Schnee,
Und zogen ſie ſacht an den Strand der See.

Ein Spielmann, der des Weges kam,
Die Jungfrau zu einer Harfe ſich nahm.

Das Bruſtbein nahm er zum Geſtell,
Die Harfe klang ſo lieblich und hell.

Und er nahm der Jungfrau Finger ſo fein,
Die muſten die Harfenſchrauben ihm ſein.

Und er nahm auch ihr goldgelbes Haar,
Das ſtatt der Harfenſaiten ihm war.

Die ſchmucke Harf' auf den Arm er nahm
Und zum Hochzeithauſe gegangen kam.

Er ſpielt' im Königshauſe ſie dort.
„O horch, meine Braut, auf der Harfe Wort!“

Und im erſten Schlage gab ſie den Laut:
„Mein rothes Goldband trägt die Braut.“

Und im zweiten Schlage gab ſie den Laut:
„Der Bräutigam war mein Verlobter ſo traut.“

Und im dritten Schlage den Laut ſie gab:
„Meine Schweſter ſtieß mich ins Meer hinab.“

„Zerſchlagt mir die Harf' an einem Stein!
Sie klang mir den Tod in das Herz hinein.“

In den meiſten Überlieferungen dieſes Liedes wird dasſelbe mit den Mythen von den Waſſergeiſtern in Verbindung gebracht, indem an die Stelle des Spielmanns, der die wunderbare Harfe baut, der Neck eintritt, den auch ſonſt die Volksſage zu einem muſikaliſchen Weſen macht.

Das Horn wird gleichfalls nicht bloß verlockend, ſondern auch zum Hülferuf gebraucht. Da es von den Rittern auf Jagd und Fahrt getragen wird, ſo iſt es ohnehin beſtimmt, in mancherlei Fällen die Loſung zu geben. Aber in der gröſten Noth wirkt es auch auf übernatürliche Weiſe und in die Ferne hinaus auf die inniger Befreundeten. Es kann hiefür ein däniſches Lied angeführt werden, nach Grimm 207 f. (Nyerup IV, 31 ff.):.

Stolz Signild ließ brauen u. ſ. w. ***

Im Übrigen erſcheint dieſer Nothruf durch das Horn in den Sagen andrer Völker eingreifender und bedeutſamer, wie namentlich in der fränkiſchen von Roland.

Nicht bloß über Seinesgleichen übt der Menſch in den nordiſchen Volksliedern durch die Muſik den mächtigſten Zauber aus; dasſelbe Mittel, wodurch die Naturgeiſter ihn bewältigen, wendet er gegen ſie zurück, und in ſolchen Fällen äußert dasſelbe von beiden Seiten ſeine wundervollſten Wirkungen. Wenn Ulſva, die Zwergtochter, den Runenſchlag auf der Goldharfe ſchlägt, da vergeſſen die Thiere des Waldes, wohin ſie ſpringen, die Fiſche der Flut, wohin ſie ſchwimmen wollen, der Falk' auf dem Zweige breitet die Flügel aus, die Wieſe blüht und Alles belaubt ſich. Wenn die Jungfrau der Elfenhöh' ihr Lied anhebt, da hält der gewaltige Strom inne, die Fiſche ſpielen mit ihren Floßen, die Vögel im Walde beginnen zu zwitſchern. Und ſo umgekehrt, wenn der Bräutigam die vom Neck hinabgezogene Braut durch Harfenſchlag zurückheiſcht, da ſpielt er die Vögel vom Zweige, die Rinde von der Birke, das Horn von der Stirne des Stiers, den Thurm von der Kirche und zuletzt die Braut aus den Wellen auf ſeine Kniee (Nyerup I, 328. Sv. III. 144 f. 147). Es ſcheint ſich hier in den Balladen etwas zu ergänzen, was in den Göttermythen verloren iſt. Wenn unter den welterhaltenden Aſen Jedem ſein Theil zugewieſen iſt, wodurch er den zerſtörenden Kräften entgegenwirkt, ſo mögen wohl die Runen auf der Zunge Bragis, des Skaldengottes, (Finn Magnuſen, Edd. IV, 47) durch Harmonie die Welt beherrſcht haben.

Es iſt noch eine Art des Zaubers übrig, die in den Balladen ihre Macht äußert, die Beſchwörung der Todten. Dieſe geſchieht ſchon in der Götterwelt durch Zauberlieder und Runen. Odin kömmt als Vegtamr (Vegt. qv. Str. 9. 10. Edd. Sæm. 94. Finn Magnuſen Edd. II, 254 f.) vor Hels Pforte, wo eine Völe begraben liegt, da ſingt er Zaubergeſänge und legt Stäbe (Runen) an (lagdi á stafi), und nun muß ſich die Todte erheben, die, vom Schnee beſchneit, vom Regen geſchlagen und vom Thau benetzt, lange dort gelegen war. So weckt auch in der Heldenſage Hervör durch Zaubergeſang ihren Vater im Grabhügel und zwingt ihn, das Schwert Tyrfing heraus zu werfen. Ähnliches nun kommt in den Volksliedern vor. So in dem däniſchen Heldenliede von Orm, der einem Rieſen die Tochter des Dänenkönigs abkämpfen will, Grimm S. 41 f. (Nyerup I, 55 ff. 64 ff. 375 bis 378):

Es war ſpät zur Abendzeit u. ſ. w.***

Vgl. Fär. Qv. 368 bis 375.

Dann in der däniſchen Ballade von Svedger, der zu einer gefährlichen Brautfahrt von der Mutter im Grabe ſeine Ausrüſtung verlangt, Grimm S. 168 f. (Nyerup I, 252 ff. 389):

Hier ſitzt ihr, alle meine guten Mann u. ſ. w.***

Aber außer dieſen heroiſchen Beſchwörungen gibt es in den Balladen noch einen andern Zauber, der die Todten aus dem Grab erweckt, die Klagen und Thränen der Zurückgebliebenen; ein Zauber, der wieder an den Nothruf der Harfe erinnert.

Aage und Elſe.

(Nyerup I, 210 ff. 381 bis 383. Grimm S. 73 f. 505 bis 507. Sv. I, 29 ff. II, 204 ff.)

Das war der Ritter Aage,
Ritt über die Inſel weit,
Verlobte ſich Jungfrau Elſe,
So eine holde Maid.

Verlobte ſich Jungfrau Elſe
Mit Gold, ſo manchem Pfund,
Den Monatstag nach dieſem
Lag er im ſchwarzen Grund.

Da war der Jungfrau Elſe,
Ihr Herz von Sorge wund,
Das hörte Ritter Aage
Tief unter ſchwarzem Grund.

Auf ſteht der Ritter Aage,
Trägt ſeine Bahre mit,
Er wankt nach ihrer Kammer
Mit mühevollem Schritt.

Klopft an mit ſeinem Sarge,
Weil man ſein Kleid ihm nahm.
„Steh auf, du Jungfrau Elſe,
Schleuß auf deinem Bräutigam!“

Da ſprach die Jungfrau Elſe:
„Nicht öffn' ich Thür noch Thor,
Nennſt du nicht Jeſu Namen,
Wie du gekonnt hievor.“

„Steh auf, du Jungfrau Elſe,
Schleuß auf nur Thür und Thor!
Wohl nenn' ich Jeſu Namen,
Wie ich gekonnt hievor.“

Auf ſteht die Jungfrau Elſe,
Schließt auf ihr Kämmerlein,
Mit Thränen auf der Wange
Läßt ſie den Todten ein.

Sie nimmt den Kamm von Golde,
Kämmt ihm ſein gelbes Haar;
So manches Haar ſie ſchlichtet,
So viel der Thränen war.

„Sag an, herzliebſter Aage,
Wie iſt's in deinem Grab?
Wie iſt's im ſchwarzen Grunde,
Da man dich grub hinab?“

„Jedmal, daß du dich freueſt
Und leicht iſt dein Gemüth,
Da iſt mein Grab dort unten
Umhängt mit Roſenblüth.

Jedmal, daß du dich grämeſt
Und ſchwer dir iſt zu Muth,
Da iſt mein Sarg dort unten
Gefüllt mit dickem Blut.

Nun kräht der Hahn, der rothe,
Und nun muß ich vom Ort,
Zur Erde müſſen die Todten,
Da muß auch ich mit fort.

Nun kräht der Hahn, der ſchwarze,
Da muß ich flugs hinab,
Sich öffnet des Himmels Pforte,
Da muß ich in mein Grab.“

Auf ſteht der Ritter Aage,
Trägt ſeine Bahre mit,
So wanket er zum Kirchhof
Mit mühevollem Schritt.

Das that die Jungfrau Elſe,
Ihr Herz war voll von Gram,
Wohl durch den Wald, den finſtern,
Folgt ſie dem Bräutigam.

Und als ſie aus dem Walde
Zum Kirchhof kommen war,
Da falbte dem Ritter Aage
Sein ſchönes gelbes Haar.

Und als er von dem Kirchhof
Die Kirche gieng entlang,
Da falbte dem Ritter Aage
Seine roſenrothe Wang'.

„Nun hör', du Jungfrau Elſe!
Herzliebſte, laß den Gram!
Du weine niemals wieder
Um deinen Bräutigam!

Sieh auf, ſieh auf zum Himmel,
Wo manches Sternlein ſteht!
Daran wirſt du erkennen,
Wie bald die Nacht vergeht."

Da ſah ſie auf zum Himmel,
Sah all die Sternlein ſtehn.
Zur Erd' entwich der Todte,
Sie konnt' ihn nicht mehr ſehn.

Heim gieng die Jungfrau Elſe,
Ihr Herz von Sorge wund,
Den Monatstag nach dieſem
Lag ſie im ſchwarzen Grund.

Dieſe Ballade zeigt nahe Beziehung zu dem Eddaliede von Helgi und Sigrun. Dieſe iſt hinausgegangen in den Grabhügel ihres Gemahls, da ſagt ſie zu ihm: „Dein Haar, Helgi, iſt reifdurchdrungen, überall biſt du von Bluteſsthau benetzt, eiskalt ſind deine Hände; wie kann ich jemals dir Sühne ſchaffen?" Helgi antwortet: „Du allein, Sigrun, biſt ſchuld, daß Helgi ſo vom blutigen Leidesthau benetzt iſt; du goldgeſchmückte weinteſt bittre Zähren, ehe du ſchlafen giengſt u. ſ. w.; jede iſt blutig auf meine Bruſt gefallen, die eiskalte, ſchmerzbedrungene." Ehe der Hahn Salgofnir das Siegervolk, die Helden in Valhall, weckt, muß Helgi dahin zurückkehren. Es ſind zwei mythiſche Hähne, der ſchönrothe mit dem Goldkamm bei den Aſen, der rußfarbe in der Unterwelt; dieſe krähen auch in der Ballade als rother und ſchwarzer Hahn (Edd. F. Magn. I, 45 f.), wenn gleich hier Jeſu Namen genannt wird und der Todte in der Kirche begraben liegt.

In nachfolgendem Liede wird der Chriſtengott ſelbſt in die Handlung gezogen (Nyerup I, 205 ff. 399 f. Grimm 147 ff.)[1]:

Tyring ritt über die Inſel weit,
Eine ſchöne Jungfrau er ſich freit.

Zuſammen waren ſie ſieben Jahr,
Bis ſie ſechs Kindlein ihm gebar.

---

[1] Zwei ſchwediſche Verſionen des Liedes, welche die Macht der Thränen noch ſtarker hervorheben, Sv. III, 33 bis 39.

Da kam der Tod in dieſes Land
Und brach die Lilie mit ſeiner Hand.

Tyring ritt über die Inſel weit,
Eine andre Jungfrau er ſich freit.

Heim führte die Braut der Bräutigam,
Doch ſie war Allen bitter und gram.

Da ſie nun fuhr auf den Hof daher,
Da ſtanden die Kinder und weinten ſehr.

Die Kindlein ſtanden ſo traurig dort,
Sie ſtieß mit ihrem Fuße ſie fort.

Sie gab den Kindlein nicht Bier noch Brot,
Sprach: „Ihr ſollt leiden Hunger und Noth.“

Nahm ihnen die blauen Polſter neu,
Sprach: „Ihr ſollt liegen auf bloßer Streu.“

Wachslichter, die großen, löſchte ſie aus:
„Ihr ſollt nun liegen im dunkeln Haus.“

Die Kindlein weinten zur Abendſtund,
Das hörte die Mutter im tiefen Grund.

Das hörte, die unter der Erde war.
„Zu meinen Kindlein muß ich fürwahr.“

Sie gieng vor unſern Herrn zu ſtehn:
„Und darf ich zu meinen Kindlein gehn?“

Sie bat den Herrn und bat ſo lang,
Bis daß er ihr erlaubte den Gang.

„Doch ehe der Hahn kräht, hebe dich fort!
Nicht länger ſollſt du verweilen dort.“

Da hob ſie auf ihr müdes Gebein,
Die Mauer riß und der Marmorſtein.

Und als ſie gieng den Ort hinan,
Da heulten die Hunde die Wolken an.

Und als ſie kam zu des Hofes Thor,
Da ſtand die älſte Tochter davor.

„Was ſiehſt du hier, liebe Tochter mein?
Und wie denn geht's den Geſchwiſtern dein?“

„Du biſt doch meine Mutter nicht,
Meine Mutter war ſo ſchön und licht.

Meine Mutter war weiß mit Wangen roth,
Doch du biſt bleich, als wäreſt du todt.“

„Wie ſollt' ich ſchön doch ſein und licht?
Todt war ich und bleich ward mein Geſicht.

Wie ſollt' ich weiß doch ſein und roth?
So lange bin ich geweſen todt.“

Und als ſie trat in die Stube hinein,
Da ſtanden mit Thränen die Kinder klein.

Das eine ſie kämmt und dem andern ſie flicht
Und das dritte ſie hebt und das vierte ſie richtt.

Das fünfte nahm ſie mit ſolcher Luſt,
Als ob ſie ihm geben wollte die Bruſt [1].

Sie ſagte zum älteſten Töchterlein:
„Den Vater bitte zu mir herein!“

Und als er herein in die Stube kam,
Da ſprach ſie zu ihm in bitterem Gram:

„Ich ließ zurück wohl Bier und Brot,
Meine Kindlein leiden von Hunger Noth.

Ich ließ zurück die Polſter neu,
Meine Kinder liegen auf bloßer Streu.

Wachslichter ließ ich dir, große, nach,
Meine Kinder liegen im dunkeln Gemach.

Und muß ich öfter zu ihnen gehn,
Das wird dir nicht zum Glücke geſchehn.

Nun krähet der Hahn, der rothe,
Zur Erde muß jedes Todte.

Nun krähet auch der ſchwarze Hahn,
Des Himmels Thor iſt aufgethan.

Nun krähet auch der weiße Hahn,
Nicht länger ich verweilen kann u. ſ. w.

---

[1] Vgl. H. Schreiber, Taſchenbuch für Geſchichte und Alterthum in Süddeutſchland. 1839. S. 326.

Der dritte weiße Hahn, der hier erſcheint und dem ſo gut als den andern ſeine mythiſche Stelle gebührt, mag dem hellen Reiche der Vanen und Lichtalfe angehören, wie die beiden andern dem Aſen- und Jotenreiche.

Zwei weitere däniſche Balladen, die ich hier gleichfalls mittheile, gehören ſchon mehr dem Geſpenſterweſen des chriſtlichen Mittelalters an; doch zeigen auch ſie noch den ſtufenweiſen Übergang.

Hedebys Geſpenſt.

(Nyerup I, 201 ff. Grimm 296.)

Ich ritt am Abend über Land,
Mein Roſs ich in die Schlinge band.

Ich legte mein Haupt an den Hügelrain,
So gerne wollt' ich da ſchlafen ein.

Und als mich der erſte Schlaf befieng,
Der todte Mann zu mir hergieng.

„Und biſt du einer von meinem Geſchlecht,
Sollſt führen du meine Sach' im Recht.

Nach Hedeby ſollſt du hingehn,
Da wohnen mir Blutsfreunde zehn.

Da hat auch gewohnt mir Vater und Mutter,
Dazu auch Schweſter und lieber Bruder.

Da wohnt klein Chriſtel, mein ſchönes Weib,
Und die verrieth meinen jungen Leib.

Mit ihren fünf Weibern ſie das thät,
Sie erſtickten mich im Seidenbett.

Sie bargen im Bündel Heu mich dort
Und führten zur wilden Heide mich fort.

Der Geſell, den ſonſt ich hielt ſo werth,
Er reitet nun mein gutes Pferd.

Mit meinem Meſſer ißt der Dieb
Und liegt bei meinem holden Lieb.

Sitzt mir am breiten Tiſche dort,
Verhöhnt meine Kinder mit hartem Wort.

Gibt ihnen ſo ein kleines Brot,
Verſpottet ſie, weil ihr Vater todt.

Mit meinen Hunden reitet er hin
Und jagt mir die Thier' im Walde drinn.

Und jagt er mir eins den Forſt hinab,
So weckt er mich auf in meinem Grab.

Doch komm' ich einmal zu ihm hinein,
Da ſoll ihm übel zu Muthe ſein.

Wenn hier auch keine Beſchwörung mehr, auch nicht die durch die Thränen, obwaltet und keine ſonſtigen mythiſchen Züge hervortreten, ſo iſt es doch noch immer ein nordiſches Motiv, das Begehren der Mordbuße, was den Todten heraustreibt; der Blutsverwandte, dem er erſcheint, ſoll ſeine Sach' im Rechte führen, d. h. die Mordklage erheben. Anders nun im folgenden letzten Stücke dieſer Art, auch aus dem Däniſchen (Nyerup I, 215 ff. 383 f.):

Das war Herr Morten von Vogelſang,
Er ritt in den grünen Wald;
Da kam ein Siechthum über ihn
An einem Morgen ſo bald.
Todt reitet Herr Morten von Vogelſang.

Zur Kirche gab er das rothe Gold,
Zum Kloſter gab er ſein Pferd,
Da legten ſie mit Sang und Klang
Herrn Mortens Leich' in die Erd'.

Das war der junge Folmer Skjöt,
Er ritt über Berg und Thal,
Nach reitet ihm Morten von Vogelſang,
Spräch' gerne mit ihm einmal.

„Nun hör du, junger Folmer Skjöt!
Halt an und ſprich mit mir!
Ich ſchwör' bei meinem Chriſtenglauben,
Keinen Schaden füg' ich dir.“

„Nun hör du, Morten von Vogelſang,
Was iſt zu reiten dir noth?
Nicht länger, als ſeit geſtern, iſt's,
Man ſcharrte dich ein für todt.

Ich reite nicht um Klage hier,
Noch daß ich Spruch erlang',
Ich reit' um ein kleines Ackertheil,
Man ſchwur's zu Vogelſang.

Ich reite nicht um Hader hier
Und nicht um Gold und Geld,
Ich reit um ein kleines Ackertheil,
War zweier Waiſen Feld.

Sag ihr, der ſchönen Frau Mettelill,
Sobald du dort zu Gaſt,
Sie gebe zurück das Ackertheil,
So wird meiner Seele Raſt!

Sag ihr, der ſchönen Frau Mettelill,
Hat ſie nicht Glauben dazu,
Droben vor der Kammerthür
Da ſtehen meine Nachtſchuh!

Droben vor der Kammerthür,
Wo meine Nachtſchuh ſtehn,
Das wird geſchehn vor Mitternacht,
Man wird voll Bluts ſie ſehn."

„Herr Morten, reitet nun hinweg!
Ruht aus eur müd Gebein!
Ich ſchwör euch: dieſes Ackertheil
Soll rückerſtattet ſein."

Schwarz waren ſeine Habichte
Und ſchwarz war auch ſein Hund
Und ſchwarz war all des Herren Volk,
Das ihm folgte durch Waldesgrund.

Dank habe die ſchöne Frau Mettelill!
Sie war ſo treu dem Gemahl,
Sie gab zurück das Ackertheil,
Da war die Seel' aus der Qual.

Dieſer Grabgeiſt wird ganz in der Art, wie der Geſpenſterglaube ſich noch heutzutag hauptſächlich äußert, durch Gewiſſensangſt umgetrieben. Er ſucht nicht, wie noch das Geſpenſt von Hedeby, Rechtsſtreit und Urtheil, er will vielmehr zurückerſtattet wiſſen, was er bei Lebzeiten vor dem Gericht ungerechterweiſe den Waiſen abgenommen.

So haben die alten mythiſchen Vorſtellungen ihre allmähliche Umwandlung in den neuern Volksglauben vollendet.

Nachdem zuerſt das Verhältnis der Volksballaden zur Götterſage erörtert worden, ſo iſt nun auch von ihrer Beziehung zur Heldenſage zu handeln. Manches von dem, was in den altnordiſchen Liedern und Sagen geſungen und geſagt war, iſt in die Form der Balladen übergegangen und hat ſich ſo zum Theil noch bis auf den heutigen Tag im lebendigen Volksgeſang erhalten. Im beträchtlichſten Umfang iſt dieß mit ſolchen Sagen der Fall, die wir als dem Norden mit Deutſchland gemeinſame bezeichnet haben. Dahin gehören 11 färöiſche Lieder, die den Hauptbeſtand der gedruckten Sammlung ausmachen, meiſt von bedeutender Strophenzahl, ſo daß eines derſelben bis auf 220 Strophen anſteigt. Sie ſind hauptſächlich dem Sagenkreis entnommen, den wir in den Sagan von den Völſungen, Nornageſt und Ragnar Lodbrok dargeſtellt fanden. Ein großer Theil derſelben, der, vom Tode Sigmunds anhebend, die Thaten und Geſchicke Sigurds, Brynhilds, der Gjukungen und Atlis umfaßt, bildet ein nicht nur durch Versart und Stil, ſondern auch durch ausdrückliche Anknüpfungen am Schluſſe der einzelnen Lieder zuſammenhängendes Ganzes. Hiezu kommen dann die Lieder von Ragnar und Aslög (Aasla), der angeblichen Tochter Sigurds und Brynhilds, und von Nornageſt, ſodann noch einige, in denen einzelne Abenteuer Sigurds und Virgars, Veálants Sohns, mit Rieſen und Zwergen erzählt ſind. Es zeigt ſich in dieſen Liedern eine Miſchung der nordiſchen und deutſchen Darſtellung des gemeinſchaftlichen Sagenkreiſes. Die von Sigurd und den Gjukungen oder Niflungen ſtimmen bis zu Sigurds Tod in der Hauptſache mit der nordiſchen Völſungenſage und den Eddaliedern; von da aber, jenen Mord mit eingeſchloſſen, halten ſie ſich mehr an die auf deutſcher Überlieferung beruhende Vilkinaſaga. Ragnar und Nornageſt fallen wieder den entſprechenden nordiſchen Sagan anheim, Virgar aber den deutſchen Quellen. Auf den Färöen ſelbſt war eine allgemeine Sage, daß die dortigen Geſänge von einem alten, in Leder gebundenen Buche herſtammen, welches auf die Inſel Sandö mit einem isländiſchen Schiffe, das dort geſtrandet, gekommen ſei. Das Buch ſei ſo groß geweſen, daß es die volle Laſt eines Pferdes auf der einen Seite ſeines Tragſattels ausgemacht. Der Kehrreim eines färöiſchen Liedes hebt an: „Ein Reim iſt von Island kommen, geſchrieben im Buch ſo breit“ (Fär. Qv. 553, 5). Die Nachforſchungen der Gelehrten nach dieſem Buche ſind jedoch vergeblich geweſen und die Inſelbewohner beſitzen überhaupt keine ſchriftliche Aufzeichnungen ihrer vielen Lieder, ſondern dieſe haben ſich durchaus mündlich vererbt. Der jetzige färöiſche Dialekt iſt auch ſo abweichend von dem isländiſchen, daß ein Gebrauch isländiſch aufgeſchriebener Lieder, ohne eine eigentliche Umarbeitung, nur in längſt vergangener Zeit hätte eintreten können. Es mögen dieſe und andre Sagenlieder auf den Färöen, ſo gut als auf Island, ein altes Erbtheil aus dem gemeinſamen, norwegiſchen Heimathlande ſein, aber durch innere und auswärtige Einwirkungen manigfach erweitert und umgewandelt (Fär. Qv. Indl. 13. 38, 40). Der Einfluß deutſcher Überlieferung erklärt ſich als ein mittelbarer durch den Verkehr mit den andern nordiſchen Ländern; doch könnte auch Einiges unmittelbar durch die auf Suderö beſtandenen Niederlaſſungen der Hanſeſtädte eingeführt worden ſein (ebend. 36).

So beliebt die Lieder dieſes Heldenkreiſes bei den Bewohnern jener entlegenen Inſeln ſind, ſo machen ſie doch den Eindruck, daß ſie ihrem Lebenselemente zu weit entrückt ſind. Man findet in ihnen einzelne Spuren der altnordiſchen Dichterſprache, z. B. wenn das Geld noch Malmaring (Malm 'na Rhin, Rheinerz, 126 f.), ein Held oder König Mjelingur (Mildingr, 180, 130), Hilmar (Hilmir, 204, 188), der Drache, den Ragnar erlegt, Ura-Sej, eine Fiſchart (320, 28), genannt wird. (Vgl. 89, 2. 135, 18. 194 u.). Von ſolchen Ausdrücken ſagen aber die Färöer ſelbſt: „Wir ſind dieſes Wortes nicht mächtig“ (219, R.). Es zeigt ſich auch an einzelnen Stellen poetiſcher Schwung, z. B. wenn ein Lied beginnt: „Auf dem Meere brechen ſich viel wilde und jähe Wogen“, um damit die Ausfahrt eines Helden anzukündigen (101), oder wenn von der ſchönen Brynhild geſagt wird, die Sonne ſchein' auf ſie mit Schatten (128, 3. Vgl. 227, 21). Allein auch dieß ſind eben nur Einzelheiten und im Ganzen herrſcht eine gewiſſe Trockenheit, welche überall eintreten muß, wo die überlieferte Poeſie nicht fortwährend aus ihrer Lebensquelle getränkt wird. Das innere Verſtändnis des Mythus und des Heldenthums iſt verſiegt und manchmal bleibt von den Heldencharakteren nur die rieſenhafte Geſtalt und die rohe Gewaltthat übrig. Keines dieſer Heldenlieder kommt den früher vorgetragenen zwei mythiſchen Stücken, vom Spiele Skrymners mit dem Bauer, an poetiſchem Werthe gleich; letztere haben ſich wohl eben dadurch ſo lebendig erhalten, daß ſie in den Kreis der ländlichen Wirthſchaft, in den Bereich der eigenen Anſchauungen und Bedürfniſſe eingreifen. Aus gleichem Grund iſt auch unter den Liedern der Heldenſage dasjenige das eigenthümlichſte und belebteſte, welches ſich mehr zum Idylliſchen hinneigt, indem es Brautwerbung und Hochzeitfeier ſo ſchildert, wie ſie dem Bewohner der Färöen anſtändig und ſtattlich erſcheinen mochten.

Es iſt dieß das Lied von Jsmal (Ujsmal). Sein Inhalt fällt in den Umkreis der Völſungenſage, ohne daß jedoch dieſe in ihren anderwärtigen Darſtellungen etwas Entſprechendes darböte. Dem Helden Sigurd wird hier eine Schweſter Svanild Sonnenlicht (Suola Ljauma), gegeben, um welche Jsmal, der berühmte Kämpe (freâji kjempa), wirbt. Beim Hochzeitmahl ſieht Sigurd Brynhilden, die eine der Brautjungfraun iſt und an die ſich fortan ſein Schickſal knüpft. Von Jsmal und ſeiner Werbung wiſſen weder die Eddalieder noch die Völſungaſaga. Svanhild heißt ihnen die Tochter Sigurds von Gudrun. Auch paßt die einfache Weiſe, wie ſich Sigurd im Jsmalsliede in Brynhild verliebt, nicht recht für das heroiſche Weſen des Drachentödters und ſeiner Walkyrie, eben darum aber um ſo beſſer für den ländlichen Geſang färöiſcher Inſelbewohner, welchem denn auch dieſer epiſodiſche Zuſatz zur Heldenſage, wenn nicht ſeinen Urſprung, doch ſeine charakteriſtiſche Ausbildung verdankt. Ich habe hiernach auch gerade dieſes Lied zur Probe der färöiſchen Balladen der bemerkten Klaſſe gewählt, daſſelbe aber, ſeines größern Umfangs wegen, in Proſa übertragen.

Jsmals Lied.

(Fär. Qv. 100 ff. Vgl. Indl. 27 f.)

1. Auf dem Meere bricht ſich manche jähe Woge. Jsmaln kam es zuerſt in den Sinn, ſeinen Knecht Hermund aufzubieten.
2. Wir wollen reiten in des Königs Hof, um Hjalpreks Tochter zu werben.
3. Mitten im Grashof wechſelt er ſein Kleid (skin) und ſo bereit geht er in die hohen Hallen ein.

4. Wo König Hjalprek am Tiſche ſaß mit fünfhundert Mannen.

5. Jsmal ſteht auf der Halle Boden mit ſilberbeknopfter Mütze; ſeine Wangen ſind roth, wie Hummerklauen, ſeine Augen blau, wie eine Taube.

6. Jsmal ſteht auf der Halle Boden und trägt ſeine Werbung vor. „Sei beglückt, tapfrer König! gib deine Tochter mir!“

7. Lange ſaß der König und ſann auf Rath, wie er Jsmaln ſollte mit Hohn antworten.

8. „Die Jungfrau hat einen raſchen Bruder, er heißt Sigurd der namenkundige. Ständ' er dir zur rechten Hand, er däuchte wohl dein Meiſter.“

9. Das war Svanild Sonnenlicht, ſie gieng ein in die Halle. Sowie ſie Jsmaln mit Augen ſah, gewann ſie Gunſt zu ihm.

10. Lange ſaß der König und ſann darauf, wie er Jsmaln ſollte mit Huld antworten.

11. Da antwortete Hjalprek, der König, all ohne Sorge: „Dir geb' ich meine Tochter jetzt und dazu den Hochzeittrunk.“

12. Jsmal ſteht auf der Halle Boden, gürtet ſich und wendet ſich; verlobt ſich Svanhilden Sonnenlicht; Hjalprek, der König, läßt ſchenken.

13. Jsmal ſteht auf der Halle Boden, für alle Dinge weiß er Beſcheid. „Wie ſoll ich den Sigurd zu meinem Hochzeitfeſte laden?“

14. Da antwortete Hjalprek, der reiche König: „Ich weiß dir keinen andern Rath, als du ladeſt ihn ſelber.“

15. Jsmal ſprang auf ſein gutes Roſs, fort ritt er in den Wald; da begegnet' ihm Sigurd, Sigmunds Sohn, mitten auf ſeinem Wege.

16. Das iſt mir für wahr geſagt, er war nicht gar freundlich.

17. Jsmal ſteht auf dem grünen Feld, für alle Dinge weiß er Beſcheid. „Dich bitt' ich, Sigurd, zu meinem Hochzeitfeſte.“

18. Antwortete Sigurd, Sigmunds Sohn, er ſitzt auf raſchem Roſſe: „Woher des Landes iſt die Braut, die du dir, Jsmal, gefreit?“

19. „König Hjalprek iſt ihr Vater, Frau Hjerdys ihre Mutter; das iſt mir für wahr geſagt, du ſeiſt der Jungfrau Bruder.“

20. „Haſt du meine Schweſter gefreit und mich nicht drum gefragt, ſo ſchlag' ich dich mit Knütteln lahm; dir gebührt kein andres Recht.“

21. „Wohl hab' ich deine Schweſter gefreit und dich nicht drum gefragt. Doch eh du mich mit Knütteln lähmſt, biet' ich dir ein andres Recht.

22. Wohl hab' ich deine Schweſter gefreit, nicht aber wuſt' ich um dich. Eh du mich mit Knütteln lähmſt, ſoll deine Stirne ſchwitzen.“

23. „Haſt du meine Schweſter gefreit, die ſittſamſte der Jungfrauen, hör' du, Jsmal, raſcher Kämpe, ſollſt du mir Heldenarbeit vollbringen!“

24. Antwortete Ismal, der raſche Held, gewachſen über alle Kämpen: „Wie heißt das erſte Werk, das du mir auflegen willſt?"

25. „Hier vorn in dem grünen Wald, da liegen der Würme ſechs; alle muſt du ſie mir erſchlagen, eh du vor den Brautſchemel trittſt.

26. Hier vorn in dem grünen Wald, da liegen der Würme zwölf; alle muſt du ſie mir erſchlagen, eh du das Brautgemach betrittſt."

27. „Hier vorn in dem grünen Wald, da liegen der Würme zween; ſag' du mir, Sigurd, Sigmunds Sohn! wie lang ſind ſie denn?"

28. „Der eine iſt achtzehn Ellen lang, der andre dreiundzwanzig; mein ganzes Heer iſt Zeuge, daß ich dir die Wahrheit ſage."

29. „Iſt der eine achtzehn Ellen lang und der andre dreiundzwanzig, ſo bin ich des ſtarken Samſons Sohn nnd fürchte mir nicht davor."

30. Alle die Würme ſchlug er da, das dünkt ihm keine Noth. Finna ſpie Eiter auf ihn, daß er nicht von hinnen konnte.

31. Das war Sigurd, Sigmunds Sohn, er ritt heim nach dem Hofe. Außen ſtand Svanild Sonnenlicht.

32. Sigurd gieng in die Burg, groß iſt ſeine Kraft; er ſetzt ſich auf den Hochſitz, daß all die Burg erzittert.

33. „Pflegen ſo, Vater, höfiſche Männer ihre Töchter hinzugeben, ſo wollt' ich, dein Halsbein wär' in ſieben Stücke geſchlagen von meiner Fauſt."

34. Hervor trat Svanild Sonnenlicht, die ſittigſte aller Frauen. „Haſt du, Sigurd, den Rath erdacht, Ismaln Heldenwerk aufzulegen?"

35. „Geh du fort aus meinen Augen! ich will dich nicht anhören; nicht ziemt das meinem guten Schwert, in Weiberblut es zu tauchen."

36. Das war Svanild Sonnenlicht, ſie begann ſo ſehr zu weinen. Wieder fragte Sigurd, warum ſie ſich ſo gebärde.

37. „Geh du fort aus meinen Augen! weine nicht länger dießmal! Der Mann iſt würdig ſeiner Maid, und nicht iſt er ſchwächer, denn ich."

38. Sigurd ſprang auf ſein gutes Roſs, er trägt das Heldenſchwert, ſo reitet er nach dem Walde fort, ſeiner Schweſter zu Liebe.

39. Ismal liegt auf dem grünen Grund, feſt im Eiter des Wurmes. Froh iſt er, da er Granis Hufe treten hört.

40. Ismal liegt auf dem grünen Grund, feſt in des Wurmes Blut. Froh iſt er, da er Granis Hufe ſtampfen hört.

41. Sigurd nimmt ihn in den Sattel und fürchtet für Ismals Wunden; in ſeiner Taſche ſucht er nach Salbe, um ſie einzureiben.

42. Sigurd nimmt ihn in den Sattel, führt ihn heim zu den Hallen: „Nimm hier, Svanild Sonnenlicht! heil du den Kämpen!"

43. Sie heilt' ihn einen Tag, ſie heilt' ihn zwei; der vierten Woche erſten Tag fuhr er in die blaue Brünne.

44. Der vierten Woche erſten Tag fuhr er in die neue Brünne; ſie führt' ihn in die Hallen ein; ſo freundlich war er anzuſehn.

45. Da rüſteten ſie das Hochzeitmahl: kein Mangel war da; achtzehn Burgen waren geladen, zwölfhundert Mann aus jeder.

46. Da rüſteten ſie das Hochzeitfeſt: bald war Alles verſammelt; achtzehn Burgen waren geladen und dort war auch der König von Frankreich (Kongur eäv Frans).

47. Jsmaln fehlten nicht die Brautmänner; zur rechten Hand gieng König Hjalprek, zur linken Gunnar der Held.

48. Svanilden fehlten nicht ſchmucke Brautfrauen; zur rechten Hand gieng Gunild, Budlis Gemahlin, zur linken Grimild, Gjukis.

49. Svanilden fehlten nicht ſchmucke Brautjungfrauen; zur rechten Hand gieng Brinild, Budlis Tochter, zur linken Gurin (Gudrun), Gjukis.

50. Da war ein Mann, der die Harfe ſchlug, genannt Örour-Oddur; Hjalmar Kappi und Sigurd waren Brautführer.

51. Da waren dreißig Krüge von Silber und manche Silberſchaale. Da lief es über in des Königs Halle, als Alles bereit geſtellt war.

52. Da waren dreißig Schüſſeln von Silber, neugeſchmiedet waren alle. Sigurd ſteht auf der Halle Boden und erzählt von raſchen Kämpen.

53. So ſtierte da Sigurd auf Brynhilds Rede, er brach über dem Tiſche die vergüldete Methſchal' entzwei.

54. Getrunken war dieſe Hochzeit. Die Leute waren ſo fröhlich, wie die Vögel, die auf dem Zweige ſitzen, ſich des lichten Tages freuen.

55. Dreißig Kerzen waren angezündet und vierzig Fackeln brannten: ſie geleiteten dieſe reiche Braut die erſte Nacht zum Lager.

56. Dreißig Kerzen waren angezündet und Wachslichter dazu. König Hjalprek und all ſein Geſind geleitete ſie zum Schlafhauſe.

57. Die Orgel ward im Hof getreten, Harfen ſchlug man in Menge. König Hjalprek und all ſein Geſind' geleitete ſie zum Lager.

58. Getrunken war dieſe Hochzeit und luſtig war ihr Leben. Beide giengen zu einem Lager, Jsmal und ſein Weib.

59. Getrunken war dieſe Hochzeit, beides, wohl und lange. So mancher Hofmann war dabei, als Federn in Vogelſchwinge.

60. Getrunken war dieſe Hochzeit und ſo hab' ich's vernommen. Dann fuhr Jeder, der geladen war, heim zu dem Seinen.

61. Nun ſoll das Lied aufhören, nicht länger ſing' ich dieſesmal. Nun ſoll anheben eine andre Mähr, faßt ihr ſie ins Gedächtnis!

Die deutſch-nordiſche Sage von Sigurd und den Niflungen hat ſich auch, zugleich mit den Überlieferungen von Wolfdietrich, Dietrich von Bern und ſeinen Helden, in einer anſehnlichen Reihe altdäniſcher Balladen ausgeprägt. (Sämmtlich im 1ten Bande der Nyerup-Rahbekiſchen Sammlung und voranſtehend in Grimms Überſetzung.) Der Schauplatz vom Verrath an den Niflungen hat ſich aus dem Hunnenreiche, Hunaland, auf die kleine Inſel Hven im Sunde zurückgezogen. Dieſe däniſchen Lieder fallen jedoch gröſtentheils auf die Seite der deutſchen Sagengeſtaltung und entſprechen ſomit nicht der Völſunga-, ſondern der Vilkinaſaga. Inſofern berühren ſie uns, nach dem ſchon bei den Heldenſagen angenommenen Plane, hier nicht näher. Einige wenige folgen den nordiſchen Quellen und erzählen, ziemlich entſtellt, die Geſchichten Sivards, Brynilds und ihrer Tochter Svanelil (Aslög. S. Nyerup I, 132 ff. Udvalg af danske Viſer fra 16—18 Aarh. II, 199 ff. Vgl. auch Nyerup III, 172 ff.). Im Ganzen gilt von den däniſchen, dieſem Sagenkreiſe zugehörenden Balladen daſſelbe, was zum Nachtheil der färöiſchen geſagt worden. Sie ſind, neben dem geſunkenen Stil, auch noch zerriſſener und verwirrter, als dieſe. Dieſe Helden ſind überaus rieſenhaft und ungebärdig. Sie fallen dadurch mehr und mehr ins Luſtige und Scherzhafte und aus der ſich hiemit natürlich ergebenden Parodie iſt ein Lied hervorgegangen, in welchem ſie, willkührlich zuſammengerafft, zu einer gigantiſchen Hochzeit verſammelt ſind.

Heldenhochzeit.

Udv. d. Viſ. fra 16—18 Aarh. II, 173 ff. Grimm 63 ff.)

Das war der Graf Herr Guncelin,
er ſprach zur Mutter ſein:
„Ich will reiten hinauf ins Land
und verſuchen die Mannheit mein.“
Wohl auf der Tag! wir kommen wohl über die Heide.

„Willſt du reiten hinauf ins Land
und machſt mir das bekannt,
So will ich dir geben dein gutes Roſs,
der graue Karl genannt.

So will ich dir geben den grauen Karl,
dein Roſs von raſchem Lauf.

Nie darfſt du ſchnallen den Sporn an den Fuß,
noch binden den Helm dir auf.

Keinen Kämpfer du achten darfſt,
vor keinem darf dir graun,
Bevor du auf einen Kämpfer triffſt,
man nennt ihn Iver den Blaun.

Das war der Graf Herr Guncelin,
er reitet an grüner Haid';
Er begegnet dem kleinen Tilventin,
den er halten heißt alsbald.

„Willkommen, junger Tilventin!
wo haſt du die Nacht geruht?“
„Ich hab' geruht auf Bratensborg,
wo man Feuer haut aus dem Hut.“

Das war der Graf Herr Guncelin,
er blickt' unterm Helm ſo roth:
„Fürwahr, du kleiner Tilventin,
du ſprichſt deinen eignen Tod.“

Das war der Graf Herr Guncelin,
der ſchnell ſein Schwert auszog,
Er hieb den kleinen Tilventin,
daß der in Stücke flog.

So ritt er fort nach Bratensborg,
Er ſtieß ans Thor den Schaft:
„Iſt irgend hier ein Kämpfer drin,
der fechten mag mit Kraft?“

Das war der Held, Herr Iver Blau,
der aus nach Weſten ſchaut';
„Nun hilf mir Ulf[1] und Aſmer Grib!
Ich höre Kämpferlaut.“

Das war der Held, Herr Iver Blau,
der aus nach Oſten ſchaut':
„Hilf, Otthin, mir, ſo gut du kannſt!
Herr Guncelin ruft ſo laut.“

[1] Alf und Aſe?

Das war der Graf Herr Guncelin,
Den Helm warf über der Held;
Das hörte die liebſte Mutter ſein
Viel Meilen über Feld.

Die Frau erwacht' um Mitternacht
und ſprach zu ihrem Herrn:
„So walte nur der höchſte Gott
über unſern Sohn in der Fern'!“

Den erſten Ritt und den erſten Stoß
(ſie waren Helden zur Hand)
Stach Guncelin Herrn Iver Blau
und warf ihn weit auf's Land.

„Hör du, Graf Herr Guncelin!
willſt du mich laſſen leben,
Ich hab' mir eine Braut verlobt
und die will ich dir geben.“

„Nicht mit der Braut, die dir verlobt,
will ich die Hände fügen;
Gib mir Salenta, die Schweſter dein!
ſo laß ich mir genügen.“

Sie richteten die Hochzeit zu,
ſie konnt' nicht beſſer ſein:
So viel es kühne Kämpfer gab,
ſo viele luden ſie ein.

Sie luden Vidrich, Verlands Sohn,
ſtark Dietrich auch von Bern,
Sie luden Holger den Dänen ein,
dieweil er ſtritt ſo gern.

Sie luden Sivard, den raſchen Geſelln,
daß vor der Braut er reite;
Der Rieſe Langbein ſitzen ſoll
dem Bräutigam zur Seite.

Sie luden den Meiſter Hildebrand,
der trug die Fackel voraus;
Ihm folgten auch die Kämpfer zwölf,
die tranken und machten viel Braus.

Felavard der Spielmann kam dahin:
ihm tranken die Kämpfer Beſcheid;
Dahin kam König Sigfred Horn,
ſich ſelber zu Angſt und Leid.

Da ſollte die ſtolze Frau Grimild
die Braut bereiten zum Mahl;
Sie ließ ihr die Hände mit Eiſen beſchlagen
und die Finger umſchmieden mit Stahl.

Frau Gunde Hette kam dahin,
die im Nordgebirge hauſt;
Sie trank wohl und ſie tanzte wohl,
verſtand wohl, wie man ſchmauſt.

Da war gekommen Frau Brynial,
zu ſchneiden der Braut das Eſſen;
Ihr waren ſieben Mägde gefolgt
und unter die Kämpfer geſeſſen.

Sie führten die Braut in die Kammer ein,
zu halten den Morgenſchmaus;
Sie aß da auf vier Tonnen Brei,
der ſchmeckt' ihr überaus.

Achtzehn Schweinſeiten nahm ſie dazu
und ſechzehn Ochſenrucken,
Trank dazu ſieben Tonnen Bier,
dann fieng ſie an zu ſchlucken.

Sie führten die Braut zum Saale hin,
da bauſchte ſo ſehr ihr Gewand,
Sie hieben, um ſie zu bringen hinein,
wohl fünfzehn Elln von der Wand.

Sie führten die Braut zur Brautbank hin
und ſetzten ſie nieder ſo ſacht;
Die Brautbank war von Marmorſtein,
die zerſprang bis zur Erde mit Macht u. ſ. w.

Die junge Braut von der Brautbank ſprang,
die Hände ſtreckte ſie aus,
Der Rieſe Langbein ſprang zu ihr
und tanzte mit ihr durch's Haus.

Da tanzte der Tiſch und da tanzte die Bank,
der Reihn gieng von Ribe bis Slie;
Der kleinſte Mann, der im Tanze war,
hielt fünfzehn Elln unterm Knie u. ſ. w.

Es fehlt hier nur noch Sivards Aufzug in einem andern Liede, wo dieſer Held mit einer ausgeriſſenen Eiche am Gürtel tanzt und der König ausruft: „Sivard bringt uns den Sommer herein!“ (Nyerup I, 14. Grimm 30 f.)

Wenn die färöiſche Hochzeit mehr noch einen idylliſchen Anſtrich hat, ſo hat die däniſche einen entſchieden groteſken.

Die ſchwediſchen Volkslieder erſtrecken ſich nicht über dieſen deutſch-nordiſchen Sagenkreis.

Aber auch noch andre, mehr einzeln ſtehende Heldenſagen des Nordens, die wir früher in ihrer ältern Geſtalt vorübergeführt haben, ſind in den ſpätern Volksgeſang durchgedrungen. Im Verzeichnis der noch ungedruckten färöiſchen Lieder laſſen ſich mehrere Helden isländiſcher Sagan bemerken; ſo wird eines von Halfs Ende namhaft gemacht (Sagabibl, II, 453). Der in der Hervörsſaga dargeſtellte Kampf Hielmars und Orvarodds mit den Berſerkern auf Samsö iſt, unter halb kenntlichen Namen, in eine däniſche Ballade umgewandelt (Nyerup I, 139 ff.) und von Hervörs Todtenbeſchwörung finden ſich gleichfalls Anklänge im däniſchen und färöiſchen (Fär. Qv. 368 bis 375) Volksgeſange. Schwediſch und däniſch iſt endlich die tragiſche Geſchichte Hagbarths und Sygnes (oben S. 229) in Balladenform viel verbreitet (Svenska Folk-wisor I. 137 ff. Habor och Signild. Nyerup III, 1 ff. Hafbur og Signe. Vgl. IV, 47). Sie hat an Kraft der Darſtellung verloren und bedeutſame Züge eingebüßt; ein ſchöner Zug iſt dagegen hinzugekommen. Als des Königs Kriegsleute den waffenloſen Haſbur doch nicht überwältigen können, gibt die falſche Dienerin den Rath, ihm die Hände mit einem Haare Signilds zu binden; das werde er nicht entzwei reißen. Sie binden ihn mit zwei derſelben und ſie iſt ihm zu lieb im Herzen, als daß er ihre Haare zerriſſe.

Auch von ſolchen Heldenſagen, die wir nicht mehr in ihrer älteren Darſtellung vergleichen können, haben ſich Überbleibſel in den Balladen erhalten, wenn gleich in zerriſſener und verdunkelter Geſtalt. So Ribolts Drachenkampf. Nyerup I. 144 ff. 388; dann das ſelbſt räthſelhafte

Lied, deſſen Held, in däniſcher Verſion Sven Vonved, in ſchwediſcher Sven Svanehvit genannt, Räthſelfragen, an die des Getſpeki erinnernd, aufgibt, Nyerup I, 83. 379. Grimm 227. 527. Svenska Folk-wisor II, 138 u. a. m.

Schon die ſeither betrachteten Lieder, wenn gleich dem Grundſtoffe nach von altnordiſchen Mythen und Heldenſagen ſtammend, haben doch in Form und Darſtellung und ſelbſt in veränderter Bedeutung die Einflüſſe des chriſtlichen Mittelalters gezeigt. Eine weitere zahlreiche Klaſſe aber iſt aus dem Leben und den Sitten des Mittelalters ſelbſt auch dem Stoffe nach hervorgegangen oder hätte doch ebenſo wohl daraus hervorgehen können; denn keineswegs läßt ſich in jedem einzelnen Falle über den Urſprung entſcheiden, da im mittelalterlichen Leben ſelbſt die neuaufgekommenen Vorſtellungen und Gebräuche überall noch mit den ältern, im Heidenthum wurzelnden vermiſcht waren.

Die zahlreichen Lieder der bemerkten Klaſſe ſind von manigfachem Inhalt und verſchiedenem Werthe. Vorherrſchend erſcheinen, was den Inhalt betrifft, die Liebesabenteuer, Brautwerbungen, Entführungen, Wetten und Kämpfe der Nebenbuhler, Treue und Untreue, bald in heiterer, bald in tragiſcher Entwicklung. Es möchten ſich auch dieſe manigfachen Lebensbilder großentheils auf gewiſſe Grundtypen zurückführen laſſen. Ohne jedoch eine ſtrengere Eintheilung vorzunehmen, hebe ich nach beiden Seiten, des Ernſtes und des Scherzes, einige charakteriſtiſche Stücke geringeren Umfangs hervor.

Mehr noch an den Geiſt des ältern Nordens mahnt das düſtre ſchwediſche Volkslied von Sven im Roſengarten[1] (Sven i Rosengård, Sv. III, 2 ff. in 2 Verſionen, Mohnike S. 3 ff.):

Wo biſt du geweſen ſo lange,
Sven im Roſenhain?
„Ich bin im Stall geweſen,
Liebe Mutter mein!“
Ihr harret mein ſpät, doch ich komme niemals.

Was ſind deine Kleider ſo blutig,
Sven im Roſenhain?

---

[1] Vgl. Schröter, Finniſche Runen. Upſala 1819. S. 125 ff. Sven, Junggeſell, junger raſcher Mann; dann Knappe, Edelmann; aber auch Eigenname. Wie Morten von Vogelſang.

„Das weiße Fohlen ſchlug mich,
Liebe Mutter mein!“

Was iſt dein Hemd ſo blutig,
Sven im Roſenhain?
„Meinen Bruder hab' ich gemordet,
Liebe Mutter mein!“

Wohin nun deines Weges,
Sven im Roſenhain?
„Das Land muß ich nun räumen,
Liebe Mutter mein!“

Wann wirſt du wieder kommen,
Sven im Roſenhain?
„Wann der Rabe bleichet,
Liebe Mutter mein!“

Wann bleichet denn der Rabe,
Sven im Roſenhain?
„Wann der Grauſtein[1] ſchwimmet,
Liebe Mutter mein!“
Ihr harret mein ſpät, doch ich komme niemals.

Das Schwimmen des Granitſteins, hier, in älterer Anſicht, der Ausdruck unmöglicher Wiederkehr, unverſöhnlicher Schuld, iſt, nicht unbedeutſam, in der chriſtlichen Legende möglich geworden. Ein andres ſchwediſches Lied bezeichnet damit die Erſcheinung eines Engels (Sv. II, 233):

> Was nimmer ich ſah, hab' geſehen ich itzt,
> Daß der Grauſtein ſchwimmt und der Mann darauf ſitzt.

Und im färöiſchen St. Jakobsliede (Fär. Qv. 520 ff.) ſchifft dieſer Heilige auf einem Steine über das Meer nach Garſialand (Spanien), wo er den König bekehrt, indem er deſſen Sohn, der vor fünfzehn Jahren in dem Meeresgrund verſunken, wieder ins Leben ruft. So hätte durch die Wunder der Friedensbotſchaft auch dem landflüchtigen Sven noch der Grauſtein ſchwimmen können.

Verwandt mit dem Tone der vorigen Ballade iſt folgende gleichfalls ſchwediſche (Sv. III, 107 ff.):

---

[1] Gråsten, auch gråberg, grauer Felsſtein, Granit.

Höreſt du, Schweſter Anna?
Haſt du nicht Luſt zu vermählen dich bald?

„Nicht hab' ich noch zu vermählen mich Luſt,
Will leben als Jungfrau mit ſtolzer Bruſt.“

Höreſt du, Schweſter Anna?
Was für ein Grauroſs, thu mir kund,
Das geſtern vor deiner Thüre ſtund?

„Das war kein Pferd, war Grauroſs keins,
Meiner engliſchen Schafe war's wohl eins.“

Höreſt du, Schweſter Anna?
Was war das für ein vergüldter Speer,
Der blinkte von deinem Fenſter her?

„Nicht war ein vergüldter Speer im Haus:
Die Sonne, ſie ſchien wohl ein und aus.“

Höreſt du, Schweſter Anna?
Was waren das für Kinder klein,
Die geſtern geweint in der Kammer dein?

„Kein weinend Kind ich drinnen hielt,
Auf meiner Orgel hab' ich geſpielt.“

Höreſt du, Schweſter Anna?
Kennſt du wohl dieſe Manneshand,
Die hängt an meinem Sattelband?

„Gott gnade dir, Bruder Olof!
Meinen Kindlein haſt du gethan groß Leid,
Nahmſt ihren Vater von meiner Seit'.“

Der Typus dieſes nordſchwediſchen Liedes kehrt im Volksgeſange mehrerer Völker wieder; in ſüdſchwediſchen, ſowie in ſüdnorwegiſchen, däniſchen und deutſchen Verſionen iſt ihm eine ſcherzhafte Wendung gegeben. Nur im höhern Norden und in Spanien hat das Lied ſeinen ſtrengen Ernſt bewahrt; dort aber iſt es der Bruder, hier der Gemahl, der die gekränkte Ehre des Hauſes zu rächen hat.

Tragiſchen Ausgang nimmt ein großer Theil der Entführungsgeſchichten. Es wird in das Recht und in die Ehre eines Hauſes eingegriffen und die wehrhaften Glieder deſſelben laſſen dieß nicht ungeahndet. Die gemeinſame Anlage vieler Balladen iſt die: eine Jungfrau wird verlockt, mit einem Ritter zu entfliehen; ſie ruhen in einem Walde aus, aber ſchon eilen ihnen die Verwandten der Entführten nach und es erhebt ſich ein Kampf, der Allen zum Verderben oder zur Trauer endigt. Zum Muſter hievon ein ſchwediſches Lied, das in mehrfachen, auch däniſchen Verſionen vorkommt (Sv. II, 7 ff. Vgl. I, 5 ff. III, 76 ff. Nyerup III, 353 ff. 438 ff. Grimm 119 ff. 518. Nyerup III, 327 ff. 435 f. Grimm 74 ff.):

Klein Hilla ſitzt in der Kammer dort,
Die Thränen fallen ihr fort und fort.

Gleich kam die Kunde zur Königin:
Klein Hilla näht in die Irre hin [1].

Die Königin achſelt den Mantel blau,
So gieng zu klein Hillas Kammer die Frau.

Schlug Hillan auf bleichblühende Wang',
Daß ihr das Blut auf den Vorhang ſprang.

„O gnädige Königin, ſchlagt nicht ſo hart!
Ich bin doch, wie ihr, von Königes Art.“

Klein Hilla klopft auf das Kiſſen blau:
„Gefällt hier zu ruhn meiner gnädigen Frau?

O gnädige Königin, ſetzet euch her!
Ich will euch erzählen mein Leid ſo ſchwer.

An des Vaters Hofe, da gieng es mir gut,
Sieben Ritter hielten mich täglich in Hut.

Mein Vater ſo wohl meiner Ehre pflag,
Zween Ritter dienten mir jeden Tag.

Der eine, der Herzog Magnus hieß,
Nach meiner Gunſt ſich gelüſten ließ.

Der andre hieß Herzog Hillebrand,
Des Königes Sohn von Engelland.

Und das war Herzog Hillebrand,
Mit ihm muſt' ich entfliehn aus dem Land.

---

[1] Stolts Hilla lilla syr så vildt i sommen sin. Mohnike I, 34: Hilla lilla handthiert ſo wild im Schlaf! Som m. Nath, Saum, Natherei; somn m. Schlaf.

Er ſattelte da ſein Roſs ſo grau
Und hob mich hinauf vor des Vaters Bau.

Und als wir gekommen zum Roſenwald,
Da verlangte der Herzog zu ruhen ſo bald.

Er legte ſein Haupt in meinen Schooß
Und ſchlief einen Schlummer ſo ſorgenlos.

Hillebrand, Hillebrand, den Schlaf laß ſein!
Ich höre Vater und Brüder mein.

Hillebrand, Hillebrand, wach auf, wach auf!
Ich kenn' ihre Grauroſſ' am raſchen Lauf.

Hillebrand nimmt mich in den Arm und ſpricht:
Klein Hilla, nenn' meinen Namen nicht[1]!

Da ſchlug er in dem vorderſten Reihn
Meine Brüder ſechs und den Vater mein.

Dann traf er in der zweiten Schaar
Meinen jüngſten Bruder mit goldgelbem Haar.

O Hillebrand, Hillebrand, ſtill dein Schwert!
Mein jüngſter Bruder iſt Tods nicht werth.

Nicht hatt' es ausgeſprochen mein Mund,
Todwund lag Hillebrand auf dem Grund.

Hillebrand er ſtreicht ſein blutiges Schwert:
„Und wärſt du nicht Hilla, des wäreſt du werth.“

Mein Bruder faßt' an der Locke mich drauf,
So band er mich an den Sattelknauf.

So klein war keine Wurzel gewiſs,
Die ein Stück nicht von Hillas Fuße riß.

Da war auch gewiſs kein Zweig ſo klein,
Der ein Stück nicht geriſſen von Hillas Bein.

---

[1] In der verwandten däniſchen Ballade „Herr Ribolt“ heißt es (Nyerup III, 330): Du nævn mig ikke tildode! (Vgl. Nyerup III, 436. Grimm 507. Sv. I, 11. II, 194.) Dieſes Todtnennen (ſchwediſch dodnämna) beruhte auf dem Glauben, daß die Kraft eines im Streit oder andrer Unternehmung Begriffenen gelähmt werde, wenn man ſeinen Namen nenne, wie beim Nachtwandler.

Und als wir kamen zum erſten Thor,
Meine traurige Mutter ſtand davor.

Da wollte mein Bruder erwürgen mich,
Meine Mutter wollte verkaufen mich.

Sie verkauften mich für eine Glocke neu,
Die hängt in Mariä Kirchengebäu.

Als die Mutter hörte der Glocke Klang,
Das traurige Herz ihr in Stücke ſprang.“

Klein Hilla ſchloß ihre Rede hie,
Da fiel ſie todt vor der Königin Knie.

In dieſem Liede iſt die tragiſche Kataſtrophe der Entführung ſehr vollſtändig ausgeführt. Der Vater und ſechs Brüder der Jungfrau werden auf der Verfolgung vom Entführer erſchlagen. In der Angſt um den letzten, ſiebenten Bruder, dem ſie das Leben erflehen will, ruft ſie den Geliebten beim Namen und wird ihm dadurch zum Verderben. Der gerettete Bruder nimmt nun an ihr die Rache für das Geſchehene; die Mutter beſtimmt ihn zwar, daß die Jungfrau nicht getödtet, ſondern um eine Glocke verkauft werde, aber beim Klang dieſer Glocke bricht das Mutterherz. Endlich wird die Verkaufte von ihrer eigenen Erzählung all dieſes Unheils ſo ergriffen, daß ſie ſich damit ſelbſt zum Tode genannt hat[1].

Nicht ſo gewaltſamer Art ſind die Ereigniſſe im folgenden ſchwediſchen Liede. Hier verzehrt ſich ein ſtille duldendes Herz im geheimen Kummer:

(Sv. III, 30 ff. Vgl. 27 ff. 175 ff.)

Pflegbruder ſprach zum Pflegbruder ſein:
„Wird mir klein Chriſtel, ſchön Schweſter dein?“

„Klein Chriſtel ſie iſt noch ſo jung und klein,
Goldkrone möcht' ihr zu ſchwer noch ſein.“

„Und wenn ſie ſo klein und ſo jung auch wär',
Auf's Jahr ſoll ſie tragen Goldkrone ſo ſchwer.“

Sie hoben die Braut in den Sattel da,
Zwei Knappen des Königs ritten ihr nah.

---

[1] Hier könnte noch: Pehr Tyrsons dottrar i Vange, Sv. III, 193 ff. eingerückt werden.

Sie führten die Braut auf den Kirchhof dar,
Goldgewirkt die Kleider, goldgeflochten das Haar.

Sie führten die Braut in die Kirche hin,
Ihr rollen die Thränen auf Wangen und Kinn.

Sie führen zum Brautſtuhl ſie zur Stund',
Ihre Thränen, die rollen ſo dicht auf den Grund.

„Und Herr Gott Vater, hör du mein Gebet!
Nimm hin mich, ſo lang noch der Wald grün ſteht!“

Pfingſttag war's, da dieß Gebet ſie erhub,
Mittſommertag, da man das Grab ihr grub.

Sie legten klein Chriſtel wohl auf die Bahr',
Gotts Engel ſtanden da rings in der Schaar.

Sie trugen die Leich' auf den Sand ſo weiß,
Gotts Engel die ſangen vor ihr mit Fleiß.

Sie legten die Leich' in den ſchwarzen Grund,
Das Goldkreuz ſteckten die Engel zur Stund.

In andern Verſionen dieſes Liedes iſt der hier verſchwiegene Grund der Abneigung gegen die königliche Heirath als ein chriſtlich-frommer bezeichnet: die Jungfrau ſehnt ſich nach den Freuden des Himmels, nicht nach einer irdiſchen Krone.

Den traurig-ernſten Liedern mögen nun auch einige luſtigen Tones gegenüberſtehen.

In den mythiſchen Volksliedern der Färöer ſahen wir den Bauer mit dem Rieſen um den Sieg der Jahreszeit im Goldbrett ſpielen. Ein viel und manigfach geſungenes ſchwediſches Lied erzählt, wie der kleine Matroſe mit der Königstochter Goldwürfel ſpielt. Im Däniſchen iſt der Spielende ein Reitersjunge.

(Sv. II, 37 bis 47. Nyerup IV, 122 ff. 351 f. Grimm 414 ff.)

Die Jungfrau ſaß im Obergeſchoß,
Gold wob ins Kleid ſie ein.
Da kam ein kleiner Bootsmann
Und guckte da herein.
Doch ſie ſpielten, ſie ſpielten Goldwürfel.

„Und hör du, kleiner Bootsmann,
Was ich will ſagen dir!
Lüſtet dich, zu ſpielen
Goldwürfel mit mir?“

„Und wie denn ſoll ich ſpielen
Goldwürfel mit dir?
Ich hab' ja kein rothes Gold
Einzuſetzen hier.“

„Setz du nur deine Jacke,
Die graue ſetz nur frei!
Dagegen will ich ſetzen
Hier Goldringe zwei.“

Und bei dem erſten Goldwürfel,
Der auf das Spielbrett rann,
Verlor der kleine Bootsmann
Und die ſchöne Jungfrau gewann.

„Und hör du, kleiner Bootsmann,
Was ich will ſagen dir!
Lüſtet dich, zu ſpielen
Goldwürfel mit mir?“

„Und wie denn ſoll ich ſpielen
Goldwürfel mit dir?
Ich hab' ja kein rothes Gold
Einzuſetzen hier.“

„Setz du nur deinen alten Hut,
Setz nur den grauen ein!
So ſetz ich meine Goldkrone;
Gewinnſt du ſie, iſt ſie dein.“

Und bei dem zweiten Goldwürfel,
Der auf das Spielbrett rann,
Verlor der kleine Bootsmann
Und die ſchöne Jungfrau gewann.

„Und hör du, kleiner Bootsmann,
Was ich will ſagen dir!
Lüſtet dich, zu ſpielen
Goldwürfel mit mir?“

„Und wie denn ſoll ich ſpielen
Goldwürfel mit dir?
Ich hab ja kein rothes Gold
Einzuſetzen hier."

„Setz du nur deine Strümpfe
Und ſilbergeſpangte Schuh!
So ſetz ich meine Ehre
Und meine Treu dazu."

Und bei dem dritten Goldwürfel,
Der auf das Spielbrett rann,
Verlor die ſchöne Jungfrau
Und der kleine Bootsmann gewann.

„Und hör du, kleiner Bootsmann,
Heb du dich ſchnell von mir!
Ein gehend Schiff auf dem Meere,
Das will ich geben dir."

„Ein gehend Schiff auf dem Meere,
Das nehm' ich, wo ich kann;
Doch haben will ich die Jungfrau,
Die ich mit Goldwürfel gewann."

„Und hör du, kleiner Bootsmann,
Heb du dich ſchnell von mir!
Ein Hemd, geſäumt mit Seide,
Das will ich geben dir."

Ein Hemd, geſäumt mit Seide,
Das nehm' ich, wo ich kann;
Doch haben will ich die Jungfrau,
Die ich mit Goldwürfel gewann."

„Und hör du, kleiner Bootsmann,
Heb du dich ſchnell von mir!
Mein Königreich zur Hälfte,
Das will ich geben dir."

„Dein Königreich zur Hälfte,
Das nehm' ich, wie ich kann;
Doch haben will ich die Jungfrau,
Die ich mit Goldwürfel gewann."

Die Jungfrau geht in die Kammer,
Sie krauſt ihr goldgelb Haar.
„Gnad' Gott ob dieſer Heirath!
Die geht nicht hoch fürwahr."

Der Bootsmann geht auf dem Eſtrich,
Er ſpielt mit ſeinem Schwert.
„Dir wird ſo gut eine Heirath,
Als irgend du biſt werth.

Ich bin wohl nicht ein Bootsmann,
Ich dünkt' es ſo dir nur;
Ich bin der beſte Königsſohn,
Der je von England fuhr."
Doch ſie ſpielten, ſie ſpielten Goldwürfel.

Wie wir für die tragiſchen Entführungsgeſchichten einen gemeinſamen Typus bemerkt haben, ſo gibt es auch einen ſolchen für eine anſehnliche Zahl ergetzlicher Brautwerbungs- und Hochzeitabenteuer. Hier wird gewöhnlich dem Bräutigam von einem Andern, der ältere oder beſſere Anſprüche hat, die Braut noch am Hochzeitabend weggehaſcht. Ähnliche Anlage zeigte ſich ſchon in den Heldenſagen, namentlich in denen von Halfdan. Auf eigenthümliche Weiſe iſt jenes Thema in folgender däniſcher Ballade behandelt (Nyerup IV, 254 ff. Grimm 137 ff.):

Das war an einem Samſtag,
der Regen fiel ſo laut.
Das war Tyge Hermandſen,
ſollte holen ſeine Braut.

Herr Tyge ſieht zum Fenſter hinaus,
wie die Bäche ſo ſtrömend laufen:
„Da ritt' ich doch mir ſelber zur Qual,
ſo theuer die Braut mir zu kaufen.

Hör du, Nilaus Benditſön!
dein Roſs hat lange Bein';
Ich bitte dich bei dem allmächtigen Gott:
Hol du die Braut mir herein!"

Antwortet Nilaus Benditſön,
antwortet ein Wort für ſich:
„Soll ich dir holen die junge Braut,
da find' ich wohl einen Schlich."

Und das war Nilaus Benditſön,
der ritt der Braut zu Gruß:
Sie breiteten Seid' und Zindel grün
all vor ſeines Roſſes Fuß.

Sie kleideten ſich in Seide
und auch in Goldſtoffkleid,
So ritten ſie zur Kirche
all mit der ſchönen Maid.

Die Braut ſteht vor der Kirchenthür,
wie eine Roſe ſo licht:
Sie bat, nach dem Waſſer auszuſehn,
ob der Bräutigam komme noch nicht.

Antwortet Nilaus Benditſön,
darf ſich nicht lange beſinnen:
„Er wagt ſich heut nicht über den Bach,
weil die Ströme ſo heftig rinnen.“

Sie ſetzten die Braut auf die Brautbank hin,
mit Züchten und mit Sitten,
Sie ſahen all nach dem Waſſer aus,
ob der Bräutigam komme geritten.

Da ſchenkten ſie Beides, Bier und Meth,
wohl in der Silberſchaale;
Es neigte ſtark zum Abend hin
und gieng zu End mit dem Mahle.

Sie hoben da die junge Braut
wohl auf das Brautbett hoch,
Da ſaß ſie wohl drei Stunden lang,
der Bräutigam ſäumte noch.

Die Prieſter ſtanden vor'm Brautbett
und ſangen auf's Allerbeſte.
„Was ſoll noch werden mit dieſer Braut?
der Bräutigam fehlt beim Feſte.“

Herzu gieng Nilaus Benditſön,
ſeine Schuhe warf er fort:
„So will ich ſelbſt der Bräutigam ſein,
ich geb' ihr Treu und Wort.“

Da tranken ſie das Brautgelag
und machten ſich gute Zeiten,
Außer Tyge Hermandſen,
durft' über den Bach nicht reiten.

An einem Mittwoch[1] war es nun,
das Waſſer begann zu fallen;
Herüber kam Tyge Hermandſen
mit ſeinen Brautmannen allen.

Er kam wohl in das Hochzeithaus
und zu dem ſchönen Feſte;
Da ſprach ſogleich die junge Braut:
„Kehrt heim, ihr ſpäten Gäſte!“

„Hör du, ſtolze Sidſelill,
das hab' ich nun mit dir,
Daß du dich verlobt einem Andern
und übel geſpielt mit mir!“

„Hör du, Tyg Hermandſen!
das konnteſt du ſelbſt dir ſagen,
Daß ich nicht wollte ſolchen Geſelln,
der in Regen ſich nicht mag wagen.

Warſt du ein rechter Bräutigam
und hätteſt mich lieb und werth,
Du hätteſt gebrochen die Welle blau
mit deinem blanken Schwert.“

„Da will ich in ein Kloſter gehn
und will ein Mönch da werden;
Und wiß du, ſtolze Sidſelill!
du ſiehſt mich nimmer auf Erden.“

„Führt doch dein Weg dich hier vorbei,
wenn ſtill die Bäche dir ſcheinen,
Hab' ich dann Käſe, mehr als zwei,
geb' ich in den Sack dir einen.“

Den Liedern von Entführungen gab die Vervielfältigung der Nonnenklöſter eine neue Richtung. Vom Kloſterraub wurde Manches

[1] Odensdag, Onsdag.

geſungen. Eine heitre Ballade dieſer Klaſſe, die in ſchwediſcher und däniſcher Verſion gedruckt iſt, gebe ich hier nach erſterer:

(Svenska Folk-visor I, 179. Mohnike I, 17 ff. Nyerup IV, 261 ff. 366.)

Herr Karl vor ſeine Pflegmutter trat,
er gieng um Rath ſie an:
„Wie mag ich die ſchöne Jungfrau wohl
mir aus dem Kloſter fahn?"

„Leg du dich krank, leg du dich todt,
leg du dich auf die Bahr!
So kannſt du die ſchöne Jungfrau wohl
dir holen ohne Fahr."

Da traten die kleinen Diener ein,
ſie waren gekleidet in Blau.
„Will die ſchöne Jungfrau zur Leichenſtub' gehn?
dort liegt Herr Karl zur Schau."

Da traten die kleinen Diener ein,
ſie waren gekleidet in Roth.
„Will die ſchöne Jungfrau zur Leichenſtub' gehn?
dort liegt Herr Karl und iſt todt."

Da traten die kleinen Diener ein,
ſie waren gekleidet in Weiß.
„Will die ſchöne Jungfrau zur Leichenſtub' gehn,
Herrn Karl betrachten mit Fleiß?"

Die Jungfrau vor ihre Pflegmutter trat,
um Rath ſie anzugehn.
„Ach! kann ich hinab in die Leichenſtub',
Herrn Karl auf der Bahre zu ſehn?"

„Und nicht will ich dir geben den Rath
und auch nicht ſag' ich „nein";
Doch gehſt du heut Abend zur Leichenſtub',
leicht magſt du betrogen ſein."

Und die Jungfrau ein zur Thüre geht,
ſie glänzt wie die Sonn' aus der Nacht.
Herr Karl, der hat ein falſches Herz,
das liegt auf der Bahr' und lacht.

Und die Jungfrau zu ſeinem Haupte tritt,
ſieht an ſein krauſes Haar:
„Ach! als du hier noch lebteſt,
wie lieb und werth ich dir war!“

Und die Jungfrau zu ſeinen Füßen tritt,
hebt auf den weißen Lein:
„Ach! als du hier noch lebteſt,
warſt du der Herzliebſte mein.“

Und die Jungfrau zu der Thüre gieng,
bot ihren Schweſtern Gutnacht:
Herr Karl, der auf der Bahre lag,
ſprang auf und ergriff ſie mit Macht.

„Tragt aus meine Bahre wieder
und ſchenket Meth und Wein!
Morgen ſoll meine Hochzeit ſein
mit der Herzallerliebſten mein.“

Das waren die Kloſternonnen,
ſie laſen im Buche dort.
„Das war ein Gottesengel,
nahm unſre Schweſter fort.“

Und alle Kloſternonnen,
ſie ſangen Jede für ſich:
„Chriſt geb', daß ein ſolcher Engel
hinnehme mich und dich!“

So ſchließen uns die Engel, wie zuvor die Reihe ernſter und wehmüthiger Lieder, nun auch die der heitern und ſcherzhaften. Dort ſangen ſie der Jungfrau, deren Herz vor Kummer gebrochen, zu Grabe und ſetzten ein goldenes Kreuz auf ihre Begräbnisſtätte, hier ſollen ſie die Nonnen aus den Kloſtermauern in's friſche Leben zurückführen. Neben den heidniſchen Naturgeiſtern hat ſich eine Schaar chriſtlicher Lichtalfe hervorgeſtellt; die Phantaſie und das Gemüth ſuchen unermüdlich und überall befreundete Genien.

Nach der angenommenen Stufenfolge iſt nun zuletzt noch von denjenigen Balladen zu reden, welche den Übergang des ſagenhaften Volkslieds zur geſchichtlichen Darſtellung bilden.

Es ſind viele nordiſche Balladen vorhanden, welche unzweifelhaft oder muthmaßlich ſich auf hiſtoriſche Perſonen und Ereigniſſe beziehen. Die däniſchen ſind im 2ten Bande der Nyerup-Rahbekiſchen Sammlung zuſammengefaßt und in Grimms Überſetzung gegen das Ende geſtellt; in der ſchwediſchen Sammlung iſt den Stücken dieſer Art die zweite Abtheilung jedes Bandes eingeräumt. Eine ſichre Grenze zwiſchen ſolchen Stücken, die auf geſchichtlicher Grundlage beruhen, und andern, die aus freierer Auffaſſung des Lebens hervorgegangen, kann freilich nicht gezogen werden. Es finden hier die manigfachſten Vermittlungen ſtatt. Noch weniger kann die hiſtoriſche Kritik auf die einzelnen Züge jedes Liedes erſtreckt werden, denn nicht leicht ſteht eine urkundliche Detailgeſchichte zur Vergleichung. So gründet ſich die Ballade von Axel und Valborg höchſt wahrſcheinlich auf ein wirkliches Ereignis des 13ten Jahrhunderts, von dem aber die Geſchichte ſchweigt und das in der Volksſage ſich dichteriſch zugebildet hat. (Dieſe vielverbreitete Ballade, vermuthlich norwegiſchen Urſprungs, da die Begebenheit Norwegen angehört, ſteht däniſch bei Nyerup III, 257 ff. 425 ff. Grimm 357 ff. 537 ff., ſchwediſch in Svenska Folkwisor I, 148 ff. Durch Ölenſchlägers Trauerſpiel ſind Axels und Valborgs Geſchicke auch in Deutſchland allgemein bekannt geworden.) Überhaupt gehören die Lieder dieſer Klaſſe ja nur inſofern in unſern Bereich, als in ihnen wirklich noch die bildende Kraft der Sagenpoeſie ſich äußert.

Vorzüglich beachtenswerth iſt in dieſer Hinſicht die Erſcheinung, daß auch jetzt noch, im Laufe des nordiſchen Mittelalters, geſchichtliche Charaktere und Begebenheiten dieſer Zeit ſelbſt zu umfaſſendern Sagenbildungen wenigſtens die Anſätze entwickelt haben, in der Art, daß mehrere Lieder ſich zu einem Cyklus zuſammenreihen. Zwei ſolcher Liederkreiſe treten in den däniſchen Balladen zu Tage, der erſte von der Königin Dagmar, der zweite von Marſk Stig und ſeinen Töchtern. Mit dieſen beiden ſchließen wir denn auch den Durchgang durch die nordiſche Balladenpoeſie.

Auf die Königin Dagmar beziehen ſich fünf in innerem Zuſammenhang ſtehende däniſche Lieder (Nyerup II, 70 bis 98. 349 bis 355. Grimm 337 bis 354. 535 ff.). Das erſte derſelben gebe ich hier in Überſetzung, die übrigen im Auszug:

König Waldemar und Herr Strange
ſitzen über dem breiten Tiſch,

Sie beginnen zuſammen zu reden
  manch Wort ſo fröhlich und friſch.
Da ſegelt Herr Strange nach Königin Dagmar.

„Herr Strange, hör, was ich ſage dir!
  ſollſt fahren vom Lande mir aus,
Sollſt führen mir vom böhmiſchen Land
  die junge Braut in mein Haus.“

Da ſprach Herr Strange Ebbeſön,
  Wollt' kluges Wort nicht ſparen:
„Soll ich ausreiſen in's böhmiſche Land,
  wer ſoll da mit mir fahren?“

„Nimm mit dir den jungen Herrn Limbek
  und Herrn Oluf Lykke vor allen!
Nimm auch den reichen Herrn Peter Glob
  und welche dir ſonſt gefallen!

Nimm du den Biſchof von Seeland mit!
  er iſt ſo gelehrt ein Mann.
Nimm auch Herrn Albert von Eſkilsö,
  der die Worte wohl fügen kann!“

Das war der junge Herr Strange,
  er gieng hinab an den Strand,
Ihn geleitete König Waldemar ſelbſt
  mit manchem Manne von Stand.

Sie ſegelten über die ſalzge See
  und fuhren der Wochen drei,
So nahe ſie kommen der böhmiſchen Grenz',
  ſie waren ſo fröhlich und frei.

Sie ſtrichen die Segel, ſie warfen die Anker,
  ſie eilten das Land hinan;
So ſchön war dieſe Herrenſchaar,
  Herr Strange der vorderſte Mann.

Und als ſie ein Stück gekommen in's Land,
  da ſchickten ſie Botſchaft voraus,
Zu melden dem König von Böhmenreich,
  von wem ſie ihm kämen zu Haus.

Sie hätten mit ihm zu ſprechen geheim,
  das ſei er beſtens gebeten.
Da ward auf die Erde Seide gebreitet,
  vor den König ſollten ſie treten.

„Heil ſei euch, König von Böhmenland!
  Ihr ſeid ein Fürſt mit Ehren.
König Waldemar hat uns ausgeſandt,
  Eure Tochter für ihn zu begehren.“

„Ihr Herrn, nehmt Waſſer und Handtuch hier
  und ſetzet zu Tiſch euch nieder!
Ihr ſeid willkommen in unſrem Land,
  wir entbieten euch Gutes hinwieder.“

Der König geht in's Obergeſchoß
  und hält mit der Königin Rath.
„Von Dänemark iſt eine Botſchaft kommen,
  die um unſere Tochter bat.“

„Will König Waldmar von Dänemark,
  will unſre Tochter er haben,
Wir geben ſie ihm, dem mächtigen Mann,
  und dazu viel köſtliche Gaben.“

Sie legten ihr an das rothe Gold,
  Geleiteten ſie zum Saal;
Herr Strange, der Ritter, ſtand auf vor ihr
  und die andern Herren zumal.

Sie ſchlugen ihr über die Seide blau
  und führten zum Saale ſie ein.
„Hier mögt ihr ſehen das Fräulein ſelbſt
  in Zucht und in Sitten fein.“

Sie brachten herein das Schachſpielbrett,
  das Spiel von Golde ſo rein;
Herr Strange ſollte ſpielen mit ihr
  und reden mit ihr allein.

Sie ſpielten das Spiel von rothem Gold,
  und als ſie das dritte vollbracht,
Da hatte Herr Strange gewonnen die Braut
  in König Waldemars Macht.

Es neigte zum ſpäten Abend ſchon,
da gieng zum Ende die Wette.
Herr Strange, der Ritter weiſ' und klug,
ſollte führen die Braut zu Bette.

Sie führten das Fräulein zum Hochzeitbett
und der Ritter ſaß darauf;
Herr Strange mit großer Ehr' und Zucht
ſtand gegen dem Fräulein auf.

„Sagt nun, Herr Strange, die Wahrheit mir
auf eure Ehr' und Treu!
Iſt euer König in Dänemark
Beides ſchön und getreu?“

Antwortet' ihr Herr Strange da,
ſah auf zur Sonne dabei:
„Fürwahr der König von Dänemark
iſt ſchöner, als meiner zwei.“

Da ward auf die Erde Seide gelegt,
ſie führten das Fräulein vom Strand,
Sie bot ihren lieben Eltern Gutnacht,
ſo wollten ſie fahren vom Land.

Das war der König von Böhmenland,
er gab ſeiner Tochter die Lehre:
„Und wenn du kommſt nach Dänemark hin,
ſo denk' auf Zucht und auf Ehre!

Gottsfürchtig, tugendlich, fromm und gut,
des befleiße dich fort und fort!
Das theile mit allen, die unterthan dir!
ſo wirſt du ihr Hoffen und Hort.“

Da trieben die Herren das Schiff vom Land,
ſie waren ſo fröhlich und frei.
So ſegelten ſie nach Dänemark
nicht voll der Monate zwei.

Die milde Königin Dagmar kam
vor Mandö an das Land,
Da warf der König von Dänemark
ſein Roſs herum auf dem Sand.

„Sagt mir, Herr Strange Ebbeſön,
eh' näher wir kommen dem Land!
Wer iſt der dreiſte, tolle Geſell,
der reitet auf weißem Sand?“

„Seid willkomm, edle Königin,
und redet davon ſacht!
Das iſt König Waldmar von Dänemark,
hat dreier Reiche Macht.

Meine gute, gnädge Frau Dagmar,
mit dem Fürſten iſt's ſo geſtalt,
Er hat der Burgen und Veſten viel,
hat dreier Reiche Gewalt.“

„Nun ſchäm' dich, Strange, ſchäm' du dich,
der alſo lügen kann!
Iſt das der König von Dänemark?
Einäugig dünkt mich der Mann.“

„Hört ihr das, meine ſchöne Jungfrau!
er iſt ein Held zur Hand,
Hat wiedergewonnen zu Dänemark
das ganze nordelbiſche Land.

Er iſt ein Mann und ein weiſer Fürſt,
er blickt auf die Feinde ſo keck,
Sie fliehen vor ihm nach Oſt und nach Weſt,
wenn ſein Zorn ſie jaget in Schreck.

Wer Land und Leben wagen will,
mit Kriegsſpiel ſich ergetzen,
Iſt er ein Fürſt von Muth und Blut,
muß ſchon ein Aug' drauf ſetzen.

Hört ihr das, meine ſchöne Jungfrau?
ihr mögt euch wahrlich freun.
Euch wird, ſo lang ihr leben mögt,
nie dieſe Fahrt gereun.

Und auch, ſo lang ihr leben mögt,
will ich euch Dienſt bewähren,
Und aller Adel in Dänemark,
er ſoll euch lieben und ehren.“

So tranken ſie ihr Hochzeitfeſt
zu einer guten Stund.
Der Fürſt und die Fürſtin liebten wohl
einander von Herzensgrund.

Da freute ſich wohl Groß und Klein,
da freute ſich Arm und Reich,
Da freuten ſich von Herzensgrund
Bürger und Baur zugleich.

Sie kam mit Frieden, kam ohne Beſchwer,
Dem Bauer Troſt zu erweiſen;
Hätt' Dänemark allzeit ſolche Blumen,
man ſollte ſie ehren und preiſen.

Allen, ſoviel in Dänemark warn,
benahm ſie wohl manche Klage:
So lange ſie lebt' auf der Erde hier,
da hatten ſie gute Tage.
Da ſegelt Herr Strange nach Königin Dagmar.

Das zweite Lied erzählt, wie die Königin Dagmar, der elterlichen Lehren eingedenk, ſich von ihrem Gemahl gleich zur Morgengabe erbittet, daß er ſeinen Mutterbruder, den Biſchof Waldemar, den er ſchon in's zwölfte Jahr gefangen hielt, losgebe, auch alle übrigen Gefangenen aus den Eiſen befreie und den Bauern alle Pflugpfennige erlaße.

Das dritte enthält die Prophezeiung einer Meerfrau, welche der Königin das Geſchick ihrer Söhne verkündigt, auch daß ſie ſelbſt an der Geburt des dritten Sohnes ſterben möchte. Die Königin entläßt die Unglücksprophetin reich beſchenkt und dieſe ruft ihr noch aus den Wellen zu:

Im Himmelreich ſollſt du bauen und leben;
Da wird dir erſt Ruh und Stille gegeben.

Das vierte Lied zeigt die Königin auf dem Sterbelager. Sie hat ſich nichts vorzuwerfen, als daß ſie am Sonntag ihre Seidenärmel eingeſchnürt. Abermals bittet ſie den König für die Gefangenen und Friedloſen; auch eröffnet ſie ihm den Wunſch, daß er nach ihrem Tode die kleine Chriſtel und nicht Berngerd von Portugall, die bittre Blume, heirathen möge. Dann hört ſie die Glocken des Himmelreichs läuten und verlangt hin zu den Seelen. In Ringſted wird ſie begraben.

Das fünfte Lied beſagt, wie der König ſich dennoch mit Berngerd vermählt. Dieſe iſt gänzlich das Widerſpiel von Dagmar. Sie verlangt zur Morgengabe, daß der König das ganze Land mit einem Eiſenband umziehen laſſe:

„Lieber Herr, was der Bauer wohl mehr bedarf,
Als ein Fenſter, eine Thür und eine Senſe ſcharf?

Was braucht ein Bürger in's Haus dazu,
Hat er zwei Ochſen und eine Kuh?

Welche Bauerfrau gebiert einen Sohn,
Soll mir geben ein Loth ſchön Gold davon.

Aber bringt ſie 'ne feine Tochter zur Welt,
Soll ſie mir geben die Hälft' von dem Geld."

Dagmar aber erſcheint ihrem Gemahl im Traum und ermahnt ihn, ſich nicht von Berngerd bethören zu laſſen. Dieſe kommt bald hernach um, und um ſie ſieht man keine Thräne fließen.

Die hiſtoriſchen Perſonen dieſes Liedercyklus ſind: Waldemar II oder der Siegreiche, der im Anfang des 13ten Jahrhunderts regierte, ſeine erſte Gemahlin Margareta, Tochter des Königs von Böhmen, die im Jahre 1212 ſtarb, und ihre Nachfolgerin Berengaria, eine portugieſiſche Königstochter. Auch einzelne Thatſachen der Lieder laſſen ſich geſchichtlich nachweiſen und gewiſs iſt das einfach-ſchöne Bild der milden Königin Dagmar aus geſchichtlicher Wahrheit hervorgegangen. Aber auch die Dichtung hat ihr Blumen in den Todtenkranz gewunden und ſchon ihr Liedername Dagmar iſt ein poetiſcher: Tagjungfrau (altdäniſch maar, isländiſch mær, Jungfrau). Die Lichtalfe waren Kinder des Tags (vgl. Lex. myth. 43). Von Waldemars Werbung um ſie iſt auch ein färöiſches Lied vorhanden (Färöiſke Qväder 556,9; vgl. 470,93) und in Schweden hat man auf ſie, wenigſtens durch den Kehrreim, das Lied bezogen, in welchem die Mutter aus dem Grabe kömmt, um ihre von der Stiefmutter mishandelten Kinder zu pflegen (Nyerup 1, 399 f.).

Der zweite Cyklus dieſer Art, von Marſk (Marſchall) Stig und ſeinen Töchtern, erinnert an den Gang der antiken Tragödie. Er begreiſt 8 bis 9 Lieder, theilweiſe von ziemlichem Umfang (Nyerup 2, 115 bis 162. 359 bis 367. 1, 310. 393. Grimm 89 bis 409. Thiele 1, 41. 2, 56. 59. Svenska Folk-visor III, 40 ff.). Ihr Inhalt iſt kürzlich dieſer: „König Erich Glepping ſendet ſeinen Marſchall Stig auf Kriegsfahrt aus und entehrt indeſſen die ſchöne Frau desſelben gewaltſam. Als Stig, bei ſeiner Heimkehr, dieſes erfahren, raſtet er nicht, bis er ſeine Hausehre gerächt hat. Er überfällt den König, als dieſer einſt in einer Bauernſcheune übernachtet, und ermordet ihn jämmerlich. Dann ſucht er ſeine Sicherheit auf einer hohen, feſten Burg.“ Vom Tode des Marſchalls handelt kein Lied beſonders. Wir ſehen nur ſeine Töchter heimathlos umherirren. Davon folgendes Lied, bei Grimm S. 400:

Marſk Stig hat zwei Töchter ſchön u. ſ. w.***

In einem weitern Liede wird die vielgeſungene Sage, wie der Meermann eine Jungfrau wegführt, auf eine der Töchter Stigs angewandt, vermuthlich um auszudrücken, wie ſie ſpurlos von der Erde verſchwunden. Die letzten Lieder handeln von Ranild, der den König an Stig verrathen, und deſſen Hinrichtung. Die geſchichtlichen Ereigniſſe, welche dieſen Liedern zu Grunde liegen, fallen gegen den Schluß des 13ten Jahrhunderts.

Wenn es zur Überſicht und Erläuterung nöthig war, die nordiſchen Balladen, wie im Bisherigen geſchehen, nach ihren verſchiedenen Klaſſen und Stufen abzutheilen, ſo liegt doch anderſeits gerade darin wieder ein beſonderer Reiz dieſer reichen Volksdichtung, daß alle dieſe verſchiedenen Arten, mythiſche, heroiſch-rieſenhafte, romantiſche, traurigen und ſcherzhaften Inhalts, hiſtoriſche, ſich in bunter Manigfaltigkeit verweben, und es bildet ſich ſo aus allen zuſammen eine poetiſche Welt voll friſcher, lebendiger Geſtalten und doch von dem zauberiſchen Dufte des Wunderbaren umfloſſen.

Wenn es ſchon bei den ältern Sagen und Liedern vergeblich war, nach den Urhebern zu fragen, ſo kann davon bei dieſen Volksballaden noch weniger die Rede ſein. Selbſt das kunſtmäßigere Skaldenthum hat aufgehört, wir finden nur hie und da wieder die wandernden Spielleute. Von ihnen mochte manche jener ernſten und ergetzlichen Brautwerbungen bei den Hochzeitfeſten, von denen die Lieder ſelbſt ſo Vieles melden, geſungen werden. Im Ganzen aber kann doch nur im

Volke ſelbſt Urſprung, Verbreitung und Ausbildung dieſes Balladenweſens geſucht werden, ſo jedoch, daß keiner der verſchiedenen Stände des Volks auszuſchließen iſt, indem namentlich ein großer Theil der Lieder ſich allzu ſehr im ritterlichen Leben bewegt als daß nicht der Adel, der ja auch keine höhere Bildung kannte, thätigen Antheil genommen haben ſollte[1]. So waren ja auch die älteſten ſchriftlichen Sammlungen ein Beſitzthum adelicher Fräulein. Daß die Färöer ihre Balladen, und am liebſten die von Sigurd und ſeinem Geſchlecht, zum Reihentanze ſingen, iſt früher bemerkt worden. Es iſt damit mimiſcher Ausdruck des Inhalts der Lieder verbunden und wenn es in einem derſelben an die Stelle kommt, wo die Helden gewaltig daherſprengen, ſo wird der Tanz ſelbſt zum donnernden Galopp (Färöiſke Qväder S. 411, R.). Jene großen Tänze in den hellen Sommernächten des Nordens, von deren verführeriſchen Klängen die Balladen ſelbſt ſo Manches erzählen, waren wohl auch eine vorzügliche Pflegſtätte dieſes Geſanges.

2. Ortsſagen.

Dieſe Rubrik iſt in der ſkandinaviſchen Sagengeſchichte mehr nur anzuzeigen, als auszuführen. Wir begreifen unter derſelben diejenigen Volksſagen, welche, außer und neben den volleren Kreiſen des Mythus, der Heldenſage, der Balladendichtung, kurz und vereinzelt daſtehen und meiſt an beſtimmte Örtlichkeiten gebannt ſind. In den nordiſchen Ländern, wie überall, haften an Bergen und Seeen, an Felsſtücken von auffallender Form, an Quellen, Grabhügeln, Kirchen, Burgtrümmern u. ſ. ſ. mancherlei Überlieferungen, die dem vorüber Wandernden, wie das Echo im alten Gemäuer, einſilbig abgebrochene Stimme geben. Sie ſind oft ganz einzeln und örtlich aus beſondern, natürlichen oder architektoniſchen Geſtaltungen hervorgegangen oder ſollen den Ortsnamen zur Erklärung dienen; oft aber ſind ſie auch lokale Anknüpfungen des allgemeinern Volksglaubens und der volleren Sagen, die dadurch einer beſtimmten Gegend vertrauter und einheimiſcher werden. Umgekehrt aber haben auch die größern Sagenkreiſe ſolche örtliche Merkwürdigkeiten in ſich aufgenommen. So weiß die Götterſage davon, wie die Aſin Geſion mit einem Ochſengeſpann aus Jötunheim ein Stück Landes in Schweden herausgepflügt und in das Meer verſetzt hat, woraus die Inſel Seeland geworden iſt, deren Landſpitzen ganz den Buchten des Mälarſees entſprechen, welcher an der Stelle des ausgeriſſenen Landſtückes entſtanden. So wird in der Heldenſage von Starkadr erzählt, wie er, von Wunden ermattet, auf einen Felsſtein hinſank und dieſem ſeine Geſtalt eindrückte, welche Saxo noch ſelbſt geſehen (Saxo B. VI. S. 167 f.). Auf der andern Seite iſt gleichfalls ſchon erwähnt worden, wie vielfach die Sagen von Hagbarth und Sygne, vom Schmiede Bölund u. ſ. w. ſich in örtlicher Tradition angeknüpft finden; das Gleiche gilt von der Geſchichte Axels und Valborgs und andern in den Balladen beſungenen Ereigniſſen. Beſonders auch haben ſich die untergeordneten dämoniſchen Weſen, die in der Balladendichtung eine ſo bedeutende Rolle ſpielen, überall in den Ortsſagen angeſiedelt. Die Elfen der Hügel, die Zwerge, der Neck, die Meerfrau, treiben auch hier ihren Spuk. Mit dem allgemeinſten Namen heißen ſie Trolle oder Trolde (isländiſch travll, tröll n., in der Edda jedes jotniſche, bösartige Weſen, Lex. myth. 474 ff.; ſchwediſch troll n.; däniſch trold, en), ſo jedoch, daß ſie bei dieſem Namen mehr in ihrer feindſeligen Natur und in häßlicher Geſtalt gedacht werden, daher er auch wieder vorzugsweiſe auf Wald- und Erdgeiſter angewandt wird (vgl. Nyerup I, 175 ff. Arndt III, 8). Eigenthümlich iſt noch der Ortsſage der Hausgeiſt, der Niſſe, der im einzelnen Hofe und Hauſe, bald hülfreich, bald neckiſch, ſein Weſen treibt; denn je mehr ſich die Sage örtlich einengt, um ſo häuslicher werden auch die Dämone.

---

[1] [Vgl. Ferdinand Wolf, über die Frage: In welchen Kreiſen ſind die jetzt ſogenannten Volksballaden entſtanden? (Vorwort zu „Schwediſche Volkslieder der Vorzeit, übertragen von R. Warrens,“ Leipzig 1857. 8.) H.]

Die Ortsſagen haben ihren bedeutendſten Werth in der Sagengeſchichte da, wo aus ihnen erſt auf das einſtige Vorhandenſein und die Beſchaffenheit verlorener Mythen- und Sagenkreiſe zurückgeſchloſſen werden muß oder wo ſie nur noch fragmentariſch und unklar vorhandenen größern Sagen zur Ergänzung und Erläuterung gereichen können. Ihre Bedeutung ſinkt aber, wo die größern Sagenkreiſe ſelbſt noch im ganzen Zuſammenhang und in reicher Fülle zu Tage liegen. Letzteres iſt nun, mehr als irgendwo, bei den neuern Völkern, in der nordiſchen Sagenpoeſie der Fall, die uns das Syſtem einer vollſtändigen Götterſage, dann eine vielverzweigte Heldenſage und zuletzt noch eine üppig wuchernde

Balladendichtung ausgebreitet hat. Je mehr die Sagengeſchichte, wie wir ſie von Anfang aufgefaßt haben, ihr Abſehen auf die poetiſche Geſtaltung richtet, um ſo weniger iſt ihr nach der ergiebigen Ausbeute, welche die bisher betrachteten Kreiſe darboten, eine ſparſame Nachleſe unter den vereinzelten Ortsſagen erforderlich. Denn wenn auch aus dieſen wirklich Einiges von verſchollener, älterer Sage hergeſtellt werden könnte (z. B. aus den Überlieferungen von Svend Felding, Nyerup 150 bis 66. 96 ff. 388 ff. Vgl. Thiele I, 40. II, 64. IV, 16. Grimm S. 316), ſo würden uns doch ſolche ſpecielle Bemühungen hier zu weit führen.

Ich beſchränke mich daher auf die Angabe der hauptſächlichen Hülfsmittel, die bei näherer Beſchäftigung mit dieſer Sagenklaſſe zu benützen ſind.

Die einzige reichhaltigere Sammlung iſt:

Danske Folkesagn, samlede af I. M. Thiele; 2 Theile oder 4 Sammlungen, Kopenhagen 1819. 1823.

[„Über Sagen und Mährchen aus Dänemark. Von Steffens.“ In Büſchings „der Deutſchen Leben, Kunſt und Wiſſen im Mittelalter“. B. II, Breslau 1819, S. 183 bis 91. Hauptſächlich nur über Waldemars Jagd, nach Thiele.]

Mehreres über einzelne däniſche Sagen findet ſich in den Anmerkungen zu der Nyerup-Rahbekiſchen Liederſammlung. Vgl. auch Overtro hos den danske Almue (af R. Nyerup) in dem Zeitblatt: Dagen for 1822. N. 291 bis 94. 297. 299.

Eine Sammlung ſchwediſcher Volksſagen wird ſchon ſeit längerer Zeit von Zetterſtröm erwartet. Bis jetzt muß man ſich an das halten, was ſich in E. M. Arndts Reiſe durch Schweden im Jahre 1804, 4 Theile, Berlin 1806, beſonders im 3ten Theil S. 7 bis 21, ſodann in den Einleitungen und Anmerkungen zu einzelnen Liedern der Sammlung von Geijer und Afzelius, namentlich den Zauber- und Elfenliedern des 3ten Bandes, auch in Geijers Geſchichte von Schweden zerſtreut findet.

In der Ausgabe der färöiſchen Volkslieder iſt gleichfalls Einzelnes von dieſen Eilanden angemerkt, auf denen man ſogar noch neuerlich ein Sagenbruchſtück von den Söhnen Ragnar Lodbroks aus dem Munde des Volks hat aufzeichnen können, gedruckt in der Einleitung zum 1ten Bande der Nordiske Fortids Sagaer, overs. af C. C. Rafn. Kopenhagen 1829. XV bis XVIII.

Sammlungen norwegiſcher und isländiſcher Ortsſagen ſind gleichfalls noch vorhanden.

Um übrigens auch von dieſer Sagenklaſſe eine Probe zu geben, wähle ich ein ſolches Stück, in dem ſich noch Erinnerungen aus dem alten Götterglauben, mit chriſtlichen Vorſtellungen wunderlich vermiſcht, erhalten haben.

In Nyerups Schrift über die däniſchen und norwegiſchen Volksbücher (Almindelig Morskabslæsning i Danmark og Norge igjennem Aarhundreder. Beskreven af Rasmus Nyerup. Kjöbenhavn, forlagt af Brödrene Thiele 1816 [1]) iſt, als das einzige, dem Norden ſelbſt entſtammende, noch gangbare Volksbüchlein (S. 243 bis 247) das von dem Alten oder Trold des Höjbergs verzeichnet. Dem däniſchen Büchlein liegt aber ohne Zweifel ein ſchwediſches zu Grunde, da die Örtlichkeit der Sage in Schweden liegt. Nyerup gibt davon folgenden Auszug [2]: ***

3. Mährchen.

Die in der mündlichen Überlieferung der Völker gangbaren Märchen ſind ihrem Hauptbeſtande nach phantaſtiſche Auflöſungen ſolcher Mythen und Sagen, deren urſprüngliche Bedeutung verloren iſt [3], deren Bilder aber noch immer die Einbildungskraft vergnügen können und, wie ein fliegender Sommer, ſich leicht und glänzend umherſpinnen.

Schon in der ältern nordiſchen Sage findet ſich Verſchiedenes dieſer Art. Man findet in isländiſchen Sagan und bei Saxo abenteuerliche Erzählungen von den Fabellanden Utgardlokis, Geirröds und Godmunds, in deſſen Lande Odáinsakur, der Unſterblichkeitsacker, liegt, wo Kranke geſund, Alte wieder jung werden und Niemand dem Tod unterliegt (Lex. myth. 294 f. Vgl. Nyerup III, 327 f. Grimm S. 507, 3. Kong Olaf Tryggvaſ. S. af Rafn D. III, 121 ff. 155 ff.). Dahin gehört auch die noch ungedruckte Huldaſaga, wovon in der Sagabibl. I, 363 ff. ein Auszug gegeben iſt.

---

[1] Däniſches Volksbuch von Königin Dagmar? Grimm, Altdäniſche Lieder S. 536.

[2] [Der Auszug fehlt im Manuſcript. K.]

[3] Vgl. Baur, Symbolik und Mythologie I, 53 f.

In den Balladen, beſonders denen, die das Elfenreich betreffen, iſt noch Mehreres im angegebenen Sinne mährchenhaft geworden. Ein größerer Vorrath eigentlicher Mährchen, wie wir ſolchen z. B. in den deutſchen Lieder- und Hausmährchen, geſammelt von den Brüdern Grimm, beſitzen, iſt im Norden nicht vorhanden. Die Brüder Grimm haben im 3ten Bande der gedachten Sammlung (Berlin 1822), wo ſie die Litteratur der Mährchen bei den verſchiedenen Völkern mit großer Umſicht abhandeln, aus Dänemark und Schweden nur Weniges, und auch dieſes meiſt mit Deutſchland gemeinſam, zu verzeichnen gewuſt (III, 405 bis 408 [1]).

Die Erklärung liegt wieder nahe. Wo ſo vieles Poetiſche und Sagenhafte noch, wie namentlich in den nordiſchen Volksliedern, in feſterer Geſtalt vorhanden iſt, da ſchwimmt weniger in mährchenhafter Auflöſung umher. Ganz folgerichtig zeigt ſich uns in der Sagengeſchichte die Erſcheinung, daß, während zu oberſt im Norden eine reiche und unverſehrte Götter- und Heldenſage daſteht, das phantaſtiſche Mährchen aber ſich wenig entwickelt hat, ſo umgekehrt, auf der ſüdlichſten Spitze des germaniſch-romaniſchen Sagengebiets, in Unteritalien, wo Mythus und Epos längſt erloſchen ſind, das Mährchen ſeine gedeihlichſte Blüthe getrieben hat.

Ich ſchließe hiemit die Vorleſung für dieſes Semeſter. Es hat ſich freilich bald gezeigt, daß in der vorgeſteckten Zeit der Umfang einer Sagengeſchichte der germaniſchen und romaniſchen Völker nicht werde erſchöpft werden können, und ſo iſt ſtatt ihrer nur eine Sagengeſchichte des ſkandinaviſchen Nordens zu Stande gekommen, während die der übrigen Völker auf das Sommerhalbjahr ausgeſetzt werden muß. Allein auch für ſich bildet die nordiſche Sage ein ſo vollſtändiges und wohl abgeſchloſſenes Ganzes, wie es bei keinem andern Volke, das in unſre Aufgabe fällt, wieder zu finden iſt. Kein andres hat eine vollſtändig erhaltene Götterſage aufzuweiſen; bei allen andern muß erſt aus der Heldenſage, oder noch weiter unten aus Balladen, Ortsſagen, Mährchen der verlorene oder verſunkene Mythus ſoweit möglich hergeſtellt, errathen und erahnt werden.

---

[1] [S. 322 der Ausgabe von 1856. Vgl. Islenzk Æfintýri, söfnud af M. Grimssyni og F. Arnasyni. Reykjavik 1852. K.]

Sagengeſchichte der germaniſchen und romaniſchen Völker.

Zweite Hälfte[1].

Vorbemerkungen.

Als ich am Anfang des Winters die Vorleſungen über die Sagengeſchichte der germaniſchen und romaniſchen Völker eröffnete, war es meine Abſicht, die Aufgabe im Laufe eines Semeſters zu löſen. Bald jedoch zeigte ſich, daß, bei der großen Maſſe des zu verarbeitenden Stoffes, entweder vom vollſtändigen Ganzen nur ein Umriß gegeben werden könnte oder zu einer ausgeführteren Darſtellung die Zeit des Vortrages ausgedehnt werden müſte. Ich zog das Letztere vor. Denn es handelte ſich hier, wie in aller Geſchichte der Poeſie, davon, die Bildungen der ſchaffenden Dichtkraft nicht bloß äußerlich anzuzeigen, ſondern ſie und den Gang ihrer Entwicklung ſo viel möglich zu einer vollen und unmittelbaren Anſchauung zu bringen. Nach dieſer ausgedehntern Anlage reichte das vorige Semeſter nur für die Sagengeſchichte der Völker des ſkandinaviſchen Nordens aus. Sowie jedoch dieſe nordiſche Sagengeſchichte in ſich ein organiſches Ganzes ausmachte, ſo werde ich darauf bedacht ſein, daß auch die Sagenbildungen derjenigen Völker, zu welchen wir jetzt vorſchreiten, für ſich verſtändlich und in ſich abgerundet erſcheinen mögen.

Was ich über den Begriff einer Sagengeſchichte in der allgemeinen Einleitung vorangeſchickt habe, will ich hier nicht ausführlich wiederholen. Es kann im Weſentlichen auf folgende Sätze zurückgeführt werden:

---

[1] [Auf einem Umſchlag des Manuſcripts betitelt Uhland dieſe Abtheilung ſo: Deutſche und franzöſiſche Sagengeſchichte. Sommerhalbjahr 1832. K.]

Im Leben der Völker gibt es eine Zeit, in welcher alle Kräfte und Richtungen des Geiſtes in der Poeſie geſammelt ſind [1]. Glaube, Lehrweisheit, Geſchichte, alle Seiten und Intereſſen des bewegten Lebens prägen ſich dann in dichteriſchen Geſtaltungen aus. Dieſe Geſtaltungen, mit dem Ideenreichthum der Völker erfüllt, von ihrer Phantaſie geſchaffen, mit ihrem Gemüthe beſeelt, tragen die Gewähr ihres Beſtandes in ſich; ſie können nicht untergehn, ſo lang ſie in derſelben Geiſtesſtimmung Aufnahme finden, aus der ſie entſprungen ſind. Dieſe lebendige Bilderſchrift haftet unmittelbar und ſicher in Phantaſie und Gemüth, ſie bedarf nicht der Erhaltung durch den todten Buchſtaben. Ihr genügt vollkommen die mündliche Mittheilung durch Singen und Sagen, ja dieſe Art der Überlieferung, als die lebendigſte, ſagt ihr am beſten zu. Die Schrift findet keine Anwendung, nicht etwa bloß, weil ſie nicht erfunden, ſondern weil ſie kein Bedürfnis iſt; denn weſſen der menſchliche Geiſt bedarf, das erfindet er. Runen waren im Norden lange bekannt, ohne daß man ſich ihrer zur Aufzeichnung der Lieder und Sagen bediente. Erſt wenn der Gedanke vom Bilde, Lehre und Geſchichte von der Poeſie ſich ablöſen, wenn die geiſtigen Fähigkeiten und Richtungen ſich ausſcheiden, muß auch zur Buchſtabenſchrift gegriffen werden. Dann weicht die mündliche Überlieferung, die Sage, der ſchriftlichen, der Litteratur. Erſt in dieſer treten dann auch, für die Poeſie ſelbſt, Dichtercharaktere, ſchriftſtelleriſche Individualitäten, hervor. In jener jugendlichen Sagenzeit, bei der Ungeſchiedenheit der geiſtigen Vermögen und Entwicklungen, iſt der Bildungsſtand jedes Volkes überhaupt mehr ein allgemeiner, gleichartiger; die mündliche Überlieferung insbeſondre aber löſt jede individuelle Weiſe in der gemeinſamen auf, der begabteſte Einzelne mehrt nur unvermerkt den geiſtigen Geſammtbeſitz, der berühmteſte Sängername iſt ſelbſt nur ein ſagenhafter, und wenn wir nach den Dichtern fragen, ſo kann zuletzt doch nur das Volk im Ganzen genannt werden. Aus ihm erzeugt und wandelt ſich die Sagenpoeſie in einem natürlichen und allgemeinen Wachsthum, wie ein tauſendſtämmiger Urwald immerfort in ſich verwittert und aus ſeinen eigenen Samen wieder aufſteigt.

Die Sagengeſchichte nun iſt uns die geſchichtliche Darſtellung jener vorlitterariſchen, in mündlicher Überlieferung erwachſenen Volkspoeſie. Sie unterſcheidet ſich uns eben damit, nach Abſicht und Umfang, ſowohl von der Mythengeſchichte, als von der poetiſchen Litteraturgeſchichte. Die Mythengeſchichte, wie ſie neuerlich mit beſondrer Vorliebe ausgebildet worden iſt, beſchäftigt ſich mit den religiöſen Überlieferungen der heidniſchen Völker und geht auf die poetiſchen Sagen nur in ſoweit ein, als ſie zur Erläuterung der Glaubensanſichten beitragen; ihr Standpunkt iſt der religionsgeſchichtliche: die Sagengeſchichte, in unſrem Sinne, erſtreckt ſich über alle Traditionen, welche das Leben der Völker, in göttlichen und menſchlichen Beziehungen, dichteriſch geſtaltet zurückſpiegeln, ſie geht weſentlich vom poetiſchen Geſichtspunkt aus. Die poetiſche Litteraturgeſchichte verkehrt in Schriftdenkmälern, in Geiſteserzeugniſſen, welche da anfangen, wo die mündliche Überlieferung aufhört; ihr iſt die Kunſtform des Werkes, die Eigenthümlichkeit des Verfaſſers von großem Belang; der Sagengeſchichte dagegen gilt das Schriftwerk nur als Mittel, der alten Überlieferung habhaft zu werden, nur als Faſſung des tiefquellenden Sagenborns; ihr kommen Form und Verfaſſer nur in ſofern in Betracht, als von ihnen auf die reinere oder getrübtere Echtheit des Inhalts zu ſchließen iſt; ſie hat weniger mit einzelnen Dichtern, als mit größeren Klaſſen von Sängern und Erzählern zu ſchaffen. Im Übrigen pflegt die Sage noch lange Zeit neben der Litteratur einherzugehen. Während ein Theil des Volkes ſich der gelehrtern Bildung zugewandt hat, bleibt der andre noch an dem alten Lieder- und Sagenſchatze hängen. Aber freilich je mehr edlere Kräfte ſich der Pflege dieſes volksmäßigen Beſitzes entziehen, um ſo dürftiger wird er ſein Daſein friſten.

---

[1] [Vgl. Schriften I, 25. VII, 1 ff. K.]

Nach dieſen hier kurz zuſammengefaßten Anſichten unternahm ich es, die Sagengeſchichte der germaniſchen und romaniſchen Völker für den akademiſchen Vortrag zu bearbeiten. Sie ſollte in zwei Haupttheile zerfallen, die Sagengeſchichte der germaniſchen Völker und die der romaniſchen, der erſtere Haupttheil wieder in zwei Abſchnitte, nordiſche und deutſche Sage. Nur der erſte Abſchnitt des erſten Theils iſt im vorigen Semeſter vorgetragen worden, die Sagengeſchichte der Völker des ſkandinaviſchen Nordens. Der große Sagenreichthum dieſer Völker hat uns ſo lange feſtgehalten. Sie haben einen Beſitz voraus, deſſen ſich keiner der übrigen, in den Bereich unſrer Darſtellung fallenden

Volksſtämme rühmen kann, eine in uralten Denkmälern erhaltene Götterſage, ein in den Hauptzügen vollſtändiges mythologiſches Syſtem, das auch für den weitern Verfolg unſrer Aufgabe von Bedeutung iſt.

Zunächſt kommen wir nun an den zweiten Abſchnitt des erſten Theils, oder der germaniſchen Sagengeſchichte, an die deutſche Sage. Über ihr Verhältnis zu den übrigen Abtheilungen der ganzen Darſtellung iſt Einiges vorläufig zu erinnern.

Ich habe gleich anfänglich in der allgemeinen Einleitung bemerkt, daß es die nationale Stellung ſei, von der aus wir unſern Kreis beſchreiben. Die Sagenpoeſie des eigenen Volkes und Vaterlandes ſollte ſich uns erſchließen. Allein je weiter wir in das Alterthum derſelben eindringen, um ſo unzulänglicher erſcheint es, ſich auf die Grenzen des jetzigen deutſchen Sprachgebiets einzuſchränken. Der Geſichtskreis muß ſich auf alle diejenigen Völker erweitern, die ſich uns durch Sprachverwandtſchaft als Glieder des großen germaniſchen Geſammtſtammes bewähren. Darunter nehmen die Völker des ſkandinaviſchen Nordens eine vorzügliche Stelle ein; gemeinſame Götter- und Heldenſage verbindet ſie mit unſern deutſchen Vorfahren und in ihren Denkmälern erſcheint Vieles noch ganz und klar, was bei uns zerſtückelt und halb erloſchen iſt, wie hauptſächlich die odiniſche Glaubenslehre. So muſten wir uns aufgefordert finden, ihre Sagengeſchichte zur Vorbereitung für die deutſche herbeizuziehen. Dieſe nordiſche Sagenwelt bildet aber in ſich einen ſo reichen und lebendigen Zuſammenhang, daß wir, einmal auf ſie verwieſen, ſie nicht anders, als in ihrem vollen Beſtande darzuſtellen für geeignet hielten. Nach andrer Seite greift der Einfluß germaniſcher Sagenpoeſie auch auf die romaniſchen Völker hinüber, d. h. auf diejenigen, deren Sprache aus der Vermiſchung der altlateiniſchen mit andern, vorzüglich germaniſchen Idiomen hervorgegangen iſt; und ſoweit ein ſolcher Einfluß ſich offenbart, ſoll auch die Sage dieſer Völker Gegenſtand unſrer Betrachtung ſein. Indem wir alſo jetzt von der nordiſchen Sage zur deutſchen übergehen, die romaniſche aber in der Ausſicht behalten, treten wir in die Mitte unſrer Aufgabe. So rein aus einem Stücke, ſo vorherrſchend in unmittelbarer Darſtellung, wie es bei der nordiſchen Sage möglich war, kann die deutſche nicht behandelt werden. Sie iſt zu vielverzweigt, in den vorhandenen Aufzeichnungen entweder zu lückenhaft, oder zu manigfach getrübt und umgewandelt, als daß nicht hier vielmals der weniger anziehende Weg mühſamer Forſchung, kritiſcher Prüfung, fleißigen Sammelns und Sichtens eingeſchlagen und verfolgt werden müſte. Wir könnten es auch zum voraus nicht erwarten, daß uns das Bild unſrer alten Sagendichtung ſo leicht und unverkümmert zufalle, denn über wenige Länder haben ſo manigfache Schickſale und Bildungswechſel ihre Furchen und Gleiſe gezogen, als über die deutſche Erde.

Zweiter Abſchnitt.

Deutſche Sage.

Wir haben unter dem Geſammtnamen Germanen, germaniſch einen großen Stamm ſprach- und ſittenverwandter Völker zuſammengefaßt, der ſich uns dann wieder in zwei Hauptäſte, den nordiſchen und den deutſchen geſpalten hat. Da hinſichtlich dieſer Benennungen zum Theil ein verſchiedener Gebrauch ſtatt findet, ſo wird hier Einiges zu ihrer Erläuterung zu ſagen ſein. J. Grimm bedient ſich in ſeinen großartigen, den ganzen Völkerſtamm umfaſſenden Werken, der deutſchen Grammatik und den deutſchen Rechtsalterthümern, der Bezeichnung deutſch eben in dieſem allgemeinſten Sinne. Hierüber erklärt er ſich in der Einleitung zu Theil I, Ausg. 1 (Göttingen 1819) der Grammatik, S. XXXVIII folgendermaßen:

> Ich bediene mich, wie jeder ſieht, des Ausdrucks „deutſch“ allgemein, ſo daß er auch die nordiſchen Sprachen einbegreift. Viele würden das Wort „germaniſch“ vorgezogen und unter ſeine Allgemeinheit das Deutſche und Nordiſche als das Beſondere geſtellt haben. [So machen wir die Eintheilung.] Da indeſſen nordiſche Gelehrte neuerdings förmliche Einſprache dawider thun, daß ihr Volksſtamm ein germaniſcher ſei, ſo ſoll ihnen die Theilnahme an dieſem ſeit der Römerzeit ehrenvollen Namen ſo wenig aufgedrungen werden, als der von ihnen vorgeſchlagene[1] allgemeine „gothiſch“ gebilligt werden kann. Die Gothen bilden einen ſehr beſtimmten Stamm, nach dem man unmöglich andere Stämme benennen darf. Deutſch bleibt dann die einzige allgemeine, kein einzelnes Volk bezeichnende Benennung u. ſ. w. Jeder allgemeine Name hat für

---

[1] Vgl. Rask, Undersögelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse. Kopenhagen 1818. S. 70 bis 72.

gewiſſe Zeiten und Länder etwas Unpaſſendes, allein die Geſchichte bedarf ſeiner einmal. Wo es auf den beſondern Unterſchied ankommt, verſteht man ſich ohnedem.

Grimm misbilligt ſonach den Ausdruck germaniſch als den allgemeinen nicht, er kann aber für ſeine Zwecke auch den Ausdruck deutſch, in dieſem weitern Sinne, wohl gebrauchen, da er im Einzelnen immer die beſondern Sprach- und Volksſtämme gothiſch, altſächſiſch, altnordiſch u. ſ. w. benennt. Für unſern Zweck aber kam es hauptſächlich darauf an, einen Collectivnamen zuerſt für die ſämmtlichen ſprach- und ſtammverwandten Völker, mit Einſchluß der nordiſchen, ſodann einen andern für alle übrigen, im Gegenſatz zu den letztern, zum Gebrauche zu haben, und dazu ſchienen die Ausdrücke germaniſch und deutſch die tauglichſten.

Vom Urſprung des Namens Germanen beſagt Tacitus Germania Cap. 2 Folgendes:

> Ceterum Germaniæ vocabulum recens et nuper additum: quoniam, qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint, ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint. Ita nationis nomen, non gentis[1] evaluisse paulatim, ut omnes primum a victore ob metum, mox ab se ipsis invento nomine Germani vocarentur[2].

So wäre alſo der beſondre Name zu einem allgemeinen für alle die ſtammverwandten Nationen geworden und als ein ſolcher Collectivname wird er auch überhaupt von den römiſchen Schriftſtellern gebraucht. Tacitus rechnet aber auch noch insbeſondre die Suionen, deren Gebiete (Germ. Cap. 44: Suionum civitates) nach ſeiner Beſchreibung offenbar ſkandinaviſches Land ſind (wie auch Geijer I, 64 f. annimmt), ausdrücklich zu den Germanen (nec ut apud ceteros Germanos). Der Gebrauch dieſes Wortes, wonach wir auch die nordiſchen Völker darunter begreifen, iſt ſonach in ſehr alter Autorität begründet. Über die Etymologie deſſelben iſt zwar ſchon viel gerathen, aber noch nichts Schlagendes beigebracht worden. Grimm ſelbſt äußert hierüber keine entſchiedene Meinung (Gramm. II, 448. 412).

---

[1] Gens tanquam genus singulas nationes tanquam natas sive filias complectitur. Annal. II, 1. Germ. 38.

[2] Vgl. Paſſows Annot. S. 87.

Der Ausdruck deutſch kommt erſt ſeit dem Anfang des 9ten Jahrhunderts in Urkunden, Gloſſen, bei Annaliſten und andern Schriftſtellern vor, meiſt in Anwendung auf die Sprache (lingua theudisca, theodisca; doch auch in einer Gloſſe des gedachten Jahrhunderts: thiudisca liudi, Germani, Schmeller I, 406. II, 523). Belege vom älteſten Gebrauch dieſes Wortes findet man geſammelt bei Fr. Rühs, Ausführliche Erläuterungen der 10 erſten Capitel der Schrift des Tacitus über Deutſchland S. 103 ff. Mone II, 6 bis 8. Schmeller, Bayeriſches Wörterbuch I, 406 s. v. deutſch. Daſſelbe wird auf Völker der hochdeutſchen und der niederdeutſchen Mundart, vorzüglich auf Franken, aber auch auf Sachſen und Andere bezogen, nicht aber auf die nordiſchen Stämme, und es eignet ſich daher ganz für die beſchränktere Collektivbedeutung, in der wir es nehmen. Etymologiſch hat man es ſonſt meiſtens als Adjectiv von thiot, althochdeutſch Masc. und Neutr., goth. þiuda, fem. gens, populus, abgeleitet: thiodisc, thiudisc, gentilis, popularis (Schmeller a. a. O.) Gegen dieſe Ableitung erklärt ſich Grimm, Gramm. I, 108. Vgl. 103. 1069 [1].

Ob die bei den römiſchen Schriftſtellern vorkommenden Namen Teutones, teutonicus, für einen beſondern germaniſchen Stamm, Teutoburgum, mit unſrem thiutisc, im etymologiſchen Zuſammenhang ſtehe, iſt noch unausgemacht. Vgl. Gramm. I, 163. Schmeller a. a. O. Rühs 102 f. [2]

Wichtiger, als die Namen, ſind uns die innern Beziehungen der allgemeinen Stammverwandtſchaft ſowohl, als hinwider der linealen Sonderung aller der Völker, die unter jenen Collectivnamen germaniſch und deutſch begriffen ſind. Sowie in der Sprachgemeinſchaft die vorzügliche Gewähr der Stammverwandtſchaft liegt, ſo ſind dann auch die Mundarten das ſicherſte Merkmal für die Abtheilung der großen germaniſchen Familie in ihre Hauptſtämme. Dieſe Sprachverhältniſſe hat Grimm folgendermaßen in großen Zügen vorgezeichnet (in der angeführten Einleitung S. 2 f.):

---

[1] [Später hat er ſie entſchieden angenommen. Vgl. Geſchichte der deutſchen Sprache S. 789. K.]

[2] [Vgl. Grimms Geſchichte der deutſchen Sprache S. 790. K.]

Man ſieht, daß die Gothen und die ihnen näher verbundenen Stämme, namentlich die Gepiden, Heruler und Vandalen, einen Gegenſatz in Sprache und Geſchichte zu den Longobarden, Baiern, Burgunden, Alemannen und Franken bildeten. Einem dritten Hauptſtamm gehören die Sachſen, Weſtphalen, Frieſen und Angeln an und vermitteln wiederum die Verbindung mit dem vierten Hauptſtamm, nämlich dem nordiſchen. Freilich iſt es ſchwer oder unmöglich, dieſes Reſultat im Einzelnen auf die verſchiedenen Namen und Wohnſitze der deutſchen Völker des 1ten und 2ten Jahrhunderts anzuwenden [vgl. XLIII]; wir beſitzen aus jener frühen Zeit faſt nur Nachricht von der Sprache des zweiten Hauptſtamms (Alemannen, Katten, Sueven u. ſ. w.). Und wie viele einzelne Völkerſchaften dürfen gar nicht in Anſchlag gebracht werden, wenn man nicht willkürlich das Dunkele zu dem Helleren ordnen will! Im Ganzen aber bleibt die Sache nichts deſto weniger begründet und wird es zumal durch die ſeit dem 8ten Jahrhundert aus der Ungewißheit tretende Sprachgeſchichte des zweiten (hochdeutſchen) und dritten (niederdeutſchen) Hauptſtamms. Was ſich ſpäter feſt und natürlich zeigt, muß ſchon früher ſo beſtanden haben. Durch ſorgfältige Vergleichung der Sprachunterſchiede mit Geſchichte, Sitte und Sage der älteren Zeit werden wir auch manches Einzelne befeſtigen lernen, das jetzo noch abgeriſſen erſcheint.

Die vier Sprachſtämme der germaniſchen Völker, welche die Grundlage der ſpäteren Entwicklungen ausmachen, ſind hiernach dieſe:

1. der gothiſche: Gothen, Gepiden, Heruler, Vandalen;

2. der hochdeutſche: Longobarden, Baiern, Burgunden, Alemannen, Franken; und nach ſpäterer geographiſcher Beſtimmung: Schwaben, Baiern, Öſtreich, Schweiz, Elſaß, Franken, Thüringen (Oberſachſen), Heſſen, Oberrhein[1];

3. der niederdeutſche: Sachſen, Weſtphalen, Frieſen, Angeln und, von dieſen Völkern ausgegangen, die Angelſachſen; nach ſpäterer Geographie: Sachſen (Niederſachſen), Engern, Weſt- und Oſtphalen, Niederrhein (Niederlande); das Verhältnis der engliſchen Sprache und Sage laſſe ich hier noch ausgeſetzt ſein;

4. der nordiſche: Island, Norwegen, Schweden, Dänemark.

Die vier großen Hauptſtämme ſtehen [nach Grimms weiterer Darlegung S. LI] unter einander in mehrfachem Verhältnis. So ſtehen der erſte (gothiſche) und zweite (hochdeutſche) in unleugbar näherer Verwandtſchaft gegenüber dem dritten (niederdeutſchen) und vierten (nordiſchen). Den Übergang zwiſchen 2 (Hochdeutſch) und 3 (Niederdeutſch) vermitteln die Franken; zwiſchen 3 (Niederdeutſch) und 4 (Nordiſch) Frieſen und Angeln; zwiſchen 1 (Gothiſch) und 2 (Hochdeutſch) vermuthlich die Quaden, Markomannen u. ſ. w; zwiſchen 1 (Gothiſch) und 4 (Nordiſch) läßt ſich gar kein Mittelglied erkennen; aber die große Vollkommenheit, worin ſich in dieſen beiden die alte Sprache geſchichtlich erhalten hat, vermittelt die wichtigſten Berührungspunkte. In anderer Rückſicht darf man auch die drei erſten Stämme (den gothiſchen, hochdeutſchen und niederdeutſchen) dem einzigen vierten (dem nordiſchen) entgegenſtellen u. ſ. w.

---

[1] Ebendaſ. S. LII. LV. LXIX.

Dieſem letztern Gegenſatz der Sprachſtämme entſpricht denn auch unſre Abtheilung der germaniſchen Sagengeſchichte in nordiſche und deutſche. Ob nun aber in Beziehung auf das Verhältnis dieſer vier Hauptſtämme die Sagenforſchung dasſelbe Reſultat liefern werde, welches die Sprachforſchung ergeben hat und das ich am beſten mit Grimms eigenen, präciſen Worten mitzutheilen glaubte, darüber will ich dem Gange der Unterſuchung nicht vorgreifen. Das jedoch mag ſchon zum voraus angedeutet werden, daß die beiden Äußerſten, der erſte (gothiſche) und der vierte (nordiſche) Hauptſtamm, welche Grimm hinſichtlich der Sprache durch kein Mittelglied verbunden findet, ſich auch in der Sage entſchieden gegenüberſtehen.

Die verſchiedenen Klaſſen der Sagendichtung, die uns in Betracht kommen, ſind in der allgemeinen Einleitung nach folgender Reihe aufgezählt worden: Götterſage, Heldenſage, Ortsſage, Ballade, Mährchen.

Dieſem Schema ſind wir, der Hauptſache nach, in der Darſtellung der nordiſchen Sage gefolgt und werden es nun auch auf die deutſche anwenden. Bei dieſer jedoch tritt gleich der damals erwähnte Fall ein, daß die Götterſage nicht mehr, wie in den Eddaliedern und der proſaiſchen Edda des Nordens, in reichen mythiſchen Denkmälern vor uns ausgebreitet liegt, ſondern daß wir die lebendigern Zeichen ihres einſtigen Daſeins wirklich erſt in den folgenden Sagenklaſſen zu ſuchen haben. Der erſten Unterabtheilung dieſes zweiten Abſchnitts können wir daher nicht, wie der des erſten, die Rubrik „Götterſage" geben, ſondern nur die beſcheidnere:

1. Älteſte Spuren der deutſchen Götterſage.

Spuren der alten Götter nur finden wir auf deutſchem Boden eingedrückt, während wir im ſkandinaviſchen Norden ihre lebendigen und vollen Geſtalten wandeln ſahn.

Ein umfaſſendes und den wiſſenſchaftlichen Anforderungen der jetzigen Zeit genügendes Werk über deutſche Mythologie beſitzen wir nicht. Viel Verdienſtliches hat auch in dieſem Fache: Mones Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 2 Theile, Leipzig und Darmſtadt 1822. (Der vordere Theil des 2ten Bandes betrifft die Religion des deutſchen Völkerſtammes.) Aber die mythologiſch-philoſophiſchen Hypotheſen und Combinationen des Verfaſſers machen Vorſicht beim Gebrauche dieſes Werkes nöthig.

J. Grimm hat in der Vorrede zu ſeinen deutſchen Rechtsalterthümern (Göttingen 1828. XVIII) Hoffnung gegeben, daß er auf ähnliche Weiſe verarbeiten werde, was er zu der Geſchichte des heidniſchen Glaubens der Deutſchen geſammelt habe. Eine Arbeit über dieſen Gegenſtand, in derſelben Weiſe ausgeführt, wie die Rechtsalterthümer, läßt das Trefflichſte erwarten[1]. Schon jetzt gibt das ebengenannte Werk, ſowie auch die deutſche Grammatik, manchen lehrreichen Beitrag zur Kenntnis des deutſchen Mythus.

Einzelne hieher einſchlagende Abhandlungen werde ich je bei ihrem beſondern Gegenſtande namhaft machen.

Die älteſten Nachrichten von einiger Erheblichkeit über den Glauben und die Götterverehrung der alten Deutſchen geben uns die römiſchen Geſchichtſchreiber und unter dieſen vorzüglich Tacitus in ſeiner Schrift: de situ, moribus et populis Germaniæ. Ich werde dieſe Schrift, als die reichhaltigſte der auf uns gekommenen, für die Betrachtung deſſen, was uns überhaupt die alten Schriftſteller vom Glauben unſrer Vorfahren melden, zum Anhalt nehmen und die hieher bezüglichen Stellen derſelben, ſoweit ich es im Stande bin, fortlaufend mythologiſch commentieren. Ich bediene mich dabei der 2ten Ausgabe von F. Paſſow, Breslau 1817, welche die verſchiedenen Leſarten ſehr vollſtändig angibt und auf die urſprünglichen, aus den bloßen Conjecturen, zurückzuführen bemüht iſt. (Vgl. Gramm. I, Einl. XXXIX.) Die neuſte größere Ausgabe der Werke des Tacitus von Walther iſt noch nicht bis zu den kleineren Schriften vorgeſchritten.

---

[1] [Jakob Grimms deutſche Mythologie iſt zuerſt 1835, wieder 1844 erſchienen. K.]

Zur Litteratur der Germania, in Beziehung auf die Alterthümer des heidniſchen Glaubens, ſind anzuführen: F. Rühs, Ausführliche Erläuterung der zehn erſten Kapitel der Schrift des Tacitus über Deutſchland. Berlin 1821. (Rühs wollte unter dem Titel „das alte Germanien“ eine ausführliche Erläuterung der Schrift des Tacitus, als Beitrag für die Bearbeitung der deutſchen Alterthümer überhaupt geben, wurde aber durch den Tod unterbrochen.)

Ammon und Bäumlein, Teutſche Alterthümer der Mythologie und Sprache oder mythologiſch-etymologiſcher Commentar zu Tacitus Schrift de situ, moribus et populis Germaniæ. Tübingen 1817.

Die Germania des Tacitus, überſetzt und in volksthümlicher, deutſchrechtlicher und geographiſch-hiſtoriſcher Hinſicht erläutert von Bülau, Weiske und von Leutſch, Leipzig 1828 (mehr raiſonnierend, als forſchend).

Es hat über der älteſten Geſchichte unſres Volkes ein beſondres Geſchick gewaltet. Gerade diejenigen Geſchichtbücher römiſcher Schriftſteller, worin die ausführlichſten Nachrichten über Germanien und ſeine Völker gegeben waren, ſind nicht auf uns gekommen. So haben wir den Verluſt derjenigen Bücher von Livius Geſchichtwerke zu bedauern, in welchen die Kriege Cäſars am Rheine und die des Druſus in Deutſchland beſchrieben waren. Das 104te namentlich enthielt, wie noch der Epitomator anzeigt, eine Beſchreibung der Lage Germaniens und der Sitten ſeiner Bewohner. Der ältere Plinius war im Traumgeſichte von Druſus aufgefordert worden, ſeine Thaten der Vergeſſenheit zu entreißen, und ſchrieb hierauf 20 Bücher über die Kriege der Römer mit den Germanen. Er war, als er das Werk anfieng, ſelbſt in Deutſchland, und ſeine Naturgeſchichte zeigt, daß er von dieſem Lande genaue Kenntnis hatte. Aber jene 20 Bücher ſind verloren und daſſelbe iſt der Fall mit noch andern hieher bezüglichen Schriften römiſcher Autoren (Bredows Germania S. 55 f. Rühs S. 36 ff. 40 f.). Dagegen hat ſich uns von Tacitus außer dem, was er in den Annalen und Hiſtorien von deutſchen Sachen meldet, in dem kleinen Buche über Germanien, nach Rühs treffender Bezeichnung (S. 59), das vollkommenſte und lebendigſte Gemählde eines zu den barbariſchen gezählten Volkes erhalten, das wir aus dem ganzen Alterthum beſitzen. In demſelben iſt wohl auch das Weſentlichſte aus den verlorenen Schilderungen zuſammengefaßt, es iſt bei geringem Umfang überaus inhaltreich und aus ſeinem gedrängten Kerne iſt ſchon gar Vieles entwickelt worden und kann noch immer Weiteres entwickelt werden, wie auch für unſern Gegenſtand im Folgenden verſucht werden ſoll.

Tacitus ſchrieb dieſes Buch, nach den Anzeigen, welche das 37te Capitel an die Hand gibt, im Jahre 98 oder 99 nach Chriſti Geburt (Bredow S. 49. Rühs 56). Er war, nach allen Umſtänden, nie ſelbſt in Germanien (Bredow 54. Rühs 55). Aber was ihm die Schriften ſeiner Vorgänger, die Erzählungen ſeiner Landsleute, die dort geweſen waren, und wohl auch die Germanen ſelbſt, die er in Rom zu beobachten Gelegenheit hatte, für ſeine Arbeit darboten, hat er gewiſs klar und treu aufgefaßt, wenn er gleich von ſeinen Quellen ſchweigt. Dem, was ihm von außen zugieng, kam ein inneres Verſtändnis entgegen; er war dem germaniſchen Weſen mit ſichtlicher Liebe zugewandt; in dieſem mochte ihn ein Verwandtes anſprechen mit jener alten, einfachen Römertugend, deren Bild er, mitten in ſeinem verdorbenen Zeitalter, unerlöſchlich in der Seele trug. Die Abſicht dem welken Römerreiche das Bild eines an ſeinen Grenzen ſtehenden geſunden und naturkräftigen Volkes entgegenzuhalten, läßt ſich nicht verkennen. Aber man iſt viel zu weit gegangen, wenn man darum ſein Buch als eine Satire bezeichnet und gewiſſermaaßen eine willkührliche Conſtruction des germaniſchen Lebens darin geſucht hat. Je mehr den germaniſchen Alterthümern in neuerer Zeit nach verſchiedenen Richtungen eine gründliche Erforſchung aus den einheimiſchen Quellen zu Theil geworden iſt, um ſo vollſtändiger hat ſich durch die Vergleichung mit dieſen die Glaubwürdigkeit der Angaben des Tacitus in den bedeutendſten Zügen bewährt. Es iſt allerdings zu unterſcheiden, was er als Thatſache gibt und was er zur Erklärung oder Würdigung einer ſolchen als ſeine Anſicht beifügt. Dort, in den Thatſachen, werden wir ihn glaubhaft finden oder er wird uns wenigſtens einen Anhalt bieten, ſeine Angaben nach unſrer ſonſtigen Kenntnis zurechtzulegen und zu ergänzen; hier, in den Anſichten, werden wir uns durch ihn nicht für gebunden erachten, aber doch auch hiebei ſeinen hellen Blick bemerken können. Aber nicht bloß im Einzelnen liegt die

Wahrheit ſeiner Darſtellung, ſie liegt im Geiſte des Ganzen. Derſelbe Hauch, der noch jetzt wohl Manchen anweht, der aus der Fremde zum deutſchen Heimathlande wiederkehrt, dieſes Gefühl des Reinen und Friſchen, des Wohlwollens und der Milde, weht uns aus der Germania des Tacitus entgegen. Er hat auch nicht bloß rückwärts die Beobachtungen ſeiner Vorgänger in ſich aufgenommen, er hat ſelbſt vorwärts, in die Zukunft geſchaut.

Als Druſus ſeinen letzten Zug bis an die Ufer der Elbe erſtreckte, da erſchien ihm, wie Dio Caſſius (LV, 1) erzählt, ein Weib von übermenſchlicher Größe und rief ihm zu: „Wohin ſtrebſt du, Unerſättlicher? Es iſt dir nicht beſtimmt, dieß alles zu ſchauen. Zeuch von hinnen! denn das Ende deiner Thaten und deines Lebens ſteht dir bevor.“ (Rühs 29.) Auch Tacitus hat dieſe Erſcheinung der gewaltigen Germania geſehen, hat ſie verſtanden und gedeutet. Er ſagt Cap. 33, nachdem er von einem innern Kriege germaniſcher Volker berichtet:

> Maneat, quæso, duretque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui! quando in urgentibus imperii fatis nihil jam præstare fortuna majus potest, quam hostium discordiam. Und C. 37: Quippe regno Arsacis acrior est Germanorum libertas.

Es geſchah damals, wie gleichfalls Tacitus am Schluſſe des 13ten Buchs der Annalen (Capitel 58) berichtet, daß der ruminaliſche Baum, der einſt die Kindheit des Remus und Romulus geſchirmt hatte, in den Zweigen erſtarb und im Stamme verdorrte. Man nahm dieß für ein bedeutungsvolles Vorzeichen. Zwar ſchlug dieſer Baum noch einmal aus, aber die erſterbende alte Welt ergrünte nicht wieder. Ein andrer kräftiger Lebensbaum erwuchs in den deutſchen Wäldern und weit mehr, als Tacitus ſelbſt ahnen mochte, lag in dem, was er von dem Weſen, den Einrichtungen und Sitten der germaniſchen Völker meldet, der Keim einer neuen Weltgeſchichte und ſo auch einer neuen Poeſie.

Wir gehen nun alſo, in Ermanglung reicherer mythiſcher Denkmäler, die einzelnen Stellen der Germania, die ſich auf germaniſchen Mythus beziehen, commentierend durch, und zwar in der Art, daß wir jedesmal bemerken, was etwa in der nordiſchen Götterſage Entſprechendes gefunden wird. Der Verſuch der Vergleichung wird vielleicht am Anfang unfruchtbar erſcheinen, aber doch am Ende zu einem überzeugenderen Ergebnis führen.

C. 2. Celebrant carminibus antiquis, quod unum apud illos memoriæ et annalium genus est, Tuisconem [al. Tuistonem], deum terra editum, et filium Mannum, originem gentis conditoresque. Manno tres filios assignant, e quorum nominibus proximi Oceano Ingævones, medii Herminones, ceteri Istævones vocentur. Quidam, ut in licentia vetustatis, plures deo ortos pluresque gentis appellationes, Marsos, Gambrivios, Suevos, Vandalos affirmant: eaque vera et antiqua nomina. Ceterum Germaniæ vocabulum recens et nuper additum.

Das 2te Capitel, in welches Tacitus dieſe germaniſche Stammſage aufgenommen hat, ſtellt zuerſt die Anſicht auf, daß die Germanen Ureinwohner (indigenæ) ſeien, unvermiſcht mit andern, eingewanderten Völkern. Den Gründen für dieſe Anſicht wird die eigene Überlieferung der Germanen angereiht. Betrachten wir aber dieſe Sage genauer, ſo ſcheint ſie nicht bloß auf den Urſprung des beſtimmten Volkes, ſondern auf die Schöpfungsgeſchichte überhaupt ſich zu beziehen. Tuiſto, der obenan geſtellt iſt, wird ein Gott genannt; über die Etymologie des Namens ſelbſt wage ich keine Vermuthung [1]. Deutlicher iſt Tuiſtos Sohn Mannus; das Wort Mann bezeichnet in der älteſten Sprache mehr homo, als mas. „Als ſpäter für homo das aus dem Adj. manniske geleitete mannisco, mennisco, mensche aufkam, konnte das Simplex mehr den Begriff mas ausdrücken“ (Gramm. III, 318 f.). Jener Mannus [2], der Sohn Tuiſtos, iſt ſonach noch ein ſehr allgemeines, mehr kosmogoniſches, als nationales Weſen. Erſt von ſeinen Söhnen ſollen die drei Volksſtämme Ingävones, Herminones, Iſtävones [3] benannt ſein. Dieſe Völkernamen auf perſönliche zurückgeführt, würden wenigſtens zwei Namen der Söhne des Mannus annehmlich hervortreten: Ingo und Hermin. Ingo entſpricht dem altnordiſchen Yngi (m. juvenis; vgl. Gramm. II, 364). Hermin ſcheint ſich noch langehin als ein Göttername zu bewähren; die Formen airmun, airman? goth., ahd. ërmun, ërman, irmin, altnordiſch iörmun, zuweilen mit vorgeſetzter Spirans h (nach Grimms Ausdruck: „dunkles Sinnes, vielleicht Name eines Gottes?“ Gramm. II. 448), immer in Zuſammenſetzungen voranſtehend, drücken den Begriff des Großen, Umfaſſenden aus, z. B. ahd. irmin-got (Hildebrand 25), irman-sûl (altissima columna, colossus, Hoffmanns althochd. Gloſſ. 18, 30), altſ. irmin-diot (genus humanum, vgl. Hildebrand 11), agſ. ëormen-cyn (genus humanum), ëormen-grund (terra), altn. iörmun-gandr (serpens maximus, die ungeheure Midgardsſchlange der nordiſchen Mythologie; vgl. Lex. myth. 214); iörmungrund (terra). Auch in vielen Eigennamen: Hermun-duri, Tac.; goth. Airmana-reiks (Ermanaricus); ahd. Irmindrût, Irmangart u. ſ. w.[1] Am unklarſten bleibt der den Iſtävonen zu unterlegende Perſonenname. Scheint nun nach dem Bisherigen auch die Dreitheilung nach den Söhnen des Mannus noch im allgemeinern Weltmythus zu beruhen, ſo ergibt doch die weitere Meldung des Geſchichtſchreibers, wie immer mehrere germaniſche Völker (Marſen, Gambrivier, Sueven, Vandalen) ihren beſondern Antheil an dem göttlichen Urſprung des Geſammtvolkes verlangten und darum, außer jenen dreien, mehrere Götterſöhne (plures deo orti) angenommen wurden, eben damit aber die Stammſage ihre kosmogoniſche Bedeutung einbüßte.

---

[1] [Vgl. Wackernagel, Gloſſar zum altdeutſchen Leſebuch, Baſel 1839, u. d. W. zwiſch. Zeuſs, die Deutſchen und die Nachbarſtämme S. 22. 72. Grimm, Geſchichte der deutſchen Sprache S. 467. 775. 791. K.]

[2] Vgl. Maßmann, Weſſobr. Geb. 21 bis 24.

[3] Vgl. Grimms Gramm. I, 1te Ausg. 1819. Einleitung XLIII. Mone 2. 5. [Grimms Geſchichte der deutſchen Sprache S. 467. 768. 775. K.]

Bleiben wir bei jener älteren Geſtalt der Sage ſtehen, ſo zeigt ſich, zwar nicht im Wortlaute der mythiſchen Namen, aber im genealogiſchen Schema eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den kosmogoniſchen Götterweſen der ſkandinaviſchen Mythologie. Der erdgeborne Gott Tuiſto (deus terra editus), ſein Sohn Mannus und wieder deſſen drei Söhne, die Stammväter der Germanen, finden ihr Entſprechendes in dem nordiſchen Buri (generans), der von der Kuh Audhumla aus den Salzſteinen geleckt wird, deſſen Sohne Bör (gnatus), und des Letztern drei Söhnen Odin, Vili und Ve, welche die Welt bildeten und ordneten und die Menſchen erſchufen (Sn. Edd. 7. Sæm. Edd. 1, 4).

In beiden Mythen zeigt ſich zuerſt eine einfache Zeugung und dann eine dreifache; in beiden geht das organiſche Urweſen aus dem unorganiſchen Stoffe, „der Gott“ aus der Erde oder dem Salzſteine hervor; in vollkommener Menſchengeſtalt (allr madr) entſpringt Buri, der Göttervater, und ſo darf uns auch der Name **Mannus**, **Menſch**, nicht abhalten, ihn und ſeine Söhne für Götterweſen zu nehmen.

---

[1] Gramm. II, 448 (zu irmin-diot): Wie wenn germani hiermit zuſammenhienge, nämlich kein comp. von ger-man wäre (S. 412 f.), ſondern ein Derivatum germ-an (oben S. 175)? Freilich findet ſich weder hermani noch germunduri, aber der Kehlanlaut kann bei verſchiedenen Volksſtämmen von der Ausſprache und dem Ohr der Römer verſchieden aufgenommen worden ſein.

Wir befinden uns hier überhaupt im Gebiete der Vermuthungen, und Andeutungen, und ſo mag auch noch folgende Stelle aus den Annalen des Tacitus (B. XIII, Cap. 57) angeführt werden, worin von der Heilighaltung der Salzquellen bei den Germanen die Rede iſt:

> Eadem æstate inter Hermunduros Cattosque certatum magno prœlio, dum flumen, gignendo sale fecundum, et conterminum, vi trahunt, super libidinem cuncta armis agendi, religione insita, eos maxime locos propinquare cœlo, precesque mortalium a deis nusquam propius audiri; inde, indulgentia numinum, illo in amne illisque silvis salem provenire, non ut alias apud gentes, eluvie maris arescente unda, sed super ardentem arborum struem fusa, ex contrariis inter se elementis, igne atque aquis concretum. Sed bellum Hermunduris prosperum, Cattis exitiosius fuit. (Vgl. Plinii Hist. nat. l. XXXI, c. 39.)

Daß in dem vorletzten Satze auf die Entſtehung des Salzes aus dem Zuſammenwirken zweier entgegengeſetzter Elemente, des Feuers und des Waſſers, ein beſondrer Werth gelegt iſt, würde (wie ſchon Mone II, 27; vgl. I, 318 oben bemerkt hat) geſucht und ſpielend erſcheinen, wenn Tacitus hierin ſeine eigene Meinung und nicht vielmehr, wie der relative Stil ergibt, die religiöſe Anſicht (religionem insitam) der Germanen dargelegt hätte. Nun wiſſen wir aus der nordiſchen Mythologie, daß die ganze Weltſchöpfung aus dem Gegenſatz und der Bindung widerſtreitender Elemente hervorgieng. Die gefrornen Ströme aus Niflheim, der Heimath der Kälte und Finſternis, werden durch die Feuerfunken aus Muſpelheim, dem Reiche der Wärme und des Lichtes, zum Schmelzen gebracht. Aus den belebten Tropfen entſtehen dann unorganiſche und organiſche Bildungen, der Urrieſe Ymer, die Kuh Audhumla. Dieſe leckt aus den Salzſteinen den vollendeten Organiſmus, Buri; die Salzſteine ſelbſt aber erſcheinen ſchon als ein weicherer, aus jener Wechſelwirkung der Elemente erzeugter Stoff. Ein Anklang ähnlicher Sagen nun läßt ſich in den angeführten Worten vernehmen: indulgentia numinum salem provenire ex contrariis inter se elementis, igne atque aquis, concretum. Die religiöſe Meinung aber von dem zwiſchen den beiden Völkern ſtreitigen Salzfluſſe (eos maxime locos propinquare cœlo, precesque mortalium a deis nusquam propius audiri) würde in nordiſcher Anſicht ſich dahin beſtimmen, daß an dieſen heiligen Orten fortwährend die Werkſtätte jener elementariſchen Weltſchöpfung offen ſtehe.

Merkwürdig iſt insbeſondre noch, daß Tacitus der Stammſage der Germanen, die wir zu einer kosmogoniſchen erweitern zu dürfen glaubten, ausdrücklich als einer durch alte Lieder überlieferten gedenkt:

> Celebrant carminibus antiquis, quod unum apud illos memoriæ et annalium genus est, Tuistonem, deum terra editum, et filium Mannum, originem gentis conditoresque.

Alſo ſchon im älteſten Germanien gab es eine Götter- und Schöpfungsſage in Liedern, wie eine ſolche ſpäter in den Mythenliedern der Edda ſich erhalten hat.

Gehen wir von den Spuren kosmogoniſcher Sagen zu den beſondern Gottheiten über, welche, nach der Meldung der alten Schriftſteller, von den Germanen verehrt wurden, ſo ſtellt ſich uns der Zeit nach die kurze Nachricht voran, welche Cäſar (de bello gallico l. VI, cap. 21) von der Götterverehrung der Germanen, im Gegenſatze zu derjenigen der Gallier gibt:

> Germani u. ſ. w. neque Druides habent, qui rebus divinis præsint, neque sacrificiis student. Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum opibus aperte juvantur, Solem et Vulcanum et Lunam; reliquos ne fama quidem acceperunt.

Ich verſuche nicht, den genannten drei Naturgottheiten entſprechende aus der nordiſchen Mythologie gegenüber zu ſtellen. In dieſer findet ſich zwar Sol, die Sonnengöttin, und ihr Bruder Mani, der Mond, ſowie auch ein beſondrer Feuerdämon Logi. Allein alle dieſe Weſen nehmen keine ausgezeichnete Stelle ein. Zieht man aber Hauptgötter herbei und macht mit Mone (II, 29) den Sol Cäſars zum Odin, den Vulkan zum Thor und die Luna zur Frigg, ſo fehlt es hiefür an aller näheren Begründung. Cäſar war von dem Religionsweſen der Germanen offenbar ſehr unvollkommen unterrichtet, wie er denn auch nur kurze Zeit in Deutſchland verweilt hatte. Wenn er die kurze Erwähnung ihrer Götter unmittelbar an die Behauptung anreiht, daß die Deutſchen weder Druiden haben, die dem Gottesdienſte vorſtehen, noch ſich viel mit Opfern abgeben, ſo deutet er eben damit einen Grund ſeiner mangelhaften Kenntnis an. Er kam gerade Denjenigen nicht näher, die ihm über die Glaubenslehre der germaniſchen Völker hätten Aufſchluß geben können. Eine prieſterliche Kaſte, nach Art der galliſchen Druiden, hatte ſich zwar bei den Germanen nicht ausgebildet, aber die Nachrichten des Tacitus zeigen zur Genüge, daß es auch bei ihnen weder an Prieſtern, noch an Opfern fehlte; und ſo gibt uns dieſer Schriftſteller auch von ihren Göttern wenigſtens ſoweit genauere Kunde, daß wir ſie nicht auf einen ſo rohen Naturdienſt beſchränkt ſehen, wie Cäſar annehmen will. Daß während der Zeit, welche zwiſchen beiden Schriftſtellern inne liegt, hierin eine weſentliche Veränderung vorgegangen, iſt nicht glaublich. Tacitus[1] beruft ſich mehrmals auf alte Überlieferungen dieſer Völker. Seine genauern Anzeigen beruhen auf der ſeit Cäſars Tagen erweiterten Bekanntſchaft mit ihrem einheimiſchen Leben; ſie müſſen uns daher auch in der weitern Verfolgung der germaniſchen Götterſage leiten. Er berichtet Germania Cap. 9:

> Deorum maxime Mercurium colunt, cui certis diebus humanis quoque hostiis litare fas habent. Herculem ac Martem concessis animalibus placant. Pars Suevorum et Isidi sacrificat. Unde causa et origo peregrino sacro, parum comperi, nisi quod signum ipsum, in modum liburnæ figuratum, docet advectam religionem. Ceterum nec cohibere parietibus deos, neque in ullam humani oris speciem assimilare, ex magnitudine cœlestium arbitrantur. Lucos ac nemora consecrant, deorumque nominibus appellant secretum illud, quod sola reverentia vident.

Vier germaniſche Gottheiten, Mercur, Hercules, Mars und Iſis, ſind uns hier genannt, aber auch wirklich bloß genannt und zwar mit fremden, römiſchen Namen (interpretatione romana, wie Tacitus ſelbſt, Germania Cap. 43 dieſe Umnennung bezeichnet), die uns nur ganz im Allgemeinen auf die Eigenſchaften dieſer Götterweſen (ea vis numini, ebend.) ſchließen laſſen. Am meiſten verehrt ſoll Mercur geweſen ſein, aber gerade der Gott dieſes Namens iſt in der alten Mythologie ein ſehr vielſeitiges Weſen. Fragt ſich nun, welche ſeiner Prädikate in der entſprechenden germaniſchen Gottheit wiedergefunden wurden, ſo mag uns hiebei ein andrer römiſcher Schriftſteller zu Hülfe kommen. Cäſar hat auf ähnliche Weiſe bei den Galliern eine vorzügliche Verehrung des

---

[1] Vgl. Mone II, 30.

Mercurius bemerkt und er gibt die beſondern Merkmale an, die zu dieſer Annahme zu berechtigen ſchienen. Er ſagt (de bello gallico B. VI, Cap. 17):

Deum maxime Mercurium[1] colunt. Hujus sunt plurima simulacra; hunc omnium inventorem artium ferunt, hunc viarum atque itinerum ducem, hunc ad quæstus pecuniæ mercaturasque habere vim maximam arbitrantur.

Setzen wir nun bei Tacitus die gleiche Anſchauungsweiſe voraus und erwägen wir, was von den angegebenen Merkmalen auf einen germaniſchen Mercur paſſen würde, ſo werden wir uns vorzüglich nur auf eines derſelben verwieſen finden. Als einflußreich auf Geldgewinn und Kaufmannſchaft kann Mercur bei einem Volke nicht gedacht werden, das Tacitus Cap. 5, mit Ausnahme der Grenzbewohner, noch auf den Tauſchhandel beſchränkt fand (interiores simplicius et antiquius permutatione mercium utuntur) und von dem er Cap. 26 bemerkt:

Fenus agitare et in usuras extendere, ignotum.

Als dux viarum et itinerum möchte Mercur gleichfalls wenig in einem Lande zu ſchaffen haben, von dem wieder Tacitus (Cap. 5) ſagt:

Terra, etsi aliquando specie differt, in universum tamen aut silvis horrida, aut paludibus fœda.

(Auf die eigentlichen Völkerzüge ſcheint der Straßengott Mercur keine Beziehung darzubieten und mit der Irminſtraße iſt es eine ſehr zweifelhafte Sache; vgl. v. d. Hagen, Irmin 33 bis 35. Grimm, Irmenſtraße 35.)

Bedeutſamer dagegen iſt uns diejenige Bezeichnung Mercurs, welche Cäſar voranſtellt: hunc omnium inventorem artium ferunt. Waren auch die Künſte der Germanen nicht viele und ausgebildete, ſo hat doch jedes Volk relativ ſeine Kunſtfertigkeiten, und eine geiſtige Erregung der Germanen erhellt ſchon aus dem, was Tacitus von ihren Liedern meldet. Dachte ſich nun Tacitus, wie Cäſar, den Mercur, den verehrteſten der germaniſchen Götter, als den Erfinder aller Künſte, ſo iſt beachtenswerth, daß auch der oberſte der Aſen, Odin, vorzugsweiſe das geiſtige Wirken darſtellt und für den Geber und Anreger aller höhern

---

[1] Vgl. Ammian. Marcell. B. XVI, C. 5.

Fähigkeiten gilt. Er hat den begeiſternden Dichtertrank herbeigeſchafft; Hermes erfand die Lyra und lehrte den Apoll ſie ſpielen; ihm wird auch beſonders die Gabe der Wohlredenheit zugeſchrieben. Odin iſt der Stifter der Runen, Mercur hat aus dem Fluge der Kraniche die Buchſtaben erfunden. (Hygin, Nitſch 1363 ª.) Ein Eddalied (Hindlu-ljod, Str. 3 [bei Simrock S. 131. K.] hörten wir von Odin ſagen:

Sieg gibt er Söhnen,
Etlichen Reichthum,
Rede den Edeln,
Witz den Männern,
Fahrwind den Seglern,
Sang den Skalden,
Aber Mannheit
Manchem Recken.

In der bisher beſprochenen Stelle bemerkt Tacitus noch, daß dem Mercur an gewiſſen Tagen auch Menſchenopfer gebracht werden dürfen, und an einem andern Orte (Annal. B. XIII, C. 57), bei der Erzählung des ſchon erwähnten Krieges der Hermunduren und der Katten um den heiligen Salzfluß, wird gleichfalls des Mercurius auf folgende Weiſe gedacht:

> Sed bellum Hermunduris prosperum, Cattis exitiosius fuit, quia victores diversam aciem Marti ac Mercurio sacravere, quo voto equi, viri, cuncta victa occidioni dantur [traduntur]. Et minæ quidem hostiles in ipsos vertebant.

Die Erklärung dieſer Stelle iſt nicht ohne Schwierigkeit. Der natürlichſte Sinn ſcheint aber der zu ſein: die Sieger, die Hermunduren, hatten das entgegengeſetzte Heer, diversam aciem, dem Mars und Mercur zum voraus geweiht, als Opfer für den Sieg, den ihnen dieſe Götter zutheilen würden, angelobt; zwar möchte hiebei ſtatt des Perfects sacravere das Plusquamperfect sacraverant erwartet werden; allein Tacitus iſt im Gebrauch der Zeitformen nicht beſonders ſtreng und das gleich folgende quo voto weiſt auf ein ſolches vorhergegangenes Gelübde hin, vermöge deſſen Alles, was unter den Sieg fällt, cuncta victa, Männer und Roſſe, niedergemacht wird, occidioni dantur. Dieſes Präſens dantur zeigt zugleich, daß hier von etwas auch ſonſt Vorkommendem, von einem germaniſchen Gebrauche die Rede iſt. Im letzten Satze (et minæ quidem hostiles in ipsos vertebant) iſt das letzte Wort neutral, für vertebantur gebraucht; die Drohungen der Feinde wandten ſich auf ſie ſelbſt zurück, womit wohl nichts Andres beſagt wird, als daß die Katten ihrerſeits durch ein ähnliches Gelübde dieſes Verfahren der ſiegenden Hermunduren hervorgerufen hatten.

Daß dem Odin, wie andern nordiſchen Göttern, zu gewiſſen Zeiten oder bei beſondern Anläſſen auch Menſchenopfer gewidmet wurden, könnte mehrfach nachgewieſen werden. Wir halten uns jedoch ganz an jenes charakteriſtiſche occidioni dare. Odin, der nach Obigem alle geiſtige Thätigkeiten der Menſchen anregt, iſt insbeſondre auch der Erreger des Kampfes. Denn auf was iſt der Geiſt der Völker auf dieſer jugendlichen Bildungsſtufe eifriger gerichtet, als auf Kampf und Krieg? Odin iſt der Gott der Heere und der Geber des Siegs, er heißt Heervater und Siegvater. In Schlachten iſt er ſelbſt gegenwärtig, wie Tacitus Cap. 7 auch von dem Gotte der Germanen ſagt: quem adesse bellantibus credunt. Odin iſt Erfinder und Lehrer der keilförmigen Schlachtordnung, welche wieder die der Germanen iſt, Cap. 6: acies per cuneos componitur, und Hist. B. V, Cap. 16: Civilis haud porrecto agmine, sed cuneis adstitit. Aber auch nach ſeiner höhern Stellung im Weltleben, wie wir ſie in der nordiſchen Götterlehre dargethan haben, iſt Odin ein Kampfgott. Er iſt ſelbſt der kämpfende Geiſt, der am Ende der Zeiten durch den Untergang der materiellen Welt zu einem höheren Daſein durchbrechen ſoll. Zu dieſem letzten, gröſten Kampfe ſammelt er um ſich die im irdiſchen Streit erprobten Helden als Einherien in Valhall; ſie leben auch dort in beſtändiger Kampfübung, bis zu dem Tage, da er an ihrer Spitze zur Schlacht auszieht. Er dürſtet nach den Seelen der Tapfern, denn ihrer wird ihm nie genug zum furchtbaren Weltſtreit. Darum läßt er ſich auch von ſeinen Günſtlingen die Seelen ihrer Erſchlagenen geloben. Hievon geben die nordiſchen Sagen mehrfach Zeugnis. Der Dänenkönig Harald Hyldetand iſt durch die Gunſt Odins unverwundbar durch Eiſen. Dafür hat er dem Gotte die Seelen derjenigen gelobt, die durch ſein Schwert fallen würden. Saxo Gramm., Hist. Dan. B. VII, S. 212: Animas quippe ei [Othino], quas ferro corporibus ejecisset, pollicitus est. Harald fällt als Greis in der von Odin angeſtifteten, im Norden ſagenberühmten Bravallaſchlacht durch einen Keulenſchlag des Gottes ſelbſt, nachdem in dieſer Schlacht eine ungeheure Anzahl von Helden auf beiden Seiten umgekommen iſt. Der feindliche Heerführer, Sigurd Ring, Haralds Neffe, läßt die Leiche des Erſchlagenen aufſuchen, ſchirrt ſein eigenes Schlachtroſs an den Wagen Haralds, weiht es dieſem und fleht, daß er, ſeinen Todesgenoſſen damit voranziehend, Freunden und Feinden glückliche Wohnſtätten erbitte. Ebendaſ. B. VIII, S. 227: Inde vota nuncupat, adjicitque precem, uti Haraldus, eo vectore usus, fati consortes ad tartara antecederet, atque apud præstitem Orci Plutonem sociis hostibusque placidas expeteret sedes. Ebenſo erzählt Saxo B. IX, S. 263, wie Odin zu dem ſchwerverwundeten Sivard (Sigurd, Ragnar Lodbroks Söhne) getreten und ihm Heilung verſprochen, si sibi illorum, quos armis oppressurus foret, animas dedicasset. Am nächſten aber auf den Fall bei Tacitus, wo für einen Sieg in der Feldſchlacht das ganze feindliche Heer dem Gotte geweiht wird, paſst eine Erzählung der isländiſchen, dem Hauptinhalte nach hiſtoriſchen Saga von Styrbjörn, einem ſchwediſchen Königsſohne vom Ende des 10ten Jahrhunderts. Nach dem Auszuge, den Peter Er. Müller (Sagabibl. III, 142. Vgl. 144 f.) von dieſer Saga gibt, hatte Styrbjörn ſich zwei Tage hindurch, in der Gegend von Upſala, mit ſeinem Oheim, dem Schwedenkönige Erik, geſchlagen. Als die Nacht wieder die kämpfenden Heere trennte, opferte Styrbjörn, dem es unglücklich ergangen war, dem Gotte Thor. Dieſelbe Nacht ging Erik zum Heiligthum Odins und gab ſich ſelbſt hin, um den Sieg zu erhalten, indem er ſeinen Tod nach zehen Jahren angelobte. Kurz darauf nahte ſich ihm ein Mann mit tiefhereinhängendem Hute (dieß iſt gewöhnlich die irdiſche Erſcheinung Odins) und gab ihm einen Rohrſtengel, den er über das feindliche Heer hinſchießen und dabei ſprechen ſolle: „Odin will euch alle haben!“ Erik folgte der Weiſung; Blindheit ſchlug das Heer der Feinde, ein Bergfall zermalmte einen Theil desſelben. Styrbjörns däniſche Streitgenoſſen flohen und erlangten ihr Geſicht erſt wieder, als ſie außerhalb der Strecke ſich befanden, über die der Rohrſtengel gefahren war. Styrbjörn, der, auch erblindet, ſtehen geblieben, wurde mit allen ſeinen Kriegern erſchlagen. Dieß Speerwerfen über ein feindliches Heer, wodurch dasſelbe dem Verderben geweiht wird, kommt auch ſonſt im Norden vor (Sagabibliothek III, 145. Rechtsalterth. 59, 29) und hat wohl ſein mythiſches Vorbild darin, daß Odin am Ende des goldnen Alters, zum erſten Heerſtreite den Speer auswarf (Völuſpa 28. Edda Sæm. 5).

Die nordiſche Sage und die Stelle bei Tacitus kommen ſich wechſelſeitig erklärend entgegen. Zur Vollſtändigkeit jener gehört es offenbar, daß Erik nicht bloß ſich, nach Ablauf von 10 Jahren, ſondern, wie die Hermunduren, das ganze feindliche Heer, wenn ihm der Sieg würde, dem Gotte weiht, und deſſen iſt der Speerwurf das Zeichen. Die angeführten Gelübde Haralds und Sivards, welche die Seelen aller ihnen Unterliegenden dem Odin verſprechen, dienen zur Beſtätigung. Auf der andern Seite erhält die Erzählung des Tacitus nicht nur ihr unverkennbares Gegenbild in der nordiſchen Sage, ſondern es wird nun auch erklärlich, wie Mercur, der Erfinder aller Künſte nach Cäſars Bezeichnung, nun auf einmal, gegen den römiſchen Begriff von ihm, auch als Schlachtengott erſcheinen kann; denn iſt Mercur Odin, ſo vereinigt ja dieſer beiderlei Eigenſchaften in ſich und eben auf Odin paſst auch der ſchon bemerkte Umſtand, welcher wieder nicht der römiſchen Anſicht von Mercur entnommen ſein kann, daß er von allen Göttern am höchſten verehrt wird (deorum maxime Mercurium colunt).

Das Gelübde der Hermunduren war aber nicht bloß an Mercur, ſondern auch an Mars gerichtet (diversam aciem Marti ac Mercurio sacravere). Hierüber ließen ſich nun verſchiedene Vermuthungen aufſtellen. Hat nicht etwa jenes Zuſammentreffen der Eigenſchaften des Mercur und des Kampfgottes in Odin den Tacitus irre gemacht und veranlaßt, den einen Gott doppelt, den Odin als Mars und Mercur zu bezeichnen? denn auffallend iſt doch, daß derſelbe Schriftſteller, den wir im 9ten Capitel der Germania den Mercur als den verehrteſten der germaniſchen Götter hervorſtellen hörten, an einem andern Orte den gleichen Vorrang dem Mars einräumt. Histor. B. IV, Cap. 64 läßt er einen Geſandten der Tencterer ſo zu den ſtammverwandten Agrippinenſern ſprechen: Rediisse vos in corpus nomenque Germaniæ, communibus deis, et præcipuo deorum Marti grates agimus. Oder dürfen wir ein Misverſtändnis in der Art vermuthen, daß, da das Gelübde beiderſeitig war, die Hermunduren nicht dem Mars und Mercur zugleich, ſondern ſie dem einen, die Katten aber dem andern Gotte das Opfer zugeſagt, wie in der nordiſchen Erzählung Styrbjörn dem Thor opfert und Erik ſich an Odin wendet und wie auch ſonſt in den Sagen des

Nordens Odin und Thor einander gegenüberſtehen? Solche Fragen mögen ſich in Beziehung auf die beſondre Stelle der Annalen allerdings aufdrängen, aber immerhin bleibt Mars als ein weiterer, von Mercur unterſchiedener Gott beſtimmt genug herausgeſtellt.

Im 9ten Capitel der Germania, wovon wir ausgegangen, heißt es, nachdem von Mercur, als dem verehrteſten der Götter, die Rede war: Herculem ac Martem concessis animalibus placant. Auch der Norden hat neben dem Heer- und Siegvater Odin noch einen beſondern Kriegsgott, Tyr, einen Sohn Odins. In Ermanglung näherer Vergleichungspunkte muß jedoch dahingeſtellt bleiben, ob dieſer für den Mars des Tacitus anzunehmen ſei. (Vgl. Mone II, 29.) Ebenſowenig läßt ſich über den Hercules ſagen, den dieſer Hiſtoriker hier als den zweiten in der Reihe germaniſcher Götterweſen aufführt. Er gedenkt deſſelben ſchon Cap. 3:

> Fuisse apud eos et Herculem memorant, primumque omnium virorum fortium, ituri in prœlia, canunt;

wo jedoch Hercules mehr in der Eigenſchaft eines Helden (viri fortis), als eines Gottes erſcheint. Seiner geſchieht ferner Cap. 34 Erwähnung, nach der Beſchreibung des Gebiets der Frieſen:

> Ipsum quin etiam Oceanum illa tentavimus, et superesse adhuc Herculis columnas, fama vulgavit; sive adiit Hercules, seu, quicquid ubique magnificum est, in claritatem ejus referre consensimus. Nec defuit audentia Druso Germanico: sed obstitit Oceanus, in se simul atque in Herculem inquiri. Mox nemo tentavit: sanctiusque ac reverentius visum, de actis deorum credere, quam scire.

Endlich Annal. B. II, Cap. 12 finden wir einen dem Hercules heiligen Wald in der Weſergegend:

> Cæsar [Germanicus] transgressus Visurgim indicio perfugæ cognoscit delectum ab Arminio locum pugnæ: convenisse et alias nationes in silvam Herculi sacram ausurosque nocturnam castrorum oppugnationem.

Daß Tacitus den Hercules bald als Heros und bald als Gott bezeichnet, mag im antiken Mythus beruhen, nach welchem der Heros zum Lohne ſeiner Thaten unter die Götter aufgenommen wurde. Ihm würde unter den nordiſchen Göttern am nächſten Thor, der ſtärkſte der Aſen[1], verwandt ſein, der, gleich ihm, Rieſen und Ungeheuer bezwingt und mit dem furchtbaren Hammer, wie Hercules mit der Keule, zermalmt, der ſeine Fahrten in das fernſte Utgard, die Heimath der Eis- und Steinrieſen, erſtreckt und von dort nach der großen Erdſchlange in das Meer hinausrudert. Daß die Sagen vom germaniſchen Hercules lebendiger Art waren, läßt ſich aus der beſondern Angabe ſchließen, wonach von ihm geſungen, und zwar beim Vorſchritt in die Schlacht geſungen wurde, Cap. 3: Ituri in prœlia canunt. Im Ganzen aber iſt es für uns nicht minder ſchwierig, als für Druſus, dem Hercules nachzuſpüren.

---

[1] Vgl. Mone II, 30.

Auch der Iſis, welche noch im Cap. 9 genannt wird, vermögen wir nicht den Schleier zu lüften. Tacitus bemerkt, daß ein Theil der Sueven ihr opfre und fügt hinzu:

> Unde causa et origo peregrino sacro, parum comperi, nisi quod signum ipsum, in modum liburnæ [eines liburniſchen, dalmatiſchen Schiffes] figuratum, docet advectam religionem.

Nur ein gottesdienſtliches Symbol, in Form eines Schiffes, das an das ſogenannte navigium Isidis[1] erinnerte, ſcheint dem Tacitus oder dem Erzähler, dem er folgte, die ägyptiſche Göttin zugeführt zu haben; denn Götterbilder, woraus eine Ähnlichkeit hätte entnommen werden können, waren, nach der unmittelbar angehängten Bemerkung, bei den Germanen nicht gebräuchlich. Konnte nun Tacitus Urſache und Urſprung der Verehrung dieſer vermeintlich fremden Göttin nicht erfahren, ſo ſind wir nicht im Stande, ihr wirkliches Weſen zu erkennen. Das angegebene Symbol bietet keine deutliche Beziehung zu einer der bekannten Göttinnen des Nordens dar. (Vgl. Rühs 284 f. Mone II, 31.) Überhaupt aber iſt ſelbſt der Verſuch, für Gottheiten, von denen ſo wenig Näheres beſagt wird, Beziehungen zur nordiſchen Mythologie anzuknüpfen, nur dann für gerechtfertigt anzuſehen, wenn ſich wirklich ſchon bei andern auffallendere Ähnlichkeiten ergeben haben. Dieſes war nach dem Bisherigen am meiſten zwiſchen dem Mercur des Tacitus und dem Aſen Odin der Fall.

Dahin rechnen wir nun noch weiter, was Germania Cap. 8 von der religiöſen Verehrung der Frauen gemeldet wird:

---

[1] Nitſch, Mytholog. Wörterb. 1168b: „Dieſes Feſt [navig. Is.] war eine feierliche Proceſſion, wodurch man bei der Wiedereröffnung der Schiffahrt der Göttin das erſte Schiff weihete.“

> Inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant [feminis]; nec aut consilia earum aspernantur, aut responsa negligunt. Vidimus sub divo Vespasiano Veledam, diu apud plerosque numinis loco habitam, sed et olim Auriniam et complures alias venerati sunt; non adulatione, nec tanquam facerent deas.

Viele Stellen der Alten beſtätigen dieſen Glauben der Germanen an die höhere Begabung der Frauen. Derſelbe erweiſt ſeinen Einfluß in den wichtigſten Unternehmungen der germaniſchen Völker. Die geſchichtlichen Zeugniſſe beginnen bei den blutigen Weiſſagerinnen der Cimbern, welche Strabo im 7ten Buch ſeines geographiſchen Werkes beſchreibt. Sie ſchreiten vor zu den Frauen im Heere Arioviſts, die, um den Beginn der Schlacht befragt, ſolche vor dem Neumond widerrathen. Davon ſagt Cäſar de bell. gall. B. I, Cap. 50:

> Cum ex captivis quæreret Cæsar, quamobrem Ariovistus prœlio non decertaret, hanc reperiebat causam, quod apud Germanos ea consuetudo esset, ut matres familias sortibus et vaticinationibus declararent, utrum prœlium committi ex usu esset, nec ne; eas ita dicere: non esse fas Germanos superare, si ante novam lunam prœlio contendissent. (Vgl. Germania C. 11.)

Die Art der Wahrſagung dieſer weiſen Frauen gibt Plutarch im Leben Cäſars an: ſie ſchauten in die Wirbel der Ströme, merkten auf die Kreiſe und das Rauſchen der Bäche und ſangen daraus die Zukunft. Die Geltung der deutſchen Seherinnen war ſo verbreitet, daß ſelbſt römiſche Kaiſer ſie hochhielten. Sueton im Vitell. Cap. 14:

> Suspectus et in morte matris fuit, quasi ægræ præberi cibum prohibuisset: vaticinante Catta muliere, cui velut oraculo acquiescebat, ita demum firmiter imperaturum, si superstes parenti extitisset.

Von Domitian wird in Excerpt. e Dion. S. 761 erzählt, wie er einen König der Semnonen, des ſueviſchen Hauptſtammes, und die Jungfrau Ganna, welche nach Veleda als Weiſſagerin aufgetreten, ehrenvoll empfangen habe.

Von all den geſchichtlichen Beiſpielen aber zeigt ſich an keinem ſo klar und beziehungsreich das Verhältnis jener heilig geachteten Frauen, als an der eben genannten Veleda, von der Tacitus im angeführten Cap. 8 ſpricht:

Vidimus sub divo Vespasiano Veledam [1], diu apud plerosque numinis loco habitam,

und von der er in den Hiſtorien (B. IV und V) ausführlicher handelt. Die Nachrichten, die er von ihr und dem mit ihr verbundenen Helden Civilis gibt, liefern uns, wenn ſie zuſammengeſtellt werden, ein merkwürdiges Bild germaniſchen Lebens und Glaubens.

Der Bataver Civilis, aus königlichem Stamm entſproſſen (Hist. IV, 13: regia stirpe), verſammelt ſeine Landesgenoſſen im heiligen Haine, bei nächtlichem Mahl und läßt ſie ſchwören, das Joch der Römer abzuwerfen (B. 4, Cap. 14).

Civilis primores gentis et promptissimos vulgi, specie epularum, sacrum in nemus vocatos, ubi nocte ac lætitia incaluisse videt, a laude gloriaque gentis orsus, injurias et raptus et cetera servitii mala enumerat. C. 15: Magno cum assensu auditus, barbaro ritu et patriis exsecrationibus universos adigit.

Aus Wäldern und Hainen werden die Feldzeichen, Gebilde wilder Thiere, hervorgeholt:

C. 22: Hinc veteranarum cohortium signa, inde deromptæ silvis lucisque ferarum imagines, ut cuique genti inire prœlium mos est.

Germania C. 7: Effigiesque et signa quædam, detracta lucis, in prœlium ferunt.

Civilis ſelbſt thut, als er zuerſt die Waffen ergreift, nach altem germaniſchem Brauch, das Gelübde, ſich die röthlichen Haare wachſen zu laſſen, bis er einen Sieg erfochten:

B. IV, C. 61: Civilis barbaro voto, post cœpta adversus Romanos arma, propexum rutilatumque crinem, patrata demum cæde legionum, deposuit.

Von dieſem germaniſchen Gebrauche, barbaro voto, der beſonders bei den Katten im Schwange war, ſpricht Tacitus umſtändlicher in der Germania Cap. 31:

Et aliis Germanorum populis usurpatum rara et privata cujusque audentia, apud Chattos in consensum vertit; ut primum adoleverint, crinem barbamque summittere, nec nisi hoste cæso, exuere votivum obligatumque virtuti oris habitum. Super sanguinem et spolia revelant frontem, seque tum demum pretia nascendi retulisse, dignosque patria ac parentibus ferunt. Ignavis et imbellibus manet squalor. Fortissimus quisque ferreum insuper annulum (ignominiosum) id genti, velut vinculum gestat, donec se cæde hostis absolvat.

---

[1] Stat., Sylv. Velĕdæ; Dio Cass. l. c. (67, 5) μετὰ τὴν Βελῆδαν.

Die Bataver, denen Civilis angehörte, waren den Katten ſtammverwandt: B. IV, Cap. 12: Batavi, donec trans Rhenum agebant, pars Cattorum. (Vgl. Germania Cap. 29.)

Im nordiſchen Mythus hat der Gott Vali nicht die Hände gewaſchen, noch das Haupt gekämmt, bevor er den Tod ſeines Bruders Baldur gerächt (Völuſpa Str. 38. Edd. Sæm. 6. Vegt. Qv. Str. 16. Ebend. 95. Hyndl. l. Str. 28. Ebend. 117. Über die Sitte vgl. Mascou I, 127. N. 1. 491. N. 2ª. II, 182. Nr. 4ᵇ).

Dem Helden Civilis zur Seite nun ſteht Veleda, eine Jungfrau vom Volke der Brukterer, weit umher mächtig und nach germaniſcher Sitte verehrt; ſie hat den Deutſchen Heil, den Legionen Verderben geweiſſagt und aus der Erfüllung dieſes Ausſpruches erwächſt ihr Anſehn:

B. IV, C. 61: Ea virgo, nationis Bructeræ, late imperitabat: vetere apud Germanos more, quo plerasque feminarum fatidicas et augescente superstitione arbitrantur deas. Tuncque Veledæ auctoritas adolevit: nam prosperas Germanis res et excidium legionum prædixerat. (Vgl. B. V, C. 25; Germanorum feminas.)

Ihr wird der gefangene Legat Lupercus zum Geſchenke beſtimmt, ihr von den römiſchen Schiffen, welche bei nächtlichem Überfall auf dem Rhein erbeutet worden, das mit dem Fähnlein des Prätors, die Lippe hinauf, zugeführt. (B. IV, Cap. 61. B. V, Cap. 22.) Civilis und Veleda werden ſtets zuſammen genannt. Ihnen ſchickt man Geſandte mit Geſchenken zu, um Bündniſſe bei ihnen zu feſtigen; doch iſt es nicht geſtattet, die Jungfrau zu ſehen, ſie wohnt hoch auf einem Thurme, ein Auserwählter ihrer Verwandtſchaft iſt der Vermittler ihrer göttlichen Ausſprüche:

B. IV, C. 65: Agrippinenses respondent: Arbitrum habebimus Civilem et Veledam, apud quos pacta sancientur. Sic lenitis Tencteris, legati ad Civilem et Veledam missi cum donis, cuncta ex voluntate Agrippinensium perpetravere. Sed coram adire alloquique Veledam, negatum; arcebantur aspectu, quo venerationis plus inesset. Ipsa edita in turre; delectus e propinquis [vgl. B. IV, C. 24] consulta responsaque, ut internuntius numinis, portabat.

Späterhin jedoch ſcheint Veleda von ihren Landsleuten (vielleicht von Civilis ſelbſt) den Römern als Preis des Friedens ausgeliefert worden zu ſein (Hist. V, 25). Die verlorenen Bücher der Hiſtorien enthielten ohne Zweifel ihr Ende (Paſſow 94). Daß ſie in römiſche Gefangenſchaft gerieth, zeigt noch eine hingeworfene Äußerung des Statius, Sylvæ B. 1, Cap. 4, V. 90: Captivæque preces Veledæ u. ſ. w. (Vgl. Rühs 259). Auf die Gefangene und nach Rom Geführte mag ſich wohl auch der Ausdruck des Tacitus (Germania Cap. 8) beziehen: Vidimus [sc. nos Romani] sub divo Vespasiano[1] Veledam, diu apud plerosque numinis loco habitam; da ſonſt, erwähntermaaßen, keine Spur vorhanden iſt, daß er jemals ſelbſt in Deutſchland geweſen.

Bei den Völkern des heidniſchen Nordens fanden wir gleichfalls den Glauben herrſchend, daß die weibliche Seele ein klarer Spiegel höherer Offenbarungen ſei. Sie hatten ihre Volen oder Weiſſagerinnen, die noch in der hiſtoriſchen und chriſtlichen Zeit in großem Anſehen erſcheinen. Sagenhafter iſt die Erſcheinung der Valkyrien, der Jungfrauen Odins, die er ausſendet, um die Geſchicke der Schlacht zu lenken und die Todten zu küren, wovon ſie eben den Namen haben (valr, strages; kjöra, eligere). Sie walten über Sieg und Tod, in Valhall aber reichen ſie den Einherien das Trinkhorn. Bald ſtellen ſie ſich als völlig mythiſche Weſen dar, bald aber auch, in den heroiſchen Liedern und Sagen, ſind ſie irdiſche Jungfrauen, von Odin beſeelt, die den ſchlummernden Heldengeiſt der Jünglinge wecken, ihren Günſtlingen Rath und Lehre geben und in der Schlacht ſchirmend ſie umſchweben. Helmgeſchmückt, Flammen auf der Lanzenſpitze, leuchtend durch die Nacht, auf Wolkenroſſen, kommen ſie durch die Luft geritten, auch als Schwäne rauſchen ſie daher; überall nehmen ſie den Flug, der einer bloß geiſtigen Gegenwart am nächſten kommt. Die berühmteſten Sagenhelden haben ihre Valkyrien; Sigurds Valkyrie iſt Brynhild, Helgis Svava u. ſ. w. Erwägt man nun die genaue Verbindung des Helden Civilis mit der göttlich verehrten, krieglenkenden Jungfrau Veleda, ſo legt ſich der Gedanke nahe, daß, nach germaniſchen Begriffen, ſie die Valkyrie des bataviſchen Helden geweſen ſei.[2] Die Völſungaſaga erzählt (Cap. 32),

[1] Vgl. Rühs 52.

[2] [Vgl. Schriften I, 132 f. K.]

daß Sigurd, als er bei den Verwandten Brynhilds verweilte, einſt ſeinem entflogenen Habicht auf einen hohen Thurm nachſtieg und unvermuthet durch ein Fenſter desſelben Brynhilden ſelbſt erblickte, wie ſie in ein goldenes Gewebe ſeine vollbrachten Thaten wirkte. Man will in dieſer Erzählung, wovon die Eddalieder nichts enthalten, einen ſpätern Zuſatz, im Geſchmacke der Ritterdichtung, erkennen. Gleichwohl iſt ein altnordiſcher Anlaß nicht durchaus abzuſtreiten, wenn man ſich hier in Brynhild die ſchickſalwebende Valkyrie denkt; und auf ähnliche Weiſe erſcheint auch Veleda in einem Thurme (edita in turre), und einer ihrer Verwandten (electus e propinquis) verkündet ihre Rathſchläge (consulta responsaque, ut internuntius numinis, portabat). In dem Befreiungskriege des Civilis liegen einſt die Heere, nach hartnäckigem Kampfe den Tag der Entſcheidung erwartend, ſich nächtlich gegenüber. Bei den Germanen, erzählt der Geſchichtſchreiber, ward die Nacht mit lautem Geſange hingebracht:

Histor. B. V, Cap. 15: Nox apud barbaros cantu aut clamore, nostris per iram et minas acta.

Sollte nun in dieſer erwartungsvollen Nacht die ſchickſalskundige Lenkerin des Krieges nicht vor die Seele der Tapfern getreten, nicht in ihren Liedern gefeiert worden ſein? mochte nicht, wenn die Lüfte rauſchten oder das Gewölk erglänzte, die Gegenwart Veledas, der Valkyrie des geprieſenen Civilis, geahnt werden?

Die Schrift des Tacitus über Germanien theilt ſich in der Art in zwei nicht völlig gleiche Hälften, daß er in den vordern 27 Capiteln vom Urſprung und den Sitten der Germanen im Allgemeinen, in den weitern 19 Capiteln von den beſondern Völkerſtämmen handelt. Doch iſt dieſe Scheidung, was unſern Gegenſtand betrifft, nicht ſo ſtreng durchgeführt, daß nicht z. B. Cap. 9 von den Iſisopfern, als bei einem Theile der Sueven üblich, die Rede wäre. Einer weiteren Gottheit, welche gleichfalls bei einem Theil der Sueven, demjenigen nemlich, der ſich mehr ins abgelegene Germanien (Cap. 41: in secretiora Germaniæ) erſtrecke, verehrt ſei, wird Cap. 40 ausführlicher gedacht. Nachdem hier dieſe ſueviſchen Stämme, Langobardi, Reudigni, Aviones, Anglii, Varini, Eudoses, Suardones, Nuithones, aufgezählt worden, heißt es von ihnen:

Nec quicquam notabile in singulis, nisi quod in commune Nerthum, id est, Terram matrem, colunt, eamque intervenire rebus hominum, invehi populis arbitrantur. Est in insula Oceani castum nemus, dicatumque in eo vehiculum, veste contectum, attingere uni sacerdoti concessum. Is adesse penetrali deam intelligit, vectamque bubus feminis multa cum veneratione prosequitur. Læti tunc dies, festa loca, quæcunque adventu hospitioque dignatur; non bella ineunt, non arma sumunt; clausum omne ferrum; pax et quies tunc tantum nota, tunc tantum amata, donec idem sacerdos satiatam conversatione mortalium deam templo reddat. Mox vehiculum et vestes, et, si credere velis, numen ipsum secreto lacu abluitur. Servi ministrant, quos statim idem lacus haurit. Arcanus hinc terror sanctaque ignorantia, quid sit illud, quod tantum perituri vident.

Für den Namen der Gottheit, von der dieſes Capitel ſpricht, hat Paſſow (S. 64) die Lesart Nerthum als die echte der Handſchriften wiederhergeſtellt. (Vgl. Rechtsalterth. 263. J. Grimm, Göttingiſche Anzeigen 1830. N. 28. S. 272.) Herthum und, um das Wort mit dem folgenden Terram matrem noch beſſer in Einklang zu bringen, Hertham ſind bloße Conjecturen. In der Erkärung von Nerthus aber ſtimme ich denjenigen bei, welche darin den Gott Njörd des nordiſchen Mythus erkennen[1]. (Das geſchloſſene deutſche ë entſpricht auch ſonſt dem nordiſchen iö; iörd, ahd. ërda; biörn, mhd. bër. Gramm. III. 352.) Wer zuerſt dieſe Anſicht aufgeſtellt, weiß ich nicht anzugeben. In neueſter Zeit findet man ſie bei Kufahl (die Geſchichte der Deutſchen bis zur Gründung der germaniſchen Reiche im weſtlichen Europa, Th. I. Berlin 1831. S. 75. 413 f.) und zwar darauf begründet, daß Njörd wie Nerthus als die Gottheit des Friedens, der Eintracht und des Überfluſſes gefeiert worden. Dieſe allgemeine Ähnlichkeit kann jedoch viel ſpecieller dargethan werden, wie ich es im Folgenden verſuche.

Geht man von jener bezeichnenden Stelle bei Tacitus aus, daß die Gottheit Nerthus zu gewiſſen Zeiten von ihrem Prieſter auf einem mit Kühen beſpannten Wagen umhergeführt werde und daß alsdann überall Friede und feſtliche Freude herrſche,

---

[1] [Vgl. Grimms deutſche Mythologie S. 197. 230 f. Maack in Pfeiffers Germania 4, 409. K.]

(læti tunc dies, festa loca, quæcunque adventu hospitioque dignatur; non bella ineunt, non arma sumunt; clausum omne ferrum; pax et quies tunc tantum nota, tunc tantum amata),

ſo vergegenwärtigt uns dieß die alten, nordiſchen Sagen von einer goldenen Friedenszeit.

In Dänemark hieß dieſelbe Frodis Friede (Fróda-fridur); denn der Herrſcher dieſes Friedensalters war der Lethrakönig Frodi, eben davon auch Friedfrodi (Fridfródi) genannt. Von dieſem Frodisfrieden iſt in der nordiſchen Sagengeſchichte [oben S. 99 ff. K.] ausführlich gehandelt worden. Ich hebe hier nur aus, was für unſern jetzigen Zweck nöthig iſt.

Kein Mann [ſagt die Skalda Sn. Edd. S. 146] fügte da dem andern Schaden zu, mochte er auch den Mörder ſeines Vaters oder Bruders, los oder gebunden, vor ſich finden. Da war auch kein Dieb oder Räuber, ſo daß ein Goldring lang auf Jalangursheida [in Jütland] lag.

Man hat dann, auf gelehrterem Wege, den Frieden unter Frodi mit dem unter Kaiſer Auguſtus, während deſſen Chriſtus geboren wurde, für gleichzeitig angenommen. Beachtenswerth iſt aber insbeſondre noch, was Saxo (Hist. Dan. B. V, S. 144) vom Herumführen dieſes Königs nach ſeinem Tode meldet. (Er unterſcheidet mehrere Dänenkönige des Namens Frotho, unter denen derjenige, welchen die nachfolgende Stelle betrifft, der dritte iſt; wir haben aber geſehen, daß ihrer mehrere in dem mythiſchen Charakter des Friedenskönigs zuſammenfallen.)

Hic Frothonis toto orbe clarissimi regis excessus fuit. Hujus egestis visceribus salitum corpus triennio proceres asservandum curabant, provinciarum defectionem vulgato regis exitu formidantes, mortemque ejus ob hoc maxime clam exteris esse cupientes, ut vitæ simulatione propagati jampridem imperii terminos tuerentur, pristinaque ducis autoritate subnixi, consuetam a subjectis pensionem elicerent. Deportabatur itaque ab eis exanimum corpus, ut jam non funebri lecto, sed regali vehiculo gestari videretur, tanquam invalido seni nec satis virium compoti id muneris a milite deberetur. Tantum magnificentiæ etiam extincto ab amicis tributum est.

So zeigt ſich uns zwiſchen Nerthus und dem ſagenhaften Könige Frodi eine doppelte Beziehung: beide ſind friedebringende Weſen und beide werden auf einem Wagen unter dem Volke umhergeführt. Der Erzählung Saxos vom Herumführen der Leiche Frodis liegt ohne Zweifel die Erinnerung an einen alten Gebrauch der heidniſchen Zeit zu Grunde; daß man durch ſolche Täuſchung das Reich zuſammenzuhalten und die Entrichtungen der Unterthanen ferner beizutreiben beabſichtigt habe, trägt das Gepräge ſpäterer Erklärung einer Feierlichkeit, deren Sinn nicht mehr verſtanden wurde. Auch ſcheint Saxo ſelbſt zu ſchwanken, indem er am Ende mehr auf eine dem Könige damit erwieſene Ehre hindeutet.

Ganz Ähnliches aber, was in däniſcher Sage vom Könige Frodi, wird in ſchwediſcher vom Gotte Freyr berichtet, ob gleich auch hier der Gott zum Menſchen umgewandelt erſcheint.

Eine der drei Hauptklaſſen nordiſcher Götterweſen bilden die Vanen, die freundlichen Naturkräfte des Lichtes und der Wärme, und damit die Geber der Fruchtbarkeit und des Reichthums, überhaupt aller äußern Wohlfahrt. In die Gemeinſchaft der geiſtigern Aſen ſind ſie nur aufgenommen, nicht gleichen Urſprungs mit dieſen. Auf der andern Naturſeite aber ſtehen ihnen die Jöten, die Mächte der Finſternis und Kälte, gegenüber. Die vaniſchen Hauptgötter nun ſind Njörd und deſſen Kinder, Freyr und Freya.

Freyr insbeſondre waltet, wie die proſaiſche Edda ſagt (Sn. Edd. 28), über Regen und Sonnenſchein und damit über die Erdgewächſe; er iſt gut anzurufen um Jahresſegen und Frieden.

Die Ynglingaſaga (der vorderſte Theil der Heimskringla, des im 13ten Jahrhundert von Snorro Sturleſon in altnordiſcher Sprache zuſammengetragenen Geſchichtwerks über den Urſprung und die Geſchichte der norwegiſchen Könige) macht die Götter des Nordens überhaupt zu irdiſchen Herrſchern. So läßt ſie über Schweden, nach Odin und Njörd, den Sohn des letztern, Freyr, herrſchen. (Der Gott Freyr wurde in Schweden beſonders verehrt und von ihm leiteten die Upſalakönige, nach ſeinem Beinamen Yngvi Ynglinger genannt, ihren Urſprung ab.) Im 12ten Cap. dieſer Saga nun wird von Freyr u. A. geſagt (1, 12):

> Er war ſehr geliebt und ein Geber guter Jahre, wie ſein Vater. In ſeinen Tagen begann Frodis Friede; da war auch gute Zeit in allen Landen. Die Schweden rechneten das Freyrn zu und er war um ſo viel mehr verehrt, als andre Götter (goðin), da in ſeinen Tagen das Volk des Landes reicher, als vorher, durch Frieden und Jahresſegen war. Freyr ward krank und als

ſeine Krankheit zunahm, wurden ſie zu Rathe, wenige Leute zu ihm kommen zu laſſen. Sie bauten einen großen Hügel und machten eine Thüre dran und drei Fenſter. Als nun Freyr todt war, trugen ſie ihn heimlich in den Hügel und ſagten den Schweden, er lebe noch, und verwahrten ihn dort drei Winter. Alle Schatzung aber brachten ſie in den Hügel; zum einen Fenſter hinein das Gold, zum andern das Silber und zum dritten die Kupfermünzen; da war gutes Jahr und Friede. (Cap. 13.) Als aber nun alle Schweden wuſten, daß Freyr todt war und gutes Jahr und Friede beſtand, glaubten ſie, es würde ſo bleiben, ſo lange Freyr in Schweden wäre, wollten ihn nicht verbrennen, nannten ihn den Gott der Welt und opferten ihm alle Zeit hernach um Jahrgewächs und Frieden.

(Auch Frodi hat, nach däniſcher Volksſage, große Schätze in ſeinem Grabhügel und um ſeinen Hals hängt eine Goldkette, deren andres Ende um des Königs Zehen befeſtigt iſt. Thiele, danske Folkeſ. D. I. Kopenhagen 1819. S. 20 f. 166.)

Wie aber Frodi noch immer im Wagen umhergeführt wurde, ſo geſchah es auch Freyrn.

Davon findet ſich bei der Saga des Königs Olaf Tryggvaſon (des Bekehrers von Norwegen am Schluſſe des 10ten Jahrhunderts eine merkwürdige Erzählung folgenden Inhalts (Sagabibl. III, 264 ff., deutſch in Bragur II, 143 ff.):

Gunnar Helmingr, ein Norweger, den man eines Todſchlags wegen fälſchlich im Verdacht hatte, entfloh deshalb aus ſeinem Vaterlande nach Schweden. Hier wurde dazumal viel geopfert, beſonders dem Freyr. Der böſe Geiſt ſprach aus dem Götzenbilde. Das Volk glaubte, Freyr ſei lebendig, und verſchaffte ihm das ſchönſte Mädchen zur Frau. Sie ſtand dem Gotteshauſe vor und Allem, was dazu gehörte. Zu ihr nahm Gunnar ſeine Zuflucht, ſie war ihm gewogen, bemerkte jedoch, daß Freyr nicht mit Freundesaugen auf ihn ſah. Sie ließ ihn erſt drei Tage bleiben, dieſe wurden zu vierzehn, und je länger Gunnar blieb, um ſo beſſer war er gelitten. Endlich geſtattete ſie ihm, den Winter über zu verweilen und mit Freyr auf Gaſtgebote auszuziehen; denn Freyr wurde umhergeführt, um gutes Jahr zu ſchaffen. Freyr und ſeine Frau ſaßen im Wagen und ihr Dienſtvolk gieng an deſſen Seite. Als ſie nun einen weiten Weg über's Gebirge machten, fiel ſtarkes Unwetter ein. Gunnar blieb beim Wagen, das übrige Gefolge zerſtreute ſich. Nachdem er eine Zeit lang die Ochſen geführt hatte, ward er müde, ſetzte ſich in den Wagen und ließ die Thiere ſelbſt gehen. Bald darauf ſagte die Frau zu ihm: „Thu' dein Geſchäft, oder Freyr kommt über dich!“ Gunnar gehorchte, als er aber wieder müde war, ſagte er, er wolle Freyrn ſchon empfangen, wenn dieſer über ihn käme. Da ſprang Freyr vom Wagen und ſie begannen zu ringen. Gunnar merkte bald, daß er erliegen müſſe, und that das Gelübde, zum rechten Glauben zurückzukehren und Vergleich mit König Olaf zu ſuchen, wenn er dieſen Unhold zu überwinden im Stande ſei. Sogleich begann Freyr zu wanken, der böſe Geiſt fuhr aus dem Bilde und die leere Geſtalt blieb zurück, welche Gunnar in Stücke ſchlug. Er hieß nun die Frau wählen; entweder würde er ſie hier ſitzen laſſen, oder ſie ſollte ihn für Freyr ausgeben. Sie wählte das Letztere. Gunnar zog nun Freyrs Kleidung an und ſo kamen ſie in's bewohnte Land. Die Leute ſahen es für einen großen Beweis von Freyrs Macht an, daß er in ſolchem Wetter über's Gebirg gekommen war und daß er eſſen und trinken konnte. Den ganzen Winter über ſprach Freyr nur wenig, außer mit ſeiner Frau, er wollte keine Opferthiere für ſich ſchlachten laſſen und kein andres Opfer annehmen, als Gold und Silber, gute Kleider und andre Koſtbarkeiten. Bald erfuhr man, daß Freyrs Frau in geſegneten Umſtänden ſei, und man hatte großes Gefallen an dieſem Gotte, indem zugleich der Winter gut war und Alles ſich zu einem günſtigen Jahre anließ. Das Gerücht von Freyrs Macht kam auch zu Olaf Tryggvaſon, der viel nachdachte, was wohl dahinter ſtecken möchte. Eines Tags ließ er Gunnars Bruder Sigurd holen, erzählte dieſem, wie er Verdacht habe, daß Gunnar Freyrs Rolle ſpiele; Sigurd ſolle zu ſeinem Bruder reiſen und ihn zur Rückkehr überreden, die er nun ſicher antreten könne, da man wiſſe, wer den Todtſchlag verübt habe. Sigurd vollführte den Auftrag des Königs. Gunnar entfloh alsbald mit ſeiner Frau und ſeinem Gelde. Die Schweden ſetzten ihnen nach, verirrten ſich aber und ſo kam Gunnar mit ſeiner Frau zu König Olaf, wo beide ſich taufen ließen.

Legt man in dieſer Erzählung zurecht, was beſonders die bei den chriſtlichen Bekehrern gangbare Anſicht, wonach die Götter des heidniſchen Alterthums leibhafte Teufel waren, Fabelhaftes eingemiſcht hat, ſo läßt ſich daraus doch ein unverwerfliches Bild vom Dienſte Freyrs in der letzten Zeit des nordiſchen Heidenthums entnehmen. Auch ſonſt ergeben die hiſtoriſchen Sagan, daß man dem Freyr opferte, um ein gutes Jahr zu erhalten, und daß nicht bloß Männer, ſondern auch Frauen dem Tempeldienſte deſſelben vorſtanden; Opferprieſterinnen dieſes Gottes werden beſonders genannt (Sagabibl. III, 267 f.).

Faßt man aber Alles zuſammen, was wir bisher über Freyr beigebracht, ſo zeigt ſich bei ihm die Ähnlichkeit mit dem Dienſte von Nerthus noch viel auffallender, als bei dem Dänenkönige Frodi. Was Tacitus von der ſueviſchen Gottheit ſagt, eamque intervenire rebus hominum, invehi populis arbitrantur, gilt ganz auch von Freyr. Wie dieſer mit ſeiner Prieſterin, ſo zieht der Prieſter mit Nerthus vom Heiligthum (penetrali, templo) aus; der Wagen, der die Gottheit trägt, iſt im Norden mit Ochſen beſpannt, bei Tacitus bubus feminis. Freyr wird den Winter über auf Gaſtgeboten umherbewirthet; læti tunc dies, festa loca, quæcunque adventu hospitioque dignatur, heißt es von Nerthus. Dieſe Feſteszeit über herrſchte ein Gottesfriede: non bella ineunt, non arma sumunt, clausum omne ferrum, pax et quies tunc tantum nota, tunc tantum amata; welches ganz der Beſchreibung von Fredis Frieden entſpricht. Die Schweden aber, ſagt die Ynglinga-Saga, rechneten dieſen Frieden Freyrn zu. Auch ſonſt heißt es von dieſem, daß er des Friedens walte. Im Frieden kann auch nur aller der Segen gedeihen, deſſen Geber er iſt. Die nordiſchen Sagen ſelbſt von einer goldenen Friedenszeit mögen jenem feierlichen, in beſtimmten Perioden (alle drei Jahre) ſtattgefundenen Umherfahren der ſegensreichen Gottheit, während deſſen wirklich ein Gottesfriede herrſchte, ihren Urſprung verdanken. Neben dem, was in den Erzählungen von Nerthus und Freyr zuſammentrifft, zeigt ſich allerdings auch Einiges nicht Ähnliche. Was Tacitus vom Waſchen der Gottheit im geheimen See berichtet, iſt an ſich keine Verſchiedenheit, die nordiſchen Berichte ſchweigen nur davon. Bedeutender erſcheint, daß Nerthus ausdrücklich als eine Göttin (dea, Terra mater) bezeichnet wird. Allein auch dieſer Umſtand wird kein entſcheidendes Hindernis ſein, wenn wir erwägen, daß Tacitus hier von Völkern ſpricht, deren Gebiete ſich nach ſeinem Ausdruck (Cap. 41) in secretiora Germaniæ erſtrecken, von denen alſo nur dunklere Kunde durchdringen mochte, daß die bedeutende Rolle, welche auch in jener nordiſchen Erzählung die Prieſterin ſpielt, ihn leicht verführen konnte, die Prieſterin zur Göttin und den Gott zum Prieſter umzuwandeln, und dieß um ſo eher, als ein Römer, der von einer Gottheit des Jahresſegens ſprechen hörte, dieſe ſich in römiſcher Anſicht am eheſten als eine weibliche Terra mater zu denken geneigt ſein muſte, daß endlich im Namen Nerthus ſogar noch die männliche Wortform übrig geblieben iſt, welche den Vereinigern des Textes ſo viel zu ſchaffen machte, und daß eben dieſe ſcheinbare Anomalie ſich durch unſre Annahme ſo natürlich erklärt.

Der Name Nerthus ſelbſt trifft, nach Obigem, zuſammen mit dem nordiſchen Njörd (Niördr). Dieſer iſt zwar nicht identiſch mit Freyr, aber er iſt deſſen Vater, er gehört derſelben Klaſſe an, iſt der Stamm der Vanengötter. Von ſeiner Regierung ſagt die Ynglinga-Saga Cap. 11 faſt das Nemliche, wie von der ſeines Sohnes:

> In ſeinen [Njörds] Tagen war durchaus guter Friede und Jahresſegen jeder Art, ſo reichlich, daß die Schweden deshalb glaubten, Njörd walte über das Jahr und über das Glück der Menſchen.

Man trank Njörds und Freyrs Becher für gutes Jahr und Frieden (Suhm, Od. 337 u.). Es war ein isländiſches Sprichwort: „reich wie Njörd“ (Lex. myth. S. 252). Daß einer ſeiner Beinamen, den die Skalda aufführt, Vagnagud, curruum s. vehiculorum numen war, was auf ähnliches Umherführen, wie bei Freyr, deuten könnte, laſſe ich dahingeſtellt ſein. (Ebend. 253ᵇ). Ob nun im Nerthus des Tacitus eine Verwechslung des Vaters mit dem Sohne ſtattgefunden, oder ob in früherer Zeit oder bei andern Völkerſtämmen ein ähnlicher Cultus für Njörd, wie der uns bekanntere von Freyr ſtattgefunden, läßt ſich freilich nicht mit Sicherheit entſcheiden. Da übrigens Njörd im altnordiſchen Mythus der Geber desjenigen Reichthums iſt, der vom Meere, von Schiffahrt und Fiſchfang herrührt, wie er denn in Noatun, der Waſſergegend, am Seeſtrande wohnt, wo er den Lauf des Windes regiert und das Meer ſtillt, ſo darf doch nicht unbemerkt bleiben, daß der Hain von Nerthus auf einer Meeresinſel iſt (in insula Oceani) und nachher die Gottheit in einem See gebadet wird (secreto lacu abluitur).

Über die Lage dieſer Inſel[1] iſt viel gerathen worden: das däniſche Seeland, der Mälarſee in Schweden, die Inſel Rügen u. ſ. w. Sie wird wohl, wie die untergegangene Atlantis, niemals wieder entdeckt werden.

Litterariſch iſt hier noch anzuführen:

Hertha und über die Religion der Weltmutter im alten Teutſchland. Von C. Karl Barth. Augsburg 1828.

---

[1] [Vgl. K. Maack, die Inſel der Nerthus, ein hiſtoriſch-antiquariſcher Verſuch, in Pfeiffers Germania 4, 385. Er ſucht die Inſel in der Oſtſee; es ſei die einſt vom Feſtlande abgeriſſene Oſtecke Holſteins, die damals mit der Inſel Fehmarn zuſammenhieng. K.]

Der Verfaſſer bemerkt (S. 2), daß er ſich der weiblichen Form Hertha nur als einer unſrer Redeart entſprechenden Abänderung bediene, indem nach der beſtimmten Erklärung des Tacitus die Bedeutung ſelbſt nicht zweifelhaft ſei. Der Plan der Schrift iſt ſehr weit angelegt und der Verfaſſer ſelbſt gibt die Gedankenreihe derſelben im Vorwort S. XII ff. ſo an: *** Abgeſehen von manchen gewagten Verbindungen und unhaltbaren Etymologieen, welche in der Ausführung dieſes Planes zu Hülfe genommen werden, fällt uns ſchon die Grundlage desſelben hinweg, wenn wirklich, wie wir zu zeigen verſucht, Nerthus mit Njörd für identiſch anzuſehen iſt. In dieſem und der ganzen Götterklaſſe, deren Haupt er iſt, den Vanen, erkennen wir zwar Naturweſen, aber keineswegs die Natur im Verein der höchſten phyſiſchen und geiſtigen Kraft. Die Fülle der geiſtigen Kraft lebt in den Aſen.

Einige weitere Gottheiten, deren Tacitus gedenkt, ſind wenigſtens anzuführen, wenn wir auch nichts zu ihrer Erklärung zu ſagen wiſſen. Annal. B. I, Cap. 50. 51 erzählt er, wie Germanicus die Marſen (in Weſtphalen) bei einem nächtlichen Feſtmahle überfiel (etenim attulerant exploratores festam eam Germanis noctem ac solemnibus epulis ludicram). Auf 50 Meilen weit wurde das Land mit Feuer und Schwert verwüſtet (profana simul et sacra et celeberrimum illis gentibus templum, quod Tanfanæ vocabant, solo æquantur, Cap. 52). Von dieſer Göttin Tanfana kommt ſonſt nirgends etwas vor. Es iſt ſelbſt bezweifelt worden, ob der Name den Ort oder die Gottheit bezeichne (vgl. Mone II, 18). Grimm nimmt Letzteres an (Einleitung XLIV[1]). Ein göttliches Brüderpaar wird Germania Cap. 43 namhaft gemacht:

> Apud Nahanarvalos [al. Naharvalos, ein Volk im innerſten Germanien] antiquæ religionis lucus ostenditur; præsidet sacerdos muliebri ornatu; sed deos, interpretatione romana, Castorem Pollucemque memorant; ea vis numini, nomen Alcis; nulla simulacra, nullum peregrinæ superstitionis vestigium; ut fratres tamen, ut juvenes venerantur.

Weder im nordiſchen Mythus, noch ſonſt in germaniſcher Sage, findet ſich etwas den hier geſchilderten Götterweſen oder dem angegebenen

---

[1] [Vgl. Grimms deutſche Mythologie S. 70. 226. 256. 1062. Grimms kleinere Schriften 2, 247. K.]

Namen derſelben Entſprechendes (vgl. Mone II, 25).[1] Was endlich Cap. 45 von der Verehrung der Mater Deûm bei den Äſtyern gemeldet wird, laſſen wir zur Seite, da Tacitus dieſes Volk der Sprache nach als ein nichtgermaniſches bezeichnet: lingua britannicæ propior.[2]

Mehreres berichtet dieſer Schriftſteller noch von gottesdienſtlichen Einrichtungen und Gebräuchen der Germanen, ſo Cap. 7 und 11 von der Gewalt ihrer Prieſter, Cap. 10 von ihren Auſpicien, Cap. 39 von dem heiligen Haine der Semnonen; allein für unſern Zweck hatten wir uns auf Dasjenige zu beſchränken, was auf die Beſchaffenheit des Göttermythus ſelbſt hinwies. Nicht beſonders erwähnt Tacitus des Glaubens der Germanen an die Fortdauer nach dem Tode, eines Glaubens, welcher der odiniſchen Lehre weſentlich iſt. Wohl aber bemerken ſonſt römiſche und griechiſche Schriftſteller der Kaiſerzeit an den Deutſchen verſchiedener Stämme als hervorſtechende Züge, wie ſie Verächter des Todes, Vergeuder ihres Lebens geweſen, wie ſie den Tod in der Schlacht für ruhmvoll, den auf dem Krankenlager für ſchmählich gehalten, wie ſie in Greiſenalter oder Krankheit ihre Verwandten um ſchleuniges Ende gebeten, wie ſie den geprieſenen Tod von eigener Hand der Gefangenſchaft vorgezogen, wie ſie verſtümmelt fortgefochten und noch im letzten Augenblicke trotzig umhergeſchaut, und als Urſache ſolcher Erſcheinungen wird angeführt, daß dieſe Barbaren eine Fortdauer nach dem Tode, eine Wiederkehr in das Leben geglaubt haben. Am bündigſten drückt dieß Lucan in folgender Stelle aus, die ſich jedoch auf die nördlichen Völker überhaupt, namentlich auch die galliſchen bezieht (Pharsal. I, 457):

. . . . . certe populi, quos despicit Arctos,
Felices errore suo, quos ille timorum
Maximus haud urget, leti metus; inde ruendi
In ferrum mens prona viris animæque capaces
Mortis, et ignavum rediture parcere vitæ.

---

[1] Paſſow S. 115: Alcis. Hæc numina intelligere videtur Timæus Siculus, apud Diodor. Sic. 4, 56 de Tyndaridis narrans, eos in præcipuo apud Celtas ad Oceanum honore fuisse. Nomen Alcis Antonius, interp. vernac. p. 186 recte derivare videtur e Slavico Holczy, pueri. Vgl. Gr. III, 428: goth. alhs, templum. [Grimms deutſche Mythologie S. 57. K.]

[2] Beziehen ſich etwa die formæ aprorum auf vaniſche Gottheiten, Freija, Freyr? Die Äſtyer werden als ackerbauend geſchildert.

Die Spuren der Götterſage laſſen ſich bei Tacitus nicht ganz von denen der Heldenſage ausſcheiden. Den Hercules fanden wir bald mit den Hauptgöttern Mercur und Mars durch Opfer verehrt (Cap. 9), bald als den erſten aller tapfern Männer beſungen (Cap. 3). An der letztern Stelle wird auch des Ulyſſes gedacht:

> Ceterum et Ulixem quidam opinantur longo illo et fabuloso errore in hunc Oceanum delatum, adisse Germaniæ terras, Asciburgiumque, quod in ripa Rheni situm hodie incolitur, ab illo constitutum nominatumque [Hier hat eine der älteſten Ausgaben, und die ihr folgen, eine Lücke, in welcher der von Ulyſſes dieſer Stadt gegebene Name geſtanden haben ſollte] aram quin etiam Ulixi consecratam, adjecto Laertæ patris nomine, eodem loco olim repertam, monumentaque et tumulos quosdam, græcis litteris inscriptos, in confinio Germaniæ Rhætiæque adhuc exstare. Quæ neque confirmare argumentis, neque refellere in animo est: ex ingenio suo quisque demat vel addat fidem.

Mit dieſem Verweiſen auf unſere eigene Einſicht ſind wir freilich in einer ſo dunkeln Sache wenig gefördert. Es handelt ſich übrigens an dieſer Stelle, ihrer ganzen Faſſung nach, nicht wie anderwärts von einer germaniſchen, römiſch gedeuteten Sage, ſondern von einer gelehrten Meinung einiger Berichterſtatter, welche Tacitus vor ſich hatte (quidam opinantur). Der Stadt Asciburgium am Niederrhein geſchieht auch Histor. B. IV, Cap. 33 bei den Kriegen des Civilis, ſowie von Ptolemäus, Erwähnung; was aber die Gelehrten veranlaßt haben mochte, ihre Gründung dem Ulyſſes zuzuſchreiben, würde ſich ohne Zweifel durch den Namen erklären, den er derſelben gegeben haben ſoll und der nun in der angezeigten Lücke ausgefallen iſt. Anſiedlungen und Denkmäler der Helden, die ſich aus der zerſtörten Troja flüchteten oder von der Eroberung nach Hauſe kehrten, glaubten die Alten überall zu finden; namentlich wollten ſie Altäre, von Ulyſſes errichtet, auch an andern Orten entdeckt haben (Rühs 138 bis 141). Spätere Ausleger haben Asciburg mit Asgard, der nordiſchen Aſen- oder Götterburg, und den Ulixes, Odyſſeus, Utis mit dem weitgefahrenen Odin für gleichbedeutend gehalten; allein abgeſehen davon, daß hier gar keine germaniſche Sage erweislich vorliegt, ſo heißt Asciburgium etymologiſch nichts anders als Eſchenburg, von asc masc. ahd., (askr, altn.) fraxinus, Eſche; auch in der Bedeutung „Schiff“, ein aus-Eſchenholz gezimmertes Fahrzeug (Grimm, Grammatik II, 448. III, 437. I, Einleitung XL. Vgl. Rühs 140 f. Mone II, 9 f.).

Wie einheimiſche, germaniſche Helden in Sang und Sage übergiengen, davon gibt Tacitus ein Beiſpiel an Armin[1], dem Befreier Germaniens, von welchem er Annal. B. II, Cap. 88 verſichert: caniturque adhuc barbaras apud gentes. Daſſelbe war vielleicht auch mit Civilis, dem Freunde Veledas, der Fall, der von Tacitus (Hist. B. IV, Cap. 61) inclitus fama genannt wird und in deſſen eigenem Heere die Nacht mit Geſang hingebracht wurde (Hist. B. V, Cap. 15).

Es ergab ſich aus dem Bisherigen, daß die Germanen von ihren Göttern und Helden geſungen haben. Den Gott Tuiſto und deſſen Sohn Mannus, ihre Stammväter, feierten ſie durch Lieder (Cap. 2: celebrant carminibus antiquis, quod unum apud illos memoriæ et annalium genus est). Den Hercules beſangen ſie, wenn ſie zur Schlacht auszogen (Cap. 3: ituri in prœlia canunt). Auch Arminius lebte bei ihnen im Geſange fort (Ann. l. c. caniturque adhuc barbaras apud gentes). Über den Schlachtgeſang wird jener Erwähnung des Singens von Hercules Cap. 3 unmittelbar Folgendes beigefügt:

> Fuisse apud eos et Herculem memorant, primumque omnium virorum fortium, ituri in prœlia, canunt. Sunt illis hæc quoque carmina, quorum relatu, quem barditum vocant, accendunt animos, futuræque pugnæ fortunam ipso cantu augurantur; terrent enim trepidantve, prout sonuit acies; nec tam voces illæ, quam virtutis concentus videatur. Affectatur præcipue asperitas soni et fractum murmur, objectis ad os scutis, quo plenior et gravior vox repercussu intumescat.

Die Worte „Sunt illis hæc quoque carmina“ u. ſ. w. können auf zweifache Weiſe genommen werden. Entweder: dieſe (die Geſänge von Hercules) ſind ihnen auch diejenigen, welche ſie zur Schlacht ſelbſt ſingen; oder: ſie haben auch (außer den Liedern von Hercules) noch andre, derjenigen Art, wodurch ſie den Muth entzünden; jene, die von

---

[1] Grimm, Gr. I, 1te Ausg. Einl. XXXIX.: „Arminius durch Hermann, Ariovistus durch Ehrenfeſt zu erklären, iſt nicht beſſer, als Canninefates durch Caninchenfänger.“ Ebend.: „Sodann muß man ſie [die germaniſchen Völker-, Örter- und Perſonennamen bei den Alten] durchgehends nicht aus der ſpätern Sprache, ſondern aus den älteſten einheimiſchen Denkmälern behutſam erläutern, wobei das Studium der althochdeutſchen Eigennamen in den Urkunden des 6ten bis 9ten Jahrhunderts große Hülfe gewährt.“

Hercules, ſingen ſie auf dem Wege zur Schlacht, ituri in prœlia, die andern beim Anbruche der Schlacht und während dieſer ſelbſt. Die letztere Erklärung, wonach von einer verſchiedenen Art der Lieder die Rede iſt, wird gewöhnlich angenommen und iſt wohl auch die ungezwungenere. Aber auch hiebei wird die Verſchiedenheit nicht ſowohl auf den Inhalt zu beziehen ſein (denn auch dieſe Schlachtgeſänge, da ſie doch nicht als bloßes Schlachtgeſchrei bezeichnet ſind, werden von Göttern und Helden gehandelt haben), als auf die Art des Vortrags, auf den relatus, quem barditum vocant. Dieſer ſollte ein möglichſt voller und ſtarker Klang ſein, für die Genoſſen ermuthigend, den Feinden Schrecken erregend; ihn zu verſtärken, wurden die Schilde als Reſonanz gebraucht. Der Klang ſelbſt war der Meſſer der Kampffreudigkeit im Heere: terrent enim trepidantve, prout sonuit acies; es waren nicht bloße Stimmen, ſondern Zuſammenklänge des kriegeriſchen Muthes: nec tam voces illæ, quam virtutis concentus videntur.

In der Beſchreibung des bataviſchen Krieges kommt nicht bloß jener nächtliche Geſang im Heere des Civilis vor, deſſen wir früher erwähnten (Hist. V, 15: nox apud barbaros cantu aut clamore acta), ſondern auch der Geſang in der Schlacht ſelbſt, wie er den Schlachtruf der Römer übertönt (Hist. B. IV, Cap. 18):

> Ut virorum cantu, feminarum ululatu, sonuit acies; nequaquam par a legionibus cohortibusque redditur clamor.

Deſſelben gedenkt Tacitus auch ſchon früher, bei den innern Kämpfen zwiſchen den Parteien des Otho und Vitellius, wo germaniſche Hülfstruppen auf letzterer Seite an dem vergeblichen Sturme auf Placentia (Piacenza) Theil nehmen, Histor. B II, Cap. 22:

> Ingerunt desuper [von den Mauern] Othoniani pila, librato magis et certo ictu, adversus temere subeuntes cohortes Germanorum, cantu truci et, more patrio, nudis corporibus, super humeros scuta quatientium.

Was den Namen betrifft, womit Tacitus dieſen germaniſchen Schlachtgeſang bezeichnet und zwar als mit einem bei ihnen ſelbſt gebräuchlichen, quem barditum vocant, ſo iſt die Lesart barditum zweifelhaft. Paſſow hat ſie zwar, als in mehreren Handſchriften vorkommend, in den Text aufgenommen, vermuthet aber in der Note, daß die ſonſt in den alten Ausgaben gebrauchte Lesart baritum die richtigere ſei[1]. Denn auch andre römiſche Schriftſteller, Vegetius (de re milit. 29) und Ammianus Marcellinus haben nicht barditus, ſondern barritus. Das Wort, das ſie als ein ſtrategiſch hergebrachtes gebrauchen, wird ausdrücklich ein von den Barbaren entlehntes genannt und der damit bezeichnete Schlachtruf ſo geſchildert, daß er von leiſerem Gemurmel allmählich anſchwelle:

Amm. Marc. Rer. gest. B. XVI, C. 12: Barritum civere vel maximum, qui clamor ipso fervore certaminum a tenui susurro exoriens paullatimque adulescens ritu extollitur fluctuum cantibus illisorum.

(Es iſt hier nicht von den Alemannen, ſondern von den Cornutis et Bracatis auf römiſcher Seite die Rede.)

Das barbariſche Wort wird ſogar von dieſem Geſchichtſchreiber als römiſcher Schlachtruf im Gegenſatze des germaniſchen gebraucht. Von einer Schlacht der Römer gegen die Gothen in Thracien meldet er B. XXXI, Cap. 7:

Et Romani quidem voce undique Martia concinentes, a minore solita ad majorem protolli, quam gentilitate appellant barritum, vires validas erigebant. Barbari vero majorum laudes clamoribus stridebant inconditis: interque varios sermonis dissoni strepitus leviora prœlia tentabantur.

(Alſo hier das Heldenlied im Kampfe ſelbſt. Vgl. noch B. XXVI, Cap. 8. Rühs S. 144).

Eine ſichere deutſche Etymologie des Wortes weiß ich nicht anzugeben; die Beziehung auf Bar, was in der Sprache der Meiſterſänger ein Lied bedeutete (vgl. Aretins Beiträge IX, 1161, 51: Ein par u. ſ. w.), iſt ſehr zweifelhaft. J. Grimm, Rechtsalterthümer S. 876. 855 erinnert an das frieſiſche baria, im gerichtlichen Gebrauche: manifestare, clamare, klagen durch Ruf oder Schrei. Die Lesart barditus hat beſonders Denjenigen zugeſagt, die darauf ein deutſches Bardenweſen zu begründen hofften. Barden (Bardi, *Βαρδοί*) heißen in den Quellen überall nur die Sänger der Gallier, alſo eines von den Germanen völlig verſchiedenen Volksſtammes. Sie werden von Ammianus Marcellinus als eine eigene, von den Druiden und Euhagen unterſchiedene Klaſſe unterrichteter Männer bezeichnet (B. XV, Cap. 9):

Et Bardi quidem fortia virorum illustrium facta heroicis composita versibus cum dulcibus lyræ modulis cantitarunt.

---

[1] [Anders W. Wackernagel, Leſebuch 4, 9. K.]

Daß nun auch die Germanen ihre Sänger hatten, iſt klar, aber weder daß dieſe Barden hießen, noch daß ſie eine kaſtenartige Klaſſe bildeten, was ſelbſt bei ihren Prieſtern nicht erweislich iſt.

Das Ergebnis, das ſich aus den bisher erörterten Nachrichten der alten Schriftſteller ziehen läßt, iſt kürzlich folgendes: die Völker des alten Germaniens hatten Lieder von Göttern und Helden; unter den Gottheiten, welche genannt werden, zeigen ſich Anklänge an kosmogoniſche Weſen, an Aſen- und Vanengötter des Nordens; Mercur bietet beſonders mittelſt der Gelübde, wodurch ihm und dem Mars ganze Heere zum Opfer geweiht werden, eine nähere Beziehung zum nordiſchen Odin dar, und eine gleiche zeigt Nerthus ſelbſt dem Namen nach zum ſkandinaviſchen Njörd; unbeſtimmtere oder gar keine Verwandtſchaft ergibt ſich hinſichtlich der übrigen Gottheiten, deren die römiſchen Schriftſteller erwähnen. Tacitus ſagt, Germania Cap. 45:

Trans Suionas [dieſe bewohnen ihm, nach der Meinung der meiſten Erklärer, den ſüdlichen Theil des jetzigen Schwedens, den er jedoch für eine Inſel des Oceans anſieht. Paſſow 116] aliud mare, pigrum ac prope immotum: quo cingi cludique terrarum orbem hinc fides, quod extremus cadentis jam solis fulgor in ortus edurat, adeo clarus, ut sidera hebetet; sonum insuper [al. immergentis u. ſ. w.] audiri, formas deorum et radios capitis aspici, persuasio adjicit.

So verliert ſich dem Tacitus die germaniſche Welt nach dem Norden hin in räthſelhafte Töne und Glanzbilder. Man glaubt in ſeiner Beſchreibung die Erſcheinungen des Nordlichts zu erkennen. Reiſende im höhern Norden erzählen von dem wunderſamen Spiel der Lichter und Laute bei dieſem Phänomen[1]. Auf ähnliche Weiſe erahnen wir in den Berichten der Germania nur fern hinaus die Sagenklänge und die hauptumglänzten Geſtalten des nordiſchen Götterhimmels (formas deorum et radios capitis).

Was wir aber von germaniſchem Götterweſen aus den Nachrichten der Römer wenig über die Grenzen der Vermuthung entwickeln konnten, das erhält nun größeres Gewicht, wenn wir damit die einheimiſchen Nachrichten zuſammenhalten, welche am weiteſten in die Zeit der Bekehrung der heidniſchen Germanen oder noch über dieſelbe hinaufreichen; und hier tritt uns zwar wieder nicht eine geſtaltete Götterſage entgegen, aber wir hören jetzt bei verſchiedenen deutſchen Volksſtämmen und aus verſchiedenen Gegenden des deutſchen Landes ausgeſprochene Götternamen, welche mit denen der nordiſchen Hauptgottheiten identiſch ſind.

---

[1] Paſſow 116: Sonum insuper audiri] Accepit hæc Schlœzerus, Hist. univ. septentr. p. 139 de fulgoribus borealibus, explicuitque e narrationibus per Lapponiam peregrinantium, præcipue Monnerii, qui simillima de mira colorum coruscatione deque inaudito quodam strepitu inter hæc phænomena observato tradiderunt.

Die bedeutendſten Zeugniſſe von dieſer Seite ſollen nun gleichfalls angeführt werden.

Wir beſitzen in altniederdeutſcher Mundart eine Abſchwörungsformel, wohl noch aus dem 8ten Jahrhundert, die ſogenannte Abrenuntiatio diaboli, welche wahrſcheinlich den bekehrten Sachſen zu ſchwören auferlegt wurde (Gramm. I, Einleitung LXV, 2. Mehrfach gedruckt, namentlich in Eccard. Franc. or. I, 440[1]). Aus ihr erlernen wir, welchen Hauptgöttern die Bekehrten bei der Taufe zu entſagen hatten; die Hauptſtelle lautet ſo:

> Ec forsacho allum diaboles wercum and wordum, Thunaer ende Woden ende Saxnote ende allum them unholdum, the hira genotas sint d. h. ich ſage ab allen Teufelswerken und Worten, Donner und Woden und Saxnote und allen den Unholden (böſen Geiſtern), die ihre Genoſſen ſind.

Unter den Götterweſen, die hier genannt werden, ſind die beiden erſten vollkommen klar: Thunaer[2] iſt in Wort und Bedeutung daſſelbe mit dem nordiſchen Donnergotte Thor. (Gramm. III, 353: Donar, Thunar, drücken in ahd. und ſächſiſcher Mundart nicht nur den donnernden Gott, ſondern auch den Schall ſeines Wagens am Himmel aus, der Donner iſt darum masc. Im Altn. hat ſich das verkürzte þórr (ſtatt þonr, wie ás für ans) nur als Eigenname, nicht mehr für die Naturerſcheinung erhalten, die durch die fem. þruma und skruggu bezeichnet wird. Den Dänen dauert das Compoſitum torden fort, den Schweden tordön, gleichſam Thori fragor.) Woden in altſächſiſcher und angelſächſiſcher Form, Wuotan (als fränkiſcher Eigenname? Gramm. I, Einleitung S. L. Mone II, 150, N. 149. Wotan, um 887 und 889 Trad. Fuld.) in althochdeutſcher, iſt, nach der Analogie des ſonſtigen

---

[1] [W. Wackernagels deutſches Leſebuch 1 d, 19. Müllenhoffs Denkmäler S. 153. 435. Heyne, altniederdeutſche Denkmäler S. 85. K.]

[2] J. Grimm (Götting. Anz.) vermuthet Thunare.

Wechſels der Mundarten der ſkandinaviſche Odin. Schwierigkeit iſt allein bei Saxnote. Es ſind verſchiedene Deutungen dieſes Wortes, das nach dem Zuſammenhang, in dem es ſteht, offenbar einen dritten Gott bezeichnet, verſucht worden (ſächſiſchem Odin, ſächſiſchem Gefolge, Verſammlungen der Sachſen u. ſ. w.; vgl. Mone II, 150 f. Geijer S. 358 f. Leo, Od. 68). J. Grimm widerlegt (in der Recenſion von Geijers ſchwediſcher Geſchichte, Götting. gel. Anz. St. 56, 5 April 1828, S. 549) einige der früheren Erklärungen und gibt ſeine eigene dahin:

> Saxnôt iſt wörtlich Schwertgenoß (althochdeutſch Sahskinôz)[1], ſax war den Sachſen ein kleines Schwert und ſie führen ſelbſt den Namen daher. Unter dem Schwertgenoß kann aber kein andrer heidniſcher Gott gemeint ſein, als der altnordiſche Freyr, d. h. der altſächſiſche Froho, angelſächſiſch Frea, gothiſch Frauja. [Alles in der Bedeutung von Herr, dominus, deſſen Feminin-freyja, althochdeutſch frôwa, frouwa, Frau, Gr. III, 320. 2. 335.] Dem Freyr legt die Edda das beſte Schwert bei und läßt es ihn in großer Bedrängnis weggeben, ſo daß er es nachher vermiſſen muß (Snorra Edda S. 40. 41). Nun aber hat nautr[2] im Altnordiſchen gerade die Bedeutung eines vormaligen Beſitzers und Freyr könnte treffend den Beinamen Saxnautr, Sverdnautr führen, obgleich wir ihn aus altnordiſcher Quelle nicht nachzuweiſen wiſſen. Bei den Sachſen mag er ſich länger behauptet haben, die angelſächſiſchen Geſchlechtsreihen nennen ausdrücklich einen Seaxneat, Seaxnêt. Ohne Zweifel war es angemeſſen, daß die Abrenuntiationsformel die drei vornehmſten und verehrteſten Götter Thunar, Woden und Froho (Thor, Odin, Freyr) anführte.[3]

Soviel von den Altſachſen. Bei ihren Stammverwandten, den Angelſachſen, finden wir Woden als den Stammvater der Königsgeſchlechter genannt. Beda († 731), Hist. eccles. ed. Smith S. 53 (Leo 66):

> Duces eorum fuisse perhibentur primi duo fratres Hengist et Horsa u. ſ. w. Erant autem filii Victogisli, cujus pater Vitta, cujus pater Vecta, cujus pater Voden, de cujus stirpe multarum provinciarum regium genus originem duxit.

---

[1] Vgl. Man. II, 57a, 3 f. oſterſahs, Otte?

[2] Thor heißt in einem Skaldenbruchſtücke (Skald. 102) hafra-niótr, caprorum possessor, Lex. myth. 188.

[3] [Vgl. J. Grimms deutſche Mythologie S. 184. K.]

(Gerade wie wir im Norden die königlichen Heldengeſchlechter ihren Urſprung von Odin ableiten ſahen).

Daß von den Frieſen die Götter Wodan, Thor, Forſeti (deſſen Heiligthum auf der Inſel Helgoland Forſetesland war) verehrt wurden, bezeugen die alten Lebensbeſchreibungen der Bekehrer dieſes Volkes, der Heiligen Willibrord, Wulframn, Liudger (Acta sanctor.). Der Frieſenkönig Radbot zog ſeinen Fuß aus dem Taufbecken zurück, als er hörte, daß ſeine ungetauften Vorfahren nicht im Paradieſe ſeien; lieber wollte er mit ihnen bei Wodan bleiben. Aber nicht bloß bei Völkern des niederdeutſchen Sprachſtammes, auch bei den Langobarden, die wir zum hochdeutſchen zählten, und zu oberſt im ältern Deutſchland geſchieht der Verehrung dieſes Gottes ausdrückliche Erwähnung. Paulus Diaconus, ſelbſt ein Langobarde, in der 2ten Hälfte des 8ten Jahrhunderts erzählt in der Geſchichte ſeines Volks (B. I, Cap. 8. 9) die Sage, wie daſſelbe von Wodan und deſſen Gemahlin Frea (Freya, ſtatt Frigga), den Namen erhalten. Wir werden dieſe Sage ſpäter, an der Spitze andrer langobardiſcher anführen. Paulus erklärt ſie für eine lächerliche Fabel (ridiculam fabulam, und weiter: hæc risu digna sunt et pro nihilo habenda), aber ſie macht ſich ſo ſehr geltend, daß er ihr, ſo ungläubig er ſich anläßt, doch ihr Recht muß widerfahren laſſen, und er fügt noch die allgemeinere Bemerkung hinzu:

Wodan sane, quem adjecta littera Guodan dixerunt, ipse est, qui apud Romanos Mercurius dicitur, et ab universis Germaniæ gentibus ut deus adoratur; qui non circa hæc tempora, sed longe anterius, nec in Germania, sed in Græcia fuisse perhibetur.

Endlich auch am Ufer des Zürcherſees fand der Bekehrer Columban in der erſten Hälfte des 7ten Jahrhunderts das Volk verſammelt, um dem Wodan ein Opfer zu bringen. Jonas, der kurze Zeit nach dem Tode jenes Heiligen das Leben deſſelben ſchrieb (Vita s. Columbani, Mabillon, Acta sanct. B. II, ap. Sur. ad d. 21 Nov. Leo, Ob. 12), erzählt davon:

Deinde perveniunt ad locum [eben am Zürichſee], quem peragrans vir Dei non suis placere animis ait, sed tamen ob fidem in eis ferendam inibi paulisper moraturum se spopondit. Sunt enim inibi vicinæ gentes Suevorum. Quo cum moraretur et inter habitatores loci progrederetur, reperit eos sacrificium profanum litare velle, vasque magnum, quod vulgo cupam vocant, quod viginti et sex modios, amplius minusve, capiebat, cerevisia plenum in medio habebant positum. Ad quod vir Dei accessit et sciscitatur, quid de illo fieri vellent. Illi ajunt, deo suo Wodano, quem Mercurium vocant alii, se velle litare. Ille pestiferum opus audiens, vas eminus sufflat, miroque modo vas cum fragore dissolvitur et in frusta dividitur, visque rapida [cum fragore] cerevisiæ prorumpit: manifesteque datur intelligi, diabolum in eo vase fuisse occultatum, qui per profanum litatorem caperet animos sacrificantium.

Was wir nun auch von dem Wunder halten mögen, daß der heilige Columban mit ſeinem bloßen Hauche die vom Teufel beſeſſene Bierkufe zerſprengt, die Erzählung überhaupt von einem dem Wodan in dieſer Gegend gebrachten Opfer kann, auch des Wunderbaren entkleidet, dennoch wohl beſtehen. Sie erinnert wieder an nordiſche Sagen, wonach Odin, dem alles Begeiſternde und der Dichtertrank ſelbſt zu verdanken iſt, auch beim Brauen des Bieres angerufen, oder ihm und andern Göttern ein Opfer dieſes Getränkes gelobt wird (Sagabibl. II, 449. III, 272. Vgl. III, 244).

Die Gelehrten ſind, auch in neueſter Zeit, darüber verſchiedener Meinung, ob aus den angeführten und andern Zeugniſſen eine allgemeinere oder eine auf beſtimmte Volksſtämme beſchränkte Verbreitung der Odinslehre unter den Bewohnern des eigentlichen Deutſchlands zu folgern ſei. Kufahl führt in einem beſondern Anhang zum Theil I ſeiner Geſchichte der Deutſchen (Berlin 1831) S. 446 ff. die Gründe für die Allgemeinheit dieſes Glaubens aus, wogegen Heinrich Leo den odiniſchen Dienſt außer Sachſen auf einige Stämme in den Alpen und an den Alpen einſchränkt (in einer Abhandlung im Hermes B. 35, Cap. 2, 1831 „Was iſt für die deutſche Geſchichte in der letzten Zeit geſchehen? und was thut auf dem dadurch genommenen Standpunkte beſonders Noth?“ 2ter Art. Schon früher hat ſich der Verfaſſer mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt in einer Schrift: Über Odins Verehrung in Deutſchland. Erlangen 1822. Vgl. Mone II, 193, N.). Ohne daß wir auf das Einzelne dieſer Unterſuchungen eingehen, mag uns vorläufig die aus dem Obigen gewonnene Beobachtung genügen, daß zur Zeit der Bekehrung der Deutſchen Wodan an den entgegengeſetzteſten Punkten Deutſchlands, am Nordſeeſtrande und in der Nähe der Alpen, alſo, wenn auch nicht allgemein, doch in ſehr weiter Ausdehnung, verehrt wurde und daß ſich unter den Völkern, die ihn anriefen, ſolche befinden, welche bereits in der Germania des Tacitus genannt ſind: Longobarden und Frieſen (wenn wir auch von den Sueven abſehen, weil es bei dem Opfer am Zürcherſee nur heißt: sunt enim inibi vicinæ gentes Suevorum). Sind wir nun dadurch um ſo näher berechtigt, die römiſchen Nachrichten vom Glauben der Deutſchen mit jenen einheimiſchen in Verbindung zu ſetzen, ſo gewinnen die innern Beziehungen, die wir zwiſchen den Götterweſen bei Tacitus und denen des nordiſchen Mythus gefunden haben, eine äußere Beſtätigung durch die nun auch in Deutſchland ſelbſt aufgefundenen entſprechenden Götternamen. Bemerkenswerth iſt dabei insbeſondre, daß der am meiſten genannte Wodan in den ausgehobenen Stellen ſowohl, als in andern (welche Kufahl a. a. O. beibringt), regelmäßig zugleich durch Mercurius überſetzt wird (Wodan, qui apud Romanos Mercurius dicitur, Paul. Diac. a. a. O.).

> Dieſe Stellen [ſagt derſelbe Schriftſteller S. 447] ſind um ſo gewichtiger, da in keiner derſelben die Gleichheit des Woden und Mercur erſt bewieſen, ſondern als allgemein zugegeben nur angeführt wird. Es iſt alſo in dieſem Falle vollkommen gleichgültig, ob die Verfaſſer derſelben die Regeln der hiſtoriſchen Kritik kannten und befolgten oder nicht. Sie hatten bloß eine weit verbreitete Meinung zu wiederholen, und hierzu bedurften ſie nur ihres Gedächtniſſes.

Jenes „deorum maxime Mercurium colunt“ bei Tacitus, Germania Cap. 9, das wir aus innern Anzeigen auf Odin bezogen, beglaubigt ſich alſo in der gleichen Beziehung auch durch den ſpäteren Sprachgebrauch: Wodan sive Mercurius. Wollte man aber auch annehmen, daß dieſe Zuſammenſtellung erſt aus der Benennung der Wochentage entſtanden ſei (vgl. Kufahl 448, 2. Lex. myth. 313 f. Geijer 292, 4. Saxo Gramm. B. VI, S. 155), ſo liegt doch anderſeits gerade in den deutſchen Namen einiger dieſer Tage ein weiteres bedeutſames Zeichen für die große Verbreitung einer mit dem Norden gemeinſamen Götterverehrung auch über das eigentliche Deutſchland.

Vom Dienſtag ſagt J. Grimm, Rechtsalterth. 818:

> Die echthochdeutſche Benennung iſt die unter dem Volk in Schwaben erhaltene ziestag, zistig, ahd. ziestac gl. blas. 76 a, in noch älterer Form wahrſcheinlich ziuwestac, ziustac, genau dem agſ. tivesdäg, engl. tuesday, frieſ. tysdag, altn. týsdagr, tyrsdagr, ſchwed. tisdag, dän. tirsdag entſprechend und wörtlich dies Martis [Tag des Kriegsgotts Tyr] bedeutend, weil Mars

ahd. Ziu, agſ. Tiv, altn. Týr heißt, goth. Tius (= lat. deus), ſein Tag alſo tivisdags heißen würde. Hin und wieder erſcheint auch in Oberdeutſchland für Zistag Zinstag, wodurch die vermuthete Verderbnis des Dienstag aus Diestag beſtärkt wird.

Der Mittwoch, dies Mercurii, heißt isländiſch Odinsdagr, däniſch, norwegiſch und ſchwediſch Onsdag, angelſächſiſch Vodnesdäg, engliſch Wednesday, niederländiſch Woensdag (Lex. myth. l. c.); in oberdeutſcher Mundart ſcheint nur Gonſtag vorzukommen (Rechtsalterth. 818). Deutlich iſt der Name Donnerstag, Dies Jovis, isländiſch þórs dagr. däniſch, norwegiſch, ſchwediſch Torsdag, angelſächſiſch þunoresdäg, engliſch thursday, niederländiſch donderdag, ahd. donarestac (Gramm. II, 488). Schwieriger iſt der Freitag, dies Veneris; altn. ſchon freyu-dagur (Tag der Freija) und friâ-dagr, däniſch, ſchwediſch fredag, angelſächſiſch frigedäg, niederländiſch vrydag, ahd. fria-dag, frige-dag (Gramm. II, 488. Lex. myth. 84. Schmeller I, 110). Ob nun dieſe Wochentage ſchon zur heidniſchen Zeit ſo benannt geweſen ſeien, iſt ſtreitig (Gründe dafür bei Geijer I, 292 f., N. 4). War es aber wirklich nicht der Fall, ſo kann doch wohl keine andre Abſicht angenommen werden, als die römiſchen Götternamen mittelſt der ihnen entſprechenden deutſchen wiederzugeben.

Die deutſche Wochentagbenennung [ſagt Schmeller, bayr. Wörterb. I, 321] iſt ein ſeltſames Gemiſch. In Sonn- und Mondtag reine ſogenannte Planetennamen. Im Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freytag ſcheinen die Planetennamen, als Namen von römiſchen Göttern, in die der ihnen nach ihren Attributen ähnlichſten deutſchen überſezt zu ſein. Der Samstag ſtammt durch's Lateiniſche vom Hebräiſchen [Sabbatstag].

Jene Überſetzungen der römiſchen Götternamen für einen dem Worte nach täglichen Gebrauch des Volkes waren nun jedenfalls nur dann verſtändlich, wenn die Götter, deren Namen an die Stelle derſelben kamen, auch wirklich in Deutſchland einſt allgemein bekannt waren.

Spuren einer deutſchen Götterſage und zwar einer den deutſchen Völkern, oder doch einem beträchtlichen Theile derſelben mit dem ſkandinaviſchen Norden gemeinſamen Götterſage, konnten durch die bisherige Zuſammenſtellung der Nachrichten römiſcher Schriftſteller mit denen aus der Zeit des Übergangs der deutſchen Völker zum Chriſtenthum allerdings nachgewieſen werden. Sie werden uns zum Anhalt dienen, um an ſie die weitern Überreſte des deutſchen Mythus anzureihen, die ſich uns aus der Betrachtung der Heldenſage ergeben werden und die ſich in den Volksſagen des Mittelalters und ſogar noch in denen der neueſten Zeit erhalten haben.

Einige Alterthumsforſcher haben geglaubt, daß in dem ſogenannten Weſſobrunner Gebet doch noch ein, wenn auch chriſtlich umgewandeltes Bruchſtück eines kosmogoniſchen Gedichts aus dem deutſchen Heidenthum auf uns gekommen ſei. Dieſes althochdeutſche Sprachdenkmal, aus der zweiten Hälfte des 8ten Jahrhunderts (Gramm. I, Einleitung LIV) beſteht in nicht mehr als 17 allitterierenden Langzeilen und gehört ſomit zu den ſeltenen Urkunden des Stabreims in hochdeutſcher Mundart. Die Handſchrift, in der es ſteht, befand ſich in der Benediktinerabtei Weſſobrunn in Oberbaiern, woher es den Namen hat, und kam von da in die Münchner Bibliothek. Herausgegeben und commentiert iſt es mehrfach:

Brüder Grimm, die beiden älteſten deutſchen Gedichte aus dem 8ten Jahrhundert: das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weißenbrunner Gebet u. ſ. w. Caſſel 1812. 4.

Maßmann, Erläuterungen zum Weſſobrunner Gebet u. ſ. w. Berlin 1824.

Wackernagel, das Weſſobrunner Gebet und die Weſſobrunner Gloſſen. Berlin 1827. Kobersteins Grundriß S. 29. [Vierte Ausgabe, 1847. I, 83.[1] K.]

Daſſelbe beginnt damit:

Wie nicht Erde war, noch Himmel (ûfhimil, Aufhimmel), nicht Baum noch Berg, nicht Stern, noch Sonne ſchien, noch Mond leuchtete, noch das Meer war; da nun nichts war, Ende noch Wende, da war doch der eine allmächtige Gott und mit ihm göttliche Geiſter u. ſ. w.

Dieſer Anfang hat Ähnlichkeit mit dem der Schöpfungsgeſchichte in dem Eddaliede Völuſpa, wo gleichfalls geſagt wird, wie in der Frühe der Zeiten nicht Sand war, noch See, nicht kühle Wogen, wie nicht Erde gefunden ward, noch Aufhimmel (upphimin) u. ſ. w. Da nun die auf den poetiſchen Anfang folgende Betformel, oder die zweite Hälfte des deutſchen Gedichts auch der Sprache nach weniger fließend und dichteriſch, als die erſte, erſcheint, ſo iſt gemuthmaßt worden, daß jener vordere Theil ein heidniſcher Nachklang ſei, daß der altdeutſche Dichter nicht eine chriſtliche Schilderung der Schöpfung, ſondern vielleicht noch eine altheidniſche vor ſich, oder in Gedanken gehabt habe. Da man jedoch die nicht minder einleuchtende Ähnlichkeit mit dem Anfang der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte und noch andrer Kosmogonieen wohl bemerkte, ſo konnte hier freilich nur vermuthet werden.

---

[1] [Spätere Ausgaben: W. Wackernagels Leſebuch 1 d, 61 f. Müllenhoffs Denkmäler S. 1. K.]

In dem ſeit Anfang dieſes Jahrs vom Freiherrn von Aufſeß herausgegebenen Anzeiger für Kunde des deutſchen Mittelalters S. 11 f. wird von einem ähnlichen, gleichfalls ſtabgereimten althochdeutſchen Gedichte des 9ten Jahrhunderts, welches kürzlich freilich nur als größeres Bruchſtück von Schmeller in München wieder aufgefunden worden und das er in einer dortigen Zeitſchrift mitzutheilen gedenke[1], Notiz gegeben. Das Gedicht handle vom Weltuntergange und zwar zum Theil in Ausdrücken, welche vorchriſtlicher Zeit und Anſchauung anheimfallen, z. B. Muſpilli (in der Edda Muspell, Muspellsheimr, die Feuerregion, deren Funken bei der Schöpfung das Eis geſchmolzen und von der auch die Zerſtörung der Welt durch Feuer ausgehen ſoll). Dieſes Wort Muſpilli habe der Herausgeber zum Titel gewählt. Auch in der gleichfalls von Schmeller unter dem Titel Heliand (München 1830) herausgegebenen altſächſiſchen, ſonſt ſogenannten Evangelienharmonie in Stabreimen begegnet dieſer etymologiſch noch unerklärte Ausdruck, in der Form mutspêlli (Hêl. 79, 24. 133, 4. Gramm. III, 394)[2].

Wir verlaſſen nun dieſe dunklern mythiſchen Gebiete, um zu den vollern Geſtaltungen der deutſchen Heldenſage überzugehen.

2. Heldenſage.

Der Heldenſage der deutſchen Völker war es nach der Bekehrung dieſer letztern zum Chriſtenthume nicht mehr möglich, mit der alten heidniſchen Götterſage auf ähnliche Weiſe, wie es im ſpäter bekehrten ſkandinaviſchen Norden geſchehen konnte, fortwährend ein Weltganzes auszumachen und ſo in ſchriftlicher Auffaſſung bis auf unſre Zeit durchzubringen. Sie löſte ſich von der Götterwelt ab, ſtrebte jedoch nur um ſo emſiger dahin, die einzelnen heroiſchen Sagen und die beſondern Sagenkreiſe der verſchiedenen deutſchen Volksſtämme zu einem immer größern epiſchen Ganzen zu ſammeln und zu verſchmelzen, während umgekehrt im Norden die Sagen und Sagenkreiſe unter ſich weit mehr vereinzelt blieben und nur in dem Zuſammenhang mit der Götterſage ihre gemeinſame Bindung fanden.

---

[1] [Neue Beiträge zur vaterländiſchen Geſchichte, Geographie und Statiſtik, herausgegeben von Buchner und Zierl. B. I. H. 3. München 1832. S. 89 bis 118: Muſpilli von Schmeller.] [Neu oft, zuletzt von Wackernagel, Leſebuch 1 d. 75 ff. Müllenhoffs Denkmäler S. 4. K.]

[2] Mimirberb, Annalista Saxo ad ann. 1138, bei Eccard, Scriptor. rer. germ. T. I.

Wir theilen nun unſre Darſtellung der deutſchen Heldenſage in der Art ab, daß wir zuerſt den größern epiſchen Cyklus, ſoweit derſelbe wirklich zu Stande gekommen iſt, betrachten, ſodann von den übrigen Heldenſagen handeln, welche für ſich vereinzelt ſtehen geblieben ſind oder einen größern Kreis zu bilden nur verſucht haben.

A. Der größere Sagenkreis, die cykliſche Heldenſage.

(Aufzählung der deutſchen Heldengedichte und ihrer Ausgaben, auch der deutſch-nordiſchen Quellen, vgl. die Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter [Schriften I, 30. K.]). ***

[1]In der Betrachtung des epiſchen Cyklus werde ich nun den Gang nehmen, daß ich zuerſt den Inhalt der deutſchen Dichtungen, da ich ſolchen nicht als bekannt vorausſetzen darf, im Umriß darlege, ſodann denſelben nach ſeiner geſchichtlichen Entwicklung und inneren Bedeutung erläutre.

I. Inhalt der Heldenſage im Umriß.

Ich werde mich hiebei zunächſt auf den Beſtand der aufgezählten einheimiſchen Heldenlieder beſchränken, die deutſch-nordiſchen Quellen aber erſt für die nachfolgende Erläuterung gebrauchen. Darum werde ich die verwiſchten Verbindungen der Lieder unter ſich hier noch nicht herzuſtellen, das Lückenhafte noch nicht zu ergänzen ſuchen; eine Ahnung des Zuſammenhangs wird ſich von ſelbſt ergeben. Auf der andern Seite iſt der Hauptzweck der mitzutheilenden Auszüge, daß u. ſ. w.***[1]

---

[1] [Faſt dieſelben Worte wie Schriften I, 29. K.]

II. Erklärung der cykliſchen Heldenſage.

Die Alten pflegten u. ſ. w.***[2]

Von den zahlreichen Schriften u. ſ. w.***[3]

Wenn die Heldenſage, in ihren Hauptbildern aufgeſtellt, einzelner fühlbarer Lücken unerachtet, beim erſten Anblick den Eindruck eines compakten Ganzen zu machen geeignet iſt, ſo zeigt doch eine nähere Betrachtung bald die Fugen manigfacher Zuſammenſetzung, die Merkmale verſchiedenartiger Beſtandtheile. Damit ergibt ſich für die Erklärung durchgreifend ein doppeltes Geſchäft, einerſeits den Verband des Ganzen in ſeine verſchiedenen Elemente aufzulöſen, anderſeits wieder den Gang ihrer allmählichen Verbindung zum Ganzen nachzuweiſen. Angedeutet haben wir dieſe doppelte Aufgabe zum voraus, indem wir einen Geſammtcyklus mit drei in ihm begriffenen beſondern Heldenkreiſen vorgebildet haben. Am zweckmäßigſten jedoch wird die erläuternde Forſchung den Weg einſchlagen, daß ſie zuerſt Dasjenige erfaßt, was ſich zunächſt dem Blicke darbietet, dann aber von der offenern Oberfläche zu dem tiefer Liegenden hinabſteigt und ſo das Ganze, ſondernd und verbindend zugleich, zu durchdringen ſtrebt. Dieſem gemäß:

1. Erklärung von geſchichtlicher Seite.

Die Fragen, welche ſich bei der Betrachtung unſrer Sagenbilder vor allen aufdrängen, möchten dieſe ſein[4]: Führen die geſchichtlichen Namen, die geographiſchen Bezeichnungen, welche dem Verſtändnis die erſte Handhabe zu reichen ſcheinen, wirklich auf einen innern Zuſammenhang der Sage mit hiſtoriſchen Perſonen und Ereigniſſen? iſt die

---

[1] [Der Verfaſſer weiſt hier zurück auf ein früheres Heft, über die Geſchichte der deutſchen Poeſie, wovon die betreffende Stelle im 1ten Bande der Schriften, S. 31 ff. zum Abdruck gekommen iſt. K.]

[2] [Hier iſt zurück verwieſen auf die Stelle Schriften I, 88 f. von den Worten: „Die Alten pflegten“ u. ſ. w. bis „verſtärkt werden.“ K.]

[3] [Schriften I, 90 f. von den Worten: „Von den zahlreichen Schriften“ u. ſ. w. bis „manches Belehrende finden.“ K.]

[4] [Vgl. Schriften I, 89. K.]

Dichtung aus dem Grunde der Geſchichte entſproſſen oder hat ſie ihrerſeits ſich des geſchichtlichen Stoffes bemächtigt? wie dachte man hierüber in den Zeiten ſelbſt, in welchen die Sage lebendig war?

Was uns in der Heldenſage u. ſ. w. *** [1]

2. Erklärung von mythiſcher Seite[2].

Die Ermittlung des Mythiſchen in der Heldenſage kann ſich uns nicht darauf beſchränken, daß wir Götter und andre Fabelweſen, die ſich in ihr ergreifen laſſen, geſondert herausſtellen und beleuchten. Vielmehr fragt es ſich darum, ob in dem ganzen Sagencyklus oder je in den einzelnen größeren Kreiſen desſelben die Spuren mythiſcher, Göttliches und Menſchliches umfaſſender Weltanſchauung nachgewieſen werden können. Nur auf ſolchem Wege dürfen wir hoffen, des vorgeſchichtlichen idealen Sagenbeſtandes der durch die angeführten hiſtoriſchen Momente bloß ſeinen Durchgang genommen, wenn auch nur annäherungsweiſe vollſtändig habhaft zu werden. Daß aber jener vorgeſchichtliche Beſtand nicht für den ganzen Cyklus ſich auf ein gemeinſames, mythiſches Syſtem zurückführen laſſe, wird dem forſchenden Auge bald bemerklich. Darum werden wir uns die Betrachtung zum voraus erleichtern, wenn wir mit Rückſicht auf die ſchon bisher beobachtete Abtheilung der Heldengeſchlechter zweierlei Mythenkreiſe unterſcheiden,

1) den deutſchnordiſchen, welchem die Nibelungen- und die Hegelingenſage angehören;

2) den gothiſchen, dem die Amelungenſage eigen iſt.

1. Deutſchnordiſcher Mythenkreis.

a. Nibelungenſage.

Dieſer Sagenkreis iſt ein gemeinſchaftlicher Beſitz Deutſchlands und des ſkandinaviſchen Nordens. Da nun die nordiſche Geſtaltung desſelben das mythiſche Gepräge viel ſchärfer bewahrt hat, ſo iſt es nöthig, zu ihr zurückzugreifen. Sie iſt zwar bereits in der ſkandinaviſchen Sagengeſchichte dargelegt worden, es wird jedoch, beſonders für Diejenigen, welche an den Vorleſungen des vorigen Semeſters nicht Theil nahmen, angemeſſen ſein, von dieſer nordiſchen Darſtellung auch hier einen gedrängten Umriß zu geben, gegenüber den kürzlich mitgetheilten Auszügen der deutſchen Lieder.

---

[1] [Hierher gehört der ganze Abſchnitt „Geſchichtliches und Örtliches“. Schriften I, 91 bis 138. K.]

[2] [Vgl. Schriften I, 138 ff. K.]

Die Hauptquellen der nordiſchen Darſtellung, ſo weit ſie uns hier berührt, ſind die Lieder der ältern Edda und die isländiſche Völſungaſaga. Was wir im deutſchen Cyklus Nibelungenſage nennen, heißt im Norden Völſungenſage, indem ſich hier Alles vorzugsweiſe auf den Helden Sigurd (Siegfried) und ſein Geſchlecht, den Stamm der Völſunge, bezieht.

Der Umriß der Völſungenſage iſt dieſer [1]: ***

Dieſe nordiſche Geſtaltung der gemeinſamen Sage nun iſt durchaus vom odiniſchen Mythus getragen und durchdrungen. Odin ſelbſt greift vom Anfang bis zum Ende thätig ein und ſeine Dienerin, die Valkyrie Brynhild, iſt eine der handelnden Hauptperſonen. Wir haben Odin als den weltbewegenden Geiſt kennen gelernt, als den Vater der Heldengeſchlechter und den Erreger der Heldenſeelen, nach denen er ſtets begierig iſt, als den Anſtifter des irdiſchen Streites, der Vorſchule jenes größeren, in welchem am Ende der Zeiten die kämpfenden Geiſter durch den Untergang der materiellen Welt zu einem höheren Daſein durchbrechen. So nun erweiſt ſich Odin durch den ganzen Verlauf der Sage von den Völſungen. Er iſt der Stammvater dieſes Geſchlechts, das ohne Zweifel dieſem göttlichen Urſprung die Unverletzbarkeit durch Gift und das ſcharfe leuchtende Auge verdankt, vor dem der Mörder Sigurds zurückſchrickt und ſelbſt die Roſſe ſcheuen, die Svanhild zertreten ſollen. Odin geleitet ſeinen Sohn Sigi in die Welt hinaus und verhilft ihm zu Heerſchiffen; Rerin ſendet er den befruchtenden Apfel; in den Baumſtamm in Wölſungs Halle ſtößt er das herrliche Schwert, das nur Sigmund, Völſungs Sohn, herauszuziehen vermag; dieſes Schwert wird die Urſache des blutigen Zwiſtes unter den Blutsverwandten, wie ſolcher von dieſem Kampfgott auch in andern Sagen erregt wird. Immer wieder erſcheint Odin in ſeiner gewohnten irdiſchen Verhüllung als einäugiger, langbärtiger Greis mit herabhängendem Hut und umgeſchlagenem Mantel. So tritt er auch dem alten Sigmund in der letzten Schlacht entgegen und ſchwingt auf ihn den Speer, an dem das treffliche Schwert, einſt ſeine Gabe, zerſpringt. Er holt den alten Helden aus dem Schlachtgewühle zu ſich, wie in einer andern früher angeführten Sage den greiſen König Harald Hyldetand. Wieder tritt er auf an der Spitze von Sigurds Geſchichten. Mit den Aſen Hänir und Loki, denſelben, mit denen er die erſten Menſchen erſchaffen (wenn Lodr mit Loki gleichbedeutend genommen wird) und mit denen er in einem noch jetzt gangbaren färöiſchen Volksliede wirkſam iſt, wandelt er durch die Welt und auf dieſem Gange werden die Geſchicke langer Geſchlechtsreihen beſtimmt. Odin legt bei der Sühne für Ottur zu dem übrigen Golde den Ring, auf dem der Fluch haftet, daß er den Beſitzern des Schatzes Verderben bringt. (Die Buße für getödtete Menſchen und Thiere durch Beſchüttung derſelben, zwar nicht mit Gold, aber mit rothem Weizen, kommt auch ſonſt in den nordiſchen und deutſchen Rechtsalterthümern vor, ſ. Grimm, Rechtsalterth. 668). Außer Hreidmarn, dem erſten Empfänger des Goldes, und ſeinem Hauſe, verzehrt jener Fluch die drei Geſchlechter der Volſunge, Budlunge und Giukunge. Dieſes entſpricht dem nordiſchen Weltmythus, wonach Gold den Krieg in die Welt gebracht hat. Damals warf Odin den Speer aus und ſo ward der erſte Volksſtreit. Odin hilft dann weiter dem jungen Sigurd das Roſs Grani wählen, das von Sleipnir ſtammt. Aus den Stücken des Schwertes, das Odin einſt in den Baum ſtieß, wird Sigurds treffliches Schwert Gramr geſchmiedet, womit er ſeinen Vater rächt und den Lindwurm erſchlägt. Auf Sigurds Fahrt zur Vaterrache läßt ſich Odin in das Schiff aufnehmen, ſtillt das Ungewitter und gibt dem Jünglinge Kampflehren, namentlich von der keilförmigen Schlachtordnung, die auch Harald Hyldetand von ihm erlernt. Als Sigurd auf der Heide den Lindwurm erwartet, kommt wieder Odin und räth ihm, mehrere Gruben zu machen, damit das Blut ablaufe. Die Valkyrien, wie wir wiſſen, ſind die Jungfraun Odins, welche den ſchlummernden Heldengeiſt der Königsſöhne wecken und ſchützend im Kampfe ſie umſchweben. Odin hat die Valkyrie Brynhild, weil ſie einem Andern, als ſeinem Günſtlinge, Sieg verlieh, in Zauberſchlaf verſenkt und beſtimmt, daß der ihren Schlaf breche, den nichts erſchrecken könne. Dieſer iſt Sigurd, den ſie Weisheit lehrt und zwiſchen Ruhm und Vergeſſenheit wählen heißt. Sigurds Geſchick iſt von nun an unzertrennlich an Brynhild geknüpft, und als er, vom Zaubertranke betäubt, eine Weile ihrer vergißt, heiſcht ſie ihn zurück, indem ſie ſelbſt ſeinen Tod anſtiftet. Dieſer frühzeitige Tod wird in langer Reihe blutiger Thaten durch den völligen Untergang des Giukungengeſchlechtes gerächt und als die letzten dieſes Stammes, Hamdir und Sörli, nicht mit Waffen zu verletzen ſind, kommt nochmals der einäugige Greis und räth, ſie mit Steinwürfen zu tödten.

---

[1] [Hier folgen die ſchon früher mitgetheilten Abſchnitte: 1. Sigurds Ahnen; vgl. oben S. 287. 2. Der Hort; Schriften B. 1, 81. 3. Sigurd; B. I, 82. 4. Atlis Gaſtmahl; B. 1, 85. 5. Svanhild und ihre Brüder: B. 1, 86. VII, 293. K.]

Vergleichen wir nun u. ſ. w.[1] ***

Im[2] Allgemeinen finden wir das Mythiſche, das in der nordiſchen Darſtellung vollſtändig zuſammengreifend und bedeutungsvoll erſcheint, in der deutſchen mangelhaft, zerſtreut, in Widerſprüche und Misverſtändniſſe verwickelt. Der größere Zuſammenhang im heidniſchen Glauben iſt aufgelöſt, Odin, im Norden der Schlußſtein des Ganzen, völlig verſchwunden.

Es bewährt ſich hiedurch, daß die Betrachtung der Sage von mythiſcher Seite ſich zuvörderſt an die nordiſche Geſtaltung derſelben halten muß. Allerdings ſteht nun dieſe in voller Übereinſtimmung mit der geſammten mythiſchen und ethiſchen Anſicht des Nordens, wie ſolche ſich ſonſt in der ſkandinaviſchen Götter- und Heldenſage ausdrückt, und es iſt in der nordiſchen Sagengeſchichte angedeutet worden, daß in keiner dahin gehörigen Sagenreihe Odin ſo vom Anfang bis zum Ende thätig eingreife und damit das Einzelne zum Ganzen verbinde, wie in der Völſungenſage. Gleichwohl zeigt ſich dem ſchärferen Hinblick auch hier die Nothwendigkeit einer fortgeſetzten Sonderung. Es genügt nicht, daß wir den Geſammtcyklus nach den drei Heldengeſchlechtern, Amelungen, Nibelungen und Hegelingen, abgetheilt und nun zunächſt die Nibelungen- oder, nach nordiſcher Bezeichnung, die Völſungenſage zum Gegenſtande beſondrer mythologiſcher Erforſchung gemacht haben. Auch ſie muß, wenn wir zu ihrem mythiſchen Kerne gelangen wollen, noch weiter zerſetzt werden. Die Verbindung verſchiedener Sagen geſchah im

---

[1] [Abgedruckt in den Schriften I, 155 bis 158. K.]

[2] [Schriften I, 158. K.]

Norden vorherrſchend auf dem Wege, daß dieſelben genealogiſch im Fortſchreiten von einem Gliede der Abſtammung zum andern angereiht wurden, wogegen im deutſchen Epos die Zuſammenreihung mehr in die Breite, gleichzeitig und ſeitenverwandt ſich bewerkſtelligte. Jener Weg in abſteigender Linie iſt nun auch für die innwärtige Sonderung der nordiſchen Völſungenſage rückwärts einzuſchlagen. Zum voraus haben wir die Anknüpfung derſelben an Ragnar Lodbrok, durch deſſen Vermählung mit Aslög[1], einer angeblichen Tochter Sigurds von Brynhild, weggelaſſen, da ſie, im Widerſpruch mit dem echten Sagenbeſtande, nur zur Verherrlichung eines nordiſchen Königsſtammes dienen ſollte. Allein auch dasjenige Sagenglied, welches wir im obigen Umriß mit der Rubrik: Svanhild und ihre Brüder[2], bezeichnet haben, muß abgelöſt werden, als urſprünglich zu einem andern Sagenkreiſe gehörig. Gudrun, Sigurds und dann Atlis Wittwe, will, nachdem ſie an Letzterem den Tod ihrer Brüder grauſam gerächt, ſich ſelbſt im Meere verſenken, aber die Wogen heben ſie empor und tragen ſie zum Lande des Königs Jonakur, von dem ſie Mutter dreier Söhne wird. Mit dieſen und ihrer Halbſchweſter Svanhild, der Tochter Gudruns von Sigurd, werden wir in die Geſchichten des Königs Jörmunrek (Ermenrich) verſetzt und in der That iſt die Völſungenſage an einem ihr völlig fremden Strande angeſchwommen. Daß nun Svanhild und ihre Brüder wirklich im Amelungenkreiſe ihre rechte Heimath haben, ſoll bei der Betrachtung des gothiſchen Mythus nachgewieſen werden. Hier, bei der Völſungenſage, poſtulieren wir einſtweilen die Ablöſung.

Aber noch weiter iſt dieſes abſondernde Verfahren erſtreckt werden. Auch Atli (Etzel, der Hunnenkönig) und die burgundiſchen Königsbrüder ſollten ſich von der eigentlichen Völſungen- und Niflungenſage ausſcheiden. W. Grimm hat bemerkt, daß in denjenigen Eddaliedern, welche nach Form und Darſtellung als die älteſten erſcheinen, Atli auch nicht ein einziges mal König von Hunaland genannt werde, daß in ihnen vielmehr Hunaland das Erbe der Völſunge ſei, deshalb auch Sigurd vorzugsweiſe der huniſche heiße und in einigen Fällen huniſch ſichtbar in allgemeinem Sinne für deutſch gebraucht ſei (Heldenſage 6, 2); für

---

[1] [Schriften I, 87 f. K.]
[2] [Schriften I, 86 f. K.]

Die entgegengeſetzte Anſicht, welche Grimm in Obigem andeutet, das Aufgehen der Heldenſage im Göttermythus, iſt beſonders von Mone und H. v. d. Hagen hervorgeſtellt worden.

Mone, Einleitung in das Nibelungenlied. Heidelberg 1818.

(Otnit, herausg. von Mone. Berlin 1818. Einleitung.)

Mone, Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa.

H. v. d. Hagen, Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. Breslau 1819.

Dieſen beiden Schriftſtellern iſt Siegfried gleichbedeutend mit Baldur und der Nibelunge Noth mit Ragnarök, dem Weltbrande der nordiſchen Mythologie, was freilich die ungetrennte Nibelungenſage vorausſetzt (Mone, Einleitung in das Nibelungenlied S. 77. Geſchichte des Heidenthums II. 326 f. 330. Moſers Auszug 918 f. Hagen, die Nibelunge 37. 60 f. 68).

Der nordiſche Mythus von Baldur iſt dieſer[1]:

Baldur der Gute, Odins Sohn, iſt der mildeſte und weiſeſte der Aſen. Ihn lieben und loben Alle. Seine Urtheile kann Niemand umſtoßen. Er glänzt von Schönheit, nichts Unreines darf in ſeiner Wohnung ſein. So lang er lebt, iſt die Macht der Götter geſichert. Doch Baldur ſelbſt hat ſchwere Träume, daß ſein Leben gefährdet ſei. Frigg, ſeine Mutter, nimmt darum einen Eid von Elementen, lebenden und lebloſen Weſen, daß ſie Baldurn nicht ſchaden werden. Hierauf vertrauend ergetzen ſich die Aſen damit, daß ſie Baldurn vorn in die Verſammlung ſtellen, wo einige auf ihn hauen, andre nach ihm ſchießen oder mit Steinen werfen; und was ſie auch thun, er hat keinen Schaden davon. Als Loki, der Stifter alles Böſen, der Verräther unter den Aſen, dieſes ſieht, verdrießt es ihn; in Geſtalt eines Weibes erforſcht er Frigg, ob denn alle mögliche Dinge geſchworen, Baldurs zu ſchonen. Frigg antwortet, weſtlich von Valhall wachſe ein kleiner junger Baum, Miſteltein genannt; er hab ihr zu jung geſchienen, um ihn in Eid zu nehmen. Loki zieht nun den Miſteltein aus und geht damit zur Verſammlung. Der blinde Aſe Hödr ſteht zu äußerſt im Kreiſe. Ihn fragt Loki, warum er nicht auch auf Baldurn ſchieße. Hödr antwortet: „Ich ſehe nicht und hab' auch keine Waffe." „Ich will dir zeigen, wo dagegen, der keinen hiſtoriſchen Anklang findet, blieb aus der alten Siegfriedsſage ſtehen. Für ſich allein zwar würde die Namengleichheit noch keine Verbindung zu bewirken vermocht haben; aber einestheils mochte das hiſtoriſche Ereignis der Vertilgung des burgundiſchen Königsſtammes durch die Hunnen ſich in der Überlieferung bereits ſagenhaft herangebildet haben, anderntheils lag eine nähere Veranlaſſung, beide Sagen zu verbinden, nach Lachmanns Bemerkung (S. 25) in der fühlbaren Unvollſtändigkeit der Nibelungenſage, ſobald ſie mit der durch keine Rache vergoltenen Ermordung eines Helden durch ſeine Schwäger endigte, wenn wir nicht anders annehmen, daß ein Rachekampf auch hier ſchon vorhanden war und die entſprechende geſchichtliche Sage an ſich zog.

---

[1] [Eine ausführlichere Darſtellung desſelben iſt ſchon oben S. 22 ff. gegeben. K.]

Fragen wir nun nach dem mythiſchen Beſtande der von jenem hiſtoriſchen Anwachs wieder abgelöſten Völſungen- oder Nibelungenſage, ſo bieten ſich hier, wie für die Betrachtung von mythiſcher Seite überhaupt, verſchiedene Anſichten der Forſcher dar. Sie theilen ſich hauptſächlich nach zweierlei Richtungen. In der einen wird angenommen, daß die Heldenſage dem Hauptinhalte nach menſchliche Verhältniſſe darſtelle, wenn gleich in ihrem Zuſammenhang mit dem Göttlichen und Übernatürlichen. Nach der andern Richtung wird die Heldenſage für eine menſchlich umgewandelte Götterſage angeſehen. Zu Gunſten der erſtern Anſicht ſpricht ſich W. Grimm aus. Er unterſcheidet Götter- und Heldenſage und weiſt der erſtern vorzugsweiſe die Betrachtung des Überſinnlichen, der letztern die Verherrlichung irdiſcher Ereigniſſe an (Heldenſ. 336). Über das Wunderbare im deutſchen Epos ſagt er S. 398 f.: Geringfügig iſt es nicht [1] u. ſ. w.***

In beſondrer Beziehung auf die Siegfriedsſage äußert Grimm S. 336: Wenn Siegfried zugleich Dietrich iſt u. ſ. w.***

Die Einmiſchung der drei Aſen am Eingang der Sagen von Sigurd hält Grimm für einen nordiſchen Zuſatz, für eine Einſchiebung, denn was ſie thun und was ſie ſich müſſen gefallen laſſen (die Löſung ihrer Häupter durch das Zwergegold), ſei ſo wenig göttlich, daß eben ſo leicht, ſelbſt ſchicklicher, ſterbliche Menſchen an ihren Platz treten würden (S. 384 f.).

---

[1] [Vgl. Schriften 1, 210 f. K.]

Atli ſei darum die Beziehung auf den hiſtoriſchen Attila, den König der Hunnen, hier noch unbedenklich zu läugnen. Der Name, althochdeutſch Azilo, Ezilo, ſei freilich derſelbe, aber ſonſt ſtimme nichts, ja es bleibe noch ungewiſs, ob wir Hunni und Hûnar für ein und dasſelbe Wort zu halten haben u. ſ. w. (ebend. 9. Vgl. 10, 2). Erſt ſpäter ſei Hunaland, Siegfrieds Heimath, als das hiſtoriſche Hunnenreich nach Oſten verlegt und dem Etzel zugetheilt worden (ebend. 345. Vgl. 11, 1). Auf ähnliche Weiſe glaubt Lachmann (Kritik der Sage von den Nibelungen im rheiniſchen Muſeum für Philologie, Geſchichte und griechiſche Philoſophie, herausgegeben von Niebuhr und Brandis, im 3ten Jahrgang, 4ten Heft, Bonn 1832, S. 435 ff.), daß der in der eigentlichen Nibelungen- oder Völſungenſage gelegene Name Gunther, Gunnar, den Anlaß gegeben habe, den geſchichtlichen Burgundenkönig Gundahar mit ihr zu verbinden (S. 25. 30).

Es hat ſich uns nun allerdings bei der vorhergegangenen Betrachtung der Sage von geſchichtlicher Seite die Verſchiedenheit ergeben, daß wir für denjenigen Theil derſelben, welcher zunächſt Siegfrieds Leben und Tod betrifft, keine haltbare Anknüpfung an hiſtoriſche Perſonen und Ereigniſſe aufzufinden wuſten, wogegen ſich für den andern Theil, der die eigentliche Nibelungenoth, den Untergang der Burgunden an Etzels Hofe, umfaßt, die Beziehung auf die hiſtoriſch beglaubigte Vertilgung des burgundiſchen Gunthikar und ſeines Geſchlechts durch die Hunnen unter Attila, ſowie auch auf die Königsnamen des burgundiſchen Geſetzes, ſehr nahe legte. Erwägen wir zugleich, daß ein mythiſcher Charakter, ſelbſt nach der nordiſchen Darſtellung, ſich vorzugsweiſe und weſentlich nur in jenem vordern Theil der Sage bemerklich mache, ſo ſpricht alle Wahrſcheinlichkeit dafür, daß die vorgeſchichtliche mythiſche Sigurdsſage erſt im Verlauf ihrer weitern Entwicklung in jene hiſtoriſchen Elemente eintrat. Bindungsmittel konnte der gemeinſame Name Gunther, Gunnar, ſein; dieſer iſt auch ein altnordiſcher und ſelbſt einer von den vielen Beinamen Odins (Lex. myth. 369^{a} bellicosus, pugnax; ahd. kund, altn. gunn, pugna. Gramm. II, 457). War Gunther, Gunnar, in der urſprünglichen Sage der Name eines der Schwäger Sigurds und der Verräther an ihm, ſo reihten ſich die übrigen burgundiſchen Königsnamen Gibica (Gibich, Giuki), Godomar (Guttormr), Gislahar (Giſelher) leicht mit an. Hagen, Högni, er ſteht,“ erwidert Loki, „und ſchieß dann auf ihn mit dieſer Gerte!“ Hödr nimmt Miſteltein und ſchießt nach Lokis Anweiſung auf Baldurn. Der Schuß durchbohrt dieſen und er fällt todt zur Erde. Sprachlos ſtehen die Aſen umher. Nanna, Baldurs Frau, vergeht vor Gram und ihre Leiche wird mit der ſeinigen auf den Scheiterhaufen gelegt. Vergeblich ſind die Verſuche der Aſen, Baldurn aus Hels dunkeln Wohnungen zurückzugewinnen, und unaufhaltſam bricht nun auch ihr Verderben herein. Sie fallen im Kampfe mit den entfeſſelten Ungeheuern und die Welt lodert in Flammen auf. In der wiedergeborenen Welt geht auch Baldur neu hervor.

Dieſer Mythus von Baldur bietet ſich zweifacher Deutung, phyſiſcher und ethiſcher, dar. Phyſiſch wird Baldur für einen Sonnengott erklärt, ſowohl für die Sommerſonne, als für die Sonne des Weltjahrs, ſo daß alſo ſein Tod einestheils die Sommerſonnenwende, das abnehmende Licht, anderntheils das Neigen der ganzen erſchaffenen Welt zu ihrem Ende bezeichnen würde. Ethiſch zeigt ſich in ihm das erhaltende Maaß und Geſetz, mit deſſen Aufhebung alle zerſtörende Gewalten entbunden werden. Auch eine Verbindung und Wechſelbeziehung dieſer beiderlei Auffaſſungen kann gedacht werden. Das Nähere jedoch gehört in die nordiſche Mythengeſchichte.

Die Ähnlichkeit nun, welche zwiſchen dem Tode Baldurs durch den blinden Hödur und dem dadurch herbeigeführten Götteruntergang und Weltbrande einerſeits und anderſeits der Ermordung Siegfrieds durch Hagen (Guttorm) und dem hierauf folgenden Vertilgungskampf im brennenden Saale bemerkt wurde, hat veranlaßt, den Gott und den Helden, den Mythus und die Sage, entweder für identiſch anzunehmen, oder dieſelbe Idee dort makrokosmiſch, hier mikrokosmiſch ausgebildet, dort den Urmythus, hier deſſen heroiſch-epiſche Einkleidung zu erkennen. H. v. d. Hagen ſagt (die Nibelungen S. 37):

> In ihrer älteſten uns übrigen Geſtaltung, beſonders der eddaiſchen Alliterationslieder, ſind ſie [die Nibelunge] noch durch Abſtammung und Einwürkung der Götter ganz in die Göttergeſchichte verwachſen und eine heroiſche Wiederholung[1] des Grundmythus darin. Aber es läßt ſich darthun, daß auch bei uns Siegfrieds Leben und Tod, die Klage und der Nibelungen Noth nichts anders iſt, als das Leben und der Tod Baldurs des Guten, der Untergang

---

[1] S. 36: die heroiſche Verkörperung deſſelben.

aller Götter in der Götterdämmerung, alſo jener unter mancherlei Namen und Geſtalten überall vorkommende Urmythus von Leben, Tod und Wiedergeburt, von Schöpfung, Untergang und Wiederkehr der Zeiten und Dinge überhaupt.

Mone erklärt in der Einleitung in das Nibelungenlied S. 77[1] Siegfried für ein Weſen mit Baldur. Später, in der Geſchichte des nordeuropäiſchen Heidenthums (II, 326) äußert er:

> Da der Weltbrand durch den Untergang der Völker ſich im Leben erfüllte, ſo muſte dieſer in der Anſicht des Volkes dieſelbe Urſache haben, wie jener; nun war Baldurs Ermordung der Urſprung des Weltendes, daher denn in der Heldenſage auf die Ermordung Sigfrids die Nibelungen Noth folgt.
>
> Regiſter 585: Sigfrit iſt Baldder.

Es hat ſich ſonderbar gefügt, daß Mone, ſonſt der entſchiedenſte Vertheidiger der mythiſchen Deutung, in ſeiner neueſten, zuvor angeführten Abhandlung über die Heimath der Nibelungen ebenſo vorwiegend den Weg der geſchichtlichen Erklärung verfolgt hat, während umgekehrt Lachmann, der die mythologiſchen Hypotheſen Mones und Hagens eifrig bekämpfte, neuerlich in der ſchon erwähnten Kritik der Sage von den Nibelungen in dieſer gleichfalls eine Götterſage (24, 2) und in Siegfried einen dem nordiſchen Baldur ähnlichen Gott (22) gefunden hat, obgleich allerdings in behutſamerem Gange der Forſchung.

Die Hauptzüge dieſer neuen Forſchung ſind folgende:

> S. 12 f.[2] Von den Wolſungen wird uns nichts als Mythiſches erzählt, und ſelbſt in den Namen Wolſung und Nibelung iſt ſchon ein bedeutungsvoller Gegenſatz. Vols für Pracht und Stolz hat ſich in der nordiſchen Sprache erhalten: in Deutſchland weiſet mit J. Grimm die Namen Wolsbraht[3] und Weliſunc nach (tradit. fuld. 2, 216. Schannat N. 496. Meichelbeck N. 140). Davon Volſûngar, angelſächſiſch Välſingas, das Geſchlecht der Herrlichkeit. Dagegen Nibulungâ, Niflûngar, die Nebelkinder, wozu ſich das Subſtantivum Nifl wieder aus der nordiſchen Sprache verloren hat, die es jedoch in mythologiſchen Ableitungen noch bewahrt u. ſ. w. Damit, daß die Wolſunge Kinder der Herrlichkeit ſind, ſtimmen die glänzenden Wolſungenaugen Sigurds und in den Anhängen der nordiſchen Sage auch ſeiner Nachkommen überein, [ſowie überhaupt] ihre wunderbaren übermenſchlichen Eigenſchaften und Thaten u. ſ. w.

---

[1] Vgl. Geſchichte des Heidenthums II, 330.

[2] [Lachmanns Anmerkungen zu den Nibelungen S. 339. K.]

[3] ahd. peraht, lucidus, Gr. II, 556 und berabt, Schmeller I, 194.

Nachdem Lachmann hierauf verſchiedene Anzeigen hervorgehoben, nach welchen Siegfried in den verſchiedenen Darſtellungen der Sage als in einem Verhältnis der Dienſtbarkeit befangen erſcheint, entwickelt er weiter:

S. 17 f. [342]. Beachten wir, daß in der Mythologie des Nordens Niflheimr und Niflhel der kalte Theil der Erde und die Wohnung der Verſtorbenen genannt wird, beachten wir daneben, daß, wenn die nordiſche Sage zuerſt den Schatz in der Gewalt der Zwerge ſein läßt, die ſüddeutſche nicht ohne Verwirrung außer Günther und ſeiner Umgebung auch die erſten Herren des Schatzes zu andern Nibelungen macht, die Siegfried zum Theil erſchlägt, ſo wird man ſchwerlich noch zweifeln, jene und dieſe ſind von einem Geſchlechte, und dies Geſchlecht iſt ein übermenſchliches, aus dem dunkeln neblichten Todtenreich, ihnen gehört der Schatz und ſie bekommen ihn zurück.

So iſt der Sinn von Siegfrieds Sage deutlich und einfach. Er hat das Gold gewonnen, das den dunkeln Geiſtern zugehört, durch deſſen verderblichen Beſitz er in ihre Knechtſchaft gerathen iſt. Bei aller Herrlichkeit, die es ihm gewährt, iſt er der Unterwelt verfallen: er muß die ſtrahlende Jungfrau nicht für ſich, ſondern ſeinem Herrn, dem König des Todtenreichs, gewinnen und ihm durch den Ring der Vermählung weihen: das Gold kehrt zu den Unterirdiſchen in die Tiefen des Rheins zurück.

S. 20 [343]. Die Ausführung haftet an dem Satze, daß das Gold, obgleich begehrungswürdig, doch in die Gewalt der unterirdiſchen Mächte bringt u. ſ. w.

Noch weiter aber ſucht Lachmann darzuthun, daß hier nicht Helden, ſondern Götterweſen handeln.

Der Name Sigofrid [ſagt er S. 22 f.] findet vor dem Ende des 7ten Jahrhunderts ſich nirgend, woraus man wohl ſchließen darf, er ſei in heidniſcher Zeit Name oder Beiname eines Gottes geweſen. Nehmen wir dies an, ſo denkt man bei ihm natürlich ſogleich an den nordiſchen Baldur, als einen Gott, der ebenfalls geſtorben iſt: und dieſe Vergleichung (die aber keine rohe Identification ſein ſoll) ergibt, in dem mythiſchen Ausdruck für den Tod beider Götter, ſogar noch eine Möglichkeit, den ſonſt unerklärlichen Mörder Siegfrieds, Hagano, für die [urſprüngliche] Sage zu retten. Baldur wird von dem blinden Hödr mit der Miſtel erſchoſſen: Hagano, der einäugige Mörder Siegfrieds, hat ſeinen Namen von dem ſtechenden Dorn (hagan), weshalb er in Eckehards Waltharius manu fortis auch spinosus Hagano genannt wird und O paliure, virens foliis, ut pungere possis. Seine Perſon iſt offenbar mehr, als heroiſch. Nach der nordiſchen Sage ſoll er ein Niflung ſein und Hniflüngr heißt ſein Sohn: nach der deutſchen iſt ſein Vater ein Alb (Wilkinaſ. Cap. 150. 365) u. ſ. w.

Danach zeigte denn die Fabel, nicht mehr wie ein Held, ſondern wie ſelbſt ein herrlicher leuchtender Gott, ein Gott des Friedens durch den Sieg, nicht ungeſtraft die geheimnisvollen Wächter im kalten nördlichen Todtenreiche morden und das Gold der nächtlichen Götter dem Drachen rauben darf. Er gewinnt durch den Raub zwar Reichthum und wunderbare Kräfte, aber er kommt auch in die Gewalt der Dämonen. Er muß ihr Bundesbruder werden, ſich mit ihrer Schweſter vermählen, für den König des Nebelreichs mit dem Werkzeug der Unterwelt die umſtrahlte Valkyrie aus den Flammen holen, in des Königs Geſtalt ihren Widerſtand bezwingen: durch den Ring aus dem Schatze vermählt er ſich mit ihr, aber ſie wird nicht ſeine, ſondern ſeines Herrn Braut: er iſt todt, vom Todesdorn, dem Sohn des Schreckens, erſtochen.

Ohne auf dieſe verſchiedenen Auffaſſungen der Nibelungenſage im Einzelnen einzugehen, gebe ich meine Meinung darüber kürzlich mit Folgendem:

Grimms Anſicht, wonach Götter- und Heldenſage unterſchieden werden müſſen, halte ich im Allgemeinen für die richtige; Götterwelt und Menſchenleben zuſammen bilden das Ganze einer mythiſchen Weltanſchauung. Aber in der Ausführung ſelbſt ſcheint mir Grimm dieſen größern Zuſammenhang zu wenig zu beachten und ſich zu ſehr auf die Betrachtung der einzelnen Erſcheinungen des Wunderbaren zu beſchränken. Insbeſondre kann ich, aus ſpäter anzuführenden Gründen, nicht damit einverſtanden ſein, wie er Odin und die übrigen Aſen aus der Nibelungenſage entfernen will. Die Gleichſtellung Siegfrieds mit Baldur, bei Mone und v. d. Hagen, würde, als völlige Identification, in jener Vermiſchung von Götter- und Heldenſage beruhen, gegen die ſich Grimm mit Recht erklärt. Aber auch die analogiſche Zuſammenſtellung, als Makrokosmus und Mikrokosmus, als heroiſche Wiederholung des Göttermythus, findet ihren Gegengrund in der Eigenthümlichkeit der nordiſchen Glaubenslehre ſelbſt. Das Verhältnis der Götter zu den Menſchen, alſo zum voraus der Unterſchied zwiſchen beiden, dann die Erweckung der Helden durch Odin, die Steigerung des irdiſchen Kampfes zum künftigen in Gemeinſchaft der Götter, dieſes Fortſchreiten, dieſe Abſtufungen ſind der nordiſchen Anſicht weſentlich. Sigurd kann nicht Baldur ſein, er wird erſt durch die Valkyrie zu Odins Hallen gezogen; der Niflunge Kampf, wenn er auch urſprünglich zur Sage gehörte, iſt nicht Ragnarök, denn die Helden fahren vom irdiſchen

Kampfe zu Odin auf, um dann erſt mit ihm, als Einherien, am Weltkampfe Theil zu nehmen. So reduciert ſich uns die Gleichſtellung zwiſchen Göttermythus und Heldenſage auf eine allerdings nothwendige Verbindung und Übereinſtimmung beider.

Lachmanns an ſich ſcharfſinnige und mehrfach anregende Ausführung iſt mir hauptſächlich darum nicht überzeugend, weil ſie einerſeits ſich an die nordiſche Mythologie anſchließt, anderſeits einen uns unbekannten deutſchen Mythus aus Muthmaßungen aufbaut. Siegfried iſt nicht Baldur, aber ein, dieſem ähnlicher deutſcher Gott Sigofrid, Hagen nicht Hödur, aber doch mit dieſem gleichartig. Die Nibelunge werden wirklich mit dem nordiſchen Reiche der Finſternis und Kälte, Niflheimr, Niflhel, in Beziehung geſetzt, aber doch bilden ſie in ihrem Gegenſatze zu den Völſungen ein Verhältnis, von dem man nicht abſieht, wie es in das zu Tage liegende Syſtem der nordiſchen Mythologie und der ihm eigenthümlichen Weſenklaſſen eingereiht werden ſoll. Brynhild hört auf, als Valkyrie bedeutend zu ſein, ſie wird eine ſtrahlende Jungfrau, deren mythiſcher Charakter nirgends begründet iſt. Die Aſen Odin, Hänir und Loki ſollen weichen, um den neuen Göttern Sigofrid und Hagen Raum zu geben. Aber dürfen wir das Altbefeſtigte für das noch gänzlich Muthmaßliche aufgeben?

Um bei ſolcher Manigfaltigkeit der Anſichten, wenn nicht zu einer vollſtändigen Erklärung, doch zu einem möglich feſten Anhalte zu gelangen, glaube ich die Unterſuchung auf folgende zwei Fragpunkte zurückführen zu müſſen:

1) Iſt der von ihren ſpätern Anwüchſen abgelöſten Nibelungenſage, ſo wie ſie dann in nordiſcher Darſtellung erſcheint, der odiniſche Mythus nur äußerlich angeeignet, oder iſt ihre innere Bedeutung in ihm begründet?

2) Zeigt auch die deutſche Darſtellung dieſer gemeinſamen Sage noch unverkennbare Merkmale des urſprünglichen Zuſammenhangs mit demſelben Mythus?

In erſterer Beziehung iſt bereits dargethan worden, wie das Mythiſche in der nordiſchen Darſtellung durchaus der odiniſchen Glaubensanſicht entſpreche, wie ſolche ſich anderwärts in ſkandinaviſcher Götter- und Heldenſage darlegt. Allein eben daraus, daß Odin auch über denjenigen Theil des nunmehrigen Sagenverbandes hinauswirkt, welchen wir als urſprünglichen Beſtand der Völſungen- oder Nibelungenſage abgeſondert haben, könnte geſchloſſen werden, der Norden habe ſeine Götterweſen dem Ganzen nur als herkömmliche mythiſche Ausſtattung angehängt. In demjenigen Sagengliede zwar, welches den Untergang der Giukungen an Atlis Hofe begreift, iſt nichts Odiniſch-Mythiſches zu bemerken, dagegen im letzten, das den Tod der Söhne Gudruns erzählt und das wir ſeinem rechten Zuſammenhange nach einem andern, dem gothiſchen Sagenkreiſe vindicieren muſten, tritt der alte, einäugige Odin noch am Schluſſe hervor und räth, wie Hamdir und Sörli getödtet werden können. Die nordiſchen Quellen ſelbſt miſchen einzelne mythiſche Züge nicht in gleichem Maaße bei. So gräbt Sigurd in den Eddaliedern eine einzige Grube, über die der Drache hinkriechen ſoll, während in der Völſunga-Saga Odin eingeführt wird, um dem Jünglinge zu rathen, daß er noch andre Gruben zum Schutze gegen Faſnirs Blut grabe (W. Grimm, Heldenſage 382 f.). Da nun auch bei andern Drachenkämpfen, welche Saxo (von Frotho B. II, S. 26, von Fridlev B. VI, S. 153. Vgl. B. VII, S. 195) erzählt, Odin, den Helden berathend, eintritt, ſo könnte in der Völſunga-Saga ſich dieſer Zug nur als ein Hergebrachtes wiederholt haben. All dieſes aber enthebt uns nicht der Erforſchung, ob der Mythus im Innern der Sage hafte. Denn wäre Letzteres der Fall, ſo müſten wir das Beſtreben natürlich finden, die ſpätern Anhänge der urſprünglichen Sage mit dieſer auch in mythiſcher Hinſicht, wäre es auch mehr nur äußerlich, in Einklang und Zuſammenhang zu bringen. Den eigentlichen Kern der Sage bilden nun die Geſchicke Sigurds, der Drachenkampf und die Erwerbung des Horts, ſein Verhältnis zu Brunhild, ſein gewaltſamer Tod. (In letzter Hinſicht iſt Lachmann S. 21 abweichender Meinung.) Vom Horte nun und dem darauf haftenden Fluche haben W. Grimm und Lachmann die Erſcheinung der drei Aſen, Odin, Hänir und Loki, als nordiſchen Zuſatz wieder abzutrennen verſucht; der Erſtere, weil er das, was die Aſen hier thun und erleiden, nicht für göttlich und ſie an dieſer Stelle leicht und ſchicklicher durch ſterbliche Menſchen erſetzbar fand (Heldenſage 384 f.); Letzterer, weil dieſe Erzählung nicht mit der deutſchen Sage ſtimmt (wovon nachher) und weil er den Helden Sigofrid ſelbſt zum Gott erhebt. Auf dieſe Zweifel ſoll im Folgenden, ſoweit es nicht ſchon geſchehen, geantwortet werden. Es trägt aber auch poſitiv jene Verbindung der Götter mit dem Horte ſo entſchieden das Gepräge älteſter mythiſcher Anſchauung, ſie macht ein Bedeutungsvolles ſo nahe fühlbar, daß gerade hier durch unbegründete Trennung der tiefere Sinn zerſtört werden könnte. Will ſich uns dieſer auch nicht mehr völlig enthüllen, ſo wird doch ſo viel deutlich, daß die mächtige Wirkung des Goldes auf die menſchlichen Geſchicke nicht ohne die Götter eintreten ſollte. Ein Unrecht iſt von dieſen ſelbſt geſchehen, durch den tödtlichen Wurf auf Ottur. Zwar war Ottur in ſeiner Verwandlung unkenntlich und der Wurf geſchah durch Loki, der auch in der Götterwelt, ſeiner Abkunft nach nicht zu den Aſen gehörig, ſtets das Böſe ſtiftet. Aber auch die ſchuldloſen Aſen muſten ſich dem Rechte fügen, das die Buße des Mordes erheiſcht. Hreidmar verlangt, daß der Getödtete, wie in andern Fällen mit Waizen, ſo hier, wo Götter die Thäter ſind, mit Gold beſchüttet werde, und ſie ſind nun genöthigt, das verderbliche Gold den unterirdiſchen Mächten zu entreißen. So iſt das Verhältnis der Götter, welche ſich dem unterwerfen, was nach den Begriffen des Alterthums unantaſtbares Geſetz iſt, kein ſo unwürdiges, wie Grimm es anſieht, noch hätten ſo weitgreifende Geſchicke lediglich in menſchlichen Handlungen ihren Anfang nehmen dürfen. Wollte man aber dennoch die Götter in der Art hier beſeitigen, daß man annähme, dieſer Mythus von der Einführung des Goldes unter die Sterblichen ſei ein allgemeinerer, nicht urſprünglich an die Sigurdsſage geknüpfter, ſo liegt doch in dieſer ein andrer, von ihr untrennbarer und zugleich im eigenſten Weſen des odiniſchen Mythenkreiſes haftender Beſtandtheil, die Valkyrie Brynhild. Nirgends, als in der odiniſchen Kampflehre, waltet die Valkyrie, und wollten wir Brynhilden dieſer Eigenſchaft entkleiden, ihr auch ſo den Panzer vom Leibe ſchneiden, ſo würde aller innere Zuſammenhang der nordiſchen Fabel ſich auflöſen. Ein ſolches Weſen höherer Art muß Sigurds erſte und unter allen Verdunklungen unvertilgbare Liebe ſein, wenn der nur von ihm ausführbare Ritt durch die Flamme, wenn der Gegenſatz Brynhilds zu der menſchlichern Gudrun, wenn die Wiedervereinigung Sigurds und Brynhilds im Tode Sinn und Bedeutung behalten ſollen.

Dieß ſind die Hauptmomente, warum ich glaube, daß die Nibelungenſage ſich in der nordiſchen Darſtellung den odiniſchen Mythus nicht bloß äußerlich angeeignet hat, ſondern innerlich mit demſelben zuſammenhängt.

Fragen wir nun aber

2) ob auch die deutſche Darſtellung noch einen ſolchen urſprünglichen Zuſammenhang mit demſelben Mythus erkennen laſſe, ſo wird uns die folgende Erörterung auch hier auf daſſelbe Ergebnis führen.

Es iſt unter den neueren Forſchern darüber kein Zweifel mehr, daß die Abkunft der Nibelungenſage, ſoweit ſich ſolche verfolgen läßt, in Deutſchland zu ſuchen ſei. Die nordiſchen Quellen ſelbſt weiſen auf deutſchen Urſprung hin, wie früher in der ſkandinaviſchen Sagengeſchichte ausgeführt worden. Ein auswärtiges Land, bald Hunaland, bald Frakland (Frankenland) genannt, iſt das Gebiet der Völſunge, und wenn es auch nicht an örtlichen Anknüpfungen an den Norden fehlt, ſo drängt doch die Sage für ihre bedeutendſten Ereigniſſe immer wieder nach dem Süden, nach Frankenland und dem Rheine hin. Die Namen Nibelung und Siegfried ſind auch geſchichtlich am früheſten als fränkiſche beurkundet. Iſt aber die Sage überhaupt aus Deutſchland nach dem Norden gewandert, ſo tritt uns nun die früher umſtändlich begründete Thatſache hinzu, daß Odin, Wodan, auch von deutſchen Völkern verehrt wurde. Der odiniſche Mythus hatte alſo für dieſe Sage auch auf deutſchem Boden zum voraus nichts Fremdartiges; ja es konnte eben im gemeinſamen Mythus der Anlaß ihrer frühen und vollſtändigen Einbürgerung im Norden zu ſuchen ſein. Warum aber die heidniſchen Mythen in den deutſchen Liedern und Sagen überhaupt abgeſchwächt und ausgetilgt wurden, während ſie in den nordiſchen Denkmälern ſich ungetrübt erhielten, warum in jenen beſonders Odins Erſcheinung gänzlich wegfiel, davon iſt der Grund leicht einzuſehen. Abſeits der Völkerzüge, unberührt von der Nachbarſchaft römiſcher Bildung, unerreicht vornehmlich von den Fortſchritten des Chriſtenglaubens und allen in ſeinem Gefolge gehenden Umwandlungen der Verfaſſung und Sitte, war Skandinavien ſeiner eigenthümlichen Entwicklung den langen Zeitraum hindurch überlaſſen, während deſſen die deutſchen Völker der Reihe nach jenen mächtigen Einflüſſen unterlagen. Sechs Jahrhunderte vergiengen von der Verbreitung des Chriſtenthums unter den Oſtgothen bis zum Siege deſſelben in Norwegen und Island. Was urſprünglich vielen Völkern germaniſchen Stammes gemeinſam war, muſte doch bei den Bewohnern des Nordens ſich in feſteſter und ſchärfſter Geſtaltung ausprägen. So wurden denn die nordiſchen Götter zwar auch aus Hainen und Tempeln vertrieben, aber ihre Hochſitze blieben ihnen in dem Gebiet einer höchſt eigenthümlich ausgebildeten Skaldenkunſt. Die Dichtung hielt dort noch lange feſt, wozu der Glaube ſich nicht mehr bekennen durfte. Die chriſtlichen Skalden reihten ſich an die vorchriſtlichen als Glieder einer fortlaufenden Kette und entnahmen fortwährend dem heidniſchen Mythus und der damit zuſammenhängenden Heldenſage Bilder, dichteriſche Benennungen und Umſchreibungen. Zu dieſem Behufe blieben auch die alten Lieder und Sagen in ihrem vorchriſtlichen Weſen erhalten und der muthmaßliche Sammler der Götter- und Heldenlieder der ältern Edda am Anfang des 12ten Jahrhunderts, der Isländer Sämund, war ein chriſtlicher Geiſtlicher.

Als die erſten, einzelnen Glaubensboten nach dem Norden ausgiengen, war die chriſtliche Kirche längſt in der eifrigſten Verehrung der deutſchen Völker begründet. Selbſt der kriegeriſche Sinn war bei dieſen durch die Kämpfe mit den Bekennern des Islams, mit ſlaviſchen und normänniſchen Heiden, zur Glaubensbegeiſterung erwachſen. Eine zahlreiche, feſt in ſich verbundene Geiſtlichkeit war ſtets wachſam, die Überbleibſel heidniſcher Meinungen und Gebräuche zu rügen und auszurotten. Den Beherrſchern des mächtigen Frankenreichs war die Ausbreitung des Chriſtenthums Staatsklugheit und Eroberung; mit dem Schwerte bekehrten ſie und in der Taufe ließen ſie ſich huldigen. Die Sachſen waren das letzte deutſche Volk, welches ſein Heidenthum und ſeine Freiheit gegen die fränkiſchen Machthaber vertheidigte; nach mehr als dreißigjährigem Kampf lehrte Karl ſie, wie eine päbſtliche Bulle ſagt, das ſanfte Joch des Heilands tragen, die wilden Herzen mit dem Schwerte zähmend (corda ferocia ferro perdomans). Auch dieſes geſchah noch 200 Jahre eher, als die Volksverſammlung in Island (am Schluſſe des 10ten Jahrhunderts) durch Beſchluß das Chriſtenthum annahm, ſelbſt da noch mit Vorbehalt nicht öffentlicher Verehrung der alten Götter (Münter S. 541).

Was im chriſtlich bekehrten Deutſchland überall zuerſt weichen muſte, waren begreiflich die Namen der großen Götter. Wodan (Odin), dem mit Thunar und Saxnote (Thor und Freyr) in der Abſchwörungsformel widerſagt war, durfte auch nicht mehr an der Spitze der Heldenlieder genannt werden. Abgewandt von den Göttern der Vorzeit, allmählig derſelben vergeſſend, hatte man dennoch die heimiſche Heldenſage, dieſes uralt geiſtige Erbgut des Volkes, nicht aufgegeben; man erhielt und hegte ſie, indem man in ihr das Menſchliche, auch für die neuen Verhältniſſe Gültige hervorhob und ausbildete.

Neben den Hauptgattheiten der alten Glaubenslehre war die Natur von einer Menge untergeordneter Elementargeiſter erfüllt. Dieſe ſind auch dem Chriſtenthum nicht gewichen, wenn gleich der Klang der Kirchenglocken ihnen zuwider iſt, und noch jetzt auch in der deutſchen Volksſage nicht gänzlich untergegangen. Von den chriſtlichen Bekehrern u. ſ. w.[1] ***

Es ergibt ſich uns aus dem Bisherigen einestheils, daß das Nichtvorhandenſein Odins und anderer Götter in der jetzigen Geſtaltung der deutſchen Nibelungenſage keineswegs zu der Annahme berechtige, als wären ſie niemals in ihr vorhanden geweſen, da ſich genügende Gründe ihres Verſchwindens darbieten und da denn doch unläugbar die götterloſe Erwerbung des Hortes, die Nichtbegründung des auf ihm haftenden Fluches eine in der nordiſchen Darſtellung wohl ausgefüllte Lücke fühlbar machen; anderntheils, auf welche Weiſe ſich gleichwohl auch in unſrer Nibelungenſage noch Überreſte des Mythiſchen erhalten haben. Davon könnten in ihr noch weitere Spuren nachgewieſen werden, z. B. die weiſſagenden Meerweiber des Nibelungenliedes. Allein hier iſt uns von vorzüglichem Belange, darthun zu können, daß, wenn gleich Odin ſelbſt aus dem deutſchen Liede verſchwunden iſt, dennoch ſein Mythus noch unverkennbar in demſelben durchſcheine. Zeugin dieſes vormaligen mythiſchen Zuſammenhangs iſt uns abermals die Valkyrie Brynhild. Sie ſteht in ihrer wunderbaren Stärke und Furchtbarkeit vereinzelt und unerklärt, während ſie, als Valkyrie betrachtet, einem größeren und bedeutſamen Verbande ſich einreiht. Auf ihr früheres Verhältnis zu Siegfried, wenn gleich ſolches in den Hintergrund getreten, iſt doch noch hingewieſen, da er, als Gunther die Fahrt nach ihr unternehmen will, zum voraus von ihr zu ſagen weiß und ſie ihn ſogleich erkennt und auszeichnet (Nibelungenlied Z. 1334 f. 1659. 1689 ff.). Ihr geheimer Anſpruch auf ihn, der Wechſel von Liebe und Haß, der dem Helden zum Verderben wird, erfordern eine tiefere Begründung, wie ſie in den nordiſchen Quellen gegeben iſt; gleiche Folgen laſſen auch hier auf gleichartigen Vorgang ſchließen und in der Vilkinenſage, welche hauptſächlich nach deutſchen Überlieferungen erzählt, iſt Siegfrieds erſter Beſuch bei Brünhild nicht vergeſſen, obſchon in roher und unzuſammenhängender Darſtellung (Cap. 148. II, 36. Sagabibl. II, 212). Wenn uns die Macht des Hortes ohne Götter nicht einleuchten wollte, ſo kann uns noch weniger die kriegeriſche Jungfrau, von bloß körperlicher Stärke, ohne die geiſtige Höhe der Valkyrie, von genügender Bedeutung ſein. So erweiſt ſich uns, in deutſcher wie in nordiſcher Darſtellung, die Nibelungenſage im innern Zuſammenhange mit der odiniſchen Glaubenslehre.

---

[1] [Hier greift die Darſtellung auf das in den Schriften I, 158 geſagte zurück und es iſt der Abſchnitt von S. 158 bis 162 hier einzufügen. K.]

b. Hegelingenſage.

Die zu dieſem Kreiſe gehörigen Sagen, wie ſie in dem deutſchen Heldengedichte von Gudrun zuſammengefaßt ſind, haben, nach unſrer früheren Ausführung, ihren örtlichen Anhalt an den niederſächſiſchen und frieſiſchen Nordſeeküſten. Auch ein Frute von Dänemark tritt darin auf[1]; Frodi, Frotho aber iſt in däniſcher Sage ein in das Mythiſche übergehender Königsname. Wirklich auch läßt ſich ein Theil der Hegelingenſage, gewiſſermaßen der Mittelpunkt derſelben, als ein gemeinſchaftlicher, deutſch-nordiſcher, und zwar im Odinsglauben beruhender Mythus nachweiſen. Im deutſchen Liede läßt Hettel, König zu Hegelingen, durch ſeinen Neffen Horand Hilden, die Tochter des Königs Hagen von Irland, zu Schiff entführen, der beleidigte Vater eilt nach und es erhebt ſich eine blutige Schlacht am Strande. Dieſer Theil des Gudrunliedes iſt auch in altnordiſcher Überlieferung, und zwar hier in offenbar urſprünglicherer Geſtalt, vorhanden. In der ſkandinaviſchen Sagengeſchichte ſind die verſchiedenen nordiſchen Darſtellungen der Sage von Hildur dargelegt und erörtert worden. Ich hebe hier diejenige aus, in der ſich die älteſte mythiſche Bedeutung am reinſten erhalten hat. Sie findet ſich in der Skalda (Sn. Edd. S. 163 ff.), zur Erklärung verſchiedener, dieſer Sage entnommener Dichterausdrücke. Die Erzählung der Skalda lautet ſo: König Högni hatte eine Tochter u. ſ. w.[2] ***

Von den Namen Hildur ausgehend, haben wir dieſe Sage folgendermaßen erklärt: Die Wurzel hild u. ſ. w.[3] ***

---

[1] Auch bei Saxo iſt Frotho III mit Hithin zuſammengebracht.

[2] [Vgl. oben S. 278 f. K.]

[3] [Das weitere ſ. oben S. 282 ff. K.]

Ganz im Geiſte des Odinsglaubens gibt die Sage ein Bild des nimmer raſtenden irdiſchen Kampfes, der, durch Odins Dienerin Hildur immer neu angefacht, fortdauert bis Ragnarök, wo der Hjadninge Streit im großen, allverzehrenden Weltkampfe aufgeht.

Dieſe mythiſche Sage nun iſt im deutſchen Gedichte nur noch in wenigen Zügen zu erkennen, aber doch in ſolchen, welche die urſprüngliche Identität genugſam verbürgen. Die nordiſchen Namen der Hauptperſonen, Hildur, Högni, Hedin, Hjarrandi, entſprechen den deutſchen Hilde, Hagen, Hettel, Horand. Auch die Verhältniſſe, in denen ſie zu einander ſtehen, und der Verlauf der Ereigniſſe ſind in der Hauptſache die gleichen. Hildur iſt dort Högnis Tochter, wie hier Hilde Hagens; ihr Freier, der ſie dort ſelbſt entführt, hier entführen läßt, iſt beidemal derſelbe, nordiſch Hedin, deutſch Hettel. Unweſentlich iſt die Abweichung, daß Hjarrandi nur als Hedins Vater genannt wird, während Horand, Hettels Neffe, für ihn die Braut hinführt. Die Nacheile des Vaters mit Schiffmacht und die blutige Schlacht nach der Landung iſt beiden Darſtellungen gemeinſam; der Sinn der nordiſchen (wie eine weitere Erzählung bei Saxo zeigt) iſt der, daß Högni und Hedin gegenſeitig einander tödten; in der deutſchen werden Hettel und Hagen nur verwundet. Hier aber verſöhnen ſie ſich zuletzt und von dem Erwecken der gefallenen Kämpfer durch Hildur iſt nur darin eine Spur geblieben, daß Hilda den Helden Wate, der durch ein wildes Weib zum Arzte geworden, fußfällig erbittet, ihren Vater und die übrigen Verwundeten zu heilen (Gudrun Z. 2115 ff.).

Läge uns nicht die nordiſche Geſtalt der Sage zur Vergleichung mit der deutſchen vor, ſo würden wir allerdings in dieſer den einſtigen mythiſchen Beſtand nicht mehr zu entdecken im Stande ſein. So aber ſind wir berechtigt, anzunehmen, daß die tiefere Bedeutung einſt auch der deutſchen Sage nicht gefehlt habe, und es muß uns dieſer Fall in der Anſicht beſtärken, daß auch anderwärts manches Mythiſche in der älteren deutſchen Sagenbildung vorhanden geweſen ſei, wo es jetzt nicht mehr oder nur in leiſeren Spuren zu bemerken iſt. Die Hegelingenſage, wie ſie in dem Gudrunsliede des 13ten Jahrhunderts auf uns gekommen iſt, hat, ſtatt des mythiſchen, durchaus ein ritterliches Ausſehen angenommen. Echter mochte ſie noch in derjenigen Geſtalt vorliegen, auf welche ein deutſches erzählendes Gedicht des 12ten Jahrhunderts, des

Pfaffen Lambrecht Alexander, anſpielt (Heldenſage 330). Aber auch ſchon ein viel älteres angelſächſiſches Gedicht (ebend. 329 f.) erwähnt der Heodeninge (nord. Hjadninge) und des liederkundigen Heorrenda (Hjarrandi), entſprechend dem herrlichen Sänger Horand unſres Gudrunliedes, auf den auch ſonſt in mittelhochdeutſchen Gedichten angeſpielt wird (ebend. 331).

Soviel vom deutſchnordiſchen Mythus in Nibelungen- und Hegelingenſage. Odin, den wir hier nur noch unſichtbar waltend fanden, wird ſich uns weiterhin, ſelbſt bis zum heutigen Tag, in deutſcher Volksſage lebendig erweiſen.

2. Gothiſcher oder parſiſch-gothiſcher Mythenkreis.

Amelungenſage[1].***

Haben[2] uns nun nach dem bisherigen erſt die perſiſchen Sagen von Ruſthm und Asfendiar in den Stand geſetzt, den verworrenen Abenteuern unſrer Wolfdietrichslieder eine beſtimmte Anordnung zu geben, und hat ſich auch im Einzelnen der Tagfahrten eine unverkennbare Ähnlichkeit auf beiden Seiten gezeigt, hat ſich uns dann wieder erſt in der perſiſchen Glaubenslehre[3] eine tiefere mythiſche Begründung des in beiderlei Sagen gleichartig vorkommenden Wunderbaren ergeben und erweiſt ſich uns damit perſiſche Sage und perſiſcher Mythus überhaupt als eine Quelle für die Erläuterung unſres gothiſchen Fabelkreiſes, ſo müſſen wir uns berechtigt finden, nun auch anderwärtigen, bisher noch nicht berührten Übereinſtimmungen zwiſchen dem iraniſchen Heldenbuch und der deutſchen Amelungenſage ein größeres Gewicht beizulegen; und ſelbſt auf ſolche Fälle, wo das Zuſammentreffen ſonſt wohl aus einer allgemeinern, in der gleichen Entwicklungsſtufe verſchiedener Völker natürlich begründeten Gleichartigkeit ihrer Sagen erklärt werden könnte, kann nun auch die einmal nachgewieſene beſondre Verwandtſchaft angewendet werden.

[1] [Hier verweiſt der Verfaſſer auf die ältern Hefte. Es gehört hierher der Abſchnitt Schriften I, 172 „die Erklärer der Heldenſage“ u. ſ. w. bis S. 200. K.]

[2] [Vgl. Schriften I, 201. K.]

[3] [Über die perſiſche Glaubenslehre vergleiche man namentlich auch die lichtvolle Entwicklung von Max Duncker in ſeiner Geſchichte des Alterthums II. Dritte Auflage. Leipzig 1867. 8. H.]

Bedeutendere Übereinſtimmungen der beiderſeitigen Sage ſind namentlich noch folgende:

1) **Kai Kawus**, deſſen Gefangenſchaft in Maſenderan wir erzählt [1], hatte ſich mit einer Nichte des Schahs von Turan, Afraſiab, welche nach Iran geflohen war, vermählt und mit ihr einen Sohn, Sijaweich, erzeugt, welchen Ruſthm erzog. Sijawesch wurde nachher durch die Ränke ſeiner Stiefmutter Sudabeh genöthigt, ſich nach Turan zu begeben, wo er Afraſiabs Tochter Ferengis zur Ehe und zwei Länder zur Mitgift erhielt. Aber bald wurde der Argwohn des Schahs gegen ſeinen Eidam aufgeregt und er ließ dieſen grauſam ermorden. Auch gegen die ſchwangere Ferengis, ſeine Tochter, wüthete er. Da trat Biran, ſein Vezier, ins Mittel, nahm Ferengis mit ſich nach Cothen und übergab ſie ſeiner Gattin zur Pflege. Görres, Heldenbuch von Iran II, 37 bis 39. ***

Dieſer Chosrew, der bei den Hirten erwächſt, iſt der Cyrus der griechiſchen Geſchichtſchreiber, von deſſen Kindheit wir ähnliche Erzählungen bei Herodot (B. I, Cap. 107 ff.) und Juſtinus (B. I, Cap. 4. 5) finden. Der mediſche König Aſtyages iſt durch Träume und Traumdeutungen vor dem Kinde gewarnt worden, das ſeine Tochter Mandane, die mit dem Perſer Cambyſes vermählt iſt, gebären würde. Als nun dieſes Kind, der Knabe Cyrus, zur Welt kommt, befiehlt der König ſeinem vertrauten Diener Harpagus, daſſelbe zu tödten. Harpagus übernimmt den Auftrag; im Gedanken aber, daß nach dem Tode des ſchon bejahrten Aſtyages deſſen Tochter, die Mutter, in der Herrſchaft folgen werde, ſucht er ſich dadurch vor Gefahr zu ſchützen, daß einer von des Aſtyages Leuten der Mörder werden ſoll. Er ſendet nach einem Rinderhirten des Königs, Mitradates, der im Gebirge mit einem Weibe lebt, das, nach Herodots Worten „auf griechiſch Kyno und auf mediſch Spako hieß, denn der Hund heißt bei den Medern Spaka.“ Dem Hirten befiehlt Harpagus im Namen des Königs, das Kind auf dem Gebirg in die wildeſte, mit wilden Thieren angefüllte Einöde hinzulegen, damit es je eher je lieber umkomme; wofern er es leben laſſe, ſoll er ſelbſt des ſchmählichſten Todes ſterben. Das Weib des Hirten aber, das eben von einem todten Kind entbunden worden, bewegt ihn, dieſes auszuſetzen und ihr dafür das ſchöne, lebende Kind zur Pflege zu laſſen. So wird Cyrus gerettet. Von dieſer Erzählung Herodots iſt die bei Juſtinus in einigen Umſtänden verſchieden. Der Hirte hat hier das königliche Kind bereits ausgeſetzt; auf Bitten ſeines Weibes aber kehrt er in den Wald zurück, um es ihr zu bringen. Er findet es daſelbſt, wie es von einer Hündin geſäugt wird, die es vor wilden Thieren und Vögeln vertheidigt. Von Mitleid ergriffen, trägt er das Knäblein zu ſeinen Hürden und die Hündin folgt ängſtlich nach. Die Hirtenfrau ernährt nun daſſelbe ſtatt des ihrigen. Es wird, nicht recht deutlich, hinzugeſetzt:

---

[1] [Schriften I, 180. 191. R.]

> Nutrici Spacos postea nomen fuit, quia canem Persæ sic vocant. Puer deinde, cum inter pastores esset, Cyri nomen accepit.

Xenophon, in deſſen Cyropädie, nach den beſondern Zwecken des Buchs, dieſe Sagen zur Seite gelaſſen ſind, bemerkt doch, wie Cyrus frühzeitig in den Geſängen der Barbaren gefeiert worden und noch gefeiert werde. Auf Geſänge beruft ſich auch Firduſi (am Eingang der 21ſten Sage bei Görres, II, 40):

> So iſt denn die Rede von Sijaweſch geendet, und wir beginnen die andere von Keychosrew in der Weiſe, wie jener Sängersmann es geſungen.

Überaus ähnlich dieſen früheſten Geſchicken Chosrews, Cyrus, ſind nun wieder die Wolfdietrichs, nach der Darſtellung bei Kaſpar von der Röhn[1]. Hier läßt Hugdietrich, König zu Konſtantinopel, ſeinen vierjährigen Sohn Dietrich, der ihm als das Kind eines böſen Geiſtes verdächtigt wird, durch Puntung (Berchtung) von Meran, den er nur durch Bedrohung mit ſeinem und ſeines ganzen Geſchlechtes Tode dazu bewegt, Nachts hinwegtragen, damit es im Walde getödtet werde. Aber Puntung hat Mitleid mit dem Kinde, legt er an einem Waldbrunnen nieder und beobachtet es. Da kommen wilde Schweine, Bären, Hirſche und eine große Schaar von Wölfen zu dem Brunnen, um daraus zu trinken. Die Wölfe ſetzen ſich um das Kind und hüten es. Nun erkennt Puntung, daß es nicht vom Böſen ſtammen könne, und entſchließt ſich, es zu retten.

Str. 43. Er ſprach: du piſt geneſen
von den wolffen wunderlich,
darumb dein nam ſol weſen
hinfür Wolfdieterich.

---

[1] [Vgl. Schriften I, 191. K.]

Er übergibt es einem im Walde wohnenden Wildener (Jäger) und deſſen Weibe, die es für das ihrige ausgeben müſſen. Nach der Darſtellung im gedruckten Heldenbuche wird der neugeborne Knabe, den ſeine Mutter, um ihn zu verbergen, in den Burggraben hinabgelaſſen, von einem Wolfe weggenommen und in ſeine Höhle getragen, den Jungen zur Speiſe. Weil aber dieſe noch klein und blind ſind, bleibt das Kind unverſehrt, bis es am andern Morgen von ſeinem Großvater, König Walgund, auf der Jagd gefunden wird. Wolfdietrich wird es dann getauft, weil man es bei den Wölfen gefunden.

Die Übereinſtimmung dieſer Sage in der erſtern Darſtellung mit denen von Cyrus, Choſrew, bedarf keiner ſpeciellern Nachweiſung. Das Schwanken hinſichtlich des beſchirmenden Thieres zwiſchen Hündin und Wolf gemahnt an die Sprachverwandtſchaft von Wolf und Welf, Welp, ahd. hualf, catulus (Gramm. III, 329 [1]).

(Vgl. noch die Sage von Ödipus; auch die Ausſetzung Sals, Heldenbuch von Iran I, 72, und die mancherlei Welfenſagen. Dagegen hat die Erzählung von Hugdietrich und Hiltburg einigen Anklang in der von Sam und Salſer, Heldenbuch von Iran I, 77 ff., den Eltern Ruſthms.)

Wie Choſrew nachmals den im Kampfe gefallenen Biran einbalſamieren und herlich beſtatten läßt, Heldenbuch von Iran II, 195, Malcolm I, 52, hat gleichfalls Ähnlichkeit mit Wolfdietrichs Benehmen bei ſeines Meiſters Grabe, gedr. Heldenbuch Bl. 143, Kaſpar von der Röhn Str. 311 ff.

2) Die Ermordung Sijaweſchs, des Vaters von Keychoſrew, hat eine lange Reihe blutiger Rachekriege zwiſchen Iran und Turan zur Folge. Zuletzt unterliegt Turan, der Schah Afraſiab fällt in die Hände Choſrews, der nun an der Spitze des iraniſchen Heeres ſteht, und dieſer vollzieht ſelbſt das Rachewerk; Heldenbuch von Iran II, 232 (30ſte Sage):

Keychoſrew gieng nun mit ſcharfem Schwerte auf ihn dar, das Herz mit bitterem Haſſe erfüllt; und wie Afraſiab ihn alſo gerüſtet zu ſeinem Verderben erblickte, da ſprach er: „Dieſen leiden Tag hab' ich längſt ſchon im Traume geſehen, jetzt iſt der Schleier des Geheimniſſes zerriſſen, und es werde, was werden ſoll!" Dann rief er mit einmal: „Verruchter! ſcheuſt du dich nicht, den eigenen Großvater zu tödten? ſprich! womit magſt du die Unthat beſchönigen?" Da zählte der Schah noch einmal alle ſeine Verbrechen von Anfang ihm auf, wie er zwei Häupter aus dem Königsgeſchlechte und ſo viele Unſchuldige gemordet, ja ſelbſt des beſſeren Bruders nicht geſchont; wie oft er treulos und bundbrüchig an Iran gehandelt und wie hart er die Iranier bedrängt; „jetzt aber naht der Lohn all deiner böſen Thaten, und dir wird, was du verdient." Da bat Afraſiab, daß er noch einmal nur die Mutter ihn ſehen laſſe; der Schah aber verweigerte ihm ſein Geſuch, gieng auf ihn los und hieb ihm mit dem Schwerte das Haupt ab. Kerſiwes aber [der einſt Afraſiabs Todesbefehl an Sijawesch vollſtreckt hatte] übergab er dem Henker und dieſer hieb ihn in Stücke.

---

[1] [Vgl. Liebrecht in Pfeiffers Germania 11, 172. K.]

(Aſtyages fällt nach Herodot und Juſtinus zwar auch in die Gefangenſchaft ſeines Enkels Cyrus, auf den damit auch die Herrſchaft über Medien übergeht, aber am Leben geſchieht ihm nichts zu Leide, Herodot I, 130. Juſtin I, 6.)

Jene langen Verwandtenkriege nun und das Ende Afraſiabs bieten Beziehung zu einem andern Theile des Amelungenkreiſes dar, zu den Sagen von Dietrich von Bern und Ermenrich. Dieſer wüthet, wie Afraſiab, gegen ſeine nächſten Blutsverwandten, ſelbſt gegen ſeinen einzigen Sohn, und die älteſten ſagenhaften Meldungen von ſeinem Tode erinnern gleichfalls an den des Schahs von Turan.

Jornandes[1] (um 552) erzählt de rebus geticis Cap. 24:

Ermanaricus, rex Gothorum, licet multarum gentium extiterit triumphator, Roxolanorum [a. Rosomonorum, Rasomonorum, Rosomorum] gens infida, quæ tunc inter alias illi famulatum exhibebat, tali eum nanciscitur occasione decipere. Dum enim quandam mulierem Sanielh [a. Sonilda, Suanibildam, Sunihil] nomine, ex gente memorata, pro mariti fraudulento discessu, rex furore commotus, equis ferocibus illigatam, incitatisque cursibus, per diversa divelli præcepisset, fratres ejus Sarus et Ammius germanæ obitum vindicantes, Ermanarici latus ferro petierunt, quo vulnere saucius, ægram vitam corporis imbecillitate contraxit.

Um dann aber dieſes Sagenhafte mit den geſchichtlichen Nachrichten vom Tode des gothiſchen Ermanariks einigermaßen auszugleichen, wonach derſelbe, verzweifelnd, den gewaltigen Einbruch der Hunnen aufzuhalten, ſich ſelbſt den Tod gab (zufolge des gleichzeitigen Ammianus Marcellinus, rer. gest. B. 31, Cap. 3), ſagt Jornandes weiter:

---

[1] [Vgl. Schriften I, 113. K.]

Ermanaricus tam vulneris dolorem, quam etiam incursiones Hunnorum, non ferens, grandævus et plenus dierum, centesimo decimo anno vitæ suæ defunctus est. (W. Grimm, Heldenſ. 1 f.)

In den Hauptzügen nun, wenn auch nicht allem Einzelnen, ſtimmt die Sage bei Jornandes mit der vorangeführten Darſtellung der Eddalieder, wonach Sörli und Hamdir (Sarus et Ammius) dem Jörmunrek Hände und Füße abhieben, weil er ihre Schweſter Swanhild von den Pferden hatte zertreten laſſen. Hiemit trifft auch die Erzählung Saxos, Hist. Dan. B. VIII, S. 242 f.[1] vom Tode ſeines Dänenkönigs Jarmericus[2] zuſammen. Daß aber dieſe Sage auch in Deutſchland gangbar war, zeigen die Erwähnungen derſelben in Chroniken des Mittelalters. Im Chronicon Quedlinburgense aus dem Ende des 10ten und Anfang des 11ten Jahrhunderts (Leibnitz, Script. rer. Brunsv. II, 237) wird gemeldet:

Ermanarici regis Gothorum a fratribus Hernido et Serila et Adaocro quorum patrem interfecerat, amputatis manibus et pedibus, ut dignus erat, occisio. (Heldenſ. 32.)

(Hier alſo würde, wenn nicht patrem irrige Lesart iſt für sororem, Vaterrache geübt, wie beim Tode Afraſiabs.)

Auch das Chronicon Urspergense, vom Anfang des 12ten Jahrhunderts, ſetzt bei Erwähnung von Ermenrichs Tode durch die Brüder Sarus und Ammius, nach Jornandes, hinzu:

Qui vulgariter [d. h. in deutſcher Volksſage] Sarelo et Hamidiecus dicuntur.

Die Vilkinaſaga Cap. 374 ſchließt Ermenrichs Laufbahn mit einer furchtbaren Krankheit, in welcher er halb todt hinſchmachtet, nachdem man ihm zu ſeiner Heilung vergeblich den Leib aufgeſchnitten hatte (Heldenſage 188), und das deutſche Gedicht von Dietrichs Flucht enthält bloße Andeutungen von einem ſchrecklichen Tode Ermenrichs, wodurch Gott deſſen Unthaten gerächt habe.

Bei aller Verſchiedenheit in den manigfachen Überlieferungen kommen nun doch die perſiſche und germaniſche Sage in größeren Zügen überein: Afraſiab iſt, wie Ermenrich, der treuloſe Anſtifter der langen, verderblichen Kriege, er hat ſeine nächſten Verwandten, namentlich ſeinen Eidam Sijaweſch, gegen den er Argwohn gefaßt hatte, ermordet und gegen deſſen Gattin, ſeine eigene Tochter Ferengis, gewüthet, wie auch Ermenrich an ſeinen Blutsfreunden und, nach Jornandes, an dem Weibe Sanielh pro mariti fraudulento discessu ſeine Wuth ausließ; beide Wüthriche erreicht zuletzt die Rache durch das Schwert von Angehörigen der Ermordeten; Kerſiwes, der einſt Afraſiabs blutige Befehle vollzogen, wird in Stücke zerhauen, wie in der gothiſchen Sage Ermenrich ſelbſt.

---

[1] Vgl. Saxo 112, 2. 114, 1. 107, 2.

[2] [Vgl. Schriften I, 305. K.]

3) Wie Afraſiabs und Ermenrichs Ende ſich gleicht, ſo verſchwinden auch ihre Gegner, Chosrew und Dietrich von Bern, auf ähnliche Weiſe aus der Welt.

Keychosrew, der ſeinem Großvater Key Cawus im Reiche von Iran gefolgt war und eine ruhmvolle, weitverbreitete Herrſchaft begründet hatte, verfiel im ſechzigſten Jahre ſeiner Regierung (Malcolm I, 54; er lebte 90 Jahre) in grübelnden Tiefſinn. Es kam die Furcht über ihn, er könnte, da er mutterhalb von turaniſchem Geſchlecht ſtamme, dem verruchten Afraſiab gleich werden und Unheil verüben auf Erden. Er lag in eifrigem Gebete vor Gott und im Traum verkündigte ihm Seruſch, der mächtige Jzed, unter deſſen Obhut die Erde ſteht, daß ſeines Bleibens nicht länger hienieden ſein ſolle. „O Schah, ſprach er, haſt du aus dieſer Welt verlangt, dein Verlangen iſt erhört; du ſollſt nicht länger weilen in der Finſternis.“ Keychosrew beſtellte nun ſein Reich, beſchenkte ſeine Getreuen und nahm Abſchied von allen. Dann gieng er nach dem Gebirge. Vgl Heldenbuch von Iran II, 243 f. 31ſte Sage (die Sage von der Verſchwindung Key Chosrews):

Der Schah aber hub ſich von dannen, und gieng am Gebirge hinauf bis zu ſeiner Höhe; mit ihm waren die Großen, Ruſthm und Sal und Kuders und Giw, Peſcher, Kuſthehem, Ferbers und Thus, und ſie verweilten mit ihm alle zuſammen eine Woche auf dem Berge. Viel Volks lief zu; mehr als hunderttauſend, Männer und Weiber, kamen aus Iran weinend zu ihm, das ganze Gebirge war voll Wehklage: „Was iſt dir, o Schah, doch begegnet? wir wollen ja Erde ſein deinem Pferde u. ſ. w. Alle wollen wir im Feuerhauſe ohne Unterlaß beten zu Gott, daß er dich uns wiederſchenkt.“ Der Fürſt ſprach: „Warum wollt ihr weinen, daß mir Heil widerfährt? über das Gute ſoll man nicht trauern; ſeid freudig vielmehr, und dankt Alle Gott, daß er meine Bitte erhört! Jetzt aber kehrt wieder zur Heimath! denn lang iſt der Weg, ohne Waſſer und Baum, nicht gangbar ſo vielem Volke.“ Sie thaten mit ſchwerem Herzen, wie er geboten; auch Deſthan, Ruſthm und Kuders kehrten zurück, aber Thus, Giw, Kerkin, Peſchen, Ferbers wollten ihn nicht verlaſſen und zogen mit ihm hinaus in die Wüſte.

Einen Tag und eine Nacht giengen ſie fort, dann lagerten ſie ſich bei einer Quelle und aßen und legten dann ſich nieder zur Ruhe. Er ſprach dann zu ihnen: „Heute Nacht wird's enden; forſcht nicht viel nach mir, und ſuchet nicht! denn ihr werdet mich nicht wiederfinden, der Morgen wird mir die Zeit des Scheidens ſein.“ In der Nacht wuſch er Körper und Haupt in der Quelle. Dann ſagte er den Begleitern ein ewiges Lebewohl, dann ſprach er: „Laßt euch rathen und kehrt nach meinem Hingang eilig zurück aus dieſem Sande! wollet nicht bleiben, und wenn es Moſchus aus den Wolken regnete! denn ein heftiger Wind wird vom Gebirge herabbrauſen, daß die Bäume vor ihm ſtürzen, und Schnee wird Alles bedecken, alſo, daß ihr den Weg nicht mehr findet.“ Wie die Sonne aufgieng, da wurde er den Augen der Edlen unſichtbar. Sie giengen hinaus in die Wüſte, ihn zu ſuchen, und forſchten nach ihm auf allen Wegen, aber ſie fanden ihn nicht. Wie Sinnloſe und mit weinenden Augen kamen ſie wieder zur Quelle zurück. Sie ſaßen dort in großer Trauer; da ſchlug Ferbers vor, noch eine Weile dort zu ruhen und ſich mit Speiſe zu ſtärken, und ſie ſprachen von dem Unerhörten, was ſie geſehen, daß lebendig einer zu Gott gegangen. Sie führten darüber mancherlei Reden und aßen dann und ſchliefen. Da hub ſich ein gewaltiger Sturm und es fiel ein dichtes Schneegeſtöber und bedeckte die Erde weit umher alſo hoch, daß die Lanzenſchafte der Edlen nicht mehr ſichtbar waren; ſie blieben, man weiß nicht wie, unter dem Schnee. Eine Weile arbeiteten ſie, um wieder Luft zu gewinnen, und gruben unter der Decke; am Ende entgieng ihnen die Kraft und ſie gaben den Geiſt auf. Drei Tage aber waren Sal und Ruſthm und Kuders im Gebirge gegangen; da aber jene nicht wiederkehrten, da beſchloſſen ſie umzukehren und auf allen Wegen nach ihnen ſuchen zu laſſen. Sie giengen darum hinaus in die Wüſte und forſchten auf allen Pfaden und Wegen; endlich fanden ſie die Helden erſtorben unter dem Schnee, und Thränen ſtürzten aus den Augen Aller, denen der betrübte Anblick zu Theil wurde. Und ſie beſtatteten die Todten und errichteten ihnen ein Mal.

Malcolm (History of Persia I, 54, 2) bemerkt [1]:

> Einige Schriftſteller behaupten, Kai Choſrew ſei nicht todt, ſondern verborgen, und die Tradition erhebe ihn zum Rang eines Propheten, der wieder erſcheinen werde.

---

[1] Malcolm l. c.: Kei Khoosroo lived ninety years, and reigned sixty. He was a prince of the highest qualities, and his name is still cherished

Vom Ende Dietrichs von Bern gibt es verſchiedene Sagen [1]. Sie werden uns ſpäter in andrer Verbindung beſchäftigen. Hier hebe ich nur diejenige aus, welche ſich der eben angeführten von Chosrew am meiſten nähert. Sie ſteht im proſaiſchen Anhang unſres gedruckten Heldenbuchs [S. 11. 18 meiner Ausg. K.]. Ein großer Streit geſchieht vor Bern, darin alle Helden, die in der Welt ſind, erſchlagen werden, ausgenommen Dietrich von Bern:

> Do kam ein kleiner zwerg und ſprache zuo im: „Berner, Berner, du ſolt mit mir gan.“ Do ſprach der Berner: „Wo ſol ich hin gan?“ Do ſprach der zwerg: „Du ſolt mit mir gan; dyn reich iſt nit me in diſer welt.“ Alſo gieng der Berner hyn wege und weyſz nyemant wo er kummen iſt; ob er noch in leben oder todt ſy, weyſz nyemant warlichen da von zuo reden.

Die deutſche Überlieferung iſt freilich nur ein halbverſchollener Klang gegenüber der ausgeführten perſiſchen Erzählung, und ſtatt Seruſchs, des mächtigen Schutzgeiſts der Erde, iſt hier in der Weiſe des ſpätern deutſchen Mythus ein kleiner Zwerg der Abrufende. Aber das Verſchwinden des Helden im Gebirge (denn darauf deutet auch in der deutſchen Sage der Zwerg oder Bergelfe, vgl. Etzels Hofhaltung Str. 132, Dietrichs Drachenkämpfe in der wüſten Rumeney [2]), den Untergang ſeiner Genoſſen auf der Heldenbahn und die Möglichkeit, daß er noch am Leben ſei, finden wir auf beiden Seiten gleichmäßig.

4) In den Kriegen zwiſchen Iran und Turan kommt es wiederholt vor, daß die auserleſenſten Helden auf beiden Seiten, darunter die Heerführer ſelbſt, in der Eilf- oder Zwölfzahl einander zum Einzelkampfe ausfordern und ſo das Geſchick des Heerzugs entſchieden wird. (Heldenbuch von Iran II, 185 bis 190. 176 ff. 28ſte Sage: „Der Kampf der zwölf Recken.“) Görres vergleicht dieß mit den Zwölfkämpfen Dietrichs und ſeiner Recken in den deutſchen Roſengartenliedern (ebend. I, CLXXV. CCXVI. CCXXXVI. Auch ein gewaltthätiger Ferge II, 55; vgl. 57, 2. I, CCXVII f.). Wir laſſen dieſe und andre ent-

---

by his countrymen. Some authors [Zeenut-ul-Tuarikh] state, that he is not dead, but concealed [ghaib is the persian phrase, and is applied to such of their prophets as they believe are not dead, but will reappear]; and the tradition elevates this monarch into the rank of a prophet.

[1] [Vgl. Schriften I, 203. K.]

[2] [Vgl. Schriften I, 181. 205. K.]

ferntere Beziehungen auf ſich beruhen und faſſen aus der Geſchichte jener Kriege nur noch den einen Kampf Ruſthms mit ſeinem unerkannten Sohne Sehrab auf [1]. Sehrab war von Ruſthm in Turan mit der Tochter eines dortigen Fürſten erzeugt. Er hatte bis in ſein Jünglingsalter ſeinen Vater noch nie geſehen. Da vernahm er, daß der Held in die Ungnade des Schah Cawus gefallen war. In der Abſicht, dem Vater nützlich zu ſein, in freudiger Hoffnung, ihn nun zum erſtenmale zu ſehen, ſtellte ſich Sehrab an die Spitze eines turaniſchen Heeres, das ihm Afraſiab gerne gab, und brach in Iran ein. Key Cawus ſtand ihm mit dem ſeinigen gegenüber. Die Erzählung Ferduſis beginnt mit folgender Einleitung: Heldenbuch von Iran, I, 225 ff. 18te Sage: Die Sage vom Kampfe Ruſthms mit ſeinem Sohne Sehrab. „Jetzt laßt uns hören" u. ſ. w.*** Dann S. 251: „Sehrab aber gieng heraus" u. ſ. w. (mit einigen Auslaſſungen) bis 262: „mögliche Dinge".*** Zuletzt noch die Klage der Mutter, S. 269: „Human eilte" u. ſ. w. bis 271, zu Ende.***

In deutſcher Heldendichtung treffen wir ſchon am Schluſſe des 8ten Jahrhunderts auf das fragmentariſche Lied von Hildebrand und Hadubrand in Stabreimen. [2]***

Zwiſchenein tritt hier das Gedicht von Biterolf und ſeinem Sohne Dietleib, aus dem 13ten Jahrhundert. [3]***

Endlich iſt der Kampf Hildebrands mit ſeinem Sohne [4] als Volkslied noch auf fliegenden Druckblättern des 16ten und ſelbſt des 17ten Jahrhunderts im Umlauf geweſen. Es lautet (Grimm, Hildebr. S. 53):***

Hildebrand, der mit ſeinem Herrn zu den Hunnen in's Elend gegangen, will, nachdem endlich die Stürme ſich verzogen, zu Lande, d. h. heim, nach Bern, reiten, wo er ſeine Frau, Uten, zurückgelaſſen.

Die durchlaufende Ähnlichkeit der verſchiedenen Darſtellungen auf perſiſcher und deutſcher Seite iſt in die Augen fallend. [5]***

---

[1] [Die Darſtellung dieſer Sage fällt zum Theil wörtlich zuſammen mit der in B. I, 164 f. gegebenen, weshalb ich hier kürze. K.]

[2] [u. ſ. w. Vgl. Schriften I, 167. Grimm, Hildebr. S. 7 f. K.]

[3] [Schriften I, 167. 43. K.]

[4] [Schriften I, 168. K.]

[5] [Weitere Ausführung wie in den Schriften I, 168 ff. K.]

Für [1] die bisher dargelegte Übereinſtimmung der perſiſchen Heldenſage mit dem gothiſchen Beſtandtheile der deutſchen, dem Amelungenkreiſe, läßt ſich eine dreifache Weiſe der Erklärung denken. Dieſe Übereinſtimmung könnte vorerſt in dem allgemeinen Typus der menſchlichen Natur, der ſich im Epos aller Völker bis zu einem gewiſſen Grade gleichmäßig ausprägt, ihre Erklärung finden; ſie könnte zweitens aus einer äußern, mündlichen oder ſchriftlichen Entlehnung, mittelſt welcher das eine Volk ſich die Sage des andern angeeignet hätte, hervorgegangen ſein; würde aber keine dieſer beiden Erklärungsarten ausreichend erfunden, ſo müſte drittens die alte Stammverwandtſchaft, eine vorgeſchichtliche Mythen- und Sagengemeinſchaft der beiden Völker als Grund der Übereinſtimmung angenommen werden.

Es iſt nun in erſter Hinſicht nicht zu beſtreiten, daß unter den ausgehobenen Ähnlichkeiten ſolche Situationen vorkommen, welche in den einfachern Verhältniſſen des alten Volkslebens beruhen und überall wiederkehren können, wo unter den gleichen Bedingungen des geſelligen Bildungsſtandes die Menſchen in Haß und Liebe zuſammentreffen. Dahin mag vor Allem der Kampf des Vaters mit dem Sohne zu rechnen ſein. Er wiederholt ſich noch mehrfach in andern Sagen und Sagenkreiſen. In der nordiſchen Sagengeſchichte haben wir die entſprechende Scene aus der norwegiſchen Saga von An, dem Bogenſchützen[2], angeführt. Aber auch außerhalb des germaniſchen Sprachſtammes, bei dem ſlaviſchen und dem keltiſchen findet ſich dieſer Kampf, ſelbſt in einzelnen Umſtänden zutreffend.

Beim erſtern, im ruſſiſchen Heldenliede: Fürſt Wladimir und deſſen Tafelrunde. Alt-Ruſſiſche Heldenlieder. Leipzig 1818. S. 75 ff. Vom Kampfe Iljais von Murom mit ſeinem Sohne.

Gäliſch in Oſſians Gedichten, von Ahlwardt, B. III. Leipzig 1811. S. 29 bis 38. (In dem Liede Kanthon.)

Iriſch in: Reliques of irish Poetry u. ſ. w. by Miss Brooke. Dublin 1789. 4. (Conloch; The lamentation of Cucullen S. 3 ff. 9 ff. in engliſcher Überſetzung; S. 265 ff. 269 ff. die iriſchen Originale.) Poésies de Marie de France u. ſ. w. B. I, S. 358 ff. Lai de Milon, Kampf des Vaters mit dem Sohne [überſetzt von W. Hertz, Marie de France S. 161. K.].

---

[1] [Vgl. Schriften I, 170. K.]

[2] [Vgl. oben S. 197 f. Schriften I, 165 ff. K.]

Wir ſehen davon ab, daß auch in Beziehung auf dieſe Volksſtämme eine uralte Sagengemeinſchaft nicht undenkbar wäre und daß die ruſſiſchen Sagenlieder ſich wirklich Manches aus den deutſchen angeeignet zu haben ſcheinen, wir räumen in dieſem Falle die Möglichkeit einer freien Erzeugung der gleichartigen Sage bei verſchiedenen Völkern vollkommen ein. Aber dieſe Möglichkeit kann uns nicht für ſolche Fälle einleuchten, wo die Verhältniſſe verwickelter, wo die einzelnen Situationen nur aus einem größeren Zuſammenhange verſtändlich ſind.[1] So trafen wir es bei den Wolfdietrichsliedern, deren einzelne, den perſiſchen ähnliche Abenteuer auch nur in den größeren Verbindungen des perſiſchen Mythus und Epos Anordnung und Bedeutung, ſelbſt nur in der aſiatiſchen Natur klimatiſchen Anhalt fanden. War aber hiemit einmal die beſondre Verwandtſchaft in größeren Zügen dargethan, ſo wurde dieſe allerdings auch für ſolche Ähnlichkeiten wahrſcheinlicher, die ſich ſonſt wohl aus dem allgemeinern Sagentypus hätten erklären laſſen. Es darf uns auch hiebei nicht irre machen, wenn das Ähnliche doch wieder ſehr verſchieden zugetheilt und dem Ganzen eingeordnet iſt, wenn die Thaten und Geſchicke Wolfdietrichs bald denen Key Chosrews, bald Ruſthms und Aſfendiars entſprechen, wenn umgekehrt Chosrew zu den verſchiedenen Dietrichen der deutſchen Sage, Ruſthm bald zu Wolfdietrich, bald zum alten Hildebrand Beziehung darbietet. Schah und Pehlvan des Orients, König und Meiſter der deutſchen Lieder, muſten nach der Verſchiedenheit der nationalen Sitten ihre Stellen manigfach vertauſchen. Ruſthm und Aſfendiar ſelbſt ſind, wie ſchon früher bemerkt wurde, für die Fahrt der ſieben Tagreiſen ſagenhaft identiſch und ſo werden wir auch in Dietrich von Bern den wiedergebornen Wolfdietrich erkennen. Immer aber bleiben die Grundverhältniſſe die nemlichen, der Kampf des Lichthelden gegen die Mächte der Finſternis, das Rettungswerk, wodurch er die Kinder des Lichtreichs aus der Haft der finſtern Gewalten erlöſt.

Gerade dieſe Freiheit der gegenſeitigen Sagengeſtaltung iſt es nun auch, was zweitens eine eigentliche Entlehnung der einen Sage aus der andern nicht annehmbar macht. Zwar wenn wir auf das Wolfdietrichslied zurückgehen, bei dem unſre Unterſuchung begonnen, ſo ſcheint dieſes ſelbſt auf eine äußere, und zwar im Wege des Schriftverkehrs vorgegangene Aneignung hinzuweiſen. Am Eingang der Gedichte von Hug- und Wolfdietrich, worin überhaupt öfters des „Buchs“ erwähnt wird, ſteht eine ausführliche Nachricht zur Geſchichte dieſes Werks, welche jedoch in den verſchiedenen Handſchriften etwas abweichend lautet. In dem Kloſter zu Tagemunt (Tagemunden, Dageminde) ſei ein Buch gefunden worden, das manches Jahr dort gelegen. Nachher ſei es, auf durch Baierland, dem Biſchof von Einſtet (alter Druck: Eyſtet) geſandt worden, der ſich bis zu ſeinem Tode daran vergnügt. Wenn er verdroſſen geweſen, habe er ſich die Weile mit den ſeltſamen Wundern verkürzt, die in dem Buche geſchrieben waren. Nach ſeinem Tode habe es ſein Capellan geleſen und dann an ſeinen Arm genommen und in das Frauenkloſter zu ſante Walpurg zu Einſtat (Einſtette) getragen.

---

[1] [Schriften 1, 172. K.]

Merkent von dem buch[e], wie es ſich zerbreittet hat u. ſ. w.

Die Äbtiſſin fand gleichfalls großes Gefallen an dem Buche:

Sü ſatz fir ſich zwen meiſter
Do [die] lert ſü ez durch ein hubſchait,
Die fundent diſen don darzuo,
Sie brohtten ez in die Kriſtenheit
[a. Daz ſie daran fundent geſchriben
Daz brahten ſü in die criſtenheit]
Nahe und ferne
Fuoren ſü in die land,
Sü ſungenz und ſeitenz,
Da von wart ez bekant.
[a. Do von wart dis buoch bekant] u. ſ. w.

(H. v. d. Hagen, Grundriß S. 8 f. Grimm, Heldenſ. 228 f.)

Was nun dieſe Angaben im Einzelnen betrifft, ſo iſt zuvörderſt das Kloſter Tagemunt (Tagemunden, Dageminde), wo das Buch zuerſt aufgefunden und von wo es nach Baiern herauf gebracht worden, noch nicht ausgemittelt. Der Biſchof zu Einſtett (Eyſtet), der nun das Buch erhält, iſt offenbar der von Eichſtädt, wo auch ein bekanntes Frauenkloſter, der h. Walburg geweiht, ſich befand. Die Äbtiſſin dieſes Kloſters lehrt dann das Buch die beiden Meiſter des Geſanges, ſie ſagt es ihnen vor, weil ſie entweder des Leſens überhaupt, oder doch des Lateins, wenn das Buch in ſolchem geſchrieben angenommen wird, unkundig waren; und ſie finden nun „dieſen Ton“ dazu, bringen es in die epiſche Geſangsweiſe und verbreiten es ſo mit Singen und Sagen in die Lande.

Was an dieſen Angaben Wahres ſei, wird Niemand beſtimmen können. Es iſt an ſich wohl möglich, daß die ſchon aufgezeichnete Sage aus der Schrift wieder in den Geſang übergegangen. Aber wenn nicht angenommen wird, daß die Umſetzung des Buchs in die Geſangsweiſe auch gleich wieder niedergeſchrieben worden, wovon nichts erwähnt iſt, ſo wäre, was auf uns gekommen, doch nur die endliche Aufzeichnung der durch die wandernden Sänger verbreiteten Überlieferung und ſomit die Nachricht von der Sagenquelle ſelbſt eine ſagenhafte.

Was uns die Annahme nicht geſtattet, daß etwa ein perſiſches Gedicht aus dem Orient nach dem Abendlande mitgebracht und hier in Latein übertragen worden, aus welchem lateiniſchen Buche dann die deutſchen Sänger den Stoff ihrer Lieder von Wolfdietrich empfangen und nun dieſe Fabel in Deutſchland bekannt gemacht haben, das iſt die frühzeitige Verbreitung, geſchichtliche und örtliche Anknüpfung, die lebendige volksmäßige Ausbildung dieſer Sagen im deutſchen Epos. Das alte Hildebrandslied vom Schluſſe des 8ten Jahrhunderts ſetzt bereits einen größern Zuſammenhang der Amelungenſage voraus, es ſteht am Ende der Sagenreihe, an deren Spitze der mythiſche Wolfdietrich zu ſetzen iſt, und die noch ältern angelſächſiſchen Gedichte, vielleicht ſchon aus dem 7ten Jahrhundert, bezeichnen in ihren Anſpielungen gleichfalls ſchon einen ſolchen ausgebildeten Zuſammenhang der gothiſchen Sage. Und wie ſollte eine Überſetzung aus dem Perſiſchen zu den gothiſchen Namen und Geſchichten gekommen, wie ein ſo mechaniſch Erborgtes in die freieſte Triebkraft der deutſchen Sagenpoeſie übergegangen ſein? Umgekehrt aber eine Einwirkung germaniſcher Sagendichtung auf die perſiſche anzunehmen[1], würde allem ſonſt bekannten hiſtoriſchen Bildungsgange widerſtreben; und wenn gleich Firduſis Heldenbuch um zwei Jahrhunderte jünger iſt, als unſer deutſches Hildebrandslied, ſo hat er ja ſein Werk aus ältern Königsbüchern und Überlieferungen bearbeitet.

So bleibt uns wirklich nur die dritte Erklärungsweiſe übrig. Auf beiden Seiten verliert ſich der Urſprung der Sage in unbeſtimmte Ferne.

---

[1] [Schriften I, 170. K.]

Nur in dieſer Zeitenferne, nur in einem uralten gemeinſamen Mythen- und Sagenbeſtande, nicht in dem Abdruck eines ſchon ausgeprägten perſiſchen Epos in dem germaniſchen oder umgekehrt, kann der geſchichtliche Grund der Übereinſtimmung zwar nicht urkundlich nachgewieſen, aber mit gutem Fug erſchloſſen werden. Was wir vorangeſtellt, daß die Verwandtſchaft der Sprachen zum voraus auch die der Sagen glaublich mache, hat ſich uns im Verfolge der Unterſuchung beſtätigt. So wenig wir aber bis dahin vordringen können, wo ſich die Sprachäſte geſpalten, ſo wenig bis zur einſtigen Ungeſchiedenheit der Sagen.

Über die Entwicklung der Amelungenſage ſelbſt nun aus ihrem frühern mythiſchen Charakter iſt noch Einiges anzufügen. Wie ſich uns die perſiſche Heldenſage einestheils mehr mythiſch-ſymboliſch in den Kämpfen der Lichthelden mit den Ausgeburten Ahrmans, anderntheils mehr epiſch-hiſtoriſch in den Kriegen Irans und Turans erwies, und wir jenen erſtern Charakter als den ältern, vorbildlichen erkannt haben, ſo wiederholt ſich uns daſſelbe in der gothiſchen Sage. Die Hauptgedichte dieſer Kreiſe, die von Wolfdietrich, Rother und Dietrich von Bern, ſind in den Grundzügen einerlei.[1] Alle die drei Helden kämpfen und dulden für die Rettung ihrer gefangenen Dienſtmannen. Wolfdietrich aber muß noch Drachen bekämpfen und Zauber mancher Art überwinden, das Wunderbare iſt in ſeinen Abenteuern vorherrſchend, er ſteht als mythiſcher Held obenan. Auch das Verhältnis des Königs zu den eilf Dienſtmannen, die gegenſeitige, Alles opfernde Treue und der endliche Sieg derſelben, tritt hier noch in einem vollkommen abgerundeten Bilde voll echter, ſtarker, inniglebendiger Züge hervor. Durch all die bunten Verwicklungen, die ſich im Laufe der Zeiten angeſetzt haben, erſcheint doch immer das einfachgroße Grundbild, der Blick bleibt auf das Ziel geheftet und das Nebenwerk iſt leicht abzulöſen. Rother ſteht zu ſeinen zwölf gefangenen Boten, wie Wolfdietrich zu ſeinen Dienſtmannen. Er nennt ſich ſogar Dietrich; dem getreuen Berchtung, dem Meiſter Wolfdietrichs, entſpricht ſchon in der Wurzelſilbe des Wortes der alte Berther des Rothersliedes, ein Name, der auch einem von Wolfdietrichs Dienſtmannen, einem der Söhne Berchtungs, angehört. Berchtung und Berchter ſind beide Herren von Meran.[2] Eigenthümlich ſind die drei Harfenſchläge, wodurch Rother ſich den Seinigen zu erkennen gibt. Urſprünglicher jedoch und hauptſächlicher beſteht im Wolfdietrich jener Treuebund, während im Rothersliede die Brautwerbung ſich eindrängt, zu der Berchters Söhne nur die Boten ſind. Drachenkämpfe dagegen und Zaubereien ſind hier weggefallen. Ein wiedergeborner Wolfdietrich iſt nun auch Dietrich von Bern; er iſt es in demjenigen Theile ſeiner Geſchichten, in welchen noch die unvermiſchte Amelungenſage heraustritt, wie er, um ſeine ſieben gefangenen Mannen zu retten, von Land und Herrſchaft weicht. An der Spitze dieſer Sieben ſteht Berchtram von Pola,[1] der all ſeinen Schatz dem Gebieter hingeben will, in Namen und Weſen identiſch mit Berchtung und Berther. Auch von Dietrich von Bern werden zwar Drachenkämpfe erzählt und in der Wilkinenſage (Heldenſ. 236), wie in einer däniſchen Ballade vom Lindwurmkampfe werden ihm Thaten zugeſchrieben, die ſonſt dem Wolfdietrich angehören; jene mythiſchen Kämpfe ſind aber, bezeichnend, daß ſie einer ältern Geſtaltung der Dietrichsſage angehören, in des Berners frühe Jugend hinaufgerückt und aus dem Verhältnis zu ſeinen Dienſtmannen gänzlich hinausgeſchoben. In dieſem hat das Menſchliche[2], die epiſche Charakteriſtik über das Wunderbare, die mythiſche Symbolik, geſiegt. Ahrmann und ſeine Diwes wandeln nicht mehr in Schlangengeſtalt, ſondern treten in menſchlicher Tücke zu Tag, wie ja in der perſiſchen Sage ſelbſt der turaniſche Afraſiab und ſeine Genoſſen an ihre Stelle getreten ſind. Welche Schwierigkeiten die Beziehung des geſchichtlichen Ermanarich auf den Ermenrich der Heldenſage habe, wenn ſie gleich ſchon von Jornandes gemacht wird, iſt früher erwähnt worden. Aber ein mythiſcher Anklang macht ſich hörbar, wenn ich auch, da mir die etymologiſche Geltung der Hauptſilbe im perſiſchen Ahrman nicht bekannt iſt, nichts weiter daraus beweiſen kann. (Die gothiſche Form von Ermenrich wäre Airmanareiks; vgl. Grimm Gramm. I, 43 f.[3]). ***

---

[1] [Schriften I, 201. K.]

[2] [Schriften I, 244. K.]

Für unſre Anſicht, nach welcher die Wolfdietrichsſage vermöge ihres mythiſchen Charakters an die Spitze der Amelungenſage zu ſtellen iſt, die Sagen von Dietrich von Bern aber als epiſche Entwicklung jener

[1] [Schriften I, 98 f. 304. K.]

[2] [Vgl. Schriften I, 201 f. K.]

[3] [Weitere Ausführung ſ. Schriften I, 202. K.]

zu betrachten ſind, zeugen auch die geſchichtlichen und örtlichen Durchgänge. Die Wolfdietrichslieder ſpielen noch hauptſächlich in Konſtantinopel, Griechenland, dem Küſtenlande Meran, obgleich auch ſie ſchon durch Otnit an Italien angeknüpft werden; das Rotherslied theilt ſich zwiſchen Italien und Konſtantinopel; in den Geſchichten Dietrichs von Bern aber hat ſich die Sage ganz und gar nach Oberitalien gezogen, wie der gothiſche Volksſtamm ſelbſt immermehr vom Oſten herankam.

Auf Dietrich von Bern haben ſich die alten gothiſchen Überlieferungen herabgeſenkt, in ſeinem Kreiſe haben ſie epiſche Entfaltung und ausgebildete Charakteriſtik gewonnen, durch ihn ſind ſie mit den Stammſagen andrer Völker in Verbindung getreten.

Solche Sagenverbindungen konnten auch wirklich erſt in größerem Umfang vollzogen werden, nachdem die mythiſchen Elemente bereits mehr in den Hintergrund getreten waren. Der odiniſche und der parſiſch-gothiſche Mythus ſtehen auch wirklich (einiger Beziehungen unerachtet, welche die Siegfriedsſage zur perſiſchen geſtattet) ſo weit auseinander, daß ich zwiſchen ihnen keine ungezwungene Vermittlung, keine einleuchtende gemeinſame Grundlage anzugeben wüßte. Wenn es aber auch möglich wäre, eine ſolche aufzufinden, ſo war doch jedenfalls die Einwirkung der beiderſeitigen Glaubenslehren auf die Region der Heldenſage überaus verſchieden. Im perſiſchen Heldenweſen ſetzt ſich aus dem religiöſen Syſteme der beſtimmteſte Dualismus, der Gegenſatz des Lichtes und der Finſternis, des Guten und Böſen, der Kampf des Reinen mit dem Unreinen fort. Die odiniſche Glaubensanſicht dagegen ergreift im Heldenthume die ungeſchiedene Kraft: gut und böſe iſt nur ein Verhängnis, unverwüſtliche Tapferkeit ein Verdienſt; aus beiden Heeren, die ſich im Kampfe vernichten, fahren die Helden zu Odin; ein Gegenſatz iſt nur zwiſchen ihnen und den Feigen, Siechtodten, nicht mit Speeresſpitze Gezeichneten, welche Hel in ihre dunkeln Wohnungen zieht, die aber eigentlich gar nicht in das Heldenlied aufgenommen werden. Dieſer Charakter des odiniſchen Heldenthums, den ich in der ſkandinaviſchen Sagengeſchichte näher zu begründen ſuchte, tritt nun eben auch in den nordiſchen Darſtellungen des gemeinſamen Sagenkreiſes am entſchiedenſten zu Tage, und es mag hiebei an die frühere Bemerkung erinnert werden, wie auch der gothiſche und der nordiſche Sprachſtamm im Schema der großen germaniſchen Sprachverwandtſchaft an den beiden äußerſten Enden ſtehen (Grimms Gramm. Aufl. I, B. 1, S. LI).

Wie nun die, in ihren mythiſchen Grundlagen ſo weit getrennten Heldenſagen ſich dennoch zum epiſchen Cyklus zuſammengearbeitet haben, muß ſich uns auf andern Wegen der Betrachtung als den bisherigen, welche meiſt nur zur Sonderung führten, ergeben.

3. Erklärung der cykliſchen Heldenſage von ethiſcher Seite.[1]

Weder vom geſchichtlichen, noch vom mythiſchen Standpunkt konnte ſich uns das Weſen der deutſchen Heldenſage, wie ſie jetzt vorliegt, völlig erſchließen. Das Geſchichtliche fanden wir nur in Durchgängen und Umriſſen erkennbar, das Mythiſche verdunkelt und misverſtanden. Gleichwohl iſt dieſe Heldenſage nicht als verwittertes Denkmal alter Volksgeſchichte oder untergegangenen Heidenglaubens ſtehen geblieben, ſie iſt im längſt bekehrten Deutſchland lebendig fortgewachſen, im 13ten Jahrhundert in großen Dichtwerken aufgefaßt worden, hat noch lange nachher in der Erinnerung des Volkes gehaftet und ſpricht noch jetzt verſtändlich zum Gemüthe. Dieß ſetzt voraus, daß ſie unabhängig von ihren hiſtoriſchen Elementen und von den beſtimmten Glaubenslehren, mit denen ſie urſprünglich zuſammenhieng, fortwährend in den Vorſtellungen des deutſchen Volkes vom rechten und kräftigen Leben, vom Großen und Edeln, ſowie von den Gegenſätzen, die damit im Kampfe ſtehen, gewurzelt und ſich im Einklange mit dieſen Vorſtellungen weiter entwickelt habe. Derſelbe Geiſt, daſſelbe Gemüth, die ſich im Leben und der Sitte der deutſchen Stämme von ihrem erſten Erſcheinen an bis zum Ablaufe der mittlern Zeit kund gaben und die Grundzüge des Volkscharakters bildeten, haben ſich auch in unſrer epiſchen Volkspoeſie ausgeprägt. Die Nachweiſung dieſes Gemeinſamen in Leben und Liede, die Begründung des Epos im Ganzen des Volkslebens und der Volksſitte iſt es nun, was ich unter der Erklärung der Heldenſage von ethiſcher Seite verſtehe. Es wird ſich dabei zeigen, wie aus der allgemeinen Begründung auch das Einzelne in Geſtalten und Ereigniſſen oft in auffallender Übereinſtimmung zwiſchen Wirklichkeit und Gedicht hervorgeht, ohne daß wir für ſolche Ähnlichkeiten im Einzelnen einen eigentlich geſchichtlichen Zuſammenhang anzunehmen genöthigt oder befugt wären. Allein die Geſchichte ſelbſt iſt ja nicht bloß äußeres Ereignis, ſondern theils in Thaten ein Erzeugnis des Volksgeiſtes, theils durch äußere Einwirkungen, die er in ſich verarbeitet, eine Entwicklung desſelben. Staatenbildungen u. ſ. w.[1] ***

---

[1] [Schriften I, 211. K.]

Die deutſche, cykliſche Heldenſage iſt in der bisherigen Ausführung von drei Seiten erklärt worden, von geſchichtlicher, mythiſcher und ethiſcher. Die beiden erſtern Erklärungsweiſen haben uns zur Trennung geführt, zur Auflöſung des Sagenganzen in ſeine urſprünglich von einander unabhängigen Beſtandtheile, in die beſondern Sagenkreiſe der verſchiedenen Volksſtämme, in die Anſätze aus verſchiedenen Epochen der Geſchichte, in die weit aus einander tretenden Unterlagen verſchiedener mythiſch-religiöſer Syſteme. Die Erklärung von ethiſcher Seite dagegen hat uns auf die Verbindung dieſer manigfachen Beſtandtheile zur Einheit des epiſchen Cyklus hingeleitet. Die geſchichtlichen Beziehungen waren zum voraus mehr nur äußerlich, die Bedeutung des Mythiſchen war verdunkelt, und ſo konnte das Gemeinſame in Lebensanſicht und Sitte der deutſchen Völker ungehindert die Verſchmelzung der urſprünglich geſonderten Elemente bewirken. Der poetiſche Trieb, der in der Sagenbildung thätig iſt, arbeitet überall darauf hin, das Vereinzelte zu immer weiteren Kreiſen lebendig zu verknüpfen; das Bindemittel aber, die beſeelende Einheit, war hier in jener ethiſchen Idee der Treue gegeben. Am nächſten haben ſich die Heldenkreiſe der Amelunge und der Nibelunge auf die angezeigte Weiſe verbunden; die Hegelinge haben mehr für ſich ihren Kreis abgeſchloſſen. Jedes einzelne Lied zeigt auch die Fäden, wodurch es mit dem größeren Ganzen zuſammenhängt, das eben aus der Geſammtheit aller hervorgeht. Die umfaſſendſten Compoſitionen ſind, außer dem Gudrunsliede, welches die zum Hegelingenkreiſe gehörenden Sagen einſchließt, die Wilkinenſage und das Nibelungenlied. Erſtere ſammelt um Dietrich von Bern, als ihren Mittelpunkt, die gröſte Zahl der Sagenhelden und iſt ſo an Reichhaltigkeit des Stoffes dem Nibelungenlied überlegen. Letzteres dagegen hat die innere organiſche Sagenverbindung in der ſittlichen Idee am vollkommenſten zu Stande gebracht. Auch äußerlich tragen unſre deutſchen Heldenlieder das Gepräge eines gemeinſamen epiſchen Stils und in einem großen Theile derſelben herrſcht die Gemeinſchaft des epiſchen Verſes, der vierzeiligen Strophe, die als Nibelungenvers hinreichend bekannt iſt.

---

[1] [Hier iſt auf die älteren Hefte verwieſen, welche Schriften I, 214 bis 347 zum Abdruck gekommen ſind. K.]

In einzelnen dieſer epiſchen Gedichte ſind die Namen der Dichter, wahre oder ſelbſt ſagenhafte, angegeben. Allein dieſe Autorſchaft kann ſich nur auf die jeweilige Auffaſſung der Sage im einzelnen Dicht- oder Schriftwerke beziehen, der eigentliche Sagenbeſtand iſt das Erzeugnis der dichtenden Kraft des geſammten Volkes in dem Sinne, wie wir früher das Weſen der Volkspoeſie dargelegt haben. Die vorzüglichen Organe der Bildung und Verbreitung dieſer epiſchen Volkspoeſie aber waren ohne Zweifel die wandernden Sänger, deren wir das ganze Mittelalter hindurch ſo häufig erwähnt finden. Auch das Sagen wird herkömmlich neben dem Singen genannt, ohne daß jedoch eine ſo beſtimmt ausgebildete Form der bloßen Erzählung, wie in den Sagan des Nordens, auch für Deutſchland nachgewieſen werden könnte.

B. Nichtcykliſche Heldenſagen[1].

Neben dem umfaſſenden Cyklus deutſcher Heldenſage, welcher bisher den Gegenſtand unſrer Betrachtung ausgemacht hat, ſind noch viele heroiſche Sagen vorhanden, welche gleichfalls bei den deutſchen Völkern erwachſen ſind, auch an Perſonen und Ereigniſſe der deutſchen Geſchichte ſich anlehnen, aber ſich entweder nur zu beſchränkteren Verbindungen abgeſchloſſen haben, oder nur als Überreſte früher beſtandener Sagenkreiſe auf uns gekommen, oder als Verſuche größerer Sagenbildungen ſtehen geblieben ſind, oder auch völlig vereinzelt daſtehen.

Gerade weil jener epiſche Cyklus auch urſprünglich geſonderte Sagenkreiſe an ſich zog und zum größeren Ganzen ſammelte, weil er für ſeine Ausbildung die dichtende Kraft im Volke vorzugsweiſe in Anſpruch nahm, konnten diejenigen Sagen, welche nicht in dieſe Verbindung eingiengen, ſich weniger gedeihlich erhalten, erheben und entfalten.

---

[1] [Vgl. Schriften 1, 456. K.]

Wir wählen nun aus dem Vorrathe dieſer nichtcykliſchen Überlieferungen diejenigen aus, welche durch den ſagenhaften Inhalt ſelbſt, oder doch durch die Perſonen und Begebenheiten, auf die ſie ſich beziehen, beſondre Aufmerkſamkeit verdienen. Quellen ſind hiefür die älteſten Geſchichtbücher der verſchiedenen deutſchen Volksſtämme, welche beſonders in ihren vordern Theilen der Sage noch vollen Spielraum zu laſſen pflegen, dann Reimchroniken und Gedichte des Mittelalters und ſpätere Aufzeichnungen der mündlichen Volksſage.

Vieles Vereinzelte iſt in der Sammlung deutſcher Sagen von den Brüdern Grimm treu nach den Quellen, ohne eigene Zuthat oder Verſchönerung, zuſammengeſtellt.

Vorzüglich geht uns hier der zweite Band an, worin die an Geſchichtliches ſich anknüpfenden Stamm- und Geſchlechtsſagen geſammelt ſind, während der erſte Theil mehr für die noch in ſpäterer Zeit gangbaren mythiſchen Überlieferungen, die uns weiterhin beſchäftigen werden, von Wichtigkeit iſt.

Die älteren der hier auszuhebenden Sagen athmen noch den Geiſt der epiſchen Dichtung und geſtatten ſelbſt Anknüpfungen an die größere Heldenſage; die ſpäteren nehmen immer mehr entweder das Gepräge des Phantaſtiſchen oder umgekehrt einen geſchichtlichen Charakter an, eine Sonderung von Elementen, die im eigentlichen Epos verſchmolzen ſind.

I. Sagen der Heruler[1]. ***

II. Sagen der Langobarden. ***

III. Sagen der Thüringer. ***

IV. Karolingiſch-fränkiſche Sagen[2].

Von der fränkiſch-burgundiſchen Siegfrieds- und Nibelungenſage iſt beim größeren Cyklus gehandelt worden. Ein ſchon ſeit dem 7ten Jahrhundert (Grimms Heldenſage S. 87) verbreiteter Glaube leitet die Abkunft der Franken von Troja her und dieſe Tradition iſt namentlich auch auf Hagen von Tronje angewandt, Waltharius Z. 28:

---

[1] [Hier folgt die Darſtellung wie Schriften I, 458 bis 506. Von einzelnen Abſchnitten hat ſich noch eine weitere Ausführung vorgefunden, aus welcher hier das Weſentliche mitgetheilt wird. K.]

[2] [Vgl. Schriften I, 470. K.]

veniens de germine Trojæ. (Vgl. W. Grimm, Altdäniſche Heldenlieder, Balladen u. ſ. w. Anhang S. 431 bis 440: „Über die Sage von der trojaniſchen Abkunft der Franken.“)

Eine lange Reihe fabelhafter Frankenkönige dieſer trojaniſchen Abſtammung iſt in den angeblichen Geſchichtbüchern Waſthalds und Hunibalds aufgeführt, von deren einſtigem Vorhandenſein wir aber nur durch die Auszüge Kenntnis haben, welche der Abt Trittenheim zu Anfang des 16ten Jahrhunderts (1514) daraus gemacht hat:

> De origine gentis Francorum compendium Johannis Trittenhemii abbatis, ex duodecim ultimis Hunibaldi libris, quorum sex primos Wasthaldus conscripsit, ab introitu Sicambrorum ad partes Rheni in Germaniam. (In Schardii Rerum Germanicarum Scriptt. Gießen 1673, S. 143 f. Schon früher in Trittenheims Schriften. Eine Abhandlung von Görres über Hunibald ſteht in Schlegels Deutſchem Muſeum.[1])

Der ſchwierigen Prüfung dieſes Erzeugniſſes können wir uns um ſo eher entheben, als jedenfalls die Mittheilungen Trittenheims von lebendigem Sagenbeſtande ſehr wenig durchblicken laſſen.

Aus der Zeit des merowingiſchen Königsſtammes zeigt ſich nur ſparſame Sagenbildung. (Einiges in Grimms deutſchen Sagen II, 72 ff.) Aber wie mit Karl dem Großen eine neue Ära der Geſchichte beginnt, ſo entfaltet ſich auch ein neues Wachsthum der Heldendichtung. Ihren epiſchen Kreis hat zwar dieſe karolingiſche Heldenſage nicht in deutſcher, ſondern in nordfranzöſiſcher Poeſie gebildet und dieſes Epos wird uns erſt in der romaniſchen Sagengeſchichte näher in Betracht kommen.

Karl der Große hatte ſich der alten deutſchen Heldenlieder treulich angenommen, laut der bekannten und vielbeſprochenen Stelle in Eginharts Vita Caroli magni, Cap. 29:

> Item barbara et antiquissima carmina, quibus veterum actus et bella canebantur, scripsit memoriæque mandavit. (Grimm, Heldenſ. 26 f. Mone, Quellen und Forſchungen I, 259.)

Dennoch ſollte er dafür nicht in der ihm angeborenen, ſondern in einer fremden Sprache, der franzöſiſchen, den vollen Dank der Poeſie empfangen. Dieſe Erſcheinung läßt ſich wohl erklären. In Gallien war die Macht des fränkiſchen Stammes, aus welchem Karl hervorgegangen;

---

[1] [Potthaſts Bibliotheca historica medii ævi, Berlin 1862, S. 552. K.]

einem großen Theile von Deutſchland war Karl feindlich entgegengetreten, und dann war im Mutterlande eben jene uralte heimiſche Heldenſage ſchon vorhanden und feſtbegründet. Sowie die Heroen derſelben, die längſt in wunderbarer Größe umherwandelten, dem jüngern Helden, ſo glänzend er in der Geſchichte aufgetreten, die Anerkennung in der Poeſie erſchweren mochten, ſo ſtand auch er ſeinerſeits zu gewaltig da, um in ihrem Kreiſe eine untergeordnete Stelle einzunehmen. Darum brach er ſich eigene Bahn, da, wo neue Bildungen der Sprache und des Geſanges ſich eröffneten.

Gleichwohl fehlt es auch auf deutſchem Boden keineswegs an eigenthümlichen Überlieferungen von Karln dem Großen[1], nur daß ſie keinen vollen Sagencyklus zu Stande gebracht haben.

Mit[2] der Gründung des deutſchen Königs- und Kaiſerthrones zeigen ſich überhaupt die neuerſtehenden Sagen im Gegenſatze der größern und unter ſich verſchlungenen Nationalſagen aus der ältern Zeit mehr und mehr vereinzelt, auf das herrſchende Haus, auf einzelne Könige oder mächtige Fürſten, oft faſt anekdotenartig, beſchränkt, oder mehr genealogiſch ſich fortpflanzend, als in epiſcher Erweiterung ſich ausbreitend. Es erſcheint daher angemeſſen, die weitern Sagen in der Ordnung der nach einander folgenden Kaiſerhäuſer aufzuführen, auf ähnliche Weiſe, wie man auch die Geſchichte dieſer Zeiten abzutheilen pflegt. Sie halten mit der Geſchichte Schritt, wie an gewiſſen Orten bei feſtlichen Umzügen je neben einem ernſten Manne ein ſingender Knabe hergeht.

Zuerſt alſo deutſch-karolingiſche Sagen und zwar von Karln dem Großen ſelbſt.

Es iſt bei den Überlieferungen der Langobarden[3] bemerkt worden, daß, ſowie die untergehenden Heruler und Gepiden in die langobardiſche Sage aufgenommen wurden, ſo die Langobarden, nachdem ſie ſelbſt den Franken unter Karl dem Großen unterlegen, in die Sage der letztern. Die Untergang des langobardiſchen Reiches betreffen die vier nächſtfolgenden Sagen:

[1] [Schriften II, 91. K.]
[2] [Schriften I, 471. K.]
[3] [Schriften I, 462. K.]

1. Der eiſerne Karl. Aus dem etwas ſchwülſtigen Stile der lateiniſchen Chronik iſt die Sage von den Brüdern Grimm (Deutſche Sagen II, 112 f.) überſetzt [1]: ***

2. Der lombardiſche Spielmann.
3. Karl vor Pavia.
4. Adelgis.
5. Karl nach der Kaiſerchronik.
6. Die Legende von Karls Streit vor Regensburg.
7. Karls Heimkehr aus Ungerland.
8. Karls Recht. [2]

Wenn gleich Karl der Große auch in eigenthümlich deutſcher Überlieferung als Kriegsheld und Heidenbekehrer gefeiert iſt, ſo hat ſich doch, wie ſchon erwähnt, dieſe heroiſch-legendenhafte Seite nur in der altfranzöſiſchen Poeſie zum vollen Epos ausgebildet. Aber noch u. ſ. w. ***

9. Kaiſer Karl im Berge. [3]

War Kaiſer Karl gleich zu Grabe gebracht worden, ſo beſtand doch viele Jahrhunderte hindurch der Volksglaube, daß er unterirdiſch fortlebe, bis zur künftigen Wiederkehr ſeines Reiches [4]. An verſchiedene Örtlichkeiten knüpfte ſich dieſe Sage.

Zu Nürnberg auf der Burg ſoll Karl der Große ſich in den tiefen Brunnen verwünſcht haben und ſich daſelbſt aufhalten. Sein Bart iſt durch den Steintiſch gewachſen, vor welchem er ſitzt (Deutſche Sagen I, 28). Bei Fürth, unweit Nürnberg, ſteht mitten in grüner Wieſe ein ſonderbarer kahler Sandhügel.

„Im Jahre 1678 aber hat ſich der Berg einem Nürnberger Kaufmann aufgethan, welcher Karln den Großen tief unten an einem Tiſche ſitzen und ſchlafen gefunden, daß ſein Bart ſehr breit über den Tiſch hingewachſen ſei; ſein Kriegsheer aber wurde abſeits, wie im Felde neben ihm gelagert, vermerkt.“ (Maßmanns bayeriſche Sagen S. 8, nach Prätorius Alectryomantia, Frankfurt 1680.)

---

[1] [Schriften II, 91 ff. K.]

[2] [Schriften II, 96. K.]

[3] [Schriften II, 95. K.]

[4] Vgl. O. L. B. Wolff, hiſtoriſche Volkslieder S. 182, 3.

Beſonders auch hat Karl ſeinen Aufenthalt im Untersberge bei Salzburg. Von den Wundern im Innern dieſes Berges gibt es ein Volksbuch, das, mit der Ortsbezeichnung Brixen, auch auf unſern Märkten verkauft wird. Nach einer Handſchrift des 17ten Jahrhunderts iſt daſſelbe mit Vergleichung andrer Exemplare und Unterſuchungen über die Sage kürzlich neu herausgegeben worden: „Bayeriſche Sagen, mitgetheilt und geſchichtlich beleuchtet von H. F. Maßmann. 1tes Bändchen. München 1831,“ auch mit dem beſondern Titel: „Der Untersberg bei Salzburg.“

Im Untersberge ſitzt Kaiſer Karl mit goldner Krone auf dem Haupt und dem Scepter in der Hand. Auf dem großen Walſerfelde ward er verzückt [1] und hat noch ganz ſeine Geſtalt behalten [2]. ***

In dem von Maßmann zu Grunde gelegten Exemplar wird dieß vom Kaiſer Friedrich erzählt, deſſen Name allmählich an die Stelle des älteren Karl eingetreten zu ſein ſcheint [3].

---

[1] Vgl. Kaſpar von der Röhn, Herzog Ernſt, Str. 50: Der kayſer [Friedrich] hie verzucket ward.

[2] [Weiteres Schriften II, 95 f. K.] Grimms deutſche Sagen I, 33.

[3] [Vgl. Ergänzungsblätter zur jenaiſchen allgemeinen Litteraturzeitung 1833, Nr. 21. Schluß der Anzeige von: Die Ritterburgen von Gottſchalk. 1 bis 8 B. Sp. 164: „135. Deeſenberg bey Warburg, an der Diemel, im preußiſchen Fürſtenthume Paderborn“ u. ſ. w. S. 330 konnte auf die Übereinſtimmung der Volksſage, nach welcher der mit den Seinen in den Deeſenberg gebannte Kaiſer Karl der Große dort an einem ſteinernen Tiſche ſitzen ſoll, durch den ihm der Bart bis auf die Füße gewachſen ſei u. ſ. w., mit dem bekannten Mährchen von Kaiſer Friedrich auf dem Kiffhäuſer hingewieſen werden. So glauben auch die Anwohner des letzten Berges, daß derſelbe, ebenſo wie jener, die Witterung vorherverkündige, was man in folgende Reime eingekleidet hat:

Steht Kaiſer Friedrich ohne Hut,
Iſt das Wetter ſchön und gut;
Iſt er mit dem Hut zu ſehn,
Wird das Wetter nicht beſtehn.

S. Alb. Ritteri Lucubratiuncula II de alabastris schwarzburgicis (1732. 4.) S. 13. Nach den Blättern für litterariſche Unterhaltung 1834. Jan. Nr. 1. S. 3 ſind die Nachträge zu Gottſchalks Ritterburgen in den Ergänzungsblättern zur jenaiſchen allgemeinen Litteraturzeitung 1833, Nr. 16 bis 21 von Heſſe, der auch eine Monographie über die Rothenburg in Thüringen, wie es ſcheint, in den Schriften des thüringiſch-ſächſiſchen Vereins zur Erforſchung des Alterthums gegeben.] [Vgl. Schriften I, 501. K.]

Wie Kaiſer Karl in der früher vorgetragenen Sage von ſeiner Heimkehr aus Ungerland im Dome zu Aachen auf dem Stuhl ſitzend geſehen wurde, ſo ſitzt er nun ſchlummernd im Berge. Aber auf dieſelbe Weiſe war er auch nach den Geſchichtſchreibern wirklich in die Gruft geſetzt.

Von der Beiſetzung dieſes Kaiſers in der von ihm erbauten Hauptkirche zu Aachen meldet die Chronik des Mönchs von Angoulême:

Corpus ejus aromizatum est, et in sede aurea sedens positum est in curvatura sepulcri, ense aureo accinctum, Evangelium aureum tenens in manibus u. ſ. w. Vestitum est corpus ejus vestimentis imperialibus u. ſ. w. Sceptrum aureum et scutum aureum, quod Leo papa consecraverat, ante eum posita sunt dependentia, et clausum et sigillatum est sepulcrum ejus, Hahn I, 88.

Kaiſer Otto III ließ im Jahr 1000 dieſes Grabgewölbe öffnen, nach der Erzählung in Ademari chronicon:

Otto imperator per somnium monitus est, ut levaret corpus Caroli Magni imperatoris, qui Aquis humatus erat, sed vetustate oblitterante ignorabatur locus certus, ubi quiescebat, et peracto triduano jejunio, inventus est eo loco, quem per visum cognoverat imperator, sedens in aurea cathedra intra arcuatam speluncam, infra basilicam beatæ Mariæ, coronatus corona ex auro et gemmis, tenens sceptrum et ensem ex auro purissimo, et ipsius corpus incorruptum inventum est, quod levatum populo demonstratum est. Solium ejus aureum imperator Otto direxit regi Botisclavo pro reliquiis s. Adalberti martyris u. ſ. w. (Hahn, a. a. O. Vgl. Deutſche Sagen II, 173.)

Kaiſer Friedrich I ließ das Grab abermals öffnen und die Gebeine Karls herausnehmen und in einen Kaſten legen.

Wir ſehen hier das leibhafte Vorbild zu dem ſchlummernden Kaiſer in der Berghöhle.

Bei den im Münſter zu Aachen ſtattgehabten Kaiſerkrönungen wurde der noch jetzt dort aufgeſtellte Marmorſtuhl gebraucht, auf welchem Karl im Grabe geſeſſen ſein ſoll (bei den Annaliſten aurea sedes, cathedra), und unter den früher in Aachen aufbewahrten, aber im Jahre 1794 von da nach Wien abgeführten Krönungszierden befand ſich das Schwert Karls und ſein mit goldenen Buchſtaben auf Pergament geſchriebenes Evangelienbuch (Quix, hiſtoriſch-topographiſche Beſchreibung der Stadt Aachen. Köln und Aachen 1829. S. 22 f. 29 f.)

Wenn wir in jener Weiſe der Beſtattung Karls des Großen einen äußern Anhalt zu den Volksſagen bemerkt haben, welche wir nachher auch von den hohenſtaufiſchen Friedrichen und zwar noch mit weitern Umſtänden erzählt finden werden, ſo hat doch dieſes Fortleben der alten Helden bis zum Erwachen für künftige große Ereigniſſe gewiſs nicht minder einen innern mythiſchen Grund, der ſich uns gleichfalls erſt ſpäter nahe legen wird.

Bei Karl dem Großen insbeſondere aber laſſen ſich dieſe Sagen mit denen von ſeinem Rechte in Verbindung ſetzen. Die Völker legen ihre Träume von einer goldenen Zeit des Friedens und der Gerechtigkeit bald in die Vergangenheit, bald in die Zukunft; Karls Reich war längſt hingeſchwunden, aber man hoffte auf deſſen einſtige Wiederkehr.

Es ließen ſich zu den bisher erzählten noch andre, der Beachtung nicht unwerthe Sagen, Karln den Großen betreffend, anführen, z. B. die bekannte von Eginhard und Emma (nach dem Chronicon Laurishamense in Grimms deutſchen Sagen II, 125 ff.), von Karln und Elegaſt (Grundriß 171. Muſeum für altdeutſche Litteratur und Kunſt II, S. 226 ff. nach einem altholländiſchen Reimbuche); das bisherige wird jedoch genügend zeigen, wie Karl auch in eigenthümlich deutſcher Überlieferung von legendenhafter, heroiſcher und ſelbſt mythiſcher Seite gefeiert wurde. Auch in deutſchen Landen ſprang von ihm überall die Ader der Sagendichtung, wie vom Odenberg in Heſſen erzählt wird, daß dort vom Hufſchlage ſeines Roſſes ein ſtarker Quell entſprungen ſei (Mone, Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa II, 155).

V. Sagen aus den Zeiten der ſächſiſchen und der fränkiſchen Kaiſer[1].

Unter den kräftigen Geſchlechtern der Ottone und der Salier finden wir wieder eine regere und umfaſſendere Sagenbildung in der Art wirkſam, daß eine Reihe von Perſonen und Ereigniſſen, die ſich in der Geſchichte ein Jahrhundert hindurch folgen, in der Handlung und den Charakteren eines größeren Gedichtes geſammelt und aufgegangen ſind.

---

[1] [Schriften I, 472. K.]

Dieſes war nur dadurch möglich, daß jene ganze Periode über in der Geſchichte ſelbſt gleichartige Beſtrebungen walteten, die ich mit wenigen Zügen zum voraus bezeichne. Die deutſchen Könige waren, um die Macht ihres Hauſes und die Kraft ihrer Herrſchaft zu heben, unabläſſig darauf bedacht, ſich zugleich der Gewalt, welche die großen Reichsämter darboten, zu verſichern. Mittel zu dieſem Zwecke ſuchten ſie vorzüglich darin, daß ſie die Herzogthümer und andre bedeutende Würden auf Glieder ihres Hauſes übertrugen oder durch Vermählungen an dieſes knüpften. Hierin lag aber auch der Keim der Eiferſucht und Zwietracht unter den nächſten Verwandten ſelbſt, die ſich auf ſolche Weiſe in den verſchiedenen Intereſſen der Oberherrlichkeit und Vaſallenſchaft gegenübergeſtellt waren. Statt daß die Provinzen dem Könige näher verbunden wurden, indem ſein Sohn, Bruder, Schwager, Eidam über ſie geſetzt war, wurden vielmehr dieſe ſeine Angehörigen ihm durch ihre Stellung nicht minder entfremdet, als es frühere verdrängte Fürſtengeſchlechter geweſen waren. Eine weitere Quelle des Familienzwiſtes ergab ſich dann noch in der Unbeſtimmtheit des Erbfolgerechtes, das hier mit dem Wahlrechte, dort mit der jeweiligen Macht des Stärkern in Wage ſtand. Die Zerwürfniſſe, die aus ſolchen Urſachen zwiſchen hochgeſtellten und nahe verwandten Perſonen erwuchſen, waren an ſich ſchon geeignet, Aufmerkſamkeit und Theilnahme zu erwecken. In ſie waren aber auch die Völker ſelbſt, thätig und leidend, verflochten. Sang und Sage, die Organe der Volksſtimmung, muſten von dieſen manigfachen Bewegungen und Verwicklungen um ſo lebhafter angeregt werden, als es überall auch mächtige Perſönlichkeiten waren, die auf dieſer tragiſchen Weltbühne auftraten. Die herrſchende Gewalt iſt zu verſchiedenen Zeiten bald mehr in die Ideen, bald mehr in die Perſonen gelegt. Im deutſchen Mittelalter war Letzteres der Fall. Ein hinter verantwortlichen Reichsverwaltern ſtehender Fürſt, der für ſeinen Theil gut oder böſe, fähig oder unfähig ſein könnte, ein unperſönlicher Träger ſtaatsrechtlicher Ideen, wäre der Anſchauungsweiſe jener Zeit völlig unzugänglich geweſen [1]. Sie verlangte einen König von Mark und Bein, von ſichtbarer hoher Geſtalt, dem der Geiſt aus den Augen leuchtete.

---

[1] Die Ideen von Reich und Kirche waren nicht im Volke lebendig, ſie waren römiſche.

Darum war Deutſchland ein Wahlreich; zwar vererbte ſich die oberſte Gewalt meiſt langehin in demſelben Stamm, aber ein ſolches Königsgeſchlecht war ſelbſt eine Perſönlichkeit; konnte dieſe nicht mehr genügen, ſo trat, vermöge des Wahlrechts, ein andres an ſeine Stelle[1]. So kam es denn, daß wir in den Kaiſerhäuſern des Mittelalters überall auf hervorſtechende, im Guten und im Böſen kräftige Perſönlichkeiten treffen, auf ſolche, die wohl auch befähigt waren, Phantaſie und Gemüth der Zeitgenoſſen für Lied und Sage anzuſprechen.

Die Sage nun, in der ſich ſächſiſche mit fränkiſcher Kaiſergeſchichte in dem angegebenen Charakter beider zum poetiſchen Ganzen verſchmolzen hat, iſt die noch jetzt als Volksbuch im Umlauf befindliche Erzählung von Herzog Ernſt. Ich werde dieſer Sage eine ausführlichere Erörterung widmen, weil ſie durch ſolche Vereinigung hiſtoriſcher Perſonen und Ereigniſſe aus verſchiedenen Epochen und bei der Möglichkeit, Geſchichte und Dichtung hier genauer zu vergleichen, in das Weſen der Sagenbildung aus geſchichtlichen Elementen manigfach aufklärenden Einblick darbietet[2].

---

[1] Vehſe, das Leben und die Zeiten Kaiſer Ottos des Großen, Dresden 1829, bemerkt hierüber S. 6 Folgendes: „So groß war die Liebe der deutſchen Stämme für ihre Ehre, daß ſie zwar freiwillig und gern einem durch glänzende Tugenden weithin über alle ſich erhebenden Fürſten ſich untergeben mochten, eine Zeit lang wohl auch, der großen Thaten eingedenk, die ein früherer Herrſcher unter ihnen verrichtet, ſeine, obwohl weniger ausgezeichnete Nachkommen als Könige über ſich duldeten, immer aber doch endlich, wenn die Schwäche und Untüchtigkeit derſelben zu unrühmlich hervortrat, ſich der mehr drückenden Herrſchaft entledigten und einen berühmten Mann aus einem neuen Geſchlechte zum Könige ſetzten, damit dieſer ihren Angelegenheiten mit einem neuen kräftigeren Geiſte vorſtehe.“ (Vgl. 7, 1 u. 286.) Aſchbach, in der Recenſion von Kufahls Geſchichte der Deutſchen Th. I, in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, Mai 1832, Nr. 95, Sp. 756 ſagt: „Übrigens, wenn man nicht ſophiſtiſch über das Wort Demokratie ſtreitet, ſo war bei den alten Deutſchen offenbar eine reine Demokratie, ſo lange die Arimannie oder Friedens- und Kriegsgenoſſenſchaft der Freien, die Grundlage der germaniſchen Stammverfaſſung, beſtand. Von ihr wurden aus der Mitte der Freien die Tüchtigſten zu Anführern erwählt und bei den Völkerſchaften, welche Könige hatten, aus den tüchtigſten Anführern der König. Tacitus Germania C. 7: Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt.“

[2] [Schriften I, 479. K.]

Die Sage von Herzog Ernſt iſt in mehrfachen Bearbeitungen vorhanden:

1) Die älteſte, von der etwas auf uns gekommen, gehört noch dem 12ten Jahrhundert an. Von ihr haben ſich nur zwei Bruchſtücke, auf zwei Pergamentblättern, mit 89 kurzen Reimzeilen erhalten; herausgegeben in H. Hoffmanns Fundgruben für Geſchichte deutſcher Sprache und Litteratur, Theil I. Breslau 1830. S. 228 ff. Der Zeit nach könnten dieſe Überreſte einen Theil derjenigen Darſtellung ausgemacht haben, welcher in einem Schreiben des Grafen Berthold von Andechs an den Abt Rupert von Tegernſee vom Jahr 1180 erwähnt iſt, worin der Graf an den Abt die Bitte ſtellt:

> Rogo, concedas mihi libellum teutonicum de Herzogen Ernesten, donec velocius scribatur mihi, quo perscripto continuo remittetur tibi. Pez, Thes. Anecd. [B. 6. K.] Th. II, S. 13.

Allein die niederdeutſchen Formen, welche in dieſen Bruchſtücken vorkommen, weiſen wenigſtens das Exemplar, zu dem ſie gehörten, einer andern Gegend an.

2) Ein lateiniſches Gedicht, in Hexametern, von einem Mönche Odo dem Erzbiſchof Albert von Magdeburg, der 1199 zu dieſer Würde gelangte, zugeeignet und, nach den darin vorkommenden Anſpielungen auf die Zeitumſtände, auch um dieſelbe Zeit verfaßt. Es ſteht mit der Aufſchrift „Ernestus seu carmen de varia Ernesti Bavariæ ducis fortuna, auctore Odone, libri VIII“ gedruckt in Martène, Thesaur. nov. anecdotor. T. III, S. 308 bis 376.

3) Von einem zwar vollſtändigen, aber noch ungedruckten deutſchen Gedichte dieſes Inhalts hat Docen (Muſeum für altdeutſche Litteratur und Kunſt. B. 2. Berlin 1811. S. 254 ff.) nach einer Wiener Hdſchr. Nachricht gegeben und einzelne Stellen mitgetheilt. Nach dieſen Proben iſt es nicht wohl noch ins 12te Jahrhundert hinaufzuſetzen, wie man gethan hat.

4) Ein anderes mittelhochdeutſches Gedicht des 13ten Jahrhunderts in 5560 kurzen Reimzeilen, vollſtändig abgedruckt in den Deutſchen Gedichten des Mittelalters, herausgegeben von v. d. Hagen und Büſching. B. 1. Berlin 1808.

5) Im Heldenbuche Kaſpars von der Röhn, um 1472, findet ſich gleichfalls ein Herzog Ernſt, in 54 dreizehnzeiligen Strophen, als

Abkürzung eines größeren Liedes, welches der Bearbeiter vor ſich hatte. Es ſind auch alte Drucke, aus dem 16ten Jahrhundert, eines Liedes von Herzog Ernſt in derſelben Versart, aber in größerer Strophenzahl, vorhanden, in denen vielleicht dasjenige Gedicht noch übrig iſt, welches Kaſpar von der Röhn abgekürzt hat. (Vgl. v. d. Hagen, Einleitung zum Herzog Ernſt S. XIX.) Nach ſolcher ſtrophiſchen Behandlung wurde dieſe Strophe, die ſonſt auch des Berners Weiſe hieß (Sigenot und Ecken Ausfahrt ſind darin gedichtet), Herzog Ernſts Ton, Herzog Ernſts Weiſe, genannt.

6) Endlich das proſaiſche Volksbuch von Herzog Ernſt, auch ſchon in alten Drucken vorhanden und noch jetzt auf unſern Märkten im Verkehr, iſt nicht eine Auflöſung eines ältern deutſchen Gedichts, ſondern Überſetzung aus einer noch ungedruckten lateiniſchen Proſa (Hagens Grundriß S. 184).

Eine nähere Charakteriſtik dieſer verſchiedenen Bearbeitungen der Sage gehört nicht zu unſrem Zwecke. Sie liegen auch alle beträchtlich über die Zeit hinaus, in der ſich die Sage zuerſt aus der Geſchichte entwickeln muſte, indem die älteſten erſt an den Schluß des 12ten Jahrhunderts fallen.

Im Hauptbeſtande der Sage ſtimmen ſie jedoch ſämmtlich überein. Ich gebe dieſelbe in einem Auszuge des unter Numer 4 angeführten, vollſtändig abgedruckten Gedichts aus dem 13ten Jahrhundert [1]. ***

Es ſind ohne Zweifel vorzüglich die Wunder der abenteuervollen Kreuzfahrt, welche dieſer Erzählung eine ſo große Verbreitung in mehrfachen Bearbeitungen und ſelbſt noch eine Fortdauer in unſern Tagen, mittelſt des Volksbuchs, verſchafft haben. Hier beſchäftigt uns mehr die deutſche Sage, in welche jene Reiſeabenteuer und das auf gelehrtem Wege hinzugekommene Wunderbare eingelegt worden.

Den Grundbeſtand der Sage bildet eine Gruppe von fünf Perſonen: der mächtige Kaiſer Otto; deſſen zweite Gemahlin, die ſchöne und tugendreiche Adelheid, Wittwe des Herzogs von Baiern; Adelheids Sohn erſter Ehe, der junge Herzog Ernſt, der erſt beim Kaiſer, ſeinem Stiefvater, in höchſter Gunſt ſteht, dann aber, als ſich Neid und Verleumdung zwiſcheneingedrängt, vom Kaiſer geächtet, bekriegt und vom Lande zu weichen genöthigt wird; der Pfalzgraf Heinrich, des Kaiſers Schweſterſohn, eben der Verleumder und Stifter des Unheils, der aber durch Ernſts gewaltſame That ſeinen Lohn empfängt; der Graf Wetzel, Ernſts treuer Kampfgenoſſe und unzertrennlicher Gefährte auf ſeinen Irrfahrten. Die Handlung, zu welcher dieſe fünf Hauptperſonen verflochten ſind, beſteht in den Störungen des freundlichen Verhältniſſes zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem Stiefſohn, in den Kämpfen und Gewaltthaten, welche daraus hervorgehn, in den Drangſalen und Heldenwerken der geächteten Freunde und in der endlichen Wiederaufnahme des Vertriebenen in die Huld des Stiefvaters durch die Fürſprache der Mutter.

---

[1] [Der Inhalt ganz wie Schriften I, 479 ff. K.]

Fragen wir aber nach der geſchichtlichen Unterlage, ſo weiſen uns ſchon die Namen auf eine für die Einſicht in den Gang der Sagenbildung merkwürdige Vermiſchung verſchiedener Beſtandtheile hin, in welche ſich dem Forſchenden jene Gruppe der handelnden Perſonen und die eine Handlung ſelbſt wieder auflöſt. Die Namen Otto, Adelheid, Heinrich, gehören der ſächſiſchen Kaiſergeſchichte und auch wieder verſchiedenen Momenten dieſer an, die Namen Ernſt und Wetzel der ſaliſch-fränkiſchen. Und ſo verhält es ſich auch in der Sache ſelbſt; eine Folge der Zeit und den Perſonen nach getrennter, aber in Geiſt und Weſen gleichartiger Geſchichten aus der Periode des ſächſiſchen und des fränkiſchen Kaiſerhauſes hat ſich durch die bindende Kraft der Sagendichtung zur einzigen, ſcheinbar Gleichzeitiges umfaſſenden Handlung verſchmolzen.

Ich verſuche nun, dieſen Hergang klar zu machen, indem ich die verſchiedenen geſchichtlichen Situationen und Ereigniſſe, aus welchen ſich die Sage herausgebildet, nach einander aufführe und bei jeder ſolchen hiſtoriſchen Abſtufung bemerke, was von ihr in das ſagenhafte Ganze übergegangen, das in dem Gedichte von Herzog Ernſt vor uns liegt.

1. Otto I und ſein Bruder Heinrich.

Otto I, aus dem Hauſe Sachſen, durch einſtimmige Wahl der Fürſten zum deutſchen Throne berufen, empfieng am 8 Auguſt 936 im Dome zu Aachen unter lautem Zurufe des Volkes die feierliche Königsweihe. Nach der kirchlichen Feier ſetzte ſich der neue König im Palaſt an den marmornen Tiſch zum Krönungsmahle nieder. Die Herzoge des Reichs, jeder in ſeinem Erzamte, verſahen dabei den Dienſt. Mit königlicher Freigebigkeit wurden ſie von Otto begabt und man ſchied in lautrer Freude. Aber die heitre Eintracht, die bei dieſem Feſte den König und die Fürſten verbunden hatte, war von kurzer Dauer. Unter den vier Reichsbeamten, die ihm beim Krönungsmahle gedient, war nicht einer, der nicht ſelbſt oder deſſen Nachkommen nicht, früher oder ſpäter, das Schwert gegen den König Otto erhoben hätten. Auch ſeine Brüder, Dankmar und Heinrich, ließen ſich nach einander in dieſe Empörungen hineinziehen. Der letztere, Heinrich, iſt uns hier von beſondrer Bedeutung. Otto und Heinrich waren Söhne aus der zweiten Ehe Heinrichs I, des Vogelſtellers, mit Mathilden, einer Tochter des ſächſiſchen Grafen Dietrich, vom Stamme Wittekinds. Das Leben dieſer ausgezeichneten Frau, wie es auf Befehl ihres Urenkels, des überfrommen Heinrichs II, beſchrieben wurde, ſtellt ſie, dem Geiſte dieſer Zeit gemäß, im Licht einer Heiligen dar, verhehlt aber doch auch nicht die menſchlichen Züge mütterlicher Schwäche. Ihr zweiter Sohn Heinrich war von vorzüglicher Schönheit, er trug den Namen des Vaters, ihn liebte die Mutter vor ihren übrigen Söhnen und ihn wünſchte ſie, nach dem Tode des Vaters, auf dem Throne zu ſehen. Ihrer Hoffnung ſchmeichelte der Umſtand, daß der ältere Otto vor der Erhöhung des Vaters, ihr Liebling Heinrich aber, wenn gleich der jüngere, in der Königspfalz geboren war. Allein je mehr ihn die Mutter verzärtelte, um ſo härter traf ihn das Geſchick. Über der Leiche des Gemahls ermahnte zwar die Königin ihre Söhne, ſich nicht um weltliche Herrlichkeit zu entzweien, deren Hinfälligkeit ſie hier vor Augen hatten. Aber der Samen der Eiferſucht war ausgeſtreut und als Otto den Scepter empfieng, trug Heinrich den Stachel im Herzen.

Wenige Jahre nachher verſchworen ſich die Herzoge Eberhard in Franken und Giſelbert von Lothringen, Schwager des Königs, gegen dieſen. Heinrich, deſſen ehrgeizigem Gelüſte nach der Krone geſchmeichelt wurde, nahm Theil an dem Aufſtand. Aber die Verſchworenen, die ihr Heer bei Andernach über den Rhein ſetzten, wurden von den Freunden des Königs, unter denen beſonders der heſſiſche Graf Kuno ſich Ruhm erwarb, überfallen [1]; beide Herzoge kamen um und Heinrich, deſſen hochfahrende Hoffnungen mit einem Schlage vernichtet waren (Vehſe S. 126), entfloh nach Frankreich. Doch bald demüthigte er ſich vor ſeinem königlichen Bruder, gelobte fortan Treue und erhielt von ihm Vergebung und ſogar die Belehnung mit dem erledigten Herzogthum Lothringen. Dieſes geſchah im Jahr 939. Aber ſchon im folgenden Jahre wurde Heinrich von ſeinen neuen Untergebenen verdrängt und der König ſah ſich veranlaßt, das Herzogthum anders zu vergeben. Heinrich ſtiftete eine neue Verſchwörung an und zwar eine ſehr gefährliche, gegen das Leben des Königs hinterliſtig gerichtete. Dieſer jedoch wurde noch zur rechten Zeit gewarnt, die Verbundenen fielen in ſeine Gewalt und die meiſten derſelben büßten ihr Verbrechen mit dem Tode. Nur Heinrich, der Urheber des Anſchlags, rettete ſich abermals durch die Flucht. Nachdem er eine Zeit lang unſtät in ſeinem verlorenen Herzogthum Lothringen umhergeirrt, ſuchte er, der vielen Drangſal müde, von neuem die Gnade des ſchwerbeleidigten Bruders. In Begleitung einiger Biſchöfe, die er um ihre Verwendung angeſprochen hatte, kam er eines Tags unerwartet, mit bloßen Füßen, als ein Büßender, vor den König und warf ſich vor ihm nieder. Dieſer wollte zwar dem Gedemüthigten kein Leides thun, ließ ihn jedoch nach der Pfalz Ingelheim bringen und dort, bis auf ruhigere Entſchließung, bewachen. [1]

---

[1] Vgl. Ranke I, 2, 37. 90 bis 93. 939. Eberhards von Mimen beſungene unglückliche Schlacht bei Eresburg gegen den Sachſenherzog Heinrich 912. Hahn II, 10, a. Ranke I, 2, 24.

Bis zum Ende des Jahrs 941, im welchem zur Oſterzeit die Verſchwörung ausbrechen ſollte, ſaß Heinrich dort gefangen. Der König aber kam nach Frankfurt am Main, um hier das Weihnachtsfeſt zu begehen. Da gelang es Jenem, zur Nachtzeit ſeiner Haft zu entfliehen. In der Frühe des Chriſtfeſtes, vor Tagesanbruch, war König Otto im Dome zu Frankfurt beim Gottesdienſte gegenwärtig, er hatte all ſeinen koſtbaren Schmuck abgelegt und war mit einem einfachen Gewande bekleidet, um ihn ertönten die feierlichen Hymnen dieſer heiligen Nacht. Da trat mit nackten Sohlen, des Winterfroſtes unerachtet, der unglückliche Heinrich in die Kirche und warf ſich vor dem Altare mit dem Angeſicht auf die Erde. Fromme Gefühle kamen über den König, er war eingedenk des Feſtes, an welchem die Engel der Welt den Frieden ſangen; ihn erbarmte ſeines reumüthigen Bruders und er gewährte demſelben volle Verzeihung. Einige Zeit nachher verlieh er ihm das Herzogthum Baiern und fortan beſtand unter den Brüdern die ungeſtörteſte Eintracht. Ausdrücklich wird noch verſichert, daß Ottos milde Geſinnungen gegen ſeinen ſtraffälligen Bruder durch Ermahnung und Vermittlung ihrer heiligen Mutter Mathilde angeregt worden ſeien.

---

[1] [Vgl. W. v. Gieſebrecht, Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit. Braunſchweig 1860. I, 572. 1863. I, 276 f. R.]

Ziehen wir nun aus dieſen urkundlichen Geſchichten den Erfund für unſre Sage, ſo zeigt ſich der hiſtoriſche Otto I hier in demſelben Verhältniſſe zu ſeinem jüngern Bruder Heinrich, in welchem nach dem Gedichte der gleichnamige Kaiſer zu ſeinem Stiefſohne Ernſt ſteht. Beide, Heinrich und Ernſt, müſſen, nach vereitelter Unternehmung, vom Lande weichen. Von erſterem ſagt Wituchind (Annal. B. II, S. 649 [bei Pertz 3, 447. K.]): Henricus autem fugiens regno cessit u. ſ. w. und weiterhin: recordatus est [Otto rex] multis laboribus fatigati fratris. Schon hier boten ſich Anläſſe dar, die Schickſale des landflüchtig umherirrenden Fürſtenſohnes mit wunderbaren Abenteuern auszumalen, wie es beim Herzog Ernſt geſchehen iſt. Die Ausſöhnung wird durch die Fürſprache einer den beiden Gegnern gleich nahe geſtellten königlichen Frau vermittelt; hier iſt es die Königswittwe Mathilde, die Mutter der entzweiten Brüder, dort Adelheid, die Mutter Ernſts und Gemahlin Ottos. Der angeführte Annaliſt meldet, B. II, S. 649 [bei Pertz 3, 447. K.]:

> Igitur cum omnia regna coram eo [Ottone] silerent et potestati ipsius omnes hostes cederent, monitu et intercessione sanctæ matris ejus recordatus est multis laboribus fatigati fratris, præfecitque eum regno Bajoariorum, u. ſ. w. pacem et concordiam cum eo faciens, qua usque in finem fideliter permansit.

Als Herzog von Baiern iſt auch Ernſt dargeſtellt und er empfängt nach der Begnadigung dieſes Herzogthum zurück.

Am ſtärkſten aber tritt die Ähnlichkeit in den beſondern Umſtänden der Verſöhnungsſcene hervor. Wie im Gedichte Herzog Ernſt bei der Weihnachtsfeier im Münſter zu Bamberg, wohin er vor Tagesanbruch in Pilgertracht heimlich gekommen, ſich vor dem Kaiſer niederwirft, ebenſo Heinrich, als Büßender, bei der gleichen Feier im Dome zu Frankfurt [Ranke II, 2, 52].

Contin. Regin., Pertz, Monum. I, S. 619: A. d. 942 rex natalem Domini Franconofurti celebravit, ubi frater ejus u. ſ. w. custodiam noctu clam aufugiens, antelucano tempore regis ecclesiam adeuntis pedibus accubuit, et concessa venia, misericordiam, quam precatur, obtinuit.

Wenn es nach dieſer Stelle ſcheinen könnte, als hätte Heinrich ſich vor ſeinem Bruder auf deſſen Wege nach der Kirche (ecclesiam adeuntis) niedergeworfen, ſo ſtellt uns ein andres Zeugnis die Verſöhnung als wirklich bei der kirchlichen Feierlichkeit ſelbſt vorgegangen dar.

Die Nonne Hroswitha [1] zu Gandersheim, die auf Verlangen Ottos II die Thaten ſeines Vaters, des erſten Otto, in einem hexametriſchen Gedichte gefeiert hat, gibt von dem Vorgang in der Kirche zu Frankfurt die folgende, ſchon im Obigen benützte, maleriſche Schilderung. Nachdem ſie von Heinrichs tiefer Reue geſprochen, fährt ſie fort (Meibom I, 717 f. Reuber S. 170):

Tandem percerte forti devinctus amore,
Illico pœnalem proicit de corde timorem,
Et sub nocturnis nimium secreto tenebris
Adveniens, in regalem se contulit urbem,
In qua natalem regis celebrare perennis
Rex piis obsequiis cœpit solenniter aptis,
Depositisque suis ornamentis preciosis
Simplicis et tenuis fruitur velamine vestis,
Inter sacratos noctis venerabilis hymnos
Intrans nudatis templi penetralia plantis,
Nec horret hiemis sævum frigus furientis,
Sed prono sacram vultu prostratus ad aram
Corpus frigoreæ sociavit nobile terræ:
Sic sic mœrentis toto conamine cordis
Optans præstari veniæ munus sibi dulcis.
Quo rex comperto, victus pietate benigna
Instantisque memor festi cunctis venerandi,
In quo cœlicolæ pacem mundo cecinere u. ſ. w.
Condoluit, miserans fratri commissa fatenti,
Atque suam pie gratiolam concessit habendam
Illi cum veniæ dilecto munere plenæ.

Es iſt möglich, daß Hroswitha, welche nach ihrer wiederholten Verſicherung keine ſchriftliche Berichte vor ſich hatte, dieſe Begebenheit bereits durch mündliche Überlieferung einigermaaßen für die poetiſche Darſtellung zugebildet gefunden hat. Aber immerhin ſtand ſie den Ereigniſſen noch ziemlich nahe (ſie ſchrieb für den Sohn die Geſchichten des Vaters nieder), und wir finden bei ihr ſchon eine Scene feſtgeſtellt, welche ſich lange nachher, in den Dichtungen vom Herzog Ernſt, den Hauptzügen nach unverrückt erhalten hat. Nach dem mittelhochdeutſchen gedruckten Gedichte eilt Ernſts Mutter zur Frühmette des Weihnachtstages in das Münſter, wohin ſie ihn beſchieden hat. Sie ſpricht zu ihren Frauen: „Ich ſehe dort Pilgrime ſtehen von über Meer, ich will zu ihnen gehn und will Frage thun, ob ſie irgend wiſſen um meinen Sohn.“ Sie geht hierauf mit dem Sohne, den ſie aufs Innigſte begrüßt, zur Seite und belehrt ihn unter vielen Zähren, wie er des Kaiſers Verzeihung erlangen ſoll. Dann tritt ſie wieder an ihren Stuhl, Freude und Sorge ringen mit ihr, mit naſſen Augen ruft ſie die Mutter Gottes an bei den Freuden und der Ehre, die ihr von dem göttlichen Sohn (der heute zur Erde kam) geworden. Groß Gedräng iſt hernach im Münſter, als der Biſchof die Meſſe ſingt und darauf ſo ſüß predigt, daß Mancher über ſeine Sünde Zähren vergießt. Auch den Kaiſer bringt er zu großer Andacht. Da dringt Ernſt, nach der Mutter Lehre, vor den Sitz des Kaiſers, fällt ihm zu Füßen und ſpricht mit Demuth: „Herr, ich hab' wider euch gethan; das vergebt um Gottes Willen mir armen Mann!“ Der Kaiſer antwortete: „Dir ſei vergeben! beſſre Gott dein Leben!“ Er hebt ihn auf mit der Hand; als er aber den fremden Mann recht anſieht und erkennt, da iſt ihm leid, daß er demſelben Freundſchaft gethan, und ſein Geſicht verfärbt ſich. Die Fürſten aber, zuvor ſchon von der Mutter gewonnen, treten alle vor den Kaiſer: „Ihr habt Ernſten ſeine Schuld vergeben; was ihr ſpracht, das hieltet ihr noch ſtets.“ „Dünkt es denn Allen gut,“ erwidert der Kaiſer, „ſo ſei er ledig dieſer Fährde!“ Des freut ſich alles Volk und Frau Adelheid iſt der Sühne innig froh.

---

[1] [Schriften I, 475. K.]

Verglichen mit obiger Darſtellung bei Hroswitha hat ſich hier die Scene vorzüglich darin erweitert, daß die vermittelnde Mutter perſönlich in ſie eingetreten iſt. Jenes „monitu et intercessione sanctæ matris“ bei Witichind iſt in der Sagendichtung zur lebendigen Geſtalt geworden; die ſanfte Vermittlerin durfte nicht fehlen im Bilde der feierlichen Verſöhnung.

So hat ſich uns auf dieſer erſten Stufe von jenen Hauptperſonen unſrer Sage Kaiſer Otto dem Namen und der That nach geſchichtlich begründet. Auch das Verhältnis des Kaiſers, hier zu Heinrich, dort zu Ernſt, die Stellung der beiden Frauen, Mathilde und Adelheid, iſt ſich in allgemeinern Zügen ähnlich, und beſonders auffallend iſt die Zuſammenſtimmung in der Kataſtrophe.

Aber noch ſind uns die Namen Adelheid ſtatt Mathilde, Ernſt ſtatt Heinrich nicht gerechtfertigt und andere Perſonen fehlen noch gänzlich. Schreiten wir daher weiter in der Geſchichte!

2. Otto I und ſein Sohn Ludolf.

Zehn Jahre nach Beilegung des Bruderzwiſtes war der Erwerb neuer Macht und erhöhten Glanzes für den König Otto zugleich der Anfang neuen und weitgreifenden Zwieſpalts, der wieder von ſeinem Hauſe ausgieng. Adelheid, die junge Wittwe des Königs Lothar von Italien, hatte, von ihren Verfolgern auf das Äußerſte gedrängt, die Hülfe Ottos angerufen und ihm, der damals Wittwer war, ihre Hand zugleich mit der Herrſchaft über Italien anbieten laſſen. Otto folgte dieſem Rufe, ward der Befreier Adelheids, nahm von dem lombardiſchen Reiche Beſitz und kam im Frühjahr 952 mit ſeiner neuen Gemahlin nach Deutſchland zurück. Die Königin Adelheid, eine Tochter des burgundiſchen Königs Rudolfs II, muſte durch glänzende Schönheit, edle Eigenſchaften und die wunderbaren Geſchicke, durch die ſie frühe ſchon gegangen war, Aller Augen auf ſich ziehen. Auch um ihr Haupt wob ſich in der Folge der Heiligenſchein.

Argwöhniſch ſah aber zu dieſer neuen Verbindung Ludolf, Herzog von Schwaben, der Sohn Ottos aus erſter Ehe mit Editha, einer engliſchen Königstochter. Sein Vater hatte ihn bereits, mit Zuſtimmung der Reichsfürſten, zum Mitherrſcher und Nachfolger ausrufen laſſen (Vehſe S. 196). Durch die zärtliche Neigung, welche Otto ſeiner zweiten Gemahlin zuwandte, glaubte ſich der damals zwanzigjährige Ludolf aus der Liebe des Vaters verdrängt, die er ſonſt im vollſten Maaße genoſſen hatte. Er mochte ſelbſt befürchten, daß er, als vor der Thronbeſteigung Ottos geboren, in der Reichsnachfolge zurückſtehen müſſe, wenn dieſem in zweiter Ehe Söhne geboren würden (Vehſe S. 204. 212). Zuerſt jedoch warf ſich ſein bitterſter Groll auf ſeinen Vatersbruder

Heinrich, denſelben, der ſich früher wiederholt empört, ſeit ſeiner letzten Begnadigung aber Ottos unbeſchränktes Vertrauen und nun auch das der Königin erworben hatte (Vehſe S. 204). Zuvor ſchon waren Ludolf und Heinrich über die Grenzen ihrer Herzogthümer, Schwaben und Baiern, in Streit gerathen. Jetzt, nachdem die Eiferſucht immer heftiger entbrannt war, verband ſich Ludolf mit dem gleichfalls unzufriedenen Eidam des Königs, Herzog Konrad von Lothringen, und dem Erzbiſchofe Friedrich von Mainz, um gegen Heinrich loszubrechen und, wenn der König ſich des letztern annähme, auch ihm die Spitze zu bieten. Vor den König nach Mainz beſchieden, gaben zwar Ludolf und Konrad vor, daß ihre Rüſtung nicht gegen ihn gerichtet ſei, äußerten jedoch ungeſcheut ihr Vorhaben, den Herzog Heinrich zu greifen, wenn er zum Oſterfeſt am königlichen Hoflager zu Ingelheim ſich einfinde.

Nachdem ſie in Folge ihrer Weigerung, auf dem Reichstage zu Fritzlar zu erſcheinen, in die Reichsacht und ihrer Herzogthümer verluſtig erklärt worden waren, brach im Sommer 953 die offene Fehde aus. Im Verlaufe derſelben bemächtigte ſich Ludolf der feſten Städte des Baiernherzogs, namentlich der Hauptſtadt Regensburg, welche fortan der Mittelpunkt des Kampfes wurde und dreimal von Seiten des Königs harte Belagerung erfuhr. Die Empörer ſcheuten ſich nicht, ſelbſt die wilden Schaaren der Ungarn zu ihrer Hülfe nach Deutſchland zu rufen. Zuletzt jedoch muſte Regensburg ſich ergeben, und als die Heere ſich an der Iller zu einer neuen entſcheidenden Schlacht gegenüberſtanden, wurde ein Stillſtand dahin vermittelt, daß Ludolf auf einem Reichstage zu Fritzlar ſich ſtellen ſolle, um des königlichen Ausſpruchs zu gewarten. Als nun in der Zwiſchenzeit, im Herbſt 954, Otto zu Sonnenveld (Vehſe S. 229) in Thüringen der Jagd oblag, erſchien Ludolf, der ihm nachgezogen, baarfuß und warf ſich vor ihm nieder. Der Vater zuerſt und dann alle Anweſende wurden vom Flehen des reuigen Sohnes zu Thränen gerührt. Ludolf wurde begnadigt, das Herzogthum Schwaben jedoch erhielt er nicht zurück.

Auf gleiche Weiſe, wie in der früheren Verwicklung ſeinem meuteriſchen Bruder Heinrich, ſteht Kaiſer Otto in dieſer zweiten ſeinem widerſpenſtigen Sohne Ludolf gegenüber. An ſeiner Seite erſcheint nun auch, wie im Gedichte, ſeine zweite Gemahlin Adelheid, deren Namen wir bisher noch vermiſsten. Aber die geſchichtliche Adelheid iſt Ludolfs

Stiefmutter und, wenn auch unverſchuldet, Gegenſtand ſeines Grolles. Die Königin Adelheid der Sage dagegen iſt die Fürbitterin des Sohnes beim Stiefvater. In dieſer ſagenhaften Adelheid lebt offenbar die hiſtoriſche Mathilde fort, deren Thätigkeit in Vermittlung und Fürſprache uns bekannt iſt; ein ſtärkerer glänzender Frauenname hat die Stelle eines früheren eingenommen. Ludolf iſt von ſeinem Vater zum Reichsnachfolger beſtimmt[1], und die Beſorgnis, in dieſer Nachfolge beeinträchtigt zu werden, reizt ihn auf; Ernſt hatte von ſeinem Stiefvater, als er gleichfalls noch in deſſen voller Liebe ſtand, dieſelbe Beſtimmung erhalten. Vorzüglich aber weiſt uns die Geſchichte nunmehr auch den Verläumder und Zwietrachtſtifter Heinrich, wie er im Liede lebt und mit eben dieſem Namen, auf. Dort heißt er Pfalzgraf, hier iſt er Herzog von Baiern; dort des Königs Neffe, hier ſein jüngerer Bruder. Derſelbe Heinrich, der in der erſten Geſchichte der Aufrührer und Geächtete war, alſo in der nemlichen Stellung, wie nachher Ludolf und im Gedichte Ernſt, ſich befand, nimmt nun einen Standpunkt ein, auf welchem Sage und Geſchichte in ſeinem Namen zuſammentreffen. Witichind a. a. O. ſagt u. A.:

> Chuonradus u. ſ. w. unumque cum eo sentiens filius regis Luidulfus, suspectum super hac caussa Henricum fratrem regis habentes, quasi antiqua stimulatum invidia devitaverunt eum. Henricus autem sciens adolescentem maternis destitutum suffragiis, contemtui eum cœpit habere, in tantum, ut a convitiis ei quoque non parceret.

Der Baiernherzog Heinrich wird zwar nicht von dem gekränkten Ludolf erſchlagen, wie der Pfalzgraf Heinrich des Gedichts vom Herzog Ernſt bei deſſen kühnem Eindringen in die Kaiſerburg zu Speier. Aber das melden die Annalen, daß Ludolf und Konrad offen gedroht, den Herzog Heinrich zu greifen, wenn er ſich zur Oſterfeier zu Ingelheim, auch einer rheiniſchen Königspfalz, einfinden würde. Beſonders noch ſtimmen des hiſtoriſchen Ludolf und des ſagenhaften Ernſt Kriege gegen den Kaiſer darin überein, daß beidemal die belagerte Stadt Regensburg der Mittelpunkt des Kampfes iſt. Ludolfs endliche Begnadigung geht nicht ſo feierlich in der Kirche vor, wie bei Heinrich und Ernſt, aber doch wirft auch er ſich als Büßender, mit bloßen Füßen, vor dem beleidigten Vater und Könige nieder.[1]

---

[1] Witichind B. VIII, a. a. O. S. 651 [bei Pertz, Monum. V. Scr. 3, 451. K.]: Post excessum Edidis reginæ omnem amorem maternum transfudit rex in unicum filium suum Liudulfum factoque testamento creavit eum regem post se.

Wir haben hiernach in dieſer zweiten hiſtoriſchen Schichte den Namen Adelheid, einer weiteren Hauptperſon des Gedichts, dann Namen und volle Geſtalt des Zankſtifters Heinrich, nebſt der Belagerung Regensburgs, urkundlich aufgefunden. Kaiſer Otto ſteht fortwährend an ſeiner Stelle und der Sohn Ludolf entſpricht dem Stiefſohne Ernſt.

3. Otto II und ſein Vetter Heinrich.

Otto II, der Sohn Ottos I von Adelheid und deſſen Nachfolger im Reiche, hatte mancherlei Unruhe von ſeinem Vetter, dem Herzog Heinrich in Baiern, dem Sohne deſſelben Heinrichs, der ſich einſt gegen Otto I empört und dann mit Ludolf in Zwieſpalt gerathen war. Streitigkeiten zwiſchen den Herzogen von Schwaben und Baiern, Otto, dem Sohne Ludolfs, und dem erwähnten zweiten Heinrich, gaben auch zu dieſen Unruhen Anlaß. Der Kaiſer Otto begünſtigte den Herzog von Schwaben; zu dem Baiernherzog Heinrich aber hielt ein anderer Heinrich, der jüngere[2] genannt, ein Sohn Bertholds, vom Geſchlecht der früheren bairiſchen Herzoge, von der Mutter her aber gleichfalls mit dem ſächſiſchen Königsſtamme (vgl. Vehſe S. 433) verwandt, ſodann der Biſchof Heinrich von Augsburg (Sohn des Grafen Burkard, Vita Udalrici C. 28). Jene beiden Heinriche[3] ergriffen die Waffen gegen den Kaiſer, muſten ſich aber bald unterwerfen und wurden im Jahre 978 in's Elend verwieſen (Hahn II, 113 f.). Der ſchwäbiſche Herzog Otto erhielt zu ſeinem bisherigen auch das Herzogthum Baiern. Erſt nach ſeinem Tode im Jahre 982[4] empfieng der vertriebene Heinrich daſſelbe zurück (Hahn II, 114). Von dieſer Ausſöhnung nun handelt ein ohne Zweifel gleichzeitiges Gedicht,[5] in welchem lateiniſche mit deutſchen Reimzeilen ſeltſam verflochten ſind. Sein Inhalt iſt dieſer:

---

[1] Vgl. Grimms Rechtsalterthümer S. 713 f.

[2] minor, Hahn II, 113; junior, ebendaſ. 114.

[3] [Vgl. Schriften I, 475. K.]

[4] Hermannus Contractus bei Piſtorius, Regensburg 1726, S. 267, zum Jahr 982: „Heinricusque ducatum Bajoariæ recepit." Bei Ditmar von Merſeburg, bei Leibniz I, 347 zum Jahr 978: Henricus minor exilio solutus u. ſ. w.

[5] [Vgl. Schriften I, 382. 473 ff. K.]

Zum Kaiſer Otto (er war Kaiſer ſeit 967, Otto I dagegen, der 962 die Kaiſerkrone empfangen, war zur Zeit der Begnadigung ſeines Bruders Heinrich, 942, noch lange nicht Kaiſer) tritt ein Bote und ruft ihn auf: „Was ſitzeſt du, Otto, unſer guter Kaiſer? Hier iſt Heinrich, dein königlicher Vetter.“[1] Da ſteht Otto auf, geht ihm entgegen mit manchem Mann und empfängt ihn mit großen Ehren. „Willkommen Gott und mir,“ ſpricht der Kaiſer, „ihr Heinriche, ihr beiden Gleichnamigen, und eure Gefährten!“ Nachdem Heinrich den Gruß erwidert, faſſen ſie einander bei der Hand und Otto führt ihn in das Gotteshaus, wo ſie Gottes Gnade anrufen. Nach vollbrachtem Gebete führt ihn Otto in den Rath, mit großen Ehren, und überträgt ihm, was er da hatte, außer dem Königsrechte, des auch Heinrich nicht begehrt. Da ſtand alle Berathung unter dem treuen Heinrich. Was Otto that, das rieth alles Heinrich, und was er ließ, rieth auch Heinrich. Da war Keiner, dem nicht Heinrich in Allem Recht gethan hätte.

Das Gedicht[2] iſt gedruckt in Eckards Veterum Monument. Quaternio, Leipzig 1720, und neuerlich nach W. Wackernagels kritiſcher Herſtellung in H. Hoffmanns Fundgruben für Geſchichte deutſcher Sprache und Litteratur Th. I, Breslau 1830, S. 340 f. Es beſteht aus 36 kurzen Reimzeilen, wovon je eine lateiniſche und eine deutſche zuſammenreimen, in folgender Art:

Tunc surrexit Otdo
  ther unſar keiſar guodo,
perrexit illi obviam
  inde vilo manig man
et excepit illum
  mit michilon eron.

Dieſes ſonderbare Stück rührt ohne Zweifel von einem Geiſtlichen auf der Seite des Herzogs Heinrich her, der durchaus in das vortheilhafteſte Licht geſtellt iſt. Auch die Sprache verläugnet daſſelbe nicht als ein gleichzeitiges mit dem Ereigniſſe, von dem es handelt; ſie zeigt übrigens niederdeutſche Formen.

Was die hiſtoriſche Beziehung deſſelben betrifft, ſo hat der erſte Herausgeber Eckard es auf Kaiſer Otto IV gedeutet und ſomit in das

---

[1] bruother hero, wie faterro patruus (Schmeller I, 638), hier etwa: bruotherero, bruotherro? Grimm II, 133. [Müllenhoffs Denkmäler S. 25. 304. K.]

[2] Zur Erklärung deſſelben vgl. Grammatik II, 570.

Jahr 1209 verlegt. Daß dieſe Zeitbeſtimmung ſchon der Sprache nach gänzlich unpaſſend ſei, iſt jetzt allgemein angenommen. Aber auch die neuern Forſcher, Docen in Hormayrs Archiv, 1823, S. 532. J. Grimm, Grammatik 1te Aufl. 1, LX. Hoffmann, Fundgr. 1, 16. 341 und Lachmann, über die Leiche S. 12, Note 23, haben ihm eine, nach meiner Anſicht, unrichtige Anwendung gegeben. Sie beziehen es auf die Verſöhnung Ottos I mit ſeinem Bruder Heinrich im Jahre 941, wovon wir unter N. 1 gehandelt. Allein dieſer Beziehung widerſpricht der Inhalt des Liedes. Von minder weſentlichen Umſtänden abgeſehen, führt daſſelbe zwei Heinriche ein, welche vor den Kaiſer Otto treten. Dieſer ſpricht:

Wilicumo Heinriche,
ambo vos æquivoci u. ſ. w.

Zwei dieſes Namens, welche an dem Ereigniſſe unter Otto I Theil genommen hätten, können aber nicht nachgewieſen werden. Lachmann ſagt zwar: „Der andere Heinrich iſt der Sohn Herzog Geiſelberts von Lothringen.“ Dieſer Heinrich aber, ein Schweſterſohn Ottos I, war im Jahr 491 noch unmündig und kommt bei den Zwiſtigkeiten und der Ausſöhnung dieſes Königs mit ſeinem Bruder nirgends vor. Dagegen werden in den Händeln unter Otto II, auf die ich das Lied beziehe, die darein verwickelten beiden Heinriche mit demſelben Ausdrucke wie im Gedichte zuſammen genannt.

Vita S. Udalrici C. 28: Heinricus filius Hainrici et æquivocus ejus, filius Perhtolfi ad colloquium imperatoris vocati sunt u. ſ. w. Peracto itaque colloquio Heinricus et æquivocus ejus in exilium missi sunt.

Für die Sage vom Herzog Ernſt erläutern ſich zwar auf dieſer dritten geſchichtlichen Stufe nicht weitere Hauptperſonen; dennoch durfte dieſelbe nicht überſprungen werden. Wir finden hier wieder unter den Namen Otto und Heinrich, wie im erſten der ausgehobenen Fälle, den Zwieſpalt und die endliche Ausſöhnung eines deutſchen Königs mit einem ſeiner nächſten Blutsverwandten, auch einem Baiernherzoge; es ſind die Söhne, an denen ſich wiederholt, was mit den Vätern geſchah. Nach dem halblateiniſchen Liede, das noch ziemlich hiſtoriſche Haltung hat, wird auch diesmal der Friede in der Kirche beſiegelt:

Conjunxere manus;
her leida in [Otto Heinrichen] in thaz godes hus;
petierunt ambo
thero godes genathono u. ſ. w.

Ereigniſſe und Situationen, die ſich ſo, ſelbſt unter gleichen Namen, von Generation zu Generation in der deutſchen Kaiſergeſchichte erneuerten, konnten auch in der Sage fortwährend denſelben Typus anfriſchen. Otto II iſt aber auch noch durch eine beſondere Bezeichnung an unſer mittelhochdeutſches Gedicht von Herzog Ernſt geknüpft. Er hatte den Beinamen der Rothe, rufus. (Chronographus Saxo ad a. 974: „Sedente … in paterni regni solio … Ottone secundo, ab habitu faciei agnomine rufo.“ Hahn II, 104.) Der Kaiſer im eben erwähnten Gedichte wird nun gleichfalls an zwei Stellen der rothe Kaiſer Otte genannt (V. 1337. 1368), während er doch als Gemahl Adelheids und durch andere, früher entwickelte Verhältniſſe ſich als Otto I darſtellt. Auch anderwärts in ſächſiſchen Kaiſerſagen finden wir dieſe beiden Ottone, Vater und Sohn, für einen genommen. Es waltet hierin derſelbe Gang der Sagenbildung, vermöge deſſen wir zuvor ſchon Mathilden als Adelheid wieder erſtehen ſahen und nun auch Heinrich, Ottos I Bruder, und Ludolf, ſeinen Sohn, zum Herzog Ernſt umgewandelt ſehen werden.

4. Konrad II und ſein Stiefſohn Ernſt.

Ein anderes Geſchlecht deutſcher Könige ſtieg herauf, das fränkiſche oder ſaliſche. An der Spitze desſelben ſtand Konrad II, der Salier. Feſt und raſtlos wirkte auch er darauf hin, die Macht ſeines Hauſes und damit ſeine Herrſchergewalt zu mehren und zu ſtärken. Er war vermählt mit Giſela, der Wittwe des Herzogs Ernſt von Schwaben, die als die ausgezeichnetſte Frau ihrer Zeit geprieſen wird. Sie hatte aus erſter Ehe einen Sohn, der gleich dem Vater Ernſt hieß und deſſen Nachfolger im Herzogthum Schwaben war. Um das erledigte Erbe des Königreichs Burgund entzweite ſich der junge Fürſt mit ſeinem mächtigen Stiefvater. Er griff zu den Waffen, aber bald in dieſem ungleichen Kampfe von ſeinen Vaſallen verlaſſen, muſte er ſich unbedingt dem Kaiſer ergeben und wurde von dieſem auf dem Felsſchloſſe Gibichenſtein eingekerkert. Einzig Graf Werner (Wecilo [1]) von Kyburg war ihm treu geblieben, vertheidigte drei Monate lang ſeine Veſte Kyburg gegen den Kaiſer und irrte, als dieſe nicht länger zu halten war, geächtet umher. Auf Fürſprache ſeiner Mutter Giſela wurde Ernſt nach zweijähriger Gefangenſchaft wieder freigelaſſen. Er ſollte nun in das Herzogthum Baiern eingeſetzt werden, unter der Bedingung, daß er ſchwöre, Wernern, den Anſtifter der Unruhen, wenn dieſer ſich in ſeinem Gebiete betreten ließe, feſtzunehmen und auszuliefern. Ernſt aber wollte lieber auf das Herzogthum verzichten, als den Freund verrathen. Ihn ſchreckte nicht, daß Reichsacht und Kirchenbann über ihn ausgeſprochen wurde. Mit Wernern und wenigen Andern ſetzte er ſich, in der Wildnis des Schwarzwalds, auf die Burg Falkenſtein, deren Trümmer noch in der Gegend von Wolfach zu ſehen ſind. Dort aufgeſucht und gedrängt, fiel er in verzweifelndem Kampfe zugleich mit Wernern und Vielen der Seinigen. Auf der Inſel Reichenau wurde er, nachdem der Bann von ihm genommen war, begraben. Dieß ereignete ſich im Jahre 1030.

Die Schickſale des Herzogs Ernſt, die wechſelſeitige aufopfernde Treue der beiden Freunde und ihr gemeinſamer Tod, wie hiernach die Geſchichte ſie beurkundet, bieten dem Gemüthe ſo viel Ergreifendes dar, daß man ihren frühzeitigen Übergang in Lied und Sage ſich wohl erklären kann. Eine hiſtoriſche Hauptquelle iſt die Erzählung Wippos (Wippo de vita Chunradi Salici imp. bei Piſtorius, Script. Rerum Germanicarum B. I. Frankfurt 1607. S. 421 ff.), der als Capellan Konrads II und in einem deſſen Sohne zugeeigneten Werke keineswegs die Partei dieſer Gegner ſeines Gebieters nahm, und doch verläugnet ſich auch bei ihm nicht das Gefühl für dieſes großartige Beiſpiel der Treue. Es iſt auch nicht zu zweifeln, daß dieſe Geſchichten urſprünglich ſelbſtſtändig geſagt und geſungen worden. Aber derſelbe Bildungstrieb, vermöge deſſen ſich im größeren epiſchen Cyklus ſo manigfache Sagen und Sagenkreiſe zum Ganzen verbunden, äußerte auch hier noch ſeine Wirkſamkeit und ſpielte dieſe ſaliſch-fränkiſche Sage mit der ottoniſchen, deren ſtufenweiſe Bildung wir bisher verfolgten, zuſammen. Der Anlaß und Heftpunkt dieſer Verknüpfung lag darin, daß die Stellung Ernſts zu ſeinem Stiefvater Konrad und ſeiner Mutter Giſela in der Hauptſache die nemliche war, wie ſchon auf jener erſten Stufe die Stellung des ſächſiſchen Heinrichs zu ſeinem königlichen Bruder Otto und ſeiner Mutter Mathilde. Aber die Verknüpfung gieng nicht ohne bedeutende Einbuße auf Seiten der ſaliſchen Sage vor ſich.

---

[1] Wecilo, wie der Name ſchon bei Wippo, dann auch in Odos lateiniſchem Gedichte lautet, iſt das Diminutiv von Werinhere, Werinharius, wie er bei Hermannus Contractus u. a. heißt. Vgl.: „quidam monachus [Tegerns.] Werinherus, qui a quibusdam causa civilitatis Wezil dicebatur.“ Kugler, de Werinhero S. 25.

Ich habe die Sage vom Herzog Ernſt nicht darum zum Gegenſtande genauerer Erforſchung gemacht, als ob ich ihren dichteriſchen Werth, wie ſie jetzt vorliegt, ſo beſonders hoch anſchlüge, ſondern weil ſie mir für die Einſicht in die Werkſtätte der Sagenbildung vorzüglich lehrreich zu ſein ſchien. Die wahrhafte Geſchichte des Herzogs Ernſt ſteht offenbar größer da, als die nunmehrige Sagendichtung. Die Geſchichte bot zwei lebendige Hauptmomente dar, welche gewiſs auch von Anfang im Volksgeſang aufgefaßt waren, die aufopfernde Treue der beiden Freunde und die Stellung Giſelas zwiſchen dem Gemahl und dem unglücklichen Sohne. Ernſts und Wecilos gegenſeitige Treue, wie dieſer allein aushält, als der Herzog von allen andern Vaſallen verlaſſen iſt und im Kerker liegt, wie er ſeine Burg ſo lang als möglich vertheidigt und nachher geächtet umherſchweift, wie dann aber Ernſt ihm wetteifernd vergilt, wie er um Wecilos willen ein Herzogthum ausſchlägt, Acht und Bann auf ſich nimmt, und wie endlich der Tod im Kampfe die beiden Freunde vereinigt; dieſer erſte geſchichtliche Hauptmoment iſt unverkennbar der dichteriſch bedeutendſte. Aber er iſt der Sagenverknüpfung zum Opfer gebracht worden, und nur noch die Spur, wie er einſt lebendiger in der Sage gewaltet, hat ſich noch darin erhalten, daß Herzog Ernſt und Graf Wetzel als unzertrennliche Gefährten im Kampf und auf der Irrfahrt erſcheinen. Der ältere, ottoniſche Sagengrund blieb unvertilgt und behauptete die Oberhand über den ſpäteren Anwuchs. Jene ältere Sage ſchloß mit der Verſöhnung und ſo fiel die tragiſche Kataſtrophe der Ernſtsſage hinweg. Das Gemeinſame der beiden Sagen ſchlug in ihrer Verbindung vor, und dieſes lag für die Ernſtsſage in dem zweiten der angeführten Hauptmomente, in der Stellung Giſelas zwiſchen Gemahl und Sohn, deren Entſprechendes in der ottoniſchen Sage uns genügend bekannt iſt. In den Namen Adelheid trat, wie früher Mathilde, ſo nun Giſela ein. Die Mutterliebe, wie ſie unermüdlich wach und thätig iſt, dem bedrängten Sohne ſein hartes Schickſal zu erleichtern und die Verſöhnung des unſeligen Zwieſpalts herbeizuführen, und wie ſie zuletzt, nach manchem bittern Jahre, freudig gerührt, ihr Friedenswerk zum Ziele gebracht ſieht, dieſe fromme Mutterliebe iſt auch wirklich im Gedichte von Herzog Ernſt mit vieler Innigkeit aufgefaßt und durchgeführt und eben hierein ſetze ich den hauptſächlichen poetiſchen Gehalt dieſes Gedichts. Indem die urſprüngliche Ernſtsſage ſich nunmehr auf dieſes zweite Moment beſchränkte, bricht ſie, mit den Berichten der Annaliſten verglichen, ſchon beim Jahre 1024, alſo 6 Jahre vor Ernſts Tode, ab, nemlich bei ſeiner erſten Auflehnung gegen den König und der Vermittlung dieſer Fehde durch ſeine Mutter.

Wippo zum Jahr 1024 ſagt:

> Eodem tempore, hoste pacis diabolo suadente, Ernestus dux Alemanniæ, Chuno dux Franciæ, Fridericus dux Lotharingorum cum aliis plerisque contra regem Chuonradum consenserunt, et multa molientes, multas munitiones incassum præparantes, nihil nisi calamitatem futuram assecuti sunt; quos omnes rex Chuonradus parvi pendens, iter suum in Italiam cum copiis destinavit; sed dux Ernestus, humiliter iter ejus prosecutus usque Augustam Vindelicam, interventu matris suæ reginæ et fratris sui Heinrici adhuc parvuli aliorumque principum multum renuente rege vix in gratiam ejus receptus est.

Hier, glaube ich, iſt der Punkt, wo die Ernſtsſage mit der ottoniſchen, mit den ähnlichen Verſöhnungsſcenen in dieſer, ſich berührte und zuſammenſchmolz, dabei aber ihren tragiſchen Schluß hinter ſich ließ.

Sehen wir von dem ab, was auf ſolche Weiſe verloren gieng, ſo iſt gleichwohl nicht zu miskennen, daß in jener Gruppe, von der wir ausgiengen und die wir nun aus ſo manigfachen Entwicklungen herangebildet fanden, noch immer ein großartiges deutſches Geſchichtbild vor uns ſteht. In den Hallen des alten Domes, wo die Prieſterſchaft Weihnachthymnen anſtimmt, ragt in einfachem Gewande des ernſten, ſtrengen Kaiſers hohe Geſtalt: vor ihm, am Altare, wirft ſich ein Mann in Pilgertracht nieder, in Kämpfen und Mühen früh gealtert und faſt unkenntlich geworden; an deſſen Seite ſteht der treue Genoſſe ſeiner Drangſale, auch jetzt bereit, jede Wendung der Dinge mit ihm zu tragen und durchzukämpfen; die Mutter aber beugt ſich herein, die fürbittenden Hände gefaltet. Auch die Fürſten des Reichs, im Halbkreis umher, zeigen ihre vermittelnde Theilnahme, und erwartungsvoll drängt ſich die Volksgemeinde. Den Verläumder aber, den Anſtifter des Unheils, und ſeinen blutigen Tod deckt längſt der breite Grabſtein auf dem Boden der Kirche.

Gerade, daß der Kaiſer zugleich Otto I, Otto II und Konrad II, Vater, Sohn und Urenkel iſt, der knieende Pilger Heinrich, Ludolf und wieder Heinrich und Ernſt, die fürbittende Frau Mathilde, Adelheid, Giſela, daß in den ſtehen gebliebenen unter dieſen Namen verſchiedene geſchichtliche Epochen ſich kreuzen, daß der trügeriſche Heinrich der ſächſiſchen, der treue Wecilo der fränkiſchen Kaiſergeſchichte angehört, eben damit iſt das Geſchichtbild ein ideales, es ſtellt den Geiſt und Charakter einer langen, vielbewegten Zeitperiode dar.

Der geſchichtliche und früher im Volksgeſange gefeierte Ernſt hat allerdings in der Sage, in welcher ſich ſo viele Zeitereigniſſe aufgerollt, an ſeiner ſittlich-tragiſchen Erſcheinung verloren; aber doch war die Nachwirkung derſelben ſo mächtig, daß er der ottoniſchen Sage, indem ſie ihn und ſeinen Freund in ſich aufnahm, ſeinen Namen aufdrückte, daß ſie nun als die Sage vom Herzog Ernſt fortlebt.

Ernſt verehrt am Ziele ſeines Irrſals dem Kaiſer den leuchtenden Edelſtein, den er bei der Fahrt durch den hohlen Berg aus dem Felſen geriſſen und der, fortan ein Kleinod in der Reichskrone, als der einzige ſeiner Art der Waiſe[1] genannt wird (vgl. Rechtsalth. 923. Grammatik III, 379, 2). Dieſem Steine legt Odo, der Verfaſſer des lateiniſchen Gedichtes, die wunderbare Eigenſchaft bei, daß er auf dem rechten Scheitel ſitzend das Bild des römiſchen Reichs zurückſtrale (B. VIII, S. 375):

Hujus mira satis virtus, si sederit æquo
Vertice, Romani [jam] splendet imagine regni.

So hat doch zuletzt der Sagenheld Ernſt in die alte Kaiſerkrone den weltſpiegelnden Kryſtall der Poeſie geſetzt, in welchem alle jene weiten Räume deutſcher Geſchichte ſich abſtralen.

Es iſt bereits erwähnt worden, daß die wunderbaren Reiſeabenteuer nicht im Munde des Volkes, ſondern auf gelehrtem Wege in die Sage von Herzog Ernſt gekommen ſeien, durch litterariſche Bekanntſchaft mit demjenigen, was ſchon die Alten, namentlich Plinius und Solinus, dann die fabelhaften Geſchichten Alexanders des Großen, von den Wundern des Morgenlandes berichten. Dieſe gelehrte Beimiſchung erklärt ſich leicht, indem wir wiſſen, daß die Sage namentlich auch in den Klöſtern Bearbeiter fand. Die erſte Spur eines deutſchen Herzogs Ernſt fanden wir im Kloſter Tegernſee; der Mönch Odo bearbeitete ſie in lateiniſchen Hexametern und auch die mittelhochdeutſchen Gedichte berufen ſich auf eine lateiniſche Quelle. Erheblicher iſt uns die Frage, ob auch noch weiterhin, namentlich aus der hohenſtaufiſchen Zeit, geſchichtliche Beſtandtheile in die Ernſtesſage aufgefaßt worden ſeien, ob ſie ſomit bis in das dritte Kaiſergeſchlecht vorſchreite. Nur ganz äußerlich iſt die Anlehnung, wenn in dem Meiſtergeſange des 15ten Jahrh., wie ihn Kaſpar von der Röhn gibt, der Kaiſer, Ernſts Stiefvater, Friederich heißt, ein hohenſtaufiſcher Königsname. Erſt zu unterſuchen iſt noch das bloß handſchriftlich vorhandene Gedicht von Heinrich[1] von Braunſchweig, welches einestheils mit der Sage von Heinrich dem Löwen, anderntheils mit der von Herzog Ernſt Ähnlichkeit haben ſoll (Grundriß 540, 184 ff. Docen, Jen. Litteraturzeitung 1810, N. 109, Sp. 267 f. 277). Vorzüglich aber hat man in Ernſts kecker Gewaltthat, wie er ſeinen boshaften Anſchwärzer, den Pfalzgrafen Heinrich, im Gemache des Kaiſers aufſucht und erſchlägt, wie der Kaiſer ſelbſt nur durch ſchnelle Flucht dem Schwerte des Zürnenden entrinnt, eine poetiſche Nachbildung des Königsmordes gemuthmaßt, welchen der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach im Jahre 1208 an dem Hohenſtaufen Philipp verübte, indem er wirklich auf ganz ähnliche Weiſe in Philipps Gemach auf der Altenburg bei Bamberg eindrang.

---

[1] Vgl. Minneſinger Man. I, 15a, 5. 102b, 3. 127b, 3. II, 138a Pfälzer Hdſ. 357, Bl. 19b.

Godefridus monachus coloniensis, Annales colon. maximi: „Cum Philippus solus in quodam lobio cum episcopo spirensi et aliis duobus, sc. camerario et dapifero suo, remansisset, ille nefarius homo [Otto Palatinus[2]] cum sedecim militibus armatis adveniens introitum petiit. Qui cum jussu regis intromissus fuisset, gladium latenter de manu cujusdam armigeri tulit, et quasi regem salutaturus accessit, quem cum audacter in caput ejus vibrasset, uno ictu eum interfecit. Quo statim mortuo, episcopo spirensi se occultante, alios duos in eum irruentes fortiter vulneravit et mox egressus adscenso equo cum suis fugere cœpit. (Hahn IV, 76. Raumer III, 139 bis 145.)

---

[1] [Soll wohl heißen Reinfrit von Braunſchweig. Das Gedicht von dem braunſchweigiſchen Herzog Heinrich dem Löwen hat ſchon 1828 Maßmann in ſeinen Denkmälern I, 123 ff. herausgegeben, wie Schriften I, 503 geſagt iſt. Über Reinfrit von Braunſchweig vgl. die Monographie K. Gödekes. Hanover 1851. K.]

[2] [Vgl. Münchner Liederhdſchr. 52a: Dux Philippus moritur Palatini gladio.]

Vergleichen wir hiemit die Erzählung von Ernſts That in der älteſten, noch vorhandenen Darſtellung, den poetiſchen Bruchſtücken in Hoffmanns Fundgr. I, 230 (Erneſt de helit gut u. ſ. w), ſo iſt die Übereinſtimmung allerdings auffallend. Wollen wir aber dieſelbe nicht überhaupt entweder für zufällig oder in der Art eines ſolchen Unternehmens beruhend annehmen, ſo kann doch keinen Falls das Gedicht aus der Geſchichte vom Ende Philipps geborgt haben, denn die Bruchſtücke ſind älter, ſie ſtammen noch aus dem 12ten Jahrhundert, während die Ermordung Philipps in das Jahr 1208 fällt.

In der ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſergeſchichte zeigt ſich zwar keine Thatſache, die dem Gewaltſtreiche Ernſts entſpräche. Nur das iſt ſchon früher angeführt worden, daß Ludolf und Konrad dem Kaiſer drohten, den Herzog Heinrich, wenn er an den Hof in der Pfalz Ingelheim käme, gewaltſam zu greifen. Dagegen mochten ſchon ältere karolingiſche Sagen einen ſolchen Zug darbieten, z. B. wenn in der Sage von den Heimonskindern Reinold dem Könige Ludwig, im Angeſicht ſeines Vaters, des Kaiſers Karl, das Haupt abſchlägt;[1] Ähnliches im Roman von Hüon von Bordeaux. Eine ſagenhafte Überlieferung dieſer Art konnte ſich als That da anſchließen, wo die Geſchichte nur eine Drohung kennt. Kann nun aber hier der Grund der Sage nicht in einem geſchichtlichen Ereigniſſe nachgewieſen werden, ſo erhebt ſich umgekehrt die Möglichkeit, daß die Sage auf die wirkliche That hingewirkt habe. Heinrich von Andechs, Markgraf von Iſtrien, der als Anſtifter der von Otto von Wittelsbach verübten Frevelthat betrachtet und deshalb geächtet wurde, und deſſen gleichfalls in dieſe Sache verwickelter Bruder, der Biſchof Egbert von Bamberg, waren Söhne eben jenes Grafen Berthold, der im Jahr 1180 das deutſche

---

[1] Über die aufrühriſchen Grafen Ernſt und Werner unter Ludwig dem Deutſchen ſ. Annales Fuldens. zu den Jahren 861. 865. 866 bei Freher S. 27. 30. 31. [Pertz Mon. 1, 343 bis 415. K.]

Büchlein von Herzog Ernſt ſich vom Abte des Kloſters Tegernſee zur Abſchrift erbeten hatte. Das Gedicht war ſomit ohne Zweifel im Hauſe Andechs vorhanden und wäre nun die Muthmaßung zu gewagt, daß eine Fabel, welche damals ſo beliebt war, dem Markgrafen Heinrich und ſeinem Mitverſchworenen, Otto von Wittelsbach[1], zum aufregenden Vorbild diente, nach welchem ſie den eigenen kecken Anſchlag faßten[2]? So hätte die Sage zwar auch das dritte Kaiſerhaus ergriffen, aber nicht zu poetiſcher Geſtaltung, ſondern rückwirkend auf die Geſchichte.

Über die Sagen und Gedichte von Herzog Ernſt iſt ſchon manigfach verhandelt und dabei auch das Geſchichtliche erörtert worden. Namentlich ſind anzuführen:

Görres, die deutſchen Volksbücher. Heidelberg 1807. S. 83 bis 85.

Ebendeſſelben Anzeige dieſes Buchs, Heidelberger Jahrbücher 1808. H. 11. S. 411 bis 413.

V. d. Hagen, Einleitung zum Herzog Ernſt, in den deutſchen Gedichten des Mittelalters. B. I. Berlin 1808.

Docen, Beurtheilung dieſer Sammlung in Schellings Allgem. Zeitſchrift. B. I. H. 2. Nürnberg 1813. S. 231 bis 264.

Ebenderſelbe, zur Litteratur und Kritik altdeutſcher Gedichte. Muſeum für altdeutſche Litteratur und Kunſt. B. II. Berlin 1811. S. 245 ff.

Ich habe dieſe Vorarbeiten benützt, aber das Einzelne in einen vollern Zuſammenhang der Sagenentwicklung zu bringen geſucht.

Außer dieſer umfaſſenden Sage ſind aus der ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſerzeit noch manche, mehr vereinzelte vorhanden, deren ich noch einige anführe, und zwar ſolche, die ſich den Geſchichten der uns bereits ſagenhaft bekannten Kaiſer, Ottos I und II und Konrads II, angeheftet haben.

Kurzbold[3]. ***

Es iſt ſehr zu bedauern, daß uns Eckehard (geſt. um 1036) von dieſem kühnen Sonderling nicht mehr erzählt oder gar die Lieder erhalten hat, welche von ihm geſungen wurden. Hätten wir dieſelben noch, ſo würden ſich wohl auch die Sonderbarkeiten poetiſch erklären, wie bei Immo.

---

[1] Otto von Wittelsbach wollte Anfangs Gertrud, die Nichte jener beiden Brüder, heirathen. Raumer III, 145, 1.

[2] In einer Urkunde Ottos IV werden beide zuſammen genannt interfectores regis Philippi marchio Histriæ et Otto Palatinus u. ſ. w. Raumer III, 144, 2. [2te Aufl. 2, 667. K.]

[3] [Es bleibt hier manches weg, was ſchon Schriften I, 472 f. wörtlich gleichlautend abgedruckt iſt. K.]

Daß ſich die Überlieferungen von Kuno Kurzbold zu Eckehards Zeit, vor Ablauf eines vollen Jahrhunderts von den geſchichtlichen Ereigniſſen, ſchon beträchtlich ſagenhaft geſtaltet hatten, ergibt ſich ſchon daraus, daß hier in die Tage Heinrichs I hinaufgerückt wird, was ſich unter ſeinem Sohne Otto I begab. Der Untergang der aufrühriſchen Herzoge bei Breyſich nächſt Andernach fällt in die Zeit der Zwietracht Ottos I mit ſeinem Bruder Heinrich, in welchem Zuſammenhange wir früher davon Meldung thaten.

Otto mit dem Barte[1]. ***

Sage von Kaiſer Heinrich III[2]. ***

Mehrere andere ſagenhafte Überlieferungen aus der Zeit der Ottone und der Salier ſind im 2ten Bande der grimmiſchen Sammlung zu finden. Von manchen ſind nur noch Spuren übrig, welche zu verfolgen, hier zu umſtändlich ſein würde, wenn gleich auch ſie beweiſen, wie geſchäftig dieſe Periode des deutſchen Mittelalters noch war, die Geſchichte in Sang und Sage aufzufaſſen.

VI. Sagen aus der Zeit der Hohenſtaufen.

1. Friedrich von Schwaben[3]. ***

2. Der verlorene Kaiſer Friedrich.

Ähnliche Sage, wie die vom Fortleben und der einſtigen Wiederkehr Karls des Großen, wird auch vom Kaiſer Friedrich, obgleich wieder mit beſondern Umſtänden, erzählt. Welcher der zwei berühmten Hohenſtaufen dieſes Namens dabei gemeint ſei, läßt ſich nicht immer beſtimmt unterſcheiden; bald neigt die Überlieferung ſich mehr zum Einen, bald mehr zum Andern, bald gehen ſie in ſagenhafter Einheit auf. Das

---

[1] [Schriften I, 478. K.]

[2] [Das Manuſcript dieſes Abſchnittes fehlt. Nach dem in der Vorleſung nachgeſchriebenen Hefte iſt die bei Grimm, deutſche Sagen 2, 177 nach Gottfried von Viterbo erzählte Sage gemeint. K.]

[3] [Nach dem frühern Hefte, Schriften I, 481 ff. K.]

Lebensende Beider trat unter Verhältniſſen ein, welche die Anknüpfung einer ſolchen Sage begünſtigten. Friedrich der Erſte kam auf der Kreuzfahrt im fernen Oſten um (1190) und die Annaliſten ſelbſt weichen in der Erzählung von ſeinem Tode manigfach von einander ab (Raumer II, 436 f.); um ſo freieres Spiel hatte hier die lebendige Volksſage. Auch Friedrich II ſtarb fern vom deutſchen Heimathlande, in Apulien (1250. Raumer IV, 261), nachdem ihn längſt der päbſtliche Bann aus der Gemeinſchaft der chriſtlichen Kirche verſtoßen hatte. Johann von Winterthur, ein Chronikſchreiber aus der erſten Hälfte des 14ten Jahrhunderts,[1] verbindet mit der Nachricht vom Tode dieſes Kaiſers folgendes Sagenhafte (Joh. Vitodurani Chronicon in Leibnitzs Accessiones historic. S. 14):

> Fridericus imp. quondam sic anathematizatus et imperialis honoris apice privatus . . . sepultus apud Fodiam tam occulte, quod multi per annos XL vadiabant eum vivere, venturum in proximo in manu robusta. Alii famant, quod ad exhortationem suorum astronomorum Europam reliquerit et ad partes terræ longinquissimas per mare et per terram cum suis familiaribus et servitialibus dudum ante mortem suam devenerit, ne mala sævissima incurreret sibi imminentia, astrologorum suorum in astris certam per cognitionem, si remaneret; qui recedens ultra non apparuit in terra.

Wie verbreitet im 14ten Jahrhundert der Glaube vom Verſchwinden, Fortleben und der Wiederkunft Kaiſer Friedrichs war, und zwar in ſichtlicher Anwendung auf Friedrich II, davon ſprechen weitere, und zwar poetiſche Zeugniſſe aus dem gedachten Jahrhundert.

Dahin ohne Zweifel gehört ein vorn herein nicht mehr vollſtändiges deutſches Gedicht vom Kaiſer Friedrich in der Heidelberger Papier-Hdſ. 844 (Wilken S. 544). Der Verfaſſer desſelben nennt ſich am Schluſſe Oswalt[2]. Dabei ſteht die Jahrzahl 1478, welche jedoch nur auf die Zeit dieſer Abſchrift zu beziehen iſt. Zu Königsberg in Ungarn, ſagt der Verfaſſer, habe er dieſes Werk vollbracht. Das vorhandene Bruchſtück betrifft hauptſächlich den Verkehr des Kaiſers Friedrich mit dem fabelhaften Prieſter Johann in Indien und ihre gegenſeitigen Geſchenke. Der Kaiſer empfängt namentlich ein Kleid, von Salamandern gewoben, das man im Feuer wäſcht; eine Flaſche vom Waſſer des Wunderbrunnens, welches allezeit Geſundheit und Kraft gibt; davon ſoll der Kaiſer ein Jahr und drei Monate lang jeden Tag nüchtern trinken, ſo bleibe er geſund und lebe darnach 300 Jahre und 3 Monate; ſodann einen Fingerring mit Edelſteinen von wunderbarer Kraft, beſonders der, daß wer den koſtbarſten dieſer Steine in der Hand verſchloſſen hält, dadurch unſichtbar wird.

---

[1] Johannes Vitoduranus ſagt im prooemium S. 4: Exordium autem narrationis meæ assumere cogitavi ab Innocentio tertio illius nominis papa et a Friderico imperatore secundo hujus nominis, qui non longe mea meorumque progenitorum tempora antecesserunt. Sein Chronicon geht, ſoweit es vorhanden, bis zum Jahr 1277, ſoll ſich aber nach Leibnitzs præfatio bis 1348 erſtreckt haben. [Vgl. C. F. v. Stälin wirtembergiſche Geſchichte. Stuttgart bei Cotta 1856. 3, 4. K.]

[2] [Vgl. Schriften I, 495. K.]

Dieſer Haupttheil des Gedichts, für welchen der Verfaſſer ſich auf ein lateiniſches Buch beruft, geht uns für die eigenthümlich deutſche Sage nicht näher an. Dagegen iſt nun am Schluſſe eine Erzählung in Verbindung geſetzt, die ſich, nach ausdrücklichem Verſichern des Verfaſſers, auf mündliche Volksſage gründet.

Der edle Kaiſer Friedrich behielt jene drei Kleinode ſorgfältig bis zu der Zeit, da ihn der Pabſt Honorius in den Bann that, ihn von der Gemeine der Chriſtenheit ausſchloß und die Fürſten, die dem Reiche geſchworen, ihrer Eide ledig ließ. In welche Stadt nun der Kaiſer ritt, vermied man, ſo lang er darin war, Gottes Amt, las keine Meſſe und ſang keine Tagzeit. Einſt nun zur Oſterzeit, um nicht die Chriſtenheit in dieſer heiligen Feier zu irren, bereitete ſich der Kaiſer auf die Jagd. Niemand von den Jägern wuſte ſeinen Muth noch Sinn. Er legte das koſtbare Gewand an, das ihm aus Indien geſandt war, nahm darunter die Flaſche vom Wunderbrunnen und beſtieg ein gutes Roſs. Etliche Herren ritten mit ihm. Als er fern in den Wald gekommen, nahm er ſeinen Ring mit dem unſichtbar machenden Edelſtein in die Hand und verſchwand vom Jagen. Seitdem ſah man ihn nimmermehr [1].

Alſo ward der hochgeporn
Keiſer Friderich do verlorn.

---

[1] [Andere Darſtellungen ſ. bei Adelung, Altdeutſche Gedichte in Rom II, 197. Vgl. Graffs Diutiska III, S. 367.]

Wo er darnach ye hin kam,
Oder ob er den end do nam,
Das kund nyemand geſagen mir,
Oder ob yne die wilden tir
Vreſſen habn oder zeriſſen,
Es kan die warheit nyemand wiſſen,
Oder ob er noch lebentig ſy,
Der gewiſſen ſin wir fry
Und der rechten warheit;
Ye doch iſt uns geſait
Von pawren ſolh mer,
Das er als ein waler
Sich oft by yne hab laſſen ſehen
Und hab yne offenlich verjehen,
Er ſüll noch gewaltig werden
Aller romſchen erden,
Er ſüll noch die paffen ſtoren
Und er wol noch nicht uf horen
Noch mit nichten laſſen abe
Nur[1] er pring das heilge grabe
Und dar zuo das heilig lant
Wider in der Criſten hant,
Und wol ſines ſchiltes laſt
Hahen an den dorren[2] aſt.
Das ich das für ain warheit
Sag, das die pauren haben geſeit,
Das[3] nym ich mich nicht an,
Wan ich ſin nicht geſehen han.
Ich han es auch zuo kein ſtunden
Noch nyndert geſchribn funden,
Wan das ichs gehort han
Von den alten pauren an wan.[4]
Aber das der hochgeborn
Keiſer Fridrich wurd verlorn

---

[1] Niwan?
[2] dürren?
[3] Des?
[4] âne wân, ohne Fehl, ausgemacht. Wigalois 744.

Alſue [1] und auch alda
Das ſagt die romſch Veronica,[2]
Da von ichs wol geſagen tar
Und geſchriben offenbar,
Das ley noch die paffen
Daran nicht mogen geſtraffen u. ſ. w.

Daß hier Friedrich II gemeint ſei, erhellt ſchon aus der Nennung des Pabſtes Honorius als desjenigen, der ihn mit dem Banne belegte, worunter Honorius III, der von 1227 bis 1241 auf dem päbſtlichen Stuhle ſaß, zu verſtehen iſt (Raumer II, 507), dann aber auch daraus, daß der Kaiſer, von dem erzählt wird, als Gegner einer ſich zu viel anmaßenden Prieſterſchaft erſcheint. Mochte man von Karls des Großen Wiederkehr die Herſtellung weltlichen Friedens und Rechts ſich verſprechen, von dieſem Friedrich erwartete man, daß er noch einſt „die Pfaffen ſtöre" [3], ihre Verderbnis und ungebührliche Gewalt breche und durch Befreiung des heiligen Landes und Grabes [4] der Gründer einer neuen, gereinigten Kirche werde, was mit der Idee vom tauſendjährigen Reiche, die im Mittelalter ſehr gangbar war, zuſammenzuhängen ſcheint. Der Verfaſſer des Gedichts drückt ſich hierüber vorſichtig aus, er gibt es als eine Sage der alten Bauern, für die er nicht ſelbſt einſtehen will.

Noch deutlicher ſind dieſe Anſichten in einem Meiſterliede ausgeſprochen, das wahrſcheinlich aus der Mitte des 14ten Jahrhunderts herſtammt. Docen, Kritiſche Beſchreibung einer Sammlung alter Meiſtergeſänge in einer Hdſ. des 15ten Jahrhunderts (in der Bibliothek zu München), in Aretins Beiträgen zur Geſchichte und Litteratur B. IX. München 1807. S. 1133 f.

So wenig dieſes Lied durch ſeine meiſterſängeriſche Form und bei dem ſichtbaren Verfall der Sprache ſich empfehlen kann, ſo iſt es doch durch ſeinen Inhalt hier beachtenswerth. Es verkündet die Nähe einer Zeit, in welcher um zwei Häupter der Chriſtenheit, die ſich wider einander ſetzen, großer Streit über alle Lande ſich heben wird. Gewaltthat, Raub und Brand werden toben. Iſt dann der Krieg ſo groß geworden, daß Niemand mehr ihn ſtillen kann,

---

[1] Alſo?

[2] Romiſch cronica?

[3] ſtoren, verjagen; Beneke zu Wigalois und Boner.

[4] Ähnliches doch auch ſchon von Karl dem Großen; Wilken, Kreuzzüge I, 76. N. 81.

So kumpt ſich Kayſer Friderich, der her und auch der milt,
Er vert dort her durch Gotes willen,
An einen dürren pawm ſo henckt er ſeinen ſchilt.

Dann geſchieht die Fahrt über Meer; Mann und Weib heben ſich raſch dahin, wo ihnen Gott ſein Reich geben wird. Friede und Freude wird dann in den Landen herrſchen. Der dürre Baum grünt und knoſpet, daran der Kaiſer ſeinen Schild aufgehängt. Gewonnen wird das heilige Grab und nimmer Schwert darum gezogen. Alle Rechte bringt dieſer Kaiſer wieder. Alle heidniſche Reiche werden ihm unterthan; der Juden Kraft legt er darnieder, ohne allen Widerſtand:

Und aller pfaffen meiſterſchafft [d. h. legt er nieder];
Daz ſibend teil wirt auch kawm beſtan.
Dy cloſter di zuſtort er gar der furſt gar hochgeborn.
Er gibt dy nunnen zu der e,
Daz ſag ich euch furwar,
Sy müſſen uns pawen wein und korn;
Wann daz geſchiht, ſo kumen uns gute jar.

Wir ſehen, wie frühzeitig Gedanken in prophetiſcher Sprache walteten, die erſt gegen zwei Jahrhunderte ſpäter ſich in der Wirklichkeit geltend machten [1].

An den Schluß des 15ten oder in den Eingang des 16ten Jahrhunderts fällt die Abfaſſung eines ehmaligen Volksbuchs [2]. Das Büchlein nimmt zwei Druckbogen in 4^0 ein.

Die angegebene Zeit der Abfaſſung des Buchs in ſeiner jetzigen Geſtalt iſt aus einer Erwähnung Maximilians I, als dermaligen Kaiſers, zu entnehmen.

Daſſelbe erzählt mehreres Fabelhafte von einer Belagerung und Eroberung der Stadt Jeruſalem durch Friedrich I, wobei beſonders ein bairiſcher Herzog Eckart ſich auszeichnet; ſodann von einjähriger Gefangenſchaft dieſes Kaiſers bei einem heidniſchen Sultan, und zuletzt noch, was uns hier näher berührt, von ſeinem Verſchwinden und ſeiner künftigen Wiederkehr [1]. ***

---

[1] Vgl. auch Kaſpar von der Röhn, Herzog Ernſt, Str. 50: „Der kayſer [Friedrich] hie verzucket ward.“ [Vgl. oben S. 562. K.]

[2] [Näheres darüber Schriften I, 499. K.]

Die Sage iſt hier ebenſo beſtimmt an Friedrich I geknüpft, als im früheren Falle an Friedrich II. Das öfters erwähnte Aufhängen des Schildes bei der Wiederkehr des Kaiſers bezieht ſich auf die alte deutſche Sitte, vermöge welcher die Aufrichtung des Herrenſchildes das feierliche Symbol der Gegenwart des Fürſten im Heer oder im Gerichte geweſen zu ſein ſcheint (J. Grimm, Rechtsalth. 956. 851 f. 425).

Es iſt ſchon früher bemerkt worden, daß die von Maßmann herausgegebene, dem 17ten Jahrhundert angehörende Handſchrift des Volksbuchs vom Untersberge bei Salzburg dem Kaiſer Friedrich beilege, was die gewöhnlichen Drucke vom Kaiſer Karl melden. Da heißt es dann u. a., obgleich etwas verwirrt, S. 60 bis 62: Der Mönch u. ſ. w. ***

Beſonders auch an alte Kaiſerburgen hat ſich die Sage vom verlorenen Kaiſer Friedrich geheftet, wie die von Karln an die Burg von Nürnberg. Im Schloß zu Kaiſerslautern hängt Kaiſer Friedrichs Bett an u. ſ. w. *** [1]

3. Heinrich der Löwe [2]. ***

4. Die Habsburger [3]. ***

3. Spätere Volksſage.

Wir haben die deutſche Sagengeſchichte bis jetzt in zwei Abtheilungen abgehandelt:

1) Älteſte Spuren der deutſchen Götterſage [S. 473. K.];
2) Heldenſage [S. 515. K.], die ſich uns wieder in cykliſche und nicht cykliſche abtheilte.

Die frühe Bekehrung der deutſchen Völker löſte bei ihnen den volleren Umfang ihrer einſtigen Götterſage und wir konnten von dieſer ſchon in älterer Zeit nur halberloſchene Spuren aufweiſen. In reichern Entfaltungen zeigte ſich uns die Heldenſage, bis auch ihre Bildungskraſt mit dem Zeitalter der Hohenſtauſen allmählich verſiegte. Darum hat aber doch die Sage nicht gänzlich aufgehört, auch noch weiterhin im Volke zu leben. Von ſolcher ſpätern Volksſage, nach der wir dieſe dritte Unterabtheilung benennen, haben wir zuvor ſchon Einzelnes auf ältere Sagenhelden, z. B. Karln den Großen, die ſchwäbiſchen Friedriche, erläuternd und ergänzend zurückbezogen. Wir hätten auch für ſie dieſelbe Rubrik gebrauchen können, wie für die entſprechende dritte Abtheilung der nordiſchen Sagengeſchichte: Balladen, Ortsſagen, Mährchen. Da jedoch eine ſpeciellere Ausführung nach dieſen dreierlei Klaſſen innerhalb der zugemeſſenen Zeit nicht mehr möglich iſt, ſo beſchränke ich mich darauf, die allgemeiner zugänglichen Quellen namhaft zu machen und bloß einige bedeutendere Partieen dieſer ſpäteren Volksſage näher zu beleuchten.

---

[1] [Schriften I, 501. K.]
[2] [Schriften I, 503. K.]
[3] [Schriften I, 505. K.]

Litterariſch alſo bemerken wir:

1. Balladen, kürzere deutſche Sagenlieder, in ihrer jetzigen Geſtalt meiſt aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert herrührend, aber zum Theil auch noch im Munde des Volkes befindlich. Gegen die Fülle derartiger Lieder, wie ſie bei den Völkern des ſkandinaviſchen Nordens vorliegt, erſcheinen freilich die Überreſte unſrer früheren Balladendichtung ſehr dürftig. Dennoch glaube ich, daß ein emſiges Verfolgen des alten Volksgeſangs, in Flugblättern des 16ten und 17ten Jahrhunderts, in handſchriftlichen und gedruckten Liederſammlungen der genannten Zeit und der noch fortdauernden mündlichen Überlieferung des Volkes ſelbſt, beſonders in abgelegenern Gebirgs- und Waldgegenden, noch Manches zu Tage fördern und auch unſern Vorrath anſehnlicher geſtalten könne.

Für jetzt ſind hauptſächlich folgende Sammlungen anzuführen:

Des Knaben Wunderhorn, alte deutſche Lieder, geſammelt von A. v. Arnim und Brentano, 3 Bände. Heidelberg 1806 bis 1808.

So wenig dieſe Sammlung kritiſchen Anforderungen genügt, da ſie Altes und Neues, Echtes und Unechtes willkührlich zuſammenmiſcht, ſo war ſie doch nicht bloß für eine ſorgfältigere Beachtung der alten Volkslieder anregend, ſondern iſt auch, namentlich für die balladenartigen, noch immer die reichhaltigſte.

Alte teutſche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens. Herausgegeben und erläutert von J. G. Meinert. B. 1. Wien und Hamburg 1817.

Das Kuhländchen iſt ein kleines Hirtenland auf der Scheide zwiſchen Mähren und Schleſien, zu erſterem gehörig. Dort wohnt ein deutſcher Menſchenſchlag mitten inne zwiſchen ſlaviſchen und ungariſchen Nachbarn. Es haben ſich daſelbſt viele alte Volkslieder erhalten, wovon Meinert einen Theil in der dortigen Mundart, echt und unentſtellt, herausgegeben hat. Zu bedauern iſt, daß die Sammlung beim erſten Bande ſtehen blieb.

2. Ortsſagen, d. h. ſolche Volksſagen, welche, außer und neben den größern und vollſtändigern Bildungen der Sagendichtung, kurz und vereinzelt daſtehen und meiſt an beſtimmte Örtlichkeiten, an Berge und Seen, an Felſen und Quellen, Kirchen und Burgtrümmer u. ſ. w. gebannt ſind, in beſtimmten Gemeinden und Familien ihren Sitz haben.

Von dem, was frühere, meiſt provinzielle Sammlungen ſolcher Volksſagen Echtes und Erheblicheres enthielten und was ſonſt Derartiges in ältern Schriften zerſtreut lag, findet ſich die reichſte Zuſammenſtellung in dem oft angeführten Buche der Brüder Grimm: Deutſche Sagen[1], beſonders dem erſten Theile. (Der zweite umfaßt mehr die geſchichtlichen, an die Heldenſage ſich anſchließenden.)

3. Märchen, phantaſtiſche Erzählungen, noch jetzt in der mündlichen Überlieferung des Volkes, beſonders zum Vergnügen der kindlichen Einbildungskraft gangbar, zum Theil Auflöſungen oder Verwandlungen alter, feſterer Mythen und Sagen.

Auch hiefür haben die Brüder Grimm das Beſte gethan in ihren:

Kinder- und Hausmährchen. 3 Bände. Berlin 1819 bis 1822. [Dritte Auflage 1856. K.]

Dieſe bedeutendſte Sammlung hat, vorzüglich aus dem Munde des heſſiſchen Landvolks, einen vorher nicht geahnten Reichthum deutſcher Mährchen an's Licht gebracht. In der Einleitung und den Anmerkungen finden ſich beſonders auch die nachweisbaren Beziehungen zu Mythus und Heldenſage angezeigt. Eine reichhaltige, vergleichende Litteratur des Mährchenweſens bei den verſchiedenen Volksſtämmen gibt der dritte Theil.

Soviel über den Beſtand der ſpäteren deutſchen Volksſage im Allgemeinen. Derſelbe iſt übrigens mit jenen drei Rubriken nicht eben für erſchöpft anzuſehen. Zu beſondrer Erörterung hebe ich zuerſt zwei durch ihre mythiſche Grundlage vorzugsweiſe beachtenswerthe Überlieferungen hervor, die vom Venusberg und die vom wüthenden Heere, ſodann noch eine dritte, ſcherzhafter Natur, von den Schildbürgern (Schwabenſtreichen).

---

[1] [Neue Auflage. Berlin 1866. K.]

1. Der Venusberg[1].

In fliegenden Blättern des 16ten und 17ten Jahrhunderts war folgende Ballade viel verbreitet, die auch ſonſt mehrfach abgedruckt iſt, z. B. nach einem Nürnberger Flugblatt in Gräters Bragur, B. VIII. Breslau 1812. S. 186 ff.; nach Kornmanns Venusberg im Wunderhorn 1, 86 und andern Sammlungen. Niederdeutſch, fliegendes Blatt vermuthlich von 1581, Schellers Bücherkunde S. 479, XVI. Sie lautet ſo (nach dem Text im Bragur mit einigen Lesarten des andern): Nun wil ich u. ſ. w. (ſ. die Vorleſung über die deutſche Dichtkunſt im 15ten und 16ten Jahrhundert.)[2] ***

Wie hoch hinauf im 16ten Jahrhundert die Drucke dieſer Ballade verfolgt werden können, iſt mir nicht bekannt. Aber ſchon der trockne Stil und die harte Form derſelben laſſen vermuthen, daß ſie in ſolcher Geſtalt nur Umarbeitung eines ältern beweglichern Volksgeſanges ſei. Wirklich finden wir auch ſchon im erſten Viertel des 16ten Jahrhunderts ſprichwörtlich des „alten Tanhäuſers“, alſo doch wohl im Gegenſatz einer neueren Faſſung, erwähnt. Aventin (Johann Thurnmayer aus Abensberg, geſt. 1534) überſetzt in ſeiner Grammatik von 1517: eandem canis cantilenam, ſingſt gleich den alten Danhauſer. Derſelbe, in der bairiſchen Chronik (Frankfurt[3] 1580. Bl. 33) macht, nach ſeiner Weiſe[4], die Fabelhelden geſchichtlich einzureihen, den Danheuſer zu einem von den Griechen Thanauſes genannten König der Gothen[5]. ***

In einem „ſchönen Dialogus“[6] zweier luthriſcher Bauren, Kuntz und Fritz, über das Verhalten der Hochſchule zu Tübingen gegen Luther

---

[1] [Vgl. Schriften II, 229 ff. K.]

[2] [Schriften II, 588. Volkslieder I, 761. K.]

[3] [Vgl. Potthaſts Bibliotheca medii ævi S. 153. K.]

[4] [Vgl. Schriften I, 120 f. K.]

[5] [Das weitere gleichlautend wie Schriften II, 230. K.]

[6] [Vgl. Schriften II, 503. H.]

(einer Flugſchrift auf der Stuttgarter Bibliothek o. O. u. J. mit Bleiſtift 1522, dem Inhalt nach wenigſtens vor 1532), wird der daſige Profeſſor der Theologie Jacob Lemp ein „alter danheüſeriſcher Eſel“ genannt und noch weiter heißt es:

> Du weiſt wol, das die alten patres ſchlecht gelert ſeind, dann ſie wiſſen nit von dem zierlichen Latein Ciceronis unnd Vergilii zu ſagen, darumb ſchmeckt in nicht dann das ſie gelernet haben, und ſo ſie nur den alten Danheüſer gelernet haben, künden ſie auch den Erasmum und ander gelert nitt verſteen.

Der Pabſt Urban, der am Schluſſe des Liedes, obgleich nicht in allen Drucken desſelben, als der vierte bezeichnet wird, hatte von 1262 bis 1264 den päbſtlichen Stuhl inne. So weit hinauf können wir freilich weder das Lied noch die darin erzählte Fabel nachweiſen; aber daß dieſe ſchon um die Mitte des 15ten Jahrhunderts gangbare Volksſage war, ergibt das auf ſie gegründete Gedicht Hermanns von Sachſenheim, die Mörin[1], welches 1453 verfaßt iſt. ***

In dieſer allegoriſchen Dichtung unſres Landsmanns (ſein Geſchlecht nannte ſich von Groß-Sachſenheim bei Vaihingen an der Enz), welche ihren Namen von einer darin eine bedeutende Rolle ſpielenden Mohrin hat, wird der Dichter auf einem einſamen Gang im Walde an den wunderbaren Hof der Königin Venus entführt, wo er für mancherlei Untreue, die er ſich in der Liebe zu Schulden kommen ließ, vor Gericht ſtehen muß. Der Tanhäuſer, ein Ritter aus Frankenland, trägt hier im Reiche der Venus, als Gemahl derſelben, die Krone; wie er dahin gekommen, wird vermuthlich als bekannt vorausgeſetzt. Das Innere des Venusberges iſt nur kurz und geheimnisvoll angedeutet: ein ewiger Mai blüht in ihm, er iſt voll Goldes und edeln Geſteins; Frauen, Ritter, Zwerge ergetzen ſich darin mit Singen, Tanz und Saitenſpiel; alle Meiſter der Philoſophei möchten die Wunder dieſes Berges nicht ermeſſen.

Am Hoſe der Königin Venus befindet ſich, nach der Mörin, auch der treue Eckart, von welchem, als dem getreuen Meiſter und Warner der Harlunge, wir bei der cykliſchen Heldenſage gehandelt haben[2]. Von ihm ſagt der proſaiſche Anhang des Heldenbuchs (Hagenau 1509, Bl. 212 [Stuttgart 1867, S. 3. K.]):

---

[1] Vgl. Bl. 1 b. [Die Stelle iſt gedruckt in den Schriften II, 221. Die weitere Ausführung über die Mörin ſtimmt zum Theil wörtlich mit dem II, 220 ff. gegebenen, weshalb ich hier kürze. K.]

[2] [Vgl. Schriften I, 245 f. II, 231. K.]

> Man vermeinet auch, der getreu Eckarte ſey noch vor fraw Fenus berg, und ſol auch do belyben biß an den jungſten tag, und warnet alle, die in den berg gan wöllen.

Joh. Agricola ſetzt in ſeinen deutſchen Sprichwörtern (die erſte vollſtändige Ausgabe erſchien zu Zwickau 1529[1]) Bl. 243 die Fabel vom Thannheuſer, die er, übereinſtimmend mit der Ballade, kurz anführt, gleichfalls mit der Sage und dem Sprichwort vom treuen Eckart in Verbindung:

> Nun haben die Teutſchen ires trewen Eckharts nit vergeſſen, von dem ſie ſagen, er ſitze vor dem Venusberg unnd warne alle leut, ſie ſolten nit in den berg gehn u. ſ. w. Dieweil nun der Thannheuſer alſo mit leib und ſeel verdorben iſt, ſagen die Teutſchen, der trew Eckart ſitze vor dem berg und warne die leut, ſie ſollen nit hinein gehen, es möcht ihnen ſonſt ergehn wie dem Thannheuſer. (Vgl. Aventin 38 f.)

Wie ſehr die Sage vom Venusberg im 15ten und 16ten Jahrhundert beſonders auch in unſrer Gegend volksmäßig verbreitet war, mögen noch einige weitere Anführungen darthun[2]. ***

Solche Verzauberungen machen auch den Inhalt ſchwediſcher und däniſcher Volkslieder aus (beſonders die von Ritter Tynne, Sv. Folkv. I, 32. 127, der ſelbſt im Namen mit Tanhäuſer anklingt; däniſch Tönne, Udv. d. Viſ. I, 281. 390 [vgl. oben S. 384. K.]) und eben dahin gehört urſprünglich das Lied vom Tanhäuſer. Davon bin ich durch eine mir, nebſt der Melodie, mitgetheilte Aufzeichnung deſſelben überzeugt worden, wie es noch vor Kurzem im Entlebuch, im Kanton Luzern, vom Volke geſungen worden. Hier fängt das Lied ſo an: Wele gros wunder ſchauen wil.[3] *** (Der Lange-Tanz, darin ſich Alle, die tanzen wollen, nach der Reihe anfaſſen, kommt auch bei den Dithmarſchen vor, Viethens Beſchreibung und Geſchichte des Landes S. 107.[4])

[1] [Vgl. Schriften II, 231, Anm. 2. H.]

[2] [Es folgt nun die Ausführung wie B. II, 232 ff. K.]

[3] [Vgl. Volkslieder I, 770. Schriften II, 234. K.]

[4] [Vgl. Schriften II, 398 f. H.]

Gerade ſo heben die däniſch-ſchwediſchen Elfenlieder an; das von Oluf (Udv. d. Viſ. I, 237 [1]):

Herr Oluf reitet aus ſo weit,
Zu laden ſeine Hochzeitleut.

Da tanzen vier und da tanzen mehr,
Elfkönigs Tochter die Hand ſtreckt her.

„Willkomm, Herr Oluf! laß fahren die Eil
Und tritt mit mir in den Tanz eine Weil'!“ ***

Oder das vom Elfenhügel (ebend. I, 234 [2]):

Ich legte mein Haupt auf die Elfenhöh',
Meine Augen begannen zu ſinken,
Da kamen gegangen zwei Jungfraun vor,
Die thäten mir lieblich winken.

Die eine, die ſtrich mir die weiße Wang',
Die andre flüſtert' in's Ohr mir:
Steh auf, du ſchöner junger Knab,
Wilt du erheben den Tanz hier! ***

Am Schluſſe des letztern Liedes heißt es:

Hätt' Gott nicht gemacht mein Glück ſo gut,
Daß der Hahn geſchlagen die Flügel,
Gewiſs wär' ich geblieben dort [3]
Bei den Elfen im Elfenhügel u. ſ. w. ***

Der Tanhäuſer aber bleibt wirklich im Venusberge, der uns in dieſer Zuſammenſtellung gänzlich als ein Elfenhügel erſcheint.

Im Entlebucher Liede heißt übrigens die Elfenkönigin nicht Venus, ſondern Frau Frene [4]; ob durch bloße Entſtellung oder im Nachklang eines deutſch-mythiſchen Namens, kann ich nicht entſcheiden [5]. Dieſes Lied iſt auch, des ſtark verkümmerten Reimes unerachtet, durchaus lebendiger in der Darſtellung, als die gedruckten Danhäuſerslieder. Schon der Anfang, die Aufforderung, in den grünen Wald hinauszugehen, wenn man rechte Wunder ſchauen wolle, iſt viel poetiſcher, als jener:

---

[1] [Vgl. oben S. 383. K.]

[2] [Vgl. oben S. 383. K.]

[3] Ebd. I, 236: Vist var jeg blevet i Elvehöj, Alt hos de Elveqvinder. Sv. III, 171: Så hade jagh soffvit i berget den natt, Alt hoos dhe Elfveqvinnor.

[4] Vgl. das Brena-Beutlinsloch, Schwabs ſchwäbiſche Alb S. 146. Der Feigenbaum des Entlebucher Liedes iſt auch ein Elfenbaum, vgl. Einleitung zu den iriſchen Mährchen S. LXXVII, 3. Brenelis-Gärtli heißt einer der drei Gipfel des Glärniſch, ſchneelos.

[5] [Vgl. J. Grimm, Deutſche Mythologie S. 263. 1212. H.]

Nun wil ich aber [al. ichs frölich] heben an,
Vom Danheüſer zu ſingen u. ſ. w.

So mag ſich uns denn im ſchweizeriſchen Volksgeſange noch ein Überreſt des alten Tanhäuſers, deſſen Aventin und der Tübinger Dialogus gedenken, erhalten haben, während wir in den Drucken des 16ten Jahrhunderts nur eine ſpätere Überarbeitung vor uns haben[1].

Wenn nun gleich die Sage vom Ritter Tanhäuſer noch unzweifelhaft im Zuſammenhange mit dem Elfenmythus ſteht, ſo waltet doch darin ſchon jene mittelalterliche Anſicht, nach welcher die Elfen teufliſche, dem Chriſtenmanne nach Leib und Seele gefährliche Weſen ſind. Doch iſt der grünende Bannſtab ſelbſt ein poetiſches Bild, zu dem ſich im Schwure des Agamemnon bei ſeinem Herrſcherſtab (Ilias I, 233 bis 39) und im Stecken Aarons (4 Moſ. 17; vgl. Wernhers Maria S. 75 ff. bei Ötter [S. 41 bei Feiſalik. K.]) uralte Seitenſtücke zeigen.

Wie es aber gekommen, daß in den deutſchen Hügeln ſtatt der einheimiſchen Elfenweſen die römiſche Göttin Venus ihren Hof aufgeſchlagen, läßt ſich ohne beſondre Schwierigkeit erklären. Frau Venus gehört zu den wenigen mythologiſchen Namen, welche den Dichtern des Mittelalters aus der Poeſie der alten Welt zugekommen ſind. Den Minneſängern iſt ſie eine allegoriſche Perſonification, wie in der eigenen Sprache Frau Minne. Vom 14ten Jahrhundert an nahm auch für die erzählende Poeſie die allegoriſche Darſtellung immer mehr überhand. Die Allegorie muſte der längſt untergegangenen mythiſchen Symbolik zu einigem Erſatze dienen. Dennoch ſollten auch die neuaufgekommenen allegoriſchen Figuren nicht ganz des heimiſchen Bodens und Colorits entbehren. Man ſetzte ſie mit Überreſten alter, verdunkelter Sage in Verbindung und gab dieſer ſelbſt damit neue Bedeutung. Dieſes Verfahren wird beſonders anſchaulich in einem handſchriftlichen Gedichte des 13ten Jahrhunderts „der [Tugenden] Schatz“ (Heidelb. Hdſ. 313, eine Sammlung allegoriſcher Erzählungen von der Minne aus dem

---

[1] Ähnliche Erfahrungen mit den nordiſchen Volksliedern.

14ten und 15ten Jahrhundert). Ich gebe daher eine kurze Anzeige ſeines Inhalts[1]. ***

Hermann von Sachſenheim, dem, wie ich aus mehreren Gründen glaube, bei ſeiner Mörin dieſes ältere Gedicht zum Vorbilde gedient, hat die Vereinigung der verſchiedenen Elemente weit nicht ſo glücklich zu Stande gebracht. Bei ihm greifen altſagenhafte Perſonen, der getreue Eckart und der Tanhäuſer, mehr in die Handlung ein, aber die Allegorie weiß ſich ihrer nicht recht zu bemächtigen.

Sowie nun die Frau Venus der Minneſänger allmählich auch in die volksmäßigeren Liebeslieder eintrat, ſo waren allegoriſche Erzählungen der angeführten Art wohl geeignet, dem Namen der römiſchen Liebesgöttin in die mythiſche Ballade Eingang zu verſchaffen.

Rom ſelbſt hatte ſeinen Venusberg[2]. Ein Schriftſteller der römiſchen Kaiſerzeit, Äthicus, ſagt in ſeiner Cosmographie bei Beſchreibung des Laufes der Tiber:

> Hic [Tiberis fluvius] iterum insulam facit inter portam [portum?] urbis et Ostiam civitatem, ubi populus romanus cum præfecto urbis, vel consule, castrorum celebrandorum caussa egreditur solennitate jucunda. Insula vero, quam facit intra urbis portum et Ostiam civitatem, tantæ viriditatis amœnitatisque est, ut neque æstivis mensibus, neque hiemalibus pasturæ admirabiles herbæ deficiant: ita autem vernali tempore rosa, vel cæteris floribus adimpletur, ut præ nimietate sui odoris et floris insula ipsa Libanus almæ Veneris nuncupetur.

(Dieſe Stelle fand ich angeführt in Wernsdorfs Proœmium zum Pervigilium Veneris, welches er als einen für dieſe Feier beſtimmten Chorgeſang[3] betrachtet, Poetæ latini minores, curav. J. Ch. Wernsdorf. B. III. Altenburg 1782, S. 431 f.)

Hier alſo ein römiſcher Venusberg, Libanus almæ Veneris; der ſyriſche Libanon war der Göttin heilig, ſie hatte auf demſelben einen berühmten Tempel und der Name dieſes Berges war nun auf die roſenblühende Tiberinſel, auf der (nach Wernsdorfs Annahme) ihr Frühlingsfeſt gefeiert wurde, übertragen worden. (Ebendaſ. S. 435.)

---

[1] [Das weitere iſt B. II, 236 bis 239 gedruckt. K.]

[2] Alterthumszeitung 1816. Nr. 20. S. 78. Venusberg in Italien.

[3] [Über dieſes Gedicht vgl. Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik. Nr. 5. Juli 1832. Sp. 40.]

Ob zwiſchen dieſen Venusbergen der alten Welt und denen unſrer Fabel irgend eine Beziehung anzunehmen ſei, iſt freilich ſehr zweifelhaft.

Ebend. S. 432: Plane mihi persuasum habeo, Veneralia hoc loco describi, et ludos, qui iis diebus agebantur, castra vocatos esse u. ſ. w. Castra autem vocabantur hi ludi, quod in nemore multis tabernaculis positis, vel casis ex fronde myrtea plexis, agebant, qui Veneralia celebrabant.

S. 435: Rem denique conficit Æthicus, quum insulam Ostiæ Libanum almæ Veneris appellatam dicit. Hæc enim appellatio quum indicet, eam insulam quasi dedicatam Veneri fuisse, eo magis etiam probat, ludos Veneri in ea celebratos esse, eosque forte ritibus e Syria Libanoque petitis, ubi Venus passim multa licentia colebatur, procedente tempore auctos esse.

Equidem odorum tantum florumque caussa Æthicus ait insulam tiberinam nomen Libani Veneris accepisse, tamen et cultam ibi Venerem esse eo ritu, quo in Libano solebat, ex eodem recte colligitur, Libanum Syriæ sacrum Veneri, et perpetuo ejus cultu frequentatum fuisse, ut plures Nonni locos taceam, in primis testatur Orpheus, hymno 54 in Ven.:

Εἰ σὺ θεὰ βασίλεια, καλῷ γήθουσα προσώπῳ,
Εἴτε καὶ εὐλιβάνου Συρίης ἕδος ἀμφιπολεύεις.

Celebre templum Veneris in Libano memorant Lucianus, de Dea Syria, p. 753 Tomi III. edit. Basil., et Sozomenus Hist. eccles. lib. II, cap. 5. Unde Libanitidis nomen ei dat Lucianus, orat. adversus indoctum, Tom. II, p. 754. Colebatur autem Venus in Libano a feminis ejus sacerdotibus, ibi habitantibus, quotidiana festaque saltatione, quod Barthius, Advers. VII, 21, recte colligit e Musæi de Hero et Leand. versu 48:

Οὐδέ γυνή τις ἔμιμνεν ἐνὶ πτολίεσσι Κυθήρων,
Οὐ Λιβάνου θυόεντος ἐνὶ πτερύγεσσι χορεύων.

Et cum Venerem perpetuis saltationibus gaudere dicat Orpheus, hymno quem diximus, hoc magis etiam choreas et saltationes Veneri in tiberina insula celebratas, eamque propterea Libanum Veneris appellatam arbitror.

Für den Dichter Florus, der unter Hadrian lebte, vermuthlich identiſch mit dem Hiſtoriker, findet Wernsdorf die meiſte Wahrſcheinlichkeit, als Verfaſſer des Pervigilium Veneris ſprechend, S. 450.

2. Das wüthende Heer.

Es gibt eine Sage[1], daß man mit einem Steinwurf in gewiſſe Waſſer den heiterſten Himmel trüben und ein gewaltig Ungewitter mit

---

[1] [2 Kön. 7, 6 f. Yngl. S. C. 10.]

Sturmwind und Schloſſen erregen könne; ſo haben wir in einem noch jetzt gangbaren Worte den Wurf, den alten Odin zu wecken mit dem ganzen Sturmzuge der Walküren und Einherien. Wir haben früher im Norden dem Gotte nachgeſpürt von ſeinem unſcheinbaren Wandel im grauen Mantel und niedrigen Hute bis wo er im leuchtenden Goldhelm dem Götterkampfe voranzieht; auch unter uns noch geht er umher, nur unkenntlicher und tiefer verhüllt.

Es iſt ein ſprichwörtlicher Ausdruck, den wir beſonders von einem Trupp lärmender Knaben gebrauchen: „das Muotisheer.“ Auch hört man die Redensart: „fahren, wie das heilige Heer.“ Stalder, Schweizeriſches Idiotikon II, 227 hat das Wort „Mutti-Seer für Lärm, Rumor. (Schſ.)“, unrichtig abgeſetzt. Näher rückt der Sache Schmid in ſeinem ſchwäbiſchen Idiotikon [S. 391. K.]:

> S muotes Heer, ein wildes, Schrecken erregendes Geheul und Getöſe in der Luft bei Nacht, vermuthlich das Geſchrei wilden Gevögels, SW. u. a. O. ſonſt das wüthende Heer, der wilde Jäger genannt u. ſ. w.

Handſchriftliche Pfarrbeſchreibung der Parochie Pfullingen von Diaconus Meyer, 1828, wo, wie billig, auch die örtlichen Sagen aufgenommen ſind:

> Die Heergaſſe (von der alten Landſtraße, die hier hindurch zog, ſo genannt). Eine Sage leitet indeſs ihren Namen her von dem Mutes- (Wutes-, Wudes-, Wudans-, Wodans-, dem ſogenannten wilden-) Heere, das oft und noch ungefähr vor 100 Jahren durch ſie herab gezogen ſein ſoll. Das Toſen und Toben war damals ſo entſetzlich, daß Alles in den Häuſern zitterte und bebte, und wer ſich auf der Straße treffen ließ, der wurde von dem böſen Feinde mit fortgeriſſen. (In den andern Straßen wurde nichts davon verſpürt [1].)

Unſre ſchwäbiſche Mundart hat in dieſem, ohnehin der Bedeutung nach nicht mehr verſtandenen Worte das W mit dem M vertauſcht, Mutes- ſtatt Wutes-Heer, wie mir ſtatt wir, mo ſtatt wo ꝛc.

Wir finden uns alſo zunächſt auf das ſogenannte wüthende Heer hingewieſen, das neuerlich im Freiſchütz über die Bühne zieht. Die vielen Volksſagen hievon ſind geſammelt in: Deutſche Sagen, herausg.

---

[1] [Auf dem Schwarzwald ſagt man das Wuotesheer. Mit dem Wuote, als einem Dämon, ſchreckt man die Kinder. Frau Holle fährt mit dem Wuotesheer, ſie wird ungefähr als die Mutter des Wuote betrachtet. Mündlich. Vgl. Thomaſ., de vagant. scholast. § 64.]

von den Br. Grimm. Th. I. Berlin 1816. Von ältern Schriften, die im wüthenden Heere Teufel und Teufelsſpuk ſehen, bemerke ich Hilſchers Diss. de exercitu furioso, wovon mir jedoch nur eine Überſetzung zugänglich war: Hilſchers Curiöſe Gedanken vom wütenden Heere. Dresden und Leipzig 1702. Franciſci, Hölliſcher Proteus. Nürnberg 1708. LVIII. S. 529 bis 46: Das wütende Heer. Ich gebe hier die, ſoviel mir bekannt, älteſte Beſchreibung desſelben in Joh. Agricolas deutſchen Sprichwörtern, 1534:

> Es iſt gewiſſe ſage, daß zu Eißleben und im gantzen land zu Mansfeld das wüthende Heer (alſo haben ſie es genennet) fürüber gezogen ſei, alle jar auff den Faßnacht-Dornstag, und die leut ſeind zugelauffen, und haben darauff gewartet, nicht anderſt, als ſolt ein großer mächtiger Keyſer oder König fürüber ziehen. Vor dem hauffen iſt ein alter man hergangen, mit einem weißen ſtab, der hat ſich ſelbs den trewen Eckhart geheiſſen; diſer alt man hat die leut heißen auß dem weg weichen, hat auch etliche leut heißen gar heim gehen, ſie würden ſonſt ſchaden nemen. Nach diſem man haben etliche geritten, etliche gangen, und ſeind leut geſehen worden, die newlich an den orten geſtorben waren, auch der eins theils noch lebten. Einer hat geritten auff einem pferdt, mit zweyen füſſen, der ander iſt auff einem rad gebunden gelegen, und das rad iſt von im ſelbs umbgelauffen. Der dritt hat einn ſchenckel über die achſel genommen, und hat gleich ſehr gelauffen. Ein ander hat keinen kopff gehabt, unnd der ſtuck ohn maſſen.

Ferner Cruſius in ſeiner ſchwäbiſchen Chronik zum Jahr 1544 [1]:

> Quidam alii fuerunt, scholastici rudes, perditæque spei, qui in humeris parvum reticulum flavum gestabant, tanquam cappam. Hi se appellabant volaticos vel erraticos scholasticos. Fingebant apud rusticos et homines simplices, se in monte Veneris fuisse, mira vidisse, scire, quæ essent, quæ fuissent, quæ ventura essent u. ſ. w. se potestatem habere in Furias vel exercitum furiosum, in quo essent omnes infantes non baptizati, omnes in pugnis cæsi, omnes ecstatici, in quorum corpora animæ, quæ evolassent, non rediissent u. ſ. w. (Vgl. I, 15.)

In Kirchhofs Wendunmuth (einer Sammlung „höflicher, züchtiger und luſtiger Hiſtorien, Schimpfreden und Gleichnüſſen“, Frankfurt 1563) wird von einem edlen Staudenhünlein, der Rechenberger genannt, verſchiedenes Geſpenſterhaftes erzählt, namentlich, wie er einmal Nachts mit ſeinem Knechte auf den Fang gelauert.

Bl. 75b f.: „Die Nacht vergieng u. ſ. w.“ ***

---

[1] II, 653. [Schriften II, 233. H.]

Den ausgehobenen Stellen [1] aus dem 16ten Jahrhundert zufolge reiten im wüthenden Heere todte Männer, beſonders ſolche, die in der Schlacht oder ſonſt gewaltſam umgekommen ſind. Bei Agricola: „und ſind leut geſehen worden, die newlich an den orten geſtorben;“ bei Cruſius: „omnes in pugnis cæsi;“ bei Kirchhof iſt dem Rechenberger für das nächſte Jahr, wo er erſtochen werden ſoll, ſchon das ledige Roſs vorbehalten. Dieſes nächtliche Reiten der Todten geſtattet nun auch ähnliche, ältere Berichte hieher zu ziehen, wenn gleich dabei des wüthenden Heeres nicht ausdrücklich erwähnt iſt.

Das Chronicon Urspergense erzählt zum Jahr 1117:

Emicho comes a militibus Friderici ducis occiditur;

Und zum Jahr 1123:

In pago wormaciensi videbatur per aliquot dies non modica et armata multitudo equitum euntium et redeuntium et quasi ad placitum colloquium nunc hic nunc illic turbas facere, circa nonam vero horam cuidam monti, quo et exiisse videbantur, se reddere. Tandem quidam de incolis regionis illius non sine magno timore hujusmodi tam prodigiosæ concioni crucis signaculo munitus appropinquat. Mox quandam ex illis occurentem sibi personam per nomen omnipotentis domini nostri manifestare causam populi, qui sic apparuerit, adjurat. Cui ille inter cetera, „non sumus,“ inquit, „ut putatis, fantasmata, nec militum, ut vobis cernimur, turba, sed animæ militum interfectorum; arma vero et habitus atque equi, quia nobis prius fuerant instrumenta peccandi, nunc nobis sunt materia tormenti et vere totum ignitum est, quod in nobis cernitis, quamvis id vos corporalibus oculis discernere non possitis.“ In hujus modi comitatu dicitur etiam Emicho comes ante paucos annos occisus apparuisse et ab hac pœna orationibus et elemosynis se posse redimi docuisse.“ (Maßmanns B. Sagen 1, 5 f. Hilſcher 27 f.)

Die Sache hat hier einen mönchiſchen Anſtrich erhalten, die geſpenſtiſche Schaar iſt aber augenſcheinlich das Nemliche, was Kirchhof „das wütende heer auß der hellen“ nennt.

Auch der alte Sagenheld, Dietrich von Bern, erſcheint wieder auf ſolche Weiſe. Die Annalen des Mönches Gotfrid von Köln beſagen zum Jahr 1197 (Freherus, Germanicarum rerum Scriptores I, 262):

---

[1] [Stahl, Weſtphäliſche Sagen 62: Wittii Historia Westphaliæ S. 613 bis 616. Motherwell 30 aus Matthäus Paris.]

Eodem etiam anno quibusdam juxta Mosellam ambulantibus apparuit phantasma miræ magnitudinis in humana forma, equo nigro insidens. Quibus timore perculsis, id, quod videbatur, ad eosdem audacter accedens, ne pertimescant hortatur, Theodoricum quondam regem Veronæ se nominat, et diversas calamitates et miserias superventuras romano imperio denuntiat. Hæc et alia plura cum eisdem contulit, et ab eis recedens, equo quo sedebat Mosellam transivit, et ab oculis eorum evanuit. (Vgl. W. Grimm, Heldenſage S. 49.)

(Es folgte unmittelbar darauf der Tod Heinrichs VI und die Kämpfe der Gegenkaiſer, jene Zerrüttung, in der Walther von der Vogelweide die Vorboten des Weltgerichts zu erkennen ſcheint.)

Die Erſcheinung Dietrichs von Bern auf dem ſchwarzen Roſſe kann zwar mit den Erzählungen von ſeinem Verſchwinden in Verbindung geſetzt werden, iſt aber hier in jene Vorſtellungen vom Umreiten der Todten eingetreten.

Das wüthende Heer wird auch die wilde Jagd[1] genannt, denn es läßt ſich auch wie Jagdgeſchrei und Hundegebell nächtlich vernehmen. Der Führer desſelben aber, der wilde Jäger, führt örtlich verſchiedene Namen: Hackelberg, Rodenſtein, Davensberg u. ſ. w. Auch ein weibliches Weſen, Frau Holle, zieht voran[2].

In G. Schwabs „die Neckarſeite der ſchwäbiſchen Alb", Stuttgart 1823, findet ſich als 5ter Anhang S. 312 ff. die Beſchreibung einer der bedeutendern Höhlen unſeres Landes, eine Viertelſtunde von Onſtmettingen, Balinger Oberamts, die unter dem unſcheinbaren Namen Linkenboldslöchle in der Umgegend bekannt iſt. Davon geht die Volksſage, „daß das muthige Heer (der Teufel) in dieſer Höhle hauſe" und daß man ſich beim Beſuch der Höhle „vor dem Linkenbold gehörig ſchützen müſſe." Der Verfaſſer der Beſchreibung bemerkt hiebei:

> Der Linkenbold kommt auch im Schwarzwald und im Harzgebirge (hier unter dem Namen Leinbold) als Anführer des Muthesheeres vor.

---

[1] „Die wilde Fart, der wilde Jäger, Hexen, Geſpenſter." Schmeller I, 566. Schweizeriſch Türſt (wilder Jäger)" u. ſ. w. Ebendaſelbſt I, 458. Stalder I, 329.

[2] Vgl. Sammlung für altdeutſche Litteratur und Kunſt Heft I, S. 43 ff. Narrenbuch S. 394 f.

Der berühmteſte unter dieſen geſpenſtiſchen Heeresführern, der noch von Zeit zu Zeit in den Zeitungen ſpukt, iſt der ſchon genannte Ritter vom Rodenſtein.

Im Odenwalde, ſeitwärts der Bergſtraße, 6 Stunden von Darmſtadt, liegen, mit Epheu und wilden Roſen umwachſen, die Mauern der verfallenen Burg Rodenſtein. Sieben Viertelſtunden davon ſieht man die wenigen Überreſte des alten Schloſſes Schnellerts. Von hier zieht der Rodenſteiner, wenn ein Krieg bevorſteht, bei grauender Nacht aus, mit Roſs und Wagen, mit Heer und Hunden, in luftigem Getös und Jagen, hörbar, aber nicht ſichtbar, bis nach dem Rodenſteine. Man hört ihn durch eine beſtimmte Hofraite und Scheune des Dorfes Oberkainsbach ſeinen Zug nehmen. Wenn es ſich zum Frieden anläßt, kehrt er in gleichem Zuge, doch ruhiger und ſtiller, zur Burg Schnellerts zurück. Ehe Napoleon im Frühjahr 1815 landete, hatte ſich die Sage verbreitet, der Rodenſteiner ſei wieder in die Kriegsburg gezogen. (Grimm, deutſche Sagen I, 244 ff.) Noch in dieſem Jahre hat ſich die Sage wieder gerührt. Das Frankfurter deutſche Journal enthielt Folgendes: Aus dem Odenwalde, im Merz 1832. Der Glaube u. ſ. w. (Schwäbiſcher Merkur 7 April 1832.) ***

Es iſt über dieſe Sage eine beſondre Schrift erſchienen: Der Burggeiſt auf Rodenſtein oder der Landgeiſt im Odenwalde. Eine alte Volksſage. Frankfurt am Main 1816[1].

Der Verfaſſer, der ſich in der Vorrede dem Geſpenſterglauben im Allgemeinen geneigt erklärt und die Geiſtergeſchichte im Odenwalde wenigſtens einer ernſten Unterſuchung werth erachtet (S. 43), will zwar das wüthende Heer oder den wilden Jäger nicht mit jenem Landgeiſte verwechſelt wiſſen (S. 37. 39), allein er wird dem größern Sagenzuge nicht widerſtreben können. Seine Schrift enthält die protokollariſchen Aufnahmen, welche bei dem gräflich erbachiſchen Amte Reichelsheim in den Jahren 1743 bis 1764 über ſolche Auszüge ſtattgefunden. Darin kommt aller Heer- und Jagdlärm (S. 24) durch die Lüfte ziehend, gerade ſo vor, wie in den Sagen vom wüthenden Heer und der wilden Jagd. Beſonders iſt, wegen des Nachfolgenden, eine Angabe des Leonh. Hübner von Brensbach vom 20 Dec. 1758 auszuheben (S. 20):

---

[1] Vgl. auch: Das wilde Heer im Odenwalde, oder der Burggeiſt auf Rodenſtein. Romantiſche Volksmährchen der Pfälzer; von Peſer. Mannheim 1822.

Vorzeiten ſolle ſich dieſer Geiſt auch in Grumbach (eine Stunde von Schnellert) vor einem Haus, worin ehedeſſen ein Schmied gewohnt, gemeldet haben und gemeiniglich allda die Pferde beſchlagen laſſen.

In der Abhandlung „über die Elfen“, welche die Brüder Grimm den von ihnen überſetzten Iriſchen Elfenmährchen, Leipzig 1826, vorgeſetzt haben, S. LXXXIV, wird das wüthende Heer, die wüthenden Jäger (?), für den Umzug der Elfen um Weihnachten, wenn die Sonne am tiefſten geſunken iſt, angenommen. Dabei wird bemerkt, der Ausdruck ſelbſt („das wüthende Heer“) ſei alt, denn der Dichter Reinfrieds von Braunſchweig (Bl. 4 b) ſage: „er rauſchet wie das wüthende Heer,“ und in einer Erzählung Ruodigers (Königsb. Hdſ.) ſchwöre Einer „bei dem wüthenden Heer.“

Allerdings iſt in dem Elfenweſen, in der Maſſe der die Natur erfüllenden untergeordneten Geiſter, Manches aufgegangen, was vorher in beſondrer mythiſcher Geſtaltung beſtanden hatte. Aber wo ſich ein Solches noch ausſcheiden läßt, wo die Geſtalt der größern Götter noch durchſcheint, da dürfen wir nicht bei jener allgemeinern und niedrigern Geiſterwelt ſtehen bleiben. Wenn wir die Elfen in der vorhergegangenen Sage, vom Venusberg, in ihr Recht einzuſetzen verſucht haben, ſo gilt es hier, einem höheren Weſen dasſelbe zu thun. J. Grimm hat ſelbſt (Götting. gel. Anz. 1828, St. 56 [1]) bemerklich gemacht, daß der ſcandinaviſche Odin bei den Sachſen unter dem Namen Woden, bei Hochdeutſchen unter dem von Wuotan verehrt worden. Wie nun in dem Gedichte „Reinfried von Braunſchweig“ die vorerwähnte Stelle buchſtäblich laute, iſt mir unbekannt. Aber in der Erzählung Ruodegers geſchieht der Schwur, ſo wie die Stelle in H. von der Hagen Grundriß S. 344 ſteht: bi Wutungis her; alſo nicht beim wüthenden Heer, ſondern beim Heere Wutungs, eines perſönlichen Weſens. Ferner in dem Liede von Heinrich dem Löwen (dieſer ſoll auch unter Reinfried von Braunſchweig gemeint ſein [2]), welches aus einer Handſchrift der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, von 1474, in Maßmanns Denkmälern deutſcher Sprache und Litteratur, Heft I, München 1828, Str. 66, S. 132 beginnt:

---

[1] Grammatik I, 315. 40. 57 bis 59. 290. II, 156. 171. Vgl. Mone II, vı.

[2] [Vgl. oben S. 586. K.]

Von Brünecwick der fürſt und herre
Wolt ſich aber fürbaß gan
Da qwam er under daz woden her
Dae die böſſen geiſte ir wonüg han u. ſ. w.

Wir haben alſo für das wüthende Heer, wie man es jetzt zu ſchreiben pflegt, für das Muotes- oder Wuotes-Heer der Volksſprache in dieſen ältern deutſchen Gedichten ein Wutungs- und Woden-Heer, offenbar das Heer Wuotans, Wodens, Odins. Dafür hat es, außer Andern, auch ſchon Hilſcher in der angeführten Schrift genommen. Folgen wir dieſem Zuge weiter nach dem Norden, ſo treffen wir noch auf deutſchem Boden, in Mecklenburg, das rechte Wort. Unter den dortigen Bauern fand man noch in der Mitte des letztverfloſſenen Jahrhunderts viele Sagen von Wodes Jagd, womit ſie um Weihnachten die Kinder ſchreckten. Sie pflegten auch ehedeſſen einen kleinen Theil des Getreidefeldes ungeſchnitten zu laſſen, tanzten darum und ſangen: „Wode, Wode, hohl dienen Roſſe nu Voder!“ (Frank, Alt und neues Mecklenburg, 1753. S. 57 [1].) Weiterhin in Dänemark erſcheint die wilde Jagd unter den Namen König Waldemars, König Abels, des Brudermörders, Palnatokes oder des Palnajägers. Auch hier zieht der wilde Jäger nächtlich, wie Rodenſtein, von einer Stätte zur andern, durch beſtimmte Bauerhöfe und über deren Dächer hin. (Thiele, Danſke Folkeſagn. D. I. Kjöbenhavn 1819. S. 89 bis 97. II, 63.) Auch hier wird Folgendes erzählt:

Der Palnajäger holt jede Neujahrsnacht drei Hufeiſen auf der einen oder der andern Schmiedwerkſtätte der Inſel Fyen und die Schmiede vergeſſen nicht, dieſelben fertig für ihn auf dem Amboß liegen zu laſſen, denn er legt jedesmal drei Hufbeſchläge von Gold an die Stelle der eiſernen. Kommt er aber und findet die Hufeiſen nicht vor, ſo verſetzt er den Amboß anderswohin, wie er einſt dem Schmiede zu Korup ſeinen großen Amboß auf einen Kirchthurm ſetzte. (Thiele IV. 1823. S. 24 f.)

Setzen wir über den Sund, ſo erzählt Geijer (Svea Rikes Häfder Th. I, Upſala 1825, S. 268):

In Schonen wird noch ein Getös in der Luft, das man zuweilen an November- und Decemberabenden hört, Odins Jagd genannt, nach Nilsſon, Scandinaviſche Fauna II, 106, welcher dieſes Geräuſch von irgend einer gegen Süden ziehenden Seevögelart herleitet.

---

[1] [J. Grimm, Deutſche Mythologie, zweite Ausgabe I, S. 140 bis 143. H.]

Derſelbe führt (ebendaſ. aus Loccenius, Ant. Sveogoth. C. 3 an, man ſage bei einem nächtlichen, unbekannten Lärm, wie von Roſſen und Wagen, Oden fahre vorbei.

Schon Weſtphalen, Monumenta inedita rerum germanicarum, præcipue cimbricarum[1] et megapolensium bemerkt B. 1 (Leipzig 1739), Præf. S. 58:

> Inde parœmia apud Germanos et Suecos[2] nata, nec hodie deleta: die Wode ziehet, Oden kommt vorbey.

Derſelbe B. IV (Leipzig 1745), Præfat. S. 210 f.:

> Cultum et memoriam nominis ejus [Othini] ex plurimis conjectionibus produnt dies quartus Wodanstag u. ſ. w. strepitus Wodani, qui a Germanis dicitur Wutenshær, exercitus Wodani, de cujus equis (Odenshæstar) rustici hodieque mira fingunt teste Arrhenio de Templo Upsala p. 9.

Aus Norwegen endlich meldet eine Königs-Saga, die in die Mitte des 13ten Jahrhunderts geſetzt wird, kurz vor dem Friedensſchluſſe zwiſchen Philipp und Inge (im Jahr 1208) habe ſich Odin in Geſtalt eines Reiters einem Schmiede gezeigt und Hufbeſchläge für ſein Pferd verlangt, auch dabei erzählt, daß er jetzt das Land (Norwegen) verlaſſen wolle, um ſich nach Schweden zu begeben (wo damals blutige Bürgerkriege ausgebrochen waren). Der Sagaſchreiber fügt hinzu (Müllers Sagaenbibl. III, 427 f.):

> Der Schmied hat dieſes denſelben Winter dem Könige Philipp erzählt, und Einer, der es mit anhörte, hat es uns wiedererzählt.

Greifen wir nun zu den Liedern der Edda zurück, ſo heißt es in dem mythiſchen Geſange Völuſpa, die Weiſſagung der Wöle, Str. 24:

> Sie [die Wöle] ſah Walküren fernher kommen, verordnet zum Volke der Götter zu reiten; Skuld trägt den Schild, Skögul die andre, Gunnr, Hildr, Göndul und Geir-Skögul. Nun ſind Herjans [Odins] Mädchen aufgezählt, die Walküren, verordnet zu reiten über die Erde. (Edd. I, 42 f.)

Dieſes Reiten der Walküren iſt das erſte Vorzeichen von Balders nahendem Tod und von dem letzten großen Götterkampfe.

Im zweiten Liede von Helgi, dem Wölſungen, ſpricht die Magd

---

[1] Cimbriſch heißt ihm: Holſtein, Schleswig, Jütland.

[2] Heimskringla, Yngl. S. C. 10: Auch glaubten die Schweden, daß er [Odin] ſich zeige, wenn große Kriege bevorſtehen.

Sigruns, als ſie am Abend zum Grabhügel des Helden gegangen und nun Helgi mit vielen Männern daherreitet:

> „Iſt das Blendwerk nur, was mir zu ſehen dünkt, oder iſt es Götterdämmerung? Reiten todte Männer, wo ihr eure Roſſe mit Sporen treibt? oder iſt den Helden Heimfahrt erlaubt?“ Helgi antwortet: „Nicht iſt Blendwerk nur, was dir zu ſehen dünkt, noch iſt Weltende, obgleich du uns ſchaueſt und wir unſre Roſſe mit Sporen treiben, noch iſt den Helden Heimfahrt erlaubt.“ (Grimm I, S. 113 ff. Edda III, 307 ff. [Simrock S. 175. K.])

Alſo das nächtliche Reiten der Todten, die aus den Sälen Odins kommen und Morgens zurückkehrend ihre bleichen Roſſe den gerötheten Luftſteig treten laſſen, wird auch hier als ein Zeichen des Weltendes, des großen Götterkampfes angeſehen. Es ſind Einherien, die bei Odin in Walhall wohnen, aus deſſen Thoren ſie einſt zum letzten Streit ausfahren (Edda I, 174). Voran reitet dann Odin, mit Goldhelm, Harniſch und Speer (jüngere Edda 228).

Und nun reihen ſich an ſolchen Zug auch jene reitenden Todten der deutſchen Sagen an, Emicho, der mit der gewappneten Schaar aus dem Berge und dahin zurück reitet, wie Helgi zum Grabhügel, u. A. m. Selbſt das einſtige Hervorgehn der deutſchen Kaiſer zum letzten Kampfe kommt hiebei in Erinnerung, und der verhängnisvolle Baum mit dem dürren Aſte, an den ſie ihren Schild aufhängen, mahnt an die Welteſche Yggdraſill, darunter der Aſen Dingſtätte, an welcher täglich große Mühſal zehrt und die im letzten Sturme zittert, doch ſtehen bleibt. Jene Kaiſerſagen freilich tragen längſt das Gepräge chriſtlicher Vorſtellungen.

Bemerkenswerth iſt, daß im normänniſchen Frankreich und England das wilde Heer milites Herlikini, familia Helliquinii hieß, wie es noch jetzt franzöſiſch chasse Hellequin, chasse Hennequin, genannt wird, vielleicht aus alten Erinnerungen von der nordiſchen Heimath an die Sage von des todten Helgi nächtlichem Ausritt[1].

So haben wir, in Sprache und Vorſtellung, von dem unverſtandenen Wortgebrauch durch die noch lebende Volksſage bis zum Zuſammenhang und der Bedeutung in der odiniſchen Glaubenslehre, von unſrer nächſten Umgebung, der ſchwäbiſchen Alb und dem Schwarzwalde,

---

[1] Chasse Hennequin, Tristan le Voyageur II, 350 f. Roquefort, Glossaire I, 746 s. v. Hellequin. Minstrelsy, 5 ed. II, 127 bis 130.

Fränkisch-Crumbach

durch den Odenwald und das nördliche Deutſchland, über die däniſchen Inſeln nach Schweden und Norwegen die Spuren des Wuotansheeres nachweiſen können; beim Schmiede zu Crumbach im Odenwalde, bei dem auf der Inſel Fyen und zuletzt bei dem norwegiſchen, hat der kriegbringende Odin ſein Roſs Sleipner beſchlagen laſſen, in Mecklenburg aber ließ man dieſem ſein Futter auf dem Felde ſtehen. Was das nächtliche Geräuſch ſei, bei dem man an jenen Heereszug, jene wilde Jagd gedacht, ob nächtliche Stürme, ob Zugvögel, ob die ſogenannten Stimmen aus der Höhe u. ſ. w., laſſen wir unentſchieden; die Natur hat manche brauſende Stimme, die in der dunkeln Nacht wunderbarer und ſchreckhafter vernommen wird. Aber noch jetzt, wenn nächtlich der Wald rauſcht und zerriſſenes Gewölk vorüberjagt, hören wir, unerkannt, jenen gewaltigen Geiſt über uns hinfahren, der einſt germaniſche Völker wie Meereswogen aufgewühlt und umgetrieben hat.

8. Die Schildbürger. (Die Schwabenſtreiche[1].)

Das komiſche Element der Sagenpoeſie haben wir bisher nur inſoweit berührt, als daſſelbe ſich Sagenbildungen von ernſter Richtung beigemiſcht hatte. Schon in die nordiſche Götterſage fanden wir es aufgenommen, namentlich in die Abenteuer Thors und Aſalokis im Rieſenlande. Die deutſche Heldenſage hat uns Charaktere vorgeführt, welche, wenigſtens im Verlaufe der Zeit, humoriſtiſches Gepräg erhalten hatten, den Mönch Ilſan, den alten Meiſter Hildebrand. Auch unter den Kaiſerſagen fand ſich Einiges dieſer Art. Manche von den ſcherzhaften Erzählungen der Dichter des 13ten und 14ten Jahrhunderts mögen auch aus einheimiſcher Volksſage hervorgegangen ſein, während ein größerer Theil aus altfranzöſiſchen Mähren entlehnt iſt. Wenn in den Heldengedichten der Mönch Jlſan nur eine Nebenrolle ſpielt, ſo traten weiterhin geiſtliche Perſonen als die Helden beſondrer Schwankbücher auf. Ein ſolches war ſchon im 13ten Jahrhundert das Gedicht vom Pfaffen Amis, von dem, obwohl aus fremder Quelle, Mehreres berichtet wird, was nachher von Eulenſpiegel erzählt wurde. (Gedruckt in: Coloczaer Codex altdeutſcher Gedichte, herausgegeben von Mailath und Köffinger, Peſth 1817, und neuerlich in Beneckes Beiträgen zur Kenntnis der altdeutſchen Sprache und Litteratur, 2te Hälfte, Göttingen 1832.) Geſchichtliche Perſonen geiſtlichen Standes, welche zu komiſchen Sagenhelden erhoben wurden, ſind der Pfarrherr von Kalenberg aus dem 14ten und Peter Leu, von Schwäbiſch Hall, Helfer des Prieſters zu Weſtheim, aus dem 15ten Jahrhundert (beide Schwankbücher in H. von der Hagen Narrenbuch, Halle 1811). Aber auch aus der Mitte des Volkes ſelbſt erſtanden luſtige Perſonen. Der Bauer Morolf (Marcolph) zwar, der ſeinen ungeſchlachten Witz gegen die hohe Weisheit des Königs Salomon in Wettgeſprächen mißt, ſtammt urſprünglich aus dem Orient her und war den europäiſchen Völkern des Mittelalters gemeinſam. (Das deutſche Gedicht, wahrſcheinlich des 14ten Jahrhunderts, iſt gedruckt in H. von der Hagen und Büſchings Deutſchen Gedichten des Mittelalters, B. I. Berlin 1808. Als proſaiſches Volksbuch war Marcolph im 16ten Jahrhundert in Umlauf gebracht; Görres Volksbücher 188 ff.) Deutſches Gewächs dagegen ſind Eulenſpiegel und Klaus Narr. Erſterer iſt durch das noch gangbare Volksbuch, das ſeine Streiche erzählt, hinreichend bekannt [1]. Klaus Narr iſt eine geſchichtliche Perſon [2] im letzten Viertel des 15ten und der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts.

---

[1] Boners Edelſtein, S. 220, V. 55 f. Gouchsperk. Freidank, der im Jahr 1229 ſein gnomologiſches Werk beendigte: Wiſiu wort unt tumbiu werc, diu habent die von Gouchesberc. [W. Grimm in (K.)] Göttingiſche gelehrte Anzeigen 76ſtes St., 12 Mai 1832, S. 760, in der Anzeige von: Le Pantcha-Tantra, ou les cinq ruses, fables du Brahme Vichnou-Sarma; aventures de Paramarta et autres contes, le tout traduit pour la première fois sur les originaux indiens; par M. l'abbé J. A. Dubois. 415 Seiten in 8. Paris, J. S. Merlin, 1826: „Die Abenteuer des Paramarta ſind indiſche Schwabenſtreiche.“ Buchan I, 260, 3 f. Stahl, Weſtphäliſche Sagen 34 ff.: der Hick. Th. Wright, Early Mysteries S. 93 bis 106.

Wir belaſſen es bei einer ſummariſchen Anzeige dieſer einzelnen poſſenhaften Charaktere und handeln zum Schluß unſrer deutſchen Sagengeſchichte noch etwas ausführlicher von denjenigen Volksſagen, welche darauf abzielten, der ergetzlichen Thorheit irgendwo auf deutſchem Boden ihren beſondern Sitz, ihr eigenes Reich zu begründen. Den Vorzug, hiefür erleſen zu ſein, ſchoben ſich die verſchiedenen deutſchen Stämme wechſelſeitig zu und zurück und jeder ſuchte denſelben wenigſtens einem einzelnen Orte ſeines Gebietes zuzuweiſen. Beſonders wohl bedacht aber war bei dieſem Wettſtreite unſer auch hierin geſegnetes Schwabenland, ſo daß man ſich über die ganze Art der hier in Betracht kommenden Schwänke am leichteſten durch das eine Wort „Schwabenſtreiche“ verſtändlich macht.

---

[1] [Schriften II, 561. K.]

[2] [Schriften II, 562. K.]

Die älteſte Spur von ſolchen mag Dasjenige ſein, was wir bei den Sagen der Heruler von der Flucht dieſes von den Langobarden aufs Haupt geſchlagenen Volkes erzählen hörten. Paulus Diaconus (de gestis Langobardorum, 8tes Jahrhundert, B. I, C. 20 [1]) berichtet davon Folgendes:

> Über die Schaaren der Heruler aber, wie ſie, da und dorthin zerſtreut, entflohen, kam ſolcher Zorn des Himmels, daß ſie die blühenden Flachsfelder (viridantia camporum lina cernentes) für ſchwimmbare Waſſer anſahen und, indem ſie die Arme zum Schwimmen ausbreiteten, von den Schwertern der Feinde grauſam erſchlagen wurden.

Mag die Abſicht dieſer heruliſch-langobardiſchen Sage zunächſt auch nur die geweſen ſein, die große, zur völligen Verblendung gewordene Beſtürzung [2] der fliehenden Heruler auszudrücken, ſo finden wir doch das Gleiche, lange nachher, von den ſieben Schwaben und den Schildbürgern als einen ihrer Thorenſtreiche erzählt. (Vgl. Narrenbuch 493. Volksbüchlein 128 f. 171 [3].)

Im 10ten Jahrhundert erſcheinen bereits die Schwaben, wie ſie überall den Vorſtreit hatten, an der Spitze lächerlicher Geſchichten, jedoch in der Art, daß ſie ſelbſt die Schälke ſind. In Eberts Überlieferungen zur Geſchichte, Litteratur und Kunſt der Vor- und Mitwelt, B. I, St. 1, Dresden 1826 [4], ſind aus einer im 10ten Jahrhundert geſchriebenen Pergamenthandſchrift der Wolfenbüttler Bibliothek mehrere lateiniſche Gedichte mit übergeſchriebenen meiſt deutſchen Benennungen der Tonweiſen bekannt gemacht, welche, wie neuerlich Lachmann gezeigt hat, derjenigen freieren Versart angehörten, die man in der altdeutſchen Dichtkunſt mit dem Namen der Leiche bezeichnete. Unter jenen lateiniſchen Stücken befinden ſich zwei von geringem Umfang, welche hieher einſchlagen. Das eine, mit der Überſchrift: Modus Florum, hebt an (S. 79):

---

[1] Auch in Aimoins Excerpten aus Paulus, B. II, C. 13. Deutſche Sagen I, 33. [Vgl. Schriften I, 460 f. W. Wackernagel in Haupts Zeitſchrift für deutſches Alterthum 6, 258. K.]

[2] Vgl. Grimms Geſchichte der deutſchen Sprache S. 459.

[3] H. Sachs, Kemptener Ausgabe I, 947a: hänfen weyher = Galgen?

[4] [Neuer Abdruck in Müllenhoffs und Scherers Denkmälern deutſcher Poeſie und Proſa S. 28. 311. K.]

Mendosam quam cantilenam ago
puerulis commendatam dabo,
quo modulos per mendaces risum
auditoribus ingentem ferant.

Der Inhalt aber iſt dieſer:

Ein König hatte eine ſchöne Tochter, deren Freiern er die Bedingung vorlegte, es ſolle ſie Derjenige heimführen, welcher ſo lügen könne, daß der König mit eigenem Munde ihn als Lügner anerkennen müſſe. Alsbald hob der Schwabe an: „Ich war allein auf die Jagd gegangen und hatte einen Haſen erlegt. Ich löſ' ihm den Kopf mit der Haut ab. Als ich nun den abgeſchnittenen Haſenkopf mit der Hand aufhebe, fließen aus ſeinem linken Ohre hundert ſchefflige Maaß Honig, und wie ich das andre berühre, quillen ebenſo viel Goldmünzen heraus; dieſe bind' ich in die Haut ein. Als ich aber den Haſen zerlege, find' ich im äußerſten Schwanzende einen königlichen Brief verſteckt, welcher bekräftigt, daß der König mein Leibeigener ſei.“ 'Lügenwerk!' ſchrie da der König, 'der Brief und du!' So hatte der Schwabe den König betrogen und ward deſſen Tochtermann.

Das zweite dieſer Stücke des 10ten Jahrhunderts, überſchrieben: Modus Liebinc[1], ſchreibt die Geſchichte vom Schneekind, welche ſpäter, im 13ten Jahrhundert, in franzöſiſcher und deutſcher Erzählung vorkommt, gleichfalls einem Schwaben zu. Am Eingang ſteht ein ähnlicher Aufruf, wie beim vorigen (S. 80):

Advertite, omnes populi, ridiculum, et audite, quomodo Suevum mulier et ipse illam defr[a]udaret.

Ein Kaufmann von Konſtanz (Constantiæ civis Suevulus) kam nach einer zweijährigen Fahrt über Meer in die Heimath zurück und fand unerwartet auf dem Arme ſeiner Frau einen kleinen Erben. Sie vertraute dem erſtaunten Gemahl, ſie habe einſt in den Alpen ihren Durſt mit Schnee geſtillt und ſei davon fruchtbar geworden. Nach fünf Jahren und drüber machte der Kaufmann wieder eine Seefahrt und nahm den Knaben mit ſich. Jenſeits des

---

[1] [Müllenhoff, Denkmäler S. 29. 312. Uhlands Schriften III, 220. 321. K.]

Meers verkaufte er denſelben um 100 Pfund. Bei der Rückkehr meldete er ſeiner Frau, ſie ſeien durch den Sturm auf eine Sandbank geworfen worden und hier habe die Sonne ſo heftig gebrannt, daß der Schneeſohn zerſchmolzen:

Sic perfidam Suevus conjugem deluserat,
sic fraus fraudem vicerat,
nam quem genuit nix, recte hunc sol liquefecit.

Anders, längſt nicht mehr im Charakter der klugen Schälke, finden wir die Schwaben 500 Jahre ſpäter, in den Schwänken des 16ten Jahrhunderts, dargeſtellt. Zwiſchen inne muß Manches liegen, was den Übergang vermittelt[1].

Von dem Hauptabenteuer der 7 oder 9 Schwaben ſteht die älteſte, mir bekannte Erzählung in Kirchhofs Wendunmuth; Frankfurt 1563, Bl. 281^b bis 283^a, C. 274 [I, 318 bei Öſterley. K.][2].

Von neun Schwaben ein Hiſtori.

Neun Schwaben, liſet man im buch der alten ungeſchehenen ding, wolten auch die welt erfaren und unſers Herrgotts rock zu Trier, darnach fürter das heiligthumb zu Ach beſuchen unnd ablaß holen. Damit ſie nun deſto ſicherer wandelten, ſahen ſie für gut an, daß ſie einen ſtarcken unnd langen ſpieß machen lieſſen, daran ſie alle neun, der küneſt unnd mannlicheſt geharneſt zuvorderſt gienge. Diſe ire reiß begab ſich aber im Julio oder Hewmonat, unnd als ſie eins tags ein ſehr weiten weg gezogen, darzu auch noch gar ferrn ins dorff, da ſie die nacht bleiben muſten, hetten, unnd im dunckelen über ein wiſen oder matten giengen, flog der groſſen roßkeffer oder hurnuſſeln eine nit weit von inen hinder einer ſtauden unnd brumlet feindtlich. Darumb der vorderſt erſchrack, daß er den ſpieß ſchier hett fallen laſſen [und einen heimlichen ſtreichen ließ]; ſprach zu ſeinen geſellen: „Loſend, loſend! Gott! ich hör ein trummel.“ Die anderen ſagten, es wer inen auch alſo, [unnd der zu nechſt nach dem vorderſten an der reig war, entpfieng den geſtanck deß blintſchleichen ſeines geſellen in die naſen und ſprach: „Etwas iſt one zweiffel vorhanden, denn ich ſchmeck das pulffer und die zündſtrick“.] Im hui begund der geharniſchte zu fliehen, ſprang über ein zaun, do lag ongefer noch ein rechen (denn es hetten daſelbſt die leut den tag heuw gemachet), darauff trat er, daß ihn der ſtiel auff die naſen ſchlug: „O wei owei,“ ſchrey er, „niem mich gefangen! ich gib mich.“ Die anderen hupfften alle einer ober den andern hernach, und rufften: „Gibſtu dich, ſo gib ich mich auch.“ Letzlich wurden ſie gewar, daß ſie betrogen waren, unnd damit ſie derhalben nit geſpeiet würden, verſchwuren ſie undereinander, ſtillzuſchweigen, biß ſo lang einer das maul auffthet. Der andern gefahr, die inen zu handen kam, mag die erſte nit verglichen werden; denn nach etlichen tagen trug ſie ir weg durch das brachfeld und ſaß ein haß in der ſonnen, ſich mit den vordern lauffen umb den kopff butzende. Dieſen erſahen ſie, blieben zu berahtſchlagen, was hierinnen das wenigſt geferliche wer, beſtehen. Einer auß inen ſprach gantz gehertzt (etliche wöllen, es ſei der hinderſte geweſen): „Rageneurle! gang anher, Rageneurle!“ „O Gott!“ ſagt der vorderſt, „wenn du hie ſtündeſt, da ich ſtand, du würdeſt mit nichten ſagen: 'Rageneurle, gang anher!“ Hub in dem an ſich zu ſegnen mit dem heiligen creutz, ruft Gott umb hilff an, und zum letſten, als nichts helffen wolt, daß der haß außm weg kem, ſchrey er aus groſſer furcht: „Hau hurlehau, hau hau!“ Von dieſer ſtimm erſchrack der haß und lieff darvon. Der keck aber ſprach: „Nun ſihe ich, das ein hurlehau beſſer dann tauſent Gotthelff iſt.“ Fürter, nach dem ſie yetzund an die Moſel, ein moſicht ſtill und tieff waſſer, kamen, darüber nit vil brucken gemacht, ſondern an mehrern orten man ſich muß in ſchiffen überführen laſſen, und dieweil ſie deſſen unberichtet, rufften ſie zu einem mann, der yenſeit deß waſſers ſein arbeit volnbracht, wie man hinüber kommen möchte. Derſelbig verſtund von wegen der weite, auch der ſprach halben nit, was ſie wolten, und fragt auff ſein trieriſche ſprach: „Wat, wat?“ das iſt: was, was? So meineten ſie, er ſagte, ſie ſolten waten, und hub an der vorderſt hinüber zu gehen. Er vermochte aber es nit gar lang, umb deß ſchlams und der tieffe willen, antreiben, fiel hinunder und ertranck. Als die andern diſes hut, den der wind an das ufer auff yener ſeiten getriben, ſahen, und ein froſch darbey ſaß und quacket „Wat, wat, wat,“ das eben lautet wie ſie das maul in dieſem wort und dergleichen weit auffſperren, hielten ſie es darfür, ir geſell ruffet inen, ſich hernacher zu machen, verſtunden es wol, unnd ſagten undereinander: „Kan er überhin waten, warumb wir nit auch?“ Unnd ſind alſo alle neun ertruncken, und durch unverſtand der ſprach und den leidigen froſch yemerlich umbgebracht.

---

[1] Langebek, Scriptores rerum danicarum I, 70:

Swevia promissa percepta[o?] munera[e?] frangit,
Vitat turpe loqvi, qvia nobilis atqve superba.

Charakteriſtik vieler Länder und Volksſtämme.

[2] Ein Lied gleichen Inhalts ſ. im Wunderhorn II, 445.

Es ſein dSchwaben hierdurch nit gſchmecht,
  In frölichkeit es ſo hingeht.
Ein yeder gfellt im ſelber baß,
  Andre wiſſen von im auch was.
Drumb wer nit auch wil ſchimpff verſtahn,
  Der ſoll vorhin vom ſchimpffen lan;
  Allweg findt yeder ſeinen mann.

Nicht bloß mit dem Haſen und dem Spieße, auch mit den gelben Füßen und mit der Nuß[1] wurden die Schwaben geneckt. Auch hievon berichtet Kirchhof im Wendunmuth, Bl. 218. Nr. 199 [I, 244 bei Öſterley. K.]. Ein Schwab und ein Schweizer treffen ſich im Elſaß, auf dem Wege von Schlettſtadt nach Straßburg, und wandern zuſammen.

Wie dieſe zwen alſo bey eim waſſer hergiengen, ermanet einer den andern, ein gricht krebs zu fahen. Der Schwab aber fieng fröſch für krebs, und ſo offt er einen erwütſchet, ſabe er: „Lug, Uli (ſo hieß der Schweitzer)! ich hab wider oinen mit oim gelben bainle.“

Item auff dem weg fand ohngeferd der Schwab ein keſten oder caſtanean, die hub er auff und ſprach mit freuden: „Lug, Uli, lug! ein ſchöns und guts nüßle, das iſt in ein lederle gneiet.“ Der Schweitzer bſahe es eigentlich und ſagt mit groſſem verwundern: „Gugcken gugcken, das iſt by Gotts chrüz ein ſiner ſchnider gſyn unnd hat gar ein ſubers nödeli chönnen machen.“ Meinet, oben das ert gegem ſtil geſtanden wer die naht, da das lederlin wer zugenehet.

Hollender, die kein butter eſſen u. ſ. w.***

(Ein langes Verzeichnis dieſer Art vgl. Eſchenburgs Denkmäler S. 417.) Dem Schwaben ſehen wir hier einen andern Landsmann, den Schweizer, beigeſellt und ſo war überhaupt der Scherz keineswegs auf die Schwaben beſchränkt. Kirchhof weiß auch von drei Baiern ein artiges Abenteuer zu erzählen (C. 200. Bl. 219 f. [I, 246 bei Öſterley. K.]). „Von den Heſſen und irem Nammen“ hat er ebenfalls ein beſondres Capitel (Bl. 248^b ff. [I, 280 bei Öſterley. K.]), worin er jedoch, ſelbſt ein Heſſe, nicht recht mit der Sprache herausrückt, vielmehr ſeine Landsleute hitzig gegen Dasjenige vertheidigt, was man ihnen aufmutze. Fiſchart, der berühmte deutſche Humoriſt in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, iſt voll von neckiſchen Anſpielungen nach allen Theilen des deutſchen Landes.

Nicht unbeachtet darf bleiben, daß die Erzählungen der Schwabenſtreiche großentheils von Schwaben ſelbſt ausgegangen zu ſein ſcheinen; vgl. Volksbüchlein 169. Von einigen, die am früheſten in Bebels, unſres Landsmanns, Facetiis zu finden ſind und von da zu Kirchhof und Andern übergiengen, wird nachher beſonders die Rede ſein. Noch neuerlich hat ein Schwabe, Aurbacher in München, „ein Volksbüchlein,“

---

[1] Pauli, Schimpf und Ernſt. 1535. Bl. 16. Schwaben, Nüſſe. [Schauſpiele des Herzogs H. J. v. Braunſchweig S. 306. 868 f. H.]

München 1827, ohne ſeinen Namen, ausgehen laſſen, in welchem ein beträchtlicher Abſchnitt den Abenteuern der 7 Schwaben gewidmet iſt. Die Compoſition, die Darſtellung und auch ſonſt Vieles vom Inhalt iſt allerdings eigene Arbeit des Herausgebers, aber auf alte Volksſage gebaut. Eines der Capitel iſt überſchrieben (S. 127): „Wie unſre Schwaben durch das blaue Meer ſchwimmen, ohne zu erſaufen;" dieß iſt in der Hauptſache jenes blühende Leinfeld der Heruler, und zwar, nach beſondrer Verſicherung (S. 171), aus mündlicher Volksſage entnommen.

Kunſtreich hat, um zum 16ten Jahrhundert zurückzukehren, Hans Sachs drei Schwänke der beſprochenen Art in einem Meiſtergeſange zuſammengeſtellt, welchen Götz in ſeiner Auswahl aus deſſen Gedichten, 2tes Bändchen, Nürnberg 1829, S. 104 ff. nach einer alten Handſchrift herausgegeben hat. In jeder der drei Strophen, aus welcher Zahl häufig das meiſterſängeriſche Lied beſteht, iſt je ein deutſcher Volksſtamm, Franke, Schwabe und Baier, mit einem thörichten Dictum aufgezogen, alle drei Dicta aber ſind dadurch zur Einheit verbunden, daß ſie ſämmtlich, als von einem gemeinſamen Nationalintereſſe, vom Trinken handeln:

Nun hört artlicher ſchwänke drey u. ſ. w.***

So traten Thoren aus verſchiedenen deutſchen Gauen an den Schwabenſpieß. Es kam aber darauf an, eine wenigſtens ideale Einheit des närriſchen Deutſchlands zu begründen, und dieſe kam gegen den Schluß des 16ten Jahrhunderts in dem Buche von den Schildbürgern glücklich zu Stande. Die älteſte, bekannte Ausgabe dieſes Buches iſt:

Der Schiltbürger, wunderſeltzame, abentheurliche, unerhörte und bißher unbeſchriebene Geſchichten und Thaten der Schiltbürger in Miſnopotamia durch M. Aleph, Beth, Gimaul, Paul Brachfeld, 1597. (Narrenbuch 440 f.)[1]

Die Geſchichte iſt durch verſchiedene Fortſetzungen erweitert worden und hat ſich in mehrfachen nachfolgenden Ausgaben, die zum Theil auch den Titel des Lalenbuchs führen, im Volke verbreitet. In etwas erneuerter Schreibart ſteht ſie in H. von der Hagen Narrenbuch, wo auch die Litteratur angegeben iſt, womit die lehrreiche Recenſion in der

---

[1] Über das däniſche, eigentlich jütländiſche, wie es ſcheint, erſt in den 1700er Jahren zuſammengetragene, Volksbuch: Beretning om de vidtbekjendte Molboers vise Gjerninger og dappre Bedrifter ſ. Nyerup, Morskabsläsning. 1816. S. 274 bis 277. Vgl. Narrenbuch 492 f. [Schriften II, 564 f. K.]

Leipziger Litteraturzeitung 1812, S. 1282 bis 1301 (von Grimm) zu vergleichen iſt. Koberſtein S. 129 [4te Aufl. I. 441 ff. K.]. Ein Theil der darin enthaltenen Erzählungen iſt in den Volksmährchen von Peter Lebrecht (Tieck, Th. 3) bearbeitet.

Die Anlage des Buchs, welche, wie mehreres Andere, etwas von gelehrter Hand verräth, iſt folgende:

Die Einwohner des Dorfes Schilde (ein jetziges Städtchen Schilda liegt in Oberſachſen; Narrenbuch 440) ſtammten von einem griechiſchen Weiſen ab und waren durch ihre eigene Weisheit ſo berühmt, daß ſie überall hin von Königen und Fürſten berufen wurden, welche ihren Rath benützen wollten. Weil aber über dieſer Abweſenheit das Hausweſen zu Grunde gieng, ſo wurden ſie von ihren Weibern dringend zurückberufen, und damit ſie nicht wieder ihrer Weisheit wegen nach auswärts abgefordert werden möchten, beſchloſſen ſie, ſich mit Macht auf die Thorheit zu werfen. Sie bringen es hierin wirklich ſehr weit, obgleich noch lange die leidige Weisheit, wie ein alter, abgeſtümmelter Weidenbaum, immer wieder ausſchlagen will (S. 92). Durch eine Reihe der ſeltſamſten Streiche ſteigert ſich aber ihre Narrheit bis dahin, daß ſie in Verfolgung eines ihnen höchſt gefährlich ſcheinenden Maushundes (einer Katze) ihr ganzes Dorf durch Feuer zerſtören und dann ſich in der Welt zerſtreuen, wodurch ihr Geſchlecht ſich aller Orten verbreitet hat.

Von den närriſchen Streichen dieſes wunderlichen Völkchens mögen folgende zur Schau ſtehen, wobei ich beſonders wieder ſolche berückſichtigt habe, die ſich als ſchwäbiſches Bundescontingent nachweiſen laſſen: **Der Kuckuck**, S. 193 f.*** **Der Krebs**, S. 199 bis 202.***

Die erſte dieſer beiden Geſchichten[1], nebſt einer andern, gleichfalls in den Schildbürgern vorkommenden, iſt bereits in unſres Bebels, bald nach 1506 zuſammengetragenen Facetiis B. I, S. 52 f., und zwar von den Nachbarn ſeines Geburtsorts, den Bauern von Mundingen bei Ehingen, erzählt. Ebendaſelbſt (B. III, S. 175) findet ſich die zweite Anekdote vom **Krebs**, doch mit fehlender Spitze, wieder auf einen Schneider zu Mundingen angewandt. Narrenbuch S. 433 bis 436. Aus Bebels Facetiis kamen ſie in Kirchhofs Wendunmuth (Bl. 268^b bis 269^b. 284).

---

[1] Zu unterſuchen wäre überhaupt noch das nach Pfiſters Notizen in der k. Privatbibliothek befindliche Manuſcript: Augustani Tunger, procuratoris curiæ constantiensis, ad Eberhardum com. de Wirtemberg Facetiæ latinæ et germanicæ, 1486, mit artigen Federzeichnungen. [Es ſcheint verloren. K.]

Die meiſten Schwänke der Schildbürger ſind ohne Zweifel altüberlieferte, wie dieß eben von einzelnen gezeigt worden; aber unverkennbar iſt in dieſem Büchlein die Hand eines bis jetzt unbekannten Meiſters über ſie gekommen, der ſie zu einem wohlgefälligen Ganzen geordnet, oder, wenn etwa ſchon ein früher Zuſammentrag vor ihm lag, dieſem die rechte und volle Geſtaltung gegeben hat. Es iſt éin Guß der ruhigen, ſchalkhaft feierlichen und doch bis in das Einzelſte lebendigen Darſtellung. Natürlichkeiten fehlen hier ſo wenig, als in andern Schriften jenes Zeitraums, aber es verhehlt ſich auch nicht ein feiner, ſtill und tief beobachtender Geiſt. Ein ſolcher bewährt ſich in der Aufgabe des urſprünglichen Ganzen, wie in ihrer Löſung. Dieſe Aufgabe war nicht etwa bloß, die Kleinſtädterei und Pfahlbürgerei (vgl. Narrenbuch S. 426) zu parodieren, vielmehr die wunderbare Miſchung von Weisheit und Thorheit in der menſchlichen Natur überhaupt darzulegen. Narrheit und Verſtändigkeit (der ſchlaue und der thörichte Schwabe) ſind hier, wie Zettel und Eintrag, mit ſicherer Hand zu einem ergetzlichen Gewebe verſchlungen[1]. Wie ſich im heroiſchen Nibelungenliede die verſchiedenen deutſchen Heldenkreiſe zu einem gleichmäßigen Ganzen verſchmolzen, ſo haben wir in den Schildbürgern das Nibelungenlied der deutſchen Schwabenſtreiche.

---

[1] [Schriften II, 565. K.]

Zweiter Theil.

Zur romaniſchen Sagengeſchichte.

Es war meine Abſicht, mit der germaniſchen Sagengeſchichte die der romaniſchen Völker, d. h. derjenigen, deren Sprachen aus der Vermiſchung der altlateiniſchen mit andern, vorzüglich germaniſchen Idiomen hervorgegangen ſind, inſoweit zu verbinden, als bei dieſen Völkern, mit den Einflüſſen der germaniſchen Eroberungen überhaupt, auch die Sagenpoeſie der Eroberer ſich wirkſam und fruchtbar erwieſen hat. Die Völker, welche hiebei, in größerem oder geringerem Maaß, in Betracht kamen, ſind die des jetzigen Frankreichs, der britiſchen Inſeln, der iberiſchen und italiſchen Halbinſel. Der germaniſche Antheil an der Sagendichtung dieſer Völker iſt allerdings von ſehr verſchiedener Art. Bald ſind ſie ſelbſt, der romaniſierten Sprache unerachtet, noch vorwiegend germaniſche geblieben und haben auch ihrer neuentwickelten Sage dieſen Charakter aufgeprägt, bald haben ſie bei mehrerer nationaler Entfremdung doch germaniſche Sagen und gemeinſame Sagenſtoffe in ſich aufgenommen, bald haben ſie ſolche nur mittelbar, durch andre romaniſche Völker, erhalten, bald endlich iſt in ihnen nur eine allgemeinere und entferntere Nachwirkung germaniſchen Weſens bemerkbar geblieben. Näher war die germaniſche Verwandtſchaft der engliſchen und franzöſiſchen, entfernter die der ſpaniſchen und italiſchen Sagen.

Nachdem uns jetzt nur ſehr wenige Zeit noch übrig iſt, welche der romaniſchen Sage überhaupt gewidmet werden kann, ſo ſtand ich in der Wahl, ob ich dieſe übrigen Stunden eher der engliſchen oder der franzöſiſchen Sagengeſchichte, ſoweit möglich, beſtimmen ſollte. Für erſtere, die engliſche und die des benachbarten Südſchottlands ſprach, daß es ſich hier von Völkern handelte, bei denen die germaniſche Art vorherrſchend und deren Sprache, des normanniſchen Einfluſſes unerachtet, im Grund eine germaniſche blieb, daher auch J. Grimm in ſeine deutſche Grammatik die engliſche Sprache mitaufgenommen hat. Die angelſächſiſche Periode fällt ohnehin in unvermiſchtem Sprachbeſtande noch gänzlich auf germaniſche Seite. Wäre von Anfang an bezweckt geweſen, einzig die germaniſche Sagengeſchichte darzuſtellen, ſo wären auch angelſächſiſche, engliſche und ſüdſchottiſche Sagen am natürlichſten zu ihr geſchlagen worden. Sollten aber die vermiſchten Sprachen eine beſondre Abtheilung, als romaniſche Sagengeſchichte, ausmachen, ſo ſchien es von Intereſſe, auf ihrer Seite einestheils noch das germaniſche, anderntheils das romaniſche Element vorwiegend beobachten zu können.

Gleichwohl entſchied ich mich dafür, die noch übrige Friſt der franzöſiſchen Sage einzuräumen; nicht bloß, weil für die engliſch-ſchottiſche doch nur eine ſummariſche Überſicht noch möglich geweſen wäre, ſondern vorzüglich, weil ich wenigſtens an éinem vorherrſchend romaniſchen Sprach- und Volksſtamme die germaniſche Nachwirkung zeigen zu können wünſchte.

Franzöſiſche Sage.

Die bedeutendern Sagenbildungen, die ſich in nordfranzöſiſcher Sprache (zum Unterſchied der provenzaliſchen) geſtaltet haben, laſſen ſich auf drei verſchiedene Kreiſe zurückführen:

1) den fränkiſchen,
2) den normanniſchen,
3) den keltiſchen.

Von unſrem germaniſchen Standpunkt aus haben wir es nur mit den beiden erſtern zu thun, d. h. mit denjenigen Sagenbildungen, welche unter dem vorwaltenden Einfluß und auf dem nationalen Sagengrunde der fränkiſchen und ſkandinaviſchen Eroberer Galliens zu Stande gekommen ſind. Der dritte, keltiſche Kreis, wohin vorzüglich die Dichtungen vom König Artus und ſeiner Tafelrunde gehören, hat ſeine Heimath in denjenigen Gegenden, in welche ſich altgalliſche Sprache und Sage, von frühern römiſchen und nachherigen germaniſchen Einwirkungen verdrängt, zurückgezogen hatte, nemlich in der Bretagne und auf den gegenüberliegenden britiſchen Landenden, in Kornwallis und

Wallis. Zwar iſt auch dieſer Sagenkreis von den romaniſierten Normannen mit Vorliebe bearbeitet worden, aber ſchon in einem mittelalterlich-ritterlichen Sinne, wobei weder der urſprüngliche Geiſt der keltiſchen Mythen, noch das ältere germaniſche Weſen mehr obwaltet. Wir beſchränken uns ſomit auf die zwei erſtgenannten Kreiſe, den fränkiſchen und den normanniſchen, und machen uns auch bei dieſen nicht ſowohl mehr die abhandelnde Erörterung, als die unmittelbare Darſtellung der bedeutendſten Geſtalten zur Aufgabe.

1. Fränkiſcher Sagenkreis.

Es hat ſich in altfranzöſiſcher Sprache ein großer epiſcher Cyklus gebildet, der ſich um Karln den Großen[1] als ſeinen Mittelpunkt bewegt. Die dahin gehörenden vielen und umfangreichen Gedichte ſind noch weit zum gröſten Theile ungedruckt. Erſt in neueſter Zeit hat ſich ihnen in Frankreich ſelbſt eine anerkennendere und thätigere Theilnahme zugewandt. Bei ſolchen Umſtänden gibt es auch noch keine irgend befriedigende, litterariſch-ſagengeſchichtliche Darſtellung dieſes epiſchen Kreiſes. Für jetzt iſt über denſelben, obwohl zum Theil mehr hinſichtlich der Übertragungen und Umarbeitungen der altfranzöſiſchen Dichtwerke in andre Sprachen, in folgenden Schriften Auskunft zu finden:

Dippoldt, Leben Kaiſer Karls des Großen. Tübingen 1810; in der Beil. D: Poeſie und Sagen von Karl dem Großen.

Görres, die teutſchen Volksbücher. Heidelberg 1807, S. 99 ff., aus Anlaß des Volksbuchs von den Heimonskindern.

F. W. Val. Schmidt, Über die italiäniſchen Heldengedichte aus dem Sagenkreis Karls des Großen. Berlin 1820.

Derſelbe in der Recenſion von Dunlop, History of fiction, Wiener Jahrbücher der Litteratur 1825. Bd. 31.

Paris, in der Einleitung zu ſeiner nachher anzuführenden Ausgabe des Romans: Berte aus grans piés. Paris 1832[2].

„Über das altfranzöſiſche Epos“ habe ich in der Zeitſchrift „die Muſen,“ herausgegeben von Fouqué und Neumann, Berlin 1812, eine Abhandlung eingerückt, worin ich von den Gedichten dieſes Heldenkreiſes

---

[1] Über Charlemaines vgl. Grammatik III, 320.

[2] [Vgl. weiter meine Ausgabe des Karlmeinet, Stuttgart 1858, S. 852 f. Histoire poétique de Charlemagne, par Gaston Paris. Paris 1865. K.]

Nachricht gab, ſoweit mir ſolche vorzüglich aus altfranzöſiſchen Handſchriften der Pariſer Bibliothek bekannt geworden waren.

Ausgaben einzelner Gedichte oder größerer Bruchſtücke aus ſolchen werde ich bei der Aufzählung der Dichtungen ſelbſt namhaft machen.

Der Umfang dieſer karolingiſchen Heldenſage iſt nach den allgemeinſten Umriſſen dieſer [1]:

Nachdem Karl, in früher Jugend durch die Ränke ſeiner Stiefbrüder von ſeinem Erbe verſtoßen und in die Dienſte eines ſarazeniſchen Königs in Spanien eingetreten, ſich den väterlichen Thron wieder erkämpft hat, muß er ſich in Kriegen mit Auswärtigen und mit widerſpenſtigen Vaſallen zwölf Genoſſen durch Streit gewinnen, die ihm fortan als geharniſchte Apoſtel zur Seite ſtehn, um mit ihm die Sache der Chriſtenheit auszufechten. Sie ziehen zum heiligen Grabe und durch eine Glorie, die im Tempel über ihren Häuptern erſcheint, werden ſie als Streiter Gottes anerkannt und geweiht. Als ſolche kämpfen ſie in vielfachen Feldzügen gegen die heidniſchen Sachſen und gegen die Ungläubigen in Spanien, bis ſie endlich, nach vielen wunderreichen Thaten und Schickſalen, durch den Judas Ganelon verrathen, im Thale Ronceval, in den Pyrenäen, gemeinſamen Helden- und Märtyrertod erleiden. Karl ſelbſt und Einige aus der Zahl bleiben zwar am Leben, doch nur um Jene zu rächen, zu verherrlichen und zeitlebens zu betrauern. An dieſen Kern des Epos aber ſchließen ſich in aufſteigender Linie, zu Pipin und Karl Martell, und in abſteigender zu Karls Nachfolgern und den Nachkommen ſeiner Helden, ſowie in Nebenzweigen, noch viele andre Heldengeſchichten an.

Dieß der Umfang der Sage. Den Zuſammenhang der zahlreichen und manigfaltigen Gedichte bilden innerlich: der alterthümliche Heldengeiſt, nicht mehr mythiſch-rieſenhaft, zuweilen ſchon ritterlicher Galanterie zugeneigt, aber voll heroiſcher Freudigkeit; der religiöſe Nimbus, der die Helden umgibt; die durchgehende Charakteriſtik der bedeutenderen unter ihnen: Karls ruhige, zuweilen ſtarre, mehr leitende als ſelbſtthätige Haltung; des Herzogs Naimes von Baiern bedächtiges Alter und weiſer Rath; Rolands achilleiſches Feuer und ſeine innige Waffenbrüderſchaft mit dem heitern Olivier; Ganelons Falſchheit und Tücke; endlich der Helden gemeinſamer Untergang und das vorahnende Hindeuten darauf in den meiſten Gedichten, welche noch die früheren Abenteuer darſtellen; äußerlich aber: die Gleichförmigkeit eines epiſchen Stils und beſtimmte Versarten [1].

---

[1] [Vgl. Fouqués Muſen. Berlin 1812. 3, 63 f. K.]

Es ſind der letztern zweierlei: ein ſechsfüßiger (der altfranzöſiſche Alexandriner) und ein fünffüßiger, beide von jambiſcher Hebung. Eine beliebige, größere oder kleinere Reihe ſolcher Verszeilen auf den gleichen Reim, manchmal mit einem kurzen Nachſchlag am Ende der Reihe, bildet je eine Strophe.

Die Verfaſſer oder Anordner dieſer altfranzöſiſchen Gedichte in ihrer jetzigen Geſtalt ſind, wohl mit weniger Ausnahme, Geiſtliche. Mehrere derſelben nennen ſich. Aber ſie beziehen ſich, wenn auch manchmal im Widerſpruche, auf den ſchon herkömmlichen Volksgeſang der Jongleurs, und ſie ſelbſt noch beſtimmen ihre Arbeiten ausdrücklich für den Geſang. Nicht die Erfindung der Sagen, ſondern die Vereinigung und Ausbildung der rhapſodiſchen Geſänge zu größeren Compoſitionen war hier, wie anderwärts, das Geſchäft Derjenigen, welche das Epos in Schriftwerke auffaßten.

Was nun die einzelnen Dichtungen betrifft, ſo werde ich dieſelben, ſoweit mir ihr Inhalt wirklich aus altfranzöſiſchen Quellen bekannt geworden iſt, hier aufzählen und bedeutendere Partieen ausführlicher hervorheben. Ich nehme dabei den Gang, daß ich nicht die Zeitfolge der jeweiligen Abfaſſung zum Leitfaden nehme, ſondern den Verlauf der ſagenhaften Geſchichte ſelbſt, wie die Helden, welche Karls Genoſſenſchaft bilden, ſich nach einander um ihn, als ihren leuchtenden Mittelpunkt, ſammeln, wie ſie ihren Charakter und ihre Thatkraft bald mehr einzeln, bald zuſammenwirkend zum gemeinſamen Heldenwerk entwickeln; wie die freudige Heldenwelt ihrem tragiſchen Untergang entgegenſchreitet [2].

1. Königin Berte.

Li romans de Berte aus grans piés, précédé d'une dissertation sur les romans des douze pairs; par Paulin Paris. Paris 1832. Zugleich mit der Bezeichnung: **Romans des douze pairs de France. No. 1.** Alſo der Anfang zu einer beabſichtigten Folge herauszugebender Gedichte dieſes Cyklus, über den auch die Einleitung manches Bemerkenswerthe enthält [1].

---

[1] [Vgl. Fouqué's Muſen 3, 79. K.]

[2] [Ausführliche Inhaltsangaben der altfranzöſiſchen Dichtungen aus dem fränkiſchen Sagenkreiſe finden ſich im 22 Bande der Histoire littéraire de la France. H.]

Der Verfaſſer dieſes altfranzöſiſchen Gedichts in Alexandrinern der vorangegebenen Art iſt Adenes, zugenannt le Roi (vermuthlich roi des ménestrels), der in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts lebte, ſo daß ſolches, dieſer Zeit der vorliegenden Abfaſſung nach, zu den ſpätern gehört. Es enthält die Geſchichte der Mutter Karls des Großen, die Verfolgungen, welche ſie durch eine ſtatt ihrer, als Gemahlin des Königs Pipin, unterſchobene Dienerin zu erleiden hat, und ihre endliche Wiedereinſetzung. Die Darſtellung iſt nicht ausgezeichnet, aber doch anziehend in demjenigen Theile des Gedichts, welcher die Flucht der verfolgten Berta durch den unwegſamen Wald von Mans und ihren ſtillen Aufenthalt in einem abgelegenen Waldhauſe, wo ſie unerkannt einer frommen Familie mit weiblichen Arbeiten dient, faſt idylliſch erzählt. Dieſe Geſchichte iſt, wenn auch in den beſondern Umſtänden beträchtlich abweichend, doch in Hauptzügen gleichartig mit der deutſchen Erzählung, welche, wie früher angeführt wurde, Aretin unter dem Titel: „Älteſte Sage über die Geburt und Jugend Karls des Großen, München 1803“ herausgegeben hat [2] und worin der Schauplatz nach Baiern verlegt iſt.

Die Zeit, wo Berte ſpann, iſt noch in Frankreich ſprichwörtlich (Roman de Berte S. IV) und an den alten Kirchen daſelbſt findet man häufig die Figur der reine pédauque, ohne Zweifel eben der Königin Berte mit den großen Füßen, die zur Enthüllung des Betruges dienen, deſſen Opfer ſie ſo lange war (ebendaſ. S. II bis V. 104 f. 198). Bertha, Perchta, heißt auch bei den Annaliſten die Mutter Karls (Aretin a. a. O. 67).

In dieſem Gedichte kommt bereits einer der nachmaligen zwölf Genoſſen Karls, Naimes, der Sohn des Herzogs von Baiern, mit

---

[1] [Es ſind von der Sammlung 13 Nummern in 12 Bänden erſchienen. Über Berte aus grans piés vgl. Schweglers Jahrbücher der Gegenwart 1843, S. 85 f. K.]

[2] [Vgl. Blätter für litterariſche Unterhaltung 1840. Dec. Nr. 366. S. 1477 bis 1479. Mones Anzeiger 1835. Sp. 421 bis 423.] [Sommer in Haupts Zeitſchrift für deutſches Alterthum 2, 387. K.]

13 Gefährten zum König Pipin nach Angers, um ſich von ihm zum Ritter ſchlagen zu laſſen und ihm ſeine Dienſte anzubieten, die auch gerne angenommen werden (ebendaſ. S. 143 bis 145).

2. Karls Jugend.

Eine Folge des Gedichts von Adenes bildet ein noch ungedruckter Roman [1] in derſelben Versart, von Girart d'Amiens, in der Pariſer Handſchrift Nr. 7188. Derſelbe macht auf hiſtoriſche Glaubwürdigkeit Anſpruch und iſt ein Verſuch, die Begebenheiten Karls des Großen in ein Ganzes zu bringen. Nur ſtellenweiſe hat dieſer Roman epiſches Leben; das erſte Buch iſt das erheblichſte und macht die Auffindung älterer Gedichte von Karls Jugendjahren, die hier ohne Zweifel zu Grunde liegen (vgl. Les enfances Charlemagne, Roman de Berte S. 189, N.), wünſchenswerth. Im zweiten Buch findet ſich eine gute Episode, wie Karl auf einer Jagd bei Vannes zum erſtenmal ſeinen, nachher ſo berühmten Neffen Roland trifft, der als Knabe ſchon als rüſtiger Jäger im Walde ſtreift und des Königs Waidleute, die er für Wilddiebe hält, übel zurichtet. (Gedruckt beim Fierabras S. 156 bis 158.) Den Inhalt des 3ten Buchs werden wir beſſer nach einem ältern Gedicht am Schluſſe geben.

Über der Geburt und erſten Jugend Karls ſelbſt ſchwebt ein gewiſſes Geheimnis. Eginhard, der als Zeitgenoſſe und Geheimſchreiber des Kaiſers doch für unterrichtet angenommen werden ſollte, ſagt de vita Caroli Magni Cap. IV:

> De cujus nativitate atque infantia vel etiam pueritia, quia neque scriptis aliquid usque declaratum est, neque quisquam modo superesse invenitur, qui horum se dicat habere notitiam, scribere ineptum judicans, ad actus et mores cæterasque vitæ illius partes explicandas ac demonstrandas, omissis incognitis, transire disposui.

Man hat dieſe Äußerungen nicht mit Unrecht etwas räthſelhaft und rückhaltig gefunden (Aretin a. a. O. 70 bis 73). Je mehr aber Karls frühere Lebenszeit in Halbdunkel gehüllt blieb, um ſo freieres Spiel war der Sagendichtung gelaſſen.

---

[1] [Fouqués Muſen 3, 66. Vgl. Karlmeinet S. 853 f. Bartſch über Karlmeinet S. 1 ff. K.]

3. Agolant.

Ein Fragment dieſes Gedichts, von 1338 Verszeilen, nebſt mehrern kleinern, hat Immanuel Bekker in ſeiner Ausgabe des Fierabras (Berlin 1829) abdrucken laſſen, nach einer Pergamenthandſchrift im Beſitze H. von der Hagen (S. LIII ff.). Über Handſchriften auf den franzöſiſchen Bibliotheken habe ich keine Notiz[1]. Jedoch rechnet Paris, der Herausgeber des Romans von Berta, in der Einleitung zu dieſem (S. XXXII[2]) den Agolant zu den älteſten und echteſten Gedichten, die ſich auf die Epoche Karls des Großen ſelbſt beziehen. Das Heldenthum Karls und ſeiner Genoſſen erſcheint hier in ſeiner erſten Blüthe. Der König ſelbſt rüſtet ſich mit ſeinen herrlichen Waffen und beſteigt ſein herrliches Roſs, deſſen Schritt von den Goldſchellen am Reitzeug heller, als Harfe oder andres Spiel, erklingt; er gleicht einem Engel, der vom Himmel herabgekommen, nicht einem irdiſchen Ritter (Fierabras 163). Der Jüngling Roland wird hier erſt zum Ritter geſchlagen und der Herzog Naimes von Baiern, der ſonſt als greiſer Neſtor auftritt, iſt hier noch in der vollen Kraft und Schönheit des Mannes, obgleich nicht minder als der Beſonnene dargeſtellt. Den Hauptinhalt des Gedichts, ſo weit man ſolchen aus den Bruchſtücken erſehen kann, macht ein großer Kampf, den Karl gegen den ſarazeniſchen König Agolant, der ihm mit ungeheurer Heeresmacht in ſein chriſtliches Reich gefallen, ſiegreich beſteht. Der Schauplatz des Kampfes iſt eine Ebene am Fuße des hohen und rauhen Berges Aſpremont. In dem gedruckten, größern Fragmente ſind die beiden Heere zu beiden Seiten dieſes Gebirges gelagert und es iſt daran gelegen, erſt wechſelsweiſe die Stärke des Gegners kennen zu lernen, bevor zur Schlacht geſchritten wird. Hier nun, wo es auf Heldenmuth und Klugheit zugleich ankommt, wird Herzog Naimes, der ſonſt mehr als Berather erſcheint, kräftig handelnd eingeführt. Die Abenteuer, die er hiebei zu beſtehen hat, ſind in dem erwähnten Fragment erzählt und ich gebe den Inhalt desſelben, ſoweit er ſagengeſchichtlich von Belang iſt:

---

[1] [Vgl. meine Romvart S. 1 f. K.]

[2] „Quant aux poèmes dont l'époque précise de Charlemagne fournit le cadre, les plus anciens et les plus authentiques sont Agolant, ou les Sarracins chassés d'Italie.“

König Karl ſpricht vor ſeinen verſammelten Helden: „Seht hier Aſpremont, über den wir ziehen müſſen, um die Sarazenen zu ſchlagen! Für gut halt' ich, wenn auch ihr es gut findet, daß Einer von uns ſich rüſte, Aſpremont zu beſteigen und das Heer unſrer Feinde zu ſchätzen.“ Die Franken ſchweigen, Keiner wagt, ſich hervorzuſtellen. Zum zweitenmal fragt Karl, wer es unternehmen wolle. Keiner will der Erſte ſein, bis Ogier der Däne ſeinen Mantel aufknüpft und ſich vor dem König auf das Knie niederläßt: „An eurem Hofe, ruft er, iſt kein Ritter, der beſſer als ich Bote ſein könnte; laßt euch's nicht verdrießen, edler König! Ich will für euch auf Aſpremont ſteigen, und treff' ich Hiamon (Agolants Sohn) oder den ſtolzen Agolant ſelbſt, ſo werd' ich ihn zu fragen wiſſen, warum er euer Land euch ſtreitig mache.“ „Ogier [1], ſpricht Karl, tritt zurück! nicht begehr' ich dein.“ Nach einander erheben ſich mehrere Helden und bitten, unter Anführung ihrer Würden und Verdienſte, daß der König ſie ausſende. Karl weiſt Alle zurück und ſpricht zuletzt: „Laßt euch's nicht verdrießen, ihr Herrn! Keinen hohen Vaſallen, der Land zu verwalten hat, will ich den Heiden ſenden; die Treuloſen möchten ihn tödten. Aber iſt hier kein armer Ritter, der ſich ſeines Leibes zu helfen weiß, der etwas vermag, wenn's Noth thut?“ Da erhebt ſich der gute Geſell Richier, der Sohn des Grafen Berengier, noch unverehelicht. Vor dem König läßt er ſich auf's Knie: „Herr! ſpricht er, ich bin ein Ritter, der nicht Land noch Erbe zu verwalten hat; wollt ihr ſolch einen Armen ausſenden, ich bin's, der euch helfen will.“ „Freund, erwidert Karl, ich heiß' es gut; kommſt du wohl und heil zurück, ſo werd' ich dir deinen guten Lohn geben, dein ganz Geſchlecht ſoll des genießen.“ Als Herzog Naimes dieß hört, der den Jüngling erzogen und zum Ritter gemacht, zürnt er. Schon reicht der König Richiern den Brief hin, da tritt Naimes vor den König und ſpricht ſo laut, daß man es wohl hört: „Ihr habt, Herr, ſchlimmem Rathe geglaubt. Richier iſt wacker und von großer Tugend; ich habe ſein wohl gepflegt, darum thut mir's leid.“ „Zürne nicht! ſpricht Karl; kehrt er zurück, ſo wird ihm wohl gelohnt.“ „Richier, ſpricht Naimes weiter, iſt ſtolz und kühn, wie ein Löwe; leicht erhebt er übeln Zank mit den Heiden; da braucht man Sinn, Maaß und Vernunft, das ſchlägt Hochmüthige und Treuloſe nieder; darum thut mir's leid.“

Richier geht in's Zelt, ſich zu waffnen, dann ſteigt er zu Roſs, nimmt den

---

[1] Von der Kindheit Ogiers des Dänen, der uns hier zuerſt auftritt, handelt ein beſondres, noch ungedrucktes Gedicht desſelben Adenes, der den Roman von Berte abgefaßt hat. [La chevalerie Ogier de Danemarche par Raimbert de Paris, poëme du XIIe siècle in 2 Bänden, Paris 1842. K. Man vgl. hierüber V. A. Huber in der „neuen jenaiſchen allgemeinen Litteraturzeitung“ 1844, Nr. 95 bis 100. H.]

Schild mit dem Löwen und reitet dahin mit Karls Briefe, bis er zum Aſpremont kommt. Hüt' ihn Gott, der die Welt erſchaffen! Bald wird er in Angſt und Noth ſein. Schon erſchaut ihn vom Fels herab ein Greif; Flügel hat dieſer, einen Speer lang; vom Genick zum Schweife mißt er 30 Fuß, vom Schnabel zur Stirne drei; ſeine Augen ſind roth wie glühende Kohlen; die Laſt eines Eſels wär' er zu tragen ſtark genug; wenn er fliegt, ſo rauſcht es weithin. Im Gebirge ſind ſeine Junge, durch die Wüſte ſuchen ſie Nahrung. Als der Greif Richiern daherreiten ſieht, kommt er jählings auf ihn angeflogen und ſchlägt ihn mit den Flügeln ſo gewaltig auf den Schild, daß nicht Gurt noch Sattel hält und der Ritter auf den Sand geworfen wird. Bevor er wieder auf den Füßen ſteht, hat der Greif ſein aragoniſch Roſs gepackt, reißt ihm Leber und Lunge ſammt allem Gedärm aus und bringt es ſeinen Jungen auf den Berg. Richier erhebt ſich zornvoll, zieht ſein Schwert, um Rache zu nehmen, aber der Vogel iſt ſchon auf dem Felsgipfel. „Gott! ruft Richier, bei deinem heiligen Namen, wie kann ich über Aſpremont kommen, nun ich mein Roſs verloren? mit großer Gewalt ſchießen die Bergwaſſer daher. Und wie ſoll ich umkehren zum Lager Karls? Allzu ſehr fürcht' ich den Herzog Naimes: auf immer würd' ich darum geſchmäht ſein.“ Da geht er dem Berge zu, wo die Waſſer vom Felſe fallen. Er wirft ſich hinein, aber die Flut reißt ihn abwärts und es wäre ſein letzter Tag geweſen, hätt' er nicht mit beiden Händen einen Strauch ergriffen und ſich zurück an's Ufer geſchwungen. Traurig ſteht er wieder vor ſeinem todten Roſs, und wie er aufſchaut, ſieht er die Vögel von Aſpremont herabfliegen, Habichte, Geier und andre, deren dort die Fülle iſt. Sie kommen in großer Zahl über das todte Roſs, ihn ſelbſt aber faßt an der Ferſe ein böſer Scorpion und reißt ihm den Sporn vom Fuße. Da ſieht er, daß hier kein Heil für ihn iſt, und kehrt um, mag er wollen oder nicht. Als er zum Zelte des Herzogs Naimes gekommen und erzählt, wie ihm's gegangen, ſpricht Dieſer voll Unwillens: „Eine Memme hab' ich in dir erzogen, nicht haſt du dich zum Aſpremont gewagt; nimmer warſt du dort, feiger Schelm!“ Dann nimmt er Richiern den Brief des Königs, waffnet ſich eilig ſelbſt, nimmt den Speer in die Fauſt und beſteigt ſein ſtarkes Roſs Morel. Seine Mannen begleiten ihn eine Strecke und ſcheiden weinend von ihm. Als Karl es hört, iſt er ſehr ungemuth. „Zieht Naimes dahin, ſo wird mein Herz nie wieder froh und unberathen werd' ich fortan ſein.“

Naimes reitet gegen Aſpremont, da fängt es ſtark zu ſchloſſen an, Schnee bedeckt den Hals ſeines Roſſes, es friert ihn durch den Harniſch und er iſt naß bis zur Ferſe. So reitet er zwei Meilen weit an dem tiefen und wilden Waſſer hin, das Richiern fortgeriſſen; er ſieht die Eisſchollen darin treiben und findet weder Brücke noch Steg. Da wird er unmuthig, gibt ſeinem Roſſe die Sporen und ſprengt hinein. „Heil'ge Maria, ruft er, jungfräuliche Königin, errette mich und mein Roſs!“ Er langt am Felsufer an und ſteigt vom Roſſe, das zittert und vom Eiſe zerſetzt iſt. „Morel, ſpricht er, nie gab es ein Thier von deiner Tüchtigkeit; gibt Gott, daß wir wiederkehren, nie ſollſt du verkauft oder verſetzt werden.“ Nachdem er eine Weile geruht und ſein Roſs bemitleidet, das durch dieſen Strudel geſetzt, ſieht er zu ſeiner Rechten, einen Steinwurf entfernt, eine Höhle und in ihr eine große, gekammte Schlange, die wohl ſeit zwei Jahrhunderten hier geniſtet. Sie wirft in dunkler Nacht ſo helles Licht von ſich, als wären zehen Kerzen angezündet, vermöge eines edeln Steines, den ſie im Haupte trägt. Kommt irgend ein Thier dort zur Tränke, ſo erwürgt ſie es. Sie ſieht den Herzog und kriecht ſachte heran. Er hält den Schild vor und ſchlägt ihr mit einem ungeheuren Hiebe den Kopf vom Leibe. Dreimal ſpringt ſie noch auf und wirft Flammen. Naimes ſieht den Edelſtein und ſchlägt ihn aus ihrer Stirne. Nachdem er ihn im Strome gewaſchen, betrachtet er ihn in der Hand und die Augen funkeln ihm von dem Glanze. Dann ſteckt er das Kleinod zu ſich, reinigt auch ſein vergiftetes Schwert im Waſſer und reitet weiter den ſteilen Felshang hinan. Bald aber ſchießt der Greif, der Richiers Roſs getödtet, auch auf ihn herab, faßt ſein Roſs Morel mit den Krallen, hebt es ſammt dem Reiter drei Schuh hoch über den Boden empor und läßt es auf den Sand zurückfallen. Aber Naimes ſitzt feſt im Sattel, ſchwingt ſein Schwert und haut dem Greif beide Beine ab. Sie bleiben in der Pferdsmahne, neben dem Sattelbogen, hängen; ſie ſind von dem Umfang, daß eines zwei volle Kannen Weines faßte. Der Held nimmt ſie mit ſich, um ſie Karln zu zeigen. Wer dem Liede nicht glauben will, gehe nach Compiegne! dahin hat Naimes ſie geſchickt. Der wunde Greif fliegt nach dem Berg und wälzt eine ſolche Schneemaſſe herab, daß ſie nahezu Mann und Roſs umgeſtürzt hätte. Noch einmal ſieht Naimes ſich um, da gewahrt er den Sporn Richiers und nur noch die Gebeine ſeines Roſſes. „Heiliger Gott! ruft er aus, mit großem Unrecht hab' ich den Ritter geſchmäht.“ Als der Herzog auf der Höhe des Aſpermonts angekommen, iſt es dunkle Nacht. Er läßt ſich unter einem Baume zwiſchen zwei Felſen nieder, den Speer neben ſich. Aber er weiß nicht, wo er ſich gelagert. Eine Bärin hat dort ihr Junges zurückgelaſſen. Es ſtürmt und ſchloßt, Naimes iſt ganz durchnäßt. Morel nagt die Nacht über an ſeinem Zaume. „Groß Mitleid, ſagt Naimes, hab' ich mit dir; fänd' ich dir Futter zu kaufen, kein Gold ſollte mich dauern. Mach' uns Gott ein andermal beſſere Freude! Dießmal ſind wir an einem Orte geherbergt, wo wir beide wenig Gemach haben.“ Der Herzog ſtellt ſeinen Schild gegen Wind und Hagel; wohl bedarf er ſeines Mantels, er zittert vor Froſt, kaum hofft er den Tag mehr zu erleben und ruft inbrünſtig zu Gott. Da gedenkt er auf einmal des edeln Steins, den er der Schlange abgewonnen, und holt ihn hervor. Der Stein wirft ſolche Helle umher, als wären zehen Kerzen angezündet. Morel ſieht es und ſcharrt mit dem Fuß, er meint, man hab' ihm Futter gebracht. Auch Naimes fühlt ſich von dem Anblick gänzlich neu belebt und hat weder Hunger noch Durſt mehr. Aber neben ſich ſieht er nun auch den jungen Bär, faßt ihn ſogleich mit beiden Fäuſten und ſchmettert ihn gegen die Felswand. Endlich bricht der Morgen an; aber nun kehrt auch die Bärin zurück, mit offnem Rachen geht ſie auf den Herzog los. Den Schild am Halſe, kämpft dieſer gegen ſie und ſchlägt ihr mit einem Streiche zwei Füße ab. Indeſs kommen noch zwei Bären und ein Leopard daher, ſehen das Roſs und jeder iſt gierig darnach. Aber ſein Herr eilt ihm zu Hülfe und wird mit den beiden Bären fertig, während Morel ſelbſt mit ſeinen Hufen dem Leopard Kiefer und Hirnſchale zerſchmettert. „Morel! ruft der Herzog, an dir iſt ſo ſchöner Beiſtand; hundert Flüche dem, der jemals von dir wiche!“ Doch ſchon erblickt er im Grund eines Thales drei Löwen, da hat er der Sache genug, wiſcht ſein Schwert ab, ſchüttelt Schnee und Hagel vom vergoldeten Sattel und reitet beim Aufgang der Sonne die andre Seite des Bergs hernieder. Da ſieht er weithin über die Ebne Agolants großes Heer und auf dem Strome (Far) ſeine Schiffrüſtung. Er hört die Roſſe wiehern und die Jagdhunde bellen. Er ſieht Gezelte, Kriegszeug, Dromedare, ſieht Agolants Zelt mit dem leuchtenden, goldnen Adler und auf einem Wagen den Götzen Mahomet, vor dem ſie ſich anbetend niederwerfen. „Gott, Richter der Welt, ruft er da, ſchirme den Kaiſer Karl!“

Soweit dieſer Auszug. Das gedruckte Fragment erzählt noch, wie Naimes mit einem ſarazeniſchen Fürſten, der gleichfalls auf Kundſchaft ausgeritten iſt, einen Kampf beſteht und wie er, ohne ſich zu nennen, die Botſchaft des Kaiſers an Agolant ausrichtet und was er ſonſt im Lager der Ungläubigen erfährt. Bis zur Rückkehr reicht dasſelbe nicht.

Der Schauplatz dieſer Epiſode iſt die Bergſcheide der Alpen bei Nizza (franzöſiſch Nice; Rise?), wo auch ein Ort Aſpremont liegt, wie im Gedichte der Gebirgspaſs heißt. Karl kommt von Rom her, der Pabſt iſt in ſeinem Lager, die Sarazenen liegen auf der franzöſiſchen Gebirgsſeite, an den Ufern des Var (Far), der ſich unfern in's Meer ergießt. Dürfte man vom poetiſchen Gehalte des Bruchſtücks auf den des ganzen Gedichts ſchließen, ſo wäre dieſer nicht gering anzuſchlagen. Die Charaktere ſind wohl gezeichnet und die fabelhafte Gebirgswelt iſt ganz die, wo der Fels ſtürzt und über ihn die Flut, und wo in Höhlen der Drachen alte Brut hauſt. Sagengeſchichtlich beachtenswerth iſt aber insbeſondere noch, daß wir hier in den Abenteuern des Herzogs Naimes denſelben Typus wiederfinden, der ſich uns in den Zügen Ruſthms und Asfendiars durch die Wüſte und, übereinſtimmend damit, in den Fahrten Wolfdietrichs dargelegt hat[1].

4. Die Belagerung von Viane[2].

Von dem Roman de Viane, der die Geſchichte dieſer Belagerung enthält, iſt ein großes Stück, von 4060 Verſen, nach der von mir aus einem Pariſer Codex genommenen Abſchrift in den Zugaben zu Bekkers Ausgabe des Fierabras (XII ff.) abgedruckt. Nähere Nachricht von dieſem Roman und Überſetzungen daraus habe ich in der angeführten Abhandlung über das altfranzöſiſche Epos[3] und deren Beilage gegeben.

Derſelbe bildet zwar in ſich ein Ganzes, iſt aber doch zugleich organiſcher Theil eines großen Geſchlechtsgedichts, das ſich, wie es ſcheint, durch ſieben Abtheilungen hindurchzieht und von Generation zu Generation fortſchreitet. Im Eingang bezieht ſich der Dichter, der ſich Bertranz nennt, un gentil clerc qui ceste chanson fist, auf ein altes Buch in der Abtei St. Denis, woher auch andre Gedichte dieſes Kreiſes ihre Nachrichten haben wollen, in welchem er Belehrung über die fränkiſchen Hauptgeſchlechter (gestes?) gefunden. Das erſte und vornehmſte iſt das des Königs, das zweite das von Doon von Mainz, mächtig, reich und tapfer, nur leider nicht von großer Treue; aus dieſem gieng der Verräther Ganelon hervor; das dritte iſt das des Garin von Montglaive und aus dieſem entſprangen nur weiſe und hochherzige Helden. Dieſen Stamm will der Dichter verherrlichen. Die erſte Abtheilung der Gedichtreihe, der Roman von Viane, handelt von dem Stammvater Garin, von deſſen Söhnen Girart, Rainier u. ſ. w. und beſonders von der Belagerung, welche Girart durch den Kaiſer Karl, mit dem er in großen Zwieſpalt gerathen, in der Stadt Viane erleidet, wobei Roland und Olivier, jener Karls, dieſer Girarts Neffe, kämpfend den Bund ſchließen, der bis an ihr Ende dauert. Aus der Beſchreibung dieſes Kampfes, in welchem zwei Haupthelden der karolingiſchen

---

[1] [Schriften I, 183 ff. K.]

[2] Vienne, an der Rhone.

[3] [Fouqué, Muſen 3, 68 ff. K.]

Genoſſenſchaft zuſammentreffen, theile ich Einiges nach meiner Überſetzung mit.

Zum beſſern Verſtändnis und zur Kenntnis der Anlage des Ganzen ſchicke ich Folgendes voran:

Girart iſt ſchon ſieben Jahre lang vom Kaiſer belagert. Ihm ſind ſeine Brüder, namentlich Rainier von Genua in Begleitung ſeines Sohnes Olivier und ſeiner Tochter Alde (Aude), zu Hülfe gezogen. Im Heere Karls befinden ſich deſſen Neffe Roland, Herzog Raimes von Baiern u. A. m. Über einen Falken Rolands, welchen Olivier aufgefangen, gerathen dieſe Jünglinge zuerſt in Hader. Es folgen verſchiedene Ritterſtücke von beiden und andre Gefechte. Einmal iſt die ſchöne Alde mit andern Frauen aus der Stadt gekommen, um dem Kampfe zuzuſehen; Roland ergreift ſie und will ſie wegführen, ſie wird ihm aber von ihrem Bruder wieder abgejagt. Olivier begibt ſich in des Kaiſers Zelt, um Friedensvorſchläge zu machen, welche jedoch ſchnöde zurückgewieſen werden; worauf Olivier den Roland auf die Rhoneinſel unterhalb Viane zum Zweikampf fordert. Die Verabredung wird dahin getroffen, daß, wenn Roland überwunden wird, der Kaiſer abziehe, wenn Olivier unterliegt, Herzog Gerhard Viane übergeben und das Land räumen müſſe. Beim Weggehen Oliviers erhebt ſich Zank und blutiger Streit zwiſchen ihm und den Rittern des Kaiſers. Die Vianer kommen ihm zu Hülfe und es beginnt eine allgemeine Schlacht. Die Vianer werden mächtig gedrängt; Girart bläſt das Horn zum Rückzug, faßt Oliviers Zügel, damit dieſer nicht im Gefecht zurückbleibe, und eilt mit ſeiner Schaar in die Stadt zurück. Dieſe wird nun vom Heere Karls beſtürmt, aber von den Innern tapfer vertheidigt. Die ſchöne Alde ſelbſt tritt an die Zinne und wirft einen Stein herab, wodurch der Helm eines Stürmenden zerſplittert wird. Roland erblickt ſie und will nicht gegen Frauen ſtürmen. Er läßt ſich mit ihr in ein Geſpräch ein, während deſſen Olivier ausfällt und im Heere der Belagerer großen Schaden anrichtet. Karl befiehlt den Rückzug und neckt ſeinen Neffen Roland mit dieſer unzeitigen Unterhaltung. (Die Überſetzung dieſer Scene habe ich in meine Gedichtſammlung aufgenommen.) In der Nacht träumt es dem Kaiſer, wie ſein Habicht mit einem Falken, der aus der Stadt hergeflogen, heftig kämpfe, wie aber zuletzt die Vögel Frieden machen und ſich ſchnäbeln. Ein weiſer Meiſter deutet es auf den Zweikampf der Jünglinge. Olivier rüſtet ſich in aller Frühe. Ein alter Jude, Joachim, iſt gutmüthig genug, ihn mit vortrefflichen Waffen (worunter ein Halsberg, welchen Äneas vor Troja erobert hat) auszuſtatten, ob er gleich von Olivier nicht wenig geneckt wird. Die Waffen werden jedoch zuvor vom Biſchof eingeſegnet. Olivier reitet, Girarts Abmahnung unerachtet, von dannen, läßt ſich auf die Inſel überſetzen und ſtößt dreimal in's Horn. Roland, höchlich erfreut, rüſtet ſich gleichfalls und gürtet das gute

Schwert Durandart um. Vergeblich räth ihm der Kaiſer ab, der Oliviers ſo wenig, als Rolands Schaden wünſcht. Roland ſchwimmt auf ſeinem Roſſe zum Eiland über. Noch einmal erſucht ihn Olivier, den Vianern beim Kaiſer Frieden zu werben, die ſchöne Alde ſoll ihm dafür zum Danke werden. Aber der trotzige Roland will ſich die Stadt zuſammt der Jungfrau mit dem Schwert erringen. Da rennen ſie gegen einander an, zertrümmern ſich die Schilde und brechen die Speere. Sofort greifen ſie zu den Schwertern. Beide Roſſe werden zuſammengehauen und die beiden Helden kämpfen zu Fuß. Als Alde vom Fenſter aus ihres Bruders Roſs gefällt ſieht, geht ſie zur Kapelle hinab und betet für ihn und ſeinen Gegner. Von den Mauerzinnen ſind Oliviers Verwandte, vom andern Ufer Karl und die Seinigen Zuſchauer des Zweikampfs.

Weiter möge nun das Lied ſprechen (Fouqués Muſen IV, 126 ff.)!

Auf der Vianer Inſel, auf dem Sand u. ſ. w.***

(Str. 16 bis: „dieſes Land.“ 18: „Der Herzeg Roland.“ 19. 20. 21. 23. 24. 32 bis 36 nebſt proſaiſchem Schluſſe.)

5. Karls Pilgerfahrt.

Von der Pilgerfahrt Karls des Großen und ſeiner zwölf Genoſſen nach Jeruſalem und ihrer Heimkehr über Conſtantinopel handelt, ſo viel ſich aus den zugänglichen Notizen erſehen läßt, ein handſchriftliches altfranzöſiſches Gedicht im britiſchen Muſeum. Man hat daſſelbe wohl zu hoch hinauf ins 11te Jahrhundert geſetzt (Roquefort de l'état de la poésie franç. S. 206 bis 208. 480 [1]). Auch eine der altfranzöſiſchen Handſchriften der Berner Bibliothek (Num. 570: vers sur Charlemagne) ſcheint deſſelben Inhalts zu ſein.

In Ermanglung dieſer ältern, noch ungedruckten Gedichte muß uns ein noch in neuerer Zeit gangbarer franzöſiſcher Volksroman, den ich jedoch auch in einer Papierhandſchrift der Pariſer Bibliothek (Nr. 7548) getroffen, hier Dienſte leiſten:

Histoire u. ſ. w. de Gallien Restauré, fils du noble Olivier u. ſ. w. A Lons-le-Saunier 1807. 4⁰.

Am Anfang dieſes Buches, welches in der Geſchichte ſeines Hauptthelden Galien ſelbſt ſehr unbedeutend und eine bloße Nachahmung ſonſtiger Dichtungen von den zwölf Pairs iſt, ſteht eine Erzählung der Reiſe nach Jeruſalem und Conſtantinopel, welche offenbar andern und älteren Urſprungs und an deren Inhalt das übrige Machwerk erſt ſpäter angeſponnen worden iſt. Der Gang dieſer einleitenden Erzählung iſt folgender[1]:

---

[1] [Herausgegeben: Charlemagne, an anglo-norman poem of the twelfth century, now first published by Francisque Michel. Londen 1836. Darnach deutſch in meinen altfranzöſiſchen Sagen, Tübingen 1839. I, 26 ff. K.]

Nachdem Karl der Große ſich viele Länder und Städte unterworfen hatte, beſchloß er, mit ſeinen Genoſſen das heilige Grab zu beſuchen und zugleich den König Hugo zu Conſtantinopel kennen zu lernen, der ihm als der reichſte und mächtigſte Herrſcher geprieſen worden war.

Als die frommen Helden in Jeruſalem angekommen, giengen ſie ſtracks auf den Tempel des heiligen Grabes zu, fanden aber die Thüren mit ſtarken eiſernen Riegeln verſchloſſen. Karl richtete ein Gebet an die Mutter des Heilands und alsbald öffneten ſich die Pforten ohne Zuthun einer Menſchenhand. Sie traten andächtig in den Tempel ein und fanden zwölf koſtbare Stühle, in Mitten derſelben aber einen dreizehnten, der an Schönheit alle übrigen übertraf. Es war derjenige, auf welchen Chriſtus ſelbſt ſich geſetzt, nachdem er vom Tode zum Leben auferſtanden. Jeder der zwölf Genoſſen ſetzte ſich auf einen der Stühle und der König auf den mittelſten. Dann dankten ſie allzuſammen dem Herrn für die Gnade, daß er ſie an dieſen heiligen Ort gelangen ließ. In dieſen Tempel trat ein Chriſt, der zu Jeruſalem wohnte. Er betrachtete den Kaiſer und ſah, daß von deſſen Antlitz eine leuchtende Helle ausgieng, die dem Stral der Sonne glich und den ganzen Tempel mit Glanz erfüllte. Eilig lief der Chriſt zum Patriarchen von Jeruſalem, um zu ſagen, was er geſehen. Der Patriarch, ſehr erſtaunt hierüber, ließ alle Diener der Kirche berufen und ſich in koſtbaren Feſtſchmuck kleiden, worauf er mit ihnen in andächtigem Zuge nach dem Tempel gieng. Der Kaiſer und die zwölf Genoſſen erhoben ſich von den Stühlen und ließen ſich vor dem Patriarchen nieder. Dieſer ſah nun auch die ſonnenhelle Klarheit, die vom Munde Karls ausgieng, hob ihn mit der Hand auf und fragte, woher er und ſeine Leute wären und was ſie ſuchten. Karl antwortete, er ſei König von Frankreich und habe ſeinen Neffen Roland, den Grafen Olivier und andre Herren bei ſich; ſie ſeien in dieſes Land gekommen, um das heilige Grab zu ehren, in welches der Leichnam des Heilands gelegt worden. Da nahm ſie der Patriarch ſehr ehrenvoll auf und bewirthete ſie vierzehn Tage lang in Jeruſalem. Karl ſtellte hierauf an den Patriarchen das Erſuchen, daß es dieſem gefallen möchte, ihm welche von den heiligen Reliquien zu geben, zu deren Ehre er ſchöne Kirchen und Klöſter ſtiften wolle, wenn er nach Frankreich zurückgelange. Hierauf erwiderte der Patriarch, er thue das ſehr gerne; denn er wuſte wohl, wenn er ſie nicht gutwillig geben würde, ſo würde man ſie ihm mit Gewalt abnehmen. Er gab ihnen nebſt Mehrerem die Schüſſel, worauf der Heiland Fiſche geſpeiſt, den Gürtel der heiligen Jungfrau und etwas von ihrer koſtbaren Milch, auch den Arm des heiligen Simeon. Mit dem Segen des Patriarchen begaben die Pilger ſich auf den Rückweg. Sie kamen an mehrere Ströme, aber die Heiligthümer, die ſie mit ſich führten, äußerten ſolche Kraft, daß ſie ohne Brücken oder Fähren überſetzen konnten. Wo ſie durchzogen, wurden Blinde ſehend und Krumme gerad. In einem großen Walde kam ein zahlloſes heidniſches Heer gegen die dreizehn Pilger angerückt. Roland getraute ſich, es mit Allen aufzunehmen, ſo lang er Durandal in der Hand und ſeinen Genoſſen Olivier an der Seite habe. Der Herzog Naimes von Baiern aber hielt dieß für bedenklich und rieth, den Herrn anzuflehen, daß er den Reliquien rettende Macht verleihe. So geſchah es, und als Roland allein auf die Heiden einhauen wollte, ſtanden ſie alle zu Steinen und Felſen verwandelt vor ihm, worauf er ſich lobpreiſend niederwarf. Am Ausgange des Waldes kamen ſie auf eine Wieſe, woſelbſt ſie ein prächtiges, buntes Zelt erblicken, mit einem großen goldnen Knopfe, auf welchem ein koſtbarer Karfunkel befeſtigt war, der ein blendendes Licht von ſich warf. Nachdem Karl es eine gute Weile betrachtet, ritt er darauf zu und fragte, wem es gehöre. Ein Mann, der am Eingange des Zeltes erſchien, antwortete, dem König Hugo von Conſtantinopel, es wohnen aber darin deſſen Schweinhirten, welche Schweine zu Tauſenden zu hüten haben, und wenn der Monat Auguſt herangekommen, erhalte jeder zwölfhundert Scheffel Getreides. Karl verwunderte ſich hierüber ſehr und fragte, ob er die herannahende Nacht in dieſem Zelte zubringen könne. Der Schweinhirt erklärte, daß er ſie ſehr gerne bewirthe, und wenn ihrer hundert wären, ſo würden ſie Brot, Wein und Fleiſch aller Arten zur Genüge finden. Karl und die zwölf Genoſſen ſtiegen nun ab. Roland aber ſprach: „Wahrlich, mein Oheim, wenn man in Frankreich wüſte, daß wir im Haus eines Schweinhirten Herberge genommen, man könnt' es uns zum Vorwurf machen.“ „Neffe, laß das!“ erwiderte der Kaiſer; „das Haus eines reichen Schweinhirten iſt wohl ſo viel werth, als das eines armen Ritters.“ Der Schweinhirt bat Ogiern den Dänen, das Amt des Haushofmeiſters zu übernehmen. Sie wurden trefflich bewirthet und nahmen am Morgen Abſchied. Dieſen Tag kamen ſie zum Rinderhirten des Königs Hugo, der dem König Karl den Bügel hielt, worüber Roland ſehr lachte, und ſie in ſeinem noch geräumigern Zelte in Gold- und Silbergeſchirren bewirthete. Tags darauf ſprachen ſie beim Schaafhirten ein und es ergieng ihnen nicht minder gut. Roland ſprach: „Wenn König Hugo ebenſo wohl mit Helmen, Schilden und Speeren verſehen iſt, als mit Schweinen,

---

[1] Der Anfang des Volksbuchs ſtimmt mit dem des alten Gedichts, Roquefort a. a. O. S. 480.

Rindern und Schafen, ſo können ihm alle Fürſten der Welt nichts anhaben.“ Auf der Weiterreiſe, beim Herabſteigen von einem Berge, begegneten ſie einem jungen Boten, der raſch daherlief. Karl fragte ihn, wer er ſei. „Herr! ich bin ein Bote des Königs Hugo; ſeht an meinem Gürtel die goldne Büchſe, darin ich die Briefe trage, wenn ich für ihn Boten gehe!“ „Sag mir! wo iſt König Hugo?“ ſprach Karl weiter; „mich verlangt, ihn zu ſehen.“ „Herr! er iſt in einem Thale diesſeits Conſtantinopel, wo er den Pflug führt, wie er von Jugend auf gelernt hat.“ Karl ſprach zu ſeinen Gefährten: „Das hab' ich noch nie gehört, daß ein König Pflüger war.“ Nachdenklich zogen ſie weiter, bis ſie den König Hugo fanden, wie er einen Pflug, der von Gold und Silber und mit Edelſteinen eingelegt war, im Felde führte; die Stiere, die den Pflug zogen, hatten Halfter von feinem Gold und mit Perlen bedeckt. Auf ſeinem Hute trug der König eine Perle von ungemeiner Größe, die im Sonnenlichte herrlich erglänzte, auch hatte er ein ſchönes, koſtbar aufgezäumtes Maulthier. Dieſer König Hugo war kein Freund der Jagd, weder mit Hunden, noch mit Stoßvögeln; feiſte Ochſen und Schweine waren ſeine gröſte Freude. Die Hirten hatten mehr Gewalt an ſeinem Hof, als die Edelleute. Er hielt ſein Land in gutem Frieden, ließ gutes Recht verwalten, war milde gegen Jedermann und geliebt von ſeinem Volke. Die Pilger begrüßten den König und er nahm ſie freundlich auf. Er beſtieg ſein reichgeſchmücktes Maulthier und führte ſie nach Conſtantinopel in ſeine Burg, deren Pracht keine Zunge erzählen kann. Die Mauern waren von Albaſter und die Pfeiler von Elfenbein. Die beiden Söhne des Königs und ſeine ſchöne Tochter Jacqueline kamen den Gäſten entgegen. Olivier verliebte ſich ſo ſehr, daß er bei dem wohlbeſetzten Mahle nichts genoß, ſondern ganz in Gedanken da ſaß. Roland, dem er die Urſache dieſes Benehmens geſtand, ſagte lachend: „Ihr ſeid ein rechter Pilger, der ihr vom heiligen Grabe kommt und euch an ſchöne Frauen hängt.“ Zur Nachtruhe wurden ſie in einen Saal mit prächtigen Betten geführt, in welchem ſich ein hohler Marmorpfeiler befand und darin ein Mann, der aufhorchte, was die Franken ſprächen, um es dem König Hugo zu berichten. Sie legten ſich nieder, aber Karl konnte nicht ſchlafen und ſprach zu den zwölf Genoſſen: „Ihr Herren, ich bitt' euch, etwas zu ſagen, was zum Lachen iſt, denn ich kann nicht einſchlafen.“ Roland erwiderte: „An euch iſt es, ein luſtiges Geſpräch anzuheben.“ Karl begann nun: „Der König Hugo iſt ſehr reich und mächtig und hat uns wohl aufgenommen, aber er hat keinen Mann an ſeinem Hofe, dem ich nicht, wenn er ſeinen Halsberg umgethan und ſein Haupt mit zwei Helmen von gutem Stahl gewaffnet hätte, dieſelben doch mit einem Streiche meines Schwertes durchhiebe.“ Als der Kundſchafter Dieſes hörte, ſprach er bei ſich: „Ha, Karl! große Thorheit begieng König Hugo, dich zu beherbergen.“ Karl hieß hierauf den Roland ſprechen und dieſer ſagte: „Morgen werd' ich mein Horn mit ſolcher Macht blaſen, daß die ganze Stadt über den Haufen fällt, und kommt mir König Hugo in den Weg, ſo werd' ich ihm den Bart verſengen.“ „Wehe mir!“ ſprach der Horcher; „wenn Roland thut, was er ſagt, ſo muß ich ſterben. Verwünſcht ſei die Stunde ſeiner Geburt, da durch ihn die Stadt fallen ſoll.“ Nach Roland ſprach Olivier: „Ihr Herrn, ich rühme mich nicht: aber hätt' ich die ſchöne Jacqueline in meinen Armen, ich küſste ſie fünfzehn für ein Mal.“ Der Lauſcher im Pfeiler dachte in ſeinem Herzen, Olivier wäre der Mann dazu, die Tochter des Königs zu entführen, ſeiner Pilgerſchaft unerachtet. Hierauf hob Ogier an: „Ich verſprech' euch, ihr Herren, daß ich morgen den großen Pfeiler im Saale hier zerbrechen und das ganze Haus erſchüttern werde.“ Da fieng der Mann im Pfeiler zu weinen an: „Ach, mein Gott! was ſoll ich thun? der böſe Feind hat mich in dieſen Pfeiler geſteckt; könnt' ich entwiſchen! um alles Gold der Welt würd' ich nicht hieher zurückkehren.“ Die Reihe kam an Bernard. „Morgen frühe,“ ſprach er, „werd' ich dieſen Palaſt einwerfen, und wenn ich ihn fallen ſehe, werd' ich einen ſchönen Sprung thun, ſo daß ich unbeſchädigt heraus komme.“ „Und ich,“ ſprach der Lauſcher, „werde davon laufen, ſobald ſie eingeſchlafen ſind.“ Weiter rühmte ſich Aimery: „Mit einer Hand werd' ich den großen Stein aufheben, der im Hofe liegt, und ihn mit ſolcher Gewalt gegen die Mauer des Palaſtes ſchleudern, daß ich 30 Ruthen davon abwerfe.“ Der Kundſchafter ſprach, zitternd vor Angſt: „Das laſſe Gott nicht geſchehen, daß ein ſo feſter und reicher Palaſt beſchädigt werde! Der müſt' ein guter Wirth ſein, der euch mehr, als eine Nacht, beherbergte.“ Auch Ganelon that ſeine Rede: „Morgen, wenn wir im Saale ſind und König Hugo trinkt und ißt, werd' ich ihm einen ſolchen Streich auf den Hals verſetzen, daß ich ihm das Kehlbein breche.“ Ganz leiſe ſprach der Kundſchafter: „O! welch ein Verräther biſt du! durch dich wird eines Tags noch große Übelthat verübt werden: von Keinem der Andern hab' ich ſo grauſame Rede gehört.“ Herzog Naimes ließ ſich hierauf vernehmen: „Gäbe mir König Hugo drei Ringpanzer anzuziehen, ſo alt und verlebt ich bin, ich wollte 15 Ruthen höher ſpringen, als die Burgmauern, dann mich auf die Erde legen, ausſtrecken und ſo ſtark wieder aufſpringen, daß die drei Panzer zerbrächen, wie dürres Stroh.“ „Wer hätte gedacht,“ ſprach der Horcher, „daß dieſer Graubart ſolche Stärke hätte, der doch wohl ſeine 120 Jahre alt iſt! Auf der ganzen Welt gibt es keine Leute, wie dieſe, oder die ſo ſchreckliche Dinge zu vollbringen vermöchten, wie dieſe von ſich ausſagen.“ Der Erzbiſchof Turpin begann jetzt: „Ich werde morgen alles Waſſer des Stromes, der hier vorüberfließt, in die Stadt hereinleiten, ſo daß die Leute in ihren Häuſern ſchwimmen.“ Hierauf der Späher: „Heiland der Welt, geſtatte du nicht ſolchen Frevel!“ Gerard von Mondidier ſprach: „Gäbe mir König Hugo drei Roſſe und würden dieſe in eine Reihe hinter einander geſtellt und wär' ich in die drei ſchwerſten Harniſche gewappnet, ſo wollt' ich vom erſten Roſs auf das dritte ſpringen, ohne das zweite zu berühren, und von dem großen Sprung, den ich auf das Roſs thäte, ſollten ihm die Gebeine zuſammenbrechen, und wär' es das allerſtärkſte im ganzen Lande des Königs Hugo." Der Horcher war hierüber höchſt erſtaunt: „Bei Gott! der König Hugo bedarf keines ſolchen Reitknappen." Nach Dieſem ſprach Richard von der Normandie: „Ließe König Hugo die 6 ſtärkſten Männer der Stadt wappnen, wie irgend ihn gelüſtete, und dann eine Kufe mit ſiedendem Blei füllen, und würden die ſechs Gewappneten mir auf den Hals gepackt, ſo wollt' ich ganz nackt in die Kufe und wieder heraus ſpringen, ohne daß mich das Blei brühte, den Sechſen aber müſte von dieſem Sprunge das Herz im Leibe vor Angſt berſten." „Mein Gott!" brach der Lauſcher aus, „ich glaube, dieſe Leute ſind aus Stahl geſchaffen." Noch ſprach Garin: „Bevor der Morgen anbricht, werd' ich alle Steine des Palaſtes in den Wald hinaus ſchleudern, ſo daß kein Hirſch, Eber noch andres Wild vor meinen Würfen am Leben bleibt." Der Kundſchafter ſprach leiſe: „Sterbe der tauſendfachen Todes, der euch den Weg hieher gezeigt!" Zum Schluſſe ſprach Beranger: „König Hugo nehme die ſechs beſten Stahlklingen, die er finden kann, und ſtecke ſie halb in die Erde, ſo werd' ich mit bloßen Füßen auf die Spitzen ſpringen und ſie abbrechen, ohne mich zu verwunden." Roland und Ogier bemerkten: „Wir werden unſre guten Schwerter nicht dazu hergeben."

Der Schlaf kam nun über die Helden; da ſchlich ſich der Kundſchafter aus dem hohlen Pfeiler und hinterbrachte dem König Hugo die angehörten Geſpräche. Dieſer gerieth in großen Zorn und betheuerte, er würde ſie Alle aufhängen laſſen, wenn ſie nicht in Erfüllung brächten, weſſen ſie ſich gerühmt. Dieſen Beſcheid eröffnete er ihnen ſelbſt zum Morgengruße. Als ihn aber Karl anſah, wandt' er ſich um und ſprach leiſe: „Heilige Jungfrau, welch ein Pilgrim! Ich bin halb todt von ſeinem Blicke; mein Herz iſt ſo davon erſchüttert, daß ich in ſechs Monaten nicht wieder hergeſtellt ſein werde." Er ließ nun durch die ganze Stadt die Sturmglocken läuten und es ſammelten ſich über 30,000 wehrhafte Männer gegen die 13 Pilgrime. Dieſe thaten Wunder der Tapferkeit und vergoſſen Blut in Strömen. Da forderte König Hugo ſie nochmals auf, ihre Verſätze zur Ausführung zu bringen. Sie vermaßen ſich zwar abermals, daß ſie das wohl im Stande wären, befanden ſich aber doch in Verlegenheit. Sie giengen Meſſe zu hören und Karl betete inbrünſtig um Hülfe. Kaum war ſein Gebet zu Ende, ſo erſchien ihm ein Engel vom Himmel und verkündigte, daß alle die Reden in Erfüllung gehen würden; „aber," ſetzte er hinzu, „laß dir nicht mehr beigehen, dergleichen Dinge zu ſprechen!" Karl weinte vor Rührung und Alle dankten dem Himmel für dieſen Troſt. Aimery ergriff nun den

Stein, der im Hofe lag und den 30 Pferde nicht von der Stelle gebracht hätten. Mit einer Hand hob er denſelben auf und warf damit wirklich 30 Ruthen von der Mauer ab (non par sa force, mais par la volonté de Dieu). Sofort machte ſich Erzbiſchof Turpin an's Werk, warnte jedoch zuvor die Leute, aus der Stadt zu gehen, wenn ſie nicht alle ertrinken wollten. Er ſtieg ſodann auf die Zinne des Palaſtes, machte den Segen über den Strom und nöthigte ihn, durch die Stadt zu fließen. Da hatte König Hugo genug, bat nur inſtändig, den Strom wieder in ſein altes Bett zu wenden, erließ alle weiteren Proben und ſetzte ſeine Krone auf das Haupt Karls des Großen. Die ſchöne Jacqueline wurde mit Olivier verlobt und am neunten Tage traten die Pilger ihren Rückweg nach Frankreich an.

Wir ſehen in dieſer Dichtung eine ſeltſame Miſchung von Schwank und Legende. Der Himmel ſelbſt muß Wunder thun, um die Aufſchneidereien der prahleriſchen Franken wahr zu machen. Der Ernſt des germaniſchen Heldenliedes hat eine bedeutende Umwandlung erfahren. Und dennoch trägt die Erzählung ein unverkennbar alterthümliches Gepräge, wie denn auch das Gedicht von der Reiſe nach Conſtantinopel für das älteſte franzöſiſche Schriftdenkmal dieſes Sagenkreiſes angeſehen wird. Die Meinung von einer Wallfahrt Karls des Großen war frühzeitig verbreitet. Nur 150 bis 160 Jahre nach ſeinem Tode findet ſich die Sage von ſeinem Zuge nach Conſtantinopel und Jeruſalem ſchon in einer lateiniſchen Mönchschronik (Pertz, Monum. II, 730). Um das Volk zum erſten Kreuzzuge aufzuregen, wurde (1095) vorgegeben, Karl der Große ſei von den Todten auferſtanden, um an die Spitze des Volks Gottes zu treten:

Ekkeh. de s. exped. Hieros. S. 519: Inde fabulosum illud confictum est de Carolo Magno quasi de mortuo in id ipsum resuscitato. (Wilken I, 76, 81.)

Petrus Tudebodus, der als Augenzeuge die Eroberung und Gründung des Reichs Jeruſalem, bis zum Tode Gotfrieds von Bouillon, in den erſten Jahren des 12ten Jahrhunderts beſchrieb, ſagt (Petri Tudeb. hist. in Duchesne, scriptores rerum Francic. B. IV, S. 771. Wilken I, Beil. 3, 1):

Una pars Francorum in Hungariæ intravit regionem, scilicet Petrus Heremita et Dux Godefridus et Balduinus frater ejus. Isti potentissimi milites et alii plures, quos ignoro, venerunt per viam, quam jam dudum Carolus Magnus, mirificus rex Franciæ, aptari fecit usque Constantinopolim.

Weitere Nachweiſungen finden ſich in Wilkens Geſchichte der Kreuzzüge, B. I, Beil. 1, S. 3 ff.: „Über den fabelhaften Zug Karls des Großen nach Paläſtina.“ Von einem lateiniſchen Roman dieſes Inhalts iſt Nachricht gegeben in dem Auszug einer Abhandlung von Lebeuf, in der Hist. de l'Acad. des Inscript. B. XXI[1].

6. Die vier Aymonsſöhne.

Das altfranzöſiſche Gedicht le livre des quatre fils Aymon iſt vollſtändig nur in Handſchrift vorhanden (Pariſer Handſchrift 7182). Fragmente deſſelben, zuſammen 1044 Verſe, hat Bekker zum Fierabras (S. I bis XII) mitgetheilt[2]. Die darin behandelte ſagenhafte Geſchichte, in welcher König Karls Kampf mit widerſpenſtigen Vaſallen dargeſtellt iſt, geht in Frankreich noch jetzt als proſaiſches Volksbuch um. In Deutſchland iſt ſie gleichfalls durch einen aus franzöſiſcher Quelle entnommenen Volksroman hinreichend bekannt, ſo daß ich bei dieſer an ſich ſehr werthvollen Sage hier nicht verweile.

Eine ſchöne Charakteriſtik derſelben mit litterariſchen Notizen gibt Görres, Volksbücher S. 100 ff.

7. Fierabras.

Der Roman von Fierabras, provenzaliſch. Herausgegeben von Immanuel Bekker. Berlin 1829. 4°.

Dieſes Gedicht, in 5084 alexandriniſchen Langzeilen, iſt zwar nur in provenzaliſcher Sprache vorhanden. Aber ich glaube es in dieſer Geſtalt als aus dem Nordfranzöſiſchen in das Provenzaliſche übertragen oder bloß umgeſchrieben betrachten zu dürfen. Provenzaliſch ſteht es vereinzelt da, während es nordfranzöſiſch in den geſammten Cyclus der in letzterer Sprache vorhandenen karolingiſchen Heldengedichte ſich einreiht[3]. Sein ſehr anziehender Inhalt, die Kämpfe und Abenteuer Karls und ſeiner Helden mit dem rieſenhaften Sarazenenkönige Fierabras und deſſen ſchöner Schweſter Floripar, bildet ebenfalls den Hauptgegenſtand eines franzöſiſchen Volksbuchs:

---

[1] [Vgl. Schriften II, 84. K.]

[2] [Eine ältere Recenſion hat H. Michelant 1862 in der Bibliothek des litterariſchen Vereins in Stuttgart B. 67 herausgegeben. Vgl. daſelbſt S. 512. K.]

[3] [Die von Uhland ausgeſprochene Vermuthung hat ſich beſtätigt. Das altfranzöſiſche Gedicht iſt nun herausgegeben unter folgendem Titel: Fierabras, chanson de geste, publiée pour la première fois d'après les manuscrits de Paris, de Rome et de Londres par MM. A. Krober et G. Servois. Paris 1860. 12. H.]

Les conquestes du grand Charlemagne avec les faits et gestes des douze pairs de France et du grand Fierabras. Troyes 1736.

Es gibt davon ſchon Drucke von 1505 u. ſ. f.

Eine deutſche Bearbeitung, gleichfalls in Drucken des 16ten Jahrhunderts, iſt mit veränderter Rechtſchreibung aufgenommen in Büſchings und H. von der Hagen Buch der Liebe, B. I, Berlin 1809, und dadurch leicht zugänglich geworden.

8. Die Schlacht von Ronceval.

Die tragiſche Kataſtrophe der karolingiſchen Heldenſage, welche zugleich den poetiſchen Höhepunkt derſelben bildet, kannte man bisher hauptſächlich nur aus dem apokryphiſchen Buche: Turpini historia de vita Caroli Magni et Rolandi, gedruckt in Reubers Scriptores rerum germanicarum. Frankfurt 1584 [1].

Dieſer lateiniſche Roman, welcher übrigens ſchon vom Pabſte Calixtus II im Jahr 1122 als echte, vom Erzbiſchof Turpin zu Rheims ſelbſt niedergeſchriebene Geſchichte beſtätigt wurde, iſt das älteſte vorhandene Schriftdenkmal über die letzten Geſchicke der Zwölfgenoſſenſchaft und man hat ihn häufig als den Urquell der Dichtungen des karolingiſchen Sagenkreiſes geltend gemacht.

Ich gebe zuerſt das Hauptſächliche vom ſagenhaften Inhalte dieſes Buchs, ſoweit er das Ende der Helden betrifft [2]. ***

Dieſer Pſeudo-Turpin iſt erweislich am Schluſſe des 11ten Jahrhunderts aus Spanien nach Frankreich gebracht worden. Aber nicht minder unzweifelhaft ruht deſſen ſagenhafter Beſtand doch in der Hauptſache auf franzöſiſcher Tradition. Man hat auch bisher ſchon aus Anführungen bei Dufresne (Glossarium ad scriptores med. et inf. latinitatis s. v. Mons Gaudii) von dem Daſein eines handſchriftlichen Roman de Roncevaux gewuſt. Aber erſt ſeit wenigen Monaten iſt deſſen Inhalt und Beſchaffenheit durch folgende Schrift bekannt geworden:

---

[1] [Schriften II, 76. K.]

[2] [Hier weiſt der Verfaſſer zurück auf das Heft über die deutſche Poeſie des Mittelalters, Schriften II, 79 f. K.]

Dissertation sur le roman de Ronceveaux, par H. Monin. Thèse de littérature soutenue le 23 Juillet 1832. Paris 1832.

Nach den hier gegebenen Auszügen geſtaltet ſich die Geſchichte ſo [1]:

Karl hat ſechs volle Jahre in Spanien zugebracht und ſich das ganze Land unterworfen, mit Ausnahme von Saragoſſa, wo ſich der Sarazenenkönig Marſil noch hält. Dieſer beräth ſich in ſeiner Bedrängnis mit ſeinen Häuptlingen. Keiner weiß eine Auskunft zu finden. Endlich erhebt ſich Blankardin, der klügſte unter ihnen, und gibt den Rath, Marſil ſoll dem König Karl einen Boten mit reichen Geſchenken ſenden, Roſſe, Falken, Jagdhunde, Bären und Löwen, 50 Wagen voll gemünzten Goldes, zum Zeichen der Unterwerfung und Lehnstreue, die er Karln am Feſte des heiligen Michael ſchwören wolle. Verlange der Kaiſer Geiſel, ſo ſoll man ihm deren 15 bis 20 zuſchicken. Hiedurch ſicher gemacht, werde Karl ſein Heer aus Spanien zurückführen und jeder ſeiner Helden ſich in ſeine Heimath begeben. Blankardin bietet ſeinen eignen Sohn unter die Zahl der Geiſel an; beſſer, daß Allen das Haupt abgeſchlagen werde, als daß Spanien verloren gehe. Die Heiden rufen: „Der König hat einen guten Rathgeber.“ Blankardin wird ſelbſt mit 9 Gefährten zu Karln nach Cordova geſandt und die Sache ſoweit in's Reine gebracht, daß nur noch von Karls Seite ein Botſchafter an Marſil abzugehen hat. Allein noch nie iſt ein Abgeſandter lebend vom Hofe des treuloſen Heidenkönigs zurückgekommen. Nach einer feierlichen Stille erheben ſich die Helden Karls und verlangen, abgeſchickt zu werden; der Herzog Naimes, Olivier, der Erzbiſchof Turpin treten nach einander vor. Aber Karl will nicht ſeine beſten Ritter dem Tode ausſetzen. Die ähnliche Scene, wie im Agolant. Endlich ſchlägt Roland, welcher ſelbſt beim Heere nicht entbehrlich iſt, ſeinen Stiefvater, Ganelon von Mainz, vor. Die Franken rufen einſtimmig, daß es keinen Tauglichern gebe, und Karl genehmigt den Vorſchlag. Aber Ganelon fürchtet den Tod, er iſt voll Ingrimms gegen Roland und ſchwört, ſich zu rächen. Durch Karls Drohungen wird er genöthigt, mit Blankardin abzuziehen, nachdem er noch Sohn und Neffen den Freunden empfohlen, die das ſchöne Frankreich (la douce France) wiederſehen werden. Schon auf dem Wege weiß Blankardin die Stimmung Ganelons zu benützen. Am Hofe Marſils wird Ganelon durch den Haß gegen Roland, durch Habgier und Todesfurcht zum ſchändlichen Verrathe bewogen. Er gibt Marſiln die Weiſung, die Nachhut der heimkehrenden Franken beim Übergang über die Pyrenäen anzugreifen. Hier werde er unfehlbar die zwölf Genoſſen treffen, und wenn Karl dieſe verliere, ſei ſeine Macht für immer gebrochen. Mit Geſchenken beladen kehrt Ganelon zu ſeinem Herrn, berichtet ihm, daß Marſil die Bedingungen angenommen, und bringt ihm 20 Geiſel. Alsbald wendet der alte Kaiſer ſein Heer nach Frankreich zurück. Auf dem Zuge hat er unheilverkündende Träume. Das Heer kommt am Fuße des Gebirges an und Roland erhält den gefährlichen Auftrag, die Nachhut zu führen. Er entzieht ſich nicht, ob er gleich, der Drohungen Ganelons eingedenk, ſeinen Tod vorausſieht. Karl zieht mit dem Heere durch die Engpäſſe; als die Franken ſich dem Land ihres Königs nähern, da gedenken ſie der Kinder und der Greiſe daheim und können ſich der Thränen nicht erwehren. Am ſchwerſten iſt Karln das Herz. Herzog Naimes ſieht, daß er weint, und fragt um die Urſache. Der Kaiſer erzählt, wie ihm geträumt habe, daß ihm die Lanze in der Fauſt zerbrochen ſei; er deutet dieß auf die Gefahr ſeines Neffen Roland. Dieſer iſt indeſs mit 20000 Erleſenen, die ſonſt die Vorhut ausmachten, im Gebirge zurückgeblieben, bei ihm Olivier, Turpin und andre der tapferſten Helden.

---

[1] Roncisvals iſt Roncesvalles, Ort auf der ſpaniſchen Grenze, auf dem Pyrenaenpaſſe nach Pampelona. [Das Gedicht iſt ſeither öfters herausgegeben, zuerſt von Francisque Michel, Paris 1837, von Jean Louis Bourdillon 1841, von Theodor Müller 1851 und 1863, deutſch in meinen altfranzöſiſchen Sagen B. 1, von Wilhelm Hertz 1861. K.]

Schön und hell geht der nächſte Morgen auf, der Morgen des Schlachttags von Roncevaux. Als die Sarazenen anrücken und Olivier Berg und Thal mit Feinden bedeckt ſieht, fordert er zu wiederholten Malen ſeinen Freund Roland auf, das Horn Olifant zu blaſen, deſſen Schall der Kaiſer hören und ihnen zu Hülfe eilen werde. Beharrlich weigert ſich Roland deſſen, ſein Oheim ſoll nicht mit ihm bemüht und Frankreich nicht durch ſeine Zaghaftigkeit geſchmäht ſein. Nicht das Horn, das Schwert ſoll erklingen.

Schwing Hautecler! ſo ſchwing' ich Durandal,
Mein gutes Schwert, das mir geſchenkt von Karln;
Und bleib' ich todt, kann ſprechen, wer's vernahm:
„Dieß Schwert trug eines tapfern Mannes Hand.“

Der Kampf beginnt und nach vielen Heldenthaten ſind die Franken zuletzt durch die Überzahl erdrückt. Roland ſelbſt fühlt ſich erſchöpft und will endlich in's Horn ſtoßen, nun will aber Olivier nichts mehr davon wiſſen und wiederholt in bittrem Hohn über Rolands frühere Weigerung, die nun der Franken Verderben ſei, die Gründe, welche dieſer ſelbſt gebraucht:

„Freund Olivier![1] ſo ſpricht Roland, der Held,
Der Kampf iſt hart, wie du an dir erfahrſt;
Ich ſtoß' in's Horn, wenn du genehm es hältſt“.
Sprach Olivier: „Darum wärſt du geſchmäht

---

[1] [Bei Hertz S. 68 ff. K.]

Und all dein Stamm er wäre drum entehrt.
Bei dem, der an dem Kreuze ward gequält,
Und wär' uns noch vergönnt die Wiederkehr,
Nie würde Schweſter Alde dir vermählt,
In ihren Armen lägſt du nimmermehr“ u. ſ. w.
Der Erzbiſchof, der ihren Streit bemerkt,
Hat ſchon den guten Renner angeſprengt,
Kommt auf ſie zu und weiſet ſie zurecht:
„Beim ew'gen Gott, dem Richter aller Welt,
Ereifert euch, ihr Freunde, nicht ſo ſehr!
Der Ruf des Hornes frommt uns jetzt nicht mehr,
Wir ſterben heute, jede Hülf' iſt fern,
Zu weit iſt Karl, die Umkehr viel zu ſpät.
Und dennoch, kämen unſre Franken her,
Den Heiden würde blutiger Entgelt.
Beweinen würd' uns Todte mancher Held,
In kühle Erde würden wir geſenkt,
In einen ſichern Friedhof eingehegt,
Wo uns das Thier der Wildnis nicht verzehrt.“
Olivier ſpricht: „Das heiß' ich wohlgeredt.
Ja, mein Geſelle Roland, ſtoß in's Horn!
Karl wird es hören an der Alpen Thor,
Da wird zurück er führen all ſein Volk.
Wohl finden ſie uns hingeſtreckt und todt,
Doch werden ſie bejammern unſre Noth.
Wohlan, ſo blas dein Horn mit vollem Stoß!“

Roland bläſt dreimal mit ſolcher Gewalt, daß ihm das Hirn wirbelt und die Halsader reißt; Blut ſpringt ihm aus dem Munde. Berg und Thal hallen wieder. Die Sarazenen ſchrecken auf und Karl hört 15 Meilen weit, am Ausgang der Engpäſſe, den Schall. Ganelon ſucht ihn irre zu machen; um einen einzigen Haſen blaſe Roland den ganzen Tag das Horn. Herzog Naimes bemerkt, Roland habe nie in's Horn geſtoßen, wenn nicht große Noth geweſen. Karl läßt unverweilt ſein Heer umwenden, aber zu ſpät. Indeſs hat Roland nur noch 50 Ritter, mit denen er ungeheure Niederlage anrichtet. Von den Führern des Heers ſind noch Turpin und Olivier bei ihm übrig. Aber der Letztere hat bereits eine tödtliche Wunde empfangen. Da wirft er ſich nochmals, um Rache zu nehmen, in die dichteſten Haufen der Feinde. Mitten im Gedränge trifft er auf Roland und haut gewaltig auf deſſen Helm, ohne den Freund zu kennen.

„Herr Olivier, ſo ruft der Held Roland,
Mein trauter Freund, warum mir dieſen Schlag?“
Olivier hört's; zweimal erſeufzt er da,
Kein Wort kann ſprechen er vor tiefem Harm.
Er neigt ſich über ſeines Roſſes Hals.
„Olivier, ſpricht Roland zum zweiten mal:
Von deinem Schlag iſt mir das Ende nah.
Sprich, mein Geſell, ob du mit Fleiß es thatſt!
Noch war mir ja von dir nicht widerſagt.
Ich bin Roland, dem ſtets ſo lieb du warſt.“
Drauf Olivier: „Geſell, nun glaub' mir das!
Ich ſeh' dich nicht, ſo ſehe Gott dich an!
Wohl fürcht' ich, daß mein Schwert dich tödtlich traf.
Ich bitt' um Gott, daß du dich mein erbarmſt.“
Da haben ſich die Beiden feſt umhalſt,
Doch werden ſie getrennt durch Gottes Macht,
Daß ſie einander lebend nie mehr ſahn.
Olivier merkt, daß ihn der Tod umfäht,
Daß ihm die Augen aus dem Haupt ſich drehn.
Da ſteigt er ab von ſeinem guten Pferd.
Er legt auf ſeinen Schild ſich morgenwärts,
Legt auf ſich nieder Hautecler, das Schwert.
Von Zeit zu Zeit er auf die Bruſt ſich ſchlägt.
Dann faltet er die Hände zum Gebet,
Daß Gott zum Paradies ihn laſſe gehn.
Dann ſegnet er den Kaiſer, ſeinen Herrn,
Und auch das ſchöne Frankreich ſegnet er,
Vor allen Roland, ſeinen Kampfgeſelln.
Drei grüne Halme nimmt er von der Erd'
Und braucht ſie für das Liebesmahl des Herrn.
Sein Leib iſt auf dem Boden ausgeſtreckt;
Die Engel Gottes ſchweben zu ihm her
Und führen mit Geſang hin ſeine Seel'.

Bald ſind nur noch Roland und Turpin am Leben, aber dieſem iſt bereits das Roſs getödtet. Da hört man zum erſtenmale die Schlachthörner des fränkiſchen Hauptheeres, das in's Gebirge zurückgekehrt iſt. So oft Roland wieder einen gewaltigen Schlag gethan hat und die Sarazenen darüber eine Weile ſtutzen, hört man dieſen Hörnerſchall näher und näher. Schon vernimmt man Monjoie, den Schlachtruf der Franken. Da wiſſen die Sarazenen, daß ſie das

Feld nicht mehr behaupten können. Nur Roland ſoll noch erliegen. Sie ſchleudern auf ihn Speere und Wurfgeſchoſſe aller Art. Sein Schild wird durchlöchert, ſein Helm zerſchmettert, ſein Halsberg durchbrochen; ſein Roſs, an 20 Stellen ſchwer getroffen, fällt todt unter ihm nieder. Da entfliehen ſie. Roland geht über die Wahlſtätte hin und ſucht ſeine todten Freunde, er trägt ſie auf den Armen vor den wunden Erzbiſchof hin, der ſie ſegnet und ein Gebet über ſie ſpricht. Auch den Leichnam Oliviers hat er unter einer Fichte, neben einem wilden Roſenſtrauche, gefunden, drückt ihn an ſeine Bruſt und bringt ihn zu Turpin. Als dieſer ihn geſegnet,

Da ſpricht Roland: „Olivier, mein Geſell!
Du warſt der Sohn des guten Graf Rainier,
Der wohl die Mark verwaltet und das Lehn.
Nicht gab es beſſern Ritter in der Welt,
Den Feinden zu zertrümmern Schild und Speer,
Die Panzerringe weit zu ſtreun umher
Und zu erhöhen einen edeln Herrn.
Warſt Aldens Bruder, die ſo Preiſes werth,
Mit der ich feiern ſollt' das Hochzeitfeſt.
Von dieſer Heirath muß ich ab nun ſtehn;
Zu ſterben ziemt mir; Niemand wendet's mehr.
Schön' Alde, o wie liebte dich mein Herz!“

Roland ſinkt beſinnungslos hin. Erzbiſchof Turpin nimmt das Horn Olifant und will darein, zu Rolands Erfriſchung, an einem Bach im Thale Waſſer ſchöpfen. Aber eh' er dahin gelangt, bricht ihm der Tod das Herz. Roland erwacht noch einmal, aber auch ſein Tod iſt nahe. Unter einer breiten, grünenden Fichte ſtehen vier Felsſteine. An einem von dieſen will er ſein Schwert Durandart zerſchlagen, damit es in keines Schlechten Hand falle. Aber das Schwert ſpaltet den Fels durch und durch. Unfern iſt eine tiefe, giftige Quelle, aus der nie ein Menſch getrunken, der nicht auf der Stelle todt niedergefallen wäre. In dieſe wirft nun Roland ſein Schwert. Das Lied nimmt die Leute der Gegend zu Zeugen, daß das Schwert noch dort iſt und bis zum Ende der Zeiten dort ſein wird. Hierauf legt der Held ſich unter einen Baum, wendet ſein Angeſicht gegen Spanien hin, denkt nach, wie viele Länder er erobert, denkt an das ſchöne Frankreich und an ſeine Landsleute; da kann er ſich der Thränen nicht enthalten. Zuletzt betet er inbrünſtig um Vergebung ſeiner Sünden.

Den rechten Handſchuh beut zu Gott er hin
Und unter ſeinen Arm den Helm er nimmt,
Die Hände faltet er, der Tod faßt ihn.
Da hat ihm ſeine Engel Gott geſchickt,

Den heilgen Gabriel und andre viel,
Die tragen ſeine Seel' in's Paradies.

Wie dann Karl mit dem Frankenheere herankommt, wie er an den Saracenen ſchwere Rache nimmt, wie die Todten beklagt und beſtattet werden, wie über Ganelon ſtrenges Gericht ergeht, all Dieſes wird noch ausführlich im Gedicht erzählt. Wir ſchließen aber mit dem, was den Kern desſelben ausmacht.

Vergleicht man die Darſtellung im Pſeudo-Turpin mit der des Roman de Roncevaux, ſo ergibt ſich, daß dort mehr das legendenhafte, hier mehr das heroiſche hervortritt, daß dort beſtimmte geiſtliche Zwecke obwalteten, hier das freie Intereſſe der Poeſie. Hat auch der lateiniſche Roman die Grundzüge nicht verwiſcht, ſo ſchwebt doch nur über dem Gedichte jene tragiſche, bis zur Todestrunkenheit geſteigerte Stimmung. Voll ahnungsſchwerer Träume zieht Karl voran; ſeines Todes zum voraus ſicher, hält Roland die Nachhut; wunderſam ertönen die ſchauerlichen Klänge des Hornes Olifant. Solche Rufe und Klänge, die in der gröſten Noth auf übernatürliche Weiſe in große Ferne hinaus auf die Befreundeten wirken, ſind uns auch in der nordiſchen Sage bemerklich geworden. Das letzte Zuſammentreffen Rolands und Oliviers im Kampfgetümmel, wo der Todesnebel die Augen des Letztern ſchon ſo umwölkt, daß er blindlings den unzertrennlichen Freund ſchlägt, iſt das Äußerſte des düſtern Schlachtgemäldes.

Die normanniſche Reimchronik des Robert[1] Wace (Roman de Rou II, 214 f.[2]) vom Ende des 12ten Jahrhunderts berichtet in der Erzählung der Schlacht von Haſtings, welche im Jahr 1066 für Wilhelm den Eroberer den Beſitz Englands entſchied, daß den erſten Streich auf Seiten der Normannen ein Ritter mit Namen Taillefer führte, der vor dem Herzog herritt und mit lauter Stimme von Karl, Roland und Olivier und den andern Helden ſang, die in Ronceval ſtarben:

Taillefer, ki mult bien cantout,
Sor un cheval, ki tost alout,
Devant li dus alout cantant
De Karlemaine e de Rollant
E d'Oliver e des vassals
Ki morurent en Renchevals.

---

[1] [Der Vorname Robert iſt unrichtig. H. Vgl. unten S. 661. K.]

[2] [Hertz, Rolandslied S. V. K.]

Kampfſcenen, wie die ausgehobenen des Romans von Ronceval, waren wohl geeignet zum Schlachtgeſange. Fällt auch die jetzige Abfaſſung des Gedichts um Vieles ſpäter, ſo lebten doch die Heldenbilder ſelbſt ſchon längſt in der franzöſiſchen Volkspoeſie.

Die Schlacht von Ronceval, wenn ſie gleich an den Schluß der karolingiſchen Heldenfabel fällt, war doch ohne Zweifel eine der Hauptgrundlagen ihrer Entwicklung. Dieſe tragiſche Handlung hat vorzugsweiſe das Eindringliche, was im Gemüthe haftet. Von ihr aus griff man auf die früheren Thaten Rolands und Oliviers zurück, ſpann ihre Jugendabenteuer und Heldenfahrten poetiſch aus. Aber auch für die hiſtoriſche Anknüpfung zeigt ſich gerade hier ein Haltpunkt, während ſonſt bei dieſem Sagenkreiſe die geſchichtlichen Nachweiſungen ſo dürftig ausfallen.

Eginhard, der Zeitgenoſſe Karls, meldet in ſeiner Lebensbeſchreibung dieſes Kaiſers (de vita et gestis Caroli M. bei Reuber S. 5. [C. 9. Pertz Monum. II, 447. K.]):

Hispaniam quam maximo poterat belli apparatu [Carolus] aggreditur, saltuque Pyrenæi superato, omnibus quæ adierat oppidis atque castellis in deditionem acceptis, salvo atque incolumi exercitu revertitur, præter quod in ipso Pyrenæi jugo vasconicam perfidiam parumper in redeundo contigit experiri. Nam cum agmine longo, ut loci et angustiarum situs permittebat, porrectus iret exercitus, Vascones in summi montis vertice positis insidiis (est enim locus ex opacitate sylvarum, quarum maxima est ibi copia, insidiis ponendis opportunus) extremam impedimentorum partem, et eos, qui, novissimo agmine incedentes, subsidio præcedentes tuebantur, desuper incursantes, in subjectam vallem dejiciunt: consertoque cum eis prælio, usque ad unum omnes interficiunt: ac direptis impedimentis, noctis beneficio, quæ jam instabat, protecti, summa cum celeritate in diversa disperguntur. Adjuvabat in hoc facto Vascones et levitas armorum et loci, in quo res gerebatur, situs. Econtra Francos et armorum gravitas et loci iniquitas per omnia Vasconibus reddidit impares. In quo prælio Eghartus [al. Eggihardus], regiæ mensæ præpositus, Anshelmus, comes palatii, et Rutlandus [al. Hruotlandus, Hrodlandus, Hrollandus, Ruodlandus, Rotlandus, Monin a. a. O. S. 77], britannici littoris [al. limitis] præfectus, cum aliis pluribus interficiuntur.

Daß hier der Überfall von den Basken geſchieht, in der Sage dagegen von den Sarazenen, denen auch der ſpaniſche Feldzug gegolten hatte und die überall in dieſem Gedichtkreiſe die Hauptgegner der

Franken ſind, iſt eine unweſentliche Verſchiedenheit. Aber der ungefährdete Heimzug des Hauptheers, der Untergang der Nachhut und in ihr mehrerer der Hof- und Reichsbeamten Karls, unter denen der bretagniſche Grenzgraf Hruotland beſonders genannt iſt, dieß ſind Momente, in denen der Geſchichtſchreiber und die Gedichte zuſammenſtimmen.

Ein Erzbiſchof Tilpinus von Rheims war gleichfalls in der Geſchichte mit Karl dem Großen gleichzeitig und wenigſtens die Namen Olivier, Ogier, Naimes u. ſ. w. finden ſich, lateiniſch geformt, in Urkunden des 8ten Jahrhunderts, als: Ulfarius, Namatus, Oggerus, Autcharius, Autgarius u. ſ. w. (Monin a. a. O. 80 unten bis 84. Über Autcharius vgl. Leos Odin S. 73 oben und die Sage vom eiſernen Karl [1].) Ein hiſtoriſcher Herzog von Baiern mit einem der franzöſiſchen Form Naimes entſprechenden Namen läßt ſich zwar nicht nachweiſen; eher läßt ſich bei dem unverkennbar aus Zuſammenziehung entſtandenen Naimes an den in der deutſchen Heldenſage ziemlich dunkel vorkommenden Nantwin oder Nentwin von Regensburg (dem alten bairiſchen Herzogsſitze) denken. Er wird im Dietleibsliede ausdrücklich als „herzoge von Beirlant“ bezeichnet. (Grimms Heldenſage S. 137. Vgl. Gramm. III, 367 unten.)

Über manche Theile dieſer Sagendichtung und über einzelne Züge derſelben dürfte die Nachforſchung in der Geſchichte den ähnlichen Erfolg haben, wie die Unterſuchung von Rolands Grabe zu Blaye, worin man ſtatt der erwarteten Rieſenknochen ein Häufchen Gebeine fand, welche kaum Fingerslänge hatten, gerade wie man beim Nachgraben nach Siegfrieds Gebeinen zu Worms auf Waſſer kam.

Das karolingiſche Epos, deſſen bedeutendſte Dichtungen, ſoweit ſie aus altfranzöſiſchen Quellen näher bekannt ſind, im Vorhergehenden aufgezählt wurden, iſt in einem germaniſchen Volksſtamme, dem fränkiſchen, erzeugt, aber abgefaßt und ausgebildet in einer romaniſchen Mundart, die aus dem Siege hervorgieng, welchen die Sprache des unterworfenen, gebildetern Volkes über diejenige ſeiner Eroberer davongetragen. Im Vergleiche mit dem alteinheimiſchen deutſchen Epos zeigt es folgende weſentliche Umwandlungen der Heldendichtung [2]: ***

---

[1] [Vgl. Schriften II, 91. K.]

[2] [Das Weitere, wie in der Vorleſung über Geſchichte der altdeutſchen Poeſie, Schriften II, 85 f. K.]

Der karolingiſche Sagenkreis hat ſich von Frankreich aus der italiäniſchen und ſpaniſchen Poeſie mitgetheilt. Ein noch jetzt in allen Theilen Italiens bekanntes Volksbuch, worin mehreres aus dieſem Kreiſe zuſammengefaßt iſt, ſind die Reali di Francia, wovon zu Venedig 1821 eine berichtigte Ausgabe erſchienen iſt[1]. ***

In deutſcher Sprache ſind ſchon vom Schluſſe des 11ten Jahrhunderts an mehrere der altfranzöſiſchen Gedichte des Sagenkreiſes von Karl dem Großen bearbeitet worden, beſonders ſcheint das um die angeführte Zeit geſchriebene Rolandslied des Pfaffen Kunrat (Schilters Theſaurus B. II[2]) eine Bearbeitung des jetzt näher bekannt gewordenen Roman de Roncevaux zu ſein, ohne daß jedoch dieſe Übertragungen als eine neue und eigenthümliche Ausbildung dieſes Sagenkreiſes zu betrachten wären Die eigentlich deutſchen, ſehr vereinzelten Sagen von Karln haben wir an ihrem Orte abgehandelt.

II. Normanniſcher Sagenkreis.

Die Normandie, die am Anfang des 10ten Jahrhunderts von Söhnen des ſkandinaviſchen Nordens erobert worden und davon den Namen erhielt, zeigt auch in den ihr eigenthümlichen Überlieferungen noch den altnordiſchen Einfluß. Wir betrachten als ſolche die Sagen von Robert dem Teufel und von ſeinem Sohne, Richard Ohnefurcht.

1. Robert der Teufel.

Das altfranzöſiſche Gedicht von ihm, in epiſchen Alexandrinern (Dict de Robert le Deable, Roquefort, Glossaire de la langue romane II, 779. Paris 1808) iſt noch ungedruckt[3]. Aber noch jetzt geht ſeine fabelhafte Geſchichte in Frankreich als Volksbuch um: La terrible et épouvantable vie de Robert le Diable. A Limoges.

---

[1] [Das weitere wie Schriften II, 87. K.]

[2] [Schriften II, 88. K.]

[3] [Eine Ausgabe hat Trébutien in Paris 1837 erſcheinen laſſen. Darnach meine deutſche Erzählung in den Altfranzöſiſchen Sagen, Tübingen 1840. 2, 58. Vgl. weiter Gräßes Lehrbuch einer allgemeinen Litterärgeſchichte, Dresden 1842. 2, 2, 2, 628. Edéleſtand du Méril, la légende de Robert-le-diable, in der Revue contemporaine 15 Juni 1854. K.]

Auch ſpaniſch (Madrid o. J. 4°) und engliſch (Altengliſche Sagen und Mährchen, nach alten Volksbüchern herausgegeben von Thoms, deutſch von Spazier. Bdch. I. Braunſchweig 1830, wo auch in der Einleitung das altengliſche gedruckte Gedicht bemerkt iſt) war dieſer Volksroman verbreitet [1].

Hier ein Umriß des Inhalts:

Herzog Hubert von der Normandie und ſeine Gemahlin, die Tochter des Herzogs von Burgund, ſind lange kinderlos. Als die Gebete zum Himmel ohne Erfolg bleiben, gelobt die Herzogin das Kind, das ihr werden würde, dem böſen Feinde. Sie geneſt eines Knaben, bei deſſen Geburt der Himmel ſo finſter wird, als ob es Nacht wäre; es donnert und blitzt, als wäre das Firmament offen; die Winde blaſen aus allen vier Weltenden; es iſt ſolches Stürmen und Toben, daß die Häuſer heftig erſchüttert werden und große Stücke von ihnen zur Erde fallen; der Welt Untergang ſcheint gekommen zu ſein. Als das Wetter ſich wieder aufgeklärt, wird das Kind zur Taufe gebracht und Robert genannt. Es iſt von ungewöhnlich großer Geſtalt, und wie es heranwächſt, nimmt es auch täglich an Bosheit zu. Wenn es ſich auf der Straße zeigt, rufen die andern Knaben einander zu: „Da kommt der böſe Robert. Da kommt der wüthende Robert. Da kommt Robert der Teufel“ und alle entlaufen, um nicht von ihm geſchlagen zu werden. Davon blieb ihm ſein Lebenlang der Name Robert der Teufel. Seinen Lehrmeiſter erſticht der Knabe; die Prieſter am Altare, die Betenden in der Kirche blieben von ſeinen boshaften Streichen nicht verſchont. Als er gegen 18 Jahre alt geworden, hoffen ſeine Eltern, es werde zu ſeiner Beſſerung dienen, wenn er zum Ritter geſchlagen werde. Letzteres geſchieht am Pfingſtfeſte. Aber beim Turnier, das zu dieſer Feier angeſtellt iſt, tobt Robert ſo furchtbar, daß er, ohne auf Abwehr zu achten, Männer und Roſſe tödtet. Fortan reitet er im Land umher, beraubt Klöſter und Höfe, verbrennt Gotteshäuſer und verübt Jungfrauenraub. Die bewaffneten Leute, welche ſein Vater ausſchickt, um ihn zu fangen, ſchickt er denſelben geblendet zurück. Dann läßt er ſich im wilden, finſtern Walde ein feſtes Haus erbauen, wo er mit einer Schaar der verruchteſten Raubgeſellen ſeinen Aufenthalt nimmt. Von dort aus fallen ſie, wie reißende Wölfe, raubend und mordend über Kaufleute und Pilger her und plündern die ganze Umgegend. Einſt erſchlägt Robert in ſeiner Wuth ſieben fromme Waldeinſiedler, deren heiliges Leben ihm zum Vorwurfe war. Roth vom Blute der Erſchlagenen reitet er aus dem Walde hervor und über die Felder hin. Als er nun ſieht, wie alle Menſchen erſchrocken vor ihm entfliehen, beginnt er über ſeine Verworfenheit im Herzen zu erſeufzen. Er reitet nach dem Schloſſe Darques, wohin, wie ihm ein Schäfer am Wege erzählt, ſeine Mutter, die Herzogin, zu Mittag kommen ſoll. Er langt am Schloßthor an und ſpringt vom Pferde; Niemand wagt, ihm entgegenzukommen und es zu halten. Da läßt er es am Thore ſtehen, zieht ſein blutiges Schwert heraus und geht nach dem Saale, wo ſeine Mutter iſt. Als ſie ihren Sohn ſo, das bluttriefende Schwert in der Hand, kommen ſieht, will ſie vor ihm fliehen. Wie nun Robert ſieht, daß die eigene Mutter vor ihm fliehen will, ruft er ihr flehend zu, daß ſie ſtill ſtehen möge, nähert ſich ihr reuevoll, legt das blutige Schwert vor ihr nieder und beſchwört ſie, darauf hinweiſend, ihm wahrhaft zu ſagen, wie es gekommen ſei, daß er ſo ruchlos geworden. Mit bitteren Thränen erzählt die Herzogin, wie es ergangen, und klagt ſich ſelbſt aller Schuld an. Robert faßt nun den feſten Entſchluß, ſein Leben zu beſſern und für ſeine vielen und großen Sünden Buße zu thun. Um Erlaß derſelben will er den Weg nach Rom einſchlagen. Er reitet nach einer Abtei, die er ſonſt öfters geplündert hat, und überliefert dem Abte, ſeinem Verwandten, die Schlüſſel des Hauſes, in welchem die geraubten Güter liegen, damit ſie den Beſchädigten zurückgegeben werden. Sein Roß und ſein Schwert, das Werkzeug ſeiner Miſſethaten, läßt er im Kloſter zurück und pilgert allein nach Rom. Beim Hochamt in der Peterskirche drängt er ſich zum Pabſte hin und wirft ſich ihm bußfertig zu Füßen. Der Pabſt hort ſein Bekenntnis an, verweiſt ihn aber an einen Eremiten, der drei Meilen von der Stadt ſeine Zelle hat. Robert macht ſich dahin auf und beichtet dem frommen Manne. In der Nacht erſcheint dem Eremiten, der unter Gebeten für den reuigen Sünder entſchlafen, ein Engel und verkündet ihm, welche Buße Robert zu erſtehen habe, um von ſeinen Sünden losgeſprochen zu werden. Er müſſe ſich ſtumm und närriſch ſtellen und dürfe keine andre Speiſe nehmen, als die er den Hunden entriſſen. In dieſem Zuſtande müſſe er ſo lange verharren, bis ihm geoffenbart werde, daß ſeine Sünden vergeben ſeien. Robert unterwirft ſich willig dieſer ſtrengen Buße, die ihm für ſolche Miſſethaten eine leichte dünkt. Er begibt ſich zurück nach Rom an den Hof des Kaiſers, läßt ſich da als Narren verlachen, macht den Stummen, theilt Nahrung und Streu mit den Hunden. So elend lebt er bis in das ſiebente Jahr. Nun hat der Kaiſer eine ſchöne, aber von Geburt an ſtumme Tochter. Um ſie hat der Seneſchall des Kaiſers mehrmals geworben, dieſer aber hat ſie ihm ſtets verweigert. Darüber erboſt, kommt der Seneſchall mit einem großen Heere Sarazenen angezogen und belagert die Stadt Rom. Der Kaiſer ſammelt ſeine Macht und führt ſie gegen die Feinde in's Feld.

---

[1] Tristan le Voyageur III, 25 bis 40. 75 f. 342. Rom. de Rou I, 404 ff. Görres, Volksb. 216 bis 218. [Das Ausland, 2 April 1834. N. 92. S. 368: „Das Schloß Roberts des Teufels.“ Ohne Angabe der Quelle und unerheblich.]

Robert, der zu Hauſe blieb, geht, nach ſeiner Gewohnheit, zu einem ſchönen Brunnen im Garten des Kaiſers, um zu trinken. Hier findet er ein weißes Roſs mit einem vollſtändigen Harniſch und eine Stimme vom Himmel befiehlt ihm, ſich in dieſen Harniſch zu waffnen und das Roſs zu beſteigen, um dem Kaiſer mit ſeinem Volke zu helfen. Robert thut, wie er geheißen iſt; des Kaiſers ſtumme Tochter aber, die am Fenſter ſteht, ſieht es mit an und bewahrt es wohl in ihrem Herzen. Bei Roberts Ankunft auf dem Schlachtfelde iſt eben das Heer des Kaiſers auf das Äußerſte bedrängt, durch ſeine Tapferkeit aber werden die Sarazenen zur Flucht gezwungen. Nach erfochtenem Siege reitet Robert unbemerkt vom Heere weg und kehrt zum Brunnen zurück, wo er ſich entwaffnet und den Harniſch auf das Roſs legt, welches ſogleich verſchwindet. Die Kaiſerstochter, welche dieſes ſieht, verwundert ſich ſehr und würde Alles erzählt haben, wenn ſie ſprechen könnte. Der Kaiſer kommt ſiegesfroh zu ſeinem Palaſte zurück. Als bei Tiſche Robert wieder den Narren ſpielt, bemerkt der Kaiſer in ſeinem Geſicht eine Schmarre, die Robert in der Schlacht erhalten. Er glaubt, die Diener haben während ſeiner Abweſenheit den Narren geſchlagen, und unterſagt das ernſtlich. Hierauf fragt er ſeine Ritter, ob Einer von ihnen ſagen könne, wer der Ritter auf dem weißen Roſſe geweſen, der ſo plötzlich in das Feld kam und ſo tapfer aushalf. Des Kaiſers Tochter bemüht ſich vergeblich, zu bezeichnen, daß Robert das geweſen ſei. Die Belagerung Roms durch die vom Seneſchall herbeigeführten Sarazenen und die den Sieg der Römer entſcheidende Erſcheinung des Ritters auf dem weißen Roſſe wiederholt ſich zum zweiten und dritten Male. Als aber nach der dritten Schlacht Robert zum Brunnen zurückreiten will, kommen ihm mehrere Ritter nachgeſprengt, welchen der Kaiſer aufgegeben, auf ihn Acht zu haben. Robert aber ſpornt ſein weißes Roſs und fliegt über Berg und Thal davon. Einer der Ritter, der ihm hitzig nacheilt, will das weiße Roſs mit ſeinem Speere tödten, fehlt aber und trifft Roberts Schenkel, in welchem die abgebrochene Speerſpitze ſtecken bleibt. Robert kommt unerreicht wieder zum Brunnen, entwaffnet ſich, und das Roſs verſchwindet abermals mit dem Harniſch. Die Speerſpitze zieht er aus und verbirgt ſie zwiſchen zwei großen Steinen beim Brunnen; auf die Wunde legt er Gras und Moos. Auch hievon iſt die Tochter des Kaiſers vom Fenſter aus Zeugin. Nachdem der Kaiſer den Hergang jener Verfolgung erfahren, läßt er öffentlich verkündigen, welcher Ritter mit weißem Roſs und Harniſch die Speerſpitze, mit der er verwundet worden, vorweiſe und die Wunde zeige, der ſoll die Kaiſerstochter zur Frau und das halbe Reich zur Mitgift erhalten. Der treuloſe Seneſchall, der von dieſer Bekanntmachung hört, macht ſich neue Hoffnung, die Kaiſerstochter, nach der er ſo oft ausgeweſen, nun zu gewinnen. Er verſchafft ſich ein weißes Roſs und einen weißen Harniſch und ſticht ſich eine Speerſpitze in den Schenkel. Dann reitet er mit prächtigem Gefolge nach Rom und gibt ſich dem Kaiſer als den unbekannten Retter an, indem er zum Beweis Speerſpitze und Wunde vorzeigt. Der Kaiſer läßt ſich täuſchen und glaubt, ſeinen Seneſchall bisher verkannt zu haben. Die ſtumme Tochter wird gezwungen, ſich als Braut zu ſchmücken. Im feierlichen Zuge führt der Kaiſer ſelbſt die Tiefbetrübte zur Kirche. Als aber der Prieſter das Amt beginnt und den Seneſchall mit der Jungfrau zuſammen geben ſoll, da hebt ſie, durch ein Wunder, auf einmal zu ſprechen an, entdeckt den Betrug des Seneſchalls und ſagt, daß hier in der Stadt der Mann lebe, um deſſentwillen ihr Gott die Sprache gegeben und den ſie im Herzen liebe, weil ſie ſeine Tapferkeit und Frömmigkeit erkannt habe, während Niemand ihren Zeichen und Hindeutungen glauben wollte. Sie führt den Pabſt und den Kaiſer, ihren Vater, zu dem Brunnen und zieht zwiſchen den beiden Steinen die Speerſpitze hervor, die mit dem herbeigebrachten Schafte ſich ſo zuſammenfügt, als wären ſie niemals entzwei geweſen. Robert wird nun aufgeſucht, man forſcht nach ſeiner Wunde, aber er bleibt noch immer ſtumm, ſpringt närriſch umher und gibt dem Pabſte den Segen. Da erſcheint der Eremit, der ihm die Buße auferlegt. Ihm iſt in der Nacht geoffenbart worden, daß dieſe Buße nun zu Ende ſei. Er verkündigt, daß dieſer für ſtumm und närriſch gehaltene Mann jener Robert ſei, den man den Teufel nannte, der aber nun einen beſſern Namen erhalten und Gottes Diener heißen ſoll; von ihm ſei das Land vor den Sarazenen gerettet worden und ſeine Sünden ſeien ihm vergeben. Robert wirft ſich auf die Kniee nieder, hebt mit lautem Preis und Danke die Hände zum Himmel auf. Die Kaiſerstochter wird nun mit dem, den ſie lang im Stillen geliebt, feſtlich vermählt. Er führt ſie nach Rouen, wo er, da ſeitdem ſein Vater geſtorben, das Herzogthum übernimmt, ſeine Mutter von manigfacher Bedrängnis befreit und, von Armen und Reichen geliebt, mit ſeiner Gemahlin ein frommes Leben führt Sie haben einen Sohn, Richard, der nachher mit Karln dem Großen viel große Waffenthaten zur Erhaltung und Ausbreitung des Chriſtenglaubens vollbringt.

Robert der Teufel lebt in der Normandie noch jetzt in der Volksſage und ſein Gedächtnis hat ſich örtlich angeheftet. Das Schloß Roberts des Teufels heißt ein wildüberwachſenes Burggetrümmer auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Seine, beim Dorfe Molineaux, unterhalb Rouen. Keine geſchichtliche Erinnerung knüpft ſich an dieſe Überreſte des Alterthums; aber die Sage, wie ſie in der ganzen Umgegend gangbar iſt, verlegt hieher den einſtigen Aufenthalt des furchtbaren Robert und den Schauplatz ſeiner Unthaten. Die Wehklage ſeiner Opfer ertönt aus den unterirdiſchen Gewölben, während er ſelbſt nächtlicher Weile die Trümmer umwandelt. Bald erſcheint er im Eremitengewand, wie er begraben worden, mit bloßen Füßen und kahlem Haupt an der Stelle, wo die Unglücklichen begraben wurden, und am Morgen findet man dann die Erde aufgewühlt; bald ſchweift er auf einem nur von ihm betretenen Pfade in Geſtalt eines von Alter gebleichten Wolfes [1] umher, blickt traurig nach den Trümmern ſeiner Burg und erhebt ein klägliches Geheul, das einer Menſchenſtimme gleicht. Dieſer graue Wolf iſt noch allen Nachſtellungen der Jäger entgangen, obgleich er an die offenſte Stelle herauskommt. Eine Abbildung und Beſchreibung der Ruine, mit dieſen Sagen, in: Voyage pittoresque et romantique dans l'ancienne France, par Taylor, Nodier et de Cailleux; der Text iſt auch dem erſten Theile des Romans: Robert-le-Diable ou le Château de Molineaux (traditions normandes, recueillies et publiées par Placide-Justin. B. 1 bis 4. Paris 1823) vorgeſetzt.

An der Vorderſeite der Genovevenkirche zu Paris zeigte man ehedeſſen einen großen eiſernen Ring, von dem die Sage war, Robert der Teufel, von brennendem Fieber gequält, ſei in der Nacht zur Abtei Sainte-Genevieve gekommen, um durch Berührung der Reliquien dieſer Heiligen geheilt zu werden, der Abt aber habe ſich geweigert, einen ſolchen Übelthäter zum Heiligthume zu führen, worauf ihn Robert in ſeiner Wuth an den Eiſenring aufgehängt und dieſen an der Mauer befeſtigt habe (Tristan le Voyageur, ou la France au 14 siècle. Par M. de Marchangy. B. VI, Paris 1825 bis 1826; hieher B. III, S. 342).

Die Perſon dieſes der Sage ſo wohl bekannten Herzogs Robert geſchichtlich aufzuweiſen, iſt noch nicht gelungen. Es gibt zwar eine alte Chronik der Normandie (zu Rouen ohne Jahrszahl gedruckt), nach welcher, vor der Beſitznahme dieſes Landes durch die ſkandinaviſchen Eroberer, Herzoge von Neuſtrien beſtanden, deren erſter, Robert, der Vater Roberts des Teufels war. Allein dieſe Chronik iſt noch ſelbſt halb ſagenhaft (Tristan le Voyageur III, 26, 1; vgl. Robert le Diable, par Pl. Justin I, XVII).

---

[1] [Contes populaires, préjugés, patois, proverbes, noms de lieux de l'arrondissement de Bayeux, recueillis et publiés par Frédéric Pluquet. Deuxième édition. Rouen, Édouard Frère, éditeur, libraire de la bibliothèque de la ville, Quai de Paris, No. 45. 1834. 8°. S. 14 (Contes populaires, Traditions, Usages): Les Lubins. Ce sont des fantômes en forme de loups, qui rôdent la nuit, cherchent à entrer dans les cimetières, et du reste sont assez peureux. Leur chef est tout noir et plus grand que les autres. Lorsqu'on s'approche, il se dresse sur ses pattes, se met à hurler, et toute la troupe disparait en criant: „Robert est mort! Robert est mort!“ S. 80 (Patois et Noms Triviaux): Huards, lutins, farfadets; à cause des huées que l'on suppose qu'ils poussent en traversant les airs, pendant la nuit. S. 94: Roberde, l'herbe à Robert: „geranium Robertianum.“]

Ähnliche Büßungen, wie ſie dem reuigen Robert aufgelegt werden, kommen auch in andern legendenhaften Erzählungen aus dem Mittelalter vor (vgl. Altengliſche Sagen I, 6 f.). Welches aber auch der Urſprung und die urſprüngliche Geſtalt der Sage ſein mochte, ſo iſt ſie doch unter den eigentlichen Normannen volksmäßig geworden und iſt mit den gleich nachher zu betrachtenden, unverkennbar aus nordiſchen Erinnerungen erwachſenen Sagen von Richard nicht bloß äußerlich, genealogiſch, ſondern auch innerlich, durch denſelben finſtern, von nordiſcher Abkunft zeugenden Geiſt verbunden. Wie die Herzogin das Kind, das ſie gebären würde, dem Teufel gelobt, ſo in der nordiſchen Halfsſaga Geirhild das ihrige dem Odin (Sagabibl. II, 449 ob.); und wie bei Roberts Geburt der Tag ſich verfinſtert und der Sturm das Haus zu zertrümmern droht, ſo ſagt das Eddalied von der Geburt Helgis des Hundingstödters zu Bralund: „Nacht war in der Burg u. ſ. w. Burgenbruch [zerſtörender Sturm] iſt in Bralund.“ (Rasks Edd. 149^a. Grimm, Edda 57. Finn M. III, 273. Afzelius Edda 142.) Roberts tobendes Weſen gemahnt an die nordiſche Berſerkerwuth.

2. Richard Ohnefurcht[1].

Die älteſten ſchriftlichen Aufzeichnungen der Sagen von ihm gibt die normanniſche Reimchronik des Robert Wace[2] vom Schluſſe des 12ten Jahrhunderts:

---

[1] Tristan le Voyageur III, 79. 88. 366.

[2] [Der Vorname Robert iſt Wace fälſchlich von Huet beigelegt worden. Man vergleiche über den Dichter mein Buch über Creſtien von Troies, Tübingen 1854. 8. S. 152. 153 und É. du Méril, La vie et les ouvrages de Wace in Eberts und Wolfs Jahrbuch für romaniſche und engliſche Litteratur. I. Berlin 1858. 8. S. 1 bis 43. H.]

Le Roman de Rou et des ducs de Normandie, par Robert Wace, poète normand du 12 siècle, publié pour la première fois par Fréd. Pluquet. 2 Bände. Rouen 1827. (Rou, lat. Rollo, Hrolf, der Stifter des normanniſchen Staates in Frankreich; in der Taufe nahm er den Namen Robert an.)

Hier wird von dem dritten Herzog der Normandie, Richard I, dem Sohne Wilhelms Langſchwert und Enkel Rollos, aus der zweiten Hälfte des 10ten Jahrhunderts, verſchiedenes Sagenhafte erzählt (I, 278 ff.):

> Richard hatte nie vor irgend etwas Furcht, er gieng bei Nacht, wie bei Tag, umher und traf auf manches Geſpenſt (fantosme). Weil er ſo viel bei Nacht aus war, ſagten die Leute, er ſehe ſo hell in der Nacht, als Andre am Tage. Auf einem ſolchen nächtlichen Ritte begegnet ihm ein Abenteuer, deſſen Erzählung ich aus der altfranzöſiſchen Reimchronik ſo überſetzt habe: Graf Richard von der Normandie u. ſ. w. (Gedichte, 2te Aufl. S. 409 [53ſte Aufl. 1868. S. 412 ff. K.].)***

(Ganz Daſſelbe wird, in deutſcher Sage, vom Junker Rechenberger, deſſen wir beim wüthenden Heere gedacht, in Kirchhofs Wendunmuth Bl. 75^b erzählt.)

Robert Wace läßt noch ein andres Abenteuer folgen, von dem er ſagt, man würde es kaum glauben, wenn es nicht ſo ſehr bekannt wäre. Er habe es Mehrere erzählen hören, die es von ihren Voreltern gehört. Es iſt dieß die Geſchichte eines auf einem nächtlichen verliebten Gange im Waſſer verunglückten Sacriſtans der Abtei Saint Ouen, um deſſen Seele ein Teufel und ein Engel ſich ſtreiten und den Grafen Richard zum Schiedsrichter wählen. Dieſe Erzählung ſteht mit der vorigen in der Sammlung meiner Gedichte[1] verdeutſcht. Sie iſt mehr witzig, als ſagenhaft.

Noch zwei andre ſeltſame Begegniſſe, welche Richard und einer ſeiner Jäger im Walde hatten, berichtet die Reimchronik (I, 288 bis 292): ich übergehe ſie jedoch, weil die Überlieferung hier unklar und entſtellt erſcheint.

Die ſchon erwähnte proſaiſche Chronik der Normandie ſoll gleichfalls dergleichen Dinge aus Richards Zeit erzählen (Tristan le Voyageur III, 367).

---

[1] [53ſte Aufl. S. 414. K.]

Am zahlreichſten ſind ſeine geſpenſtiſchen Abenteuer in einem noch jetzt im Umlauf befindlichen franzöſiſchen Volksroman zuſammengeſtellt:

L'histoire de Richard Sans-Peur, duc de Normandie, fils unique de Robert le diable u. ſ. w. A Troyes o. J.

Wie dieſer Titel beſagt, iſt Richard Ohnefurcht hier ein Sohn Roberts des Teufels und der Tochter des Kaiſers von Rom. Was von ihm erzählt wird, bildet nicht eine einzige, fortlaufende Geſchichte, wie die ſeines Vaters, ſondern es ſind mehr einzelne Abenteuer an einander gereiht, deren Faden darin beſteht, daß die böſen Geiſter, beſonders einer mit Namen Brundemor, den furchtloſen Herzog auf manigfache Weiſe, jedoch vergeblich, in Schrecken zu ſetzen bemüht ſind. Ich hebe von dieſem Geſpenſterſpuk Einiges aus, was uns weitere ſagengeſchichtliche Beziehungen darbietet.

Der Teufel Brundemor hat ſich gerühmt, dem Herzog Richard Furcht einzujagen. Als nun Dieſer allein mit einem Hündlein, das er auf dem Sattelbogen hält, durch einen finſtern Wald reitet, kommt Brundemor mit mehr als 10000 Huars (huer, laut rufen), welche fürchterliches Geſchrei und Geheul erheben, gerad auf ihn hergefahren. Richard aber erſchrickt nicht im mindeſten, ſondern ruft und ſchreit mit ihnen, worüber ſie ſo in Zorn gerathen, daß ſie das Hündlein zwiſchen ſeinen Armen zerreißen; ihn ſelbſt wagen ſie nicht zu berühren. Nachdem Brundemor noch unter verſchiedenen Verwandlungen, wohin auch die Geſchichte mit dem Todten auf der Bahre zu gehören ſcheint (Richard Sans Peur S. 17), das Schrecken vergeblich verſucht hat, tritt er mit Richard in freundlicheres Verhältnis.

Richard hat ſich auf einem Turnier, welches Karl der Große veranſtaltet hatte, die Gunſt Clariſſens, der Tochter des Königs von England, durch ſeine Tapferkeit verdient. Auf ihrer Heimkehr durch die Normandie entführt er ſie ihren Begleitern gewaltſam und vermählt ſich mit ihr. Darüber bekriegt ihn ihr Vater, der König von England. Als Richard zur Schlacht reitet, ſieht er vor ſich einen ſchwarzen Ritter, der ihm ſeine Dienſte anbietet, unter der einzigen Bedingung, daß, wenn er ſelbſt jemals bekriegt werde, der Herzog ihm die gleiche Hülfe erweiſe. Richard ſagt es zu und fragt dann nach dem Namen des Ritters. „Brundemor," erwidert dieſer; „fürchte dich nicht! Alle werd' ich tödten, die in der Schlacht auf mich treffen." Brundemor focht auch ſo tapfer, daß die Engländer völlig geſchlagen wurden. Nach erlangtem Siege wiederholte Richard ſein Verſprechen; ſie trennten ſich und Brundemor ritt in den Wald hinein. Drei Tage nach der Schlacht wollte Richard einen ſchwanweißen, von Feen aufgezogenen Eber jagen und übernachtete zuvor in der Abtei von

Fescamp. Gegen Mitternacht erſchien ihm ein gewappneter Ritter, in welchem Richard den Brundemor erkannte, und forderte ihn auf, nunmehr ſeinem Verſprechen Genüge zu leiſten. Der Herzog ſtand auf, waffnete ſich und ritt in der Nacht mit Brundemor in den Wald, wo ſie zwölf kampfgerüſtete Ritter fanden. Es war Burgifer, ein andrer Teufel, der Gegner Brundemors, mit ſeinem Geleite. Ihn ſollte Richard im Zweikampfe beſtehen. Er zeigte ſich bereit dazu und ein hartnäckiges Gefecht erhob ſich. Burgifer ſchwang ein feuriges Schwert, zuletzt aber ſchlug Richard gegen ihn mit dem Knopfe des ſeinigen, in welchen mehrere Reliquien gefaßt waren. Da muſte ſich Burgifer ergeben und ſo beſtand Richard auch dieſe Probe ſeiner Furchtloſigkeit.

Von den übrigen Abenteuern ſind hauptſächlich noch diejenigen beachtenswerth, welche den geſpenſtiſchen Ritter Hellequin[1] betreffen.

Als Richard einmal durch den Wald ritt, ſah er vor ſich Haſen und Rehe, von einem großen Rudel bellender Hunde verfolgt, vorübereilen. Er dachte eben, wer wohl ohne ſeine Erlaubnis in dieſem Forſte jagen möge, als er drei gewaffnete Ritter vor ſich ſah. Alsbald griff er dieſe unberufenen Jäger an und ſchlug ſich ſo tapfer mit ihnen, daß ſie zuletzt die Flucht ergriffen und ihre Hunde im Stiche ließen. Mit verhängtem Zügel rannte Richard ihnen nach, im Verfolgen aber gewahrte er einen Tanz von Leuten, die im Kreiſe reihten. Da gedachte er des Geſchlechts von Hellequin (de la race de Hellequin), wovon er ſonſt reden gehört hatte.

Dieſer Hellequin war von einem alten und berühmten Stamm entſproſſen. In einem blutigen Kriege Karl Martells gegen die Sarazenen, die in Frankreich eingefallen waren, hatte dieſer Ritter ſeine Habe im Dienſte ſeines Herrn verzehrt und ſelbſt ein ſchönes Schloß in der Normandie verkauft, um die Kriegsbedürfniſſe anzuſchaffen. Nach dem Kriege nun ſah er ſich von Allem entblößt und fieng deshalb, mit mehreren ſeiner Verwandten, zu rauben und zu plündern an. Jedermann rief gegen ihn um Rache zu Gott. Er wurde von einer ſchweren Krankheit ergriffen, an der er ſtarb, und war in Gefahr, verdammt zu werden. Aber Gott hatte Erbarmen mit ihm, weil er ſtets gegen die Sarazenen gekämpft und den Chriſtenglauben gemehrt hatte; zur Buße jedoch ward er verurtheilt, jede Nacht mit denen ſeines Geſchlechts an den Orten umzugehen, wo ſie Böſes verübt hatten; meiſt fand man ſie tanzend oder jagend.

---

[1] [Über die mesnie Hellequin vgl. Les manuscrits françois de la bibliothèque du roi. Par Paulin Paris. I. Paris 1836. S. 321 bis 325. Le livre des légendes, par le Roux de Lincy, Paris, Silvestre, 1836. Th. Wright, Deposit. of Richard II. S. 53.] [Man vgl. ferner: J. Grimm, Deutſche Mythologie, zweite Ausgabe. Göttingen 1844. 8. II. S. 893. 894. W. Menzel, Odin. Stuttgart 1855. 8. S. 226. 227. F. Liebrecht, Des Gervaſius von Tilbury Otia imperialia. Hannover 1856. 8. S. 198. 199. H.]

Als nun Richard Ohnefurcht den Tanz des Geſchlechtes von Hellequin (de la lignée de Hellequin) gewahr worden, ſpornte er ſein Roſs nach ihnen hin, und als er ihnen nahe war, ſah er wunderbare Dinge. Gleich vorn ſah er ſeinen Marſchalk, der vor länger als einem Jahre geſtorben war. Richard war ſehr darüber erſtaunt, doch ohne ſich zu fürchten. Auf ſein Befragen erklärte ihm der Marſchalk, daß er mit denen, die hier am Tanze ſeien, büßen müſſe. Der Herzog verlangte Hellequin ſelbſt zu ſprechen, um ihn wegen des Jagens in ſeinem Forſte zur Rede zu ſtellen. Der Marſchalk führte ſeinen vormaligen Herrn zu einem Strauche, worauf Hellequin ſaß und breitete ein ſeidenes Tuch auf dem Boden aus, auf welches ſich Hellequin nun niederließ. Auf die Frage des Herzogs, wegen des Jagens im fremden Forſte, gab er zur Antwort, daß dieß ihnen zur Sündenbuße auferlegt ſei und ſie täglich große Qual erleiden. Beim Abſchied gab Hellequin dem Herzog das Seidentuch, welches ſehr koſtbar und von unbegreiflicher Hand gewirkt war. Nach ſeiner Heimkunft ſtiftete er daſſelbe als Altartuch in die Liebfrauenkirche zu Rouen.

Der Held dieſer wunderſamen Abenteuer iſt auch in den karolingiſchen Sagenkreis verwoben worden, wie wir ſchon die angeführten Volksbücher von ihm und ſeinem Vater andeuten hörten. Beſonders im Roman von Fierabras ſpielt der kühne Richard von der Normandie, als einer von Karls Genoſſenſchaft, eine bedeutende Rolle. Aber ſo wenig Karl der Große und ein normanniſcher Herzog Richard gleichzeitig waren, da ja die Normannen erſt ein Jahrhundert nach Karls Tode ſich im nördlichen Frankreich feſtſetzten, ſo wenig gehören der fränkiſche und der normanniſche Sagenkreis urſprünglich zuſammen. Es hat nun auch hier jener Trieb der epiſchen Sagenbildung gewaltet, vermöge deſſen verſchiedene Heldenkreiſe ſich allmählich zum größeren Cyklus verbinden.

Unverkennbar ſind die Sagen von Richard Ohnefurcht altes Erbtheil der romaniſierten Normannen aus der nordiſchen Heimath. Die Geiſterkämpfe überhaupt fanden wir in der nordiſchen Sage zu Hauſe. Wie Brundemor dem Herzog in der Schlacht beiſteht und ſich dafür einen Gegendienſt bedingt, dieß iſt ganz das Verhältnis des Kampfgottes Odin zu den Helden des Nordens; er bedingt ſich aber die Seelen der Erſchlagenen. (Unter dem Namen Bruni nimmt Odin an der Bravallaſchlacht als Wagenführer Haralds Theil.) Verdunkelt, in ihrem rechten Sinne verkannt, ſind allerdings die nordiſchen Mythen in der normanniſchen Überlieferung, aber darum doch noch im Grunde durchſchaubar.

Dieß gilt auch von Hellequin. Leicht ergeben ſich hier dieſelben Anſchauungen, wie in den deutſchen Volksſagen von der wilden Jagd, von der Wiederkehr der Todten im wüthenden Heere[1], in Wuotans, Odins Fahrt. Was wir die wilde Jagd, das wüthende Heer nennen, heißt noch in der Normandie la chasse Hennequin (Hellequin) (Tristan le Voyageur II, 350 f.). In England hieß es, nach der normanniſchen Eroberung, in lateiniſchen Chroniken des Mittelalters: Milites Herlikini (Herleurini), familia Helliquinii (Minstrelsy. 5 ed. II, 129 f.). Nun iſt uns bereits die deutſche Sage vom wüthenden Heere in Beziehung getreten mit dem nächtlichen Reiten des todten Helgi und ſeines Gefolges. In Hellequin, Helliquinius haben wir nun auch den wenig umgeformten Namen. Wenn von Hellequin geſagt wird, er ſei aus einem alten und berühmten Geſchlecht entſprungen, ſo gehörte Helgi zu dem Heroenſtamme der Völſunge, deren Stammvater Odin ſelbſt war. Vermiſcht und getrübt iſt freilich auch hier der alte Mythus. Der Tanz der Leute Hellequins iſt ein nordiſcher Elfentanz; daß ſie aber zur Buße ihrer Sünden kämpfen, jagen und tanzen, iſt Vorſtellungsweiſe des chriſtlichen Mittelalters.

So ſind wir, wie früher mit der deutſchen Volksſage, ſo nun auch mit der franzöſiſchen, dahin zurückgekommen, von wo unſre ganze Darſtellung ausgieng, zum alten Odin und den Anſchauungen des odiniſchen Glaubens.

Ich ſchließe hiemit dieſe Vorleſungen, die zwar nicht ganz den Kreis ermeſſen konnten, den ich mir anfänglich vorgezeichnet hatte, die aber doch hinreichenden Stoff darboten, um ſich an ihm das Weſen und die weiten Züge der Sagendichtung zu veranſchaulichen.

---

[1] [Vgl. oben S. 613. K.]

Anhang.

Einleitung zur Vorleſung über nordiſche Sagenkunde [1].

Zur Einleitung der Vorleſungen, die ich heute eröffne, habe ich nur Weniges über Gegenſtand und Richtung derſelben voranzuſchicken; denn ich halte für zweckmäßig, ſich baldmöglich in die Sache ſelbſt zu verſetzen und erſt aus der näheren Bekanntſchaft mit ihr die allgemeineren Betrachtungen hervorgehn zu laſſen.

Die nordiſche Sagenkunde gehört in den Kreis derjenigen Studien, welche ſich mit einem längſt entſchwundenen, von den Zuſtänden der Gegenwart äußerſt verſchiedenen Zeitalter beſchäftigen. Es mag für den erſten Anſchein etwas Widerſtrebendes darin gefunden werden, ſich mitten aus einer vielbewegten Zeit in die ausgeſtorbene Vergangenheit zu verſenken und die Theilnahme für ſo Entlegenes in Anſpruch zu nehmen, während der nächſte Augenblick unſre Aufmerkſamkeit lebhaft anregt. Gleichwohl wird ſich bei genauerer Erwägung zeigen, daß die Erforſchung eben jener fernen Alter nicht bloß ein Ziel gelehrter Wißbegierde, daß ſie vielmehr der Freiheit des Geiſtes förderlich und ein Bedürfnis des tieferen Gemüthes ſei.

---

[1] [Im Sommerhalbjahr 1833 wollte Uhland das Hauptthema der vorſtehenden Vorleſungen unter dem Titel „Nordiſche Sagenkunde“ nach neuer Bearbeitung wieder vortragen. Es iſt bekannt, daß er am 23 Mai die Entlaſſung von ſeinem Lehramt erhielt. Von der Vorleſung iſt eben nur die Einleitung neu ausgearbeitet worden. Obgleich dieſelbe in den Hauptpunkten mit der oben S. 3 ff. 14 ff. gegebenen Einleitung übereinſtimmt, iſt doch die Form neu und veredelt. Die unveränderte Mittheilung dieſes letzten von Uhland für den Lehrſtuhl ausgearbeiteten Vortrags wird daher keiner weiteren Rechtfertigung bedürfen. K.]

Den Geiſt kann die vollere Anſchauung verfloſſener Zeiten von zweifachem Vorurtheile frei halten, von der Gebundenheit durch das Abgelebte und von der Befangenheit im Gegenwärtigen. So kann eine gründliche Kenntnis des Mittelalters nur zu der bewuſteren Überzeugung führen, daß dieſe Zeit ihr eigenthümliches Leben abgeſchloſſen, ihre beſondre Aufgabe gelöſt habe; damit aber ſtellt ſich uns die Aufgabe der eigenen Zeit um ſo reiner heraus und der Hinblick auf das Vergangene fordert uns auf, auch unſrem Berufe friſch und rüſtig nachzuſtreben. Auf der andern Seite wird uns die Einſicht in das Weſen früherer Perioden wohl erkennen laſſen, daß auch ſie nicht lediglich die Beſtimmung hatten, Steine zu unſrem Bau herbeizuſchleppen, daß ſie wirklich ihr eigenthümliches Leben lebten, ihren Charakter entwickelten, ihre eigenen Werke ſchufen, daß jede größere Periode neben ihren beſondern Mängeln auch ihre beſondern Vorzüge aufzuweiſen hat, die einer folgenden ſchon darum, weil ſie eine neue iſt, nicht wieder in dieſer Art erreichbar ſind. Eben in ſolcher Manigfaltigkeit der Entwicklungen äußert ſich der unerſchöpfliche Reichthum des Weltgeiſtes und zugleich ſeine Gerechtigkeit, indem er weder der Erſtgeburt noch den Jüngſtgeborenen einen unbedingten Vorrang einräumt. In geiſtiger Auffaſſung iſt auch wirklich alles Beſtandene und Beſtehende gleichzeitig, in ihr tritt das Ferne der Zeit, wie des Raumes, in die Gegenwart und alle die ſucceſſiven Geſtaltungen des Völkerlebens ſtellen ſich zum Geſammtbilde neben einander.

Auch das Gemüth fühlt ſich in die Zeiten vor uns hingezogen. Während wir in der Gegenwart für die Zukunft arbeiten, ſinken wir mit jedem Augenblicke ſelbſt in die Vergangenheit hinab; und indem wir ſelbſt wünſchen, im Gedächtnis kommender Geſchlechter fortzuleben, vernehmen wir auch die Mahnung der hingegangenen, ihrer nicht zu vergeſſen. Jeder Erdentag ſtellt uns in den Gegenſchein von Vergangenheit und Zukunft, bald ſehen wir die weſtlichen Berge von der Morgenſonne beleuchtet, bald die öſtlichen von der Abendſonne. Das ältere Geſchlecht, das wir zu Grabe tragen, an das ſich rückwärts unſre früheſten Erinnerungen knüpfen, iſt uns doch wieder vorangeeilt in die Zukunft und unſer liebendes Angedenken kann ſich bald dem Abſchiede, bald dem Wiederſehen zuwenden. Wollen wir einmal nicht vereinzelt ſtehen, fühlen wir uns durch ein heiliges Band der geſammten Menſchheit verbunden, warum ſollte dieſes nicht auch die Geſchlechter umſchlingen, welche vor uns gelebt haben? Es fragt ſich auch am Ende doch nur, wo die echteſte, kräftigſte Poeſie zu finden ſei; das rückſichtloſe Streben nach dem Schönen, nach der wahren Poeſie iſt auch ein Bedürfnis der Gegenwart und hiebei kann ſelbſt die fernſte Vergangenheit nicht ausgeſchloſſen ſein.

Was uns aber in der Kenntnis früherer Zeitalter für Geiſt und Gemüth Befriedigendes liegen kann, das ſind doch nicht ſowohl die äußern Ereigniſſe, als wieder das geiſtige Leben, deſſen Wirkung und Ausdruck jene Ereigniſſe ſelbſt ſind. Gerade nun die älteſten, vorgeſchichtlichen Zeiten jedes Volkes, diejenigen, bei welchen wir die mindeſte Stufe geiſtiger Bildung vorausſetzen möchten, haben ihr Gedächtnis einzig und durchaus in idealer Weiſe, in der Volksdichtung, der Sage, auf die Nachwelt gebracht.

Es ſind dieß die Zeiten, in denen die menſchlichen Geiſteskräfte noch in ſolcher Ungeſchiedenheit wirken, daß ihr höheres Erzeugnis nichts anderes ſein kann, als Poeſie. Geſchichte, Glaubens- und Sittenlehre, alle in ſpäteren Altern ſo weit auseinandergehenden Richtungen geiſtiger Thätigkeit, ſind hier noch in den Bildern und Klängen des Liedes zuſammengefaßt. Die Schrift iſt nicht erfunden oder doch von keinem litterariſchen Gebrauche, weil für ſie kein Bedürfnis beſteht, weil der todte Buchſtabe nicht vermiſst wird, wo die lebendigen Geſtaltungen der Phantaſie im Gedächtnis haften. Alles iſt hier mündliche Überlieferung, Sage. Aber dieſe Sage kann auch nur eine poetiſche ſein, weil, ſobald ſie aufhörte, durch und auf die Einbildungskraft zu wirken, ſie damit auch die einzige Gewähr ihrer Dauer aufgegeben hätte.

Fragen wir nach den Überlieferungen aus der vorgeſchichtlichen Zeit unſres eigenen, des germaniſchen Stammes, die doch in unſrer Sinnesart den meiſten Anklang finden dürften, ſo eröffnet ſich uns allerdings ein weites Gebiet manigfaltiger Sagendichtung. Was jedoch das eigentliche Deutſchland betrifft, ſo ſind über ſeinen Boden ſo vielfache Völkerzüge hingeſchritten, er iſt von ſo frühem und verſchiedenartigem Anbau umgewühlt worden, daß die älteſte, heimiſche Sage ſich unmöglich mehr in urſprünglicher Lauterkeit und Vollſtändigkeit fortpflanzen und in ſolcher zur ſchriftlichen Aufzeichnung gelangen konnte.

Die frühzeitig begonnene Bekehrung der deutſchen Völker zum

Chriſtenthum nahm ihrer angeſtammten Sage den religiöſen Grund, auf welchem ſie erwachſen war, und da ſie auch nicht ſich eignete, dieſe heidniſche Grundlage mit einer chriſtlichen zu vertauſchen, ſo muſte ſie ſich gröſtentheils auf menſchliche Verhältniſſe zurückziehn und ſelbſt den alten Göttermythus in ſolche umgeſtalten, ſo daß wir denſelben in ihr mehr nur ahnen und durchfühlen, als zu klarer und voller Anſchauung bringen können. Hiernach hat ſich in Deutſchland zwar eine vielumfaſſende Heldenſage, ein großer epiſcher Cyklus, gebildet und erhalten, aber ohne mehr in Verbindung mit einer entſprechenden Götterſage das volle Weltganze des deutſchen Alterthums darzuſtellen.

Dagegen lag abſeits der großen Völkerſtraße und außerhalb des Bereichs der erſten Bekehrungen das Ländergebiet des ſkandinaviſchen Nordens: Dänemark, Schweden, Norwegen mit den hauptſächlich von letzterem aus bevölkerten Inſeln, Island und den Faaröen. Die Bewohner dieſer Länder bilden einen der germaniſchen Hauptſprachſtämme; norræna, die nordiſche, hieß die Sprache, die noch über die heidniſche Zeit hinaus ihre gemeinſame war und ſich im Isländiſchen fortdauernd erhalten hat, wogegen anderwärts ſich beſondre Mundarten ausſchieden und im Schwediſchen und Däniſchen zu eigenen neuern Sprachen geſtalteten. Von den übrigen Hauptſtämmen germaniſcher Zunge kommt dem nordiſchen am nächſten der niederdeutſche, am entfernteſten ſteht ihm der gothiſche. Erwägt man nun, daß auch die mythiſchen Beſtandtheile der gothiſchen Überlieferungen, wie ſie in deutſcher Heldenſage durchſcheinen, die wenigſte Beziehung zu den ſkandinaviſchen Mythen darbieten, daß dagegen die wenn gleich nur ſparſamen Nachrichten von den Göttern der alteingeſeſſenen Germanen und vom Heidenthum der ſächſiſchen Völkerſchaften ihren unverkennbaren Anklang in der nordiſchen Götterſage finden, ſo deutet dieß noch weiter darauf hin, im Norden die Pfleg- und Zufluchtſtätte derjenigen Sage zu ſuchen, welche den älteſten germaniſchen Anſiedlern eigen war, im Gegenſatze der in der großen Völkerwanderung nachgerückten deutſchen Stämme, welche vorzugsweiſe als gothiſche bezeichnet werden können. Die Völker des ſkandinaviſchen Nordens ſind Ureinwohner, ſoferne wenigſtens die Zeit ihrer Anſiedlung über aller urkundlichen Geſchichte hinaus liegt, und ſelbſt was man aus ihrer Sage für ihre Herkunft aus dem Oſten beweiſen wollte, beruht, wie ich ſpäter zu zeigen verſuchen werde, auf

Misverſtändniſſen und gelehrten Deutungen. Die öſtliche Abkunft an ſich ſoll damit ſo wenig verworfen werden, als die gewiſſermaßen naturgeſchichtliche Thatſache, daß die ſchwächern finniſchen Stämme von einwandernden germaniſchen auf den äußerſten Rand des nordiſchen Feſtlandes hinausgedrängt worden. Jedenfalls aber beſtand hier ſeit unvordenklicher Zeit und gewiſs Jahrhunderte vor den geſchichtlich bekannten Völkerwanderungen ein Sitz und Heerd germaniſchen Weſens, das eben auch hier am längſten von fremden Einwirkungen unberührt fortlebte. Das Chriſtenthum, in deſſen Gefolge ſtets auch die manigfachſten anderwärtigen Einflüſſe der Bildung und des Verkehrs ſich geltend machten, hatte bei den Gothen ſchon im 4ten Jahrhundert und bei den Franken zu Ende des 5ten Eingang gefunden, die Sachſen waren am Anfang des 9ten mit den Waffen bekehrt worden, in den nordiſchen Ländern aber gewann das Chriſtenthum erſt ſeit dem Ende des 10ten Jahrhunderts ſeine feſtere Gründung. In ſolch langer Abgeſchloſſenheit des ſkandinaviſchen Nordens konnte und muſte denn nun jenes urgermaniſche Weſen, wie im Leben überhaupt, wie in Glauben, Recht und Sitte, ſo auch im idealen Ausdruck des innern und äußern Lebens, in der Sagendichtung, ſein vollſtes und ſchärfſtes Gepräge erlangen und bewahren. Die Verbindung des Göttlichen und Menſchlichen, des Mythiſchen und Heroiſchen, der Götter- und der Heldenſage zu einer vollſtändigen Weltanſchauung, die wir in den deutſchen Sagenkreiſen vermiſſen, iſt in den auf uns gekommenen Liedern und Sagen des Nordens noch weſentlich unverkümmert vorhanden. Es iſt nicht zu verkennen und müſte ſogar als nothwendig vorausgeſetzt werden, daß dieſe Sagenwelt ihre beſondre, heimathlich nordiſche Färbung an ſich trage, daß in ihr die Natur des Landes und die Lebensweiſe ſeiner Bewohner nicht ohne Spur geblieben ſei, daß ſie an Örtliches und Geſchichtliches jener Gegend ſich anknüpfe. Aber auch davon liegen, wie ſchon erwähnt, erhebliche Anzeigen vor, daß ſie, den größern und bedeutſamern Zügen nach, auch andern deutſchen Stämmen gemeinſam war; und ſelbſt wenn dieß weniger der Fall geweſen wäre, ſo würden wir doch nur durch ſie noch in die Tiefe des älteſten germaniſchen Geiſtes hinabzublicken, nur in ihr noch ein volles ſyſtematiſches Erzeugnis desſelben zu erfaſſen im Stande ſein.

Wir verdanken dieſe im Weſentlichſten vollſtändige Erhaltung der nordiſchen Sage dem Umſtande, daß ſie noch zur rechten Zeit und unter günſtigen Verhältniſſen aus der mündlichen Überlieferung in die Schrift aufgenommen wurde, und zwar iſt dieß vorzüglich das Verdienſt der Isländer. Wie die größern ſkandinaviſchen Ländergebiete dem übrigen germaniſchen Feſtlande abſeits liegen, ſo liegt wieder über jene hinaus die Inſel Island einſam im Weltmeere. Dieſes rauhe, winterliche Eiland, mit Schneebergen, welche Flammen auswerfen, wurde gegen das Ende des 9ten Jahrhunderts von Norwegen aus bevölkert. Damals verließen viele der angeſehenſten norwegiſchen Geſchlechter, denen die Alleinherrſchaft des Eroberers Harald Schönhaar unerträglich war, ihre Heimath und gründeten auf Island einen Freiſtaat, der ſich bis über die Mitte des 13ten Jahrhunderts unabhängig erhielt. Das Chriſtenthum wurde daſelbſt um das Jahr 1000 eingeführt. Die Einwanderer hatten ihren geiſtigen Beſitz, Lied und Sage des Stammlandes, mit ſich herüber genommen und pflegten denſelben hier mit dem beharrlichſten Eifer. So wenig die neue Wohnſtätte äußerlich als ein Garten der Poeſie erſcheinen mochte, ſo war ſie doch eben in ihrer Abgeſchiedenheit, mit ihrer ſtrengen Natur, ihren langen Wintern und Winternächten wohl geeignet, auf Beſchäftigungen und Genüſſe des geiſtigen Lebens hinzuweiſen. In Island bildete ſich eine, zum Theil ſehr künſtliche Liederdichtung und von hier giengen die Skalden aus, die an den Königshöfen der nordiſchen Reiche ſangen; in Island erhielt auch die geſchichtliche und fabelhafte Erzählung in ungebundener Rede, die Saga, eine eigene Form, in welcher die Isländer aufbewahrten, was ſie in der Heimath und auf ihren beſtändigen Wanderungen im übrigen Nordlande Denkwürdiges ſelbſt erfahren oder vernommen hatten. In dieſer emſig eingeübten und entwickelten Form kamen die mündlichen Überlieferungen der ſchriftlichen Auffaſſung völlig vorbereitet entgegen. In der erſten Hälfte des 12ten Jahrhunderts begann das Sammeln und Niederſchreiben der Sagen und Lieder und damit die Begründung einer eigenthümlich isländiſchen Litteratur. So war der beeiſte Inſelfels im Ocean dem geſammten übrigen Norden als ein Spiegel gegenübergeſtellt, in welchem ſich die Lebensbilder älterer und neuerer Zeit abſtralten.

Was bei all Dieſem beſonders der älteſten mythiſchen und heroiſchen Fabelwelt zu Statten kam, iſt der bedeutende Umſtand, daß die isländiſche Skaldenkunſt, auch nach der Einführung des Chriſtenthums, in ihrer ſchmuckreichen Dichterſprache ſich noch überall der Namen und Bilder aus dem heidniſchen Götter- und Heldenweſen, der manigfachſten Anſpielungen auf ſolches bediente. Hiedurch war es ſchon techniſches Bedürfnis, ſich den Inhalt der alten Sagenlieder durch ſchriftliche Aufzeichnungen und Auszüge fortwährend zugänglich zu erhalten.

Dieſe Bemühungen der Isländer bilden denn auch die Grundlage, an welche ſich die Schriftdenkmäler und die zum Theil noch im Volke lebenden Erinnerungen aus den andern nordiſchen Ländern ergänzend anſchließen. Die nähere Bezeichnung der hier nur im Allgemeinſten angedeuteten Quellen wird je bei den beſondern Hauptabſchnitten und Unterabtheilungen unſrer Aufgabe erfolgen.

Die nordiſche Sagenkunde, wie ich dieſe Aufgabe benannt habe, d. h. die quellenmäßige Darſtellung und entwickelnde Erläuterung der vorgeſchichtlichen und urſprünglich mündlichen Überlieferungen des ſkandinaviſchen Nordens, wird ſich uns folgendermaßen abtheilen:

Erſter Abſchnitt: Sage des nordiſchen Heidenthums.
  Erſte Abtheilung: Götterſage.
  Zweite Abtheilung: Heldenſage.
Zweiter Abſchnitt: Spätere Volksſage.

Für den erſten dieſer beiden Hauptabſchnitte, welcher die heidniſche Sage in ungetrübter Echtheit und möglichſt vollſtändigem Zuſammenhang ermitteln und darſtellen ſoll, müſſen wir uns gleichwohl, da alle Sammlung und Aufzeichnung erſt in chriſtlicher Zeit ſtattfand, auch ſolcher Quellen bedienen, welche nicht ohne den Einfluß chriſtlicher Anſicht geblieben ſind, oder in welchen das Mythiſche und Sagenhafte eine hiſtoriſche Verkleidung erhalten hat; und in ſolchem Falle kommt es nur darauf an, das Urſprüngliche aus ſolchen Anwüchſen und Verhüllungen auszuſcheiden und herzuſtellen.

Der zweite Abſchnitt dagegen iſt beſtimmt, die Nachwirkung und Umwandlung jener heidniſchen Überlieferungen in der ſpäteren Volksſage, d. h. in den zahlreichen Volksballaden, den Mährchen, den vereinzelten Ortsſagen des nordiſchen Mittelalters und der neueren Zeit nachzuweiſen, und hier gehört die Vermiſchung chriſtlicher Begriffe, neueren Aberglaubens, mit den altheidniſchen gerade zum Charakteriſtiſchen. Beiderlei Abſchnitte werden übrigens nicht ſo ſcharf geſchieden ſein, daß ſich nicht auf beiden Seiten Übergänge ergäben, und namentlich werden wir zu dem erſtern, als dem wichtigern, manchmal herüberziehn, was ſich für ſeinen Gegenſtand auch in der ſpäteren Volksſage zur Ergänzung oder Erläuterung darbietet.

Endlich hebe ich noch einige Geſichtspunkte hervor, die mich bei der Behandlung des Ganzen leiten werden und daher auch zur vorläufigen Verſtändigung dienen können:

1) Man hat auf die nordiſche Mythologie, wie auf diejenige andrer Völker, mit Vorliebe theils die religionsgeſchichtliche und philoſophiſche, theils die naturgeſchichtliche Betrachtungsweiſe angewandt. Allerdings auch ſind in dieſen Mythen die Glaubenslehren und Philoſopheme früherer Alter, es ſind darin ihre Vorſtellungen von der Entſtehung und dem Bau der Welt, vom Wirken der Naturkräfte und vom Wechſel der Zeiten niedergelegt. Allein unſre Zeit, die im Lichte der geiſtigſten Religion erzogen, von den ausgebildetſten philoſophiſchen Syſtemen umgeben und mit den kühnſten Fortſchritten der Naturkunde vertraut iſt, wird doch, ſofern ſie nicht etwa ihre eigenen Ideen in die alten Mythen überträgt, aus dieſen, neben dem bloß hiſtoriſchen Wiſſen, nur wenigen Gewinn ziehen, wenn gerade Dasjenige vernachläſſigt wird, was jenen Zeiten, der unſrigen gegenüber, am meiſten eigenthümlich iſt, ich meine die völlige Verſchmelzung der Idee mit dem Bilde, die Begeiſtigung der Natur und die Verſinnlichung des Gedankens, mit einem Worte die Poeſie der alten Glaubens- und Naturlehren. Auch für unſre ſpecielle Aufgabe ergibt ſich ſomit weſentlich der poetiſche Standpunkt der Betrachtung.

2) Wenn wir gleich weder in den eigentlichen Göttermythen, noch ſelbſt in einem großen Theile der heroiſchen Sagen des Nordens, eine Beziehung auf wirkliche hiſtoriſche Perſonen und Ereigniſſe anzuerkennen vermögen, ſo wird doch eine ſittengeſchichtliche Grundlage derſelben keineswegs zu beſtreiten ſein, eben weil alle wahrhafte Volkspoeſie Ausdruck und Erzeugnis des ganzen Charakters und Lebens der Völker iſt. Eine beſondre Ableitung und Entwicklung der nordiſchen Sage aus dem Leben, den Schickſalen und Sitten der Nordbewohner wäre jedoch ſchon darum bedenklich, weil die Sage ſelbſt älter iſt, als alle geſchichtlich gegebene Zuſtände, aus denen wir ſie erklären möchten, ſo daß die letztern wenigſtens ebenſo wohl aus ihr beleuchtet werden könnten. Noch

mehr aber iſt es eine bedeutende ſagengeſchichtliche Thatſache, daß die Sage, vermöge ihres poetiſchen Beſtandes, ihre einmal vorhandenen Keime mit eigener Triebkraft zu einer von den äußern Verhältniſſen in mancher Beziehung unabhängigen Entfaltung zu bringen pflegt. Dieſes geiſtig ſelbſtändige, innere Leben und Wachsthum der Sage nun wird unſer vorzügliches Augenmerk ſein, und wenn wir auch auf nordiſche Geſchichte und Sitte ſowohl in allgemeinern Andeutungen, als für einzelne Erläuterungen, Bezug nehmen werden, ſo werden wir doch eine durchgeführte Zuſammenſtellung der Sage mit der Sittengeſchichte nicht zu unſrer Aufgabe rechnen und ſelbſt Dasjenige, was vom heidniſchen Cultus der nordiſchen Völker geſchichtlich bekannt iſt, nur ſoweit benützen, als es Aufſchlüſſe über das innere Weſen der Götterlehre gewähren kann. Eine Zuſammenſtellung der vorerwähnten Art iſt ohne Zweifel nach beiden Seiten nützlich, aber ſie wird doch nur mechaniſch und äußerlich ausfallen können, wenn nicht auch jeder Theil in ſeinem beſondern Elemente durchgearbeitet iſt. Gewiſs wird daher auch eine beſondre Behandlung der Sagengeſchichte ihren Nutzen haben, wie denn auch eben ſie durch die ſelbſtändige Lebenskraft der Sage hiezu vorzüglich geeignet iſt; und näher betrachtet iſt ja die Sage, wo ſie ſich in größerem Umfang erhalten hat, nicht einmal ein Beſonderes, ſondern ſie gibt uns das Geſammtleben eines geſchichtlich untergegangenen Zeitalters.

3) Der poetiſche Standpunkt, den wir im Bisherigen nach verſchiedenen Richtungen geltend machten, enthebt den Gegenſtand unſrer Darſtellung auch den beſondern Gebieten des Litterariſchen und Techniſchen. Dieſer Gegenſtand iſt die Sage ſelbſt, abgeſehen von der zufälligen Form ihrer jeweiligen Auffaſſung Die Frage nach Dichtern und Verfaſſern iſt auf die Sagenpoeſie nicht anwendbar; das allmähliche Wachsthum dieſer Poeſie in mündlicher Überlieferung läßt den Antheil des Einzelnen an ihr nicht unterſcheiden und ſie erſcheint als Erzeugnis des gemeinſamen Volksgeiſtes. Werden auch einzelne Sängernamen genannt, ſo tragen doch dieſe ſelbſt das Gepräge des Sagenhaften. Erſt im Gebrauche der Schrift ſondern und befeſtigen ſich Perſönlichkeiten und Dichtercharaktere. Da ferner der erſte Urſprung des Sageninhalts niemals zu erreichen und jede zugängliche Behandlung desſelben auf ein Früheres, Gegebenes, hinweiſt, ſo kommt auch die Technik der

älteren oder jüngeren Auffaſſung für die Sagenkunde nicht in beſondern Betracht. Das Litterariſche und Techniſche wird uns daher nur inſoweit beſchäftigen, als einestheils zum Beleg des Vorzutragenden und zur Anleitung für eigenes Studium die Bezeichnung der Quellen und Hülfsmittel erforderlich iſt und anderntheils die Form, in der uns der Sagenſtoff überliefert iſt, die Zeit der Aufzeichnung und die Bekanntſchaft mit den Verhältniſſen des Aufzeichners oder Bearbeiters uns den kritiſchen Maaßſtab für die größere oder geringere Lauterkeit der Überlieferung an die Hand gibt. Die Sage ſelbſt iſt ein Schwebendes, Fließendes, das wir, von jeder beengenden Form abgelöſt, in ſeinem freien Elemente verfolgen müſſen.

Inhalt.

Seite
Vorwort des Herausgebers III
Sagengeſchichte der germaniſchen und romaniſchen Völker 1
Einleitung 3
Erſter Theil. Sagengeſchichte der germaniſchen Völker 14
Erſter Abſchnitt. Nordiſche Sage 14
1. Götterſage 16
Umriß der Götterſage 16
2. Heldenſage 86
A. Eigenthümlich nordiſche Heldenſagen 99
1. Frodi der friedſame 99
2. Hervör und Heidrek 116
3. Hrolf Kraki 138
4. Half und ſeine Recken 167
5. Fridthjof 180
6. Vier norwegiſche Helden 197
7. Hadding 198
8. Regner 201
9. Amleth 205
10. Uffo 213
11. Asmund 217
12. Fridlev 220
13. Othar und Syrith 225
14. Alf und Alvild 228
15. Hagbarth und Sygne 229
16. Halfdan 234
17. Harald Hyldetand 234
18. Starkadr 234
1. Starkadrs Urſprung und vorbeſtimmtes Schickſal . 243
2. Starkadrs erſtes Nidingswerk 245
3. Starkadrs Kriegsfahrten 247
4. Starkadrs erſte Hofreiſe 251

Seite
5. Starkadrs zweite Hofreiſe 253
6. Starkadrs dritte Hofreiſe 257
7. Starkadrs zweites Ridingswerk 261
8. Starkadr in der Bravallaſchlacht 264
9. Starkadrs drittes Ridingswerk 265
10. Starkadrs Tod 269
B. Deutſch-nordiſche Heldenſagen 276
1. Hildur 278
2. Völundr 285
3. Die Völſunge 287
1. Sigurds Ahnen 287
2. Helgi 290
3. Sigurd 293
4. Atlis Gaſtmahl 293
5. Svanhild und ihre Brüder 293
6. Aslaug 293
4. Ragnar Lodbrok 299
5. Nornageſt 321
Allgemeinere Bemerkungen 339
1. Über das Verhältnis der Heldenſage zur Götterſage . 339
2. Über den gemeinſchaftlichen Charakter der Götter- und Heldenſage 351
3. Über die Organe der nordiſchen Sagendichtung . . . 357
3. Balladen, Ortsſagen, Mährchen 359
1. Balladen 360
Skeymners Reim 367
Lokis Sage 371
Elfenhöh 383
Herr Olof 383
Ritter Tynne 384
Der Bergkönig 387
Agnes und der Meermann 390
Der Neck 392
Der Harfe Kraft 392
Von der Meerfrau 392
Die Linde 397
Die Nachtigall 398
Der Rabe 401
Runenzauber 405
Vom gefangnen Ritter 407
Das Hirtenmädchen 408
Roſilia 411

Seite
Es war ein König in Engelland . . . 413
Aage und Elſe . . . 416
Dyring . . . 419
Hedebys Geſpenſt . . . 422
Herr Morten von Vogelſang . . . 423
Ismals Lied . . . 427
Heldenhochzeit . . . 431
Sven im Roſenhain . . . 436
Schweſter Anna . . . 437
Klein Hilla . . . 439
Klein Chriſtel . . . 441
Sie ſpielten Goldwürfel . . . 442
Tyge Hermandſen . . . 445
Herr Karl . . . 448
Königin Dagmar . . . 450
Marſchalk Stig und ſeine Töchter . . . 456
2. Ortsſagen . . . 458
3. Mährchen . . . 461
(Zweite Hälfte. Vorbemerkungen) . . . 463
Zweiter Abſchnitt. Deutſche Sage . . . 468
1. Älteſte Spuren der deutſchen Götterſage . . . 473
2. Heldenſage . . . 515
A. Der größere Sagenkreis, die cykliſche Heldenſage . . . 516
I. Inhalt der Heldenſage im Umriß . . . 516
II. Erklärung der cykliſchen Heldenſage . . . 517
1. Erklärung von geſchichtlicher Seite . . . 517
2. Erklärung von mythiſcher Seite . . . 518
1. Deutſchnordiſcher Mythenkreis . . . 518
a. Nibelungenſage . . . 518
b. Hegelingenſage . . . 536
2. Gothiſcher oder parſiſchgothiſcher Mythenkreis. Amelungenſage . . . 538
3. Erklärung der cykliſchen Heldenſage von ethiſcher Seite . . . 555
B. Nichtcykliſche Heldenſagen . . . 557
I. Sagen der Heruler . . . 558
II. Sagen der Langobarden . . . 558
III. Sagen der Thüringer . . . 558
IV. Karolingiſchfränkiſche Sagen . . . 558
V. Sagen aus der Zeit der ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſer . . . 564
Herzog Ernſt . . . 566
1. Otto I und ſein Bruder Heinrich . . . 569
2. Otto I und ſein Sohn Ludolf . . . 575

Seite
3. Otto II und ſein Vetter Heinrich 578
4. Konrad II und ſein Stiefſohn Ernſt 581
Kurzbold 588
Otto mit dem Barte 589
Sage von Kaiſer Heinrich III 589
VI. Sagen aus der Zeit der Hohenſtaufen 589
1. Friedrich von Schwaben 589
2. Der verlorne Kaiſer Friedrich 589
3. Heinrich der Löwe 595
4. Die Habsburger 595
3. Spätere Volksſage 595
1. Der Venusberg 598
2. Das wüthende Heer 604
3. Die Schildbürger. (Die Schwabenſtreiche) . . 614
Zweiter Theil. Zur romaniſchen Sagengeſchichte . . 624
Franzöſiſche Sage 625
I. Fränkiſcher Sagenkreis 626
1. Königin Berte 628
2. Karls Jugend 630
3. Agolant 631
4. Die Belagerung von Viane 636
5. Karls Pilgerfahrt 638
6. Die vier Aymonsſöhne 645
7. Fierabras 645
8. Die Schlacht von Ronceval 646
II. Normanniſcher Sagenkreis 655
1. Robert der Teufel 655
2. Richard Ohnefurcht 661
Anhang. Einleitung zur Vorleſung über nordiſche Sagenkunde . . . 667

Uhlands Schriften

zur

Geſchichte der Dichtung und Sage.

Achter Band.

8

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1873.

349
8 D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart

Vorwort des Herausgebers.

Die „Schwäbiſche Sagenkunde“, welche den gegenwärtigen Band eröffnet, iſt ein Bruchſtück eines umfaſſend ausgedachten Werkes, das Uhland im Jahre 1850 begonnen hat.

Über die Entſtehung dieſer Arbeit liegt eine mündliche und eine ſchriftliche Mittheilung ihres Verfaſſers vor, die ich beide anführen will.

„Es iſt eigen,“ äußerte ſich Uhland 1848 in Frankfurt gegen ſeine Frau, „mir ſchwebt jetzt, wo ich doch mit ganz Anderem beſchäftigt bin, oft in der ſtillen Nacht eine Mythengeſchichte von Schwaben vor. Es wird mir ohne alle Bücher Manches klar und deutlich, und wann ich wieder nach Hauſe komme, will ich es ausarbeiten. Den letzten Winter habe ich mich viel mit fränkiſchen Mythen und Sagen beſchäftigt, und nun ich von Hauſe weg bin, iſt es, als ob Schwaben mir deutlicher geworden wäre. Von den Sueven und Alemannen zieht ſich mir ein Faden durch die Heldenſage und das Mittelalter. Hauptſächlich im Schwarzwald und bis zum Bodenſee finde ich Vieles, was mir Licht verſchafft. Auch die Grafen von Tübingen gehören mir in dieſes Gebiet.“

Ganz hiermit übereinſtimmend ſchreibt Uhland in einem Briefe aus Tübingen vom 7ten October 1850 an Moriz Haupt: „Während des ſtürmiſch bewegten Lebens in Frankfurt habe ich mir, oft in der ſtillen Nacht, ohne Bücher und nur aus der Erinnerung an die heimathlichen Dinge, eine ſchwäbiſche Mythologie zugebildet, an der ſich mir manchmal der Geiſt erholt hat, wenn ich ſie auch niemals ſchriftlich ausführen ſollte.“[1]

---

[1] Ludwig Uhland. Eine Gabe für Freunde. Zum 26 April 1865. Als Handſchrift gedruckt. S. 412. 413.

Welchen Begriff Uhland mit einer ſchwäbiſchen Sagenkunde verbunden, was er im Einzelnen als zu derſelben gehörig betrachtet, läßt folgende von ihm den 28ten Februar 1852 auf ein Quartblatt geſchriebene Inhaltsüberſicht des auf zwei Bände berechneten Werkes erkennen:

Schwäbiſche Sagenkunde.

Erſter Band.

Sueviſch-alamanniſche Vorzeit.

- I. Sueven und Alamannen.
- II. Sueviſche Stammſage.
  - 1. Der Semnonenwald.
  - 2. Mutter Erde.
- III a. Volksname der Sueven.
  - 1. Svafr und Svafrlogi.
  - 2. Svafrliomi.
- III b. Sueviſche Heldenſage.
  - Swawa.
- III c. Wanderung und Neuſiedlung.
  - 1. Wanderſage.
  - 2. Hauptvölker.
  - 3. Solicinium.
- IV. Götterweſen der Sueven-Alamannen.
  - 1. Natur- und Schickſalsgötter.
    - a. Erde und Erdgeiſter.
  - 2. Wuotan und Ziu.
  - 3. Mythiſche Helden.
    - 1. Wieland.
    - 2. Iring.
    - 3. Eckhart.

Zweiter Band.

Schwäbiſches Mittelalter.

- V. Geſchichtliche Helden.
  - 1. Gerold. (Anſelm.) (Franken.)
  - 2. Welf. (Baiern.)

3. Ernſt.
4. Wilber und Hunker.
5. Friedrich.
6. Rudolf.

VI. Heilige.
- 1. St. Michael.
- 2. St. Georg.
- 3. St. Fridolin.
- 4. St. Meinrad.
- 5. St. Ulrich.
- 6. Glocken.

VII. Geſchlechtſagen.
VIII. Hexenfahrt.
IX. Märchen.
X. Ortsſagen.
XI. Tellſage.
XII. Landsknechte.
XIII. Schwabenſtreiche.

Außer dieſer ausführlichen Inhaltsüberſicht hat ſich auf einem Octavblättchen noch eine andere vorgefunden, die, wol ſchon früher entworfen und niedergeſchrieben, nicht überall mit jener übereinſtimmt[1] und mit einer einzigen Ausnahme auch kürzer gehalten iſt, durch dieſe letztere aber eine ſehr willkommene Ergänzung bietet. Unter dem Abſchnitte „Geſchlechtſagen" ſind nemlich hier genannt:

Ungeborne.[2]
Stumm- und Blindgeborne.
Wiedergeborne.
Wiederkehrende.
Schutzgeiſter. Blutbrüder.
Geiſterverkehr.
Geſpenſtiſche Jäger, Schlöſſer.
Höllenfahrten.

---

[1] So ſind hier unter den Helden ſtatt Friedrich und Rudolf genauer „Friedrich von Staufen" und „Rudolf von Habsburg" aufgeführt.

[2] Vergl. S. 398.

Die Vollendung des Werkes, das, wie man ſieht, in allen Theilen klar vor ſeinem Geiſte geſtanden, iſt Uhland nicht beſchieden geweſen; dasjenige aber, was er davon ausgeführt, ſowol der Anfang, als die Abhandlungen, die er ſich zur Bearbeitung vorweg genommen, erregt eine nun leider vergebliche Sehnſucht nach dem, was uns verſagt geblieben iſt.

Das den Seiten 1 bis 308 zu Grunde liegende, hier zum erſten Mal veröffentlichte Manuſcript iſt durchaus von Uhlands eigener Hand auf einzelne Blätter in Quarto geſchrieben. So oft aber auch der Verfaſſer zu demſelben, wie ſich deutlich zeigt, zurückgekehrt iſt, ſo oft er es auch gehandhabt hat, ſo iſt dasſelbe doch keineswegs druckfertig geworden und ich darf wol ſagen, daß die Herausgabe überaus mühſam geweſen iſt. Auf der erſten Seite findet ſich das Datum „10 Nov. 1850.“

Den aus den acht erſten Bänden von Pfeiffers Germania aufgenommenen Abhandlungen, von welchen vier der ſchwäbiſchen Sagenkunde, zwei der deutſchen Heldenſage angehören, habe ich überall die Seitenzahlen des erſten Druckes beigefügt. Kleinere Verſehen, die ſich in den erſten Abdruck eingeſchlichen, wurden ſtillſchweigend verbeſſert.

Unter der Bezeichnung „Nachträge“ habe ich eine Reihe von Aufſätzen vereinigt, die faſt ſämmtlich in das Gebiet der ſchwäbiſchen Sagenkunde fallen und wol als Vorarbeiten zu dem Hauptwerke zu betrachten ſind. Dieſe dreizehn Stücke ſind bis jetzt nicht herausgegeben worden.

Wie in den früheren Bänden ſind auch in dieſem die von Profeſſor von Keller und von mir ſelbſt herrührenden Bemerkungen, in eckige Klammern eingeſchloſſen, durch K und H kenntlich gemacht.

Tübingen, $\frac{\text{25 Mai}}{\text{19 October}}$ 1872.

Wilhelm Ludwig Holland.

Schwäbiſche Sagenkunde.

Erſter Band.

Sueviſch-alamanniſche Vorzeit.

I. Sueven und Alamannen.

Die Landſtrecke, welche weſtlich vom Oberrhein, ſüdlich von deſſen Wende zum Bodenſee, öſtlich von der oberen Donau begrenzt, nach jenen Seiten vom Schwarzwaldgebirge, nach dieſer von der rauhen Alp eingefaßt, mitten vom nordwärts ziehenden Neckar durchſtrömt iſt, war zur Zeit des Julius Cäſar, des erſten Schriftſtellers, der über dieſe Gegenden aus der Nähe berichtet, von germaniſcher Bevölkerung eingenommen. Mit dieſen Germanen ſchlugen ſich die Helvetier, ein keltiſches Volk zwiſchen dem Jura und den Alpen, fortwährend um die Rheingrenze und hatten es dieſer täglichen Kampfſchule zu verdanken, daß ſie den übrigen Galliern an Tapferkeit vorgiengen [1]. Cäſar ſagt nicht, welchem deutſchen Volke die hier anſäßigen Germanen zugehörten, und er war nicht ſelbſt über den Oberrhein gekommen, aber ſie für Sueven anzunehmen, iſt dadurch nahe gelegt, daß die größere oberländiſche Bewegung jener Zeit, der Einfall Arioviſts in das nachmals burgundiſche Gallien, hauptſächlich von ſueviſchen Schaaren getragen war [2] und Cäſar dieſe für gleichartig mit den germaniſchen Grenznachbarn der Helvetier erkennt. Von dem Suevenvolk überhaupt berichtet Cäſar, es ſei unter allen Germanen bei weitem das gröſte und kriegfertigſte; den kampfbietenden Arioviſt läßt er ſagen, der römiſche Feldherr werde erfahren, was unbeſiegte, waffengeübte Germanen vermögen, die innerhalb 14 Jahre unter kein Dach gekommen[3].

---

[1] Cäſar, bellum gall. 1, 1: „qua de causa Helvetii quoque reliquos Gallos virtute præcedunt, quod fere quotidianis prœliis cum Germanis contendunt, cum aut suis finibus eos prohibent, aut ipsi in eorum finibus bellum gerunt.“ 1, 2: „undique loci natura tuti Helvetii continentur, una ex parte flumine Rheno latissimo atque altissimo, qui agrum Helvetium a Germanis dividit, altera ex parte monte Jura altissimo“ u. ſ. w. 1, 28: „ne propter bonitatem agrorum Germani, qui trans Rhenum incolunt, e suis finibus in Helvetiorum fines transirent“ u. ſ. w. 1, 40: „hos esse eosdem Germanos, quibuscum sæpenumero Helvetii congressi, non solum in suis, sed etiam in illorum finibus, plerumque superarint“ u. ſ. w. (Hier alſo Arioviſts Germanen gleichartig mit den Grenznachbarn der Helvetier.) Cäſar 1, 39: Furchtbarkeit der Germanen.

[2] In Arioviſts Heere kämpften Marcomannen und Sueven, Cäſar, bell. gall. 1, 51, vergl. Stälin, wirtembergiſche Geſchichte 1, 7. 15; ſeine eine heimiſche Frau war eine Suevin, ebend. 53: „una Sueva natione, quam domo secum

Der Geſchichtſchreiber erklärt aber nicht bloß jene Anwohner der helvetiſchen Stromſcheide ausdrücklich für Germanen, im beſtimmteſten Gegenſatze zu ihren keltiſchen Grenzfeinden, er bezeichnet auch dieſes Verhältnis nicht als ein eben erſt ſo gewordenes und gedenkt nirgend, daß früherhin Kelten das jetzt germaniſche Grenzland inne hatten. Gleichwohl ſpricht dafür insbeſondre der Umſtand, daß hier ein germaniſcher Stamm mitten zwiſchen keltiſche Völkermaſſen keilartig eingetrieben war, denn auch öſtlich, über der Oberdonau, erſtreckte ſich weithin vindelikiſch-keltiſches Gebiet[4]. Die germaniſchen Kämpfer an der helvetiſchen Rheingrenze, durch Strom, Gebirg und Wald auf ihrem Vorlande geſchirmt, waren die ſüdweſtliche Vorhut und äußerſte Grenzwache des aus dem inneren Deutſchland nach verſchiedenen Seiten hervordringenden Suevenvolks[5], wie denn auch das Hauptgebirg, das ihren

---

adduxerat;“ ein bedeutender ſueviſcher Nachzug vom Mittelrheine ſtand ihm in Ausſicht, ebend. C. 37: „pagos centum Suevorum ad ripam Rheni consedisse, qui Rhenum transire conarentur u. ſ. w. quibus rebus Cæsar vehementer commotus maturandum sibi existimavit, ne, si nova manus Suevorum cum veteribus copiis Ariovisti sese conjunxisset, minus facile resisti posset.“ Strabo, der noch unter Tiber lebte, läßt (4, 4, § 9) die Donau in der Nähe der Sueven entſpringen, Stälin 1, 4.

[3] Cäſar, b. gall. 4, 1: „Suevorum gens est longe maxima et bellicosissima Germanorum omnium.“ 1, 36: „cum vellet, congrederetur; intellecturum, quid invicti Germani, exercitatissimi in armis, qui intra annos XIV tectum non subissent, virtute possent.“ 4, 7: „quibus ne dii quidem pares esse possint.“

[4] Weitere Anzeigen vormals keltiſcher Bevölkerung des germaniſchen Grenzlands bei Stälin 1, 4 ſ.

[5] Lucanus, der noch vor Ziehung des römiſchen Grenzwalls von Cäſar dichtete, denkt ſich den kriegeriſchen Andrang der blonden Sueven von der Elbe und vom Oberrheine kommend, Pharsal. 51 ſ.:

Fundat ab extremo flavos aquilone Suevos
Albis et indomitum Rheni caput u. ſ. w.

Schutzwall bildet, der Schwarzwald, zuerſt unter dem weitreichenden Namen des herkyniſchen Waldes vorkommend, in ſpäteren Zeugniſſen „silva marciana,“ d. h. wohl eben Grenzwald, Waldmark, benannt iſt [6].

Die Zahl dieſer grenzhütenden Germanen muß beträchtlich geweſen ſein, da ſie es mit den Helvetiern aufnehmen konnten, welche bald nachher ihr Land, das ihnen zu enge war, verließen, um ganz Gallien zu erobern [7], und dabei ſich ſelbſt mit ihren Bundesgenoſſen zu 92000 wehrhaften Männern berechnet haben ſollen [8]. Dennoch ſchweigt die Geſchichte fortan von dem germaniſchen Volke zwiſchen Oberrhein und Oberdonau, nur ſo viel läßt ſich entnehmen, daß es demſelben auf die Dauer unmöglich ward, ſeine vorgerückte Stellung zu behaupten. Die beiden Siege Cäſars, zuerſt über die Helvetier, dann über Arioviſt [9], konnten nicht ohne Nachwirkung bleiben. Die germaniſche Anſiedlung in Gallien war durch Arioviſts völlige Niederlage für dießmal gebrochen. Hundert ſueviſche Gaue, die ſich ſchon am rechten Mittelrhein geſetzt hatten, um ſich mit ihm zu verbinden, kehrten um und erlitten auf dem Heimweg durch den Anfall der Ubier großen Verluſt [10]. Im weitern Verlaufe verbreitete ſich die römiſche Herrſchaft über alle galliſche, helvetiſche, rätiſche, vindelikiſche Angrenzungen des Rheines und der Donau. Eine Reihe römiſcher Burgen und feſter Städte zog ſich mehr und mehr die linke Seite des erſtern, die rechte des letztern Stromes entlang. Die Markomannen, die ſich mit an Arioviſts Heerzuge betheiligt hatten, räumten ihre gefährdeten Wohnſitze in der Maingegend und ihr König Marobod gründete öſtlich in Böheim ein markomanniſch-ſueviſches Reich[11]. Damit war das zu Cäſars Zeit deutſche Landgebiet des Schwarzwalds und der Alp ſchon gegen die Mitte des erſten Jahrhunderts in weitem Bogen von einer römiſchen Grenzmauer umfaßt und im Rücken von germaniſchem Anhalt und Zuſammenhang entblößt. Aus all dieſem erklärt ſich hinreichend, warum auch dort die ſueviſche Vorwache ſich hinwegzog. So erſcheint denn um dieſe Zeit das bisher germaniſche Land vom Odenwalde bis zur Rheinwendung im Südweſten als ein verödetes und herrenloſes, in dem hierauf galliſche Einwanderer, die nichts zu verlieren hatten, ſich anbauten[12]. Auch iſt nicht wohl anzunehmen, daß gar kein Überreſt deutſcher Bevölkerung in der bisherigen Heimat hängen geblieben ſei. Vornehmlich aber muſte den Römern angelegen ſein, das Zwiſchenland, das auf drei Seiten von ihren Befeſtigungen umgeben war, nun gleichfalls mit ihren Heeranſiedlungen zu überziehen, und um dieſe vor dem Einfall der Barbaren zu ſichern, war es nöthig, die noch offene Nordſeite durch einen großartigen Grenzwall (limes) abzuſchließen. Dieß geſchah mittelſt des im Jahr 84 von Domitian begonnenen Pfahlrains, einer Umwallung, welche die beiden Stellen, wo der Rhein bei Mainz nordweſtlich, die Donau bei Regensburg ſüdöſtlich ausbeugt, in weitgeſtrecktem Zuge verband und damit den bisher germaniſchen Landſtrich als ſogenanntes Zehntland, Decumatenacker, dem Römerreich einverleibte[13].

---

[6] Vergl. Zeuß, die Deutſchen und die Nachbarſtämme 114 (116 u. ſ. ob.). Über „marcman“ J. Grimm, deutſche Sprachgeſchichte 503. Peutinger. Tafel: „silva marciana.“ Ammian. Marcellin. 21, 8: „per marcianas silvas.“ Beides allerdings erſt aus alemanniſcher Zeit. Viel ſpäter noch bei Hermann. contract. a. 1030: „circa silvam martianam.“ Über die Bedeutung des Namens: J. Grimm, deutſche Rechtsalt. 497; deutſche Grenzalt. (Philologiſche und hiſtoriſche Abhandlungen der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. Aus dem Jahr 1843.) 111. 116; Sprachg. 499 [2]. 503. 628. Zeuß 10***). 340*) Grenzland. Mone, Urgeſchichte des badiſchen Landes 2, 15 ob.: marcha.

[7] Cäſar, b. g. 1, 2: „(Orgetorix) civitati persuasit, ut de finibus suis cum omnibus copiis exirent, perfacile esse, cum virtute omnibus præstarent, totius Galliæ imperio potiri.“

[8] Ebend. 29.

[9] Cäſar, b. g. 54: „una æstate duobus maximis bellis confectis“ u. ſ. w.

[10] Vergl. Anm. 2, hiezu 1, 54: „Hoc prœlio trans Rhenum nunciato Suevi, qui ad ripas Rheni venerant, domum reverti cœperunt; quos Ubii, qui proxime Rhenum incolunt, perterritos insecuti magnum ex his numerum occiderunt.“

Zwei Jahrhunderte hindurch herrſchte nun römiſches Leben in dieſem neuerworbenen Gebiete. Davon zeugen die zahlreichen Bautrümmer von feſten Lagern und daraus erwachſenen Städten, die ausgegrabenen Denkmäler aller Art, häufig mit Inſchriften, Altäre, Gedenkſteine, Geräthſchaften, Münzen, die Grundlagen weitgezogener Verbindungsſtraßen, Meilenzeiger und noch erkennbare Ortsnamen. Oberdeutſche Colonien, d. h. größere, mit römiſchen Bürgerrechten und Einrichtungen, Würden und Ämtern begünſtigte Städte, Nachbilder der Mutterſtadt Rom, waren die zuvor ſchon jenſeits des Rheins und der Donau gegründeten Baſelaugſt und Augsburg (Augusta Rauracorum, Vindelicorum); eine dritte, wenn auch nicht von gleich nachhaltiger Bedeutung, erhob ſich jetzt im neuen Binnenlande, mitten zwiſchen dem bisherigen zweifachen Grenzzuge der Hauptſtröme und des Gebirgs, am oberen Neckar auf der Stelle des heutigen Rotenburg, colonia Sumlocenne, ſo bezeugt durch Inſchriften, die aus den umfangreichen Trümmern der dortigen Römerſtadt ausgegraben wurden, auch auf der Straßenkarte über den Heerweg von Vindoniſſa (Windiſch) nach Reginum (Regensburg) unter dem Namen Samulocenis durch Thürme als ein Hauptort ausgezeichnet [14].

---

[11] Zeuß 114 bis 117. [Merkel 31, 7: Marob. rex Suevorum, Aurel. Vict. epit. 2.]

[12] Die bekannte Hauptſtelle in Tacitus, Germ. 29: „Non numeraverim inter Germaniæ populos, quanquam trans Rhenum Danubiumque consederint, eos qui decumates agros exercent: levissimus quisque Gallorum et inopia audax dubiæ possessionis solum occupavere. Mox limite acto promotisque præsidiis sinus imperii et pars provinciæ habentur.“ Vergl. Stälin 1, 13 f. 61 bis 64. (Doch zieht Tacitus, Germ. 1, die Rheinwendung eigentlich zu Germanien. Auch Plinius 4, 24: „Ortus hic (Ister) in Germaniæ jugis montis Abnobæ, ex adverso Raurici Galliæ oppidi.“)

[13] [Stälin 1, 14. 61 ff. 79 ff. H.]

Von derſelben Seite, auf welcher durch den Grenzwall der römiſche Beſitz geſchloſſen ward, brach gegen Ende des 3ten Jahrh. die Sturmflut wieder ein und ſchwemmte die römiſche Schöpfung von Grund aus hinweg. Schon um 213 taucht zuerſt im Mainlande der Name der Alamannen auf, mit denen damals Caracalla im Kampfe liegt, furchtbarer tritt dieſer Name hervor, als er fünfzig Jahre ſpäter einen Völkerbund bezeichnet, der, zunächſt wieder vom untern Main ausgehend, ſo gewaltig anwächſt, daß er, unter den Wechſelfällen blutiger Schlachten, nicht bloß das Neckargebiet, Rätien und den rechten Oberrhein erobert, ſondern auch verheerend in Gallien und Italien einfällt *.

Alamannen, Alamannia, iſt fortan Bezeichnung des Volkes und Landes vom Main bis zum Bodenſee, mitbegriffen das Elſaß und bald auch über dem See die nicht burgundiſche Schweiz; dieſe Benennungen ſind auch die vorherrſchenden nicht bloß im Zeitraum der alamanniſchen Freiheit, ſondern noch Jahrhunderte hindurch, nachdem vor Mitte des ſechsten die Alamannen vollſtändig unter die Botmäßigkeit des mächtigen Frankenreichs gebracht waren, nur daß damit die nördliche Grenze zwiſchen Alamannen und Franken weiter aufwärts rückte.

---

[14] Über dieſe ganze Zeit der Römerherrſchaft ſ. Stälin, 2 Abſchn. 1, 28 ff.; über die Colonie Sumlocenne insbeſondre ebd. 91 bis 93.

* Stälin 1, 66 f. 70. 115 bis 121.

Gleichzeitig mit dem Hervortreten der Alamannen verſchwinden in der Maingegend die Namen verſchiedner kleinerer Völker (Uſipier, Tencterer u. ſ. w.) und es wird daraus geſchloſſen, daß dieſe Völker die Grundlage der alamanniſchen Vereinigung ausgemacht haben oder doch in dem ſich mächtig erhebenden Geſammtnamen aufgegangen ſeien[15].

Noch mehr aber muß auffallen, daß in dem Maße, wie der Alamannenname ſich geltend macht, der ſueviſche für längere Zeit zurücktritt, und doch iſt zum voraus nicht wahrſcheinlich, daß die Sueven bei einer neuen großartigen Bewegung ruhig geblieben ſeien, welche dieſelben Bahnen gieng, auf denen ihre Väter einſt ſo gewaltig vorgedrungen. Zu der allgemeinen Vorausſetzung treten beſondre und beſtimmtere Anzeigen der ſueviſchen Betheiligung. Die Sueven, die mit Arioviſt ausgefahren, und die hundert ſueviſche Gaue, die ihm an den Mittelrhein nachgezogen, mögen doch nicht gänzlich aus der Gegend weggeſchmolzen ſein, in welcher der Urſprung des alamanniſchen Völkervereins gefunden wird[16]. Alte Ortsnamen dieſſeits und jenſeits des Mittelrheins wahrten das Gedächtnis ſchwäbiſcher Bewohner: Suabo im Wormsgau, Suaboheim in demſelben und dieſſeits im Lobdengau[17], Suabwilare, Suäbichenheim vermuthlich im Speiergau[18]. Neben den Alamannen und ſelbſt als Theil derſelben bezeichnet, erſcheinen nach andrer Seite hin die Juthunge, ein Volk, das um die Mitte des 4ten Jahrh. Rätien verheert, deſſen Name zuletzt zum Jahre 430 vorkommt und an deſſen Stelle nachmals die Sueven als Nachbarn und Verbündete der Alamannen öſtlich der Alb genannt werden, ſo daß es nahe liegt, die Juthunge für das gleiche Volk, alſo ſelbſt ſchon für ein ſueviſches, anzuſehen[19]. Darin beſtätigt der Umſtand, daß eines

---

[15] Zeuß 90. 305 f. Stälin 1, 116.

[16] J. Grimm, Sprachgeſchichte 498 f. geht noch weiter: „Warum ſollten die am Oberrhein niederſitzenden ſiegreichen Alamannen nicht überhaupt als nachkommen jener alten Sueven betrachtet werden, zu welchen ſchon Arioviſt gehörte?“

[17] Cod. Lauresham., Ind. geogr. unter den betreffenden Namen.

[18] Tradit. Wizenburg. ebenſo.

[19] Ammian. Marcell. 17, 6 zum Jahr 358: „Juthungi Alamannorum pars;“ ein Jahrhundert ſpäter, nach Jornand. 55: „Suevis tunc juncti

Einfalls der Sueven in Rätien gedacht wird, welcher der ſchon erwähnten Verheerung derſelben Provinz durch die Juthunge nur um zwei Jahre vorangieng[20]. Daß es verſchiedene Völker geweſen, iſt viel weniger glaublich, als daß auch die Juthunge aus dem allgemeineren Suevennamen heraustraten. Sechs Jahre nach dem Juthungenzuge brechen dann in Gallien und wieder in Rätien die Alamannen verwüſtend ein[21]. Sueven, Juthunge, Alamannen folgen ſich innerhalb eines Zeitraums von acht Jahren ſo genau in derſelben Richtung, daß im raſchen Wechſel der Namen nicht auch das Volk je wieder ein andres geweſen ſein wird. Die ſueviſchen Juthunge waren ein Theil der Alamannen und dieſer letzte Name war zur Zeit des dritten Einfalls in Rätien der herrſchende und verbreitetſte.

Weiterhin findet man Alamannen und Sueven, Suaven, Alamannia und Suevia, Suavia, bald unterſchieden, aber doch enge verbunden, bald gleichbedeutend und gänzlich verſchmolzen[22]. Wo unterſchieden iſt, da ſind die Alamannen mehr auf der Weſtſeite den Rhein hinauf und ſüdlich bis zu den Alpen, die Sueven mehr öſtlich und im Binnenlande gedacht[23].

Alamanni u. ſ. w. tam Suevorum gentem quam etiam Alamannorum, utrasque ad invicem fœderatas.“ Über die Juthunge und ihr Verhältnis zu Alamannen und Sueven ſ. Zeuß 312 bis 317, Stälin 1, 122 f. 147 f. J. Grimm, Sprachgeſchichte 500 f.

[20] Ammian. Marcell. 16, 10 zum Jahr 356: „Imperator (Constantius) — adsiduis nuntiis terrebatur et certis, indicantibus Suevos Rætias incursare“ u. ſ. w. Vergl. die ſchon berührte Stelle 17, 6 zum Jahr 358: „Juthungi, Alamannorum pars italicis conterminans tractibus, obliti pacis et fœderum, quæ adepti sunt obsecrando, Rætias turbulente vastabant, adeo ut etiam oppidorum tentarent obsidia præter solitum.“ Dem früheren Einfalle, deſſen Ergebnis erſt hier angedeutet iſt, folgt ein ſtärkerer. Dazwiſchen, in das Jahr 357, fällt die Niederlage der Alamannen bei Straßburg, ebend. 16, 11 f. Vergl. Zeuß 315 **).

[21] Ammian. 26, 4 zum Jahr 364: „Gallias Rætiasque — Alamanni populabantur.“ Im Jahr 356 wie 364 ſind die Bewegungen der Sueven und die der Alamannen gleichzeitig mit ſolchen der Quaden und Sarmaten.

[22] Zeuß 306. 315 bis 317. Stälin 1, 123. (117 ob.) 148.

[23] Zeuß 316: „Die Alamannen und Schwaben, zwei zahlreiche Völker, erſcheinen ſeit ihrem erſten Zuſammenwohnen enge verbunden; es läßt ſich für keine Zeit eine beſtimmte Grenze zwiſchen ihnen nachweiſen, nur ſagen,

Damit hängt ein Unterſchied im Sprachgebrauche zuſammen, der nemlich, daß bei den römiſchen und den ſpäter lateiniſch ſchreibenden Schriftſtellern der Name Alamannen bei weitem vorwiegt, dagegen in deutſchen Sprachdenkmälern, ſobald dieſe eintreten und ſoweit ſie nicht ſpäterhin franzöſiſchen Quellen folgen, derſelbe als Volks- oder Landesname höchſt ſelten noch gebraucht wird, vielmehr allgemein von Schwaben, Volk und Land, Schwabenreich, Schwabenrecht, verlautet[24]. Walafried Strabo, der nach Geburt und Stellung wohl unterrichtet ſein konnte, ſpricht ſich, vor 837, dahin aus, daß Alamannen und Schwaben zwei Wörter ſeien, die Ein Volk bezeichnen, mit dem erſtern werden ſeine Landsleute von den lateiniſch redenden Nachbarvölkern, mit dem andern im deutſchen Gebrauche benannt[25]. Der einfachſte Ausdruck dieſes Verhältniſſes iſt eine alte Zürcher Gloſſe: „alamannus, suab“[26]. Nur als perſönlicher Name findet ſich Alaman zuweilen noch in Urkunden der karolingiſchen Zeit, beſonders auch am vormals

---

daß dieſe im Oſten, jene näher dem Rheine ſich ausbreiteten. Sie ſind wie zu einem Volke verſchmolzen.“ Stälin 1, 146. J. Grimm, Sprachg. 499.

[24] J. Grimm, Sprachg. 499.

[25] Walafr. Strabo de vita b. s. Galli, prolog. (Goldaſt, Scr. rer. alam. B. 1, Frankfurt 1730, S. 147. Die ältere vita s. Galli bei Pertz 2, 5 ff.): „Igitur quia mixti Alamannis Suevi (vgl. ob. S. 9) partem Germaniæ ultra Danubium, partem Retiæ inter Alpes et Histrum, partemque Galliæ circa Ararim obsederunt, antiquorum vocabulorum veritate servata ab incolis nomen patriæ derivemus, et Alamanniam vel Sueviam nominemus. Nam cum duo sint vocabula, unam gentem significantia, priori nomine nos appellant circumpositæ gentes, quæ latinum habent sermonem, sequenti usus nos nuncupat Barbarorum.“ Dieſer Prolog iſt an den Abt Gozbert von St. Gallen gerichtet, der von 816 bis 837 dem Kloſter vorſtand (Ratperti cas. mon. s. Galli, ebend. S. 5 f.). Vergl. auch Stälin 2, 639 f., A. 1. 647, A. 5.

[26] Graff, Diut. 2, 353 b. Wenn dagegen Walther 34, 7 den Pabſt ſagen läßt: „ich hân zwên Alman (Hoffmann, Ahd. Gloſſen 2, 24: alman — Alamanni. Schmeller 2, 578 ob.) under eine krône brâht,“ ſo iſt eben damit welſche Rede bezeichnet, ebend. 5: „ſwenne er ſinen Walhen ſeit; auch: „aleman die boſen“ des Ruol. L. 276, 4. „die ſtolzen Alemâne“, „Franzoyſe und Alemâne“ bei Wolfram und das Land „Alemânje“ bei Gotfrid (Benecke, mittelhochd. Wörterbuch 23) ſind unvolksmäßige Nachahmung der franzöſiſchen Muſter. Gelehrt lautet in den Mariengrüßen, Zeitſchr. f. d. Alt. 277 (vergl. 274): „ich bin ein ſündic Almân.“

alamanniſchen, nachher fränkiſchen Mittelrhein, im Lobden- und Kraichgau[27]. Die großen und fortgeſetzten Kriege mit den unter dem Alamannennamen vereinigten Völkerſchaften muſten dieſen den Römern geläufig machen und ſo iſt er auch in romaniſche Sprachen übergegangen, zur Bezeichnung der Deutſchen überhaupt, jedoch bei den Franzoſen im Mittelalter noch für die Oberdeutſchen insbeſondre[28]. Allein ſelbſt in römiſcher Meldung aus der Zeit und dem Bereiche der Alamannenkriege klingen doch daneben die Sueven hindurch, namentlich auch zur Bezeichnung der Schwarzwaldgegend um die Donauquelle[29].

Tiefer geht die noch ganz im Leben der Gegenwart haftende Verſchiedenheit zwiſchen alemanniſcher und im heutigen, engeren Sinne ſchwäbiſcher Mundart, hauptſächlich in der Ausſprache der langen und diphthongiſchen Vokale, alemanniſch î, ô, û, ei, ou, ſchwäbiſch ei, au, ou, oi, au (mittelhochdeutſch â in beiden Mundarten â). Die Bedeutung dieſer mundartlichen Verſchiedenheit für die älteſte Volksgeſchichte wird dadurch nicht aufgehoben, daß alt- und mittelhochdeutſch nur die eine obiger Vokalreihen, die alemanniſche, gemeinſam in der Schriftſprache üblich war. Wie ſich die andre, ſchwäbiſche, aus jener in ſpäter Zeit entwickelt haben ſoll, darüber iſt noch kein Nachweis auch nur verſucht worden. Dagegen zeigt ſich über die althochdeutſchen Schriftdenkmäler hinaus gothiſch für langen ahd. Vokal der Diphthong (ahd. ê, goth. ái, ahd. î, goth. ei, ahd. ô, goth. áu, ahd. û, goth. iu und áu) und für ahd. Diphthonge vollerer Zweilaut (ahd. ei, goth. ai, ahd. ou, goth. áu)[30], wie ſelbſt althochdeutſch neben ei und ou in manchen Fällen noch älteres ai und au[31], abwärts aber beim Erlöſchen des reinen Mittelhochdeutſch kommen in ſchwäbiſchen Urkunden des 14ten Jahrh., welche dem örtlichen Verkehr angehören, à und ò für mhd. â und ô, denen dann auch bald ei und au (Ausſprache ou) für î und û folgen, in der Weiſe hervor, daß ihnen noch unverlorene althochdeutſche Flexionsformen zur Seite gehen[32] (die ſchwäbiſche Neigung zum Diphthong hat ſoweit

---

[27] Cod. Lauresh. an den im Ind. onomast. unter Alaman verzeichneten Stellen. Auch bei Goldaſt 3, 96 aus cod. s. Gall. „Alman;“ Meichelbeck 414 und 492: „Alaman,“ 469: „Alman Presbyter“, 599: „mancipia u. ſ. w. Alaman u. ſ. w. Erchanswap u. ſ. w. Swapin.“ Süddeutſche Ortsnamen mit almanns gebildet ſ. Wörterbuch 218.

[28] Grimm, Sprachg. 789. Im altfranzöſiſchen Gedichte von Garin: „Thiois et Alemant,“ „Alemans et Tyois.“ Mones Unterſuchungen 243. 259: Alemannen und Deutſche im engern Sinn, Ober- und Niederländer. Vermiſcht im Rom. de Berte S. 10.

[29] Auſonius, der wahrſcheinlich den Heerzug Valentinians in das Alamannenland 368 mitgemacht, beſingt die ihm als Kriegsbeute zugetheilte Biſſula als ein am Urſprung der Donau heimiſches Suevenmädchen: Idyll. 7 (ed. Bipont. S. 168): „conscia nascentis Bissula Danubii“ und zuvor (ebend. S. 167): „in Suevæ gratiam virgunculæ;“ den Danubius ſelbſt läßt er ſagen, epigr. 4 (ebend. S. 5): „gelidum fontem mediis effundo Suevis;“ auch läßt er dieſen Strom die Niederlage der Sueven am Rheine verkündigen, epigr. 3 (ebend. 4): „Cæde, fuga, flammis stratos periisse Suevos, nec Rhenum Gallis limitis esse loco.“ Zeuß 317.

---

[30]

Ahd. u. mhd.	Gothiſch.	Alemanniſch.	Schwäbiſch.
î,	ei,	î,	ei.
ê,	ái,	ê,	ai.
ô,	áu,	ô,	au.
û,	iu und áu, (?)	û,	ou (vgl. Gr. 1 (3), 62, A. 1).
ei,	ái,	ei,	oi, oa (vgl. Gr. 1 (3), 122, A. 1).
iu,	iu,	gedehntes ü,	ui.
ou,	áu,	ou,	au.

Gegen goth. î und û Gr. 1 (3), 61 f. Sprachg. 456. Sprachg. 499 u., f.: Armalausi. Abweichend M. Rapp, Phyſiol. d. Spr. 1, 379. 382. (Vergl. ebend. vergleichende Gramm. 1, 45.)

[31] Gr. 1 (3), 103 f. 104 f. 122 f. Langobard. ai und au, Sprachg. 697. (Ahd. u. mhd. ê (ſê, wê), goth. ái, alem. ê, ſchwab. ai ſchon oben.) Dagegen goth. ô, ahd. uo. Gr. 1 (3), 102 u.

[32] So gibt eine Pergamenturkunde aus Rotenburg am Neckar von 1370 neben: han (pr. und inf.), nâch, ſtânt, v'ſtân, wâ (wo), ſtât, gelâßen (inf.), gât, ân (ohne), hânt, wâr vnd ſtat, âbend, jâr, Rôtemburg, ſtôßet, aines, Adelhaiten, gewonhaiten, ainhalb, laiſten, ze vailem kôff, dehain, zwain, die ahd. Flexionsvokale gefügti, vfrihtint vnd vertigotint (præt. conj.), in dem ſubenzigoſten jâr; eine andre aus Kilchberg bei Tübingen von 1437 neben: vorbetrauchtunge vnd raute, haut (hât), haunt, nauchkomen, Adelhait, ains, ainthalb, clain, waid, Haintzen, die Flexionen: Margarethun Leſchernun ſeligen von kilberg eliche kind, der viſchernun wingarten, Lücken Faiſinun (dat.) von Yhlingen (eigen iſt in einer Urkunde Graf Eberhards von Wirtemberg vom Jahr 1393: ze Stôggartvn), all vorgeſchrieben ſacha war vnd ſtett zuhaltend vnd zevolfurend, mich aller vorgeſchrieber ſacha verbind vnd bekenne (aber auch aller vorgeſchrieben ſachen), mit deheinen andern ſacha (vergl. Graff 6, 76 f. Gr. 1 (2), 616 f.), zu hindroſt. (Hofraitinan (d. pl.), wittraitinan, däſſrinan,

gewirkt, daß das ahd. á, das gothiſch auch nur einfache Länge é bot, in au und å diphthongiſierte, vgl. Gr. 1 (3), 500: ſchwed. å); ſtatt nun dieſe beiderlei Erſcheinungen zu trennen, will es natürlicher bedünken, ſie gemeinſam als Überreſte eines höheren Sprachalterthums gelten zu laſſen. Schmeller hat die hieher folgenreiche Bemerkung gemacht, daß unter den hochdeutſchen Dialekten der oberrheiniſche (eben der alemanniſche), in ſeiner Entſchiedenheit am Rhein und deſſen Zuflüſſen bis unter Straßburg herab herrſchende, ſoweit er auch heraufgeſtiegen an die Alpen, dem niederdeutſchen Stamme in der Ausſprache der Vokale am ähnlichſten geblieben ſei [33], und es kommt nach dieſer Seite beſonders die Neigung der alten niederdeutſchen Sprache in Betracht, Diphthonge in einfache Längen umzuſetzen [34]. Waren nun im Alamannenbunde Sueven mit andern, niederwärts am Rheine heimiſchen Völkern vereinigt und war nachher Alamannien Jahrhunderte lang dem Reiche der vom Niederrhein heraufgekommenen Franken einverleibt, nach denen die althochdeutſche Sprache „fränkiſche Zunge“ genannt wurde [35], ſo ſtimmt es damit gut überein, daß auf die Sprachbildung der am äußern, ſüdweſtlichen Rande den Rhein entlang bis an die Schweizergebirge heraufgezogenen Alamannen niederrheiniſcher Vokalismus einwirkte. In dem Maße, wie niederdeutſch, iſt jedoch die Verdichtung der Diphthonge zu langen Vokalen im Oberlande nicht durchgedrungen [36]. Vielmehr hât dieſe

---

frëſſlinan, aller eheſtin vnd gewaltſami (d. sing.), waſſerlaittin (d. pl.?), italliger (gen. pl.), ire eigin inſigel (acc. pl.). Labers Jagd. Vorr. XI ob. i = ei.

[33] Die Mundarten Bayerns 6 (§ 9): „Der erſte von dieſen (ſüd- oder oberdeutſchen) Dialekten (der oberrheiniſche) herrſcht in ſeiner Entſchiedenheit am Rhein und deſſen Zuflüſſen bis unter Straßburg hinab, wo er ein mehr mitteldeutſches Anſehen erhält und dem nun nähern Niederdeutſchen unähnlicher wird, als er es weiter oben war.“ 8 (§ 11): „Derjenige unter den hochdeutſchen Dialekten, der, ſoweit er auch herauf geſtiegen iſt an die Alpen, dem niederdeutſchen Stamme in einem wichtigen Punkte, nemlich in der Ausſprache der Vocale, am ähnlichſten geblieben, iſt der oberrheiniſche.“

[34] Gr. 1 (3), 249: „Weſentlichſtes ergebnis der unterſuchung altſ. vocale überhaupt bleibt uns die abneigung dieſer ſprache vor mehreren diphthongen, welche ſie in einfache längen zu wandeln trachtet.“ Vergl. 244 ob. 260 u.

[35] Otfr. 1, 1, 114: „in frénkisga zungun.“

[36] Gr. 1 (3), 247: „Die altſ. lautverhältniſſe haben große analogie zu den ahd., beſonders was die kurzen vocale und den umlaut betrift, der auf das

Richtung ſich mit den öſtlich ſchwäbiſchen Diphthongen in der althochdeutſchen Geſammtſprache ähnlicher Weiſe abgefunden und ausgeglichen, wie die Völker ſelbſt, Alamannen und Sueven, zu Einem Volke zuſammenwuchſen. So verblieb es auch auf der mit dem Althochdeutſchen, abgeſehen vom Umlaut, vokaliſch gleichartigen mittelhochdeutſchen Sprachſtufe [37]. Während die Conſonanz, der Nerv der Sprache [38], unter dem herrſchenden Geſetze der Lautverſchiebung durchaus oberdeutſchen Charakter behauptete, findet ſich bis um die Mitte des 14ten Jahrh. in ſchwäbiſchen, oberrheiniſchen, ſchweizeriſchen Urkunden [39], wie in der Literatur dieſer Länder, gleichmäßig der mittelhochdeutſche, unter niederrheiniſchem Einfluß erwachſene Vokalismus. Daß aber die älteren, oſtſchwäbiſchen Vokallaute im Volksmunde nicht aufgegeben waren, zeigt ihr Wiedererwachen im Schriftgebrauche der gedachten Zeit und noch mehr ihre Andauer im lebendigen Worte des innern Schwabens, wogegen im Breisgau und ſüdweſtlichen Schwarzwald, in der Schweiz und unvollkommener im Elſaß das vokaliſche Mittelhochdeutſch fortbeſteht. Nach dem Zerfalle der mittelhochdeutſchen Geſammtliteratur und unter dem Einfluß ſtaatlich-kirchlicher Abgrenzungen erneuerte und ſchärfte ſich die Spaltung der Mundarten [40]. Eine neue mundartliche Entwick-

---

einzige e beſchränkt iſt u. ſ. w. Dagegen entfernen ſich die langen vocale und diphthonge darin bedeutend von dem ahd., daß die verdichtung der ei und ou in ê und ô weiter durchgeſetzt worden iſt."

[37] Ebend. 125, 2.

[38] Ebend. 30 f: „In den vocalen hauptſächlich iſt die weichheit, in den conſonanten die kraft der ſprache gelegen."

[39] Vergl. Schmeller, Mundart. 8 f. (§ 11). Aber auch Gr. 1 (3), 201 f., 3.

[40] Eine im Obigen nicht berührte Abweichung des ſchwäbiſchen Dialekts vom alemanniſchen betrifft den Umlaut von o, ô, ou und u, û:

alemanniſch (mhd.) ö, ſchwäbiſch e,
" " lang ö, " ê,
" " öu, " oi,
" " ü, " i,
" " üe, " ie.

Dieſe ſchwäbiſche Reihe bietet jedoch keinen wirklichen Umlaut. Der Vokal, welcher umlauten ſollte, hat nicht bloße Trübung erfahren, er iſt gänzlich aufgehoben und durch einen andern, dem eigentlichen Umlaut nahe kommenden einfachen oder zum Diphthong verbundenen Vokal (den des bloßen Beilauts) erſetzt. Es iſt, als hätte die ſchwäbiſche Mundart ſich widerwillig einem der mhd. Umlautung nur ähnlichen Verfahren gefügt. Ihr konnte der Umlaut lung zu erzeugen, wären dieſe äußeren Verhältniſſe für ſich allein nicht im Stande geweſen, wohl aber konnten mit ihrer Hilfe die angeſtammten Laute, welche durch die allgemeinere mittelhochdeutſche Sprachherrſchaft niedergehalten waren, landſchaftlich wieder frei aufathmen.

Nach all dieſem läßt ſich das Verhältnis der drei alten Volksnamen ſo beſtimmen: Alamannen bezeichnet nach dem Wortſinn und nach zeitgenöſſiſcher Auffaſſung eine Völkerallheit, den gewaltigen Bund, der im 3ten Jahrh. ſich geſammelt hat[41], und derjenige Landſtrich, in

---

weniger Bedürfnis ſein (ſie meidet den Umlaut auch ſonſt, z. B. ſpât, frü, Stuck, Bruck, Rucken), da ſie nicht die einförmigen Vokallängen angenommen, ſondern ſtatt derſelben Diphthonge bewahrt hatte, die eine viel lebhaftere Lautfärbung geben (vergl. Gr. 1 (3), 33, A. 2), als gedämpfter Umlaut, und da ihr auch die volleren Flexionsvokale, welche gleichfalls zum Lautwechſel dienen, noch am Schluſſe der mhd. Periode nicht gänzlich fehlten, alſo im Laufe derſelben, während deſſen ſie auch in der Schriftſprache da und dort auftauchen, viel weniger gefehlt haben werden. (Eher gefiel ſich dieſe Mundart darin, die Zahl der Diphthonge zu mehren, das einfache i iſt zuweilen in ie gewandelt, ier, wier, mier ſtatt ir u. ſ. w.) Die aufgezählten Eigenheiten überall nur für Verderbnis und Vergröberung des reinen mhd. Typus gelten zu laſſen, damit iſt nichts erklärt. Alles miteinander, der Diphthongismus, dem gothiſchen meiſt noch gleichlaufend, ſtatt der Vokalverdichtung, die gefriſteten ahd. Flexionsformen, der unvollkommene Umlaut, bildet einen dem höheren Alterthum zugekehrten Zuſammenhang, mag dann auch das Altüberkommene mehrfach entſtellt, irrig angewandt und in der breiten Ausſprache verbauert ſein. Dieſe zuſammenhängenden Erſcheinungen gehören, wie ſie der Zeit nach weit greifen, ſo auch räumlich nicht einem engbegrenzten Gebiet an, was bei abſonderlichen Dialekten der Fall zu ſein pflegt, ſie erſtrecken ſich nicht bloß über das ganze Land von der Oſtſeite des Schwarzwalds bis zum Lech, ſondern ſie reihen ſich einem größeren ſüdöſtlich-deutſchen Sprachkreis ein. Die nahverwandte bairiſche Mundart iſt gleicherweiſe nicht erſt ein Ergebnis des zerfallenden Mittelhochdeutſch, ihre Spuren ſind in öſtreichiſch-bairiſchen Dichtwerken von der zweiten Hälfte des 14ten Jahrh. rückwärts in die mittelhochdeutſche Zeit hinauf nachgewieſen (Gr. 1 (3), 201 ff., 3. Koberſtein, über die Sprache Suchenwirts 1, 22 ff.). Das Althochdeutſche hat mit dem Altniederdeutſchen die Nichtentwicklung des Umlauts (außer a in e) gemein, während aber das Mittelniederdeutſche und Mittelniederländiſche hiebei beharrt ſind, hat das Mittelhochdeutſche (Alemanniſche) für die durch niederdeutſchen Einfluß veranlaßte, obwohl keineswegs durchgeführte Vertauſchung alter Diphthonge mit gedehnten Vokalen in der Manigfaltigkeit des Umlauts Erſatz gefunden.

[41] S. hierüber Zeuß 305 f. Stälin 1, 116. J. Grimm, Sprachg. 498 (Zeitſchrift 8, 391 f., Wörterbuch 218. 213, 1. 206: All), dem jedoch „ala —“

welchen dieſer Bund zuerſt ſiegreich eingebrochen und ſeinen Sitz verlegt, hieß vorzugsweiſe Alamannenland; Juthunge, wenn ſie auch in Folge der

den Mann im eigentlichen, vollen Sinne bedeutet. Für die andre, oben angenommene Erklärung ſpricht Folgendes. Ein, nach dem Zeugnis des Agathias († vor 582, Stälin 1, 166), über Germaniſches genau berichtender Römer, Aſinius Quadratus, der um 250, alſo den erſten Alamannenkriegen gleichzeitig lebte, leitet den Namen der Alamannen davon her, daß ſie zuſammengeſchwemmte und gemiſchte Leute ſeien. (Agathias, Histor. 1, 6: „*οἱ δὲ Ἀλαμανοί, εἴγε χρὴ Ἀσιννίῳ Κουαδράτῳ ἕπεσθαι, ἀνδρὶ Ἰταλιώτῃ καὶ τὰ Γερμανικὰ ἐς τὸ ἀκριβὲς ἀναγραψαμένῳ, ξυνήλυδές εἰσιν ἄνθρωποι καὶ μιγάδες, καὶ τοῦτο δύναται αὐτοῖς ἡ ἐπωνυμία.*“ Es iſt denn doch eine dem erſten Auftreten der Alamannen gleichzeitige, eher aus deutſchem Munde vernommene, als von dem Römer ſelbſt erſonnene Erklärung und um ſie zu verwerfen, muß man verſichert ſein, daß um 250 ala- gerade ſo gebraucht und von al- unterſchieden wurde, wie nachmals im Gothiſchen und Althochdeutſchen. Hiezu das gothiſche „in allaim allamannam“ (Skeir. 51, 16 f. Vergl. 43, 17 f. 149 b. Zeitſchr.), wo ala nicht den Begriff man zu heben, ſondern den der Allheit, des allaim (inter omnes in universum gentes et universos homines), zu verſtärken beſtimmt iſt und die Allheit, nicht die Vollkommenheit in Betracht kommt, das altnordiſche „almenningr“ m. universitas, communio, „almennr“ communis, endlich der geſchichtliche Umſtand, daß mit dem Hervortreten des Alamannennamens jene andern Völkernamen, ſelbſt der ſueviſche, ſich verlieren und, da nicht ſchon längerher ein ſtarkes Alamannenvolk bekannt war, nur eben die Vereinigung ſolche Macht ſchaffen konnte. Erſt aus dem Plural konnte der Singular Alaman erwachſen, wie dieß auch ſonſt bei Volksnamen vorauszuſetzen iſt. Der ahd. Mannsname Alaman läßt ſich allerdings zahlreichen mit verſtärkendem ala- zuſammengeſetzten Einzelnamen (Alaric, Alakêr, Alawic, Alafrid, Alaher, Alaih, Alaburg, Alagund u. ſ. w., einige vielleicht ſtatt alah-) anreihen und zeugte dann für Grimms Anſicht; aber in Alaman den Volksangehörigen zu finden, wird man geneigt, wenn eine Freiſinger Urkunde vom Jahr 836 (Meichelbeck Nr. 599) in einer Reihe von Mancipien, welche überhaupt gerne nach ihrer Volksabſtammung genannt werden, die Namen Alaman, Erchanſwap (wovon ſpäter), Swapin zuſammengehen läßt. Ebend. Nr. 414 und 492: „Alaman“ als Zeuge, angeführt von Mone, Anz. 5, 270, Nr. 469: „Alman Presbyter.“ (Entſcheiden würde eine Alamannin; Gr. 3, 333: n. pr. Alamanna, wo? vergl. ebend. 334: arimanna, herimanna.) Stälin 1, 150, A. 3 (Ennodius): „Alamanniæ generalitas“ (Ennodius lebte unter Gothen, bei Theoderich, dem Beſchützer der Alamannen). Weiſt „generalitas“ nicht auf eine (goth.) ala-managei, (ahd.) ala-manecki (Gr. 1 (2), 609. 619. 628)? Daraus erſt der Einzelne ala-man. Zu alamanê (Skeir. 43, 17) vergl. Gr. 3, 134 f. 130 f. Graff 1, 221 u. 1157: alloman, unusquisque? Caſſiodor, Var. 2, 41 (S. 132 f.): „Alamannicos populos u. ſ. w. Alamannum (sing.)

Verwandtſchaft und des Zuſammenwirkens für einen Theil der Alamannen angeſehen ſein konnten, ſtehen doch zu dieſen hinwider in erkennbarem Gegenſatz, denn wie ihr gleichzeitig mit dem alamanniſchen auftauchender Name die vom Geſchlecht, d. h. echte, geborne Sueven, anzeigt [42], ſo rühmen ſie ſich auch, beim Zuſammenſtoß mit Aurelian, ihres Reiterheeres von fabelhafter Zahl, das nicht aus gemiſchtem Volke, ſondern „rein aus Juthungen“ beſtehe und nicht durch Beimengung Andrer ſich gegen die römiſche Kriegsmacht ſchirme [43]. Sueven, der gemeinſame Stammname, obgleich für einige Zeit durch neue Loſung überklungen, dringt dennoch auf beiden Seiten des Gegenſatzes

---

acerrimum u. ſ. w. innumerabilem nationem“ u. ſ. w. Cod. s. Gall. 293, S. 152: „magnos Alamannos.“ Vergl. auch Schmeller 2, 578 ob. 588. Grammatik 2, 628: „agſ. älfylce (multitudo) Beov. 177. altn. al-heimr (macrocosmus) almûgi (plebs) al-rœmi (fama-vulg.) al-þing (comitia) al-þŷda (plebs).“ (Bedeutet der Ortsname „in Alabrunnen (in pago Alsacinse),“ bei Dronke, Cod. dipl. Fuld. 148, den allgemeinen Brunnen gegenüber den häufig nach einzelnen Eigenthümern benannten Sonderbrunnen? Rechtsalt. 313: ſunderlude. Hattemer 2, 170 b ob.: pharisei (ſûnderman). Grammatik 2, 766.)

[42] J. Grimm, Sprachg. 500: „Weiter im oſten wohnten die ſueviſchen Juthungi u. ſ. w. als mannsname dauert Juthungus noch in ſpätern ahd. und mhd. denkmälern fort, urkunden bei Meichelbeck 19. 83. 117 liefern Eodunc und bei Neidhart (Ben. 328) lieſt man Jedunc. alle dieſe namen leiten ſich wol von dem altn. iod proles“ u. ſ. w. Vergl. ebend., über das Verbrennen der Leichen 32. (Meichelb. 19: „Eodunc testis“, der Stifter „ego Peigiri nomine“, unter Taſſilo.) Lex. isl. 1, 433: jód, n. proles, fœtus, Barn, Afkom, Yngel. Ettmüller, lex. 58. Sn. 199 (Arnam. 534): „sonr oc arfi, arfuni, barn, iod ok mögr, erfingi.“ 213 b (A. 561): „iod, burr, nefi ok arfuni.“ Rigsmâl Str. 7 (Sæm. 101 a): iod ôl Edda u. ſ. w. hêtu þræl.“ Ebendaſ. aber auch Str. 38 (105 b) als allegoriſche Namen von Jarlsſöhnen „Jod ok Adal“ u. ſ. w. (Mone im Anz. 4, 392: Über die Juthungen!)

[43] Fragm. ex Dexippo, ed. Bonn. S. 13 (Angabe der juthung. Geſandten): „ἱππικῷ μὲν στρατεύσαντες ἐς μυριάδας δ', καὶ τούτων οὐ μιγάδων οὐδὲ ἀσθενῶν, ἀλλὰ Ἰουθούγγων καθαρῶς, ὧν πολὺς ἐφ' ἱππομαχίᾳ λόγος. ἀσπίδα δὲ ἄγομεν διπλασίαν δυνάμεως τῆς ἱππικῆς, οὐδ' ἐν τούτοις ταῖς ἑτέρων ἐπιμιξίαις ἐπισκιάζοντες τοῦ σφετέρου στρατοῦ τὸ ἀνανταγώνιστον.“ Zeuß 314 vermuthet, daß von dem Geſammtvolk der Juthungen-Alamannen die Rede ſei. (Man vergleiche hiemit die von den Alamannen handelnde Stelle S. 16, Anmerkung: „ξύγκλυδές εἰσιν ἄνθρωποι καὶ μιγάδες“ u. ſ. w.)

jezuweilen hervor und tritt zuletzt, weil doch Suevenvolk den Hauptbeſtand auch des mächtigen Alamannenvereins bildete, urkräftig und nachhaltig in ſein volles Recht wieder ein; allein volksthümlich, behauptet er in der heimiſchen Sprache die ausſchließliche Herrſchaft. Der Sache nach war ſchon Arioviſts Kriegsmacht ein Alamannenbund, es waren in ihr Ausläufer der von Cäſar namentlich aufgezählten ſieben Völker vereinigt, darunter befanden ſich nicht bloß von Anfang an Sueven[44], ſondern es war auch ein Hilfsheer von hundert ſueviſchen Gauen im Anzug, das dem Unternehmen den vollen Nachdruck geben ſollte[45] und wohl auch, wenn nicht Cäſars raſcher Sieg den erſten Zug gebrochen hätte, der Eroberung dieſelbe ſueviſche Grundlage geſchaffen haben würde, welche nachmals aus der Strömung des Alamanneneinbruchs ſich hervorgeſtellt hat.

Um dem angeſtammten Weſen der Sueven ſelbſt näher zu kommen, muß der Blick ſich in ihre nordöſtliche Heimat, den Herd ihrer gewaltigen Auszüge, zurückwenden.

Die Grenzen dieſes altſueviſchen Gebiets geſtatten wegen des Wandels und Wechſels der germaniſchen Völkerſchaften und bei den ſchwankenden, einander widerſprechenden Angaben der Schriftſteller keine feſte und dauernde Beſtimmung. Am Schluſſe des erſten Jahrhunderts n. Chr., alſo in der Zeit zwiſchen dem von Cäſar zurückgeworfenen ſüdweſtlichen Suevenzug und dem ſpäteren, alamanniſch-juthungiſchen Einbruche, gibt Tacitus dem Lande der Sueven einen höchſt bedeutenden Umfang. Daſſelbe begreift den größeren Theil Germaniens, die Völker aber, die gemeinſam Sueven heißen, unterſcheiden ſich wieder durch beſondre Namen, wogegen, nach Dio, viele andre Stämme ſich den Suevennamen aneignen[46]. Es ſind Anzeigen vorhanden, daß der allgemeine und der beſondre Name verbunden wurden: Sueven-Langobarden, Sueven-Angeln, Sueven-Semnonen[47]. Suevia bei Tacitus reicht ſüdlich an die Donau und ſüdweſtlich, den nichtſueviſchen Katten gegenüber[48], an die Werra, nordöſtlich weit über die Weichſel hinaus, erſt jenſeits der Äſtier iſt ihm Sueviens Ende; die Oſtſee, wo dieſe bernſteinſammelnden Äſtier ihr anwohnen, iſt noch ſueviſches Meer[49], auf einer Inſel im Meere befindet ſich aber auch der heilige Hain der Erdgöttin und die Völker, welche dieſe Gottheit feſtlich umführen, werden ausdrücklich ein Theil der Sueven genannt[50]; gleichmäßig iſt es ein Theil dieſes Volksſtamms, welcher der Iſis opfert, einer Göttin nemlich, deren Sinnbild, ein Schiff, auf die Herkunft ihres Dienſtes über See gedeutet wird[51]; wenn endlich aus Britannien kommende Uſipier, die ſich im römiſchen Dienſt empört haben, ſchiffbrüchig erſt von Sueven, dann von Frieſen aufgefangen und verkauft werden[52], ſo hat man ſich dieſe Sueven als

---

[44] Cäſar, bell. gall. 1, 51: „Harudes, Marcomannos, Triboccos, Vangiones, Nemetes, Sedusios, Suevos.“

[45] Ebend. 1, 37 (ſ. ob. S. 3, Anm. 2).

[46] Tacitus, Germ. 38: „Nunc de Suevis dicendum est, quorum non una ut Cattorum Tencterorumque gens, majorem enim Germaniæ partem obtinent, propriis adhuc nationibus nominibusque discreti, quanquam in commune Suevi vocentur.“ Dio Caſſius 51, 22: „πολλοὶ γὰρ καὶ ἄλλοι τούτων τοῦ Σουήβων ὀνόματος ἀντιποιοῦνται.“ Zeuß 55. Sprachgeſchichte 490.

---

[47] Ptolem., Zeuß 759: „Σουῆβοι Λαγγοβάρδοι“ „τῶν Σουήβων τῶν Ἀγγειλῶν“ „τῶν Σουήβων τῶν Σεμνόνων.“ So möchten auch die Juthungen Suevi-Juthungi ſein.

[48] Germ. C. 30 und 31 handelten von den Katten, C. 38 beginnt wie oben: „nunc de Suevis u. ſ. w. quorum non una ut Cattorum u. ſ. w. gens.“ C. 41 folgt, auch als pars Suevorum, am Urſprung der Elbe und gegen die Donau: „Hermundurorum civitas.“ Hiezu annal. 13, 57: „inter Hermunduros Cattosque certatum magno prœlio, dum flumen gignendo sale fecundum et conterminum vi trahunt.“ Für die Werra nehmen dieſen Grenzfluß Zeuß 97 f., Sprachg. 573. 579. Germ. C. 42 ſind neben den Hermunduren noch die Narisken, Marcomannen und Quaden zum ſueviſchen Bereiche gezählt und mit ihnen wird Germanien überhaupt nach dieſer Seite abgeſchloſſen: „eaque Germaniæ velut frons est, quatenus Danubio protegitur.“

[49] Germ. C. 45: „dextro suevici maris litore Aestiorum gentes alluuntur, quibus ritus habitusque Suevorum, lingua britannicæ propior“; nach ihnen wird noch der Sitonen gedacht und dann heißt es: „hic Sueviæ finis.“

[50] Germ. C. 40: „Est in insula oceani castum nemus“ u. ſ. w. vergl. mit dem Eingang des C. 41: „et hæc quidem pars Suevorum“ u. ſ. w.

[51] Germ. C. 9: „Pars Suevorum et Isidi sacrificat. unde causa et origo peregrino sacro parum comperi, nisi quod signum ipsum in modum liburnæ figuratum docet advectam religionem.“ Vergl. Deutſche Mythologie 236 ff.

[52] Tacitus, Jul. Agric. vita C. 28: „atque ita circumvecti Britanniam,

Anwohner der Nordſee zu denken. Es fragt ſich nun, welcher innere Grund die vielen, zum Theil ſehr anſehnlichen Völker, die unter der Benennung Sueven begriffen waren, ſich als zuſammengehörig betrachten und neben ihren beſondern Namen den gemeinſamen führen ließ. Darüber gibt Tacitus im Allgemeinen keine Auskunft. Weder eine einheitliche Staatsgewalt, ähnlich der nachherigen fränkiſchen, noch ſelbſt ein geregelter Völkerbund ſolchen Umfangs iſt angezeigt [53]. Was die Sprache betrifft, ſo kann es, wenn auch die ſchärfere Scheidung der germaniſchen Hauptmundarten zu jener Zeit noch nicht vollzogen war, doch in der raſtloſen Bewegung des deutſchen Völkerlebens an ſprachlichen Abſtufungen niemals gefehlt haben und wirklich grenzt Tacitus die Sueven nach Sprache, wie nach Lebensweiſe, von ihren Nachbarn im Nordoſten ab, allein er hat dabei zunächſt die allgemeinere Verſchiedenheit germaniſcher und nichtgermaniſcher Art im Auge [54]. Dagegen bemerkt er allerdings auch ſueviſche, unter den Germanen ſelbſt hervorſtechende Eigenthümlichkeiten. Ein anſcheinend geringfügiger Umſtand, das in Knoten aufgewundene Haupthaar der Sueven, gibt ihm zu der Bemerkung Anlaß, daß durch dieſes Abzeichen ſich die Sueven von den übrigen Germanen, die Freien von den Unfreien (d. h. wieder die Volksangehörigen von den kriegsgefangenen oder geknechteten Fremden) unterſcheiden, bei andern Stämmen aber dieſer Gebrauch ſelten und nur in Folge von Verwandtſchaft oder nachgeahmt vorkomme [55]. Wichtiger iſt die Eintheilung in hundert Gaue, wie ſie

---

amissis per inscitiam regendi navibus, pro prædonibus habiti, primum a Suevis, mox a Frisiis intercepti sunt“ u. ſ. w.

[53] Cäſar 6, 10: den Sueven untergebene und verbündete Völker („nationibus, quæ sub eorum sunt imperio u. ſ. w. cum omnibus suis sociorumque copiis“ u. ſ. w.).

[54] Germ. 43: „Marsigni et Burii sermone cultuque Suevos referunt, Gothinos gallica, Osos pannonica lingua coarguit non esse Germanos, et quod tributa patiuntur.“ 44: „nec arma (Suionum) ut apud ceteros Germanos promiscua.“ 45 von den Äſtiern, wie ſchon ausgehoben: „ritus habitusque Suevorum, lingua britannicæ propior.“ 46: „Peucini, quos quidam Bastarnas vocant, sermone, cultu, sede ac domiciliis ut Germani agunt.“

[55] Germ. 38: „Insigne gentis obliquare crinem nodoque substringere. sic Suevi a ceteris Germanis, sic Suevorum ingenui a servis separantur.

Cäſar von den Sueven ſeiner Zeit in Erfahrung brachte und gleichmäßig Tacitus von ſeinem ſueviſchen Hauptvolke, den Semnonen, zu berichten weiß[56]. Mit dieſer Eintheilung ſtand, wie Cäſar näher ausführt, die ganze Ordnung des Kriegsdienſts und der Feldbeſtellung im Zuſammenhang; aus jedem der hundert Gaue ſollen jährlich tauſend Gewaffnete in den Krieg gezogen ſein, die Andern beſtellten daheim für ſich und für Jene das unvertheilte Feld und ebenſo ward im folgenden Jahr abgewechſelt[57]. Dieſe einfache Kriegs- und Feldbauverfaſſung knüpft zum voraus eine beträchtliche Volkszahl zuſammen und Tacitus findet in den hundert Gauen einen Grund des großen Anſehens der Semnonen[58]. Ein Verband von ſolcher Stärke war dann auch wohl im Stande, weiteren Zuwachs an ſich zu ziehen und gleichartige Bildungen aus ſich abzuſetzen oder durch ſein Beiſpiel hervorzurufen; die Ordnung nach hundert Gauen ſchreibt Cäſar nicht bloß dem ſueviſchen Stammvolk im Binnenlande, ſondern auch jenem Suevenheere zu, das hinter Arioviſt her auf Eroberung und neue Anſiedlung auszog.

Was jedoch allen Bindemitteln erſt das eigentliche Leben gibt, das iſt der Glaube des Suevenvolks an eine gemeinſame Abkunft, an eine große Verbrüderung durch Bande des Bluts; ein Glaube, welcher ſelbſt

---

in aliis gentibus, seu cognatione aliqua Suevorum, seu, quod sæpe accidit, imitatione, rarum et intra juventæ spatium, apud Suevos usque ad canitiem“ u. ſ. w. Lucanus 2, 51 f.:

> „Fundat ab extremo flavos aquilone Suevos
> Albis et indomitum Rheni caput“ u. ſ. w.

[56] Cäſar, bell. gall. 1, 37: „pagos centum Suevorum ad ripam Rheni consedisse.“ 4, 1: „ii (Suevi) centum pagos habere dicuntur.“ Tacitus, Germ. 39: „Semnonum centum pagos habitantium.“

[57] Cäſar, bell. gall. 4, 1: „Ii centum pagos habere dicuntur, ex quibus quotannis singula millia armatorum bellandi causa suis ex finibus educunt. Reliqui domi manent, pro se atque illis colunt. Hi rursus invicem anno post in armis sunt, illi domi remanent. Sic neque agricultura, neque ratio atque usus belli intermittitur. Sed privati ac separati agri apud eos nihil est“ u. ſ. w. Vergl. Tacitus, Germ. 6: „centeni ex singulis pagis sunt.“

[58] Tacitus, Germ. 39: „Adjicit auctoritatem fortuna Semnonum centum pagis habitantium, magnoque corpore efficitur, ut se Suevorum caput credant.“

wieder Zweierlei vorausſetzt, einmal die gleichartige natürliche Beſchaffenheit, wie z. B. Cäſar von der ungeheuern Leibesgröße der Sueven ſpricht[59], ſodann das unvordenkliche Alter einer irgendwie beſtehenden Gemeinſchaft. Die Sueven wurden nach Tacitus überhaupt zu den germaniſchen Urvölkern gezählt[60]; beſonders ausgeprägt aber iſt ihr eigener Glaube an gemeinſamen, blutsverwandtſchaftlichen Urſprung[61] in einer von demſelben Schriftſteller verzeichneten Stammſage, die, durch gottesdienſtliche Gebräuche geheiligt, eben an den in hundert Gauen wohnenden Semnonen haftete. Damit iſt für das alte Suevenland, deſſen äußerſte Umriſſe ſich ins Unſichre verlaufen, wenigſtens ein zuverläßiger Kern und Mittelkreis gewonnen, von dem aus weitere Bogen gezogen werden können. Die Semnonen, dieſes große Suevenvolk, wie es von Strabo benannt iſt, hatten weſtlich die mittlere Elbe, öſtlich den Suevenfluß, die Oder, zur Grenze[62]; gegen Südoſt, nach Böhmen hin, früher mit dem markomanniſch-ſueviſchen Reiche des Marobodus vereinigt, fielen ſie nachher in entgegengeſetzter Richtung an den Cherusker Arminius ab[63]; zur Zeit aber, da Tacitus die Germania ſchrieb, ſtanden ſie unabhängig als ſueviſches Hauptvolk, deſſen Wohnſtätte, nach ſpäteren Namen, in der Lauſitz und der Mark Brandenburg nebſt der anliegenden Strecke des rechten Elbufers zu ſuchen iſt, Länder, welche nach dem Abzug dieſer ſueviſchen Bewohner von wendiſcher Bevölkerung eingenommen und erſt nach Jahrhunderten durch deutſche Anſiedlung, Eroberung und Bekehrung zurückgewonnen wurden. An dieſe älteſte Heimat, von der die Sueven ſelbſt ihren Urſprung und Ausgang ableiteten, knüpft ſich nun eben in dieſer Stammſage der Beginn einer weithinziehenden Sagenkunde. Die Alamannen konnten, wenn ihr Name und Anfang richtig gedeutet worden iſt, keine beſondre

---

[59] Cäſar, bell. gall. 4, 1: „immani corporum magnitudine.“

[60] Germ. 2: „quidam autem, licentia vetustatis, plures deo ortos pluresque gentis appellationes, Marsos u. ſ. w. Suevos u. ſ. w. affirmant, eaque vera et antiqua nomina.“

[61] Germ. 39: „omnes ejusdem sanguinis populi“ u. ſ. w.

[62] Strabo 7, S. 290: „τὸ τῶν Σουήβων αὐτῶν μέγα ἔθνος Σέμνωνας.“ Über die Lage des Semnonenlandes und den Σουήβος ποταμός insbeſondre ſ. Zeuß 131 f. 16. 134 ob. 759.

[63] Strabo a. a. O. Tacitus, annal. 2, 45. Zeuß a. a. O.

Stammſage haben und von ihnen iſt auch aus der Zeit vor ihrem Eintritt in das neue Gebiet keine ſagenhafte Überlieferung kund geworden.

II. Sueviſche Stammſage. Volksname.

1. Der Semnonenwald.

Die ſueviſche Stammſage lautet in der Auffaſſung des römiſchen Geſchichtſchreibers alſo:

„Die älteſten und edelſten der Sueven nennen ſich die Semnonen. Der Glaube an ihr beſondres Alter hat religiöſen Anhalt. Zu beſtimmter Zeit kommen in einem Walde, der durch heilige Gebräuche der Väter und alte Scheue geweiht iſt, alle Völker deſſelben Bluts durch Geſandtſchaften zuſammen und feiern durch öffentliche Opferung eines Menſchen den grauenhaften Beginn ihres Barbarenfeſtes. Dem Haine wird noch andre Ehre geboten. Niemand tritt anders ein, als mit einer Feſſel gebunden, um ſeine Abhängigkeit und die Macht der Gottheit kund zu geben. Fällt er von ungefähr, ſo darf er nicht aufgehoben werden oder ſelbſt aufſtehen, am Boden wälzt man ihn hinaus. Der ganze Aberglaube geht dahin, als ſei von dort der Urhab des Volksſtamms, dort der allgebietende Gott, alles Andre ihm unterworfen und gehorſam. Zur Mehrung ihres Anſehens gereicht das Glück der Semnonen, die in hundert Gauen wohnen, und ihre große Geſammtmaſſe bewirkt, daß ſie ſich für das Haupt der Sueven halten[64].“

Wie Tacitus ſich die Anfänge des Volkes (initia gentis) im Semnonenhain vorſtellte, iſt nicht erſichtlich, ſei es, daß ihm ſelbſt darüber nichts Näheres berichtet war oder daß er mit ſeiner früheren Meldung, wonach man den Urſprung des geſammten Germanenſtammes (originem gentis) dem von der Erde geborenen Gotte Tuisco und deſſen Sohne Mannus zugeſchrieben, in Widerſpruch zu fallen glaubte, wenn auch für das beſondre Volk wieder eine Erdgeburt angenommen würde. Und doch ſpricht für dieſe Annahme ſchon die autochthoniſche Sage vieler andern Völker und die höhere Weihe, welche nur dadurch auf die Semnonen fallen konnte, wenn ihr Urſprung im heiligen Wald ein übernatürlicher, mythiſcher war.

---

[64] Tacitus, Germ. 39.

Ihr Name ſelbſt wird vermuthungsweiſe auf die gleiche Wurzel mit dem ahd. sâmo, lat. sēmen, bezogen und dieſe Beziehung durch die von Ptolemäus genannte, füglich für den Semnonenwald zu nehmende Waldung Semana (Σημανά ὕλη), mit langem Selbſtlauter, vermittelt; Semnonen ſind Bewohner der Semana und dieſe heißt ſo entweder als ein theilweiſe urbares Waldgebirg oder eben in dem Sinne, daß dort der Urſprung des Volkes war[65]. Dieſe Ableitung aber hat ſich ganz unabhängig von einem Zeugnis angebahnt, das ihr nicht wenig zu Statten kommt. Handſchriften, deren eine dem 12ten Jahrh. angehört, andre ſogar in das 8te bis 10te Jahrh. geſetzt werden, enthalten den lateiniſchen Spruch, daß die Schwaben nicht geboren, ſondern geſät ſeien („Suevi non sunt nati sed seminati“)[66]. Noch Geiler von Kaiſersberg, der berühmte Volksprediger gegen Ende des 15ten Jahrh., läßt einen Mann „grobe Schwaben ſäen“ und auf Befragen: „warum ſäeſt du nicht ſubtile Schwaben?“ die Antwort geben:

---

[65] Zeuß 8 f. fragend: „Sēmana vom goth. sēma, semen: tanquam inde initia gentis. Tacitus?“ Anders 131: „Sie (die Semnonen) haben ihren Namen als das Verſammlungsvolk der Sweben, nach Tacitus, omnes ejusdem sanguinis populi (Suevi) legationibus coeunt (ad Semnones).“ J. Grimm, Sprachg. 493 f., beſonders: „Σημανά Sēmana könnten nun auf ahd. sâmo, ſl. sjemja, böhm. semeno, lat. semen und die vorſtellung eines theilweiſe urbaren waldgebirgs führen, was jedoch unverläſſig bleibt, da niemand weiß, was ein ſo altes wort ſonſt bedeutet haben kann“ u. ſ. w. Auf den Zweifel wegen des kurzen Vokals in Σέμνον iſt unmittelbar vorher geantwortet. Vgl. noch 783. 954. Andre Namendeutungen geben W. Wackernagel, Zeitſchr. für d. Alterth. 6, 260; Müllenhoff ebend. 7, 383 f., wo das angelſ. seomian (in Banden liegen, gefeſſelt ſein) mit „vinculo ligatus“ bei Tacitus zuſammengenommen wird.

[66] Schmeller, bayer. Wörterbuch 3, 524 aus Cod. lat. monac. 560, Bl. 145. Auf meine Anfrage hat mir Schmeller die freundliche Auskunft gegeben, daß der Codex aus dem 12ten Jahrh. und ein Zuſammenhang jener Bemerkung von alter Hand mit dem ſonſtigen Inhalt der Handſchr. nicht abzuſehen ſei; auch fügt er aus einem Schreiben Kopitars vom April 1841 Folgendes bei: „Suevi sunt seminati, hab’ auch ich in den Codd. sec. VIII, IX gefunden. Seminati von semino, nicht etwa von seminascor, gibt 60, 100, 200 für eins, nati nur 1, ſelten 2. Copia eorum fuit ut seminati videantur sicut Cadmi draconitæ.“

„das Erdreich trägt ſie nicht“[67]. Die Schwaben ſind hier nur Rübenſaat, aber volksmäßige Anſpielung auf die alte Schwabenſage ſchimmert hindurch. Je beſtimmter eine ſagenhafte Vorſtellung für ſich ſchon alterthümliches Gepräge zeigt, um ſo zuläſſiger und aufklärender iſt es, ſie mit ähnlichen Sagen höher hinauf verwandter Volksſtämme zuſammenzuſtellen. Die Erdgeburt in Stammſagen der Völker iſt vor allem ein ſinnbildlicher Ausdruck der unvordenklichen Anſäßigkeit, gegenüber der Einwanderung, kann aber auch die raſche Anſammlung, Mehrung und Ausbreitung, das ſprichwörtliche Wachſen aus dem Boden, vergegenwärtigen. In jenem vorherrſchenden Sinne nimmt Tacitus die Urſage der Germanen; ebendahin fällt es, wenn die Athener und andre Völker des griechiſchen Alterthums ſich oder ihre Herrſcher für Erdgeborne anſahen[68]; die andre Wendung findet ſich bei Livius, wenn er berichtet, Romulus habe, um die Bevölkerung ſeiner neuangelegten Stadt zu vermehren, an einer Stelle, die jetzt zwiſchen zwei Hainen von dichten Hecken umzäunt ſei, ein Aſyl eröffnet, nach einer alten Erdichtung der Städtegründer, die, indem ſie eine unachtbare und gemeine Volksmenge an ſich gezogen, fälſchlich vorgegeben haben, es ſei ihnen ein Geſchlecht aus der Erde geboren worden [69]. Das entſprechende Bild des Säens gibt der Beiname Conſivius, Säer, mit welchem der italiſche Stammgott Janus angerufen ward; er hieß ſo, wie ein Erklärer ſagt, vom Säen, nemlich von der Pflanzung des menſchlichen Geſchlechts, deren Ausſaat ihn zum Urheber hat [70]. Der volle Zuſammenhang des Säens und Wachſens erſchließt ſich aber in einer Sage des griechiſchen Alterthums, der Sage von Kadmos, dem Gründer des Staates Thebe. Geſäte, Erdgeborne (σπαρτοί, γηγενεῖς) nannte man das thebaniſche Erſtlingsvolk und der Mythus davon iſt folgender: Der Phönikier Kadmos wird vom delphiſchen Orakel beſchieden, der Wegweiſung eines weiblichen Rindes, das noch kein Joch getragen und nicht den Pflug gezogen, zu folgen und da, wo es ſich niederlege, eine Stadt zu gründen. In Böotien, das nach dem Rinde benannt iſt, ſtreckt daſſelbe ſich ins Gras und an dieſer Stätte will Kadmos opfern. Er ſendet nach Waſſer in den noch von keinem Beile berührten Wald. Dort iſt eine Quelle des Ares und in der Felshöhle, aus der ſie ſich ergießt, hauſt eine ungeheure Schlange, von der die Ausgeſchickten getödtet werden. Kadmos aber erlegt den Drachen und ſät, auf Geheiß der Athene, deſſen Zähne in Furchen, deren Stelle man ſpäter vor Thebe zeigte. Daraus erwachſen gewaffnete Männer, Sparten, Geſäte. Er hält ſie für neue Gegner und wirft einen Stein unter ſie, worüber ſie ſelbſt einander anfallen und morden, bis auf Fünfe, von denen die Stämme der nun begründeten Kadmosſtadt ausgehen[71]. Die kargen Andeutungen ſueviſcher Sage, ſoweit dieſe hier verfolgt werden

---

[67] Die bröſamlin doct. Keiſerſpergs vffgeleſen võ Frater Johañ Paulin ꝛc. Straßburg 1517, Fol. Bl. XIII: „Ler du vnd mach vß einem feißten groſſen bauch ein gůten ſpringer, er ſpringt nit hoch, der leib gibts nit, das erdtreich tregt es nit. Gleich als yener der gieng vnd ſeiet grobe Schwaben, d'and' fragt, warumb ſeieſtu du nit ſubtyle Schwabẽ, der antwurt, nein ſprach er, das erdtreich tregt ſie nicht, alſo hie auch.“ (Vergl. Schmeller 3, 524: „Schwaben-Ruben.“) Geiler iſt zu Schafhauſen 1445 geboren, zu Kaiſersberg im Elſaß erzogen, geſt. zu Straßburg 1510 (Koberſtein 454).

[68] Auf dieſer Vorſtellung beruht der politiſche Mythus Platons, vom Staate 3, 21: „ἦσαν δὲ τότε τῇ ἀληθείᾳ ὑπὸ γῆς ἐντὸς πλαττόμενοι καὶ τρεφόμενοι, καὶ αὐτοὶ καὶ τὰ ὅπλα αὐτῶν καὶ ἡ ἄλλη σκευὴ δημιουργούμενα, ἐπειδὴ δὲ παντελῶς ἐξειργασμένοι ἦσαν, ἡ γῆ αὐτοὺς μήτηρ οὖσα ἀνῆκε. καὶ νῦν δεῖ ὡς περὶ μητρὸς καὶ τροφοῦ τῆς χώρας, ἐν ᾗ εἰσί, βουλεύεσθαί τε καὶ ἀμύνειν αὐτούς, ἐάν τις ἐπ' αὐτὴν ἴῃ, καὶ ὑπὲρ τῶν ἄλλων πολιτῶν, ὡς ἀδελφῶν ὄντων καὶ γηγενῶν, διανοεῖσθαι.“ Belege hiezu verzeichnet Aſt in den Anmerkungen, Platonis Politia u. ſ. w. rec. Frid. Astius. Lips. 1804, S. 475. Die citierten Belegſtellen ſind dieſe: Censorin. de die natali c. 4, ubi vid. Lindenbrog. p. 22. Menexen. p. 27, ubi v. Gottleb. Isocrat. Panegyr. p. 14 sq. ed. Mor. et Panathen. p. 258. ed. Corai. (Platons Φοινικόν τι mag ſich übrigens zunächſt auf die Kadmosſage beziehen.)

---

[69] Livius, histor. 1, 8: „Deinde, ne vana urbis magnitudo esset, adjiciendæ multitudinis causa, vetere consilio condentium urbes, qui, obscuram atque humilem conciendo ad se multitudinem, natam e terra sibi prolem ementiebantur, locum, qui nunc septus densis sentibus inter duos lucos est, asylum aperit."

[70] Macrobius, Saturnal. 1, 7 (Bip. B. 1, S. 229): „Regionem istam, quæ nunc vocatur Italia, regno Janus obtinuit u. ſ. w. Hic igitur Janus cum Saturnum classe pervectum excepisset hospitio, et ab eo edoctus peritiam ruris, ferum illum et rudem ante fruges cognitas victum in melius redegisset, regni eum societate muneravit." u. ſ. w. 1, 9 (S. 236): „Mythici referunt, regnante Jano omnium domos religione ac sanctitate fuisse munitas: idcircoque ei divinos honores esse decretos, et ob merita introitus et exitus ædium eidem consecratos" u. ſ. w. 1, 9 (S. 238): „In sacris quoque invocamus Janum geminum, Janum Patrem, Janum Junonium, Janum Consivium, Janum Quirinum, Janum Patulcium et Clusivium u. ſ. w. Patrem, quasi Deorum Deum u. ſ. w.; Consivium, a conserendo, id (S. 239) est, a propagine generis humani, quæ Jano auctore conseritur: Quirinum, quasi bellorum potentem, ab hasta quam Sabini curim vocant: Patulcium et Clusivium, quia bello portæ ejus patent, pace clauduntur" u. ſ. w. 1, 10 (S. 242): „Hanc autem Deam Opem Saturni conjugem crediderunt: et ideo hoc mense [Januar.] Saturnalia itemque Opalia celebrari, quod Saturnus ejusque uxor tam frugum, quam fructuum repertores esse credantur. itaque omni jam fœtu agrorum coacto, ab hominibus hos Deos coli, quasi vitæ cultioris auctores, quos etiam nonnullis cœlum et terram esse persuasum (S. 243) est; Saturnumque a satu dictum, cujus causa de cœlo est; et terram Opem, cujus ope humanæ vitæ alimenta quæruntur, vel ab opere, per quod fructus frugesque nascuntur. Huic Deæ sedentes vota concipiunt, terramque de industria tangunt; demonstrantes, et ipsam matrem esse terram mortalibus appetendam. [Plinius, hist. nat. 2, 63; ſchöne Stelle über die mütterliche Erde.] Philochorus, Saturno et Opi primum in Attica statuisse aram Cecropem dicit, eosque Deos pro Jove terraque coluisse, instituisseque, ut patres familiarum et frugibus et fructibus jam coactis passim cum servis vescerentur, cum quibus patientiam laboris in colendo rure toleraverant. delectari enim Deum honore servorum contemplatu laboris. hinc est, quod ex instituto peregrino, huic Deo sacrum aperto capite facimus."

3, 9 (B. 2, S. 25, über den geheim gehaltenen Namen der Schutzgottheit der Stadt Rom): „alii enim Jovem crediderunt, alii Lunam u. ſ. w. alii autem, quorum fides mihi videtur firmior, Opem Consiviam esse dixerunt.“ Über den Gott Janus ſ. Schwenck, Myth. der Römer 122 ff. (Conſiv. 133). Walz, de relig. Romanor. antiquiss. 1. 14 ff. (Schwenck 189: Ops Conſivia. Ritſch 587: Consevius u. ſ. w.) Janus ſteht in der römiſchen Devotionsformel, Livius, histor. 8, 9, vor allen andern Göttern: Jupiter, Mars, Quirinus, Bellona u. ſ. w. Vergl. auch Schwenck, Mythologie der Römer 190 u. Unter den Überreſten der römiſchen Pflanzſtadt Sumlocenne am obern Neckar iſt auf dem Bruchſtück einer Thonſchale das kleine Bild eines Sämanns gefunden worden mit der Inſchrift: Conſivius. Jaumann, Zuſammenſtellung der zu Rottenburg a. N. aufgefundenen römiſchen Inſchriften, Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande 15, Bonn 1850, S. 82, und nach eigener Anſchauung.

[71] Hauptſächlich Pauſanias IX, 5. Schol. Eurip. Phœn. 641. 674. 949. Ovid, metamorph. 3, 5 ff. Natal. Com. 918 (Ritſch 447 f. Schwenck, Myth. der Griechen 473 f.) Daß Aetes, König in Kolchis, die Hälfte der Drachenzähne erhält und nachmals Jaſon das gleiche Abenteuer damit beſteht (metam. 7, 104 ff. Orph. argon. 870 bis 876. Valer. Flaccus, argon. 7, 62 bis 77. 539 bis 643), iſt eine Wiederholung der Sage ohne ihre urſprüngliche Bedeutung.

kann, haben nichts von dem ſchönen Gegenſatze des noch unbejochten Rindes, das den kommenden Anbau bezeichnet, und der feindſeligen Höhlenſchlange, des Sinnbilds der widerſtrebenden Erde oder des wilden, ungelichteten Waldes; auch aus welcherlei Saat die Schwaben erwachſen, bleibt gänzlich im Dunkeln. Wohl aber bieten ſich andre Züge zu näherer Vergleichung und Aufhellung. Die kriegeriſche Haltung liegt im Bedürfnis alter Staatengründungen. Die Römer ehrten den Kriegsgott als ihren und ihres Stifters Vater. Auch die Urahnen der Thebaner werden als erdgebornes Volk bezeichnet[72]. An der Quelle des Ares wird die Saat gebrochen, deren Aufgehn Ovid lebendig ſchildert: wie die Schollen ſich bewegen, aus den Furchen die erſte Speerſpitze ſticht, dann die Helmgiebel erſcheinen, Schulter und Bruſt auftauchen, rüſtige Arme die Waffen ſchwingen[73]. Daß auch über der räthſelhaften Geburt im Semnonenwald eine kriegeriſche Gottheit waltete, wird ſich im Folgenden nahe geben. Am bedeutendſten jedoch ſtellt ſich der Umſtand hervor, daß von den fünf übrig bleibenden Sparten die fünf Thebanerſtämme herkommen. Sei es, daß der mörderiſche Kampf, der, durch den Steinwurf hervorgerufen[74], ſich alsbald unter den Drachenſöhnen erhob, die erſte Gährung in dem noch ungeordneten Pflanzvolk anzeigen ſollte, oder daß die geſchichtliche Fünftheilung des thebaniſchen Gemeinweſens das Erträgnis der Ausſaat auf dieſe Zahl zu beſchränken gebot, jedenfalls ergibt ſich damit ein Wink, auch bei der ſueviſchen Stammſage die Verfaſſung dieſes Volkes nicht unbeachtet zu laſſen. Sind die Sueven geſät, ſo muſten ſie in der Hundertzahl aufſchießen, denn dieß iſt die ordnende Ziffer in ihrer Staatseintheilung, ihrer Heerfolge und landwirthſchaftlichen Verfaſſung. Genau mit dem Berichte vom Heiligthum der Semnonen verbindet Tacitus die Meldung, daß ihr maſſenhaftes Wohnen in hundert Gauen ihnen Anſehn gebe und ſie zum Haupte der Sueven erhebe. Hundert ſueviſche Gaue hatten ſich am Rheine gelagert und wollten ihn überſchreiten, um das Heer Arioviſts zu verſtärken, und wieder von andrem Standpunkt, aus Anlaß eines ſpäteren Feldzugs am Niederrhein, ſagt Cäſar von den Sueven: dieſes bei weitem gröſte und ſtreitbarſte unter allen Germanenvölkern ſoll hundert Gaue haben, aus denen jährlich je tauſend Bewaffnete über die Grenzen in den Krieg ziehen, die Übrigen bleiben zu Haus und bauen für ſich und für jene das Feld, löſen aber im folgenden Jahre die Ausgezogenen ab und ſo werde weder der Feldbau, ſoweit ſie ihn überhaupt betreiben, noch die Kriegsübung verſäumt[73]. Wenn gleich die Hundertheilung auch andern germaniſchen Völkern nicht fremd war, ſo erſcheint ſie doch bei den Sueven am entſchiedenſten durchgeführt und wie das alte Stammvolk ſich ausbreitete und weithin neue Pflanzungen entſandte, wucherte die Schwabenſaat fort und wurden in neuer Heimat auch neue Hunderte angeſetzt.

---

[72] Livius, histor. præfatio: „si cui populo licere oportet consecrare origines suas et ad deos referre auctores, ea belli gloria est populo Romano, ut quum suum conditorisque sui parentem Martem potissimum ferat, tam et hoc gentes humanæ patiantur æquo animo, quam imperium patiuntur.“ Apollonius, argonaut. 3, 1185 ff.:

„Καὶ ῥ᾽ ὁ μὲν Ἀονίοισιν ἐνισπείρας πεδίοισι
Κάδμος Ἀγηνορίδης ἐπὶ γηγενῆ εἵσατο λαόν.

[73] Ovid, metam. 3, 104 ff.:

Paret et impresso sulcum patefecit aratro,
Spargit humi jussos, mortalia semina, dentes.
Inde, fide majus, glebæ cœpere moveri,
Primaque de sulcis acies apparuit hastæ,
Tegmina mox capitum picto nutantia cono,
Mox humeri pectusque onerataque brachia telis
Existunt, crescitque seges clypeata virorum.

[74] Apollonius 3, 1057. 1365 ff. Apollodor B. 3 ex Pherec. Vergl. Ovid, metam. 7, 139 bis 142. Dem entſpricht hinwider ein Zug aus der nordiſchen Götterſage. Odhinn wirft unter die neun Mähder des Rieſen Baugi einen trefflichen Wetzſtein, nach dem ſie ſo ungeſtüm haſchen, daß ſie einander die Halſe abſchneiden. Sn. Edd. 85.

Es fragt ſich noch um den Gott, deſſen Gegenwart den Wald heiligte. Den Gebrauch, nur gebunden in den Hain einzutreten, deutet Tacitus überhaupt als ein Zeichen der Unterwerfung unter die Macht dieſer gegenwärtigen Gottheit. Daß wer niedergefallen nicht im Heiligthum wieder aufſtehen oder aufgehoben werden darf, ſondern hinausgewälzt wird, iſt ein ſichtbarer Ausdruck der äußerſten Hilfloſigkeit des an Armen und Beinen Gebundenen[76]. Nun wirft im Eddaliede der todwunde Fafnir ſeinem Beſchädiger Sigurd vor: „gefeſſelt biſt du und heergefangen, immer, ſagt man, beben Gebundene;“ worauf der junge Held erwidert: „nicht bin ich gefeſſelt, wär' ich auch heergefangen, du fandeſt, daß ich ledig lebe“[77]. Die Feſſelung alſo iſt das ſtrengere Loos des als Kriegsbeute Weggeführten. Daher auch die zwei Valkyriennamen Hlöck und Herfiötur, Kette und Heerfeſſel; und gleicherweiſe walten die Jungfrauen (idiſi) des Merſeburger Zauberſpruchs über Binden und Entbinden[78]. Weiter laſſen ſich die ſueviſchen Gebundenen (bandingjar)[79] damit in Beziehung ſetzen, daß bei der feſtlichen Verſammlung im Semnonenwalde ein Menſchenopfer fällt, denn wieder ſind es hauptſächlich Kriegsgefangene, die bei den Germanen von dieſem grauſamſten Gebrauche getroffen wurden[80]. Schon in Arioviſts Heere war über einen galliſchen Römer, der in Ketten mitgeſchleppt wurde, dreimal gelooſt worden, ob er ſogleich den Feuertod leiden, oder auf andre Zeit geſpart werden ſollte, das Looſen aber war eine prieſterliche Handlung und auch aus ſpäterer Zeit wird deſſen Anwendung auf

---

[73] Die ſchon früher angezogenen Zeugniſſe über die ſueviſchen hundert Gaue und die daran geknüpften Einrichtungen ſind: Tacitus, Germ. 39. Cäſar, bell. gall. 1, 37. 4, 1; vergl. ebend. 6, 22 f. und Germ. 6, 12. 26. Davon handeln J. Grimm, Rechtsalterth. 532 bis 534. 755 bis 757. Sprachg. 490 bis 492. Zeuß 52 ff. Stälin 1, 278 und 295 f. 301. 310. 333, Anm. 2. Waitz, deutſche Verfaſſungsgeſch. 1, Cap. 3 (namentl. S. 43).

---

[76] Vergl. Sæm. 29, 12: „bönd at böglimum u. ſ. w. svá ek gel at ek gánga má, sprettr mèr af fótum fiotur ok af höndum hapt.“ Merſeburger Spruch: „cuniowidi u. ſ. w. inſprinc haptbandum, invar vigandum!“ Anders erklären Mythol. 61 ***). C. F. Vierordt, de junctarum in precando manuum origine indo-german. u. ſ. w. Karlsruhe 1851, S. 17 f.

[77] Sæm. Edd. 187, 7: „nû ertu haptr ok hernuminn, æ kveða bandingja bifask.“ Ebend. 8: „eigi em ek haptr, þótt ek væra hernumi, þú fant at ek lauss lifi.“ Beides zugleich ward Godhrún, Sæm. Edd. 212, 9: „þá varð ek hapta ok hernuma.“ Vergl. noch ebend. 7, 40: „haptbond snúa“ u. ſ. w 29, 12: „sprettr mèr af fótum fioturr en af höndum hapt.“ (Ebend. 98, 10.)

[78] Deutſche Myth. 373. 393. Merſeburger Spruch (J. Grimm, über zwei entdeckte Gedichte u. ſ. w. 4. W. Wackernagels Leſeb. Vorr. IX): „ſuma hapt heptidun u. ſ. w. inſprinc haptbandum!“ (Fornald. S. 1, 219: „farid á brott med bandingjann!“)

[79] Südnachbarn der Semnonen ſind die Silingen (Zeuß 131. 127. 455). Über ihren Namen ſagt J. Grimm, Sprachg. 712: „Sil fällt einer guten deutſchen wurzel, wahrſcheinlich seilan sail silum ligare zu;“ hiernach wären Σιλίγγαι, Silingi = bandingjar.

[80] Deutſche Mythol. 38 ff. Rechtsalterth. 320 f.

Menſchenopfer bezeugt[81]. Der Sueve, der gefeſſelt in das Heiligthum eingeht, gibt ſich damit ſinnbildlich dem Gotte zu eigen und zum Opfer hin, wenn auch dieſes in der Wirklichkeit nur aus der Zahl der Heergenommenen gewählt wird. Die Beziehung zum Opfer beſtätigt ſich dadurch, daß auch im Heere der Germane nur vom Prieſter gebunden oder geſchlagen werden durfte, gleichſam auf Befehl des Gottes, den man im Kriegszuge, wie dort im Haine, anweſend glaubte[82]. Unter ſolchem Geſichtspunkte gewinnt die Verehrung im Haine beſtimmteren Bezug auf einen Gott des Kampfes und Sieges, dem ein ſtreitbares Volk um und für den Erfolg der Waffen Huldigung und Feſtopfer bringt, entſprechend den altnordiſchen und angelſächſiſchen Siegopfern (sigrblôt, sigortifer)[83].

Über die Semnonen ſelbſt und einige ihnen zugewandte Völker finden ſich bei Schriftſtellern des Alterthums noch folgende, den kriegeriſchen Glauben berührende Andeutungen. Zum Kaiſer Domitian kamen, wie Dio Caſſius berichtet, Maſyos, König der Semnonen, und die Jungfrau Ganna, die nach Veleda im Keltenlande (hier Deutſchland) weiſſagte, und kehrten, nachdem ſie Ehre bei ihm empfangen, in die Heimat zurück[84]. Der Anlaß dieſes Beſuchs iſt nicht bemerkt und es gibt darüber verſchiedene Muthmaßungen[85]. Die eine bezieht ſich auf den Aberglauben des Kaiſers, der noch am Tage ſeines gewaltſamen Todes einen ihm gleichfalls aus Germanien geſchickten Zeichendeuter über die häufigen Blitzſchläge um Rath fragte und, nachdem derſelbe eine Änderung der Dinge vorausgeſagt, ihn verurtheilte[86]. Aber auch eine wichtigere Angelegenheit konnte die ſemnoniſchen Gäſte nach Rom führen, der Krieg ſueviſcher Völker mit lygiſchen, in welchem übrigens Domitian ſeine Hilfe, zur Entrüſtung der Sueven, den Lygiern zuwandte, von denen auch eine Geſandtſchaft an ihn ergangen war[87]. Wie dem ſei, ſchon die Erſcheinung des ſueviſchen Königs in Geſellſchaft der wahrſagenden Jungfrau und die Gleichſtellung dieſer mit der bekannteren Veleda wirft einen Lichtblick in die Dämmerung des Semnonenwaldes. Aus Arioviſts ſueviſchem Heerzuge meldet Cäſar, daß Jener einmal, nach Angabe der Gefangenen, darum nicht kämpfen wollte, weil es bei den Germanen Gewohnheit war, daß die Frauen durch Looſe und Weiſſagungen erkundeten, ob die Schlacht räthlich ſei oder nicht, und weil dieſelben in dieſem Falle den Ihrigen den Sieg abſprachen, wenn ſie vor dem Neumond ſich in die Schlacht einließen[88]; Plutarch fügt hinzu, welcherlei Wahrzeichen dieſe Abmahnung entnommen war, die Frauen verkündigten die Zukunft, nachdem ſie in die Wirbel der Ströme geſchaut, die Strudel und das Rauſchen der Gießbäche beobachtet[89]. Allgemein von den Germanen ſagt Tacitus in der bekannten Hauptſtelle, daß ſie in den Frauen etwas Heiliges und Vorausſchauendes geahnt, auch auf die Rathſchläge und Ausſprüche derſelben nicht geringen Werth gelegt haben, als erſtes, offenkundiges Beiſpiel aber nennt er eben Veleda, welche lang und gemeinhin als ein göttliches Weſen verehrt worden[90]. Seine Vorſtellung von der deutſchen Frauenverehrung gründet ſich wohl auch auf die reichhaltigern Nachrichten, die ihm eben über dieſe Seherin zu Gebot ſtanden und die er in ſeinen Geſchichtbüchern mittheilt. Faßt man daraus die Hauptzüge gedrängt zuſammen, ſo ergibt ſich ein anſchauliches Bild der gottbegeiſterten Jungfrau in ihrer Stellung zum germaniſchen Volkshelden. Civilis aus königlichem Geſchlechte der Bataver, eines Volkes vom Kattenſtamme, verſammelt ſeine Landsgenoſſen im heiligen Haine, bei nächtlichem Mahl, und fordert ſie auf, das Joch der Römer abzuwerfen. Mit großem Beifall angehört, vereidet er ſie durch Verfluchungen in heimiſcher Weiſe. Aus Wäldern und Hainen werden zur Schlacht die Feldzeichen, Gebilde wilder Thiere, hervorgeholt. Er ſelbſt hat, als er zuerſt die Waffen ergriff, nach germaniſchem Brauch ein Gelübde gethan, wonach er ſich die Haare wachſen läßt, bis die feindlichen Legionen niedergeſtreckt ſind[91]. Dem Helden zur Seite nun ſteht Veleda, eine Jungfrau vom Volke der Brukterer, weit umher gebietend, nach altem Glauben der Germanen, vermöge deſſen ihnen die meiſten Frauen für weiſſagend und nachgerade für Göttinnen gelten; ſie hat den Germanen Heil, den Legionen Untergang vorausgeſagt und aus der Erfüllung dieſes Spruches erwuchs ihr Anſehen. Ihr wird der gefangene Legat Lupercus zum Geſchenke beſtimmt, ihr von den erbeuteten Rheinſchiffen das mit dem Fähnlein des Prätors, die Lippe herauf, zugeführt. Civilis und Veleda werden unzertrennlich zuſammen genannt; ihnen ſchickt man Botſchafter mit Geſchenken zu, um Bündniſſe bei ihnen zu feſtigen; doch iſt es nicht geſtattet, die Jungfrau zu ſehen und anzureden, ſie wohnt hoch auf einem Thurme, Auserwählte ihrer Verwandtſchaft ſind die Träger ihrer Rathſchläge und Beſcheide, gleich den Vermittlern einer Gottheit[92]. Dieſe göttliche Begabung wird hier den germaniſchen Frauen in ſolcher Allgemeinheit zugeſchrieben, daß nicht wohl ein hervorragender Mann ohne ſeinen weiblichen Schutzgeiſt gedacht werden kann, und die Genoſſin des Oberhaupts, des Heerführers, wird damit zur Volksheiligen. Civilis mit Veleda läßt errathen, warum der Semnonenkönig mit Ganna geht. Ein bedeutſamer Zug germa-

---

[81] Cäſar, b. gall. 1, 47. 53: „C. Valerius Procillus, cum a custodibus in fuga trinis catenis vinctus traheretur, in ipsum Cæsarem hostium equitatum persequentem incidit u. ſ. w. Is, se præsente de se ter sortibus consultum dicebat, utrum igni statim necaretur an in aliud tempus reservaretur, sortium beneficio se esse incolumem." Vergl. Tacitus, Germ. 10. W. Müller, altd. Religion 77, Anm. 1. Deutſche Myth. 629 u. 989.

[82] Tacitus, Germ. 7: „ceterum neque animadvertere, neque vincire, ne verberare quidem nisi sacerdotibus permissum, non quasi in pœnam nec ducis jussu, sed velut deo imperante, quem adesse bellantibus credunt." Vgl. 39: „ibi regnator omnium deus."

[83] Yngl. S. 8. Cod. exon. 257, 30. Deutſche Myth. 36. 38.

[84] Dio Caſſius 67, 5 (Reimarus 1105): „Μάσυος δὲ ὁ Σεμνόνων βασιλεὺς καὶ Γάννα (al. Γαῦνα) παρθένος (ἣ δὲ μετὰ τὴν Βελήδαν ἐν Κελτικῇ ἐθείαζεν) ἦλθον πρὸς τὸν Δομιτιανὸν καὶ τιμῆς παρ' αὐτοῦ τυχόντες ἀνεκομίσθησαν." Zeuß 132. Zum Namen Ganna deutſche Mythol. 85. Für Maſyos ſchlägt J. Grimm, Sprachg. 493 „Νάσυος" vor und vergleicht den älteren Suevenführer Nasua bei Cäſar, b. gall. 1, 37, entſprechend dem altnordiſchen Narvi, Neri, ſ. ebend. 486*). 488*). 583; ein Name der deutſchen Heldenſage iſt Nere. S. auch Haupts Zeitſchrift für deutſches Alterthum 7, 529.

---

[85] Maſcou, Geſch. der Teutſchen 1, 137.

[86] Suetonius, Domitian. 16: „Dehinc mane haruspicem ex Germania missum, qui consultus de fulgure mutationem rerum prædixerat, audiit condemnavitque.“ Schon Vitellius ſoll blindlings den Weiſſagungen eines kattiſchen Weibes vertraut haben, Suetonius, Vitell. 14: „Suspectus et in morte matris fuit, quasi ægræ præberi cibum prohibuisset, vaticinante Catta muliere, cui velut oraculo acquiescebat, ita demum firmiter ac diutissime imperaturum, si superstes parenti exstitisset.“

[87] Dio Caſſius, a. a. O. Zeuß 119. 126.

[88] Cäſar, b. gall. 1, 50: „Cum ex captivis quæreret Cæsar, quam ob rem Ariovistus prœlio non decertaret, hanc reperiebat causam, quod apud Germanos ea consuetudo esset, ut matres familias sortibus et vaticinationibus declararent, utrum prœlium committi ex usu esset nec ne; eas ita dicere: non esse fas Germanos superare, si ante novam lunam prœlio contendissent.“ Vergl. Tacitus, Germ. 11.

[89] Plutarchs Cäſar. (Maſcou 1, 23, Anm. 3)

---

[90] Tacitus, Germ. 8: „Inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant, nec aut consilia earum aspernantur aut responsa negligunt. Vidimus sub divo Vespasiano Veledam diu apud plerosque numinis loco habitam, sed et olim Auriniam et complures alias venerati sunt, non adulatione nec tanquam facerent deas.“ Dieſe Verwahrung iſt gegen die ſchmeichleriſchen Vergötterungen der römiſchen Kaiſerzeit gerichtet. Weiter geht hinſichtlich der germaniſchen Frauen die nachher auszuhebende Stelle hist. 4, 61.

[91] Tacitus, hist. 4, 12: „Batavi, donec trans Rhenum agebant, pars Cattorum“ u. ſ. w. (vergl. Anm. 86: „vaticinante Catta muliere“ u. ſ. w.) 4, 13: „Claudius Civilis regia stirpe.“ 4, 14: „Civilis, primores gentis et promptissimos vulgi, specie epularum, in sacrum nemus vocatos ubi nocte ac lætitia incaluisse videt, a laude gloriaque gentis orsus, injurias et raptus et cetera servitii mala enumerat.“ 4, 15: „Magno cum assensu auditus, barbaro ritu et patriis exsecrationibus universos adigit.“ 4, 22: „Hinc veteranarum cohortium signa, inde depromptæ silvis lucisque ferarum imagines, ut cuique genti inire prœlium mos est“ u. ſ. w. 4, 61: „Civilis barbaro voto, post cœpta adversus Romanos arma, propexum rutilatumque crinem patrata demum cæde legionum deposuit.“ Zu den Worten „barbaro ritu et patriis exsecrationibus“ ſ. die Verwünſchung des Eidbrüchigen in Sæm.

Edd. 165, 18 bis 20, welche auf Entſprechendes in der Schwurformel und Eidablegung ſelbſt hindeutet, vergl. ebend. 138, 31.

[92] Tacitus, hist. 4, 61: „Mummius Lopercus, legatus legionis, inter dona missus Veledæ. Ea virgo nationis Bructeræ late imperitabat, vetere apud Germanos more, quo plerasque feminarum fatidicas et augescente superstitione arbitrantur deas. tuncque Veledæ auctoritas adolevit, nam prosperas Germanis res et excidium legionum prædixerat.“ 4, 65 [Agrippinenses respondent]: „arbitrum habebimus Civilem et Veledam, apud quos pacta sancientur. Sic lenitis Tencteris legati ad Civilem et Veledam missi cum donis cuncta ex voluntate Agrippinensium perpetravere. Sed coram adire alloquique Veledam negatum. arcebantur aspectu, quo venerationis plus inesset. Ipsa edita in turre; delectus e propinquis consulta responsaque ut internuntius numinis portabat.“ 5, 22: „Multa luce revecti hostes, captivis navibus, prætoriam triremem [weiter oben: prætoriam navem, vexillo insignem,] flumine Luppia donum Veledæ traxere.“ Übrigens war Civilis verheirathet, hatte einen noch jungen Sohn und wehrhafte Schweſterſöhne (hist. 4, 61. 63. 70. 79. 5, 20); ſein Verhältnis zu Veleda beruht weſentlich auf ihrer Eigenſchaft als der Weiſſagerin ihres Volks. Die Brukterer wohnten an der Ems und der Lippe, Zeuß 92 f. J. Grimm, Sprachg. 531 f. Veleda als römiſche Gefangene bei Statius, silv. 1, 4, 90. (Myth. 1, 137, Anm.) [Schriften 1, 132. K.]

niſcher Sitte und Sage eignet ſich hiedurch auch den Sueven in ihrem Stammvolk an.

Südweſtliche Grenznachbarn der Semnonen, durch die Elbe von ihnen geſchieden, ſind die Hermunduren [93]. Tacitus erklärt ſie für einen Theil der Sueven [94] und als unmittelbare Nachbarn des Stammvolks ſind ſie den Völkern beizuzählen, die ſich im Semnonenhaine zuſammenfanden. Zwiſchen Hermunduren und Katten, erzählt Tacitus, habe ſich ein großer Kampf erhoben um einen ſalzreichen Grenzfluß. Von ſolchen Stätten werde geglaubt, daß ſie dem Himmel beſonders nahe ſeien und die Gebete der Sterblichen nirgends beſſer von den Göttern gehört werden, durch deren Gnade dort in Fluß und Wäldern das Salz zu Tage komme. Die Schlacht ſei den Hermunduren günſtig, den Katten zum Verderben ausgefallen, weil dieſe, wenn ſie die Sieger wären, das gegneriſche Heer dem Mars und Merkur geweiht haben, ein Gelübde, wodurch Roſs und Mann, alles Beſiegte, der Vertilgung hingegeben werde. Dieſe feindliche Drohung aber ſei gegen die Katten ſelbſt umgeſchlagen [95]. Nun ſind es zwar zunächſt eben die Katten, die das furchtbare Gelübde gethan, aber die Hermunduren nahmen es auf, auch ihnen muſten Mars und Merkur, als allgemein germaniſche Hauptgötter, heilig ſein; ja die Katten ſelbſt, welche Tacitus den Sueven gegenüberſtellt[96], werden als zu Cäſars Zeit noch den letztern beigezählt angeſehen[97]. In der Germania wird von den Deutſchen überhaupt geſagt: am höchſten unter den Göttern ehren ſie den Merkur, dem ſie an beſtimmten Tagen auch Menſchenopfer darbringen, Herkules und Mars werden durch Opferthiere verſöhnt[98]. Zwei von dieſen Göttern erſcheinen nun im Streit um den Salzfluß als ſolche, die über den Sieg gebieten, und zwar wird Mars hier vor dem Merkur genannt[99], als betheiligt bei einem Gelübde, das auf die Opferung nicht bloß eines einzelnen Menſchen, ſondern eines ganzen Heeres, gerichtet iſt. Die römiſche Auffaſſung konnte durch das Beiſpiel ähnlicher Weihungen aus der Geſchichte des eigenen Volkes beſtimmt ſein, doch fehlt ſelbſt dieſen nicht das Gepräge des Opfers[100]. Jedenfalls bewährt auch die Hermundurenſchlacht den kriegeriſchen Geiſt des ſueviſchen Götterdienſts.

---

[93] Vellejus 2, 106: „usque ad flumen Albim, qui Semnonum Hermundurorumque fines præterfluit.“ Zeuß 102 ff. J. Grimm, d. Sprachg. 598 f. Stälin 1, 11 f.

[94] Strabo 7, S. 290: „μέρος δέ τι αὐτῶν (Σουήβων) u. ſ. w. καθάπερ Ἑρμόνδοροι“ u. ſ. w. (Zeuß 104.) Sie werden aber auch, als ein größeres Volk, neben den Sueven beſonders genannt, Plinius, hist. nat. 4, 14: „Hermiones, quorum (pars) Suevi, Hermunduri“ u. ſ. w. (Zeuß 70.) Julius Capitolinus in vita Marci 22: „Gentes omnes ab Illyrici limite usque in Galliam conspiraverant, ut Marcomanni, Narisci, Hermunduri et Quadi, Suevi“ u. ſ. w. Germ. 41: „Et hæc quidem pars Suevorum [Reudigni u. ſ. w.] in secretiora Germaniæ porrigitur. propior u. ſ. w. Hermundurorum civitas“ u. ſ. w.

[95] Tacitus, ann. 13, 57: „Eadem æstate inter Hermunduros Cattosque certatum magno prœlio, dum flumen gignendo sale fœcundum et conterminum vi trahunt, super libidinem cuncta armis agendi, religione insita, eos maxime locos propinquare cœlo precesque mortalium a deis nusquam propius audiri. inde, indulgentia numinum, illo in amne illisque silvis salem provenire, non, ut alias apud gentes, eluvie maris arescente, sed unda super ardentem arborum struem fusa, ex contrariis inter se elementis, igne atque aquis, concretum. Sed bellum Hermunduris prosperum, Cattis exitio fuit, quia victores diversam aciem Marti ac Mercurio sacravere, quo voto equi, viri, cuncta victa occidioni dantur. Et minæ quidem hostiles in ipsos vertebant.“

---

[96] Germ. 38: „Nunc de Suevis dicendum est, quorum non una ut Cattorum Tencterorumve gens.“ S. ob. Anm. 46 (zu I). Vergl. jedoch Sprachg. 494, 2. 565 u., ſ. ob. 570 ob. Florus 4, 12 (S. 401): „Cattos u. ſ. w. Suevosque“ u. ſ. w. Auch Dio ſcheint zu unterſcheiden, Maſc. 1, 66 f.

[97] Zeuß 94. Sprachg. 565 bis 570.

[98] Germ. 9: „Deorum maxime Mercurium colunt, cui certis diebus humanis quoque hostiis litare fas habent. Herculem ac Martem concessis animalibus placant.“

[99] An einer andern Stelle, hist. 4, 64, läßt Tacitus den Geſandten der Tencterer zu den Agrippinenſern ſprechen: „redisse vos in corpus nomenque Germaniæ, communibus deis et præcipuo deorum Marti grates agimus.“

[100] Den Sinn der römiſchen Todesweihe ergibt folgende Stelle, Livius, histor. 8, 6: „Ibi in quiete utrique consuli eadem dicitur visa species viri majoris, quam pro humano habitu, augustiorisque, dicentis: Ex una acie imperatorem, ex altera exercitum Diis Manibus matrique Terræ deberi; utrius exercitus imperator legiones hostium, superque eas se devovisset, ejus populi partisque victoriam fore.“ Vergl. 8, 10: „quorum [consulum] alter omnes minas periculaque ab Diis superis inferisque in se unum vertit.“ Die Formeln ſind, ebend. 8, 9: „In hac trepidatione Decius consul M. Valerium magna voce inclamat: Deorum, inquit, ope, Valeri, opus est. agedum pontifex publicus populi Romani præi verba, quibus me pro legionibus devoveam. Pontifex eum togam prætextam sumere jussit et velato capite, manu subter togam ad mentum exerta, super telum subjectum stantem

Suevien iſt bei Tacitus von einem fortlaufenden Gebirgszuge getheilt und durchſchnitten. Unter den jenſeits desſelben anſäßigen Völkern dehnt ſich am weiteſten der Name der Lygier, die wieder in mehrere Staaten mit beſondern Namen auseinandergehen [101]. Zwiſchen Lygiern und Sueven in engerem Sinne zeigt ſich mehrfacher, freundlicher und feindlicher, Verkehr. Mit den Semnonen ſind die Lygier im Reiche Marobods verbunden und gerade dieſe Völker, beide hier zum erſtenmal genannt, werden als große ausgezeichnet [102]. Lygier und Hermunduren im Vereine machen nachmals der ſueviſchen Herrſchaft des von den Römern eingeſetzten Quaden Vannius ein Ende [103]. Dagegen befinden ſich unter Domitian, wie ſchon erwähnt, Lygier mit Sueven im Kriege [104]. Viel ſpäter, als längſt des Semnonenvolks nicht mehr gedacht wird, verlautet doch Semnon noch einmal als Name eines Fürſten der Lygier (Logionen), der mit ſeinem Sohne nach verlorener Schlacht in die Gewalt des Kaiſers Probus geräth, aber von ſeinem Volke durch Zurückgabe der Gefangenen und aller Beute wieder ausgelöſt

---

sic dicere: Jane, Jupiter, Mars pater, Quirine, Bellona, Lares, Divi novensiles, Dii indigetes, Divi quorum est potestas nostrorum hostiumque, Diique Manes, vos precor, veneror, veniam peto feroque, uti populo Romano Quiritium vim, victoriamque prosperetis, hostesque populi Romani Quiritium terrore, formidine morteque afficiatis. Sicut verbis nuncupavi, ita pro republica Quiritium, exercitu, legionibus, auxiliis populi Romani Quiritium, legiones auxiliaque hostium, mecum, Diis Manibus Tellurique devoveo.“ 10, 28: „Jam ego mecum legiones hostium mactandas Telluri ac Diis Manibus dabo.“ (Vergl. noch 7, 6. 10, 38.) S. auch Macrobius, Saturnal. 3, 9. (Nachher bei den Nahanarvalen.)

[101] Germ. 43: „dirimit enim sciditque Sueviam continuum montium jugum, ultra quod plurimæ gentes agunt. Ex quibus latissime patet Lygiorum nomen in plures civitates diffusum.“ (Über civitas Waitz, Verf.-Geſch. 1, 51.)

[102] Strabo 7, S. 290, von dem heimgekehrten Marobod redend: „ἐπανελθὼν δὲ ἐδυνάστευσε καὶ κατεκτήσατο πρὸς οἷς εἶπον Λουίους τε, μέγα ἔθνος u. ſ. w. καὶ τῶν Σοήβων αὐτῶν μέγα ἔθνος, Σέμνωνας.“ Sprachg. 709.

[103] Tacitus, annal. 12, 29: „Per idem tempus Vannius, Suevis a Druso Cæsare impositus, pellitur regno u. ſ. w. auctores fuere Vibilius Hermundurorum rex“ u. ſ. w. 12, 30: „quia Lygius Hermundurusque illic ingruerant.“

[104] Dio Caſſius 67, 5 (Reim. S. 1105): „Λύγιοι Σουήβοις τισὶ πολεμηθέντες.“ S. ob. S. 32.

wird[105]. Semnon an der Spitze der Lygier gemahnt an alte Gemeinſchaft der letztern mit dem ſueviſchen Urvolke, dem das königliche Geſchlecht entnommen ſein mochte, wie etwa die ſüdwärts gezogenen Heruler ſich von ihren hochnördlichen Stammgenoſſen einen König aus dem alten Herrſchergeſchlechte berieſen[106]. Von lygiſchen Einzelvölkern meldet Tacitus, nachdem er die mächtigſten genannt hat, nur zwei merkwürdige Dinge, die aber beide hier in Betracht kommen, einen Götterdienſt und eine Kriegsſitte. Bei den Nahanarvalen[107] wird ein Hain von alter Verehrung gezeigt, mit dem Vorſitz einer Prieſterin; die Götter ſelbſt ſind auf römiſch Caſtor und Pollux; dieß die Bedeutung der Gottheit, der Name Alken[108], keine Bilder, keine Spur eingewanderten Glaubens, aber als Brüder, als Jünglinge werden ſie verehrt [109]. Die letzte Bemerkung ſagt, in

---

[105] Zoſimus 1, 67, von Probus: „*Λογίωνας, ἔθνος Γερμανικόν, καταγωνισάμενος καὶ Σέμνωνα ζωγρήσας ἅμα τῷ παιδὶ τὸν τούτων ἡγούμενον, ἱκέτας ἐδέξατο καὶ τοὺς αἰχμαλώτους καὶ τὴν λείαν πᾶσαν, ἣν εἶχον, ἀναλαβὼν, ἐπὶ ῥηταῖς ὁμολογίαις ἠφίει, καὶ αὐτὸν Σέμνωνα μετὰ τοῦ παιδὸς ἀπέδωκε.*“ Zeuß 443. Sprachg. 710. Mascou 1, 193, Anm. 2: Münze.

[106] Procopius, B. 2, C. 14. S. 422. Mascou 2, 133, Anm. 4. Zeuß 481 f. Sprachg. 471. Vergl. auch Tacitus, annal. 11, 16: „Cheruscorum gens regem Roma petivit, amissis per interna bella nobilibus et uno reliquo stirpis regiæ, qui apud urbem habebatur, nomine Italicus“ u. ſ. w.

[107] Die Schreibung Naharvali oder Nahanarvali verbeſſert K. Müllenhoff, de antiquiss. Germanor. poesi chor. Kiel 1847, S. 8 in Navarnahali = Nornahalir; beiſtimmend J. Grimm, Sprachg. 715 f. Vergl. ebend. üb. Diphth. 10, anders K. Weinhold in der Zeitſchr. f. d. Alterth. 6, 461.

[108] Die mögliche Gleichſtellung des ſchwierigen „Aleis“ mit goth. alhs fem., altſ. alah m., agſ. alh, ealh m., ahd. in Zuſammenſetzungen alah-, im Sinne von Tempel, heiliger Stätte, hat J. Grimm, Myth. 57 f., vergl. Sprachg. 118, ausgeführt. Über alhs, alah u. ſ. w. ſ. auch Gramm. 2, 311. 446 f. 3, 428. Gabelentz und Löbe, Gloſſar. d. goth. Spr. 10a. Schulze, goth. Gloſſar. 17a. Graff 1, 235. Schmeller, Gloſſar. 5 (hier: „cfr. de „alcis“ Taciti G. 43. Jahresbericht der Acad. zu München 1831, S. 68“). Bosworth 29a. 74b. Ettmüller 8. Leo, Rectitud. 44. Wie das goth. fem. alhs am häufigſten zur Übertragung von *ἱερόν* dient, ſo ſteht das altſ. masc. alah dicht beiſammen mit andern ſynonymen Bezeichnungen des Heiligthums (innerhalb weniger Zeilen des Hêl. 3, 17 bis 22: „te them uuiha,“ „umbi that helaga hus,“ „an thana uuih,“ „umbi thana alah utan,“ „aftar them alaha“). In zuſammengeſetzten Perſonennamen wie ahd. Alhawih m. (Neug. 183, vergl. Burgwih, Trenke 454, Alewih, Cod. exon. 320, 27, etwa auch den goth. Alavivus, Ammian. 31, 4 fg.?), agſ. Ealhstân (vergl. agſ. Wihstân, Beov. S. 205, derſelbe: Weoxstân = Veohs-stân, vergl. Mythologie 58, Bosworth 249a: weohsteal, altn. Vesteinn, Thôrsteinn, Lex. myth. 657), ahd. Alahgart f. (vergl. die altn. m.

Vegardr, Freygardr, Þörgardr, Fornald. S. 2, 5. Mythol. 285 f.) entſpricht das zweite Wort anſcheinend dem Sinne des erſten, während in andern, wie ahd. Alaholf (doch kaum vargr î vêum, Rechtsalterth. 733), agſ. Ealhheard (vergl. alth. Godehart), ahd. Alahſwind, agſ. Ealhsvîd (wie Gotaſuuind, Dronke 157), kein bedeutſamer Zuſammenhang durchblickt. Alah erzeigt ſich aber auch perſönlich: in den Mannsnamen Alach, Alaho, Alacho (Codex Lauresh. Nr. 1365. 1427. 1081), dimin. Alahicho (Goldaſt, script. rer. alam. 2, 95, vergl. Neug. 17. Cod. Laur. 288: Alaicho, vergl. Trad. Wizzeb. 6. Grammatik 3, 676), zuſammengeſetzt: Aſalah, Geralah, Gundalah, Odalah (Dronke 433. 570. 432. 671), Suabalah (Neug. 145), Swarzalah (Dronke 563), in villa Aleheshem (ebend. 683), und in den weiblichen Namen Deotalha, Ruadalha (Neug. 176, oder m. ſtatt -alho?). So kommt zu *ἱερόν* ein *ἱερός*, zum ſachlichen alah ein perſönlicher, der latiniſiert Alahus, Alachus (gehört Elachus, Trad. Wizz. 218, hieher oder zu elah m., Elch? Vergl. Gr. 2, 314, 2) lauten würde, bei Tacitus: Alcus. In „nomen Alcis“ für letzteres Wort den dat. pl. anzunehmen, iſt nicht bloß ſprachgemäß (vergl. annal. 3, 16: in campum, cui Idistaviso nomen), ſondern gibt auch lebendigern Anſchluß an deos, fratres, juvenes, ſelbſt an numen, als der bloße Sachbegriff delubrum (vergl. Zeuß 30*). Alah, in ſchwacher Form Alaho, begegnet ſich mit den Namen ahd. Wiho (Graff 1, 643), neben ahd. und altſ. wih m. (nemus, templum), altn. Helgo, Helga, agſ. Halga m., ahd. Heiliga (Dronke 68). Namen wie Alahwih, Heilagwih f. (Dronke 157, eine Kloſterſchweſter), Verbindungen wie alh hâligne (Cädm. 202, 22. Myth. 58), ſind darum noch nicht Pleonasmen, der allgemeine Begriff des Heiligen wird in jedem der einzelnen Wörter, je nach ihrer Grundbedeutung, eigens beſtimmt, eben wie in sacer, sanctus, sacrosanctus. Bosworth 29 a ſtellt zu altſ. alh, ealh, das ſchwache Zeitwort ealgian, tueri (vergl. Gr. 1, 260. 264. 907. 1 (2), 345 f.); iſt hiernach in ealh, alah, das Heilige vom Geſichtspunkt des Schutzes, der Befriedung (vergl. Hél. 15, 19: friduwih, templum, altn. friđheilagr), aufgefaßt, ſo ſtimmt dazu, daß auch das Königshaus mit ſeinem Burgfrieden ealhstede, Alahstat (Alechtorf, Alſdorf, Schmid, Die Stifter des Kl. Anhauſen u. ſ. w. S. 159) heißen konnte (Myth. 58, Rechtsalterth. 888, Leo, Rectitud. 44: „cyninges healh“); wie alhs u. ſ. w. das ſchutzgebende Heiligthum, die Freiung, ſo Alci die göttlichen Schirmherrn. Vergl. auch Nordalb. Stud. I, 1. S. 38. Sprachg. 319 ob. 537 u., f. ob. 563, 3. 572 u.

[109] Germ. 43: „Apud Nahanarvalos antiquæ religionis lucus ostenditur. præsidet sacerdos muliebri ornatu; sed deos, interpretatione Romana, Castorem Pollucemque memorant. ea vis numini, nomen Alcis. nulla simulacra, nullum peregrinæ superstitionis vestigium; ut fratres tamen, ut juvenes venerantur.“ Iſt durch „muliebri ornatu“ nur sacerdos, gener.

Ermanglung der Bilder, wie man ſich dieſe Götter vorgeſtellt habe: als Jünglingsgeſtalten mit brüderlicher Ähnlichkeit. Aber damit iſt die Vergleichung nicht erſchöpft, ausdrücklich iſt vorangeſchickt, daß die lygiſchen Brudergötter den Dioskuren dem Weſen nach (ea vis numinis) entſprochen haben. Unter dieſem Weſen war doch wohl, ohne daß die Nachrichten tiefer eingiengen, das Walten und Wirken der göttlichen Brüderpaare gemeint. Die Dioskuren, deren Aufenthalt, indem ſie brüderlich die Geſchicke theilten, Tag um Tag zwiſchen Unter- und Oberwelt wechſelte[110], zeigten ſich oberirdiſch auf zweifache Weiſe den Menſchen hilfreich. Einmal als Retter im Sturme, mit Sternen über den Häuptern oder im Elmsfeuer auf den Maſten anweſend[111]; dieß findet keine Anwendung auf ein lygiſches Volk weit innen am Gebirge. Allgemeiner war ihre andre Thätigkeit: als gegenwärtige Mitſtreiter und als Siegesboten. Das kaſtoriſche Lied ward geſungen und geflötet, wann die Spartaner in die Schlacht ausfuhren, und man nahm an, daß die beiden Tyndariden mit in den Kampf zögen: den italiſchen Lokrern ſtanden ſie im Treffen gegen Kroton auf weißen Roſſen und in Purpurmänteln bei, verkündeten auch den Sieg derſelben noch am nemlichen Tag in Sparta, Korinth, Olympia und Athen[112]. Der römiſchen Vorſtellung muſten ſie in ſolcher Eigenſchaft beſonders heimiſch ſein. Da ſtand ja am Forum zu Rom der Tempel Caſtors und von deſſen Erbauung gieng eine heilige Sage: in dem Treffen am See Regillus wider die Latiner erſchienen zwei Jünglinge von übermenſchlicher Größe und verhalfen den Römern zum Siege, dann kamen am Abend des Schlachttags zwei ſolche in der Rüſtung auf das Forum geritten, auf ſchneeweißen Roſſen, die ſie im Abfluß des Quells am Veſtatempel badeten; den nach dem Heere Fragenden meldeten ſie Schlacht und Sieg: man glaubte, daß es Caſtor und Pollux geweſen, und

---

comm., näher beſtimmt (vergl. Germ. 40: „bobus feminis“) oder damit ein Mann in Weiberkleidung gemeint? Auf Letzteres gründet ſich die Deutung der beiden Gottheiten bei Zeuß 30.

[110] Entweder ſo, daß ſie je den einen Tag zuſammen unter der Erde, den folgenden gleichmäßig oberhalb ſind, Od. 11, 299 ff., oder indem ſie tagweiſe einander in beiderlei Aufenthalten ablöſen, Än. 6, 121 f.; dem gemeinſamen Erſcheinen taugt nur die erſte, ältere Meinung.

[111] Schwenck, Mythol. der Griechen 100. 102.

[112] Ebend. 101. 105 f.

erbaute hierauf den Caſtortempel an der Stelle, wo die Beiden in Rom erſchienen waren, auch ward der Quell ihnen geweiht und zu ihren Ehren jährlich ein herrliches Feſt gefeiert [113]. Noch ſpäter, im macedoniſchen Kriege, zeigten zwei herrliche Jünglinge auf weißen Roſſen einem Römer die Gefangennehmung des Königs Perſes an [114]. An die Meldung von den Dioskuren der Nahanarvalen ſchließt ſich unmittelbar diejenige von der geiſterhaften Kriegſitte der Harier. Tacitus nennt dieſe an der Spitze der bedeutendern lygiſchen Völker und verſichert auch ausdrücklich, daß ſie den andern an Kraft vorgehen, noch mehr aber durch künſtlich gepflegte Wildheit ſich kenntlich machen. Den Beweis deſſen findet er in ihren Kriegsgebräuchen: ſie haben ſchwarze Schilde, gefärbte Leiber, wählen finſtre Nächte zu Schlachten, ſchon durch das Grauen und den Schatten des leichenartigen Heeres jagen ſie Schrecken ein, da kein Feind den fremden und gleichſam unterweltlichen Anblick erträgt [115]. Dieſe Kunde aus dem entlegenen, geheimnisvolleren Germanenlande hängt unverkennbar mit dem Namen des Volkes (Harii) zuſammen, der eben nichts andres beſagt, als Heerſchaaren oder Heermänner [116]. Wenn die Germanen auch ſonſt es liebten, durch Kriegstracht und Schlachtruf den Schrecken ihres Angriffs zu ſteigern [117], ſo iſt doch eine anhaltende Abſicht, Furcht zu erregen, kein überzeugender Beweggrund für die ſeltſame Sitte der Harier. Das richtige Verſtändnis gibt vielmehr der Eindruck des Geſpenſtiſchen und Schattenhaften, den die ganze Färbung und Faſſung des Berichtes zurückläßt. Deutſche Erklärer haben auch längſt in dem ſchwarzen, leichenhaften Heerzug (umbra feralis exercitus) das wüthende Heer, die nächtliche Todtenfahrt, erkannt [118], was jedoch hier, auf altgermaniſchem Boden, noch ausgeſetzt bleiben muß. Wohl aber läßt die römiſche Darſtellung ſelbſt ſchon herausfühlen, daß es ſich wieder von einem religiöſen Kriegsgebrauche handelt, daß mit dem düſtern Gepräng irgend eine Weihe des ausziehenden Heeres verbunden war, in dem Sinne, als ob nun die Geiſter der abgeſchiedenen Helden ihm folgten oder in ihm lebendig und wiedergeboren wären, eine Zuverſicht, die dem Grauenhaften der äußern Erſcheinung erſt die rechte Wirkung geben konnte. Von den Völkern Arioviſts bezeugt Appian, ſie ſeien Verächter des Todes geweſen in der Überzeugung einer künftigen Rückkehr in das Leben [119]. [Selbſt der germaniſche Gebrauch, Jedem ſeine Waffen, Einigen zugleich das Roſs auf den Scheiterhaufen mitzugeben [120], ſetzt die Annahme eines kampfrüſtigen Fortlebens voraus.] Auch die mitausfahrenden und mitkämpfenden Dioskuren gehören zwar halb dem Todtenreich an, leben und ſterben je um den andern Tag, wandeln den Weg zum Avernus hin und zurück [121], aber ihre kriegeriſche Erſcheinung, in Purpurmänteln

---

[113] Dionyſ. v. Halicarn. 6, 13. Schwenck, Myth. der Römer 102 f.

[114] Valer. Max. 1, 8. Schwenck 103.

[115] Germ. 43: „valentissimas (Lygiorum civitates) nominasse sufficiet: Harios u. ſ. w. Ceterum Harii super vires, quibus enumeratos paulo ante populos antecedunt, truces insitæ feritati arte ac tempore lenocinantur: nigra scuta, tincta corpora, atras ad prœlia noctes legunt, ipsaque formidine atque umbra feralis exercitus terrorem inferunt, nullo hostium sustinente novum ac velut infernum aspectum: nam primi in omnibus prœliis oculi vincuntur.“

[116] Goth. harjôs, legiones (Gr. 1, 599); altnord. herjar (Herja-fødr, Odin), bellatores, einherjar, heroes; althochd. heri (hari), exercitus, miles (Graff 4, 983), und in letzterem Sinne die mit -hari, heri zuſammengeſetzten Eigennamen, z. B. (a. 358) der quadiſche Häuptling Araharius, Ammian. 17, 12. J. Grimm, Myth. 317. 778. 902. Sprachg. 714. Zeitſchr. f. d. Alterth. 3, 144. 142.

[117] Thierhelme der Kimbern, Plutarch, Mar. C. 25: „κράνη μὲν εἰκασμένα θηρίων φοβερῶν χάσμασι“ u. ſ. w. (Leo, Beow. 78*. Mascou 1, 13.) Germ. 3 vom barritus: „terrent enim trepidantve, prout sonuit acies u. ſ. w. affectatur præcipue asperitas soni et fractum murmur, objectis ad os scutis, quo

---

plenior et gravior vox repercussu intumescat." (Vergl. Müllenhoff, de antiquiss. Germ. poesi chor. 14. 20.) Germ. 38 vom Haarputz der Sueven: „in altitudinem quandam et terrorem, adituri bella, comti, ut hostium oculis, ornantur."

[118] Cruſius, annal. suev. 1, 15: „feralis exercitus (eines wütenden Heers)" u. ſ. w. Althamer.

[119] Appian., Rom. hist. lib. IV. de reb. Gall. 1, § 3. S. 74. Schweigh. Stälin 1, 25. Mascou 1, 49, Anm. 14.

[120] Tacitus, Germ. 27: „sua cuique arma, quorumdam igni et equus adjicitur."

[121] Odyſſee 11, 301:

„Οἳ καὶ νέρθεν γῆς τιμὴν πρὸς Ζηνὸς ἔχοντες
ἄλλοτε μὲν ζώουσ' ἑτερήμεροι, ἄλλοτε δ' αὖτε
τεθνᾶσιν, τιμὴν δὲ λελόγχασιν ἶσα θεοῖσιν."

Än. 6, 121: „Si fratrem Pollux alterna morte redemit,
itque reditque viam toties u. ſ. w."

und auf weißen Roſſen, iſt eine heitere, leuchtende; dagegen vergleichen ſich den Schrecken des Harierzuges diejenigen, die, weſentlich durch die Macht des geiſtigen Eindrucks, einer feierlichen Heergenoſſenſchaft mit den Unterirdiſchen, im Gefolge der römiſchen Todesweihe giengen, deren Schilderung ſelbſt in formelhaften Worten mit den Ausdrücken der Germania zuſammenſtimmt[122].

Zum letztenmal erſcheinen die Semnonen in Befreundung mit den Quaden, die in der weitreichenden Suevia des Tacitus als ein Volk im Donaulande mit begriffen ſind, ſonſt aber auch neben den Sueven aufgeführt werden[123]. Als den von Marcus Aurelius Beſiegten die römiſchen Befeſtigungen unleidlich waren, unternahmen ſie, insgeſammt zu den Semnonen auszuwandern, wurden aber durch Verlegung des Weges daran verhindert[124]. So ſcheint auch ihnen noch ein Bewuſtſein alten Verbandes mit dem ſueviſchen Stammvolk innegewohnt zu haben. Lange nachher, vor dem Heere des Kaiſers Conſtantius, ſchwören quadiſche Häuptlinge mit gezogenen Schwertern, die ſie als Götter verehren, den Römern Treue zu halten[125]. Dieſes Ereignis fällt zwar in eine Zeit, da der Semnonenname längſt verſchollen iſt und die Quaden hauptſächlich mit Sarmaten Genoſſenſchaft pflegen, aber die Heilighaltung des Schwertes weiſt in hohes Alterthum zurück und es wird ſich weiterhin zeigen, daß ſie nicht ausſchließlich ſkythiſch war.

---

[122] Zu der angeführten Stelle bei Tacitus: „ipsaque formidine atque umbra feralis exercitus terrorem inferunt, nullo hostium sustinente novum ac velut infernum aspectum“ halte man aus der Formel bei Livius 8, 9 (ſ. ob. Anm. 100): „Divi quorum est potestas nostrorum hostiumque, Diique Manes, vos precor, veneror u. ſ. w. uti populo Romano Quiritium [vim victoriamque prosperetis, hostesque populi Romani Quiritium terrore, formidine morteque afficiatis“ u. ſ. w.; dann von P. Decius, der ſich damit geweiht hat: „ita omnis terror pavorque cum illo latus signa primo Latinorum turbavit, deinde in totam penitus aciem pervasit u. ſ. w. haud secus quam pestifero sidere icti pavebant.“ weiterhin bei gleicher Weihung des Sohnes Decius 10, 28: „præ se agere sese formidinem ac fugam, cædemque ac cruorem, cœlestium, inferorum iras, contacturum funebribus diris signa, tela, arma hostium“ u. ſ. w. 10, 29: „vix humanæ inde opis videri pugna potuit u. ſ. w. Gallos Samnitesque Telluris matris ac Deorum Manium esse u. ſ. w. furiarumque ac formidinis plena omnia ad hostes esse.“ In der Formel bei Macrobius, Saturnal. 3, 9: „sed dictatores imperatoresque soli possunt devovere his verbis: Dis. Pater. Vejovis. Manes. Sive. Vos. Quo. Alio. Nomine. Fas. Est. Nominare. Ut. Omnes. Illam. Urbem. Carthaginem. Exercitum. Que. Quem. Ego. Me. Sentio. Dicere. Fuga. Formidine. Terrore. Que. Compleatis. u. ſ. w. Uti. Vos. Eum. Exercitum. Eos. Hostes. u. ſ. w. Abducatis. Lumine. Supero. Privetis. u. ſ. w. Eos. Que. Ego. u. ſ. w. Exercitibus. Legionibus. Que. Nostris. Do. Devoveo. u. ſ. w. Tellus. Mater. Te. Que. Juppiter. Obtestor. Cum Tellurem dicit, manibus terram tangit: cum Jovem dicit, manus ad cœlum tollit: cum votum recipere dicit, manibus pectus tangit.“

[123] Tacitus, Germ. 42: „Juxta Hermunduros Narisci, ac deinde Marcomanni et Quadi agunt u. ſ. w. Eaque Germaniæ velut frons est, quatenus Danubio protegitur.“ Erſt 45: „hic Sueviæ finis.“ Capitolin. Antonin. philos. 22: „Quadi, Suevi“ u. ſ. w. Eutropius 9, 6 (Sprachg. 506). Ammian. 16, 10, S. 146: „Suevos Rætias incursare, Quadosque Vale-

2. Mutter Erde.

Der Sage vom Semnonenwalde gegenüber ſteht die andre, ſchon berührte vom gemeinſamen Urſprung der Germanen. Dieſe feiern in alten Liedern den von der Erde gebornen Gott Tuisco und deſſen Sohn Mannus als Urheber und Gründer des Volks; dem Mannus geben ſie drei Söhne, nach deren Namen die nächſten am Meer Ingävonen, die mittleren Herminonen, die übrigen Iſcävonen genannt ſeien; Andre jedoch bezeugen mehrere Söhne des Gottes und mehrere Benennungen des Volkes, eben die wahrhaften und alten Namen, darunter die Sueven[126]. Tacitus gibt den allgemeinen Mythus im Zuſammenhange mit ſeiner wiederholt ausgeſprochenen Anſicht, daß die Germanen Ein-

---

riam.“ (Vgl. S. 495: Alamanni.) 29, 6, S. 629: „trans flumen Histrum in ipsis Quadorum terris.“ Über die Quaden ſ. Zeuß 117 f. 458. 462 ff. Sprachg. 505 ff.

[124] Dio Caſſius 71, S. 1189: „ὥστε καὶ τοὺς Κουάδους μὴ φέροντας τὸν ἐπιτειχισμὸν μεταστῆναι πανδημεὶ πρὸς Σεμνόνας ἐπιχειρῆσαι. ὁ δὲ Ἀντωνῖνος, προμαθὼν τὴν διάνοιαν αὐτῶν, τὰς διόδους ἀποφράξας ἐκώλυσεν.“ Zeuß 457. Mascou 1, 151, Anm. 3.

[125] Ammian. 17, 12: „eductisque mucronibus, quos pro numinibus colunt, juravere se permansuros in fide.“

[126] Tacitus, Germ. 2. (Über dieſe ſchwierigen Stammtafeln ſ. J. Grimm, D. Myth. 318 ff. Sprachg. 775. 824 ff. 829 ff. 618. W. Wackernagel in der Zeitſchr. f. d. Alterth. 6, 15 ff. Zeuß 70 ff. W. Müller, Geſch. u. Syſt. d. altd. Relig. 290 ff. K. Müllenhoff, Über Tuisco und ſeine Nachkommen in Schmidts Allg. Zeitſchr. f. Geſch. 8, 209 ff.)

geborne ſeien, gänzlich unvermiſcht mit andern Volksſtämmen, woher auch ihre bei einer ſo großen Menſchenzahl dennoch gleichartige Körperbeſchaffenheit [127]. Für dieſe Inngeborenſchaft und Urverwandtſchaft bietet ihm die Erdgeburt des göttlichen Stammvaters den ſinnbildlichen Ausdruck. Abkömmlinge eines beſondern Mannusſohnes wären nun, nach der zweiten Meinung, auch die Sueven und ſo könnte, was ſpäter von ihrem Urſprung im Semnonenwald erzählt wird, als eine Wiederholung und Verörtlichung des gemeinſamen Mythus in näherem Bezug auf ein einzelnes, aber ausgebreitetes und mächtiges Germanenvolk erſcheinen [128]. Allein es iſt mit Recht bemerkt worden, daß der Sage von Tuisco und Mannus die noch allgemeinere Bedeutung einer das geſammte Menſchengeſchlecht angehenden Schöpfungsfabel zukomme [129]; die Söhne des Mannus aber, drei oder mehrere, mit denen erſt die eigentlich germaniſche Stammſage anknüpft, kommen überhaupt nicht unmittelbar, ſondern ſchon im dritten Grade von der Altmutter Erde. Wenn Völkernamen auf Namen der Stammväter bezogen werden, ſo iſt als Regel anzunehmen, daß jene das Urſprüngliche, dieſe, obgleich an die Spitze gerückt, nur ein Gefolgertes und Eingebildetes ſeien. Abgeſehen von den gelehrten Spielereien ſpäterer Zeit lag es ſchon der älteſten deutſchen Anſchauung nahe, wie die Namen der einzelnen Geſchlechter und der zu ihnen gehörenden Perſonen ſich um ein gemeinſames Stammwort bewegten, ſo auch die Namen von Völkern oder Völkergruppen auf den einfachen eines erſten Ahnherrn zurückzuführen[130]. Es muſte Ingävonen, Iscävonen, Herminonen geben, bevor man an einen Stifter Ingo, Isco, Hermino (Sprachg. 824 u.: Iscus, Ingus, Hermino. Myth. 320 ob.) denken konnte[131]. Eigentlich aber bilden die drei Volksnamen ſelbſt ſchon eine Stammtafel Germaniens im Großen. In ing und isk ſind die zwei Hauptformen zur Bezeichnung des Abſtammens erkannt worden[132]; vor Alters mochte dieſen Ableitungsſilben noch ſelbſtändigere Bedeutung innewohnen und darum konnte Ingo, wie Ermino, Irmino, ein althochdeutſcher Mannsname lauten[133]. Nun ſind zwar die Ingävonen und Iscävonen dem römiſchen Berichterſtatter nur räumlich die zwei Seitentheile der mittenliegenden Herminonen; aber damit verträgt ſich wohl die urſprüngliche Meinung, daß die Seitenvölker Abkömmlinge des ſich ausbreitenden Mittelvolks, auslaufende Äſte des alten Hauptſtammes ſeien. Auch als Brüder Herminos ſind Ingo und Isko doch für die jüngeren, ausgeſandten Brüder anzuſehen. Wirklich hat denn auch das in Zuſammenſetzungen als erſtes Wort gebräuchliche ahd. ërmun, ërman, irmin (auch altſ.), altn. iörmun, überall einen verſtärkenden Sinn, zum voraus den der umfaſſenden Größe, der weitreichenden Gewalt[134], ſo daß die Herminonen und ihr Gebiet dem Worte nach daſſelbe bedeuten, wie Großgermanen, Germania magna[135]. Wie irmin zu ing, Herminonen zu Ingävonen, mögen ſich im einzelnen Volke die Hermunduren zu den ſpäter genannten Duringen verhalten[136]. Jener durch den Stabreim (ing-, isk-, ërmin-) verbundenen, durch den Sinn gegliederten und abgeſchloſſenen Dreiheit ſind eben darum die von Andern angereihten vier Volksnamen (Marsi, Gambrivii, Suevi, Vandilii) ungleichartig und unzukommend; die Drei ſind mehr landabtheilender, die weiteren Viere mehr völkerſchaftlicher Natur[137]. Das auftauchende Anſehen dieſer letztern und andrer Volksnamen konnte zu Aufzählungen führen, in denen nicht mehr das richtige Verſtändnis maßgebend war und über welche bei den römiſchen Gewährsmännern Verſchiedenheit obwaltet; ſo gibt der frühere Plinius ſtatt der Sieben nur Fünfe, unter die er namentlich die Sueven nicht einordnet, ſondern ſie bloß für einen Theil der mittelländiſchen Herminonen erklärt [138]. Tacitus ſelbſt ſtellt die reine Dreizahl der gemiſchten Siebenzahl voran und hält den Mythus von Tuisco und ſeinen Sprößlingen durchaus getrennt von der Semnonenſage. Dieſe wird an ganz andrer Stelle, ohne alle Rückweiſung auf den Geſammtmythus, ohne Aufſtellung einer Stammreihe oder Benennung eines beſondern Stammvaters, berichtet; der Beginn des ſueviſchen Volks ſelbſt [139] findet, wahrhaft autochthoniſch, im heiligen Walde ſtatt; der Gott aber, der hier gegenwärtig geglaubt wird, iſt nicht als Erzeuger, ſondern als der über Allem Waltende (regnator omnium) bezeichnet. Das mächtig gewordene Suevenvolk, das erſt noch unter den Herminonen geht, dann mit dieſem Namen, die alte Dreiheit brechend, auf gleiche Stufe tritt, behauptet auch ſeine eigenthümliche Stammſage und erahnt an ſeiner Geburtsſtätte die Gegenwart jenes allgebietenden Gottes. Einer buchſtäblichen Ausgleichung der Erdgeburt des Mannus mit der ſueviſchen im heiligen Walde bedarf es dann am wenigſten, wenn Mannus nicht als Stammvater der Germanen im beſondern, wie ihn Tacitus auffaßt, ſondern als Urmenſch zu nehmen iſt. Der allgemeine Gedanke, daß das menſchliche Geſchlecht von der Erde komme, konnte ſich in mythiſcher Freiheit bald zur urweltlichen Schöpfungsſage, bald zur Stammſage eines beſtimmten Volkes geſtalten.

---

[127] Eingang des 2 Cap.: „Ipsos Germanos indigenas crediderim minimeque aliarum gentium adventibus et hospitiis mixtos.“ Hiezu Cap. 4: „Ipse eorum opinionibus accedo, qui Germaniæ populos nullis aliis aliarum nationum connubiis infectos, propriam et sinceram et tantum sui similem gentem exstitisse arbitrantur. unde habitus quoque corporum, quanquam in tanto hominum numero, idem omnibus: truces et cœrulei oculi, rutilæ comæ, magna corpora“ u. ſ. w.

[128] Vergl. Zeuß 132: „die Semnonen, die Weſtnachbarn der Burgunden, die Väter der ſpäteren Sueven u. ſ. w., ſind das erſte bedeutende Volk des Oſtzweiges an ſeiner weſtlichen Grenze; in ihren Umgebungen ſtoßen die drei Zweige des Feſtlandes zuſammen, bei ihnen daher das Heiligthum des Tuisco, der mit Mann, ſeinem Sohne, und des Manns Söhnen Gründer des Volks und ſeiner Zweige.“

[129] W. Wackernagel a. a. O. 17: „die ſage von Tuisco und Mannus iſt ſicherlich keine über den urſprung des germaniſchen volkes geweſen, ſondern gleichfalls eine über den urſprung aller menſchheit, ein ſtück aus der kosmogonie der Germanen, eine anthropogonie, eine ſage mithin, die entweder an gar keine beſtimmte örtlichkeit geknüpſt war, oder wenn an eine, dann wohl an eine dunkel vorgeſtellte aſiatiſche; ein ſtück aus der germaniſchen kosmogonie, an das ſich erſt mit der erzählung von den drei ſöhnen des Mannus die eigentlich nationale ſtammſage, die ſage vom urſprung der einzelnen deutſchen völker ſchloß.“

---

[130] Ein Mittleres findet ſtatt, wenn der Name des herrſchenden Geſchlechts, beſonders in Gedichten, auf das Volk übertragen iſt, wie Amalunge, Nibelunge, Kerlinge.

[131] Die einfachſten und gleichmäßigſten Formeln für dieſe Stifter- und Volksnamen Sprachg. 775.

[132] D. Myth. 324: „Hier mag ein verwegner einfall ſich luft machen. in unſrer ſprache wird das abſtammungsverhältnis hauptſächlich durch zwei Ableitungsſilben ausgedrückt, ing und isk. manning bezeichnet den von man ſtammenden ſohn, mannisko faſt daſſelbe. ich ſage nicht, daß die göttlichen vorfahren aus der grammatiſchen form genommen, noch weniger, daß die grammatiſche form aus den heldennamen entſprungen ſei. ich laſſe den tiefen zuſammenhang beider unerklärt und zeige ihn bloß an.“ Vgl. Zeitſchr. 6, 20.

[133] Ingo, nebſt fem. Inga und manchen Zuſammenſetzungen, öfters im Polypt. Irminonis, womit zugleich der andre Name gegeben iſt; bei Neug. 501: Hermino. Manno, Irm. 88. 93 und anderwärts, Mennisko, Dronke.

---

[134] Gr. 2, 448 f. Vilmar, deutſche Alterth. im altſ. Hêliand 46 f. D. Myth. 106 f. und beſonders 326: „In dieſen zuſammenſetzungen u. ſ. w. ſcheint irman nur allgemeinen, verſtärkenden ſinn zu haben und ſich nicht beſtimmt auf einen gott oder held zu beziehen; es gleicht andern wörtern, namentlich got und diot, regin und megin, die wir ganz ähnlich verwendet ſehn u. ſ. w. und wie irmangot den großen gott, irmandiot das große volk, iormungrund die große, weite erde, ſo kann auch irmanſûl nichts anders als die große ſeule ausſagen ſollen, gerade dieſen ſinn faßte Rudolf in der überſetzung universalis columna (Pertz 2, 676) auf." Möge damit dem Gott Irmin in der deutſchen Mythologie für immer widerſagt ſein!

[135] Ptolem.: *„τῶν δὲ ἐντὸς καὶ μεσογείων ἐθνῶν"* u. ſ. w. (Zeuß 759, 4). „Medii Herminones" Germ. 2. „mediterranei Hermiones" Plinius, h. n. 4 14 erinnern an die alten Bezeichnungen des bewohnten Erdkreiſes: agſ. eormengrund, altn. iörmungrund, und zugleich: goth. midjungards, ahd. mittinkart, mittilakart, altſ. middilgard, agſ. middangeard, altn. midgardr (Gr. 2, 469 f. 3, 393. Myth. 754). (Vergl. noch altn. meginland, Feſtland, Sn. 195. 359, ahd. magenſûl, maxima columna. Gr. 2, 466.)

[136] Vergl. Sprachg. 600: „Hermun vor Duri könnte den großen, alten ſtamm des volks bezeichnen, was allein ſchon auf die nothwendigkeit führte, ihm einen abgeleiteten jüngeren an die ſeite zu ſetzen."

[137] Wenn die Anhänger der zweiten Meinung von den Vieren behaupteten: „eaque vera et antiqua nomina", ſo liegt darin ein richtiger Gegenſatz der angeſtammten, lebendigen Volksnamen zu den abſtrakten Unterſcheidungen größerer Bezirke. (Auch „antiqua" ſcheint nicht erſt dem nachfolgenden „ceterum Germaniæ vocabulum recens et nuper additum" gegenüberzuſtehen.) Dann durften aber beiderlei Arten nicht zuſammengekoppelt werden. Daß die Drei durch die Viere gänzlich ausgeſchloſſen und erſetzt werden ſollten, dagegen ſpricht der Ausdruck: „plures deo ortos, pluresque gentis appellationes", denn Letztere, wenn nicht bloß beiſpielsweiſe aufgeführt, geben nur Eines mehr, als die Erſteren, und die Vermengung hat ſchon 20 Jahre früher Plinius aufgenommen. Der Suevenname erſtreckte ſich, die alte Dreitheilung brechend, auch auf Ingävonen, ſueviſche Küſtenvölker.

Innerhalb des ſueviſchen Völkergebietes ſelbſt hat ſich der fromme Glaube an die mütterliche Erde noch auf andre Weiſe dargelegt. Tacitus ſpricht davon ausführlich, aber auch hier ohne irgend eine Beziehung zur Mannus- oder Semnonenſage. Abwärts der Elbe nach bis zur Seeküſte folgen den Semnonen zunächſt die Langobarden, dann ſieben weitere Völkerſchaften, darunter Angeln, Warinen, Suardonen u. ſ. w., ſämmtlich von Tacitus zu den Sueven gezählt, wie bei Ptolemäus, wenn auch nicht in gleicher Ordnung, Semnonen-Sueven, Langobarden-Sueven, Angeln-Sueven genannt ſind (ſ. ob. S. 19) und das angelſächſiſche Wandererslied Angeln und Sueven wenigſtens noch zuſammenſtellt und nicht ferne davon der Wernen und Sweordweren gedenkt[140]. Ebenſo gibt es auch neben der Semnonenſage noch ſolche Meldungen, wonach die Sueven zur See angefahren ſind. Das Annolied, kurz nach 1183 gedichtet, weiß zu ſagen, daß die Vordern der von Cäſar bekriegten Schwaben einſt mit Heereskraft und manigfachem Volke über Meer gekommen ſeien und ihre Gezelte am Berge Suebo aufgeſchlagen haben, nach dem ſie dann benannt worden; eine mittelalterlich gelehrte Ableitung[141]. Volksmäßiger lautet eine andre, weiterhin beſonders zu beſprechende Erzählung, nach welcher die Sueven vom Norden hergeſchifft ſind und, vom Sturm in den Hafen von Schleswig geworfen, durch Zertrümmerung ihrer Fahrzeuge ſich die Rückkehr abgeſchnitten haben[142]. Den Anwohnern des Gebirgs war es gerecht, ihren Urſprung vom Innern herzuleiten, gleich dem der ausſtrömenden Flüſſe, den Küſtenbewohnern, ſich als Ankömmlinge über See zu betrachten, gleich der anwogenden Meeresflut[143]. Wenn nun die niederelbiſchen, ſeeangrenzenden Suevenvölker den Sitz ihrer Erdmutter in das Meer hinaus verlegten, ſo deutet dieß eben darauf, daß ſie ihre Urheimat für überſeeiſch anſahen. Derſelbe Gedanke ſcheint, nur anders ausgedrückt, darin zu liegen, was Tacitus an früherer Stelle meldet: ein Theil der Sueven opfre der Iſis; Urſache und Urſprung dieſes ausheimiſchen Dienſtes hab' er wenig erkundet, nur beweiſe das Sinnbild der Göttin ſelbſt, nach Art einer Liburne geſtaltet, die Anfahrt aus der Fremde[144]. Die deutſche Mythologie erläutert, daß Tacitus hiebei an eine römiſche Frühlingsfeier, das Schiff der Iſis (navigium Isidis), gedacht haben werde, und knüpft daran Mittheilungen über die mittelalterlichen Gebräuche des Schiff- und Pflugumziehens, namentlich über jenes merkwürdige Landſchiff (navem illam terream), das um 1133 ein Bauer aus Inden, unweit Aachen, im Wald erbaute und auf Räder ſetzte und welches dann von den dazu gezwungenen Webern unter gröſtem Zulauf und Jubel des Volks durch die Städte Aachen, Maſtricht,

---

[138] Plinius, h. n. 4, 14: „mediterranei Hermiones, quorum (pars) Suevi u. ſ. w."

[139] Germ. 39: „initia gentis [Suevorum]", dagegen ebd. 3: „originem gentis [Germanorum] conditoresque."

---

[140] Cod. Exon. 321, 10: „Engle and Svæfe“ 322, 10: „mid Englum ic väs and mid Svæfum“ 322, 6: „mid Värnum“ (vergl. 320, 7 f.: „Vernum“ „Eovum“ Aviones) 322, 13: „mid Sveordverum“ (320, 21: Longbeardum, vergl. 323, 18).

[141] Annolied (Wackernagels Leſeb. 1, 183. Bezzenbergers Ausg. Z. 279 ff.):

„Undir bergin ingegin Suâben hiz her vanen ûf haben;
deri vordirin wilin mit herin dari cumin wârin ubir meri
mit mislicheme volke. ſi ſlugen iri gecelte
ane dem berge Suebo: dannin wurdin ſi geheizin Suâbô.“

Verſchieden die Kaiſerchronik (Maßmanns Ausg.) 269 f.:

„er kârte ingegin Swâben, den tet er michil ungnâde“ u. ſ. w.

285 ff.:

„ſin gezelt hiez er ſlahen dô ûf einen berg, hiez Swêvô,
von dem berge Swêvô ſint ſie alle geheizen Swâbe.“

Wenn nun auch der Abſchnitt des Annolieds, welchem die Stelle angehört, aus der Kaiſerchronik entlehnt iſt, ſo kann die Abweichung des Liedes doch nicht für eine misverſtändliche oder willkürliche angeſehen werden. Sie ſchließt ſich richtig an viel Älteres an. Schon Plinius, hist. nat. 4, 13 ſchreibt, nachdem er von der Bernſteinküſte gehandelt: „incipit inde clarior aperiri fama ab gente Ingævonum, quæ est prima inde Germaniæ. Sevo mons ibi immensus, nec Riphæis jugis minor immanem ad Cimbrorum usque promontorium efficit sinum, qui Codanus vocatur, refertus insulis, quarum clarissima Scandinavia est.“ Dieß verkehrt Solinus C. 23 dahin: „mons Sevo, ipse ingens, nec Riphæis minor collibus, initium Germaniæ facit, hunc Ingævones tenent, a quibus primis post Scythas nomen Germanicum consurgit.“ Sodann Isidor. Hisp. orig. 10, 2: „dicti autem Suevi putantur a monte Suevo, qui ab ortu initium Germaniæ facit.“ (Isidori (Hispalensis episcopi) originum libri XX, ex rec. Bonauenturæ Vulcanii, Basil. 1577.

Fol.) Zeuß 76 (vgl. 156. 265) erläutert den Berg Sevo als das ſkandinaviſche Gebirge den Kimbern gegenüber. Sonſt ſ. hieher Myth. 337, Bezzenb. z. Annol. 105. Letzterer vermuthet in der Ankunft der Schwaben „ubir meri" eine Hindeutung auf das mare Suevicum des Tacitus und findet in dem „mielichemo volke" eine Hinweiſung auf die Alamannen. Sueven und ſueviſches Gebirge (σούηβα ὄρη) ſchon in Aſien bei Ptolem. 6, 14 f. (vergl. Sprachg. 489 u.).

[142] Goldaſt, Scriptor. rer. svev. S. 1.

[143] Ähnliches von den Galliern bei Ammianus Marcellinus 15, 9 (S. 104 fg.): „Aborigines primos in his regionibus quidam visos esse firmarunt u. ſ. w. Drysidæ memorant, revera fuisse populi partem indigenam, sed alios quoque ab insulis extimis confluxisse et tractibus transrhenanis, crebritate bellorum et alluvione fervidi maris sedibus suis expulsos."

[144] Germ. 9: „pars Suevorum et Isidi sacrificat. unde causa et origo peregrino sacro, parum comperi; nisi quod signum ipsum, in modum liburnæ figuratum, docet advectam religionem."

Tungern u. ſ. w. bis gegen Löwen umhergezogen wurde[145]. Dieſes Schiff, mitten im Lande umgeführt, konnte nicht, wie das der Iſis, die im Frühling wieder offene Seefahrt feiern. Iſis ſelbſt galt auch für die Erfinderin des Getreidebaus[146], obgleich ihr Name nur durch das ſinnbildliche Schiff in die Germania gekommen ſein mag. Aber das niederländiſche Fahrzeug war, wie ausdrücklich geſagt wird, von einem armen Bauer ausgedacht, um damit den Übermuth der Lein- und Wollenweber zu demüthigen und erlittene Unbill an ihnen zu rächen[147]. Im eiferſüchtigen Gegenſtreite zwiſchen dem Bauernſtand und den üppig aufblühenden Gewerben, die auch aus ſeiner Mitte hervorgegangen waren, aber ſich des alten Berufs überhoben hatten, kann das Schiff, das der Bauer in Bewegung ſetzt, kaum eine andre Beziehung haben, als auf den früheſten, über See her gekommenen Anbau des Landes. Bei den Franken, die von der Nordſeeküſte aufwärts gedrungen waren und nachmals eben in der Gegend von Aachen und der Maas ihren Herrſcherſitz gegründet hatten, lebte ja auch die bekannte Sage von ihrer trojaniſchen Abkunft und von dem Gedächtnis, das ſie dieſer im neuen Lande ſtifteten, indem ſie am Niederrhein eine kleine Troja bauten, den Bach dabei nach dem Xanthos nannten und den Rhein für das Meer nahmen[148]. So nahmen auch jene ſueviſchen Verehrer der Erdgöttin die geweihte Küſteninſel ſtellvertretend für das ferne Land ihres Ausgangs. Als Wahrzeichen des Verlangens nach einer mütterlichen Heimatſtätte erſcheint das Schiff auch in dem alten Gebrauche, Todte, auf ein Schiff gelegt, der flutenden See zu übergeben oder ſie im Schiffe zu beerdigen, ſowie in der ſagenhaften Überſchiffung der Verſtorbenen oder ihrer Seelen nach einem andern Lande[149]. Nach Prokop ſind die Fährleute, denen es obliegt, die Seelen von der galliſchen Küſte nach der britiſchen Inſel überzuſchiffen, Fiſcher und Ackerleute[150]. In Legenden ſpäterer Zeit aus verſchiedenen Gegenden Deutſchlands geſchieht die Leichenfahrt heiliger Perſonen dergeſtalt, daß ſie durch Schiffe ohne Ruderer und durch Rinder ohne Führer, auch abwechſelnd auf beiderlei Weiſe, an die heimatliche, von ihnen gewünſchte oder durch höhere Leitung für ſie beſtimmte Ruheſtelle gebracht werden[151]. Wie noch bei deutſchen, beſonders ſchwäbiſchen Volksluſtbarkeiten des 15ten Jahrh. Schiff und Pflug oder Egge gleichmäßig umgeführt werden[152], ſo geſellt ſich in den legendenhaften Beerdigungsfahrten dem Schiffe das ländliche Geſpann. Rinder führen den Weg zur Grabſtätte, wie ſie den zur Anſiedlung weiſen[153]. Ein altnordiſcher Ausdruck für ſterben war: in das Geſchlecht der Mutter fallen[154]; der Menſch iſt Sohn der Erde und die ihr geweihten Pflugthiere bringen ihn auch in ihren Mutterſchoß zurück oder überlaſſen ihn, wo ſie ſelbſt ſtille ſtehen müſſen, dem hilfreichen Schiffe. So iſt die Erdgöttin, die mit weiblichen Rindern bei den Völkern umfährt und dann nach dem heiligen Eilande zurückkehrt, der gleichfalls von einem Theile der Sueven verehrten Gottheit, die ihres Sinnbilds, des Schiffes, wegen von Tacitus Iſis genannt wird, nahe gerückt [155]. Die Verehrung der altheimiſchen Erdmuttter iſt in die neue Anſiedlung herübergenommen, aber Inſelhain, Schiffzug (neben dem Rinderwagen), Todtenſchiff [156] bedeuten, daß die verlaſſene Heimat eine abliegende jenſeit des Meeres ſei.

---

[145] Myth. 236 ff.

[146] Diodor. Sicul. 1, 27: „ἡ πρώτη καρπὸν ἀνθρώποις εὑροῦσα." (Nitſch 1163. Wolf, Beitr. 159 f.)

[147] Rodulfi chron. abbat. s. Trudonis: „Est genus mercenariorum, quorum officium est ex lino et lana texere telas, hoc procax et superbum super alios mercenarios vulgo reputatur, ad quorum procacitatem et superbiam humiliandam et propriam injuriam de eis ulciscendam pauper quidam rusticus ex villa nomine Inda hanc diabolicam excogitavit technam" u. ſ. w.

[148] Kaiſerchronik 373 ff.: „Franke geſaz mit den ſinen niden bime Rine. den Rin hete er vur daz mere. da wuohſen alle frenkeſke here." Annol. 390 ff.: „Franko geſaz mit den ſinin vili verre nidir bi Rini. dâ worhtin ſi dû mit vrowedin eini luzzele Trôie. den bach hizin ſi Sante nâ demi wazzere in iri lante. den Rin havitin ſi vuri diz meri. dannin wuhſin ſint vreinkiſchi heri." Durch dieſes „wuohſen" iſt eine neue Eingeburt veranſchaulicht.

---

[149] Myth. 790 ff.

[150] Procopius, de bello goth. 4, 20. Myth. 792.

[151] So vom h. Ludger, Wolfg. Müllers Lorelei 288; vom h. Emmeram, Panzer, Beitr. 220 ff. (vergl. ebd. 60 u. 161 u., ſ. eb. 224, 2. 225 u., ſ.); von der h. Notburga, Wolf, Beitr. 185; von der h. Gundhild, Barth, Hertha 21, Falkenſtein, Nordg. Alt. 1, 172; vom h. Sebald, Wagenſeil, de civit. Noriberg. commentat. S. 44.

[152] Den Belegſtellen in der D. Myth. 242 f. iſt eine aus der handſchriftlichen Chronik der Herrn von Zimbern S. 1281 [Ausgabe von Barack 2, 117. K.] beizufügen, welche den Gebrauch zu Scheer in Oberſchwaben beurkundet: „Uff die nechſt Faßnacht hernach, hat ſie (die Herrn von Zimbern) Graue Endres (von Sonnenberg) abermals zur Scheer geladen alſo vff die eſchrichen Mittwochen wie der Prauch eineſt zur Scheer, das die Medlin vnnd megt, auch die jungen geſellen die eggen helffen durch die Tonaw ziehen, do Graue Endres angericht, das dieſelbigen den jungen Herren Herr Wilhelmen Wernhern (von Zimbern) vffgefanngen haben, der hat jnen mueßen die eggen helffen durch die Thonaw ziehen." Die Egge ohne den Fluß Faßnachtſp. Nr. 30, S. 247 bis 251. [Vergl. Liebrecht in Pfeiffers Germania 5, 50 f. Hans Sachs B. 5, S. 179. K.]

[153] S. oben bei Kadmos.

[154] Nialss. C. 45: „i môdurætt falla." Lex. myth. 205 b. D. Myth. 608.

3. **Svaſe und Svaſrlogi.**

Dem Mythus von der Erdgeburt hat der beſondre Volksname Semnonen ſich angeglichen, in anderartige, weitgeſchlungene Sagenkreiſe führt der allgemeine Stammname Sueven.

Neuere Forſchung hat aufgewieſen, daß mehrere germaniſche Völker nach den Waffen benannt ſeien: Suardonen, einerlei mit den Sveordveren des angelſächſiſchen Wandererslieds, Cherusker und vielleicht Heruler, Sachſen, ſämmtlich nach dem Schwerte (ahd. ſuërt, agſ. svëord; goth. hairus, altſ. hëru; ahd. ſahs, agſ. seax) [157]. Hinſichtlich der Franken ſchwebt die Frage, ob der Name des Volks von dem der Waffe, hier des Speeres (framea, mittellatein. francisca, agſ. franca, altnord. frakka, wie Frakkr, Frakkaland, Francus, Francia), abzuleiten ſei oder umgekehrt; erſtern Falls wäre Franke, die Waffe, Verkleinerung des von den Römern aufgenommenen deutſchen Worts (framea, framia, dim. frameca, framecha, daraus obige franca, frakka) [158]. In demſelben Gedenkverſe der Skalda nun, der unter den Benennungen des

---

[155] Das Schiff der Erde, von Odins Gattin gerudert, im chriſtlichen Sonnenliede (Sæm. 130, 77), iſt nur ein Bild der hoffärtigen Weltluſt, aber konnte nicht zu dieſem Bild ein volksfeſtlicher Aufzug, nach Art des Schiffes von Inden (das der Abt Rodulf: „diaboli ludibrium, plebeiam fatuitatem“ nennt, Myth. 240), den Anlaß gegeben haben?

[156] Die ſchwäb. Todtenbäume (vergl. J. Grimm, über das Verbrennen der Leichen 52. 80).

[157] Zeuß 105. 150. 154. 476. J. Grimm, Myth. 185. Sprachg. 781. 613. 470 f. 688 f. W. Wackernagel, Zeitſchr. f. d. Alt. 6, 15 f. Phillipps, Geſch. d. angelſ. R. S. 47, N. 153: „ense Saxonico“, S. 11, N. 30 u.

[158] W. Wackernagel, Zeitſchr. f. d. Alterth. 2, 558. 6, 16. J. Grimm, Sprachg. 512 bis 518. K. Müllenhoff, Zeitſchr. f. d. Alterth. 7, 383. J. Grimm, ebd. 470 f.

Speeres frakka aufzählt, findet ſich gleichbedeutend svaf[159]. Dieſer Neutralform entſpricht aber auch eine männliche, svafr = svafar (Gen. svafrs), die jedoch nur noch in dichteriſchen oder ſagenhaften Eigennamen, meiſt zuſammengeſetzten, vorkömmt (Svafrlogi, Svafrthorinn, Svafrlami, Svafrlöð). Über die Bedeutung dieſes Worts muß vor allem die einzige Stelle zu Rathe gezogen werden, wo dasſelbe einfach erſcheint, daneben aber auch in Zuſammenſetzung. Das nordiſche Sonnenlied (sólarlióð), ein Gedicht, das chriſtliche Anſichten und Lehren zum Theil noch in heidniſchem Gewande vorträgt, bedient ſich für die aufgeſtellten Beiſpiele gerne allegoriſch bedeutſamer Eigennamen. Hiedurch mag eine Strophe hereingezogen worden ſein, die mit dem Übrigen nirgends recht zuſammenpaßt und ſich mehr wie eine ſelbſtändige Räthſelaufgabe anläßt. Sie lautet: „Wie haben ſie gefrevelt, Svafr und Svafrlogi? Blut weckten ſie und ſogen Todeswunden nach alter Gewohnheit“[160]. Der Schlüſſel des Räthſels iſt unſchwer zu finden. Skalda ſagt allgemein: „Hiebwaffen, Äxte oder Schwerter, werden Bluts- oder Wundenfeuer genannt“[161], und unter den Schwertbenennungen kommen nachher, ganz hier zutreffend: Flamme (logi), Blutwache (blóðvaka), Wundſauger (bensogr)[162]. Wie perſönlich belebt man ſich die Waffe dachte, zeigt die weitere Anweiſung, wonach der Streitaxt die ſkaldiſchen Benennungen der rieſenhaften Zauberweiber zukommen [163]. Die ſchlichte Räthſellöſung iſt hiernach dieſe, daß Svafr und Svafrlogi Namen des perſönlich genommenen Schwertes ſind, deſſen verderbliches Wirken ſofort in wenigen, ſcharfen Zügen gezeichnet wird. Schwert und Schwertflamme wecken Blut und ätzen tödtliche Wunden. Räthſelartig konnten aber beide Namen nur gebraucht werden, wenn Svafr nicht ein gemeinübliches, ſondern ein alterthümliches oder fremderes, in Sage und Dichterſprache gerücktes Wort war, wie man auch den Speer in gewöhnlicher Rede nicht frakka oder svaf nannte.

---

[159] Sn. Edd. 216 a. (Arnam. 569 fg.) Landnámabók P. 1, K. 1 (Íslendinga Sögur 1, 26): „Maðr hét Garðar Svafars son, Svenskr at ætt“ u. ſ. w. Oder iſt Svafar = Suabheri u. ſ. w.? Vergl. Zeitſchr. f. d. Alterth. 3, 143. (Garðar = Kartheri?) (Ein Schwertname iſt auch Langbarðr, Sn. 214, vgl. Sprachg. 689.)

[160] Sæm. 130, 80 (Munch 184, 80): Hverju þeir hafa helt (eine Halbzeile fehlt) Sváfr ok Sváfrlogi? blóð þeir vóktu ok benjar sugu undir öllum (a. illum) eyvana.“ (öllum für oldnum?) Man vergl. die mit hverr? hverjar? hverir? u. ſ. w. beginnenden Räthſelfragen der Hervar. S. C. 15 (Fornald. S. 1, 467 ff.). (Namentlich S. 473 von Ítrekr und Ondóttr.)

[161] Sn. 160 (Arnam. 420): „Höggvápn, eyxar eða sverð, er kallat eldar blóðs eða benja.“

[162] Sn. 214 b: „bensogr“; 215 a: „logi“; 215 b: „blóðvaka“ (Arnam. 565 bis 567). Vergl. noch Sn. 215 a: „benknúðar“; Arnam. 567, 9): „benjari“; Fornald. S. 3, 765 b: „bengrefill; benteinn; benþvari; sliðrlogi.“ Hiezu in obiger Str. des Sonnenlieds (Anm. 160): „Sváfrlogi, blóð vóktu; benjar sugu.“ Gisla S. Sursson. C. 6: „ok nú vekja þeir sér blóð ok láta renna saman dreyra sína“ u. ſ. w. (R.A. 118.) Bensogr (Gr. 1 (1), 914

Der allegoriſche Eigenname Svafaðr in einem der warnenden Beiſpiele des Sonnenliedes mag es ſein, der die verwandten Svafr und Svafrlogi hereingebracht hat. Svafadhr und Skarthedhinn, zuvor unzertrennliche Freunde, entzweien ſich durch allzu heftige Leidenſchaft für daſſelbe ſchöne Weib, um das ſie zuletzt ſich im Holmgang bekämpfen und beide den Tod empfangen [164]. Svafadhr erklärt ſich nach Obigem als: Beſpeert oder Schwertbewaffnet (wie hialmaðr, ahd. gehëlmôt, galeatus, Graff 4, 846); Skarthedhinn iſt: Prachtbekleidet (wie úlfheðinn, biarnheðinn, geitheðinn, die zwei erſtern auch als Mannsnamen, mit Wolfs-, Bären-, Geißfell angethan) [165]. Es wird ſehr

---

u. Lex. isl. 2, 362 u.) erklärt ſich dadurch, daß das Schwert als Schlange gedacht iſt: Stichwaffen werden, nach Skálda, von Schlangen oder Fiſchen benannt (Sn. 160: „Lagvápn eru vel kend til orma eða fiska.“ Arnam. 420) und namentlich von der Schlange im Schwert wird weiterhin zu ſprechen ſein. Sýga, ſaugen, wird aber von Schlangen geſagt, ſo der ſterbende Ragnar im Schlangenhofe: „mich haben die Schlangen geſogen („hafa mik sogit ormar“, Fornald. S. 1, 282).“ (Darnach Sæm. 276, 16?) Auch „benlogi (Wundflamme)“ iſt Schwertbenennung, Sæm. 156, 50: „benlogum beita (a. bregða)“: Fornald. S. 2, 314: „benlogum bregða (Wundflammen ſchwingen).“ Sn. Arn. 510: skialdar leygr, sliðrlogi, Krák. 12. (Zeitſchr. 9, 180.) Gunnlogi, S. Gisla Surss. 6.

[163] Sn. 160 (Arnam. 420): „eyxar kalla menn tröllqvenna heitum.“ Ebend. 215 b. (Arnam. 569) unter den öxar-heiti: „gýgr ok fála“ und zuvor unter denen der tröllkvenna (210 b. Arnam. 552): „Fála“; vergl. Fornald. S. 1, 303.

[164] Sæm. 122, 10 bis 14.

[165] Lex. isl. 2, 258: „skart, n. splendor vestium.“ Über heðinn, ſowie die damit zuſammengeſetzten Wörter und Eigennamen ſ. J. Grimm, D. Myth. 1232. Vergl. noch Fagrskinna 5 f. 170. (Skarpheðinn in Niáls S.)

glaublich angenommen, daß hier, unter den erdichteten Namen ſtolzer und ſtattlicher Männer, die tragiſche Geſchichte zweier isländiſcher Skalden des 11ten Jahrh., Rafn und Gunnlaug, zugenannt Schlangenzunge (ormstûnga), zur Lehre geſtellt ſei [166], denen ebenſo der Zweikampf, den ſie als Nebenbuhler um die ſchöne Helga beſtanden, gemeinſamen Tod brachte. Wirklich brüſtet ſich Gunnlaug in prächtiger Kleidung, namentlich einem pelzbezogenen Scharlachmantel, den ihm König Äthelred in England als Sängerlohn verehrt hat und an dem nachmals Helga noch ihr brechendes Auge weidet [167]. Gunnlaug und Rafn ſingen noch

---

[166] Sagan af Gunnlaugi Ormstûngu ok Skälld-Rafni u. ſ. w. Hafn. 1775, S. III bis VI. Damit ſtimmen überein: P. E. Müller, Sagabibl. 1, 69 und Finn Magnuſen, Den ældre Edda 3, 221. Der tödtliche Zweikampf fällt um das Jahr 1013. Gunnlaug wird zu Lifangr in Norwegen chriſtlich beſtattet, C. 12, S. 182: „ok þar lâ hann 3 nætur, ok feck alla þjónostu af presti, ok andadizt sidan, ok var þar jardadr at kyrkiu.“ (Der Stelle des Sonnenlieds Str. 12: „Hverkis þeir gádu fyrir þá hvitu mey leiks nè liosra daga“ entſpricht der Anfang eines Liedes von Gunnlaug, auf das auch die Vorrede S. 5 fg. aufmerkſam macht, (C. 11, S. 142 fg.): „Ormztwngu verdr eingi Allr dagr und sal fialla Hægr sizt Helga hin fagra Hrafns kvanar red nafni.“ S. 143, N. (94): „Ordo verborum in priori carminis parte hic est: „Engi dagr verdr Ormstungu allr hægr und fialla sal, sizt Helga hin fagra red nafni kvanar Hrafns“ i. e. Nullus dies fit Ormstungæ totus facilis sub concameratione montium (i. e. cœlo), ex qvo Helga illa pulchra potita est nomine uxoris Hrafnis. Nonnemo tamen hanc interpretari maluit hoc modo: nullus dies Ormstungæ etc. facilis (qvia) Helga illa pulchra Rafnis uxoris nomen in sua potestate minime (i. e. non) habuit, qvippe ad matrimonium cum eo ineundum tantum non coacta; sed nostro judicio parum feliciter.“)

[167] S. af Gunnl. C. 7, S. 88 (A. C. 1006): „Gunnlaugr flutti kvædit vel ok skorugliga, en þetta er stefit (versus intercalaris) i Qvædinu:

(61) Her giorvallr ins aurva Einglandz sem gudz eingli
At lýtr grams ok guma Gunnbradz Adalrádi.

Kóngr þackadi hanum qvædit, ok gaf hanum at bragarlaunum skyckiu af skarlati skinndregna hinum beztu skinnum ok hladbúna i skaut nidr, ok giördi hann hirdmann sinn“ u. ſ. w. S. 94: „Nw skalltu mínom rádom framfara (Gunnlaugr! qvad konungr); her er sverd, er ek vil gefa þer; ok med þessu skalltw vega, (gegen den zauberkundigen vikingr þorgrímr), enn sýn hanum hitt, er þú átt ádr.“ C. 8, S. 100, A. C. 1007: „þá gaf kóngr (Sigtryggr Silkiskegg in Dublin, til Dyflinnar) hanum klædi sín ný-skorinn af skarlati, kyrtil hladbúinn, ok skyckiu med áglætum als blutige Traumgeſtalten vom hauptſpaltenden Kampfſpeer und vom gerötheten (Gr. 2, 170: rodna, rubescere) Schwerte der Schwerter (Gr. 4, 726, 10)[169].

skinnum, ok gullhríng er stód maurk (auch dieß für ein Lied: at bragar launom). Gunnlaugr þackadi konóngi giafirnar, ok dvaldizt þar litla hríd, ok fór þadan til Orkneyia. Þá red fyrir Orkneyiom Sigurdr Jarl Hlaudversson (69). Gunnlaugr qvaddi Jarl, ok qvezt hafa qvædi at færa hanum. Jarl qvezt hlýda vilia qvædi hans, ok sagdi hann vera sæmiligann mann. Gunnlaugr flutti qvædit, ok var þat flockr, ok vel ort, ok gaf Jarl hanum auxi mikla silfr-rekna at qvædis-launom, ok baud hanum med ser at vera.“ C. 11, S. 144: „Ok þá gaf Gunnlaugr henni (Helgu) skyckiuna Adalradsnaut, ok var þat hin mesta gersimi; hon þackadi hanum (S. 146) vel giofina.“ C. 12, S. 180: „ok þá baurduz þeir tveir med stórom hauggom ok auruggum atgángi, er hvarr veitti audrum, ok sóttu einatt í ákafa. Gunnlaugr hafdi þá sverdit Adalradz naut, ok var þat it bæzta vapn; Gunnlaugr hió þá um sidir til Rafns mikit hǫgg med sverdinu, ok undan Rafni fótinn u. ſ. w. S. 180 (Rafn haut nach G., der ihm Waſſer im Helme bringt): enn hió í haufut Gunnlaugs med sverdinu hinni hægri hendi, ok vard þat all-mikit sár u. ſ. w. Ok þá baurdoz þeir enn í ákafa, enn sva lauk at lyktum, at Gunnlaugr hió Rafn banahǫgg, ok let Rafn þar líf sitt. Þá gengo fram leidtogar Jarlsins, ok bundo haufutsárit Gunnlaugs; han sat á medan ok qvad vísu þessa:

(115) Oss g[illegible]k mætr á móti Mót-runnr í dyn spióta
Hrid giörvandi hiorva Hrafn framliga jafnan“ u. ſ. w.

C. 13, S. 190: „Þat var hellzt gaman Helgu (die jetzt mit Þorkell verehlicht iſt und Kinder hat), at hon rakti nidr skyckiuna Gunnlaugs-naut, ok horfdi á hana laungum. Ok eitt sinn kom þar sótt mikil á bæ þeirra Þorkels ok Helgu, ok kraumuduz marger lengi. Helga tók þá ok þyngd, enn lá þó eigi. Ok einn laugar-aptan sat Helga í ellda-skála, ok hneygdi hǫfdi í kne Þorkatli bónda sinum; hon let sækia skyckiuna Gunnlaugs-naut, ok er skyckian kom til hennar, þá settiz hon upp ok rakti (explicabat) skyckiuna fyrir ser; ok horfdi á (hana) um stund, ok sidan (S. 192) hne hon aptr í fáng bónda sinum ok var þá orend u. ſ. w. Helga var til kyrkio færd“ u. ſ. w. Dazu die folgenden Erklärungen: (61) Ordo verborum hic est: „giörvallr her gunnbrádz Einglandz Grams ok guma lytr at Adalrádi, sem ins aurva gudz Eingli“ i. e. universus exercitus armipotentis Angliæ, Regis et subditorum, obseqvitur Adalrado, tanqvam munifici Dei Angelo“ u. ſ. w. S. 89: „Rex ei pro carmine gratias egit, præmiiqve loco tunicam dedit coccinam, maximi pretii pellibus subtextam, et fimbriis ad ima usqve ornatam, eumqve satellitem suum fecit“ u. ſ. w.

Um den Wortſinn zu ermitteln, der jenen svaf, svafr, svafadr gemeinſam zu Grunde liegt und ſie zur Benennung der Waffe oder

---

S. 103: „Rex ergo ei vestitum suum novum, eumqve coccinum, pallium scilicet fimbriatum et tunicam pellibus pretiosis ornatam, nec non armillam auream, qvæ marcam pendebat, dedit.“ „qvare Comes ei magnam securim argentatam præmii loco dedit“ u. ſ. w. S. 181 (A. C. 1013): „Tandemqve omnes eorum comites ceciderunt; tum vero ipsi, vehementi assultu sæpius facto, magnis ictibus, validoqve impetu, qvo unus alterum aggrediebatur, invicem decertarunt.“ S. 183: „duces itineris, Gunnlaugo a Comite dati“ u. ſ. w. (115) Ordo verborum in priori carminis parte hic est: „mætr mótrunnr Hrafn geck oss á móti í dyn spióta, jafnan framliga giörvandi hiorva-hríd“ i. e. Egregius (S. 183) bellator Hrafn ivit nobis obviam in strepitu hastarum (i. e. pugna), semper audacter ciens nimbum gladiorum (i. e. prælium committens)“ u. ſ. w. S. 190: „ok fór Helga til bws med hanum [þórk.], ok vard hanum litt unnandi, þvi hon vard alldrei afhuga Gunnlaugi þótt hann væri daudr“ u. ſ. w.

[168] Gunnlaug ſingt u. A.:

„klauf gunnspióti gunnarr Gunnlaugs höfud“ u. ſ. w.

Hrafn: „rodit (er) sverd, enn sverda sverd ógnir mer gerde“ u. ſ. w.

C. 13, S. 184: „Ok um sumarit ádr þessi tidindi spurduzt ut hegat til Islandz, þá dreymdi Illuga Svarta (Gs. Vater), ok var hann þá heima á Gilsbacka: Hanum þotti Gunnlaugr at ser koma i svefni, ok var blódigr miök, ok qvad víso þessa fyrir hanum i svefninum. (116) Her sá ek Hrafn (enn Hrafni Hvauss kom egg í leggi) Hialltu[illegible]gidum hauggva Hrinfiski mer bryniu. þá er hræ-skiærr hlyrra Hlaut fen ari benia Klauf gunnspióti Gunnarr Gunnlaugs haufut minna. Illugi mundi vísuna er hann vaknadi, ok qvad sídan fyrir audrum. Sá atburdr vard at Mosfelli sudr (S. 186) hina somu nótt, att Aunund (Rs. Vater) dreymdi, at Hrafn kiæmi at hanum, ok var allr alblodugr, ok qvad vísu þessa.

(117) Rodit (er) sverd, enn sverda Sverd ógnir mer gerde,
Varo reynd í röndum Randgalkn fyrir ver handan.
Blodug hygg ek i blódi Blód-Gaugl of skaur stódu:
Sár-fiskinn hlaut sára Sárgrammr enn á þramma.

Dazu die folgenden Erklärungen: S. 184: „(116) u. ſ. w. Ordo posterioris partis hic est: „Gunnar klauf (S. 185) Gunnlaugs haufut Gunnspioti, þá er hræskiærr ari hlaut fen hlyrra benia minna“ i. e. bellator fidit Gunnlaugi caput hasta bellica, tumqve cadavera discerpens aqvila nacta est uliginem tepidorum vulnerum meorum (i. e. sangvinem meum) u. ſ. w. Cætera Tautologiæ, qvales in posteriori hujus Strophæ parte, nec non in Stropha proxime seqventi occurrunt, licet in Poësi nævorum loco merito habendæ sint, exemplis apud veteres non carent, ex gr. in Kormaks-Saga:

des Waffenführers tauglich macht, muß man ſich nach dem altnordiſchen Zeitwort umſehen, auf das ſie in letzter Stufe zurückzuführen ſind. Svafr konnte mit einer Verbalform svafra zuſammenhängen, wie sigr (Gen. sigrs) wirklich mit sigra, vafr (in vafr-logi) mit vafra; aber ob man in dieſen Fällen das Verbum oder das Subſtantiv voranſtelle, ſo iſt doch das vorangeſtellte ſelbſt ſchon ein abgeleitetes und das r ein Zeichen der erſten Ableitung von einem einfachern, wurzelhaften Zeitwort. (Vgl. Gr. 2. 1. 5, 2. 90. 122. 17, Nr. 189. 36, Nr. 398. 18, Nr. 200.) Svafadhr iſt zwar ein Particip, deſſen Infinitiv svafa lauten würde, allein die ſchwache Verbalform iſt hier unzweifelhaft erſt aus dem ſubſtantiven svaf (in der Zuſammenſetzung: svafr-logi u. ſ. w. iſt -vafr jedenfalls ſubſtantiv, nicht verbal zu nehmen) hervorgegangen, wie hialmadr aus hialmr (Gen. hialms)[169], das Subſtantiv iſt unmittelbar in die Participendung übergeſprungen, ohne daß wohl das Verbum in irgend einer andern Flexion wirklich beſtanden hat. Aus dem altnordiſchen Vorrath ſtarker Zeitwörter bleibt hier zur Wortbildung nur das

---

Randlauki klauf ek randa Rönd Kormaki at höndum i. e. Clypeorum allio (i. e. gladio) fidi Clypeum ad manus Kormaki, nisi forte pro randa legere placet reynda, exploratum; ut alia taceamus.“ S. 187: (117) In priori hujus carminis parte ordo verborum hic est: „Sverd er rodit, enn sverd gerdi mer sverda ognir; randgálku varo reynd í röndum fyrir handan ver“ i. e. Rubefactus est gladius, sed gladius mihi fecit terrores gladiorum ([a. þognir] silentia otia vel cessationem a pugna) Clypeorum monstra (i. e. arma) explorata sunt in clypeis trans mare“ u. ſ. w. In der lateiniſchen Überſ. zur Seite (S. 187):

Rubebat gladius (at gladiorum mihi
Horrendus omnium ingruebat maxime)
Tentati sunt in clypeis penetrabiles
Enses transmarina in plaga u. ſ. w.

Index vocum: „Ogn, terror, violentia, 146. sverda ógnir (secundum lect. var. augnir), terrores bellici, i. e. prælium, 186. (óa, terreo, unde, ek œgi, idem.)“ S. 146: „Hvi hopar þw Rafn, seger hann? fyrir því at enga ógn byd ek þer at sinni“ u. ſ. w. S. 147: „cur, inqvit, Rafn, cedis? Nihil enim tibi hac vice a me periculi est“ u. ſ. w. Abgeſehen von den poet. Ausdrücken der ausgehobenen Lieder iſt in der Erzählung der beiden Kämpfe zwiſchen Gunnlaug und Rafn nur vom Gebrauch der Schwerter (keiner Speere) die Rede.

[169] Lex. isl. 1, 356: „hialmadr, galeatus.“ Fornald. S. 2, 271: „hialmat lid.“

eine: Inf. sofa (für svëfn), Präſ. sef (für svëf). Prät. svaf, svâfum, Part. sofinn (ſtatt svefinn)[170], mit der bekannten Bedeutung: ſchlafen. Davon weitere Ableitungen svëfn, Schlaf, sofna = svëfna, einſchlafen, svafnir, dichteriſche Bezeichnung der Schlange[171] und ein Name Odins, der ſich einmal in Schlangengeſtalt verwandelt hat[172]. Wäre die angeführte Bedeutung des Stammwortes svëfa ebenſo die einzig erreichbare, wie ſie eine uralte und weit verbreitete iſt[173], ſo würde ſich freilich keine Handhabe zu den fraglichen Waffennamen darbieten, allein der Sinn desſelben erweitert ſich, wenn man die entſprechenden deutſchen Zeitwörter ſchwacher Flexion beizieht, ahd. ſwëbôn, ſwëbên (ferri, nare), biſwëbôn (emicare), ſwëbarôn (natare, altnord. das vorausgeſetzte svafra), mhd. ſwëben, ſich ſchwimmend, fliegend, ſchwankend bewegen, intſwëben, einſchlafen[174]. Unter den allgemeinen Begriff der ſchwebenden, kreiſenden Bewegung aber fällt ebenſo die geſchwungene Waffe, Speer oder Schwert, und die gleitende, biegſame, ſchießende Schlange, als die Entrückung der von Schlaf und Traum hingenommenen Seele, die nach alterthümlichen Vorſtellungen dem lebloſen Leibe, dem Munde des Einſchlafenden oder Sterbenden, als Schlange oder Vogel entſchwindet [175].

---

[170] Gr. 1 (1), 915, X. (1027, 275). 2, 25, Nr. 275.

[171] Sæm. 44, 34. Sn. 20. 180.

[172] Sæm. 47, 54. 93, 3. Sn. 86: „þá brást Bölverkr (Odinn) i orms líki.“ Yngl. S. C. 7.

[173] Schmeller 3, 527. Sprachg. 303, 3. 407 u.

[174] Graff 6, 856. Schmeller 3, 526 f. Ziemann 454b. 74b. Maßmann, Deutſche Gedichte des 12ten Jahrh., Bücher Moſis 2, 256, 1686. 283, 3899. 284, 3941. Fundgr. 2, 31, 3. 58, 6. 29. W. Wackernagel, Wörterbuch DXIV. Scheidet man in der Art, daß ſwëbôn, ſwëben, zu altn. svîfa, ahd. ſwipan (ferri), dagegen anſuebjan, enſweben (sopire) zu svëfa (sofa) gewieſen wird (Gr. 2, 14, Nr. 133. 985, Nr. 133. Schmeller 2, 527), ſo iſt nicht zu erſehen, wohin das intranſ. intſweben, entſchlafen (Büch. Moſ. 1686: „vile ſciere er intſuëbite“), eingetheilt werden ſoll, das mit ſwëben in Laut und Form zuſammentrifft. Erweitert man aber den Begriff der Wurzel dahin, daß er Schweben und Entſchlafen in ſich ausgleicht, ſo ſtehen entſweben und ſwëben (Gr. 1 (2), 132 u. 136) ſich nicht ferner, als queljan und quëlan, ſterben und ſtërben (necare und necari (Gr. 1 (2), 77. 134. 138), die man auch nicht von Grund aus trennen wird. Svîfa, ſwipan, gehören allerdings in eine große Verwandtſchaft von Wörtern, die nach Sinn und Buchſtab hier anlauten. Über Formunterſchied der intranſ. und tranſ. Gr. 4, 50 u., f. Sprachg. 850 u., f.

Gleichen Schritt mit svëfa (sofa) hält ein andres altnord. Zeitwort: Inf. vëfa (texere), Präſ. vëf, Prät. vaf, vâfum und ôfum, Part. ofinn (ſtatt vefinn), dann vaf n. (trama, Einſchlag, involucrum), vafr in vafr-logi (wie svafr-logi), vafa (geſpenſtern), vafra (lente vagari), und ofra (minitari, in aëre vibrare); Vafudr, ein Name Odins, (wie Svafadr), ofnir = vafnir, wie svafnir (ein Verb. ofna, wie sofna, ſtatt vëfna und svëfna vorausſetzend [176]), gleichfalls Benennung der Schlange und Odins [177]. Es ergibt ſich, daß auch hier ein weiterer Begriff der Bewegung, des Hin- und Herfahrens, auf das der Weberſpule verengt worden, aber noch in verſchiedenen Ableitungen kennbar geblieben iſt [178]; eine Beſtätigung des ähnlichen Hergangs mit svëfa.

Dem ſtarken Verbum sofa, svëfa, und ſeiner intranſitiven Bedeutung gehen Tranſitive ſchwacher Form zur Seite: svæfa, Prät. svæfdi (sopire, pacare), und svefja, svafdi (temperare, placare. Gr. 1, 921 u.). Alt- und mittelhochdeutſch haben Intranſitiv und Tranſitiv

---

[175] Deutſche Mythologie 788 f. Deutſche Sagen 2, 90, 428. (2, 142, 455. 1, 325, 247.)

[176] Gr. 1 (1), 915, X. (1027, 274.) 2, 24, Nr. 274.

[177] Sæm. 44, 34. 47, 54 (beidemal ſind „Ofnir ok Svafnir“ zuſammengenannt. (Vergl. Sn. 20. 24. 180.) „Vafnir“ als Name Odins, Sn. Arnam. 87, 11); ebd. auch „Svafill“, vgl. ahd. weſal, wevil, Graff 1, 649.

[178] J. Grimm, Gr. 2, 24: „altn. vëfa, ahd. wëpan (moveri huc illuc, vagari, hernach von der hin und herfahrenden ſpule: texere)“ u. ſ. w. Sprachg. 762: „mit Vafudr, einem der namen Odins ſelbſt (Sæm. 74b) u. ſ. w., der die webende luſt ausdrückt (Sæm. 50a).“ [Vergl. ebd. 766 ob.] An der letztern Stelle, Alv. m. 21, heißt der Wind: „vavudr“, Sn. 181 aber: „vavsundr (a. vonsundr, vavnsudr).“ Munch gebraucht an beiden Stellen langen Vokal, 32b, 54: „Váfudr“, 34b, 21: „vávudr“ (vgl. 193a, 34b), vermuthlich weil kurzes a in o umlauten müſte. Allein Vafudr iſt wohl nur Sache der Schreibung ſtatt Vafdhr, part. von vefja (intricare, vergl. Gr. 1 (1), 921 u. 925 u.), wie svafur und vafur ſtatt svafr, vafr. Als Name Odins kann Vafdr, der Eingehüllte, dasſelbe beſagen, wie heklumadr, Fornald. S. 1, 120. 324 f. 2, 239. Myth. 133. Zu vefa, vafra ſ. noch Schmeller 4, 7. Ziemann 600a. Zu ofra Lex. isl. 2, 126b. Eyrbygg. S. C. 18, S. 60: „þeir ofrudu vápnum“. Fornald. S. 2, 137 von einem Adler: „veifir þú vængjum u. ſ. w. vafrar þú“ u. ſ. w.

ſchwache Flexion: obiges ſwëbon, ſwëben, (ferri), Prät. ſwëbôta, ſwëbete (Gr. 1, 954 u.), neben ant-, in-ſuebjan, ent-ſweben (sopire)[179]. Innerhalb der gleichen Conſonanz entwickeln ſich aber auch Wortbildungen beider Art mit entlegnerem Vokal oder Diphthong, überall wieder für den Ausdruck der Bewegung, Schwingung: altn. svífa, Prät. sveif (ferri, moveri), svífr, ſkaldiſche Bezeichnung des Meers (Sn. 217 a, 3), svif N. Pl. (motus repentinus, vibratio); sveifla (agitare), beſonders vom Schwingen des Schwertes gebraucht, gleichlaufend mit veifla (vibrare)[180]; ahd. und mhd. ſueibôn (ferri), ſueib n. (vibratio), ſwaiben, ſweiben, vom Aufſchwung des Adlers, dann auch, zuſammen mit waiben, von der fliegenden Fahne, ſwaiben und waiben wieder wie sveifla und veifla, sofa und vëfa[181]. Dieſen altnordiſchen sofa und vëfa gleichförmig ſind die angelſächſiſchen svëfan (sopiri), svëfe, sväf, svæfon, svëfen, und vëfan (texere).[182] Ähnlich zuſammengeſetzt wie dort Svafrlogi u. ſ. w. erſcheint in der Stammtafel von Deira der Name Sväfdäg[183]. Sväfdägs Großvater heißt Vägdäg und wie Sväf- auf svëfan, ſo iſt Väg- auf vëgan (movere, moveri?) zu beziehen[184]. Blickt ſchon damit auch für Sväf- der alte Sinn der Bewegung durch, ſo noch aufdringlicher, wenn die nordiſche Übertragung dieſer Stammtafel Sväfdäg durch Svipdagr wiedergibt[185]; denn svipa iſt ſchwingen, svipr m. (Gen. svips) Schwingung, und die Anwendung auf die Schwingwaffe tritt klar hervor in den ſkaldiſchen Benennungen des Schwertes: svipudr, der Schlacht: svipul und sverda svipan[186]. Wie ſich vësa einer Reihe mit v (w) anlautender Wörter einordnet, welche mehr die wiegende Bewegung ausdrücken, ſo geſellt ſich svësa einer andern Folge, welche den wehenden Laut durch den ſauſenden verſtärkend[187], mit zweifacher Spirans sv (ſw) der heftigern Schwingung Stimme gibt. Das Schwert, das ſelbſt dieſen Anlaut hat, ſchwirrt in den Heldenliedern ſtabreimend mit ſolchen Wörtern zuſammen. Gleich jenem sverda svipan des Eddalieds[188], ſowie den angelſächſiſchen svëordes svengum (Schwertſtreiche) und svird-gesving svidlic (heftiger Kampf)[189], ſauſt noch aus dem Lied der Nibelunge, aus der Klage und anderwärts manch ſwinder ſwertes ſwanc[190].

---

[179] Graff 6, 854 f. Gr. 1 (1), 869 u. 903, 5. 946. Nib. 1773, 4. (agſ. on-svefjan, sopire.)

[180] Fornald. S. 2, 126: „Sidan sveiflar Ketill sverdinu til hofudsins.“ Lex. isl. 2, 353: „sveifla, agitare, raptare, ſvinge u. ſ. w. sveifla sverdi, gladium rotare, girare“ u. ſ. w. Ebd. 419: „veifla, sæpius vibrare.“

[181] M. S. 2, 81 a, 8: „er ſweibet ob in hôh embor vil ſchône alſam ein adelar.“ Vgl. Fornald. S. 2, 137 auch von einem Adler: „veifir þú vængjum u. ſ. w. vafrar þú nú, vidflogull!“ Ruol. Liet 278, 19: „Do ſahen ſie von den haiden manigen vanen waiben“ u. ſ. w. 172, 16 f.: „Der chunc lîc den van waiben al hin unt her ſwaiben.“ Liederſ. 3, 564, 142 f.: „waiben und ſwanden ſicht man truncken liut.“ Zu dieſen Zeitwörtern ſ. Graff 6, 855 f. 1, 650 f. Schmeller 3, 525 f. 4, 5 f. Ziemann 455. 622.

[182] Gr. 1 (1), 897, X.

[183] D. Myth. (1), Anh. III. VIII f.; lateiniſch: Suebdegus. Bei Kemble, the Saxons in England 1, 148: Swabheard (mit Hlódhere), ein angelſ. König.

[184] Gr. 1 (2), 335. 2, 27 f., Nr. 304. Bosworth 248 a. Graff 1, 655. Sæm. 241, 16: „Þá var víg vegit vösko sverdi.“

[185] Sn. Form. 14 (Arnam. 26): „Svebdegg er vér köllum Svipdag.“

---

[186] Lex. isl. 2, 357: „svipa u. ſ. w. vibrare" u. ſ. w. 358: „svipr. m. u. ſ. w. vibratio" u. ſ. w. Sn. 214b, 2 (sverda heiti): „svipudr oc svipaljötr", 214a (orrostu heiti): „svipul", Sæm. 184, 19 fg. (Munch 107a od. Fornald. S. 1, 325 fg.): „er berjask skal heill at sverda svipan (Lex. isl. 2, 358: „svipan, f. u. ſ. w. impetus" u. ſ. w. Gr. 1 (2), 159 u.). Im Königsſpiegel (Konungsskuggja, Chriſtiania 1848, S. 117) vom Cherub vor dem Paradieſe: „med eldligu sverdi þat er iafnt svipar allan veg eldbitrum eggjum;" vergl. Dietrich in der Zeitſchr. f. d. Alterth. 5, 221. Svipr heißt der Vater eines Helden Svipdagr in Hrólfs S. C. 18, Fornald. S. 1, 35.

[187] Vergl. Sprachg. 294. (Gr. 1, 11.)

[188] S. eb. S. 62, Anm. 180: „sveiflar sverdinu". Fornald. S. 3, 354: „sveipadi sverdinu." Vergl. Dietrich in der Zeitſchr. f. d. Alterth. 5, 221.

[189] Beow. 178. Leos Sprachprob. (aus Judith) 71 u. (vergl. 227. 228 und ebd. 74: svirdum asvefede.) Three early engl. metr. romanc. u. ſ. w. ed. by J. Robson, London 1842. (Camd. soc.) S. 19:

„He sqwapputte him in at the squyre with a squrd kene u. ſ. w.
The squrd squappes in toe
His canel-bone allsoe."

S. 20: „With a squappe of his squrde, squeturly him strykes."
The battle of Otterburn, Ritſon, anc. songs and ballads, London 1829, 1, 102, 4. 103, 1. 110, 4: „they swapped together u. ſ. w. with swordes."

[190] Nib. 1864, 1:

„Dô ſluog er Blödeline einen ſwinden ſwertes ſlac."

1899, 1: „er ſluoc deme meizogen einen ſwinden ſwertes ſlac."
2014, 2: „von ſwerten ſach man blicken vil manegen ſwinden ſûs."
2313, 2: „er ſluog der küniginne eines ſwertes ſwanc."

Es iſt bereits einer mit svafr-logi der Form nach gleichgehenden Zuſammenſetzung vafr-logi gedacht worden. Die vorſtehende Erklärung des erſtern und damit auch des einfachen svafr muß beträchtlich an Sicherheit gewinnen, wenn vafr-logi zugleich in der Bedeutung ſich jenem zur Seite ſtellt. Bekannt iſt das Wort hauptſächlich aus der Sigurdsſage. Nach den altnordiſchen Liedern ſchläft die Walküre Brynhild, von Odin mit dem Dorne geſtochen, auf dem Gebirg in einem Saale, der von brennendem Feuer umfangen iſt; der Linde Verderben (Feuer) ſpielt überhin; Odin hat ſie mit Schilden umſchloſſen, rothen und weißen, im Königshaine, bis der ihren Schlaf breche, der ſich nirgend fürchten könne; um ihren ſüdher gelegenen Saal läßt er hohe Flamme lohen; Sigurd ſprengt über dieſe, das Feuer beginnt zu lodern, die Erde zu zittern, hohe Glut gen Himmel zu ragen; mit dem Schwerte treibt er das Roſs, da erliſcht das Feuer, all die Lohe legt ſich vor dem Helden[191]. Dieſe von Sigurd überrittene Flamme nun wird in der jüngern Edda vafr-logi genannt[192]. Wieder in einem Liede heißt

Klage 889: „vil maneger ſwinder ſwertes ſwank."
Alex. (Maßmann, deutſche Gedichte des 12ten Jahrh.) 1820:
„vnde frumete manigen ſvertis ſvanc."
2150 f.: „daz ime nie nehein ſvanc ne wart uon ſverte noh uon ſpere."
Schlacht vor Rab. 676:
„ein ſwinder wint von iren ſwerten wäte."

[191] Sæm. 174, 15: „Sefr á fialli fylkis dóttir biört í brynju" u. ſ. w. 191, 42: „Salr er á há Hindarfialli, allr er hann útan eldi svelpinn" u. ſ. w. 192, 43: „Veit ek á fialli folkvitr sofa, ok leikir yfir lindar vádi. Yggr stakk þorni" u. ſ. w. 228, 9: „Lauk hann (Ođinn) mik skioldum í skata lundi rauđum ok hvítum, randir snurtu; þann bađ hann slíta svefni minum, er hvergi lands hrædask kynni. 10. Lét hann um sal minn sunnanverđan hávan brenna her alls viđar; þar bađ hann einn þegn yfir at ríđa" u. ſ. w. Vols. S. C. 27 (Fornald. S. 1, 185 fg. Munch IX): „Eldr nam at œsasken iörđ at skialfa, ok hár logi viđ himingnæfa, fár treystisk þar fylkis rekka eld at ríđa ne yfirstiga. Sigurdr Grana sverđi keyrđi, eldr sloknadi fyr ödlíngi, logi allr lægđist fyr lofgiörnum" u. ſ. w.

[192] Sn. 139 fg. (Arn. 360): „hon (Brynhildr) sat á Hindafialli, ok var um sal hennar vafrlogi, en hon hafđi þess heit strengt, at eiga þann einn mann, er þorđi at ríđa vafrlogann u. ſ. w. ok skyldi þá Gunnarr ríđa vafrlogann; hann átti hest þann er Goti heitir, en sá hestr þorđi eigi at hlaupa í eldinn u. ſ. w. þá hlióp Sigurđr á Grana ok reiđ vafr-

es aber auch von Sigurds Anlauf: „da ward Schlag geſchlagen mit welſchem Schwerte und die Burg gebrochen, welche Brynhild hatte“ [193]. Mit den Schilden wird die Burg vermittelt, indem die Proſa erläutert, daß die gewappnete Brynhild in einer Schildburg mit aufgeſtecktem Feldzeichen geſchlafen habe [194]. Schildburg iſt eine Heerordnung zur Schutzwehr, ein lebendiger Wall, beſonders um die Perſon des Heerkönigs gezogen und dadurch gebildet, daß die Krieger mit zuſammengebundenen Schilden ſich an einander ſchließen [195]. Der Sagenſchreiber meint wohl

---

logann.“ 141 (Arn. 362): „þá svarar Brynhildr: meira var þat vert, er Gunnarr reid vaforlogann, en Sigurdr þordi eigi. Þá hló Gudrún ok mælti: ætlar þú at Gunnarr ridi vaforlogann?“ Vergl. Færöiske Qvæd. 138. 140. 146. 154. 158. 160. 162: „váalua“. 156: „fraa váan.“

[193] Sæm. 241, 16 (Oddr. gr.): „þá var víg vegit volsku sverdi, ok borg brotin sú er Brynhildr átti“ u. ſ. w. ebd. 15: „borg.“

[194] Sæm. 193 (vor Sigrdr. m., vergl. Fornald. S. 1): „Sigurdr reid upp á Hindarfiall ok stefndi sudr til Frakklands; á fiallinu sá hann lios mikit, svá sem eldr brynni, ok liomadi af til himins; en er hann kom at, þá stód þar skialdborg ok upp or merki. Sigurdr gékk í skialdborgina, ok sá at þar lá madr ok svaf med öllum hervápnum“ u. ſ. w.

[195] Vergl. Fornald. S. 1. 66 u. 108 u. 3, 337: „Um morgin árla reid Eirekr konúngr út af borginni med allann sinn her; skikkadi hann fylkingum sínum, ok var skotit skialdborg um hann. Bryniólfr skyldi verja skialdborgina, en sá madr bar merki, er Snákr hét“ u. ſ. w. (ebd. 340: „kvomu miök í opna skioldu (vergl. Dietr. 268b u.) Eireki konúngi“ u. ſ. w. 342: „Hrólfr rauf þá alla skialdborgina“ u. ſ. w.) Saxo 3, 40: „receptam telorum vim conserta clypeorum testudine repellebant.“ Heimskr. ed. Schöning VI, 113: „þvergarda gunnranns (scutorum transversa septa, Skialld-borg vallus scutorum.“) Specul. reg., Chriſtiania 1848, S. 85: „Ef þú ert í orrostu á landi, ok skal á fœti berjask, ok ert staddr í belli svínfylktrar fylkingar, þá vardar þat miklu, at vel verdi gætt í öndverdri vápnasamankvámu, at eigi taki hlidask eda rof á gerask bundinni skialdborg; ok þarftu þat at varask, at þú bindir aldrigi þína fremri skialdarrond undir skildi annars.“ Dieß Zuſammenbinden fehlt auch in der Liedesſtelle nicht, Sæm. 228, 9: „randir snurto (ſie ſchnürten Schildränder).“ Beſchreibung einer alamanniſchen Schildburg in Keil- und Eberkopfform bei Agath. 2, 8 (Stälin 1, 160). [Der Alamannenfürſt heißt Butilin (Budli).] Ahd. „ſciltburg, testudo. Sg. 292 (Graff 3, 182). (Vergl. die Frauennamen Iſanburc, Trad. Wiz. S. 156. Iſanbirga, Iſanpiric, Neug. ind. onom. 105b. 106a. Iſangart, Iſingart, Cod. Lauresh., ind. onom.) Agſ. scildburh, Jud. 305 (Ettm. Anglos. poet. 147). Ettm. lex. 681.

nur einen Bau, der eine Schildburg vorſtellt, wie nachher im Liede Brynhild das Gerüſt, auf dem ſie mit Sigurd verbrannt ſein will, als eine mit Zelten und Schilden umzogene Burg bezeichnet[196]. Allein dieſe äußerliche Auffaſſung kann nicht für das Urſprüngliche gelten. Sigurds Verhältnis zu Brynhild ſpielt überall in das Gebiet mythiſcher Gedanken hinüber. Sie iſt des Helden kriegeriſcher Folgegeiſt und als Kampfjungfrau, wie ſchon ihr Name ſie verkündet, iſt ſie auch mit kriegeriſchen Sinnbildern umgeben[197]. Odin ſelbſt, als Heldenvater, hat einen Saal, die goldglänzende Valhöll, der mit Schilden gedeckt, mit Schäften gelattet iſt, über deſſen Bänke Brünnen geſpreitet ſind; oder wo die Wanddielen alle mit lichten Schilden umhängt ſind und die hereingetragenen Schwerter ſo hell ſtralen, daß man keines andern Lichtes bedarf; von dem mit vergüldten Schilden belegten Dache der Valhöll nennt der Skalde Thiodolf die Schilde: Svafnis Saalſchindeln[198]. Die bildliche, räthſelartige Dichterſprache, die Walrunn des Heldenlieds[199], iſt es denn auch, in der für vafr-logi, das um Brynhilds Saal, eben die Schildburg, wabernde Feuer, die rechte Deutung

---

Beuterw. Gloſſ. 246 fg. Cädm. 3393: „randbyrig wǽron rofene“, 3225: „randgebeorh.“ Cod. Exon. 243, 32: „rond-burgum veold, eard veardade.“ Beuterw. Gl. 237. Etm. lex. 250. Olafs S. 67: „hærbiorg,“ „randagards.“

[196] Sæm. 225, 60 fg. (Munch 123, 62): „láttu svá breida borg á velli u. ſ. w. Tialdi þar um þá borg tiöldum ok skiöldum“ u. ſ. w.

[197] Brynhild kann hier nicht nach ihrem vollen Weſen, ſondern nur ſoweit in Rede kommen, als zur Erklärung von vafrlogi nöthig iſt; ihre verſchiedenen Begegnungen mit Sigurd ſind hier abſichtlich nicht auseinander gehalten.

[198] Sæm. 41, 8: „en gullbiarta Valhöll“ u. ſ. w. ebd. 9: „skoptum er rann rept, skiöldum er salr þakidr, brynjum um bekki strát.“ Sn. 79: „um kveldit, er drekka skyldi, þá lét Odinn bera inn í höllina sverd ok voru svá biört at þar af lýsti, ok var ekki lios annat medan vid drykkju var setid u. ſ. w. veggþili öll voru þar tiöldut med fögrum skiöldum.“ Sn. 2: „þak hennar (hallinar) var lagt gyltum skiöldum, svá sem spánþak. Svá segir þiodólfr enn hvinverski, at Valhöll var skiöldum þökt:

Á baki létu blikja
(bardir voru grioti)
Svafnis salnæfrar
seggir byggjandi.“ Fagrsk. 9.

[199] Sæm. 160, 10: „er í valrúnum vígspiöll segir.“ (Grottas. 18: „vígspiöll vaka“ Munch 168a. Beuterw. Gl. 142: gûdspell, 169: hildespell.) Vergl. Lauch und Schwert, Anm. 168, S. 59.

geſucht werden muß. Schon die Ortsbezeichnungen Hlymdalir, wo Brynhild als Walküre waltet, und Skatalundr, wo ſie in Schilde geſchloſſen iſt, ſind kriegeriſch-bildlicher Art, die Hallthäler beſagen den Schlachtlärm, der Königshain iſt wieder die Schildburg, die dem Kriegsfürſten Schirm und Schatten gibt[200]. Wenn ferner von dem feuerumſchlungenen Saale geſagt wird, daß ihn kluge Männer aus lichtem Flußglanze bereitet haben, ſo iſt dieß daſſelbe, was Völſ. Saga durch „goldgezinnte Burg“ ausdrückt[201]; kundige Kriegsleute fügen die Schildburg und Flußglanz iſt dichteriſche Benennung des Goldes, die, dem Mythus von deſſen Urſprung entnommen, auch in einem andern Eddaliede unzweifelhaft vorliegt[202]; von Gold aber glänzt die Burg, weil Schilde der Vornehmen mit Golde geſchmückt waren[203]. Das Blinken des Schildes, des rothen oder weißen, was gewöhnliche Beiwörter ſind, des gold- oder ſtahlglänzenden, iſt in Liedes- und Rechtsſprache des germaniſchen Alterthums vielfach geläufig und bedeutſam[204]. Skalda nennt den Schild: „Kampflicht“ (badlios, a. bödlios, Sn. 216b, 3. Arn. 572, Anm. 3), gleichbedeutend mit einem angelſächſiſchen Namen des Schwertes (beadoleoma, Ettm. lex. 292). Für die Schildburg gilt altnordiſch das ſtabreimende Beiwort: skír, die klare, blanke[205], und der Angelſachſe Cädmon nennt das himmliſche Vaterreich der Gerechten eine Schildburg, in der ſie ſonnengleich glänzen[206]. Wie aber das Leuchten des Schwertes ſich zur Feuerflamme ſteigert (ſ. ob. S. 54), ſo wird auch andrer Waffenglanz zum lodernden Brande. In der Saga von Half deutet dieſer norwegiſche König die ahnungsvollen Träume ſeines Dienſtmanns Innſtein; Letzterer hat geträumt, daß Flamme um das Kriegsvolk ſpiele, dazu ſagt der König: um die Schultern klingen denen, die den Schlachtkeil des königlichen Gefolges ſchaaren, goldne Brünnen, das leuchte auf ihren Schultern, als ob Flamme (logi) brenne; zum andernmal dünkt Jenem im Traume, daß auf den Achſeln Feuer brenne, und wieder iſt Halfs Deutung: Jedem der Kühnen, die ihm folgen, werd' er Helm und Brünne geben, das werde zu ſchauen ſein, als ob Flamme von ihren Schulterblättern brenne[207]. Sind Schwerter, Brünnen, Helme brennendes Feuer, warum ſollte nicht der Lichtglanz einer ganzen zur Schildburg geſchloſſenen, ſonneſpiegelnden Kriegerſchaar Waberflamme, vafrlogi, heißen? Wie nun aber Halfs Traumdeutungen ſich in den Formen der Räthſellöſung bewegen, wie der blinkende Schild Gegenſtand einer Räthſelfrage in Hervörſaga iſt, wie Svafr und Svafrlogi des Sonnenlieds in Frage und Antwort geſtellt ſind, ſo wird endlich in Fiölſvinnsmal Vafrlogi ſelbſt mit zu rathen gegeben: „Sage du mir! wie heißt der Saal, der umſchlungen iſt von weiſer [d. h. ſtrategiſch kluger] Waberflamme?" Die Antwort lautet: „Feuer (hyrr) heißt er, aber lange wird er von Speeresſpitze beben, von dieſem reichen Hauſe werden ewig Männer (Kriegsleute) allein Kunde haben" [208]. Das iſt offenbar der gleiche mit Brynhilds Saal, der auch von Feuer umwickelt (eldi sveipinn) und von klugen Männern aus lichtem Flußglanze gefertigt iſt; kampferfahrene Männer ſind es allein, die ſich auf die kriegeriſche Schildburg verſtehen, und das Beiwort des Flammenwalls bezeichnet entweder den wohlausgedachten, kunſtgerechten oder den ſichern, ſchützenden, je nachdem man visom oder vissom annimmt; die Schreibung des letztern Adjectivs

---

[200] Sæm. 228, 7: „Hétu mik allir í Hlymdölum Hildi undir hialmi“ u. ſ. w. (Vergl. Fornald. S. 1, 184. 187. 229. Sn. 144.) Hlymr = glymr, glymja strepere, resonare (Lex. isl. 1, 291); Sæm. 153, 27: „Vard u. ſ. w. iarna glymr, brast rond vid rond.“ Zu skati m. ſ. Sn. 195. 212 b u.: gull-skati. Heldenhain ſtatt Königshain kann doch richtig ſein, ſ. über den Gen. Pl. auf – a und – na Gr. 1 (2), 661. Vgl. Sn. 212 b, 2 (Arn. 558): gumnar, gumar.

[201] Sæm. 191 fg., 42: „Salr er á há Hindarfialli, allr er hann útan eldi sveipinn, þann hafa horskir halir um görvan or ódøkkom ógnar lioma.“ (Zu horskr Beuterw. Gl. 176.) Vols. S. C. 27 (Fornald. S. 1, 184 fg.): „eld brennanda er, sleginn er um sal hennar. þeir finna salinn ok eldinn, ok sia þar borg gulli bysta (a. lýsta), ok brann eldr um utan.“ (Lex. isl. 1, 127: „bust, f. pinna, fastigium domus.“) [Sæm. 160 b ob. busti?]

[202] Sn. 128: „Hvernig skal kenna gull? Svá at kalla þat u. ſ. w. eldr allra vatna“ u. ſ. w. (Vergl. die gullskenningar Fornald. S. 3, 749 a.) Ebd. 217 b, 4 unter den áaheiti: „ógn“. Sæm. 152, 21: „idgnógan ógnarlioma brögnum bioda ok burum þeirra,“ vom Golde, das als Kriegsſold geboten wird; ógn f. terror (Lex. isl. 2, 131) bezeichnet ebenſo den gefährlichen Strom, wie es nach andrer Seite unter den Benennungen der Schlacht (orrostu heiti, Sn. 224 a, Arn. 563) vorkommt und in dieſem Sinne von den Skalden häufig zur Zuſammenſetzung mit Adjectiven verwendet iſt: ógnargim, Lex. poet. 241 b. ógnfródr, ógndiarfr, ógnvaldr, ógnteitr, ógnbrádr, ógnrackr, ógnblídr, auch meidar ógnar (milites), in Skaldenliedern der Heimskringla; ógnarstafr, ógnbandadr. Olafs S. 137 b.

[203] Sæm. 153, 33: „slöng upp vid rá raudum skildi, rond var or gulli.“ Heimskr. ed. Schöning, VI. 91. 154: „molnu gulli rodnar (randir), clypeos auro contuso illitos.“

---

[204] Herv. S. C. 15 (Fornald. S. 1, 476): „skildir blika i bardögum“ u. ſ. w. Sn. 216b: vidbleiknir, Arn. 570, 15: vidbliknir. Sn. 160 ob.: blik skipsins. Cädm. 3395 ff.: „vigbord scinon heáh ofer hæledum.“ Cädm. 3054: „scyldas lixton.“ 3084: „blicon bordhreódan.“ 3042: „skinon scyldhreódan.“ Sæm. 153, 33: „raudum skildi.“ Fagrsk. 127: „raudabliks.“ 4. 3: „rodnum röndum ok raudum skioldum.“ 136: „skæd lætr skina raudan skiald.“ 8: „hvitra skialda.“ 9: „letu blikja Svafnis salnæfrar.“ Heimskr. VI, 123, 2: „med hvita skiolldu.“ Sæm. 134, 6: „skildir blika þeirra vid en skarda mána.“ Sachſenſp. 3, 45, 9: „den blik van eme lampcilde jegen die ſunnen.“ Rechtsalterth. 35. 39. 74. 677. Myth. 665, 2.

[205] Fagrsk. 23: „rudu konúngar skírar skialdborgir í skatna blódi.“

[206] Cädm. 2, 311: „Södfæste men, sunnan gélice, fægre gefrætevod in heora fæderrice scinad in sceldbyrig“ u. ſ. w. Myth. 662. 665. Sn. 162 (Arn. 428): „raudliósa hvíta.“

[207] Saga af Halfi C. 11 (Fornald. S. 2, 40 f.): „Innsteinn kvad: Halfr! dreymdi mik, hygdu at sliku! at logi léki um lidi voru; illt væri þat or at leysast; hvat kvad þú, þengill! þann draum vita? Konúngr kvad: Hrynja um herdar þeim er hamalt fylkja grams verdúnga gyldnar

brynjur; þat man á oxlum odlings vinum liost at lita, sem logi brenni. Innsteinn kvad: Enn dreymdi mik ódru sinni: hugda ek á oxlum elda brenna: gruna tek ek nokkut, at þat gott viti; hvat kvad þú, þengill! þann draum vita? Konúngr kvad: Gefa man ek hverjum hialm ok brynju fræknra drengja, er fylgja mér; þat man at lita sem logi brenni skiöldúngs lidi of skararfiöllum." (Umgekehrt wird geträumtes Eiſen auf Feuer gedeutet, Sæm. 236, 38: „Hugda ek (Atli) þik, Gudrún, Giuka dóttir! læblondnum hior leggja mik í gognum. 38. þat er fyr eldi, er iarn dreyma" u. ſ. w. Vergl. 250, 45: „Eldi gaf hon þá alla er inni váru" u. ſ. w.) Hieher noch die vigspioll in Grottas. 18 (Munch 168), ſ. Anm. 199. (Zu viti Sn. 188 cf. Dietr. 285 b Feuerzeichen?)

[208] Sæm. 110, 32: „Segdu mér þat, Fiolsvidr! er ek þik fregna mun ok ek vilja vita: hvat sá salr heitir, er slunginn er visum vafrloga? 33: Hyrr hann heitir, en hann lengi mun [á] brodds oddi bifask: audranns þess munu um aldr hafa frétt eina firar." (Das ſinnſtörende á wegzulaſſen, kommt auch dem Stabreim zu ſtatten; Fornald. S. 2, 29: „broddspiot," Fagrsk. 23: „brokudu broddar, brotnudu skildir;" eina adv., wie giorva u. ſ. w. Gramm. 3, 103, als gen. adj. zu audranns wär' es unverſtändlich; anders erklärt d. Myth. 1089; zu firar Sn. 195: „Fyrdar ok firar ok verar heita landvarnarmenn." Innſteins Frageformeln ſind: „hygdu at sliku!" und „hvat kvad þú þengill! þann draum vita?" Getspeki in Herv. S. hat: „hvert er þat" u. ſ. w. „hygg þu at gátu!" Sól. „hverju" u. ſ. w.

ſchwankt auch anderwärts. In der Erſchütterung des Saales durch Speeresſpitze läßt ſich leicht der Sturm auf die Schildburg erkennen und auch Sigurd ſprengt mit dem Schwert an[209]. Zu entſcheidendem Zeugnis dieſer Erklärung dient noch, daß nach Skalda die Schildburg als Halle der Walküren und der Heerkönige umſchrieben werden kann[210]. Befremdlich erſcheint dagegen, daß die Halle, der Saal, der ſelbſt Feuer heißt, noch von der Waberlohe umſchlungen iſt. Letztere zieht ſich aber ebenſo um Brynhilds Saal, der auch ſchon aus Flußglanz, Gold, gefertigt, eine leuchtende Schildburg iſt. Dieſe Dopplung, der Flammenring noch beſonders um den Goldſaal, konnte nur erſt eintreten, nachdem man den ſinnbildlichen Verſchluß der ſchlafenden Kriegsjungfrau nach der Weiſe nordiſcher Wohnſtätten aufgefaßt hatte. Das Frauengemach (skemma, vornehmer auch salr, höll) war von einem hohen Pfahlzaun (skidgardr) umgeben, in deſſen Bezirk eifrige Werber einzudringen ſuchten[211]. So theilt ſich nun Brynhilds Gewahrſam, urſprünglich einfach die flammende Schildburg, in einen goldglänzenden Frauenſaal und die umzäunende Waberlohe, welche Sigurd überreitet, wie im Mythus von Baldr der rüſtige Hermod über das Gatter der Hel hinwegſetzt und ſofort in ihre Halle geht[212]. Vafrlogi konnte dann auch überhaupt zur dichteriſchen Benennung des Hofzauns verwendet werden und ſo geſchieht es im Eddaliede Skirnisför. Freys Diener Skirnir, der für ſeinen Herrn um die ſchöne Gerdr werben ſoll, verlangt dazu von demſelben das Roſs, das ihn über die dunkle, „weiſe“ Waberlohe trage und das Schwert, das von ſelbſt gegen der Rieſen Geſchlecht ſich ſchwinge, mit Schwert und Roſs ſprengt er dann, wie Sigurd, über das ungeſtüme Feuer und auch unter ſeinem Ritt erzittert die Erde[213]; herabſtimmend ſagt die zwiſchenlaufende Proſa: „Skirnir ritt nach Jötunheim zu Gymis Höfen, dort waren raſende Hunde vor dem Thore des Pfahlzauns angebunden, der um den Saal der Gerdr gieng“[214]. Nach dieſer Auffaſſung gehört Vafrlogi hier nicht, wie bei Brynhild, dem Beſtande des Mythus, ſondern lediglich dem dichteriſchen Ausdruck an[215].

---

[209] Zwar nach der Liedesſtelle (Fornald. S. 1, 185) nur um das Roß anzutreiben: „Sigurdr Grana sverdi keirdi“; die vorangehende Proſa ſagt: „Sidan ridr Sigurdr, ok hefir Gram í hendi, ok bindr gullspora á fætr sèr. Grani hleypr fram at eldinum, er hann kendi sporans.“

[210] Sn. 159 ff: „Vápn ok herklædi skal kenna til orostu, ok til Odins ok valmeyja ok herkonúnga, kalla hialma hialm, hott eda fald (a. Odins ok Valkyrja Arn. 420), en brynju serk eda skyrtu, en skiöld tiald, ok skialdborgin er kollut höll ok ræfr, veggr ok gólf.“ Schon der einzelne Schild heißt: þrúnginsalr, geſchwollner, gewölbter Saal, und salbendingr, Saalbogen, Gewölbe.

[211] Ragn. Lódbr. S. C. 1 (Fornald. S. 1, 237, vergl. 239): „Jarlinn unni mikit dóttur sinni; hann lèt gera henni eina skemmu, skamt frá höll konúngs, ok um þá skemmu var skidgardr.“ Sturlaugs S. starfs. C. 22 (Fornald. S. 3, 634): „Skamt frá höllini var skemma ein, ok 2 skidgardar svá háfir, at eigi komst yfir utan fugl fliúgandi; iafnan sitr Frosti um skidgardinn, ok vildi siá Mioll konúngsdóttur“ u. ſ. w. (Vergl. Fornald. S. 1, 36 u. 2, 63 (490). 3, 246.)

[212] Sn. 67: „þá reid Hermódr þar til er hann kom at helgrindum, þá sté hann af hestinum ok gyrdi hann fast, steig upp ok keyrdi hann

sporum, en hestrinn hliop svá hart, ok yfir grindina, at hann kom hvergi nær. Þá reið Hermóðr heim til hallarinnar, ok steig af hesti, gékk inn í höllina“ u. ſ. w.

[213] Sæm. 82, 8: „Mar gefdu mér þá, þann er mik um myrkvan beri vísan vafrloga, ok þat sverð er sialft vegisk við iötna ætt.“ 9: „Mar ek þér þann gef, er þik um myrkvan berr vísan vafrloga, ok þat sverð er sialft mun vegask, ef sa er horskr er hefir.“ 83, 14: „Iörð bifask, en allir fyrir skialfa garðar Gymis.“ 17 (vergl. 18): „hvi þú einn um komt eikinn fúr yfir or salkynni at siá?“ Zu „salkynni“ vergl. Sæm. 41, 9: „vísan“ wie in Fiölsv. m. 32: „vísum vafrloga:“ „myrkvan“ nicht wohl auf das nachfolgende (Str. 10): „Myrkt er úti“ zu beziehen, eher an die Stelle der Vols. S. (Fornald. S. 1, 185, bei Biörner fehlend) gemahnend: „ok var sem hann (Sigurdr) riði í myrkva.“

[214] Sæm. 82b: „Skirnir reið í Jötunheima til Gymisgarða; þar váru hundar ólmir ok bundnir fyr skíðgarðs hliði þess er um sal Gerðar var.“

[215] In Fiölſvinnsmal, demſelben Lied, in welchem (Str. 32 f.) der mit Vafrlogi umſchlungene Saal zu rathen gegeben und nach Obigem als Schildburg gedeutet wird, findet ſich doch zugleich an früherer Stelle die abgeleitete poetiſche Anwendung, indem ein Fremdling vor den Vorhöfen der ſchönen Menglöd „um gefährliche Flamme ſchweift“ (Str. 2: „hvat er þat flagða er stendr fyr forgörðum ok hvarflar um hættan loga?“), die doch wieder nur den Pfahlzaun bezeichnet, die Umfriedigung der Höfe, die „vom goldnen Saale zu glühen ſcheinen“ (Str. 5: „garðar glóa mér þikkja of gullna sali“), wie auch Brynhilds Burg von Gold leuchtete. Die deutſche Siegfriedsſage weiß nichts von der Waberflamme, wenn ihr aber das nordiſche Bild der Schildburg fremd war, ſo folgt nicht, daß dieſe ſelbſt gefehlt hat; das Wort iſt ahd. und agſ. aufgewieſen (Anm. 195). Nach Vilk. S. C. 148 (S. 231) kommt Sigurd vor Bryn-

Nachgewieſen iſt jetzt, daß Vafrlogi und Svafrlogi nicht bloß dem Laute nach gleichgehen und daß, wie dieſes Wort die funkelnde Be-

---

hilds Burg (ihr Name Segard, ebend. C. 17, S. 30, mag erſt durch Studas hereingekommen ſein), findet das Thor derſelben mit einer Eiſenthür verſchloſſen und ſtößt, als Niemand öffnet, ſo heftig an die Thür, daß die Eiſenriegel entzwei ſpringen, dann geht er in die Burg und als ihm ſieben Thorhüter entgegenkommen, ungehalten, daß er das Burgthor erbrochen, ſchwingt er ſein Schwert und erſchlägt ſie alle („Nu geingur Sigurdur i brott, oc ferr þa leid sem hanum er visat til borgar Brynhilldar, oc er þar firir jarnhurd, oc engi madur er nu þar hanum upp at luka. Nu rindur hann þeirri hurdu sva hart, at i sundur ganga jarnslarnar, er hurdinn var lukt med, oc nu geingur hann i borgina, ok koma thar a moti hanum sio vardmenn er gæta skylldu borgar lids, oc þyckir nu illa er han hefur brotid upp borgar lidit, oc nu bregdur Sigurdur sinu sverdi, oc eigi liettir hann firir enn hann hefur drepid þessa thionustmenn alla“ u. ſ. w. Vergl. altſchwed. S. af Didr af Bern C. 160, S. 125). Im Nibelungenliede heißt Brünhilds Burg Iſenſtein, ihr Gebiet Îslant (331, 3. 373, 3. 445, 2. 397, 1. 515, 3); zum Kampfſpiele mit Siegfried bringt man ihr einen mächtig großen und ſchweren Schild von rothem Golde, mit Stahlſpangen und leuchtenden Edelſteinen:

407: ſi hiez ir ze ſtrîte bringen ir gewant,
ein brünne von golde, und einen guoten ſchildes rant.

414: Dô kom ir geſinde und truogen dar zehant
von alrôtem golde einen ſchildes rant
mit ſtâlherten ſpangen, michel unde breit,
dar under ſpilen wolde diu vil minnecliche meit.

415: Der meide ſchildevezzel ein edel borte was,
dar ûf lâgen ſteine grüene alſam ein gras:
der lûhte maneger leiſe mit ſchîne widerz golt.
er müeſte weſen küene, dem diu frouwe wurde holt.

416: Der ſchilt was under buckeln, als uns daz iſt geſeit,
drier ſpannen dicke, den tragen ſolt diu meit:
von ſtâle und ouch von golde rich er was genuoc;
den ir kameräre ſelbe vierde kûme getruoc.

417: **Alſô der degen Hagne den ſchilt dar tragen ſach,**
mit grimmem muote der helt von Troneje ſprach:
„wâ nû, künic Gunther? wi verlieſen wir den lip!
der ir dâ gert . . . . . ., diu iſt des tiuvels wip.“

Von jener Stelle des Eddalieds (Sæm. 241, 16): „Þá var vig vegit völsku sverdi ok borg brotin sú er Brynhildr átti“ iſt ein naher Übergang zu wegung des Schwertes, ſo jenes die des Schildes, der Schildburg, bedeutet. In ihnen begegnen ſich das alth. ſwebarôn und das altn. vafra (lente vagari). Während jedoch svafr und svafrlogi, gleich dem einfachen n. svaf, bereits zur Schwingwaffe, ſelbſt zur perſönlich gedachten, geſtaltet ſind, iſt vafr in vafrlogi verbal geblieben[216] und erſcheint auch nirgends für ſich als poetiſche Benennung des Schildes, das n. vaf aber (involucrum, trama) hat nichts mit dem Waffenwerke zu ſchaffen.

Um nun weiter das Verhältnis der kurzſilbigen svaf und svafr zu dem langſilbigen Volksnamen: altn. Pl. Svâfar, agſ. Svæfas, ahd. Svâpâ, zu ermitteln, iſt es nöthig auf die gemeinſame Wurzel sviban zurückzugreifen. Von dieſer, demnächſt dem altn. sofa ſ. svëfa und deſſen Tranſitiv svæfa (pacare), iſt auch ſchon verſchiedentlich der Volksname hergeleitet und in Folge deſſen vermuthet worden, daß die Sueven Friedſame, Friedenſtiftende, oder gar Schläfrige, Langſame, genannt ſeien[217]. Hiebei iſt eben nur die engere, abgeleitete Bedeutung des

---

obiger der Vilk. S. C. 148: „er han hefur brotid upp borgar lidit, ok nu bregdir Sigurdur sinu sverdi" u. ſ. w. Aus derſelben Saga rühren dann „iarnhurd" und „iarnslárnar" des „borgarlids" an den deutſchen Burgnamen „Iſenſtein" (vergl. auch den ahd. Frauennamen Iſanburg, Anm. 195) und dieſer erſt ſcheint weiter den Landnamen „Îslant" angezogen zu haben; man findet auch die Leſarten „Yſen lant, eyſen lant" (Lachmanns Anm. 75 ob.). Endlich zu dem Schilde „von alrôtem golde, mit ſtâlherten ſpangen," „von ſtale und ouch von golde rich genuoc," halte man Brynhilds „skioldom raudom ok hvitom," den Saal „or ódökkum ognar lióma," „borg gulli bysta," und es wird nicht mehr ferne liegen, in Brünhild, des Teufels Weibe, auf der Burg Iſenſtein, mit dem leuchtenden, rieſenhaften Schilde, den vier Männer mühſam tragen, die von Odin mit der Schildburg (= vafrlogi) umſchloſſene Walküre wiederzufinden. Wie die nicht mehr verſtandene Rune in mancherlei Wendungen ſpielen kann, zeigen auch die altdäniſchen Lieder, in denen Siward bald ſein Fohlen auf den Glasberg ſprengt, wo die ſtolze Brynild eingeſperrt iſt, bald mit ſeinem Graumann zum Schrecken der Frauen und Jungfrauen über die Zinne der verſchloſſenen Königsburg ſetzt, wie Hermod über Helgrind (Udv. d. Viſ. 1, 132 ff. 96 ff., vergl. W. Grimm, altdäniſche Heldenlieder 496 ff.).

[216] Vergl. Gr. 2, 682. Schmeller 4, 7: „das alte Subſt. waber vagatio" u. ſ. w. wo?

[217] J. Grimm, Gr. 2, 25: „altn. sofa (ſ. svefa, dormire) svefn (somnium); altſ. suëban; alth. anſuebjan; mhd. enſweben (sopire); altn. svæfa

Wurzelwortes unterlegt und die Waffennamen svaf, svafr, ſind außer Berechnung geblieben; auch ſtimmt alles das wenig zu jener entſchiedenen Kennzeichnung, mit der Cäſar die Sueven in die Geſchichte einführt (Suevorum gens longe bellicosissima omnium Germanorum). Wie aber Volks- und Waffenname im Stammwort ſich berühren, ſoll nun an dieſem in ſeiner altnordiſchen Form weiter aufgezeigt werden.

Ein Name, der ſchon in Cäſars Tagen einem gewaltigen, vollgewachſenen Volke angeſtammt war, geſtattet auch, für die Zeit ſeines Entſtehens den noch friſchen, fühlſamen Trieb der Sprache thätig zu denken, der in der Wortbildung durch den Ablaut waltet und deſſen Spur auch in der Lautabſtufung zwiſchen dem Waffen- und dem Volksnamen, svaf, svafr, und Svâfr aufzuweiſen verſucht wurde. Dieſe Abſtufung aufzugeben und überall den langen Vocal des Volksnamens anzunehmen, dagegen ſträubt ſich zumeiſt der Gleichgang mit den unbezweifelten Abwandlungen von vëfa. Das alte Wurzelwort hat ſchon im althochd. Intranſitiv ſuëbôn die ſtarke Form eingebüßt, nur im Subſtantiv ſuëp, Luft, wehendes Element (Gr. 3, 389. Schmeller 3, 527. Graff 6, 856 b, vgl. 857 a: liſuuëp, freta, maria), iſt der Laut des Präſens und eben im Volksnamen Suâp der Ablaut des Prät. Plur. gefriſtet, während das befreundete wëpan auch tranſitiv der ſtarken Flexion treu geblieben iſt und aus ſeinem Prät. Sing. wap ein kurz-

---

(pacare) svæfill (cervical); hierher fügt ſich der name alth. ſwâpâ (suevi) agſ. svæfas, vielleicht pacifici? vielleicht pacificantes?" Vgl. Dirbtb. 54. W. Wackernagel, Wörterb. DXII: „Swâb u. ſ. w. Suevus; zu ſwëban ſchlafen, lat. sopor, gr. ὕπνος; ſchläfrig, langſam." Ebd. in der Zeitſchr. f. d. Alterth. 6, 260: „es läßt ſich dieſer (volksname) nur mit der wurzel ſwiban, altn. sofa svaf svâfum sofinn in verbindung bringen: alſo Swâb, altn. Svâfr, agſ. Svæf, der ſchläfrige u. ſ. w."; von derſelben Wurzel wird hier der Name Semnones abgeleitet. In der Sprachg. 321 f. 489 f. (vergl. 777 u. 1025, 1) hat J. Grimm eine andre, neue Erklärung aufgeſtellt und ausgeführt, wonach der Name Suevi ſlaviſch, ja mit dem der Slaven einerlei, deutſchen Nachbarn von Sarmaten im Oſten (wie im Weſten von Belgen oder Galliern der Name Germanen) beigelegt iſt und: Freie, Selbſtändige, bedeutet. Die frühere Beziehung auf svefa iſt übrigens nicht als etymologiſch unzuläſſig angefochten und ihr tritt nun der ganze ſagengeſchichtliche Zuſammenhang an die Seite. Mone, die galliſche Sprache 202, deutet den Namen Schwaben aus dem Keltiſchen.

ſilbiges Subſtantiv wabo (favus; aus Prät. Plur. wâpan, wâban n. arma?) hervorgetrieben und bewahrt hat. Wohl ſteht den nordiſchen Svafr, Svafr-logi u. ſ. w. althochdeutſch, ſcheinbar gleichartig, ſowohl der einfache Perſonenname Suab, Suabo, mit den abgeleiteten Suabilo, Suabizo, Suabing, als auch eine Reihe mehrentheils ohne Compoſitionsvocal zuſammengeſetzter gegenüber. Suabgaſt, Suabger, Suabheri (altſächſ. Suefheri), Suabolah, Suabolf, Suabolt, Suaborich, Suabperaht, Suabhild, Suauaburc, und was noch ferner desſelben Schlags ſich finden mag[218]; dieſen aber entſpricht wirklich eine Anzahl gleichmäßig gebildeter, offenbar auf Waffen bezüglicher Namen: einfach, außer den ſchon bei römiſchen Schriftſtellern vorkommenden Suerid, Rando, Scutilo, der althochd. Kêro[219], zuſammengeſetzt in der Art, daß die zweiten Wörter: -alah (ſicher, friedheilig), -heri (Kriegsmann), -hilt (Kriegsjungfrau), -kêr, gêr (Speer), -olf, -olt (ein Ungeheures ausdrückend), -pêraht, -praht (glänzend), -purc (Burg), -rich (mächtig), ſich entſchiedenen Waffenbezeichnungen anſchließen, ſolchen des Schwertes: Eggiheri, Eggihilt, Eggiolt, Ekipêraht, Eggipraht, Ekkipurc, Ekkirich; des Speeres: Kêralah, Kêrheri, Kêrhilt, Kêrolf, Gêrolt, Gêrpêraht, Gêrpurc, Gêrrih (Askirich?) Scaftolf; des Helmes: Helmpêraht, Helmolf, Helmpurc, Grimheri, Grimhilt, Grimolf, Grimolt,

[218] Suab, Swap, Suabo, Suabilo bei Neugart, index onomast., der erſte Name auch anderwärts nicht ſelten, Suabo hieß ein Sohn des Thurgaugrafen Warin im 8ten Jahrh. (Neug. 137. Stälin 1, 241); Suuabizho und Suuabinc bei Goldaſt, script. rer. alam. 2, 108 (oder iſt Suuabicho zu leſen, vergl. Gr. 2, 676. 692?); Suabalah, Suabolach, Neug. 145, Cod. Laureſh. 580. 582 (vergl. Anm. 108); Suabgaſt bei Dronke 490; Suuabger ebd. 401; Suabheri bei Neug. 143, Suuefheri, Suuepheri, Dronke 79. 81. 143; Swabulf bei Neug. 234, Suabolf, Trad. Wizenb. 132, Dronke 394; Suabolt, Goldaſt 2, 108; Suaborich; Suuabpera(c)ht, Dronke 237 bis 239 (zugleich mit dem Ortsnamen Suuabrieod, ebend. 240: Suuabareod) 451; Suabhild, Cod. Wizenb. 53. 102. 178, Dronke 254; Suuaburc, Suauaburc, Goldaſt 2, 128. Suablind, ebend. 2, 32 a, cb.

[219] Ammianus 31, 6: „Sueridus et Colias, Gothorum optimates“ (a. 376). 27, 10: „Alamannus regalis Rando nomine“ (a. 368). 14, 10, 11: Scudilo, scutariorum rector, tribunus (ex gente Alam. a. 354), vergl. Sprachg. 222: Zu Kêro, Gêro, Gr. 3, 443; Kêrilo, Meichelb. 1, 315, Kêricho, Gêricho, Neug., Cod. Lauresh., Kêrunc Trad. Wizeb. 272, Gêrunc Neug.

Grimpëraht, Crimrih; des Schildes und der Brünne: Rantberi, Ranthilt, Rantgêr, Rantolf (Randolf, Walthar. 962, Grimms Anm. S. 117), Brunihilt (Brunrih?); der Rüſtung überhaupt: Iſanberi, Iſangêr, Iſanpëraht, Iſanburg, Iſanrih[220]. Die Bedeutſamkeit mythiſch-allegoriſcher Namen auch den urkundlichen der althochdeutſchen Zeit beizulegen, iſt jedoch nur in beſchränktem Maße zuläßig. Alle Namengebung geht zwar von Anſchauungen aus und dieſe ſind in den altdeutſchen Namen noch friſchfarbig genug erhalten. Waffen, muthige, im Gefolge des Krieges gehende Thiere, Ausdrücke für Kampf und Sieg, Macht, Adel, Ruhm und Glanz, geben dieſem reichen Namenweſen, auch den Frauennamen, vorherrſchend ein ſtolzes, kriegeriſches Gepräge, obgleich es auch nicht an den milderen Anklängen des Friedens, des weiſen Rathes, der Freundſchaft und Liebe fehlt. Aber im Einzelnen hat man nicht mehr ein durchgehendes Bewußtſein, beſonders in zuſammengeſetzten Namen nicht auch überall die Verbindung zweier Wörter zu Einem Gedanken zu erwarten. So ſtehen in Namen der vorbemerkten Art zwei verſchiedene Waffenſtücke, Gêrhelm, Helmgêr, Rantgêr, Brunihelm, unvermittelt beiſammen. Es waltet neben und über der Bedeutung ein mehr formelles Geſetz, nach welchem die Angehörigen desſelben Geſchlechts ſich durch die Namen zugleich verbinden und unterſcheiden. An und um ein einfaches Stammwort reihen ſich theils die nächſten Ableitungen, theils nach- oder vorgeſetzt, andre wohlanſtehende Wörter aus dem oben gezeichneten Kreiſe von Bildern und Begriffen, wobei dann aber die üblichſten Beiſätze, beri, hilt, peraht u. ſ. w., ſich nachgerade zur Formel, wie ſelbſt im Laute, abgeſchliffen haben; dazwiſchenſpielende Namen andres Stammworts laſſen ihren Urſprung aus dem Hauſe des mütterlichen Ahns vermuthen. Ein kurzes Beiſpiel der lebendigern Weiſe: Hraban, Hrabaning, Walhraban, Gundhraban[221]. Nicht als ob dieſe Regel und Ordnung genau aufweisbar wäre, ſie blickt nur hindurch und läßt die freieſte Bewegung. Sie beruht ſchon darum nur in der Vorſtellung, weil die einfacheren Namen ſich in den Nachkommen wiederholen, alſo damit auch hinter die nachgefolgten treten müſſen, Walhramm rückt dann vor Hraban, Gundramm vor Remming, dem doch wohl grundſätzlich die nächſte Stelle nach Hraban gebührt; -inc, -unc, bezeichnet den Erzeugten des Stammnamens und benennt dann gleichmäßig die geſammte Nachkommenſchaft ſammt ihren Wohnſitzen[222], hier die Hrabaninge, wie Wolfo, Wolfinc ſich zu Wolfingen ausbreiten[223]. In eben dieſen Rahmen ſind die zerſtreuten Suab, Suabinc, Suabolf u. ſ. w. zu faſſen; Suab, Suabheri und Gerolt heißen die Ausſteller einer Urkunde von 802 aus dem ſchwäbiſchen Nibelgau[224], wahrſcheinlich Vater und Söhne oder ſonſt nahe Verwandte. Derſelben Ordnung fällt aber, wie ſich bereits ergeben, außer den Stammnamen, die ſich auf Waffen beziehen, eine Menge andrer von manigfachſter Bedeutung anheim. Unter dieſen beſonders auch Volksnamen, die zu perſönlichen geworden ſind: Sahſo, Franco, Turinc, Uualah (Uualahilo), Uuinid, Hun u. ſ. w.[225]. Ihnen das einfache Suab, Suabo, gleichzuſtellen, drängt der Umſtand, daß ſolche Eigennamen mit vorgeſetztem Adjectiv: Alt-

---

[220] Man findet dieſe Namen bei Graff und in den Verzeichniſſen der Urkundenſammlungen. Scaftolf im Ortsnamen Scaftolfeshaim, Dronke 225, vergl. die angelſ. Sceafthere, Rondhere (Cod. exon. 320, 20. 326, 3), Sceaftesburh (Shaftesbury, Beów. 191).

[221] In einer Urk. von 788 bei Dronke Nr. 90 vergaben Uualuramn und ſein Sohn Hraban, nächſt dieſem zeugt Gundramm, ebd. 92 und 105 ſind unter den Zeugen Uualuram, Gundram, Remming, Nr. 154 Ualuramm und Uuituramm, Nr. 168 vergabt Ediramn, erſter Zeuge iſt Uualaramn (vergl. noch

---

Nr. 91. 101. 114. 147. 149. 167. 169. 174. 243. 245: Arthraban); ſchon in der goth. Stammtafel bei Jornand. (S. 87): Valaravans.

[222] Ortsnamen Schwabing, Franking, Schmeller 1, 82.

[223] In der Heldenſage iſt manchmal, mit Übergehung des Stammnamens, -inc oder -unc an die Spitze geſtellt: die Wolfinge, Wolfhart, Wolfram, Wolfwin, Wolfhelm, ſteigen nicht höher an, als zu Wolfinc (Heldenſ. 107. 233. 239 f.); Berhter (Sprachg. 532), Berhtwin, Berhtunc ſind Söhne des alten Berhtunc (ebd. 233); die Nibelunge Schilbunc und Nibelunc Söhne „des alten Niblunges“ (ebd. 76. 82); unter den Ahnen des Völſungenſtamms wird in der altnordiſchen Saga Völſungr genannt, nur das Beowulfslied bewahrt den Stammnamen Wälſe (ebd. 15 f. Zeitſchr. f. d. Alterth. 1, 3).

[224] Neug. 143: „Nos u. ſ. w. Suab et Suabheri et Geroltus ad monasterium sancti Gallonis tradimus in Nibalgauia“ u. ſ. w.

[225] Die meiſten kommen häufig vor, ſ. auch Lancpart bei Meichelbeck Nr. 473, Dronke 507 (Langbart mit Liutbrand, vergl. Sprachgeſchichte 688), Peiari ebd. 103 und anderwärts. Uualahilo im Cod. Lauresh. Nr. 3513. (Sprachg. 554: Walah.) Goldaſt, Scr. rer. alam. 2, 112a: „Adalſuab.“ (Adelhun, Cod. Laur. ind. onom.) 95b: „Adalſwab, Adalwal, Adalwalach.“ Schmeller 3, 524 u.: Edelſchwab. Alſazo Cod. Laur. 1356.

thuring, Althun, noch mehr Halpdurinc, Halpwalah (Hálfdanr), und ebenſo nun die entſprechenden Altſwâb, Halpſwâb nebſt deſſen Gegenſatz: Erchanſwap (Suevus genuinus)[226], nur als Bezeichnungen der Volksverwandtſchaft Sinn haben, wie auch nur in dieſen Fällen -ſuap, gleichmäßig mit -durinc, am Ende ſteht; wenn ſodann in Einer Urkunde die Leibeigenen Suuabin und Suuab aufgezählt werden[227], ſo kann Dieſer nicht von andrem Zeuge ſein, als Jene. Auch iſt nicht wahrſcheinlich, daß Suab in den oben verzeichneten Zuſammenſetzungen, in dem urkundlich engverbundenen, ſtabreimenden Suabheri, eine andre Bedeutung haben ſollte, als die dem einfachen Worte zukommt, und die Schreibung des letztern Namens: Suuefheri, Suuepheri, in Urkunden, die den Wormsgau betreffen[228], iſt nur aus dem durch â noch nicht verdrängten langen ê, nach der Formel gâb, gêbum, erklärbar. Endlich findet man die Ableitung -inc, die Zuſammenſetzungen mit -heri, -olf, -peraht u. ſ. w. auch auf andre zu Stammwörtern gewordene Volksnamen angewandt, zu Suuabinc geſellt ſich ein Winidinc, ein Sahſinc, zu Suabheri ein Uualahheri, Uuinidheri, zu Suabolt und Suabhild ein Francolt und eine Francſuuind, zu Suabger ein Uualahger, zu Suuabolf ein Uuinidolf, ja ſogar, indem das ſelbſt ſchon abgeleitete Durinc als Namenſtamm in herkömmlicher Weiſe fortwächſt, zu Suabperaht in derſelben Zeugſchaft ein Thurincperaht[229].

---

[226] Zu Altſwap, Halbſwap u. ſ. w. Gr. 2, 629 (Graff 1, 196). 633. Sprachg. 734. 776. (Altthuring, Dronke 103, Vater Altfrids, 194. Halbuualah ebd. 121.) Erchanſwap, in einer Reihe von Mancipien, worunter Alaman, Swapin, Urkunde von 836 bei Meichelbeck Nr. 599. Über erchan adj. ſ. Graff 1, 468. Gr. 2, 164 f. 629 f. Der hier angeführte Frauenname Ercongota (chron. sax. Ingr. 36 fg.) bezeichnet reingothiſches Blut, dagegen Suavigotha ſueviſch-gothiſches (Sprachg. 776). [Vergl. ἀρχι-, Erz-.]

[227] Dronke Nr. 110 Urk. v. 795: „Suuabin Heriman Suuab."

[228] Dronke 79. 81. 143.

[229] Sahſinc, Dronke 242; Winidinc, Cod. Lauresh. 875. 925; Uualahheri, Dronke 137. 178 (Uualarunc, Trad. Wizeb. 96); Uuinidheri, Trad. Wizeb. 96. 270. 274, Neugart, ind. onom. 125. Vuinitharius ſchon in der goth. Stammtafel bei Jornand. S. 87, vergl. Zeitſchr. 3, 142); Francolt, Dronke 226; Francſuuinda, ebd. 463; Uualahger, Trad. Wizeb. 272; Uuinidolf, Dronke 168; ebd. 401: Suuabger, Suuabperaht, Uuinid, Thuringbraht, ebd. 242: Sahſinc, Thurinbraht. Auch Francobertus, Irm. 35, 18. Sahsbertus, Sahspert, Neug. 210. 355.

Neben den zahlreichen Namenbildungen mit kër liegt auffallend keine mit ſwërt vor, und wenn ſich noch eine oder die andre finden ſollte, ſo gehört ſie zu den Seltenheiten. Als zweites Wort konnte ſwërt nicht gut gebraucht werden, weil es Neutrum iſt und ſomit keine Perſönlichkeit darſtellt[230], aber vorne zu ſtehen, war dieß kein Hindernis. Gleicherweiſe geben die Urkunden kaum eine Zuſammenſetzung mit ſcilt, obgleich masc.[231], während helm als erſtes und zweites Wort vielfach Dienſte leiſtet. Das Schwert vertreten ſeine Theile eggi-, ort-, -brant, Schneide, Spitze, Klinge, den Schild ebenſo rant und bort, Buckel und Außenrand[232]. In dieſer Namengeſtaltung überhaupt iſt poetiſches Weſen und ſo auch etwas von dichteriſcher Form, der Stabreim ergibt ſich ſchon aus den Abwandlungen des Stammworts und der Theil für das Ganze ſpielt in die Dichterſprache, wie denn altnordiſch egg, oddr und brandr, rönd, randi, bordi, faſt nur im Verſe für Schwert und Schild geſetzt werden[233]. Aber auch neben kër gehen in althochdeutſchen Namen noch die uneigentlichen ſcaft- und aſc-, Schaft, Eſche[234], und kër ſelbſt, die Waffe zum Wurf, iſt vorzugsweiſe die des alterthümlichen Heldenlieds, während ſpër, mehr zum ritterlichen Stechen, ſpioz, mhd. ſpiez, zur Jagd dienend, nicht in den Namen gelten; neben hëlm waltet das bildlichere grim, Larve[235]. Iſt ſomit für das in den Zuſammenſetzungen mangelnde ſwërt ausreichender Erſatz gefunden, ſo iſt man nicht eben mit Nothwendigkeit darauf gewieſen, daß ein vormaliges ſwab-, abgeſtuft mit Swêb, dieſe Beſtimmung gehabt habe, weiterhin aber, nach dem Erlöſchen der ſtarken Verbalform und dem allgemeinen Umſchlag des ê in â, vom Gewichte des langſilbigen Volksnamens bewältigt worden ſei. Indem jedoch die einen der aufgezählten Zuſammenſetzungen in ihrem erſten Wort entſchieden dem Volksnamen zufallen, die andern dagegen viel beſſer der Waffe taugen, ſcheint immerhin in dieſem Namenwerk die Fuge der beiden Stufen des Ablauts und der Bedeutung noch erkennbar vorzuliegen und man wird hiernach nur für die erſtere Gattung urſprünglich langen Vokal anzunehmen haben.

---

[230] Wie ſind die Perſonennamen auf -lant, Graff 2, 234 (Welant gehört nicht dahin), männliche und weibliche, anzuſehen?

[231] In den Heldengedichten finden ſich Schiltbrant, Schiltrant, Schiltwin (Heldenſage 193. 268, der letzte Name auch im Orendel); über Schiltunc ſpäter.

[232] Vergl. oben S. 75. 76, bei Graff 1, 112 die Namen unter ekka, 1, 470 unter ort, 3, 309 unter brant, 2, 531 unter rant; ebend. 3, 213: „bort, borti und borto, m. u. ſ. w. ora, limbus, extremitas u. ſ. w. bortriemo (vergl. 6, 490: ſeiltrieme) u. ſ. w. ſtaimbort u. ſ. w. Hild.“ Namen: Herebort, Herbort, Cod. Lauresh. 3821 und in der Heldenſage, „sub Isanbardo comite“ Neugart 65. 73, „Charta Ysanbardi com. u. ſ. w. Sign. Ysanbardoni“ ebend. 137, „Ego u. ſ. w., Isanbardo filius Warini u. ſ. w., Sig. Isanbardi comitis“ ebend. 160, „Signum Isanbarto“ ebend. 241, „fratres illius Vvarinus et Isanbarto“ ebend. 421, „Isenbart“ Cod. Lauresh. 2665. Oder gehört Isanbarto zum ahd. parta, ascia (Graff. 3, 212. Gr. 3, 442. Sprachg. 160, 689), Sn. 215 (unter ox) barda.

[233] Sn. 214 fg. unter den sverda-heiti: brandr. oddr (dieß auch 216 für den Pfeil), ebend. 216 für skioldr: randi, bordi, bardi; ſucht man nach dem Sachregiſter der Fornald. S. die Stellen für rönd (S. 761 a) und brandr (765 a), ſo ſind es (mit Ausnahme einer einzigen für brandr in der romanhaften Hialmterss. 3, 473) überall Verſe, während in der Proſa darneben skioldr und sverd ſteht; wo brandr ſonſt einmal in Proſa gebraucht wird (2, 484), da iſt wirklich nur die Klinge gemeint; das Wort an ſich ſchon iſt bildlich, Feuerbrand für Schwertklinge (vergl. oben S. 51).

Die Herleitung des Volksnamens Sachſen vom Meſſer oder kurzen Schwerte (ahd. ſahs, agſ. seax, altn. sax[236]) bekundet ſich ſchon in den älteſten Sagen dieſes Stamms[237], wobei wohl urſprünglich eine Waffe von ſcharfem Steine (saxum) gemeint war. Auf den Stein, Steinfels, bezüglich iſt aber auch eine andre, ſpäter auftauchende Sage, nach der die Sachſen aus den Harzfelſen mitten im grünen Walde gewachſen ſind [238], alſo gleichfalls Erdgeborne. Wenn nun das Rulandslied des Pfaffen Kunrad, der wahrſcheinlich 1173 bis 1177 im Dienſt eines Sachſenherzogs aus ſchwäbiſchem Welfenſtamme, Heinrichs des Löwen, dichtete [239], den Kaiſer Karl von ſeinem gefallenen Neffen Roland rühmen läßt, daß der ihm die ſteinharten Sachſen und die ſchwertſcharfen Schwaben und Franken erkämpft habe [240], ſo liegt in dem Beiworte für die Sachſen deutlich eine ſagenhafte Beziehung auf ſahs, ob nun dabei das Steinſchwert oder die Steingeburt verſtanden iſt [241]; dann werden aber auch die Schwaben nicht bedeutungslos nach dem ſcharfen Schwerte zugenannt ſein und obgleich die Franken ihnen beigeſellt ſind, heftet ſich doch nur an jene der alterthümliche Stabreim: „die ſwërtwahſen Swâbe“. Faſt zwei Jahrhunderte früher preiſt ein Jugendgedicht des vierten Eckehards von Sankt Gallen in leoniniſchen

---

[234] Anmerkung 220, Graff 492. Vergl. hieher Gr. 3, 442 f. Gehört gîs mit ſeinen Ableitungen und Zuſammenſetzungen (Graff 4, 266) auch zu den Speernamen? Der langobardiſche Algisus des Chron. Novalic. 3, 10. 14. 21 bis 23, ſcheint anderwärts Adelger zu heißen (Deutſche Sagen 2, 115, vergl. 192).

[235] S. oben S. 75. 76, vergl. Graff 325; Sn. 217 a (unter hiálmr) grîma. Gr. 3, 445. Myth. 217 f.

[236] Gr. 3, 378. 440. Noch im Ruol. L. 58, 1 f.: „daz beſte ſahs, ſo uber al Franchen en was“ u. ſ. w., und gleichbedeutend damit ebend. 18: „daz ſelbe ſwert.“ Vergl. ebend. 307, 3. Alex. 4653 ff.: „die herren zucten di ſahs, zeſamene ſi do ſprungen; woh, wi di ſvert clungen.“ Vergl. 4589 f. (Wackernagel, Leſebuch 740, 18: mit dem ſahſe, Eckenſahs. Vergl. auch Ziemann 338 u.) [Benecke-Müller, mhd. Wb. 2, 2, 24. K.]

[237] Zuſammengeſtellt D. Sagen 2, 62 ff. Sprachg. 609 ff.

---

[238] Froſchmeuſeler 1608, B. 1, Cap. 2:

Da Aſchanes mit ſeinen Sachſen
Aus den Hartz Felſen iſt gewachſen,
War mitten in dem grünen Wald,
Ein ſpringends Brünlein ſüß und kalt,
Das an dem Falkenſtein her floß u. ſ. w.

D. Sagen 2, 62. 64, 2. (Froſchmäußler, Frankf. 1683, B. 1, C. 2, S. 25:

„Da Aſchanes mit ſeinen Sachſen
Aus den Hartzfelſen iſt gewachſen,
War mitten in dem grünen Wald,
Ein ſpringendes Brünlein ſüß und kalt,
Das an den Falckenſtein herfloß,
Sich in ein großen See ergoß,
Und da am warmen Sonnenſchein,
Wäſſert vil Bäum und Blümelein u. ſ. w.)

[239] W. Grimm, Einleit. z. Ruol. L. XXXI ff., vergl. Zeitſchr. 3, 281 ff. (Stälin 1, 251. 556. 2, 252: Stammtafeln.)

[240] Ruol. L. 258, 28 ff.: „du eruahte die ſtainherten Sachſen unt die ſwertwachſen Swabe unt Francken.“ Vergl. Hel. 142, 12: „hetteand heru-grim.“ (Gr. 2, 561: „altſ. heru-grim, crudelis instar gladii. u. ſ. w. heoro-grim Beov. 118. 139. Cädm. 81.“) Nib. 1494, 4: „den ſwertgrimmegen tôt.“

[241] Für Letzteres die Gloſſe zum Sachſenſp. 3, 44: „und 24 kamen her zu Lande, die heiſſen noch die Steine, denn im Griechiſchen ſo heißt Petra ein Stein, und Saxum ein Kißlingſtein, und daher heißen wir noch Sachſen, denn wir ſind geleichet den Kißlingſteinen in unſern Streiten.“ (D. Sagen 2, 64.)

Verſen den heiligen Otmar darum, daß er als eine Blume der Tugend den ſcharfen Schwaben (Suevis acutis) erblüht ſei, wie eine glänzende Roſe die großen Alemannen (magnos Alemannos) verherrlicht habe[242]. Die Großen ohne Zweifel in Anſpielung auf ala- und ſo die Scharfen wohl auch nicht ohne Bezug auf den Namen. Noch unmittelbarer als „die ſwërtwahſen“ ſucht das einfache Beiwort „acuti“ ſeine Ergänzung im ſchwertverwandten „Suevi.“ Derſelbe Eckehard iſt auch Überarbeiter des lateiniſchen Heldengedichts von Walthers Flucht, deſſen „Franci nebulones“ anerkannte Latiniſierung der fränkiſchen Nibelunge ſind[243].

Noch eine Augsburger Chronik des 16ten Jahrh. deutet den ſchwäbiſchen Volksnamen durch „die ſcharpſen“, „das ſcharpf Volk, die Schwaben“, und erzählt von denſelben, ihre Gewohnheit ſei geweſen, mit dem Schwerte zu ſtreiten, nachdem ſie aber mit den in Schwabenland eingefallenen Amazonen gekämpft, haben ſie von dieſen gelernt, mit Mordäxten zu ſchlagen; allein dieſe Meldungen ſtützen ſich auf gelehrte Träumerei: „die ſcharfen Schwaben“ werden durch den Anklang von „Suevi“ an „severi“ erklärt und die Einrückung einer ausführlichen Kriegsgeſchichte der Amazonen in die Jahrbücher der Stadt Augsburg hat Horaz verſchuldet, der in der Ode auf Druſus nicht zu ſagen weiß, woher den rätiſchen Vindelikern der Gebrauch komme, die

---

[242] Cod. s. Gall. 293, S. 152:

Hic [Otm.] flos virtutis Suevis invernat acutis.
Extulerat magnos rosa sic rutilans Alemannos,
Grandis honos genti sibi tot sanctos nutrienti.

Rhythmi de sancto Otmaro (Pertz, SS. 2, 56):

Hic flos virtutis Suaevis invernat [al. florescit] acutis.
Exaudiat magnos rosa sic rutilans Alemannos.

Item de aliis sincellitis amborum.

Grandis honos genti sibi tot sanctos nutrienti;
Exceptis multis loca per discreta [al. diversa] sepultis,
Gallus Uodalricum nutrit atque Otmarus amicum.

Sueven und Alemannen ſind hier Synonyme des Einen Volkes (genti).

[243] Walthar. 555: „Non assunt Avares hic, sed Franci nebulones.“ Lateiniſche Gedichte des 10 und 11 Jahrhunderts 115. 122. (Vergl. 1455: „lusce Sicamber.“) Eckehard war um 980 geboren und ſtarb 1036, ebendaſelbſt 57.

Rechte mit dem Amazonenbeile zu bewaffnen[244]. In Frage bleibt, ob nicht dennoch ein älteres, volksübliches Wort von den „ſcharfen, ſchwertſcharfen Schwaben“ auch hier mitunterlauſe. (Hieher Ciuuari = Suevi,

---

[244] Cod. hist. Fol. Nr. 218 der Stuttgarter Bibliothek, geſchrieben 1573, Bl. 3a: „ein volckh, das war genant Seuerumb, dz iſt die ſcharpffen, die man zu diſer zeit nennen iſt Suenos, aber in deütſch Schwaben“ u. ſ. w. Bl. 8b f.: „Auch hetten die Schwaben gewant zu ſtreitten mit dem ſchwert, aber die frauen Amazones ſtritten mit ſtarckhen agſten, alß dā die haidniſchen mayſter vnd poeten ſagen“ u. ſ. w. Ebend.: „Davon iſt khūmen in Schwaben land die gwonhait zu ſtreitten mit mordagſten, vnd vorauß die mañ zu der ſelben zeit zu Vindelica. Dz bezeuget der Horatius, der da ſchreibt ein lobgedicht zu dem Römer Drusus, der da die Stat ernewert hat, vnd ſpricht alſo: Die Rießleit haben geſechen Drusum einen ſtreit fieren venhalben deß gebürgß, vnd die Vindelicij, die da gar lang zeit bißher habent ir gerechte hand gewaſnet mit den agſten der frawen Amazonum“ u. ſ. w. 9a: „Vnd alß die frawen von Schwabenland vnd auß dem Rieß zugen, da eilten die Schwaben wider in ir vatterland, auch die Vindelici, vnd namen ſich an mit agſten zu ſtreitten, wie vor berüert iſt“ u. ſ. w. 9b: „Item eß iſt zuwiſſen, daß von den frawen, die gehaiſſen geweſen ſeind Amazones. vnder denen aine genant Panthesilia, die hat erdacht die beſten waffen, die wurfbeichel, alß von ir ſchreibt Horatius in Odis.“ 12b: „O wie ſtarckh, wie ſtreitbar, wie gewaltig vnd glückhaft ſein zu der ſelben zeit die Schwaben geweſen, die ſo weit ir khraft mochten gebrauchen yber all tödlich menſchen, die ſo lang Römiſchem gwalt widerſtanden. Dan wie wol der mechtig Julius, der im Gallias hatt vnderthenig gemacht vnd iber den Rein zoch vnd groſſe ding in deütſchen landen außgericht hat, ſo ließ er doch ohn vberwunden dz ſcharpff volckh die Schwaben vnd zoch ſy mehr zu geſelſchaft des gemainen nutz der Römer mit gauben vnd mit güetigkhait, dan er ſy mit dem ſchwert betzwang. Wiewol die Römer gar mechtig iber die gantzen welt waren, doch ſo volbrachten ſy nie gröſſer manhait noch ding ohn der Schwaben hilf“ u. ſ. w. Die horaziſche Stelle, Carm. IV, 4. 17 ff., lautet:

Videre Rhætis bella sub Alpibus
Drusum gerentem Vindelici, quibus
Mos unde deductus per omne
Tempus Amazonia securi
Dextras obarmet, quærere distuli:
(Nec scire fas est omnia) u. ſ. w.

Die Amazonen ſind übrigens nicht erſt durch den Augsburger Chronikſchreiber, ſondern durch Misverſtehen der Gedichtſtelle, ſchon von alten Scholiaſten in näheres Verhältnis zu den Vindelikern gezogen. Zeuß 231. Sagenhafter läßt ſich an, was Paul. Diac. 1, 15 von dem Grenzkampf zwiſchen Langobarden und Amazonen berichtet (vergl. Myth. 310). [Jorn. S. 73. 75. fg. 78.]

Sveordveras, Zio als Schwertgott. [Vergl. J. Grimm, Geſch. der deutſchen Sprache I, S. 355. II, S. 426. Wh. Müller, Geſch. und Syſtem der altdeutſchen Religion S. 87. H.])

Lebendiger veranſchaulicht werden dieſe durch den Bericht von einem geſchichtlichen Ereignis, das zwiſchen Eckehard und den Pfaffen Konrad fällt; im Jahr 1053 zog eine Schaar von 700 Schwaben unter den heimiſchen Grafen Werner und Adalbert nach Italien, um für den Pabſt die Normannen zu bekriegen, die Schlacht bei Civitella fiel unglücklich für die erſteren aus, aber ihren Kampfmuth und ihre Kampfweiſe ſchildert metriſch der apuliſche Geſchichtſchreiber: die Schwaben, dieſes wildbeherzte Volk, legen mehr Gewicht auf den Schwertſtreich, als auf den Streit zu Roſs mit der Lanze, denn ihre Schwerter ſind beſonders lang und äußerſt ſcharf (peracuti); ſie ſpalten oftmals den Gegner vom Scheitel herab entzwei und ſtehen, von den Pferden abgeſetzt, feſten Fußes, entſchloſſen lieber kämpfend unterzugehn, als den Rücken zu kehren, ja ſie ſind in dieſem Kampfe furchtbarer denn beritten[245].

---

[245] Guilelmus Appulus (Muratori, SS. 5, 260):

Guarnerus Teutonicorum
Albertusque duces, non adduxere Suevos
plus septingentos; hæc gens animosa feroces
fert animos, sed equos adeo non ducere cauta.
ictibus illorum, quam lancea, plus valet ensis:
nam [l. non] et equus docte manibus giratur eorum,
nec validos ictus dat lancea, præminet ensis,
sunt etenim longi specialiter et peracuti
illorum gladii, percussum a vertice corpus
scindere sæpe solent et firmo stant pede, postquam
deponuntur equis, potius certando perire
quam dare terga volunt, magis hoc sunt Marte timendi,
quam dum sunt equites.

(Auch Leo Oſtienſis bei Muratori 4, 402. Chronica mon. Casinensis lib. II, auctore Leone, Pertz, SS. 7. Mon. 9, S. 685 f. Stälin 1, 492 f. K. Konrads Schwertſchlag, Stälin 2, 83, Anm. 1. Über die ungeheuern Hiebe der Kreuzfahrer in Kaiſer Friedrichs I Heere ſ. Wilken 4, 122, Anm. 136 (vergl. 4, 106 f. 1, 192). Raumer 5, 506, 2. Hist. de expedit. Frid. 91 u. S. auch Heldenſage 41, u.: „Gillermus Sectorferri." Taillefer, Raoul de Cambrai S. 2. 339. 347 u. X u. bis XI ob. (Archiv d. Geſ. f. ält. d. Geſchichtskunde Bd. 9. Hannover 1851.) [Es mag auch an Uhlands eigenes, aus dem Jahre 1814 ſtammendes Gedicht „Schwäbiſche Kunde" erinnert werden. H.]

Vollſtändig kann der bis hieher nur angeklungene Zuſammenhang zwiſchen der Waffe und dem Volksnamen, zwiſchen svaf, svafr und Svâfr, erſt durch die lebendigern und reicher geſtalteten Sagen dargethan werden, auf welche nunmehr überzugehen iſt.

4. Svafrliomi.

Die nordiſche Sage von Hervör (Hervarar-saga) berichtet in ihrem Hauptbeſtande Folgendes:

Svafrliomi, Sohn und Nachfolger des Königs Sigrliomi, eines Odinſohns, verliert ſich auf der Jagd und ſieht bei Sonnenuntergang an einem großen Fels zwei Zwerge, die er mit einem Zaubereiſen[246] außerhalb des Geſteines bannt. Sie verlangen Loskauf und nennen ſich auf ſeine Frage: Dvalinn und Dulinn. Svafrliomi weiß, daß dieſe die kunſtreichſten aller Zwerge ſind, und legt ihnen auf, ihm ein Schwert, ein Muſter ihrer Kunſt, zu fertigen; es ſoll Eiſen ſchneiden, wie Tuch, und niemals Roſt daran haften; ihm ſoll für jeden Träger Sieg in Schlachten und Einzelkämpfen folgen. Sie ſagen es zu und als er am beſtimmten Tage wieder zum Fels reitet, ſtehen ſie außen und behändigen ihm das herrliche Schwert. Aber in der Felsthür ſpricht Dvalinn: „dein Schwert, Svafrliomi, wird jedesmal, wenn es geſchwungen iſt, eines Mannes Tod ſein, mit ihm ſollen drei Unthaten geſchehen und auch dein Tod ſoll es werden.“ Da haut Svafrliomi mit dem Schwerte nach den Zwergen, dieſe ſpringen aber in den Fels, der ſich hinter ihnen ſchließt, und der Hieb trifft in den Stein. Der König benennt das Schwert Tyrfing, trägt es fortan in Schlacht und Einzelkampf und hat beſtändig Sieg. Zuletzt aber im Kampfe mit Arngrim, einem Wiking von Rieſengeſchlecht, der in ſein Reich eingebrochen, wird ihm die Hand abgehauen, Tyrfing fällt nieder und Arngrim, der das Schwert ergreift, tödtet damit den König und viele Andre. Die Königstochter nimmt er mit ſich heim auf die Inſel Bölm und zeugt mit ihr zwölf Söhne, ſämmtlich, gleich dem Vater, wüthende Berſerke (Kämpfer ohne Panzerhemd), die verheerend weit umherfahren. Jeder dieſer zwölf Brüder hat ein namenkundiges Holmgangſchwert, der älteſte, Angantýr, als Vatererbe den Tyrfing. Sie fallen nachmals alle zwölf in dem ſagenberühmten Kampf auf Samsey wider Hialmar und Örvarodd. Der wilde Geiſt des Geſchlechts lebt aber fort in Hervör, der Nachgebornen des älteſten Bruders und einer Jarlstochter, die einmal Tófa, anderwärts Sváfa genannt wird. Hervör zieht in Mannestracht und unter dem Namen Hiörvard (Hiörvardr) auf Wikingfahrt. Vor Samsey angekommen, rudert ſie allein ans Land und geht in der Nacht zu den Grabhügeln, darunter die zwölf Brüder beſtattet ſind. Ungeſchreckt durch die Feuer, die unter Donnergetös auf den Hügeln lodern und von denen die ganze Inſel zu brennen ſcheint, hebt ſie die Beſchwörungen an, wodurch ſie ihren Vater weckt und von ihm das Schwert Tyrfing fordert, das er im letzten Kampfe geführt. An der Thür des flammenden Grabhügels erſcheint der Todte, verläugnet und verweigert das Schwert, wird aber durch Hervörs Zauberſang genöthigt, es endlich herauszuwerfen. Noch verkündet er der Tochter, daß Tyrfing ihr ganzes Geſchlecht verderben werde, und gibt ihr zum Abſchied zwölf Männer Leben, Kraft und Schwung, all das Gute, was Arngrims Söhne hinterließen[247]. Tyrfing vererbt ſich in Hervörs Nachkommenſchaft, an ihrem Sohne Heidrek werden die weiſen Rathſchläge, die ihm der mildere Vater auf den Weg gibt, durch die Mitgabe der Mutter, den unbändigen Sinn und deſſen Werkzeug, das Fluchſchwert, vereitelt; die vorhergeſagten drei Unthaten werden mit dieſem verübt, zwei von Heidrek ſelbſt, durch Brudermord und Tödtung eines Pflegbefohlenen, die dritte, indem er ſchlafend von Knechteshand ermordet wird[248].

---

[246] Fornald. S. 1, 514: „konûngr vigđi þá utan steins međ mâlasaxi,“ ebend. 414: „međ mâlaiarni.“ Ein ſolches Eiſen wird auch Fornm. S. 3, 223 gebraucht, um den Eingang einer von geſpenſtiſchen Weſen bewohnten Steinkluft offen zu halten: „hann (Ormr Störólfs sonr) gekk þá inní hellin, ok lagđi mâlaiarn î dyrnar.“ Mâlaiarn, mâlasax iſt Eiſen oder Meſſer mit eingeſchmelzten Zeichen (mâl n.). Von dem Speereiſen, womit Ragnar Lodbrôk die Schlange durchſtach (Fornald. S. 1, 300, vergl. ebend. 239): „stakk ek â storđar lykkju (Erdſpange d. i Schlange) stâli biartra mâla“. Vigaglumss. C. 8: „mâlaspiot“ (vergl. ebend. C. 25: „spiotit gullrekna“), ebenſo Gislas. S. 134. [Dietr. 263 b u. 57 a ob. Rechtsalterth. 118*. Zeitſchr. f. d. Alterth. 2, 251. Gramm. 3, 442, 2. Andr. und El. 92.] Vîgja im Sinne von verzaubern, beſchwören, auch in Herv. s., Fornald. S. 1, 438 und 521: „ek vîgi svâ virđa dauđa“ u. ſ. w. Andre Beiſpiele von ähnlichem Gebrauche des Stahls oder Meſſers D. Myth. 1056 u., ſ. ob.; ebend. 426***): Nöthigung des Bergſchmieds zum Schmieden.

---

[247] Fornald. S. 1, 442. 522.

Noch in ihrer jetzigen Geſtalt verläugnet Hervörſaga nicht ihren reinmythiſchen Urſprung, knüpft dann örtliche und halbgeſchichtliche Beziehungen an, verläuft aber zuletzt in die romanhafte Willkür und Breite mancher nordiſchen Sagenbearbeitungen aus dem 14ten Jahrh. Was hier auszugsweiſe mitgetheilt worden, iſt ſichtlich alter Sagengrund und wenn ſich auch darin verſchiedene Anſätze erkennen laſſen, ſo bewährt ſich doch durchhin die lebendige Fortbildung und natürliche Anziehungskraft eines einheitlichen Gedankens. Es iſt die große Geſchichte von der Geburt und dem Lebenslaufe des Schwertes. Die Hauptzüge dieſer reichen Entwicklung ſollen nunmehr erklärend verfolgt werden. Gleich auf der erſten Stufe, wie das Schwert hervorkommt, ſchlägt ein bekannter Laut an, Svafr, und zwar in Svafrliomi gleichartig mit Svafrlogi; liómi m. iſt Glanz, logi m. Flamme, alſo Schwertglanz und Schwertflamme[249]. Einfach, wie logi, iſt auch liómi unter den ſkaldiſchen Benennungen des Schwertes aufgezählt[250]; Sigr-liómi, Siegglanz, wird ein Schwert Hrölf Krakis genannt[251], eben wie in Hervörſaga der Vater des ſchwertgewinnenden Königs heißt. Dem entſprechen in angelſächſiſcher Dichterſprache die Schwertbezeichnungen bëado-lëóma, hilde-lëóma, beides Schlachtglanz[252]; für die Schlacht ſelbſt iſt einmal dieß der Ausdruck: „Schwertglanz (swurd-lëóma) ſtand, als ob ganz Finnsburg feurig wäre"[253]; wie zuvor Schwertſchwingung (swëord-geswing, altnord. sverda svipun), ſo bezeichnet hier Schwertglanz, Blitz oder Funkenſchlag der geſchwungenen Schwerter, den heftig entbrannten Kampf. Dieſe Zuſammenſetzung swëord-lëóma gibt nun aber auch den handgreiflichen Beweis, wie gut svafr, in der Bedeutung Schwert, ſich dem zweiten Königsnamen Svafr-liómi verbindet[254]. Schon das einfache liómi dient, wie zur Schwertbenennung, ſo zugleich als Beiname eines norwegiſchen Königs, Gudrödr liómi, und eines dortigen Kriegsmanns, Ivar liómi[255]. Indem ſolchergeſtalt Schwerter- und Heldennamen ineinander ſpielen, erklärt es ſich um ſo beſſer, wie in der Räthſelſtrophe des Sonnenlieds Svafr und Svafr-logi ſich perſönlich anlaſſen und doch das Schwert und ſein Wirken bedeuten konnten. Das verhängnisvolle Schwert der Hervörſaga heißt Tyrfingr und ſtellt ſich damit in die Reihe der vielen patronymiſchen Schwertnamen auf ung und ing, die eben durch dieſe Ableitungsform das Recht der Perſönlichkeit anſprechen[256]. Wie das Nibelungenſchwert Balmung, das mit dem Hort aus dem Berge gekommen iſt, den Sohn der Balm, Felshöhle, bezeichnet[257], ſo iſt Tyrfing der

---

[248] Obiges zunächſt nach der einfachern Faſſung der Herv. S., wie ſie aus der älteſten, aber nicht mehr vollſtändig erhaltenen Handſchrift in Fornald. S. 1, 513 ff. (vergl. ebend. Form. XXVIII) abgedruckt iſt; zur Ergänzung iſt der vollſtändige, aber mehr verarbeitete Text ebend. 411 ff. gebraucht. Vom Streit auf Samsöe melden auch Saxo 1, 93 und Orvar-Odds S. C. 14 (Fornald. S. 2, 210 ff.). Vergl. Sæm. 116, 23. [Schriften 7, 116 ff. K.]

[249] Gr. 3, 391: „Goth. liuhaþ, ahd. [u. altſ.] lieht, nhd. licht neutr.; altn. lios neutr.; [altſ. liomo radius], agſ. leoma, altn. liomi masc., alle von der wurzel liuhan (lucere), wovon auch altn. log neutr. und logi masc. (flamma), altſ. logna (flamma) fem."

[250] Sn. 214 b u.

[251] Sörla S. sterka k. 18 (Fornald. S. 3, 439): „(Hogni) spenti sik sverdi því, er Sigrliómi hét, ok fordum átti Hrólfr konúngr kraki;" k. 25 (ebend. 450): „sverdit Sigrliómi." In älteren und echteren Quellen, namentlich der Hauptſaga von Hrölf Kraki heißt deſſen Schwert Skófnûngr; S. Hrólfs k. kraka C. 45 (Fornald. S. 1, 93): „med sverdinu Skofnúng, er allra sverda bezt hefir verit borit á Nordrlondum (vergl. ebend. 102. 109); auch dieſes Schwert hat ſeine Geſchichte, ſ. Sagabibl. 2, 520 f.

---

[252] Beov. 192. 87 (vergl. 119). 186: „leóhtan swëorrde."

[253] Battle of Finsborough, Conybeare 178: „swurd-lëóma stod swylce eal Finnsburuh fyrenu wære." Über stôd ſ. J. Grimm, Andr. und El. XXXII*, vergl. noch Hel. 96, 8: „liomon stodon. uuanamo fan themu uualdandes barne." Udv. danske vis. 1, 35: „nu stander striden norden under Jutland."

[254] Die Handſchriften der Herv. S. haben Sigrlami, Svafrlami, daß aber dieſe Schreibung in -liómi zu beſſern ſei, bewährt der ganze obige Zuſammenhang; im Beſondern iſt Sigrliómi anderwärts beurkundet (Anm. 251) und Svafrliómi hat ſeine Probe in Svafrlogi.

[255] Heimsk. Haralds S. ens hárf. C. 25 ſ. 37. Sörla þáttr k. 9 (Fornald. S. 1, 405).

[256] Eine Strophe voll ſolcher sverda-heiti, darunter Skofnúngr und Tyrvíngr, Sn. 213 a. So oft das Schwert durch Eigennamen lebendig wird, ſind dieſe männlich. Gr. 3, 440 bis 442. Vergl. Fornald. S. 2, 19 ob.: „Norr ok hans menn gengu yfir, sem log yfir allra."

[257] Stalder, Schweizer. Idiot. 1, 127: „Balm, Balme f. Höhle, oder ein oben überhängender Fels" u. ſ. w.

Abkömmling des Torfes, des Eiſenmoors[258]. Wie im Worte ſelbſt, läßt ſich dieſer Sinn auch anderwärts in mythiſchen Vorſtellungen nachweiſen. Alte Lieder eines andern nördlichen Sprachſtamms, die finniſchen Runen, beſingen, wie die Geburt des Feuers, der Harfe u. dgl., ſo auch die des Eiſens; dieſes iſt auch hier als Sumpferz gedacht und indem der göttliche Schmied Ilmarinen es ſchmelzt und hämmert, wird ſchon ſeine Gefährlichkeit vorausgeſehen: aus dem Moor iſt es gewaſchen, aus dem Sumpfe geſpült, ſchäumend drängt es ſich aus dem Feuer, um die Eſſe fliegt eine Horniß, die der Schlange Ziſchen, der Ameiſe Jucken und andre Plagen in das härtende Waſſer trägt, wodurch das Eiſen böſe wird und, zu Miſſethaten gereizt, eiternde Wunden ſchlägt, zu deren Salbung dann die Biene (als Gegenſatz der Horniß) Honig aus den Blumen holen muß[259]. Hieher artet nun auch die märchenhafte Sage, die ſich an die weſtphäliſchen Brokſchmiede[260],

Nib. 90: Hort der Niblunges der was dar getragen
ûz eime holn berge u. ſ. w.
94: Dô gâben ſi im ze miete daz Niblunges ſwert.
96: Mit dem guoten ſwerte: daz hiez Balmunc.
896: Ouch fuort er [Sifrit] Balmungen, ein ziere wâfen breit,
daz was alſô ſcherphe, daz ez nie vermeit,
ſwâ manz ſluoc ûf helme: ſîn ecke wâren guot.
2242: Er [Hagene] ſluog ûf Hildebrande, daz man wol vernam
Balmunge diezen, den Sifride nam
Hagen der vil küene, dâ er den helt ſluoc.

Auch Balmung nimmt ſeinen Gang durch die Heldengeſchichte. [Schriften 1, 294. K.]

[258] Altnord. torf n., torfa f. (cespes), tyrfa (cespite tegere); angelſ. turf, tyrf f.; ahd. zurf, zurft, zurba (Graff 5, 706. Rechtsalterth. 114 f. Eigenname Thurphing bei Tronke 401? Torf?).

[259] v. Schröter, Finniſche Runen, Stuttgart 1834, S. 27 ff. Doch wiſſen dieſe Runen auch vom Urſprung des Eiſens aus hartem Geſtein, gleich anfangs: „Iſt vom Berg Geburt des Stahles, vom Fels die Geburt des Eiſens." Über die Schlange im Schwert weiterhin Mehreres; die Ameiſen, doch in andrem Zuſammenhang, Herv. S. 520a, 3. 436. Ein Schwert, das jeden Tag einen oder zwei Männer tödtet, auch von Ilmarinen geſchmiedet, Kalevala, öfvers. af M. A. Castrén, Helſingf. 1841, 2, 64.

[260] Ravensberger Urkunde von 1277: „in omnibus fabris palustribus qui Broksmede vocantur." Mittheilungen des hiſtoriſchen Vereins zu Osnabrück, 1ter Jahrgang, Osnabrück 1848, S. 247.

die vormaligen Eſſenarbeiter im Bruch, dem eiſenhaltigen Torfmoore, geheftet hat: im Darnsſee (früher Darnsmare, Moor), in der Bauerſchaft Epe, hauſten raube (behaarte) Leute, darunter beſonders ein Schmied, der einſt um Mitternacht im Mondſchein[261] geſehen wurde, wie er bis an den Gürtel im Waſſer ſaß und mit dem Hammer in der Fauſt auf ſeinen Ambos zeigte; die Bauern verſtanden ihn und vertrauten ihm ſeitdem alle Schmiedearbeit an; zwar ſah ihn Niemand weiter, aber was man Abends auf einen flachen Stein legte, der am Seeufer zwiſchen zwei alten Eichen ſtand und des Schmieds Tafel genannt wurde, oder was man durch Rufen über den See beſtellt hatte, das lag vor Tagesgrauen fertig auf dem Steine, nachdem man die Nacht durch das Hämmern im See vernommen hatte; Eiſen und Arbeit waren trefflich und der Preis billig, die Eper hatten die beſten Pflugeiſen im Lande; als aber ein Ruchloſer einſt ſtatt Geldes einen ſchmutzigen Lohn auf die Tafel legte, da ziſchte das Waſſer und ein Speer mit ſcharfem Eiſen, aus dem See geſchleudert, durchbohrte den Mann, die Erde unter dem Steine borſt und verſchlang ihn, das Hämmern des Schmieds aber wurde fortan nicht mehr gehört[262]. Dem Schwertnamen Tyrſing geziemten urſprünglich gleichfalls elbiſche Brokſchmiede; die jetzigen Namen ſeiner Verfertiger, Dvalinn, Dulinn oder Dyrinn, ſind, letzterer in der Form Durinn, in der nordiſchen Mythologie wohlbekannt und gehören dem nächtlichen Reiche der Dunkelelbe (döckâlfar) an[263], dagegen zeigt ſich in jenen kunſtreichen Zwergen, aus deren Eſſe die Hauptkleinode der Aſen hervorgehn, Brokr und Sindri (Bruch und Eiſenſinter), noch deutliche Spur alter Brokſchmiede[264]. Unverkennbar iſt die Ähnlichkeit der Sage vom

---

[261] Vergl. Herv. S. 514: „vid sólarsetr.“ 414: „â sólarfalli.“ „um sólarsetr.“ (Yngl. S. C. 15.)

[262] Der Darnsſee, von Jul. Sudendorf, in den angeſ. Mittheilungen S. 247 ff.; vergl. D. Myth. 463. Auch ein Schwert kommt in der Sage vor, das aber nicht der Seegeiſt ſchmiedet, ſondern als Knechtslohn verlangt (Mitth. 251 f.).

[263] Altn. dvelja, pr. dvaldi, morari, dvali m. somnus; dylja, pr. duldi, celare; dûra, per intervalla dormire, dûr, m. nubes somni; die Eigennamen ſind ſtarke Participformen.

[264] Mythus von Brokr und Sindri Sn. 130 ff. Altn. brok n. carex, Riedgras, Ried (vergl. Leo, Rectitud. 73); altn. sindur n., agſ. sinder, ahd.

Urſprung des Fluchſchwerts mit dem Mythus vom Hervorkommen des Fluchgoldes, wie ſolcher die Eddalieder von Sigurd und den Niflungen einleitet[265]. Beide Erze, Eiſen und Gold, jenes im Schwerte lebendig und perſönlich geworden, dieſes annähernd im Ringe[266], befinden ſich erſt im Gewahrſam der Unterirdiſchen, der Zwerge; das eine wird dem Torfmoor, das andre dem Fluß abgenommen. Hier wie dort wird den Erdgeiſtern ein Beſitz abgenöthigt, der, an das Licht gebracht, den Menſchen zum Verderben gereicht, und faſt gleichlautend wird von den in die Steinkluft verſchwindenden Zwergen auf das Rheinerz wie auf den Torfſohn der fortwirkende Fluch gelegt[267]. Handelt es ſich gleich in dieſen Sagen von einem einzelnen Goldhorte, von einem beſtimmten Waffenſtücke, ſo mochten ſie doch in älteſter Geſtalt, nach Art der finniſchen Runen, allgemeiner den ahnungsvollen Urſprung und die weltbeherrſchende Wirkſamkeit des Goldes und der Erzwaffe verbildlicht haben. Wirklich iſt Tyrfing nicht das einzige Heldenſchwert des Nordens, an dem ſo grauſame Eigenſchaften und Geſchicke hängen. In der Sage von dem bis zur Götterdämmerung forttobenden Kampfe der Hiadhninge hat Högni das Schwert Dâinsleif gezogen, das, von Zwergen gemacht, einen Mann tödtet, ſo oft es entblößt wird, niemals im Hiebe fehlt und, wo es geritzt, keine Wunde vernarben läßt[268]; Dâins-leifr, Dâins Nachlaß, verkündet ſich im Namen

---

ſintar, scoria ferri. Schlacke. (Über Eiſenſinter und Raſeneiſenſtein (Lauſitz) ſ. Oken, Naturgeſch. 1, 362 ff.)

[265] Sæm. 180 ff. Sn. 135 ff. Vols. S. C. 14 (Fornald. S. 1, 151 ff.). Die vollſtändigere Entwicklung des Mythus vom Golde bei der fränkiſchen Heldenſage. [Schriften 1, 149. K.]

[266] Auch Ringe von großem Werth und wunderbarer Kraft haben ihre Eigennamen und ihre Geſchichte. Fornald. S. 3, 753a: Andvaranautr, Glæsir, Hnituðr, Sviagris.

[267] Sæm. 181b: „Dvergrinn gekk î steinnin ok mælti: þat skall gull u. ſ. w. brœðrom tveim at bana verða oc avðlingom âtta at rógi.“ Herv. S. C. 2, S. 514 (vergl. S. 414): „En er Dvâlinn stôð î steinsdurum, þâ mælti hann: sverð þitt, Svafrlami! verðr manns bani hvert sinn, er brugdit er u. ſ. w. lupu þeir (dvergarnir) î steininn“ u. ſ. w. (S. 415: „dvergrinn hliôp î steininn.“)

[268] Sn. 164 (Arnæm. 434): „þâ svarar Hogni: of sið bauðtu þetta, ef þû vill sættast, þvî at nû hefi ek dregit Dâinsleif, er dvergarnir gerðu, er manns bani skal verða hvert sinn er bert er, ok aldri bilar î höggvi,

als vom Zwerge Dáinn ſtammend, der noch anderwärts, wie Dvalinn, als kunſtreicher Schmied aufgeführt iſt[269]. Skoſnüng, Hrolf Krakis Schwert, hat die Art, laut zu ſingen, wenn es Knochen ſpürt, und wer mit ihm verwundet wird, kann nur durch einen Stein, der zum Schwerte gehört, Heilung erlangen[270]. Auch Bödhvar Biarki, Hrolfs Dienſtmann, beſitzt ein Schwert, das bloß wird, ſobald er an das Heft greift, und niemals geſchwungen ſein kann, ohne eines Mannes Tod zu werden, ein Kleinod, das jeder von drei Brüdern haben möchte[271]. Was ſo von verſchiedenen Sagenſchwertern vereinzelt und beiläufig berichtet wird, dazu ergibt ſich in der Geſchichte Tyrſings die eigens und durchgängig dem Schwerte gewidmete Urſage. Für die Sage vom Flußgold bewährt ſich dieſe allgemeine und vorbildliche Bedeutung durch den Umſtand, daß es drei wandernde Götter ſind, die den verderblichen Hort zu Tage fördern. Tyrſings erſter Erwerber iſt zwar nur ein naher Abkömmling Odins, aber den mythiſchen Boden dieſes Anfangs behauptet die ältere Faſſung der Hervörſaga noch damit, daß Sigrliömis und Svafrliömis Reich nicht benannt und in unbeſtimmter Ferne gehalten iſt; der Berſerk Arngrim kommt dahin auf einer Wikingfahrt oſtwärts nach Biarmaland[272], ſobald aber dieſes Land genannt wird, betritt man das Gebiet der Fabeln und Märchen[273].

---

ok ekki sár grær ef þar skeinist af.“ Högni, der Führer dieſes Schwerts, wird, als Geſpenſt fortkampfend, nach ſpäterer Sagenwendung, von dem vorgenannten Ivar liómi erlegt, ſ. oben S. 88.

[269] Dáinn (dá n. deliquium, dáinn mortuus): Sæm. 114, 7. Dvalinn: Sn. 354 (Fornald. S. 1, 391). [Schriften 1, 88. 7, 279. K.]

[270] Hrólfs S. C. 50 (Fornald. S. 1, 102): „at sverdit Sköfnûngr bitr, ok gnestr hann nû hátt î þeirra hausum: en náttûra Skofnûngs var sû, at hann kvađ viđ hátt, þá hann kendi beinanna.“ Laxdæla S. S. 251. Vergl. oben Anm. 251. Vilk. S. C. 360: „þa hefdi ec latit dreingilega syngia mitt sverd i Hunalandi.“ [Schriften 1, 153. K.]

[271] Hrólfs S. C. 31 (S. 61): „verdr sverdit laust, þâ hann tekr til hialtanna; þat fylgdi þvî sverđi, at aldrei mâtti þvî bregđa utan þat væri mannsbani u. ſ. w. (a. þat hèt Laufi); þenna mæta grip vildu þeir brædr allir eiga.“ Saxo 2, 31: „Utebatur quippe (Biarco) præstantis acuminis inusitatæque longitudinis gladio, quem Lövi vocabat.“ Sn. 214 a, 4: „laufi.“ Fornald. S. 2, 366.

[272] Fornald. S. 1, 515: „Arngrîmr var þâ î víking î Austurveg um Biarmaland; hann herjađi î rîki Sigrlama konûngs.“

[273] Über Biarmaland, am weißen Meere, ſ. Zeuß 688 f. [Schriften 1, 139. K.]

Die ſtärker bearbeitete Saga läßt Aſiaten und Türken unter Odin von Oſten her kommen und die Nordlande anbauen, das Reich aber, das Odin ſeinem Sohne Sigrliómi gibt, iſt Gardareich (Rußland), eben damit öffnet ſich der Blick nach Ásgard, in die Heimat der Götter, die hier, nach dem Beiſpiel von Snorris Heimskringla, aus Áſen zu Aſiamännern geworden ſind[274]. Die Mythen vom Urſprung des Goldes und des Eiſenſchwerts bedurften nun der lebensvollen Durchführung in den daran geknüpften Heldenſagen. Jene Verwünſchungen, die über Gold und Schwert ausgeſprochen ſind, kommen je in einer langen Folge von Gewaltthaten zum Vollzug. Doch iſt damit für beide Fälle noch keineswegs geſichert, daß alle an dieſen Faden gereihten Sagen vom Anfang an mit den Mythen vom aufgelegten Fluche verbunden waren. Es liegt in einem ſolchen Schickſalſpruche der Keim mannigfaltiger, freier Entwicklungen und je nach dieſen muß auch rückwärts die Formel der Vorausſagen ihre Faſſung wechſeln. Dem Schwertmythus insbeſondre iſt viel Unzugehörendes angehängt worden, aber die Hauptzüge ſeiner gründlichen Anlage ſind noch rein und unverſchüttet vorhanden. Von dem gottentſprungenen Svafrliómi[275], der das Schwert den Zwergen abzwang und überall ſiegreich leuchten ließ, geht Tyrfing auf zweiter abſteigender Stufe an ein andres Geſchlecht, von götterfeindlicher Herkunft, über. Arngrim, der neue Beſitzer deſſelben, und ſeine zwölf Söhne ſind raſende Berſerke, deren wilde Natur dadurch mythiſch vorgebildet wird, daß ſie von Stromrieſen des Álafalles, des gewaltigſten der norwegiſchen Waſſerſtürze, abſtammen[276]. Ihr Wohnſitz iſt die Inſel Bólm bei Hálogaland, von der aus ſie ihre Wikingfahrten machen. Der Berſerke und der ſie plötzlich ergreifenden Wuth, des Berſerkganges, wird in altnordiſcher Überlieferung vielfach gedacht.* Beim Eintritt dieſes Zuſtands knirſchen ſie mit den Zähnen, beißen in die Schilde, verſchlingen glühende Kohlen, laufen durch loderndes Feuer, rennen ohne Panzer (daher eben der Name ber-serkr, panzerbaar)[277] in den Streit, toben in ihrem Blutdurſt gegen die eigenen Genoſſen, weshalb ſie auch beim Ausbruch des Anfalls in Bande geſchlagen werden[278]. Übrigens erwähnen auch Sagen mehr geſchichtlicher

---

[274] Ebend. 1, 413: „komu austan Asiamenn ok Tyrkjar, ok bygdu Norðrlöndin; Oðinn hèt formaðr þeirra u. ſ. w. Einn hans son hèt Sigrlami; honum fékk Oðinn þat riki, sem nû er kallat Garðariki.“ Zu letzterem ſ. Zeuß 546. Vergl. hieher Yngl. S. C. 2. 5. 6. Auch daß die ſpätere Herv. S. (S. 413) dem Odinsſohne Sigrlami eine Tochter Königs Gylfi zur Gemahlin gibt, weiſt auf Odins und der Aaſen Verkehr mit Gylfi in Yngl. S. C. 5, Sn. Form. 15 (hier wieder: „þeirra Asiamanna, er Aesir voru kallaðir“) und Gylfaginning, Sn. 17 ff.

[275] Wenn von ſeinem Vater Sigrliómi, dem Odinsſohne, geſagt wird (Fornald. S. 1, 413): „hann var manna friðastr sýnum,“ ſo mag dieſe ausgezeichnete Schönheit eben den göttlichen Urſprung anzeigen. Vergl. Yngl. S. C. 5 über Odins Ausſehen.

[276] Zu dieſem Behuf iſt in Cap. 1 der Herv. S. der Rieſenmythus vorangeſtellt, deſſen ausführliche Erklärung in den Sagenforſchungen 1, 176 ff. nach-

---

geſehen werden kann. In Fornald. S. 2, 9 hat Arngrim einen ganz andern Stammbaum.

* [Schriften 1, 265. R.]

[277] Altn. ber, nudus, serkr m. tunica, indusium. Sn. 160: „(kalla) brynju serk eda skyrtu.“ Ebend.: „Roda serkr.“ Kráknm. 17 (Fornald. S. 1, 306): „vid Hamdis grán serk.“ Fornald. S. 1, 212: „i grám serkjum (doch eben die berserkir der Herv. S.). Ebend. 1, 275: „i hringserkjum (a. iarnserkjum).“ Yngl. S. C. 6: „brynju-lausir.“

[278] Saxo 7, 123: „Hic (Syvaldus) septem filios habebat tanto veneficiorum usu callentes, ut sæpe subitis furoris viribus instincti solerent ore torvum infremere, scuta morsibus attrectare, torridas fauce prunas absumere, exstructa quævis incendia penetrare, nec posset conceptus dementiæ motus alio remedii genere quam aut vinculorum injuriis aut cædis humanæ piaculo temperari. Tantam illis rabiem sive sævitia ingenii, sive furiarum ferocitas inspirabat.“ 124: „Tanta vero corporis magnitudine erat (Harthbenus), ut novem cubitis proceritatis ejus dimensio tenderetur. Huic duodecim athletæ contubernales fuere, quibus officio erat, quoties illi præsaga pugnæ rabies incessisset, vinculorum remedio oborti furoris impetum propulsare u. ſ. w. Harthbenus repentino furiarum afflatu correptus summas clypei partes morsus acerbitate consumpsit, igneos ventri carbones mandare non destitit, raptas ore prunas in viscerum ima transfudit, crepitantia flammarum pericula percurrit, ad postremum omni sævitiæ genere debacchatus in sex athletarum suorum præcordia furente manu ferrum convertit. Quam insaniam illi pugnandi aviditas an naturæ ferocitas attulit, incertum est.“ (Dieſe rohen Rieſenkräfte bezwingt Hálfdan, ein Held des Anbaus, vergl. Sagenforſch. 1, 192 ff.) Fornald. S. 3, 114 fg. Yngl. S. C. 6, wo Odins Mannen als Berſerke bezeichnet werden, vergl. Sn. 66 und die Strophe aus Húsdrápa ebend. 162 (Arnæm. 428 fg. Lex. myth. 635*). Ein Trupp von Berſerken erſcheint auch ſonſt im Königsdienſte, z. B. in Hrólfs S. (Fornald. S. 1, 32 ff.). Auf Odin, als den Beweger alles Kampflebens, konnte zwar auch der Berſerkgang

Art [279] der Berſerkwuth, die als ein Unheil für den damit Befaßten angeſehen wird, und noch das isländiſche Chriſtenrecht von 1123 erklärt da, wo es gegen die Überbleibſel des Heidenthums eifert, ſowohl die Berſerke ſelbſt, als diejenigen, welche nicht den Wüthenden zu bändigen ſich bemühen, für friedlos [280]. So gebaren nun auch die zwölf jungen Arngrimsſöhne, wenn ſie aber auf der Seefahrt fühlen, daß der Berſerksgang über ſie kommt, ſteigen ſie ans Land und ſchlagen auf Waldbäume und große Steine, denn es iſt ihnen begegnet, daß ſie ihre eigenen Leute tödteten und ihre Schiffe leer machten. Sie führen die berühmteſten Holmgangſchwerter (Holmgang iſt der Zweikampf auf einer Inſel), die ihr Vater auf ſeinen Kriegszügen genommen, der älteſte, Angantýr, hat Tyrſing; ſo oft dieſes Schwert gezogen iſt, wird es hell davon, wie von einem Sonnenſtral, auch in der Dunkelheit, nur mit warmem Menſchenblut ſoll es wieder in die Scheide gehn und was von ihm geblutet, lebt nicht bis zum andern Tage, vielberühmt iſt es in allen alten Sagen [281]. Weil aber von Angantýr doch nur böſe Kunde geht, weiſt die ſchöne Ingibiörg, Tochter des Upſalakönigs Yngvi, ſeine Bewerbung zurück und zieht ihm den milderen Hialmar vor, der deshalb von dem abgewieſenen Freier zum Holmgang auf Samsey beſchieden wird. Zur beſtimmten Zeit kommen die zwölf Berſerke dorthin, erſchlagen alles Volk von den zwei Schiffen Hialmars und ſeines Genoſſen Örvarodd und erheben dann mit dieſen Beiden auf der Inſel den Kampf, in welchem Odd die eilf Brüder Angantýs, Hialmar aber den letztern erſchlägt und dann

---

bezogen werden, darum aber beſteht doch der Gegenſatz zwiſchen ruhmreichen Odinsſöhnen und wüthenden Berſerken, wie ihn Herv. S. darbietet.

[279] Sagabibl. 1, 149 (Vatnsd. S.), auch 1, 38 (Viga-Styrs und Eyrbygg. S.).

[280] Kristinrettr u. ſ. w. ed. Thorkelin, Havn. et Lips. 1776, C. 16, S. 78: „Ef madr gengr berserces gâng“ u. ſ. w. (Auch Grâgâs, Lex. myth. 477 **.)

[281] Fornald. S. 1, 516: „Sû nâttûra fylgdi Tyrfingi, at hvert sinn, er hann var or slidrum dreginn, þâ lýsti af, sem af geisla, þôat myrkt væri, ok hann skyldi slîdra med vormu mannsblôdi; ekki lifdi þat ok til annars dags, er blæddi af honum; hann er miök frægr î öllum fornsögum.“ 1, 423: „þviat lýsti af honum, sem sôlargeisla.“ 1, 524: „ok brâ þâ sverdinu, ok lýsti af miök ok sindradi.“

ſelbſt an ſeinen Wunden ſtirbt. Auch bei dieſem letzten Kampfe wird das Toben der Berſerke geſchildert: wenn einer von ihnen fällt, kniſchen die andern in den Schildrand und der Schaum bricht ihnen aus dem Kiefer, oder ſie ſtrecken die Zungen heraus, ſchlagen die Zähne zuſammen und brüllen wie Opferſtiere, daß es in den Felſen widerhallt[282]. Örvarodd läßt einen mächtigen Grabhügel über den zwölf Erſchlagenen mit ihren Waffen aufwerfen, doch damit iſt dieſe wilde Glut nicht erſtickt; allnächtlich ſpielen brennende Feuer über den Gräbern, das ganze Eiland ertoſt und ſcheint in Flammen zu ſtehen; der Hirte flieht dem Walde zu und die Seefahrer ſtoßen erſchreckt vom Strande[283]. Anders noch lebt die ungeſtüme Art in Hervör *, Angantys nachgeborner Tochter, fort. Als ſie zur Welt kommt, meinen die Leute, man ſolle das Kind ausſetzen, es könne nicht Weibesſinn haben, wenn es ſeinen Vaterſippen gleich werde, nicht gänzlich todt ſei der Arngrimsſöhne Geſchlecht, wenn ſie lebe[284]. Darin eben erreicht jene erbliche Kampfwuth ihren ſtärkſten Ausdruck, daß ſie, nachdem die Männer gefallen, ein Mädchen ergreift und zum tobenden Berſerk umſchafft. Hervör ſchreitet in männlicher Rüſtung durch die Hügelflammen, als durch ein heimiſches Element, das blutdürſtende

---

[282] Schon bei ihrem Herannahen ſagt Hialmar (Fornald. S. 2, 211): „mèr þikir stundum, sem gridûngar gialli edi hundar ýli, en stundum er þvî lîkt, sem grenjat sê.“ Dann ebend. 1, 425: „afmyndudust þeir ákafliga, ok gnögudu î skialdar rendrnar, en froda gaus ûr kiapti þeim u. ſ. w. eyskradi sût î berserkjunum, rèttu ût tûngurnar ok urgudu saman tönnunum, öskrandi sem blôtneyti, svâ buldi î homrunum.“ Auch die Strophe ebend. 422 (vergl. 2, 213).

[283] Fornald. S. 1, 518: „En er sôlin settist gerdust dunur miklar ûtâ eyna, ok lupu upp hauga eldarnir; þâ ræddist fèhirdir, ok tôk til fôta, ok liôp î skôginn, sem mest mâtti hann, ok sâ aldrî aptr“ (vergl. 1, 434). 522: „Sidan gekk hûn (Hervör) til skipa; ok er lŷsti, sâ hûn, at skipin voru brottu, höfdu vîkingar rædst dunur ok elda î eynni“ (vergl. 1, 442).

* [Schriften 7, 116 ff. K.]

[284] Ebend. 1, 517: „Nû er þar til at taka, at dôttir Biartmars iarls fæddi meybarn, ok þôtti flestum râd, at ût væri borit, ok sögdu, at eigi mundi konu skap hafa, ef fodur-frændum yrdi lîkt; iarl lèt ausa vatni ok uppfæda, ok kalladi Hervöru, ok sagdi, at eigi var þâ aldauda ætt Arngrîms suna, ef hûn lifdi“ (vergl. 429 f.).

Schwert, das noch eigens von Feuer umwallt iſt[285], muß ihr herausgeworfen werden, obgleich ſie gewarnt iſt, daß es ihren ganzen Stamm vertilgen werde[286], und mit dem Schwerte nimmt ſie zwölf Leben voll überſchäumenden Streitmuths als Erbe hin[287]. Das Nachtgemälde dieſer Grabbeſchwörung iſt eines der großartigſten Bilder altnordiſcher Dichtung. Aus der Hand ſiegreicher, gottentſtammter Helden und aus dem Grabhügel wilder Berſerke, deren unbändige Kraft ſich ſelbſt verzehrte, macht Tyrfing den dritten Übergang, indem es zuletzt zum Werkzeug feigen Meuchelmords herabſinkt. Heidbrek, Hervörs Sohn, der Mutter nachſchlagend und von ihr mit dem Schickſalſchwert ausgeſtattet, misbraucht dasſelbe zu Bruder- und Verwandtenmord und wird dann ſelbſt damit von Knechteshand getödtet. Er iſt, gegen den väterlichen Rath, niemals mehrere kriegsgefangene Knechte bei ſich zu haben[288], doch mit neun ſolchen ausgeritten, die ihn und ſein übriges Gefolge Nachts, als er im Zelte ſchläft, mit Tyrfing ermorden und dann das berühmte Schwert beim Fiſchfang dazu verwenden, den Hechten die Köpfe abzuſchneiden. Damit ſchließt nun auch der bedeutſame Grundbeſtand der Sage, denn die Geſchicke Tyrfings ſind erfüllt[289].

Den ſinnbildlichen Charakter der Hervararſaga beſtätigt der Eigenname, nach dem ſie geheißen iſt. Hervör (Gen. Hervarar), richtiger Hiör-vör, iſt Schwertwahrung, Schwerthüterin; als die Trägerin dieſes Namens in männlicher Wappnung auftritt, nennt ſie ſich Hiörvardr, Schwertwart, Schwerthüter[290], und ebenſo heißt einer ihrer gefallenen

---

[285] Ebend. 1, 521 b: „Angantýr kvað: Liggr mèr und herdum Hiálmars bani, allr er hann utan eldi sveipinn“ (vergl. 439).

[286] Ebend. 1, 521 a: „Siá mun Tyrfingr u. ſ. w. ætt þinni, mær! allri spilla“ (vergl. 438).

[287] Ebend. 522 b: „Far vel, dóttir! fliótt gæfa ek þèr tólf manna fiör, ef þú trúa mættir, afl ok eljun, allt ed góða, þat er synir Arngrims at sik leifðu“ (vergl. 442).

[288] Ebend. 447: „þat áttunda (ráð), at hann hafi aldrei marga hertekna þræla með sèr.“ Das Bruchſtück 1, 525 hat ſtatt dieſes Rathes einen andern: „setja aldrì Tyrfing at fótum sèr.“

[289] Ebend. 488: „er þetta talit hit þridja nidingsverk unnit með Tyrfingi, eptir þvì, sem dvergrinn hafði fyrimælt, voru nú endut þau álög.“ Vergl. 448. 451; das Bruchſtück hat dieſe Nachzählungen nicht.

[290] Altn. hiörr, Schwert, für Hiör-vor ſpricht eben der Übergang in Hiör-vardr [vergl. Sprachg. 781 *]; ein ähnlicher Frauenname iſt Hiör-dis

Brüder, dann in der Fortſetzung einer ihrer Enkelſöhne. Iſt nun in dieſem Geſchlechte das Schwert vertreten und namengebend, ſo erſcheinen auch die Namen der beiden Gegner desſelben, Hialmar und Örvarodd, nicht beziehungslos; Hialmar, abgekürzt aus Hialm-heri, iſt Helmkämpfer, Örvar-Oddr iſt vom Pfeile (ör f., Gen. örvar) ſo benannt[291]. Der Blick erweitert ſich in eine manigfaltige Waffenſage. Gegenſatz der Angriffswaffe iſt die Schutzwaffe; gehört das Schwert dem anſtürmenden Ungeſtüm, ſo ſind Schild und Helm die Wahrzeichen der Sicherheit und Befriedung. Den Friedensſchild erheben, ſchwingen, iſt altnordiſch das Zeichen, wodurch die Einſtellung der Schlacht zum Zwecke der Beſprechung und Unterhandlung begehrt wird[292]. Es iſt nicht zu zweifeln, daß hiebei wirklich ein weithin ſichtbarer Schild erhöht wurde, wie denn in einem Heldenliede der Edda der heranſchiffende Feind, um mit dem Strandhüter Worte zu wechſeln, einen rothen Schild mit goldnem Rand an die Segelſtange auf-

---

(Sigurds Mutter). Vör f. (althd. und altſ. wara, consideratio, attentio, cura, Graff 1, 907. Hél. 125) kommt im Sinne von Wahrung, Wahrnehmung, noch als allegoriſcher Name einer Göttin und in einzelnen Redensarten vor, Sn. 37 f. (Arnæm. 116? Sveinb. 21.) D. Myth. 286 f. 843. Hiör-vardr (ensis custos) mit deutſcher Form vardr, ſtatt der altn. vördr, entſpricht dem angelſ. heoro-veard (Beov. 162), Gr. 2, 461. 533 f. In der größeren Herv. S. 1, 417 ff. iſt Hiörvardr, nicht Angantyr, der Mitbewerber Hialmars um Ingibiörg, worüber der Streit auf Samsey ſich entſpinnt, auch iſt ſein Name geeigneter, den Stabreim anzuheben (1, 435 f.: „Hiörvardr, Hervardr, Hrani, Angantýr!“), und die Inſelgräber heißen einmal: Hiörvards haugar (433, vergl. jedoch 519); vielleicht Überreſte urſprünglich mehr hervorſtechender Bedeutung Hiörvards.

[291] Fornald. S. 2, 185 f.

[292] So in Herv. S. ſelbſt, Fornald. S. 1, 462: „lèt hann (Hrollaugr) þá um morguninn snemma halda upp friðarskildi, ok bað Heiðrek konúng gánga á einmæli við sik.“ Ebend. 2, 99: „þá lèt Friðþiófr halda upp friðskildi, ok stöðvaðist þá bardaginn“ u. ſ. w. 2, 193: „var haldit upp friðskildi u. ſ. w. var brugdit upp friðskildi.“ 2, 207 (in einem Schiffkampfe): „bregdr Ögmundr upp friðskildi.“ 3, 94: „var þá brugðit upp friðskildi.“ 3, 150: „lætr hann bregða upp friðskildi.“ (Die Stellen ſind verzeichnet ebend. 3, 747 a.) Gegenſätzlich wohl zu (Fornald. S. 2, 205): „fara herskildi yfir, brenna allt ok bæla.“ Olafs S. hins helga u. ſ. w. Chriſt. 1849, S. 21: „for þar upp i Gardariki með hærskilldi. [Zeuß 546 u., ſ. ob.]

wirſt[293]. Im deutſchen Alterthum verkündet der aufgehängte Schild hauptſächlich den Gerichtsfrieden, die während des gehegten Gerichtes ſtrenggebotene Ruhe und Stille[294]; der Ausdruck „frideſchilt“ findet ſich zwar nur noch bildlich für Beſchirmer und Fürſprecher, beſonders vom himmliſchen Schutze, gebraucht, aber auch ſo noch gibt ihn eine alte Segensformel (zugleich mit „fridhemede“ und „halsberc“) im beſtimmten Gegenſatze der Schirmwaffe zum ſchneidenden, beißenden Schwerte[295]. Oberſter Halter und Hüter des Gerichts- und Friedeſchilds iſt der König, darum auch Skiöldr ein paſſender Name für den Stammvater des däniſchen Königsgeſchlechts, der Skiöldunge, einen Odinsſohn, der ſelbſt in Schoonen göttlich verehrt worden ſein ſoll[296]. Skiöld ſteht an der Spitze von Königsnamen, die ein Reich des Friedens und der Sicherheit verkünden: Fridleif, Fridfrôdi, Frôdi der Friedſame[297]; den Namen entſprechen auch die an ihnen haftende Sagen von Frôdis Frieden (Frôda-fridr), dieſer goldenen Zeit des Nordens, von weiſer Geſetzgebung, ſtrenger Rechtspflege, raſtloſer Vertilgung der Räuber und Gewaltthäter[298]. Das Friedensalter iſt aber auch eine Zeit des Reichthums und Gedeihens, der däniſche Frodisfriede fällt daher gleichzeitig mit der Fülle und dem Überfluß des ſchwediſchen Landes unter den Ynglingen, den Upſalakönigen, deren Ahn und Namengeber Yngvifreyr zu dem Göttergeſchlechte der Vanen zählt, das über Luft und Witterung und damit über Schiffahrt und Feldſegen waltet; als Fiölnir, Yngvifreys Sohn, bei Fridfrodi zu Gaſt iſt, ertrinkt er in der Meerkufe[299]. All dieſe reichhaltigen Sagen können hier nicht verfolgt werden, von Skiold ſelbſt aber iſt noch auszuheben, daß ſchon er, bei Saxo, als Geſetzgeber und Wohlthäter ſeines Volks erſcheint, ſowie als Bändiger roher Gewalt, indem er ſchon in Knabenjahren, waffenlos, einen ungeheuren Waldbären mit ſeinem Gürtel bindet[300]; wenn ferner die angelſächſiſche Überlieferung, aus dem Heimathlande herübergebracht, den Vater Scilds Sceáf nennt und dieſen Namen daher leitet, daß Sceaf als kleiner Knabe, auf einer Korngarbe (agſ. sceáf m., ahd. mhd. ſcoup, manipulus, Gr. 3, 416) im ſteuerloſen Schifflein ſchlafend, an das Land geſchwommen ſei, deſſen Einwohner ihn aufzogen und hernach zum König erwählten [301], ſo ergibt dieſe Verwandtſchaft zwiſchen Schaub und Schild abermals den nahen Zuſammenhang von Fruchtbarkeit und Frieden; Sceaf führt den Kornbau in das Land, Scild beſchirmt ihn. Im Beowulfelied iſt es Scild ſelbſt, der einſt angefahren kam und, nachdem er hochbejahrt, ein geliebter Landesfürſt, abgeſchieden, mit ebenſo reicher Waffenrüſtung, wie er gekommen, wieder eingeſchifft wird [302]. Gleichwohl heißt Scild auch hier Sceafs Sohn (Scëld Scefing) und umgekehrt iſt, in der andern Sage, auch der anfahrende Sceaf mit Waffen umgeben [303], was mehr dem Scild anſteht. Je nachdem der gottgeſandte Ankömmling als Befruchter oder als Beſchirmer des Landes gedacht iſt, gehört ihm die Garbe oder der Schild unter das Haupt. Letzteres bewährt ſich am deutſchen Schwanritter, der wirklich

---

[293] Sæm. 153, 33: „Sinfiotli kvađ: slöng upp viđ rá rauđom skildi, rond var or gulli; þar var sundvörđr sá er svara kunni ok viđ ođlinga orđum skipta“ u. ſ. w.

[294] Rechtsalterth. 851 f. 853 f. 956; beſonders die Stellen: „tunginus aut centenarius mallum indicent et in ipso mallo scutum habere debent.“ l. sal. 47, 1. 49, 1. Becheler Weisthum von 1482 (Weisth. 1, 600): „ſo ſoll der herr Friederich Greiffenclae ſeinen ſchild henken in das dorf vor ſein hofe und ſoll da das dorf beſchirmen und helfen behalten vor ſchaden.“ Vergl. noch Rechtsalterth. 657: „lindefrethe, Br. 133 und liodeskeld, As. 20.“

[295] Wolfdietr., Ambraſ. Handſchr. A. C. [S. 19]:

„da was aber niemand des kindes frideſchilt.“

Ebend. R. B. [S. 32]:

„nu gebt mir einen man,
Der mit ſeinen worten ſei heut mein frideſchilt!“

Hoffmann, Fundgr. 1, 369 [ave 26. Haltaus 525] 343:

„daz heilige himelchint daz ſi hiut min frideſchilt u. ſ. w.
ſant Marien lichemede daz ſi hiut min fridhemede u. ſ. w.
min ſwert eine wil ih von dem ſegen ſceiden,
daz ſnide und bizze allez daz ih ez heize
von minen handen und von niemen andern!
der heilig himeltrût der ſi hiut min halsperch gût!“

[Myth. (1) Anh. CXXXI f.] Ebend. 261: „der himel ſi dir ſchiltin.“ Vom Schwerte heißt es in Herv. S., Fornald. S. 1, 414: „ok biti iafnt iárn ok steina, sem klæđi;“ 1, 514: „þat skal svá bíta iárn, sem klæđi.“ Vergl. noch Cod. exon. 112, 15 ff.: „him vær engel neah, fæle freođuveard“ u. ſ. w. „gyrede hine georne mid gæstlicum væpnum.“

[296] Fornm. S. 5, 238: „Skiöld Skânûngagod“ u. ſ. w.

---

[297] Fornald. S. 2, 12: „Skiöldr hêt son Odins Âs-konûngs; hann var fadir Fridleifs (vergl. Gramm. 2, 70. 502 f.), fodur Fridfrôda“ u. ſ. w., weiterhin: „fodur Frôda ens fridsama, fodur Fridleifs“ u. ſ. w. Ebend. 14. Sn. Form. 14.

[298] Sn. 146 und Saxo unter jenen Königsnamen. Sagenberühmte Kämpfe werden mit Frôdis Friedewalten in Beziehung und Gegenſatz gebracht, namentlich der Streit auf Samsey bei Saxo 5, 93: „Ita cuncta admodum bellicarum rerum tempestate depulsa oceanum manus adhuc piratica non reliquit. Quæ res maxime Frothonem ad occidentem armis incessendum adduxit, cujus unicum in propaganda pace studium versabatur;“ der zwiſchen Hedin und Högni ebend. 5, 90: „itaque statam a Frothone pacem internum labefactaverat bellum“ u. ſ. w. Vergl. Sæm. 151, 13: „sleit Frôda-frid fianda á milli.“

[299] Yngl. S. C. 11 bis 14. Beſonders C. 12: „In ſeinen (Yngvifreys) Tagen hob ſich an Frodis Friede; da war auch Fruchtbarkeit (âr) durch alle Lande“ u. ſ. w. C. 14: „Fiölnir, Sohn Yngvifreys, waltete da über die Schweden und Upſala-Reichthum; er war mächtig, frucht- und friedſelig (ríkr oc ársæll oc fridsæll); da war Fridfrôdi zu Hleidra, zwiſchen ihnen war Freundſchaft und Gaſtverkehr“ u. ſ. w.

[300] Saxo 1, 5 f.: „Hujus (Skioldi) adolescentia, inter paternos venatores, immanis belluæ subactione insignis extitit mirandoque rei eventu futuræ ejus fortitudinis habitum ominata est. Nam cum a tutoribus forte, quorum summo studio educabatur, inspectandæ venationis

---

licentiam impetrasset, obvium sibi insolitæ granditatis ursum, telo vacuus, cingulo, cujus usum habebat, religandum curavit necandumque comitibus præbuit u. ſ. w. tantaque indolis ejus experimenta fuere, ut ab ipso cæteri Danorum reges communi quodam vocabulo Skioldungi nuncuparentur u. ſ. w. Hic non armis modo, verumetiam patriæ charitate conspicuus extitit. Siquidem impias leges abrogavit, salutares tulit, et quicquid ad emendandum patriæ statum attinuit, summa diligentia præstitit.“ Auch ſeine Freigebigkeit wird gerühmt. [Wie ſind die pugiles Attalus et Scatus, die er bezwingt, zu verſtehen?]

[301] Die Zeugniſſe ſind zuſammengeſtellt und erläutert bei Kemble, Beov.; J. Grimm, Deutſche Myth. (1) Anh. XVII f., (2) 341 ff.; Leo, über Beów. 20 ff. Ettmüller, Beow. 4 ff. Zeitſchrift für deutſches Alterthum 7, 413 f. Beſonders anſchaulich berichtet Wilhelm von Malmesbury S. 41: „appulsus navi sine remige puerulus, posito ad caput frumenti manipulo, dormiens, ideoque Sceaf est nominatus, et ab hominibus regionis illius pro miraculo exceptus et sedulo nutritus adulta ætate regnavit“ u. ſ. w. Matthæus westm. fügt hinter „manipulo“ bei: „quem patria lingua sceaf (l. sceaf) dicimus, gallice vero garbam.“

[302] Beowulf, Eingang.

[303] In der älteſten Meldung Ethelwerds S. 842: „ipse Scef cum uno dromone advertus est u. ſ. w. armis circundatus, eratque valde recens puer“ u. ſ. w. ohne Erwähnung der Garbe.

den Schild zum Küſſen hat, als er ſchlafend zu Nimwegen anlandet, um ſelbſt als erflehter „Friedeſchild", als Kämpfer im Gottesurtheil, das Landerbe der brabantiſchen Fürſtentochter gegen den rieſenhaften Sachſenherzog zu ſchirmen [304]. Solches Landſchirmen bedeutet eben auch der Königsname Sköld und es ſtellt ſich dafür noch ein altnordiſcher Zeuge. Lied und Sage geben einem hochſtehenden Landſchutzmann in Gardareich, Thorir, den Beinamen Jarnſkiöld, Eiſenſchild [305].

---

[304] Konrads von Würzburg Schwanritter (Altd. Wälder 3, 49 ff. [Der Schwanritter, eine Erzählung von Konrad von Würzburg, herausgegeben von Dr Franz Roth. Frankfurt am Main. 1861. 8. H.]) V. 116 ff.: „ein ritter in dem ſchiffe ſlief u. ſ. w. der helt ſiz ſine ſchilte gemachet hât ein küſſin, ûf dem ſô lac daz houbet ſîn u. ſ. w. ſîn helm, ſîn halsberc unde hoſen die wâren neben in geleit, er hâte ſîne wâpenkleit mit im gefüeret ûffe den ſe." 590 ff.: „wan der Sahſen fürſte hôch ſchein alſô kreſteriche, daz nirgent lebte ſîn geliche über allez Riterlant, wan man deheinen ritter vant als ellenthaft ze Sahſen, er was ſô lanc gewahſen, daz er ze riſen was gezelt, dâvon den ſtrûbâren helt niemant getürſte dô beſtân" u. ſ. w. 724 ff. (Die Jungfrau ſpricht): „er (got) ſi ze fridelſchilte mir gegeben hiute, ſô daz ich mine liute und mîne lant behalte vor kraft und vor gewalte!" 745 (der Ritter:) „joch bin ich in diz riche durch daz nû komen und geſant, daz ich beſchirmen iuwer lant mit kampfe wil noch hiute" u. ſ. w. 761 ff.: „ich hân des willen unde muot, daz ich kinamen iuwer guot vor allem ungefelle hinamen ſchirmen welle." 770 ff.: „gnâde und flizzegen danc dem ritter ſie dô ſeiten, daz er vor arbeiten ſie wolte ſchirmen unde friden." (Der Sachſenherzog hat zuvor das Land verheert, 19 ff.: „er kam geriden in ir lant mit gewaldeclicher hant und mit ſô grôzer heres kraft, daz ſich die frawe tugenthaft mit nihte konde ſin erwern, wan er begonde ſie verhern mit raub und auch mit brande, an liuten und an lande wart ir verluſt vil manecfalt u. ſ. w. er brach ir dürfer unde ſtede mit ſchedelichen reiſen" u. ſ. w.). 1028: „den ſchilt den ſpielt er im inzwei" u. ſ. w. (der Herzog dem Ritter.) Auch im Lohengrin, herausgegeben von J. Görres, S. 17 [herausg. von Rückert S. 18. K.]: „Der ſwane fur dem geſtade bi, in daz ſchif ſo ſchreit der junge wandels fri, der vater truc den ſchilt in ſinen henden, er reicht in ſinem kinde dar" u. ſ. w. S. 19: „Der ſwan der wiſt das ſchiffelin gein dem geſtade, daruf ſo ſlief der ritter ſin und het ſich ſchone uf ſinen ſchilt geſtreket." Zu erwähnen iſt noch, daß Fridebrant von Schotten, anderwärts Frideſchotten, eine Tochter Schiltungs (Skiöldûngs) zur Ehe hat, Zeitſchr. f. d. Alterth. 1, 7 f. Zufällig im Habsb. Urbarb. 245: „Offitium Schiltungi, advocati in Meingen u. ſ. w. Daz ſind nutze unde reht u. ſ. w. in der grâfſchaft ze Frideberg." Wackern. Leſeb. 323, 19: „ein ſchilt ſiner mâge."

[305] Hyndlul. 22 (Sæm. 116): „Járnskiöldr Þórir." Auch Skidarima, ein Gedicht aus dem 15ten Jahrh., weiß von ihm, Sagabibl. 2, 588. S.

Ähnliches nun vom Helme. „Friduhelm“ (entſprechend dem „frideſchilt“) iſt ein althochdeutſcher Mannsname[306] und deren ſind noch manche mit -helm zuſammengeſetzt. Eigenthümlich nennt das Beowulfslied den Dänenkönig Hrodgar, Skiolds Enkelſohn: Helm der Skildinge[307]; eben dieſer Skilding aber hat eine Frau vom Geſchlecht der Helminge[308] und auch der Stammname Helm erſcheint unter den Königen des Vidſidliedes[309]. Wie nun weiter Jarnſkiöld als Landvertheidiger beſtellt iſt, ebenſo hat nach Hervörſaga Hialmar (Hialmberi), der Helmheld, treue Landwehr gehalten und den König in mancher Lebensgefahr beſchützt[310].

Hrólfs Gautrekss. C. 16 (Fornald. S. 3, 114): „Þórir hét madr, hann var öndugishöldr Hálfdánar konúngs; hann var bædi mikill ok sterkr; hann var kalladr járnskiöldr; hann hafdi lengi verit þar landvarnarmadr.“ (Öndugishöldr iſt ein hoher Reichsbeamter, Statthalter, der ſeinen Platz mit auf dem königlichen Ehrenſitze, öndvegi, hat: „öndvegishöldar konúngs“ Fornald. S. 2, 261. 282. Ebend. 31: „hann (Starkadr) var öndugismadr hans (konúngs) ok rádgiafi ok landvarnarmadr;“ zu öndvegi ſonſt ebend. Sachreg. 768 b.) Obgleich in den romanhaften Theil der Gautrekssaga verwoben, ſcheint doch Jarnſkiöld eine ſchon überlieferte Sagengeſtalt zu ſein, er ſcheut den Kampf und ſteht damit zu den ſtreitgierigen Berſerken des Königs Harald im Gegenſatz; hieher trifft noch die Stelle der Sage (S. 183): „Hrólfr konúngr mælti þá: þat ætla ek, Þórir félagi, at skiöldr þinn hafi litla vörn veitt konúngsmönnum.“ In Sörla þáttr iſt es Jarnſkiölds nachgelaſſenes Schwert, mit dem Ivar Liómi auf Hacos Nachtwache hält und dem geſpenſtiſchen Högni (Inhaber des Fluchſchwerts Dainsleif, ſ. ob. Anm. 268) das Haupt ſpaltet (Fornald. S. 1, 405): „Ívar liómi átti vörd at halda þessa nátt. En er allir menn voru sofnadir á skipum, tók Ívar sverdit, er átt hafdi Járnskiöldr (a. á Heidarskógi), en Þorsteinn, son hans, hafdi gefit honum ok öll herklædi sín, ok gekk uppá eyna.“ (Zu ſchiltwahte ſ. Ziemann 361 a. Rechtsalterthümer 956, 851.)

[306] Trad. Wizenb. Nr. 27: „friduhelm.“ Neugart, cod. dipl. Alem. Nr. 329 (a. 849): „Fridihelm.“ Cod. Lauresh. Nr. 1075: „Fridehelm“, ebenſo Nr. 1590.

[307] Beow. S. 30: „Hrôdgar madelôde helm Scyldinga“, ebenſo S. 37. Hilmir bekannter Ausdruck der Skaldenſprache für König, Sn. 191.

[308] Ebd. S. 49: „ides Helminga,“ vergl. „ides Scildinga“ („dís Skiöldúnga“ Sæm. 169 a. 209 a. Myth. 373 f.)

[309] Cod. exon. 320, 15: „Helm (veold) Vulfingum.“

[310] Fornald. S. 1, 418 ſagt Hialmar: „ek hefi u. ſ. w. haldit hér landvörn.“ (In Rafns Überſ. 1, 384 ſind „de tvende kæmper og Landværns-

Er iſt, laut der Saga von Örvarodd, in Gemeinſchaft mit dieſem, ein raſtloſer Vertilger räuberiſcher Wikinge und hat für ſich und ſeine Fahrtgenoſſen Geſetze milderer Geſittung, welche ſtreng verbieten, den Wölfen gleich rohes Fleiſch zu eſſen oder Blut zu trinken, Kaufleute und Bauern weiter zu berauben, als für den Schiffbedarf durchaus nöthig iſt und doch gegen vollen Erſatz, Frauen am Lande zu plündern oder gewaltſam auf die Schiffe zu führen[311]. Bei der Werbung um Ingibiörg hält Hialmar ſein Geſuch für geziemender, als das der Berſerke, die nur Übles in dieſem Reiche und an vielen andern Königen gethan; die Königstochter ſelbſt entſcheidet ſich für Denjenigen, der ihr einzig in Gutem bekannt iſt[312]. Nachmals will Hialmar nicht einmal in den Grabhügel zu ſolchen Unholden gelegt ſein[313]. Nicht umſonſt iſt es das fruchtbare Upſalaland, das Hialmar zu wahren hat; der König Yngvi und ſeine Tochter Ingibiörg gehören auch den Namen nach zum Geſchlecht der Ynglinge, deſſen Friedens- und Segenszeit ſchon oben in Betracht kam[314]. Im ſittlichen Gegenſatze des milden Hialmars zu

---

mænd“ wohl ein erläuternder Beiſatz.) Ebd. 516: „ok í mörgum lífsháska fyrir ydr verit.“ Auch der einfache Name Hialmr kommt in nordiſchen Sagen vor, in einer für dieſelbe Perſon abwechſelnd mit Hialmar (Fornald. S. 3, 696 f.); Letzteres auch unter den Namen der Seekönige Sn. 209 a.

[311] Fornald. S. 2, 194. 525 f. (Rafn. 2, 174 f.); gegen dieſe „víkingalög“ ſind diejenigen kriegeriſcher, welchen Hälfs Recken folgten, Fornald. S. 2, 36 f. 53 f., vergl. 3, 351: „herja at réttum víkingalögum.“ Sagabibl. 3, 63 f. 70 f. Vergl. Sæm. 159 a: „ok hafdi þar strandhögg, ok átu þar rátt.“ Ebd. 160, 6 f.

[312] Fornald. S. 1, 418: „er þat makligra, at þér veitiđ mér þessa bón, heldr enn berserknum, er íllt eitt hefir giört bæđi í yđar ríki ok margra annarra konúnga.“ (516: „þikkist ek ok makligri mína bæn at þiggja, enn berserkir þessir, er hverjum manni gera íllt.“) 419: „þá vill hún þann eiga, er henni er kunnigr at góđu, en eigi hinn, er hún hefir sögur einar af, ok allar íllar, sem er frá Arngríms sonum.“ 516: „þá vil ek þann eiga, er mér er áđr kunnigr at góđum lutum, en eigi þann, er ek hefir ekki af annat, enn sögur einar, ok allar íllar.“

[313] Ebd. 2, 221: „Nú vil ek þess biđja þik, sagđi Hiálmarr viđ Odd, at þú látir mik eigi verđa lagđan í haug hiá svá illum vættum, sem berserkirnir eru, fyri því ek þikjumst miklu betr at mér enn þeir.“

[314] Statt Yngvi wird der König in andrer Lesart Ingialdr genannt, beides in Yngl. S., doch ohne Beziehung hieher, Namen von Upſalakönigen. Örvarodds S. nennt ihn nach der einen Faſſung Ingialdr enn illráđi (2, 524 ff.,

dem tobenden Berſerk iſt jedoch der urſprüngliche und unmittelbare des Helmes zum Schilde nicht verloren. Schon daß Hialmar gewöhnlich in voller Rüſtung, wie in der Feldſchlacht, einhergeht, zeichnet ihn als Mann der Schutzwaffe[315]. Er hat eine Brünne mit vierfachen Ringen, in der er nie zuvor verwundet worden[316], während ſein Gegner ohne Harniſch, einzig dem Fluchſchwerte vertrauend, in den Kampf rennt[317]. Auf den Helm beſonders iſt das Schwert gemünzt; ſkaldiſch heißt es: Helmsfeuer[318]. So fährt denn auch der flammende Tyrfing in Hialmars Helm. „Dein Helm iſt zerhauen", ſagt Odd, „und die tiefe Brünne, nun fährt auch dein Leben hin"[319]. Sechszehn Wunden hat Hialmar und ſterbend bittet er den Freund, Helm und Brünne zum Wahrzeichen in des Königs Halle zu tragen, die Beſinnung werde der Königstochter vergehen, wenn ſie den Schirm vor der Bruſt zerhauen ſehe[320]. Wirklich legt Odd hernach Brünne und Helm des Erſchlagenen auf den Eſtrich vor den König nieder[321]. Der Poeſie des wildlodernden Kampfmuths gegenüber, die an den Schwertmännern ſich entfaltet und im Beſchwörungslied ihren höchſten Schwung nimmt, iſt der milde Geiſt, der überall um Hialmar weht, gefühlvoll im Abſchiedsgeſange des edeln Helden dargelegt: fünf Höfe hat er daheim, in ſeines Vaters Halle

vgl. Yngl. S. C. 38), nach der andern fremdartig Hlöđverr (2, 191 ff.). Der Name Ingibiörg geht durch alle Darſtellungen.

[315] Fornald. S. 2, 210: „Hiálmarr var svâ vanr at gânga, at hann hafđi öll herklæđi sín, þau sem hann hafđi í bardögum."

[316] Ebd. 215: „þvíat ek hefi brynju þá, er ek hefir aldrí sár í fengit, hûn er sett ferföldum bríngum."

[317] Ebd.: „en ek hefi sverđ þat, er Tyrfíngr heitir, ok dvergar smíđuđu, ok hètu, at hvergi skyldi í höggi stađ nema, hvort fyrir eru iárn eđr steinar."

[318] Sn. 162: „hiálms-elldr", aber auch „brynju-elldr."

[319] Fornald. 1, 426: „hiálmr þinn er höggvinn ok á hliđ (in síđa) brynja, nû tel (a. kveđ) ek fiorvi ok farit þinu" (vergl. 2, 216).

[320] Ebd. 2, 218: „Berr þû til sŷnis, sá er minn vili, hiálm ok brynju í höll konûngs; hugr mun gângast hilmis döttur, er hûn höggna sèr hlíf fyri briósti." (Vergl. 2, 121.)

[321] Ebd. 2, 223: „Hann gengr inn í höllina, ok hefir brynju Hiálmars í hendi sèr, ok svâ hiálm hans, ok leggr niđr á hallargólfit fyri konûngi." Weiterhin bei der Beſtattung 223 f.: „þá er fram borinn hiálmr ok brynja, er Hiálmarr hafđi átt, ok þikir mönnum mikils verdt um afrek hans, ok hvè mikit honum hafđi til fiörs verit."

trinken ſtattliche Hausmänner Meet und Bier im Überfluß (wieder die Fülle des befriedeten Landes[322]), während er auf Samsey vom Schwerte zerhauen liegt; von holden Freunden, vom ſchönen Geſange der Mädchen iſt er hinweggefahren; Ingibiörg hat vorausgeſagt, daß er nicht wiederkehren werde, und jetzt ſendet er ihr den goldrothen Ring von ſeiner Hand; ſchon ſieht er den Raben vom Baume fliegen und ihm nach den Adler, der ſein Blut koſten wird. Aber der treue Gefährte nimmt die Leiche auf den Rücken, trägt ſie zu Schiffe und läßt ſie vor der Königshalle nieder; der jungen Ingibiörg bringt er den Ring und gebrochnen Herzens ſinkt ſie in den Stuhl zurück; da legt er ſie dem Todten in den Arm und beide werden in Einem Hügel beſtattet[323]. Ein altes Vorbild rührender Balladendichtung.

Sagen vom Pfeile ſind heimiſch in dem norwegiſchen Geſchlechte, welchem Örvarodd beigezählt wird. Dieſer hat drei anererbte Finnenpfeile, die, goldbefiedert oder goldgeröhrt, von ſelbſt auf die Sehne zurück fliegen, auch Alles treffen, worauf ſie gewieſen ſind, denn ſie ſind von Zwergen geſchmiedet[324]. Von ihnen kommt auch Odds Beiname[325]. Gleichwohl hat er ſie gerade beim Streit auf Samsey im Schiffe zurückgelaſſen und erſchlägt die eilf Berſerke, die ihm als Kampftheil zugewieſen ſind, mit dem Blocke, den er eben im Walde gehauen, um daraus ſtatt des zerbrochenen Steuerruders ein neues zu zimmern[326].

---

[322] Zu „mæđir marga munngát firđa“ vergl. das Frühere „Þik kved ek mæđa margar undir.“

[323] Fornald. S. 1, 426 ff. (vergl. 1, 427.) 2, 216 ff., am letztern Orte (Örvaroddsſ.) iſt die Erzählung ausführlicher.

[324] Fornald. S. 2, 173: „Oddr frændi! sagdi Grimr (Odds Vater), þat eru þriár örvar, en þær eiga nafn, ok eru kallađar Gusisnautar. Hann selr nû Oddi örvarnar; hann litr á, ok mælti: Þetta eru hinar mestu gersimar; þær voru gulli fiđrađar, ok þær flugu siálfar af streng ok á ok þurfti aldri at leita þeirra. Þessar örvar tók Ketill hængr (der Großvater) af Gusi Finnakonûngi; þær bita allt þat, þeim er til visat, þviat þær eru dverga smidi.“ (Sie haben weibliche Namen: Flög (?), Hremsa, Fifa, ebd. 122, vgl. Sn. 216*a*, Gr. 3, 444.) 2, 511: „Þær vann ek (?) af Gusi Finnakonûngi, en þær munu siálfar fliûga aptr á streng, ok allt munu þær hitta, þat þeim er atskotit u. ſ. w. þær voru gulli reyrđar.“

[325] Ebd. 2, 185 f. 519 f.

[326] Die deutlichſte Meldung bei Saxo 5, 93: „Quippe Hialmerus atque Arvaroddus, quorum jampridem abrupto gubernaculo tempestas navigia

Auch ſonſt kommt es in ſeinen Abenteuern vor, daß er ſich, in Ermanglung der Pfeile, zur Kampfführung eine Keule zurichtet[327]. Aber eben darum, weil er auf Samsey ſich nicht ſeiner eigenſten Waffe bedient, iſt er hier nicht Hauptkämpfer, ſondern auf dieſer Seite iſt es Hialmar, der ſich mit dem Führer Tyrfings mißt: eine Gegnerſchaft, die ſoviel gilt, als wenn Odd die andern Eilfe auf ſich zu nehmen hat[328]. Im

---

laceraverat, alterius excidendi gratia nemus ingressi, ligni rudem extenuavere materiam eo usque truncum dolabris ambientes, donec navalis instrumenti formam vastum robur indueret. Quod quum humeris impositum sociæ cladis ignari deferrent, ab Osuræ filiis recenti oppressorum cruore madentibus lacessiti, duo cum pluribus ferro decernere coacti sunt u. ſ. w. Qui (Arvaroddus) informem adhuc gubernaculi truncum incredibili libratum nisu tanta vi hostium adegit corporibus, ut duodecim(?) unico ejus impulsu contusos elideret." Während Herv. S. ganz hievon ſchweigt und ihm vielmehr ein gutes Schwert in die Hand gibt (Fornald. S. 1, 425), läßt Örv. S. die Helden erſt nach Werkholz ausgehn und dann den Orvarodd, der ſein Schießzeug zurückgelaſſen und nur eine Axt mitgenommen, beim Anblick der Berſerke in den Wald wiederkehren und ſich noch beſonders eine Keule hauen, Fornald. S. 2, 210: „þat hefir atgengit um daginn á skipi Odds, at húsasnotra hefir ísundr gengit (a. húsa hefir gengit af). En er morgun kemr, gánga þeir á land upp, Oddr ok Hiálmarr, at höggva sèr efnitrè u. ſ. w. Oddr hafđi eptirlátit örvamæli sitt at skipum niđri" u. ſ. w. 211: „þeir Oddr gánga ofan ok Hiálmarr frá morkinni. Nú nemr Oddr stađ, ok stingr viđ fótum" u. ſ. w. 213: „þá mælti Oddr: þetta kemr eigi vel viđ, sagđi hann, þvíat örvamæli mitt ok bogi lá eptir viđ skip niđri, en ek hefi bastöxi eina í hendi u. ſ. w. Oddr gengr nú aptr í mörkina, ok höggr sèr kylfu eina" u. ſ. w. 215: „Nú gánga þeir fyrst fram, Haddingjar tveir, en Oddr lýstr sitt kylfuhögg hvorn þeirra, ok þurfa þeir ekki fleiri."

[327] Namentlich vor einem Kampf in Biarmaland, zum Theil wörtlich ſtimmend mit den zuletzt ausgehobenen Stellen, 2, 177: „þá stingr Oddr viđ fótum u. ſ. w. þeir siá nú allir mannfiöldann. Eigi er þetta allvel ákomit, sagđi Oddr, fyri því at örvamæli mitt er at skipum niđri; en nú mun ek snúa aptr at mörkinni, ok höggva mèr kylfu eina međ bastöxi þessi, er ek hefi í hendi u. ſ. w. en er hann kemr aptr, hefir hann stóra kylfu í hendi." Vergl. noch 2, 251. 291. 296, beſonders die Worte: „þá kom Oddi í hug, at hann hafđi mikils mist, þar er Gusisnautar voru honum horfnir. Hann snýr þá íburt úr bardaganum ok í skóginn ok höggr sèr eina stóra kylfu" u. ſ. w.

[328] Ebd. 1, 423 f.: „þeir Hiálmar siá, at Ángantýr hefir Tyrfing í hendinni, þvíat lýsti af honum, sem sólargeisla. Hiálmar mælti: hvort

Ganzen aber konnten Örvarodd und Hialmar nur als Vertreter der Waffen, nach denen ſie genannt ſind, ſich als Fahrt- und Kampfgenoſſen zuſammenfinden. Jener wird, wie dieſer, als Landſchutzmann bezeichnet[329], er gebraucht (wie Herakles) Bogen und Keule hauptſächlich gegen gemeinſchädliche Ungethüme in Menſchen- und Thiergeſtalt. Iſt der Pfeil auch nicht wie der Helm bloße Schutzwaffe, ſo dient er doch in den Schützenſagen, mittelſt ſeiner zwar hinterliſtigen, aber ſichern und fernhintreffenden Wirkſamkeit, als Helfer und Rächer des Unterdrückten oder Alleinſtehenden gegenüber dem Gewaltigen. Für jetzt iſt von Pfeilſagen nur noch das beizubringen, daß, wie ſchon Odds Pfeile Schmiedwerk der Zwerge ſind, ſo von einem ſpätern Abkömmling desſelben Stammes, An, dem Bogenbieger (bogsveigir[330]), erzählt wird, er habe am Waldbach einen Zwerg vom Steine weggebannt und dadurch genöthigt, innerhalb dreier Nächte einen Bogen, nach dem Maß von Ans frühzeitiger Größe und Stärke, und dazu drei Pfeile zu ſchmieden, mit deren jedem er einen berühmten Meiſterſchuß vollbringen ſolle[331]; gleichartig und vielleicht nur nachgeahmt der Sage, wie Tyrfing gewonnen ward, an dem die drei Nidingswerke haften, aber ein weiteres Zeugnis, wie ſehr man bedacht war, jeder befreundeten Waffenart mythiſche Weihe und höhere Bedeutſamkeit zu verleihen.

Es ergibt ſich aus dem Bisherigen die Ahnung einer umfaſſenden Waffenſage, welche je in der beſondern Waffenart ein bedeutendes Lebensverhältnis, im Gegenſatz, Verein oder Zuſammenſtoß verſchiedener Arten aber das Lebensganze eines waffenrüſtigen Volkes ſinnbildlich

---

viltu heldr eiga við Ángantýr einn, eða við bræðr hans 11? Oddr svarar: ek vil berjast við Ángantýr, hann mun gefa stór högg með Tyrfingi, en ek trúi betr skyrtu minni, enn brynju þinni til hlífðar. Hiálmar mælti: hvar kvámu við þar til orrostu, at þú gengir fram fyri mik; viltu því berjast við Ángantýr, at þer þikkir þat meira þrekvirki; nú em ek höfuðsmaðr þessarar hólmgöngu u. ſ. w. ok skal ek berjast við Ángantýr." Vergl. 2, 215.

[329] Ebd. 2, 536: „Oddr hefir nú landvörn fyri Garðariki."

[330] „Bogsveigir", den Anlaß des Namens berichtet Áns Saga C. 3, ebd. 2, 329 ff. (Vergl. ebd. 2, 290: „Oddr sveigði álm" u. ſ. w. [Schriften 1, 165. 7, 198. K.])

[331] Fornald. S. 2, 327. 338. Vergl. den Druck der Saga bei Biörner C. 3. [S. 743.] Der Zwerg heißt Litr, wie der im Mythus von Baldr, Sn. 66.

darſtellte[332]. Hervörſaga ſelbſt, in der ſich dieſer Ausblick öffnet, iſt übrigens, wie ſie vorliegt, gewis nicht aus Einem Guſſe hervorgegangen, es hat in ihr ein uralter mythiſcher Keim immer weitere Ringe getrieben, näher oder ferner verwandte Überlieferungen wurden dadurch angezogen und ſchließlich verlor ſich in willkürlicher Anſpinnung und Fortdichtung der leitende Gedanke. Schauplatz der Begebenheiten iſt hauptſächlich das baltiſche Meer mit den beidſeitigen Küſtenländern. Den beſtimmteſten örtlichen Anhalt zeigt die Saga in ihrem Mitteltheile, dem Streit auf Samsey, der ſchon von Saxo geſchildert iſt. Dorthin fahren die Arngrimsſöhne, deren Heimat bald auf ein norwegiſches Eiland, bald nach Schweden verlegt wird[333]. Aus Schweden kommt auch Hialmar, der Hüter dieſes Landes, mit ſeinem norwegiſchen Waffenbruder Örvarodd, und ſo ſehr Dieſer ſelbſt der Fabelwelt verfallen iſt, werden doch wenigſtens die Namen ſeines Vaters und ſeines Ahns in einer geſchichtlichen Saga angeſtreift[334]. In ſeiner eigenen wird angeführt, daß Männer, die auf Samsey geweſen, bezeugen, man ſehe dort noch die Hügel, die er aufgeworfen; auch ſpätere Volksſage auf

---

[332] Die Skythen opferten dem Schwerte, Akinakes (Herod. 4, 62). Wenn nun nach J. Grimms Forſchungen Skythes, der Stammvater ihrer Könige, Sohn des Herakles oder des Zeus ſelbſt, vom Geſchoſſe (Plin. 7, 57: „arcum et sagittam Scythen, Jovis filium, invenisse dicunt“) und Zalmoxis, der von Skythen und Geten vergötterte Weiſe (auch Hialmar gibt Geſetze), muthmaßlich vom Helme den Namen hat (üb. Jornand. 25 f. Sprachg. 187 f. 219. 220 f. 231. 771; vergl. noch 222 f.: Skyles, Skoloten, 460 f.: Baſtarnen, Herod. 4, 5: Targitaos, Gr. 3, 445), ſo würde ſchon dort ein weitgreifender Waffenmythus beſtanden haben. Nach Jornandes C. 35 [S. 123] kam das ſkythiſche Schwert in Attilas Hand und auch auf deutſchem Boden (D. Myth. 185 f.) hat ſich, wie Fiſchart es nennt, Etzels „hochgeadlet vnglückſchwerd“ ſagenhaft fortvererbt, D. Heldenſ. 311 f. Myth. 185 f.

[333] Fornald. S. 1, 413: „á ey þeirri á Hálogalandi, er Bólm hét“ (vergl. ebd. 514); auch „Bólmey“ ebd. 417. 2, 212: „í Bólm austr.“ Dagegen bei Saxo 5, 92: „Arngrimus, pugil Sveticus.“ Afzelius, Svenska Folkets Sago-häfder 1, 70: „På en ö i sjön Bolm i Småland sutto en winter Arngrims tolf söner, alla grymma och wida ryktbara kämpar. Många sägner och minnesmärken efter dem skola i det landet ännu finnas.“

[334] P. E. Müller, Sagabibl. 2, 528 f. Über Odd ſelbſt ebd. 537 f.: „Orvarodd nævnes ei i nogen Genealogi uagtet det hed at mange skulde nedstamme fra hans islandske Datter (vergl. Fornald. S. 2, 322. 559).“

Samsey und Ortsbenennungen in Norwegen haben ſein Gedächtnis bewahrt[335]. Altnordiſches Gepräge hat vor allem auch der Berſerksgang und die Grabbeſchwörung. Das Meiſte dagegen, was ſonſt dieſem Holmkampfe vor- oder nachgeht, begibt ſich, ſoweit es nicht dem gänzlich märchenhaften Reiche des Königs Godmund in Gläſisvellir angehört[336], auf dem jenſeitigen Feſtlande, in Gardareich und auf Aldeigjuborg (Rußland und Ladoga[337]), ſodann in dem ungewiſſen Reidgotaland und auf deſſen Grenze gegen Hunaland.

Dieſen Gebieten, welche dem nordiſchen Sagenſchreiber in unbeſtimmter Vorſtellung lagen, iſt namentlich der Mythus vom Urſprung des Schwertes, ſowie gröſtentheils auch die Vollführung der daran haftenden Nidingswerke, zugewieſen und damit erlangt die bedeutſame Schwertſage in ihren Grundzügen ein allgemeiner germaniſches Heimatrecht.

Für den nächſten Zweck gegenwärtiger Unterſuchung iſt es nun erheblich, daß eben in jenem den Keim des Ganzen in ſich ſchließenden Mythus der Name des erſten Erwerbers das Wort *svafr* an der Stirne trägt. Die früheren Nachweiſe, daß damit das Schwert gemeint ſei, werden beträchtlich verſtärkt, wenn nunmehr daſſelbe Wort an der Spitze derjenigen Sage ſteht, welche einzig und mit großer Vollſtändigkeit dem Weſen und Wirken des Schwertes gewidmet iſt.

---

[335] Fornald. S. 2, 222: '„ok er þat sagt af þeim mönnum, er þar hafa komit, at enn siái þess merki i dag, er Oddr giördi þá." Sag. Bibl. 2, 539: „Torfæus anförer, hist. Norvag. P 1, 274, at man til hans Tid viste i Omegnen af Gaarden Beruriodre baade Orvar Odds Höi og Faxes (eines Pferdes) Sö." 2, 567: „Vi have altsaa Grund til at antage, at Kampen paa Samsö er et ældgammelt historiskt ved Sange fortplantet Sagn. Gienklang heraf i det syttende Aarhundrede i de Minder, Samsingerne havde om Orvaroddshöi og Brödregravene (Torfæi series regum Daniæ p. 35, 50. Thuras, Beskrivelse over Samsö S. 70, danske Atlas 2, S. 257, Antiqvariske Annaler 1 B. S. 36, 37)."

[336] Über Godmund und ſein Reich ſ. Sagabibl. 3, 247 ff. D. Myth. 783*; die Sage von ihm bedarf noch beſondrer Forſchung. Im 1 Cap. der Herv. S. bildet Godmund, der nach ſeinem Tode göttlich verehrt wird, mit ſeinem Sohne Höfund ebenſo die mythiſche Unterlage für die friedſame Richtung, wie der Stromrieſe Hergrim für das Berſerkweſen; ſind Glæsisvellir (Glanzwieſen), wie ich vermuthe, das milde Land des Frühlings, ſo iſt auch auf dieſer Seite ein Naturmythus untergeſtellt. Der Name Hofundr bedeutet einen oberſten Richter (Fornald. S. 1, 58), Höfund iſt Gegenſatz ſeiner ungeſtümen Gemahlin Hervör und hat den Ruhm des weiſen und untrüglichen Urtheilſpruchs (ebd. 411 f. 513. 452 f. 526 f.), ſo daß ſelbſt auf ſeinen Sohn Heidrek, in dem die zwieſpältige Sinnesart der Eltern ſich bekämpft, die Vorliebe für Geſetzgebung und Gericht übertragen wird (ebd. 462 f. 531 f.).

[337] Zeuß 546.

Neben dieſem Hauptnamen Svafrliomi lautet noch in der größeren Hervörſaga der weibliche Eigenname Svâva wie ein verſprengter vormaliger Stabreim nach. Er iſt zwei Frauen in verſchiedenen Theilen der Saga angeeignet. Svâva (a. Tôfa), die Tochter des Jarls Biartmar von Aldeigjuborg, iſt eben nur durch ihre Verwandtſchaft mit den erſten Beſitzern Tyrſings bemerkenswerth, mit Svafrliomi im Namenlaut, mit Angantýr und Hervör als Gattin und Mutter[338]. Die zweite Svâva tritt viel ſpäter ein, zum letzten Theil der Saga, der auf einem urſprünglich nicht zu dieſer gehörenden, ſelbſtändigen Sagengrunde beruht. Bruder- und Verwandtenmord, zwei auf Tyrſing gelegte Nidingswerke, ſind ſchon in Erfüllung gegangen. Heidrek, Hervörs Sohn, hat ſeinen milderen Bruder, der auch Angantýr hieß, mit dem unheilvollen Schwert erſchlagen[339]. In der Verbannung kommt er hierauf zum König Harald von Reidgotaland und erhält für tapfere Dienſtleiſtung deſſen Tochter Helga zur Gemahlin, ſammt dem Königsnamen und der Hälfte des Reichs; als aber nachmals ein Misjahr einfällt und geweiſſagt iſt, es werde nicht beſſer kommen, bevor nicht der vornehmſte Jüngling im Lande geopfert ſei (vgl. Leo, Beow. 84), und als ein Schiedsrichterſpruch nicht den Sohn Haralds, ſondern den Heidreks, für den erſten erkennt, da willigt der Vater unter dem Beding ein, daß dafür je der zweite Mann Haralds in ſeine Gewalt gegeben und vereidet werde; ſobald nun dieß geſchehen, erklärt er, Odin werde vollen Entgelt für einen Knaben erhalten, wenn dafür König Harald komme mit ſeinem Sohn und ſeinem ganzen Heere; alsbald läßt er die Heerhörner blaſen, wendet die eben gewonnene Schaar gegen die ſeines Schwähers und wüthet dermaßen mit Tyrſing, daß Harald, deſſen Sohn und ein großer

---

[338] Den ganzen Zuſammenhang gibt die erſte Str. des Beſchwörungsliedes, Fornald. S. 1, 435 (vergl. 519): „Vakna þû, Ángantýr! vekr þik Hervör, einkadôttir ykkar Svâfu; seldu ûr haugi hvassan mæki, þann er Svafrlama slôu dvergar."

[339] Ebd. 1, 448 (vergl. 524): „brá hann þá Tyrfingi, ok biô Ángantý banahögg, ok vann fyrstr nidingsverk med sverdinu."

Theil ihrer Mannſchaft fallen, worauf er mit dem Blute der Verwandten die Altäre färben läßt und die Gefallenen insgeſammt ſtatt ſeines Sohnes dem Odin gibt; Helga erhängt ſich im Tempel[340]. Die heidniſche Kriegsſitte, wie ſie ſchon bei Katten und Hermunduren vorkam, das feindliche Heer den Göttern zu weihen, eignete ſich ſehr, unter die blutigen Werke des Schwertes aufgenommen zu werden, zum Neidingswerk aber wurde ſie erſt dadurch, daß ſie gegen die Anverwandten gerichtet war[341]. Nachdem dann auch das dritte dieſer Werke durch den Meuchelmord an Heidrek ſelbſt zum Vollzug gekommen, ſo waren die Fluchgeſchicke Tyrſings gänzlich zum Ende geführt[342]. Gleichwohl iſt zum Schluſſe noch eine ausführliche Kriegsgeſchichte herangezogen worden, in welcher der mörderiſche Kampf zwiſchen Brüdern und Verwandten ſich wiederholt und ſteigert. Heidrek hatte auf einer Heerfahrt nach Hunaland den dortigen König Humli beſiegt und deſſen Tochter Sváva als Kebsweib hinweggeführt, bald aber ſie in die Heimat zurückgeſchickt, wo ſie einen Sohn, Hlödr oder Hlödver, gebar, der beim Muttervater aufgezogen wurde. Nach Heidreks Ermordung folgte ſein Sohn Angantýr, derſelbe, für den das Odinsopfer gefallen war, als König der Reidgoten. Aber ſein Halbbruder Hlödr verlangte die Hälfte des Erbes und als ihm Heidrek nur ein Drittheil anbot, brach er, obgleich erſt zwölfjährig, mit einem ungeheuren Hunenheere durch den Grenzwald Myrkvid in das Land der Reidgoten ein, wo er am Schluß einer zehntägigen Schlacht von ſeinem Bruder mit Tyrſing erſchlagen wird[343], auch Humli iſt umgekommen und die Hunderttauſende des Hunenheers ſind bis auf wenige Hundert erſchlagen oder im Blut ertrunken. Die Übertreibungen und Wiederholungen dieſes letzten Theils, in welchem auch eine neue Hervör, Schweſter Heidreks, mitkämpft und das huniſche Heer dem Zorn und Speerwurf Odins überantwortet wird[344], könnten darin beſtärken, daß hier nur willkürlich zugedichtet ſei, um die Geſchichte des Fluchſchwerts mit einem Prachtſtücke zu beſchließen, einer Hunenſchlacht, woran herkömmlich die Vorſtellung zahlloſer Heeresmenge und maßloſen Blutvergießens geknüpft war[345]. Bei allem dem iſt auch dieſer Theil der Saga reich an Zügen alterthümlicher Sitte, namentlich hat ſich in den eingewobenen Strophen, ſoviel auch hier überarbeitet und zugeſetzt ſein mag, der Nachklang des ächten Heldenlieds erhalten, endlich, was das Wichtigſte, kann der Inhalt dieſes letzten Abſchnitts ſelbſt als anderwärts beglaubigt nachgewieſen, wenn auch nicht mehr hinreichend aus der Verdunklung gehoben werden. Saxo, der ſeine Stammtafeln mit Humblus und deſſen Söhnen Dan und Angul beginnt und ſofort mit Dan das däniſche Königsgeſchlecht eröffnet, gibt dieſem zwei mit einer hochgeſtellten Deutſchen erzeugte Söhne, Humblus und Lotherus[316], und läßt erſt von letzterem den ſonſt obenanſtehenden Skiold abſtammen. Die beiden Söhne Dans ſind gleichnamig mit Humli und Hlödhr der Hervörſaga, aber auch was von ihnen erzählt wird, iſt ein Bruderkrieg um das väterliche Reich. Humblus wird nach des Vaters Tode zum König erkoren; die Wählenden ſtehen auf Steinen, die im Boden befeſtigt ſind. Von ſeinem Bruder bekriegt und gefangen, muß er ſein Leben mit Abtretung des Reiches erkaufen. Lother wird nachmals zur Strafe für ſeine Gewaltthaten vom Volke getödtet[317]. Ynglingaſaga C. 20 weiß von einem König Dan dem Hoffärtigen (mikilláti), nach welchem Dänemark (Dan-

---

[340] Ebd. 1, 451 ff. 526 f. beſonders 454: „Hann (Heiđrekr) mælti þá: svá lízt mèr, (at) goldit muni vera Ođni fyrir einn svein, ef þar kemr fyrir Haraldr konûngr ok son hans, ok herr hans allr u. ſ. w. Lèt Heidrekr konûngr þá riođa godastalla blođi Haralds konûngs ok Hálfdânar, en fal Ođni allan þann val, er þar hafđi fallit, til árbótar, í stad Angantýrs, sonar sins. Ok er Helga drottníng frètti fall fođur sins, fengu henni svá mikils þessi tiđendi, at hûn heingdi sik í dîsarsal (a. dîsardal).“ 527: „kveđst hann þetta fólk gefa Ođni fyri sun sinn, ok lèt riođa stalla blođi konûngs ok Hálfdânar, sunar hans; kona hans fòr sèr í dîsar sal.“ (Vergl. Yngl. S. C. 18.)

[341] Ebd. 454: „ok varđ Heiđrekr konûngr banamađr mága sinna; er þat talit annat níđingsverk unnit međ Tyrfíngi, eptir álögum dvergsins.“

[342] Ebd. 488: „er þetta talit hit þriđja níđingsverk unnit međ Tyrfíngi, eptir því, sem dvergrinn hafđi fyrimælt, voru nû endut þau álög.“

---

[343] Dieſen Brudermord rechnet Angantýr nicht mehr dem Zwergfluch, ſondern dem Spruche der Nornen zu, Fornald. S. 1, 508: „illr er dômr norna."

[344] Der greiſe Held Gizr reitet dem Hunenheer entgegen und ladet es auf das beſtimmte Schlachtfeld; dabei ruft er mit lauter Stimme die Verwünſchungen (ebd. 501 f.): „Felmtr er ydarr fylki, feigr er ydarr vísir, græfr ydurr gunnfari, gramr er ydr Odinn u. ſ. w. ok láti svá Odinn fleinn fliûga, sem ek fyrimæli."

[345] So ſchon die Beſchreibung der catalauniſchen Schlacht bei Jornandes S. 131: „Manu (manus) manibus congrediuntur, bellum atrox, multiplex, immane, pertinax, cui simile nulla usquam narrat antiquitas, ubi talia gesta referuntur, ut nihil esset, quod in vita sua conspicere potuisset egregius, qui hujus miraculi privaretur aspectu. Nam si senioribus credere fas est, rivulus memorati campi humili ripa prolabens, peremptorum vulneribus sanguine multo provectus, non actus (auctus) imbribus, ut solebat, sed liquore concitatus insolito, torrens factus est cruoris augmento. Et quos illic coegit in aridam sitim vulnus inflictum, fluenta mixta clade traxerunt: ita constricti sorte miserabili sorbebant potantes sanguinem, quem fudere sauciati." S. 134 f.: „In hoc enim famosissimo et fortissimarum gentium bello ab utrisque partibus clxij (clxv) millia cæsa referuntur, exceptis xc millibus Gepidarum et Francorum, qui ante congressionem publicam noctu sibi occurrentes, mutuis concidere vulneribus, Francis pro Romanorum, Gepidis pro Hunnorum parte pugnantibus." Dietrichs Flucht 9247 ff.: „ich han ez lazzen uz der zal, daz ich ez nummer tar geſagen, ſo vil (als) ir (der Hunen) da wart erſlagen. nu ſecht, wie ein not daz was, (daz) velt, blumen und gras nur von blut(e) alles ran! man ſach die guzze hin ab gan als von dem regen tut ein pach; die toten nieman vor (dem) blute ſach." (Ebd. 6550 f. 6574 ff. 8856 ff. 9072 f. 9636 ff. Schlacht vor Raben 745. 750 f. 753.) Saxo 5, 89: „Hac virium fiducia cum Hunis pugna conseritur. Cujus prima dies tanta interfectorum strage recruduit, ut præcipui tres Rusciæ fluvii, cadaveribus velut

---

ponte constrati, pervii ac meabiles fierent. Præterea quantum quis itineris per triduum equo conficere posset, tantum locorum humanis cadaveribus impletum videres. Adeo spatiosa cædis vestigia erant. Itaque prælio septem dies extracto, occidit rex Hun." u. ſ. w. Und nun von der zehntägigen Hunenſchlacht der Herv. S. 505: „nefna fornsogur eina þessa orrostu mesta fyri nordan haf." 508: „At morgni komanda lætr konúngr kanna valinn, ok fannst þar enginn lifandi madr, höfdu þeir allir druknat i blódinu, er sik báru eigi af vigvelli." 509: „var þessi orrostustaðr 8 milur í kring, sem valrinn hafdi fallit; sér nú enn í dag merki til hauganna." Die meiſten dieſer Schlachten werden von Gothen (Amelungen) und Hunen geſchlagen. [Vergl. Heldenſ. 70 ſ.]

[316] Saxo 1, 5: „Verum a Dan (ut fert antiqnitas) regum nostrorum stemmata, ceu quodam derivata principio, splendido successionis ordine profluxerunt. Huic filii Humblns et Lotherus fuere, ex Grytha, summæ inter Theutones dignitatis matrona, suscepti."

[317] Das Ganze bei Saxo 1, 5. Die Stelle von der Königswahl: „Lecturi regem veteres affixis humo saxis insistere suffragiaque promere consueverant, subjectorum lapidum firmitate facti constantiam ominaturi. Quo ritu Humblus, decedente patre, novo patriæ beneficio rex creatus" u. ſ. w.

mörk) genannt iſt; hier erſcheint er aber als Sohn des Königs Danp, deſſen Vater Rigr heißt[348]. Im Eddaliede von Rig, der, ein irdiſch wandernder Gott, die verſchiedenen Stände zeugt, werden die ſtabreimenden Danr und Danpr nicht genealogiſch, ſondern nur als kampfrüſtige Beſitzer koſtbarer Hallen und hohen Stammadelguts (ódal) angezogen[349]. Dampstadir, auch Stadir Dampar, Damps Stätten, wird in Hervörſaga die Hauptburg Reidgotlands genannt; Hlöd verlangt von ſeinem Bruder mit andrem Halbtheil den herrlichen Wald Myrkvid und den glänzenden (berühmten) Stein auf Damps Stätten, die halben Heerburgen Heidreks, der Stein am Königsſitze bezeichnet aber doch wohl die oberſte Gerichts- und Verſammlungsſtätte und gemahnt an die Dingſteine bei Saxo[350]. Wieder in einem Eddaliede läßt der

---

[348] Yngl. S. C. 20. Eine Stammtafel in Fornald. S. 2, 12 gedenkt „Dans ens mikilláta“ erſt im achten Gliede abwärts von Skiöld, ohne Erwähnung Danps. Vergl. J. Grimm, Sprachg. 732 f.

[349] Sæm. 106b (Munch 66b): „Á Danr ok Danpr dýrar hallir, ædra óda en þèr hafit“ u. ſ. w.

[350] Fornald. S. 1, 490: „Sidan lèt hann efna veizlu mikla á þeim bæ, er Dampstadir heita (a. Dauparstödum) í Arheimum, er sumir kalla Ernar hèrad, var þat höfudborg á Reidgotalandi í þann tima, ok drakk þar erfi eptir fodur sinn.“ 493: „hrisi þvi hinn mæta (a. hris þat it mæra), er Myrkvidr heitir“ u. ſ. w. „Steinn þann hinn fagra (a. mæra) á stödum Damptar (a. Dampar), hálfar herborgir, er Heidrekr átti.“ Über Steine am Gerichtsort, zur Königswahl und als Königsſtuhl ſ. Rechtsalt. 802 ff. 236 f. 242 f. Fornald. S. 1, 57 f., Stephanii not. S. 29. Die mehreren Steine bei Saxo und der eine in Herv. S. vermitteln ſich dadurch, daß die Wählerſteine den Königsſtein umgaben, ſ. Stephan. l. c. „Cæterum ejusmodi saxa, quæ ut plurimum duodecim fuerunt, hodieque multis in locis apud nos conspiciuntur; in Sælandia nostra prope Lethram, vulgo Leire, civitatem olim regiam, locus extat kongsstolen, seu sedes regia, grandi saxo inter reliqua conspicuus, qui eligendo regi olim fuit deputatus, et etiamnum seniorum hac de re relationibus nobilitatus u. ſ. w. Parilis exemplum ritus in Svetica extat historia. Nam extra civitatem Upsalensem, ad unum milliare, in plano campo situs fuit lapis, quem morasteen (vergl. steinn hinn mæra) appellant, regiæ electioni ab antiquissimo tempore dedicatus.“ Olai Magni Historia l. 8. c. 1 (S. 239): „unde non procul est lapis campestris amplus, ab incolis perpetuo tempore Morasten appellatus, in circuitu duodecim continens lapides paulo minori forma humi firmatos: in quo loco prædicti senatores, seu regni

Hunenkönig Atli ſeine Schwäger durch einen Sendboten zu ſich laden, er verſpricht ihnen große Koſtbarkeiten und die Stätten Danps (stadi Danpar), auch den berühmten Wald Myrkvid; durch dieſen, den auch der Bote durchzogen, und über die Hunmark reiten dann die Niflunge in Atlis Land[351]. Hier alſo gleichfalls Danps Stätten und, faſt wörtlich mit Hervörſaga, der Grenzwald Myrkvid, aber Beides zu huniſcher Herrſchaft gehörend. Zuletzt eine merkwürdige Stelle des angelſächſiſchen Liedes vom Wanderer; dieſes Gedicht, wie ein andres derſelben Sprache, nennt Hunen und Hredgoten zuſammen, der letztere Volksname wird aber gleichbedeutend mit dem einfachern Hräden (Hrædas) gebraucht; wenn nun der vielgewanderte Sänger ſagt: „Wulfhere beſucht' ich und Wyrmhere, ſelten ruhte dort der Kampf, da der Hräden Heer mit harten Schwertern um den Weichſelwald den alten Erbſtuhl vor Ätlas Volke vertheidigen muſte“[352], ſo iſt dieſer Wyrmhere (ahd. Wurmhari) kein andrer, als der Jarl Ormar[353] der Hervörſaga, der gleicherweiſe mit ſeiner Pflegbefohlenen, der jüngern Hervör, zur Grenzhut Reidgotlands gegen das Hunenheer am Walde Myrkvid beſtellt iſt, die blutigen Schlachten zwiſchen Reidgoten und Hunen mitkämpft und darin untergeht[354].

---

consiliarii ac nuntii confluere solent.“ Scheffer, Ups. antiqua S. 342 (R. A. 236): „stabat ergo noviter electus rex in lapide, stabatque non nisu proprio, sed consensu manibusque procerum in eum sublevatus.“

[351] Sæm. 244, 5: „stôrar meiðmar ok stadi Danpar, hris þat it mæra (vergl. Anm. 350), er medr Myrkvið kalla.“ 246, 13: „Myrkvið inn ôkunna (vergl. 244, 3), hristisk oll Hûnmörk“ u. ſ. w. Letzteres kann auch Hunwald bedeuten.

[352] Cod. exon. 325, 29 ff.: „Vulfhere sôhte ic and Vyrmhere, ful oft þär vîg ne âlag, þonne Hræda here heardur sveordum ymb Vistlavudu verga sceoldon ealdne êdelstôl Ätlan leódum.“ Zu êdelstôl vergl. Dans und Damts „ôdal“ in Rigsm. 45 und „steinn þann hinn fagra â stoðum Damptar“ in Herv. S., ſodann was in Anm. 350 über den Königsſtuhl bei Leire beigebracht iſt, ferner Rechtsalt. 243: „Der ſchwediſche konûngsa ôll lag bei Upſala. Olaf d. heil. Saga C. 76.“ Über ôðal (ahd. uodal, agſ. êðel) überhaupt R. A. 265. 492. (Graff 1, 144.)

[353] J. Grimm in Zeitſchr. f. d. Alt. 3, 143. Trad. Wizenb. 61: „uuormharius“ 201: „uuurmharii“; Neugart 59: „Wurmhari“, ebenſo 109. 247.

[354] Fornald. S. 1, 496: „Sem þessi herr kom saman, riða þeir â skôg þann, er Myrkviðr heitir; hann skilr Hûnaland ok Reiðgotaland

In der Ahnenreihe bei Saxo fallen Dan und Angul dem Gebrauche heim, aus dem Namen eines Volks oder Geſchlechts den des Stammvaters zu bilden. Ihnen zunächſt verbunden ſind Humblus und Grytha, wahrſcheinlich durch Vermiſchung gothiſcher mit däniſcher Stammſage[355]. Humblus, hier der Vater Dans und Anguls, gemahnt an Humal, wie in der gothiſchen Stammtafel bei Jornandes, nach einer der ſchwankenden Lesarten, der Sohn Gauts (berichtigt aus Gapt), des Urvaters der Amaler, genannt iſt[356]. Grytha, die bei Saxo mit Dan vermählt und als eine Frau von höchſter Würde unter den Deutſchen bezeichnet iſt, eignet ſich in derſelben Namengattung, wie Dan und Angul, zur Vertreterin des einſt gewaltigen oſtgothiſchen Volksnamens der Greuthunge[357]. Der Name Humblus wiederholt ſich ſogleich am älteren Sohne Dans

---

(a. Gotaland). En sem þeir komu af skóginum, þá voru slèttir vellir ok bygdir stórar, en á vollunum stód borg ein fogur; þar rèd fyrir Hervör, systir Angantýrs ok Hlödvers, ok med henni Ormar, fóstri hennar; voru þau sett þar til landgæzlu fyrir her Húna, höfdu þau þar mikit lid."

[355] Mag nun hiebei noch einſtiger genauer Verband der Dänen mit den zur Weichſel vorgerückten Gothen (Sprachg. 734) durchſcheinen oder dazu altübliche Aufzählungen namhafter Könige und Helden verſchiedener Volksſtämme Anlaß gegeben haben, dergleichen noch im Vidſidslied, in Hervörſaga (Fornald. S. 1, 490), auch für Götternamen (Fornm. S. 5, 238), vorliegen, oder ſelbſt nur einzelne Anklänge wie Danr, Danptr, Dampstadir.

[356] Jornand. S. 87. D. Mythol. (1) Anh. XXV f. (2) 345.

[357] Über die Greuthungi ſ. Ammian. 31, 3 f. Zeuß 407 (altn. Grýtingr Heimskr. 1, 79. 134. 272). J. Grimm, Sprachg. 448 f. Wäre Humbli = Amala (Stephan. ad Sax. 28 b. Müller om Saxo 16) und Hlödr = Reidr zu nehmen, ſo hätten ſämmtliche Hauptnamen das gleiche Gepräge, das auch ſchon im Ostrogotha bei Jornand. (S. 87. 88: „incertum, utrum ab ipsius nomine, an a loco orientali dicti sunt Ostrogothæ," vergl. Sprachg. 442 u. 445 ob.) zu Tage ſteht; der Bruderzwiſt würde zu einem Streit um die Herrſchaft zwiſchen zwei verwandten Völkern. Das Schwanken in dem altnord. Reid-, dem angelſ. Hred-, Hréd-, Hræd-, ſodann im Mannsnamen ſelbſt zwiſchen Hlödr, Hlödver, Lodver (Gen. Hlodves), Hlodverr (Gen. Hlodvers), gibt allerdings für dieſen Namen freiere Hand und läßt die Vermuthung zu, daß die Wandlung in Hlödr durch Einwirkung eines fränkiſchen Chlod- (Chlodoveus, Clothahar, vergl. Zeitſchr. f. d. Alterth. 6, 433) herbeigeführt ſei, wie denn Hlodver gerne mit Kiar, König in Walland, zuſammengebracht wird. (Sæm. 133. 135, 15 und in Herv. S. ſelbſt, Fornald. S. 1, 490; vergl. Sæm. 234, 25. 245, 7. Sn. 192. Fornald. S. 2, 11.)

und Grythas, dem Bruder Lothers, und mag wohl auch urſprünglicher ſein, als der aus dem vordern Theile der Hervörſaga in den letzten herübergenommene Angantyr; der ältere Humbli erſcheint auch in der Saga als Großvater Hlöds, nicht zugleich Angantyrs, iſt aber zum Hunenfürſten verſchoben. Die Verlegung des Bruderſtreits nach Dänemark iſt eine Folge der Stammtafel, wie Saxo dieſe in däniſchem Sinne zuſammengeſetzt hat[358]. Dem gegenüber behauptet die Saga den Schauplatz auf gothiſchem Gebiet, in Reidgotland, und ihr kommt hiebei das Zeugnis des angelſächſiſchen Gedichtes zu Statten. Über die Lage von Reidgotland ſind zwar die Angaben nicht einhellig, aber nach der ganzen Anſchauung der Hervörſaga gehört daſſelbe dem nordöſtlichen Deutſchland an und genauer noch beſtimmt das Wandererslied den Weichſelwald als Grenze zwiſchen den Hräden, gleichbedeutend mit Hredhgoten, und dem Volke Ätlas, den Hunen[359]. Daß jemals in dieſer Gegend Gothen und Hunen zuſammengrenzten, läßt ſich keineswegs geſchichtlich zurechtlegen, dieß iſt jedoch kein Hindernis, in Humlis und Hlöds Erbzwiſt eine oſtgothiſche Sage anzunehmen. Von der Überwältigung des großen Gothenreiches unter Ermanarich durch die Hunnen und der Verwicklung der Oſtgothen in Attilas Heerzüge her iſt auch in der deutſchen Amelungenſage die Kampfbetheiligung der Hunnen ſtändig geworden. Abgeſehen vom Verhältnis zu den Hunnen, iſt gothiſche Anſiedlung am

---

[358] Alte däniſche Ortsnamen, mit Humble- zuſammengeſetzt, können hiebei eingewirkt haben (vergl. Müller om Saxo 16, Stephan. not. 28a), haben aber wohl keine andre Bedeutung als die deutſchen: Hummelberg, Hummelwald (ahd. humbal, apis, ſchwed. humla, dän. humle, Hummel).

[359] Größere Herv. S. (Fornald. S 1, 509): „Er þat sagt, at Reidgotaland ok Húnaland sè nú þýdskaland kallat. þýdskaland er talit 12 konúngaríki, sem Norvegr.“ Die kleinere dagegen (ebend. 526): „á Reidgotaland, þat heitir nú Jútland;“ ebenſo Sn. Form. 14: „þat heitir nú Jötland er þá var kallat Reidgotaland.“ Anders und gegenſätzlich Sn. 195: „Í þann tíma vár kallat allt meginland (Feſtland) þat er hann (Odinn) átti Reidgotaland, en eyjar allar Eygotaland: þat er nú kallat Danaveldi oc Svíaveldi.“ Fornald. S. 1, 347: „Selund ok Reidgotaland, Eygotaland ok Eyland.“ Ebend. 355: „Reidgotaland ok Vindland.“ (Vergl. ebend. 366. 368.) Yngl. S. C. 21 gebraucht für Reidgotaland auch einfach Gotland. S. hieher Zeuß 500. J. Grimm, Sprachg. 738. 740 f., wo auch über die angelſächſiſchen Hrêdgotan, Hrêdas, Hrædas und ihre Zuſammenſtellung mit den Húnas. vergl. Andr. u. El. XXII.

Oſtſeeſtrand und an der Weichſel frühzeitig bezeugt. An dieſem Strome, auf deſſen Oſtufer, wohnten nach Ptolemäus, um die Mitte des 2ten Jahrh. n. Chr., die Gythonen[360]. Zwei Jahrhunderte ſpäter ſcheint derſelbe Strom die weſtliche Grenze der Herrſchaft Ermanarichs geweſen zu ſein[361]. Namentlich hat Letzterer, nach Jornandes, das Volk der Äſtier, am langgeſtreckten Strande des germaniſchen Meeres, ſich unterworfen[362] und von dieſer Eroberung der Bernſteinküſte hat ſich ein merkwürdiger Nachglanz in gothiſcher Geſchichte und Sage forterhalten. Nachdem längſt aller ſtaatliche Verband gelöſt war, brachten äſtiſche Geſandte noch dem oſtgothiſchen Dietrich Bernſtein zum Geſchenke nach dem fernen Italien[363]. Aber auch Ermenrichs ſagenhafter Schatz mit ſeinen koſtbaren Kleinoden weiſt auf eben dieſe Fundgrube glänzenden Schmuckwerks zurück[364]. Von dieſem nordöſtlichen Standpunkt aus begreiſt es ſich zugleich, wie gerade nur Ermanrich in die altnordiſche Dichtung und Sage tiefer und lebendiger eingedrungen iſt[365], während Dietrich von Bern dieſelbe nur ſpät und äußerlich berührt. Im Vidſidsliede nun heißt Eormanrik gleichmäßig Hredkönig und König der Gothen[366]. Durch Beiziehung der Hunnen muſte ſich die Stellung der Völker verwirren. Hervörſaga und das angelſächſiſche Lied ſetzen öſtlich, auf das rechte Weichſelufer, die Hunnen, weſtlich und auf das linke Ufer die Reidgoten, Hräden. In der Wirklichkeit hat man ſich für die Zeit, in welcher gothiſche Bevölkerung und Herrſchaft an die Weichſel reichte, weſtlich angrenzend ſueviſche Völkerſchaften zu denken. In der Saga ſelbſt iſt nur ſoweit eine Berichtigung angedeutet, als

---

[360] Ptolem. (160 n. Chr. Aſchb. 2) 3, 5: „*παρὰ μὲν τὸν Οὐιστούλαν ποταμὸν ὑπὸ τοὺς Οὐενέδας, Γύθωνες.*“ Viel älter iſt die Meldung des Pytheas (um 320 v. Chr. Aſchb. ebend.) bei Plinius, hist. nat. 37. 2: „Pytheas Guttonibus, Germaniæ genti, accoli æstuarium oceani affirmat, Mentonomon nomine, spatio stadiorum sex millium, ab hoc dici navigatione abesse insulam Abalum; illuc vero fluctibus advehi (succinum) et esse concreti maris purgamentum“ u. ſ. w. Mascou 1, 243. Zeuß 135 f. 402 ob. Aſchbach, Geſch. d. Weſtgoth. 2. 21 ob.

[361] Jornandes ſagt von Ermanarich (S. 102): „omnibusque Scythiæ et Germaniæ nationibus ac si propriis laboribus imperavit.“ Das eigentliche Oſtgothenreich aber iſt ihm in Scythien und des letztern Weſtgrenze gegen Germanien die Weichſel (S. 69): „Hæc inquam patria, id est Scythia, longe se tendens lateque aperiens, habet u. ſ. w. ab occidente Germaniam et flumen Vistulæ“ (S. 64: „Germaniam Scythiamque determinans“, vergl. noch S. 70). Zeuß 593 u., f.

[362] Jornandes S. 102: „Aestiorum quoque similiter nationem, qui longissima ripa oceani germanici insident, idem ipse prudentiæ virtute subegit.“ Hierauf wird ſichtlich großes Gewicht gelegt, indem unmittelbar die in Anm. 361 ausgehobene Stelle: „omnibusque . . . imperavit“ angehängt iſt.

[363] S. das Dankſchreiben in Caſſiod. var. 5. 2 (S. 262): „Hæstis Theod. rex“ u. ſ. w. Darin wird das succinum beſchrieben: „fit enim sudatile metallum teneritudo (teneritudine) perspicua, modo croceo colore rubens, modo flammea claritate pinguescens.“

[364] Im Beowulfsliede wird ein koſtbarer Halsring dem Kleinod in Ermenrichs Horte, dem Halsſchmuck der Broſinge („Brosinga mene“). verglichen Beow. S. 91 f. Ettmüller 114. Heldenſage 17), unter dieſem aber iſt

---

wohl nichts Andres verſtanden, als eben der leuchtende Bernſtein, der Schmuck der Pruſe (monile Prusorum); denn Prus (Altpreußen) iſt ſlaviſcher Name der Aiſten (Zeuß 670 ff.). So iſt auch Freyjas Halsſchmuck Brisinga (ſtatt Brysinga) men aus Bernſteingeſchmeide zu nehmen und es erklärt ſich damit, weshalb Heimdall und Loki um dieſen Schmuck in Seehundsgeſtalt bei den Klippen miteinander kämpften (Sn. 105); die ſinnbildliche Bedeutung fallt darum nicht hinweg. Saxo erzählt (8, 156): „Jarmericus itaque tot gentium manubiis locupletatus, ut tutum prædæ domicilium compararet, in editissima rupe mirifico opere ædem molitur;“ vorher aber hieß es: „Sembonum, Curetum, compluriumque orientis gentium cladem exercuit.“ Für die kuriſche Nehrung hält man namentlich die Inſel Abalus und für das friſche Haf (vergl. Oken, Naturgeſch. 1, 314. Zeuß 135. 269. Sprachg. 718) jenes „æstuarium oceani, Mentonomon nomine“, bei Plinius nach Pytheas (Anm. 360); auf eine zuverläſſige Deutung des letztern Namens iſt nun freilich zu verzichten, doch erinnert er weniger an men, als an das goth. máiþms (donum, res pretiosa) m., altſ. mêdom, mêdomhord, agſ. mâdum (gaza), altn. meiðmar (nom. pl. m. cimelia), Gr. 3, 452, beſonders in den Pluralformen, wie in der angeführten Stelle des Beowulfslieds: „hord máþmum hæleða“, Herv. S. (Fornald. S. 1, 494): „göld meiðmu“ (ebd. men at hálsi), Sæm. 263, 97: „meiðma fiöld.“

[365] Man vergl. Ammian. 31, 3 und Jornandes S. 104 f. mit dem beſonders reichhaltigen Saxo 8, 154 ff. und Sæm. 265 ff. (Fornald. S. 1, 224 ff.)

[366] Cod. exon. 319, 4 ff.: „Hređ-cyninges hâm — eástan of Ongle, Eormanrices.“ Ebd. 26 f.: „Ätla vëold Hûnum, Eormanric Gotum.“ Ebd. 324 ff.: „ic väs mid Eormanrice u. ſ. w. þär me Gotena cyning gôde dôhte.“ (Vergl. ebd. 378, 24 ff.) Bei Ammian. (31, 3. Zeuß 409) erſcheint Ermenrich als König der Greuthunge, dem Jornandes (S. 100) iſt er „nobilissimus Amalorum.“

ſie über Hunaland den Humli, einen gothiſchen Namen, herrſchen läßt und darnach dieſes Land einmal auch Humlaland benennt[367]. Jedenfalls bleibt die einſtmalige Angrenzung gothiſcher und ſueviſcher Stämme in jener nordöſtlichen Gegend geſichert[368]. Tacitus erſtreckt Sitten und Gebräuche der Sueven, nicht ihre Sprache, noch bis auf die Äſtier, die er als Anwohner der rechten Strandſeite des ſueviſchen Meeres bezeichnet, und erſt hinter ihnen ſetzt er Sueviens Ende[369]. Jm Allgemeinen alſo läßt ſich auf ſolchem Gebiete mindeſtens ſoviel wohl erklären, daß an den in Hervörſaga vereinigten Überlieferungen, neben dem gothiſchen und nordiſchen, auch ein ſueviſcher Antheil beſtanden haben könne.

Jm vordern Theile der Saga führte den Namen Svawa die Mutter Hervörs, der Schwertjungfrau, der Erbin Tyrfings. Denſelben Namen trägt nun zum Schluſſe die Mutter Hlöds, der zwar kein Beſitzer dieſes Schwertes, aber auf wunderbare Weiſe mit voller Kriegsrüſtung zur

---

[367] Geht man auf J. Grimms Vermuthung ein, daß unter den Hräden, Hreidgoten, die Reudigni, Reudinge, gemeint ſeien (Sprachgeſchichte 741, vergl. 472 f. 717. 741 u.), welche Tacitus als einen Theil der Sueven zugleich mit Langobarden, Angeln u. a. (Germ. 40. 41: „hæc quidem pars Suevorum) in die Oſtſeegegend zwiſchen Elbe und Oder ſetzt, während Ptolemäus 2, 11 (Sprachg. 492), obwohl weſtlicher, ſueviſche Langobarden und ſueviſche Angeln beiſammen kennt (Σουῆβοι Λαγγοβάρδοι, Σουῆβοι Ἀγγειλοί), ſo würde ſich der Schauplatz der Sagen vollſtändiger geſchichtlich zurechtſtellen. Allein die angelſ. und altnord. Bezeichnungen Hređgotan, Reiđgotar, auch einfach Gotar u. ſ. w., ſtellen doch dieſes Volk beſtimmt auf die gothiſche Seite.

[368] Ein ſieghafter Kampf der den Hunnen pflichtigen Oſtgothen unter Hunnimund, Ermanarichs Sohn, gegen die Sueven, Jornand. S. 147, iſt nicht örtlich beſtimmt; eine Niederlage, welche ſpäter ein Suevenkönig, ſeltſamer Weiſe gleichfalls Hunnimund genannt, durch die Gothen unter Theodemir erleidet, betrifft Sueven, welche Dalmatien plünderten (Jorn. 157: „quia Dalmatiis Suevia vicina erat, nec a Pannoniis multum distabat, præsertim ubi tunc Gothi residebant.“ Vergl. Zeuß 423. 424 u., auch Jorn. 152 ob.).

[369] Tacitus, Germ. 45: „Ergo jam dextro suevici maris litore Aestiorum gentes alluuntur, quibus ritus habitusque Suevorum, lingua britannicæ propior u. ſ. w. sed et mare scrutantur, ac soli omnium succinum, quod ipsi glesum vocant, inter vada atque in ipso litore legunt.“ Am Ende des Cap.: „hic Sueviæ finis.“ Über die Äſtyer Maſcou 1, 243. Zeuß 267 ff. 667 ff. Sprachg. 718 ff., wo ſie für germaniſchen Stamm erklärt werden.

Welt gekommen iſt. Eine Strophe ſagt: „Hlöd war da geboren in Humlis Lande mit Sachs und mit Schwerte, mit tiefer Brünne, mit ringumwobnem Helm und ſcharfem Dolche, mit wohlgezäumtem Roſs, im heilgen Walde". Der Sagaſchreiber ſchickt zur Erklärung voran, es ſei damals alte Redeweiſe geweſen, daß ein Mann mit Waffen oder Roſſen geboren ſei, wobei man die zur Zeit ſeiner Geburt für ihn gemachten Waffen oder die gleichzeitig gebornen Thiere gemeint habe[370]. In Wahrheit aber iſt damit doch wohl nur die frühreife Kampfrüſtigkeit des jungen Helden ausgedrückt[371], ähnlich wie in den Eddaliedern geſagt wird, der neugeborne Vali werde einnächtig kämpfen, oder Helgi ſei einen Tag alt in der Brünne dageſtanden[372]; vollſtändiger zutreffend, wie in der finniſchen Rune der göttliche Kawe, der dreißig Sommer im Mutterſchoße geſchlafen, ſchwertbewaffnet und mit geſatteltem Hengſte hervorbricht[373]. Das waffenrüſtige Hervorkommen im heiligen Walde berührt ſich noch inſoweit mit den Vorſtellungen von der Erdgeburt, als auch die Sparten alsbald mit Speer und Schwert, Helm und Schild aufgehn, die raſche Wehrhaftigkeit eines ganzen, neugeſchaffenen Kriegerſtaats anzeigend.

---

[370] Fornald. S. 1, 490 f.: „þat var fornt mál í þann tima, at madr væri borinn med vopnum edr hestum; en þat var til þess haft, at þat var mælt um þau vopn, er þá voru þeim giör þann tima, svá ok fé ok kvikendi ok hestar, ef þat var þá fœdt, ok var þat alltsaman fært til virdingar tignum mönnum, sem hér segir um Hlödver Heidreksson: Hlödr var þá borinn í Humlalandi (a. Hûnalandi) saxi ok med sverdi, sídri brynju, hiálmi hringreifdum ok hvössum mæki, mari vel tömdum, á mörk hinni helgu."

[371] Wenn nachher (ebd. 496) Humli für ſeinen Tochterſohn Hlöd ein Heer mit zwölfjährigem Kriegsvolk und zweijährigen Fohlen (med tólf vetra gomlu mengi ok tvævetrum fola) rüſtet, ſo ſetzt dieß wohl auch frühe Streitbefähigung voraus, bezeichnet aber doch hauptſächlich die vollſte Stärke des Aufgebots. (Die Proſa fügt bei: „ok þat at sextugs aldri" und nimmt ſofort eine Zählung des ungeheuern Heeres vor.)

[372] Sæm. 93, 16: „Rindr berr í vestrsölum, sá mun Odins sonr einnættr vega" u. ſ. w. Ebd. 150, 6: „Stendr í brynju burr Sigmundar dœgrs eins gamall" u. ſ. w.

[373] Schröter, Finn. Runen 3: „Einen Krieger ſchwertbewaffnet, Hengſt mit Sattel, ließ hervor er Aus der Seite Kunettaris, Kindlein aus dem Schoß des Weibes." Vergl. Gananders Finn. Mythol. überſ. von Peterſon, Reval 1821, S. 30 f. Kalevala 1, 3 f. Parc. 22071 f.:

„diſe zwene waren uz drache erborn,
von maneger tioſt nach priſe erchorn."

Die ausführlichere Beſprechung der Waffenſage wird ſich im Verfolge mehrfach vorbereitend erweiſen; für den nächſten Zweck, die Deutung des Suevennamens, wirft ſie nachſtehendes Ergebnis ab. Daß svafr gleichbedeutend mit Schwert ſei, hat durch Svafr-liomi und deſſen Stellung an die mythiſche Spitze der Schwertſage gewichtige Beſtätigung erhalten. Die erſte Svâva tritt ſo nahe zu Svâfrliomi, daß ein früherer Verband durch den Stabreim vermuthet werden konnte, damit aber hienge zuſammen, daß Swawa unmittelbar an Svafrliomi, als ihren Vater, hinaufzurücken und der jetzige Name ſeiner Tochter, Eyvör oder Eyfura, als mit der Anknüpfung an das von Bölmey ſtammende Berſerkgeſchlecht hereingekommen anzuſehen wäre[374]. Die Wiederholung des Namens Svâva im letzten Theile zeugt weiter dafür, daß man denſelben der Schwertſage, wozu auch dieſer Abſchnitt geſtempelt werden ſollte, beſonders angemeſſen erachtete. In demſelben Namen den Beweis eines ſueviſchen Urſprungs des am Eingang der Saga ſtehenden Schwertmythus zu finden, iſt man dadurch noch nicht berechtigt, daß ſich dieſelbe überhaupt auf einem Boden bewegt, auf welchem Sueviſches mit Nordiſchem und Gothiſchem leicht zuſammenwachſen konnte. Einige Lichtblicke werden aber auch auf dieſe Frage zurückfallen, wenn durch die nun folgende Sage der Frauenname Swawa zum Schwerte ſowohl, als zum Volksnamen, einleuchtendern Bezug gewinnt.

5. Swawa.*

Inhalt der drei Eddalieder von Helgi, ſoweit derſelbe hier eingreift. Nach dem erſten hat Hiörward, König in Norwegen, die ſchöne Sigrlinn heimgeführt, Tochter des Swafnir, Königs in Swawenland (Svâvaland). Ein andrer Bewerber um ſie, Hrodmar, hat das Land mit Raub und Brand verwüſtet und den Swavenkönig (Svâva konûng) erſchlagen. Ein Sohn aus dieſer Ehe, der, groß und ſchön, doch ſchweigend und namenlos geblieben, ſitzt am Hügel, als er neun Walküren reiten ſieht.

---

[374] Vergl. die Sage bei Saxo 7, 133 ff. von Gunnar, Trott und Hildiger, nebſt den verborgenen Schwertern, Sagenforſch. 1, 244 ff.

* [Schriften 7, 290 ff. K.]

Die herrlichſte darunter, Swava, Tochter des Königs Eylimi, ruft ihn auf mit dem Namen Helgi und er verlangt zum Namen eine Gabe, die Namengeberin ſelbſt. Sie weiß ſechsundvierzig Schwerter in Sigarsholm liegen, eines aber iſt beſſer denn alle, der Schilde Unheil, goldbeſchlagen, Ring am Griffe, Muth in der Mitte, Schrecken in der Spitze dem, den es erreicht, längs der Schneide liegt ein blutgefleckter Wurm, am Heft aber ſchwingt die Natter den Schweif. Helgi wirft jetzt ſeinem Vater vor, daß er Feuer die Wohnorte befreundeter Fürſten verzehren und Hrodmar über die Schätze der Verwandten walten laſſe. Hiörvard iſt bereit, dem Sohne Mannſchaft zu geben, wenn er den Muttervater rächen wolle, worauf Helgi das Schwert ſucht, das ihm Swawa gewieſen, ſofort ausfährt, Hrodmarn erſchlägt und manch Heldenwerk vollführt. Swawa, die Walküre, die durch Luft und über Meer reitet, ſchirmt ihn oft in Schlachten; auch auf nächtlicher Seefahrt wahrt die lichtgoldene Jungfrau ſeine Schiffe vor dem Rieſenweibe, das ſie verſenken will; ſie reitet, weiß unterm Helme, der Walkürenſchaar voraus, die Roſſe ſchütteln ſich, von ihren Mähnen fällt Thau in tiefe Thäler, Hagel in hohe Bäume, daher kommt den Menſchen fruchtbares Jahr. Hedin, Helgis Halbbruder von andrer Mutter, verwünſcht durch ein Zauberweib, das, auf einem mit Schlangen gezäumten Wolfe reitend, ihm am Julabend begegnete, thut auf den Sühneber bei Bragis Becher das Gelübde nach Swawa, der Verlobten ſeines Bruders. Reuevoll aber kommt er auf wilden Stegen zu Helgi und eröffnet ihm das Unheil. Helgi antwortet tröſtend, die Trinkgelübde mögen wahr werden, denn er iſt zum Kampfe mit Alf, dem Sohne des erſchlagenen Hrodmars, entboten und ihm ahnt, daß er nicht wiederkehre. Wirklich fällt er in großer Schlacht auf Sigarswöll. Mit blutenden Wunden beſcheidet er Swawa zu ſich auf die Wahlſtatt und bittet ſie, nicht zu weinen und nun Hedins Braut zu werden. Aber ſie hat, als Helgi ihr die Verlobungsringe bot, verheißen, nimmer nach ſeinem Hingang einen Andern in den Arm zu ſchließen. Hedin gelobt, den Bruder zu rächen. Von Helgi und Swawa iſt geſagt, ſie ſeien wiedergeboren[315]. Der wiedergeborne Helgi iſt ein Sohn des Wölſungs Sigmund von Borghild und ihn betreffen das zweite und dritte Lied. In ſturmvoller

---

[315] Sæm. 140 ff.

Nacht kommt er zur Welt, Nornen ſchnüren die Schickſalsfäden, der Rabe ſagt dem Raben, wie Sigmunds Sohn einen Tag alt ſchon in der Brünne ſteht. Der Vater geht aus der Schlacht, dem jungen Helden das Schwert zu bringen, und gibt es ihm zugleich mit dem Namen Helgi, mit Sigarswöll und andern Beſitzthümern[376]. Bald iſt die koſtbare Waffe mit Blut beſprengt. Erſt fünfzehnjährig erſchlägt er den König Hunding, den Feind ſeines Vaters, und heißt ſeitdem Hundingstödter. Da er den Söhnen Buße verweigert, hat er mit ihnen eine Schlacht bei Logafiöll zu beſtehen, worin er auch ſie niederſtreckt. Kampfmüd ſitzt er unter dem Aarfels, da fährt ein Glanz auf von Logafiöll und daraus ſchießen Blitze, Jungfraun unterm Helme kommen, ihre Brünnen ſind mit Blut beſpritzt, Stralen ragen von den Speeren. Helgi ladet ſie heim, aber vom Roſſe herab ſprechend verſchmäht es Högnis Tochter, Sigrun von Sewafiöll, die wiedergeborne Swawa. Andre Geſchäfte habe ſie, als mit dem Kriegsmann Bier zu trinken, ihr Vater habe ſie dem grimmen Hödbrodd, Granmars Sohne, verheißen, der nach wenig Nächten kommen werde, wenn nicht Helgi ihm Kampf biete oder ſie ihm wegnehme. Eilig bemannt Helgi eine mächtige Flotte, als aber die Fahrzeuge mit der Brandung ringen, rettet Sigrun ſie von oben. Nach der Landung erhebt ſich die Schlacht bei Frekaſtein und ſtets iſt Helgi der vorderſte. Da kommt, unter wachſendem Speergeſaus, vom Himmel die behelmte, flugkundige Sigrun mit den andern Schirmerinnen des Helden und ruft ihm aus der Luft herab Glück zu, daß er den Gegner gefällt und nun der Braut und ihrer Mitgift, des Sieges und der Lande ſich freuen ſoll, zu Ende ſei der Streit[377]. Aber damit ſind die Geſchicke nicht erfüllt und weiter führt ſie das dritte Lied. Nicht bloß Granmars Söhne, auch Sigruns Vater und ihre Brüder bis auf Einen, die auf Hödbrodds Seite fochten, liegen todt auf dem Felde. Sigrun weint, wiederbeleben möchte ſie die Todten und doch in Helgis Armen ſich bergen. Nicht lange lebt dieſer mit ihr verbunden. Dag, Högnis am Leben gebliebener Sohn, der den Wölſungen Eide geſchworen, opfert dennoch dem Odin um Vaterrache und der Gott leiht ihm dazu ſeinen Speer. Er findet ſeinen Schwager beim Walde Fiöturlund, durchſtößt ihn mit dem Speer und bringt ſelbſt der Schweſter die Trauerkunde. Sigrun ſpricht über den Eidbrüchigen ſchwere Verwünſchungen aus, nimmer wird ſie des Lebens ſich freuen in Sewafiöll, wenn nicht an der Grabthür des Helden Lichtglanz aufgeht und das goldgezäumte Roſs unter ihm herrennt, daß ſie ihn umfangen könne. Ein Hügel wird über Helgi aufgeworfen und als er nach Walhöll kommt, will Odin die Herrſchaft mit ihm theilen. Eines Abends geht Sigruns Magd zum Grabhügel und ſieht, wie Helgi mit vielen Männern dahin reitet. Sie verkündet der Gebieterin, aufgeſchloſſen ſei der Hügel, Helgi ſei gekommen mit blutenden Wunden und bitte ſie, die Blutstropfen zu ſtillen. Sigrun eilt freudig zu ihm in den Hügel, küſſen will ſie ihn, bevor er die blutige Brünne abwirft, er iſt ganz mit Blut beſpritzt, ſein Haar bereift, die Hände eiskalt, wie ſoll ſie ihm Abhilfe ſchaffen? An der Blutbenetzung, ſagt er, ſeien die grimmen Zähren ſchuld, die ſie weine, bevor ſie ſchlafen gehe, jede ſei blutig auf ſeine kalte, grambeklommene Bruſt gefallen. Nun aber ſoll köſtlicher Trank getrunken werden und Niemand ein Trauerlied ſingen, wer auch ſeine Bruſtwunden ſehe, da die Königstochter lebendig bei dem Geſtorbenen weile. Sie bereitet ihm eine Ruheſtätte und ſchläft ihm, wie einſt dem Lebenden, im Arme, bis er vor Hahnenruf geröthete Luftwege mit ſeiner Schaar zurückreitet. Vergeblich harrt Sigrun am folgenden Abend und nicht lange mehr lebt ſie vor Harm und Trauer. Von einer nochmaligen Wiedergeburt als Helgi, Held der Haddinge, und Kara, Halfdans Tochter, gleichfalls Walküre, war in den Karaliedern geſungen[378]. Dieſe ſind nicht mehr vorhanden, nur aus der Saga von Hromund Greipsſon läßt ſich, durch die Verwirrung und Entſtellung, welche hier die alten Überlieferungen erfahren haben, Einiges vom Inhalt der verlorenen Lieder errathen. Kara ſchwebt in Schwanegeſtalt mit lautem Zauberſang über Helgi dem Kühnen (hinn frækni), der in einer Schlacht auf dem Eiſe des Wänerſees als Verbündeter der Haddinge ficht. In der Hitze des Kampfes ſchwingt er das Schwert ſo hoch, daß er ſeine Beſchützerin tödtlich trifft. Kara ſinkt herab, Helgis Heil iſt gewichen und das Haupt wird ihm geſpalten[379].

---

[376] Sæm. 150, 7: „sialfr geck visi or vigþrymu, ûngom færa ítrlauk grami. 8: Gaf hann Helga nafn ok Hringstađi, Sôlfiöll u. ſ. w. blôdorm bûinn brœdr Sinfiötla.“ Vols. S. C. 8 (Fornald. S. 1, 136): „Sigmundr var þâ kominn frâ orrostu, ok gekk međ einum lauk imôt syni sinum, ok hèrmeđ gefr hann honum Helga nafn ok þetta at nafnfesti: Hringstađi ok Sôlfiöll, ok sverđ, ok bađ hann vel fremjast ok verđa i ætt Volsûngs.“ Der Sagaſchreiber hat den bildlichen Ausdruck des Liedes mißverſtanden. Jener „edle Lauch“ (ítrlaukr, itr eximius, gleich nachher in demſelben Liede Str. 9: „âlmr ítrborinn“, vergl. Sæm. 147, 37), den Sigmund ſeinem neugebornen Sohne bringt, iſt nichts Andres, als eben das Schwert. Das zweite Helgilied iſt überhaupt voll ſkaldiſcher Bezeichnungen und in der ausgehobenen Stelle folgt gleichfalls für das Schwert: „blôdormr.“ Blutſchlange. Mit laukr ſelbſt ſind anderwärts noch weitere sverdskenningar gebildet, im Räthſelliede der Herv. S. (Fornald. S. 1, 468): sâralaukr (erläutert durch: mækir), Wundenlauch, in einem Verſe der Kormaksſaga: randlaukr, Schildlauch, Sn. 265: Mistarlaukr (Bellonæ allium). Die Form des Gewächſes gab zu dieſer bildlichen Verwendung Anlaß, isländiſch iſt dann auch geirlaukr allium. (Schon P. E. Müller, Sagabibl. 2, 49, wollte das Lauchgeſchenk nicht gelten laſſen und rieth auf laug, f. lavacrum, die heidniſche Taufe.) [Vergl. D. Myth. 1165.]

---

[377] Sæm. 149 ff.; die entſprechenden Stellen des dritten Liedes ebend. 158 bis 162 (Munch 89 bis 91).

Die Helgilieder ſind der altnordiſchen Liederreihe vorangeſtellt, welche die Geſchichten Sigurds und der Niflunge bis in ihre letzten Ausläufer darlegt. Sie verknüpfen ſich mit dieſem Kreiſe dadurch, daß Helgi der Hundingstödter den Wölſungen zugezählt iſt, als Sohn Sigmunds und Halbbruder Sinfiötlis, alſo auch Sigurds, des jüngſten Sigmundsſohnes von Hiördis. In die Wölſungenſage weithin verzweigt ſind Kriege dieſes Geſchlechts mit den Hundingen, darin nachmals Sigmund ſeinen Tod findet und noch Sigurd die Vaterrache vollbringt. Möge nun auch ein nicht im Stabreim anklingender Sigmundsſohn Helgi als Tödter Hundings von Alters her in eben dieſer Sage Fuß gehabt haben, ſo kann ihr doch der Hauptinhalt der Helgilieder urſprünglich nicht eigen geweſen ſein. Die entſchiedenen Wölſunge Sigmund und Sinfiötli ſind hier Nebenperſonen und die Hundinge haben mit der eigentlichen Geſchichte des zweiten Helgi nichts zu ſchaffen. Erſt nach Hundings Falle lernt er Sigrun kennen[380], bekämpft dann um ihren Beſitz den Mitbewerber Hödbrodd und deſſen Verbündete, die Blutsverwandten Sigruns, und wird zuletzt von ihrem Bruder zur Vaterrache durchſtochen. Hierin iſt Zuſammenhang und neben dieſen Kämpfen erſcheinen die vorhergehenden mit Hunding und deſſen Geſchlechte müßig und fremdartig. Saxo, der Alles auf einen däniſchen Helgo, den Vater Hrolf Krakis, bezieht, läßt den Helden zum Beinamen Hundingstödter einen weiteren von der Niederlage Hödbrodds erlangen[381]. Das Richtige für die Helgenſage gibt nur der letztere. Aber auch dem innerſten Weſen nach waltet in Helgis und Sigruns unſterblicher Liebe eine viel andre Gefühlsweiſe, als in der ſtrengen und herben Art des älteren Wölſungengeſchlechts und ſelbſt ſpäter in dem ſchickſalſchweren Bunde Sigurds mit Brünhild, es herrſcht hier nicht der leitende Gedanke der Wölſungenſage, die Höhe dieſes Heldenſtammes über jedem andern, wenn auch Helgi ſelbſt als der trefflichſte Held geprieſen wird. Mit gutem Verſtändnis ihrer Aufgabe beſchränkt ſich die proſaiſche Völſungaſaga auf den Inhalt des zweiten Helgiliedes, nemlich auf die Erzählung der ſiegreichen Heerzüge gegen Hunding und Hödbrodd; nach Helgis Vermählung mit Sigrun heißt es, nun ſei er fortan nicht mehr bei dieſer Sage[382]. Eben hier ſchließt auch das zweite Lied ab. Sein Tod und ſeine nächtliche Wiederkunft iſt weggelaſſen, alſo gerade das bedeutſamſte des Eddaliedes, das doch der Sagaſchreiber ohne Zweifel vor ſich hatte. Was nun aber die Wölſungenſage von ſich abſtößt, das wird eben dadurch auf ſeine eigenthümliche Geltung und auf anderwärtigen Zuſammenhang hingewieſen. So findet man ſich aufgefordert, den nichtwölſungiſchen Beſtandtheil des zweiten und dritten Liedes, beſonders den Schluß dieſes letztern, um ſo genauer im Verhältnis zum erſten Liede, von Helgi und Swawa, das von den Wölſungen gänzlich abliegt, ins Auge zu faſſen; tritt aber dieſes in den Vordergrund, ſo ſtellt ſich damit, wie ſofort zu zeigen iſt, außerhalb des fränkiſchen Wölſungenkreiſes ſelbſtändig eine ſueviſche Sage.

---

[378] Sæm. 164 ff.

[379] Fornald. S. 2, 373 bis 375. Hier lautet der Walkürenname: Lara, verdorben aus Cara, wie der Name im Abdruck der Saga bei Biörner [S. 360] gegeben iſt.

[380] Nur nachträglich ſagt dieſe, daß ſie in der Schlacht und auf der Seefahrt ihm nahe geweſen ſei, Sæm. 160, 10 f., obgleich im Widerſpruche mit 161, 2.

---

[381] Saxo 2, 28 f.: „Hundingum, Saxoniæ regis Syrici filium, apud Stadium oppidum prœlio vicit eundemque ex provocatione adortus duello prostravit. Ob quod Hundingi interemptor vocatus, victoriæ decus cognomine usurpavit u. ſ. w. Ipsum quoque Hothbrodum cum omnibus copiis navali pugna delevit u. ſ. w. Quo evenit, ut cui nuper ob Hundingi cædem agnomen incesserat, nunc Hothbrodi strages cognomentum inferret.“ Im Liede ſelbſt, Sæm. 157, 52: „Helgi Hundings-bani“ (vergl. 159. Fornald. S. 1, 320. 323). Zum Namen Hodbroddr ſ. Gr. 2, 460. Graff 3, 313.

[382] Fornald. S. 1, 141: „ok er hann hèr ekki síðan við þessa sögu.“ Vergl. Müller, Sagabibl. 2, 50 f.: „Den anden eddiske Sang om Helge Hundingsbane er sletikke i Volsungasaga benyttet. Men Sagaskriveren sigter vel til den, naar han siger ved Enden af Kap. 17: Helge ægtede Sigrun, bleven mægtig konge, men forekommer ikke oftere i denne Saga. Han antyder derved, at han vidste mere om Helge, som han altsaa forbigik, fordi han kun vilde anföre det, der stod i Forbindelse med Sigmunds og Sinfiotles Historie.“ Die Proſa des dritten Helgiliedes beruft ſich einmal auf das alte Völſungenlied (Sæm. 161: „svá sem segir í Volsúngaqvido inni forno“) und ein andermal auf das Helgilied (162b: „sem fyrr er

Swafnir, deſſen Tochter Hiörward heimführen läßt, heißt König der Sueven (Svâva-konûngr), ſein Reich Land der Sueven (Svâvaland), das iſt deutlich geſprochen[383], der Name Svafnir ſelbſt ſcheint nordiſche, der dichteriſchen Bezeichnung Odins entnommene Umbildung eines deutſchen Königsnamens, der eben auch auf ſueviſche Herrſchaft Bezug hatte. Swawa (Svâva), Suevin, hat dieſen heimatlichen Anhalt offenliegend im Namen bewahrt. Volksnamen wurden auch zu weiblichen Eigennamen verwendet. Suabin und Frenkin finden ſich in denſelben Urkunden aus karolingiſcher Zeit; Suavigotha hieß eine Tochter des Burgundenkönigs Sigismund nach ihrer Mutter Oſtrogotha, Tochter des oſtgothiſchen Theoderichs[384]. Man darf nicht annehmen, daß ſolche Namen einzig beſtimmt geweſen ſeien, die Herkunft in fremdes Land verheiratheter Frauen, durch Eroberung geknechteter oder als Kriegsbeute

---

ritad i Helga-qvido," vergl. 163a vor 7), auf dieſes, worunter das erſte vom Hundingstödter gemeint iſt, für die Scheltreden Gudmunds und Sinfiötlis, auf jenes, das nicht weiter bekannt iſt, für Sigruns erſte Begegnung mit Helgi. Durch dieſen Gebrauch der Liederbenennungen iſt Sinfiötli zur Helgenſage, Sigrun mit Helgi zur Wölſungenſage gerechnet, immerhin aber liegt in den beiderlei Liedernamen eine Andeutung, daß früher zwiſchen Wölſungen- und Helgiliedern unterſchieden worden.

[383] Sæm. 141 f. Die proſaiſche Zwiſchenerzählung, in der allein dieſe Bezeichnungen vorkommen, lautet nach ihrem ſonſtigen Inhalt alterthümlich genug, um denſelben in Verbindung mit dem Namen Svâva, der durch das Lied geht, Beglaubigung zu geben.

[384] Cod. Lauresh. 496. Dronke 100 (Schannat 98). Sprachg. 706. (Vergl. Anz. 5, 492 ob.)

weggeführter Leute zu bezeichnen. Trifft man doch die Namen anſehnlicher Männer Suab mitten in Schwaben, Franko in Franken[385]. Es ſtand wohl an, nach ſeinem Volksſtamme benannt zu ſein, deſſen Ehre, Recht und volle Freiheit damit dem Namenträger angeeignet war. Wenn in einer Verlöbnisformel aus dem 12ten Jahrh. der freie Schwabe die freie Schwäbin nach Satzung und Recht der Schwaben zur Ehe nimmt und dieſe Ausdrücke ſich feierlich wiederholen, ſo iſt allerdings die nächſte Abſicht, die Verlobungsweiſe als diejenige des Schwabenrechts zu kennzeichnen, aber es fühlt ſich doch auch das Wohlgefallen, der Stolz hindurch, ein freier, vollberechtigter Schwabe, eine freie Schwäbin zu ſein und zu heißen[386]; auch der freie Franke iſt formelhaft und Franke für ſich ſchon bezeichnet den Vollfreien, ſelbſt den Höhergeſtellten dieſes Volkes[387]. Die Swawa des Eddalieds iſt zur Tochter eines Königs Eylimi geworden, deſſen Reich nicht angegeben iſt; ſein Name wird aus der Wölſungenſage, wo der Vater von Hiördis, der Mutter Sigurds, Eylimi heißt, hieher aufgeſtiegen ſein[388]. Daß Swawa wirklich dem

---

[385] Zu Suab ſ. oben S. 75, Anm. 218. Franko im Cod. Lauresh. 218. 272. 1352. 1367. 1856 bei Vergabungen im Rheingau und Wormsgau; auch im Wirzburger Grenzbegang (Maßmann, deutſche Abſchwörungsformeln 183: Francho.

[386] „nah ſwabe ê, nah ſwabe rehte, ſo von rehte ain vri ſwabe ainer vrien ſwabin ſol, mir ze mîneme rehte, iu zuo iuwereme rehte, mit mineme volewerde engegen iwereme vollen werde." (W. Wackernagel, Leſebuch 189 f. Maßmann a. a. O. 179 f.) L. Alam. XI: „liberi Alamanni", XVIII: „libera Alamanna." Graff 6, 854: „hyeſuape, pronuba."

[387] Marchia ad Wirzib. (Maßmann 185): „friero franchono erbi." Vergl. Waitz, deutſche Verfaſſungsgeſchichte 182. Roth, Geſchichte des Beneficialweſens 292, Anm. 57. P. Paris, Romancero françois, Paris 1833, 49:

„Quant vient en mai, que l'on dit as lons jors,
que Frans de France repairent de roi cort u. ſ. w.
voit Frans de France qui repairent de cort."

Ebend. 52: „Ecoutons Ducange: Franci; sic appellabantur ii qui magnos dies, seu assisias publicas et generales Parium Franciæ tenebant." Gloss. Trevir. in A. H. Hoffmanns Althochdeutſchen Gloſſen S. 11: „Karlingi, Franci feroces vel Galli Senones vel Norcomanni vel Merovingi (vergl. ebend. 10, 13). Frankun, Franci nobiles, it. Germani u. ſ. w. Osterfrankun, Orientales Franci." Graff 3, 825. Gudrun, herausg. von Vollmer, 366, 4. Sprachg. 512 f. J. Grimm und Schmeller, Lateiniſche Gedichte 86.

[388] Swawa konnte füglich hiördîs, Schwertjungfrau (wie Skadi öndurdîs

Swawaland angehöre, bewährt auch der innere Zuſammenhang. Dieſes Land iſt von Hrodmar ausgeraubt und ausgebrannt, der König von ihm erſchlagen worden. Wenn nun Swawa den jungen Tochterſohn dieſes Suevenkönigs zu Thaten weckt und ihm das Schwert weiſt, wenn ſofort Helgi dem Vater aufrückt, daß er den verzehrenden Brand unvergolten und das Erbe in unrechter Hand laſſe, wenn er dann zum Rachezug das gewieſene Schwert holt und im Kampfe von Swawa geſchirmt wird, ſo erſcheint dieſe doch, ſelbſt in der Trübung der urſprünglichen Sage, noch immer als Vertreterin des Volkes und Landes, denen ſie mit dem Namen angehört. Ein ganzer Schatz von Schwertern iſt es, daraus dieſe Suevin dem von ihr geweihten Kämpfer das trefflichſte anweiſt. Damit tritt endlich zum alten Schwertnamen svafr der ſueviſche Volksname (Svâva, Svâva-konûng, Svâva-land) entſchieden heran und es wird zugleich gewichtiger, daß auch in die mit Svafrliomi anhebende Schwertſage der Name Svâva zweifach hereinſpielt.

Helgi fragt, was Swawa dem Namen, den ſie ihm zugerufen, folgen laſſe, und will dieſen nicht annehmen, wenn nicht ſie ſelbſt, „die glänzende Braut“ [389], ihm werde; zur Antwort zeigt ſie ihm das Schwert, die Verlobung wird erſt in die Zeit nach dem Kampfe geſetzt [390]. Daß gleichwohl urſprünglich, nach Helgis Verlangen, die Jungfrau ſelbſt das Namengeſchenk, das Schwert aber ein Pfand der Verlobung war, bewährt ſich in den zutreffenden Zügen einer Sage bei Saxo. Regner und Thorald, zwei ſchwediſche Königsſöhne, ſind nach dem Tod ihres Vaters Hunding durch den Haß der Stiefmutter Thorild zum Hirtendienſte herabgewürdigt und mancherlei Gefahren ausgeſetzt. Da macht ſich Swanhwita (Schwanweiß), Tochter des Dänenkönigs Hadding, ihre

---

Sn. 28. Yngl. S. C. 9), genannt ſein, während Hiordis das zerbrochene Wölſungenſchwert ihrem Sohne bewahrt und übergibt, Fornald. S. 1, 146. 151 f. In den deutſchen Gedichten heißt Siegfrieds Mutter Sigelint und dieſer Name, aus der nordiſchen Wölſungenſage durch Hiördis verdrängt, bricht nun an des erſten Helgis Mutter Sigrlinn hervor.

[389] Sæm. 142, 7: „brûdr biartlitud,“ vergl. 146, 32: brudi þina.“ 148, 41: „brûdr.“

[390] Sæm. 145, in der Proſa; weiterhin im Liede 148, 42: „Mælt hafda ek þat i munarheimi (vergl. 140, 1), þâ er mèr Helgi hrînga valdi,“ worunter auch nicht die erſte Begegnung am Hügel verſtanden ſcheint. [Vergl. Myth. 780. Andr. XXXVII f.]

Schweſtern zum Gefolge nehmend, nach Schweden auf, um den Untergang der edeln Sprößlinge abzuwenden. Sie treffen dieſe Nachts auf dem Felde, von geſpenſterhaften Weſen aller Art umſchwärmt. Swanhwita, mit ihren Gefährten hoch zu Roſſe bleibend, erkennt an Regners, des älteren Bruders, leuchtendem Augenglanz ſeine königliche Abſtammung und prüft ſeinen unerſchrockenen Muth. Indem ſofort von ihrer jungfräulichen Geſtalt das Dunkel weicht und ein wunderbarer Lichtglanz ſich über ſie verbreitet, beut ſie dem Jüngling als Brautgeſchenk ein treffliches Schwert, mit dem er gegen die Unholde fechten könne und das er auch in Zukunft als Held würdig gebrauchen ſolle. Sie ſelbſt bekämpft die Nacht hindurch den Geſpenſterſchwarm, gewinnt ſo für Regner die Herrſchaft über Schweden und wird ſeine Gemahlin; kurz nach ſeinem Hinſcheiden erkrankt auch ſie vor Kummer und bleibt, wie im Leben, nun auch im Tode von ihm ungetrennt. Sohn und Nachfolger dieſer Beiden iſt Hothbrod, den der Hundingstödter Helgo beſiegt[391]. Namen und Thatumſtände der Helgilieder mögen hier noch ſo willkürlich angeknüpft ſein[392], einige Verwandtſchaft nach Art und Quelle muß Saxo immerhin dieſen Sagenkreiſen angefühlt haben. Er flicht Verſe ein, wie gewöhnlich wenn ihm Lieder vorliegen, und auf ſolche beruft er ſich auch ausdrücklich[393]. Jedenfalls dient die Regnerſage, wie er ſie bewahrt und wiedergegeben hat, hieher zur Aufhellung. Svanhvit, auch ſonſt ein Walkürenname[394], wie ſie hoch und lichtglänzend mit ihren Schweſtern daherreitet und ihren Liebling gegen nächtlichen Spuk beſchirmt, iſt in Allem dieſelbe Erſcheinung, wie Swawa und nachmals Sigrun[395]; auch ſie ruft den niedergehaltenen Edeling zum Heldenthum und verſieht ihn dazu mit dem Schwerte, was aber im Helgiliede nur angedeutet, das iſt bei Saxo vollſtändig ausgeſprochen: daß die Schwertgabe das Brautgeſchenk und damit das Verlöbnis bindend geſchloſſen ſei[396]. Schon bei den Germanen des Tacitus bringt

---

[391] Saxo 2, 22 bis 24. 28 f.

[392] Seltſame Zuſammenſtellung Hadings und Hundings 1, 19 u.

[393] „Cumque multa ad hunc modum coaptato rhythmorum canore prompsisset (Svanhvita)“ u. ſ. w.

[394] Im Eddaliede von Wölund, Sæm. 134, 2: „önnor var Svanhvit, svanfiaðrar drô.“ Auch Hromund, der Beſieger des dritten Helgi, hat von einer Jungfrau Svanhvit, an die er glaubt, den Schild mit einem Band erhalten, das ihn ſchützt, ſo lang er es trägt (Fornald. S. 2, 373: „ek (Svanhvit) vil gefa þèr einn skiöld með þvî bandi, er honum fylgir, mun þik eigi saka, meðan þû hefir þat“ u. ſ. w. 374: „Helgi sagði: þû Hrômundr hefir bundit um þîna hönd sokkaband meyjar einnar, skil þik við skiöld þann, er þû berr, þû fær engin sâr, meðan þû berr þetta, ok held ek fyrir satt, þû trûir â þâ meyju“ u. ſ. w.); das Schwert (Mistilteinn, an den Mythus von Baldr gemahnend, vergl. Fornald. S. 1, 416. 515. Sn. 214 b) hat Hromund ſelbſt einem Grabgeſpenſt abgerungen. Drei nächtlich ſingende Schwäne, die dem König Fridlew einen Gürtel mit

---

Runen aus der Luft fallen laſſen, bei Saxo 6, 100. (Vergl. noch Sæm. 145, 28: „hvît und hiâlmi mær." 168, 35: „hvît." Myth. 390 ob.)

[395] 2, 23: „Hadingi filia Svanhvita, sororibus in famulitium sumptis, Svetiam petit, clarissimæ indolis exitium muliebri ingenio præcursura u. ſ. w. sorores equis descendere cupientes, tali poëmatis sono vetuit: u. ſ. w. Tutius excelsi terga premantur equi" u. ſ. w. 23: „Admirata juvenis constantiam Svanhvita, ablegato nubilæ inumbrationis vapore, prætentas ori tenebras suda perspicuitate discussit u. ſ. w. miram virginei candoris speciem novo membrorum jubare præferebat." Vergl. Sæm. 141: „hann sâ rida valkyrjor niu ok var ein göfugligust." 145, 26: „er rèđ hafnir skoda fyrri nôt međ firum; margullin mær, mèr þôtti afli bera." 145, 28: „þrennar mundir meyja, þô reid ein fyrir hvît und hiâlmi mær." 151, 15. 17. 157, 53. Saxo 2, 23: „Tunc Svanhvita speciosissimum lineamentorum ejus habitum curiosiori contemplatione lustratum impensius admirata, regibus te, inquit, non servis editum præradians luminum vibratus eloquitur. Forma prosapiam pandit et in oculorum micatu naturæ venustas elucet. Acritas visus ortus excellentiam præfert u. ſ. w. Exterior pupillarum alacritas interni fulgoris genium confitetur." Vergl. Sæm. 150, 6: „hvessir augo sem hildingar." 158, 2: „Hvöss eru augo î Hagals þŷjo, era þat karls ætt er â kvernum stendr." 159, 3: „systir er hon þeirra Sigars ok Högna, þvî hefir ötul augu Ylfinga man." Saxo 2, 28: „Interea Reguero apud Svetiam defuncto conjunx ejus Svanhvita parvo post et ipsa morbo ex mœstitia contracto decedit, fato virum insecuta, a quo vita distrahi passa non fuerat. Fieri namque solet, ut quidam ob eximiam charitatem, quam vivis impenderant, etiam vita excedentes comitari contendant." Vergl. Sæm. 169: „Sigrûn varđ skammlîf af harmi ok trega."

[396] Saxo 2, 23 f.: „ensemque variis conflictibus opportunum se ei daturam pollicita, miram virginei candoris speciem novo membrorum jubare præferebat. Taliter accensi juvenis connubium pacta, prolato mucrone sic cepit:

In gladio, quo monstra tibi ferienda patebunt,
suscipe, rex, sponsæ munera prima tuæ!

zwar hauptſächlich der Bräutigam, neben den Ackerſtieren, ein gezäumtes Roſs, Schild, Speer und Schwert als Mitgift ein, aber auch ihrerſeits bringt die Frau dem Manne Einiges von Waffen zu; das halten ſie für das ſtärkſte Band, für die geheimnisvolle Weihe, für die Vermählungsgötter, darin liege die Mahnung, daß auch das Weib nicht tapferer Geſinnung und den Zufällen des Kriegs enthoben ſei, daß ſie als Genoſſin der Arbeit und der Gefahr eintrete, daß ſie im Frieden und in der Schlacht Gleiches zu leiden und zu wagen, ſo zu leben und zu ſterben habe[397]. Wie viel man hiebei der eigenen Vorſtellung des Berichterſtatters zumeſſen mag[398], im Ganzen verläugnet ſich auch hier nicht ſein offener Sinn für das germaniſche Weſen, es liegt in ſeinen Worten ein Erahnen jenes geiſtigen Bundes, in welchem das Weib die überall gegenwärtige Kampfheilige (Hilde, Walküre) des kriegeriſchen Germanen iſt und der eben in der Helgenſage ſeine vollſte, dichteriſche Durchführung durch Leben und Tod, durch Tod und Wiedergeburt, gefunden hat. In Rechtsformeln und Hochzeitgebräuchen dient freilich das Schwert zunächſt als Symbol der an den Mann übertragenen vormundſchaftlichen Gewalt, ſelbſt der Macht über Leben und Tod der ungetreuen Frau[399]. Im Hrudlieb, einem lateiniſchen Gedicht um den Anfang des 11ten Jahrh. (Schmeller 225 f., Wackernagel, Litteraturgeſch. 72), reicht der Bräutigam der Braut den am Hefte des gezogenen, friſchgewetzten Schwertes befeſtigten Goldring, als Zeichen des Treuebunds, für deſſen Verletzung

Hoc dignum te rite proba, manus æmula ferri
gestamen studeat condecorare suum u. ſ. w.
Hinc, tibi si volupe est belli clarescere palma,
consectare ausu quod premis ipse manu."

[397] Germ. 18: „Dotem non uxor marito, sed uxori maritus offert u. ſ. w. boves et frenatum equum et scutum cum framea gladioque. In hæc munera uxor accipitur, atque invicem ipsa armorum aliquid viro offert. hoc maxumum vinculum, hæc arcana sacra, hos conjugales deos arbitrantur. Ne se mulier extra virtutum cogitationes extraque bellorum casus putet, ipsis incipientis matrimonii auspiciis admonetur, venire se laborum periculorumque sociam, idem in pace, idem in prælio passuram ausuramque (hoc juncti boves, hoc paratus equus, hoc data arma denuntiant): sic vivendum, sic pereundum: accipere se, quæ liberis inviolata ac digna reddat, quæ nurus accipiant rursus, quæ ad nepotes referantur."

[398] Vergl. Rechtsalterth. 427, 3.

[399] Rechtsalterth. 426. 431, b. 167 f., 6. 450, 9.

ihr die Enthauptung drohe[400]. Nach der ſchon berührten ſchwäbiſchen Verlöbnisformel übergibt zuerſt der freie Schwabe der freien Schwäbin mit ſieben Handſchuhen, als ebenſo vielen Wetten (Pfändern), Landbeſitz, Herde, Schatz und ſcharfe Ecke (Schwertſchneide); dann aber gibt der Schwäbin geborner Vogt die Wetten, die Frau und ein Schwert gleichfalls mit dem Ring an der Hilze ſammt andrer Zugehör wieder dem Manne, damit in deſſen Treue, als ihres rechten und ſtäten Vogtes[401]. Wörtlich dieſer Ring am Schwertgriff, an der Hilze („annulus in capulo fixus", „daz vingerlin an di helzen"), nun auch in Swawas Zuruf („hrîngr er î hialti"). Damit erweiſt ſich ihre Schwertweiſung unzweifelhaft als Verlöbnis[402]. Aber hier iſt es eine Waffengabe, die, wie bei Tacitus, von der Braut dem Bräutigam geboten wird, nicht ein Pfand der ehlichen Bevogtung, ſondern, wie bei Swanhwit, Ruf und Rüſtung zum Heldenthum. Was der freie Schwabe der Schwäbin mit der ſcharfen Ecke zubringt, das Eigen, das er in Schwabengebiet, in des Königs Reiche hat, Schatz und Schilling, Gold und Edelſtein, das eben, Ringe und Rödulsvellir, ſoll Helgi erſt ſich wieder erobern mit dem Schwert, an deſſen Hefte der Verlöbnisring, in deſſen Mitte Muth, in der Spitze Schrecken iſt [403].

---

[400] J. Grimm und Schmeller, Lateiniſche Gedichte des 10 und 11 Jahrhunderts. Göttingen 1838, S. 188, V. 63 ff.:

Sponsus at extraxit ensemve piramide [pyrite? S. 235] tersit.
Anulus in capulo fixus fuit aureus ipso,
Affert quem sponsæ sponsus, dicebat et ad se:
„Anulus ut digitum circum capit undique totum,
Sic tibi stringo fidem firmam vel perpetualem,
Hanc servare mihi debes aut decapitari." Ebend. S. 215.

[401] „Diu wete elliu diu nimet diu frouwe unde ir voget. Nu nimet der voget, ir geborn voget, diu wete unde die frouwen unde ain ſwert unde ain guldin vingerlin unde ainen phennich unde ain mantel unde ain huot uf daz ſwert (vergl. Rechtsalterth. 426: „gladium cum clamide"), daz vingerlin an die helzen, unde antwurtet ſi den man, unde ſprichet „wa ich iu bevilhe mine muntadele ziweren triwon unde ze iueren gnaden, unde bitiuch durch die triwe, alſich ſi iu bevilhe, daz ir ir rehte voget ſit unde ir genadich voget ſit, unde daz ir nit palemunt ne werdent." ſo enphahet er ſi, unde habeſime." (Rudl. S. 189, V. 99: Qualiter inter se concordent,"quid mihi curae?)

[402] So war auch das beringte Schwert, das zwiſchen Sigurd und Brynhild lag, ein Brautſchwert, Sæm. 225, 63, (Munch 123, 65): „Liggi okkar enn î milli mâlmr hringvariđr" (vergl. Sæm. 142, 8: „variđ gulli", 166, 22: „brûđr baugvariđ, 167, 32: „gullvariđ"), egghvast iârn, svâ endr lagit þâ er viđ bæđi beđ einn stigum, ok hètum þâ biona nafni." (Vgl. Sæm. 203. 209, 23: „benvönd brugđinn gulli" u. ſ. w. 216, 4.) Gr. 2, 592 u.: hringvariđr.

Der vielverſprechenden Anlage des erſten Liedes würde nicht genügt ſein, wenn mit dem Tode des Helden und der untröſtlichen Wittwentrauer Swawas abgeſchloſſen wäre. Vielmehr geht ein innerer Zug nach dem bedeutſamen Abſchluß, der im dritten Liede durch die Wiedervereinigung im Grabe gegeben iſt. Nicht als wären die drei Lieder auseinandergeriſſene und umgeſtaltete Stücke Eines urſprünglichen Sagenliedes. Das zweite und dritte, letzteres wieder aus Überreſten verſchiedener Geſänge beſtehend, ergeben zwar unter ſich nur das Verhältnis einander ergänzender, theilweiſe abweichender Behandlungen desſelben Gegenſtandes. Beide zuſammen aber ſtehen dem erſten Liede nicht bloß in Namen, ſondern in Thatſachen und Anläſſen eigenthümlich gegenüber. Eben die Wiedergeburt, welche das Lied von Hiörwards Sohn mit denen vom Hundingstödter zu größerem Zuſammenhange verbindet, bringt es mit ſich, daß jedem Heldenleben auch ein beſondres Heldenlied eigen ſei [404]. Wie es nun kam, daß die altnordiſchen Dichtungen

---

[403] II. „wa ich iu erwette ſo getanin aigen, ſo ich in ſwabe berſchepte han, ſo ich in des kuniges riche han, nah ſwabe ê, nah ſwabe rehte u. ſ. w. VI. wa ich iw erwete ſcaz unde ſcillinch, unde golt unde gimme, unde allen den treſen, den ich hute han oder vurbaz gewinne, unde ſcarph egge, nah ſwabe ê.“ Sæm. 142, 6: „Siđ mundu, Helgi, hringum râđa u. ſ. w. nè Röduls-völlum u. ſ. w. ef þû æ þegir, þôttu harđan hug, hilmir(s), gialdir.“ Damit iſt Helgis Muttergut in Suevenland gemeint, deſſen ſich Hrodmar bemächtigt hat, ebend. 143, 11: „En Hrôđmarr skal hringum râđa, þeim er âttu orir nidjar; sâ sêsk fylkir fæst at lîfi, hygsk aldaudra arfi at râđa.“ Röduls-fioll und Rôgheimr, Sæm. 148, 24, ſcheinen nach dem Sieg über Hrodmar Helgis und Swawas Wohnſtätte geweſen zu ſein, obgleich die Proſa 145 b ſagt: „Svâva var heima med fođr sînom, en Helgi gulli î hernađi.“

[404] Ausgeſprochen iſt der Gedanke der Wiedergeburt nicht in dieſen Liedern ſelbſt, ſondern in der begleitenden Proſa, Sæm. 148 b: „Helgi ok Svâva er sagt at væri endrborin.“ 158 nur: „þau hêtu son sinn Helga ok eptir Helga Hiörvarđssyni“, dagegen 159 b: „hon (Sigrûn) var Svâva endrborin.“ 169: „þat var trûa î forneskju, at men væri endrbornir, en þat er nû kollud kerlinga villa. Helgi ok Sigrûn er kallat at væri endrborin, hêt hann þâ Helgi Haddîngjaskađi, en hon Kâra Hâlfdanardôttir, svâ sem kvedit er î Kâruliođom“ u. ſ. w. Auch die Lieder von Brynhild kennen dieſen Glauben, Sæm. 222, 44: „leti-a madr hana langrar gongu, þars hon

Helgi mit Swawa im Wölſungenkreiſe wiedergeboren ſein und ſo die ſueviſche Sage ſich in einer fränkiſchen fortſetzen ließen, ſoll nachher unter~~ſucht werden. Eben erſt im~~ dritten Liede (Munch 91 a, Logaf. 92, 23, Sevaf.) treten ſchwäbiſche Merkzeichen entſchieden wieder ein. Aber auch in dieſer Übertragung haben ſich Spuren der ſueviſchen Heimat erhalten. Im Liede vom erſten Helgi müſſen Hiörvards Boten nach der Tochter des Suevenkönigs über einen mächtigen Berg mit großer Anſtrengung ihrer Pferde ziehen und als dann der König ſelbſt mit ausfährt, kommen ſie wieder auf den Berg und ſehen von da herab auf das von Kriegsbrand heimgeſuchte Suevenland, in das ſie vom Gebirge niederreiten [405]; dahin gehören weiterhin Frekaſtein (Wolfsfels) und Sigarswellir, beides zur Bezeichnung des Schlachtfeldes, wo Helgi fällt, ſowie Swawas Wohnſtätte Rödulsfiöll (Sonnenberge) [406]. Sigarswellir und Frekaſtein wiederholen ſich aber in der Geſchichte des zweiten Helgi, erſterer Ortsname, neben Solfiöll und Snäfiöll (Sonnen- und Schneeberge), unter dem Landbeſitze, welchen Sigmund der Namen- und Schwertgabe an den neugebornen Sohn beifügt, letzterer bezeichnet wieder eine Kampfſtätte, wohin jetzt der Wölſung Helgi und Granmars Söhne ſich beſchieden haben [407]. Auch hier iſt überall Gebirgsgegend,

---

aptrborin aldri verdi." 229, 14: „Munu vid ofstrid alls til lengi konur ok karlar kvikvir fœdask; vid skolum okrum aldri slíta Sigurdr saman" (Brynhild ſpricht dieß auf dem Helweg, vergl. Br. Grimm, Lieder der Edda 287). Fornald. S. 3, 36: „berserkir kölludu hann (Starkad) endrborinn iötun" u. ſ. w. (Zeitſchrift für deutſches Alterthum 1, 559, 122: „Uidrjbora. Id est Libera." Deutſche Sprachg. 690, 2 f.: Evin, 692 ob. Vergl. 698, 3.) Roſeng. 1971: „ir hánt wol geſiget, ſô bin ich wider geborn." Eckenlied, Laßb. 197: „Eggen herz iſt in dich gevarn, ſwie er lak vor mir toter." 198: „So iſt Dietheres herz in dir, din brueder wunder küene" u. ſ. w. (Vergl. Sæm. 147 a: „at fylgjur hans (Helga) höfdo vitiad Hedins.")

[405] Sæm. 141, 5: „Höfum erfidi ok ekki erindi, mara þraut ossar á meginfialli." 141 b: „er þeir kômo upp á fiall, ok sá á Svâvaland landsbruna ok jôreyki stôra (vergl. Fornald. S. 1, 497), reid konûngr af fiallino fram î landit."

[406] Sæm. 147, 35: „hon vissi þat at veginn mundi Sigrlinnar sonr á Sigarsvöllum" (vergl. 142, 8: „î Sigarshôlmi"). Ebend. 39: „Fêll hêr î morgon at Frekasteini budlûngr" u. ſ. w. 148: „Rôgheims á vit né Rödulsvalla."

[407] Sæm. 150, 8: „Gaf hann (Sigm.) Helga nafn ok Hringstadi, Sôlfiöll, Snæfiöll ok Sigarsvöllu." 155, 43: „at Frekasteini." 157, 52.

ſchon der vorangegangene Sieg Helgis über die Hundingsſöhne, die ihn um Vaterrache angriffen, war bei den Logafiöll, Flammenbergen, unter dem Adlerfels (und arasteini), wie der frühere beim Wolfsſtein, erfochten worden: unter dem Adlerſteine ſitzt er ſchlachtmüd, als von den Logabergen Glanz und Wetterleuchten aufgeht, die Ankunft Sigruns mit ihrer Walkürenſchaar verkündend[408]. Sigrun ſelbſt, die wiedergeborne Swawa, hat den ſtändigen Beinamen: von den Sewabergen (frâ Sêvafiöllum), an denen ihr Wohnſitz iſt, wie Swawas zu Rödulsfiöll[409]. Nun ſind ſchon anderwärts in den Sewabergen die des Swawalandes wahrgenommen worden; der ausheimiſch fortgebildeten Sage mag ſich der Name getrübt haben, doch hat auch ſprachlich die Ausgleichung von Sêvafiöll und Svâvafiöll keine beſondre Schwierigkeit[410]. Gebirg und Wald ſind manchmal nach den anwohnenden Völkern benannt, ſo die Wandalenberge, der Thüringerwald, Frankenwald, Schwabenwald, auch an den alten Suebenſtrom, die Oder, iſt zu erinnern[411]. Enthüllen ſich damit die Sewafiöll

---

162a: „Helgi samnadi þâ miklum skipaher ok fôr til Frekasteins.“ 163, 8: „at Frekasteini.“ 164, 13: „fêllo i morgon at Frekasteini Bragi ok Hogni.“

[408] Sæm. 151, 13: „Fara hildingar hiörstefno til, þeirrar er lögdo at Logafiöllum.“ Ebend. 14: „Settisk visi, þâ er vegit hafđi Âlf ok Eyjôlf und Arasteini“ u. ſ. w. Ebend. 15: „þâ brâ lioma af Logafiöllum“ u. ſ. w. 161: „Helgi var þâ at Logafiöllum, ok hafđi barizk viđ Hundings sonu u. ſ. w. ok var hann allvîgmôđr ok sat undir Arasteini; þar hitti Sigrûn hann“ u. ſ. w. Vergl. Andr. und Et. XXVII.

[409] Sæm. 164, 12: „Sigrûn frâ Sêvafiollum.“ 165 a: „Dagr reiđ til Sêvafiölla ok sagđi Sigrûnu tiđindi.“ 166, 23: „Sitka ek (Sigr.) svâ sæl at Sêvafiöllum“ u. ſ. w. 167, 29: „Ût gakk þû, Sigrûn, frâ Sêvafiollum“ u. ſ. w. Ebend. 167, 32: „Ein veldr þû, Sigrûn frâ Sêvafiollom“ u. ſ. w. 168, 35: „Nû kveđ ek einskis örvænt vera siđ ne snimma at Sêvafiollum.“

[410] Deutſche Mythologie 337.

[411] Dio Caſſius 55, 1: „*ἐκ τῶν Οὐανδαλικῶν ὀρῶν.*“ (Zeuß 445, vergl. 4. 130: *τὰ Πευκινὰ ὄρη*, Alpes bastarnicæ.) Frankenwald, Zeuß 7 f. Wilk. S. C. 139 f.: „i Svâvaskôg.“ Ptolemäus (Zeuß 131. 759): „*μέχρι τοῦ Συήβου ποταμοῦ.*“ Hiörwards Boten nach Swawaland, nachdem ſie der Fahrt übers Gebirg erwähnt, melden weiter, Sæm. 141, 5: „urdom sîđan Sæmorn vađa;“ der König ſelbſt, von den Bergen ins Land gekommen, nimmt Nachtherberge an einem Strom, ebend. 141 b: „reiđ konûngr af fiallino fram i landit, ok tôk nâttbôl viđ â eina. Atli hêlt vörđ ok fôr yfir âna“

als jenes fortlaufende Joch von Bergen, das nach Tacitus Suevien durchſchneidet und jenſeits deſſen lygiſche Völkerſchaften ſich ausbreiten[412], ſo kann weiter 'gewagt werden, in den Logafiöll nordiſch gefaßte Berge der Lygier, Logionen (Logjafiöll), zu vermuthen. Man denke an den vielfachen Verkehr der Nachbarvölker Semnonen und Lygier, an jenen lygiſchen Häuptling Semnon, auch an den Semnonenkönig, dem eine gottbegeiſterte Jungfrau, eine Swawa aus altgermaniſcher Zeit, zur Seite ſteht! Hiezu endlich der Name des Waldes, bei welchem Sigruns Bruder mit dem Speer Odins, dem er um Vaterrache geopfert, ſeinen Schwager Helgi erſticht und von welchem aus er der Schweſter nach den Sewabergen Kunde bringt; dieſer Wald heißt Fiöturlundr, Feſſelwald, und wo ſonſt iſt über ſeinen Namen Aufſchluß zu finden, wenn nicht in der altſueviſchen Stammſage, im heiligen Haine der Semnonen, in dem das Menſchenopfer fällt und den Niemand anders betritt, als mit einer Feſſel gebunden[413]?

Mehrfache Anläſſe können dahin gewirkt haben, daß in den altnordiſchen Liedern die ſueviſche Helgiſage mit der fränkiſchen Wölſungenſage verſchmolzen wurde. Die Geſchichte der Sagenbildung im Allgemeinen zeigt den regſamen Trieb, urſprünglich verſchiedene Kreiſe in größeren Zuſammenhang zu verarbeiten, und die dichteriſche Selbſtthätigkeit, welche hiebei waltet, hat freieres Spiel, wenn der Sagenſtoff aus der Fremde geholt und damit ſchutzlos ſeinem heimatlichen Beſtand enthoben iſt. Im Beſondern bot das gleichmäßige Verhältnis des

---

u. ſ. w., womit eben Sæmorn gemeint ſein wird. Sn. 218 a gibt unter den aheiti: „morn;“ iſt etwa Sæ-morn aus Svâva-, Sèva-morn geworden? In ſolchem Zuſammenhang mit Swâwaland, Swâvakonúng iſt es ja wirklich ein Suevenſtrom, eine Suabaha (vergl. Schannat 288, Falckenſtein, Nordg. Alterth. 2, 20).

[412] Germ. 43: „dirimit enim scinditque Sueviam continuum montium jugum, ultra quod plurimæ gentes agunt, ex quibus latissime patet Lygiorum nomen, in plures civitates diffusum.“

[413] Sæm. 164 f.: „Dagr Högnason blôtadi Odin til fodur-hefnda; Odinn lêdi Dag geirs sîns. Dagr fann Helga mâg sinn þar sem heitir at Fiöturlundi, hann lagdi igögnum Helga med geirnom, þar fêll Helgi, en Dagr reid til Sêvafialla ok sagdi Sigrûnu tidindi.“ (fiotur n. compages, Gr. 2, 141.) Ebend. 93, 28: „fêll i morgon und Fioturlundi budlûngr“ u. ſ. w. Germ. 39: „est et alia luco reverentia, nemo nisi vinculo ligatus ingreditur“ u. ſ. w.

ältern Helgi zu Swawa, des jüngern zu Sigrun, Sigurds zu Brünhild, alſo durchgehend des Helden zu ſeiner Walküre, einen Punkt gegenſeitiger Anziehung [414]. Ob der Name Helgi ſchon voraus in der Wölſungenſage gangbar war, bleibt ungewis. Einflußreicher war ein Geſchlechtsname: in den Meldungen vom Sigmundsſohne Helgi, und nur eben hier, ſind die Wölſunge für einerlei mit Ylfingen (Wölfingen) genommen und erklärt. Die Proſa zum dritten Helgiliede ſagt ausdrücklich: König Sigmund und ſein Geſchlecht haben Wölſunge und Ylfinge geheißen [415]. Befragt man die Lieder ſelbſt, ſo entſteht dadurch Zweifel, daß in denſelben der ſkaldiſche Gebrauch, die Namen einer Anzahl ſagenberühmter Geſchlechter zur Bezeichnung eines Königs oder andern Würdeträgers, ſeines Stammes und Gefolges, in ganz allgemeinem Sinne zu verwenden [416], im vollſten Schwunge geht. Helgi wird Audling, Budlung, Degling, Hilding, Lofdung, Sikling, Skiöldung genannt [417]; die Völſunge, ſein Kriegsgefolg, haben dieſen Namen in den Liederſtrophen nur einmal [418], ſonſt heißen ſie oder auch ihre Gegner und Kriegsleute überhaupt: Audlinge, Budlunge, Deglinge, Hildinge, Siklinge, Skiöldunge, gleicherweiſe nennt Höddbrod ſeine Zugehörige einmal Hniflunge [419]. Sind nun die Wölſunge nicht lediglich in ſolch allgemeiner Bedeutung auch als Ylfinge bezeichnet? Dem entgegen iſt noch nicht entſcheidend, daß dieſe Bezeichnung einigemal in Fällen ſtattfindet, die eine beſtimmte Angabe des Geſchlechts oder Volkes erwarten laſſen; ſo wenn Helgi gleich bei ſeiner Geburt Abkömmling der Ylfinge genannt wird, oder wenn Sinfiötli vom Schiff aus, von Hödbrodds Brüdern um Führer und Volk der anfahrenden Flotte befragt, ſie daheim ausrichten heißt, daß die Ylfinge von Oſten gekommen ſeien und Helgi ſich in ihrer Mitte befinde, und Jene dann eiligſt dem Hödbrodd verkünden, ein herrliches Königsvolk, die freudigen Ylfinge, ſeien angelandet[420]. Erheblicher iſt, daß, während die zuvor aufgezählten Würdenamen auch anderwärts den Heldenliedern der ältern Edda geläufig ſind[421], die Ylfinge durch dieſe ganze Sammlung nirgend, weder

---

[414] Auch die Schwanjungfrauen des ſonſt unverbundenen Wölundsliedes ſind als Walküren bezeichnet. Dieſe halbgöttlichen Weſen, nebſt ihrem Gebieter Odin ſelbſt, vermitteln die Götterlieder der ältern Edda mit den Heldenliedern.

[415] Sæm. 158: „Sigmundr konûngr ok hans ættmenn hêtu Völsûngar ok Ylfíngar.“

[416] Über dieſe patronymiſche tignar nöfn und ihren ſagenhaften Urſprung ſ. Sn. 192 f. Vgl. Sæm. 114 f. Fornald. S. 2, 8 bis 11; über das Alter des Hyndlaliedes Dietrich in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 7, 317; über die nordiſchen Stammtafeln Sagabibl. 2, 430 ff.

[417] Audlíngr (Ödlíngr): Sæm. 149, 2. Budlûngr: 150, 12. 157, 54 f. 165, 17. 167, 31. Lofdûngr: 149, 4. 153, 27. 166, 23. 168, 34. Hildíngr: 159, 2 (allg.). 160, 9 (allg.). Deglíngr (Döglíngr): 150, 7 (allg.). 151, 16. 160, 11. 167, 29. Siklíngr: 161, 1. Skiöldûngr: 162, 6 (allg.). 157, 54: áttstafr Yngva (vergl. 183, 14).

[418] Sæm. 157, 51: Völsûngar; in der Proſa 158. 162 b. 164 a.

[419] Audlíngar (Ödl.): 153, 27. 154, 33 (allg.). 36 (ebenſo). Budlûngar: 149, 2 (allg.). Hildíngar: 150, 6 (allg.). 151, 13 (ebenſo). 16. 163, 10 f. (ebenſo). 165, 17 (ebenſo). 166, 25 (ebenſo). 167, 27 f. (ebenſo). Deglíngar (Dögl.): 152, 26. Siklíngar: 153, 26. 155, 45 (allg.). 163, 11 (ebenſo). Skiöldûngar: 169, 38 (dís skiöldûnga, Sigrun). Hniflûngar: 156, 47.

[420] Sæm. 149, 5: „Eitt var at áugri Ylfinga nidr“ u. ſ. w. (Gr. 3, 321: „altn. nidr, zuweilen filius, öfter propinquus“; vergl. Sæm. 114, 11. 235, 34 u. ſ. w. Vergl. 150, 6: „burr Sigmundar,“ ebend. 11: „Sigmundar bur.“ 160, 10. 161, 2: „syni S.“ 168, 37: „S. burr“, immer von Helgi; 183, 13: „konr. S.“ 193, 1: „S. burr“ von Sigurd; doch wird nidr auch den allgemeinen Würdenamen beigeſetzt, Sæm. 192, 44: „skiöldúnga nidr“, vergl. 209, 18: „dis skiöldúnga“; Sn. 194: „völsúnga nidr“, Arnam. 526.) Sæm. 154, 34 f.: „at se Ylfingar austan komnir u. ſ. w. þar mun Hödbroddr Helga finna u. ſ. w. i flota midjom.“ 156, 48 f.: „Snúaz her at landi u. ſ. w. göfugt lid gylfa, gladir Ylfingar u. ſ. w. muna nú Helgi hiörþing dvala.“ (Gylfi iſt hier appellativ, vergl. Sn. 191.) Sæm. 159, 3: „adr hana Helgi höptu giördi u. ſ. w. Ylfinga man“ (Gr. 3, 323: „altn. neutr. man u. ſ. w. mancipium“ u. ſ. w.); vergl. jedoch ebend.: „mær konúnga.“ Sæm. 160, 7: „nidr Ylfinga,“ ſo nennt ſich Helgi, während er ſich doch vor Sigrun hehlen will, ebend. 11: „nú vill dyljask döglingr for mér“; doch gehört auch Hamall, den er als Führer der Flotte vorſchiebt, 159, 5, zu den Leuten der Völſunge-Ylfinge. Sæm. 168, 34: „Ylfinga nidr,“ Sigrun zu Helgi, aber ebend. auch: „lofdúngi.“

[421] Im erſten Helgiliede: audlingr, Sæm. 143, 13. 145, 27. 29; budlúngr, Sæm. 141, 2 f. 147, 39. 148, 40. 43. 145, 26: „budlúngs mönnom“; hildingr, Sæm. 144, 18; „siklings mönnom“, Sæm. 145, 29. In andern als den Helgiliedern: audlingr und audlingar, Sæm. 175, 23. 181, 5. 213, 18. 214, 24. 217, 10. 240, 9. 250, 43. 267, 11; budlúngar, Sæm. 250, 45 (?), budlúngr Grottas. 18; deglingr, Sæm. 213, 14; lofdúngr, Sæm. 199, 38; niflúngar (?), Sæm. 267, 12, geir-niflúngr (vergl. geir-niördr, 266, 8) 247, 27; siklingr, Sæm. 182, 11; skiöldúngar, Sæm. 192, 44. 209, 18. 251, 2. (Sigmund heißt Völsúngr, Sæm. 117, 25; Sigurd ebend. 184, 18. 216, 1. 3. 218, 18.)

dichteriſch noch eigentlich, genannt werden, als eben einzig in den beiden Liedern vom Wölſung Helgi. Selbſt in Skalda ſind ſie nicht, wie die andern Würdenamen alle, mit einer Gedichtſtelle belegt [422]. Überhaupt iſt aus der Helgiſage nichts in die Skaldenſprache übergegangen, wogegen Wölſung als Würdename vorkommt und die älteren Helden dieſes Geſchlechts, Sigmund und Sinfiötli, in einem Skaldengeſange zur Ausſtattung der Walhöll verwendet ſind [423]. So vereinigt ſich Mehreres, die Angabe der Proſa dahin zu beſtätigen, daß in beſagten Liedern Ylfinge und Wölſunge gleichmäßig als wirkliche Namen des Fürſtengeſchlechts gelten, in welchem Helgi wiedergeboren iſt. Da jedoch die zwei Namen (altn. Völsûngar und Ylfingar, agſ. Wälsing und Wulfingas, ahd. und mhd. Welisunc, Welſunc, und Wulfinc, Wolfinc, Wülfinge, Wölfinge) ſprachlich nichts gemein haben, ſo führt dieß darauf zurück, daß der zweite Helgi urſprünglich nicht den Wölſungen angehört habe, ſondern einem andern Stamme, deſſen Name ſich jetzt in den verdunkelten Ylfingen herausſtellt. Zur Verwechslung und Verſchmelzung dieſer beiden Geſchlechter konnte, abgeſehen von dem nur ungefähr ähnlichen Laute, der Umſtand wirken, daß die zwei Wölſunge, die in den Helgiliedern beigezogen ſind, Sigmund und Sinfiötli, einſt als Wölfe umherſchweiften, worüber ebendort zwiſchen Letzterem und dem Strandwächter Godmund Scheltreden gewechſelt werden [424]; daß aber dieſer Waldgang in Wolfgeſtalt und der Wölfingname im Begriffe der Landflüchtigkeit zuſammentreffen, wird an andrer Stelle zu erörtern ſein. Von den Wölſungen abgelöſt, fallen die Ylfinge dem ſueviſchen Beſtand der Helgiſage anheim. Hier, wie bei andern Völkerſchaften, konnte ein Geſchlechtsname von beliebtem Stammwort oder von allgemeiner Bedeutung ſagenhaft umgehen. Weder mit den Wölfingen der Dietrichsſage, noch mit den Ylfingen der Ynglingenſage, ergibt ſich ein innerer und unmittelbarer Zuſammenhang. Gleichwohl hat ſchon der äußerliche Anklang an dieſe Letztern auf das Namenweſen der Helgilieder merklich eingewirkt. Die ſchwediſche Königsſage berichtet, wie ein König Hiörward, genannt Ylfing, mit ſeinen Wikingen in Schweden anlegt und von Granmar, dem König in Südermannland, zum Schmauſe geladen wird, wie Granmars Tochter Hildigunn[425] dem Gaſte den Willkommbecher auf das Wohl aller Ylfinge zum Gedächtnis Rolf Krakis zutrinkt und ihm hierauf verlobt wird, wie dann Hiörward und Granmar in Gemeinſchaft mit Högni, König über Oſtgothland und Schwäher Granmars, den Upſalkönig Ingiald erſt glücklich bekämpfen, nach beſchworenem Frieden aber durch deſſen nächtlichen Überfall in den Flammen umkommen[426]. Woher der Ylfing Hiörward kam, iſt nicht geſagt, aber daraus, daß ihm der Heiltrunk auf alle Ylfinge zu Rolf Krakis Minne gebracht wird, iſt zu ſchließen, daß dieſe Ylfinge Dänen waren, vielleicht dieſelben mit den Wulfingen, deren angelſächſiſch in Beowulf und Widſid gedacht iſt[427]. Neben dem Geſchlechtsnamen

---

[422] Sn. 192 führt auch bei ihnen allein keinen Namengeber an und ſagt überhaupt von ihnen nur: „af Ylfinga ætt var Eirîkr inn málspaki;“ zwei Handſchriften leſen auch hier: „Ynglinga ætt“, Sn. Arnam. 523. Schon das genealogiſche Hyndlulied zeigt ſich unſicher, erſt ſtehen die Ylfingar unter den vier Geſchlechtern, um welche namentlich gefragt wird, Sæm. 114, 11, in der nächſten Strophe 12 kommt zwar ein Ulfr vor, aber nicht an der Spitze ſeines Sippes, und als nachher, Strophe 16, die vier Stämme in der Antwort wieder aufgezählt werden, ſind ſtatt der Ylfinge die Ynglingar eingetreten. Die Stammtafeln in Fornald. S. 2, 3 ff. wiſſen über ſämmtliche Geſchlechter der tignarnöfn Beſcheid, nur von den Ylfingar ſchweigen ſie gänzlich, jener Ulfr des Hyndlulieds erſcheint hier noch tiefer in einer Geſchlechtreihe, 2, 7, die nichts weiter mit Ylfingen zu thun hat, und Eirîkr hinn málspaki der Skalda wird dem Stamme der Skilfinge oder Skiöldunge eingereiht, ebend. 9 f.

[423] Sn. 194: völsûngr. Fagrsk. 17.

[424] Sæm. 154, 36 (Godm.): „þû hefir etnar ûlfa krâsir ok brœdr þinom at bana ordit; opt sâr sogin med svölum munni, hefir î hreysi arleidr skridit“ u. ſ. w. 38 (Sinf.): „Niu âttu vid â nesi sâgu ulfa alna,

---

ek var einn fadir þeirra.“ 39 (Godm.): „Fadir varattu fenrisulfa öllum ellri“ u. ſ. w. 155, 40: „Stiupr vartu Siggeirs, lâtt und stödum heima, vargliodom vanr at vidum úti; kômu þêr ógögn öll at hendi, þá er brœdr þínom briost raufadir; gördir þik frægjan af firin-verkum.“ Vergl. Völs. S. C. 8 (Fornald. S. 1, 130 ff.). Beow. Z. 137: „fæhde and firene.“

[425] Iſt es Hildigunn, die Tochter einer Swawa (Munch, Edda 68, 17), und gibt dieß eine Anknüpfung? Kaum.

[426] Yngl. S. C. 41 bis 43. Der Trinkgruß lautet: „heilir allir Ylfingar at Rôlfs minni Kraka!“ Von Rolf Kraki meldet Yngl. S. C. 33 fg.

[427] Beow. C. 7. Cod. Exon. 320: „Helm (veóld) Vulfingum.“ Möglich, daß Helm (und ſo auch in der folgenden Zeile Bald, vergl. Ettm. Lex. 115) hier aus einem Appellativ irrthümlich zum Eigennamen geworden iſt, wie im Beowulf, a. a. O., Hrodgar helm Scyldinga heißt (vergl. Ettm. Lex. 457). Sonſt über die Wulfinge Leo, über Beow. 55 f., vergl. 20*. Ettmüller, Beow. 22. Müllenhoff in den Nordalb. Stud. 1, 158, wo auch die Verweiſung

Yſinge verlauten nun auch in den Helgiliedern die drei Königsnamen: Hiörward, Vater des erſten Helgi und gleichnamig einer der Hundingsſöhne[428], Granmar, Vater des vom Yſing Helgi bekämpften Mitbewerbers, Högni, der Vater Sigruns; und doch hat der beiderſeitige Sageninhalt, die Stellung der Namenträger zu einander, lediglich nichts gemein. Entlehnung dieſer Namengruppe aus der Helgiſage herüber in die reinnordiſche Geſchichte der Upſalkönige kann nicht angenommen werden, glaublicher iſt, daß umgekehrt die gebieteriſche Dichtkunſt des Nordens, indem ſie fremden Sagenſtoff von ſeiner Wurzel ablöſte und ihn ſich aneignete, demſelben nicht bloß ihr ſkaldiſches Gepräg aufdrückte, ſondern auch durch Verſetzung mit nordiſch mundgerechten Namen ſich ihn verähnlichte. Hiezu reichten lockere Fäden aus, gemahnten deutſche Wulſinge an altdäniſche Yſinge, ſo zogen dieſe leicht andre, mit ihnen zuſammenhängende Namen nach; überall ſagenhafte Anklänge ohne inneren Sagenverband. Wie mit den Perſonennamen ſteht es mit den Ortsnamen; bald ein Verſuch beſtimmter Verörtlichung, wie wenn in der Proſa zwiſchen dem erſten Helgiliede Hiörward zum König in Norwegen erklärt iſt und ſein Sohn Hedin auch im Liede ſelbſt aus dieſem Lande kommt[429], bald mehr nur dichteriſche Bezeichnungen der Gebirgs- oder Seegegend, wie jene Solfiöll und Snäfiöll, Sonnen- und Schneeberge, der Gerichts- oder Kampfſtätte, wie Hringſtadir u. ſ. w., in deren Art aber auch nachweisbare Ortsnamen gebildet waren[430].

---

auf Warnkönig, Flandr. Rechtsgeſch. Bd. 1, Abth. 1, Urkundenb. S. 85: „Sequitur de Wulpingis. Homines de Wulpia sive de Casand" u. ſ. w.

[428] Die Mutter heißt Sigrlinn; ſollte dieſer Name, den Völs. S. nicht kennt, aus deutſcher Heldenſage, in welcher Sigfrids Mutter Sigelint heißt (Nib. 20, 2), bis hieher aufgeſtiegen ſein? Siglint iſt auch eines der weisſagenden Meerweiber im Nibelungenliede (1479, 1) genannt. (Eine Sigelint in der Klage 1102.)

[429] Sæm. 145 fg.: „Hedinn var heima med födur sinum Hiörvardi konûngi î Noregi." 146, 31: „Kom þû heill, Hedinn! hvat kantu segja nýra spialla or Noregi?"

[430] Ein „Helgi â Sôlbiörgom", in Halland, Heimskr., herausg. von Schöning, 5, 60, appellativ: „sôlbiörgum î", Fornald. S. 1, 482; „Hringstadir", in Seeland, Heimskr. 3, 41. Fagrsk. 44: „â Hringstödum â Siôlandi." P. E. Müller ſagt in der Sagabibl. 2, 50: „Det er nok overalt forgiæves at ville bringe geographisk Nöiagtighed i Qvæderne om Helge, thi om man end blandt de mange Navne paa Herreder ok Landsbyer i Danmark

Unter all dieſem irrenden Einfluß nordiſcher Namengebungen haben ſich nur um ſo bedeutſamer die Grundnamen Swawa, Swafnir der Swawakönig, Swawaland, Sewafiöll, theils gänzlich ungekränkt, theils wenig umgefärbt, im alten Beſtand erhalten. Die Suevin hat ſogar ihrerſeits örtlich und an der Spitze der großen Stammtafel im Norden Beſitz genommen: es gab eine norwegiſche Bucht der Swawa, Swafuwik[431], und Halfdan der Alte hat die zweimal neun Söhne, von denen die königlichen Würdenamen abgeleitet werden, mit Almweig (Alwig, Alfey) erzeugt, dieſe Stammmutter ſelbſt aber iſt, nach dem Hyndlalied, eine Tochter Hildigunns, der Tochter Swafas und eines Seekönigs[432].

Nicht bloß in Stil und Namenwerk, auch in ihrem inneren Weſen iſt die ſueviſche Sage von der nordiſchen Zubildung betroffen worden. Dieß konnte nicht ausbleiben, indem ſie einer Geſchlechtſage verbunden wurde, in welcher Odin vom Anfang bis zum Ende waltet. Es iſt kein Grund anzunehmen, daß die Wölſungenſage nicht ſchon in ihrem Urſprung von Woden beherrſcht geweſen ſei, mit der Einbürgerung im Norden aber fiel ſie auch der eigenthümlichen Ausgeſtaltung des Odinsmythus durch die nordiſche Poeſie anheim. Man kann ſich davon eine Vorſtellung machen, wenn man die älteren Geſchichten der Wölſunge, wie ſie allein noch im vordern Theile der proſaiſchen Saga enthalten und dargeſtellt ſind, mit den ſpäteren zuſammenhält, wie ſie in den Eddaliedern dichteriſch verarbeitet vorliegen und erſt aus dieſen in den mit Sigurds Jugend beginnenden Theil der Saga übergiengen. Dieſem Liederkreis angereiht, prägte ſich auch die Helgiſage nordiſch-odiniſch aus. Der zweite Helgi iſt ein Wölſung und damit ſteht er in Odins Macht. Dieſer Gott iſt Stammvater der Wölſunge und als das Geſchlecht erlöſchen will, ſendet er in dasſelbe den befruchten-

---

ok Sverrig kunde finde nogle, der svarede til Sagaens; synes dog de fleste af disse, som Frekasteen, Arasteen, Logafield, Unavog, Brunavog blot at være allegoriske. Imidlertid er det rimeligt, især da og et Sigarsvold nævnes, at Digteren har tænkt sig Helge födt i Danmark."

[431] „Sváfuvík," Heimskr. 4, 365. 409. (cf. Falsenii Hist. Norveg. 3, S. 254); vergl. „Svaforni" Heimskr. 4, 325.

[432] Sæm. 115, 17: „Var Hildigunn hennar (Álmveigar) módir Sváfu borin ok sækonúngi."

den Apfel durch ſeine Wunſchjungfrau (oskmey)[433], eine Benennung, die nachmals auch auf Brünhild angewendet wird[434] und deren Sinn iſt, daß Odin, deſſen angewünſchte Söhne (oskasynir) die Einherien, ſeine Genoſſen in Wallhöll, ſind und der als Wunſchvater ſelbſt Oſki heißt[435], durch dieſe ihm dienſtbaren Jungfrauen die Annahme junger Helden an Sohnesſtatt vermittelt. Gewöhnlicher iſt der Name Walküren, welcher die Erkieſung und Berufung der von der Walſtätte nach Walhöll Fahrenden bedeutet[436]. Walküren ſind nun auch Swawa und Sigrun, doch ſind dieſe nicht, wie Brünhild, ausdrücklich mit Odin in Beziehung gebracht[437]. Von Odin iſt dem Wölſungenſtamm auch das Schwert geſtiftet und zwar zu Handen Sigmunds[438], in deſſen letzter Schlacht es dann am Speere des entgegentretenden Gottes entzweibricht, aus den Stücken aber wird dem nachgebornen Sigurd das Schwert zum Lindwurmkampfe geſchmiedet[439]; in den Liedern vom Wölſung Helgi bringt Sigmund dieſem älteren Sohn aus dem Kampfdonner das Schwert zur Namengabe[440]. Seinen Speer leiht Odin hier dem Bruder Sigruns, der ihm geopfert hat, zur Vaterrache an Helgi[441]. Dieſer geht aber ſofort nach Walhöll ein. Wenn nach einem Skaldenlied auf den Tod des norwegiſchen Königs Eirik (erſte Hälfte des 10ten Jahrh.) Sigmund und Sinfiötli als Einherien bei Odin in Walhöll weilen, ſo wird im Eddaliede noch herrlicher ihrem Sohn und Bruder Helgi, als er dorthin kommt, von Odin die Mitherrſchaft angeboten[442]. Aus den Sälen Odins reitet Helgi mit ſeinem

---

[433] Fornald. S. 1, 118: „(Odinn) tekr oskmey sína, dóttur Hrímnis iotuns, ok fær í hönd henni eitt epli, ok bidr hana færa konûngi."

[434] Sæm. 242: „en hann (Gunnarr) Brynhildi bad hialm geta, hana qvad hann oskmey verda skyldu."

[435] Sn. 24: „hann (Odinn) heitir ok Valfödr, þvi at hans oskasynir (Arnam. filii adoptivi) eru allir þeir er í val falla, þeim skipar hann Valhöll ok Vingólf, ok heita þeir þá Einherjar." (Lex. isl.: „ósk f. votum; item electio." „óska-barn, n. adoptivus." „óska-barna réttr, m. jus adoptionis." „óskasonr, m. vid. óskabarn." Über den altn. componierenden Vocal Gr. 2, 422, δ. Vergl. Graff 1, 935, wo unter wunſk mehrfach adoptio, adoptare, adoptivus. Ettm. 120: „gevýskan, adoptare, optare.") Sæm. 61, 17 ſind barn und oskmögr zuſammengeſtellt, aber unterſchieden. Über deutſche Adoption R. A. 463 bis 465. Der agſ. Name Vúskfreá ſcheint auch ein Verhältnis der Ankindſchaft auszudrücken, was durch die Zuſammenſtellung mit Freávine ſich erläutert. D. Myth. (1) Anh. VIII f. (2) 192. Oski, Sæm. 46. 49. Sn. 3. 24. Herjafadir, dieſer gangbare Odinsname wird dem Gotte beſonders auch da gegeben, wo er mit den Einherien oder noch irdiſch begünſtigten Helden im Verkehr gedacht iſt, Sæm. 6, 35: „Gól um ásum Gullinkambi, sá vekr hölda at Herjafödrs." 36, 40: „Segdu þat u. ſ. w. hvat einherjar vinna Herjafödrs at, unz riufask regin." 113, 2, wo namentlich der Waffengaben an Hermod und Sigmund gedacht iſt; über Adoption durch Waffen Rechtsalterth. 166 f., vergl. auch Paul. Diac. 1, 23 f.

[436] Sn. 39: „þessar heita Valkyriur; þær sendir Odinn til hverrar orostu; þær kiosa feigd á menn, ok ráda sigri u. ſ. w. rída iafnan at kiosa val, ok ráda vígum." D. Myth. 389. Sie heißen auch: „Odinsmeyar." Sn. 212a; „nonnor Herjans" Sæm. 4, 24; vergl. 243, 19: „hverri hæri Herjans dísi." [Sn. 150: „valkostu." Arnam. 417.]

[437] Daß ſie Walküren ſeien, iſt zwar nur in der Proſa namentlich geſagt, aber ihre Erſcheinung in den Liedern ſtimmt damit überein. Brünhilds Abhängigkeit von Odin iſt ausgeſprochen Sæm. 193, 2. 194. 228, 8; Walküre wird ſie in der Proſa, ebd. 194, genannt.

---

[438] Fornald. S. 1, 120 f. (Vols. S. C. 3): „hann (Odinn) bregdr sverdinu, ok stîngr þvî î stokkinn u. ſ. w. ok mælti: sâ er þessu sverdi bregdr or stokkinum, þâ skal sâ þat þiggja at mèr at giöf, ok skal hann þat siâlfr sanna, at aldrî bar hann betra sverd sèr î hendi, en þetta er" u. ſ. w. Hyndl. 3 (Sæm. 113): „gaf hann (Herjafadir) Hermôdi hialm ok brynjo, en Sigmundi sverd at þiggja." Vergl. Str. 25 (Sæm. 117 a), wo Sigmund Völsûngr genannt iſt, wie im Beowulf Valsing.

[439] Fornald. S. 1, 145 (Vols. S. C. 11): „þessi madr kom âmôt Sigmundi konûngi, ok brâ upp geirnum fyrir honum; ok er Sigmundr konûngr hiò fast, kom sverdit î geirinn, ok brast î sundr î tvâ luti" u. ſ. w. Ebend. (C. 12) ſagt der ſterbende Sigmund zu Hiördis: „vill Odinn ekki, at vèr bregdum sverdi, sidan er nû brotnadi" u. ſ. w. und weiterhin: „vardveit ok vel sverdsbrotin; þar af mâ gera gott sverd, er heita mun Gramr ok sonr okkarr mun bera, ok þar mörg stôrverk med vinna" u. ſ. w. Die Fertigung des Schwertes Gram aus den Stücken ebend. C. 15 (1, 155), vergl. Sæm. 183 b.

[440] Sæm. 150, 7: „sialfr gêkk vîsi or vîgþrymu ûngum fœra itrlauk grami."

[441] Sæm. 164 b f.: „Dagr Högnason blôtadi Odin til födurhefnda; Odinn lèdi Dag geirs sîns. Dagr fann Helga u. ſ. w. hann lagdi îgögnum Helga med geirnum; þar fèll Helgi" u. ſ. w.

[442] Hâkonarmâl bei Frauer, Die Walkyrien u. ſ. w. Weim. 1846, 87 f. 5 ff. Fagrskinna, Chriſt. 1847, 16 f. Sæm. 166 b: „Haugr var görr eptir Helga, enn er hann kom til Valhallar, þâ baud Odinn hânum öllu at râda med sèr." Helgi macht davon den Gebrauch, daß er den alten Feind der Wölſunge, König Hunding, zu den niedrigſten Knechtsdienſten, ſelbſt zum Schweinefüttern, verurtheilt; handgreifliches Beiſpiel der Einſchiebung.

Gefolge zum offnen Hügel und dorthin kehrt er, bevor der Hahn das Siegvolk, die Einherjen, weckt, auf geröthetem Luftſteig zurück[443]. Allein eben hier, wo die Umſpinnung der Sage von Helgi mit Vorſtellungen des Odinsmythus ſich vollendet, offenbart ſich auch der entſchiedene Zwieſpalt ihres Grundbeſtands mit dem ſtrengodiniſchen Geiſte der Wölſungenſage und der nordiſchen Überdichtung deſſelben in ein fremdes Gebiet. Die Verherrlichung in Walhöll iſt unverträglich mit dem Wiederſehen im Grabhügel, wie ſolches doch im gleichen Liede, als tiefſter Sageninhalt, mit meiſterhaften Zügen gezeichnet iſt. Helgis urkalte Hände, urkalte Bruſt, darauf Sigruns abendliche Thränen blutig und quälend fallen, bis ſie ihm eine ſchmerzloſe Ruheſtätte bereitet, dann der bewuſte Gegenſatz des Grabes und der Wonne: koſtbarer Trank ſoll getrunken werden, obgleich Luſt und Lande verloren ſind, Niemand ſoll ein Trauerlied ſingen, obſchon er die Bruſtwunden ſieht, die Braut nun im Hügel geborgen bei dem Geſtorbenen, nichts mehr unverhofft, ſeit die Lichte, Lebendige dem Verlebten im Arme ſchläft, all dieß verkündet nachdrücklich einen Bewohner der Todtengruft, nicht einen Genoſſen der himmliſchen Walhöll. In Odins Saale ſchmauſen die Einherien vom unvergänglichen Eber und die Walküren reichen ihnen das Trinkhorn; Ragnars Todeslied ſchließt: „heim laden mich Jungfrauen, die von ſeinen Hallen Odin mir ſendet, fröhlich werd' ich mit Aſen Bier auf dem Hochſitze trinken, verronnen ſind die Lebensſtunden, lachend werd' ich ſterben“[444]. Hier iſt Walhöll, dort die Grabhöhle; es kann nicht urſprünglich ſein, daß der Held erſt göttergleich mit Odin lebt, dann leichenhaft im Hügel ſchläft und bald wieder über die Himmelbrücke zurückreitet. Der Todtenritt muß vom Grabhügel aus- und dahin zurückgegangen ſein. Das beſagt doch ſchon Sigruns vorausgegangene Todtenklage: „nicht ſitz' ich ſo ſelig zu Sewafiöll, frühe noch die Nächte durch, daß ich des Lebens mich freute, es gehe denn an der Thür (Grabthür) des Helden Glanz auf und renne unter ihm das goldgezäumte Streitroſs hieher, daß ich den

---

[443] Sæm. 168, 36 f.

[444] Fornald. S. 1, 310: „heim biôda mèr Dísir, sem frâ Herjans höllu hefir Odinn mèr sendar; glađr skal ek öl međ Âsum i öndvegi drekka; lífs eru liđnar stundir, læjandi skal ek deyja.“

König empfangen könne[445]; darnach in einem ſpäteren Eddaliede
Godruns Klageruf: „Treibe du, Sigurd, das ſchwarze Roſs, laß das
hurtige hieher rennen u. ſ. w. Gedenke, Sigurd, was wir beredeten, da
wir auf dem Kiſſen zuſammenſaßen, daß du, Tapferer, mich beſuchen
wolleſt, ein Held aus dem Todtenreich, ich aber dich aus dieſer
Welt?“[446] Zu ſolchem Ritt aus dem Grabhügel wurde Männern
das Roſs in denſelben mitgegeben[447]. Im Norden ſelbſt war es wohl
die ältere Vorſtellung, daß der Aufenthalt Hingeſchiedener ein unter-
irdiſcher ſei. Schaaren todter Männer reiten über die Brücke des
Giöllſtromes nordwärts den dunkeln Helweg hernieder[448]. Die uralte,
bei Saxo erhaltene Sage von Hadding, ſonſt einem Odinshelden,
weiſt die Kampfſpiele der durchs Schwert Gefallenen, wie ſolche nach
der Edda in Walhöll ſtattfinden, gleichfalls in die Unterwelt[449]. Auch

---

[445] Sæm. 166, 23: „Sitka ek svâ sæl at Sêvafiollum âr nê um nætr,
at ek una lífi, nema at lidi lofdûngs lioma bregdi, renni und vísa vigblær
hinig (a. hinig) gullbitli vanr, knega ek grami fagna.“ [Zu hinnig, hinnig,
Gr. 3, 174, 179. Munch, Edd. 200 a.]

[446] Sæm. 268, 18: „beittu, Sigurdr, enn blakka mar, hest inn hrad-
færa láttu hinig renna“ u. ſ. w. 19: „Minnstu, Sigurdr, hvat vid mæl-
tum, þâ er vid â bed bædi sâtum, at þû myndir min módugr vitja, halr
or helju, en ek þín or heimi.“ (Lex. isl. 1, 324: „Halr, m. vir liber
et liberalis.“ Sn. 213 a u. Sæm. 36. 43. 51. 29 vergl. mit 49, 15:
„Helju í,“ 19, 50: „í Helju“ u. ſ. w. 271, 19. Lex. myth. 139 a. Agſ.
häle m. vir, Ettmüller, lex. 447. Bosw. 131 c.)

[447] So wird der junge Norweger Aswit mit Roſs und Hund in einer Erd-
höhle beigeſetzt und zugleich läßt ſich ſein Freund Asmund in den Hügel ver-
ſenken, weil ſie den Bund beſchworen, daß der Überlebende mit dem früher
Verſtorbenen begraben werden ſolle, Saxo 5, 91 ſ. Vergl. Fornald. S. 3,
375 ſ. 378.

[448] Sn. 67: „ridu um brûna 5 fylki daudra manna u. ſ. w. en nidr
ok nordr liggr helvegr.“ Vergl. Sæm. 4, 28: „Gioll ok Leiptr u. ſ. w.
falla til heljar hâlon.“

[449] Saxo 1, 16: „Progressique præcipitis lapsus ac liventis aquæ flu-
vium, diversi generis tela rapido volumine detorquentem eundemque ponte
meabilem factum, offendunt. Quo pertransito binas acies mutuis viribus
concurrere contemplantur, quarum conditionem a fœmina percunctante
Hadingo: ii sunt, inquit, qui ferro in necem acti cladis suæ speciem con-
tinuo protestantur exemplo præsentique spectaculo præteritæ vitæ facinus
æmulantur.“ Vergl. damit Sæm. 36, 40: „Segdu þat u. ſ. w. hvat ein-
herjar vinna Herjafodrs at, unz riufask regin.“ 41: „Allir einherjar

isländiſche Geſchichtſagen erzählen, wie ein dortiger Anſiedler Thorolf, beſondrer Verehrer Thors, einen Berg in der Nähe ſeiner Niederlaſſung Helgafell, heiligen Berg, nannte und denſelben auch in ſolcher Verehrung und Friedheiligkeit hielt (vgl. Wachter, Heimskr. 1, 42. 163), daß Niemand ungewaſchen dahin ſehen, noch dort Menſchen oder Vieh Gewalt widerfahren ſollte, denn er war des Glaubens, daß er und alle ſeine Blutsfreunde nach dem Tode dorthin kommen würden. Zur Zeit ſeines Sohnes Thorſtein ſah ein Hirte, der am Herbſtabend nach den Schafen gieng, daß der Berg ſich von der Nordſeite aufſchloß, im Innern desſelben ſah er große Feuer und hörte dahinzu lauten Freudenruf und Hörnerſchall, auch bei genauerem Aufmerken, daß dort Thorſtein mit ſeinen Gefährten bewillkommt und angewieſen wurde, den Ehrenſitz ſeinem Vater gegenüber einzunehmen; am nächſten Morgen erfuhr man, daß Thorſtein beim Fiſchfang ertrunken war [150].

Odins túnum í höggvask hverjan dag, val þeir kiosa ok ríða vígi frá, ol með Ásum drecka ok seðiask sæhrîmni, sitja meir um sáttir saman.“ Darnach Sn. 44: „Þá mælti Gángleri u. ſ. w. hvat er skemtun einherjanna, þá er þeir drekka eigi? Hár segir: hvern dag, þá er þeir hafa klæðzt, þá hervæða þeir sik ok gánga út í garðinn ok berjast, ok fellir hverr annan; þat er leikr þeirra; ok er líðr at dögurðarmáli, þá ríða þeir heim til Valhallar ok setjast til drukkju.“ Daß Saxo nicht willkürlich, etwa unter Einfluß Virgils, das Kampfſpiel unter die Erde verlegt, zeigt ſchon die damit verbundene Erſcheinung des aus dem Boden auftauchenden Erdweibes, das ſeine Führerin wird. [Vergl. Müller, crit. Unders. 22.]

450 Landnámabók P. 2, K. 12 (Íslendínga Sogur 1, 97): „Þórólfr nam land frá Stafsá inn til Þórsár, ok kallaði þat allt Þórsnes; hann hafði svá mikinn átrúnað á fialli því, er stóð í nesinu, er hann kallaði Helgafell, at þángat skyldi engi maðr óþveginn líta, ok þar var svá mikil friðhelgi, at aungu skyldi granda í fiallinu, hvárki fé nè mönnum, nema sialft gengi á braut; þat var trúa þeirra Þórólfs frænda, at þeir dæi allir í fiallit.“ Mehreres in Eyrbyggia-Saga (Havn. 1787, S. 10 f.) C. 4: „Þórólfr kallaði Þórsnes milli Vigrafiarðar ok Hofsvôg. í því nesi stendr eitt fiall. á því fialli hafði Þórólfr svá mikinn átrúnað, at þángat skyldi einginn maðr óþveiginn líta, ok eingu skyldi tortýna í fiallinu hvárki fé nè mönnum nema sialfr gèngi í burt. Þat fiall kallaði hann Helgafell, ok trûði at hann mundi þángat fara þá er hann dæi ok allir á nesinu hans frændr sem Þórr hafði á land komit.“ Ebend. C. 12 (S. 26 f.): „Þat sama haust fór Þórsteinn út í Hoskuldsey til fánga. Þat var eitt kveld um haustit at sauðamaðr Þórsteins fór at fé fyrir norðan Helgafell.

Die verſchiedene Wohnſtatte nach dem Tod erklärt ſich weder dadurch genügend, daß nur die Waffentodten oder mit Speeresſpitze Gezeichneten nach Walhöll aufſteigen[451], noch durch die Stelle des Harbardsliedes, wonach Odin die in der Schlacht fallenden Jarle, Thor der Thräle Geſchlecht hat[452]; denn die unterweltlichen Kämpfer der Haddingſage ſind, wie ausdrücklich geſagt wird, durchs Schwert umgekommen (ferro in necem acti) und die Todten in Helgafell gehören zu einem freien, prieſterlichen Geſchlechte. Der Gegenſatz iſt anders zu faſſen. Erdbeſtattung und Genoſſenſchaft in der Unterwelt oder im Berge, Mitbegraben des Roſſes und Todtenritt über die Brücke des Helwegs, aus und nach dem Grabhügel, greifen in einander und all dieß zuſammen ſteht gegenüber dem Verbrennen der Leichen von Mann und Roſe, dem Leben der Einherjen in Odins Walhöll und ihrem Luftritt über die Himmelbrücke. Ynglingaſaga ſchreibt der Geſetzgebung Odins den Leichenbrand und ſeinen Verehrern den Glauben zu, daß je höher der Rauch in die Luft aufſteige, um ſo herrlicher der Verbrannte im Himmel ſei[453]. Mit Sigurd läßt Brünhild ſich auf den Holzſtoß legen, über Helgi wird der Hügel aufgeworfen und dahin geht Sigrun

---

hann sá at fiallit laukzt upp nordan. hann sá inn í fiallit elda stóra ok heyrdi þangat glaum mikinn ok hornaskol. oc er hau hlýddi ef hann næmi nokkra orda skil, heyrdi hann at þar var heilsat þórsteini þórskablit ok förunautum hans ok mælt at hann skyldi sitia í ondvegi gegnt fedr sinum. þenna fyrerburd sagdi saudmadr konu þórsteins þóru um kveldit. hon lét ser fátt um finnaz ok kallar vera mega at þetta væri fyrerbodan stœrri tidinda. Um morguninn epter kómu menn útan or Höskuldsey ok sögdu þau tidendi at þórsteinn þórskablitr hafdi druknat í fiskiródri." Zu vertraulicher Beſprechung ſchwieriger Angelegenheiten wird auf Helgafell gegangen, Eyrbygg. S. C. 28 (S. 132): „þau rád hava sist at engu urdit, er þar hafa rádin verit." Der Name und die Heilighaltung dieſes Aufenthalts der Abgeſchiedenen führt auf die Frage, ob es nicht auf ähnlichen Vorſtellungen beruhte, wenn deutſche Neubekehrte ihre Todten insgeſammt zu Heiligen machten, was die Kirche zum heidniſchen Aberglauben zählt, indic. superst. et pagan. C. 25: „de eo quod sibi sanctos fingunt quoslibet mortuos" (Deutſche Mythologie, 1 Ausg. Anh. XXXII. W. Müller, altd. Religion 64).

[451] Sæm. 41, 8. Sn. 24. 33. 41. Yngl. S. C. 10.

[452] Sæm. 77, 24.

[453] Yngl. S. C. 8. 10.

zu ihm ein. Damit fallen Jene dem Brandalter und dem nordiſch ausgebildeten Odinsglauben, Dieſe dem Hügelalter und einer entſprechenden mythiſchen Anſchauung heim[454]. Die Grundverſchiedenheit wird auch nicht dadurch aufgegeben, daß beide Arten der Leichenbehandlung bei demſelben Volke gleichzeitig in Übung giengen, die Beerdigung überhaupt niemals ganz entbehrlich war[455], daß demſelben Todten beiderlei Ehre erwieſen wurde[456] und daß mit dem Wechſel und Zuſammengreifen der Gebräuche auch in Mythen und Sagen, die ſich durch verſchiedene Völker und Zeiten fortgeſtalteten, manigfache Verwirrung kam[457]. In der Helgiſage ſchlägt noch immer die Grundlage der Erdbeſtattung durch, ohne irgend hinzukommendes Verbrennen, und ſie ſteht hierin auf gleichem Boden mit der Grabbeſchwörung Hervörs, der Abkömmlingin Svafrlamis und Tochter einer anderen Swawa.

Helgis dritter Erdengang hat in der um den Anfang des 14ten Jahrh. abgefaßten Hromundesſaga eine ſehr verworrene Darſtellung erhalten. Warum er in dieſer Wiedergeburt (vgl. Sæm. 5, 26: „þrisvar brendo þrisvar borna“ u. ſ. w. Sæm. 9. 59 ff. 36, 44 ff. Sn. 75 bis 77. Ruol. liet. 69, 13 bis 20) Held der Haddinge (Haddinga-skati) heiße [458], erklärt die Saga nur ſoweit, daß er ſich auf Heerfahrt mit zwei ſchwediſchen Königen befindet, welche beide den Namen Hadding tragen [459]. Auch die norwegiſche Stammtafel kennt ihn mit ſeinem Beinamen als Begleiter eines der Nachkommen von Hadding, Raumis Sohne, der Haddingjadal und Thelemark inne hatte, wie der Vater Raum oder Raumi der Alte Raumsdal zuſtand, und welchem dann eine Reihe von Gebietern mit dem Haddingsnamen nachfolgte [460]. Dieſe Könige ſind zwar ſämmtlich aus den Namen von Landſchaften zurückerdichtet [461], aber ein Thal der Haddinge ſetzt immerhin voraus, daß es vormals ein Geſchlecht dieſes Namens gab [462]. Feſten Fuß im Norden hat Hromund, Greips Sohn, nach dem die Saga betitelt iſt. Seine Abſtammung wird zwar am gleichen Orte zu einem König Höd von Hadaland hinaufgeführt, der nicht von beſſerem Zeug iſt, als Raum von Raumsdal, aber ſein Name und ſeine Heimat in

---

[454] Nach Snorris Vorrede zur Heimskr. gieng brunaöld dem haugsöld vor: „En fyrsta older köllut brunaöld, þá skyldi brenna alla dauða menn" u. ſ. w. weiterhin: „ok höfz þar haugsöld i Danmörku; enn lengi siðan hélz brunaöld með Svíum ok Norðmönnum." Die Stellen in voriger Anm. nehmen wieder das Verbrennen für ein Neueingeführtes. Vergl. J. Grimm, über das Verbrennen der Leichen, Berlin 1850, S. 50.

[455] Es war religiöſe Pflicht, wenigſtens für die nothdürftige Beſtattung des auf dem Felde gefundenen Todten zu ſorgen, Sæm. 198, 34 f.

[456] Auch über der Aſche warf man noch den Hügel auf. Bei den Germanen nimmt Tacitus den Leichenbrand und dazu noch einfache Raſenbedeckung als das Herkömmliche an, Germ. 27.

[457] Selbſt der berühmte Leichenbrand des göttlichen Baldr mit all ſeiner mythologiſchen Ausſtattung läßt Zweifel an ſeiner Urſprünglichkeit übrig. Baldr iſt den nächtlichen Weg zu Hel hinabgeritten, die ihn feſthält, und dort unten weilt auch Nanna bei ihm (Sn. 68), der ſein Tod das Herz gebrochen; das iſt die rechte Farbe für die Verdunklung des von der ganzen Natur betrauerten Lichtgotts. Der prunkhafte Aufzug zur Verbrennungsfeier mochte für das Bildwerk am neugebauten Hauſe eines reichen Isländers und die darnach kunſtmäßig gedichtete Drapa taugen. Umgekehrt ſtimmt Brünhilds Helfahrt unterirdiſch durch die Steinklüfte (Sæm. 227) nicht ſonderlich zu der herrlichen und heldenhaften Aufrüſtung des Scheiterhaufens, den ſie mit Sigurd theilt (ebend. 225 f. 60 bis 65).

---

[458] Man findet Haddinga- und Haddingjaskati, erſteres ſetzt im Sing. die ſtarke Form Haddingr, letzteres die ſchwache Haddingi voraus (Gr. 2, 355); ebenſo wechſelt skati mit skađi, jenes bezeichnet überhaupt einen Kriegsmann und wird Sn. 195 zu erklären verſucht; J. Grimm ſtellt (Zeitſchrift für vergleich. Sprachforſch. Heft 1, S. 81) die Gleichbedeutung beider Formen auf. Die Belegſtellen für den zuſammengeſetzten Beinamen in verſchiedener Schreibung ſind: Sæm. 140. 169 (Munch 96), Sn. 189 (Arnam. 482): „skati Haddingja“, Fornald. S. 2, 8.

[459] Fornald. S. 2, 372: „Nokkru síđar kómu 2 konúngar af Sviþiod; hètu báđir Haldingjar (l. Haddingjar). Helgi (hinn frækni), Hraungviđs bróđir, var međ þeim.“ (Helgi heißt auch ein Bruder Hromunds, 2, 365.)

[460] Fornald. S. 2, 8: „Haddingr, son Rauma, átti Haddingjadal ok Þelamörk; hans son var Haddingr, fađir Haldinge, fođur Hogna ens rauđa; eptir hann töku riki Haddingjar 3, ok var hverr þeirra eptir annann; Helgi Haddingjaskati var međ einum þeirra.“

[461] Dunkel iſt Sæm. 234, 22 (Munch 136b): „lýngfiskr lángr lands Haddingja.“ [Vergl. Finn. Magn. Edda 4, 114.]

[462] Sagabibl. 2, 438: „Saaledes bleve vel og især de nævnte af Raums Børn, der skulde have givet visse Landskaber deres Navne, fordi man omvendt af Landskabsnavnene sluttede sig til de gamle Konger.“ Ebend. 448: „Senere end det tolvte Aarhundredes Midte kan det Væsentligste af denne Samling af etymologiske Digtninger ikke antages at være.“

Thelemark iſt anderwärts in geſchichtlichem Zuſammenhange beglaubigt, ebenſo, daß bei einem Gaſtgebot auf Island, im Jahr 1119, von ihm und wie er in Thrains Grabhügel gebrochen, von König Olaf, ſeinem Gefolgherrn, und vom Berſerk Hraungved, den nach der Saga Hromund erſchlägt, geſagt und geſungen wurde[463]. Hier iſt Olaf König der, wie es ſcheint, norwegiſchen Lidsmanne[464] und dazu fügt es ſich, daß in der Saga die Schlacht gegen ſeine ſchwediſche Feinde auf dem Eiſe des Wänerſees vorgeht, das auch anderwärts zur Kampfſtätte zwiſchen Norwegern und Schweden dient[465]. Der Name Kara kommt noch aus geſchichtlicher Zeit im alten Norwegen vor[466]. Sonſt aber waltet die bei Sagaſchreibern des 14ten Jahrh. herkömmliche Willkür, die den überkommenen Sagenſtoff mit erdichteten oder nicht dazu gehörenden Perſonen und Abenteuern aufſchmückt, auch ſchon in der Hromundsſaga[467]. Namentlich erſcheinen in ihr Helgi und Kara nur epiſodiſch untergeordnet. Dieſe kommt zur Schlacht in Schwansgeſtalt herangeflogen, ohne daß von ihr zuvor die Rede war.

[463] Die Nachweiſungen hat P. E. Müller gegeben, Sagabibl. 2, 552 ff.; beſonders über den älteren Beſtand der Hromundsſage S. 555 die Stelle aus Sturlungaſaga 1 Thattr Kap. 13, S. 23. Das Schwert Miſtiltein, das Hromund in Walland dem todten Thrain abringt, iſt auch eines der berühmten Holmſchwerter in der Herwörſaga und zwar, nach einer Faſſung derſelben, ſoll Thrain ſelbſt auch ſolches aus dem Grabhügel des Arngrimsſohnes Seming geholt haben (Fornald. S. 1, 416, vergl. jedoch 2, 371).

[464] Rafn. 2, 140 überſetzt: „Krigskonning." Alſo appellativ. Vergl. Fornald. S. 2, 154: „Olafs lidsmannakonûngs". Lidsstadir in Gudbrandsdal, Heimsk., herausg. von Schöning, 6, 383. Olafs S. hins helga, Chriſt. 1849, S. 147. Hrôm. S. ſagt C. 1: „Sâ konûngr rêd fyrir Gordum í Danmörk (Letzteres nicht in allen Handſchriften), er Olafr hêt" u. ſ. w. und unter Beziehung auf dieſelbe auch Gaungu-Hrôlfs S. (Fornald. S. 3, 362): „Olafr konûngr í Danmörk, er Helgi enn frækni herjadi á." Gordar im Sinne von Gardariki, Rußland, ſind hier keinenfalls gemeint.

[465] Sn. 151. Yngl. S. C. 33, vergl. S. Halfd. sv. C. 5 [Wachr. 1, 140 f.].

[466] Harald. S. ens hárf. C. 1 f.: Hogni Kârusonr.

[467] Sagabibl. 2, 548: „den (Hrômundss.) kan neppe antages for mere end et vilkaarligt Digt." 549: „Tildragelserne selv ere for det meste de jevnligen forekommende, og det Eiendommelige hos dem synes, som nærmere skal vises, at være Udpyntninger af uvedkommende Sagn, man vilkaarligen havde benyttet." 556: „Denne Saga er altsaa den ældste islandske, som vi med Vished vide at være opdigtet."

weder von ihrer, noch von Helgis Heimat und Abſtammung wird Kunde gegeben und nachdem Beide den Tod geſunden, nimmt die Geſchichte Hromunds und ſeines Gegners Hadding ungeſtörten Fortgang. In jener älteren Erwähnung des Singens und Sagens von Hromund iſt weder Helgi noch Kara genannt. Der Sagaſchreiber ſelbſt gibt ſeine ungenaue Kenntnis der Helgiſage auffallend bloß. Daß ihm die verlorenen Karalieder noch vorgelegen, davon zeigt ſich nirgend eine Spur. Nichts verlautet vom Roſſe Skawad, das, nach der in Skalda aufbewahrten Stelle eines andern Liedes, der Haddinge Held geritten hat [468]. Als ſolcher iſt zwar der in die Saga gezogene Helgi angeſehen, gleichwohl aber ein ganzer Auftritt aus den Begegniſſen des Hundingstödters Helgi hereingewirrt. Wie Dieſer, als Mühlmagd verkleidet, ſich bei ſeinem Erzieher Hagal vor den Ausgeſandten Hundings verbirgt, aber doch von Blind dem Unheilvollen erſpäht wird, ſo iſt nun der auf dem Wänerſee verwundete Hromund in gleicher Verkleidung auch bei einem Hagal verſteckt und wieder iſt es der üble Blind, der Verdacht ſchöpft [469]. Bei ſo loſem und misverſtändlichem Zuſammenhange ſcheint es doch nur der auf beiden Seiten vorkommende Name Hadding geweſen zu ſein, was zur Einmiſchung der Helgiſage in die von Hromund den Anlaß gab und ein Vorgang dafür fand ſich ſchon in vorbemerkter Stelle der norwegiſchen Stammtafel. Dieſer Haddingsname ſelbſt aber iſt kein Hindernis, wie früher den Ylfing Helgi von den Wölſungen, ſo nun von der Hromundsſage den Helden der Haddinge freizuſtellen. Derſelbe Name iſt auch im deutſchen Alterthum kundbar. Er bezeichnet durch die Ableitungsform den Angehörigen eines Geſchlechts oder Volksſtammes und es iſt ermittelt, daß Haddinge ſprachlich Eines ſind mit Asdingen, dem Namen des wandaliſchen Königshauſes, zugleich dem eines den Gothen verbündeten Volkes[470], wie auch ſonſt Benennungen

---

[468] Sn. 180 (Arnam. 482): „Þessir (hestar) 'ro enn taldir í Alsvinnsmálum (a. 1 Kálfsvísu(m)) u. ſ. w. en (reið) Skævaði skati Haddingja.“ [Vergl. ebend. 179 b u.]

[469] Vergl. Sæm. 158 f. mit Fornald. S. 2, 376 f. Der gefährliche Spürmann heißt in der Proſa zum Eddaliede Blindr inn bölvísi, in der Saga Blindr hinn illi (2, 376), weiterhin: karlinn Blindr, er hét Bavis (2, 380); auch hiebei verräth ſich die Unſicherheit des Bearbeiters, denn anderwärts in der Saga werden zwei bei König Olaf vielgeltende, aber ſchlimme und argliſtige Männer, Bildr und Voli, genannt (2, 365, vergl. 371 bis 373); Jener wird auf dem Wänerſee erſchlagen, Dieſer iſt ein Zauberer, der das Eis zu Waſſer macht und dem Hromund das Schwert aus der Hand bläſt, wofür der Held ihm den Hals bricht (2, 375), Blind Bavis dagegen erſcheint erſt nach ihrem Tod als Kundſchafter und mit Traumgeſichten, die ſeinem Herrn und ihm ſelbſt den Untergang weiſſagen und bald darauf in Erfüllung gehen, ähnlich denjenigen, die in einem der Eddalieder von Atli und den Niflungen erzählt und gedeutet werden (Sæm. 253, 16 ff., vergl. 236, 37 ff.). In der Saga iſt Alles, was jene räthſelhaften Männer betrifft, verdunkelt und verſchoben, das klare Verhältnis gibt Saxo (7, 129 ff.) in der aus alten Liedern genommenen Erzählung von Hagbarth und Sygne, wonach König Sigar zwei alte Männer zu Rathgebern hat, ungleiche Brüder, deren einer, Bilwis, zur Verſöhnung und Milde, der andre, der blinde Bölwis, zu Zwietracht und Verderben wirkt. Hauptſtellen ſind: „Rex quippe Sigarus senum duorum, quorum

---

alter Bolwisus erat, consilio cuncta ferè gerere consueverat. Horum tam discors ingenium fuit, ut alter inimicitiis dissidentes in gratiam reducere solitus esset, alteri curæ foret amicitiâ junctos odio sequestrare et simultatum pestes alternis ventilare dissidiis u. ſ. w. Bolwisum quendam luminibus captum u. ſ. w. Bilwisus, Bolwisi frater, aliique sententiæ potioris auctores“ u. ſ. w. Der entſchiedene Gegenſatz liegt ſchon in den Namen: altn. bölvis (Sæm. 77, 23. 93, 1: „bolvisir draumar.“ 158b. 197, 28. Gr. 2, 577), goth. balvavêsei (*κακία*, Sk. 125 b), altſ. the balowiso (Hêl. 33, 2. Schmeller, gloss. sax. 9 b. 135 a, überhaupt hieher Gr. 2, 187 f. 449 f. Myth. 940); zu Bilwisus agſ. bilvit, bilevit (mitis u. ſ. w. Ettmüller, lex. 292. Bosworth 44 c. Myth. 441. 347, wo der Gegenſatz von Bilvisus, æquus, und Bölvisus, iniquus, hervorgehoben iſt). Es ſind allegoriſch mythiſche Perſonificationen des guten und böſen Rathes, die vermöge dieſer allgemeineren Geltung in verſchiedene Sagen eintreten können. Wo zum Billigen, Ziemlichen gewieſen wird, ſpricht Bilwis, wo zum Verderblichen, Bölwis, zu einer ſtreitigen Berathung gehören Beide; als nothwendige Seitenſtücke ſind ſie Brüder, durch Anlaut und gleichmäßige Wortfügung ihrer begrifflichen Namen gepaart. (Zu Blindr vergl. Gestr hinn blindi, Gestumblindi. Fornald. S. 1, 463 ff. 531 ff., Gestiblindus Saxo 4, 90. Zeitſchrift für deutſches Alterthum 6, 10 f. Walther 85, 32.)

[470] Altn. Haddingar, Haddingjar, agſ. Heardingas (W. Grimm, über deutſche Runen 223, 22. Ettmüller, poet. 280, 3. Lex. 456); Ἀστιγγοι, Asdingi, Hasdingi, Zeuß 461 f. J. Grimm, Myth. 316 f., Sprachg. 448: „die echte gothiſche form wäre Hazdiggôs = capillati“ u. ſ. w., ebend. 477, Rechtsalt. 240. 271. Jornandes de reb. get. C. 84 f.: „reliquam vero gentem capillatos dicere jussit (Diceneus), quod nomen Gothi, pro magno suscipientes, adhuc hodie suis cantionibus reminiscuntur.“ Caſſiod., var. 4, 49 (S. 254): „Universis provincialibus et capillatis defensoribus et

herrſchender Geſchlechter auf die Völker übertragen ſind. Wandalen und Sueven werden in früheſter Zeit zuſammen genannt, ſie treten einander nahe an der oberen Elbe, die aus den wandaliſchen Bergen herſtrömt, und ſie wandern nachmals vereint nach Spanien, wo ſie gleichmäßig das galliciſche Küſtenland einnehmen [471]. So könnten wandaliſche Asdinge in ſueviſcher Sage nicht befremden. Eine Spur der urſprünglichen Stammbezeichnung iſt es auch, daß in mehrern nordiſchen Überlieferungen je Zwei des Namens Hadding zuſammengehen, wie in der Hromundsſaga, ſo noch entſchiedener, als Brüderpaar, in der Saga von Herwör; hier werden, übereinſtimmend mit Saxo und dem Hyndlaliede, unter den zwölf Arngrimsſöhnen zwei Haddinge genannt und dieſe Zweizahl hat ſich zur beſondern Sage geſtaltet. Die beiden Haddinge, die jüngſten der zwölf Gebrüder, ſind Zwillinge und ihre verbundene Kraft iſt gleich der Eines der älteren Brüder, deren zweien hinwider der älteſte, Angantyr, an Stärke gleichkommt [472]. Aber auch der Gegner dieſer Berſerke, Hialmar, zählt in ſeinem Sterbe-

---

curialibus Suavia consistentibus Theodoricus“ (vergl. 5, 15, S. 281, Maſc. 2, A. 52 f.).

[471] Tacitus, Germ. 3: „quidam, ut in licentia vetustatis, plures deo ortos pluresque gentis appellationes, Marsos, Gambrivios, Suevos, Vandilios (a. Vandalios) affirmant“ u. ſ. w. (Vergl. im dritten Helgiliede, Sæm. 166, 22: „öll Vandils-ve;“ Heiligthum eines gottentſproſſenen Stammvaters Vandil? Vandils-kagi in Jütland, Fornald. S. 3, 361. Heimskr., herausg. von Schöning, 92 f. 412: „Vendils-kagi“ [Sumpf]. Caſſiod., var. 3, 38: „Vvandil. Theod. rex.“ Sprachg. 475.) Dio Caſſ. 55, 1: „ῥεῖ δὲ (ὁ Ἄλβιος) ἐκ τῶν Οὐανδαλικῶν ὀρῶν.“ Zeuß 445. 449 bis 452. 455, vergl. 127.

[472] Hrôm. S. C. 6 (Fornald. S. 2, 372): „kômu 2 konûngar af Svîþiod; hêtu bâdir Haldîngjar (Hadd.).“ Hyndl. 22 (Sæm. 116b): „tveir Haddîngjar.“ Saxo 5, 93: „duo Haddingi.“ Herv. S., Fornald. S. 1, 415 f.: „þau âttu 12 sonu: Angantýr var elztr u. ſ. w. ellefti ok tôlfti Haddingjar, ok unnu þeir bâdir verk eins hinna, en Angantýr vann tveggja verk; hann var höfdi hærri, enn þeir adrir; allir vôru þeir miklir berserkir.“ Vergl. 1, 515: „Angantýr var elds u. ſ. w. ok 2 Haddîngjar, ok unnu þeir bâdir eins verk, þvíat þeir voru tvîburar ok ýngstir; en Angantýr vann tveggja verk“ u. ſ. w. 2, 212. 215. (haddîngr, a. hundîngr, als Würdename 2, 278. Rafn 2, 217.) Vergl. noch Saxo 5, 68: „Duodecim Westmaro filii erant, ex quorum numero tribus commune Grep nomen incessit. Hos simul conceptos idem partus absolvit, ortus æqualitatem vocabuli societate testantes.“ (Sn. 194 u.)

liebe, wie es in Örwaroddsſaga gefaßt iſt, unter ſeinen Bankgenoſſen, die er noch grüßen läßt, zwei Haddinge auf [473]. In deutſcher Geſchichte ſtehen nicht ſelten königliche Brüder, mehrere zugleich, an der Spitze ihres Volksheeres [474], darum mag es nur zufällig hier eintreffen, daß, nach Dio, die Asdinge unter zwei Heerführern, ſtabgereimt Hraos und Hraptos, zur Zeit des Marcus Antoninus in Dacien einfallen [475] und daß, ein Jahrhundert ſpäter, gleichfalls in der Donaugegend, von Aurelian beſiegte Wandalen Frieden erlangen, indem die zwei Könige derſelben ihre Söhne zu Geiſeln geben [476]. Das Einzige, was ſich von den Geſchicken des dritten Helgi in allem Wirrſal der Hromundsſaga eigenthümlich und bedeutſam erhalten hat, der unſelige Schwertſchlag, durch den er ſeine Beſchirmerin [477] tödtet und damit ſich ſelbſt um Sieg und Leben bringt, deutet hier am Schluſſe zurück auf den ſueviſchen Beginn des dreifachen Erdenlebens, auf das ſeitdem vergeſſene Heldenſchwert, das dem Bunde des erſten Helgi mit Swawa zum Unterpfand diente. Helgi (heilago), Glückhafter, war der Name, den ſie ihm zurief und zu deſſen Gewähr ſie ihm das wunderbare Schwert wies; nun mit dem letzten, verhängnisvollen Schwunge des Schwertes iſt, wie es in der Saga noch wörtlich heißt, Helgis Heil dahingefahren [478].

---

[473] Fornald. S. 2, 220: „tveir Haddîngjar“, vermuthlich aber, mit Tindr und Tyrfingr, aus der Liſte der Arngrimsſöhne, wie ſie 2, 212 und in Hyndlul. lautet, herübergekommen; nachher (2, 221) noch beſonders: „Haddîngr.“

[474] Z. B. Jornandes S. 129: „Inter quos Ostrogothorum præeminebat exercitus, Vualamire et Theodemire et Vuidemire germanis ductantibus, ipso etiam rege (Attila), cui tunc serviebant, nobilioribus, quia Amalorum generis eos potentia illustrabat.“

[475] Dio Caſſius 71: „*Ἀστιγγοι δέ, ὧν Ῥᾶός τε καὶ Ῥάπτος ἡγοῦντο*“ u. ſ. w. Zeuß 462. Den Stabreim hat ſchon Müllenhoff, Zeitſchrift für deutſches Alterth. 7, 528, angemerkt. Fornald. S. 2, 221: „Hrappr ok Haddîngr.“ J. Grimm, Jornand. 38.

[476] Dexipp. exc. ed. Bonn. S. 19 f.: „*οἵ τε γὰρ βασιλεῖς (Βανδήλων) τοὺς παῖδας ἑκάτεροι διδόασαν ἐς τὴν ὁμηρείαν*“ u. ſ. w. Zeuß 446. Bei Paulus Diac. 1, 7 zwei Heerführer der Wandalen Ambri und Aſſi, ihnen gegenüber die zwei langobard. Brüder Ibor und Agio.

[477] Sie iſt nicht mehr Walküre genannt, wie Sæm. 169, ſondern Zauberweib in Schwangefieder. (Fornald. S. 2, 373: „Ein fiölkýngiskona var þar komin î âlftar ham; hûn gôladi med svâ miklum galdralâtum“ u. ſ. w. 374: „Helgi frækni u. ſ. w. vann med fiölkýngi.“) Doch zeigt ſelbſt Hromunds Geliebte Swanhwit in ihrem Namen (ſ. ob. Anm. 394) und als Geberin des Schildes mit einem Bande, das vor Schaden ſichert (ebend. 373 f.), noch Spur des Walkürenweſens. (Swanhwits Schweſter heißt Dagnŷ, 2, 372, anderwärts Dagmær, 3, 519, vergl. auch 3, 363 ob., wo ein der Hrôm. S. unbekannter Umſtand bemerkt iſt.) Auch Woli iſt als Zauberer angeſehen (ebend. 375: „med göldrum“).

Erläuternd für den Umſchlag deutſcher, namentlich ſueviſcher Überlieferung in nordiſche iſt eine Sage, die auch dem Inhalt nach mit derjenigen von Helgi Verwandtſchaft zeigt. Saxo erzählt und in den Grundzügen ſtimmt mit ihm ſein Zeitgenoſſe Svend Aggeſen überein, wie der greiſe Dänenkönig Wermund, Wiglets Sohn, von den Boten des Sachſenkönigs aufgefordert wird, das Reich, das er wegen Alters und Blindheit nicht mehr verwalten könne, ihrem Herrn abzutreten; wenn er aber einen Sohn habe, der mit dem Sohne des Sachſenkönigs zu kämpfen wage, ſo ſolle das Reich dem Sieger zufallen. Wermund hat einen ſpätgeborenen Sohn, Uffi, der zwar alle Jünglinge von gleichem Alter an Körpergröße überragt, aber ſtumpfen Geiſtes zu ſein ſcheint; derſelbe verhält ſich ſtumm, lacht niemals und nimmt an keinem Spiele Theil. Zum erſtenmal wird jetzt, da Alle in Beſtürzung ſchweigen, der Stumme redend und erklärt ſich entſchloſſen, nicht bloß den Sohn des Sachſenkönigs, ſondern auch einen weitern Kämpfer, den derſelbe ſich aus den Tapferſten ſeines Volkes geſellen möge, zu beſtehen; denn es liegt auf den Dänen die Schmach, daß zuvor Zwei der Ihrigen Einen Schweden bekämpft haben. Die Geſandten lachen der Pralerei des Jünglings, doch werden Ort und Zeit des Kampfes beſtimmt. Nachdem der blinde Greis durch Betaſtung der mächtigen Glieder des kühnen Sprechers ſich überzeugt, daß es wirklich ſein Sohn geweſen, ſchafft man für Uffi Waffen herbei, aber ſeine breite Bruſt zerſprengt die Ringpanzer, es muß ein ſolcher aufgeſchnitten und mit einer Spange geheftet werden. Auch mehrere Schwerter werden gebracht, ſowie aber Uffi ſie ſchwingt, brechen ſie in Stücke. Der König hatte ſelbſt ein Schwert von ſeltener Schärfe, mit Namen Skrep: nichts galt für ſo hart, daß es nicht vom erſten Streiche deſſelben geſpalten würde. Weil er jedoch der Kraft ſeines Sohnes nicht vertraute und dieſes Schwert keinem Andern gönnte, hatte Wermund es längſt in die Erde vergraben. Jetzt läßt er ſich auf das Feld zu der von ihm bezeichneten Stelle führen, zieht das Schwert heraus und reicht es dem Sohne. Uffi findet es von Alter mürb und zerfreſſen, weshalb der Vater von der Schwingprobe abräth, weil, wenn auch dieſes Schwert in Trümmer gienge, kein der Kraft des jugendlichen Arms gewachſenes übrig wäre.

---

[478] Fornald. S. 2, 374: „nû er min heill farin." 375: „ok farin man þin heill."

Der verabredete Kampfplatz iſt auf einem von den Armen des Eiderſtroms gebildeten Eiland. Dort finden die drei Kämpfer ſich ein, die Ufer dieſſeits und jenſeits ſind mit Schauluſtigen angefüllt. Wermund ſtellt ſich auf den äußerſten Theil der Brücke, um, wenn ſein Sohn unterläge, ſich in den Strom zu ſtürzen. Uffi, von Zweien angegriffen und ſeinem Schwerte mistrauend, wehrt ihre Schläge mit dem Schild ab, um erſt zu beobachten, welcher der Gefährlichere ſei, und dann wenigſtens dieſen mit Einem Streiche zu treffen. Wermund, welcher meint, ſein Sohn laſſe ſich aus Schwäche die Schläge der Gegner ſo geduldig gefallen, neigt ſich mehr und mehr über den abſchüſſigen Brückenrand. Uffi reizt ſeine Gegner noch durch Zuruf und als ihm nun der Mitkämpe des Königsſohnes näher kömmt, ſpaltet er dieſen mit dem erſten Schwertſtreiche mitten durch. Da ruft der blinde Wermund freudig: „ich höre den Klang meines Schwertes.“ Man ſagt ihm, was geſchehen, und er zieht ſich wieder vom Rande zurück. Gleicher Weiſe durchhaut Uffi den Königsſohn mit der andern Schneide des Schwertes. „Ich höre zum zweitenmal den Klang meines Schwertes Skrep“, ruft Wermund aus. Als man ihm nun den Doppelſieg ſeines Sohnes verkündigt, fließen ihm Freudenthränen über die Wangen. Die Sachſen ziehen beſchämt mit den Leichen ihrer Kämpfer ab, die Dänen aber empfangen jauchzend den Herſteller ihrer Ehre, auf ſie geht nun die Herrſchaft in Sachſenland über und Uffi waltet nach dem Tode des Vaters über beide Reiche[479]. In den Darſtellungen beider ‚Schriftſteller iſt dieſe Sage nicht bloß unverkennbarer Ausdruck lebendiger Volksüberlieferung, ſondern ſie erſcheint auch dadurch, daß ſie einen Grenzkampf, die alte Feindſchaft der Dänen und ihrer ſächſiſchen Nachbarn, ſowie den Sieg der erſtern, zum Gegenſtande hat, um ſo entſchiedener als eine grunddäniſche. Und doch verzeichnet der angelſächſiſche Stammbaum der Könige von Mercia die Namen Wihtläg, Warmund, Offa, in gleicher Folge der Zeugung wie bei Saxo[480], und nicht allein die Namen, auch die ausgeprägten Spuren der Sage haften auf angelſächſiſchem Boden. Dieß bekunden die legendenhaften Lebensgeſchichten der beiden Könige Offa, von einem Mönche zu St. Albans im 13ten Jahrh. geſchrieben[481]. Warmund, König der Weſtangeln, Gründer der Stadt Warwick, hat einen einzigen Sohn, Offa, der zwar von anſehnlicher Geſtalt, aber bis zum ſiebenten Jahre blind und bis zum dreißigſten ſtumm iſt[482]. Da der gealterte Vater dieſen Sohn nicht zum Nachfolger beſtellen kann, ſo ſtrebt Rigan, einer der

---

[479] Saxo 4, 59. 63 bis 65. Svenonis Aggonis filii compendiosa regum Daniæ historia C. 1 und 2 (Langebek, scriptor. rer. danic. B. 1. Hafn. 1772, S. 45 bis 47). Saxo ſchreibt latiniſierend: Uffo, bei Svend begegnet auch die nordiſche Form Uffi, ſtatt des Königs der Sachſen aber ein rex

---

Alamannorum, auch imperator, und eine teotonica superbia. Den Namen des Schwertes, Skrep, hat nur Saxo; Lex. isl. 2, 279: „skreipr, lubricus, glat.“ (Den Ort, wo Wermund das Schwert verborgen hat, nennt Svend: tumulum. Ihm eigen iſt auch bei der Betaſtung: „Talem me memini in flore extitisse juventutis“; dann daß Uffi im Holmgange zwei Schwerter führt, auch ſeine Sprachloſigkeit bis ins 30ſte Jahr.) [Vergl. Schriften 1, S. 294. 295. 7, S. 213 bis 217. H.]

[480] Deutſche Mythologie, 1 Ausg., Anh. III.

[481] Matthæi Paris, Monachi Albanensis Angli, Historia major u. ſ. w. Editore W. Wats. London 1684. Folio. [Jetzt von Sir. Fr. Madden herausgegeben in Rerum britannicarum medii ævi scriptores.] Huic edit. accesserunt duorum Offarum Merciorum Regum u. ſ. w. vitæ, S. 961 ff. [Hinten im Abdruck ſind dieſe vitæ durch beſondre Titel unterſchieden, S. 961: Incipit historia de Offa primo u. ſ. w. cui simillimus fuit secundus Offa., S. 969: De ortu secundi Offæ., aber es iſt fortlaufender Zuſammenhang und unverkennbar der gleiche Verfaſſer. Vergl. in der hist. Angl. ſelbſt über den zweiten Offa zum J. 1256, S. 796 f.] Vergl. Lappenberg, Geſchichte von England 1, 222 ff. Müllenhoff, Sagen u. ſ. w. 4 bis 7.

[482] L. cit. S. 961: „Licet enim idem unicus filius ejus (Warmundi, reg. occidental. Anglor.) Offa, vel Offanus nomine, statura fuisset procerus, corpore integer et elegantissimæ formæ juvenis existeret, permansit tamen a nativitate visu privatus usque ad annum septimum, mutus autem et verba humana non proferens usque ad annum ætatis suæ tricesimum.“ Auch Svends däniſcher Uffi iſt bis zum dreißigſten Jahre ſprachlos.

Großen des Reichs, nach dem Königthum. Er ſammelt ein gewaltiges Heer und fordert den König zur Schlacht. In der Berathung, die hierüber gepflogen wird, erſchließt auf einmal der bisher ſtumme Offa den Mund, ſchilt die Abtrünnigen und ermuntert die Getreuen. Warmund gürtet ihn feierlich mit dem Schwerte[483]; Tag und Ort des Kampfes werden ausgemacht. Die Heere lagern auf beiden Seiten eines Stromes, deſſen reißende Flut den Übergang für Mann und Roſs zu wehren ſcheint[484]; Offa, der zuerſt überſetzt und die Feinde jählings anfällt, muß ſo lange, bis ſeine Genoſſen zögernd nachkommen, allein den heftigen Streit beſtehn. In furchtbarer Schlacht werden anfangs ſeine Schaaren geworfen, doch bringt er ſie vorkämpfend wieder zum Angriff, erſchlägt Rigans beide Söhne, die ſich an ihn gewagt; ſein blutberauſchtes Schwert verzehrt die Feinde. Rigan ſelbſt will über den Fluß entfliehen, aber in der vom Blute der Erſchlagenen angeſchwellten Strömung verſinken er und ſeine Begleiter unter der Wucht ihrer Rüſtung; davon erhält der Strom den Namen Riganburne[485]. Nach errungenem Siege läßt Offa die umgekommenen Führer, auch die ſeindlichen, ehrenvoll beſtatten, die übrigen Todten aber auf einer hochragenden Stelle beerdigen, welche davon Qualmhul benannt iſt: auch befiehlt er ſeinem Heer, über ihnen einen mächtigen Haufen großer Steine aufzuwerfen, die umliegende Ebene aber heißt vom Blute der Getödteten fortan Blodeveld[486]. Weiter wird erzählt, wie Offa, nachdem ihm der Vater das Reich übergeben, mit einer im dichten Wald ausgeſetzten Königstochter, die er auf der Jagd getroffen[487], ſich vermählt, wie dieſe, während ſeiner Abweſenheit auf einem Kriegszuge, verrathen, vertrieben und ihrer Kinder mörderiſch beraubt, nachmals aber von dem heimgekehrten Gemahl bei einem frommen Einſiedler wieder aufgefunden wird, deſſen Gebet auch die ermordeten Kinder ins Leben zurückruft. Das Gelübde jedoch, zum Danke für dieſe göttliche Rettung ein Kloſter zu gründen, läßt Offa unerfüllt, ebenſo ſein Sohn, dem er ſterbend dieſe Pflicht auferlegt, und zur Strafe dafür fallen alle die Fürſten, die der gewaltige Offa unterworfen, von ihm und ſeiner Nachkommenſchaft wieder ab. Die ganze Erzählung vom erſten Offa hat eigentlich nur den Zweck, dem Ruhme des zweiten, als Stifters der Abtei St. Albans, zur Unterlage zu dienen. Einem dieſes königlichen Geſchlechtes, Tuinfred, wird ein Sohn, Pinefred, geboren, der bis in die Jünglingsjahre lahm, blind, taub und ſtumm bleibt. Aber in Erinnerung an den großen Offa hoffen die Eltern auch die Geneſung ihres Sohnes[488] und geloben, daß derſelbe dann den verſäumten Kloſterbau ausführen ſolle. In demſelben Lande der Mercier ſchaltet ein gewaltthätiger Mann Namens Beormred und iſt beſonders Denen vom königlichen Blute aufſäßig, weshalb Tuinfred mit den Seinigen ſich auf die Flucht begibt. Da erwacht der junge Pinefred wie aus ſchwerem Schlafe, dehnt und erhebt ſich, die Zunge iſt ihm gelöſt, das Auge geſchärft. In kurzer Zeit erwächſt er zu ſolcher Tüchtigkeit, daß Niemand im Reiche ſich ihm vergleichen darf, weshalb die Mercier ihn den zweiten Offa nennen[489]. Wehrhaft gemacht, beſiegt er in blutiger

---

[483] Ib. S. 962: „Inprimis consulunt regi, ut filium suum, moribus et ætate ad hoc maturum, militari cingulo faciat insigniri, ut ad bellum procedens hostibus suis horrori fieret et formidini. Rex autem sano et salubri consilio suorum obtemperans, celebri ad hoc condicto die, cum solemni et regia pompa, gladio filium suum accinxit; adjunctis tyrocinio suo strenuis adolescentibus generosis, quos rex ad decus et gloriam filii sui militaribus indui fecit et honorari.“

[484] Ib. S. 962: „Congregato itaque utrobique copiosissimo et formidabili nimis exercitu, parati ad congressum fixerunt tentoria e regione, nihilque intererat nisi fluvius torrens in medio, qui utrumque exercitum sequestrabat; et aliquandiu hinc deinde meticulosi et consternati, rapidi fluminis alveum interpositum (qui vix erat homini vel equo transmeabilis) transire distulerunt; tela tamen sola, cum crebris comminationibus et convitiis, transvolarunt.“

[485] Ib. S. 963: „Pater vero prædictorum juvenum [Riganus, qui et Aliel dicebatur], perterritus et dolore intrinseco sauciatus, subterfugiens amnem oppositum nitebatur pertransire: sed interfectorum sanguine torrens fluvius eum loricatum et armorum pondere gravatum et multipliciter fatigatum, cum multis de suo exercitu simili incommodo præpeditis, ad ima submersit, et sine vulneribus miseras animas exhalarunt proditores, toti posteritati suæ probra relinquentes. Amnis autem a Rigano ibi submerso sortiebatur vocabulum et Riganburne, ut facti vivat perpetuo memoria, nuncupatur.“ (Über die Bach- und Ortsbezeichnungen auf -burne ſ. Leo, rectitud. 72 f.)

---

[486] Ib. S. 963: „Jussitque [Offa], ut interfectorum duces et principes, quorum fama titulos magnificavit, et præcipue eorum, qui in prælio magnifice ac fideliter se habuerunt (licet ei adversarentur), seorsum honorifice intumularentur, factis eis obsequiis cum lamentationibus. Exercitus autem popularis cadavera in arduo et eminenti loco, ad posteritatis memoriam, tradi jussit sepulturæ ignobiliori. Unde locus ille hoc nomine anglico Qualmhul, a strage videlicet et sepultura interfectorum, merito meruit intitulari. Multorum etiam et magnorum lapidum super eos struem exercitus Offæ, voce præconia jussus, congessit eminentem. Totaque circumjacens planities ab ipso cruentissimo certamine et notabili sepultura nomen et titulum indelebilem est sortita et Blodeweld a sanguine interfectorum denominabatur.“ (Boſw. 63: „Cwealm, -es, m. pestilence, contagion, slaughter, destruction, death.“ Ettmüller, lex. 402: „cvealm (cvelm, cvylm), -es, m. nex, exitium.“ Boſw. 146: „Hul a hill.“ Vergl. Ettmüller 464.)

[487] Sie iſt reguli cujusdam filia, qui Eboracensibus præfuit, die der Vater ſelbſt verführen wollte und, als ſie widerſtand, den Thieren der Wildnis ausſetzen ließ.

---

[488] Ib. S. 969: „Natus est igitur memorato Tuinfredo (qui de stemmate regum fuit) filius videlicet Pinefredus [vergl. Mythologie 361, wo in Vinered gebeſſert wird], usque ad annos adolescentiæ inutilis poplitibus contractis et qui nec oculorum vel aurium plene officio naturali fungeretur. Unde patri suo Tuinfredo et matri suæ Marcellinæ oneri fuit, non honori, confusioni et non exultationi. Et licet unicus eis fuisset, mallent prole caruisse, quam talem habuisse. Verumtamen memoriæ reducentes eventum Offæ magni, qui in tenera ætate penitus erat inutilis et postea, deo propitio, penitus sibi restitutus, mirabili strenuitate omnes suos edomuit adversarios et bello præpotens gloriose multotiens de magnis hostibus triumphavit, spem conceperunt, quod eodem medico medente (Christo videlicet, qui etiam mortuos suscitat) propitiatus posset similiter visitari et sibi restitui.“

[489] Ib. S. 969: „Fugientes igitur memoratus Tuinfredus et uxor ejus et familia a facie persequentis, sese in locis tutioribus receperunt, ne generali calumnia involverentur. Quod comperiens Pinefredus adolescens, quasi a gravi somno expergefactus, erexit se, et compagibus nervorum laxatis et miraculose protensis, sese de longa desidia redarguens, fecit alices, brachia, crura, pedes extendendo. Et aliquotiens oscitans, cum loqui conaretur, solutum est vinculum linguæ ejus, et loquebatur recte, verba proferens ore facundo promptius articulata. Quid plura? de contracto, muto et cæco fit elegans corpore, eloquens sermone, acie perspicax oculorum. Qui tempore modico in tantam floruit ac viguit strenuitatem, ut nullus in regno Merciorum ipsi in moribus et probitate multiplici valuit comparari, unde ipsi Mercii secundum Offam, et non Pinefredum jam nominantes (quia a deo respectus et electus fuisset, eodem modo quo et rex Offa, filius regis Warmundi) cœperunt ipsi quasi domino universaliter adhærere, ipsumque jam factum militem, contra regem Beormredum et ejus insidias potenter ac prudenter protegere, dantes ei dextras et

Schlacht den Thronräuber Beormred und wird von den Merciern als König ausgerufen. Sein Reich erweitert er über zahlreiche Gebiete und ſtiftet auch dem h. Alban das verheißene Kloſter. Er ſtirbt in Offelei und wird in einer Kapelle bei Bedford am Ufer des Fluſſes Usca beigeſetzt. Dieſe Kapelle verſinkt nachmals, vom Strom unterwühlt, in den Grund desſelben; zur Sommerzeit aber ſehen zuweilen die Badenden den Sarg Offas in der Tiefe des Waſſers, doch kann derſelbe, wie eine verfeite Sache, nicht wieder gehoben werden [490]. Dieſer zweite Offa iſt zwar als ein ruhmreicher König von Mercien anderwärts geſchichtlich beglaubigt, aber der mönchiſche Lebensbeſchreiber hat ihn nicht nur mit dem Schein der Legende bekleidet, ſondern auch die bedeutendſten Züge der Sage vom erſten Offa auf ihn abgeſpiegelt, einer Sage, die ſelbſt wieder, bei aller Verörtlichung im eroberten Lande, doch unzweifelhaft aus der nordelbiſchen Heimat herübergekommen iſt. Denn Offas Herrſcher- und Heldenruhm verlautet auch in einer Stelle des Beowulfliedes [491], deſſen Schauplatz überall jene alte Heimatgegend iſt, vor Allem gewichtig aber zeugt das Widſidslied: „Offa beherrſchte Angel, Alewih Dänen, deren allerſtolzeſter er war,

---

fœdus cum ipso, præstitis juramentis, ineuntes. Quod audiens Beormredus doluit et dolens timuit sibi vehementer. Pœnituitque eum amarissime, ipsum Pinefredum (qui jam Offa nominabatur) cum cæteris fraudulenter non interemisse.“

[490] Ib. S. 987: „Cum autem immortalis memoriæ rex Offanus fere omnia officinalia ædificia laudabiliter in cœnobio suo, quod a fundamentis inchoaverat, ordinato conventu circiter centum monachorum ordinatissimorum, in villa, quæ Offeleia nuncupatur (juxta multorum opinionem), diem clausit extremum. Cujus corpus apud villam de Bedeford delatum in capella quadam (quia sic tunc exigebat temporis necessitas) extra urbem, super ripam Uscæ fluminis sitam, more regio dicitur fuisse sepultum. Refert autem usque in hodiernum diem omnium fere comprovincialium assertio, quod capella præfata, longo usu et violentia illius fluminis corrosa, sit submersa atque ejus rapacitate cum regis sepulchro ad nihilum redacta, vel saltem (ut quamplurimi perhibent, in medio fluminis alveo, quia firmissimo sarcophago continebatur corpus memoratum) sit ut ruinosa irrestaurabiliter præcipitata. Unde, et usque in præsens, sepulchrum illud ab incolis loci tempore æstivo ibidem balneantibus quandoque in aquæ profunditate videtur esse consumptum. Et quamvis, licet diligentissime quæratur, acsi res fatalis esset, non invenitur.“

[491] Ed. Thorkelin S. 146 f. Ettmüller V. 1941 bis 1977.

doch errang er über Offa keine Gewalt, ſondern Offa erkämpfte, früher denn je ein Menſch, als Knabe faſt, der Königreiche gröſtes, kein ihm gleichalter erſtritt größre Gewalt einzig mit dem Schwerte; die Marken erweitert' er den Myrgingen zu bei Fifeldor; fortan wahrten es Angeln und Swäſen, wie es Offa erkämpft:" [492]. Damit iſt Offas Grenzkampf vom angelſächſiſchen Riganburne in das alte Land der Sueven-Angeln, nach dem Eiderſtrome [493], zurückverlegt und es iſt wieder dieſelbe Kampfſtätte wie bei Saxo und Sueno; allein auch dieſen gegenüber wird die Stellung und Landsmannſchaft der Streiter geradezu umgekehrt. Uffi iſt nicht ein däniſcher Königsſohn, der die deutſchen Grenznachbarn im Holmgange beſiegt, ſondern ein angliſcher, der dem ſtolzen Dänenherrſcher Alewih [494] widerſteht und deſſen Schwert dem angliſch-ſueviſchen Gebiet weitere Grenzen zieht [495]. Das Wandererslied aber iſt volle vier Jahrhunderte älter, als die Meldungen der däniſchen Geſchichtſchreiber. Mit der Helgiſage nun berührt ſich die von Offa in Folgendem. Dort wie hier wird ein ſprachlos hindämmernder Jüngling plötzlich zu Wort und That erweckt und mit einem ausgegrabenen Heldenſchwert ausgeſtattet, das er alsbald in ſiegreichem Kampfe führt. Vom erſten Helgi heißt es nur, daß er bisdahin geſchwiegen habe; Uffi gilt für ſtumpfſinnig und hat nie geſprochen oder gelacht, ihm gegenüber ſteht der blinde Greis, der fragend und zweifelnd des Sohnes erſte Rede vernimmt und deſſen mächtige Glieder befühlt, wie er hernach den Klang ſeines alten Schwertes Skrep erlauſcht; der erſte Offa iſt ſelbſt bis zum ſiebenten Jahre blind, bis zum dreißigſten ſtumm, durch dieſe Steigerung aber iſt die Jugend des erwachenden Helden, die wirkſame Zuſammenſtellung des ſtummen Sohnes mit dem blinden Vater verdrängt; vollends der zweite Offa iſt mit allen erſinnlichen Gebrechen überladen; dagegen das Widſidslied begnügt ſich, das frühe Jugendalter hervorzuheben, in welchem Offa das gröſte Königreich erſtreitet, und läßt ſo die Vermuthung zu, daß der ſtumme Mund eben auch nur die herbe Verſchloſſenheit des jugendlichen Heldengeiſtes bedeute, deſſen plötzliches Aufbrechen im rechten Augenblick um ſo gewaltiger überraſcht[496]. Dem Schwerte widerfährt ſein volles Recht nur in der däniſchen Darſtellung, die überhaupt an ſinnreichem und vollſtändigem Sagengehalt die andern alle weit übertrifft. Name und Klang des Schwertes, deſſen Beziehung zu ſeinem alten Herrn, ſind nur hier gewahrt; beim Mönche von St. Albans iſt die Erlangung des Schwertes eine ritterliche Waffennahme, doch läßt er den erſten Offa ſo furchtbar mit dem Schwerte toben, daß man an die Schlachtgemälde der alten Heldenlieder gemahnt wird[497]; das Wandererslied, wie es überall kurz und einfach, aber bedeutſam ſpricht, gibt mit den wenigen Worten, daß der junge Offa „allein mit dem Schwerte“ die Grenzmarken erweitert habe, ſowohl die Macht dieſes Schwertes, als den Einzelkampf, in dem es des Helden einziger Genoſſe war, noch

---

[492] Cod. exon. 320, 26 bis 321, 11.

[493] Über Fifeldor = altn. Œgisdyr, bei fränk. Annaliſten Egidora u. ſ. w., bei Saxo fluvius Eidorus, bei Sueno Egdoræ flumen. Eider, ſ. Mythologie 219. Ettmüller, Beow., Einl. 30. Ebend. lex. 358. Bosw. 88. Leo, über Beow. 53 u., f.

[494] Cod. exon. 320, 26 f.: „Offa veold Ongle, Alevih Denum." Das iſt klarer, beſtimmter Gegenſatz, Saxo beſagt ſchwankend (4, 65): „Ita Saxoniæ regnum ad Danos translatum post patrem Uffo regendum suscepit, utriusque imperii procurator effectus u. ſ. w. Hic a compluribus Olavus est dictus atque ob animi moderationem Mansueti cognomine donatus. Cujus sequentes actus vetustatis vitio solennem fefellere notitiam" u. ſ. w. Dieſer Olavus mansuctus iſt eine Überſetzung des altnordiſchen „Ôlafs ens litillâta." Fornald. S. 2, 12. Steckt dahinter der Däne Alevih des angelſächſiſchen Liedes? Vergl. Müller, Crit. unders. 47.

[495] Der Standpunkt im Widſidsliede iſt ſo zu faſſen, daß die Sueven-Angeln im Vorrücken aus ihren älteren Wohnſitzen an der Elbe in die kimbriſche Halbinſel, in das Angelnland nördlich der Eider begriffen waren (Zeuß 152 f. 362 bis 364. 495 f. Vergl. Leo, über Beow. 50 ff.). Offas Schwertkampf am Fifeldor erweitert ebendort die Marken für Angeln und Swäſen gegen die unter däniſcher Oberherrſchaft gedachten Myrginge. An der Eider, in Schleswig, liegt Schwabſtadt, bei Neocor. 1, 203: Swaveſtede (Nordalb. Stud. 1, 135. Vergl. Ettmüller, Beow. 30). (Rechtsalterth. 118: „verlet an den gehegeden dinge to Swabſted mit ener grônen ſoden, als in dem lande et recht is. Weſtphalen 4, 3119. a. 1415.")

---

[496] Vergl. Parz. 135, 15 bis 18. 151, 11 bis 20. 152, 23 ff.: „Der verſwigen Antanor, der durch ſwigen dûht ein tôr“ u. ſ. w. 305, 30 f. Parzival ſelbſt in ſeiner kindlichen Einfalt heißt: „der tumbe“ (155, 19. 161, 17. 162, 1), ein Wort, das für die Begriffe taub, ſtumm, thöricht, jung, manigfache Übergänge bietet. Graff, ahd. Sprachſch. 5, 425: „tumb u. ſ. w. mutus, surdus, brutus, hebes, stultus, goth., angelſ., altn. dumb u. ſ. w., mutus.“ J. Grimm, Die fünf Sinne, Zeitſchrift 6, 12. Nibelungen 1736:

Dannoch was der recke ſiner jâre ein kint.
daz dô die tumben wâren, wie griſe die nu ſint!

[497] Gleichwohl mit beigemiſchter Bibelſprache, ib. S. 962: „plurimos de adversariorum exercitu contrivit et in ore gladii trucidavit u. ſ. w. Et resumpto spiritu vividiore, reliquos omnes hinc inde ad modum navis

---

velificantis et æquora velociter sulcantis impetuosissime divisit, ense terribiliter fulminante et hostium cruore sæpius inebriato“ u. ſ. w. S. 963: „Perstrepunt igitur tubæ cum lituis, et clamor exhortantium, equorum hinnitus, morientium et vulneratorum gemitus, fragor lancearum, gladiorum tinnitus, ictuum tumultus aëra perturbare videbantur. Adversarii tandem Offæ legiones dejiciunt et in fugam dissipatas convertunt. Quod cum viderit Offa strenuissimus et ex hostium cæde cruentus, hausto spiritu alacriori, in hostes more leonis et leænæ sublatis catulis irruit truculenter, gladium suum cruore hostili inebriando. Quod cum viderant trucidandi, fugitivi et meticulosi pudore confusi, reversi sunt super hostes, et ut famam redimerent, ferociores in obstantes fulminant et debacchantur. Multoque tempore truculenter nimis decertatum est et utrobique suspensa est victoria; tandem post multorum ruinam hostes fatigati pedem retulerunt, ut respirarent et pausarent post conflictum. Similiter etiam et exercitus Offani. Quod tum moleste nimis tulit Offanus, cujus sanguis in ultionem æstuabat, et indefessus propugnator cessare erubescebat. Hic casu Offæ obviant duo filii divitis illius [Rigani], qui regnum patris ejus sibi attemtavit usurpare. Nomen primogenito Brutus sive Hildebrandus et juniori Sueno. Hi probra et verba turpia in Offam irreverenter ingesserunt et juveni pudorato in conspectu exercituum non minus sermonibus quam armis molesti extiterunt. Offa igitur magis lacessitus et calore audaciæ scintillans et iracundia usque ad fremitum succensus, in impetu spiritus sui in eosdem audacter irruit. Et eorum alterum, videlicet Brutum, unico gladii ictu percussit, amputatoque galeæ cono, craneum usque ad cerebri medullam perforavit et in morte singultantem sub equinis pedibus potenter præcipitavit, alterum vero, qui hoc viso fugam iniit, repentinus insequens, vulnere letali sanciatum contempsit et prostratum. Post hæc desæviens in cæteros contrarii exercitus duces, gladius Offæ quicquid obviam habuit, prosternendo devoravit, exercitu ipsius tali exemplo recentius in hostes insurgente et jam gloriosius triumphante. Pater vero“ u. ſ. w. Das Nächſtfolgende iſt in einer früheren Anmerkung (485) gegeben. Schon S. 961 ſteht bei der Stelle: „Quidam autem primarius regni, cui nomen* Riganus, cum quodam suo complice, Mitunno nomine“ u. ſ. w. die Randgloſſe: „Hic Riganus binominis fuit. Vocabatur enim alio nomine Aliel, Riganus vero a rigore. Huic erat filius Hildebrandus, miles strenuus, ab ense sic dictus. Hunc voluit pater promovere.“

hinreichend zu erkennen. Von einer Walküre Offas iſt nur zweifelhafte Spur vorhanden [498], obgleich die Angelſachſen das gorgoniſche Walkürenauge und den Waldflug glückwaltender Siegweiber kannten[499]. Der Wiedergeburt Helgis vergleicht ſich das Aufleben des erſten Offa im

---

[498] In der Waldjungfrau Drida, Mythologie 394 f. Vergl. Gualt. Mapes, de nugis curial. 77. 79. Le livre de Baudoyn 16 ff. Vita Offæ sec. S. 971 (Qualiter Offa rex uxorem duxerit): „Diebus itaque sub eisdem, regnante in Francia Carolo, rege magno ac victoriosissimo, quædam puella, facie venusta, sed mente nimis inhonesta, ipsi regi consanguinea, pro quodam quod patraverat crimine flagitiosissimo addicta est judicialiter morti ignominiosæ, verum ob regiæ dignitatis reverentiam igni vel ferro tradenda non judicatur, sed in navicula (armamentis carente) apposita, victu tenui, ventis et mari eorumque ambiguis casibus exponitur condemnata. Quæ diu variis procellis exagitata tandem, fortuna trahente, litori Britonum est appulsa, et cum in terra subjecta potestati regis Offæ memorata cimba applicuisset, conspectui regis protinus præsentatur. Interrogata autem, quænam esset, respondens patria lingua affirmavit, se Carolo, regi Francorum, fuisse consanguinitate propinquam Dridamque nominatam, sed per tyrannidem quorundam ignobilium (quorum nuptias, ne degeneraret, sprevit) tali fuisse discrimini adjudicatam, abortisque lachrymis addidit dicens: deus autem, qui innocentes a laqueis insidiantium liberat, me captivam ad alas tuæ protectionis, o regum serenissime, feliciter transmisit, ut meum infortunium in auspicium fortunatum transmutetur et beatior in exilio, quam in natali patria, ab omni prædicer posteritate. Rex autem verborum suorum ornatum et eloquentiam et corporis puellaris cultum et elegantiam pendens, motus pietate, præcepit, ut ad comitissam Marcellinam, matrem suam, tutius duceretur alenda ac mitius sub tam honestæ matronæ custodia, donec regium mandatum audiret, confovenda. Puellæ igitur infra paucos dies, macie et pallore per alimenta depulsis, rediit decor pristinus, ita ut mulierum pulcherrima censeretur. Sed cito in verba jactantiæ et elationis (secundum patriæ suæ consuetudinem) prorumpens, dominæ suæ comitissæ, quæ materno affectu eam dulciter educaverat, molesta nimis fuit, ipsam procaciter contemnendo. Sed comitissa, pro amore filii sui, regis, omnia patienter toleravit, licet et ipsa dicta puella inter comitem et comitissam verba discordiæ seminasset. Una igitur dierum, cum rex ipsam causa visitationis adiens, verbis consolatoriis alloqueretur, incidit in retia amoris illius; erat enim jam species illius concupiscibilis. Clandestino igitur ac repentino matrimonio ipsam sibi inconsultis patre et matre, necnon et magnatibus suis universis, copulavit. Unde uterque parentum, dolore ac tædio in ætate senili contabescens, dies vitæ abbreviando, suæ mortis horam lugubriter anticiparunt; sciebant enim, ipsam mulierculam fuisse regalibus amplexibus prorsus indignam, perpendebantque jamjam veracissime, non sine causa exilio lachrymabili ipsam, ut prædictum est,

fuisse condemnatam. Cum autem annos longævæ senectutis comes Tuinfredus egisset et præ senectute caligassent oculi ejus, data filio suo, regi, benedictione, naturæ debita persolvit; cujus corpus magnifice, prout decuit, tradidit sepulturæ. Anno quoque sub eodem uxor ejus, comitissa Marcellina, mater videlicet regis, valedicens filio, ab hujus incolatu sæculi feliciter transmigravit. Rex itaque Offa vel Offanus, utroque parentum jam orbatus, consolationem a domino Jesu Christo, cui se palam et frequenter confitebatur obligatum, postulavit et accepit. Ex regina igitur, uxore sua (quæ se Petronillam nominavit), prolem suscepit sexus infra biennium utriusque, filiumque suum primogenitum Egfridum jussit nominari. Interea utpote sagax, fortunatus et bellicosus, hostes suos conterminos audacter impetendo, fines regni Merciorum sub temporis brevitate inopinabiliter dilatavit“ u. ſ. w. S. 980 (De sancto Alberto, cui tertia filia regis Offæ [Aelfleda] tradenda fuit nuptui): „Erat quoque quidam juvenis, cui rex Offa regnum orientalium Anglorum, quod eum jure sanguinis contingebat, concesserat, nomine Albertus. De cujus virtutibus quidam versificator, solitus regum laudes et gesta describere, eleganter ait:

Albertus juvenis fuerat rex fortis ad arma,
Pace pius, pulcher corpore, mente sagax.

Cumque Humbertus, Archiepiscopus Lichfeldensis, et Unwona, Episcopus Legrecæstrensis, viri sancti et discreti et de nobili stirpe Merciorum oriundi, speciales essent regis consiliarii, et semper quæ honesta erant et justa atque utilia regi Offæ suggessissent, invidebat eis regina, uxor Offæ, quæ prius Drida, postea vero Quendrida, id est Regina Drida, quia regi ex insperato nupsit, est appellata, sicut in præcedentibus plenius enarratur. Mulier avara et subdola, superbiens, eo quod ex stirpe Caroli originem duxerat, et inexorabili odio viros memoratos persequebatur, tendens eis muscipulas muliebres“ u. ſ. w. (Angaben am Rande: Qui tamen [Albertus] reginæ Quendridæ malitia regi Offano accusatus, in thalamo trucidatur. Qui martyr creditus, miraculis coruscat.) S. 981: „Rex vero Offa cum de commisso facinore certitudinem comperisset, sese lugens in cœnaculo interiori recludens, per tres dies cibum penitus non gustavit, animam suam lachrymis, lamentationibus et jejunio vehementer affligens. Et execrans mulieris impietatem, eam jussit omnibus vitæ suæ diebus inclusam in loco remotam secretiori peccata sua deplorare, si forte, sibi cœlitus collata gratia, pœnitendo tanti commissi facinoris maculam posset abolere. Rex autem ipsam postea ut sociam lateris in lecto suo dormire quasi suspectam non permisit. S. 982: In loco igitur sibi deputato commorante regina annis aliquot, insidiis latronum præventa, auro et argento, quo multum abundabat, spoliata, in puteo suo zweiten; zwar ſagt die Legende nur, daß die Mercier ihn ſeiner Tapferkeit und Frömmigkeit wegen, auch weil er von Gott erwählt worden ſei, wie einſt der König Offa, Warmunds Sohn, den zweiten Offa und nicht mehr Pinefred genannt haben, allein wie auch die Proſa vom zweiten Helgi meldet, die Eltern haben ihn nach Helgi Hiörwardsſohne alſo benannt, und doch daneben die Sage von der Wiedergeburt des erſten Helgi im zweiten und dritten beſteht, ſo mag auch die letztere Anſicht in Beziehung auf Offa dem angelſächſiſchen Volksglauben nicht fremd geweſen ſein. Wenn man zurückblickt, wie feſt auch der erſte, minder geſchichtliche Träger dieſes bei den Angelſachſen auch ſonſt gangbaren Namens dort örtlich eingebürgert iſt, ſo könnte ſchon in jenem ein zweites Erſcheinen des altangliſchen Sagenhelden, alſo wie bei Helgi ein dreifaches Leben, gedenkbar werden. Daß endlich eine von den Sueven-Angeln ſtammende Heldenſage ſich in denſelben Vorſtellungen bewegt, wie die von Helgi, darin liegt ein weiteres Zeugnis für den ſueviſchen Urſprung dieſer letztern. Konnte der ſo entſchieden däniſch umgewandelte Uffi dennoch für die Gemeinſchaft der Nordſueven in Anſpruch genommen werden, ſo verſtärkt ſich für die Helgiſage der Beweisgrund, daß dieſe auch in ausgeprägt nordiſcher Bearbeitung ſich noch offen und namentlich zum Suevenlande bekennt. Merkwürdiger Weiſe iſt die ſueviſch-angliſche Kunde von Uffi wieder eine Schwertſage, der ſchönſten eine[500].

---

proprio præcipitata, spiritum exhalavit, justo dei judicio sic condemnata, ut sicut regem Albertum innocentem in foveam fecit præcipitari et præcipitatum suffocari, sic in putei profunditate submersa vitam miserabiliter terminaret.“ [Sie hat ihn mittelſt eines Stuhles, auf dem er ſeine Braut erwarten ſollte, in eine tiefe Grube verſenken und dort erſticken laſſen, ihre Töchter wollte ſie überſeeiſchen Freunden vermählen.]

[499] Mythologie 389. 949. 402.

[500] Die geiſtliche Seite der Offaſagen hat einen fabelhaften Anklang im Alamannenlande gefunden. Einem engliſchen Könige Offo, der den Thron verließ, um in fernen Gegenden Bote des Chriſtenthums zu ſein, ſollte das Kloſter Offenzell (Offoniscella, Schuttern), am Fuße des weſtlichen Schwarzwalds, ſeine Gründung verdanken, Schannat, vindem. liter. 17 ff. Hefele, Geſch. der Einführung des Chriſtenthums im ſüdweſtlichen Deutſchland, Tübingen 1837, S. 329 bis 332. Der Name Offo erſcheint mehrmals in Weißenburger und Lorſcher Urkunden (trad. Wizzenb. ind. onomast. 383: offone, cod. Laures h. ind. onomast. Offo, vergl. ind. geogr. Offonis vilare). Vergl. noch Dumbeck, geogr. pag. cisrhen. 315 f. Leo, rectitud. 6. 100 bis 104. [Nordalb. Stud. 135 u., f.]

Iſt es überhaupt gelungen, die Helgiſage als eine ſueviſche nachzuweiſen, ſo erübrigt die Frage, ob dieſelbe in den Dichtungskreis des Nordens noch geradezu von den alten Wohnſitzen der Sueven im nördlichen Deutſchland übergegangen, oder ob ſie erſt mittelbar zugleich mit der fränkiſchen Wölſungenſage, der ſie nun angereiht iſt, dort heimiſch geworden ſei. Alles, was bis hieher von ſueviſchem Glauben und Heldenthum erforſcht werden konnte, hat weit mehr im Oſten und Norden, als weſtlich und ſüdlich angeknüpft. Um nach den Belten und über dieſelben zu kommen, hatte altſueviſcher Einfluß viel bereitere Wege, als im Durchgang durch die abgelegenen Sigambern am Niederrhein. Einen ſolchen Weg hat eben erſt die Uffiſage gewieſen. Damit treffen aber auch die Bahnſpuren zu, auf denen die Helgiſage weiter verfolgt werden kann. Dieſe führen nach einer Richtung durch die normänniſche Eroberung in das nördliche Frankreich und von da hinüber nach England, nach andrer Seite öſtlich in ſlaviſches Gebiet, ſelbſt dem altſueviſchen Boden ſind noch leiſe Zeichen eingedrückt.

Der Name Helgo findet ſich im Urkundenbuche des Dreifaltigkeitskloſters zu Rouen um 1050 bis 1066[501], auch in demjenigen der Abtei St. Bertin zu St. Omer, und zwar hier mit andern Namen von ſtrengnordiſchem Gepräge, wie beſonders Anschitillus, Turchitillus (Åsketill, þórketill)[502]. Abgeleitet von Helgo, Gen. Helgonis, welchem altfr. Nom. Helgues, Acc. Helgon, entſprechen würde[503], ſind die Formen der Herkunft und Verkleinerung Hellequinus, Helequin, Hellequin[504], mit mancherlei weitgehenden Entſtellungen, wie ſie einem fremdgewordenen und für romaniſche Zubildung ſchwierigen Worte nicht erlaſſen ſein konnten[505]. Der Abkömmling, der Jüngere, iſt durch jenes -in deutlich bezeichnet, wenn z. B. Sohn und Neffe des alten Fromont den Namen Fromondin führen. Aber auch die gleiche Perſon findet man in einem Athem mit und ohne Suffix genannt: Hernaut und Hernaudin oder Hernaudet, Rigaut und Rigaudin, wonach denn auch Helgo, Hellequinus, Hellequin, gänzlich einerlei ſind[506]. Ein Held dieſes Namens (Hoillequins, Hernequins), Sohn des Grafen Balduin von Flandern und durch Heirat Graf von Boulogne, iſt in Sang und Sage eingetreten, deren geſchichtliche Anläſſe der zweiten Hälfte des 9ten Jahrh. angehören: in einer mörderiſchen Schlacht an der Canche (à Kanche) gegen die aus England herübergekommenen Heiden (Sarrasins) bleiben alle chriſtlichen Kämpfer, darunter auch Graf Helgot, Schwäher jenes Helden, auf der Walſtatt; er allein, zugleich mit ſeinem Schildknappen von einer Lanze durchſtochen, gelangt nach Samer (Saumer-u-Bos) zu ſeiner Frau, Berte, und kniet nieder, um vor dem Altar des h. Petrus zu beten, aber im Gebet verſcheidet er und ebenſo

---

[501] Chartular. monast. S. Trinitat. de monte Rothomagi, in Collect. des cartulair. de France 3, 442: Zeugen mit dem Normannenherzog Wilhelm „Helgo del Maisnil; Ricardus, filius Helgonis.“ 445: „unum militem suum nomine Helgonem del Maisnil“ u. ſ. w. (Droplaugarss. 15 u.: „Helgi u. ſ. w. stefndi hånum til öhelgi.“ 18 u.: „stefna til öhelgi.“)

[502] Cartul. de l'abbaye de Saint-Bertin à Saint-Omer, Ebend. 3, 475: „Helgo del Maisnil.“ 471: „Anschitillus.“ 474: „Goffridus, filius Turchitilli.“ 476: „Hugo, fil. Turchitilli.“ Vergl. Le combat de trente Bretons contre trente Anglois (1350), publ. par G. A. Crapelet, Paris 1827, S. 20: „Helichon le musart.“

[503] Diez, Grammatik der romaniſchen Sprachen 1, 304. 2, 37 f.

[504] Ebend. 2, 275: „inus hat überdieß im Italiäniſchen, Spaniſchen und Portugieſiſchen diminutive Kraft (Anm. Im Nordweſten keine Spur u. ſ. w.). Dem lateiniſchen Suffix iſt dieß fremd, dagegen ſchließt es den Begriff der Herkunft oder Abſtammung in ſich: sororinus iſt Sprößling der soror, liber-

---

tinus des libertus, amitina der amita; das Jüngere läßt ſich leicht als das Kleinere auffaſſen. Auch dieſe Form verſtärkt ſich gern durch vorgeſetztes c. Deutſche Grammatik 3, 708. Aber auch altfr. erſcheint dieſe Form, wenn nicht anderwärts, doch ſehr üblich in männlichen Eigennamen.

[505] Dergleichen ſind: Herlequinus, Harlequinus, Herlechinus, Herlethingus (Herla); Hielekin, Hoillequin, Herlequin, Hernequin, Hanequin, Hennequin, Herluin, Hurlewayn.

[506] Mort de Garin 113: „Li cuens Fromons et ses fils Fromondins.“ 69: „A nom deu, sire, Fromons et Fromondins“ u. ſ. w. 223: „Oncle Fromons,“ dist li fes Fromondins. 228: „Sire Fromons,“ dist li quens de Monclin, „Jé ai oï vostre niés Fromondin.“ Vergl. Rom. de Garin 2, 247. Flämiſch-franzöſiſche Gedichtſtelle: „Et van Fromont de Lens, van son fii Fromondin“ (Chron. des ducs de Normandie par Benoit, publ. par F. Michel 2, 337; auch in Théâtre franç. au moyen-âge, publ. par L. J. N. Monmerqué et F. Michel 76). „Fromons engenra Fromondin“ (Chroniques Anglo-Normandes, publ. par F. Michel 3, préf. XII). Mort de Garin 71: „La bone dame a fait Gerin mander Et Hernaudin, que tient en grant cherté, Il ont Rigaut baisié et acolé Et Rigaudins a de pitié ploré u. ſ. w. A son ostel s'en-va Rigaus souper, Il et Gerins et Hernaus li senés.“ (Vergl. ebend. préf. LV.) Ähnlicher Gebrauch der Diminutionsformen deutſcher Mannsnamen Gramm. 3, 691 f.

der Knappe: als Berte dieß ſieht, wirft ſie ſich auf den Gemahl und ſtirbt mit ihm, am dritten Tage darnach ſtirbt auch ſein jüngerer Sohn Balduin[307]. Es kann nicht behauptet werden, daß in dieſer ergrei-

[307] Genealogie der Grafen von Boulogne aus einer Handſchrift des 14ten Jahrh. in den Chron. Anglo-Norm. 3, préf., darin S. XII: „Li devant dis quens Helgos (de Bouloigne) dona Bertain, se fille, à Hernekin à feme; li quens Hernekins fu fiex le conte Bauduin de Flandres, qui gist à Saint-Bertin à Saint-Odmer. Ciex Hernekins prist en mariage, avoec se feme, tote le tere ki gist entre le piere de Frenc et le pire de Kauver et le pont de Nuienel, si com li mers le poarporte, dusques en Oise et si comme li noef fossé de Flandres le portent“ u. ſ. w. S. XIII: „[En] icel tans vinrent Germons et Ysembar en ceste tere, et li quens Hernekins de Bouloigne ala encontre à tout .XXX^m. homes à armes et à ceval por warder le pais de Bouloigne; mais li Sarrasin qui vinrent d'Engletere et arriverent par leur force et par lor volenté à Wimerenc, et prisent Bouloigne par force [et ocisent] .X^m. homes des .XXX^m. homes que li quens Hernequins avoit; et qant il les avoient ochis, si les espetoient en leur glaves et les rostissoient au fu en despit des crestiiens; mais li quens Hernequins torna en fuies à tout .XX^m. homes à armes sor le coste de le mer, et encontra se feme et li commanda k'ele l'atendist à Saumer-u-Bos. Et envoia ses .ij. fiex, Bauduin le maisné et Rainier l'aisné, en le terre de Lens, et l'oir de le Riviere et l'oir d'Ordre avoec aus. Et li quens Hernequins fist tant k'il passa outre Kance et vint à l'Autie, et là encontra-il le conte Helgot et le conte Florent de Pontiu qui venoient combatre et leur compaignies contre les Sarrasins; mais li grans compaignie de Sarrasins issi de Some encontre Helgot et le conte Florent et le conte Hernequin et le conte Henri de Hedin et leur compagnies, et les assalirent à fus et as espées, et il aus. Ensi enkacierent li Sarrasin les crestiiens que tot li crestiien i demorerent mort en le place, fors li quens Hernequins, qui s'en fui ferus par mi le cors d'une lance, entre lui et sen escuier, à Kance; et si avint que li quens Hernequins regarda à merveilles derriere lui, et vit le grant compagnie des Sarrasins qui les kaçoient: de coi cis lieus où il passa Kance est encore apelés Mirendoel. Et d'iloec vint li quens Hernequins à Saumer-u-Bos à se feme, et s'agenilla por orer devant l'autel Saint-Piere; et en ourant morut-il illoeques, il et ses escuiers. Et qant ce vit Berte, se feme, si se laissa caoir sor lui et morut illoec avoec lui. Et au tiert jour aprés, morut Bauduins, leur aisnés fiex. Et puis vinrent li Sarrasin dewastant tout le pais dusqes à Saumer-u-Bos, et misent l'eglise en fu et en flame; et arsent l'abie de Sainte-Heremberte de Wirre debors Saumer-u-Bos, ù noires nonains estoient à cel tans.“ Mit dieſer Erzählung muß nun der Eingang eines flämiſch-franzöſiſchen Gedichts (der in Chroniqu-

ſenden Todesgemeinſchaft ein Nachklang der alten Helgenſage verblieben ſei; anders verhält es ſich mit der bekannteren Anwendung des Namens

des ducs de Normandie par Benoit, publ. par F. Michel B. 2, Paris 1838, S. 337 und in Théatre français au moyen-âge, publ. par L. J. N. Monmerqué et F. Michel, Paris 1839, S. 76, auch in Hist. litt. de la France 23, 199, mitgetheilt iſt) zuſammengehalten werden:

Siggeur, or escoutés, que Dex vos sot amis,
Van rui de sinte gloire qui en de croc fou mis!
Assés l'avés oit van Gerbert, van Gerin,
Van Willeme d'Orenge qui vait de cief baiclin,
Van conte de Bouloigne, van conte Hoillequin
Et van Fromont de Lens, van son fil Fromondin,
Van Karlemaine d'Ais, van son pere Pepin;
Mais jo dira biaus mos qui bien dot estre emprin.
Les vers istront bien fait, il ne sont pas frurins,
Ains sont de bons estuires, si com dist li escrins u. ſ. w.

[Man vergleiche auch den auf einer von mir genommenen Abſchrift des Pariſer Manuſcriptes beruhenden Druck dieſer Stelle und die Erläuterung derſelben in H. Leos Ferienſchriften 1, Halle 1847, S. 26. H.] Im Gegenſatze zu den bekannten Helden alter chansons de geste will der Dichter einen neueren Kampf flämiſcher Kriegsleute, die er gleichfalls aufzählt, berichten. Jene Helden der Vorzeit ſtehen zwar nicht in ſtrenger Ordnung, aber es ſind zum Theil dieſelben, die in der angeführten Genealogie der Grafen von Boulogne vorkommen: (S. XII) „Ciex Ernous, quens de Bouloigne, eut .j. fil qui eut à non Fromons li poestis, qui eut Bouloigne et Lens et totes les autres terres devant dites. Fromons engenra Fromondin (Beide mit Gerbert und Gerin, d. h. Garin von Lothringen und ſeinem Sohne Gerbert, in dem altfranzöſiſchen Heldengedichte). Fromondins eut. j. fil, qui eut à non Quites et fu uns des .XII. pers au tans le roi Karlon. De Quiton vint Otes, ki prist Guenelon le traiteur. De celui Oton vint li quens Helgos, qui fonda Mostruel et l'abie de Saint-Sauve en cele meisme vile. Ciex quens Helgos prist à feme le fille le duc de Frise, qui estoit apelée Seize u. ſ. w. Li devant dis quens Helgos dona Bertain, se fille, à Hernekin à feme" u. ſ. w. (ſ. Anm. 506). Die rechte Namenfolge im obigen Gedichteingang wäre nun die, daß Fromont und Fromondin dem Grafen von Boulogne, d. h. Helgot, und dem Grafen Hoillequin, d. h. Helgots Eidam Hernekin, voranſtünden. Die Schreibung Hoillequin zeugt aber auch dafür, daß Hernekins zu Hellequins gehört und nicht etwa von Ernous, Hernaus (Arnold) ſtammt, deſſen Diminutiv Hernaudins lautet (ſ. oben Anm. 504); dagegen hat Helgos, cas. obl. Helgot (ahd. -kôz, Sprachg. 540), nichts mit Helgo, Gen. Helgonis, gemein. Indem aber ihre Namen mit denen andrer Liederhelden zuſammengereiht ſind, iſt anzunehmen, daß auch ihr Heldenthum, beſonders Hernekin

Hellequin auf einen dunkeln Geiſterſpuk. Geſinde, Kriegsvolk, Jagd Hellequins (familia, militia, milites Hellequini, maisnie, chasse

tragiſches Ende, im Geſange verherrlicht war. Die angezogene Gedichtſtelle gibt weiterhin Diminutivnamen flämiſcher Ritter: Boidekin, Simon Moussekin, Wistasse Stalin, Roelin, Gilebert Dierekin, Willeme Scouelin, Claiequin, ähnliche Namen normanniſch-engliſcher Streiter hat le combat de trente Bretons u. ſ. w.: (Helecoq [Helgot?] son frere et) Jennequin Taillart, Tommelin Belifort, Jennequin Betoncamp, Renequin Herouart, Renequin mareschal (Helichon le musart), ſo auch ein Henekins de Wedeghen („vassal du sire de Braine et de Hal, en 1287“ bei Reiffenberg, Monuments pour servir à l'histoire des provinces de Namur, de Hainaut et de Luxembourg, B. 1. Brux. 1844, S. 794), und dieſe Endungen auf -quin, -kin, wodurch Jehan in Jennequin, Hennekin, Renouart in Rennequin u. ſ. w. verkleinert iſt, ſchließen ſich offenbar an die mnl. und mnd. Diminutivformen -kin, kin (Gr. 3, 678). Gleichartig ſcheint nun auch Hellequin angeſehen worden zu ſein und konnte darum wirklich in Hennequin umgeſtaltet werden. Die Ableitung vom nachgewieſenen Helgo würde gleichwohl durch die Endung in -kin nicht ausgeſchloſſen ſein. Iperius, Chron. S. Bertini cap. 20, part. 3 ſagt: „Sanctus campus vulgariter Helechvelt, nunc vero corrupto nomine Hellefaut nominatur“ u. ſ. w., noch leichter konnte Hêlago, Helgo bei der Diminution zu Hellekin werden. Überhaupt wird durch die erſt gegen das 14te Jahrh. im Franzöſiſchen überhandnehmende Namenbildung mit -kin die frühere romaniſche Verkleinerung mit einfachem -in, wie ſie an Fromont, Fromondin aufgezeigt worden iſt, nicht aufgehoben, wohl aber ſpielen hier mancherlei Übergänge und Aneignungen in einander, wie denn mit den Diminutivnamen auf -in und -kin auch ſolche auf -lin (ſ. oben Stalin, Roelin, Scouelin, Tommelin, worin das l theils zum Stammnamen, theils zur Ableitung gehören mag) zuſammengehen. Außerhalb der Frage über den perſönlichen Namen Hellequin fällt der ſachliche Ortsname ten Hallekinne, Hellekine, ſ. Reiffenberg a. a. O. 678: „Guyzelin de Hallekinne, chevalier, châtelain et bailli de la terre de Namur. Gaillot le marque le troisième des souverains baillis de Namur, sous l'année 1274, précisément celle de la charte que nous rapportons; Hist. de Namur III, 313.“ (S. 11, im Cartul. de Namur: VIII. 1274: „Guyzelins de Hallekinne, chevaliers castelains et baillius de la terre de Namur, fais à savoir“ u. ſ. w.) Ebend.: „Ten Hellekine est un lieu près d'Affligem, en Brabant, où dit-on les Flamands, dans un certain combat, furent frappés au visage, ce qui donna lieu à ce proverbe applicable à ceux qui avaient été blessés au nez: Ja ghi hebt ten Hellekine ghezyn. De Smet, Corpus chron. Flandr. I, 222.“ Über dieß Gefecht „ten Hallekine“ ſ. Reimchronik von Flandern 8047 ff. (in Kauſlers Denkmälern altniederl. Sprache und Litt. 1, 269. 635: „parvus infernus“). Vergl. Deutſche Myth. 894. J. W. Wolf, Wodana 1, V. 2, XLII

Hellequin), bezeichnen für Nordfrankreich und das normanniſche England das wilde Heer, das man in Schwaben auch heiliges Heer nennen hört [508]. Überall erſcheint hiebei Hellequin als perſönliches Einzelweſen [509] an der Spitze einer geſpenſtiſchen Genoſſenſchaft und gerade nach den älteſten Zeugniſſen iſt er, gleich dem nordiſchen Helgi, der Führer nächtlich reitender todter Kriegsleute. Die früheſte Meldung von dieſem Hellequinsvolke fällt wieder in die Normandie, in denſelben Sprengel Liſieux, aus welchem etwa drei Jahrzehende vorher der Name Helgo urkundlich auftaucht, und eben ſie ergibt vollkommen, wenn auch mit ſtarkem Beigeſchmack von Fegfeuer und Hölle, das kriegeriſche Ausſehen der nächtlichen Geiſterſchaar. Orderic in ſeiner normanniſchen Kirchengeſchichte verzeichnet das wunderbare Geſicht, das im Jahr 1091 einem jungen Prieſter des genannten Sprengels (Gualchelmus), aus deſſen Munde der Geſchichtſchreiber berichtet, auf einſamer Heimkehr von einem Krankenbeſuch in mondheller Januarsnacht geworden ſei. Auf gänzlich abgelegenem Wege hört derſelbe ein mächtiges Geräuſch, gleich dem Anrücken eines großen Heeres. Er meint, es ſeien die Leute (familia) Roberts von Bellesme, welche eilig ausziehen, um Courci zu belagern. Während er ſich unter vier Miſpelbäume, die er abſeits des Weges ſieht, zurückziehen will, wird er ſchon von einem rieſenhaften Keulenträger überholt, der ſich als Wächter an ſeine Seite ſtellt. Es iſt hier nicht auf die verſchiedenen Abtheilungen des langen Zuges, der ſich jetzt an dem auf ſeinen Stab geſtützten Prieſter vorbeibewegt, einzugehen. Die Beſchreibung desſelben hat durchaus abſichtlichen Bezug auf Perſonen und Angelegenheiten, die dem Erzähler, beſonders auch vom kirchlichen Standpunkt, wichtig waren. Nur die letzte Schaar, ein zahlreiches Heer von Rittern, kommt hier in Betracht. Vollſtändig gewappnet ſcheinen ſie zum Kampfe zu eilen, ſchwarz und funkenſprühend reiten ſie Pferde von rieſenhafter Größe und führen kohlſchwarze Banner. Unter ihnen, wie unter denen, die voranzogen, erkennt der junge Prieſter kürzlich Verſtorbene, ſelbſt ſeinen eigenen Bruder: es waren gewaltthätige, kampfluſtige Rittersleute von bekannten Namen und ſie haben jetzt für die verübten Frevel unter ihren glühenden Waffen furchtbare Qual zu leiden. „Das ſind, denkt er bei ſich, ohne Zweifel die Leute Helequins (familia Herlichini); von Vielen hört' ich, daß ſie dieſelben vormals geſehen, aber ungläubig lacht' ich dazu; jetzt aber ſeh' ich wahrhaftig die Schatten der Verſtorbenen"[510]. Hellequins Todtenzug war alſo gangbarer Volksglaube, und wie heimiſch dieſer Glaube ſich dort zu Lande feſtgepflanzt hatte, zeigt die Verwebung deſſelben in

---

[508] „Fahren wie das heilige Heer“, wenn nicht etwa der Kraftausdruck vom „heiligen Donnerwetter“ geborgt iſt.

[509] Das ergeben ſchon die Genitivformen militia Hellequini, Hurlewaynis kynne, meyne u. ſ. w. und gleiche Geltung hat auch der unflectierte Name in maisnie Hellequin. Vergl. F. Diez, Grammatik der romaniſchen Sprachen 2 (Bonn 1838), 32: „Die Declination des [provenzaliſchen] Subſtantivs ſcheidet, ſo weit wie möglich, den casus rectus von den casus obliqui, welch letztere ſich in der Form des Accuſativs vereinigen ††.“ „†† Dieſe Bezeichnung der cas. obl. durch die Endung geſtattet die dem Latein ſich annähernde zierliche Auslaſſung der Caſuspartikeln in gewiſſen Fällen. Man ſagt ohne Bedenken per amor (de) dieu R. 3, 410, l'enaps Tristan der Becher Triſtans 2, 314, porta'l chan (a) n'Agout bringe den Geſang der Dame Agout 3, 287, (a) mon aziman m'anaras dir gehe meinem Magnet zu ſagen 3, 145; ſelbſt ohne flexiviſche Unterſcheidung: (de) mi dons sui hom meiner Herrin Diener bin ich B. v. Ventad., lo filh sancta Maria der Sohn der h. Maria 3, 408. Ähnlich verhält ſich das italiäniſche la dio mercè oder grazia, worin ſich aber der Genitiv durch ſeine Stellung als ſolcher kenntlich machen muß; doch nahm ſich die ältere Sprache etwas mehr Freiheit, ſ. Rayn. 6, 21.“ Ebend. 2, 36: „Die Declination [des altfranzöſiſchen Subſtantivs] ſtimmt, die Abplattung gewiſſer Vocale abgerechnet, gleichfalls faſt ganz zur provenzaliſchen. ***“ „*** Daher iſt auch hier die Unterdrückung der Präpoſitionen de und a erlaubt: pro deo amur in den Eidformeln, à la maniere (de) le roi auf die Weiſe des Königs, ès bras (de) m'amie in den Armen meiner Freundin, dist donc (a) son frere ſagt alſo ſeinem Bruder. Ein neufranzöſiſcher Überreſt davon iſt hôtel-dieu, de par le roi u. dgl. ſ. R. 6, 20.“

---

[510] Orderici Vitalis Angligenæ, cœnobii Uticensis monachi, historiæ ecclesiasticæ libri XIII bei Ducheſne, Historiæ Normannorum scriptores antiqui u. ſ. w. Lutet. Paris. 1619. Fol. S. 319 ff. Daſelbſt B. 8, S. 693 ff. ad ann. 1091: „Quid in Episcopatu Lexoviensi in capite Januarii contigerit cuidam Presbytero, prætereundum non æstimo, nec comprimendum silentio. In villa, quæ Bonavallis dicitur, Gualchelmus sacerdos erat, qui Ecclesiæ sancti Albini Andegavensis ex Monacho Episcopi et Confessoris deserviebat. Hic anno Dominicæ Incarnationis MXCI in capite Januarii accersitus, ut ratio exigit, quendam ægrotum in ultimis parochiæ suæ terminis noctu visitavit. Unde dum solus rediret et longe ab hominum habitatione remotus iret, ingentem strepitum velut maximi exercitus cœpit audire, et familiam Roberti Belesmensis putavit esse, quæ festinaret Curceium obsidere. Luna quippe octava in signo arietis tunc clare micabat et gradientibus iter demonstrabat. Præfatus

Presbyter erat juvenis, audax et fortis, corpore magnus et agilis. Audito itaque tumultu properantium timuit et plura secum tractare cœpit, an fugeret, ne a vilibus parasitis invaderetur et inhoneste spoliaretur, aut validam manum pro defensione sui erigeret, si ab aliquo impeteretur. Tandem quatuor mespileas arbores in agro procul a calle prospexit, ad quas latitandi causa, donec equitatus pertransiret, cito divertere voluit. Verum quidam enormis staturæ, ferens ingentem maxucem, Presbyterum properantem prævenit et super caput ejus levato vecte dixit: „Sta, nec progrediaris ultra!“ Mox Presbyter diriguit et baculo, quem bajulabat, appodiatus immobilis stetit. Arduus vero vectifer juxta eum stabat, et nihil ei nocens prætereuntem exercitum exspectabat. Ecce ingens turba peditum pertransibat et pecudes ac vestes multimodamque supellectilem et diversa utensilia, quæ prædones asportare solent, super colla scapulasque suas ferebat. Omnes nimirum lamentabantur, seseque ut festinarent cohortabantur. Multos etiam vicinorum suorum, qui nuper obierant, Presbyter ibidem recognovit et mœrentes pro magnis suppliciis, quibus ob facinora sua torquebantur, audivit. Deinde turma vespilionum secuta est, cui præfatus gigas repente associatus est u. ſ. w. Deinde cohors mulierum secuta est u. ſ. w. Non multo post, numerosum agmen Clericorum et Monachorum u. ſ. w. Terribilibus visis Presbyter admodum trepidabat baculoque innisus terribiliora exspectabat. Ecce ingens exercitus militum sequebatur, et nullus color nec (nisi?) nigredo et scintillans ignis in eis videbatur. Maximis omnes equis insidebant, et omnibus armis armati velut ad bellum festinabant et nigerrima vexilla gestabant. Ibi Ricardus et Balduinus, filius Gisleberti Comitis, qui nuper obierant, visi fuere; et alii multi, quos non possum enumerare u. ſ. w. S. 695: Gualchelmus autem postquam multorum militum ingens cohors pertransiit, intra semetipsum sic cogitare cœpit: „Hæc sine dubio familia Herlechini est, a multis eam olim visam audivi, sed incredulus relationes derisi; quia certa indicia numquam de talibus vidi. Nunc vero manes mortuorum veraciter video, sed nemo mihi credet, cum visa retulero, nisi certum specimen terrigenis exhibuero. De vacuis ergo equis, qui sequuntur agmen, unum apprehendam, confestim ascendam, domum ducam et ad fidem obtinendam vicinis ostendam.“ Mox nigerrimi cornipedis habenas apprehendit, sed ille fortiter se de manu rapientis excussit, aligeroque cursu per agmen Æthiopum (früher, S. 694, in der Schaar der Veſpilionen: ingens etiam truncus a duobus Æthiopibus portabatur u. ſ. w., worauf ein von einem Dämen Gemarterter liegt) abiit. Presbyter autem voti compotem se non esse doluit. Erat enim ætate juvenis, animo audax et levis, corpore vero velox et die Sagen von dem beliebteſten Volkshelden der Normandie, dem Herzog Richard Ohnefurcht. Hatte man dieſen Normannenfürſten, der geſchichtlich der zweiten Hälfte des 10ten Jahrh. angehört, rückwärts dem karlingiſchen Heldenkreis eingereiht[511], ſo war hinwider das eigenthümliche Gepräge ſeiner beſondern Sage noch mehr geeignet, die alten Überlieferungen von Hellequin anzuziehen. Richards volksmäßiger Beiname (Sans-peur) bedeutet ſeinen unerſchrockenen Verkehr mit der Geiſterwelt. Schon die normanniſchen Reimchroniken des 12ten Jahrh. von Robert[512]

---

fortis. In media igitur strata paratus constitit et venienti paratissimo cornipedi obvians manum extendit. Ille autem substitit ad suscipiendum Presbyterum, et exhalans de naribus suis projecit nebulam ingentem veluti longissimam quercum. Tunc sacerdos sinistrum pedem in teripedem misit manumque arreptis loris clitellæ imposuit subitoque nimium calorem velut ignem ardentem sub pede sensit, et incredibile frigus per manum, quæ lora tenebat, ejus præcordia penetravit. Dum talia fiunt, quatuor horrendi equites adveniunt, et terribiliter vociferantes dicunt: „Cur equos nostros invadis? Nobiscum venies. Nemo nostrum læsit te, cum tu nostra cœpisti rapere.“ At ille nimium territus caballum dimisit u. ſ. w. S. 696: Presbyter autem tota septimana graviter ægrotavit. Deinde postquam invalescere cœpit, Luxovium adiit, Gisleberto Episcopo cuncta ex ordine recitavit et ab eo medicamenta sibimet necessaria impetravit. Postmodum fere XV annis vegetus vixit, et hæc quæ scripto tradidi, aliaque plurima quæ oblivione abolita sunt, ab ore ipsius audivi et faciem ejus horrendi militis tactu læsam prospexi“ u. ſ. w.

[511] Er iſt der älteſte Herzog der Normandie dieſes Namens, von 943 bis 996. Turpin hat noch keinen Richard unter den Helden Karls des Großen. Zuerſt in das normanniſche Rolandslied ſcheint der heimiſche Name eingeführt worden zu ſein: XII, 4 (Ausgabe von Michel) „Richard li velz e sun ne[vuld] Henri.“ CCLIII, 8 „Richart le veill, li sire des Normans.“ Hier kommt er im Kampfe mit den Arabern um. Bei Bourdillon S. 9 fehlt der Name, dagegen S. 181: „dan Richart le normant“; S. 191: „Li dus Richart“ u. ſ. w. Im Fierabras 75: „Richart de Normandia;“ 2610: „hom m'apela Richart, natz fuy è Normandia;“ er reitet als Bote, von einem weißen Hirſche gewieſen, durch den gefährlichen Flagotſtrom, 3728 bis 3756. An Karls Fahrt nach Jeruſalem läßt ihn zwar nicht das alte Gedicht (Charlemagne, an anglonorman poem u. ſ. w. by F. Michel, London 1836), wohl aber die Histoire u. ſ. w. de Gallien restauré (Lons le-Saunier 1807) S. 16 Theil nehmen. (Mort de Garin S. 102.)

[512] [Daß der Vorname Robert dem Wace fälſchlich beigelegt wird, habe ich ſchon Schriften 7, S. 661, Anm. 2, bemerkt. H.]

Wace und Benoit geben ihm zwar nicht dieſen Beinamen ſelbſt, berichten aber, daß er bei Nacht wie bei Tag allein umgeritten, weshalb die Leute ſagten, er ſehe zur Nachtzeit ſo gut als am Tage, und daß er manchem Geſpenſt begegnet, aber nie vor irgend etwas Furcht gehabt[513]; dergleichen Spukgeſchichten werden dann mehrere

---

[513] Le roman de Rou u. ſ. w. publ. par F. Pluquet. B. 1, Rouen 1827, S. 278, V. 5432 bis 5441:

Par nuit errout come par jor,
unkes de rien ne out poor;
maint fantosme vit è trova,
unkes de rien ne s'esfréa;
pur nule rienz ke il véist,
ne nuit ne jor poor nel prist.
Pur ceo k'il errout par nuit tant,
aloent la gent de li disant,
k'autresi cler par nuit véeit,
cum nul altre par jor faseit.

Chronique des ducs de Normandie par Benoit u. ſ. w. publ. par F. Michel, B. 2, Paris 1838, S. 325, V. 24990 bis 25005:

Unc n'out poür, soudes n'effrei
ne dotemenz aucun en sei;
n'unques ne fu, ce dit l'escriz,
torbez d'error sis esperiz;
toz jors fu seurs, ce lisum,
sens dotose temptation.
De nuiz alot senz rien doter
tot autresi cum par jor cler;
s'ert cil dunt tote gent saveient.
S. 326: qui plus fantosmes aveneient,
plus merveilles, plus deablies,
dunt plusors sunt assez oïes.
Si beaus, si purs aveit les oilz,
cum par cler jor veeit de nuiz:
maint horrible chose salvage
veeit senz muer son corage.

Die Unerſchrockenheit in kriegeriſcher Gefahr war für jeden Helden vorausgeſetzt und nur diejenige den dunkeln Mächten gegenüber der beſondern Auszeichnung werth. Das Grauen in letzterer Beziehung hieß ahd. nahtforhta, Graff 3, 688; ein ahd. Mannsname iſt Unforaht (Neugart 60, St. Gall. Urk. v. 775: „Vnforahtus“. Meichelb. 1, 302: „Unforht“). Manches Ähnliche mit Richard Sans-peur hat der deutſche Thedel Unverferd von Walmoden. Auch die Furchtmitgetheilt, namentlich wie er Nachts in einer verödeten Kirche betet, darin ein Todter auf der Bahre liegt, mit dem er einen Kampf beſtehen muß, und wie Richard gleichwohl nachher dahin zurückkehrt, um ſeine vergeſſenen Handſchuhe zu holen[514]. Von Hellequin iſt noch nicht die Rede, aber Benoit verſichert, daß Richards wunderbare Thaten nur zum zehnten Theil aufgezeichnet ſeien[515]. Erſt in dem Gedichte, das die Sagen von Richards nächtlichen Waldritten in der während des 14ten Jahrh. aufgekommenen vierzeiligen, einreimigen Alexandrinerſtrophe[516] bearbeitet hat und von deſſen Inhalt der ſeit Anfang des 15ten Jahrh. vielfach gedruckte und noch jetzt als Volksbuch umgehende Proſaroman eine Erweiterung iſt, kommt Hellequin mit ſeinem Gefolge zum Vorſchein[517]. Warum ſollte dem geiſterſehenden

---

loſen der Kindermährchen bewähren dieſe Eigenſchaft hauptſächlich gegen böſe Nachtgeiſter (Br. Grimm, Märchen. 5 Aufl. Nr. 4. 121).

[514] Roman de Rou u. ſ. w. V. 5442 bis 5489. Benoit V. 25012 bis 25187. [Dieſe Erzählung von Wace iſt dieſelbe, welche Uhland im Jahre 1810 deutſch bearbeitet, im Jahre 1812 in Juſtinus Kerners Poetiſchem Almanach S. 232 bis 234 mitgetheilt hat. Sie iſt ſeitdem bekanntlich auch in Uhlands Gedichte aufgenommen werden, zuerſt in die zweite Auflage vom Jahre 1820, S. 409. 410, zuletzt in die fünfundfünfzigſte Auflage vom Jahre 1871, S. 412. 413. H.]

[515] Benoit V. 24976 bis 24986:

Mult fu li dux Richart preisiez,
mult fu al siecle essauciez;
mult fu en terre grant sis nons
e sera tant cum nos vivrons;
e mult par i out bien por quei,
kar merveilles parfist de sei.
Merveillos furent li suen fait;
sol la disme n'en est retrait
n'escrit ne trové en estoire
qui fussent digne de memoire.

[516] Von dieſer Gedichtform handelt F. Wolf, über die Lais u. ſ. w. 256.

[517] Das Gedicht iſt nach einem Druck o. O. u. J., ſpäteſtens vom Anfang des 16 Jahrhunderts: „Sēſuyt le Romant de Richart filz d'Robert le diable q' fut duc d'Normendie.“ neu herausgegeben: „Achevé d'imprimer le 31 octobre 1838, par Crapelet u. ſ. w. et se vend à Paris, chez Silvestre“ u. ſ. w. Die Hauptſtelle von Helequin auch in: Le livre des légendes par le Roux de Lincy, Paris 1836, S. 243 bis 245. Über ältere Drucke des Proſaromans ſ. Nouvelle bibliothèque bleue u. ſ. w. Paris, 1842, introduct.

Normannenherzog nicht auch das altnormanniſche Todtenheer begegnet ſein? Darüber beſagt nun das Gedicht: als Richard Ohnefurcht (sans paour) nach ſeiner Gewohnheit Nachts durch den Wald [illegible], ſieht er eine große Meute von Jagdhunden vorbeilaufen und hört den [illegible] Waidleute. Der unbefugten Jagd in ſeinem Forſte nacheilend, trifft er auf einen Reigentanz und es kommt ihm ſein Seneſchall entgegen, der vor einem Jahre geſtorben iſt. Von Dieſem erfährt er, daß es Helequin [518] mit den Seinigen ſei, der hier Jagd und Tanz halte. Unter einem Weißdorn findet er Denſelben und ſtellt ihn wegen des eigenmächtigen Eintritts in den Forſt zur Rede. Helequin gibt den Beſcheid, daß Gott, ihr Gebieter, ihnen erlaubt habe, die ganze Nacht, von Sonnenuntergang an, zu wandeln, ſie fühlen ſich aber keineswegs behaglich, ſondern erdulden unausſprechliche Angſt und Pein. Der Seneſchall breitet ein ſeidenes Tuch auf der Erde aus, worauf Helequin ſich niederſetzt. Nachdem Richard noch eine Frage über ſein eigenes Geſchick an Jenen gerichtet, erhält er zum Abſchied das koſtbare Tuch von wunderſamem Gewebe. Mit dieſem Geſchenk aus der Hölle reitet er von dannen und gibt es bei der Frühmeſſe im Frauenmünſter zu Rouen als Altartuch zum Opfer [519]. Das proſaiſche Volksbuch läßt den Herzog, bevor er zu Hellequin ſelbſt kommt, drei ſchwarze vollſtändig gewappnete Ritter, die im Walde jagen, mit dem Schwerte bekämpfen, über Hellequin aber wird die Auskunft gegeben, er ſei ein Ritter großen Geſchlechts geweſen, der in einem Kriege Karl Martells gegen die Saracenen all ſein Gut verzehrt und ſelbſt ein ſchönes Schloß in der Normandie zu dieſem Behuf verkauft habe, ſo daß er nach beendigtem Kriege das Volk zu berauben anfieng, weshalb Jedermann über ihn und die Seinigen Rache ſchrie; doch ſei er nach ſeinem Tode als eifriger Streiter gegen die Ungläubigen nicht verdammt, ſondern nur zur Buße verurtheilt worden, jede Nacht mit Denen ſeines Stammes

---

par Ch. Nodier XXVIII f. Der neue Abdruck, welcher dort S. 51 ff. gegeben iſt, hat eben die Erzählung von der mesnie d'Hellequin nur unvollſtändig, im Folgenden iſt daher ein zu Troyes im Anfang dieſes Jahrhunderts gedrucktes Exemplar des Volksbuchs benützt.

[518] Auf demſelben Blatte wechſeln „Hanequin“ und „Helequin“.

[519] Le Romant de Richart u. ſ. w. A III bis B I. [Vergl. Schriften 7, S. 664. 665. H.]

die Orte zu durchſtreifen, wo ſie Böſes verübt hatten[520]. Wieder anders dargeſtellt iſt dieſes Waldabenteuer in der 1487 zu Rouen gedruckten proſaiſchen Chronik der Normandie: von ſeinem Schloſſe Moulineaux an der Seine reitet der Herzog einmal nach dem Abendeſſen in den Wald, wo er und ſeine Begleiter ein furchtbares Getös, das von einer großen Menge verſammelter Leute zu kommen ſcheint, herannahen hören; ein auf Kundſchaft geſchickter Knappe des Herzogs ſieht unter einem Baum einen König mit großem Gefolge; man nennt dieß in gemeiner Sprache die Genoſſenſchaft Hennequins (la mesgnie Hennequin), aber es iſt die Karls des Fünften (la mesgnie Charles-Quint), der ehmals König von Frankreich war; fortan kommt dieſe Erſcheinung dreimal wöchentlich in den Wald von Moulineaux nahe beim Schloſſe. Richard legt ſich mit einer Schaar ſeiner vertrauteſten und kühnſten Ritter in Verſteck neben dem Baume, darunter der König und ſein Gefolge zu verweilen pflegen. Abends, in der Stunde zwiſchen Hund und Wolf (comme à heure d'entre chien et leut, à l'avesprant), hören ſie den großen Lärm und ſehen, wie zwei Männer ein mehrfarbiges Tuch auf der Erde ausbreiten und dann der König ſich unter dem großen Baum auf ſeinen Sitz niederläßt, ſeine Leute aber ihn als Herrſcher begrüßen und bedienen; Richards Ritter fliehen entſetzt und laſſen ihn allein, er aber ſpringt mit beiden Füßen auf das Tuch und beſchwört den König bei Gott, zu ſagen, wer er ſei, was er hier im Lande ſuche und was für Leute mit ihm ſeien; der König nennt ſich als den hingeſchiedenen Karl den Fünften von Frankreich, der ſeine Sünden büße, mit ihm ſeien die Seelen ſeiner Ritter und andrer Diener in gleicher Buße, zu dieſem Zwecke ziehen ſie aus, die verdammten Seelen ungläubiger Saracenen zu bekämpfen, und nachdem ſie die ganze Nacht durch geſtritten, werden ſie um Tagesanbruch zurückkehren. Der Herzog verlangt, als Kampfgenoſſe mit ihnen auszufahren, worauf der König ihn ermahnt, was er auch ſehen möge, das Tuch, auf dem er ſich befinde, feſtzuhalten. Mit großem Sturmgetöſe (faisans grant noise et tempeste) fahren ſie hin; um Mitternacht hört Richard eine Glocke wie von einer Abtei erklingen und der König ſagt ihm auf Befragen, es ſei das Mettenläuten in der Kirche der h. Katharina vom Berge Sinai. Der Herzog, ſtets gewohnt zur Kirche zu gehen, will hier Mette hören. Mit nochmaliger Warnung, immer auf dem feſtgehaltenen Tuche zu bleiben, entläßt ihn der König, er ſoll für ſie beten, auf dem Rückweg werden ſie ihn abholen. Nachdem Richard ſein Gebet in der Kirche verrichtet und ſich dort umgeſehen, trifft er einen ihm verwandten Ritter, der ſeit ſieben Jahren Gefangener der Saracenen iſt und unter die Bürgſchaft eines Geiſtlichen der Kirche zu deſſen Dienſte geſtellt iſt; dieſer Ritter erfährt nun, daß ſeine Frau verlobt ſei und innerhalb dreier Tage heirathen werde, jedoch übernimmt es der Herzog, ihr bis dahin das Wahrzeichen vom Leben ihres Gemahls, die Hälfte des beim Abſchied in zwei Stücke getheilten Eherings, zu überbringen und ſich um die Befreiung des Gefangenen zu bemühen; die Mette iſt beendigt und ſchon hört Richard den König und ſeine Schaar herankommen, ſie ſind erſtaunlich abgearbeitet, geſchlagen und verwundet, er aber ergreift ſeinen Tuchzipfel, ſpringt zu ihnen und ſie ſegeln wie Sturm und Gewitter von dannen (s'en vindrent singlant comme vent et tempeste); gegen Morgen ſchläft er vor Ermüdung ein und beim Erwachen findet er ſich ganz allein im Walde von Moulineaux unter dem Baume, wo er zuerſt den König und ſein Geſinde getroffen, ein Theil ſeiner entflohenen Ritter iſt noch im Walde verkrochen; der Frau des todtgeglaubten Ritters bringt er rechtzeitig das Wahrzeichen und löſt ihren Gemahl gegen einen gefangenen Saracenenfürſten aus; um die Buße der Seelen König Karls und der Seinigen zu erleichtern, bedenkt er reichlich die heilige Kirche und läßt für ſie feierlichen Gottesdienſt abhalten [521]. Abgeſehen von der unſtatthaften Deutung des „in gemeiner Sprache (en commun langaige)“ üblichen Hellequin, Herlequin, durch Charles-Quint, iſt hier die alte Volksſage in fremde Gebiete hinübergeſpielt und doch nimmt ſie auch ſo noch von normanniſchem Boden ihren Ausgang und kehrt ebendahin zurück. Auch in andern Theilen Frankreichs war ſie bekannt, wenngleich nirgends ſo eingewohnt und entfaltet, wie in der

---

[520] Nouv. bibl. bleue 55 bis 57. L'Histoire de Richard Sans-Peur, duc de Normandie u. ſ. w. à Troyes, S. 4 bis 7.

---

[521] Aus Les Croniques de Normendie u. ſ. w. Rouen 1487, Fol., chap. 57 iſt die Erzählung abgedruckt in Chronique des ducs de Normandie par Benoit, publ. par Fr. Michel 2, 336 bis 341 und in Théâtre franç. au moyen-âge u. ſ. w. 73 bis 76.

Normandie. Wilhelm aus Auvergne, Erzbiſchof von Paris, geſt. 1249, ſpricht von nächtlichen Reitern, die in franzöſiſcher Volksſprache „Hellequin", in ſpaniſcher „das alte Heer" genannt werden, läßt aber unentſchieden, ob es böſe Geiſter ſeien[522]. Vincenz von Beauvais, geſt. 1264, vergleicht Virgils Darſtellung der Heroen, die in der Unterwelt die Übungen ihres vorigen Lebens, die Luſt an Waffen und Roſſen fortpflegen, mit dem ritterlichen Aufzug der Genoſſenſchaft (familia) Hellequins nach der Behauptung des Volks und erzählt ſodann nach mündlichen Mittheilungen von einem Chorgeiſtlichen zu Orleans, der an ſeinen, nach beſchworener Abrede aus dem Grabe wiederkehrenden Hausmeiſter die Frage richtete, ob derſelbe in Hellequins Heer gewieſen ſei, und die Antwort erhielt, dieſes Heer wandle neuerlich nicht mehr, weil es ſeine Buße vollbracht habe[523], wodurch gewiſſermaßen die

[522] Guill. Paris. in tract. de universo, part. 2. 3, cap. 12: „De equitibus vero nocturnis, qui vulgari Gallicano Hellequin et vulgari Hispanico exercitus antiquus vocantur, nondum tibi satisfeci, quia nondum declarare intendo, qui sint, nec tamen certum est, eos malignos spiritus esse." (Du Cange, herausg. von Henſchel 3, 642.) „Nec te removeat aut conturbet ullatenus vulgaris illa Hispanorum nominatio, qua malignos spiritus, qui in armis ludere ac pugnare videri consueverunt, exercitum antiquum nominant! magis enim anilis et delirantium vetularum nominatio est, quam veritatis." Alfonsi de Spina fortalitium fidei, 1458, ed. 1494: „Quarta differentia est aliquorum dæmonum, qui vigilantibus per vias apparent, quasi exercitus magni, qui cum magnis tumultibus incedere videntur et vulgo dicitur huesta antigua. Aliquando etiam videntur facere prælia magna." Vergl. D. Myth. 893.

[523] Vincent. Bellovac. speculum historiale, pars 3 (ed. 1474), lib. 29, cap. 117: „Eodem loco accipienda est Virgilii auctoritas de heroibus, quos apud inferos relegavit, quos dicit noscere solem suum et sua sidera, qui etiam res leviores, quas vivi exercuerant, eos post mortem exercere testatur dicens: Quæ gratia curruum armorumque fuit, quæ cura nitentes pascere equos, eadem sequitur tellure repostos. Hæc autem opinionis falsitas vel opinio falsitatis inde, nisi fallor, sumpsit initium, quod animæ defunctorum peccatorum suorum penas luentes multis apparere solent in eo habitu, in quo prius vixerant, id est rustici in rusticano, milites in militari, sicut vulgus asserere solet de familia Helliquini, de qua Henricus, aurelianensis episcopus, nostri belvacensis episcopi frater, referre solebat rem valde mirabilem, quam ipse audierat ab illo, qui viderat, scilicet Iohanne, aurelianensis ecclesiæ canonico. Dicebat enim Iohannes iste, loquens de hac re ad præfatum episcopum. Exemplum de familia Helliquini. Capitulum

Auffaſſung der normanniſchen Chronik ergänzt wird. Dem Feenweſen verwoben iſt Hellequin in einem Spiele des Adam de la Halle zu Arras, um 1263: man glaubt ſeine Genoſſenſchaft vor den erwarteten drei Feen her mit klingenden Glöcklein ſich nähern zu hören, es erſcheint aber nur ſein Bote, der für ihn um die Fee Morgue wirbt; Hellequin wird hier als König, als der gröſte Fürſt im Feenreiche bezeichnet und Morgue läßt ſich nach längerer Weigerung erbitten, ihm Freundliches melden zu laſſen [224]. Im Roman von Fauvel, 1314, feiert

---

cxviij u. ſ. w. Sed obsecro, ut mihi dicatis, si vos estis deputatus in illa militia, quam dicunt Helliquini. Et ille: Non, domine! Illa militia jam non vadit, sed nuper ire desiit, quia penitentiam suam peregit. Corrupte autem dictus est a vulgo Helliquinus pro Karloquintus. Fuit enim Karolus quintus, qui peccatorum suorum longam egit penitentiam et nuper tandem per intercessionem beati Dionysii liberatus est.“ (Letzteres kann nur ein viel ſpäterer Zuſatz ſein, da Karl der Fünfte, zu dem allerdings der h. Dionyſius als Schutzherr der Könige von Frankreich gehört, erſt 1380 geſtorben iſt. Es trifft ſich eigen, daß eben dieſem fünften Karl bei ſeinen Lebzeiten ein 1371 bis 1375 verfaßtes Buch gewidmet iſt, in welchem bereits der mesgnée Hellequin mit ihrem herkömmlichen Namen gedacht iſt, Radulf. de Preſles [Raoul de Praelles] ad lib. 15, cap. 23 de civit. dei: „La mesgnée de Hellequin, de dame Habonde et des esperis qu'ils appellent Fées, qui apperent és estables et és arbres“ u. ſ. w. Du Cange, hg. von Henſchel 3, 642, ebend. 7, 418: „Radulphus de Praellis, Magister hospitii Caroli V, reg. Franc.“ Vergl. P. Paris, les manuscr. franç. 1, 19 ff. Ein Miniaturbild der Pergamenthandſchriften zeigt den Verfaſſer, wie er knieend dem Könige das Buch überreicht, ebend. 24. 29.) In der weiter folgenden Erzählung eines Kämmerers des Erzbiſchofs von Rheims, ebd. C. 119, heißt es: „dominus meus archiepiscopus mittebat me Attrebatum (Arras). Dum autem circa meridiem apud quoddam nemus appropinquassemus, ego et famulus meus, qui me prœcedebat celeriter equitans, ut mihi pararet hospitium, audivit ille tumultum magnum in nemore quasi multiplices equorum fremitus, armorum sonitus et velut voces multitudinis impetu proruentis in bellum u. ſ. w. Nemus enim istud defunctorum animabus et demonibus plenum est u. ſ. w. Cum ergo processissem et ad nemus pervenissem, jam umbræ processerant et tamen voces quasdam confusas audivi et fragores armorum et equorum fremitus, sed nec umbras videre, nec voces intelligere potui“ u. ſ. w. Vergl. Äneis 6, 636 ff. Thom. Cantiprat. † 1263, Delrio 329 a, eb. Hilſcher, exerc. fur. § 8.

[224] Théâtre français au moyen âge 73 ff.:

Guillos.

J'oi le maisnie Hielekin,
mien ensiant, qui vient devant

dieſer allegoriſche Vertreter des ſchnöden Weltlebens[525] ſeine Hochzeit mit Frau Eitelruhm (Vaine-gloire) zu Paris und dabei wird in

et mainte clokete sonnant;
si croi bien que soient chi près.
La grosse feme.
Venront donc les fées après?
Guillos.
Si m'aït diex, je croi c'oïl.
Rainnelés à Adan.
Aimi! sire, il a péril;
je vauroie ore estre en maison.
Adans.
Tais-te! il n'i a fors que raison:
che sont beles dames parées.
Rainnelés.
En non dieu, sire, ains son les fées u. ſ. w.
S. 76 f. Rikece.
A! cui ies-tu, di, barbustin?
Crokesos.
Qui? jou?
Rikece.
Voire.
Crokesos.
Au roy Hellekin,
qui chi m'a transmis en mesage
à me dame Morgue le sage,
que me sire aime par amour u. ſ. w.
Morgue.
A! bien viegnes-tu, Croquesot!
que fait tes sires Hellequins? u. ſ. w.
S. 79 f. Morgue.
Croquesot!
Crokesos.
Dame?
Morgue.
Se t'as lettre
ne rien de ton seigneur à dire,
si vien avant!
Crokesos.
Diex le vous mire!
aussi avoie-je grant haste:
tenés!

der Brautnacht ein Charivari veranſtaltet; vermummte, mit Schellen behängte Leute verführen unerhörten Lärm und Unfug, ſingen das Teufelslied und laſſen auch den Hellequin aufziehen, einen brüllenden Rieſen auf hohem, dürrem Klepper, die Andern, die ihm tobend folgen, ſeine Genoſſenſchaft (sa mesnie), mit ihnen aber auch weibliche Hellequinen, ſchön geſchmückt und ein Mailied ſingend, ſo daß wohl auch hier Feen gemeint ſind[326]. Geiſterhafte Weſen verſchiedener Art waren

---

Morgue.
Par foi! c'est paine waste:
il me requiert chaiens d'amours;
mais j'ai mon cuer tourné aillours:
di-lui que mal se paine emploie!
Crokesos.
Aimi! dame, je n'oseroie:
il me geteroit en le mer;
nepourquant ne poés amer,
dame, nul plus vaillant de lui u. ſ. w.
(S. 81 a, ob. Hellequin ſcheint eiferſüchtig ſelbſt zum Stechen gekommen zu ſein.)
S. 81 f. Morgue.
De le main dieu
soie-jou sainnie et benite!
mout me tieng ore pour despite,
quant pensoie à tel cacoigneur,
et je laissoie le gringneur
princhе qui soit en faèrie u. ſ. w.
Croquesot!
Crokesos.
Madame!
Morgue.
Amistés
porte ton segnieur de par mi!
Crokesos.
Madame, je vous en merchi
de par men grant segnieur le roy.

[325] P. Paris, Les manuscrits françois 1, S. 306: „Fauvel représente les vanités du monde.“

[326] Les manuscrits françois de la bibliothèque du roi u. ſ. w. par M. Paulin Paris. 1. Paris, 1836. S. 304: „N°. 6812. Mélange de poésies. — 1° Complainte d'amour. — 2° Roman de Fauvel, par François de Rues et Chaillou de Pestain. — 3° Poèmes divers de Godefroi de Paris u. ſ. w. Un volume in-folio magno, vélin, trois colonnes, miniatures et initiales;

zu Masken poſſenhafter Aufzüge geworden und in ſolcher Verzerrung kann es ſprichwörtlich genommen ſein, wenn ein Straflied des 14ten

---

première partie du XIVe siècle u. ſ. w. Anc. n°. 267.“ S. 321: „Enfin le festin et les danses se terminent, le vin du coucher est servi, chacun se retire, Fauvel se rend dans la chambre nuptiale. Mais à peine étoit il couché qu'un bruyt effrayant se fait entendre:

Onques mès tel chalivali
Ne fu fait de ribans de fours,
Com l'en fait par les quarefours ....
Desguisés sont de grant manière:
Li uns ont ce devant derière
Vestus et mis leurs garnemens;
Li autre ont fait leur paremens
De gros sas et de froz à moines;
L'en en congnéust un à poines,
Tant estoient tains et defais.
Il n'entendoient qu'à meffais;
Li uns avoit mis grant poele,
L'un le havet, le greil et le
Pesteil, et l'autre un pot de cuivre,
Et tuit contrefaisoient l'ivre:
L'autre un bacin et sus feroient
Si fors que trestout estonnoient;
Li uns avoit tantins à vaches,
Cousus sus cuisses et sus naches,
Et au dessus grosses sonnetes
Au sonner et hochier claretes;
Li autre tabours et cimbales,
Et grans estrumens ors et sales,
Et cliquettes et macegnotes .....

(„Ci s'ensuivent sotes chançons que ceus qui font le chalivali chantent parmi les rues, et puis après trouvera-on le lai des Hellequines.“) S. 322: Les chansons des acteurs du Charivali ou Charivari sont des extravagances bouffonnes et même impies; mais je dois un peu m'arrèter sur les Hellequines ou la Mesnie Hellequin.“ u. ſ. w. S. 324: „Voici comment notre poète décrit cette Mesnie:

.... puis faisoient une crierie,
Onques tele ne fut oïe:
Li uns montret son cul au vent,
Li autre rompet un auvent;
L'un cassoit fenestres et huis,
L'autre getoit le sel ou puis.

Jahrh. von unheilſtiftenden Advokaten ſagt, ſie ſeien die Sippſchaft Hellekins und zauſen ſich wie die Kettenhunde[527]. Selbſt im bildlichen Gebrauche zeigt ſich gleichwohl noch weit ſpäter das Weſen des alten Volksglaubens bei dem Theologen Jean Raulin aus Toul, geſt. 1514, der nicht die alte Sippſchaft Hellequins zurückrufen und als ein Todter in den Nebeln und Finſterniſſen des Weltlebens zu reiten ſcheinen will[528].

L'un getoit le bren au visage,
Trop estoient lès et sauvaiges;
S. 325: Es tetes orent barboères,
Avoec eus portoient deus bières,
Ou il avoit gent trop avable (?)
Pour chanter la chanson au diable;
Il i avoit un grant jaiant
Qui aloit trop forment braiant.
Vestu ert de bon broissequin;
Je croi que c'estoit Hellequin,
Et tuit li autre, sa mesnie,
Qui le suivent toute enragie.
Montés est sus un roncin haut
Si tres gras que, par saint Quinaut,
L'en li peut les costes compter ....
Avec eus avoit Hellequines
Qui avoient cointises fines
Et se deduisoient en ce
Lay chanter qui si ce commence:
En ce dous temps d'esté
Tout droit ou mois de may" u. ſ. w.

[527] Nouveau recueil de contes, dits, fabliaux u. ſ. w. par A. Jubinal 1. Paris 1839. S. 283: „C'est li Mariages des Filles au Diable. Ms. 248, Suppl. franç." Darin S. 284 ſ.:

„C'est la mesnie Hellekin;
Il s'entrepoilent com mastin."

In Chronique des ducs de Normandie par Benoît u. ſ. w. 2, 337 iſt die Stelle aus Ms. de la bibl. de l'Arsenal, belles-lettr. franç., in Fol. Nr. 175 gegeben:

„C'est la maisnie Hellequin;
Il s'entrepoilent com mastin."

(Die Strophe iſt dieſelbe, wie ſie auch von Godefroi de Paris in einem Gedichte vom Jahr 1314, das ſich in derſelben Handſchrift mit dem Roman de Fauvel befindet, gebraucht wird, Manuscr. fr. 1, 332 ſ.)

[528] P. Paris, Manuscr. fr. 1, 324: „Numquid me velis," écrivoit Jean Raulin, mort en 1514, „antiquam illam familiam Harlequini revocare, ut

Bis in die neueſte Zeit hat ſich da und dort im nördlichen Frankreich das Gedächtnis Hellequins, wenn auch verdunkelt, forterhalten; wie in der Normandie noch ſeine Jagd ſchweift [529], ſo iſt in der Gegend von Rheims ſein Name ein abendlicher Kinderſchreck und eine Bezeichnung der Irrlichter [530], in Welſchlothringen aber, wo auch der

---

videatur mortuus inter mundanæ curiæ nebulas et caligines equitare?" (Über J. Raulin ſ. Basl. Lex. Suppl. 2, 761.)

[529] Amélie Bosquet, la Normandie romanesque u. ſ. w. Paris 1845, S. 68. 70. A. de Nore, coutumes, mythes et tradit. des provinces de France, Paris und Lyon 1846, S. 267 ſ.

[530] P. Paris l. c. 324: „Dans mon pays (l'ancien Rémois) les petits enfants s'effraient mutuellement, à l'approche de la nuit, en criant à tue-tête: Arlequin sur nos talons! comme si la Mesnie Hellequin les poursuivoit encore. On y donne aussi le nom d'Arlequins aux feu-follets, enfantés par les exhalaisons de la terre, dans les derniers jours de l'automne. Ces Arlequins, disent les mères avec affectation, s'attachent aux pas des enfants; ils offrent une lumière trompeuse en sautillant devant eux à quelque distance, jusqu'à ce qu'ils aient conduit la pauvre victime dans un marais ou dans un précipice." Berher, S. 322: „On donnoit ce nom (Mesnie Hellequin) à des espèces de feux-follets ou génies plutôt malfaisants que favorables, et plutôt moqueurs que malfaisants; ils apparoissoient dans les temps d'orage, jetant des cris sourds et formant un concert infernal. C'étoit des fées, des ombres de héros, des ames en peine; c'étoit tout ce que l'imagination pouvoit s'aviser d'apercevoir. L'origine de la tradition de la Mesnie Hellequin se perd dans l'obscurité des temps. On l'entendoit surtout bruire dans les environs de la ville d'Arles et près de ce fameux cimetière d'Éliscamps, que nos Chansons de gestes célèbrent sous le nom d'Aleschans, et que nous ne citons plus aujourd'hui (sous celui de Champs-Élisées), qu'en considération des tombes romaines que l'on y trouve encore. C'étoit pourtant en Aleschans que le brave Guillaume au court né avoit été forcé de fuir devant les Sarrasins; c'étoit là que son frère Vivien avoit perdu la vie, afin d'accomplir le serment téméraire qu'il avoit fait de ne jamais reculer d'un pas devant les païens; c'étoit là que reposoient la plupart des héros tués avec les douze pairs à la bataille de Ronceveaux. Plus tard, l'esprit des habitans de la contrée, rempli du souvenir des Chansons de geste, croyoit souvent distinguer, au milieu des éclairs, les grandes figures d'Ogier-le-Danois et de Vivien, traînant derrière elles une foule d'autres ombres moins illustres; comme on le pense bien, les chevaux noirs ne leur manquoient pas non plus que les sanglots, les cris, les éclats de rire; or c'est là précisément ce qu'on appeloit la Mesnie Hellequin." Dieſe an ſich merkwürdige Nachricht wird nicht ſo zu nehmen ſein, daß zu Arles,

Name eines Hofes, le Pré-Hellequin, den alten Mannsnamen bewahrt, wird unter Mouhihennequin (Entſtellung von maisnie Hellequin) eine nächtliche Muſik in der Luft verſtanden; wer ſich von den geſpenſtiſchen Spielleuten bemerken läßt, den reißen ſie in Stücke[531].

Daß Hellequin von der franzöſiſchen Nordküſte aus, im Gefolge der normanniſchen Eroberung, nach England hinübergezogen, beweiſt ſchon die romaniſche, wenn auch mehrfach verdorbene Form des Namens und der gleiche Ausdruck für die Genoſſenſchaft (meyne) jenſeits der Meerenge. Dazwiſchen aber zeigen ſich Spuren, wonach auch den Angelſachſen dieſe Vorſtellung nicht fremd war. Die Sachſenchronik verzeichnet zum Jahr 1127, wie beim unheilbringenden Eintritt eines neuen Abtes zu Burch (Peterborough) in den Wäldern ſchwarze, große und häßliche Jäger geſehen wurden, die, mit ſchwarzen, großäugigen Hunden, auf gleichfalls ſchwarzen Roſſen und Böcken einherritten; die Mönche hörten in der Nacht den Schall der Hörner und glaubwürdige

---

ſo weit im Süden, der Name Mesnie Hellequin gebraucht worden ſei, ſondern nur ſo, daß ein ähnlicher Volksglaube auch dort beſtanden habe.

[531] Richard, Traditions populaires u. ſ. w. de l'ancienne Lorraine, Remiremont 1848, S. 220: „Mouhihennequin. C'est, suivant les habitants de la campagne, une troupe de musiciens qu'on entend quelquefois dans les airs pendant les fraîches nuits de l'été, et qui déchirent impitoyablement les personnes assez malheureuses pour en être aperçues“ u. ſ. w. S. 221: „De nos jours, si nous interrogeons les habitants de Rochesson et de quelques communes voisines sur cette symphonie surnaturelle, appelée pendant le moyen-âge chasse saint Hubert, chasse saint Eustache, chasse Rigout, haute chasse, chasse fantastique, ils nous diront sans hésiter et sous l'empire de leurs croyances religieuses, que ces bruits ne sont autre chose que des cris de pauvres enfants décédés sans avoir reçu le baptême. A Ventron on donne encore à cette prétendue musique sauvage le nom de la remolière, sans doute parce que la réunion des divers sons dont se composait cette musique, avait quelque ressemblance avec ceux que produit la roue d'un remouleur quand il aiguise des instruments tranchants. Une ferme de la commune de Chatas, canton de Senones, est encore appelée le Pré-Hellequin, nom qui lui vient peut-être de la suppression du mot Mesgnie dans ceux de Mesgnie-Hennequin et Mesnie-Hellequin, dont nous avons fait celui de Mouhihennequin“ u. ſ. w. (Chasse Rigout ſcheint ſich auf den lothringiſchen Helden Rigaut zu beziehen, vergl. Mort de Garin S. 60: la mesniée Rigaut, über ſeinen Tod Mone, Unterſ. 250 ob.)

Beobachter ſagten aus, es ſeien zwanzig bis dreißig Hornbläſer geweſen; über die ganze Faſtenzeit bis Oſtern gieng es ſo fort; dieß des Abtes Eingang, über ſeinen Ausgang könne noch nichts geſagt werden, Gott möge fürſehen [532]. Da der mönchiſche Bericht, welcher ſich durch die Schlußworte als gleichzeitig bekundet, der geſpenſtiſchen Erſcheinung keinen Namen gibt oder geben wollte, ſo bleibt Hellequins Anrecht hier zweifelhaft. Dagegen wird in der Lebensbeſchreibung des 1170 ermordeten Erzbiſchofs Thomas von Canterbury die familia Helliquini ausdrücklich genannt[533]. **Walter Mapes**, an der Grenze von Wales geboren, erzählt in einem an Volksſagen reichen Buche, das aus den achtziger Jahren des 12ten Jahrh. ſtammt, zuerſt von einem Könige der älteſten Briten, Herla, welcher mit dem des Zwergvolks im Bunde der Gaſtfreundſchaft ſtand; wie dieſer zu Herlas Hochzeit mit einer Tochter des Frankenkönigs gekommen war und dabei ſeine koſtbar gekleideten Zwerge in kunſtreichen Geſchirren von lauter Gold und Edelgeſteine reichlich hatte auftragen laſſen, ſo begab ſich Herla das Jahr nachher zur Vermählungsfeier des Zwergkönigs in die Höhle eines hohen Felſen, die von Lampenſchimmer herrlich erleuchtet war; beſchenkt mit Roſſen, Hunden, Habichten und Allem, was zu Waidwerk und Vogeljagd vorzüglich dient, zog er wieder ab und beim Abſchied gab ihm der Zwerg einen kleinen Bracken mit der Weiſung, daß Niemand vom ganzen Gefolg abſteigen ſolle, bis dieſer Hund von ſeinem Träger vorſpringe; an das Sonnenlicht gekommen, fragt Herla einen alten Hirten um Nachricht von der Königin, der Hirte jedoch verſteht kaum die Sprache des Fragenden, da Dieſer ein Brite, Jener ein Sachſe iſt, die ihm genannte Königin ſoll die Gemahlin des Britenkönigs Herla geweſen ſein, der nach der Sage mit dem Zwerge beim Felſen hier verſchwunden, ſchon zweihundert Jahre lang haben die Sachſen nach Vertreibung der alten Bewohner dieſes Land inne, worüber der König, der nur drei Tage verweilt zu haben glaubt, ſich kaum vor Staunen auf dem Pferde hält; einige ſeiner Gefährten, die der Warnung des Zwerges unerachtet abgeſtiegen, werden alsbald in Staub aufgelöſt, weshalb er ſtreng verbietet, vor dem Herabſpringen des Bracken die Erde zu berühren, der Hund iſt aber noch nicht herabgekommen und es geht eine Sage, daß jener König Herla in endloſem Wandel mit ſeinem Heer unſinnige Umzüge ohne Raſt und Ruhe halte. Viele glauben, dieſes Heer häufig geſehen zu haben, zuletzt aber, ſagen ſie, im Jahre der Krönung des dermaligen Königs Heinrich habe daſſelbe aufgehört, das Reich herkömmlich wie zuvor zu beſuchen; dazumal ſahen viele Walliſer es an der Wye, einem Fluß in Hereford, unterſinken[334]. Etwas verſchieden berichtet Walter Mapes in einem ſpäteren Abſchnitt, nachtſchweifende Schaaren, nach Herlething benannt, ſeien in England gemeinkundig bis zu König Heinrichs II Zeiten erſchienen, ein Heer endloſen Irrſals, unſinnigen Umzugs und ſtarren Schweigens, in dem Viele lebend ſich gezeigt, die man geſtorben wuſte; dieſe Genoſſenſchaft Herlethings ſei zuletzt an der Grenze zwiſchen Wales und Hereford im erſten Regierungsjahre Heinrichs II, um Mittag, in der Weiſe geſehen worden, wie man mit Wagen und Säumern, Tragſätteln und Körben, Vögeln und Hunden, unter dem Zulauf von Männern und Weibern, umzufahren pflege; die damals den Zug zuerſt erblickt, haben mit Blaſen und Geſchrei die ganze Nachbarſchaft dagegen aufgerufen und, nach dem Brauche jenes höchſt wachſamen Volkes, ſei ſogleich zahlreiche vollſtändig gewaffnete Mannſchaft herbeigekommen und weil den Leuten des Zugs mit Worten keine Rede abzudringen war, habe man mit Waffen Antwort erzwingen wollen, dieſelben ſeien aber in die Luft ſich erhebend plötzlich verſchwunden und von ſelbigem Tag an ſei dieſe Kriegsſchaar nirgends mehr ſichtbar geweſen[335].

---

[532] Chronicon Saxonicum u. ſ. w. op. E. Gibson, Oxon. 1692, S. 232 [Two of the Saxon chronicles, ed. by J. Earle. Oxford 1865. S. 256. H.] (an. 1127): „Ne þince man na sellice ꝥ we soð seggen for hit wæs ful cuð ofer eall land ꝥ swa radlice swa he þær com ꝥ wæs þes sunnendæies ꝥ man singað Exurge quare o D. þa son þær æft' þa sægon and herdon fela men feole huntes hunten. Da huntes wæron swarte and micele and ladlice. and here hundes ealle swarte and bradegede and ladlice. and hi ridone on swarte hors and on swarte bucces. þis wæs segon on þe selue der-fald in þa tune on Burch and on ealle þa wudes ða wæron fram þa selua tune to Stanforde. and þa muneces herdon ða horn blawen ꝥ hi blewen on nihtes. Soðfeste men heom kepten on nihtes. sæidon þes þe heom þuhte ꝥ þær mihte wel ben abuton twenti oðer þritti horn-blaweres. þis wæs sægon and herd fram ꝥ he þider com eall ꝥ lented tid on an to Eastren. þis was his in-gang. of his ut-gang ne cunne we iett noht seggon. God scawe fore.“ (Hoc modo infeliciter ei [Henrico de Peitowe nomine] Abbatia donata, inter Christi festum et Candelarum festum, apud Lundene, atque inde ivit cum Rege ad Wincester indeque ad Burch, ubi vitam egit tanquam fucus in alveari. Sicut quicquid importatur devorat fucus et exportat, ita etiam ille quicquid consequi potuit sive intra sive extra, sive a Clericis sive a Laicis, trans mare misit, nec quicquam boni ibi fecit, aut quicquam boni ibi dereliquit. Non quisquam arbitretur, nos verum non dicere! fuit enim probe cognitum per totam gentem, quod postquam is eo pervenisset, scilicet die Dominica, in qua cantatur „Exurge quare o d.“, statim visi sunt et auditi complures homines venantes. Venatores erant nigri et magni et deformes et eorum canes nigri et oculos lati et immanes; equitabant etiam in nigris equis et nigris cervis. Hoc fuit visum in eo ipso ferarum saltu, in oppido de Burch et in omnibus sylvis, quæ erant inter illud oppidum et Stanford, et Monachi audierunt sonitum cornuum, quæ inflarunt illi noctu. Viri fide digni, qui eos observabant noctu, dicebant, arbitrari se, non pauciores fuisse quam viginti aut triginta, qui cornua sonuerunt. Hoc visum fuit et auditum a quo tempore is eo venit per totam Quadragesimam usque ad Pascha. Hujusmodi erat illius accessus; de discessu ejus nihil adhuc dicere possumus. Deus prævidet.) Über die Sachſenchron. ſ. Th. Wright, essay 63. Ettmüller, anglos. poët. XX ſ.

---

[533] Minstrelsy of the scott. border, 2 Band, 5 Ausg. Edinburg 1812, S. 129.

---

[334] Gualteri Mapes de nugis curialium distinctiones quinque. Ed. by Th. Wright u. ſ. w. printed for the Camden society 1850, S. 14 ff. Der Schluß der Erzählung lautet S. 17: „Canis autem nondum descendit. Una fabula dat, illum Herlam regem errore semper infinito circuitus cum exercitu suo tenere vesanos sine quiete vel residentia. Multi frequenter illum, ut autumant, exercitum viderunt. Ultimo tamen, ut aiunt, anno primo coronationis nostri regis Henrici cessavit regnum nostrum celebriter ut ante visitare. Tunc autem visus fuit a multis Wallensibus immergi juxta Waiam, Herefordiæ flumen. Quievit autem ab illa hora fantasticus ille circuitus, tanquam nobis suos tradiderit errores, ad quietem sibi."

[335] Ebend. S. 180: „[In Britannia minori visæ sunt prædæ nocturnæ militesque ducentes eas cum silentio semper transeuntes, ex quibus Britones frequenter excusserunt equos et animalia, et eis usi sunt, quidam sibi ad mortem, quidam indemniter.] Cœtus etiam et phalanges noctivagæ, quas Herlethingi dicebant, famosæ satis in Anglia usque ad Henrici secundi, domini scilicet nostri, tempora regis comparuerunt, exercitus erroris infiniti, insani circuitus, et attoniti silentii, in quo vivi multi apparuerunt, quos decessisse noverant. Hæc hujus Herlethingi visa est

Herlethingus iſt doch wohl ein weiter entſtellter Herlekinus, dagegen kann bei Herla, obgleich er zu einem Britenkönig gemacht iſt, doch ein agſ. Halga, Helga zu Grunde liegen, wie auch in der Normandie Helgo und Herlikinus zuſammengehen. Öſtlich die Abtei Burch in Nordhampton, wo die nächtliche Jagd ſich hören und ſehen ließ, weſtlich die Landſchaft Hereford, wo Herla-Herlething umzog, fallen in das Gebiet des alten Königreichs Mercia, in welchem ſich die ſueviſch-angliſche Offaſage angeſiedelt hatte, deren Berührungen mit der Helgiſage oben erörtert ſind; „Offas Graben“ (Offan dice, fossa Offæ, walliſ. claudh Offa) heißt ein dem zweiten Offa zugeſchriebener Grenzwall, die Mark von Hereford gegen Wales, wo Herlethings Genoſſenſchaft zuletzt geſehen ward, und deſſen ſüdlichen Winkel der Wyeſtrom bildet, in welchem Herla mit ſeinem Heer unterſank[536]. In den aufgezählten Überlieferungen aus Nordfrankreich und England bringt durch alle Verdunklung des Namens und Vermiſchung der Sage mit anderwärtigen, mit denen von Richard Ohnefurcht, mit Kreuzfahrtwundern, Zwergmärchen, doch immerfort der alte Grundzug des Helgiliedes: todte Männer reiten. Es ändert hieran nichts, daß die nächtliche Erſcheinung erſt ein Heerzug, dann aber auch eine Ausfahrt zur Jagd[537]

---

ultimo familia in marchia Walliarum et Herefordiæ anno primo regni Henrici secundi, circa meridiem, eo modo quo nos erramus cum bigis et summariis, cum clitellis et panariolis, avibus et canibus, concurrentibus viris et mulieribus. Qui tunc primi viderunt, tibiis et clamoribus totam in eos viciniam concitaverunt, et ut illius est mos vigilantissimæ gentis, statim omnibus armis instructi multa manus advenit et quia verbum ab eis extorquere non potuerunt verbis, telis adigere responsa parabant. Illi autem elevati sursum in aera subito disparuerunt. Ab illa die nusquam visa est illa militia, tanquam nobis insipientibus illi suos tradiderint errores, quibus vestes atterimus, regna vastamus, corpora nostra et jumentorum frangimus“ u. ſ. w.

[536] Gualt. Mapes l. c. 86: „Rex hic (Offa 758—796) Walenses in modicum suæ Walliæ angulum et quæ] de nomine regis ejusdem dicitur adhuc fossa cinxerat, cujus egressum vel excessum pede luebant et lugebant amisso.“ Vergl. Camden, Britannia S. 499. Lappenberg, Geſchichte von England 1, 225 f.

[537] Den Auszug „cum bigis et summariis, cum clitellis et panariolis, avibus et canibus“ (Anmerkung 535) erläutert der ähnliche im Nibelungenlied 870:

oder die brauſende Jagd ſelber iſt[538]; in Beidem ſpiegelt ſich die Lebensweiſe des wehrhaften Mannes auch nach ſeinem Tode und dazu wurden ihm nicht bloß Waffen und Roſs, ſondern auch Jagdhunde und Falken in den Grabhügel oder auf den Scheiterhauſen mitgegeben[539]. Führer der geiſterhaften Schaar iſt noch überall gleichfalls ein hingeſchiedener Held und die Bezeichnungen milites, familia Hellekini, maisgnie Hellequin, ſind vollkommen gleichartig mit dem altnordiſchen Ausdrucke für den abendlich auszìehenden Helgi und ſeine Leute: þeir Helgi[540].

Züge der Helgiſage auf ſlaviſcher Seite, vom alten Gardareiche her, bietet ein ruſſiſches Heldenlied aus dem Gedichtkreiſe von Wladimir dem Großen, der um den Anfang des 11ten Jahrh. gelebt hat. Der Ruhm dieſes Fürſten verſammelt an ſeinem Hoſe zu Kiew eine Tafelrunde der ausgezeichnetſten Kämpfer, deren Thaten je in beſondern Liedern geſungen ſind. Ein ſolcher Wladimirsheld, Potok Michailo Iwanowitſch, reitet, um für den Tiſch ſeines Herrn Waſſervögel zu ſchießen, nach den Buchten des blauen Meeres. Dort erblickt er einen weißen, goldgeflügelten Schwan und eben will er auf denſelben den Pfeil abdrücken, als ſich eine Stimme vernehmen läßt: „ſchieß nicht mich, den weißen Schwan! zu beſtimmter Zeit bin ich dir nützlich.“ Der Schwan tritt heraus auf das ſteile Ufer und verwandelt ſich in eine zarte Jungfrau, Aſtotja. Potok ergreiſt ſie bei der weißen Hand und küßt ſie auf den ſüßen Mund. Sie aber ſpricht klagend: „wenn du mich heiraten willſt, welches von uns zuerſt ſtirbt, mit ihm muß das

---

Geladen vil der roſſe kom vor in über Rin,
diu den zeitgeſellen truogen brôt unde wîn,
vleiſch mit den viſchen unde ander manegen rât,
den ein künec ſô riche harte billichen hât.

[538] Damit fällt jedoch der mythiſche Unterſchied zwiſchen Türſengejäg und Wuotesheer nicht hinweg, wie ſpäter ſich ergeben wird, vergl. Sagenforſch. 102.

[539] Saxo 5, 91: „Asvitus morbo consumptus cum cane ac equo terreno mandatur antro.“ Fornald. S. 3, 378: „Ásmundr lêt verpa haug eptir hann (Aran), ok setti hiá honum hest hans med söðli ok beizli, merki ok öll herklæði, hauk ok hund.“ Sæm. 225, 62 (Munch 123, 64): „tveir haukar.“ (Vergl. J. Grimm, über das verbrennen der leichen 48. Zeuß 563 u.)

[540] Deutſche Grammatik 4, 295.

andre lebend ins Grab gehn.“ Er ſchwingt ſich auf ſein gutes Roſs und heißt ſie, wenn auf der Domkirche zu Kiew die Veſperglocke anſchlage, zur Verlobung bereit ſein. Als weißer Schwan fliegt ſie dorthin und kommt vor dem geſchwinden Reiter an. Die Trauung wird vollzogen und dabei die Bedingung des Mitbegrabens beſchworen[541]. Schon nach anderthalb Jahren ſtirbt die Vermählte und wird in der Vorhalle der Domkirche in ein tiefes, weites Grab gelegt. Potok ſtürzt ſich mit Roſs und Rüſtung in die Grube hinab. Sie wälzen eine eichene Decke auf das Grab, verſchütten es mit gelbem Sand und ſetzen ein hölzernes Kreuz darauf. Nur laſſen ſie Raum für ein Seil, das an die Kirchenglocke angebunden iſt. Um den mitbegrabenen Helden verſammelt ſich zur Mitternachtſtunde alles Gewürm und es kommt eine furchtbare, feuerflammende Schlange; beim Schein eines Wachslichts erſchlägt er ſie und beſtreicht mit ihrem abgeſchnittenen Kopf die Leiche, worauf Aſdotja vom Tod erwacht. Er zieht das Glockenſeil und ſie werden mitſammt dem guten Roſſe herausgeholt. Als Potok im Alter geſtorben, begräbt man ihn auf die vorige Weiſe und verſcharrt mit ihm Aſdotja in die feuchte Erde[542]. Hat ſich in normanniſcher Überlieferung der Todtenritt erhalten, ſo hier im ruſſiſchen Liede die Grabgemeinſchaft in eigenthümlich freier Zubildung. Aſdotja als Schwan begegnet ſich mit Kara, wie auch mit den Schwanjungfrauen des Eddaliedes von Wölund, das den Helgiliedern vorangeſtellt iſt. Die nordiſchen, insbeſondre ſchwediſchen Eroberer, die in der letztern Hälfte des 9ten Jahrh. zu Nowgorod (Gardar), dann zu Kiew, ein Reich gründeten und den Stromſchnellen des Dnjeper ſkandinaviſche Namen gaben[543], konnten auch Überlieferungen mit ſich bringen, diein ihrer Heimat ſchon im 8ten Jahrh. ſich zu Heldenliedern, wie ſie in der ältern Edda vereinigt ſind, geformt hatten. Wie in Potok die Helgiſage, ſo erſcheint in Dobrünja, einem andern Tafelgenoſſen Wladimirs, der Drachenkampf Sigurds als ruſſiſcher Volksgeſang. Doch ſind dieſe in der Liederedda anklingenden Sagenſtoffe nicht die einzigen Abdrücke deutſcher Sage im ruſſiſchen Heldenkreis und ſo mag dieſelbe wohl noch auf andern Wegen dahin eingedrungen ſein. Aſdotja ſtirbt vor Potok und zum zweiten Male wird ſie ſogleich mit ihm begraben, hier konnten alſo die herben Zähren, welche blutig auf Helgis eiskalte Bruſt fallen, keine Stätte finden. Der Glaube, daß übermäßiges Weinen der Zurückgebliebenen die Todten nicht ruhen laſſe, geht durch die Dichtungen verſchiedener Völker. Im däniſchen Liede von Aage und Elſe, dem auch ſchwediſche entſprechen, hört der Ritter unter ſchwarzer Erde die Wehklage der Braut, ſteht auf und klopft mit dem Sarg an ihre Thür, ſie läßt ihn ein und ſchlichtet weinend ſeine Haare mit dem Goldkamm, er ſagt ihr, ſo oft ſie ſich freue, ſei ſein Grab innen mit Roſenblättern umhängt, ſo oft ſie ſich gräme, ſei der Sarg mit Blut gefüllt; da kräht der ſchwarze Hahn, zur Erde müſſen die Todten, es kräht der rothe, des Himmelreichs Pforten öffnen ſich, ſie folgt dem Todten auf den Kirchhof, wo er ins Grab verſchwindet, den Monatstag darnach liegt auch ſie in ſchwarzer Erde[344]. Das kommt dem Helgiliede noch nahe: nächtliches Zuſammenſein, die blutigen Thränen, der rothe Hahn, wie jener, der das Siegvolk weckt. Daß aber die Zurückgelaſſene, gleich Sigrun, lebend und freiwillig in das Grab geht, dieſen bedeutenden Zug haben nur Volkslieder ſlaviſch-deutſcher Grenzgegend bewahrt. Ein wendiſches aus der Oberlauſitz, das auch in Böhmen vorkommt, iſt des Inhalts: der Todte heißt den neuen Schloßherrn, ſeinen Ehenachfolger, deſſen Tritt das grüne Gras auf dem Grabe beugt, der jungen Herrin ausrichten, daß ſie ihm ein andres Grabhemd nähen möge, in dieſem könn' er nicht liegen, nicht verweſen; das Gras beugt ſich wieder unter dem

---

[541] Wie von den Freunden Aswit und Asmund, Anm. 447.

[542] Alte ruſſiſche Dichtungen, geſammelt von Kirſcha Daniloff und zum zweiten Mal herausgegeben, mit einer Zugabe von 35 bis jetzt unbekannten Liedern und Erzählungen, und mit Noten zum Geſang. Gedruckt (in ruſſiſcher Sprache) zu Moskwa, 1818, 4°. Obiger Auszug des Liedes von Potok iſt nach der mir handſchriftlich mitgetheilten Überſetzung dieſer ganzen Sammlung durch Herrn Prof. Moriz Rapp gegeben. Der Koſak Kirſcha Danilow, der die altruſſiſchen Volkslieder geſammelt und bearbeitet, war ein Zeitgenoſſe Peters des Großen, ſ. P. v. Götze, Stimmen des ruſſiſchen Volks in Liedern, Stuttgart 1828, S. 54 ff.

[543] Zeuß 556 bis 559.

---

[344] Udv. danske Viser u. ſ. w. 1, 210 ff. Svenska folk-wisor, utg. af Geijer och **Afzelius** 1, 29 ff. 2, 204 ff. Svenska fornsånger u. ſ. w. utg. af **Arwidsson** 2, 103 ff. Das däniſche Lied iſt in der vorzugsweiſe für Sagenſtoffe deutſcher Herkunft gebräuchlichen Versart abgefaßt. [Vergl. Schriften 7, S. 416 bis 419. H.]

Fuße der Frau, die ein andres, neugenähtes Hemd bringt, das Grab iſt geöffnet, der Todte heißt ſie zu ihm herunterſteigen und die Schlüſſel davor liegen laſſen; die junge Herrin ſteigt ins Grab, bitterlich weinend, nicht um das neue Schloß, nicht um den jungen Schloßherrn, nicht um die andern Kinder, nur um den kleinen Liebling, der ſo ſtill in der Wiege ſchlief, und um ſein Schweſterlein, das ihn ſo ſchön gewiegt[545]. Mit weiteren Umſtänden ein deutſches Lied des mähriſch-ſchleſiſchen Kuhländchens: ein Herr hütet ſechs graue Roſſe auf einem wüſten Kirchhof, da ruft aus dem Grabe, deſſen Gräſer er abhütet, ſein Vorwirth (Ehevorgänger) ihm zu, er ſoll dem jungen Weibe ſagen, daß ſie dem Begrabenen ein trockenes Hemd bringe, das erſte ſei ihm ſo naß geworden, weil ſie immerfort weine; als die Frau dieß vernommen, geht ſie mit ihrem Rocken, an das Grab zu klopfen: „thu dich auf und thu dich, Erdenkloß, und laß mich 'nunter auf ſeinen Schoß!" da kräht die Himmelstaube, die Gräber thun ſich alle auf, die Schöne ſteigt zu ihm hinunter; es kräht das Höllenhuhn, die Gräber thun ſich alle zu, die Schöne muß unten verbleiben[546]. Hier iſt ſelbſt noch ſchwache Spur des alten Todtenritts, aber die grauen Heldenroſſe graſen gemächlich auf dem Grabhügel. Immerhin iſt es ein eigener Zufall, daß dieſe letzten Nachklänge der Helgenſage dem voreinſtigen Suevenland angehören, der Lauſitz, wo die Semnonen wohnten, und der großen ſueviſchen Gebirgsſcheide, wo dieſſeits Sigrun, die wiedergeborne Swawa, bei den Sewabergen weinend ſaß und jenſeits die lygiſchen Harier geſpenſtiſche Nachtfahrt hielten[547].

---

[545] Volkslieder der Wenden in der Ober- und Nieder-Lauſitz u. ſ. w., herausgegeben von Haupt und Schmaler, 1, 92 f. 351 f. Ein ſlaviſches Volkslied aus Oberſchleſien (deutſch von M. Waldau, im deutſchen Muſeum, herausgegeben von Prutz und Wolfſohn, 1 Jahrgang, Leipzig 1851, S. 136 ff.) erzählt, wie die nächtlich vom Todten abgeholte Braut ſich auf dem Grabhügel mit ihm trauen läßt.

[546] Alte teutſche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens, herausgegeben von J. G. Meinert 13 f. 431 f. Über dieſe ganze Lieder- und Mährengattung, auch mit Bezug auf Helgi, vergl. W. Wackernagel, zur Erklärung und Beurtheilung von Bürgers Lenore, in den Altdeutſchen Blättern 1, 174 ff.

[547] Die Sage von Helgi und Swawa iſt nicht bloß Namenſage, ſie iſt die

III. Wanderung und Neuſiedlung.

1. Wanderſage.

Von der heilig gehaltenen Geburtsſtätte des Suevenvolkes aus iſt bisher die Sage desſelben oſtwärts, nord- und nordweſtwärts verfolgt worden. Wie aber der große Strom der Völkerwanderung ſüdlich und ſüdweſtlich gieng, ſo haben auch die ſueviſchen Hauptzüge, an denen der Volksname haften blieb, beim Aufbruch aus dem alten Heimatſitze den Weg nach Süden eingehalten. Was von dieſer kriegeriſchen Wanderfahrt, über die Anſiedlung im eroberten Lande, die Einordnung und Abgrenzung mit andern flüſſig gewordenen Völkern, ſagenhaft gemeldet iſt, wie die mitgewanderten Götter, die angeſtammten Glaubensvorſtellungen in den neuen Niederlaſſungen zur Erſcheinung kommen, das alles hat jetzt die Sagenkunde genauer zu erörtern.

Zunächſt die Wanderſage. Die fabelhaften Erzählungen von der Ausfahrt und den Reiſeabenteuern deutſcher Völker ſind zweifachen Urſprungs, die einen können nur auf gelehrtem Wege zugerichtet ſein, die andern ſtammen aus volksmäßiger Überlieferung; da jedoch auch die der letztern Art nicht in alten Liedern, überhaupt nicht in alter Volksſprache, aufbewahrt ſind, ſondern im Latein geiſtlicher Aufzeichner, ſo haben auch ſie den Beigeſchmack der Schule mehr oder minder angenommen. Was und wieviel als echte Volksſage anzuerkennen ſei, darüber muß jedesmal der innere Beſtand des Erzählten entſcheiden. Insbeſondre gilt dieß von dem lateiniſchen Bericht über die Wanderung der Sueven, deſſen handſchriftliche Quelle weder vorhanden noch in Beziehung auf Alter und Herkunft näher bezeichnet iſt. Hier der hauptſächliche Inhalt:

Im Norden liegt eine Landſchaft am Meere, welche Suevien genannt ſein ſoll. Sie war dem Götzendienſt ſo ſehr ergeben, daß jähr-

---

älteſte ſchwäbiſche, vielleicht deutſche Heldendichtung, ein Typus ſchwäbiſchen Namens und Weſens, zurückzuführen auf Germania 18: ſo zu leben, zu ſterben und neu zu leben. Stälin 1, 25, A. 2. Von der weiten Ausbreitung der Sage wieder zu ihrem innern und urſprünglichen Beſtand ſich zu wenden, deſſen Gewähre in den älteſten Zeugniſſen, Tacitus und Appian, gegeben iſt. [Randbemerkung von Uhland. H.]

lich zur Ehre und Verſöhnung der Abgötter zwölf Chriſten erwürgt wurden. Zur Rache für dieſes Chriſtenblut ſtrafte Gott die Bewohner des Landes mit Hungersnoth. Damals hatten ſie einen rechtsverſtändigen König Namens Rudolf. Dieſer beſchied die angeſehenen Männer, ohne ihre Kinder, zur Berathung, wie ſein Volk dem Hunger entgehen könnte. Einmüthig wurde beſchloſſen, daß Diejenigen, welche mehrere Söhne hätten, alle bis auf einen, den liebſten, tödten ſollten. Bei dieſer Verhandlung war Anshelm, Vater von fünf Söhnen; traurig gieng er nach Hauſe, wo er, auf Andringen ſeines Sohnes Dietwin, dieſem die Urſache ſeines Kummers entdeckte. Dietwin bemerkte, daß nun auch er umkommen werde, weil ſein Vater einen liebern Sohn habe; wenn er bei der Beſprechung geweſen wäre, ſo würd' er vernünftigern Rath gegeben haben. Als nun zur Verkündigung des gefaßten Beſchluſſes eine neue Verſammlung gehalten wird, nimmt Anshelm ſeinen Sohn mit zu Hofe. Auf Erfordern des bekümmerten Königs ſagt Dietwin ſeine Meinung: man ſolle lieber Schiffe anſchaffen, in denen die zum Tode Beſtimmten ſtatt deſſen über Meer geführt würden. Dieß erhielt allgemeine Zuſtimmung. Zwar erhub ſich im Lande große Wehklage über die Ausweiſung ſo vieler Söhne und Töchter, als jedoch die Fahrzeuge bereit waren, ſchifften Diejenigen ſich ein, welche ſonſt hätten ſterben müſſen. Bald wurden ſie von heftigem Sturm ergriffen und in den Hafen der Dänen, zu Schleswig, geworfen. Hier hieben ſie die ſämmtlichen Schiffe zu Stücken, damit Keiner von ihnen in die Heimat zurückkäme. Das Land durchſtreifend, gewannen ſie ſo reiche Beute, daß zwanzigtauſend der Ihrigen beritten gemacht wurden; die übrige Menge folgte den Reitenden zu Fuß. Nachdem ſie dieſes Dänenland mit ſtarker Hand durchwandert, zogen ſie zum Elbeſtrom, überſchritten ihn und verbreiteten ſich über die Nachbarſchaft. Zur ſelben Zeit war ſchwerer Krieg zwiſchen dem Frankenkönig Dietrich und Irmenfried, dem König der Thüringer. Die Urſache des Zwiſtes iſt in der Geſchichte der Sachſen ſo beſchrieben. König Clodoveus hatte vier Söhne und unter ſie vier Reiche vertheilt. Der vierte, Dietrich, erhielt das Land der Auſtraſier, worin Metz gelegen iſt, und durch Wahl der Franken war er dort zum Könige beſtellt. An Irmenfried, der mit ſeiner aus des Vaters rechtmäßiger Ehe ſtammenden Schweſter vermählt war, ſandte Dietrich Boten um

Frieden und Eintracht, auch Beſtätigung ſeiner Herrſchaft. Die Königin aber ließ durch Iring, den Rathgeber ihres Gemahls, die Geſandten beſcheiden, daß Dietrich, als Sohn eines Kebsweibs, ihr leibeigen und ſie die rechtmäßige Reichsnachfolgerin ſei. Dietrich erbot ſeinen Dienſt dadurch, daß er mit einem fränkiſchen Heer in das Land der Thüringer einfiel und es zu verwüſten anfieng. Inzwiſchen hatten die Sueven nach Überſchreitung der Elbe an der Grenze des Landes ihre Zelte aufgeſchlagen. Damit nicht Irmenfried ihren Beiſtand erlange, ließ Dietrich ihnen, die ihm näher lagerten, ſoviel Land zum Eigenthum verheißen, als der Fluß Salza bei ſeinem Ablauf in die Saale umſtrömte. Auf dieß Verſprechen eilte die geſammte Reiterei der Sueven ihm zu Hilfe, das Fußvolk blieb im Lager zurück. Irmenfried führte eine erleſene Reiterſchaar gegen Dietrich, ward aber in dieſem Zuſammenſtoße feldflüchtig, ſetzte ſchnell über die Unſtrut und leiſtete auf dem Ufer dieſes Fluſſes den Feinden hartnäckigen Widerſtand. Ihm war Dietrich mit den Schaaren der Franken und Sueven gefolgt und hielt drei Tage lang das gegenüberliegende Ufer beſetzt. Er ſelbſt lagerte mit den Franken oberhalb am Strome, die Sueven unterhalb. Wider beide Heere glaubten die Thüringer nicht Stand halten zu können und beſchloſſen, ſich an Dietrich zu übergeben. Zum Unterhändler beſtellten ſie Iring: wie er den Krieg angeſchürt, ſollte er nun Friedensſtifter werden. Widerſtrebend und erſt nachdem er ſeiner Schweſter gemahnt worden, verbündete ſich Dietrich mit den Thüringern unter der Bedingung, daß, was ſie erblich beſeſſen, ſie jetzt von ihm zu Lehen nähmen. Zufällig geſchah es, daß ein Thüringer, Wito, den Habicht auf der Hand tragend, am einen Ufer herabkam, am andern aber ein Sueve, Gozhold, heraufgieng. Wito ließ ſeinen Habicht nach einem Reiher über den Fluß fliegen, wo Gozhold die beiden Vögel auffieng. Der Thüringer bat um Zurückgabe ſeines Geflügels, er wolle dafür dem Schwaben etwas ſagen, was dieſer nicht wiſſe. Mit Gozholds Bewilligung ſetzte er zu Roſs durch eine Furt, erhielt den Reiher mitſammt dem Habicht und eröffnete dem Schwaben, daß die Könige verſöhnt ſeien und die Thüringer nach Irings unnützem Rath ihren bisher erblichen Beſitz dienſtpflichtig hinnehmen ſollen. Gozhold kehrte mit der vernommenen Nachricht zu den Seinigen zurück. Dieſe fürchteten, um Dietrichs Zuſage betrogen, oder gar durch die verſchworenen Könige aus dem Lande vertrieben zu werden, ſie beſchloſſen daher, die durch Gozhold gewieſene Furt in der Nacht zu überſchreiten und unverſehens in das Lager der Thüringer einzudringen. So geſchah es, ſie richteten eine ſolche Niederlage unter den Feinden an, daß kaum fünfhundert mit Irmenfried entrannen, die hierauf zum Hunnenkönig Attila wanderten. Die Sueven nahmen nach Vertilgung der Thüringer Alles ein, was von Feldern, Wieſen und Wäldern an die Unſtrut grenzte, und wohnten fortan dort ohne Jemands Widerſtand. Das ſueviſche Fußvolk aber, das in den Zelten geblieben war, begab ſich, ſobald ihm kund geworden, daß jene ſich bleibenden Sitz erſtritten haben, gleichfalls auf die Fahrt, um irgendwo anſtoßende Wohnſtätten aufzufinden. Sie kamen an die Donau und überſchritten dieſe; nachdem ſie hierauf mit großer Mühſal die Donaumoore durchzogen hatten, verbreiteten ſie ſich über ein ſehr angenehmes und weites Feld, das nach ihnen Schwabaue (Swabows) genannt iſt, um, wenn ſie hier eine Weile geruht, um ſo freier die penniniſchen Alpen zu überſteigen. Denn ſie waren entſchloſſen, nach Lampartenland zu ziehen und ſich dort anzuſiedeln. Auf einer Seite des Feldes war die Donau, auf der andern ein großer Wald. Dazumal hatten in dem Donaulande die Wilzen den Sohn Norſteins von Wilzen, Alpker, ſtatt eines Königs, zum Herzog genommen, weil bei einer Niederlage, die ſie lange zuvor erlitten, ihr König mit dem ganzen Königsſtamme umgekommen war. Zum König beſtellten ſie ſich deshalb aus burgundiſchem Geſchlechte den Sohn des Königs Walderich, Adilvolk. Als nemlich die Sueven ſich auf beſagtem Felde gelagert, ſchickte der Herzog Alpker Botſchaft an den erkorenen König Adilvolk, daß er mit gewaffneter Macht kommen möge, um die fremden Völker, die hier aufgetaucht, zu überwältigen. Als die Sueven dieß erfahren, bekleideten ſie, nach dem Rath eines gewiſſen Luithold, ihre Frauen mit den beſten Gewanden, ſchmückten ſie mit Gold und Silber und ließen ſie ſo mit den Kindern in den Gezelten zurück. Die Männer giengen mit den Waffen abſeits in den Wald und bargen ſich dort im Hinterhalt. Die Feinde rückten an und als ſie im Lager nur die Frauen ſammt den Kindern fanden, machten ſie reiche Beute und zogen, mit den Frauen und Kindern ſich belaſtend, wieder ab. Da kamen die Sueven ſachte aus ihren Verſtecken hervor, brachen in die Menge der Gewaffneten, entriſſen ihnen den Raub und vertilgten dieſes ganze Burgundenheer, die Lande rings umher zogen ſie unter ihre Herrſchaft[548].

Die Geſchichte dieſer ſueviſchen Wanderung aus dem überſeeiſchen Norden bis in die Donauebene läßt ſich in drei Abſchnitte theilen. Der erſte berichtet den Anlaß des Zuges und verfolgt dieſen bis zum Übergang über die Elbe. Auch die weiten Wanderfahrten der Gothen und Langobarden gehen, jene nach Jornandes, dieſe nach Paulus Diaconus, Saxo u. A., zu Schiffe vom Norden, von der Inſel Scadan, Scanzia, Scandinavia aus, die für den wahren Bienenſtock der Völkerſchwärme gehalten wird[549]. Insbeſondre von den Langobarden wird ausführlich erzählt, wie bei eingebrochener Hungersnoth erſt Vorſchläge der Tödtung gemacht, zuletzt aber Diejenigen, welche das Land verlaſſen ſollten, ausgelooſt wurden und unter den Brüdern Ibor und Agio, auch deren Mutter Gambara, abzogen[550]. In den einzelnen Umſtänden weichen die Berichte manigfach von einander ab und ſo hat auch wieder die ſueviſche Wanderſage, abgeſehen von den gänzlich verſchiedenen Namen, zu viel Eigenthümliches, um lediglich der langobardiſchen abgeborgt zu ſein[551]. Sie allein gibt den ſagenhaften Zug, daß die gelandeten

---

[548] Goldaſt, rer. svevic. scriptor., 2 Ausg., Ulm 1727, S. 1 ff. Der Herausgeber ſagt darüber in literariſcher Beziehung nur dieß (præfat.): „Anonymus scriptor. Hoc sive fragmentum sive integrum scriptum debetur Marquardo Frehero a Kessingen V. N. et Consiliario Palatino, qui id ex Bibliotheca illustrissimi Principis Electoris Friderici IV sua manu descriptum mecum, ut alia omnia, lubens communicavit.“

[549] Jornandes S. 66: „Ex hac igitur Scanzia insula quasi officina gentium aut certe velut vagina nationum Gothi quondam memorantur egressi, qui ut primum e navibus exeuntes terras attigere, illico loco nomen dederunt“ u. ſ. w.

[550] Paul. Diac. 1, 1 bis 3. 7. Prolog. edict. reg. Rothar. (Abel, S. 3 f. Vergl. VI u., f.) Saxo 8, 157 ff. (Vergl. Stephan. not. 181 f.)

[551] Die älteſte Quelle, der Prolog, gibt gar keinen Grund des Auswanderns an. Paulus bezeichnet als ſolchen die Übervölkerung, hat aber auch andre Angaben gekannt (1, 1 in fin.). Nach Saxo (der übrigens den Paulus kennt, 8, 159: „Paulo teste“) zwingt dazu, wie bei den Sueven, der Mangel an Lebensmitteln, durch ungünſtige Witterung herbeigeführt. Ihm fällt das Ereignis in die Zeit des Königs Snio, der, genauer beſehen, der perſonificierte Schnee iſt (Sagenforſchungen 34 ff.); die Überlieferung, die ihm vorlag, mag auch den mythiſchen Namen enthalten haben, was ihn zu dieſer Einordnung

Auswanderer durch Zertrümmerung ihrer Schiffe jede Rückkehr abſchneiden; ſo ſchlägt Hagen, nachdem er die Nibelunge über die Donau geſteuert, das Schiff zu Stücken[552] und es artet ebendahin, wenn ſchon

---

veranlaßte, aber weil er nur geſchichtliche Perſonen ſah, konnte ihm das Schneewetter zur Dürre werden: „sive parum compluta homo, seu nimium torrida.“ Ein andrer Anlaß zum Auszug iſt, nach dem Long. anon., daß die Langobarden in der Heimat von Schlangen gequält ſind (Zeuß 473*), was wohl denſelben Sinn hat, wie wenn die Cimbern und Teutonen durch Überflutung des Meeres (Florus 3, 3: „quum terras eorum inundasset oceanus“, Sprachg. 635) vertrieben werden. Das Ausloosen und was damit zuſammenhängt, iſt im Prolog wieder verſchwiegen. Bei Paulus wird, ohne daß vorher von Tödtung die Rede war, die ganze Maſſe in drei Theile getheilt und ein Drittheil durch das Loos zum Auszuge beſtimmt. Saxo läßt erſt auf Aggos und Ebbos Antrag den Tod der Greiſe und kleinen Kinder, wie auch die Fortſchaffung des noch unwehrhaften Alters beſchließen (vergl. Müller om Saxo 134 [harter Winter]), dann aber durch die Mutter Gambaruc das Loos auswirken, ſo daß, wenn dieſes kraftloſe Greiſe träfe, ſtatt deren Stärkere freiwillig auszögen. Die ſchwäbiſche Faſſung hat dafür den alten Anshelm mit ſeinem Sohne Dietwin.

[552] Die Stelle von den Sueven, Goldaſt 1: „quo vi tempestatis appulsi cunctas scaphas minutatim conciderunt, ne denuo repatriaret quisquam eorum“ (Saxo ſagt nur 8, 159: „desertisque navigiis solidum iter ingressi“ u. ſ. w.) Nibelunge 1521:

Dô ſi daz ſchif entluoden und gar getruogen dan
ſwaz dar üffe hêten der drîer künege man,
Hagne ez ſluoc ze ſtucken und warf ez an die ſluot.
des hete michel wunder die recken küene unde guot.

1522: „Zwiu tuot ir daz, bruoder?“ ſô ſprach Dancwart,
„wie ſuln wir komen übere, ſô wir die widervart
riten von den Hiunen ze lande an den Rin?“
ſît dô ſagt im Hagne, daz des kunde niht geſîn.

1523: Dô ſprach von Tronje Hagne: „ich tuonz ûf den wân,
ob wir an diſer reiſe deheinen zagen hân,
der uns entrinnen welle durch zegliche nôt,
der muoz an diſem wâge lîden ſchemlichen tôt.“

Im Eddaliede wird das übel zerarbeitete Schiff unbefeſtigt den Wellen überlaſſen, Sæm. 255, 37: „Róa námu ríki, rifu kiöl hálfan, beystu bakföllum, brugðusk heldr reiðir, hömlu slitnuðu, háir brotnuðu, gerðut far festa áðr þeir frá hyrfi.“ Vergl. Völs. S. C. 36 (Fornald. S. 1, 214 f. In Vilks. und Kämpevis. nichts davon). Vergl. Alex. 2642 bis 2699.

die abziehenden Helvetier Haus und Habe verbrennen oder wenn hinter dem halben Theile der wandernden Gothen die Brücke einſtürzt und ſie dadurch für immer von ihren Genoſſen getrennt ſind[553]. Die Anfahrt der Sueven und die Zerſtörung der Schiffe geſchieht im Hafen der Dänen zu Schleswig, wohin der Sturm ſie verſchlagen hat[554]. Schleswig wird anderwärts als ein Hauptſitz der Angeln, vor ihrer Auswanderung nach Britannien, genannt und ebendort war, nach verſchiedenen Meldungen, der Knabe Sceaf im ſteuerloſen Schiffe, ſchlafend auf einer Garbe, dem Wahrzeichen des Anbaus, angefahren, wurde nachmals König des Landes und ſteht als älteſter Ahnherr in angelſächſiſchen Königsreihen, wie auch an ihn der im Widſidslied als Herrſcher der Langobarden benannte Sceafa gemahnt[555]. Die Sueven erſcheinen aber in jenem Lande nicht friedſam und ſeßhaft, gleich dem angliſchen Sceaf, ſie ziehen mit den erbeuteten Roſſen weiter an die Elbe und verbreiten ſich jenſeits dieſes Stroms; auch am Ufer der Elbe haben die ausgewanderten Langobarden, nach einem ihrer Geſchichtſchreiber, zuerſt eine neue Wohnung gegründet[556]. So läßt dieſer erſte Theil der ſueviſchen Wanderſage in offenliegender Verwandtſchaft mit dem Beginn der langobardiſchen die ferne Zeit durchblicken, da noch Sueven-Langobarden und weiterhin Sueven-Angeln die untre Elbe entlang bis zum Belte wohnten und auch im Götterdienſte der ſueviſchen Küſtenvölker, namentlich der Angeln, der Glaube an überſeeiſche Herkunft ſich kund gab.

---

[553] Cäſar, bell. gall. 1, 5: „oppida sua omnia, numero ad duodecim, vicos ad quadringentos, reliqua privata ædificia, incendunt. Frumentum omne, præter quod secum portaturi erant, comburunt, ut domum reditionis spe sublata paratiores ad omnia pericula subeunda essent." Jornandes S. 67: „medietate transposita pons dicitur, unde amnem transjecerat, miserabiliter corruisse, nec ulterius jam cuiquam licuit ire aut redire. Nam is locus, ut fertur, tremulis paludibus voragine circumjecta concluditur, quem utraque confusione (?) natura reddidit impervium. Verum tamen hodieque illic et voces armentorum audiri, et indicia hominum deprehendi, commeantium adtestatione, quamvis a longe audientium, credere licet."

[554] Goldaſt, l. c.: „vento arrepti vehementissimo ejecti sunt in portu Danorum, in loco Sleswik nominato."

[555] Ethelwerdi (um 1000, Lappenb. 1, LVI ff. Mon. 1, pref. 81 f.) Chronic. Lib. 1, in Monum. histor. britann. 1 Band, 1848, S. 502: „Porro Anglia Vetus sita est inter Saxones et Giotos, habens oppidum capitale, quod sermone Saxonico Slesuuic nuncupatur, secundum vero Danos Haithaby." (Der Chronikſchreiber iſt ſelbſt von königlichem Stamme, B. 4, C. 2, S. 514.) Ottars og Ulfstens korte Rejseberetn. af R. Rask, Kjöb. 1816, S. 52 (vergl. 120 f. Anm.): „And of Ciningesheale he cvæd (Ohthere, König Älfreds, 871 bis 901, Zeitgenoſſe) þæt he seglode on fif dagan to þæm porte, þe mon hæt æt Hædum, se stent betvuh Vinedum, and Seaxum and Angle, and hyrd in on Dene." S. 54: „Vulfstán sæde þæt he gefóre of Hædum" u. ſ. w. Gaungu-Hrólfs S. C. 37 (Fornald. S. 3, 361): „Í Jótlandi eru margir höfudstadir; sydst (a. enn fyrsti er) í Heidabæ, annar í Rípum, þridi í Árósi, fiordi í Vebiörgum; þar taka Danir konúng sinn." (Vergl. Fagrsk. 56. 102 u. 124. Leo, über Beow. 54.) Gul. Meld. (nach Kemble in Ettmüllers Beow. 5): „Iste (Sceáf), ut fertur,

Der zweite Abſchnitt ſteht in genauer Beziehung mit ſächſiſch-thüringiſcher Geſchichtſage. Was Widukind vom Zuſammenſtoße der Sachſen mit Thüringern und Franken umſtändlich erzählt, iſt den Begegniſſen des ſueviſchen Reitervolks mit Dietrich, Irmenfried und Iring nicht minder ähnlich, als der Auszug der Langobarden dem der Sueven. Die Thatſachen ſind im Ganzen die gleichen, nur ſind am einen Orte Sachſen, am andern Sueven das verrathene und zuletzt ſieghafte Hilfs-

---

in quandam insulam Germaniæ Scandzam, de qua Jordanes, historiographus Gothorum, loquitur, appulsus navi sine remige puerulus, posito ad caput frumenti manipulo, ideoque Sceáf nuncupatus, ab hominibus regionis illius pro miraculo exceptus et sedulo nutritus, adulta ætate regnavit in oppido, quod tunc Slasvic, nunc vero Haitheby appellatur: est autem regio illa Anglia vetus dicta, unde Angli venerunt in Britanniam, inter Saxones et Gothos (Jutas?) constituta.“ Vergl. Myth. (1), Anh. XVII f., ebend. XII: „Sceáf iſt überhaupt der alteſte heidniſche name in ſämtlichen (angelſ.) ſtammbäumen.“ Cod. exon. 320, 21: „Sceáfa (vëold) Longbëardum.“

[556] Goldaſt, l. c. S. 2: „cumque regionem illam Danorum manu valida (Suevi) peragrassent, ad Alb(i)am fluvium commigrarunt, eoque transito per finitima loca sese diffuderunt.“ Langob. anon. (Zeuß 472): „postquam de eadem ripa (Vindelici amnis) Langobardi exierunt, sic Scatenauge Albiæ fluvii ripa primis (sic) novam habitationem posuerunt.“ Über Scandinavia, Scandza, Skadan, Schatanavia, Scatenauge, Scedenigge u. ſ. w. ſ. Zeuß 157 bis 159. Sprachg. 726 f. O. Abel, Paulus Diakonus 261. Beſonders aber auch Leo, über Beowulf 48 bis 56. (Wylfinge, Süddänen, vergl. in Beziehung auf Heidabæ Fagrsk. 56 cb.: suunan, 124: sudr til Heidabœjar, Fornald. S. 3, 361: sydst í Heidabæ.) Ihm entgegen Müllenhoff, Nordalbingiſche Studien 1, 143 ff.

volk. Manches ſpricht nun dafür, die ſächſiſche Meldung für urſprünglich, die ſchwäbiſche für erborgt anzuſehen. Dieſe iſt namenlos, Alter und Ort der Abfaſſung iſt unbekannt, es wird ſogar auf eine geſchriebene Geſchichte der Sachſen ausdrücklich Bezug genommen [557]; jene iſt bald nach der Mitte des 10ten Jahrh. im alten Sachſenlande, zu Korvei, von einem namhaften Eingebornen aufgeſetzt, auch iſt ſie nach Inhalt und Ausführung reicher und knüpft überallhin an Örtlichkeiten, ältere Sage, Sitten, Einrichtungen, Heidenthum des ſächſiſchen Landes und Volkes an [558]. Auf der andern Seite zeugen eben dieſe bedachten Anknüpfungen, die ſorgfältigen Ausmalungen und die wohlgeſtellten Reden der handelnden Perſonen von der ſelbſtthätigen Hand des Bearbeiters[559]; gerade da, wo das ſchwäbiſche Stück ſich auf die Geſchichte der Sachſen beruft, ſtimmt es wenigſtens mit Widukind nicht überein[560], wie es ihm auch ſonſt bei aller Kürze nicht an eigenthümlichen Zügen fehlt. Alterthümlich einfacher ſtellt es namentlich den Kampf an der Unſtrut dar; bei Widukind, dem dieß ohne Zweifel ſchon vorlag, hat Irmenfried, nachdem er in dreitägiger Schlacht bei Runibergen (Dorf Ronneberg) von Dietrich beſiegt war, ſich in die Stadt Scithingi (Burg Scheidungen) an der Unſtrut geflüchtet, wo ihn nun die Sachſen förmlich belagern, erſt die Vorſtadt einnehmen und anzünden und dann, in Folge des Geſprächs bei der Falkenjagd, zur Nachtzeit die Mauern erſteigen, wogegen der ſchwäbiſche Bericht von einem Nachts überfallenen Lager der Thüringer weiß[561] und dem ſcheidenden Fluſſe, der in den Wander- und Kampfſagen der alten Völker überall mitſpielt, ſeine volle und ausſchließliche Bedeutung läßt: der Thüringer reitet, den Habicht auf der Hand, am einen Ufer hinab, der Sueve am andern hinauf, Jener läßt den Habicht auf einen Reiher hinüberfliegen und beide Vögel zuſammen fallen dort in des Sueven Hände[562]; Widukind hat nicht bloß den Reiher vergeſſen, der doch zur Flußlandſchaft mitgehört, ſondern auch die Furt, die bei dieſem Anlaß der Schwabe kennen lernt, wodurch die Vogeljagd am Grenzſtrom erſt ihren Sinn für die Entſcheidung des großen Kampfes erhält; auch Gregor von Tours, die älteſte Quelle, ſpricht von keiner Stadt, ſondern einzig von der Unſtrut, an der die Thüringer eine ſolche Niederlage erlitten, daß ihre Leichname den Franken zur Brücke über das Flußbett dienten[563]. Vornehmlich aber kommt auch dem Suevennamen auf dieſem fremdſcheinenden Boden ein bedeutender geſchichtlicher Anhalt zu ſtatten. Beide Faſſungen der Sage weichen gleichmäßig von den beglaubigten Nachrichten ab, welche weder den Sachſen noch den Sueven einen thätigen Antheil am Sturze des thüringiſchen Reiches einräumen; wenn jedoch der ungenannte Sagenſchreiber mit dieſem Ereignis eine ſueviſche Anſiedlung verbindet, ſo ſteht er auf gutem Grunde, mag auch die Übereinſtimmung mit der Geſchichte hiebei keine buchſtäbliche ſein. Er berichtet, Dietrich habe den Sueven für ihre Hilfleiſtung ſoviel Land zu eigen verheißen, als die Salza bei ihrem Ablauf in die Saale umfange, und nach Vertilgung der Thüringer haben denn auch dieſe Sueven alles an die Unſtrut ſtoßende Landgebiet eingenommen und bleibend bewohnt[564]. Fränkiſcher, aber doch die vorragende Bedeutung der zurückgebliebenen Sueven anerkennend, lautet was Dietrichs Sohn Theodebert an den Kaiſer Juſtinian ſchreibt: nach Unterwerfung der Thüringer habe die beſänftigte Macht des Volkes der

---

[557] Goldaſt, l. c. S. 2: „Ea tempestate grave duellum inter regem Francorum Theodericum et Irminfridum regem fuerat Thuringiorum. Causa vero congressionis in historia Saxonum describitur talis."

[558] Ortsnamen bei Widukind 1, 9: „in loco, qui dicitur Runibergun", „in urbe, quae dicitur Scithingi, sita super fluvium, qui dicitur Unstrode" (vergl. 1, 13 [S. 17 ob.]). Auf die Sage von älterer Feindſchaft zwiſchen Sachſen und Thüringern bezieht ſich 1, 9 [S. 11 u.]: „ad Saxones, qui jam olim erant Thuringis acerrimi hostes" u. ſ. w. Ausſehen, Charakter (vergl. 1, 10 [S. 13 u.]), Tracht und Bewaffnung der Sachſen 1, 9 [S. 12], namentlich „habentes ad renes cultellos magnos." Ihr Feldzeichen in der Hand des alten wodanartigen Hathagat 1, 11 (vergl. 1, 12 [S. 16]): „divinum ei animum inesse coelestemque virtutem", ſein Name übrigens auch bei Ruodolf. fuld. „Hadugoto." Über ahd. kôz, agſ. geát, altn. gautr, gauti Gr. 2, 455. 495. Myth. 341; Sprachg. 440 bis 442. 447. 774 u., ſ. ob.; Graff 280 f.; vergl. Gl. sax. 46 b: giotan, gôt. Über altſ. â und ô Gr. 1 (3), 240. 7. Heereintheilung 1, 9 [S. 12 o]. Verfaſſung und Recht 1, 14. Irminſäule 1, 12. Von Iring, als mythiſchem Weſen, iſt noch beſonders zu reden. Schon der ältere Ruodolf von Fuld (geſt. 865) ſchreibt den Sieg über die Thüringer den von Dietrich zu Hilfe gerufenen Sachſen zu, knüpft übrigens dieſes Ereignis unmittelbar an die Landung der letztern „in loco, qui vocatur Hadoloha", an, womit auch der Name ihres Führers, hier Hadugoto, anklingt; er hat auch Scheidingen, aber ſtatt Runibergun einen andern Ortsnamen (Pertz 2, 674 f.). (Ekkehardi (Uraug.) Chronic. universale (Pertz 8, 168): „A. D. 797. Expeditio facta est in Saxoniam et usque ad oceanum ultra omnes paludes et invia loca transitum est, et rex [Carol.] de Hadoloha regressus (nam id nomen est loco, ubi oceanus Saxoniam alluit) totam Saxonum gentem in deditionem per obsides accepit, et ad palatium Aquisgrani regressus" u. ſ. w.) Bedenklich iſt immerhin bei Widukind, daß er die Thüringer zweimal von den Sachſen aufreiben läßt.

---

[559] Das ſächſiſche Feldzeichen 1, 11 (vergl. 12 init.): „signum, quod apud eos habebatur sacrum, leonis atque draconis et desuper aquilæ volantis" (nachmals Wappen der Grafen von Ringelheim, Sagittarius, antiquit. regni Thuring. 2, 273), ſodann den Siegesaltar mit den Säulen, 1, 12, wird man, abgeſehen von den gelehrten Deutungen, nicht wohl zur alten Volksſage rechnen können; Widukind hat dieſe mit ſeiner anderweiten Kenntnis von ſächſiſchen Dingen ausgeſtattet und bei der Irminſäule die Nachricht Eginharts aus Karls Sachſenkriegen vor Augen gehabt.

[560] Auf die Stelle Anm. 557 folgt eine Stammtafel Theoderichs, die von den Angaben bei Widukind (1, 9) bedeutend abweicht, übrigens geſchichtlicher iſt.

[561] Goldaſt 2b: „decreverunt (Suevi), noctu vadum per Gozholdum monstratum transire ac Thuringiorum castra ex improviso irrumpere."

[562] Goldaſt ebend.: „Præterea forte accidit, ut quidam ex Thuringiis, Wito vocabulo, ripam fluminis, accipitrem manu gestans, descenderet, alteram quoque ripam Gozholdus quidam de Suevis e regione ascenderet. Et mittens Wito accipitrem ad irretiendam ardeam flumen transvolare, a Gozholdo ambæ aves sunt interceptæ." Widukind 1, 10 hat nur: „egressus est quidam cum accipitre, victum quæritans supra litus fluvii supradicti. Emisso vero volucre, quidam ex Saxonibus in ulteriore ripa illico eum suscepit"; dafür bewahrt nur er den altepiſchen Zug: „Saxo, statim emittens accipitrem, sociis retulit quæ audivit."

---

[563] Gregor. Turon. 3, 7: „Denique cum se Thoringi cædi vehementer viderent, fugato præ timore Herminefredo, rege ipsorum, terga vertunt et ad Onestrudum fluvium usque perveniunt. Ibique tanta cædes ex Thoringis facta est, ut alveus fluminis congerie cadaverum repleretur et Franci tanquam per pontem aliquem super ea in litus ulterius transirent.“ Erſt Aimoin, im Anfang des 11ten Jahrh., ſagt 2, 9: „Hermenfridus ipse cum paucis elapsus in munimentum se contulit urbis“; er gedenkt auch einer zuvor von Irmenfried den Franken bereiteten Fallgrube. [Sagittarius 250 f. 254.]

[564] Goldaſt, l. c. 2 b: „Porro Suevi Thuringiis interemptis occupaverunt cuncta in arvis, in pratis, in nemoribus Umstrort flumini contigua, ac deinceps nemine resistente coluerunt. (Die Zuſage Theoderichs war ebend. 2 a: „spopondit eis terram illam in proprietatem traditurum, quantum fluvius Salza per decursum suum cingeret, defluendo in flumen Sala.“)

Nordſuaven ſeiner Herrſchaft den Nacken gebeugt[565]. Einer wirklichen Umſiedlung dieſer Suaven wird erſt in der Art gedacht, daß zur Zeit, da Alboin in Italien einzog (568), alſo einige Jahrzehnde nach dem Fall Irmenfrieds (530), von den Frankenkönigen Chlotahar (ſt. 561) und Sigibert (ſt. 575) Suaven in die Wohnſtätten der mit Alboin aufgebrochenen Sachſen eingeſetzt wurden[566]. Widukind bezeichnet dieſe ſueviſchen Einwanderer als die Suaven jenſeits der Bode[567]. Auch der Volksname hielt ſich im Beſitz dieſer Gegend, „Sueven“ hieß ein mittelalterlicher Gau zwiſchen Saale, Bode und dem Unterharz, im Halberſtadter Sprengel[568]. In Italien entzweiten ſich die Sachſen mit den Langobarden, weil letztere ihnen nicht geſtatten wollten, unter eigenem Rechte zu leben; auf abenteuerlicher Fahrt zogen ſie in ihr altes

---

[565] „Id vero quod dignamini esse solliciti, in quibus provinciis habitemus aut quæ gentes nostræ sint, deo adjutore, ditioni subjectæ: dei misericordia feliciter subactis Thuringis et eorum provinciis acquisitis, extinctis ipsorum tunc temporis regibus, Norsavorum gentis nobis placata majestas colla subdidit, deoque propitio Wisigothis, qui incolebant Franciæ septentrionalem plagam, Pannoniam [Aquitaniam?] cum Saxonibus Euciis [?], qui se nobis voluntate propria tradiderunt, per Danubium et limitem Pannoniæ usque in oceani litoribus, custodiente deo, dominatio nostra porrigitur.“ Duchesne 1, 862. Bouquet 4, 59. [Zeuß 357. 387. 362: „Die in der Heimath zurückgebliebenen Warnen [?] treten an der Elbe in der Folge unter dem Namen Schwaben auf, auch beſtimmter Nordſchwaben genannt, zum Unterſchiede von den Schwaben im Süden, die, einſt als Jutungen ihre Nachbarn, den Namen aus dem Norden dahin gebracht hatten.“]

[566] Gregor. Tur. 5, 15. Paulus Diaconus 2, 6. Die Stellen nachher im ganzen Zuſammenhang. (Vergl. Eckhart, Fr. or. 1, 84. Masc. 2, 181, A. 1.)

[567] Widukind 1, 14: „Suavi vero Transbadani illam quam incolunt regionem eo tempore invaserunt, quo Saxones cum Longobardis Italiam adierunt, ut eorum narrat historia, et ideo aliis legibus quam Saxones utuntur.“

[568] Zeuß 363. 358 bis 360. Sprachg. 494. Eckhart, Fr. or. 1, 84 f. gibt Regeſten dieſes Gaunamens mit den verſchiedenen Schreibweiſen der Urkunden: Urkunde Ludwigs des Frommen „pagus Svavia“; Ottos I, J. 941 „in pago Svevon“; Ottos II, 978 „in pago Swewa“; Heinrichs IV, 1064 „in pago Suabe“; ebend. 1073 „in pago Suabengowe.“ Nachzuſehen: Grupen, Origines 2, 397 ff. (Suevego). Ann. Quedlinb. a. 1012 (Pertz 5, 81): „In quadam villa Saxonicæ Sueviæ, Cocstede (Kochſtedt) nomine“ u. ſ. w.

Vaterland, das ſie mit Weibern und Kindern verlaſſen hatten, zurück, als ſie es aber von den Schwaben und andern Völkerſchaften beſetzt ſanden, führten ſie mit denſelben Unterhandlungen und Kämpfe, deren Gedächtnis ſich nicht ohne ſagenhaften Anſtrich erhalten hat: die Suaven boten ihnen, um Frieden zu haben, erſt den dritten Theil, dann die Hälfte, ſodann zwei Drittheile des Landes, endlich zum Lande noch allen Viehbeſtand, aber auch damit nicht zufrieden, begehrten die Sachſen den Kampf und theilten zum voraus die Frauen der Suaven unter ſich, als ob dieſe ſchon erſchlagen wären, allein im Streite ſelbſt fielen von 26000 Sachſen nicht weniger als 20000 und von 6000 Schwaben nur 480; zwar ſchwuren die übrig gebliebenen Sachſen, weder Bart noch Haare zu ſcheeren, bevor ſie ſich an den Siegern gerächt hätten, doch brachte der neue Kampf ihnen nur größere Niederlage und ſo ward fortan vom Kriege abgelaſſen[569]. Dieſen übertreibenden Meldungen von fränkiſcher und langobardiſcher Seite, bei Gregor von Tours und Paulus, gegenüber ſteht die Gloſſe des Sachſenſpiegels mit folgender Sage: dieweil Hengiſt und ſeine Männer nach England ausgezogen waren und ihre Weiber daheim gelaſſen hatten, kamen die Schwaben, bezwangen Sachſenland und nahmen der Sachſen Weiber; da aber die Sachſen wiederkamen und die Schwaben vertrieben, ſo zogen einige Weiber mit den Schwaben fort, die (zurückgelaſſenen) Kinder dieſer Weiber hieß man Schwaben. darum ſind die Weiber auch erblos aus dieſem Geſchlecht und es heißt im Geſetze, daß die Sachſen das ſchwäbiſche Recht aus Haß der Weiber behalten[570]. Der Sachſenſpiegel ſelbſt deutet den Grund dieſes Haſſes ſo an: die Schwaben dürfen von weibhalben kein Erbe nehmen, weil in ihrem Geſchlechte die Weiber gänzlich erblos gemacht ſeien um ihrer Vorfahren Miſſethat willen[571]. Übrigens zeigen andre Stellen des Sachſenſpiegels, daß ſich eigenes und gleiches Recht des ſchwäbiſchen Stammes (ſwäviſcher art) mitten unter ſächſiſchem Geſetze leidlich gefriſtet hat[572]. Der ältere Widukind bemerkt ohne Seitenblick, die nach dem Abzug der Sachſen hereingekommenen Suaven über der Bode gebrauchen andre Geſetze, als die Sachſen[573].

---

[569] Gregor. Tur. 4. 43 (Zeuß 386): „post hæc Saxones, qui cum Langobardis in Italiam venerant, iterum prorumpunt in Gallias . . . scilicet ut a Sigiberto rege collecti in loco, unde egressi fuerant, stabilirentur . . Hi vero ad Sigibertum regem transeuntes, in locum, unde egressi fuerant, stabiliti sunt.“ 5, 15: „et quia tempore illo, quo Alboinus in Italiam ingressus est, Clothacharius et Sigibertus Suavos et alias gentes in loco illo posuerunt, hi qui tempore Sigiberti regressi sunt, id est qui cum Alboino fuerant, contra hos consurgunt, volentes eos e regione illa extrudere ac delere. (Maſc. 2, 182): At illi obtulerunt eis tertiam partem terræ, dicentes: simul vivere sine collisione possumus. Sed illi contra eos irati, eo quod ipsi hoc ante tenuissent, nullatenus pacificare voluerunt. Dehinc obtulerunt eis iterum isti medietatem; post hæc duas partes, sibi tertiam relinquentes. Nolentibus autem illis obtulerunt cum terra omnia pecora, tantum ut a bello cessarent. Sed nec hoc illi adquiescentes certamen expetunt. Et inter se ante certamen, qualiter uxores Suavorum dividerent et qui quam post eorum exitum acciperet, tractant, putantes eos jam quasi interfectos habere. Sed Domini miseratio, quæ justitiam facit, in aliam partem voluntatem eorum retorsit. Nam confligentibus illis, erant autem viginti sex millia Saxonum, ex quibus viginti millia ceciderunt, Suavorum quoque sex millia, ex quibus quadringenti et octoginta tantum prostrati sunt, reliqui vero victoriam obtinuerunt. Illi quoque, qui ex Saxonibus remanserunt, detestati sunt, nullum se eorum barbam neque capillos incisurum, nisi prius se de adversariis ulciscerentur. Quibus iterum decertantibus, in majore excidio corruerunt. Et sic a bello cessatum est.“ Paulus Diaconus 2, 6. 3, 5 bis 7; aus C. 6 (Maſc.

2, 181): „Certum est, hos Saxones ideo ad Italiam cum uxoribus et parvulis advenisse, ut in ea habitare deberent. Sed quantum datur intelligi, noluerunt Longobardorum imperiis subjacere. Sed neque eis a Longobardis permissum est in proprio jure persistere, ideoque æstimantur ad suam patriam repedasse.“

[570] Br. Grimm, Deutſche Sagen 2, 70 aus Gloſſe des Sachſenſpiegels zu 1, 17 und 2, 12. Vergl. Eckhart, Fr. or. 1, 84: Chron. duc. Brunsvic.

[571] Sachſenſpiegel, herausgegeben von Homeyer, B. 1, Art. 17, § 2: „Die ſvaue ne mach ok von wifhaluen nen erue nemen, wende de wif in irme ſlechte al ervelos ſint gemaket dur ir vorvaren miſſedat.“ B. 1, Art. 18, § 1: „Drierhande recht behelden de ſaſſen wider karles willen. Dat ſveuiſche recht dur der wive hat.“ Vergl. Eckhart l. c. Rechtsalterth. 407. 472. 949.

[572] B. 1, Art. 19, insbeſondre § 2: binnen ſuaviſcher art u. ſ. w. Sveviſch recht ne weiet von ſeſſiſcheme nicht, wende an erue to nemene unde ordel to ſcelden.“ B. 1, Art. 29. B. 2, Art. 12, § 12: „Schilt en ſvaue enes ſaſſen ordel oder en ſaſſe ienes (a. des ſuavis, eines ſua[illegible] urteil), dat muten ſie vorme koninge beſceden, alſe hir vore geredet is.“

[573] Widukind 1, 14 (ſ. Anm. 567) ſcheint in den Worten „et ideo aliis legibus quam Saxones utuntur“ die Rechtsverſchiedenheit als zuſtändig anzuerkennen: darum, weil die Sachſen weggezogen waren.

Die Sachſen ihrerſeits hatten auch, den Langobarden gegenüber, beim eigenen Volksrechte verharren wollen. Über Entſtehung und Änderung, Verſchiedenheit und eiferſüchtigen Gegenſatz der Volksrechte haben ſich vielfach Sagen gebildet und zu der Rechtsſage des Sachſenſpiegels mit ſeiner Gloſſe findet ſich ein treffendes Seitenſtück: ſind die nordſchwäbiſchen Frauen wegen angeblicher Miſſethat ihrer Ahnmütter erblos geworden, ſo haben umgekehrt die däniſchen, die zuvor kein Erbrecht hatten, ſolches zum Lohn der Treue für ihr Geſchlecht erhalten, als ſie zur Auslöſung des gefangenen Königs all ihren Goldſchmuck hingaben[374]. Zwei Jahrhunderte nach dem Einzug der Nordſchwaben in das Land zwiſchen Saale und Bode müſſen ſich dieſelben zu den Sachſen zählen laſſen: König Pippin führt im Jahre 748 ein mächtiges Heer durch

---

[374] Saxo 10, 187: „In qua fortunæ violentia Sveno virili defectus auxilio fœmineum expertus est. Nam cum exhaustis regni opibus ne aurum quidem redemptioni ejus suppetere videretur, tanta ei matronarum humanitas affuit, ut detractis aurium insignibus cæteroque cultu certatim digestam pondere summam explerent, plus commodi in salute principis, quam amœnitatis in ornamentorum suorum specie reponentes u. ſ. w. Nec illi quidem ad præmia matronarum obsequio exsolvenda ingrata mens fuit. Nam fœminis deinceps participandarum hereditatum jus, a quibus ante lege repellebantur, indulsit.“ Svenon. Agg. reg. Dan. hist. C. 4 (Langebek, Scriptor. rer. dan. 1. 53 fg.): „Delegantur itaque [Sclavor.] legati, qui Danis denunciarent, ut regem suum trino auri et argenti pondere redimerent. Quod diu exequi non distulerunt. Nam universo ferme regni censu coadunato, occurrentibus in Winningba cum rege captivato Sclavis, Dani Svenonem redimere non detrectabant. Ast ubi census ejus solutioni non sufficeret, decreverunt matronæ suis ornatibus summam redemptionis explere. Igitur annulos, armillas, inaures, monilia, torques, et quicquid illis pretiosum erat, regi liberando impendebant. Quo expleto, Dani a rege silvarum et nemorum tum primum communia impetrarunt. Mulieribus quoque, eo quod prius paternæ hæreditatis prorsus essent exsortes, ob præstitum sibi a matronis favorem et beneficiorum collationem, in posterum primus tribuit, quatenus soror fratri, de cætero, in dimidia familiæ herciscundæ portione communicaret. Omni namque rationi consentaneum duxit, sincere dilectionis exhibitionem pari remunerationis benevolentia compensare.“ Vergl. Sagabibl. 3, 76 bis 79. [Nachzuſehen nach S. 78, 4: Weſtphal 1, 309, 622.] Rechtsalterth. 473 *) Sonſt däniſche Rechtsſage Saxo 87 fg. (Müller, om Saxo 66.) Frieſiſche R. S. 1, 117 u., ff.

Thüringen nach Sachſenland und unterjocht dort, mit Beihilfe von 100,000 Slaven, die Sachſen, „die man Nordſuaven nennt“[575]. So kann es nicht befremden, daß wieder zweihundert Jahre ſpäter der Sachſe Widukind den ſagenhaften Sieg über die Thüringer gänzlich den Sachſen zuſchreibt und der Suaven über der Bode nur nebenher gedenkt. Gregor von Tours dagegen, deſſen Lebenszeit noch ganz nahe an den Fall Irmenfrieds hinaufreicht, räumt in den Kämpfen der Nordſuaven mit den Sachſen um jenes Landgebiet entſchieden den erſtern, obgleich den minder zahlreichen, die Oberhand ein und ſo kann auch denſelben ein altes Anrecht an die zwiſchen den beiden Völkern ſchwebende Sage nicht abgeſprochen werden. Die Geſchichte läßt, wie ſchon erwähnt, keines von beiden den letzten Thüringerkönig an der Unſtrut bekämpfen. Wie das Volksrecht iſt auch die Volksſage zweifältig und wollte man ſie dem einen oder dem andern Theile ausſchließlich zuerkennen, ſo würde, kraft des Sachſenſpiegels, der Schwabe das Urtheil des Sachſen ſchelten, der Sachſe das des Schwaben. Der Wanderſage dritter Abſchnitt betrifft die Geſchicke des ſueviſchen Fußvolks, das in der Elbgegend geblieben war, als die Berittenen dem Rufe Theoderichs folgten. Auf die Nachricht, daß Dieſe ſich einen wohlgelegenen Aufenthalt erkämpft haben, brachen auch die Andern auf, zunächſt um angrenzende Wohnſtätten aufzufinden[576], ſie kamen aber ſüdlich bis über die Donau. Die ſueviſche Heerordnung iſt ſchon aus Anlaß der Semnonenſage berührt worden. Dort kam die Hunderttheilung des Heeres in Betracht, hier iſt das damit zuſammenhängende Verhältnis der Reiterei zum Fußvolk hervorzuheben. Von den Germanen überhaupt berichtet Tacitus, mit welcher Fertigkeit die Mannſchaft zu Fuß das Reitertreffen mitmache[577]. Arioviſts Reiterſchaaren insbeſondre ſchildert der kriegskundige Gegner Cäſar mit ſichtbarer Vorliebe: es waren 6000 Reiter und ebenſoviel der geſchwindeſten und tapferſten Fußkämpfer, je von den einzelnen Reitern zu ihrem Schutz einzeln aus der ganzen Menge gewählt; mit ihnen bewegten ſich die Reiter in der Schlacht, zu ihnen zogen ſie ſich zurück und wenn ſie ins Gedränge kamen, eilten jene herbei, umſtanden Diejenigen, welche ſchwerverwundet vom Pferde gefallen waren, und bei weiterem Vordringen oder ſchnellerem Rückzug liefen ſie gleich hurtig mit den Pferden, an deren Mähnen ſie ſich hielten[578]. Dieſe Schilderung gibt nicht nur ein höchſt belebtes Bild kriegeriſcher Gliederung und Bewegung, ſie zeigt auch, in der beſondern Genoſſenſchaft jedes Reiters mit ſeinem Fußkämpfer, eines jener innerlichen Bande, durch welche das germaniſche Heer zuſammengehalten war, Schaarung nach Volksſtämmen und Verwandtſchaften, Nähe der Weiber und Kinder, Gefolgstreue[579]. Die Wanderſage zeichnet nicht mit Cäſars Griffel, aber in dem eben bemerkten Zuſammenhang laſſen doch ihre Angaben über reitende und ſchreitende Sueven eine nähere Beziehung zur alten Volksſitte vermuthen. Kaum haben die Wanderer das feſte Land betreten, ſo machen ſie zwanzigtauſend der Ihrigen mit erbeuteten

---

[575] Annal. Mettens. ad a 748, Pertz 1, 330 (Zeuß 364): „Pippinus adunato exercitu per Turingiam in Saxoniam veniens fines Saxonum, quos Nordosquavos vocant, cum valida manu intravit. Ibique duces gentis asperæ Sclavorum in occursum ejus venerunt, unanimiter auxilium illi contra Saxones ferre parati, pugnatores quasi centum millia. Saxones vero, qui Nordosquavi vocantur, sub suam ditionem subactos contritosque subegit.“

[576] Suev. or. 1, 2 b fg.: „Et venientes ad Danubium (pedites Suevorum) transierunt illum u. ſ. w. ut illic aliquandiu pausantes liberius transcenderent Penninas Alpes. Decreverant enim, Longobardiam ire ac illam provinciam inhabitare.“

---

[577] Tacitus, Germ. 6: „In universum æstimanti plus penes peditem roboris, eoque mixti prœliantur, apta et congruente ad equestrem pugnam velocitate peditum, quos ex omni juventute delectos ante aciem locant.“ Claudian. de III cons. Honor. V. 28 (S. 302): „frena Suevi.“ Florus S. 354, 48 u. Stälin 1, 67, A. 1.

[578] Cäſar, bell. gall. 1, 48: „Ariouistus his omnibus diebus exercitum castris continuit, equestri prœlio quotidie contendit. Genus hoc erat pugnæ, quo se Germani exercuerant: equitum millia erant VI, totidem numero pedites velocissimi ac fortissimi, quos ex omni copia singuli singulos, suæ salutis caussa, delegerant; cum his in prœliis versabantur, ad hos se equites recipiebant, hi, si quid erat durius, concurrebant; si qui graviore vulnere accepto equo deciderant, circumsistebant, si quo erat longius prodeundum aut celerius recipiendum, tanta erat horum exercitatione celeritas, ut jubis equorum sublevati cursum adæquarent.“ Vergl. 4, 2. Livius, histor. 44, 26 (a. C. 168, Almanam urbem? [Die Alamannen werden zuerſt vor 213 genannt.] Sprachg. 460*). Ammianus Marcellinus 16, 12 (S. 155).

[579] Cäſar 1, 51 (generatimque constituerunt u. ſ. w.). Tacitus, Germ. 7 ſ. 14.

Pferden beritten und ihnen geſellt ſich nun Schritt und Tritt des übrigen Heeres[580]; das iſt die vollſtändig geeinigte Volkskraft, nachmals aber ſcheiden ſich Reiter und Fußvolk[581] und dieſe Trennung der Streitgenoſſen (commilitones), die wie jene zwei Götterjünglinge brüderlich verbunden waren, mag den großen Riß im Geſammtleben der ſueviſchen Völker durch ihren Auszug nach verſchiedenen Weltgegenden bedeuten. Der ſüdwärts gezogene Theil hat die Abſicht, nachdem er ſich jenſeits der Donau gelagert, von da aus die Alpen zu überſteigen. Es iſt dieß der Weg jener ſueviſchen Juthunge, die um die Mitte des 4ten Jahrh. Rätien verheerten und Italien bedrohten[582]. Freilich geſchah das lange vor dem Untergang des Thüringerreiches und dem Eintritte der Nordſuaven in die alte Heimat der zu den Langobarden ausgezogenen Sachſen, aber den Grundſtrichen nach richtig erhielt ſich doch in der Sage die Scheidung der Südſueven von den Nordſueven. Dieſe, nur um Weniges links der Elbe verrückend, gründeten an der Bode ein Suevengau, nach Jenen ſoll das weite Feld ihrer erſten Lagerung rechts der Donau Schwabaue benannt worden ſein[583]. Die Raſt an dieſer ſchönen Stätte wird aber den Ankömmlingen von Wilzen[584] und Burgunden ſtreitig gemacht. Unter Wilzen ſind in dieſem Zuſammenhange die von Böhmen her andringenden Slaven zu verſtehen, der Name ihres Herzogs, Alpker, Norſteins Sohn, lautet freilich deutſch. Dieſe Wilzen wenden ſich um Hilfe an die Burgunden, wie ſie auch, nach dem Untergang ihres eigenen Königſtamms, einen Sohn des Burgundenkönigs zum ihrigen beſtellt haben; der entſcheidende Kampf geht gänzlich zwiſchen Burgunden und Sueven vor[585]. Die Burgunden, die nach Ptolemäus hinter den Sueven-Semnonen von der Oder bis zur Weichſel wohnten, ſtehen nach der Mitte des 4ten Jahrh., vor ihrem Weiterzug an und über den Rhein, im obern Maingebiete[586]. Das iſt nun eben die Zeit, für welche Sueven, Juthunge, Alamannen als Verheerer Rätiens genannt ſind; aus derſelben Zeit wird der Markſteine zwiſchen Burgunden und Alamannen, der Kämpfe zwiſchen beiden

---

[580] Suev. or. 1 b fg.: „Deinde provinciam illam perlustrantes tanta ex ea spolia diripuerunt, ut viginti millia de suis ascensores prædatorum statuerent caballorum. Reliqua vero multitudo comitabatur equitantes gradiendo."

[581] Ib. 2 a: „Qua pactione sancita omnis equestralis ala Suevorum festinarunt Theoderico in auxilium, relicto pedestrali exercitu in loco castrorum." 2 b: „Pedites vero Suevorum, qui in papilionibus remanserant, ut cognoverunt quia commilitones dimicando obtinuissent loca ad commanendum oportuniora, profecti sunt et ipsi, ut sicubi reperirent habitationes contiguas sibi."

[582] Ammianus Marcellinus 16, 10 zum J. 356: „Imperator (Constantius) ... adsiduis nuntiis terrebatur et certis, indicantibus Suevos Rætias incursare" u. ſ. w. 17, 6 zum J. 358: „Juthungi, Alamannorum pars italicis conterminans tractibus, obliti pacis et fœderum, quæ adepti sunt obsecrando, Rætias turbulente vastabant, adeo ut etiam oppidorum tentarent obsidia præter solitum." Ambroſius, Epist. 5. 27 (Amm. ed. Gronov. S. 181, u. t. Zeuß 312): „in medio Romani imperii sinu Juthungi populabantur Rhetias" u. ſ. w. (Dieß unter Valentinian, aus deſſen Zeit es bei Ammianus 26, 4 zum J. 364 heißt: „Gallias Rætiasque ... Alamanni populabantur", alſo Juthungi = Alamanni.) Über Rätien vergl. Zeuß 238 u.

[583] Goldaſt 2 b fg.: „deinde paludes ejusdem fluminis (Danubii) ingenti labore transeuntes in campo amœnissimo ac latissimo, Swabowa ab

---

eadem gente modo nuncupato, sese diffuderunt" u. ſ. w. „Suabowa" heißt auch eine kleine Halbinſel am Rheine gegenüber von Rheinau in Urkunden von 870 und 876, bei Neugart 448 (1, 375) und 500 (1, 407).

[584] „Wilzeburc (Wilzburg bei Weißenburg im Nordgau), M. B. 1, 136. 161. a. 1226." Zeuß 655, vergl. 649: Burgunden und Sorben gegen den Obermain.

[585] Goldaſt 3a: „Eo tempore Wilzhi Alpkerum, filium Korsteini de Wilzin (iſt damit etwa jene Wilzeburc gemeint?), in ipsa regione creaverant ducem pro rege, quod iidem Wilzhi cum longe ante trucidarentur, rex suus („Waldericus" iſt hier unrichtig beigeſetzt) cum omni stirpe regia est deletus. Quam ob rem ex Burgundionum progenie Adiluolchum, Walderici regis filium, regem sibi constituere. Siquidem Sueuis, ut præfatum est, in campo constitutis, Alpkerus dux legationem Adiluolcho regi fecerat in Burgundiam, ut copia armatorum veniret ac peregrinas nationes, quæ in illa provincia emersissent, opprimeret." „Adalvolch" bei Graff 1, 143 a. „Geruolc", „Ratfolc", Trad. Wizenb. „Sigefolc" Cod. Lauresh. „Cativulcus" Cäſar, bell. gall. 5, 24. 6, 31. Bei Remling, Urkundenbuch zur Geſchichte der Biſchöfe zu Speyer, Mainz 1852, mehrfach in Urkunden des 13ten Jahrh. (S. 198. 205. 210. 211. 214. 223), 1233 bis 1241 ein Adelvolchus (auch Adelwolcus), Adelvolcus de Lache(n). S. 293: „Adelvolcus, decanus et scolasticus" des Domcapitels zu Speier, 1262. Anzeiger 5, 488 u. Zeitſchrift für deutſches Alterthum 2, 255.

[586] „*τὸ τῶν Σουήβων τῶν Σεμνόνων (ἔθνος), οἵτινες διήκουσι μετὰ τὸν Ἄλβιν ἀπὸ τοῦ εἰρημένου μέρους πρὸς ἀνατολὰς μέχρι τοῦ Σουήβου ποταμοῦ· καὶ τὸ τῶν Βουγουντῶν τὰ ἐφεξῆς καὶ μέχρι τοῦ Οὐιστούλα κατεχόντων.*" Zeuß 759. 133 f. Sprachg. 699.

Völkern um Grenzen und Salzquellen (die von Schwäbiſch-Hall oder von Kiſſingen) gedacht[587]. Dieſes obermainiſche Burgundenland war nicht zu entlegen, um nach Hilfe gegen die an der Donau gelagerten Sueven beſchickt zu werden[288]. So bietet ſich auch für dieſen letzten Theil der Erzählung eine örtliche und volksgeſchichtliche Anlehnung: der ſagenhafte Vorgang, die ſueviſche Kriegsliſt, findet ſich nirgend anderwärts und auch die hier vorkommenden Perſonennamen laſſen ſich ſo wenig, als manche der früheren, ſonſt wo an Geſchichte oder Sage anknüpfen[289]. Es ſpricht nichts dafür, daß der Inhalt der dargelegten drei Abſchnitte von Alters her in Lied oder Sage verbunden geweſen ſei; Überlieferungen, die unter ſich nicht innerlich zuſammenhängen, ſind hier gerade ſo an einander gereiht, wie es mit den Abenteuern der wandernden Gothen, Langobarden, Sachſen geſchehen iſt. Merkwürdig bleibt aber, daß jeder Abſchnitt das Leben des ſueviſchen Volkes, wie ſolches erſt durch neuere Forſchung überſichtlich geworden iſt, auf einer beſondern Stufe darſtellt: der erſte gibt den Geſichtskreis der dem Meere zugewandten Suevenvölker, der zweite die Trennung nach Süd und Nord und die neue Stellung des nördlichen Volkstheils, der dritte führt den ſüdlichen Hauptzug auf den Boden, den er ſich zum neuen, bleibenden Wohnſitz erkämpft. Die Sage geht nicht vom ſemnoniſchen Mittelpunkt aus, ſie kommt über Meer und mißt den langen Heerweg vom Geſtade des Belts bis in das ſchwäbiſche Donauland. Nachdem in der großen Völkerbewegung das Wandern die allgemeine Loſung

---

[587] Vergl. Anm. 582. Ammianus 18, 2 (S. 207) zum Jahr 359: „cum ventum fuisset ad regionem, cui Capellatii vel Palas nomen est, ubi terminales lapides Alamannorum et Burgundionum confinia distinguebant, castra sunt posita.“ 28, 5 (S. 586) zum Jahr 370: „dein quod (Burgundi) salinarum finiumque causa Alamannis sæpe jurgabant.“ Claud. Mamertin. Paneg. genethl. 2, 17 vom Jahr 291: „Burgundiones Alamannorum agros occupavere, sed sua quoque clade quæsitos. Alamanni terras amisere, sed repetunt.“ (Zeuß 466. Sprachg. 702.) Zeuß 466 f.: „Neben den Alamannen u. ſ. w. haben ſich die Burgunden behauptet und über ein Jahrhundert ruhig und den Römern unſchädlich hingebracht. Ihr Gebiet bleibt daher im Kriege Julians mit den Alamannen unangetaſtet, und an ihrer Weſtgrenze am Palas (dem Pfahl an der Jagſt und dem Kocher) ſchlug der Cäſar, um nur die unruhigen alamanniſchen Könige zu vernehmen, ſein Lager auf. Da ſüdwärts gegen die Donau die Juthungen ſaßen und im untern Lauf des Mains bis zum Rheine die Gebiete der Alamannenkönige Hariobaudus und ſeines Bruders, des mächtigen Macrian, ſich ausbreiteten, ſo waren die Gegenden des obern Maingebietes um dieſe Zeit Burgundenland, wahrſcheinlich weit rückwärts bis an die Waldhöhen. Hier nennt ſie Ammian (28, 5) bellicosos et pubis immensæ viribus affluentes ideoque metuendos finitimis universis. Sie haben ſich geſondert gehalten, nicht, wie die Juthungen, an die Alamannen angeſchloſſen, ſich vielmehr gegen ſie wegen der Grenzen und Salzquellen in häufigem Streite erhoben. Dem Valentinian war es darum nicht ſchwer, ſie gegen die Alamannen aufzuregen und ſelbſt zu einer beſtimmten Unternehmung gegen dieſelben zu gewinnen.“ 312: „Wahrſcheinlich iſt Capellatium die alte keltiſche Bezeichnung der römiſchen Befeſtigungsmauer Palas, das ſich noch in Pfahl erhalten hat, daſſelbe Wort, durch die Deutſchen umgeformt. Da aber hier kein anderer Theil der römiſchen Grenzbefeſtigungen verſtanden werden kann, als der über dem Neckar an der Jagſt und dem Kocher, ſo iſt anzunehmen, daß ſich von da nach Oſten die Burgunden verbreiteten. Eine andere Grenzbeſtimmung gibt noch Ammianus 28, 5: Salinarum finiumque causa Alamannis sæpe jurgabant (Burgundii). Welche Salzquellen aber hier verſtanden werden müſſen, iſt kaum zu entſcheiden, da die Burgunden ebenſowohl bei Hall als bei Kiſſingen ſich mit den Alamannen berühren konnten. Gewiß iſt, daß die Burgunden von der Donau entfernt waren; denn nie werden ſie während ihres Aufenthaltes neben den Alamannen als Nachbarvolk von Rätien genannt, wohl aber die Juthungen. Es darf aber für ſicher gelten, daß die Burgunden einen beträchtlichen Raum einnahmen und deswegen über das ganze obere Maingebiet ausgebreitet waren.“ Stälin I, 128: „Endlich gelangte er (Julian) an die Grenze der Alemannen und Burgunden, in eine Gegend, genannt Capellatium oder Palas, wahrſcheinlich

---

die Gegend um das ſalzquellenreiche Schwäbiſch-Hall, da ſich auf der Grenze der Burgunden und Alemannen Salzquellen befunden haben ſollen, der Name der Gegend auf den nahen römiſchen Pfahl hinweiſt und die Wohnſitze der Burgunden nördlich von dieſem Pfahl gedacht werden müſſen.“ Sprachg. 702 f.: „der hader um die ſalzquelle geſtattet aber den ort der grenze an den Kocher im ſchwäbiſchen Hall wie an die Saale bei Kiſſingen zu legen (Zeuß S. 312).“ Ebend. 803 u., ſ. ob. werden in den Burgunden die Lygier des Tacitus gefunden; dieſe waren doch wohl mehr ſüdöſtlich. Vergl. Zeuß 134 ob.

[288] Goldaſt 3: „Siquidem Suevis, ut præfatum est, in campo constitutis Alpkerus, (Wilzorum) dux, legationem Adiluolcho regi fecerat in Burgundiam, ut copia armatorum veniret ac peregrinas nationes, quæ in illa provincia emersissent, opprimeret.“

[289] Bei Goldaſt, scriptor. rer. alam. 2, 119 b (unter den nom. propr. masc. in Alamannia Curiensi et Burgundionensi): „Vualdiricus, Vualdricus.“ Aber auch nicht ſelten in den Trad. Wizzeb., dem Cod. Lauresh. und bei Neugart. Ein Franke Waldricus bei Widuk. 1, 9 (S. 10).

geworden war, kann es nicht befremden, wenn der Glaube an überſeeiſche Herkunft, landeinwärts dringend, auch Diejenigen ergriff, die der Geburt im Binnenwalde gehuldigt hatten, und ſo die ſueviſche Überlieferung ſich von Grund aus zur Wanderſage geſtaltete.

Noch gilt es, eine räthſelhafte Perſon aufzuhellen, die beim Sturze des thüringiſchen Reiches in bedeutende Mitwirkung gezogen iſt, den unheilvollen Iring. Die Geſchichtſchreiber, welche dem Ereignis näher ſtehen, kennen dieſen Iring überhaupt nicht und nach ihnen kommt der König Irmenfried dadurch um, daß er zu Zülpich unverſehens von der Stadtmauer herabgeſtoßen wird[590]. Die ſagenhaften Berichte lauten ungleich, der ſchwäbiſche weiß zwar von den Ränken Irings, läßt aber den beſiegten König mit den wenigen Überbleibſeln ſeines Heeres zu Attila entrinnen, ohne daß hiebei Irings beſonders erwähnt iſt; dagegen unterſcheidet Widukind was er für geſchichtlich anſieht, merklich von dem, was er als Sage beigibt. Zur Geſchichte rechnet er, daß König Irmenfried mit ſeiner Frau, ſeinen Söhnen und wenigem Gefolg aus der von den Sachſen überfallenen Stadt entwichen[591]; weiterhin aber erzählt er als denkwürdiges Gerücht, welches Ende die beiden Könige genommen. Iring, der ſich in Dietrichs Lager befindet, wird von Dieſem durch große Verſprechungen zum Verrath an ſeinem Könige beſtochen; als Irmenfried, herbeigerufen, ſich vor Dietrich niederwirft, wird er von Iring, der als königlicher Waffenträger mit bloßem Schwert zur Seite ſteht, rücklings erſchlagen; alsbald ſpricht Dietrich: „allen Menſchen verhaßt, weil du deinen Herrn erſchlugſt, hab' offenen Weg von mir zu weichen! ich will deiner Schalkheit keinen Theil haben.“ „Mit Fug“, erwidert Iring, „bin ich allen Menſchen verhaßt worden, weil ich deinen Ränken gehorchte; bevor ich ſcheide, will ich meinen Frevel büßen, indem ich meinen Herrn räche.“ Wie er mit entblößtem Schwerte ſteht, erſchlägt er auch den Frankenkönig und legt über deſſen Leichnam den ſeines Herrn, damit Dieſer wenigſtens todt noch ſiege. Ob man ſolcher Rede Glauben ſchenken wolle, ſchließt Widukind, ſtehe beim Leſer; doch ſei nicht zu verwundern, daß vermöge dieſer Sage der Milchkreis am Himmel bis zur Stunde nach Iring benannt werde[592]. So hat Widukind das Verdienſt, den Mythus, den er richtig herausfühlte, dennoch in kräftigen Zügen gewahrt zu haben. Die ſchwäbiſche Faſſung konnte hier nicht beipflichten, eben weil ſie ihren Irmenfried nach Hunnenland rettet und damit anderweitige Sagenverbindung eingeht[593]. In den Gedichten des größern deutſchen Heldenkreiſes befinden ſich am Hofe des Königs Etzel mehrere chriſtliche Fürſten, die, durch inneren Zwiſt aus der Heimat vertrieben, ſich unter den Schutz des mächtigen Herrſchers geſtellt haben; vor allen Dietrich von Bern mit ſeinen Recken aus Amelungenland, dann auch, meiſt zuſammen genannt, der Landgraf Irnfried von Thüringen, Hawart von Dänemark und Iring. Über den letzten ſchwanken die Angaben. Nach dem Nibelungelied iſt er Hawarts Mann und wird auch als Däne, als Markgraf von Dänemark bezeichnet, übrigens ſteht er mit den beiden andern an der Spitze einer anſehnlichen Schaar von Thüringern und Dänen und im Kampf iſt er der vorragende Held[594]; „wie Iring erſchlagen ward“ iſt ein namhafter Abſchnitt des großen Liedes: zweimal läuft er allein, jedes Geleit abweiſend, gegen den Saal an, den die Burgunden innehaben, das erſte Mal ficht er nacheinander mit Hagen, Volker, Gunther, Gernot, erſchlägt ihnen vier Männer, wird ſelbſt von Giſelher niedergeſchlagen, daß er betäubt und für todt im Blute liegen bleibt, ſpringt plötzlich wieder auf, verwundet Hagen und entflieht unter deſſen funkenſchlagenden Schwertſtreichen mit zerhauenem Schilde die Stiege hinab; das andre Mal ſchießt Hagen, mit dem er abermals gewaltig kämpft, auf den ſchon Verwundeten einen Speer, daß ihm die Stange vom Haupte ragt; ſo muß Iring zu den Seinen entweichen und als man den Speer ausbricht, nahet ihm der Tod[595]. Die Klage weiß von den drei Fürſten, daß ſie in des Reiches Acht gekommen wären, daß man ſie gerne zu des Kaiſers Hulden gebracht hätte, ſie jedoch bis an ihr Lebensende unverſöhnt blieben; Irnfried ſei aus Thüringeland, wo er Landgraf hieß, verſtoßen worden, Hawart ſei Vogt in Dänemark geweſen und habe mit großer Gabe den kühnen Iring, der in Lothringen geboren war, zum Manne gewonnen[596]. Im Gedichte von Dietleib, das mit

---

[590] Mascou 2, A. 21 f.

[591] Widukind 1, 11: „Cumque penes regem, videlicet Irminfridum, summa victoria esset (?), requisitus, cum uxore ac filiis ac raro comitatu evasisse repertus est.“

---

[592] Widukind 1, 13: „Qui autem finis reges secutus sit, quia memorabilis fama est, prodere non negligo. Missus denique Iring ad Thiadricum eo die, quo capta est civitas, proxima noctu susceptus ab eo permansit in castris. Audito autem, quia elapsus esset Irminfridus, egit, ut dolo revocaretur et Iring eum interficeret, tamquam claris muneribus ab ipso donandus ac magna potestate in regno honorandus, ipse vero Thiadricus cædis illius quasi alienus existeret. Quod cum Iring ægre suscepisset, falsis promissionibus corruptus, tandem cessit seque parere voluntati illius confessus est. Revocatus itaque Irminfridus, prosternitur vestigiis Thiadrici. Iring vero, tamquam armiger regalis stans secus evaginato gladio, prostratum dominum trucidavit. Statimque ad eum rex: Tali facinore omnibus mortalibus odiosus factus, dominum tuum interficiendo, viam habeto apertam a nobis discedendi; sortem vel partem tuæ nequitiæ nolumus habere. Merito, inquit Iring, odiosus omnibus mortalibus factus sum, quia tuis parui dolis; antequam tamen exeam, purgabo hoc scelus meum vindicando dominum meum. Et ut evaginato gladio stetit, ipsum quoque Thiadricum obtruncavit, sumensque corpus domini, posuit super cadaver Thiadrici, ut vinceret saltem mortuus, qui vincebatur vivus; viamque ferro faciens discessit. Si qua fides his dictis adhibeatur, penes lectorem est. Mirari tamen non possumus, in tantum famam prævaluisse, ut Iringi nomine, quem ita vocitant, lacteus cœli circulus usque in præsens sit notatus." (Deutſche Sagen 2, 322 ff.)

[593] Goldaſt 2b: „decreverunt (Suevi u. ſ. w.), Thuringiorum castra ex improviso irrumpere. Quo peracto tantam stragem de hostibus dederunt, ut vix quingenti cum Irminfrido evaderent, qui etiam commigraverunt ad Hunnorum regem Attilam."

---

[594] Nib. 1285:
Dô kom von Tenemarke der küene Hâwart
unt Irinc, der vil ſnelle, vor valſche wol bewart,
Irnvrit von Düringen, ein wætlicher man;
ſi enphiengen Kriemhilde, daz ſis êre muoſen hân.
(1286: Mit zwelf hundert mannen, die fuortens in ir ſchar.)
(1745: Hâwart und Irinc, zwên ûz erwelte man,
die ſach man geſelleclichen bî den künegen gân.)
1815: dô kômen die von Düringen, als uns daz iſt geſeit,
und der von Tenemarken wol tûſent küener man,
von ſtichen ſach man vliegen vil trunzûne dan.
(1816: Irnvrit unde Hâwart in den bûhurt riten.
ir heten die von Rîne vil ſtolzlich erbiten,
ſi buten manege tjoſte den von Dürengen lant.
des wart von ſtichen dürkel manic hêrlicher rant.)
1965: Dô rief von Tenemarke der marcrâve Irinc:
„ich hân ûf êre lâzen nu lange miniu dinc
und hân in volkes ſtürmen des beſten vil getân;
bringet mir min gewâfne! jâ wil ich Hagne beſtân.“ (Vergl. 1967, 2.)
1968: „Do wart gewâfent balde der degen Irinc
und Irnvrit von Düringen, ein küener jungelinc,
und Hâwart, der ſtarke, wol mit tûſent man;
ſwes Irinc begunde, ſi woldens alle ime geſtân.
1969: Dô ſach der videlære ein vil grôze ſchar,
die mit Iringe gewâfent kômen dar.
ſie truogen ûf gebunden manegen helm guot u. ſ. w.
(1971: „Nu heizet mich niht liegen!“ ſprach Hâwartes man.)
1974: Irinc von Tenemarken hôhe truoc den gêr u. ſ. w.
1983: er (Giſelhêr) ſluoc den Tenelender u. ſ. w.
1988: doch wundet Irinc Hagnen durch den helmehuot.
daz tet der helt mit Waſken, daz was ein wâfen vil guot.
1989, 3: al dâ muoſt im entwichen der Hâwartes man.
1995: Do ſtuont gein dem winde Irinc von Tenelant u. ſ. w.
des hete der marcrâve einen rich hôhen muot.
1999, 2: der Hâwartes man u. ſ. w.
2001, 2: er ſchôz ûf Iringen, den helt von Tenelant.
2002: Irinc muoſt entwichen zuo den von Tenelant.
2003, 2: den ſtarken Iringen u. ſ. w.

2003, 4: dô ſprach vor ſînen mâgen der küene recke unt gemeit u. ſ. w.
2005: Er ſprach zuo den von Düringen unt den von Tenelant u. ſ. w.
2006: geneſen niht enmohte der Hâwartes man,
dô muos es an ein ſtrîten von den von Tenemarke gân.
2007: Irnvrit unde Hâwart ſprungen für daz gadem
mit tûſent helden u. ſ. w.
2008: der edel videlære den lantgrâven ſluoc u. ſ. w.
2009, 4: doch viel der lantgrâve vor dem videlære tôt.
2011: [Dô] die Tenen unt die Düringe ir herren ſâhen tôt.
2014: Tûſent unde viere kômen in daz hûs,
von ſwerten ſach man blicken vil manegen ſwinden ſûs.
ſit wurden doch die recken alle drinne erſlagen u. ſ. w.
Fornald. S. 2, 12 14: Hávardr, enn handram(m)i, in däniſcher Königsreihe.

[595] Aventüre 35, bei Lachmann das 19 Lied.

[596] Kl. 185 ff.:

die ûf gnâde wâren komen
Etzeln, dem rîchen, die dienten ängeſtlîchen.
der wil ich iu nennen drî, daz elliu lant des wâren vrî,
daz iht küeners drinne wære, danne Irnfrit, der mære,
und Hawart und Irinc. den recken wârn iriu dinc
von grôzen ſchulden (hân ich vernomen, daz ſi) ins rîches æhte (wâren) komen.
doch wart des dicke ſît gedâht, daz man ſi gerne hete brâht

der Klage den gleichen Verfaſſer hat [597], ſind dieſe zuſammengehörenden Recken gleichfalls ſolche, die um des Haſſes ihrer Feinde willen ihr

zuo des keiſers hulden; (doch) belibens in den ſchulden
unz an ir libes ende. ſi hât mit gebender hende
Etzel brâht dar zuo. daz ſi nu ſpât unde fruo
tâten, ſwaz er wolde: dô man rechen ſolde
der ſchönen Krimhilde leit, des wârn ſi willic unde bereit.
man ſagt, als ichz hân vernomen, von wanne ſi dar wâren komen.
Irnfrit, der helt ûz erkant, der het gerûmet Dürenge lant,
dâ er ê lantgrâve hiez, ê man in dâ verſtiez.
Hâwart, der degen ſtarke, was vogt in Tenemarke,
Irink, der degen ûz erkorn, was ze Lütringe geborn
und was ein ſtarc küener man; mit grôzer gâbe im an gewan
Hâwart, daz er wart ſîn man: ſus iſt uns daz märe komen an.
ſi heten ûz geſundert driu unt drîzec hundert
ſi brâhten mit in in daz lant; der wart von Volkêres hant
ſô maneger in dem ſturm erſlagen, daz manz immer wol mac ſagen.
och ſluoc der helt märe, der ſpähe videläre,
Irnfride, den richen, in dem ſturme hêrlichen.
dô ſluog von Tronge der helt den küenen und den ûz erwelt,
von Lütringe Iringen. (wer) het des gedingen,
daz ieman küener ſolte leben? doch het im vollen lôn gegeben
den er dâ ſlahen wolde tôt, Hagen, der ſît in der nôt
beſtuont unz hinz dem leſten bi den werden geſten.
Hâwarten den ſluoc Dancwart (Nib. 2010: Hagne), des ellen ſelten was geſpart
in deheiner ſlahte not. mich wundert des, daz in der tôt
ie getorſte beſtân; wan er het dâ getân,
daz man daz ſagt ze märe, ob es zwelfen wäre
alſô küenen geſchehen, daz mans müeſt für wunder jehen.
(Abweichende Lesarten Anm. S. 296 f. Heldenſ. 155 f.)
540 ff.: nu was och der künec komen,
dâ er Iringen vant, den mit williger hant
des muotes unverdrozzen Hagen het erſchozzen,
dâ er im angeſtlich entran. ſwie der Hâwartes man
wol ſtrite mit dem degene unt ſwie der ſtarke Hagene
von im wunt wäre, der küene Trongäre
het den helt ze tôde erſlagen. den begunde dô klagen
mit Etzeln, dem richen, alſo klegelichen
der fürſte von Berne; ſi ſähen vil ungerne
die ſîn vil tiefen wunden, och klagte in an den ſtunden
der alte meiſter Hildebrant alſô, daz manz wol ervant.
ouch hulfen klagen in diu wip des vil küenen (Iringes) lip.

eigenes Land räumen muſten: Iring aus Lothringen wird dem Herzog dieſes Landes, von welchem er in Acht gethan iſt, Irnfried von Thüringen dem Landgrafen, der ihn vertrieben, auf Etzels Seite zum Gegner beſtellt[598]. Sonſt wird Iring für ſich allein in den Gedichten von

den klagte man von ſchulden; nâh ſchöner wîbe hulden
ellender man nie baz geranc; och muos man im des ſagen dank,
daz er ſô hêrlîchen warp und alſô gnendiclich erſtarp
vor maneges reken ougen u. ſ. w.
562: der künic klagte ſêre
des ſtarken Iringes ellen unde ſiner hergeſellen.
in hiez der wirt och tragen dan und mit im drizic ſiner man,
die bi im zuo den ſtunden och tôte wurden funden.

(Vergl. Anm. S. 303. Vergl. überhaupt hieher Heldenſ. 115 f. Sommer in der Zeitſchrift 3, 202 f. Gegen den Zuſammenhang zwiſchen Irnfrit und Hawart und dem Eckevrid und Hadawart im Waltharius 755 bis 845, wie er Heldenſ. 116*) vermuthet iſt, erklärt ſich J. Grimm, Lateiniſche Gedichte 116 f.)

[597] Heldenſ. 150 ff. Lachmann, Anm. 287. W. Wackernagel, Geſchichte der deutſchen Litteratur S. 207. 210.

[598] Dietl. 1589: von Luttringe Iring.

3433 ff.: da bevalch er (Etzel) geſundert ritter zwaintzigk hundert
aus Luttringen dem küenen Iringen;
Habart und auch Irnfrid, die zwen helden, riten mit u. ſ. w.
5287 ff.: Da ſprach die edel kunigin: „ſo bevilch ich das geſinde min
Iringen von Luttringen; des han ich gedingen,
daz ſy der ellenthafte man nach eren wol gelaiten kan;
damit reit auch Hawart, ſo füeget ſich die heerfart,
und Irenfridt, der weigant; die müeſſen doch ir ſelber lant
raumen durch ir veinde haß; es zimbt in leicht deſter bas,
ob ir in dem ſtreite dhainer wider reite.“
7722 ff. (Hildebrand ſpricht): „den herzoge aus Luttringen
den ſol her Iringk beſtan, von dem in achte ward getan
der Etzelen recke aus Hunelant. Irnfride, den weigant,
den ſchaffe ich billeichen dem lantgraven reichen,
von dem der helt ward doch vertriben und ellende iſt auch beliben
in huniſchen landen bei Etzele(n) weiganden.
So ſchaffe ich Hawarte, der nie den leib geſparte
in dhainer angſtlichen not, wie wol er ſahe den tot,
ob er da ſterben ſolde, den fürſten Berchtolde
von der Swaben lande“ u. ſ. w.
11614 ff.: und Irenfride von Türingen lant und Hawart, den weigant,
und Iringe von Luttringen u. ſ. w.
11627: der tewr degen Irnfridt.

Dietrichs Flucht und von der Schlacht vor Raben unter den Helden des hunniſchen Heeres genannt, doch ohne irgend einen Bezug auf ſeine Herkunft und ſein Geſchick; nur gedenkt er einmal ſeines Bruders Erwin [599]. Keines dieſer deutſchen Dichtwerke ſpricht von der nach dem Helden benannten Himmelſtraße. Doch erſcheint dieſelbe noch, wenn auch verdunkelt, in der nordiſchen, aber meiſt aus niederſächſiſcher Überlieferung zuſammengetragenen Dietrichsſage. Dieſe verlegt den Schauplatz der Nibelungenoth nach Suſa (Soeſt), woſelbſt die Steinmauer, an der Irung, von Hagens Speer durchbohrt, niedergeſunken und in welcher der Speer feſtgeſtanden, noch immer Irungs Wand heiße [600]. Daß hier eine Verwechelung des deutſchen Wortes „Weg“ (altn. vegr) mit dem altn. veggr, Wand, obwalte, unterliegt keinem Zweifel [601], der Irrthum war aber auch dadurch hervorgerufen, daß ein Iringsweg keinen Sinn hatte, wenn der Held auf der Kampfſtätte liegen blieb.

---

[599] Die Stellen ſind verzeichnet Heldenſage 116 197. 211 (Dietrichs Flucht 5126: „der ſtarck Yrinck.“ Rab. 54. 709: „Yrinch, der mere“, vergl. Kl. 188: „Irnfrit, der märe“, 207: „der helt märe, der ſpähe videläre“ u. ſ. w.). Rab. 542: „Hin fur trat her Yrinch, als ein helt gut u. ſ. w. ſechtzehen tuſent vollickliche, die han ich hie“ u. ſ. w. 543: „Ich und myn bruder Erwin“ u. ſ. w. (Epurwin? Dietrichs Flucht 9841 auch „Erinch und Plodlin“; Dietrichs Flucht 5126 ff.: „ez waz der ſtarck Yrinck und daz ander her Plodelin und von Elſen Troie her Erwin“ u. ſ. w. 5375 f.: „do ſprach Yrinck und Blodelin und von Elſen Troie Erwin“ u. ſ. w. 5893 f.: „her Yrinck und her Blodelin, ez kompt von Elſen Troie her Erwin“ u. ſ. w. 7335: „Blodel und her Yrinck.“ 8567 f.: „Irinck und Plod(e)lin, Helph(e)rich und Er(e)win“ u. ſ. w. 9841 f.: „E(i)rinch und Plodlin, Walther und Erwin.“ Rab. 56: „Erwin von Elſen Troie.“ Vergl. Wolfwin unter den Wölfingen.)

[600] Wilk. S. C. 360 (vergl. C. 352): „Oc nu hleypur Irungur annat sinn i hollina at Hogna, oc nu varaz Hogni vid, oc snyr i gegn honum, oc leggur sinu spioti undir hans skiolld i hans briost, sva at sundur tekur bryniuna ok bukinn, sva at umm herdarnar kom ut, oc tha lætur Irungur sigaz vid steinvegginn, oc thessi steinveggur heitir Irungs veggur enn i dag, oc spiotid Hogna nemur stadar i steinvegginum.“ Altſchwed. S. om Didrik af Bern (Stockh. 1850) C. 332: „tha sprangh jron járl j salen, tha fik haghen eth spyuth stangh ok stak til honum vndher skiöllen ok gynom brónio ok brysth saa at wth stodh om hárdhanar ok han stórthe dódh op til mwren ok kallas thz án j dagh jrons vágh“ u. ſ. w. (C. 322 richtiger: Irwngh.)

[601] Heldenſ. 179. 395. Mythologie 333.

Die Anlage der Nibelungenoth brachte mit ſich, daß die Hauptſtreiter in ihr Blut ſanken; auch Iring, einmal in dieſen Kreis aufgenommen, war dem Zuge des Ganzen verfallen und das deutſche Lied, dem keine Wortverwechslung zu ſtatten kam, hat ſich mit Recht jeder Bezugnahme auf den mythiſchen Weg enthalten. Wohl aber kennen alte Gloſſen den „Iringes wec“ als Sternbahn und die „Iringes ſtrâza“ der Auersberger Chronik, welche faſt wörtlich nach Widukind erzählt, findet ſich noch bei Aventin in der Form „Euringsſtraße“[602]. Ein Nachklang davon, wie Iring in Thüringen ſich mit dem Schwerte Bahn bricht („viamque ferro faciens discessit“), iſt im Nibelungenlied erkennbar, wenn dieſer Recke ſeinen erſten Angriff auf die Burgunden allein mit dem Schwerte macht und noch flüchtig, aus dem Blut aufſpringend, jähe Schwertſchläge gegen Hagen führt[603]. In dieſem Theile ſeiner

---

[602] Mythologie 332. Aventin, Chronik, Frankfurt 1588, Bl. 102b: „König Euring, König Theſſels Bruder, iſt geſeſſen oberhalb Taurnburg, jetzund Griechiſchen Weiſſenburg, in der Statt Schirmburg, jetzund Sinching, umb die Donauw zu Deutſchburg, da die Dra dreyn felt, iſt ein Künſtler und des Geſtirns kündig geweſen. Von im nennen die alten Teutſchen Euringsſtraß, den weiſſen Kreiß, ſo man zu Nacht am Himmel ſicht, und die Römer und Griechen in ihrer Sprach von der Milch, auf Griechiſch Galaxia und lacteum circulum heiſſen.“ Von Euring werden die Ortsnamen Euring, Euraßburg, Euringaßburg, ebend. Bl. 103a. Vergl. Schmeller 1, 96. (Vom König Theſſel heißt es vorher, Bl. 102b: „wie die alten beyeriſchen Reimen ſagen, hat er hundert Jar gelebt, regiert nach ſeines Vatters tod fünf und achtzig Jar, in alt Beyern heiſſen in die Bawren noch König Theſſel, ſagen viel von im.“) [Die Milchſtraße knüpft an die Galater an, da ſpielt dann Liv. 38, 16 ff. herein, vergl. was bei Zeuß im Reg. unter *Γαλάται*, Galatia verzeichnet iſt.]

[603] Nib. 1967 Iring zu Hagen:

„jâ wil ich mit dem ſwerte eine dich beſtân.“

1970 Volker:

„Sehent ir, vriunt Hagene, dort Iringen gân,
der iuch mit dem ſwerte lobete eine beſtân?“

1987: Wie rehte tobelichen er ûz dem bluote ſpranc!
ſiner ſnelheite er mahte ſagen danc.
dô lief er ûz dem hûſe dâ er Hagnen vant,
und ſluog im ſlege ſwinde mit ſiner ellenthafter hant.

1988: Dô dâhte Hagne: „du muoſt des tôdes weſen.
dich envride der tievel, dune kanſt niht geneſen.“

Kampfthaten erſcheint Iring, wie bei Widukind, als der Held auf ſtreitbarer Flucht. Als ſolchen kennzeichnet ihn aber auch ſein Name. Die wenn auch verworrene Schreibung einer thüringiſchen Gloſſe „via secta: Iuuaringes uueg“ [604] weiſt darauf, daß die Hauptſilbe in Îrinc, Euring durch Zuſammenziehung gebildet ſei, und als zuſammengezogenes Stammwort bietet ſich hiefür ahd. ëpar, ëpur, ëbir, hëber, agſ. ëofor, altn. iöfur (ſkaldiſch für König), und hieraus gefolgert goth. ibrs, ibrus [605]; wie der Name Iornandes auf ein goth. Iburnanþs, zſg. Iurnanþs, ahd. Ëparnand, zurückgeführt werden konnte [606] und Euricus, ein weſtſueviſcher Königsname, auch in den vollſtändigeren Formen Eburicus, Heboricus vorkommt [607], ſo ergibt ſich auch Euring, Îrinc, Hirinc als Zuſammenziehung aus Iburinc, Ëbirinc, Hëbirinc [608]. Urkunden der ahd. Zeit bringen den Namen in beider Weiſe, am häufigſten zuſammengezogen Îrinc, daneben aber auch Ëburing, Hëberinc und in der Mehrzahl als Ortsnamen Eboringa, Heburinga, Ibu-

---

doch wundet Îrinc Hagnen durch den helmehuot.
daz tet der helt mit Waſken, daz was ein wâfen vil guot.
1989: Dô der hêrre Hagne der wunden enphant,
do erwagte im ungefuoge daz ſwert an ſiner hant.
al dâ muoſt im entwichen der Hâwartes man,
abe von der ſtiegen Hagne volgen im began.

[604] Myth. 332: „ungedruckte gloſſen der amplonianiſchen bibl. zu Erfurt ($^{10}/_{11}$ jh. bl. 14a) haben „via secta: Iuuáringes uueg“, welches Iuwaring ſehr bemerkenswerth zu der noch ſpäteren Form Euring in Euringsſtraß bei Aventin 102b, 103a ſtimmt.“ Da uu in uueg = w ſteht (Gr. 1 (2), 137), ſo wird auch Iuuáring nicht für Iuwaring, ſondern für Iwering oder Iwaring zu nehmen ſein; Schwanken zwiſchen altſ. a und e Gr. 1 (3), 231. 235 u., ſ. ob. [Ettm. lex. 66: „Îring u. ſ. w. goth. Eisings, Eizings? u. ſ. w.“]

[605] Graff 1, 99 f. Gr. 3, 326. Sprachg. 276 u. 407, 2.

[606] J. Grimm, Diphth. 51. Über Jornandes 4 f. „Ebarnand“ Graff 2, 1023.

[607] Iſidor. Hiſpal., hist. Goth. Vand. Suev., herausgegeben von Rösler, S. 58. Mascou 2, A. 157 f. Aſchbach, Geſchichte der Weſtgothen 211, 69. Dagegen iſt der Name des weſtgothiſchen Euricus zuſammengezogen aus Eutharicus, Iſid. S. 31. Mascou 1, 485 ff. (auch Euridicus, Euaricus), über Jornandes 5, 2.

[608] Über Jornandes 59. Sprachg. 449: „ſelbſt der heldenname Iring ſcheint nichts als ſtarke kürzung von Epurdurinc.“ Vergl. ebend. 598, 2. Die Zuſammenziehung aus durinc hat J. Grimm aufgegeben, damit fällt aber nicht die aus ëpur-, ëbir.

ringa[609], einfach Ibor erſcheint im Namen des langobardiſchen Sagenhelden[610], Ebor in einer alamanniſchen Urkunde[611]. Es iſt früher bemerkt worden, daß im deutſchen Alterthum der in den Wald geflohene Verbannte als Wolf gedacht und bezeichnet war und daß vermuthlich auch dem ſagenhaften Geſchlechtnamen Wölſinge dieſe Vorſtellung zu Grunde liegt.* Ähnliche Bewandtnis hat es, wie nun gezeigt werden ſoll, mit Eber und Ebring. Der norwegiſche Königsſpiegel vom Schluſſe des 12ten Jahrh. reiht unter die Merkwürdigkeiten Irlands Folgendes ein: „dort iſt noch ein Ding, das wunderbar bedünken mag, die Männer, die man Eber nennt; die Urſache davon, daß Männer zu Ebern werden, iſt dieſe: wenn Kriegsvolk zuſammentrifft, in zwei Schlachtordnungen geſchaart, und beide Theile gewaltigen Schlachtruf erheben, da kann es furchtſamen Männern, die nie zuvor ins Heer gekommen ſind, geſchehen, daß ſie vom Schrecken, der ſie dort ergreift, ſinnlos werden und hernach von den Leuten hinweg in Wälder laufen, wo ſie wie Thiere ſich nähren und gleich dem Wilde die Begegnung der Menſchen ſcheuen“ [612]. Aber auch auf Island war dieſe Vorſtellung heimiſch. Eyrbyggia-Saga erzählt zum Jahr 981, wie in den blutigen Streitigkeiten der beiden Isländer Thorarinn und Thorbiörn ein Schotte, Namens Nagli, der bei Jenem zu Gaſte war, als er die Waffen ſchwingen ſah, erſchrocken davonlief, in das Gebirg hinauf, und zum Eber ward; nach Beſiegung der Gegner reiten Thorarinn und ſeine Begleiter dem Fliehenden, den ſie oben an der Berghalde hinlaufen ſehen, eiligſt nach, um zu verhüten, daß er nicht in die See oder über die Felſen hinab ſpringe, ſie ergreifen ihn auch, weil er vor Müde erlegen iſt, aber zwei Schafknechte Thorarinns, welche Nagli, die Nachreitenden für Feinde haltend, in ſeine Flucht mit fortgeriſſen hat, ſtürzen ſich vom hohen Gipfel des Bergfalles zu Tod, der auch nach ihnen benannt iſt [613].

---

[609] Irinc, Hirinc, über ganz Deutſchland verbreitet, bedarf keiner beſondern Belege, mit dem Genitiv ſind mehrfach Ortsnamen gebildet (vergl. Mone, Unterſuchungen 74 f. Anzeiger 5, 260. Mythologie 331 ob.), in alemanniſchen Urkunden „Irincheshuſa" (Irgenhauſen Kant. Zürich) Neugart 176 vom J. 812; „Iringesberc" (Igelsberg, im würtembergiſchen Oberamt Freudenſtadt) Cod. Hirs., Kuen 2, 64, Gerbert, hist. silv. nig. 3, 222 (Stälin 2, 437: „partem montis Iringesberc"), „Eburing" Graff 1, 99 u., ſ. ob. „Heberinc" Neugart 286 vom J. 859. „Eberinga" Neugart 114 v. J. 791, „Heburinga" ib. 120 v. J. 793 (vergl. Hebiringa ib. 268), „Ebringa" ib. 401 v. J. 861, „Ebringen" ib. 7 zw. 716 bis 720, „Eburingen" Cod. Lauresh. 2666 (überall Ebringen im Breisgau, verſchieden von „Eueringin" Neugart 877, Efringen bad. A. Lörrach, beide Orte auch bei Dümgé, Reg. Bad. Ortsreg. S. 167), „Iburinga" Neugart 53 vom J. 773 (Überlingen), ſtatt deſſen in Walafr. Str. vita b. Galli C. 15: „ad Iburningas villam" (Goldaſt, Scr. rer. alam. 1. 154). Für letztere Schreibung kommt die dunkle Namenform Eburun, Eborun, Eburn, Eburin (ſ. die Namenreg. bei Neugart, Zeuß, Cod. Lauresh.) in Frage. Neugart 596 (1, 486): „Ibirinesowa", Ind. geogr. (13): „Ebersau."

[610] Paulus Diaconus 1, 7. Mythologie 336. Diphth. 51. Sprachg. 685.

[611] Goldaſt, script. rer. alam. 2, 29, XIV [nicht bei Neugart]: „sign. Ebores", Mitzeuge: „sign. Eborolt" = Îrolt (vergl. Gudr. Vollm. Str. 310 bis 318. 565). Gregor. Turon., Hist. ecclesiast. Francor. B. 7, C. 13: „Eberonem, cubicularium Childeberti [2] regis" u. ſ. w.

* So wohl auch Welfuni, wie Helmuni (J. Grimm, über eine urkunde des 12 Jahrh. 16, Meichelbeck 108), vergl. Gr. 2, 174 u., ſ. 994 ob. Anzeiger 5, 473. 475, 3. Graff 1, 850: „Wolfene."

[612] Konge-speilet, Christiania 1848, Cap. 11, S. 27, wo dieß noch weiter abenteuerlich ausgemalt wird: „Þá er enn einn sá hlutr er undarligr mun þykkja um menn þá, er geltir eru kalladir. En þessi er sök til, ef menn verda at gelti, at þar sem lid kemr saman, ok skipat med tvennum fylkingum, ok œpa hvárirtveggja heróp ákafliga, þá kann þat at henda blauda menn ok œskufulla, þá sem eigi hafa fyrr i her komit, at þeir láta vit sitt af þeirri ógn ok hræzlu, er þeir fá þar, ok hlaupa sidan i skóga frá ödrum mönnum, ok fœdask þar sem dýr, ok svá fordask þeir manna fund sem villidýr. En svá er sagt frá fólki þessu, ef þat lifir i skógum 20 vetr med þessum hætti, þá vaxa fjadrar a líkömum þeirra svá sem á fuglum, þær er hylja má líkam þeirra med fyrir frosti ok kulda, en engar þær stórfjadrar, er þeir megi flaug af taka sem fuglar. En svá er mikill sagdr fljótleikr þeirra, at eigi fá adrir menn nálgazk fund þeirra, ok eigi mjóhundar heldr en menn, þvíat þat fólk má náliga jafnskjótt fara hit efra i trjám sem apynjur eda ikornar.“ Die Abfaſſung des Königsſpiegels wird zwiſchen 1190 und 1202 geſetzt, Fort. VII f. Zu beachten iſt ebend. X*: „De fleste af Beretningerne om Irland findes ogsaa, skjönt noget forskjelligt, hos Giraldus Cambrensis, i hans Topographia Hiberniæ, see Finsens Dissertats foran den store Udg. af Kongespeilet, hvor Citaterne findes anförte.“

[613] Eyrbyggia-Saga u. ſ. w. Havn. 1787, Cap. 18, S. 54 (a. 981): „Þetta sumar kom út skip í Salteyrar ósi. oc áttu hálft Norræner. het Biorn styrimadr þeirra. hann fór til vistar á Eyri til Steinþors. hálft skipit áttu Sudreysker menn [Hebudenses]. oc Alfgeirr styrimadr þeirra. hann fór til vistar i Máfahlíd til þórarins Svarta. oc felagi hans med er Nagli

Durch dieſe Meldungen erhellt ſich dann auch das älteſte altnordiſche Zeugnis, ein Spruch der Liederedda: „aufſchauen ſollſt du nicht in der Schlacht, dem Eber gleich werden der Männer Söhne“[614]. Der einzelne Kriegsmann ſoll an ſeiner Stelle fortkämpfen, ohne ſich durch den Blick in das große Schlachtgewühl den Sinn zu verwirren und dem Eber gleich, d. h. feldflüchtig zu werden; damit ſpricht ſich noch merkwürdig

---

het. mikill madr oc fothvatr. hann var Skotzkr at kyni“ u. ſ. w. S. 58 ff.: „þá geck Þórarinn út. oc þeir felagar. oc runnu epter þeim Þórbirne u. ſ. w. I þessu kvamu þeir Þórarinn epter. oc vard Nagli skiótaztr. enn er hann sá at þeir ofrudu vapnum. glupnade hann. oc hlióp um fram. oc í fiallit upp. oc vard at giallti. Þórarinn lióp at Þórbirni. oc hió med sverdi í höfuþit. oc klauf ófan í iaxla u. ſ. w. Þeir Þórarinn tóku hesta þeirra Þórbiarnar. oc riþa heim. oc sá þeir þá hvar Nagli lióp et efra um hliþina. Oc er þeir kvamo í túnit sá þeir at Nagli var kominn fram um garþinn. oc stefudi inn til Búlandzhöfda. þar fann hann þræla Þórarins tvo er ráku saudi or höfþanum. hann segir þeim fundinn. oc sva liþsmun hverr var. kallaþiz hann víst vita at Þórarinn. oc hans menn voru látner. Oc í því sá þeir at menn riþu heiman epter vellinom. Þá tóko þeir Þórarinn at hleypa því at þeir villdu hiálpa Nagla at hann hlypi egi á sió eda fyrer biörg. oc er þeir Nagli siá at menninner riþu æsiliga. hugþu þeir at Þórbiorn mundi þar fara. tóku þeir nú rás af nyiu aller inn til höfþans. oc runnu þar til er þeir koma þar sem nú heiter Þrælaskrida. þar fengu þeir Þórarinn tekit Nagla. þviat hann var náliga sprunginn af mæþi. enn þrælarner hlupu þar fyrer ófan. oc fram af höfþanum oc tynduz. sem van var. því at höfþinn var sva hárr at allt hefer bána þat er þar ferr ófan. Sidan fóru þeir Þórarinn heim.“ Von gleichem Schreck wird bei einem andern Streithandel, den dieſelbe Saga erzählt, der Thräl Ófeigr ergriffen (C. 37, S. 190 a. 993): „hann varþ sva hræddr, at hann geck náliga af vitino, oc lióp í fiall upp, oc þaþann í foss einn oc tyndiz, oc heitir þar Ófeigsfors.“ Hier fehlt aber das bildliche: „vard at giallti.“

[614] Hávamál Str. 130 (Munch 18. Raſk 26 b, 20. [Dietr. 23, 131]): „Rádumk þér, Loddfáfnir! en þú ráđ nemir, njóta mundu ef þú nemr: upp líta skalattu í orrostu; gjalti glíkir verđa gumna synir, sídr þitt um heilli halir.“ Zu der letzten, ſchwierigen Zeile ſ. Finn Magnuſen, den ældre Edda 3, 135 und über die ganze Str. ebend. 162: „Vore Forfædre brugte den Talemaade om dem som i Slaget tabte Bevistheden af Frygt og saaledes löbe til Fielde eller Skove, at de bleve forvandlede til Svin eller Vildgalte. Dette forklarede nogle siden bogstavelig, hvorved en ny Overtro opkom. See Werlauffs Anm. til Vatnsdæla (Kbhavn. 1812, 4.) S. 107.“

das Bewuſtſein des Gleichniſſes, der bildlichen Meinung aus. In ſolchem Eberwerden iſt nun freilich nur das blinde Rennen des ſcheuen Thiers nach der Wildnis aufgefaßt, anderwärts dient jedoch der Eber vielfach zum Bilde der Kühnheit und Streitbarkeit, die er eben dann hervorkehrt, wenn er verfolgt und verwundet iſt[615]. So heißt es in der Nibelungenoth von Dankwart, der nach dem Verluſt aller Ritter und Knechte, ſogar ſeines mit Wurfſpeeren beſchwerten Schildes, ſich auf blutgenetztem Pfade zu ſeinen Herrn durchſchlägt: „da gieng er vor den Feinden, gleichwie ein Eberſchwein zu Walde geht vor Hunden, wie könnt' er kühner ſein!“[616] Daſſelbe beſagen, nur alterthümlicher, althochdeutſche Liedesſtücke aus dem alemanniſchen St. Gallen, des Inhalts: „Wenn Raſcher andrem Raſchen begegnet, dann wird ſchleunig Schildrieme zerſchnitten. Der Eber geht an der Halde, trägt den Speer in der Seite, ſeine rüſtige Kraft läßt ihn nicht fällen. Ihm ſind die Füße fudermäßig, ihm ſind die Borſten gleichhoch dem Forſte und ſeine Zähne zwölfellig“[617]. Im heftigen Zuſammenſtoß iſt dem

---

[615] Oken, Naturgeſchichte 7, 1132 (das Wildſchwein): „Im Ganzen ſind ſie furchtſam. Sehen ſie einen Menſchen, ſo bleiben ſie plötzlich ſtehen, ſehen ihn eine Zeit lang an und laufen endlich davon, wenn er näher kommt.“ 1133: „Verwundet rennen ſie auf den Feind los und hauen mit ihren Zähnen ſeitwärts in die Höhe, wodurch ſie manchem Hund den Leib aufreißen. Die Saujagd erfordert überhaupt viel Geſchicklichkeit und Muth.“

[616] Nib. 1882:

Dô wândens in betwingen, dô er niht ſchildes truoc.
hei, waz er tiefer wunden durch die helme ſluoc!
des muoſe vor im ſtrûchen manic küener man;
dar umbe lop vil grôzen der küene Dancwart gewan.
1883: Ze beiden ſinen ſiten ſprungen ſi im zuo.
jâ kom ir eteslicher in den ſtrit ze vruo.
dô gie er vor den vinden, alſam ein eberſwin
ze walde tuot vor hunden; wie möht er küener geſin?
1884: Sin vart diu wart erniuwet von heizem bluote naz.
wie kund ein einic recke geſtriten immer baz
mit ſinen vienden, dann er hete getân?
man ſach Hagnen bruoder ze hove hêrlichen gân.

[617] W. Wackernagel in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 4, 470 f.

Soſe ſnel ſnellemo pegagenet andermo,
So uuirdet ſliemo firſniten ſciltriemo.
Der heber gat in litun, tregit ſper in ſitun:

Helden der Schild weggehauen und jetzt, wie Dankwart, ſchirmlos ſich durchkämpfend, hat er ſein Gleichnis an dem Eber, der, in der Seite den Speer, dennoch mit aufrechter Kraft rieſenmäßig dahergeht[618].

ſin bald ellin ne lazet in uellin.
Imo ſint fuoze fuodermaze,
imo ſint burſte ebenho forſte,
unde zene ſine zuuelifelnige.

Ebend. Leſeb. 1, 110 ff. und anderwärts.

[618] Die angeführten Strophen ſind einer lateiniſchen Rhetorik aus St. Gallen als Beiſpiele ſtiliſtiſcher Figuren, die dritte als Beleg der Hyperbel, einverleibt, nicht zu einem Ganzen verbunden, aber mit geringen Zwiſchenräumen auf einander folgend. Daß ſie, wenn auch nur als Bruchſtücke (zwiſchen der erſten und zweiten möchte der Bedrängnis eines verwundeten, zum Weichen genöthigten Helden gedacht ſein), zuſammengehören, iſt im Obigen zu zeigen verſucht worden; dem Verfaſſer der Rhetorik lag das Ganze im Gedächtnis und zog ihn von einer Stelle zur andern. Wackernagel, der dieſe Strophen um das Jahr 1000 entſtehen läßt, vermuthet in ihnen eine freie Verdeutſchung ovidiſcher Verſe aus der Jagd des ungeheuern Ebers von Kalydon (Metam. 8, 282 ff. 329 ff. 415 ff. 432 ff.). Zeitſchrift für deutſches Alterthum 6, 280 f., vergl. Geſchichte der deutſchen Litteratur 80, 20). Allein neben dem unverkennbar Ähnlichen nach dieſer Seite beſteht doch zugleich die manigfachſte Berührung mit den Eberjagden mittelalterlicher Sagen und Gedichte, wobei das bekämpfte Thier meiſt auch als ein dämoniſch rieſenhaftes erſcheint. Das Heimiſche deuten ſchon die einfachen Ausdrücke an: „illud teutonicum“, „sicut et teutonice de apro“, wie gleich nachher vor einer entſchieden deutſchen Redensart: „similiter teutonice u. ſ. w. alles liebes gnuoge“, und ebenſo die ſanktgalliſche Logik vor ihren kerndeutſchen Sprichwörtern (Altdeutſche Blätter 2, 135 f., vergl. Leſebuch 1, 123 f.); wirklich zeigen auch die deutſchen Strophen keine Spur vom Zwange der Überſetzung, dagegen merklichen Einklang mit volksmäßigen Redeformen andrer altdeutſcher Lieder (vergl. Str. 1: „Soſe ſnel ſnellemo“ u. ſ. w. mit MS. 3, 135b: „hert iſt daz ſpil, wá kuen gén kuene ritet und ouch menlichen ſtritet“ u. ſ. w. ebend. 149a: „wá kraft gén kreften iſt gewegen“ u. ſ. w.; Str. 2: „ſin bald ellin“ u. ſ. w. mit Nib. 1872, von den Knechten: „waz half ir baldez ellen? ſi muoſen ligen tót.“ Str. 1887, von Dankwart: „ez het ſin ſtarkez ellen vil michel wunder getán“). Hauptſächlich aber gehören die althochdeutſchen Stücke keiner Erzählung an, ſondern geben, durchaus im Präſens gehalten, erſt einen allgemeinen Ausſpruch, von der Kampfluſt rüſtiger Männer, dann ein Bild, die ungebrochene Kraft des Ebers. Sie nähern ſich damit der Weiſe altnordiſcher und angelſächſiſcher Spruchdichtung, welche gleichfalls menſchliche Zuſtände in kurze Gedenkverſe faßt und in entſprechenden Naturbildern abſpiegelt; ſo läßt ſich zu Str. 1 ein Spruch der Liederedda halten: „Œgishelm (Symbol der Gewalt) ſchützt Keinen, wo Zornige kämpfen („hvars skolu reidir

Solcher Art ſind die Anſchauungen, die dem landflüchtigen, zugleich dem auf der Flucht noch ſtreitbaren Manne den Namen ſchufen. Dieſer lautete wohl in älteſter Zeit einfach Eber, entſprechend jenem ſprichwörtlichen Eberwerden. Ibor heißt der eine Führer der durch das Loos aus ihrer Heimat verwieſenen Langobarden[619]. Wildeber (Vildifer, Vildefer) nennt ſich, in der nordiſchen Dietrichsſage, ein fremder Recke, der ſeinen Dienſt dem Berner anbietet, in unſcheinbarer Kleidung, aber durch einen goldnen Armring, der darunter vorſcheint, gute Abkunft verrathend[620]; der Sagenſchreiber erläutert noch eigens, Wildeber heiße der Mann darum, weil er niemals bei ſeinen Blutsfreunden oder in ſeinem Vaterlande ſei, ſondern beſtändig bei auswärtigen Häuptlingen[621].

---

vega“, anklingend an: „ſoſe ſnel ſnellemo“ u. ſ. w.), das findet, wer unter Mehrere (a. unter Beherzte, „med frœcnom“) kommt, daß Keiner allein der Tapferſte (hvatastr) iſt“ (Sæm. 188, 17. 18, 65, vergl. 197, 28); anderwärts wird das Leben des freundloſen Mannes als eine Gemeinſchaft mit reißenden Wölfen dargeſtellt (Cod. Exon. 342, 24 ff., wogegen zwei Brüder vereint den wilden Eber angreifen oder den grimmigen Bär, ebend. 344, 17 ff.), oder als das Verkommen eines einſamſtehenden Baumes (Sæm. 16, 51); das Geſpräch beredter Männer als Glut, die ſich an Glut entzündet, die Eintracht unter ſchlimmen Freunden als bald verloderndes Feuer (ebend. 17, 58. 16, 52). [Vergl. noch Freidank 95, 18 f. 96, 27 ff. 97, 24: vriunt von vriunde u. ſ. w. J. Diemer, Deutſche Gedichte des 11ten und 12ten Jahrhunderts. Wien 1849. S. 73.]

[619] Proſper, chron. ad a. 379 („Iborea[?] et Asone ducibus“). Paulus Diaconus 1, 3. Zeitſchrift für deutſches Alterthum 5, 1. Mythologie 336: „Ibor = ahd. Epur, agſ. Eofor, altn. Jöfur, d. i. eber (aper) held“ u. ſ. w. Sprachg. 684 f.

[620] Wilk. S. C. 109: „nu spyr Thidrikur Kongur hvad mann hann er? Hann svarar, ec heiti Vildifer“ u. ſ. w. S. om Didr. K. 131: „Konungen sporde hwat man a'stw. han swarade Jak heter wildefer.“ Vergl. Cod. Exon. 379, 23: „me væs Deor noma.“ [Ebend. 342, 26. 344, 22 wird deor von Wolf und Bär gebraucht.] Sæm. 186, 2: „Göfugt dýr ek heiti, en ek gengit hefk inn módurlausi mögr; födur ek ákka sem fira synir, geng ek einn saman.“

[621] Wilk. S. C. 162: „villigoltur, thad er a thydesku Villdifer, firir thvi er hann kalladur sva, at hann er alldrigi med sinum frændum, oc eigi a sinni fosturjordu, helldur iafnann med utlenzkum hofdingium. Villigoltur er allra dyra froknastur oc verstur vid at eiga theim er veidir“ u. ſ. w. S. om Didr. K. 171: „Tha förde ty en willegalt thʒ heter vppa tydzske wildefer. thy kalladis han sa. han war aldrey na'r sina'

Das läßt doch keinen Zweifel über den angegebenen Sinn des Ebernamens. Hieher reiht ſich aber auch noch das merkwürdige Bruchſtück eines altdeutſchen Gedichtes von Abor, der wieder denſelben Namen trägt; dieſer edelkühne Weigand räumt eben das Land, wo er in einer Felshöhle ſeine Eiſenrüſtung, die er vor Ermattung nicht mehr zu tragen vermag, zurückläßt und mit dem Schwert allein nach dem Nordwalde geht, in dem er drei Tage vor ſchrecklichem Gewürm nicht raſten kann, bis er zu einem Jungbrunnen kommt und dort ſchlafend von einem wilden Meerweibe gefunden wird, das ihn friſch und geſund badet, auch mit wunderbaren Begabungen ausrüſtet, ſo daß er nachmals „ſeinen Geſellen und die Königin“ erlöſen kann[622]. Die mythiſchen Züge dieſes Bruchſtücks laſſen um ſo mehr das Ganze vermiſſen, wenn auch dieſes der Abfaſſung nach erſt dem 14ten Jahrh. angehörte.

In den aufgezählten Fällen iſt es, außer bei Ibor, der einzelne Held, der ins Elend zieht, der Sondereber[623], der ſich durchhaut, ja es wird auf dieſes eigenkräftige Alleingehen Nachdruck gelegt[624]. Die Beziehung des landflüchtigen Eberhelden zum Geſtirnwege kann nun ſo

---

fra'nder eller i sit fa'dernes land. vtan han war mz wtlendzska hoffdingia“ u. ſ. w.

[622] Abor und das Meerweib, von Jak. Grimm, Zeitſchrift für deutſches Alterthum 5, 6 ff. „Der herre von dem ſteine gie, ſein ſwert er da niht enlie u. ſ. w. alſuſt nam er urloup und gie von dan, der edel kune wigant, alſo rumt er do daz lant. Do gie der herre balde zu einem nortwalde drie tage in einem vorſte u. ſ. w. do ſaz der nothafte man nider an daz grune gras, ſlafes im do not was. Do ſlief er unlangen; ſein ſwert het er gevangen in beide ſine hant, ein wildes merwip in do vant u. ſ. w. in der ſelben liten u. ſ. w. ſechs wochen und zwene tage u. ſ. w. ſint erloſte der herre gut ſinen geſellen und ouch die kunegin.“ Ähnlichkeit mit Wolfdietrichs Abenteuern iſt nicht zu verkennen. [Vergl. auch **Bartſch** in Pfeiffers Germania, V. Wien 1860. 8. S. 105 bis 108. H.]

[623] Notker Pſ. 79 (Hattemer, Denkm. 2, 28-): „der ëber ûzzer walde.“ „der einluzzo uuilde bër. der mit démo ſuáneringe ne gât.“ „der ándermo ſinero gendzſcefte ne jehet, der iſt ſingularis (ſúndir ëbir).“ [bër, verres, Gr. 3, 326.] (Der „Schwanring“, Heldenſ. 30. 388, iſt hier nicht haltbar, vergl. Schmeller, 3, 259. Mone, Unterſ. 77. Wackernagel, Wörterb. DXIII. Graff 4, 1169 erklärt nicht.)

[624] Nib. 1884, 2 (von Dankwart):

wie kund ein einic recke geſtriten immer baz
mit ſinen vienden, dann er hete getân?

gedacht werden, daß er auf die weiteſte Wanderſtraße hinausgetrieben ſei, ungefähr wie in den Achtformeln der Verbannte in die vier Straßen der Welt gewieſen wird[625]. Über den einzelnen Wanderer hinaus führt aber die patronymiſche Form Iring, ſie deutet, wie in jenen Ortsnamen, auf eine Sippſchaft von Eburingen[626], einen größern, gemeinſamen Wanderzug. Dieſelbe Form in der Mehrzahl beſtand für zwei der vier altengliſchen Hauptwege, Erminge- und Wätlingeſtraße, welch letztere Benennung zugleich der himmliſchen Milchſtraße zukam[627]. Erminge ſind aber wörtlich arme Leute, die bedürftigen Pilgrime[628],

---

[625] Kleinſchrod, Abhandlungen aus dem peinlichen Rechte, Th. 2. Erlangen 1798. S. 6 (Bannformel): „wir weiſen dich in die vier Straßen der Welt im Namen des Teufels.“ J. Grimm, Irmenſtraße 57. Daß etwa der mit dem Blute ſeiner Feinde beſprengte Weg des fliehenden Kämpfers gemeint ſei, wie abermals von Dankwart 1884, 1: „Sin vart diu wart erniuwet von heizem bluote naz“ (vergl. 1888, 3. 1892 f.), iſt nicht anzunehmen, da die Milchſtraße, wie auch dieſer Name beſagt, überall licht und weiß gedacht war [Irmenſtraße 22. 28].

[626] Dann iſt Irinc an die Stelle von Ebur getreten, wie in Vols. S. Völsûngr den agſ. noch in Wælse erhaltenen Namen des Stammvaters verdrängt hat (Heldenſ. 16). Wie unter den Wölfingen Wolfinc, Wolfwin u. ſ. w. (ebend. 238. 240. 102), ſo hieher Irinc und Erwin (Anm. 599) = Eburwin; vielleicht auch Îrolt = Eburolt, vergl. Gudrun (Vollmer) 310 f.:

Der wirt hiez zuo im ſitzen die zwêne junge man,
Îrolden und Hôranden. vrâgen er began,
von wannen ſi dar wæren komen in daz riche.
„wan mir gâben geſte bi minen ziten nie ſô lobeliche.“
Dô ſprach der recke Hôrant: „Daz wil ich iu ſagen.
herre, ûf genâde ſô müezen wir iu klagen:
wir ſin vertribene liute von unſer ſelber lande.
ez hât ein künic riche getân an uns ſinen grôzen anden.“

[627] Mythologie 330 f. 1214.

[628] Ettmüller, Lex. anglos. 30: „earming (erming) -es, m. miser, mendicus. sió ân frôfer [solatium] erminga, Boeth. 34, 8. ermingstræt (irming, yrmingstræt) -e, f. via publica, nisi potius eormenstræt, irmenstræt legi debeat, Som.“ Bosworth 75: „Earming, es; m. A poor miserable being.“ „Ermingestrete“ Thorpe, anc. laws S. 192. Mythologie (2) 330, vergl. (1) 213. MS. 1, 88: „Mir ſeit' ein ellender pilgerin“ u. ſ. w. 1, 59: „des armen pilgerins“ u. ſ. w. Die Pilgerſchaften, beſonders nach Rom, waren ſchon zur angelſächſiſchen Zeit ſtark im Gange; Beda 5, 8 ad a. 725: „Peregrinari, quod his temporibus plures de gente Anglorum, igno-

Wätlinge, in deren Straße die der erſteren einläuft, ſcheinen Ausgetriebene zu ſein[629] und die gemeinſame Straßenmündung für Beide war zu Dover, der Einſchiffungsſtätte nach dem Feſtland im Süden[630]. Daß auch auf der Iringsſtraße nicht bloß der einſame Wildeber gieng, beſtätigt ein altſächſiſcher Name der hell leuchtenden, von der Milchſtraße durchſchnittenen Sterngruppe, die den Griechen Orion hieß: „eburdrung“, Eberhaufe[631]. (Waren die belgiſchen Eburonen, die zu Cäſars Zeit am Ardennenwalde wohnten, deutſchen Stamms, germaniſche Auswandrer und Anſiedler unter den Galliern des linken Rheinufers, ſo iſt ein ganzes Volk von Ebern gefunden und der Vertilgungskampf der Römer gegen dasſelbe gibt ein vollkommenes Wald- und Jagdſtück[632]; noch im Laufe

---

biles, nobiles, laici, clerici, viri et feminæ certative consueverunt.“ Lappenberg 1, 198 f. (ebend. 230: König Offas Romfahrt.) Phillips 25.

[629] Ahd. wäzan, abigere, Graff 1, 1087: „uuiez, abigebat u. ſ. w. geuuäzzeni u. ſ. w. persecutio u. ſ. w.“ (Vergl. Wackernagel, Wörterbuch DLXXVIII. Grammatik 2, 75, Nr. 259; iſt nicht umgekehrt abigere die urſprüngliche, olere die abgeleitete Bedeutung?). Mythologie (1) 214*: „wäre vätlingastræt verderbt aus vadhlinga stræt (via vagantium)? obgleich ich kein agſ. vadholing, nur vadhol (vagabundus, erraticus) kenne; dann läge earmingastræt der Bedeutung ganz nahe.“ Vergl. Ettmüller lex. 75: „vädla, m. vädle, f. n. adj. vagabundus, mendicus, pauper u. ſ. w., vädle, -e, f. mendicatio, inopia u. ſ. w. vädljan u. ſ. w. vagari, mendicare, indigere.“ u. ſ. w. Leo, rectitud. 4.

[630] Britannia u. ſ. w. auth. G. Camdeno, Frankfurt 1590, S. 262: (von Dover): „Celeberrimus enim est trajectus, cautumque olim lege erat, ut nemo, qui religionis gratia peregre proficisceretur, alibi trajiceret.“ Die Straßenzüge ſind auf der Karte „Britannia Saxonica“ bei Lappenberg Bd. 1 angegeben.

[631] Mythologie 689 f. (Suhm, Symbolæ 369a: „Oriona, ebirdhring.“ 371a: „Orion, eburdn(r)ung.“ Unmittelbar darauf 372b: „Via secta, iringes uuec.“) Schon bei Veget. 3, 1[illegible], 16: (Vergl. auch oben den ſuánering.) „a vagantibus globis, quos vocant drungos.“ [Mone, Urgeſchichte des badiſchen Landes 1, 188.]

[632] Cäſar, bell. gall. 2, 4: „Condrusos, Eburones, Cæræsos, Pæmanos, qui uno nomine Germani appellantur, arbitrari ad XL millia.“ 5, 24: „Eburones, quorum pars maxima est inter Mosam et Rhenum, qui sub imperio Ambiorigis et Cativulci erant“ u. ſ. w. Zwar ſagt Ambiorix 5, 27: „esse Galliæ commune consilium u. ſ. w. non facile Gallos Gallis negare potuisse, præsertim cum de recuperanda communi libertate consilium initum videretur u. ſ. w. magnam manum Germanorum conductam Rhenum transisse, hanc adfore biduo“ u. ſ. w. (Vergl. 6, 34: „Cæsar ad finitimas

des Mittelalters hieß ein Adelsgeſchlecht eben dieſer Gegend: Eber der Ardennen)[633].

civitates nuntios dimittit, omnes evocat spe prædæ, ad diripiendos Eburones, ut potius in silvis Gallorum vita, quam legionariorum, periclitaretur“ u. ſ. w.); aber anderwärts heißt es wieder, 6, 32: „Segni, Condrusique ex gente et numero Germanorum, qui sunt inter Eburones Trevirosque, legatos ad Cæsarem miserunt oratum, ne se in hostium numero duceret, neve omnium Germanorum, qui essent citra Rhenum, caussam esse unam judicaret: nihil se de bello cogitasse, nulla Ambiorigi auxilia misisse. Cæsar, explorata re quæstione captivorum, si qui ad eos Eburones ex fuga convenissent, ad se ut reducerentur, imperavit: si ita fecissent, fines eorum se violaturum negavit.“ (Vergl. 2, 3: „reliquos omnes Belgas in armis esse, Germanosque, qui cis Rhenum incolant, sese cum his conjunxisse“ u. ſ. w., worauf dann 2, 4 die obige Aufzählung dieſer Germanen: „Condrusos, Eburones“ u. ſ. w. folgt. Zeuß 190 u., ſ. eb.) Über den Ardennerwald und die Flucht dahin 5, 3: „in silvam Arduennam u. ſ. w. quæ ingenti magnitudine per medios fines Trevirorum a flumine Rheno ad initium Remorum pertinet“ u. ſ. w. 6, 29: „Ipse (Cæsar) u. ſ. w. ad bellum Ambiorigis profectus, per Arduennam silvam, quæ est totius Galliæ maxima atque ab ripis Rheni finibusque Trevirorum ad Nervios pertinet, milibusque amplius quingentis in longitudinem patet, L. Minucium Basilum cum omni equitatu præmittit“ u. ſ. w. 6, 30: „Basilus, ut imperatum est, facit, celeriter contraque omnium opinionem confecto itinere, multos in agris inopinantes deprehendit; eorum indicio ad ipsum Ambiorigem contendit, quo in loco cum paucis equitibus esse dicebatur. Multum cum in omnibus rebus, tum in re militari fortuna potest. Nam sicut magno accidit casu, ut in ipsum incautum atque etiam imparatum incideret u. ſ. w. sic magnæ fuit fortunæ, omni militari instrumento, quod circum se habebat, erepto, rhedis equisque comprehensis, ipsum effugere mortem. Sed hoc eo factum est, quod ædificio circumdato silva (ut sunt fere domicilia Gallorum, qui vitandi æstus caussa plerumque silvarum et fluminum petunt propinquitates), comites familiaresque ejus angusto in loco equitum nostrorum vim paullisper sustinuerunt. Iis pugnantibus, illum in equum quidam ex suis intulit: fugientem silvæ texerunt.“ 31: „Ambiorix u. ſ. w. clam dimissis per agros nuntiis, sibi quemque consulere jussit: quorum pars in Arduennam silvam, pars in continentes paludes profugit. Qui proximi Oceano fuerunt, ii in insulis sese occultaverunt, quas æstus efficere consuerunt (wie Abor beim Meerweib). Multi, ex finibus suis egressi, se suaque omnia alienissimis crediderunt. Cativulcus, rex dimidiæ partis Eburonum, qui una cum Ambiorige consilium inierat, ætate jam confectus, cum laborem aut belli aut fugæ ferre non posset, omnibus precibus detestatus Ambiorigem, qui ejus consilii auctor fuisset, taxo, cujus magna in Gallia Germaniaque copia est, se

Am reichſten bevölkert aber, als Wander- und Heerweg, irdiſch zugleich und am Himmel vorgebildet, zeigt ſich dieſe Straße in chriſt-

---

exanimavit.“ (Oken 3, 358 [Eibenbaum, taxus, gemeine Eibe, t. baccata]: „Der Saft aus Rinde und Blättern iſt giftig.“) 6, 32: „Tum copiis in tres partes distributis, impedimenta omnium legionum Aduatucam contulit. Id castelli nomen est. Hoc fere est in mediis Eburonum finibus, ubi Titurius atque Aurunculejus hiemandi caussa consederant“ u. ſ. w. 6, 33: „Ipse (Cæsar) cum reliquis tribus (legionibus) ad flumen Scaldem, quod influit in Mosam, extremasque Arduennæ partes ire constituit, quo cum paucis equitibus profectum Ambiorigem audiebat“ u. ſ. w. 6, 34: „ubi cuique aut vallis abdita, aut locus silvestris, aut palus impedita spem præsidii aut salutis aliquam offerebat, consederat“ u. ſ. w. 6, 35: „Hæc in omnibus Eburonum partibus gerebantur u. ſ. w. Trans Rhenum ad Germanos pervenit fama, diripi Eburones atque ultro omnes ad prædam evocari. Cogunt equitum II millia Sicambri, qui sunt proximi Rheno“ u. ſ. w. 6, 43: „ac sæpe in eum locum ventum est, ut non modo visum ab se Ambiorigem in fuga captivi, sed nec plane etiam abiisse ex conspectu contenderent; ut spe consequendi illata atque infinito labore suscepto, qui se summam a Cæsare gratiam inituros putarent, pæne naturam studio vincerent semperque paullum ad summam felicitatem defuisse videretur, atque ille latebris ac silvis aut saltibus se eriperet et, noctu occultatus, alias regiones partesque peteret, non majore equitum præsidio, quam IV, quibus solis vitam suam committere audebat.“ Cäſar rechnet die Eburonen geographiſch und politiſch zu Gallien und den Galliern („Galliæ commune consilium“, „Gallos Gallis“ u. ſ. w. Maſc. 1, 35, N. 3: „weil ſie bereits mit den galliſchen Völkern in einer gemeinſamen Staats-Verfaſſung ſtunden“), der Name des Volks hat Anklang mit den keltiſchen Eburovices (Cäſar 3, 17. Zeuß 204), Ebrodunum (Yverdun), Eporedorix (Cäſar 7, 76) u. ſ. w. (Mone, gall. Spr. 96 f. Zeuß 189*), der Hauptort der Eburonen Aduatuca weiſt auf ihre Nachbarn Aduatuci, die den Galliern (2, 30: „hominibus Gallis“) beigezählt ſind, die Namen ihrer Führer Ambiorix und Cativulcus gemahnen an andre keltiſche Mannsnamen auf -rix und an die Volksnamen Ambivareti, Ambiani (Livius 5, 34: „Ambigatus“) Ambibarii (7, 75 neben Aulercis Eburovicibus, Zeuß 204 u.), Catu-riges, Volcæ (Zeuß ebend.), auch die Namen der übrigen mit den Eburonen unter der Bezeichnung Germani vereinigten Völker lauten undeutſch und Germani ſelbſt iſt nach der bekannten, aber noch immer nicht ins Klare gebrachten Stelle des Tacitus, Germ. 2, ein Name, welcher den zuerſt über den Rhein geſchrittenen Deutſchen, den nachmaligen Tungri auch im Eburonenlande (Zeuß 213 f.), von Nichtdeutſchen gegeben war und den neuere Forſcher auf keltiſchen Urſprung zurückführen (Sprachg. 787. Leo in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 5, 514. Vergl. ebend. 4, 480, A. 4. Zeuß 59 [Mahn ſ. Pfeiffers Germania 4, 494 f. Dagegen ebend. 14, 433. K.]).

licher Umwandlung. Auf der Jakobsſtraße giengen im Mittelalter die zahlloſen Pilgrime nach S. Jago von Compoſtella in Gallicien, die

Andrerſeits zieht Cäſar, der überhaupt zwiſchen Galliern und Germanen ſcharf unterſcheidet und dem Germani, Germania die gegebenen Benennungen für deutſchen Stamm und deutſches Geſammtland ſind, jene Ardennenvölker ex gente et numero Germanorum noch beſonders dadurch in den großen Stammverband, daß er ſie Germanen dieſſeits (weſtlich) des Rheines (Germanos, qui cis Rhenum incolunt, qui essent citra Rhenum) benennt, alſo mit den jenſeits des Stromes wohnenden unter Eine Gattung zuſammenfaßt. Leicht erklärt ſich, wie ein verhältnismäßig kleines Volk (5, 28: „civitatem ignobilem atque humilem Eburonum“) mitten unter Galliern auch galliſchen Zuſchnitt annahm (vergl. Livius 21, 38: „gentibus semigermanis“, Zeuß 227), aber daß ihm germaniſcher Urſprung zuerkannt war, liegt deutlich in den Angaben Cäſars. Derſelbe berichtet auch von den Aduatikern, die von ihm nicht unter die Ardennengermanen eingerechnet ſind, aber an die Eburonen grenzten und mit ihnen zuſammenhielten (Cäſar, bell. gall. 5, 38: „Ambiorix statim cum equitatu in Aduaticos, qui erant ejus regno finitimi, proficiscitur u. ſ. w. Aduaticisque concitatis“ u. ſ. w. 5, 39: „Eburones, Aduatici“ u. ſ. w.), ſie ſeien Abkömmlinge der Cimbern und Teutonen, von dieſen auf ihrem großen Zuge, 6000 an der Zahl (zu Cäſars Zeit wurde ihre Streitmacht auf 29,000 geſchätzt, 2, 4), zur Wahrung ihres am weſtlichen Rheinufer niedergelegten Geräthes zurückgelaſſen und nach mancherlei Kämpfen mit benachbarten Völkern hier ſeßhaft geworden (2, 29: „Ipsi (Aduatici) erant ex Cimbris Teutonisque procreati; qui cum iter in provinciam nostram atque Italiam facerent, his impedimentis, quæ secum agere ac portare non poterant, citra flumen Rhenum depositis, custodiæ ex suis ac præsidio VI millia hominum una reliquerant. Hi, post eorum obitum, multos annos a finitimis exagitati, cum alias bellum inferrent, alias illatum defenderent, consensu eorum omnium pace facta, hunc sibi domicilio locum delegerunt“). Die germaniſche Verwandtſchaft erſtreckt ſich noch weiter in Raum und Zeit; auch diejenigen Belgen, welche ſich rühmten, die Cimbern und Teutonen, in der Bedrängnis des geſammten Galliens, allein von ihren Grenzen abgewehrt zu haben, wollten doch, nach Ausſage von Abgeſandten der Remer, eines belgiſchen Volks, deſſen Name in Rheims erhalten iſt, größtentheils von den Germanen abſtammen, vor Alters über den Rhein gezogen ſein und die dortigen Gallier ausgetrieben haben, als Belgen werden ſofort mit den Aduatikern die Eburonen und die andern unter dem Namen Germanen begriffenen Völker verzeichnet. (2, 3: „Remi, qui proximi Galliæ ex Belgis sunt u. ſ. w. neque se cum reliquis Belgis consensisse u. ſ. w. reliquos omnes Belgas in armis esse, Germanosque, qui cis Rhenum incolant, sese cum his conjunxisse“ u. ſ. w. 2, 4: „Cum ab his quæreret (Cæsar), quæ civitates quantæque in armis essent et quid in bello possent, sic reperiebat, plerosque Belgas esse ortos a Germanis, Rhenum-

Jakobsbrüder[634], und in denſelben Namen war auch die himmliſche Iringsſtraße umgetauft[635]; der Gürtel Orions, ein Theil des germa-

---

que antiquitus transductos, propter loci fertilitatem ibi consedisse Gallosque, qui ea loca incolerent, expulisse; solosque esse, qui patrum nostrorum memoria, omni Gallia vexata, Teutones Cimbrosque intra fines suos ingredi prohibuerint. Qua ex re fieri, uti earum rerum memoria magnam sibi auctoritatem magnosque spiritus in re militari sumerent.“ Hieran ſchließt ſich dann die Aufzählung der einzelnen Völker und ihrer Streitkräfte, vergl. Zeuß 188. Eine weitere Erinnerung an den verheerenden Zug der Cimbern und Teutonen durch Gallien 7, 77. Tacitus, Germ. 28: „Treveri et Nervii circa affectationem Germanicæ originis ultro ambitiosi sunt, tanquam per hanc gloriam sanguinis a similitudine et inertia Gallorum separentur.“) Iſt all dieß nicht lediglich Erdichtung der Ehrſucht (wofür Zeuß 190 f. in der angeführten Stelle des Tacitus die Quelle findet), fehlt es der Sage, wie anderwärts, nicht gänzlich an geſchichtlichem Hintergrund, der bei Grenzvölkern wohl gedenkbar und durch den Germanennamen auf beiden Seiten des Rheins glaublich gemacht iſt, ſo wird die ältere Einwanderung in Gallien von demſelben germaniſchen Nachbarvolke ausgegangen ſein, von dem nachher die Eroberung ausgieng, von den Sigambern (Cäſar 6, 35: „Sicambri, qui sunt proximi Rheno“ u. ſ. w.: ſie kamen zwar, nicht eben brüderlich, zur von Cäſar ausgerufenen Ausplünderung der Eburonen herüber, wandten ſich aber dann gegen die Römer ſelbſt), früherem Namen der Franken, die auch noch vorzugsweiſe Germanen hießen (Zeuß 334 *. Sprachg. 788). Unter den älteſten Frankennamen erſcheint nun Ebero (Greg. Tur. 7, 13. Sprachg. 546. 541) und auch zu Cativulcus geſellen ſich aus karolingiſcher Zeit die Namen Geruolc (mit Kerunc, German), Ratfolc (Trad. Wizenb. 272. Vergl. oben Adiluolchus, und zum erſten Wort Catti, Catualda, Tacitus, annal. 2, 62. 63), Sigefolc, Cod. Lauresh. ind. onom. Oben Anm. 585. Zeitſchrift für deutſches Alterthum 2, 255.

[633] Reiffenberg, Monuments pour servir à l'histoire des provinces de Namur, de Hainaut et de Luxembourg u. ſ. w. B. 1. Bruxelles, 1844. Prélim. S. XXXIX: „Ardenois ou Sangliers d'Ardenne.“

[634] Volkslieder 302, 1: „Wer das elend bawen wel, der heb ſich auf und ſei mein geſel wol auf ſant Jacobs ſtraßen!“ 303, 2: „al ob den wech ſint Jacobs waert“ u. ſ. w. Hormayr, Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte 1837, S. 168, aus der Vorrede des Büchleins: „Die Straß zu ſant Jacob“ u. ſ. w. Nürnberg bei Jobſt Gutknecht 1520: „Ich Herrmann Kunig von Vache mit der Gotts Hilf will machen ein kleines Büchlein, das ſoll ſant Jacobs Straß genannt ſein, darinn will ich leren Steg und Weg und wie ſein ein yeder Jacobs Bruder wol pfleg mit Trinken und auch mit Eſſen“ u. ſ. w. Lacomblet, Urk. 184. 185 (a. 1051): „Jacobswech“. Mythologie 1214. Jacobsbrüder: H. Schreiber, Theater zu Freiburg, S. 12. Wackernagel, Leſebuch 2 (1 Ausg.), 1589 u. Schmeller 2, 263. [Schriften 4, S. 315. 316. H.]

niſchen Eberdrungs, wurde zum Jakobsſtab[636]. Die älteſte Meldung von dem neugeweihten Wege gibt der ſelbſt ſagenhafte Turpin im Eingang ſeiner vor dem Schluß des 11ten Jahrh. abgefaßten Geſchichte des ſpaniſchen Heerzugs: nachdem Karl der Große ſeiner chriſtlichen Herrſchaft weithin die Reiche unterworfen, beſchließt er, von der Mühſal des Krieges fortan auszuruhen, beim Aufblick zum Himmel aber gewahrt er einen Weg von Geſtirnen, der ſich vom frieſiſchen Meere zwiſchen Deutſchland und Italien, Gallien und Aquitanien, über Gaſconien und Hiſpanien bis nach Gallicien hinzieht; mehrere Nächte hindurch ſinnt der Kaiſer eifrig über die Bedeutung dieſes Weges nach, bis ihm geſichtweiſe ein Held von unſäglicher Schönheit erſcheint, der ſich als den Apoſtel Jacobus zu erkennen gibt, deſſen Leib in dem von den Saracenen ſchmählich unterdrückten Gallicien unbekannt liege; wie nun Karl von dem Herrn über alle irdiſchen Könige erhoben worden, ſo ſei er auch erwählt, die Straße des Apoſtels zu bahnen und das Land desſelben aus den Händen der Unglaubigen zu befreien; der geſtirnte Weg am Himmel bedeute, daß der Kaiſer mit großem Heere dieſe Kriegsfahrt antreten und nach ihm bis zum Ende dieſer Zeit alle Völker, von Meer zu Meere pilgernd, die Kirche und den Sarg des heiligen Zwölfboten andachtvoll beſuchen werden[637].

---

[635] J. Grimm, Irmenſtraße 16 bis 19. V. d. Hagen, Irmin 38 bis 41. Mythologie 331*. 1214 ob. Den Jakobspilgern war, wie den Seefahrern, weiſendes Geſtirn nicht überflüſſig, Hormayr a. a. O. S. 170: „Im Jahre 1430 pilgerte Jobſt Keller, Bürger zu Augsburg, in Folge eines in großer Lebensgefahr gethanen Gelübdes, nach S. Jago de Compoſtella, ohne ſelbes finden zu können. Drei Jahre darauf machte er dieſe Wallfahrt zum anderten Male, gieng aber dabei ſo oft irre, daß er erſt am Ende des fünften Monats das Ziel ſeiner Reiſe erreichte.“ Auch via Romæ ſoll zuweilen gleichbedeutend mit Milchſtraße gefunden werden, J. Grimm, Irmenſtraße 17.

[636] v. d. Hagen, Irmin 39. Mythologie 690. Leg. aur., herausgeg. von Gräße, 423: „Cui (Hermogeni) Jacobus baculum suum dedit“ u. ſ. w.

[637] De vita Caroli magni u. ſ. w. ed. Ciampi (über das Alter des Buchs W. Grimm, Ruol. L. XXXIV [Schriften 4, S. 354, Anm. 1. H.]), C. 1: „Hic vero Carolus postquam multis laboribus per multa climata orbis diversa regna, Angliam, Galliam, Teutonicam, Baoiariam, Lotharingiam, Burgundiam, Italiam, Britanniam cæterasque regiones innumerasque urbes a mari usque ad mare, divinis subsidiis munitus, invincibili brachio potentiæ suæ acquisivit et ab Saracenorum manibus abstulit christiano-

Das Ergebnis dieſer Nachweiſungen kann ſo gefaßt werden: Iring gehört weder der Geſchichte an, noch urſprünglich der Heldenſage, in ihm iſt der Ebergang zum Walde, das Bild des landflüchtigen Recken, perſönlich geworden, der Vertriebene zieht die Straße Ebrings, des Eberhelden; in die Sage vom Untergang des thüringiſchen Reiches iſt Iring dadurch gekommen, daß König Irmenfried und ſein flüchtiges Heer die Ebringsſtraße fuhren, ſo ſangen die älteſten Lieder von dieſem

---

que imperio subjugavit, gravi labore ac tanto sudore fatigatus, ne amplius bellum iniret, et ut requiem sibi daret, proposuit; statimque in cælum intuitus est quemdam caminum stellarum, incipientem a mari Frisiæ et tendentem inter Teutonicam et Italiam, inter Galliam et Aquitaniam, rectissime transeuntem per Gasconiam, Blascam et Navarram et Hispaniam, usque ad Galletiam, qua beati Jacobi corpus tunc temporis latebat incognitum. Quam viam cum Carolus per singulas noctes sæpe perspiceret, cœpit sæpissime præmeditari, quid significaret. Cui hæc summo studio cogitanti heros quidam, optimam et pulcherrimam, ultra quam dici fas est, habens speciem, nocte in ecstasi apparuit dicens: „Quid ais, fili mi?“ At ille inquit: „Quis es, domine?“ „Ego sum, inquit, Jacobus apostolus, Christi alumnus, filius Zebedæi, frater Joannis Evangelistæ, quem Dominus super mare Galileæ ad prædicandum populis suis ineffabili gratia eligere dignatus est, quem Herodes rex gladio peremit, cujus corpus in Galletia, quæ a Saracenis adhuc turpiter opprimitur, incognitum requiescit. Unde ultra modum miror, cur terram meam a Saracenis minime liberasti, qui tot terras tantasque urbes acquisivisti. Quapropter tibi notifico, quia sicut Dominus potentiorem omnium regum terrenorum te fecit, sic ad præparandum iter meum et liberandam tellurem meam a manibus Moabitarum te inter omnes, ut tibi coronam æternæ retributionis exinde præparet, elegit. Caminum stellarum, quem in cælo vidisti, hoc significat, quod tu cum magno exercitu ad expugnandam gentem paganorum perfidam et ad visitandam basilicam meam et sarcophagum meum ab his oris usque ad Galletiam iturus es, et post te omnes populi a mari usque ad mare peregrinantes, veniam delictorum suorum a Domino impetrantes, illuc iterum ituri sunt, narrantes laudes Domini et virtutes ejus et mirabilia ejus, quæ fecit; a tempore vero vitæ tuæ usque ad præsentis sæculi finem ibunt. Nunc autem perge, qua citius poteris, quia ego ero auxiliator tuus in omnibus! Et propter laborem tuum impetrabo tibi coronam a Domino in cælestibus, et usque ad novissimum diem erit nomen tuum in laude.“ Taliter beatus apostolus tribus vicibus Carolo apparuit. His itaque auditis Carolus, apostolica promissione fretus et coadunatis sibi exercitibus multis, ad expugnandas gentes perfidas Hispaniam ingressus est.“

weitkundigen Ereignis; auch an Etzels Hofe, der Freiſtätte geächteter Helden (namentlich der Wölfinge)[638], lebt Iring in Gemeinſchaft mit ſolchen, mit Irnfried und Hawart, eben nur weil ſie den Iringsweg giengen[639], und daß er bald Thüringer, bald Däne, bald Lothringer heißen kann, ſpricht wieder für ſeine allgemeinere Bedeutung; vom bildlichen Ausdruck zur Perſönlichkeit gelangt und in die epiſche Handlung eingedrungen, verläugnet er gleichwohl auch in den einzelnen Zügen ſeinen Urſprung nicht: verübte Gewaltthat, beſonders gegen den rechtmäßigen Herrn, nöthigt zur Landflucht[640] und ſo wird Iring in Thüringen zum Verräther an ſeinem König, erſchlägt dieſen und, überladener Weiſe, den Frankenkönig dazu, nach den deutſchen Gedichten aber hat er des Kaiſers oder des Herzogs von Lothringen Huld verwirkt, wie er dann überall auch fliehend ſich als Held erweiſt und mit dem Schwerte ſich Bahn bricht, iſt oben gezeigt worden; die Sternenſtraße nach ihm zu benennen, war dennoch ſein thüringiſches Heldenthum wenig geartet, auch hiebei muß zum weiteren Sinne ſeines Weſens gegriffen werden, für den irdiſchen Weg der Heimathflüchtigen, deren Vertreter Iring iſt, ergab ſich ein großartiges Gegenbild in der Himmelſtraße, auf die derſelbe Name übertragen ward. Darf man aber von der mittelalterlichen Vorſtellung, wonach dieſer unermeßliche Zug zahlloſer Sterne nicht bloß dem einzelnen Pilger, ſondern einem ganzen Heere von Glaubensſtreitern die Bahn vorzeichnete, auf die altgermaniſche Meinung zurückſchließen, ſo war hier die Iringſtraße das leuchtende und weiſende Himmelszeichen für jene allgemeine Heerwanderung der Völker, die aus ihren alten Wohnſitzen in ungekannte Ferne drängten oder getrieben waren[641].

---

[638] Vergl. Zeitſchrift für deutſches Alterthum 3, 198, 2. 202, 4.

[639] Kl. 563: „des ſtarken Iringes ellen unde ſiner hergeſellen.“ 553: „ellender man nie baz geranc.“ J. Grimm, Irmenſtraße 51: „do muoſten ſi cheren dan zun Hunen fluhticlichen.“ (Aus welcher Handſchrift der Klage?)

[640] Vergl. die Verfolgung des flüchtigen Mörders im Bacharacher Blutrechte, 14tes Jahrh.: „mit wofingeſchrei, mit glockenklange, durch den düſteren walt, als lange bis in die ſchwarze nacht benam.“ Rechtsalterth. 879. J. Grimm, Irmenſtraße 51: „Auch der altdeutſche Iring war ein entrinnender, landräumiger Miſſethäter, ein ſogenannter utlagr und vogelfreier Mörder.“ (Vergl. noch Nibelungen 1488, 2 f. 1492, 4.)

[641] Vergl. noch Hickenillestrete (Mythologie 330*. Camden 37) und

Auf den Wanderzug der Sueven ſelbſt iſt in dem lateiniſchen Berichte die Sage von Iring und ſeiner Straße nicht bezogen, auch verbürgen die ſchwäbiſchen Iringsberge eine Aneignung dieſer Sage ſo wenig, als die aus Ebur abgeleiteten Geſchlechts- und Ortsnamen. Unverkennbar aber iſt die Iringsſtraße gemeint, und zwar merkwürdig als irdiſcher Weg, wenn noch in einer Urkunde von 1489 ein Acker zu Oſterdingen mitten in Schwaben bezeichnet wird: „vff Herrichs ſtraß gelegen“[642]. Auch darf nicht unberührt bleiben, daß die letzte und weiteſte Suevenwanderung, die zu Anfang des 5ten Jahrh. in Gemeinſchaft mit Weſtgothen und Vandalen unternommene, genau denſelben Weg nahm, der nachmals dem Kaiſer Karl und ſeinem Heere am Sternhimmel gezeigt ward. Gallicien, das Ziel der Jakobsſtraße, wurde der Sitz des ſpaniſchen Suevenreichs, deſſen letzter König Eburik hieß. Die Nachrichten über dieſe faſt zweihundertjährige Herrſchaft der Weſtſueven, aus der Feder hiſpaniſcher Geiſtlichen, ſind dürr und für die Sagenforſchung durchaus unergiebig. Eher vielleicht könnte ſie an einen im ſpäteren Mittelalter auf galliciſchem Boden erwachſenen Mythenkreis anknüpfen, wenn er in reineren Quellen erhalten wäre. Im Lande Salvaterre, denen bekannt, die in Gallicien fahren[643] (den Jakobspilgern), auf dem Berge Montſalvatſch, ſtand der Tempel und die Burg des heiligen Grals, Pfleger dieſes Heiligthums aber war ein königliches Geſchlecht, in dem eine Reihe deutſch gemahnender Namen auffällt:

---

chemin de Brunehaut, beides irdiſche Heerſtraßen. Die Milchſtraße als Wohnort der Heroen, Macrobius in Ciceros somn. Scip. und Philopon. in Ariſtoteles Meteor. (Manil. Astronom. 1). v. d. Hagen, Irmin 30, 72 a. 38, 103 a. St. Jakobs heroiſche Erſcheinung ebend. 39 f. Perez de Gusman, Valerio u. ſ. w. (Salamanca 1587) S. 28 bis 30. 24 b. Auf einen Heerweg deutet auch die maleriſche Benennung der Milchſtraße Vroneldenſtraet, wenn Frau Hilde gemeint iſt (Mythologie 262 f. 1214 ob. Bergh 117 verweiſt nur auf Grimm).

[642] Spitals zu Tübingen Zinsbuch (handſchriftlich) von 1523, Bl. 109. In Rotenburg a. N. vormals und vielleicht noch eine Heringsgaſſe. In einem Herrenberger Zins- und Gültbuch von 1470: „Herings lehen“ zu Haslach.

[643] Titurel, Druck von 1477 (Bl. 16 b, 8): „Wer in Galitz iſt varende, Der waiſt ſant ſalvator und Salvaterre.“ Hahns Ausgabe 306, 4: „Swer in Galitz iſt geweſen, der weiz wol ſancte ſalvator und Salvaterre“ [öfter]. Volkslieder 302, 25 (Jacobslied): „Den Finſtern Stern (Finisterre) wellen wir lan ſtan und wellen zu Salvater ein gan, groß wunderzaichen an ſchawen“ u. ſ. w. Die Straß zu ſant Jacob u. ſ. w. 1520 (ſ. Anm. 634): „Salvatera“ u. ſ. w.

Tituriſon, Titurel, Frimutel, Sigune; in der Wildnis unferne der Burg ſitzt in den Äſten einer breiten Linde Jahre lang die jungfräuliche Sigune, einen Todten im Schooße haltend, die unverblühte Leiche ihres im Speerkampf gefallenen Geliebten, den ſie durch ihren Klageruf wieder ins Leben wecken möchte[644], gleich jener auch im Namen anlautenden Sigrun unter den Suevenbergen, die am Arme des erſchlagenen Helgi im Hügel ruht[645].

---

[644] Parzival 138, 22 f.: „den fürſten tôt dâ vander der juncfrouwen in ir ſchôz." 141, 24: „nu minne i'n alſô tôten." 249, 14 ff.: „vor im ûf einer linden ſaz ein magt, der fuogte ir triwe nôt. ein gebalſemt ritter tôt lent ir zwiſchenn armen." Titurel, Hahns Ausg. 5152: „Hey leben ſtimme zv ſchricken. daz dv mir biſt ſo verre. Damit ich meht erqwicken. dir an leben daz ſüzze vnd daz geberre. Alſam der lewe ſine kint die toten. Jvncfrowen zvhtic rvnen. wolt ich zv liebe gar durch dich verſchroten."

[645] Sæm. 168, 35: „Nû kveð ek enskis orvænt vera sîð nê snimma at Sevafjollum, er þû â armi ôlifðum sefr, hvît î haugi Hognadôttir! ok ertu kvik in konungborna." Vergl. 166, 23. 168, 33 f. Die gleichen Namen ſind es allerdings nicht; Sigûne (reimend mit brûne, Parzival 138, 17 f.) mag bei den mhd. Dichtern erſt in der Herübernahme aus dem Altfranzöſiſchen zum langen û gekommen ſein und urſprünglich der weiblichen Ableitungsform ahd. (Sig-) un, unna, altn. yn, ynja (Gr. 2, 175. 319. 994. 1002 ahd. Hruadun) angehört haben, während Sig-rûn ein zuſammengeſetzter Name iſt, deſſen zweites Wort in ahd. und altn. Frauennamen socia (colloquii) bedeutet (Gr. 2, 517: Sigirûn); da übrigens dieſe Zuſammenſetzung mit rûn vorherrſchend im Norden gangbar iſt, ſo könnte eine ſueviſche Sigun zur Sigrûn des Eddaliedes umgewandelt worden ſein. Dagegen heißt Sigyn, Sigun (Sig-yn) im nordiſchen Mythus die Gattin Lokis, die bei ihrem von den Aſen gebundenen Manne ſitzt und das auf ihn herabträufelnde Schlangengift in einem Becken auffängt (Sæm. 7. 39. 69. Sn. 70), wozu Finn Magnuſen (Lex. myth. 423) bemerkt: „Siguna (ni fallor) in Germanorum medii ævi romanensibus fabulis ac poëmatibus celebratur ut fidissima uxor aut amasia, sed humana tantummodo, et longe alio viro vel amatore gaudens." Mythologie 389**: „Tit. 105, 4 heißt es merkwürdig: „Sigûn, diu ſigehaft ûf dem wal, da man welt magede kiuſche und ir ſüeze." Die nächſte Str. 106 (Lachmann S. 408) fährt ſogleich fort im deutſchen Wortſpiele mit Sigûn und ſigehaft: „Diu dir hât ane geſiget, du ſolt ſigenunft erſtriten mit dienſtlicher triwe an ir" u. ſ. w. Auch das Hemd, das Sigune dem Geliebten auf die Fahrt gab und von dem wohl auch das „Sleigertüechlin" S. 217 ff. ſeinen Urſprung hat, erſcheint nur im Geſchmacke des ritterlichen Minnedienſts, gleichartig mit St. Georgen Hemde, das Wolfdietrich von Sigeminne (Mythologie 1053), dann auch mit dem Schildbande, das Hromund von Svanhvit

2. Hauptvölker.

Die allgemeine Bewegung der germaniſchen Völker bewirkte nicht bloß den Wechſel ihrer Wohnſitze und ihrer örtlichen Stellung zu einander, aus ihr ergab ſich auch eine durchgreifende Veränderung der Machtverhältniſſe, die Zerſetzung alter Gemeinſchaften und die Bildung neuer, das Verſchwinden langberühmter und das Auftauchen kaum oder gar nicht vernommener Volksnamen. Wohl war der ſueviſch-alamanniſche Einbruch über den römiſchen Grenzwall im Südweſten, ſchon gegen Ende des 3ten Jahrh., von ſolcher Stärke, daß er nicht bloß augenblicklich Schrecken und Niederlage weithin verbreitete, ſondern auch dem Stamm und Namen der Sueven nachhaltigen Fortbeſtand im neueroberten Lande ſicherte. Allein dieſer Abſtoß war doch nur ein Bruchtheil des großen ſueviſchen Verbandes, der in Altgermanien als vorherrſchende Macht gegolten hatte, aus dem frühe ſchon bedeutende Glieder (Katten, Hermunduren, Lygier) ſelbſtändig hervortraten und neben den Sueven oder feindlich ihnen gegenüber genannt wurden, der aber fortan nach allen Seiten hin ſich auflöſte, auf weiten und entgegengeſetzten Wegen ſich zerſtreute. Im Laufe des 5ten Jahrh. gieng ein ſueviſcher Zug mit den Vandalen die nachmalige Jakobsſtraße weſtlich bis über die Pyrenäen, zahlreich genug, dort ein galliciſches Suevenreich aufzurichten, die Sueven-Angeln aber ſchifften in Geſellſchaft der Sachſen über die Nordſee und wurden Mitgründer der germaniſchen Herrſchaft in Britannien; um die Mitte des 6ten Jahrh. ſtifteten die ſüdwärts abgezogenen Sueven-Langobarden ein zweihundertjähriges Reich in Oberitalien. Noch mehrfach erſcheinen wandernde und angeſiedelte Sueven mit oder unter anderen Völkern und zunächſt der alten Heimath blieben jene nur über die Elbe vorgerückte Nordſuaven am Harze zurück. Während aber all dieſe Abflüſſe altſueviſcher Volkskraft in neuen Völkerverbindungen und Staatenbildungen aufgehn, treten in das deutſche Reich, das ſich aus den Strömungen der langandauernden Wanderflut emporhebt, die Sueven-Alamannen als einer der vier Hauptſtämme ein, die ſich das Mittelalter hindurch in ihren Herzogsgeſchlechtern die Königswürde ſtreitig machen: Franken, Sachſen,

---

empfangen hat (Fornald. S 2, 373 ff.), endlich ſogar mit Helgis Schwerte, der Namengabe von Swawa-Sigrun.

Schwaben und Baiern, mit denen Anfangs noch die Thüringer Schritt halten[646]. Waren altgermaniſch die Sueven das hervorragende Volk, ſo ſind es im Aufbau des deutſchen Geſammtreichs die Franken; von ihnen hat auch daſſelbe zuerſt den Namen und nach den mittelalterlichen Rechtsbüchern ſoll der König fränkiſches Recht haben, von welchem Land oder Schild er geboren ſei[647]. Die Gemeinſchaft der Alamannen iſt, wie die altſueviſche, eine mehr im Stammgefühl, als im ſtaatlichen Verband haftende, vielherrſchaftliche, an ihrer Spitze ſtehen in Mehrzahl Herzoge oder ſogenannte Könige (duces, reges, reguli)[648]; bei den Franken dagegen iſt alles Streben auf einheitliche Staatsgewalt gerichtet und der anſteigende Herrſcher rottet die eigene Verwandtſchaft aus, um allein die Zügel in der Hand zu halten und ſie ebenſo ſeinem Nachfolger zu überliefern[649]. In Chnodomars Alamannenheere müſſen beim Beginn der Schlacht die Häuptlinge vom Pferde ſteigen, damit ſie das Schickſal des mistrauenden Fußvolks theilen[650], der Frankenkönig Chlodowig ſchlägt im Angeſichte ſeines ganzen Heeres mit der Streitaxt den Kriegsmann zu Boden, der ſein Loos an der Beute, ein Kirchengefäß, auf altes Frankenrecht trotzend, herauszugeben verweigert hat[651]. Straff im Innern angezogen und jeden Zuwachs von außen feſt an ſich knüpfend, muſte dieſe Gewalt in einer Zeit gährender und zu neuer Geſtaltung drängender Kräfte über jede zerfahrene, in ſich unſichre Macht entſcheidendes Übergewicht erlangen.

---

[646] Stälin 1, 334, Anm. 2 und 3. Schwabenſpiegels Landrecht 120: „von vier landen.“

[647] Otfried, bei Graff S. 1 [bei Kelle S. 3. H.]: „Lúdeuuig, ther ſnéllo u. ſ. w. er óſtarrichi ríhtit ál. ſo fránkono kúning ſcal. Ubar fránkono lant. ſo gengit éllu ſin giuualt.“ Diut. 2, 370: „Germania, franchono lant.“ Schmeller 1, 615. Schwabenſpiegels Landrecht 123 b: „Alſe der künig erwelt wirt. von ſwelen landen er geboren iſt. daz reht hat er verloren. vnd ſol haben frenckſches reht. von ſweler geburt er geboren iſt. daz reht hat er ouch verloren. vnde ſol haben frenckſches reht.“ Sachſenſpiegel 3, 54, § 4: „Die koning ſal hebben vrenkeſch recht, ſvenne he gekoren is, von ſvelker bord he ok ſi, wanne alſe die vranke ſinen lif nicht verwerken ne mach, he ne werde in der hanthaften dat gevangen, oder yme ne ſi ſin vrenkeſch recht verdelet, alſo ne mach deme koninge neman an ſin lif ſpreken, yme ne ſi dat rike vere mit ordelen verdelt.“

[648] Stälin 1, 157 f. Mone, Urgeſchichte des badiſchen Landes 1, 311 ff. Merkel, de republ. Alam. S. 4 fg. 26, III, 1.

[649] Löbell, Gregor von Tours 164 u., f. 227. 263.

[650] Ammianus 12, 16 [S. 157]: „subito Alamannorum peditum fremitus indignationi mistus auditus est, unanimi conspiratione vociferantium, relictis equis secum oportere versari regales, ne si quid contigisset adversum, deserta miserabili plebe facilem discedendi copiam reperirent. Hoc comperto, Chnodomarius jumento statim desiluit, et secuti eum residui idem facere nihil morati, nec enim quisquam ambigebat, partem suam fore victricem.“

Die Schwaben haben ihren altkundbaren Namen behauptet, wenn er auch eine Weile durch den der Alamannen in Schatten geſtellt war; Sachſen, Franken und Baiern werden erſt ſpäter lautbar, aber die Völker ſelbſt griffen zuvor ſchon thatkräftig in die deutſche Geſchichte ein, als Cherusker, Sigambern, Markomannen[652]. Unter dieſen alten Namen, in den früheren Wohnſitzen oder in Heerhaufen, die von da ausgeben, befinden ſich die nachmaligen Hauptvölker verſchiedentlich ſchon Cäſarn gegenüber in Streitgenoſſenſchaft oder Grenznachbarſchaft; in Arioviſts Heere Markomannen und Sueven, weiter unten am Rheine, wo Cäſar den Strom überſchreitet, Sueven, Cherusker, Sigambern[653]. Am merkwürdigſten aber ſtehen alle vier in den Waffen, als fünfzig Jahre nachher Druſus in Germanien eindringt. Die Kriegsgeſchichte dieſes jugendlichen Helden ſind bei den römiſchen Geſchichtſchreibern ſelbſt in ſagenhaftes Licht gehoben und es läßt ſich dabei ſelbſt der Einfluß germaniſcher Vorſtellungen muthmaßen. Druſus iſt kühn genug, im frieſiſchen Meere die Säulen des Hercules, von denen ihm geſagt war, aufſuchen zu wollen, aber der Ocean widerſetzt ſich dem Erforſchen heiliger Geheimniſſe[654]. Waren es Gebirge des höhern Nordens, die von der Anfahrt des Donnergotts erzittern [655]? Warnende Vorbedeutungen ſetzen ſeinem Heerzug im innern Lande an den Ufern der Weſer ein Ziel. Hier läßt ſich ein Bienenſchwarm an einem Hauptzelte nieder und bedeckt die davor aufgeſteckte Lanze [656], ein altrömiſches Vorzeichen und doch daſſelbe, das noch vor der Sempacher Schlacht Herzog Leopolds Waffen anfliegt [657]; ernſter noch iſt die Erſcheinung des germaniſchen Weibes von übermenſchlicher Größe, das ihm Halt gebietet und ſein nahes Ende weiſſagt [658]; er ſtirbt an einem Sturz mit dem Pferde und der Eigelſtein zu Mainz ſoll ein Denkmal ſeiner Siege ſein [659]. In ſeinen Tagen war, nach Florus, in Germanien ſolcher Friede, daß die Menſchen umgewandelt ſchienen, das Land ein andres, der Himmel ſelbſt milder und weicher als ſonſt [660]. Derſelbe redneriſche Schrift-

---

[651] Gregor. Turon. 2, 27: „Quo mortuo reliquos abscedere jubet, magnum sibi per hanc causam timorem statuens.“ (Lebell 212 ff.)

[652] Über das erſte Vorkommen der drei neueren Namen ſ. Zeuß 150 (Saxones). 326 (Franci). 366 (Baiuvarii); über die Gleichheit der Völker ebend. 380 ff. (Saxones = Cherusci). 326 f. (Franci = Sigambri). 364 ff. (Baiovarii = Marcomanni), vergl. Zeuß, Die Herkunft der Baiern von den Markomannen u. ſ. w. München 1839. Sprachg. 624 f. 520 ff. 504 f.

[653] Cäſar, bell. gall. 1, 51: „Marcomannos u. ſ. w. Suevos.“ 4, 19: „Suevos u. ſ. w. Sigambros.“ 6, 10, 35: Sueven, Cherusker, Sigambern. Sueven und Sigambern zuſammengenannt in der consol. ad Liviam 13. 311. (Sprachg. 521 u.)

[654] Tacitus ſpricht davon in feierlichem Tone, Germ. 34: „Ipsum quin

---

etiam Oceanum illa tentavimus. et superesse adhuc Herculis columnas fama vulgavit: sive adiit Hercules, seu quidquid ubique magnificum est, in claritatem ejus referre consuevimus. nec defuit audacia Druso Germanico: sed obstitit Oceanus, in se simul atque in Herculem inquiri mox nemo tentavit: sanctiusque ac reverentius visum, de actis deorum credere, quam scire."

[655] Sæm. 67, 55: „Fiöll öll skialfa, hygg ek á för vera heiman Hlórrida."

[656] Dio 45 [Masc. 1, 67 A.]. Jul. Obſequens, de prodig. 1, 132 (vermuthlich aus Livius): „In Germania in castris Drusi examen apum in tabernaculo Hostilii Rutilii, castrorum præfecti, consedit, ita ut funem prætendentem præfixamque tentorio lanceam amplecteretur. Multitudo Romanorum per insidias subacta est."

[657] Livius 21, 46: „Apud Romanos haudquaquam tanta alacritas erat, super cetera recentibus etiam territos prodigiis. nam et lupus intraverat castra, laniatisque obviis ipse intactus evaserat. et examen apum in arbore prætorio imminente consederat." Vergl. ebend. 24, 10. 27, 23. Halbſuters Sempacher Lied (Wackernagel, Leſebuch 1, 921): „do kam ein imb geflogen, in linden er gniſtet hat: de aus hertzogen waffen er flog, als do der ſelbig hertzog wol für die linden zog. „Das dütet frömbde geſte": ſo redt der gmeine man." Florus 4, 2 (S. 236): „examina in signis." Vergl. S. 353.

[658] Dio 55, 1 (Mythologie 375). Suetonius, Tib. Claud. 1: „Hostem etiam frequenter cæsum ac penitus in intimas solitudines actum, non prius destitit insequi, quam species barbaræ mulieris humana amplior victorem tendere ultra sermone latino prohibuisset."

[659] Mascou 1, 68 f., A. 8. Mythologie 349. Weisthümer 2, 744. (Schwert zu Mainz?)

[660] Florus, rer. rom. 4, 12: „Ea denique in Germania pax erat, ut mutati homines, alia terra, cœlum ipsum mitius molliusque solito videre-

ſteller gibt aber zuvor auch eine Kriegsmähre, in der keines jener vier deutſchen Völker fehlt:

Nachdem Druſus mit ausgezeichneter Kriegsbeute von den Markomannen einen erhabenen Hügel als Siegesmal aufgeſchmückt, greift er die gewaltigſten Völker, Cherusker, Sueven und Sigambern, zugleich an. Dieſe haben zwanzig römiſche Hauptleute verbrannt und unter ſolcher Weihe den Krieg unternommen, mit ſo zuverſichtlicher Siegeshoffnung, daß ſie zum voraus die Beute vertragsmäßig getheilt: die Cherusker haben die Pferde gewählt, die Sueven Gold und Silber, die Sigambern die Gefangenen. Aber Alles geht umgekehrt: Druſus iſt Sieger, ihre Roſſe, Herden, Halsketten, ſie ſelbſt als Beute vertheilt und verkauft er[661].

Voreilige Theilung der Beute, wie ſie Gregor von Tours auch den Sachſen bezüglich der ſueviſchen Frauen zuſchreibt[662], iſt nachmals in deutſcher Heldenſage ein beliebter Scherz. Wolfdietrich begegnet mitten im Walde zwölf Schächern (Räubern), die ſich ſogleich jeder ſein Theil an ihm auserſehn: dem erſten ſcheint der lichte Schild in die Augen, der zweite will das Roſs haben, der dritte den Helm, der vierte die Eiſenhoſen, der fünfte das Schwert, der ſechſte die Platte, der ſiebente die Roſsdecke u. ſ. f., da es aber am eilften, ſchon ausgeht, ſo verlangt der zwölfte, daß, wie ſie doch ſämmtlich ihr rothes Blut wagen müſſen, auch Alle gleichen Theil empfangen, und ſo wird auch beſchloſſen; allein der Held ſtreckt ſie der Reihe nach zu Boden und ſpottet dann: „Nun ſeid ihr Alle zu gleichem Theil

---

tur." Horatius, carm. 4, 14, 51 fg. (ad Augustum): „Te cæde gaudentes Sygambri compositis venerantur armis." (Vergl. carm. 4, 4.)

[661] Florus 4, 12: „Nam Marcomannorum spoliis insignibus quendam editum tumulum in trophæi modum (Drusus) excoluit. Inde validissimas nationes, Cheruscos Suevosque et Sicambros, pariter aggressus est: qui viginti centurionibus concrematis hoc velut sacramento sumserant bellum, adeo certa victoriæ spe, ut prædam in antecessum pactione dividerent. Cherusci equos, Suevi aurum et argentum, Sicambri captivos elegerant. Sed omnia retrorsum. Victor namque Drusus equos, pecora, torques eorum ipsosque præda divisit et vendidit." (Zeuß 94. Stälin 1, 10, A. 5. Sprachg. 521. 565 u., ſ. ob. Zum Menſchenopfer vergl. Tacitus, ann. 1, 61.)

[662] Gregor. Turon. 4, 43; ſ. ob. Anm. 569.

gekommen“[663]. Ebenſo reitet Wittich, Wielands Sohn, einer Steinbrücke zu, an der zwölf Kämpen räuberiſchen Zoll einfordern; von den Zinnen ihrer Burg ſehen ſie den Ritter herankommen und Jeder nimmt ſich ſchon ſein Theil: Waffenſtücke, Roſs, Gewand, Schatzgurt (ſegyrdil, wohl daſſelbe, was Wolfdr. Frankf. Hdſ. Bl. 101 a: „ſin ſtarkes yſen ſlos.“), ſelbſt eine Hand, einen Fuß, der Letzte das Haupt; aber auch ſie verrechnen ſich, ſie werden erſchlagen und ihre Burg verbrannt, nachdem all ihr angeſammeltes Gut, Gold und Kleinod, weggenommen iſt[664]. Dieſe Theilungen ſind mit gutem Bedachte zugeſpitzt, ſie ſchlagen ſämmtlich ins Widerſpiel um, der gleiche Theil wird ſpottweiſe zugemeſſen, in der Wahl der Stücke ſelbſt zeigt ſich ein Fortſchritt von Hab' und Gut zu Leib und Leben. So ſind auch bei Florus die Gefangenen das dritte Loos und es mag nicht bloßer Zufall ſein, daß den Sigambern, den nachmals herrſchenden Franken, eben dieſe Wahl zugeſchrieben wird, die auf die Perſon des Feindes geht, mit deſſen Bewältigung auch alles Andre gegeben iſt. Die vorſchnell Theilenden ſind hier ganze Völker, die drei mächtigſten, und es ſcheinen damit frühe ſchon jene Wahrzeichen angedeutet, welche nachmals die deutſchen Hauptſtämme im Guten oder Böſen einander reichlich zuerkennen. Naher tritt dieß in einer Sage, die freilich nur noch aus weit abgeleiteter und trüber Quelle, Tritenheims übelberufenen Frankengeſchichten vom Anfang des 16ten Jahrh., geſchöpft werden kann:

Die Alemannen, auch Sueven genannt, waren ſchwer von den Römern bedrängt und riefen deshalb die Franken, Thüringer und Sachſen zu Hilfe. Der Frankenkönig Chlodemer ſchickte ſofort ein gewaltiges Heer unter ſeinem Bruder Genebald, auch die Könige der beiden andern Völker ließen es nicht an Hilfsmacht fehlen und die Römer wurden mit ungeheurem Verluſte geſchlagen. Als nun die ſieghaften Deutſchen im Lager herkömmlicher Weiſe die Beute theilten, beſchuldigte ein Sueve, Adelbert, einen Thüringer, Gunther, etwas von dem gemeinſamen Gute heimlich entwendet zu haben. Dieſer läugnete und jener erbot ſich zum Beweiſe durch Zweikampf, den auch die Führer zuließen. Im zweiten Gange fiel der Thüringer und bei Entkleidung ſeiner Leiche fand man das Geſtohlene. Über dieſe Beſchämung waren die Thüringer höchlich entrüſtet, verbargen zwar ihren Ingrimm, aber 120 aus ihrer Mitte beſchloſſen, Rache zu nehmen. Sie überfielen in der folgenden Nacht das Zelt, darin ſie den Adelbert vermutheten, und verlangten, daß ihnen der Mörder zur Vergeltung ausgeliefert werde. Die Sueven, entſchloſſen, ihren unſchuldigen Genoſſen zu ſchützen oder mit ihm zu ſterben, ſtürzten ſich auf die 120 Thüringer und erſchlugen ſie faſt alle. Darüber erhob ſich am Morgen ein allgemeiner, blutiger Kampf zwiſchen beiden Völkern. Die Thüringer, ſoviel ihrer übrig blieb, flohen in das zwei Meilen entfernte Lager der Franken, die ſo wenig als die Sachſen vor geſchehener Sache davon gewuſt hatten. Die Führer der zwei letztern Heere ſuchten Frieden zu ſtiften, brachten aber nur einen Waffenſtillſtand auf drei Jahre zu Stande. Von dieſer Zeit an blieb zwiſchen Sueven und Thüringern ein heimlicher Groll, obgleich Viele die Urſache nicht mehr wiſſen. Nach Ablauf der dreijährigen Friſt ſagten die Alemannen den Thüringern den Krieg an. Dieſe, ihrer Kraft mistrauend, ſuchten Hilfe bei Chlodomer, der ihnen jedoch die eigene Gefahr von Seiten der Römer und Gallier, ſowie die große Entfernung der Alemannen von den Franken entgegenhielt, da erſtere den Urhab, letztere die Mündungen des Rheins innehätten. Die Boten erwiderten: die Thüringer beſitzen ein breites, fruchtbares und angenehmes Land, von welchem König und Volk das beſte Stück, an den Ufern des Mains gelegen, den Franken abtreten wollen, damit dieſe ihnen, den Thüringern, eine Mauer und den Alemannen eine Grenzmark werden. Dieß Erbieten fand Beifall und demnächſt zog eine mächtige Frankenſchaar, Gewaffnete, Ackerbauer, Werkleute, mit Frauen, Kindern und aller Habe unter Genebalds Befehl vom Niederlande herauf und nahm freudig von dem verheißenen Gebiete Beſitz. Als aber die Alemannen vernahmen, daß zwiſchen ihnen und den Thüringern die Franken ſich am Maine niedergelaſſen, erſchraken ſie, ſchickten an Genebald Botſchaft um Frieden und ſtellten den ganzen Hader mit den Thüringern in ſein Ermeſſen. Ebenſo thaten auch dieſe und damit war der große Zwieſpalt durch Genebalds Klugheit beigelegt. Der Ort, wo die neuen Ankömmlinge ſich zuerſt niederließen, hieß ehemals „Lunaw“, jetzt iſt dort die fränkiſche Stadt Wirzburg[665].

---

[663] Wolfdietrich, Frankfurter Handſchrift Bl. 99 b ff. Schluß Bl. 102: „Er ſpot(et) ir mit ſchalle, als wir es hant vernomen, er ſprach: nu ſint ir alle zů glichem teil bekomen.“ (Heldenbuch, Hagenaw 1509, Bl. viiij b ff. [v. d. Hagen, Heldenbilder 81].) Kürzer im Wolfdietrich der Ambraſer Handſchrift [S. 85]: „Wie Er die Schacher ſchlůg in dem Walde.“ Kaſpar von der Rön Str. 199 ff.; dort ſind es unpaſſend 50 Räuber und werden 24 erſchlagen, hier 40 und 20. [Der große Wolfdieterich, herausgegeben von A. Holtzmann. Heidelberg 1865. 8. Strophe 840 bis 864. H.]

[664] Wilk. S. C. 35 f. Vergl. Sagan om Didrik af Bern C. 82 bis 89. Eigenthümliche Behandlung des Räuberkampfs: „Li Moniages Guillaume“ V. 443 ff. (C. Hofmann, über ein Fragment des Guillaume d'Orenge, München 1851, S. 21 ff.)

Tritenheim ſetzt dieſe Vorgänge in die Jahre 312 bis 316 n. Chr.: Chlodomer iſt ihm der 36ſte in einer Reihe fränkiſcher Könige, die vom Jahr 440 v. Chr. an läuft, von der aber die Geſchichte nichts weiß. Geſchichtlich erſcheint der Name Chlodomer erſt als ein merowingiſcher im 6ten Jahrhundert. Genebald, dem ein Sohn Marcomer zugetheilt wird, iſt gleichnamig mit dem beglaubigten Genobaudes, der gegen Ende des 4ten Jahrh. mit den Brüdern Marcomer und Sunno die Franken bei einem den Römern furchtbaren Einfall am Niederrhein anführt[666], allein bei Tritenheim kommen drei Brüder Genebald, Marcomer und Sunno wieder beſonders als niederfränkiſche Herzoge im Anfang des 5ten Jahrh. vor und auch ſonſt ſpielen dieſe Namen verſchiedentlich in ſeinen Königs- und Herzogsreihen[667]. Als ſeine Hauptquelle für die Zeit bis zum

---

[665] De origine gentis Francorum compendium Joannis Tritenhemii abbatis, ex duodecim ultimis Hunibaldi libris, quorum sex primos Wasthaldus conscripsit, ab introitu Sicambrorum, ad partes Rheni in Germaniam u. ſ. w. (Joh. Trithemii u. ſ. w. primæ partis opera historica u. ſ. w. Frankfurt 1601, Fol.) S. 74 fg. Ej. Compendium sive breviarium primi voluminis annalium sive historiarum, de origine regum et gentis Francorum u. ſ. w. (Zueignung von 1515, ib.) S. 24 bis 26. Am Ende des Buchs de orig. (S. 99) ſteht die Jahrzahl 1514, am Schluß der Zueignung des compend. 1515. Letzteres iſt übrigens, namentlich auch in obiger Erzählung, ausführlicher und im Drucke vorangeſtellt. Löbell (484, 1) ſieht die orig. für einen Auszug des compend. an, ſie geht aber viel weiter in der Zeit, bis auf Ludwig den Deutſchen, während das compend. mit Hilderich, dem letzten Merowingen, ſchließt.

[666] Sulpic. Alexand. bei Gregor. Tur. 2, 9. Claudianus, de laud. Stilic. 1, 241 bis 245: „Marcomeres Sonnoque u. ſ. w. fratres.“ Zeuß 340 f. Mascou 1, 311 f. (Tragiſches Geſchick der beiden Brüder.)

[667] Orig. S. 79: „Eodem anno (403) Marcomerus et Sunno duces et fratres Genebaldi Franciæ inferioris mortui sunt“ u. ſ. w. Vergl. Compend.

Tode des Chlodoveus bezeichnet er Hunibalds, eines Zeitgenoſſen deſſelben, zehen Bücher fränkiſcher Geſchichten[668]. Auf dieſen Gewährsmann beruft er ſich beſonders auch zweimal in der Erzählung vom Streite der Schwaben und Thüringer[669]. Der Franke Hunibald aber ſoll für ſein lateiniſch verfaßtes Werk aus Liedern und Schriften der Prieſter ſeines Volks geſchöpft haben[670]. Hiernach ſollte man, wenn

---

S. 33, 17 ff. Anderes weiſt der Index unter dieſen Namen nach. Unter ſeinen Gewährsmännern, jedoch erſt für die Zeit, bei welcher Hunibald abbricht, nennt Trithemius, comp. S. 42, auch den Gregorius, archiepisc. Turonensis.

[668] Compend. S. 2: „Is [Hunib.] etenim solidus Francorum historiographus claruit in humanis Clodovei regis, quem sanctus Remigius, præsul Romanorum, baptizavit, temporibus, anno dominicæ nativitatis quingentesimo; et scripsit post Doracum, philosophum, Wasthaldum, historicum, et alios plures rerum gestarum antiquissimos scriptores insigne opus, quod in libris decem et octo distinxit. In sex primis gentis Francorum primævam deducit originem ab excidio Trojano usque ad mortem Antenoris regis, quem Scanziani, Gothi, Suecique sive Suedi, circa Danubii ostia interfecerunt, anno videlicet ante Christi nativitatem quadringentesimo quadragesimo. In aliis vero sex libris tempus complectitur ab interitu regis Antenoris memorati usque ad Faramundum, regem Francorum, secundi ordinis quadragesimum tertium. A Faramundo reliqui sex libri continuantur usque ad ultimum annum Clodovei, primi ex regibus Francorum christiani, qui obiit anno dominicæ nativitatis quingentesimo quartodecimo." S. 4: „Quantas vero difficultates in itinere habuerint (die Vorväter der Franken), quæ bella cum obsistentibus sibi populis gesserint quantaque pericula vel inciderint, vel evaserint, si quis ad plenum scire desiderat, memoratum scriptorem [Hunib.] legat in libro historiarum gentis Francorum, cujus initia sicuti sunt miranda, sic mihi videntur (salva pace judicantium melius) in pluribus esse fabulosa." (Der Name Hunibald findet ſich im Cod. Lauresh. 1, 26, a. 770. „Hunbald" in der Urkunde des Cod. Wizeburg. bei Maßmann, Abſchwörungsformeln 183. Bei Neugart: „Hunpold.")

[669] Orig. S. 25: „Ab eo tempore Suevos Doringi semper de perfidia habuere suspectos et usque in præsentem diem (ut Hunibaldus loquitur) occulto et manifesto in eos odio laborant, cum plures caussam mutuæ nesciant insectationis hujus." S. 26: „Exiverunt autem [Franci] non simul una vice omnes, sed successive per turmas, die præscripta incipientes, donec tandem in mense Septembri numerum complevere præsignatum, Hunibaldo Francorum testante historico."

[670] Compend. S. 4: „Usque in hunc annum (a. Chr. 412) Wasthald Scytha, sive Sicamber, patrio sermone, historiarum opus gentis suæ

nicht lautere Geſchichte, doch um ſo reicheren, uralten Sagenſchatz erwarten dürfen. Leider jedoch bietet dieſer tritenheimiſche Hunibald nicht ein Denkmal aus Chlodwigs Tagen, ſondern einen ſpäten, ſelbſt mit einigen deutſchen Sätzen in niederrheiniſcher Mundart etwa des 15ten Jahrh.[671] ausgeſtatteten Verſuch, die Zeit vom trojaniſchen Urſprung

---

deduxit, per annos plus minus D. CC. LVIII. ab excidio incipiens Trojano, in quo varias generis sui mansiones describit et sedes, duces quoque et bella, reges et eorum gesta diversa per ordinem. Post quem Hunibald Francus ex carminibus et scriptis flaminum, gentis Francorum continuavit historiam per annos D. CCCC. XXVI. usque ad ultimum regis Clodovei annum, qui primus ex regibus Francorum fidem Christi suscepit, a sancto Remigio baptizatus, anno domini CCCC. XCIX.“ S. 20 fg.: „Eodem anno, quo Severus in Britannia fuit a Fulgentio peremtus, Sunno, rex Francorum, Germanis et Saxonibus auxilia ferentibus, transmisso flumine apud castellum Delonum, Gallias vastavit depopulataque regione per gyrum spoliisque ditatus remeavit victor. Reliqua vero, quæ magnifice et pace gessit et bello, Hildegast, philosophus Francorum vatesque insignis, carmine Germanico et post eum Hunibaldus prosa descripsit sermone Latino, de quibus et nos in primo annalium diximus. Moritur autem Sunno, rex Francorum, anno regni sui octavo atque vicesimo, dominicæ vero nativitatis CC. XIII. indictione Romanorum sexta.“ S. 23: „Hildegast etiam, sapiens Francorum memoratus, nobilium filios docuit in citharis et in variis aliis instrumentis musicis, gesta majorum carminibus lingua decantare materna“ u. ſ. w. S. 8: Heligastus. S. 9: Basanus, Amerolacus. S. 19: Vechtanus.

[671] Compend. S. 8: „Hinc proverbium exivit inter Sicambros, ut quoties alter ab altero vidisset seu audisset aliquid legi contrarium, dicebat: „Hert epp, lieff man! kent gy nit dy grote kunig Baſan?“ (S. 7 u. Basangoth) S. 13: „Sicambri autem, sub eorum rege Franco audacissime dimicantes, nomen sui ducis Franci quasi numen quoddam crebrius vociferantes, clamabant: „Hie Franck, Hie Franck.“ S. 14: „Ex eo tempore Sicambri, priscum nomen deponentes, regis amore sui Francos sese nuncupare cœperunt. Enimvero, Hunibaldo testante, non solum proceres, sed milites quoque omnes et universus totius gentis populus, ipsa novitate nominis usque adeo fuerunt delectati, quod regem precibus inducerent, quatenus edicto publico sanciret, eos deinceps perpetuo non Sicambros, sed Francos fore dicendos. Quod rex tanto libentius constituit, quo nominis immortalitatem sui cupidius amavit. Dicti sunt igitur Franci, qui prius ab aliis Sicambri, ab aliis dicebantur, fœderis ratione, Germani. Et mirum quidem in modum gloriabantur novitate hujus vocabuli, quippe qui multis deinceps temporibus, quoties mutuo sibi occurrissent,

der Franken bis zu den geſchichtlichen Merowingen mit einer langen Folge erträumter Könige, druidiſch und römiſch zugeſtutzter Prieſter, Sänger und Weiſſager, mit bedenklichen Erklärungen der Volks- und Ortsnamen, dann wohl auch mit ſpärlichen Bruchſtücken urkundlicher Geſchichte und volksmäßiger Überlieferung auszufüllen[672]. Von dieſer letzten Art iſt die ausgehobene Grenzſage. Sie bildet, auch in Stil und Haltung, ein Seitenſtück zu der ſueviſchen Wanderſage[673]. Auch in ihr ſpiegelt ſich eine volksgeſchichtliche Thatſache: die Einſenkung des oſtfränkiſchen Keils zwiſchen Thüringern und Alamannen. Wann und unter welchen Umſtänden dieſes Ereignis ſtattfand, davon gibt es bei den Geſchichtſchreibern keine ausdrückliche Meldung. Noch über die

---

ita salutabant: „Ein guten tag, frver Franck!“ S. 22: „Hinc Germani sumentes proverbium, quoties viderunt aliquid vetusta simplicitate fabrefactum, sive depictum, sic laudantes antiquitatem dicere consueverunt: „Das iſt ein gut alt Frandiſch Werck.“ Orig. S. 74: „Quod cum nunciatum fuisset in castris Thoringorum, mox in furorem concitati, mane diluculo in Suevos prosiliunt, cum insania vociferantes: O gr verrederß bösewicht!“ (Compend. 5: „Ecce Camber u. ſ. w. Si Camber“ u. ſ. w. ib.: „qui prius Novimagi, idest Neumage, quasi novi cognati dicebantur a Saxonibus, deinceps vocabantur Sicambri“ u. ſ. w.)

[672] Über den vielbeſprochenen Hunibald ſ. Löbell a. a. O. 484 ff. Trithemius, von ſeinem Geburtsorte Tritenheim an der Moſel ſo genannt, vieljähriger Abt zu Spanheim am Hundsrück, zuletzt und zur Zeit der Abfaſſung des compend. und der orig. Abt des Kloſters St. Jakob in der Vorſtadt von Würzburg, war ganz in der Stellung, ſich an der Geſchichte der niederrheiniſchen wie der Mainfranken gleich lebhaft zu betheiligen. Dieß ſchließt aber keineswegs aus, daß ihm bei dem größeren Werke, wovon das compend. eben nur ein Auszug iſt, nicht ein bereits mit dem Namen Hunibald geſtempelter Zuſammentrag fabelhafter Frankengeſchichten vorlag. Es wäre doch der Mühe werth, dem „Exemplar der Chronik des Abtes Tritheim, von dem Verfaſſer eigenhändig geſchrieben“ (Wilken, Heidelberger Bücherſammlungen 216 [vergl. 137]), auf der Münchner Bibliothek nachzuſpüren. Joh. Trithemius u. ſ. w. Eine biographiſche Skizze von Ph. F. Horn. Würzburg 1813. Druck von C. A. Zürn. 4^{0}. [Silbernagel, Johannes Trithemius. Eine Monographie. Landshut 1868. 8. H.]

[673] Von Freher erhielt Goldaſt das Stück de orig. Suevor., ſ. oben Anm. 548, Freher gab aber auch Tritenheims Werke heraus (1601), theils aus älteren Drucken, theils auch Handſchriften, wie der Titel beſagt. Nachzuſehen wären noch: Viror. doctor. ad Melch. Goldast. epistolæ ex bibl. H. G. Thylemanni, Francf. et Spiræ 1688. 4. Wilken 128. Bodmer, Minneſ. 1. XVII.

Mitte des 4ten Jahrh. ſtehen die Burgunden am obern Main und ſind dort mit den Alamannen im Grenzſtreit begriffen, wovon in jener ſueviſchen Wanderſage ſich Spur gezeigt hat[674]; im Anfang des folgenden Jahrh. aber erſcheinen ſie an und über dem Rhein und auf ihren Abzug aus dem Mainland iſt wahrſcheinlich die fränkiſche Beſitznahme erfolgt[675]. Das iſt nun ungefähr die Zeit, für welche Genobaudes, Marcomer und Sunno als fränkiſche Heerführer gegen die Römer am Niederrhein bezeugt ſind[676], und aus den untern Rheinlanden führt auch Tritenheims Genebald die Franken in den Maingau. Der geſchichtliche Name kann gleichwohl von der Sage abgelöſt werden, in die er auf gelehrtem Wege, aus Gregor von Tours, Eingang gefunden zu haben ſcheint[677]. Die Volksſage hat, eben in Ermanglung geſchichtlichen Wiſſens, durch lebendige Handlung anſchaulich gemacht, wie es kam, daß die Thüringer über den Wald, die Schwaben über den Main gewieſen ſind, die Franken aber ſich auf dem ſchönen Landſtreif zwiſchenein gelagert haben, und ſie hat den erſten Anlaß dieſer Handlung den Eigenſchaften entnommen, welche die deutſchen Völker in Schimpf und Ernſt gegenſeitig einander zuſchoben. Dergleichen findet man in mittelalterlichen Gedenkverſen, lateiniſchen und deutſchen, zuſammengeſtellt[678] und in einem der erſtern heißt es: „drei Diebe ſind gleich einem Sack und zwei Thüringern“[679]. Dazu ſtimmt nun, daß der Thüringer Gunther ein Stück von der gemeinſamen Kriegsbeute entwendet. In demſelben Spruche wird aber auch geſagt: „Suevien bricht Verheißungen um ein Geſchenk“[680]. Dieß geſtattet hier ſoweit Anwendung, als der Schwabe ſich nicht ſcheut, um eines ſo kleinen Beutetheils willen befreundete Heere, was auch betont wird, in den Harniſch zu jagen; die Thüringer rufen den Schwaben zu: „O ihr verräthriſche Böſewichte!“ und haben ſie von dieſer Zeit an im Verdacht der Treuloſigkeit[681]. Schon bei Florus kann darin, daß die Sueven in der Beutetheilung Gold und Silber wählen, ein Anzeichen der Habſucht liegen. Der Streit um geringen Gegenſtand (querelle d'Allemand) zieht immer weitere Kreiſe, der Vorwurf, der Einen Volksgenoſſen trifft, wird von den Volksheeren blutig ausgefochten. Die Franken und die Sachſen treten nicht in den Kampf ein, aber Jene, wie ſie einſt als Sigambern das wichtigſte Beuteſtück, die Gefangenen, ins Auge faßten, ziehen jetzt als Vermittler und Herrſcher vom ganzen Hader den Gewinn, die Erſtreckung ihres Gebiets zwiſchen die zwei ſtreitenden Völker und den Zuwachs ihrer Macht[682],

---

[674] Anm. 586. 587. Die Nachrichten Ammians betreffen die Jahre 359 und 370 (auch noch 371. 374, Zeuß 346).

[675] Zeuß 346 ſ. 468 (412. 413). Stälin 1, 144. 145 u. Vergl. 150.

[676] Anm. 666. (Zeuß 340: „Gegen das Ende des Jahrhunderts“ u. ſ. w.)

[677] Anm. 667. (Zum Namen Genobaudes ſ. Sprachg. 539.)

[678] Vergl. Mone im Anzeiger 7, 507 ſ. W. Wackernagel in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 6, 254 ff.: „Die Spottnamen der Völker.“

[679] Mone a. a. O., aus And. Gartneri proverb. dicteria, Cod. Monac. O. 27:

„Sunt fures trini: saccus binique Thuringi,
hospitat invitus vagos, sed honeste chorizat,
halec assatum Thuringis est bene gratum,
de solo capite faciunt sibi fercula quinque.“

Bei Langebek, Scriptor. rer. danic. 1, 71 ſteht nur der erſte Vers, in andern Verbindungen:

„Sunt fures terni saccus biniqve Tyringi.“

Zu „honeste chorizat“ vergl. Parzival 639, 7 ff.:

„dâ was werder knappen vil, wol gelêrt ûf ſeitſpil.

---

irn keines kunſt was doch ſó ganz, ſine müeſten ſtrichen alten tanz;
niwer tänze was dá wéne vernomn, der uns von Dürngen vil iſt komn.“

Zum Hering vergl. Fiſcharts Gargantua Cap. 4 (S. 79). Ebend.: „Diebs- oder Commißſäck.“

[680] Mone a. a. O.:

„Suevia promissa percepto munere frangit,
vitat turpe loqui, quia nobilis atque superba.“

Bei Langebek 1, 70: „Swevia promissa percepta munera frangit,
Vitat turpe loqvi, quia nobilis atqve superba.

[681] Trithemius, orig. 74: „Caussa turbationis fuit, quod miles ille Suevus nomine Adelbert dixerat, Thuringum nomine Gunther nescio quid (ebenſo compend. 24) furtive de præda communi omnium subtraxisse.“ Ebend.: „in Suevos prosiliunt (Thuringi), cum insania vociferantes: „O gy verrederß böswicht!“ Ebend.: „Atrox inter amicos pugna committitur (ebenſo compend. 24), in qua plus quam duodecim millia Thuringorum a Suevis peremta sunt, cæteri fuga lapsi“ u. ſ. w. Compend. S. 25: „Ab eo tempore Suevos Doringi semper de perfidia habuere suspectos“ u. ſ. w. Vergl. Sebaſtian Franks Überſetzung Bl. 21 b: „als ob ſie (die Schwaben) trewbrüchig wider jre gelübd vnd bündtnus gehandelt“ u. ſ. w.

[682] Comp. S. 25: „Super his (Landanerbieten der Thüringer) consultatione præhabita, Franci consensere libenter, utpote quibus nihil magis cordi erat, quam nomen Francum dilatare, simul et regnum.“ S. 26: „Ducem vero populi Franciæ orientalis rex Clodomirus Genebaldum, fratrem

welcher nachmals die Freiheit der Alamannen und das Reich der Thüringer gleichmäßig unterliegt.

Wenn die Thüringer in der Grenzſage zum Spotte den Schaden haben, ſo nehmen ſie ſpät noch an den Schwaben Vergeltung; ſie behaupteten, in dem Kampfe zwiſchen König Albrecht und ihrem Landgrafen Friedrich bei dem Dorfe Luca, im Jahr 1307, haben die Schwaben die Roſſe aufgeſchnitten und ſeien darein gekrochen, woher das Sprichwort: „Es gehet dir nun als den Schwaben vor Luca“[683]. Was man den Schwaben ſonſt noch in Gutem und Böſem nachſagte, wird noch zu beſondrer Ausführung kommen. Manchmal iſt auch in den Gedenkverſen der Schmähreде ſogleich ein Lobſpruch beigefügt und der ſchwäbiſchen Habgier widerſpricht geradezu ein andres Stichelwort: vom guten Muthe der Schwaben bei hartem Leben[684].

---

suum, constituit, cui exercitum simul et administrationem totius ducatus sub his conditionibus, Francorum more, commendavit, ut videlicet tam ipse quam ejus filii hæredes et successores perpetuo sub ditione regum Francorum permaneant eorumque mandatis in cunctis fideliter obediant, cum ipsis ad bellum contra quoscunque adversarios procedant et reliquorum consuetudine ducum regni Francorum servitutem ipsis regibus et honorem ubique debitum impendant.“

[683] Schmeller, bairiſches Wörterbuch 3, 524 aus Hofmanns Thüring. Chronik Cgm. 1012, Bl. 127: „Da wart alſe gros mordt, das die Schwaben die roß uſſchnitten und krochen dorin; und von denen wart ein ſprichwort als: Es gehet dir nun als den Schwaben vor Luca.“

[684] Der Minne-Falkner Str. 73 (Schmellers Labrer S. 185): „Mit gutem gedinge und hertem leben nimmet der Swab ſein ende.“ Allgemeiner bei Freidank 43, 12 f.: „Dem armen iſt niht me gegeben wan guot gedinge und übel leben.“ An den Balken eines Hauſes zu Hanover war noch 1511 eingeſchnitzt worden: „Dan dem armen ys nycht beters gegeuen Alſe gude hopenynge unde ouel leben.“ K. Gödeke, Reinfrit von Braunſchweig 110, 111. Ein Spruch aus einer Wolfenbüttler Handſchrift des 15ten Jahrh. in Eſchenburgs Denkmälern 417 ſchließt:

„Die Schwaben überflüſſig zehren,
Vor allen landen ſie doch geben u. ſ. w.
In den landen findt man reich und arm,
Schwaben hüpft auf mit leerem darm.“

Der Ring 1 9, 30 b, 7 ff:

Hab geding und laß es nicht,
Ob dir joch niemer guot geſchicht!
Wan oft ein Swab der nimpt ſein end
Mit guotem troſt, der ſmerzen went.

Den vier deutſchen Hauptvölkern wurde ſelbſt an der Gründung des römiſchen Kaiſerthums, das ſich nach der Vorſtellung des Mittelalters ununterbrochen in den deutſchen Königen fortſetzte, eine weſentliche Mitwirkung zugetheilt. Sie waren es, die den erſten Herrſcher dieſes Weltreichs, ihren eigenen Bekämpfer Julius Cäſar, auf den Thron hoben. Davon berichten die Kaiſerchronik und das Leben des h. Anno, Gedichte des 12ten Jahrh., Folgendes:

Die Römer ließen aus Erz alle die Lande gießen, die ſie bezwungen hatten. Über jedes hängten ſie eine goldene Schelle, die alsbald ohne Menſchenhand erklang, wenn daſſelbe ſich empörte. Eines Tags, als der Senat zu Rathe ſaß, lautete eine Schelle, daran ſie erkannten, daß deutſches Volk wieder aufgeſtanden war. Sie entſandten den Helden Julius mit 30,000 Helden, denen er gleiche Zahl zufügte, weil ihm die deutſche Kraft wohl bekannt war. Er wandte ſich zuerſt gegen die Schwaben, deren Herzog Brenne ihm mit Heer entgegenritt. In drei Feldſchlachten wehrten die Schwaben ihr Land, bis er ſie in Güte zu einem Teiding bat, wo ſie das Land in ſeine Gnade gaben. Sein Gezelt hieß er da auf den Berg Swevo ſchlagen, nach dem das Volk geheißen iſt. Nach der Schwaben Rathe zog er auf die Baiern, die aus Armenien ſtammen, wo Noe auf dem Ararat aus der Arche gieng; dann machten ihm die Sachſen zu ſchaffen, einſt Mannen des wunderbaren Alexanders und von den Meſſern benannt, mit denen ſie die Thüringer treulos erſchlugen; zuletzt naht er ſich ſeinen alten Verwandten, den edeln Franken, deren Vordern von Troja, nach Zerſtörung der Stadt, auszogen und, von Franke geführt, ſich unten am Rheine niederließen, den er für das Meer nahm. Alle dieſe deutſchen Völker überwältigt Julius nur in blutigem Kampf und es wird die Waffentüchtigkeit jedes einzelnen beſonders gerühmt. Als ihm aber zu Rom ſelbſt Gegner erſtehen, kehrt er zurück zu den Deutſchen, klagt ihnen ſeine Noth und bietet ihnen ſein rothes Gold. Da folgen ihm die Schaaren der Tapfern aus Gallien und Germanien mit glänzenden Helmen, feſten Halsbergen und ſchönen Schilden nach Lamparten gegen die Übermacht des Pompejus. Es hebt ſich der härteſte Volkſtreit, der in dieſem „Meergarten“ je geſchehen konnte: wie die Panzerringe klangen, da die Roſſe zuſammen ſprangen, Heerhörner toſten, Bäche Blutes floßen, die Erde unten dröhnte, die Hölle entgegenhallte, da die Hehreſten in der Welt ſich mit Schwertern ſuchten! Cäſar iſt Sieger und bemächtigt ſich des Reichs, erbricht die Schatzkammer und gibt den Schatz ſeinen Getreuen; ſeitdem waren deutſche Männer zu Rom ſtets lieb und geehrt[685].

Vorhergehende Sagen von den früheſten Geſchicken deutſcher Völker waren ſichtlich aus lebendiger Überlieferung genommen, von den Geſchichtſchreibern mehr oder weniger glücklich mit urkundlichen Nachrichten ausgeglichen, in gelehrter Sprache und Redeform ausgeführt. Umgekehrt nun konnten die Ableitungen vom Berge Swevo, aus Armenien, von Alexanders Heer und der alten Troja, ſowie die Verwandtſchaft und Streitgenoſſenſchaft mit Julius Cäſar, nur von Schriftkundigen ausgegeben, haben aber ihren Weg ins Volk geſucht und ſind auch theilweiſe durch Behandlung im Stil des deutſchen Heldenlieds[686], ja durch Ver-

---

[685] Die Stelle über die Schwaben lautet nach Maßmanns Ausgabe der Kaiſerchronik 265 ff. (vergl. Annolied 279 ff.):

„Jûlius was ein guot kneht, vil ſchiere machete er ſich gereht
und ander ſine holden, die mit im varen ſolden.
er kârte ingegin Swâben, den tet er michil ungnâde.
zuo Swâben was dô geſezzen ein herzoge virmezzen,
genant was er Brenne. er reit mit here engegene
Daz buoch tuot uns kunt, er vaht mit in driſtunt
mit offenem ſtrite. ſie ſluogen wunden wite.
ſie vrumeten manigen bluotigen rant. die Swâbe irwereten wol ir lant,
unz ſie Jûlius mit minnen irbat zuo eineme tegedinge.
ir lant ſie dâ gâben in ſine gnâde.
ſin gezelt hiez er ſlahen dô ûf einen berc, hiez Swêvô;
von dem berge Swêvô ſint ſie alle geheizen Swâbe,
ein liut ze râte vollen guot; ſie ſint ouch redeſpähe gnuoc,
die ſich dicke des vurnâmen, daz ſi guote recken wâren,
wol vertic unde wol wichaft; iedoch betwanc Jûlius alle ir kraft.
Die Swâbe rieten Jûlio, er kêrte ûf die Baiere“ u. ſ. w.

Ob das Annolied aus der Kaiſerchronik geſchöpft habe oder umgekehrt, darüber iſt verſchiedene Anſicht; der erſtern Meinung iſt Maßmann (Kaiſerchronik 1, XV. Bezzenberger, Anno 31 ff.), der letztern W. Wackernagel (Litteraturgeſchichte 172).

[686] Kaiſerchronik 499 ff. (vergl. Anno 443 ff.):

„dâ wart der herteſte volcwic (alſ' iz buoch noch quit),
der in diſeme meregarten ie gevrumet mohte werden.
ôwi, wie die ſarringe klungen, do die march zeſamene ſprungen!
herehorn duzzen, beche bluotes vluzzen.
[A. d'erde dar untine dunite, die helle engegine glumite,

webung mit der Nibelungenſage[687], in gewiſſem Grade volksmäßig geworden. Die halbgelehrten Einbildungen hatten aber auch, ſchon wo ſie zuerſt auftauchen, ein beſtimmtes Abſehen auf das wirkliche Volksleben, auf die neue Staatengründung. Es handelte ſich darum, die neue Ordnung der Dinge der alten Vorſtellung von den vier Weltreichen einzureihen, die auch in der Kaiſerchronik bei dieſem Anlaß aus Daniels Traumgeſichten gedeutet wird[688], und insbeſondre die emporſtrebende Frankenherrſchaft als unmittelbare Erbin der altrömiſchen zu beglaubigen[689]. Daß die Julier, das Geſchlecht des erſten Cäſars, von Julus, des Äneas Sohn, abſtammen, war aus Virgil und Livius bekannt[690] und daß die Franken von Troja gekom-

---

dô die hêriſtin in der werlde ſuohtin ſich mit ſwertin u. ſ. w.
dâ belac manic breite ſchare, mit bluote berunnen alſe gare.“

Vergl. Alex. 4654 ff. (Zweikampf, einwic):

„zeſamene ſi do ſprungen; woh, wi di ſvert clungen“ u. ſ. w.

4707 ff.:

„da wart gevollit manic furh mit dem blute al rot. da was die grimmiſte not,
die dar ie dehein man in ſolcwige vernam.“

Rother (Maßmann) 4249 ff.:

„Do lagen uf den doden die tüere man verſcrodin.
von den wundin vloz daz blut. Da Wolfrat, der helet gut,
ze dem volkwige quam“ u. ſ. w.

Ludwigslied (Wackernagel 106, 23 ff.):

„Sang was giſungan, Uuig was bigunnan;
Bluot ſkein in uuangon; Spilodun ther vrankon“ u. ſ. w.

[687] Vergl. W. Grimm, Heldenſage 87. Lachmann, zu den Nibelungen 336.

[688] Kaiſerchronik 531 ff. Anno 175 ff. Daniel 7, vergl. 2, 31 bis 45.

[689] Löbell a. a. O. 194 ff. Waitz, deutſche Verfaſſungsgeſchichte 2, 128 f. 144.

[690] Äneis 1, 286 ff.:

„Nascetur pulchra Trojanus origine Cæsar,
Imperium oceano, famam qui terminet astris,
Julius, a magno demissum nomen Iulo.“

(Wohl von Auguſtus? Vergl. Äneis 6, 789 ff.) Livius 1, 3: „Nondum maturus imperio Ascanius, Æneæ filius, erat; tamen id imperium ei ad puberem ætatem incolume mansit. tantisper tutela muliebri (tanta indoles in Lavinia erat) res Latina et regnum avitum paternumque puero stetit. Haud nihil ambigam (quis enim rem tam veterem pro certo affirmet?), hiccine fuerit Ascanius, an major quam hic, Creusa matre Ilio incolumi men, wiſſen ſchon Schriftſteller der merowingiſchen Zeit[691]. Auch was die Kaiſerchronik namentlich von den Schwaben meldet, iſt Misverſtändnis ſchriftlicher Meldungen. Ob im Herzog Brenne ein galliſcher Brennus oder jener Brinno, den die Canninefaten auf den Schild erhoben, nachklinge, muß hingeſtellt bleiben[692]. Der Berg Swevo, nach dem die Schwaben geheißen ſind und auf welchem Cäſar nach ihrer Unterwerfung ſein Gezelt aufſchlagen läßt, iſt doch nur der von Plinius und nach ihm von Solinus genannte Berg Sevo, bei Iſidor Suevo, mit Beziehung auf den Volksnamen, ſo wenig die Lage dieſes Berges auf Cäſars germaniſche Feldzüge paßt[693]. Daß Schaaren aus Gallien und Germanien zu Cäſar ſtehen, ſtimmt wörtlich mit römiſcher Geſchichtſchreibung[694]; in der pharſaliſchen Schlacht entſchieden für Cäſar die deutſchen Cohorten, die einen ſo heftigen Angriff auf die zahlreiche Reiterei des Feindes machten, daß Dieſe Fußvolk zu ſein, Jene zu Roſs anzuſprengen ſchienen[695]. Das hat die Kaiſerchronik, wo ſie

---

natus comesque inde paternæ fugæ, quem Julum eundem Julia gens auctorem nominis sui nuncupat.“

[691] Über die trojaniſche Abkunft der Franken ſ. W. Grimm, altdäniſche Heldenlieder 431 ff. Mone, Anzeiger 4, 1 ff. Löbell a. a. O. 479 ff. Rettberg, Kirchengeſchichte Deutſchlands 258 ff. Bezzenberger, Anno 108 f. 110. 390. Zeuß 402*. [K. L. Roth, die Trojaſage der Franken, in Pfeiffers Germania 1, Stuttgart 1856. 8. S. 34 bis 52. Man vergl. auch Germania 2, S. 379. Joſeph Wormſtall, Die Herkunft der Franken von Troja. Zur Löſung eines ethnographiſchen Problems. Münſter 1869. 8. H.]

[692] Livius 5, 38. 48. 38, 16. Florus 2, 11. Juſtinus 24, 6 fg. Tacitus, hist. 4, 15 fg. (Brinno). Vergl. auch die Könige Brenner bei Avent. Reg. und ebend. Ingram, König in Baiern.

[693] Zeuß 76. 156. 265. Myth. 337. Die Stelle bei Iſidor, orig. 10, 2: „dicti autem Suevi putantur a monte Suevo, qui ab ortu initium Germaniæ facit.“ Ob. Anm. 141. Cruſius, P. 1, L. 12, c. 9 (S. 336.): „Comes Geroldus a Pussen: arcis insignis (quæ in medio Sueuiæ sita, antiquitus Sueuia dicta est: et Principum Sueuiæ auita sedes fuit: ac mons Sueuus, hodie Der Buß) et Bauariæ itemque Sueuiæ Præfectus“ u. ſ. w.

[694] Kaiſerchronik 469 ff.: „Dô ſie virnâmen ſinen willen, dô ſameneten ſich die ſnellen, ûzir Galliâ und ûzir Germânie komen ſchare manige (Ann. 413 ff., 420: „alſ ein vlût vûren ſin daz lant)“ u. ſ. w. Florus 4, 2: „hinc Gallici Germanique delectus.“

[695] Florus 4, 2: „Sed nec minus admirabilior illius exitus belli. Quippe cum Pompejus adeo equitum copia abundaret, ut facile circumventurus

von der Bluttaufe des römiſchen Reiches handelt, ſich nicht entgeben laſſen; es iſt „der deutſchen Herren Troſt“, der Cäſarn bei kleiner Zahl ſeines Heeres ermuthigt[696]. Einheimiſch deutſche Sage, aber auch ſie durch ältere Schriftwerke vermittelt, zeigt ſich in der Aufzählung der vier von Cäſar bezwungenen Völker hauptſächlich nur beim Streite der Sachſen mit den Thüringern, in Betreff der Schwaben aber in der entſprechenden Stelle des Annolieds, welche die Vordern der Schwaben an dem namengebenden Berg Zelte ſchlagen läßt, nachdem ſie mit mancherlei Volk über Meer dahin gekommen waren, was zu dem erſten Theil der Wanderſage ſtimmt[697]. Allen vier Stämmen wird reichlich Lob gezollt und von den Schwaben, die zwar den Baiern gegenüber nicht wohlgeſinnt erſcheinen, wird geſagt, ſie ſeien rathkundig und beredt, erprobte Recken, rüſtig und ſtreitbar[698]. Der meiſte Glanz aber fällt doch wieder auf die Franken, die „viel edeln“, womit eben ihr hohes, zum Herrſchen gebornes Geſchlecht verſtanden iſt, die alte Verwandtſchaft mit Cäſar in der gemeinſamen trojaniſchen Abkunft[699].

Die Schwaben, wie ſie ſpät zu ihren Tagen kommen, faßen volle

---

sibi Cæsarem videretur, circumventus ipse est. Nam quum diu æquo Marte contenderent, jussuque Pompeji fusus a cornu erupisset equitatus, repente hinc signo dato, Germanorum cohortes tantum in effusos equites fecere impetum, ut illi esse pedites, hi venire equis viderentur. Hanc stragem fugientis equitatus levis armaturæ ruina comitata est. Tunc terrore latius dato, turbantibus invicem copiis, reliqua strages quasi una manu facta est.“ Appianus, de bell. civ. 2, 64. 78. (Bezzenb. 111 u., ſ. ob.)

[696] Kaiſerchronik 495 ff.: „Jûlius kerte in ingegene, iedoch mit minnerre menege, durch der diuſken herren trôſt.“

[697] Anno 279 ff.: „Undir bergin ingegin Suâben biz her vanen ûf haben; deri vordirin wilin mit herin dâri cumin wârin ubir meri mit miſlicheme volke“ u. ſ. w. In der letzten Zeile findet Bezzenberger 105, 283: „eine hinweiſung auf die Alemannen.“

[698] S. ob. Anm. 685.

[699] Kaiſerchronik 343 ff.: „Cêſar begonde dô nâhen zuo ſînen alden mâgen, zuo den Franken, den vil edelen. ir biderbe vorderen kômen von Trôje der alten“ u. ſ. w. Anno 348 f. beſſer: „iri beidere vorderin quâmin von Trôie der altin“ u. ſ. w. Auch ein galliſches Hilfsvolk Cäſars rühmt ſich der Verwandtſchaft mit Rom durch Abſtammung von Ilium, Lucan, Pharſal. 1, 427 f.:

„Avernique ausi Latio se fingere fratres,
sanguine ab Iliaco populi“ u. ſ. w.

(W. Grimm a. a. O. 439.)

acht Jahrhunderte hindurch in der neugewonnenen Heimath, bis an ihnen, nach Franken und Sachſen, die Reihe war, ein geiſtesmächtiges, ſagenberühmtes Geſchlecht aus ihrem Stamm an die Spitze des deutſch-römiſchen Reiches zu ſtellen.

3. Solicinium.

Jener germaniſche Einfall über den Pfahlgraben gegen Ende des 3ten Jahrh. beſchränkte ſich nicht darauf, die alten, zum römiſchen Zehntland gewordenen Wohnſtätten zwiſchen dem Oberrhein und der Donau wieder zu erobern. Die weite Strecke vom Main bis zur Aar, von den Vogeſen bis zum Lech und den rätiſchen Alpen, wurde ſueviſch-alamanniſches Gebiet [700]. Es war ein langer und verheerender Kampf, der hier die ſtets noch gewaltige Römerherrſchaft brach. Wie man die Überreſte verſunkener, von der Sturmflut weggeraffter Städte unter dem Meeresſpiegel zu ſehen glaubt, ſo liegen unter dem Boden, über den die Sueven-Alamannen hinfuhren, überall zertrümmerte Römerwerke. Von dem Netze römiſcher Heerſtraßen und Grenzwälle, von Städten, Thürmen, befeſtigten Lagern, blieb nur der bedeckte Grundbau mit einzeln hervorragenden Bruchſtücken übrig. Dieſer Mauerkranz kriegeriſcher Niederlaſſungen war es ja eben, der dem ungeſtümen Vordringen der Germanen Widerſtand geleiſtet, ihnen ſelbſt früher innegehabtes Land verſchloſſen hatte; er muſte niedergeworfen und der Erde gleich gemacht werden, damit ſich dem Wanderzug deutſcher Volksheere freie Bahn öffne. Es war aber noch ein tieferer Beweggrund im Leben dieſer Völker, der ſie zu Feinden und Vertilgern der römiſchen Städtegründungen machte. Schon Arioviſt drohte mit ſeinen waffenrüſtigen Germanen, die binnen vierzehn Jahre unter kein Dach gegangen [701]; alterthümliche Ausdrucksweiſe, wonach im Norden nur der ein Seekönig hieß, der niemals unter rußigem Balken ſchlief [702]. Auch als Grund des jährlichen Ackerwechſels läßt Cäſar die Germanen anführen: damit nicht das kriegeriſche Leben mit dem ſtätigen Landbau vertauſcht und, um Froſt und Hitze zu vermeiden, künſtlichere Wohnungen gebaut werden[703]. Tacitus erklärt es für eine bekannte Sache, daß die deutſchen Völker keine Städte bewohnen und nicht einmal zuſammenhängende Wohnſitze dulden[704]. Die Alamannen insbeſondre hatten, als Julian im Jahr 356 ſeinen erſten Feldzug gegen ſie unternahm, 45 Städte der linken Rheinſeite in Aſche gelegt oder geplündert und, wo ſie welche in Beſitz genommen, wie, nach heutigen Namen, Straßburg, Brumat, Elſaßzabern, Selz, Speier, Worms und Mainz, bewohnten ſie doch nur das umliegende Gebiet und mieden die Städte ſelbſt wie Fangnetze und Gruben[705]. Nicht ohne ſagenhaften Anflug ſind die Nachrichten über frühere Verheerungen des Alamannenkönigs Chrokus in Gallien, von denen die Trümmer großer Städte zeugten; die alten Tempel ſtürzte er von Grund um, beſonders zu Clermont einen Göttertempel von ausgezeichneter Feſtigkeit und Pracht. Vor dieſem Heerzug hatte er ſeine Mutter um Rath gefragt, wie er ſich den Beinamen eines Großen verdienen könne, worauf ſie ihm zur Antwort gab: „Mein Sohn, willſt du dir in der Welt einen Namen machen, ſo reiße die großen Bauwerke der Römer nieder und vertilge die Einwohner! denn ſchönere Gebäude kannſt du nicht aufführen, auch durch Kriegsruhm jenes Volk nicht übertreffen.“ Der Sohn befolgte den Rath der Mutter wie einen Götterſpruch[706]. Der eigentliche Sinn dieſer gottgebotenen Zerſtörung mag im Gegenſatze des römiſchen Städteweſens und Tempelbaus mit dem germaniſchen Waldleben und Haindienſte zu ſuchen ſein. Schon der Name des Helden, Chrocus, ahd. hruoh (graculus), agſ. hrôc, Ruch, Krähe, iſt eine Stimme aus der Wildnis[707]. Daß heidniſcher Glaubenseifer mitwirkte, beſtätigt eine ſpätere Angabe des Agathias, wonach die Alamannen ſchonungslos auch die chriſtlichen Kirchen verbrannten und entſchmückten[708].

---

[700] Zeuß 317 u., f. (Aliſaz). Stälin 1, 146. 222. Sprachg. 703*.

[701] S. ob. Anm. 3.

[702] Yngl. S. C. 34: „undir sótkum ási"; Sagenforſch. 215. Noch in einem Wallenſtader Rodel die „rueſigen Raſen" (Dachſparren), Bezeichnung des Hausfriedens, Schwabs Schweizerburgen 2, 301.

---

[703] Cäſar, bell. gall. 6, 22: „Ejus rei multas adferunt caussas: ne, assidua consuetudine capti, studium belli gerendi agricultura commutent u. ſ. w., ne accuratius, ad frigora atque æstus vitandos, ædificent“ u. ſ. w. (Damit gleich geht die Nacktheit, Cäſar 4, 1 fin. Germ. 24. Armalausi, Heruli u. ſ. w. Ammianus 15, 4: „corpora nudantes intecta“ u. ſ. w.)

[704] Germ. 16: „Nullas Germanorum populis urbes habitari, satis notum est, ne pati quidem inter se junctas sedes.“

[705] Julianus, Orat. ad S. P. Q. Athen. (Maſc. 1, 246, A. 2b): „Ergo adultis jam frugibus castra movi, innumera Germanorum multitudine circa eversa per Gallias oppida commorante. Quorum numerus oppidorum ad quinque et quadraginta pervenerat, burgis et castellis minoribus omissis.“ Stälin 1, 125. Ammianus 16, 3: „Audiens itaque [Julian.] Argentoratum, Brocomagum, Tabernas, Salisonem, Nemetas et Vangionas et Mogontiacum civitates barbaros possidentes, territoria earum habitare (nam ipsa oppida ut circumdata retiis busta declinant), primam omnium Brocomagum occupavit“ u. ſ. w. Stälin 1, 155. Zeuß 317.

[706] Greg. Turon. 1, 30: „Horum [scil. Valeriani et Gallieni] tempore

Eines jedoch unter den germaniſchen Völkern wird, mit Hinweiſung auf ſeinen Namen, als dem Burgbau ergeben beſondergeſtellt: die Burgunden. Ammian führt zwei Gründe an, warum die Burgunden, damals noch in der obern Maingegend, ſich von Valentinian wider die Alamannen aufſtiften ließen: einmal weil Jene ſich von alten Zeiten her römiſche Abkömmlinge wuſten, ſodann weil ſie um der Salzquellen und Grenzen willen häufig mit den Alamannen haderten[709]. Zu erläutern verſucht iſt die Beziehung zu den Römern bei Oroſius: man ſage,

---

et Chrocus ille, Alamanorum rex, commoto exercitu, Gallias pervagavit. Hic autem Chrocus multæ arrogantiæ fertur fuisse. Qui cum nonnulla inique gessisset, per consilium, ut ajunt, matris iniquæ, collecta Alamannorum gente, universas Gallias pervagatur cunctasque ædes, quæ antiquitus fabricatæ fuerant, a fundamentis subvertit" u. ſ. w. Act. S. Privati in Act. S. S. Boll. Aug. B. 4, S. 439: „Alemanni, transmisso Rheno, Gallias petierunt numero quoque potius, quam virtute prævalidi; quibus Crocon regem illo tempore præfuisse confirmat antiquitas. Hæc itaque gens multitudine innumerabilis cum locustarum more non solum Gallia pervagata, universa perterreret vel deleret (quod etiam magnarum urbium protestantur ruinæ), in Gavaldanæ regionis excidium animum atque arma convertit" u. ſ. w. Stälin 1, 118, woſelbſt A. 1 hinzugefügt wird: „Hauptquellen ſind auch Act. S. Desiderii ib. Maj. B. 5, S. 244 und bei Bouquet 1, 641."

[707] J. Grimm über Jornandes 38: „an den alamann. namen Chrôcus, Chruocus (ahd. hruoh, cornix)" u. ſ. w. Gramm. 3, 361. Graff 4, 1149 f. Schmeller 3, 20. Ein andrer Alamannenkönig dieſes Namens in Aurelius Victor, Epit. 41 (Stälin 1, 120, A. 6).

[708] Agathias 2, 1: „Τὸ Ἀλαμαννικὸν ἅπαν ἐδῄουν τοὺς νεὼς ἀφειδῶς καὶ ἀπηγλάϊζον." Stälin 1, 162.

[709] Ammianus 28, 5 (S. 585, a. 370): „Gratanter ratione geminæ principis acceptæ sunt litteræ: prima, quod jam inde temporibus priscis subolem se esse Romanam Burgundi sciunt, dein quod salinarum finiumque causa Alamannis sæpe jurgabant."

die Burgunden ſeien einſt, nachdem Druſus und Tiberius das innere Germanien unterworfen, in die Lager vertheilt worden und ſo (mit den Römern) zu einem großen Volke verwachſen; auch ihren Namen haben ſie vom Werke hergenommen, weil man zahlreich im Grenzland errichtete Wohnſtätten gemeinhin Burgen nenne[710]. Im vollen Sagenzuge begriffen iſt endlich die Erzählung des Byzantiners Sokrates:

Jenſeits (rechts) des Rheinſtroms wohnt ein Volk, Burgundionen genannt; dieſe führen ein ſtets friedliches Leben, denn ſie ſind faſt alle Bauwerkleute und nähren ſich vom Lohn dieſer Arbeit. Ihr Land wurde durch beſtändige Einfälle der Hunnen bedrängt und oft wurden viele Leute von denſelben getödtet. Aus Rathloſigkeit aber nahmen ſie zu keinem Menſchen ihre Zuflucht, ſondern wollten ſich lieber einem Gott anempfehlen. Indem ſie nun bedachten, daß der Gott der Römer kräftig denen helfe, die ihn fürchten, griffen ſie einmüthig dazu, an Chriſtus zu glauben. Sie begaben ſich in eine galliſche Stadt und erbaten ſich von dem Biſchof die chriſtliche Taufe. Als hierauf der Hunnenkönig Uptar in der Nacht von Überſättigung zerplatzte, überfielen die Burgunden das führerloſe Heer und ſiegten ihrer wenige im Kampfe gegen große Überzahl, nur Dreitauſend erlegten ſie gegen Zehntauſende, und von da an war das Volk mit Inbrunſt chriſtlich[711]. Der Name Burgundionen beſtand ſchon, als das Volk, ferne von römiſcher Berührung, zwiſchen Oder und Weichſel wohnte[712]. Die ungeſchichtliche Stammverwandtſchaft oder Verbrüderung deſſelben mit den Römern iſt nur ein Verſuch, die vorausgeſetzte gemeinſame Baufertigkeit beider Völker zu erklären. Die Römer waren, nach Geſchichte und Sage, wie noch in der Kaiſerchronik Cäſar, die Erbauer feſter Plätze, beſonders den Rhein entlang [713]. Dieſem Beiſpiel die Burgunden folgen zu laſſen, war der Volksname ſelbſt für römiſche Schriftſteller einladend; burgus, als Bezeichnung eines Kaſtells, iſt ſchon dem Vegetius, im 4ten Jahrh., bekannt [714]. Wirklich bedeutet auch Burgundio einen Bewohner der Burg, der ſchützenden, bergenden Stätte [715], und die Entſtehung des Volksnamens muß ſich auf den Gebrauch einer feſteren Bauart für das einzelne Haus oder für gemeinſame Umwallung beziehen. Damit ſtand insbeſondre das leichte Bauweſen der Alamannen in ſchneidendem Gegenſatz: eben als dieſe in der Maingegend Grenznachbarn der Burgunden waren, gedenkt Ammian ihrer gebrechlichen Wohnungen und viel ſpäter noch läßt der Redner Ennodius die von Theoderich nach Oberitalien verſetzten Alamannen ſich Glück wünſchen, daß ſie, vom Schilf befreit, aus den klaffenden Wohngelaſſen zu einer feſteren Bedeckung gelangt ſeien [716]. Nur von den Alamannen am untern Main bemerkt Ammian noch eigens, daß ſich bei ihnen ſorgfältiger nach Römerweiſe gebaute Wohnungen befunden haben [717]; feſtere Bauart wies auf römiſche Muſter und ſo muſten die burgbauenden Burgunden den Römern befreundet erſcheinen. Dem noch jetzt fortdauernden Unterſchiede des ſtädtiſch romaniſchen Steinbaus und ländlich alemanniſchen Holzbaus entſprach unter den Germanen ſelbſt, in einfachen Zügen, das Verhältnis burgundiſcher Bauart zu derjenigen der andern Völker[718]. Da jedoch dieſe die vorherrſchende war, erſchien jene als eine abſonderliche, ſie galt, eben weil ſie beſſeren Schutz gewährte, für unkriegeriſch und damit fielen die Burgunden der Spottſage anheim, mit der die deutſchen Stämme, wie an andern Beiſpielen gezeigt worden, ſich wechſelſeitig beſchenkten. Der byzantiniſche Kirchengeſchichtſchreiber, der die Bekehrung der Burgunden erzählt, mochte ſich dieſes Ereigniſſes ernſtlich freuen, aber die Umſtände, unter denen dasſelbe vorgegangen ſein ſoll, ſind der helle Volksſcherz, der vielleicht ſchon in gänzlich vorchriſtlicher Zeit auf ähnliche Weiſe geſpielt hatte. Weil die Burgunden ſich mit Baugewerk abmühen, ſind ſie nicht waffenrüſtig; rath- und thatlos, weder der eigenen Kraft noch auf den Beiſtand tapfrer Völker vertrauend, erwarten ſie alle Hilfe von einem Gott, dem fremden Chriſtengott. Der Sieg, der ihnen unverdient, durch das Berſten des heißhungrigen Hunnenkönigs zufällt, lautet wie ein uraltes Märchen.

---

[710] Oroſius 7, 32: „Burgundionum quoque, novorum hostium, cœpit novum nomen, qui plusquam 80 millia armatorum ripæ Rheni fluminis insederunt. Hos quondam, subacta interiore Germania a Druso et Tiberio, adoptivis filiis Cæsaris, per castra dispositos, ajunt in magnam coaluisse gentem. Atque etiam nomen ex opere præsumsisse, quia crebra per limitem habitacula constituta burgos vulgo vocant: eorumque esse prævalidam et perniciosam manum, Galliæ hodieque testes sunt, in quibus præsumta possessione consistunt. Quamvis providentia dei omnes Christiani modo facti, catholica fide nostrisque clericis, quibus obedirent, receptis, blande, mansuete, innocenterque vivant, non quasi cum subjectis Gallis, sed vere cum fratribus christianis.“ Maſc. 1, 276, A. 2b. Zeuß 402*. (Über die verworrene Stelle bei Liudprand, antapod. 3, 44 [Reuber S. 126] ſ. Sprachgeſchichte 701.)

[711] Socrat. scholast. Constantinop. histor. ecclesiast. 7, 30. Zeuß 469 f.

[712] Plinius, hist. nat. 4, 28: „Vindili, quorum pars Burgundiones“ (Maſc. 1, 4). Ptolem. (Zeuß 759, 4). Zeuß 133 f.

---

[713] Kaſtellbau des Druſus: Florus 4, 12 (S. 402, vergl. 413, Tacitus, ann. 4, 5): „Nam per Rheni quidem ripam quinquaginta amplius castella direxit.“ Dio L. 44. Maſc. 1, 67, A. 3: Valentinians: Ammian. 28, 2. 30, 7. Stälin 1, 134; Cäſars: Kaiſerchronik 379 ff., je eine Stadt der andern „ze huote“; anders und weniger anſchaulich Annolied 499 ff. Vergl. Annolied 479 ff. Kaiſerchronik 683 f.

[714] Vegetius 4, 10: „castellum parvulum, quem burgum vocant“ u. ſ. w. Sprachg. 700 f. Mone, badiſche Urgeſchichte 1, 188.

[715] Sprachg. a. a. O. Zeuß 133***.

[716] Ammian. 18, 2: „sæpimenta fragilium penatium.“ Ennodius, panegyr. Theoderico regi dict. (Manſo, Geſchichte des oſtgothiſchen Reichs 478): „Ulvis liberata gratulatur [Alamanniæ generalitas], terram incolens, quæ, hactenus dehiscentibus domiciliis, solidiori sarcinæ [a. schœni] emergebat beneficio.“ Stälin 1, 155.

[717] Ammian. 17, 1: „domicilia u. ſ. w. curatius ritu romano constructa.“

Nach dem Gedichte von Dietleib führt Hagen, der Verwandte und Dienſtmann des Burgundenkönigs, in ſeiner Fahne eine Burgzinne[719]. Auch einer Ortsſage vom Urſprung der Stadt Hall in Schwaben iſt hier zu gedenken:

Wo jetzt der Salzbrunnen von Hall fließt, war vor Alters im unwohnlichen Wald eine herbe Lache, zu der das Wild lief und daran leckte, wodurch die Gottesgabe des Salzes offenbar wurde. In dieſer Wildnis ſtanden nun bald ſieben feſte Thürme, von denen der Ort „zun ſieben Bürgen“ geheißen war. Die Bewohner derſelben trieben oft umherſtreifende Rotten der Römer mit großem Verluſte zurück und als einmal ein römiſcher Bote ſich dahin verirrte, ſah er aus einem der Thürme ein Banner hängen, das der Beſitzer dieſer Burg, vom Adelsgeſchlechte der Berler, einem römiſchen Hauptmann im Streit abgerungen und dort den Römern zum Spott ausgeſteckt hatte. Der Berlerthurm, bei St. Michaels Kirche gelegen, iſt erſt im Jahr 1718 eingeſtürzt und auch die Stellen der andern ſechs Thürme oder Steinhäuſer ſind wohl bekannt [720].

---

[718] Vergl. A. Schott, die deutſchen Colonien in Piemont, Stuttgart 1842, S. 119 ff. (XVI: burgundiſches und alemanniſches Haus; das burgundiſche wird nur in der anziehenden Ausführung als allgemeiner romaniſches aufzufaſſen ſein. Burckhart, Unterſuch. über die erſte Bevölkerung des Alpengebirgs, hiſtoriſches Archiv 4, S. 51 bis 53.) Nachzuſehen Stadlins hier angeführte Abhandl. im ſchweiz. Geſchichtsforſch. 4, 350, wo auch von der Bauart.

[719] Dietleib 2380 f.: „in der Burgonie lant fuere ſy an ungemach." 2386 ff.: „do horten ſy vil ſchiere ſagen von einer burge, die was gůt, darauf ſaſſen vil hochgemůt viertzig ritter oder bas u. ſ. w. man ſagt in von der burge ſint, daz die Tronie was genant, das haus und auch das gůte lant was alles Hagene undertan u. ſ. w. von Tronige die burgare u. ſ. w. 2763: „der nere mein." 2813: „von dem herren mein." 2817: „nu ſach er einen fanen tragen mit einer burgzinne, die lag geſniten darinne; den fuert Hagene und ſeine man." Heldenſage 130.

Waren es nun dieſelben Salzquellen, um welche zur Römerzeit die Burgunden mit den Alamannen kämpften, ſo iſt die Frage zuläßig, ob nicht in dieſen ſieben Burgen, der alten Benennung des Orts, ein ſpäter Nachhall des burgundiſchen Namens zu hören ſei.

Die Burgunden, die bei ihrem erſten Erſcheinen hinter den ſueviſchen Semnonen, nachher am Obermain nordöſtlich im Rücken der Alamannen ſtanden, hatten ſich nach ihrem Rheinübergang, nachdem ſie in Mainz einen römiſchen Gegenkaiſer, Jovinus, eingeſetzt und ihnen römiſches Gebiet in Gallien und dem vormaligen Helvetien eingeräumt war, in weiter Ausdehnung ſüdweſtlich vor den Alamannen gelagert [721]. Ihr Name rief auch im neuen Lande die gleiche Deutung hervor. Wieder belehrt eine Schweizerchronik, die von Rom und die von Trier haben einander manig Jahr bekriegt, die letztern aber viel edler nothfeſter Leute in dieß Land geſetzt, welche die Wege von Lamparten herein über die Schneeberge hüten ſollten, damit die von Rom keinen Durchgang haben möchten; da ſeien ſoviel Burgen im Lande gemacht worden, daß man es das mindre Burgund genannt, und ſei der Edlen und Landsherren eine große Zahl geworden [722]. Aber auch lebendig burgundiſche Sage kommt von dorther, deren verſchiedene Faſſungen ſich auf folgende Hauptzüge zurückführen laſſen:

---

[720] Lacorn, handſchriftliche Chronik von ſchwäbiſch Hall 1700, Band 1, S. 10. 34 f. 513. 612 bis 614. Vergl. Cruſius 2, 225. (Burgunden in Dacien Zeuß 447, vergl. 465, Siebenbürgen?)

[721] Zeuß 468 bis 470. Masc. 1, 374. 380 f.

[722] Conr. Juſtingers Berner-Chronik, herausg. von E. Stierlin und J. R. Wyß, Bern 1819, S. 18. Münzen bezeugen, daß Jovinus zu Trier als

Der Herzog von Burgund gerieth in ſorglichen Krieg mit dem König von Frankreich. Man ward zu Rathe, den Streit durch Zweikampf zu entſcheiden. Von fränkiſcher Seite ward ein Kämpe gewählt, der dafür galt, zweier Männer Stärke zu haben, von burgundiſcher ein edler Herr, Theoderich, der Stifter des Hauſes Strätlingen am Thuner See. Dieſem hieß man bald den Imbiß bereiten und als er genug gegeſſen und getrunken hatte, ließ er ſich in den Ring führen, da er kämpfen ſollte. In einem Seſſel ſitzend, wartete er ſeines Widerſachers, bis er im Warten einſchlief. Als nun der fränkiſche Kämpe herbeikam, der burgundiſche aber in tiefem Schlaf, Allen hörbar, „rußte“, da erſchrak Jener und ſprach: „Fürchtet er mich ſo wenig, daß er ſchläft, das iſt ein Zeichen, daß ich mit ihm nicht kämpfe.“ So gewann Theoderich den Kampf mit Schlafen, der Herzog aber gab ihm zum Danke ſeine Tochter Demut zum Weibe, ſammt dem Lande Minderburgund, beſonders den Wendelſee (Thunerſee), den Burgunderberg und das Land um Strätlingen, wo Theoderich eine ſtattliche Burg erbaute, die er Söhnen und Enkeln hinterließ[723].

Daß nach der einen Faſſung der Erzengel Michael kampfgerüſtet neben dem Schlafenden erſchien, iſt ein legendenhafter Beiſatz zum Ruhme der Michaelskirche zu Einigen; dafür iſt in der andern der Krieg unpaſſend zwiſchen Frankreich und England erhoben. Franken und Burgunden eignen ſich dem örtlichen Anhalt der Sage. Der Kern derſelben aber, der Sieg des Fürſtreiters im Schlafe, iſt ein echter Burgundenſchwank, Seitenſtück zu dem Siege mittelſt übler Verdauung des Widerſachers[724], nur daß der ſchnarchende Löwe achtbar genug erſcheint, um urſprünglich von Burgunden ſelbſt erſonnen zu ſein.

Kaiſer anerkannt war, Masc. 1, 374. Vergl. die Thürme der burgundiſchen Königin Bertha (Vulliemin, la reine Berthe 7).

[723] Juſtinger 20 bis 22, ausgeglichen mit den Angaben der Einiger Chronik, Schweizerburgen 2, 326. 512 (Schilling?). Vergl. Burckhart a. a. O. 53**. Graff 2, 562: „Ruzjan (und ruzon) u. ſ. w. stertere“ u. ſ. w. Stalder 2, 294: „Ruſen, ruuſſen u. ſ. w. ſurren, ſummen u. ſ. w. im Schlafe ſchnarchen“ u. ſ. w. Volksl. 160, 7: „der lew begonde ruzen.“

[724] Die Burgunden ſelbſt ſcheinen im Rufe großer Eßluſt geſtanden zu ſein, Sidonius Apollinaris, carm. 12:

Von den ſüdweſtlich gezogenen Völkern waren die bauenden Burgunden die erſten, welche dem Chriſtenthum huldigten, ſie werden wegen der milden Sitte gerühmt, die ſie in Folge deſſen annahmen [725], aber ſie ließen auch am früheſten ihre Sprache und ihr deutſches Volksthum in romaniſcher Überwältigung aufgehn. Die zerſtörungsluſtigen Alamannen [726] blieben bis zum 7ten Jahrh. unbekehrt [727], vertrieben die römiſchen Niederlaſſungen und bildeten fortan eine Grenzwehr germaniſcher Art und Sprache.

Ein lateiniſcher Dichter des 4ten Jahrh. umſchreibt in der Aufzählung von Attilas Hilfsvölkern den Alamannen, ohne ihn zu nennen, als Denjenigen, den der Neckar mit ſchilfichter Welle beſpüle [728]. Dieß iſt eben das Schilfrohr, das, nach Ennodius, die Alamannen für ihre Wohnungen verwendeten. Der „barbariſche Neckar“ iſt eigentlicher Alamannenſtrom und Valentinians Siege über dieſes Volk ſchildert der Lobredner ſchmeichleriſch als eine Gefangennehmung des erſt hiedurch namenkundig werdenden Neckars, gleichſam eines vom Vater Rhein zu Geiſel gegebenen Königsſohnes [729]. Aber der geprieſene Kaiſer

---

„quod Burgundio cantat esculentus,
infundens acido comam butyro u. ſ. w.
tot tantique petunt simul gigantes,
quod vix Alcinoi culina ferret.“

Liutprandi histor. 3, 12. [Reuber 126]: „an Burgundionum voracitatem atque superbiam ignoratis? u. ſ. w. Burgundiones eos quasi gurguliones appello, vel quod ob superbiam toto gutture loquantur, vel quod verius est, quod edacitati, quæ per gulam exercetur, nimis indulgeant.“ Vergl. Stälin 1, 156.

[725] Oroſius (a. 417) 7, 32: „quamvis providentia dei omnes Christiani modo facti, catholica fide nostrisque clericis, quibus obedirent, receptis, blande, mansuete, innocenterque vivant, non quasi cum subjectis Gallis, sed vere cum fratribus Christianis.“ Zeuß 469. Maſc. 1, 381. Milde ihrer Geſetze: Maſc. 2, 21, A. 3. Anm. S. 10 f. Daß die Burgunden denn doch auch unter den verheerenden Völkern, neben den Alamannen genannt werden (Zeuß 466. Maſc. 1, 202, A. 3), begreift ſich leicht.

[726] Von ihnen konnte geſungen werden: „wi ſi veſte burge brechen“, Annolied 4.

[727] Stälin 1, 160 u. 163 ob.

[728] Sidon. Apoll. carm. 7, 324 f: „Bructerus, ulvosa quem vel Nicer abluit unda, prorumpit Francus“ u. ſ. w. Zeuß 319. 352.

[729] „Barbarus Nicer“ Eumen., paneg. Constant. 13. Stälin 1, 121.

konnte nur noch an der Ausmündung dieſes Fluſſes eine von deſſen Fluten unterwühlte Befeſtigung mittelſt Andersleitung desſelben neu herſtellen[730]. Alle von den Römern gegründete Anlagen aufwärts bis zur Quelle des Stroms waren längſt in die zerſtörende Hand der Alamannen gefallen. Zahlreich ſind die verſchütteten Reſte dieſer Römerbauten beſonders im oberen Neckarthal, mitten in der Landſtrecke, die einſt von der germaniſchen, wahrſcheinlich ſueviſchen Vorhut an der helvetiſchen Rheingrenze eingenommen war. Die ſobenannte peutingerſche Tafel, mittelalterliche Nachbildung einer römiſchen Straßenkarte, gibt den Heerweg von Vindonissa, Windiſch, bis Reginum, Regensburg, mit ſeinen Raſtorten und unter dieſen iſt einer mit der Beiſchrift „Samulocenis“, durch zwei Häuſer oder Thürme ausgezeichnet, wie es nur bei bedeutenden Plätzen, meiſt Colonien, d. h. durch Herſendung römiſcher Bürger und Veteranen, ſowie durch ſtaatsrechtliche Bevorzugungen der großen Mutter Rom verähnlichten Städten der Fall iſt[731]. Der beigeſchriebene Name hat auch ſeinen örtlichen Anhalt gefunden, ſeit unter den römiſchen Bautrümmern in und bei Rotenburg am Neckar, die ſchon durch ihren Umfang und den weiten Zug

---

Mone, badiſche Urgeſchichte 2, 288. Zeuß 319: „der Neckar, der Fluß des Alamannengebietes.“ Symmach., laud. in Valent. Aug. 2, S. 21 (ed. Maji 1815): „Quod Nigrum fluvium quasi quoddam pignus accepimus, jam minus mirum est, quod tibi regum liberi pro fœderibus offeruntur. Nec Rhenus, ut ita dixerim, romana pace gauderet, nisi amnem convenam, velut obsidem, tradidisset u. ſ. w. Ipsi illi vates exoticis nominibus licenter ornati, cum ad indicum Gangem et Borysthenem scythicum carmen extenderint, Nigrum parem maximis ignoratione siluerunt. Nunc primum victoriis tuis externus fluvius publicatur. Gaudent servitute, captus innotuit.“ Stälin 1, 133.

[730] Ammian. 28, 2: „Denique cum reputaret [Valent.], munimentum celsum et tutum quod ipse a primis fundarat auspiciis, præterlabente Nicro nomine fluvio, paullatim subverti posse undarum pulsu immani, meatum ipsum aliorsum vertere cogitavit“ u. ſ. w. Symmach. C. 7. Stälin 1, 135. Mone a. a. O. 243 ff.

[731] Stälin 1, 29 f. 89, A. 11. 91. Von dieſem Straßenzug überhaupt ebend. 96 ff., insbeſondre warum der Straßenbogen im Gegenſatz mit der Zeichnung der Tafel nördlich von der Donau zu ziehen ſei, 101 f. Die Tafel iſt weniger eine geographiſche, als eine Marſchkarte, weshalb auch die Meilenzahl von jedem Ort zum andern angezeigt iſt.

einer großartigen Waſſerleitung von einer bedeutenden Stadtanlage zeugen, zahlreiche Überreſte hervorgezogen worden ſind, welche die Inſchrift Colonia Sumlocenne aufweiſen[732]. Zugleich treten bürgerliche und kriegeriſche Ämter und Würden, Zahl und Namen von Heerabtheilungen, Gewerbthätigkeit, Götterverehrung, in einer Menge ausgegrabener Bildwerke, Denkſteine, Säulenſtücke, Gefäße, Münzen, und ihren Aufſchriften zu Tage. Zeitangaben, nach den Jahren von Erbauung der Stadt Rom oder nach Conſuln, verbürgen dieſer Colonie eine Dauer von 97 bis 303 n. Chr., alſo wenigſtens von zwei Jahrhunderten. Die Römerſtadt war ſomit noch vorhanden, nachdem Kaiſer Probus (geſt. 282) den Germanen, welche den Grenzwall von Neuem überſtiegen und in Gallien 60 Städte eingenommen, eine furchtbare Niederlage beigebracht und ihre Überbleibſel über den Neckar und die Alb zurückgeworfen hatte, ja ſie ſcheint, wenn ſie durch früheren Einfall der Germanen zerſtört war, eine von denen zu ſein, welche dieſer Kaiſer im Barbarenland neu aufbaute und mit Beſatzungen verſah[733].

---

[732] Hauptſächlich die reichen Entdeckungen v. Jaumanns: Colonia Sumlocenne u. ſ. w. Stuttgart und Tübingen 1840; nachträglich dazu: Zuſammenſtellung der zu Rottenburg am Neckar aufgefundenen römiſchen Inſchriften (in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande 15, S. 53 ff. Funde von 1850: ebend. 16, 134. 18, 221): unter den weiteren Auffindungen beſonders eine Weihetafel vom Jahr 97 n. Chr., deren Inſchrift den Ortsnamen vollſtändigſt gibt: „SALVS SVMELOCENNENSIS“ (Schwäbiſche Kronik vom 1ten Januar 1851). Vergl. Stälin 1, 39 f., Nr. 84. 91 bis 93.

[733] Vopiſcus, vit. Tacit. C. 3: „Nam limitem transrhenanum Germani rupisse dicuntur, occupasse urbes validas, nobiles, divites et potentes.“ Mack. 1, 192, A. 2. Stälin 1, 70, A. 7. Vopiſcus, Prob. C. 13: „His gestis, cum ingenti exercitu Gallias petit, quæ omnes, occiso Posthumio turbatæ fuerant; interfecto Aureliano, a Germanis possessæ. Tanta autem illic prœlia feliciter gessit, ut a barbaris sexaginta per Gallias nobilissimas reciperet civitates, prædam deinde omnem, qua illi, præter divitias, etiam efferebantur ad gloriam. Et cum jam in nostra ripa, imo per omnes Gallias securi vagarentur, cæsis prope quadringentis millibus, qui Romanum occupaverant solum, reliquias ultra Nicrum fluvium et Albam removit; tantum his prædæ barbaricæ tulit, quantum ipsi Romanis abstulerant; contra urbes Romanas et castra in solo barbarico posuit atque illic milites collocavit. Agros et horrea et domos et annonam Transrhenanis omnibus fecit, iis videlicet, quos in excubiis collocavit“ u. ſ. w. Mack. 1, 194. Stälin 1, 70. 118 u., ſ. eb.

Die Inſchriften geben aber, neben „Sumlocenne“, für denſelben Ort gleichzeitig einen zweiten Namen: „Colonia Solicinium“[734] und dieſer knüpft ſich an ein andres, von Ammian umſtändlich berichtetes Ereignis der alamanniſchen Kriegsgeſchichte. Im Sommer des Jahrs 368 unternahm der Kaiſer Valentinian von Gallien aus einen Einfall in das innere Land der Alamannen. Dieſe waren damals noch von der Maingegend herauf am Rheine gewaltig. Dort hatte ein alamanniſcher Häuptling Rando die Stadt Mainz bei der Feier eines chriſtlichen Feſtes überfallen und Männer und Frauen mit reicher Habe hinweggeführt; am Oberrhein ſtand der jugendliche König Vidikabius[735], deſſen Vater Vidomar[736] mit ſeinem Bruder Gundomad 14 Jahre vorher dem Kaiſer Conſtantius den Rheinübergang bei Baſelaugſt verwehrt hatte, dem Ausſehen nach zart und kränklich, aber kühnen und tapfern Geiſtes, den Krieg gegen die Römer unaufhörlich ſchürend. Nachdem Dieſer durch Meuchelmord hinweggeräumt und in Folge ſeines Todes der alamanniſche Anlauf erſchlafft war, rüſtete Valentinian gemächlicher einen bedeutender als gewöhnlich angelegten Feldzug gegen die Alamannen aus, um ſie von neuer Bewegung abzuſchrecken. Mit dem großen und wohlverſehenen Heere zog er in Begleitung ſeines, obgleich noch nicht kampffähigen Sohnes Gratian, ohne Widerſtand zu finden, über den Rhein und einige Tage landein; Saaten und die verlaſſenen Wohnungen wurden verbrannt, ſonſt aber die Lebensmittel geſammelt und bewahrt. Dann ſchritt er langſamer vor, bis er in der Nähe eines Ortes, deſſen Name Solicinium, wie vor einem Riegel anhielt, indem gemeldet war, daß die Feinde von Weitem erblickt worden. Dieſe hatten, der Örtlichkeit kundig, einen hohen und ſchroffen, nur auf der Nordſeite gelinder abhängigen Berg beſetzt. Der Kaiſer ſelbſt wollte mit wenigen Vertrauten einen Weg auf die Höhe auskundſchaften, gerieth aber in

---

[734] Jaumann, Zuſammenſtell. 59 f. Stälin 1, 93. Solicinium iſt bis jetzt nur auf Scherben von Geſchirren gefunden worden, deren eine nach dem bezeichneten Conſulat das Jahr 237 ergibt.

[735] Vergl. Neugart, ind. onomast. unter: Widogang, Witagowe, Witigauwe, Witigawe, Witigowe, Wittagawe. Myth. 349 f. (Vadomar?) 451. (Cod. Laur. 2, 570, Nr. 2783: „Witegavenhuſa“, Stälin 1, 316 ob.)

[736] Über Vadomarius und ſein merkwürdiges Geſchick ſ. Ammian., ind. rer. unter dieſem Namen. Maſc. 1, Regiſter. Stälin 1, 123 u., ſ. ob.

Sümpfe, aus denen er einem ſeindlichen Hinterhalte kaum entritt, während ſein Kämmerer, der ſeinen mit Gold und Edelſteinen geſchmückten Helm trug, zuſammt dieſem völlig untergieng und nachher weder lebend noch todt wiedergefunden wurde. Die Erſtürmung des Berges und der hartnäckige Kampf, der ſich oben entſpann, iſt umſtändlich beſchrieben. Letzterer endigte damit, daß die übrig gebliebenen Alamannen ſich zerſtreuten und in die Wälder bargen; doch war auch der Verluſt auf Seiten der Römer nicht unerheblich. Der Kaiſer führte ſein Heer in das Winterlager nach Trier zurück[737].

Die Entfernung der vormaligen Sumlocenne von irgend welcher Übergangsſtelle am Oberrhein ſtimmt mit den ungefähren Angaben über die Dauer des Zugs bis in die Nähe von Solicinium. Örtlichkeiten der Gegend von Rotenburg, auf welche die Beſchreibung des Gefechts bezogen werden kann, ſind ermittelt worden, doch läßt ſich darüber nicht entſcheiden, bevor der verſunkene Kaiſerhelm wieder aufgefunden iſt. Des Neckars geſchieht nicht Erwähnung, aber Einfall und Angriff kam auch nicht von dieſer Seite. Valentinian wird den Fährten einer alten Römerſtraße vom Rheine her gefolgt ſein[738]. Solicinium ſelbſt wird nicht als eine noch aufrecht ſtehende Stadt, ſondern nur als ein Ort dieſes Namens in einer den Alamannen heimiſchen Gegend bezeichnet[739].

---

[737] Ammian. 27, 10 (vergl. 30, 7), daraus: „Vithicabius rex, Vadomarii filius u. ſ. w. Parabatur post hæc lentioribus curis et per copias multiformes in Alamannos expeditio solitis gravior u. ſ. w. Contracta igitur undique mole maxima catervarum, armis et subsidiis rei cibariæ diligenter instructa u. ſ. w. anni tempore jam tepente Valentinianus cum Gratiano Rhenum [Var.] transgressus, resistente nemine u. ſ. w. per regiones longo itu porrectus u. ſ. w. quoniam aliquot diebus emensis nullus potuit, qui resisteret, inveniri u. ſ. w. Post hæc leniore gressu Princeps ulterius tendens u. ſ. w. horrenda circumsonantibus Alamannis u. ſ. w. Gratianoque apud signa Jovianorum retro detento, cujus ætas erat etiamtum prœliorum impatiens et laborum u. ſ. w. radices aggerum“ u. ſ. w. Weiteres je an betreffender Stelle.

[738] Vergl. Jaumann, Col. Suml. 37 ff. Schmid, Neue Nachweiſe über Römerſtraßen bei und um Tübingen, in den Württembergiſchen Jahrbüchern 1851, Heft 2, S. 63 f.

[739] Ammian. l. c. S. 544: „cum prope locum venisset, cui Solicinio [Hſ. Soliconmo] nomen est, velut quadam obice stetit, doctus procursantium relatione verissima Barbaros longe conspectos. Qui nullam ad tuen-

Vom Gelingen der Unternehmung im Ganzen ſpricht Ammian etwas zweifelhaft[740] und das Bedenken rechtfertigt ſich dadurch, daß Valentinian im folgenden Jahre nöthig fand, den ganzen Rhein entlang Burgen zu erbauen und eine, wie ſchon erwähnt, früher von ihm gegründete am Neckar, aber erſt am Zuſammenfluſſe deſſelben mit dem Rheine, herzuſtellen[741].

Auſonius, der Erzieher der Söhne Valentinians, gedenkt in ſeinem Gedicht auf den Moſelſtrom der zu Trier gefeierten gemeinſamen Triumphe des Vaters und des Sohnes, nachdem die Feinde über den Neckar und Lupodunum und die Quelle der Donau getrieben worden[742]. Ob hiemit derſelbe Heerzug vom Jahr 368 gemeint ſei, den Ammian nur bis Solicinium führt, der ſich aber jenen Falls bis zur Donauquelle erſtreckt haben müſte, oder nicht ein ſpäterer Streifzug Valentinians, der im Jahr 374 einige Gaue der Alamannen verheerte und dann in der Nähe von Baſel die Veſte Robur erbaute, darüber beſtehen verſchiedene Anſichten[743]. Für die erſtere Annahme entſcheidet Auſonius ſelbſt in

---

dam salutem viam superesse cernentes, nisi se celeri defendissent occursu, locorum gnaritate confisi, unum spirantibus animis montem occupavere præcelsum“ u. ſ. w. 30, 7, S. 654: „Alamannis congressus [Valentin.] prope Solicinium [ohne Var.] locum“ u. ſ. w.

[740] Amm. S. 545 f.: „dum turmarum funeribus mutuis res gerebatur u. ſ. w. In hac dimicatione nostri quoque oppetiere non contemnendi u. ſ. w. Hisque tali casuum diversitate perfectis, milites ad hiberna, Imperatores Treveros reverterunt.“ Günſtiger 30, 7, S. 654: „ubi insidiis pæne perierat circumventus, ad exitium ultimum delere potuit universos, ni paucos velox effugium tenebris amandasset.“

[741] Ammian. 28, 2. 30, 7. Symmach. C. 7: „duorum fluminum u. ſ. w. gnara dedecus u. ſ. w. manus geminas aggerum institutiones mole vallavit.“ Stälin 1, 134 f.

[742] Auſon., Moſella 420 ff.:

„nec præmia in undis
sola, sed Augustæ veniens quod mœnibus urbis
spectavit junctos natique patrisque triumphos,
hostibus exactis Nicrum super et Lupodunum,
et fontem Latiis ignotum annalibus Histri.
Hæc profligati venit modo laurea belli,
mox alias aliasque feret“ u. ſ. w.

[743] Jaumann, Sumloc. 74 f. bezieht die Stelle des Auſonius auf eine Meldung Ammians 30, 3 (zum J. 374): „Secuto post hæc anno, Gratiano

weiteren Äußerungen, die man zu wenig beachtet hat. Im dritten Epigramm läßt er den Danubius, der ſich den Zweiten nach dem Nil rühmt, das Haupt freudig aus ſeiner Quelle heben und die Auguſte begrüßen, den Vater und den Sohn, als Bote will er zum Euxinus laufen, damit Valens erfahre, daß die Sueven durch Niederlage, Flucht, Flammen, untergegangen ſeien und nicht mehr der Rhein Galliens Grenze bilde; wäre ſeiner, des Danubius, Strömung, wie der des Meeres, ein Rückgang vergönnt, ſo könnte er den Sieg über die Gothen von dort zurückbringen [744]. Im folgenden Epigramm redet Danubius, das Haupt im innerſten Lande verborgen, abermals die Mitkaiſer an, unter deren Gewalt er, mit ſeinen Nebenſtrömen, nun gänzlich fließe, ebenſo wo er mitten unter den Sueven ſeinen kühlen Quell ergieße, als wo er Pannonien durchſchneide und waſſerreich in den Pontus münde; die nächſte Palme ſei dem Valens beſchieden, der ſelbſt noch die Quellen des Nils auffinden werde [745]. Das ſind die drei Mitkaiſer in der Stellung, die

---

adscito in trabeæ societatem Æquitio Consule, Valentiniano post vastatos aliquos Alamanniæ pagos munimentum ædificanti prope Basiliam, quod appellant accolæ Robur, offertur præfecti relatio Probi, docentis Illyrici clades." Schluß des Cap.: „Treveros Valentianus ad hiberna discessit." Anders Stälin 1, 133. Mone, badiſche Urgeſchichte 2, 328 f. Dieſe wieder unter ſich abweichend. Zoſim. 4, 9.

[744] Auſon., opp. S. 4: „III. Danubius Augg. alloquitur.

Illyricis regnator aquis, tibi, Nile, secundus
Danubius lætum profero fonte caput.
Salvere Augustos jubeo, natumque patremque,
Armiferis alui quos ego Pannoniis.
Nuntius Euxino jam nunc volo currere ponto,
Ut sciat hoc Superûm cura secunda Valens,
Cæde, fuga, flammis stratos periisse Suevos,
Nec Rhenum Gallis limitis esse loco.
Quod si lege maris refluus mihi curreret amnis,
Huc possem victos inde referre Gothos."

[745] S. 5: „IV. Idem eosdem alloquitur.

Danubius penitis caput occultatus in oris,
Totus sub vestra jam ditione fluo;
Qua gelidum fontem mediis effundo Suevis,
Imperiis gravidas qua seco Pannonias,
Et qua dives aquis Scythico solvo ostia ponto,
Omnia sub vestrum flumina mitto jugum.

ſie im Jahr 368 eingenommen haben: Valens bekriegt die Gothen an der untern Donau[746], während ſein Bruder Valentinian und deſſen Sohn Gratian als Beſieger der Sueven-Alamannen an der Donauquelle ſtehen, die, nach der Schmeichelei im Moſelgedichte, vor ihnen den römiſchen Geſchichtbüchern unbekannt geweſen ſein ſoll[747]. Der Dichter feiert aber auch noch in Liederſpielen, obgleich ein bejahrter Mann, die blauen Augen und blonden Haare, die blühende Geſichtsfarbe Biſſulas, eines kleinen Suevenmädchens, das, jenſeit des Rheins geboren, am Urſprung der Donau heimiſch, ihm als Kriegsbeute zugefallen, aber von ihm freigelaſſen und als Pflegkind behandelt ſei[748].

Augusto dabitur sed proxima palma Valenti.
Inveniet fontes hic quoque, Nile, tuos."

Danuvius als Flußgott in einer Votivinſchrift zu Rißtiſſen: „I. O. M. ET DANVVIO. EX VOTO." Stälin 1, 49. 109.

[746] Ammian. 27, 5. Masc. 1, 269.

[747] S. ob. Anm. 742. Stälin 1, 133, A. 4. Die perſönliche Gegenwart Valentinians und ſeines Sohnes zu oberſt an der Donau iſt doch in den Verſen des 3 Epigramms unverkennbar ausgedrückt (Anm. 744):

„Danubius lætum profero fonte caput.
Salvere Augustos jubeo, natumque patremque,
Armiferis alui quos ego Pannoniis."

Man vergl. was der Vater zum Sohne ſagt, als er denſelben, im Jahr 367, feierlich zum Auguſtus aufnimmt, Ammian. 27, 6: „Accingere igitur pro rerum urgentium pondere, ut patris patruique collega, et assuesce impavidus penetrare cum agminibus peditum gelu pervios Histrum et Rhenum" u. ſ. w. Übrigens machte Gratian den Zug nach Solicinium zwar mit, durfte aber, ſeiner Jugend wegen, am dortigen Gefechte nicht theilnehmen, ebend. 27, 10: „Valentinianus cum Gratiano Rhenum transgressus u. ſ. w. Gratianoque apud signa Jovianorum retro detento, cujus ætas erat etiamtum præliorum impatiens et laborum" u. ſ. w. Durch Obiges widerlegt ſich, was Mone (Badiſche Urgeſchichte 2, 329 u.) annimmt, daß an der Donauquelle nur die Beſatzungen von Augſt und Windiſch einen Seitenangriff gemacht.

[748] Auſon., opera, ed. Bip. S. 167:

„Ut voluisti, Paule, cunctos Bissulæ versus habes,
lusimus quos in Suevæ gratiam virgunculæ."

S. 168:

„Bissula, trans gelidum stirpe et lare prosata Rhenum,
conscia nascentis Bissula Danubii,
capta manu, sed missa manu, dominatur in ejus
deliciis, cujus bellica præda fuit.

So ergänzen ſich die beiden Schriftſteller gegenſeitig. Auſonius, der von Solicinium ſchweigt, bietet dafür den bei Ammian vermiſten Neckar ſammt Lupodunum und der ihm reichlich ſprudelnden Donauquelle. Solicinium dort und Lupodunum hier entſprechen den beiden Schlachten, durch welche der Lobredner Symmachus ſeinen Kaiſer Alamannien heimſuchen läßt [749]. Ammian hat ohne Zweifel einen guten Gewährsmann gehabt, der Dichter übertreibt, ſcheint aber mit gegenwärtig geweſen zu ſein. In ſeinen Angaben iſt es nur Lupodunum, was irre macht. Daß Ladenburg urſprünglich ſo genannt war, läßt ſich nicht verkennen. Die Lorſcher Urkunden der Karolingerzeit geben: Loboduna civitas, Lobodo castrum, Lobedenburc u. ſ. w., und für den zugehörenden Gau: Lobodoninsis, Lubdunensis, Lobodunensis pagus, Lubdengowe, Lobodungowe u. ſ. w. [750]; die ganze Ortslage bringt es nahe, daß eben

---

Matre carens, nutricis egens, nescivit herai
  imperium . . . . .
Fortunæ ac patriæ quæ nulla opprobria sensit,
  illico inexperto libera servitio.
Sic Latiis mutata bonis, Germana maneret,
  ut facies, oculos cærula, flava comas.
Ambiguam modo lingua facit, modo forma puellam,
  hæc Rheno genitam prædicat, hæc Latio."

S. 169: „Delicium, blanditiæ, ludus, amor, voluptas,
Barbara, sed quæ Latias vincis alumna pupas,
Bissula nomen teneræ rusticulum puellæ,
horridulum non solitis, sed domino venustum."

(Vergl. S. 167: „Poematia, quæ in alumnam meam luseram" u. ſ. w.)

S. 169: „Ergo age, pictor,
puniceas confunde rosas et lilia misce,
quique erit ex illis color aëris, ipse sit oris!"

[Vergl. A. Bacmeiſter, Alemanniſche Wanderungen. 1. Stuttgart 1867. 8. S. 76 bis 92. H.]

[749] Symmach., Laudes in Val. Aug. I (ed. Maji 1815, S. 10): „Frustra tunc tibi perduellis motus optavit Alamannia, cui tantum miseriæ invexit conflictus tuus, quantum prœliis debebatur ambobus." (Stälin 1, 133, A. 1; über die Zeit der Laudes ebend. 115 u.)

[750] Codex Lauresh. 226 (1, 320): „Actum in Loboduna civitate (anno XIII regni Pippini reg.)." 281 (1, 358 f.): „in pago Lobodoninse in villa Hantscuesheim super fluvium Neckar u. ſ. w. Actum in Lobodone castro (anno XIII regni domni Pipini reg.)." 440 (1, 453): „in Lobedenburg (cit.)." 532 (1, 501 f.): „in publico mallo apud Lobe-

die von Valentinian gegen die Alamannen in der Rheinneckarecke gegründete und im Jahr 369 neuhergeſtellte Burg Lupodunum geheißen habe[751]. Wie ſoll aber dieſe Neckarburg mit der Donauquelle ſich berühren? Dazu ſtand doch Auſonius den Dingen zu nahe, um nicht zu wiſſen, was er zuſammennannte. Dieß führt zur Annahme eines andern Lobodunum, deſſen Stelle man in der längſt zerſtörten Bergveſte Lupfen (Luphun, Luphen) zu finden glaubt[752]. Es gibt mehrere galliſch-römiſche Ortsnamen, die ſich in verſchiedenen Gegenden wiederholen[753], ſei es wegen gleichbeſchaffener Örtlichkeit, oder auch in abſichtlicher Übertragung. Valentinians Veſte an der Neckarmündung wird von Ammian, ſo umſtändlich dieſer den mühſamen Bau derſelben beſchreibt, ohne Namen gelaſſen, der gleichzeitige Auſonius muß ein fernentlegenes Lupodunum meinen; vermittelt wäre jeder Widerſpruch in der weiteren Annahme, daß Valentinian, als ſein Befeſtigungswerk wider die Alamannen vollendet war, daſſelbe nach einem Ort benannte, an dem er ſie im Innern ihres Landes beſiegt zu haben geprieſen wurde.

Ammian und Symmachus ſprechen von Alamannen, Auſonius überall von Sueven und es iſt kein ausreichender Grund, dieß bei einem

---

denburg u. ſ. w. in pago Lobedenburg." 251 (1, 357): „in pago Lubdoninse u. ſ. w. in Suabeheim" u. ſ. w. (Letzteres iſt ſ. Ind. geogr. unter Suabeheim in Lobod. Suaboheim in Worm.) 947 (2, 51): „in pago Lubidunense." 2457 (2, 478): „in pago Lubdengowe." 274 ff. (1, 353): „in pago Lobdunensi, Lubdunensi, Lobodonensi, Lubodoninse, in pago Lobodou, in pago Lobodungowe." Dann Lobodengowe, Lobedengowe, Lobdengowe, Ind. geogr. Vergl. Schuch, Politiſche und Kirchen-Geſchichte von Ladenburg u. ſ. w. Heidelberg 1843, S. 56 ff. Schon Freher, de Lupoduno, antiquissimo Alemanniæ oppido, commentariolus. Maſc. 1, 273. [Bacmeiſter, Alemanniſche Wanderungen 1, S. 10. H.]

[751] Mone, badiſche Urgeſchichte 1, 245 f.

[752] Jaumann, Col. Suml. 75. Stälin 1, 134, A. 1. Sattler, Hiſtoriſche Beſchreibung des Herzogthums Würtemberg 2, 78: (a. 1095) „de Lupbup." Neug. Nr. 970 (2, 229. a. 1258): „Luphen". Römiſche Alterthümer kommen am Lupfenberge nicht vor, wohl aber eine heidniſch-alamanniſche Begräbnißſtätte, v. Dürrich und W. Menzel, die Heidengräber am Lupfen u. ſ. w. Stuttgart 1847 (Jahreshefte des wirtenbergiſchen Alterthums-Vereins. 3 Heft. 1846). Nach Cruſius 3, S. 318 wurde die Burg 1435 zerſtört.

[753] Mone a. a. O. Will man kein doppeltes Lupodunum, ſo fällt man in ein zweifaches Solicinium, Stälin 1, 134, A. 2.

gleichzeitigen, den Ereigniſſen ſo nahe ſtehenden Schriftſteller einzig für dichteriſche Namengebung zu erklären[754]. In der Gegend, in welcher der Schwabenname nachher als der allein volksthümliche vortrat, konnte derſelbe gar wohl ſchon im 4ten Jahrh. gehört werden, wenn nicht als Nachlaß der einſt hier angeſiedelten grenzhütenden Germanen, doch vermöge des ſueviſchen Beſtandtheils im Alamannenbunde. Gerade bei den Alamannen an beiden Seiten der Alb, und faſt ausſchließlich bei ihnen, hat ſich auch noch im 8ten und 9ten bis ins 11te Jahrh. die merkwürdige Spur ſueviſcher Landtheilung nach Hunderten erhalten: auf der Donauſeite, in der Gegend von Ehingen, Riedlingen, Saulgau, Swerzenhuntari, Ruadolteshuntari, Muntharishuntari (Munderkingen), Goldineshuntari und noch über den Bodenſee, im Thurgau, Waldhramnieshuntari, auf der Neckarſeite Munigiſingeshuntari (Münſingen), Glehuntra, worin Holzgerninga (Holzgerlingen am Schönbuch) gelegen, und Hattenhuntari, darin Hachinga (Hechingen), Masginga und Talaheim (Möſſingen und Thalheim, Bezirks Rotenburg), auch Hattinhunta geſchrieben und ſo zuſammengenannt mit Suligeuwa, in welchen der Ort Tuzzilinga (Dußlingen bei Tübingen), im Sulichgau beſonders aber die Ortsnamen Kirichheim (Kirchentellinsfurt bei Tübingen)[755],

---

[754] Claudian und Sidonius Apollinaris nehmen keinen Anſtand, die Alamannen im lateiniſchen Verſe zu nennen, Claudian, de laudib. Stilic. 1, 233 f.:

„quoties sociare catervas
oravit, jungique tuis Alemania signis!“

De IV cons. Honor. 449:

„Imploratque tuum supplex Alamannia nomen.“

Sidon. Apoll., carm. 5, 376: „trux Alamannus.“
carm. 7, 373 f.:

„Rhenumque, ferox Alamanne, bibebas
Romanis ripis“ u ſ. w.

7, 389: „Legas qui veniam poscant, Alamanne, furoris.“
Auſonius ſelbſt gibt epigr. III [S. 4] gegenſätzlich „Suevos“ und „Gothos“ und edyll. VIII, 29 [S. 171]: „Francia mixta Suevis,“ alſo Sueven zuſammen mit den eigentlichen zeitgemäßen Namen andrer Hauptvölker; wenn im letztern Gedichte „Getes“ den Gothen bedeutet, ſo beruht dieß auf allgemeinerer Zeitanſicht (Zeuß 403).

[755] Urkunde der Grafen Eberhard und Rudolf von Tübingen vom Jahr 1296; ſie verkaufen: „kirchain daz dorf bi dem Necker, wankaym, und wennmenvelt u. ſ. w. mit allen den rehten, diu wir an den ſelben gueten heten und an

Argoſſingen (Ergenzingen) und Sulicha (Sülchen), das alte Solicinium [756].

Daß der Ort Solicinium, wenn gleich die Stadt von römiſchem Bau längſt gebrochen war, doch auch für die Alamannen beſondre Bedeutung hatte, darauf weiſt nicht bloß ihr Stillſtand, ihre Ortskunde und ihre ernſtliche Gegenwehr an dieſer Stelle, ſondern mehr noch das Fortleben des Ortsnamens in ausgezeichneter Weiſe. Jetzt freilich iſt Sülchen nur noch eine einzelnſtehende Friedhofkirche außerhalb Rotenburg, aber nach Solicinium war Jahrhunderte hindurch ein ganzer Gau, eben der Sulichgau, benannt, wie nach dem rheiniſchen Lupodunum der Lobdengau. Im Leben des h. Meinrad wird geſagt, derſelbe ſei in Alamannien geboren, in dem Gau, den das Alterthum nach der Villa Sulichi Sulichgau genannt habe [757]. Das Gut Sulicha erſcheint auch,

uns braht waren, von unſeren vorderen u. ſ. w. an holze und an velde, an waſen und an zwige, an waßer und an waide u. ſ. w. und Cunrades, des ritters von Wilzenowe, unſers dienſtmannes, mulſtat ze Tällinsfurt" u. ſ. w. Vgl. Mone, Zeitſchrift für die Geſchichte des Oberrheins 3, 434.

[756] Über das ſueviſch-alamanniſche Weſen der Huntare Merkel, de republ. Alam. S. 4, III. 27, 2 f.; 9 u. 36 f., II: „Equidem non tam, ubi pagi centenarum nomine vocantur u. ſ. w., quam ea documenta distinguo, quibus centenas (Huntari) in comitatum ac pagos transiisse ostendatur u. ſ. w. Hæ centenarum reliquiæ omnes ad Sueviam spectant neque in Transrhenanis Alamanniæ, neque in Alamannicis aut Franciæ orientalis aut Burgundiæ partibus, neque in Helvetia (præter centenam Waldhramnishuntari etc.) vestigia ejus rei inveniri possunt" u. ſ. w. (Das Ineinanderſchieben von Gau und Huntari zeigt ſich, außer „in pago Hattinhunta et Suligeuwa", namentlich auch in „centena Eriggeuwe et Apphon", Stälin 1, 281 u. 293.) Genaue Aufzählung der alam. Gaue und Huntare bei Stälin 278 ff. 544 ff. Zum Waldhramnish., der nicht in Stälins Bereich fällt, ſ. Merkel S. 37 ob. Neugart, Ind. geogr. 28b ob. Beachtenswerth Ruadolteshuntare und Pfalzgraf Ruodolt, Stälin 1, 280. 338 u., ſ. ob. Zu den Pfalzgrafen von Tübingen? Sonſt von den Huntaren Rechtsalt. 532 f. 755 f. Sprachgeſchichte 252. 491 f. 551. 586. Waitz, Deutſche Verfaſſungsgeſchichte 1, 32 bis 38. 42 f. (Reg. 295.) Es ſcheint, 100 Höfe, aus denen je ein Mann zum Heere zu ſtellen waren, haben ein Huntari und wieder 100 der letztern (pagi, Cäſar, Tacitus) das große Gemeinweſen, civitas, gens, gebildet. Vergl. Waitz 1, 51.

[757] Vita S. Meinradi († 861) Bernone auctore (aus dem 11 Jahrh., Stälin 1, 239, nach Mone 10 Jahrh.): „Temporibus Karoli, religiosissimi imperatoris Francorum u. ſ. w. prædictus vir in Alamannia natus est in

wie ſchon früher das erwähnte Tuzzilinga in Hattinhunta und Sulihgeuwa und nachmals Kirihheim im letztern, als königlicher Beſitz und wird von Heinrich IV zum Seelenheile ſeiner Großeltern Konrad II und Giſela und ſeines Vaters Heinrich III zum Marienaltar der Kirche von Speier vergabt, welche ſeine Ahnen als königliche Begräbnisſtätte geſtiftet hatten und wo Jene ſelbſt beſtattet waren[758]. Wahrſcheinlicher Grund der früheren Wichtigkeit des Orts iſt der fruchtbare Boden ſeiner Umgebung. Ihre Kampfſtellung hatten die Alamannen, wie ihre ſueviſchen Vorgänger, am Rheine hin, aber dort waren ſie auch beſtändig den verheerenden Einfällen der Römer ausgeſetzt und es muſte ihnen zur Sicherung ihres Unterhalts oder des jeweiligen Rückzugs von der Grenze ein tiefer im Lande gepflegter Anbau Bedürfnis ſein. Daß ſie

---

pago, quem ex villa Sulichi Sulichkeuue vocavit antiquitas.“ Vergl. Leichtlen, Schwaben unter den Römern 130 f. Stälin 1, 310 und die Lesarten bei Mone, Quellenſamml. der badiſchen Landesgeſchichte 1, 53. [Bacmeiſter, Alemanniſche Wanderungen 1, S. 32. 33. H.] Eine Kreuzlinger Urkunde von 1213 hat „Sulkin“ (auch „Sůlken“), im Dupl. „Sůlichin, Sulichin“; eine andre von 1264 „Sulchen.“

[758] Urkunde Heinrichs IV aus Worms 1057 (Dümge, regesta Badens. 106): „quoddam predium Svlicha nominatum, in pago Svlichgowe in comitatu Hessonis situm“ u. ſ. w. (Für unecht angeſehen iſt die Urkunde Konrads III von 1140 bei Dümge 131 ff., worin „Sulecho“. Daß Konrad II und Giſela zu Speier beigeſetzt ſind, ſ. Hahn 2, 250. 254. Heinrichs IV Leiche wurde fünf Jahre lang nicht in die Kaiſergruft zugelaſſen, ebend. 3, 94 f.) Nachmals gehörte Sülchen dem Kloſter Hirſchau, Cod. Hirsaug., Stälin 2, 694. König Arnolds Schenkung vom J. 888 (Neugart 581. 1, 473 f.): „in pago Hattinhunta et Sulihgeuwa in comitatibus Perengarii et Eparhardi, villa, quæ dicitur Tuzzilinga, ecclesiam cum curte et domo“ u. ſ. w. iſt eine Hingabe Desjenigen zum Eigenthum, was ſein Vater Kaiſer Karl nur auf Lebenszeit bewilligt hatte. Heinrich II übergibt 1007 an Bamberg den „locus Kirihheim dictus, in pago Sulichgouue u. ſ. w. situs“, Mon. Boic. B. 28, Nr. 244 (Stälin 1, 310. 523 ob.). Über die königl. Güter in Alamannien ſ. Stälin 1, 339 u. 344. 522. Sülchen, von Speier wieder an Kloſter Hirſchau vergabt, Cod. Hirs. (Cruſius Th. 2, B. 10, C. 15, S. 429): „Sigefridus, Spirensis Episcopus (Cruſius: is opinor, qui 1031 [?] vixit), filius prædicti Sigehardi, pro fratre suo Godefrido dedit molendinum ad Sulichin. Postea residua sua“ u. ſ. w. Ebend. (Cruſius S. 430): „Richmunt de Sulchen dedit 1 h. in Schadwiler, quæ data est pro alia in Wurmlingen.“ Leichtlen 142 f. Nachher häufig Edelleute von Sülchen, 1075: „Domnus Ezzo de Sulichen“, ebend. 145 (wie in voriger Stelle „Richmunt de Sulchen“).

einen ſolchen ſchon von den hier ausgetriebenen Feinden beſtens begründet fanden, iſt durch die aus den Trümmern der Römerſtadt aufgeſammelten Bildwerke bezeugt. Vier zuſammengehörende Denkſteine, jetzt abgerieben und verwittert, aber am Ende des 17ten Jahrh., als ſie noch beſſer erhalten waren, vollſtändig abgezeichnet, bringen in den eingegrabenen Bildern die verſchiedenen Lebenskreiſe der Colonie zu ſinnreicher und umfaſſender Darſtellung. Neben einigen ſchwieriger zu enträthſelnden Geſtalten zeigt ſich der mit befahntem Speere anſteigende Krieger, vielleicht Mavors ſelbſt, wie es einem Lagerplatz anſteht, aber auch der Mercursſtab und ſelbſt Melpomene und Thalia, je mit der Maske in der Hand, fehlen nicht; daran reiht ſich in einfachen Zügen das häusliche Leben, der Mann, das Wickelkind tragend, die Frau mit Hausgeräthſchaften, ein größeres Kind mit vorgeſpanntem Ziegenbocke fahrend, weiter der im Baumſchatten hingeſtreckte Hirte, ein Lamm ätzend, der Ackergang, durch zwei zuſammenſchreitende Stiere ausgedrückt, ſogar der Weinbau, durch zwei Männer, die an geſchulterter Stange miteinander eine Bütte tragen, und eine Frau, die eine Kufe auf dem Kopfe hält, noch deutlicher durch traubenreiche Rebengewinde verbildlicht[759]. Beſonders anziehend für eine Sagenkunde ſind endlich unter der Menge von Bruchſtücken ſchmuckreicher Geſchirre aus gebranntem Thon diejenigen, deren halberhabene Bildnereien Fabeln des klaſſiſchen Alterthums, auf die Pflege dieſes friſch geackerten Bodens bezüglich, darſtellen. Vor Allem ein Sämann, den Sack über den Kopf gelegt, mit vorgebeugtem Leib und vorgeſtreckter Hand, und hinter ihm die Stempelſchrift: Consivius[760], alſo der göttliche Stammvater Janus, der jenen Beinamen hatte, weil ihm die Ausſaat des Menſchengeſchlechts zugeſchrieben war und deſſen früher bei Anlaß der geſäten Sueven gedacht worden iſt, ein paſſender Vertreter ebenſo der eigentlichen Feldbeſtellung, als der im Barbarenlande geſchaffenen Pflanzſtätte [761]; ferner in manigfaltigen Gruppen der Kampf der Pygmäen mit den Kranichen, denn dieſer ergetzliche Krieg wird im Frühling um die von den wandernden Vögeln gefährdeten Saaten geführt [762]; beiden Stücken iſt der zutreffende Name des gemeinſamen Töpfers, Cerialis, beigedrückt [763]. Mehrfach ſind auch die Gefäſſe von Reben umrankt, unter denen geflügelte Liebesgötter ſpielen oder Leſe halten [764], womit, wenn es ſich auf ſo frühen Weinbau in dortiger Gegend bezieht, den Bergen hinter Sülchen größere Ehre wiederfährt, als ihnen heutigen Tages gezollt wird. Probus, der überhaupt als ein vorzüglicher Förderer des Feld- und Weinbaus in den römiſchen Provinzen bekannt iſt, hinſichtlich des letztern zunächſt in Gallien und Pannonien, und der ſich dieſer Wirkſamkeit ſelbſt rühmt, hatte, nach Zurücktreibung der Alamannen über Neckar und Alb und bei Herſtellung römiſcher Städte und Lager auf barbariſchem Boden, namentlich auch zum Beſten der von ſeinem Standort aus überrheiniſchen Beſatzungen für Ackerland, Speicher und Häuſer geſorgt [765]. Die Flur, wo der römiſche Conſivius den Samen ausgeſtreut, iſt noch in chriſtlicher Volksſage von höherer Hand beſtellt und geſegnet: ein Bauer beſuchte, ſo oft er dort zu pflügen hatte, in der Sülchenkirche die Meſſe und ließ die Arbeit ruhen, dann kam jedesmal ein Engel und führte für ihn den Pflug; zum Danke ließ der Bauer auf dieſem Felde die Theoderichskapelle bauen[766]. Sprichwörtlich, wenn auch minder poetiſch, hieß die Gegend von Rotenburg eine „Schmalzgrube", ſie iſt dem Chronikſchreiber „der rechte Kern des von Fruchtbarkeit weitberühmten Landes"[767].

---

[759] Col. Suml. 180 ff. Tab. VI bis IX. Vergl. Cruſius, Paraleip. C. 14, S. 57: „Ante inferiorem autem portam Rotenburgensem, qua Tybingam descenditur, quædam stant prisca Romanorum lapidea monumenta, quæ, ex agro effossa, a patre supradicti **M. Georgii (Walchi)**, ibi collocata sunt. **Ergo Romani quondam his in locis dominati. (Add. ex M. Scr.)** u. ſ. w. **Reperta sunt circa Rotemburgum, cum foderetur, variæ structuræ lapideæ, magna cadavera tria, magna ossa, item monetæ ex auro et argento. Unde colligitur, priscam Landskronam fuisse magnam urbem et a Romanis habitatam.**“

[760] Jaumann, Zuſammenſtell. 82, 11 (auch ſchon Beilage zum Schwäbiſchen Merkur 17 Dec. 1847) und nach eigener Anſchauung.

---

[761] Oben II, 1, A. 66. 70.

[762] Col. Suml. 216. Tab. XVIII, 1. Schwenck, Mythol. der Griechen 604 ob. vergl. 505 u. Plinius, hist. nat. 7, 2 [S. 1, 10 u.]. 10, 30. Oken 7, 549: „Ihre [der Kraniche] Nahrung beſteht aus Würmern, Schnecken u. ſ. w., auch aus Körnern, Beeren und der grünen Saat, wo ſie manchmal ſchädlich werden, beſonders in Erbſen und Bohnen.“

[763] Col. Suml. 201, m. Zuſammenſt. 82, 10 bis 12. Beil. zum Schwäb. Merk. 17 Dec. 1847: „Cerialis, von dem ſo viele Geſchirre in München aus Rheinzabern u. ſ. w.“

[764] Col. Suml. 216 u. Tab. XXII, 7. XXVII, 2. Vergl. Nitſch, mythologiſches Wörterb. 162: „Ein Amor von weißem Marmor (in der Villa Negroni zu Rom) reitet, mit Weinreben bekränzt und eine Weinrebe in der Hand haltend, auf einem Leoparden von ſchwarzem Marmor“ u. ſ. w. (Col. Suml. 106. Stälin 1, 107 u. Mone, bad. Urgeſch. 1, 54.)

[765] Vopiscus, Prob. C. 14 (S. 694): „Agros et horrea et domos, et annonam Transrhenanis omnibus fecit, iis videlicet, quos in excubiis collocavit.“ (S. ob. A. 733.) C. 15 (in des Kaiſers Schreiben an den Senat, compositis rebus in Gallia): „Subacta est omnis qua tenditur late Germania u. ſ. w. Omnes jam barbari vobis arant, vobis jam serunt et contra interiores gentes militant u. ſ. w. omnes penitus Galliæ liberatæ u. ſ. w.

Præda omnis recepta est, capta etiam alia et quidem major, quam fuerat ante direpta. Arantur Gallicana rura barbaris bobus, et juga Germanica captiva præbent nostris colla cultoribus; pascuntur ad nostram alimoniam gentium pecora diversarum; equinum pecus nostro jam fecundatur equitatui; frumento barbarico plena sunt horrea. Quid plura? illis sola relinquimus sola, nos eorum omnia possidemus." C. 18: „Gallis omnibus et Hispanis ac Britannis hinc permisit, ut vites haberent vinumque conficerent. Ipse Almam montem, in Illyrico circa Sirmium, militari manu fossum, lecta vite conſevit." C. 20: „Caussæ occidendi ejus hæ fuere, primum, quod nunquam militem otiosum esse perpessus est, siquidem multa opera militari manu perfecit, dicens, annonam gratuitam militem comedere non debere" u. ſ. w. Aurel. Victor in Cæs. C. 37: „Post quem Probum, in Illyrico factum, accepere, ingenti belli scientia, exercitandisque varie militibus, ac duranda juventute, prope Hannibalem alterum. Namque ut ille oleis Africæ pleraque per legiones, quarum otium reipublicæ atque ductoribus suspectum rebatur, eodem modo hic Galliam Pannoniasque et Mœsorum colles vinetis replevit, postea sane quam barbarorum attritæ gentes sunt, quæ nostris principibus, suorum scelere interfectis, inruperant" u. ſ. w. Maſc. 1, 198. Col. Sumloc. 67 bis 69.

[766] E. Meier, Deutſche Sagen u. ſ. w. aus Schwaben, Stuttgart 1852. S. 157.

[767] Handſchriftliche Chronik der Stadt Rotenburg a. N. „durch Chriſtoff Lutzen von Lutzenhartt. 1609." (Stuttgarter Archiv.) Bd. 1, S. 15, in einem gereimten Lobſpruch auf die Stadt:

„Wie ſo mancherlai
Frucht vnnd wein, darzu groß guet
In diſem Zürckhel wachßen thuet,
Derhalb iſt ſy gar weit bekant
Vnnd von Vilen ſchmalzgrueb genandt."

Bd. 3, S. 28: „Souil aber den Feld vnnd Aggerbaw, auch Wein vnnd Wißwachs, ſo dann Gartenwerckh, Bewäldung, Vihezucht vnnd dergleichen Nott-

Die beiderlei noch unerklärten Benennungen der alten Colonie werden ſo angeſehen, daß der römiſche Name „Solicinium“ derſelbe ſei mit dem barbariſchen (keltiſchen) „Sumelocenne“ [768]. Der Übergang der einen Form in die andre bleibt aber ſchwer zu vermitteln und der Zweck zweifacher Geſtaltung des nemlichen Worts läßt ſich nicht abſehen, da auch Sumelocenne mit lateiniſcher Ableitung gebraucht wurde (Samulocenis, Sumelocennensis) und mit Solicinium doch kein römiſches Wort gewonnen war. Sind die Namen verſchiedenen, wiewohl beidemal nichtrömiſchen Urſprungs, ſo wird man von Neuem daran erinnert, daß dieſer Landſtrich, als zuerſt von ihm durch Cäſar Kunde ward, germaniſche Bevölkerung hatte und nicht erſt von geſtern, ſondern von unbeſtimmter Zeit her. An Ortsnamen haftet zumeiſt die Spur früherer Bewohner [769], wie dieß für die Kelten reichlich in Anſpruch genommen wird, aber auch von Germanen im geeigneten Falle gelten darf, ſelbſt das Verbleiben ſueviſcher Volksreſte, nachdem das Decumatenland hauptſächlich mit helvetiſch-galliſchen Einwanderern beſetzt war, iſt keineswegs unwahrſcheinlich [770]. Das Waldgebirg des Rheinbogens, der Schwarzwald, hatte ſchon während der Römerherrſchaft, zu dem keltiſchen Namen Abnoba [771], den zweiten, marcianiſcher Wald, erhalten und für letzteren Ausdruck nimmt die neuere Forſchung einhellig germaniſchen Urſprung an, im Sinne von Mark, Grenzwald [772]; deutſche Bezeichnung des

---

vnnd Nutzbarliche Herrlichkait belangen thut, diſer Ortt Luſt vnnd Fruchtbarkhaitt halber vilen andern fürzuziehen Iſt, dann vmb diſe gegne der Rechte Kern deß von Fruchtbarkeit weitberüembten Landes, daher woll die Statt vnnd nit vnbillich von etlichen Ein SpeißCammer oder Schmalzgrueb genant württ.“

[768] Stälin 1, 93. Leichtlen 151. Col. Suml. 126, 3. [Bacmeiſter, Alemanniſche Wanderungen 1, S. 32. H.]

[769] Sprachg. 202 u.: „Am ſchwierigſten bleiben ortsnamen, weil ſich in ihnen zumeiſt die ſpuren fremder und früherer bewohner eingedrückt haben.“

[770] Stälin 1, 62 f.: „Die Behutſamkeit, mit welcher Tacitus der Geſammtbevölkerung des Landes das deutſche Weſen abſpricht (non numeraverim), erlaubt anzunehmen, daß ſich auch noch Deutſche, welche wohl dem Marobod nicht insgeſammt nach Böhmen gefolgt waren, im Lande gefunden haben.“

[771] Plinius, hist. nat. Tacitus, Germ. C. 1 (Lesarten bei Maßmann). Ptolem. 2, 2. Avien. descr. orb. (4 Jhd.) 437. Zeuß 10 ***. Stälin 1, 6. Mone, Urgeſch. 79. [Bacmeiſter 1, S. 139. H.]

[772] Peuting. Taf.: „Silva marciana.“ Ammian. 21, 8 (a. 361): „Discedens inter hæc Julianus a Rauracis u. ſ. w. Profecturus itaque per

Grenzgebirgs konnte aber nur von innen kommen, von Germanen, denen der Schwarzwald eine Grenzhut gegen Helvetier und Gallier war, und ſie wird von den Römern erſt gebraucht, nachdem auch dieſe in das innere Land eingedrungen waren. Sumelocenne iſt in der Schreibung Samulocenis Zwiſchenglied einer ganzen Reihe galliſcher Ortsnamen an der Römerſtraße und fällt damit am natürlichſten derſelben Abſtammung anheim[773]. Solicinium[774] dagegen und noch mehr die an Ort und Stelle hervorbrechenden Formen Sulicha, Sulichin, Sulihgewa, weiſen auf ein verſchiedenen Zweigen des deutſchen Sprachſtamms gemeinſames Wort, das mit ſeinen Ableitungen in der Bedeutung von Pflug, pflügen, Pflugfeld[775], hervortritt: agſ. sulh, aratrum, sulhung, aratio, was ein Verbum sulhian, arare, vorausſetzt; ahd. ſuoli, ſuohili (aratiuncula)[776]. Das würde ſich der dargelegten Beſchaffenheit der Gegend

---

Marcianas silvas viasque junctas Histri fluminis ripis" u. ſ. w. (Hermann. Contract. a. 1030: „circa silvam Martianam".) Stälin 1, 130. Zeuß 10***. Rechtsalt. 497. Grenzalt. 110 f. 116. Sprachg. 499, 2. 503 ob. 628, 4: „Marklö". 740 u. Selbſt Mone, der dem Galliſchen nichts vergibt, nimmt zwar nicht für erwieſen an, ob Mark ausſchließlich deutſch ſei, bringt aber ſchätzbare Belege alamanniſcher Waldmark bei, Urgeſch. 2, 14 f. Zu Myrkvidr ob. S. 115 f.

[773] Man vergl. auch Arusena l. Abusena (Stälin 1, 101) der peuting. Tafel, Nemetocenna (Zeuß 220*), silva Argoenna, Arduenna (ebend. 9. 11), Badubenna (Myth. 61. Sprachg. 585 ob.)? Bacenis? (Sprachg. 375 u. 491 ob. 594 ob. 613, 2). Aber auch ahd. Buchunna (Zeuß 9. Sprachg. 594 ob.). Häufige Ortsbezeichnungen mit -loch, ahd. u. mhd. lôh (lat. lucus), Sprachg. 61, 2. 68 u. 409, 2. Graff 2, 127 u., f. Die Lochen ſind im Volksmunde Plural, bei Cruſius, Paraleip. 34: „auff der Lochen". Σημανὰ ὕλη? Aber die goth. u. ahd. dat. plur. gehen auf -m.

[774] Die Leſung bei Mommſen 201: „saltus Sumelocennensis" läßt vermuthen, daß Sumelocennæ das größere Waldgebiet, Solicinium die angebaute Umgegend der Stadtanlage bezeichnet habe, Jenes die Mark, Dieſes das Pflugland, vergl. Grimms Rechtsalterthümer 498, 6.

[775] Vergl. „Pflugueld" a. 1276, Stälin 1, 317.

[776] Gramm. 3, 415: „Agſ. sulh, Gen. sulhes, oder sul, sules (aratrum), wie ich glaube masc., wovon analog jenem huohili [Goth. hôha, aratrum], ein sulincle (aratiuncula) abſtammt; im engl. hat ſich sull, wenigſtens provinziell erhalten u. ſ. w. Und auch jenes sulh mag ſich früher weiter erſtreckt haben, da die ahd. mundart neben huohili, ein ſuoli (aratiuncula) dat. pl. ſuolinun beſaß, gl. mons. 329. Doc. 220a, das auf ein simplex ſuol = ſuhol oder vielleicht ſuloh führt*), wenn man nicht vorzieht, ſuohili von dem

von Sulicha wohl eignen und Cäſar ſelbſt beſtätigt, daß ſchon die Sueven ſeiner Zeit den Ackerbau übten und den Betrieb desſelben geordnet hatten, wenn er auch nicht ihre Hauptnahrung ausmachte[777].

Spätere Geſchlechter, die auf dem Schutte der Römerſtadt wohnten und pflanzten, muſte dieſe begrabene Herrlichkeit nachdenklich machen, beſonders ſo lange die Baureſte noch anſehnlicher, die ausgepflügten Funde noch reicher waren. Geſchichtliche Kunde darüber war nicht vorhanden und ſo muſte die Sage Rath ſchaffen. Erſt am Anfang des 16ten Jahrh. befaßten ſich die Gelehrten mit der Frage nach den Geſchicken, die hier gewaltet, aber auch ihnen kam nur noch ſagenhafte Antwort entgegen. Wieder iſt es Tritheim, der ſich, in ſeiner Chronik des Kloſters Hirſchau, mit ſeltſamen Entdeckungen herbeiläßt. Zum Jahr 1112 meldet er, daß damals die Stadt Rotenburg am Neckar durch ein Erdbeben von Grund aus erſchüttert und gänzlich zerſtört worden, aber nicht lange hernach von den Einwohnern, die ſich in die

---

nachher anzuführenden ſucha (occa) abſtammen zu laßen. Das agſ. sulh aber ſcheint das lat. sulcus masc., die durch den pflug gezogene furche; ein agſ. verbum sulhian (sulcare) folgt aus sulhung (aratio). *) in ahd. urkunden erſcheint ſol, ſöl? (neutr.) zur bezeichnung urbares landes: in daz baganina ol (Wirzburger grenzurkunde), in daz Grimen ſol (daſ.); birkinên ſolen, dat. pl. widinên ſolen (Schannat 595) u. ſ. w." 3, 416: „Das gepflügte land ahd. u. ſ. w. ſuohili (aratiuncula) Maßm. denkm. 103. vergl. ſuoli vorhin ſ. 415; huohili vorhin ſ. 415; agſ. sulincle." Sprachg. 56: „Das goth. wort lautet hôha, wofür auch ahd. huoho gemutmaßt werden darf, weil ſich huohili aratiuncula vorfindet, genau wie ahd. ſuoili ſuoli auf ſuol ſuhol führen, das dem agſ. syl sul sulh = aratrum entſpricht und noch im provinziellengl. sull fortdauert. sulh aber ſcheint das lat. sulcus, die pfluggezogene furche, und sulhian arare folgert ſich aus sulhung aratio." 69 ob. 303 u. „ὁλκός" (sulcus). 401 ob. 409 u.: „lat. sulcus, agſ. sulh, ahd. ſuloh? u. ſ. w." Vergl. Graff 6, 186 ob. Bosw. 213. Ettmüller 650 (suluh). Von ſulih m. (vergl. Gr. 2, 284, 1) *a*)), das noch in der Zuſammenſetzung Sulihgeuwa erſcheint, Pflug, abgeleitet: ſulicha (Dümge 106), ſulecho (ebend. 132), nom. neutr. Pflugland, dat. sing. ſulichin (Gr. 1, 609 u. 629 u.)? Gehören sulh und sulcus auch etymologiſch zuſammen, ſo hatten ſie doch der Bedeutung nach verſchiedene Richtung genommen (Pflug und Furche), wodurch die Stammverwandtſchaft verdunkelt war. Plautus, Truculentus Act 1, Scene 2: „volo habere aratiunculam pro copia hic apud vos." Vet. Taubm. „Aratiunculam i. agellum conductum, quem arem."

[777] Cäſar, bell. gall. 4, 1.

Wälder geflüchtet, wiederhergeſtellt worden ſei; ferner unter Berufung auf das zu 1112 Bemerkte, als ähnliches Ereignis: im Jahr 1280 ſei die kürzlich vom Erdbeben zuſammengeſtürzte Stadt nach Anordnung und auf Koſten des Grafen Albrecht von Hohenberg in den vorigen Stand gebracht worden; zur Zeit des Königs Faramund haben die Franken dieſe Stadt erbaut und ihr den Namen Landskron gegeben[778]. Statt deſſen wird auch Landsort, Landsfurt geſchrieben. Andre, die nicht zwei Erdbeben und Wiederherſtellungen annehmen wollten, bemühten ſich verſchiedentlich, die Zeitangaben zu berichtigen[779]. Urkundlich iſt allein, was zwei gleichzeitige Jahrbuchſchreiber aufgezeichnet haben, nemlich der in jener Gegend heimiſche Konrad von Wurmlingen, zum Jahr 1280: dazumal ſei nahe bei Rotenburg eine neue Stadt mit Mauern und neuen Gebäuden angefangen worden[780], wobei unter Rotenburg noch die alte, im 17ten Jahrh. abgetragene Burg auf der

---

[778] Trithem., Annal. Hirs. 1514 ad 1112 (Leichtlen 148): „Anno quoque prænotato Rotenburg, juxta Necari fluminis ripas in Suevia oppidum, terræ motu concussum funditus, et in toto cecidit convulsum penitus et destructum; sed non diu postea per incolas, qui ad nemora confugerant, instauratum est. Ad 1280. Item anno prænotato oppidum Rotenburg, ad litus Necari fluminis Sueviæ situm, quod nuper [?] terræ motu funditus corruerat, consilio et impensis Alberti, comitis de Hohenberg, jactis fundamentis atque repositis ad pristinum statum est restitutum. Hujus oppidi similem ex terræ motu ruinam et restitutionem longe supra recitavimus in primo volumine, a. 1112. Quod quidem oppidum Franci olim temporibus Faramundi regis construxerunt et Landeskron, vel ut codices habent vetustiores Landskorn [Landsort?] nominaverunt, aut loci amœnitate provocati, aut guardiæ opportunitate?" (Landesſchutz, guardia?)

[779] Naucler, Comment. Chron. Bl. 236 (Leichtlen 147). Cruſius Th. 2, B. 9, C. 5 (S. 319). Th. 2, B. 12, C. 18 (S. 574). Th. 3, B. 2, C. 22 (S. 126). Paraleip. C. 14, S. 57. Der Denkſtein von 1602 (Leichtlen 149) bedarf keiner Erörterung.

[780] Conradi de Wurmelingen annal. Sindelfing. a. 1280 (Böhmer, Font. rer. german. 2, 465): „Civitas nova prope Rotinburch muris et novis edificiis fuit inchoata." Martinus Minorita (Eccard 1, 1632): „1281 in XL Rotenburg super Neccarum reædificatur, ubi retroactis temporibus egregia ejusdem vocabuli civitas sita fuit." Haug, Chron. Sindelf. S. 15, N. 1: „veteris romanæ civitatis ruinas u. ſ. w. tunc plerumque solo æquatas esse opinor. Rotenburg a. adhuc 1307 simpliciter interdum Nova Civitas appellabatur."

Waldhöhe (Weilerburg) verſtanden iſt[781]; ſodann der Minderbruder Martinus zum Jahr 1281: in der Faſten dieſes Jahrs ſei Rotenburg am Neckar wiederaufgebaut worden, wo in altvergangenen Zeiten eine herrliche Stadt desſelben Namens gelegen. Ein Naturereignis, durch welches letztere untergegangen, iſt in beiden Stellen auch nicht leiſe angedeutet. Wirklich hat hier weder Faramund eine Stadt erbaut, noch das Erdbeben eine verſchlungen. Wovon die Erde geſchüttert, das war der Sturmſchritt ſtädtebrechender Alamannen.

In dichtem Walde bei Lenzburg im Aargau ſteht rieſenhaft der moosbedeckte Römerſtein, einziger Überreſt einer feſten Stadt, die hier erbaut geweſen ſein ſoll, in der Nachbarſchaft der größeren Vindoniſſa; einſt in der Nacht erhob ſich Sturm und Gewitter, die Erde ſpaltete ſich und die Stadt verſank[782]; das iſt dieſelbe Sage, wie von der Stadt am Neckar, nur daß von Solicinium mehr als Ein Stein Kunde gibt.

In den Trümmern dieſer Römercolonie haben ſich, nachdem die Götter des Alterthums gewichen, germaniſche Pygmäen eingeniſtet. Darüber beſagt die handſchriftliche Chronik der Herrn von Zimmern vom Jahr 1566, „es ſei gewislich wahr, daß die „Erdenmendle“ vor Jahren viel Wohnung und Wandels um das jetzige Rotenburg am Neckar gehabt. Die Stadt habe vormals Landsort oder Landskron geheißen und zu ſelbiger Zeit ſei Sülchen die Pfarrkirche geweſen. Dieſe alte Stadt ſei 1112 den 3ten Jänner von einem Erdbidem und unverſehenen Gewäſſer verwüſtet worden und zerfallen, bis im Jahr 1271 Graf Albrecht von Hohenberg die Stadt Rotenburg dahin, wo dieſelbe jetzt gelegen, erbaut habe. Auf derſelben Seite des Neckars haben die Erdmännlein gewohnt, denn, wenn man von Rotenburg gegen dem Wekenthal hinausgehe, finde man nicht ſonders tief in der Erde ein wunderbarliches Gebäu, nemlich einen Gang, wie ein Porticus oder ein Kreuzgang, der ſich in die Länge erſtrecke und auf der einen Seite mit Ziegelſteinen zugemauert, auf der andern mit kleinen ſteinenen

---

[781] Nach der Beſchreibung des Oberamts Rottenburg 144 ſoll die neue Burg ſchon 1216 vom Grafen Burkard von Hohenberg erbaut worden ſein, was aber des Beweiſes bedarf.

[782] Schweizer-Sagen u. ſ. w. von Fr. Otte (Zetter). Straßburg 1840. S. 71 f. Die Quelle der poetiſchen Bearbeitung iſt nach Anm. S. 86: „Mündliche Sage.“

Säulen gebaut geweſen, offen und oben gewölbt, inwendig durchaus hohl, zweier gemeiner Werkſchuhe breit und vier ſolcher hoch, das Paviment des Porticus ſoll mit „geleſten“ Steinen aufs zierlichſte gemacht ſein, auch wiſſe man weder den Anfang noch das Ende ſolches Porticus, noch wo er hingangen, denn kein Zweifel, daß er von Menſchenhänden nicht gemacht worden, viel weniger daß er zu menſchlichem Gebrauch ſollte dienſtlich ſein“ [783]. Mit dieſer Anſiedlung der Erdgeiſter befindet ſich die Sagenkunde im Übergang zu der weitſchichtigen Unterſuchung des ſueviſch-alamanniſchen Götterglaubens.

IV. Götterweſen der Sueven-Alamannen.

1. Natur- und Schickſalsgötter.

Die Zeugniſſe zur Kenntnis des ſueviſch-alamanniſchen Heidenthums ſprechen theils nur von Verehrung der Natur in ihren gegenwärtigſten Erſcheinungen und fühlbarſten Kräften, theils aber auch von Gottheiten mit perſönlichem Eigenleben. Es erſcheint zweckmäßig, von den Auffaſſungen der erſtern Art auszugehen. Cäſar ſagt von den Germanen überhaupt, wobei er jedoch zumeiſt die Sueven im Auge hatte, daß ſie zu Göttern nur diejenigen zählen, die ihnen ſichtbar ſeien und deren Einfluß ihnen offenbar zu Statten komme, Sol, Vulcanus und Luna, von den übrigen haben ſie nicht einmal gerüchtweiſe vernommen [784]; hiebei ſteht die römiſche Götterwelt im Hintergrunde, aus der den Germanen nur das ſinnlich Wahrnehmbarſte erreichbar war. Eigens die Alamannen im eroberten Lande betrifft die Hauptſtelle bei Agathias († vor 582): „gewiſſe Bäume verehren ſie und Fluten der Ströme,

---

[783] Zimmeriſche Hdſchr. v. 1566, im fürſtl. fürſtenberg. Archiv zu Donaueſchingen, S. 1081 ff. [Ausgabe von Barack 4, S. 229. 230. H.]

[784] Cäſar, bell. gall. 6, 21: „Germani multum ab hac consuetudine [Gallorum] differunt. Nam neque Druides habent, qui rebus divinis præsint, neque sacrificiis student. Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum opibus aperte juvantur: Solem et Vulcanum et Lunam; reliquos ne fama quidem acceperunt.“ Schwenck, Mythologie der Römer 53 ff. 121 f.

Berghöhen und Thalſchluchten; dieſen weihen ſie, als ob ſie damit Heiliges vollbrächten, Pferde, Ochſen und unzählige andre Thiere, indem ſie denſelben die Häupter abſchneiden"[785]. Wie Cäſar dem rohen Naturdienſt der Germanen die übervolle Götterhalle der Römer entgegenſtellt, ſo der neubekehrte Grieche dem der Alamannen die chriſtliche Gottesverehrung der Franken. Ein früherer und ein ſpäterer Gewährsmann unterſtützen dieſes Zeugnis. Der römiſch-heidniſche Dichter Claudian, am Ende des 4ten Jahrh., rühmt, bezüglich auf Alamannien, den ſiegreichen Stilico, der es dahin gebracht, daß nun fernhin durch das öde Schweigen des herkyniſchen Waldes ſicher gejagt werden dürfe und römiſche Äxte ungeſtraft die durch alte Verehrung ſchaurigen Haine ſchlagen und Eichen, die den Barbaren für eine Gottheit galten[786]. Sodann noch in der erſten Hälfte des 8ten Jahrh. ſagt eine Ermahnung, die dem h. Pirminius zugeſchrieben wird, einem Glaubensboten zu den Alamannen und Stifter des Kloſters Reichenau: „Betet keine Götzen an, weder an Felſen noch an Bäumen, weder an abgelegenen Orten noch an Quellen, auch nicht auf Kreuzwegen bringet eure Anbetung und eure Gelübde dar!"[787]

Dieſe Kundgebungen, von ſo verſchiedenen Standpunkten ausgehend, einigen ſich darin, daß dem Alamannen die ganze umgebende Natur, Gebirg und Thal, Wald und Strom, Baum und Quell, eine göttliche Weihe hatte. Wenn von chriſtlicher Seite, namentlich in päbſtlichen Sendſchreiben und den Beſchlüſſen der Kirchenverſammlungen, wie auch in den Leben der Heiligen, das germaniſche Heidenthum häufig als rohe Anbetung der Naturgegenſtände ſelbſt aufgefaßt iſt, ſo laſſen doch die angeführten Zeugniſſe durchblicken, daß den Alamannen die Ahnung einer im Naturleben waltenden höhern Macht nicht gefehlt hat, in demſelben Sinne, wie ſchon den Germanen des Tacitus im Schauer des geweihten Haines und am heilig gehaltenen Salzſtrom die unſichtbare Gottheit nahe war[788]. Die geringen Spuren von Tempeln oder Götzenbildern der heidniſchen Alamannen[789] heben nicht auf, daß vorherrſchend es auch ihnen widerſtrebte, die Götter in Wände zu bannen oder im Menſchenbilde darzuſtellen[790]. Ihrer alten Abneigung gegen den geſchloſſenen Bau iſt ſchon gedacht worden, überhaupt aber waren die germaniſchen Völker jener Zeit nicht dazu gerüſtet, ſich in Werken der bildenden Kunſt zu verſuchen. Auch nachdem die Deutſchen in die Übung und Pflege dieſer Kunſtgattungen eingetreten waren, nahmen ſie ihre Richtung weniger auf die ſinnlich abgerundete Geſtalt, als auf die ahnungsvolle, ungemeſſene, von der ungreifbaren Gegenwart des Geiſtes durchdrungene Natur. In der Malerei erſchloſſen ſie die Landſchaft und was ſie auch in jedem Fache Tüchtiges geleiſtet, ſo hat doch ihre eigenſte Kraft in derjenigen Kunſt ſich ſchöpferiſch erwieſen, die zugleich in den ſtärkſten Maſſen arbeitet und am meiſten der Gedankenwelt angehört, in der Baukunſt; aber auch hier bauten ſie als Hauptzweck wieder nicht ein Haus, ſie pflanzten einen Wald mit rieſenhaften Stämmen und Wölbungen, ſie thürmten ein Gebirg mit himmelan ragenden Gipfeln.

---

[785] Agathias, Histor. 1, 7: „Δένδρα τε γάρ τινα ἱλάσκονται καὶ ῥεῖθρα ποταμῶν καὶ λόφους καὶ φάραγγας. Τούτοις, ὥσπερ ὅσια δρῶντες, ἵππους τε καὶ βόας καὶ ἄλλα ἄττα μυρία καρατομοῦντες ἐπιθειάζουσιν." Stälin 1, 161 f. Masc. 2, 15, A. 8.

[786] Claudian. de laud. Stilic. 1, 228 ff.:

„Ut procul Hercyniæ per vasta silentia silvæ
venari tuto liceat; lucosque vetusta
religione truces et robora, numinis instar
barbarici, nostræ feriant impune bipennes.
Ultro quin etiam devota mente tuentur
victorique favent; quoties sociare catervas
oravit jungique tuis Alemania signis!"

Stälin 1, 162. 143.

[787] Neugart, episcopat. Constant. 73. Stälin 1, 163. 194.

Der alamanniſche Naturdienſt, den die beſprochenen Stellen in allgemeineren Zügen bezeugen, iſt nun in ſeine beſondern Gebiete zu verfolgen und es werden im Fortgang auch die Geiſterweſen, die im Innern derſelben leben und wirken, erkennbar und vertraulich herankommen.

---

[788] Germ. 9: „lucos et nemora consecrant deorumque nominibus appellant secretum illud, quod sola reverentia vident.“ 39: „silvam, auguriis patrum et prisca formidine sacram“ [vergl. M. Claud. „lucosque vetusta religione truces“] u. ſ. w. „ibi regnator omnium deus“ u. ſ. w. Annal. 13, 57: „flumen gignendo sale fecundum u. ſ. w. religione insita, eos maxime locos propinquare cœlo precesque mortalium a deis nusquam propius audiri.“

[789] Stälin 1, 161. 162 u.

[790] Germ. C. 9: „nec cohibere parietibus deos neque in ullam humani oris speciem assimilare ex magnitudine cœlestium arbitrantur.“

a) Erde und Erdgeiſter.

War die nährende Erde als Mutter angerufen, ſo wurden Berg und Geſtein als Vater oder Urvater benannt; ſo der Altvater zwiſchen Schleſien und Mähren, der Altkönig, Altking, mit den vermuthlich alamanniſchen Steinringen, die Schweizerberge Altmann und Etzel[791]. Dieſer letzte Name iſt auch der mittelalterliche des Hunnenkönigs, Lautverſchiebung von Attila (ahd. Azilo, Ezilo), Diminutivform des goth. atta, Vater[792]. Oſtgothen zogen in Attilas Heer und waren ihm beſonders betraut[793], in der deutſchen Heldenſage iſt ſein Hof die Zufluchtſtätte aller vertriebenen Helden, namentlich Dietrichs und der Amelunge; ihm zur Seite ſteht Frau Helche, Herche (altn. Herkja, Erka), zugenannt die Gute, die an elenden Recken mütterlich handelt und durch deren Tod die von ihr erzogenen Jungfrauen verwaiſt ſind[794], wohl auch namengleich der geſchichtlichen Kerka, einer gaſtfreien Gemahlin des Hunnenkönigs[795]; gaben nun ihm die Gothen den Vaternamen, warum nicht auch ihr einen mütterlichen? Und ſo wird man an jene agſ. Erce, der Erde Mutter, gemahnt und es fragt ſich weiter, ob nicht das dunkle Wort Erce eben eine Urmutter bedeute, alſo dem männlichen Bergnamen Atilo, Azilo, der weibliche Name einer Erdgöttin Ercha entſprochen habe. In einem Eddalied erſcheint Herkja mit Atli [796], zugleich aber iſt in der j. Edda unter den Rieſenweibern (von Rieſenart ſind die Urweſen) eine Herkja aufgeführt [797]. Einer Erdgottheit eignet ſich auch das Meiſte, was norddeutſche Volksſagen von der rieſenhaften Frau Harke, Herke überliefert haben [798]. Altvater heißt noch ein großer Felsblock im Schwarzwald, bei Kalmbach, den der Volksmund als den älteſten der umherliegenden Steine bezeichnet [799]. Heldenlieder der Edda kennen den Eid auf heilige Steine, der Bruder Sigruns von den Suevenbergen hatte ihrem Geliebten Helgi Eide geſchworen beim lichten Waſſer des Stroms und dem kalten Steine der Flut [800].

---

[791] Vergl. J. Grimm, Zeitſchrift des heſſiſchen Vereins für Geſchichte 2, 139 bis 143, Zeitſchrift für deutſches Alterthum 1, 26, altdeutſche Blätter 1, 288.

[792] J. Grimm, Gr. 3, 320. Zeitſchrift für deutſches Alterthum 1, 25. Sprachg. 271 u. 289, 15) 17). 475. Neugart, ind. onom: Atilo, Azzilo. (Zeuß 719: „Ἄταλις“, „**) Al. Ἀττὰλ, Ἀττίλας Men. S. 301, Etel, Itil, die Wolga bei den Türken.“)

[793] Jornandes C. 38: „Inter quos Ostrogotharum præeminebat exercitus, Walamire et Theodomire et Widemire germanis ductantibus u. ſ. w. eum [Ardaric. Gepid.] et Walamirem, Ostrogotharum regem, super cæteros regulos [Attila] diligebat. Erat namque Walamir secreti tenax, blandus alloquio, doli ignarus u. ſ. w. Sed solus Attila, rex omnium regum, super omnes et pro omnibus sollicitus erat.“ (Maſc. 1, 430, A. 2.)

[794] Dietr. Fl. 4820 ff.: „frauw Helche weinen des began; ſie ſprach vil muterlich: awe, Dietrich!“ 4913 f.: „daz ir ſo muterlichen tut an manigen ellenden recken gut.“ Nib. 1134, 4: „an der iſt nu verweiſet vil maneger juncfrouwen lîp“ u. ſ. w. Vergl. Heldenſage 68. Mythologie 232.

[795] Priſc. S. 63: „Postridie ad domus Attilæ interiora septa me contuli, dona ferens ejus uxori, quæ Cerca vocabatur. Ex ea tres illi liberi u. ſ. w. Eam famulorum multitudo in orbem circumstabat, et ancillæ ex adverso humi sedentes telas coloribus variegabant, quæ vestibus barbarorum ad ornatum inseruntur“ u. ſ. w. S. 68: „Interea Reccam, Attilæ uxor, quæ ejus res domesticas curabat, nos etiam ad cœnam invitavit. Ad eam, ut erat multis Scythiæ principibus comitata, accedentes, contigit nobis etiam humanitate frui. Illa vero nos excepit mellitis et jucundis

---

confabulationibus et magnifico epularum apparatu“ u. ſ. w. (Iſt Cerca dieſelbe Perſon mit Reccam?) Vergl. Heldenſage 68. 345. Lachmann, Anm. 334, 3.

[796] Sæm. 237, 46. 238, 53 f. vergl. 237a: „Herkja hèt ambótt Atla, hon hafđi verid frilla hans.“

[797] Sn. 210b (Trollqvenna heiti: Hæra (?), Herkja, nachher auch Ama, a. Amma, Atla. Atla neben Eyrgiafa und Jarnsaxa, welche gleichfalls dem Gebirg anzugehören ſcheinen, Sæm. 118, 35. Munch 70, 35. Salzburger Verbrüderungsbuch 101, 17: „atila“ f. (iara, ioru vellir, Zeitſchrift für deutſches Alterthum 7, 316 ob., vergl. Mythologie 232: Hera, Gr. 3, 676 f. Diminut.; ërada, ërda, herd, iörd auch abgeleitet, einfach ero, hero, Mythologie 229.)

[798] A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutſche Sagen u. ſ. w. Nr. 126. Hieher überhaupt Mythologie 232. Sprachg. 319, 1 u.

[799] Eiſert, Nachrichten zur Geſchichte von Calmbach und Höfen, 1850, S. 5: „Der Heimenhardt heißt in unſer jetziges Deutſch überſetzt: der Rieſenforſt, und die Sage von ungeheuren Rieſen, die hier gehauſt haben, hat ſich ſo ſehr erhalten, daß man ſogar erzählt, der letzte dieſer Art u. ſ. w. ſei unter dem gröſten Felsblock in der Gegend, dem Langenſtein auf dem Meiſtern oder unter dem Altvater begraben, den der Volkswitz als den älteſten der umherliegenden Steine bezeichnet“ u. ſ. w. E. Meier, deutſche Sagen aus Schwaben S. 97. [Heimenſtein im Neidlinger Thale. H.]

[800] Sæm. 165, 18: „Þik skyli allir eidar bíta, þeir er Helga hafđir unna; at enu liosa leiptrar (vergl. 43, 28. Sn. 4. 218a u.) vatni ok at úrsvölum (Gr. 2, 789. Sæm. 160, 11) unnar steini.“ 237, 47: „Þér mun ek alls þess eida vinna at inum hvíta helga steini“ u. ſ. w. 248, 32:

Von der mütterlichen Erde iſt nun auch aus dem Alamannenlande Manches zu ſagen. Zunächſt in ihrer urſtofflichen Ruhe iſt ſie Gegenſtand ſinnbildlicher Handlungen, aber auch ſo ſchon ſichtbar heilig gehalten. Im alten Geſetz der Alamannen tritt ein ſolches Verfahren beſonders lebendig vor Augen: wenn Streit entſtanden iſt zwiſchen zwei Geſchlechtern über die Grenze ihres Grundeigenthums und Einer ſagt: „hier iſt die Grenze“, der Andre an eine andre Stelle geht und ſagt: „hier iſt unſre Grenze“, dann ſoll der Graf dieſer Volksgemeinde gegenwärtig ſein und ein Zeichen legen, wo Jener und wo der Andre die Grenze haben will, und ſie ſollen um den ſtreitigen Raum einen Kreis ziehen; iſt dieſer gezogen, ſo ſollen ſie in die Mitte treten und, in Gegenwart des Grafen, von dieſer Erde heben, was die Alamannen Zurfodi nennen, und Zweige von den Bäumen in die Erde ſtecken, die ſie erheben, und die ſtreitenden Geſchlechter ſollen jene Erde in Gegenwart des Grafen aufheben und ſie in ſeine Hand befehlen. Er wickle ſie in ein Tuch, lege ein Siegel an und befehle ſie in ſichre Hand bis zum feſtgeſetzten Gerichtstag. Dann geloben ſie unter ſich den Zweikampf; wenn ſie zum Kampfe gerüſtet ſind, dann legen ſie die Erde in die Mitte und berühren ſie mit ihren Schwertern, mit denen ſie kämpfen ſollen, und nehmen Gott den Schöpfer zum Zeugen, daß, weſſen das Recht, deſſen auch der Sieg ſei, und kämpfen. Welcher von ihnen ſiegt, der nehme den ſtreitigen Raum in Beſitz und die Andern, die ſich desſelben anmaßten, büßen, weil ſie das Eigenthum widerſprochen, mit zwölf Solidi[801].

„eiđa opt um svarđa ok ár of nefnda, at sól inni suđrhollu ok at Sigtýs bergi“ u. ſ. w. Rechtsalterth. 897.

[801] Lex Alam. C. 83: „Si qua contentio orta fuerit inter duas genealogias de termino terræ eorum et unus dicit: hic est terminus, alius revadit in alium locum et dicit: hic est noster terminus, ibi præsens sit comes de plebe illa et ponat signum, ubi iste voluerit et ubi ille alius voluerit terminum, et girent ipsam contentionem. Postquam girata fuerit, veniant in medium et præsente comite tollant de ipsa terra, quod Alamanni zurfodi dicunt, et ramos de ipsis arboribus infigant in ipsam terram, quam tollunt, et illæ genealogiæ, quæ contendunt, levent illam terram præsente comite et commendent in sua manu. Ille involvat in fanone et ponet sigillum, commendet fideli manu usque ad statutum placitum. Tunc spondeant inter se pugnam duorum. Quando parati sunt ad pugnam, tunc ponant ipsam terram in medio et tangant ipsam cum spatis suis, cum quibus pugnare debent,

Gregor von Tours erzählt, als die Sueven, d. h. Alamannen, in Gallicien mit den Vandalen in Grenzſtreit gerathen, ſei vom König der Erſtern die Entſcheidung durch Zweikampf vorgeſchlagen worden; aus den beiderſeitigen Heeren ſchritt je ein gewaffneter Jüngling hervor, der Kämpe der Vandalen unterlag und wurde getödtet, worauf ſie von der ſpaniſchen Grenze abzogen[802]. Wie hier der Krieg zuſammengrenzender Völker, ſo iſt nach der Geſetzſtelle die Fehde zwiſchen zwei nachbarlichen Geſchlechtern in den minder blutigen Einzelkampf der beiden Vertreter abgelenkt. Das Geſetz ſtellt dieſen unter Obhut des Richters und ordnet dafür ein Verfahren von ſinnbildlichem und zugleich ausgeſprochen religiöſem Gepräg an. Das Abzirken des ſtreitigen Platzes wird urſprünglich bezweckt haben, dieſen ſelbſt als Kampfkreis einzuhegen. Durch die Aushebung des mit Zweigen beſteckten Torfes (Raſenſtücks) aber wurde der Platz ſymboliſch auf die ordentliche Gerichtsſtätte ver-

---

et testificentur Deum creatorem, ut cujus sit justitia, ipsius sit victoria, et pugnent. Qualis de ipsis vicerit, ipse possideat illam contentionem, et illi alii præsumptiosi, quia proprietatem contradixerunt, conponant cum XII solid.“ Rechtsalterth. 114 f. (Genealogia bedeutet wohl urſprüngliche Verwandtſchaft, dann aber Markgenoſſenſchaft u. dergl., die alamanniſchen -inge.)

[802] Gregor. Turon. 2, 2: „Post hæc (an. 406) Vandali a loco suo digressi, cum Gunderico rege in Gallias ruunt. Quibus valde vastatis, Hispanias appetunt. Hos secuti Suevi, id est Alamanni, Galliciam adprehendunt. Nec multo post scandalum inter utrumque oritur populum, quoniam propinqui sibi erant. Cumque ad bellum armati procederent ac jamjamque [a. acieque in conflictu] in conflictu parati essent, ait Alamannorum rex: „Quousque bellum super cunctum populum commovetur? Ne pereant, quæso, populi utriusque phalangæ, sed procedant duo de nostris in campum cum armis bellicis et ipsi inter se confligant! Tunc ille, cujus puer vicerit, regionem sine certamine obtinebit.“ Ad hæc cunctus consensit populus, ne universa multitudo in ore gladii rueret. His enim diebus Gundericus rex obierat (an. 428), in cujus loco Trasamundus obtinuerat regnum. Confligentibus vero pueris, pars Vandalorum victa succubuit; interfectoque puero, placitum egrediendi Trasamundus spopondit, ut scilicet, præparatis itineris necessariis, se a finibus Hispaniæ removeret.“ [Anmerkung zu „Trasamundus“: Sic semper Corb.; Regius A vero, Bec., Regm. [et Clun.] cum aliquot editis Transimundus, alii Trasimundus. Hæc non sub Trasamundo, sed sub Genserico contigerunt. Gunderico successit Gensericus, non Trasamundus, qui post Gundabundum regnare cœpit anno 496.] Man vergl. die Zweikämpfe, die zwiſchen Alamannen und Thüringern, Burgunden und Franken verabredet waren, oben S. 256. 276.

ſetzt. Wie der einzelne Kämpfer ſeinen Stamm vertrat, ſo der ausgehobene Torf das Grundſtück, um das geſtritten wurde. Auch für Übertragung des Eigenthums oder Beſitzergreifung ſtellt im deutſchen, namentlich ſchwäbiſchen Rechtsalterthum die Scholle, der Waſen, die Rebe den Acker, die Wieſe, den Weingarten vor[803]. Die religiöſe Bedeutſamkeit des ausgehobenen Raſens bewähren angelſächſiſche Ackerſegen, in denen Heidniſches mit Chriſtlichem verſetzt iſt: aus den vier Seiten des zu ſegnenden Ackers genommene Torfe werden mit Baumäſten und Kräutern, auch Öl, Honig, Hefe, Milch belegt und mit heiligem Waſſer betropft, ſo zur Kirche getragen und nachdem vier Meſſen darüber geſungen ſind, auf den Acker zurückgebracht, wo dann jene Segensſprüche erfolgen, in denen die Erde und ihre Mutter zugleich mit den heiligen Namen des Chriſtenglaubens angerufen werden[804]. Was mehr nur eine Segnung zur Tragbarkeit des durch böſen Zauber verdorbenen Ackers geworden iſt, zeigt gleichwohl noch die Spuren eines der Erdgöttin gebrachten Opfers, denn ſie ſelbſt wird noch mitangefleht[805]. Wenn daher im Beginn des alamanniſchen Grenzſtreits die beiden Kämpen mit den Schwertern das Raſenſtück berühren und dabei Gott den Schöpfer zum Zeugen nehmen und um Sieg bitten[806], ſo iſt kaum zu zweifeln, daß auch dieſer Anruf in heidniſcher Zeit der heiligen Erde ſelbſt gegolten habe, die durch ihre ſieggebende Kraft für das Recht entſcheiden ſollte. Von der wirkſamen Erdkraft iſt altnordiſch und angelſächſiſch mehrfach die Rede; für ſich allein oder in Verbindung mit andern Urkräften gibt ſie der heranwachſenden Jugend Gedeihen, den Kranken und Wunden Heilung, den Unſichern Feſtigkeit, den Kämpfenden Sieg[807]. Dieſen beſonders betrifft eine angelſächſiſche Formel, welche anweiſt, mit der rechten Hand unter den rechten Fuß Erde zu werfen, denn Erde ſei mächtig wider jedes feindliche Weſen, und dann die Siegweiber (Walküren) anzurufen, daß ſie nicht zu Walde fliegen, ſondern dem Flehenden wohlgeſinnt ſich zur Erde niederlaſſen[808]. Beſtimmter

---

[803] Vergl. Rechtsalterth. 112 bis 117, über „curſodi“ insbeſondre 114 u., ſ. ob. Graff 5, 706: „Zurft, Torf, angelſ. turf, altnord. torf, gleba, cespes. De ipsa terra, quod Alamanni zurf (var. zturf, zcruf, zuruft, surſo, curſſo, curſſodi) dicunt. L. alam. 84. zurba, cespes, terra avulsa. L.“ Pergament-Urkunde von Rotweil 1320 (im ſtädtiſchen Archiv zu Herrenberg): „bi waſen vnd bi zwie, es ſie an holcze, an velde, an ackeren vn̄ an wiſan“ u. ſ. w. Hier ſteht ſchon neben dem Symbol: Waſen und Zweig, die Sache ſelbſt: Holz und Feld. Horber Stadtrecht, Pergament-Handſchrift des 15ten Jahrh. Bl. 10a: „Was pfand man ouch vertädingen wil, die varende hab ſind, die ſol ain richter ſehen. Iſt es aber ligent gůt, wingarten, acker oder wiſun, ſo ſol man ainen ſchollen oder reben da von bringen vnd den richter laſſen ſehen“ u. ſ. w. Stelle des wirtembergiſchen Landrechts von 1554 Bl. 120. 124, Rechtsalterth. 114. Ebend. 113 von „Swabſted“: „mit ener grönen ſoden“ (Weſtphalen 4, 3119 [a. 1415]).

[804] Raſk, Angelsaks. Sproglære, Stockholm 1817, 157 (aus Nyerup, Symb. Hafn. 1787, 147, vergl. XXIII f.). Mythologie 1185 ff.

[805] Mythologie a. a. O.: „eordan ic bidde and upheoſon.“ (Auch „upheoſon,“ der hohe Himmel, der mit der Erde zuſammenwirken ſoll, findet ſich, in gleichem Verbande, noch in der Sprache des nordiſchen Heidenthums, Sæm. 1, 3: „iörd fannsk æva né upphiminn“, 70, 2: „iardar hvergi né upphimins“, 241, 15: „iörd dúsadi ok upphiminn.“) Zur Segnung einlenkend: „Erce, erce, erce, eordan módor, geunne þe se alvealda éce dryhten ácera veaxendra“ u. ſ. w. und doch zugleich wieder der alte Götteranruf: „hál

ves þû folde fira môdor!“ wie Sæm. 194, 4: „Heilir æsir, heilar ásynjur, heil siá in fiölnýta fold!“

[806] „tunc ponant ipsam terram in medio et tangant ipsam cum spatis suis, cum quibus pugnare debent, et testificentur Deum creatorem, ut cujus sit justitia, ipsius sit victoria“ u. ſ. w. Im bajuvariſchen „wêhadinc“ (Lex Bajuv. 11, 5): „cui Deus fortiorem (a. fortiam) dederit et victoriam“ u. ſ. w.

[807] Sæm. 118, 36: „Sá var (burr) aukinn iarđar megni, svalköldum sæ ok sónardreyra.“ (Vergl. 233, 21 vom Tranke mit vielartigen Beſtandtheilen: „þat var um aukit urđar magni, svalköldum sæ ok sónardreyra“ u. ſ. w.) 119, 40: „sá var aukinn (burr) iarđar megni.“ 27, 26: „hvars þú öl dreckr, kiós þú þér iarđarmegin, þvíat iörđ tekr viđ oldri“ u. ſ. w. Mythologie 608. Dann im mehrgedachten Anrufe Sæm. 194, 3 f.: Heill Dagr, heilir Dags synir, heil Nótt ok nipt (vergl. Sn. 123: „Hvernig skal iörđ kenna? u. ſ. w. dóttir Náttar, systir Auds ok Dags“ u. ſ. w.) ok gefit sitjonđom sigur! heilir æsir u. ſ. w. heil sú in fiölnýta fold! mál ok mannvit gefit okr mærom tveim ok læknishendr medan lifum!“ Angelſächſiſcher Wundſegen Mythologie 1193: „eorđe þe onbere mid eallum hire mihtum and mägenum. þás gealdor mon mäg singan on vunde.“ (Stalder 2, 155: „Landskraft f., was aus dem Vaterland herkömmt. Wenn der Schweizer im Ausland Schweizerkäſe findet, ſo ſagt er: das iſt Landskraft; auch eben ſo, wenn er da einen Landsmann antrifft.“)

[808] Mythologie 1193. 402: „nim eorđan, oferveorp mid þinê svîdran handa under þînum svîdran fêt and cvet:

fô ic under fêt, funde ic hit.
hvät, eorđe mäg viđ ealra vihta gebrycе,
and viđ andan and viđ æminde,
and viđ þâ micelan mannes tungan

geſtaltet ſich dieß in einer Sage bei Saxo: Froger, der norwegiſche König, ein Sohn Odins, hat von den Göttern die Begabung erhalten, von Keinem beſiegt zu werden, der nicht zur Zeit des Kampfes den Staub unter ſeinen Füßen mit der Hand hinwegraffen könne; ebenſo ſtreitbar, als reich, bleibt er bis in ſein Alter unbeſiegt, da werden von dem Dänenkönige Frotho dem Tapfern zehn ſeiner Jarle aufgerieben und zuletzt er ſelbſt auf ſeinem heimathlichen Eiland zum Zweikampf gefordert; es werden zwei Vierecke, einer Elle lang, in den Boden gezeichnet, je als Stand für einen der beiden Kämpfer; nachdem ſie ſich aufgeſtellt, verlangt Frotho den Umtauſch der Waffen und der Plätze, wozu Froger einwilligt, weil ihm der blendende Waffenglanz ſeines Gegners läſtig iſt; von der Stelle, die er verlaſſen hat, greift Frotho den Staub auf, als Gewähr des Sieges, der ihm alsbald durch Erlegung Frogers zufällt [809]. Die Erde, durch deren Nährkraft alles leibliche Leben, Wachſen

---

(wider den großſprechenden, ſiegesſichern Gegner), and vid on forveorp ofer greot þonne his virman (?) and cved:

sitte ge sigevif, sigad tô eordan!
næfre ge vilde [l. ville] tô vuda fleogan!
beo ge svâ gemyndige mînes gôdes,
svâ bid mannagehvylc metes and êdeles!"

(Grimm überſetzt: „sedete bellonæ, descendite ad terram, nolite in silvam volare! tam memores estote fortunæ meæ, quam est hominum quilibet cibi atque patriæ!")

[809] Saxo 4, 67: „Cui (Hugletho) Frotho succedit, cognomento Vegetus, qui ipsam cognominis speciem corporis animique firmitate testatus, denis Norvagiæ ducibus bello consumptis, insulam, quæ ex eo postmodum nomen obtinuit, ipsum postremo regem invasurus accessit. Frogerus hic erat, gemina admodum sorte conspicuus, quod non minus armis quam opibus illustris regiam ditionem athletico decoraret officio, tantumque gymnicis palmis, quantum dignitatis ornamentis polleret. Hic, ut quidam ferunt, Othino patre natus, a diis immortalibus, beneficium præstare rogatis, muneris loco obtinuit, non ab alio vinci, quam qui certaminis tempore subjectum pedibus ejus pulverem manu convellere potuisset. Quem Frotho tanta a superis firmitate donatum comperiens, duelli postulatione solicitat u. ſ. w. Ita e diverso bina quadratæ formæ spatia cubitalibus figurata lateribus humi denotat, a locorum usu documenti (Unterricht im Kampfe) initium editurus. Quibus deſcriptis assignatam uterque sibi partem complectitur. Tum Frogerum Frotho arma secum ac locum permutare jubet. Nec difficilis admissio fuit. Frogerum siquidem hostilium nitor concitabat armorum,

und Erſtarken bedingt iſt, mochte deshalb überhaupt ſchon zur Stärkung im Kampfe angerufen werden, aber kräftigend zum Siege durch das Stehen auf ihr, durch die Berührung mit ihr, muſte ſie beſonders da erſcheinen, wo es ſich um die Behauptung des angeſtammten Bodens handelte. Der Staub des eigenen Landes unter des ſtreitfertigen Königs Füßen, die aufgegriffene Erde, die der Angelſachſe unter ſeinen rechten Fuß wirft, und dann erſt ſein Aufruf an die Siegweiber, wie es ſcheint, gleichfalls zum Beiſtand in der Vertheidigung ſeines Erbguts[810], das Berühren des Raſenſtücks mit den Schwertern der um gleichen Beſitz kampfbereiten Alamannen mit Berufung auf göttlichen Siegentſcheid, alles dieß trifft in derſelben Vorſtellung von hilfreicher Kraft der mütterlichen Erde zuſammen[811].

Eine altnordiſche Benennung des Raſens iſt: „Bruſtſchmuck der Erde“ (iardar men). Damit tritt die Erdmutter perſönlich hervor. Der Ausdruck gehört aber nicht den Skalden an, ſondern der Rechts- und Geſellſchaftsſprache und er gibt ebendamit glänzendes Zeugnis, wie lebendig die Erde auch in den Formeln und ſinnbildlichen Handlungen dieſer Gebiete aufgefaßt war.

quod Frotho præditum auro capulum loricamque specie radiantem, sed et cassidem in eundem modum eximio comptam fulgore gestaret. Igitur Frotho, loci, quo Frogerus excesserat, pulvere correpto, omen sibi victoriæ datum existimavit. Nec augurio elusus, continuo Frogerum occidit, tam parvulo vaframento maximam fortitudinis gloriam assecutus. Quippe quod nullius ante viribus licuit, astutia præstitit.“ [L. Ettmüller, Altnordiſcher Sagenſchatz. Leipzig 1870. S. 136. 137. H.]

[810] Die Verszeilen:

„beo ge svâ gemyndige mines gôdes,
svâ bid mannagehvylc metes and êdeles!“

erklärt J. Grimm, Mythologie 402, dahin, daß die Siegweiber gleich Nornen, unter Verſprechung von Gaben, ins Haus geladet werden. Sie geben wohl eher auf den Schutz des angefochtenen Eigenthums, der Nahrung (metes), des Stammguts (êdeles, vergl. Rechtsalterth. 265. 492); gedenkt, nehmt euch an meines Eigenthums, wie wenn es eures wäre, wie Jeder ſich das ſeinige angelegen ſein läßt!

[811] Wo, ſtatt Kampfes, der Eid entſcheidet, wird das Schwert, auf das er zu ſchwören iſt, in die Erde geſteckt, Rechtsalterth. 90, 2. Vergl. ebend. 166 ob. 117 f. 896, 4.

Abhandlungen

aus

Pfeiffers Germania.

[I, 1] Zur ſchwäbiſchen Sagenkunde.

Eine Zeitſchrift für deutſches Alterthum, die ſich in Schwaben begründet, ſchien mir der geeignete Ort zu ſein, an dem dieſe Proben einer noch unabgeſchloſſenen Arbeit zur ſchwäbiſch-alemanniſchen Sagenkunde niedergelegt werden könnten. Die künftige Einreihung in irgend einen größeren Zuſammenhang bleibt ihnen, wie den etwa nachfolgenden, vorbehalten. Wenn die Forſchung von meiner nächſten Heimat ausgeht, ſo verzichtet ſie deshalb nicht darauf, weitere Kreiſe zu ziehen. Es iſt aber im Gebiete der Sagen immerhin rathſam, den Blick in das Allgemeine und Entlegene an der genauen Beobachtung des Beſondern und Heimiſchen zu ſchärfen.

1. Die Pfalzgrafen von Tübingen.

Die Grafen von Tübingen, ein ſchwäbiſches Geſchlecht, das in ſeiner blühenden Zeit durch ausgebreiteten Beſitz, Anſehen am deutſchen Königshofe, ſtattliche Lehens- und Dienſtmannſchaft, kriegeriſch beſonders durch tapfere Vertheidigung ſeines Stammſitzes ſich hervorthat, auch unter den freigebigen Sängerfreunden nicht ungenannt blieb[1], waren gegen Mitte des 12ten Jahrh. Pfalzgrafen in Schwaben und damit, wenn nicht früher ſchon, Verwalter oder Lehenträger königlichen Kammerguts, namentlich der Reichs[1, 2]forſte [1], geworden. Ihre Burg Tübingen lag auf der Grenzſcheide zwiſchen dem Schwarzwald des Nagoldgaus und dem in nördlichem Höhenzug ſich vorſtreckenden Buchenwalde, dem Reichsforſte Schainbuoch, Schönbuch, den ſie vom Reiche zu Lehen hatten [2]. Sie waren nun auch von der Luſt und Herrlichkeit ihres weitausgedehnten, nach der einen Seite das ſchwarze Nadelholz, nach der andern den grünen Laubwald umfaſſenden Jagdgebiets wahrhaft hingenommen und den vollen Zauber dieſer Waldliebe legt

---

[1] Albertus Bohemus (Mitte des 13ten Jahrh.): Palatini Tuingorum vassallis exquisitis et ministerialibus potentibus abundantes Suevos alios præcesserunt. Stälin, Wirtembergiſche Geſchichte 2, 21. 429 ff. Belagerung Tübingens (castri Alamannorum, quod Twingia vocatur, Gesta Trev. C. 58) im Kampf der Gegenkönige 1078 (Stälin 1, 510. Schmid, Geſchichte der Pfalzgrafen von Tübingen 27 f.): abgewieſener Angriff Welfs des Jüngern 1164 (Stälin 2, 98 f. Schmid 80 ff.), worüber noch Wolfram von Eſchenbach

---

ſpottet (Willeh. 381, 26 ff. vgl. Haupt, in den philol. hiſtor. Berichten der ſächſ. Geſellſch. der Wiſſenſch. 1, 189). Minneſ. 2, 89 (Tanhauſer):

Ein junger helt von Abenberk
und Hug, ein T[u]wingäre,
die worhten beide herren werk,
ſi buozten manigem ſwäre (vgl. Stälin, 2, 436).

[1] Stälin 2, 430 f. 438. 653. Schmid, Nachtr. 267 f.

[2] Stälin 2, 233. 718 f. (Cruſius, annal. 2, 491 herzogl. Urk. v. 1187). Schmid, Urk. B. 6. (1191). Ebd. 89 (Urk. Gr. Rudolfs des Scheerers von 1310): „won der vorgenante wald, der Schainbuoch, vnſer lehen iſt von dem Römſchen Riche.“ Die vorherrſchende, richtige Schreibung der Urkunden iſt Schainbuoch (daneben begegnet Schaienbuoch, Schaigenbuoch); hiemit hängt zuſammen der urkundliche Name des Schönbuchbaches Schaich (wonach der Schaichhof, der Schaichberg): „dirrehalb dem bache, den man nemnet die Schaiach, biz an den hailigen brunnen“ (Schmid, Urk. B. 88, in voriger Urk. von 1310). Buoch bedeutet Buchwald (vgl. Schmeller 1, 146), wie Aich Eichwald, Tan Tannenwald: die Zuſammenſetzung Schainbuoch weiſt auf ahd. Scagin-buoh (Gramm. 1, 3te Ausg., 183) und wenn gleich ſcago m., Gen. ſcagin, nicht mehr im ahd. Wörterſchatze zu finden iſt (ahd. ſcahho, promontorium, Schmeller 3, 316, widerſtrebt der Kürzung), ſo kommt altnord. skagi, m., Vorgebirg, der jütiſche Skagen und eine der Nordſpitzen Islands: Skagi, mit den Zuſammenſetzungen Skagafiördr, Skagaströnd, zu Hilfe und dieſen ähnlich iſt der Schainbuoch, ſeiner Lage im Sprengel der Pfalzgrafen gemäß, Buchwald des Vorbergs. In Schaiach = Scagaha (vgl. Gramm. 3, 384) darf man anſchlagen, „wie nahe das g ſelbſt dem j und dem übertritt in i lag“ (Gramm. 1, 3te Ausg., 184). Noch anderwärts im mittelalterlichen Schwaben begegnet man villule Scegenbuoch (Mone, Zeitſchrift für die Geſchichte des Oberrheins 1, 316), Shaienbuoch (ebd. 2, 70), Schainbuoch (2, 91. 3, 476), Schagenbuoch (6, 92), jetzigem Hofe Scheinbuch zwiſchen Salem und Überlingen. Zu bemerken iſt noch bei Neugart 1, 322 (Urk. von 861): in saltu Ska.

eine Sage dar, die hier zum erſtenmal, aus der handſchriftlichen Chronik der Herrn von Zimmern mit der Jahrzahl 1566, in den Druck gegeben wird[1]:

„Die aller elteſt gedechtnuß von erdmendlin hat ſich vor etlich hundert jaren bei aim pfalenzgrafen von Tübingen begeben. Es ligt noch ain dorf uf dem Schwarzwald, genant Pfalzgrafenweiler, in dem ain burg geweſt, die hat noch heutigs tags greben, aber von lenge wegen der zeit iſts ſonſt in ain ſolchen abgang kommen und mit ſo großen beumen verwachſen, daß es ſchier kaim burgſtal mer geleichnet. In diſem ſchloß und weiler hat aines ain graf von Tübingen gewonet, der hat under andern kurzweiln vil gepflegen zu jagen, wie dann die alten Deutſchen, unſere vorfarn, ſich des waidwerks vil beflißen, darvon auch der Ceſar ſchreibt. Uf ain zeit iſt der graf abermals ufs holz zogen, do iſt ime uf dem wald ain wunderklains jegerlin entkommen, das fuert zwai [1, 3] jaghündlin mit ſich an ainer kuppel; das mendlin nampt ſich maiſter Epp, dergleichen die hündlin das ain Will, das ander Wall, waher ſie aber kommen, das findt man nit geſchriben. Der graf het ab dem jegerlin maiſter Eppen und ſeinen zwaien hündlin ſovil gefallens, daß er die mit ime haim name gen Pfalzgrafenweiler, und behielt die vil zeit alſo bei ſich und fürohin, als oft der graf mit maiſter Eppen und ſeinen zwaien hündlin uf den wald zoge, ſo fieng er allwegen wilpret, daß er ungefangen nie haim kam; zu dem gieng es dem grafen, ſo lang er diß erdenmendlin oder jegerlin bei ſich erhalten, glücklich und wol an leib und guet und an allem dem, das er fürnam. Ainsmals underſtuend ſich der graf abermals zu jagen mit ſeinem jegermaiſter Eppen und denen zwaien hündlin Willen und Wallen an dem Weilerwald, allernegſt hinder Feherbach dem ſchloß[2]; wie ſie nun in den Wald kamen, da prachten die zwen hündlin ain mechtigen haupthirß, der nit von diſen landen was, uf die füeß. Der hirß namb die flucht gen Horb der ſtat und ab für ain wald, haißt der Weitow[1], und füro Tübingen zu, da neben aber für Gemünd, Ellwangen, Dinkelsbühel, Nürmberg und durch den Behemerwald biß gen Prag in ainen wald darbei gelegen. Der graf und ſein jegermaiſter Epp mit iren hunden Willen und Wallen zugen alles hinnach alle tag, biß daß ſie die nacht begriff, und allzeit morgens frue wider uf, zugen alſo hernach biß gen Prag; ſie kamen an die burg, darin damals ain künig von Behaim mit ſeinem hofgeſind. Wie aber der graf, auch ſein jeger und die hund an die porten kamen, da was es beſchloßen. Es waren aber die zwai jaghündlin Will und Wall ſo wol lauts, daß ſich meniglich darob verwundert. Diſe ding waren dem künig gleich fürbracht, der hieß ſie einlaßen. Do zog der graf mit ſeinem jeger und denen hündlin biß in des künigs ſal, darin hiengen ob den tauſenden hirßgehürn. Wie aber die baid hündlin under das gehürn kamen des hirß, den ſie alſo gejagt heten, da ſahen ſie über ſich uf und waren abermals ſo wol lauts, daß der künig und alles hofgeſind ain groß wunder darab nam. Man tete ußer des künigs befelch die gehürn ainstails, die des negſten gefangen waren, herab und legt die für bede jaghündle, welche als ſie über das recht gehürn kamen, da fielen ſie darein, zu gleicher weis als die hund tuen, die ein hirß beſtettigen. Darauf ſagt des künigs jeger, daß derſelbig hirß erſt bei ainem tag darvor war gefangen worden, darbei man auch wol erkennen kont, daß es der hirß [1, 4] war, der des erſten an dem Weilerwald bei Feherbach, wie obgemeldt, uf die bain war gebracht worden. Darauf ward der künig von Behem größlichen verwundern, wie es umb diſe ſach ain geſtalt hette; alſo erzalt der graf dem künig den anfang biß ans ende, erſtlich wie im ſein jegermaiſter, maiſter Eppp, das klain mendlin, ſampt ſeinen zwaien jaghündlin uf dem holz weren uſgeſtoßen, auch wie im hernach allemal uf dem jagen gelungen und nie ler oder ungefangen were haim kommen, mer wie er diſen hirß am Weilerwald des erſten het antroffen, dem weren ſie darnach alle tag biß daher nachgezogen. Da nun der künig ſolche abenteur vername und horte des grafen namen, da kante er ine wol, und fand ſeinen namen geſchriben in etlichen brieven, darauß aigentlichen abzunemen und zu erweiſen, daß er des künigs von Behem offner und abgeſagter feind was; darab erſchrock der graf nit wenig. Alſo ſprach der künig, er ſolt darab nit erſchrecken, dann er were leibs und guets ſicher. Die herren und ander hofgeſind, ſo darbei waren, redten ſovil zun ſachen, daß der künig und der graf freintlichen und allerdings verainiget wurden, und ließ der künig alle ungnad fallen. Über etliche zeit, als der graf mit ſeinem jegerlin maiſter Eppen und den zwaien jaghündlin Willen und Wallen wolt hinweg ſchaiden, da bat in der künig ſo ernſtlich umb die zwai hündle mit vermelden, wo er ime die ſchankte, wolte er ime nichts verſagen, warum er ine auch bete, das zimlich were. Daruf bedacht ſich der grave und underredt ſich mit maiſter Eppen, ſeinem jegermaiſter, deshalben. Maiſter Epp widerriet dem grafen das zethuen, ſo verſagt auch der graf dem künig ungern ſeiner bit, thete es auch noch vil ungerner. Wie er alſo in langem zweifel ſtonde, dorft ers dem künig nit abſchlagen und ſchankt im letzlich die hündlin. So bald das beſchach, do wolt ſich das jegerlin maiſter Eppe von ſeinen lieben jaghündlin, dem Willen und Wallen, nit ſchaiden, ſonder blib auch bei dem künig zu Prag. Unlangs hernach da ruft der künig von Behem den grafen von Tübingen mit knechten und pferden, auch anderer ſchenkin nach küniglichen eren und ließ in mit allen gnaden abſchaiden. Der grafe raiſt wider haim gen Pfalzgravenweiler und bald darnach kam in ain verlangen an nach ſeinem maiſter Eppen und den jaghündlin; das meret ſich an ime ſo vil, daß er anfieng an leib und guet abzunemen, auch bald darauf ſtarb. Hernach haben ſeine nachkommen diſen ſitz Pfalzgravenweiler verlaßen, daß kainer mer an derſelben art[1] geſeßen, gleichwol dem dorf der nam bliben, und iſt auch die herrſchaft von dem graven von Tübingen in frembde hand kommen. Vil vermuetungen nach ſo hat ſich diſe hiſtoria under kaiſer Heinrich dem dritten des namens begeben, der den künig von Behem überzogen, und hat damals nit allain der römiſch kaiſer, ſonder auch mertails alle fürſten und ſtende des [1, 5] deutſchen lants der kron Behem abgeſagt, und wiewol die hiſtoria von vilen mögte als für unglaublich geachtet, ſo mag doch nit vernaint werden, daß ſich vor zeiten wunderbarliche ſachen in deutſchen landen begeben.“

---

[1] Sorgfältige Abſchriften der vielen bei wiederholtem Aufenthalt in Donaueſchingen von mir bezeichneten Stellen dieſer werthvollen Handſchrift, Pap. Fol. verdanke ich der großen Zuvorkommenheit der dortigen Herren Archivbeamten. Die nachfolgende Erzählung ſteht S. 1086 ff. [Ausgabe von Barack 4, S. 237 bis 239. H.] Im Abdruck ſind nur die Buchſtabenhäufungen und Ungleichheiten der Schreibweiſe vermieden.

[2] Der Name des zerſtörten Schloſſes Börenbach über der Waldach iſt noch durch den Weiler Börbach im Bezirke Freudenſtadt erhalten, R. Moſer, Beſchreibung von Württemberg 2, 681.

---

[1] Der Withow erſcheint auch im Herkommen der Stadt Horb, Perg. Hdſchr. des 14ten Jahrh. (Schmid, Urk. B. 264), ſodann in einem alten Seelbuch der Pfarrei Eutingen bei Horb: „das Holtz, genant der wythow“ (ebd. 217). Horb war im 13ten Jahrh. tübingiſch. Die zimmriſche Chronik ſchreibt: Weytow, richtiger wäre kurzes i, der Name bedeutet: Holzſchlag (vgl. Schmeller 4, 200 f.).

---

[1] Art bedeutet hier: Gegend, Landſchaft, ſ. Schmeller 1, 111. Deutſches Wörterbuch 568.

Als nächſte Quelle des Vorſtehenden nennt die Chronik das handſchriftliche Geſchichtbuch eines gewiſſen Beſenfelder, der, von Horb gebürtig, daſelbſt, ſeit 1424, 29 Jahre lang Amtmann geweſen und, nachdem er noch anderwärts in verſchiedenen Dienſten ſich befunden, ebendort um 1470 in gutem Alter geſtorben ſei[1]; deſſen Gewährsmann wird hinwider ſo angegeben:

„Die hiſtori aber mit maiſter Eppen und ſeinen hunden, auch dem pfalzgraven von Tübingen, hat er von ainem gar alten edelman gehapt, hat Steffan von Emershoſen gehaißen; der ſaß dazumal im ſchlößle Feherbach, zwiſchen Horb und Haiterbach an der Waldach gelegen, derſelbe hats von ſeinen voreltern in geſchriften bekommen. Diſer edelman von Emershoſen hat ſonſt noch etliche mer dörfer gehapt, an dem obgenanten weßerlin, der Waldach, darunder ains hieß Krespach. Allernechſt bei diſem ſchlößle Feherbach, darauf der von Emershoſen gewonet, do ligt das dorf Pfalzgravenweiler, in welchem der alt pfalzgrave von Tübingen geſeßen, dem die geſchicht mit maiſter Eppen begegnet. Man ſicht noch heutigs tags das burgſtal und die greben, die darumb ſein gangen, und ſollen des obgehörten von Emershoſen voreltern der pfalenzgraven von Tübingen lehensleut und diener geweſen ſein [1]."

---

[1] Der nähern Anzeige ſeiner Lebensumſtände iſt noch beigefügt: „Bei ſeinen zeiten iſt er vil gepraucht worden bei fürſten und herren, auch allem umbgeſeßnen adel wol bekant geweſt, in welcher zeit er vil wunderbarlicher handlungen, die allenthalben im reich fürgangen, geſehen und erfaren, die er den merertail zum fleißigſten hat ufgezeichnet und beſchriben, ſonderlichen aber im land zu Schwaben und den nechſt umbgelegnen ländern, derhalben ime auch billich zu erkantnuß und ainer ſchuldigen dankbarkeit ſein leben der gedechtnuß ſoll bevolchen werden.“ Das Schickſal ſeines Werks, das, nach der gegebenen Probe, für die ſchwäbiſche Sagenkunde koſtbar ſein müſte, wird mit Recht bitter beklagt: „Daß ich aber wider uf unſern Beſenfelder kom, der die alten ſachen ſo fleißig und mit allen notwendigen umbſtenden beſchriben, ſo iſt zu wißen, daß ſolch buech bei ſeinen nachkommen ain guete zeit hernach zu Horb bliben, und wiewol es noch heutigs tag ain gar groß dickes buech und aller volgeſchriben, ſo iſt doch wol zu ſehen, daß man ſein hievor nit vil geachtet, aller verplatert und vil darauß verloren iſt worden, wie dann bei den unverſtendigen ſolche herrliche monumenta laider gering geſchetzt werden, daß ſchad iſt, daß ſolch werk alſo imperfect verſtreuwet iſt worden. Die fragmenta darvon ſein bei unſern zeiten ſeiner nachkommen [einem,] einem becken, worden, der wonet zu Schemberg [Schömberg, Bez. Rotweil?], haißt . . . und wiewol der weder ſchreiben oder leſen [kan], nach dem [nochdann?] kan man ſolchs buech mit großer müehe und arbait von ime erlangen und zuwegen bringen, allain der urſach, ſeitmals man ſo große nachfrag darnach [helt?], ſo went er, es ſei waiß was anders, ußer grobem unverſtand.“ Doch mag aus dieſem Buche gerade manches Sagenhafte ſich in die zimmriſche Chronik gerettet haben.

[1, 6] Damit verliert ſich die Überlieferung in unbeſtimmte Ferne. Der Verſuch einer geſchichtlichen Anknüpfung des jagdluſtigen Pfalzgrafen an den Böhmenkrieg Heinrichs III bleibt füglich zur Seite liegen. Meiſter Eppe und ſeine Jagdhündlein ſind Geſtalten aus dem alten, großen Märchenreich und es ergibt ſich für ſie ein merkwürdiges Seitenſtück aus weitentlegener Gegend. Walter Map, ein engliſcher Geiſtlicher, wahrſcheinlich an der Grenze gegen Wales geboren, erzählt in einem lateiniſch geſchriebenen, an Volksſagen reichen Buche, das in ſeinem Hauptbeſtand aus den achtziger Jahren des 12ten Jahrh. ſtammt, von der gaſtfreundlichen Grenznachbarſchaft zwiſchen Herla, einem Könige der älteſten Briten, und dem des Zwergvolks; die beiden Herrſcher laden ſich gegenſeitig zur Hochzeit, diejenige des Zwerges wird in der von vielen Lampen erleuchteten Höhle eines hohen Felſen gefeiert, aus welcher Herla, reich beſchenkt mit Roſſen, Hunden, Habichten und Allem, was zu Waidwerk und Vogelfang gehört, wieder abzieht; beim Abſchied gibt ihm der Zwerg noch einen kleinen Spürhund mit der Weiſung, daß Niemand vom Gefolg abſteigen ſolle, bis der Hund von ſeinem Träger vorſpringe; im Sonnenlicht und auf ſeiner Reichsgrenze angekommen, fragt Herla einen alten Hirten nach ſeiner königlichen Ge-

---

[1] Über das Geſchlecht von Emmershoven und insbeſondere den gegen Mitte des 15ten Jahrh. geſtorbenen Stephan von E. ſ. Sattlers Hiſtoriſche Beſchreibung des Herzogthums Würtemberg 2, 82 f. Als Tübinger Bürger in einer Urkunde von 1397: Hans von Imershoſen, Schmid 395, Anm. 1.

mahlin, der Hirte jedoch verſteht kaum die Sprache des Fragenden, da dieſer ein Brite, er ſelbſt ein Sachſe iſt; die ihm genannte Königin, berichtet er, ſoll die Frau des voreinſtigen Britenkönigs Herla geweſen ſein, der, wie man fable, mit einem Zwerg am Felſen hier verſchwunden, ſchon zweihundert Jahre lang haben die Sachſen ſeit Vertreibung der alten Bewohner dieſes Land inne; vor Staunen hierüber hält der König, der nur drei Tage verweilt zu haben glaubte, ſich kaum in den Bügeln; einige ſeiner Gefährten, die der Warnung des Zwerges unerachtet abgeſtiegen, werden alsbald in Staub aufgelöſt, weshalb er nochmals abmahnt, vor dem Herabſpringen des Bracken die Erde zu berühren, der Hund iſt aber noch nicht herabgekommen; es geht eine Sage, daß jener König Herla in ewiger Irre mit ſeinem Heer wüthende Umfahrten raſt- und ruhelos abhalte; Viele glauben dieſes Heer oftmals geſehen zu haben, zuletzt aber, ſagen ſie, im Jahre der Krönung des dermaligen Königs Heinrich habe daſſelbe aufgehört, das Reich herkömmlich wie vorher zu beſuchen; dazumal ſahen viele Waliſer es an der Wye, einem Fluß in Hereford, verſinken[1]. Etwas verſchieden meldet Walter in einem ſpäteren Abſchnitt [1, 7] mit Anderem, die Genoſſenſchaft Herlethings (wie hier der Name lautet) ſei zuletzt an der Grenze zwiſchen Wales und Hereford im erſten Regierungsjahre

---

[1] Gualteri Mapes de nugis curialium distinctiones quinque. Ed. by Th. Wright u. ſ. w. print. for the Camden society. London 1850, S. 14 ff. (Dist. I, cap. XI. De Herla rege.) Die hieher beſonders bezüglichen Stellen ſind (S. 16): Celebratis igitur ibi nuptiis et talione pygmæo decenter impensa, licentia data recedit Herla, muneribus onustus et xeniis equorum, canum, accipitrum et omnium, quæ venatui vel aucupio præstantiora videntur. Conducit eos ad tenebras usque pygmæus et canem modicum sanguinarium portatilem præsentat, omnibus modis interdicens, ne quis de toto comitatu suo descendat usquam, donec ille canis a portatore suo prosiliat, dictaque salute repatriat u. ſ. w. (S. 17): Quidam autem ex sociis suis ante canis descensum immemores mandatorum pygmæi descenderunt et in pulverem statim resoluti sunt. Rex vero, rationem ejus intelligens resolutionis, prohibuit sub interminatione mortis consimilis, ne quis ante canis descensum terram contingeret. Canis autem nondum descendit. Una fabula dat, illum Herlam regem errore semper infinito circuitus cum exercitu suo tenere vesanos sine quiete vel residentia u. ſ. w. Vgl. Phillips, Walter Mapes, in den Sitzungsberichten der kaiſerl. Acad. der Wiſſenſch. Philoſ.-hiſtor. Claſſe, Bd. 10, Jahrg. 1853, S. 319 ff.

Heinrichs II, um Mittag, in der Weiſe geſehen worden, wie jetzt der Hof mit Wagen und Säumern, Tragſätteln und Körben, Vögeln und Hunden, unter dem Zulauf von Männern und Weibern, umzufahren pflege[1].

Weder von den Erdleuten, noch vom Wuotesheer und der wilden Jagd iſt an dieſem Ort ausführlich zu ſprechen, ſo Manches ſonſt über die genannten Erſcheinungen die ſchwäbiſche Sage darbietet. Es handelt ſich hier zunächſt um das märchenhafte Bild einer unbegrenzten Jagdluſt. Schade, daß die oberrheiniſche Chronik nur mit wenigen Worten eines großen Streites gedenkt, der im Jahr 1208 von den Herren im obern Schwaben von eines Hirſches wegen beſchehen[2]. Einläßlicher ſind ſchon in alter Heldenſage Jagdfahrten geſchildert, die ſich Tage und Wochen lang über weite Landſtrecken hintreiben und, weil im blinden Eifer in fremden Bann eingebrochen wird, ein verderbliches Ende nehmen, ſo die Wiſendjagden des Jarls Iron in der nordiſchen Dietrichsſage[3] und die Eberjagd im altfranzöſiſchen Heldengedichte von Garin dem Lothringer. Der Bruder dieſes Helden, Begues von Belin, rennt einem rieſenhaften Wildeber durch manche Landſchaften und große Ströme mit ſolchem Ungeſtüm nach, daß er ſeine drei kleinen Hunde, die nicht mehr folgen können, zu ſich aufs Pferd nehmen und in ſeinen Armen tragen muß[4]. Das ſtreift einerſeits an die unaufhaltſame [1, 8] Nachjage des Pfalzgrafen vom Weilerwalde bis zum Hradſchin, anderſeits an den mäßiggroßen Traghund (canem modicum sanguinarium portatilem) in Herlas Zuge. Nicht den Helden allein, auch ausgezeichneten Roſſen und Hunden gab man gerne wunderbaren Urſprung: bei Saxo beſitzt der Räuber Biörn einen Hund von furchtbarer Wildheit, der allein zwölf Männer überwältigt und, dem Vernehmen nach, früher die Herde des Rieſen Ofote gehütet hat [1], dagegen iſt das Schoßhündlein „Petitcriu", deſſen zauberiſches Farbenſpiel und ſüßer Schellenklang den liebekranken Triſtan tröſtet, aus dem Feenlande hergeſandt [2]; ſo war es denn auch angemeſſen, kleine, kundige Spür-

---

[1] Gualt. Mapes S. 180: Hæc hujus Herlethingi visa est ultimo familia in marchia Walliarum et Herefordiæ anno primo Henrici secundi, circa meridiem, eo modo quo nos erramus cum bigis et summariis, cum clitellis et panariolis, avibus et canibus, concurrentibus viris et mulieribus u. ſ. w. [Vgl. oben S. 195. 196. H.]

[2] Oberrheiniſche Chronik, herausg. von F. K. Grieshaber, Raſtatt 1850, S. 22: do [1208] beſchach der kinde merfart und ein großer ſtriit von den herren in obern Swaben von eins hyrzes wegen.

[3] Saga Thidriks konungs af Bern, udg. af C. R. Unger, Chriſtiania 1853, Cap. 254. 258 ff.

[4] Li romans de Garin le Loherain u. ſ. w. par M. P. Paris. B. II (Paris 1835), S. 228:

Li dus séoit sor un cheval de pris,
Chasse le porc et mout sovent le vit.
Entre ses bras dui verais chiens a pris
Une grant piece el pan de son hermin,
Tant que il furent moult bien entalenti.

Resvigorés et moult bien refrechis
Il les mit jus lez un abatéis
Si pres du porc, que chascuns bien le vit;
Hapant le mainent et picant à estri,
Li autre chien accoururent au cri.

Etwas verſchiedener Text bei Mone, Unterſuchungen zur Geſchichte der teutſchen Heldenſage, Quedlinburg 1836, S. 229:

et li dus sist sus l'auferant de pris,
que li dona l'emperères Pepins,
n'ot tel por corre dusqu'à l'eaue du Rin;
entre ses bras III petis chiens a pris,
une grant piece les porta li marchis u. ſ. w.

[1] Saxo Grammaticus, historia danica (Ausgabe von Stephan. Sorö 1644) 6, 97 [Ausgabe von P. E. Müller 1, S. 260. H.]: Præterea Biornoni inusitatæ ferocitatis canis extabat, horrendæ quidem acerbitatis bellua atque humano convictui formidolosa, quæ sæpius bissenos sola viros oppresserit. Sed quoniam tradita magis quam cognita referuntur, fidem arbiter penset. Hæc siquidem, ut accepi, deliciarum quondam loco habita, Ofoti gigantis inter pascua tuebatur armentum. Ofóti ſteht auch unter den iotna heiti der Sn. Edda (Arn. 1, 555. 2, 471 b. Rask 211 b), Fornald. S. 2, 131: Ofóti ur Ofótansfirdi; fußlos, ſchwebend, ſcheint er ein Sturmrieſe zu ſein, wie Thrymr, der ſeinen Hunden Goldbänder flicht, Sæm. Edda (Munch) 47, 6, vgl. 49, 23, Mythus von Thôr 101.

[2] Triſtan (Maßmann) 397, 7 ff.:

ein purper, edel unde rich,
vremde unde wunderlich,
al nâch des tiſches mâze breit,
wart vür in ûf den tiſch geleit,
ein hündelin dar ûf getragen.
daz was geſeinet, hôrte ich ſagen,

hunde für eine Zucht der winzigen Erdmännlein gelten zu laſſen, ſie zugleich einem Jägermeiſter von entſprechender Geſtalt zu untergeben [1]. Die menſchlichen Geſchäfte und Ergötzungen werden überall auch auf andere Weſenkreiſe übertragen. Ein guter Jagdhund war ungemein [1, 9] hochgehalten. In den alten Volksgeſetzen, namentlich dem alamanniſchen, ſind die Bußen für Tödtung oder Entwendung der verſchiedenen Arten von Jaghunden genau verzeichnet [2]. Zu Gelnhauſen,

---

und wart dem herzogen [Gilân] geſant
ûz Avelûn, der ſeinen lant,
von einer gotinne
durch liebe unt durch minne.

[1] „Pygmæus“, „homuncio“, „ain wunderklains jegerlin“, „das mendlin“, „erdenmendlin“. Auch der Zwergkönig Laurin iſt, nach ſeinem ganzen Aufzug, ein Freund des Waldes und der Jagd, Heldenbuch, Straßburg 1504, Bl. Jb f. (mit Lesarten andrer Drucke):

vorn an dem ſpere ſin
do ſchwebet ein ſan ſidin,
daran zwen winde,
recht als ſi lieſen geſchwinde
in einem wilden walde
nach ſchnellen tieren balde;
ſi ſtuonden, als ob ſi lebten
und an dem bauer ſchwebten.
kron und helm gab liechten ſchin,
daruf ſo ſungen vögelin,
nachtgal, lerchen, ziſe,
ſchone in ſtiller wiſe,
lieplich als ob ſi lebten
und in dem walde ſchwebten,
mit liſten ſo was es gedacht
und mit zouber volbracht;
es fuort ein goldfarben ſchilt,
der wart mit ſperen nie verzilt,
daran von gold ein leopart,
recht als er wolte an die fart,
der ſtuond, recht als er lebte
und nach gewilde ſtrebte.

Gedicht des 15ten Jahrh. (bei Laßberg, Friz von Zolre 36): in dem hort ich, das ain getwerk | in ainem horne jagte (vgl. nachher S. 325, Anm. 1).

[2] **Lex Alamann.** Tit. 82: 1. Si quis canem seusium primum cursalem, id est qui primus currit, involaverit, solidos sex componat; qui

in der königlichen Pfalz, lag ein Bracke mit betrauſten (geſleckten?) Ohren auf Polſter und Kiſſen von Seide, mit ſeidenem Leitſeil und ſilbernem, übergoldetem Halsband, gleichmäßig einer zu Büdingen und einer zu Wächtersbach, um dem König, wenn er im dortigen Reichswalde birſchen wollte, bereit zu ſein[1]. In Lied und Sage wurden edle Bracken namhaft gemacht, und wie dieſe ſelbſt gekoppelt giengen, ſo findet man ihre Namen alterthümlich durch den Stabreim oder andern Anklang verbunden. Wirklich werden auf Irons Jagd vier je durch den Riemen und den Reim zuſammengehaltene Paare (Stapp und Stutt, Luska und Ruska u. ſ. f.) von dem Jarl ſelbſt, ſeinem Jägermeiſter, Truchſeß und Schenken wider den gewaltigen Wiſend

---

secundum, solidos tres componat. II. Qui illum ductorem, qui hominem sequentem ducit, quem laitihunt dicunt, furaverit, duodecim solidos componat u. ſ. w. Vgl. Lex Sal. Tit. 6. 7. Lex Baiuvar. Tit. 19. 20. Begues von Belin ſchlägt ſeinen vom Eber getödteten Leithund überaus hoch an (Garin 2, 226):

encontre mout li sangles est dréciés u. ſ. w.
là gieta mort le gentil liemier,
nel voulsist Begues por mille mars d'or mier.

Bei Mone (Unterſuchungen 228):

ne-l' vosist Beges por c. s. [?] de deniers

[1] Büdinger Reichswalds Weisthum von 1380 (J. Grimm, Weisthümer 3, 426): „Dis iſt des riches recht ober den Budinger walt, daz die zwolf furſter off irn eyt gedeilit hain. Zum erſten deylen ſie, daz daz riche oberſte märcker ſy ober den walt, und darnoch, wan eyn riche in der burge zu Geylnhuſen lige, ſo ſal eyn furſtmeiſter, der von alter geborn darzu ſy, von rechte dem riche halten, wan er [d. h. der König, das Reich perſönlich; Wackernagel, Wörterbuch 438, vgl. Titurel, Hahn, Str. 1284: Er drabt ouch eine ſchone mit einem leithunde, | er fur gelich der krone u. ſ. w.] birſin wulde, eyn bracken in der burg zu Geylnhuſen mit bedrauftin oren, und ſal ligen off eyme ſyden kolter und off eynem ſyden kuſſen, und ſin leydeſeyle ſyden und daz halsbant ſilberin und oberguldet. Item und derſelben einer zu Budingen und einer zu Wechtersbach in derſelben maße.“ Ähnliches im Dreieicher Wildbann von 1338 (Weisthümer 1, 502). Vgl. oben S. 320, Anm. 2, ferner die Beſchreibung des koſtbaren Brackenſeils im Titurel (Lachmann Str. 137 ff., daſelbſt 142: wie ſeil daz gebundet | wart, ouch was der hunt vil wol geſeilet. Hahn Str. 1147 ff.) und Spangenbergs Jagteufel (Theatr. diabolor. Frankf. 1569, Bl. 313): Was wirt vergebens gelts auff die zier vnd ſchmuck der hund, auff ſamet, ſeiden, geſtickte vnd gewirkte kappen, leitriemen, halsbande vnd dergleichen, darzu an gülden vnd ſilbern ſpangen, vnd ſchellen, gewandt?

nach einander in den Kampf geführt [1], auch iſt ausdrücklich angemerkt, daß die zwölf beſten [1, 10] Hunde des Jarls alle in deutſchen Liedern genannt ſeien [2]. Wille und Walle, von Meiſter Eppen an der Koppel geführt, reimen ſich gleichfalls und ihre Namen bedeuten übereinkommend den eifrigen Anlauf, den emſigen Waldgang [3]; durch beſtändige Wiederholung beider Namen zeigt der Erzähler ſein Wohlgefallen an dieſem Zuſammenklang. Die Nützlichkeit des wohlabgerichteten Jagdhunds im alten Waldleben, das tagelange Zuſammenſein mit dem klugen Thier auf einſamem Wandel in der Wildnis, das gemeinſame Hinſtreben nach dem gleichen Ziel der zu erhaſchenden Beute, gaben dem Verkehr des Waidmanns mit ſeinem treuen Begleiter ein Gepräg inniger Vertraulichkeit. Eine gereimte Erzählung aus dem 14ten Jahrh.

---

[1] Thidr. S. Cap. 257, S. 231: þa er Iron iarl hœyrir sagt fra þessom tidændum. kallar hann. Hvar er Nordian minn enn bæzti ueidimadr. bui mina hunda skiott. tak nu Stapp minn enn bæzta racka. oc tac Stutt hann uil ek oc haua med mer u. ſ. w. oc Bracka oc alla mina ena bæztu racka. tak nu oc Losca [V. Luska] er ec veit allra tika bæzta oc Rusca. Cap. 263, S. 235: Enn fyrsti kemr at Nordian veidimadr u. ſ. w. oc hann hævir i taumi .II. hunda ena bæztu iarlls Stutt oc Stapa. oc litlu sidar Iron iarll. oc hann hævir i taumi Paron oc Bonikt. þa ridr drottseti iarls oc hævir i taumi Bracca oc Porsa. þar nest kemr skenkiari iarllsens. honum fylgia tikrnar Rusca oc Lusca. S. auch Fornald. S. 1, 11 (im Verſe): oꝛ hètu þar | hunda nöfnum | Hoppr ok Hò.

[2] Thidr. S. Cap. 258, S. 231: Iron iarll ridr nu af Brandinaborg med sina hunda. Oc þat er mælt i sogom. at ægi mun getit vera betri veidihunda en hann atti. XII. voru enir bæztu hundar þeir er allir uefudir i þydeskum kvedum. en allz hafdi hann med ser. LX. godra veidihunda.

[3] Ahd. wallôn, ambulare, meare; willo m. impetus, Graff 1, 822. Allegoriſche Minnejagden aus dem 14ten bis 15ten Jahrh. laſſen auch einen Hund Wille los, der ebenſo begrifflich gemeint iſt, wie ſeine Genoſſen Liebe, Treue, Wunſch, Troſt, Zuverſicht u. ſ. f. (Hadamars von Laber Jagd Str. 17. 33 und öfter, Liederſaal 2, 293 ff. Spiegel 126, 22 f.); doch mag gerade der Begriff Wille durch den wirklich gangbaren Brackennamen hereingekommen ſein und man meint den leibhaften Geſpann des Walle zu vernehmen, wenn es einmal heißt (Liederſaal 2, 297):

de hort ich Wille[n] clingen,
daz ez durch den wald erdoz.

Ein gelehriger Hund Willebrecht, der mit ſeinem Herrn ſpricht, Liederſaal 1, 297. Eppe, der Name des Jägers, ahd. Ebbo, Eppo, iſt Abkürzung von Eberhard.

handelt von dem guten Hunde Harm[1], der als geſchickter Fänger ſeinen Herrn, einen armen Ritter, und deſſen ganzes Haus ernährt; kein Thier entgeht ihm, er fängt den Fuchs und den Bären, die Hindin und das Schwein, und da der Ritter das Erjagte mit ſeinen Geſellen theilt, ſo theilen dieſe hinwider ihr Gut mit ihm. Der Kaiſer, dem die Trefflichkeit des Hundes kund geworden, bietet für denſelben einen Weiler, der jährlich hundert Pfund Gilte trägt; über dieſe Botſchaft beginnen die Kinder zu weinen und der Ritter ſelbſt ließe ſeinen Hund ungern um tauſend Pfund tödten oder mißhandeln, doch vermag er dem Begehren des Kaiſers nicht zu widerſtehen und ſo begründet Harm, nachdem er einen mörderiſchen Probekampf mit den kaiſerlichen Rüden ſiegreich beſtanden hat, den Wohlſtand ſeines alten Herrn[2]. „Geſell! [1, 11] trauter Hund! Geſellmann, ich zu dir und du zu mir!“ mit ſolchen Schmeichelworten ruft in den Waidſprüchen der Jäger ſeinen Leithund an[3]. In fortwährender Anſprache mahnt er die

---

[1] Harm, harme, m. Hermelin; vgl. Eneit 1769 f.: der was ein vil edel hunt, | daz ander teil was alſe ein harm. Titurel (Hahn) Str. 1151: Der bracke was harmblanc gevar ein klein vor an der ſtirne.

[2] Liederſaal 2, 411 ff. Von dem Ritter ſagt der Eingang: „er haißet Hainrich von Nüweäch, | dem aventür vil beſchäch“; hiezu fragt Laßberg: „vielleicht Neuenegg, Neunek?“ und es wäre ſchon willkommen, auch dieſe Jagdſage dem ſchwäbiſchen Schwarzwald und dem Sprengel der Pfalzgrafen von Tübingen, in welchen die von Nuwnek, Niwenegge gehörten (Stälin 2, 528. 669. Schmid 436. 480. 495), aneignen zu können, aber der Reim auf „beſchach“ erfordert „Niuwenach“ oder „Niunach“; einige Fäden ſpinnen ſich gleichwohl an: oberhalb Neunecks, an demſelben Flüßchen Glatt, liegt der Ort Aach, im 12ten Jahrh. urkundlich: prædium Aha (Stälin 2, 315. 466), ſo daß ſich etwa Neunach zu Neuneck verhielte, wie unweit davon Schiltach, Fluß und Städtchen, zu Schilteck, Burg (in einer vom Pfalzgrafen Otto von Tübingen mitbeſiegelten Urkunde von 1274 ſtehen als Zeugen beiſammen: Wernherus de Schildegg. Tragebotus de Nuwenegg, milites. Schmid, Urk. B. 51), auch ſpricht „daz geriht in der Ahe“ noch im Jahre 1400, vor „jungher Abrechts von Runegk“ und drei andern Edelleuten, was von Alter her Recht geweſen mit der Jagd auf Bären, Schweine, Wölfe, Rothwild, „vnd welle arman ainen hunt über jar hät, der mag wol ainen haſſen fahen“ (J. Grimm, Weisthümer 1, 387).

[3] J. Grimm, Waidſprüche und Jägerſchreie (Altdeutſche Wälder 3, 98 ff., Nr 96 bis 104. 115 ff. 187 ff.). Jägerkunſt und Waidgeſchrey u. ſ. w. Nürnberg 1610. 8 (nach H. Leyſers Abſchrift). Liederſaal 2, 293, 5 bis 7. 34. 303, 352. 304, 401. [Vergl. Schriften 2, S. 357. 358. H.]

„lieben“ Hunde, fragt, „tröſtet“ und dankt er, ruft er ſie beſonders auf, dem edeln Hirſche nach der Bruſt, nach der prächtigen Krone zu greifen[1]. So fallen auch die Hündlein des Meiſters Eppe noch in das abgenommene Gehörn des von ihnen ſo weit gejagten Hirſches, das ſie unter tauſenden herauskennen und vor dem ſie, wie ſchon vor dem beſchloſſenen Burgthor, „ſo wol lauts“ geworden ſind. Die „wol lautenden“ findet man in den Waidſprüchen als gewöhnliches Beiwort guter Jagdhunde. Damit iſt zwar zunächſt nicht der Wohllaut im heutigen Sinne gemeint, ſondern der helle, rechtzeitige Anſchlag des Spürhunds, das weithörbare Klaffen der verfolgenden Meute, das auch dem Jäger den Weg weiſt[2], aber eben dieſes muntre Gebell lautet

---

[1] Liederſaal 2, 302, 311 f.: ſin ſprüch warent maiſterlich | und jagt im horn waidenlich. 304, 384 ff.: da hin, Trü, mins herzen trut! | ſchrai ich und troſt min lieben hunt | und jagt im horn zu der ſelben ſtunt. 304, 391 f.: jener jeger troſt ſinü hunt, | ich troſt dü min, ſo ich beſt kunt. J. Grimm, Waidſpr. Nr 137: dies iſt der edle hirſch, ſo dir heut gangen an, | da er zog her mit ſeiner prächtigen kron u. ſ. w. | dem haſtu, mein Geſellmann, recht gethan. Jägerkunſt u. ſ. w. Nürnberg 1610, letztes Waidgeſchrei Str. 5:

Geſellmann, tritt zu mir, als ich zu dir!
ich trag dir, ho ho w. gut, des edlen hirſches gehürn für,
greif im von dem end nach der bruſt!
du haſt, ho ho w. gut, fürſten und herrn gemacht ein luſt,
greif im nach der obern kron!
davon empfangen wir, ho ho w. gut, auch unſern lon,
Geſellmann, hab dank!
das iſt, ho ho w. gut, der erſte anfank.

Mit Singweiſe ſteht ein Wohlauf an Ritter und Knechte, dann mehr noch an die „lieben hund“, in G. Forſters friſchen Liedlein 2, 1565, Nr 31, Schluß:

Da lauft der edel hirſch da her,
nu kumbt herzu, ir geſellen all,
und greifet zu mit reichem ſchal!

[2] Jägerkunſt u. ſ. w. Waidgeſchrei Nr 61:

Lieber waidmann rund, thue mir kund!
haſtu nit hören jagen
drei wollautender jaghund?
Lieber waidmann, das kan ich dir wol ſagen,
dort in einem grünen grund
da höret ich jagen drei wollautender jaghund.
Der ein war weiß,
der jagt den edlen hirſchen mit allem fleiß;

ihm herz[1, 12]erfreuend[1] und, zuſammen mit dem Halle des Hifthorns, klang es den Söhnen einer jagdeifrigen Zeit wirklich wie Muſik in die Ohren. Walther von der Vogelweide (18, 26 ff.) ſchließt ſeine guten Wünſche für das vollkommene Glück eines fürſtlichen Gönners damit:

niht wildes mide ſinen ſchuz,
ſins hundes louf, ſins hornes duz
erhelle im und erſchelle im wol nâch êren!

Umgekehrt findet ſich in einem Spruche des 14ten Jahrh. (Liederſ. 2, 427, 300 ff. Regensburger Handſchrift Bl. 190) die Verwünſchung:

ich wünſch, daz im ze kainer ſtunt
kain jaghund icht erfar,
war zu er ker dar
daz al geſwigent ſnell;
ich wünſch, daz im icht hell[2]
an dem gejait ſin walthorn,
daz ez den hal[3] hab verlorn
und ez werd timmer.

Das feinſte Gehör für den Wohlklang des Brackenrufs bewährt jedoch Wolfram im Titurel (Str. 132):

der ander iſt ſal,
der jagt den edlen hirſchen über berg und tiefe thal,
der dritt war roth,
der jagt den edlen hirſchen biß uf den tod.

[1] Ebd. Nr 57:

Lieber waidman frei,
was iſt aller jäger frewdengeſchrei?
Der lieben jaghund jung und alt
nach einem hirſchen im grünen wald.

In der Eneit (1667 ff.) wird die Abſicht der Königin, eine Jagd zu veranſtalten, ſo ausgedrückt:

ir mut truc ſie darzu,
daz ſie eines morgens vru
in den walt riten wolde
und ſich da banechen ſolde,
horen die hunde
unde kurzen die ſtunde.

[2] Regensburger Handſchrift: nit erhell.

[3] Regensburger Handſchrift: ſein laut.

Sus lâgen ſi unlange, dô gehôrten ſie ſchiere,
in heller ſüezer ſtimme ûf rôtvarwer vert nâch wundem tiere
ein bracke kom hôchlûtes zuo zin jagende.

Bekannt iſt die Legende von dem frommen Kloſterbruder, dem ein Vöglein durch ſo ſüßen Geſang die Freude des Himmelreichs kund gab, daß er, um es zu fangen, ihm in den Wald folgte; als ihn aber die Glocke nach dem Kloſter zurückrief, ward er von Niemand mehr erkannt, denn es waren in ſeiner Entzückung hundert Jahre und drüber hingegangen. Andrer, weltlicher Klang läßt den unerſättlichen Jäger Raum und Zeit vergeſſen; der [1, 13] Pfalzgraf von Tübingen rennt ſeinen erdmänniſchen Hunden bis in ein weitentlegenes Land nach, König Herla hat, gleich dem hingerafften Mönche, mehr als ein Jahrhundert verträumt und geht mit Hunden und Habichten, den Gaben des Zwergkönigs, in den endloſen Umzug der nächtlichen Geiſterjagd über. Wie ſich das Leben des rüſtigen Mannes zwiſchen Waffen und Wald theilte, ſo zog er auch nach ſeinem Tode bald kampfmäßig in Wuotes Heere, bald als Jäger im Sturme des wilden Gejaids. Das ſchwäbiſche Märchen meldet zwar vom Pfalzgrafen nichts dergleichen, aber die mündliche Volksſage weiß noch vom ewigen Jäger zu Pfalzgrafenweiler, den man ſeine Hunde locken hört, ſowie von einer geſpenſtiſchen Jagd im Wurmlinger Oberwald nächſt der Pfalz Tübingen: erſt kommen zwei kleine Hunde, mit einer Kette zuſammengebunden, hundert Schritte weiter ebenſo ein größeres Paar und dann ein drittes ganz großes, hinter ihm der Jäger auf rieſenhaftem Gaul; es heißt, derſelbe ziehe von dieſem Walde bis ins Unterland, indem die drei Koppeln immer vor ihm herlaufen und er ſelbſt lauten Jägerruf ausſtößt[1]. Dieß weitfahrende Halloh gemahnt doch merklich an die pfalzgräfliche Hirſchjagd mit den elbiſchen Hunden vom Weilerwalde Tübingen zu und fürder bis in den Böhmerwald.

In dem Märchen ſelbſt liegt aber auch ein tieferer mythiſcher Grundzug. Dasſelbe beſagt im Eingang, daß der Graf, ſo oft er mit

[1] E. Meier, deutſche Sagen u. ſ. w. aus Schwaben, Stuttgart 1852, Nr 113, 1. 126, 5. Dieſe reichhaltige und ſorgfältige Sammlung der noch jetzt im Munde des ſchwäbiſchen Volkes fortlebenden Überlieferungen tritt Manchem, was ich aus ſchriftlichen Zeugniſſen voriger Jahrhunderte beibringen kann, überraſchend zur Seite.

Meiſter Eppen und den beiden Hündlein von Pfalzgrafenweiler auf den Wald zog, niemals ohne Fang heimgekommen, zudem es ihm, ſo lang er dieſes „Erdenmendlin" bei ſich behalten, glücklich und wohl an Leib und Gut, auch an allem ſeinem Vornehmen ergangen ſei; ſodann am Schluſſe, nachdem er ungern und wider den Rath des kleinen Jägermeiſters von dieſem und den Hündlein geſchieden, es ſei ihn bald nach der Heimfahrt ein Verlangen nach ihnen angekommen, welches ſich ſo gemehrt, daß er angefangen an Leib und Gut abzunehmen, auch bald darauf geſtorben ſei, ſeine Nachkommen aber haben den Sitz Pfalzgrafenweiler verlaſſen und dieſe Herrſchaft, obgleich dem Dorfe der Name geblieben, ſei in fremde Hand gerathen [1]. Nun ſind die Erdmännlein, zu denen Meiſter Eppe ausdrücklich geſtellt wird, dieſes unzählbare Arbeitsvolk der mütterlichen Erde, nicht bloß im inneren Erdgrunde [1, 14] raſtlos geſchäftig, ſie ſind auch treue und trauliche Genoſſen der auf ihm errichteten und gepflanzten Heimweſen. In den Wohnſtätten der Menſchen verſehen ſie willig und ohne Lohn jeden häuslichen Dienſt, ſie pflegen den nährenden Viehſtand, auf der Wieſe helfen ſie beim Heumahd, auf dem Felde zur Erntezeit, im Holze beim Reiſichbinden, und ſo gewähren ſie auch dem Pfalzgrafen, der gänzlich im Walde daheim iſt, ihre heilbringende, beutereiche Jagdfolge [2]. Allein dieſe geheimnisvollen Mächte ſind empfindlich, ihre Hingabe iſt eine freiwillige und verlangt Erwiderung, der Graf aber zerreißt das innige Band, indem er den Meiſter und die Hündlein in andre Hände gibt, und er muß das büßen durch die ſchmerzliche Sehnſucht nach ihnen, die ihn, an Leib und Gut herabgekommen, bald in das Grab legt [1], ſein heimatlicher Sitz am Walde geht, gleich jenen, in fremdes Eigenthum über. Es fühlt ſich eben in dem Bezuge zu den Erdgeiſtern eindringlich durch, wie dieſes Grafengeſchlecht von Alters her dafür angeſehen war, zum Forſte geboren zu ſein.

---

[1] Die Burg Weiler (castrum Wilare), an die das Märchen ſich knüpft, gehört ſchon 1165 den Pfalzgrafen, nach denen ſie zugenannt iſt; 1228 macht Rudolf II ſie mit andern ſeiner Erbgüter dem Biſthum Straßburg lehnbar, 1297 aber iſt ſie im Beſitze der Grafen von Eberſtein (Stälin 2, 99. 445. Schmid 139. 149. 244). Das Märchen ſelbſt iſt ein nicht zu verachtendes Zeugnis für den Zuſammenhang der Pfalzgrafen von Tübingen mit den alten Grafen des Nagoldgaus (Stälin 2, 428. Schmid 23 f.); noch in der vorgedachten Lehenbeſtellung von 1228 ſtehen castrum Wilere und ecclesia Nagelte beiſammen.

[2] Auch im alten Norden begleiten die Landgeiſter (landvættir) auf Jagd und Fiſchfang (Landn. Th. 4 C. 12: þat sá áfreskir menn at landvættir allir fylgdu Hafrbirni þá er hann fór til þings, enn Þorsteini ok Þordi brædrum hans þá er þeir fóru til veida ok fiski. Vgl. Gulath. Christenr. in Norges gamle love 2, 308: at trva a landvættir at se j lvndum æda havgum æda forsom. ebd. 326 f. Lex myth. 561 f.).

Daß in der fabelhaften Erzählung die Sinnesart und ſelbſt der Schickſalsgang der Pfalzgrafen von Tübingen richtig aufgefaßt iſt, erhärten geſchichtliche Thatſachen. Zu dieſen darf die Erbauung des längſt abgegangenen Jagdhauſes Königswart, in derſelben Schwarzwaldgegend, von der das Märchen ſeinen Ausgang nimmt, durch den Pfalzgrafen Rudolf im Jahre 1209 füglich gezählt werden, wenn auch die lateiniſchen Inſchriften, etwa das Werk eines Mönches von Reichenbach, keine gleichzeitige waren. Davon meldet, an das Jagdmärchen anſchließend, wieder die Hauschronik von Zimmern:

„Bemelte pfalzgraven haben noch bei vierthalb hundert jaren große jagen ufm Schwarzwald gehapt, under denen ein pfalzgraf Ruedolf das ſchloß Künigswart zu ainem jaghaus erbauwen, und zu ainer gedechtnuß hat er in daſſelbig gegen Schwarzenberg mit lateiniſchen worten in ain ſtain hauwen laßen: † DOMUM ISTAM FECIT RUDOLFUS PALATINUS COMES DE TUWINGEN ANNO INCARNAT. DNI 1209 OB MEMORIAM SUI †. Gegen Rath [Röth] hat er laßen in ain ſtain hauwen: † RUDOLFUS PALATINUS COMES DE TUWINGEN FECIT PORTICUM HUNC ANNO INCARNAT. XPI 1209 IN MEMORIAM SUI †. Innerhalb aber in dem ſchloß hat er diſe wort einhauwen laßen: † RUDOLFUS P. C. DE TUWINGEN DOMUM ISTAM PROCURAUIT FIERI ANNO INCARNAT. CHRI 1209 UT OMNES HIC VENATURI [1, 15] SUI SINT MEMORES ET SALUTEM ANIMAE [ejus] IMPRECENTUR †.“ [2]

---

[1] Wie ſehr dieſe geiſterhaften Weſen geſchont werden müſſen, zeigt auch noch in der getrübten Herlaſage der Traghund, vor dem, ſolang er nicht von ſelbſt herabſpringt, jeder Abſteigende ſogleich in Staub zerfällt. [Vgl. oben S. 195. 318. H.]

[2] Zimmriſche Chronik a. a. O. vgl. mit der Stelle bei Steinhofer (Wirtenbergiſche Chronik 2 Theil, Tübingen 1746, S. 124), der von dieſen Inſchriften

So wird ſelbſt die Sorge für das Seelenheil dieſes Pfalzgrafen den Jägern empfohlen, obgleich ſonſt ihre Andacht, die Jägermeſſe, nicht in beſondrer Geltung ſteht[1]. Die Tübinger gefielen ſich, neben dem Waidwerk, auch in Werken der Frömmigkeit durch Kloſterſtiftungen, die ihren Landbeſitz beträchtlich ſchmälerten. Der Erbauer des Jagdhauſes im Schwarzwald hatte früher im Schönbuch das Kloſter Bebenhauſen gegründet, wo er auch ſeine Grabſtätte fand: über ſeine Nachkommenſchaft wuchs dieſe Abtei ſo mächtig herein, daß der tiefverſchuldete Pfalzgraf Gotfrid I im Sommer 1301 Burg und Stadt Tübingen mit aller Zugehör an das Kloſter verkaufte[2]. Zwar wird dieſer „Titel ſeiner Geburt", wie er ſelbſt Tübingen urkundlich bezeichnen ließ[3], bald darauf wieder eingelöſt, aber bei ſeinen Enkelſöhnen kommt es wieder dahin, daß ſie, von Schuldenlaſt gedrängt, im Jahre 1342 den alten, anſehnlichen Stammſitz an den Grafen Ulrich von Wirtemberg endgiltig veräußern. Da heißt es im Kaufbriefe:

---

wie von noch beſtehenden ſpricht und den Ort ſo bezeichnet: „Königswart, der alte Burgſtall des unter den dornſtettiſchen Schirm gehörigen Kloſters Reichenbach zwiſchen Beeſenfeld und Illensperg." Cruſius 2, 497 f. Stälin 2, 442. Schmid 117. Der Name Königswart (vgl. Schmeller 4, 160 f.) deutet auf einen Bau im Reichswalde, wie auch das benachbarte Pfalzgrafenweiler kennbaren Bezug hat. Ein anderes Jagdhaus auf dem Schwarzwald in einer Urkunde von 1270 (Mone, Zeitſchrift 1, 371): „Nos Otto senior, comes de Eberstein u. ſ. w. domum venacionis construximus."

[1] Schmeller 2, 266: Die Jägermeſſe, das Jägermeſslein, eine kurze, flüchtige Meſſe. „Kurze Meſs und lange Jagd | einen guten Jäger macht." Jagteufel (Theatrum diabolorum Bl. 298 b): „Etliche [Jäger], die darneben auch ein wenig für andechtig und geiſtlich wöllen geſehen ſein, die hören zuvor eine predigt und dörfen begeren, ja ſie wöllens alſo haben, daß man etwas vil früer, denn ſonſt gewonheit, inen ein predigt mache und allein das euangelium ſage, oder darüber gar eine kurze vermanung thue und dieweil andere gebreuchliche geſenge übergehe und anſtehen laß und alles kurz überlaufe, wie man denn ſolches ſchnappenwerk im bapſthumb jägermeſſen genennet hat; wie darbei die andacht ſei, iſt wol zu erachten, denn ſie doch mit gedanken allbereit in holz und feld ſind." Kürzeſtes Zeitmaß Titurel (Hahn) 5683: ſo lanc ein meſſe von einem ſnellen priſter ſi geſchehende (vgl. 5562).

[2] Schmid 310.

[3] Ebd. Urk. B. 102: dominium seu titulum nostre natiuitatis scilicet opidum Thuwingen; 103: prenarrati dominii atque tituli; 104: dominium seu titulum sue natiuitatis scilicet opidum Thuwingen. (Vgl. Homeyer, Hantgemal 35: natalium suorum principalem locum.)

„Wir Götze [Gotfrid III] und Wilhelm, gebrüeder, graven zu Tuwingen, verjehen offenlich an diſem briefe … das wir … haben verkouft und zu kouſen geben reht und redlich … unſer veſtin Tuwingen, burg und ſtatt, lüt und guot, geſuocht und ungeſuocht, fundens und unfundens, inwendig der veſtin und ußwendig, under erden und darob, an veld, an wald und an waſen, an zwigen, an waßer, an waßerzinſen, an gelt, an vellen, mit aller [1, 16] irer zuogehörde … dem edlen graven Uolrich von Wirtenberg und allen ſinen erben umb zwainzig tuſend pfund guoter und gäber heller.“

Nur von Einem laſſen die Tübinger auch da nicht: „und haben uns daran kain reht behalten dann allein die hundlege zu Bebenhuſen und das gejaid in dem Schainbuoch [1].“ Zwei Jahre nachher, 1344, erläßt jedoch Graf Götz dem Kloſter Bebenhauſen auch den Anſpruch der Hundlege, der ihm auf deſſen Gütern zu Weil im Schönbuch und anderswo zuſtand [2]. Zuvor ſchon kann das Anrecht der beiden Brüder auf den Schönbuch nur noch ein ſehr beſchränktes geweſen ſein. Als Reichslehen befand ſich dieſer Forſt mit der Gewaltſame über Wildbann, Hundlege und Gejägd ſeit 1334, und zwar ſchon vom Vater her, im Beſitze des Pfalzgrafen Konrad von der Tübingen-Herrenberger Linie, der aber auch, im Jahr 1348, das Ganze „und mit Namen den Wildbann“ den Grafen Eberhard und Ulrich von Wirtemberg zu kaufen gibt [3]. Die Verkäufer konnten übrigens beruhigt ſein, daß der Wald wieder in gut waidmänniſche Hand kam. Denn nicht umſonſt führten die Wirtemberger Hirſchgeweih und Jägerhorn im Wappen, worauf in Liedern des 15ten und 16ten Jahrh. mehrfältig angeſpielt wird [4], auch ſind ihre altherkömmlichen Hausnamen Eberhard und Ulrich der Jagdſage nicht fremd geblieben. Ein Graf Eberhard von Wirtemberg wird auf der Birſch im grünen Walde durch die Erſcheinung eines daherbrauſenden geſpenſterhaften Jägers mit eingeſchrumpftem Geſichte verwarnt, der einſt hier Herr geweſen, und, da er nie Jagens ſatt werden konnte, zuletzt Gott gebeten, bis zum jüngſten Tage jagen zu dürfen, wie er denn auch ſeit fünfthalbhundert Jahren unabläſſig einen Hirſch verfolgt[1]; von einem Grafen Ulrich wird als beſondrem Liebhaber der [1, 17] Reiter- oder Jägermeſſen erzählt[2]. Aber die Jäger von Wirtemberg blieſen auf, während die von Tübingen abblieſen.

---

[1] Senckenberg, selecta jur. et histor. 2, 232 f. Sattler, Graven 1, 2te Aufl., Beilage Nr 100. Eine Urkunde des Grafen Ulrich von Helfenſtein von 1302 über den Verkauf ſeiner Burg Herwartſtein nebſt Zugehör zu Gunſten des Kloſters Königsbronn enthält den ähnlichen Vorbehalt: reservavimus tamen nobis et nostris successoribus jus venandi (Beſold, doc. rediv. 637). [Man vergl. Uhlands im Jahre 1847 entſtandenes Gedicht „Der letzte Pfalzgraf“ in den Gedichten, ſechsundfünfzigſte Auflage, Stuttgart 1872, S. 354. 355. H.]

[2] Beſold 409 f.

[3] Schmid, Urk. B. 166. 175 f.

[4] Z. B. in einem auf Herzog Ulrichs ſieghafte Wiederkehr (Heyd, Schlacht bei Laufen 70):

Derſelbe Chronikſchreiber, der die wunderſame Jagd des alten Pfalzgrafen wohlgefällig nacherzählte, rügt doch bei andrem Anlaß mit

---

mich freut kein pfeif, kein ſaitenſpil,
wären harpfer, geiger noch ſo vil,
ſo freuet mich gott und 's jägerhorn.

Auch in demjenigen, welches man glaubwürdig ihm ſelbſt zuſchrieb: Ich ſchell mein horn ins jamertal u. ſ. w. (Meine Volkslieder Nr 179, vgl. Heyd, Ulrich 1, 92.)

[1] Meiſterſang Mich. Behams aus dem 15ten Jahrh., Sammlung für altdeutſche Litteratur 43 ff. Vgl. Jagteufel (Theatrum diabolorum 305 b): „Einer hette einmal geſagt: wenn unſer herr gott wolte mit im wechſeln laſſen, ſo wolt ich, daß er mich für mein theil des himmelreichs hie ewig möchte jagen laſſen. Seind das nicht ſeine reden?“ Das Gleiche vom Hackelberg in Kirchhofs Wendunmuth 4 (Frankf. 1602), 342 [Ausgabe von Öſterley 3, S. 257. H.] und in ſchwarzwäldiſcher Volksſage vom ewigen Jäger bei Neubulach, E. Meier a. a. O. Nr 125.

[2] Wendunmuth 1 (1602), 61 [Ausgabe von Öſterley 1, S. 54. H.]: „Einer von Wirtenberg, Ulrich genannt (da ſie noch grafen geheißen worden), der auch wie ſein nachkommen ein guter weidmann und jäger war, wolte einmals eilends nach ſeiner gewonheit auf die jagt, dann im ſeine diener von ſchönen wolgebornen hirſchen, an eim end ſtehende, verkündigt hetten, beſorgte ſie würden, da er lang verzög, verſcheicht werden, wolte doch der zeit gebrauch nach ein meſs hören, ſaget darumb zu ſeinem capellan, er ſolte ein reuter- oder ein jägermeſs leſen, das iſt (wie man ſpricht) kurz und gut machen. Der einfeltige prieſter ſucht das ganze buch auß, und da er niergend, da ein reuter- oder jägermeſs ſtunde, erſehen mögen, hat er dem herren, der ja ſo gern gewölt hett als der pfaff, daß ſie funden were, ſolches traurig angezeigt, der in nicht mit wenig lachen ſeiner und aller diener deſſen underrichtet, ſonſt glaub ich, das gute pfäfflein ſuchet noch biß iezt dran. Ob ſie auch ungemeſſen oder nicht auf die jagt geritten, hab ich noch nicht erfaren.“

Entrüſtung die üble Wirthſchaft des Nachkommen Götz und gibt zu deſſen Bild einen neuen, ergänzenden Zug (S. 689 f.):

„Diſer unnutzen leut in den geſchlechtern hat man vor jaren vil gefunden, under denen ſonderlich pfalzgraf Gotfrid von Tübingen ein fürnem man geweſt und ſeines übelhauſens halb wol bekant iſt. Derſelbig gewan ain ſollich unwillen zu ſeinen ligenden güetern, daß er ſich entſchloß derſelbigen kaine zu behalten, ſuecht auch alle mittel, daß er deren megte abkommen. Darumb hab er dem grafen von Würtemberg alles übergeben und zu Tübingen ſei er zum tor hinaußgeritten, do hab er ſich umbgekert und ganz frölich zu ſeinen dienern geſagt, nun freuw er ſich von ganzem herzen, daß er doch ainmal des wueſts ſeie abkommen. Das war ain ſtim mer ains ochſen oder ains maultiers dann aines mentſchen. Aber dem von Würtemberg war es ain eben ſach, der het wol leiden megen, daß alle ſeine nachpurn diſen ſinn hetten gehapt. . . . Ich glaub, er [Gotfrid] hat in großer armuet ſterben müeßen, ain wunder unnutzer man iſt er geweſen, der im herzen gehapt, ſolliche nutzliche und herrliche güeter von ſeinem ſtammen und namen hinweg zu geben und ſich deſſen ſo herzlichen zu erfreuwen."

Nachdem dieſer Pfalzgraf Götz ſich ſeines ganzen Beſitzthums in den heimiſchen Gauen entſchlagen hatte, blieb ihm gleichwohl eine Zuflucht auf dem Erbgut ſeiner Gemahlin, einer Gräfin von Freiburg, der Herrſchaft Lichteneck im Breisgau. Die zimmriſche Chronik ſelbſt weiß, noch aus ihrer Zeit (1566), von einem ſeiner Abkömmlinge, dem Grafen Konrad von Tübingen zu Lichteneck, zu erzählen, und zwar (S. 1116 f.) zwei Beiſpiele hartherziger Strenge, deren eines hier ſtehen mag:

„So iſt ain gemain geſchrai, daß graf Conrad ain ſtrenger unbarmherziger man ſeie. Das beſchaint ſich wol an dem, daß er ain alten tor[1, 18]wart zu Liechteneck gehapt, der ainsmals die ſchlüßel am tor vergeßen, do hat im der graf zu ainer ſtraf die wal ufgeben, eintweders in turn oder aber er ſoll ain ſorglichen felſen zu Liechteneck hinab kleten. Das hat der arm man ußer großer forcht angenommen und verpracht, aber [mit] ſollichen geferden, daß kain wunder, da er ſchon zehen hels abgefallen were."

Übermäßige Sorge um die Thorſchlüſſel von Lichteneck, nachdem diejenigen des alten Stammhauſes längſt verſchleudert waren.

Dem Verkommen des pfalzgräflichen Geſchlechts iſt hier nicht weiter nachzugehen, die letzte, dunkle Spur einer Nachkommenſchaft desſelben, noch vom Anfang des vorigen Jahrhunderts, führt durch ein beſondres Geſchick nach dem Schwarzwald zu der Frau eines Jägers [1].

[1, 304] 2. Dietrich von Bern.

Von der Volksthümlichkeit Dietrichs von Bern im alten Schwabenlande gibt es noch unbeachtete Zeugniſſe, die hier mit den ſchon bekannten zuſammengeſtellt und erläutert werden ſollen; der Inhalt ſeiner Sage wird hiebei nur ſoweit berührt werden, als es zu dem angegebenen Zwecke nöthig ſcheint.

Das Dorf Wurmlingen bei Rotenburg, auf der Thalgrenze zwiſchen Neckar und Ammer mit einer weitumſchauenden Bergkirche gelegen, war einſt die Wohnſtätte zahlreichen Adels. Die beurkundete Reihe desſelben eröffnet Anshelm, Ritter von Wurmlingen, welchen der Pfalzgraf Hugo von Tübingen in einer Handfeſte von 1174 als weiland ſeinen ſehr lieben Dienſtmann bezeichnet [2]. Der Ortsname lautet ſchon hier Wurmelingen, dann 1252 Wurmlingen [3], aber auch noch in Urkunden von 1273 und 1276 Wurmeringen [4]; gleicherweiſe heißt das viel früher vorkommende Wurmlingen bei Tuttlingen in St. Galler Urkunden des 8ten und 9ten Jahrh. Vurmeringa, Vurmiringum u. ſ. w. [5], im 13ten Jahrh. iſt aber auch dort r zu l geworden [1]. Wurmringen geſellt ſich zu den benachbarten Poltringen, Entringen, Gärtringen, Gündringen, welche patronymiſch von den ahd. Mannsnamen Paltheri, Antheri, Kartheri, Kundheri abzuleiten ſind, wie jenes von Wurmheri [2], dem Stammvater der Wurmeringe. Beſitzthümer desſelben Geſchlechts in verſchiedenen Bezirken ſind nicht ſelten gleich benannt, urkundlich läßt ſich jedoch ein ſolcher Zuſammenhang zwiſchen Wurmlingen in der Berchtolds[1, 305]baar und dem bei Rotenburg nicht aufweiſen [3]. Für letzteres hat die volksmäßige Anſchauung im Stamm- und Ortsnamen ein Bild erfaßt, das eines Lindwurms, und dasſelbe, mit Anwendung auf die vorbemerkte Ortslage, zur Drachenfabel ausgeſtaltet. Ein wurmförmiges Ungethüm führten auf Helm und Schild nicht nur Diejenigen, die ſich eigens von Wurmlingen nannten, ſondern auch die dortherum begüterten von Steinhülwe und von Hölnſtein [4]. An Namen und Wappenbild lehnen ſich Volksſagen, die, obſchon unter ſich abweichend und verworren, darauf hinausgehn, daß in einer Kluft der Wandelburg, einer platten Abſtufung am ſüdweſtlichen Abhang des Wurmlinger Berges, ein Lindwurm gehauſt habe, der, mit dem gleichverderblichen Wurme des Ammerthals im Schwärzloch ab- und zuwandelnd, die Umgegend beraubte, auch aus den Kirchgängern ſich ſeine Beute holte und ſo den Gang zur Bergkirche (früherer Pfarrkirche) auf dieſer Seite ſperrte, bis ein Ritter von Wurmlingen, deſſen Rüſtung mit Spiegelgläſern behängt war [5], den durch ſein eigenes Bild in Staunen verſetzten Gegner mit dem Speere durchſtach; ein Schnitzwerk am Altar wird für eine Darſtellung dieſes Kampfes angeſehen[1]. Den Wurm im Ammerthale traf gleiches Geſchick am Brunnen in einer Klinge bei Schwärzloch[2]. Der Wohngelaß dieſes Hofs iſt in einen kirchlichen Bau romaniſchen Stils, Kapelle des h. Nicolaus, eingeſetzt, auf deſſen ſüdlicher Außenwand unter dem eingehauenen ſeltſamen Bildwerk ſich beſonders krokodil- und drachenartige Thiergeſtalten hervorheben, wohl geeignet, die Sagendichtung anzuregen; auch war noch vor vierzig Jahren im Innern des rundbogigen Chors ein großer Thierſchädel [1, 306] an die Mauer gekettet, der für den Kopf des erlegten Lindwurms ausgegeben wurde; die Gegend bei Schwärzloch, hinter welchem der verderbliche Drache gehauſt, ſei damals ganz wild und ſumpfig geweſen[3]. Die zwei nachbarlichen Würme bezeichnen deutlich genug das noch unbewältigte Gewäſſer der beiden Flußthäler, an deren Grenzſcheide der Wurmlinger Berg aufſteigt. Vergleichung anderer Drachenſagen, namentlich der Heldenthat Schrutans von Winkelried und ihrer Örtlichkeit, würde dieß noch mehr ins Klare ſtellen.

---

[1] Zeller, Merkwürdigkeiten von Tübingen, daſ. 1743, S. 47: „da ich mich erinnere von 1701, daß in dem Calwer Amt eine Jägerin, eine wahre abſtammende von dieſen Grafen geweſen iſt.“ (Vgl. Schmid 602.)

[2] Elyzabeth, magistra conventus sororum [Marthell.], filia Anselmi quondam militis de Wurmelingen, nostri karissimi ministerialis. Schmid 103. Stälin 2, 432.

[3] Stälin 2, 447: in villa Wurmlingen.

[4] Kreuzlinger Archiv, nach Kauslers Abſchriften, 1273: Albertus dictus Randel de Wrmeringen ... Montis in wrmeringen; 1276 (vgl. Schmid, Urk. B. 39): in monte Wrmeringen.

[5] Neugart Nr 125, a. 797: in pago, qui vocatur Perahtoltpara, in vico nuncupante Vurmmeringa, Nr 135, a. 798: in Wurmmaringas; Nr 534, a. 882: in Wurmiringum. Stälin 1, 287.

---

[1] Wie anderwärts Pirninga zu Birlingen (Bierlingen, Stälin 1, 287. 302. 344. 383), Gerringen zu Gerlingen (ebd. 316 f. 386), Holzgerninga zu Holzgerlingen (ebd. 295. 521. 561. 600), Hurningen zu Hirrlingen (ebd. 2, 507).

[2] Bei Neugart, ind. onomast. (unter Vurmher, Vurmheri, Wurmhar) iſt dieſer Name reichlich vertreten, doch faſt nur aus dem Thurgau.

[3] Edelleute, nach erſterem Orte genannt, kommen 1252 und 1261 als Dienſtmänner der Grafen von Zollern vor (Stälin 2, 506. 522. 525).

[4] Cruſius 3, 115: In planitie alba, glaucus crocodilus, ein blawer Lintwurm. An zwei Urkunden im Staatsarchiv von 1348 als Siegel Hainrichs von Wurmlingen, Abzeichnung durch Hrn Dr L. Schmid; ebd. Urk. B. 178. 182. 211. Nach Thidr. S. Cap. 185 führt der Fafnistödter Sigurd einen Drachen im Schild und auf dem Helme.

[5] Der Meduſa hält Perſeus den Spiegel entgegen, vgl. bei Marner (M. S. 2, 245 a): ein kriſtallin ſchilt. Der Baſilisk ſtirbt, wenn er ſich im klaren Waſſer ſieht.

Der Bezug auf den Lindwurmkampf ſetzt ſich in den Namen der Wurmlinger fort. Bei denſelben Geſchlechtern, die das Ungethüm im Wappen führten, iſt der Name Dietrich zu Hauſe. Dietriche einfach „von Wurmlingen“ ſind nachweisbar zu den Jahren 1185, 1225,

[1] Nach gefälliger Aufzeichnung des Herrn Pfarrers Laun in Wurmlingen. Die Schnitzarbeit am Altar der erſt gegen Ende des 17ten Jahrh. neuaufgebauten Bergkirche wird derſelben Zeit erſt angehören; in einem Schreiben des Kreuzlinger Pflegers zu Rotenburg vom 25ten Nov. 1681 an den Abt genannten Kloſters wird empfohlen, daß auf den Altar mit andern Heiligenbildern auch das St. Georgs gerichtet werden möge, „als welcher Heilige der orten für einen ſonderbaren Patron wegen ſ. v. roſs und viehs verehret wird“ (Archiv. Wurmlingan., ein bei dortiger Pfarrei befindlicher Band mit Urkundenabſchriften von 1773, die Verhältniſſe des Kloſters Kreuzlingen zu ſeiner Pfarrei und Pflege Wurmlingen betreffend, S. 386 f.). Das Schutzamt des h. Georgs über die Pferde rührt wohl von ſeiner Eigenſchaft als Ritter her; ob ſein Drachenkampf auch ſchon in der alten, abgebrannten Kirche dargeſtellt war, iſt nicht erſichtlich.

[2] E. Meier, Sagen 210 ff., eine ganze hieher einſchlagende Sagenreihe: „Der Lindwurm im Ammerthale.“

[3] Aufzeichnung des Herrn Procurators Abel in Stuttgart. Früheſte Kunde von Schwärzloch im Codex Hirsaugiensis S. 63 und bei Sattler, Graven 4. Beilage S. 369. Vgl. Schmid 52. 54.

1279[1], Dietriche von Steinhülwe zu 1285, 1298, 1301, 1353 und noch 1400[2]. Neben und mit dem Ortsnamen Wurmlingen tritt aber zu Dietrich auch noch ein allmählich zum Geſchlechtsnamen erwachſender Beiname; zuerſt in einer Urkunde von 1261: Theodericus merhelt, Ritter in Wurmelingen, weiterhin in ſolchen von 1277, 1296, 1299, 1301, 1323, 1333, 1339, 1343: Dietrich der Märehelt, oder genannt Märhelt, mehrmals mit dem Beiſatze: von oder in Wurmlingen[3]. Die Märhelde (ſpäter, im 16ten Jahrh., ſchrieb man Mörhild) [1, 307] erſcheinen beſonders zahlreich in den Schenkungs- und Jahrzeitbüchern geiſtlicher Stiftungen des benachbarten Rotenburg und ſeiner Vorſtadt Ehingen. Laut der vorhin mitaufgezählten Urkunde von 1323 wurde dem Dietrich, genannt Märhelt, zu Wurmlingen von der Stadt Tübingen, deren Bürger den Tod ſeines Bruders verſchuldet hatten, zur Errichtung einer Kaplanei für deſſen Seelenheil ein Sühngeld von 20 Pfund Heller zugeſichert und er ſtiftete dieſelbe zum Altar des h. Kreuzes in der S. Morizkirche zu Ehingen, in der dann auch die Märhelde ihre eigene Kapelle und Begräbnisſtätte hatten; der umgekommene Bruder dieſes Dietrichs hieß ebenſo und auch in der Folge taucht der Name Dietrich mehrmals auf, wo Vergabungen oder Jahrtage der Märhelde eingetragen ſind[1]. Daß dieſe urſprünglich demſelben Geſchlecht angehören, das früher einfach von Wurmlingen benannt war, läßt ſich kaum bezweifeln, da nicht bloß der Vorname Dietrich durchläuft, ſondern auch Vater und Sohn, der eine mit dem Zunamen Märheld, der andre ohne denſelben mit dem Ortsnamen verzeichnet werden[2], überdem

---

[1] Kreuzlinger Urkunde von 1185 (Arch. Wurml. 1 f.): testes sunt Albertus cum duobus filiis suis, Bertoldo et Alberto, et patruo eorumdem, Dietrico, et Kuonrado cum fratre suo, Ruodolfo de Wrmelingin u. ſ. w. Urkunde Alberts von Rotenburg 1225 (ebd. 7 ff.), unter den Zeugen: Dietericus de Wrmilingin … Ruodolfus, sacerdos viceplebanus in Wrmilingen u. ſ. w. Conradi de Wurmlingen annal. Sindelfing. ad a. 1279: Joannem et sororem suam copulavi legitime, pueros Dieterici, militis de Wurmelingen.

[2] Urkunde von 1285 (Mone, Zeitſchrift 3, 416): Nos Dietricus et Diemo, fratres, filii quondam Alberti, militis, dicti de Stainhülwe … omnia bona nostra in parochia ville Wurmelingen sita … vendidimus u. ſ. w. Urkunde von 1298 (ebd. 4, 281): Dietrich von Steinhuli. Wurmlinger Urkunde von 1301 (Arch. 32), unter den Zeugen: Dietricus de Stainhülwe. Urkunde von 1353 (Schmid, Urk. B. 182): ze bürgen … Dyetrich, den pfützer von Stainhülwe u. ſ. w. mit deſſen Drachenſiegel. Kundſchaft von 1400 (Weisthümer 1, 387): jungher Dietrichen von Stainhülw (auch Stainhulwe) u. ſ. w. In einer Urkunde von 1289 (Gerbert, hist. nigr. silv. 3, 222): Diemo de Stanihul; Diemo, Dieme, ſcheint Kürzung von Dietmar, wie Tammo von Tancmar (Gr. 3, 694).

[3] Urkunde von 1261 (Monumenta Zollerana 192): theodoricus blarrer, theodericus merhelt, milites in Wurmelingen; einer von 1277 iſt bemerkt in der Beſchreibung des Oberamts Rotenburg 215; Rotenburger Urkunde von 1296 (Arch. Wurml. 32), als Zeuge: Dieterich der Märehelt; Wurmlinger Urkunde von 1299 (Regeſten des Stiftes Kreuzlingen von Pupikofer Nr 118): Allen künd ich Dietrich der Märehelt [ſo iſt ſtatt Märchelt zu leſen] von Wurmelingen … Benze ſälige der Märehelt [ebſ.], min bruoder u. ſ. w. Wurmlinger Urkunde von 1301 (Arch. Wurml. 32): Dietericus, dictus Mærehelt de Wurmelingen; Rotenburger Urkunde von 1323 (Staatsarchiv, auch abſchriftlich in Weitenauers Traditionenbuch des Stifts St. Mauriz in Ehingen, 1674 bis 1678, S. 56): Dietericus, dictus Mærhelt, in Wurmlingen, armiger … post interitum quondam Dietrici, fratris mei dilecti u. ſ. w.; Urkunde aus Rotenburg von 1333 in einer 1346 bezeugten Abſchrift (Staatsarchiv): Dietrichen dem Märhelt … der vorgenannte Märhelt; Urkunde von 1339 (Staatsarchiv): Ich Balſan von Wurmlingen, Dietrichs dez Märheltz ſun; Urkunde von 1343 (ebd.

---

abſchriftlich aus dem in München befindlichen Bebenhäuſer Codex): Ich Dietrich der Marhilt, mit mir min bruder Bentze u. ſ. w. (Die Urkunden von 1323, 1333 und 1339 nach Abſchriften des Herrn Drs L. Schmid.)

[1] Lutzen von Lutzenhart Rotenburg. Beſchreibung vom Jahre 1609 (handſchriftlich im Staatsarchiv zu Stuttgart), 5tes Buch: Anno 1359 lebt Herr Dieterich Merhild, Ritter; ebd. unter den Jahrtagen der Mörhilde in der Stiftskirche zu Ehingen: Item [annivers.] Werner Mörhildts, quondam Sculteti in Rottenburg u. ſ. w. Item Dieterich Mörhildts, filii prædicti Wernheri Merhildts u. ſ. w.; ebd. aus dem Todtenkalender zu den Carmelitern: Theoderici Mörhild, eines Ritters, Chriſtinä Mörhildin, ſeiner Hausfrawen, Wernher Mörhilts, des Schultheißen und ſeiner Hausfrawen, Renhardts von Wurmlingen, ſeines Vaters u. ſ. w. (vgl. Beſchreibung des Oberamts Rottenburg 216); ebd., Seelbuch des Spitals: Hic habeatur memoria Wernheri Mörhild et Hainrici, sacerdotis, et Theodorici, filiorum suorum u. ſ. w.; ebd.: Kloſter Rorhalden … obiit Theodoricus Morhild u. ſ. w. Als Schultheiß der Stadt Rotenburg ſitzt daſelbſt ein Wernher Märhelt öffentlich zu Gericht nach einer Urkunde von 1383 (Staatsarchiv, abſchr. durch Herrn Dr Schmid), als Landrichter nach einer von 1391 (Staatsarchiv): Ich Wernher Märheld, ain frige lantrihter ze Routemburg am Necker von mins gnädigen herren herzog Albrehtz hern ze Oeſterich … gewalt tuon kunt … daz ich ze geriht ſaß uf dem hoff ze Routemburg an der offenn frigen küng ſtrauß u. ſ. w.

[2] Stellen der vorigen Anm. ergeben: Vater Renhart von Wurmlingen, Sohn Wernher Mörhild, deſſen Sohn Dietrich Mörhild.

ſämmtliche Märheldbegängniſſe der Morizkirche von der Stiftung jenes vollgenannten Dietrich Märheld in Wurmlingen der Urkunde von 1323, mit welcher ſchon die von 1261 in den Benennungen übereinkommt, ihren Ausgang nehmen; das Lindwurmwappen führen auch die Märhelde[1]. [1, 308] Der Wortſinn dieſes als Geſchlechtsname feſtgewordenen Beinamens in ſeiner echten Geſtalt iſt vollkommen klar. Die älteſte Urkunde, von 1261, ſchreibt ihn „merhelt“, die von 1301 beſſer „Märehelt“, die von 1323 hat „Märhelt“, rein und nicht durch Einfügung in lateiniſchen Text verkümmert geben ihn die deutſchen von 1296 und 1299: „Dieterich der Märehelt“; alſo buchſtäblich mittelhochdeutſches „der märe helt“, d. h. der berühmte Held. In der anhaltenden Verbindung mit Dietrich kann aber hier kaum ein Andrer gemeint ſein, als der geprieſene Dietrich von Bern, der, gleich mehrern herrlichen Recken, in den Heldenliedern ſelbſt als „der märe, der helt märe“ bezeichnet und angeredet wird[2] und deſſen volksthümliche Berühmtheit faſt ſprichwörtlich darin ihren Ausdruck fand, daß von ihm die Bauern, der gemeine Mann, ſoviel ſingen und ſagen [1]. Auf dieſen Helden bezogen, erlangt der Name Dietrich erſt ſeinen anſchaulichen Verband mit dem [1, 309] Stamme der Wurmeringe, ihrem Wappenbild und ihrer Lindwurmſage. Denn Dietrich von Bern war, gleich ſeinem Ahnherrn Wolfdietrich, mit dem er in nordiſchen Darſtellungen, nicht ohne innern Sagengrund, gänzlich zuſammenfällt, ein gewaltiger Drachentödter und muß noch immerfort bis zum jüngſten Tag in der Wüſte mit Würmen ſtreiten, wie denn eben auch die Wurmkämpfe als Gegenſtand des gemeinüblichen Singens und Sagens von ihm namhaft gemacht werden [2].

---

[1] Schon der Urkunde von 1299 (S. 337, Anm. 3) hatte der Ausſteller Dietrich der Märehelt ſein Inſiegel angehängt; ob dasſelbe noch vorhanden oder wie es beſchaffen, wird nicht angegeben. Die Siegel Dietrichs an der Urkunde von 1323 und Balſans an der von 1339 haben das Ungethüm. Bei Lutz von Lutzenhart a. a. O. iſt das Wappen gemalt.

[2] Klage 213 f.: des wart ir ſicherheit getân | von dem Bernäre. | ſô ſprach der helt märe u. ſ. w. Rab. 195: als ſich der Bernäre | des goldes underwant, | urloub nam der märe (vgl. der helt von Berne Nib. 2182. 2273. 2293. 2301. Dietrichs Flucht 8262). Von Andern Nibelunge 375: ir helde märe (vgl. 652). 1917: der märe helt guot. 1992: Nu lône dir got, Îrinc, vil märe helt guot! 2216: die helde märe. Klage 207: der helt märe (ebenſo 713. 1901). 449: märer helt guot! 458: helt märe! 917: den helt märe (ebenſo 1048. 1949). 1298: die helde märe (ebenſo 1930). 1461: helde märe. 2010: die ſtolzen helde märe. Gudrun (Vollmer) 348: ein märer helt ze ſînen handen. 472: der märe helt guot. 867: ein märer held guot. Dietleib 9036: der helt vil märe. 12321: der helt märe. Dietrichs Flucht 6476: helde märe! Rab. 67: der märe helt balt. 276: edel helde [a. recken] märe! 939: helt märe. Ruol. 191, 21 (auch 236, 26): der helt mare. 194, 6: helde vil mare. 219, 16: der mare helt Ruolant. 219, 25: manc helt mare. 232, 18: du helt mare! Selbſt im Parcival 263, 9: den küenen helden mären; vgl. 335, 17. Die Belegſtellen ſind hier gehäuft, um die Verbindung des Adj. „märe“ mit dem Subſt. „helt“ als eine ſo geläufige darzuthun, daß ihr der fragliche Beiname ungezwungen zufällt. Nicht zu überſehen iſt auch das altverbreitete … mêr … mâr in zuſammengeſetzten Mannsnamen, wie Liutmâr und Lantmâr neben ahd.

Adj. liutmâri und Verb. liutmâran, mhd. Subſt. neutr. lantmære, Folcmâr und Dietmâr neben altnord. Adj. þiodmærr. (Gr. 2, 571. Graff 2, 197. 829. Benecke 2, 78 b. Förſtemann, altdeutſches Namenbuch 1, 906 ff.)

[1] Annales Quedlinburgenses, dem Grundbeſtande nach um 1000 (Pertz, Monumenta 5, 31): Amulung Theoderic dicitur u. ſ. w. Et iste fuit Thideric de Berne, de quo cantabant rustici olim; zu dieſem und den ſich anſchließenden Zeugniſſen bei W. Grimm, Heldenſage 32. 281. 286. 303, kommt noch die Stelle des älteſten deutſchen Zürcher Jahrbuchs: Anno domini CCCCC. unnd daz ſelbe zit richſnôte Dietrich von Bern, von dem die pûren ſingent, wie er mit den wurmen hab geſtriten und mit den helden gefochten u. ſ. w. (Mittheilungen der antiquariſchen Geſellſchaft in Zürich 2, 50; vgl. Mone, Quellen und Forſchungen 1, 178 f.); ſodann eine Aufzeichnung aus dem 15ten Jahrh. bei W. Wackernagel, die altdeutſchen Handſchriften der Basler Univerſitäts-Bibliothek S. 34: Dietrich von Bern, von dem die puren ſingend; ferner die Meldung der Chronik von Köln Bl. 89 b: Jnd was der Dederich van Berne, van dem die bueren ſo vill ſyngent (Lerſch in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande 1, 34). Jn den Heldengedichten ſelbſt. Dietrichs Flucht 2482 ff.: daz iſt der Bernære, | der mit maniger manheit allin diu wunder hât bejeit, | dâvon man ſinget unde ſeit. Roſengarten 1095: Jch [Kriemh.] hören ſint diner kintheit [a. von diner küenheit ſô] vil ſingen unde ſagen. Dietrich und ſeine Geſellen 162: vff bürgen, in ſteten, in dorffen horte ich [Rentw.] ime ie daz beſte jehen.

[2] Zeugniſſe über Dietrichs Drachenkämpfe wieder bei W. Grimm, Heldenſage 39. 234. 236. 250. 255. 281. 291; das neueſtens gedruckte größere Gedicht von Dietrich und ſeinen Geſellen, freilich eines der ſpäteſten und willkürlichſten dieſes Kreiſes, wimmelt von furchtbarem Gewürme, das unter des Berners und Hildebrands Schwertſchlägen verendet. Der ſchwäbiſche Ritter Hermann von Sachſenheim, der in ſeiner 1453 verfaßten Mörin mehrmals auf Dietrich Bezug nimmt, weiß auch von den fortdauernden Wurmkämpfen (Ausg. Worms 1539, Bl. 41 a): Man ſpricht, herr Dietherich von Bern | der leb in

Die Geſchichte des deutſchen Namenweſens bei den verſchiedenen Ständen und Genoſſenſchaften erheiſcht einen beſondern Abſchnitt vom Aufkommen der Beinamen an lehen- und dienſtherrlichen Höfen. Dafür bietet der ſtammverwandte Norden die alterthümlich einfachſten Vorbilder aus ſagenhaften wie aus geſchichtlichen Heldenkreiſen. In ſolchen gibt der Hofherr dem eintretenden Gefolgsmann einen neuen Namen oder einen Beiſatz zu dem bisher geführten, wodurch der Mann von gleichnamigen Genoſſen unterſchieden, überhaupt ausgezeichnet und zugleich dem neuen Verhältniſſe wie ein eben erſt Geborner eingekindſchaftet wird; man hieß das „den Namen mehren“ oder „längern“ und ein Geſchenk des Herrn, die „Namenfeſte“, am liebſten ein Schwert, fortan dem Dienſte des Gebers geweiht, war das ſichtbare Zeichen des geſchloſſenen Bundes [1]. Solche Namen[1, 310]mehrungen, in Ernſt und

---

wüſter rumenei | vnd fecht all tag mit würmen drei (vgl. Etzels Hofhaltung Str. 132. Mone, Unterſuchungen 66). Über das Singen der Bauern vom Wurmſtreite die Stelle des Zürcher Jahrb. in voriger Anm. Den Namen Wolfdietrich, der nur aus der Heldenſage ſtammen kann, führt im 16ten Jahrh. ein Angehöriger des zu Wurmlingen begüterten Adelsgeſchlechts Megitzer (Cruſius 3, 115, vgl. 736), über deſſen Zuſammenhang mit den älteren Wurmlingern jedoch nichts erhellt; ein Wolfdietrich aus dem 13ten Jahrh. Heldenſage 161, einige aus dem 16ten in Mones Anzeiger 5, 144. 8, 433.

[1] Fornald. S. 1, 72 (S. Hrôlfs kon. Kraka C. 36): konungr segir ... ok nû vil ek hann heiti eigi Höttr lengr ok skal hann heita Hialti uppfrâ þessu; skaltu heita eptir sverðinu Gullinhialta (vgl. Nib. 1722, 2: daz gehilze was guldin); der König ſelbſt empfängt ſeinen Beinamen 1, 86 (C. 42): ok sem þessi maðr [Vöggr] kom fyrir Hrôlf konung, þâ mælti hann: þunleitr er þessi maðr ok nokkr kraki î andlitinu, eða er þetta konungr yðarr? Hrôlfr konungr mælti: nafn hefr þû gefit mêr, þat sem við mik mun festast, eða hvat gefr þû mêr at nafnfesti? (Vgl. Sn. Edda, Arnam. 1, 392 f. Saxo 2, 31.) Wie die zwei Halfsrecken, Brüder des gleichen Namens Steinn, als Innsteinn und Ûtsteinn unterſchieden werden, ſ. Fornald. S. 2, 37 (S. af Half C. 10); Ähnliches von zwei andern gleichnamigen Brüdern in Halfs Gefolge ebd. 2, 36: hêt annarr Hrôkr hinn svarti, en annarr Hrôkr hinn hvîti. Ferner wie Ân bogsveigir (Bogenkrümmer) und ſein Sohn Þorir hâleggr (Hochbein) zu ihren Beinamen kommen, Fornald. S. 2, 331 f. 359 (Âns S. C. 3. 7 [vgl. oben S. 108. H.]). König Olaf Tryggvaſon als Namengeber an Skalden und wehrhafte Dienſtmänner, Fornm. S. 2, 51: En er samt um viðrnefnit, segir Hallfreðr; hvat gefr þû mêr at nafnfesti, ef ek skal vandræðaskald heita? Konungr svarar: sê ek at þetta vill þû

Scherz, aus Geſtalt und Eigenſchaft des Zugenannten, aus einzelnen Vorfällen, überall friſch aus dem Leben und der Eingebung des Augenblicks gegriffen, darum an der Perſon des Empfängers haftend und für Übertragung auf die Nachkommen nicht zum voraus beſtimmt, ſind auch als die Grundlage der Zunamenbildung zu betrachten, wie dieſe ſeit dem 12ten Jahrh. beim deutſchen Lehen- und Dienſtadel in fortſchreitendem Wachsthum, aber auch immermehr der urſprünglichen Weiſe fremd geworden, zu Tage tritt. Beſondrer Anläſſe wird ſo wenig mehr gedacht, als irgend einer Förmlichkeit nach Art der Geſellentaufe bei den Handwerkern und wohl auch der Namengebung in der Singſchule, denn die Beinamen, zwar als ſolche durch vorgeſetztes „dictus, cognomine, genant, den man nemnet“ u. ſ. w. noch kenntlich gemacht, ſtehen doch überall fertig und meiſt ſchon angeerbt, als Geſchlechtsnamen, in den Urkunden. Aber auch ſo noch ſprechen ſie ihren reinperſönlichen Urſprung gröſtentheils vernehmbar aus und daß ſie dem Erſtbenannten durch Zuruf der Genoſſenſchaft, am nachdrücklichſten aus dem Munde des Dienſtherrn ſelbſt aufgeprägt wurden, macht eben ihr förmlicher Gebrauch in den vom Herrn und den Mitdienſtleuten beurkundeten Handfeſten wahrſcheinlich[1]. Dem perſönlichen Bezug entſpricht auch die neckiſche Laune und geſchäftige Einbildungskraft, woraus manche dieſer Namenſchöpfungen hervorſprangen. Man wird das nicht verkennen, ſo ungewis die eigentlichſte Veranlaſſung bleibt, wenn z. B. Lehenträger oder Dienſtmänner der Pfalzgrafen von Tübingen die ſtändig gewordenen Zunamen führten: „Sunnunchalp“, Sonnenkäfer[2],

---

kenningarnafn eiga, ok þigg hêr af mêr sverð heldr friðt u. ſ. w. 3, 99: Konungr svarar: nû mun ek lengja nafn þitt, ok kalla þik Þorleif iarlaskald … vil ek gefa þer skip î nafnfesti með mönnum ok reiða u. ſ. w. 3, 133: Konungr mælti þâ: mun ek nû auka nafn þitt, ok kalla þik Þorstein uxafôt, ok hêr er einn hringr, at ek vil gefa þer at nafnfesti. 3, 203: Konungr svarar: nû skal auka nafn þitt, ok kalla þik Þorstein skelk heðan af, ok er hêr sverð, at ek vil gefa þer at nafnfesti.

[1] J. Grimm, über eine Urkunde des 12ten Jahrh., Berlin 1852, S. 20.

[2] Urkunde des Pfalzgrafen Rudolf II von 1228, auf Burg Herrenberg: cum Rodegerus de Rosenowe prædium in feodo tenuisset de manu nobilis viri Algoti Sunnunchalbi in villa Nuzdorf super lacum pothamicum sita et idem Algotus idem prædium de manu nostra titulo feodali tenuisset u. ſ. w. (Schmid, Urk. B. 14). Eine anſehnliche Urkundenreihe von 1205 bis 1259 gibt

„diu [1, 311] Letanie“, Litanei [1], „diu Nixe“ [2]. Neben ſo abenteuerlichen Kennzeichnungen kann es nicht wundern, auch einer auf die deutſche

dieſen Adelsnamen Sunnunchalb, Sunnunkalp u. ſ. w. theils unmittelbar hinter den Taufnamen, theils mit vorgeſetztem cognomento oder dictus (Bader, Markgraf Hermann V von Baden 77, vgl. 83 bis 86. Mone, Zeitſchrift 2, 75. 85. 89. 99. 3, 69. 470. 472 f. 4, 246. Monumenta Zollerana 178). Zur Deutung des Worts Myth. 658: „coccinella septempunctata u. ſ. w. gotteskalb, herrgottskalb u. ſ. w. Marienkälblein“; E. Meier, Kinderreime aus Schwaben Nr 72: „Sonnevögele“, Nr. 74: „Frauekühle“ (Tobler 205 a); Notker Pſ. 104: ſunchever (Hattemer, Denkmäler 2, 380 b, Graff 4, 378. 6, 240 f.).

[1] Pfalzgräfliche Urkunde von 1287: Marquardo, dicto Letania (Schmid, U. B. 53); 1296, Abſchrift: diu Latenij von Nippenburch (ebd. 202); 1297: Fridericus de Nippenburc, dictus Letanie (ebd. 105, vgl. ebd. 84. 103). Für litania ſchrieb man im Mittelalter auch letania, altfranz. letanie, deutſch: der pſalme was Davides letanie (Schilter, glossarium 536; vgl. Maßmann, deutſche Gedichte des 12ten Jahrh. 63).

[2] Pfalzgräfliche Urkunden von 1285 und 1286: Agilwart, dictus diu Nixe, mil. (Mone, Zeitſchrift 3, 443. 445. 448); von 1286: Aigelwardo, milite, dicto Nixe (Schmid, U. B. 60); Urk. von 1328 mit Siegel, 1336 und 1337: herre Johannes, [genant] diu Nixe [ritter], von Schafehuſen (Schmid, U. B. 159 f. 155. Staatsarchiv); 1338: Hans Nixe (Staatsarchiv); 1346: her Johans diu Nixe, ein ritter (Mone, Zeitſchrift 6, 344); doch auch ſchon in einer Urkunde von 1327: hern Johannes des Nixen, ich Johannes der Nixe, im Siegel Joha. dicti. Nix (ebd. 6, 191 f.), ſodann 1343: herre Johanns der Nixe (Monumenta Zollerana 297, vgl. 296); noch mehr zum Geſchlechtsnamen verhärtet 1410: Renhart Nix, genannt Entzberg (Monumenta Zollerana 526 f.), 1459 ff.: Nix von Hoheneck, genannt Enzenberg, Biſchof von Speier (Mone, Zeitſchrift 3, 444), 1461: der veſte Wilhelm Nix von Hoheneck, genannt Nutzberger (Beſold, doc. red. 590), um 1512 ſogar Frau Margreth Nixin, Äbtiſſin des Kloſters Frauenalb (Mone, Zeitſchrift 3, 489). Die Siegel an den Urkunden von 1327 und 1328 ergeben nichts für den Sinn des Zunamens. An eine feenhafte Undine iſt hier kaum zu denken. Ahd. Gloſſen ſtellen nihhus zu crocodilus, eine auch zu fem. corcodrilla (Graff 2, 1018 f., vgl. Gr. 2, 274. 1000. Myth. 456); dem ahd. Phyſiologus iſt daz nikhus, wieder das Krokodil, ein Bild des Todes und der Hölle und es ſchließt ſich daran der Abſchnitt „von den tieren, die da heizzent Sirenen, totfurgiu tier ſint“ (Karajan, deutſche Sprachdenkmaler des 12ten Jahrh. 80 f.; vgl. Hoffmann, Fundgruben 1, 25. Diutiſka 3, 25 f. MS. 2, 252 a: wie ſüeze iſt Sirênen dôn und ark des cocatrillen zorn, | ouch drachen viurin kel u. ſ. w.), und wenn Konrad von Würzburg „der vertânen wazzernixen“ mit der frommen Bitte gedenkt, „daz uns ir gedône iht ſchade“ (MS. 2, 311 b), ſo treten dieſe eben hiedurch als die Sirenen bezeichnete Weſen auch ihm in eine Reihe ſinnbildlich auf die Geheimniſſe des Chriſtenthums

Heldenſage bezüglichen zu begegnen. In dieſelbe Zeit, zu welcher erſtmals ein Märehelt urkundlich auftaucht, fällt die Jugend des berühmten Grafen Albrecht von Hohenberg und Haigerloh, unter welchem die Neuſtadt Rotenburg erſtand und der auch ſchon 1268 über Güter im nahen Wurmlingen lehnsherrlich verfügte; von dieſem in Sang und Schrift der Zeitgenoſſen hochgeprieſenen Kriegshelden [1] wurde geſagt, er ſei einer der zwölf Kämpen, was mit gutem [1, 312] Schein auf die zwölf ſiegreichen Einzelkämpfe Dietrichs von Bern und ſeiner Recken im Roſengarten zu Worms bezogen wird [2]. Verglich man einen tapfer

bezogener Thiere mit fabelhaften Eigenſchaften. Symboliſche Nikhusbilder ſtanden aber am alten Bau von Schwärzloch, wie heute noch (S. 336), ſo ſchon zu der Zeit längſt vor Jedermanns Augen, als am Hofe zu Tübingen Herr Agilwart diu Nixe Zeugſchaft ausſtellte oder im nahgelegenen Reuſten Herr Johannes diu Nixe an des Reiches Straße mit dem Grafen zu Gerichte ſaß. Die ſcherzhafte Vergleichung mit der Nikhes wird weniger befremden, wenn man bei Walther lieſt, welche Zeichnung der „wunderliche“ Herr Gerhard Atze ſich am Thüringer Hofe gefallen laſſen muſte: im gênt diu ougen umbe als einem affen, | er iſt als ein guggaldei geſchaffen u. ſ. w. (Walther v. d. Vogelw. 82, 17 ff. vgl. 104, 7 ff.)

[1] Albertus Argent., Urſtiſius 2, 106: Albertus vero prædictus multa bona fecit tempore suo et laudabilia. Fuit bellicosus, animosus et probus et cantatum fuit a quodam magistro, qui dicebatur Kumier [?], quod idem Albertus esset sustentaculum Romani imperii [et] totius Sueviæ. Ottack. Cap. 71: ez wirt in Swaben lant | nimermer geporn, | da ſo vil an werd verlorn, | als an im, der do iſt tot. Konrad von Ammenhauſen (Kurz und Weißenbach, Beiträge 1, 52): von Hochenberg graf Albrecht, | der was an alle ſchande ſlecht | und zuo der welt gar ein helt. Über ihn v. d. Hagen, Minneſ. 4, 83 ff. Fr. Pfeiffer, Heinzelein von Konſtanz VIII ff.

[2] Albertus Argent. l. c.: De animoso et probo comite Alberto de Haigerloch et Hohenberg, qui dicebatur esse unus de XII pugilibus. V. d. Hagen a. a. O. 85. Im Roſengartenliede wird vielfach der Zwölfe gedacht, 447 (W. Grimms Ausg.): Noch häten ſie niht alle die zwelfe ûzerkorn; weiterhin ſagt Hildebrand 527 ff.: der helde hân wir elfe, die ſint der märe frô, | woldeſtu den zwelften dâ beſtân, vil lieber bruoder Ilſô u. ſ. w. | wær ez, daz uns gelunge, her nâch über tûſent jâr | man von uns ſeit unt ſunge; daz ſagen ich dir vür wâr; auch in Überſchriften, S. 53: Hie kempet den eilften [kamp] her Dietrich und Sifrit von Niderlant. S. 65: Hie fehtet Hiltebrant und küneg Gibeche den zwelften kamp. Vgl. Ottack. Cap. 161 (Heldenſ. 170): doch wizzet ſicherliche, | daz von Bern her Dieteriche | ſollich ellen nie wart ſchin | gegen Sifrit, dem hürnin, | in dem roſengarten.

Fechtenden überhaupt gerne mit Dietrich von Bern, ſo lag, wenn er ſelbſt Dietrich hieß, der Gedanke an den Berner doppelt nahe, wie dieß der niederrheiniſche Dichter bewährt, welcher den ſchwertſchwingenden Dietrich von Kirnsberg in der Schlacht bei Göllheim dem andern Dietrich gleichſtellt, der von Berne genannt war [1]. Der Ritter von Wurmlingen, der zuerſt als Dietrich der märe Held begrüßt und hiedurch von den andern Dietrichen des dortigen Dienſtadels ausgezeichnet wurde, muß gleichfalls ein ſtattlicher, ſtreitbarer Mann geweſen ſein.

Ausgeſprochene Dietriche von Bern ſind nun auch von 1120 bis 1373 in Urkunden aus Weſtfalen und von der Moſel, aus Augsburg, Oberbaiern und vom Oberrhein nachgewieſen [2]; ob zwar in jedem dieſer

---

[1] Godefr. Hagen, Reimchronik der Stadt Cöln 4754: als Dederich van Berne ſi ſtreden, ebd. 5003 f.; Ähnliches bei Andern. Maßmann, Bruchſtücke vom Niederrhein in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 3, 24: van Kirensburg Deiderich, | deme andren Deiderich gelich, | die van Berne was genant; | ſin ſwert dat geinc an ſiner hant, | dat got ſelve vrachde mere, | we der ritter were; | die engele muſten lachen, | da hei is ſus kunde machen.

[2] Die Belege ſind der Zeitfolge nach dieſe: 1) 1120, Urkunde aus Corvei coram subscriptis testibus ... Thiedrico. Bern. Thietmaro. ministerialibus ... Thiedrico u. ſ. w. (Falke, tradit. Corb. S. 214. Mone, Unterſuchungen 66. J. Grimm, über eine Urkunde des 12ten Jahrh., S. 19 f.; ich leſe Thiedrico Bernensi und ändre Thietmaro nicht in Thietmari sc. filio, was den Beinamen zu ſehr dehnen würde, die Heldennamen Dietrichs und ſeines Vaters Dietmar binden ſich in dem weſtfäliſchen Geſchlechte nicht mehr an dieſe genealogiſche Ordnung (vgl. S. 337, Anm. 2: Dietricus et Diemo, fratres), weiterhin zeugt noch ein einfacher Thiedricus, von dem ſich der vorhergehende eben durch den Zunamen unterſcheidet (vgl. S. 337, Anm. 3: Dietericus, dictus Mærhelt ... Dietrici, fratris mei). 2) 1162 coram multis Augustensium civibus ... Cives ... Dieterich vone Berne u. ſ. w. (Monumenta boica 33, 1, 42. Haupt, Zeitſchrift 4, 579). 3) 1175 Dietricus Veronensis, Zeuge für das Kloſter Pollingen (Öfele, rerum boicarum scriptores 2, 830 b. Mone, Anzeiger 8, 434). 4) und 5) 1265 Urkunde von Kochem an der Moſel, als Zeugen Th. de Elenze. Th. [Theodericus] de Berne, milites, dann in einer ſolchen von 1297 als Ausſteller ego Sewardus, armiger, filius quondam Theoderici, militis in Kocheme, dictus de Berne (Günther, cod. dipl. rhenomosell. 2, 344. 519. Lerſch a. a. O. 53, vorher ausführlich über Bonn-Verona. J. Grimm a. a. O. 20); auch hier iſt nicht geboten, dicti zu ſetzen, der erblich gewordene Zuname muſte auch andre Vornamen dulden und wenn der verſtorbene Vater in der Kochemer Urkunde von 1265 als Dietrich von Berne, Ritter (neben dem vielleicht verwandten Dietrich von Elenze), bezeichnet war, ſo konnte 1297 ſein Erbe füglich

Fälle dem [1, 313] Vornamen Dietrich der Zuname von Bern, wie dort „der märe helt“, aus der Dietrichsſage ſelbſt angewachſen, ob nicht ein Bürger zu Augsburg oder ein Geſchlecht am bairiſchen Gebirge nach ſeiner Herkunft aus der Mark Verona, eines zu Kochem nach der ſeinigen aus Bonn-Verona, benannt worden ſei, bleibt ungewis, aber das ergeben die manigfachen Vorkommniſſe, daß der Mannsname Dietrich und der Ortsname Bern fortwährend einander angezogen haben, und der Grund dieſer gegenſeitigen Anziehung kann nur darin gefunden werden, daß die Heldenſage dem allgemeinen Volksbewuſtſein ſtets gegenwärtig vorſchwebte [1].

Am oberen Neckar ſelbſt, deſſen Anwohner die Märhelde waren, läßt ſich, ziemlich aus derſelben Zeit, eine ganze Sippſchaft ſchwäbiſcher Dietriche von Bern aufweiſen. Es ſind diejenigen, welche auf der Burg zu „Berne“, außerhalb der Stadt Rotweil über dem Neckar

---

Seward, genannt von Berne, Sohn weiland Dietrichs, Ritters zu Kochem, heißen (vgl. S. 337, Anm. 3: ich Dietrich der Märehelt von Wurmelingen … Benze ſälige der Märehelt, min bruoder). 6) 1328 „Dietrich Berner (wie oben Bernensis, Veronensis) zu Gerbersweiler im Elſaß. Schwarz. Buch von Beuggen Fol. 237“ (Mone, Anzeiger 5, 144). 7) „Im Jahr 1373 kommt in einer Urkunde von Säckingen als Zeuge vor: vnt Dietrich von Bern von Rinfelden. Schwarz. Buch von Beuggen Fol. 128“ (Mone, Unterſuchungen 66). Nicht mitgezählt iſt aus dem Anzeiger 4, 414: „Signum Theoderici Bernensis“ mit Berufung auf eine Urkunde von S. Amand bei Valenciennes, unter dem Abt Abſalon; nach einer durch Liebrechts Vermittlung aus dem Archiv zu Lille erhaltenen Abſchrift der Nr 86 im 2ten Band des Cartulaire de Saint-Amand lautet die fragliche Unterſchrift in dieſer Urkunde von 1142, worin der venerabilis abbas Absalon genannt iſt: S. Theoderici comitis Flandrie; auch im Verzeichnis des Cartulars iſt kein Th. Bernensis gefunden worden.

[1] Die Heldennamen ſind, wie andre, altes Gemeingut, und die Annahme abſichtlichen Bezugs auf die Sage muß je durch nähere Anzeigen unterſtüzt ſein. Sigifrid, Chriemhilt, Brunhilt, Kundheri, Hagano u. ſ. w. in S. Galler Urkunden einzeln vorkommend, beweiſen noch nichts für alemanniſche Aneignung der Nibelungenſage, dagegen kann es nicht für bloßen Zufall angeſehen werden, wenn derlei Namen, zugleich mit dem fränkiſchen Stamm- und Volksnamen Nibelung, in Urkunden, welche Worms, den Wormsgau und deſſen Nachbargaue betreffen, beſonders häufig ſind und manchmal ihrer mehrere beiſammen ſtehen; ebenſo erlangen die Dietriche von Wurmlingen erſt durch den hinzutretenden „Märehelt“, andre erſt durch den Beiſatz „von Berne“ ein Anrecht auf den Helden der Amelungenſage.

gelegen, ihren Sitz hatten und in einer Reihe von ihnen ausgeſtellter oder auf ſie bezüglicher Urkunden aus den Jahren 1289 bis 1361 mit jenem vollen Namen zu Tage treten [1]. [1, 314] Hiebei ergeben ſich die geſchichtlichen Umſtände: daß im Jahre 1289 Dietrich, ein Ritter, und Ludwig, Gebrüder von Berne, mit ihren Vettern Kuonrat und Gerung, auch Gebrüdern von Berne, über die um ihre Burg zu Berne gelegenen Güter, darunter das Bernerfeld ob der Burg, ſich gütlich vertragen [2], daß im gleichen Jahre dieſelben Gebrüder von Bern, Dietrich und Ludwig, den Markgrafen Heinrich von Hachberg mit „vnſer herre“ und dadurch ſich als ſeine Lehens- oder Dienſtleute bezeichnen [3], daß 1330 Dietrich von Berne als Bürger zu Rotweil vor dem dortigen Gerichte verhandelt, was 1336 und noch 1361 widerkehrt [4], daß 1334 „der erbar kneht Dietrich von Berne, unſer lieber diener,“ ſeine Burg Bern mit Zugehörde von dem Grafen Gotfrid von Fürſtenberg zu Lehen hat, daß 1355 die Grafen Heinrich und Hugo von Fürſtenberg ihrem lieben getreuen Diener Dietrichen von Bern um der getreuen Dienſte willen, die er ihnen und ihren Vordern gethan, ſeine Burg Bern, die er und ſeine Vordern von ihnen und den ihrigen bisher zu rechtem Lehen gehabt, zu eigen geben [5], daß, wie ſchon 1289 der Stamm veräſtet erſcheint, aus der einen Burg zu Berne drei abgetheilte Burgſitze geworden ſind, die in drei beſondern Verkäufen, von 1357 und 1365, aus dem Beſitz der Edelleute abkommen, zwei an das Kloſter Alpirsbach, der dritte an einen Bürger von Rotweil und von dieſem 1377 an die Stadt [1], daß endlich 1417 die geiſtlichen Herren von Alpirsbach [1, 315] urkundlich verſprechen, die von Rotweil auf keine Weiſe darum zu behelligen, weil dieſe vor Jahren die Veſten zu Berne gebrochen haben [2]. Trümmer dieſer Burgſitze ſollen noch in neuerer Zeit ſichtbar geweſen ſein [3], der Name des ritterlichen Geſchlechts aber begegnet in der vordern Hälfte des 15ten Jahrh. anderwärts unter den Vaſallen von Wirtemberg[1].

---

[1] Die über dieſes Geſchlecht zu meiner Kenntnis gekommenen Urkunden mit dem Namen Dietrich von Berne ſtellen ſich den Jahren nach ſo (bei mehreren vom gleichen Jahr iſt ihre Zahl angemerkt): 1289 (2), 1330, 1334, 1336, 1354, 1355, 1356, 1357 (2), 1361. Sie befinden ſich im Staatsarchive zu Stuttgart, mit Ausnahme einer von 1289, die ich beſonders angeben werde. Ohne Jahrzahl zum 28 Aug. „D. Dietrich von Bern“ im Anniverſarienbuch des Kloſters Maria-Hof bei Neidingen, herausg. von Fickler 2, 11 (vgl. ebd. 1, 34 f. 45. 2, 14, A. 2).

[2] Urkunde vom 15 Juni („in brachade“) 1289 mit dem Siegel der Stadt Rotweil u. a. im Staatsarchiv.

[3] Bader in Mones Zeitſchrift 2, 330 f., vgl. Gerbert, histor. silvæ nigræ 2, 18.

[4] Dieſe drei Urkunden im Staatsarchiv, die von 1361 auch nach Band 5 der ſogen. Armbruſterbücher zu Rotweil „vſſer dem Alperspacher Rotten Biechlin gezogen“. Fol. 163, mir von Herrn Rector Ruckgaber abſchriftlich mitgetheilt, vgl. deſſen Geſchichte von Rotweil, Band 1, Vorr. X.

[5] Die Urkunde von 1334 „ze Ürſelingen“, die von 1355 „ze Haßlach“ ausgeſtellt, beide im Staatsarchiv.

---

[1] Urkunde im Staatsarchiv, gegeben „aht tag nach ſant Benedicken tag 1357“, wonach vor dem Hofrichter, der auf dem kaiſerlichen Hofe zu Rotweil zu Gerichte ſaß, „der frome erber man Dyetrich von Berne“ und deſſen Töchter Anna und Hailwig, dieſe mit Bewilligung ihrer Vögte, den Halbtheil der Burg Berne mit aller Zugehör zwiſchen dem vordern und dem hintern Graben und mit dem Bühel ob der Burg an Alpirsbach um 130 Pfund Heller verkauften; ebendort Urkunde vom gleichen Jahr 1357, „aht tag nach ſant Joh.-tag ze Süngihten“, über die Verhandlung vor Schultheiß und Gericht zu Rotweil, mittelſt welcher Hug von Tannegge, Bürger daſelbſt, und Adelhait von Berne, ſeine ehliche Hausfrau (ebenfalls eine Tochter Dietrichs), mit Willen ihres Vogts, auch ihren Halbtheil der Burg zu Berne mit Zugehör „inrenthalp den graben, als der grabe get, vncz an den Neker“ u. ſ. w. denſelben geiſtlichen Herrn zu Alpirsbach, ſelbſt ſchon Bürgern zu Rotweil, um 250 Pfund Heller zu kaufen gaben. (Abſchriftlich ſtehen dieſe zwei Urkunden auch im Lagerbuch der Kl. alpirsbachſchen Pflege Rotweil, Staatsarchiv, unter: „Bern das Burgſtall“.) Einer noch übrigen „hinderen Burg ze Berne“ entäußerten ſich erſt 1365 Hermann und Peter von Bern, Peters Söhne, an Berchtold Boller, Bürger von Rotweil, dem ſie 1377 die Stadt wieder abkaufte (v. Langen, Beiträge zur Geſchichte der Stadt Rotweil, daſ. 1821, S. 348 ſ.; über letztere Verkäufe liegen, nach Ruckgabers brieflicher Bemerkung, eine Schuldurkunde Bollers gegen Rotweil von 1365 und der Kaufbrief von 1377 im ſtädtiſchen Archiv).

[2] Vergleichsurkunde zwiſchen der Stadt Rotweil und dem Kloſter Alpirsbach von 1417, abſchriftlich im vorgedachten Lagerbuch Bl. 8: „Es iſt auch mit namen beredt vnnd gedinget von deswegen, alls wir eegenannten von Rottweyl die veſtinan [acc. pl. vgl. Schmeller, Mundarten § 858. Ebd. Wörterb. 1, 576] zu Berne vor ettwieuil zeiten vnnd jaren gebrochen haben, das da die vorgenannten herrn zue Alperspach noch ire nachkhomenden vnns noch vnnßere nachkhomenden von desſelben brechens wegen nun hinnenthin auch nit zuſprechen, noch vnß khains wegs darumb nit bekhümbern noch bekrenckhen ſollendt noch wellendt“ u. ſ. w. (vgl. Langen 349).

[3] Langen 347. Das „Bernerfeld“ in der Urkunde von 1289, auch in einer von 1453, als noch gebräuchliche Benennung bei Ruckgaber 1, 33.

Wieviel es Dietriche waren, unter welche die mit ihrem Namen ausgeſtatteten, einen Zeitraum von 72 Jahren umfaſſenden Urkunden ſich vertheilen, iſt nicht genauer zu entnehmen, doch muß der 1289 bereits als Ritter urkundende ein andrer ſein, als „der erbar kneht“ in der Handfeſte von 1334, der auch hier, wie in derjenigen von 1355, als fürſtenbergiſcher Diener bezeichnet iſt; von beiden wird der Bürger in Rottweil zu unterſcheiden ſein, der 1330 einen Gültenverkauf beſtätigen läßt und einerlei ſein kann mit demjenigen, der in gleicher Eigenſchaft und vor demſelben Gerichte, laut Urkunde von 1357, in Gemeinſchaft zweier Töchter, den Halbtheil der Burg zu Berne an Alpirsbach verkauft und 1361 noch beſonders „durch ſiner ſele haile und aller ſiner vordern ſelan hailes willen“ dem genannten Kloſter Äcker und Halden, „alles daz, daz er ze Berne hatte“, vergabt, was auf einen Mann von weitvorgerücktem Alter ſchließen läßt[2].

In dieſem Geſchlechte beruht der Beiname „von Bern“ auf einem wirklichen Beſitzthum, einem örtlich ermittelten Stammgut. Damit ſtehen aber die Burgen am Neckar noch nicht außer dem Bereich der Sage. Die eine der beiden älteſten Urkunden, von 1289, gibt dem Brüderpaare Dietrich und Ludwig von Berne den Markgrafen Heinrich von Hachberg zum Herrn, wohl zum Lehnsherrn, gleich den ſpäter eintretenden Grafen von Fürſtenberg, und das angehängte Siegel Ludwigs von Berne zeigt den hachbergiſchen Schrägbalken mit etwas Verzierung[3]; da überdem ſchon um 1203 im [1, 316] Rodel von St. Peter, einer Hausſtiftung und Begräbnisſtätte der Zäringer, als Zeuge in

---

[1] Als ſolcher Wilhelm von Berne 1420, 1432 und 1435.

[2] Im Eingang der Urkunde von 1330, 1336 und 1361 thun der Schultheiß, der Burgermeiſter und die Richter zu Rotweil kund, „das vor üns ſtuont offenlich ze Rotwil vor gericht Dietrich von Berne, ünſer burger“ oder „der erber man Dyetrich von Bern, ünſer burger“ u. ſ. w. Das iſt zwar herkömmliche Formel, aber in die noch ſagenkundige Verſammlung ſpielte doch wohl auch das Gedächtnis des Helden herein, von dem es im Liede heißt (Alphart 72, vgl. 69): „da ging der vogt von Berne vor ſin recken in den ſal“ u. ſ. w.

[3] Auch das an Urkunden von 1330, 1336, 1354, 1356, 1357 und 1361 erhaltene Siegel des Rotweiler Bürgers Dietrich von Bern hat dieſen Schrägbalken mit drei ſogenannten Eiſenhütchen.

Gegenwart des Herzogs Berthold und ſeines Sohnes Rudolf, ein Burchardus de Berno vorkommt[1], ſo iſt wahrſcheinlich gefunden worden, „daß obige Gebrüder einem alten zäringiſch-hachbergiſchen Dienſtmannsgeſchlechte angehörten, deſſen Name mit der Stadt Bern und der Mark Verona zuſammen hängen dürfte“[2]. Gerade diejenige, jüngere Linie des Hauſes Zäringen, welche den Titel Markgrafen von Verona führte, nahm auch als beſondres Wappen den rechten Schrägbalken an und der in jener Urkunde von 1289 genannte Markgraf Heinrich war Gründer der auf die Herrſchaft Hachberg weiter abgetheilten zäringiſchen Nebenlinie der Markgrafen von Hachberg[3]. Daß im Namen der durch Berthold V von Zäringen 1191 gegründeten Stadt Bern eine Erinnerung an die Markgrafſchaft Verona (bei den Deutſchen Bern, Dietrichsbern) gelegen ſei, die ſein Ahn Berthold I von 1061 bis 1073 inne hatte, iſt um ſo glaublicher, als dasſelbe Andenken auch in dem beſagten Titel lange noch erhalten blieb[4]. Die berniſche Ortsſage, wie ſie vorn im 15ten Jahrh. aufgezeichnet iſt, läßt zwar den Herzog Berthold ſeiner neuen Stadt Namen und Wappen nach dem erſten Thiere geben, das man im dortigen Eichwald fieng, einem ſchwarzen Bären, es wird aber noch weiter gemeldet, daß beim Holzfällen gerufen und daraus ein gemein Sprichwort geworden ſei: „Holz, laß dich houwen gern, | wann die ſtadt ſol heißen Bern!“[5], was doch nur dann verſtändlich iſt, wenn an dieſem Namen ſchon ein beſondrer Glanz haftete, ein ſolcher, wie ihn die Markgrafenwürde und mehr noch die gemeinkundige Heldenſage verleihen konnte. Mahnungen an die Dietrichsſage, die den Zäringern in ihrer heimiſchen Umgebung vor Augen ſtanden, ſind nachgewieſen aus den Nachrichten von einer alten Malerei an der jetzt abgebrochenen Schloßkapelle zu Burgdorf, beſonders aber in den Steinbildern eines Säulenkapitells vom Anfang des 12ten Jahrh. im Münſterchore zu Baſel, beiden Orts Darſtellungen eines Ritters, der einen andern aus dem Schlund eines [1, 317] Drachen erlöſt und in Burgdorf als der auch in die nordiſche Thidhriksſaga eingetretene Held Sintram genannt war, in Baſel aber durch den Schild mit dem Löwenbilde ſich als Dietrich ſelbſt kenntlich macht [1]. Geſchah es nun nach dem lehnherrlichen Beiſpiel, daß ein zäringiſcher Vaſall ſeinen Sitz am Neckar die Burg zu Berne nennen ließ, ſo iſt hier durch den nachhaltig mitbeſtehenden Namen Dietrich die bewuſte Anlehnung an die Heldenſage deutlich ausgeſprochen. Übrigens fallen dieſe Erſcheinungen, welches auch ihr Zuſammenhang im Einzelnen ſein mag, gemeinſam einer größeren Bewegung anheim, die ſeit geraumer Zeit in die oberdeutſchen Geſchlechter hohen und niedern Adels gekommen war. Um die Reichsgewalt in Italien zu behaupten, muſten dort kräftige und zuverläſſige Statthalter deutſchen Geblüts aufgeſtellt werden. So war die Verwaltung der Mark Verona 1061 an den Zäringer Berthold I, damals auch Herzog in Kärnten, übertragen worden. Aus der Ortenau ſtammte Konrad von Lützelhard, den Kaiſer Friedrich I zum Markgrafen von Ankona und Fürſten von Ravenna berief [2]. Unter demſelben Kaiſer iſt, urkundlich ſeit 1183,

---

[1] Leichtlen, die Zähringer, Freiburg 1831, S. 64 f.: Rotul. San-Petrin. 1203, §§ 9. 10.

[2] Bader in Mones Zeitſchrift 2, 330 f.; da übrigens im Rotul. San-Petr. § 9 der Zeuge Burkard von Bern den liberis hominibus zugezählt wird, ſo iſt ſchon hier eher Lehens- als Dienſtmannſchaft anzunehmen.

[3] Stälin 1, 551. 2, 302. 306 f.

[4] Stälin 2, 296. W. Wackernagel, die deutſche Heldenſage im Lande der Zähringer und in Baſel, Zeitſchrift für deutſches Alterthum 6, 157. Ebd. Geſchichte der deutſchen Litteratur S. 110, 61). Bader a. a. O. Bei Meiſter Boppe vor 1280, MS. 2, 383 a: „von Baden und ouch von Berne den alten und den jungen“ (vgl. Stälin 2, 213. W. Wackernagel, Zeitſchrift für deutſches Alterthum 8, 347 f.).

[5] Conr. Juſtingers Berner-Chronik, herausg. von Stierlin und Wyß, Bern 1819, S. 10 f. Vgl. Stumpff 2, 248. Tſchudi 1, 94 f. Berthold IV, Vater des Erbauers von Bern, hatte zuvor ſchon im Üchtland eine zweite Stadt Freiburg gegründet (Stälin 2, 296).

---

[1] W. Wackernagel im angeführten Aufſatz, Zeitſchrift für deutſches Alterthum 6, 158 ff.

[2] Chron. Ursperg. ed. 1609, S. 225: Milites quoque teutonicos [Frid. I] in dignitatibus Italiæ constituit, nam quendam Bidelulphum ducem Spoleti effecit. Marchiam quoque Anconæ et principatum Ravennæ Cunrado de Luzelinhart contulit, quem Italici muscam in cerebro nominabant. (Lützelhard, zerfallene Burg bei Selbach an der Schutter, gegenüber von Hohengeroldseck, Stälin 2, 109. 586 f.) Zu dieſem neuen Vespasianus musca in cerebro, muscancervello, vgl. Schmeller 2, 549, dann Lied des Heſellohers (Volkslieder Nr 249, Str. 2): „im hirn da het er grillen“, etwa auch Jahrzeitenbuch von Wurmlingen in der Baar Bl. 16: Berchtoldus, dictus spinnenhirn, Bl. 20: dominus Syfridus spinnenhirn.

Konrad von Ürslingen Herzog von Spoleto, dann unter Heinrich VI auch Reichsverweſer in Sicilien, nach Heinrichs Tode kehrt er in die deutſche Heimat zurück, ſpäterhin aber befinden ſich ſeine Söhne Reinold und Berthold, Herzoge von Spoleto, erſterer noch 1242 Statthalter von Tuscien, gleich dem Vater, überall in Italien, im Lager und in der Verwaltung, den Hohenſtaufen zur Seite; beim Sinken dieſes Kaiſerhauſes aus Italien getrieben, knüpften die Urslinger den Herzogstitel an ihre kleine Herrſchaft in Schwaben und an den Namen ihrer Stammburg Ürslingen, deren Mauerreſte noch (beim Dorfe Irslingen, Bezirks Rotweil) zu ſehen ſind, und mit welcher ſie zu den nächſten Nachbarn der Dietriche von Bern gehörten [1]. Es begreift ſich, daß dieſe ſchwäbiſche Statthalter in Welſchland ihre ſchwierige Stellung nicht ohne [1, 318] ein Gefolg heimatlicher Lehens- und Dienſtmänner, verwandter oder nachbarlich vertrauter Landsleute, einnahmen, und ſo entſpann ſich ein Verkehr des Schwarzwalds mit dem Schauplatz der Dietrichsſage in und bei den Städten und Burgen zu Bern (Verona), Garten (Garda), Raben (Ravenna) u. ſ. f., wie dann auch in den Heldengedichten die Recken Dietrichs und des römiſchen Kaiſers Ermenrich als Herzoge, Markgrafen, Grafen, mit den meiſten der bedeutendern Städte und Landſchaften Italiens, vornehmlich des obern, belehnt ſind und in den blutigen Schlachten vor Bolonie (Bologna) und Raben Fridung und Sigher von Zäringen, auf Ermenrichs Seite, mitkämpfen [2]. Solche Vermittlungen bahnen den Weg vom berühmten Dietrichshauſe zu Bern an der Etſch nach den verſchollenen Burgſtätten der Dietriche von Neckarbern [1].

---

[1] Über die Herren von Ürslingen, Herzoge von Spoleto, Stälin 2, 586 ff. und die dort angeführten Schriften. Deſſelben Schlags, wie die Titelfürſten von Verona und Spoleto in Schwaben, gab es, ſeit Anfang des 15ten Jahrh., bairiſche Edelleute „von der Leiter, Herren von Bern und Vincenz“, vertriebene Abkömmlinge des Hauſes della Scala, das ſeit 1262 über Verona, nachmals auch über Vicenza, Padua und andre oberitaliſche Städte geherrſcht hatte und deſſen Urſprung wieder in einem deutſchen Geſchlechte, dem gräflichen von Burghauſen und Schallach, gefunden wird; der letzte jener Nachkommen in Baiern, um 1600, hieß Hanns Dietrich von Bern (v. Gumppenberg im oberbairiſchen Archiv 7, 3 ff.).

[2] Dietrichs Flucht 8611: Fridunc von Zeringen. Rab. 716: Sigher hiez der hôchgemuot, | er was von Zeringen. Dietrichs Flucht 2832 ff.: do reit er [Ermrich] u. ſ. w. | zu Spolet in das herzogtum, | do tet er ſchaden ſtarke, | zu Ankon uf der marke | do wuſt er lute und lant. 7813.

Ergänzend kommt hiezu die hachbergiſche Hausſage nach einer handſchriftlichen Chronik, die um 1500 verfaßt iſt:

„Item des marggraven von Nidern Baden land iſt ain guts klains land mit wein und korn und andern notturften, als viſch, vogel, wildpret u. ſ. w. und die ſag iſt, die marggraven von Hachberg ſeien aus Lamparden mit Karolo Magno, Röm. kaiſer und künig zu Frankreich, in teutſche land komen und ſeien des geſlechts herrn Dietrichs von Bern, der da geweſen iſt ain künig in Italia, und der erſt marggraff hat gehaißen Hacho, ain ſtarker fraidicher herr; der hat das gſlos Hachberg, im Preiskei gelegen, erſtlich erpawt und das noch im Hachberg genant, und in dem benannten gſlos ſol ain prun ſten, dor ein gehawt diſe geſchrift: Hacho haiß ich, | diſſen prunen macht ich; | und er iſt ain wilder und varchtſamer herr geweſen und von im iſt auf heutige tag ain ſprichwort gemacht, wann ainer rummoriſch iſt, ſo ſpricht man: du biſt ain wilder Hach [2]. Und das geſlecht ſol gewert haben biß auf die regirung kaiſer Friedrichs des erſten, der von gepuerdt ain hertzog von Swaben geweſen iſt. In des regirung ſind die herrn von Hachberg abgeſtorben und kaiſer Fridreich obgenannt hat ainen aus den ſünen des marggraven von [1, 319] Diethrichsbern mit im als ainen geiſel oder pargen in teutſche land gefüert und den in die herſchaft Hachberg geſetzt und in ain[en] herrn zu Hachberg gemacht und im namen und wappen der vardern marggraven verlichen. Der ſelb iſt über ettliche jar ân leiberben vergangen, da haben der adel und innwoner der marggrafſchaft Hachberg nach dem eltern neſen oder vettern des geſtorben marggraven gen Diethrichsbern geſandt, das der ſelb als der negſt naturlich erb die herſchaft beſitzen ſol, und prachten den mit innen und ſetzten den in die marggrafſchaft und ſchworen im als irm naturlichen herrn. Aus den ſelben marggraven ſind die marggraven von Baden entſproßen und komen“ [1].

---

[1] Selbſt die Wurmlinger Märbelde wurden auf Italien zurückgeführt. Cruſius 3, 330 verzeichnet das Adelsgeſchlecht der Walche, die mit den Herrn von Zollern (vgl. Mone, Zeitſchrift 4, 118) aus Welſchland, wohin ihr Name weiſt (Schmeller 4, 69), gekommen ſeien, und fügt dann bei: Venerat etiam altera familia cum Walchis quondam ex Italia, Morhildorum nomine, quae non amplius est; eine Andeutung weiter, daß mit letzterem Namen an Dietrich von Bern gedacht war.

[2] Fiſcharts Prakt. 1623, C 6 b: Wildhachen hinder dem Ofen. Gargantua Cap. 30: ein junger Hach, ein Wagherß. Lied bei Paul von der Aelſt 1602, S. 72 und 96: ein junger hach (der Reim verlangt hacht, meine Volkslieder S. 113, vgl. Schmeller 2, 143. 148: Hacht, Habicht).

Die Lehenherren ſtammen von Dietrich und aus Dietrichsbern, die Vaſallen nennen ſich und ihre Burg nach beiden.

Gleichen Schritts mit dem Fortleben der Dietrichsſage in perſönlichen und Ortsnamen gieng die andauernde Pflege derſelben in ritterlicher Dichtung und im Volksgeſang. Mitten unter den höfiſchen Meiſtern der Abenteure, welche Rudolf von Ems in ſeinem Alexander (zwiſchen 1230 und 1241) und dann wieder im Wilhelm von Orleans (vor 1241) aufzählt [2], werden beidemal zwei Dichter genannt, die nach allen Anzeigen den Gegenſtand ihrer Darſtellungen der volksmäßigen Jugendgeſchichte Dietrichs von Bern entnommen haben. Dieſe Dichter ſind Albrecht von „Kemenate“ und Heinrich von „Linouwe“. Den erſtern rühmt zwar Rudolf nur allgemein, ohne Benennung eines Werks, als einen weiſen Mann, der meiſterlich dichten könne und an den, ſtatt an ihn ſelbſt, Frau Abenteure ſich hätte wenden ſollen [3], es kommt aber hier der Eingang des Bruchſtücks von Goldemar, einer

---

[1] Ladislaus Suntheims aus Ravensburg Chronik der Fürſten und Länder (Hochdeutſchlands), Handſchrift der öffentlichen Bibliothek in Stuttgart, Bl. 58. Gedruckt iſt dieſe Stelle bei Öfele, rerum boicarum scriptores 2, 587 b; die Kenntnis von derſelben und die abſchriftliche Mittheilung aus der Stuttgarter Handſchrift verdanke ich Pfeiffers thätiger Beihülfe.

[2] Die Zeitangaben nach W. Wackernagels Geſchichte der deutſchen Litteratur S. 171 und 185.

[3] v. d. Hagen, MS. 4, 867, aus der Münchner Papier-Handſchrift des Alexander: von Kemenate her Albrecht | der kunſt getet witer ſchowe (Haupt, Zeitſchrift 6, 525 beſſert: des kunſt gert witer ſchouwe). Wilh. v. Orl. in Laßbergs Pergament-Handſchrift S. 13, C. 2: ouch hetti iuch mit wishait | her Albreht das denne ich geſait, | von Keminat der wiſe man, | der maiſterliche tihten kan | an den ſoltin ir ſin komen (vgl. Adelung, Nachr. 1, 65. Docen, Miſcellaneen 2, 154. Diutiſka 2, 61. v. d. Hagen a. a. O. W. Wackernagel, altdeutſches Leſebuch 605 a). Das Beiwort „wiſe“ gibt Rudolf mehreren ſeiner erzählenden Dichter; mit dem Präſ. „kan“ bezeichnet er einen noch Lebenden. (Die von Sommer, Flore XXXIII, hervorgehobene Zeile lautet in Laßbergs Pergament-Handſchrift 13 b: da wis ich do bi den tagen u. ſ. w. vgl. Gr. 1, 2te Ausg., 962.)

Zwerg- und Rieſenſage aus Dietrichs früherer Zeit, entgegen, worin Albrecht von Kemenaten als Dichter dieſer Märe namhaft gemacht wird [1]. Über den andern, den von Leinau, gibt Rudolf die nähere Auskunft, daß [1, 320] derſelbe „Ekkennes manheit“ gedichtet habe, das ſei „der walläre“ [2]. Keines Ecken Mannheit iſt nun irgend aus deutſchen Gedichten bekannt, als desjenigen, von welchem „Eggenliet“ den Namen hat [3] und auf den auch die Bezeichnung als Waller, d. h. Fußwandler, vollkommen zutrifft, denn, weil den jungen Rieſen kein Roſs trägt, zieht er, „der küene man“, zu Fuß aus, um ſich mit dem Helden von Bern zu meſſen; vierzehn Nächte kann er gehen, ohne daß ihm Hunger oder Müde die Kraft benimmt, er rennt über Berg und Thal von Köln am Rheine nach dem Etſchland, wobei das Lied nicht abläßt, als eigenthümlich hervorzuheben, daß ein ritterlich gewappneter Mann ohne Roſs auf der Kampffahrt ſich befindet, und es iſt ein treffliches Bild, wie der rüſtige Waller, um Streit flehend, neben dem reitenden Dietrich einherſchreitet [4]. Entſprechend der Berufung des Goldemarsliedes auf

---

[1] Goldemar Str. 2, nach Schmellers Abſchrift (vgl. Haupt. Zeitſchrift 6, 520): Nu merkent, ir herren, daz iſt reht, | von Kemmenaten Albreht, | der titet diſſe [Haupt verbeſſert: tihte ditze] märe, | wie das der Bernär vil guot | nie gewan gen frouwen hohen muot u. ſ. w. Die Stelle bei Königshoven (Heldenſage 281): „wie er [Dietr.] mit Ecken, dem riſen, ſtreit und mit den querchen,“ kann ſich ebenſowohl auf Laurin, als auf Goldemar, beziehen.

[2] Alexander (v. d. Hagen a. a. O. 867 b): her Heinrich von Linowe | hat ouch vil ſueſſe arbeit | an den waller geleit. Wilhelm von Orleans, Laßbergs Handſchrift 13 b: ouch wäre iuwere getihte | komen in beſſer ſchouwe | mit dem von Linouwe, | der Ekkennes manhait | hat getihtet und geſait | das iſt der walläre (vgl. die S. 354, Anm. 3 verzeichneten Drucke, auch Zeitſchrift für deutſches Alterthum 1, 213). Im Bücherſchatze der Erzherzogin Mechthild zu Rotenburg a. N. befanden ſich noch um 1462 (Püterichs Ehrenbrief 99): „Leouen weller“, d. i. „Leinauen waller“ (v. d. Hagen MS. 4, 886 a).

[3] Schluß des Sigenot, Laßberg Str. 44: „ſus hebt ſich Eggen liet“. Über den Genitiv des Eigennamens bei Rudolf bemerkt W. Wackernagel, Geſchichte der deutſchen Litteratur S. 185: „Zwar wäre Ekkens eine mögliche Genitivform (vgl. Watens Rol. 266, 19. pfâns Ulr. v. Liechtenſt. 485, 25. ſmerzens Kol. Cod. 287), aber daß Rudolf ein Eckenlied ſo hoch geſchätzt hätte, darf bezweifelt werden.“ Davon nachher. Im Jahrzeitenbuche von Wurmlingen in der Baar Bl. 9: „henij bur“, Gen. „henninis buren“.

[4] Laßberg Str. 34 bis 36. 44. 69. 72. 74. 192: „er luf gewaffent ſam er flug.“ Ein Seitenſtück iſt, in Ulrichs von Türheim Fortſetzung von Wolf-

Albrecht von Kemenaten, wird auch im Eckenliede, wenn man einer verdorbenen Zeile deſſelben die nothwendige Herſtellung angedeihen läßt, Heinrich von Linouwe als Gewährsmann des unheilvollen Zuſammentreffens der beiden Recken ausdrücklich genannt [1]. Rudolf ſtellt durch

---

rams Willehalm, der rieſenhafte Rennewart, der geharniſcht und mit ſeiner ungeheuern Streitſtange (wonach er altfr. Rainoars au tinel heißt, Hist. litt. de la France 22, 529 ff.) zu Fuß nach dem Kloſter St. Julian wandert und zwei daherreitende Mönche in großen Schrecken ſetzt (Heidelb. Perg. Hdſ. 404, Bl. 154 a): „do erſchrack in ſere der ſin, | daz in die varwe wart vil bleich | unde in die macht vil gar entweich, | do ſie ſahen in ſo langen | mit ſiner grozzen ſtangen | unde er truoc daz harnaſch an; | nu ſprach der wallent man“ u. ſ. w., die Stange nennt er (ebd. Bl. 150 a, 155 a) ſeinen „Remeſtab“ und „walleſtab“, auch die Stadtgemeinde wird durch ſeine Ankunft aufgeſchreckt (Bl. 154 b): „ſie hiezen zuo ſturme liuten“, wie bei Eckens Beſuche zu Bern das Volk auf die Thürme flieht (Str. 81).

[1] Die vielbeſprochene Str. 69 lautet nach Laßbergs Handſchrift 137 a: „Erſt ſait von Lune Helferich, | wie zwene fürſten lobelich | im walde zeſamen kamen[t], | her Egge und ouch her Dietherich | die riuwent baide ſament mich, | won ſi den ſchaden namen, | ſo rehte vinſter was der tan, | da ſi an ander funden, | her Dietherich und der kuene man, | won an den ſelben ſtunden | her Egge der kam zuo gegan, | er lie da haim vil roſſe, | das was ſer miſſetan.“ Ecke hat im Wald einen todwunden Ritter gefunden, der auf Befragen ſich „Helfrich von Lun“ nennt, als den Urheber ſeiner furchtbaren Wunden den Berner bezeichnet und vor der Begegnung mit demſelben warnt; gleichwohl läßt Ecke, nachdem er den Mann verbunden, ſich von ihm den Steig angeben, den Dietrich weiter ritt, und eilt ſofort dieſem nach, nun aber hebt Str. 69 an: „Erſt [a. uns] ſait von Lune Helferich“ u. ſ. w., was durchaus keinen Sinn gibt, da Helfrich, der noch eben, Str. 67, ſagte: „des lig ich als ein toter man, | zerhowen gen dem herzen“ u. ſ. w., unmöglich folgen kann, auch ſeiner fortan gar nicht mehr gedacht wird. Zwar ſoll im Texte der Dresdner Handſchrift damit geholfen werden, daß ein Zwerglein alsbald Heilkräuter herbeiſchafft (Str. 74 bis 77, in v. d. Hagens Heldenbuch 2 Theil, Quartausgabe), und im alten Drucke hinkt, ſelbſt ohne dieſe Hülfe, der Wunde hintennach, hört Dietrichs Geſpräch mit Ecken und belauſcht ihren Kampf (Schades Ausgabe Str. 62. 90, Z. 6, hiezu Str. 130 bis 136), allein an beiden Orten verräth ſich alles auf Helfrichs Nachkunft Bezügliche ſchon durch Sprache und Reim als ſpäteres Einſchiebſel, während ſeltſamer Weiſe der Anlaß dazu, das ſchon in die Handſchriften eingeſchlichene „von Lune (Lon) Helferich“, im a. Drucke, Str. 63, verſchwunden und durch ein dürres „Wir funden hye geſchriben ſtan“ erſetzt iſt. Ich leſe nun, nach Rudolfs Weiſung, unbedenklich: „Erſt ſeit von Linou Heinrich“ („Linou“ für „Linouwe“ gehört zu den vielen Kürzungen in der

vorgeſetztes „her“ die [1, 321] zwei Dichter, Albrecht und Heinrich, zum Ritterſtand. Die von Linouwe waren ein allgäuiſches Adelsgeſchlecht, das zu Leinau bei Kaufbeuren ſeinen Sitz hatte und in dem der Name Heinrich ſchon aus der zweiten Hälfte des 12ten Jahrh. aufweisbar iſt [1]. **Kemenat, Kemenaten**, ein in vielen Gegenden [1, 322] vorkom-

---

Sprache dieſes Liedes, wie kaum zuvor „von Lûn“); erſt jetzt kommt die Hauptſache, die rechte Mannheit Eckens, ſein tödlicher Zuſammenſtoß mit Dietrich, und dafür wird Heinrich von Leinau als Gewährsmann namhaft gemacht, der Schreiber jedoch wiederholt ſtatt deſſen den eben erſt geſchriebenen Heldennamen. Ein nächſtverwandtes Beiſpiel von Namenverwirrung bietet der im laßbergiſchen Codex voranſtehende, doch von andrer Hand als das Eckenlied herrührende Wilhelm von Orleans 41 a: „Swer hat vernomen alder geleſen | von dem walläre | hern Ekkenes märe, | dem iſt wol kunt, wie järlich | a[i]n turnay da hebet ſich | in der mitten eugeſt zit | und ain ſpärware durch ſtrit | alda uf geſezzet wirt, | den richiu koſt niht verbirt“ u. ſ. w.; das iſt unzweifelhaft die Geſchichte mit dem Sperber in Hartmanns Erek 186 ff. und es muß darum ſtatt „walläre“ und „Ekkenes“ geleſen werden „Cuwäre“ und „Ereckes“: der Schreiber hatte freilich weiter oben, in der Stelle von den Dichtern (S. 354, Anm. 3), „Ekkennes manhait“ und den „walläre“ eingetragen, ſo glaubte er auch hier ſetzen zu müſſen, ohne zu erwägen, daß dort 13 a noch beſonders geſchrieben war: „oder der Cwäre, | der uns Ereches getat | und von den [dem] leun ger[t]ichtet hat.“ Nach Pfeiffers Mittheilung ſteht wirklich, beim Turnei, in der alten Münchner Handſchrift, cod. germ. 63, Bl. 41 a: „Ereckes“, in der Haager Pergament-Handſchrift „erkennes“, in der Haager Papier-Handſchrift Bl. 181 a wieder „ereckes“, in der Caſſler und Stuttgarter „erckes“, in der laßbergiſchen Papier-Handſchrift „erckinges“. Anderſeits hat für das zweimalige „Her Egge“ des Liedes, Laßberg Str. 69, eine Münchner Handſchrift (Carmina Burana 71) „Erekle“ und „Ereke“.

[1] Für Linouwe gibt Laßberg die Wahl zwiſchen Laimnau bei Tettnang, von wo in einer Urkunde von 1271 ein Hainricus de Laimowe unter Schiedsleuten vorkommt (Neugart 2, 282), und Leinau im Allgäu, unweit des Kloſters Irſee, mit gleichnamigen Edelleuten; da jedoch erſteres überall mit m und ſchon im 8ten und 9ten Jahrh. mit ai oder ei geſchrieben wird (Neugart 1, 47 in einer Urkunde von 762 zwar zuerſt: in Limauuia, dann aber: actum Laimaugawilare, und 1, 242 Urkunde von 839: ad Leimowo), ſo verdient Leinau entſchieden den Vorzug; für dieſes ſtimmt auch ein Fridericus de Linowe, der im Salbuche des Kloſters Weſſobrunn, unter dem Abte Adalbert (1065 bis 1111), als Zeuge zweimal genannt iſt, erſtmals ausdrücklich unter testes nobiles. Ebenſo iſt im Salbuche des benachbarten Stiftes Raitenbuch, bei Vergabungen aus dem 12ten Jahrh., Friderich de Lina, Fridericus de Lino (Linou ſ. die vorhergehende Anm.), wieder mit der Bezeichnung nobilis homo, als Geber und

mender Ortsname, gemahnt hier beſonders an die nächſt Leinau liegende Ortſchaft Ober- oder Schloß-Kemnath; die nach ihr benannten Edelleute ſtanden in der erſten Hälfte des 13ten Jahrh. im Verbande der Dienſtpflicht zu dem tiroliſchen Grafen Ulrich von Ulten, an den durch Erbrecht ſeiner Mutter, der Tochter des ſchwäbiſchen Markgrafen Heinrich von Ronsberg, um 1212 ein Theil des ronsbergiſchen Gebiets mit der Burg Kemenaten im Allgäu gekommen war[1]; einer von ihnen trug ſogar, laut Urkunde von 1231, im Etſchthale ſelbſt ein bei Mais gelegenes Gut von dem Grafen Ulrich und hierauf vom Biſchof von Trient zu Lehen[2]; in der zweiten Hälfte des Jahrh. ſind ſie Kämmerer des Herzogthums Schwaben und aus dieſer ſpäteren Zeit wird Herr Volkmar von Kemenaten, ein Getreuer Konradins, auch er noch mit Tirol in Verbindung ſtehend, als freigebiger Beherberger der fah-

---

Zeuge mehrmals aufgeführt (Greinwald, origin. Raitenbuchæ 1, 200 f.), wohl derſelbe mit dem Zeugen für Weſſobrunn; in die Zeit des Dichters Heinrich von Linouwe ſetzt ſich die Rolle der Raitenbucher Vergabungen nicht fort, dagegen ſteht in der Abſchrift eines alten Verzeichniſſes über den Lehenhof des noch näher bei Leinau gelegenen Kloſters Ottobeuren, ſchon von der Zeit des Abtes Iſingrin (1145 bis 1180), ein Heinrich von Linhöwe (Feyerabend, Jahrbücher von Ottobeuren 2, 184), d. i. Linouwe, denn ein Ort Leinhofen findet ſich dortherum nicht und kaum zuvor iſt auch „de Sumerhowe" geſchrieben für „Sumerouwe".

[1] Die Kemnater des Allgäus hat, auch bezüglich auf den Dichter, Stälin 2, 764. 771 hervorgehoben. Über dieſelben und ihr tiroliſches Verhältnis ſ. Hormayr, Werke 2, 100 bis 102. 113, auch Urkundenbuch LXX f., Ebd. Beiträge zur Geſchichte Tirols 1, 2, 336 f., Urkunde von 1241 (vgl. v. d. Hagen, MS. 4, 649 f.): Ulricus, dei gratia comes de Ultimis … concedimus, ut quicquid Volmarus de Chemenata, seu cæteri ministeriales nostri de propriis ipsorum possessionibus, nec non vasalli nostri de prædiis ad capitaneum locum nostrum Rumesperg pertinentibus Wiltinensi ecclesiæ … contulerint, libere facere possint … Acta sunt hæc in castro Chemenata u. ſ. w. Markgraf Heinrich von Ronsberg (an der Günz), den der Graf von Ulten beerbt hatte, war Vogt von Ottobeuren und Stifter von Irſee. In den Urkunden des Kloſters Steingaden, ſeitwärts zwiſchen Kaufbeuren und Füßen, werden die Kemenater öfters genannt, Monumenta boica 6, 516: 1225 Volcmarus de Kemenat. 6, 537: 1275 Volkmarus Chamerarius de Chemenat u. ſ. f.

[2] Hormayr, Beitr. 1, 2, 362 f.: Isti sunt vasalli de allodio ipsius comitis, quos ipse … assignavit … Folchemarium de Caminat, feudum jacet apud Mays.

renden Sänger, bei Leben und nach ſeinem Tod, in Liedern geprieſen [1]. Dem vorarlbergiſchen Rudolf von Ems, der im Alexander die [1, 323] beiden Dichter unmittelbar zuſammenreiht, waren Linouwe und Kemenaten nicht abgelegen [2]. Hier im oberſchwäbiſchen „Albegöu", an der Pforte des Gebirgs, durch das die Straße von Schwaben nach Tirol führt, zunächſt der Stelle, an welcher Schwaben, Baiern und Tirol ſich mit dem Fuße berühren [3], konnten zwei dichteriſch geſtimmte Nachbarn, deren einem das ſagenreiche Etſchland noch eigens befreundet war, ſich in die jugendlichen Berg- und Waldabenteuer Dietrichs von Bern theilen, welche „ze Tirol gên dem walde" (Eckenlied, Laßberg Str. 48) ihren Verlauf zu nehmen pflegen. Das allein macht Bedenken, daß unter den ſchwäbiſchen Kemnatern ein Albrecht noch nicht aufgefunden, dagegen der hier vermiſte Name eben jetzt bei den tiroliſchen „von

---

[1] Meiſter Kelin, MS. 3, 24: „Wil ieman hin gegen Swâben . . . | Volcmâre von Kemenâten | dem ſage er mine leit . . . | der mich und manigen gernden dâ mit gâben wol beriet, | ſît ſang ich ime in zwein landen driu lobeliet" u. ſ. w. Rûmelant von Swâben, MS. 3, 69: „Swelich richer iſt an êren wunt, | der denke an den von Riſenberc | unde an den edelen helt von Kemenâten . . . | Uolrich was ganzer tugende vol, | im kunde niht entwenken | Volcmâr u. ſ. w. | ir lib iſt tôt, ir lop kan niht erſterben." Wie hier im Liede ſtehen auch in einer Urkunde aus Meran von 1254, als Schiedsmänner über die Erbſchaft des Grafen Albrecht von Tirol, neben einander Volkmar von Kemenaten und der tiroliſche Ulrich von Reifenberg (Hormayr, Beitr. 1, 1, 229. 232, vgl. v. d. Hagen, MS. 4, 649 f.). Boppe, MS. 2, 383 nennt zuſammen: „die bi der Etſche und auch die ſtolzen Swâben." Dieſer Meiſter halbſagenhaften Namens, ein Basler, der im gleichen Liede die beiden von Baden und von Berne rühmt (S. 350, Anm. 4), weiß auch vom Herzog Meinhard von Kärnten und Tirol zu melden (MS. 2, 384 b) und zählt zu den wunderlichen Forderungen ſeiner Schönen: „mit drin helfanden ſol ich dâ bi Tirol gamzen hezzen" (ebd. 386 a).

[2] Zeigt ſich auch in ſeinen Verzeichniſſen kein durchgeführter Grundſatz der Zuſammenordnung, ſo iſt doch nicht anzunehmen, daß ihn dabei überall keine Gedankenverbindung beſtimmt habe. Im Alexander ſchließt ſich an den Kemenater der von Leinau, der Mitdichter an der Dietrichsſage, zugleich als Nachbar in Frage kommend, im Wilhelm ein andrer Oſtſchwabe, der „Türheimäre", ebd. „min friunt her Uolrich von Türheim", jetzt Ober- und Unterthürheim an der Zuſam (v. d. Hagen, MS. 4, 270 b, vgl. S. 355, Anm. 2).

[3] So deutete man die drei zuſammenreichenden Füße im ältern Wappen von Füßen, der ſchwäbiſchen Grenzſtadt gegen Tirol, deren drei Thore nach eben jenen drei Landſchaften münden (Lexikon von Schwaben unter Füßen).

Chemenaten“, jetzigem Kematen im Tauſersthal, entdeckt worden iſt, und zwar, wie gemünzt auf den Dichter, in einer Urkunde von 1241 [1]. Ein Zuſammenhang zwiſchen dieſen Dienſtmannen des Herrn von „Tuvers“ und den ronsbergiſchen des Grafen von Ulten läßt ſich nicht wahrnehmen. Müſſen aber die beiden Dichter örtlich geſchieden werden, fällt Albrecht der tiroliſchen Südſeite, Heinrich der ſchwäbiſchen Nordhalde des Gebirgs anheim, ſo treffen ſie nur deſto merkwürdiger auf andre Weiſe zuſammen: ſie verkehren in demſelben Sagenſtoffe, werden gemeinſchaftlich als Kunſtdichter belobt und dann auch, wovon weiter zu handeln iſt, in volksmäßigern Liedern gleicher Versart der Eine wie der Andre als Gewährsmann angeführt. Dem ſchwäbiſch-oberbairiſchen Grenzlande bleibt jedenfalls der Verfaſſer des Wallers und es wiederholt ſich in dieſen Gauen die Erſcheinung, daß Dietrich von Bern mit ſeinem vollen Namen auch unter den Lebenden wandelt. In dortiger Ammergegend lagen die Klöſter Raitenbuch und Weſſobrunn, deren Salbücher den Adelsnamen von Leinau mehrfach aufweiſen (S. 357, Anm. 1), ſowie das Stift Pollingen, für deſſen Kirche 1175 ein ſchon bekannter Dietricus Veronensis Zeugſchaft leiſtet und mehrere Leute dieſer Kirche vom Dorfe „Poule“ (Päl) zu Mitzeu[1, 324]gen hat; vermuthen läßt ſich, daß ebendieſem Geſchlecht aus dem Ammergrunde ſchon „Dieterich vone Berne“, Bürger zu Augsburg, in einer dortigen Stiftsurkunde von 1162, angehört [2], gleichwie viel ſpäter noch ein geiſtlicher Träger des

---

[1] Den verdienſtlichen Nachweis gibt J. V. Zingerle: „Albrecht von Kemenaten“ (Germania 1, S. 295 f.).

[2] S. Seite 345, Anm. 2. Nach freundlicher Mittheilung des Herrn Archivars Herberger findet ſich, außer der Urkunde von 1162, keine Spur eines damals in Augsburg verbürgerten Geſchlechts von Berne und werden erſt 1330 Fridericus Berner de Aychach, 1350 Betz Berner de Werlinswank, 1378 Hans Berner v. Bringen, 1386 Berner, Kirchherr ze Reumgen, als Bürger aufgenommen, Stephan Berner allein iſt in einer Urkunde von 1406 als angeſeſſener Bürger aufgeführt; gleichwohl ſtimmt der Druck des Namens in den Monumenta boica 33, 1, 42 mit der von Herrn Dr Rockinger gefällig verglichenen Originalurkunde von 1162 im Münchner Archive genau überein. Dieſelbe iſt unter dem Biſchof Konrad (1150 bis 1167) aufgeſetzt, der ſchon 1159 das zur biſchöflichen Kammer gehörige Gut, die Kirche und den ganzen Zehnten zu „Boule“ den Brüdern ſeines Domſtifts überlaſſen hatte (Braun, Geſch. der Biſch. von Augsb. 2, 104 f. 119 f. Oberbairiſches Archiv 9, 226. 240), und eine ſolche Ver-

Namens, „Bruder Dietterich von Bern“, der 1352 und 1353, dann noch einmal 1361, als Meiſter des Spitals zu Memmingen im Allgäu amtet [1].

Es iſt bereits angedeutet worden, daß die Lieder von Ecken Ausfahrt und von Goldemar nicht den darin genannten Dichtern, Heinrich von Leinau und Albrecht von Kemnaten, beizulegen ſeien; als Erzeugniſſe dieſer müſten ſie wenigſtens vor 1241 entſtanden ſein, während doch Sprache und Stil ſich keineswegs für die erſte Hälfte des 13ten Jahrh. und namentlich für die ritterliche Dichtkunſt damaliger Zeit eignen; der Abſtand iſt auch zu groß, um dadurch erklärt werden zu können, daß überhaupt für Darſtellungen aus der heimiſchen Heldenſage gegenüber denen aus dem romaniſchen Ritterthum verſchiedene Formen üblich waren; zudem reichen die Handſchriften des Eckenlieds und der gleichartigen Stücke kaum in den Schluß des 13ten Jahrh. hinauf [2] und

---

bindung mit Päl konnte der Anlaß ſein, daß ein Adlicher aus letzterer Gegend im Jahr 1162 zu Augsburg anſäßig erſcheint. In der Pollinger Urkunde von 1175 iſt zwar der Schluß des Zeugenverzeichniſſes et alii quam plures de villa Poule nur auf die Zeugen de familia ecclesiæ ipsius, nicht auf die vorhergehenden, unter denen Dietricus Veronensis, zu beziehen, aber in gleicher Reihe mit dieſem ſteht auch ein Otto de Pole und ebenſo urkunden an andern Stellen desſelben Salbuchs Dietpolt, Berhtolt u. ſ. w. de Poule; in dem des benachbarten Kloſters Weſſobrunn zeugt unter dem Abte Lantold, 1160 bis 1166, neben Andern Dietericus de Poule, omnes homines ecclesiæ (Monumenta boica 7, 352)

[1] Leonhardt, Memmingen im Algew, daſ. 1812, S. 237 ff. Es ergibt ſich für dieſen Br. Dietrich kein zu Memmingen einheimiſches Geſchlecht, er ſelbſt wurde von dort ausgewieſen.

[2] Laßberg ſelbſt beſtimmt ſeine Handſchrift in Schwabs Bodenſee, 2te Ausg. 1840, S. 244: „Cod. membr., sec. XIII exeuntis“. Vgl. über dieſelbe Fr. Pfeiffer in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 8, 156 und Maßmann in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur 64, 173. Die Schrift der „carmina Burana“, unter denen die bekannte Str. 69 des Eckenlieds einzeln ſteht (Cod. Monac. perg. pictur. 73, Bl. 90 b), bezeichnet Schmeller (Vorerinn. XI) als „von drei und mehr verſchiedenen Händen des 13ten und 14ten Jahrh., größerntheils aber von einer zierlichen des erſtern, herrührend“; zu den älteren Schriftſtücken eignen ſich aber am wenigſten die deutſchen Einzelſtrophen, die in den lateiniſchen Hauptbeſtand auf leergebliebene Blattſtellen eingetragen ſind, ein ſolcher Eintrag zwiſchen lateiniſchen Gedichten iſt jene Str. 69 (mit der Schreibung „chrafft“, was außerdem nicht reimt). Benedictbeuren, wo die Hdſ. gefunden wurde, liegt, wie Weſſobrunn und Pollingen, am Trauf des bairiſchen Gebirgs.

endlich iſt ſchwer zu glauben, daß Rudolf von Ems, [1, 325] der zwar noch anderwärts Dietrichs Kämpfe nicht zu den unwürdigen Gegenſtänden des Vortrags rechnet, ſie vielmehr unmittelbar vor „Artûſes hübſcheit" nennt[1], aber doch zuoberſt den kunſtvollen Gotfried von Straßburg ſich zum Vorbilde genommen und ihm das eifrigſte, ausführlichſte Lob geſpendet hat, dabei auf die Errungenſchaft des reinen Reims beſondern Werth legt[2], daß derſelbe Rudolf mitten unter den Meiſtern der Kunſtdichtung und ihren umfangreichen Werken die Verfaſſer jener kurzbemeſſenen, freigereimten, unhöfiſchen Lieder wiederholt einer rühmenden Erwähnung gewürdigt haben ſollte[3]. Selbſt die Tugenden der Lieder, ihr ungeziertes Weſen, ihre Raſchheit und Friſche, beſonders des Eckenlieds, zeugen wider die Verfaſſerſchaft Albrechts und Heinrichs. Sollten daher die Liederſtellen: „von Kemenâten Albreht, | der tihte ditze märe" und, nach der geforderten Lesart: „êrſt ſeit von Linou Heinrich", dasſelbe ausdrücken, was der unbeſtrittene Dichter des Iwein, gleichfalls in dritter Perſon redend, von ſich ausſagt: „er was genant Hartman | und was ein Ouwäre, | der tihte ditz märe"[4], ſo würden jene Lieder mit berühmten Dichternamen auf ähnliche Weiſe ſpielen, wie wenn im Wolfdietrich Wolfram von Eſchenbach und am Schluſſe des Laurin Heinrich von Oſterdingen als Verfaſſer angegeben ſind[1], jedoch mit dem Unterſchied, daß die letztbenannten Meiſter ſich niemals nachweislich auf deutſche Heldenſage eingelaſſen haben, da[1, 326]gegen Heinrich von Leinau als Dichter einer Eckenmäre durch Rudolf bezeugt iſt und auch der gleichbelobte Albrecht von Kemnat nicht von der Dietrichsſage abgewieſen werden kann. Genau angeſehen betreffen aber obige Stellen ihrem Wortlaute nach nicht nothwendig die Abfaſſung der Lieder, ſondern viel natürlicher die Gewährſchaft der Märe, des Sageninhalts, durch deſſen frühere namhafte Bearbeiter[2]. Ecken Ausfahrt nennt aber auch ausdrücklich noch eine zweite Quelle: gerade ſo, wie für das erſte nächtliche Zuſammentreffen Heinrich von Leinau zum Zeugen beſtellt wird, eröffnet ſich der Kampf des folgenden Morgens mit der Berufung auf ältere Lieder, auf das fortlebende Gedächtnis in Sang und Sage[3]. Gemeinſam iſt den jetzt vorhandenen Liedern von Ecke und Goldemar eine dreizehnzeilige Strophe, welche nachmals des Berners Weiſe hieß[4], und mit Fug, denn ſie war die bevorrechtete für Dietrichs erſte Heldenthaten geworden und in ihr iſt ſelbſt das weitſchweifige Dichtwerk aus dem 14ten Jahrh. von

---

[1] Auch im Alexander (Maßmann in den Heidelberger Jahrbüchern 1826, S. 1209 f.): „nuo ſcheident aber die liute ſich, | ir ſitte ſint vil mislich: | einer höret gerne, | wie Dieterich von Berne | mit craft in frömden landen ſtreit, | von Artûſes hübſcheit | wil ouch einer hören ſagen, | einer von den liehten tagen, | einer von minnen, | einer von wiſen ſinnen, | von gote ouch maniger hören wil, | den ſitte hât ouch liute vil, | daz in iſt allez ſagen enwiht, | der in von ribalden iht | ſeite, daz iſt genuoger ſitte" u. ſ. w. Nur das Letzte gilt dem Dichter für verwerflich.

[2] Wieder im Alexander (Maßmann a. a. O. 1127, vgl. MS. 4, 866 a): „von Veldich der wiſe man, | der rehter rime alrêrſte began, | der künſteriche Heinrich" u. ſ. w. und (Maßmann ebd. 1198): „ez hât ouch nâch den alten ſiten | ſtumpflich, niht wol beſniten, | ein Lampreht getihtet."

[3] Zu dieſer Frage vgl. Haupt, Zeitſchrift 6, 525; W. Wackernagel, Geſchichte der deutſchen Litteratur S. 212; K. Gödeke, deutſche Dichtung im Mittelalter 524, Ebd. Gengenbach XXIV. 637 f.; v. d. Hagen, Heldenbuch 1855, LIII. LXIII f.

[4] Iwein 21 ff., vgl. armer Heinr. 1 ff. Gregorius 1 ff. Der Dichter des Eckenlieds ſpricht ſonſt von ſich in erſter Perſon, Laßberg Str. 126. 237. 245.

---

[1] Wolfdietrich, Straßburger Handſchrift (v. d. Hagen, Grundriß 9): „daz ſage ich Wolferan, der werde, der meiſter von Eſchebach, | waz von dem edeln Kriechen des dages beſchach.“ Heldenbuch, Hagenau 1504, Bl. 86 b: „das iſt mir gar wol kund | mir wolffaram dem werden | meyſter von eſchenbach“ u. ſ. w. Laurin, Ettmüller 2932 f.: „Heinrich von Oſterdingen | diz märe getihtet hat“ u. ſ. w. Heldenbuch 1504, Bl. 207 b: „henrich von oſterdingen | diſe abenteür geſungen hat“ u. ſ. w. (vgl. MS. 2, 18, Str. 84).

[2] Die Lesart „Uns ſeit“ (Carm. Bur. 71) ſtellt vollends den Dichter des Eckenlieds dem Gewährsmann beſtimmt gegenüber. Albrecht von Kemenaten dichtete (Goldem. Str. 2) „ditze märe“, nicht „diſiu liet“ (vgl. Ulrich von Lichtenſtein, Frauend. 456, 22 ff.: „ze hant ich tihten dô began . . . | diſiu ritterlichen liet“; MS. 3, 234 b, 8: „daz ich noch ein niuwez liedel von in tihte“).

[3] Eckenlied, Laßberg Str. 106: „Dar nach huob ſich ir alter has, | Do wart alr erſt [vgl. Str. 69: Erſt u. ſ. w. 107: alr erſt] geſtritten das, | Das wiſſent von den lieben [l. lieden], | Sich bruoft ir baider herze lait, | Da von noch [man?] ſinget unde ſait [vgl. Goldem. Str. 2: „wan ſeit uns“, neben „von Kemenâten Albreht“ u. ſ. w.], | E das ſi ſich da ſchi[e]den | Die zwene helde lobeſam | Mit egeslichen wunden“ u. ſ. w. Str. 179: „ſait uns das liet.“ Warum ſollten das bloße Redensarten ſein?

[4] v. d. Hagen, Einleitung zu Herzog Ernſt XVIII. Grundriß 33.

Rieſen- und Drachenkämpfen Dietrichs und ſeiner Geſellen (S. 340, Anm. 2) abgefaßt; dieſer Bernerton iſt aber eben auch eine, allerdings beträchtliche Erweiterung der einfachern Volksweiſe, die aus dem 12ten Jahrh. im Morolf herüberklingt [1], indeß andere Heldenmären, deren das Eckenlied gedenkt, die von Otnit, Wolfdietrich, Diether und Wittich, dem hörnenen Siegfried [2], noch jetzt in weniger verwickelten Formen erhalten ſind. Dem Sagenbeſtande nach weiſen Ecke, Faſold, Eigenot, Goldemar, ſchon als entſchieden mythiſche Geſtalten, in ſo fernes Alterthum hinauf und namentlich die beiden erſtern waren ſo weithin kundbar, daß man nicht annehmen kann, die Bekanntſchaft mit ihnen habe bei Abfaſſung der Lieder in des Berners Weiſe einzig auf den Dichtungen Heinrichs und Albrechts beruht, wie man [1, 327] auch bei anderwärtigen, frühern oder ſpätern Sagenzeugniſſen einen beſondern Bezug, ſei es auf den Waller oder auf das Eckenlied u. ſ. f., ohne beſtimmtere Merkmale nicht vorausſetzen darf [3]. Die ganze Erörterung führt darauf, daß gegen Ende des 13ten Jahrh. zeitgemäß befunden ward, ältere Sagen und Lieder von Dietrichs Jugendabenteuern auch für den Volksgeſang, nach dem nun herrſchenden Geſchmack, aus dem alterthümlich ſchlichten Vers in eine meiſterſängeriſch gedehnte Strophe umzuſetzen, dabei aber die vorausgegangenen größeren Werke höfiſcher Dichter nicht unbenützt zu laſſen[1] und durch Berufung auf ihre gewichtige Namen die neue Arbeit zu beglaubigen.

---

[1] Der Zuwachs im Bernerton iſt zwiſchen die zwei vordern und die drei hintern Zeilen der Morolfsweiſe eingerahmt. Auch die abweichende Behandlung der zwei letzten Zeilen im Goldemar und den Drachenkämpfen von derjenigen in Eigenot und Ecke (Haupt, Zeitſchrift 6, 528 f.) iſt durch den freien Wechſel im Morolf angebahnt. Über die Morolfſtrophe ſ. W. Wackernagel, Litteraturgeſchichte 132.

[2] Otnit und Wolfdietrich: Str. 21 bis 24. Diether und Wittich: Str. 198 f. Siegfried: Str. 209.

[3] Nächſt Rudolf von Ems findet ſich die früheſte deutſche Meldung von Dietrichs Streit mit Ecken in Enenkels Fürſtenbuch um 1250: „wir haben dicke vernomen, | wie der Perner wär komen, | da er hern Ekken vant, | und wie er in ſluog ze hant“ (Heldenſage 160. Maßmann, Kaiſerchronik 3, 103); der ausführlichen Erzählung in Thidr. S. Cap. 96 ff. würde nach Ungers Urtheil über Sprache und Stil dieſer Saga (Fort. IV) noch die erſte Hälfte des 13ten Jahrh. anzuweiſen ſein. Über Goldemar gibt es, neben dem Liedesbruchſtück, kein älteres Zeugnis, als das im Reinfrid, der nach 1291 gedichtet iſt (Heldenſage 174. Gödeke, Reinfr. 67. 92. [Vgl. Bartſchs Ausgabe des Reinfrid, Tübingen 1871, S. 735. 810. K.])

Jene Kunſtdichtungen der beiden Ritter ſind, gleich andern von Rudolf verzeichneten, gänzlich verſchwunden, während zahlreiche Spuren volksmäßigen Geſangs von Dietrichs wunderbaren Kämpfen und insbeſondre der Verbreitung des Eckenlieds ſich, wie nun gezeigt werden ſoll, in ſchwäbiſch-alemanniſchem Bereiche von der Neige des 13ten Jahrh. bis tief in das 16te hinziehen. Der Marner, ein vielgewanderter Schwabe der erſtbemerkten Zeit, zählt unmuthig eine Reihe von Liedern aus dem deutſchen Sagenkreiſe her, deren Vortrag die Leute, Jeder ein andres, vom Sänger verlangen, und nennt darunter: „wie Dieterich von Berne ſchiet“, d. i. deſſen Abzug ins Hunnenreich, und weiterhin: „hern Eggen tôt“[2]. Konrad von Würzburg, der zu Baſel heimiſch war und, geſt. 1287, dort beſtattet iſt, ſchließt den [1,328] Hohnſpruch auf einen Kunſtgenoſſen: „alſus kan ich liren, | ſprach einer, der von Eggen ſanc“[3]. Gerade daß die Meiſter auf ſolche Sänge, als gemeine und abgenützte, herabſehen, beweiſt, wie leutkundig dieſe waren. Daſſelbe wird vorausgeſetzt, wenn in Lügenſchwänken, Namensſprüchen, Spottreden nicht bloß häufig auf Dietrich, Ecken, Faſold angeſpielt iſt, ſondern auch jedem Ohr vertraute Verszeilen des Eckenlieds anklingen. So bei Konrad von Ammenhauſen, Leutprieſter zu Stein am Rhein, in ſeinem 1337 vollendeten Schachzabelbuch, wenn er Namen, Stand und Wohnort in eine „räterſche“ (Räthſel), d. h. in die Anfangsbuchſtaben verworrener Reimzeilen verſteckt und dieſe anheben: „Do Egge Dieterichen vant, | Irmengart die rief zuohant“ u. ſ. w. [1], was eben auch der Anfang eines Geſätzes im Eckenlied iſt: „Als Egge Dietherichen vant, | do rief er über ſchiltes rant“ u. ſ. w. [2]. Beliebter noch war eine andre Formel der Heldenlieder; in dem von Goldemar beginnt die Erzählung (Str. 3): „her Dietherich von Berne rait“ u. ſ. w., das von den Drachenkämpfen eröffnet einen Abſchnitt (Str. 14): „Es reit us Berne, alſo man ſeit, | durch ſines libes tegenheit | her Dietherich von Berne“ u. ſ. w. und auch die andern gedenken gerne dieſes Ausreitens, Sigenot (Str. 1): „er rait dik aine von Berne | durch mengen ungefügen tan“ u. ſ. w., ebendort Hildebrand zu Dietrich (Str. 27): „war haſt du dine ſinne getan, | das du riteſt ainge von Berne?“ Eckenlied (Str. 48): „er reit, als man iu hie vergiht, | ze Tirol gen dem walde“ u. ſ. w.; ſo heißt es nun auch in einem Hohngedicht auf Kaiſer Ludwig über ſein Ausbleiben bei einem Angriff auf Feldkirch: „Ez rait uz Bern her Dietrich, | Sivrit, der koen, was hürnin, | nu raten, wa wir uber Rin | wöllen ziechen al“ u. ſ. w. [3] und in einem Lügenſpruch, aus der zweiten Hälfte des 14ten Jahrh., der durch verſchiedene Bezugnahmen auf den Oberrhein weiſt: „Ez rait uz Bern, als man uns ſait, | herr Dietrich von Berne, | da von könt ich gerne | harpfen unde rotten“ u. ſ. w. [4], was wieder auf die von den Fahrenden abgeſpielten Dietrichslieder zielt, deren fabelhafte Kampfmären um dieſelbe Zeit ein ähnlicher Reimſpruch Suchenwirts verſpottet: „ein maus ein leben ſluog zu tot | zu Tirol in dem walde [oben S. 359] | do lieſen alſo balde | zwo neugeſlagen leiren“[1]. Im einſamen Ausritt des jugendlichen Helden nach [1, 329] dem finſtern Tann, wo ungeheure Kämpfe ihn erwarten, von denen alle Zukunft ſingen und ſagen wird, lag urſprünglich etwas Ahnungsvolles, Spannendes[2], das aber, bänkelſängeriſch verbraucht, auch ſehr wohl dem Scherze dienen konnte, doch hat daneben der alte Ernſt im Volke nachgehalten und noch 1516 ſang Hans Umperlin, ein armer Bauersmann mit zwölf lebendigen Kindern, dem kampfgerüſteten Herzog Ulrich von Wirtemberg nach: „Er iſt hinaus geritten | als Dieterich von Bern, | manhaft on alles zittren, | er iſt ſeins leibs ein kern“[3]; die Bedeutſamkeit des ausreitenden Dietrichs mag ſich ſelbſt auf den Volksglauben erſtreckt haben, wonach dieſer deutſche Held in ſturmdrohender Zeit rieſenhaft zu Roſſe geſehen ward [1].

---

[1] Auch der Gebrauch welſcher Ausdrücke im Eckenlied iſt von Haupt a. a. O. nachgewieſen.

[2] MS. 2, 251 b. Der Marner ſelbſt hat eben ſo wenig dieſe Lieder geſungen, als was er in der übernächſten Str. 22 aufführt; er hatte wohl die hievor (S. 362, Anm. 1) mitgetheilte Stelle aus Rudolfs Alexander vor Augen, wie dann weiter Hug von Trimberg, ein Verehrer des Marners (Renner 1224 ff.), den Spruch deſſelben nachgeahmt hat (ebd. 16154 ff. vgl. 10307 ff. 21539 ff.); hieran reiht ſich noch ein Spruchgedicht, das unter ſolchen des Teichners ſteht (Wiener Jahrbücher der Litteratur 1, Anzeige-Blatt S. 27): „ſo will einer [l. ener, jener] nicht ſam der, | ſo ſpricht einer: kumpt her, | ſagt uns von hern Ekken klingen! | ſo ſpricht der ander: er ſol ſingen, | wir haben an leichter predig genug; | ſo ſpricht der dritt: es wer doch klug, | das er da redet von manigen ſachen, | kunt er es nur ſwäbiſch machen | nach unſer lantſprach auf und ab“ u. ſ. w. Ecke vertritt hier die ganze Gattung des Sagens aus dem deutſchen Heldenkreis; ſeine Klinge iſt das berühmte „ſahs“ (Eckeſahs), von dem Eckenlied (Str. 79 ff.) und Thidr. Saga (Cap. 98) umſtändlich handeln; das Schwäbiſche als ihre Landesſprache verlangen wohl die mit den Habsburgern nach Öſtreich gekommenen Schwaben (vgl. Helbling 1, 455 ff.).

[3] MS. 2, 334 b. W. Wackernagel, Litteraturgeſchichte 110 und in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 8, 348. Fiſcharts Prakt. 1623, Eiiij b: „Schwäbiſche blinde Leyrer.“

---

[1] Heidelb. Handſchrift 398, Bl. 137, Sp. 1. W. Wackernagel in den Beiträgen von Kurz und Weißenbach 1, 48 ff.

[2] Laßberg Str. 74. Vgl. Krieg von Wartburg Str. 15 (MS. 2, 6 b): „es wäre dem Berner genuoc geweſen, do in herre Egge vant“; ſchon bei Enenkel (ſ. S. 364, Anm. 3): „wie der Perner wär komen, | da er hern Ekken vant“ u. ſ. w.

[3] Liederſaal 3, 122 f. Vgl. Eckenlied Str. 209: Sifrit, der hürnin.

[4] Liederſaal 3, 563. Cod. germ. Monac. 117, Bl. 105. A. Keller, altdeutſche Gedichte 2, 6.

---

[1] P. Suchenwirts Werke von A. Primiſſer S. 148: „Ein red von hübſcher lug“, V. 32 ff. Vgl. Jubinal, nouv. recueil de contes 2, 217 (Fatrasies): et une viele | chantoit em fessele | dou donoy Ogier. Ausführlicher noch der Spruch von den Wachteln (Maßmann, Denkmäler 1, 113 b): „her Dietreich von Pern ſchoz | durh ain alten newn wagen | her Hildeprant durhn kragen, | her Ekk durh den ſchüzzelkreben, | Criemhilt verlos da ir leben, | daz pluot gen Mainz ran, | her Vaſolt kaum entran, | des leibs er ſich verwak, | ſibenzehen wahteln in ſak.“ Dieſe ſiebzehnmalige Kehrzeile, mit der ganzen Einrahmung des Lügenmärchens in den Wachtelſang, erklärt ſich vollſtändig durch des Teichners Spruch „von valchneren“ (Wiener Jahrbücher 1, Anzeige-Blatt 35 f.): „Ich wän, man lieg nindert ſo vil, | ſam da man ſait von vederſpil, | von gejaid und von paiz, | wa ſew in den ſtuben hais | ſitzent pei den trunchen ſwär, | ſo hör ich vil gelogner mär“ u. ſ. w. | „ſo vieng ainer ainen tach | wachteln ainen vollen ſach | und hiet ir dannoch mer gevangen, | wär im der tag niht abgegangen, | do traib in diu naht dervan“ u. ſ. w. | „ſind daz nicht gelogenew mär? | alſo ſprach der Teichnär.“ Vgl. Liederſaal 2, 387: „ſiben wachteln zerſtört | ein hoptloſer hofwart.“ Fiſcharts Gargantua Cap. 25, im Verzeichnis der Spiele: „Vier Wachtel im Sack“, auch: „Im Sack ein Rebhun“ u. ſ. w. und: „Wer kan ſieben Lügen?“ Zunamen: „Peter der wahtelſac“ (aus Ottack., Haupt in der Zeitſchrift 4, 578); „Luginnſackh“ (unter öſtreichiſchen Bauernnamen des 15ten und 16ten Jahrh. in Schottkys Vorzeit 1, 270. Mone, Anzeiger 3, 85).

[2] Liederanfänge mit dem Ausreiten waren überhaupt gebräuchlich: „Ich will zu land uß riten“ u. ſ. w. (Hildebr.); „Algaſt der wolte riten“ u. ſ. w. (MS. 3, 406 a); „Es reit ein herre“ u. ſ. w. (W. Wackernagel, altdeutſches Leſebuch 829, 31); auch meine Volkslieder Nr 74. 94. 108. 113, B. 114. 137. 139.

[3] Meine Volkslieder Nr 180.

Beſondrer Unterſuchung bedarf die Parodie des Eckenlieds und der Dietrichsſage überhaupt im „Ring“ von Heinrich Wittenweiler, einem Dichtwerke, das nicht ſpäter als 1453 verfaßt iſt [2]. Darin wird eine Bauernhochzeit zu Lappenhauſen geſchildert, welches Dorf am Neckar liegend gedacht iſt, denn als bei Tiſch im Wetteifer, die aufgetragenen Fiſche zu verſchlingen, dem ſchnellen Varindwand die Gräten eines Hauptſtücks den [1, 330] Hals abſtoßen, trägt man ſeinen Leichnam in den genannten Fluß [3]. Bei gierig fortgeſetztem Wetteſſen ſucht der ſchlaue Utz einen Mitbewerber unſchädlich zu machen (36 b, 4 ff.) „und ſprach: „her Guggouch iſt ein man, | der ſelber lieder tichten chan | von Dietreichen dem Perner, | den hörten wir vil gerner, | denn daz wir alſo ſäſſin, | die totin fiſch da äſſin.“ | Des daucht ſich Guggouch do gemait, | er huob ſein tädinch an und ſait: | „Es ſaſſen held in einem ſal, | die aſſen wunder über al“ | et cetera bis an ein end. | Die weil die loſer warend behend | und aſſen auf die viſche gar, | e ſein der ſinger ward gewar.“ Die Worte Guggauchs ſind eine leiſe Umwandlung derjenigen am Eingang des Eckenlieds (Str. 2): „Es ſaſen held in ainem ſal, | ſie rettont wunder ane zal | von uſerwelten rekken“ u. ſ. w. Dietrich von Bern wird aber auch in werkthätige Theilnahme gezogen, denn als beim Tanze ſich blutiger Hader zwiſchen den Lappenhauſern und ihren Nachbarn, den Niſſingern, entſponnen hat und es hierüber zur förmlichen Kriegserklärung kommt, ſchicken jene zuerſt in alle Länder und bedeutende Städte um Beiſtand, als aber dieß meiſt vergeblich iſt, wenden ſie ſich an die umliegenden Dörfer und nach dem nahen

---

[1] Godefr. Colon. ad ann. 1197 (Böhmer, font. rer. germ. 3, 474 f.). Vgl. Otto Friſ. chronicon 5, 3 (Heldenſage 38) und J. Grimm, über eine Urkunde des 12ten Jahrh. 20: Dietrici ex inferno.

[2] Herausgegeben in der Bibliothek des litterariſchen Vereins in Stuttgart XXIII; das Gedicht iſt reichhaltig und von großer Lebendigkeit, aber auch mit dem maßloſeſten Wuſt des 15ten Jahrh. behaftet. Die Verſe 46 b, 21 f. ſagen noch: „Conſtantinopel ſei derkant | den kindern dört ze Chriechenland“; im Jahr 1453 fiel dann aber die Hauptſtadt des griechiſchen Kaiſerreichs in die Gewalt der Türken.

[3] Ring 36 c, 36 ff.: „Alſo fuor do Varindwand | da hin gen Schläuraffenlant | mit ſeiner ſel, daz was ir fuog, | den leib man in den Neker truog.“

Heuberg, von wo ihnen auch bereitwillig die Hexen, unter Führung der einen Wolf reitenden Frau Hächel auf Geißen daherfliegend, zu Hülfe kommen, denen ſofort die Rieſen, ſieben an der Zahl, darunter Eige (Sigenot) und Ecke [1], ſowie die Schweizer mit ihren Helmbarten ſich anſchließen, wogegen die Recken, welche gleich den Rieſen unterm Heuberg auf grünen Wieſen ſitzen [2], nemlich der Berner und ſein Meiſter Hildebrand, Dietleib und Wolfdietrich, nebſt den Zwergen unter Laurein, abgeſagten Feinden der Hexen, den Niſſingern zuziehen, ein wilder Mann aber, auf einem großen Hirſche ſitzend, als gänzlich Freiwilliger, mit ſeinem Kolben nach beiden Seiten um ſich ſchlägt [3]. Von der ungeheuren Schlacht iſt hier nur ſoviel [1, 331] zu ſagen, daß Dietrich von Bern den Rieſen Ecke zum zweitenmal in Stücke haut, daß die ledigen Thiere der abgeworfenen Hexen über den Heuberg hinfliegen [4] und daß der neuverehelichte Bertſchi, als er das große Blutbad anſieht, ſodann Lappenhauſen zerſtört und ſeine junge Hausfrou todt findet, ſich mitten in den Schwarzwald begibt, wo er auch in vollkommener Andacht ſein Leben beſchließt [5]. Das Ganze bewegt ſich in freieſter Dichtung, die Dorfnamen ſind meiſt erſonnene, wie Lappenhauſen, Torenhofen, Narrenhaim[1]; an dem Turnier der Lappenhauſer im vordern Theile der Erzählung betheiligt ſich der alte, bairiſch-öſtreichiſche Neidhart, der Reimgebrauch zeigt oſtfränkiſche Mundart des Verfaſſers an[2] und über ſein Verhältnis zu den Schwaben läßt ſich nichts entnehmen[3], dennoch iſt durch Nennung des Neckars, Heubergs, Schwarzwalds die ſchwäbiſche Örtlichkeit der Handlung deutlich abgeſteckt[4]. Der Heuberg galt den Umwohnern nicht bloß für den Tummelplatz der Hexen[5], man ſah auf ihm zuweilen auch geſpenſtiſche

---

[1] Ecke iſt nachher (54, 23 im Reime) zu Egger verkehrt, was in Laßbergs Sigenot (Str. 34) als Abkürzung des Zwergnamens Eggerich dient.

[2] Ring 47 b, 16 ff.: gen Leuſaw unterm Höberg, | da ſaſſen herren [l. hären] und auch twerg, | vil nach da bei auf grunen wiſen | ſaſſen recken und auch riſen.

[3] Dieſes ſeltſame Weſen, bald „ein wilder Mann“, auch in Mehrzahl, bald „der wilde Mann“ (vgl. Myth. 454. 520. 881 f.), lebt noch in der Volksſage, namentlich der tiroliſchen, gehört aber auch ſchon herkömmlich zu den Abenteuern Dietrichs im Walde von Tirol: Sigenot der Dresdner Handſchrift Str. 31 ff. und des alten Drucks Str. 30 ff., Laurin, Ettmüller, 171 ff., Heldenbuch 1505, H b, entſchiedener als Thiermann (Herr der Waldthiere) in Dietrich und ſeine Geſellen, Dresdner Handſchrift Str. 106 ff.; ſonſt in alten Zeugniſſen: Orendel, F. H. v. d. Hagen Ausg. 1271 ff., Meiſter Altſwert S. 17 f., MS. 3, 283 b, 5; ſodann der däniſche diurekarl, Grundtvig, Danm. g. Folkevis. 1, Nr 18, und der „waltman“ im Iwein 396 bis 599. 979 bis 988. 598. 622 (altfr. bei A. Keller, Romvart 523 ff. 538. 541, Ch. Gueſt, Mabinogion 1, 137 ff. 143 [vergl. mein Buch über Creſtien von Troies S. 151 und meine Ausgabe des Chevalier au lyon S. 15. H.]). Ein weiteres Wunder der Wildnis ſchweift im Eckenliede, Laßberg Str. 52 bis 54, das Halbroſs mit Speer und Schwert (altn. finngalkn, Fornald. S. 3, 473. 745 b. Egilsſon, Lex. poët. 220 a).

[4] Ring 52 b, 20 ff.: die hären mägten [l. naigten] ſich zer erd, | ir pharde uber[n] Höberg | flugend hin ze aller vart, | wan ir aines ledig wart.

[5] Ring 57 b, 15 ff.: „Alſo fuor er hin ſo bald | enmitten in den Swarcz-

---

wald, | da verdienet er vil gwär | in ganczer andacht an gevär | nach diſem laid das ewig leben"; wie nach ihm Simpliciſſimus auf dem Schwarzwald als Einſiedel lebt (Kellers Ausgabe des Simpliciſſimus 2, 817 f. 826 ff.).

[1] Ring 2, 1 f. 47 d, 9 f. 14 f. Vgl. MS. 3, 200 b, 7: Jochhûſen (Gouchhûſen?), Tumbenrein, Narrental, Affenkêre (ebd. 213 b, 7: ûz der affen tal). Nicht anders zu nehmen iſt auch bei Hans Sachs B. 2 (Nürnberg 1560), Thl. 4, Bl. 89 das Dorf Lappenhauſen mitſammt vorgeſetztem: bey Rappersweil im Schweytzerlandt.

[2] Ring 24 c, 1 f.: waiß = gemäß; 29 d, 45 f.: Gedultikait = Stät; 47 d, 8 f.: chäm = Narrenhaim; 48 c, 17 f.: haim = ungenäm. Schmeller, Mundarten 149.

[3] Auch nicht aus der Verwendung eines Sprichworts auf dieſelben in einer Lehre, die dem jungen Freier gegeben wird (30 b, 7 ff.): Hab geding und laß es nicht, | ob dir joch niemer guot geſchicht! | won oft ein Swab der nimpt ſein end | mit guotem troſt, der ſmerczen went. Der Minne-Falkner Str. 73 (hinter Hadamars v. Laber Jagd, herausgeg. von Schmeller S. 185): Mit gutem gedinge | und hertem leben nimmet der Swab ſein ende. (Allgemeiner bei Freidank 43, 12 f., vgl. Gödeke, Reinfr. 110, III.) Spruch aus dem 15ten Jahrh. (Eſchenburg, Denkmäler 417): In den landen findt man reich und arm, | Schwaben hüpft auf mit leerem darm. [Vgl. oben S. 263 und Anmerkung 684 daſelbſt. H.]

[4] In Rotweil am Neckar heißt der Oſtwind: der Heubergerluft, der Nordwind: Kniebisluft, ein abgegangenes Thor hieß Waldthor, weil es dem Schwarzwald zugekehrt war, welcher ſchlechthin der Wald genannt wird (Lauchert, Mundart von Rotweil 11. 14).

[5] In den Rotweiler Hexenproceſſen iſt die Luftfahrt zum Tanz auf dem Heuberg herkömmlich (Ruckgaber in den Würtembergiſchen Jahrbüchern 1838, 1, 21. 25 f. Langen, Beiträge 438. 442 f., ebd. 435 Ritt nach dem Vogelsberg auf einer Geiße); „Hexenſpiegel. Ein vberaus ſchöne vnd wolgegründte Trogedi" u. ſ. w. Tübingen 1600, S. 40: Sichſt nicht daß ich mich dapffer ſalb | an armen, vnd ja allenthalb. | Ey daß ich auf dem Hewberg wer u. ſ. w. S. 44: Da wir nacht kamen heim gar ſpat | vom Hewberg u. ſ. w.

Kriegsſchaaren, die ihn zum Aufenthalt ſagenhafter Recken eigneten [1]. Zudem finden ſich innerhalb jener hauptſäch[1, 332]lichen Landmarken, mitten unter den erdichteten Namen und fabelhaften Geſtalten, nähere Anhalte für örtlichen und geſchichtlichen Bezug in folgender Stelle (48c, 9 ff.) beiſammen, mit welcher die Aufzählung der Hülfsvölker für Lappenhauſen abſchließt: „doch ſo ward in zuo geſant | von Indertrinn, dem teuffen land, | ein alter man und darzuo gra, | nicht mer ſo vand man ir auch da u. ſ. w. | Des war [l. wär] auch chomen her Galvan, | ein ritter werd von Montalban, | Lanzelott und her Triſtan, | Stolff [?] und ander herren gmain, | do muoſten ſeu ir ſchloſſe retten | und andreu güter vor den ſtetten; | her Rüggel [l. Püppel] doch von Elrbach, | den man nie derligen ſach, | biet ze ſtreiten im derkorn, | da was er dannacht ungeporn.“ Statt „Indertrinn“ ſteht vorher (47 b, 11) richtig: „das ander dorff hieß in der Chrinn“ [2], was mit nachfolgendem „Leusaw unterm Höperg“ unverkennbar auf die Ortslage am Heuberg weiſt, nach welcher das heutige Dorf Weilen unter der Rinnen (Bezirks Spaichingen), etwas misverſtändlich, benannt iſt. Daß die Herren nicht kommen, weil ſie ihre Schlöſſer und andre Güter vor den Städten retten müſſen, paßt auf eben jene Gegend, in welcher die Städte 1423 das Schloß Hohenzollern, die Rotweiler insbeſondre ſchon früher die Veſten Bern gebrochen hatten und nachher, 1449, die Burg Hohenberg an der ſteilen Wand des Heubergs zerſtörten [1]. Der kriegeriſche Herr Püppli von Ellerbach, aus der ſchwäbiſchen Markgrafſchaft Burgau, iſt wohl mehr eine perſönliche Bekanntſchaft des Dichters; er war noch ungeboren, weil die Begeb[1, 333]niſſe einer nebelhaften Vorzeit angehören ſollen [2]. Dagegen bekundet ſich wieder die unmittelbare Gegenwart in dem nachbarlichen Verkehr mit den Schweizern, die zur Lappenhauſer Hochzeit geladen werden (33a, 32 ff. 33b, 34 f.) und nachher, maleriſch geſchildert (48a, 43 ff.), den Niſſingern zu Hülfe ziehen; das förmliche Bündnis Rotweils mit der Eidgenoſſenſchaft fällt zwar erſt in das Jahr 1463 und der „rauhe Schwarzwald“ ſchickt ſeine „ungeſtalten“ Bauern den Eidgenoſſen erſt 1477 zum Erſatz von Nancy, aber in beiden Fällen wird die alte Freundſchaft der Vordern ausdrücklich hervorgehoben[1]. Der ganzen Anlage nach hat Wittenweilers Arbeit ihr einfacheres und harmloſeres Vorbild in dem unbezweifelt ſchwäbiſchen Gedichte des 14ten Jahrh. von Bärſchis Hochzeit mit Metzen[2]. Dieſes iſt im Ring mit voller Freiheit umgeſtaltet, greller aufgemalt und ungemein erweitert. Dennoch ſind nicht bloß die Namen der Hauptperſonen, des Bräutigams und der Braut, ſowie mancher Nebengänger, ſtehen geblieben, ſondern auch einzelne Darſtellungen und Redeſätze faſt wörtlich dem älteren Stück entnommen[3]. Insbeſondre nun war der durchlaufende Name des erſten Helden, Bärſchi, Bertſchi, d. h. Berchtold[4], der auch für andre Mitſpielende ſich mehrfach wiederholt, nach dem Zeugnis alter Jahrzeitenbücher, ein beim Landvolke der Berchtoldsbaar ſo beliebter, daß er als [1, 334] förmliche Loſung dortiger Landsmannſchaft angeſehen werden kann[5]. Der

---

[1] Cruſius, Paraleip. (1596) 34: Non longe a Balinga mons ille celebratissimus abest, quem Heuberg appellant; ibique a sagis exercitia diabolica fieri, vulgo persuasum est. Inde etiam est, quod vulgus spectra et meteora, quæ in hoc monte frequentia sunt, pro præstigiis magorum et dæmonum habet. Aliis inde oriri videntur, quod circa Maximiliani I tempora interdum pugnæ iis in locis commissæ sint, sicut, quando Eberhardus Barbatus cum Rotwilensibus bellum gessit, antequam dux creatus esset. Quemadmodum Pausanias quoque scribit ... in campis Marathoniis, in quibus Atheniensis dux Miltiades Persas vicerat ... multis etiam annis post spectra noctu esse visa, militares clamores hinnitusque equorum auditos esse nec impune ferre, qui temere accedat (folgt die Stelle aus Pauſanias 1, 32, 3).

[2] Krinne f. bedeutet: Kerbe, Einſchnitt (lat. crena, fissura, ſ. Schmeller 2, 387 f. Benecke 1, 882 a), hier alſo Thalſchlucht, noch beſonders angezeigt durch den Beiſatz „dem teuffen land“ (die Handſchrift ſetzt chr vielfach für kr, teuf für tief, ſeu für ſie nom. pl. m.)

---

[1] Die Zerſtörung der Burg Zollern, auf Anſtoß und mit Beihülfe der Stadt Rotweil, war in Schwaben ein ſo kundbares Ereignis, daß man danach die Jahre gezählt findet. Außer dem Reimſpruch des Meiſters Konrad Silberdrat, wahrſcheinlich eines Rotweilers, und den lateiniſchen Verſen darüber von Konrad Winziecher, Bürger zu Reutlingen, iſt auch in der von Nicodemus Friſchlin zuſammengetragenen handſchriftlichen Hauschronik der Edlen von Ehingen eines Liedes auf Grafen Fritz den Ötinger gedacht, dem eben die Stammburg gebrochen wurde. Dieſer Graf Friedrich von Zollern, gen. Ötinger († 1443), der Erbfeind Rotweils, überhaupt ein abenteurlicher, ſtreitluſtiger, mit dem eigenen Bruder verfehdeter Mann (Stälin 3, 421 ff.), führte in ſeinem Siegel, wie es in mehrfacher Form vorliegt, den zottigen wilden Mann, mit behelmtem Haupte, dem Speer in der rechten und dem Schild an der linken Hand (Abzeichnungen in den Monumenta Zollerana 1, 530. 551. 576). Sollte das nur zufällig mit dem Toben des wilden Mannes im Lappenhauſer Kriege ſich begegnen? (Vgl. Gutermann, Ravensburg 56: Sig. indomiti viri.)

[2] Im Geſchlechte von Ellerbach war der Name Burkard herkömmlich (Monumenta boica 35, Index personarum 316 b); zwei dieſer Burkarde aus dem 14ten Jahrh. werden von Suchenwirt geprieſen, der ihren Kriegsthaten drei Reimreden widmet (Suchenwirts Werke S. 23 ff., vgl. 219 ff.) und von dem jüngern ausdrücklich ſagt: „Sein nam iſt unverdrumet: | her Puppli von Ellerwach, | dem trew und er nie gebrach. | Purkart iſt ſein rechter nam“, ferner: „der Puppeli von Ellerwach; | in der tauff ward er genant | Purkart, ſein nam was weit erkant“ (ebd. 30. 33); für Wittenweilers Zeit gedenkt eine Augsburger Urkunde von 1447: „des ſtrengen hern Buppelins von Ellerbach, Ritters, des eltern“ (Monnmenta boica 34, 401 ff.), was noch einen jüngern desſelben Namens annehmen läßt. Kürzungen von Burkhard ſind im Jahrzeitenbuch von Wurmlingen (Bl. 10. 16): Bürcki, Bürckli.

---

[1] Der Bundesbrief von 1463 bezeugt „die trüw liebe und fründſchaft, ſo unſer vordern und wir lange zit mit einander gehabt hand“ (Ruckgaber, Geſchichte von Rotweil Bd. 2, Abth. 2, S. 220). Von dem Hülfzug „gen Nanſee“ beſagt ein Gedicht des 15ten Jahrh.: „und der rauhe Schwartzwald | brachte bauren ungeſtalt, | die nit zu verachten ſindt, | dann ſie halber Schweitzer ſindt | in dem groben weſen, | als ich hab geleſen: | die Schweitzer und ir altvorden | kumen auß einem orden“ (H. Schreiber, Taſchenbuch u. ſ. w. 1844, S. 338).

[2] Liederſaal 3, 399 ff. Graff, Diutiſka 2, 78 ff. Liederbuch der Hätzlerin 259 ff. (Mörin, vom J. 1453, Bl. 27: Do Meyer Bertſchen hochzeit was.)

[3] Man vgl. Metzen Hochzeit im Liederſaal V. 42 bis 44 mit Ring 23, 19. 33, 7 bis 9; Liederſaal V. 322 bis 327 mit Ring 33, 21 bis 25; Liederſaal V. 418 bis 424 mit Ring 34 b, 43 bis 45; Liederſaal V. 433 bis 437 mit Ring 34 b, 8 bis 11; Diutiſka 2, 87 und Hätzlerin V. 290 ff. (Liederſaal V. 490 ff. abgeriſſen) mit Ring 38 b, 44 ff.; Liederſaal V. 573 ff. mit Ring 40, 55 ff. Triefnas heißt im Liederſaal V. 102 nicht der Bräutigam, aber ein Verwandter desſelben, Guggoch, Iſengrin u. a. erſcheinen hier wie dort.

[4] So wird Bärtſchi im Ring bei der feierlichen Verlobung angeredet, 32 c, 21: „nu dar, herr Perchtolt, hörſt du das?“ 32 d, 22: „ſag an, Perhtolt, pei deiner treuw!“ Beide Formen gebraucht auch das Wurmlinger Jahrzeitenbuch, Bl. 2: berchtoldus nadler, Bl. 8: bertſchi nadler.

[5] Vielfach begegnet er im mehrgedachten Wurmlinger Buche, öfters auch in einem dortigen Rodel von 1480 und im Neidinger Anniverſarium; häufig daneben am erſten Orte Metz, Mätz (zugleich mit mechilt, Mechthilt), einmal in derſelben Stiftung, Blatt 25 b metz und bertſchi. Ein in ſchwäbiſcher Mundart verfaßtes, um 1630 gedrucktes Lied, Schilderung einer Bauernhochzeit, gibt

Hauptortsname Lappenhauſen, gleichartig mit Narrenhaim und Torenhofen (S. 370), iſt im älteren Gedichte, das keinen Ort nennt [1], doch ſchon dadurch angeklungen, daß es die am Tanze ſpringenden Dörpel als „lappen“ kennzeichnet [2]. Lapp, woher dann läppiſch, der Läppiſch (das Läppiſchthun), lappen, war in der Zeit und Gegend, welche der Ring angeht, das bezeichnende Wort für die närriſche Luſtigkeit der Bauern und den gleich drolligen Scherz, der mit ihnen getrieben wird. Eine Meile unterhalb Rotweil, auf einer nach dem Neckarthal ausblickenden Höhe, ſteht noch trümmerhaft die Burg Herrenzimmern, einſtiger Stammſitz Herrn Johanns von Zimmern, zugenannt der Lapp, der, um 1354 geboren und 1441 verſtorben, ein ſehr angeſehener, obgleich ſeltſamer Mann, durch ſeine läppiſche Händel mit den Bauern von Wittershauſen (im Bezirke Sulz) dieſe ſo ſagenberühmt machte, daß ihnen, in Gemeinſchaft mit denen von Gaienhofen am Zellerſee, die im Ringe von den Niſſingern mit um Hülfe beſchickt werden (42 c, 24), unter den Schwabenſtreichen ein beſondrer Abſchnitt zu widmen iſt [3]. So war auf dieſem Boden für die Bauernſchwänke des

---

dem Brautpaare ſchon die kirchlichen Namen Hänßle und Graetta, bezeugt übrigens, wie andauernd dieſer poetiſche Stoff in Schwaben beliebt war. [Vgl. G. K. Frommann, Die deutſchen Mundarten 4, Nürnberg 1857. S. 86 ff. H.]

[1] Nur die Bauernnamen V. 28: Göswin, der Baſinger, und V. 112: Wächtinger lauten örtlich, für erſtern bieten ſich etwa Böſingen (Bezirks Rotweil, ein andres Bezirks Nagold) und Baiſingen (Bezirks Horb).

[2] V. 464 f.: Die torpel, nuo die lappen, | ſprungent alſo vaſt, | das in das ſtro taſt | uz den ſchuochen uff den plan, | wann in die ſolan baſz [l. bös] wan. Dieſem wán (für wáren, vgl. A. Kellers Regiſter zu Martina S. 763 a) im Reim auf plán, wie vorher V. 315 f. mit gán, entſpricht noch die heutige Rotweiler Mundart, in welcher r vor n ausfällt (Lauchert a. a. O. 14, vgl. Schmeller, Mundarten 632, allgemein ſchwäbiſch ſind ſolche Auslaſſungen nicht). Stammbaum der Dorflappen Faſtnachtſpiele 525, 12 ff. vgl. 344, 17.

[3] Über dieſen Johann von Zimmern ſ. Ruckgabers Geſchichte der Grafen von Zimmern, Rotweil 1840, S. 65 ff. Zum Worte Lapp vgl. Benecke 1, 939. Schmeller 2, 485 f. Die im Froſchmeuſeler zweimal genannten Lappenhäuſer (A. Keller, Vorrede zum Ring VIII) haben Bezug auf die aus bunten Lappen zuſammengeflickte Bauernkleidung. Das Lappenweſen iſt im Laufe des 15ten Jahrh., wie früher ſchon die Neidhartsdichtung, zur höfiſchen Mode geworden. Davon zeugen reichlich die bairiſchen Schwänke Hans Heſellohers († 1470 als Pfleger zu Päl) und auch ein ſcherzhaftes Lied ſeines Herrn, des Herzogs Ludwig von Baiern, in Münchner Handſchriften des beſagten Jahrh.

Rings überhaupt ſchon mehrfältige Bereitſchaft vorhanden. Auch das findet ſich ſchon im älteren Stücke, daß bei Metzen Hochzeit geſungen und geſagt wird, doch ohne daß ein Inhalt dieſer Vorträge angegeben wäre [1]. Der Dichter des Rings ſetzt nun den gangbaren Spruch, [1, 335] daß die Bauern ſo viel von Dietrich dem Berner ſingen und ſagen, in lebendige Handlung. Überall zeigt er genaue Kenntnis der Sitten und Gebräuche des Landvolks, ſelbſt wenn er ſie im Zerrbilde lächerlich macht, aber eben die Verſpottung und poſſenhafte Übertreibung wäre zum voraus unverſtändlich geweſen, wenn ſie nicht einen Gegenſtand in der Wirklichkeit gehabt hätte. Wenn er ſonſt Schwaben ins Auge gefaßt hat, ſo war ja gerade in dieſem Lande das Eckenlied, das er ſcherzhaft verkehrt, entſtanden und vor allen andern volksmäßig geworden; warum ſollten auch die ſchwäbiſchen Bauern nicht von Dietrich geſungen haben, über den, nach einem Zeugnis aus Tübingen vom Jahre 1500, ſogar gepredigt wurde [2]?

Der Gang der Unterſuchung hat dicht an die Stätte zurückgeführt, wo einſt die Edelleute von Bern ſich und ihre Burgen nach dem Helden der Sage benannt hatten. Dem benachbarten und verwandten Geſchlechte von Zimmern[1] war es für ſpäte Zeit noch vorbehalten, an der Dietrichsmäre ſelbſt fortzudichten. Ein Nachkomme Johanns mit dem Beinamen Lapp, der Graf Gotfried Wernher von Zimmern, nahm während der Unruhen des Fürſtenkriegs im Jahr 1552 ſeinen Wohnſitz auf der im maleriſchen Donauthal beim Kloſter Beuron gelegenen Burg Wildenſtein, einer Erwerbung ſeines wohlgelaunten Ahnherrn. Ihn beſtimmte dazu die überaus feſte Lage der noch jetzt beſtehenden Burg auf einer ſchroffabgeriſſenen Felszacke. Aus den Tagen dieſes Aufenthalts erzählt ſein Bruder Wilhelm Wernher, der Geſchichtſchreiber des Hauſes, Folgendes (Zimmriſche Chronik S. 1038 [Ausgabe von Barack 4, S. 161. H.]):

---

[1] Liederſaal B. 303 ff.: „Ainer gregiert, der ander ſang, | der trit ſait, der fierd ſprang, | biſz da diu brut geziert wart“ u. ſ. w., im Ringe wird beim Gelag erſt vom Berner geſungen und dann durcheinander (37 d, 17 ff.): „alſo huob do ieder man | ze ſingen und ze ſagen an, | und was der herr hiet an gehaben, | es wär von ſingen oder ſagen, | daz chond der chnecht mit züchten ſtören, | niemant wolt den andern hören“ u. ſ. w. Das Lied in ſchwäbiſcher Mundart (S. 373, Anm. 5) läßt den Geſang vor der Brautkammer anſtimmen, Str. 68: „As ſingt an jedas was as kan, | da blauha Stoarcka [Gargantua Cap. 1: das blaw Storckenlied; MS. 3, 303 b, 15: der ander ſang von ſtörchen und von lerchen; meine Volkslieder Nr 10], dan Hanſelman, | das Scheaſanappele, da Grauſa von Rom [Volkslieder Nr 299], | da Geredom, da Kemmatſeagar.“ (Vgl. Schiltbürger Cap. 31: den Benzenawer vor der Thüren geſungen, Volkslieder Nr 174. Helmbrecht 1533. Ruodlieb XIV, 88 f.)

[2] Henr. Bebelii Commentaria u. ſ. w. Phorce 1510 (die Zueignung an Herzog Ulrich aus Tübingen 1500), Blatt 130: Et ego novi unum, qui suæ concioni testimonium adhibuit ex gestis Theodorici, quem nostri ducem Veronensem vocitant, cum merum sit commentum, sicut omnes aliæ cantiones vernaculæ de gigantibus, de Fasoldo, Hildebrando, de duce Ernesto et de aliis u. ſ. w., nec pro veritate recitantur a prudentibus, verum germanica est poësis, quæ principes ad res fortiter gerendas illorum exemplis cohortetur u. ſ. w. (Vgl. Cruſius, annal. 3, 558. „Der ſelen troiſt“ in Fr. Pfeiffers Auszug S. 7.)

„Sonſt begaben ſich zu Wildenſtain vil ſelzamer hendel. Der alt herr war mit ſo großer ſorg in ein ſoliche unordnung mit eßen, trinken und [1, 336] ſchlafen kommen, daß auch menigklich hernach deſſen höchlichen an der geſundhait entgelten müeßen. Es konte des morgens blößig ſiben uf der uren oder uf das ſpeteſt achte ſchlahen, er wolte den imbiß eßen, ſo war noch niemands luſtig, nochdann ime zugefallen mueßt man eßen; nach eßens berueft er der ſchreiber ein, mit dem zecht er und under der zech macht er reimen von dem Berner und den riſen, wie dann ſolich buech, damit er vil müehe und arbait gehapt, noch zu Wildenſtain vorhanden“ u. ſ. w.[2]

Nach Proben andrer Art, die von der dichteriſchen Begabung Wernhers zeugen können[3], iſt dieſe nicht hoch anzuſchlagen und würde ſein mühſames Reimwerk, nach Geiſt und Stil, nicht einmal mit dem inhaltverwandten von Dietrich und ſeinen Geſellen, geſchweige der geprieſenen Kunſt Heinrichs von Leinau oder der Lebendigkeit des Eckenlieds, ſich vergleichen dürfen. Dennoch iſt der Verluſt des Wildenſteiner Buches ſehr zu beklagen, da dem alten Zecher auf dem Felſenſchloß jedenfalls die in ſeiner Zeit und Umgebung noch gangbaren Kunden aus dieſem Sagenkreiſe zu Gebote ſtanden.

---

[1] Jakob von Bern vermählt ſich 1464 mit Anna, geb. Freiin von Zimbern, Witwe Diepolts von Geroldseck, Zimmriſche Chronik S. 190 [Ausgabe von Barack 1, S. 352. 353. H.], vgl. Ruckgaber a. a. O. 87.

[2] Die Chronik fährt fort: „Nach den zwai uren nach mitemtag fieng er an das nachtmal, das weret biß umb die vier uren ungefarlichen, do war aber niemands luſtig; nachts umb die neun und hernach do het iederman erſt gern geſſen. Alſo zu der zeit, do man ſchlafen und an die rue ſolt geen, do fieng man erſt an zu dempfen, das weret etlich ſtund in die nacht. Mit ſolicher unordnung ward der ſommer und auch darnach der volgend herpſt mertails volpracht. Iſt damit dahin komen, daß iren kains kain rechte beharliche geſunthait nie gehapt. Und wiewol die ſeind, wie obgehört, uſſerm land, iedoch wolt der alt herr dem wetter nit gleich trauen oder ſo bald von Wildenſtain weichen.“ Laßberg hat zuerſt auf die merkwürdige Stelle aufmerkſam gemacht.

[3] Bei Ruckgaber a. a. O. 257 ff.

Dieß iſt, wenn auch nur in Bruchſtücken, die Rechenſchaft über den beſondern Beitrag Schwabens zu der gemeinſamen Anerkennung des edelſten und volksthümlichſten Helden im deutſchen Sagenkreiſe. Hiezu kommt, daß in Schwaben die gothiſche Dietrichsſage ſoviel reichlicher vertreten war, als die fränkiſche Siegfrieds- und Nibelungenſage; der ſanctgalliſche Waltharius iſt urſprünglich burgundiſch und wenn auch die älteſten Handſchriften des Nibelungenliedes von der Nähe des Bodenſees kommen, ſo hat doch das Lied, wie es in dieſen ausgeſtaltet iſt, den Abſchluß des großen Kampfes bereits in Dietrichs Hand gelegt. Die ſchwäbiſchen Zeugniſſe reichen, ſoweit ſie äußerlich beurkundet ſind, das Bildwerk zu Baſel und einzelne Namenſpuren ausgenommen, nicht über das 13te Jahrh., die noch vorliegenden Lieder nicht über deſſen Neige hinauf, gehören ſomit einer Zeit an, in welcher die Dietrichsſage längſt durch mancherlei Wandlungen und Miſchungen gegangen, ihrem inneren Weſen nach nur noch halbverſtanden und ihre lebendige Triebkraft am Erlöſchen war. Daraus folgt aber keineswegs, daß ſie dieſer Gegend nur erſt in der Form ritterlich-märchenhafter [1, 337] Abenteuren zugekommen ſei, im Gegentheil macht ſich eine ältere und tiefere Begründung derſelben gerade hier fühlbar, ſie iſt in alle Schichten des ſchwäbiſchen Volkes eingedrungen und keines andern Helden Name hat ſich ſo nachhaltig in den Geſchlechtern fortvererbt. Wirklich erſchließt ſich auch über die bemerkten Zeitgrenzen hinaus ein Fernblick nach beiden Seiten der Sage von Dietrich, der geſchichtlichen und der mythiſchen. Geſchichtlich-örtliche Beziehungen Schwabens zum Schauplatz der beſungenen Kämpfe in Oberitalien und Tirol ſind aus dem 12ten und 13ten Jahrh. angedeutet worden. Ein viel engerer Verband war aber ſchon volle ſechs Jahrhunderte früher angeknüpft. Dietrich von Bern, der ſtehende Name in Lied und Sage, weiſt zugleich entſchieden in die Geſchichte, auf den oſtgothiſchen Theoderich zu

Verona, dieſen meint ſchon das älteſte Sagenlied, das von Hildebrand und Hadebrand, wenn es ihn gleich in geſchichtwidrigen Zuſammenhang bringt, und ihn bezeichnen auch, obſchon zum Theile den Widerſpruch rügend, die Zeitbücher, welche der Sage gedenken. Dieſer Amalung Theoderich, der Sohn Theodemirs (Dietmars), war, auf der Höhe ſeines Ruhmes, ein hülfreicher Freund der Alamannen. Als die Macht derſelben durch den Sieg Chlodwigs vom Jahre 496 gebrochen und der nördliche Theil ihres Gebiets der fränkiſchen Botmäßigkeit unterworfen war, nahm Theoderich, deſſen Herrſchaft zuvor ſchon über Rätien ſich erſtreckte, das ſüdliche Alamannien in ſeinen Schutz und räumte zugleich einer zahlreichen alamanniſchen Bevölkerung Wohnſitze und Bauland innerhalb der Grenzen Italiens ein[1]. Mitten inne zwiſchen den eiferſüchtigen Gewalten Chlodwigs und Theoderichs hatten dieſe Alamannen ſich letzterer zugewandt und ſelbſt dann noch, als nach Theoderichs Tode das ganze Alamannenland unter fränkiſche Oberherrlichkeit gekommen war und das Reich, das er begründet hatte, dem Falle raſch entgegengieng, waren es zwei alamanniſche Herzoge, die Brüder Leutharis und Butilin, die, mit Widerſtreben des jungen Frankenkönigs Theudebald, den Oſtgothen in ihrem letzten Kampfe gegen Narſes ein großes Heer von Alamannen und Franken nach Italien zuführten. Leutharis und ein bedeutender Theil ſeiner Kriegsſchaar wurden, auf dem Rückzug mit der gemachten Beute, von einer Seuche hinweggerafft; Butilin, dem die Gothen ihre Königswürde in Ausſicht ſtellten, ſtritt 553 die blutige Schlacht bei Capua, die ihm den Tod und ſeinem Heere Vernichtung brachte, womit aber auch die Auflöſung des Gothenreichs entſchieden war[2]. Die [1, 338] Verbindung der Südalamannen mit dieſem Reiche hatte zwar unter Theoderich ſelbſt nur dreißig Jahre und nach deſſen Tode ſehr kurze Zeit noch gedauert[1], aber die Volksgeſchicke, unter denen ſie zu Stande gekommen, waren ernſt genug, um bei den Alamannen tiefe Eindrücke zurückzulaſſen und, wenn auch die geſchichtlichen Erinnerungen als ſolche ſich verdunkelten, dem Namen und Bilde des Retters und Beſchirmers ein bleibendes Gedächtnis zu ſichern[2]. Theoderichs mächtiges Wirken in Italien war von zweifacher Beſchaffenheit, erſt ein kriegeriſches, wie er in den Kämpfen mit Odoaker vor Verona, Ravenna, Mailand, ſich ein Reich eroberte, und von dieſen Kämpfen erhielten ſich Nachklänge im alten Hildebrandsliede, hier ſelbſt mit Odoakers Namen, dann im Gedichte von der Schlacht vor Raben und andern (vgl. S. 352), ſo jedoch, daß durch Beiziehung des früheren Ermanarichs und des hunniſchen Attila ſich Zeit und Perſonenſtellung vielfach verwirrte[3]; ſchon die proſaiſchen

---

[1] Sein Fürſchreiben an Chlodwig bei Caſſiodor, var. 2, 41; die Wanderung durch Noricum betreffend: ebd. 3, 50 (vgl. Huſchberg, Geſchichte der Alemannen und Franken 643). Ennodius, panegyr. 15, vgl. 17 (Zeuß 588 ff.). Agathias, hist. 1, 6. Theoderichs Herzog über Rätien: Caſſiodor, var. 1, 11. 7, 4. Frühere alamanniſche Anſiedlungen am Po und in den rätiſchen Alpen: Ammianus Marcellinus 28, 5. Jornandes 55.

[2] Agathias 1, 6 f. 2, 1 bis 10. Vgl. Gregorius Turonenſis, hist. Franc. 4, 9. Paulus Diaconus, de gest. Langob. 2, 2. Noch einige Jahrzehende ſpäter ließ der oſtrömiſche Kaiſer Mauritius an die Spitze ſeiner pomphaften Siegestitel nebeneinander ſetzen: Alemannicus, Gothicus.

---

[1] Agathias 1, 6. Vgl. Stälin 1, 151 f. 170. Eine Folge dieſes einſtmaligen Zuſammenhangs mit dem Gothenreiche mag es ſein, daß der Name Amelung, urſprünglich oſtgothiſcher Stammname, ſo häufig in alamanniſchen Urkunden vom Ende des 8ten bis zu dem des 10ten Jahrh., beſonders auch bei Vögten des Kloſters St. Gallen, alſo Männern von Anſehen, vorkommt (Neugart, ind. onomast. 93 a). Noch in der Urkunde von 1301, welche Dietericus, dictus Marchelt de Wurmelingen, an letzterem Orte ausſtellt (S. 337, Anm. 3), zeugt mit Dietericus de Stainhulwe auch ein Amelungus. In einer Urkunde aus Odenheim, unweit Bruchſal, von 1109 ſind Zeugen Amelungus, Diethericus Franci (Wirtembergiſches Urkunden-Buch 1, 338), es iſt, als hätten Amelunge ſich durch den Zunamen Heimatrecht auf fränkiſchem Boden erworben. Die Bedeutung jener ſangalliſchen Amelunge hebt ſich noch dadurch, daß im ganzen Urkundenſchatze der weitum begüterten Abtei neben den Einzelnamen Sigifrid, Hagano u. ſ. w. (S. 346, Anm. 1) doch nirgends ein ſtammnamiger Nibelung hervortritt. Im Waltharius wird dieſer Stammname ſichtlich als ein fränkiſcher bezeichnet (V. 555: Franci Nebulones).

[2] Rieger, in Wolfs Zeitſchrift für deutſche Mythologie 1, 231 f., nimmt an, daß die Alamannen in Rätien und Noricum Erben der gothiſchen Heldenſage ſeien.

[3] Die Quedlinburger Jahrbücher (S. 340, Anm. 1) nehmen keinen Anſtand, den Amalung Theoderich als Zeitgenoſſen Attilas und deſſen Schützling wider Ermanarich und Odoaker gelten zu laſſen, ſtellen jedoch den für geſchichtlich erachteten Thatſachen mit den Worten: et iste fuit Thideric de Berne, de quo cantabant rustici olim, der früheſten Erwähnung dieſes Bauernſingens, Dietrichsmären gegenüber, die ſie für fabelhaft gehalten zu haben ſcheinen, wohl eben die noch langehin beim Volke beliebten Waldabenteuer.

Gesta Theoderici aus dem 7ten Jahrh., denen dieſe Beimiſchungen noch fremd ſind, lauten gleichwohl nicht mehr reingeſchichtlich und haben epiſche Keime angeſetzt, die fortan in Lied und Sage ſich weiter entfalteten [1]. Auf die Begründung der ita[1, 339]liſchen Gothenherrſchaft aber folgte die andre, friedliche Wirkſamkeit Theoderichs, wie er insbeſondre den Feldbau durch Urbarmachung verſumpfter Landſtrecken förderte und eben auch den Alamannen beſtellbaren Boden anwies [2]. Wenn nun aus dieſer dreißigjährigen Friedenszeit nicht bloß der Überfluß an Weizen und Wein, ſowie die allgemeine Sicherheit des Verkehrs angerühmt, ſondern letztere noch eigens damit veranſchaulicht wird, daß Theoderich nirgendwo Stadtthore machen ließ, daß auch innerhalb der Stadt die Thüren nicht geſchloſſen wurden und man ebenſo gefahrlos, als im Umfang der Stadtmauern, Silber und Gold auf dem Felde laſſen konnte, daher auch benachbarte Völker ſich ihm in Bündnis untergaben und ihn zum Könige wünſchten [1], ſo ſind das vollkommen ſagenhafte Züge, die ſich ebenſo altnordiſch in Frodis Frieden vorfinden [2]. An dasſelbe [1, 340] Heldenthum der waltenden Friedensband lehnt ſich dann auch die mythiſche Seite der Dietrichsſage mit den vorzugsweiſe volksthümlichen Liedern und ſonſtigen Überlieferungen, in welchen Dietrich als Bezwinger der Würme und Rieſen, des Waldmanns, der Zwerge, allzumal leibhafter Geſtaltungen wilder und widerſpenſtiger Naturkräfte, dargeſtellt iſt; altgothiſchen Vorgang ergeben hiefür Otnits und Wolfdietrichs Kämpfe mit den Lindwürmen, vor denen die Bauleute weder ihre Äcker anzuſäen, noch ihre Wieſen am Walde zu mähen wagen[1], überhaupt hat ſich hier der geſchichtliche Sagenbeſtand mit der Sinnbildſprache des germaniſchen Glaubens von den rettenden Thaten volkliebender Götter und halbgöttlicher Helden verbunden. Nach Vertilgung der Rieſenbrüder Ecke und Faſold, welch letzterer anderwärts als Wettergeiſt bezeugt iſt[2], kommt der Berner zu einem Bauern, der auf ſeinem Gereut im Walde wohnt und als er ſeinen liebſten Herrn, deſſen Verluſt ihm und ſeinen Kindern herber als der Tod geweſen wäre, wohlbehalten ſieht, ihn vor Freuden küßt und ſich ihm zu Füßen wirft, dann ihn mit Braten, Huhn, Käſe, Brot, Eiern und gutem Weine bewirthet, wofür Dietrich dem getreuen Baumann den Hof für eigen hingibt[3]; nicht minder bauernfreundlich erweiſt er ſich im Roſengartenliede, denn als er an Heeresſpitze nach dem Rheine zieht, um mit den rieſenhaften Hütern des Gartens zu ſtreiten, da ſehen die Reitenden manchen Bauern neben ſich zu Acker gehn, keinem armen Manne nehmen ſie etwas von dem [1, 341] Seinen [1]. Nirgends in einem deutſchen Heldenlied, außer in dieſen von Dietrich und dem verwandten von Otnit, iſt eines Bauern gedacht, um ſo weniger kann es zufällig ſein, daß in erſtern die Rieſenbekämpfung mit dem Wohlwollen gegen den Landmann zuſammengeht. Auch das ſtimmt nicht von ungefähr, daß in der nordiſchen Götterfabel Thor, der Zermalmer der Sturm- und Bergrieſen, der Bekämpfer des Midgardswurms, damit auch Freund der Völker, der dem Menſchengeſchlechte hilft, der den bei Vornehmen angeſehenſten Mann dem Volke verhaßt machen kann, zu dem die Thräle nach ihrem Tode kommen, daß dieſer ebenſo ſchlagfertige als leutſelige Gott auf ſeiner Ausfahrt nach Jötunheim bei einem Bauern Nachtherberge nimmt und fortan deſſen beide Kinder zum beſtändigen Geleite hat [2]. Dieſer Bezug auf den Donnergott iſt hier nicht weiter zu verfolgen, aber mit Kunden, wie die vom Baumann des Eckenlieds, hängt es gewis zuſammen, daß die Bauern, zumal die ſchwäbiſchen, vom Dietrich von Bern ſo viel ſangen und ſagten.

---

[1] Gesta Theod. regis (Mones Anzeiger 4, 14 f. 7, 355 ff. Canis. lect. ant. ed. Basn. 2, 188 ff. Aimoin. 1, 10. J. Grimm, Reinhart Fuchs XLIX), woraus namentlich Folgendes: Theoderich flüchtet ſich aus einer Schlacht mit Odoaker und den Herulern nach Ravenna, wo ihm ſeine Mutter verweiſend entgegentritt: er könne nirgendhin fliehen, als wenn er in ihren Schooß zurückkehre; tief beſchämt, will er lieber ſterben als leben, wirft ſich mit kleiner Schaar auf die Feinde und vertilgt ſie, geradwie Dietrich in den Liedern (Roſengarten, Eckenlied, Nibel. u. a.), von Anfang kampfſcheu und zögernd, erſt heftig aufgereizt werden muß, dann aber in ſeiner Zornflamme unwiderſtehlich losſchlägt; auch die Erzählung der Gesta von Theoderichs Zweikampfe mit dem avariſchen Reiter läßt ihn zuletzt, aber allein ſieghaft, zum Streite gehen und iſt zugleich ein treffliches Vorbild ähnlicher Kämpfe, durch die er ſich tapfre Genoſſen erwirbt und mittelſt welcher die manigfachen Heldengeſchichten der nordiſchen Saga in ſeiner Perſon verbunden ſind; dem jungen Theoderich zur Seite ſteht ein kluger Berather und bis zum Tode getreuer Freund (cum Theoderico amicitias iniens, quas usque in diem obitus custodivit), Ptolemäus, und es iſt unter dieſem Namen ein deutſcher Wigand, Wighere, Wigbart vermuthet worden (J. Grimm, a. a. O. Maßmann, Kaiſerchronik 3, 803); näher und gleich wortgerecht gäbe ſich Hildebrand, der weiſe und treue Meiſter Dietrichs, iſt doch, nach andrem Bericht, auch Theoderichs gothiſche Mutter Erelieva in der Taufe zur griechiſchen Euſebia umgenannt worden (Anonym. Vales. S. 719, vgl. Jorvandes C. 52).

[2] Ennodius l. c. 15. Manſo, Geſchichte des oſtgothiſchen Reiches in Italien 126 ff. Caſſiodors redneriſche Amtsſprache im Namen des Königs Theoderich über die abzuwehrenden Greuel der Verſumpfungen rührt nahezu an das volksmäßige Bild des Lindwurmkampfes, var. 2, 21: ubi aquarum vasta profunditas terrenam gratiam ... absorbuerat; ... cælatamque longa voracitate tellurem u. ſ. w. 2, 32: paludem Decennonii in hostis modum vicina vastantem u. ſ. w. Hunc ergo audacem laborem aggressurum se ... ut pereunte damnoso gurgite, quæ fuerant amissa, ulterius non perirent ... opus eximium, quod erit cunctis viantibus profuturum. Vgl. S. 336 und S. 340, Anm. 2. [Vergl. auch oben S. 273. H.]

---

[1] Anonym. Vales (hinter Ammianus Marcellinus cum not. Gronov.) S. 719: Cujus [Theodorici] temporibus felicitas est secuta Italiam per annos XXX ita, ut etiam pax pergentibus esset u. ſ. w. S. 721: Sed etiam per alias civitates multa beneficia præstitit. Sic enim oblectavit vicinas gentes, ut se illi sub fœdus darent, sibi eum regem sperantes. Negotiantes vero de diversis provinciis ad ipsum concurrebant. Tantæ enim disciplinæ fuit, ut, si quis voluit in agro suo argentum vel aurum dimittere, ac si intra muros civitatis esset, ita existimaretur. Et hoc per totam Italiam augurium habebat, ut nulli civitati portas faceret, nec in civitate portæ claudebantur; quis, quod opus habebat, faciebat qua hora vellet, ac si in die. Sexaginta modios tritici in solidum ipsius tempore fuerunt et vinum triginta amphoras in solidum. Vgl. Caſſiodor, var. 9, 10 (Athalarich von der Zeit ſeines königlichen Ahns): longa quies et culturam agris præstitit et populos ampliavit.

[2] Sn. Edda, Arnam. 1, 374 f.: fyrir þvî at Fródi var allra konunga rîkastr â nordrlondum. þâ var honum kenndr fridrinn um alla danska tungu, ok kalla Nordmenn þat Fróda-frid u. ſ. w. þâ var ok engi þiofr eda ránsmadr, svâ at gullhringr einn lâ â Jalangrsheidi lengi. Saxo 5, 92: Victor Frotho, pacem per omnes gentes reficere cupiens, ut uniuscujusque rem familiarem a furum incursu tutam præstaret otiumque regnis post arma assereret, armillam unam in rupe, quam Frothonis petram nominant, alteram apud Wig provinciam, habita cum Norvagiensibus concione, defixit, edictæ a se innocentiæ experimentum daturas u. ſ. w. aurum absque custodia, mediis affixum triviis u. ſ. w. Jussit etiam, ne quis ædem vel arcam seris obfirmatam haberet, aut rem claustrorum custodia contineret, triplicem amissorum restitutionem promittens (vgl. ebd. 5, 95 [vergl. Schriften 7, S. 113. H.]).

---

[1] Otnit, Mones Ausgabe, Str. 567: „Do getorſten die bulnt [bûlinte] ir ecker nit geſeyen | und ouch vor dem walde der wiſen nit gemeyen“; Ambraſer Handſchrift (nach Bergmanns Abſchrift) Str. 521: „ſy torſten auf dem velde ir agker vor in nicht geſäen, | noch getorſten vor den walden ir wiſen nicht gemäen.“ Str. 522: „jagern und gepauren namen ſy das leben, | die wurm wolten nyeman kainen fride geben“ (vgl. Ettmüllers Ausgabe VI, 38 f. v. d. Hagen, Heldenbuch 1855, 1, 60).

[2] Mythologie, 1te Ausgabe, Anhang CXXXII.

[3] Die laßbergiſche Handſchrift des Eckenlieds geht nicht ſo weit, aber die Str. 267 ff. des alten Drucks ſind im Grundbeſtand echt; hieher beſonders Str. 268: der todt möcht mir weger ſein | mir vnd den meinen kinden | hab ich den herren mein verlorn | das klag ich heüt vnd ymmer | das ich ye ward geborn. Str. 269: er hieß mit nammen Dieterich | vnd was der vogt von Berne | er was kuen an der ſtercke ſein | edel reich und milde u. ſ. w. Str. 270: Vnd do der Berner das erſach | er wandt dem bauren ſein vngemach | dannen band er vom haubet | den ſchilt vnd auch das haubet tach | als jn der meyer bloſſe ſach | aller erſt der baur glaubet | das er ſein rechter herre was | er ſchluog ſich zuo der bruſte | vor großer fröuden thet er das | ſein herren er da kuſte | fiel oft auf die fueße ſein | o wol mir heut vnd ymmer | vil liebſter herre mein. Str. 274: der hoff ſoll gar dein eygen ſein | da du biſt auff geſeſſen | der bauwmann regt die hende ſein | do leyh er jm für eygen | huob auff ſein gereyte [l. gülte] gar.

---

[1] Roſengarten, W. Grimms Ausgabe, 799 ff.: Dô riten gein dem Rine wol ſehzec tûſent man, | ſie ſâhen manegen bûren neben in ze acker gân. | dirre herren ſite was guot unt wol geriht, | kâmen arme [l. keinem armen] manne nâmen ſie des ſînen niht.

[2] Hymiskv. 11: vinr verlýđa. 17: briótr bergdana. 19: þurs-râđbani. 22: sâ er öldum bergr | orms einbani (vgl. Harbardsl. 23). Fornald. S. 3, 33: Ođinn mælti: þat skapa ek honum, at hann [Starkađr] skal þikja hæđstr enum göfgustum mönnum ok hinum beztum. þôrr mælti: leiđr skal hann alþýđu allri. Harbardsl. 24: Ođinn â iarla | þâ er î val falla, | en þôrr â þræla kyn. Sn. Edda, Arnam. 1, 142: Öku-þôrr fôr međ hafra sina ok reiđ u. ſ. w. koma þeir at kveldi til eins bûanda ok fâ þar nâttstađ u. ſ. w. þôrr bauđ til matar međ ser bûandanum ok konu hans ok börnum þeirra u. ſ. w.

[4, 35] 3. Bodman.

In der nordweſtlichen Bucht des Überlinger Sees ſpiegelt ſich, am linken Ufer hingeſtreckt, der Marktflecken Bodman mit dem hinter ihm anſteigenden Waldgebirg, auf deſſen Vorſprüngen das von alten Linden umgebene Kapellenhaus des Frauenbergs und die ſchroffen, jetzt Altbodman genannten Burgtrümmer ſich erheben. Von dieſem Geſtad aus wird nicht mehr weithin über den Bodenſee und über alemanniſche Gaue gewaltet, aber den Erforſcher vaterländiſchen Alterthums zieht gerade das an, einen vom Heerwege der Gegenwart abgelegenern, verſchatteten Ort in ſeiner einſtigen Bedeutung für Geſchichte und Sagenkunde wieder aufleuchten zu laſſen.

Die Geſchichte von Bodman ſoll hier eben nur ſoweit erörtert werden, als es zum Verſtändnis der ſagenhaften Überlieferungen, die ſich an ihr aufgerankt haben, erforderlich iſt und die vorerſt verfügbaren Hülfsmittel ausreichen[1]. Sie theilt ſich in zwei noch wenig vermittelte Zeiträume, den älteren, der die Königspfalz und ihre gräflichen Inhaber betrifft, und einen ſpäteren, welchem das ſeit der Mitte des 12ten Jahrh. bis auf dieſe Tage dort anſäßige Adelsgeſchlecht zufällt.

Bodman erſcheint zuerſt in der zweiten Hälfte des 8ten Jahrh. als Sitz königlicher Statthalter in Alemannien, dann in Urkunden des 9ten u. 10ten Jahrh., ſowie in andern dieſe Zeit angehenden Geſchichtquellen, als Hof (curtis, c. regis publica, regia), Weiler (villa, v. regia [auch als Burg (in castro), vgl. S. 396, Anmerk. 1. Pf.]), [4, 36] mit darin oder dabei befindlicher Königspfalz (Potamico palatio, pal. regio). Daß letztere nicht auf dem ſchmalen Grate des Frauenbergs oder dem etwas geräumigern Burgſtall von Altbodman, überhaupt nicht auf den

---

[1] Schätzbare Mittheilungen aus dortigem Familienarchiv, auf die ich mich im Folgenden näher beziehen werde, verdanke ich der Güte des Freiherrn Joh. Sigmund von Bodmann; hierunter auch eine handſchriftliche Zuſammenſtellung der älteren Hausgeſchichte von Herrn Dr Müller, ſowie die Aufzeichnungen und Urkundenauszüge des Herrn Oberamtmanns Mattes zu Überlingen, der zugleich perſönlich mir förderſamſt an Hand gieng. Freundliche Nachweiſe gab mir außerdem Herr Pfarrer O. F. H. Schönhuth, in deſſen „Ritterburgen des Höhgaus“, Heft 4, Konſtanz 1834, Bodman eigens geſchichtlich behandelt iſt. Der ſeltene Codex traditionum monasterii S. Galli ſtand mir nicht zu Gebot.

Berggipfeln ſtand, ergibt die Vergleichung andrer Pfalzen aus karolingiſcher und ſpäterer Zeit, die gewöhnlich, wie es einem vielbeſuchten Königshofe zukam, an bequemer und zugänglicher Stelle aufgebaut waren. Zu Bodman eignet ſich dafür beſonders der unweit der Kirche an den See ſtoßende, altaufgemauerte Hofraum mit ſeiner ſtattlichen Linde. Von der Lage im Thalgrund iſt wohl auch dem Ort und von dieſem in der Folge dem ganzen See der Name geworden (Beilage 1). Zwar beherrſcht Bodman nicht die glänzende Breite des Schwabenmeers, aber die von den Königen häufig beſuchte und ihren Statthaltern zum Sitze der Verwaltung dienende Reichspfalz machte den Ort einſt namenkundig und ſeine Belegenheit war im Knoten der Gebiete jener bedeutendſten alemanniſchen Geſchlechter, welche der fränkiſche Machthaber, nach dem Sturze des Volksherzogthums, zu verſöhnen oder im Zaume zu halten bedacht ſein muſte. Im jenſeitigen Überlingen, „Iburninga", ſaß ſchon 613 ein Alemannenherzog Cunzo, Gönner des h. Gallus; von der Berchtoldsbaar bis ſüdöſtlich im Linz- und Argengau begütert und mit Grafſchaftsrechten verſehen war der altherzogliche Stamm, deſſen Abkömmling Gerold, Karls des Großen Schwager, Bannerträger und Heerführer, ſagenberühmt als Erwerber des Vorſtreitrechtes der Schwaben, gefallen im Kampfe wider die Avaren, in der Reichenau beſtattet worden iſt[1]; das oberſchwäbiſche Altdorf war Heimathaus der Welfe, die, gleich den Linzgauern, nach Bodman mehrfach herübergreifen; ſüdlich aus Rätien ſtammten die Burkharde, die den ſchwäbiſchen Herzogsſtuhl neu aufrichteten. So kam es denn auch, daß die wichtigſten Thatſachen der Geſchichte Alemanniens von der Mitte des 8ten bis in das erſte Viertel des 10ten Jahrh. an die Pfalz Bodman und ihre nächſte Umgebung ſich knüpfen[2].

---

[1] Hermanni Aug. chron. (Monumenta Germaniæ 7, 101. vgl. 2, 240): 799 Geroldus u. ſ. w. signifer et consiliarius Karoli pius et religiosus, contra Hunos pugnans, occubuit, Augiæque, quam multis auxerat donis et prædiis, sepultus est.

[2] Selbſt noch auf merowingiſche Zeit ſchien es zu weiſen, daß an einem Fels des Frauenbergs ein Mondbild entdeckt wurde, demjenigen entſprechend, das einſt König Dagobert als Grenzzeichen auf dem Felsgipfel bei Mondſtein im Rheinthal einhauen laſſen (vgl. Schwabs Bodenſee, 2te Ausg. 2, 84); Urkunde Kaiſer Friedrichs I vom 27ten Nov. 1155 (Dümge, Reg. bad. S. 139: ubi in vertice rupis similitudo lunæ jussu Dageberti Regis ipso præsente

[4, 37] Unter König Pipin, Karls Vater, führten Warin und Rudhard, Gaugrafen der Seegegend, beide wahrſcheinlich von welfiſchem Stamme, die Verwaltung des ganzen Alemanniens [1]. Sie waren mit dem Kloſter St. Gallen über Güterbeſitz in Streit gerathen und als der Abt Otmar ſie zum zweitenmal am Hofe des Königs verklagen wollte, ſchickten ſie ihm Kriegsleute nach, die ihn gebunden zurückführten, und ſtellten ihn ſelbſt, eines ſträflichen Umgangs angeſchuldigt, vor Gericht. Er rief Gott zum Zeugen ſeiner Unſchuld an, weigerte ſich aber, menſchlichen Richtern Rede zu ſtehen, und ward hierauf, wie es ſcheint nach richterlichem Beſchluß, in die Pfalz bei Bodman eingekerkert und ſogar einige Tage lang ohne Nahrung gelaſſen [2]. Nachher wirkte Gozbert, ein angeſehener Mann, von den Grafen aus, daß ſie ihm den Gefangenen übergaben, und hielt ihn auf der Rheininſel Stein unter Obhut. Dort ſtarb Otmar bald hernach, zu Ende des Jahrs 759, und ſein Leichnam wurde daſelbſt beigeſetzt, zehen Jahre ſpäter jedoch nach St. Gallen abgeholt. Otmars durch viele Wunder und durch die Heiligſprechung beſtätigtes Märterthum wurde dem Kloſter zur Quelle reicher Begabungen und zur Waffe gegen ſeine mächtigſten Widerſacher.

Eines dieſer Wunder, ein Seebild, mag hier ſeine Stelle finden: Zehen Jahre nach Otmars Tode wurden die Brüder von St. Gallen durch ein Geſicht vom Herrn ermahnt, den Leichnam in ihr Kloſter heimzuführen. Eilfe von ihnen kamen nachts auf die Rheininſel, öffneten

---

sculpta cernitur, ad discernendos terminos Burgundiæ et curiensis Rhetiæ (vgl. Urkunde von 890, Neugart Nr 596: usque ad Manen, v. Arx, Geſchichte des Kantons St. Gallen 1, 11. 87).

[1] Walafrid Strabo, vita S. Galli 2, 15 (bei Goldaſt 1, 168): Comites vero quidam Warinus et Ruodhartus, qui totius tunc Alamanniæ curam administrabant u. ſ. w. Vgl. Ej. vita S. Otmari C. 4 (Monumenta Germaniæ 2, 43). Stälin 1, 241 f.

[2] Walafrid, vita S. Otmari C. 4 (l. c.): Virum etiam Dei Otmarum, cum pro hac re iterum principem adire vellet, missis clanculum post eum militibus, vinculis injectum per vim reduci fecerunt u. ſ. w. C. 6: Concilio autem inique inchoato, iniquius terminato, vir Dei Otmarus apud villam Potamum palatio inclusus est. Quo cum nullus intrare vel colloqui cum eo permitteretur, aliquot dies absque corporalis sustentaculo victus transegit u. ſ. w.

das Grab und fanden denſelben gänzlich unverdorben, nur daß der äußerſte Theil des einen, vom Waſſer beſpülten Fußes misfärbig und geſchwunden erſchien. Sie legten die Leiche auf das Schiff, zündeten Wachskerzen an und ſtellten eine zum Haupte, die andere zu den Füßen. Eifrigſt ruderten ſie dahin, als Regen und Winde mit ſolcher Gewalt hervorbrachen, daß die Schiffenden [4, 38] kaum Rettung zu finden hofften. Aber durch göttliche Fügung biengen die aufgeſtürmten Wogen ringsum über ihnen, ohne den Lauf des Schiffleins zu hemmen; wohin es kam, wurden die ſchwellenden Fluten von ihm niedergedrückt, die Waſſermaſſen, Regengüſſe, Windeswirbel umgürteten das Fahrzeug auf nicht geringe Entfernung wie ein Zaun, ſo daß nicht ein Regentropfe in daſſelbe fiel. Selbſt die zu Haupt und Füßen des heiligen Abtes aufgeſtellten Kerzen leuchteten beſtändig fort. Als die Brüder dann, vom angeſtrengten Rudern ermüdet, zur Imbißſtunde ſich niedergeſetzt hatten und der Speiſe nun auch der erquickende Trank ſich miſchen ſollte, gab der Diener zu verſtehen, daß nur der Inhalt einer kleinen Flaſche (quod in flascone parvo servabatur) übrig ſei, wovon kaum Jedem etwas, mehr zu koſten, als zu trinken gereicht werden könne. Sie ließen das Wenige unter Alle friedlich vertheilen und wunderbar begann in dem kleinen Gefäße der Vorrath ſo zu wachſen, daß er durch anhaltendes Ausſtrömen ſich um nichts zu mindern ſchien, bis die Trinkenden ſelbſt des Becherfüllens genug hatten (quoadusque bibentes poculorum copia vincerentur) und dem Spender alles Guten dankbar lobſangen (S. Otmari vita auct. Walafr. C. 7 bis 9, Monumenta Germaniæ 2, 44). Die geiſtlichen Berichterſtatter, der berühmte Reichenauer Abt Walafrid und der ſanctgalliſche Schüler Eckehard IV in leoniniſchen Verſen auf den h. Otmar, ſchildern gleich lebhaft und feierlich den gewaltigen Seeſturm und die ſtillbrennenden Kerzen vor dem Todten, der nur zu ſchlummern ſcheint, die rüſtige Ruderarbeit der Kloſterbrüder und die wunderbare Trankſpende[1]. Später gab man dieſem letztern, an den Ölkrug der Witwe gemahnenden Wunder die lehrſame Wendung: ſo lange die Brüder zu St. Gallen unter Otmars

---

[1] Ekkehardi IV Rhythmi de S. Otmaro, Monumenta Germaniæ 2, 55: Vina coronantur, epotaque non minuuntur, | miscet pincerna pleno magis utre phalerna. Vgl. Ebd. Bened. ad mens. 233

Verwaltung mäßig gelebt, ſei dem Fäßchen niemals der Wein ausgegangen, obgleich ſie ſich häufig daran erheitert, aber nach Bedürfnis und zu ehrbarer Labung, nicht zu ſtrafbarer Üppigkeit; hievon ſei auch wohl, zur Bezeichnung einer unverſieglichen Fülle, das Sprichwort von St. Otmars Lägel entſtanden (Cruſius 1, 310: proverbium de sancti Othmari lagena). Abgebildet wird der Heilige mit dem Buch in der einen und dem Fäßchen in der andern Hand [1].

[4, 39] Unmittelbar auf Bodman zu Pipins Zeit bezieht ſich eine Glockenſage, aus der um Mitte des 9ten Jahrh. verfaßten Lebensbeſchreibung Hariolfs, des Stifters der Abtei Elwangen: Auf dem Hofe des Königs Pipin am Bodenſee (apud curiam Pippini regis juxta mare, quod Podomus dicitur) befand ſich ein Mann Namens Grimold. Er war in einer Nacht außen, um mit andern Wächtern die Pferde zu hüten, und als er, nach Ablauf ſeiner Hütezeit, eingeſchlafen war, vernahm er Glockenklang; ſich umſchauend erblickt er einen lichtgekleideten Jüngling, den er anredet: „Wo iſt, Herr, dieſes ſo ſüße Geläute von Glocken, das ich höre (iste tinnitus tam dulcis campanarum, quem audio)?“ Jener ſpricht: „Zu Elwangen.“ Grimold erwacht und denkt ängſtlich nach, wo dieſer Ort ſein möge. Nun iſt auf demſelben Hof ein Bruder Hariolfs, Franco, der bemerkt, wie Grimold ſich von Tag zu Tage mehr umgewandelt hat, und ihn befragt, ob er wohl Mönch werden wolle. Auf Grimolds Erwiderung: wenn er nur den geeigneten Ort wüßte! bezeichnet ihm Franco den neuerlich von Hariolf angebauten Ort Elwangen; ſehnſüchtig begibt Grimold ſich auf den Weg dahin und wird zum Mönche geweiht (Monumenta Germaniæ 12, 13). Dieſem frommen Idyll, einem Gegenſtücke zu der Schiffahrt im Sturme, ſpürt man den Eindruck an, den, bei leiſer Bewegung der Luft und des Sees, aus unbekannter Ferne herüberkommender Glockenklang in der ahnungsvollen Seele wirken kann und den man ſich beſonders mächtig in jener Zeit zu denken hat, als die Begeiſterung für das Kloſterleben

---

[1] So in einem ſchönen Holzſchnitzbilde der Sammlung in der St. Lorenzkapelle zu Rotweil (Verzeichnis derſelben 1857, S. 18), aus der alten Pfarrkirche zu Wurmlingen in der Baar, wo St. Gallen ſchon am Ende des 8ten Jahrh. begütert war (Vergabung Warins von 797, bei Neugart Nr 125) und auch ſpäter noch den Kirchenſatz hatte (v. Arx, Geſchichte des Kantons St. Gallen 1, 464).

in ihrem Aufſchwung begriffen und der Wohllaut der Glockenſtimme noch ein neuer, nicht überall verbreiteter war. Pipin, in deſſen Dienſte Grimold zu Bodman ſtand, hatte auf Bitten des Abtes Otmar zum Schmucke des Stiftes St. Gallen eine Glocke, vermuthlich die erſte daſelbſt, geſpendet [1].

Daß Karl der Große jemals in der Pfalz Bodman verweilt, oder doch derſelben in einer Urkunde namentlich gedacht habe, läßt ſich nicht nachweiſen. Von ihm und Iſambard, dem aller Leben beraubten Sohne des Otmarfeindes Warin, gab es zwar im 9ten Jahrh. [4, 40] eine muntere Jagdmäre, aber dieſe Wiſendjagd ergieng nicht am See, ſondern im Walde bei Achen [2]. Romanhaft iſt die bekannte Leidensgeſchichte der Kaiſerin Hildegard, Karls alemanniſcher Gemahlin, der, als treue Begleiterin im Elend, ein Fräulein von Bodmen beigegeben wird [3]. Vielfach genannt iſt dagegen die Pfalz, der Hof Bodman als Aufenthalt oder auch ſonſt in Urkunden der nachfolgenden karolingiſchen Könige: Ludwigs des Frommen, Ludwigs des Deutſchen, Karls des Dicken, Arnulfs, Ludwigs des Kindes, Kunrads I. Doch werden erſt unter Arnulf die Ereigniſſe hieher wieder belangreich.

Damals war Bodman Amtsſtätte der Kammerboten, d. h. Verwalter des Kronguts in Schwaben, einmal auch Richter genannt, der Brüder Erchanger und Berchtold, deren Abſtammung nicht gemeldet wird [4]. Die Könige ſelbſt aber vergabten Zubehöre von Bodman an den Konſtanzer Biſchof Salomon, worüber die Kammerboten ihm aufſäßig wurden, wie, nach der Bemerkung des Erzählers, Warin und Rudhard einſt dem Abte Otmar[1]. Salomon muſte ſich vor ihnen in einem Waldkirchlein des Turbenthals verbergen und ſandte von da Boten an den Hof des Königs Arnulf, der ſofort den Biſchof und die Kammerboten nach Mainz beſchied. Letztere wurden bis zur Aburtheilung in Ingelheim eingekerkert, jedoch auf Fürbitte des Klägers ſelbſt wieder freigelaſſen und, nach beſchworenem Frieden, in ihre vorige Amtsgewalt eingeſetzt. Kunrad I, der, nach Abgang [4, 41] der Karolinge vom Mannsſtamm, 911 zum Reichsoberhaupte gewählt worden, befand ſich an Weihnachten desſelben Jahrs zu Konſtanz und St. Gallen, auch wurde von ihm den 11ten Jan. 912 zu Bodman im Königshof eine Urkunde ausgeſtellt, worin er, unter Vermittlung des Biſchofs Salomon und mehrerer Grafen, zuvorderſt Erchangers, die Vergabung eines Beſitzes im Kleckgau an das Kloſter St. Gallen vollzieht[2]. Dieſer königliche Beſuch am Bodenſee diente gleichwohl nicht zum Frieden. Früher ſchon hatte der Biſchof gegen die Kammerboten den Reichthum und Glanz St. Gallens, deſſen Abt er zugleich war, hoch geprieſen, dort habe er Hirten, vor denen ſie die Hüte ziehen und die Häupter neigen würden; bei der überaus fröhlichen Chriſtfeier im Kloſter ward dem Biſchof nunmehr das Vergnügen, dieſe Täuſchung der gräflichen Brüder ins Werk zu ſetzen. Zwar ſuchte König Kunrad ſie zu beſchwichtigen, aber er ſelbſt verletzte ſie noch empfindlicher. In der

---

[1] Vita S. Galli, lib. 2, cap. 11 (Monumenta Germaniæ 2, 23): Inter cætera quoque suæ munificentiæ donaria rogante abbate unum campanum ad sancti loci dedit ornatum, quod ad usque nostræ ætatis tempora in cœnobio eodem pro memoria beneficiorum ejus permansit. Pipin kam auch ſelbſt nach St. Gallen, ebd.: ipse qui aderat u. ſ. w.

[2] Monachi Sangall. gesta Karoli lib. 2, cap. 8 (Monumenta Germaniæ 2, 751 f. vgl. 2, 613. 615. 303. 1, 444); bei Neugart laſſen ſich Warin und Iſanbard, als Thurgaugrafen, mit gleichnamigem Nachwuchs, durch eine Reihe von Urkunden verfolgen.

[3] Bruschii Monast. Germ. centur. prima, Ingelſtadt 1551, Blatt 26 b f. (mit Berufung auf alte Kloſterannalen zu Kempten): Hildegardis adjunxit sibi viæ et fortunarum suarum fidam sociam virginem quandam Rosinam de Bodmen, cum qua exul Romam adiit u. ſ. w. cum socia sua Bodmana u. ſ. w. (In Friſchlins „Hildegardis magna": Rosina Podmica.) Vgl. Cruſius 1, 317. Maßmann, Kaiſerchronik 3, 949 ff.

[4] Ekkehardi IV cas. S. Galli, Monumenta Germaniæ 2, 83: Nondum

---

adhuc illo tempore Suevia in ducatum erat redacta, sed fisco regio peculiariter parebat, sicut hodie et Francia; procurabant ambos cameræ, quos sic vocabant, nuntii u. ſ. w. Sueviam autem Pertolt et Erchinger, fratres. 2, 85 (K. Kunrad ſpricht): judices mei.

[1] Ekkehard l. c.: Huic [Salomoni] u. ſ. w. cum aliquæ Potamum, cameræ nuntiorum juris oppidum, pertinentiæ a regibus darentur, sicut Werinhere et Ruodhart domnum Otmarum, sic ipsi insequi conati sunt et ipsum. Auf der ausführlichen Erzählung Ekkehards (Monumenta 2, 83 bis 88) beruht auch, was von der Geſchichte dieſer Kammerboten hier nachfolgt, ſoweit nicht auf anderwärtige Quellen beſonders verwieſen wird.

[2] Neugart Nr 680: interventu et admonitione fidelissimi Salomonis episcopi, comitum quoque Erchangarii et Choonradi, Uodalrici, Hugonis u. ſ. w. Actum Potamis curte regia u. ſ. w. Vgl. Stälin 1, 268, Anm. 1.

Kapelle und vor dem Altare des heilig geſprochenen Otmars bekannte der König ſich, als Stammverwandten der Bedränger deſſelben, der Mitſchuld verfallen und ſpendete zur Sühne dafür nicht bloß Tücher, Gold und Silber, ſondern übergab auch auf den Altar des Heiligen und in die Hand des Kloſtervogts mittelſt beſiegelter Urkunde ſämmtliche um den ſchon durch Karl (den Dicken) dem h. Otmar vergabten Ort Stammheim[1] gelegene Beſitzungen, welche bisher noch der königlichen Kammer angehört hatten. Als die Brüder doch wenigſtens die längſt von ihnen über Stammheim erbaute Burg, ihr erworbenes Eigenthum, in Anſpruch nahmen, ſprach der König, die Burg werden ſie nicht ohne Schaden der Einwohnerſchaft behalten können und wenn ſie dieſer Unbill zufügen, würden ſie ſeiner Gnade verluſtig ſein. Nach Kunrads Abreiſe ſchreitet der Biſchof mit dem Vogt, alemanniſchem Rechte gemäß, zu dreitägiger Beſitzergreifung und vereidet die Dienſtleute des Kronguts dem h. Otmar[2]. Die Burgwache jedoch [4, 42] bedroht dieſelben, wenn ſie nicht im Gehorſam bleiben, und beſchatzt ſie gewaltſam, wogegen die Grafen keine Abhülfe ſchaffen. Ein heftiger Ausbruch der Feindſchaft iſt angezeigt, doch ruft das nächſte Jahr, als ſchon auch der Zwiſt mit dem Könige begonnen hat, die alemanniſche Wehrkraft auf ein andres Feld. Mit wenigen Worten berichten die Jahrbücher eine ruhmvolle Kriegsthat: 913 fielen, wie ſchon in früheren Jahren, die Ungern in Alemannien ein, auf ihrer Rückkehr durch Baiern wurden ſie von den Brüdern Erchanger und Berchtold und dem Grafen (des Argengaus) Ulrich, mit Hülfe des Neffen der erſtern, des Baiernherzogs Arnolf, am Innſtrom angegriffen und vertilgt, formelhaft: bis auf dreißig Mann; in demſelben Jahre ward Erchanger mit dem König ausgeſöhnt, welcher deſſen Schweſter, die Wittwe Liupolds (des bairiſchen Markgrafen) und Mutter Arnolfs, als Friedenspfand, zur Ehe nahm[1]. Dennoch kam es ſchon 914, bei einer Begegnung der Kammerboten mit dem Biſchof Salomon, zum bittern Wortwechſel; Liutfrid, ein junger Schweſterſohn der Grafen, zog ſchlagfertig das Schwert und die Oheime drängten ihn zwar vom Biſchof zurück, führten aber dieſen, ſchmählich behandelt, als Gefangenen auf Diepoldsburg, wo Erchangers Gemahlin Berchta haushielt. Umſtändlich wird erzählt, wie die unheilahnende Frau den Kirchenfürſten ehrerbietigſt empfängt und beherbergt, auch bald darauf ſeine Befreiung und feſtliche Einholung (mit dem Geſangrufe: „Heil, herro, heil, liebo!“ vgl. Mon. Germ. 2, 87, Nr 91) erfolgt. König Kunrad kam ſelbſt nach Alemannien, nahm ſeinen Schwager Erchanger gefangen und verwies ihn des Landes. Als bald darauf Burkhard, aus dem rätiſchen Grafengeſchlechte, das in Folge ſeines Strebens nach der Herzogswürde vertrieben war, ſich feindlich erhob, belagerte der König 915 die Burg Twiel, kehrte jedoch, weil der Sachſenherzog Heinrich in Franken eingefallen war, dahin zurück. Sofort erſchien auch der verbannte Erchanger wieder [4, 43] in der Heimat, bekämpfte in Gemeinſchaft mit Burkhard und Berchtold ſeine andersgeſinnten Landsleute, beſiegte ſie bei Walawis (nächſt Bodman) und ward ihr Herzog[2]. Der König berief wegen dieſer Vorgänge zuerſt eine Fürſtenſprache nach Mainz, ſodann, 20ten Sept. 916, eine Verſammlung der Biſchöfe nach Hohenaltheim im Rieß, woſelbſt Erchanger und ſeine Genoſſen zur Niederlegung der Waffen und lebenslänglicher Kloſterbuße verurtheilt wurden: die Vollziehung gieng jedoch weiter und am 21ten Jan. 917 wurden Erchanger, Berchtold und Liutfrid, auf königlichen Befehl, zu Aldingen (wohl demjenigen der Berchtoldsbaar) enthauptet. Burkhard hingegen ward nunmehr von den ſchwäbiſchen Großen, ohne Widerſpruch des Königs, zum Herzog der Alemannen beſtellt, der erſte einer neuen, durch Jahrhunderte fortgehenden Herzogsreihe [1]. Jene dem Altar des h. Otmars gehäſſige Burg zu Stammheim ließ der König, ſo großen Unheils wegen, zerſtören und ſandte jährlich ſeinen Kopfzins in Wachs, als Nachkomme der Peiniger des Heiligen, zum Grabe desſelben; Kunrad ſtarb ſchon 918, nachdem er, wie es hieß, aus dem Kampfe mit Arnolf, dem unverſöhnten Neffen und vormaligen Mitſtreiter der Kammerboten, eine Wunde heimgebracht hatte [2]. Biſchof Salomon aber begab ſich auf eine Pilgerfahrt nach Rom, um den päbſtlichen Sündenerlaß dafür zu erflehen, daß um ſeinetwillen jene Drei hingerichtet worden. Die Pfalz Bodman wird als Aufenthalt der Könige fortan nicht mehr genannt.

---

[1] Urkunde K. Karls vom 23ten Nov. 880, bei Neugart Nr 570. Ratperti cas. S. Galli, Monumenta Germaniæ 2, 73.

[2] Monumenta Germaniæ 2, 86: Invadit loca lege alamannica cum advocato episcopus, tribus diebus, uti jus erat, homines fisci juramentis sancto Otmaro vendicantes. Die geſchriebene lex Alamannorum gedenkt keines ſolchen Verfahrens. Ausdrücke wie: secundum legem alamannicam u. dgl. bedeuten überhaupt ſchwäbiſches Gewohnheitsrecht, den Landbrauch (Stalm 2, 672); ſo gilt auch für den ſchwäbiſchen Vorſtreit lex alemannica (Bertholdi annal. a. 1075, Monumenta Germaniæ 7, 278). Zur dreitägigen Beſitznahme vgl. Rechtsalterthümer 190, 6. 557, 6.

---

[1] Ann. Sangall. major. ad a. 913, Monumenta Germaniæ 1, 77: Agareni Alamanniam intraverunt. Erchanger et Perchtolt, frater ejus, et Udalricus comes, auxiliante illis nepote eorum Arnolfo, optimo duce Baioariorum, totum exercitum eorum juxta Ine fluvium penitus occiderunt nisi 30 viros. Ann. alam. ad a. 913, Monumenta Germaniæ 1, 56: Discordia cœpta est inter regem et Erchangerum. Ungri in Alamanniam; quibus per Baioariam redeuntibus Arnolfus, filius Liupoldi, et Erchangerus cum Perchtoldo et Uadalrico cum eis pugnaverunt et eos superarunt. Ipso anno Erchanger cum rege pacificatus est, cujus sororem, Liupoldi relictam, rex tamquam pacis obsidem in matrimonium accepit.

[2] Über dieſe Kämpfe: Ann. alam. a. 914. 915. Monumenta Germaniæ 1, 56.

Das mächtige Kirchenthum der Seegegend, mit dem Biſchofsſitze Konſtanz und den großen Abteien Reichenau und St. Gallen, äußerte ſeinen Einfluß auch darin, daß die ohnedies ausſchließlich in den Händen der Kloſterleute haftende Geſchichtſchreibung vorherrſchend ein geiſtliches und ſo auch die ſich ihr anſetzende Sage meiſt ein legendenhaftes Gepräge trägt. So verſtand es ſich, daß, obgleich in einem Streit um zeitliche Güter, auf den h. Otmar das lautere Licht, auf ſeine Gegner der tiefſte Schatten fiel. Was ſodann die Geſchichte der Kammerboten betrifft, ſo ſind die Hauptquellen für dieſelbe zweifacher Art, einestheils kurze Aufzeichnungen der älteren Jahrbücher, die mit wenigen, aber ſichern Strichen den Ungernkampf der alemanniſchen Grafen, ihre Auflehnung und ihren [4, 44] Untergang anmerken [3]; anderntheils der umſtändliche, hundert Jahre nach den Ereigniſſen geſchriebene Bericht des ſanctgalliſchen Eckehards IV. Sein Werk iſt weſentlich und ausgeſprochen Kloſtergeſchichte, das Heldenthum der Kammerboten bleibt unbeachtet und die Darſtellung ihres Endes iſt unverträglich mit den gleichzeitigen Zeugniſſen (Stälin 1, 269. 272. 422). Der Märterer und Schutzheilige Otmar iſt zur einheitlichen, unſichtbaren Macht geworden, die über den Geſchicken ſeines Kloſters und der Bedränger desſelben waltet; der Frevel Warins und Rudhards wird von den in ihre Fußſtapfen tretenden Erchanger und Berchtold mitgebüßt, durch König Kunrad aber, den Stammverwandten jener älteren Statthalter, geſühnt und noch ein jugendlicher Welfenſohn aus Eckehards eigener Zeit, Heinrich, wird für die Verweigerung eines von ſeinem Vater Rudolf zu gleicher Sühne dem Heiligen geſtifteten Bergwerkzinſes dadurch beſtraft, daß er am St. Otmarsabend auf der Gemſenjagd in Tirol durch einen Felsſturz umkommt (Mon. Germ. 2, 87 f.). Bei allem dem erweiſt ſich Eckehard wieder billig und einſichtig; er verhehlt nicht, ſo hoch er den Biſchof Salomon ſtellt, daß die Könige an denſelben Güter hingaben, die zu Bodman und damit zum Rechtsgebiete der Kammerboten gehörten, daß der Biſchof ſich an ihrer Beſchämung durch ſeinen unzeitigen Scherz weidete (secum gaudebat) und daß ſie eben damals durch eine neue Vergabung Kunrads zum Schaden der königlichen Kammer tief gekränkt wurden[1], endlich daß Salomon ſich ſelbſt anklagte, die Urſache ihres gewaltſamen Todes geweſen zu ſein. Überdem weiß Eckehard, was von beiden Seiten verſchuldet ward, unter einen allgemeinern geſchichtlichen Geſichtspunkt zu faſſen: Franken und Schwaben ſeien dazumal gleichmäßig nicht unter Herzoge, ſondern unter die königliche Kammer geſtellt geweſen und von ſogenannten Kammerboten verwaltet worden, dem Amtsbereiche der letzteren habe jedoch beiden Orts die königliche Freigebigkeit gegen die Biſchöfe Vieles ent[4, 45]zogen, wodurch gegenſeitige Misgunſt und Feindſchaft erwachſen ſei. Dieſe Biſchöfe ſind Hatto zu Mainz (früher Abt von Reichenau) und Salomon zu Konſtanz, zwei einflußreiche, unter ſich eng befreundete Männer, deren Macht und Beſitz die Könige mehrten, auf Koſten und zur Hemmung der Kronbeamten, die, zumal wenn ſie in ihren Bezirken heimiſch und begütert waren, die Herſtellung der eingegangenen Herzogthümer befürchten ließen. Bezüglich auf Hatto bemerkt der Geſchichtſchreiber noch, daß die Kammerboten in Franken, Adalbert und Wernher, neben den gegen die Könige ſelbſt angezettelten Freveln, oftmals den Erzbiſchof zu verderben getrachtet haben; wie aber Adalbert durch Argliſt aus der Stadt Bamberg gelockt und ſofort enthauptet worden ſei, könne ungeſchrieben bleiben, weil es allgemein geſagt und geſungen werde (quoniam vulgo concinnatur et canitur). In der hierauf folgenden Erzählung von Salomon und den ſchwäbiſchen Grafen ſind die Handelnden und die Hergänge mit ſo ausgeprägten Zügen ernſter und ſcherzhafter, milder und ſtrenger, ſelbſt roher Art geſchildert, in ſo anſchauliche Gruppen und lebendigen Redewechſel gebracht, daß ſie ſchon nahezu fertig einer epiſchen Wiedergabe ſich darbieten und ebenſo einer Reihe kräftiger Handzeichnungen gerecht wären. Gleichwohl iſt nicht anzunehmen, daß Eckehard, wie er der fränkiſchen Volkslieder von Adalbert gedenkt, ſo nun auch ſchwäbiſche von den bodmaniſchen Kammerboten gekannt und benützt habe, ohne doch ſolcher zu erwähnen. Er, der Überarbeiter des Waltharius, iſt kein Verächter des Volksgeſangs, er wundert ſich, daß gewiſſe Lebensbeſchreiber des h. Ulrichs Manches verſchwiegen haben, was von demſelben im Volke geſagt und geſungen werde[1], und er verwirft auch nicht das Zeugnis jener Lieder von Adalbert, obgleich ſie gewis nicht biſchöflich lauteten. Seine Gewährſchaft bezeichnet er im Vorwort und noch an andern Stellen: er habe aufgeſchrieben, was er von den Vätern, d. h. von ältern Kloſtergeiſtlichen, gehört[2]; er berichtet zwar aus mündlicher Überlieferung, aber aus ſolcher, wie ſie im Kloſter ſelbſt fortgepflanzt war. Klöſterlich iſt die [4, 46] offenbare Hintanſetzung des weltlichen Beſtandtheils und die Erhebung des Biſchofs Salomon zum Helden der Begebniſſe; der Mündlichkeit iſt es beizumeſſen, daß die reichgeſtaltete Darſtellung ſich auf den Grenzen der Geſchichte und der Sage bewegt.

---

[1] Die Belegſtellen zur Verurtheilung und Hinrichtung bei Stälin 1, 271 f. Über Burkhard und ſein Geſchlecht ebd. 1, 267. 272. 415. 428.

[2] Widukind 1, 25 (Monumenta Germaniæ 5, 428). Vgl. Hahn, Reichshiſtorie 2, 9.

[3] Annal. alam. ſagen zum Jahre 916 (Monumenta Germaniæ 1, 56) und heraus: Erchanger, Perchtolt et Liutfrid occiduntur dolose.

---

[1] Monumenta Germaniæ 2, 85: carpuntur iterum cordibus fratres illi sæpe dicti pro damno regii fisci; vgl. ebd. 2, 86: homines fisci. In einigen Kaiſerurkunden wird auch ausdrücklich das Kammergut von Bodman genannt; Urkunde Ludwigs des Frommen von 839 bei Dümge, Reg. Bad. Anh. Nr 3): sub jure fisci nostri vocabulo potimiacus u. ſ. w. Actum bodomâ palatio regio. Beſtätigungsurkunde Karls des Dicken von 886 (ebd. Nr 13): sub jure fisci vocabulo potamicus u. ſ. w. Actum potama palatio. Urkunde Ottos I von 947 (ebd. Nr 24): fisci vocabulo potamicus.

---

[1] Monumenta Germaniæ 2, 109: Sed plura eos, quæ de eo concinnantur vulgo et canuntur tacuisse, quum infima quædam ejus magna fecerint, etiam miramur.

[2] Ebd. 2, 77: temptantes quidem et nos, ea quæ a patribus audivimus u. ſ. w. edisserere. 2, 107: De sancto Uodalrico autem, qualiter nobiscum egerit, dicta patrum quædam audivimus, quæ quidem in vita ejus, vel tercio jam scripta, non invenimus u. ſ. w. ut ipse patribus narrabat u. ſ. w. patribus ille dixerat.

Mit Bezug auf eine Urkunde des Königs Arnulf von 896 wird eines Grafen Ulrich gedacht, der auf der Pfalz zu Bodman geſeſſen[1]. Der Name Ulrich war im Geſchlechte der Grafen vom Argen- und Linzgau, beſonders dem Aſte von Buchhorn, langehin erblich und der älteſte dieſer Ulriche ſoll, nach einer ſagenhaften Erzählung der im 12ten Jahrh. verfaßten Chronik von Petershauſen, mit Bodman und Bregenz, Überlingen und Buchhorn zugleich ausgeſtattet geweſen ſein[2]. Wieder in der ſchon bemerkten, von Kunrad am 11ten Jan. 912 im Königshofe Bodman ausgeſtellten Schenkungsurkunde (S. 5) wird neben dem Grafen Erchanger ein Graf Udalrich genannt, ſei es eben der, welchen die Handfeſte von 896 meint, oder ein jüngerer Namensgenoſſe. Nahe gibt es ſich aber, den 912 mit Erchanger in der Urkunde zuſammenſtehenden Grafen Udalrich für denſelben anzuſehen, der im folgenden Jahre 913 mit Erchanger und Berchtold die Ungern bekämpft[3], ſowie für den gleichen, von dem Eckehard Folgendes erzählt (Monumenta Germaniæ 2, 119 f.):

---

[1] Gallus Ohem, der gegen Ende des 15ten Jahrh. eine Chronik von Reichenau ſchrieb, gibt darin einen deutſchen Auszug der Urkunde vom 27ten April 896 und ſagt zur Einleitung deſſelben u. A.: „von Grauſe Ulrichen, der zu Bodmen uff des Kaiſers Schloß ſiczende,“ ohne daß beſtimmt zu erſehen iſt, ob auch dieß in dem nicht mehr bekannten lateiniſchen Texte ausgeſprochen war. (Nach gefälliger Mittheilung Stälins aus der in der königlichen Handbibliothek zu Stuttgart befindlichen Hdſ. S. 135 [Baracks Ausg. S. 69. H. Nun iſt dieſe Urkunde aus dem Original, wo aber das Datum vom 1ten Mai 896 lautet, abgedruckt in Fickers Quellen und Forſchungen zur Geſchichte Schwabens und der Oſtſchweiz. Mannheim 1859. S. 8: com. Odalric. qui Potamis in nostro castro residet. Pf.]).

[2] Mone, Quellenſammlung 1, 119: Dedit quippe [imp.] eis Potamum et Brigantiam, Ubirlingin et Buochorn u. ſ. w. Über die Argen- und Linzgauer Ulriche ſ. Stälin 1, 243. 328 f. 559.

[3] S. 392, Anm. 1. Auch auf einer von König Kunrad 912 zu Ulm gehaltenen Rathsverſammlung waren die Grafen Erchanger, Udalrich, Perchtold (ebenſo Liutfrid) anweſend, vollſtändig die Namen der drei alemanniſchen Ungernkämpfer des nächſtfolgenden Jahrs (Urkunde vom 5ten März 912 „ad Feldun“, in Büttners Franconia 2, 59 ff., vgl. Stälin 1, 268).

Graf Udalrich, vom Stamme Karls, erhält an ſeinem Wohnſitze Buchhorn Botſchaft, daß die Ungern in Baiern, wo er begütert iſt, einfallen, er greift ſie mit ſeinen Kampfgenoſſen an, wird aber beſiegt und nach Ungerland als Gefangener abgeführt. Um ſeine Gemahlin Wendilgard, Enkeltochter Königs Heinrich I, wird, als das Gerücht den Grafen todt ſagt, vergeblich geworben; ſie zieht ſich [4, 47] nach St. Gallen zurück, wo ſie neben der Klausnerin Wiborad ſich ein Wohngemach erbaut und um der Seele ihres todtgeglaubten Mannes willen den Kloſterbrüdern und den Armen viele Wohlthaten erweiſt, nachher auch vom Biſchof Salomon, mit Gutheißen der Kirchenverſammlung, den Schleier nimmt und ſich in ſtrengen Verſchluß begibt. Zum vierten Jahrtag ihres Gatten kommt ſie nach Buchhorn und theilt, wie gewöhnlich, Almoſen aus. Udalrich, der Gefangenſchaft entronnen, befindet ſich unkenntlich unter den andern Zerlumpten und ruft die Gräfin um ein Gewand an; ſie verweiſt ihm ſein freches Betteln, gibt ihm aber, mit Zeichen des Unwillens, ein Kleid. Da faßt er zugleich mit dieſem ihre Hand, zieht die Geberin an ſich und küßt ſie. Seine langen Haare auf den Nacken zurückwerfend, ruft er den Leuten, die ihn mit Backenſtreichen bedrohen, zu: „Haltet ein mit Schlägen, deren ich viele gelitten, und erkennet euern Udalrich!“ Erſtaunt hören die Kriegsmänner ihres Herrn Stimme, erkennen unter den Locken ſein Angeſicht und begrüßen ihn laut, wozu das Gefolge glückwünſchend einſtimmt. Wendilgard hat ſich, als ob ſie eine Schmach erfahren, in der Beſtürzung niedergeſetzt: „Jetzt erſt fühl' ich meinen Udalrich todt, da ich von Jemand ſolche Gewalt erdulden muſte.“ Als aber Udalrich ihr, um ſie aufzurichten, ſeine mit einer vormals wohlbekannten Wunde gezeichnete Hand darreicht, da ſpricht ſie, wie vom Schlaf erwachend: „Mein Herr iſts, von allen Menſchen der liebſte. Heil dir, Herr, für immer Heil, Holdeſter!“ Küſſe folgen und Umarmung. Nachdem er gekleidet iſt, gehen ſie zur Kirche, wo die Geiſtlichen, die auf dieſen Tag zahlreich ſich verſammelt, den Lobgeſang anſtimmen und das Volk einfällt, auch Meſſen für den Lebenden, nicht für den Todten, freudig gefeiert werden. Auf dem Gang zur Kirche hat Udalrich gefragt und erfahren, wer der Gräfin den Schleier auf das Haupt geſetzt habe. Bei einberufener Kirchenverſammlung fordert er ſeine Gattin zurück, der Biſchof nimmt ihr den Schleier ab und dieſer wird in die Schreine der Kirche niedergelegt, damit ſie denſelben, wenn der Mann vor ihr ſterbe, als Witwe wieder anlege. Sie werden neu vermählt und aus dieſer frühe wieder getrennten Ehe ſtammt ein Sohn, der aus dem Schoße der todten Mutter geſchnitten und davon der Ungeborne zugenannt wird [1]. Er war [4, 48] voraus ſchon von den Eltern dem h. Gallus gelobt und nun legt ihn der trauernde Vater auf den Altar des Heiligen, unter Mitgabe von Ländereien und Zehnten. Im Kloſter aufgewachſen, wird Burkhard der Ungeborne frühzeitig ein angeſehener Abt desſelben.

Es ſind eben die klöſterlichen Beziehungen, wodurch dieſe Kunde ſich in Eckehards Buch eignete. Über den Kampf, in welchem der Graf gefangen ward, iſt nichts Beſtimmteres geſagt. Der Zeit nach würde der Ungerneinfall von 915, auch noch der von 917 (Mon. Germ. 1, 68. 614 f.), zutreffen, nicht mehr der ſechs Jahre nach Salomons Tod ergangene von 926. Wichtig iſt jedoch gerade dieſer dem Geſchichtſchreiber St. Gallens, denn damals brachen die Ungern in das Kloſter ſelbſt ein, der Abt Engilbert hatte, ein Rieſe des Herrn (Mon. Germ. 2, 104: velut Domini gigas), mit den kräftigſten Brüdern, den Harniſch angethan und die Klausnerin Wiborad erlitt den Märterertod; die Jahrbücher ſagen, dazumal haben die Schutzheiligen Gallus und Otmar mit ſelbſtthätiger Kraft ihr Eigengut ſiegreich geſchirmt [2]. Von weltlicher Seite rühmt Eckehard aus dieſer Zeit hauptſächlich einen Helden des Frickgaus, Hirminger, der mit ſeinen ſechs Söhnen, ein Vater der Maccabäer, den Ungern am Rheine bei Seckingen einen kühnen Schlag beibrachte und die errungene Siegesbeute feſtlich in die Hauptkirche daſelbſt einführte [3]. Sagenhaft iſt die Erzählung von Udalrich und Wendilgard in gleichem Sinn und Maße, wie diejenige von den Kammerboten; auf dem Grunde wirklicher Ereigniſſe hat ſie, ein Jahrhundert hindurch mündlich fortbetrieben, ſich gedichtartig ausgeſtaltet. Unter den Heimkehrſagen, welche ſeit Odyſſeus, der auch, als Bettler, zu Penelope wiederkam und an der Narbe erkannt ward, überall einen gleichförmigen Zuſchnitt zeigen, iſt auf ſchwäbiſchem Boden dieſe von Udalrich die älteſte, ihr nachfolgende werden weiterhin zur Sprache kommen.

---

[1] Monumenta Germaniæ 2, 120: Solebant autem fratres eum cognominare ingenitum. Über Ungeborne vgl. Myth. 361 f. Stälin 3, 47.

[2] Ann. alam. a. 926 (Monumenta Germaniæ 1, 56): Ungari monasterium sancti Galli omni humano solatio destitutum invadunt. Ipsis autem patronis nostris, beatissimo videlicet Gallo et Othmaro, per se ipsos [Var. solos] prædium suum victoriosissime tuentibus, haud grandi et non intolerabili læsione loci rerumque recessere.

[3] Monumenta Germaniæ, 2, 110. Die Gleichheit der Kriegsliſt Irmingers mit derjenigen Gideons, Buch der Richter 7, 16 ff., bemerkt Rochholz, Schweizerſagen 2, 253.

Wenn Grafen alemanniſcher Gaue, in Anweſenheit des Königs oder außerdem, bei Ausſtellung von Urkunden, zu Bodman gegenwärtig und thätig ſind, ſo haben ſie darum nicht auch dort ihren [4, 49] Wohnſitz. Selbſt Erchanger hat, wenigſtens zeitweiſe, häuslichen Herd auf der noch unermittelten Diepoldsburg (S. 392). Daß aber die Amtsgewalt der Kammerboten, wie zuvor der Statthalter Warin und Rudhard, von Bodman ausgieng, dafür zeugt nicht nur die Eigenſchaft dieſes Hofes als königlicher Pfalz, ſondern auch der ganze Streit mit St. Gallen, der ſich um bodmaniſche Kammergüter drehte. Nach dem Sturze jener Kronbeamten erhellt mehr als hundert Jahre lang nichts über den Beſitz des Ortes und erſt wieder zur Mitte des 11ten Jahrh. meldet die Petershauſer Chronik, in jener Zeit haben viele Große ſich dieſem Kloſter befreundet und dort ihre Begräbnisſtätte geſucht, unter ihnen Eberhard, Graf von Bodman (comes de Potamo, Mone, Quellenſammlung 1, 134 b), der das Gut „Hedewanc" dahin gegeben und in der Kirche vor dem Kreuze des Herrn ruhe; um dieſelbe Zeit, 1055, ſtarb auf dem Schloſſe Bodman Herzog Welf, der letzte des älteren Welfenſtamms [1]. Dann aber vergeht wieder ein Jahrhundert, bis der erſte Name des nach dem Orte geheißenen und ſeitdem dort ſeßhaften Adelegeſchlechtes auftaucht und den zweiten Zeitraum dieſer ſagengeſchichtlichen Forſchung eröffnet.

Als im Merz 1152 Friedrich I zum König gewählt iſt, fordert ihn ein deutſcher Geiſtlicher in Rom, Bruder Wetzel, ein Anhänger Arnolds von Breſcia, brieflich auf, zur Unterhandlung wegen der Kaiſerwürde ſchleunig Boten nach Rom zu ſenden, und hiefür bezeichnet er die Grafen von Ramsberg und von Lenzburg nebſt Eberhard von

---

[1] Anon. Weingart. bei Heß, Mon. Guelf. 15: sub juvenili etate ... in castro Botamo morbo correptus. Stälin 1, 556. 558.

Bodemen. Arnold, der früher bei dem Biſchof Hermann von Konſtanz Zuflucht gefunden hatte, mag dort den von Bodmen als einen Mann von Geltung kennen gelernt haben [1]. Erſt aber ſeit den ſiebenziger Jahren desſelben Jahrhunderts wird die Namenreihe der Stammgenoſſen von Bodman dichter, es ergibt ſich ein anſehnlicher Grundbeſitz derſelben auf beiden Seiten des Sees, häufig heißen ſie Ritter (milites) und mehrmals iſt ihr Verhältnis als Miniſteriale des Biſchofs von Konſtanz ausgeſprochen oder durch nöthig befundene Einwilligung des Dienſtherrn zu ihren Verkäufen ange[1, 50]zeigt [2]. Da jedoch die Beſitzungen des Biſthums, wie ſie in der berühmten Urkunde Friedrichs I vom 27ten Nov. 1155 verzeichnet ſind und zu denen namentlich ein Hof in Bodman mit der Kirche gezählt iſt, beſonders auch von Vergabungen der Könige herrührten [3], ſo führt dies auf die Vermuthung, daß die zu Bodman unvordenklich eingeſeſſenen Edelleute vor dem Übergang an Konſtanz zu der alten Reichspfalz pflichtig geweſen ſeien (vgl. S. 391, Anm. 2. S. 394, Anm. 1). Anders lauten freilich die genealogiſchen Annahmen ſpäterer Zeit. Glänzende, zu den älteſten Königs- und Fürſtenhäuſern aufſteigende Stammtafeln des bodmaniſchen Geſchlechts hat vornehmlich der gelehrte Gabriel Bucelinus im 17ten Jahrh. entworfen[1]. Mit dem Ruhme ſolcher Altvordern muſte daſſelbe zugleich den Unſegen ihrer Verſchuldungen hinnehmen. Auch die zimmeriſche Chronik von 1566 kennt derlei Vorgeſchichten, aber ſie iſt in ihren ausgibigen Berichten über Bodman, wie überall, vom friſchen Hauche volksmäßiger Überlieferung berührt und ſoll darum hier fortan Führerin im Gebiet der Sage ſein. Dieſelbe berichtet (S. 1324 f. [Ausgabe von Barack 1, S. 50 ff. H.]):

---

[1] Martène und Durand, vet. script. ampliss. collect. 2, 554. f., Wetzel ad Fridericum imperatorem: Comitem Rodulfum de Ramesberch et comitem Udalricum de Lencenburch et alios idoneos, scilicet Eberhardum de Bodemen, … Romam quantotius poteritis mittere non dubitetis u. ſ. w. Vgl. Francke, Arnold von Breſcia, Zürich 1825, S. 125. 135. 182 ff. Schwab, Bodenſee 1, 164.

[2] So gibt 1259 Rudolfus, nobilis de Bodemen, Güter im Thurgau an den Abt von Kreuzlingen cum consensu episcopi const. (Reg. des Stiftes Kreuzlingen Nr 63); 1262 verwerthet Ulrich von Bodman, Domherr zu Konſtanz, an den Biſchof Eberhard daſelbſt Hohenbodman (landeinwärts von Überlingen) nebſt Zugehörung und werden die Familienglieder in der Urkunde Miniſteriale des Stiftes Konſtanz genannt (Aufzeichnung des Herrn Mattes); 1270 übergibt Rudolfus, miles de Bodemen, in Gemeinſchaft mit Frau und Söhnen, Güter in Pfaffenhofen und Owingen käuflich an das Kloſter Salem de consensu et voluntate, imo per manus Eberhardi constantiensis episcopi, cujus ministerialis est (Mones Zeitſchrift 3, 83); 1273: eine Beſtätigungsurkunde, beſiegelt vom Biſchof zu Konſtanz, als deſſen ministeriales die bodmaniſchen Verkäufer ſeinen Conſens eingeholt, sine quo proprietatem possessionum suarum alienare non poterant (ebd. 3, 87; vgl. 1, 323: Urkunde ſchon von 1191, und 1, 329).

[3] Dümge, Reg. bad. 139 f.: omnia, quæ a sanctissimis et gloriosissimis antecessoribus nostris divæ memoriæ regibus et imperatoribus ab omnibus retro temporibus usque ad nos in possessionibus u. ſ. w. eidem ecclesiæ [constant.] collata sunt, nos præsentis scripti privilegio communivimus u. ſ. w. darunter: curtis in Podoma cum ecclesia. Hiemit kann nicht wohl der Königshof gemeint ſein; curtis cum ecclesia heißt es in dieſem Beſchrieb von vielen Kirchſtätten und es wird ſich zeigen, daß die curia

[4, 51] „Das geſchlecht der Herren von Bodman iſt zu der zeit und auch davor umb die regierung Caroli Magni in groſzer achtung und vermegen zeitlicher güeter geweſen und ſollen iren urſprung anfenglichs von den grafen von Montfort her haben, unangeſehen daß in wappen underſchid und ſie die ſeebletter füeren. Man ſagt, nachdem gar vor alten zeiten die drei grafengeſchlechter, als Bregenz, Montfort und Heiligenberg, gar nahe den ganzen Bodenſee ingehabt, dishalb ſo hat ſich Montfort derzeit weit außgetailt, wie das ire alte güeter, die ſie vor jaren beſeßen, wol bezeugen, und als iren ainer ſeinen negſten pluetsfründ und verwandten in ainem zorn umgebracht, ſoll er von gemainer fründſchaft von ſeinem namen und angebornen wappen hindangewiſen und im das alt ſchloß Bodman ſampt ſeinen zuegehörden ingeben ſein worden, auch daß er und ſeine nachkommen hinfüro die drei ſeebletter füeren und ſich herren von Bodman geſchriben megen. ... Aber die herren von Bodman ſein vor alten zeiten gar vernampte herren, auch vor andern geſchlechtern weit berüempt geweſen. So

---

imperialis in Bodemen sita noch 1277 Reichsgut war; vgl. Lex Alam. Hlothar. (Merkel S. 49): in curte presbiteri (parochiani) und (S. 41, 4): in curte regis.

[1] Im 2ten Theil ſeiner Germania sacra et profana, Ulm 1662, ſodann in ſeiner Constantia rhenana, Frankfurt 1667, Th. 3, S. 24, zuletzt in der von ihm verfaßten Deductio genealogica von 1680, die in einem Anhang zu Beati Rhenani institut. rer. german. illustr. a Jac. Ottone, Ulm 1693, S. 438 ff., abgedruckt iſt und auf welche ſich die Anführungen im Folgenden beziehen.

befindt ſich auch ußer wahrhaftigen hiſtorien, daß aine des geſchlechts von Bodman bei der kaiſerin Hilgarten, des großen kaiſers Caroli gemahl, im frawenzimmer geweſt und bemelter kaiſerin ganz gehaim und vertraut geweſen [S. 389]. Es haben auch die römiſchen kaiſer der zeit vil wandels und wonung bei den herren von Bodma zu Bodman gehapt, vermög der freihaiten, ſo allda ußgangen und deren datum ußweiſt: in palatio nostro imperiali; gleichwol man vermaint, ſolch palatium ſei nit uf dem ſchloß, ſo iezmals unſer frawen berg genannt wurt, geſtanden, ſonder es hab noch ain ſchloß oder kaiſerliche wonung ſchon hieunden im flecken Bodman gehapt, darin die kaiſer dern enden gewonet, welches aber iezund alles vergangen, und wol zu achten, das und anders ſei von den unglaubigen Hunnis und andern barbariſchen völkern in grund zerſtört und vergengt [Schmeller 2, 55] worden oder die von Bodman ſelbs habens ußer urſachen und mit willen abgeen laßen [1]. Man hat noch heutigs tags für gewiß, St. Othmar ſei [4, 52] zu alten Bodmen in der geſangnuß gelegen und nachdem er denen herren von Bodman von etlichen ſchwebiſchen fürſten fenglichen überantwurt, ſei er etliche zeit ganz hertiglich und one alle erbermde von inen gehalten worden. Uf unſer frawen perg, da aineſt das recht alt Bodman geſtanden und darvon auch die herren iren namen gehapt, do zaigt man noch ain finſtres ungeheures gewelb oder kemmerlin, darin der hailig man iſt gepeiniget worden, daher von altem ain ſag uf unſer zeit kommen, es haben ſich die von Podman derzeit an St. Othmarn alſo verſchuldt und verſündigt, daß ein fluech uf ſie und ire nachkommen erwachſen, dann der merertail alle im geſchlecht ſchadhafte ſchenkel und füeß haben, welcher gebreſten ſich gleichwol bei unſern zeiten bei etlichen des geſchlechts war ſein befunden. Ob es aber der urſach halb, wie iez gemelt, beſchehe, das mag ſein oder nit, der waiſts am beſten, dem nichts verborgen oder unbewiſt."

---

[1] Nachträglich beſagt die Chronik, S. 1408 [Ausgabe von Barack 1, S. 51. 52. H.]: „Man findt, daß kaiſer Conradt der erſt (iſt ain herzog von Franken geweſen) das kaiſerlich palatium zu Bodman hat laßen abbrechen von wegen der tat und gewaltſame, ſo herzog Berchtoldt und herzog Erchinger von Schwaben wider biſchof Saloman von Conſtanz geuebt haben. Allen anzaigungen nach ſo iſt das palatium nit weit vom Bodenſee und der kirchen daſelbſt im flecken geſtanden und in der nidere gelegen. Möglich, ſo man ſuechen [wolte], man wurde noch die fundamenta desſelbigen finden.“ Vgl. oben S. 384 f. Übrigens iſt das auf König Kunrads Befehl zerſtörte Schloß nicht, wie mehrfältig angenommen wird, die Pfalz Bodman, ſondern die Burg Stammheim, um welche der heftige Streit zwiſchen den Kammerboten und dem h. Otmar, d. h. dem Stifte St. Gallen, ſich erhoben hatte (oben S. 393. Monumenta Germaniae 2, 85: castellum quoddam super Stamhem. 2, 87: Rex vero castellum illud odiosum sancto Otmaro causa mali tanti tradidit diruendum).

Schon Lirers von Rankweil Fabelwerk: „alte ſchwäbiſche Geſchichten", zuerſt gedruckt 1486, meldet, jedoch mit andern Umſtänden, die Abkunft des bodmaniſchen Geſchlechts von den Montfortern, und zwar durch Hugo, Herrn zu Lindau, den Entführer Einer von Ems, von welchem die Lindauer ihre Freiheit um 42 Mark halb Gold und halb Silber erkauften [1], womit er die Veſte Bodam erbaute (Wegelins Ausgabe E 1). Eine dritte Auffaſſung findet ſich in Mangolds Chronik des Bodenſees von 1548:

„Hernach im 917 jar, als die herzogen in Schwaben Berchtold und Erchinger den biſchof Salomon gefangen hattend, da zerſtort inen kung Conrad das ſchloß Bodman als urſach des übels. Wie lang aber das zerſtort ſchloß in der eſchen unerbuwt glegen ſei, kan ich nicht finden, find aber, daß es erbuwet worden ſei von eim von Emps, welcher, wiewol er nun [mhd. niuwan, nur] vom [niedern] adel was, ſo hat er doch nach einer gräfin von Montfort vom roten fan geworben und dieſelbigen auch erworben. Als ſi [4, 53] aber iren adel geſchwecht hat, do kam ſi in ungnad irer brüder, iedoch ward entlich ſo vil gehandlet, daß ſi ſi mit 42 mark halb ſilber und halb gold ußkauften, dergſtalt, daß [ſi] ſich hinfür irs namens und wapens verzihen ſölte, ſonder ſolte hinfür für den roten fan füren drü grüner lindenbletter in wißem veld. Uff ſölchs erlangt er keiſerliche bewiligung, das zerſtört ſchloß wider ze buwen; alſo hub er an, das ze buwen und brachts wider in weſen"[2].

Grafen von Montfort ſind erſt ſeit Beginn des 13ten Jahrhunderts, nach Abgang der von Bregenz benannten, urkundlich bezeugt [3]. Doch mögen ältere Beziehungen der Pfalz Bodman zu den Grafen vom Linz- und Argengau (ob. S. 396), welch letzterem Bregenz und Lindau angehörten, der jetzt verworrenen Sage den Urſprung gegeben haben. Den vermeintlichen Übertritt der bodmaniſchen Stammeltern auf eine minder hohe Adelsſtufe ſuchte man auf verſchiedene Weiſe zu erklären und verband damit die Entſtehung eines neuen Namens und beſondern Wappens. Nach Mangold hat dieſes, wie noch heute, drei grüne Lindenblätter in weißem Felde[1]. Die zimmriſche Chronik ſieht in demſelben drei Seeblätter (Graff 3, 871 b: ſeblat, nymphæa), denen zwar jetzt die heraldiſche Geltung fehlt, wohl aber ein örtliches Anrecht zur Seite ſteht. Sie ſind Wahrzeichen des Seegebiets, wie wenn im Gudrunliede der Held Herwig das Banner ſeiner Seelande wehen läßt (Vollmer Str. 1373):

---

[1] Vgl. Lex Alam., herausgegeben von Merkel, 48, VIII A: medietatem in auro valentem, medietatem cum quale pecuniam habet solvat.

[2] Extractus ex Chronica lacus Bodamici de ao. 1548, auct. Gregorio Mangold, civ. Constantiens. Im Archiv zu Bodman.

[3] Stälin 2, 426. 433 f. 442 ff. 3, 685.

[4, 54] Noch ſihe ich hie bi weiben einen vanen breit
von wolkenbláwen ſiden. daz ſi iu geſeit!
den bringet uns her Herwic dâ her von Sêlanden.
ſêbleter ſwëbent dar inne. er wil hie vaſte rëchen ſinen anden;

oder wenn die Frieſen ſieben Seeblätter in ihrem Schilde hatten und unter dieſem Zeichen zu ſiegen glaubten (Myth. 620. 1147. 1221). Es war Kriegsbrauch, heimatlichen Laubſchmuck als Feldzeichen aufzuſtecken[2];

---

[1] Herr Mattes verzeichnet eine Urkunde von 1360, worin Kaiſer Karl IV „den edlen Hans von Bodemen“ mit Hartman Meiers von Windeck Wappen, Schild und Helm, belehnt; von dieſer Zeit an komme in den Sigillen der Steinbock nebſt Helm vor, früher ſeien es bloß drei Lindenblätter geweſen, wobei auf Siegel von 1295 und 1347 verwieſen wird. Die Form des Lindenlaubs iſt unverkennbar in dem Wappen „von alten Bodmen“ bei Stumpff 2, 53 b; den Steinbock hat ebendort das „von neüwen Bodmen“, entſprechend demjenigen der Meier von Windeck (daſ. 2, 134). Der Steinbock iſt überhaupt ein rätiſches Schildzeichen: der Grafen von Churrätien, der Stadt Chur und des dortigen Bisthums. Ihn führt auch, in zwei verſchiedenen Formen, das Geſchlecht von Ems, welches Mangold und Lirer in die bodmaniſche Vorgeſchichte hereinziehen. Guler (Rätia 136) gibt dieſe Wappen von Ems, das alte und das neue, ſowie nachher die von alten und neuen Bodmen (ebd. 143 b, gleich denen bei Stumpff), mit dem Beifügen, daß 1268 die Herren von Bodmen ihren Theil der Kirche Feldkirch (montfortiſch) dem Kapitel des Hochſtifts Chur übergeben haben.

[2] In der Schlacht bei Seckenheim 1462 trugen die Pfälzer Nußbaumlaub, wie es die Bergſtraße ſpendet, die Feinde Haberrohr. Mich. Beheims Reimchronik, Quellen zur bairiſchen Geſchichte 3, 126: „Do nun alle ordnung fur

dazu boten ſich die Seeblätter dort am Nordmeere, hier am Bodenſee, „der in der Swâbe lande ſwëbt.“[1]

Die Chronik von Zimmern fährt nach der ausgehobenen Stelle fort:

„Bemelte herren von Bodman haben umb diſe zeit und kurzlich nach S. Otmars tod ain große eer am Bodenſee erlangt, dergleichen im land zu Schwaben, dem ſie in ungeriſchen kriegen, als dieſelbigen ſampt anderen ungleubigen völkern gar nahe ganz deutſche nation überzogen und durchſtraift, die ſtadt Coſtanz und ain großen tail des Bodenſees vor überfall und verderpnuß verhüet haben. Welchergeſtalt aber ſollichs beſchehen, das iſt von unſern unfleißigen, liederlichen vorfarn nit verzaichnet worden, aber wol zu gedenken, ſie haben die feind zu waßer und zu land angriffen, inen allen abbruch geton und damit ain ſolche herrliche victoriam erlangt, daher dann von ſelbiger zeit an der geprauch und ain ſonderliche freihait bei denen von Bodmen, daß ſie järlich zu ainer beſondern zeit im jar, ſo der gangfiſchfach am beßten, in ainem jagſchiff von Bodmen aubents außfaren, den ſee biß gen Coſtanz nach irem gefallen durchſtraifen, mit großem jubel und [4, 55] geſchrai: „Huno! huno!“ zu ewiger gedechtnuß des ſigs. Alsdann ſo flüchen alle fiſcher vom ſee und laſt ſich niemand ſehen oder von inen ergreifen, denn ſo das beſchech, were inen derſelbig mit leib und guet verfallen, oder es mochten in die von Bodmen nach irem gefallen ſtrafen. Was fiſch ſie underwegen ankommen in laitſchiffen oder anderm, das megen ſie alls mit inen hinweg nemen. Sie faren mit aim ſollichen triumpf

vol | zu dem ſchlahen vnd ſtrit vaſt wol | durchordnet vnd gemachet waz, | ward des pfaltzgrauen volck furbas | mit nußloub vß geredet, | gezeichent vnd beſtecket.“ Das gleichzeitige Lied in der Heidelb. Hdſ. 387 (vgl. Fichard, Frankfurter Archiv 2, 61) redet den „leuwen,“ Pfalzgr. Friedrich, an: „mit noßbaumen laup werſtu wol geklept, | die buwern kunden das eben gemercken.“ Mone, Quellenſammlung 1, 224 (zur Erklärung eines lateiniſchen Verſes): „Ceres hic accipitur pro avena, cum qua signati erant hostes, nux hic accipitur pro ramis nucum, quibus Fridericus adjutoresque ejus signati erant.“ Im gleichen Sommer 1462 ſchlugen ſich Baiern und Brandenburger bei Giengen, wovon Hans Magenreiter, ein bairiſcher Mitkämpfer, meldet (Öfele, rerum boicarum scriptores 1, 398): „wir waren mit aichenlaub bezaichnet und die feind mit pirckenlaub.“ Vgl. Stälin 3, 537. 540.

[1] Rudolfs Weltchronik in einigen Handſchriften, ſ. Schwabs Bodenſee 1, 154. Flora des Bodenſees, bei Schwab 2, 58: Nymphæa alba L. lutea L.

biß gen Coſtanz zu der Reinbrucken, da hat es dann andere ceremonien und gebreuch, wie die hernach in diſer hiſtoria an gepurlich ort mit allem bericht grundlichen vermeldet werden und diſe freihait inen von allen römiſchen kaiſern zu lehen verlihen, und iſt ain große herrligkait, dergleichen in unſrem bezirk nit leichtlichen befunden wurt. Zu was zeiten aber hernach die von Bodmen den herrenſtand verlaßen und ſich unter den gemainen adel gemiſcht, wie auch von den herrn von Emps und andern mer beſchehen, das mag man aigentlich nit anzaigen.“

Die verſprochene Fortführung des ſeltſamen Fiſcherzugs zu den Gebräuchen an der Konſtanzer Brücke ſcheint unterblieben zu ſein, doch helfen andre Beſchreiber ergänzend aus. So wieder Greg. Mangold, Bürger zu Konſtanz (a. a. O.):

„Im jahr 1542 gebruchtent ſich die von Bodman irer alten freiheit uf dem Underſee, welches dann mer dann in 30 jaren vorhin nie beſchehen was. Von dem herkommen aber derſelbigen freiheit hab ich von den alten alſo vernommen, daß die Huni diſe landſchaften überzogen, verbrent und verderpt haben, welches dann im jar 915, vor oder nach ongefar [beſchehen], dann ſi in 30 jaren diß land oft überzogen und beſchediget haben; do haben ſich die von Bodman und Fridingen uf ſant Andres abent mit ſonderlichen thaten erzeigt und inen großen ſchaden zugfügt, daher dann inen diſe gewonheit und freiheit erwachſen iſt, daß ſi järlich uf ſant Andres abent, ſo der fiſchfang am beſten iſt, gwalt und herſchaft haben über die fiſchetzen zwiſchet dem Paradis und Gotlieben. Und ſo ſich die des gebrauchen wöllent, ſo nement ſi es alſo zu handen. Erſtlich farents zu Bodman uß zu ſchiff und fürent mit inen ein halbfüdrig faß mit win, item etliche brot, deren iedes 18 pfund ſchwer und ſo breit, daß [es], ſo mans ufricht, ſo hoch ſei, daß man ab [l. ob] dem knüw ſovil darab ſchneiden mög, daß ein jeger und jaghund ein ganzen tag daran zu eßen haben [vgl. Rechtsalterthümer 102 f. Weisthümer 1, 101. 168. 240]. Er muß auch mitfüren [4, 56] ein friſchling. Wenn ſi nun heruf kumment an das Eichhorn ob Coſtanz, ſo lendents und bindent die ſuw an ein jung haſelſchoß und hawen darnach ein fuder holz. So dann die ſuw diewil nit abrißet, ſo iſt ſi des ſtatammans zu Coſtanz, rißt ſi aber ab, ſo iſt ſi des banwarts. Dißen win, brot und ſuw wirt inen darzu geben von iren lehenlüten, die das uß kraft der lehenſchaft ze geben ſchuldig ſind, und gat nit uß dem iren. Nachdem ſi nun das fuder holz gehawen haben, ſo farents der ſtat zu, ſchreien an drü beſtimpten orten: „Huno! huno!“ und das gſchicht zu warnung, damit, ſo etwar uf dem ſee wer, wichen möchte, dann ſi gwalt haben, als ſi ſagen, ze fahen und zertrenken was ſi finden. Wenn ſi dann kumment zum Paradis und Gotlieben, ſo rechtferkent ſis [Schmeller 3, 25], und müßent bekennen, daß ſi dis nacht über die fiſchetz herrn ſeien. Darnach ſo farent die fiſcher mit in uf den ſee, und ſo vil ieder fiſcher beren geſetzt hat, ſo vil maß wins müßents im geben. Nachdem ſi nun ab dem ſee kumment, ſo ſetzent ſi ſich zuſamen und zechent. Darnach ziehents den ſee uf wider dem heimet zu mit den fiſchen. Vil andere ceremonien bruchents, welche ich nit alle erfaren hab.“

Manches, was auch dem Konſtanzer entgangen iſt, verzeichnet noch 1592 einer der Berechtigten, Hans Georg von Bodma, der ſelbſt den Zug ausgeführt hat:

„Eß haben von unverdenklichen jaren hero die von Bodma die gerechtigkeit, daß ſie iedes jar auf Sanct Andres abent dörfen außfaren, die zu Mekhingen und zu Bodma, und wenn ſie auf dem Rein und ſie zu ſelbiger irer außfart zu Coſtanz am Rein ankhomment, rufen ſie auß iren ſcheffen laut: „Hunno! hunno!“ und faren alsdann auf dem ſee fort, und wen ſie finden, deſſen leib und guet iſt inen, den von Bodma, verfallen; wann aber einem gnad beſchicht, werfen ſie in, außen ein in Rein entzwerents geſtelltes ſcheff, in den fließenden Rein under das ſcheff; khumt er under dem ſcheff herdurch und mag ſich ſelbſt oder durch hilf derjenigen, ſo im ſcheff ſeien, widerumb in das ſcheff [heben], ſo hat er gebüeßet. Wann ſie denn an dem Aichorn ankhomment, haben ſie macht, auß einem daſelbſten dem comenthur auß der Mainaw zuegehörigen holz, ſo vil ſie die nacht zu kochen und ſonſten brauchent, zu nemen. Betretten ſie darunder den banwarten, binden ſie im baide händ zueſamen, knipſen in an einen bom und einen prokſel in das maul, ſteckhen im under den einen arm 3 [4, 57] laiblen brot, under den andern einen kantten vollen weins, welcher ime, wann er von den ſeinigen geledigt wirdt, zum beſten verbleibet; und ſoll daſelbſten an einer ſtauden, ſo zweijärig, gebunden ſein ein ſchwein, ſo wenig nit dann vier gulden wert; reiße das ſchwein ab und wirdet ledig, ehe die von Bodma hinwegfaren, ſo iſt ſolliches des banwarten, reißet es aber nit ab, ſollen ſie, die von Bodma, die [ſuw] wider mit ſich füeren und dem ſtattvogt zu Coſtanz vereren; dargegen ſoll er ſtattvogt und die von Coſtanz inen, denen von Bodma, vereren bekanntlichen ein halb fiederlein wein, des beſten, ſo ſie in der ſtatt haben und bi gaiſtlichen oder weltlichen bekhommen mögen [vgl. Weisthümer 1, 141. 246], und ſoll der ſtattvogt bi ſeinem aid anzaigen und beteiren, daß er khein beßeren in der ſtatt nit wiße noch bekhommen möge; ebenmäßig ſoll man inen auch vereren ein halb fierendeil wein, des geringſten und ſchlecht[ſt]en weins, ſo in der ſtatt befunden werden mag, wie auch, daß khein geringer befunden werden mögen, vermelter ſtattvogt bei ſeinem aid bezaigen ſoll [vgl. Rechtsalt. 256]. Sodann gehören alle fiſch, ſo ſelbigen abent in den beren und in den ſeginen gefangen werden, inen, denen von Bodma, zue, doch ſollen ſie denen, ſo die beren geſetzt und wellichen ſie zuegehören, geben drei laiblin brot und ein maß wein, wellichen ſie auß einem faß, ſo vier aimer tuet und bei ſich habent, laſ[illegible] ſollen, doch wan man unden facht herauß laßen, ſollen oben durch ein reittern, weil heraußen gelaßen würdt, . . . welcher aber eine ſegin füert, dem ſoll geben werden ain laib brot, welcher ſo groß ſein ſoll, daß er einen [einem] gewachſnen mann auf dem reichen ſtehen und ſo weit über das knie gehabt [?], daß er ob dem knie darab unſchaden ſchneiden mag."[1]

---

[1] „Retulirt Hanß Geörg von Bodma Selbdſten den 16ten Oktober —92. zue Mörßpurg, wie Er ſelbſten auf ſolligen Zug verrichtet habe." Aus dem Lehenhofsarchiv zu Karlsruhe durch Herrn Baron M. von Bodmann abſchriftlich mitgetheilt. Eine Aufzeichnung, wohl aus dem 17ten Jahrh., im Hausarchive zu Bodman, beſagt noch: „So dan hat ein herr v Bodma [am Rande: Caſpar gt: zue zeithen könig Henrici deß Erſten] in dem bluetigen krieg der Hunniten, wider die Chriſtenheit, alß Sie dz ganze röm: Reich überzogen, aine große Victorj nebſt ahm Boden See erhalten, allwo Er als dan von denen röm: kay: vndt königen mit ſonderer gnadt vndt Privilegio ſeines wolverhaltens halb allergnädigſt angeſehen worden. Vndt haben höbſt gedacht Seine kay: vndt königl: Mavenſtätt Ihme herrn von Bodma dz fiſchendy die Hunno genannt auf dem ganzen Boden See volgender geſtalten gegeben, dz Er vndt ſeine Nahkümling in Ewigkheit dz Jus haben, all-jährlich in Vigilia S: Andreä nach mitag von Bodma auß zue fahren, alle Schiff, ſo man antreffen wurde, hinweg zue rauben, vndt zuer rantien abnzuehalten, auch alle fiſcher facht von Bodma auß biß hin gehn Ermatingen vnderhalb der Rheinbruggen zue Coſtanz gelegen, zue heben, vndt alle fiſch hinweg zue nemen, vndt ſo gedachte herren von Bodma in der nacht nacher Coſtanz zue der Rhein bruggen komen, So

[4, 58] Bucelin (Deduct. geneal. 454 ff.) führt aus, Gaſpar von Bodman, der, wie es ſcheine, zuerſt ſtatt des agilolfingiſchen Löwen ſeiner höhergeſtellten Ahnen den rätiſchen Steinbock und zugleich die drei Lindenblätter von Lindau zum Wappen genommen [1], habe von der anererbten Veſte Bodman aus ruhmreiche Thaten wider die Ungern vollbracht und ſei deshalb von Heinrich I mit großen Vorrechten ausgezeichnet worden, insbeſondre mit dem, daß er, zum ewigen Gedächtnis, in gewiſſen Zeiten des Jahrs Alles, was er von Schiffen oder Waaren auf dem See treffe, wegnehmen oder deſſen Loskauf erzwingen dürfe; überdies habe der König ihm und ſeinen Erben das Recht des Fiſchfangs, „die Huno“ genannt, im Rhein unterhalb der Konſtanzer Brücke zu ewigem Lehen übertragen, mit der Befugnis, daß der Älteſte dieſes Geſchlechts von Bodman vorbeſagtes Recht gewiſſen am Rheine wohnenden Fiſchern weiter verleihen könne, welche Lehensleute noch auf den heutigen Tag als jährlichen Zins beſtimmte Hunderte von Gangfiſchen dem zu Bodman weilenden Herrn zu entrichten ſchuldig ſeien. Derſelbe Gaſpar habe ſich in dem von Heinrich I zu Magdeburg veranſtalteten erſten Turniere glänzend hervorgethan, zu deſſen Leitung er vom Könige mitbeſtellt geweſen, und in Folge jenes ihm über den See verliehenen Rechtes ſei letzterer nach dem Beſieger ſo gewaltiger Feinde ſeitdem Bodenſee benannt worden. Bis zu dem verheerenden Einfalle der Schweden in die Seegegend ſeien die Turnierwaffen der bodmaniſchen Ahnen ſorgfältig bewahrt geblieben, damals aber im Feuer aufgegangen. Nach Ausſage der glaubwürdigſten Augenzeugen haben dabei einige Lanzen von ſolcher Wucht ſich befunden, daß kaum zwei Männer eine vom Boden zu heben vermochten, ferner [4, 59] eiſerne Beinſchienen, welche unterhalb des Kniegelenks bis zur Ferſe ſo lang waren, daß der Kloſtergeiſtliche Hans Simon von Bodman, des Berichterſtatters

---

werden Ihnen die Selbige kettenen vnder der Bruggen im Rhein geöffnet, auf dz Sie auch die überige refier deß Sees gegen Ermatingen hinab beſuechen könden, Volgendt in der rukhher nacher Coſtanz, würdt Ihnen dz thor bey der lukhen geöffnet, allwo Sie mit Ihrem raub, den Sie bekhomen haben, in die Statt ſich begeben, vndt den Tag darauf den ganzen Magiſtrat der Statt Coſtanz gaſtieren.“

[1] Vgl. S. 403 f. Wernherus Zimbrensis und Thomas Lyrerus ſind von Bucelin (a. a. O. 442) zu ſeinen Gewährsmännern gezählt. Das Wappen von Lindau zeigt jedoch nicht drei Blätter, ſondern einen Lindenbaum.

Freund, ein Mann, der faſt ſieben Werkſchuhe maß, bei wiederholten Proben, wenn er den Fuß in dieſe Schienen ſteckte, bis um die Schenkel einſank und doch nicht mit den Zehenſpitzen den Grund erreichte. Auch Hirminger, muthmaßlich ein Sohn Gaſpars, habe Heinrich I ſeinen Heldenadel bewährt, nicht bloß in dem erfolgreichen Kriege dieſes Königs wider die Ungern, ſondern noch durch beſondere Siege, die er an und auf dem Bodenſee, zum Schutze der umliegenden Länder, über die Barbaren erfochten, wofür er durch erweiterte Vorrechte, namentlich damit belohnt worden ſei, daß ihm und ſeinen Nachkommen am Jahrestag und zur Feier ſeines ſieghaften Kampfes geſtattet ſein ſolle, mit ſcheinbar bewaffneter Flotte den ganzen See zu befahren, alle dort Schiffende feindlich anzugreifen und zur Auslöſung zu nöthigen, was die Umwohnenden, in dankbarem Andenken an die Rettung ihrer Väter durch Hirmingers Tapferkeit, ſich von dieſen erdichteten Feinden freiwillig gefallen laſſen.

Das haltloſe Gewebe Bucelins geht ſichtlich von Rüxners Turnierbuch aus, welches (Ausgabe von 1566, Bl. 23a) gleich beim erſten Turnier, 938 zu Magdeburg gehalten, unter den zur Wappenſchau berufenen vier alten und vier jungen Rittern aus Schwaben „Herrn Caſparn von Bodman, für einen alten“ erwählt ſein läßt. Heinrich I, vermeintlicher Stifter der Turniere, glänzt als ſiegreicher Bekämpfer der Ungern, die bei Rüxner, wie vielfach anderwärts, als Hunnen bezeichnet werden, und ſo empfahl es ſich, dieſen König dem ſchwäbiſchen Wappenſchauer Caſpar von Bodman zum Danke für ſeine Kriegsdienſte wider das Hunnenvolk jenes Fiſchereirecht, das bei Bucelin „die Huno“ heißt, ertheilen zu laſſen. Daſſelbe beſtätigt und verſtärkt Heinrich dem angeblichen Sohne Gaſpars, Hirminger, welchem offenbar der Held des Frickgaus von 826 (S. 398) Namen und Ruhm leihen muſte. Weniger läßt ſich einſehen, wie die Herren von Bodman Siege ihrer Ahnen über die Ungern und die hiedurch bewirkte Rettung des Seegebiets damit gefeiert haben ſollten, daß ſie, das feindliche Heer vorſtellend, an ihre Landsgenoſſen gewaltſame Hand legten. Beachtenswerth iſt dagegen die Meldung, wonach zu Bodman bis in die Zeit des dreißigjährigen Kriegs Waffenſtücke von rieſenhaftem Maß und Gewicht aufbehalten waren. An ſolcherlei Erbſtücke mochten alte Sagen des Hauſes ſich geknüpft, [4, 60] jedoch, unter dem Einfluß geiſtlicher

Freunde deſſelben, einen halbgelehrten Zuſchnitt erfahren haben, von dem ſelbſt die volksmäßigern Chroniken nicht frei geblieben ſind. Nur in lateiniſcher Schriftſprache fand ſich für den Hunnoruf die entſprechende Form des Volksnamens: Hunnus; ſchwäbiſch, in mündlicher Überlieferung, hätte dieſer Name gelautet: ahd. Hûn, mhd. Hiune (Heune). Den Schiffruf „hunno" verzeichnet, gleich den Andern, der bodmaniſche Berichterſtatter von 1592, aber er, der ſelbſt noch den feierlichen Zug ausgerichtet hatte, ſagt einfach, ohne allen Bezug auf den Ungernkrieg, die von Bodman haben von unvordenklichen Jahren dieſe Gerechtigkeit (S. 407).

Dennoch fehlt es auch nicht an urkundlichen Nachweiſen des Erwerbtitels. Mittelſt einer 1277 zu Wien ausgeſtellten Urkunde vollzieht König Rudolf die Pfandverleihung des in Bodmen gelegenen kaiſerlichen Hofes (curiæ imperialis in Bodemen sitæ) für 70 Pfund Heller an den lieben getreuen Johann von Bodmen; an Letztern, ſeinen Vetter, verkauft ſodann 1295 Ulrich von Bodman, Domherr zu Konſtanz, um 217 Mark Silbers „die newe Burg" zu Bodman, hier wohl die auf dem nachmaligen Frauenberg geſtandene, und dieſer Gegenſatz ſpricht weiter für die Lage der alten Reichspfalz unten am See (S. 384 f. 402, Anm. 1). Beſtätigt und namentlich auf das Freigericht ausgedehnt wird die beſtellte Pfandſchaft durch Handfeſten der Könige Adolf 1294, Albrecht 1298, Heinrich VII 1309, Ludwig 1332, Karl IV 1361, Wenzel 1378, Ruprecht 1406[1]. Bald nachher treten Urkunden hervor, in welchen nicht mehr von Pfandſchaft, ſondern von eigentlichen Reichslehen die Rede iſt, des Königshofs zwar nicht mehr gedacht, aber mit dem Freigerichte zu Bodman belehnt und unter den verliehenen Rechten zuerſt auch das Hunnfiſchen genannt wird, doch mag dies ſchon in einem bodmaniſchen Theilungszettel von 1389 geſchehen ſein, wonach der Beſitzer des forſteriſchen Lehens zu Walwies das zweijährige Schwein zur Ausfahrt liefern muſte[2]. Eine deutſche Pergamenturkunde, vom [4, 61] römiſchen König Sigmund am 17ten Jan. 1418 zu Konſtanz ausgeſtellt und beſiegelt, enthält nun, daß vor ihn, den König, kommen ſeien die ſtrengen Friſchhans und Hanskonrad von Bodmen, Ritter, ſeine Räthe und lieben Getreuen, und ihn demüthiglich gebeten haben, ihnen nachgeſchriebene Lehen, die von ihm und dem Reiche zu Lehen rühren, gnädiglich zu verleihen, mit Namen das Freigericht zu Bodmen, item das Moos, gelegen zwiſchen Bodmen und Walwis, item den Bann, über das Blut zu richten, und Stock und Galgen zu Bodmen, item die Fiſchenz zu Coſtanz in dem Rhein auf ſant Andres Abend, „die man nennet die Hunn“; er habe deshalb, angeſehen der jetzigen Friſchhanſen und Hanskonrads demüthige und redliche Bitte und auch ihre willige und getreue Dienſte, die ſie ihm und dem Reiche oft und dick williglich und unverdroſſenlich gethan haben, täglich thun und fürbaß zu thun allzeit willig und bereit zu ſein meinen, ihnen die vorgenannten Lehen mitſammt ihren Rechten und Zugehörungen gnädiglich verliehen, was er ihnen daran von Rechts wegen verleihen ſollte, dieſelben fürbaßmehr von ihm und dem Reiche zu rechtem Mannlehen zu haben, zu halten und zu nießen, auch haben die vorgenannten Friſchhans und Hanskonrad gewöhnlich Gelübd und Eide darauf gethan, ihm und dem Reiche getreu, gehorſam und gewärtig zu ſein und zu thun und zu dienen, als dann Mann ihren Lehenherren von ſolchen Lehen pflichtig zu thun ſeien[1]. Gleichartig iſt ein zweiter Lehenbrief König Sigmunds aus Ofen 1424 für den ſtrengen Hans von Bodman, der vor ihn gekommen, und deſſen Brüder, abermals über das Freigericht und den Blutbann zu Bodman, das Moos zwiſchen dort und Walwis, ſowie die Fiſchenz zu Konſtanz im Rhein auf St. Andreas Abend, „die man nennet die Huny“[2]. Auch Kaiſer Ferdinand I (1558 bis 1564) beſtätigte dieſelben „regalia umb das freigericht, das Mos, bann übers bluet, viſchenz zu Coſtanz im Rhein, die Huno genannt“[3]. An der Spitze der hier aufgezählten Pfand- und Lehenbriefe ſteht die Urkunde von 1277, welche den in Bodmen gelegenen Königshof ſelbſt betrifft, und wirklich ſind die in anhaltender Folge von den Königen ertheilten und beſtätigten Rechte, auch ihrer innern Beſchaffenheit nach, ſolche, die von der Reichsgewalt ausgeben muſten und darum einſt der königlichen Pfalz anhafteten: Freigericht, Blutbann, [4, 62] Fiſchregal. In alte Zeiten weiſt beſonders noch die mitten unter dieſen Hoheitsrechten gehende Verleihung des Mooſes zwiſchen Bodman und Walwies. Das Moos iſt die vom erſtern aufwärts zum letztern Ort eine Stunde weit ſich erſtreckende Thalmulde, Moorgrund des zurückgewichenen Überlingerſees; die Trümmer von Altbodman und Homburg, auch die entfernteren der Nellenburg, überſchauen dieſes Geländ, an deſſen weſtlichem Ende, auf einem ſteilen Hügel, das Dorf Walwies ſich erhebt, ohne Zweifel nach dem untenliegenden Wieſenfelde benannt. In der Königspfalz Bodman (Bodoma palatio regio) ſtellte Ludwig der Fromme 839 dem Kloſter Reichenau (Sindleozesauua) eine Urkunde aus, worin Walwies (uualahuis) zu den Orten gerechnet iſt, an welchen Eigenthumsrechte der königlichen Kammer von Bodman (fisci nostri vocabulo potimincus) beſtanden (S. 394, Anm. 1). Bei Walawis erſtritt Erchanger 915 den Sieg, der ihn für den Augenblick zum Herzog ſchuf [1]. Dorthin berief nachmals die Herzogin Hadewig eine öffentliche Verhandlung obſchwebender Streitſachen und Staatsgeſchäfte [2]. Indem nun noch die Lehenbriefe des 15ten und 16ten Jahrh. gerade zwiſchen Freigericht und Blutbann das Moos gegen Walwies nennen, ſo iſt auch für dieſes zur größeren Dingſtätte wohlgeeignete Feld die vormals gerichtliche Bedeutung nahe gelegt. Selbſt daß Erchanger und ſein Anhang eben hier, im Gefechte mit den eigenen Landsgenoſſen (cum ceteris patriotis suis), den innern, alemanniſchen Zwiſt über das Herzogthum zur Entſcheidung bringen, iſt einem Kampfgerichte nicht unähnlich [3]. [4, 63] Im Anſchluß an die

---

[1] Vorſtehendes nach ſummariſcher Verzeichnung des Herrn Mattes. Genauere Bekanntſchaft mit dem Inhalt dieſer Urkunden wird auch den Zuſammenhang der Rechtsverhältniſſe beſſer aufhellen.

[2] Angemerkt von Herrn Mattes. Mangolds Chronik zum Jahr 1542 (oben S. 406 f.) beſagt allgemeiner: „win, brot und ſuw wirt inen [denen von Bodman] darzu geben von iren lehenlüten, die das uß kraft der lehenſchaft ze geben ſchuldig ſind, und gat nit uß dem iren."

---

[1] Nach der Originalurkunde im Archiv zu Bodman.

[2] Auszug der Urkunde bei Herrn Mattes.

[3] Regiſtratur u. ſ. w. 1589, Papier Handſchrift im Archiv zu Bodman, Blatt 25 b.

---

[1] Annal. alamann. a. 915 (Monumenta Germaniæ 1, 56): Erchanger, de exilio reversus, cum Burchardo et Perahtoldo cum ceteris patriotis suis pugnavit et eos apud Wallawis [V. walawis] vicit et dux eorum effectus est.

[2] Ekkehard IV, cas. S. Galli C. 10 (Monumenta Germaniæ 2, 125): Colloquium tamen publicum postea [Hadew] pro his et pro aliis regiminis causis Walewis villa edixit, illuc quoque episcopum et abbates venire jusserat.

[3] Der Schreibung uualahuis, einzig in der Urkunde von 839, gegenüber ſteht in den folgenden von 886 bis 1247: Walawis, Walewis, Walwiſa. Ahd. walawiſa würde wörtlich ein Schlachtfeld, eine Wahlſtatt, pratum cædis,

Rechte höherer Gerichtsbarkeit wird auch die von Bodman ausgehende „Fiſchenz“ von den Königen unmittelbar zu Lehen gegeben; der Fiſchfang, für größere Gewäſſer frühzeitig zum Regal geworden (Rechtsalterthümer 247 f. Walter, Rechtsgeſchichte, 2te Ausgabe, § 554), bewährt ſich hier als ſolches noch eigens durch die weite Erſtreckung und die prunkhafte, gebieteriſche Weiſe der Hunnfahrt. Ein Seitenſtück zu dieſer „ſonderlichen Freiheit“ und „großen Herrlichkeit“ (S. 405 f.) bietet der Wildbann in Reichsforſten der Maingegend und Wetterau, nach dortigen Weisthümern aus dem 14ten Jahrh.; derſelbe rührt gleichfalls vom Reiche zu Lehen, ſteht auch namentlich in Bezug mit der Reichsburg zu Gelnhauſen, wie das Hunnfiſchen mit Bodman, und iſt ebenmäßig durch ſtattliche Aufzüge, noch mehr durch ſtrenge Pfändungen und Bußen vorzeitlichen Gepräges, als Ausfluß einer höheren Gewalt gekennzeichnet (Weisthümer 1, 498 ff. 3, 426 ff. vgl. 1, 463 ff.). Allem dem entſpricht ſchließlich der Name des bodmaniſchen Fiſcherei-

---

stragis, bedeuten (vgl. Graff 1, 801. Gr. 2, 479 f. 1008). Auf bloße pugna duorum des alamann. Geſetzes erſcheint das ahd. Sammelwort wal („Inbegriff der Erſchlagenen“, Mythologie 389; angelſ. väl auch von der einzelnen Leiche) nicht anwendbar. Aber auch der größere Kampf von 915 kann nicht den Ortsnamen veranlaßt haben, der ja ſchon 839 beſtand. Dagegen erinnert dieſer an die in altnordiſchen Liedern und Sagen gangbare Sitte, nicht bloß das Gottesurtheil des Einzelkampfes (Holmgangs) an der mit Haſelſtäben umſteckten Gerichtsſtätte abzuhalten, ſondern auch in gleicher Weiſe den Heerſtreit auf gewiſſe Zeit und abgeſtecktes Feld anzuberaumen. (Zu hasla voll ſ. Rechtsalterthümer 809 f., ebd. 798: kampfraſen; Fornald. S. 3, 750b; Egilsſon, Lex. poet. 302 f.; Gisla Sög. ved K. Gislas. 6; mythiſche und ſagenberühmte Schlachtfelder, vorausbeſtimmte und abgemeſſene vellir, beiſpielsweiſe: Säm. 23, 18: Vígriđr heitir vollr | er finnask vígi at | Surtr ok in svásu god: | hundrađ rasta | hann er á hverjan veg, | sá er þeim vollr vitađr. Säm. 81b: Helgi hafđi völl hasladan á Sigarsvelli á þriggja nátta fresti, vgl. ebd. 81, 35. Fornald. S. 1, 378: á Brávelli u. ſ. w. láts hasla honum völl ok taka þeim orrostustađ; aus geſchichtlicher Zeit in Heimskringla, S. af Ol. Tryggv. C. 18: iarl u. ſ. w. haslađi voll Ragnfređi konungi ok tók orrostostađ u. ſ. w. þar varđ allmikil orrosta u. ſ. w. þetta var á þinganesi; nach Tacitus, Annales 2, 16 gegen die Germanen unter Arminius: prœlium poscentes in campum, cui Idistaviso nomen (Mythologie 372: „Idisia viso, nympharum pratum“). In Erwägung kommt noch jenes den Alemannen verderbliche placitum in loco, qui dicitur Condistat, vom Jahre 746 (Monumenta Germaniæ 1, 329. Stälin 1, 183 f.).

rechts. Im Lehenbriefe von 1418: „die Hunn"; in dem von 1424, wie geleſen wird (S. 412): „die Huny"; in Aufzeichnungen aus dem 16ten und 17ten Jahrh.: auf „der Hunnen", die „Huno" oder „Hunno", „Hunnefiſche"[1]. Nun ſteht ahd. maſc. hunno, [4, 64] namentlich in ſanctgalliſchen und reichenauiſchen Gloſſen, für latein. centurio, tribunicius (Graff 4, 976), und man darf jenes ahd. Wort vorausſetzen, wenn in Urkunden des 8ten und 9ten Jahrh., welche das Thurgau, Argengau, die Berchtoldsbaar und andre alemanniſche Gaue betreffen, der auf den Grafen zunächſt folgende centurio, centenarius, judex, verzeichnet iſt (vgl. Neugart 2, index S. 69, unter XI und XIII). Im 13ten Jahrh. begegnet „Hunno" mehrmals urkundlich als Geſchlechtsname und beſonders in einer Einſiedler Urkunde von 1217 ſtehen unter den Zeugen aus Schwiz: „Cunradus Hunno" und „Wernherus Weibel", Richter und Gerichtsbote, bereits als vererbliche Beinamen[2]. War auch die Stellung und Zuſtändigkeit des Hunno (in ſpäterer Form: hunne, honne) nach Zeit und Ort verſchieden, früher wohl gewichtiger, als in der Folge, ſtets doch war es ein obrigkeitlicher Beruf[1]. Wie ſich nun ein ahd. Adj. hunnilih, tribunalis (Graff 4. 976), gebildet hatte, ſo bedeutet, in dem dargelegten Zuſammenhang, das ſpäter vorkommende Subſt. fem. hunni, hunne, hunn, die feierliche Handhabung der zur Reichspfalz gehörenden Fiſchgerechtſame durch den Hunnen, deſſen Ausfahrt („auff der hunnen, ſo man ſie gefahren“, S. 415, Anm. 1) der warnende Ruf „hunnô!“ verkündete[2]. Dieſer herkömmliche Schiffruf und der Name des Rechts verblieben, auch als letzteres längſt nicht mehr unter Führung [4, 65] des Centenars, ſondern durch die vom Reiche damit belehnten Ritter von Bodman geübt wurde. Fällt nach allem dem die Beziehung der Hunnfahrt auf das Heldenthum der Ungernkriege hinweg, ſo ergibt ſich dagegen ein beachtenswerther Beitrag zu den deutſchen Rechtsalterthümern und ihrer lebendigen Symbolik, die auch anderwärts in ſchwäbiſchen Rechtsgebräuchen zu Tage tritt (Beilage 2). Die Bindung des Bannwarts auf der Landſpitze Eichhorn, das Recht über Leib und Gut aller auf dem See Getroffenen, das Auswerfen aus dem Schiff und die Röthigung zum Durchſchwimmen unter demſelben, all dieſe gewaltherrliche Androhungen, denen ſich doch wieder mancherlei Scherz beigeſellt hat, ſind kaum anders, denn formelhaft, zu verſtehen und grenzen an die niemals vollſtreckten „mythiſchen“ Strafen und Bußen älteſter „Rechtsſage“ (Rechtsalterthümer 520. 682. 695).

---

[1] Regiſtratur 91 a: „Ain zeddel darin begriffen u. ſ. w. was auff der hunnen des 39 jar ſo man ſey [ſie] gefaren verzertt" (Fahrten von 1542 und 1592 S. 406 f.). Auf der Rückſeite des perg. Lehenbriefs 1418 von ſpäterer Hand: „des fry gerichts, moß beſſ. ſteck u. ſ. w. vnd hünnen u. ſ. w. Regiſtratur 25 b: „ain Vidimus von kayſer Ferdinanden geben Freyhait vnnd Confirmation: Darinnen auch die Regalia vmb das freygericht das Moß bann ebens bluet, viſchentz zu Coſtantz im Rhein die Hune genannt." 93 a: „Item ain alter zetl ſteet oben im tittel hunne viſch zue Coſtantz. Darinn ſteet wem die machten und Reiß verlichen. Item das jerlich 2000 viſch verfallen, die ſeyen mit den von Fridingen tailt laut ains tail briefs." 93 b: „Die Freyhaiten vnnd Lehen brief der Hunne vnnd viſchentz zu Coſtanntz ligen zu Bodman." Auch bei Bucelin, Deduct. geneal. 454: Jus Piscationis d. die Huno in Rheno infra pontem Constanciensem.

[2] Urkunde aus Einſiedeln von 1217 (Hartmann, Annal. Heremi S. 235 f. vgl. Tſchudi 1, 114. Morel, Regeſten der Benedictiner Abtei Einſiedeln Nr 49): „de Swit Cunradus Hunno, Ulricus Keſſeler, Uoernherus Weibel" u. ſ. w. (Kunrad Hunno auch ſchon in einer Urkunde von 1210, vgl. Kopp, Geſchichte der eidgenöſſiſchen Bünde 2, 1, S. 311. 321.) Urkunde aus Schwiz von 1282 (Tſchudi 1, 189): „Cunrat dem Hunnen." Urkunde aus Zürich von 1291 (Kopp, Urkunden 1, 37 f.): „von Swiz u. ſ. w. dem Chuonraten Hunnen." (Merkel, Lex. Alam. 76 n. 53.) Bei Goldaſt, Scriptores rerum alemannicarum 2, 102, im Verzeichnis alamanniſcher Eigennamen „ex vetustissimo Codice Monasterii S. Galli": Hunno (Förſtemann, Namenbuch 1, 757).

Noch am Ende des 14ten Jahrh. hat ein Ritter von Bodman, vielleicht im Glauben an altererbte Berufung zum Kampfe mit den ungläubigen Feinden des deutſchen Landes, das Banner wider ſie erhoben. Von ihm ſchreibt abermals die zimmriſche Chronik (1340 ff. [Ausgabe von Barack 1, S. 217. 223. H.]):

„Kaiſer Sigmund hat anno domini (1392) ain ſtattlichen Türkenzug geton, in dem doch nit vil außgericht, ja auch der kaiſer ſelbs ſchier wer gefangen worden. Allerlai unordnungen haben ſich in diſer expedition begeben, ſonderlich S. Jörgen fanen halb, do iſt ain großer zank umb geweſen, welcher den füeren ſolle. Aber herr Hanns von Bodman, ritter, hat den in Ungern als ain Deutſcher erhalten und gefiert, gleichwol nichts fruchtbarlichs ußgericht worden. Es haben auch die Deutſchen, ſo zugegen geweſt, bezeugt, daß, ſo das reich wider die ungleubigen und haiden zu veld ziehe, ſo ſolle ain Deutſcher Sant Jörgen panner zu der hand haben und füeren, darauf ſie zogen für den kaiſer Sigmund, auch die churfürſten. Aber etlich anſehenlich Behem haben herr Hannſen von Bodman ſeines fürgebens geſcholten, uf mainung, als ob er die unwarhait anzaigt, darauf herr Hanns von Bodman im jar 1392 gemaine grafen, herren und von der ritterſchaft des lands zu Schwaben zuſamen beſchriben und erbeten. Die ſein zu rettung der eer ires vatterlands guetwilliglichen erſchienen und haben herr Hannſen von Bodman ſeins fürgebens in Ungern, wie oblaut, zeugnus geben, daß ſie von iren voreltren auch nie anders vernommen und daß ſolchs alſo herkommen, darbei ſie auch bleiben wellen. Darumb ſein auch brief ufgericht, die auch one zweifel den kitzlichen Behem ainstails ſein zukommen und überantwurt [4,66] worden. Bei diſer handlung ſein geweſen u. ſ. w. [folgt die große Namenzahl meiſt ſchwäbiſchen Adels]. Geſchehen uf den hailigen weihennachtabend im jar 1392" [1].

---

[1] Hierüber: Rechtsalterthümer 756 f. Waitz, Verfaſſungsgeſchichte 1, 35 f. 2, 312 ff. 458. Walter, deutſche Rechtsgeſchichte, 2te Ausgabe, 100. 292. 298. Im Richteramte, dem vorherrſchenden Geſchäfte des Hunno, lag es nicht, fiscaliſche Nutzungen im Namen des Königs einzuziehen (Waitz 2, 316 f.); eher gemahnt der wehrhafte Schiffzug an die alterthümliche Verbindung der richterlichen Gewalt mit dem Befehl über die gewaffnete Macht (ebd. 1, 36).

[2] Gleich mhd. „wâfenô!“ (Benecke, Wörterbuch 3, S. 456, 47 f.) ſpäterem „feindio, diebio, mordio, hilfio!“ u. ſ. w. Schmeller 1, 8. Rechtsalterthümer 876. Grammatik 3, 210. 297). Formwidrig erſcheint Subſt. fem.: „die hunne,“ etwa Kürzung eines mit dem Ausruf zuſammengeſetzten Wortes (vgl. hunno-fiſche).

Wenige Jahre ſpäter, 1396, fiel die blutige, für das chriſtliche Heer verderbenvolle Türkenſchlacht bei Nikopolis in Bulgarien vor, aus welcher König Sigmund kaum entrann und von der Froiſſard in Bezug auf die dabei betheiligten Franzoſen ſagt, daß ſeine Landsleute ſeit der Schlacht von Roncevaux, wo die zwölf Pärs von Frankreich umkamen, keinen ſo großen Verluſt erlitten haben [2]. Er mißt die Schuld der Niederlage dem voreiligen Losſchlagen der franzöſiſchen Ritterſchaft bei, an deren Seite auch die Deutſchen ſich tapfer geſchlagen. Davon weiß er nichts, was eine handſchriftliche Straßburger Chronik anführt, daß bei Nikopolis die Schwaben, als ihr beſtehendes Recht, den Vorſtreit verlangt haben, worin ihnen aber die Franzoſen zuvorgekommen[1]. Sollte das auch auf einer Verwechslung mit dem Vorgange von 1392 beruhen, ſo erzählt doch ein Augenzeuge, Schildberger aus der Stadt München, daß Hans von Bodman einer der 24 Ritter geweſen ſei, welche der in Kriegsgefangenſchaft gerathene Sohn des Herzogs von Burgund, Johann von Nevers, nach beſondrer Vergünſtigung des Sultans Bajazeth, ausgewählt habe, damit ſie von der allgemeinen Niedermetzlung der mitgefangenen Chriſten verſchont blieben[2]; ſehr glaublich derſelbe [4, 67] Ritter Hans von Bodman, der 1392 die Fahne geführt hatte. Sigmund, der während dieſer Heerzüge noch erſt König von Ungarn war, kann ſolcher Ritterdienſte nicht uneingedenk geweſen ſein, als er, ſeit 1410 auch deutſcher König, die von Bodman durch Reichslehen, darunter die Hunn mitbegriffen, auszeichnete. Selbſt Erinnerungen und Herkommen aus viel älterer Zeit, da noch der alemanniſche Heerbann mit der Pfalz zuſammenhieng, machen ſich fühlbar, wenn ein Stammgenoſſe Johanns von Bodmen, der 1277 den kaiſerlichen Hof daſelbſt zu Pfandlehen erhalten hatte (S. 411), 1392 das Banner des h. Georgs vorträgt und als Wortführer dieſes deutſchen, mittelbar ſchwäbiſchen Vorrechts auftritt, wenn er hierüber ein feierliches Zeugnis von 27 Grafen und 430 Freiherren, Edelknechten und

---

[1] Dieſe Kundgebung ſteht vollſtändig bei Datt, de pace publica 252 ff. und bei Burgermeiſter, codex diplomaticus equestris 1, 1 bis 5.

[2] Les chroniques de Jean Froissart l. 4, ch. 52 (Buchon, collection des chroniques nationales françaises Band 13, Paris 1825, S. 398): par eux et leur orgueil fut toute la perte et le dommage qu'ils reçurent si grand que depuis la bataille de Raincevaux où les douze pairs de France furent morts et déconfits ne reçurent si grand dommage.

[1] In der bei Datt 251 ausgehobenen Stelle beſagt dieſe Straßburger Chronik, der König habe gebeten, „daß ſi ihm mit ſinem volk, den Ungarn, den vorſtrit ſolten laſſen, wann er forcht, werend ſi nit vornen am ſtrit, daß ſi nit blibend und fluhend. Dawider ſprachen die Schwaben, es were ir recht, wann man ſtriten wolt, daß ſie allweg den vorſtrit hettend, alſo wolten ſie auch iezunt den vorſtrit han. Under den dingen wurden die Franzoſen ſichtig und ſprechend, ſie werend von verren landen darkommen, ſie wolten den vorſtrit han, und ranten die haiden an ungefordert und ungemaiſtert."

[2] Schildtberger u. ſ. w. Nürnberg durch Joh. vom Berg. und Ulrich Newber o. J., Bl. C 3 b: „Alß nun der Hertzog von Burgundi, ſeinen [des Königs Weyaſit] ernſt vnd zorn vermerckt, bat er jn, das er jhm etliche auß jnen ledig ließ, die er haben wolt, das gewert jn der König, Da nam er auß jnen, zwölff Herren auß ſeiner landtſchafft. Item den Herr Stephan Synther, vnd den Herrn Hanſen von Bodem." Vgl. Aſchbach, Geſchichte Kaiſer Sigmunds 1, 108 ff.

Rittern des Landes zu Schwaben, hauptſächlich vom Bodenſee und aus dem Hegau, hervorruft und wenn ſofort in derſelben Gegend, unter König Sigmunds beſondrer Gunſt, die nachmals zum ſchwäbiſchen Bund erweiterte Geſellſchaft St. Jörgen Banners oder Schilds erſteht [1].

Die Chronik von Zimmern weiß noch Andres über Bodman und ſeine Burgherren zu berichten und eben ihr, die das Waldmärchen vom Tübinger Pfalzgrafen (oben S. 313 ff.) erhalten hat, verdankt man auch ein Märchen vom See, das mit dem verhängnisvollſten Ereignis der Hausgeſchichte von Bodman in Verbindung gebracht iſt. Nach Erzählung der wunderbaren Reiſeabenteuer eines Grafen von Zollern (Beilage 3*a*) fährt der Chronikſchreiber fort [Ausgabe von Barack I, S. 281 bis 285. H.]:

„Noch haben wir ain trüwen Schwaben, der auch ain ſollicher landfarer geweſt, nemlich ainer von Bodman, ain ritter, hat ungefarlich zu zeiten des obgemelten graf von Zollern gelept, von deſſen taten ain ſonders capitel wär zu beſchreiben. Demſelbigen ritter ſtarb ſein weib, und war aine von . . . hieß . . . . die het im geporen drei döchtern, waren verheirat, auch zween ſöne, der ain, Conrad gehaißen, war unverheirat, der ander Hanns, derſelbig war über ain viertel jars nit alt, wie die guet fraw ſtarb. Darab name ime der ritter ain ſolchen unmuet und bekummernuß, daß er im fürſatzte, hinweg zu raiſen und in etlichen jaren nit widerumb haimzukommen, befalch derhalben ſeine baid ſöne, auch haus und hofe, dem allmechtigen got und ſeiner lieben mueter. Damit zoch er darvon in frembde land, in die haidenſchaft, jar und tag, in welcher [4, 68] zeit er wunderbarliche ſachen erfuere, auch vil ritterlicher tat begieng. Er iſt nach langem uf ſolcher rais in ain große wildnuß kommen weit von aller mentſchlichen wonung (zu achten in denen lendern gegen miternacht, dann die alten das ußer unfleiß nit verzaichnet). Als er ſich nun ſeines leibs und lebens verwegen, iſt er doch letztlich ſeins erachtens [an] ain groß waßer oder ain mer kommen, da er kain land mer geſehen. Da hat er ſeins vermainens ain mentſchen gefunden, ain kleines mendle, das hat ine angeſprochen, mit ſich in ain behauſung, mit lauter laub und gras überwachſen, gefüert und mit eßen und drinken wolgehalten. Mancherlai wein hat es im fürgeſetzt, under anderm aber ain wein, welcher, da in der Hanns von Bodman verſuecht, er geſprochen, ſo er dahaim zu Bodman, ſo welt er ſprechen, es were wein von ſeinen reben oder ſeinem gewechs, darauf das mendle geſagt, ja, es ſeie des weins und gewechs von Bodman. Deſſen hat ſich herr Hanns höchlichen verwundert und gefragt, wie das müglich, daß er ſeins weins, der doch nit des beßten, in ſo verre und frembde land kond zuwegen bringen? Da hat er im frei bekennt, es ſelbs ſei kain natürlicher menſch, ſonder der Nebel, darumb könnde er der mertails lendern den wein bekommen, und was oder wievil weins von dem nebel hin und wider in den weinlendern verderpt, das gang im zu nutz. Darneben hat er ine gelernt, ſo er zu ewigen zeiten ſeine weinreben zue Bodman vor dem nebel und ſchaden wolle behüeten, ſo ſoll er im flecken Bodma nimmer wider den nebel leuten laßen (wie dann ſonſt gemainlichen beſchicht, daß man morgens wider den nebel zu leuten pfligt, den zu vertreiben), ſo ſoll er vertröſt ſein, daß ſeinen reben zu Bodma kain nebel kain ſchaden niemer ton werde. Das hat im der von Bodma verhaißen, darauf ſein ſie wider von ainandern geſchaiden. Im abſchid hat im das mendle geſagt, es ſei zeit, daß er wider der haimat zu nehere. Derhalben im herr Hanns verſprochen zu folgen und ſich uf die fart zu machen, als er auch geton. Mitler zeit aber und er ſich von haus geton und ſein junge ſöne dahaimgelaßen, do iſt Lorenz keller geweſt, wie dann beſchicht, wa die katzen ußerm haus, ſo raiben die meus. Alſo da der guet alt herr von land, ſo kamen die dochtermenner und ſchweger ſampt iren weibern niermals gen Bodma und war alles trauren umb ire liebe guete muetter und ſchwiger ſchon hind [Schmeller 2, 217: hint ſein] und vergeßen. Inſonderhait ſo [4, 69] kamen dahin uf ſant Johanns ſonnenwendi abend, welchs ain ſampstags war, herr Hanns von Schellenberg, ritter, mit ſeiner hausfrawen Anna, geborn von Bodma, Hainrich von Bluemeneck mit ſeiner hausfrawen Adelhait, geborn von Bodma, und Gottfriden von Krehen ſampt ſeinem weib, Cathrinen von Bodma. Diſe alle drei waren ſchweſtern und des alten herren Hannſen von Bodmans döchtern. Diſe warden von irem brueder und ſchwager, Conraden von Bodman, erlichen und wol empfangen und gehalten. Sie waren denſelbigen abent ganz frölich, wenig bedrachtend den großen unfal, auch den ellenden erbärmlichen tod, der inen ſo nahe under augen gieng. Nach dem nachteßen fiengen ſie an zu danzen und alle kurzweil zu haben. Indes ſacht an ain groß wetter über das ſchloß zu kommen mit dondern, blitzen ganz greuſenklich, des ſich doch die obgehörten nichts annamen, ſondern fortfueren. Alſo erzaigt ſich gegen dem abent ſpat ain groß wunderzaichen alda, dann es ließen ſich ganze feurige kuglen und ſträl ob dem ſchloß ſichtbarlichen ſehen, daß ſolchs die wachter nit verhalten, ſonder den edelleuten anzaigen müeßen, und ſie waren, die ſich nichts daran kerten, ſonder danzten und ließen ſich hieran nichts irren. Alſo zu angeender nacht do ließen ſich die feurinen kuglen herab und ſchlueg der donder mit obgehörten ſträlen dermaßen in das haus, daß gleich das ober ſchloß und geheus aller voller feur, und als die alten ſchlößer aineſt mertails in die höche gebawen, nur mit hilzin ſtegen one alle andere verborgne oder haimliche abgeng verſehen, da ware ainsmals jammer und große not vorhanden. Es war nit weil, da lange beratſchlagung zu pflegen, dann da war kain hoffnung ainigs hails, dann ſo etwer zu aller höche hinauß het wellen ſpringen, das aber ain unmügliche ſach alle bedaucht. Derhalben als ſie den gewalt und ſtraf gottes augenſcheinlichen ſahen, baten ſie gott umb gnad und verzeihung und ergaben ſich gedultiglichen in den tod, der bald daruf volget. Dann die obgenannten vom adel und ire weiber verbronnen zu eſchen ſampt dem ſchloß, dergleichen noch drei frawen; die ain hieß Adelhait, war des jungen von Podmans, der noch in der wiegen lag, ſaugamma; die ander zwo, die ain hieß Lucia, die ander Anna, diſe alle verbronnen ſampt dem ſchloß. In allem jammer aber und mordlichen geſchrai, wie wol zu gedenken, do hat die ſaugamma Adelhait den jungen Hannſen von Bodma in vil windlen und lumpen eingewicklet und in ain [4, 70] großen erinen haſen, der ungeferd damals oben im ſchloß an der hand geweſen, geſteckt und als ir das feur ganz nahend kommen, hat ſie den gueten jungen im haſen in gottes des allmechtigen und unſer lieben frawen namen zum laden hinauß geworfen, und wiewol es ain große höche, nochdann iſt der jung im haſen wunderbarlichen ſalvirt worden und darvon kommen. Dann er iſt gleich von den nachpurn und ſeinen verwandten erzogen worden, da man ime ußer erbermde alle trewe bewiſen, und iſt damals aller ſtamm deren von Bodma uf diſem jungen geſtanden, dann von dem alten niemands gewiſt, ob er lebendig ſeie oder todt. Diſe geſchicht iſt beſchehen an ainem ſampstag S. Johanns des teufers abent ſpat gegen der nacht im jar, als man zalt 1307. Unlangs hernach diſer erbermlichen geſchicht do iſt der alt herr Hanns von Bodman wider zu land kommen, iedoch am erſten gen Salmensweiler ins cloſter, dieweil er und ſeine vorfarn ire begrebtnuß allda gehabt, zudem ime der apt auch ſonderlichen wol bekannt war. Es behielt in der apt ain tag etliche bei im, daß er in nit haim laſſen wollt. Wie er aber lenger nit pleiben [wollt], do nam er ine uf ain ort, ſagt ime alle ergangne geſchicht mit beßten glimpfen, bat in darbei, daß er ſolches alles gott befelchen und dem allmechtigen danken [ſolle], daß er ſeinem jungen ſone ſo wunderbarlichen mit dem leben darvon het geholfen, mit weiteren worten herzu dienſtlich. Der alt herr Hanns vernam diſe geſchicht mit großem unmuet, verfuegt ſich darauf haim und als er alles nach notturft erkundiget, do name er ſein jungen ſon zu ſich, den erzog er fürter mit allen trewen und von demſelbigen Hannſen von Bodman ſein alle von Bodman, ſo noch in leben, abkommen. Man zaigt noch heutigs tags uf Bodman den erin hafen, darin der jung zum ſchloß iſt hinaußgeworfen werden, der wurt zu ewiger gedechtnuß allda behalten. Der alt herr Hanns von Bodma hat das verbronnen ſchloß nit mer pawen wellen, ſonder hat den berg mit etlichen renten und gülten unſer lieben frawen geſchenkt und geaignet, auch das alles dem abt von Salmensweiler und dem cloſter übergeben, damit etlich fratres daſelbſt ewiglich erhalten werden, die den gotsdienſt ieben ſollen. Das hat der abt angenommen, ain kirchen in der er unſer lieben frawen ſampt ainer behauſung darzu erbawen und ſein ſtetigs zwen conventual alda, wurt unſer lieben frawen berg genennt. Nach ſolchem hat herr Hanns von Bodman das ſchloß, ſo iezo auch Bodma wurt genennt, [4, 71] erbawen uf den perg, da es iezo ſteet, und darin ain ganze übergülte ſtuben gemacht, aller brauncirt, und von der zeit an do hat man dem nebel nimmermer zu Bodma geleut, wurt auch noch alſo gehalten. Man waiſt auch dargegen, daß der nebel von unverdenklichen jaren dem wein oder den reben allda kain ſchaden nie geton hat. Man ſagt auch, es hab ſich der alt herr Hanns mit ſeinem ſone, als der erwachſen, verglichen, daß hinfüro alle des ſtammens von Bodman manspersonen ſollen Hanns genempt werden, wie das bei unſern zeiten noch gehalten wurt. … Ich hab von glaubhaftigen leuten mermals gehört, daß noch zu unſern zeiten, da ain groß wetter zu

---

[1] Datt 232 ff. Stälin 3, 334. 447 f. 619.

Bodman ſich erzaig, feurine liechtle und kuglen uf den zinnen, turnen und dechren ſich ſehen laßen, und ſo das beſchicht, haben ſie ußer der deglichen und vilfeltigen erfarnuß darfür, das wetter thue kain ſchaden und hab nur [nun?] kain not mer; zu achten, ſolche liechtle ſeien inen zu ainer gedechtnuß und zu ainer ſicherhait künftigs brands gegeben, wie dann der regenbog gemainem mentſchlichen geſchlecht ain zaichen iſt des bunds und daß die welt mit kainer ſündfluet mer ſol geſtraft werden oder zergeen [1]."

Auf ſehr abweichende Weiſe bringt das ſchweizeriſche Heldenbuch von 1624 den Schloßbrand von Bodman mit der Nebelſage zuſammen:

„Umb das Jahr Chriſti ein tauſent drei hundert und achte lebte Johann von Podmen, des uralten adelichen Geſchlechts am Bodenſee, welcher in ſeiner Jugend ganz wunderlich bei dem Leben erhalten worden, ſo ſich alſo zugetragen. Es kame ein Schwarzkünſtler und fahrender Schüler an dieſes Ort, welcher dem Herren zugeſagt und verſprochen, er wölle durch ſein Kunſt zuwegen bringen, daß forthin in derſelben Gegne, umb den Bodenſee herumb, kein Näbel oder Rif den Weinreben mehr Schaden bringen ſolle, welches man ime dann aus vorgehenden Thaten geglaubt und große Frewd gehalten. Als nun das ganze Hausgeſind mit [4, 72] ſampt den Junkheren frölich getanzet, ſchluge unverſehen ein fewriger Straal in das Schloß, alſo daß es an allen Orten anfieng zu brennen. Daſelbſten ſeind ſiben Edelmänner mit ſampt dem Hausgeſind, Knechten und Mägden, jämmerlich zu grund gangen. Zu dieſer Stund erbarmet ſich die Seugamm gar ſehr ihres jungen Kind, und weil ſie beſſers nicht mögen, erwütſchet ſie ein eherinen Hafen, ſetzt das Kind darein, machet viel Tücher zu ring umb es, damit es wol beveſtiget wurde, und warffe es von einem hohen Thurn über das Schloß hinaus, da es dann auch bei dem Leben erhalten und von dem zulauffenden Volk erkennet und hin getragen worden. Dergeſtalten war Johannes allein von dieſem Geſchlecht damahlen überblieben, auch in allen Tugenden wol aufferzogen. So bald er auch erwachſen, iſt er dem keiſerlichen Feldläger nachgezogen und [hat] ſich dermaßen wol gehalten, daß er zu Ritter geſchlagen worden. Nach dieſem kame er wider heimb, erneweret ſeiner Vorfahren Wohnung und hielte ſich dergeſtalten loblich, daß ihne menniglich ſehr geliebet. Es ſeind ſeine Nachkommen alle von ihme har Johannes geheißen und in dem Cloſter Salmansweiler ehrlich zu der Erden beſtattet worden, da dann dieſe Hiſtorien an einer Tafel gemalet [1]."

---

[1] Nachträglich (S. 1516) bemerkt die Chronik: „Alſo befindt ſich in der erfarnuß, daß ſonſt ſolche liechtlin, ſo man die zue zeiten ſicht, uff den techern und turnen, was glückhs und guets bedeuten." Es folgen Beiſpiele ſolcher bedeutſamen Erſcheinungen auf dem Münſterthurme zu Konſtanz 151.. und 1565, dann zu Marburg 1566. Vgl. Mythologie 868 f. und 1089 f. (St. Elmsfeuer); Fälle ſchlimmer Vorbedeutung bei Br. Grimm, deutſche Sagen 1, 368. [Man vergleiche auch Gedichte von Guſtav Schwab, vierte Auflage, Stuttgart und Tübingen 1851, S. 421 bis 424. H.]

Andre Darſtellungen halten das Nebelmärchen unvermengt mit der Geſchichte des Brandes. So zuvörderſt eine handſchriftliche Aufzeichnung aus dem 17ten Jahrh. im Hausarchiv zu Bodman [2]. Erſt wird hier das Unheil von 1307 und die Stiftung auf dem Frauenberge mit einigen nähern Umſtänden gemeldet; als Umgekommene ſind beſonders genannt die Herren von Schellenberg, Blumeneck und Hohenkrähen (Eidame des Ritters von Bodman); die Kindsfrau legt den Knaben „in St. Joannis nammen" in das eherne Gefäß, daher auch Alle dieſes Stammes den Namen Johannes fortan behalten haben; die Kapelle des Frauenbergs, zu welchem die zwei umliegenden Thäler ſammt vielen Zehenten und andern Mitteln für Unterhaltung eines Geiſtlichen aus Salmansweiler geſchenkt wurden, iſt durch tägliche Wunder verherrlicht: [4, 73] „darbei noch die alte und wahrhafte geſänknus S. Othmari, erſten abts zue St. Gallen, unter anderen zue erſechen, welche alleinig in der brunſt übrig gebliben [3]." Für ſich beſtehend folgt hierauf die Nebelſage:

„Zue diſem hat man auß uralten geſchichten, daß der herr Hanns von Bodma, ſonſten der Landfarer genant [4], ſo anno . . . geſtorben, ſich von ſeiner fraw gemahlin in entfernte länder begeben, in meinung, die ganze welt durchzueraiſen. In der abrais aber hat er ſeinen guldenen rüng von der hand genommen, ſolchen entzwai gebrochen und das aine ſtuck gedacht ſeiner fraw gemahl zue dem ende, daß, wan er nach langen jaren widerumben nacher haus kommen möchte, es ain kenzaichen ſeiner perſon ſein ſolle, gegeben; den andern halben tail aber hat er bei ime behalten. Als er nun lange jar ausgebliben und auf dem wilden mör von denen wellen in aine inſel geworfen worden, alſo daß er nicht mer fort kommen können, ſondern ſeines lebens verzweiflet hette, iſt ein wildes mändle zue ime kommen, ine ſeiner traurigkait befraget, ſo er ime allen verlauf erzölet hat; worauf dieſes mändle ime geſagt, es hette ſeine fraw ſich widerumben mit ainem andern verheiratet und morgigen tags werde ſie hochzeit halten; wan er ime verſprechen wolle, daß er in ſeiner herrſchaft ewiglichen nicht mer wider die nebel leuten laßen wolte (urſachen, weilen er ſein beſte narung aus dem weinberg, die Herrenſtain genant, diſer herrſchaft habe), ſo wolle er ine one allen ſeinen ſchaden und nachtail auß diſer gefar erheben und füeren, daß er morgen nach der malzeit ſeiner fraw gemahl beiwonen könde. Nachdeme diſer herr von Bodma ein ſoliches zuegeſagt und verſprochen, und es noch auf heütigen tag alſo gehalten würdet, als iſt diſes mändle mit ime zue Bodma den andern tag, als man bei dem hochzeitmal ſich luſtig eingefunden, ankommen. Herr von Bodma aber ſtellete ſich als ein armer und begerte, ime ainen trunk zue raichen. Als er ſolichen erhalten, hat er ainen trunk aus diſem geſchürr geton, in den übrigen wein aber wurfe er den halben tail des guldenen [4, 74] rings, ſo er mit ſich zue ainem kenzaichen genommen, batte, diſen trunk ſambt inligenden halben tail des guldenen rüngs der fraw hochzeiterin zue präſentieren. Als nun ſie diſes geſechen, war ſie alſobalden erſchrocken, befalche gleich, iro den halben guldenen rüng, ſo in irem ſchreibtiſch lage, beizuebringen, ſo nun alſobalden mit mänigliches verwunderung, was es bedeiten ſolle, geſchechen. Da ſie nun baide ſtuck zueſammen füegte, [hat ſie] iro diſen armen zue der malzeit zue füeren befolchen, allwo ſie ainandern als liebe ehegemahl begrießet und diſe wunderbarliche geſchicht ſonderliche freüden erwecket hat [1]."

---

[1] Schweitzeriſch Heldenbůch u. ſ. w. Baſel, 1624 S. 45 f. Daraus ſchon mitgetheilt in O. F. H. Schönhuths Neuem Führer um den Bodenſee u. ſ. w. Lindau 1851, S. 284 f.

[2] Deſignation Waß ſich denckwürdiges von denen Herren von Bodma dermahlen in actis findet. Papier, Folio, 2 Bogen.

[3] Vgl. oben S. 402. Schönhuth a. a. O., S. 288, bemerkt die in Stein gehauene Aufſchrift des kleinen Gewölbs: Vestigium carceris St. Othmari.

[4] Hiezu Randbemerkung von andrer Hand: „mit welchem zue Nammen dan Er all jährlich auf unſer lieben frawen berg zu Bodma aus dem noch verhandenen alten jahrzeit büechlin alß benefactor verleſen würdt."

---

[1] Späterer Beiſatz: „Dißes iſt das einzige Piece, ſo von dem Nebel-Leuthen handlet, außer deme keine Spur in Actis verhanden."

Damit ſtimmen zwei noch neuerlich aus dem Volksmund veröffentlichte Faſſungen der Sage in den Hauptzügen überein, wenn auch einzelnes Eigenthümliche beifügend. Nach der einen (bei E. Meier, Volksmärchen aus Schwaben, Stuttgart 1852, Nr 61: Das Nebelmännle, mündlich aus Engen) kommt der Edelherr vom Überlingerſee, auf ſeiner ſiebenjährigen Reiſe bis ans Ende der Welt, durch weite Wüſte zu einer hohen Mauer, die er, um zu erfahren, was dahinter ſei, ſeinen zwei Dienern nacheinander erſteigen hilft, ſie ſpringen aber auf der andern Seite hinab und kehren nicht wieder, denn es iſt der Paradiesgarten; allein kann er nicht hinaufklettern und gelangt hernach zum Hauſe eines kleinen Menſchenfreſſers, des Nebelmännleins:

„Nachdem nun das Nebelmännle von dem Herrn von Bodmann erfahren hatte, wie er daher gekommen, ſo ſprach es zu ihm: „Ich will dir nichts zu Leide thun und will dich ſogar noch in dieſer Nacht zu deinem Schloſſe führen (denn ſonſt hält deine Frau morgen mit einem Andern Hochzeit), wenn du mir verſprichſt, daß du künftig das Läuten mit der Nebelglocke unterlaſſen willſt.“ Das verſprach ihm der Herr von Bodmann herzlich gern und darauf nahm ihn das Nebelmännle auf ſeine Schultern und flog mit ihm, ſchneller als der Wind, durch die Luft und ſetzte ihn am Morgen richtig vor ſeinem Schloſſe nieder. Wie der Herr von Bodmann ſeine Burg betrat, erkannte ihn Niemand, ſelbſt ſeine Frau nicht. Dieſe reichte ihm Waſchwaſſer, und nachdem er ſich gewaſchen, zog er ſeinen Trauring vom Finger und ließ ihn hineinfallen u. ſ. w. Das Läuten mit der Nebelglocke, welches den Nebel verſcheuchen ſollte, iſt ſeitdem eingeſtellt worden.“

[4, 75] Nach der andern mündlichen Überlieferung (bei L. Reich, die Inſel Meinau u. ſ. w. Karlsruhe 1856, S. 228 ff.) ſpringen die Diener des wandernden Ritters von Bodman nicht in den Paradiesgarten hinab, ſondern kehren aus dem kleinen Hauſe des Nebelmännleins, eines grauſamen Feindes der Menſchenkinder, nicht wieder; der Herr ſelbſt, der ihnen dahin nachgefolgt, wird vom Weiblein des Menſchenfreſſers verborgen, jedoch von Letzterem gewittert und muß aus dem Kellerloche hervortreten:

„Aber wie erſtaunte er, als ihn der Alte nicht unfreundlich mit Namen begrüßte! „Woher wißt Ihr, wie ich heiße?“ fragte verwundert der Ritter. „Ich weiß noch mehr,“ ſagte der Nebelmann, „morgen früh wird Eure Gemahlin getraut in der Schloßkapelle zu Bodman; die 7 Jahr, die Ihr bedungen habt, ſind längſt verfloſſen u. ſ. w. Ich will einen Vertrag mit Euch abſchließen; wißt! ich bin der Nebelmann vom Bodenſee; und die Nebelglocke, die jeden Abend in Bodman geläutet wird, ſchlägt mich jedesmal bummelnd um den Kopf; wenn Ihr mir verſprecht, das leidige Ding für ewige Zeiten in den Bodenſee zu verſenken, ſo will ich Euch noch vor Tagesanbruch in die Heimat ſchaffen." Der Ritter willigte ein, worauf das Nebelmännlein einen ſeiner dienſtbaren Geiſter berief und ihn fragte: „Wie ſchnell biſt du?" „Wie der Pfeil vom Bogen," lautete die Antwort. „Du biſt zu langſam," verſetzte der Nebelmann und citierte einen zweiten: „Wie ſchnell biſt du?" „So ſchnell wie der Wind," erhielt er zur Antwort. „Zu langſam," hieß es und ein dritter wurde gerufen, der auf die Frage, wie ſchnell er ſei, zur Antwort gab: „So ſchnell wie des Menſchen Gedanken." „Gut," verſetzte das Nebelmännlein, „du biſt der Rechte, auf mit ihm und davon!"[1]. Der Ritter wuſte nicht, wie ihm geſchah. Als er erwachte, lag er auf dem Gänsriederſteg bei Bodman. Lieblich von der Morgenſonne beſchienen, glänzte der See und die hohe heimatliche Burg; die Glocken riefen zur Kirche. Bei dem Feſtmahle, das der Trauung folgte, wird dem fremden, im Schloßhofe ſtehenden Pilgrim hereingerufen und ihm ein Ehrenplatz angewieſen; die Braut ſelbſt kredenzt ihm den üblichen Trunk. Der Ritter läßt ſeinen Ehring in den Wein fallen und die gute Frau, als ſie Beſcheid thun will, ſieht das Zeichen auf des Bechers Grunde liegen; ſie wird aufmerkſam und erkennt in [4, 76] dem Gaſte den todtgeglaubten Gemahl, und Alles endet in Freude, der Ritter aber löſt getreulich ſein Verſprechen wegen des Nebelglöckleins. Gewöhnlich wird der Geſchichte im Volksmunde durch Verknüpfung der ſpätern Sage ein tragiſches Ende gegeben. Die Frau will den durch lange Jahre und Mühſeligkeiten gealterten Gemahl nicht mehr erkennen, worauf dieſer des Himmels Strafe und Verderben über die Ungetreue und ihr ganzes Haus heraufbeſchwört. Sogleich erfüllt ſich die Verwünſchung. Ein Wetter zieht am Himmel auf und der Strahl entzündet die Burg, in welcher Alle in den Flammen den Tod finden, mit Ausnahme des jüngſten Sprößlings eines anweſenden

---

[1] Vgl. Sn. Edda, Arnam. 1, 154. 162 f.

Ritters von Bodman, der durch die Geiſtesgegenwart der Amme gerettet wird. Noch ſoll zuweilen bei niederem Waſſerſtand die verſenkte Nebelglocke geſehen werden. Das Nebelmännlein aber hat ſeinen Sitz im „Löchle", einer angeblich unergründlichen Tiefe des Sees bei Bodman, welcher Fleck bei gröſter Kälte niemals zugefriert. In ſtillen Nächten ſteigt der ſilberbärtige Alte auf, beirrend die Schiffleute und beſchädigend mit kaltem Reife die Reben."

Auch auf den kleinern, nachbarlichen Federſee iſt die Nebelmäre übertragen. Ein Graf von Stadion, der ſchon ſeit ſieben Jahren reiſt, um das irdiſche Paradies zu ſuchen, hat ſich in einem großen Holze verirrt und kommt zu der mächtig hohen Mauer, von der ſeine beiden Knechte hinabſpringen, dann zu dem alten Waldweiblein, das ihn vor ihrem Mann, einem Menſchenfreſſer, verſteckt; der Waldmenſch aber ſtöbert ihn auf, redet ihn als Grafen von Stadion an, gibt ſich ſelbſt als das Nebelmännlein zu erkennen, will ihn übrigens verſchonen und rechtzeitig nach Stadion bringen, wo die Gräfin am nächſten Morgen mit einem Andern Hochzeit halten werde, wenn er verſpreche, ſein „verbeintes" (Schmeller 1, 178) Glöcklein, das den Nebelmann nicht leiden könne und, ſo oft derſelbe dort Übel anrichten wolle, an den Kopf ſchlage, in den See zu werfen; der Graf gibt ſein Wort und des Morgens frühe fahren ſie im Ru auf einer Nebelwolke nach Stadion, wo jener ſich durch ſeinen Stahlring ausweiſt, das Nebelglöcklein aber läßt er in den Federſee verſenken[1].

Es iſt dreierlei Inhalt, den die vorſtehenden Erzählungen manigfach verbinden oder ſcheiden: die Geſchichte des über Burg und [4, 77] Geſchlecht von Bodman 1307 ergangenen Unheils und der Rettung des jüngſten Sprößlings; die Heimkehrſage; das Nebelmärchen. Zum erſten Gegenſtand, dem Burgbrande, beſagt der, laut Titels, auf Urkunden gegründete „Salmansweiliſche Bienenſtock" (Apiarium Salemitanum, Prag, 1708. S. 148 f.), im Jahre 1309 ſei durch die Biſchöfe von Eichſtädt und Konſtanz die Kapelle auf Unſer-Frauen-Berg beim Schloſſe Bodman geweiht worden, welche kurz zuvor der Ritter Johannes von Bodman zur Ehre Gottes und der Jungfrau Maria, ſowie zum Gedächtnis aller deren, die daſelbſt auf der älteren Burg durch Blitzſtrahl und Feuersbrunſt umgekommen, erbaut und mit der Beſtimmung dem Kloſter Salem geſchenkt habe, daß prieſterliche Mönche desſelben dort wohnen und Meſſe leſen; dieſer erſten Schenkung haben ſich allmählich andre zum beſſern Unterhalt ſolcher Geiſtlichen angereiht. Ein ſpäterer Abſchnitt desſelben Buchs (S. 204 f.) erzählt umſtändlicher den Gewitterbrand am Abend vor St. Lamberti 1307, die Rettung des Kindes durch die Amme, von der es, beim Hinabwerfen im ehernen Keſſel, der heiligen Dreifaltigkeit und dem Täufer Johannes, deſſen Namen es geführt, empfohlen worden, woher dann auch alle Nachkommen dieſes Stammhalters fortan mit dem erſten oder zweiten Namen Johannes geheißen, ferner die Erbauung der Muttergotteskirche auf der Stelle des abgebrannten Schloſſes durch den heimgekommenen Vater und deſſen 1332 (?) unter dem Abt Ulrich vollzogene Schenkung an Salmansweiler, woſelbſt in der großen Stiftskirche, gegen den Chor hin, fortan die von Bodman, als beſondre Wohlthäter des Kloſters, ihre Begräbnisſtätte gehabt. Offenbar liegt der Nachricht von obiger Vergabung ein lateiniſcher Schenkungsbrief zu Grunde, der einem zu Salem im vorigen Jahrhundert gefertigten Urkundenbuch abſchriftlich einverleibt, jedoch mit keiner Jahrzahl verſehen iſt; darin urkundet Johann von Bodmen, daß er den Grund, auf welchem ſein altes Schloß erbaut war (fundum, in quo castrum meum antiquum in villa Bodmen situm extitit et constructum), mit aller Zugehör an Wieſen, Weingärten, Weiden, Baumgütern, Wäldern und dem Weiher, deren genaue Grenzbeſchreibung ſofort angefügt wird, welches Alles ſich in ſeinem freien Eigenthum befunden, dem Dienſte Gottes widme und zu dieſem Behuf dem Abt und der Gemeinſchaft des Kloſters Salem übergebe, mit Beiſtimmung des Biſchofs Gerhard von Konſtanz, deſſen Dienſtmann er ſei (cujus fore dignoscor ministerialis, vgl. S. 400, Anm. 2), daß zwei Prieſter aus dieſem Kloſter neben [4, 78] der auf dem Grunde beſagten Schloſſes erbauten Kapelle (in fundo dicti castri juxta ecclesiam seu capellam ibidem constructam) beſtändig wohnen und auf den Altären derſelben tägliche Meſſen leſen ſollen zum ewigen Gedächtnis Gottes und ſeiner glorreichen Mutter, des h. Otmars, der Märterer, Beichtiger und Jungfrauen, auch aller Heiligen Gottes, ſodann des Stifters, ſeiner Eltern und vorzüglich ſeiner drei Töchter und ihrer

---

[1] Von Herrn Dr Anton Birlinger nach der Erzählung eines herumziehenden Korbflechters aus Wendelsheim aufgeſchrieben.

Gemahle, ſowie ſeines Sohnes Kunrad, die im dortigen Schloſſe durch das unvermuthet und zufällig ausgebrochene Feuer kläglich umgekommen (mei, parentum meorum et precipue filiarum mearum trium et maritorum earumdem ac Cuonradi, quondam filii mei, qui in castro ejusdem fundi ignis voragine, orti casu inopinato et fortuito, lamentabiliter perierunt), auch daß ſein gleichnamiger Sohn Johannes zu Einhaltung und Gutheißung alles Vorſtehenden ſich durch einen leiblichen Eid verpflichtet habe; Gerhard, Biſchof von Konſtanz, Ulrich, Abt von Salem, und Rudolf, Decan der Konſtanzer Kirche und Rector der Kirche zu Bodmen, beſtätigen all dies unter Anhängung ihrer Siegel [1]. Für die hier fehlende Jahrzahl kann in keinem Falle 1332 angenommen werden, da Gerhard von Benar nur von 1306 bis 1318 als Biſchof zu Konſtanz bezeugt iſt (Stälin 3, IX. 115. 158). Im letztern Jahre war freilich der 1307 als Säugling gerettete Johannes, welcher die Stiftung beſchworen haben ſoll, erſt eilfjährig und ſeiner wunderſamen Erhaltung iſt hier nicht erwähnt, wenn nicht eben die feierliche Beiziehung desſelben darauf Bezug hat. Die Echtheit dieſes Schriftſtücks überhaupt wird beſſer geprüft werden können, wenn die Mittheilungen aus dem bis zur Mitte des 14ten Jahrh. gehenden, pergamentenen Chartular von Salem, deſſen Urkundenabſchriften vom Anfang des 13ten Jahrh. an immer gleichzeitige ſind (Mone, Zeitſchrift 1, 315), auf den hier in Betracht kommenden Zeitraum erſtreckt ſein werden. In gänzlich unverdächtigen Urkunden begegnet der bodmaniſche Name Johannes zuerſt 1281, dann 1288, 1293, 1298 und 1317 (Mone, Zeitſchrift 3, 227 f. 235. 243. 250. 2, 490); mittelſt letztbemerkter überlaſſen zwei Brüder von Hohenvels ein Beſitzthum zu Unterſiggingen dem Stifte Salem auf Bitte des geſtrengen Ritters Johannes von Bodmen (ad peticionem strenui viri Johannis de Bodmen) und alle zuſammen können den Vergaber des Frauenbergs an dasſelbe Kloſter betroffen haben. Wenn aber auch der fragliche Brief über [4, 79] dieſe Schenkung nicht formgültig beſtehen kann, ſo iſt gleichwohl ſein Inhalt ein weiteres Zeugnis dafür, daß die, bei aller Verſchiedenheit in Einzelnem, doch im Ganzen einhellige Überlieferung des Ereigniſſes von 1307 allgemein bekannt und geglaubt war. Alte Gedenkzeichen kommen hinzu: ein auf Silbergrund gemaltes Bild, das, noch zu Salmansweiler befindlich, die Verunglückten, knieend und betend, darſtellt und welchem ſpätere Malereien in der Kapelle des Frauenbergs [1], zu Bodman und Möckingen entſprechen ſodann der eherne Keſſel, der noch im Herrſchafthauſe zu Bodman bewahrt iſt, früher auch in der Schloßkapelle zu Espaſingen neben dem Altar aufgeſtellt war [2]. Als er einſt in fremde Hände gerathen, ſollen ihn die Herren von Bodman um einen Bauernhof zurückerkauft haben (Schönhuth, Führer u. ſ. w. S. 287).

---

[1] Tom. III Litterarum Archivii Salemitani, S. 530 ff. (Bibliothek zu Überlingen, vgl. Schwab 2, 131.)

Die bodmaniſche Heimkehrſage ſteht in den meiſten der aufgeführten Berichte außer Zuſammenhang mit dem Schloßbrand und zeigt in denſelben das vollſtändige Gepräge der Gattung, der ſie angehört: durch übermenſchlichen Beiſtand, der mittelſt geleiſteten Dienſtes oder Gelöbniſſes erlangt ſein muß, trifft aus weiteſter Ferne der Todtgeglaubte und nur an beſondern Merkzeichen Erkannte plötzlich in der Heimat ein, um ſeine bereits einem andern Freier beſtimmte Frau im äußerſten Augenblicke zurückzufordern [3]. Her[4, 80]vorgerufen durch die Aufgabe, der überraſchenden, wundergleichen Wiederkunſt den lebendigſten Ausdruck zu geben, hat ſich dieſe Sagenform verſchiedenen Zeiten und Orten angebildet. Am Bodenſee bewegt ſich in ihr ſchon die Erzählung von Udalrich aus dem erſten Viertel des 10ten Jahrh. (S. 396 f.); ſonſt iſt von ſchwäbiſchen Beiſpielen vorzüglich der edle Möringer, der, abermals wie Odyſſeus, ſchlafend auf den Heimatboden verſetzt wird, durch ein Lied des 15ten Jahrh. kundbar geworden (Beilage 3 b). Die Abweſenheit des Burgherrn bei der Verbrennung von Bodman ließ ſich damit erklären, daß man eine dort gangbare Wanderſage, wie es in der zimmriſchen Chronik geſchieht, auf ihn anwandte. Indem er freilich erſt nach dem Tode ſeiner Frau und aus Betrübnis darüber auf die Reiſe geht, iſt hier der altübliche Abſchluß hinweggefallen. Nur die neueren Aufzeichnungen aus der Volksſage führen den Wanderer bis zur Grenze des Paradieſes, doch iſt auch das eine herkömmliche Bezeichnung ungemeſſener Weltfahrt[1]. Wirklich durfte die eigene Reiſefabel einem Hauſe nicht fehlen, das von Alters her weitfahrende Männer ausgeſandt hat. Im Jahre 1217 gieng Albero von Bodmen über Meer, wo er auch geſtorben iſt[2]. Nachmals, 1346, fuhren zwei Nachbarn, ein Herr von Bodmen und einer von Hohenvels, der gegenüberliegenden Sängerburg, mit vielen andern Chriſten aus, um das heilige Land und ſonſt überſeeiſche Gegenden zu beſuchen; in der Faſtenzeit reiſten ſie ab und vor Weihnachten kamen ſie freudig zurück, nachdem ſie viele Länder durchwandert und das Grab des Heilands fleißig beſchaut hatten, wozu ſie den Eingang von den Saracenen erkaufen muſten; doch waren ſie auch von einem heidniſchen König achtungsvoll behandelt und mit anſehnlichen Geſchenken bedacht worden[3]. Dieſer

---

[1] Apiarium Salemitanum 206: „Es ſtehen die beſagter Maßen verbronnene Perſonen auff einer langen Tafel über alldaſiger Sacriſtei-Pforten verzeichnet.“ Vgl. ob. S. 424.

[2] Deſignation (S. 424, Anm. 2): „und iſt diſer uralte hafen in dem markflecken Bodma [übergeſchrieben und wieder ausgeſtrichen: „dem ſchloß zue Eſpeſingen“] in der Bodman. behauſung, mit der jahrzahl (1307) darauf geſchriben, auf heütigen tag zue ſechen.“ Bucelin, Deduct. S. 464: lebeti æneo, qui in hodiernam usque diem in Potama videndus asservatur (jam v. in sacello Espingensis castelli, juxta altare visitur) u. ſ. w. In der Quellenangabe desſelben Schriftſtellers, der mit Simon von Bodman befreundet war, ſind auch genannt (S. 442): monimenta et picturæ diversæ nuper arcis Bodmannicæ nunc exustæ. Ebendort mochten auch die alten Turnierwaffen aufgeſtellt ſein, deren barbariſche Zerſtörung durch die Flammen Bucelin beklagt (ob. S. 409). Unter arx Bodmannica iſt ohne Zweifel die Burg Altbodman verſtanden und ihre Verbrennung in die Zeit der ſchwediſchen Kriegsführung am Überlingerſee (1634) geſetzt. Die villa Bodmen war um 1335 in einer Fehde des Herrn von Klingenberg mit dem von Bodmen durch die Leute des erſtern abgebrannt, das castrum aber damals nicht mitbetroffen worden (Johannes Vitoduranus 113).

[3] Derartige Sagen ſind reichlich zuſammengeſtellt: Mythologie 920; Wolf, Beiträge 1, 4 ff. und Zeitſchrift 1, 63 ff.: Simrock, Mythologie 219 ff.;

Schambach und Müller, Niederſächſiſche Sagen 389 ff. Menzel, Odin 94 ff. Rochholz, Schweizerſagen 2, 114 ff.: worauf, abgeſehen von den mythologiſchen Erklärungen, hier verwieſen werden kann.

[1] So für Alexanders indiſchen Zug und für die Fahrten Erels des Weitgereiſten (vidförla, Fornald. S. 3, 666); Mythologie 783, vgl. Brüder Grimm, Märchen 3, 6. 45 ff.

[2] Chartular von Salem, in Mones Zeitſchrift 2, 75: „In Ubirlingen Albero de Bodemin, filius quondam Alberonis, cum iret ultra mare, ubi et mortuus est, dedit nobis u. ſ. w. anno 1217.“

[3] Johannes Vitoduranus a. 1346 (Ausgabe von Wyß S. 240): In hiis etiam temporibus unus dominus de Podmeg et unus dominus de Hohenvels,

bodmaniſche Pilger von 1346 könnte den Jahren [4, 81] nach der 1307 als Säugling wunderbar gerettete Johannes ſein. Mit dem Zunamen „der Landfarer“ ward auch ein Hans von Bodma, vermeintlich eben der fabelhafte Weltdurchreiſer, alljährlich auf dem Frauenberg aus dem alten Jahrzeitbüchlein als Wohlthäter verleſen (S. 424, Anm. 4). Sonſt aber geht unter dem Namen „Landſtörzer“ (vgl. Schmeller 3, 659 f.) derjenige Hans von Bodmen, der, als Streiter wider die Türken in den Jahren 1392 und 1396, zuvor beſprochen worden und über deſſen weite Wanderungen, nach Bucelin, vormals ein ganzer Band ausgegangen war, der viel Merkwürdiges auf die Nachwelt bringen ſollte, doch leider nun für Geſchichte und Sagenkunde verloren zu ſein ſcheint[1]. Auch aus der Zeit dieſer Türkenkriege wird von wunderbarer Heimkunſt

---

cum multis aliis Christicolis transfretantes ad visitandam terram sanctam et alias transmarinas, a quodam rege pagano reverenter tractati sunt et muneribus insignibus honorati sunt. Hii in quadragesima de domibus et de patria sua abeuntes ante natales Christi domum reversi sunt ovantes, multis terris peragratis Christique sepulcro diligenter perspecto, prius tamen pluribus florenis persolutis Sarracenis, qui eos ab ipsis extorserunt, antequam eis indulgerent introitum ad ipsum. Ich nehme dominus de Podmeg für gleichbedeutend mit vorhergehendem (zum J. 1335, Wyß 113) dominus de Bodmen. Wollte man an Bodnegg (Weiler bei Ravensburg, vgl. Mone, Zeitſchrift 8, 318 ff.) denken, ſo würde das auch nicht genau ſtimmen und von Bodnegg iſt kein Adelsgeſchlecht nachgewieſen. Dagegen werden die ritterlichen Nachbarn von Bodman und von Hohenvels in Urkunden von 1226 bis 1317 gäng und gäbe zuſammen genannt (Mone, Zeitſchrift 2, 487 f. 490, vgl. ob. S. 430; 4, 246 f.). Auch in andern Fällen iſt bei Johannes Vitoduranus die Namenſchreibung nicht gleichmäßig und fehlerfrei, z. B. Lindaudia, Lindaugia; lacus Bodanicus, Botannicus, Potamicus, Potanicus, Potannicus, Bodmensis, Podmensis.

[1] Bucelin l. c. S. 460: Johannes, dominus de Podman, Alten et Hohen Bodman, tota Europa longe spectatissimus, eam circumquaque, quanta quanta est, multoties perlustravit, diversissimorum regum ac principum aulas frequentavit, ubique acceptissimus, heroici ingenii specimina dedit et Teutonicis familiis magnam auctoritatem conciliavit. Viatoris etiam vulgo cognomine appellatus, ab aliis „der Landtstürtzer“ dictus, de cujus peregrinationibus olim passim totum volumen prodiit multaque curiosa posteritati commendavit. Is denique aulam cæsaris consectatus, in ea se quoque probavit, a nemine non honoratus, haud sine maximo et aulicorum et suæ familiæ luctu Viennæ morte abreptus atque ibidem tumulatus est.

geſagt: einer der franzöſiſchen Ritter, die, gleich dem von Bodman, bei Nikopolis in Gefangenſchaft fielen, der Herr von Bacqueville in der Normandie, war, nach ſiebenjähriger Knechtſchaft und ſchon zur Tödtung beſtimmt, unter Obhut des h. Julians, dem er eine Kapelle zu ſtiften gelobt hatte, über Nacht ſchlafend in den Wald bei ſeinem Schloſſe niedergelegt worden und konnte ſich gerade noch ſeiner Gattin, deren Wiedervermählung am Morgen bevorſtand, mittelſt des halben Goldrings zu erkennen geben, Alles bezeugt durch zwei Gemälde in der Kirche zu Bacqueville; wie Hans von Bodman die St.-Georgenfahne, trug der normanniſche Ritter, ſeit 1414, das Banner von Frank-[4, 82]reich, die Oriflamme, vor und fiel unter ihr in der Schlacht von Azincourt[1].

Eigenthümlich der Heimkehrſage von Bodman iſt das märchenhafte Nebelmännlein. Am Bodenſee kannte man von jeher geiſterhafte Weſen, die in Luft und Waſſer walteten. Unter den Trümmern der rätiſchen Römerſtadt Brigantium hatten die iriſchen Mönche Columba und ſein Schüler Gallus die Kirche der h. Aurelia, nach Auswerfung der in ihr verehrten drei ehernen Götzenbilder, neu eingeweiht und ſich mit ihrer Brüderſchaft dort angeſiedelt. Als nun Gallus einmal in ſtiller Nacht ſeine Fiſchnetze in den See legte, vernahm er das laute Geſpräch eines Geiſtes von der Bergſpitze mit ſeinem Genoſſen (pari suo) in der Seetiefe. Jener, der Berggeiſt (dæmon montanus), den die Fremden aus dem Tempel geworfen, ruft den andern um Beiſtand an zur Vertreibung derſelben, der Meergeiſt (dæmon marinus) beklagt ſich, daß er den Garnen der Fiſchenden nicht zu ſchaden vermöge. Beiden gebietet Gallus, ſich überall bekreuzend, von dieſem Orte zu weichen, meldet eilig, was er gehört, dem Abte und dieſer verſammelt, durch Anſchlagen des gewohnten Zeichens (solitum signum tangens), die Brüder in der Kirche. Ebenſo, als Gallus nachher von Arbon aus in die Wildnis an der Steinach ſein Netz trägt, muß er mit ſeinem Gefährten zwei weibliche Geiſter, die an einem Strudel des Fluſſes zum Bade bereit ſcheinen, ins Gebirg verweiſen, von wo ihre Stimmen, wie die zweier Klageweiber, erſchallen, namentlich hört man Rufe vom

---

[1] Amélie Bosquet, la Normandie romanesque u. ſ. w. Paris 1845, S. 465 bis 470.

Himmelberg (de monte, qui dicitur Himilinberc)[1]. Es geſchah im Namen des Heilands, daß der Glaubensbote den ungeſtümen Geiſtern des Gebirgs und des Sees abzuziehen befahl, alſo im Namen deſſen, der ſelbſt, nach den Evangelien, den Wind und das Meer bedräut, dem Wind und der Woge des Waſſers Stille geboten hatte. Dem kirchlichen Mittelalter gehören die Götterweſen des verdrängten Heidenthums insgemein zum Reiche des Teufels und ſeiner Sippſchaft, gleichwohl verläugnen die vom h. Gallus beſchworenen Dämone keineswegs ihre Heimat; die nächtliche Zwieſprache des Berggeiſts mit dem Meergeiſt iſt eben dort an der Stelle, wo in der Seebucht von Bregenz ein Halbkreis hoher Waldberge ſich abſchattet. Sonſt [4, 83] gibt es auch Wetterſegen, in denen noch deutſche Namen der Hagel- und Sturmgeiſter, Mermeut und Faſolt, verlauten (Mythologie, 1te Ausgabe, Anhang CXXXI f.). Mermeut, obſchon mit ſeinen Geſellen als Herr des Wetters (qui positus es super tempestatem) zur Abwendung von Hagel und Schlagregen beſchworen, ſcheint doch dem Namen nach zugleich im Waſſer zu grollen (Mythologie 603), aus dem ja die Wetterwolke aufſteigt (vgl. Mythologie 564. 1041 f.) und das hinwider vom Sturme bewegt wird; die Beſchwörungsformel ſteht in einer Handſchrift des 11ten Jahrh. aus St. Pirmins Kloſter am Tegernſee. Selbſt im ſ. g. Wörterbuche des h. Gallus iſt ein perſönlicher Name des Wolkengeiſts entdeckt worden, Scräwunc, Einer vom Geſchlechte des Regens und Hagels[2]. Solchen Unholden gegenüber bewahrt ein Heiliger vom Bregenzer See und Walde, aus dem erſten Viertel des 12ten Jahrh., Merbot, das Haferfeld einer Wittwe durch ſein Einſchreiten vor Hagelſchlag[3]. In der frommen Anſiedlung Columbas und des h. Gallus bildete Gebetruf und Lobgeſang den Gegenſatz zu dem wilden Geheul der über die Berggipfel abziehenden Dämone, das Glockenzeichen diente nur erſt, die Brüderſchaft in der Kirche zu verſammeln. Später wurde, neben der Beſchwörung mit Evangelium und Sacrament, das Wetterläuten ein übliches Mittel, den mit Donner und Hagelwolken in der Luft fahrenden Teufel abzutreiben[1]. In Überlingen war das Einſtellen aller Tänze, bei Tag und Nacht, ſtreng geboten, wann man „dem Wetter läute“[2]. So [4, 84] erſcheint nun auch das Nebelläuten im benachbarten Bodman als eine kirchliche Bannung und Beſegnung; die Klänge der getauften Glocke ſollen dem böſen Feinde wehren, daß er nicht mittelſt der aus dem See aufgetriebenen Froſtnebel die Reben ſchädige[3]. Nach dem ſchweizeriſchen Heldenbuch ſollte das Gleiche durch die ſchwarze Kunſt eines fahrenden Schülers bewirkt werden, aber dieſer frevelhafte Zauber rief den rächenden Wetterſtrahl herab (S. 423). Denn wie man von heidniſcher Zeit her an ein hexenhaftes Wettermachen glaubte[4], ſo gab

---

[1] Vita S. Galli, Monumenta Germaniæ 2, 7 ff. Vgl. die Überarbeitung durch Walafrid Strabo, Cap. 7. 12, bei Goldaſt 1. 150 f. 153. Mythologie 466 f. Neugart Nr 866, a. 1155: ad flumen Stainaha . . . ad montem Himelberch (mons cœlius, Monzeln).

[2] W. Wackernagel, Wörterbuch zum Leſebuch S. CCCCLXVI und in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 6, 290 f. (vgl. Ebd. Geſchichte der deutſchen Litteratur 36). Die hauptſächlichen Belege, welche hier geltend gemacht werden, ſind: Vocabular. S. Galli (Leſebuch 30, 32. Hattemer 1, 14 b): nubus scrauunc; Wigamur 1289, nach Wackernagels Berichtigung: [daz uns] kein regen verſchräte; Schmeller 3, 502: „ſchräen, hageln“.

[3] Acta SS. Bolland. Sept. 3, 890 a: Cuidam viduæ sua avena per

---

intercessionem S. Merbodi a grandine præservatur. Über dieſen Heiligen vgl. Bergmann in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur Band 118, Anzeige-Blatt S. 4 f. 34.

[1] Vgl. Aug. Stöber, zur Geſchichte des Volksaberglaubens aus Dr Joh. Geilers von Kaiſersberg Emeis. Baſel 1856, S. 66 f. Über den Glockenhaß dämoniſcher Weſen: Brüder Grimm, Iriſche Elfenmärchen XCIV. Mythologie 1039 f. In einer Handſchrift des 15ten Jahrh. aus Salmansweiler ſpricht die Glocke: est mea cunctorum terror vox dæmoniorum (Anzeiger 2, 192).

[2] Jac. Reutlingers hiſtoriſche Collectaneen von Überlingen, handſchriftlich auf dortiger Bibliothek, Band 11 (1580), Blatt 78b (unter den ſtädtiſchen Ordnungen): „Wann man aber dem wetter lütet, das ſei tag oder nacht, alsdann ſollen alle tänz, die ſeien erleupt oder hochzeittänz, vermitten bleiben und nit mer getanzet oder zu tün geſtattet werden, auch bi büß j lib. d.“ Dieß erinnert an das vermeſſene Tanzen im Gewitter auf dem älteren Schloſſe von Bodman.

[3] Nach beiderlei Seiten wirkſam war eine Glocke zu Nüdlingen (Bechſtein, Sagenſchatz des Frankenlandes 1, 247): „ſo weit in der Umgegend ihr Schall hörbar war, gab es weder Fröſte im Winter noch Gewitter im Sommer.“

[4] Mythologie 1040 ff. Altnordiſcher Nebelzauber: die Nebellieder (þokuvisur) Thorleifs Jarlaſkalds, bei deren Vortrag die Halle ſich verfinſterte (þá var myrkt i höllinni u. ſ. w. minkadi myrkrit, Fornm. S. 3, 97 f.); dann der heidniſchgeſinnte Eyvind Kelda, der ſich und ſein Zaubervolk in Nebel hüllen wollte (giordi Eyvindr þeim hulidshialm, vgl. Mythologie 432. Sv. Egilsſon 412, ok þokumyrkr svá mikit, at konungr ok lid hans

es, neben der Beſchwörung durch die Kirche, auch unchriſtliche und trügeriſche Segenſprüche gegen das Wetter [1].

Jener kirchliche Brauch des Nebelläutens wurde zum Anlaß einer heiteren Märchendichtung. Der Nebel unterhandelt leibhaftig mit dem Herrn von Bodman über Glockenklang und Weinreben. Auch anderwärts iſt dieſelbe Lufterſcheinung in freiem Spiele der Einbildungskraft perſönlich geſtaltet worden, mehr oder minder mit geſpenſtiſchem Hintergrund. Das altnordiſche Räthſellied, in der Saga von Hervör und Heidrek, fragt: „Wer iſt der Finſtre, der über die Erde fährt? Waſſer und Wald verſchlingt er, fürchtet vor dem Winde ſich, vor Männern nicht, und liegt mit der Sonn' im Streite;“ worauf die Antwort: „Der finſtre Nebel ſteigt auf aus Gymis [des Meergotts] Sitzen und verſchließt des Himmels Anblick, er dämpft den Glanz der Geſpielin Dvalins [der Sonne], flieht allein vor Forniots Sohne“ [Kári, Beherrſcher der Winde, der Wind ſelbſt] [2]. [4, 85] Obgleich in dieſer Antwort dichteriſche Bezeichnungen aus der Götterlehre gebraucht werden, liegt doch hier kein Mythus vom Nebel vor und mit der ausgeſprochenen Löſung des Räthſels, eines der beſten in der Reihe, ſchwindet die ſcheinbare Perſönlichkeit des finſtern Ungenannten [3]. Nebelbilder laſſen ſich auch in den Fahrten eines geiſterhaften Reiters erkennen, der, ſchwäbiſche Wald- und Wieſenthäler entlang, dem Laufe des Waſſers folgend und durch dieſes hinrauſchend, gewöhnlich Abends, die Begegnenden verwirrend und in die Irre treibend, in den Mantel gehüllt, auf ſeinem großen,

---

skyldi eigi mega sá þá u. ſ. w. þokumyrkvi sá, er hann hafdi giort med fiölkyngi u. ſ. w. Fornm. S. 2, 141. Vgl. Fornald. S. 1, 5. Gullþóris S. Cap. 17).

[1] Vom Wetterſegen auch eines fahrenden Schülers aus dem 14ten Jahrh. handelt Beilage 4. Joh. Vitoduranus berichtet zum Jahr 1347 (Wyß 241) von einem Schwarzkünſtler (nigromanticus) zu Ternbüren, zwiſchen Bregenz und Hohenems, der, unter andrem Blendwerk, das Haus, worin er ſich verborgen hielt, als ein goldenes erſcheinen ließ.

[2] Fornald. S. 1, 474 f. vgl. 533. Peterſens Ausgabe der Hervar. Saga 37. [Schriften 7, S. 134 f. H.]

[3] Doch beachtet der Errathende ſogar noch das perſönliche adj. masc. sá enn mörkvi der Aufgabe, indem er nicht mit dem eigentlichſten Worte, subst. fem. þoka (nebula), ſondern mit dem ſinnverwandten subst. masc. mörkvinn (ohne Art. mörkvi, caligo) antwortet (vgl. S. 436 f., Anm. 4: þokumyrkr n., þokumyrkvi m.).

weißen Roſſe ab und auf jagt, als ob er flöge (Bachreiter, Schimmelreiter, E. Meiers deutſche Sagen aus Schwaben Nr 114. 118); er hat daſſelbe ſich aus dem Meere geholt, vor Sonnenaufgang ſtieg der herrliche Schimmel daraus hervor, ließ ſich vom Reiter an den Ohren faſſen und ihn aufſitzen, trug ihn, ohne Sattel und Zaum, wohin er wollte, mit dieſem vortrefflichen Pferde kann er in der Luft, wie auf der Erde und dem Waſſer reiten[1]. Das berührt ſich mit der altnordiſchen Räthſeldichtung vom Nebel, der über die Erde fährt, den Sitzen des Meergotts entſtiegen. Als elbiſches Weſen ſpukt das alte, ungeſtalte Nebelmännlein, unter dieſem Namen, auch auf der Stutzalp in Graubünden: wann regenſchauernde, froſtig graue Wolken niederhangen, gleitet es leiſen Schritts auf der Alpe umher, mitten am Tage bei den Herden, im ſpäten Abenddunkel und in ſchneeiger Nacht bei den Hütten, in alterthümlich ſeltſamer Landestracht, breitrandigem Hute, Holzſchuhen und weiter, nebelweißer Jacke[2]. Zwar gilt es jetzt für den ruheloſen Geiſt eines [4, 86] ungerechten Hirten, der den Kühen das Salz nicht gleich zugewogen hat und nun vergeblich ihnen die Hände zum Lecken hinſtreckt, um dadurch erlöſt zu werden, aber dieſe lehrhafte Wendung ſetzt doch den ſchon beſtehenden Volksglauben an unheimliche Nebelgeſpenſter voraus, zu deren einem der böſe Hirte verwünſcht werden konnte[1]. Der Name, der Zuſammenhang mit Wetter und Wolke, die nebelhaft verhüllende Tracht, laſſen keinen Zweifel über die eigentliche Bedeutung des dämmrigen Alpengängers; breitkrämpiger Hut, wie ihn Bauern und Wanderer tragen, weite, übergeworfene Kutte, ſind in Geſchichten und Sagen herkömmliches Mittel, ſich unkenntlich und unſichtig zu machen, darum auch hier zu ſinnbildlicher Ausſtattung des Nebelalbs geeignet[2]. Selbſtbewußt und mit dürren Worten erklärt das Männlein der Bodmanſage, „es ſei kein natürlicher Menſch, ſondern der Nebel;“ während aber das graubündiſche auf den Bergen ſchweift, hat jenes ſein Weſen an den Waſſern. Nach den älteren Aufzeichnungen begegnet daſſelbe dem Reiſenden, als er „auf dem wilden Meer von denen Wellen in eine Inſel geworfen worden“ (S. 425), oder nachdem er „an ein groß Waſſer oder Meer kommen, da er kein Land mehr geſehen“ (S. 419), und der Chronikſchreiber denkt ſich dabei, ganz angemeſſen, die Länder „gegen Mitternacht“[3]. Zu beachten iſt gleichwohl, daß die [4, 67] noch gangbare

---

[1] Meier, Nr 124, 8. Die Volksſage nennt zwar hier den „Ranzenpuffer", einen neckiſchen Waldkobold des Schönbuchs, aber die Erſcheinung iſt unverkennbar die des Schimmelreiters (ſo auch ſchon Nr 124, 3 an der Blaulach, wie im Fortgange von Nr 124, 8). Überhaupt vermengen ſich die verſchiedenartigen Geſichte und ſo muß auch der Nebelreiter den Kopf unterm Arme tragen, durch Verwechslung mit den reitenden Kampftodten, namentlich im Wuotesheere. Nächtliche Spukgeſtalten mancher Art und Bedeutung haben weiße Farbe, die auch im Finſtern ſchimmert. Nach Monnier, Traditions populaires. Paris 1854. S. 94 f., weidet um die Quellen der Seine, im Jura, zur Stunde der Morgendämmerung ein weißes Roß und ſchwebt von da in raſchem Fluge zum Gipfel des Berges auf (le cheval blanc de Foncine, le cheval volant).

[2] Flugi, Volksſagen aus Graubünden, Chur und Leipzig 1843, S. 86 ff. Vernaleken, Alpenſagen S. 78. Nebelmann nennt ſich auch eine nächtliche Erſcheinung bei B. Baader, Volksſagen aus dem Lande Baden, Karlsruhe 1851, Nr 71. Nievelmännchen an der Maas, die bei Tag ſchlafen und bei Nacht wachen, in J. W. Wolfs deutſchen Märchen und Sagen, Leipzig 1845, Nr 72.

---

[1] Gänzlich ohne Bezug auf das Nebelmännchen muß ein ungetreuer Hirte geiſtweis umgehen bei Rochholz, Schweizerſagen 1, 117.

[2] Johannes Vitoduranus (Wyß 119) erzählt zum Jahr 1336 die Vermummungen, wodurch ein Kriegsmann und Feind der Rotweiler, Schulsch, auf deſſen Erhaſchung ſie einen Preis geſetzt hatten, ſie zu täuſchen wußte (ähnlich den Streichen des Mönchs Euſtach), namentlich wie er in Bauernkleidung, mit weitvorgehendem Hute, unerkannt ihnen entkam: veste insuper coloni sibi obvianti indutus, scilicet pileo longe pretenso rusticali, ut minus agnosceretur, et amicabiliter salutatus, illesus effugit. Altnordiſch begegnet vielfach der breite, das Geſicht verdeckende Hut; ſich unkenntlich halten heißt in ſkaldiſchem Ausdruck: den Hut der Verhüllung umthun (falda huldar hetti, Sn. Egilsſon 412a. 152a, vgl. S. 436, Anm. 4: hulidshialm ok þokumyrkr). Wie es nun die mythiſche Perſonenbildung mit ſich bringt, daß die Formen menſchlichen Lebens und Treibens auch auf die Götter angewandt werden, erſcheint Odin ſelbſt, wo er nicht erkannt ſein will, im Mantel (hekla) und mit dem breiten Hute (med sidum hetti), daher ſeiner vielen Namen einer „Breithut“ lautet (Sidhöttr, Mythologie 133).

[3] Auch das Stammland der Nibelunge, Abkömmlinge des Nebels, wird in den hohen Norden, die Mark von Norwege, verlegt (Nibelungen 682, nach A und B) und von dort kommt auch der unſichtbarmachende Mantel, die „tarnkappe“, gleichartig der „nebelkappe“ Madelgers, des Sohnes einer Meerminne (Morolt 3920 ff., vgl. Wolfdietrich, Handſchrift der Piariſten Str. 691. 694, im gedruckten Heldenbuch von 1560, Blatt 154; Hürnen Seyfrid Str. 80).

Volksſage dem Nebelmännlein ſeine Wohnung in einer unergründlichen, niemals zufrierenden Seeſtelle bei Bodman anweiſt (S. 428). Hiernach konnte mit ihm der Herr von Bodman auch am heimiſchen See den Vertrag abſchließen, vermöge deſſen einerſeits die Nebelglocke nicht mehr geläutet, anderſeits das Rebland nicht mehr beſchädigt werden ſollte. Noch Weiteres deutet darauf, daß dieſes Nebelmännlein nicht urſprünglich zur Heimkehrſage gehört habe; nicht bloß bringt es in dieſelbe einen fremdartigen Beiſatz ſcherzhafter Laune, ſondern es ſtört auch die Einheit der Handlung, indem es die Aufmerkſamkeit vorwiegend auf ſich lenkt und die Sorge des Ritters zwiſchen ſeiner zurückgelaſſenen Gemahlin und ſeinen Weinreben theilt. Dennoch iſt es nicht ohne geeigneten Anlaß ins Mittel gezogen. Immer muß es ein Gott oder ein Dämon, ein Heiliger oder ein Schwarzkünſtler ſein, der die wunderbare Heimfahrt bewerkſtelligt; dieſes Geſchäft iſt hier dem Nebelmännlein aufgegeben und wirklich findet die überraſchende Wiederkunft des ferne Verſchollenen darin einen dichteriſchen Ausdruck, daß derſelbe, vom flüchtigen Nebelzuge weither über Land und Meer getragen, plötzlich aus der umhüllenden Wolke hervortritt [1].

Es ſind Kunden manigfacher Art und verſchiedener Zeit, die in Bodman ihren Anhalt haben und der Reihe nach vorübergeführt wurden, ſie betreffen Geſchichte, Rechtsalterthümer, geiſtliche und weltliche Sage, Märchenwelt. Einzelne Fäden laufen wohl von der einen zur andern, Geſchichtſchreiber und Genealogen haben ſich an größeren Zuſammenhängen verſucht und auch die volksmäßige Überlieferung hat ſich hierin gefallen, aber bei eingehender Unterſuchung muſte mehr wieder getrennt werden, als daß ſich ein durchgreifender, innerer Sagenverband hätte herſtellen laßen. Zu ſchließlichem Überblicke wird daher das Beſprochene am beſten örtlich, im Landſchaftsbilde, zuſammengefaßt werden. Den Standpunkt hiezu bieten die hochragenden Überreſte der Burg Altbodman. Am untenliegenden Geſtad iſt zwar die karolingiſche Königspfalz längſt und gänzlich verſchwunden, dagegen zeigt ſich dort der freundliche Wohnſitz des noch blühenden Geſchlechts, von deſſen Vorfahren ſo Vieles zu berichten war. Südöſtlich, nur durch eine Waldſchlucht [4, 88] von Altbodman geſchieden, ſpringt der klöſterliche Frauenberg hervor, wo einſt das thurmartige Stammhaus ſich erhob, auf das der verzehrende Blitzſtrahl niederſchoß, und wo dann zum frommen Gedächtnis der im Feuer Umgekommenen, wie auch des h. Otmars, die ſeitdem neugebaute Kapelle geſtiftet wurde. Weſtwärts, in das Hegau, erſtreckt ſich das Moos von Walwies, die alte Gerichtsſtätte und das Feld des Kampfes um Erneuerung des alemanniſchen Herzogthums. Vor allem aber haftet das Auge an dem weitgedehnten See, rauſcht er doch, lauter oder leiſer, in die meiſten Sagen herein! An ſeinem Ufer hatte der träumende Hirte Pipins das wonnevolle Geläut aus unbekannter Ferne vernommen; mitten unter ſeinen aufgeſtürmten Wogen ruderten die Kloſterbrüder mit dem Leichnam ihres Heiligen windſtill dahin; ihn durchſtreifte das ſtattliche Jagſchiff, mit dem ſchallenden Hunnorufe der Bemannung; in ſeine bedrohlichen Froſtnebel hinaus erklang abwehrend die Glocke von Bodman, zum Verdruſſe des Nebelmännleins, das nunmehr unſchädlich in der grundloſen Tiefe hauſt. Die Burgtrümmer ſelbſt, auf denen der Ausſchauende ſteht, umſchloſſen einſt die „vergüldete Stube“ (S. 422), in welcher wohl auch, angeſichts der erſtaunlichen Waffenſtücke ſtreitbarer Ahnen, manches Denkwürdige von Ungern- und Türkenkriegen, von Sanct Jörgen Fahne, von den Landfahrern und ihren wunderſamen Begegniſſen abendlich erzählt wurde und zuletzt noch, beim Ausſtichweine des Königsgartens oder von den Herrenſteinen, das Nebelmärchen ſeine luſtigen Gebilde ſpielen ließ.

---

[1] Vgl. Schmeller 2, 670: „In der Nebelkappen daherkommen, d. h. plötzlich, ohne im Kommen bemerkt werden zu ſein.“

Beilagen.

Beilage 1 (zu Seite 385).

Bodman. Bodenſee.

Den Ortsnamen geben die älteren, lateiniſch verfaßten Urkunden und Geſchichtbücher in verſchiedener Schreibung und mit römiſchen Biegungen zweierlei Geſchlechts: masc. in loco, qui dicitur Potamus, in palatio regio (Urkunde von 879, Neugart Nr 516), ad Potamum, palatio imperiali (Urkunde von 881, Böhmer, reg. Karol. Nr 931). Otmarus apud villam Potamum palatio inclusus est (S. Otm. vita auct. Walafr. C. 6, Monumenta Germaniæ 2. 43 f.). Potamum … oppidum (Ekkeh. IV cas. S. Galli, Monumenta

Germaniæ 2, 83), in Potamo curte regis publica (Urkunde von 849, Neugart Nr 329), in villa Potamo (drei Urkunden von 857, Neugart Nr 366, 367 und Böhmer Nr 783), in Potamo (Urkunde von 901, Neugart Nr 633), in castro Botamo (Anon. Weingart. bei Heß, mon. Guelf. 15), Burcardus, miles de Pothamo (Urkunde von 1225, in Mones Zeitſchrift 2, 71), Cuonrado de Potamo (ebd. 2, 76); fem. ad villam regiam, quæ Bodoma dicitur (Prudent. Trec. annal. a. 839, Monumenta Germaniæ 1. [4, 89] 433), curtem Podomam (Ann. Fuld. a. 887, Monumenta Germaniæ 1, 404), usque Bodomiam (Vita Hludow. imp. C. 61, a. 839, Monumenta Germaniæ 2, 645), actum Bodoma, regio palatio (Urkunde von 839, Neugart Nr 292, vgl. Dümgé, reg. bad. S. 63 f., Böhmer Nr 494), in Potoma (Urkunde von 885, Neugart 553), curtis in Podoma (Urkunde von 1155, Neugart Nr 868), Uolricus de Bodoma (zum J. 1191, Mones Zeitſchrift 1, 323). Alles zuſammen weiſt auf ahd. podam (Pl. podomâ) m. Grund, Boden; im lat. Potamus iſt das Geſchlecht des deutſchen Wortes erhalten, zur Femininbildung Potama, Bodoma, mögen die beigeſetzten oder hinzugedachten fem. curtis, villa, gewirkt haben, doch wird andremal ſelbſt neben dieſen das masc. Potamus gebraucht. Das zu Grund liegende ahd. Wort befand ſich vermuthlich, nach gewohnter Weiſe bei Ortsnamen, im Dativ: (zua demu, zi) Podama, (zi) Podamo (Graff 3, 86); damit ſtimmt in einer Urkunde von 1252 der mhd. Dativ: actum in Bodeme (J. Bader, Markgraf Hermann V, S. 93), und mehrfach aus dem 12ten und 13ten Jahrh. im Geſchlechtsnamen: de Bodeme. Frühzeitig ſtellt ſich aber auch eine Pluralform hervor: [qui Potamis in nostro castro residet, Urkunde vom 1ten Mai 896, ſ. S. 396, Anm. 1. Pf.], actum Potamis, curte regia (Urkunde von 912, Neugart Nr 680), vorausſetzend den ahd. Dat. Plur.: (zua dêm, zen) Podamum, Bodemon; im 12ten und 13ten Jahrh. geläufig: de Bodemen (Urkunde von 1179: de Bodeman, bei Pupikofer, Regeſten des Stiftes Kreuzlingen Nr 16, ſonſt auch de Bodimin, Bodemin), nachher abgekürzt Bodmen (z. B. Urkunden von 1277, 1298, 1317, Mones Zeitſchrift 3, 249 f. 2, 480). In deutſchen Schriften aus dem 16ten Jahrh. iſt noch üblich: von, zue Bodma, abwechſelnd mit Bodman (wie zuvor de Bodoma und de Bodeman), jetzt unrichtig Bodmann. Es war ganz angemeſſen, das Uferland am Fuße des Gebirgs, gegenſätzlich zu letzterem, durch ahd. podam, Pl. podamâ, zu bezeichnen und dann auch die dortigen Anſiedlungen, von den ländlichen bis zur Königspfalz (Potamico palatio), nach ſolcher Belegenheit im Grund, in den Gründen, zu benennen. (Stalder, ſchweizeriſches Idiotikon 1, 196, gibt unter den ortbezeichnenden Verwendungen des Wortes Boden hauptſächlich auch dieſe: „Grund, d. i. ein Thal, eine niedrige Gegend im Gegenſatze einer höhern. Bödeler, Bödler, einer, der im Thale wohnt, im Gegenſatze eines Bergers, d. i. eines andern, der auf dem Berge wohnt.“ Schweizeriſche Gelände, Ortſchaften und Anweſen ſolchen Namens ſind: der Urnerboden, das Bödeli zwiſchen Thuner- und Brienzerſee, das Bodemli im Frickthale, ſ. Rochholz, Schweizerſagen 1, 148; dann beſonders zahlreich innerhalb der Grenzen Eines Kantons bei H. Meyer, die Ortsnamen des Kantons Zürich, Mittheilungen der antiquariſchen Geſellſchaft 6, 82: „im Boden 12mal, im bodmen, im bödmen, in böden, im bödeli".) Die Ortslage von Bodman ſchildert Johannes von Winterthur zum Jahre 1335 kurz und anſchaulich: villa longa, dicta Bodmen, sita inter lacum Bodmensem ex una parte et excelsum montem ex alia parte (Joh. Vitodur. chron., Ausgabe von Wyß 113).

Wie nun die an jenem Orte (in loco, qui dicitur Potamus, ad Potamum, apud villam Potamum) gelegene Pfalz im Latein der Urkunden und Zeitbücher ableitungsweiſe Potamicum palatium genannt wird (Urkunden von 905, 909, 912, Neugart Nr 653, 668, Böhmer Nr 1241; Annal. alam. a. 911, Monumenta Germaniæ 1, 55), ebenſo der denſelben Ort beſpülende See lacus Podamicus, Potamicus (Urkunden von 890, 902, 905, Neugart Nr 596, 637 und wieder 653; Walafrid Strabo, vita b. Galli, prolog., bei Goldaſt 1, 147; Monumenta Germaniæ 2, 159). Findet man auch in einer um 850 geſchriebenen Kloſtergeſchichte unabgeleitet: mare, quod Podomus dicitur (Vita Harolfi, Monumenta Germaniæ 12, 13), ſo kann dies als Auflöſung eines zuſam[4, 90]mengeſetzten ahd. Podamſêo erklärt werden; und wenn in ſanctgalliſchen Diſtichen aus demſelben Jahrh. geſagt iſt: Rheni vel Potami litus (Dümmler, Formelbuch des Biſchofs Salomo III, S. 80), ſo möchte der Kloſterſchule jeder Zuſatz (lacus, mare) geradezu entbehrlich ſcheinen, weil bei podam an *ποταμός* gedacht wurde, nach ausdrücklicher Bemerkung Walafrids (bei Goldaſt 1, 147): lacui ... qui ... juxta græcam etymologiam Potamicus appellatur. In den Urkunden wird niemals der See, ſondern überall nur der Ort (locus, curtis, villa) durch Potamus bezeichnet und auch die Volksſprache hat für den See kein einfaches Bodem. Der noch beſtehende deutſche Name desſelben erſcheint, meines Wiſſens, zuerſt in einer Urkunde von 1087 (Mohr, cod. diplom. 1, 139): „usque ad lacum Bodinsê;" weiterhin „Bodamsê, Podemsê." Die lateiniſchen Zubildungen des ahd. podam für die Benennung des Sees reichen zwar weit in das 9te Jahrh. hinauf, zum Jahr 839 iſt aber auch ſchon der Ortsname „Podema", zugleich mit regio palatio, urkundlich nachgewieſen worden und ſchon in das Jahr 759 fällt die Gefangenſchaft des Abtes Otmar, die nach Walafrid in der Pfalz apud villam Potamum ſtattgefunden hat. Nach dem rätiſchen Brigantium hieß der See voreinſt der brigantiſche (Plinius, hist. nat. 9, 29: lacus Rætiae Brigantinus; Ammianus 15, 4: lacum ... rotundum et vastum, quem Brigantiam accola Rætus appellat; Walafrid bei Goldaſt 1, 147: Brigantium oppidum ... lacui nomen dedit; Monumenta Germaniæ 1, 361: juxta lacum Briganticum, ebd. 364, 373 [vergl. A. Bacmeiſter, Alemanniſche Wanderungen 1, S. 52. 53. H.]), nach der Inſel Reichenau hieß ein dortiger Seetheil lacus Augiensis (Urkunde von 1155, Neugart Nr 866); nach dem Orte „Podama" konnte zunächſt der angrenzende Seearm „Podamſêo" geheißen ſein, in der Folge galt dieſer Name für die ganze Strecke bis zur Einmündung des Rheins; in lateiniſchen Schriften trat Podamicus völlig an die Stelle von Brigantinus (Ermenrici vita S. Galli metr., 9tes Jahrh., Monumenta Germaniæ 2, 32: Brigantinum mare … pontus, qui modo Potamicus vocitatur; Urkunde von 890, Neugart Nr 596: ubi Rhenus lacum influit Podamicum; vgl. noch Johannes Vitoduranus, Wyß 94, 236). Hiebei iſt zu erwägen, daß von der Pfalz zu Bodman aus durch Pipins Statthalter und nachher durch die Kammerboten die Reichsverwaltung über das alemanniſche Land im Namen der nicht ſelten auch perſönlich anweſenden Könige geführt wurde (S. 386, Anm. 1. S. 389, Anm. 4). In ſolcher Auffaſſung iſt der Name „Bodenſee“ ein geſchichtliches Denkzeichen aus dem Zeitalter der Karolinge.

(Zu der ſchwebenden Frage, ob der See nach dem Ort, oder ob dieſer nach jenem benannt ſei, vgl. Förſtemanns altdeutſches Namenbuch 2, 265 f. [Zweite Bearbeitung, Nordhauſen 1872, Sp. 295. 296. H.] und, für letztere Anſicht, das deutſche Wörterbuch von J. und W. Grimm 2, 209 f. 217. Ein voller Beweis wird nach keiner von beiden Seiten möglich ſein, auch das deutſche Wörterbuch ſpricht nicht entſcheidend.)

Beilage 2 (zu Seite 416).

Rechtsgebräuche.

Epfendorf.

(Zimmeriſche Chronik 1413 f. [Ausgabe von Barack 3, S. 39 bis 41. H.])

„Diſes dorf iſt aineſt der graven von Sulz geweſt und hat zu Neckerburg gehört, iſt hernach den edelleuten von Stain zu lehen verlihen worden. Es hat alda drei meierhöf gehapt, die Freihöfe gehaißen, haben dem gotshaus Petershauſen zugehört. Und wiewol die grafen und dann die edelleut vom Stain, als inen das dorf zu lehen verlihen, ires gefallens haben gericht [4, 91] megen halten, ſo hat doch der abt von Petershauſen ſelbs oder ſein anwalt drei tag im jar, nemlich am liechtmeßabent, am Maiabent und an S.-Martins-abent, das gericht megen erfordern und beſetzen, dazu hat er den grafen von Sulz oder den inhaber des dorfs auch laden ſollen. Wann dann derſelb kommen und ain federſpil gehapt, het man von den höfen dem hapich oder ſperber ain ſchwarzen hennen geben und den hunden ain laib brot. Es het von langen jaren Hedwigis, ain herzogin von Schwaben, das almend zu Epfendorf der gemaind daſelb umb gots willen geſchenkt, desgleichen das waſſer den Necker. Derſelb iſt ſo frei geweſen, daß auch die frembden und ſonderlich welche die vier ſchloß, Urslingen, Herrenzimbern, Harthauſen und Schenkenberg, beſeßen, weil diſe heuſer noch in die pfarr gen Epfendorf gehörend, daſelb ires gefallens viſchen mügen, doch die viſch nit hintragen, ſonder zu Epfendorf in diſer Freihof ainem eßen ſollen. Wann nun die, ſo alſo gefiſchet, in das dorf kommen und die viſch ſieden wellen, hat der mair uf dem ainen hof das ſalz geben müeßen, der mair in dem andern hof die pfannen oder keßel leihen müeßen, der drit mair aber, in dem man die viſch eßen wellen, hat das holz und fur [feur], nemlich guet dürr holz, geben müeßen. Wa er ſich aber des geſpert oder kains gehapt, habend die geſt guet fueg und macht gehapt, ain ſparren von dem haus zu nemen und die viich mit ſüeden. Diſe höf ſeind auch ſo frei geweſen, was ain teter begangen und in deren höf ainen kommen, iſt er gleich ſo ſicher geweſen, als ob er in die kirchen kommen wer; und ob der, dem der teter etwas zugefüegt, denſelben in diſer höf ainem, darein er fluchtsweis kommen, mit gewalt hinaußziehen oder ſonſt gewaltige hand an in legen welte, ſo iſt der mair, der den hof beſitzet, in zu beſchürmen ſchuldig. Wa aber der erſt nit nachlaßen will, ſo mag er im den kopf auf ſeiner hausſchwellen abhawen und ſoll im drei heller uf das herz legen, hiemit hat er in gebüeßet und [iſt] weiter darumb niemand nichts ſchuldig."

Dem Herrſchaftsrechte von Bodman ſtellt ſich die freie Fiſcherei im Neckar gegenüber. Die Herzogin von Schwaben, welcher die Ertheilung dieſer Freiheit zugeſchrieben wird, iſt dieſelbe, die einſt zu Walwies tagte (S. 413, Anm. 2). In der Chronik von Petershauſen ſteht eine Urkunde Königs Otto vom Jahre 994, wodurch er die Schenkung beſtätigt und erneuert, welche von der Herzogin Hadewig (per traditionem bonæ memoriæ domnæ Hadewigis ducis) beſagtem Kloſter mit dem Gute Epfendorf (prædium Epfindorf) und deſſen ganzer Zubehör gemacht worden ſei (Mones Quellenſammlung 1, 128 f. vgl. 131): zum Inbegriff der an das Kloſter vergabten Rechte werden freilich auch Waſſer und Fiſchereien gezählt (cum aquis aquarumve decursibus, piscationibus), jedenfalls aber hat die Rechtsſage der volksfreundlichen Geſinnung jener merkwürdigen Frau ein dankbares Gedächtnis bewahrt.

Zum Schirmrecht der Freihöfe, das hier in beſonders ſtarken Zügen ausgedrückt iſt, vgl. Rechtsalterthümer 886 ff.

Beſſendorf.

(Zimmeriſche Chronik 851 f. [Ausgabe von Barack 3, S. 471 f. H.])

„Bald hernach [nach 1543] hat der abt von Gengenbach etliche höf und güeter ſampt ainer gerechtigkait im dorf Beſſendorf, zu der pfandſchaft Oberndorf gehörig, dem Spitl zu Rotweil verkauft umb ein ſpat [ſpot] und [4, 92] todten pfennig, wie man ſagt. ... Die alt gerechtigkait aber hat eine ſolliche geſtalt gehapt. Der merertail höf und güeter und auch die järliche zins darvon zu Beſſendorf haben dem kloſter zu Gengenbach zugehört, wiewol die hochen gericht daſelbs der herrſchaft Zimber zuſtee[n]t. Nun hat aber das gemelt gotshaus die gewonhait oder gerechtigkait gehapt, daß der ſchaffner oder amptmann von des abts wegen drei tag jedes jars das gericht zu Beſſendorf erfordern hat mögen und das beſitzen auch die mair oder inwoner daſelbs, welcher etwas ſträfliche, doch nur burgerliche, begangen het, zu beklagen; und was uf diſe tag geruegt, do iſt der frevel namlich die zwen tail des abts, der drit tail darvon der obrigkait. Und ſeind namlich das die drei tag: an dem liechtmeſsabent, am Maienabent, an Sant-Martins-abent, und ſonſt kain anderer tag. Dann was ſonſt durchs jar geruegt wurt am jargericht, welches doch ain herr haben mag, wann er will, da hat das gotshaus nichts an. Aber uf die beſtimbten tag, wann der abt oder ſein anwalt das gericht erfordert, ſo iſt er auch ſchuldig, dem weltlichen oberherren des dorfs darzu zu verkunden und laden laßen. Wa derſelb dann kumen will, ſoll er mit dritthalben pferden [vgl. Rechtsalterthümer 255 ff.] von Oberndorf hinuf reiten und nit mer, iedoch begegnet im ain varender ſchueler oder ain guete metz, die mag er wol laden, mit im zu ziehen, doch ſoll er demſelben ſchueler oder der metzen kain geren uß dem rock zerren. Wann er nun hinuf kombt, ſoll er ain ſchwarzen lindiſchen [Schmeller 2, 480] mantel umb haben und ſoll man ſein dritthalben pferden das fueter geben, das mag der herr in den mantel empfahen, doch ſoll der habern ſo lauter und rain ſein, daß im kain helmle an dem mantel behang, dann wann ſolichs geſchech, ſo gibt man im anderen habern, biß er ſo ſauber iſt, daß im nichts am mantel behangt. Doch ſo bleibt im der erſt habern aller, wieviel ſein wurt, biß er ſo ſauber wurt, wie gehört [Weisthümer 1, 254. 2, 22 f. 129]. Wann man dann eßen will, ſoll man es ſo wol bieten, als man imer bekommen mag, außgenomen flüegends und fließends [Rechtsalterthümer 256]. Ob dann ain paur umb ain frevel geſtraft wird und wolt ſich den zu geben ſperren, mag des abts anwalt demſelben pauren ain ſeidin faden umb ſein waichi ſpannen, den ſoll er nit brechen, auch weder under oder über den faden herauß geen, biß er bezalt. Wa er ſollichs aber verachtet, darüber oder darunder herauß gieng, oder den faden brech, ſo iſt dem gotshaus ſein hof aigentlichen haimgefallen. Hiebei iſt zu merken, ſeither diſe gerechtigkait dem ſpital zu Rotweil zugeſtanden, ſo hat die alt gewohnhait ain ende und laßens die karſchhanſen hingeen, die ſolche ſachen nit hoch achten."

Das Recht, unterwegs Begegnende zur Mahlzeit mitzubringen, wird anderwärts ausdrücklich auf anſtändige Gäſte beſchränkt (Weisthümer 1, 124: „ein gut geſell", vgl. 2, 83: 1, 139: „ainer oder zwen erber mann"; 1, 510 f.: „eyn gut man und eyn knecht, daz ſal ſyn ein edelmann und ſyn knecht, oder eyn prieſter und ſyn knecht"; Archiv. Wurml. S. 125, a. 1468: „ain biderman"; ebd. S. 179, a. 1530: „eine erliche perſon, eine oder mer"). Die Satzung von Beſſendorf wendet das läſtige Mitbringen ab, indem ſie gerade nur ſolche Leute zulaßt, denen der anreitende Gerichtsherr auch unabgemahnt den Rock nicht zerreißen wird. Zum Seidenfaden vgl. Rechtsalterthümer 182 f. Weisthümer 1, 81 f. 2, 220 und W. Wackernagel, Dienſtmannenrecht von Baſel 19. 38 f.

[4, 93] **Schliengen.**

(Zimmriſche Chronik 1414. [Ausgabe von Barack 3, S. 41. H.])

„Alſo hat es auch ain abenteuerlichen geprauch in ainem dorf uf dem Schwarzwald gelegen, haiſt Schliengen, iſt dem apt von S. Blaſii gehörig. Daſelbs, wann das jargericht umb Martini gehalten, ſo mueß dieſelbig weil ain paur hünderm ofen ſitzen, in huet und kappen und wol angton, und haizt man darzwiſchen nach vortail ein. Das beſchicht jerlichs uſs jargericht. Waher aber der gebrauch alſo erwachſen oder was es ſoll bedeuten, das iſt lenge halb der zeit verzeßen und künden die einwoner deſſen kain urſach anzaigen.“

Beilage 3 (zu Seite 419 und 432).

Wanderſagen.

A. Friedrich von Zollern.

(Zimmriſche Chronik 1308 ff. [Ausgabe von Barack 1, S. 278 bis 281. L.])

„Es hett vor vil jaren ain graf von Zollern gelept, genannt graf Friderich, ſein weib hat gehaißen Uedalhilt, ain gotsfürchtige fraw, die nach irem abſterben von vil leuten fur hailig iſt geachtet worden. Wer ſie vom geſchlecht geweſt, iſt lenge der zeit vergeßen. Diſer grafe, nachdem er etliche kinder von ſeinem gemahl bekommen, die er mertails hin und wider an der fürſten höf und ainstails zu ſeinen nechſten freunden und verwandten zu erziehen verſchickt, do name er ime für, in die haidenſchaft zu raiſen und weitgelegne lender zu erkundigen. Derhalben empfalch er ſeinem gemahl die graffſchaft und was er het, ſchied ab von ir und ſeinen undertanen mit wenig diener, kam über mer, da iſt er etliche nit wenig jar in der haidenſchaft umbher gezogen, biß im zu letztem ſeine diener und pferd abgangen und alſo unerkannt in großer armuet und mangel leben müeßen. Wie er nun in ſeinen größten nöten geweſt, auch nit wohinauß und wohinan gewiſt, do iſt ain geſpenſt zu im kommen, das hat ine in mancherlai weis verſuecht, wie dann der Tauſendliſtig nit ruewen oder feiren kan, ſonder von ſeiner boshaftigen art und aigenſchaft, wo er angſt und laid oder unmuet waiſt, ſich einmiſcht und zuſchlecht. Noch gab der allmechtig dem großmüetigen grafen ſovil verſtands und gnad, daß er dem feind in ſeinen anfechtungen, darin er in von gott abzufüeren ſich underſtand, widerſteen kunt. Letztlich bracht im der bös feind ain roſs mit dem bericht, daß in ſolches an alle ort und ende, dahin im geluſtet, one alle gefar ſeiner ſeel und des leibs in ainer geſchwinde tragen würde (mocht ſich ſchier des Pacolets roſs vergleichen), iedoch wenn er aubents oder ſonſt undertags abſtüende, ſolt er das gegen nidergang der ſonnen abzeumen und abſatlen, ſo würde er das für und für ſein lebenlang haben, ja auch die ganz welt darmit durchraiſen künden; wo er aber ſolches ainmal überſehen, würde er ſein roſs ewiglichen verloren haben, damit wolte er ine gewarnet haben. Was nun der graf dargegen hat müeßen dem geſpenſt verhaißen oder laiſten, wie aineſt in ſollichen fellen gepreuchlich, das iſt unbewißt und lenge halben der zeit in vergeß komen. Hiemit iſt aber der bös gaiſt von im abgeſchaiden und hat in verlaßen. Alſo iſt der grafe noch etliche jar ain weiten weg [4, 94] mit diſem roſs geraiſt, iedoch hat ine letztlich angefochten, demnach er vil jar außgeweſen, widerumb ſich zu ſeinem weib und kindern zu verfüegen. Hiezwiſchen aber hat man ine ſeines langen außpleibens und daß man weder ſtaub noch flug von ime vernomen, gar verſchetzet gehapt.

Sein gemahl, die grefin, hat die landſchaft weislich und wol regiert, ſo ſein auch mitlerzeit die jungen herren und frelin erwachſen, die ſein ainstails außgeſteurt werden, und hat ſich ſein niemands mer verſehen gehapt. Indes hat das wunderbarlich roſs den grafen ain weiten weg getragen, daß er mit großem verlangen ſein grafſchaft erraicht; do hat er, daß ſein weib und kinder noch in leben und alle ſachen wol ſtanden, haimlichen, ſeitmals er bei meniklichen unerkannt, erfaren, darauf ain potſchaft ſeiner hausfrawen uf Zollern geton. Wie derſelbigen alſo das potenbrot zukommen, iſt die guet fraw eilends irem herren, den ſie in vil jaren nie geſehen, ſampt etlichen irer baider ſönen und dochtern, für das ſchloß an berg herab entgegen gangen und haben ine mit großen frewden empfangen. Der grafe iſt auch von ſeinem roſs abgeſtanden und hat ſein weib und kinder herzlichen angeſprochen, iſt mit inen hinauf ins ſchloß gangen. In diſen frewden aber hat der graf ſeines roſs weiters nit wargenomen oder auch bevolchen, wie man das abzeumen und abſatlen ſolle, ſonder die diener habents hinaufgefüert ins ſchloß, ſie ſein aber nit recht mit ime umbgangen; derhalben ſo iſt das roſs angeſichts der diener verſchwunden, daß ſie nit gewiſt, wohin es kommen, derhalben ſie eilends zum grafen, irem herren, gangen und im zu wunder angezaigt, was inen mit dem roſs begegnet. Gleich hat er vermerkt, daß er ſelbs hieran ſchuldig und daß die diener ußer unwißenhait das roſs verwarloſet, und wiewol im das in ſeinem herzen ain große beſchwerd, iedoch, ſeitmals im der allmechtig alſo mit allen gnaden haimgeholfen und der verluſt des abenteurlichen roſs nit mocht widerbracht werden, ſchlueg ers ußerm ſinn ſovil müglich und ſprach zu den dienern: „Wolan, wie ich im ton, es iſt beſchechen und ſeie damit got ergeben!" Darbei iſt es alſo bliben, daß die diener von im wider abgeſchaiden und er kain bös wort dazu geredt. In wenig ſtunden hernach, noch deſſelbigen tags, do ſein drei ſchöner jungfrawn, in weißem angeton, an das tor uf Zollern kommen, und als ſie von denen wachtern, was iren begern und zu wem ſie wellen, gerechtfertiget, haben ſie für den grafen perſonlichen begert. Wie das dem grafen fürbracht, hat er bevolchen, ſie unverzogenlichen ein- und fürzulaſſen. Als das beſchechen, haben ſie vor ime ſich genaigt und hat die ain under inen bekannt, ſie ſeien gaiſter, die ſeien verfluecht und im gewalt des böſen feinds geweſen und durch die würkung deſſelbigen haben ſie drei ine den grafen vil zeit und ain weiten weg in der geſtalt des roſs getragen, und dieweil er aber umb den verluſt des roſs nit ungedultig geweſt, ſonder alles gott ergeben, ſo ſeien ſie iezmals ußer dem deufeliſchen gewalt erlediget und all ir marter und pein abgeſtellt, auch ſie ſtetig und ewiglichen behalten, da ſie ſonſt biß an den jüngſten tag hetten müeßen von den helliſchen gaiſtern geplagt ſein; derhalben ſie im fleißig gedankt, mit vermelden, daß ſie den allmechtigen ewiklichen für ine und die ſeinen getrewlichen bitten wellen, und damit ſein ſie verſchwunden. Diſer grafe Friderich iſt uf ain groß alter kommen und nach ſeiner rais dahaim pliben, hat noch etliche jar in guetem [4, 95] friden gelebt. Er ſoll zu Stetten im kloſter begraben ſein. Sein gemahl hat in überlebt, die leit auch zu Stetten begraben. Solch frawenkloſter haben diſer grafe und ſein gemahl die grefin bei wenig jaren darvor geſtift, namlich ao. domini 1259, ſoll vorhin ain Johanniterhaus geweſen ſein, welches aber in den verloffnen kriegen zerſtört und in abgang kommen.“

Vgl. Regeſten der Grafen von Zollern bei Stälin 2, 527: „1627. Jan. 9. Rotweil. Fridericus, comes de Zollern, ob perpetuam sui et dilectæ sibi conjugis Udelhildis nec non carissimorum liberorum suorum memoriam in villa Stetten sub castro Zollern cœnobium dominarum ordinis s. Augustini instituit.“ Kurz erwähnt wird der Chronikſage bei Stillfried und Märcker, Hohenzolleriſche Forſchungen 1, 130.

B. Möringer.

In der zimmriſchen Chronik folgt unmittelbar nach der Sage von Bodman die vom edlen Möringer, in Proſa, doch ſichtlich auf Grundlage des Liedes (meine Volkslieder Nr 298 und S. 1032 f. [Schriften 4, S. 286 ff. H.]). Hieher nur Einiges, was der Chronikſchreiber eigenthümlich beigibt [Ausgabe von Barack 1, S. 286 f. 291. H.]:

„Aber den elteſten landfarer, den wir in unſern hochen deutſchen landen gehapt, darvon wir noch wißen, das iſt der edel Moringer geweſen. Denſelben wellen etlich, er ſeie ain Meichſner oder ain Sax geweſen, gleichwol auch ainer vor jaren mag gelept [haben], ſo der Moringer gehaißen, ſoll zu Leiptzig geſeßen und in großem tuen [Schmeller 1, 422] geweſen ſein, wie man fürgibt, aber diſer Moringer iſt ain Schwab geweſen und ain mechtiger landsherr. Er hat ſein haimweſen zu Munderkingen an der Thonaw, auch uf und umb den Buſſen gehapt. Gleichwol man ſein geſchlecht aigentlichen nit waißt, aber vermuetlichen iſt er ain graf des herkommens von Habspurg, oder hat doch vaſt ain gleichfermigs wappen gehapt. So hat er auch ſonſt ain andern namen, dann der nam Moringer iſt ſein zuenam geweſt, wie die alten im prauch gehapt. Man ſagt, er hab den namen vom ſtetlin Meringen an der Thonaw bekommen, aldo ſei er geporen worden, welches vor alter nit Möringen gehaißen, ſonder Moringen; das bezeucht des ſtetlins wappen und ſigel, das ſie von unverdechtlichen jaren hergebracht, mit dem morenkopf. Nun diſer Moringer, er habe gleich gehaißen oder ſei ains geſchlechts geweſt, wie er welle, ſo iſt er doch in eren und zeitlichen güetern der vile geſeßen und dem es in allweg, nach der welt lauf zu rechnen, glücklichen und wol ergangen, hat ain weib gehabt aines fürnemen geſchlechts und von deren ſchöne und frombkait vil wurt in liedern geſungen u. ſ. w. Wie lang aber bemelter Moringer nach diſer geſchicht noch gelept und wann er geſtorben, das iſt lenge halb der zeit, auch ußer unfleiß unſerer eltern in vergeß kommen, aber bei wenig jaren iſt ſein, des Moringers, rennfan, den er in kriegshandlungen gewon was zu füeren, noch vorhanden geweſt; den hat ain alte edle fraw, genannt Veronica Spettin, zu Freiburg im Preisgow bei handen gehapt, mit dem wappen, wiewol die farben verplichen und ſchier gar abgangen geweſen.“

Was hier von des Möringers Frau, ihrer vornehmen Herkunft, ihrer in

Liedern vielbeſungenen Schönheit und Trefflichkeit, geſagt iſt, ſtimmt zu einer andern Meldung derſelben Chronik (bei v. d. Hagen, Minneſinger 4, 760 b. 883 a, vgl. 3, 408), wonach der Verfaſſer ein altes handſchriftliches Liederbuch kannte, das namentlich auch Gedichte des Ritters Heinrich von Morungen enthielt. Die vorhandenen Lieder dieſes norddeutſchen Minneſängers ſind gleich vornherein voll Lobes einer hohen Frau, welches nun der ſchwäbiſche Erzähler auf die Gemahlin ſeines Moringers zu beziehen ſcheint. Über Heimat und Wappen desſelben iſt er im Schwanken. Schild und Helm des Dichters hat in der Weingartner Handſchrift (Ausgabe von Pfeiffer und Fellner S. 89, nicht ſo in der Pariſer Handſchrift) den Mohrenkopf, gleich dem vorerwähnten Siegel des Städtleins Möringen an der Donau, beiden Orts als „redendes“ Wappen.

Beilage 4 (zu Seite 436. 437).

(Zimmriſche Chronik 1191. [Ausgabe von Barack 1, S. 373 f. H.])

„Diſer herzog [von Teck] hat mertails uf Wasneck gewonet, ſein gemahel iſt geweſen ain grefin von Froburg ußer der aidgnoßſchaft. Derſelbigen iſt von jugent uf geweißagt worden, ſie müeß von dem wetter erſchlagen werden, darvor ſie nit werd ſein künden. Nun hat ſie vil rats darüber gehapt, wie ſie im tuen ſölle, doch letstlich hat ſie ain farender ſchueler ain gewiſſen ſegen darfür gelernt, mit der gewiſſen vertröſtung, wafern ſie zu anfangs ains ieden wetters oder daß ſich das gewülk zu aim wetter zuſamen ziehe, ſolchen ſegen ſpreche, werde ſie ſicher ſein. Sie hat dem varenden ſchueler gevolget und allwegen, ſo ſich das gewülk zuſamen hat gezogen oder anfahen brummen im luft, ſo hat ſie den ſegen geſprochen und damit hat ſie ir fatum, wie glaublich, etlich jar ufgezogen. Es ſein auch ire junkfrawen und dienernen alſo abgericht geweſt, ſo bald ſie was am himel oder dem luft ungewonlichs geſehen, haben ſie ir das unverzug eröffnet. Uf ain zeit iſt ain junkfraw umb mitentag zu ir kommen, die hat ir von aim kleinen welklin, das am himel ſeie, anzaig geton, darauf ſie den nechſten ans fenſter gangen, aber ſie hat das klein welkle veracht und den ſegen nit geſprochen. Unverſehenlich hat das wetter zugenomen, zu ir ins ſchloß geſchlagen, daß ſie noch am fenſter von dem dunſt iſt erſtickt. Sie und der herzog, ir gemahl, ligen baide im kloſter zu Oberndorf in ainem ſchönen erhepten ſarch begraben. Er ſol der letst herzog diſes geſchlechts geweſt ſein. Es war aineſt ain alter baursman in der herrſchaft Oberndorf, der ſprach, diſer herzog were alſo edel geweſt, daß man ine nach ſeinem abſterben von Wasneck herab het müeßen zur begrepnus tragen. Das kont ime meniglichen wol glauben.“

Der Name des Herzogs von Teck, für den die Chronik leeren Raum läßt, kann andersher eingetragen werden. Eliſabeth, Gräfin von Froburg, Herzog Lutzmanns von Teck (der auch ſchon in Urkunden von 1301 und 1314 genannt iſt) eheliche Wirthin, beſtimmt 1336, daß ſie und ihr Gemahl nach des Einen Tod eine Schenkung an das Kloſter zu Oberndorf zahlen werden. Lutzmann war übrigens nicht der Letzte ſeines herabgekommenen Geſchlechts und Oberndorf, in deſſen Nähe die jetzt zerſtörte Burg Waſſeneck lag, hat erſt 1374 Herzog Friedrich, ein Brudersſohn Lutzmanns, an Hohenberg veräußert (Stälin 3, 695 ff.).

[8, 66] 4. Die Todten von Luſtnau.

1.

Ritterliche Dienſtmannen der Tübinger Pfalzgrafen (oben S. 311 ff.) ſaßen im nahen Luſtnau, gleichen Stammes mit Denen von Wildenau, einem abgegangenen Weiler bei Rübgarten im Schönbuch[1]. Beide werden in Urkunden häufig zuſammen genannt und hatten ein gemeinſames Wappen, den weißen Hirſchkopf[2], Sinnbild der alten Waldheimat, bevor ein Theil des Geſchlechts von der wilden in die luſtſame Aue am Neckar herabgezogen war[3]. Dort oben betrieb man die Hirſchjagd, hier unten, an den Altwaſſern des Fluſſes, war Spielraum für die Reiherbeize; daß die Ritter von Luſtnau ſich darauf verſtanden, zeigt die Abgabe von zwei Habichten, die ſie von Alters her ihren jagdfreudigen Herrn zu entrichten hatten [1].

---

[1] Pfalzgräfliche Urkunde von 1191 (Cruſius Th. 2, B. 12, S. 509, vgl. Beſold 359): De ministerialibus u. ſ. w. Waltherus de Lustnowe et filii ejus, Heinricus et Hugo. Urkunde der Grafen von Tübingen um 1236 (Mone, Zeitſchrift 3, 116): Eberardus, miles de Lustenowe, ministerialis. 1289 (ebd. 4, 123): Burcardi de Lustenowe, milit. u. ſ. w. et Cunradi de Wildenowe, nostrorum fidelium. 1289 (ebd.): Burcardum de Lustenowe, milit., Cuonradum de Wildenowe. Biſchöfl. Konſtanz. Urkunde von 1283 (ebd. 3, 432): dominorum de Lustenowe. Urkunde Alberts von Stöffeln, Reutlingen 1284 (ebd. 437 f.): Cuonradus de Wildenowe. Pfalzgräfliche Urkunde, Tübingen 1291 (Schmid, Urk. B. 72 f.): Nomina testium u. ſ. w. Burcardus de Lustenowe, Cunradus de Wildenowe, milites, Waltherus de Lustenowe u. ſ. w. Andre von 1296 (ebd. 57): Conrades, des ritters von wildenowe, unſers dienſtmannes, mulſtat ze Tällins furt.

[2] Als Wappen, womit 1347 Cunrat, der Vol, von Wildenowe ſiegelt, Schmid, Urk. B. 175; gemalt bei Lutz von Lutzenhard im 5ten Buch, als ſolches der Oſtertage von Luſtnow. Cruſius, Paraleip. S. 43: Signavit litteras quasdam 1415 Ostertagus de Lustnow. Gestavit scutum glaucum, in quo album cervi caput, albis cum cornibus. Super galea alba item cornua cervina. Galeæ tegmen glaucum et album.

[3] Ahd. findet man noch Flexionen eines Adjectivs luſte (Graff 2, 287); das urkundliche Luſtenowe ergibt ſich damit als Dativform: zer luſten ouwe (ahd. luſtûn ouwô), wie Wildenowe: zer wilden ouwe. Im 16ten Jahrh. ſagte man: luſtige awe, Deutſches Wörterbuch 1, 602.

[8, 67] Auch dieſer Dienſtadel fallt in den Bereich der Sagenkunde, und zwar mittelſt eines Beinamens. Nach Cruſius ward ein Edler von Luſtnau für todt hinausgetragen und beigeſetzt, kam aber in der Nacht lebendig zurück, mit umgeſchlagenem Leichentuch; ſeine Frau zögerte, ihn aufzunehmen, ſie zeugten aber nachher noch fünf Kinder und dieſe nannte man „die Todten von Luſtnow“ [2]. Anders und viel wunderbarer lautet eine ältere Meldung in Luthers Tiſchreden:

„Doctor M. Luther ſagte, daß er ſelbſt von H. Johans Friderich, Churfürſten zu Sachſen, ein Hiſtorien gehört hett, daß ein Geſchlecht vom Adel im Teutſchland geweſen, dieſelbigen weren geboren von einem Succubo, denn ſo nennt mans, wie denn die Meluſina zu Lützelburg auch ein ſolcher Succubus oder Teuffel geweſen. Es were aber alſo zugangen. Ein Edelmann hat ein ſchön jung Weib gehabt, die war ihm geſtorben und auch begraben worden. Nicht lang darnach, da ligt der Herr und Knecht in einer Kammer bei einander, da kompt des nachts die erſtorbene Frauw und lehnet ſich uber des Herrn Bette, gleich als redete ſie mit ihm. Da nun der Knecht ſahe, daß ſolches zwier nach einander geſchahe, fragt er den Junkern, was es doch ſei und ob ers auch wiſſe, daß alle nacht ein Weibsbild in weißen Kleidern für ſein Bett komme. Da ſagt er nein, er ſchlafe die ganze Nacht aus und ſehe nichts. Als es nun wider Nacht ward, gibt der Junker auch acht drauf und wachet im Bette, da kompt die Frauw wider für das Bett. Der Junker fraget, wer ſie ſei und was ſie wölle. Sie antwort, ſie ſei ſeine Hausfraw. Er ſpricht: Biſtu doch geſtorben und begraben! Da antwortet ſie, ja, ſie hab ſeines Fluchens halben und umb ſeiner Sünde willen ſterben müſſen, wöll er ſie aber wider zu ſich haben, ſo wolt ſie wider ſein Hausfrauw werden. Er ſpricht: Ja, wenns nur ſein künt. Aber ſie bedinget aus und vermanet ihn, er müſte nicht fluchen, wie er denn einen ſonderlichen Fluch an ihm gehabt hatte, denn ſonſt würde ſie bald wider [8,68] ſterben. Dieſes ſagte ir der Mann zu, da blieb die verſtorbene Frauw bei ihm, regirete im Hauſe, ſchlief bei ihm, iſſet und trinket mit ihm und zeuget Kinder. Nun begibt ſichs, daß einmal der Edelmann Geſte krieget und nach gehaltner Mahlzeit, auf den Abend, das Weib einen Pfefferkuchen, zum Obſt, aus einem Kaſten holen ſolte, und bleibt lang außen, da wird der Mann ſchellig und fluchet den gewönlichen Fluch, da verſchwindet die Frauw von ſtundan und war mit ir aus. Da ſie nun nicht wider kam, gehen ſie hinauf in die Kammer, zu ſehen, wo die Frauw bleibe. Da ligt ir Rock, den ſie angehabt, halb mit den Ermeln im Kaſten, das ander Theil aber heraußen, wie ſich das Weib hat in Kaſten gebückt, und war das Weib verſchwunden und ſidder der Zeit nicht geſehen worden“[1].

---

[1] Steinhofer, Wirtenbergiſche Chronik, 3ter Theil, Stuttgart 1752, S. 134:
„In diſem Jahr (1466) ſchickte der Abbt des Cloſters Bittenbeüren (Ottenbeuren),
Wilhelm von Luſtnow, eines guten und alten adelichen Geſchlechts aus dem
Land Wirtenberg, deſſen Vater Oſtertag von Luſtnow vor Jahren Pfeſſingen
an der Ammer ob Tübingen beſeſſen, Graf Ulrichen von Wirtenberg zween
Habicht zu und meldete in ſeinem Schreiben, daß ſeine Voreltern der Herr-
ſchaft Wirtenberg uß irem Forſt und Wildbann ſolches zu thun bißher ſchuldig
geweſen.“ Die Grafen von Wirtemberg waren an die Stelle der alten Dienſt-
herren, der Pfalzgrafen von Tübingen, getreten. Ein Beſtellungsbrief des Abts
Wilhelm vom Jahr 1474 für den Forſtmeiſter über die Ottenbeurer Stifts-
waldungen legt dieſem beſonders auf, das Federſpiel wohl zu beſorgen (Fener-
abend, Jahrbücher des Reichsſt. Ottenbeuren, 2ter Band, Ottenbeuren 1814,
S. 703 f.).

[2] Cruſius, Paraleip., Frankfurt 1596, S. 43: Eorum quidam nuncu-
pati fuere Mortui de Lustnovia. Nobilis enim quidam Luschnovius, quon-
dam pro mortuo elatus et depositus, noctu rediit vivus, linteo, quo
exportatus fuerat, amictus. Qui vix ab uxore receptus, postea liberos
adhuc quinque genuit, qui appellati sunt die Todten von Luſtnow. (Luſt-
nauer und Wildenauer waren im nahen Kloſter Bebenhauſen beſtattet, Cruſius,
Annal. Th. 3, B. 6, S. 360. Klunzinger, Bebenhauſen 18, 23). [Es mag
hier auch an die folgenden Zeilen von Uhland erinnert werden:

Einſt war ein Herr von Luſtnau vom Scheintod auferwacht;
Er kehrt' im Leichentuche zu ſeiner Frau bei Nacht,
Davon man ſein Geſchlechte die Todten hieß zum Scherz.

Man vergleiche Gedichte von Ludwig Uhland. Sechsundfünfzigſte Auflage. Stuttgart 1872. 8. S. 364. H.]

---

[1] Colloquia oder Tiſchreden Doctor Martini Lutheri u. ſ. w. Durch Johannem Aurifabern. Frankfurt a. M. 1574, Bl. 213 (vgl. Brüder Grimm, Deutſche Sagen 1, 153 f.).

Am Rande der alten Drucke ſteht: „Die Todten von Loſchenaw“[1]. Es iſt kein Grund, zu bezweifeln, daß, wie Cruſius ſich ausdrückt, Einige (S. 452, Anm. 2: eorum quidam), alſo wohl eine Linie des Luſtnauer Adels, die Todten genannt wurden, wenn auch dieſe Nachricht nur auf mündlicher Überlieferung beruht, nicht auf Urkunden, die ſonſt unfehlbar angegeben wären. Ein zahlreiches Geſchlecht theilte ſich erſt in die von Wildenau und von Luſtenau, dieſe aber waren wieder durch Beinamen unter ſich oder auch von andern in Luſtnau anſäßigen Geſchlechtern unterſchieden; ſolche den Taufnamen angehängte Beinamen ſind urkundlich ſchon bald nach der Mitte des 13ten Jahrh. Specht und Elſenbaum, beide noch an den Schönbuch mahnend[2]. Den Anlaß des bedeutſamern „die Todten“ ſucht die Sage zu erklären, denn für ſolche muß auch der anſcheinend thatſächliche Hergang bei Cruſius im Zuſammenhange mit dem Wunder der Tiſchreden gelten.

[8, 69] Der Sagenzug geht aber noch in fernere Gegenden und frühere Zeiten. Aus den Tagen Rudolfs von Habsburg berichtet der Abt Johannes von Victring, damals ſei am Hofe des Königs ein Ritter aus dem Gebiete von Chur berühmt geweſen, der Sohn eines tapfern Ritters, welch letzterer „der Todte“ geheißen war; nachdem nemlich deſſen Mutter im Wochenbette geſtorben und begraben worden, habe man ſie, vor dem dreißigſten Tage ſeit ihrem Hinſcheiden, ‚häufig ein-

---

[1] Dieſe Randbemerkung iſt bei Kirchoff, der die Erzählung wiederholt (Wend Vnmuth, Das Fünffte Buch u. ſ. w. Durch Hanß Wilhelm Kirchoff u. ſ. w. Frankfurt a. M. 1602. Nr 256, S. 311 [Ausgabe von H. Öſterley 3, S. 515. 516. Man vergleiche dazu 5, S. 138. H.], ſo in den Text aufgenommen: daß ein Geſchlecht vom Adel im Teutſchland, die Toden von Loſtenaw (iſt mir recht) genennet geweſen u. ſ. w. Abgekürzt ſteht die Geiſtergeſchichte in Franciſci, Schaubühne S. 975 f., doch mit dem Eingang: Von einem Bayeriſchen Edelmann findt man in unterſchiedlichen Buechern u. ſ. w.

[2] Bebenhäuſer Urkunde von 1261 (Mone, Zeitſchrift 3. 201): Testes u. ſ. w. Waltherus Speht, Ber. dictus Elsinboun, et C. frater ejus, milites de Lustenowe u. ſ. w. 1262 (ebd. 202): Waltherus Spêht de Lustenowe, mil. 1270 (ebd. 213): Burcardus Spêht. 1283 (ebd. 435): Hainricum, dictum Speite. Auch bei den Wildenauern findet ſich ein Zuname: der Vol (pullus), Urkunde von 1305 (Schmid, Urk. B. 243): Herre Cůnrat von Wildenowe. 1339 (ebd. 218): Cůnraten, dien voln, von Wildenowe. 1347 (ebd. 168): Conrat, der Vol, von Wildenowe. 1440 (Reyſcher, Stat.-Rechte 192): Ich wildnow, vol, von Wildnow u. ſ. w.

treten und dem Kinde die Bruſt reichen geſehen; dies habe die Amme dem trauernden Herrn hinterbracht, worauf derſelbe die Erſcheinende geraubt und feſtgehalten, dann während zweijährigen Zuſammenſeins zwei Söhne mit ihr gezeugt habe, deren Einer, der Vorgenannte, Vielen zum Erſtaunen, dazumal am Leben geweſen ſei [1].

Gegen die Neige des 12ten Jahrh. beſpricht Walter Map in demſelben Buche, das zum Jagdmärchen des Pfalzgrafen von Tübingen ein Seitenſtück geboten hat (oben S. 317 f.), zweimal einen Ritter aus der Bretagne, der ſich den Todten von Luſtnau angleicht. Jener Ritter hatte ſeine verſtorbene, begrabene und langbeweinte Frau zur Nachtzeit in einſamem Thal, im Reigen einer großen Frauenſchar, wiederlebend (redivivam) gefunden: er raubte ſie aus dieſem Kreis und lebte mit ihr noch viele Jahre, es erwuchſen aus dieſer Ehe zahlreiche Söhne und Enkel, die hiernach alle, noch in der Zeit des Erzählers, Söhne der Todten (filii mortuæ) genannt wurden [2]. Zuvor ſchon gibt das Buch [8, 70] ausführliche Kunde, wie, unter Wilhelm Baſtard (dem Eroberer), Edric Wilde, Herr von Nord-Ledbury (bei Hereford), auf nächtlicher Rückkehr von der Jagd, irre gieng, am Waldrand zu einem großen Gaſthauſe (ghildhus) kam und dort einen ſehr großen Reigentanz ſchöner Edelfrauen ſah, nur in Leinwand gekleidet, aber ſchmuck und von höherem Wuchs, als gewöhnliche Frauen. Die ausgezeichnetſte unter ihnen raubte der heftig Entbrannte mit Hilfe ſeines Knappen (ipsam rapit, a qua rapitur) im Kampfe mit den ſie tapfer vertheidigenden Geſpielen. Sie ergab ſich ihm ſchweigend und erſt am vierten Tage ſprach ſie, er werde glücklich ſein, ſo lang er nicht ihr die Schweſtern vorwerfe, denen ſie weggeraubt worden (donec improperaveris mihi aut sorores, a quibus rapta sum), oder Haus noch Wald, von wo es geſchehen (aut locum aut lucum unde). Edric verſicherte ſie ſeiner unwandelbaren Treue, berief Edelleute von nah und ferne und ſchloß vor verſammelter Menge den feierlichen Ehebund. Der neue König von England, Wilhelm, vernahm dieſes Wunder und wollte deſſen Wahrheit öffentlich erproben. Er rief die beiden Eheleute nach London und es kamen mit ihnen viele Zeugen, auch die Zeugniſſe Vieler, die nicht erſcheinen konnten. Der ſtärkſte Beweis war aber die früher nie geſehene und unerhörte Geſtalt der Frau. Unter allgemeinem Erſtaunen wurden ſie nach Haus entlaſſen. Nach Ablauf vieler Jahre fand Edric, bei der Heimkehr von der Jagd, um die dritte Nachtſtunde, ſeine Gattin nicht vor, rief nach ihr und ließ rufen, als ſie aber langſam herbeikam, ſprach er zornig blickend: „Biſt du von deinen Schweſtern ſo lange feſtgehalten worden?“ Noch andre Zankreden that er in die Luft, denn ſobald jene von ihren Schweſtern gehört, verſchwand ſie. Vergeblich gieng er an den Ort, wo er einſt den Raub gethan (unde raptum fecerat), und rief nach ihr klagevoll Tag und Nacht, bis der unabläſſige Schmerz dort ſein Leben aufzehrte. Sie hinterließen einen

---

[1] Joh. Victorienſis 2, 8 (bei Böhmer, Fontes rerum germanic. 1, 323): Hoc tempore [1287] inter multos, qui in curia regis inclitabant, fuit miles quidam ex territorio Curiensi, strenui militis filius, qui miles „mortuus“ dicebatur, quem Heinricus, dux Karinthie, Meinhardi ducis filius et vir magne prudentie, et Chunradus de Ouvenstain asseruerunt sepissime se vidisse et secum colloquia miscuisse. Cujus mater dum quandoque peperisset, anxietate partus perterrita moritur et sepelitur, frequenterque visa est infra tricenarium diem sui obitus introire et genite proli ubera sua dare. Quod nutrix ad dominum detulit de morte conjugis valde mestum, qui, observato ejus ingressu, eam rapuit et abscedere non permisit ejusque amplexibus amplius quam per biennium secum cohabitando vacavit duosque filios progenuit, quorum unus iste extitit multis in miraculum et stuporem. Quod ponitur non ut credatur, per naturam hoc posse fieri, sed ut multiplex versutia diabolice fraudis et prestigiorum illusionumque demonialium illaqueatio cognoscatur.

[2] Gualteri Mapes de nugis curialium distinct. quinque. Ed. by Th. Wright. London 1850. 4^0. S. 82: [superius] dicitur miles quidam uxorem suam sepelisse revera mortuam et a chorea retribuisse [?] raptam, et postmodum ex ea filios et nepotes suscepisse, et perdurare sobolem in diem istum, et eos, qui traxerunt inde originem, in multitudinem factos, qui omnes inde filii mortuæ dicuntur. Ebd. S. 168: miles quidam Britanniæ minoris uxorem suam amissam diuque ploratam a morte sua, in magno fœminarum cœtu de nocte reperit in convalle solitudinis amplissimæ. Miratur et metuit, et cum redivivam videat, quam sepelierat,

non credit oculis, dubius, quid a fatis agatur. Certo proponit animo rapere, ut de rapta vere gaudeat, si vere videt, vel a fantasmate fallatur, ne possit a desistendo timiditatis argui. Rapit eam igitur et gavisus est ejus per multos annos conjugio, tam jocunde, tam celebriter, ut prioribus, et ex ipsa suscepit liberos, quorum hodie progenies magna est, et filii mortuæ dicuntur. Incredibilis quidem et prodigialis injuria naturæ, si non extarent certa vestigia veritatis.

Sohn, den frommen und weiſen Alnod, der nachmals, zum Danke für die Heilung von ſchwerem Körperleiden, ſein ganzes Erbgut der Kirche des heiligen Ethelbert zu Hereford ſchenkte. Erſt in einer nachfolgenden Stelle, welche kürzer von dieſen Begebniſſen handelt, wird ausdrücklich geſagt, die Mutter Alnods ſei darum in die Lüfte verſchwunden, weil ſie unwillig den Vorwurf ihres Mannes aufgenommen, daß er ſie von den Todten geraubt habe [1].

[8, 71] Langobardiſche Rechtsquellen aus dem 7ten und 8ten Jahrh., Geſetzſtellen und Urkunden, bieten einen hieher einſchlagenden bildlichen Ausdruck, der gewis ſchon viel älterer Anwendung entnommen iſt: wenn Jemand ſeine Leibeigene ehlichen wolle, ſei ihm das geſtattet, aber er ſolle ſie frei, das ſei wiedergeboren, und echt machen, entweder durch förmliche Ertheilung der Freiheit oder durch Morgengabe, dann ſoll ſie für eine Freie und für eine echte Ehefrau angeſehen und die von ihr gebornen Söhne ſollen zu echten Erben werden; gleicherweiſe wer eine fremde oder ſeine Aldia (Halbfreie) zur Ehe nehmen wolle, ſoll auch ſie zur Wiedergebornen machen [2]. Dieſe Wiedergebornen entſprechen,

---

[1] De nugis curialium S. 170: viri, cujus mater in auras evanuit, manifesta visione multorum indignanter improperium viri sui ferens, quod eam a mortuis rapuisset. Aus beiden Darſtellungen mag hier noch wörtlich ſtehen, was ſich auf die öffentlichen Verhandlungen rechtsgeſchichtlicher Art bezieht, S. 80 f.: Convocat ergo [Edricus] vicinos et remotos nobiles et multitudine congregata solenni eam sibi matrimonio junxit. Regnabat in illa tempestate Willelmus Bastardus, tunc novus Angliæ rex, qui portentum hoc audiens, probare cupiens et scire palam, an verum esset, utrumque vocavit, ut simul venirent Londonias, veneruntque multi cum eis testes et multorum testimonia, qui adesse non poterant, et maximum erat fatalitatis argumentum invisa prius et inaudita species mulieris, et cum stupore omnium remissi sunt ad propria. S. 170: Scimus, quod tempore Willelmi Bastardi præclaræ vir indolis, cujus possessio fuit Ledebiria borealis, de cœtu nocturno fœminarum choreantium pulcherrimam rapuit, de qua contractis sponsalibus filium suscepit, cujus tam formæ quam rapinæ audito prodigio miratur rex et eam in concilio Londoniensi deduci fecit in medium confessamque remisit.

[2] Edictum Rotharis 223 (Walter, Corp. jur. germ. 1, 722): Si quis ancillam suam propriam matrimoniare voluerit sibi ad uxorem, sit ei licentia; tamen debeat eam liberam thingare, sic liberam, quod est widerboram, et legitimam facere per garathinx (id est per libertatis donationem, vel per gratuitam donationem, id est morgengab); tunc intelligatur,

in frühester Bezeichnung, den bisher aufgezählten Todten, Geſtorbenen (nach dem urſprünglich participialen Gebrauche des Wortes, Schmeller 1, 462 f.), und, im Geſetze ſelbſt erklärt, geben ſie den Schlüſſel auch zum Verſtändnis des nachher üblichen Todtennamens. Es iſt eine rechtliche Sinnbildſprache, welche, ſpäterhin nicht mehr verſtanden, ſich in Sagen und Märchen ausgerankt hat[1].

Wiedergeburt in das irdiſche Daſein iſt eine alterthümliche Form, unter der ſich germaniſche Völker die Erneuung des menſchlichen [8, 72] Lebens dachten[2]. So war es denn auch eine ſchöne, einfach und deutlich redende Rechtsſymbolik, wenn man die Unfreiheit für einen Tod anſah, die gewonnene volle Freiheit, bei den Langobarden, als eine Wiedergeburt bezeichnete. Jahrhunderte ſpäter folgen, bei Walter Map, die Beiſpiele aus Groß- und Kleinbritannien von Söhnen und Enkeln den Todten entriſſener, wiederlebender Frauen. Gleichwohl hat das ältere derſelben noch entſchieden rechtsgeſchichtliches Gepräge. Edric beruft nah- und fernwohnenden Adel, um ſich vor verſammelter Menge mit der aus dem Todtenkreiſe geraubten Frau feierlich zu verehlichen, und begibt ſich dann mit ihr und zahlreichen Zeugen, auch mit den Zeugniſſen Vieler, die nicht ſelbſt anweſend ſein konnten, an den Hof

---

esse libera, et legitima uxor, et filii, qui ex ea nati fuerint, legitimi heredes patris efficiantur. Liutprandi leg. 106 (Walter 1, 801): Si quis aldiam alienam aut suam ad uxorem tollere voluerit, faciat eam widerboram, sicut edictum continet de ancilla. Nam qui sine ipsa ordinatione eam quasi uxorem habuerit, filii, qui ex ipsa nati fuerint, non sint legitimi, sed naturales. (Auch die beigefügte Formel.)

[1] Übergänge in das Gebiet der Waſſerfrauen und Drachen: Nugæ curialium S. 77 bis 79 (Waſtinus); S. 168 bis 170 (Henno). Vgl. Liebrecht, Germania 5, 51. 60 f.

[2] Appianus, Rom. hist. lib. IV de reb. Gall. 1, § 3, S. 74. Schweigh. Säm. 82 b: Helgi ok Sváva er sagt at væri endrborin. 90 a: hon [Sigrún] var Sváva endrborin. 96 b: Helgi ok Sigrún er kallat at væri endrborin u. ſ. w. 121, 44: letia maðr hana [Brynh.] | langrar göngu, | þars hon aptrborin | aldri verði! (Vgl. noch 129, 14.) Fornald. S. 3, 36: berserkir kölluðu hann [Starkad] endrborinn iötun. Roſengarten 1971: „ir [Dietrich] hânt wol geſiget, ſô bin ich [Hiltebrant] wider geborn.“ (Vgl. Eckenlied, Laßberg 197 f. Säm. 81 oben.) Ein ſchwäbiſcher Minneſinger, Meinlo von Sevelingen (Söflingen), verſichert: „ſtürbe ich nâch ir minne unt würde ich danne lebende, ſô würbe ich aber umbe daz wîp“ (MS. 1. 220, 9).

des Königs Wilhelm, der ſie ſofort der Reichsverſammlung zu London vorführen läßt (eam in concilio Londoniensi deduci fecit in medium, oben S. 457, Anm. 1); da jedoch die Zeit dieſes Königs hundert Jahre vor derjenigen des Erzählers liegt, ſo hat ſich bei letzterem die ſinnbildliche Zugehör ſchon zu reicherer Fabel ausgeſtaltet. In beiden Fällen, wovon Map berichtet, wird die Frau aus einem großen Reigen, den ſie mit andern verſtorbenen Frauen hält, nächtlich hinweggeraubt. An dieſem älteſten Todtentanze betheiligen ſich nur Frauen, während, bei demſelben Schriftſteller, die geſpenſtiſchen Männer als wildes Heer kriegeriſch oder jagdmäßig umfahren (Nugæ curialium S. 17. 180. oben S. 317 f.). Der aus dem Kreiſe todter Geſpielen ins Leben Geholten darf nicht jene frühere Genoſſenſchaft vorgeworfen werden. Einen andern Überreſt alten Volksglaubens hat der rechtsſymboliſche Zuname in die Überlieferung aus dem Hofhalt Rudolfs von Habsburg herbeigezogen. Nach dieſem in Sagen und Liedern manigfach ausgeprägten Glauben ſteigt die Mutter aus dem Grabe, um ihre weinenden, von der Stiefmutter verabſäumten Kinder zu pflegen, oder um den verlaſſenen Säugling zu ſtillen[1]; wenn daher im Albthal des obern Schwarzwalds eine [8, 73] Wöchnerin ſtirbt, ſo werden ihr gutgeſohlte Schuhe angelegt, damit ſie ſechs Wochen lang bei nächtlicher Wiederkehr, um ihr verwaiſtes Kind zu ſäugen, ſich derſelben bedienen könne, ein Gebrauch, der ſich auch in das Elſaß erſtreckt[2]. Ahnfrauen anſehnlicher Geſchlechter erſcheinen mit derſelben Mutterpflege an der Wiege von Kindern und Enkeln[3]. Wenn nun gleich mit ſolchen Vorſtellungen von fortwährendem Verkehr zwiſchen Hingeſchiedenen und Lebendigen ein fremdartiger Beſtandtheil in die Sage vom rätiſchen Ritter eingetreten iſt und den rechtsſymboliſchen Sinn derſelben getrübt hat, ſo läßt doch dieſer, mittelſt der älteren Beiſpiele, ſich noch hinreichend erkennen. Der Ritter ſelbſt wird zwar hier „der Todte“ genannt, aber nicht er, ſondern die Mutter, war geſtorben und begraben, ſo daß die frühere Bezeichnung „Sohn der Todten“ die richtige bleibt; auf die geſtorbene Mutter bezüglich wiederholt ſich der alte Ausdruck, daß der trauernde Gemahl ſie „geraubt“ habe (eum rapuit), und es iſt doch wohl nur durch die Vermengung von zweierlei Sagen herbeigeführt, daß die Mutter des todten Ritters an der Geburt eines Kindes ſtirbt und dann erſt während zweijährigen Wiederlebens zwei Söhne gebiert, deren einer eben der todte Ritter heißt. Auch im Geſchlechte von Luſtnau, das zwar zu den pfalzgräflichen Dienſtleuten, aber zugleich zum Ritterſtand (S. 451, Anm. 1) und deshalb nicht mehr zu den gemeinen Unfreien zählte (Walter, deutſche Rechtsgeſchichte 1, 255), ſind die Todtenſöhne zu Todten geworden, obgleich es doch nach der ältern Faſſung, in den Tiſchreden, die Mutter iſt, die vom Tode widerkehrt; der Fluch aber, den ſie vom Manne nicht ertragen kann, vertritt hier ſichtlich den verbotenen Vorwurf der Herkunft in der Sage von Edric (vgl. Rechtsalterthümer 643, c. Graff 5, 88: Liu. 6, 483: ſchalhin). Die letzte Namendeutung, bei Cruſius, welche, rein verſtändig, den Edeln von Luſtnau ſelbſt vom Scheintod erſtehen läßt, würde ſich, ſagenmäßiger angeſehen, dem weitreichenden Kreiſe der Helgilieder zuneigen (Säm. 94b bis 96b, vgl. Grundtvig 2, 492 ff. [oben S. 123 ff. Schriften 7, S. 290 ff. H.]), allein ſämmtliche vorhergehende Überlieferungen, die ältere aus Luſtnau mitbegriffen, wiſſen nur vom Wiederaufleben der Frau. Wenn es aber nicht völlig übereinſtimmt, daß dieſe nicht an ihr einſtiges Verweilen im Todtenreiche gemahnt werden ſoll und doch ſie oder ihre Kinder [8, 74] als Todtgeweſene zugenannt werden, ſo bereinigt ſich auch das in der älteſten Quelle, dem langobardiſchen Rechte, wo ſie als Wiedergeborne begrüßt wird.

---

[1] J. W. Wolf, Heſſiſche Sagen S. 103, Nr 153. Ebd. Niederländiſche Sagen S. 273 f., Nr 175. S. 403 f., Nr 326. Brüder Grimm, Kindermärchen (7te Auflage) 1, 62 ff. 75. Die nordiſchen und andre hieher einſchlagende Lieder verzeichnet Grundtvig, Danmarks gamle Volkev. 2, 470 ff. [Vergl. oben S. 200. Schriften 7, S. 419 bis 421. H.]

[2] H. Schreiber, Taſchenbuch für Geſchichte und Alterthum in Süddeutſchland. Freiburg 1839, S. 326. A. Stöber, Sagen des Elſaßes. St. Gallen 1852, S. 99 f. [W. Hertz, Deutſche Sage im Elſaß. Stuttgart 1872. S. 28. 194. H.]

[3] Meluſine: Mélusine, poëme (14 siècle) u. ſ. w. publ. par Fr. Michel, Niort, 1854, S. 199. 200. Mélusine par Jehan d'Arras, nouv. édition, conforme à celle de 1478 u. ſ. w. par M. Ch. Brunet, Paris 1854, S. 361. Simrock, deutſche Volksbücher 6, 80. Berchta (weiße Frau): Francisci, Schaubühne 82 f. Deutſche Sagen 1, 357 f. Mythologie 257.

2.

Nun gibt es auch Sagen, in welchen die Frau nicht von den Todten wiederkehrt, ſondern aus einem tiefen, zauberhaften Schlafe geweckt wird. Am früheſten erſcheint dieſe Fabel in den 1528 bis 1532 erſtmals gedruckten franzöſiſchen Ritterroman Perceforeſt weitſchichtig verwoben und daraus ſollen hier die Züge hervorgehoben werden, welche, mitten unter fremdartigen Anſchauungen und Zuſätzen, namentlich aus klaſſiſcher Mythologie, auf älteren und echteren Beſtand hinweiſen [1]:

Als die Tochter des Fürſten von Seeland [2] zur Welt kam, hatten ſich die drei Göttinnen eingefunden, welche bei Geburten gegenwärtig zu ſein pflegten (Lucina, Themis und Venus). Die erſte (die Geburtsgöttin) verlieh dem Ankömmlinge geſunde Glieder und gedeihliches Wachsthum, die zweite (Schickſalsgöttin), der man beim Mahle kein Meſſer aufgelegt, beſchied dem Kinde, daß ihm von dem erſten Leinfaden, den es aus ſeinem Spinnrocken ziehe, eine Agen in den Finger gehen ſolle, wovon es ſogleich einſchlafe und nicht wieder aufwache, bis ſie herausgeſogen ſei, was ſofort die dritte (die Liebesgöttin) zu bewirken verheißt [3]. Nachdem die Fürſtentochter in gröſter Schönheit aufgeblüht, ſaß ſie einmal mit zwei jungen Muhmen zuſammen, aus den Händen der einen nahm ſie einen Flachsrocken und fieng an zu ſpinnen; noch hatte ſie aber nicht den erſten Faden fertig gebracht, als ſie in ſolchen Schlaf verſank, daß ſie nicht zu erwecken war, nicht trank noch aß und doch nicht von Fülle [8, 75] und Farbe kam [4]. Der Vater läßt ſie auf eines von zwei nachbarlichen Schlöſſern, das Zwillingſchloß (castel jumel), bringen, in deſſen Thurm ihr ein reichgeſchmücktes Lager bereitet iſt. Der hohe Thurm hat nur Ein Fenſter, nach Oſten; alle andern Zugänge, außer einem unterirdiſchen, ſind vermauert[1]. Troilus, ein Ritter, der dieſer Schönen ſeine Liebe zugewandt, erhält jenſeits des Meeres Kunde von ihrem Geſchick. Unter manigfachen Abenteuern gelangt er vor das Schloß, deſſen Zugbrücke aufgehoben iſt. Da kommt ein großer Vogel (Zephyr, Bote der Göttin Venus) und trägt ihn an das Fenſter. Die umſtändliche Schilderung dieſes Beſuchs bei der Schlafenden eignet ſich wenig in ein Buch, das ein Spiegel edler Ritterſitte ſein ſoll. Zum Abſchiede ſteckt Troilus an den Finger der Freundin einen Ring, den er früher von ihr erhalten hat[2]. Sie ſchläft weiter wie bisher und nach neun Monaten geneſt ſie eines ſchönen Knaben. Das Kind zeigt kein Verlangen nach der Mutterbruſt, ſondern ergreift ihren kleinen Finger und ſaugt daran, bis es huſtet. Die Agen iſt herausgeſogen und nun erwacht die Mutter. Durch das Fenſter herein fliegt ein Vogel von wunderbarer Geſtalt, von der Bruſt aufwärts ein Weib, nimmt das Kind in die Arme, ſchlägt die Flügel und fliegt aus dem Fenſter mit den Worten: „Seid unbeſorgt um dieſes Kind!“ Ihr Vater veranſtaltet ein achttägiges Feſt[3].

---

[1] Das Folgende mittelſt eines Auszugs der hieher bezüglichen Capitel 46 und 55, den mir Karl Bartſch nach dem alten Drucke des Perceforeſt, Band 3, Paris 1532, gefälligſt zugehen ließ.

[2] Er ſelbſt heißt, wie auch ſein Sohn, Zellandin, doch gewöhnlicher Zelland, die Tochter Zellandine.

[3] Blatt 155: quant elles eurent mange adonc dist Lucina: Dames nous auons oy bien este receues et pour ce ay ie faict naistre cest enfant a tous ses membres sains et entiers et en point de croistre sil est bien garde. Or tient a vous dame Themis qui estes deesse des destinees. Certes dame dist Themis cest raison mais comme celle qui nay point de coutel ie luy donne telle destinee que du premier fillet de lin quelle traira de sa quenoille il luy entrera vne areste au doy en telle maniere quelle sendormira a coup et ne sesueillera iusques atant quelle sera succee hors. Quant la deesse Venus ouyt ce que sa compaigne auoit destine a sa creature elle dist: Dame vous estes troublee ce poise moy mais par mon art ie feray tant que lareste sera succee dehors et amenderay tout.

[4] Blatt 126 c. d: la ou elle seoit entre les pucelles elle se endormit tellement que oncques puis ne sesueilla si ne mengea ne beut puis et

nempire point de couleur. Blatt 127 c: elle demoura en sa chambre auecques deux pucelles ses cousines. Si aduint ce mesme iour que elle osta des mains de lune des damoiselles vne quenoille garnye de lin et se prinst a filer. Mais elle neut point parfaict le premier fil quant par destresse de sommeil elle se coucha en telle maniere que oncques puis ne se esueilla, ne beut ne mangea et si nempire point de chair ne de couleur dont chascun semerueille comment elle peust viure en telle maniere. Mais on dit que la deesse Venus quelle a seruy tous les iours la soustient en bonne sante.

[1] Blatt 131 b: et pour ce quil a intention que les dieux la viendront garir la il si haut couchee et y a faict la fenestre deuers orient car il a tres grant fiance au dieu du soleil. (Vgl. 127 b.)

[2] Blatt 133 a: Alors il luy trouua ung annel au doy que la damoiselle luy auoit autres fois donne au commencement de leurs amours et le mist au doy dont il auoit oste lautre et combien quelle ne disoit mot il luy dist ma chere dame et parfaicte amye ie prens conge de vous car aller men conuient.

[3] Damit ſchließt der mir zugekommene Auszug.

Hundert Jahre nach dem Perceforeſt taucht das Märchen, rein vom gelehrt mythologiſchen Prunke, wieder auf im Pentamerone des Baſile, einer Märchenſammlung von 1637 in neapolitaniſcher Mundart. [8, 76] Dasſelbe hat hier die Überſchrift „Sonne, Mond und Talia", der Inhalt iſt in der Hauptſache folgender [1]:

Der Tochter eines hohen Herrn war bei der Geburt geweisſagt, daß ihr durch eine Flachsfaſer große Gefahr drohe, weshalb ihr Vater ein ſtrenges Gebot erließ, daß weder Flachs noch Hanf jemals in ſein Schloß gebracht werden ſollte. Als jedoch Talia herangewachſen war und eines Tags am Fenſter ſtand, ſah ſie eine alte Frau vorübergehen, welche ſpann, ließ neugierig dieſelbe heraufkommen, nahm den Rocken in die Hand und fieng an den Faden zu drehen, ſtach ſich aber dabei eine Hanffaſer unter den Nagel eines Fingers und fiel ſogleich leblos zur Erde. Der trauernde Vater ließ die todtvermeinte Tochter in dem Schloſſe, wo ſie auf einen koſtbaren Seſſel geſetzt war, ſchloß alle Thüren zu und verließ den Ort des Unglücks für immer. Als nun einſtmals ein König auf die Jagd gieng und ſein Falke, der ihm von der Fauſt entkam, in ein Fenſter jenes Schloſſes flog, hieß er, nach vergeblichem Klopfen am Thor, eine Winzerleiter herbeiholen, um ſelbſt hineinzuſteigen und ſich umzuſehen. Nachdem er das Schloß ganz durchwandert hatte, ohne eine lebende Seele zu finden, gelangte er endlich zu der bezauberten Jungfrau und rief ſie an, indem er glaubte, daß ſie ſchlafe; als ſie nicht zu erwecken war, trug er, von ihrer Schönheit entzündet, ſie in ſeinen Armen auf ein Lager. Hernach kehrte er in ſein Königreich zurück, woſelbſt er lange Zeit nicht mehr an den Verfall dachte. Talia aber gebar nach neun Monaten ein Zwillingspaar, einen Knaben und ein Mädchen, die von zwei Feen an die Bruſt der Mutter gelegt und ſonſt auch ſorgfältig gepflegt wurden. Als nun einmal die Säuglinge ſich verirrten und einen Finger der Mutter erfaßten, ſogen ſie daran ſo lange, bis die Agen herausgezogen war, worauf Talia wie aus tiefem Schlaf erwachte. Endlich kam auch der König, ſich erinnernd, wieder in das Schloß und war hocherfreut, Talia erwacht und mit zwei wunderſchönen Kindern zu finden, denen er die Namen Sonne und Mond gab. Er ſagte ihr, wer er ſei, nahm Abſchied mit dem Verſprechen, ſie abzuholen, und gedachte daheim allezeit nur an ſie und die Kinder. Darüber faßte ſeine Gemahlin Verdacht, ließ das Geheimnis erſpähen, ſandte im Namen des Königs nach den Kindern und befahl dem Koch, ſie zu ſchlachten und daraus Gerichte zu bereiten, die ſie dem Könige vorſetzen wollte. Der Koch aber hatte Mitleid und richtete zwei Zicklein zu, die der König ſehr [8, 77] wohlſchmeckend fand. Dann ließ ſie auch Talia herbeiholen und im Hof ein großes Feuer anzünden, in das dieſelbe geworfen werden ſollte. Talia bat um ſoviel Aufſchub, bis ſie ihre Kleider abgelegt hätte, und bei jedem Stücke, das ſie ablegte, ſtieß ſie einen lauten Schrei aus, beim letzten aber eilte der König herzu, erfuhr, was vorgieng, und befahl ſofort, die Königin ſelbſt in das Feuer zu werfen. Auch Sonne und Mond wurden herbeigebracht, der König heiratete Talia und dieſe führte nun mit ihrem Gemahl und ihren Kindern ein glückliches Leben.

---

[1] Benützt wurde hiezu die Ausgabe des Pentamerone, Napoli 1674, S. 583 bis 590. (Liebrechts Übertragung 2, 195 ff. Brüder Grimm, Hausmärchen, 2te Auflage, 3, 362 ff., 3te Auflage, 3, 290.)

Bekannt ſind noch die franzöſiſche Faſſung des Märchens bei Perrault um 1697 (la belle au bois dormant, Hausmärchen, 3te Auflage, 3, 301) und die deutſche im „Dornröschen" (Hausmärchen, 7te Auflage, 1, 251 ff., hiezu das Bruchſtück 3te Auflage 3, 269. Deutſches Wörterbuch 2, 1299).

Als mythiſcher Grund der märchenhaften Erzählungen wird die in altnordiſchen Liedern und Sagen überlieferte Kunde von dem durch Sigurd gebrochenen Zauberſchlafe der Walküre Brünhild angenommen und neben der Ähnlichkeit in der Anlage wird hiebei diejenige in Einzelzügen geltend gemacht[1]. Gleichwohl läßt ſich nicht miskennen, [8, 78] daß, wenn die ſchlafende Jungfrau der Märchen urſprünglich eins iſt mit Brünhild, die alte Sage von dieſer ihren Sinn völlig eingebüßt hat, da in den Märchen von dem kriegeriſchen Weſen der Walküre und von dem Heldenthum ihres Erweckers, als ſolchen, keine Spur übrig geblieben iſt. Der bildliche Gebrauch des Schlafens, Wachens und Weckens war in älterer Sprache und Dichtung ein ſehr manigfacher. Himmel und Erde duſen, wenn überall Stille herrſcht[1]; der Wald auf dem Altkönig ſchläft am erſten Tage des Jahrs und ein Holzhauer, der ihn wecken wollte, fand den Tod[2]; „wir wollen hinter die Hecken und wollen den Sommer wecken“, ſagt der alte Kinderreim[3]; die Roſen, die am Zweig erblühen, ſind geweckt[4]; Feldfrüchte weckt man

---

[1] Hausmärchen, 3te Auflage, 3, 85 (2te Auflage, 3, 87): „Die Jungfrau, die in dem von einem Dornenwall umgebenen Schloß ſchläft, bis ſie der rechte Königsſohn erlöſt, vor dem die Dornen weichen, iſt die ſchlafende Brunhild nach der altnordiſchen Sage, die ein Flammenwall umgibt, den auch nur Sigurd allein durchdringen kann, der ſie aufweckt. Die Spindel, woran ſie ſich ſticht und wovon ſie entſchläft, iſt der Schlafdorn, womit Othin die Brunhild ſticht; vgl. Edda Sämundar 2, 186. Im Pentamerone (5, 5) iſt es ein Flachsagen." Heldenſage 384. Mythologie 390: „Dornröschen ſtach ſich den finger an der ſpindel und fiel in todesſchlaf, wie Brunhild vom wunſchdorn; die ſpindel iſt weſentliches kennzeichen aller weiſen frauen des alterthums bei Deutſchen, Celten und Griechen." J. Grimms Vorrede zu Liebrechts Pentamerone

---

1, XII: „Wir wollen die deutſche erzählung zum grund legen, weil der name Dornroſe (ſchlafroſe, ſchlafkunz) zunächſt unmittelbar auf den ſchlafdorn leitet, mit welchem Odin die valkyrie Brynhild geſtochen und in tiefen ſchlaf verſenkt hatte (vgl. deutſche myth. S. 390. 1155); in panzer und helm geſchloſſen ſchläft ſie auf einem flammenumgebenen unnahbaren ſaal des Hindarfiall (bergs der hindin, wie es noch in Weſtphalen eine Hinnenburg, Hindinburg giebt). Dem Sigurd war es vorbehalten, ihre bande zu ſprengen, d. h. den ſchlafdorn auszuziehen, worauf er ſich mit ihr verlobt und vermählt (Sämundar Edda 191. 192. 193). Wenn ſie hörgefn, lini datrix, heißt, ſo könnte das hier vielleicht für ſpinnerin genommen werden, da alle valkyrien und nornen ſpinnen.“ XV f.: „Luna und Sole ſtimmen deutlich zu Aurore und Jour, Talia aber iſt Italia. Das merkwürdigſte jedoch ſcheint mir der fliegende falke, weil geradeſo in Völſungaſaga cap. 24, als Sigurd ſich Brynhilden nähert, ſein habicht in ihren thurm fliegt und ſich ins fenſter ſetzt, worauf Sigurd nachfolgt und die (ſchlafende) valkyrie findet; darin ſind beide ſagen, ſoviel ſonſt anders iſt, überraſchend gleich. Auch die eiferſucht der ihm vermählten frau auf Talia zeigt ein verhältnis, wie zwiſchen Gudrun und Brunhild, und ſelbſt das ſchlafen im thurm kann der im thurm hauſenden valkyrie eigenthümlich verglichen werden. Schön iſt der zug, daß die ſäugenden kinder die agen aus dem finger ziehen; die vom tag und geſtirnen hergenommenen namen der kinder ſcheinen uns göttergeſtalten des heidenthums zu verrathen.“ Vgl. W. Müller, Nibelungenſage 81 f.

[1] Säm. 142, 18: iörđ dusađi ok upphiminn. Schmeller 1, 401: duſen u. ſ. w. ſchlummern; dämmern. Vgl. Iwein 7388 ff.: ſô der tac üebet manheit unde wâfen, | ſô wil diu naht ſlâfen.

[2] Ph. Dieffenbach, im Archiv für heſſiſche Geſchichte und Alterthumskunde Band 4, Darmſtadt 1843, S. 274.

[3] Deutſche Mythologie 735.

[4] Volkslieder 116: Wolt gott, ich ſolt ir wünſchen | zwo roſen auf einem

durch Gebet[1]; Feindeswaffen, durch Beſchwörung ſtumpf gemacht, ſchlafen[2]; ſchneidende Waffen wecken Blut[3]; Kriegszeichen, brennendes Nothfeuer, wachen[4]; brandende Wellen ſind zauberhaft erweckt[5] und ebenſo hinwider wird das weite Meer eingeſchläfert[6]. Auch abgezognere Begriffe werden mittelſt dieſer Ausdrucksweiſe zu allegoriſcher Perſönlichkeit, ſelbſt zu mythiſcher Geſtaltung und Handlung berufen: Sälde, Heil, Glück, Sorge, Zorn, Milde, Ehre, Schande u. dgl. wacht, iſt entſchlafen, wird geweckt[7]. Von hohem Alterthum [8, 79] iſt nun allerdings in nordiſcher Dichtung und Sage das Wecken des Kampfes, der Schlacht[8], perſönlicher der dämoniſchen Kriegsjungfrau, der Hilde, mag dieſelbe allgemeiner als Walküre in Odins Gefolg, oder als die

---

zweig! | ach got, ſolt ich ſie wecken u. ſ. w. (Wecken des Zaunſteckens in einem Zauberſegen: Mones Anzeiger 3, 278, Nr 6. Myth. 988: vekja troll.

[1] Angelſächſiſcher Ackerſegen, Myth. 1186: âveccan þâs västmas u. ſ. w.

[2] Segen aus einer Handſchrift des 13ten Jahrh. in Hoffmanns Fundgruben 1, 343: aller miner viende gewâfen | den ligen blut und ſlâfen u. ſ. w. (Myth. 1te Ausgabe, Anhang CXXXIV).

[3] Säm. 184, 80 (Lex. poet. 861 b): blôð þeir voktu. Gisl. S. Surss. C. 6: ok nû vekjâ þeir sêr blôð u. ſ. w. (Rechtsalterthümer 118.) Sturl. S., Kaupm. 1818, S. 206: þar man blôð vakit u. ſ. w. Sn. 1, 567: (sverða heiti) blôðvaka (Lex. poet. 66 a. 84 b).

[4] Säm. 168, 18: Eld sê ek brenna u. ſ. w. vîgspiöll vaka.

[5] Fornm. S. 10, 324: at siâ hinn fiolkunnigi maðr vacþi upp II boða micla îmôti konûngi u. ſ. w. (S. Ol. Tr., Chriſt. 1853, S. 43.) Vgl. Fornald. S. 1, 479: egu î vindi vaka.

[6] Säm. 20, 155: vind ek kyrri | vâgi â | ok svæfik allan sæ.

[7] Zahlreiche Beiſpiele, eines für „thiu Sâlida" ſchon bei Otfried, die andern aus mhd. Dichtern, deutſche Mythologie 822 f.; Einiges auch in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 2, 536, Anm. u. Hiezu: Heinrich von München (Maßmann, Kaiſerchronik 3, 961 b): Dietriches zorn begunde wachen. MS. 3, 102 b f.: ob ich noch rehte milte müge erwecken? u. ſ. w. diu nu ſlâfet mit den argen, | tiuvel, die wecke dort din gluendiu zange! Fornald. S. 1, 75: vekja nokkr vandræði. 3, 59: vakit bônorð. Fornm. S. 6, 371: vekja öfter für das Anmahnen zur Entrichtung des Wergeldes.

[8] Säm. 65, 34: vîg nam at vekja. Fornald. S. 2, 276: vîg vakta ek. Säm. 157, 77: vakðir vâ mikla, er þû vâtt brœðr mîna (vgl. Fornald. S. 1, 221. 2, 34: vo vaktist þar., Lex. poet. 757: sofa. 840: vâ. 894: vo). Heimskringla, herausgegeben von Schöning, 6, 104, 186: vekja styr. Säm. 184, 76: sâ vekr fiôn með firum.

beſondre des einzelnen Helden, Brünhild Sigurds, gemeint ſein [1]. Dieſe, nach Harniſch, Kampf und Sieg benannt (Brynhildr, Sigrdrîfa), iſt von Odin, dem Kriegsgotte ſelbſt, mit dem Schlafdorne geſtochen; ſie ſchläft, vollſtändig gerüſtet, in einer von waberndem Feuer umgebenen Schildburg, auf der ein Heerzeichen weht; die Brünne, die ihr wie ans Fleiſch gewachſen iſt, durchſchneidet Sigurd mit ſeinem Schwerte, nur er, der Held, der von keiner Furcht weiß, kann die Walküre wecken [2]. Von all dieſen Zügen des Kampflebens enthalten aber, wie ſchon erwähnt, die Märchen nicht das Mindeſte. Selbſt wenn die deutſche Benennung Dornröschen auf den nordiſchen Schlafdorn wieſe (vgl. S. 464 f., Anm. 1), ſo iſt gerade dieſer Ausdruck, das Stechen mit dem Dorne, nicht ein ſolcher, der eigens mit Odin, dem Kriegs- und Siegesgotte, zuſammenhängt; vielmehr findet er ſich allgemeiner für das Verſenken in tiefen Schlaf gebraucht [3], dagegen [8, 80] bedienen ſich die Märchen eines andern eigenthümlichen Sinnbilds, das in den zwei älteren Aufzeichnungen, in Perceforeſt und bei Baſile, noch als Flachsfaſer erhalten, in den ſpäteren, bei Perrault und im deutſchen Dornröschen ſelbſt, zur Spindel geworden iſt. Davon muß hier eingehender die Rede ſein.

---

[1] Säm. 90, 6: Hvar hefir þû, hilmir! | Hildi vakđa, | eđa gögl alin | Gunnar [Verbeſſerung für Gunna, vgl. Säm. 3, 24] systra? 146, 14: međ geiri gjallanda | at vekja gram Hildi. Krâkum. 26 (Fornald. S. 1, 309): brondum | bitrum Hildi vekja. Von Brynhild Säm. 128, 7: Hêtu mik allir | u. ſ. w. Hildi undir hiâlmi. 129, 9: slita | svefni mînum. 112, 44: Sigrdrifar | svefni bregđa; beſonders aber 99, 15: Sefr â fialli | fylkis dôttir | biort î brynju | u. ſ. w. þû munt höggva | hvössu sverđi, | brynju rista | međ bana Fafnis (vgl. oben Krâkum. 26: brondum bitrum). 16: Brotin er brynja. | brûđr mæla tekr. | er vaknađi | vîf or svefni. Vgl. Sn. 1, 360: þar svaf inni ein kona ok hafđi sû hiâlm ok brynju; hann brâ sverđinu ok reist brynjuna af henni, þâ vaknađi hon, ok nefndist Hildr; hon er kollut Brynhildr ok var Valkyrja.

[2] Zu den Stellen in voriger Anm. Säm. 113. 129, 9 f. Fornald. S. 1, 165 ff. (Völs. S. Cap. 20. 21.)

[3] Auf Odin und die Walküre bezüglich Säm. 112, 43: Yggr stakk þorni | âđr â feldi | hörgefn, hali | er hafa vildi. 113 b: Ôđinn stakk hana svefnþorni u. ſ. w. Fornald. S. 1, 166: Ôđinn stakk mik svefnþorni u. ſ. w. Anderwärts (vgl. Myth. 1157) Säm. 176, 13. Fornald. S. 1, 18: stîngr honum svefnþorn. 1, 19: hrŷtr þâ î burtu svefnþorninn. 3, 303: Vilhiâlmr stakk Hrôlfi svefnþorn um nôttina u. ſ. w. 306: hann lâ til kvelds sem dauđr, þvî svefnþorninn lâ î höfđi honum, hafđi Vilhiâlmr hann ekki burttekit u. ſ. w. til þess er hann gekk at Hrôlfi ok velti honum međ höfđinu um vôllinn, fell þâ burtu svefnþorninn. K. Maurer, Isländiſche Volksſagen der Gegenwart S. 286: þâstingr hûn svefnþorn konûngssyni.

Kunkel und Spindel ſind in der Sprache des deutſchen Rechts Wahrzeichen des weiblichen Geſchlechts und Stammes, insbeſondere der Hausfrau, während durch Speer und Schwert Mann und Mannsſtamm dargeſtellt iſt[1]. Den Spinnrocken der Göttermutter Frigg hatte der Norden unter die Sterne verſetzt[2]. Spindel oder Spinnſtuhl hoher und frommer Frauen des Mittelalters bewahrte man als verehrtes Andenken[3], aber doch wohl ſo gemeint, daß dieſe Geräthe von einem auch in erhabener Stellung einfach und demüthig verbliebenen Sinne zeugen ſollten. Schon im Rigsmal iſt nur noch die Stammmutter der Karle, der Gemeinfreien, nicht mehr die der Jarle, der Edeln, am Rocken beſchäftigt[4] und von den Heldenliedern der Edda an erſcheint das Wirken und Nähen in koſtbaren Stoffen als Auszeichnung vornehmer Frauen[5], während die kunſtloſe Bereitung des Flachſes, ſelbſt das Spinnen, immer mehr den Armen und Dienenden verblieb und, als gezwungene Arbeit, den Stand der Unfreiheit anzeigte. So läßt Wernhers Mariengedicht die jungen Mädchen im Tempel looſen, welche den Purpur und die Seide zu kunſtreichem Bildwerk erhalten, oder welche den Flachs ſpinnen ſollten; ſie fürchten den rauhen Flachs und als die bunte Seide Marien zufällt, heißen die andern ſie ſpottweiſe [8, 81] ihre

---

[1] Rechtsalterthümer 163. 171. W. Wackernagel in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 9, 533 f.

[2] Lex. myth. 104 b. vgl. 89 a. Mythologie 248. 279. 689.

[3] Rechtsalterthümer 171. v. d. Hagen, Briefe in die Heimat 1, 210. Weinhold, Die deutſchen Frauen 114. Simrock, Bertha die Spinnerin 128 f. (Ebd. die geſchichtlichen deutſchen Sagen 129 f. 522, 42: St. Lufthildis.)

[4] Säm. 63, 16 vgl. mit 64, 25 f. 28.

[5] Säm. 135, 13 bis 16 (Gûdrun). Fornald. S. 1, 175 (Brynhildr). 205. 3, 741 f. (unter bordi). Weinhold, deutſche Frauen 116 f. Dichteriſche Benennung für Frauen blieb gleichwohl hörgefn (mag gefn nur wieder als kvenna heiti, Lex. poët. 227 b. 380 a, gemeint ſein, oder beſtimmter als Geberin, Vertheilerin des Flachſes zur Arbeit, vgl. Sn. 1, 334: konu skal kenna u. ſ. w. til allra þeirra luta er henni samir at vinna eða veita); für Sigrdrifa, doch ohne mythiſchen Bezug, Säm. 112, 43, für die Isländerin Steingerd in Kormaks Saga 218.

Königin [1]. Im Gudrunliede müßen die geraubten Fürſtentöchter, die gewohnt waren, Gold und Edelgeſtein in die Seide zu legen, nunmehr Garn winden, ſpinnen und den Flachs bürſten, edle Geburt und Verwandtſchaft ſchützt ſie davor nicht [2]. Auch im Iwein unterſcheidet die Beſchreibung des Werkgadens, worin ein gewaltiger Rieſe gefangene Jungfrauen zur Handarbeit anhält, zwiſchen ſolchen, deren Geſchäft kein beſchämendes iſt, die nemlich in Seide und Gold, oder am Rahmen arbeiten, und den andern, welche, deſſen nicht kundig, mit Geringerem, namentlich dem Dechſen (Brechen) und Hecheln des Flachſes und dem Spinnen zu ſchaffen haben [3]. Endlich Gottfried von Neifen, [8, 82] der ſo unermüdlich vom rothen Munde ſeiner Geliebten ſingt, kennzeichnet dieſe mehrfach als eine Dienende und zwar beſonders damit, daß ſie das Dechſen und Schwingen verſtehe, ohne doch ihren rothen Mund beſtäubt werden zu laſſen[1]. War nun der rauhe, gefürchtete Flachs Merkmal der Dienſtbarkeit oder ſonſt der niedrigern Stellung, ſo erſcheint es nur als ausgeführtere Bilderſprache, daß die an Recht und Standesehre ſchlafend gedachte Frau von der Agen geſtochen iſt. Die Spindel hat denſelben Sinn, doch bezeichnet die Agen deutlicher und gewährt allein die volle Beziehung zu den Kindern. Durch dieſe wird die Mutter aus dem tiefen Schlafe geweckt, um ihretwillen ſie ſelbſt zu Freiheit und Recht erhoben. Zwar gilt die Echtwerdung der Kinder durch ſpätere rechtmäßige Ehe der Eltern für eine, unter dem Einfluß der Kirche, in germaniſche Geſetzgebungen eingedrungene Wirkung des römiſchen Rechts; aber die langobardiſchen Geſetze und Formeln über die Wiedergeburt (oben S. 457 f., Anm. 2) unterſcheiden wenigſtens nicht ausdrücklich zwiſchen Kindern, welche vor oder nach Freigebung der Mutter

---

[1] Wernhers Maria, in Hoffmanns Fundgruben 2, 176 [Schriften 2, S. 20. H.]:

do wart ein ſtrit vil groz; die frowen wurfen ir loz,
wa der purper unt die ſiden von rehte ſcholten beliben,
welhe under in gezäme, daz ſie das beſte näme.
den ruhen hare ſie vorhten; daz ſie daran iht worhten,
des wolt ieglich magedin vil gerne uberk worden ſin.
Do geviel daz loz an daz kint, dannen diu guten wip ſint
geſäliget unt geſegenot, daz die ſiden grune unt rot
in ir handen beliben. alſo wolte ſie geſigen.
daz die andern nämen den hare, diu vil wenigiu ſchare
diu enlie daz niht ane nit. daz wart ouh in verwizen ſit,
daz ſie durh unminne hiezen ſie ir kuniginne u. ſ. w.
177: die chleinen ſiden ſie ſpan, die ſie anme loze gewan,
do die anderen den hare muſen ſpinnen furware.

[2] Gudrun (Vollmer) 1005, 3 f.:

die mit grôzen êren herzoginne wâren,
die muoſten garn winden. ſi ſâzen ſit in ungevüegen ſwâren.
1006: Sumliche muoſten ſpinnen und bürſten ir den har.
die von hôhen dingen wâren komen dar
und die wol legen kunden golt in die ſiden,
mit edelem geſteine, die muoſten arbeite liden.
1007, 4: jâ mohte ſi ir adeles niht geniezen.
1010, 4: ſi mohte ir edelen mâge dâ ze Ormanie niht geniezen.
1011: Werc diu vil ſmâhen u. ſ. w.
1011, 4: dannoch dienten dâ die armen weiſen.
1021, 3: ſiben jâr bevollen leit ſi in vremedem riche
die grôzen arbeite. man hetes und küneges kint niht geliche.

[3] Iwein 6186 ff.: Nû ſaher inrehalp dem tor
Ein witez wercgadem ſtân. | Daz was geſtalt unt getân

Als armer liute gemach; | Dar in er durch ein venſter ſach
Würken wol driu hundert wip. | Den wâren cleider unt ter lip
Vil armecliche geſtalt; | Irn was iedoch deheiniu alt.
Die armen heten ouch den ſin, | Daz gnuoge worhten under in
Swaz iemen würken ſolde | Von ſiden unt von golde.
Gnuoge worhten an der rame, | Der werc was aber âne ſchame.
Unt die des niene kunden, | Die lâſen, diſe wunden,
Diſiu blou, diſiu dahs, | Diſiu hachelte vlahs,
Diſe ſpunnen, diſe nâten u. ſ. w.

Vgl. Helmbrecht (Zeitſchrift für deutſches Alterthum 4, 366) 1356 ff.:

ſô dich nû ein gebûwer
nimt ze ſiner rehten ê, | ſô geſchach nie wibe als wê.
bî dem muoſt dû niuwen | dehſen, ſwingen, bliuwen
und dar zuo die ruoben graben.

[1] Die Lieder Gottfrieds von Neifen, herausgegeben von M. Haupt (Leipzig 1851) 45, 24 ff.: dô hôrte ich eine ſwingen: | wan ſi dahs, | wan ſi dahs, | ſi dahs, ſi dahs (Refr.). 4, 13 f.: ſi kan dehſen, ſwingen in der mâze | unde wil behüeten, daz ſi niht beſtieben lâze | ir rôten munt u. ſ. w. 5, 11 ff.: Diſiu liet wil ich der lieben ſingen, | der ich lange her geſungen hân. | ſi kan beidiu dehſen unde ſwingen. 32, 12: ſi kan dehſen, ſwingen, beide als ſie ſol. Vgl. 37, 13 f.: diu daz wazzer in krüegen | von dem brunnen treit nâch der ſtët aller min gedanc. MS. 2, 147 b: der Nifer lobt die vrouwen ſin | und ir röſelehtez mündelin.

geboren ſind, und für die erſteren zeugt eben der Gebrauch, den die Sinnbildſprache des Märchens als gangbar vorausſetzt. Zu dieſer gehört es noch, daß, wie im Perceforeſt über der ſchlafenden Mutter ein nach Oſten gerichtetes Fenſter offen bleibt (S. 462, Anm. 1), ſo in andern Faſſungen die Namen der Kinder das aufgehende Licht verkünden, bei Baſile Sonne und Mond, bei Perrault noch treffender Morgenröthe und Tag; ſelbſt das mag zu bemerken ſein, daß einige Handſchriften des Geſetzes von König Rotharis Freilaſſung und Morgengabe zuſammenſtellen (S. 457, Anm. 2).

Die verſchiedenen Aufzeichnungen des Märchens ergänzen und berichtigen ſich wechſelſeitig in einzelnen Zügen, am weiteſten jedoch [8, 83] greift die Ungleichheit, daß im Perceforeſt, alſo der älteſten Quelle, wie ſolche hier zugänglich war, das in der nächſtalten, dem Pentamerone, abſchließende Stück mangelt, wie nemlich die vom Schlaf erſtandene Mutter mit ihren Kindern den Verfolgungen der bisherigen Königin entgeht und an deren Stelle tritt. Mag dieſer Abſchluß urſprünglich zum Ganzen gehört haben oder nicht, jedenfalls beſtätigt der ausdrückliche Gegenſatz der echten und der erſt echtwerdenden Frau den angegebenen Sinn des märchenhaften Schlafens und Erwachens. Für dieſelbe Auffaſſung ſpricht endlich noch ein Umſtand, der, wie der Frauenzwiſt, den Bezug auf Brünhild ſtützen ſollte (S. 464 f., Anm. 1): der Jäger mit dem Falken. Im Pentameron iſt dem jungen König auf der Jagd ſein Falke davongeflogen und hat ihn zu der Schlafenden geführt, bei Perrault heißt ſie die Schöne, „die im Walde ſchläft“ (la belle au bois dormant), und der jagende Königsſohn kommt zu ihr in das Schloß, das von Bäumen und Geſträuche dicht überwachſen iſt; im deutſchen Dornröschen iſt es eine hohe Dornenhecke, ſelbſt im Perceforeſt, zwar der früheſten Niederſchrift, in der aber gelehrte Mythologie den Wald am meiſten verdrängt hat, flattert doch der Falke noch als Zephyr, geflügelter Bote der Venus. Auch der Raub der todten Frau, bei Walter Map, erfolgt durch Edric Wilde (quod est silvestris), auf mitternächtiger Rückkehr von der Jagd, aus einem großen Haus am Rande des Waldes (venatu sero rediens ... mediam usque noctem viarum dubius erravit, ... ad domum in ora nemoris magnam delatus est, Nugæ curialium 79), ſodann durch den Ritter aus Kleinbritannien, zwar ohne daß der Jagd beſonders erwähnt iſt, doch gleichfalls zur Nachtzeit in einem weithin einſamen Thale (de nocte ... in convalle solitudinis amplissimæ, ebd. 168). Solch wiederkehrender Bezug auf Jagd und Wildnis ergibt abermals einen Gegenſatz zwiſchen echter und wilder Ehe, jener im Hauſe, dieſer im Walde; altn. hrîsûngr, ſchwed. rishofde (vgl. Rechtsalterthümer 734, agſ. vearges heáfod), Waldſohn, Waldhaupt, hießen Kinder der Waldehe verſchiedener Art (Rechtsalterthümer 462, die bedeutſame Anm. **), während die geſetzlichen dem Hausherrn und der Hausfrau (Säm. 64, 25: hûsgumi, hûskona. 131, 10: hûsguma, hûsfreyju Fornald. S. 1, 243) angehören. Der Wald iſt die Zufluchtsſtätte Aller, die außerhalb der Rechtsgemeinſchaft leben; der Verwieſene hieß Waldmann, agſ. veald-genga, altn. skôgarmađr (Rechtsalterthümer 733, vgl. Mythologie 1014). Auch Edric Wilde hatte wohl ebendaher den Beinamen, weil er zu denjenigen Angelſachſen zählte, welche am längſten wider Wilhelm den Eroberer ausgehalten hatten[1]. Freilich ſtimmt das Waldabenteuer des Märchens [8, 84] auffallend mit der Erzählung in Völſungaſaga, wie Sigurd, als er einen Falken verfolgt, der ihm bei der Heimkunft von der Jagd auf einen hohen Thurm entflogen und ſich an ein Fenſter geſetzt, die bei ihrem Pflegvater Heimir weilende Walküre Brünhild am Rahmen ſitzen ſieht, ſie begrüßt, ihr einen Goldring gibt und ſich eidlich nochmals mit ihr verlobt (Fornald. S. 1, 175 ff.). Allein es iſt das unbeſtritten eine ſpätere Einſchiebung; die Saga ſelbſt bemerkt, daß hier ein wiederholtes Verlöbnis beſchworen werde (Fornald. S. 1, 178: ok svarđu nû eiđa af nŷu, vgl. 172: þetta bundu þau eiđum međ sèr, und zum drittenmal nach derſelben Saga in Gunnars Geſtalt, vgl. Sn. 1, 187, 362). Überall ſonſt wird die Begegnung und Verlobung Sigurds mit Brünhild auf das Gebirg verlegt und einmal iſt ausdrücklich geſagt, daß Aslaug auf dem Gebirg erzeugt ſei [1], die Trauung auf dem Thurm aber geſchieht an des Pflegvaters Heimir großem Wohnorte (Fornald. S. 1, 174: at einum miklum bæ, vgl. 184 u.). Sichtlich diente dieſes Beiwerk dem Zwecke, die Sage von den Wölſungen in diejenige von Ragnar Lodbrok und ſeinen Söhnen überzuleiten. Mehrfach ſind die Anknüpfungen zwiſchen beiderlei Sagenwerken. Ragnar iſt der Sohn eines gefeierten Sigurds, mit dem Zunamen Hring, des Dänenkönigs, der in der berühmteſten Schlacht des Nordens den Sieg davontrug [2]; die erſte That des jugendlichen Helden aber iſt, ähnlich derjenigen des Wölſungs Sigurd, die Tödtung eines Lindwurms, wodurch Ragnar ſich die Jarlstochter Thora ſammt dem vom Wurme gehegten Gold erwirbt [3]. Nach dem Hingang dieſer erſten Gemahlin trifft Ragnar, bei einer Anfahrt an die norwegiſche Küſte, die vermeintliche Tochter armer Bauersleute, Kraka (Krähe) genannt, deren Schönheit, Verſtändigkeit und Sitte ihn be[8, 85]ſtimmt, ſie gleichwohl ſich anzutrauen, und aus dieſer Verbindung erwachſen, wie aus der vorigen, kriegeriſche Söhne. Als er aber nachmals bei dem gewaltigen König Eyſtein in Upſala ſich zu Gaſte befindet, dringt ſeine Gefolgſchaft in ihn, die Tochter dieſes Königs zu freien und nicht länger eine Bauerntochter (karlsdôttur) zu behalten, und es wird ſogleich die ſpätere Einholung der neuen Braut verabredet. Kraka ſagt jedoch dem heimgekommenen Gemahl, daß ihr drei Vögel ſein Vorhaben verkündet haben und daß auch ſie eines Königs, nicht eines Bauern Tochter ſei (at ek em konungs dôttir, en eigi karls), ihr Name ſei Aslaug, ihr Vater Sigurd der Fafnistödter, ihre Mutter Brünhild, Budlis Tochter. Dieſe Ausſage bewährt ſich dadurch, daß dem Knaben, deſſen ſie bald darauf geneſt, eine Schlange um den

---

[1] Im Domesday Book: Edric salvage, in Jahrbüchern: Edricus cognomento Silvaticus (Ellis, Introd. to Domesd. B. 2, 87 f. Wright, zu Nugæ curialium S. 79). Die Erklärung dieſes Beinamens bei Gualterus Mapes, sic dictus a corporis agilitate et jocunditate verborum, iſt nicht genau zu nehmen; derſelbe bezeichnet eher, was bezüglich auf einen andern Edric gemeldet wird: Postea udlagavit Edricus (Ellis S. 88). Von Edric Wilde bedingt ſich die Heimgeführte, daß er ihr die Herkunft aus dem Walde nicht vorwerſe (oben S. 456: lucum unde).

---

[1] Säm. 113: Sigurdr reiđ upp â Hindarfiall u. ſ. w. â fiallinu sâ hann liôs mikit. Sn. 1, 360. Fornald. S. 1, 165. 187: er ek [Brynh.] vann eiđa â fiallinu. 257: ok hefr [Âsl.] þar upp sögu, sem þau hittust â fiallinu Sigurđr ok Brynhildr, ok hûn var byriuđ.

[2] Fornald. S. 1, 238: Î þann tîma rèđ fyrir Danmörku Sigurđr hrîngr; hann var rikr konûngr, ok er frægr orđinn af þeirri orrostu, er hann barđist viđ Harald hilditönn â Brâvelli, ok fyrir honum fèll Haraldr, sem kunnigt er orđit of alla Norđrâlfu heimsins. Sigurđr âtti einn son, er Ragnar hèt u. ſ. w.

[3] Ebd. 242: ok verđr hann af þessu verki harđla miök frægr of öl Norđrlönd, ok biđr hann nû Þôru dôttur jarls.

Augapfel zu liegen ſcheint (sem ormr liggi um auga sveininum), wonach er auch Sigurd Schlangimauge (ormr î auga) geheißen wird. Die Heimführung der ſchwediſchen Königstochter unterbleibt nun, worüber blutiger Streit ausbricht [1].

Seine Laufbahn ſchließt Ragnar bei einem Einfall auf die engliſche Küſte; dort hat er zum Kampfe den Speer in der Hand, mit dem er einſt den Wurm erlegt (Fornald. S. 1, 281: þat spiôt î hendi, er hann vann at orminum, er lâ um sal þôru). Nach dem Falle ſeiner ganzen Mannſchaft wird er, mit Schilden zugedeckt, ergriffen und in einen Schlangenhof (ormgarđ) geworfen, wo er mit dem bekannten Todesſange (Krâkumâl) lachend verſcheidet (ebd. 280 ff. 300 ff.), wieder einem Nachklange der Eddalieder von Gunnars Harfenſchlag und Tod im Wurmgarten (Säm. 133b. 143 f. 28 bis 32. 148, 31. 155, 55. 156, 62. 162, 17. Sn. 1, 364. Fornald. S. 1, 219 f.). Sigurd Schlangenauge hat durch ſeine Tochter, die wieder Aslaug heißt, einen Enkel Sigurd Hirſch (hiörtr), angeblich den Vater von Ragnhild, der Mutter Haralds, des erſten Einherrſchers über ganz Norwegen (Fornald. S. 1, 293; anders Heimskringla 1, 67; vgl. Munch 2, 174). Die norwegiſche Königsreihe ſollte durch die Herkunft von Ragnar Lodbrok, dieſer ſelbſt und ſein Haus durch die Verwandtſchaft mit den Wölſungen erhoben werden (Sn. 2, 210: er Bragi losađi frændr Âslaugar î Ragnars-drâpu, at hans [Ragnars] virđing sŷndist meiri en âđr var hon). Zu dieſem Zweck [8, 86] arbeitet ſich Ragnars Saga in jene der Wölſunge hinauf, und wird Aslaug, ſeine zweite Gemahlin, als eine Tochter Sigurds von Brünhild, in der Harfe bis nach den Nordlanden hinübergetragen, wo von ihr große Geſchlechter ausgeben (Fornald. S. 1, 187. 229 ff.: hingat â Norđrlönd. Sn. 1, 370: ok eru þađan ættir komnar stôrar. Fornald. S. 1, 259: Ok nû kemr upp ætt Âslaugar, svâ at þat veit hverr mađr, at hûn er dôttir

---

[1] Fornald. S. 1, 243. Außer obigen der Proſa entnommenen Stellen ſolche aus den eingeſtreuten Verſen, ebd. 258: Þeim er ormr î auga (vgl. die zwei folgenden Strophen). 268 (Biörn, auch ein Sohn von Aslaug, ſpricht): eigi er oss î augum | ormr, nê frânir snakar. In andern Proſaſtücken, Fornald. S. 1, 346: þâ Sigurđr; þat var mark î auga honum, at svâ var sem ormr lægi um siâldrit, ok þvî var hann kallađr Sigurđr ormr î auga. 349: Sigurđr ormr î auga. 355. 357. 3, 10 f. 14.

Sigurdar Fâfnisbana ok Brynhildr Budladôttur). Freilich aber iſt, wie die Begegnung auf dem Thurme, ſo überhaupt auch jene Elternſchaft Sigurds und der Walküre anerkannt eine Zudichtung zur Wölſungenſage (Sagabibliothek 2, 94. 97. 476 bis 478. Heldenſage 346. 350). Dagegen hat das anfängliche Niederhalten der ſchönen Aslaug in Tracht und Aufzug, als ob ſie, zwar nicht unfreien Leuten, aber doch armen bäuriſchen Eltern (karl und kellîng, Fornald. S. 1, 233 f. fâtæka karls, î slîku fâtæki, ebd. 257) angehörte, den gleichartigen Sinn, wie anderwärts die Geburt von einer ſchlafenden Mutter, die nachmals geweckt wird, was eben die nur in dieſem vielfältigen Sinnbild verwandte Brünhildenſage heranzog; in der Sage von Aslaug konnte dasſelbe nun nicht auch wiederholt werden.

Es iſt aber auch ein Umſtand auszuheben, der die Ragnarsſaga, nach ihrem älteſten Beſtande, von den Wölſungen wieder abzulöſen ſich eignet. Rigsmal, das Eddalied vom Urſprung der verſchiedenen Stände, gibt dem jungen Jarl das Wahrzeichen, daß ſeine Augen ſtechend ſind, wie die eines Schlängleins (Säm. 65, 31: Jarl lêtu heita u. ſ. w. ötul vâru augu, | sem yrmlingi), und in einem der Helgilieder, wo der Königsſohn als Mühlmagd verkleidet iſt, verrathen die ſcharfen Augen, daß nicht Karls, gemeinen Mannes, Art an der Handmühle ſteht (Säm. 89, 2: Hvöss eru augu u. ſ. w. | era þat karls ætt | er â kvernum stendr [Schriften 7, S. 291 f. H.]). Vielfach in Lied und Sage dient der ſcharfe, ſtechende Blick als Zeugnis höherer Abkunft, ſo eben auch für den Wölſung Helgi und dann für Sigurd ſelbſt [1]; wenn aber in Ragnarsſaga und ihren Verſen noch der alterthümliche, durch Rigsmal erklärte Ausdruck „Schlangimauge" gangbar iſt (oben S. 474, Anm. 1), ſo läßt ſich vermuthen, daß damit vornherein noch einfach und ohne Bezug auf den Drachentödter Sigurd die edle Abſtammung der Ragnarsſöhne auch von Seiten der Mutter Aslaug, die aus ungewiſſer Ferne kam, bekundet werden ſollte. Wie die Frage um Ebenbürtigkeit der Ehen in der Geſchichte germaniſcher Königshäuſer ſich vielfältig und lebhaft bewegt (Rechtsalterthümer 438 bis 440. Waitz, deutſche Verfaſſungs[8, 87]geſchichte 2, 125 bis 128. Weinhold, deutſche Frauen 284 bis 290), ſo konnte die Behandlung desſelben Gegenſtands auch im Gedichte nicht ausbleiben. Hat ein heldenhafter König von ſeinen Ausfahrten eine Gemahlin herrlicher Geſtalt heimgebracht [1], wohl beſchaffen zur Ahnfrau eines mächtigen Geſchlechts, ſo muß dieſelbe aus zeitweiliger Verdunklung, aus dem Herumirren im Wald und am Seeſtrande, ſagenmäßig oder ſinnbildlich, in den angebornen Glanz und Ehrenſtand mit ihren Kindern wieder hergeſtellt werden [2]. Ähnliches, wie im Norden mit Ragnar und Aslaug, begibt ſich bei den Angelſachſen, von denen auch noch die Edricsſage ſtammt, mit dem erſten Offa und ſeiner Heimgeführten. Derſelbe verirrt auf der Jagd und trifft im dichten Walde die verſtoßene, den wilden Thieren ausgeſetzte Tochter des Königs von York, die er zu einem Einſiedler und von da zu den Seinigen bringt, nachher aber, vor allen Andern königlichen Stammes, zur Gemahlin wählt. Nochmals wird ſie, jetzt mit mehreren Kindern, mittelſt Fälſchung eines Briefs, den Offa aus dem Feld erläßt, in den Wald verwieſen und dort mörderiſch der Kinder beraubt, die jedoch der hülfreiche Einſiedler durch Kreuzeszeichen und Gebet aus dem Tod ins Leben ruft. Von neuem auf der Jagd findet König Offa die ſchwer Vermiſten [8, 88] wieder und der Einſiedler läßt ſich die Stiftung eines Kloſters angeloben[1]. Die eine Heimholung aus der Wildnis iſt hier verzweifacht und die rechtsſymboliſche Wiederbelebung zum frommen Wunder geworden.

---

[1] Sigurds Augen Fornald. S. 1, 200. Seiner Tochter Svanhild Blick ebd. 226. Aber auch anderwärts ſolcher Augenglanz, als Abzeichen höheren Urſprungs: Regner, des Schwedenkönigs Sohn, bei Saxo S. 70 [Schriften 7, S. 203. H.]; Olo, däniſcher Königsſohn, ebd. 368. 370 bis 371. 392 bis 393. (Bezüglich auf Starcather ebd. S. 298 u.)]

---

[1] Fornald. S. 1, 244: hûn [Krâka] var allra kvenna vænst, en hâr hennar var svâ mikit, at tôk [â] iörd um hana, ok svâ fagrt sem silki u. ſ. w. 246: hâr hennar var biart ok sem â gull eitt sæi. Auch in der Sage von Edric Wilde, Nugæ curialium S. 80: Erant autem pulcherrimæ aspectu u. ſ. w. majoresque nostris et proceriores. Unam tamen inter alias notavit u. ſ. w. cæteris forma facieque præstantem, super omnes regum delicias desiderabilem. S. 81: maximum erat fatalitatis argumentum invisa prius et inaudita species mulieris, et cum stupore omnium remissi sunt ad propria.

[2] Anderſeits läßt ein Stück der Saga von Hervör und Heidrek den Sohn einer huniſchen Königstochter, welche der Reidgotenkönig Heidrek kriegsgefangen als Kebſe (frilla) weggeführt und im nächſten Jahre zurückgeſchickt hat, in eigener Kraft und Schönheit ſich erheben (Fornald. S. 1, 455: var hann kalladr Hlödr; hann var allra manna fridastr sŷnum, ok þôtti afbragd annarra manna þegar â ûnga aldri). Hlöd iſt mit Waffen und Roſs, mit ringumwobnem Helme (hiâlmi hringreifdum), im heiligen Walde geboren (borinn ... â mörk hinni helgu, ebd. 491; die vorangeſchickte Deutung des Sagenſchreibers erſcheint nicht ausreichend). So hält er ſich für befugt, nach dem Tode Heidreks von deſſen echtem Sohne gleiches Erbtheil zu verlangen, ein alter Held am reidgotiſchen Hofe findet aber ſchon das Drittheil zu reichlich, das der Bruder dem Sohn einer Magd (þŷar barni, nachher ambâttar son) geboten, möchte dieſer auch ein geborner König ſein (ok þôtt sê borinn konûngr, eben die Geburt mit Ringhelm und Roſs); der Kebsſohn ſaß auf dem Hügel (d. h. außer dem Hauſe, wie die Hirten, Säm. 4, 34. 59, 4; vgl. Lex. poët. 304 a), als der Edling erbtheilte (þâ hornûngr | â haugi sat, | er odlingr arfi skipti, dies wohl ſprichwörtlich, ebd. 495, vgl. Rechtsalterthümer 475 f.). Die Verſe im Fornyrdalag über den eigentlichen Erbhandel gemahnen in Manchem alterthümlicher, als was über die große Brüderſchlacht nachfolgt, in welcher Hlöd erſchlagen wird. Gefangene Königstochter, bedroht zur briute, kebeſe, herabgewürdigt zu werden: Gudrun (Vollmers Ausgabe) 1029 f.

---

[1] Vita Offæ primi (hinter Matth. Paris. hist. maj., herausgegeben von Wats, London 1684) S. 965: Et cum rex more juvenili venatus gratia per nemora frequenter, cum suis ad hoc convocatis venatoribus et canibus sagacibus, expeditus peragrasset, contigit die quadam, quod aëre turbato, longe a suorum caterva semotus, solus per nemoris opaca penitus ipsorum locorum, nec non et fortunæ ignarus, casu deambulabat. Dum autem sic per ignota diverticula incautius oberraret et per invia, vocem lachrymabilem et miserabiliter querulam haud longe a se audivit, cujus sonitum secutus, inter densos frutices virginem singularis formæ et regii apparatus, sed decore venustissimam, ex insperato reperit u. ſ. w. Erat autem reguli cujusdam filia, qui Eboracensibus præerat u. ſ. w. S. 966: Hæc igitur sola, relictis multis, etiam regalis stemmatis, sibi oblatis, complacuit illamque solam in matrimonium sibi adoptavit. Cum autem eam duxisset in uxorem, non interveniente multa mora, elegantissimæ formæ utriusque sexus liberos ex eadem procreavit u. ſ. w. S. 967: Apparitores matrem cum pignoribus suis in desertum vastissimum trahebant. Matri vero propter ejus formam admirabilem parcentes, liberos ejus, nec formæ, nec sexui, ætati vel conditioni parcentes, detruncarunt membratim u. ſ. w. Mira fidei virtus et efficacia, signo crucis vivificæ et orationis ac fidei servi Dei virtute, non solum matris orbatæ animus reparatur, sed et filiorum corpuscula in pristinum et integrum naturæ sunt reformata decorem; nec non et animæ mortuorum ad sua pristina domicilia sunt reversæ u. ſ. w. S. 967: Consilio igitur peritorum, qui noverant, regem libenter in tempore prospero in studio venatico plurimum delectari, convocantur venatores, ut rex spatiaturus venando, dolorem suum diminueret et luctum solatio demulceret. Qui inter venandum dum per sylvarum abdita, Deo misericordiarum et totius consolationis ducente, feliciter solus per invia oberravit et tandem ad heremitorium memorati heremitæ directe pervenit

In der Geſetzgebung und in Geſchlechtsnamen, im Mythenlied und in der Saga, in der Legende und im Märchen zeigten ſich die Sinnbilder des Todes und Wiederauflebens, des Schlafes und Erwachens auf den Abgang und die Erlangung, den Verluſt und die Herſtellung des freien oder höheren Standes angewandt. Die Behandlung und der Ausdruck iſt ſehr verſchieden, deutlich aber wortkarg, umſtändlich aber getrübt und zerfloſſen. Bringt man jedoch dieſe manigfachen Erzeugniſſe in Zuſammenhang und Vergleichung, ſo dienen ſie einander gegenſeitig, Mangelndes zu erſetzen und Ungehöriges abzuſtoßen. Auch die Todten von Luſtnau hatten Anſpruch, aus ſolchem Geſammtkreiſe zu beſſerem Verſtändniſſe gebracht zu werden, indeß ſie ſelbſt wieder nach andern Seiten aufhellten. Die ſprechendſten Beweismittel aber ſind für den Sinn des Erſtehens vom Tode die langobardiſche Rechtsformel, für die Bedeutung des Erweckens vom Schlafe die Flachsfaſer [1].

26ten Februar 1862.

---

ejusque exiguum domicilium subintrans humanissime et cum summo gaudio receptus u. ſ. w. Vivit uxor tua cum liberis tuis in omni sospitate restauratis.

[1] [Man vergleiche auch Felix Liebrecht, Die Todten von Luſtnau, in Germania 13, Wien 1868, S. 161 bis 172. H.]

[2, 344] Zur deutſchen Heldenſage.

1. Sigemund und Sigeferd.

Eine vielberufene Stelle des Beowulfliedes (Ausgabe von Thorpe 1739 ff.) betrifft den Drachenkampf des Wälſings Sigemund. Fällt auch die Abfaſſung des Gedichts um Jahrhunderte ſpäter, als die Einwanderung der Angelſachſen und als ihre Bekehrung zum Chriſtenthum, von deſſen mildem und ſittlichem Geiſte der Erzähler durchdrungen iſt, ſo haftet jenes doch ſeinem Hauptbeſtande nach an den Nachbarländern der altangliſchen Heimat, Dänemark, Jütland, Weſtgothland, mit Einem Worte des Liedes: den „Scedelanden“[1], und an dortiger Heldenſage aus heidniſcher Vorzeit. Epiſodiſch wird aber auch die deutſche Nordſeeküſte hereingezogen und Helden dieſes Bereichs ſind eben Sigemund und ſein Neffe Fitela. Nachdem Beowulf den mörderiſchen Meerunhold Grendel durch Abreißung des Arms aus der Halle des Dänenkönigs Hrodgar vertrieben hat und hierauf die Spur des Todwunden bis zur See, in deren Grund er ſich verblutet, verfolgt worden iſt, erhebt auf dem Heimritt, zur Abwechslung mit den Wettrennen der rüſtigen Jugend, einer der Königsmannen, alter Sagen und Sänge kundig, den Preis Beowulfs, deſſen Heldenthat er denen Sigemunds an die Seite ſtellt. Er hat deren manche noch unbekannte gehört, Kämpfe und weite Fahrten, Feindſchaften und Frevel, einzig mit Fitela vollführt, namentlich erzählt er, wie dieſe beſtändigen Nothgeſellen, Oheim und Neffe, viele des Jütenſtammes[2] nie[2, 345]derſtreckten und wie für

---

[1] Beowulf 38: Scede-landum in. Vgl. Beuterwek, Germania 1, 386 und in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 11, 67.

[2] Beowulf 1771: Eotena cynnes; Die Drucke von Kemble und Thorpe ſetzen eó ebenſowohl wenn von Rieſen oder andern Ungethümen die Rede iſt

Sigemund beſonders hoher Nachruhm erwuchs, ſeit er den Wurm erſchlagen, den gierigen Hüter des Horts, unter grauem Steine, er allein, ohne Fitela, nur mit des durchbohrenden Schwertes Hülfe (vgl. 5744), worauf er mit dem leuchtenden Schatze das Seebot belud, der Sohn Wälſes, der Recken berühmteſter weithin über das Menſchengeſchlecht, der Kämpfenden Troſt, fruchtbarer an Heldenthaten (1804 f. vgl. mit 47 bis 50), denn nachmals Heremod, der in der Jüten feindliche Gewalt kam, während bei den Scyldingen (Dänen) Volk und Fürſtenſöhne ſchutzlos blieben [1].

Das Verhältnis dieſer kurzen Angaben zu den altnordiſchen und deutſchen Überlieferungen iſt mehrfach erörtert worden [2], dabei blieb

---

(224 ff.: eótenas and ylfe, | and orcneas, | swylce gigantas. 846: eótena cyn = 848: niceras. 1341 und 152: eóten, Grendel), als wo der Zuſammenhang die Jüten, den Volksſtamm, erheiſcht (außer 1771, ſ. 1809 und 2294: mid Eótenum. 1, 2184: Eótena treówe. 2180 und 2286: Eótena bearn); für beide Falle iſt nicht der Diphthong eó, ſondern die Brechung eo anzunehmen; dieſes Gleichlauts unerachtet (über die verſchiedene Abſtammung ſ. Sprachg. 736 f.) beſteht aber nicht derſelbe Grund des gemeinſamen n für eotenas und Eotenas = Eotas, erſtere ſind die Mehrzahl von eoten m. altn. iötunn, dagegen iſt Eotaland bei Alfred (Beda 4, 16) provincia Iutorum, Widſidh 51 hat Ytas = Eotas, altn. Iotar, die agſ. Chronik (Ingr. 14) aber auch Iutnacynn, und bei Alfred lautet eine andere Lesart Ytena land, zur Bezeichnung des Volkes und Landes. Gleicherweiſe wechſelt in andern Volksnamen ſtarke mit ſchwacher Form, Beowulf 2418 und 5816, auch Widſidh 137: Frysum neben Beowulf 2191: Fresena cyn, 2212: Frisna hwyle (Sprachg. 669); Beowulf 5816 und Widſidh 49. 137: Froncum neben Beowulf 2424: in Francna fædm; ebd. 416: Geáta leóda u. ſ. w. (vgl. Widſidh 117) neben 891: Geótena leóde und dem nom. sing. Geáta, 1207 u. ſ. w.; Widſidh 63: Sycgum neben Finnsb. 49: Secgena leód.

[1] Die Anknüpfung an Heremod läßt ungewis, ob dieſer überhaupt nur, zu ſeinem Nachtheil, mit Sigemund und Beowulf verglichen werden ſollte, wie mit letzterem nochmals ſpäterhin (3423 ff.), oder ob nicht Sigemund und Heremod zuvor auch Kriegsgenoſſen wider die Jüten waren. Im Hyndlaliede (Str. 2, Munch 67) ſind ſie, als von Odin mit Waffen Begabte, zuſammen genannt.

[2] Außer den Erklärern des Beowulf ſ. beſonders W. Grimm, Heldenſage 14 ff. und J. Grimm in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 1, 2 ff. Zu den an letzterem Ort aufgewieſenen ahd. Namen Weliſunc und Sintarfizilo kommen noch: in einer ſalzburg-kärnt. Urkunde von 928 einfach Fizzilo und in einer ſolchen von 930 Uueliſinch (Archiv für Kunde öſterreichiſcher Geſchichtsquellen, 3tes Heft, Wien 1849, S. 18 f., vgl. Mone, Anzeiger 5, 484. Ebd. Unter-

zwar die Bekanntſchaft des angelächſiſchen Dichters mit den in der Wölſungenſage dargelegten Abenteuern Sigmunds und Sinfiötlis nicht unbemerkt [1], zugleich aber ſtellte ſich die bedeutende Verſchiedenheit hervor, daß im Beowulf die Erlegung eines ſchatzhütenden Wurms dem Vater Sigmund beigemeſſen wird, die man auf den Grund der anderwärtigen Meldungen lediglich dem Sohne Sigfrid anzueignen und für einen weſentlichen Theil ſeiner Sage anzuſehen gewohnt iſt. Dennoch kann jenes alte, beſtimmte, auf reichere Kunde von Sigmunds Thaten ſich berufende Zeugnis nicht leichthin abgewieſen [2, 346] oder durch bloße Verwechslung erklärt werden (vgl. Heldenſage 16. 132). Selbſt die deutſchen Lieder, nach welchen Sigfrid einen Lindwurm oder Flugdrachen tödtet, laſſen ihn nicht dieſem, ſondern den Nibelungsſöhnen, den Hort abgewinnen. Die vornehmſte Gewähr aber findet das Anrecht Sigemunds im Zuſammenhang und der Bedeutung des ihm zugetheilten Heldenwerks.

Der Kampf mit dem Drachen iſt ein vieldeutiges, je nach Volks-

---

ſuchungen 97); die Form Sintarfezzil (Urkunde von 909, bei Ried) zeigt bereits den Übergang von fizil, petilus, in das nahelautende fezzil, m.., fasciola, balteus, faidilus (Graff 3, 736 f.), und in dieſe Richtung fällt wohl auch das im 15ten Jahrh. erſcheinende Wort ſchintfeſſel, m., Troßbube, Lotterbube (vgl. Schmeller 3, 371. A. Keller, Schwänke 46: Gegenſatz von konig und ſchintfeſſel. Ebd. Fasnachtſpiele 254, 18: du ſchintfeſſel!). Für J. Grimms Auffaſſung fizil, petilus, im Sinne der gefleckten Miſchart, der unechten Abkunft (Sinfiötli war Sigmunds Sohn und Neffe zugleich, Fornald. S. 1, 135: hann er bædi sonarson ok dötturson Volsûngs konûngs, vgl. Säm. 87, 40: stiupr vartu Siggeirs), aber auch für frühes Überſpielen in die Bedeutung fasciola, ſpricht ſchon eine Stelle bei Paulus diaconus, hist. Langob. (Aug. Vind. 1515) 1, 24: Tunc regis alter qui aderat filius . . . Langobardos injuriis lacessere cepit, asserens, eos, quia suris inferius candidis utebantur fasciolis, equabus, quibus cruretenus pedes albi sunt, similes esse, dicens: fetiles sunt equæ, quas simulatis (vgl. gl. Trev. bei Graff 3, 426: petili, qui albos pedes habent) u. ſ. w. Ein Held konnte gleichwohl Fitela, Sinfiötli heißen, wie der normänniſche Eroberer ſich ſelbſt nannte: ego Wilhelmus, cognomine bastardus (deutſches Wörterbuch 1, 1150).

[1] Der von beiden gemeinſam verübten Frevelthaten iſt im Beowulf mit demſelben Worte gedacht (1762: fæhde and fyrena), unter dem ſie im Helgiliede dem Sinfiötli vorgeworfen werden (Säm. 87, 40: gördir þik frægjan af firinverkum, Heldenſage 16, im Beowulf iſt der Anreim fæhde and firene formelhaft wiederkehrend: 274. 308. 4953).

und Landesart manigfach angewandtes Sinnbild. Zu der gleichfalls altherkömmlichen Verbindung des Drachen mit dem Horte lag der erſte Anlaß darin, daß die Schlange, als Bewohnerin der Erdhöhlen und Steinklüfte, mit ihren immer offenſtehenden Augen, über dem unterirdiſch verborgenen Gold und Edelgeſteine zu wachen ſchien[1]. In ihre Geſtalt verwandelt ſich dann auch der Menſch, der misgünſtige und argwöhniſche Hüter ſeines aufgehäuften Schatzes; ſo in der Sigurdſage Fafnir, der giftſprühend auf dem an ſich geriſſenen Vatererbe liegt (Säm. 106 a. 108 a. 109, 18), und noch einer der tapfern Jomswikinge, Bui, der von ſeinem geenterten Schiff, in jeder Hand eine Kiſte, über Bord ſprang und verſank, weshalb die Sage gieng, er ſei zur Schlange geworden und liege auf ſeinen Goldkiſten (Jómsvik. S. C. 44, Fornm. S. 11, 139, vgl. ebd. 6, 143); angedeutet iſt die Verwandlung auch bei Sigemunds Drachen: „der Unſelige hatte mit Kraft errungen, daß er des Ringhortes genießen ſollte nach eigenem Bedünken“ (Beowulf 1790 ff.). Dieß ſind allgemeinere Sagenzüge, für das Beowulflied aber taugte Sigemund in der beſondern Eigenſchaft als Seeheld. Er holt den Drachenhort zu Schiffe und in der altnordiſchen Saga, wie in den betreffenden Stücken der Liederedda, erſcheint das Reich der Wölſunge überall als ein Küſtenland, ihre Ausfahrten geſchehen zur See und ihre Feinde legen mit der Flotte an, den todten Sinfiötli trägt Sigmund in den Armen nach einer Seebucht; dieſes Reich wird bald Hûnaland genannt, bald kenntlicher Frakkland[2], und in der Zeit, da der Volksname Franken kaum erſt aufgetaucht iſt, um das Ende des 3ten Jahrh., hat dieſes Volk von ſeinem niederländiſchen Gebiet aus ſich bereits durch kecke und weitſchwärmende Wikingfahrten ruchtbar gemacht[1]. [2, 347] Nirgends jedoch wurde das Wikingweſen ſchwunghafter und anhaltender betrieben, als von den Nordleuten, es galt für einen Hauptberuf der Rüſtigen. Nordiſche Könige und Königsſöhne, ſelbſt den heiligen Olaf nicht ausgenommen, betheiligten ſich eifrig an der Beutefahrt (Zeuß 522 f.), man hieß das „ſich Gut und Ruhm erwerben“[2]. Zugleich iſt nun auch in den Sagen des Nordens der Drachenkampf um den Hort, wie beim Wälſing Sigemund, ein Schiffabenteuer, das von den namenkundigſten Helden der Vorzeit beſtanden wird. Saxos Frotho I ſinnt auf Mittel, bei Erſchöpfung des väterlichen Schatzes ſein Kriegsvolk zu erhalten, und fährt ſodann, auf den Anruf eines Mannes, in dem ſich Odin errathen läßt[3], allein wie Sigemund, nach einer Inſel, wo er dem giftſpeienden Wurme, der den Hort im Berge bewacht, denſelben abkämpft und im Schiffe heimbringt[4]; gleichen Inſelkampf berichtet Saxo von Fridlev II (1, S. 271 f.) und noch

---

[1] Phädrus, fab. 4, 119: ad draconis speluncam intimam, | custodiebat qui thesauros abditos u. ſ. w. (ſchon als Bild des Geizes). Feſtus, de signif. verb. l. 4: dracones . . . clarissimam dicuntur habere oculorum aciem, qua ex causa incubantes eos thesauris custodiæ causa finxerunt antiqui.

[2] Säm. 97: Sigmundr Völsungsson var konungr á Frakklandi u. ſ. w. Fór Sigmundr þá sudr í Frakkland til þess ríkis er hann átti þar. Sn. Arn. 1, Form. 26: Enn þridi son Ódins er nefndr Siggi, hans son Verir. þeir lángfedgar rèðu þar fyrir, er nú er kallat Frakland, ok er þadan sû ætt komin, er köllut er Völsûngar (vgl. Fornald. S. 1, 320. 323).

---

[1] Mamert., genethl. C. 7: transrhenana victoria et domitis oppressa Francis bella piratica Diocletianum votorum compotem reddiderunt. Eumenius, panegyr. Constantio C. 18: Recursabat quippe in animos illa sub divo Probo et paucorum ex Francis captivorum incredibilis audacia, qui, a Ponto usque correptis navibus, Græciam Asiamque populati, nec impune plerisque Libyæ litoribus appulsi, ipsas postremo navalibus quondam victoriis nobiles ceperant Syracusas et immenso itinere pervecti oceanum, qua terras irrupit, intraverant atque ita eventu temeritatis ostenderant, nihil esse clausum piraticæ desperationi, quo navigiis pateret accessus. Nazarius, panegyr. Constantino C. 17: Franci ipsi, præter ceteros truces, quorum vis, quum ad bella effervesceret, ultra ipsum oceanum æstu furoris evecta, Hispaniarum etiam oras armis infestas habebat u. ſ. w. (Zeuß 329. W. Wackernagel in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 9, 575).

[2] S. Hákon. góda (Heimskr.) C. 4: hann [Eirikr] herjadi um Skotland ok Sudreyjar, Irland ok Bretland, ok afladi ser svá fiár. Fornm. S. 4, 24: Haraldr konung fór eitt sumar î hernad î Austrveg, at afla sër fiár. Sn. 1, 530: Drengir heita ûngir menn bûlausir, medan þeir afla ser fiár eda ordstir.

[3] Yngl. S. C. 7: Ódinn vissi of allt iardfê, hvar folgit var u. ſ. w.

[4] Saxo, herausgegeben von P. E. Müller, 1, S. 61 ff. Die Worte: Frotho solitarius in insulam trajicit, ne comitatior belluam adoriretur, quam athletas aggredi moris fuerat, ſtimmen mit Beowulf 1779: he [Sigem.] under hârne stân u. ſ. w. | âna genêdde | frêcne dæde: | ne was him Fitela mid. Vgl. ebd. 5074 bis 5076. Sæm. 99, 11: Mundu [Sigurdr] einn vega | orm inn frána u. ſ. w. Nibelunge 89: Dâ der helt aleine ân alle helfe reit u. ſ. w.

Ragnar Lodbrok, der gewaltigſte Seekönig und das Haupt eines heerfahrenden Geſchlechts, beginnt, obgleich auf der Grenze geſchichtlicher Zeit ſtehend, ſeine Laufbahn vorbedeutſam mit der Erlegung eines goldbrütenden Lindwurms (Fornald. S. 1, 237 ff. Saxo 1, 443 f., vgl. 1, 334 f.). Schon dieſe Zuſammenſtellungen mögen die Anſicht begründen, daß Wikingbeute und Drachengold dasſelbe ſeien, doch kann noch ein beſonders anſchaulicher Fall zur Beſtätigung dienen. Das isländiſche Landnamabuch meldet einfach, daß Thorir, der Sohn eines der erſten Einwanderer, auf Kriegsfahrt in der Finnmark Gold erlangt habe und fortan ein mächtiger Mann geweſen ſei. Von dieſem Goldthorir gibt es aber eine eigene, im Landnamabuche ſelbſt genannte Saga, in welcher das Abenteuer ſo überliefert iſt: der mittelloſe Thorir wird im Traumgeſichte von einem Verwandten, König Agnar, nach den Finnmarken gewieſen, wo der Wiking Wali in Drachengeſtalt über [2, 348] vielem Golde brüte; ſofort reiſt er mit ſeinen Pflegbrüdern zum Gebirg am Meere, wo er in einer Höhle die Drachen mit dem Helm auf dem Haupte und dem Schwert unter den Schwingen ſchlafend findet, die meiſten mit ihren eigenen Schwertern tödtet und das Gold erobert. Weiter ausgeſponnen iſt die Kunde von Wali im Anhang einer dritten, romanhaften Saga; hier entflieht dieſer Wiking aus einem verlorenen Seegefechte mit zwei Goldkiſten auf ein Vorgebirg; auch dahin verfolgt, ſtürzt er ſich nieder in einen Stromfall, ſeine beiden Söhne folgen ihm, ſie werden alle drei zu Flugdrachen und liegen in der Kluft unter dem Waſſerfalle, mit Helm und Schwert, auf dem Golde, bis Goldthorir dort eindringt [1]. Offen ſtellt ſich in dieſen drei Faſſungen der eigentliche Ausdruck neben den bildlichen, der bis in das gänzlich Märchenhafte überſchweift [2]. Die gewaltthätige Bereicherung auf fernen und verwegenen Seefahrten wurde durch das dichteriſche Mittel des Kampfes mit dem Drachen oder auch mit den Geſpenſtern erbrochener Grabhügel in geheimnisvollen Glanz gehüllt.

Man müſte ſich wundern, wenn die Drachenſage, die dem nordiſchen Seeleben ſo manigfach angeeignet worden iſt, von der altmythiſchen Auffaſſung des Meeres ſelbſt unberührt geblieben wäre. Nach dieſer iſt das fluthende Meer die mächtige Bewegung des Midgardwurms, der erdumgürtenden Schlange, deren Ungeſtüm von Thor, dem Schutzherrn der Menſchenſtämme, bekämpft wird. Ein Ehrenname dieſes Aſenkämpen iſt „des Wurms Alleintödter“ (Säm. 38, 22: orms einbani, vgl. S. 483, Anm. 4). In der Endeszeit ſchwellt die Midgardſchlange, ans Land ſtrebend, die Wogen, ſie bläſt dann ihren Eiter, ihr Gift, ſo gewaltig auf, daß Luft und Meer davon gänzlich überſprengt wird und daß Thor ſelbſt, der ſie mit dem Todesſtreiche trifft, nachdem er neun Schritte zurückgewichen, von dieſem Gifthauche leblos niederſinkt [1]. Das Eiterblaſen, Giftſpeien, auch bei andern Drachenkämpfen der herkömmliche Ausdruck [2], wird, wie hievor vom Giſcht des [2, 349] tobenden Meeres, ebenſo in einem Skaldenliede für das Brauſen reißender, von Thor durchwateter Bergſtröme gebraucht [3]; der Waſſerſturz heißt weiter in der Dichterſprache Flugſtrom [4] und demgemäß werden die in die Stromſchnelle ſpringenden Wikinge der Sage von Gullthorir zu Flugdrachen [5]. Zurückgeführt auf jene Vorſtellungen, die in den Göttermythen noch verſtändlicher behalten ſind, erſcheint nun auch der Inſel- und Stranddrache Sigemunds und der andern Seekönige als das ſturmvolle Meer ſelbſt, dem der gefährliche Goldhort abgekämpft werden muß. Wo der Held für ſeinen Theil mit rieſenhaften Naturgewalten zu ringen hat, die im Weltganzen der Gott bändigt, da bewegt ſich die Heldenſage in derſelben Symbolik mit der Götterſage.

---

[1] Landnâmabôk P. 2, K. 19 (Isl. S. 1, 95 f.): Þôrir fôr ûtan, ok var i hernaði; hann fêkk gull mikit â Finnmörk u. ſ. w. Þôrir var it mesta afarmenni. P. E. Müller, Sagabibl. 1, 101 f.: Auszug der ungedruckten Gullþôris-Saga. Halfd. S. Eysteinss., C. 26 (Fornald. S. 3, 556 ff.).

[2] Ein „wazzermäre“ vom Goldland: Gudrun (Vollmer) 1128 ff.

---

[1] Säm. 6, 49: ormr knýr unnir. Sn. 1, 188: þá geysist hafit á löndin, fyrir því at þá snýst Miđgarđsormr í iötunmóđ ok sækir upp á landit u. ſ. w. Miđgarđsormr blæss svá eitrinu, at hann dreifir lopt öll ok lög. 1, 190 f.: Þórr berr banaorđ af Miđgarđsormi, ok stígr þađan braut IX fet; þá fellr hann dauđr til iarđar fyrir eitri því, er ormrinn blæss á hann. Säm. 6, 55. Schon bei Thors früherem Zuſammentreffen mit der Meerſchlange heißt es von dieſer, im Skaldenlied und in der Proſa: blês eitri, eitrinu, Sn. 1, 414. 170.

[2] Von Fafnir Säm. 180 a: blês hann eitri. 109, 18: eitri ek fnæsta. Fornald. S. 1, 160: hann fnýsti eitri alla leiđ fyrir sik fram. Vgl. Saxo 1, S. 62: rapida jactatum fauce venenum. 1, S. 444: pertinaci vomitu ac veneno conspuere decertabant. Exon. 156, 32 ff.: on vyrmes bleo . . . attre spiovdon.

[3] In Eilifs Thorsdrapa, Sn. 1, 294: þar er eitri . . þiođár fnæstu.

[4] Sv. Egilsſon, Lex. poët. 187 a: flugstraumr, m. rapiditas fluminis (Grett. S. 69, 1). Auch vom Meere, ebd. 186 b: flugastraumr, m. rapidus æstus maris (Sn. 1, 328).

[5] Fornald. S. 3, 558: Hellir stór var undir fossinum, ok kofuđu þeir feđgar þángat, ok lögđust á gullit, ok urđu at flugdrekum.

Beowulf, der Hauptheld des angelſächſiſchen Gedichts, iſt ausgeſprochen ein tapferer Seefahrer, ein Schifferfürſt (Beowulf 1008: merefara, 3251: lidmanna helm); wie Sigemund die Jüten, bekriegt er auf ſolchen Fahrten die Frieſen und Franken, zugleich aber und vorherrſchend verkehrt auch er im Wunderbaren als Bewältiger des widerſpenſtigen Elementes ſelbſt. In früher Jugend erwirbt er ſeinen erſten Ruhm durch Vertilgung der Seeungethüme (niceras, sædracan) und durch ein vieltägiges Wettſchwimmen im Kampfe mit ſolchen; ſeine leuchtendſte Mannesthat iſt der Sieg über die grauſenhaften Meergeiſter Grendel und deſſen Mutter, im hohen Alter noch rettet er mit dem Opfer ſeines Lebens das eigene Reich vor der Wuth eines verheerenden Drachen. Die erſte Nennung Grendels mit dem Beiſatz: „der kundbare Grenzgänger, der Moore, Sumpf und Strand inne hatte“ (Beowulf 206: mære mearc-stapa, se þe môras heold, fen and fæsten), ſein und ſeiner gleichbeſchaffenen Mutter (2699 ff.) Aufenthalt in der Waſſertiefe, zuſammen mit dem trefflichen Landſchaftbilde der wilden und nebligen Moorgegend (2719 ff.), läßt nicht im Ungewiſſen, daß dieſe menſchenwürgenden Rieſenweſen, deren unheimliche Wohnſtätte ſelbſt der gehetzte Hirſch meidet, keine andern ſeien, als die Plagen einer verſumpften und verpeſteten Meeresbucht; in dem landverwüſtenden Flug- und Feuerdrachen aber iſt, dieſer Bezeichnungen unerachtet, ein Bild der einfallenden Sturmfluth erkannt worden [1]. Giftblaſen und Feuerſpeien iſt in den Drachenſagen ſchon durch ſprachlichen Zuſammenhang gleichbedeutend [2] [2, 350] und der von Beowulf bekämpfte Feuerdrache heißt ebenmäßig Giftſchädiger[1], zugleich aber iſt ſeine Behauſung den Waſſerwogen an der Landſpitze, der Meerbrandung, dem Fluthkampf nahe (Beowulf 4477 f.: wæter-ýdum neáh, | niwel be næsse. 4814 ff.: holm-wylme neáh, | ýd-gewinne); der getödtete Wurm wird über die Uferklippe in die See geſtoßen (6254 ff.), mit ſeinen Gluthen hat er eine Außeninſel, den Schutzwall des Landes, zerſtört (4655 ff.); ſeine Flüge, nach denen er mehrfach benannt iſt (lyftfloga, wîdfloga, gûdfloga, uhtfloga), vergleichen ſich den Flugſtrömungen und Flugdrachen des Meeres und der Stromſchnellen[2], ſein Einbruch dem wogenſchlagenden Landſtürmen des Midgardwurms, deſſen emporgeblaſener Eiter Luft und Meer überſprüht (S. 485, Anm. 1), und von demſelben Giftqualme fällt der volkrettende Held, wie dort der göttliche

---

[1] Vgl. Müllenhoff in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 7, 422. 428.

[2] Über die Berührung des ahd. und mhd. eit, agſ. âd m., Feuer, mit dem abgeleiteten alth. eitar, mhd. eiter, altn. eitr, agſ. âtor n., Gift, ſ. Mythologie 528. 653. Gr. 3, 352 f. Graff 1, 152. 158. Bouterwek, Gloſſar 14. Benecke 427b; Zeitwort: ahd. eitjan, Graff 1, 152, mhd. eiten, tr. und intr.,

---

brennen, glühen, MS. 1, 336a: ir munt . . eitet als eins draken kel (Benecke a. a. O.).

[1] Beowulf 5371: fýr-draca. 4655 und 6073: lig-draca. 4613 f.: ongan glêdum spîwan; daneben 5670: âttor-sceadan (vgl. Exon. 357, 24). 5423: âttor (Krône 496 f.: der eitrige drache . . mit dem viure warf. 695: von den zwein eiterdracken). Den von Sigemund erſchlagenen Wurm ſchmelzt die Hitze (Beowulf 1799: wyrm hât gemealt), Frothos Inſeldrache ſpeit brennendes Gift (Saxo 1, S. 62: sanies, quod conspuit, urit, vgl. 1, S. 443). Auch andre, erklärte Meerunholde ſind giftig und feuerglühend zugleich: Grendel, der eitrige Heimſucher (ættren ellorgæst) im Waſſergrunde, hat ſo heißes Blut, daß davon die Schwertklinge brennt und ſchmilzt (Beowulf 3235 ff.); Grimr Ögir, der auf dem Fluthrande (î flædarmâli) von Hléſey gefundene Sohn einer Seerieſin (siogýgr), auch ſonſt ein ungethümlicher Doppelgänger Grendels, hat brennenden Athem, ſpeit abwechſelnd Gift und Feuer (eitri edr eldi, vgl. Cadmon 2, 79: fýre and âttre. Säm. 132, 27) und erhebt ſich während eines Kampfes in die Luft als eiterſpeiender Flugdrache (hann barst undan î lopt upp î flugdreka ok spiò eitri, Fornald. S. 3, 241 f. 339, vgl. Mythologie 969; grîmr ſkaldiſch für Schlange Sn. 1, 484. 2, 487. 570, siofar grîmr bezüglich auf den zur Seeſchlange gewordenen Bui, ſ. oben S. 482, Lex. poet. 272b. 276a).

[2] Anm. 1 a. E. S. 485, Anm. 4. 5. Die Vorſtellung von Feuer- und Flugdrachen, hier auf Meer und Strom angewandt, muß in mehrfachem, von dieſer Beziehung unabhängigem Sinne gangbar geweſen ſein, vgl. Säm. 7, 64: dreki fliugandi. 182, 54: vestan sâ ek fliuga | Vânar dreka. Ketils Hængs S. K. 1 (Fornald. S. 2, 111): sèr hann dreka einn fliuga at sèr nordan ûr biorgunum. Faye, norske Sagn (1833) 74 f., vgl. 63 ff. Thidr. S. K. 105. 353 (Unger, S. 121. 304 f.). Hürnen Seifrid Str. 17 f. 123 f.: in geſtalt eins fewrin trachen. 144.

Erdbeſchirmer[1]. Beowulfs zweifache Kampfbereitſchaft, als Kriegsmann und als Meerbändiger, läßt ſich, vom ſinnbildlichen Ausdruck entkleidet, in einer tüchtigen Geſtalt unmittelbar aus dem Leben veranſchaulichen; nach altfrieſiſchem Rechte [2, 351] muß der freie Frieſe jeden Tag das Ufer bewahren gegen die ſalzige See und gegen den wilden Wiking mit fünf Waffen, mit Spaten und mit Gabel, mit Schild und mit Schwert und mit Speeresſpitze[2].

Den Erinnerungen an Sigemund und Fitela folgt im Beowulfliede bald ein etwas größeres Sagenſtück, das beim Siegesmahl in der von Grendels Mordwerke gereinigten Halle der Sänger des Königs Hrodgar vor den Heerführern Halfdans (ſo hieß Hrodgars Vater) zum Saitenſpiele vorträgt. Er beginnt mit dem Falle Hnäfs, auch eines Helden Halfdans, im Kriege mit den Frieſen, ſtellt aber ſogleich von Seite der letztern eine tieftrauernde Frau in den Vordergrund, Hildeburg, die Gemahlin des Frieſenkönigs Finn, des Sohnes von Folkwalda. Sie hat ſchuldlos in demſelben Kampfe Kinder und Brüder verloren und auf dem Scheiterhaufen des feindlichen Häuptlings läßt ſie, in Geſängen jammernd, auch die blutrieſenden Leichen ihrer Söhne vom Feuer, „der Gäſte gierigſtem“, verſchlingen; beider Völker Glück iſt entwichen, die Dänen und Jüten haben einen Führer eingebüßt, der Frieſenfürſt ſeine meiſten Dienſtmannen, darum wird ein Vergleich geſchloſſen und die Gewalt über das Land hälftig getheilt; gleichwohl hält Hengeſt, Hnäfs Genoſſe, der den Winter über in Friesland bleibt, das Schwert zur Rache bereit und im Frühjahr kommen zwei andre ſchwertberühmte Jüten, Gûdhlâf und Oslâf, erlittenen Schmerzes gedenk, zur See angefahren, da wird der über ihre bittern Vorwürfe aufbrauſende König Finn mitten unter ſeiner Schaar erſchlagen und die Königin mit allem Schatz aus Finnes-ham zu den Dänen hinweggeführt [1].

---

[1] Der beſprochene Flugdrache iſt zugleich ein Erddrache (Beowulf 5417 und 5464: eord-draka), wie jener Sigemunds ein Hüter des Horts „unter grauem Steine“ (ebd. 5100 und 5482: under hârne stân, vgl. 1779). Es fragt ſich aber, ob nicht hier zweierlei ſymboliſche Sagenbildungen zuſammengearbeitet ſeien, der Drachenkampf des ſchatzerobernden Wikings, aus Beowulfs jüngeren Jahren, und ein ſpäterer des Land und Leute wahrenden Volksfürſten. Den Wurmhort auf den winterlich verſchloſſenen Reichthum der Pflanzenwelt zu deuten, dafür kann ich anderwärts in deutſch-nordiſcher Drachenſage keinen genügenden Anhalt finden.

[2] Richthofen, Frieſiſche Rechtsquellen 388a: truch dae need, dat hy [dy frya Fresa] dyne owera biwarria schil alle daghen toienst dyn salta se ende toienst dyn wylda wysingh myt fyf wepen, myt spada ende myt furka, myt schield ende myt swyrd ende myt etkeris oerd u. ſ. w.

[2, 352] Dieſer hartnäckige Kampf zwiſchen den Frieſen und den in ihr Land eingedrungenen Dänen und Jüten fällt in einen durch das ganze Gedicht ſich hinziehenden feindlichen Gegenſatz der nordiſchen Wikinge und der deutſchen, hauptſächlich frieſiſchen und fränkiſchen Küſtenbewohner. Beowulf ſelbſt hat wider dieſe Völker mächtig geſtritten, er iſt Begleiter ſeines Oheims Hygelâc auf deſſen unglücklichem Seezuge nach Friesland, Hygelâc wird im Gefechte mit den verbundenen Frieſen und Franken erſchlagen und ſeines koſtbaren Schmuckes beraubt, der Neffe rettet ſich, nachdem er große Niederlage angerichtet, durch ſeine wunderbare Schwimmfertigkeit. Hier ſind es gothländiſche Heerfahrer (Geátas, Sægeátas, Wederas), welche den deutſchen Strand heimſuchen, neben dem allgemeinen Frankennamen aber und ſtatt des-

---

[1] Beowulf 2130 ff. Die tragiſche Wirkung verſtärkt ſich, wenn man mit Ettmüller (Scôpes vidsid 17) und J. Grimm (über das Verbrennen der Leichen 43) Hildeburh für Hnäfs Schweſter anſieht, ſo daß ſie die Söhne zum Bruder auf den Scheiterhaufen legt; wirklich hat ſie Kinder und Brüder im Kampfe verloren (Beowulf 2150 ff. vgl. 2140 f.), ſie iſt Höces Tochter (ebd. 2157) und das Witſidhslied (Z. 59) kennt einen Hnäf als Herrſcher über die Hôcingas, in denen man den Namen Chauci, eines vielfach mit den Frieſen genannten Volkes, finden will (Sprachg. 674 ff.), befremdlich aber iſt eben darum, daß ein Hoking auf Seite der Dänen und Jüten fechten ſoll („was Verwirrung ſcheint“, bemerkt Jacob Grimm ſelbſt), und eigens noch wird Hnäf, der Held Halfdans, des Dänenkönigs, als Angehöriger der Scyldinge, wiederum der Dänen, zubenannt (Beowulf 2142 f.: hæled Healfdenes | Hnæf Scyldinga, nemlich wîgend, cempa u. dgl., wie 3107: Geáta cempa, 4998: Huga cempan, 3131: freca Scyldinga, 2312: sceótend Scyldinga, zugleich ohne Beiſatz 754: Hrêdel Geáta, 2386: Beowulf Geáta, 2409: Hygelâc Geáta, nemlich cyning, drihten, leód, vgl. Gramm. 4, 261, auch 2221 f. heißt Hnäf: Here-Scyldinga | betst beadorinca, was ihn vom Fürſten der Hokinge (Hnæf Hôcinga), nachdrücklich unterſcheidet. Ortsbezeichnungen in angelſächſiſchen Urkunden, Hnæfes scylf, Hôces byrgels, Hôces hâm, Hôscing mæd (Kemble, the Saxons in England 1, 419), zeugen mit für allgemeineren Gebrauch der betreffenden Mannsnamen.

ſelben verlauten die beſondern niederfränkiſchen: Hetware (4715. 5824). Hugas (4998. 5820), Merewioingas (5834). Die Hetware mit ihrem Feinde Hygelâc haben dem Beowulflied einen wichtigen geſchichtlichen Anhalt verſchafft, ſie ſind aufgezeigt als Chattuarii, in deren Küſtenland der König Chochilaigus mit ſeinem däniſchen Schiffsvolk um 515 einen verheerenden Einfall machte und ſofort von Theudebertus, den ſein Vater, der Frankenkönig Theudericus, mit einem großen Heere dorthin abſchickte, beſiegt und erſchlagen wurde [1], wozu merkwürdig die niederländiſche Überlieferung, in einer Handſchrift des 10ten Jahrh., ſtimmt, daß auf einer Inſel an der Rheinmündung die Gebeine des rieſenhaften, von den Franken erſchlagenen Getenkönigs Huiglaucus bewahrt und als ein Wunder gezeigt werden [2]; die Merewioingas ſind als Merovingi dargethan, zum merovingiſchen Königsſtamme gehörten aber jene beiden, Theoderich und Theodebert, und da der Kampf mit Chochilaigus ſagenberühmt geworden iſt, ſo konnte füglich auch das Widſidhslied unter die altanſehnlichen Herrſchernamen den Gebieter der Franken Theodrîc ſtellen (Widſidh 49: þeodrîc weold Froncum) [3]; die Hugas ſind erläutert durch eine Meldung der Quedlinburger Chronik (Anfang des 11ten Jahrh.), wonach derſelbe Theoderich, von dem hier die Rede iſt, Hugotheodericus genannt wurde, weil einſt alle Franken Hugones geheißen haben [4]; die durch Anreim verknüpften Hauptnamen

---

[1] Grundtvig, Bjowulfs Drape, Kjöbh. 1820, LXI f. Die Belegſtellen aus Gregorius Turonenſis 3, 3 und Gesta regum Francorum C. 19 bei Leo, über Beowulf 4 f., und Thorpe, Beowulf XXV.

[2] Haupt in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 5, 10. Hier ſtatt Dani der fränkiſchen Geſchichtbücher näher zutreffend Getæ, die Geátas des Lieds.

[3] Bachlechner, in Haupts Zeitſchrift 7, 524 ff., begründet Merewioingas = Merowiginga. Die Sage, wonach ihr Ahn Merovig von einem der See entſtiegenen Ungethüm erzeugt iſt (Fredegars epitome bei Bouquet 2, 396, und Conradus Urſperg. Arg. 1609, S. 92. Myth. 364), prägt auch ſie zu Angehörigen des Meeres. Später heißt zugleich das Volk der Franken Merovingi, das Land Merovingia (Waitz, deutſche Verfaſſungsgeſchichte 2, 37).

[4] Annales Quedlinb. (Pertz 5, 31): Hugotheodoricus iste dicitur, id est Francus, quia olim omnes Franci Hugones vocabantur a suo quodam duce Hugone. Zu dieſer Stelle ſ. Heldenſage 33, Sprachg. 675, Müllenhoff in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 6, 437. Ich theile die Anſicht Müllenhoffs, wonach Hugas und Hugones (ſtarke und ſchwache Form, vgl.

Francas und [2, 353] Frisas geſellen ſich ebenſo in einem Liede der Örvarodds-Saga, das dieſen norwegiſchen Wiking ſich ſeiner Angriffe auf niederdeutſche Volksſtämme berühmen läßt [1]. Die letzte und vollſtändigſte Zuſammenſtellung der den Seegothen Hygelâcs gegenüberſtehenden Völkernamen (5813 ff.) ſchließt damit, daß ſeit dieſem Kriege den Gothen die Gunſt der Merewioingas ſtets vorenthalten war (us wæs â syððan | Merewioinga milts ungyfede), und hiebei weiſt die Wahl des Wortes milts, milds f., Gnade, Milde, ſonſt von der göttlichen gebraucht (Bouterwek, Gloſſar 213), nicht unwahrſcheinlich auf die Machtſtellung des merovingiſchen Herrſcherſtamms [2]. Das Verhältnis der Franken und Frieſen unter ſich tritt bei Vergleichung der einzelnen Stellen ſo hervor, daß die Landung der Seegothen in Friesland ergieng und das fränkiſche Heer zur Vertheidigung der Frieſen heraneilte.

Solch feindſeliger Stellung niederdeutſcher Stämme zu ſkandinaviſchen gehört es denn auch an, daß ſchon Sigemund und Fitela, gleichfalls in Frankland heimiſch, Allviele des Jütengeſchlechts mit Schwertern gefällt haben (Beowulf 1770 ff.). Erbfeinde der Wölſunge waren, nach nordiſcher Sage, der König Hunding und ſeine Söhne; Hunding wird von Sigmunds heerfahrendem Sohne Helgi erſchlagen, der davon den Beinamen Hundingsbani erhält, und auch mehrere Söhne des getödteten Königs, die den Fall ihres Vaters rächen wollen, beſiegt und erlegt derſelbe junge Wölſung (Säm. 84, 10 bis 14. 89 bis 91.

S. 480, Anm.), nicht aber Hugas und Chauci zuſammenfallen; für letzteres Namenpaar iſt die Lautausgleichung ſchwierig, auch würden die angelſächſiſchen Gedichte nicht wohl denſelben Volksnamen in zwei ſo verſchiedenen Formen, wie Hugas und Hôcingas (im Beowulf ſelbſt Hugas und 2157 Hôces dôhtor), wiedergegeben haben.

[1] Beowulf 5816: Froncum and Frysum. Widſidh 137: mid Froncum ic wäs and mid Frysum. Fornald. S. 2, 551 (vgl. 279 f.): Hefi ek â Saxa | ok â Svîa herjat, | Frîsi ok Frakka | ok â Flæmîngja. Olaf Tryggvaſon erhält von einem ſeiner Skalden den Ruhmesnamen Frieſenfeind (Fagrsk. 63: fylgda ek Frîsa dolgi, vgl. ebd. 56. Heimskringla, S. af Ol. Tr. C. 26, Str. 3).

[2] Anderwärts iſt zwar von einem Frieſenkönig (Beowulf 5000: Frêscyninge) die Rede, dem ein Kämpe der Hugas, Däghrefn, den Bruſtſchmuck Beowulfs vergeblich erringen wollte, aber als Tödter Hygelâcs und Eroberer ſeines Bruſtgeſchmeides werden Franken (2424 ff.) oder Hetware (5824 ff.) genannt.

Fornald. S. 1, 136 f. 220, vgl. Saxo 1, 80), aber andre Hundingsſöhne landen mit Heereskraft in Sigmunds Reich und nun fällt dieſer in der Schlacht (Säm. 97b. Fornald. S. 1, 143 ff. 320), wofür ſein Sohn Sigurd nachmals blutige Rache nimmt; der ganze Hergang iſt im Vorwort zum letzten Helgiliede einfach ſo ausgedrückt: Unfriede und Feindlichkeiten beſtanden zwiſchen den Königen Hunding und Sigmund ſammt ihren Geſchlechtern, ſie erſchlugen einander die Blutsfreunde (Säm. 89a, vgl. Gr. 4, 295). Das Reich des erſtern wird ebendort Hundland genannt [2, 354] und Widſidh kennt ein Volk Hundingas[1], doch iſt die Lage des Landes nicht näher angezeigt, außer daß die Hundinge in das Gebiet der Wölſunge zur See gelangen (Fornald. S. 1, 144: vîkîngar hliôpu frâ skipum vid ôvîgan her) und auf gleichem Wege von ihnen heimgeſucht werden; einzelne Hinweiſungen auf Jütland ſind noch unſicher[2], dennoch läßt ſich vermuthen, daß angelſächſiſch und altnordiſch Ein Hauptfeind der Wölſunge gemeint ſei, dort unter dem allgemeinen Namen des Jütenvolks, hier unter dem eines einzelnen jütländiſchen Stammes und Bezirks, wie auch unter den Geſammtnamen Franken und Frankland mehrere Sondernamen begriffen ſind.

Der Abſchnitt des Beowulfslieds vom Zuſammenſtoße Hnäfs und Hengeſts mit dem Frieſenfürſten Finn, Folcwaldas Sohne, leitet auf den Streit zu Finnsburg über, wie man das allein erhaltene Bruchſtück einer andern angelſächſiſchen Dichtung zu nennen pflegt (hinter Thorpes und Kembles Beowulf). Sein Inhalt tritt vor den Anfang der in Hrodgars Halle geſungenen Frieſenmäre und iſt folgender. Der kampfrüſtige König (Finn) ſieht in der Nacht Feuerſchein[1] und ruft aus: „Das taget nicht von Oſten, noch fliegt hier ein Drache, noch brennen dieſer Halle Hörner[2], doch brennt es hier fort; Vögel ſingen, Heimchen zirpen, die Kampfſtange ſchallt, Schild antwortet dem Schafte; jetzt leuchtet der Mond, wandelnd zwiſchen Wolken; jetzt erſtehen Wehthaten, wollen dieſen Volkshaß vollführen; aber wachet [2, 355] nun auf, meine Krieger, haltet eure Lande, ſeid bedacht auf Mannheit, ſtreitet an der Spitze, ſeid feſtmüthig!“ Da erhebt ſich mancher goldgeſchmückte Degen, gürtet ſich mit dem Schwerte, da ſchreiten zum Thore die edeln Kämpen Sigeferdh und Eaha, ziehen ihre Schwerter, ebenſo an andern Thoren Ordläf und Güdhläf, Hengeſt ſelber folgt ihrer Spur; Gärulf aber wirft Güdhhere vor, daß dieſer, ein ſo adliches Blut, nicht im erſten Augenblicke zu den Thoren der Halle ſein Waffenzeug trage, nun ſie der harte Feind wegnehmen wolle; vornehmlich aber fragt der ſtolze Held unverholen, wer das Thor halte. „Sigeferdh iſt mein Name“, ſpricht Jener, „ich bin der Secgen Fürſt (Sëcgena leód), ein weitkunder Recke, vieles Weh hielt ich aus, viel harter Kriege, dir iſt noch hier beſtimmt, was immer du ſelbſt mir anhaben willt“. Drauf hebt in der Halle ſich Schlachtgetös, der Schild ſoll nicht zur Hand genommen werden, der Beinſchirm fehlen[3], die Burgdiele dröhnt, bis im

---

[1] Säm. 89a: Hundingr hêt rikr konungr, vid hann er Hundland kent. Widſidh 48: Mearchealf [weold] Hundingum. 164: [ic wäs] mid Hundingum. Gänzlich utopiſch ſind Hundingjar, Hundingjaland, in Hialmtêrs S. (Fornald. S. 3, 453 ff.) und Sturlaugs S. (ebd. 592 ff.).

[2] Auf Hundland ſind die nordjütiſchen Ortsnamen Hundborg, Hundslund, Hundstrup u. ſ. w. bezogen worden (Finn Magnuſen, den ældre Edda 4, 313). Unklar iſt der Seeweg von Frankland aus zu Hundings Söhnen, wie er in Nornagests S. (Fornald. S. 1, 320. 327) angegeben wird. Saxo (1, S. 80 f.), der den Hundingstödter (Hundingi interemptor) Helgo mit einem däniſchen Könige gleiches Namens verwechſelt, läßt die Niederlage des Sachſenkönigs Hunding bei der Stadt Stade vorgehen, Helgo wird hierauf Oberherr des den Sachſen entriſſenen Jütlands (Jutiæ Saxonibus ereptæ).

---

[1] Das Bruchſtück beginnt mit der mangelhaften Zeile: . . nas byrnad næfre; meines Erachtens war das vorn abgebrochene Wort: beácnas und der Sinn dieſer: daß niemals Baken, Feuerzeichen, Lärmfeuer, ſo hell gebrannt haben, als jetzt das nächtliche Funkenſprühen der zuſammengeſchlagenen Waffen, was nachher (Z. 71): swurd-leóma, Schwertleuchten, Schwertflamme, heißt. Agſ. beácen n. (altſ. bôkan, ahd. pouhan, altn. bákn, vgl. deutſches Wörterbuch 1080), signum, portentum; namentlich altfrieſ. beken, baken, auch in der Pluralform und mit dem Zeitwort berna, für Lärmfeuer, um das Volk zu verſammeln (Richthofen, altfrieſiſches Wörterbuch 622a, vgl. Grottas. Str. 18, Sn. 1, 388). Das agſ. beácen wird, vermöge der allgemeineren Bedeutung des Wortes, auch für den aufleuchtenden Morgen gebraucht: Beowulf 1143 f. Cädmon 3274 f.

[2] Z. 6 f.: ne her þisse healle | horn næs [hornas? K.] ne byrnad; hornartige Zinnen gaben auch dem Saale Hrodgars (sele-heáh and horn-geáp) den Namen Heorot, Hirſch (Beowulf 157 ff., vgl. Säm. 94, 36 vom Hirſchkalbe ſelbſt: horn glóa | vid himin sialfan).

[3] Vgl. Saxo 1, S. 101: Nemo lorica se vestiat u. ſ. w. | in tergum redeant clipei, pugnemus apertis | pectoribus u. ſ. w.

Kampfe Gärulf fällt, der erſte von all dieſen Landgenoſſen, Gûdhlâfes Sohn, ihn umgeben manch wackrer Feinde Leichen, der Rabe ſchweift, ſchwarz und fahlbraun[1]; Schwertflamme ſteigt auf, als ob Finns Burg gänzlich im Feuer ſtehe. Nie hörte der Dichter rühmlicher im Männerſtreite ſechzig Helden ſich gehaben, noch Sang und glänzenden Meth reicher vergüten, als Hnäfes junge Geſellen ihm vergelten[2]; fünf Tage fechten ſie, ſo daß keiner dieſer Gefolgſchaft fällt und ſie das Thor halten. Dann geht der wunde Held (Hnäf) hinweg, ſeine Brünne, ſagt er, ſei gebrochen, ſein Heergewand mürbe und auch ſein Helm durchhauen. Das Blatt bricht damit ab, daß ihn des Volkes Hirte (Hengeſt) über den Stand des Streites befragt.

Es war ein epiſcher Brauch, der Erzählung großer Kämpfe einen Frühruf voranzuſchicken, durch den die ſchlafenden Helden geweckt werden. In Walhöll weckt Heimdalls Horn und der krähende Hahn Aſen und Einherjen zum furchtbaren Endesſtreite (Säm. 4, 34 f. 6, 47. 29, 23. 95, 47). Die alten Biarkamâl riefen Hrolf Krakis Gefolge wach am Tage des gemeinſamen Untergangs und das norwegiſche Heer, welches Olaf der Heilige noch im Jahr 1030 zu der verhängnisvollen Schlacht bei Stikleſtad mit eben dieſem vorzeitlichen Sange wecken ließ, benannte denſelben hûskarla-hvöt, Anfeurung des Hausvolks[3]. Wenn der Eingang des altnordiſchen Liedes [2, 356] die tiefe Morgenſtille vor dem nahenden Schlachtſturme damit bezeichnet, daß man den erſten Flügelſchlag des Hahns rauſchen hört (Dagr er uppkominn, | dynja hana fiadrar), ſo durften in angelſächſiſcher Dichtung, der überall das regſte Naturgefühl innewohnt, Züge nicht fehlen, wie die ſingenden Vögel und zirpenden Heimchen, die das Waffenfeuer für Tagesanbruch halten (Thorpe, Anm. zu Z. 9 f.). Deutſche Sagenlieder gedenken häufig der im Kampfgetümmel zertretenen Feldblumen, mitunter auch der durch Harniſchglanz und Waffenlärm aufgeſtörten Waldvöglein[1]. Nicht minder gehört das lohende, nachterhellende Feuer der Schwertſchläge zum Stil der deutſchen Heldengedichte[2]. In Biarkamâl war dringend an die Wohlthaten des goldſpendenden Königs gemahnt, ſowie an die Gelübde bei ſeinem Trinkmahl[3], da jedoch im angelſächſiſchen Bruchſtücke der Gefolgherr ſelbſt aufruft, ſo wendet er ſich beſſer allein an den mannhaften Sinn ſeiner Kämpen. Dagegen wird nachher gerühmt, wie herrlich ſtreitend Hnäfs junge Gefährten ihrem Führer vergolten, und zwar wohl auch den [2, 357] glänzenden Meth, aber an erſter Stelle den Sang (Z. 78: sang ne hwîtne medu), alle Hebung und Begeiſterung, die ſie jenen Heldengeſängen in der Halle des Häuptlings zu danken hatten.

---

[1] Zu dieſem Rabenfluge vgl. J. Grimm, Andreas und Elene XXV ff.

[2] Den Satzbau in Finnsburg 74 bis 81 vgl. mit Beowulf 2058 bis 2063.

[3] S. Olafs k. ens helga. Chriſtiania 1853, 207 f. Heimskringla, S. Ol. h. 220. Der Ruf zu Finnsburg (Z. 18 f.): onwacnigead nû, | wigend mîne! hallt auch im Biarkiſange: vaki ok vaki, | vina höfud! (bei Saxo 1, S. 90: ocius evigilet u. ſ. w.) und noch in den einem niederdeutſchen Oſterſpiel einverleibten Liedesreſten: Wake, ritter kone, u. ſ. w. | wake, ritter ſtolt, | unt vordene myt eren dyn golt u. ſ. w. | waket, rittere, dat is ſchiere dach, | ik vorneme der morghenſterne ſlach (Mone, Schauſpiele des Mittelalters 2, 40 f. 60). Das Gudrunlied, im Abſchnitt von Herwigs kriegeriſcher Brautwerbung, beſagt (639, vgl. 1356 f., 1360):

Dô noch die helde ſliefen in Hetelen ſal,
dô ruofte ein wahtäre vür die burg ze tal:
„wol ûf in der ſelde! wir haben vremede geſte.
und wâfent iuch, ir helde! ich ſihe von manegem helme gleſte.“

---

[1] Sigenot (von der Hagen) Str. 86: die troſchel und die nachtigal | al muſten geſanges ſweigen | von iren ungefugen ſlegen, | die tierlein in dem walde | die ſluhen von den wegen. Eckenliet (Laßberg) Str. 104: Gem tag ſungen diu vögellin, | Eggen brünn und Hiltegrin | ir ſingen überklungen. | Si ahtent niht uf ir geſank, | von ſtrit ir baider helm erklank, | ſi enruochten, was ſi ſungen. (von der Hagen) Str. 242: noch liehter wen die ſteren | ſo was ir paider harnaſch clar, | das hab wir wol gehoret, | was vogel in der nohe war, die wurden al zuſtoret, | ſo laut erkracht der grune walt, | do ſie den ſturem huben | die heren degen palt.

[2] Z. B. Nib. 1999: Si ſluogen durch die ſchilde, daz ez lougen began | von viwerröten winden. 2212, 4: von ir zweier ſwerten gie der fiurrôte wint. Gudrun 644: Ofte ſluog ûz helmen den viurheizen wint | Herwic, der herre. 647, 2 f.: liuhten in began | der louc ûz geſpenge u. ſ. w. Dietrichs Flucht, von den Nachtkämpfen vor Raben, 3340 ff.: daz feuer von den helmen pran, | von ſtarken ſlegen daz geſchach, | daz man da von als wol geſach, | als ob es wär umb mitten tag. 3432 ff.: aus den helmen wät daz fewer, | ſich mohte ein raſtlanger tan | wol davon entzundet han. Ebd. 8754 ff.: daz fuwer auf gelaſte, | ſam ob perge und tal | alles prunne uberal.

[3] Saxo Buch 2, Ausgabe von P. E. Müller 1, S. 93 f.: Dulce est nos domino percepta rependere dona u. ſ. w. | Enses Theutonici, galeæ armillæque nitentes, | loricæ talo immissæ, quas contulit olim | Rolvo suis, memores acuant in prælia mentes u. ſ. w. | Omnia quæ poti temulento prompsimus ore, | fortibus edamus animis et vota sequamur | per summum jurata Jovem superosque potentes (vgl. Beowulf 964 ff. 5259 ff.). Hier ſcheint Echtes hindurch, dagegen ſind die drei Strophen gulls heiti (Sn. 1, 400 f.), obgleich zu Biarkamal gerechnet, für ſkaldiſche Ausſchmückungen anzuſehen und können nicht mit den einfachen Geſätzen in Olafs S. aus Einem Guſſe ſein. Vgl. noch Fornald. S. 1, 500: miok voru vër margir, | er vër miöd drukkum. | nû eru vër færri, er vër fleiri skyldum. Nib. 1897, 3 (der zornige Hagen): nu trinken wir die minne unt gelten küneges win.

Der Kampf nun, zu welchem im Beginne des Bruchſtücks geweckt wird, iſt augenſcheinlich ein Theil derſelben, wenn auch auf verſchiedene Weiſe geſtalteten Sage, von der ein andrer Theil in der Zwiſchenerzählung des Beowulfliedes vorliegt. Zwar iſt in den wenigen Zeilen des Bruchſtücks weder von Frieſen, noch von Jüten oder Dänen ausdrücklich die Rede und der König, auf deſſen Burg der Angriff geſchieht, wird nicht mit Namen eingeführt, auch iſt der Königin Hildeburg nicht erwähnt, indem aber der Königsſitz nachher als die Burg Finns bezeichnet wird, wie im größeren Gedicht als Finnes Heim[2], ſo handelt es ſich unverkennbar dort, wie hier, um den Frieſenkönig Finn, Folcwaldas Sohn. Die feindlichen Heerführer ſind beiden Orts Hengeſt und Hnäf und wenn letzterer im Bruchſtücke ſchwer verwundet und mit zertrümmerter Rüſtung abgeht, ſo ſchildert das Beowulflied ſeinen Leichenbrand und bezeichnet als ſeinen Tödter den Frieſenfürſten Finn (2208 f.); ebenſo ſtehen das einemal Güdhläf und Osläf, das andremal Ordhläf und Güdhläf zuſammen, dieſem aber wird im Sturm auf Finnsburg ſein Sohn Gärulf erſchlagen, der im Beowulf zwar nicht vorkommt, deſſen Tod man aber nun auch bei den ſchmerzvollen Vorwürfen mit im Hintergrunde vermuthen kann, welche dort von Güdhläf und Osläf dem König Finn gemacht werden und ſogleich in das Werk der Rache übergehen (Beowulf 2300 ff.). So genau ſcheinen die beiden Stücke ſich zu fugen, daß in dem einen der Kampf ein nächtlicher iſt, im andern Hildeburg die blutige Niederlage der Ihrigen ſieht: „nachdem der Morgen kam“ (Beowulf 2159: sydþan morgen com). Jenes konnte, weiter geführt, all das enthalten, was in dieſem vorausgeſetzt iſt, Hnäfs Tod, die Wendung des Schlachtglücks, den Fall der Königsſöhne, der Brüder Hildeburgs und der meiſten Dienſtmannen Finns. Schwieriger iſt es, einen Umſtand auszugleichen, der, nicht bloß in dieſer Hinſicht, nähere Beleuchtung fordert. Hrodgars Sänger bleibt ſtreng bei den ſchweren Verhängniſſen des frieſiſchen Königshauſes und berührt keine Namen aus andrem Sagenkreiſe, deren Beiziehung den Eindruck des Hauptgegenſtandes ſchwächen könnte. Ausſchließlich im Bruchſtücke werden drei Krieger auf Finns Seite genannt: Sigeferdh, Eaha und Güdhhere. Eaha, ſonſt unbekannt, iſt etwa einer der frieſiſchen Königsſöhne; helleren Sagenklang haben die zwei andern Namen und dieſem Klange nachzugehen, iſt anziehend und belangreich.

---

[2] Finnsburg 72 f.: swylce eal Finns buruh | fŷrenu wære. Beowulf 2316: æt Finnes-hâm, vgl. 2257 f.: Frysland geseón, | hâmas and heâh-burh.

Sigeferdh gibt ſich ſelbſt näher kund als Herrn der Secgen (Finnsburg 49: Sëcgena leód) und auch das Widſidhslied beſagt, daß Säferdh über die [2, 358] Sicgen herrſchte (Widſidh 63: weold Sæferd Sycgum), ſowie daß der Sänger bei Sachſen und bei Sicgen war (ebd. 125: mid Seaxum ic wäs and mid Sycgum), anderswo iſt dieſer Volks- oder Stammname nicht zum Vorſchein gekommen. Sicgas, Sëcgan (ſtarke und ſchwache Form), gleich Sigjas, Sëgean[1], auf einen Namens- und Stammvater bezogen, finden dieſen in dem altnordiſchen Sigi, Odins Sohne, deſſen Nachkommen Sigmundr, Signý, Sigurdr die Loſung fortführen[2]. Während aber die nordiſchen Quellen das Geſchlecht Sigis Völsungar und insbeſondre den Vater Sigmunds Völsungr nennen, heißt dieſer im Beowulfliede richtiger Wälse und wird Sigemund hier nicht als überhaupt zum Stamme gehörend, ſondern, nach angelſächſiſcher Weiſe, als Wälſes Sohn (Beowulf 1798: Wälses eafera), Wälsing genannt (ebd. 1758), demgemäß dann auch in den zwei andern angelſächſiſchen Gedichten Sigeferds Stamm und Volk nicht durch Wälsingas, ſondern durch Sicgas, Sëcgan, ausgedrückt wird. Dieſe Sicgas reihen ſich, da ihr Fürſt die Burg des Frieſenkönigs vertheidigt, im bemerkten Gegenſatze deutſcher und nordiſcher Völkerſchaften, unter die den Frieſen hülfreichen Francas, Hugas, Hetware, Merewioingas. Iſt nun durch Vorſtehendes die Aufſtellung angebahnt, daß Sigeferd, Sæferd, kein andrer ſei, als der deutſche Sagenheld Sifrit, nordiſch Sigurdr, ſo liegt es auf gleichem Weg, in dem neben Sigeferd genannten Gûdhere den König Gunthere des Nibelungenlieds, altnordiſch Gunnar, zu erkennen; der Sänger Widſidh war auch bei den Burgunden und iſt dort von Gûdhere beſchenkt worden (Widſidh 131 ff. vgl. 40). Was jedoch die Helden- und Stammnamen nur anzeigen, das kann erſt im Zuſammenhang und Inhalt der Sage ſeine feſtere Gewähr finden.

---

[1] Vgl. Gr. 1, 2te Ausgabe, 265. 645. 768. Förſtemann, deutſches Namenbuch 1086: Sigeo, Sicgo, Siggo, Sicco.

[2] J. Grimm in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 1, 4: „Sigurdr iſt gebildet aus Sigverdr, wie dögurdr, prandium, aus dagverdr, ſetzt alſo eine altniederdeutſche form Sigeferd für Sigefred voraus.“ Dieſe Übergangsform gibt das angelſächſiſche Bruchſtück. Bei Kemble, cod. diplom. ævi Saxon., Sigefred, Sigemund.

Der Angabe ſeines Namens und des Volkes, dem er vorſteht, fügt Sigeferd hinzu, daß er, ein weitbekannter Recke, vieles Weh, viel harter Kriege durchgemacht habe; damit verkündet ſich ſogleich ein Berechtigter zur Heldenſage, auf ähnliche Weiſe, wie bei Sigfrids erſter Einführung in das Nibelungenlied [1]. Fragt man nach einem beſondern Anhalt dieſer allgemeinen Ausſage, ſo bietet ſich hiefür aus früherer Jugend (abgeſehen [2, 359] vom Drachenkampfe, der im Beowulf dem Vater Sigemund zugeſchrieben wird) in altnordiſchen Meldungen Sigurds Heerfahrt gegen Hundings Söhne, an denen er den Tod ſeines Vaters und mütterlichen Großvaters rächt [2]; er läßt dazu Sigmunds zerbrochenes Schwert neuſchmieden, ſie fahren im Seeſturme hin, den Odin, als Mann vom Berge ins Schiff tretend, ſtillt, nach heißer Schlacht wird dem Tödter Sigmunds der blutige Aar auf den Rücken gekerbt, überall echt alterthümliche Züge und zugleich Sigurd, wie die ältern Wölſunge, noch entſchiedener Meerfahrer [3]. Die Betheiligung am Streite zu Finnsburg fällt erſt in die Zeit, als Sigfrid in Gemeinſchaft mit Gunthern, oder für denſelben, Kriege führt; von dieſer Zeit ſprechen, allgemeiner gehalten, Zeugniſſe der Wölſungenſage: Sigurd und die Giukunge ſeien weit durch die Lande gefahren, haben manches Ruhmeswerk ausgerichtet, viele Königsſöhne getödtet und große Kriegsbeute heimgebracht; ferner: Sigurd habe fünf Könige erſchlagen; doch gibt er ſelbſt auch Giukis Söhnen die Ehre: ſie haben den Dänenkönig und einen andern großen Häuptling erlegt[1]. Dänenkriege beſonders, von Sigfrid, als Heerführer oder Genoſſen Gunthers und ſeiner Brüder, ſiegreich durchgefochten, ſind die in Nornageſtſaga (Fornald. S. 1, 329 ff.) und im Nibelungenliede, mit ganz verſchiedenen Namen der nordiſchen Gegner, erzählten; da ſie aber zu Sigeferds Kampfe wider Hnäf und Hengeſt keinen näheren Bezug geſtatten, ſo ſind ſie hieher nur inſoweit von Gewicht, als ſie überhaupt, unter allem Wandel der Sigfridsſage, das Gedächtnis ihrer alten Heimat gefriſtet haben. Dasſelbe bekundet ſich auch im fortwährenden Zurückſtreben nach dem Meere: zu Brünhild, die „über ſê“ wohnt, iſt Sigfrid Schiffmeiſter, denn ihm ſind die Waſſerſtraßen bekannt, auch nach und von dem Nibelungenlande, wo er den großen Schatz hat, fährt er „ſô verre ûf dem ſê“ (Nibelunge 325. 366 f. 451 f. 477).

---

[1] Finnsburg 49 ff.: ic eom Secgena leód, | wrecca wide cûd (vgl. Beowulf 1800 ff. von Sigemund: se wäs wreccena | wide mærost u. ſ. w.); fela ic weána gebád, | heardra hilda. Nib. C, Laßberg 161 ff.: E daz der degen chüene vol wüehſe ze man, | dô het er ſolhiu wunder mit ſiner hant getán, | dá von man immer mêre mac ſingen unt ſagen u. ſ. w. Vgl. ebd. 340 ff. Auch bei der Ankunft zu Worms 102, 4: er hât mit ſiner krefte [C ſinen ellen] ſô manegiu wunder getân.

[2] Sigeferds fela weána (Anm. 1) kann auf ſchmerzende Verluſte dieſer Art weiſen, wie Beowulf 2304: weána dæl darauf, daß, außer dem Führer Hnäf, Gudlafs Sohn gefallen war (oben S. 494).

[3] Säm. 106 f. Fornald. S. 1, 154 bis 158. 180. 320 ff.

Dieſe äußere Gemeinſchaft Sigeferds mit den nordiſchen und deutſchen Überlieferungen wird nun auch durch die, wenn gleich mit wenigen Strichen gegebene Charakterzeichnung der beiden Kriegsgefährten innerlich lebendig. Es iſt ein durchgreifender Grundzug der Sigfridsſage, daß die Nibelunge Macht und Ruhm gänzlich dem Welſung zu verdanken haben, daß überall Gunther mehr nur den Namen, Sigfrid die That hergibt. Die Mutter der [2, 360] Giukunge reicht dem kühnen Sigurd einen Zaubertrank, um ihn, ſeiner Liebe zu Brynhild vergeſſen, an ihr Haus zu knüpfen; ſie und ihr Gemahl wiſſen, welche Hülfe ſie an ihm haben würden, und ihre Söhne ſtellen ihn höher als ſich[1]; erſt mit ihm verbrüdert, ſind ſie ſieghaft auf Heerfahrten; Sigurd, in Gunnars Geſtalt durch die Waberlohe ſprengend, erwirbt dieſem die Braut, der Zank der Königinnen Brynhild und Gudrun beim Haarwaſchen am Strome, welche den beherzteren Gemahl habe, wird durch den Ausſchlag für Sigurd ihm zum Tode, Brynhild ſelbſt aber wirft hierauf, nach der Saga, ihrem Gatten vor, Sigurd ſei durchs Feuer geritten, habe den Wurm und fünf Könige erſchlagen, nicht Gunnar, der blaß geworden, wie ein Todter, und weder König noch Kämpe ſei; dichteriſcher läßt das Eddalied ſie dem ſchuldhaften Gunnar verkünden, wie ſie im Traum ihn freudlos, gefeſſelt, in das Heer der Feinde reiten ſah und wie alles Geſchlecht der eidbrüchigen Niflunge ſo der Macht verluſtig gehen werde[2]. Im Nibelungenliede räth ſogar der grämliche Hagen, den jungen, heldenkräftigen Gaſt durch guten Empfang zu verpflichten[3]; Gunther hat dann des befolgten Rathes hauptſächlich zu genießen, als Sigfrid, durch die Tarnkappe unſichtbar, für ihn die mislichen Wettſpiele mit Brünhild beſteht und dabei die für ſein ganzes Verhältnis zu Gunthern ausdrucksvollen Worte ſpricht (Nibelunge 429, 3): „Nû habe du die gebärde! diu werc wil ich begân“; auch ſcherzhaft wird das verdeutlicht, indem Sigfrid dem an den Nagel gehängten Könige die Braut bezwingen muß; noch im Mordrathe ſträubt ſich Gunther, den zu verderben, der ihnen zu Heil und Ehre geboren ſei [1]. Nicht anders verhält es ſich auch in den Sachſen- und Dänenkriegen. Als, wieder nach dem deutſchen Liede, die Boten von Sachſenland und Dänemark Krieg androhen, verwandelt ſich Gunthers gewohnte Fröhlichkeit in Trauer, Hagen verweiſt ihn auf Sigfrid (Nibelunge 150, 4): „Ir ſult ez Sifride ſagen,“ und auch hier ſpricht dieſer bezeichnend (158, 3): „Lât mich iu erwerben êre unde fromen!“ (173, 3 f.:) [2, 361] „Belîbet bi den frouwen und traget hôhen muot! | ich trou iu wol behüeten beide êre unde guot“ (vgl. ebd. 829). So geſchieht es dann: Sigfrid überwältigt den Dänenkönig Liudgaſt mit Schwertſtreichen und erſchlägt die dreißig Recken, die ihren Herrn befreien wollten (Nibelunge 184 ff.), vor ihm muß auch der Sachſenkönig Liudger die Sturmfahnen niederlaſſen (ebd. 214 ff.). Nach Nornageſtsſaga bittet Gunnar in der Schlacht wider Gandalfs Söhne den ſtets bereiten Sigurd, es mit dem feindlichen Hauptkämpen, dem rieſenhaften Starkad, aufzunehmen, weil ſie ſonſt nichts ausrichten würden [2], und Sigurd treibt ſofort den furchtbaren Gegner in die Flucht. Am Thore der Finnsburg nun iſt Sigeferd der erſtgenannte unter den Recken, die zur Vertheidigung herbeigeeilt ſind, der Vorfechter des blutigen Kampfes, in welchem der anſtürmende Garulf, dieſer erſte ſeines Volkes, fällt, wogegen Güdhere vom Feinde ſelbſt beſcholten ward, daß er, ein ſo adlicher Mann (Finnsburg 38: freólîc feorh), in der dringenden Noth nicht alsbald kampfgerüſtet erſchienen ſei. Die gleichen Namen, dieſelben Eigenſchaften, der nemliche Gegenſatz, altnordiſch Sigurdr und Gunnarr, altdeutſch Sifrit und Gunthere, nunmehr ebenſo angelſächſiſch Sigeferd und Gûdhere, wie will man all dieſes Zutreffen anders erklären, als durch die Einheit der Perſonen eines gemeinſamen Sagenkreiſes und die zähe Stätigkeit epiſcher Charaktere? Nirgends iſt auch ſonſt in den Sagen die Spur eines Sigfrids oder Gunthers, welche jenen die Stelle ſtreitig machen könnten.

---

[1] Fornald. S. 1, 184: þeir fôru nû vida um lönd, ok vinna mörg frægðarverk, drâpu marga konungasonu, ok engir menn gerðu slik afrek sem þeir; fara nû heim með miklu herfangi (vgl. Säm. 117, 2). 1, 192: hann [Sig.] drap . . 5 konungar u. ſ. w. 1, 195: ekki erum vêr [Sig.] göfgari menn, enn synir Giuka; þeir drâpu Dana konung, ok mikinn höfðingja brôður Budla konungs.

---

[1] Fornald. S. 1, 182: [Grimhildr] sâ, at engi mätti viđ hann iafnast, sâ ok, hvert traust at honum var u. ſ. w. Konungr var viđ hann sem viđ sonu sîna, en þeir virđu hann framar enn sik. 1. 183: Giuki konungr mælti: margt gôtt veitir þû oss, Sigurdr! ok miök hefir þû styrkt vârt rîki.

[2] Ebd. 1, 192: hann [Sig.] reiđ eldinn u. ſ. w. hann drap orminn ok Reginn, ok 5 konungar, en eigi þû, Gunnarr! er þû folnađir sem nâr, ok ertu engi konungr nê kappi (vgl. Säm. 120, 36). Säm. 126, 16: en þû gramr! riđir | glaums andvani, | fiotri fatlađr, | î fianda liđ; | svâ mun öll yđur | ætt Niflunga | afli gengin, | eruđ eiđrofa (vgl. Fornald. S. 1, 202).

[3] Nibelunge 102:

Wir ſuln den jungen hêrren enphâhen deſter baz,
daz wir iht verdienen des ſnellen recken haz u. ſ. w.
er hât mit ſîner krefte ſô manegiu wunder getân.

Befremden kann es, daß im Beowulf beim Frieſenſtreite Sigeferd und ſein Begleiter gar nicht genannt ſind. Zwar hörte die Kriegsgenoſſenſchaft des Siegenfürſten mit dem Frieſenkönige von ſelbſt auf, als nach dem Falle Hnäfs und anderſeitig der meiſten frieſiſchen Edelinge zwiſchen Finn und Hengeſt ein Friedensſchluß (Beowulf 2196: fäste friodu-wäre) beſchworen war; auch ereignet ſich Finns gewaltſamer Tod erſt im folgenden Jahr und nicht in neuem Volkskriege, ſondern bei einem von Gudlaf und Oslaf erhobenen Hader mit dem reizbaren König (ebd. 2297 ff.). Allein das Beowulflied gibt denn doch einen größeren Umriß dieſer Geſchichten, es hat früher Sigemunds mit Fitela wohlkundig gedacht und ſchweigt nun gänzlich vom berühmteren Sohne Sigeferd, den hier zu nennen ſo naher Anlaß geweſen wäre und dem dagegen das Bruchſtück ſo bedeutenden Antheil am Kampfe zuerkennt. Damit wird man auf die vermittelnde Annahme gewieſen, daß zwar, was bereits angedeutet wurde (S. 497), die ältere Sage von der Frieſen Noth, wie ſie im Beowulf zu Grunde liegt, nichts von Sigeferd enthalten, dieſelbe jedoch, vermöge des allem Epos innwohnenden Triebes, ſeine Kreiſe ſtets weiter auszudehnen, im Verlauf ihrer fortwährenden Entwicklung einen Haupthelden der auch ſonſt im Kampfe gegen die nordiſchen Wikinge mit den Frieſen verbündeten Frankenſtämme an ſich gezogen habe. Mit Sig[2, 362]frid iſt Gunther nach Friesland gekommen, die Waffenbrüderſchaft dieſer Beiden aber beruht ſelbſt ſchon auf einer Verſchmelzung fränkiſcher Sage mit burgundiſcher und ihr gemeinſamer Eintritt in das Lied von Finnsburg ſetzt voraus, daß die Sigfridsſage bereits in jenem Verbande bei den Angelſachſen verbreitet war.

---

[1] Nibelunge 815:

Der künic ſprach: „Lât bliben den mortlichen zorn!
er iſt uns ze ſälden unt ze êren geborn.“

Vgl. 811. Laßberg 8338 ff.

[2] Fornald. S. 1, 330: Gunnarr bað Sigurd sækja imoti þeim mannskelmi [Stark.], þviat hann kvað svá eigi duga mundu.

Wie im 9ten und 10ten Jahrh. die norwegiſchen Anſiedler auf Island, ſo hatten gewis auch die deutſchen Stämme, welche ſich, ſeit der Mitte des 5ten Jahrh. zahlreich andringend, der britiſchen Inſel bemächtigten, zuvörderſt die drei Hauptvölker, Sachſen, Angeln und Jüten (mit ihnen wohl auch Frieſen, vgl. Lappenberg, Geſchichte von England 1, 98), beträchtlich ſpäter Dänen und andre Nordmänner, das Sagenerbe ihrer alten Heimat in die neue herübergebracht. Für einen fortwährenden Verkehr in dieſer Richtung zeugt das Beowulflied ſelbſt, das weſentlich in den alten Scedelanden waltet und doch zugleich, mit Hygelac und den Hetwaren, an einer geſchichtlichen Thatſache haftet, die geraume Zeit nach der großen Einwanderung in

Britannien ſich begeben hat. Sind auch der angelſächſiſchen Sagenlieder wenige, ſo erweiſt ſich doch ein reichausgebildeter Stil des Heldenſangs ſogar noch in den legendenhaften und andern geiſtlichen Dichtwerken, gerade wie altſächſiſch im Heliand, es fehlt aber auch nicht an beſtimmten Anzeigen einer vielumfaſſenden Sagenkunde. Dieſelben erſtrecken ſich mehrfach auf den hier abgehandelten Gegenſtand. In die Stammtafeln der angelſächſiſchen Königsgeſchlechter ſind nicht, wie in jene des Nordens (Sn. 1, 26. 522. Fornald. S. 2, 10. Säm. 69, 24 f.), auch Welſunge eingereiht, doch erſcheint in mehreren Heremod, der im Beowulf mit Sigemund zuſammen genannt iſt, und in der kentiſchen Finn mit ſeinem Vater Folcwald, wie in demſelben Liede Finn Folcwalding, auf Finnsburg Sigeferds Verbündeter (Mythologie, 1te Ausgabe, Anhang XII. XV, vgl. Sn. 1, 24). Dieſe Stammtafeln mögen anfangs bezweckt haben, die Könige ſämmtlicher in Britannien gegründeter Reiche durch gemeinſame Abſtammung von Woden einheitlich zu verbinden; wenn jedoch allwärts Namenreihen noch über den ſelbſt ſchon zum irdiſchen König gewordenen Woden hinaufſteigen, darunter eben auch ſolche mit Finn, Folcwald und Heremod, ſo läßt ſich dieß damit erklären, daß die längſt befeſtigte nähere Stammfolge nicht geſtört werden ſollte, aber auch hier ein Beſtreben rege war, weitere durch Lied und Sage volkskundig gewordene Namen in die Gemeinſchaft der altangehörigen beizuziehen. Man fühlt überall das Wirken eines verſöhnlichen, duldſamen Sinnes, der auch unter einſt tödlich verfeindeten Stämmen jedem Theile ſein Recht und ſeine Ehre widerfahren läßt. Das Widſidhslied gibt in einer langen Aufzählung ſagenberühmter Fürſten und Völker auch manche und bedeutende, die hieher anklingen, und meiſt ſchon einzeln hervorgehoben wurden; im Verzeichnis von Herrſchern aus voriger Zeit: Gifica gebot den Burgunden, Mearchealf den Hundingen, Geſwulf den Yten (Jüten), Finn Folcwalding dem Frieſenſtamme, Säferd den Sicgen, [2, 363] Hun den Hetwaren, Hrodgar kämpfte zu Heorot; unter den Völkern, welche der weitgewanderte Sänger ſelbſt beſucht hat: Sicgen, Burgunden mit ihrem König Gudhere (Gificas Sohne), Franken und Frieſen, Hundinge. Hier, wie in den Stammtafeln, ſind es meiſt bloße Namen, aber die Epiſoden im Beowulf und das Bruchſtück von Finnsburg erſchließen den Ausblick in die vollgeſtaltete Sage, die hinter ſolchen Namen ſtand;

mit dem Einen Stammnamen Hundinge rührt ſich der ewige Hiadningeſtreit zwiſchen jenem Geſchlecht und den Welſungen, deſſen Gedächtnis ſonſt nur in den altnordiſchen Denkmälern bewahrt iſt. Das Beowulfslied ſelbſt handelt zwar von Sigemund nur in kurzer Nebenerzählung, aber mit neuen und erheblichen Umſtänden, indem es einerſeits dieſen älteren Welſung als Drachentödter noch im Scheine des Wunderbaren zeigt, anderſeits ihn und ſeinen Neffen Fitela als Bekämpfer des Jütenvolks geſchichtartig vorführt; die Erwähnung beider Helden an dieſer Stelle iſt ſchon dadurch bedeutſam, daß auch die Zwiſchenſpiele des Liedes ſich innerhalb der Seegebiete halten, die es ſich im Ganzen abgeſteckt hat. Endlich das Bruchſtück weiſt den Sohn Sigeferd auf die Wege des Vaters, in den Streit wider jütiſche Wikinge, und verſetzt ihn mitten in die Handlung eines Heldenlieds, das am deutſchen Nordſeeſtrande ſeinen Schauplatz hat.

Der Hinblick auf die örtlichen und völkerſchaftlichen Zuſammenhänge, wie ſie in dieſen angelſächſiſchen Zeugniſſen ſich herausſtellen, kann auch einer Unterſuchung nützlich ſein, welche tiefer auf das Weſen und den bewegenden Gedanken der Welſungenſage einzugehen unternimmt.

[6, 307] 2. Der Roſengarten von Worms.

Die Lieder vom großen Roſengarten, die auf gleicher Grundlage doch in der Ausführung mehrfach verſchieden ſind, bringen den jugendlichen Dietrich von Bern und ſeine Genoſſen mit den rheiniſchen Recken je in der Zwölfzahl zu ebenſo vielen Einzelkämpfen zuſammen, mittelſt welcher Kriemhild, König Gibichs Tochter, in einem roſenblühenden Garten bei Worms die gegenſeitige Heldenkraft ſich meſſen läßt[1]. Als

---

[1] Den Texten, welche W. Grimm in der Hauptſchrift (Der Roſengarte u. ſ. w. Göttingen, 1836) mitgetheilt oder nach Klaſſen (A bis E, Einleitung 11 f.) verzeichnet hat, ſind durch ihn noch die Bruchſtücke in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 11, 243 ff. 536 ff. und, als Nachlaß, in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1859, S. 484 bis 500 gefolgt; hiezu kommen die Abdrücke aus der Pommersfelder Handſchrift durch Bethmann in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 5, 369 f. und durch K. Bartſch, Germania 4, 1 ff.

Beſtandtheil des Geſammtkreiſes deutſcher Heldenſage betrachtet, insbeſondre als Nachwuchs des Nibelungenliedes, haben die genannten Gedichte viel ungünſtiges Urtheil erfahren. Der treueſte Pfleger dieſes Roſengartens findet in demſelben, von ſolcher Seite angeſehen, einen der letzten Triebe der erlöſchenden epiſchen Kraft, abendliches Hinneigen der ernſten Sage zum Scherz und märchenhaften Spiele, eingedrungene Roheit der Sitten, Herabſinken der Volksdichtung nach innerem Gehalt und äußerer Form[1]. Dennoch iſt, ſelbſt vom Geſichtspunkte des epiſchen Werthes, den Roſengartenliedern ein tüchtiges Feſthalten der Charaktere, welches den höfiſchen Dichtern mangle, zuerkannt worden und es bezieht ſich dies beſonders auf den Helden Dietrich im Verkehr mit ſeinem alten Meiſter Hildebrand und auf die ergetzliche Geſtalt des ſtreithaften Mönches Ilſan[2]; überhaupt konnte die [6, 308] volksthümliche Rüſtigkeit, wie ſie durch das Ganze waltet, ihren gewinnenden Eindruck doch nicht verfehlen. Als Grundgedanke und eigentlicher Inhalt wird bezeichnet, daß Dietrich und Siegfried, die beiden Hauptthelden der Sage, ſich mit einander meſſen, Dietrichs höhere Kraft aber trotz aller Hinderniſſe ſich in vollem Glanze bewährt (W. Grimm, Roſengarte, Einleitung LXI, vgl. Zueignung VI und Bruchſtück in den Abhandlungen der Berliner Akademie 499; Vilmar 1, 152 f.). In den Liedern ſelbſt iſt dieſer Gedanke durch die Königin und ihre Frauen ausgeſprochen (C 1873 bis 1875. 1982 bis 1985. D 2013 f., vgl. Zeitſchrift für deutſches Alterthum 5, 369). Man ſetzt kaum eines derſelben in vorhandener Geſtaltung über die zweite Hälfte des 13ten Jahrh. hinauf (Heldenſage 371. Roſengarte, Einleitung LXXVIII f. Bruchſtück 499; vgl. Wackernagel 202. 211. Bartſch in Germania 4, 2 f.). Außerhalb der Lieder ſelbſt iſt das früheſte, ausdrückliche Zeugnis vom Streit im Roſengarten noch immer jenes in Ottokars öſterreichiſcher Chronik, gegen Ende des 13ten Jahrh., eine Vergleichung mit der Heldenkraft, welche Dietrich von Bern wider den hürnenen Siegfried im Roſengarten erzeigt habe[1]. Es ſind aber noch ſonſtige Dichtwerke beizuziehen, die, meiſt auch in einer Reihe von Sonderkämpfen, den zwiſchen Dietrich und Siegfried hervorſtellen, welcher ſich oben als epiſcher Gipfel des Roſengartenſtreits ergeben hat. Um dieſelbe Zeit mit der Zeugſchaft Ottokars iſt Thidriksſaga abgefaßt, die zwar keinen Roſengarten nennt, obſchon ſie hauptſächlich aus deutſchen Quellen geſchöpft hat, aber den Kämpfen der von Bern gekommenen Helden mit König Iſung und ſeinen Söhnen zum Schluſſe gleichfalls den Zuſammenſtoß Thidriks mit Sigurd anreiht (Unger 182 bis 207. Hyltén 134 bis 159; vgl. Heldenſage 347 f.). Hier freilich und noch mehr in den mit der Saga verwandten, däniſch, ſchwediſch, färöiſch erhaltenen Volksliedern (Grundtvig 1, 63 ff. Arwidsſon 1, 13 ff. 405. Afzelius, Sagoh. 1, 65 ff.), iſt unter die Helden auf Thidriks Seite beträchtliche Verwirrung gekommen, ſo daß zu ſeinen Kämpfern Högni, Gernot und Volker zählen, ſogar der Rieſenname Faſold. Der erſten Hälfte des 14ten Jahrh. gehört muthmaßlich das Lied von der Schlacht vor Raben an (Heldenſage 207. Koberſtein 240, Anm. 3. [6, 309] Wackernagel 211), in welcher Dietrichs Zweikampf mit Siegfried den Ausgang nimmt, daß Letzterer, unter ſeinen Schild niedergeſtreckt, ſich dem Berner gefangen geben muß (Str. 646 bis 684). Viel früher, um 1225, wird die Abfaſſung des weitſchweifigen Dichtwerks Biterolf und Dietleib angeſetzt (Wackernagel 210, vgl. Gödeke, deutſche Dichtung im Mittelalter 305), welches den großen Wettkampf aller Helden wirklich ſchon vor die Königsſtadt Worms entbietet und zwar eines Roſengartens nicht gedenkt, aber den Hader des Scharmeiſters Hildebrand mit ſeinem vor Siegfried zurückſcheuenden und nun erſt zu dämoniſchem Zorne gereizten Zögling umſtändlich vorführt (Dietleib 7803 bis 7812. 7852 bis 8170. 11106 bis 11144; vgl. Heldenſage 126. Roſengarte, Einleitung LXVII f.). Weiſen die Roſengartenlieder, in all ihrem

---

[1] W. Grimm, Roſengarte, Zueignung VII. Einleitung I. LXXVIII f. Heldenſage 348. Abhandlungen der Berliner Akademie 1855, S. 2. 1859, S. 500. Zeitſchrift für deutſches Alterthum 11, 562. Vgl. W. Wackernagel, Geſchichte der deutſchen Litteratur 211. Koberſtein, Grundriß, 4te Ausgabe, 1, 236 ff. Gervinus, Geſchichte der poetiſchen National-Litteratur, 3te Ausgabe, 2, 102 ff. Vilmar, Geſchichte der deutſchen National-Litteratur, 3te Auflage, 1, 152 ff.

[2] Heldenſage 371. Wackernagel a. a. O. Simrock, kleines Heldenbuch, 2te Auflage, IX: „die großen Schönheiten des Gedichts."

---

[1] W. Grimm, Heldenſage 170. Roſengarte, Einleitung LXXVIII. Bruchſtücke a. a. O., vgl. Koberſtein 1, 224. Eine Andeutung, die über 1295 hinausgeht, Germania 1, 312, Anm. 27 (unus de XII pugilibus gemahnt hier an die zwelf kempfen im Roſengarten, von der Hagens Ausgabe 4°, 568. 578)

Wechſel, und die ihnen verwandten Denkmäler auf eine gemeinſchaftliche Grundlage, ein urſprüngliches Gedicht hin (Einleitung LXXIX), ſo muß dasſelbe, damit aus ihm ſeit der erſten Hälfte des 13ten Jahrh. die verſchiedenen einfachern und gehäufteren Zubildungen hervorgehen konnten, um ein Ziemliches höher hinaufgeſetzt werden. In jenen Liedern waltet auch fortwährend ein friſcher, lebendiger Hauch, der im früheren Schriftwerk, eben im Dietleib, bereits verflogen iſt. Sie erſtatten damit zur Genüge, was an mittelhochdeutſcher Regel ihnen abgeht.

Zudem ergeben ſich beachtenswerthe Anzeigen, daß der epiſche Inhalt, wie er jetzt erſcheint und die gelehrte Forſchung vorzugsweiſe beſchäftigt hat, nicht für den anfänglichen Beſtand und Sinn der Dichtung anzuſehen ſei. Die ungleichen Bearbeitungen des gemeinſamen Stoffes theilen ſich in ſolche, die den König Etzel und die Hunen als Fahrtgenoſſen an den Rhein, den Markgrafen Rüdiger als Mitſtreiter einmiſchen, dann in andre, denen dieſe Anſätze fremd geblieben ſind, und es hindert nichts, die ganze Hunengeſchichte wieder abzulöſen (Einleitung LXII f.). Siegfried, das Königshaus von Worms und deſſen namhafteſte Dienſtleute ſind als Abſchattungen aus dem Nibelungenliede aufgewieſen, ſie muſten für dieſes der Erfüllung ihres Geſchickes vorbehalten bleiben und ihr Kampf iſt darum ein Spiegelfechten [1]. Doch gilt es nicht bloß verneinend [6, 310] wegzuſchieben. Jetzt erſt tritt augenfällig ein andrer Schlag von Kämpen hervor, das Geſchlecht der Rieſen, ſie ſtreiten ernſthaft und fallen auf der Wahlſtatt. In mehreren Texten ſind die vier erſten Kämpfe von rheiniſcher Seite den gewaltigen, unter ſich blutsverwandten Rieſen Puſold, Ortwin, Schrutan und Aſprian zugetheilt und dies iſt ein alter Sagenkern, der noch darin forttreibt, daß mitunter ſelbſt Hagen und Volker, ebenſo nachmals Siegfried, zu Rieſen geſtempelt werden (Einleitung X. Heldenſage 301. 356. 390). Auch der Rheinferge Norprecht, der die Amelunge überſchiffen muß, wird als Rieſe genannt und hat zwölf gleichartige Söhne (Einleitung XXIV). Sogar von Dietrichs Streitern arten in den Rieſenſtamm die Geſellen Wittich und Heime, letzterer heißt ausdrücklich ein junger Rieſe und iſt als ſolcher durch überzählige Ellenbogen und Hände gezeichnet (ebend. XX); Dietrich ſelbſt läßt hier, wie ſonſt vorzüglich in Rieſenkämpfen, den dämoniſchen Feuerathem ſprühen (ebend. XIII) und an ſeinem Gegner Siegfried iſt dann gleichfalls das Wunderbare, die Hornhaut, die eben durch jenen Feuerhauch geſchmolzen werden muß, beſonders hervorgehoben (ebend. V. Roſengarte 1664 bis 1667. 1918 bis 1921); ſogar im nüchternen Gedichte von Dietleib raucht und lodert Dietrichs Zornglut [1]. Mit ſolchen Merkmalen erſchließt ſich für die jetzt epiſch zugebildeten Roſengartenlieder ein mythiſcher Hintergrund [2].

---

[1] Nur die Vorrede des Heldenbuchs läßt misverſtändlich den hürnenen Siegfried im Roſengarten erſchlagen werden, ſomit auch Kriemhilds Rachewerk zunächſt gegen Dietrich und die Wülfinge gerichtet ſein (von der Hagen, Heldenbuch von 1855, 1, CXXI. CXXV. Heldenſage 294, 11. 298 f. 319 f., Nr 165). Als mordluſtige Streitſtifterin iſt Kriemhild ſelbſt erſt aus der Nibelungennoth herübergekommen, vgl. Roſengarte 60 bis 62. 434. 1105 mit Nibelunge 1992. 2023. 2290 f.

Dies ſoll, unter Bezug auf die mitfolgende Stammtafel des Rieſengeſchlechts (Beilage), an den beiden im deutſchen Mythenkreiſe bedeutendſten Geſtalten des Roſengartens, Aſprian und Dietrich, näher aufgewieſen werden.

Aſprian, ein nach allen Faſſungen des Liedes, einzig das neueſtgedruckte Bruchſtück ausgenommen, mit Wittich ſtreitender Rieſe, heißt „der Ungeheure“, iſt oberhalb des Gürtels ſieben Klafter lang, kennt ſelbſt in aller Welt ſeines Gleichen nicht, trägt zwei Schwer[6, 311]ter in Einer Scheide und ficht mit beiden zugleich, ſogar vier Hände werden ihm ertheilt (Einleitung XII). Seiner Herkunft wird hiebei nicht gedacht, dagegen läßt Thidriksſaga von Nordian, einem Sohne des Königs Wilkinus, vier rieſenhafte Söhne ſtammen: Etgeir oder Atgeir, Aventrod, Widolf mit der Stange (mittumstangi) und Aſpilian oder

---

[1] Nichts findet ſich davon in dem gänzlich epiſch gehaltenen Endesſtreite des Nibelungenlieds; die Saga läßt hiebei durch Thidriks Erglühen den Widerſtand Högnis brechen, Letzterer iſt ihr aber auch nicht bloß menſchlicher Art, ſondern der Sohn eines Alfs (Unger 332. Hyltén 260).

[2] Die angenommene regelrechte Theilung der zwölf Streiter, doch nur auf rheiniſcher Seite, in drei Klaſſen gleicher Zahl, vier Rieſen, vier Recken, vier Könige (Lachmann zur Klage S. 308 f., vgl. S. 289; W. Grimm, Einleitung LXXII. Bruchſtücke 499 f.; Simrock, kleines Heldenbuch VIII), bedürfte ſelbſt noch einer inneren Begründung.

Aſplian, letztgenannter iſt Nachfolger des Vaters im Königthum (Unger 28 f. 33. 185. Hyltén 21. 23 f.). Die alte Vorrede des Heldenbuchs weiß nichts von Wilkinus und Nordian, ihr ſind Mentiger und Gudengart die Eltern von Ecke, Baſolt und Abendrot; vermiſt werden hier die in der Saga mit Aventrod genannten Brüder Atgeir, Widolf und Aſpilian[1]. Nicht als Brüder, wohl aber als unzertrennliche Kampfgenoſſen, gehen Aſprian und Widolt, nebſt einem weitergenannten Rieſen Grimme, zuſammen in dem Gedichte vom König Rother aus dem 12ten Jahrh. Dem Aufgebote Rothers zur Fahrt nach Konſtantinopel, um ſeine gefangenen Dienſtmannen zu erlöſen, folgt auch Aſprian, König des fernen Rieſenlands, mit zwölf ihm dienſtpflichtigen Rieſen, darunter Widolt, der ſeiner Wildheit wegen an der Kette, wie ein gebundener Löwe, mitgeführt wird, und, wenn losgelaſſen, mit ſeiner Eiſenſtange wüthend um ſich ſchlägt; Aſprian ſelbſt wirft des Griechenkönigs gezähmten Löwen an der Salwand in Stücke (Rother, Maßmanns Ausgabe 624 ff.). In das unbekannte Land König Aſprians, wie es im Rother bezeichnet wird (ebend. 625, vgl. Nibelunge 1412, 4), bringen die Bruchſtücke eines altniederländiſchen Gedichts den Kaiſer Karl (Karel). Er iſt zu Schiff in dieſes Rieſenland gekommen. Gernout[2], in Karls Gefolge, hat einen Bären bei ſich, Wiſſelau genannt, der Alles verſteht und thut, was ſein Herr, der ihn „ſüßer Freund!" anredet („Wiſſelau, ſote vrient"), in einer nur ihnen beiden bekannten Sprache ſagt und gebietet. Der Bär greift einen entgegenkommenden Rieſen an und zerreißt ihn. Auf den Hülferuf des Rieſen eilt König Aſprian (Eſpriaen) mit ſeinen Geſellen herbei und verlangt, daß Gernout [6, 312] den Bären feſtgebunden im Schiffe halte: „Käm' er in meinen Sal, er zerbiſſ' uns alle." Sofort kehrt der König mit den Rieſen in ſeine Burg zurück, Gernout aber zieht dem Wiſſelau einen koſtbaren Rock an, den er demſelben am Hofe zu Achen hatte machen laſſen, und nun folgt auch Karl mit ſeinen Genoſſen und dem von Gernout geführten Wiſſelau zur Burg nach. Der Thorwächter flieht erſchrocken, ſie ſetzen ſich im Sale, wo Gernout den Wiſſelau für einen dienſtbaren Kämpen ausgibt. Bald jedoch kommt eine flüchtige Menge von Schenken, Truchſäßen, Köchen in den Sal geſtürzt, mit ſolchem Gedränge, daß ſie Hals, Arm und Bein brechen, hintennach läuft Wiſſelau mit einem großen Keſſel, darin er den Hauptkoch geſotten hat, den er jetzt vor Aller Augen zu verzehren ſich anſchickt. Aſprian will ſich auf einen Thurm retten, ſeine Rieſen ſind auf die Balken geklettert, Gernout aber hält den König feſt und ſucht durch einen ſcheinbaren Ringkampf mit dem voraus unterrichteten Bären zu beweiſen, daß er deſſen Meiſter ſei, was die Rieſen höchlich in Verwunderung über die Stärke der kleinen Männer ſetzt. Das Blatt bricht damit ab, wie die unlieben Gäſte nach gehaltener Mahlzeit zur Ruhe gehen wollen [1].

---

[1] Die Vorrede (von der Hagens Heldenbuch, Leipzig 1855. 1, CXV) hat hiebei mehr das Eckenlied im Auge, Aſprians erwähnt ſie früher (CXIII), ohne ſeine Verwandtſchaft zu berühren, neben Schrutan, mit Rückſicht auf das Roſengartenlied, in welchem, nur nach Einem Texte, auch Baſolt ſtatt Puſolds genannt iſt (Einleitung IX).

[2] Vgl. Förſtemann, Namenbuch 1, 512: Gernolt. Der Name trifft genau weder mit Gêrnôt zu, obgleich in der ſchwediſchen Dietrichsſage (Hyltén 127 u. ſ. w.) Kriemhilds Bruder auch Gernholt geſchrieben wird, noch mit Gêrolt, wie Karls des Großen ſagenberühmter Schwager und Heerführer im ſächſiſchen und ſlaviſchen Kriege hieß.

Einen förmlichen Eilfkampf Dietrichs und ſeiner Wülfinge mit gleich vielen Rieſen der Wildnis von Tirol, denen kein Heldenname beigemengt iſt, bringt noch das ausgedehnte deutſche Lied von Dietrichs erſter Ausfahrt: hier wird Aſprian, als ſechſter Streiter auf Rieſenſeite, von Blödelin erlegt, der durch Bekämpfung dieſes maßlos großen und ſtarken, in gar manchem Streite (in pergen und in grüne) verſuchten Rieſen anſtrebt, daß man davon bis an den jüngſten Tag ſingen und ſagen müße [2].

---

[1] Den Inhalt der zwei Pergamentblätter, ſoweit er lesbar war, hat der Beſitzer derſelben, C. P. Serrure in Gent, abdrucken laſſen in ſeinem „Vaderlandſch Muſeum" u. ſ. w. 2 Deel, Gent 1858, S. 265 bis 284. Vgl. Mone, Niederländiſche Volkslitteratur 35 ſ. 396 ſ. Mythologie 745. Das Gedicht ſetzen Serrure und Mone in das 12te, die Handſchrift in das 14te Jahrh.

[2] Stark, Str. 671 bis 674 (von der Hagen, Str. 740 bis 743); man vgl. Str. 671: hie muß ein ſtreit von uns geſchehn, | das man pis an den jüngſten tag | dar von mûs ſingen unde jehn, mit Roſengarte, Grimm 531 ſ.: Wär ez, daz uns gelunge, | her nâch über tûſent jâr | man von uns ſeit und ſunge. Die ungemiſchte Eilfzahl der Rieſen erſcheint noch in einer zweiten gleichartigen Kampfgruppe der Ausfahrt, Stark, Str. 709 ſſ. (von der Hagen, Str. 862 ſſ.)

Zu den deutſchen Darſtellungen gibt Thidrikſsaga ihre Seitenſtücke, wobei ſie den in jenen vergeſſenen, von ihr aber vornherein [6, 313] angeknüpften brüderlichen Verband der Nordiansſöhne feſthält (Unger 33 f. Hyltén 23 f.), obſchon auch ſie dieſe Rieſenbrüder ſonſt wieder mehrfach auseinanderſprengt (Unger 51. vgl. Hyltén 32 f.). Die Abenteuer der Brautfahrt, die im Rother unter Einfluß der Kreuzzüge ausgemalt ſind, lauten in der Saga, davon unberührt, auf Oſantrix, den König von Wilkinenland, der um die Tochter des Hunenkönigs Milias freit und in deſſen Gefolge die vier rieſenhaften Brüder geben, König Aſpilian, Widolf mit der Stange, Atgeir und Aventrod, die ihn an der Eiſenſtange führen (Unger 33 f. 42 f. Hyltén 23 f. 26); aber hier, wie im Rother, ſind die Rieſen doch nur als Beiwerk einer Heldenſage verwendet. Dem niederländiſchen Bruchſtücke von Wiſſelau gegenüber ſteht ein weiterer Abſchnitt des norwegiſchen Sagenwerks: Widga, Thidriks Mitſtreiter in einer ſonſt ſiegreichen Schlacht des Berners und Attilas wider König Oſantrix, iſt durch Widolfs Stange niedergeſchlagen und von dem fliehenden Feinde gebunden fortgeführt worden. Hierauf geſellt ſich Wildiſer, ein andrer Kämpe Thidriks, dem Hauptſpielmanne deſſelben, Iſung, um durch eine Liſt den Gefangenen zu befreien. In eine Bärenhaut eingenäht, wird er vom Spielmann am Halsbande geführt. Am Hofe des Königs angekommen, ſchlägt Iſung meiſterhaft die Harfe und darnach ſpielt und hüpft ſein Bär, den er Vizleo (Wiſſelau) nennt, zu allgemeinem Erſtaunen. Oſantrix will aber auch die Tapferkeit des Thieres erproben, auf einer ſchönen Wieſe werden vor der verſammelten Menge ſechzig große Jaghunde auf Vizleo losgelaſſen. Mit dem Könige ſind dabei ſeine Dienſtmannen unbewaffnet gegenwärtig, unter ihnen der gefeſſelte Widolf, geführt von ſeinem Bruder, dem Rieſen Abentrod. Der Bär ergreift den gröſten Bracken und erſchlägt damit zwölf andre der beſten Hunde. Zornvoll hierüber, läuft der König mit gezogenem Schwerte den Bären an und haut ihm in den Rücken, das Schwert ſpaltet die Bärenhaut, dringt aber nicht in die Brünne darunter. Als nun Oſantrix zu den Seinigen widerkehren will, rafft Wildiſer ſein Schwert aus des Spielmanns Hand, läuft dem Könige nach und ſchlägt ihm das Haupt ab. Auch die Rieſen Aventrod und Widolf rennt er an und erſchlägt ſie. Widga wird befreit und kehrt zu Thidrik zurück (Unger 146 ff. Hyltén 104 ff.).

Hier nun iſt der ſchon früher als Gefolgsherr der Rieſenbrüder eingeführte König Oſantrix ſichtlich ſtatt des wegfallenden Hauptrieſen Aſpilian eingetreten, während dem niederländiſchen Wiſſelau gegenüber König Eſpriaen noch richtig ſeine Stellung [6, 314] behauptet. Aſpilian muſte für Heimes ſtreitbares Mönchthum zum Schluſſe der Saga aufgeſpart bleiben, dagegen iſt der Sagenſchreiber mit Oſantrix in große Verwirrung gerathen, welcher nachher noch ein- oder zweimal getödtet wird (Unger 259. 303. Hyltén 185. 231. Heldenſage 180, c); zwar ſuchen einige Handſchriften nachzuhelfen, indem ſie den König Wildifers Streichen entrinnen laſſen (Unger 153, 1), damit iſt aber dem Bärenſpiele die Spitze gebrochen. Vermiſt wird der Name Aſpilian auch in demjenigen Theile der Saga, der ſonſt dem Roſengarten am anerkannteſten nahe kommt (ſ. oben S. 506), in den dreizehn Sonderkämpfen Thidriks und ſeiner Begleiter mit dem König Iſung von Bertangaland, deſſen eilf Söhnen und dem jungen Sigurd, den auch hier zum Schluſſe Thidrik ſelbſt beſiegt; als Rieſe genannt iſt dabei nur Aſpilians Bruder Atgeir, der Iſungs Grenze hütet und ſchon vor den Hauptkämpfen vom Schwerte Widgas, ſeines Verwandten, fällt (Unger 184 bis 189. Hyltén 137 bis 140).

Für die Erklärung all dieſer deutſchen und deutſchnordiſchen Sagengebilde, die ſich durch Namen und Inhalt auf Aſprian beziehen und einander gegenſeitig ergänzen, tritt am augenfälligſten der Bärenkampf hervor. Mit gutem Grund iſt derſelbe, ſchon vor der vollſtändigen Bekanntwerdung des niederländiſchen Bruchſtücks, den Aufzügen zugezählt worden, in welchen bei der Frühlingsfeier, zu Mittfaſten oder am erſten Mai, der Bär leibhaftig oder dem Namen nach, umgeführt wurde, wie beſonders der Bär und der Knabe mit dem Schwert im Lätarezuge des Domprobſts zu Halberſtadt (Mythologie 745, vgl. 743). Seines winterlichen Pelzes unerachtet, iſt der Bär ein Bote des Sommers. Die Skalden nannten den Winter Nacht oder Schlaf des Bären, den Sommer des Bären Tag (Fornald. S. 1, 477. Egilsſon 57 b. Olafſen, om Nordens gamle Digtek. 100. Lex. myth. 751); nach dem nordiſchen Kalenderglauben gräbt der Bär am 7ten Oktober ſein Lager für den Winterſchlaf (Lex. myth. 842), am 12ten Januar legt er ſich auf die andre Seite, auf den 22ten Mai fällt in Norwegen björnevok, Erwachen des Bären, ſein Austritt aus der Grube (ebend. 751. 786.

809. 856). Für weniger nördliche Länder muſten die Friſten andre ſein. So war der König der germaniſchen Thierwelt (Reinhart Fuchs XLVII ff.), der auch allem Volke zum Ergetzen diente (J. Grimm, lateiniſche Gedichte des 10ten und 11ten Jahrh. XV. W. Wackernagel, in Haupts Zeitſchrift 6, 185 f.), wohl geeignet, im Aufzuge des Frühlings mitzugehen und zu mythiſcher Symbolik verwendet zu werden, wenn man in Liedern oder Feſtſpielen den Sieg [6, 315] des Sommerhelden über die Winter- und Sturmrieſen darſtellen wollte. Wiſſelau, Wislau, der niederländiſchen Zeugniſſe, d. h. Wenzel (Mythologie 745), Bär der böhmiſchen Wälder, lautet in der Saga faſt unkenntlich Vizleo (Unger 151. Hyltén 108 im Acc.: wiſa leon); aber auch der Name des hier in die Bärenhaut vermummten Helden, Vildiver, Villifer, iſt auf ein ahd. Wildpero, wieder als Bezeichnung eines Waldbären, gedeutet worden (Mythologie 745). Beirren kann, daß gleichmäßig auf der entgegengeſetzten Seite des Streites ſich Namen finden, welche den Bären bezeichnen. Beiden Theilen gemeinſam iſt Iſung. So heißt, doch wohl nur durch ſpätere Herübernahme, der Führer des Vizleo-Vildiver, der Hauptſpielmann Thidriks; ebenſo dann auch der König von Bertangaland, der ſammt ſeinen eilf Söhnen die dem Roſengarten entſprechenden Sonderkämpfe beſteht. Nun begegnen als ſkaldiſche Benennungen des Bären: ísolfr (Sn. 1, 589; 2, 484. 567. 626 b; Egilsſon 441 a: fera glacialis), isungr (Sn. 1, 479, Anm. 15), doch wohl für ísungr, Abkömmling des Eiſes. Ísolfr und Ísungr ſtehen zwar auch in der Liederedda als Mannsnamen (Säm. 69, 21. 85, 20), ebenwie ahd. in Urkunden des 8ten und 9ten Jahrh. Iſulf (Iſolf), Iſunc (Förſtemann 1, 804 f.), letztere Form aber iſt patronymiſch und da die Söhne des Königs von Bertangaland in den Zweikämpfen nicht einmal eigens genannt ſind, ſondern als erſter, zweiter Iſungsſohn u. ſ. f. das Feld betreten [1], ſo ſcheint der ganzen Sippſchaft hier nur der urſprüngliche Geſchlechtsname verblieben zu ſein. Im Roſengarten aber fällt auf dieſelbe Seite der Hauptrieſe Aſprian und dieſen ſtellt ſein Name ſchon an die Spitze der Iſunge. Solcher weiſt auf ahd. Ansbarn (Graff 1, 388; fem. Aſpirin, ebend.), Osbern (Förſtemann 1,

---

[1] Erſt in einem viel ſpäteren Abſchnitt der Saga wird allein der jüngſte Sohn Iſungs genannt, bei Unger 305: Lorantin, v. Borantin, bei Hyltén 233: Norantin (Nordian?).

103), Aſpran (Mone, Unterſuchungen 95 f., ſpäter auch Aſpelanus), agſ. Osbeorn, altn. Ásbiörn (vgl. Mythologie 497. 633), eine Zuſammenſetzung des für Namen gebräuchlichen masc. përn, ſonſt përo, Bär (Gr. 2, 156. 486. Deutſches Wörterbuch 1, 1122; vgl. Förſtemann 1, 225), mit dem verſtärkenden ans-, âs- (Gr. 2, 447). Für den gröſten dieſes Thiergeſchlechts gilt der weiße, der Eisbär (Egilsſon 427 b. hvîtabiörn, m. ursus albus, ursus glacialis. Oken, Naturgeſchichte 7, 1660: ursus maritimus, albus); er wird [6, 316] in einem Eddalied als Traumerſcheinung, verderblich einbrechend, ſo gedeutet, daß er raſendes Sturmwetter aus Oſten verkünde [1].

Zwiſchen ihm und dem dunkelfarbigen Waldbären (skôgarbiörn, vidbiörn) wird jedoch ſchon in alter nordiſcher Naturlehre genau unterſchieden [2]. Obgleich nun Ásbiörn, Aſprian, wie Iſung, auch allgemeiner als Mannsname gebräuchlich war, ſo läßt doch in den vorliegenden Dichtungen der mehrfache Bezug dieſer Namen auf das Bärenſpiel [3] nicht von ihrer Wortbedeutung abſehen. Das Spiel der Saga iſt eine Vermummung in Bärenhaut (Mythologie 745: „ſicher eine uralte dramatiſche vorſtellung“; vgl. Vernaleken, Mythen 293, 17) und der Kampf des Sommers mit dem Winter mochte wohl auch als ein Sieg des Waldbären über den Eisbären, des altn. sumarlidi über den vetrlidi [4], ſchaugeſtellt werden. Ließ man es aber nicht bei der

---

[1] Säm. 151, 17 f.: Vedr mun þar vaxa, | verda ótt snemma, | hvîtabiörn hugdir, | þar mun hregg austan. Fornald. S. 1. 212 f.: þar man koma vedr mikit, er þû ætladir hvîtabiörn.

[2] Speculum regale, Chriſtiania 1848, S. 43: Biorn er þar ok â þvî landi (Grœnal.), ok er hvîtr, ok ætla menn at hann fædisk â þvî landi, þvîat hann hefir alt adra nâttûru en svartir birnir, er î skôgum ganga u. ſ. w. ferr hann mest î hafi ût â îsum u. ſ. w. Egilsſon 427 b.

[3] Vgl. Säm. 14, 85: biarnar leiki. Deutſches Wörterbuch 1130: bärenſpiel.

[4] Unter die heiti des Bären iſt aufgenommen vetrlidi, Winterwanderer (Sn. 1, 442. 478. 590; lida. ferri, lidit), geeignet für den männlichen Eis- oder Seebären, der, hauptſächlich von Seethieren lebend, keines Winterſchlafs bedarf und in dieſer Jahreszeit auf dem Treibeiſe vom höchſten Norden ausfährt (Richardſon, Fauna Boreali-Americana, Part first, London 1829, S. 30 ff.). Das Seitenſtück sumarlidi, Sommerfahrer, findet ſich appellativ (lat. Pluralform sumarlidi) in iriſchen Annalen als Benennung norwegiſcher Wikinge (Munch, Chron. regum Manniæ, Chriſtiania 1860, S. 42); Sumerledus

Verkleidung bewenden, wurde der Sommerbär, wo einer zu erlangen war, leibhaftig umgeführt, ſo konnte der Winterbär einzig im Rieſennamen Aſprian, Sohn Nordians, oder als König Iſung fortbeſtehen [1].

[6, 317] Vormann der mit Aſprian und deſſen Genoſſen, als Hütern des Roſengartens, ſtreitenden Helden iſt Dietrich von Bern. Schon vermöge dieſer Führerſchaft des feuerathmenden Helden wider ein noch leidlich gefriſtetes Rieſenthum tritt er in mythiſchen Bezug, der ſich weiter damit bewährt, daß in Dietrichs eigenem Gefolge Wittich und Heime gehen, beide den Rieſen anverwandt. Wittich iſt beſonders auch in zwei hieher beigezogene Stücke der Thidrikſſaga verwachſen: ſeiner Befreiung galt das für Oſantrix und drei Brüder Aſpilians verderbliche Bärenſpiel und auf der Fahrt zu König Iſung erſchlägt Widga den vierten Rieſenbruder Atgeir; jetzt, im Roſengarten, ſchickt Dietrich, dem hier ein Gegner in Siegfried erſtanden iſt, ſeinen Dienſtmann Wittich zum Kampfe mit Aſprian ſelbſt, ſichtlich zerſtreute Mythenreſte, die eben durch Unterſchiebung epiſcher Haupthelden und ihres Anhangs aus den Fugen gerückt ſind. Darauf hat gleichwohl die Sagenforſchung von verſchiedenen Seiten geleitet, daß der geſchichtliche Dietrich von Bern zugleich Träger eines nicht unerheblichen Erbtheils germaniſcher Götterſage, genauer der Sage von Donar, geworden ſei [2].

In altnordiſchen Schriftdenkmälern iſt noch der ausgeſprochene

---

als Eigenname ebd. S. 7 und weiterhin mehrfach (vgl. S. Olafs K. ens helga, Chriſtiania 1853, S. 91 f.: Sumarlidi). Wie in einer ſchwäbiſchen Urkunde von 858 zwei Brüder Wintar und Sumar beiſammenſtehen, ſo begegnen im nordiſchen Alterthum Vetrlidi skald Sumarlida son, 10tes Jahrh. (Sn. 1, 258. Möbius, Catalogus 194), und wieder Sumarlidi skald Þorbiarnar son, 12tes Jahrh. (Skaldatal 45a, vgl. 43b. Möbius 170. 172. 194), Vetrlidi Åsbiarnar s. (Fornm. S. 3, 107; zur Namendeutung vgl. Munch a. a. O. Mythologie 633. Egilsſon 873a. Isl. S. 1, 192. 221. 380. 382. 385).

[1] Den ſeefahrenden Franken vom Niederrheine (Zeuß 329) kann auch der Winterbär bekannt worden ſein. Selbſt noch eine mhd. Erzählung betrifft den „wazzerbern, ... er was der wizen einer, ein grözer, niht ein kleiner“ (Mone, Unterſuchungen 281. Mythologie 447).

[2] Zuſammenſtellungen des Donnergotts mit Dietrich: Mythologie 346. 497 f. W. Wackernagel, Litteratur-Geſchichte 28, 5. 209. C. F. Meyer, Studien u. ſ. w. 100 ff.

Donnergott þôrr, Âsa-þôrr, nicht bloß ausdrücklich als Rieſenfeind bezeichnet (Sn. 1, 252: dôlgr ok bani iötna. 278: iötna ôtti. Säm. 37, 17: briotr bergdana. 19: Þurs râdbani. 38, 22: orms einbani), eine Reihe von Liedern und Sagen ſchildert ſeine Kämpfe mit dem Rieſengeſchlechte, welchem auch die von einer Rieſin geborne und in Rieſenzorn (Säm. 6, 49: î iötunmôdi, vgl. Sn. 1, 136. 188. 194, 2. 390) ſich windende Midgardſchlange angehört. Dem Rieſengrimme gegenüber erhebt ſich Thor im Aſenzorn (Sn. 1, 274: î âsmôdi; vgl. Egilsſon 23a), ihm wächſt im entſcheidenden Augenblicke die Aſenſtärke (âsmegin, Säm. 39, 31. Sn. 1, 90. 146. 170. 286. 288), er umſpannt ſich mit dem Machtgürtel, der ſeine Götterkraft verdoppelt (megingiardar, Sn. 1, 90. 146, vgl. 284. 286), in Blitzesflammen und Donnern wirft er den zermalmenden Hammer (Sn. 1, 274. 278, 1 bis 280, 2. 298, 2: funristir; Mythus von Thor 22 bis 24). Bald ſind es beſondre Ausfahrten, auf denen er ſeine Großthaten vollbringt, und dieſen ſind dann eigene Lieder gewidmet, bald ſteht er dabei im Vereine des geſammten Götterraths. Nach der Weiſe [6, 318] richterlicher und kriegeriſcher Genoſſenſchaften im germaniſchen Leben (Rechtsalterthümer 217) iſt auch für die Gemeinſchaft der Aſen die Zwölfzahl angenommen (Sn. 1, 82: tôlf eru Æsir gudkunnigir; vgl. Säm. 70, 28) und ſo erſcheint vorzüglich ihr Endesſtreit mit den zerſtörenden Gewalten des Rieſenthums als Zwölfkampf, wenngleich nur die hauptſächlichſten Einzelſtreite beſonders aufgeführt ſind, der letzte jedoch iſt derjenige, in welchem Thor, der ſonſt eigens Aſenheld zugenannt wird (Sn. 1, 553: Âsa hetja), nachdem er in ſeinem Zorne den Midgardswurm erſchlagen, ſelbſt erliegt (Säm. 55. Sn. 1. 196), dann erſt bricht der Weltbau völlig zuſammen. Vergleicht man mit ſolchem Kampfleben Thors das Heldenthum Dietrichs, ſo hat das deutſche Volk von dieſem, mehr als von jedem andern ſeiner Helden, geſagt und geſungen, wie er mit Rieſen und Würmen ſtritt; er und ſein Meiſter Hildebrand fechten zum Beſten der Welt mit den Rieſen, ſo vielen dieſes verderblichen Geſchlechts ſie beikommen (Sigenot, Röhn 154. Schade 151; vgl. Dietrichs Flucht 2482 bis 2486).

Die Lieder von Sigenot, Ecke und Faſold, von Etzels Hofhalt, Dietrichs Ausfahrt, wie denn auch theilweiſe die vom Roſengarten, ſind derlei wunderbaren Thaten des Berners oder ſeiner Dienſtmannen zugewandt, andre Dichtungen des Amelungenkreiſes bieten Ergänzendes und beſonders ſteuern hiezu noch, wie gezeigt worden, mehrere Abſchnitte der Thidrikſſaga mit den ihr entſprechenden Kämpenliedern. Auch Dietrichs Siegen muß die Erregung ſeines Zornes vorangehn, iſt er aber aufgereizt, blutet er gar ſchon, dann gewinnt er Löwenmuth, ſeine Kraft mehrt ſich, er ficht, als ob noch ein Zweiter in ihm ſei, der Teufel aus ihm fechte, doch er ſelbſt behauptet, bei ihm ſei Gott (Eckenliet, Laßberg Str. 120 bis 124; vgl. Röhn 136. Drachenkämpfe 175. 202); unwiderſtehlich macht ihn die Zornflamme, die ihm aus dem Munde fährt, wie aus einer Eſſe, und damit erklärt wird, daß er, von einem Geiſt erzeugt, ſelbſt ein ſolcher geweſen ſei[1]; in dieſer Glut ringt er dem elbiſchen Laurin den Gürtel ab, [6, 319] der Jenem die Kraft von zwölf Männern verlieh (Laurin, Ettmüller 903 ff. Zacher 457 ff. Schade 845 ff. Heldenbuch von 1509, J 5); wann er ſo ergrimmt iſt, dürfen Dreißig es nicht mit ihm aufnehmen (Raben 973 f.); Wunden, die er geſchlagen hat, werden gemeſſen und ſo befunden, daß kein Schwert es gethan haben könne, ſondern nur der wilde Donnerſchlag vom Himmel (Eckenliet, Laßberg 56, Hagen 60 f. vgl. Rechtsalterthümer 94 f.); wann der Berner im Walde mit den Würmen ficht, ſo bedünkt es, als ob Donner fallen und Blitze ſchießen (Dietrichs Ausfahrt, Stark 258 f., vgl. ebend. 266. Hagen 164 f.). Es muß bemerkt werden, daß die Lieder das Gleichnis des Donnerhalls nicht ausſchließlich von den Schlägen Dietrichs, ſondern auch von denen beider Gegner und der Rieſen eigens gebrauchen[2]; gleichwohl mag dieſer allgemeinere Gebrauch für die Gebirgskämpfe des Berners mit Rieſen und Drachen von älterer, beſtimmter Beziehung herrühren, der aufgewachte Donner grollte nach allen Seiten fort. Die einzelnen Merkmale, in welchen Dietrich dem altnordiſchen Gott ähnlich iſt, gewinnen dadurch an Zuſammenhang und Bedeutung, daß zugleich an den von Jenem bekämpften Ungethümen ſich Mehreres aufweiſen läßt, was den in echterer Geſtalt und mit offenem Namen erhaltenen Thorsmythen entſpricht (Flutdrachen, Sturmrieſen in der Beilage). Genügend erwieſen iſt aber auch die Verehrung des Donnergottes bei deutſchen Völkern: in der niederdeutſchen Abſchwörungsformel aus dem 8ten Jahrh. ſteht Thunaer obenan unter den Dreien, denen namentlich widerſagt wird, die Andern ſind Woden und Saxnot, während in dem Beiſatze der Formel: „und allen den Unholden, die ihre Genoſſen ſind“, noch eine vollere Gemeinſchaft durchſcheint (Maßmann, Die deutſchen Abſchwörungsformeln 67, vgl. Mythologie 184: Sahsnôt = Zio); der Wochentagsname (ahd. toniris tac, Graff 5, 150. 358. 361. agſ. þunresdäg, isl. þôrsdagr, Deutſches Wörterbuch 2, 1252) bringt den Donar zuſammen mit den Gottheiten Zio, Wuotan, Fria (Graff 5, 360); Donnersberg hieß im Mittelalter eine weſtfäliſche Gerichtsſtätte (comitia de Dunrisberg, a. 1103, Mythologie 155), ebenſo eine ſchwäbiſche Burg mit ausgebreitetem Beſitzthum in der Lechgegend (Herberger, Das Batfeld und das Burgfeld, [6, 320] Augsburg 1858, S. 20; vgl. Quitzmann, Die heidniſche Religion der Baiwaren, Leipzig 1860, S. 53), unferne der alten Ziesburg (civitas Augustensis, id est Ciesburc, Bachlechner in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 8, 587 f.), vom rheiniſchen Donnersberge muß noch beſonders die Rede werden. Zum deutſchen Donar vermiſt man die Mythen, zu Dietrichs übermenſchlichen Thaten den Gott, Eines kommt dem Andern entgegen, wenn im Helden der Gott verborgen iſt. Die Vermittlung zwiſchen Götter- und Heldenſage bahnt ſich an, wenn eine dem Wirken des Gottes verwandte und nacheiſernde Thätigkeit des Helden in derſelben ſinnbildlichen Weiſe, die den Mythus geſtaltet, zur Darſtellung gebracht wird. Unter dieſem Geſichtspunkt iſt anderwärts verſucht worden, Züge der Dietrichsſage

---

[1] Vorrede zum Heldenbuch CXX: der ſterkeſt geiſt, der ye oder iemer geborn ſol werden u. ſ. w. Zeugniſſe, Dietrichs Feuerathem betreffend: Heldenſage 407 b; hiezu Dietrichs Ausfahrt, Stark 224, 226, Hagen 104 f. Keller, Fasnachtſpiele 2, 551 (vgl. auch Wittenweilers Ring 241, 14 ff. und Hollands Anm. dazu Vorrede XII). Das Nibelungenlied hat, ſeiner epiſchen Beſchaffenheit gemäß, auch im heftigen Schlußkampfe Dietrichs mit Hagen und Gunther den Feuerathem nicht (vgl. Heldenſage 105); Thidrikſſaga verwendet dieſen nicht bloß für die Begegnung mit dem mythiſchen Widga, ſondern auch, minder glücklich, für den Streit mit Högni, der aber zugleich als Sohn eines Alfs hervorgehoben werden muß (Unger 332. Hyltén 260 vgl. mit Unger 292. Hyltén 220).

[2] Eckenliet, Laßberg Str. 105. Thidr. S. Unger 116. Hyltén 78. Sigenot, Laßberg Str. 105 (Hagen 125). 42. Dietrichs Ausfahrt, Stark

---

Str. 389 (nicht Dietrich betreffend 148. 275. 578. 613. 621. 728). Rother, Maßmann 2734 (Widolt).

auf ähnliche der Thorsfabel zurückzuführen [1]. Der Held, der in Bärenhülle gegen die Rieſen auszieht, findet ſich auch bei Saxo (Müller 1, 26 ff.), wo ein ſolcher (variis ferarum pellibus indutus) die jungfräuliche Gro (altn. Grôa, Lex. myth. 179: virescens, sive florescens, vgl. Egilsſon 274a), auf ihrem Weg zur Waldquelle, von der Werbung eines Rieſen befreit und wo der Name Beſſus, altn. bersi, bessi, bassi, ebenſo entſchieden, wie zuvor Biliver und Wiſſelau, den Bären bezeichnet (Sn. 1, 442. 478. 589. 2, 139, Anm. a. 350. 484a. 567a. Lex. isl. 74a. Egilsſon 51a, vgl. 40a. Deutſches Wörterbuch 1, 1122); Biörn, abermals der Bär, iſt ein Name Thors, ſogar auf einen winterlichen Schlaf des Letztern deutet das Eddalied von ſeinem Erwachen (Säm. 47, 1: reidr var þâ Vingþôrr, | er hann vaknadi u. ſ. w. vgl. Lex. myth. 856) und ſo fragt es ſich, ob nicht auch unter Beſſus urſprünglich der verhüllte Sommergott ſelbſt verſtanden war [2]. Dem weitgreifenden Streite mit den widerſpenſtigen Naturgewalten jeder Art, mit den ungeſtümen Mächten des Winters, den Thurſen des Luftgebiets wie des Steinreichs, des Weltmeers wie des Stromfalls, konnte doch nur eine Götterkraft (Thors âsmegin) gewachſen ſein und nur von einer ſolchen ausgehend haben die auf Dietrich von [6, 321] Bern gehäuften Kämpfe mit Rieſenvolk und Drachenbrut einen faßbaren Zuſammenhang.

Auch ein näheres Eingehen auf den örtlichen Anhalt, den die Roſengartenlieder im Wormsgau gefunden haben, wird den mythiſchen Grundbeſtand derſelben in mancher Hinſicht beſtätigen. „Roſengärten" nannte man in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands bepflanzte Verſammlungsplätze, welche zu volksmäßiger Feſtesluſt beſtimmt waren [3].

---

[1] Oben S. 378 ff. Vgl. über den Thorshelden Halfdan Mythus von Thor 192 ff.; über Beowulfs Drachenkampf oben S. 486 ff.

[2] Die Rettung der mythiſchen Gro vor ihrem Rieſenbräutigam durch den Kämpfer in Bärenlarve (Beſſus-Biörn) ſcheint in der unklaren Wiedergabe Saxos, dem einheimiſche Lieder vorlagen, mit einer urſprünglichen Halfdansſage von der Tödtung des Königs Sigtrygg (Mythus von Thor a. a. O.) vermengt zu ſein; die altnordiſchen Zeugniſſe (Säm. 68, 14 f. Sn. 1, 516. 2, 342. Fornald. S. 2, 9) kennen hiebei keine Grôa als Tochter Sigtryggs und gedenken auch keines Berſi.

[3] W. Grimm, Roſengarte LXXVI; zu dem hier angeführten Roſengarten bei Roſtock vgl. Anzeiger 1, 293: „Säven-Linden up den Roſengahrden", als

Am Ober- und Mittelrheine hießen ſo vielfach graſige, mit Gebüſch durchwachſene Werder, namentlich hatte Worms zwei ſolche Roſengärten und noch heute wird ein dortiger Rheinwerder ebenſo benannt[1]. Nun iſt zwar nirgends ausdrücklich beurkundet, daß Bezirke dieſes Namens zum Sommerſpiele gebraucht waren[2], dafür ſpricht aber, wenn nicht der Name ſelbſt ſchon, doch die ausgeführte mythiſche Bedeutung der Roſengartenkämpfe. Beſonders zeugt noch von Verwendung der Rheinauen zur Frühlingsfeier ein Lied des 13ten Jahrh., welches unter dem Sängernamen Göli geht und aus dem Elſaß zu ſtammen ſcheint, ein Schwerttanz im Freien, das Oſterſpiel: der Sommer hat ſein Gezelt aufgerichtet, der Mai macht ihn ſieghaft, den Rhein entlang grünen Werder und Auen („bi dem Rine ûf gruonent werde und ouwe"), da wird ein tapfrer Geſell aufgerufen, den Stahlhut aufzuſetzen, das Oſterſachs, Oſterſchwert, an die linke Seite zu binden und eine Tanzſchar vor das Thor auf den Waſen zu führen; alsbald [6, 322] ſammelt ſich ein gleicher Hauſe mit langen, zweiſchneidigen Klingen und ſie beginnen das Oſterſpiel, in welchem ein Reigen den andern zu durchbrechen und von der Linde zu verdrängen ſtrebt, die Führer haben ihre

---

ein Wahrzeichen dieſer Stadt. Einer zu Osnabrück, 1525, bei Soltau, hiſtoriſche Volkslieder 295; in Konſtanz ein Haus und bei Rorſchach eine Spielwieſe dieſes Namens, in München ein Gaſthof „zum großen Roſengarten". Über tiroliſche Roſengärten: J. V. Zingerle, König Laurin u. ſ. w. Innsbruck 1850, XXI f. Ebd. Sagen, Märchen u. ſ. w. daſ. 1859, S. 66. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, Zürich 1857, S. 43 ff.

[1] Mone, Unterſuchungen 44 f., wo dieſe rheiniſchen Roſengärten und die Wormſer insbeſondre nachgewieſen ſind; vgl. Ebd. Anzeiger 5, 52. G. Lange, in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik 1840, 115. Rheiniſcher Antiquarius, Frankfurt 1744, S. 481. Reymann und v. Oͤsfeld, Topographiſche Specialkarte von Deutſchland, 58 und 59 Lieferung, 199, Worms. [Wilhelm Hertz, Deutſche Sage im Elſaß S. 80. 216. H.]

[2] Zorns Wormſer Chronik, gegen 1570, ſagt vom Roſengarten nur dies (Arnolds Ausgabe 11): „Wangiones, Wunngauer u. ſ. w. daher haben unſere alten deutſchen poeten urſach genommen, viel von dem ſchönen luſtigen roſengarten und weingau oder fruchtgau zu dichten, welches zum theil wahr, aber alſo verdunkelt, daß der, ſo es verſtehen ſoll, in deutſchen hiſtoriis wohl beleſen ſein muß, zum theil aber lauter mährlein." Auch Caſpar Scheid von Worms, Ein kurtzweilige Lobrede von wegen des Meyen mit Vergleichung des Früſings und Herbſtes, Worms 1551, gedenkt keiner dortigen Maifeier.

Schönen zur Seite, ſie werden im Zurufe der Ihrigen gerühmt, von der Gegenſeite verhöhnt, ein rüſtiges Spiel, bei dem die Kolmarhüte vom Schwertſchlag erhallen und man zur rechten Hand des Daumens bedarf[1]. Die anmuthige Inſel Meinau im Bodenſee war, wie ihr Name in alten Urkunden ergibt, eine Maienaue[2]. Bildlich nennt Heinrich Frauenlob, Meiſter der Singſchule zu Mainz, die Schöne, von deren Wangen ihm Roſen und Lilien leuchten: „min luſt, min meienouwe!“ (Ettmüller 251) und ein Sänger des 15ten Jahrh., muthmaßlich am pfälziſchen Hofe, preiſt reine Frauen, mit innerem Auge geſehen, als eine Maieninſel, einen Maienwerd, ſeines Herzens Aue[3]; Beweiſes genug, welcher Zauber an ſolchen Stätten der Maienluſt haftete.

In den Rittergedichten werden Fürſtenhöfe und große Turniere gern auf den Monat Mai anberaumt, der überhaupt dazu die ſchönſte Zeit iſt[4]. Als im Frühjahr 1495 Maximilian I zu Worms einen

---

[1] MS. 2, 78 f. vgl. 4, 420. 439. Weingartener Handſchrift 196 ff. Haupt, Neidhart XXIV ff. Mone, Unterſuchungen 170. W. Wackernagel, Geſchichte der deutſchen Litteratur 247, 4. W. Menzel, Germania 1, 70. Gewaffnete Tanzſcharen, je mit der ſchönſten Jungfrau eines Gebiets an der Spitze, ziehen auch ſonſt einander entgegen; ſo in einem weitern Lied unter Göli (MS. 2, 79a. Weingartener Handſchrift 195. Haupt, Neidhart XIX): „Ich wil kempſe weſen zuo der linden“ u. ſ. w., beſonders aber in einem anklingenden ſpätern Neidhartsliede (MS. 3, 287 f. Str. 5 bis 9), wo je unter einer Fahne „ein götin“ geht. Vgl. Olai M. hist. l. XV, c. 25. S. 584: Saltationem, seu choream similem a vetustissimo instituto servarunt servandamque docuerunt antiqui, in qua adolescens ductor erat armatus, militarem exercens peritiam, qua postea in invadendis hostibus uti posset. Sequebatur virgo, modestia quadam insignis, quæ fœmineum saltum decenter agebat.

[2] Urkunden von 1143, 1352, 1357: in Maigenowe, in Maigenow, Neugart, cod. dipl. Alem. Nr 1134. 1137. 1145. Stumpff, Schweizerchronik 5tes Buch, Blatt 53b: die luſtig Inſel, Maynow genennt u. ſ. w. vor zeyten von luſts wegen die Meyenow geheißen. Vgl. Schwabs Bodenſee 2, 82.

[3] Heidelberger Handſchrift 313, Blatt 495: Ein reynes wib gehür[e] | kann nymant übergeſten, | ich hans für abentüre | vnnd zel mir das wol ſelber zu dem beſten, | das ich ſie noch mit innern augen ſchaw[e], | ſie ſind mynr frewdenn ſal, ein meyen-jnſel-werd, myns herczen awe.

[4] Parzival 281, 16 ff.: Artûs, der meienbære man, | ſwaz man ie von dem geſprach, | zeinen pfinxten daz geſchach, | odr in des meien bluomenzit.

[6, 323] durch glänzende Kampfſpiele verherrlichten Reichstag hielt, war dabei zwar, wie lange zuvor ſchon bei einer Turnierfahrt Ulrichs von Liechtenſtein durch oſtdeutſche Länder (Lachmann 450, 13 bis 504, 18), die Tafelrunde des Königs Artus das ritterliche Vorbild, gleichwohl gedachte die als Botin aller Edelfrauen verordnete ſchönſte Jungfrau des Hofes in feierlichem Aufrufe beſonders noch der Kämpfe, die einſt von kühnen Recken hier in Roſengärten geübt worden; dem Herzoge von Sachſen, der ſich im gewaltigen Speer- und Schwertſpiele hervorgethan, verehrte die Königin ſelbſt einen Kranz mit gar ſchönem Kleinode[1]. In volksthümlichem Andenken erhielt ſich auch zu Worms noch weiterhin das Rieſenthum des Roſengartens. Der Pritſchenmeiſter Lienhard Flechſel erzählt in ſeiner Beſchreibung des daſelbſt im Jahr 1575 gehaltenen Armbruſtſchießens, wie er auf ſeinem Gange durch die Stadt die in Eiſenketten an der Münze aufgehängten Rieſengebeine, dann an der Trinkſtube die Rieſen mit ihren Eiſenſtangen und Grimhilden, einen Kranz herbeitragend, gemalt ſah[2]. Ein bekannter Meiſterſang

---

Vgl. Titurel, Hahn 1407. 1615 ff. Ulrich von Lichtenſtein, Lachmann 64, 5 ff. Turnei zu Nantes (Maßmanns Denkmäler 1, 139): do was der plan beſtrouwet | von des meien ſuezekeit, | gras und bluomen an geleit | het er nach wunnenklicher art. [Vergl. auch mein Buch über Creſtien von Troies S. 149. 150, Anm. 1. H.] Noch gegen Ende des 15ten Jahrh. ſchildert Felix Fabri aus Ulm die Mailuſt ſeiner Zeit, welche den Pilgern im meerumfloſſenen Venedig verſagt iſt, mit Folgendem (Evagatorium 1, 93): Majus delectabilis et lætus mensis u. ſ. w. Et quia circumdati aquis sumus, ita ut non pateat nobis pro nostro solatio et pro deductione temporis exitus ad floridos hortos aut ad amœnos campos, aut ad umbrosas silvas, aut ad viridia prata, aut ad voluptuosa viridaria arborum, florum, rosarum et liliorum, nec venationibus vacare possumus, nec hastiludiis aut choreis interesse decet, idcirco meum consilium est u. ſ. w.

[1] Wilwolt von Schaumburg, herausgegeben durch Keller, 158 f. (vgl. 166 oben), beſonders die Stelle: wie in diſer ſtat Wurmbs vor zeiten die aller manlichiſtin künig, fürſten und ritter inwanung gehabt und, an in breis zu gewinnen und verlieſen, mancher küner reck iren hof geſuchtn, vor den künigin und frauen ir werdes lob gemert, manche ritterſpill, auch kempflich ernſt in roſengarten und ander enden geübet.

[2] Heidelberger Handſchrift 405, Blatt 13 f. Rheiniſcher Antiquarius 489: Gleich nächſt dem Dom u. ſ. w. ſteht auf freyer Straße ein großer ſchlechter Stein oder Felſe, von dem die Sage iſt, daß er von einem Rieſen aus dem Roſengarten über den Rhein herüber geworfen worden u. ſ. w.

beſtellt bildweiſe die zwölf Altmeiſter zur Hut des dichteriſchen Roſengartens (MS. 4, 887 f. Germania 5, 217 ff. [Schriften 2, S. 288. H.]). Heimiſch am Rheine bei Worms bewährt ſich der Fergenname Norprecht; in einer 1290 durch Rath und Bürgerſchaft dieſer Stadt ausgeſtellten, mit dem Stadtſiegel verſehenen Urkunde, zur Beilegung von Streitigkeiten zwiſchen dem Kloſter Schönau und den widerſpenſtigen Rheinfergen an der Überfahrt Vertelvar, ſind als die letztern genannt: Burkardus, [6, 324] Norpertus et Gnanno, naute in passagio Vertelvar juxta Scarram[1]; dieſer Rheinübergang zwiſchen Worms und Heidelberg war von den Pfalzgrafen nach 1282 dem Kloſter Schönau überlaſſen worden[2].

---

[1] Die Wormſer Urkunde von 1290 hat Mone (Zeitſchrift 9, 423 f.) bekannt gemacht, mit dem Anfügen: „Es ſcheint, daß einige Umſtände dieſes Jahrs als geſchichtliche Züge in die deutſche Heldenſage aufgenommen wurden, nemlich der grobe Ferge Norprecht im Liede vom Roſengarten, welches um die Zeit obiger Urkunde gemacht wurde und ſowol den Namen eines Färchers als auch die Grobheit der Schiffleute aus der Wirklichkeit entlehnt haben mag.“ Der Name Nordberaht findet ſich ſchon ſeit dem 8ten Jahrh. (verſchieden geformt: Nordpraht, Norbrat, Nortbert, Norbert) in Urkunden, welche das Wormsgau oder deſſen Nachbarſchaft betreffen (z. B. Scriba 3, 1. Cod. Laur. 1, 490. 501. 2, 58. 165).

[2] Mone, Zeitſchrift 9, 434 (Guden, syll. S. 276). Von den Boten Krimhilts nach Bern heißt es (Roſengarte 73 f.):

dô ſchiften ſie vil balde ze Wormez über Rin,
dá muoſten ſie die êrſte naht ze Heidelberge ſin.

Der Hader mit dem widerwilligen Fährmanne geſtaltet ſich mehrfach im Mythus und als epiſche Zubehör der Heldenfahrt. Mythiſch im altn. Harbardsliede für Thors Widerkehr vom Oſtlande (Mythus von Thor. 84 ff.). Im Nibelungenlied erſchlägt Hagen erſt den getäuſchten Donaufergen, tritt dann ſelbſt an deſſen Stelle und wirft, um die Weiſſagung der Waſſerweiber zu prüfen, den Kaplan des Königs in den Strom. Thidrikſaga kennt zwar Högnis Gewaltthat am Schiffmann (Unger 313. Hyltén 241), aber nicht die am Prieſter verübte. Den Rheinfergen Norprecht zwingt umgekehrt der handfeſte Mönch Ilſan zur Überſchiffung (W. Grimm, Roſengarte C, 809 ff. D, 639 ff., S. 26 ff.). So ſtehen ſich in verſchiedener Weiſe Fährmann und Prieſter feindlich gegenüber und dies gemahnt daran, daß von Alters her, ſchon im 9ten Jahrh., die Begegnung eines geweihten Prieſters zu den unheilbringenden Angängen zählte (Mythologie 1074. 1077 f.). Insbeſondre den Schifferglauben bezeugt noch 1736 ein däniſcher Geiſtlicher, Ericus Pontoppidanus (Everriculum fermenti veteris u. ſ. w. Hafn. S. 102): nauclerus in Fionia Neapolitanus [aus Nyeborg auf Fünen], viso, quod mea Crucisoram [Korſöer]

Landeinwärts war die Stadt Worms benachbart mit der alten Reichsburg Alzei (Roſengarte, Pfälzer Handſchrift Z. 606, Germania 4, 26: daz riche zu Alzheim). Mittelſt Urkunde von 1393 ernennt Pfalzgraf Ruprecht der ältere zum König über alle fahrende Leute in allem ſeinem Land und Gebiete den Wernher, Pfeifer von Alzei, auf deſſen Lebenszeit[1], [6, 325] gleicherweiſe, wie 1385 der Erzbiſchof von Mainz ſeinen Pfeifer und Diener Brachte, in Anerkennung deſſen ehrenhaften Verhaltens bei der Belagerung von Salza zum König fahrender Leute durch das ganze Erzbisthum, mit allen einem ſolchen Könige bisher zugeſtandenen Rechten, verordnet hat (Gudenus, Cod. diplom. anecdot. 3, 578) und wie noch 1400 der Herr von Rappoltſtein im Elſaß das dortige Ambacht fahrender Leute ſeinem Pfeifer Henſelin verleiht, er ſelbſt der eigentliche Pfeiferkönig, der den Beliehenen zum Stellvertreter nimmt[2]. Das Siegel der Stadt Alzei (secretum minoris opidi Alceia, an einer Urkunde von 1276, Günther im Archiv für heſſiſche Geſchichte 3, 134 f. Fig. 79) zeigt eine Geige mit Bogen auf roſenbeſtreutem Grunde, gleichartig iſt, auch ſchon im 13ten Jahrh. (1262, 1285), das Wappen adlicher Dienſtleute daſelbſt, der Truchſäße und der Winter von Alzei[3]. Nachher gab man dem Stadtſiegel die Geſtalt,

---

cogitantis in trabem ipsius infunderentur impedimenta, vehementissime indignatus Stygias jurando undas sancte asseveravit, inominatos plerumque navium costis vectores esse sacerdotes eoque peritioribus magistris nomine invisos.

[1] Auch das von Mone, Zeitſchrift 9, 127, nachgewieſen; der Pfalzgraf bekennt mit dieſem, nur abſchriftlich vorhandenen Briefe, „das wir Wernhir, Pfifer von Altzei, unſer recht hofgeſinde, in allem unſerm lande und gebiete ubir alle varnde lute zu künge gemachet haben, alle furgabe und recht zu haben vor allen farnluden, als farnludekunige billich und von gewonheide vor andern farluden haben ſollen, ane alle geverde, alle ziit, die wile er lebet.“

[2] Scheid, Diss. de jure in musicos u. ſ. w. Straßburg 1719. F. W. Barthold in den Blättern für litterariſche Unterhaltung 1852, S. 653 ff. Alſatia, 1856 bis 1857, S. 21. [Vgl. O. Gierke, Der Humor im deutſchen Recht. Berlin 1871. S. 21. H.]

[3] Mone, Zeitſchrift 2, 443 f. vgl. Kausler im Anzeiger des germaniſchen Muſeums 1859, Nr 9: „nicht Sterne, ſondern Roſen ..., eine Hinweiſung auf die Hut des Roſengartens.“ Blumen im Grund oder am Rande der Siegel erſcheinen zwar häufig als bloßes Schmuckwerk, doch iſt ſchon der beſondre Gebrauch desſelben auf Frauenſiegeln bemerkenswerth (Günther a. a. O. 45, Anm. 170; vgl. Sphragiſtiſches Album u. ſ. w. Beilage A zu Hohenlohe,

daß der aufrechte pfälziſche Löwe die Geige in den Klauen hält (Widder, Beſchreibung der Kurpfalz 3, 38. Heldenſage 323 f.) oder ohne dieſelbe der Schild mit dem Löwen von Roſenzweigen umrankt iſt (Günther a. a. O. Fig. 80). Um des Wappenbilds willen wurden die Bürger von Alzei ſpottweiſe die Fiedler genannt (Widder 4, 410). Im Alzeier Weisthum, muthmaßlich aus dem 13ten Jahrh., iſt auch eines Hofes der Volkerte gedacht [1]. So kommt denn in den [6, 326] Roſengarten zu Worms Volker von Alzei, der videläre, der kühne Spielmann, in ſeinem Schild eine Fiedel oder mehrere führend, oder gar dieſelbe auf dem Rücken tragend (W. Grimm, Einleitung X), und er gehabt ſich in dieſen Liedern billig um einen Grad ſpielmänniſcher, als im Ernſte der Nibelungennoth [2]. Nicht unberührt darf hier bleiben, mit Hinſicht auf die volksüblichen Kampfſpiele zwiſchen Sommer und Winter (Schriften 3, S. 17 ff.), daß im Alzeier Zinsbuche vom Jahr 1429 unter den Burgmannen, „die uf die Burg zu Alzei gehörent", aufgezählt ſind: Henrich Wynter (etwa vom vorgenannten Stamme der Winter von Alzei), Sumer von Beymburg (Baumburg, Alt-Bamberg, unweit

---

Eliſab. 1292) und, bezüglich auf den Roſengarten, Ilſans Rede (Heldenbuch, Druck von 1509, F 5b):

Ich müß auch roſen brechen   Vnd kleiden mynen ſchilt.

(Vgl. noch Germania 4, 25, 567 f. Grundtvig, Danske Folkeviser 1, 73 u. 85 u. 87, 38.)

[1] Widder 3, 3 ff. (J. Grimm, Weisthümer 1, 798 ff.) Dieſes Weisthum, obgleich nur im Auszug und nach einer 1589 beglaubigten Abſchrift mitgetheilt, enthält ſehr alterthümliche Beſtimmungen, S. 4 f.: wer auch des Pfalzgrafen Dienſtmann Kampfs anſpreche, der Raugraf ſoll vor ihn kempfen mit Kolben und mit Schilde und wo dies [der] Raugraf fällig würde, da ſoll man dem Dienſtmann ſein Haupt abſchlagen mit einem [einer] ſilber Borten [barten] und mit einem güldin Schlegel u. ſ. w. Es verleihet auch unſer Herr der Pfalzgraf uff dem Steine zu Alzei fünzehnthalb Grafſchaften u. ſ. w. er hat auch das Gebiete von dem gehauen Stein in dem [den] geſalzen See, ſofern man ſiehet einen rothen Schild an einem Maſtbaume. Iſts auch, daß des Pfalzgrafen Dienſtmann ſeine Huld verlieſet, der ſoll fahren zu Alzei uff den Hof und ſoll darab nit kommen in dem Jare, um den Hof ſoll auch ein Seyden Faden gehen. (Vgl. Roſengarte 167. [Gierke, Der Humor im deutſchen Recht S. 38 f. H.])

[2] Altnordiſch (Säm. 183. 143, 30. 148, 31. 156, 62. Sn. 1, 364. Fornald. S. 1, 220) ſchlägt König Gunnar ſelbſt meiſterhaft die Harfe, wie König Rother im deutſchen Gedichte.

Kreuznach, A. Kölner, Geſchichte der Herrſchaft Kirchheim Boland u. ſ. w. Wiesbaden 1854, S. 265 ff.), auch einer des Namens Roſegarten[1].

Mit den aufgeführten Wahrzeichen wormsgauiſcher Sagenheimat ſtimmt es wenig überein, daß im Zwölfkampfe die dortigen Recken, „die Rinherren“ (Roſengarte 1935), auf heimiſchem Boden, durchaus unrühmlich unterliegen, die Helden aus dem fernen Amelungenlande den Siegeskranz davontragen; aber eben hiedurch darf man ſich in der Anſicht beſtärkt finden, wonach der Streit in urſprünglichem Sinne nicht ein epiſcher Dietrichs von Bern mit den Rheinfranken war. Vom Südoſten vordringend, wurde Dietrich Herr und Meiſter des geſammten deutſchen Heldenkreiſes, dem dann auch der Rieſenkampf am Rheine ſich einfügen muſte. Davon iſt ein andermal (Schriften 3, S. 17 ff.) eigens gehandelt worden, wie die beiden Jahreszeiten als allegoriſche Weſen ſtreithaft einander entgegentreten, ihr einfaches Wettſingen ſich zum belebteren Bühnenſtück entwickelt, ferner wie das Einholen des Maienröschens, des Maienkranzes, des [6, 327] Maibaumes, bald als ſchlichte Kinderluſt und ländliches Vergnügen, bald zur prunkhaften, gänzlich kriegsmäßigen Maienfahrt ſich geſtaltet und wie letztere beſonders wieder an die Grenze der Mythenbildung hinaufrückt. Zwei dramatiſche Zurichtungen des Roſengartenſtreits, die eine auf Bruchſtücken einer mit 1533 gezeichneten Handſchrift, die andre durch Hans Sachs in ſeiner „Tragedia“: der hörnen Sewfriedt, 1557, geſtatten nun freilich keinen Schluß auf ältere Vorlagen in Geſprächsform[2]. Das Feſtſpiel zum Drama auszubilden, dazu waren im deutſchen Mittelalter die Bedingungen nicht vorhanden. Die Bühne war hier, wie bei den neueren Völkern insgemein, kirchlichen Urſprungs. Mythiſches fand beſſern Anhalt im Epos, wo ſchon verwandte Beſtandtheile ſich darboten. Das Heldenlied aber hatte bereits ſeine Bahn zurückgelegt, als das weltliche Schauſpiel ſich hervorarbeitete. Traten kämpfende Geſtalten aus dem Mythus und nachmals aus dem Epos in die Aufzüge der Sommerfeier ein, ſo hat man ſich ihre Theilnahme mehr nur als eine mimiſche, nicht als eine vollſtändig dramatiſche vorzuſtellen [1]. In weiter Zeitferne liegt es, daß ſchon König Pipin, der die fränkiſche Heeres- und Volksverſammlung vom Merz in den Mai verlegt hatte, dieſelbe 764 zu Worms abhielt [2], ſodann daß Worms und nächſt dieſem Achen, wo denn auch der Bär Wiſſelau ſein Hofkleid empfieng [3], am häufigſten als die Orte genannt werden, [6, 328] dahin Karl der Große zum Maifeld einberief [4]. Wieder im Merz 842 vereinigten ſich zu Worms die königlichen Brüder Ludwig und Karl, die Sieger bei Fontenaille, ließen ihre Heere zwiſchen Worms und Mainz lagern und es wurden dort Kampfſpiele gröſten Maßſtabs, mit rüſtiger Theilnahme der Könige ſelbſt, ausgeführt (Nithardi histor. 3, 6). War bei ſolchen Zuſammenkünften in Waffen die Heerſchau, bei den Kampfſpielen die kriegeriſche Übung das hauptſächliche Abſehen (Nithard a. a. O.

---

[1] Widder 3, 24 f. Sumar, im Kreichgau begütert, ſchon aus karolingiſcher Zeit, Cod. Lauresh. 2, 433. Ebenſo der im wormsgauiſchen Ortsnamen Winteresheim, Wintrisheim, haftende Mannsname, daſ. 2, 54 ff. Bei den Winter von Alzei war es ſchon im 13ten Jahrh. Geſchlechtsname, mit Vorſetzung eines perſönlichen, wie in der Urkunde von 1285 (Mone, Zeitſchrift 2, 443): Wernherus et Philippus, fratres, dicti Winter de Alzeia, mit der Fiedel im Wappen. Vgl. hieher oben S. 515, Anm.

[2] W. Grimm, Bruchſtücke einer Bearbeitung des Roſengartens in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 11, 243. Hans Sachs, 3tes Buch, Nürnberg 1561, 2ter Th. Bl. 233 ff. Auch die verwandte Fabel vom wilden Wunderer iſt als Erzählung (Keller, Erzählungen 1 ff.) und als Spiel (Ebd. Fasnachtſpiele 2, 547 ff.) behandelt.

---

[1] Sie war etwa der Art, wie der feſtliche Umzug des Rieſen in Städten und Dörfern Oſtflanderns und Nordbrabants (Willems, Oude vlaemsche Liederen, Gent 1848, S. 299); oder wie Gilles de Chin und der Drache beim Dreifaltigkeitsfeſte zu Mons (Schayes, Essai historique sur les usages des Belges, Louvain 1834, S. 150 f. Wolf, Niederländiſche Sagen S. 121 f. 677 ff.), oder Robin Hood, der Held engliſcher und ſchottiſcher Balladen, bei den Maiſpielen, die in förmliche Bühnenſtücke ausſchlugen (Robin Hood u. ſ. w. London 1820, S. XLI ff. LXII ff. vgl. Th. Wright, Essays u. ſ. w. London 1846, 2, 204 ff.).

[2] Annal. Laurish. ad a. 764: Rex Pipinus, distracto in diversa animo, propter duo bella, Aquitanicum scilicet, jam olim susceptum, et Bojoaricum, propter Tassilonis ducis defectionem suscipiendum, populi sui generalem conventum habuit in Wormatia civitate, dilataque in futurum expeditione, illo anno domi se continuit.

[3] Wiſſel. V. 282 ff.: Doen hiet brengen Gernout | Wisselauwe, den hi was hout, | sinen roc diere | van ·IIII· quarteneren, | dien hi dede maken | doen hi ten hove tAken | met Karel was gevaren.

[4] Waitz, Deutſche Verfaſſungsgeſchichte 3, 483, Anm. 3: 770. 772. 776. 781. 786. 787. 790 zu Worms; 797. 802. 811. 812. 813 zu Achen.

ludos ... causa exercitii frequentabant), ſo iſt doch gedenkbar, daß die hier angeſammelte Volksmenge ſich nicht jedes feſtlichen Bezugs auf die anbrechende Jahreszeit enthalten habe. Wenn ſodann in den Roſengartenliedern und im Dietleib ſich vor Worms ganze Heerhauſen zuſammenfinden und in letzterem Gedichte dort die nichtdeutſchen Völker in Dietrichs Gefolge, Hunen, Preußen, Polen, zum erſtenmale Turnierſpiel kennen lernen (Dietleib 8275 ff.), ſo gemahnt dies wie ein ſpäter Nachklang altwormſiſcher Waffenſchau. Immerhin bleibt der wahrſcheinliche Verband ſolcher kampfgerüſteter Volksverſammlungen mit den Jahresfeiern der germaniſchen Vorzeit zu beachten[1]. Eines der drei altnordiſchen Hauptfeſte war gleichmäßig beſtimmt, den Sommer zu empfangen (þa ſagna þeir sumari, ein auch deutſch fortlebender Ausdruck) und um Sieg zu opfern (at sumri, þat var sigrblôt, Mythologie 38. Rechtsalterthümer 245). War aber, vor dem epiſchen Dietrich, zur Bezwingung des Rieſenvolks ein göttlicher Streiter berufen, ſo blickt ja weitherein auf das Wormsgau und den Lauf des Rheines der mächtigſte deutſche Donnersberg[2], vor [6, 329] allen andern beſchaffen, nach dem Gotte genannt zu ſein, bei deſſen Aus- und Anfahrt alle Berge zittern und die Felſen brechen[3]. Mit der Verdunklung des

---

[1] An die Verſammlungen unter Karl dem Großen zu Worms und Achen reihen ſich andre bei oder zu Mainz 795. 800. 803 (Waitz, a. a. O.), gleichfalls auf fränkiſcher Erde (vgl. Ficker, das deutſche Kaiſerreich, Innsbruck 1861, S. 58). Berühmt iſt ſpäter das große Reichsfeſt daſelbſt an Pfingſten 1184, wobei Kaiſer Friedrich ſeinen zwei Söhnen Schwert gab (Otto S. Blaſ. C. 26: nihilque hic ad ostendendam mundanæ miseriæ gloriam abundantia victualium, varietate vestium, phaleramentis equorum, delectatione spectaculorum defuit. Vgl. Eneit 13021 ff.); mainziſche Sommerfeier eines deutſchen Kaiſers Konrad, Corras, in altfranzöſiſcher Dichtung bei A. Keller, Romvart 575 ff. (vgl. Görres, Altdeutſche Volks- und Meiſterlieder, Einleitung LVIII ff.). Des Mainzer Königs fahrender Leute iſt nach der Urkunde von 1385 oben S. 524 gedacht und für Mainz iſt auch 1325 ein hortus rosarum, ſowie 1363 und 1410 ein Haus zum Roſengarten beurkundet (Dahl in den Quartalblättern des Vereins zu Mainz, Jahrgang 1831, S. 43. Mone, Unterſuchungen 44).

[2] In einer Urkunde von 869: Thoneresberg, Schannat, hist. ep. Wormat. probat. S. 9. Mythologie 154 f. vgl. Förſtemann 2, 1386. [Zweite Bearbeitung Sp. 1456. H.] von der Hagen, Heldenbuch 8⁰. 1, LXII.

[3] Säm. 45, 55: Fiöll öll skialfa, | hygg ek â för vera | heiman Hlôrrida. 49, 21: biörg brotnudu, | brann iörd loga, | ôk Ôdins son |

Gottes durch den Helden muſte zugleich der Berg, der Jenem geweiht war, in den Schatten treten. Einer Reihe rheinländiſcher Berggipfel ſind Erinnerungen deutſcher Helden- und Götterſage aufgedrückt; dort ragen der Eckartsberg zu Breiſach und Walthers Wasgenſtein, Brunhildenbett auf dem Feldberge (Urkunde von 1043: lectulus Brunnihilde, Heldenſage 155), der Drachenfels an der Hard, auf das Siegfriedslied bezogen, und ein andrer des Siebengebirgs (Drekanfils), von welchem die Sturmrieſen Ecke und Faſold ausfahren, letzterer Burgfels erhebt ſich gegenüber vom Godesberg, früher Wödenesberg (Urkunde von 947. 974. Mythologie 139), der jedoch ebenſowenig, als oberhalb der Thoneresberg und rheinabwärts die Thiusburg (Duisburg, Förſtemann 2, 1372, vgl. 420. [Zweite Bearbeitung, Nordhauſen 1872, S. 1441. 466. H.] Mythologie 179 f. 373. 1209), außer dem Namen, eine den Gott betreffende Kunde gewahrt hat, nachdem in der „niederdeutſchen, altfränkiſchen, vielleicht ripuariſchen" Formel den gewaltigen Thunaer, Woden und Saxnote längſt abgeſchworen war (oben S. 518. Mythologie 146 f.).

Mit der Umwandlung deutſcher Götterſage zum Heldenliede vertrug ſich überhaupt nicht die Fortdauer eines reinmythiſchen Gepräges, wie dies in den heidniſchen Eddaliedern erhalten blieb. Verſchieden waren auch ſchon die Anſchauungen und Eindrücke, die ſich der Bildung des Naturmythus geboten hatten, dort im Gebirg und Meere des hohen Nordens, hier aus den rätiſchen Alpen und vom Rheinſtrom. In letzterer Weiſe jedoch ſind Dietrichs Kampfabenteuer mit Rieſen und Drachen jetzt noch voll des friſchen Naturlebens, von dem ſie ihren Ausgang nahmen. Im Eckenliede rauſcht noch immer der unbändige Sturmgeiſt, zum Schrecken der Vöglein und alles Gethiers, durch die krachenden Bergwälder (Beilage). Selbſt in dem ſpäten Dichtwerke von Dietrichs erſter Ausfahrt waltet, mitten unter dem gezierteſten Hofweſen, noch ein reger Sinn für die großartige Gebirgswelt, deren gewaltſamſte Erſcheinungen als Rieſenvolk und Drachenbrut dargeſtellt ſind. Die Abenteuer bewegen ſich im wilden Lande Tirol, im

---

í iötunheima. Fornm. S. 2, 154: svå mörg ok mikit þrekvirki sem Þórr hafdi unnit, farit ígegnum biörg ok brotit hamra. (Mythus von Thor 22.)

finſtern Walde, [6, 330] darin man den hellen Tag nicht ſpürt [1], wo nur enge Pfade durch tiefe Tobel, Thäler und Klingen führen, zu hochragenden Burgfeſten, deren Grundfels in den Lüſten zu hängen ſcheint [2], wo der Verirrende ein verlorner Mann iſt, der einſam Reitende ſich ſelber in den Tod gibt [3]. Dort, wo ein Bach vom hohen Fels herbricht, da ſpringt der grimmige Drache, Schaum vor dem Rachen, fort und fort auf den Gegner los und ſucht ihn zu verſchlingen [4]; wieder „bei eines Brunnen Fluſſe“, vor dem Gebirge, das ſich hoch in die Lüfte zieht, ſchießen große Würme her und hin und trachten, die Helden zu verbrennen [5]; bei der Herankunft eines ſolchen, der Roſs und Mann zu verſchlingen droht, wird ein Schall gehört, recht wie ein

---

[1] Ausgabe von Stark, Str. 740 (H. 893): in diſem wilden lande. 757 (H. 909). 127: in diſem finſtern walde. 205. 218. 707 (H. 860). 618 (H. 628): Er [Wolfh.] ſprach: „traut veter Hildeprant, | nun weiſt mich in die wilde!“ | er ſprach: „reit gen Tirol zuhant u. ſ. w. | als pald du kumeſt in den walt, | du ſpüreſt keinen hellen tag“. 620 (H. 629): „der teufel pawet diſen walt | und wont mit haus dar innen. | ich ſach auf erd nie wilder hag: mir hat Hilprant gar war geſeit, | gar kaum ſpür ich den hellen tag“.

[2] Str. 341 (H. 220): ſein fart er [Bibung] von den ſtraßen brach | auf gen den hohen leiten, | viel mangen pfat eng unde ſchmal, | die wilden tobel, tiefe tal | muſt er durch forchte reiten, | pis er die guten purk anſach u. ſ. w. 490: ſi furen manig leiten | und manig tiefen klingenpfat. 417: da lag ein hohe feſte u. ſ. w. | wie daz in luften lag der ſtein. 418: Die feſte was unmaßen gut, | vor ſturm und ſteigen wol behut, | mit merbelſtein gepawet | auf einem perg an maßen hoch; | die burk auf gen den lüften zoch.

[3] Str. 584 (H. 389): nun forcht ich, kumpt ir in den tan, | ir wiſt nit, wo ir keret, | ſo ſeit ir ein verlorner man u. ſ. w. | kumt ir alein hin in den walt, | ir gebt euch ſelber in den tot.

[4] Str. 293: Sie hetten einen herten ſturm, | gar grimmig was der wilde wurm, | die augen im geliſſen; | gar oft er nach dem fürſten ſprang, | mit ſeinen ſcharpfen claen lang | er wolt in han zuriſſen. | ein ſchawm vor ſeinem munde lag, | das feur da von ihm ſcheſſe u. ſ. w. 294 (H. 173): Er treib den herren durch ein bach, | der von eim hohen felß her brach | gar tief in einem grunde u. ſ. w. | da ginet auf der wilde track | und wolt in han verſchlunden u. ſ. w. 295 (H. 174).

[5] Str. 706 (H. 859): Sie zugen furbas in den walt | die recken alle junk und alt | zu eines prunnen fluſſe. | vor eim gepirge, das was hoch, | das ſich auf in die lufte zoch, | gen in gar ſchnell her ſchuſſen | manch großer wurme her und dar, | wolten die held verprennen.

Donnerſchlag, davon das ganze Gebirg ertoſt[1]. Leicht [6, 331] erkennbar ſind dieſe Ungethüme gleichbedeutend mit den ſiedenden, donnernden Waſſerſtürzen ſelbſt[2]. Dazwiſchen ertönt, ebenſo donnerartig, das gräßliche Schreien der Rieſen; als Dietrich mit tödlichem Steinwurf einen jungen Rieſen getroffen hat, ſtößt dieſer ſo grimmen Schrei aus, als bräche der Himmel entzwei[3], und ſeine Genoſſen erheben eine Wehklage, die man vier Meilen weit über Berg und Tann vernimmt, die ſtärkſten Thiere fliehen aus der Wildnis, die Zwerge werden zur Flucht in Höhlen und Klüfte aufgerufen, es iſt, als wären die Lüfte erzürnt, der Grimm Gottes im Kommen, der Teufel herausgelaſſen, die Welt verloren, der jüngſte Tag angebrochen[4]; ein ſtarker Rieſe „Felſenſtoß“

---

[1] Str. 621 (H. 630): da hort er ein geſchelle, | recht als ein donderſchlag her ſchos, | dar von das ganz gepirg erdos. | da ſach er alſo ſchnelle | ein großen wurm her gen im gan | mit aufgetanem munde. | da meint Wolfhart, der küne man, | er welt in han verſchlunden, | das roß und auch dar zu den man.

[2] Vgl. oben S. 484 f. Der zaghafte Zwerg Bibung erzählt (H. 834): ich ſach den [wurm] alſo wit | ginen mit ſime giele, | des ich wonde zu derſelben zit, | er hette wol drige kiele | verſlunden und den Dunresberg. Hiezu oben S. 528, Anm. 2.

[3] Str. 582 (H. 396): junkfraw, ir habt vor nit vernumen | ſchreien riſen unde würme, | ich bin in oft zu handen kumen | in ſtreiten und in ſtürmen. | der ris lis einen grimmen ſchrai, | und da ich in zu tode warf, | ich want, der himel wer entzwei.

[4] Str. 577 (H. 391): vir meil weit uber perg und tan | ward man des clagens innen u. ſ. w. | des manig menſch gar ſer erſchrak; | in amacht viel die herzogein. 578 (H. 392): Ir clag und ſchreien was ſo groß, | und das es alſo weit erdoß. | ir ungefuges clagen | daz horten pern und leben ſtark, | das gewürm ſich da alls verpark, | das wilt gund alls verzagen, | es furcht den ungefugen ſchal, | der alſo kam gedoſſen, | recht als ein wilder donderſal | vem himel kem geſchoſſen. | des wildes mut was gar verzagt, | ſie liefen auß der wiltnus gar, | ſam het man ſi dar aus gejagt. (Vgl. Sigenot, Schade Str. 85.) 579 (H. 393): Die ſtimm erhal in mangen perk, | da hort gar ferre ein kleines zwerk | das rufen und das ſchreien. | das zwerglein pald von dannen lief, ſein mag und freünden es da rief, | graf, ritter, edel, freien: | „nun fliht, ir frawen und ir man, | in perges höl und clüfte | und ſecht des himels wolken an! | erzurnet ſein die lüfte, | es kumt der grimmig gottes zorn; | der teufel der iſt außgelan, | ich main, die welt ſei gar verlorn.“ (Vgl. Säm. 6, 52: gnyr allr iötunheimr u. ſ. w. | stynja dvergar fyr steindurum.) 580 (H. 394): Sich hub ein michel fliehen ſtark u. ſ. w. 581 (H. 395): die

läßt ſeine Stimme gleich einer Orgel erdröhnen, man hört ſie über Berg und Thal, überall erſchrecken die Leute und ſelbſt der ſonſt unerſättliche Kämpe Wolfhart meint, die Berge ſeien entzwei, die Hölle aufgeweckt, alle Recken ſollen flüchtig werden [1]; auch die Rieſen [6, 332] hauſen am betäubenden Lärm eines Bergwaſſers, bei einer Mühle und zunächſt einer tiefen Höhle [2]. Genauere Unterſcheidung zwiſchen Sturm- und Winterrieſen, Stromrieſen, Bergrieſen würde man hier, in ſo verſpäteten und überladenen Schilderungen, vergeblich ſuchen, aber nur um ſo bemerkenswerther iſt es, daß im Allgemeinen der Zuſammenhang jener fabelhaften Geſtalten mit ihrer landſchaftlichen Umgebung ſich friſch und lebendig erhalten hat. Hier in der Wildnis des Hochgebirgs, wie anderwärts in der Wüſte des Meeres, gährt noch etwas

---

welt in großen noten ſtat, | ir wil ein ende weſen, | wan niemant freüd gehaben mag; | wir glauben all in diſem land, | und das hie ſei der jüngſte tag. 613 (H. 622): mein her ein riſen warf zu tot | mit einem großen ſteine, des kam der furſt in große not. | nun merket, wie ichs maine! | vil manig herz gar ſer erſchrak, | die riſen teten manchen ſchrei, | recht ſam es wer ein tonderſchlak.

[1] Str. 663 (H. 732): Ein ſtarker ris bis Felſenſtoß, | des ſtimm recht als ein orgel doß, | wan man ſi hat geſtimmet; | daz hort man uber perk und tal. | die leut erſchraken uberal, | ſein herz was im ergrimmet. | Wolfhart ſprach: „wannen kumt der ſchrei, | der manig herz erſchrecket? | ich main, die perg ſein ganz enzwei, | die hell iſt aufgewecket. | got verleih uns den ſeinen ſegn! | flieht all, ir werden recken gut! | ich han des leibes mich verwegn“.

[2] Str. 503: er [Dietr.] folgt dem waſſer, das da floß, | und kam zu einer müle, | da lag ein ris, was lank und groß, | bei einer tiefen hüle. 551 (H. 365): So ſprach der wunderkün weigant [Helf.]: | „die wurk die iſt mir wol bekant, | dar under leit ein müle, | da hat das waſſer großen bracht; | da ligen die zwelf uber nacht | gar nah bei einer hüle. | ſo kum wir heimelichen dar, | des müg wir wol genießen, | ſi werden unſer nit gewar, | daz macht des waſſers fließen“ u. ſ. w. Die Rieſenmühle ſcheint eben auch die Wirbel des Stromfalls zu bedeuten. Nach altnordiſcher Anſchauung und Dichterſprache iſt die brandende See, insbeſondre der rauſchende Meeresſtrudel, Mahlſtrom, eine durch neun Töchter des Meergotts oder von zwei den Bergrieſen entſtammenden Mägden umgetriebene Mühle (Sn. 1, 324: Hvernig skal sæ kenna? u. ſ. w. 328: grotta skerja, Amlóða kvern. 378: svelgr í hafinu. 382: mær bergrisa. 2, 431: þá gnýr sær er hon [kvern] gnýr. Saxo, Müller 1, 141. Lex. myth. 237 f. Finn Magnuſen, Edda 4, 258 f. Munch, Nordm. Gudesagn, Chriſtiania 1854, S. 146. Sv. Egilsſon 14a. 274b. 590b f.

von dem urweltlichen Chaos, das vornherein im Rieſenthum ſeinen mythiſchen Ausdruck gefunden hat und am Ende der Zeiten zerſtörend wieder hereinbrechen wird.

Während die Lieder vom Gebirgskampfe vornehmlich den Ungeſtüm der anſtürmenden Rieſen zur Erſcheinung bringen, iſt in den Gedichten, die nach dem Roſengarten benannt ſind, dieſem Namen gemäß, ſehr anſchaulich die ſiegreiche Sommerkraft hervorgekehrt. Den Übergang vermittelt der „kleine Roſengarten“, der tiroliſche des Zwergkönigs Laurin [1]. Auch dieſer iſt nur von [6, 333] einem Seidenfaden umhegt und liegt auf einer grünen Aue: wer ihn anſieht, muß ſein Trauern laſſen, die Roſen geben ſüßen Geruch und lichten Schein (Z 67 f. 90 bis 102; vgl. P 63 bis 85). Man kann es für eine Wiederholung nehmen, wenn weiterhin noch ein wonneſamer Plan vor Laurins Berge beſchrieben wird, wo duftreiche Obſtbäume blühen, Vogelſtimmen aller Art ertönen und zahme Waldthiere ſpielen, wo die herauskommenden Inwohner des Berges Roſenkränze winden, wo man auch alle Trauer läßt und ſich im Paradieſe zu befinden glaubt (Z 696 bis 717. 738 bis 741), ebenwie der Wormſer Roſengarten als ein Himmelreich auf Erden geprieſen iſt (Gr. 995 bis 998). Gleich ihm wird der kleine Roſengarten von Dietrich, Wittich und den ihnen nachfolgenden Bernerhelden Hildebrand, Wolfhart und Dietleib heimgeſucht (Dietrich ſagt, Z 76 f.: Ich wolde ſuchin dy roßin roth, Solde ich dar vmme ſterbin tot); ihr Hauptgegner iſt hier freilich der ſtreitbare Zwerg Laurin, aber doch treten zum Schluſſe noch fünf Rieſen, ſoviel ſind auch der Helden, mit Stahlſtangen bewaffnet in den Kampf und werden ſämmtlich erſchlagen (Z 1104 bis 1121. 1159 bis 1167); nach einer Darſtellung ſind ſie gänzlich mit Moos überwachſen (D 255: ſie woren grauſſam wilde, | verwachſen gar mit miſch), was im Kampfſpiele zu Mittfaſten die Bekleidung des Winters war (Schriften 3, S. 17 f.). Daß Wittich Verwüſter des Gartens iſt, ſtimmt zu ſeiner mythiſchen Bedeutung als Flutgeiſt, in Gefangenſchaft bei Rieſen liegt er auch anderwärts (oben S. 511). Die Benennung Roſengarten haftet in Tirol an Örtlichkeiten verſchiedener Art; im Hochgebirg, unter Eis und Felstrümmern verſchüttet, leiht der einſtige Zaubergarten nur noch zur Erinnerung ſeinen Namen oder es heißt ſo eine mit ſeltenern Alpenblumen reichgeſchmückte Bergtrift, als Laurins Roſengarten bezeichnet der Volksmund beſonders die mit Wein und Feigen, Pinien und Cypreſſen üppig ausgeſtattete Halde bei Algund, unweit der Burg Tirol[1], wie auch im 16ten Jahrh. die von Tirol den Harniſch Laurins vorzeigten[2].

---

[1] Heldenbuch, Druck von 1509, Hiiij: Hye endet ſich der Roſengarten tzü Worms. Vnd volget hernach der kleyn Roſengarten. Mit Z iſt im Folgenden Zachers Laurin aus der Zeitzer Handſchrift (Zeitſchrift für deutſches Alterthum 11, 501 ff.), mit S die Ausgabe des Gedichts durch Schade (Berlin 1859) nach dem alten Nürnberger Drucke, mit D die Dresdner Handſchrift (nach dem Abdruck in F. H. von der Hagen Heldenbuch 4°), mit P das Presburger Bruchſtück (mitgetheilt durch Schröer, Presburg 1857) gemeint. In Ettmüllers Ausgabe, Jena 1829, lautet der Name Luarin: vgl. Müllenhoff (Zeitſchrift 7, 531): Luaran.

[6, 334] Der Beſitzer eines ſolchen Luſtgartens in den Bergen, König Laurin, erglänzt von Gold und Edelſteinen, ſo daß er den Wald taghell erleuchtet (S 401 bis 411); er wird für den Engel Michael gehalten, der vom Paradies daherfahre (S 500 bis 502), auf ſeinem Kronhelm ſingen Vögelein, Nachtigallen, Lerchen, Zeiſige[3], den wunderſchönen Garten hat er ſich erzogen und gehegt, die Blüthe desſelben nennt er „meine lieben Roſen roth“ (S 302 bis 312. 530. Symb. 8); als Dietleibs ſchöne Schweſter mit andern Jungfrauen unter die grüne

---

[1] B. Weber, Handbuch für Reiſende in Tirol. Innsbruck 1842. S. 142: „in der ſonnenheiterſten Lage, voll ſchwellender Fruchtbarkeit“. (Vgl. Ebd., Land Tirol 2, 340.) J. V. Zingerle, König Laurin u. ſ. w. Innsbruck 1850, XXI f. Ebd., Sagen u. ſ. w. aus Tirol, daſ. 1859, S. 66 f. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, Zürich 1857, S. 126 bis 128, hiezu Ebd., Deutſche Alpenſagen, Wien 1861, S. 246 f. Vgl. Brüder Grimm, deutſche Sagen 1, 150 f.: Blümelis-Alp.

[2] Aventin, Chronik, Frankfurt 1580, Blatt 36a. Heldenſage 302.

[3] S 479 ff.: Kron und helm gab liechten ſchein | darauff ſo ſungen vögelein | nachtigal lerchen und die zeiſe | ſein ſitſam und in ſtiller weiſe | lieblich gelich ſam ob ſie lebten | und in eim grünen wald umb ſchwebten | mit liſten was ſolches erdacht | und mit zauberei wol volbracht. (Z 188 bis 201. Ettmüller 474 bis 492. Symb. 7a.) Künſtlicher noch ſind die Vögel auf der Linde des Wormſer Roſengartens zu dreitauſend goldenen umgeſchaffen und ihr Geſang durch ein Druckwerk hervorgebracht (Gr. 193 bis 200. 987 bis 994; vgl. Wolfdietrich, von der Hagen, Heldenbuch 8°. 1, 233, Str. 567 f. Heldenbuch von 1509, Blatt 93b, 6 bis d, 4).

Linde über einem kühlen Brunnen gegangen iſt, um ſich mit Blumen zu behängen, da hat Laurin, unſichtbar in der Nebelkappe, ſie durch Wald und über Heide hinweggeführt in ſein zauberhaftes Reich (Z 604 bis 616. S 25 bis 48), jetzt aber wird ſie von den Helden zurückgeholt und Laurin ſelber gefangen miteingebracht, der nun zu Bern ein Gaukler ſein muß (Z 1175 f. D 325), wie zuvor an ſeinem Hofe des Geſangs und Seitenklangs der Spielleute viel war [1].

[6, 335] Nicht bloß iſt auch das Mythiſche mit der Heldenſage verſetzt, Laurin ſelbſt, den manche der ausgehobenen Züge als Lichtalb kenntlich machen (vgl. Sn. 1, 78: Liosálfar eru fegri en sól sýnum), erſcheint zugleich als ein Unterirdiſcher, der im Innern der Berge waltet, er und ſeine Zwerge kämpfen in Gemeinſchaft der Rieſen wider Dietrich und deſſen Gefolge, der Mythus und ſeine Gegenſätze zerfließen im bunten Spiele des Märchens.

---

[1] Z 774 bis 788. 832 bis 835. S 1598 bis 1607. 1638 bis 1654. E. 1648 bis 1657. 1727 bis 1753. Dymb. 26b. 28b f. Heldenbuch von 1509, Blatt Kiiij b f. Auch der kleine Elberich rührt die Harfe (Otnit, Mone 522. Heldenbuch von 1509, Blatt dviii a), wie überhaupt das Elbenvolk tonkundig iſt (Brüder Grimm, Iriſche Elfenmärchen LXXXII f. Mythologie 438 f.). Es iſt aber auch hier zu beachten, daß nordiſche Mundarten den Widerhall Zwergrede (dvergmál) nennen, denjenigen der Harfe bezeichnet ſo die Herraudsſaga (Fornald. S. 3. 222: at dvergmáli kvað á öllu), während ein färöiſches Lied als Zwergſprache den Schlag der Schwerter in Berg und Fels ſingen läßt (Sjurdar kvædi u. ſ. w. ved Hammershaimb, Kjöb. 1851, 128, 98: dvörgamál singur í hollum. 129, 108: dvörgamál seng í hvörjum hamri. Vgl. Lyngbye, Fær. Qvæd. 464, 77. 468, 90. 470, 95. Mythologie 421. Thor 81). Damit ſtimmt nun das merkwürdige, neuerlich durch Holtzmann bekannt gemachte und erläuterte Meiſterlied vom Lorleberg, dem durch ſein reiches Echo berühmten Lurleifelſen, aus welchem auf des Dichters Anruf und Frage über Sängerlohn „daz edel twerg" Antwort gibt (Germania 5, 445 f.). In Tirol ſelbſt, im Wippthale, findet ſich urkundlich ein ſprechender Stein, der einer darauf erbauten Burg den Namen gab (Urkunde aus Brixen von 1241 in Hormayrs Beiträgen zur Geſchichte Tirols, Wien 1803, S. 329: castrum in Wibtal, quod dicitur Sprechendenstain u. ſ. w. castrum illud in Sprechendenstaine; jetzt Schloß Sprechenſtein). Laurins und Elberichs Sang und Klang mochte früher noch nicht vom Gebirge losgetrennt ſein (vgl. Laurin, Z 779 ff.: czwene wol ſingende man | dy ſungin alſo ſußin geſang, | daz ez in dem berge erclang. S 1604 ff.: vier wolgelerte ſingend man, | zwen kurtz vnd auch darzu czwen lang, | die ſungen höffelichen gſang, | das es weit in dem berg erdoß).

Das Verhältnis des kleinen zum großen Roſengarten iſt nicht völlig ins Klare geſtellt. Mögen auch die Amelunge erſt aus dieſem in jenen herübergenommen ſein, Laurin bleibt darum nicht minder eine Tirolerſage (vgl. Heldenſage 356), zugleich aber gibt ſein unbeſtritten mythiſches Weſen ein weiteres [illegible], für dieſelbe Beſchaffenheit der Wormſer Kämpfe: der Name Roſengarten hat die gleiche jahrzeitliche Geltung im Etſchland, wie am Rheine, und auch dem Reiche Laurins fehlt nicht der frühlingsmäßige Duft und Blumenglanz.

Voller und entſchiedener ſind allerdings die Rieſenkämpfe des rheiniſchen Roſengartens als Sommerſtreit gekennzeichnet. Der blühende, vom Seidenband umhegte Kampfgarten iſt hier eine Meile lang und eine halbe breit[1]. Wie noch die Kinderreime bei der Maifeier mit einer Kehrzeile von Roſen und Roſenblättern durchwoben ſind (Schriften 3, S. 30 f.), zieht ſich durch alle Theile des Heldenlieds in manigfachſter Wiederkehr die unabläſſige Hinweiſung auf die Roſen des Gartens und die verheißenen Kränze.

„Es war in dem Garten Freude und Wonne gnug,
hei, was der Garte Roſen und lichter Blumen trug!“

ſo heißt es gleich im Eingang (Grimm 21 f.). „Nach Roſen“, „nach einem Roſenkranze“, reiten die Helden aus[2]; „in die Roſen“ ſpren-[6, 336]gen ſie zum Speerſtechen, „durch die Roſen“ waten ſie mit den blanken Schwertern[3]; „in den rothen Roſen“ fechten und ſiegen ſie [1]; „lichte Blumen" werden in die Erde getreten, „in der Blumen Schein" rollen die Panzerringe nieder, „auf die Blumen" ſpringt allenthalben das Blut, „in den Roſen" liegt der ſchwer Getroffene, „um der Roſen willen" ſind die Recken todtgeſchlagen [2]; „durch Roſen und durch Blumen" eilen die fürbittenden Frauen [3]; „Roſenkränze" werden dem unbändigen Wolfhart auf ſein ungekämmtes Haar, dem Meiſter Hildebrand auf ſein greiſes Haupt, dem ſtreitbaren Mönch Ilſan auf ſeine Platte geſetzt, ſchließlich führen Dietrich und ſeine Helden die erſtrittenen Kränze mit Freuden über den Rhein [4]: „ein Roſenkränzlein" jedem ſeiner

---

[1] Gr. Roſengarte 165 ff.: ſie [Kriemh.] heget einen anger mit rôſen wol bekleit,
der iſt einer mile lang und einer halben breit.
dar umme gêt ein müre, daz iſt ein borte ſîn;
trutz ſî allen fürſten, daz ir einer kume drin!
Vgl. 519 f. 2055; auch oben S. 525, Anm. 1.

[2] Gr. 218: wir ſuln nâch rôſen rîten in künig Gibechen lant.
246 f.: ich wil durch rôſen willen nit rîten in daz lant.
ſeld ich gein Wormez rîten um einen rôſen kranz u. ſ. w.
557 f.: daz du êrſt wilt rîten gein Wormez an den Rin
nâch eime rôſen kranze u. ſ. w.
Gr. S. 80, Str. 19: Wir wellen gein Wormez rîten, ſchouwen des Rînes fluz,
nâch eime rôſen kranze u. ſ. w.
S. 81, Str. 20: Durch rôſen unt durch bluomen u. ſ. w.

[3] Gr. 1613: dô ſprenget in die rôſen der herzoge ûz erwegen.
1822: Dô ſprenget in die rôſen der degen ûz erkorn.

1200: Do ſprang in die roſen Sigeſtap, der küene man.
1561: ſwer mit mir welle ſtriten, der ſpring in die roſen rôt!
1564: daz du ze ime ſpringeſt in die rôſen rôt.
1567: dô wuot er durch die rôſen u. ſ. w.
1478: der menich vil kürliche durch die rôſen wuot.
1240: Dô ſach man ouch den riſen durch die rôſen gân.
1559: man ſach in ritterliche durch die rôſen gân.

[1] Gr. 1581 f.: vil manig ſlag vil ſwinder wart von in beiden dô getân
ze tale vor den frouwen in den rôſen rôt.
2049: hân wir in den rôſen geſiget, ſô lânt uns urloup hân!

[2] Gr. 1279: dô trat er in die erden der liehten bluomen vil.
1137: die ringe begunden riſen in der bluomen ſchîn.
977 f. 1469: decken die roſen mit bluote u. ſ. w.
1252: der klê wart ouch gerötet ûf der heide grüene.
1502 f.: dô huob er ûf die fûſt unt gab im einen ſlag,
daz er mit ſîner fideln vor im in den rôſen lag.
1484: durch iuwer rôſen willen ſint die recken tôt geſlagen.

[3] Gr. 1947 ff.: Krimhilt in grôzer île hine durch die rôſen drang.
Dô ſie ſach in den nôten Sîfrit, irn lieben man,
ſie bat ir frouwen alle nâch ir loufen dan.
daz tâten ſie vil balde; dô wart in alſô gâch,
durch rôſen und durch bluomen folgeten ſie ir nâch.

[4] Hagen 2255 f.: Wolfhart iſt ungezogen, daz ſag ich iuch für wor,
er ſetzet roſenkrenze uf ungekemtez hor.
Heldenbuch von 1509, Giiij b (Hildebr.): wo iſt myn krentzelin,
Das ich hie ziere mynen grawen kopff?
Hagen 2296 ff.: Die [Kriemh.] trug an ir henden ein roſenkrenzelin
mit manger hand roſen, dar under die ſiden cler,
ſi ſatzte ez dem frien münich uf ſin kurzes hor.
Hagen 2370: So fürten die roſen krenze mit fröden über Rin.

Kloſterbrüder zu [6, 337] bringen, hat Ilſan gelobt und er drückt ihnen die Kränzlein auf den Kopf, bis das Blut von der Stirne rinnt[1]; König Gibich verflucht den Garten, „der die Roſen trug“, die ſchöne Kriemhilt aber hegt fortan keinen Garten mehr[2]. Einzeln findet man wohl auch anderwärts ſolche Züge, wie Zertreten und Blutbeſprengung der Blumen im Kampfgetümmel, Niederfallen des Todwunden in die Blumen (Nibelunge 929), Kuß und Blumenkranz für den Sieger im Ritterſpiel (Titurel, herausgegeben von Hahn, Str. 1410), nirgends aber drängen ſich dieſelben ſo zum maienhaften Geſammtbilde. Damit ſtimmt auch die feiertägliche Laune, wie ſie im munteren Tone der Roſengartenlieder fortſchwingt. Das herzugeladene Heldenthum hat ſeinen Ernſt abgelegt und iſt zum derben Heldenſcherze geworden, der im Bruder Ilſan ſeinen Gipfel erreicht. Alte Reigenlieder erweiſen die unwiderſtehliche Lenzesluſt damit, daß ſelbſt geiſtliche Perſonen von ihr hingeriſſen werden. Wenn gleich dieſen ſonſt das Tanzen zur Todſünde gerechnet iſt[3], ſo finden die Lieder doch vergnüglich, auch heilige Leute zum Sprunge zu bringen. Ulrich von Winterſtetten ruft, dem Mai zu Ehren, die Pfaffen mit den Laien zum gemeinſamen Reigen, zu dem von Gott vergönnten Glücke[4]. Ein niederländiſches Tanzliedchen mit der Kehrzeile: „hei, es war im Mai!“ ſingt vom Tanze des Paters mit der Nonne[5]. Im däniſchen Kinderſpielreime pflückt der Mönch am Sommertage Roſen und will [6, 338] die Nonne haſchen, ſie ſpringt auf, leicht wie eine Feder, er kommt nach, ſchwer wie ein

---

[1] Hagen, überſ. Str. 468 f. Vgl. D 361 f.

[2] Gr. 1268 f.: der anger ſî verfluochet, der die rôſen hât getragen!
dar um ſint mîne recken ze tôde mir geſlagen. Vgl. Gr. 1190 f.
Gr. 2055: keinen garten hegete mê Kriemhilt, diu ſchöne meit.

[3] Altdeutſche Blätter 1, 62 (Was ſchaden tanzen bringt, Handſchrift des 15ten Jahrh.): tanzen iſt in vierley wiſe totſünde. zum erſten ſo ein geordente geiſtliche perſon offenlich tanzt, als münch, nünnen, pfaffen u. ſ. w. die tund totſunde von ergerniſſe wegen.

[4] MS. 1, 147a, 48 f.: Pfaffen, leigen trettent an, | dien got der ſælden gan; | er iſt gar ein ſælik man, | der mit den liuten kan u. ſ. w. | Erent den meijen, | ſingent den reijen u. ſ. w. Aber auch in einem winterlichen Tanzleich desſelben Dichters 1, 141 a, 38: Nu ſingen, | dan noch harte erſpringen | den reigen, | den reigen, | pfaffen unde leigen!

[5] Hoffmann, Niederländiſche Volkslieder, 2te Ausgabe, S. 254 f.

Stein, luſtig tanzen die Zwei [1]. Noch der einſame Klausner hat ſeinen Frühlingstaumel:

> Da droben auf dem Hügel, wo die Nachtigall ſingt,
> da tanzt der Einſiedel, daß die Kutt' in die Höhe ſpringt.
> (Wunderhorn 1, 458; vgl. 3, 141. [Schriften 3, S. 398. H.])

Wie aber der Reigen einſt ein Schwerttanz, die Maifahrt eine gewaffnete war, ſo gehört auch Ilſan noch einem ſtrengeren Sommerſpiel an, er zählt noch zu den ſtreitbaren Mönchen der deutſchen und kärlingiſchen Heldenſage, Wolfdietrich, Walthari, Turpin (Gui de Bourgogne S. 111), Willehalm, Rennewart. Wohl kann ihm der Roſenkränze nicht genug werden, er walgt ſich in den Roſen, er bekleidet ſeinen Schild mit ſolchen [2], aber ihm ſpielt Volker von Alzei nicht zum Maientanz auf, der Geigenbogen des Spielmanns, wie der Predigerſtab des Mönchs, iſt ein ſchneidendes Schwert [3]. Nicht umſonſt wurden dieſe Zwei einander zu Gegnern beſtellt, ihre eigenthümlichen Berufsweiſen geben beiderſeits zu fortgeſetzten Witzreden Anlaß, bei einem Volksſpiele würden die beiden Feſtgeſtalten mit ihrem zuſtändigen Beiwerk ſich maleriſch ausgenommen haben. Ergetzlich iſt überall, wie die ſchwertſchwingenden Rieſen und Recken des Zwölfkampfs von dem blühenden Hintergrunde des Roſenwalds ſich abheben. Anmuthig ſpottet die Streitſtifterin Kriemhild der gewaltigen Fechter: „ſie ſollen, je zwei mit einander, wie die Kinder ſpielen in den rothen Roſen“ [4].

---

[1] Thiele, Danske Folkesagn, 3 Saml. Kjöbh. 1820, S. 142 f.

[2] Gr. 1486 f.: Dô begunde ſich faſte walken der münich Ilſan;
er zerfuorte vil der rôſen, ê dan er wart beſtân.
Heldenbuch von 1509, F 5b (oben S. 524, Anm. 3).

[3] Gr. 1518 ff.: Fulker gerachte den münich unt gab im einen ſtreich,
daz im ſîn guoter predegerſtap ûz ſîner hant entweich.
„du gildeſt mir den gigenſtrich, den du mir hâſt getân,
ich verſchrôten dir die ſeiten“, ſprach der monich Ilſan.
Dô ſprach der küene Fulker: „ein fideler wil ich noch ſîn,
ich kan wol geſtrichen mit dem fidelbogen mîn.
ſwaz ich dâ mite herreiche, daz muoz von ein ander gân“.
(Vgl. Nibelunge 1723. 1903. 1941. Wolfdietrich, Handſchrift der Piariſten Str. 2079.)

[4] Gr. 984: ſie ſuln wie diu kinder ſpiln in den rôſen rôt,
ie zwêne mit ein ander.

Ein richtiges Gefühl ließ die in chriſtlicher Zeit nicht mehr vollgültige Fabel vom Streite des Sommergottes mit den Winter[6, 339]rieſen durch epiſche Bildungen zurückdrängen. Dieſe muſten der herrſchend gewordenen Sammlung deutſcher Sage um den HauptＨelden Dietrich von Bern gerecht werden. Der Übergang vermittelte ſich dadurch, daß dem Heldenthume ſelbſt ſchon eine den gewöhnlichen Bereich der Menſchenkraft überragende Stellung zukam und für dasſelbe, namentlich für dasjenige Dietrichs (Theoderichs vom Stamme der Amaler, halbgöttlicher Anſe, Jornandes C. 13. 14) die ſinnbildliche Auffaſſung zum voraus nicht ungebräuchlich war (oben S. 518). Die Grundlage, der in den kämpfenden Gewalten theilweiſe verdunkelte Naturmythus, brach nun, wie gezeigt worden, in der üppigen Blüthe des Roſengartens und der durchwaltenden Fröhlichkeit um ſo lebhafter hervor. Während der Rieſenkampf den mythiſchen Sinn der Lieder nur unvollkommen noch anzeigt, bekunden um ſo entſchiedener der Schauplatz und der Preis dieſes Streites die ſommerfeſtliche Bedeutung. Die Helden ſind geladen und reiten aus, um ſich im Roſengarten Kränze zu erſtreiten und ſie von dort heimzuholen, das iſt der gemeinſame Hergang der verſchiedenen Faſſungen. Damit aber tritt das Ganze deutlich in die Reihe der kampfrüſtigen Fahrten, mittelſt welcher der Mai, der Maienkranz, feierlich eingebracht wurde (Schriften 3, S. 30 ff.). Der ältere Rahmen hat jedoch in epiſcher Überfüllung ſich ſo ſehr erweitert, daß nunmehr die Blumenkränze auf langwierigen Heerzügen von Worms nach Bechlarn, ins Hunenland, nach Garten, Dietrichsbern und dem Kloſter Eiſenburg gelangen müßen. Führt man aber den Sagenbeſtand auf ſein noch erkennbares Maß zurück, dann bleiben die Roſen friſch und duftig, es ergibt ſich ein rheiniſcher Mairitt, eine kriegeriſche Frühlingsfeier in dem durch Merz- und Maifelder altberühmten Wormsgau, ebendamit hervorſtehend unter den auch anderwärts auf deutſchem Gebiete kundbaren Maifahrten und Roſengärten.

Es liegt in der Beſchaffenheit eines Gegenſtands, der von mythiſchem Urſprung aus durch Volksſpiel und Heldenlied gegangen iſt, daß derſelbe nicht in jedem Wechſel und Wandel ſich folgerichtig ausgeſtaltet und damit überall einer zweifelloſen Auffaſſung Raum gegeben hat, aber jenem Zuſammenhange ſelbſt Anerkennung zu gewinnen, iſt im Vorſtehenden verſucht worden.

[6, 340] Beilage zu S. 508.

Der Rieſenſtamm.

Nach Thidriksſaga veräſten ſich vom Könige Wilkinus (Vilcinus), dem Urvater der in ihr auftretenden Rieſen, zweierlei Nachkommenſchaften, deren erſtere, die einem Meerweib entſproſſen iſt, in dem mütterlichen Elemente waltet, während die andre, aus echter Ehe, im Luftgebiet ihr Weſen treibt. Läßt ſich, wie verſucht werden ſoll, dieſer zweifache Lebenskreis aufzeigen, ſo kann auch der Stammvater von Meer- und Luftrieſen nicht ein gewöhnlicher Volkskönig ſein. Zwar begreift, nach Angabe des Sagenſchreibers, das Reich des Wilkinus die Gebiete, welche nachmals Schweden, Gothland, Schoonen, Seeland, Jütland, Vinland (a. Vindland) hießen; wie es überhaupt in dieſer Saga gebräuchlich ſei, daß vom Namen des erſten Herrſchers deſſen Reich und Volk den ihrigen erhalten, ſo ſei auch nach König Wilkinus jenes Reich Wilkinenland (Vilcinaland), das Volk Wilkinenleute (Vilcinamenn) ſo lange benannt geweſen, bis Andre ſich der Herrſchaft bemächtigt und damit neue Namen aufgekommen (Unger 27. Hyltén 19 f.). Unverkennbar haben hiebei die Wenden (altn. Vindar, Vindland, Vinnland, Zeuß 67 f.) und Wilzen (*Οὐέλται*, Weletabi, Wilti, Wilzi, agſ. Vylte, Zeuß 655. Graff 1, 851. Gr. 1, 2te Ausgabe, 777) vorgeſchwebt; wo ein deutſches Gedicht von „der Wilze lande" ſpricht (Heldenſage 187, vgl. 162: der Wilzen diet), da nennt die Saga Vilcinaland, Vilcinaborg (Unger 248. 267. Hyltén 194, vgl. Graff a. a. O. Zeuß 655: Viltaburg, Wilzeburg), näher rückend ſetzen die zwei ſpäteren Handſchriften Viltinus, Viltinaland (Unger 37, Anm. 2; vgl. ebend. 35 f. Vilzina). Allein dieſe Verſuche, den ſagenhaften König mit Geſchlecht und Volk auf feſten Boden zu ſtellen, finden doch (abgeſehen von den noch unerklärten Bildungen -inus, -ina) im Sageninhalte ſelbſt allzu wenig Gewähr; ſeine Sage hat ihren eigenthümlichen Beſtand eben nur in jenem Mythiſchen, in der Begegnung mit dem Meerweib und in den rieſenhaften Nachkommen, was ſonſt von des Königs nordöſtlichen Heerfahrten gemeldet wird, iſt dürftig und geſtaltlos, mehr nur Übergang zu anderlei Sagen. Es fragt ſich, ob nicht durch misverſtändliche Beiziehung der Wilzen ein andrer, dem

Zuſammenhange [6, 341] der Stammtafel beſſer zuſagender Name verdrängt worden ſei.[1] Wade (Vadi), Sohn des Wilkinus von der Seefrau, erwächſt zum Rieſen und ſchlägt auch in unverträglicher Sinnesart dem Stamme ſeiner Mutter nach (Unger 29 f. Hyltén 21); er watet über eine neun Ellen tiefe Meerenge, ſeinen Sohn Wieland (Velent) auf der Achſel tragend, um ihn zwei kunſtreichen Zwergen in die Lehre zu bringen (Unger 66: Vade risi u. ſ. w. vædr ivir sundit. Hylten 42); ſeine Gänge von und zu dem Berge, worin ſich die Werkſtätte dieſer Zwerge befindet, ſowie eine frühere Lehrzeit Wielands, ſind nach genauen Zeitfriſten bemeſſen (zu Wade ſ. Mythologie 350. Müllenhoff in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 6, 62 ff. Wade u. ſ. w. par Fr. Michel, Paris 1837). Wieland treibt in einem Baumſtamm, den er ſich zum Boote gezimmert, achtzehn Tage und Nächte auf der See umher (Unger 70. Hyltén 44); nach der ältern Edda (Völundarkv., Säm. 72 ff.; vgl. hiezu Eugippus, vita s. Severini, act. sanct. ed. Boll. 1, 488. Dahn, die Könige der Germanen 2, 30) wohnt er mit zwei Brüdern am Wolfmeere, dort ſchmiedet er aus rothem Gold Ringe, deren er ſiebenhundert in ſeinem Sal aufgezogen hat, und harrt ſeiner lichten Frau, die in Schwangefieder ausgeflogen iſt, er ſelbſt auch wird Fürſt der Alfe, Lichtgeiſter, genannt (73, 10: alfa liodi. 73, 13 und

---

[1] Das ahd. n. wolchan, wolchen, altſ. wolcan, agſ. volcen, hier überall im Sinne des neudeutſchen f. Wolke, bedeutet in der engliſchen Form welkin die Himmelsfeſte, ſelbſt den blauen Himmel: dem Altnordiſchen und deſſen Töchterſprachen fehlt es gänzlich, um ſo eher konnte da, wenn es aus deutſcher Quelle vorkam, Deutung und Schreibung irregehen (außer dem Schwanken der norwegiſchen Handſchriften zwiſchen Wilkinen und Wiltinen, findet man in einem der ſchwediſchen Texte mitunter auch Velkinus, Velcinus, Welkinus, Velcina land, Velchino men, Hylten 311. 434. 436). Als ahd. Mannsname begegnet Wolco (Neugart 709, a. 921), auch patronymiſch ein Wulching (Hund, Salisb. S. 31, 9 sec. Anzeiger 5, 265), das Neutrum wolchan u. ſ. w. konnte als ſolches nicht auch perſönlicher Name ſein, aber neben jenem iſt die Bildung eines masc. Wolcano ebenſowohl denkbar, wie neben ſächlichen magan, ragin, die männlichen Eigennamen Megino, Magan (Förſtemann 1, 887), Regino, altn. Reginn (Reinhart Fuchs CCXLI), entſtanden. Wie das Subſt. himins, himinn, himil, von einem verlorenen Verb. hima, tegere, involvere, abgeleitet wird (Gramm. 2, 55. Mythologie 661), ſo deutet Schmeller (4, 71), unter Wolken, auf ein Verb. inwolken, inwelken, involvere, Diutiſka 2, 220, aus einem lateiniſch-niederdeutſchen Wörterbuch des 13ten Jahrh.

75, 30: vîsi âlfa), aber die Nächte hindurch (nóttum) zieht Nidudr, der Niare Gebieter, mit ſeinen Mannen heran, ihre Schilde blinken gegen den eingeſchnittenen Mond [1], ſie gehen in den Sal, nehmen einen der [6, 342] aufgezogenen Goldringe, Wieland ſelbſt wird ſchlafend an Händen und Füßen gebunden und, nach Anweiſung der Königin, mit zerſchnittenen Knieſehnen auf eine Inſel am Strande geſetzt, wo er dem König Kleinode ſchmieden muß, er rächt ſich aber, indem er die zwei Knaben des Königs tödtet, ihre Hirnſchalen in Silber, ihre Augen als Edelſteine faßt, die Königstochter, der er ſeinen ihr vom Vater mitgebrachten Goldring ausbeſſern ſoll, entehrt und, ſobald er ihr eidliche Sicherheit ausgewirkt, dieſe Frevel verkündet und ſich lachend in die Lüfte ſchwingt. Sind mit den Hin- und Hergängen des Meertieſen Wade die regelmäßigen Wandlungen von Ebbe und Flut gemeint (Müllenhoff a. a. O. 68), ſo erahnen ſich in der damit zuſammenhängenden Wielandsſage die Wechſel des Mondes, die leuchtenden Geſchmeide des geſtirnten Nachthimmels [2]. Durch Wittich, Wielands Sohn, kehrt das Geſchlecht, das vom Meere ſtammt, entſchieden in ſeine Heimat zurück; er wird nach der Schlacht vor Raben von Dietrich, dem er den Bruder erſchlagen und dem in ſeinem Zorne der Harniſch am Leibe glüht (Rabene 946. 973), nach Thidriksſaga Feuer aus dem Munde flammt, über die Heide bis an das Meer verfolgt, da kommt als Retterin eine Meerminne, Wittichs Ahne, nimmt den Helden und führt ihn mit ſeinem Roſſe Scheming nieder zu des Meeres Grunde, wo ihn Dietrich, der bis an den Sattelbogen in die Flut nachgeritten, nicht mehr erreichen kann. Dieſe Ahnmutter, alſo dieſelbe Seefrau, mit der Wilkinus den Wade gezeugt, hat im deutſchen Gedicht auch den entſprechenden Namen Waghild (Rabene 969: vrou Wachilt; wâc m. fluctus; das Ganze, Rabene 955 bis 974, in F. H. von der Hagen Heldenbuch von 1855, vgl. mit Unger 292. Hyltén 220. 300). Der gewöhnliche Nebengänger Wittichs, Heime (ſchon im Widſidh 250. 260: Wudga and Hâma), findet ſich zwar nirgends in deſſen Verwandtſchaft gezogen, iſt aber doch ſehr ähnlicher Art; bezeichnet wird er mitunter „der Rieſe, der junge Rieſe“, es wird ihm eine Überzahl von Ellenbogen und Händen beigemeſſen (Roſengarte XX. Heldenſage 257) und ſein Name damit erklärt, daß heimir ein [6, 343] Wurm geheißen ſei, der, grauſamer als andre Würme, denſelben zum Schrecken gereiche und mit welchem man deshalb den grimmen Recken verglichen habe (Unger 24. Hylten 17. Mythologie 360), wie denn auch die Streitgier und der Grimm Wittichs durch deſſen Helmzeichen, einen Giftwurm, ausgedrückt ſein ſoll und er darnach als „Witege mit dem ſlangen“ vorkommt (Unger 97 f. Hyltén 59. 129. W. Grimm in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 2, 248 ff.). Heimes Vater heißt in deutſchen Quellen Madelgêr (zweifelhafter Adelgêr; in Thidrikſaga Studas; Heldenſage 146. 178; Mythologie 1160), welchen Namen das Gedicht von Morolf dem Sohn einer „Meerminne“ gibt, einem wilden Gezwerg mit der Nebelkappe (Morolf 3909 ff.). Die vier Arme des kämpfenden Heime rühren an den achthändigen, mit vier Schwertern zugleich ſchlagenden Starkad, den Rieſen der norwegiſchen Alaſtromfälle, der von Thor dort herabgeſtürzt wird (Fornald. S. 1, 412 f. 513 f. 3, 15. 37. Sn. 1, 258. Saxo, herausgegeben von Müller, 1, 274. Thor 176 ff.). Im Roſengarten ſtehen allerdings Wittich und Heime den Rieſen gegenüber, in faſt allen Darſtellungen tödtet Heime den Schrutan, Wittich den Aſprian, ſie ſind beide längſt in die epiſche Gemeinſchaft der Amelunge eingetreten, obgleich ſie in dieſer ſtets eine unſichre, leicht in verderbliche Bosheit, Grauſamkeit, Feindſchaft umſchlagende Zuthat ausmachen. Wittich fühlt ſich hier als Fremdling (ellende), beklagt ſich, daß die Wölfinge ihn haſſen, und zeigt die Abſicht, wieder zu Ermenrich zu gehen (Roſengarte XX). Aber ſelbſt der reinmythiſchen Auffaſſung liegt das nicht ferne, daß wilde Naturgewalten ſich unter einander bekämpfen, Rieſen mit Drachen, Thurſe mit Thurſen ringen. Die beiden Waffenbrüder, der Abkömmling des Meerweibs, Wittich, und der vielarmige Heime, deren Namen und Zeichen ſchon den Wurm, das Sinnbild der Flut, des Stromes, Waſſerſturzes, ergeben [1], ſind anderwärts in ihrem [6, 344] Ungeſtüm dem Sommergotte verfeindet, jetzt aber, bei ſeiner Wiederkehr, da die Eisdecke der Waſſer geſprengt wird, tummeln ſie ſich rüſtig in ſeinem Dienſte. Durch Dietrichs Diener läßt die Saga (oben S. 511) den gefeſſelten Wittich aus der Gefangenſchaft bei den Rieſen befreien [2].

---

[1] Säm. 73, 6: vid enn skarda mána. Egilsſon 719a: ad accisam, decrescentem, lunam; zu Nidudr, Niara dróttin vgl. Sn. 1, 472: máni, ný, nid. Säm. 2, 11: Nýi ok Nidi. Egilsſon 601b: nid, n. interlunium. 602a. Mythologie 672 f.; dann Säm. 83, 3 f.: und mánasal midian u. ſ. w. nipt Nera. Egilsſon 599a. Mythologie 380. Säm. 24, 25: nótt var Norvi borin. 35, 30. Sn. 1, 54.

[2] Thor wirft die Augen des von ihm erſchlagenen Jötuns Thiaſſi als zwei Sterne an den Himmel auf (Säm. 52, 19. Sn. 1, 214. Mythologie 1168). Keller, Erzählungen 3, 18 ff.: Darin lag geſtain | gros und clain | in allem dem gepär, | als es das geſtirn wär.

Der andre, echte Wilkinusſohn, von unbenannter Mutter, Nordian, folgt ſeinem Vater in den nordöſtlichen Reichen nach, wird aber von Hertnid, dem König über Rußland und Polen, der bisher den Wilkinen ſchatzpflichtig war, beſiegt und zum Unterkönig in Schweden beſtellt.

---

[1] Zum Namen Heime ſ. die vorbemerkten Stellen, aber auch Vidugáuja (silvicola, Mythologie 349. 451, vgl. Förſtemann 1, 1285) kann eine Bezeichnung der Schlange ſein. An einem Stromgebiete haftet bei Jornandes C. 34, ſcheinbar aus dem Berichte von Priscus über ſeine Geſandtſchaftsreiſe zu Attila, der Heldenname: Ingentia siquidem flumina, id est Tysiam Tibisiamque et Driccam transeuntes, venimus in locum illum, ubi dudum Vidicula [a. Vidigoia], Gothorum fortissimus, Sarmatum dolo occubuit. Allein im griechiſchen Texte des Priscus (Niebuhr, Corp. script. hist. Byzant. 1, 183) fehlt zu den Flußnamen gerade dieſes Andenken an Wittich, das wohl erſt aus gothiſcher Überlieferung viel ſpäter hinzugekommen iſt, über deſſen mythiſchen, epiſchen, geſchichtlichen Beſtand jedoch nicht entſchieden werden kann (vgl. Jornandes C. 5).

[2] Zu erwähnen iſt hier noch der tiroliſchen Sage vom Rieſen Haimon, der erſt den Thürs (vgl. Mythologie 488) „am Tyrſenbach“, dann, zum Schutze des Kloſterbaus von Wilten, den dortigen Drachen umbringt; dieſer hauſt in einer nahen Steinkluft, noch jetzt Drachenhöhle genannt, ſtürzt ſich giftſpeiend vom Fels und zerſtört das neuerſtehende Bauwerk, alſo ebenda, wo der tobende Sillbach aus dem Geklüfte herabſchäumt. (Lateiniſches und deutſches Gedicht vom Kloſter Wilten, von 1571, bei Mone, Unterſuchungen 288 ff. Hiſtoria von dem Riſen Haimon u. ſ. w. durch Joſuam Malerum u. ſ. w. Conſt. 1604. Brüder Grimm, deutſche Sagen 1, 210. Beyrer, Wegweiſer in der Provinz-Hauptſtadt Innsbruck u. ſ. w. S. 185 ff. J. B. Zingerle, Germania 4, 434 ff. Ebd., Sagen, Märchen u. ſ. w. aus Tirol, Innsbruck 1859, S. 89 bis 93. Von Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols 40 f.) In dieſer ſpäten Zurichtung iſt der Name des Stromdämons auf den frommen, obgleich als Rieſe geſchilderten Kloſtergründer übertragen. Schon in Thidrikſaga tödtet Heimir, als Mönch des Kloſters Badincuſan in der Lombardei, den Rieſen Aſpilian. Flugdrachen in einem Waſſerfalle: Gull-Þoris Saga, herausgegeben von K. Maurer, S. 48. 50 f., vgl. oben S. 484.

Darin zeigt ſich nichts von lebendiger Sage: doch kann, außer dem Namen, die Härte und Kargheit, die ihm aufgebürdet wird (Unger 29. Hyltén 22), ihn als winterlich Waltenden bezeichnen und durch ſeine rieſenhafte Söhne wird auch Nordians Weſen etwas deutlicher. Unter dieſen iſt der gewaltſamſte Widolf mit der Stange; ſeine Achſel überragt das Haupt andrer Rieſen und er allein iſt ſtärker, als zwei ſeiner Brüder (Unger 33. Hyltén 24), kein Pferd überholt ihn im Laufe (Unger 52. Hyltén 33). Die Skaldenſprache benennt den Wind Brecher, Wolf (Verzehrer), Jötun des Baumes, Reiſes, Waldes (Sn. 1, 330: briotr vidar, vargr vidar; Egilsſon 221b: selju gaudr, 453a: iötunn vandar, vgl. 82b), das berührt ſich ganz nahe mit dem Rieſennamen Widolf, Witolt (über -olf, -olt Gr. 2, 330 f. 3, 706), im Sinne des tobendſten, waldzerſtörenden Sturmwinds[1].

[6, 345] Aventrod, Abendroth, ein weiterer Sohn Nordians, gehört nach ſeinem Namen gleichfalls dem Luftreich an, er iſt auch ein Rieſe, aber als ein ſanfterer führt er den gebundenen Bruder Widolf, der nur zum Kampfe loskommen ſoll, hinter ſich her (Unger 132, vgl. 34. Hyltén 109). Dagegen knüpft ihn das deutſche Eckenlied an zwei Brüder, die nicht unter Nordians Söhnen genannt ſind, Ecke und Faſold. Über dieſe fehlt es nicht an mythiſchen Anzeigen. Der Wind, der über die Flut fährt, den Menſchen unſichtbar, kommt, nach einem Eddaliede, von den Schwingen des Jötuns Hräſvelg, der in Adlergeſtalt an des Himmels (nördlichem) Ende ſitzt (Säm. 25, 36 f. Sn. 1, 80 f. 549). Nach den finniſchen Runen iſt der Nordſturm ein Adler, der von der Lappmark ausfliegt, mit einem Flügel die Waſſerfläche ſtreift, mit dem andern hohe Himmel theilt und dem unterm Gefieder hundert Männer, auf dem Schweiſe tauſend, in jeder Spule zehne

---

[1] In der Eddaſtelle Sn. 1, 330: Hvernig skall kenna vind? u. ſ. w. vargr vidar eda segls eda seglreida u. ſ. w. mag immerhin vidr zunächſt den Maſtbaum meinen, im Zuſammenhange mit Segel und Segelwerk, aber davon unabhängig iſt das vorangehende briot vidar; ähnlich vom Feuer Sn. 1, 332: grand vidar, ebd. Anm. 2: vargr ok troll þess er hann eydir (ok vidar ebd. 2, 429). Egilsſon 831a: úlfr stordar (vastator silvæ). Von andrer Art, ein eigentlicher Waldgeiſt, erſcheint der im Hyndlaliede, Säm. 70, 32, als Stammvater der Weiſſagerinnen genannte Vidolfr, derſelbe wohl mit dem heil- und zauberkundigen Vitolfus bei Saxo, Müller 1, 323 f.

ſtehen [1]. Hiernach konnte auch der Jötun Thiaſſi, in ſeinen Adlerflügen, als winterlicher Sturmrieſe gedeutet werden [2]. Zugleich mit hræsvelgr (Lex. poët. 394: helluo cadaverum, devorans cadavera) iſt eine ſkaldiſche Benennung des Adlers egdir (Sn. 1, 490. 2, 488. 572; Lex. isl. 1, 171 b: egdir, m. aquila mas; vgl. Mythologie 600: aquila, aquilo, ἀετός). Als rauſchender, ſturmverkündender Jötun mit dem Adlernamen erſcheint ferner Egdhir, der Rieſin Hirte, der, nach dem Liede der Vala, beim Herannahen des Weltuntergangs auf dem Hügel ſitzt und fröhlich die Harfe ſchlägt (Säm. 4, 34; auf dem Hügel ſitzt auch der Hirte des Jötuns Gymir, Säm. 59 a); an andern Stellen iſt es ausgeſprochen der Adler, deſſen Getöſe, zuſammen mit andrem Elementariſchen, den Weltkampf oder auch gewaltige Zukunft des Heldenthums ankündigt (Säm. 6, 49: ormr knýr unnir, | en ari hlakkar, vgl. Sn. 1, 194. Säm. 78, 6: örn gôl ârla. 83, 1: arar gullu, | hnigu heilög [6, 346] vötn | af himinfiöllum). Egtherus bei Saxo, erſt als Name eines Königs von Biarmien, dann eines finniſchen Seeräubers (Müller 1, 248 f. 328. Vgl. Fornald. S. 2, 10: Skýli, fadir Egdis), läßt ſich in beiden Fällen wenig geſchichtlich an. Eine andre Form, Agdhi, ſteht in örtlichem Bezug mit dem Namen einer gebirgigen Landſpitze und ihrer Bewohner am Eingang des Meerbuſens von Drontheim [3], ohne darum den adlerartigen Sturmdämon zu verläugnen. Ein ſcherzhaftes Geſpräch des Königs Harald Hardradi mit dem vorbeiſchiffenden Skalden Halli gibt zu verſtehen, wie man froh ſein durfte, bei jenem Vorgebirge (Agdhanes) mit leidlichem Fahrwinde, von Agdhi ungerüttelt, durchzukommen [1]. Doch iſt Agdhi nicht an die einzelne Örtlichkeit gebannt. Eine jener ſpätern Erzählungen, in welchen alte Thorsmythen märchenhaft verarbeitet ſind [2], läßt am Hofe des Jötuns Geirröd verſchiedene Spiele aufführen, wobei Gruppen rieſenhafter Weſen einander gegenüberſtehen, namentlich tritt der Jarl Agdhi mit zwei Gefährten, Jökull und Froſti, auf, noch ein Dritter, Guſtr, ſteht auf ſeiner Seite. Jökull bedeutet Gletſcher, Froſti Froſt, Guſtr Winterwind (Biörn 1, 315: gustr, m. aura frigida. Egilsſon 280b: ventus, aura, flatus. Sn. 1, 486: Vedr heitir ok gustr): die beiden Erſtern ſind auch anderwärts jötuniſchen Stammes (Thor 30 ff.). Noch iſt Agdhis Adlergeſtalt angezeigt: ſchwarz iſt er wie Hel (var hann blâr sem Hel) und ſchlägt im Wettringen die Griffe (krummurnar) ſo feſt in des Gegners Seiten, daß ſie bis aufs Bein dringen; nachher fährt er in großem Jötunzorne (î allmiklum jötunmôd) [6, 347] hinweg und läuft wie toll zum Walde, wo er gewaltig heult (greniadi miög): auch bricht er zur Nachtzeit ein Dach (þilfiöl) auf und zerſtört, ſpukartig umherfahrend, einen Hof (hafdi gengit aptr ok eytt bæinn). Wie nun mit dieſen nordiſchen Egdhir und Agdhi der deutſche Ecke ſich dem Laute nach berührt, ſo auch in ſeiner ſtets noch halbmythiſchen Erſcheinung [3]. Er heißt fortwährend der Rieſe (Eckenliet, Laßberg

---

[1] Schröter, Finniſche Runen, Upſala 1819, S. 58 ff. (Stuttgart 1834, S. 72): Der Adler (kokko). Vgl. Kalevala, öfvers. af M. A. Castrén, Helſingfors 1841, 2, 106 f. [Vergl. hierher und zum Folgenden Schriften 3, S. 37 bis 39. 50. 51. H.]

[2] Thor 114 f. (vgl. Mythologie 739.) *Ἀετὸς κ' ὁ κὺρ Βορέας* zuſammen genannt im neugriechiſchen Liede bei Fauriel, Chants populaires de la Grèce moderne 2. Paris 1825, S. 432.

[3] Fornald. S. 2, 5: þrymr âtti Agdir; hans son var Agdi ok Agnarr, fadir Ketils þryms, er bû âtti î þrumu. Die Namen der Landſchaft Agdhir und der Inſel Thruma werden hier mit perſönlichen Thrymr und Agdhi in Beziehung gebracht (vgl. Munch 1, 108 f.); Thrymr heißt aber auch der Thurſenfürſt des bekannten Eddalieds (Säm. 47 ff.), der gleich Thiaſſi, dem Bewohner Thrymheims (Säm. 28, 11. Sn. 1, 92 f.), von Thor erſchlagen wird und, nach dem ganzen Zuſammenhange des Mythus, ebenmäßig als winterlicher Sturmrieſe aufzufaſſen iſt (Thor 95 ff.).

---

[1] Fornm. S. 6, 360: sard hann ydr þá eigi Agdi? u. ſ. w. (zu sard vgl. Schmeller 3, 283 f. Zeitſchrift für deutſches Alterthum 5, 399. 566.) Wie Egdhir (oben S. 547) ſitzt Thrymr auf dem Hügel, ſeine Freude ſind goldgehörnte Kühe und ſchwarze Ochſen (Säm. 47, 6. 49, 23), das weiſt hier wie dort auf die Wolkenheerde, die vom Sturmrieſen getrieben wird; auch dem Rieſenhirten Snio in däniſchen Chroniken taugt nicht wohl ein andrer Austrieb, als das Schneegewölke (Thor 35 f. 101).

[2] Saga af þorsteini Bæarmagni (Fornm. S. 3, 175 ff., auch in Biörners Kampa dater), deren Abfaſſung Müller, Sagabibliothek 3, 251, bis vielleicht in das 15te Jahrh. herabſetzt.

[3] Sprachlich iſt dieſe Zuſammenſtellung nicht ſchwieriger, als die von Ecke und Ögir (Mythologie 218. 602. 1210. Simrock, Handbuch 110. 355. 448). Für letztere kann etwa noch der Meermann „Ekke Nekkepenn" bei den Inſelfrieſen angeführt werden (Hanſen, Frieſiſche Sagen, Alt. 1858, S. VII. 148 ff. 193), doch bewirkt auch er hauptſächlich die ſtürmiſche See. Der Ecke des Liedes und der Saga gewährt keinerlei auf einen Meergeiſt deutbare Anſchauung. Sein Zug geht vom Rhein an die Etſch, er treibt ſich im Oſ-

Str. 72. 103. 108. 113. 144), reicht hoch auf über die Bäume (Röhn Str. 84), ſchlägt Männer zu Boden, wie der Wind die Baumſtämme fällt (Laßberg Str. 15); ſturmartig, an den Jötun Agdhi mahnend, iſt beſonders auch ſein raſtloſes Rennen in weite Ferne, ſein lärmender Gang durch die Wälder: ihn trägt kein Roſs und er braucht auch keines, er läuft vierzehn Nächte hindurch, ohne von Hunger oder Müde zu leiden (Laßberg Str. 34. 41. 43): wie ein Leopard ſpringt er weit in den Wald, wie eine Glocke hört man ſeinen Helm, von den Äſten gerührt, erſchallen, der mit tauſend Schellen behangene Schild, den er am Arme trägt, weckt die Vögel und das Wild auf, das ſeiner geſchwinden Fahrt neugierig nachgafft[1]; bei ſeinem Zweikampfe mit Dietrich in der Wildnis [6, 348] von Tirol (Laßberg Str. 48: ze Tirol gen dem walde) ertoſt das Gebirg, Ecke ſchlägt die Äſte von den

ning, auf dem Drachenfels, auf dem Nonsberg um (Unger 112. 73. Laßberg Str. 51), ſeine Kämpfe toben „in gebirg und in der wilde“ (Laßberg Str. 56).

[1] Laßberg Str. 33. 36 f. 72; vgl. Dietrichs Ausfahrt, Stark Str. 709 ff. (Hagen 8°. Str. 862 ff.): Rieſe Glockenböz. Andre Stimmen gibt dem Getös im Walde das ruſſiſche Lied vom Räuber Nachtigall (Alte ruſſiſche Dichtungen, geſammelt von Kirſcha Daniloff, Moskwa 1818, nach Moriz Rapps handſchriftlicher Überſetzung [vergl. oben S. 199, Anm. 542. H.]; vergl. Fürſt Wladimir und deſſen Tafelrunde u. ſ. w. Leipzig 1819, S. 30 ff. P. von Götze, Stimmen des ruſſiſchen Volks in Liedern, Stuttgart 1828, S. 58 f. Dietrich, Ruſſiſche Volksmärchen, Leipzig 1851, S. 63 ff.). Dieſer Unhold hauſt in den dunkeln brinskiſchen Wäldern, er niſtet auf neun verſchlungenen Eichen, von welchen aus er Roſs und Mann durch ſeine furchtbaren Laute betäubt und niederwirft: erſt fängt er zu pfeifen an nach Art der Nachtigallen, dann ziſcht er nach Schlangenart, zum dritten brüllt er nach der Weiſe der Auerochſen; die ganze Tonleiter des Sturmgebrauſes im Walde. Der Bändiger dieſes Ungethüms iſt Ilija von Murom, nun zwar ein Held von der Genoſſenſchaft des Fürſten Wladimir, aber Ilija, der im Wetter gen Himmel gefahrene Prophet Elias, vertritt auch bei ſlaviſchen und kaukaſiſchen Völkern die Stelle des Donnergotts (Mythologie 157 ff., man vgl. noch den gewaltigen König Ilias von Reuſſen im Otnit). Gleich Thiaſſi und Egdhir iſt auch der brinskiſche Räuber beſchwingt, dem Heldenſcherz eine Nachtigall (vgl. Germania 3, 138 f. [Schriften 3, S. 99 f. H.]), ſeine neun Söhne verwandeln ſich in ſchwarze Raben mit eiſernen Schnäbeln. Wie dieſes Abenteuer auf das Eckenlied, ſo weiſen andre Heldenſänge des Wladimirkreiſes auf das Hildebrandslied, auf Siegfrieds Drachenkampf und die Helgiſage; Wladimir ſelbſt war germaniſchen Stammes und Namens.

Bäumen, daß der Wald des Laubes beraubt iſt, als hätt' es der Hagel gethan (Röhn Str. 172, vgl. 128 f. Laßberg 110). Nach Thidrikſaga waren die Brüder Ekka und Faſold einander ſo ähnlich, daß man ſie kaum unterſcheiden konnte (Unger 176. Hyltén 131). Hievon abgeſehen iſt Faſold als Luftgeiſt vorzugsweiſe durch den bekannten Wetterſegen beglaubigt (Mythologie, 1te Ausgabe, Anhang CXXXII; 2te Ausgabe 524. 602. 1230 f.). Das Lied gibt ihm Rieſenlänge (Laßberg Str. 16) und macht ihn als wilden Jäger, jagenden Thürs kenntlich (vgl. Stalder 1, 329: „Dürſten-gjäg“. Rochholz, Schweizerſagen 2, 184: „d' Rüſe jaget“. Schmeller 2, 264: „Nachtgejaid“. Mythologie 872 f.): im pfadloſen Wald, aus fernem Gebirge, verfolgt er mit ſeinen Leithunden und weithallendem Horn eine jammernde Maid, die er „ſein Wild“ nennt, ein „wildes Fräulein“ (Laßberg Str. 171: min hohes leben von wilder art hat er gemachet nider; Str. 172 und 189: das wilde vröwelin), das ſich auch nachher durch Herbeiholen heilkräftiger Kräuter als Waldweſen ausweiſt, während Faſold, wie zuvor ſein Bruder, im Streite mit Dietrich die gröſten Äſte abreißt, als wollt' er den Wald von Laub entblößen, und die Bäume zerrt, daß ſie ſich ſpalten, ſo daß man eine Halbmeile weit das Krachen hört (Laßberg Str. 184). Abwärts in der Volksſage jagt der wilde Jäger das Holzweiblein (Mythologie 872. 881 f. 1230 f.), aufwärts im nordiſchen Mythus raubt der Adlerrieſe Thiaſſi die ſommerliche Idun aus dem Walde (Sn. 1, 210). Nordian, gleich dem Rieſenkönige, heißt auch ein berühmter Meiſter des Waidwerks (Thidr. S. Unger 212. 231 u. ſ. w. Heldenſage 159 f.) und es fällt auf beide Namenträger beſſeres Licht, wenn man annimmt, daß ſchon erſterer ein gewaltig jagender Türſe war [1]. Nach dem Sieg über Ecken und Faſold muß Dietrich noch harte Kämpfe mit ihrer Sippſchaft [6, 349] beſtehen; ſo mit Birkhild, der grimmigen Mutter des Brüderpaars, und mit ihrer gleich wilden Tochter Uodelgart (Laßberg Str. 231 ff.), in andrer Faſſung des Liedes mit Rütze (a. Rachin, Runtze), der Muhme jener Beiden, und ihren zwei rieſenhaften Söhnen (Röhn Str. 271 ff. Schade Str. 185 ff.); auch dieſes ungethüme Weibervolk ſpringt jählings über entwurzelte, von ſolchem Sturmlauf niedergeriſſene Baumſtämme (Laßberg Str. 233: über die großen ronen ſi ſprank u. ſ. w. 241: die bom ir ſigen alle nach), erhebt gräßliches, über eine Meile ſchallendes Geheul, reißt große Bäume zum Dreinſchlagen aus der Erde und verheert mit ſeinen Schlägen den Wald (Röhn Str. 287, Rütze hat auch eine Burg gebrochen: Laßberg Str. 193), Ähnliches verkünden die Namen der Muhmenſöhne Welderich und Zerre, Waldmächtiger, Zerreißer[1]. Eckenlied beginnt damit, daß die Brüder Ecke, Faſold und Abendroth[2] ſich über Dietrichs Heldenthum, eiferſüchtig darauf, beſprechen; die zwei erſtern erproben dasſelbe zu ihrem Verderben, dagegen erwartet man vergeblich eine weitere Betheiligung des dritten und ſo ergibt ſich hier über ihn eben nur das Wenige, daß er mit zwei Sturmrieſen verbrüdert werden konnte, wie in der Saga mit dem in der gleichen Eigenſchaft beſprochenen Widolf. Wendet man ſich hiemit zu der Stammtafel Nordians zurück, ſo ſind dieſem in der Saga, neben Widolf und Aventrod, noch zwei Söhne zugetheilt, Atgeir und Aſpilian. Atgeir, deſſen Name auf die Bewaffnung mit einem mächtigen Speere (atgeirr, Unger 34. Gr. 3, 442 f.) bezogen wird, iſt als

---

[1] Auch Thrym, der Thurſe Herr, den Thors zermalmender Hammer trifft, iſt, wie es einem Sturmrieſen taugt, mit Hunden und Roſſen verſehen (Säm. 47, 6. Thor 102. Hieher noch die Dichtungen von der Jagd des wilden Wunderers: Keller, Erzählungen 1 ff. Fasnachtſpiele 2, 447 f. 4, 344. Kaſpar von der Röhn, Etzels Hofhaltung (von der Hagen, Heldenbuch 2, Berlin 1825, 55 ff. Mythologie 895. 983. Liebrecht, Gervaſius von Tilbury 204. Cäſarius von Heiſterbach 12, 20).

---

[1] Auch von Faſold heißt es, Laßberg Str. 162: im dienent wildiu lant. 184: er zart die bom, das ſi ſich kluben. An den Namen der Mutter Faſolds und Eckes, Birkhilt, ſtreift das von ihr, Str. 235, Geſagte: ainen ungefuegen bon ſi brach | vor zorn uſſer der erde. Über Widolf ſ. oben Rieſennamen in Dietrichs Ausfahrt: Fellenwalt, Ôſenwalt, Schellenwalt; im Wolfdietrich: Belle und ſein Weib Rütze, Runze (der Name wird manigfach geſchrieben), die auch einen Baum aus der Erde bricht (vgl. Gr. 3, 788; J. V. Zingerle, Germania 2, 213 f.: Runze; von Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols S. 55 f.: Die Runſa).

[2] In der laßbergiſchen Handſchrift des Liedes lautet der Name Ebenrot, im alten Drucke Eberrot, dagegen in der handſchriftlichen Vorrede des Heldenbuchs Obendrott (von der Hagen, Heldenbuch 1855, 1, CXV), in der Ausgabe desſelben von 1509, Mij: Abentrot, übereinſtimmend mit Aventrod der Thidr. S. Das mhd. masc. âbentrôt war zur Bildung eines männlichen Eigennamens tauglich (vgl. Mythologie 710. Deutſches Wörterbuch 1, 23).

Grenzwächter des Königs Iſung von Bertangaland und als Hüter eines unterirdiſch verborgenen Schatzes aufgeſtellt. Ihn erlegt Wittich, der, nach ſeiner Befreiung aus Rieſenhaft (oben S. 511), mit Dietrich [6, 350] wider die Iſunge ausgezogen; dieſer gleichfalls auf den Sommergewinn weiſende Kampf fehlt aber in den Roſengartenliedern, welche zum Gegner Wittichs den Hauptrieſen Aſprian beſtellen, vielleicht eben in Folge davon, daß Dietrich ſelbſt mit Siegfried zuſammengeführt war. Näheres über Aſprian gibt die Abhandlung. Der in ihr geltend gemachten mythologiſchen Anſchauung wird es zu ſtatten kommen, wenn ſie ſich an den größeren Verband des Rieſengeſchlechts, den die Beilage nachweiſt, anlehnen kann.

Nachträge.

1. Sagenbeitrag zu Dr L. Schmids Geſchichte der Pfalzgrafen von Tübingen.[1]

Das Geſchichtbuch, dem dieſe Blätter ſich anſchließen, verbreitet aus urkundlichen Quellen neues Licht über die Vergangenheit ſchwäbiſcher Gaue, die mir altvertraute Heimatſtätte ſind. Hiedurch ward es mir innerliches Bedürfnis, dasſelbe mit einer Beigabe aus dem Bereich meiner Arbeiten zur ſchwäbiſchen Sagenkunde zu begleiten. Wie von der einen Seite durch die beglaubigte Geſchichtſchreibung das Verſtändnis der Sagen feſteren Fuß in den Thatſachen und Örtlichkeiten gewinnt, ſo kann es gegenſeitig auch der Sagenforſchung gelingen, für die geſchichtliche Betrachtung da und dort einen weiteren Ausblick zu eröffnen. Erwägt man, daß Geiſt und Lebensform des Mittelalters weſentlich durch die Einbildungskraft beſtimmt war und daß doch eine mittelalterliche Hausgeſchichte, wie die der Pfalzgrafen von Tübingen, großentheils nur aus einſilbigen Angaben der Zeitbücher und aus Schenkungs- oder Kaufbriefen ſchöpfen kann, ſo muß es als wahrhaft geſchichtliche Ergänzung begrüßt werden, wenn je zuweilen die farbenhelle Beleuchtung der Sage hereinfällt und ſelbſt in trockenen Pergamentrollen die Spur poetiſcher Anſchauungen aufgrünt. Es iſt ein Verdienſt des Geſchichtſchreibers der Pfalzgrafen, daß er im Urkundenbuche nicht bloß die unmittelbar nöthigen Beweisſtücke, ſondern auch weitere Beilagen gegeben hat, welche zur Kenntnis der Zeitanſichten, der Sitten und Rechtsalterthümer, ſowie des örtlichen Sprachgebrauchs förderlich ſein können. Mein Beitrag wird nun darin beſtehen, daß ich einige bedeutſamere Sagen und Sagenzüge von den Pfalzgrafen, ihrem Stamm und Gebiet, ihren Lehens- und Dienſtleuten, hauptſächlich aus älteren Aufzeichnungen und unter Benützung des neuen Geſchichtwerks, mittheile und erläutre. Einzelne Überlieferungen aus ſo engem Bezirke können ſich freilich nicht zu einem innern Zuſammenhang abrunden, ſie ſuchen ihre Anknüpfung weiter hinaus und ſollen auch dieſelbe in der ſchon erwähnten ſagengeſchichtlichen Arbeit finden, von der ſie eine vorläufige Probe abgeben. Die ſchwäbiſche Sagenkunde ſelbſt darf ſich nur als einen Ring in der umfaſſenden germaniſchen Sagenkette betrachten. Aber es kommt der Erkenntnis des umfaſſenden Ganzen zu Statten, wenn aufgezeigt wird, wie einer der deutſchen Hauptſtämme einen gewiſſen Beſtandtheil des gemeinſamen Sagenſchatzes eigenthümlich und mit Vorliebe ausgebildet hat. Und ſelbſt die nachfolgenden Mittheilungen aus ſo beſchränktem Gebiete, zuſammen mit den neuerlich eben dort aus dem Volksmund aufgenommenen, haben jedenfalls die Bedeutung, zu zeigen, daß man in deutſchen Gauen nur die Wünſchelgerte anzuſetzen braucht, um den Born der verſchütteten Sage ſpringen zu laſſen[1].

---

[1] [Geſchichte der Pfalzgrafen von Tübingen, nach meiſt ungedruckten Quellen, nebſt Urkundenbuch. Ein Beitrag zur ſchwäbiſchen und deutſchen Geſchichte von Dr L. Schmid. Tübingen, 1853. H.]

So viel ſchon ſeit der Mitte des 14ten Jahrh. über das dem Grafen Anshelm gewidmete ſeltſame Opfermahl über der räthſelhaften Gruft romaniſchen Bauſtils auf dem Wurmlinger Berge[2] erkundigt und aufgeſetzt wurde, ſo iſt doch der Urſprung dieſer merkwürdigen Feier räthſelhaft geblieben und die beigebrachten Nachrichten ſind theilweiſe ſo beſchaffen, daß ſie nur verwirren konnten. Weder ein Stiftungsbrief iſt vorhanden, noch eine beurkundete Anzeige darüber, wann und wie der Kirchenſatz auf dem Wurmlinger Berg an das Kloſter Kreuzlingen gekommen. Die erſte Spur, daß beſagtes Kloſter in dieſer Gegend Rechte beſaß, findet ſich in einer im Archiv zu Kreuzlingen aufbewahrten Urkunde von 1185 über ein von dieſem Stift angeſprochenes Gut zu Mülhauſen, einem abgegangenen Dorfe bei Herrenberg, mit der Zeugſchaft mehrerer Edelleute von Wurmlingen [1]; an letzterem Orte ſelbſt begütert erſcheint Kreuzlingen zuerſt in einem Pergamentbrief mit der Angabe Ulm 1192, wonach Kaiſer Heinrich VI die bisher von den auf der Kreuzfahrt geſtorbenen Herzogen Welf und Friedrich von Schwaben innegehabte Vogtei über alle dem Kloſter gehörige, diesſeits des Bodenſees gelegene Orte, darunter Wormelingen, übernimmt. Da jedoch in der Urkunde der Raum für die Zeugen nicht ausgefüllt iſt und ein Siegel nicht angehängt war, ſo iſt dieſelbe wahrſcheinlich unausgefertigt geblieben [2]. Vier Jahre ſpäter, 1196, wird eine im Chor zu Kreuzlingen ausgeſtellte Urkunde durch Albert von Wurmlingen, als dortigen Kanoniker, mitunterfertigt [3]. Eine biſchöflich konſtanziſche Urkunde von 1213 ſchlichtet den Streit, der zwiſchen dem Abte von Kreuzlingen, als Pfarrherrn der Kirche „Wurmelingin", und dem der Kirche „Sulkin" über Neuzehnten ſich erhoben hatte [4]. Von weiteren Urkunden des 13ten Jahrh., welche den Beſitz des Kloſters in Wurmlingen und der Umgegend betreffen, ſoll hier nur noch eine im Jahr 1273 von Albert, genannt Randal von Wurmeringen, ausgeſtellte angeführt werden, weil ſie den Pfleger des Kloſters als Pfarrherrn des Berges Wormeringen namhaft

---

[1] [Der Anfang der folgenden Ausführung fehlt. H.]

[2] In der älteſten Urkunde über dieſe Feier, einem von der Geiſtlichkeit des Kapitels Boltringen an den Abt zu Kreuzlingen erſtatteten Berichte vom Jahre 1348 (abſchriftlich im Archiv. Wurmling. Blatt 56), heißt es unter Anderem: „feria tertia proxima post diem commemorationis animarum decanus et omnes capituli confratres convenire debent in monte prædicto u. ſ. w. et omnes simul unam missam cum vigilia in memoriam præfati legatoris celebrare u. ſ. w. et postquam refecti fuerint, quidquid de fragmentis ibi residuum erit, pauperibus leprosis cum pelle tauri prædicti debe(re)t erogari“ u. ſ. w. Die deutſche Aufzeichnung, die in ein Notariatsinſtrument von 1468 (abſchriftlich im Archiv. Wurmling.) aufgenommen iſt, gibt dieſen Hergang ſo an: „darnach ſüllen die herrn zu chor gen mit iren chorhembden ane ſporn und ſollen ſingen ain vigilien und nach der vigili der decan ein ſelmeſs, und nach der meſs ob dem grab ain ſelveſper ſprechen u. ſ. w. und ſo denn die hern vom capitel über tiſch koment, ſo ſol der camerer des capitels das almuſen, das von dem tiſch gaut, beſorgen und ſie acht han, daß es zeſamen genommen werd, was von dem tiſch gaut, und ob dem tiſch ſo ſol der cammerer

---

neman ain brot und obnan darin ſchniden ain hülin und ſol ieder her von dem capitel darin legen ain pfennig und ſol man denn dieſelbig pfennig und das almuſen, das von dem tiſch gaut, mit der ſtierhut geben den veldſiechen, die geſeßen ſind in der pfarr zu Sülchen" u. ſ. w.

[1] Archiv. Wurml. 1 f. Regeſt. 7, Nr 17.

[2] Nach Einſichtnahme des Herrn Archivraths von Kausler vom Original der Urkunde. Abſchrift im Archiv. Wurml. S. 2 ff.

[3] Regeſt. 7, Nr 19.

[4] Archiv. Wurml. 4 ff. vgl. Regeſt. 8, Nr 27.

macht[1]. In dem allem aber und bis zu dem Capitelberichte von 1348 iſt nirgends weder der Stiftung noch irgend einer Beziehung zu den Grafen von Calw erwähnt. Dieſen iſt auch der ſpäter auftauchende Name des Stifters, Anſelm, gänzlich fremd. Er kommt in ihrem Hauſe niemals vor, der herrſchende in demſelben iſt Adalbert[2]. Aber eben weil der Name Anſelm nicht mit dem von Calw hereingekommen ſein kann, nimmt er dieſem gegenüber eine ſelbſtändige Stellung ein. Er hat ſeinen Anhalt auf andrer Seite und, obgleich in den Urkunden der Wurmlinger Kirche erſt ſpät zum Vorſchein kommend, in ſehr alter Zeit, nemlich in den Ahnen der Grafen von Tübingen, von Anſelm, dem Hauptſtifter des Kloſters Blaubeuren um 1085, aufwärts zu den Anſelmen, die als Grafen des Nagoldgaus für die Jahre 1048 und 961 beurkundet ſind[3]. Auch bei Dienſtleuten der Tübinger kommt der Name mehrmals vor, ſo bei denen von Hailſingen[4], beſonders aber in einer Urkunde des Pfalzgrafen Hugo von 1174: „Anſelm weiland Ritter von Wurmelingen, unſer ſehr lieber Dienſtmann“[5]. Der Weg aus dem Bergthor der Veſte Tübingen führte ſchnurſtracks nach dem Wurmlingerberg, am halben Wege lag, den Pfalzgrafen gehörig, die Ödenburg, in Schwerzloch, Ammern, Jeſingen, Reuſten, in Wurmlingen ſelbſt ſaßen ihre Dienſtmannen, und wenn nun im dortigen Kirchlein ein Graf Anſelm beſtattet war, ſo iſt ſeine Herkunft greifbar nahe gelegt. Der Anlaß zur Verwechslung iſt eben darin zu ſuchen, daß jene Anſelme, wie die Tübinger überhaupt, Grafen des Nagoldgaus waren[6], die Burg der Grafen von Calw aber gleichfalls an der Nagold lag, obſchon ihr Gau ſich nach andrer Richtung erſtreckte[7], weniger in dem Umſtande, daß Pfalzgraf Rudolf von Tübingen um 1263 durch ſeine Gemahlin in einen Theil des calwiſchen Erbes eintrat[1].

---

[1] Archiv. Wurml. 13 f.

[2] Stälin 1, 335. 567. 2, 367.

[3] Stälin 1, 544 f. vgl. 480. 2, 428. Schmid 23 f.

[4] Schmid 244 oben. 412 oben. 414. 426. 439. 441. 444. 452. 463. 493 f. oben. Urkundenbuch 238.

[5] „Anselmi quondam militis de Wrmelingen, nostri carissimi ministerialis.“ Schmid 103. Stälin 2, 432. Als Geſchlechtsname iſt Anſelm auf den Kreuzen des Wurmlinger Bergkirchhofs zu leſen.

[6] Neugart Nr 758, a. 966: „In pago Bibligowe [l. Nagelgowe] in comitatu Anselmi in villa Chuppinga.“ Herrgott, cod. prob. Nr 179, a. 1048: „In pago Naglegowe, in comitatu Anselmi comitis.“ Stälin 1, 544 f.

[7] Stälin 1, 566 ff.

Die beiden Grafenſtämme berühren ſich auch in der Volksſage, die von der Stiftung des Wurmlinger Bergkirchleins geht. Der Graf von Calw hatte verordnet, daß man ihn, ſobald er geſtorben, in ſeinem Steinſarge von zwei „ungewohnten" Ochſen (die noch nie einen Wagen gezogen) ohne Führer ſollte fortführen laſſen; wo die Ochſen ſtill ſtänden, da ſolle man eine Kapelle bauen und alljährlich den Stiftungstag nach ſeiner Vorſchrift feiern: ſein letzter Wille wurde vollzogen, die Ochſen zogen mitten durchs Feld und ſtanden erſt auf dem Berge bei Wurmlingen ſtille, hier wurde dann dem heil. Remigius zu Ehren die Kapelle erbaut und der ſteinerne Sarg zum Grundſtein geweiht[2]. Reicher und eigenthümlicher iſt jedoch die Legende, die entſchieden den calwiſchen Adalberten angehört: Obertus (eben Adalbert), ein Graf zu Calw, der in großem Reichthum lebte, ſprach zu ſeiner Gemahlin: „Ich muß erfahren, was Armuth ſei, ſonſt geh' ich mit Leib und Seele zu Grunde." Er ſagt ihr Lebewohl, zieht in armen Kleidern hinweg und kommt zum Dorfe Deißlingen (bei Rotweil), wo er Kühhirt wird; obgleich die Herde, die er fleißig weidet, wohl gedeiht, entſetzen ihn doch die Bauern darum ſeines Amtes, weil er ſtets nur an einem und demſelben Berge treibt, da ſie doch der Weiden mehr haben; darauf kehrt er nach Calw zurück und begehrt an der Thür ſeiner Gemahlin ein Almoſen, als dieſe eben mit einem andern Herrn Hochzeit hält; ein Stück Brot, das man ihm bietet, weiſt er ab, man bringe ihm denn der Gräfin Becher voll Weines; als er dieſen erhalten und ausgetrunken, wirft er ſeinen goldenen Trauring hinein und geht ſtill wieder nach Deißlingen; dort übergibt man ihm von Neuem die Ochſenherde, die ſein Nachfolger übel beſorgt hat, welchem Dienſt er bis an ſeines Lebens Ende vorſteht; dem Tode nah, eröffnet er den Bauern, wer er ſei, und befiehlt, daß man ſeine Leiche auf einen Wagen laden, zwei Ochſen davor ſpannen und ſelbige ihres Willens fahren laſſen, wo ſie aber ſtille ſtehen, ihn begraben und eine Kapelle aufbauen ſolle; ſo geſchah es, die Kapelle wurde nach ihm „zu Sankt Huprecht (Aubrecht)“ benannt, es geſchahen Wallfahrten dahin und zu ſeinem Gedächtnis wurden Meſſen gehalten; jeder Bürger von Calw hat das Recht, wenn er dort vorbeigeht, während der Meſſe, an der Thür der Kapelle anzuklopfen[1]. Nach anderwärtiger Sage vermachte der Graf zum Bau der Kirche ſeine Kleinode, die er bei ſich hatte, und verordnete, daß, ſo oft ein Calwer des Weges ziehe, die Glocke des Kirchleins geläutet werde; dieß ſoll auch, wenn Calwer auf die Zurzacher Meſſe reiſten und durch Deißlingen kamen, bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geſchehen ſein[2]. Neben dieſer Kirche zu Deißlingen entſtand ein Frauenklöſterlein, in welchem, vor deſſen Zerſtörung im dreißigjährigen Kriege, noch der Betſtuhl des heil. Obertus und, an die Mauer gemalt, das Bild desſelben mit einem langen Hirtenſtab in der Hand und einem ſehr breiten Hute zu ſehen war; das St. Aubertsgütlein befindet ſich jetzt im Beſitze der Stadt Rottweil[3]. Daß die Leichname heiliger Perſonen von Rindern, denen man freien Gang läßt, an die rechte Begräbnisſtätte gebracht werden, womit manchmal der Bau einer Kirche zuſammenhängt, iſt in den Legenden kein ſeltenes Vorkommnis; auch in der Baar wurde die fromme Ruchtrut von Almashofen (Allmandshofen bei Donaueſchingen) von zwei des Jochs ungewohnten Ochſen zum Begräbnis in dieſelbe Kirche von Miſtelbrunn gebracht, wohin ſonſt ein Hirſch mit leuchtendem Geweih ſie zum nächtlichen Gebet geleitet hatte.[4] Eine Sage dieſer Art konnte ſich an die Wurmlinger, wie an die Deißlinger Kapelle heften. Da jedoch nur Aubert es zum Heiligen gebracht, noch mehr aber weil die Sage von ihm ſich zum volleren Ganzen, zum frommen Idyll abgerundet hat, in welchem die vom Grafen geweideten Stiere auch zur Führung ſeines Sarges berufen ſind, erſcheint es glaublich, daß mit der Bezeichnung des Wurmlinger Stifters als eines Grafen von Calw auch die Begräbnisfahrt herübergekommen ſei.

---

[1] In einem Kreuzlinger Notariatsinſtrumente von 1559 iſt geſagt: „mit dem geding, daß jedes Jars nach haltung des Jarszeits, die graf[en] von Calw oder Jr Nachkommen (: welche nach Jren abgang geweſen ſeyen die Grauen von Tübingen und herzogen zu würtenberg :) durch ſich ſelbs oder ihre geſandten auf dem wurmlinger berg erſcheinen" u. ſ. w. Arch. Wurml. 209, ebd. 208: „welcher maßen und geſtalten vor zeiten der wurmlinger berg u. ſ. w. von einem Grafen von Calw, ſo Wilhelm genannt, an das Gottshaus Chreutzlingen khommen."

[2] G. Schwab, Gedichte, 3te Auflage, Stuttgart 1846, S. 323 ff. E. Meier, Deutſche Sagen u. ſ. w. aus Schwaben, Stuttgart 1852, S. 316 f.

---

[1] Cruſius 2, 263: „Fertur“ u. ſ. w. Walz, württembergiſcher Stamm- und Namensquell, Stuttgart 1657, S. 119 f. „Mſcr. Lorch.“ [Vergl. auch oben S. 397 bis 399. 424 bis 428. 431, Anm. 3. H.]

[2] Ruckgaber, Geſchichte der Frei- und Reichsſtadt Rottweil, 2ter Band, 2te Abtheilung S. 459, A. 122.

[3] Ruckgaber a. a. O., S. 465 f., beſ. A. 123.

[4] Fickler, Anniverſarienbuch des Kloſters Maria-Hof bei Neidingen u. ſ. w. 1, 20. Münch 1, 296. 1tes Buch Samuelis, Cap. 6, V. 7 bis 16.

Das Stiftungsmahl auf dem Berge Wurmlingen macht überhaupt weniger den Eindruck einer chriſtlichen Feier, als den eines heidniſchen Opfers. Das bemeſſene Vorführen der nach Beſchaffenheit und Alter genau beſtimmten Schlachtthiere auf den heiligen Berg, das Ausſpannen der abgezogenen Stierhaut auf dem Kirchhof, damit die armen Leute ſich darum zur Speiſung lagern, der Beginn des Eſſens mit den Schweinsköpfen, die Fülle des dreifachen Bieres, mit dem auch den Armen die Becher gefüllt werden, die ganze Verbindung der gottesdienſtlichen Handlung mit dem volksthümlichen Schmauſe, gemahnt überall an Vorſtellungen und Gebräuche des germaniſchen Heidenthums, an Götter- und Opferberge, an das abergläubiſche Sitzen auf der Haut des geopferten Stiers[1], an die Hochhaltung des Eberhaupts, an den feſtlichen Gedächtnistrank zur Ehre der Götter und der Verſtorbenen, an die Begängniſſe auf den Gräbern[2], dann insbeſondre an die Opfer der Alamannen und die dabei abgeſchnittenen Thierhäupter, zumal aber an das Feſt, in deſſen Begehung der Heidenbekehrer Columban die Alamannen am Zürcherſee begriffen fand, wobei ſie eine große Bierkufe in die Mitte geſtellt hatten, um ihrem Gotte Wodan zu opfern[3]. War die Wurmlinger Jahrzeit auch keine allgemeine Volksverſammlung, ſo war doch dazu die Prieſterſchaft und das arme Volk eines ganzen Bezirks berufen und dieſe Feier fiel nicht, wie ſonſt gewöhnlich, auf den Sterbetag des Stifters, ſondern war auf gewiſſe Wochentage nach dem gemeinſamen Allerſeelenfeſte anberaumt. Zur Vorbereitung war der Montag und zum Begängnis ſelbſt der Dienstag nach den meiſten der ausgehobenen Urkunden vorgeſchrieben; doch fällt es auf, daß in der ältern deutſchen Aufzeichnung, ſtatt des Montags, durchaus vom „guten Tag“ die Rede iſt; der gute Tag iſt aber der Mittwoch und urſprünglich doch nichts Andres, als der weſtphäliſche Godenstag, Gunstag, der niederrheiniſche Gudestag, Gudenstag, d. h. Wuotanstag. Die offenbare Verwirrung der Tagnamen deutet darauf, daß früher Dienstag und Mittwoch die feſtgeſetzten Tage waren, die Tage, die nach Ziu und Wuotan benannt ſind[1]; Ziestag iſt ältere ſchwäbiſche Form, eine althochdeutſche Gloſſe gibt „Cyuvari“, Verehrer des Ziu, gleichbedeutend mit „Suâpa“, Schwaben[2]. Sollte nicht auch das nachbarliche „Swertisloh“, der Hof Schwärzloch mit ſeiner alten Kapelle, einen Hain des Schwertgottes bezeichnet haben? Eben jenes Sülchen, auf deſſen Kirchhof die Stierhaut ausgebreitet wurde, jetzt eine Begräbniskirche außerhalb Rotenburgs, an der Stelle, wo einſt die zerſtörte Römerſtadt Solicinium ſtand, ſcheint auch für die Alamannen, nachdem ſie dieſe Gegend erobert, eine Örtlichkeit von Bedeutung geweſen zu ſein; bis dahin zogen ſie ſich zurück, als Kaiſer Valentinian im Jahr 368 mit Heeresmacht in das innere Barbarenland vordrang, hier aber ſtellten ſie ſich, ihrer Ortskunde vertrauend, zur hartnäckigen Gegenwehr, in der Nähe des Ortes Solicinium ſah man ſie einen ſteilen Berg behaupten und vernahm man ihren furchtbaren Schlachtruf[3]. Nach demſelben „Sulicha“, „Sulichin“ war nachmals ein ganzer Gau, der Sulichgau, benannt[4].

---

[1] J. Grimm, Geſchichte der deutſchen Sprache S. 128. Deutſche Mythologie S. 1069 unten.

[2] W. Müller, Geſchichte und Syſtem der altdeutſchen Religion S. 64.

[3] [Deutſche Mythologie S. 41 f. 49. 52. H.]

Zu bedenken iſt allerdings, daß die Umwandlung heidniſcher Heiligthümer und Gebräuche in mittelalterlich-chriſtliche eine allgemeine war und darum auf die einzelne Erſcheinung nicht zu großes Gewicht gelegt werden darf. Der heil. Bonifacius eiferte gegen die Thieropfer, welche von thörichten Menſchen neben den Kirchen nach heidniſchem Brauch, aber unter dem Namen heiliger Märtyrer oder Bekenner vollbracht würden[5]; man glaubt ſich damit auf den Wurmlinger Berg verſetzt zu ſehen. Allmählich wurde räthlich befunden, die alte Opferluſt unter kirchlicher Weihe gewähren zu laſſen. Aus der Pfalzgrafſchaft Tübingen ſelbſt bieten ſich zwei weitere Beiſpiele dar[1]. . . . .

---

[1] Lachmann, Sagenbibliothek S. 250. [Deutſche Mythologie S. 114. 112 f. 116 f. H.]

[2] [Deutſche Mythologie S. 113. 180 f. Vergl. auch oben S. 83. 84. H.]

[3] [Vergl. oben S. 280 ff. H.]

[4] [Vergl. oben S. 288 f. H.]

[5] Deutſche Mythologie S. 41. W. Müller, Geſchichte und Syſtem der altdeutſchen Religion S. 103, Anm. 1.

Die Anpflanzung des Chriſtenthums am obern Neckar und öſtlichen Rande des Schwarzwalds liegt ſehr im Dunkeln. Die bekannten Bekehrer der Alamannen nahmen ihren Weg nicht hieher. Klöſter, die gewöhnlichen Fundgruben kirchlicher Geſchichtkunde, gab es hier vor dem 9ten Jahrhundert nicht; das älteſte, Hirſchau, wurde nicht vor 830 geſtiftet[2], von dem früher gegründeten, aber entlegenen St. Gallen fallen nur Streiflichter herein. Mutterkirchen des engern Bezirks, den dieſe Unterſuchung angeht, ſind die von Sülchen zum Täufer Johannes, 1118 erbaut, vielleicht auf den Grund einer ältern, der Taufkirche des Sprengels, dann die zum heil. Remigius, auf der obern Klauſe zu Ehingen, von 1024. Nach demſelben Heiligen iſt aber auch die Kirche des Wurmlinger Bergs und dieſer ſelbſt benannt, zwar nicht in älteren Urkunden, beſonders denjenigen, welche die Stiftung der Jahrzeit betreffen, aber ſpäterhin für herkömmlich angenommen. Die Verehrung des heil. Remigius, Erzbiſchofs zu Rheims an der Grenze des 5ten und 6ten Jahrhunderts, zeugt von fränkiſchem Einfluß und neben ihm wurden zwei andern fränkiſchen Heiligen, ſeinem Schüler Theodorich, Abt eines Kloſters bei Rheims, und Brictius, Biſchof von Tours, Nachfolger des heil. Martinus, kleine Kirchen gewidmet, dem erſtern die Theoderichskapelle nächſt Sülchen, dem letztern eine Kaplanei zu Wurmlingen. Remigius war der Bekehrer und Täufer des Frankenkönigs Chlodwig, der die Alamannen 496 in blutiger Schlacht unterwarf, nachdem er, als ſein Heer ſchon verloren ſchien, an Chriſtus zu glauben gelobt hatte, wenn dieſer ihm Sieg verleihe[3]. Die hiedurch herbeigeführte Bekehrung der Franken zog auch die ſpätere der Alamannen nach ſich und es lag ein Mittel der Verſöhnung zwiſchen beiden Völkern darin, daß den Sieg einzig eine göttliche Macht entſchieden hatte, der auch die Sieger ſich beugen muſten. Der Bote dieſer höheren Macht war der heil. Remigius, eben darum geeignet, an einem alten Sitze des alamanniſchen Heidenthums verehrt zu werden.

---

[1] [Hier iſt eine Lücke in der Handſchrift. H.]

[2] Stälin 1, S. 195, Anm. 2.

[3] [Vergl. oben S. 258. 259, Anm. 668. 670. Stälin 1, S. 148. 149. H.]

In fränkiſche Bezüge führt es auch, wenn den Anſelmen nachgegangen wird, deren Name mit der Wurmlinger Jahrzeit verbunden iſt.

Die neueſte Forſchung hat die Spuren dieſer Anſelme aufwärts in das Geſchlecht der Grafen von der Berchtoldsbaar und in die nächſte Verwandtſchaft des berühmten Gerold, deſſen Schweſter Karls des Großen erſte Gemahlin war, hinauf verfolgt[1]. Der älteſte Anſelm dieſer Reihe in ſchwäbiſchen Urkunden iſt derjenige, welcher im Jahr 785 zu Schörzingen (O.A. Spaichingen) dem Kloſter St. Gallen Güter und Wald in Altheim (bei Horb, nachmals, 1088, zur Grafſchaft Tübingen gehörig, Stälin 2, 436) und zwei andern Orten im Gau Birchtelos mit der Beſtimmung ſchenkt, daß er und ſeine Söhne jährlich bis zu ihrem Tode daraus zinspflichtig ſeien; unter denen, die mit ihm ſiegeln, iſt der erſte ſein Vater Rotpert[2]. Ebenſo heißt aber der Mutterbruder Gerolds, Graf des Argen- und Linzgaus und Bruder Birchtilos[3], ſo daß nunmehr Anſelm und Gerold als Geſchwiſterſöhne erſcheinen. Nicht haltbar iſt es, dieſen Anſelm mit dem Pfalzgrafen deſſelben Namens am Hofe Kaiſer Karls für den gleichen zu nehmen. Während im Text der Urkunde von 785 der Name des Ausſtellers Anshelm lautet, heißt es bei der Sieglung „signum Hanshelmini“, eine Verkleinerungsform, die einen jüngern Anshelm bezeichnet, aber für einen Mann gebraucht, der bereits von ſeinen Söhnen ſpricht, einen noch ältern des Namens vorausſetzt[4]. Dieſer ältere iſt eben der Pfalzgraf und er war ſogar 785 ſeit mehreren Jahren nicht mehr am Leben. Zuerſt erſcheint „Anselmus.

---

[1] Schmid S. 512 bis 520.

[2] Wirtembergiſches Urkundenbuch 1, Nr 28.

[3] Stälin 1, 243. 326.

[4] In derſelben Urkunde von 785: „signum Eborini“, Deminutiv deß Namens, den eine andre alemanniſche Urkunde mit „sign. Ebores“ gibt, Goldaſt, Rerum alemannicarum scriptores 2, 29, XIV, vgl. Neugart 120: „Peratoldus u. ſ. w. Heburinga.“ So wurden noch für Konrad den Jüngern, Sohn König Konrads IV, die lateiniſchen und welſchen Formen Conradinus, Conradino gebraucht, Stälin 2, 208 (Raumer, Geſchichte der Hohenſtaufen 4, 569. Hahn 4, 237, A. g). Vgl. Mort de Garin 113: „Li cuens Fromons et ses fils Fromondins“. 223: „Oncle Fromons“, dist li quens de Monclin, „je ai oi vostre niés Fromondin.“ Vgl. Schmid, Urkundenbuch S. 78: „Anshelmum iuniorem.“ [Vgl. auch oben S. 172. 173. H.]

comes palatii“ bei einem Kreuzurtheil zwiſchen dem Biſchof von Paris und dem Abte von St. Denis im Jahr 775 [1].

Zwei Jahre ſpäter, 777, iſt er zu Heriſtal Zeuge im Teſtament Fulrads, des vorgedachten Abtes von St. Denis, der ſeinem Kloſter, nebſt reichem Beſitz im Elſaß, die Zelle des heil. Veranus zu Herbrechtingen und die des heil. Vitalis am Neckar (zu Eßlingen) vermacht [2]. Daß Fulrad ein Alamanne war, läßt die Lage ſeiner Beſitzungen ſchließen und ſo war es auch angemeſſen, daß ein angeſehener Mann aus Alamannien ſeine Verfügung über dieſelben mitbeglaubigte [3]; den Pfalzgrafen Anshelm zu dem alamanniſchen Geſchlechte zu zählen, aus welchem der Kaiſer Karl im Jahr 771 ſich die Schweſter Gerolds, Muhme des jüngern Anſelm, Hildegard, vermählt hatte [4], rechtfertigt ſich eben durch dieſe Verwandtſchaft; wie der ältere Angehörige des Hauſes mit dem bedeutenden Hofamte betraut war, ſo wurde nachher Gerold, der Schwager Karls, deſſen beſondrer Liebling, der Führer ſeiner Heere und ſein Statthalter in Baiern [5]. In der Stammtafel würde der Pfalzgraf Anſelm eine Stelle finden als Bruder Rodberts, deſſen Sohn Anſelmin dann nach dem Oheim genannt wäre. Der Tod des Pfalzgrafen erfolgte im Jahr 778 und eben ſein letztes Geſchick iſt es, was ihm für unſern Zweck die gröſte Bedeutung gibt. Einhard im Leben Karls des Großen erzählt, wie der Kaiſer im beſagten Jahre mit großer Heeresmacht einen ſiegreichen Zug nach Spanien ausgeführt hatte, auf der Heimfahrt aber ſeine Nachhut von den treuloſen Waskonen in den Wäldern der Pyrenäen überfallen und bis auf den letzten Mann niedergemacht ward:

„In dieſem Kampfe wurden Eggihard, des Königs Truchſeß, Anſelm, der Pfalzgraf (Anselmus, comes palatii), und Hruodland, der Befehlshaber im brittaniſchen Grenzbezirk, mit vielen Andern erſchlagen“ [1].

---

[1] Eckhart, Francia orientalis 1, 636. J. Mabillon, De re diplomatica, Paris 1681. Folio. Buch 6, Cap. 51, S. 498. J. Grimm, Deutſche Rechtsalterthümer S. 926, unten.

[2] J. Mabillon, Annales ordinis s. Benedicti u. ſ. w. 2, Lucæ 1739, S. 223. Über Fulrad ſ. Stälin 1, S. 240. Vergl. S. 248. Anm. 2. S. 371. Neugart, Nr 41. Nr 67.

[3] Wirtembergiſches Urkundenbuch 1, Nr 18.

[4] Stälin 1, S. 245.

[5] [Stälin 1, S. 246 f. H.]

Damit heiſcht ein ſchwäbiſcher Anshelm ſeinen Theil am Ruhme der Schlacht von Runzeval, dem Kerne der karolingiſchen Heldenſage. Weder der fabelhafte Turpin, noch die altfranzöſiſchen Gedichte haben ihm dieſen Antheil gegönnt; während ſie den Heldentod Hruodlands aufs Höchſte geiſtlich und dichteriſch verherrlichen, wird der gefallene Anshelm nicht einmal genannt [2]. Karl der Große iſt aber auch bei den Deutſchen in das Licht der Sage eingetreten, wenn gleich größere Dichtungen deutſchen Urſprungs über ihn nicht vorhanden ſind. Die ſchwäbiſche Sagenkunde wird von ihm Manches nach alemanniſchen Überlieferungen zu berichten haben.

Auch in die deutſchen Bearbeitungen der Rolandsgedichte ſind die Schwaben, namentlich Gerold und ſelbſt der vergeſſene Anshelm, eingedrungen. Der Pfaffe Konrad nennt unter den zwölf Herren, den Vorfechtern des Kaiſers, welche Karl, durch die Erſcheinung eines Engels zur Heerfahrt nach Spanien gemahnt, in ſeinen Rath beruft: Anshelm, einen kühnen und ſchnellen Helden von Moringen, mit ſeinen jungen Kriegsleuten [3]; auch will der Kaiſer nachher, als es zur Schlacht geht, daß die tapfern Schwaben vorfechten, doch ohne daß geſagt iſt, wer ſie leiten ſoll [4]. In der entſprechenden Stelle bei Striker heißt der fragliche Held: Anshelm von Vorringen [5]; aber auch Gerold, der Herzog von Schwaben, tritt in das Gedicht, einmal ſpielt er mit dem Kaiſer Schach [1], dann, wo Konrad des Vorfechtens der Schwaben nur im Allgemeinen gedenkt, läßt Striker den Kaiſer ſich an ihren Herzog Gerold namentlich wenden und ihnen, für ihre Verdienſte um Kaiſer und Reich, den Vorſtreit bewilligen; ſie freuen ſich dieſer Ehre, die ſie als für heut und immer gegeben anſehn, ſprengen freudig voran in den Streit, geführt von Gerold, und ihr tapfrer Kampf wird beſchrieben [2]. Sollte ſich auch der perſönliche Name Anshelm in dem altfranzöſiſchen Gedichte, das dem Pfaffen Konrad vorlag, erhalten haben, ſo lautet doch der örtliche Moringen, bei Striker Vorringen, keineswegs romaniſch, vielmehr wie ein Anſatz aus deutſcher Sagenquelle. Für die ältere Lesart (Moringen) kommt auf dem bisher verfolgten Wege vor allen ähnlich benannten Orten in Betracht das jetzige Möhringen, an der Donau oberhalb Tuttlingen gelegen, der alten Berchtoldsbaar, in welcher Anſelm der Jüngere begütert und Gerold Gaugraf war, angehörend und in einer Reichenauer Urkunde von 843 „Meringen", in einer ſankt galliſchen

---

[1] Einhardi vita Caroli magni Cap. 9.

[2] Schon mittelalterliche Jahrbuchſchreiber vermiſſen bei Turpin die beiden geſchichtlichen Helden, Chronicon Alberici (Leibnitz, Accessiones historicæ 2, 150): „Notandum, quod Hugo [de S. Victore, vergl. ebend. 3, 264] scribit, duos principes cecidisse cum Rothlando, quorum nomina non continentur in Turpini catalogo, videlicet Egihardum, regiæ mensæ præpositum, et comitem palatii, Ancelmum.“

[3] Ruolandes Liet 3, 9 ff.: „des keiſeres vorvechten. ir van ſie gewanten nie ze dehein werltlichen ſchanten.“ 4, 10 ff.: „An der rede waren herzogin unde graven, da was der helt Růlant u. ſ. w. da was Anshelm, ein helt chůne unde ſnel von Moringen, mit ſînin ſnellen jungelingen.“

[4] Ebd. 268, 4 ff.: „inoch waiz ich ain liſt. Swaben, di milten, di furent zwiſſele ſchilte; ſi ſint vil gute knechte, ich wil, daz ſi vorvechten.“ Vgl. 343, 268, 6.

[5] St. Galler Handſchrift, nach Greiths Abſchrift: „Do ladete Karl für ſich

---

Die zwelfe helde erlich, Die ſin da hüeten ſolten Und ouch vil gerne wolten ... Ich ſag iu, wie ſie hiezen: Siner ſweſter ſun, Rulant, Was zu dem beſten bechant Unt der erzbiſchof Turpyn, Samſon und Anſys, Engelher unde Gergis, Anshelm von Vorringen" u. ſ. w. Nach der Straßburger Handſchrift bei Schilter, Thesaurus 2 (S. 7a): „Und Anshelm von Vorringen Der enwart nie an ſeinen dingen Weder zu ſchaden noch zu ſpotte."

[1] Schilter S. 15a: „Do ſi den chaiſer funden, Obe einem ſchachzabel was das, Da er mit Gerolte ſas, Dem herzogen von Swaben, Dem ſeine tugent gaben Werdichait mit lobes chraft, Er was ein ritter manhaft."

[2] Ebd. S. 99b: „Der Swabe herzoge H[G]erolt, Ich bin dir, ſprach der chaiſer, holt Und den Swaben alle geleich, Si haben mir und dem reich Vil dicke lob gewunnen; Ich wil vil gerne gunnen Baide den Swaben und dier, Das ſi heut vechten vor mier." S. 104b: „Nu warns an ein ander ſo bei, Das ie zuſprengen wolten, Die da vorvechten ſcholten; Das eine warn die Swabe, Die frewten ſich der gabe Und der eren grosleich, Das ſcholten vor dem reich Des tages und immer ſtreiten; Si begunden vroleich reiten Mit dem herzoge Gerolte, Der ſi da leiten ſcholte; Munjoy! rieffens alle Und ſprancten mit dem ſchalle u. ſ. w. Do ſie zuſamme ſtreichen Malprimes und Gerolt" u. ſ. w. S. 105: „Gerolt und di ſine Di begunden ir nider ſchroten, Unz das ſi auf den toten Czu jungiſt mueſten reiten. Man ſach die Swabe ſtreiten Gueten rittern vil geleich; Si begunden das gotes reich Nach ritters recht chouffen" u. ſ. w.

von 882 „Merebeninga“ geſchrieben[1]. Das Recht der Schwaben, dem Reichsheere vorzufechten, iſt zuerſt zum Jahre 1075 geſchichtlich beglaubigt; den Verdienſten Gerolds um Karl den Großen beigemeſſen findet ſich dasſelbe erſtmals in der Kaiſerchronik, nachher im Schwabenſpiegel und anderwärts, aber nicht vom ſpaniſchen Kriege, ſondern von der ſagenhaften Romfahrt des Kaiſers her, auf welcher Gerold ihm, eben da es am nöthigſten war, mit dem ſchwäbiſchen Kriegsvolke zuzog[2]. Allmählich aber wird Gerold ungeſchichtlich in die Heldenfahrt nach Spanien verflochten und wie er in der Wirklichkeit der hervorragendſte ſeines Geſchlechtes war, ſo verdrängt auch in der Sage ſein leuchtender Name den des älteren Anshelm. Bemerkenswerth iſt immerhin die Reiterfahne[3], eine Zugehör des ritterlichen Vorſtreits, im Wappen der Grafen von Tübingen, in denen der Stamm der alten Anſelme ſich fortſetzte.

Wie das Lied von der Nibelunge Noth in der Klage einen Anhang hat, der die unverſiegbare Trauer um die gefallenen Helden, ihre Beſtattung, die Botſchaft an ihre Witwen, die Heimbringung von Roſs und Waffen zum Gegenſtande nimmt, ſo fehlt es auch der Heldenſage von der Runzevalſchlacht nicht an Todtenklage und letzten Ehren, die nur hier mehr kirchliches Gepräge tragen, weil der Untergang im Kampfe wider die Ungläubigen als ein chriſtliches Martyrthum angeſehen war. Solchergeſtalt hat ſich auch das Gedächtnis der Helden von Runzeval in Frankreich wahrhaft volksmäßig verörtlicht.

Bei Turpin und vielfach bei Andern iſt erzählt, wie die Leichen der Erſchlagenen von ihren Freunden einbalſamiert, auf Bahren und Roſſen, ſelbſt auf den Schultern nach der Heimat zurückgeführt oder getragen und auf geweihten Kirchhöfen beigeſetzt werden; insbeſondre Rolands Leichnam läßt der Kaiſer von zwei Maulthieren in goldenem Teppich nach Blaye bringen und in der dortigen, von ihm einſt erbauten Hauptkirche ehrenvoll beſtatten, auch beim Haupte des Todten ſein Schwert, zu Füßen desſelben ſein elfenbeinernes Horn aufhängen; das

---

[1] Dümge, Regesta badensia Nr 10. Neugart Nr 534. [E. Förſtemann, Altdeutſches Namenbuch. Zweiter Band: Ortsnamen. Zweite, völlig neue Bearbeitung. Nordhauſen 1872. Sp. 1056. H.]

[2] [Schriften 2, S. 98. Stälin 1, S. 247, Anm. 8. S. 393. H.]

[3] Vergl. Stälin 1, S. 533 unten, ſ. 527.

Land meilenweit um die Kirche von Blaye und die Stadt ſelbſt mit aller Zugehör und dem Meere darunter gibt er dieſer Kirche zum Eigenthum, aus Liebe zu Roland, und befiehlt den Stiftsherrn, für die Seele ſeines Neffen und ſeiner Genoſſen an ihrem Todestage dreißig Arme zu bekleiden und zu ſpeiſen, auch dreißig Pſalmgeſänge und ebenſo viele Meſſen mit Vigilien und übrigen Todtenfeiern zu ihrem Gedächtnis jährlich zu begehen, nicht bloß für Jene, ſondern auch für Alle, die in Spanien Gott zu Liebe den Tod der Blutzeugen erlitten oder noch erleiden werden, was Alles fleißig zu vollziehen die Chorherrn eidlich angelobten [1]. Von andern Städten waren es beſonders Arles und Bordeaux, auf deren Kirchhöfen feierliche Begräbniſſe mit frommen Stiftungen ſtattfanden.

Hieraus ſoll nicht etwa gefolgert werden, daß aus den Pyrenäen auch eine Todtenfahrt auf den Berg Wurmlingen mit der Leiche des Pfalzgrafen Anshelm gegangen ſei. Sind doch die Beſtattungen ſelbſt, von denen Turpin meldet, keineswegs geſchichtliche Thatſache [2]. Auch reicht der Bauſtil der Wurmlinger Gruft nicht in die karolingiſche Zeit. Ein Andres aber iſt, daß die Namen der durch das Heldenlied verherrlichten Glaubensſtreiter ſich vielfach in Frankreich örtlich anknüpften, daß man ſich rühmte, ihre Gebeine, wie diejenigen andrer Märtyrer, ihre Waffen u. dgl. zu beſitzen, und daß ihr Gedächtnis in ſtiftungsmäßigen Begängniſſen feſtgehalten wurde. Nur in dieſem Sinne kann, was von Hruodlands Gedächtnisfeier geſagt iſt, auf ſeinen geſchichtlich bezeugten Kampf- und Todesgenoſſen Anshelm Anwendung finden.

Ein frommer Ahnherr der Grafen von Tübingen, einer der Nagoldgaugrafen des Namens Anshelm, ſei es der von 966 oder der von 1048, wählte ſich ſeine Grabſtätte auf dem Wurmlinger Berg und machte dazu eine Stiftung, die nicht bloß ſeinem Seelenheile, ſondern, wie es häufig ausgedrückt wurde, auch demjenigen ſeiner Vorfahren zu Statten kommen ſollte. An dem Berge mochte ſchon das Andenken des bedeutendſten derſelben haften, jenes Pfalzgrafen Anshelm, der, ein Betrauter und Kriegsheld des Kaiſers Karl, in den Pyrenäen gefallen war und von dem im 10ten und 11ten Jahrhundert auch die ſagenhafte Überlieferung noch lebendiger geweſen ſein muß, als ſie ſich in den Dichtwerken des 12ten und 13ten Jahrhunderts erweiſt. Die Stiftung, obgleich ſie nicht mehr durch ihre Urkunde, ſondern durch ſpäte Zeugenabhör, feſtgeſtellt iſt, trägt entſchieden alterthümliches Gepräge und durch ihre übergewöhnliche und volksthümliche Ausdehnung ſowohl, als durch den Anſchluß an das Feſt aller Seelen, geſtattet ſie die Muthmaßung, daß der Stifter, was er zu ſeinem eigenen Heile that, dem Gedächtnis einer größeren Todesgemeinſchaft anreihen wollte.

---

[1] Turpin Cap. 29.

[2] Auch Arles wollte eine Gruft Rolands haben, Michel 213 a. Vergl. auch die Abführung der Leiche Gerolds nach Reichenau.

Von den Ailesfeldern (Aleſchans) bei Arles, auf deren Kirchhof, nach Turpin, Kaiſer Karl einen großen Theil ſeiner umgekommenen Krieger begraben ließ, glaubte das Volk in Gewitternächten die Geiſter der Helden auf ſchwarzen Roſſen ziehen zu ſehn[1]; nach einer der Sagen, die, wie überall in Schwaben, auch zu Wurmlingen vom Wuotesheer und wilden Jäger gehn, iſt dieſer ein Junker von Breſteneck, einer vormaligen Burg daſelbſt, der in einer Schlacht gefallen, man weiß nicht, wo und wie.

2. Der Waiſe.

So wenig die wunderbaren Reiſeabenteuer im Allgemeinen zum innern Beſtand der Ernſtſage zu rechnen ſind, ſo iſt doch eines derſelben ihrem Grundgedanken enger verbunden, vielleicht ſogar das Mittelglied geworden, das jenen ganzen Märchenkreis in die deutſche Geſchichtſage hereinzog. Von himmelhohen Felsbergen eingeſchloſſen, weiß Ernſt für ſich und ſeine Gefährten keinen andern Ausweg, als daß ſie einen Floß zimmern und auf dieſem ſich dem reißenden Strom überlaſſen, der durch einen hohlen, finſtern Berg wirbelnd dahintoſt. Im tiefen Dunkel rufen ſie zu Gott, da geht ihnen, erſt noch ſchwach ſchimmernd, ein Licht aus der Gnade des unerſchaffenen Lichtes auf, bald ſehen ſie einen hellglänzenden Fels und aus ihm brechen ſie den koſtbaren Stein, der, als der einzige ſeiner Art, Waiſe genannt, nachdem Ernſt ihn ſeinem Stiefvater gebracht, fortan in der königlichen Krone leuchtet [1]. Dieſes Kleinods, als vom Herzog Ernſt ſtammend, wird auch ſonſt bei mittelhochdeutſchen Dichtern gedacht [2].

---

[1] [Vergl. oben S. 192, Anm. 530. H.]

In Tauſend und einer Nacht wird erzählt, wie Sindbad, der Seefahrer aus Bagdad, auf ſeiner ſechsten Reiſe nach Zeilan gleicherweiſe mit einem Floſſe den Berg durchſchifft, deſſen Geſtein gänzlich aus Kryſtall, Rubinen und andern Edelſteinen beſteht [3]. Die Vermittlung zwiſchen dem arabiſchen Märchen und dem entſprechenden Abenteuer des deutſchen Helden läßt ſich nicht beſtimmter aufzeigen; es kann nur im Allgemeinen auf den durch Pilgerfahrten und Kreuzzüge angebahnten Geiſtesverkehr zwiſchen Morgen- und Abendland verwieſen werden. Ein Verſuch, die gefahrvolle Fahrt durchs Gebirge der heimatlichen Vorſtellung näher zu bringen, begegnet in dem meiſterſängeriſchen Liede. Hier iſt dieſe Fahrt gleich das erſte Reiſeabenteuer, denn es iſt ſchon die Donau, die durch den großen Berg ſtrömt, aus welchem Ernſt den im Finſtern leuchtenden Karfunkel mit ſeinem Schwerte ſchlägt[1]; in der Gegend von Orſchowa wird die Donau von hohen Felswänden eingezwängt, zwiſchen denen ſie mit furchtbarer Schnelligkeit und in unſchiffbaren Fällen hindurchbricht [1].

---

[1] Cod. germ. Monac. 572, Blatt 12b: Consummata harum et consimilium precum instancia, ecce lux primitus rarescens se ex gracia increatæ lucis illis obtulit et ingens gaudium contulit. Tunc montem valde fulgorum [?] aspexere et lapidem unionem dictum ab uno, quod unus sit et nunquam sint eiusdem generis duo lapides, ab illo monte abrupere. Hunc lapidem romanus imperator quilibet, in corona regali propter decoris ingens augmentum collocatum ab Ottone imperatore, cui illum dux Hernestus ut dicetur in sequentibus credidit, baiulare solet. Huius naturam lapidis nobilissimam si quis investigare voluerit, in lapidario discere poterit. Vergl. Maßmanns Eraclius S. 471. S. noch Annales Fuldenses ad annum 872 (S. 35): crystallum miræ magnitudinis.

[2] Reinmar von Zweter (1220 bis 1245), den Inhalt der Gedichte vorausſetzend (MS. 2, 11, 197a, 112, vergl. 4, 504b): Waz herzoge Erneſt nôt erleit, waz er unt grave Wezzel der geſnablen diet verſneit, wie ſi die grifen vuorten, do ir ze ſpiſe ir kinden was gedaht; Unt wie ſi durch den berk har wider kamen, da ſi der krone weiſen inne namen. diz waren wunderlichiu wunder u. ſ. w. (auch unter Singenberg MS. 3, 692b. Pfeiffers Heidelberger Handſchrift 106.) Heinrichs von Krolewiz ûz Miſſen Vater unſer (1252 bis 1255) V. 1328 ff.: Weiſe ſprichet eine. Des diutet ſiu [Maria] nâch dem ſteine; wande nimmer mêr ſol geſchên, des wir von dirre vrowen jehen, daz ſiu maget iſt geneſen kindes unde immer maget ſol weſen. Siu diutet wol den weiſen, den in den grôzen vreiſen herzoge Erneſt uns gewan, wande in der ellende man in vil grôzen nôten brah. Alſus uns armen geſchah, dô wir armen weiſen in des tôdes vreiſen wâren verſigelt mit her ûffe der ſunden lebermer unde iezů wâren vil nâch tôt. In der ſelben grôzen nôt wart gebrochen dirre ſtein, dar ûz diu goteheit irſchein, unde wart in ir gehandelt alſô, daz wart gewandelt dâ mite al unſer miſſetât. Unde rehte als der weiſe ſtât in des riches krône u. ſ. w.

[3] Tauſend und eine Nacht. Arabiſche Erzählungen u. ſ. w. überſ. von M. Habicht, F. H. v. d. Hagen und K. Schall, drittes Bändchen, Breslau, 1825. S. 17 ff. (89te und 90te Nacht.) Vergl. auch Gudrun 4515 ff. (Hausmärchen 3, 264 f.)

---

[1] Kaſpar von der Rön Str. 5 (S. 227): zu der Tonaw furen ſie zu tal, durch Ungarn hin in Krichen lant. Str. 6: Des waſſer furen ſie zu tal, der meile vil, gar one zal, gen einer ſtat, was gute, zu einem perg, und der was groß, do die Donaw in durch in floß. do war in we zu mute; herzog Ernſt fragen began, wie ſie durch ſolten komen. do antwurt im ein alter man [edinartig]: „ich han ſein nie vernumen, das do kein menſch ſei komen drein; ir wiſt nit, wes waſſer hin gat: ir mugt ſicher her außen ſein.“ Str. 7 (S. 228): er ſach wol in die gruben. Str. 9: Auf ſlugen ſie ir licht ſo hel; ſie furen in den perk hin ein. Str. 10: das ſchiff das ging unmoßen ſnel; auch was der perk gar enge u. ſ. w. wir derſten uns nit han geſchempt, het wir gefolgt dem alten man. Str. 12: Sie furen in den perk hin ein; gen in ſo ging ein lichter ſchein, do von ir liecht ward tunkel; der ſchein der was do alſo vein, das was ſich gar ein edel ſtein, geheiſen ein karfunkel. herzog Ernſt der ſlug dar an mit ſeinem ſcharfen ſwerte, und pis er do zwei ſtuck gewan, nicht mer er do begerde; an liecht in do nit mer gebraſt, ſie geſachen in dem perg ſo recht, ſam es do wer der ſunnen glaſt. Str. 13: Der ſtein der was in wol bedacht, wol zo tag und zo nacht der ſtein als ver in lauchte. herzog Ernſt do fur ſich ſach, es daucht in gar ein gut gemach, und in alſo bedauchte, und wie er ſech der ſune glanz, do wart im wol zu mute; er ſprach: „mein freud ſein worden ganz, als nach iſt got der gute.“ und do ſie komen an den tag, zuruck ſchiften ſie aus dem perg; ein furſten haus do ver in lag. [Sie ſind ſchon bei den Geſchnäbelten.] Str. 47 (S. 233): der herzog Ernſt nur mit im ein, wie er im [dem Kaiſer] nun wolt ſchicken dar die gar teüren karfunkel ſtein. (Str. 50: Der kaiſer [Friedrich] hie verzucket ward u. ſ. w.) Hiernach Fiſcharts Geſchichtklitterung Cap. 11 (S. 204 f.): Sein [Gargantuas] Vatter wolt auch, daß er Ring trüg u. ſ. w. Ließ ihm derhalben an den linken Zeigfinger einen Carfunkel, ſo groß als ein Strauſſenei, wie deren einen der Herzog Ernſt mit dem Schwerdt auß dem Strudelberg auf der Thonaw erhieb, einfaſſen, ſein ſcharf mit Seraphgold von Ophir und Seba. Vergl. ebd. Cap. 2 (S. 39): Wi Ernſt im Tonauſtrutal irten.

Bedeutſamer, als durch dieſe örtliche Annäherung, die vielleicht nur in einem Misverſtändniſſe beruht, hat die deutſche Sage ſich den koſtbaren Edelſtein angeeignet, indem ſie ihn, als Schmuck der Reichskrone, zum Sinnbilde religiös-vaterländiſcher Gedanken und Geſinnungen erhob. Die Reichskleinode, Krone, Schwert, Speer u. ſ. w., deren Beſitz den rechten König wahrzeichnete, trugen im Glauben des Mittelalters eine göttliche Weihe [2]. Sie waren Reliquien oder mit ſolchen ausgeſtattet. Bei den Bewerbungen und Kämpfen um das Königthum, beim Übergang desſelben von einem Herrſcherhaus auf das andre, war es eine wichtige Angelegenheit, ſich dieſer Heiligthümer zu verſichern [3]. Sie wurden von den Königen mitgeführt oder in feſten Burgen, in eigener Kapelle und unter prieſterlicher Pflege aufbewahrt. So beſonders im ſaliſchen Stammland auf der Veſte Trifels, die, gleich dem behaltenen Berg des Grales [4], mitten im Waldgebirge ſich erhob [1]. Hoch auf dem Hauptthurme ſteht noch erkerartig der kleine Chor der Kapelle hervor, in welcher die Reichskleinode hinterlegt waren, unter Obhut der Mönche des nahen Kloſters Euſſerthal [2].

---

[1] Aus einem Zeitungsbericht von 1834 über die Hinderniſſe der Schiffahrt auf der untern Donau: „Die ſchwierigſten finden ſich in der Umgegend von Orſova, wo die Donau, zwiſchen die Wände von zwei 400 Fuß hohen Felſengipfeln enge eingezwängt, mit einer furchtbaren Schnelligkeit ihre Wogen fortreißt, ſich über die Felſen, die ihren Lauf hemmen, ſtürzt und drei Waſſerfälle bildet, deren letzter unter dem Namen der Eiſenbrücke bekannt iſt. Kein Schiff kann dieſe Fälle befahren, ohne verſchlungen zu werden.“ Fiſchart, in den S. 572, Anm. 1 ausgehobenen Stellen, ſcheint an den Donauſtrudel bei St. Nikola gedacht zu haben. [Vgl. J. A. Schultes, Öſterreichs Donau-Strom. Stuttgart und Tübingen 1827. S. 193 bis 196. H.]

[2] Raumer, Geſchichte der Hohenſtaufen 5, 65, Anm. 4. Zeitſchrift für deutſches Alterthum 5, 381. Wagenſeil, De civitate Noriberg. Cap. 26, S. 223 ff. Hoffmann, Fundgruben 2, 110. 131 oben. Rheiniſcher Antiquarius 346. [G. L. Kriegk, Die deutſche Kaiſerkrönung. Hannover 1872. S. 40 ff. H.]

[3] Hahn 1, 69, a). 141, tt). (Annales Fuldenses 840.) 2, 14, c). 34, c). 153, k) l) m). 199, b) (lancea S. Mauritii). 260, cc) (item). 255, c) (Kunegund). 3, 101 f. ff) gg) hh) (Hardesburg, Hamerſten). 160*) (Hamirſtein). 4, 119, e) (Trivels) g). 42, bb) cc) (Trivels). 280, l) (Trivels). 5, 142, e) (Kyburg, Wunderkraft). 166, k). 96, r). 97, t). Hertzog, Chronicon Alsatiæ B. 9, S. 148 f. (Hagenau. Trifels.)

[4] Titurel 282: Sehzic mile der walt was zu allen ſiten. Ein berc in der mitte. alumbe ſo waren drizzic mile zu riten. 283: Der berc was ſo behalten.

Unter dieſen Schätzen war vorzugsweiſe die Krone das Zeichen der Königswürde und in der Krone glänzte vor allem der herrliche Edelſtein, deſſen Urſprung und Eigenſchaften gänzlich in das Gebiet des Wunderbaren gerückt waren. Er war, wie ſchon gemeldet, ein Lichtſtrahl in der Noth, aus der Fülle des unerſchaffenen Lichtes aufleuchtend. Nach Heinrich von Krolewitz, einem Dichter aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, hat Gott ſelbſt ſich in dieſem einzigen Steine beſehen und ihn ſo zum Widerſcheine ſeiner lichten Augen gemacht [3]. Im Buche des Albertus Magnus († 1280) von den Tugenden der Edelſteine heißt es, der Waiſe ſei durchſichtig und ſoll einſt in der Nacht geleuchtet haben, jetzt aber glänz' er nicht mehr im Dunkeln; man ſage, daß er die königliche Ehre bewahre [4]. Beſonders ſinnreich aber iſt in

---

den kund et nieman vinden u. ſ. w. 289: Der berc ſuſt was behalten. vor criſten, juden, heiden. Des name muſte walten. Montſaluatſch der nam was im beſcheiden u. ſ. w.

[1] Vgl. A. Stöber, Sagen des Elſaßes 315 f.

[2] M. Frey, Beſchreibung des bayeriſchen Rheinkreiſes 1, 301 ff. F. Remling, Urkundliche Geſchichte der ehemaligen Abteien und Klöſter im Rheinkreiſe 1, 196.

[3] Vgl. auch Kaſpar von der Rön Str. 13: als nach iſt got der gute. Heinrichs von Krolewitz Vater unſer 1345 ff., bildlich von Marien: In der ſelben grôzen nôt wart gebrochen dirre ſtein, dar ûz diu gotheit irſchein u. ſ. w. 1192 ff.: Got nam zům êrſten einen ſtein, dem nimmer mêr wirt glich nehein, den ſatzte er neben diu ougen ſin, daz er gebe widerſchin ſinen lihten ougen, wende er ſich drinne tougen zů allen ziten beſach unde im alſulher ſchône jach, daz im in himelriche mohte niht geliche. Der ſtein wart mir alſô bekant, daz er weiſe iſt genant. 1315 ff.: dem nimmer mêr wirt glich nehein unde der alſulhe ſchône hât unde daz er weiſe iſt genant. 1351 ff.: Unde rehte alſe der weiſe ſtât in des riches krône, als ſol diu vrowe ſchône in der gotes krônen ſtên unde ſol umme unſer ſchulde vlên, unde als wir haben miſſetân, daz got von uns wendet dan ſin ſchône ſůze antlitze, ſo ſol ſiu ſtên, niht ſitze, unde ſol mit vlizeclichen ſiten got vur unſer ſchulde biten unde kunden unſer wort, unz daz ſiuz bringet in den ort, daz ſich got můz her umme ſên; daz můz durch liebe geſchên, die er zů der vrowen hât, unde ſiht an ſine hantgetât unde můz durch ſinen reinen gedank uns irhören uber lanch.

[4] Muſeum für altdeutſche Kunſt und Litteratur 2ter Band, S. 139 (aus Albertus Magnus, De lapidibus nominatis et eorum virtutibus): Orphanus

dem lateiniſchen Gedichte vom Herzog Ernſt dem Waiſen die wunderbare Eigenſchaft beigelegt, daß er, auf der rechten Scheitel ſitzend, das Bild des römiſchen Reiches widerſtrahle [1]. Der Dichter knüpft hier unmittelbar bittre Betrachtungen an über den Zerfall des königlichen Anſehens in der Zwietracht, die jetzt allein gebietend das Reich zerſpalte [2]; er heißt den Streit des Blutes ſchweigen, da doch Ein unvertilgbarer Urſprung allen deutſchen Völkern gemein ſei [3]. Es iſt hierunter der Kampf der Gegenkönige und die daraus erwachſene vieljährige Zerrüttung nach dem Tode Heinrichs VI verſtanden, worauf auch jene bekannten Lieder Walthers von der Vogelweide ſich beziehen, in denen er das Volk deutſcher Zunge auffordert, Philipp den Waiſen aufzuſetzen und die Andern hinter ſich treten zu heißen, und nachher ſich freut, wie ſchön die Krone dem kaiſerlichen Haupte Philipps ſtehe, wie das edle Geſtein und der junge König einander anleuchten und nun der Waiſe aller Fürſten Leitſtern ſei [4]. Ein ſpäterer Dichter bemerkt

---

est lapis, qui in corona romani imperatoris est, neque unquam alibi visus est, propter quod etiam orphanus vocatur. Est autem colore quasi vinosus, subtilem habens vinositatem; et hoc est sicut si candidum nivis candens seu micans penetraverit in rubeum clarum vinosum et sit superatum ab ipso. Est autem lapis perlucidus et traditur, quod aliquando fulsit in nocte, sed nunc tempore nostro non micat in tenebris. Fertur autem, quod honorem servat regalem. (Deutſche Mythologie 1167.)

[1] Odon. Ernest. Buch 8, S. 375:

Hujus mira satis virtus, si sederit æquo
vertice, romani resplendet imagine regni.

[2] Sed majestati quis jam locus? omnia mundus
fœdera turbavit, scisso discordia regno
regnat et antiquos miscent elementa tumultus.

[3] Dieß ſcheint der Sinn folgender Verſe zu ſein:

Nil equidem refert, generi nil tollere possunt
nec dare res, taceat contentio sanguinis! uno
una modo gentes omnis produxit origo.

[4] Lachmann, Walther von der Vogelweide 9, 8 ff. [Schriften 5, S. 21 bis 23. H.]: ſô wê dir, tiuſchiu zunge, wie ſtêt dîn ordenunge, daz nû diu mugge ir künec hât und daz dîn êre alſô zergât! bekêrâ dich, bekêre! die cirkel ſint ze hêre, die armen künege dringent dich; Philippe ſetze en weiſen ûf und heiz ſi treten hinder ſich! 18, 29 ff.: Diu krône iſt elter, danne der künec Philippes ſî: dâ mugent ir alle ſchouwen wol ein wunder bî, wies ime der ſmit ſô ebene habe gemachet [si sederit æquo vertice]. ſîn keiſerlichez houbet

freilich, wie die Vögte des römiſchen Reichs zwar die edelſten und beſten Steine ausleſen und in die Krone ſetzen ließen, die Kraft der Steine jedoch nicht verhindern konnte, daß König Philipp erſchlagen ward und der Gegenkaiſer Otte mit denſelben Steinen zu Schaden und Spotte kam [1].

Iſt die Sage vom Herzog Ernſt ein Auszug und Spiegel deutſcher Geſchichte von zwei Jahrhunderten und iſt der Kronwaiſe das Wahrzeichen königlicher Gewalt, der ſinnbildliche Kryſtall, der das Bild des geſammten Reiches widerſtrahlt, ſo kann die Aufnahme dieſes Sinnbilds in die Geſchichtſage nicht für zufällig angeſehen werden. Dieß beſtätigt ſich dadurch, daß die alten Dichter es liebten, die öffentlichen Zuſtände ihrer bewegten Zeit mit dem Waiſen in Beziehung zu bringen, wie das namentlich der lateiniſche Dichter der Ernſtſage gethan hat. Allmählich aber verlor der edle Stein das Vermögen, in der Nacht zu leuchten und die Ehre des Reiches zu wahren. Jetzt iſt er längſt abhanden gekommen. Der Leitſtern der Deutſchen findet ſich in keiner Krone mehr. Möge das ewige Licht, das Auge Gottes ſelbſt, unſres Volkes Leitſtern ſein!

---

zimt ir alſô wol, daz ſi ze rehte nieman guoter ſcheiden ſol; ir dewederz daz ander niht enſwachet. ſi liuhtent beide ein ander an, daz edel geſteine wider den jungen ſüezen man [wie bei Heinrich von Krolewitz der Stein und Gottes Augen], die ougenweide ſehent die fürſten gerne. ſwer nû des riches irre gê, der ſchouwe, wem der weiſe ob ſîme nacke ſtê! der ſtein iſt aller fürſten leiteſterne. (Philipp hatte die Reichskleinode, zu Hagenau, in Handen, Hahn 4, 51, c). [W. Hertz, Deutſche Sage im Elſaß. S. 132 f. 302 f. H.]) Darnach wohl Helbling 876 ff. (Zeitſchrift für deutſches Alterthum 4, 65): ſô ſi der-ſluoch im gezalt, daz ritter noch vrouwen in nimmer geſchouwen under des riches krône; daz got im nimmer ſchône den ſtein lâz an ſîm nacke ſtên, dem alle fürſten nâch gên! (Vgl. noch Wackernagel, Leſebuch 704, 21 bis 24. Otte mit dem Barte 314. Man. 1, 15, 5. Gloſſe zum Sachſenſpiegel 3, 60. Grammatik 3, 379.)

[1] Stricker von edeln Steinen 77 ff. (Maßmann, Eraclius S. 213): die ze Rôme vogte ſint geweſen, die hiezen ûz allen ſteinen leſen die edelſten unt die beſten, die ſi in der werld weſten, und hiezen die vil ſchône ſetzen in die krône. ſwie grôze tugent die ſteine hân, ſine mohten doch niht underſtân, daz küne Philippe wurde erſlagen. wem ſuln ſi danne wol behagen? ſô iſt der keiſer Otte ze ſchaden unt ze ſpotte mit den ſelben ſteinen komen. (Stricker † vor 1241, Koberſtein 211, g.)

3. Der entrückte Kaiſer Friedrich[1].

Kurze Bezeichnung der Sage.

Ähnliche Sagen von Entrückung und Wiederkehr der Nationalhelden bei andern Volksſtämmen:

Perſiſche Sage von Key Chosrews Verſchwinden im Gebirge (Heldenbuch von Iran 2, 243 f.): er geht lebendig zu Gott. Nach Malcolm (History of Pers. 1, 542) behaupten einige Schriftſteller, Chosrew ſei nicht todt, ſondern verborgen, und die Tradition erhebe ihn zum Rang eines Propheten, der wieder erſcheinen werde.

Britiſche Sage: Arturum exspectare, Du Cange, Glossar. 1, 346. History of king Arthur Cap. 170 (2, 475): König Arthur iſt nicht todt, wird wiederkehren und das h. Kreuz gewinnen.

Serbiſch: Der Königsſohn Marko, 1392 in der Schlacht gefallen, lebt noch ſchlafend in einer Berghöhle und wird hervortreten, wenn ſein Säbel von ſelbſt aus der Scheide fällt. Bisweilen hört man ſein Roſs wiehern und der Säbel ſoll ſchon halb die Scheide verlaſſen haben. (Wila 2, 258. Talvj 1, XXVII. 285.)

Gemeinſamer pſychologiſcher Grund dieſer Sagen:

Es läßt ſich nicht ertragen, daß Großes verloren ſei. Hingegangen, bleibt es nur zu bedeutenderem künftigem Werke aufgeſpart, dieſe Aufgabe wird jedoch nach den Ideen jeder Zeit verſchieden gefaßt. Bei Briten und Serben die Herſtellung ihrer Nationalität. Die Heldenkraft wird nicht als eine erſtorbene, nur als eine ſchlummernde betrachtet. Anfang und Ende der Dinge greifen zuſammen, runden ſich zum vollendeten Ganzen des Weltlebens.

Die beſondre Sage vom Kaiſer Friedrich kann, wenn man auch von dieſer größern Sagenverwandtſchaft abſieht und ſie allein zum Ziele nimmt, doch nicht einfach für ſich erklärt werden; ſie iſt nicht auf einmal und aus einem Stück erwachſen; ſie iſt eine Sage des deutſchen Mittelalters und ſo liegen auch ihre Prämiſſen in dem zweifachen Element, aus dem überhaupt die Bildungen jenes Zeitraums hervorgegangen, dem heidniſch-germaniſchen und dem chriſtlich-romaniſchen.

---

[1] [Skizze eines Vortrages, den Uhland den 21 Auguſt 1839 gehalten. H.]

A. Auf heidniſch-germaniſcher Seite:

a. Götterſage, am vollſtändigſten in der nordiſchen Mythologie ausgeprägt. Die Helden, die in der Schlacht gefallen, fahren zu Odin, leben in Valhöll in beſtändiger Kampfübung bis zum letzten, gröſten Kampfe, in dem die Welt untergeht. Dann bebt und rauſcht die Welteſche Yggdraſill, darunter der Götter Gerichts- und Verſammlungsſtätte iſt. Dort kommen ſie zuſammen und die Einherjen ziehen unter Odins Führung zum Streite. Es iſt ein Kampf der Aſen, der Geiſtesmächte, gegen die Ungeheuer des Jötunenſtammes, die entfeſſelten Naturgewalten, der mit gegenſeitiger Vertilgung endet. Die Aſen, die Götter in der Zeit, gehen unter, nicht minder aber jene rohen Gewalten, und aus dem allgemeinen Untergange ſteigt eine neue, ſchöne Welt empor, in der auch das alte Göttergeſchlecht wieder auflebt. So lange nun die Helden bei Odin jenes Endkampfes warten, iſt ihnen auch die Rückkehr zur Erde nicht verſagt. Man hat Spuren des Glaubens an eine irdiſche Wiedergeburt. Aber auch außerdem ſieht man den hingeſchiedenen Helden zur Nachtzeit mit ſeinem Gefolge auf ſchwarzem oder fahlem Roſſe daherreiten. Eines der ſchönſten Eddalieder erzählt, wie der geſtorbene Helgi in ſolcher Weiſe nach ſeinem aufgeſchloſſenen Grabhügel reitet, wo er mit Sigrun, ſeiner hinterlaſſenen Frau, zuſammenkömmt[1]. Dieſes Reiten der Todten aber iſt bedeutſam, es gilt für ein Vorzeichen des Weltendes, dann auch überhaupt als Verkündung gewaltiger Ereigniſſe. Hier reihen ſich viele Volksſagen des Nordens an, wonach Odin ſelbſt, der ja auch im altnordiſchen Mythus die Einherjen zum Kampfe führt, nächtlich mit ſeiner Schaar unter großem Getöſe auszieht, als Vorbote großer Kriege. Nichts anderes iſt in deutſchen Landen das wüthende Heer, richtiger Wuotes, Wuotans, Odins Heer, verörtlicht u. A. im Ausritte Rodenſteins, in der ſchwäbiſchen Sage vom Linkenboldslöchle (bei Onſtmettingen). In dieſer Höhle hauſt das „muthige Heer", deſſen Führer auch anderwärts der Linkenbold.

b. Deutſche Heldenſage, Epos, deren Geſammtcyclus wieder aus zwei größeren Sagenkreiſen zuſammengewachſen iſt, dem fränkiſch-niederdeutſchen und dem gothiſch-oberdeutſchen. Der Sache nach hat jener Kreis, der ſich dem ſkandinaviſchen Norden anſchließt, ſeine Grundlage in den Mythen und Sagen, die ſchon im altſeßhaften Germanien heimiſch waren, dieſer hingegen iſt in ſeinem Hauptbeſtande durch die Völkerwanderung eingebracht. Held des erſtern iſt Siegfried, des letztern Dietrich. In einem altnordiſchen Liede (Säm. Edda 268, 18) ruft Gudrun, Sigurds Wittwe, den ermordeten Gemahl auf, ſein ſchwarzes Roſs herrennen zu laſſen, ſie mahnt ihn, wie unter ihnen verabredet worden, daß er ſie aus der Unterwelt und ſie ihn aus der Oberwelt beſuchen ſolle. Siegfried iſt auch einer der deutſchen Helden, die auf dem alten Schloſſe Geroldseck zu gewiſſer Zeit des Jahres geſehen werden und „welche, wann die Deutſchen in den höchſten Nöthen und am Untergang ſein würden, wieder da heraus und mit etlichen alten deutſchen Völkern denſelben zu Hilf erſcheinen ſollten.“ Sie haben freilich ſchlecht gehütet. (Deutſche Sagen 1, 28, nach Philander von Sittewald, 1665.)

---

[1] [Vergl. oben S. 126. 127. H.]

Wichtiger iſt Dietrich von Bern. Er hat ſich am Ende beider Sagenkreiſe bemächtigt und bildet den Schlußſtein ihrer Vereinigung. Von allen Hauptkämpfern der Nibelungennoth bleibt er im allgemeinen Verderben allein unverwundet übrig (immortalis, Grimm, deutſche Heldenſage 304). Die nordiſche Abfaſſung der Dietrichsſage (Wilkina Saga) meldet am Schluſſe, daß er, ſchon ſehr gealtert, einen prächtigen Hirſch vorbeirennen ſah und in der Eile auf ein eben geſattelt daſtehendes, großes, rabenſchwarzes Roſs ſprang, das dämoniſcher Art war und ihn unaufhaltſam davontrug. Niemals hörte man fortan von ihm und auf die Frage eines nacheilenden Knechtes rief er nur noch zurück, er werde wieder kommen, wenn Gott und die h. Maria wollen. Das Roſs ſoll der Teufel geweſen ſein und ihn zur Hölle gebracht haben, was ſchon Otto von Freiſingen (Chronicon 5, 3, in der erſten Hälfte des 12ten Jahrh.) weiß[1]. Nach andrer Anſicht muſt' er darauf in die wüſte Rumenei reiten und bis zum jüngſten Tage mit Würmen ſtreiten (Etzels Hofhaltung 131 bis 133. Von der Hagen, Heldenbuch 2, 66). Im Jahr 1197, als nach Heinrichs VI Tode die Zerrüttung des Reichs durch den Kampf der Gegenkönige bevorſtand, erſchien am

---

[1] Die Geiſtlichkeit ließ den oſtgothiſchen Theoderich, den man für Eine Perſon mit Dietrich nahm, wegen der Tödtung des Symmachus und Boethius in den Ätna werfen, wo er bis zum jüngſten Tage brennt (W. Grimm, deutſche Heldenſage 38).

Ufer der Moſel Dietrich von Bern, auf dem ſchwarzen Roſſe ſitzend, und verkündigte die Drangſale, die über das römiſche Reich kommen werden, ritt dann über die Moſel und verſchwand. (Godefridus monachus Coloniensis, deſſen Annalen von 1162 bis 1237 gehen.) So fällt auch Dietrich der mythiſchen Vorſtellung vom Reiten der Todten anheim. Auch die Volksſagen der Lauſitz machen ihn zum wilden Jäger, deſſen Auszug Unheil verkündet. (Deutſche Mythologie, erſte Ausgabe, 524. Gräve, Volksſagen der Lauſitz 54 f.) Eine andre Sage im proſaiſchen Anhang des Heldenbuchs erzählt, daß nach einem großen Streite vor Bern, in welchem alle Helden erſchlagen wurden, nur der Berner übrig war. Da kam ein Zwerg und ließ ihn mit ſich gehn, ſein Reich ſei nicht mehr in dieſer Welt. So gieng Dietrich hinweg und Niemand weiß, wo er hingekommen, ob er noch am Leben oder todt ſei. Zwerge ſind Bergelfen, alſo auch eine Entrückung in eine Bergkluft und wenn Dietrich noch lebt, ſo muß er auch für eine künftige Rückkehr aufbehalten ſein.

B. Von romaniſch-chriſtlicher Seite hat der fortlebende Kaiſer Friedrich gleichfalls verſchiedene Vorläufer:

a. Die ſieben Schläfer, welche die Kirche frühzeitig in ihren Feſt- und Heiligenkalender aufgenommen hat. Es ſind ſieben junge Chriſten zu Epheſus, die vor dem Kaiſer Decius, der ſie zur Götzenanbetung nöthigen will, ſich in eine Höhle des Berges Celion verbergen. Decius läßt den Eingang der Höhle zumauern, aber der Herr beſchützt ſie, indem er ſie in einen tiefen Schlaf ſenkt, in welchem ſie durch Jahrhunderte fortleben. Als zur Zeit des Theodoſius ſich eine Ketzerei erhebt, welche die Auferſtehung der todten Leiber läugnet, fügt es Gott, daß ein Hirte den vermauerten Eingang öffnet, die Schläfer, blühend wie Roſen, erwachen und ſo, in der Erde gelegen und vor dem Tage der allgemeinen Auferſtehung erweckt, für dieſe Zeugnis geben. Sie neigen dann die Häupter und ſchlummern wieder ein, bis der Herr ſie abermals erwecken wird. (Jacobus a Voragine 96.)[1]

b. Ein andrer Vorgänger, den man nicht erwarten ſollte, iſt der römiſche Kaiſer Nero, und doch iſt dieſe Verwandtſchaft augenſcheinlich. Nach Sueton im Leben Neros C. 40 war dieſem a mathematicis vorausgeſagt, daß er noch einmal abgeſetzt werden würde. Deshalb warf er ſich um ſo eifriger auf die artem citharœdicam, weil die Kunſt auf der ganzen Erde Nahrung finde. Doch verhießen ihm Einige nach ſeiner Entſetzung die Herrſchaft über den Orient, namentlich über das Reich von Jeruſalem, Mehrere gänzliche Wiedereinſetzung. Er blieb auch ſeines Glückes ſo gewis, daß er, beim Verluſt ſeiner Kleinode durch einen Schiffbruch, verſicherte, die Fiſche werden ihm ſolche wiederbringen. C. 57: Nach ſeiner Selbſtentleibung fehlte es, ſo ſehr man ſich im Allgemeinen ſeines Todes freute, nicht an Leuten, welche lange Zeit hindurch ſein Grab mit Frühlings- und Sommerblumen ſchmückten und Edicte veröffentlichten: quasi viventis et brevi magno inimicorum malo reversuri. Zwanzig Jahre nachher trat ein Unbekannter auf, der ſich für Nero ausgab und bei den Parthern wohl aufgenommen war. (Vgl. Tacitus, Histor. 1, 2.) Auch Tacitus, Histor. 2, 8, gedenkt dieſes Glaubens, daß Nero noch lebe und wiederkomme. (Ebenſo Dio Chryſoſtomus; Corrodi, Kritiſche Geſchichte des Chiliasmus 2, 314.) Zur Zeit des Streites zwiſchen Otho und Vitellius trat ein Pſeudo-Nero auf, der außer der Ähnlichkeit ſich durch Cither und Geſang ausweiſen wollte, verſchaffte ſich Anhang (Tacitus ebd.). Nach Zonaras erſchien auch unter Titus ein Solcher, gleichfalls die Laute ſpielend (Corrodi 2, 315). Dieſes Glaubens bemächtigten ſich frühzeitig die Chiliaſten. Sulpicius Severus zu Anfang des fünften Jahrh. iſt geneigt (in ſeiner Kirchengeſchichte 2, 30. Corrodi 2, 316), die Stelle der Apokalypſe 13, 3, von dem tödtlich wunden und doch zur Verwunderung des Erdbodens geheilten Haupte des ſiebenköpfigen Thieres auf den von der ſelbſtbeigebrachten Wunde (der abgeſchnittenen Kehle) wiedergeneſenen Nero zu beziehen: sub seculi ſine mittendus, ut mysterium iniquitatis exerceat; auch verſichert er im zweiten ſeiner Dialoge, vom h. Martinus gelernt zu haben, Nero und der Antichriſt würden vor dem Ende der Welt kommen, jener die Könige des Occidents unterjochen und Alles zum Heidenthum zwingen, dieſer im Orient aufſtehn, Jeruſalem und den Tempel aufbauen und endlich den Nero ſelbſt erſchlagen. Auguſtinus († 430) im 20 B. de civitate dei führt an, daß Viele glauben, Nero werde auferſtehn und der Antichriſt ſein. Andre glauben, daß er nicht getödtet ſei und lebendig und bei guten Kräften ſich an einem verborgenen Orte befinde, daß er aber zu ſeiner Zeit geoffenbaret und wieder in ſein Reich eingeſetzt werden ſolle. Auch Hieronymus (Ende des vierten Jahrhunderts) ſpricht von dem Glauben, daß Nero der Antichriſt ſein werde, Commentar zum Daniel Cap. 11. Die Stelle der Apokalypſe Cap. 17, V. 9 bis 12, ebenfalls von dem Könige, der einer der ſieben war und der achte ſein wird, ward auf Nero gedeutet (Corrodi 2, 319). Die ſogenannten ſibylliniſchen Orakel, wahrſcheinlich vom Ende des erſten bis zu dem des zweiten Jahrhunderts allmählich zuſammengetragen (Corrodi 2, 340), weiſſagen ebenfalls vom Muttermörder, der vom Ende der Welt kommen werde.

---

[1] Johannes der Evangeliſt lebt noch in ſeinem Grabe zu Epheſus, nach Auguſtinus. Le livre des légendes 103, Anmerkung.

Noch iſt einer chiliaſtiſchen Vorſtellung zu erwähnen, die den Übergang dieſes Fortlebens auf die deutſchen Kaiſer vermittelt. Sie findet ſich in der Offenbarung, die dem Methodius, einem Kirchenvater des dritten Jahrhunderts, zugeſchrieben iſt, aber der mittlern Zeit angehört, in den ſibylliniſchen Orakeln, im Tractat vom Antichriſt, der den Werken Auguſtins angehängt iſt, aber richtiger ins neunte oder zehnte Jahrhundert geſetzt wird. Es wird nemlich am Ende der Zeiten der König der Römer, oder ein fränkiſcher König, der das römiſche Reich beſitzt, gen Jeruſalem kommen, auf Golgatha gehen, Scepter und Krone auf das Holz des Kreuzes Chriſti niederlegen und ſo ſein Reich Gott übergeben. Das Kreuzesholz wird mit der Krone in den Himmel aufſteigen, das Leben dem Lebensherrn zurückgeſtellt (Corrodi 2, 364).

So hat ſich von den zwei verſchiedenen Seiten her der Unterbau für unſre deutſche Kaiſerſage zugewölbt. Aber auch hier tritt uns nicht ſogleich der Kaiſer Friedrich entgegen, die Sage haftet an mehreren berühmten Königsnamen:

a. Zunächſt an Karl dem Großen. Wenn das deutſche Epos, auf fränkiſcher wie auf gothiſcher Seite, im germaniſch-heidniſchen Mythus ſeinen Urſprung hat, ſo verlangte nun auch das chriſtliche Heldenthum ſeine Auffaſſung in der Poeſie. Der Mittelpunkt eines neuen epiſchen Kreiſes ward Karl der Große, der Gründer des neuen, römiſch-deutſchen Kaiſerthums, der Heidenbekehrer mit dem Schwerte. Dieſes karolingiſche Epos hat ſich jedoch nicht in deutſcher Sprache ausgebildet, ſondern im weſtlichen Frankenreiche, in den nordfranzöſiſchen Gedichten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, denen dann die mehr parodiſchen Epopöen der italiäniſchen Dichter Bojardo, Arioſto u. ſ. w. mittelbar ihre Entſtehung verdanken. An vereinzelten Sagen von Karl dem Großen fehlt es aber auch in Deutſchland nicht[1]. Karl, als chriſtlicher Held und ſelbſt heilig geſprochen, muſte beſonders auch derjenigen Idee zum Träger dienen, welche die Chriſtenheit des Mittelalters ſo mächtig und anhaltend aufregte, der Begeiſterung für die Kreuzzüge. Nur 150 bis 160 Jahre nach ſeinem Tode ſchickt ein Chronikſchreiber ihn auf eine Wallfahrt nach Jeruſalem. Der falſche Turpin, um den Anfang des zwölften Jahrhunderts und umſtändlicher die nordfranzöſiſchen Heldengedichte ſchildern dieſe Fahrt, die er mit ſeinen zwölf Paladinen antritt und von der er koſtbare Reliquien zurückbringt, die fortan in den Kirchen vorgezeigt werden[2]. Ein Vorgeben, wodurch im Jahr 1095 zum erſten Kreuzzug aufgemuntert wurde, war, daß Karl der Große von den Todten auferſtanden ſei, um an die Spitze des Volkes Gottes ſich zu ſtellen (Ekkeh., de s. exped. Hieros. S. 519. Wilken 1, 76, N. 81). Karl lebt aber auch noch nach ſpäteren Sagen, die ſich bis in die neueſte Zeit hinziehen, an verſchiedenen Orten unterirdiſch fort: im tiefen Brunnen der Burg zu Nürnberg, ſein Bart iſt durch den Steintiſch gewachſen, vor welchem er ſitzt (Deutſche Sagen 1, 28); bei Fürth in einem Sandhügel mitten in grüner Wieſe ſitzt er ſchlafend an einem Tiſch, über den ſein Bart breit hingewachſen iſt, ſein Kriegsheer iſt abſeits, wie im Felde, neben ihm gelagert (Maßmann, bayeriſche Sagen 8, nach Prätorius, Alectryomantia, Frankfurt 1680); im Odenberg in Unterheſſen, an deſſen Fuß er eine große Schlacht geſchlagen, Abends nach erfochtenem Siege that ſich der Fels auf, nahm ihn und das ermattete Kriegsvolk ein und ſchloß ſeine Wände, er hat verheißen, alle ſieben oder hundert Jahre hervorzukommen, dann vernimmt man durch die Lüfte Waffengeraſſel, Pferdegewieher und Hufſchlag, nach vollbrachter Runde geht der Zug in den Berg zurück (Deutſche Mythologie, erſte Ausgabe, 526); vom Deeſenberg im Paderborniſchen ähnliche Sage; im Untersberge bei Salzburg ſitzt er mit großem Hofhalt, die Goldkrone auf dem Haupt und den Scepter in der Hand, mit langem, grauem Bart, der ſchon weiter als zweimal um den Tiſch gewachſen iſt, wenn es zum drittenmale ganz geſchehen, tritt dieſer Welt die letzte Zeit ein, der Antichriſt erſcheint, auf den Feldern von Wals kommt es zur Schlacht, die Engelpoſaunen ertönen und der jüngſte Tag iſt angebrochen (Deutſche Sagen 1, 33). Doch hier ſchwankt ſchon die Sage zwiſchen Karl und Friedrich und Näheres iſt auf dieſen vorzubehalten.

---

[1] [Schriften 7, S. 561 bis 563. H.]

[2] [Schriften 2, S. 83. 84. Schriften 4, S. 356. 357. H.]

Ein beſondrer, äußerer Anlaß zur Anheftung der Sage an die Perſon Karls des Großen zeigt ſich in folgendem Umſtand. Von der Beiſetzung dieſes Kaiſers in der von ihm erbauten Hauptkirche zu Aachen meldet die Chronik des Mönchs von Angoulême (Hahn 1, 88), man habe den Leichnam einbalſamiert und in das Grabgewölb auf einen goldenen Stuhl geſetzt, mit goldenem Schwerte gegürtet, ein goldnes Evangelienbuch in der Hand, in kaiſerlichem Gewande, ein goldner Scepter und der goldne Schild, den Papſt Leo geweiht, vor ihm aufgehängt. Dieſes Grabgewölbe ließ Otto III im Jahr 1000 öffnen (Ademari Chronicon, Hahn a. a. O.), durch ein Traumgeſicht ermahnt; man fand den Kaiſer auf vorbeſchriebene Weiſe in der Grabhöhle (intra arcuatam speluncam) ſitzen, der Leichnam war noch unverſehrt und ward dem Volke gezeigt. Kaiſer Friedrich I ließ abermals das Grab öffnen, die Gebeine Karls herausnehmen und in einen Kaſten legen. Wir ſehen in jenen Schilderungen das leibhafte Vorbild zu dem ſchlummernden Kaiſer in der Berghöhle.

Von den Kaiſern des ſächſiſchen und des ſaliſchen Hauſes iſt mir keine ähnliche Überlieferung bekannt. Es mochte doch immer eines gewiſſen Zeitverlaufs und eines beſtimmteren Anlaſſes bedürfen, bis die Sage von einem Namen auf den andern übergieng.

b. Kaiſer Friedrich. Zwiſchen den beiden Hohenſtaufen dieſes Namens kann vorerſt nicht unterſchieden werden, da bald nur der gemeinſame Name genannt, bald der Eine oder der Andre näher bezeichnet oder angedeutet wird. Beide waren glänzende, weltgeſchichtliche Erſcheinungen, Beider Lebensende trat unter Umſtänden ein, welche die Anknüpfung einer ſolchen Sage begünſtigten.

1. Johannes Vitoduranus[1] (erſte Hälfte des 14ten Jahrh.). Noch 40 Jahre nach Friedrichs II Tode glaubt man an ſeine nahe Wiederkehr. Andre glauben, er habe auf Rath ſeiner Aſtrologen (wie bei Nero) Europa verlaſſen.

---

[1] [Vergl. Johannis Vitodurani chronicon. Die Chronik des Minoriten Johannes von Winterthur. Nach der Urſchrift herausgegeben durch Georg von Wyß. Zürich 1856. S. 10. 249 ff. H.]

2. Heidelberger Handſchrift 844. Das Gedicht aus dem 14ten Jahrh.[1] Kaiſer Friedrich (im Banne des Pabſtes Honorius) verſchwindet auf der Jagd mittelſt eines unſichtbar machenden Edelſteins. Noch erſcheint er den Bauern als Waller und ſagt ihnen, er werde noch aller römiſchen Erde gewaltig werden, die Pfaffen ſtören und das heil. Grab nebſt dem heil. Lande zu der Chriſten Hand bringen.

3. Deutlicher ſind dieſe Anſichten ausgeſprochen in einem Meiſtergeſang aus der Mitte des 14ten Jahrh. in Aretins Beiträgen 9, 1133 f. Zwei Häupter der Chriſtenheit bekämpfen ſich, großer Krieg; da kommt Kaiſer Friedrich; allgemeine Fahrt über Meer, wo Gott ſein Reich geben wird, der Kaiſer hängt ſeinen Schild an den dürren Baum, der nun grünt und knoſpet. Das heil. Grab, wird genommen, Heiden und Juden unterworfen, der Pfaffen Meiſterſchaft niedergelegt, die Klöſter zerſtört, die Nonnen zur Ehe gegeben, gute Jahre kommen[2].

4. Volksbuch vom Kaiſer Friedrich I mit dem rothen Barte, Schluß des 15ten oder Anfang des 16ten Jahrh.[3]. Der Kaiſer lebt noch in einem hohlen Berg, wird wieder kommen, die Geiſtlichen zu ſtrafen und ſeinen Schild an den dürren Aſt henken.

5. Volksbuch vom Untersberge, 17tes Jahrh.[4].

6. Kaiſerslautern. Friedrichs Bett. Karpfe. Felshöhle[5].

7. Trifels. (Deutſche Mythologie, 1te Ausgabe, 538 oben, 2te Ausgabe 908 oben.)

8. Ochſenfeld, Biberſtein.

9. Kyffhäuſer Berg[6].
   1. Schäfer, Raben.
   2. Flachsknoten.
   3. Brautleute.
   4. Schäfer, Fuß des goldnen Handfaſſes.
   5. Muſikanten.

---

[1] [Schriften 7, S. 590 bis 593. H.]

[2] [Schriften 7, S. 593. 594. H.]

[3] [Schriften 1, S. 499 bis 501. H.]

[4] [Schriften 7, S. 562. 563. H.]

[5] [Schriften 1, S. 501. H.]

[6] [Schriften 1, S. 501 bis 503. H.]

Anziehend iſt dieſes ländlich trauliche Weſen mit dem geiſterhaften Hintergrunde. Die Bedeutſamkeit der Sage tritt hervor im Altern der Leute, die im Berge waren. In der idealen Region iſt das Geſetz der Zeit aufgehoben, die ſieben Schläfer blühen wie Roſen, aber Diejenigen, die in das gewöhnliche Leben zurückkehren, verfallen wieder jenem Geſetze.

Pſeudo-Friedriche:

1273 oder 1276: Fr. Holzſchuh, verbrannt, keine Knochen in der Aſche. (Schacht, Ottokar von Horneck 228.)

1546: Schneider von Langenſalza[1].

Die drei Telle.

Die Reformationslieder. (Wolff, Sammlung hiſtoriſcher Volkslieder und Gedichte der Deutſchen. Stuttgart und Tübingen 1830. S. 182 f. Odina 196 ff.)

Die Lieder vom Befreiungskriege. Das hinabgenommene Reich ſollte wieder hervorkommen, Traum auf den alten Kaiſer hinein, nicht minder als der Aberglaube des Mittelalters.

Der Culminationspunkt der Sage vom deutſchen Kaiſer, vom Kaiſer Friedrich, der Punkt, wo ſie ihre vollſte und eigenſte Bedeutung gewonnen hatte, ſcheint die rein mittelalterliche Vorſtellung zu ſein, daß Kaiſer Friedrich wiederkommen werde, das heil. Grab, das heil. Land wieder zu erobern, nicht aber bloß um dieſer heiligen Stätten willen, ſondern weil dort die Krone des irdiſchen Reichs auf das Kreuz niedergelegt werden, das Reich Gottes anheben ſoll[2].

4. Glockenſagen[3].

(Suſannentag, 19 Februar 1845.)

Erfindungen je im Geiſte des Zeitalters. Erfindung des phantaſtiſch-religiöſen Mittelalters: der Kirchenbau. Dazu gehörend: Glasmalerei, Orgel, Glocke. Die Orgel hallt durch die innern Räume, die Glocke iſt Stimme nach außen. Die Glocke erheiſcht den Thurmbau und durch dieſen wird das Himmelanſtrebende des ganzen Kirchenbaus beſtimmt. Aufkommen der Glocken und der Kirchthürme gleichzeitig vom 7ten Jahrhundert an.

---

[1] [Schriften 1, S. 503. H.]

[2] Vgl. auch Fr. Spiegel, Orientaliſcher Beitrag zur Sage von Kaiſer Friederich im Kiffhäuſer, Ausland Nr 139, 10 Juni 1848, S. 553. 554. [Man vergleiche ferner W. Menzel, Odin. Stuttgart 1855. S. 328 bis 346. H.]

[3] Vgl. Monach. s. gall. 1, 29. Piſter 1, 187. Grimm 1, 189. 190. 355. Lothar 228. 246. 277. 293 Wolf 300. 560 bis 563. 623 f. 662. Bechſtein, Fränkiſche Sagen 50. 149. 205. Vgl. Anzeiger 8, 539. 80. Silberglocke 247 f.

Der Glockenklang, jetzt ein Gewohntes, Alltägliches, muß bei ſeinem erſten Anſchlagen jeden Orts mächtigen Eindruck gemacht haben[1]. Die Glocke hat allerdings ihre praktiſchen Zwecke: Zuſammenberufung der Gemeinde, Anzeige deſſen, was in der Kirche vorgeht, der kirchlichen Tagzeiten, Aufruf zum Gebete, Verkündigung feierlicher Handlungen in Freud' und Leid, Nothruf und Siegeskunde. Aber ihre Bedeutſamkeit liegt nicht bloß in dieſer ihrer Beſtimmung, ſie liegt großentheils auch im Mittel ſelbſt, im ernſten, feierlichen, Empfindung und Phantaſie anregenden und ſtimmenden Wohlklang. Dieſe muſikaliſche Seite hat das Mittelalter vorzüglich aufgefaßt; doch verfehlt ſie auch jetzt noch nicht ihre Wirkung, beſonders bei größerem, wohl ſtimmendem Geläute (Köln und Einſideln).

Fiſchart (S. 434) ſagt, es ſei eine Kunſt in einen Glockenklang einen Text erdenken. Dieß iſt gleichwohl geſchehen, in neuerer Zeit von Schiller, der mehr philoſophiſch betrachtend die Bedeutung des Glocken-

---

288. Bechſtein, Thüringiſche Sagen 3, 198. 246. Stahl 112. Tettau 227 f. 231. 252. Orgel: Temme, Altmark 13. 29. 34. Pommern 313 bis 317. 332. Kuhn 10. 11. 164. 167. 169. Gödſche 88. Thiele 1, 42. 45. 62. Kirchthürme 2. 29. 44. 54. 75. 3, 60. 4, 2. 6. Münſter. Sagen 178. 186. Harrys 1, 26. 30. Arwidsſon 2, 172, 15 bis 17. 358. Buchan 2, 219 f. Percy 3, 111. 115. Gilchriſt 1, 242. Wunderhorn 2, 272. Altdeutſche Wälder 1, 108. Teutoburg 2 Heft, S. 149. Auguſti, Denkwürdigkeiten aus der chriſtlichen Archäologie u. ſ. w. Band 10, Leipzig 1829, S. 208 bis 210: Glockentaufe. Ebend. Band 11, Leipzig 1830, S. 407 ff.: Kirchenthürme. S. 413 ff.: Glocken. S. 423 ff.: Orgeln. S. 417 wird einer Glockenlegende gedacht, den Biſchof Rigobert von Rheims betreffend, in Frodoardi hist. Rhemens. lib. II, c. 12. [Man vergl. ferner oben S. 436. W. Menzel, Chriſtliche Symbolik 1, Regensburg 1854, S. 339 bis 343. H. Otte, Glockenkunde, Leipzig 1858. J. Grimm, Deutſche Mythologie S. 428. K. Simrock, Handbuch der deutſchen Mythologie, dritte Auflage, Bonn 1869. S. 431 f. A. Schöppner, Sagenbuch der bayeriſchen Lande. 1 bis 3. München 1852. 1853. W. Hertz, Deutſche Sage im Elſaß, Stuttgart 1872, S. 196, Anmerkung 50. H.]

[1] [Vergl. oben S. 388 f. H.]

klangs hervorhob, im 16ten Jahrhundert mehr muſikaliſch durch das Geläut von Speier. Entſchiedener noch zeigt ſich die phantaſtiſche Geltung der Glocken in den Volksſagen und Volksmeinungen der frühern Zeit. Schiller läßt wohl ſeine Glocke noch taufen, aber er läßt den Meiſter faſt allzu nüchtern ausſprechen:

Selbſt herzlos, ohne Mitgefühl
Begleite ſie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechſelvolles Spiel!

Dem Volke war die Glocke nicht herzlos, ſie war ihm eine beſeelte Perſönlichkeit und ſtand als ſolche mit dem Menſchen in lebendigem Verkehr. Dieß hatte ſeinen Anlaß ſchon im Gebrauch der Kirche, in der Glockentaufe, urſprünglich einer Weihe, wie für andre dem Gottesdienſt gewidmete Gegenſtände, nachher mehr im Sinn einer eigentlichen Taufe genommen. Johannes, Roland, in der Volksſage am liebſten Anne Suſanne. Die Taufe gibt ihnen erſt die rechte Kraft, Gewitter und böſe Geiſter zu vertreiben; ungetaufte gehören dem Teufel, der ſie in Sümpfe wirft. Weſen nun, die der Taufe fähig waren und wirklich getauft wurden, konnte man wohl auch eine perſönliche Selbſtändigkeit beilegen.

Ich hebe nun aus der großen Zahl der Glockenſagen einige Hauptzüge hervor, um die volksthümlichen Vorſtellungen vom Leben und Wirken der Glocken anſchaulicher zu machen.

Schon an den Urſprung und die Taufe derſelben hefteten ſich manigfache Überlieferungen, wodurch ſie in ein märchenhaftes, ahnungsvolles Licht gehoben werden. Einſammeln des Erzes bei den Gevattern, das Gold der Witwe zu Attendorn. Der Lehrling zu Breslau. Silberglöcklein. Auswühlen durch Schweine. Verſunkene Glocken, die gebannt werden, wenn ſie ſich-ſonnen, und dann getauft werden müſſen. Anne, Suſanne, Johanne. Wie ſie an den rechten Ort gebracht werden, wobei ſie ihren Willen haben, Pferde der Städter und Ochſen des Landvolks. Neid der Städte gegen ſchöne Dorfglocken. Stendal und Großen-Möhringen. Das blinde Pferd. Treue der Glocken gegen ihre rechte Heimath: der Biſchof von Rheims; die Glocke vom Wunnenſtein. Verſunkene tönen fort, wie auch die untergegangene Orgel.

Dem Menſchen der früheren Zeit waren manigfache Laute bedeutſam, die auf einſamer Wanderung, bei innerer Bewegung, in Augenblicken eines zu faſſenden Entſchluſſes ſein Ohr trafen. Der Geſang der Nachtigall [1], der Ruf des Raben, der Gang der Mühle ſchien ihm etwas zu ſagen, er unterlegte auch dieſen Klängen einen Text. In der Mühlenſprache ſagt die waſſerarme Mühle des kleinen Müllers: „Hilf, Herre Gott!“ die des reichen: „Hilf oder laß!“ Der Burſche, der zur Kirchweih geht.

Noch mehr und auf ernſtere Weiſe muſte nun der Klang der Glocke bedeutungsvoll ſein. Der Lord Mayor Whittington. Die Todtenglocke nahe geſtandener Perſonen wird in weite Ferne gehört, als wehmüthiger Abſchied oder als Vorwurf für den Ungetreuen oder für die hartherzige Schöne. Ein Mädchen, das von ihrem ſtrengen Bruder für eine Glocke verkauft worden iſt, zerſchmilzt jedesmal in Thränen, wenn dieſe Glocke geläutet wird [2]. Die Glocken, die hoch über dem irdiſchen Treiben im Zug der Winde hängen, ſcheinen auch von höheren Mächten berührt zu werden, ſie ſprechen wie Gottesſtimmen, ertönen oft von ſelbſt, als Mahnung von oben, als Botſchaft vom Tode bedeutender Perſonen, als Wahrzeichen der Unſchuld eines Angeklagten, zur Bewährung der Heiligkeit eines von Gott erwählten Rüſtzeugs. Sterbende hören den Ruf der Himmelsglocken.

Schallſtäbe, Gegenſatz des Geiſtes der Neuzeit zu dem des Mittelalters.

5. Schwärzloch.

Konnten unſre Vorväter uns keine ſichtbare Angedenken ihres Gottesdienſtes hinterlaſſen, ſo blieben uns dagegen noch manche Erinnerungen deſſelben in den Namen von Bergen und Wäldern, jenen natürlichen Göttertempeln der Germanen. Auch ſonſt fehlt es nicht an Nachrichten, die deutſche Heldenſage läßt noch vielfach altes Heidenthum durchſcheinen und die altnordiſche Mythologie, die uns urkundlicher und in vollerem Syſtem erhalten iſt, wirft vielfaches Licht auch auf die nächſt verwandte der eigentlich deutſchen Völker.

Dem Wuotan (Deo suo Vodano, quem Mercurium vocant alii, se velle litare, Stälin 1, 161, Anm. 4), dem oberſten und allgemeinſten

---

[1] [Schriften 3, S. 97 f. H.]

[2] [Schriften 4, S. 99 bis 108. 7. S. 410 ff. 441. H.]

Gotte der germaniſchen Volksſtämme, opferten auch die Schwaben mit einer Bierkufe, als der Bekehrer Columbanus 612 zu ihnen kam (Deutſche Mythologie 49). Von der Verehrung eines andern Gottes, des Ziu, zeugt der Name Cyuuari, welcher in den deutſchen Gloſſen einer Handſchrift des 8ten Jahrh. gleichbedeutend mit Schwaben aufgeführt wird (Diutiſka 2, 370: Cyuuari. ſuapa. Vgl. Zeitſchrift für deutſches Alterthum 6, 16, Anm. ob.). Dieß heißt entweder Ziu-Wohner, Verehrer des Ziu, oder, wenn etwa ueri, wie zuvor in Baucueri, zu leſen, Ziu-Männer (Mythologie 180 u.). Die Endung überhaupt eine Volksbezeichnung, Wohner[1]. Das Wort gehört einer weitgeſtreckten Wurzel, div, an, derſelben, zu der auch θεός, Ζεύς, gen. Διός, deus, divus gehören. In den germaniſchen Sprachen prägt es ſich je nach deren Eigenthümlichkeit aus (Grimm, Diphth. 13. Andreas und Elene 155 u. f.): Altnordiſch Týr, gen. Týs, acc. Tý, angelſ. (Tiv) Tives däg, althochd. Ziu (Zio). Lautverſchiebung, media d zu tenuis t, die tenuis t wird mit dem Sauſelaut verbunden und dadurch zum Ziſchlaut z, eine Veränderung, die im 7ten Jahrh. vor ſich gegangen (Grammatik 1, 2te Ausgabe, 156). Das Weſen, das dieſen allgemeinen Namen trägt, hat jedoch ſeinen beſondern, begrenzten Beruf und Wirkungskreis erhalten.

Der nordiſche Týr, ein Sohn Odins, iſt ein Kampfgott. Er waltet über den Sieg und wird von tapfern Männern angerufen. Beſonders ſteht er dem verzweifeltſten Kampfe vor, dem Zweikampfe. Er ſelbſt iſt ein Muſter von Kühnheit, er hat dem Fenriswolfe die Hand zum Pfande in den Rachen gelegt und iſt von daher einhändig (Snorri 29. 105: viga-gud). Unter ſeiner Weihe ſteht das Schwert, Siegrunen ſollen auf Schwertgriff und Gehäng eingeritzt und dazu zweimal Týr genannt werden (Säm. 194, 6). Da Odin, der Vater Týs, der oberſte, geiſtigſte Gott, wie er nach allen Richtungen wirkſam iſt, auch als Gott der Helden, des Heldengeiſtes, als Lenker der Schlachten und Geber des Sieges waltet, ſo konnte Týr nur ein Götterweſen zweiten Ranges ſein. Doch iſt er immerhin einer der zwölf Aſen, Hauptgötter, und kämpft in dieſer Genoſſenſchaft den letzten Weltkampf. Norwegiſche Jarle leiteten von ihm ihr Geſchlecht ab; ein ſolcher Abkömmling heißt im Liede Týs-ættúngr, Lex. myth. 486. Heimskr. 1, 177 a, oben. Týr iſt nun auch eine der drei männlichen Gottheiten, die ebenſo vielen Wochentagen, ſtatt der lateiniſchen Götternamen, die ihrigen bei allen germaniſchen Stämmen gegeben haben. Dies Martis: Isländiſch Týsdagr (ſchwediſch Tisdag, däniſch Tirsdag), angelſächſiſch Tives däg, engliſch Tuesday, niederſächſiſch Tiesdag, althochdeutſch Cies (Ziuwes) tac (11tes Jahrh. St. Blaſ. Mythologie 112); weiterhin Zieſtag (Schmeller 4, 214), noch in Oberſchwaben und der Schweiz Ziſtag, Zinſtag u. ſ. w. (letzteres auch in einer Schwärzlocher Urkunde). Die andern Tage ſind Dies Mercurii: Altnordiſch Óđinsdagr (ſchwediſch und däniſch Onsdag); angelſächſiſch Vódnes däg (engliſch Wednesday); niederländiſch Woensdag, weſtfäliſch Godenstag, niederrheiniſch Gudesdag, Gudensdag. Dies Jovis: Altnordiſch Þórsdagr (ſchwediſch Thorsdag, däniſch Torsdag), angelſächſiſch Thunores däg, (engliſch Thursday), althochdeutſch Donares tac. Dieſelbe Götterdreiheit, die wir hier in germaniſchen Wochentagen vereinigt finden, iſt es wohl auch, die in der alten Abſchwörungsformel, für die ripuariſchen Franken, auftritt (Müller, Geſchichte und Syſtem der altdeutſchen Religion S. 6): „thunaer ende uuoden ende ſaxnote ende allem them unholdum the hira genotas ſint.“ Dieſer Saxnôt, angelſächſiſch Saxneat, Schwertgenoſſe, Beſitzer des Schwertes, Steinſchwertes, vertritt paſſend den Tyr, mit deſſen Namen die Schwerter geweiht werden.

---

[1] Müllenhoff, über Tuisco und ſeine Nachkommen, in W. A. Schmidts Allgemeiner Zeitſchrift für Geſchichte 8, Berlin 1847, S. 247 ff.). Die Namen auf -uari, Graff 1, 931. Zeuß 99 u. hauptſächlich aber Gramm. 1, 641, 2. 777 u.

Eine andre, ebenſo durchlaufende Bedeutſamkeit des Götternamens Tyr, Tiv, Ziu, iſt die, daß er zur Benennung einer Rune dient. Die tenuis t heißt altnordiſch Týr, angelſächſiſch Tiv, Tir, althochdeutſch erſcheint ſie zur Bezeichnung des z als Ziu. Den Namen dieſes Gottes trugen auch Berge und Haine, nun die nach ihnen benannten Orte, z. B. in Seeland Tybierg, jütiſch Tiislunde, ſchwediſch Tyved, in der Elbgegend Ziesberg.

Neben und ſtatt Týr und Zio zeigt ſich aber auch angelſächſiſch Ear, althochdeutſch Eo, Eor, Aer. Alſo eine andre Benennung desſelben Gottes. Sie tritt in Beziehung zu dem gothiſchen hairus, angelſächſiſchen heor, altſächſiſchen heru, altnordiſchen hiörr, Schwert [1], und weiſt ſomit wieder auf einen Gott des Schwertes (Mythologie 184.

---

[1] Vgl. dagegen Müllenhoff, Tuisco 252**. [Spätere Randbemerkung von Uhland. H.]

838 u., ſ. oben. 1209, 3 v. u. 1229, 3), wie Týr, mit dem Runenſegen, und Saxnöt. Auch die Geſtalt der Rune ſcheint eine Waffe zu bezeichnen. Gleichmäßig ergibt ſich nun auch dieſes Wort zur Bezeichnung des entſprechenden Wochentages. Der Dienſtag heißt in Baiern Ertag, Erchtag, in den älteſten Urkunden (von 1287 an) in der Form Eritag. Geiler von Keiſersperg: „die Beyer ſprechend im Eristag." Schmeller 4, 96 f. Und nun wieder Ortsnamen, vor allem Eresburg, auch Heresburg bei den fränkiſchen Annaliſten (Mythologie 184), die von Karl dem Großen eroberte Veſte der Sachſen. Er zerſtörte ſodann ihr Heiligthum, fanum et lucum eorum famosum Irminsul (Mythologie 105). Bei lateiniſchen Schriftſtellern auch Mons Martis. In Nordbrabant (Urkunde des 8ten Jahrh.) Eresloch, jetzt Eerſel (Bergh. 281. ebd. Arelo, Irmenlo). In Oberſchwaben Erisdorf, Eriskirch.

Waffen, Schwert und Speer, waren bei verſchiedenen alten, kriegeriſchen Völkern, als dem Kriegsgotte heilig, verehrt; nicht ein Fetiſchdienſt, ſondern als lebendig aufgefaßte Symbole [1]. Die Römer hielten den Speer des Mars heilig, der ſich bei nahender Kriegsgefahr von ſelbſt bewegte.

Von den Scythen meldet Herodot, daß ſie den Ares unter dem Bild eines aufgerichteten alten eiſernen Schwertes verehrten. Ammianus Marcellinus ſagt von den Alanen, ſie haben kein bedecktes Heiligthum, ſondern ein bloßes Schwert werde in den Boden geſteckt und von ihnen als Kriegsgott (ut Martem), der Herrſcher (præsulem) der Gegend verehrt. Derſelbe erzählt von den Quaden, einem entſchieden deutſchen, mit den Sueven ſich vielfach berührenden Volke, ſie haben bei den gezogenen Schwertern, eductis mucronibus, quos pro numinibus colunt, Treue geſchworen (Mythologie 185, Grimm, Über Jornandes 29 u., ſ. ob.). Noch im 15ten Jahrh. war es ein deutſcher Aberglaube, aus dem Spiegel des blanken Schwertes künftige Geſchicke (Streit und grauſame Sachen) zu erfragen (Mythologie, 1te Ausgabe, Anhang LXIV).

Von dieſen weiten Wegen kehren wir zu dem heimatlichen Berge zurück, auf dem die Alemannenſchlacht gefochten wurde. Wohlbekannt iſt Allen das Hofgut Schwärzloch, auf einem von dieſem Bergzuge nördlich auslaufenden Hügel gelegen. Daſſelbe heißt in Urkunden des 16ten Jahrh. meiſt der Berg Schwertzloch, oder Berg und Haus (Hof) Schwertzloch. Es wird als Freigut bezeichnet und gehörte Bürgern von Tübingen, namentlich den angeſehenen Breuningen, die es aber im Anfang des 16ten Jahrh. an den Hoſpital verkauften, der es bis vor etwa 20 Jahren im Eigenthum hatte. Die Zugehör des Hofes war, außer den Wieſen und Äckern im Thal, beſonders der etliche 50 Morgen große Schwärzlocher Wald, der ſich vom Hellerloch über die Ebene bis zum Ammerwalde hinzog. Leider liegt die weitere Geſchichte des Hofes ſehr im Dunkeln, während der Bau des Hauſes und der Kirche auf hohes Alter hinweiſt. Dieſe ſind im romaniſchen Stil vom Ende des 11ten oder Anfang des 12ten Jahrh. erbaut. Die Sculpturen, groteske Thiergeſtalten, Blattwerk u. ſ. w., ſind derſelben Art, wie an andern kirchlichen Bauwerken derſelben Zeit. Die Thiere mögen zum Theil auf den nahen Wald Bezug haben. Über den Erbauer, über den Heiligen der Kirche u. ſ. w. weiß man nicht das Geringſte[1]. Ein Kaplan von Schwärzloch ließ ſich noch im 15ten Jahrh. bei der hieſigen Univerſität immatrikulieren[2]. Nur Eine urkundliche Meldung findet ſich aus viel früherer Zeit, nemlich im Codex Hirsaugiensis, worin die dem berühmten Kloſter Hirſau gewordenen Vergabungen und andre ſeinen Güterbeſitz betreffende Nachrichten bis zum Ende des 12ten Jahrh. geführt worden ſind. Darin lieſt man S. 63, nicht ganz in der Mitte der Traditionen, alſo wohl unter den ältern, die Notiz: Wernherus de Swertissloch pratum in Ambra dedit, et dimidiam hubam, quam injuste invaserat, nobis reddidit. War wohl dieſer nachträglich fromm gewordene Mann der Stifter des Kirchleins? Jedenfalls aber iſt es von Intereſſe, hier den Namen des Gutes einmal in älterer Form vorzufinden. Seine etymologiſche Bedeutung läßt darnach keinen Zweifel übrig. Lôh m. wird in den Gloſſen meiſt durch lucus überſetzt, womit es auch etymologiſch zuſammenhängen wird, alſo Wald, Hain. (Wie in der Nähe: Hellerloch, Hagelloch, Buckenloh, Igelsloch [1]). Swertis iſt alter Genitiv von Swert; alſo Swertis-loh Wald, Hain des Schwertes. Hiernach daſſelbe, was im Norden Tiislunde, in Nordbrabant Erisloh,

---

[1] Germania C. 7: velut deo imperante, quem adesse bellantibus credunt; effigiesque et signa quædam, detracta lucis, in prœlium ferunt.

---

[1] [Auf einem anderen Blatte ſchildert Uhland die Gebäulichkeit ausführlicher folgendermaßen: „Schwärzloch verkündigt ſich durch ſeinen Bauſtil als ein kirchliches Gebäude vom Ende des 11ten oder Anfang des 12ten Jahrhunderts. Ein Kirchlein unter Einem Dach mit der Kaplanswohnung, das Ganze im romaniſchen Stil der bemerkten Zeit, demſelben, worin andre alte Kirchen des Landes, zu Brenz, Altheim u. ſ. w., gebaut und verziert ſind. Die Figuren in den Halbrunden des Geſimsfrieſes und ſonſt an der ſüdlichen Außenwand, Blumen, Blätter, Vögel und andre Thiere, Drachen, Krokodill u. ſ. w., bezeichnen wie anderwärts nicht bloß das vor die Thür hinausgebannte Treiben und Umgeben des Teufels, ſondern allgemeiner die Luſt und das Wehe der Welt, das Weltliche gegenüber dem Heiligen. (Anderswo Jagd, Gaukler.) Der Engel am Eingang verwahrt dieſen, entſprechend der Engelwache in alten Segenſprüchen. Wappenſchild einfach mit dem Conſtanzer Kreuze, die Diöceſe bezeichnend. Über den Heiligen der Kapelle erhellt nichts; das Kloſter Blaubeuren war dem Täufer Johannes geweiht, Stälin 2, 703.“ H.]

[2] [Auf dem genannten Blatte hat Uhland folgende Nachweiſe gegeben: „Erwähnung vom Jahr 1293, Cruſius 2, 176: Hugo de Halfingen, Marquardus et Henricus, filii fratrum Hugonis, vendiderunt Bebenhusanis pratum 8 jugerum, illis indivise pertinentium, situm apud Tubingen prope rivum dictum Ammer, inter Schwartzloch et Hindibach, dictum Haluingerbriel,

---

XXX libris denar. monetæ Hallen, de consensu plenario Gotfridi, Palat. comitis de Tubingen, cujus ministeriales erant. Actum 1293 Idibus April. Indict. 6. (Zeller 547). Erſt wieder in einem Briefe des Abts Heinrich und des Convents von Blaubeuren von 1477 („an Zinstag vor Letare halbuaſten“), zum Beſten der Univerſitätsſtiftung, kommt hierauf Schwerzloch wieder vor: „ſo haben wir vnſers gotzhußes cappleny pfründe vff dem berg zů ſwertzloch gen tuwingen zu ſant Jörigen pfarrkirchen gegeben und komen laußen, alſo vnd mit ſolichem nemlichem vnder ſchaid“ u. ſ. w. daß dieſe Kaplanei bei Erledigungen von dem „colegium zů tuwingen vns oder vnſer nachkomen benempt würdet, dem ſelben ſo ſolich pfründ von vns vnd vnſer nachkomen allweig gelyhen werden“ u. ſ. w. (Pergamenturkunde im Stuttgarter Archiv.) In die erſte Univerſitätsmatrikel unter Nauclerus inſcribierte: D. Johan. Ainber, Capell. in Schuuartzloch (Cruſius 2, 451. Zeller 548). Weiterhin 1508 datiert Jacob. Henrichmannus Sindelfingensis aus Schwerzloch ſeine Prognostica dem Freiherrn Chriſtoph von Schwarzenberg et illustri poetæ Henrico Bebelio; Schluß: Et tu, Bebeli charissime, hæc jocosa facetiis tuis adjungito! Valete! Ex Schwartzlochio II Calend. Martias anno 1508.“ Unter den Profess. philosophiæ et artium Tubing. ante reformationem erſcheinen bei Zeller 484: Jacobus Henrichmannus, Sindelfingensis, grammaticus, ante 1506 und Henricus Bebelius, Justing., orat. et poes. professor, 1497, scriptis clarissimus. Es mag damals auf Schwerzloch eine Herberge luſtiger Geſellen geweſen ſein.“ H.]

[1] Namentlich auch Heiligenloh (im Hoyaiſchen), wie anderwärts Heiligenforſt (Mythologie 65).

nur daß in Tius-, Eris- die Bezeichnung des Gottes ſelbſt, in Swertis- (dem Genitiv eines Neutrums) die des Symbols liegt. Jedenfalls ein dem Schwertgotte geheiligter Wald, deſſen Name auf den Hof und die chriſtliche Kirche (wie Eriskirch) übertragen wurde. Noch immer aber hat der Wald ſelbſt keinen andern Namen als Schwärzlocher Wald. Wurde alſo auf dieſer Waldhöhe der Gott des Schwertes, des Kampfes, des Sieges verehrt, ſo wird dieß nicht außer aller Berührung damit ſtehen, daß die Alemannen, die Verehrer des Ziu, eben auf dieſen Höhen zur entſcheidenden Schlacht ſich aufgeſtellt hatten. Ihre feſteſte Stellung mochte zugleich das Heiligthum des Ziu ſein, wie die Beſte der Sachſen, in der ſie ſich von Karl dem Großen angreifen ließen, die Eresburg.

6. Tübingen.

Es gibt noch keine irgend einleuchtende Erklärung des Ortsnamens Tübingen [1]. (Schmellers „Twing“, 4, 306, will auch nicht genügen, die patronymiſchen -ingen ſind in dieſer Gegend zu einheimiſch.) Der Ortsname, der in den 70ger Jahren des 11ten Jahrh. mit ſeinen Grafen zuerſt vorkommt, wird bei Annaliſten und in Urkunden manigfach geſchrieben, doch in den älteren vorherrſchend Tuingen und Tuwingen. Ortsnamen auf -ingen ſind Dative des patronymiſchen -ing. Woher ſoll nun Tuing, Tuwing ſtammen? Einfach von Tu = Tiu, ſprich Tü. In dieſer Gegend ſollte man freilich Ziu, alſo Ziuwingen, Zeubingen, erwarten. Aber Eigennamen, deren Sinn vergeſſen war, konnten am eheſten den Proceſs der Lautverſchiebung überdauern. Bei ihnen hat auch das Schwanken am längſten gewährt, wie man noch längerhin Turih ſtatt Zurih und in alemanniſchen Urkunden z. B. Tuto mit Zuzo, Utintwiläre mit Uzintwiläre wechſeln ſieht [2]. Tuinge, Tuwinge waren alſo Angehörige des alten Kampfgotts, wie die nordiſchen Týsættûngar, welche füglich auch Týngar, angelſächſiſch Tivingas, heißen könnten[1]; w iſt nur vermittelnd. (Vgl. Zeuß 149 ***): „Tivingi“. 146 *). 316 oben.)

---

[1] [Es mag hier wol die nachfolgende Bemerkung in der zimmeriſchen Chronik, herausgegeben von K. A. Barack, 1, Tübingen 1869, S. 61, eine Stelle finden: „Aber Calv der nam ſol von den deutſchen volker, den Calucenen, entſpringen, zugleichen der nam Tubingen von den völkern der Tubanten herkompt.“ H.]

[2] Vgl. Butilinus = Buccellinus, Stälin 1, 158. 171 f.

7. Ödenburg[2].

Vielleicht lebten die Tüinge früher dem Walde des Schwertgottes, dem Swertisloh, noch näher, als jetzt. Der Schwärzlocher Wald zieht ſich gegen den Spitzberg hin; in einer Urkunde des 16ten Jahrh. wird ſogar der Spitzberg ſelbſt zum Schwärzloch gerechnet, wenn dieß nicht falſch geſchrieben iſt. Wie das Schwärzloch auf der Nordſeite, iſt der Spitzberg ſüdlich nur ein höherer, kühnerer Ausläufer des Höhezugs. Eine Halde am Spitzberg heißt in Urkunden, Lagerbüchern und noch gewöhnlich die Ödenburg. Das althochdeutſche Adjectiv „ôdi“, öde, bedeutet leer, verlaſſen (Graff 1, 150: die [hutta] danne ode ſtat. N. 78, 1. holen ode ſtanden, specubus viduatis. Mcp.). Die mit Eden- zuſammengeſetzten Ortsnamen ſtehen meiſt in einem Gegenſatze, z. B. Eden-Kling neben Kling dem Schloſſe, Eden-Stockach neben Kirch-Stockach, Schmeller 1, 29. So mag Ödenburg heißen: zur öden, verlaſſenen, aufgegebenen Burg[3]. Von dem ſchrofferen, engeren Berge mochten die Tüwinge auf einen andern, bequemeren, auf die Stelle des jetzigen gezogen ſein, ihre vormalige Burg war nun die verlaſſene, vereinſamte geworden. Man findet auch nirgends ihrer urkundlich gedacht, kein Dienſtmann der Tübinger Pfalzgrafen iſt von Ödenburg genannt, nur der zerſchnittene Rücken des Spitzbergs gibt noch Zeugnis von der vormaligen Burgveſte.

---

[1] [Vergl. oben S. 83. 84. In einem Briefe vom 22 Juli 1847 ſchreibt Uhland aus Tübingen an Jacob Grimm: „Was ſind denn die Tüwinge, wenn nicht Angehörige des noch nicht lautverſchobenen Ziu (Týsættûngar), alemanniſche Cyuvari?“ Vergl. Ludwig Uhland. Eine Gabe für Freunde. Zum 26 April 1865. Als Handſchrift gedruckt. S. 340. H.]

[2] [Vergl. L. Schmid, Geſchichte der Pfalzgrafen von Tübingen S. 1. 2. H.]

[3] Moſer, Beſchreibung von Würtemberg 473: „Weg auf die alte Burg.“

8. Das Blauthal.

Wer ſich im einſtigen Gebiete der Grafen von Tübingen nach der Stelle umſieht, die vor allen geſchaffen war, den ſagenbildenden Volksglauben anzuregen, deſſen Auge muß da haften, wo drei Brüder dieſes Stammes um das Jahr 1085 die erſte Kloſterſtiftung ausführten. Abgelegen vom Bezirke der alten Grafſchaft, hatten die Tübinger anſehnlichen Beſitz im obern Blauthal und auf der angrenzenden Alb. Auf dieſen gründeten ſie das Johanneskloſter Blaubeuren am Urſprung des Flüßchens Blau [1]. Hier iſt ein friſchgrünes Wieſenthal von zackigten, ſchroffgeklüfteten Felsbergen umſchloſſen, deren einige mit Burgtrümmern gezinnt ſind. Dicht am Fuße des ſteilen, hochragenden Blaufelſes rundet ſich ein Waſſerbecken von tiefblauer Farbe, von uralten Bäumen überhangen, der Blautopf, der in ſolcher Stärke unter dem Geſtein hervorkommende Flußquell, daß er wenige Schritte vom Ablauf aus dieſem natürlichen Behälter Mühlwerke treibt. Der himmelanragende Fels ſpiegelt ſich ebenſo weit hinab in dem klaren Teiche, deſſen Tiefe für unergründlich gilt.

Ob an die Überreſte der Veſte Ruck, auf welcher Siboto, einer der drei kloſterſtiftenden Brüder, ſaß, auch das Gedächtnis des Sängers Heinrich von Rucke zu knüpfen ſei, ſoll hier nicht entſchieden werden. In ſeinem ſchönen, ernſten Leich vom heiligen Grabe, der kurz nach dem Tode Kaiſer Friedrichs I verfaßt iſt, nennt ſich der Dichter beſcheidentlich: „der tumbe man von Rug[g]e“ (MS. 3, 468 c, 27); als Dienſtleute der Pfalzgrafen von Tübingen finden ſich in den Urkunden die von Rucche ſeit 1191, doch taucht der Name Heinrich erſt 1267 auf [2].

---

[1] [Stälin 2. S. 428. 703. H.]

[2] L. Schmid, Geſchichte der Pfalzgrafen von Tübingen S. 493. 198. Urkunden-Buch S. 9 oben. Beſchreibung des Oberamts Blaubeuren u. ſ. w. Herausgegeben u. ſ. w. von Memminger. Stuttgart u. Tübingen 1830. S. 133: „Das Wappen der Dynaſten von Ruck, das ſich noch hier und da in der Kloſterkirche und an dem Kloſter findet, beſtand in einem viereckigen, in vier gleiche Felder getheilten Schilde, zwei von gelber und zwei von rother Farbe.“ [Stälin 2, S. 427. 768. 761. F. Pfeiffer in ſeiner Germania 7. Wien 1862, S. 110 ff. K. Bartſch, Deutſche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1864. S. XXXI. XXVIII. H.]

Weiter unten im Blauthal liegt ‚Söflingen, woher der etwas ältere und noch dem Volkston näher kommende Minneſänger Meinlo von Sevelingen den Namen hat. Mit heimiſcher Sage hatten jedoch beide Dichter nichts zu ſchaffen, ſie folgten dem ritterlichen Geiſt ihrer Zeit, der auch im Liede dem Frauendienſt, wie er von jenſeits des Rheines angeklungen, und der frommen Kreuzfahrt zugewandt war.

Gegen Ende des 15ten Jahrh. war ein Mönch des Predigerkloſters zu Ulm, Felix Fabri, in gelehrter Richtung viel mit den Wundern des Blautopfs und der Umgegend beſchäftigt; ihm kehren die Waſſer der Blau, nachdem ſie mit der Donau vereinigt in das ſchwarze Meer gefloſſen, aus dieſem unterirdiſch zu ihrer Quelle zurück und er zweifelt auch nicht, daß vormals an der Blauquelle dem waſſerſtampfenden Pegaſus göttliche Ehre erwieſen worden ſei, ſowie daß man geglaubt, hier habe Neptun ſeinen Dreizack tief eingeſtoßen und eine bevorzugte Nymphe zur Königin der andern eingeſetzt, weshalb vor Erbauung der Johanniskirche hier ein Nymphentempel beſtanden habe, deſſen Grundlage noch zu ſehen ſei (Goldaſt, Scriptores rerum suevicarum 108 f.). Selbſt auf ſeiner Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande, auf der er die Inſel Creta beſucht, ſind ihm die unterirdiſchen Gänge einer Felshöhle bei Blaubeuren unvergeßlich, die er mit dem dädaliſchen Labyrinth zuſammenſtellt (Evagatorium 3, 279. Vgl. Goldaſt S. 106. Memminger 26 f.). Zur ſchwäbiſchen Sagenkunde gibt er hiebei lediglich den Beitrag, daß Kaiſer Friedrich im letztvergangenen Jahre den Blaubeurern, nach ihrer eigenen Namensableitung, einen blauen Bauren zum Wappen gegeben habe (Goldaſt S. 111. Sattler 2, 149)[1], den ſie auch noch führen, was dem ergetzlichen Hauptſtück von den Schwabenſtreichen einzureihen ſein wird.

Von der ahnungsvollen Scheue, mit der man ſich dem tiefquellenden Waſſer näherte, zeugt nur noch ein kleiner Sagenreſt, den dieſelbe Chronik bewahrt hat, der das Märchen von der weidmänniſchen Waldluſt des Pfalzgrafen zu verdanken iſt[2]. Zwar bezieht ſich die nachfolgende Erzählung auf eine Zeit, zu welcher der Landbeſitz und die Rechte des pfalzgräflichen Hauſes im Blauthal bereits an die Grafen von Helfenſtein, wahrſcheinlich durch Heirat, übergegangen waren[1], aber Vorſtellungen aus früherem Alterthum ſcheinen deutlich hindurch. Die Kunde lautet ſo[2]:

---

[1] Schmeller 1, 191. 186 u.

[2] [Vergl. oben S. 313 bis 316. H.]

„Man findt gleichwol, das vor vil jaren, als die graffen von Helfenſtain das ſtettlin Blaubeuren ſampt der ganzen herſchaft und zugeherde, wie dann das iezmals von den herzogen von Wurtenberg beherſchet, noch ingehapt, das zwen gebrueder, des geſchlechts grafen von Helfenſtain, ainsmals mit ainander zu dem urſprung und bronnen der Blaw ſpacieren gangen und der ain under inen ain ſtain allernechſt dem urſprung von manicherlai farben erſehen. Den hat er ufgehept und beſehen. Wie bald das beſchehen, do iſt er dem ander bruder ußer den augen kommen, derhalben im gerueft, wo er ſo bald hin komen. Der hat im geantwurt. Wie er aber in noch nit geſehen, aber wol gehert oder vernommen, das er allernechſt bei ime ſeie, do hat er ſich noch mer verwundert, darauf dem bruder bekennt, er here in wol, kunde in aber nit ſehen, und begert, womit er ſolchs zu wegen bring. Do hat im der bruder den ſtain auch in die hand geben, alſo hat er in gleicher geſtalt nit geſehen. Wie ſie nur baide vermerkt, das die craft von dem ſtain here raich, do haben ſie nach langer beratſchlagung und erwegen, was ſie mit diſem ſtain, als aim koſtlichen erbkleinat, anfahen wellten, ſich doch letstlichen dohin entſchloſſen und bedacht, was nachtails und ubels ire nachkommen und erben hiemit anſtifen möchten, dardurch auch ir geſchlecht in ſpott, unehr und höchſt verderben gefurt kund werden, darumb ſich beraten, das ſie des ſtains und ſeiner tugent und kraft ſich wolten verwegen und verzeihen, und damit warfen ſie den ſtain ainhelligclichen in den urſprung der Blaw, welcher dann vil claffter dief, und niemands ſorgen darf, das in etwar widerum vom grund herauf bring. Man ſagt, als der romiſch König Ferdinandus das land zu Wurtenberg noch ingehapt, do hab er ob anderthalb claffter dief an ſchnuren laſſen hinab meſſen, aber man hab kainen grund noch erraichen kunden."

Unter den wunderbaren Kräften edler Steine, die ſchon bei Plinius[3], dann noch reichlicher in mittelalterlichen Schriften[4] aufgeführt werden, fehlt auch diejenige des Unſichtbarmachens nicht. Aber auch in Heldenlied und Volksſage wird ſowohl die Möglichkeit, elbiſcher Weſen anſichtig zu werden, als die Befähigung dieſer, ſich dem menſchlichen Blicke zu entziehen, von dem Beſitze zauberkräftiger Steine abhängig gemacht [1]. So deutet nun auch der ſchillernde Stein am Rande des Blauquells auf neckiſche Geiſter, die damit allerlei Blendung trieben. In der Scheue der Brüder von Helfenſtein, den lockenden Fund zu einem Erbkleinode zu machen, liegt die Vorahnung einer ganzen unheilvollen Stammgeſchichte, wie ſie dem aus der Waſſerhöhle geholten Ringe des Zwerges Andvari ſich angekettet hat [2]. Der alte Sagenſtein, der noch einmal ſein Spiel verſuchen wollte, ward in die unergründliche Tieſe verſenkt und nur erſt in dieſen Tagen hat ein ſchwäbiſcher Dichter die geheimnisvollen Mächte des Blautopfs wieder heraufbeſchworen [3].

---

[1] [Nach dem 24 December 1267. Vgl. Stälin 2, S. 393, Anm. 3. S. 431. H.]

[2] [Die Handſchrift hat hier nur die Worte: „Man findt" u. ſ. w. bis „erraichen künden." Ich theile die hierher gehörige Stelle nach Baracks Ausgabe der zimmeriſchen Chronik 3, S. 83 f. mit. H.]

[3] Plinius, Historia naturalis 37, 60, Zweibrückener Ausgabe 5, S. 436 oben.

[4] Muſeum 2, S. 98. Titurel, Druck 235 a, 4 bis 10. [Man vergleiche auch Dante, Inferno 24, 93 und die Commentatoren zu dieſer Stelle. Boccaccio, Decamerone 8, 3. Panizzi zu Bojardos Orlando innamorato 2, S. 182.

9. Birchtenlee und Gunzenlee [4].

Ein örtlicher Anklang an die Baargrafen ergibt ſich in Folgendem. „Birhtinlê“ hieß eine Dingſtätte, wo Pfalzgraf Rudolf II (1224 bis 1247) in einer Verſammlung vieler Edeln über die Mitgift ſeiner dem Grafen Burkhard von Hohenberg vermählten Tochter und zugleich über eine Lehenſache tagt (Schmid, Geſchichte der Pfalzgrafen von Tübingen,

---

Weitere litterariſche Nachweiſungen habe ich in meinem Buche über Creſtien von Troies, Tübingen 1854, S. 157, Anm. 2, und in meiner Ausgabe des Romans dou chevalier au lyon, Hannover 1862, S. 44. 45, gegeben. H.]

[1] Otnit, Mone Str. 148 bis 150. Ettmüller Str. 68 bis 70. J. Grimm, Deutſche Mythologie S. 431, Anm. 1. S. 1167. 1170 unten.

[2] [Schriften 1, S. 81. 82. H.]

[3] [Das Stuttgarter Hutzelmännlein, Märchen von E. Mörike. Stuttgart 1853. H.]

[4] [Vergl. F. Pfeiffer, Der Gunzenle, in Germania 1, Stuttgart 1856, S. 81 bis 100, mit einigen Nachträgen wiederholt abgedruckt in F. Pfeiffer, Freie Forſchung. Kleine Schriften zur Geſchichte der deutſchen Litteratur und Sprache. Wien 1867. S. 275 bis 306. H. Vergl. ferner K. J. Schröer, Mythiſches von dem durch den Gunzenlê gefeierten Konrad, in Germania 16, Wien 1871, S. 286 bis 293. Augsburger Allgemeine Zeitung, Beilage vom 7 Juli 1866. K.]

Urkunden-Buch S. 11): „placitum quod dominus R. de Tůvingen pallatinus cum filiastro suo. B. Comite pro dote filie sue in Birhtinle conuenientibus ibidem multis nobilioribus habuit“ u. ſ. w. Eine Urkunde des Grafen Albrecht von Rotenburg 1264 nennt „locum Birtinle“ (ſo im Original zu Kreuzlingen). Zum Jahr 1291 bemerkt dann der ortskundige Konrad von Wurmlingen, daß Graf Ulrich von Wirtenberg mit Heeresmacht über dieſen Platz gegen Rotenburg gezogen ſei („ascendendo Bircinloe“, lies Birtinleo, Chron. Sindelf. herausgegeben von Haug, 25. Böhmer, fontes rerum germanicarum 2, 471). Der noch mehrfach entſtellte Name bezeichnet auch ſpäterhin ein großes Wieſenfeld, das ſich von Wurmlingen gegen den Neckar hinabzieht (Schmid 136 f. 145 f. Lutzen von Lutzenhart handſchriftliche Chronik von Rotenburg 1, 14). Zur Erklärung deſſelben dient ahd. hlêo m., gen. hlêwes, agger, tumulus (Graff 4, 1093. Grammatik 1, 2te Ausgabe, 613; 3te Ausgabe 94), mhd. bei Walther (75, 32 f.): „Ich ſaz ûf eime grüenen lê; da enſprungen bluomen unde klê“ u. ſ. w.; das entſprechende angelſächſiſche hlæv, hlâv (Grammatik 1, 3te Ausgabe, 359. Ettmüller, lexicon S. 493: „tractus terræ paulatim ascendens“ u. ſ. w.) findet ſich verſchiedentlich Perſonennamen angefügt: „Ôslâfes-hlâv“, „Vihtbaldes-hlâv“ (Leo, rectitud. 67), gleicherweiſe iſt in Birhtinlê das ahd. hlêo, mhd. lê zuſammengeſetzt mit der regelrechten ahd. Genitivform (ſchwaches Masculinum erſter Declination, Grammatik 1, 2te Ausgabe, 613) des Mannsnamens Birhto, Pirhto, den ich zwar in den alamanniſchen Urkunden nicht finde, der aber durch die bekannte Verkleinerung Pirhtilo vorausgeſetzt wird. Pirhto iſt gleich Përahto (weiblich Përahta, Berta, Beides die ſchwachen Formen des Adjectivs përaht, leuchtend, glänzend); da in der Zuſammenziehung das a ausgefallen iſt, durch welches die Brechung des urſprünglichen i in der erſten Silbe herbeigeführt war (Sprachgeſchichte 277, vgl. Grammatik 1 (2), 82. 1 (3), 77. 82 ff.), ſo konnte das ungebrochene i wieder eintreten. Es liegt in der Entwicklung des altdeutſchen Namenweſens, daß in einem beſtimmten Geſchlecht um den einfachen Grundnamen, hier Përahto, Pirhto, durch Verkleinerung oder Abſtammungsform, hier Pirhtilo, Verſtärkung oder Zuſammenſetzung, hier Përahtolt (vgl. Grammatik 3, 706), etwa auch Hruodpëraht, Rodbert, ſich eine Namenſippſchaft bildet, die dann wohl auch in Ortsbenennungen aus dem Bereiche der

Stammgenoſſen ſich abdrücken kann: Birhtinlê, Pirhtilinpara, Perahtoldiepara. Möglich iſt auch, daß die Namensformen Pirhtilo und Pirhto nach Umſtänden für dieſelbe Perſon gebraucht wurden, wie Hanſelminus und Anshelm in der Schörzinger Urkunde von 785. Nach eben dieſer lag Altheim bei Horb „in pago Pirihteloni“, nach einer zu Nagold (in villa Nagaltuna) ausgeſtellten Urkunde Gerolds, des Grafen der Berchtoldsbaar, von 792 (Neugart Nr 97) auch Hechingen („in Habbingum“) „in pago qui vocatur Perihtilinpara“, womit der Gau Birchtilos dem Birchtenlee ziemlich nahe rückt und in den nachmaligen Bezirk der Nagoldgrafen zu Tübingen hereinragt; ſelbſt zu Gilſtein bei Herrenberg war Gerold begütert (Codex Laureshamensis 3289, vgl. Schmid 512 f. 517). Wie nun Pirhtilinpara, Perahtoldiepara den Gerichtsbezirk Birchtilos, Berchtolds bezeichnete, ſo wohl auch Pirhtinlêo eine Dingſtätte Birchtos oder Birchtilos. Wie man Gaue und Huntare nach den Grafen derſelben benannte, ſo war dieß auch auf Gerichtſtellen anwendbar, wo ſie den Vorſitz führten. Auf öffentlicher Malſtätte wurden auch Verlöbniſſe vorgenommen (Rechtsalterthümer 433, vgl. Neugart Nr 11: „actum in Craolfes-tale in mallo publice“, der Name Grâulf, Grâolf in den Trad. Wizenb. Nr 16. 199. 275) und ſo wurde auf dem Birchtinlê im Kreiſe vieler Ritter, neben lehenrechtlicher Verhandlung, die Heimſteuer der Pfalzgraftochter beredet. Mit dem Birchtenlee ſtelle ich zu weiterer Erläuterung den berühmtern Gunzenlee zuſammen. So hieß ein großes Feld bei Augsburg, auf welchem im Laufe des 12ten Jahrh. mehrmals fürſtliche Verſammlungen ſtattfanden. Dort feierte 1127 zur Pfingſtzeit Heinrich der Stolze, Herzog von Baiern, ſeine Hochzeit mit der Tochter des Kaiſers Lothar, dann an Pfingſten 1175 ſein Bruder, Welf VI, glänzende Ritterfeſte (Stälin 2, 259. 262); wieder an Pfingſten 1197 begieng daſelbſt der Hohenſtaufe Philipp, eben mit dem Herzogthum Schwaben belehnt, zugleich mit ſeiner Schwertleite das Hochzeitfeſt mit der griechiſchen Kaiſertochter Irene (ebd. 2, 134); hieran iſt es eine Erinnerung, wenn im jüngern Titurel von den koſtbaren Ärmeln eines feſtlich gekleideten Ritters geſagt wird, daß ſie dem Kaiſer anſtänden, wenn er auf dem Gunzenlee feierlich im Brautſtuhl ſäße (Heidelberger Papier-Handſchrift 141, Blatt 79: „ſo daz ſi römſchem kaiſer wären gemäzze, ſwenn er vff dem gunzenle enbrutſtůl in aller wirde ſäzze“; im

Drucke von 1477 und darnach in Beneckes mhd. Wörterbuch unrichtig „guntzele“, in der Heidelberger Handſchrift 383 nach Hahns Abdruck 1508: „vf dem concilie“). Philipp hielt die Verſammlung auf dem Gunzenlee zum Antritt ſeiner ſchwäbiſchen Herzogswürde, Heinrich der Stolze, obgleich Herzog von Baiern und nachher von Sachſen, ſowie ſein Bruder Welf, hatten ihr Heimathsrecht in Schwaben und Erſterer führte ſeine Anvermählte ſogleich auf den Stammſitz Ravensburg (Stälin 2, 259. Homeyer, über die Heimath u. ſ. w. 52, vgl. Anm. [1])

Hiernach erſcheint der Gunzenlee als große ſchwäbiſche Dingſtätte. Er war ein Theil des auf beiden Flußſeiten weitgeſtreckten Lechfelds („prope Augustam civitatem in campo Lici“ für den Gunzenlee), lag aber auf der ſchwäbiſchen Weſtſeite und konnte nur ſo als Wahlſtätte des ſiegreichen Kampfes wider die Ungarn vom Jahr 955 genannt werden (Stälin 2, 455, A. 2). Die Lage am Lech hat zur Verwechslung des lê mit dem Flußnamen geführt („Gunzinlech“ ebd. 134, A. 2; latiniſierende Entſtellungen ſind Conciolegis, Conciolegum, bei Cruſius P. II, L. IX, S. 340 gar: Concio Legionum). Beides zuſammen aber, Namenſchreibung und Lage, wird richtiggeſtellt durch folgende Reimzeilen des Dietleib:

5636 f.: ich [en] wayſs, in wie manigen tagen
ſy komen an daz Lechveld u. ſ. w.

5654: an das Lech in Bayr lant u. ſ. w.

5744 ff.: die Hünen ſach man müten,
wie ſy vbers Lech ſolten komen,
herberge het in da genomen
der marſchalch bey dem Gůntzen Le,
weder ſyder noch ee
kom nie als manig weygant
hin ze Swaben in das landt.

Gunzin (Gunzin-lê wie Birhtin-lê) iſt ahd. Genitiv des Mannsnamens Gunzo, einer Abkürzung von Guntheri (vgl. Grammatik 3, 691 f., aus Chuonrât würde Chuonzo geworden ſein). Durch den örtlichen Namen Gunzinlê gewinnt nun auch die Meldung der ſonſt nicht wohlberufenen

---

[1] Seine zweifache Stellung drückt ſich in der Meldung des Anonymus Weingartenſis aus: „optimates quoque Bauuarie ac Suevie ad nuptias invitat.“

Lebensbeſchreibung des heil. Magnus einigen Anhalt, wonach in der vordern Hälfte des 7ten Jahrhunderts über Augsburg und Rätien (Rætia Vindelicorum, vgl. Zeuß 238) ein Herzog Cunzo geſetzt war (Vita s. Magni bei Goldaſt, scriptores rerum alamannicarum 1, 198: „Dux Cuntzo ex provinciis Augustæ et Retiæ“, vgl. Merkel, de republica Alamannorum X, 2, S. 39). Der Gunzenlee war Dingſtätte Gunzos, wie der Birchtenlee Birchtos oder Birchtilos; wenn hier der Pfalzgraf Rudolf II im engern Kreiſe ſeiner Ritterſchaft tagte, ſo waren 1175 ſein Großvater Hugo und ſein Vater Rudolf I dorthin zur großen Pfingſtverſammlung der Fürſten und Herrn geritten (Monumenta Boica 7, 359: „Hugo Comes de Tubingen, et filius eius Rudolphus u. ſ. w. Stälin 2, 440. Schmid 91).

10. Tellſage.

Die Zweifel giengen zunächſt vom Apfelſchuß aus, es wurden dabei aber auch überhaupt geſchichtliche Zeugniſſe aus früherer Zeit vermiſt.

Willimann, Verfaſſer von Antiq. helvet., an Goldaſt 1607: fabulam meram arbitror; es werde des Tells erſt von Spätern gedacht; fabulam ortam ex more loquendi vulgi, qui sagittarium commendans pomum de vertice filii posse impune et innoxie dejicere telo eum jactitat.

Stephanius Notæ ad Saxonem Grammaticum S. 204 f. Zuſammenſtellung (ohne ein Urtheil) Tocos mit Tell, dem Zauberer Punker und dem Cretenſer Alkon. 1644.

Voltaire, Annales de l'empire S. 263: Avouons que toutes ces histoires de pommes sont bien suspectes; celle-ci l'est d'autant plus qu'elle semble tirée d'une ancienne fable danoise.

Uriel Freudenberger (anonym): Guillaume Telle, fable danoise, Bern 1760. Der Stand Uri ließ dieſe Schrift verbrennen. Widerlegungen: Balthaſars, Zurlaubens, Emanuels von Haller (Vorleſung im äußern Stande zu Bern 1772), Hiſelys. Iſelins hiſtoriſches und geographiſches Wörterbuch (Mangel an alten Zeugniſſen; Toko).

Johannes Müller erzählt im Texte nach den Chroniken, in den Anmerkungen ſpricht er allgemeiner.

Grimm in Schlegels deutſchem Muſeum 3, S. 58 bis 75, ſtellt die Schützenſagen unter mythiſch-etymologiſchem Geſichtspunkt zuſammen. Selbſt der Name Tell wird hierin aufgelöſt. William von Cloudesly. Eigill.

Ideler, die Sage von dem Schuß des Tell, Berlin 1836. Er pflichtet (S. 3. 65) Willimanns Anſicht bei, läugnet übrigens nicht (S. 71) Tells geſchichtliche Exiſtenz. Fleißige Zuſammenſtellung, doch ohne ſcharfes Reſultat.

Kopps Kritiſche Urkundenſammlung (Kopp, Urkunden zur Geſchichte der eidgenöſſiſchen Bünde. Lucern 1835). Im Jahr 1302 erhielt Herr Eppe von Kußnach die dortige Vogtei und um 1314 war dieſelbe noch bei dem nemlichen Geſchlecht (Häuſſer 50 f.). Niemals war ſie bei einem Geßler.

Ludwig Häuſſer, die Sage vom Tell, aufs Neue kritiſch unterſucht. Eine von der philoſophiſchen Facultät der Univerſität Heidelberg gekrönte Preisſchrift. Heidelberg 1840. Hier wird die Unterſuchung umgedreht, der Schuß und andre Einzelnheiten ſagenhafter Art an das Ende verlegt, dagegen die Frage über Tells Exiſtenz und Verhältnis zur Befreiung der Schweiz, als hiſtoriſche Hauptaufgabe, vorangeſtellt. Ergebnis iſt: die Exiſtenz einer Perſon mit Namen Tell ſei als unbezweifelt anzunehmen, auch möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß er in einem kleinen Kreiſe etwas an ſich Unbedeutendes und in ſeinen Folgen ganz Iſoliertes gegen die Herren gethan habe, was ihn unter ſeiner nächſten Umgebung ausgezeichnet. Eine hiſtoriſche Bedeutung desſelben ſei durchaus nicht anzunehmen, Befreier der Schweiz ſei er nicht geweſen (S. 86. 102). Einer im Grunde bedeutungsloſen Perſon wurde eine Wichtigkeit gegeben, welche die Geſchichte ihr nie einräumen kann (S. 87). Gang der Unterſuchung:

Die erſten und unmittelbaren Quellen der eidgenöſſiſchen Geſchichte des 14ten Jahrh., der Mönch Johannes von Winterthur, geſt. um 1348, und Juſtinger, um 1391 Ratheſchreiber zu Bern, ſeit 1411 Stadtſchreiber, geſt. 1426, ſchrieb 1420, ſchweigen gänzlich von Tell. Erſterer ſpricht von der Auflehnung der Waldſtätte erſt beim Jahr 1315, dem Jahre der Schlacht am Morgarten; Juſtinger bezeichnet nur im

Allgemeinen die Urſache des Aufſtands, die Herrſchaft der Vögte und Amtleute, welche neue Rechte geſucht, auch Muthwillen gegen Frauen und Töchter der Untergebenen geübt, worauf eine Beſchreibung des Kriegs und der Schlacht am Morgarten folgt.

Spätere und mittelbare Quellen aus dem letzten Theil des 15ten und aus dem 16ten Jahrhundert:

Melchior Ruß, Gerichtſchreiber in Lucern, lebte in der letzten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, ſoll 1499 in der Schlacht bei Reineck gefallen ſein. Seine eidgenöſſiſche Chronik geht bis 1414. Er bezieht ſich auf eine ältere Chronik von Egloff Etterlin (auch auf ein Tellenlied? Ideler 7).

Petermann Etterlin, auch Gerichtſchreiber zu Lucern, vollendete ſeine Chronik 1507.

Ägidius Tſchudi, geb. 1505, Landammann zu Glarus, geſt. 1572.

Johann Stumpf, geb. zu Bruchſal um 1500. Sein Werk geht bis 1545, er ſtarb 1566 zu Zürich.

Sie haben erſt die herkömmliche Erzählung vom Tell, doch mit manchen Widerſprüchen im Einzelnen und immer mehr pragmatiſierend. Der Älteſte, Ruß, benennt den Landvogt nicht und läßt ihn durch Tell gleich von der Platte aus erſchießen. Tell ſollte gen Schwyz „in das Schloß im See“ (Schwanau) geführt werden.

Von dieſen Schriftſtellern meint Häuſſer, daß ſie den Maßſtab der früheren Zeit an die ſpätere angelegt, auch zum Theil zu pragmatiſierend und patriotiſch erzählt haben.

Als ihre muthmaßliche Quelle bezeichnet er hauptſächlich das Gebiet der Volkslieder, in welches der dürre Stoff der Tellſage übertragen und dort zu der jetzigen Geſtaltung der Sage ausgebildet worden. Das vorhandene Lied (und das Spiel) vom Tell fallen freilich nicht vor das 17te Jahrhundert.

Der Schuß wird dann natürlich als ſagenhaft angenommen, wahrſcheinlich entweder aus der ſprichwörtlichen Redensart oder gar aus der verwandten ſkandinaviſchen Volksſage entſtanden [1].

Zuerſt über den Schuß und deſſen ſagenhaften Charakter beſonders.

Die örtlichen Verhältniſſe zu wenig beachtet.

---

[1] [Hiermit enden die Bemerkungen über die Schrift von Häuſſer. Das Folgende iſt auf anderen Blättern enthalten. H.]

Das Schweigen Johanns von Winterthur und Juſtingers iſt kein Gegenbeweis. Weder Winterthur noch Bern gehören ſo zur Nachbarſchaft Uris, daß deſſen innere Begebenheiten dort umſtändlicher hätten bekannt ſein ſollen. Zur Zeit des erſtern ſtand Winterthur unter Öſterreich, die Bürger dieſer Stadt waren mit Herzog Leopold in die Schlacht am Morgarten ausgezogen, Johann gieng als Schüler ſeinem Vater, der ſich im rückkehrenden Heere befand, vor das Thor entgegen und ſah den Herzog, der vor Traurigkeit halb todt geſchienen. In dieſem Verhältnis, noch mehr, als in der örtlichen Entfernung, lag ein Grund der Geſchiedenheit beider Gegenden. Der Berner Stadtſchreiber hatte den Auftrag, die Geſchichte ſeiner Vaterſtadt zu ſchreiben; von dem erſten Ausbruch des Aufſtands der Waldſtätte hörte er nur in den Bergen ſtäuben, auch trat Bern erſt 1353 in den Bund der Eidgenoſſen.

Dagegen liegt Lucern an der Mündung desſelben Sees, an deſſen oberem Theile Uri liegt. Lucern war der erſte Ort, der, 1333, mit Uri, Schwyz und Unterwalden zum Bund der vier Waldſtätte zuſammentrat. Von Lucern aus konnte man jeden Tag die claſſiſchen Stellen der Tellſage beſuchen und aus dem Munde des Urner Volkes ſelbſt vernehmen, was es von ſeiner erſten Erhebung zu erzählen wuſte. Daher natürlich, daß, da in Uri ſelbſt nicht geſchriftſtellert wurde, die erſten umſtändlichern Berichte von Lucernern, Melchior Ruß und Petermann Etterlin, deren jener ſich wieder auf den ältern Mitbürger Egloff Etterlin beruft, herſtammen.

Sollen, wie Häuſſer annimmt, Volkslieder die Quellen dieſer lucerniſchen Erzähler geweſen ſein, ſo waren es doch wohl Lieder aus Uri, dem Schauplatz der beſungenen Thaten, und dieſen Liedern ſelbſt wird örtliche ſagenhafte oder hiſtoriſche Überlieferung zu Grunde gelegen ſein.

Wir müſſen uns daher nach Uri, in das Geburtsland der Uberlieferung, mit dem alten Melchior Ruß hineinbegeben. Das Ganze der Erzählung, ſei ſie geſchichtlich oder fabelhaft, kann uns nur hier vollkommen anſchaulich und lebendig werden.

Fährt man von Lucern den kreuzartig in vier Arme getheilten See hinauf, ſo kommt man am oberſten Theile von Brunnen an, wo die ſchroffen Felſen zu beiden Seiten heranrücken und keinen Weg mehr am Ufer laſſen, am Fuße des Seelisberges zum Grütli mit den drei Quellen (die drei Telle im Berge), dann zur Tellen-Platte, die ſchon Nuß ſo nennt, mit ihrer Kapelle und wo nach ihm auch der Landvogt erſchoſſen worden; dann zu Lande nach Altdorf, wo früher die Linde gezeigt wurde, unter der Tells Knabe ſtand und an deren Stelle jetzt ein Brunnen ſteht, im nahen Bürglen am wilden Schächenbache, aus dem Tell den Knaben gerettet, wieder eine Kapelle, an der Stätte von Tells vormaligem Wohnhaus. So iſt die ganze Gegend von der Sage belebt und dieſe hinwider hat überall ihren örtlichen Anhalt, ihren landſchaftlichen Hintergrund. Ja das Ganze iſt ſo harmoniſch zuſammengebildet, daß allerdings eben hierin eine Einwirkung der ausbildenden Phantaſie ſich fühlbar macht.

Daß aber dieſe gegenſeitige Belebung der Tradition und der Örtlichkeit nicht erſt ein Ergebnis ſpäterer Zeiten ſei, daß ſie ſchon frühzeitig ſich vollführt habe, dafür fehlt es nicht an Zeugniſſen, wenn ich gleich dieſe nicht in gewünſchter Vollſtändigkeit beibringen kann. (Müller 3, 335 erwähnt „der Chronik, welche Klingenberg, nach Art ſeiner Voreltern, um das Ende des 14ten Jahrh. bis auf ſeine Zeit fortgeſetzt“, worüber die Kritiker ſchweigen.) Zeugnis der 114 Perſonen, die in der Landsgemeinde zu Uri 1388 ſich Tells erinnerten, als dieſelbe eben jene Kapelle erbauen ließ, und nach einer andern Nachricht (Ideler 72) ließ die Landsgemeinde ſchon ſeit 1387 in dem Hauſe, das Tell zu Bürglen bewohnt hatte und an deſſen Stelle nachher eine Kapelle kam, jährlich eine Predigt halten.

Es waren nun im ſchriftloſen Uri allerdings die Vorausſetzungen gegeben, unter denen ein Ereignis leicht zur Sage wird; Sagenhaftes iſt bereits anerkannt worden und ſelbſt die Kapellenweihen mochten mit der Sage Hand in Hand gehen, wie dieß mit der Kapelle an der hohlen Gaſſe vielleicht der Fall iſt, wohin die Sage ihren Kreis nur gezogen haben mag, um auch dem befreundeten Schwyz ihre Spur aufzudrücken. Darum aber bleibt es doch nicht wahrſcheinlich, daß man jene der Zeit nach beglaubigten Weihungen vorgenommen haben würde, wenn 114 Zeugen ausgeſagt hätten, daß der Tell, den ſie gekannt, eine bedeutungsloſe Perſon geweſen ſei, wenn ſie nicht über ihn (wie bei den Canoniſationen) in Beziehung auf ſeine Leiſtungen vernommen worden wären, denen man doch eine ſolch heiligen Andenkens würdige Bedeutung beilegen muſte. Auch würde bei einem hauptſächlich auf mündliche Überlieferung beſchränkten Volke gerade das für die Bedeutungsloſigkeit des Mannes und ſeiner That zeugen, wenn ſich die Sage ihrer nicht bemächtigt hätte. Die Erzählung vom Tell iſt auch nicht ein Mythus, d. h. eine durch Perſonification und poetiſche Handlung verbildlichte Idee, denn es wird ja die Exiſtenz der hiſtoriſchen Perſon und eine wirkliche That derſelben zugegeben.

Darin liegt nun aber ein offenbarer Widerſpruch, daß Tell wirklich exiſtiert und gegen die Dränger des Landes etwas gethan, daß der Mann und die That durch Lied und Sage verherrlicht und ihnen eine religiöſe Feier gewidmet worden ſein ſoll, gleichwohl aber beiden der Charakter der Bedeutungsloſigkeit vom Anfang an zugekommen ſei.

Es hebt auch die Bedeutung Tells für den Befreiungskampf der geſammten Schweiz nicht auf, wenn ſeine That, wie einzuräumen, zunächſt auf Uri beſchränkt war; hat ſie auf die Erhebung Uris gewirkt, ſo gieng ihre mittelbare Wirkung ebenſoweit, als die thätige Theilnahme ſeiner Landgenoſſen. Die Männer von Uri kämpften, 400 an der Zahl, in der Schlacht am Morgarten mit, dann in den entſcheidenden Schlachten bei Laupen 1339 und Sempach 1386. Der Stier von Uri gehörte ſo recht zum ländlich demokratiſchen Gepräge dieſer Freiheitsſchlachten; was ſeinen Zornmuth entzündet und genährt, kam der ganzen Eidgenoſſenſchaft zu gut und gehört allerdings der Geſchichte der Schweiz an.

Wie viel oder wenig Thatſächliches man übrigens am Tell zulaſſen mag, ſo gibt es doch auch Sagen, die eine geſchichtliche Bedeutung haben. Sinnreiche, lebensvolle Sagen, die am Eingang der urkundlichen Geſchichte ſtehen, zeugen von dem Geiſte des Volkes, das ſie hervorgebracht hat; je weniger ihnen Thatſächliches zu Grunde liegt, deſto mehr ſind ſie ein Werk des Geiſtes, und auch das iſt eine geſchichtliche Thatſache, daß ein Volk geiſtige Thätigkeit in einer Zeit übte, in welche keine hiſtoriſche Urkunde hinaufreicht. Die Schweiz iſt zu beneiden um den ſagenhaften Hintergrund ihrer Befreiungsgeſchichte. In der Mitte ihres großen Gebirgszugs liegen die Thäler von Uri mit dem grünen tiefen See, dem die Reuß entſtrömt, der rechts und links das Land umfaſſend, der Rhein und die Aar zur Seite gehn, bis an der Grenze deſſelben alle drei ſich vereinigen. Vom Rigi oder vom Schwizerhaken aus zuerſt geſehen, macht dieſes wunderbar beleuchtete Seethal, von Schneegebirgen und ſchroffen Felſen umſchloſſen, einen ahnungsvollen Eindruck. Dieſe ganze Landſchaft nun iſt die große Kapelle der ſchweizeriſchen Volkshelden, dort entſprangen die drei Quellen, die Quellen der geſchichtlichen Strömungen, die ſich ins weite Land hinaus Bahn brachen; es iſt auch nicht zu verkennen, daß die Erinnerungen, welche dort haften, auf die Jugend des Volks und gerade auf deſſen beſſere, patriotiſche Richtungen und Unternehmungen manigfachen Einfluß geübt, und man wird behaupten dürfen, daß eine moraliſche Wirkung auch eine Thatſache ſei[1].

---

[1] [Unter Uhlands Papieren fand ſich ein kurzer Trinkſpruch, den er bei dem Stuttgarter Schillerfeſte am 10 November 1859 auszubringen beabſichtigt hatte. Er heißt: „Es iſt Gegenſtand gelehrter Forſchung geworden, ob jemals ein Tell gelebt habe. [Wenn die Frage verneint wird, das iſt erſt recht Tells Tod.] Ich habe mich lebhaft mit dieſen Unterſuchungen beſchäftigt, denen die Berechtigung nicht abgeſprochen werden kann; hieher gehören ſie nicht. Aber Eines gehört hieher: gewis iſt, daß ein Schiller gelebt hat; er lebt noch und mit ihm lebt ein Tell, ſie ſind unzertrennlich verbunden, der Denker und Dichter, der Held der Freiheit ſie leben hoch!“ Vergl. Ludwig Uhland, eine Gabe für Freunde, S. 463. Daß Uhland noch in ſeiner letzten Lebenszeit die Forſchungen über Tell verfolgt, geht aus ſeiner Aufzeichnung der beiden folgenden Arbeiten hervor: „Wilhelm Tell, Sage oder Geſchichte.“ Von Wilhelm Genaſt. I (In R. Prutz, Deutſches Muſeum Nr 11, 14 Merz 1861, S. 353 bis 363). II (Ebendaſ. Nr 12. 21, Merz 1861, S. 401 bis 413). H. Düntzer, Neue Göthe-ſtudien. Nürnberg 1861. „Göthes Wilhelm Tell.“ Die umfangreiche Litteratur über die Tellſage hier vollſtändig nambaft zu machen, liegt nicht in meiner Abſicht. Von dem Neueren mag Nachſtehendes angeführt werden: J. G. Th. Gräße, Die großen Sagenkreiſe des Mittelalters. Dresden und Leipzig 1842. S. 62. 63. A. Huber, Die Waldſtätte Uri, Schwyz, Unterwalden bis zur feſten Begründung ihrer Eidgenoſſenſchaft. Mit einem Anhange über die geſchichtliche Bedeutung des Wilhelm Tell. Innsbruck 1861. H. von Liebenau, Die Tell-Sage zu dem Jahre 1230, hiſtoriſch nach neueſten Quellen beleuchtet. Aarau 1864. W. Viſcher, Die Sage von der Befreiung der Waldſtädte, nach ihrer allmählichen Ausbildung unterſucht. Nebſt einer Beilage: Das älteſte Tellenſchauſpiel. Leipzig 1867. A. Lütolf, Heimdall und Wilhelm Tell, in Pfeiffers Germania 8. Wien 1863. S. 208 bis 216. H. Pfannenſchmid, der mythiſche Gehalt der Tellſage, ein Beitrag zur deutſchen Mythologie, in Pfeiffers Germania 10. Wien 1865. S. 1 bis 40, wo denn auch weitere in der Germania niedergelegte Abhandlungen nachgewieſen ſind. Pfannenſchmid im Magazin für die Litteratur des Auslandes

11. Schwabenſtreiche[1].

a. Einleitung.

Einen beſondern Abſchnitt erheiſchen in der ſchwäbiſchen Sagenkunde die alten, volksmäßigen Schwänke, die entweder den Schwaben

1865, Nr 47, S. 677 ff. E. L. Rochholz, Tell als Zauberſchütze, in Pfeiffers Germania 13. Wien 1868. S. 39 bis 58. R. Pallmann, Die Tellſage und die Befreiung der Schweiz im Jahre 1307, in Glaſers Jahrbüchern für Geſellſchafts- und Staatswiſſenſchaften, 5 Band, 5 Heft, 1866. K. Meyer, Die Tellſage, in K. Bartſch, Germaniſtiſche Studien 1. Wien 1872. S. 159 bis 170. Augsburger Allgemeine Zeitung, Beilage vom 19 Mai, 22 Juni, 24 Juli 1864 und vom 20 Mai 1865. H.]

[1] Die von mir im Vorwort mitgetheilte Inhaltsüberſicht der ſchwäbiſchen Sagenkunde zeigt, daß in dieſem Werke auch von den Schwabenſtreichen die Rede ſein ſollte. Aus einem den 3ten Februar 1858 an H. F. Maßmann gerichteten Briefe Uhlands ergibt ſich, daß er für Pfeiffers Germania „einen Beitrag zur Geſchichte der Schwabenſchwänke mittelſt noch minder bekannter Proben älterer Beiſpiele“ einzuſenden die Abſicht hatte. Die Einleitung zu dieſer Sammlung hätte, wie man ſieht, der obige Text bilden ſollen. Was nun die ausgewählten Schwänke betrifft, ſo hat ſich nicht nur auf einem Octavblättchen ein Verzeichnis derſelben, ſondern auch das „Urkundenbuch“ ſelbſt, durchaus von Uhlands eigener Hand in Folio geſchrieben, vorgefunden. Das Verzeichnis zählt auf: „1. Leberlein. 2. Neun Schwaben. 3. Schwab und Schweizer. Froſch. 4. Wittershauſen. 5. Gaienhofen. 6. Bräunlingen. 7. Überlingen. 8. Haſenlied. 9. Lied von der Geiß. 10. Peter Schneider.“ Die Abſchriften, welche das „Urkundenbuch“ unter der Bezeichnung „Schwabenſtreiche (Auswahl alter Schriftſtücke)“ enthält, ſind folgende: „1. Von ainem Schwaben, der das leberlin gefreſſen. (Montanus, Wegkürzer 1557, CVJ ff.) 2. A. Von neun Schwaben ein hiſtori. (Kirchhof, Wendunmuth, Frankfurt 1563, Blatt 281 b ff. Abgedruckt im Volksbüchlein, München 1827, S. 177 f.: die Handſchrift von den ſieben Schwaben, worauf Aurbacher ebendaſelbſt S. 171 f., neben mündlicher Volksſage, ſich bezieht, iſt räthſelhafter Art. Meiſtergeſang: die neun Schwaben mit dem Haſen, verzeichnet in Gödekes Grundriß S. 228.) B. (Aus des Herzogs Heinrich Julius von Braunſchweig Comödia von einem Wirthe 1593, deſſen Schauſpiele, herausgegeben von W. L. Holland, S. 306 f., vgl. mit S. 749. Sprecher ſind: Johan Bouſet, ein niederſächſiſch redender Wirthsdiener, und Konrad, ſchwäbiſcher Bauer.) C. (Eyerings Sprichwörter 1601, 2, 236 f., aus K. Gödekes elf Büchern deutſcher Dichtung, Leipzig 1849, 1, 126.) D. (Aus der Jenaer Handſchrift von Meiſtergeſängen des Magdeburgers Valten Voigt, 1536 bis 1557, abgedruckt in Wiedeburgs ausführl. Nachr. von einigen alten teutſchen poetiſchen Manuſcripten, Jena 1754, S. 144 f.) 3. Froſch und Nuß. A. (Kirch-

überhaupt von guten Nachbarn und deutſchen Brüdern aufgeheftet, oder innerhalb der ſchwäbiſch-alemanniſchen Lande ſelbſt einzelnen Orts-

---

hof, Wendunmuth, Frankfurt 1563, Blatt 217 b f. Vgl. Johannes Pauli, Schimpf und Ernſt, Straßburg 1535, Blatt 15 b. Fiſchart bringt mehrfach gelbe Füße, Nuß, Suppe, Löffel und andre Merkzeichen der Schwaben.) B. (Sebaſtian Franck, Sprüchwörter. Zürich 1545, Blatt 132: „Hie ſiend wir helden," ſagt der froſch zum Schwaben.) 4. Wittershauſen. A. (Handſchriftliche Chronik der Herrn von Zimmern 1566, S. 168 ff. Vgl. Ruckgaber, Geſchichte der Grafen von Zimmern S. 80 bis 82. 275. Pfeiffers Germania 1, 334. Hermann von Sachſenheim nennt in der Mörin zweimal die von Witterhauſen, Frankfurter Handſchrift S. 40. 98, Wormſer Druck von 1539 Blatt 12 d, 32 c; auch im Spiegel, Meiſter Altſwert, herausgegeben von Holland und Keller, S. 137, 19 f.) B. (Die brösamlin doct. Keiſerspergs, Straßburg 1517, Blatt 108: „Als die buren von Witterhuſen, die ſchickten ein buren alle iar für ſie alle gen baden, aber das bad rürt die andern nit, darumb wurden ſie nit gewichen.") C. (Frey, Gartengeſellſchaft, Straßburg 1557, Cap. 2.) D. (Fliegendes Blatt vom Anfang des 16ten Jahrhunderts, ohne Ort und Jahr. Fliegendes Blatt, gedruckt zu Nürnberg durch Jobſt. Gutknecht. „Ein hübſches lied, wie got der allmechtig den pauren einen wunſch gab. In des Schillers don.") 5. Gaienhofen. A. (Zimmriſche Chronik S. 1206. Vgl. Gargantua Cap. 3: „von jenem Algäwer, der auf dem kirſchenbaum keſer für kriechen aß.") B. (Ebendaſelbſt S. 1298.) 6. Bräunlingen. (Ebendaſelbſt S. 1024 f.) 7. Überlingen. (Papier-Handſchrift in Folio aus Überlingen, 16tes Jahrhundert, in der fürſtlichen Bibliothek zu Donaueſchingen, Blatt 204 b ff. Vgl. Blatt 207 a.) 8. Das Haſenlied. A. (Zimmriſche Chronik S. 801 ff.) B. (Aus dem Liede bei Ruckgaber, Geſchichte der Reichsſtadt Rotweil, Band 2, Abtheilung 1, S. 165 f.) 9. Das Lied von der Geiß. A. (Jak. Wenckers Auszüge aus den Memorialen der XXI zu Straßburg, Band 1, Blatt 11 b, nach gefälliger Abſchrift des Herrn Stadtarchivars L. Schneegans: Mandat und verbott, daß niemand hinnan furder in unſer ſtat das liede von dem ſnider und einre geißen nit me ſingen ſol, noch dehein ander lied in ſemlicher moßen, das erber lüte und antwercke antreffende iſt, bey ſtraff XXX ß d [ſchilling pfenning], dann es das erber antwerck der ſnider und ire knehte verdroßen. Publicatum ipsa die sancti Nicolai episcopi anno MCCCCVIII.) B. (Gemeiner, Regensburg. Chronik 3, 447, aus dem Merkzettelprotokoll vom Jahr 1469, Blatt 238. Schmeller, Bairiſches Wörterbuch 2, 73.) C. (Wendunmuth.) D. (Fliegendes Druckblatt, 1 Blatt klein 8°: „Zwey Nagel newe Lieder, Das Erſt. Von dem Zy, Zy, Zy, Bock bock bock, Meck Meck Meck, gar ſchön vnd luſtig zu Singen Im Thon. Es wolt gut Schneider wandren, gen Wildpretzhauſen Das ander Die Herren haben verbotten man ſol der Schneider nimmer ſpotten, Im Thon, Ich zog ein mal in Burtigal, u. ſ. w. Getruckt auff dem Bocksberg, bey Lenz Geiſſer, in der Schneidergaſſen, Anno 1597." Verſchieden davon iſt, in zweierlei Drucken ohne gemeinden, Ständen und Gewerben, thörichten oder ſcherzluſtigen Perſönlichkeiten angeeignet worden ſind. Die Abhandlung dieſes Gegenſtandes hat nach Zeit und Raum weithin auszugreifen, doch iſt auch Manches dazu vorgearbeitet [1]. Schon aus altgermaniſcher Zeit, noch mehr aus

---

Ort und Jahr: „Ein new Lied (in Jörg Schillers thon) von eym Schneyder vnnd Schůmacher wie ſie rechten vmb die Geyß"; das Hofgericht zu Rotweil entſcheidet.) 10. Peter Schneider. (Zimmriſche Chronik S. 327.)" Die einzelnen in dieſem Urkundenbuche ausgehobenen Probeſtücke ſchwäbiſcher Spottſage wollte Uhland, wie es ſcheint, mit Erläuterungen begleiten; zu den Numern 1, 2 und 8 ſind wenigſtens ſolche vorhanden, die ich hier der obigen Einleitung folgen laſſe. H.]

[1] [In einem zweiten Entwurfe hat Uhland das hier nur Angedeutete folgendermaßen ausgeführt: „Gründlich angelegt, müſte dieſer Abſchnitt von den ſagenhaften Meldungen aus altgermaniſcher Zeit über die vorſchnelle Beutetheilung, mit der drei deutſche Hauptvölker, Cheruſker, Sueven und Sigambern (nachmals Sachſen, Schwaben, Franken), bei Florus 4, 12 verſpottet werden [vergl. oben S. 254. 255. H.], und über die beſcholtene Thorheit der Cheruſker im Gegenſatze zu der Weisheit ihrer Nachbarn und Beſieger, der Chatten (Tacitus, Germania 36), auf diejenigen Spottmähren einlenken, in welchen die wandernden Germanenſtämme mit anzüglichen Namen oder Beinamen (Gepiden, Trullen) bedacht oder die einen von den andern um Kriegsraub, Frauen, Landbeſitz, überwältigt und überliſtet werden, wie die Burgunden von den Sueven, die Sachſen von den Nordſchwaben [vergl. oben S. 213. 214. H.], die Thüringer und Alamannen, die ſich mit Schmährede und Schwert bekämpfen, von den Franken [vergl. oben S. 255 bis 257. 261 bis 263. H.]; die gegenſeitigen Hohnrufe hallen dann lange noch in Sprichwörtern und Gedenkreimen nach. (Zu Vorſtehendem haben J. Grimm in den deutſchen Sagen und der Sprachgeſchichte, Schmeller im bairiſchen Wörterbuch, Mone im Anzeiger, W. Wackernagel in der Zeitſchrift für deutſches Alterthum 6, 254 ff. u. A. m. ſchon reiche Leſe gehalten.) Nun erſt wäre die überreiche Schwanklitteratur auszubeuten, die ſeit dem Ende des 15ten Jahrh. und beſonders um den Schluß des 16ten den deutſchen Boden überwuchert. Standen ſich im vorigen Zeitraume noch die geſchaarten Völker gegenüber, war es mit dem Hohne bitterer Ernſt und kam es vom ſcharfen Worte zum Werke der Vernichtung, ſo ſpielen jetzt die Volksnamen in einzelnen Vertretern und deren kleinen Abenteuern, der Spott iſt ſcherzhafter und harmloſer und die neun Schwaben ertrinken in ihrer eigenen Thorheit. Wenn die von den Langobarden geſchlagenen Heruler den blühenden Lein für ſchwimmbares Waſſer anſehen, ſo wird das ausdrücklich dem Zorne des Himmels zugeſchrieben (Paulus diaconus 1, 20 [vergl. Schriften 1. S. 460. 461. H.], es iſt die gottverhängte Betäubung und Blendung, die über ein Volk von maßlos ſich überhebender Streitluſt plötzlich hereinbricht, im Volks-

jener der Wanderzüge, ſind uns Spottſagen und Spottnamen auf deutſche Volksſtämme, mitunter die bedeutendſten, überliefert und hiebei ſind die Sueven, thätig und leidend, mitbetheiligt. Da iſt es mit dem Hohne noch bitterer Ernſt, die Völker ſtehen ſich in Schaaren gegenüber, ſie überliſten und überwältigen einander um Landbeſitz und Kriegsbeute, des Spieles Abſchluß iſt ein maſſenhafter Untergang oder die gemeinſame Knechtung des beſiegten Theils, eben desjenigen, der ſich am meiſten in Trotz und Kampfmuth überhoben hatte. Noch langehin werden in Sprichwörtern und Gedenkverſen die deutſchen Landsmannſchaften je mit ruhmredigen oder gehäſſigen Merkzeichen aufgeführt. Harmloſer, wenn auch nicht beſonders zart, geſtaltet ſich der verwandtſchaftliche Wettſtreit des Verſpottens in der überreichen Schwanklitteratur, die ſeit dem Ende des 15ten Jahrh. heranwuchert und um den Schluß des 16ten im vollſten Ertrage ſteht. Die deutſchen Völker, deren Namen auch da noch an der Spitze gehn, bewegen ſich nicht mehr in ihrer Geſammtheit und ihren größern Geſchicken, ſie ſind durch einzelne ihrer Genoſſen in kleinen, drolligen Abenteuern vertreten und die völkerſchaftlichen Thorenſtreiche werden immer mehr ortsbürgerlich eingegrenzt. Zugleich ſind es Anzeigen eines verſöhnlichen, parteiloſen Sinnes, wenn daſſelbe Schwankbuch, der gleiche Reimſpruch oder Meiſterſang die Tölpeleien verſchiedener Reichsvölker einträchtig zuſammenſtellt. Hans Sachs verzeichnet nicht allein die Wahrzeichen von 24 meiſt deutſchen Ländern und Völkern, er verſammelt auch zu einem Kirchweihtanze die Abgeſandten vieler ſchwankberühmten Dorfſchaften aus Baiern und Öſterreich, Franken, Schwaben und Elſaß, die er theilweiſe ſchon in beſondern Gedichten verherrlicht hatte.

Dieſe ſtückweiſen Anſätze zur Begründung einer idealen Einheit des närriſchen Deutſchlands ſind weit überboten durch das Werk eines Unbekannten vom Jahre 1598. Wie nemlich die einzelnen Heldenkreiſe ſich zum umfaſſenden Epos verſchmolzen hatten, ſo erſcheint jetzt im Volksbuche von den Schildbürgern ein Nibelungenlied des deutſchen Lalenthums [1]. Die zerſtreuten Ortsgeſchichten erhalten hier, auf

---

büchlein (S. 127. 171) auf die ſieben Schwaben angewandt, iſt dieß zur Schnurre geworden.“ H.]

[1] [Schriften 2, S. 564. 565. H.]

utopiſchem Boden, einen inneren Verband und eine allgemeinere Geltung mittelſt leitender Gedanken von der gefährlichen Wahlverwandtſchaft zwiſchen Überweisheit und Narrheit im Weſen und Treiben des menſchlichen Geiſtes. Vermöge dieſer weltbürgerlichen Bedeutung gehen die Inſaſſen von Schilda zuletzt wieder in alle Welt auseinander, um ſich an vielen Orten fortzupflanzen, und damit iſt die vergleichende Sagenforſchung aufgefordert, ſie überall aufzuſuchen, nicht bloß im germaniſchen Bereich, in England bei den Männern von Norfolk und Gotham, im Norden bei den jütiſchen Abderiten von Mols und dem altnorwegiſchen Geſchlechte vom Gillingshamar, ſondern auch indogermaniſch bis zu den Thaten und Räthen des weiſen Paramarta und ſeiner fünf Schüler, worunter einzelne Stücke mit ſolchen aus dem Lalenbuche genau übereinſtimmen. Über dem Ausblick in das Allgemeine darf aber die Ermittlung des Beſondern nicht verabſäumt werden, am wenigſten diejenige des ſchwäbiſchen Antheils. Denn einmal haben die übrigen deutſchen Stämme den Schwaben auch auf dieſem Felde das Recht des Vorſtreits zuerkannt, doch unter dem Vorbehalt, jezuweilen ſelbſt mit an den Schwabenſpieß zu treten, ſodann iſt ein guter Theil der Schwabenſchwänke heimiſches Erzeugnis der ſüddeutſchen Volksart, die ſich im phantaſtiſchen Scherze, ſelbſt auf eigene Koſten, wohlgefällt, und es ſind auch geborne Schwaben, Bebel[1], Sailer[2], Aurbacher[3], Nefflen[4], die ſolch altes Erbgut mit Vorliebe geſammelt und verarbeitet haben. Auch im Folgenden ſoll, nicht etwa die vorbezeichnete Abhandlung, ſondern ein Beitrag zum Urkundenbuch einer ſolchen, aus Handſchriften und Drucken meiſt des 16ten Jahrh. gegeben werden. Wieder iſt es der gut ſchwäbiſche Geſchichtſchreiber des Hauſes Zimmern (gegen 1566), der von minder Bekanntem das Erheblichſte bietet; der altväterliche Verkehr Johanns des Lappen (geſt. 1441) mit den Bauern von Wittershauſen iſt ein echtes und friſches Muſter jener anmuthendſten Weiſe, worin hinter der Larve der Albernheit die Schalkheit lacht, oder Schlauheit und Thorheit ſich, wie Zettel und Eintrag, zu ergetzlichem Bilde verweben[1].

---

[1] [K. Gödeke, Grundriß 1, S. 114. H.]

[2] [S. Sailers ſämmtliche Schriften im ſchwäbiſchen Dialekte, herausgegeben von Haßler, Ulm o. J. Vorrede vom 10 November 1842 datiert. H.]

[3] [L. Aurbacher, Ein Volksbüchlein. München 1827. 1, S. 193 ff. H.]

[4] [Nefflen, Der Vetter aus Schwaben. Schwabenbräuch und Schwabenſtreich. Stuttgart 1837. H.]

---

[1] [In dem zweiten Entwurfe heißt es: „Die andern deutſchen Stämme haben auch auf dieſem Felde den Schwaben das Recht des Vorſtreits zuerkannt, ohne darum je auf ihren gebührenden Antheil am Gemeingut ergetzlicher Thorheit zu verzichten. Schon in zwei lateiniſchen Liedern des 10ten Jahrh., einem Lügenſchwank (modus florum, mendosa cantilena, Eberts Überlieferungen, 1ter Band, 2tes Heft, S. 79) und dem Märchen vom Schneekind (modus Liebinc, ebd. S. 80), iſt beidemal ein Schwabe (Suevus, Constantiæ civis Suevulus) Träger der Handlung, doch nicht als Gimpel, ſondern als liſtiger Schalk, und in gleicher Haltung erzeigten ſich ſchließlich noch die Lügen Peter Schneiders aus Mößkirch. Auch in andern der aufgezählten Schwabenſtreiche ſteckt hinter der Larve der Albernheit die lachende Schalkheit, es iſt Aufgabe der ganzen Gattung, das wunderbare Gemiſch von Weisheit und Thorheit im menſchlichen Weſen bloßzulegen und die ſpitzfindige Altklugheit in den Narrenſtreich überſpringen zu laſſen. Ein Volksſtamm, ein Gau, ein Ort, ein Stand oder Beruf verlacht die Art und das Gehaben des andern, wo aber die Stimmung und Begabung für den Scherz beſonders lebendig iſt, da verſteht man ihn auch am beſten. Ein bedeutender Theil der Schwabenſchwänke iſt urſprünglich heimiſches Erzeugnis, der phantaſtiſche Scherz, worin die ſüddeutſche Volksart ſich gefällt, wurde von guten Nachbarn und deutſchen Brüdern ihr ſelbſt zur Thorheit angerechnet und was die Schwaben von einzelnen Gemeinden und Perſönlichkeiten ihres Gebiets Neckiſches fabelten, auf ſie alle zuſammen angewandt; geborne Schwaben, Bebel, Sailer, Aurbacher u. A., haben ſolch altes Erbgut am fleißigſten geſammelt und verarbeitet. Vorzügliches Verdienſt hat auch hier wieder die zimmriſche Chronik, ihre Wittershauſer, in altväterlichem Verkehr und poſſenhaftem Wettſtreit mit Herr Johanne, zugenannt der Lapp, tragen noch das friſche Gepräge der Schalkhaftigkeit und Munterkeit, während der Meiſterſang im Schillerston den herben Unverſtand hervorkehrt. Die Chronik ſchildert jene Bauern als dermaßen klug und gewandt, daß viele Leute bei ihnen Rath ſuchten, zugleich aber als ungemein ſcherzluſtig in Reden und Thaten. Übereinſtimmend damit läßt auch das Volksbuch von den Schildbürgern letztere, weil ſie ihrer Weisheit wegen allzu oft von Königen und Fürſten als Rathgeber aus der Heimat abgerufen werden, ſich mit Macht auf die Thorheit werfen, wobei jedoch lange noch die leidige Weisheit wie ein abgeſtümmelter Weidenbaum ſtets wieder ausſchlagen will. Von den Geſchichten der Wittershauſer findet ſich in dieſem großen Lalenbuche das Verwechſeln der Beine, von denen der Gaienhofer das Meſſen des Galgbrunnens, Einiges auch von Bebels Mundingern …“ H.]

b. Erläuterungen.

Zu 1. Leberlein.

In der äſopiſchen Fabel ſtiehlt der ſchlaue Fuchs das Herz des vom Löwen zerriſſenen Hirſches und behauptet dann, der Hirſch habe kein Herz gehabt (das Herz alterthümlich als Sitz des Denkens genommen, Hyndl. 38: hugstein, vgl. Sn. 1, 540), ſonſt wär' er nicht zweimal in das Haus des Löwen gekommen (Fab. æsop. 356, vgl. Calila und Dimna, von Ph. Wolff, Stuttgart 1837, 1, 242 ff., auch le Pantcha-Tantra, par J. A. Dubois. Paris 1826, S. 198 ff. [Das Buch der Beiſpiele der alten Weiſen, nach Handſchriften und Drucken herausgegeben von W. L. Holland, Stuttgart 1860, S. 126 bis 129. H.]). Selbſt in gothiſche und bairiſche Heldenſage iſt dieſes fehlende Herz des ungewitzigten Hirſches als warnendes Gleichnis herbeigezogen worden (J. Grimm, Reinhart Fuchs XLVIII ff. CCLXI f. 379 ff. Maßmann, Kaiſerchronik 1, 508 bis 532. 3, 797 ff.). Der Schwank des Wegkürzers vom Lamm ohne Leber gibt weder eine ſpitzfündige Begründung dieſes Abmangels, noch eine bildliche Warnung. Hier iſt es lediglich „ain gůter ainfeltiger Schwab“, der den lieben Herrgott ſelbſt, ſeinen unerkannten Reiſegeſellen, überliſten zu können glaubt. Zweimal wählt er für ſich den anſcheinend vortheilhafteren Gang in die Dorfſchaften, ſein armes Kreuzerlein wirft er ein und verlangt Halbpart an den hundert Gulden, auch vom Genuſſe des Leberleins mag er ſich, in älterer Faſſung der Sage, beſondern Nutzen, etwa einen Zuwachs an Weisheit, verſprochen haben (vgl. Brüder Grimm, Märchen 1, 7te Ausgabe, 312. 3, 2te Ausgabe, 106. J. Grimm, lateiniſche Gedichte des 10ten und 11ten Jahrhunderts 344), auf die äußerſte Gefahr ſeines Lebens beharrt er dabei, mit der thörichten Ausrede den Allkundigen täuſchen zu wollen, bis er demſelben durch das Geſtändnis einen weitern Erwerbtheil abzugewinnen meint, und doch greift er überall darneben und iſt es ſtets nur die Langmuth und Fürſorge ſeines übervortheilten Geleitsmanns, die ihn rettet und trägt. Dieſer ausgeprägte und einheitliche Beſtand der Erzählung hat ſich in den ſpäter gangbaren Märchen vom Bruder Luſtig und dem heil. Petrus, auch ſchon in einem Meiſtergeſange von 1550, nicht mehr ungetrübt erhalten (Brüder Grimm, Märchen 1, 402 ff. 3, 129 ff.). Sprichwörtlich bei Sebaſtian Brant: „der mueß die leber geſſen han“, bei Geiler: „das leberlin aus dem braten ziehen“, bei Fiſchart: „doch muß das leberle ich han geſſen“, anderwärts 1668 u. ſ. w.: „der Schwabe muß allezeit das leberle gefreſſen haben“ (Eiſelein, Sprichwörter 416. Brüder Grimm, Märchen 3, 131).

Zu 2. Neun Schwaben.

Kirchhofs Wendunmuth iſt für die Grundlage ſowohl der kurzen Andeutungen des Luſtſpieldichters, als der umſchreibenden Reimzeilen des Sprichworterklärers [vergl. oben S. 611, Anm. 1. H.] anzunehmen. Älter, als dieſe drei Zeugniſſe, iſt der Meiſtergeſang, von dem aber Wiedeburg nicht mehr, als den Anfang, mitgetheilt hat, und eigenthümlich erſcheinen ſoweit nur die offenen Glasaugen des ſchlafenden Haſen . . .

Zu 8. Haſenlied.

Es iſt kaum zu bezweifeln, daß in dieſem Liede bei Ruckgaber das von der zimmriſchen Chronik beſprochene, aber nicht beigefügte Haſenlied erhalten iſt, wenn auch durch ſchlechte Aufzeichnung verkümmert. Dieſelbe befindet ſich bei den alten Prozeſsakten und die ſchwankhaften Hauptzüge, Verwechslung einer ſtädtiſchen Herde mit feindlicher Reiterei und das Erjagen zweier Haſen, ſind in den Geſätzen 7 und 8 hinreichend hervorgehoben. Zwar nimmt der Herausgeber des Liedes an, daß ſolches von einem Rotweiler verfertigt ſei, der dann freilich, nach dem Ausdruck der Chronik, nicht als miles voluntarius mit ausgezogen wäre, allein durch „mir“, d. h. wir, iſt doch wohl nicht die ausrückende Schaar der Rotweiler (für dieſe wird „ſy“, ſie, gebraucht), ſondern die beobachtende des Widerparts bezeichnet. Über den langwierigen Jagdſtreit der Stadt Rotweil mit benachbarten Edelleuten gibt Ruckgaber a. a. O. S. 173 ff. Auskunft. Das alte Weib in den Reimen der Chronik iſt die auch in der Proſa gedachte Anna, Witwe des Beſitzers von Schramberg, Rochus Merz von Staffelfelden, ihr mittelbarer Nachfolger im Beſitze dieſer Herrſchaft und im Rechtsſtreite war Graf Wilhelm von Zimmern, gegen den im Jahre 1590 das Kammergericht entſchied. Schon die Hauschronik ſeines Großoheims Wilhelm Werner von 1566 zeigt im bittern Tone der aus ihr mitgetheilten Erzählung die lebhafte Parteinahme des Verfaſſers an dieſen Streithändeln. Der Auszug der Rotweiler mit gewehrter Hand war eine feierliche Behauptung und

Ausübung ihres angefochtenen Rechts, wobei es nicht auf den augenblicklichen Ertrag der Jagdbeute ankam. Dagegen wandte der Adel und deſſen Anhang, unvermögend, dieſen Schritt zu verhindern, ſeinen Spott auf den kriegeriſchen Haſenfang, der an die Bekämpfung des furchtbaren Ragenöhrle gemahnen konnte. Die Herrn von Zimmern hatten ſchon ehedeſſen ein Haus zu Rottweil im Stadtviertel Sprengerort (Ruckgaber, Geſchichte der Grafen von Zimmern S. 83, Anm. 2) und eben hier wohnt auch Heinrich Scherrer, den die Chronik beim Aufſetzen des roſtigen Eiſenhuts von ſeinem Kind in der Wiege rührenden Abſchied nehmen läßt, vielleicht ein wohlbekannter Nachbar des boshaften Erzählers. Die Eiferſucht zwiſchen der den Eidgenoſſen zugekehrten und, wie die Chronik behauptet, von ihnen geſchützten Reichsſtadt und dem Adel der Umgegend war eine alteingewurzelte (vgl. Germania 1, 332 f. [oben S. 371. 372. H.]). Daß zuvor die Zunftmeiſter hin und wider in Städten von den Haſen (dem Landadel) aufgefreſſen worden, gemahnt an Freys Gartengeſellſchaft, Straßburg 1557, Blatt 81b: „Zu Heubach, da die wolf den ſchultheuſſen an dem gericht fraſſen, dann es ſind etwan acht heuſer da, und wan der ſchultheus zů gericht ſitzt, iſt eben einer, der klagt, und einer, der antwort, ſo iſt dann die ganz gemeind bei einander.“

12. Der Genlok.

In einem Hauſe zu Mittelſtadt iſt ein Stein mit Bildern eingemauert. Ein Alterthumsfreund, der in dieſen römiſche Laren findet, machte dem Hausbeſitzer den Stein feil und der Handel war ſchon am Abſchluß. Da legte die Altmutter des Hauſes Widerſpruch ein; es habe nur Unheil gebracht, als man den Genlok ausgebrochen, gleich in der folgenden Nacht ſei der Falbe im Stalle gefallen. Der früher verkaufte Genlok war ein ähnlicher Mauerſtein mit dem eingehauenen Namen (gen. loc., genio loci). Der Stein mit den Laren ſteht noch in der Mauer und der Kaufluſtige muß ſich gedulden, bis die Altmutter heimgegangen iſt. Nach der Erzählung des Herrn Pfarrers Memminger am 24 September 1852.

13. Märchen.

Wenn Sie auf der Hausſtaffel eine Kindergruppe maleriſch gelagert ſehen, ſtill aufhorchend, mit bewegten Geſichtszügen und glänzenden Augen, zuoberſt aber ſitzt eines der älteren Kinder, in tiefſinniger Haltung, mit halbgeöffneten Lippen geheimnisvoll redend, feierlich wie eine Sibylle, dann wiſſen Sie: hier wird ein Märchen erzählt. Was dieſe Kinder ſo tief ergreift, das hat auch die gelehrte Forſchung lebhaft beſchäftigt.

Warum ſoll nicht über Aſchenbrödel in einer Vorleſung geſprochen werden? Es wurde darüber gepredigt, gepredigt von der kunſtreichen Kanzel des Straßburger Münſters.

Vor einem einſamen, hochgelegenen Hauſe auf unſrer ſchwäbiſchen Alb ſah ich einmal ſpielende Kinder; eine Spalte im Felsgeſtein hatten ſie, nach dem Muſter der kleinen Hofwirtſchaft, zum Stall eingerichtet, Scherben eines zerbrochenen Topfs bildeten den Viehſtand, die rothe Kuh und die braune Kuh und das geſprenkte Kalb, Alles zuſammen, wie es der Hirt in den Wald treibt.

Wir können auch von der Armuth empfangen. Sie holt den Kindern der Reichen aus dem beſchneiten Winterwalde den grünen Chriſtbaum der Phantaſie.

Die Mythologie iſt reich, aber ſo reich iſt ſie nicht, daß ſich aus ihrem Gebröckel eine Märchenwelt erzeugen könnte.

Berichtigungen und Nachträge.

S. 44, Anm. 124 lies: Ἀντωνῖνος.

S. 75, Zeile 1 von unten lies: **Grimolt** ſtatt Grimolt.

S. 76, Zeile 3 von oben lies: Îſangêr ſtatt Iſangêr.

S. 76, Zeile 4 von oben lies: Îſanpëraht ſtatt Iſanpëraht.

S. 119, Anm. 360 iſt das Komma hinter Οὐενέδας zu tilgen.

S. 119, Anm. 360 lies: hist. nat. 37, 11, 1.

S. 119, Anm. 360 lies: diei ſtatt dici.

S. 142, Zeile 1 von unten lies: hvarleidr.

S. 143, Zeile 1 von unten lies: Beow. und Müllenhoff.

S. 253, Anm. 654 lies: inquiri. mox.

S. 288, Anm. 756 lies: 36 f., 11, ſtatt 36 f., II.

S. 291, Zeile 11 von oben lies: widerfährt ſtatt wiederfährt.

S. 293, Anm. 767. Auch das Elſaß wird „ein rechte Schmalzgrube“ genannt. Wilhelm Hertz, Deutſche Sage im Elſaß. Stuttgart 1872. S. 181.

S. 328, Zeile 5 von unten lies: Th. 4, C. 12 ſtatt Th. 4 C. 12.

S. 339, Zeile 2 von unten lies: mër, . . . ſtatt mër . . .

S. 343, Zeile 9 von oben lies: Nr 74, ſtatt Nr. 74.

S. 358, Zeile 14 von oben lies: 200 f.), ſtatt 200 f).

S. 361. Von anderer Seite wird die Autorſchaft Albrechts von Kemenaten feſtgehalten. Vergl. Bartſchs 5te Auflage von A. Koberſteins Grundriß der Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur 1, 206. K.

S. 393, Zeile 1 von unten lies: rund heraus ſtatt und heraus.

S. 442, Zeile 11 von oben lies: Dümge ſtatt Dümgé.

S. 455, Zeile 3 von unten iſt das Komma hinter sua zu tilgen.

S. 473, Zeile 2 von unten lies: öll ſtatt öl (das eine l iſt im Drucke abgefallen).

S. 476, Zeile 2 von unten lies: Gefangene ſtatt Geſangene.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers III

Schwäbiſche Sagenkunde. Erſter Band. Sueviſch-alamanniſche Vorzeit 1

I. Sueven und Alamannen 3

II. Sueviſche Stammſage. Volksname 23

  1. Der Semnonenwald 23

  2. Mutter Erde 44

  3. Svafr und Svafrlogi 53

  4. Svafrliomi 85

  5. Swawa 123

III. Wanderung und Neuſiedlung 202

  1. Wanderſage 202

  2. Hauptvölker 250

  3. Solicinium 269

IV. Götterweſen der Sueven-Alamannen 298

  1. Natur- und Schickſalsgötter 298

    a) Erde und Erdgeiſter 301

Abhandlungen aus Pfeiffers Germania 309

  Zur ſchwäbiſchen Sagenkunde 311

    1. Die Pfalzgrafen von Tübingen 311

    2. Dietrich von Bern 334

    3. Bodman 384

    4. Die Todten von Luſtnau 451

  Zur deutſchen Heldenſage 479

    1. Sigemund und Sigeferd 479

    2. Der Roſengarten von Worms 504

Nachträge 553

  1. Sagenbeitrag zu Dr L. Schmids Geſchichte der Pfalzgrafen von Tübingen 555

  2. Der Waiſe 570

  3. Der entrückte Kaiſer Friedrich 577

Seite
4. Glockenſagen 586
5. Schwärzloch 589
6. Tübingen 595
7. Ödenburg 596
8. Das Blauthal 597
9. Birchtenlee und Gunzenlee 600
10. Tellſage 604
11. Schwabenſtreiche 611
12. Der Genlok 619
13. Märchen 620

Überſicht

über den Inhalt der ganzen Sammlung.

Erſter Band.

Seite
Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter 1

Zweiter Band.

Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter 1
Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert 193

Dritter Band.

Abhandlung über die deutſchen Volkslieder 1

Vierter Band.

Anmerkungen zu den Volksliedern 1
Über das altfranzöſiſche Epos 327

Fünfter Band.

Walther von der Vogelweide 1
Der Minneſang 111
Über die Aufgabe einer Geſellſchaft für deutſche Sprache 283
Zur Geſchichte der Freiſchießen 291
Über die Sage vom Herzog Ernſt, Inauguralrede, gehalten am 22 November 1832 323

Sechster Band.

Sagenforſchungen 1
  I. Der Mythus von Thôr nach nordiſchen Quellen 3
  II. Odin 129

Siebenter Band.

Seite
Sagengeſchichte der germaniſchen und romaniſchen Völker 1

Achter Band.

Schwäbiſche Sagenkunde. Erſter Band. Sueviſch-alamanniſche Vorzeit 1
Abhandlungen aus Pfeiffers Germania 309
Nachträge 553

Berichtigung.

S. 496, Z. 7 von oben lies: Leucoream ſtatt Leucotheam. „Leucorea iſt die gräciſierende Überſetzung von Wittenberg, Weißenberg.“ J. Claſſen, Jacob Micyllus, Frankfurt a/M. 1859, S. 34, Anm. 3. Micyllus ſagt in einem Gedichte bei Claſſen, ebendaſelbſt: „Hic ubi Leucoreos irrigat Albis agros.“

Ludwig Uhlands
Leben.

Aus deſſen Nachlaß und aus eigener Erinnerung

zuſammengeſtellt von

ſeiner Wittwe.

* * *

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1874.

[illegible]
DE LA
[illegible] PARIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort.

Im vergangenen Jahr hat Uhlands Vaterſtadt dem Entſchlafenen ein ſchönes Denkmal errichtet. Vielleicht erregt daſſelbe in manchem Beſchauer den Wunſch, auch von des Mannes äußeren Schickſalen und von deſſen geiſtiger Entwicklung ein möglichſt treues Bild zu beſitzen. In dieſem Sinn wird von der Wittwe des Dichters die ſchlichte Schilderung ſeines Lebens der Oeffentlichkeit übergeben.

Inhalt.

Seite
I. Kinderjahre. 1787—1801 1
II. Studienjahre. 1801—1810 18
III. Reiſe nach Paris und Advokatur in Tübingen. 1810—12 60
IV. Dienſtleiſtung auf der Kanzlei des Juſtizminiſters. 1813—1814 86
V. Fernerer Aufenthalt in Stuttgart. Landtag in Ludwigsburg. Verlobung und Trauung. 1814—1820 100
VI. Thätigkeit in der Ständekammer, häusliches Leben und Ernennung zur Profeſſur. 1820—1830 . . 175
VII. Uhland als Lehrer an der Univerſität. Niederlegung ſeines Amtes. Ferneres Leben in Tübingen. Reiſe nach Wien. 1830—1838 232
VIII. Rückkehr nach Tübingen und zu den Studien. 1839—1848 278
IX. Uhland als Vertrauensmann in Frankfurt. Theilnahme an der Nationalverſammlung. Einberufung zum Staatsgerichtshof. 1848—1850 344
X. Stillleben in Tübingen. Krankheit und Tod. 1851—1862 411

I.

Die Kinderjahre.

1787—1801.

Die Familie Uhland, ſeit dem Jahre 1720 in Tübingen anſäßig, ſtammt aus Kleingartach. Dort wurde Johann Michael Uhland, der Ureltervater Ludwig Uhlands, geboren, der, laut der Familientradition, als Quartiermeiſter den Türkenkrieg mitmachte und bei der Einnahme von Belgrad, 1688, durch Max Emanuel von Bayern, einen türkiſchen Baſſa niederhieb. Zum Andenken ließ er über die Thür ſeines Hauſes einen Arm mit einem Türkenſäbel und die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens in Stein einhauen. Dieſes Haus iſt noch im Beſitz ſeiner Nachkommen. Sein Sohn, Joſeph Uhland, erlernte in Tübingen die Handlung, heirathete eine Tübinger Bürgerstochter und gründete die jetzt noch beſtehende Handlung daſelbſt. Sein älteſter Sohn, Ludwig Joſeph, geboren den 15. Mai 1722, iſt der Großvater unſeres Dichters. Er ſtudierte Theologie, wurde Diakonus in Marbach, dann Profeſſor der

Theologie in Tübingen, Superattendent des evangeliſchen Stiftes, und ſtarb, nachdem er lange Zeit dieſes Amt bekleidet, im 81. Lebensjahr. Sein zweitälteſter Sohn, Johann Friedrich, geboren 1756, der Vater Ludwig Uhlands, ſtudierte die Rechtswiſſenſchaft, übernahm die Stelle des Univerſitäts-Secretärs Jakob Samuel Hoſer, deſſen Tochter Eliſabeth er im Jahr 1783 heirathete. Dieſe Familie ſtammt aus Augsburg, wo drei Glieder derſelben Bürgermeiſter der freien Reichsſtadt waren. Ludwig Uhland, das dritte Kind ſeiner Eltern, kam am 26. April 1787 zur Welt. Sein älteſter Bruder war bald nach der Geburt geſtorben; der zweite, Friedrich, war zwei Jahre älter als Ludwig. Es wird oft bei Dichtern die Frage aufgeworfen: von wem ſich die poetiſche Begabung auf den Dichter vererbt habe? Ohne ein Gewicht darauf zu legen, iſt hier zu bemerken, daß die Mutter ſeines Vaters eine Tochter des Landſchaftseinnehmers Stäudlin war und drei Geſchwiſter Stäudlin, zwei Brüder und eine Schweſter, Gedichte herausgegeben haben, und auch die Mutter des Aeſthetikers Friedrich Viſcher ein Glied dieſer Familie war. Daß dieſe Großmutter des Dichters eine Frau von feinem Geiſt und Gemüth geweſen ſein muß, bezeugen die von ihr noch vorhandenen Briefe. Auch von ihrem Gatten, dem Großvater Uhlands, ſind Gedichte vorhanden, die er an Frau und Kind gerichtet hat. Sie zeigen aber weniger eine entſchiedene poetiſche Begabung, als einen frommen und zarten Sinn. Ein wahrhaftes, redliches und frommes Gemüth hat ſich jedenfalls von den Großeltern und Eltern auf Ludwig Uhland vererbt und wurde von ihnen mit großer Liebe und Treue in ihm ausgebildet. Ein bis in die letzte Zeit ungedruckter Vers von ihm darf wohl auf ihn ſelbſt angewendet werden.

Zu ſtehn in frommer Eltern Pflege,
O welch ein Segen für ein Kind!
Ihm ſind gebahnt die rechten Wege,
Die Andern ſchwer zu finden ſind.

Das Haus, in welchem Ludwig geboren wurde, ſteht in der Neckarhalde, ganz nahe bei der großväterlichen Amtswohnung. Es wurde aber bald mit einem andern Hauſe vertauſcht, welches dem Großvater angehörte. Seine Eltern hatten den erſten Stock inne, den zweiten bezog bald nach ihnen ein anderer Sohn des Großvaters, der Doctor der Medicin, Gotthold Uhland (ſpäter langjähriger Oberamtsarzt in Tübingen). Dieſem wuchſen im Laufe der Jahre drei Töchter heran, mit welchen Ludwig viel zuſammen war. Mit der älteſten, ihm im Alter am nächſten, ſtand er in ſo gutem Vernehmen, daß, wenn ſie wegen einer Kinderunart eingeſperrt wurde, er ſich in ſeiner Mutter Küche auf den Herd ſetzte und durch den Rauchfang hinauf der lieben Baſe Märchen erzählte, um ihr die Zeit zu verkürzen.

Ludwigs älterer Bruder war ein ſchönes, feines Kind, während dieſer auf Schönheit keinen Anſpruch machte. Doch zieht ein noch vorhandenes, gutgemaltes Bruſtbild des etwa ſechsjährigen Knaben durch den treuen, klaren Blick der großen blauen Augen und den feſten Zug um den Mund den Beſchauer an.

Bei den Verwandten war der ältere Bruder viel beliebter, als der jüngere, der ungemein lebhaft, ja wild geweſen ſein ſoll. Wenn beide Brüder zuſammen einen Beſuch gemacht, ſo habe es immer geheißen: „grüß Gott, lieber Fritz, das iſt ſchön, daß du zu uns kommſt!“ und dann eine Octave tiefer: „ſo Louis, du kommſt auch mit;“ eine Bevorzugung, welche Ludwig wohl fühlte, aber neidlos anerkannte.

Die Eltern durften ſich nicht lange beider begabten Knaben freuen; das Scharlachfieber raffte den älteren in ſeinem zehnten Jahre hinweg, und als dieſer auf den Kirchhof gebracht wurde, lag der jüngere an der gleichen Krankheit im heftigſten Fieber, fort und fort ſeine lateiniſchen Conjugationen herſagend, bis ihm die Stimme verſagte.

Im Jahre 1795 wurde den Eltern eine Tochter geboren, zärtlich von dem Bruder geliebt, obgleich in den Kinderjahren durch die Altersverſchiedenheit nicht zum Spielkameraden geeignet. Auch war Ludwig ſo wild und muthig, daß ihm bald kein Graben zu breit, keine Treppe zum Hinabſpringen zu hoch war. Im Sommer übte er ſich im Neckar im Schwimmen, im Winter war das Schlittſchuhlaufen (in welchem er es zur Virtuoſität gebracht) ſeine Freude. Die Geſundheitspflege machte ihm manche Drangſale. „Im Frühjahr mußte ich Schleenblüthethee trinken gegen die Würmer, das hat mir faſt den Frühling entleidet.“

erzählte er. Winters unterdrückte er im Zimmer, ſo lange es möglich war, den Huſten, um nicht zu Hauſe bleiben zu müſſen. Auch ſeine Kleidung wurde ihm oft läſtig; er mußte lederne Kniehoſen tragen und ſeine Haare pudern und hinten in ein Zopfband flechten laſſen. Oft habe er ſich durch Ohrfeigen den Puder aus den goldblonden Haaren geſtäubt. In der Schule wurde dem Knaben das Lernen leicht, und der geſtrenge Rector Hutten hatte den fleißigen Knaben, der faſt immer den erſten Platz einnahm, gern. Ueberhaupt war Hutten bei allem Eifer doch gut gegen ſeine Schüler. Er konnte zwar wohl ausrufen: Ihr Nägel meiner Bahre! Ihr Teufel meiner Geſundheit! machte aber dadurch keinen zu tiefen Eindruck auf ſeine Schüler.

Die Gegend von Tübingen, mit dem klaren Fluſſe, dem nahen Walde, der die Höhen um das freundlich ernſte Neckarthal bekleidet, bildete frühe in dem empfänglichen Gemüth des Knaben den Sinn für landſchaftliche Schönheit aus, um ſo mehr, als Vater und Mutter dieſen Sinn theilten und erweckten. Rottenburg, der jetzige Biſchofsſitz, war damals unter öſterreichiſcher Herrſchaft und gehörte zur Grafſchaft Hohenberg. Dorthin nahm ihn der bei allem Ernſte und vielleicht etwas Pedanterie doch liebreiche Vater zuweilen mit ſich. Es lagen dort Ungarn und Kroaten in Garniſon, deren fremdartige Bewaffnung und Bekleidung den Ludwig ſehr anzog. Auch das Frohnleichnamsfeſt mit dem feierlichen Umzug mit Heiligenbildern, Fahnen und Kerzen, war ihm dort ſehr merkwürdig. Aber auch in Tübingen ſelbſt ſollte er bald fremde Gäſte ſehen, denn Oeſtreicher und Franzoſen zogen abwechſelnd in großen Schaaren durch die Stadt. Die Spiele der Knaben nahmen dadurch einen kriegeriſchen Charakter an. Sie ſtanden ſich als Franzoſen und Oeſtreicher gegenüber, wobei es Uhland immer mit den letzteren hielt. Obgleich ziemlich klein für ſein Alter, zeigte er ſich doch, nach den Ausſagen ſeiner Zeitgenoſſen, ritterlich, und nahm es mit den größten in der Schule auf. Konnte er ſeine Zeit nicht im Freien zubringen, mit den Kameraden ſich herumtummelnd oder den Schmetterlingen nachjagend, ſo ging er nach vollbrachter Arbeit gerne in das Haus der Großväter Uhland und Hofer; die Großmütter waren längſt geſtorben. Der väterliche Großvater hatte ſeine Amtswohnung, wie ſchon geſagt, in der Neckarhalde, neben dem Stifte, deſſen erſter Vorſtand er war. Dort ſaß der Knabe gerne in dem ſchön gelegenen Hausgarten mit einem Buche. Der Vater ſeiner Mutter bewohnte mitten in der alten Stadt ein eigenes Haus allein, mit zwei alten Dienerinnen. Die eine, die mehr als fünfzig Jahre bei dem Großvater gedient und ſeit dem Tode der Frau die Wirthſchaft führte, war in der Jugend ſchön und liebenswürdig geweſen; ſie hätte längſt eine Frau Profeſſorin ſein können, wenn ſie nicht vorgezogen hätte, bei ihrem alten Herrn zu bleiben. Muſje Louis, wie ſie den Enkelſohn hieß, gewann ſie auch ſo lieb, daß er ſpäter, nach des Großvaters Tod, als er ſchon Student war, gerne in ihrem eigenen Hausweſen Mittags ihr Gaſt war. In dem alten Haus, das ſich bis zum ſechsten Stockwerk hinaufthürmte, war Raum genug für altes Gerümpel aller Art; da gab es eine beſondere Kammer für des Herrn Reiſemützen, Perücken und Stöcke, in einer andern waren alte Bücher und Chroniken, mit wunderbaren Bildern, Reiſeſchilderungen von Ländern, wo die Bewohner nur ein Auge mitten auf der Stirne, andere wo Menſchen mit Pferdefüßen und Kranichhälſen zu ſehen waren, ein großes Kupferwerk mit gräulichen Darſtellungen aus dem ſpaniſchen Kriege in den Niederlanden u. dgl. Da fand die Wißbegierde und die Phantaſie des Knaben reiches Feld. Der Großvater war immer freundlich, wenn auch ſo ſtiller Art wie ſpäter der Enkelſohn. Die alte Madel hatte ein Herz voll Liebe zur Familie ihres Herrn. Sie wollte den Ludwig und ſeine Schweſter Luiſe durchaus zu Erben ihres Erſparten einſetzen, und die Mutter der Kinder konnte ſie nur dadurch bewegen, ihr Vermögen den eigenen Verwandten nicht zu entziehen, daß ſie ihr vorſchlug, ein Legat zu einſtigen Hochzeitsgeſchenken für die Kinder zu beſtimmen. Die fünfzig Gulden für den „lieben Louis" wurden dann auch ſpäter von dieſem zum Ankauf eines ſchlichten eichenen Schreibtiſches und eines Bücherſchrankes in die neue Wirthſchaft verwendet, und wenn ſpäter die Hausfrau gerne für einen bequemeren Schreibtiſch geſorgt hätte, ſo hieß es: „Ach laß mir meinen Schreibtiſch, er iſt von meiner lieben Madel!" So iſt er auch in ſeinem Zimmer geblieben, wenn gleich franzöſiſche und deutſche Touriſten ſich über die allzu einfache Einrichtung des Arbeitszimmers verwunderten. Noch nach einer Reihe von Jahren findet ſich in Uhlands Tagebuch angemerkt: „Todestag der Madel.“

Der Lehrer der höheren Klaſſe, in welche Uhland mit dem zwölften Jahre eintrat, der Rector Kaufmann, war als tüchtiger Philologe bekannt. Er ſcheint ſeinen Lehreifer mit vieler Humanität gepaart zu haben. Die Knaben durften die lateiniſchen Verſe, die ſie zu liefern hatten, wohl zum Beiſpiel auf dem Fenſterſims ſtehend und in die grünen Vorhänge drapirt vortragen. Oft war es ihnen auch freigeſtellt, ob ſie lateiniſche oder deutſche Verſe machen wollten. Das Bilden der lateiniſchen Verſe ſcheint Uhland ungewöhnlich leicht geworden zu ſein; über einen Sonntag lieferte er dem Lehrer einmal hundert. Auf der Schultreppe, beim Ueberzählen, fand er nur neunundneunzig; aber flugs wurde der hundertſte noch vollendet. Oft fertigte er auch minder begabten Knaben die ihrigen, nur mußten ſie ſich gefallen laſſen, daß die für ſie beſtimmten mit Humor nach ihrer Individualität gemodelt wurden. Der Rector unternahm auch zuweilen Spaziergänge mit ſeinen Schülern, und hielt ſie dann zu kriegeriſchen Spielen an. Einmal beſtieg er mit ihnen den Roßberg, den höchſten Punkt der Gegend, um dort die Sonne aufgehen zu ſehen. Als die Erwartete endlich heraufſtieg, habe Uhland die Arme ausgebreitet und ausgerufen: Sonne, du kommſt! Die Knaben erwarteten ein Gedicht, aber zu ihrem Staunen blieb es bei dieſen Worten. Von einem Gange, den er zuweilen mit den

Eltern machen durfte, hat Uhland immer mit freudiger Erinnerung erzählt. Auf dem Hofgut Roſeck, über dem Ammerthal auf der Höhe gelegen, wohnte ein herrſchaftlicher Verwalter, ein Bekannter der Eltern. Das ländliche Leben ergötzte das junge Gemüth. Die Raben flogen auf den bekannten Ruf aus dem Wald herbei, um ſich Futter zu holen. Unten im Hofe verſammelten ſich die ſo oft feindlich geſinnten Thiere, Hunde, Katzen, junge Schweinchen mit Waldvögeln und dem zahmen Federvieh in Eintracht um die große Futterſchüſſel. Dazu die liebliche Ausſicht über das Neckarthal und auf der andern Seite der ſtille Wald. Auf ſolchen Gängen, bald mit den Eltern, bald allein, entwickelte ſich wohl in der jungen Seele der Sinn und die Liebe zur Natur, da wurde das Auge für ihre Schönheit gewonnen, da nahm er die Bilder in ſich auf, die uns in ſeinen Liedern ſo friſch anwehen.

Mit einem Schulkameraden las er nun auch Ritterromane von Spieß und Cramer. Sie hatten aber noch ſolchen Kinderſinn dabei, daß ſie die Ritter, Knappen und Burgpfaffen Sonntags Mittags ſich malten und aufpappten und die Geſchichten dann mit ihnen aufführten.

Auf der Höhe des Oeſterbergs, damals noch Heideland, hat er ſich zuerſt mit frohen Kameraden herumgetummelt, oder den Schmetterlingen nachgejagt; nun ſaß er mit einer Rittergeſchichte, etwas ſpäter mit Oſſian und Hölty daſelbſt. Oft ſah er auch dort den ziehenden Wolken, dem herannahenden Gewitter, dem Leuchten der Blitze zu, und erſt wenn der Regen herabzupraſſeln anfieng, eilte er mit großen Sätzen dem Elternhauſe zu. Dort iſt auch ſpäter, im Jahre 1806, das friſche Gedicht „Des Knaben Berglied“ entſtanden.

Schon von dem Jahre 1800 finden ſich in einem kleinen Hefte eingeſchriebene Gedichte, ſie zeigen aber noch kein eigenes Gepräge. Das erſte, welches angeführt werden ſoll, iſt im Frühjahr 1801 entſtanden. Es iſt eigentlich eine Schulaufgabe. In der Tübinger Schule war es Sitte, daß der Erſte in der Klaſſe in ſelbſtverfertigten Verſen den Schulvorſtand um die Erlaubniß zur Vakanz anſprechen mußte. Dieſe Obliegenheit traf unſern jungen Dichter; er mußte im ſchwarzen Mäntelchen (das er ſich aber erſt in der Hausflur des Herrn Dekans umgebunden hatte), das folgende Bittgedicht vortragen:

Bitte um die Frühjahrsvakanz.

Der ſtürmiſche Winter im rauhen Gewande
Floh hin zu des Eismeers verſilbertem Strande,
Floh hin zu des Nordpols verödeter Flur.
Da weckte der Frühling im blumigten Kleide,
Geſchmückt mit dem duftenden Kranze der Freude,
Aus ruhendem Schlummer die junge Natur.

Das heitere Licht der erwärmenden Sonne
Erfüllt die Natur mit Entzücken und Wonne,
Ihr Feuer zerſchmolz den gefrorenen See;
Er löste ſich los in gekräuſelten Wellen,
Da ſtürzte ſich in romantiſchen Fällen
Vom hohen Gebirge der glänzende Schnee.

Jetzt ſchweigt das Getöſe der zürnenden Winde;
Der Zephyr umſäuſelt die knoſpende Linde,
An welche der flötende Schäfer ſich lehnt.
Die Heerde durchhüpfet mit fröhlichem Blöcken
Die grünenden Anger, die blühenden Hecken,
Wonach ſie ſo lange, ſo ſehr ſich geſehnt.

Das Zwitſchern der Schwalben, das Klappern der Störche,
Das Schlagen der Wachtel, das Trillern der Lerche
Durchſtrömet die Lüfte in buntem Gemiſch.
Es plätſchert die ſchlüpfrige muntere Schmerle
Im Teiche beſchattet vom Wipfel der Erle,
Und unter dem haarigen Weidengebüſch.

Die wärmenden Strahlen der Sonne erweckten
Unzählige Heere von kleinen Inſekten,
Sie füllen mit dumpfem Geſäuſel die Luft.
Der Schmetterling flattert durch blumigte Waiden,
Durch junge Gebüſche, durch ſonnige Haiden
Und ſchlürfet der Veilchen erquickenden Duft.

Der Ackermann jocht die gemäſteten Stiere
Vergnügt an den Pflug und die ſtattlichen Thiere
Erfreut die Erlöſung vom düſteren Stall.
Hell ſchallen des Ackermanns ländliche Lieder
Verdoppelt vom ſchattigen Tannenwald wieder,
Vermiſcht mit der Peitſche erſchütterndem Knall.

Und wir, wir Söhne der Muſen, wir ſchauen
Hinaus in des Neckar-Thals heitere Auen,
Und Durſt nach Vergnügen bewegt uns die Bruſt.

Hier unter dem blauen, erhabenen Himmel,
Zu wandeln im freudigen, bunten Gewimmel,
O welches Entzücken, welch himmliſche Luſt!

Drum nahen wir uns nach der jährlichen Sitte
Uns Ihnen, Hochwürd'ger! mit hoffender Bitte,
Um Zeit zu des Frühlings vergnügtem Genuß.
Doch nicht um in Muße die Zeit zu verträumen,
Des Fleißes geheiligte Pflicht zu verſäumen;
Den Fleiß zu ermuntern ſei unſer Entſchluß!

Dann kehren wir wieder mit friſcheren Kräften
Zurück zu den Muſen, zu unſern Geſchäften,
Zurück mit erneuertem Eifer und Fleiß.
Und daß wir gemäßigt die Freude genoſſen,
Daß nicht blos in Muße die Zeit uns verfloſſen,
Sei Wachsthum im Guten der ſchönſte Beweis!

Der Confirmations-Unterricht, den Uhland von ſeinem hochbejahrten Großvater erhielt, weckte eine ernſte Stimmung in ihm, die ſich in dem folgenden Liede, gedichtet den 3. Mai 1801, ausſpricht.

Jeſu Auferſtehung und Himmelfahrt.

In eines Felſen nachtumflortem Schooſe,
Da lag der heil'ge Gottesſohn,
Da lag er blaß, entſtellt, auf weichem Mooſe,
Des Lebens Odem war entflohn;
Da ruhten ſeine Glieder, ach die müden,
In ſtillem Frieden.

13.

Da lag er ach! im Felſen eingemauert,
Von keinem Lüftchen angeweht,
Von wenigen Getreuen nur betrauert,
Von Vielen frech verhöhnt, verſchmäht.
Die Todtenvögel klagten an den Felſen
Aus heiſern Hälſen.

Nur wen'ge ſeiner treuen Schüler wallten
Mit Thränen oft zum Grab hinaus,
Doch Myriaden Trauerlieder hallten
Dort oben in des Vaters Haus;
Dort weinten ihm in unermeßnen Weiten
Der Engel Saiten.

Doch endlich dämmerte der dritte Morgen,
Seitdem der Leib begraben war,
Noch lag er in der Felſenkluft verborgen,
Noch klagte ſanft der Engel Schaar.
Da wurde ſchnell das Land des Herrn erſchüttert,
Judäa zittert.

Da brausten wild der Erde Eingeweide,
Die Meere ſtrebten himmelan,
Der Tabor und der Hermon wankten beide,
Palläſte riß des Sturmwinds Zahn.
Da ſprang der Jeſusfels gleich alten Eichen
Bei Wetterſtreichen.

Und aus den hohlen, weitgeſpalt'nen Klüften
Steigt feierlich der Herr einher;
Ein Silberkleid umflattert ſeine Hüften
Und ihn umfließt ein Strahlenmeer,
Ein Strahlenmeer, als wären tauſend Sonnen
In Eins zerronnen.

Und ſeine Wächter, die vorher ſo dreiſten,
Ertragen nicht das Gotteslicht,
Sie werfen Spieß und Schwerter aus den Fäuſten
Und ſtürzen hin auf's Angeſicht.
Da liegen ſie, die Würmer, ach! ſie gleichen
Erblaßten Leichen.

Doch nicht um Rache an dem Feind zu üben,
Entſtieg der Heil'ge ſeinem Grab;
Ach nein! er wandelt hin zu ſeinen Lieben
Und trocknet ihre Thränen ab;
Er will als Gottes Sohn den Jüngerſchaaren
Sich offenbaren.

Doch bald entſchlüpft dem Tabor eine Wolke
Und hebet den Erſtand'nen auf.
Er ſpricht zu ſeinem tiefgerührten Volke:
„Getroſt, zum Vater geht mein Lauf!"
Und bald entſchwind't er über allen Sternen
In blauen Fernen.

Im Spätjahr 1801 durfte Uhland eine Vakanzreiſe zu Verwandten in Stuttgart und Brackenheim unternehmen. Ein Brief der zärtlichen Mutter, der ihm nach Stuttgart nachgeſchickt wurde, zeigt durch die mannigfachen Ermahnungen, die er enthielt, wie z. B. nicht zu trinken, wann er warm habe, nicht zu weit zu Fuß zu gehen, bei unbeſtändigem Wetter lieber mit dem Boten zu fahren u. ſ. w. das ängſtliche Mutterherz. Der Sohn war noch nicht lange in Brackenheim bei ſeinem Oheim, dem Dekan Uhland, angekommen, als Vater und Mutter angefahren kamen, dem Sohne zu großer Ueberraſchung. Unvorhergeſehene Umſtände hatten ſie zur Reiſe veranlaßt. Nachdem ihr Ludwig die Vakanzreiſe angetreten hatte, war ein Profeſſor, der ein beträchtliches Familienſtipendium zu verwalten hatte, zum Vater gekommen, um ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß ein Platz darin erledigt werde, und daß ſein Sohn das erſte Recht darauf habe. Um aber eingeſetzt zu werden, müſſe dieſer jetzt ſchon inſcribiren und entweder die Theologie oder die Rechtswiſſenſchaft zum Studium erwählen, weil der Stifter, dem die Aerzte von einem ſchweren Leiden nicht helfen konnten, die Medicin Studierenden vom Genuſſe ausgeſchloſſen hatte. Bei den Eltern hatte ſich die Anſicht gebildet, ihr Sohn würde am Beſten thun, den Beruf eines Arztes zu wählen, wie der Onkel Doctor, bei dem ſie im Hauſe wohnten. Ludwig Uhland hätte ſich am liebſten der Philologie gewidmet, wenn es in jener Zeit üblich geweſen wäre, dieſe zum Hauptſtudium zu wählen. Die Einrichtungen im württembergiſchen Studienweſen waren aber damals von der Art, daß das Studium der Philologie und Theologie enge mit einander verbunden waren. Alle Lehrſtellen im Lande wurden mit Männern beſetzt, die Philologie *und Theologie* ſtudiert hatten. So kam es, daß Ludwig der Eltern Anſicht: er ſolle Mediciner werden, ohne Abneigung zur ſeinen gemacht hatte. Der Onkel Doctor war auch ſo liebenswürdig und wurde überall ſo hoch geſchätzt, daß ſein Vorbild ihm die Wahl wohl einleuchtend machen konnte. Die Nachricht des Profeſſors war für Uhlands Vater die Veranlaſſung, jetzt ſchon eine entſchiedene Berufswahl mit dem Sohn zu treffen; er ſtellte dieſem die Wahl frei, bemerkte ihm aber, daß, wenn er ſich zur Rechtswiſſenſchaft entſchließen wolle, er den Ertrag des Stipendiums für ihn zu einer künftigen Reiſe aufbewahren wolle. Dem Knaben, dem die Mutter kaum erſt geſchrieben hatte, er möge Acht geben, daß er dem Wagenrade nicht zu nahe komme, wurde nun die Wahl des künftigen Berufes anheimgegeben! Er machte des Vaters Anſicht, er werde wohl thun, das Jus zu ergreifen, auch zur ſeinigen. „Ich kehrte mit den Eltern heim und inſcribirte den 3. October als Juriſt,“ erzählte er ſpäter den Freunden.

Hiemit ſchließen wir die Kinderjahre, ſetzen aber der Zeit etwas vorgreifend ein Neujahrsgedicht vom 1. Januar 1802 an die Eltern bei, weil es ſeine herzliche Dankbarkeit gegen dieſe ausſpricht.

Meinen Eltern am Neujahr 1802.

Meines Lebens zarte Blüte
Hat die Zeit nun abgeſtreift,
Und, bewahrt durch Gottes Güte,
Sind die Früchte bald gereift.

Wie nach Freunden, die in's Ferne
Unſerm Aug enteilend gehn,
Wir zwar trüben Blicks, doch gerne
Noch, ſo weit wir können, ſehn:

Alſo durch der Vorzeit Dunkel
Seh ich nach der Kindheit Glück,
Das wie goldner Sterne Funkel
Fern im Nebel blinkt, zurück.

Stets aus ſinnendem Gemüthe
Tönt mir dann der laute Ruf:
Dank den Eltern, deren Güte
Jene Zeit ſo glücklich ſchuf!

II.

Die Studienjahre.

1801—1810.

Es war in jener Zeit nicht ungewöhnlich, daß die Söhne der Tübinger Bürger ſchon frühe als Studenten aufgenommen wurden. Die lateiniſche Schule reichte nur bis zum 14. Jahre, dann wurde durch Privatunterricht, wozu die Repetenten des evangeliſchen Stiftes gute Gelegenheit boten, die Kenntniß der alten Sprachen weiter geführt und dazu kamen noch einige Vorleſungen, wie Geſchichte, Literaturgeſchichte, die Naturwiſſenſchaften und Mathematik.

Für unſern angehenden Studioſen wurde Repetent Seubert (ſpäter Garniſonsprediger und Prälat) zum Lehrer gewählt. Uhland hatte für die alten Sprachen viel Intereſſe; er erzählte ſpäter: „Auch außer den „Unterrichtsſtunden beſchäftigte ich mich viel mit den „klaſſiſchen Autoren; mit meinem Freunde und Schul„kameraden Hermann Gmelin (ſpäter Oberjuſtizrath) „habe ich wiederholt die Odyſſee und die griechiſchen Tra„giker, beſonders den Sophokles, geleſen. Den Sommer

„über brachten wir manche Abendſtunde in ſeines Vaters
„Garten damit zu. Ich machte auch gerne meine Neujahrs-
„gedichte für den Großvater in horaziſchen Verſen. Ueber-
„haupt war ich Familiendichter. Auch für Onkel Doctors
„Mädchen machte ich ihre Geburtstagswünſche. Die deut-
„ſchen Verſe wurden zu Hauſe und bei Behörden gerne
„geſehen, um — den Styl zu bilden. Um dieſe Zeit
„fand ich bei einem Verwandten, dem Profeſſor Weiſſe,
„in einem Journal, das Heidelberger Muſeum betitelt,
„Lieder aus dem Heldenbuche, namentlich das Lied vom
„alten Hildebrand, das tiefen Eindruck auf mich machte.“
Der Lehrer der Mathematik, Profeſſor Bohnenberger,
war wohl der ausgezeichnetſte von Uhlands Lehrern,
aber für dieſes Studium hatte er nur wenig Begabung.
Der Geſchichtsvortrag des Profeſſors Rösler ſprach ihn
wenig an, da er ſeinen Stoff meiſtens ſarkaſtiſch be-
handelte. Rösler war aber ſehr freundlich gegen Uhland,
ſeine Bibliothek ſtand ihm immer offen. „Wie glücklich
„war ich (ſagte Uhland hierüber), wenn ich den Saxo
„Grammatikus in der Ueberſetzung von Müller oder die
„Heldenſage mit nach Hauſe nehmen konnte; aus dieſem
„Werke entkeimte meine Vorliebe für die nordiſchen
„Mythen. Der Heldenſage habe ich meinen blinden
„König (1804) entnommen.“

Mehr Anregung als durch Rösler erhielt er durch eine Vorleſung des Profeſſor Seybold über den Homer. Als der Lehrer die Odyſſee, Oſſian (oder die Aeneide?) und das lateiniſche Gedicht Walther von Aquitanien verglich, war das ſehnſüchtige, liederdürſtende Herz ſeines

Zuhörers voll Wonne. Mit klopfender Bruſt eilte er in die Wohnung des Lehrers und erbat ſich den Waltharius von ihm. In dem Liede von Walther und Hildegund hatte er nun gefunden, was die eigenthümliche Richtung ſeines Weſens verlangte. „Das hat in mich einge„ſchlagen,“ ſagte er. „Was die klaſſiſchen Dichtwerke, „trotz meines eifrigen Leſens, mir nicht geben konnten, „weil ſie mir zu klar, zu fertig daſtunden, was ich an „der neueren Poeſie mit all ihrem rhetoriſchen Schmucke „vermißte, das fand ich hier: friſche Bilder und Geſtalten „mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantaſie be„ſchäftigte und anſprach!“ Er fühlte ſich ſo reich in dieſem Buche, daß er in ſeiner Begeiſterung anfing den Band in der Nacht abzuſchreiben; ein Unternehmen, das er freilich nicht zu Ende führen konnte, das aber zeigt, wie ſehr er durch das Buch hingenommen war. Nicht lange nachdem Uhland zu ſtudieren angefangen hatte, wurde Philipp Conz (bisher Helfer in Ludwigsburg, wo er ſich Juſtinus Kerners ſehr freundlich angenommen hatte) als Profeſſor der deutſchen Literatur an die Univerſität berufen. Er zeigte ſich auch gegen Uhland ſehr gefällig, lieh ihm ſeine Bücher und ging ihm mit Rath und That zur Hand, und obgleich der junge Poet, deſſen Lieder nach und nach bekannt wurden, andere Wege in der Poeſie einſchlug, zeigte ihm Conz immer wohlwollende Theilnahme. Uhland führte ſpäter als Profeſſor in ſeinem Styliſticum an, daß er ein derartiges Colleg in ſeiner Jugend vom Profeſſor Conz mit Nutzen gehört habe.

Weitere Nahrung fand er im Jahre 1805 in des Knaben Wunderhorn. Auch Herders Volkslieder wurden ihm nun bekannt, und wie dieſer durch die von Biſchof Perſy geſammelten und herausgegebenen altengliſchen Lieder, die Reliques of ancient English Poetry, zu ſeinen Forſchungen veranlaßt wurde, ſo wurde nun Uhland angetrieben, mit dem Franzöſiſchen und Engliſchen, ſpäter auch mit dem Spaniſchen und den nordiſchen Sprachen ſich zu beſchäftigen, um die alten Lieder im Urtexte leſen zu können. All dieſes trieb er, außer dem Franzöſiſchen, ſtille für ſich. Die Schulkameraden waren anderen Bahnen gefolgt und mit den Studenten hatte er noch wenig Verkehr. Das Schweigſame in ſeinem Weſen, über das früher öfters geklagt wurde, mag wohl in jener Zeit entſtanden ſein, ſo weit es nicht ſchon von Kindheit an in ſeiner Natur lag. Für oberflächliches Geſpräch hatte er allerdings wenig Sinn, wenn er aber durch ein tieferes Intereſſe für bedeutende Gegenſtände angeregt wurde, wenn er Empfänglichkeit dafür fand, ſo wurde er belebt und es war ihm ein Genuß, ſich mitzutheilen. Das eigentliche Burſchenleben hat er nur ſelten mitgemacht, auch in ſpäterer Zeit nicht, wo er mehr mit Studenten umging. Vom rohen Studentenweſen blieb er durch das ihm innewohnende Zartgefühl bewahrt, aber auch an erlaubten Jugendgenüſſen hat er ſich weniger betheiligt, weil er im Elternhauſe lebte. Das Taſchengeld, das ihm der Vater gab, wurde gar oft zu Büchern verwendet und reichte dann nicht mehr zu Studentenluſtbarkeiten. Mehr fordern mochte er nicht, da er ſah, daß auch die Eltern bei dem mäßigen Einkommen ſich beſchränken mußten, ſo herzliche Gaſtfreundſchaft auch im Hauſe geübt wurde. In der Kindheit und der erſten Jugend hat er manche Stunde dem Zeichnen, beſonders dem Landſchaftszeichnen mit Aquarellfarben gewidmet, zu welchem er Anlage hatte. Die Luſt zum Studium der Sprachen und zur Poeſie hat dieſe Begabung in den Hintergrund gedrängt. Wenn er aber ſpäter in ſeinem Mannesalter den kleinen Neffen auf ihren Wunſch eine Thiergruppe oder Soldaten zeichnete, ſo war an dem flüchtig entworſenen Bilde zu ſehen, wie fein der Formenſinn des Zeichners war. Dieſe Bilder wurden mit der linken Hand ausgeführt, deren er ſich überhaupt gern bediente. Es mag dieß, neben ſeiner großen Kurzſichtigkeit, dazu beigetragen haben, daß er ſich minder gewandt zeigte, wenn etwas angefaßt, geknüpft oder angeboten werden ſollte. Muſik hat er zwar nie ſelbſt getrieben, er hatte aber ein richtiges Ohr und viel Sinn und Gefühl für ſie. Später, auch in beſchränkter Lage, hat er ſehr gerne die Oper in Stuttgart beſucht und noch in hohem Alter verſaumte er ſelten eine muſikaliſche Aufführung. Die Violine war ſein Lieblingsinſtrument und Quartette der Streichinſtrumente waren ihm beſonders lieb. In heiterer Geſellſchaft nahm er eifrig Theil am Singen der Geſellſchaftslieder. Vom Tanze war er gerade kein großer Freund, doch beſuchte er in ſeiner ſpäteren Studentenzeit gerne das Caſino in Tübingen. — Vom Jahr 1804 iſt das folgende Lied:

Lied eines Hochwächters.

Was kümmert das Getümmel
Der kleinen Erde mich!
Hoch in dem blauen Himmel
Leb unter Sternen ich.

Und ſeh ſo klein da unten
Die Erdenmännlein gehn,
Seh wie ſie ſich in bunten
Geſchäft'gen Wirbeln drehn.

Doch Dank! zu meiner Höhe
Dringt nicht ihr Modezwang,
Schwingt ſich kein Ach und Wehe
Und keiner Feſſel Klang.

Dem Himmel angetrauet
Kann frei und froh ich ſein,
So weit mein Auge ſchauet
Iſt dieſe Erde mein.

Und mein ſind alle Sterne,
Die durch den Himmel gehn,
Und ſich in blauer Ferne
Mir überm Haupte drehn.

Wenn einſt mit Gottes Willen
Mein Erdenleib zerfällt,
So trägt man ihn im Stillen
Hinab zur kleinen Welt.

Und ihr geſchäft'gen Leute!
Ihr leget ihn zur Ruh,
Längſt ſchwang ſein Geiſt voll Freude
Sich ſel'gern Welten zu.

Auch das Lied: „Die ſterbenden Helden" iſt aus dieſer Zeit. Im Jahre 1804 kam Juſtinus Kerner nach Tübingen. Schon früher waren die jungen Leute bei gemeinſchaftlichen Verwandten bekannt geworden. Die Liebe zur Poeſie brachte ſie ſich immer näher und Kerners bewegliches zutrauliches Weſen übte auf den zurückgezogeneren Uhland einen ſehr günſtigen Einfluß. Durch ihn wurde er nun auch mehr mit anderen Studenten bekannt und bald bildete ſich ein Kreis von Freunden, die in Abendzuſammenkünften frohe und genußreiche Stunden verlebten und für das ganze Leben ſich an einander ſchloßen. Karl Mayer (ſpäter Oberjuſtizrath in Tübingen), auch durch die Poeſie mit Kerner und Uhland verbunden, trat beiden innig nahe. Heinrich Köſtlin, Georg Jäger (beide ſpäter Medicinalräthe zu Stuttgart), dann Karl Roſer, in der Folgezeit Uhlands Schwager, und kurz vor ihm als Staatsrath zu Stuttgart geſtorben, und andere mehr, bildeten einen frohen, geiſtig bewegten Kreis. Vom Jahr 1805 an mußte ſich Uhlands Studium, das bisher mehr der Philologie und Geſchichte zugewendet war, mehr auf die Rechtswiſſenſchaft richten; ſie wurde auch nicht vernachläſſigt, obgleich er wenig Neigung für ſie hatte und — wenig anregende Lehrer ihn auch nicht mehr dafür gewinnen konnten. Doch blieb, neben treuem

Fleiße für dieſes Fach, noch manche Stunde der Poeſie gewidmet, zu welcher er ſich in dieſer Lebenszeit beſonders hingezogen fühlte. Von ſeinen Liedern ſind viele während der Studienzeit gedichtet. Im Spätjahr 1806, in der Herbſtvakanz hatte er die Freude, mit einigen Freunden, Jäger und Hochſtetter und einem Schweizer, Kind aus Chur, eine Fußreiſe durch die deutſche Schweiz machen zu dürfen. Auf ſtarken Tagmärſchen durchzogen ſie den größten Theil derſelben. Außer „Tells Platte“ hat ſich aber kein Gedicht über dieſe Reiſe vorgefunden, mit ſo lebhafter Erinnerung Uhland auch ſpäter derſelben gedachte. Seine Liebe zu Volksliedern ließ ihn auch in der Schweiz emſig danach forſchen und als er bei einem Schuhmacher in Meyringen im Haslithal ſich die Stiefel ſohlen ließ, glückte es ihm, auch zwei alte Balladen zu erhaſchen, die in Seckendorfs Almanach abgedruckt wurden. Er ſchickte dem Schuhmacher als Gegengeſchenk Schillers Wilhem Tell.

Durch Vermittlung eines Landsmanns, des nachherigen Legationsrath Kölle, ſandte Uhland 27 Gedichte von ſich und 7 von Kerner an Leo von Seckendorf nach Regensburg zur Aufnahme in ſeinen Almanach. Seckendorf äußert ſich gegen Kölle ſehr zufrieden über dieſe Sendung und wundert ſich, daß er von dieſen Dichtern noch gar nichts gehört habe. Bald darauf wurde Uhland ſelbſt brieflich mit Seckendorf bekannt und ſchickte ihm Uebertragungen aus dem Heldenbuche, die dieſer günſtig aufnahm. Von dem Ende des Jahres 1806 iſt folgender Brief Uhlands an Seckendorf.

Uhland an Leo von Seckendorf zu Regensburg.

Ihr Brief vom 18. Okt. (erhalten d. 10. Nov.), öffnete mir die angenehme Ausſicht, mit Ihnen in nähere Bekanntſchaft und literariſche Verbindung treten zu können; ließ mich aber beinahe beſorgen, daß Sie mehr von mir erwarten, als ich zu leiſten vermag. So ſehr mir nehmlich das Studium der altdeutſchen Poeſie am Herzen liegt (und am Herzen lag zu einer Zeit, da die Bemühungen der Neueren noch nicht öffentlich, oder mir wenigſtens noch nicht bekannt waren), ſo ſehr ich wünſche, mich in Verhältniſſe verſetzt zu ſehen, wo auch ich zur Wiederbelebung unſerer poetiſchen Vorzeit mein Geringes beitragen könnte — ſo wenig ſah ich mich bisher im Stande, in dieſem Fache zu wirken. In einem Alter von noch nicht vollen 20 Jahren und bei einer ganz entgegengeſetzten Beſtimmung iſt es mir wohl ſchon an ſich nicht möglich, große literariſche Umſicht erlangt zu haben. Dazu kommt, daß mir keine anſehnliche Bibliothek offen ſteht, aus der ich verborgene Schätze hervorziehen, oder auch nur mich mit dem ſchon Vorhandenen vertraut machen könnte.

Vorerſt alſo hab' ich weder etwas bedeutendes in Händen, noch zeigt ſich mir Gelegenheit zu einer beſtimmten Richtung meiner Neigung für die altdeutſche Poeſie überhaupt. Mit Vergnügen aber würd' ich Alles ergreifen, was Zufall oder Unterſtützung eines Freundes mir zuführen ſollte. Mittheilung eines Gegenſtandes, an dem ich meine Kräfte auf angemeſſene Art üben könnte, oder auch nur Anweiſung, wo ein ſolcher zu finden wäre, ſind mir daher immer willkommen.

Da jedoch zu jeder äſthetiſchen, wenn auch nicht productiven Arbeit eine Stimmung erforderlich iſt, welche die launiſche Stunde nach Willkür gibt oder verſagt, ſo kann ich für mich ſelbſt nicht Bürge ſein, wiefern mir die Ausführung dieſer oder jener Arbeit möglich wäre, abgeſehen davon, daß auch die Zeit, die ich auf dieſe Studien verwenden kann, ſehr beſchränkt iſt. Der einzige Verſuch, den ich in dieſem Fache gemacht habe, ſind die Bruchſtücke aus dem Heldenbuche. Vielleicht würde ich mehrere auf dieſe Art bearbeitet haben, wenn mir nicht bekannt wäre, daß man neuerlich ein älteres und ächtes Heldenbuch aufgefunden haben will. Da ich nicht Gelegenheit habe, den dahin gehörigen Aufſatz von Docen zu leſen, ſo würde mir einige Belehrung über dieſen Gegenſtand ſehr erwünſcht ſein. Hat man wohl alle Theile des Heldenbuches in einer älteren Geſtalt aufgefunden? welche Sprache und welche Versart hat das ältere Heldenbuch? Etwa die des Nibelungenliedes? Tieck ſoll während ſeines Aufenthaltes in Rom wichtige Entdeckungen im Felde der altdeutſchen Poeſie gemacht haben.

Noch red' ich von einem Gegenſtand, der unſrem beiderſeitigen Intereſſe nicht fremd ſein möchte. Der deutſche Dichter, dem es um die wahre, in rüſtigem Leben erſcheinende Poeſie zu thun iſt, fühlt einen auffallenden Mangel an vaterländiſcher Mythologie (nicht in dem Sinne, in welchem man die nordiſche Götterlehre der Edda bei uns geltend machen wollte), er findet ſo wenig alte Kunden ſeiner Nation, die ſich der bildenden Kraft ohne Sträuben hingäben und doch auf der andern Seite das tiefſte Leben der Seele zur objectiven Erſcheinung förderten. Die Geſchichte kann dieſen Mangel nicht erſetzen. Die griechiſchen Dramatiker hatten vor ſich ihre Epiker, Shakeſpeare eine reiche Menge alter Lieder und romantiſcher Erzählungen; auch wir Deutſche ſtehen auf dem Punkte der dramatiſchen Kraft und ſuchen eine Vorwelt epiſcher Dichtungen.

Wir haben zwar einige Volksromane (obgleich wenige der bekannteren urſprünglich deutſche ſein mögen), ihre Anzahl iſt aber ſo gering, daß die brauchbareren meiſt ſchon von Tieck und anderen bearbeitet ſind. Leider liegt zwiſchen uns und den Zeiten, wo ſolche Mären im Gange waren, eine altkluge Periode, welche auf jene romantiſchen Kunden verachtend herabſah, und ſie der Vergeſſenheit überließ, oder gar gewaltſam in dieſelbe hinabſtieß. Um ſo ernſter ſollte man in unſern Tagen darauf denken, zu retten was noch zu retten iſt. Aber nicht bloß urſprünglich deutſche, auch die Kunden verwandter Völker, von den Rittern der Tafelrunde, des Grals, Karls des Großen u. ſ. w., ſowie die altnordiſchen Erzählungen verdienen alle Aufmerkſamkeit. Ein Geiſt des gothiſchen Ritterthums hatte ſich über die meiſten Völker Europas ausgebreitet. Auch gehört manches hierher, was in deutſchen und lateiniſchen Chroniken treuherzig als Geſchichte erzählt wird und oft auch wirklich Geſchichte iſt oder doch eine hiſtoriſche

Grundlage hat. Denn auch die Geſchichte der alten Zeiten trägt einen romantiſchen Schein. Zwar zeigten ſich in unſern Tagen mehrere Bearbeiter von Volksmärchen, es wurden wohl auch diejenigen ſolcher Kunden, welche ſich durch beſſere Darſtellung empfehlen, aus alten Schriften herausgegeben, allein könnte nicht noch mehr geſchehen? Sollte nicht der Literator, dem ein reicher Vorrath alter Schriften zu Gebote ſteht, und der nicht ſelbſt die Abſicht hat, Kunden dieſer Art poetiſch zu bearbeiten, ſolche wenigſtens, wo er ſie antrifft, ſammeln und den Dichtern ſeines Volkes anbieten? ſollt' er es nicht thun, wenn auch dieſe Kunden, wie er ſie in alten Büchern findet, keinen künſtleriſchen Werth haben, aber doch aus den Schlacken ein körniges Gold blicken laſſen, das der Künſtler bearbeiten könnte? Eine plane, den alten Büchern getreue, oder noch lieber wörtlich daraus genommene Erzählung würde zu dieſem Zwecke hinreichen, wenige Mühe koſten und für Manchen von großem Werthe ſein.

Auch mir wäre es ſehr wichtig, wenn ich ſolche Kunden zu Geſichte bekommen oder Andeutungen erhalten könnte, in welchen alten oder neuen Büchern derlei zu finden ſind.

(Die Bibliothek des Romantiſch-Wunderbaren, wovon ich 2 Theile in Händen hatte, mag zum Theil dieſen Zweck haben, ſchien mir aber, obwohl auch dieß verdienſtlich iſt, mehr nur romantiſche Bilder als größeren gediegenen Stoff zu geben.) Gibt es eine Volksbibliothek oder Bibliothek von Volksromanen, und iſt ſolche gehaltreich?

Ueberhaupt nehmen Viele, beſonders das gewöhnliche Leſepublikum zu wenig Rückſicht darauf, daß man bei Wiederaufgrabung der verſchütteten Vorwelt auch das hereinzuziehen habe, das zwar für ſich ohne großen Werth iſt, aber doch als Stück in der großen Ruine ſeinen Platz ausfüllt. So ſind z. B. in dem werthen Buche: Des „Knaben Wunderhorn“ auch ſehr mittelmäßige oder unvollſtändige Lieder. Solche, die das Buch flüchtig durchblättern und ſolche einzelne Stücke leſen, rufen aus: Was ſoll das? Dem aber, der in den ganzen Cyklus der altdeutſchen Poeſie eingeweiht ſein möchte, werden auch dieſe geringeren Reſte nicht gleichgültig ſein, ſie werden ihm zur Erklärung des Koſtbareren und in Hinſicht auf das Ganze manchen Nutzen verſprechen. Man rette lieber zu viel als zu wenig!

Wenn dieſer Brief etwas lang geworden iſt, ſo haben Sie es Ihren eigenen Einladungen und der Berührung eines Stoffes, der mir ſo nahe liegt, zuzuſchreiben.

Meine Adreſſe iſt:

Ludwig Uhland zu Tübingen.

Leo von Seckendorfs freundliche Antwort, vom 25. Januar 1807, lautet im Auszug:

„Ich habe Ihren Brief mit wahrem Intereſſe geleſen, denn er enthält Stellen, die mich wie aus den erſten goldenen Träumen meiner Jugend trafen — ſie wurden nicht erfüllt, alle Blüthen meines Geiſtes ſproßten auf unfruchtbarem Boden. Das innere Gähren konnte ſich zu keiner reinen Schöpfung geſtalten und ein glücklicher äußerer Anſtoß hat mir ſtets gefehlt. Auch Ihnen ſcheint die Gegenwart entgegen zu wirken, der Kampf Ihrer Neigung mit den Verhältniſſen iſt da — aber in einem ſolchen Kampfe gedeiht auch das poetiſche Gemüth, gezwungen ſich am eigenen Feuer zu wärmen und ſich zu concentriren, um ſeinen Gegnern die Spitze bieten zu können.“ — Er berichtet ihm von Planen in Bezug auf altvaterländiſche Literatur, die er mit Docen beſprochen habe, wenn — er dazu einen Verleger finde. Dann macht er Uhland Mittheilungen über Docens Thätigkeit, er habe Fragmente des Heldenbuches aufgefunden u. ſ. f. Auch beantwortet er die Anfragen in ſeinem Briefe. Später ſchreibt er von Uhlands Proben einer Ueberſetzung aus dem Heldenbuche. „Gerade dieſe Enthaltſamkeit im Umkleiden iſt es auch, was mich in ihren Proben in meinem Almanach ſo ſehr anſpricht, der Geiſt des Ganzen weht mich an, deßwegen wünſchte ich wohl das ganze Gedicht (wenn wir es erſt in reiner Geſtalt beſitzen) von Ihrer Hand.“ Dann ermuthigt er Uhland, ſich auch in dramatiſcher Poeſie zu verſuchen; er nennt ihm dazu einen Stoff: Franceſca da Polenta aus Dantes Hölle. Uhland ergriff dieſen Stoff, führte ihn aber nur zum Theil in Verſen aus. Auch zur Bearbeitung des Fortunats räth Seckendorf.

Uhlands Erwiederung auf dieſen Brief kann aus dem Concept, dem ſie entnommen iſt, nur unvollſtändig wiedergegeben werden.

Uhland an Leo von Seckendorf.

Tübingen, 6. März 1807.

Herzlichen Dank für Ihren Brief, der ſo manche Zeichen Ihrer freundſchaftlichen Geſinnungen gegen mich enthält und von ſo manchen Gegenſtänden handelt, die mir am Herzen liegen. Die Belehrungen über das Heldenbuch waren mir ſehr wichtig. Das Heldenbuch in der ächten Geſtalt wird für eine künftige Bearbeitung um vieles leichter, da die Hälfte der Reime wegfällt und in dem größeren Zwiſchenraume von einem Reime zum andern ſich weit ungezwungener dieſe oder jene Wendung nehmen läßt. Meiner Meinung nach ſollten die Bemühungen der Literatoren ſich zuerſt und vorzüglich auf das Heldenbuch ſelbſt und auf mit dem Heldenbuch und den Nibelungen verwandte Gedichte richten, wie Dietrich von Bern, der getreue Eckard, hörnerne Siegfried, König Etzel. Sie umfaſſen doch wohl die älteſte Heldenwelt, die ächte Mythologie unſerer und der mit ihr verwandten Nationen und ſind wahrſcheinlich Originalgedichte. Mir iſt daher auch das lateiniſche Gedicht von Walther von Aquitanien werth, das doch wahrſcheinlich auf einem altdeutſchen Original beruht, deſſen Auffindung zu wünſchen wäre. In den Nibelungen (S. 115, V. 9179 f.) iſt auf die in jenem Gedichte erzählte Begebenheit angeſpielt — — Wenn Sie mich zu Bearbeitung altdeutſcher Gedichte tüchtig glauben, ſo trauen Sie mir vielleicht zu viel Fleiß und Geduld zu. Ueberdieß haben ſolche Bearbeitungen, wie man ſie jetzt geben kann, nur ephemeren Werth und ſollen nur ſolchen haben, denn je mehr das Publikum mit altdeutſcher Sprache und Art bekannt wird, deſto ächter kann man ihm das Denkmal der Vorzeit überliefern. Wenn daher, will's Gott, das Publikum in zehn Jahren hierin um ein Merkliches vorgerückt iſt, ſo kann man ihm ſchon eine dem Original um vieles nähere Bearbeitung in die Hände geben, als man jetzt wagen dürfte. Schon durch Tieck und andere Dichter iſt dadurch Gutes gewirkt worden, daß ſie alte Worte und Formen wenigſtens in einem gewiſſen Kreiſe in Kurs gebracht. Neuere Dichter ſollten auf dieſem Wege muthig fortſchreiten und ſich mit der Sprache ſowohl als der Mythologie und ganzen Poeſie unſerer Väter mehr und mehr in traulichen Verkehr ſetzen. Wie wäre es, wenn man in Almanachen (wie in Ihrem künftigen Muſenalmanach) eine Abtheilung der altdeutſchen, die andere der neudeutſchen Poeſie beſtimmte? Es freut mich ſchon, daß zwei Recenſionen Ihres Almanachs aus meinen eigenen Gedichten und aus den Bruchſtücken aus dem Heldenliede Stellen ausheben, ohne zu bemerken, wem ſie eigentlich angehören. — Frühe ſchon wollte ich meine Poeſie zum Größeren ſammeln. Ich könnte Ihnen eine Reihe von Planen zu epiſchen und dramatiſchen Gedichten aufführen, die ich mit Liebe entworfen, oft ziemlich klar geſtaltet (zu Papier brachte ich nur weniges und dann verlaſſen habe. Nur Eines will ich gedenken. Vor etwa zwei Jahren begann ich eine Tragödie zu entwerfen: Achilleus Tod. Sie ſollte die Idee darſtellen:

wenn auch das Schickſal die Ausführung unſerer Entſchlüſſe hindert, haben wir ſie nur ganz und feſt in uns gefaßt, ſo ſind ſie doch vollendet. Was in der Wirklichkeit Bruchſtück bleibt, kann in der Idee ein großes Ganzes ſein. (Die Idee bleibt unberührt vom Schickſal.) Verſchiedene Urſachen, beſonders aber meine Vorliebe für das Romantiſche, dem der griechiſche Boden nicht angemeſſen war, hielten mich von der Ausführung ab. Ich hatte ſeitdem mehrere andere Entwürfe, aber ein gewiſſer Kampf in mir ließ keinen zur Vollendung kommen. Ueberdieß habe ich ſehr wenig Neigung zum Gedichte-Schreiben. Ich komme ſchwer dazu, Geſtalten, die ich in begeiſterten Momenten geſehen und entworfen, in ruhigen auszumalen. Wenn ich mich nach poetiſchem Stoff umſehe, ſo geſchieht es vorzüglich darum, weil bloß idealiſche Geſtalten nicht ſo leicht vollkommene Objectivität erhalten, wie ſolche, die dem Dichter ſchon lebendig entgegentreten, aber ihr höheres Leben erſt von ihm erwarten. Er wird durch die letztern in angenehme Selbſttäuſchung verſetzt, ſein unbeſtimmtes Schweifen erhält eine Begrenzung, ſeine peinigende Willkür wird gebunden, zwar nicht mit Feſſeln, aber durch die Arme der Geliebten. Ihre Beurtheilung meiner Gedichte war mir willkommen. Sie ſind größtentheils lyriſche Ergüſſe eines jugendlichen Gemüthes. Ueber dieſe ſei mir erlaubt einiges zu ſagen. Die erſten Gefühle und Lebensanſichten einer erwachenden Seele, ſie bilden die erſte Periode meiner Poeſie. Sollte der Dichter alles darſtellen dürfen, nur ſich nicht? Ich glaube, daß es dabei ſehr auf die Dichtungsart ankommt, die er wählt. Die lyriſche Stimmung ſteht der Subjectivität offen. Aber ſelbſt im Drama, dünkt mir, kann er ſich ſelbſt, oder vielmehr ſeine ideale Individualität einführen, wenn er ihr nur Leben und Objectivität für Andere zu geben weiß. Die meiſten Erſtlinge dramatiſcher Dichter ſind auch von dieſer Art. Freilich hat er ſich dabei wohl zu hüten, daß nicht alle Perſonen nur verſchiedene Modificationen des Hauptcharakters werden. Will er ſich ſelbſt auftreten laſſen, ſo wiſſe er ſich auch von andern zu unterſcheiden.

Das Morgenblatt veranlaßte eine Geſellſchaft junger Freunde, hier ein geſchriebenes Sonntagsblatt herauszugeben, das einem vertrauten Kreiſe mitgetheilt wird. Es ſoll ein gemeinſchaftlicher Verein unſerer Jugendpoeſie ſein. Geſpräche über verſchiedene Gegenſtände, Gedichte, Aufſätze über Poeſie, Satyren u. ſ. w. ſind der Inhalt. Man theilt einem traulichen Kreiſe Dinge mit, die ſich nicht für das Publikum eignen würden. Es ſind wirklich einige vorzügliche Stücke von Kerner und einem Ungenannten zu Tage gekommen. Auch Muſikalien, Zeichnungen von einem unſerer Freunde, der nicht geringes Talent zur Carikatur beſitzt, ſind beigefügt. Da ich überhaupt ſeit geraumer Zeit weniges habe, ſo konnte ich bisher weniges beitragen. Es iſt, wie ich ſchon geſagt, als wäre mit der Sammlung in Ihrem Almanach eine gewiſſe Periode meiner Poeſie geſchloſſen. Unlängſt habe ich ein Blatt ausgearbeitet, das ganz der alten Poeſie geweiht iſt.

Es enthält ein Bruchſtück aus den Nibelungen mit Beziehungen auf das Ganze, welche letztere ich Ihnen hier mittheile, obgleich unvollſtändig entworfen. Dann folgen einige altengliſche Balladen, wovon ich zwei im vorigen Spätjahre auf einer Fußreiſe in der Schweiz aufgetrieben habe. In einem künftigen Sonntagsblatt will ich auch meine Anſichten über das Romantiſche zur Prüfung ausſtellen. Ueber Romantik und Objectivität, zwei Worte, die jetzt ſo ſtark im Gange ſind, wünſchte ich ſehr, auch Ihre Anſicht kennen zu lernen und die meinige damit zu vergleichen und vielleicht zu berichtigen.

Durch Herrn Kölle hoffe ich Notizen über altdeutſche Manuſcripte in der Bibliothek zu Paris zu erhalten.

Leben Sie glücklich und eingedenk Ihres

Ludwig Uhland.

An ſeinen Landsmann, deſſen Uhland im letzten Briefe gedenkt und der ſich damals in Paris befand, hat er ähnliche Fragen gerichtet und das gleiche Verlangen ausgeſprochen. Es folgen hier zwei Briefe von Uhland und im Auszug einer von Kölle.

Uhland an Kölle in Paris.

Tübingen, 26. Januar 1807.

„Gerade als ich darauf dachte, meine Brieftaube an Sie abzufertigen, kam der Ihrige mit einem willkommenen Geſchenk bei mir an. Ich ſage Ihnen zum

Voraus, mein Brief iſt ſehr unpoetiſch, obgleich ich Anfangs den Plan zu einem Schreiben voll Gemüths entworfen hatte. Vielleicht ein andermal beſſer. Was Sie von Ihrer Anſicht der Antiken ſagen, ſtimmt mit der überein, die ich von den griechiſchen Gedichten habe. Die Romantik und das Drama ſchlägt bei mir überall dem antiken Epos vor, denn als ſolches betrachte ich auch die antike Komödie. Schön iſt es, daß Ihr Brief meinen werdenden ſchon in einigen Punkten beantwortete. So wollte ich Sie beſchwören bei dem heiligen Mutternamen Deutſchlands, gehen Sie, wann Sie immer können, in die Bibliotheken von Paris, ſuchen Sie hervor was da vergraben liegt von Schätzen altdeutſcher Poeſie. Da ſchlummern ſie, die bezauberten Jungfrauen, goldene Locken verhüllen ihr Geſicht; wohlauf ihr männlichen Ritter, löſet den Zauber! ſie werden heißathmend die Locken zurückwerfen, aufſchlagen die blauen träumenden Augen. Allein ſehen Sie nicht ausſchließend auf deutſche Alterthümer, achten Sie auf die romantiſche Vorwelt Frankreichs. Ein Geiſt des Ritterthums waltet über ganz Europa. Wo Sie in einem alten Buche eine ſchöne Kunde, Legende u. ſ. w. finden, laſſen Sie die nicht verloren gehen, wir haben ja ſo großen Mangel an poetiſchem Stoff, an Mythen. Tieck ſoll bei Brentano geweſen ſein und ihm geſagt haben, daß er in Rom ein herrliches altdeutſches Gedicht gefunden und abſchreiben laſſen, das nur mit der Ilias zu vergleichen ſei.

Seckendorf hat uns eingeladen bei ſeinen Lieblingsſtudien mitzuwirken; ſollte er uns geneigt finden, ſo würde er uns tiefer in ſeine Plane einweihen. Wir antworteten vor einiger Zeit, daß wir keine privatiſirende Gelehrte, ſondern Studenten ſeien und uns keine literariſche Vorräthe zu Gebote ſtehen, daß es mich aber freuen würde, wenn er mir Gegenſtände mittheilen möchte, an denen ich meine Kräfte auf angenehme und freie Weiſe üben könnte. Die Antwort iſt noch nicht angelangt. — Das Morgenblatt, davon täglich, außer Sonntags, ein Blatt herauskommt, veranlaßte Kerner, ein Sonntagsblatt zu veranſtalten, nehmlich ein geſchriebenes. Ein Stück iſt bereits erſchienen. Man gibt unvollendete Gedichte, Entwürfe u. ſ. w. einem Cirkel vertrauter Freunde zum Beſten. Wahrſcheinlich wird es aber nur bis zum Frühjahr währen. Senden Sie auch dazu wenigſtens literariſche und andere Notizen. Es ſoll aber der Vertrautheit unſeres Briefwechſels durchaus nicht ſchaden. Ich werde gewiß zu unterſcheiden wiſſen, was Andere leſen dürfen oder nicht. Ein anderes Mal, wenn mein Gemüth ruhiger und gefaßter iſt als jetzt, will ich es Ihnen mehr eröffnen. Mein poetiſches Leben iſt jetzt ein Umherſchweifen von einem Entwurfe zum andern. Dringend fühle ich dabei den Mangel an Stoff zu poetiſcher Bearbeitung.

Ich kann mir kein größeres Glück denken, als nach wohl entworfenem Plane, in einer ſich ſelbſt gegebenen Grenze, aus dem unendlichen Gebiete des Schönen und Großen, der inneren und der äußeren Welt, Geſtalten aller Art wie in einem Zauberkreis hervorzurufen. Ein Drama, ein Roman, welches Entzücken muß es ſein, ſo was vollendet vor ſich zu ſehen, ein höheres Leben, ein geſtaltendes Gemüth! Feſtgegründet und in's Unendliche deutend. Geben Sie mir Kunde von Ihrem poetiſchen Wirken! Sammeln Sie Ihre Strahlen zum Größeren!

Vielleicht verſchlingt uns der Abgrund, vielleicht ſiegen wir? Doch es iſt gar zu arg! Leben Sie wohl, mit deutſcher Freundſchaft Ihr

L. U.

Nachſchrift. Kennen Sie die Schriften eines Grafen Treſſan? Sind Ihnen ſonſt keine Bücher bekannt, worin alte romantiſche Sagen, eine poetiſche Vorwelt für dramatiſche Bearbeitung vorliegen? Schreiben Sie mir bald wieder. Werfen Sie Strahlen in mein düſteres Gemüth.

Conz lieſt dieſen Winter Theorie der Dichtkunſt. Er ſagt viel Gutes. Das nächſtemal ſchicke ich Ihnen vielleicht einige Producte von mir."

In einer Antwort auf dieſen Brief ſchreibt Kölle an Uhland:

— — „Der deutſche Codex, den Tieck benützte, iſt beinahe der einzige deutſche poetiſche der kaiſerlichen Bibliothek. Ungefähr 200 alte Romane, theils im Romanzo, theils ſchon in der langue d'oui (der Quelle des heutigen Franzöſiſchen) liegen da. Ich fange, wie billig, meine Lectüre bei dem Romane von der Roſe an. Jede Entdeckung werde ich mit meinen Freunden theilen. Um Gotteswillen kommen Sie nach dem Examen ſogleich hierher! Man lebt hier wohlfeil, und auch abgeſehen davon, für äußere und innere Bildung iſt Paris einzig, und es müßte ſchlecht gehen, wenn Sie nicht bald etwas liefern könnten, was Sie in den Stand ſetzt, auf eigenem Fuß hier zu leben.“

Im nächſten Briefe Uhlands an Kölle dankt er ihm für Beiträge in das Sonntagsblatt und berichtet, was indeſſen darein gegeben worden. Beſonders erfreut äußert er ſich dann über Carikaturen, die ſein Freund Mayer darein geſtiftet hat. Dann entſchuldigt er ſich in ſeiner beſcheidenen Weiſe: „Wenn ich Ihnen ſo „Vieles von mir zuſende, ſo geſchieht es nicht, weil „ich meine Producte für ſo vortrefflich halte, ſondern „weil ich Sie mit meinem Treiben bekannt machen „möchte. Unter meinen Beiträgen finden Sie ein „Sonett, das einzige, das ich je gemacht. Ich muß „geſtehen, daß ich dieſe Gedichtsform, ſo ſchön ſie ſich „im Einzelnen ausnehmen mag, im Ganzen unſerer „Sprache nicht angemeſſen finde. So ſind wir ge„nöthigt, gewiſſe reichhaltige Reimendungen: ſinken, „ſchweben u. dgl. zu häufig anzubringen, da wir ſo „viele Worte haben, die ſich nur auf weniges „reimen. — —

„Aus Docens Miscellen für altdeutſche Literatur „iſt zu erſehen, daß die Nibelungen (à propos noch „habe ich Ihre Nibelungen in Händen), mehrere Bear„beiter gefunden, von der Hagen, Niemeyer u. ſ. w. „Ich habe ein Bruchſtück davon mit einer kleinen

„Abhandlung in das Sonntagsblatt geſetzt. Leider habe
„ich mich mit Examenspräparationen, bald auch mit
„Inauguraldisputation (ja wohl absque augure!) zu
„beſchäftigen. Nächſtes Frühjahr hoffe ich frei zu ſein.
„Paris aber ſcheint nicht in meines Vaters Plan zu
„liegen.

Ihr

L. U."

Ueber das Sonntagsblatt, deſſen Uhland in den Briefen an Seckendorf und Kölle erwähnt, giebt ſein Freund Karl Mayer im Weimariſchen Jahrbuch V, S. 42 ff. näheren Bericht. Aus dieſem Aufſatz haben die Nekrologe von Otto Jahn und Friedrich Notter Uhlands Aufſatz über das Romantiſche und die Einleitung zu einem Bruchſtück der Nibelungen (mit dem Uhland die Freunde im Sonntagsblatt bekannt machte) bereits gegeben.

Das Sonntagsblatt dauerte nur bis zum Mai 1807, da die Freunde Tübingen im Frühjahr und theilweiſe im Herbſte verließen. Der Zurückbleibende richtet folgendes Abſchiedslied an die Scheidenden:

Abſchied.

Noch ſchwebt der Lenz im blauen Aether nur,
Iſt noch zur Erde nicht herabgeſtiegen.
Die Lerchen eilen zu ihm aufzufliegen,
Indem ſie froh in ſeinem Licht ſich wiegen,
Verkündigen ſie ihn der öden Flur.

Da fühlt der Anger bald die warmen Lüfte,
Aus Veilchen windet er den erſten Kranz,
Die mehr durch leiſe ahnungsvolle Düfte
Vom Frühling zeugen, als durch Farbenglanz.

Der Jünglinge, wohl auch der Mädchen Herzen
Empfinden da ein wunderbares Glühn,
Die Wonnen knoſpen und die ſüßen Schmerzen,
Und Jedes will hinaus in's Freie fliehn. —

So mögt ihr denn, ihr Freunde, freudig ziehn!
Ich wünſch' euch alles Schöne, alles Gute,
Wie's Jeder liebt nach ſeinem Sinn und Muthe.

Die ihr der Frühlings- und der Jugendtage
In friſchem Leben und Genuß euch freut,
Euch möge mit den Roſen, die vom Hage
Des Gartens aus dem Laube freundlich blinken,
Zugleich ein roſig Mädchenantlitz winken.

Die ihr der ſüßen Dichtereinſamkeit
Des Abends wunderreiche Stunden weiht,
Und zu dem Himmel ſehnlich blickt empor,
Euch wünſch' ich, daß aus rothen Aetherhallen,
Wie aus des Paradieſes offnem Thor,
Die lichten Engel zu euch niederwallen.

Doch, lieben Freunde, eh' ihr zieht von hier,
So blickt noch einmal alle her zu mir!
Ein theures Kleinod halt' ich in der Hand,
Eine Wunderblume aus dem Fabelland.

Gepflegt in warmer Buſen Heiligthume;
Ein wechſelnd Farbenſpiel in ihrem Ring;
Beweglich, Blume halb, halb Schmetterling;
Aus Sonntagsblättern eine Sonntagsblume.

In Erinnerung an dieſe Jugendzuſammenkünfte und an das Sonntagsblatt ſchrieb er in ſpäterer Zeit folgendes Lied nieder:

Den Jugendangedenken,
Der freien Muſenzeit,
Den Scherzen und den Schwänken,
War dieſes Buch geweiht.

Seitdem iſt hingefloſſen
Gar manches trübe Jahr,
Darin das Buch geſchloſſen
Und ſchier vergeſſen war.

Nun kämpften unſre Retter,
Die Freiheit brach ſich Bahn,
Da wurden dieſe Blätter
Von Neuem aufgethan.

Herein, wem deutſche Jugend
Im tapfern Herzen glüht!
Wir leben neue Jugend
Wenn uns die Freiheit blüht.

Ein Brief, wahrſcheinlich an den Repetent Schickard, mit dem Uhland viel Umgang hatte, drückt ſeine Empfindung bei der Trennung von den Jugendfreunden mit viel Innigkeit aus.

Tübingen, 30. Januar 1808.

„Zwar habe ich lange nicht auf Deinen Brief geantwortet, allein dennoch wirſt Du nicht glauben, daß ich nicht oft an Dich denke. Wenn ich ſo auf die Zeit unſeres freundſchaftlichen Umganges zurückblicke, die ſich in die fabelhaften Tage der Kindheit verliert, ſo verweile ich mit beſonderer Liebe bei der Periode, als wir zuerſt in's Jünglingsalter übergegangen waren. Du warſt etwas früher als ich in die Welt getreten und theilteſt dann treulich mit mir (der ich noch viel eingezogener lebte), was Du Angenehmes und Unangenehmes erſehen, und erweckteſt ſo in mir ein wunderbares Bild des Lebens, das Dir noch ſelbſt erſt wunderbar erſchienen war. Auf unſern häufigen Spaziergängen nach Waldhauſen, wo wir, unter den blühenden Obſtbäumen ſitzend, die Sonne untergehen ſahen, und dann im Scheine des Mondes und der Sterne nach Hauſe wandelten, eröffneten wir uns unſere Gefühle und Hoffnungen, und wie das weite Thal in dämmernder Mondbeleuchtung unter uns lag, ſo lag auch die Welt vor uns im magiſchen Dufte, harrend des hellenden Tageslichtes. Es iſt wahrlich eine herrliche Zeit, wo der Menſch noch eine ſo weite, ſchöne Zukunft vor ſich hat. Es kann noch Alles mit ihm werden; er hat noch kein edles Wirken, keinen hohen Genuß verſäumt. Zwar ſind wir, denke ich, auch jetzt noch nicht gealtert, und es liegt noch Vieles vor uns; aber dennoch ſind mehrere Jahre, die man zu den ſchönſten des Lebens zählt, die damals noch Zukunft waren, jetzt Vergangenheit; und wie Manches blieb ungenützt, ungenoſſen! Sind wir, was wir hätten werden können? Wie mancher ſchöne Wahn hat ſich uns in kaltes Beſſerwiſſen aufgelöst. Im Menſchenleben iſt doch wohl im Ganzen die Blüthe ſchöner als die Frucht! Wie damals in die einheimiſche, ſo biſt Du jetzt vor mir in die fremde Welt getreten, und ich hoffe, Du werdeſt (wie mir überhaupt immer mehr von Dir zukam, als Dir von mir), auch jetzt mir die Erfahrungen mittheilen, freilich nicht mehr in jener ſchönen unmittelbaren Ergießung, ſondern auf dem langſamen Wege der Briefe. Dabei iſt leicht einzuſehen, daß ich weit mehr von Deinen Briefen zu erwarten habe, als Du von den meinigen. Denn in meiner gegenwärtigen Lage weiß ich Dir wenig Neues zu ſchreiben. Ich werde wohl erſt am Anfang des Sommers oder Anfang des Herbſtes von hier wegkommen, ob nach Göttingen, weiß ich noch nicht gewiß zu ſagen. Meine Examina fallen ungefähr in den Wonnemond! Bis zu meiner Abreiſe verengt ſich mir das Leben, ſtatt ſich zu erweitern, und ich werde, da einer meiner Freunde nach dem andern abgeht, auf den Sommer faſt einſamer ſein ſogar, als ich es in der erſten Zeit der Jugend war. Geſtern war unſeres Jägers Disputation. Kerner geht an Oſtern von hier weg. Mayer ſchreibt mir häufig, auch Roſer u. A. m.

Du wirſt nun in Grätz einheimiſch ſein und viel neue Bekanntſchaften gemacht haben. Was ſind die Studien? Je einſamer ich bin und werde, um ſo mehr Freude werden mir die Briefe meiner Freunde gewähren, und ich hoffe, daß auch Du mich bald wieder mit einem Briefe erfreuen werdeſt.

Lebe wohl! Ewig Dein

L. U."

Mit Kerner zuſammen hat Uhland um dieſe Zeit ein humoriſtiſches Singſpiel: „Der Bär," verfaßt. Es wurde ſpäter von einem Freunde, dem Regiſtrator Knapp, in Muſik geſetzt; die Compoſition ſoll ſehr gelungen ſein, gieng aber bei dem frühen Tode Knapps verloren.

Seinem Freunde Karl Mayer giebt er in einem Briefe vom Febr. 1808 Bericht über ſeine Studien in dieſer Zeit.

„In Jure habe ich ſeit dem Herbſt außer der Vollendung der Hofackerſchen Pandekten Folgendes geleſen: Hofackers Inſtitutionen, einen kleinen Reſt im Canonicus, Rundes deutſches Privatrecht, Meiſters Criminale, Puttmanns Wechſelrecht und einige Abhandlungen von Gönners Handbuch, das mir ſehr gefällt. Nun hab ich noch Lehnrecht und Landrecht vor mir; überdieß will ich noch Gönners Handbuch abſolviren; auch hab ich beſonders den Concursproceß noch zu reiten, leſe auch noch ein Pandektencompendium u. ſ. w.; nehme ich dazu die Recapitulation des Ganzen, ſo gehen ſchon noch zwei Monate herum, bis ich mich zum erſten Examen melden kann, dann einige praktiſche Arbeiten, bis ich zum zweiten Examen ſchreite, und endlich die Diſputation. Vielleicht geh ich dann nach Paris, doch weiß ich nicht, ob dieß oder eine Reiſe durch Deutſchland den Vorzug verdient, denn wie manchen edlen Mann kann man da kennen lernen?“

Im Mai 1808 ging das Fakultätsexamen mit dem Prädikat cum laude glücklich zu Ende.

In einem Briefe an Mayer ſchreibt er im Juli:

„Nicht ohne mächtige Anregung habe ich von Deiner ſchönen, glücklichen Reiſe vernommen — wenn ich bedachte, wie ich ſeit letztem Herbſte nicht über zwei Stunden von Tübingen hinausgekommen, wie manche Beſchwerde, ja Schmerz indeß auf mich gedrückt, wie ſelten eine mächtige Freude in mein trübes Leben hineingeleuchtet. Möchte mir der Himmel auch einmal wieder einen recht fröhlichen Tag oder nur eine ſelige Stunde ſchenken! Man hat daran noch lange nachher zu zehren. Von meinem Examen weiß ich Dir nicht viel zu ſchreiben. Im römiſchen Recht iſt es mir am beſten, im kanoniſchen Rechte am ſchlimmſten ergangen. Noch dieſe oder die andere Woche werde ich wohl meine Bittſchrift um das Advokatenexamen einſchicken. Unter dieſen Umſtänden konnten freilich die Muſen keine ſonderliche Freude an mir haben, und obwohl ich ſeit dem Fakultäts-Examen nicht viel gearbeitet habe und gewünſcht hätte, daß einmal wieder eine poetiſche Stimmung in mir wach würde, ſo brachte ich doch nichts zu Stande, als ein hundert Verſe zu einem Trauerſpiel (nicht Achilleus) und wozu auch der „Brautgeſang“ gehört. Aber gleich war der Anflug wieder verſchwunden und jetzt kommen wieder die ſchweren Zeiten. Meine Balladen ſammt Kerners Gedichten ſind in die Zeitung für Einſiedler (bei Mohr und Winter) geſchickt. Sie intereſſirte mich gleich; es zog mich die Liebe zur alten Zeit an. Dieſe Zeitung hat einen Charakter, es herrſcht ein Geiſt der Freiheit darin. Kerner iſt nun auch examinirt.

Wie ſehne ich mich nach der Zeit, wo ich von dem Examenweſen frei, wo ich für Freundſchaft, Poeſie, Natur einmal wieder frei erwarmen kann!“

Den 12. October: „Mein Examen iſt überſtanden und ſo, daß ich zufrieden ſein kann, wenn gleich nicht ſplendid.“

Wenn Uhland die abgegangenen Freunde ſchmerzlich vermißt, ſo geht es dieſen ebenſo, wie eine Reihe Briefe beweiſt.

„Ich möchte nur einmal wieder mit Dir über die „Neckarbrücke gehen können!“ ſchreibt H. Köſtlin, und Karl Roſer: „o lieber Olaf (ſo hieß Uhland ſcherzweiſe) „wäre ich nur wieder bei Dir in Tübingen; ich und „der Jäger reden immer von Dir, wenn wir zuſammen „kommen, und der Mayer ſchreibt auch von Dir.“

Nach den beiden glücklich beſtandenen Examen wäre Uhland gerne auf Reiſen gegangen, allein der Vater wünſchte, daß er vorher auch noch Doctor würde. Die Diſſertation beſchäftigte ihn lange Zeit. Er ſchreibt darüber am 9. März 1809: „Von meiner Diſſertation kann ich Dir am wenigſten ſchreiben, weil ſie gar nicht verrücken will.“

Den Winter von 1808—9 brachte Varnhagen in Tübingen zu, um Kielmeyers Vorleſungen zu hören. Er nahm ſeine Wohnung im gleichen Hauſe mit Kerner und durch dieſen wurde er auch mit Uhland bekannt. Kerners zutrauliches, leichtbewegliches Weſen war mehr geeignet, ſich an Fremde anzuſchließen, (wie er ja auch ſein ganzes Leben lang Freunde unter allen poetiſchen und politiſchen Parteien gehabt hat,) als der ſtille, ſchwerer zugängliche Uhland. So war Kerner ein gutes Bindemittel zwiſchen den verſchiedenen Naturen Varnhagens und Uhlands. Varnhagen ſchildert in ſeinen Denkwürdigkeiten Uhland als „ungemein ſchweigſam, „faſt ſo ſchweigſam als Immanuel Bekker, aber getreu „in allen ſeinen Aeußerungen und in ſeinem Leben.“ Gegen Varnhagens Geſprächigkeit und Kerners belebte Laune mochte allerdings Uhlands ſchweigſames Weſen um ſo mehr abſtechen, als er hier ſeiner Neigung, Andern ſtille zuzuhören, doppelt nachleben konnte. An Oſtern 1809 verließen Kerner und Varnhagen Tübingen, Kerner um auf Reiſen, zunächſt nach Hamburg zu ſeinem Bruder zu gehen. Varnhagen begab ſich nach Wien, wo er bald darauf in das Militär eintrat.

Das Jahr 1809 verfloß nach ihrem Abgang Uhland ſehr einſam, getheilt zwiſchen der Arbeit für die Diſſertation, einigen Advokatenarbeiten und dem poetiſchen Schaffen. Die Studienzeit war die productivſte für ſeine Gedichte. — Die Einſamkeit, in die ihn das Weggehen der Freunde verſetzte, ſtimmte ihn oft trübe. „Mein Leben gleicht ſeit geraumer Zeit einer ſchlafloſen Winternacht,“ iſt in ſeinem Tagebuch zu leſen. An Mayer ſchreibt er: „Meine Poeterei verliert ſich nun beinahe ganz in die Balladen; ich bin wirklich

wieder in einer ſolchen befangen. Das Buch der Balla-
den wird auch das größte werden von den dreien, in
die ich meine Lieder getheilt. „Ich dachte vielleicht als
„Prolog eine Art von Apologie dieſes meines Hanges
„zum Alterthümlichen zu geben, obgleich er nach meiner
„Ueberzeugung keiner Apologie bedurfte. Ich empfehle
„vielmehr jedem Dichter, ſich recht innig in die Schachten
„des deutſchen Alterthums zu verſenken und ſeine Bil-
„dung aus dem Stamme des deutſchen Vaterlandes
„erwachſen zu laſſen. Wie dadurch ein Dichter zum
„Nationaldichter wird, zeigt ſich bei Goethe. Wie ver-
„traut iſt dieſer mit ächtdeutſchen Mythen, mit Volks-
„poeſie u. ſ. w.“ Später ſchreibt er an denſelben:
„Meine Gedichte habe ich in neuerer Zeit mit ziemlich
„mißtrauiſchen Augen betrachtet. Es iſt mir überhaupt
„oft, als wäre manches nicht Poeſie, was ich ſonſt
„dafür hielt. Das bloße Reflektiren oder das Aus-
„ſprechen von Gefühlen (ſo ſchön dieß auch ſein kann,
„ſo ſehr mich die Ergüſſe einer edlen Seele entzücken
„können), ſcheint mir nämlich nicht die eigentliche Poeſie
„auszumachen. Schaffen ſoll der Dichter, Neues hervor-
„bringen, nicht blos leiden und das Gegebene beleuchten.
„Wie weit in dieſer Rückſicht meine Gedichte ſo zu heißen
„verdienen, kann ich nicht entſcheiden. So viel mein' ich
„doch, daß Kerner ungleich mehr Dichter iſt, als ich. Ich
„habe überhaupt zu ſeinem poetiſchen Talent das größte
„Vertrauen. Jede Kleinigkeit, die er hinwirft, hat Leben,
„es ſpringt etwas hervor, wenn du nur ſeinen Antheil
„am Bären mit dem meinigen vergleichen könnteſt.“

Mehr als früher kam er nun zur Lectüre der gleichzeitigen Schriftſteller. Die Wahlverwandtſchaften und andere Goetheſche Schriften werden angeführt. Auch Shakeſpearſche Stücke, beſonders König Lear. An Kerner ſchickt er von ihm überſetzte Stellen aus Kyd's Spanish tragedie und Strophen von Dryden. Von Jean Pauls Flegeljahren ſchreibt er im Tagebuch: „ſie ſind mir zur Disputationszeit ein wahrer Troſt geweſen.“

Brief von Uhland an Karl Mayer.

Tübingen, 6. Februar 1810.

„Endlich, geliebter Freund, vernehme ich Deine Stimme wieder. Faſt zu gleicher Zeit erhielt ich Dein Schreiben aus Braunſchweig und die an Deine Eltern gerichteten Briefe bis zu dem aus Hildesheim vom 30. Oct. Welch ein Unterſchied, wenn ich Dein und Kerners bisheriges Leben mit dem meinigen zuſammenhalte! Ueber das Letztere Dir viel zu ſchreiben erläßſt Du mir. Soll ich das Unangenehme durch Erinnerung, die Erinnerung durch Schreiben feſthalten? Ich ſchreibe Dir lieber nur die ſcherzhafte Anſicht. Nur ſelten komm' ich aus dem Zimmer, doch will die Arbeit nicht vom Ort; geöffnet ſind die Bücher immer, doch rück ich keine Seite fort. Bald ſpielt mein Nachbar auf der Flöte und führt mir die Gedanken hin, bald ſteht am Fenſter, beim Filete, die angenehmſte Nachbarin. So weit bin ich nun freilich fortgerückt, daß ich mit der Abſchrift der Diſſertation anfangen werde, aber oft iſt mir, als ſollt es Alles anders ſein. Die beſte Zeit ſo zu verderben! Und doch — konnt' ich anders?

Dem Dichter mag freilich das Umtreiben in der Fremde, unter den Menſchen, in ſeinen jungen Jahren das Vortheilhafteſte ſein. Was mein Treiben in der Poeterei betrifft, ſo fehlte mir bisher, beſonders in der letzten Zeit, jenes Leben; doch war mir auch dieſe Zeit nicht unnütz, ich lernte wenigſtens etwas geläufiger die Feder führen. Außer vielen kleinen Gedichten hab' ich ſeit Deiner Abweſenheit auch Einiges von größerem Umfang theils ausgeführt, theils angefangen und entworfen. Ausgeführt habe ich eine dramatiſche Bearbeitung desſelben Volksromans, welchen Kerner in ſeinem trefflichen Schattenſpiel bearbeitet; ſodann (innerhalb zwei Tagen) eine Art von Trauerſpiel: Benno, in Proſa, nur ungefähr ſo groß als in gewöhnlichen Dramen ein Akt und ziemlich grell. Daß ich Euer Urtheil nicht vernehmen kann, thut mir leid; indeß kann ich dieſe Stücke wenigſtens als Studien betrachten. Zu Größerem, z. B. der Franceska, fehlt mir Muße, innere Ruhe, Lebensanregung; ich kann Alles nur fragmentariſch treiben. Bis zum erſten Akt (drei ſollens werden) und eine Scene darüber hab' ich Tamlan und Jannet, dramatiſche Bearbeitung einer ſchottiſchen Ballade, gebracht.[1]

Kerner, der bis zum Frühling in Wien bleiben wird, hat viel Herrliches producirt. Er hat bereits den größeren Theil ſeiner Reiſe in phantaſtiſch-humoriſtiſchen Schattenbrieſen beſchrieben, worein er viele Lieder, auch Vieles von ſeinem früheren Leben und Dichten verwebt hat. Es erwartet Dich ein großer Genuß. Braunſchweig wird unter Anderem einen beſondern Brief einnehmen. Er machte mir den Vorſchlag zur Herausgabe eines Taſchenbuches, das aus dieſen Briefen, meinem Eginhard, unſern neueren Liedern und was Freunde beiſteuerten, beſtehen ſollte.

---

[1] Von obigem unvollendeten Drama ſind Bruchſtücke in die Gedichtſammlung von Uhland aufgenommen worden: das Ständchen unter den dramatiſchen Dichtungen, dann Ritter Harald, und die Elfen.

In Wien hat er Varnhagen wieder getroffen, der als öſterreichiſcher Offizier in der Schlacht von Wagram verwundet, im Spital gefangen, nachher ausgewechſelt wurde. Varnhagen war im Begriff mit ſeinem Obriſten nach Italien zu reiſen; dieß hat ſich aber verſchoben und er ſteht jetzt in Prag in Garniſon. Ich habe auch einen Brief von ihm erhalten. Leo Seckendorf iſt im Felde geblieben. So hat ihn weder Kerner noch ich in dieſem Leben kennen gelernt!

Kerner hat in Wien die genaue Bekanntſchaft des Luſtſpiel-Dichters Stoll, ehemaligen Mitherausgebers des Prometheus, gemacht. Kerner warf mir vor, daß ich Dir bei Deiner Abreiſe nicht Adreſſen nach Hamburg gegeben. Ich mache Dich daher auf folgende Perſonen aufmerkſam, wenn Du etwa dahin kommen ſollteſt.

Mlle. Roſa Maria Varnhagen (bei Herrn Oppenheimer auf dem Kamp Nr. 276), des Dichters Schweſter, auch Dichterin. Sie iſt eine genaue Freundin von

Kerner (mehr nicht, wie ich beſtimmt weiß), mit der er in Correſpondenz ſteht, liebenswürdig, von trefflichem Charakter. Du würdeſt ſie auch von mir grüßen. Ferner Doctor Julius, ein Mediciner, ſehr reich, Freund der altdeutſchen Poeſie und der neuen Schule; Neander, ein Theolog, vertrauter Freund Hermann Gmelins, von Göttingen her; ſie ſchreiben ſich noch. Dieſe Beiden könnteſt Du bei Mlle. Varnhagen erkunden. Endlich Maler Runge, ein Freund Tiecks, der die Zeichnungen zu des Letzteren Minneliedern, ſodann die Zeichnungen zu den Tagszeiten verfertigt, ein romantiſcher Maler, Verfaſſer des Kindermärchens in den Einſiedlern. Landsmann Doctor Kerner, des unſern Bruder. Ich hoffe, dieſe Adreſſen werden Dir nicht unnütz ſein, Menſchen ſind denn doch das Intereſſanteſte. Deines Bruders Bekanntſchaft erfreute mich. Er hat offenen Sinn für Poeſie, der ſich auch in ſeinen Gedichten productiv zeigt. Die Form des Sonetts iſt ihm ſo natürlich, daß auch ſeine Gedichte in andern Sylbenmaßen ſich in ihrem innern Bau zum Sonett hinneigen.

Köſtlin hat ſich als Practicus in Stuttgart geſetzt. Fleiſchmann iſt Cadett bei der reitenden Artillerie. Hermann Gmelin und Schnurrer ſind mein meiſter Umgang. Kölle war auch wieder einige Zeit hier. Er iſt mit Hebel in Karlsruhe ſehr vertraut. Dieſen will er perſuadiren, einen Muſenalmanach zu redigiren.

Du erhältſt hier die ſchwere Menge Gedichte von mir. Ich möchte wiſſen, ob je einmal auf einem ſo kleinen Raum ſo viele Lieder beiſammen geſtanden. Die

Mühe des Abſchreibens verdient es, daß Du mir auch Dein Urtheil nicht vorenthältſt.

Ich erhielt indeß einen Brief von Kerner vom 24. Januar. Er arbeitet fleißig an den Schatten. Späteſtens zu Anfang Aprils will er kommen. Varnhagen war noch in Wien.

Du ſchreibſt nichts über die Zeit Deiner Zurückkunft. —

Wenn ich nicht reiſen dürfte — das fehlte noch! Lebewohl

L. U."

Bruchſtück eines Briefs Uhlands an Juſtinus Kerner.

Tübingen, 20. Januar 1810.

„Ich habe Dir, geliebter Freund, auf drei Briefe zu antworten. Wenn Varnhagen noch in Wien iſt, ſo theile ihm dieſen Brief mit. Herzlichen Dank ihm für ſeinen Brief, für ſein freundliches Andenken, ſein Lied, ſein Wohlwollen für die Meinigen, ſeine gegründeten Ausſtellungen.

Den Auftrag, der ſeinen Brief veranlaßte, werde ich beſorgen und ſodann an ihn beſonders ſchreiben. — Herzlichen Dank Dir für ſo viel Werthes! Daß meine Bemerkungen über die Schatten ſo ſehr gegen Euern Sinn lieſen, iſt mir leid. Die Einheit von Fabel und Wirklichkeit unter einem höhern Princip verkenn' ich nicht, es wäre ohne dieſe Anerkennung ſo Vieles für mich verloren. Nur die Art der Vereinigung in dem

Schattenbriefe mit den Geiſtergeſchichten hat meinem Gefühle nicht zugeſagt. Jener Brief war, wenn ich nicht ſehr irre, bei derjenigen Sendung, welche Du mir ſchleunigſt an Roſa abzufertigen anbefahlſt, was auch gleich nach der Durchleſung geſchah, ſo daß mir alſo ein längeres Verweilen bei der Bilderreihe nicht vergönnt war. Erſt geraume Zeit nachher ſchrieb ich Dir hierüber nach dem Eindrucke, der mir geblieben, den in Worte zu bringen mir ſchwer fiel, wahrſcheinlich auch nicht gelungen. Dadurch, daß ich die einzelnen Dichtungen und Erzählungen, auch die noch weiter anzureihenden, der Geiſterwelt weniger angehörenden Epiſteln, ſchon zuvor als für ſich beſtandene Ganze gekannt hatte, mochte mir das Erkennen einer organiſchen Vereinigung erſchwert werden und das Ganze weniger aus dem Einen großen Guſſe der Begeiſterung, als durch eine Art von Sammlung entſtanden ſcheinen. Wie dem ſei, ich ſagte Dir ſchon ehemals, daß mir Deine Dichtungen beim Wiederleſen immer theurer, ſchöner zu werden pflegen; vielleicht geht es auch hier ſo, wenn ich jenen Brief wieder zu Geſicht bekomme. Die neue mythiſche Perſon der Nachtfräulein hat mich gleich im Eginhard ergriffen; ich ſchrieb Dir vielleicht einmal darüber nach Hamburg. Was meinen von Dir angenommenen Unglauben in Hinſicht auf Erſcheinungen ꝛc. betrifft, ſo bemerke ich: daß ich bis jetzt weder zum Verwerfen noch zum Glauben Grund gefunden; daß ich, eben weil ich für den Glauben empfänglich bin, weil mir die Sache bedeutend iſt, mich vor ſpielender Selbſttäuſchung hüte, mich ſcheue, ungewiſſe oder erklärbare Begebenheiten in's Geiſterreich zu heben. — Was ich über Correktheit, Regelmäßigkeit u. ſ. w. geſchrieben, gab Dir Gelegenheit, Dich luſtig zu machen. Du haſt mich vielleicht mißverſtanden. Ich bemerke nur, daß mir dein Eginhard in der Form vollendet erſcheint. Auch laß' ich mich nicht abhalten, zu dem trefflichen Schachſpiel anzumerken: daß mir der Name Zwerg im Schachſpiel unbekannt iſt, die Rochen (auch Thürme, Elephanten genannt), ſind dagegen ausgelaſſen; daß ich nicht weiß, ob im Schach der Ausdruck ſchlagen gebraucht wird. Der plötzliche Sprung Halders könnte ein Seitenſprung ſein, da die Springer im Schach auf dieſe Art ſpringen.

Daß die ſchon gedruckten Gedichte ohne Deine Abſicht in Baggeſens Almanach gekommen, mußte ich natürlich denken. Ich ſtellte mir die Sache ſo vor, daß Du, wie Du über Deine eigenen Dichtungen aus Beſcheidenheit wortkarg zu ſein pflegſt, die Gedichte dem Baggeſen mit einer Unbeſtimmtheit hingeworfen, die er nachher für ſeinen Zweck auslegte. Eine Anzeige iſt freilich nöthig, theils weil die meiſten ſchon gedruckt ſind, theils wegen der Verhunzung, theils wegen des Klingklingelalmanachs, an dem mich am meiſten ärgert, daß hier Deutſche, wie von dem Fremdling zum hölzernen Gelächter über mehrere ihrer edelſten Schriftſteller abgerichtet erſcheinen. — Nur iſt mir leid, daß Ihr mir die Beſorgung übertragen, da ich Eurem Verlangen nicht entſprechen kann. Es iſt meine Pflicht, Euch den Grund treulich anzugeben, er iſt: weil mir doch

Varnhagens Erklärung beſonders gegen das Ende etwas zu ſtreng dunkt. In Hinſicht der Koref'ſchen Gedichte, beſonders der vorher nicht gedruckten, ſind mir die Verhältniſſe nicht ſo ganz klar. Gegen meine Anſicht nun kann ich in der Sache auch nicht einmal als mechaniſches Werkzeug durch Adreſſe und Ueberſendung mitwirken, wenn Ihr auch gleich vielleicht dieß kleinlich findet, ſo leid es mir thut, Freunden in etwas nicht zu willfahren. Daß Ihr mir's nicht verargt, hoffe ich zu Eurer Freundſchaft. — — Ein Druckfehler ohne Gleichen ſoll im Almanach für Liebende ſtehen; ſtatt Ringellocken voll junger Sylphen heißt es: Ringellocken voll Ungeziefer — — —"

Ohne Kerners Brief bleibt freilich in dieſem Bruchſtück Manches unverſtändlich; und doch giebt es einen ſo guten Einblick in das trauliche Verhältniß der Freunde und auch wieder in die Verſchiedenheit ihrer Charaktere, wie ſie ſich in ihren abweichenden Anſichten über das Geiſterreich darſtellt, daß das Schreiben doch wohl hier eine Stelle einnehmen darf. Die Briefe, die von Uhland in dieſen Blättern mitgetheilt werden, ſind außer den Briefen an ſeine Familie meiſtens Concepten entnommen. Bei Briefen poetiſchen oder politiſchen Inhalts ſchrieb er häufig zuerſt ein Concept. Er hielt etwas auf einen rein geſchriebenen Brief ohne Durchſtrich oder Einſchiebſel und verſicherte, er komme ſchneller mit einem Briefe zu Stande, wenn er denſelben zuerſt entwerfe und dann in das Reine ſchreibe, als wenn er gleich das Schreiben zum Abſchicken richte, weil es ihm dann oft nicht genüge und er es doch zum zweitenmale ſchreibe. Bis zu ſeiner letzten Krankheit blieb ſeine Handſchrift faſt dieſelbe wie in den früheren Jahren, ſo daß es bei ſeinen Papieren oft ſchwer hält, zu entſcheiden, aus welcher Zeit das Geſchriebene ſtammen könne, wenn der Inhalt nicht darauf führt.

Am 1. April 1810 wurde die Diſſertation, mit der er ſich ſo lange beſchäftigt hatte, übergeben. Das Thema war: De juris Romani servitutum natura dividua vel individua. Doctor Klüpfel ſagt von der Diſſertation: „Die Arbeit wird von Solchen, die ſie näher kennen gelernt, als ein Muſter von Feinheit, Schärfe und Reichhaltigkeit geſchildert.“ Es wurde ihr auch die Ehre zu Theil, daß Vangerow derſelben rühmend gedenkt.

Den dritten April fand die Disputation ſtatt und die Doctors-Creirung wurde mit einem Schmauſe gefeiert.

III.

Reiſe nach Paris und Advokatur in Tübingen.

1810 — 1813.

Den 6. Mai 1810 trat Uhland die längſt erſehnte Reiſe nach Paris an, von den Eltern und der Schweſter nach Karlsruhe begleitet, wo ſie bei ſeiner Mutter Bruder, dem Hofrath Hofer, noch einige Tage verweilten. Auf dem Poſtwagen kam er am 13. nach Frankfurt und am nächſten Tage auf einem Marktſchiff mit mehr als 100 Perſonen nach Mainz. Das Tagebuch ſpricht von der herrlichen Gegend bei Bingen und den unbeſchreiblich ſchönen Ruinen, die er von der Rheinjacht, auf der er bis Coblenz fuhr, bewundern konnte. „Ein unbekannter Reiſegenoſſe blies das Poſthorn zwar ziemlich ſchlecht, aber die Töne verklärten ſich im Wiederhall, da zog ein Anderer eine Flöte hervor und dann ſtimmte die Geſellſchaft mit Geſang ein. Ein ſonderbares Zuſammentreffen mit meinem Liede: „Das Schifflein“ bemerkt hierzu unſer junger Reiſender. Wie ſo oft auf Reiſen folgt auf dieſen genußreichen

Tag einer, der die Reiſeunannehmlichkeiten zeigen ſollte. Der Douanier in Coblenz wollte den Koffer nicht mehr viſitiren, ein nothgedrungener Raſttag war die Folge davon. Die zerſtörte Feſtung Ehrenbreitſtein, auf der ein einzelnes Schaf weidete und ein armes Weib, das Gras abmähte, ſtimmte das junge deutſche Herz auch nicht heiter; Abends wurde noch der erkaufte Poſtſchein verloren; ſo ſchließt dieſer Tag ziemlich trübſelig im Tagebuch, mit dem Ausrufe: „Gott gebe mir morgen einen guten Tag!“ Auf der Diligence wurde am nächſten Abend Trier erreicht. Ein alter Mann, der mitfuhr, rühmte ſich, den Menſchen am Geſichte und an der Haltung ihren Stand und ihr Gewerbe abſehen zu können. Seinem ſchwäbiſchen Reiſegenoſſen erklärte er, daß er kein Gelehrter, kein Kaufmann, wohl aber ein ehrſamer Handwerker, etwa ein Uhrmacher ſein werde. Dieſer ließ ihn auch getroſt auf dieſem Glauben.

Ueber Trier und Luxemburg ging es nun nach Metz. „Von Metz (heißt es ferner) fuhr ich mit drei franzöſiſchen Offizieren, die ſich über meine Unbeholfenheit in der franzöſiſchen Sprache moquirten. Als ich jedoch beim Abendeſſen in Verdun auf eine höfliche Weiſe die Sache abzulehnen ſuchte, wurden ſie ſehr artig.“ Ergründet haben ſie aber den jungen Deutſchen auf der Reiſe nicht, denn als der eine von ihnen ſpäter in der Gallerie des Louvre wieder mit Uhland zuſammentraf, hielt er es für nöthig, ihm die mythologiſchen Bilder zu erklären, „weil er dieſe ſonſt unmöglich verſtehen könne.“

Am 25. Mai, zwölf Tage nach der Abreiſe von Karlsruhe, langte er in Paris an! Er hatte aber freilich in dieſer Zeit auch mehr geſehen, beſonders das herrliche Rheinland — als man jetzt im Fluge auf der Eiſenbahn genießen kann. — Zuerſt wurden die alten Tübinger Freunde Eduard Gmelin und Prägitzer aufgeſucht und im gleichen Hauſe mit ihnen, im Hotel de Piemont, Quartier genommen. Er war mit der Portiersfrau, der Mère Michel, ſo wohl zufrieden als ſie mit ihm. Herr Otto Jahn berichtet uns „ſie habe die Mutter dieſes Sohnes glücklich geprieſen.“ Manches Schwabenkind hat nach Uhland bei ihr Wohnung genommen und ſich wohl befunden. Als Guſtav Schwab mehr als zwanzig Jahre nachher in Paris war und ſie aufſuchte, erinnerte ſie ſich noch mit Antheil an Uhland.

Dem Muſeum und dem Manuſcriptendepot der Bibliothek galt nun der erſte Beſuch. Bei den obern Brücken wurden Volksromane gekauft, les quatre fils d'Aymon u. ſ. w. Auch ein ſpaniſches Dictionnaire wird angeſchafft und durchleſen.

Aber auch zu der place du temple, zu dem palais de Justice wird gewandelt. Wie in Tübingen ſo muß ja doch auch in Paris die Jurisprudenz neben dem Lieblingsſtudium beachtet werden. Wenn Kerner ihn brieflich abhalten wollte, nach Paris zu gehen, „er ſolle lieber in Deutſchland Bilder ſehen, als in Paris die geſtohlenen,“ ſo iſt daraus nicht der Schluß zu ziehen, er habe ſeinen Freunden ſein Vorhaben, die alten Handſchriften aufzuſuchen, abſichtlich verborgen; wenn er auch mit Kerner, der ſich mit der Philologie nicht beſchäftigte, nicht gerade viel darüber geſprochen haben mag. Es war aber auch kein Vorwand, wenn er des Studiums der franzöſiſchen Geſetzbücher und Gerichtseinrichtungen erwähnt; es war auch dieß ſeine redliche Abſicht, er fand es aber ſchwer, Zutritt zu den Gerichtshöfen zu erhalten. Doch erwähnt er einigemale der Vorleſungen von Paſtouret. Deshalb ſoll aber nicht beſtritten werden, daß dieſe Studien denen ſeiner Neigung etwas nachſtehen mußten.

Werktags iſt er fleißig an der Arbeit, Abends mit den Freunden zuſammen, und Sonntags wird womöglich mit dieſen ein Ausflug auf das Land gemacht. Auf einer ſolchen Tour nach Verſailles erfreut er ſich beſonders „der friſcheren Natur“.

Den Eltern ſchreibt er: „Ich gehe in der Regel um 10 Uhr in die Bibliothek, oder wenn ein merkwürdiger Fall vorkommt, in das palais de Justice. Auf der Bibliothek beſchäftige ich mich mit deutſchen und franzöſiſchen älteren Manuſcripten.“ Dann beſchreibt er ein Feſt, das die Garde dem kaiſerlichen Paare gab, wozu er und die Freunde Billets von dem Geſandten erhielten. Sie mußten ſich aber, um demſelben anwohnen zu können, ein habit habillé miethen und brachen in helles Lachen aus, als ſie ſich ſo traveſtirt erblickten. In einem andern Briefe ſchreibt er: die Vendôme-Säule mit den Basreliefs aus dem öſtreichiſchen Kriege ſei freilich kein erfreulicher Anblick für ein deutſches Herz. In der Gallerie begegnet ihm zu ſeiner Ueberraſchung Varnhagen, der als Fähndrich mit dem Oberſten, Fürſten Bentheim, nach Paris gekommen war. Durch dieſen wird er mit Chamiſſo bekannt und iſt nun Abends öſters mit ihm zuſammen. Chamiſſo liest ihm in ſeinem Zimmer ſeinen Fortunat vor.

Es folgt hier ein Brief von Uhlands Mutter, der uns zeigt, was ſie von ihrem Sohne hält und — was ſie an ihm zu tadeln hat.

Frau Uhland an ihren Sohn.

Tübingen, 30. Juni 1810.

„Gottlob lieber Louis! daß Deine Briefe immer ſo gut lauten, ſowohl in Anſehung Deiner Geſundheit, als auch, daß Du Deine Zeit ſo angenehm zubringen kannſt, und wie ich hoffe, auch nützlich. Ich bin beruhigt, da ich Dir ſo gute Grundſätze zutraue, daß Deine Moralität durch keinen böſen Einfluß leiden werde. Vergiß nur nie, daß Du einen allwiſſenden Zeugen ob Dir haſt, der einſt Rechenſchaft aller Deiner Handlungen fordern wird, ſo wirſt Du Deine Tage ruhig zubringen und jedes Vergnügen, das Du unſchuldig genießeſt, wirſt Du doppelt fühlen, weil Dich die Erinnerung daran niemals ſchamroth machen wird; jeder Jüngling darf ſich ſo ſeiner Jugend freuen und ſo gönne ich es Dir von Herzen. Ich will ganz aufrichtig gegen Dich ſein und Dir zeigen, daß ich mit Deinem innern Gehalt, der mir das Vorzüglichſte iſt, zufrieden bin; aber ich vermiſſe ſehr das Aeußerliche an Dir, das zwar Nebenſache iſt, aber um fortzukommen einmal erwartet wird. Du mußt mich aber nicht mißverſtehen; ich will nichts Schmeichleriſches, Deine Denkart ſoll durchaus ihre Reinheit behalten, nur meine ich, Du ſollteſt was in Dir iſt auch Andern ohne Prahlerei mehr zeigen können. Du ſollteſt gefällige, wohlwollende Geſinnungen auch äußerlich mehr zeigen können, aus Gefälligkeit geſprächiger ſein. Dieſe Außenſeiten wirſt von den Franzoſen ablernen können. Nur mußt keine ſo geſchwätzige Geſellſchaft ſuchen, wie K. und H., die vor zwei reden und Du nicht zum Worte kommen kannſt. Kurz Deine äußere Bildung ſoll auf der Reiſe gewinnen.

Das Oekonomiſche wirſt von Deinem Vater hören, ſein Plan iſt, 1000 fl. auf Dich zu verwenden. Er meint, Du würdeſt damit bis zum Januar oder vielleicht etwas länger ausreichen. Würde dann aber kalte oder ſchlimme Witterung einfallen, kann man es nicht auf 8—10 Louisd'or errathen. Nach einiger Zeit wirſt ſelbſt ſehen, wie das geht und kommt — wie Frau Conz ſagt. —

In Stuttgart war ich überraſcht, den Kerner im Theater zu ſehen. Er iſt noch der alte gute, doch ſeine Bildung hat gewonnen. Er ſchrieb mir dieſe Woche, ich ſolle ihm doch um Gotteswillen was von Dir ſchreiben, gerade war aber Dein Brief an ihn unterwegs. Haſt Du einmal Gelegenheit, dem Louisle etwas von Paris zu ſchicken, ſo thue es. Sie getraute ſich nicht, Dir franzöſiſch zu ſchreiben, das nächſtemal aber ſoll ſie es doch thun.

Deine
treue Mutter
Eliſabeth Uhland.“

Das vierzehnjährige Schweſterchen ſetzt dieſem Brief bei:

„Du biſt und bleibſt auch in Paris immer noch der alte trockene Vetter, ſchreibſt nur immer von Bibliotheken, Muſeen u. ſ. w., Sachen, die mich ganz und gar nicht intereſſiren. Schreibe lieber auch von den Pariſer Mädchen, was ſie für Kleider anhaben, wie ſie gemacht ſind u. dgl. Auch von der Kaiſerin und von ihrem Anzug möchte ich viel wiſſen, was freilich für dich blinden Heß ſchwere Fragen ſind. Doch für was haſt Du Deine Brille? Auch von der Kocherei möchte ich hören. — —“

Eine ſehr werthvolle Bekanntſchaft war für Uhland die von Immanuel Bekker (der von Varnhagen erwähnte ſtille Bekker) den er bei den Manuſcripten kennen lernte. Später, in den Winterabenden, forderte Bekker Uhland auf, mit ihm ſpaniſch zu leſen und manchen Abend ſaßen ſie dann zuſammen. Zuerſt wurde El rei Bamba geleſen. Auch das Portugieſiſche wurde vorgenommen. Auf die Einwendung Uhlands: er kenne die Sprache nicht, meinte Bekker: es werde ſchon gehen, und ſiehe, es gieng! Sie laſen die Luſiaden zuſammen. Mit Freuden berichtet Uhland ſpäter die ihm von Bekker vorgeſchlagene Brüderſchaft. Dieſe Freundſchaft war eine Wohlthat für unſern Dichter, denn früher ſteht im Tagebuch nach der erfolgten Abreiſe der Landsleute: „Immer einſamer werdendes Leben, Verſchwinden der Erwartungen.“ Die gelegentliche Auffindung alter Bücher war eine weitere Freude. Auf dem Pont St. Michel fand und erkaufte er Guerras civiles de Granada. Er ſagt darüber: da mir ſchon oft von alten Büchern, die ich fände, geträumt hat, ſo zweifelte ich beinahe im erſten Augenblicke, ob es nicht ein Traum ſei? Von neuen Bekanntſchaften außer den ſchon genannten ſind beſonders anzuführen: Sieveking von Hamburg und Koreff, dann Pilat, bei der öſterreichiſchen Geſandtſchaft angeſtellt, und ein Franzoſe Jourdain, mit dem er franzöſiſch las.

Ein Beſuch der Schwimmſchule hätte ihm faſt verderblich werden können. Da er ſich in Tübingen im Schwimmen geübt hatte, ſo warf er ſich getroſt in das Waſſer, aber es ging in der ſtillen Seine nicht ſo leicht wie im Neckar, er mußte bald zu der dargebotenen Stange greifen und nahm deshalb, im September noch, einen Kurs in der Schwimmſchule. Den ganzen September und einen Theil des Octobers war die Bibliothek geſchloſſen. Er ſchreibt den Eltern darüber: „Ich bin deshalb viel zu Hauſe und beſchäftige mich mit Leſung des Maleville und mit Sprachen. Ich denke viel an Tübingen. Um zwölf Uhr, was immer durch einen Schuß auf dem Palais royal angezeigt wird (Schlagen und Läuten hört man hier wenig, die Glocken wurden meiſt in der Revolution zerſtört), ſtelle ich mir lebhaſt vor, wie man ſich jetzt in Tübingen an den Tiſch ſetzt, wo ich dann noch vier Stunden zu warten habe. Ich denke mir dann die Schnutz (die Hauskatze), wie ſie mit den Vorderfüßen auf dem Tiſche ſteht und Luischen Complimente macht. Luischen grüße ich tauſendmal; ſie wird den Brief ſammt Zugehör durch Prägitzer erhalten haben." — — Es zeigt ſich faſt etwas von Heimweh in dieſem Briefe.

Gar zu gerne wäre Uhland, ſo lange die Bibliothek geſchloſſen war, nach Havre gereist, es war aber nicht möglich, in Paris einen Paß dahin zu erhalten.

Das Theater, beſonders das Luſtſpiel, beſuchte er ſehr gerne, ſoweit es ihm ſeine Kaſſe erlaubte. Die Shakeſpeare'ſchen Stücke und die Wahlverwandtſchaften wurden auch wieder von ihm geleſen.

Als die Bibliothek wieder offen war, heißt es dann im Tagebuch: „Herrliche Stellen in dem Romane Wilhelms von England — Begeiſterung dadurch!" Im folgenden Brief ſpricht er ſich darüber aus.

Uhland an Baron de la Motte Fouqué.

Paris, 29. October 1810.

„Als ich dieſen Abend Ihren Brief wieder las, erwachte in mir das lebhafte Verlangen, Ihnen einmal wieder näher zu treten. Ich weiß, indem ich die Feder anſetze, nicht, was ich ſchreiben ſoll, und ich fühle, daß es nicht die Schrift iſt, ſondern das lebendige

Wort, was mir fehlt. Mein Brief iſt eigentlich ſchon zu Ende, doch füge ich einige Nachſchrift bei.

Ueber Varnhagens Aufenthalt in Paris brauche ich nicht zu ſchreiben, da Sie mit ihm in ſtäter Verbindung ſtehn. Ich hatte mich einmal recht einſam gefühlt, als ich auf die Gallerie gieng und hier unerwartet Varnhagen fand und durch ihn Chamiſſo, von deſſen Hierſein ich nichts gewußt hatte. Gegenwärtig iſt meine liebſte Zeit, in der ich mich mit altfranzöſiſchen Dichtungen beſchäftige. Ich habe beſonders eine Reihe normänniſcher Kunden von eigenthümlicher Trefflichkeit aufgefunden, von denen ich bereits einige überſetzt. Eine, die ich als Volksroman getroffen, hab' ich in Balladenform zu bearbeiten begonnen. Ich wünſchte überhaupt eine Sammlung von Ueberſetzungen und Bearbeitungen altfranzöſiſcher Dichtungen zuſammen zu bringen. Diejenigen Dichtungen nehmlich, die mir in der Form, in welcher ich ſie vorfinde, ſchon vollendet erſcheinen, überſetze ich getreu, andere, die durch unangemeſſene Einkleidung, beſonders durch Weitſchweifigkeit entſtellt ſind, ſuch ich zu bearbeiten; denn hier ſcheint mir die Treue eben darin zu beſtehen, daß die lebendige Sage von der ſchlechten Einkleidung befreit und ihr ein Gewand gegeben wird, in dem ſie unentſtellt erſcheint und frei ſich bewegt. Wie viel ich leiſten kann, wird zum Theil von der Dauer meines hieſigen Aufenthaltes abhängen. Das Abſchreiben iſt ſehr mühſam und die Ueberſetzung in zweiſchlägigen Hans Sachſiſchen Reimen, worin die meiſten Erzählungen verfaßt ſind, hat manche Schwierigkeiten. Eine größere Dichtung, König Wilhelm von England, die Aehnlichkeit mit dem Oktavianus hat, aber in originellem Geiſte aufgefaßt und durchgeführt iſt, rein poetiſch, kindlich phantaſtiſch, wünſchte ich ſehr, abgeſchrieben zu haben, um ſie nach meiner Zurückkunft überſetzen zu können. — Ich weiß nicht, ob Andere die Begeiſterung theilen würden, zu der mich dieſe Gedichte hingeriſſen, und wenn ich ſo die ſchlichten Worte ſtundenlang abſchreibe, werde ich zuweilen ſelbſt irre, allein wenn mir dann dem Buche fern die lebendige Dichtung unter die Bäume und in den Mondſchein nachwandelt wie ein Geiſt, der ſeinen Grabſtein verläßt, dann kann ich nicht glauben, daß es nur ſelbſtſüchtiges Wohlgefallen an eigenem Treiben iſt, was mich ſo mächtig überſtrömt, ſo mein eigenes Dichten verſchlungen hat.

Wenn es Ihnen nicht unangenehm war, blos von mir zu hören, ſo bitte ich Sie, mir einmal von Dem zu ſchreiben, was von neuen Dichtungen Sie beſchäftigt; ein Vorrecht der Geweihten, zu wiſſen, was für neue Erſcheinungen am Himmel der Poeſie ſich bereiten und die aufgehenden Sterne in der Tiefe des Gemüths zu entdecken, in der ſie der übrigen Welt noch nicht ſichtbar ſind.

Mit Achtung der Ihrige

L. Uhland.“

Es ſcheint dieſer Brief derjenige zu ſein, deſſen Uhland in dem Briefe vom 19. Dez. gegen Fouqué gedenkt, welch letzteren Otto Jahn ſchon veröffentlicht hat.

Unter dem 1. Nov. iſt in dem Tagebuch bemerkt: „Hoffnung zur Auffindung einer Reihe fränkiſcher Sagen, „Sage von Pipin. Beſtimmtere Auffaſſung der Tendenz „meiner Sammlung altfranzöſiſcher Poeſien. Hauptſächlich Sage, Heldenſage, Nationalſage, lebendige Stimme, „mit Hintanſetzung des künſtlichen, bürgerlichen u. ſ. w. „Erkaufung einiger Bände der Bibliothèque des Romans.“ Den 3. Dez. heißt es: „Ich hatte Morgens in „Lope de Vega die Romanze von Kaiſer Karl u. ſ. w. „geleſen. Mit dem Gedanken an dieſen Fabelkreis gieng „ich gegen die Notredame-Kirche, auf dem Pont St. „Michel vergeblich nach alten Büchern ſuchend, bis ich „endlich ganz unerwartet im Louvre den Volksroman „von Karl dem Großen fand.“ Dann kommt wieder: „Vergeblicher Gang zu Paſtourets Vorleſung.“ Immer noch muß die Rechtswiſſenſchaft neben der Poeſie herlaufen, wenn auch wie ein Stiefkind etwas hintendrein, denn gleich heißt es wieder: „Nachſuchung nach dem Fierabras, wozu ich mir das Manuſcript N. geben ließ, worin ich zwar nicht das Geſuchte, aber die Belagerung von Vianes fand.“ Um dieſe Zeit wurde auch Rouſſeau's neue Heloiſe geleſen und darüber geſagt: „die neue Heloiſe iſt vielleicht das Höchſte, was nicht die Gluth der Phantaſie, aber die Gluth des Herzens hervorgebracht hat.“ Nun kam aber ein Brief der Eltern mit der Nachricht, daß das Geſuch um Erlaubniß zum verlängerten Aufenthalt in Paris vom König abgeſchlagen worden ſei und er in zwei Monaten zuruckkehren müſſe. Und doch hatte er kein Amt und keine Reiſeunterſtützung von der Regierung!

Anfangs Januar 1811 muß es bitter kalt auf der Bibliothek geweſen ſein, denn Uhland, der ſich ungemein hart war und nicht leicht klagte, machte doch die Bemerkung „Kalte Hände“. Wann die rechte Hand über dem Schreiben erſtarrt war, führte er oft die Feder mit der linken, bis er die andere an dem großen Kohlenbecken wieder erwärmt hatte.

Es kam nun die Zeit, wo er von Paris und von ihm lieb gewordenen Menſchen ſcheiden mußte. Er führt ein Geſpräch mit Bekker über die neuere Poeſie und über ſein eigenes Dichten [illegible], aber ohne das Nähere anzugeben. Bisher mochten [illegible] wohl mehr von klaſſiſcher Literatur und von mittelalterlicher Poeſie geſprochen haben als vom eigenen Schaffen. Eine herzliche Freundſchaft haben ſich die zwei ſtillen und doch innerlich ſo lebendigen Geiſter durch das ganze Leben erhalten.

Am 26. Januar reiſte Uhland mit ſeinem Landsmann Schickard von Paris ab und kam am 30. in Straßburg an. Vor Allem intereſſirte und beglückte ihn das Münſter. „Um- und Durchgehen des Münſters, bei Glockenklang und Nachts.“ O Straßburg, o Straßburg, du wunderſchöne Stadt! ruft er aus. In einem Brief an Bekker ſchildert er den Eindruck, den das Münſter auf ihn gemacht hat. Otto Jahn hat ihn in ſeiner Schrift gegeben. In Karlsruhe hielt er ſich einige Tage bei ſeinem Oheim auf. Ueber das Theater daſelbſt macht er dieſes mal die Bemerkung: „Schmerzliches Vermiſſen des Vortrefflichen.“

Auf der Weiterreiſe beſuchte er Kerner im Wildbade, wo ſich dieſer nach der Zurückkunft von ſeiner Reiſe als Arzt niedergelaſſen hatte und langte dann am 14. Februar in der Vaterſtadt an. Von den in die Sammlung aufgenommenen Gedichten ſind folgende in Paris entſtanden: Der Roſenkranz. Der nächtliche Ritter. Das Reh. Amors Pfeil. Schickſal. Das Ständchen. Graf Eberhards Weißdorn. Die Jagd von Wincheſter. Todesgefühl. Der Ring. Die drei Schlöſſer. Altfranzöſiſche Gedichte. Ein ungedrucktes Gedicht auf Raphaels Madonna della Sedia ſchildert den tiefen Eindruck, den dieſes Gem[illegible]de auf ihn gemacht hat. Die Romanze: Graf Eber[illegible]ds Weißdorn, hat er nach ſeinem Tagebuch am 13. Oct., Nachts zehn Uhr, faſt ganz im Palais royal gedichtet.

* * *

So wohlthuend das Wiederſehen der geliebten Eltern für Uhland war, ſo mußte er doch die Vortheile und das bewegte Leben der großen Stadt, die Hülfsmittel für ſeine Lieblingsſtudien, die ihm dort in reichem Maße zur Benützung ſtanden, nun in Tübingen ſehr vermiſſen. Auch traten die Anſprüche des bürgerlichen Lebens nun an ihn heran, während er doch ſo ſehr gewünſcht hätte, der Ausarbeitung des in Paris Erſammelten ungetheilt ſeine Zeit widmen zu können.

Der hier folgende Brief zeigt ſeine Seelenſtimmung.

Uhland an Karl Mayer.

Tübingen, 23. Februar 1811.

„Deinen Brief, theurer Freund, den ich nicht lange vor meiner Abreiſe von Paris erhielt, wollte ich im Strudel der letzten Tage nicht mehr beantworten, und ſchreibe nun erſt, nachdem ich wieder in der Einſamkeit bin. Alte Geſchichten will ich hier nicht hervorziehen, wir friſchen ſie lieber bei mündlicher Unterhaltung mit einem Glaſe Wein an, auch iſt Dir Manches aus meinen Briefen an Kerner bekannt.

Wenn ich den Werth einer Reiſe nach ihrem Werthe für das Gemüth ſchätze, worin ich immer mehr das höchſte Intereſſe des Lebens anerkenne, ſo war wahrſcheinlich die Deinige um Vieles bedeutender als die meinige. Eben darum kann ich an der Deinigen den Theil am wenigſten billigen, der in bloßem flüchtigen Städtedurchwandern beſtand und gerade auf Deine Geſundheit am nachtheiligſten wirken mußte. Um ſo mehr beneide ich Dich um Deinen längeren Aufenthalt in Hamburg u. ſ. w.

Die letzte Zeit meines Aufenthaltes in Paris war mir beſonders durch die innige Freundſchaft mit Bekker, einem Berliner, werth. Er iſt zum Profeſſor der claſſiſchen Literatur bei der Univerſität in Berlin ernannt, bleibt aber noch einige Zeit in Paris, wo er in den griechiſchen Manuſcripten arbeitet.

Ich war eigentlich zurückberufen, glücklicher Weiſe aber traf der mir geſetzte Termin mit der Zeit wo ich ohnedieß zurückgekehrt wäre, ſo ziemlich zuſammen. Die ungünſtige Jahreszeit machte nur den nächſten Weg wünſchenswerth. Ich reiſte mit Schickard, der nun bald Repetent wird, für jetzt aber Vikar in Köngen iſt, bis Karlsruhe, wo ich mich acht Tage aufhielt und bei Kölle und Rehfues eine recht landsmannſchaftliche Aufnahme fand. Von da gieng ich zu Kerner und blieb vierthalb Tage bei ihm. Ungeachtet es die meiſte Zeit regnete, waren wir doch recht gut beiſammen. Wir hatten uns ſo Vieles zu ſagen, theilten uns unſere Papiere mit, ſetzten uns ins Bad, machten, wenn es möglich war, kleine Spaziergänge an dem wilden Strome hin, machten uns mit der Redaction des Almanachs zu ſchaffen.

Kerner hat bereits viel zu thun und obgleich dieſer Aufenthalt in mehrerer Rückſicht für ihn nicht geeignet iſt, ſo iſt doch auch die romantiſche Waldgebirgs-Gegend für ihn nicht ohne günſtigen Einfluß, was ſich mir bereits erfreulich in den Scenen eines neuen Schattenſpiels: der erſte Bärenhäuter, erwies, die ich vorgeſtern von ihm zugeſchickt erhielt. Beſonders erregte mich in einer nächtlichen Waldſcene der ſpukende Geiſt eines Jägers, welcher ſpricht:

Wenn die Eul' im Wald ſich reget,
Wolf und Marder Beute ſuchen,
Wenn der Mond blickt durch die Schläge,
Reißt mich's aus dem Leichentuche,
Und der Hengſt, darf ihn nicht rufen,
Steht ſchon wiehernd auf dem Hügel,

Trägt mich wie auf Sturmesflügel,
Durch die Klüfte bis zum Steine,
Drin verſteinern die Gebeine,
Die mich ewiglich verfluchen.
(Er verſchwindet vor einem Steine.)

Das Almanachmanuſcript hat mich ſehr erfreut, es ſind ſehr gute Beiträge vorhanden und ſo viele, daß Kerner geſonnen iſt, gar keine Proſa zu nehmen. Von Fouqué, Graf Löben u. ſ. w.

Seit acht Tagen bin ich wieder hier und fühle mich entſetzlich einſam. Es iſt zwar noch nicht ausdrücklich von der Sache geſprochen worden, allein es ſcheint mir, daß ich hier bleiben und ſeiner Zeit Procurator werden werde; es iſt mir, wie wenn ich in die Eiswüſten von Siberien hinein liefe. Umgang hab ich hier ſehr wenigen. Und nun bitte ich dringend, mich bald zu beſuchen, oder doch mich wiſſen zu laſſen, wo wir uns treffen können. Schreibe mir ſogleich darüber, damit ich mich zum voraus freuen kann und damit wir uns nicht verfehlen. Mit alter Liebe

Dein

L. U."

Die früheren Studiengenoſſen fand er nicht mehr in Tübingen, aber es fügte ſich glücklich, daß Guſtav Schwab, der im Herbſte 1809 in das Tübinger Stift gekommen war, ſich freundlich an ihn anſchloß und er durch ihn mit andern jungen Männern, die, wie er, ſtrebſam und Freunde der Poeſie waren, bekannt wurde.

Es waren beſonders Auguſt Köſtlin (jetzt Präſident des Conſiſtoriums), Bruder von Uhlands Freund, und Auguſt Mayer (ſpäter im ruſſiſchen Feldzug umgekommen und Bruder ſeines Freundes Karl Mayer). Schwabs lebhaftes Gefühl für die Natur und Poeſie hatte einen wohlthätigen Einfluß auf Uhland, der das Bedürfniß nach Anregung und Mittheilung in hohem Grade hatte. Mit dieſen jungen Freunden kam er auch öfters in das Haus des Profeſſors Schrader, deſſen liebenswürdige Frau die poeſiereichen jungen Männer freundlich und gerne um ihren Theetiſch verſammelte. Mit der gleichen Güte wurden ſie im Doctor Hehl'ſchen Hauſe aufgenommen. Dieſen Abenden hat das Theelied ſeine Entſtehung zu danken. „Meine juridiſche Arbeit macht mir tauſend Skrupel,“ findet ſich im April verzeichnet. Dann wieder „Gewaltſames und inſtinktmäßiges Vordringen der Poeſie, unter ganz fremdartigen Beſchäftigungen, wie ich mir das Verfallen auf das Märchen „La belle au bois dormant“ durchaus nicht zu erklären weiß.“ So ſchildert er ſeine Lage in jener Zeit. Die Selbſtverläugnung, die er in ſeinem ſpäteren Leben aus treuem Herzen oft jüngeren Männern angeſonnen, wenn ſie von ihm ſich Rath holen wollten, ob ſie ſich ganz der Poeſie widmen ſollen? er hat ſie in der Jugend ſelbſt geübt und ſich nicht nachgegeben, wenn ihm der Advokatenſtand auch recht läſtig wurde. Er athmete aber leicht auf, wenn ihm einige Zeit frei und ungeſtört für ſeine Studien blieb. Schwab brachte ihm das Buch der Helden von von der Hagen. Mit Freuden ſagt er darüber: „Ich las heute den Siegfried, Etzels Hofhaltung und Alphards Tod. Es eröffnet ſich in dieſen Gedichten eine ganz eigene Anſicht der Poeſie, die äußerſte Objectivität, der durchgängige treue deutſche Sinn!“ Am andern Tage kommen aber Gantakten von Reutlingen und nehmen ſeine Zeit in Anſpruch!

Der Aufſatz über das altfranzöſiſche Epos, bald nach der Rückkehr von Paris begonnen, wurde verſchiedene Male umgeſchrieben und endlich im Mai 1812 an Fouqué zur Aufnahme in die von ihm herausgegebenen Muſen abgeſchickt, aber erſt 1813 gelang es ihm durch Schwab einen Abdruck davon zu erhalten. Nachdem er die Nibelungen wieder geleſen, machte er die Bemerkung: „Der Eindruck derſelben läßt ſich mit dem Vers 3681 vergleichen: Im ragete von dem hercen eine gerstange lang.“

Mit Kerner hatte er viel über den Almanach, den dieſer herausgeben wollte, zu verhandeln; es zeigte ſich aber längere Zeit kein Verleger dazu, doch erſchien er für 1812 unter dem Titel: Poetiſcher Almanach. Uhland hat ſeine eigenen Gedichte in dieſen Jahren Cotta und Braun vergeblich zum Verlag angeboten. Von Kerners Mährchen „Goldener“ ſchreibt er: „Heute habe ich Kerners Mährchen Goldener, das ganz Goldglanz iſt, geleſen. Wenn mich etwas recht entzückt, ob es gleich an ſich nicht von der rührenden Art iſt, ſo pflegt es mich Thränen zu koſten.“

Einige Briefe vom Jahre 1812 bezeichnen ſeine Lage in Tübingen in Beziehung auf die Hülfsmittel für die Studien ſeiner Neigung und das, was er gerne erſtrebt hätte, wenn er ſich ihnen mit ganzer Kraft hätte widmen können. Der erſte iſt an den Grafen von Löben gerichtet, mit dem ihn der poetiſche Almanach in Berührung gebracht hatte. Der zweite Brief iſt an Ferdinand Weckherlin, der bei der Bibliothek in Stuttgart verwendet war und frühe geſtorben iſt, geſchrieben.

Uhland an Graf von Löben.

Tübingen, 18. März 1812.

„Da ich die Freude Ihrer erſten Begrüßung einzig der Poeſie verdanke, und da eben dieſe, wie ich hoffe, uns einander mehr und mehr nahe bringen ſoll, ſo erwiedere ich Ihr freundliches Schreiben gleich damit, Ihnen die gegenſeitige Mittheilung unſrer Anſichten von der Poeſie vorzuſchlagen. Nicht von dem Innerſten der Poeſie, denn darüber iſt keine Verſtändigung möglich, wo ſie nicht von Anbeginn vorhanden war; daß ſie aber bei uns vorhanden iſt, dafür bürgen mir einerſeits Ihre nur zu günſtigen Urtheile über meine Lieder, andererſeits der Eindruck, welchen Ihre Dichtungen, namentlich Arkadien, durch die inwohnende Liebe auf mich gemacht. Ueber den Stoff aber, die Form, die Sprache, oder was immer zur äußeren Erſcheinung der Poeſie gehört, darüber bedarf es allerdings zwiſchen uns einer Erklärung, denn wir wandeln auf ſehr verſchiedenen Pfaden, und es kömmt darauf an: welcher der rechte ſei, ob vielleicht beide oder keiner von beiden?

Ich hoffe, Sie werden mir es nicht verdenken, wenn ich theils Manches von mir ſelbſt und für mich ſpreche, theils Verſchiedenes gegen Sie. Bei dem Erſteren iſt nicht davon die Rede, was ich geleiſtet habe oder leiſten könne, ſondern was ich mir zum Ideal geſetzt. Das Letztere konnte aber nicht unterbleiben ohne der Freimüthigkeit zu vergeben und eine wahre Verſtändigung unmöglich zu machen. Mein Streben geht dahin, mich immer feſter in urſprünglich deutſche Art und Kunſt einzuwurzeln, der wir leider ſo lange entfremdet waren; Ihre Poeſie iſt dem Süden zugewendet, nicht ſowohl um ſelbſt ausheimiſch zu werden, als um fremde Herrlichkeit auf unſern Boden zu verpflanzen. Mir kam es dieſem nach zu, in Bild, Form und Wort mich der größten Einfachheit zu befleißigen, ſollte ſie mir auch den Vorwurf der Trockenheit zuziehen, die einheimiſchen Weiſen zu gebrauchen, vaterländiſcher Natur und Sitte anzuhängen, mir unſere ältere Poeſie und zwar unter dieſer wieder die wahrhaft deutſche, zum Vorbild zu nehmen. Ihnen ſtand es zu, die Schäferwelt des Südens neu hervorzurufen, den Glanz und Reichthum der Bilder zu entfalten, den Schmuck der Worte umzulegen, die Melodie der ſüdlichen Gedichtformen vernehmen zu laſſen. Sie waren hierin conſequent, aber eben dieſen Glanz der Bilder, dieſen Schmuck der Worte, dieſen Gebrauch der ſüdlichen Formen nehme ich in Anſpruch, um Ihre ganze Richtung anzufechten, ſo wie ich nunmehr von der meinigen ſchweige und ſie Ihren Einwürfen ausgeſtellt laſſe.

Ihre bilderreiche Sprache mahnt an die Spanier, aber dürfen wir jemals mit dieſen um den Preis der Phantaſie in die Schranken treten? Phantaſie iſt das Element der ſpaniſchen Poeſie, Gemüth das der deutſchen; dem ewig zuſtrömenden Bilderreichthum geziemt die Pracht der Rede, je voller der Strom, um ſo höhere und rauſchendere Wellen ſchlägt er. Das Gemüth aber liebt die unmittelbarſten Laute und weiß das einfachſte Wort zu beleben. So meine ich, könne es dem Deutſchen begegnen, daß er den prunkhaften Styl der Gleichheit wegen noch fortführe, wo die Bilderfülle nicht eben ſo ſtätig mitſchreitet, und daß er andererſeits die innigeren Regungen des Gemüths, mithin ſein Eigenſtes, unter dem äußeren Schmuck erdrücke. Es iſt ein treffliches altes Sprüchwort: Schlicht Wort und gut Gemüth, iſt das ächte deutſche Lied.

Die Trefflichkeit der ſüdlichen Gedichtsformen verkenne ich gewiß nicht, aber ich glaube. wir müſſen dieſelben ganz anders gebrauchen, als ſie im Süden ſelbſt gebraucht werden. Die ſüdlichen Sprachen ſind etwas für ſich, ein ſchöner Klang; die deutſche exiſtirt nur durch den inwohnenden Geiſt. Darum exiſtirt z. B. ein deutſches Sonett blos durch diejenigen Gegenſätze, Aufgaben und Auflöſungen, welche die innere Form des Sonetts ausmachen, und unſer Sonett iſt mehr maleriſch als muſikaliſch. Hiedurch hört das einfache Gedicht Sonett bei uns zugleich auf, ein leichtes Spiel zu ſein, es wird zum beſonnenſten Kunſtwerk. Ohnedieß ſind die mechaniſchen Schwierigkeiten unläugbar.

Zwang aber und Seltſamkeit in einzelnen Wendungen heben wieder die Harmonie des ganzen Gedichts auf, und ſo entziehen ſich jene Gedichte bei uns dem allgemeinen Gebrauch; im Süden ſind ſie Blumen, bei uns Juwelen.

Sie werden in dieſem Allem mein vielleicht egoiſtiſches Bemühen erkannt haben, Sie von Ihrem Wege auf den meinigen zu locken. Ich fühle mit Freude, daß wir, wie zwei Alpſtröme, aus Eines Berges Schooß entſprungen ſind; es thut mir aber leid, daß Sie nach Süden hinabſtrömen, während ich nach Norden. — Sonſt wüßte ich Ihnen kaum etwas von Angelegenheiten der Poeſie zu ſchreiben, meine gegenwärtige Lage iſt für die Poeſie wenig begünſtigend und derſelbe Fall iſt bei Kerner. Dieſen habe ich ſeit einem Jahre nicht mehr geſehen, bin aber in beſtändigem Verkehr mit ihm. Möchten Sie, was ich geſchrieben, mit derſelben Liebe aufnehmen, aus der es gefloſſen, und nun Ihrerſeits mit gleicher Offenheit zu mir ſprechen und auch wider mich. Mit Freundesgruß der Ihrige.

Ludwig Uhland."

Uhland an Ferdinand Weckherlin.

Tübingen, 29. Juli 1812.

„Als ich vor geraumer Zeit Ihnen Dippolts Leben Karls des Großen zurückſendete, war ich verhindert, einen Brief beizulegen, daher ich meinen verbindlichen Dank nunmehr nachhole. Einzelne Notizen des An=

hanges: Ueber Poeſie und Sagen von Karl dem Großen waren mir ſehr erwünſcht; in der Anſicht des Ganzen konnte ich jedoch keineswegs mit dem Verfaſſer übereinſtimmen, was ſich leicht dadurch erklärt, daß ihm die eigentlichen Quellen dieſes Studiums unzugänglich waren. Das Beſte, was ich über dieſen Gegenſtand kenne, ſteht in Görres' Volksbüchern unter dem Artikel Heymonskinder. Görres hat Manches vorgeahnt, was die Aufſchließung der Quellen ſeiner Zeit bewähren wird.

Einen Aufſatz über das altfranzöſiſche Epos mit Auszügen und Ueberſetzungen aus einem Heldengedicht habe ich ſchon längſt an Fouqué geſchickt, ohne daß es bis jetzt entſchieden iſt, ob derſelbe in der Quartalſchrift die Muſen, oder als beſondere Schrift, oder auf keine von beiden Arten erſcheinen wird. Solche Schwierigkeiten ſind freilich wenig erweckend, da es mir ohnedieß ſo ſehr an Zeit und Ruhe zu Fortſetzung dieſer Studien gebricht. Das Hinderniß, welches Ihrer Beziehung der hieſigen Univerſität in den Weg getreten, dürfte Ihrem Studium der altdeutſchen Poeſie nicht ungünſtig ſein, da Sie in Stuttgart ganz andere Gelegenheit hiezu haben, als hier, wo z. B. nicht einmal die Mülleriſche Sammlung und die Bodmer'ſchen Minneſänger zu finden ſind.

Sie würden mich ſehr erfreuen, wenn Sie mir von Zeit zu Zeit etwas von Ihren neueren Entdeckungen mittheilen wollten.

Wenn ich irgend Muße und Gelegenheit hätte, ſo wäre meine liebſte Beſchäftigung das Verfolgen der germaniſchen Poeſie einerſeits in den Norden hinauf und bis in den Orient, andererſeits durch die verſchiedenen, von germaniſchen Nationen eroberten und beſetzten Länder; im Mittelalter iſt der Zuſammenhang unverkennbar.

Mit Achtung und Ergebenheit
der Ihrige
L. Uhland."

Einem Briefe an den Freiherrn la Motte Fouqué vom 8. Aug. 1812 iſt folgende Stelle entnommen:

„Burg Vollmerſtein iſt das Lieblichſte was ich von Ihnen geleſen habe; es hat ſo recht den goldenen Himmel und die Farbenhelle altdeutſcher Gemälde. Wenn das altfranzöſiſche Fragment zu der Romanze von Roland und Alda die Veranlaſſung gegeben hat, ſo iſt dieß gerade die Frucht, die ich von meinen Studien zu gewinnen mehr wünſchte als hoffen durfte. Das herrliche Alterthum ſoll nicht bloß für die Wiſſenſchaft aufgedeckt ſein, ſondern im Dichten lebendig fortwirken. — —"

Zwiſchen Dichten und Verfertigen von Proceßſchriften verfloß das Jahr 1811 und der größte Theil von 1812. Es ſcheint, daß Uhland innerlich damit umgieng, ſich ganz dem Studium der deutſchen Philologie zuzuwenden; er ſchreibt von einem „Entwurf zum gründlichen Studium der alten Poeſie." Da wird ihm aber gegen Ende des Jahres der Vorſchlag gemacht, als proviſoriſcher zweiter Secretär bei dem Juſtizminiſterium in Stuttgart einzutreten, mit der Zuſicherung, daß er entweder längſtens in einem halben Jahre in die Beſoldung einrücken werde oder — wenn er dieſes vorzöge, ihm dann eine Procuratorsſtelle gewiß ſei. Wohl nicht ohne inneren Kampf nahm er den Antrag an, der an ſich ein ehrenvoller war, da er ohne alles Geſuch von ſeiner Seite ihm zugekommen war und günſtige Ausſichten darzubieten ſchien; er meldete ſich um die Stelle, zu welcher er am 6. Dez. ernannt wurde, worauf er am 16. Dez. nach Stuttgart überſiedelte.

IV.

Dienſtleiſtung auf der Kanzlei des Juſtizminiſters.

1813 — 1814.

Der Eindruck, den der Chef des Juſtizminiſteriums, der Freiherr von der Lühe, auf unſern Dichter machte, war kein ermuthigender. Nach der Antrittsaudienz ſchreibt er von ihm: „Ein bewegungsloſes Geſicht, Statuenaugen.“ Die Angewöhnung in Stuttgart und beſonders die Stellung im Juſtizminiſterium wurde ihm ſchwer. Bei Erwähnung eines Ganges nach Feuerbach in das dortige Pfarrhaus (die Pfarrerin war eine Schweſter ſeines Vaters) ſteht im Tagebuch: „Wie ſich das gequälte Herz nur vor Gott aufſchließt.“ In einem Briefe an die Eltern ſchreibt er nach einiger Zeit: „Ich war ſchon einigemal des Sonntags in Feuerbach, was mir immer eine wahre Erholung iſt, da ich am Werktag ſelten Zeit zu einem Spaziergang habe.“ Und ſpäter: „Wann ich Abends um ſieben Uhr vom Bureau heimkomme, iſt mir alles Schreiben in hohem Grade entleidet. Abends von 9—10 Uhr bin ich gewöhnlich im Muſeum. Dieß iſt aber auch alle Zeit, die ich der Literatur widmen kann.“ Abgeſehen von der Verläugnung, die der junge Mann üben mußte, indem er faſt ſeine ganze Zeit den Bureauarbeiten widmen und aller Beſchäftigung mit den Studien, zu denen ihn ſeine Begabung hinzog, für jetzt entſagen mußte, war die Weiſe, wie die Geſchäfte im Miniſterium behandelt wurden, ſeiner Anſicht oft ganz entgegen. Er hatte die Aufgabe, die Entſcheidungen der Gerichte zum Vortrag an den König zu bearbeiten. Der Miniſter, der den herriſchen, despotiſchen Sinn ſeines Herrn wohl kannte und wußte, daß er vor Kabinetsjuſtiz keine Scheue trug, wollte öfters, vielleicht in wohlmeinender Abſicht, den Bericht ſo abgefaßt, wie er am eheſten hoffen konnte, bei dem geſtrengen Herrſcher mit ſeiner Anſicht durchzudringen. Der junge Secretär aber verſtand ſich ſchlecht auf Umwege, um endlich doch an das rechte Ziel zu gelangen; er hatte auch ſchon öfters erfahren, daß er dann, wenn er ſchlicht und beſtimmt ausſprach, was das Recht verlange, am eheſten bei dem König zum Zwecke komme. Dieſe Verſchiedenheit der Behandlungsweiſe der Geſchäfte zwiſchen dem Miniſter und dem Secretär wurde für beide Theile unbehaglich und mochte den geraden, aufrichtigen Gehülfen dem Miniſter wohl nicht lieb machen, ungeachtet er öfters gegen ihn ausſprach, daß er mit ſeinen Arbeiten wohl zufrieden ſei. Von dieſen ſchreibt Uhland an Mayer: „Meine Arbeiten ſind zwar nicht gerade die leichteſten und unbefangenſten, aber auch nicht die unintereſſanteſten,“ und ein ander Mal:

„Gedichtet habe ich hier freilich noch nichts, doch wird mir die Poeſie in dieſer äußeren Abgeſchiedenheit von ihr gewiſſermaßen innerlich klarer und lebendiger, wie es oft bei entfernten Freunden der Fall iſt."

Im Mai ſtarb ein werther Oheim Uhlands, der Pfarrer Hofer in Schmiden bei Kannſtadt. Bei ſeinem Begräbniß dichtete er das Lied „Auf den Tod eines Landgeiſtlichen". Nach dieſem Todesfall, den Uhland ſeiner Mutter anzeigt, ſchreibt ihm dieſe in ihrem nächſten Brief: „Ich danke Dir für dieſen abermaligen Beweis Deiner Liebe zu mir und der Schonung, die Du mir dabei zeigteſt. Du gibſt Liebe da, wo ſie das Herz beſonders anſpricht; wer ſolche zu geben fähig iſt, der erhält gewiß wieder Liebe dagegen." — — Das Lied ſchickt er der Mutter aber erſt im October und ſchreibt dabei: „Anliegende Verſe, die ich machte, als ich von des Onkels Leiche zurückgieng, verſäumte ich ſeither Ihnen, liebſte Mutter, zu ſchicken. Seit dieſer Zeit habe ich keinen Vers mehr gemacht. Es kommen mir wohl manchmal Ideen zu Gedichten, aber zur Ausführung habe ich weder Zeit noch Ruhe." Noch einmal, im Jahr 1822, hat ihm das Andenken an dieſen Oheim auf einem einſamen Spaziergang nach Münſter, von wo er ſich über den Neckar führen ließ, den Stoff zu einem tief innigen Gedicht gegeben: „Ueber dieſen Strom vor Jahren bin ich einmal ſchon gefahren." Der vatergleiche Freund in dieſem Liede war eben dieſer Oheim, der hoffnungsreiche ein junger Harpprecht, mit dem er in der erſten Jugendzeit viel verkehrte. Er blieb aber nur ein Jahr auf der Univerſität, wählte ſich dann den Militärſtand und verlor ſein Leben im ruſſiſchen Feldzug. Auf den Wunſch der Eltern des Geſchiedenen hat Uhland eine Reihe ſeiner Gedichte zuſammengeſtellt und herausgegeben.

Am Schluſſe des Jahres 1813 ſchrieb Uhlands Mutter voll Sorge an ihren Sohn: ob er nicht zur Landwehr ausgehoben werde. Er ſolle nur jetzt keinen Schritt wegen ſeiner definitiven Anſtellung thun. „Ich bitte Dich um meinetwillen, mahne jetzt gar nicht an Dich; es ahnt mir ein Unglück für Dich.“ Dieſer antwortet am 31. Dezember darauf: „Was die gegenwärtige Einberufung von Söhnen der Honoratioren, Advocaten, Actuare u. ſ. w. betrifft, ſo weiß man überhaupt noch nicht, wie weit dabei die Abſicht des Königs geht und was daran etwa blos eine Folge der unbeſtimmten Faſſung des Reſcriptes iſt. Uebrigens ſcheint gewiß, daß Angeſtellte nicht damit gemeint ſind. Sie werden deßhalb außer Sorgen ſein können. So wenig ich mich übrigens muthwilliger Weiſe ausſetzen werde, ſo kann ich doch nicht verhehlen, daß, wenn mit der Zeit auch bei uns eine Landwehr, d. h. eine allgemeine Volksbewaffnung und Dienſtleiſtung während des Krieges eingerichtet werden ſollte, wie ſolche bereits bei allen, von den größten bis zu den kleinſten Staaten Deutſchlands ſtattfindet, und wogegen unſer König allein ſich bisher verwahrt hat, ich mich einem ſolchen der guten Sache zu leiſtenden Dienſte auf keine Weiſe entziehen möchte und darin eine wahre Beruhigung für mein ganzes künftiges Leben finden würde. Ich erinnere mich ſogar noch wohl, daß die liebe Mutter ſelbſt einſt im Gefühl unſeres bisherigen ſchmählichen Zuſtandes geäußert hat, daß ſie, wenn es einmal auf unſere Befreiung ankäme, auch ihren Sohn nicht zurückhalten würde. Vorderhand iſt zu erwarten, was der Himmel fügt; die Fortſchritte der Alliirten und die ſonſtigen Nachrichten aus Frankreich machen ſogar einen baldigen Frieden nicht unwahrſcheinlich. Das Jahr, dem wir entgegengehen, wird ein bedeutendes ſein, wofür ich uns Allen Gottes Segen erflehe.“ Dieſe Aeußerung des Sohnes, abſichtlich ſo gefaßt, daß die Mutter mit ſeinem Wunſch in die Landwehr zu treten, ſobald es die Regierung ernſtlich mit ihrer Errichtung meine, bekannt werde, beunruhigt ſie fortwährend und ſie kommt wieder darauf zu ſprechen. Er ſchreibt mit Erbitterung über die Regierung oder den Regenten: „Der Landſturm ſteht nun zwar auf dem Papier, er wird Ihnen aber wenig Sorge machen, denn wenn er jemals zuſammengerufen würde, ſo hat man dafür geſorgt, daß kein Unglück mit Gewehren geſchehe.“

Den jungen Württembergern war es kaum anders möglich den Feldzug nach Frankreich mitzumachen, als entweder durch Eintritt in das Linienmilitär; wo dann der König, der es im Herzen mit Napoleon hielt, den freiwillig Eingetretenen vielleicht erſt in eine Garniſon im Lande eingetheilt hätte, oder ohne Urlaub (was bei einem ſchon im Civildienſt Stehenden ernſte Folgen für ihn und ſogar für die Seinigen gehabt hätte) in ein anderes deutſches Heer einzutreten. Wenn auch die Napoleoniſche Herrſchaft in Württemberg unbeliebt war, ſo war die Erbitterung gegen ihn doch nicht ſo groß, als in Preußen, das, von Frankreich eingenommen, als Feindesland behandelt worden war. Der Krieg gegen Frankreich veranlaßte die Lieder eines deutſchen Sängers „Vorwärts“ und „An das Vaterland“.

Was Uhlands geſelligen Verkehr und literariſche Beziehungen während dieſer Zeit betrifft, ſo folgt hier ein Brief von Juſtinus Kerner, der Wildbad verlaſſen, ſich in Welzheim als Arzt niedergelaſſen und ſeine Braut heimgeführt hatte.

Juſtinus Kerner an Uhland.

Welzheim, 20. März 1810.

„Mein theurer Uhland!

Vergebens wartete ich bis jetzt auf Briefe von Dir. Ich hoffte dadurch Stoff Dir zu ſchreiben zu erhalten. Ich lebe vergnügt, wie Du Dir vorſtellen magſt; das Alphorn tönt auch alle Tage leiſer und leiſer, und die blauen Gebirge, nach denen ich mich ſehnte, treten immer näher und ſind nun grün und faſt mit Blumen beſäet.

Das Rickele grüßt Dich von Herzen und Du ſolleſt doch nur zu uns kommen!

Von Oſiander und dem Almanach vernehme ich kein Wort; ich weiß nicht, was es zu bedeuten hat.

Nach Norden wird man nun gar nicht mehr ſchreiben können; wahrſcheinlich ſind Fouqué und Varnhagen auch mit den Berlinern gezogen; vielleicht erſcheinen ſie bald bei uns.

Ich bitte Dich mir den Wanderer z. M. R. doch zuzuſtellen. Auch die Briefe von Fouqué und Campe möchte ich gerne wieder. Gedichtet wurde ſeitdem nichts, wahrſcheinlich deſto mehr von Dir. Was Kleines, das ich Dir beilege, iſt faſt zu unbedeutend.

Den Köſtlin grüße ich von Herzen.
Ewig Dein
Kerner."

Der Almanach, den die zwei Freunde herausgeben wollten, kam doch noch zu Stande unter dem Titel: „Dichterwald". Das Vorwort dazu: „Freie Kunſt", iſt von Uhland verfaßt. Im Februar 1813 kauft er ſich das Heft der „Muſen", in welchem ſein Aufſatz über das altfranzöſiſche Epos abgedruckt war. Es ſcheint, daß er ſich nicht einmal einen Abdruck bedungen hatte. Er bemerkt dabei: „Es will mir mit meinen literariſchen Unterhandlungen wenig glücken."

Seit dem Beginn des Jahrs wohnte Uhland im Hauſe von Schwabs Eltern, wodurch er dieſen, wenn er die Eltern von Tübingen aus zu beſuchen kam, auch öfters ſprach. Durch frühere Freunde, Roſer, Köſtlin, Jäger, Schott, wurde er in eine geſchloſſene Geſellſchaft, die ſich zweimal in der Woche in einem Weinhaus, zum Schatten genannt, zuſammenfand, eingeführt. Wohl konnte er dieſes Ausruhen am Schluſſe des mühevollen

Tagewerks brauchen. Dieſer Geſellſchaft wurden manche Lieder Uhlands gedichtet, wie z. B.: „Die ſieben Zechbrüder" und das folgende:

Ich weiß mir einen Schatten,
Da fließt ein kühler Quell,
Der ſtärket jeden Matten,
Der quillt ſo rein und hell.
Er iſt von edlem Schlage
Und ſtrömt nicht Waſſer, nein;
Der Quell, von dem ich ſage,
Iſt ächter, goldner Wein.

Im Schatten, friſch und labend,
Da tönt ſo heller Sang,
Der tönet manchen Abend
Und manche Nacht entlang.
Doch ſind es nicht die Lieder
Der bangen Nachtigall,
Wir ſind's, wir Schattenbrüder,
Beim frohen Becherſchall.

In dieſem Schatten blühen
Viel Blumen hold und fein,
Sie duften und ſie glühen
Und haben gut Gedeih'n.
Nicht Veilchen ſind's, noch Roſen,
Was uns ſo lieblich blüht,
Kein Scherz und traulich Koſen
Und brüderlich Gemüth.

Im Schatten, den ich meine,
Da träumt es ſich ſo mild;

Man ſieht im Dämmerſcheine
Gar manches ſchöne Bild.
Wie träumten wir ſo gerne
Vom heilgen Rettungsſtreit,
Vom nahen Freiheitsſterne,
Von Deutſchlands goldner Zeit!

Nie mög' in unſrem Schatten
Der Quell verſiegen geh'n,
Nie ſoll der Sang ermatten,
Die Blume nie verweh'n;
Auch nimmer ſoll verfliegen
Der goldnen Träume Schaar,
Das Aechte wird doch ſiegen,
Der Traum im Schatten wahr.

Zwanzig Jahre ſpäter ſchließt ſein hoffendes Gemüth wieder ein Lied mit den Zeilen:

Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnſucht Hand
Als Schatten noch durchſchweben
Mein freies Vaterland.

Es waren nun ſchon 16 Monate verfloſſen, ſeitdem Uhland auf dem Bureau des Juſtizminiſters eingetreten war, und immer verſchob der Miniſter das Stellen eines Antrages an den König wegen definitiver Einrückung in die bisher ohne Gehalt beſorgte Secretärsſtelle. Uhland konnte ſich nicht entſchließen, noch länger auf ſeines Vaters Koſten, der bei wenigem Vermögen nur einen ſehr mäßigen Gehalt bezog, in Stuttgart zu leben. Mit des Vaters Billigung erklärte er dem Miniſter, daß er um ſeine Entlaſſung einkommen müſſe, wenn der Antrag nicht geſtellt werde. Der Miniſter entſchloß ſich dazu, wurde aber abſchläglich beſchieden; es hieß in der Reſolution: „Bei der jetzigen Ueberbürdung der Staatskaſſe könne dieſe Stelle nicht beſetzt werden; wenn daher der Acceſſiſt Uhland ſie nicht wie bisher beſorgen wolle, ſo ſolle ſich der Miniſter um einen andern Acceſſiſten umſehen.“ Hierauf ſchrieb Uhland an ſeine Eltern:

Stuttgart, 10. Mai 1814.

„Liebſte Eltern!

Geſtern Abend iſt in meiner Angelegenheit auf das nach vorgängiger Communication mit dem Finanzminiſterium am Sonntag erſtattete Anbringen, welches mir der Miniſter vorher zu leſen gegeben und ich nach jeder Hinſicht zweckmäßig abgefaßt gefunden hatte, die hier abſchriftlich beigelegte Reſolution erfolgt.

Es muß Ihnen freilich ſchmerzlich ſein, daß Ihre bisherigen bedeutenden Opfer, deren Werth ich um ſo dankbarer erkenne, als ſie mit ſo vieler Schonung gegen mich gebracht worden, den eigentlichen Zweck nicht erreicht haben, und auch mich wird Mancher bedauern, daß mir eine anderthalbjährige, ziemlich mühſelige Arbeit keine Frucht getragen. Auf der andern Seite jedoch werden Sie wohl mehr als ich in mancher Lage des Lebens erfahren haben, wie oft dasjenige, was äußerlich als ein hartes, ungerechtes Schickſal erſchien, in der Wahrheit und im tiefern Grunde die weiſe Leitung einer gütigen Vorſehung war. So darf ich nun auch ausſprechen, was ich bisher nie gegen Sie geäußert habe, daß durch ein längeres Beharren in meinen bisherigen Verhältniſſen und nun vollends ein entſchiedenes Anketten an dieſelben mein Inneres von Tag zu Tag mehr gelitten haben würde. Nicht als ob es mir unerträglich geworden wäre, mich mit Dingen zu beſchäftigen, die mir von Natur fremd, ja widrig ſind, oder als ob es mich zu ſehr geſchmerzt hätte, die Entwicklung ſonſtiger Fähigkeiten, die Gott in mich gelegt, gänzlich gehemmt zu ſehen, — ich glaube dieſe beiderlei Uebelſtände ſeit geraumer Zeit ſo ziemlich überwunden zu haben und ſehe wohl ein, daß man ſich zunächſt eine äußere Exiſtenz gründen muß und in gegenwärtiger Zeit am wenigſten ſeinen Liebhabereien leben kann; allein in denjenigen Geſchäftsverhältniſſen, worein ich hier immer tiefer verwickelt werden ſollte, hätte ich, je mehr ich äußerlich vorgeſchritten wäre, um ſo mehr an Seelenruhe und innerer Selbſtſtändigkeit verloren.

Statt daß ich, wenn der Antrag durchgegangen wäre, eine fixe Anſtellung mit ungefähr 800 fl. und der, wenn auch noch entfernten Ausſicht auf künftige vortheilhaftere und angenehmere Stellen erhalten hätte, ſtehe ich nunmehr freilich wieder als ſimpler Advokat da, der ſich erſt wieder auf irgend einer Seite Bahn brechen muß. Dabei iſt aber denn doch auch nicht zu vergeſſen, daß ich durch die bisherige Dienſtleiſtung ein

Recht erworben habe, mich um jede Stelle umzuthun, daß ich hier manche, ihrer Zeit vielleicht nützliche Bekanntſchaft gemacht habe, und daß ich jedenfalls hoffen kann, auch als Advokat mir ein ordentliches Auskommen bei mehrerer, beſonders in jetziger Zeit ſo wünſchenswerther Unabhängigkeit zu verſchaffen.

Ich weiß in dieſem Augenblick noch nicht, ob ich dieſen Brief durch die Poſt oder ſonſtige Gelegenheit abſchicke, oder ob ich nicht ſelbſt deſſen Ueberbringer ſein werde. Geſchieht Erſteres und bleibe ich etwa noch dieſe Woche hier, ſo iſt dabei meine vorzügliche Abſicht, mich, ehe ich mündlich mit Ihnen über meine künftige Beſtimmung zu Rathe gebe, hier ein wenig umzuſehen, was etwa da oder dort zu machen wäre.

Mit der innigſten Liebe
Ihr gehorſamer Sohn
L.

P. S. Mein Logis bei Schwabs habe ich ſchon an Georgi aufgekündigt. Das Geld (4 fl.) habe ich an Jäger bezahlt, die Quittung aber noch nicht erhalten."

Welch treuen Freund Uhland an Karl Roſer, damals Miniſterial-Secretär, hatte, zeigt folgender, bei dieſem Anlaß geſchriebener Brief. Der Name Olof wurde ihm von Roſer oft gegeben.

„Deinen Brief,[1] lieber Olof, habe ich heute noch glücklich angebracht, als eben die Pferde ſchon am

---

[1] Wahrſcheinlich den nach Tübingen.

Wagen waren, und wenn Du nun heute wirklich nach Tübingen reiſeſt, ſo wünſche ich Dir von Herzen glückliche Reiſe; aber komme bald wieder und bleib dann hier bei uns. Du bekommſt gewiß, ſpäteſtens in Jahresfriſt, ſo viele Geſchäfte, daß Du bequem von ihrem Ertrage leben kannſt. Bis es ſo weit iſt, wirſt Du natürlich anfangs etwas zuſetzen müſſen, aber auch dieſes wird das reichlichere Einkommen einiger ſpäteren Jahre Dir ſicher erſetzen, und wenn Du auf ſo lange, bis dieſe Zeit eingetreten iſt, einen Vorſchuß von zwei- bis dreihundert Gulden von mir annehmen wollteſt, ſo würde ich dieß als einen wahren Beweis Deiner Freundſchaft anſehen. Du würdeſt mir dieſen Vorſchuß wieder erſtatten nach wie vielen Jahren und auf welche Weiſe, als es Dir gerade nach den eintretenden Umſtänden recht wäre. Und Du kannſt dieſes Anerbieten um ſo unbedenklicher annehmen, als es für mich gar keine Entbehrung zur Folge hat, als es nicht einmal ein Geſchenk, ſondern ein bloßer Vorſchuß iſt, wovon es ſich handelt, und als ja dieſer Vorſchlag gemacht wird von

Deinem aufrichtigen, treuen Freund
K. Roſer.“

St., 11. Mai 1814.

Nach einem Beſuche bei den Eltern erklärte Uhland mit ihrer Beiſtimmung ſeinen Austritt aus der bisher verſehenen Stelle. Der Miniſter wollte ihn zwar beſtimmen noch eine Zeit lang zu bleiben, nur noch 4 bis 6 Wochen, aber Uhland äußerte ſeinen feſten Entſchluß: nicht länger mehr zuwarten zu wollen, und erhielt dann die verlangte Entlaſſung ohne irgend eine Anerkennung der geleiſteten Dienſte. Der Miniſter ſcheint ſeine Weigerung, länger auszuharren, empfindlich aufgenommen zu haben. Uhland ſollte wenig Glück im Staatsdienſt haben, wie wir ſpäter nochmals ſehen werden.

V.

Fernerer Aufenthalt in Stuttgart als Advokat. Landtag in Ludwigsburg. Verlobung und Trauung.

1814 — 1820.

Rücktritt zur Advokatur.

Das Mißglücken ſeiner Anſtellung im Juſtizminiſterium war eine ſchmerzliche Erfahrung für den jungen Mann; ſchmerzlich beſonders um der Eltern willen, deren Wunſch, ihn „verſorgt zu wiſſen,“ ihm ſo wohl bekannt war. Für ihn ſelbſt hatte die Ausſicht auf die Advokatur, die nun nach faſt anderthalbjährigen vergeblichen Mühen wieder vor ihm lag, auch nichts Erfreuliches, aber mit gutem Muthe trat er in Stuttgart in dieſe Bahn wieder ein. An Kenntniſſen und Geſchäftserfahrung hatte er gewonnen durch ſeine Thätigkeit in der Miniſterialkanzlei. Oft hat er ſpäter geſagt, daß ſeine Ueberzeugung, wie nothwendig feſte Rechtsnormen und die Herſtellung der ſtändiſchen Verfaſſung für ſein Heimathland ſei, durch die Einſichten und

Erfahrungen die er dort gewonnen, in ihm geweckt und befeſtigt worden ſeien. Etwas mehr Freiheit für ſeine Lieblingsſtudien konnte er ſich nun auch erringen, aber der innere Kampf hörte nicht auf. Er mochte wohl völlig hinreichende Kenntniſſe für einen guten Advokaten haben, aber die Leichtigkeit im Arbeiten fehlte ihm vielleicht, wie er ſich denn urſprünglich ſchon „des Rechtes befliſſen gegen ſeines Herzens Drang.“ So kam es, daß er mit allem Fleiße doch nur ein kaum genügendes Auskommen ſich erringen konnte, ſo daß all ſeine Bedürfnißloſigkeit und Einfachheit dazu gehörte, um damit auszureichen. In einem Briefe an ſeinen Freund Mayer ſchreibt er: „Freilich bin ich nicht zum „Advokaten geboren, es fehlt mir beſonders das Talent „zum Erwerb.“ Einige Zeit ſpäter: „An Advokaten-„Geſchäften fehlt es mir gerade nicht, deſto mehr aber „an Leichtigkeit im Geſchäft, beſonders bin ich allzu „zerſtreut. Seit ich wieder die meiſte Zeit zu Hauſe „bin, locken mich immer alte und neue Phantaſien „von der Arbeit ab, und ich habe in der letzten Zeit „wieder Verſchiedenes gedichtet und entworfen, was „dann freilich dem Erwerb, der mir jetzt ſo nöthig wäre, „wenig zu Statten kommt.“ Nicht ſelten mag er faſt erſchrocken ſein, wenn ihm ein Proceß aufgetragen wurde, weil er ſich dadurch in der Ausführung eines poetiſchen Entwurfs oder in der Fortſetzung ſeiner Studien mußte unterbrechen laſſen. Seine Freunde Roſer und Schott nahmen herzlichen Antheil an ſeinem Geſchick. Albert Schott, Procurator in Stuttgart, etwa vier Jahre älter als Uhland, war ihm ſchon von Tübingen, wo ſein Vater Oberamtmann war, befreundet. Er gab Uhland von ſeinen Arbeiten ab und bereitete ihm in ſeinem Hauſe, da er ſchon einen Hausſtand begründet, manche heitere Stunde. Die Freunde ſetzten auch eine Stunde feſt, wo ſie zuſammen die griechiſchen Schriftſteller laſen. Später kamen ſie durch die Gleichheit der politiſchen Anſichten und Beſtrebungen ſich noch näher. Roſer war ſein täglicher Begleiter auf Spaziergängen und übte mit ſeinem heitern Geiſt einen wohlthätigen Einfluß auf Uhland aus. Die andern auswärts wohnenden Freunde konnte er nun auch eher beſuchen; ſo war er im Jahr 1814 zweimal bei Kerner in Weinsberg. Inniges Wohlgefallen fand er an der kleinen Tochter dieſes Freundes, wie das Lied „Auf das Kind eines Dichters“ ausſpricht.

Auch die Eltern und die zur lieblichen Jungfrau herangewachſene Schweſter konnte er nun öfters mit ſeinem Kommen erfreuen. Kurz vor ſeiner Ueberſiedelung nach Stuttgart, im Jahr 1812, war der Freiherr von Wangenheim als Curator der Univerſität nach Tübingen gezogen. Er erzeigte Uhland viele Freundlichkeit, ſah überhaupt junge, ſtrebſame Männer gerne in ſeinem gaſtlichen Hauſe. Als Uhland im Spätjahr 1814 bei ſeinen Eltern war, erbot Wangenheim ſich ſehr freundlich, mit Cotta wegen Herausgabe ſeiner Gedichte ſprechen zu wollen, worauf ihm Uhland ſein ſchon längere Zeit zur Herausgabe zugerichtetes Manuſcript überſandte. Dem Zuſpruch von Wangenheim hatte er es wohl zu danken, daß Cotta ſich nun geneigt zeigte, die Gedichte in Verlag zu nehmen. Sie erſchienen im Sommer 1815. So war ihm in der für ihn ungünſtigen Zeit doch Ein Wunſch erfüllt!

Bei der Uebernahme der Secretärsgeſchäfte im Miniſterium war ihm, wie ſchon geſagt, entweder die Secretärsſtelle, oder, wenn er es wünſchte, eine Procuratur zugeſagt worden. Aber trotz mehrmaligem Melden und verſchiedenen Eingaben des Vaters wurde ihm auch dieſes Geſuch nicht bewilligt. Der folgende Brief zeigt ſeine damaligen Verhältniſſe und ſeine Stimmung dadurch.

Uhland an ſeine Mutter.

Stuttgart, 22. Juni 1815.

„Liebſte Mutter!

Die Nachricht von dem unvermutheten Tode des Onkels in Karlsruhe wurde mir zuerſt als unverbürgtes Gerücht vom Heilbronner Mayer geſchrieben, am folgenden Tage aber gab die Zeitung traurige Beſtätigung. Ich betraure in ihm einen wackeren Mann, der mir ſtets mit beſonderem Wohlwollen zugethan und von den redlichſten Wünſchen für mein Wohlergehn beſeelt war, zugleich iſt es mir ein ſchmerzlicher Gedanke, wie empfindlich Ihnen der Verluſt dieſes letzten Ihrer Geſchwiſter gefallen ſein müſſe.

Ein ſolcher Todesfall erweckt leicht auch die Vorſtellung, wie Manche, die ſich durch Bande des Bluts und der Liebe innig angehören, doch ſo wenig zu einem wahren Zuſammenleben gelangen können und ſich nur durch Erinnerung und einzelne Begegnungen, wie Reiſende auf der Kreuzſtraße, verbunden bleiben. Dieſe Vorſtellung ſchwebt mir ohnedieß ſeit geraumer Zeit nur zu lebendig vor, da ich befürchten muß, zuweilen auch Ihnen, liebe Eltern und Schweſter, etwas entfremdet zu erſcheinen, wenn ich an Mittheilungen größtentheils aus dem Grunde ſparſam bin, weil mich die widrigen, unbeſtimmten Verhältniſſe, worin ich ſo lange her mich befinde, ſo wenig Erfreuliches mittheilen laſſen. Freilich erhebt mich dann auch wieder das Bewußtſein meiner ſich innerlich ſtets gleichbleibenden Liebe und Anhänglichkeit und das Gefühl, daß eben dieſes Unvollkommene und Zerriſſene der irdiſchen Verhältniſſe auf die Nothwendigkeit einer, den Bedürfniſſen des liebenden Herzens entſprechenden Zukunft hinweiſt, wo diejenigen, die ſich mißkannten, ſich ganz durchſchauen, und die ſich im Leben oder im Tode verloren haben, ſich zu innigem Vereine wiederfinden.

Ihr gehorſamer Sohn
L. U."

Die Mutter ſchreibt ihrem Sohne hierauf, nachdem ſie ſich zuerſt über den Tod ihres Bruders ausgeſprochen, wie folgt:

„Lieber Louis! ich verſtand Deinen Brief Wort für Wort ganz; wir gehen von Einer Anſicht aus, inſofern es biedere Geſinnung heißt, nur hat es nicht einerlei

Wirkung, uns ſollte man in einander gießen können. Ich thue zu viel, lege und ſage meine Geſinnung zu offen an den Tag, und Du verſchließeſt ſie zu viel in Dich, ich gebe gern jedermann zu gute Worte, ohne die Abſicht zu ſchmeicheln von weitem zu haben, und Du — haſt gern, wenn man Dir zuvorkommt. Nicht Jedermann iſt ſo in näherer Berührung wie wir mit Deiner Denkungsart, wir wiſſen ſie zu würdigen, aber Fremde halten vor Stolz, was nur aus einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit und dem Bewußtſein Deiner guten Abſicht herrühren mag; aber ſo kommſt Du eben nicht weiter und ſtoßeſt an. So weiß der liebe Vater wohl, daß Du es gut mit ihm meinſt, deßwegen betrübt es ihn aber doch, daß Du ihm nicht ſagſt, da er es doch für Dein Wohl für unumgänglich nöthig hält, ob Du nach ſeinem Wunſch bei Mandelsloh und Kohlhaas geweſen, was ſie geſprochen, und ob Du gewiß wiſſeſt, daß der Miniſter zum zweitenmal den Bericht zu verfertigen liegen ließ? wann und wie er ihn zum Machen bekommen? Dieß alles ſei mit einem Gang in's geheime Kabinet zu erfragen. Ob Du nicht auch Schritte thun könnteſt und ſollteſt und gute Worte austheilen? Auf dieß alles kommt keine Antwort.“ —

Die liebreichen mütterlichen Vorſtellungen waren theilweiſe gegründet, aber dieß Eine wußte ſie nicht, daß Liebe und Reſpect öfters den Sohn abhalten mochten, dem Vater zu ſagen, daß manches in den Vorſchlägen wegen der Schritte die er thun ſolle für die ihm früher zugeſagte Anſtellung als Procurator, in die Zeit nicht mehr ganz paſſe, und daß Anderes gegen das wohlbegründete Selbſtgefühl des Sohns, der ungerecht behandelt worden war, anſtoße. Der Vorwurf der Schroffheit iſt aber Uhland in ſeinem Leben öfters gemacht worden, ſo daß er vielleicht nicht in allen Fällen unbegründet geweſen ſein mag. Wie eine edle Natur in einzelnen Fällen zu weich und nachgiebig ſein kann, ſo kann auch eine andere edle Natur, bei aller wahren Beſcheidenheit, doch im Gefühl der innern Unabhängigkeit zu weit gehen und dadurch mißkannt werden.

Die Zeitumſtände nöthigten König Friedrich, bei all ſeiner Abneigung vor Einengung ſeiner Machtvollkommenheit, dem allgemeinen Andringen auf ſtändiſche Einrichtungen einige Rechnung zu tragen. Er glaubte aber, wenn er ſelbſt eine Conſtitution proclamire, wohlfeileren Kaufes wegzukommen und berief im Frühjahr 1815 Landſtände ein.

Wie wir weiter oben geſehen haben, hatte die Beſchäftigung auf dem Juſtizminiſterium auf Uhland die Wirkung gehabt, daß er die großen Mißſtände, die das unumſchränkte Regiment des Königs für das Land brachte, noch deutlicher erkannte. Er begrüßte daher den Umſchwung der Zeit, die Verſprechungen, die auf dem Wiener Congreß dem deutſchen Volk gemacht wurden, mit Hoffnungen auch für die württembergiſchen Zuſtände, und ſein Umgang mit Schott und mit anderen Männern von der gleichen Geſinnung führte ihn immer tiefer in die politiſchen Fragen hinein. Mit allem Feuer ſeiner Seele betheiligte er ſich an den Vorberathungen, die von den gewählten Abgeordneten und ihren Geſinnungsgenoſſen gehalten wurden, und die dahin gingen, daß die von dem König dem Lande beſtimmte Conſtitution ſich nur auf der Grundlage der alten Verfaſſung und auf dem Vertragswege erheben könne. Uhland ſelbſt war zum Eintritt in die Ständeverſammlung noch zu jung, eine Stelle als Regiſtrator oder Archivar wäre ihm aber in dem Falle der Einigung in dieſen Punkten, nach Wunſch geweſen. Ueber den Verlauf der Verhandlung zwiſchen dem König und den Ständen berichtet Uhland den Eltern wie folgt.

Stuttgart, 15. März.

„Liebſte Eltern!

Sie haben dießmal lange keinen Brief von mir erhalten und ich habe auch dem Felleiſen, das zugleich mit gegenwärtigem ankommen wird, keinen beigelegt, weil ich abwarten wollte, bis ich etwas Beſtimmtes über die landſchaftlichen Angelegenheiten und meine beſonderen Intereſſen dabei ſchreiben könnte.

Es ſollen nach einer vorläufigen Beſtimmung bei den neuen Ständen eine Archivarſtelle mit 1000 fl. und eine Regiſtratorſtelle mit 800 fl. Beſoldung errichtet werden. Liebhaber dazu zeigten ſich mehrere, doch waren allem Anſchein nach für mich und Weiſſer die Ausſichten beſonders günſtig. Wir wollten uns nicht im Wege ſtehen und meldeten uns daher jeder um beide Stellen, d. h. um die Archivar- oder Regiſtratorſtelle, waren auch zuſammen bei dem Präſidenten, Fürſten

Hohenlohe, der uns gut aufnahm und uns veranlaßte, unſer Exhibitum ihm zu überſenden. Das meinige wurde ihm geſtern durch Regierungsrath Schott zugeſtellt. Auch Miniſter Reiſchach, der als Gutsbeſitzer eine Stimme hat, verſprach uns, unſere Sache zu empfehlen und hat es auch wirklich gethan. Von den Deputirten darf ich mir ohnedieß nicht Wenige geneigt glauben. Freilich ſtand zu erwarten und war zu wünſchen, daß es noch nicht ſogleich zur Ernennung dieſer Stellen kommen und die landſtändiſchen Angelegenheiten zuvor noch eine ganz andere Wendung nehmen würden, was denn auch heute geſchehen iſt.

Es wurde nehmlich in der heutigen Ständeverſammlung vom König, der mit großem Pomp aufgezogen kam, zuerſt eine Rede gehalten und alsdann von einem Staatsrath die beabſichtigte Conſtitution vorgeleſen, welche ſodann nach Wiederabfahrt des Königs von der Verſammlung in Deliberation genommen wurde und man erfährt als Reſultat derſelben: daß die Fürſten und mediatiſirten Grafen alles Weitere auf die Entſchließungen des Wiener Congreſſes ausſetzen, und daß die adeligen Gutsbeſitzer, mit Ausnahme eines Einzigen, ſowie die übrigen Deputirten unanimiter gegen die ihnen vorgelegte Conſtitution zu proteſtiren und die altwürttembergiſche Verfaſſung zu reclamiren beſchloſſen haben.

Dieſes erfreuliche Ereigniß, verbunden mit der unerfreulichen Nachricht, daß Napoleon bereits vor Lyon ſtehe, hemmt natürlich den Fortgang der Verhandlung, und die Verſammlung wird ohne Zweifel vorderhand wieder auseinandergehen. Doch konnte natürlich nur auf dieſe Art der Grund zu etwas Rechtem gelegt werden und ich tröſte mich damit gerne über die hinausgeſchobene Erſetzung der landſchaftlichen Stellen.

Die Deputirten wurden bei ihrem Herausgehen von der Verſammlung mit lautem Vivat begrüßt.

So viel in Eile nebſt herzlichem Gruß

Ihr gehorſamer Sohn
L. U."

Das Vordringen Napoleons in Frankreich machte den König natürlich wenig geneigt, auf das Verlangen der Landſtände, die alte Verfaſſung herzuſtellen, einzugehen. Am 27. März ſchreibt Uhland ſeinem Vater: „Von den Begebenheiten in Frankreich mag ich gar nicht reden, es quälen mich ohnedieß dieſe Gedanken Tag und Nacht."

Eine wohlthätige Erheiterung fand er auf einer Reiſe den Neckar hinab nach Heidelberg. Ein Advokatengeſchäft hatte ihn nach Heilbronn geführt und dort beſtimmte ihn ſein allzeit reiſeluſtiger Freund Mayer, mit ihm dieſen Ausflug zu machen, der auch für beide Freunde ſehr vielen Genuß brachte, ſchon durch die herrliche Fahrt auf dem Neckar und noch beſonders dadurch, daß ihnen in Heidelberg die Freude zu Theil wurde, die Bekanntſchaft der Brüder Boiſſerée und ihrer altdeutſchen Bilder zu machen.

Zwiſchen Proceßſchriften und Beſchäftigung mit politiſchen Gegenſtänden brach doch zuweilen die Poeſie ſich Bahn. Er dichtet den „normänniſchen Brauch," arbeitet am Fortunat, und im Juli entſtehen die Balladen von Eberhard dem Rauſchebart. Die Strophe: In Fährden und in Nöthen zeigt erſt das Volk ſich ächt, drum ſoll man nicht zertreten ſein altes gutes Recht! weiſt auf die Zeit der Entſtehung hin.

Am 6. Juni richtet er an den Abgeordneten Doctor Zahn von Calw folgendes Schreiben:

„Da ich gehört habe, daß Sie gegenwärtig mit Ausarbeitung einer neuen landſtändiſchen Vorſtellung an den König, worin unter anderen das Juſtizweſen betreffenden Punkten auch auf unzuläſſige Extentionen neuerer ſtrenger Strafgeſetze die Rede komme, beſchäftigt ſeien, ſo gibt mir dieß die Hoffnung, bei dieſer Gelegenheit einige Fälle dieſer Art zur Erörterung bringen zu können, wie ſolches längſt mein vergeblicher Wunſch geweſen. Anliegende Beilage enthält das Nähere. Ich wollte mir dieſen Vormittag die Ehre geben, Ihnen ſolche zu überbringen, da ich aber nicht ſo glücklich war, Sie zu treffen, ſo erlaube ich mir ſchriftliche Ueberſendung mit angelegentlichſter Bitte um geneigte Berückſichtigung dieſes Gegenſtandes.“ Die Ausführung enthielt ein, wie Uhland überzeugt war, ungehörig geſchärftes Urtheil gegen zwei Männer, die ſich eines Diebſtahls an königlichem Eigenthum (der Eine hatte bei einer Jagd einen ſilbernen Teller entwendet) ſchuldig gemacht und dafür zu ſiebenjähriger Galiotenſtrafe verurtheilt wurden. Es wurde Uhland die Genugthuung, zu hören, daß dem Einen der ganze Strafreſt von 6½ Jahren, dem Andern die Hälfte daran erlaſſen wurde. Urtheilsſprüche dieſer Art waren es, die ihn im Juſtizminiſterium ſo gedrückt und die Sehnſucht nach geſicherten Rechtsverhältniſſen in ihm erweckt hatten.

Die Eltern Uhlands, vom Wunſche erfüllt, den Sohn in einer feſten Lebensſtellung zu ſehen, drangen in ihn, ſich wieder um eine Procuratorsſtelle zu bewerben, worauf er ihnen im folgenden Briefe antwortet.

Stuttgart, 2. Auguſt 1815.

„Liebſte Eltern!

Die Entſcheidung der landſchaftlichen Angelegenheiten, worauf ich die Beantwortung Ihres letzten Briefes bisher ausgeſetzt, iſt nunmehr erfolgt. Da Regierungsrath Schott bereits nach Tübingen abgereiſt iſt, ſo wird man daſelbſt ſchon unterrichtet ſein, was dieſe einſtweilige Entſcheidung herbeigeführt habe; man wird auch die kräftigen und zweckmäßigen Adreſſen zu leſen bekommen, welche die Stände zuletzt an den König gerichtet. Der Abend des 26ſten war hier ſehr erfreulich; es wurde den Ständen, welche bis Mitternacht zuſammenblieben, eine Muſik gebracht, wobei viele Vivats auf die Landſtände, auf den Präſidenten, auf Bolley, Waldeck, auch auf den Kronprinzen, Herzog Chriſtoph ꝛc., beſonders aber auf die alte Verfaſſung mit großem Enthuſiasmus gerufen wurden. Der König ſoll dieſes ſehr übel aufgenommen, übrigens aber von der Polizeidirection, die zur Verantwortung gezogen worden, die Verſicherung erhalten haben: daß Sr. Königl. Majeſtät dabei mit keinem Worte gedacht worden ſei.

Die Sache iſt jedoch noch keineswegs für abgemacht anzunehmen, ſondern es werden nunmehr von allen Seiten Adreſſen um Herſtellung der alten Verfaſſung und Wiedereinberufung der Stände einkommen. Die hieſige Bürgerſchaft macht damit den Anfang, indem unter derſelben bereits die Unterſchriften zu einer ſolchen Adreſſe geſammelt werden.

Mein Exhibitum um die Procuratur iſt vom 8. Juni v. J. und das Monitorium vom 13. Sept. Uebrigens darf ich nicht verhehlen, daß, wenn ich heute zum Procurator ernannt würde, ich von dieſer Ernennung nicht einmal Gebrauch machen könnte, indem es durchaus meiner Ueberzeugung entgegen wäre, bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge dem König einen Eid zu ſchwören. Ich muß daher einſtweilen ſehen, wie ich mich auch ohne weitere Beförderung hier oder anderswo ehrlich fortbringe. Es läßt ſich hoffen, daß eine ſo geſpannte Lage der öffentlichen Angelegenheiten, wie ſie gegenwärtig bei uns ſtattfindet, nicht von Dauer ſein werde.

Von Zinsgeldern habe ich gegenwärtig nur 25 fl. daliegen; es geht mit der Zahlung äußerſt elend. Soll ich dieſe 25 fl. ſchicken oder warten, bis Mehreres hinzukommt?[1]

Viele Grüße der Schweſter! Mit herzlicher Liebe
Ihr gehorſamer Sohn
L. U.“

---

[1] Uhlands Vater hatte mehrere große Vermögensadminiſtrationen, für welche der Sohn die Zinſe bei der Staatskaſſe erheben

Dieſe Erklärung des Sohnes fiel den liebenden Eltern um ſo ſchwerer, als ſie die Nothwendigkeit dieſes Entſchluſſes von ihrem Standpunkt aus nicht einzuſehen vermochten. Von Zeit zu Zeit, wie wir ſpäter ſehen werden, bringen ſie ihre Wünſche wieder zur Sprache, und ihnen nach ſeiner Ueberzeugung nicht entſprechen zu können war für den zärtlichen, aber eben ſo charakterfeſten Sohn kein kleines Opfer.

An der Wiedereröffnung des Landtags am 14. Oct. nahm Uhland den lebhafteſten Antheil. Er verfertigte zu einem Feſte, das dem Abgeordneten von Stuttgart, Bürgermeiſter Klüpfel, am 18. Oct. gegeben wurde, das Gedicht: „Die Schlacht der Völker ward geſchlagen" und ſpricht in ſeinem Tagebuch von der allgemeinen Begeiſterung bei dieſem Feſte.

Ueber den Gang der ſtändiſchen Verhandlungen berichtet er ſeinem Vater:

Stuttgart, 15. November 1815.

„Theuerſte Eltern!

Die Reſolution auf die letzte Eingabe der Stände, der man täglich entgegenſah, iſt heute erfolgt und damit allerdings ein Schritt geſchehen, indem der König das Recht des alten Landes auf die alte Verfaſſung nicht länger zu beſtreiten weiß; allein inſofern zugleich wieder Vergleichsverhandlungen eröffnet werden ſollen, um auch

---

mußte. Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubte, die Zinſe, von denen öfters in den Briefen die Rede iſt, ſeien für den Sohn geweſen.

über die neuen Lande und die Zuſammenfaſſung des ganzen Landes unter eine gemeinſchaftliche Verfaſſung in's Reine zu kommen, wird ſich die Sache, auch wenn die Stände auf dieſe Unterhandlungen eingehen, abermals weiter hinausziehen.

Der Fürſt von Oettingen-Wallerſtein, der ſich in den ſtändiſchen Angelegenheiten auszeichnet, ließ mir vor einiger Zeit ſagen, daß er mich kennen zu lernen wünſche. Ich ging daher mit Schott, der ſein Agent iſt, zu ihm. Er iſt ein leidenſchaftlicher Liebhaber altdeutſcher Literatur und Kunſt und beſitzt große Sammlungen alter Gemälde, Handſchriften, Drucke ꝛc. Er hat mich eingeladen ihn öfter zu beſuchen.

Wann ich wieder nach Sulz abreiſen werde, weiß ich noch nicht beſtimmt, da noch nicht bekannt iſt, ob und bis wann die Vaihinger'ſchen Eheleute eingeliefert werden.

Mit herzlichen Grüßen an Alle

Ihr gehorſamer Sohn
L. U."

Gegen den Schluß des Jahrs 1815 kam Rückert als Redacteur des Morgenblatts nach Stuttgart. Er wurde bald mit Uhland bekannt, und dieſer ſchrieb ſeinem Vater über ihn: „Rückert iſt mir eine ſehr werthe Bekanntſchaft." Sie trafen ſich oft des Abends beim Weine oder theilten ſich in ihren Zimmern ihre neuen Gedichte mit. Auf den Vorſchlag eines Freundes unternahmen ſie das bekannte Tenzon, das in Rückerts

Gedichten vollſtändig enthalten iſt. Die verſchiedene politiſche Anſicht, Rückerts Parteinahme für Wangenheim (deſſen Einwirkung auf die württembergiſchen Verfaſſungskämpfe Uhland für verderblich halten mußte, ſo werth ihm Wangenheim in anderer Beziehung immer blieb), ſtörte ſpäter die Beziehungen beider Dichter.

Im Frühjahr 1816 erwachte die Luſt dramatiſcher Production wieder lebhaft in Uhland; er beſchäftigte ſich mit Planen zum ſpäter ausgeführten „Herzog Ernſt," zu „Konradin," zu den „Weibern von Weinsberg" und Anderem. Aber die juridiſchen Arbeiten und der lebhafte Antheil an den ſtändiſchen Kämpfen war der Ausführung entgegen. Ein Ausflug nach Wallerſtein mit Schott brachte ihm Erheiterung und den Anblick von vielen Gegenſtänden im fürſtlichen Schloſſe, welche zu beſichtigen er vom Fürſten freundlich eingeladen war und welche ihn ſehr intereſſirten.

Wie im letzten Jahre, ſo wurde ihm auch jetzt wieder von ſeinem Vater vorgeſchlagen, ſich um eine Staatsſtelle zu bewerben, und auch jetzt konnte er nicht in der Eltern Wünſche eingehen, ſondern antwortete, wie folgt:

Stuttgart, 28. Juli 1816.

„Liebſte Eltern!

Den Brief des lieben Vaters, worin er mir ſeine Meinung in Betreff der erledigten Secretärsſtelle beim Obertribunal mittheilt, würde ich früher beantwortet haben, wenn es mir nicht ſchwer geworden wäre, mich abermals auf eine Art zu äußern, von der ich Ihre Billigung mir nicht verſprechen darf. Ich mißkenne nicht die Vortheile und Annehmlichkeiten, womit die Tübinger Stelle für mich verbunden wäre. Es haben aber die Anſichten, die ich Ihnen bei einer ähnlichen Veranlaſſung vorgelegt, ſo ſehr in mir Wurzel gefaßt, daß mir nichts übrig bleibt, als den einmal betretenen Weg mit Beharrlichkeit zu verfolgen. Sie werden mir glauben, daß es nicht die Bequemlichkeit meiner jetzigen Lage iſt, was mich in derſelben feſthält, und daß es mir insbeſondere nicht gleichgültig iſt, Ihren gerechten Wünſchen bisher ſo wenig entſprochen zu haben.

Ob ich übrigens die Stelle wirklich erhalten würde, wenn ich mich darum bewürbe, iſt ſehr zweifelhaft. Dem Juſtizminiſter könnte ich, wie der liebe Vater ſelbſt bemerkt, keine guten Worte darum geben, die unmittelbare Meldung aber hat immer einiges gegen ſich.

Auf Martini ziehe ich vielleicht zu Procurator Schott, der bis dorthin in die Walz'ſche Apotheke, in der Nähe meines gegenwärtigen Quartiers, zu wohnen kommt. Die Eiſenbach'ſchen machen noch keine Anſtalt zum Auszug, und ſo lange dieſe bleiben, bleibe ich auch, wenn ich nicht gedrängt werde. Vom wirklichen Auszug werde ich Ihnen ſogleich Nachricht geben, auch meine Anzeige in die Zeitung einrucken.

Mit den herzlichſten Grüßen auch an Luiſe

Ihr gehorſamer Sohn

L. U."

Der Mutter Antwort gibt ein ſo getreues Bild der lieben Frau, daß ſie auch hier eine Stelle finden mag.

Tübingen, 3. Auguſt.

„Lieber Louis!

Noch einmal laß mich meine Gedanken ausſprechen, die ich über Deine Geſinnungs- und Handlungsweiſe hege; beſſer ich ſage ſie, Aufrichtigkeit war immer ein Hauptzug meines Charakters, wenn ich auch mißverſtanden werden ſollte. Beſonders gegen meine Kinder, deren erſte Freundin ich ſein will, halte ich es für Pflicht ſo zu handeln. Glaube aber ja nicht, daß ich Dir meine Meinung aufdringen will; ich weiß wohl, daß Du nun im männlichen Alter und ſelbſt fähig biſt zu beurtheilen, was gut oder nicht gut für Dich iſt, indeſſen biſt Du mir doch zu lieb, als daß ich ganz ſchweigen könnte, wo etwas nicht mit meiner Geſinnung übereinſtimmt. Ich weiß wohl, daß ich nur Weib bin, wo übrigens ein geſunder, ſchlichter, wohlwollender Menſchenverſtand, den ich mir nicht abſpreche, öfters doch einen richtigen Blick hat, den ich Dir nun hier mittheilen will. Glaube nicht, daß ich den lieben Vater veranlaßt habe, Dir wegen der bewußten Stelle zu ſchreiben; ich wußte vorher, was Du antworten würdeſt, das dem lieben Vater nicht gefallen würde; ich mochte alſo Beide nicht betrüben; es war ganz Seine Geſinnung, die mit der meinigen allerdings übereinſtimmt. Auch wollte er nochmals ſeine Pflicht thun, weil wir in der Folge Reue über Deine Verfahrungsart beſorgen.

Immer iſt Patriotismus etwas Löbliches und Pflichtmäßiges; es führt Dich aber aus bloßer Neigung von höheren Pflichten ab. Die erſte unſerer zeitlichen Pflichten iſt ſo viel Gutes als möglich auf der Welt zu wirken, als wir können. Kannſt Du das als Landſchafts-Secretär? wirſt Du noch außerdem das gewiß, wegen dem Du alles Andere aufopferſt? Glaubſt einmal als Conſulent, oder was ſonſt für eine entſprechende Stelle in der Landſchaft ſein mag, einzurücken, um dann für das Vaterland nützlich zu werden? Der Plan dünkt mir ein Hirngeſpinnſt. Das gar nicht einmal zu berühren, ob der Gehalt ſo ausfallen könnte, um davon ſein Lebtag zu leben, weil man von da nimmer weiter rücken kann. Und was verſäumſt Du? Träteſt Du in ein Collegium, in das Du durch die erſte Stufe als Secretär einträteſt, glaubſt Du nicht, daß Du ebenſoviel Gutes hier wirken könnteſt, oder wenn Du Profeſſor würdeſt, was Dir wirklich nicht fehlen würde, ſo könnteſt Du ja auf ganze Generationen fortwirken, möchte es Dir auch Dich in ein Fach einzuarbeiten ſchwer werden, ſo kannſt Du doch nicht in Abrede ziehen, daß Du Talent dazu hätteſt. Es dünkt mir überall mehr als bei Deinem Plan, und wenn Du warteſt und noch einmal warteſt, ſo geht die thätigſte Lebenszeit herum, und dann geht es Dir wie den alten Jungfern, die in der Jugend die Wahl hatten, denen aber nichts gut genug war: ſie bleiben am alten Platz, es reut ſie und dann werden ſie bitter, wenn immer Jüngere vorrücken. So könnte es Dir gehen, Du könnteſt nun wohl wählen und thuſt es nicht. Wenn dann am Ende die Buben H.., G.. u. dgl. vorrücken, unter dieſe kannſt und magſt nimmer, und dann bleibſt, was Du biſt! eine angenehme Ausſicht! Auch kommen alte Advocaten aus der Mode. Und dann um wie viel häusliches Glück bringſt Du Dich, kannſt lange nicht heirathen und wirſt Du älter, macht einmal ein Mädchen vielleicht eine Verſtandesheirath mit Dir, vielleicht ohne viele Neigung, das wollteſt Du doch auch nicht. Kommſt Du durch Warten ganz um's Heirathen — frage alte Junggeſellen, ob ich nicht Recht habe, daß ſie der Stand im Alter ganz unglücklich macht. Was den Eid anbelangt, der Dich zu dieſem Plane führt, iſt er nicht ſo, daß Du ihn nicht leiſten könnteſt. Auch läßt es ſich gar nicht denken, daß unter ſo vielen hundert Männern, die ihn geſchworen, worunter auch Dein Vater, nicht redliche, religiöſe wären, und Du der ganz Einzige ſein müßteſt, der ſo geſinnt wäre. Dieß iſt doch auffallend! Es ſoll alles heraus, was mir nicht gefällt, weil es das letztemal iſt, daß ich es ſage. Du kennſt Dich ſelbſt nicht, ſonſt würdeſt Du neben Deiner innern Gefälligkeit, die ich Dir beſtimmt zuſpreche, auch äußerlich es mehr ſein. Ich bemerkte dieß abermal bei Deinem letzten Hierſein. Kam einer, wo Du gerade nicht in der Laune zum Reden warſt, ſo machteſt Du ein Geſicht, als ob Du ihm feind wäreſt; er mußte froh ſein eine Antwort zu erhalten; konnte er es vorausſehen, daß er Dich nicht in der paſſenden Laune traf? Gefällt es Dir, wenn es Dich ſo trifft?

Nun magſt Du das aufnehmen, wie du willſt, mein Gewiſſen ſagt mir, daß ich es liebend mit Dir meine. Glaube nicht, daß ich auf irgend eine Weiſe mein Intereſſe dabei ſuche, als in ſo fern als es mit dem Deinigen zuſammenhängt. Freilich verſprach ich mir am Abend meines Lebens Freude, das ja nicht allein für mich, ſondern für Euch gut wäre, von denen ſie ausginge. Bald iſt ja ohnedieß von mir zu ſagen: ſie ruht, die Müde! — Thue mir den Gefallen den Brief, den ich ungern ſchrieb, ehe Du ihn zerreißeſt, mit Bedacht zu leſen. Lebe wohl, glücklich und vergnügt nach Deinem Sinn. Treffe ich Dich nur einmal im Himmel an, iſt alles recht. Dieß iſt das tägliche Gebet Deiner

Dich ewig liebenden Mutter
Eliſabeth.

Eines noch: aus welchen Gründen gehſt nicht zur Kirche und zum Abendmahl?“[1]

Uhland an ſeine Mutter.

Stuttgart, 9. Auguſt.

„Liebſte Mutter!

Empfangen Sie meinen herzlichen Glückwunſch zu Ihrem bevorſtehenden Geburtstag, zugleich aber auch meinen innigen Dank für Ihren wohlmeinenden, mütterlichen Brief! Ich habe gewiß Alles wohl beachtet, was Sie mir darin an's Herz legen, und ich habe das Vertrauen, es werde nicht das letztemal ſein, wie Sie ſchreiben, daß Sie auf ſolche Art mir Ihre Geſinnung und Wünſche aufſchließen.

---

[1] Eine Sorge, die die Mutter ſpäter nie mehr hatte.

So viel glaube ich übrigens verſichern zu dürfen, daß es nicht bloße Neigung ohne Rückſicht auf höhere Pflichten iſt, was meine Handlungsweiſe beſtimmt.

Welche Opfer mich dieſe ſchon gekoſtet, werde ich Ihnen einmal beſſer ſagen, wenn es mir gelungen ſein wird, auf dem eingeſchlagenen Wege durchzudringen.

Was Sie von dem oft Ungefälligen meines äußern Weſens ſchreiben, kann ich nicht widerſprechen. Es mag vielleicht in der bisherigen Ungunſt meiner Verhältniſſe und in der mannigfachen Bewegung meines Innern einige Entſchuldigung finden. Auch habe ich mich bei alle dem doch von jeher der Anhänglichkeit mancher Redlichen zu erfreuen gehabt.

Religiöſe Geſinnung fehlt mir gewiß nicht und ich bin mir bewußt, das Irdiſche ſtets auf ein Höheres zu beziehen.

Nach der langen Regenzeit ſind nun doch endlich warme, ſonnige Tage eingetreten, wobei Ernte und Herbſt noch gedeihen mag. Will es Gott, wird auch mir die Frucht des Lebens nicht verloren ſein.

Möge Gott Sie, liebe Eltern, noch lange erhalten, damit es mir beſſer als bisher gelingen möge, Ihnen Freude zu machen.

Ewig
Ihr liebender Sohn
L. U.“

Dieſer Brief braucht wohl keinen Commentar. Spiegelt er nicht des Schreibers ganzes Gemüth?

Bei aller ruhigen Feſtigkeit, die Uhlands Briefe ausſprechen, zeigten aber doch die wehmüthigen Lieder: „Mailied," „Klage" und „Rechtfertigung" wie ſehr ſein Gemüth unter ſeinen innern Kämpfen litt. Sie ſind im Mai 1816 gedichtet, letzteres im September vollendet.

Sollte den liebenden Eltern noch nicht die erſehnte Freude werden, den Sohn in einer geſicherten Lebensſtellung und in häuslichem Glücke zu wiſſen, ſo wurde ihnen doch in dieſem Jahre die Freude, die Tochter als glückliche Braut eines wackeren Mannes zu ſehen. Friederich Meyer aus Walsrode, im Hannöveriſchen, der in Tübingen Theologie ſtudierte, gewann das Herz der Tochter und beſchloß aus Liebe zu ihr, ſich in Württemberg eine Pfarrſtelle zu ſuchen, was damals leichter war, als heut zu Tage. Unſer Dichter war über dieſes Familienereigniß recht erfreut und ſchloß ſich herzlich an den neuen Schwager an.

Die meiſten Lieder dieſes Jahres, auch außer den vaterländiſchen, haben ein politiſches Gepräge, ſo ſehr war ſeine Seele von den Kämpfen der Zeit hingenommen. Er ſagt es uns auch ſelbſt in dem Liede: „Die neue Muſe," vom 7. Mai. Ein Lied folgt oft raſch dem andern, wie hier zu erſehen iſt. Am 20. Febr. entſtand das Lied: An die Bundſchmecker; den 24.: Württemberg; den 1. Sept.: **Das** alte **Recht**; den 3.: Geſpräch; den 6.: An die **Volksvertreter**; den 7.: Rechtfertigung und die neue Muſe; den 8.: **Ernſt der Zeit**, das neue Märchen, Ausſicht, an die Mütter, an die Mädchen, alle an dieſem Tage. Am 15.—17. Oct. das Lied: Wenn heut ein Geiſt hernieder ſtiege; am 12. Nov.: Schwindelhaber; am 20.: Hausrecht; am 21.: Das Herz für unſer Volk; am 28. Dec.: Neujahrswunſch.

Auch in die Correſpondenz mit Freunden, wo ſonſt von Kunſt und Literatur gehandelt wurde, tritt nun die Politik ein, wie uns der folgende Brief zeigt.

Uhland an Varnhagen von Enſe.

Stuttgart, 7. November 1816.

„Dein herzlicher Brief, theuerſter Freund, den Du mir im verfloſſenen Mai durch den trefflichen Kunſtgenoſſen Rückert geſchickt haſt, ſollte freilich längſt beantwortet und ebenſo für die Gedichtſammlung, womit Du mich ſo erfreulich überraſchteſt, längſt gedankt ſein. Was die Sache verzögerte, war Deine Anſicht unſerer württembergiſchen Angelegenheiten, die Du im Briefe an Kerner angedeutet haſt und worüber ich Dir gerne meine entgegengeſetzte Meinung entwickelt hätte.

Nun kommt mir aber gerade da Du mich ſo freundſchaftlich anmahnſt, zur Hülfe, daß man die Lieder, die ich über dieſen Gegenſtand gemacht habe, neuerlich zuſammengedruckt hat. Aus dieſen, die ich hier beilege, erſiehſt Du vielleicht am beſten, was meine Anſicht iſt. Die Aufnahme, welche dieſe Lieder bei öffentlichen Vereinen und ſonſt gefunden haben, läßt mich annehmen, daß ſie auch die bei uns herrſchende Meinung ſo ziemlich ausgeſprochen haben. Sie ſind im Gegenſatz nicht blos zu den eigentlich ſchlecht Geſinnten, ſondern hauptſächlich auch zu Denen gedichtet, die mit Hintanſetzung unſerer Geſchichte, unſerer Eigenthümlichkeit, wie ſolche jeder Volksſtamm hat und haben ſoll, aus dem Blauen herab und nach individuellem Syſtem uns umgeſtalten und wohl gar beglücken wollen. Du vermiſſeſt vielleicht einigermaßen die Beziehung auf's Ganze. Aber theils iſt der Cyklus noch nicht geſchloſſen, theils glaube ich, daß Deutſchland von oben herab, von den Congreſſen und Bundestagen, den obſchwebenden Verhandlungen der Cabinette zunächſt wenig mehr zu erwarten hat; daß hingegen, wenn erſt jeder Volksſtamm zum Selbſtgefühl erwacht und zu innerer Begründung gelangt ſein wird, hieraus auch die Kraft des Ganzen hervorgehen wird.

Durch Verunglimpfung in öffentlichen Blättern, herausgeriſſene und entſtellte Einzelnheiten mögen auswärts unſere Landſtände verloren haben, bei uns behielten ſie die öffentliche Meinung für ſich, ihre gedruckten Verhandlungen ſprechen nicht gegen ſie.

Wenn Du ſonſt von meinem Treiben in der Dichtkunſt zu wiſſen verlangſt, ſo weiß ich nicht viel zu ſagen. Zwei Gedichte beſchäftigen mich, ein erzählendes in Stanzen: „Fortunat und ſeine Söhne,“ woran ich aber ſeit zwei Jahren nicht mehr als zwei Geſänge zu Stande gebracht habe und ein Trauerſpiel: „Herzog Ernſt von Schwaben,“ mit deſſen Ausführung ich aber nicht anfangen mag, wenn ich nicht hoffen kann, es in einem

Stücke wegzuarbeiten. Das will aber meine Lage fortwährend nicht geſtatten.

Einige kleine Sachen habe ich noch beigeſchloſſen.

Und mit dieſem ſei denn herzlich und in alter Freundſchaft gegrüßt von

Deinem

L. U."

Am 30. October 1816 ſtarb König Friedrich; es zeigte ſich aber bald, daß, obwohl mancher Mißbrauch abgeändert wurde, für das Beſtreben, die alte Verfaſſung mit den durch die Zeit gebotenen Veränderungen wieder in das Leben zu führen, auch unter König Wilhelm noch wenig Hoffnung vorhanden war. Der Freiherr v. Wangenheim, ſchon von König Friedrich im October 1815 in die Verfaſſungscommiſſion berufen und den Beſtrebungen der Altwürttemberger ſehr entgegen, galt auch bei König Wilhelm viel. Uhlands Lieder: „Schwindelhaber," „das Herz für unſer Volk," „Geſpräch" und andere beziehen ſich auf ſeine Einwirkung auf die Verhandlungen.

Die Stände wurden am 6. December vertagt, aber zugleich ihre Wiedereinberufung auf Anfang März ausgeſprochen.

Im Juli wurde Uhland zum Beitritt in die Berliner deutſche Sprachgeſellſchaft eingeladen und iſt ſpäter mit einem Aufſatz für dieſelbe beſchäftigt. Auch dichtet er das Lied: „An die deutſche Sprachgeſellſchaft." Den Anfang des Jahres 1817 widmete er der Arbeit am Herzog Ernſt. Am 9. Febr. ſchreibt er ſeinem Vater:

„Wenn ich ſchon dreißig Jahr alt wäre, würde ich wahrſcheinlich Repräſentant von Backnang.“ Ein ander mal: „Daß mein Gedicht: „Das Herz für unſer Volk“ dem König vorgelegt worden ſei, habe ich auch von verſchiedenen Seiten gehört, jedoch ohne es gerade aus ſicherer Quelle zu wiſſen.“

Uhland an die Eltern.

Stuttgart, 3. Mai 1817.

„Dieſen Vormittag war Gottesdienſt zur Feier des wieder eröffneten Landtags. Der König mit ſeiner Gemahlin und ſämmtliche Landſtände erſchienen dabei. Stiftsprediger Flatt hielt eine ſehr wackere Rede. Alsdann begaben ſich die Stände und der Geheimerath in das Landſchaftsgebäude, wohin der König zu Pferde mit ſeinen Adjutanten nachfolgte. Er hielt eine Anrede an die Stände, die ohne Zweifel in der Zeitung kommen wird. Nachdem der König ſich entfernt hatte, wurde der geheimeräthliche Verfaſſungsentwurf den Ständen vom Juſtizminiſter mit einem Vortrag übergeben. Dieſer Entwurf iſt über alle Erwartung ſchlecht ausgefallen: zwei Kammern, keine Kaſſe, kein Ausſchuß. Die Stände müſſen ihn verwerfen. — Man ging ſo weit, den Ständen anzuſinnen, daß ſie dieſes Machwerk jetzt ohne Weiteres mit dem Geheimenrath, der ihrer Verſammlung anwohnen würde, Punkt für Punkt durchverhandeln ſollen, was aber vorderhand ſchon darum zurückgewieſen wurde, weil ſchon die Frage, ob eine ſolche Verhandlung ſtatthaft ſei, eine freie Berathung der Stände vorausſetze. Der Miniſter Stein iſt ſchon geſtern oder vorgeſtern wieder abgereist. Ohne Zweifel wollte er mit einem ſolchen Verfaſſungswerk nichts zu thun haben. Es ſoll in der heutigen Verſammlung wie auf einem polniſchen Reichstage hergegangen ſein. Die Herrn Geheimeräthe mußten aber unverrichteter Dinge wieder abfahren.

Den belobten Entwurf habe ich nur auf kurze Zeit in Händen gehabt und verkauft wird er heute noch nicht. Sobald ich ihn aber bekommen kann, werde ich dem lieben Vater ein Exemplar zuſchicken. Ein beſonderer Anhang betrifft die Univerſität.

Jetzt ſpeiſen die Stände und der Geheimerath beim König, es mag eine ſchöne Vertraulichkeit ſein.

Mit herzlichen Grüßen auch der lieben Schweſter
Ihr
gehorſamſter Sohn
L."

Am Namenstag des Herzogs Chriſtoph ſchrieb Uhland ſein Gedicht: „An die Landſtände," und brachte es in das Ständehaus.

Ueber die zwei Kammern, die in dem geheimeräthlichen Entwurf vorgeſchlagen wurden, verfaßte Uhland einen Aufſatz, der hier folgt:

„Die altwürttembergiſche Verfaſſung wird mit Recht darum gerühmt, daß ſich in ihr das Vertragsverhältniß zwiſchen Regenten und Volk ſo klar und ausgeſprochen darlege. In ihr iſt keine bourboniſche Legitimität, ſie iſt ein Geſellſchaftsverhältniß freier, vernünftiger Weſen. Sie giebt dem Regenten den Standpunkt, von dem ihn die Aufklärung der Zeit nicht verdrängen wird, ſie giebt dem Volke die Stellung, in der auch ein über Menſchenrecht aufgeklärtes Volk ſich gefallen darf.

Eben in dieſem Reinmenſchlichen unſrer alten Verfaſſung löst ſich das Räthſel, daß ein dreihundertjähriger Rechtszuſtand noch jetzt vollkommen zeitgemäß erſcheinen kann, und gerade jetzt, wo das Gefühl der Freiheit und der Menſchenwürde neu erwacht iſt.

Steht nun in dieſer Verfaſſung, auf welche der neue Vertrag gegründet werden ſoll, das Verhältniß zwiſchen Regenten und Volk ſo vernünftig, menſchenwürdig und darum auch für unſere Zeit geläutert da: ſollen wir dazu ſchweigen, wenn man uns zwiſchen Adel und übrigem Volk ein Verhältniß herbei führen will, das jenen rein menſchlichen Verband durch Myſticismus und Vorurtheil beflecken würde?

Der Adel nehme denjenigen Standpunkt ein, der ſeinen geſchichtlichen Beziehungen und ſeinem Grundbeſitz angemeſſen iſt! Wir machen dem Adel ſeine Rechte nicht ſtreitig.

Aber man ſpreche uns nicht von Söhnen Gottes und Söhnen des Menſchen, man ſtelle nicht Geburt und Verdienſt in Vergleichung! Adelsvorurtheil ertragen wir nicht.

Darum keine Adelskammer! (Prälaten und Gelehrte beunruhigen uns nicht.) Kein Stand ſoll dem menſchlichen Verkehr mit den andern enthoben ſein, alle ſollen ſich gegenüberſtehen, Auge in Auge, wie es Menſchen gegen Menſchen geziemt.

Man ſage uns nichts von Rechten, (wären es auch Kaſſe und Ausſchuß), deren Ausübung wir durch Zugeben der Adelskammer zurückerlangen möchten, nichts davon, wie die Adelskammer in Steuerſachen und ſonſt unſchädlich gemacht werden könnte! Um die Idee iſt es zu thun, um die Menſchenwürde.

Unſer Adel ſelbſt hat die Trennung nicht begehrt, er wird nicht begehren, was die Zeit verwirft.

Dreißig Jahre lang hat die Welt gerungen und geblutet, Menſchenrecht ſollte hergeſtellt, der entwürdigende Ariſtokratismus ausgeworfen werden, davon iſt der Kampf ausgegangen. Und jetzt, nach all dem langen, blutigen Kampfe, ſoll eben dieſer Ariſtokratismus durch neue Staatsverträge geheiligt werden?

Hiezu einwilligen, ihr Volksvertreter, hieße den Todeskeim in die Verfaſſung legen, neue Umwälzungen vorbereiten, unſere vernünftige altwürttembergiſche Verfaſſung entweihen, die Sache des Vaterlandes und der Menſchheit verlaſſen.“

Brief Uhlands an Varnhagen von Enſe.

Tübingen, 5. April 1817.

„Theuerſter Freund!

Aus einem Deiner Briefe an Kerner erſehe ich, daß Du ein Votum gegen zwei Kammern herausgegeben haſt. Da ich überzeugt bin, daß Du den Gegenſtand gründlich und eindringlich behandelt, ſo wünſchte ich ſehr Deine Schrift auch bei uns in Umlauf zu bringen, und du würdeſt mich verpflichten, wenn Du mir zu dieſem Behuf ſo bald als möglich einige Exemplare zuſenden wollteſt.

Unſere Stände haben ſich ſchon früher beſtimmt gegen zwei Kammern erklärt und hiernach in ihren Verfaſſungsentwurf nur Eine aufgenommen. Auch der König war dagegen. Die Trennung in zwei Kammern iſt aber eine leitende Idee bei Wangenheim, der ſeit geraumer Zeit von Seiten der Regierung an der Spitze der Unterhandlung ſteht. Er hat dieſe Idee in den königlichen Verfaſſungs-Entwurf gebracht und wird Alles daran ſetzen, ſie zu realiſiren.

Er findet auch jetzt noch bei dem größern Theil der Stände keine Neigung dafür, vielmehr hat ſich die Abneigung zum Theil ſchon entſchieden genug ausgeſprochen. Gleichwohl ſcheint es mir nicht überflüſſig, hierüber die öffentliche Meinung noch weiter aufzuregen und zu beſtimmen. Wir hatten nämlich früher in Würtemberg keinen Landadel und das Verhältniß zum Adel iſt deßhalb ein Punkt, der bei uns bisher nicht ſo gäng und gebe geworden, wie andere Theile der Verfaſſung.

Auf die Wichtigkeit dieſes Gegenſtandes muß daher fortdauernd aufmerkſam gemacht werden.

Du erhältſt hiebei auch mein Votum, das ſo eben die Preſſe verläßt. Du ſiehſt, ich habe mir die Sache leicht gemacht und ſie von der aller einfachſten Seite aufgefaßt. Die einfachſte Seite aber wird bei ſtaatsrechtlichen Verhandlungen oft am meiſten vernachläßigt. Der kleine Aufſatz iſt übrigens aus ſpecieller Veranlaſſung entſtanden und es war nicht ſowohl um die Deduction, als um das offene Ausſprechen zu thun. Ueber unſere Angelegenheiten wird große Täuſchung verbreitet. Ich muthe Dir nicht zu, dieſe zu durchdringen, aber ich bitte Dich, wenn etwa in künftiger Woche ſchon ein völliger Bruch eintreten ſollte, den Vorwurf nicht zum Voraus ſchon auf die Stände zu werfen. Sie ſind gerade jetzt in ſittlicher Hinſicht ihren Gegern ſehr überlegen.

Kerner iſt nicht zum Politiker geſchaffen; er ereifert ſich, wie ein Mädchen, über eine Einzelheit, die nicht einmal eigentlicher Streitpunkt iſt und ſich leicht geben würde.

Meine vaterländiſchen Gedichte, die Du zum Theil ſchon kennſt, habe ich zuſammendrucken laſſen und überſchicke ſie Dir hiebei.

Mit herzlichen Grüßen

Dein

U.“

Da die Unterhandlung der Regierung mit den Ständen nicht zu dem von ihr gewünſchten Ziele führte, ſo wurden ſie am 5. Juni aufgelöſt. Uhland weiht den Ständen einen Nachruf, der mit der Anerkennung ihrer Feſtigkeit zugleich ſein politiſches Glaubensbekenntniß enthält.

Noch iſt kein Fürſt ſo hoch gefürſtet,
So auserwählt kein ird'ſcher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürſtet,
Er ſie mit Freiheit tränken kann.
Daß er allein in ſeinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuſpenden
So viel, ſo wenig ihm gefällt.

Die Gnade fließet aus vom Throne,
Das Recht iſt ein gemeines Gut;
Es liegt in jedem Erdenſohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut.
Und wenn ſich Männer frei erheben
Und treulich ſchlagen Hand in Hand,
Dann tritt das innre Recht in's Leben
Und der Vertrag giebt ihm Beſtand.

Vertrag: es gieng auch hier zu Lande
Von ihm der Rechte Satzung aus;
Es knüpfen ſeine heil'gen Bande
Den Volksſtamm an das Fürſtenhaus.
Ob Einer im Palaſt geboren,
In Fürſtenwiegen ſei gewiegt,
Als Herrſcher wird ihm erſt geſchworen,
Wenn der Vertrag beſiegelt liegt.

Solch theure Wahrheit ward verfochten,
Und überwunden iſt ſie nicht.
Euch Kämpfer iſt kein Kranz geflochten,
Wie der beglückte Sieg ihn flicht:

Rein, wie ein Fähnrich wund und blutig
Sein Banner rettet im Gefecht,
So blickt ihr, tief gekränkt, doch muthig
Und ſtolz auf das gewahrte Recht.

Kein Herold wird's den Völkern künden
Mit Pauken und Trompetenſchall,
Und dennoch wird es Wurzel gründen
In deutſchen Gauen überall,
Daß Weisheit nicht das Recht begraben,
Noch Wohlfahrt es erſetzen mag;
Daß bei dem biedern Volk in Schwaben
Das Recht beſteht und der Vertrag.

Nach Auflöſung der Landſtände trat eine ruhigere Zeit für Uhland ein, die er, freilich immer neben den Advokatengeſchäften, der Ausarbeitung des Herzog Ernſt widmete. Mitte Auguſt kam er damit in's Reine und machte dann mit Herrn und Frau Schott, dem geweſenen Landtagsabgeordneten Apotheker Gaupp und deſſen Frau eine Reiſe, den Neckar hinab nach Heidelberg und Worms. In Heidelberg wohnte er mit Schott bei Buchhändler Winter. Durch ſeine Reiſegenoſſen wurde er mit Kirchenrath Paulus bekannt, wo er dann auch Jean Paul kennen lernte. Bei Boiſſerée's hatte er die Freude, auch Tieck zu treffen. Der Herzog Ernſt wurde bei Winters vorgeleſen und günſtig aufgenommen, ſo daß Winter über den Druck einen Vertrag mit Uhland abſchloß um ein Honorar von 400 fl. An ſeinen Vater ſchreibt er darüber: „Zu meinem Herzog Ernſt haben ſich mir vier Verleger angeboten.“

Da König Wilhelm für jetzt von Berufung der Stände abſtrahirt hatte, ſo ſollte das Land ohne ſolche neu organiſirt werden. Uhland ſchrieb hierüber Folgendes nach Hauſe.

Stuttgart, 10. November 1817.

„Liebſte Eltern!

Nachdem man auf heute das Erſcheinen des großen Organiſationswerks erwartet hatte, ſo hört man, daß in der verfloſſenen Nacht alles ſchon Gedruckte zuſammengerafft, in Kiſten geſtampft und verſiegelt worden iſt. Man will dieß den Proteſtationen der Geheimenräthe zuſchreiben und es ſoll jetzt von dieſen die Sache erſt dabattirt werden. Wenn dieſe Debatte nicht eine bloße Förmlichkeit iſt, ſo kann ſich die Sache noch ziemlich in die Länge ziehen.

Indeß iſt jetzt entſchieden, daß Malchus Finanzminiſter, Otto Miniſter des Innern iſt, womit das Kirchen- und Schulweſen vereinigt wird, und Kerner in den Geheimenrath zurücktritt. Wangenheim wird heute als Geſandter beim Bundestag nach Frankfurt abgereiſt ſein. Er ſoll ſelbſt um ſeine Entlaſſung vom Miniſterium gebeten haben. Auch höre ich, daß der Abtritt von der Lühe's vom Juſtizminiſterium beſtimmt ſei, ihn wird Neurath erſetzen. — Es ſind durch dieſe Geſchichten eine Menge Menſchen in einer ſehr geſpannten Lage.

Mehreres weiß ich für dießmal außer bloßen Gerüchten nicht zu ſchreiben. Mit herzlichen Grüßen

Ihr

gehorſamer Sohn

L.“

Schon im Frühjahr hatte der Vater an ſeinen Sohn geſchrieben, daß im Senat von mehreren Mitgliedern darauf angetragen worden ſei, ihn an die Univerſität zu berufen und hatte die ſehr günſtigen Gutachten der Senatoren beigelegt; in einem Briefe vom December kommt er wieder mit Folgendem darauf zu ſprechen.

Tübingen, 18. December 1817.

„Lieber Sohn!

Wir danken Dir ſehr für die überſchickten Exemplare Deines Trauerſpiels, das ich aber noch nicht Zeit gewann, mit Muße zu leſen: die zu meiner Dispoſition beigelegten Exemplare erhielten Dr. Bengel, Prof. Ferdinand Gmelin und von Bühler. Letzterer intereſſirt ſich ſehr für Dich. Vor einigen Tagen ſchrieb er mir, er wünſche zu wiſſen, wie Dir die neue Organiſation gefalle; er habe auch Deinen Namen vergebens darin geſucht, worauf ich ihm nur im Allgemeinen antwortete und bemerkte, daß Du bisher keine Anſtellung geſucht habeſt.

Vor wenigen Tagen iſt der Senat beauftragt worden, ſich über die Anſtellung des Repetenten Tafel, der das gleiche Fach wie Conz übernehmen ſoll, und Rückerts, der beſonders das Fach der alten und neuen deutſchen Sprache und Literatur mit praktiſchen Uebungen verbunden, lehren ſoll, gutächtlich zu äußern, und man glaubt, Jeder werde 1200 fl. erhalten. Auf Rückert, den man nur aus dem Morgenblatt kennt, wird wohl auf keinen Fall angetragen werden. — In Rückſicht, daß es Dir etwas Leichtes ſein dürfte, die letztere Stelle zu verſehen, daß die Verhältniſſe einer ſolchen Stelle nicht unangemehm ſind, daß du an Ferd. Gmelin und A. gute Geſellſchaft erhielteſt, daß ich annehmen darf, du werdeſt in dem Falle in Vorſchlag gebracht werden, wenn man weiß, daß Du die Stelle annehmen würdeſt, wünſche ich mit der erſten Poſt Deine Meinung darüber zu erhalten. — —“

Ludwig Uhlands Antwort an ſeine Eltern.

Stuttgart, 17. December 1817.

„Liebſte Eltern!

Den Brief des lieben Vaters nebſt Zins-Quittungen habe ich erhalten und werde den Einzug der Gelder beſorgen.

Was die Profeſſorsſtelle für deutſche Literatur anbelangt, ſo ſteht mir in Hinſicht derſelben der nämliche Grundſatz entgegen, der mich von jeder Bewerbung bei der neuen Organiſation abhalten mußte: vor Herſtellung eines Rechtszuſtandes in unſerem Lande auf jede Stelle zu verzichten, welche mit einer Verpflichtung auf den Namen des gegenwärtigen Königs verbunden wäre. Wenn unſere Collegien nach dieſem Grundſatz gehandelt hätten, ſo wären wir jetzt ſchwerlich in dieſem verfaſſungsloſen Zuſtand.

Wegen des Helferathauſes in Haiterbach habe ich ſchon früher mit Wepſer geſprochen. Er hat zwar die Sache nicht im Referat, verſprach aber nachzuſehen. Ich werde ihn wieder anmahnen. Es dürfte auch zweckgemäß ſein, wenn Meyer eine ernſtliche Vorſtellung darüber machte. Gegenwärtig bin ich wieder mit einer Criminaldefenſion behaftet. Ich werde wahrſcheinlich dieſe Woche noch zum gütlichen Verhör nach Ludwigsburg mich begeben. Daß Schwab jetzt hier anſäßig iſt, freut mich, wiewohl ich ihn künftig in Tübingen vermiſſen werde.

Sie und die liebe Schweſter grüße ich von Herzen
Ihr gehorſamer Sohn
L."

In wehmüthiger Stimmung richtet er am letzten Tag des Jahrs einen Brief an die Eltern, mehr für ſie, als für ſich bekümmert.

Stuttgart, 31. December 1817.

„Liebſte Eltern!

Meinen innigſten Dank für das ſchöne Chriſtgeſchenk! Das ſeidene Halstuch iſt gerade recht gekommen, um ſeinen zerriſſenen Vorgänger zu erſetzen.

Die Feiertage habe ich meiſt mit einer Criminaldefenſion zugebracht, die am Sonntag abgegangen iſt. Am Freitag kam Karl Mayer hierher, auf der Durchreiſe nach Ulm, wohin er heute abgegangen iſt. Der heutige Abend wird auf dem Muſeum mit einem Ball gefeiert. Ich für meinen Theil werde demſelben nicht anwohnen, ſondern bei Roſers zu Nacht eſſen.

Mit leichtem Herzen kann ich freilich nicht in das neue Jahr eintreten, nachdem es mir im verfloſſenen ſo wenig gelungen iſt, meine Wünſche, und woran mir eben ſo viel liegt, die Ihrigen an mir erfüllt zu ſehen. Wenn ich aber Dem folge, was die innere Stimme mich heißt, ſo glaube ich nicht, daß ich es zu verantworten haben werde, was daraus Unerfreuliches erwächſt. Es kann aber auch noch Gutes erwachſen, und ſchon manchmal hat ſich ein Lichtſtrahl eröffnet, wo Alles verſchloſſen ſchien.

In dieſer Geſinnung wünſche ich uns Allen ein glückliches neues Jahr. Der lieben Schweſter danke ich ſchönſtens für ihren Brief. Mit treuer Liebe

Ihr gehorſamer Sohn
L.“

Außer dem Drama Herzog Ernſt, ſind in dieſem Jahre nur die vaterländiſchen Gedichte: „Den Landſtänden am Chriſtophstag,“ „Gebet eines Württembergers“ und „Nachruf,“ und dann das Eine Gedicht: „An die deutſche Sprachgeſellſchaft,“ zum Druck gelangt.

Brief vom Vater Uhland an ſeinen Sohn.

Tübingen, 23. Januar 1818.

„Liebſter Sohn!

In meinem letzten Schreiben habe ich meine und der lieben Mutter Wünſche in Beziehung auf deine Verſorgung und zugleich die Gefühle geäußert, die bei unſerer Sorge für dein Wohl dadurch erregt werden mußten, daß ſo viele Deinesgleichen und auch weit Jüngere bereits angeſtellt ſind, Du aber noch ganz auf dem nämlichen Punkte ſtehſt, wie vor mehreren Jahren. Als Vater, dem das Wohl ſeines einzigen Sohnes ſo ſehr am Herzen liegt, glaubte ich verpflichtet zu der Aeußerung zu ſein. Es bleibt mir nun nichts übrig, als mein ganzes Vertrauen in die gütige Vorſehung auch in Beziehung auf Dich zu ſetzen und ihr Deine Wege und Deine Verſorgung zu empfehlen.

Oft habe ich auch Sorge, daß Dein Einkommen nicht hinreiche; dann denk ich aber wieder, daß in Stuttgart viele Advokaten ſich gut fortbringen, und daß Du in Stuttgart viele gute Freunde haſt. Du wirſt nun ſchon eine jährliche Berechnung machen können; es wäre mir lieb, wenn ich über dieſen Punkt beruhigt würde.

Hat man Dich wohl gar nicht gefragt, ob Du Procurator werden oder ſonſt eine Stelle annehmen wollteſt? Ich hätte geglaubt Georgii, der Dich kennt, würde doch an Dich denken. Bei der Univerſität geht es wunderlich zu. Von Forſtner und Liſt ſollen als

Mitglieder der ſtaatswirthſchaftlichen Facultät und Profeſſoren in den Senat kommen. So etwas hätte man ſich vor einigen Jahren nicht träumen laſſen. Die hieſige Univerſität erhält dadurch etwas Eigenes vor allen anderen Univerſitäten, daß ſie jetzt nicht nur 32 Senatoren zählt (in Göttingen ſind es 14) ſondern nicht wiſſenſchaftlich gebildete Profeſſoren hat und das größte Collegium im Königreich iſt.

Unter herzlichen Grüßen von uns Allen
Dein
treuer Vater
Uhland."

Den alten Univerſitäts-Bürger und Profeſſoren-Sohn verletzt die Neuerung. Wie mußte es ihn erſt ſchmerzen, daß der Sohn, der im Senate zu einer Profeſſur in Vorſchlag gebracht worden, ausſprach, er könnte unter den jetzigen Umſtänden die Stelle gar nicht annehmen, wenn auch je der Miniſter darauf eingienge. Wohl wußte er, daß dieſer Entſchluß den Sohn ein Opfer koſte, aber beklagt hat er ohne Zweifel dieſe Anſicht des Sohnes, da er wußte, daß er die Advokatur ſo wenig mit Neigung betrieb.

Gegen das Ende des Jahres beſchäftigten Uhland neben ſeinen juridiſchen Arbeiten dramatiſche Plane: „Der Nibelungen Tod," „Der arme Heinrich" unter andern. Ein Ausſchreiben des Königs von Bayern zu einer Preisbewerbung für ein Stück aus der bayriſchen Geſchichte beſtimmte ihn zu dem Drama „Ludwig der

Bayer," welches er „als ein Symbol der deutſchen Stammes-Einheit" auffaßte. Guſtav Schwab, der ſeit Kurzem als Profeſſor am obern Gymnaſium angeſtellt war, und ſeine Braut, Sophie Gmelin aus Tübingen heimgeführt hatte, nahm regen Theil an dieſer Arbeit, welche ihm, ſo wie ſie vorſchritt, mitgetheilt wurde. So ſelbſtſtändig Uhland im Handeln war, ſo ſehr war ihm Anregung und Billigung eines Freundes bei ſeinem dichteriſchen Schaffen Bedürfniß, weil er leicht mißtrauiſch gegen ſeine Leiſtungen wurde. Frau Schwab war ihm als Landsmännin und als Freundin ſeiner Schweſter ſchon lange werth, und wenn die Annahme Grund hat, daß ihre frühe ſchon als Braut verſtorbene Schweſter in des Dichters erſter Jugend Eindruck auf ſein Herz gemacht, (die zwei Lieder: „Ein Abend" und „Rückleben" ſollen ſich auf ſie beziehen), ſo wäre neben ihrer eigenen Liebenswürdigkeit noch ein weiterer Grund vorhanden geweſen, eine Anziehungskraft auf ihn auszuüben. Er durfte manche trauliche Stunde in dieſem neuen Hausweſen zubringen, das für Viele eine Quelle edlen Genuſſes wurde. Wie viel herzliche Theilnahme und Freundſchaft Uhland von dieſem jungen Paare zukam, werden wir ſpäter noch hören.

Der neue Schwager Uhlands war zum Helfer in Haiterbach ernannt worden, und am 2. Mai wohnte Uhland der Hochzeit der geliebten Schweſter in Tübingen bei. Am Hochzeitstag, in ſeinem kleinen Stübchen mitten unter den Zubereitungen zum Hochzeitsmahl, dichtete er das nebenſtehende Lied.

Du lebteſt an der Eltern Herde,
Du warſt ihr Troſt, ihr liebſtes Gut;
Du ſcheuchteſt Sorgen und Beſchwerde
Mit Deinem heitern Jugendmuth.
Der Blumen wußteſt Du zu pflegen,
Und haſt damit das Haus geſchmückt,
Und ſelbſt bei Winterſturm und Regen
Der Eltern Blick daran erquickt.

Doch wenn die Tochter freudig blühet,
Dann drohet Schmerz der Mutter Bruſt,
Dann iſt der Tag ſchon aufgeglühet,
Der Beides bringet, Leid und Luſt.
Die Liebe, die vom Himmel ſteigend,
Allmächtig herrſcht, wo ſie erſcheint,
Sie naht und wir gehorchen ſchweigend,
Wenn ſie hier trennt und dort vereint.

Er ſelbſt, der Dich von hinnen führet,
Trägt an der Trennung keine Schuld;
Der Liebe, die ſein Herz berühret,
Mußt er ſich fügen in Geduld.
Den Seinen hat ſie ihn entriſſen,
Ihn traf der herbſte Trennungsſchmerz,
Die Vatererde muß er miſſen,
Und ſeine Heimath iſt Dein Herz.

Doch einmal noch wird er umfaſſen
Des alten Vaters theures Haupt,
Und wird vor ihn Dich treten laſſen,
Damit der Vater ſieht und glaubt.

Wohl Dir, wenn dann von Luſt durchdrungen,
Der Greis geſteht, Du ſeiſt es werth,
Daß ſo der Sohn nach Dir gerungen,
Um Dich des Vaterlands entbehrt.

So zeuch denn hin zum frommen Greiſe
Und ſchiff hinab den freud'gen Rhein,
Und laß die ſchöne Frühlingsreiſe
Ein Sinnbild Deiner Zukunft ſein.
Fahr wohl! geneigt ſei Wind und Sonne,
Und kehrſt Du in das eig'ne Haus,
So füll auch das mit ſanfter Wonne
Und ſchmück auch das mit Blumen aus.

Die Mutter und der Bruder begleiteten das junge Paar auf der Reiſe nach Hannover bis Karlsruhe zu den Verwandten. Bei Freund Varnhagen lernte Uhland nun auch deſſen Gattin kennen und las dort die fertigen Geſänge ſeines Fortunats. Nach der Rückkehr wurde der „Ludwig“ vollendet und mit dem Motto: Poscimur nach München geſchickt. Es kamen 35 Stücke beim Preisgericht ein. Daß der Preis nicht Uhland zufiel, iſt bekannt. Das Stück wurde dann Reimer in Berlin in Verlag gegeben.

Auf eine neue Anfrage ſeines Vaters, ob er ſich nicht um die Juſtitiar-Stelle in Tübingen melden wolle, antwortet Uhland:

Stuttgart, 4. October 1818.

„Liebſter Vater!

Es iſt mit mir ſonderbar gegangen; als ich eifrigſt irgend eine Anſtellung ſuchte, wollte ſich nichts fügen, und erſt ſeit mir Grundſätze verbieten, mich um eine ſolche zu bewerben, kommt man mir da und dort entgegen. Ich will aber meinen Grundſätzen getreuer bleiben als ... es ſeinen politiſchen Geſinnungen geblieben iſt. Würde ich jetzt nach mehrjähriger Ausdauer zurücktreten, ſo müßte ich Alles, was ich bisher durchgemacht, für eine Thorheit erklären.

Hievon abgeſehen würde zwar die befragte Stelle den Vortheil gewähren, mich in Ihre Nähe zu bringen. Auf der andern Seite aber muß ich doch bezweifeln, ob der neue Juſtitiar ſo geſtellt werden werde, daß es als eine gründliche und dauernde Verſorgung angeſehen werden könnte. Vielleicht würde ſich doch bald das Bedürfniß ergeben, eine andere Anſtellung zu ſuchen. Profeſſor Rösler iſt wahrſcheinlich Derjenige, der die Sache eingeleitet hat; er hat ſchon vor einiger Zeit etwas Aehnliches gegen mich geäußert. Ich bin ihm für ſeine wohlwollende Fürſorge allen Dank ſchuldig, wenn ich gleich davon keinen Gebrauch mache. Die Empfindungen, die dieſer neue Anlaß in mir erregt, will ich in mich verſchließen.

Ich hatte faſt im Sinne, geſchwind nach Tübingen zu kommen und Ihnen meine Geſinnung mündlich mitzutheilen. Weg und Wetter ſind aber zu ſchlecht und aufhalten wollte ich die Sache auch nicht.

Die bevorſtehende Organiſation wird auch auf mich Einfluß haben und mich vielleicht zu einem entſcheidenden Schritte drängen, was denn wohl auch eher zu einem glücklichen Ziele führen könnte, als das bisherige Hinbrüten.

Ich wünſche, daß Sie zu der Reiſe nach Haiterbach beſſere Witterung bekommen mögen. Es freut mich ſehr, daß den lieben Haiterbachern, die ich ſammt der lieben Mutter herzlich zu grüßen bitte, der elterliche Beſuch zu Theil geworden.

Was die Organiſation betrifft, ſo ſpricht man davon, daß ſie in ungefähr ſechs Wochen an das Tageslicht gebracht ſein werde. Vielleicht hat es einigen Aufenthalt verurſacht, daß Präſident Groß, welcher erſt neuerlich über die neue Juſtizeinrichtung befragt worden, ſich ſehr ungünſtig darüber geäußert haben ſoll.

Ueber die künftigen Weinpreiſe weiß man auch hier noch nichts Beſtimmteres; was ich über dieſen Gegenſtand erfahre, werde ich Ihnen berichten und mich auch deßhalb in Feuerbach erkundigen.

Es ſoll jetzt für jeden der vier Kreiſe ein beſonderer Obergerichtshof angeordnet werden, welcher ſich in zwei Senate, der eine für die Criminal- und der andere für die Civilſachen, abtheilen würde. Dieſes würde daher auch eine andere Einrichtung des Caſſations-Gerichtshofs in Tübingen bewirken.

Die Zinsgelder werde ich entweder mit dem Dienſtags-Poſtwagen oder zugleich mit der Wäſche überſenden.

Mit herzlicher Liebe

Ihr gehorſamer Sohn
L.“

Im nächſten Briefe, ſchon nach drei Tagen, berichtet er dem Vater:

— — „Die neue Organiſation ſoll in einem Hauptedict und mehreren Inſtructionen und Decreten, welche dem erſteren als Beilagen dienen, beſtehen. Dieſe Piecen werden ſchubweiſe an die zweite Abtheilung des Geheimenraths zur Berathung hinübergegeben. Das erſte, was man hinübergab, war das Beſoldungsdecret, worüber aber im Geheimenrath die Meinung geweſen ſei, daß man nicht über die Beſoldungen urtheilen könne, ſo lange man noch nicht wiſſe, was Diejenigen zu thun haben werden, denen dieſe Beſoldungen beſtimmt ſeien. Ueberdem ſeien über die Sache ſelbſt bedenkliche Aeußerungen gefallen, und namentlich habe Präſident Georgii erklärt, daß dieſe Organiſation nur in verfaſſungsmäßigem Weg eingeführt werden könne, indem die bisherigen Proceßordnungen verabſchiedete Geſetze ſeien, welche nicht einſeitig aufgehoben werden können. Es würde gerade bei einer neuen Einrichtung im Juſtizſache am unpaſſendſten ſein, wenn ſolche nicht im Wege der Gerechtigkeit ausgeführt würde. Es wird ſich nun zeigen, ob man die Geheimeräthe, die ſolche Bedenklichkeiten zeigen, noch ferner zu Rathe zieht." — —

Daß ihm von Seiten der Regierung eine Oberamtsrichter-Stelle oder der Eintritt in einen Gerichtshof angeboten wurde, das mochte der Sohn, der ſeinem Grundſatze, nicht in einen württembergiſchen Staatsdienſt während der verfaſſungsloſen Zeit einzutreten, getreu bleiben mußte, gar nicht ſagen, um den Eltern den Schmerz zu erſparen; wir erſehen es nur aus ſeinem Tagebuch.

Die Stelle in Uhlands Brief vom 4. Oct.: „Die bevorſtehende Organiſation wird auch auf mich Einfluß üben und mich zu einem entſcheidenden Schritt drängen,“ bezieht ſich auf ſein Vorhaben, ſich außerhalb Württembergs um eine Univerſitäts- oder auch Kanzleiſtelle umzuſehen. Schon vom 19. Sept. iſt das Fragment eines Briefes an Varnhagen datirt, worin er dieſem ſeinen Entſchluß mittheilt. Ungeachtet der Brief nicht vollendet wurde, ſoll er doch hier folgen, da er die Gründe, die ihn dazu beſtimmten, darin niedergelegt hat.

„Theuerſter Freund!

Ich kann in den Fall kommen, und er iſt vielleicht nahe, daß ich Württemberg verlaſſen muß. Es iſt mir ſchon angekündigt, daß ich nach einer neuen Einrichtung nicht mehr hier werde als Advokat practiciren können. Das Advokatengeſchäft habe ich, wie Du weißt, nie aus Neigung getrieben. In beſtändigem Widerſtreit mit meiner Natur verzehrt es mich innerlich, ohne mir auch nur äußerlich eine erträgliche Exiſtenz zu verſchaffen. Es ſollte mir blos eine Auskunft ſein, mich ſo lange unabhängig zu erhalten, bis andere öffentliche Verhältniſſe eintreten würden. Dieſe habe ich längſt vergeblich abgewartet und ferneres Warten würde mich verderben.

Durch ſehr feſte Bande bin ich an mein Vaterland geknüpft, und es iſt nur die Nothwendigkeit, die mich losreißt. Zeigt ſich mir ein Mittel, meinen Grundſätzen unbeſchadet zu bleiben, ich werde es mit Freuden ergreifen. Einſtweilen aber darf ich nicht verſäumen, mich um ein Unterkommen auswärts umzuſehen. Du ſtehſt mit vielen Menſchen und Orten in Berührung, daher meine Anfrage an Dich: ob Du Dich auf nichts beſinnen könnteſt, was mir dienen möchte? Ich weiß, man pflegt in ſolchen Fällen nicht eben die Auswahl zu haben, doch iſt zu wünſchen erlaubt. Was ich ſuche, iſt" — — So weit geht der Brief; Uhland beſchließt dann aber ſpäter ſelbſt nach Karlsruhe zu reiſen. Im Anfang des December geht er zuerſt nach Tübingen, um mit den Eltern über ſeine Verhältniſſe zu ſprechen. So viel lieber ſie ihn auch in der Nähe behalten hätten, ſo ſind ſie doch mit ſeinen Schritten zur Anſtellung auswärts einverſtanden. Profeſſor Bahnmeyer von Tübingen hatte ſchon für ihn nach Baſel wegen einer Profeſſorsſtelle geſchrieben. Von Tübingen aus beſucht Uhland die Schweſter in Haiterbach, geht von dort zu Fuß weiter nach Calw, und von dort in einem Wintertag wieder zu Fuß nach Karlsruhe, wo er bei ſeiner Tante immer die liebreichſte Aufnahme fand. Auch von Varnhagen iſt er freundlich aufgenommen und dieſer bemüht ſich in verſchiedenen Richtungen für ſeine Wünſche. Durch die Angelegenheit, die ihn nach Karlsruhe geführt, nicht eben heiter geſtimmt, las er dennoch bei Varnhagens ſeinen „Ludwig der Bayer" vor.

Auch an Kirchenrath Paulus, den er bei Schotts und Gaupps öfters geſprochen, wendet er ſich in dieſer Angelegenheit.

„Hochwohlgeborner, Hochzuverehrender
Herr Geh. Kirchenrath!

Schon bei Ihrer Anweſenheit in Stuttgart iſt die Rede davon geweſen, wie ſehr mir eine baldige Veränderung meiner Lage erwünſcht ſei. Die Advokatenpraxis habe ich nie aus Neigung getrieben, ſondern ſie ſollte mir blos dazu dienen, mich bis zur Erledigung unſerer Verfaſſungs-Angelegenheiten in einiger Unabhängigkeit zu erhalten. Nun iſt aber nicht blos die endliche Herſtellung eines verfaſſungsmäßigen Zuſtandes weit ausſehend, ſondern ich bin auch, wie Euer Hochwohlgeboren ſchon aus meinen mündlichen Aeußerungen wiſſen, durch eine bevorſtehende neue Juſtiz-Organiſation gedrängt. Bei uns, unter dermaligen Verhältniſſen, in den eigentlichen Staatsdienſt zu treten, iſt gegen meine Ihnen bekannte Grundſätze. Mein angelegentlichſter Wunſch muß es daher ſein, außerhalb Württembergs eine Stelle zu finden, die mir das nöthige Auskommen gewährte und mich in eine, meiner Neigung und Naturanlage angemeſſene Thätigkeit verſetzte.

Sie haben bereits Kenntniß davon, daß ich mich wegen der Lehrſtelle für deutſche Literatur, in Verbindung mit der Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften, welche bei der neuorganiſirten Univerſität Baſel errichtet werden ſoll, dorthin gewendet habe. Die erhaltenen Nachrichten lauten aber dahin, daß es ſich mit der wirklichen Beſetzung der neuen Lehrſtühle noch ziemlich in die Länge ziehen dürfte. Auch in Karlsruhe war ich neuerlich und erkundigte mich dort, ob nicht auf einer der badiſchen

Univerſitäten in ähnlichen Fächern, wozu ich noch beſonders die Erklärung der altdeutſchen Dichtwerke rechne, etwas zu machen wäre, und man ſchien dieſes nicht für unmöglich zu halten. Sollte ſich hiezu Gelegenheit darbieten, ſo erlaube ich mir, Ihre wohlwollende Verwendung in Anſpruch zu nehmen. Früher ſchon habe ich ein Augenmerk auf die freie Stadt Frankfurt gerichtet, und es wäre mir von großem Intereſſe, zu erfahren, ob nicht daſelbſt bei dem Gymnaſium in den oben bemerkten oder verwandten Lehrfächern, bei einer Bibliothek, einem Archiv, einer Kanzlei, Anſtellung zu erhalten wäre.

Ich ſelbſt kenne in Frankfurt Niemanden, an den ich mich unmittelbar wenden könnte. Hingegen weiß ich, daß Euer Hochwohlgeboren daſelbſt angeſehene Bekannte haben, bei denen durch Ihre gütige Verwendung zu meinem Zweck gewirkt werden möchte.

Die literariſchen Arbeiten, die mir zu einiger Beglaubigung dienen könnten, ſind außer einer von mir ſelbſt verfaßten juridiſchen Diſſertation vom Jahre 1810 eine Abhandlung über das altfranzöſiſche Epos in der Zeitſchrift „die Muſen“ vom Jahre 1812, das Reſultat meiner Nachforſchungen in den altfranzöſiſchen Handſchriften der Bibliothek; die 1815 bei Cotta herausgekommene Sammlung meiner Gedichte, die Ihnen bekannten vaterländiſchen Lieder, die beiden hiſtoriſchen Schauſpiele: „Ernſt von Schwaben“ und „Ludwig der Bayer“, deren letzteres nächſtens bei Reimer in Berlin erſcheinen wird.

Geſchäftskenntniſſe in anderer Beziehung habe ich mir durch mehrjährige Advokatenpraxis und frühere Dienſtleiſtungen in der Kanzlei des Juſtizminiſteriums erworben.

Euer Hochwohlgeboren würden mich nun zu dem lebhafteſten Danke verpflichten, wenn Sie es übernähmen, bei Ihren Freunden in Frankfurt Erkundigungen einzuziehen und mir von deren Reſultat baldige Nachricht zu geben.

Der ich mit ausgezeichneter Hochachtung beharre

Ihr

Dr. Ludwig Uhland.“

Aus einem Briefe an Uhlands Eltern theilen wir folgende Stellen mit: „Das Trauergeläute, das ich in Karlsruhe gehört hatte, iſt bald auch hier erklungen. Der Tod der Königin war hier eben ſo unerwartet, als er Ihnen geweſen ſein wird; man wußte kaum, daß ſie unwohl war.

Es wird davon geſprochen, der König werde eine Reiſe nach Weimar und Braunſchweig machen; er iſt ſehr angegriffen.

Die Organiſation hat durch dieſen Trauerfall auch Verzögerung erlitten, doch wird jetzt wieder gedruckt. Es ſcheinen auch wieder Landſtände im Werke zu ſein.

Von Karlsruhe habe ich noch keinen Beſcheid erhalten. Die in Frankfurt von Paulus eingezogenen Erkundigungen haben das Reſultat ergeben, daß dort wenig oder gar nichts zu machen ſei. Nach dem Kalender, den Sie mir überſchickt haben, giebt es heuer ein recht angenehmes Jahr, keinen December, dafür mehrere Frühlings- und Sommermonate doppelt. Wir wollen zufrieden ſein, wenn ſie ſich nur einfach einſtellen.“

L. Uhland an ſeine Eltern.

Stuttgart, 5. Februar 1819.

„Sie erhalten hiebei, liebe Eltern,[1] ein Gedicht, das ich auf den Tod der Königin gemacht habe. Ich hielt für angemeſſener, es ohne meinen Namen drucken zu laſſen. Doch mache ich kein Geheimniß daraus, daß ich der Verfaſſer bin, was ſich auch leicht errathen läßt. Es thut mir leid, daß ich Ihnen für dießmal nicht mehr Exemplare ſchicken kann; das eine iſt für die lieben Haiterbacher beſtimmt. Es ſind mir aber noch mehrere zugeſagt, und dann kann ich mit Weiterem dienen. Mit inniger Liebe

Ihr gehorſamer Sohn
L.“

In den erſten Monaten des Jahres 1819 arbeitet Uhland an einem Schauſpiel: „Otto von Wittelsbach“, von dem aber nur der Plan und einige Aufzüge ausgeführt ſind. Sein Trauerſpiel: „Herzog Ernſt von Schwaben“ wurde zuerſt in Hamburg aufgeführt. Uhland ſchrieb damals an ſeine Eltern: „Wie ich höre, wurde es beifällig aufgenommen; aus den Theateranzeigen in Hamburger Blättern erſehe ich, daß es am 5. Mai zum erſten, und am 10. zum zweitenmal gegeben wurde. Bei uns hat freilich der Schauſpieldichter von ſolchen Vorſtellungen eines gedruckten Stückes keinen Vortheil, während in Frankreich jede Vorſtellung auf jedem Theater ſeine Procente abwirft."

---

[1] Im Morgenblatt.

In Stuttgart wurde dieſes Stück von Auguſte Brede zu ihrem Benefice gewählt, und nachdem ſie und Eßlair ſich mit dem Verfaſſer mehrmals darüber beſprochen, am 7. Mai aufgeführt. Im Morgenblatt kam eine günſtige Anzeige über dieſe Aufführung von Freiherrn von Thumb. Auch wurde das Stück bald wiederholt. Uhlands Eltern waren zur Ueberraſchung ihres Sohnes zur erſten Aufführung nach Stuttgart gekommen. Der lebhafte Beifall mußte den Eltern ſehr wohl thun. Der Vater wurde überhaupt durch die Wahrnehmung der Achtung, die ſeinem Sohne von vielen Seiten zu Theil wurde, über manches Mißlingen, manchen vergeblichen Wunſch getröſtet. Seit dem Erſcheinen der Gedichtſammlung und der vaterländiſchen Lieder hatte ſich Uhland viele Freunde gewonnen und wurde oft von Fremden aufgeſucht.

Nachdem die Wiedereinberufung von Ständen ausgeſprochen war, mußten alle dichteriſchen Plane von Uhlands Schreibtiſch verſchwinden, und die ſtändiſchen Verhandlungen, die franzöſiſche Charte und Vinckes Verfaſſung von Großbritannien nehmen ihre Stelle ein. Aus einer Reihe Briefe, die Uhland in dieſer Zeit an ſeine Eltern ſchrieb, folgen hier einige ganz, andere im Auszug.

Stuttgart, 21. Juni 1819.

„Liebſte Eltern!

Es hat mich ſehr gefreut, aus dem Briefe der lieben Mutter zu erſehen, daß Sie und die lieben Haiterbacher wohl ſind.

Nun kommen ja die Landſtände nach zweijähriger Unterbrechung wieder zuſammen, und zwar einſtweilen in Ludwigsburg. Wie man ſagt, hat Groß es durchgeſetzt, daß die Sache wieder auf den Vertragsweg eingeleitet wurde und die Stände nicht nach gegebenen Beſtimmungen einberufen ſind, woran vielleicht das Ganze wieder geſcheitert wäre. Was mich betrifft, ſo werde ich mich zwar um keine Repräſentanten-Stelle umthun, wenn aber eine Wahl auf mich fällt, gedenke ich auch nicht abzulehnen.

Geſtern war ich mit Roſers, die gewöhnlich am Sonntag Abend bei Hofrath Piſtorius zu Nacht ſpeiſen, dahin eingeladen, und wurde wohl aufgenommen.

Ihnen und den lieben Haiterbachern meine herzlichen Grüße.

Ihr gehorſamer Sohn
L.“

Stuttgart, 28. Juni 1819.

„Liebſte Eltern!

Auf die geſtern Abend durch Sie und Herrn Prof. Gmelin, dem ich für ſeine freundſchaftlichen Geſinnungen ſehr dankbar bin, erhaltenen Nachrichten, will ich nun abwarten, wie es mit der Wahl in Tübingen abläuft.

Die Ludwigsburger Amtsangehörigen werden ſich nun um einen Andern umſehen. Auch von Neuenbürg wurde mir geſtern noch ein Antrag gemacht.

Ich bin nun begierig auf den Erfolg in Tübingen und bitte, mich davon bald möglichſt zu benachrichtigen, auch, wenn die Wahl auf mich fällt, über das Stimmenverhältniß und wer nach mir die am meiſten Begünſtigten waren.

Daß mir die Wahl für das Tübinger Oberamt erfreulich ſei, hatte ich gleich Anfangs geſchrieben. Nur wäre es gegen meine Geſinnung geweſen, blos durch äußeren Einfluß und mit Verdrängung eines früheren Repräſentanten, wenn ſolcher die Zuneigung der Wähler hätte, berufen zu werden.

Ich vergaß ſeither zu ſchreiben, daß ich mit Cotta über eine neue Auflage meiner Gedichte übereingekommen bin und dafür 800 fl. Honorar bezogen habe. Damit kann ich mich nun doch ordentlich für den Landtag ausrüſten.

Herzliche Grüße von

Ihrem gehorſamen Sohn
L.“

Uhland wurde wirklich vom Oberamt Tübingen gewählt und begab ſich zur Eröffnung der Ständeverſammlung, die am 11. Juli ſtatt hatte, nach Ludwigsburg.

Ludwigsburg, 16. Juli 1819.

„Liebſte Eltern!

Der Strudel, in dem wir uns ſeit unſerer Ankunft hier befinden, hat mir ſeither nicht erlaubt, an

Sie, noch an meine Committenten zu ſchreiben. Auch wird faſt Alles ebenſo bald im Schwäbiſchen Merkur, den Feuerlein mit landſtändiſchen Nachrichten verſieht, geleſen, als ich es berichten könnte. Daß ich in das Comité zu Abfaſſung der Dankadreſſe gewählt war, werden Sie erſehen haben. Die Adreſſe iſt von mir nach vorhergegangener Berathung im Comité aufgeſetzt. Heute kamen zuerſt die Propoſitionen des Convocationsreſcripts über die Art der Verhandlung in Vortrag. Es wurde auf die Wahl von ſieben Commiſſarien geſtimmt. Hiezu wurden zuerſt der Präſident und der Vicepräſident Weishaar beſtimmt, die fünf übrigen ſollen morgen, jeder beſonders, durch abſolute Stimmenmehrheit gewählt werden. Da dieſe Wahlart ſehr umſtändlich iſt, ſo werden wir ohne Zweifel vom Morgen bis zum Abend mit der Wahl zu thun haben.

Ich ſchließe hier und behalte mir Mehreres auf einen ruhigern Tag vor. Mit herzlicher Liebe

Ihr gehorſamer Sohn

L.“

Ludwigsburg, 19. Juli 1819.

„Liebſte Eltern!

Die Zeit für das Schreiben geht mir immer ſehr nahe zuſammen. Ueber den Sonntag war ich in Stuttgart, wo ich Verſchiedenes zu thun antraf. Am Sonntag Abend machten wir, Roſers, Emma und Schwabs, einen Spaziergang nach Heslach, und für das

Abendeſſen war ich wieder zu Hofrath Piſtorius eingeladen.

Am Samſtag war die Wahl der ſtändiſchen Commiſſarien, die durch abſolute Stimmenmehrheit gewählt wurden. Die Wahl fiel außer dem Präſidenten und Vicepräſidenten auf Varnbühler, Zahn, Theobald, Gmelin und Burkhard von Rottweil. Statt des Letzteren hatten die Altwürttemberger mich im Sinne. Die Neuwürttemberger aber, mit denen der größte Theil des Adels geſtimmt zu haben ſcheint, waren auf Burkhard verſeſſen. Er machte ſchon Gmelin den Platz ſtreitig und es mußte (da die abſolute Stimmenmehrheit mehr als die Hälfte aller Stimmen erfordert) bei der Wahl des ſechsten Commiſſärs (Gmelins) viermal und bei der Wahl des ſiebenten (Burkhards) dreimal abgeſtimmt werden. Es folgt hier ein Verzeichniß dieſer ſieben Abſtimmungen für die zwei letzten Wahlen, wobei jedoch diejenigen, welche nur wenige Stimmen erhielten, nicht bemerkt ſind. Für die Sache mag es gut ſein, daß noch ein Neuwürttemberger hinein kam, es hätte ſonſt Eiferſucht erregen können und mir für meinen Theil iſt es mehr um die freiere Wirkſamkeit in der Plenarverſammlung als um die Commiſſionsgeſchäfte zu thun. Heute wurde darüber debattirt, ob der Commiſſion ein Comité beigegeben werden ſoll? Die Frage wird erſt morgen zur Abſtimmung kommen und wahrſcheinlich verneint werden. Es wird dann auch etwas ruhigere Zeit eintreten, ſo daß ich auch an meine Committenten berichten kann. — Es freut mich ſehr, daß die liebe Luiſe ihr Wochenbett in Tübingen halten wird.

In Eile!

Ihr gehorſamer Sohn
L.“

Stuttgart, 25. Juli 1819.

„Liebſte Eltern!

Geſtern wurde die landſtändiſche Deputation, von der auch ich Mitglied war, dem König vorgeſtellt. Sie beſtand aus den ſieben Commiſſarien, dann vierzehn gewählten Mitgliedern, welche bereits in der Zeitung genannt ſind. Der Präſident hielt eine Rede, welche der König erwiederte. Er äußerte, daß er der einzige deutſche Fürſt ſei, der den Weg des Vertrags betrete, daß er uns hiezu die Hand biete und daß der Tag, an dem er den Vertrag unterzeichne, der ſchönſte ſeines Lebens ſein werde. Hierauf ließ er ſich durch den Präſidenten jedes Mitglied der Deputation beſonders vorſtellen und ſprach mit Jedem einige Worte. Zu Weishaar ſagte er, daß er dieſen Vertragsweg gerne betrete. Zu mir: er habe mir noch für ein Gedicht zu danken (ohne Zweifel das auf den Tod der Königin). Ich antwortete: es habe meine tiefſte Empfindung ausgeſprochen. Worauf er weiter äußerte: er hoffe, wenn wir in den Anſichten verſchieden ſeien, ſo werden wir es nicht in den Gefühlen ſein.

Morgen werde ich wieder nach Ludwigsburg gehen, aber wahrſcheinlich nur auf kurze Zeit, da während der

Arbeiten der Commiſſion wenig oder gar keine Sitzungen ſein werden und ſich deßhalb ohne Zweifel ein großer Theil der Verſammlung beurlauben wird. Mit herzlicher Liebe

Ihr gehorſamer Sohn
L.“

Die von Uhland verfaßte Adreſſe lautet wie folgt:

Eure Königliche Majeſtät
haben durch das Allerhöchſte Manifeſt vom 10. d. M. die Verſammlung der Stände einberufen, damit durch gemeinſchaftliches Einverſtändniß das Werk der Verfaſſung vollendet werde. Der Tag, an welchem die Verſammlung eröffnet wurde, iſt derſelbe, der einſt Allerhöchſt Sie vom Felde des Siegs in das jubelnde Vaterland zurückgeführt. Nicht minder ruhmvoll iſt er dießmal aufgegangen.

Von neuem den Weg des Vertrags betretend, auf dem ſich von jeher die Verfaſſung des Landes entwickelt hat, bewähren Eure Majeſtät die höchſte Achtung für Ihr Volk und den Geiſt der Gerechtigkeit, der des Fürſten erſte Tugend iſt.

Erweckend, frohbelebend, hat jener Ruf vom Throne das Land durchdrungen. Wir, die verſammelten Stände, glauben unſere und des geſammten Volkes freudige Dankbarkeit durch nichts ſo ſehr im Sinne Eurer Majeſtät darlegen zu können, als durch redliche und raſtloſe Förderung des großen Werkes.

Möge der Blick Eurer Majeſtät unſere Beſtrebungen wohlwollend begleiten und in uns die Vertreter nicht blos der Rechte des Volks, ſondern ebenſo ſehr ſeiner Liebe erkennen. Möge die erneuerte Verfaſſung hervorgehen aus der Kraft allſeitiger Ueberzeugung, aus dem reinen dauernden Sieg des Vertrauens, der Wahrheit, der Gerechtigkeit.

In tiefſter, aufrichtigſter Ehrfurcht verharren wir
Eurer Königlichen Majeſtät
allerunterthänigſte, treugehorſamſt verſammelte
Stände des Königreichs.
Präſident: Fürſt von Waldburg-Zeil-Trauchburg.
Der Vicepräſident: Weishaar.
Im Namen der Virilſtimmführer: Ernſt, Prinz
zu Hohenlohe-Langenburg.
Im Namen der gewählten Abgeordneten: Uhland,
Abgeordneter des Oberamts-
bezirks Tübingen.
Die beiden Secretäre: Oberjuſtiz-Procurator
Feuerlein. Dr. Schott.

Stuttgart, 23. Auguſt 1819.

„Liebſte Eltern!

Die Nachricht von der glücklichen Entbindung der lieben Schweſter hat mich ausnehmend erfreut. Mögen Sie auch an dem Enkel noch viele Freude erleben!

Unſere Commiſſarien werden vermuthlich um die Mitte der Woche fertig. Ihre Relationen werden ſodann gedruckt und unter die Mitglieder vertheilt. Alsdann ſoll es mehrere Tage bis zur Eröffnung der Plenarverſammlung anſtehen, damit man ſich vorbereiten und beſprechen könne. Vielleicht fangen auf dieſe Art die Plenarverſammlungen erſt von heute über vierzehn Tagen wieder an. Allein es wird ſchon in der nächſten Woche, wenn man das Gedruckte in Händen hat, ſchwer abzukommen ſein. Ob unter dieſen Umſtänden mein Wunſch, bei der Taufe meines lieben Neffen anweſend zu ſein, in Erfüllung gehen kann, muß ich bezweifeln. Auf jeden Fall aber wünſche ich Nachricht zu erhalten, wann die Zeit der Taufe ſein wird.

Nach Ludwigsburg gedenke ich morgen oder übermorgen zurückzugehen.

Mit inniger Liebe

Ihr gehorſamer Sohn
L."

Ludwigsburg, 6. September 1819.

„Liebſte Eltern!

Lange ſchon bin ich ohne Nachrichten von Ihnen, der lieben Luiſe und ihrem Kleinen. Ich hoffe, daß ſich alle zuſammen wohl befinden. Seit Wiedereröffnung der Verhandlungen gibt es viel zu thun. Wir haben die commiſſariſche Propoſition ſelbſt noch nicht vollſtändig, auch erhält jeder nur ein Exemplar ſtatt Manuſcriptes, ſonſt würde ich dem lieben Vater und meinen Committenten das Erſchienene mitgetheilt haben. Uebrigens wird es jedesmal gleich in der Zeitung abgedruckt und kommt dadurch auf dem ſchnellſten Wege zur allgemeinen Kenntniß.

Freilich iſt dieſe Propoſition nicht ſo glänzend ausgefallen, als man ſich anfangs Hoffnung machte. Beſonders kann ich die Adelskammer nicht hinunterbringen, vollends ſo, wie hier die Einrichtung vorgeſchlagen iſt. Unſere Commiſſarien hätten ſich, meines Erachtens, nimmermehr hierauf einlaſſen ſollen.

Neuerlich war ich Mitglied eines Comité, das zu Entwerfung der Adreſſe auf Oeffentlichkeit der Verhandlungen niedergeſetzt wurde. Der Entwurf der Adreſſe iſt von Herrn von Varnbühler.

Heute wurde das erſte Kapitel des neuen Entwurfs in der Verſammlung abgehandelt. Es geht bis jetzt noch ziemlich friedlich her.

Den Brief des lieben Meyers würde ich längſt beantwortet haben, wenn ich gewußt hätte, ob ich meiner Abweſenheit ungeachtet als Taufpathe eingetragen worden bin.

Heute erhielt ich eine Zuſchrift der Sickenhäuſer, worin ſie mich ihren gnädigſt erwählten Repräſentanten betiteln.

Mit herzlichen Grüßen an Alle.

Ihr gehorſamer Sohn

L."

Stuttgart, Sonntag, 19. September 1819.

„Liebſte Eltern!

Während der letzten vierzehn Tage war es mir unmöglich, Ihnen zu ſchreiben. Beſtändige Sitzungen, in der letzteren Zeit Vor- und Nachmittags, ließen kaum die nöthige Zeit zur Vorbereitung. Geſtern Abend ſind wir nun fertig geworden und unſere Arbeit ging noch geſtern an die königlichen Commiſſäre ab. Der commiſſariſche Entwurf hat freilich nicht viele weſentliche Aenderungen erhalten. Zwei Kammern ſind geblieben, ich habe, wie Sie aus der Zeitung erſehen werden, auch noch einen Schuß dagegen gethan. Die Meinung, daß man in dieſem Punkte nichts ausrichte, war übrigens in der Verſammlung faſt allgemein. Von dieſem Punkte abgeſehen, muß man geſtehen, daß der Entwurf viel Gutes enthält und bei näherer Prüfung gewinnt, ſtatt daß der frühere königliche Entwurf hin und wieder bloßen Schein gab.

Statt des Kanzlers haben wir einen von der Univerſität gewählten Abgeordneten vorgeſchlagen. Herr Vicekanzler brachte dieſe Veränderung ſelbſt in Vorſchlag. Auf den Mittwoch erwartet man die Antwort vom Könige und dann wird wahrſcheinlich am Ende der Woche die Unterſchrift des Vertrags erfolgen. Wenn nun freilich nicht jedem gerechten Wunſche entſprochen iſt, ſo wird doch wieder ein Zuſtand der Ordnung und des Rechts im altherkömmlichen Wege des Vertrags hergeſtellt. Der Himmel gebe ſeinen Segen dazu!

Der König wird, wie man hört, künftige Woche zum Congreß nach Warſchau reiſen. Um ſo beſſer, daß die Verfaſſung vorher unterſchrieben wird.

Auf Mittwoch bin ich nach Feuerbach zu Onkels Geburtstagsfeier eingeladen. Ob ich werde erſcheinen können, iſt noch ungewiß. Der lieben Schweſter gratulire ich nachträglich zum Geburtstag; ich habe an dieſem Tage mit brüderlichen Wünſchen an ſie gedacht.

Mit inniger Liebe

Ihr gehorſamer Sohn
L."

„Ich bin erſt dieſen Morgen wieder hierhergekommen und werde morgen wieder nach Ludwigsburg zurückkehren."

Am 23. September beſchloß die Verſammlung die Annahme des Entwurfs, welcher dann am 24. unterſchrieben wurde. Vom 25. heißt es im Tagebuch ſo kurz als möglich: „Solenniſation des Vertrags, Tafel bei Hof." Den 26. hatten die Abgeordneten noch ein Abſchiedsmahl zuſammen und am 30. wurde die Rückreiſe nach Stuttgart angetreten. Schon am nächſten Tage beſuchte Uhland dann die Eltern in Tübingen und erfreute ſich des kleinen Neffen. In Stuttgart beſchäftigte ihn nach der Rückkehr die Correktur und die Einreihung der neuen Gedichte in die zweite Ausgabe ſeiner Lieder und ebenſo die Correktur von Fouqué's Gedichten.

Zur Feier der Verfaſſung ſollte in Stuttgart Uhlands Herzog Ernſt gegeben werden, und er wurde um einen Prolog dazu erſucht. Es blieb ihm nur ein Tag dazu, denn am 26. Oktober erhielt er den Auftrag und am 27. Mittags fuhr er wieder nach Tübingen, wohin er zur Verfaſſungsfeier eingeladen war. Dort hielt am 28. der Bürgermeiſter vom Balkon des Rathhauſes herab eine Rede, auf dem Marktplatz ſang die Bürgerſchaft, dann war feierliches Mittagsmahl; von dieſem hinweg wurde Uhland von den Bürgern in ihr Feſtlokal abgeholt, las dort den von ihm verfertigten Prolog vor und betheiligte ſich am Ball mit den Bürgersfrauen. Der nächſte Tag findet ihn wieder in Stuttgart im Theater, wo Eßlair den Prolog vortrug, ein Feſtlied geſungen und dann Herzog Ernſt gegeben wurde.

War auch nicht alles erreicht, was Uhland gewünſcht hätte, war auch die Adelskammer gegen ſeinen Sinn, ſo war doch die Verfaſſung auf das alte Recht, durch Vertrag zwiſchen Fürſt und Volk neu begründet. Darauf legte Uhland, wie wir wiſſen, wie er in ſeinem Liede ausgeſprochen, ſo großes Gewicht.

Uhlands Vater war hocherfreut über die Anerkennung, die ſein Sohn in Tübingen gefunden. Er ſchreibt ihm: „Es war für uns eine wahre Elternfreude, Dich hier ohne alle unſer und Dein Zuthun ſo allgemein geehrt zu ſehen, und es wird dieſer Tag mir ſo lange ich noch lebe, immer in angenehmer Erinnerung bleiben.“

Die Ludwigsburger Verſammlung hatte für Uhland perſönlich auch eine erwünſchte Folge. In den Briefen, die er von dort an ſeine Eltern ſchrieb, leſen wir öfters, daß er mit Roſers und Emma einen Spaziergang gemacht und daß er mit Roſers bei Hofrath Piſtorius den Abend zugebracht habe. Der Name Emma wird ſchon ſeit dem Jahre 1815 öfters in ſeinem Tagebuch genannt. Das junge Mädchen, das er damit bezeichnete, hieß Emilie und wurde nur der Kürze wegen im Elternhauſe Emma genannt. Sie hatte ihren Vater, den Kaufmann Viſcher in Calw, frühe verloren, und wuchs mit zwei ältern Geſchwiſtern im Hauſe des zweiten Gatten ihrer Mutter, des Hofrath Piſtorius in Stuttgart auf. Emmas ältere Schweſter hatte ſich gegen den Schluß des Jahrs 1814 mit Uhlands Freund, Roſer, verheirathet; durch dieſen wurde Uhland bei deſſen Schwiegereltern eingeführt. Juſtinus Kerner war gleichfalls dort bekannt, und mit ihm wurde Uhland öfters zu Piſtorius eingeladen, als jener im Jahre 1815 auf Beſuch in Stuttgart war. Ob es eine Divination des Dichters war, oder ob Kerner ſo frühe ſchon eine keimende Neigung in dem Herzen des Freundes entdeckt hatte, von dieſer Zeit an entſtand die Sage, wohl durch Kerner veranlaßt, Uhland werde ſich mit Emma Viſcher verloben. Das Gerücht intereſſirte wohl das noch ganz junge Mädchen, mehr noch intereſſirten ſie die gerade damals herausgekommenen Gedichte Uhlands, die ſie bei der Schweſter zu leſen bekam; aber — an dem ernſten, ſtillen Herrn Uhland war doch auch gar nichts von einem Liebhaber zu entdecken! Doch erwuchs aus dem anfänglichen Wohlgefallen mit der Zeit eine tiefere Neigung in Uhlands Herz, aber neben dieſer Neigung wuchs auch eine immer lebhaftere Betheiligung an den württembergiſchen Verfaſſungskämpfen, wie ſie ſich in ſeinen vaterländiſchen Gedichten zeigt. Aus den Briefen Uhlands an ſeine Eltern iſt auch erſichtlich, daß Uhland ſich durch ſeine politiſchen Anſichten für verpflichtet hielt, vor Herſtellung der Verfaſſung keinen Staatsdienſt in

Württemberg zu ſuchen oder anzunehmen. Dadurch fühlte er ſich denn auch abgehalten, ſeine Neigung zu äußern oder als Bewerber um Emmas Hand aufzutreten. Seiner feinſinnigen Zurückhaltung ungeachtet gewann jedoch dieſe bei längerer Bekanntſchaft einen tieferen Einblick in ſein Herz und lernte begreifen, wenn auch unter manchen innern Kämpfen, daß einem überzeugungstreuen Manne kein Opfer zu groß ſein dürfe, daß Uhland ſchweigen und zuwarten müſſe, bis günſtigere Umſtände für ſeine Wünſche eintreten würden. Dieſes Verſtändniß konnte in ihr die Hochachtung und Neigung nur vertiefen und durch treue Freunde, wie Schwabs, wurde die Hoffnung in beider Herzen beſtärkt. Als im Spätjahr 1818 die Ausſichten auf Herſtellung der Verfaſſung ſich immer mehr trübten, that Uhland die bekannten Schritte in Baſel, Karlsruhe und Frankfurt, um zu einer Stellung im bürgerlichen Leben zu gelangen. Auch hier ſchien ſich wenig Hoffnung auf Erfolg zu zeigen, aber nun war auch das lebendige Gefühl des Zuſammengehörens in beiden Herzen ſo entſchieden geworden, daß Uhland im Mai 1819 das folgende Lied am Geburtstag an Emma richtete.

Am 15. Mai 1819.

Zu eines Tages Ruhme,
Der uns viel Heil beſchied,
Bricht man wohl eine Blume,
Und ſingt man wohl ein Lied.

Was heißt's, ein Blümchen brechen,
Wo reicher Frühling blüht?
Ein armes Lied zu ſprechen,
Wo volle Liebe glüht?

Auf eines Berges Gipfel,
Da möcht' ich mit Dir ſtehn,
Auf Thäler, Waldeswipfel,
Mit Dir herniederſehn.
Da möcht' ich rings Dir zeigen
Die Welt im Frühlingsſchein,
Und ſprechen: wär's mein eigen,
So wär' es mein und Dein.

In meiner Seele Tiefen,
O ſähſt Du da hinab,
Wo alle Lieder ſchliefen,
Die je ein Gott mir gab!
Da würdeſt Du erkennen:
Wenn Aechtes ich erſtrebt,
Und mag's auch Dich nicht nennen,
Doch iſt's von Dir belebt.

Die Mutter Emma's war ſchon im Jahr 1816 aus dem Leben geſchieden. Auf ihr Grab hat Rückert ſeinen Sonettenkranz: „Roſen auf das Grab einer edlen Frau“ niedergelegt.

Emma's liebevoller Vater, wie ihr treuer Pfleger, Dr. Zahn von Calw, waren beide auch als Abgeordnete in der Ständeverſammlung in Ludwigsburg und hatten dort die erwünſchte Gelegenheit, mit Uhland näher bekannt zu werden. Waren auch die politiſchen Anſichten vielleicht nicht in allen Punkten dieſelben, ſo überzeugten ſie ſich doch, daß die Tochter der theuren Verſtorbenen, von dem zweiten Vater wie ein eigenes Kind betrachtet, an der Seite des ernſten, von denen, die ihn wenig kannten, wohl öfters ſchroff geheißenen Uhland, wohlgeborgen ſei. Sie hatten Uhlands Charaktertüchtigkeit und ſeinen edlen Sinn näher kennen lernen und er wurde nun als Familienglied angeſehen, wenn auch die Verlobung noch nicht ausgeſprochen wurde.

In Tübingen war auch große Freude, daß die längſt gehegten Wünſche ſich der Erfüllung näherten. Die Mutter war nun beruhigt, daß ihr Sohn nicht, wie ſie in ihrer Aengſtlichkeit ſchon befürchten wollte, als ein Hageſtolz durch das Leben gehen werde.

Anfang Decembers machte Uhland ſeinen Eltern einen längeren Beſuch und arbeitete dort an ſeinem „Conradin," der aber ein Fragment geblieben iſt.

Stuttgart, 24. December 1819.

„Liebſte Eltern!

Für die ſchönen Chriſtgeſchenke meinen herzlichen Dank. Die Kindergeſchirre ſind ganz nach Wunſch ausgefallen, ſie haben lebhaften Beifall gefunden. Emma läßt der lieben Mutter für die gütige Beſorgung recht ſehr danken. Ich habe von ihr eine ſchöne, ſelbſtgeſtickte Brieftaſche zum Chriſtgeſchenk erhalten. Den Einzug der Zinsquittungen werde ich beſorgen, ſo wie die Beſtellungen nach Feuerbach.

Was die Wahlangelegenheiten betriſſt, ſo laſſe ich der Sache ganz ihren Lauf. Sollte ich am Ende auch gar nicht gewählt werden, ſo würde ich mich nicht allzu ſehr darüber grämen. Nach Böblingen bin ich gar nicht gekommen. Ich hatte die Einladung, die ich bloß als Compliment betrachtete für die Becherinſchriften, gleich Anfangs abgelehnt. Auch reiste Schott ſelbſt nicht hin, ſondern es war am Dienſtag eine Deputation bei ihm, die ihm den Becher ſammt einem Bürgerdiplom überbrachte.[1]

Ich speiste in Geſellſchaft dieſer Herren bei Schott. Der Becher iſt recht ſchön ausgefallen und die Inſchriften ſcheinen Beifall gefunden zu haben.

Mit inniger Liebe

Ihr gehorſamer Sohn
L.“

Stuttgart, 29. December 1819.

„Liebſte Eltern!

Die officielle Nachricht von der auf mich gefallenen Wahl für die Stadt Tübingen, nebſt Ihrem Schreiben, kam mir ſchon geſtern Abend gegen ſechs Uhr zu.

Es ſind 106 Stimmen von 127 auf mich gefallen.

---

[1] Dr. Schott hatte von ſeinen Wählern einen ſchönen ſilbernen Becher erhalten. Uhland hatte die Inſchrift dazu gemacht:

Billig wird mit einem Becher
Dieſer wackre Mann beſchenkt,
Weil er als des Landes Sprecher
Klaren Wein hat eingeſchenkt.

Hier hatte ſich die Nachricht verbreitet, ein Bäcker Heckmann werde mir den Platz ſtreitig machen. Ich bin nun begierig, wer heute für das Amt gewählt wird.

Emma ſchien ſehr erfreut über dieſe Nachricht.

Es iſt möglich, daß ich vor den Sitzungen noch nach Tübingen komme, wiewohl die Zeit nahe zuſammengeht. Uebrigens bitte ich darüber noch nichts zu äußern. Jedenfalls müßte ich hier vorher noch eine Weile zuwarten, wie ſich die Aſpekten für die nächſte Verſammlung anlaſſen.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr gehorſamer Sohn
L.“

Die Eröffnung des erſten ordentlichen Landtags, bei welchem Uhland als Abgeordneter der Stadt Tübingen, als zweiter Votant auf den Bänken der Abgeordneten erſchien, hatte am 15. Januar 1820 ſtatt. Auch der folgende Tag hatte für ihn eine beſondere Bedeutung, indem an dieſem Tage der ſtille Bund der Herzen öffentlich ausgeſprochen wurde durch ſeine Verlobung mit Emilie Viſcher.

Sobald es ihm die landſtändiſchen Geſchäfte geſtatteten, brachte er die neue Tochter nun auch den Eltern nach Tübingen.

Aus ſeiner Mutter Herz heraus hatte er wohl die Worte genommen, die er ſeine Giſela ſchon früher ſagen ließ:

„Denn wie des Vaters Stolz darin beſteht,
Den Sohn gekrönt zu ſehn mit Ruhm und Macht,
So iſt's der Mutter Wonne, wenn der Sohn
Einhertritt mit der jugendlichen Braut,
Der liebenden, die ihm das Leben ſchmückt."

Nur Einen frohen Tag im Elternhauſe geſtattete ſich aber der pflichtgetreue Abgeordnete, wie überhaupt ſein Bräutigamsſtand in eine für ihn ſehr geſchäftsvolle Zeit fiel; es waren tägliche Sitzungen, er war wieder Verfaſſer der Dankadreſſe, auch war er in mehreren Commiſſionen und häufig mit Berichten beſchäftigt. Am 25. Januar gab er ſeinen Antrag wegen Prüfung der Organiſationen ein, wurde dann in die Organiſationscommiſſion, ſo wie in die Geſchäftsordnungscommiſſion gewählt. Für die Juſtizſection der Organiſationscommiſſion erſtattet er am 12. April das Referat über Nothwendigkeit eines deutſchen bürgerlichen Geſetzbuchs und über Oeffentlichkeit der bürgerlichen Rechtspflege. Herr Otto Jahn ſagt von dieſem Bericht: er bezeuge, wie gründlich er als praktiſcher Juriſt dieſen Gegenſtand durchdrungen habe. Später, am 14. Juni, hatte er dann auch den Commiſſionsbericht über die Rechtspflege zu erſtatten.

Uhlands Hochzeittag, der 29. Mai, fiel noch in dieſe unruhige Zeit. Den ganzen Morgen deſſelben, bis zwei Uhr Mittags brachte er im Ständehaus zu, und ſogar nach der Trauung, die um drei Uhr ſtatt hatte, ging er auf kurze Zeit noch einmal dahin zurück.

Von ſeinem Freunde Schwab, der den herzlichſten

Antheil an dem Glücke des jungen Paares nahm, iſt folgendes Gedicht.

Auf Ludwig Uhlands Hochzeit.

Wohl dem, der das errungen,
Was unſer Freund errang,
Dem, wie ihm viel gelungen,
Das Leben auch gelang.

Zum Kranz der Bürgertugend,
Den ihm das Volk verlieh,
Zum Kranz der ew'gen Jugend
Der ſüßen Poeſie

Reicht ſie den Kranz der Liebe,
Im Stolz der treuen Bruſt,
Die mit dem ſchönſten Triebe
Zu ſchalten frei gewußt.

Jetzt wird aus ihrem Bilde
Der Dichtkunſt Born genährt;
Jetzt wird von Lieb' und Milde
Das ſtrenge Recht verklärt.

Drum Heil Dir, Paar! am Ziele,
Heil in Dein neues Haus!
Ich weiß, es ſprechen Viele
Mit mir den Segen aus.

Viel Freunde ſprechen's, ächte,
Die Eure Wonne labt,
Es ſprechen's die Geſchlechte,
Die Ihr verbunden habt.

Und wem des Mannes Ringen
Den vaterländ'ſchen Muth
Geſtählt; und wem ſein Singen
Zum Herzen trieb das Blut:

Heil rufen ſie dem Bunde,
Sie jubeln Alle drob:
Drum gönnt auch meinem Munde
Das ungeſtüme Lob.

Die Liebe mag verdunkeln
Jedweden andern Stern,
Doch ihr zur Seite funkeln
Läßt ſie die Freundſchaft gern.

VI.

Thätigkeit in der Ständekammer, häusliches Leben und Ernennung zur Profeſſur.

1820 — 1830.

Obgleich die Landſtände bald nach Uhlands Hochzeit, am 20. Juni vertagt wurden, ſo mußte er, als in den Ausſchuß gewählt, doch noch einige Wochen in Stuttgart bleiben, ehe er mit ſeiner jungen Frau eine Schweizerreiſe antreten konnte. Kurz vor der Reiſe wurde er durch den Beſuch des Freiherrn Joſeph von Laßberg, mit welchem er indeſſen nur Briefe gewechſelt, erfreut. Laßberg hatte ihm nicht lange vorher den erſten Band ſeines Liederſaals zum Geſchenk geſchickt, was Uhland mit der gerade erſchienenen zweiten Ausgabe ſeiner Gedichte erwiederte.

Laßbergs Bekanntſchaft wurde für Uhland von großem Werth. Er gewann einen treuen, liebevollen Freund, der ihm die Benützung ſeiner großen Bibliothek, ſeiner ſeltenen Handſchriften und Collectaneen mit größter Bereitwilligkeit, ja man darf ſagen: mit Freuden gewährte. Uhland ſtand, ſo viele treue Freunde er auch in Stuttgart hatte, doch in Bezug auf ſeine Vorliebe für altdeutſche Studien ziemlich einſam; durch Laßberg, der mit den ausgezeichnetſten Männern vom Fache in beſtändigem Briefwechſel und Austauſch ſtund, erſuhr er nun Vieles, was ihm von Wichtigkeit war. Dießmal dauerte der Aufenthalt Laßbergs in Stuttgart nur wenige Tage. Viele genußreiche Stunden hat Uhland ſpäter in Eppishauſen und Meersburg bei dem edlen Freiherrn zugebracht.

Am 8. Juli konnte das neue Ehepaar die Reiſe antreten. Der größte Theil der deutſchen Schweiz, das Thurgau, St. Gallen, dann über Kloſter Einſiedeln und den Paß zwiſchen den Schwyzerhaken nach Schwyz und auf den Rigi, wurde zu Fuß durchzogen. Es machte Uhland Freude, ſeiner Frau die Schweiz zu zeigen, und ihr gab die Freude mehr Kräfte als ſie ſich zugetraut; Ihm zu Liebe, der am liebſten zu Fuß ging, wurden auch die größeren Touren über die beiden Scheidecken, dann durch das Emmenthal und Entlibuch gerne von ihr zu Fuß zurückgelegt. Die Unterhaltung mit den Landleuten hatte großen Reiz für Uhland. Er mochte ſich dann gerne mit ihnen lagern und den mitgenommenen Proviant mit ihnen theilen; wenn auch für ihn ſelbſt dann wenig überblieb, weil er den Andern zu große Theile gegeben hatte. Seitdem man die Schweizerthäler auf der Eiſenbahn durchzieht und auf den ſchroffſten Höhen ein Hotel ſteht, fehlt doch auch mancher Reiz der Reiſe, weil man von dem Kern des Volks wenig mehr kennen lernt.

In St. Gallen in der reichen Stiftsbibliothek, dann in der Waſſerkirche, der Züricher Bibliothek, wurde jedoch auch eingekehrt und die Schätze beaugenſcheinigt.

Auf der Heimreiſe wurden die Eltern in Tübingen und der kürzlich erſt nach Pfullingen verſetzte Schwager Meyer beſucht. Der glücklichen Reiſezeit folgte nach der Heimkehr wieder die ſtändiſche Arbeit. Die Organiſationscommiſſion ſollte während der Vertagung der Kammer ihre Anträge ausarbeiten und mit den königlichen Commiſſarien darüber berathen; ſo blieb Uhland für die Studien ſeiner Neigung nur wenig Zeit.

Er hatte eine Wohnung in der Kronenſtraße, in der damals erſt wenige Häuſer ſtunden, bezogen. Sein Arbeitszimmer gieng in das Freie hinaus auf große Wieſen, an denen ſich ſeine Augen ergötzten und Nachts freute er ſich des großen Horizontes. Er hat es oft ausgeſprochen, wie wohl es ihm thue, daß er dem Wirthshausleben, zu dem ihn ſeine Verhältniſſe genöthigt hatten, entronnen ſei. Auch daß er ſeine Eltern und die Freunde, die ihn ſo gaſtlich bei ſich aufgenommen, nun auch bei ſich ſehen konnte, machte ihm viele Freude. In abendlichen Zuſammenkünften mit Schott und Schwab nebſt ihren Frauen wurde vorgeleſen, die Nibelungen, der arme Heinrich und Anderes. Von eigener Poeſie hat dieſes Jahr nur eine Grabſchrift auf eine junge Schwägerin aufzuweiſen.

Der Landtag, der im December wieder zuſammenkam, zog ſich bis in den Sommer 1821 hinein, Uhland war in vielen Commiſſionen beſchäftigt, doch konnte er die Monographie über Walther von der Vogelweide beendigen, welche am Schluſſe dieſes Jahres gedruckt wurde.

Die Hoffnung auf einen feſten Rechtszuſtand, auf Grundlage der Verfaſſung, wurde durch manche Regierungsmaßregeln wie durch die Bundesbeſchlüſſe geſchwächt. In der Verfaſſung war Preßfreiheit verheißen, aber daneben wurde die Cenſur wieder eingeführt. Ein Kammermitglied, Profeſſor Liſt, Abgeordneter von Reutlingen, wurde der Regierung mißfällig, weil er eine Petition auf Reform der Finanzen und der Juſtiz verfaßt hatte; er ſollte in Anklageſtand verſetzt werden, wozu die Einwilligung der Kammer erforderlich war. Uhland trug als Referent der Commiſſion darauf an, daß die Kammer weder den Ausſchluß von der Kammer, noch ſeine zeitweilige Suspenſion zugeben ſolle. Aber auf einen Antrag der Minorität der Commiſſion beſchloß die Verſammlung, daß Liſt vorläufig auszutreten habe. Nach einer langen Unterſuchung wurde er zu zehnmonatlicher Feſtungsſtrafe verurtheilt.

Auf einen in ſpäterer Zeit von Liſt von Aarau aus an Uhland geſchriebenen Brief antwortete dieſer:

Uhland an Profeſſor Liſt in Aarau.

Stuttgart, 23. December 1823.

„Hochzuverehrender Herr Profeſſor!

Sie haben mir das Vertrauen geſchenkt, mir eine offene Proteſtation zu überſchicken, die ich der Kammer der Abgeordneten mittheilen ſoll; ich erwiedere dieſes Vertrauen mit Aufrichtigkeit. Das gegen Sie ergangene Straferkenntniß halte ich für ungerecht und ich ſcheue keinen Anlaß, dieſes auszuſprechen. Aber als Abgeordneter habe ich kein verfaſſungsmäßiges Mittel in Händen, Richterſprüche zu entkräften; ſtünde mir ein ſolches zu Gebot, ich würde es hier unaufgefordert anwenden. Ich kann daher die Vertretung jener Proteſtation bei der Kammer nicht übernehmen. Sie bedürfen eines beſonderen Vertreters nicht und können, was Sie an die Kammer zu bringen für angemeſſen halten, an dieſelbe unmittelbar einſenden. Gemäßigte Sprache würde ich für jeden Fall anrathen, ſie iſt dem Gekränkten oft ſchwer, aber bei Andern muß die Sache ſprechen. Ob ich den Aufſatz Ihnen zurückſenden ſoll, hängt von Ihrer Beſtimmung ab.

Mit größter Hochachtung und mit wahrer Theilnahme an dem Gange Ihres Schickſals

L. Uhland."

Uhland athmete leicht auf, als gegen den Sommer hin der Landtag zu Ende gieng. Er wurde in den engeren Ausſchuß gewählt, deſſen Mitglieder eine feſte Beſoldung genoßen, er wäre aber den Arbeiten ſeiner Neigung dadurch gar zu viel entzogen worden und nahm deshalb dieſe Wahl nicht an, ſondern ließ ſich nur zum Eintritt in den weiteren Ausſchuß, der nur periodiſch einberufen wurde, beſtimmen.

Im Juli 1821 trat er mit ſeiner Frau und mit ihren

Verwandten, Hofkaplan Cleß und Frau, eine Rheinreiſe
an. In Heidelberg wurden alte Freunde beſucht und
neue Bekanntſchaften gemacht, unter welchen Uhland
die von Profeſſor Schloſſer ſehr werth war. Von
Bingen aus bedienten ſich unſere Reiſende der Rhein-
jacht, von Dampfſchiffen war noch keine Rede. Zwei
junge Dänen, die auf Koſten ihrer Regierung Deutſch-
land und Frankreich bereiſten, um die Studienanſtalten
dieſer Länder kennen zu lernen, ſchloſſen ſich zutraulich
an die Reiſenden an und befreundeten ſich ſo ſehr mit
ihnen auf der zweitägigen Waſſerreiſe, daß ſie ſpäterhin
zweimal nach Stuttgart kamen und Wohnung bei den
Reiſegenoſſen nahmen. Damals hätte keines geahnt,
daß ſich eine ſolche Kluft zwiſchen Dänen und Deutſchen
aufthun werde! Auf dem Rückweg von Köln wurde
Bonn beſucht, wo die Reiſenden ſich vieler Freundlich-
keit von Arndt und den beiden Profeſſoren Welcker zu
erfreuen hatten. Die letzte, ſehr vergnügliche Reiſe-
ſtation für Uhlands war Weinsberg, wohin Kerner
unlängſt als Oberamtsarzt ernannt worden war. Wunder-
lich genug war das Wiederſehen der alten Freunde. Als
Uhland in Kerners Wohnung trat, begegnete ihm dieſer
auf der Hausflur, mit einer umgebundenen Schürze
und einer Spritze in der Hand. Auf Uhlands erſtaunte
Frage: was Kerner treibe? erklärte ihm dieſer: er ſtelle
Verſuche mit Katzen an, die er mit der von ihm in
ſauer gewordenen Blutwürſten aufgefundenen Blauſäure
vergiftet habe. In der folgenden Nacht ſollte Uhland
noch mehr davon erfahren. Es erhub ſich in der Nähe

der im Parterre gelegenen Gaſtſtube ein ſo klägliches Schreien und Lärmen, daß man hätte glauben können, die Geiſter, mit denen ſich Kerner ſpäter ſo viel zu thun machte, ſeien ſchon in dem friedlichen Hauſe eingekehrt. Als Kerner am Morgen von den kläglichen Tönen hörte, fiel es ihm ein, daß er die Katzen in dem Vorkamine der Gaſtſtube eingeſperrt hatte.

So verſchieden die Anſichten der beiden Freunde in der Politik waren, und ſo wenig Anklang Kerners Glaube an Geiſtererſcheinungen und an Somnambulismus bei Uhland fand, ſo blieb doch die herzliche Freundſchaft, die dieſe zwei Männer ſeit der Jugendzeit verband, durch dieſe Meinungsverſchiedenheit unberührt. Die Poeſie und die Ueberzeugung, daß es jeder mit ſeinen Mitmenſchen gut meine, war das feſte Band, das ſie zuſammenhielt.

Schon vor der Rheinreiſe hatte Uhland eine Wohnung in demſelben Hauſe, ja auf demſelben Boden mit ſeinem Freunde und Schwager Roſer, bei dem er auch ſchon als unverheirathet mehrere Jahre gewohnt, bezogen. Da die Männer Jugendfreunde, die Frauen Schweſtern waren, ſo bildete ſich ein überaus behagliches Familienleben. Auch die Roſer'ſchen Kinder gehörten weſentlich dazu, da Uhland viele Liebe zu Kindern hatte. Manchen Soldaten, manche Thiergruppe ließen ſie ſich von dem freundlichen Onkel malen, während die ſchon etwas größeren bald die Bilder der Heldenſage und die Grimmſchen Hausmärchen von ihm bei ihren Beſuchen ſich erbaten. Sonntags wurden größere Spaziergänge zuſammen unternommen und einmal in der Woche beſuchten die Männer das ſchon ſo lange beſtehende Schattenkränzchen.

Wenn das Amt im ſtändiſchen Ausſchuß Uhlands Thätigkeit nicht in Anſpruch nahm, ſo vertiefte er ſich mit Luſt in die mittelalterlichen Studien, er faßte die Idee auf: eine Geſchichte der Poeſie des Mittelalters zu ſchreiben und ſammelte eifrig den Stoff dazu. Während er ſich in die Poeſie der alten Zeit vertiefte, ruhte ſeine eigene, und nur ein Gedicht und wiederum ein Gelegenheitsgedicht auf den Geburtstag einer verehrten Familienmutter, der Regierungsrath Feuerlein, Großmutter ſeiner Frau, wurde in dieſem Jahr geſchaffen. Es ſoll hier folgen, da es nicht in die Gedichtſammlung aufgenommen iſt, eine ſo edle Frau ſchildert und zugleich ein Ausdruck davon iſt, wie er „das Irdiſche auf ein Höheres bezog.“

Zum Antritt des 75. Lebensjahres der beſten Mutter.

Den 18. December 1821.

Wir wiſſens, Deine fromme Seele
Sie theilt ſich zwiſchen dort und hier;
Wir alle fühlen was ihr fehle,
Was Du verlorſt, verloren wir.

Die Theuern, die dahingeſchieden,
Sie winken Dir zum ſchönern Land;
Doch viele blieben Dir hienieden
Und halten liebend Deine Hand.

Dir lächeln Viele heut entgegen,
Die kaum erſt Deinen Werth verſtehn:
O laß auch ſie in Deinem Segen
Noch manches Jahr durch's Leben gehn!

Mag auch Dein Herz hinüberſtreben,
O gönn uns Dich noch lange Zeit!
Denn flüchtig iſt das längſte Leben
Und endlos iſt die Ewigkeit.

Und in der irdiſchen Beſchwerde
Iſt Eines doch, was göttlich flammt,
Was an den Himmel knüpft die Erde:
Die Liebe die vom Himmel ſtammt.

Das Jahr 1822 fand Uhland eifrig an den Studien der Poeſie des Mittelalters. Sonſt verfloß es ihm ſtill. Da Briefe die Verhältniſſe der Menſchen anſchaulich machen, ſo ſollen hier einige folgen, die er an ſeine Frau ſchrieb.

Stuttgart, 9. Juli 1822.

„Sehr erfreulich, liebe Emma! iſt es mir, daß Du Dich ſo gut in Deinem einſamen Aufenthalt angewöhnt. Du haſt die verfloſſenen Tage angenehmer zugebracht als ich, der ich drei volle Tage an Schnupfen und Kopfweh ſo zu leiden hatte, daß ich kaum hin und wieder etwas leſen konnte. Vermuthlich hab' ich mir's durch die häusliche Geſchäftigkeit im Keller zugezogen; ich war damals gerade erhitzt vom Spaziergang zurückgekommen. Heute iſt es zuerſt beſſer und ich habe wieder das große Buch vorgenommen. Unter dieſen Umſtänden weiß ich von wenig Schönem zu erzählen, nichts von Lindenblüthe, Vogelſang, klaren Strömen, Waldesſchatten, Burggetrümmer. Den Tag über lag ich verdrießlich zu Haus, doch thut mir Abends der Spaziergang wohl. Zum Gaſteſſen war ich nicht aufgelegt und blieb daher meiſt über Tiſch zu Hauſe. Sonntag hatte ich Schwager Ferdinand zu Gaſt. Am Donnerſtag iſt der Geburtstag des lieben Vaters in Tübingen, weshalb ich morgen dahin ſchreiben werde.

An welchem Tage ich mich auf den Weg zu Dir begeben werde, bin ich noch nicht entſchieden. Klettre mir nur nicht allzukühn und einſam in Burgen und Wäldern umher und laß Dich gut von den bellenden Hütern des Hauſes bewachen, wenn es Nachts im Lindengange rauſcht. Doch hoffe ich, daß ſie mich verſchonen werden. Gar ſehr freue ich mich, mein liebes Weib wiederzuſehen und gedenke auch nicht ſo ganz kurz in der ländlichen Stille zu verweilen.

Einſtweilen herzliche Grüße!

Dein zärtlicher
L.“

Stuttgart, 25. Juli.

„Liebſte Emma!

Dieſen Vormittag um 11 Uhr ſind wir von unſerer Reiſe wohlbehalten wieder hier angelangt. Sie iſt zu unſerer vollen Zufriedenheit abgelaufen, ob wir gleich nicht wenig vom Regen durchnäßt und von der Sonne verbrannt werden. Jn Neuenbürg ſchloß ſich Piſtorius an uns an; er nahm ſeine Droſchke mit, auf der wir am Samſtag Vormittag nach Herrenalb fuhren. Von da aus beſtiegen wir die Teufelsmühle, einen der höchſten Punkte des Schwarzwaldgebirges. Jm Vordergrunde das reizende Murgthal, im Hintergrunde unſer geliebter Rhein faſt von Straßburg bis unterhalb Speier und die weite Vogeſenkette. Dort, Liebe, hätteſt Du bei mir ſtehen ſollen, es war der großartigſte und ergreifendſte Anblick auf dieſer Reiſe, die uns doch ſo manches Schöne dargeboten. Gerade vom Gebirg hinab giengen wir nach Gernsbach und erſtiegen von dort aus noch das Eberſteinſchlößchen, deſſen Dir vermuthlich bekannte Ausſicht wir in günſtiger Abendbeleuchtung genoſſen. Am Sonntag reisten wir weiter nach Baden. Auf der Höhe ließen wir das Gefährt vorangehen und wendeten uns zu den Trümmern der Eberſteinsburg, die uns wieder eine herrliche Ausſicht gewährte. Durch ſchöne Waldung gelangten wir zu dem alten Schloſſe von Baden und kamen vor Tiſch in Baden an. Der Wirthstiſch im Salmen war überaus zahlreich beſetzt, überhaupt war es an dieſem Tag in Gaſthöfen, Straßen und auf den Promenaden recht volkreich und lebendig. Abends machten wir einen Spaziergang nach Lichtenthal. Jm Ganzen hat uns aber doch dieſes Gewimmel nicht beſonders zugeſagt, es erinnerte mich an den Sonntag in Wiesbaden. Gerne ſetzten wir am folgenden Tag die Reiſe fort. Jn Gernsbach verließ uns Piſtorius mit der Droſchke, um über Loffenau zurückzukehren. Roſer und ich reisten theils zu Fuß, theils auf einem Leiterwagen, mehrmals vom Regen eingeweicht, mitunter auch wieder durch Sonnenſchein erfreut, durch das Murgthal nach Freudenſtadt. Beſonders in der Gegend von Reichenbach hat mich dieſes Thal an Gegenden der Schweiz gemahnt, die wir zuſammen durchwandert. Den folgenden Tag machten wir von Freudenſtadt aus theils fahrend, theils gehend, einen Abſtecher auf den Kniebis und in die Bäder von Griesbach und Rippoldsau. Spät Abends kamen wir nach Freudenſtadt zurück. Geſtern giengen wir dann zu Fuß über Nagold bis Sindlingen, wo uns Roſers Vater mit ſeiner Chaiſe erwartete und mit ſich nach Herrenberg führte. Als ich an die Nagold kam, dachte ich wohin ſie fließe, und wäre gerne ihrem Laufe gefolgt. Heute fuhren wir bis Vaihingen und legten den übrigen Reſt des Weges zu Fuß zurück.

Ich gedenke in den erſten Tagen der nächſten Woche wieder in Liebenzell zu ſein, es zieht mich gewaltig dahin und ich freue mich gar ſehr, noch einige Tage in dem grünen, ſtillen Thale mit Dir zu verleben. Auf baldiges Wiederſehen.

Innig Dein

L.“

Der Aufſtand der Griechen gegen die türkiſche Herrſchaft führte in dieſer Zeit in Stuttgart einen Verein herbei, um zu ihrer Befreiung mitzuwirken. Von dieſem Verein wurde Uhland mit Albert Schott in den Ausſchuß gewählt und nahm regen Antheil an den Verhandlungen und Aufrufen dieſes Vereins. Der folgende Brief gibt davon Beweiſe.

Uhland an Heinrich Stieglitz.

Stuttgart, 23. Auguſt 1823.

„Sie haben, geehrteſter Herr, durch die Zuſendung der Gedichte zum Beſten der Griechen mich ſehr erfreut. Eine Reiſe und andere Abhaltungen müſſen mich entſchuldigen, daß ich Ihnen ſo ſpät erſt meinen Dank ausdrücke. Zugleich erfülle ich die Pflicht, Ihnen im Namen des Vereins für Griechenland, auf welchen ich den empfangenen Wechſel von 48 Rthlr. übertragen, für dieſe ſchöne Gabe herzlich zu danken. Der Schein des Caſſiers iſt beigelegt. Noch immer liegt in der Schweiz der größere Theil der vielen Griechen, welche vorigen Winter von Odeſſa kommend im traurigſten Zuſtand hier angelangt ſind. Der Eintritt in Frankreich wird ihnen nur unter ſehr erſchwerenden Bedingungen geſtattet. Von zwei zu zwei Tagen werden je vier Männer eingelaſſen, und wenn ſich auf dieſe Weiſe vierzig in Marſeille geſammelt, ſo wird ein weiterer Durchzug nicht eher erlaubt, als bis jene vierzig eingeſchifft ſind. Die längere Verpflegung und die vereinzelte Ueberſchiffung macht außerordentliche Koſten und die Schweizer Vereine haben ſchon ſehr Bedeutendes aufgewendet, auch von hier aus wird nach Kräften mitgewirkt. Bei uns ſind neuerlich wieder mehrere Nachzügler angekommen; mit vier derſelben hat man den Verſuch gemacht, ſie über Rotterdam an den Londoner Verein und durch dieſen in ihr Vaterland zu befördern. Weitere vierzehn werden einſtweilen in hieſiger Gegend verpflegt, da auch die Schweiz keine mehr einläßt, bevor die dort befindlichen flott gemacht ſind. Erfreulich iſt es auch unter dieſen Schwierigkeiten für Griechenland dasjenige wirken zu können, was ihm leicht das *Nützlichſte iſt, die Zuſendung ſeiner eigenen wehrhaften Söhne*. Wenig erfreuend ſind die Nachrichten von den nach Morea gezogenen Deutſchen. Es ſcheint, daß Sitte, Lebensweiſe, Alles zu verſchieden ſei, als daß deutſche Krieger, zumal beim jetzigen noch wenig geordneten Stand der Dinge, dort feſten Boden gewinnen könnten. Daher führt ſelbſt die nothdürftigſte Unterſtützung der Zurückkehrenden nicht unbeträchtliche Koſten herbei. Die neueſte Rechnung des Vereines ſchließe ich hier an.

Die Gedichtſammlung, mit welcher Sie mich beſchenkt, hat auf mich den wohlthuenden Eindruck eines auf das Naturgemäße und Dauernde gerichteten Beſtrebens gemacht, im Gegenſatz der in dieſer Zeit vorherrſchenden Künſtelei und Gefallſucht, wodurch der Dichter gegen ſich ſelbſt eben ſo unredlich iſt, als gegen Andere. An Ihren Griechenliedern hat ſich mir es beſtatigt, wie durch eine ernſte und lebendig ergriffene Idee die ſchwankende Bildungskraft auf einmal beſtimmt, gehoben und veredelt wird. Unter dieſen Liedern ſelbſt ziehe ich den längeren und allgemeiner gehaltenen diejenigen vor, worin eine beſtimmte Situation erfaßt iſt, und es ſcheint mir, daß dieſer letztere Weg Ihrem Talent beſonders zuſagen müſſe. Vielleicht bin ich deutlicher, wenn ich diejenigen bezeichne, die mich beſonders angeſprochen haben: der Beſeeler, der Suliotenknabe, die Griechenbraut; der Griechenlehrling, den ich obenan ſtelle, der Lorbeerhain auf Sunium. Die Aenderungen, welche Sie mehreren Liedern beigeſchrieben, ſind Beweiſe, daß Sie auf reine Darſtellung, auf einen Styl, der nur die Sache will, hinarbeiten.

Hochachtend

L. Uhland."

Eine Reiſe zu Herrn von Laßberg und nach St. Gallen wurde im Sommer 1823 ausgeführt. Briefe Uhlands an ſeine Frau geben hierüber Bericht.

Uhland an ſeine Frau.

St. Gallen, 10. Juni 1823.

„Liebe Emma!

Meinen erſten Reiſebericht ſchloß ich, als ich im Begriff war, zu Herrn von Ittner in Conſtanz zu gehen, um wegen Laßberg nachzufragen. Man ſagte mir dort, daß Ittner ſchon ſeit einigen Tagen bei Laßberg in Eppishauſen ſei. Nachdem ich ein kleines Mittagsmahl zu mir genommen, machte ich mich gleichfalls auf den Weg dahin. Dieſer führt von Kreuzlingen aus, dem erſten Ort über Conſtanz, zuerſt meiſt durch Wälder, dann aber durch ein grünes, baumreiches

Gelände mit vielen Weilern und einzelnen Häuſern, im Hintergrunde das Appenzeller Gebirg. Wie man aus dem Walde tritt, ſieht man in einiger Entfernung das Schloß Eppishauſen auf einem Hügel liegen. Es iſt ein großes, wohlgebautes Haus mit mehreren Wirthſchaftsgebäuden; in früheren Zeiten ſtand hier eine Burg, ſpäter ließ das Kloſter Muri im Aargau, welches hier viele Einkünfte hatte, jenes ſchloßartige Gebäude errichten und ſetzte einen Statthalter darein. Von Herrn von Laßberg wurde ich freundlich empfangen, ich fand bei ihm außer Ittner noch einige Beſuche aus Conſtanz und der Nachbarſchaft, von denen aber die meiſten gegen Abend zurückgingen. Es ſind nach Conſtanz zwei und eine halbe Stunde. Bei Laßberg blieben nur Ittner und von Seethal. Ittner, ein bejahrter Mann, jedoch heiter und lebhaft, hat im Aeußern große Aehnlichkeit mit Conz, jedoch iſt er, bei herzlichem Benehmen, gewandter und beweglicher. Seethal ſcheint Geſchäfte für Laßberg zu beſorgen, er iſt auf Heiligenberg zu Hauſe. Am ſpäten Abend kam auch noch ein Sohn Laßbergs, Lieutenant in bayriſchen Dienſten, mit ſeinem Rittmeiſter, deſſen Namen ich nicht recht hörte. Sie liegen zu Augsburg in Garniſon und waren bei Lindau über den See gefahren. Der folgende Tag gieng meiſt damit hin, daß mir Laßberg ſeine literariſchen Schätze zeigte. Doch wurden auch Morgens und Abends kleine Spaziergänge gemacht. Die Ausſicht von dieſem Landſitz iſt trefflich. Vor ſich hat man ein weites hüglichtes Land: Wieſen, Felder, herrliche Obſtbäume, dazwiſchen kleine

Tannen- und Laubwälder, eine große Menge von kleinen Ortſchaften, zerſtreuten Höfen, Landſitzen. Am Fuße des Hügels das Dorf Eppishauſen, nicht viele Häuſer, aber wie alles in der Gegend das Gepräge der Wohlhabenheit und Reinlichkeit tragend. Vom obern Stocke des Hauſes ſieht man den Bodenſee mit dem jenſeitigen Gebirge; die Waldburg, Tettnang u. ſ. w. erkennt man ganz deutlich durch den Tubus. Erſteigt man eine Anhöhe hinter dem Hauſe, zu welcher ein ſchattiger Waldweg gemächlich hinanführt, ſo kömmt man zu einem Weinberg, vor deſſen Häuschen ſtehend man auch die Appenzeller Schneeberge erblickt.

Geſtern früh führte Laßberg den Rittmeiſter und mich hierher nach St. Gallen, drei Stunden von Eppishauſen. Wir brachten mehrere Stunden bei den Alterthümern der Bibliothek zu. Neuerlich iſt auch eine ägyptiſche Mumie dahin geſtiftet worden. Ich quartierte mich wieder im Hecht ein. Nach Tiſch fuhren die Beiden nach Eppishauſen zurück, ich blieb hier und benützte den Abend zu einem Spaziergang nach der ſchönen Kräzerbrücke über die Sitter, eine Stunde von hier, und nachher noch auf den Freudenberg, wo ich mich eines herrlichen Sonnenuntergangs erfreute. Im Buche fand ich unſere Namen vom 10. Juli 1820. Lebhaft erinnerte ich mich jenes ſchönen Tages, an dem wir den Mittag in Arbon, das ich vor mir ſah, und den Abend auf dieſem Freudenberge zugebracht haben, und ſo viel Schönes erwartete uns noch auf unſerer Reiſe! Unter den neuern Inſchriften des Buches gefiel mir folgende am beſten:

„Heute, den 26. April 1823 bin ich Martin Rott, Bockwirth von Mühlhauſen im Elſaß, hier auf dem Freudenberg geweſen und alles ſehr genau beobachtet, damit ich denen Meinigen zu Haus Alles deutlich erklären könnte.“

Heute habe ich den ganzen Vormittag auf der Bibliothek zugebracht und werde jetzt den Nachmittag wieder dort zubringen. Morgen Vormittag werde ich noch hier zu thun haben und dann vermuthlich noch eine Strecke weiter gehen, über Vögliseck ꝛc. in das Rheinthal, nach Bregenz, Lindau wieder nach Eppishauſen und Conſtanz. Hier im Gaſthof begrüßte mich der Oberkellner ſogleich als Bekannter; er hat mir ehemals in der Sonne zu Stuttgart oft meine Nahrung gebracht.

Man erzählt hier, daß die Geſandten der heiligen Allianz von Stuttgart abgereiſt ſeien. Glück auf den Weg!

Ich ſchließe, um mich wieder in die alten Handſchriften zu vertiefen. Ob ich gleich alle Urſache habe, mit meiner Reiſe zufrieden zu ſein, ſo iſt ſie mir doch nicht ſo herzerfreuend, wie die vor drei Jahren. Ich weiß aber auch, wer mir fehlt. Lebewohl!

Dein

L.“

Conſtanz, Montag, 16. Juni 1823.

„Liebſtes, beſtes Weib!

Geſtern Abend bin ich auf der Rückreiſe wieder hier eingetroffen. Da ich ſeit St. Gallen meiſt in abgelegenen Gegenden mich befand, ſo konnte ich dieſe Zeit über meinem Eifer im Briefſchreiben nicht ſo Genüge leiſten, wie früher. Den Dienſtag und Mittwoch brachte ich in St. Gallen auf der Bibliothek zu; es waren Regentage, in denen ich kaum Abends ein wenig um und durch die Stadt gehen konnte. Doch war es mir lieb, daß der Regen gerade auf Tage gefallen war, die ich ohnehin in den Kloſtermauern verlebte. Am Donnerſtag ſetzte ich beim ſchönſten Sonnenſchein meinen Stab weiter; ich gieng über Vögliseck, Speicher, Trogen in das Rheinthal hinunter nach Altſtetten und von da thalabwärts bis Rheineck, unweit des Einfluſſes vom Rhein in den Bodenſee. Der Gang durch das grüne Appenzell, im Anblick des Schneegebirges, war höchſt vergnüglich; der Uebergang in das Rheinthal gewährt herrliche, überraſchende Ausſicht, wovon Du Dir von der Fahrt auf den Stoß her einen Begriff wirſt machen können. Im Rheinthal gehört mir beſonders die Ausſicht bei einem Ort, den man zur Aue nennt, zu den Bildern, die unerlöſchlich in meiner Erinnerung ſind. Der breite, volle, raſche Strom, der hier dem Weg nur geringen Raum übrig läßt, eine baumreiche Inſel und im Umkreis die Tyroler, Vorarlberger, Appenzeller Schneegebirge. Das Thal war durch die Heuernte belebt. Ein kurzer Gewitterregen machte einen ſchönen Regenbogen an den Bergen hin. Gegen Abend aber kam ein ſehr heftiger, anhaltender Regen, der in mehreren Gegenden des Thurgaues als Hagel großen Schaden gethan hat. Da das Wetter wieder ſchlecht und die

Berge völlig verhüllt waren, ſo beſtimmte mich dieſes, nicht nach Bregenz und Lindau abzuſchweifen, ſondern meine Reiſe am folgenden Morgen, nachdem ich noch einen lichten Blick von der zerſtörten Burg Rheineck gehabt, über Rorſchach und Arbon nach Eppishauſen fortzuſetzen, wohin mich ohnedieß der Hauptzweck meiner Reiſe zurückrief. In Arbon war ich zuerſt noch beim Sonnenſchein und dann bei heftigem Regen im wohlbekannten Gartenhäuschen; vergeblich ſuchte ich unſere Namen in der Fenſterſcheibe; der Hagel hat ſie noch im nämlichen Sommer zerſchlagen. — In Eppishauſen brachte ich nun die weitere Zeit ſehr angenehm zu und fuhr geſtern Abend mit Staatsrath von Ittner hierher. Er will mich heute auf die Reichenau führen, von da ich dann nach Radolfzell überzuſetzen gedenke. Dann geht die Reiſe, wenn es das Wetter geſtattet, über Hohentwiel, Sigmaringen, Ebingen nach Tübingen, wo ich am Donnerſtag oder Freitag eintreffen werde. Auf den Tag hin läßt es ſich bei gegenwärtiger Witterung nicht beſtimmen. Würd' ich meine Frau dort finden, wie innig würd' es mich erfreuen! Muß ich mich aber bis Stuttgart gedulden, ſo bitt' ich, wenn es noch Zeit iſt, mir nach Tübingen ein Hemd und Strümpfe zu ſchicken.

Nun auf frohes Wiederſehn tauſendmal gegrüßt von

Deinem

L."

Uhland an Freiherrn von Laßberg.

„Hochwohlgeborner, hochzuverehrender
Herr Baron!

Nur zu ſehr fühle ich, wie der Schein des Undanks auf mir laſtet, indem ich für all' die Güte, der ich mich bei meinem Aufenthalt in Eppishauſen zu erfreuen hatte, ſo ſpät erſt meinen innigen Dank ausſpreche.

Die Erinnerung an jene Tage, die mir durch Ihr gaſtfreundliches Wohlwollen ſo angenehm geworden, hab' ich gleichwohl in treuem Herzen bewahrt. — Sogleich bei meiner Ankunft zu Hauſe empfieng mich ein Auftrag, der den Gegenſtänden, die mich auf der Reiſe beſchäftigt hatten, ſehr fremdartig war. Die Rechtsvertheidigung eines wegen Todtſchlags Angeſchuldigten war mir übertragen und nahm mich für geraume Zeit gänzlich in Anſpruch.

Ich habe Ihnen wohl ſchon früher geſagt, daß ich eine Darſtellung der deutſchen Dichtkunſt im Zeitalter der Hohenſtaufen auszuarbeiten vorhabe. Sie wird in mehrere Abſchnitte zerfallen, deren jeder für ſich ein kleineres Ganzes bilden ſoll. Mit dem Abſchnitt über den Minneſang, der mir einer der ſchwierigſten ſchien, hab' ich die Ausarbeitung begonnen. Dieſen Abſchnitt hoffte ich im vergangenen Sommer zu beendigen, und es wäre mir nun überaus wünſchenswerth geweſen, ihn Ihrer Prüfung unterſtellen zu können. Allein eben jene Störung, wie ſo manche andere, verzögerten den Fortgang der Arbeit; doch trachte ich ſehr, ſolche noch vor Einbruch des Winters zu Ende zu bringen, da mich dieſer durch die bevorſtehende Einberufung unſerer Ständeverſammlung den literariſchen Beſchäftigungen faſt gänzlich entziehen wird. Darf ich auch ſo lange noch die mir gütig anvertraute Abſchrift des Heidelberger Codex ſammt den Maneſſiſchen Bildern in Händen behalten, ſo wird dieſes meinen Studien ſehr zu ſtatten kommen. Die Vergleichung jener Handſchrift mit der Weingarter und der Maneſſiſchen iſt in mehrfacher Beziehung erſprießlich. Dem Abſchnitt über den Minneſang ſoll zunächſt derjenige über die einheimiſche Heldenſage folgen.

Conz, den ich bei meinem Beſuch in Tübingen geſprochen, iſt durch meine Erzählung ſehr lüſtern geworden, das ſchöne Eppishauſen zu beſuchen. Doch hat er dieſen Sommer eine Badreiſe gemacht und will darum dieſen Herbſt zu Hauſe bleiben.

Angelegentlichſt bitte ich Sie, mich den verehrten Männern, die ich bei Ihnen habe kennen lernen, zu empfehlen. An Herrn von Ittner, der mir ſo vieles Wohlwollen erzeigt, ſchreibe ich beſonders.

Mit dankbarer Verehrung beharre ich
Euer Hochwohlgeboren
gehorſamſter Diener
Ludwig Uhland."

Stuttgart, 2. October 1823.

Uhland an Staatsrath von Ittner zu Conſtanz.

„Verehrteſter Herr Staatsrath!

Schüchtern ergreiſe ich die Feder, indem ich nach mannigfachen Störungen erſt jetzt für ſo viele Beweiſe des Wohlwollens danke, die mir, dem vorher Unbekannten, auf meiner Bodenſeereiſe von Ihnen geworden ſind. Die Tage in Eppishauſen und der Abſchiedstag auf der Reichenau ſtehen mir in unerlöſchlichem Andenken. Von dem Felſen Hohentwiel ſah ich noch einmal auf den See, die Inſeln und die alte Biſchofsſtadt dankbar zurück.

Ich denke mir, Sie werden ſich jetzt wieder nach Eppishauſen aufmachen, um vor Einbruch des Winters noch einmal erfriſchende Landluft einzuathmen; ich ſtelle mir vor, wie Sie in dem Weinberge, an dem damals die Hagelwolke drohend, aber unſchädlich vorüberzog, mitten unter dem Getümmel der Winzer ein Theokritiſches Idyll oder eine Horaziſche Ode aufſchlagen.

Sei es mir geſtattet, Ihnen, dem erklärten Freunde Venuſiniſchen Geſangs, die anliegende Arbeit eines meiner Freunde, des hieſigen Profeſſors Schwab, der als Dichter rühmlich bekannt iſt, zu übergeben. Noch bitte ich, den Herrn v. Baier und Roſenlächler mich in freundliche Erinnerung zu bringen.

Von ganzem Herzen wünſche ich, daß geſellige Heiterkeit und die Muſe, die das Leben verſchönt, noch lange Ihre Tage umſchweben möge.

Bleibt mir entfernt nicht Ihr! Denn was, wenn die Chariten fehlen,
Iſt noch Holdes dem Menſchen! O ſtets bei den Chariten ſei ich!

Ihr
gehorſamſter Diener
Ludwig Uhland."

Stuttgart, 2. October 1823.

Baron von Laßberg an Uhland.

Eppishauſen, 11. October 1823.

„Lieber Herr!

Ich möchte lieber ſagen Freund! wenn ich hoffen dürfte, dieſen Namen bei Ihnen zu verdienen: jeder andere, den Sie mir geben können, iſt mir höchſt gleichgültig, und nach dieſem werde ich ſtreben, ſo lange Sie mir erlauben, von mir und meinem Treiben und Thun Ihnen Nachricht zu geben.

Ihr Schreiben vom 2ten dieſes hab' ich erſt heute erhalten. Daß Sie die Erinnerung an die kurzen Stunden, die Sie der Villa Epponis und ihrem Einſiedler geſchenkt, in Ihrem Herzen bewahren wollen, hat mich innig gerührt und, ſo weit mich noch Etwas freuen kann, herzlich gefreut. Es ſchien mir, als ob irgend eine mir unbekannte Urſache Sie zurückgehalten habe, ſich ganz zu erſchließen; daß dieſe meine Anſicht nicht die einzige geweſen iſt, mögen Sie aus folgenden Worten meines Freundes Ittner, die ich heute mit Ihrem Briefe erhalte, ſchließen: „Dieſe Woche erhielt ich von dem Dichter Uhlandus, dem wir kein Lächeln ablocken konnten, die lateiniſchen Oden von Guſtav Schwab, die er unter dem fetten König Agag an die Landſtände dichtete, faſt alle in alkaiſchem Versmaße. Sie ſind von verſchiedenem Werthe, doch meiſtentheils gut und ſtrotzen von Vaterlandsliebe und freiſinnigen Gedanken, wie ſie die Könige nicht gerne hören. Das Beſte dabei aber ſind die herrlichen deutſchen Ueberſetzungen von Uhland, die das Original bei Weitem übertreffen und die verſchloſſenen Ideen hell und deutlich an's Tageslicht ziehen." [1]

Nun zur Beantwortung Ihres Briefes! Von Ihrem Vorhaben, eine Darſtellung der deutſchen Poeſie im Zeitalter der Hohenſtaufen zu geben, haben Sie mir weder im Allgemeinen, noch in Bezug auf die Abtheilungen etwas geſagt, allein als ich Ihren Walther von der Vogelweide geleſen hatte, war mir ſchon klar, daß in dieſer Zeit nur Sie, oder ſonſt Niemand, dieſe Arbeit mit Glück und Geſchick unternehmen und vollführen können. Daß Sie ſolche meiner Prüfung unterſtellen möchten, ſehe ich für eine bloße Höflichkeit an, denn Sie verſtehen das in jeder Beziehung beſſer als ich; und wenn ich je Etwas war und konnte, ſo hat die Trauer nun zu viel Gewalt über mich gewonnen, als daß ich mir noch ſchmeicheln dürfte, etwas Gutes und Großes in meinem Sinne zu leiſten. Non sum qualis eram, sub bonae regno Cynarae! Gleichviel, wenn nur das Gute geſchieht, durch wen es geſchehe!

---

[1] Herr v. Ittner hatte die Ueberſetzung für das Original gehalten.

Nicht nur die Abſchrift des palatiniſchen Codex Nr. CCCLVII und die Zeichnungen aus der Maneſſiſchen Handſchrift, ſondern mein ganzer literariſcher Apparat ſtehen Ihnen zu jeder Zeit und auf ſo lange Zeit als Sie ihn nutzen wollen zu Dienſten. Wozu hätte ich ihn ſonſt erworben?

Möchte ich im Stande ſein, Ihnen recht viele Dienſte zu leiſten und Ihnen zu zeigen, wie ſehr ich einen Mann ehre und liebe, der ſeinem Vaterlande theuer ſein muß, hätte er auch kein anderes Verdienſt um daſſelbe, als daß er ſo oft gezeigt hat, wie theuer ihm das Vaterland iſt.

Die Vergleichung der Maneſſiſchen Ausgabe mit der Weingarter Handſchrift muß Ihnen unzweifelhaft wichtige Reſultate gewähren. Ich glaube, daß der Weingarter Codex dem ſogenannten Maneſſiſchen zur Grundlage gedient hat; daß letztere für den Biſchof Heinrich (von Klingenberg) von Conſtanz geſchrieben worden ſei, iſt mir beinahe mehr als wahrſcheinlich. — —

Leben Sie recht wohl und vergnügt mit Ihrer liebenswürdigen ehelichen Wirthin und gedenken Sie zuweilen

Ihres
Sie aufrichtig verehrenden
J. v. Laßberg.“

In ſeinem Brief an Laßberg erwähnt Uhland, daß er eine Criminaldefenſion, die ihm vom Gerichte aufgetragen worden, zu Hauſe angetroffen. Obgleich er keine Proceſſe mehr übernahm, ſo mochte er doch die Erklärung beim Miniſterium nicht abgeben, daß er von der Advokatur zurücktrete, weil er vermuthete, daß es ſeinen Vater betrüben könnte. So nahm er eben dieſem zu lieb die Laſt auf ſich, wenn die Reihe der Armenproceſſe an ihn kam. Mehreremal kam es vor, daß, wenn er von einer wiſſenſchaftlichen Reiſe zurückkam und nun ſich freute, an die Arbeit zu gehen, er ſolche Aufträge auf ſeinem Tiſche fand.

Uhland an Freiherrn von Laßberg.

„Verehrteſter Freund!

Wenn ich ſo ſpät erſt das Schreiben erwiedere, wodurch Sie mir dieſen Namen geſtatten, und wenn ich ſo lange im Beſitz Ihrer gütigen Mittheilungen geblieben bin, ſo wird mir zu einiger Entſchuldigung gereichen, daß ich nun ſeit mehr als ſieben Monaten durch landſtändiſche Verhandlungen Demjenigen, wohin mich die Neigung trägt, faſt gänzlich entfremdet bin.

Doch kann ich den Sonntag, den ich im vorigen Sommer zu Eppishauſen ſo angenehm zugebracht, nicht ohne einige Zeilen dankbarer Erinnerung vorübergehen laſſen.

Die Abſchrift der Pfälzer Liederhandſchrift, die ich mit innigem Dank zurückſende, hat mich in meinen Studien mannigfach gefördert. Wenn gleich im Ganzen nachläßig und gedankenlos geſchrieben, giebt dieſer Codex doch eine Menge neuer Lesarten und berichtigt an vielen

Stellen den geſtörten Rhythmus; vorzüglich aber hat er manche werthvolle Lieder, die in der Maneſſiſchen Sammlung fehlen, der Vergeſſenheit entriſſen. Die Zeichnungen aus der Maneſſiſchen Handſchrift ſind in mehrfacher Beziehung erläuternd. Manche ſtammen offenbar aus älteren Handſchriften her, namentlich aus der Weingarter. Das Bild Ulrich von Lichtenſteins iſt ohne Zweifel, ſammt den Liedern, aus einer Handſchrift des Frauendienſts entnommen, Königin Venus erhebt ſich aus dem Meer zu Meſtre. Mehrere mögen nach alten Siegeln, welche die Ritter in voller Wappnung darſtellen, gezeichnet ſein. Die Wappen zeigen, zu welchen von verſchiedenen Geſchlechtern des gleichen Namens man in ſo naher Zeit den Sänger gezählt hat; manche ſind aber wohl auch in Ermanglung feſteren Anhalts nach den Namen aus der Phantaſie gemalt. Sehr erfreulich iſt die Entdeckung des Gabriel von Montevel. Auch dieſe Hegäuburg tritt nun in den Glanz der Poeſie. Neuerlich hat ein Herr Heinrich Schreiber in der Bibliothek des proteſtantiſchen Seminars zu Straßburg die Handſchrift einer älteren Alexandreis als Rudolphs gefunden und davon in der Zeitſchrift Charis Proben gegeben. Solche Stücke aus dem 12. Jahrhundert, mit unvollkommenen Reimen, wie der alte Triſtan u. ſ. w. ſcheinen mir, wenn gleich einem ganz anderen Kreiſe angehörend, über das Alter des Nibelungenlieds mehreres Licht verbreiten zu können.

Mit Sehnſucht ſehe ich der Zeit entgegen, die mir geſtatten wird, der alten vaterländiſchen Dichtkunſt wieder einige Muße zu widmen. Das Nächſte wird dann wohl ſein, daß ich den Aufſatz über den Minneſang, wovon ich Ihnen ſchon früher gemeldet, in's Reine bringe.

Mit aufrichtiger Verehrung und Freundſchaft der Ihrige.

Ludwig Uhland."

Stuttgart, 13. Juni 1824.

Nach dem anſtrengenden Landtag war eine Erholung für Uhland Bedürfniß: er reiſte deßhalb mit ſeiner Frau und einer jüngeren Schwägerin durch das Breisgau nach Baſel, dann durch das Münſterthal auf den Weißenſtein und über Bern, Vevay, Genf in das Chamounithal. Von dort wurde der Weg über den Col de Balme in das Wallis genommen, das Leuker Bad beſucht und über Thun, Bern und Luzern der Rigi wieder beſucht, deſſen volle Schönheit aber auch dieſesmal die Wanderer nicht genießen konnten, weil das Wetter ungünſtig war.

Gegen das Ende des Jahres verheerten ungeheure Regengüſſe, die eine große Ueberſchwemmung herbeiführten, einen Theil des württembergiſchen Landes. Die Brücken wurden weggeriſſen, die Häuſer von Waſſer unterwühlt, das Viehfutter weggeſchwemmt, in den Mühlwerken, die Schaden gelitten, konnte nicht gemahlen werden. Deßhalb vereinigte ſich Uhland mit andern Männern, ſie ließen einen Aufruf zu Beiträgen zur Linderung der Noth ergehen.

Ihre gute Abſicht wurde mit über alle Erwartung reichem Erfolg belohnt und ſie dadurch in die Lage geſetzt, den Nothleidenden wirkſame Hülfe bringen zu können. Uhland und ſein Schwager, Kaufmann Neeff, reisten im ſchlechteſten November-Wetter in den am meiſten betroffenen Ortſchaften herum, um nach Beſprechung mit den Orts- und Oberamtsvorſtänden Linderung für die erſte Noth zu bringen und zum Wiederaufbau der zerſtörten Häuſer Mittel beizuſteuern. Er führte die Verzeichniſſe mit großer Pünktlichkeit ſelbſt, während er im eigenen Hausweſen ſich ganz gerne von der Frau helfen ließ. So hat er auch einmal, als er in der Finanzcommiſſion war, einen bedeutenden Rechenfehler gefunden, während die Rechenkunſt doch gar nicht zu ſeiner Begabung gehörte. Er konnte aber nichts halb thun, alles ſchlotterige, unpünktliche Weſen war ihm zuwider. In ſeinen Briefen, ja ſelbſt in ſeinen Manuſcripten iſt ſelten etwas ausgeſtrichen.

Uhland an Freiherrn von Laßberg.

Stuttgart, 16. April 1825.

„Verehrteſter Herr und Freund!

Für das Geſchenk, das Sie mir mit dem 2. Band des Liederſaales gemacht, ſage ich erſt jetzt meinen herzlichen Dank, nachdem es mir auf abermalige lange Unterbrechung wieder vergönnt iſt, zu den altdeutſchen Studien zurückzukehren und dabei auch dieſer ſchönen Gabe mich zu erfreuen. Beſonders wichtig iſt mir auch das reichhaltige Vorwort. Möge das Buch, das ſich über Heinrich von Klingenberg ſchreiben ließe, nicht ungeſchrieben bleiben!

Aber die Zueignung dieſes zweiten Bandes erweckt wehmüthige Erinnerung an den Biedermann, von dem es nun erſt recht heißt:

mich mwet barte ſere
das ir ſo verre ſint!

In vorigem Spätjahr hatte ich mich viel mit Wolfram von Eſchenbach beſchäftigt, auch Einiges niedergeſchrieben; aber ſtatt der erwarteten altfranzöſiſchen Handſchriften von Bern, welche mir zu gründlicher Behandlung dieſes Dichters unentbehrlich ſchienen, kam die Antwort, daß ſolche nicht abgegeben werden. Dieſes nöthigte mich, den ganzen Abſchnitt zurückzulegen, und ich habe mich jetzt zu der deutſchen Heldenſage gewendet. Eine neue Ausgabe der Maneſſiſchen Handſchrift zu bearbeiten, möchte, wenn auch kein Hinderniß obwaltete, mein grammatiſches Talent kaum ausreichen. Mich freut es, wenn nur endlich das ganze Material dieſer reichen Liederſammlung zu Tage kömmt. Davon aber hat mich die Vergleichung der hieſigen Weingarter Handſchrift überzeugt, daß man die älteren Minneſänger aus dem Maneſſiſchen Codex nicht in ächter Geſtalt kennen lernt. — Lachmanns Bekanntſchaft habe ich hier gemacht. Von ihm iſt gewiß Bedeutendes für Sprache, Proſodie, Kritik zu erwarten. Ein anderer eifriger Freund des deutſchen Alterthums, Maßmann, war an Oſtern hier, als ich mich gerade in Tübingen befand.

Er ließ mir die Anzeige ſeiner beabſichtigten Ausgabe der Kaiſerchronik zurück, die ich für den Fall, daß ſie Ihnen noch nicht bekannt wäre, hier beilege. Er reist dieſes verdienſtlichen Unternehmens wegen noch nach München und Straßburg, und wird auf dem Rückweg wieder hier eintreffen.

Eine weitere Ankündigung altſaſſiſcher Sprachdenkmale von Scheller erregt große Erwartungen. Zu verwundern iſt nur, daß mit einer ſpätern Ueberſetzung der Anfang gemacht wird.

Der Frühling, für den Sie uns einen Beſuch hoffen ließen, iſt nun angebrochen. Ich darf nicht erſt verſichern, wie ungemein es mich erfreuen würde, Sie recht bald unter meinem Dache zu begrüßen. Auch Conz, den ich vor wenigen Tagen geſprochen, iſt zu treffen und freut ſich Ihrer Ankunft.

Mit aufrichtiger Verehrung

Ihr

L. Uhland.“

Stuttgart, 26. September 1825.

„Verehrter Herr und Freund!

Mein lieber Freund, Profeſſor Schwab, der im Begriff iſt, eine Reiſe an den Bodenſee anzutreten, hat mich um einige Zeilen der Empfehlung an Sie erſucht. Seine vor zwei Jahren erſchienene Beſchreibung der ſchwäbiſchen Alb, worin er mit der hiſtoriſch-topographiſchen Darſtellung die poetiſche Auffaſſung der Natur und Sagenwelt zu verbinden geſucht, iſt Ihnen vielleicht bekannt. In gleichem Sinne unternimmt er jetzt den Bodenſee und das Rheinthal zu beſchreiben, und macht ſich auf den Weg, um Alles wiederholt in's Auge zu faſſen. Die Aufgabe iſt intereſſanter, aber auch ſchwieriger als die frühere. Durch Studien und Berufsgeſchäfte bisher vorzüglich dem griechiſchen und römiſchen Alterthum zugewendet (wiewohl er auch den Waltharius manufortis im Nibelungenmaaße verdeutſcht hat), iſt ihm ſehr angelegen, für das neue Unternehmen Rath und Beiſtand ortskundiger und in der mittleren Zeit einheimiſcher Männer zu gewinnen. Zu Erfüllung dieſes Wunſches glaubte ich durch nichts ſo ſehr behülflich ſein zu können, als indem ich mir geſtatte, ſein Vorhaben Ihrer wohlwollenden Aufmerkſamkeit zu empfehlen.

Für die gütige Zuſendung vom 3ten Bande des Liederſaals hole ich meinen wärmſten Dank noch nach, aber nur mit Aerger kann ich daran denken, daß die Mittheilung der Weingarter Handſchrift für die Fortſetzung des Werkes verweigert worden. Die Conſequenzen wegen eines Ablehnens nach anderer Seite mögen der Grund davon ſein.

Wäre mir nur ein brauchbarer Abſchreiber für ſolchen Zweck bekannt, mit Vergnügen würde ich eine ſorgfältige Vergleichung der Urſchrift für den Liederſaal vornehmen. Oder würde mir nur der Codex auf ein halb Jahr in's Haus gegeben, würde ich wohl nach und nach damit fertig, beſonders wenn etwa der ſchon gedruckte Gott Amur wegbleiben könnte. Ihrem freundlichen Andenken mich angelegentlichſt empfehlend mit unwandelbarer Verehrung

Ludwig Uhland.“

Laßberg an Uhland.

Heiligenberg, 25. Mai 1826.

„Verehrteſter Freund!

Meinen beſten und innigſten Dank für das große Opfer, das Sie mir mit Verwendung Ihrer koſtbaren Zeit auf Abſchreibung des Weingarter Codex bringen. Wann und wie werde ich im Stande ſein, dieſen Freundſchaftsdienſt zu erwiedern? Doch, Ihnen bleibe ich gerne ein Schuldner.

Herr Profeſſor Schwab hat mir von Zeit zu Zeit von dem Fortgang dieſer Arbeit Kunde gegeben und mir Hoffnung gemacht, ſie bis Ende dieſes Monats beendigt zu ſehen; dann wollte ich zu Ihnen kommen, Sie beſuchen und die Vergleichung mit der Urſchrift vornehmen. Ein geſtern erhaltenes Schreiben des Herrn Profeſſors thut keine Erwähnung von dem Weingarter Codex; ich ſchließe daraus, daß ich noch nicht kommen ſoll, und erwarte vorher noch weitere Nachricht von ihm oder Ihnen.

Ich freue mich, Sie nach ſo langer Zeit wieder einmal zu ſehen und zu ſprechen; dann wollen wir die Theotisca leben laſſen, in welcher doch noch hie und da etwas gethan wird; ſo muß Ihnen z. B. Lachmanns Ausgabe vom ältern Münchner Codex des

Nibelungen-Liedes gefallen haben, da ſie uns die älteſte Ueberlieferung deſſelben ſo treu als möglich giebt.

Ich ſende Ihnen hier: **Die treue Maid von Bodman**; ſie ſoll mich bei Ihnen und Ihrer ehelichen Wirthin anmelden.

Es iſt mancher weniger ſchöne Stoff in der neueren Zeit zur Romanze verwendet worden: möchte er Sie, mein Freund, zu einem guten ſchwäbiſchen Lied anregen!

Leben Sie wohl und ſchreiben Sie mir bald, daß dem Weingarter apographum das Explicit feliciter iſt beigeſetzt worden.

J. v. Laßberg."

Vollendet zu Conſtanz am
4. Juli 1826.

Es war Sulpiz Boiſſerée gelungen, die obenerwähnte Weingarter Handſchrift von der königlichen Privatbibliothek zu erhalten; er beſorgte für Laßberg das Abzeichnen der Bilder und gab ſie dann Uhland in's Haus, welcher mit Schwab zuſammen die Abſchrift des Textes beſorgte. Im Auguſt kam dann Laßberg, um die Texte zu vergleichen, zu Uhland, dem es eine große Freude war, den liebenswürdigen Mann unter ſeinem Dach beherbergen zu dürfen und längere Zeit ſeines Umgangs genießen zu können. In einem Briefe Laßbergs an Uhland, den Laßberg von Sigmaringen, wo er bei ſeinem älteſten Sohne einkehrte, ſchrieb, fährt er, nachdem er ſeine Reiſe bis dahin erzählt, alſo weiter fort: „Da haben Sie, mein Freund, den getreuen

Bericht meiner kurzen, eben nicht ereignißreichen Reiſe, auf der ich ſo oft an Sie und Ihre liebe eheliche Wirthin gedacht habe und an die Liebe und Freundſchaft, die ich empfing, nie ohne Empfindung herzlichen Dankes für den ſtillen Frieden, den ich bei Ihnen genoß. Sonderbar, daß auch auf dieſer kurzen Fahrt das Glück mich wieder in meinen Forſchungen begünſtigte und ich in dem Hauſe des Biſchofs v. Evara die Heimath eines ſchweizeriſchen Sängergeſchlechtes entdecken mußte, wie Sie aus der Beilage erſehen werden. Ich denke in ein paar Tagen die Ufer des Bodenſees wieder zu ſehen und von der Villa Epponis aus Ihnen weitere Nachricht zu geben. Indeſſen tauſend herzliche Grüße an die wackere Frau Emma und den biedern Suabo, dem ich nochmals, ſowie Ihnen, theurer Freund, für die große Hilfe an dem Codex Weingartensis innig danke. Die Ihrigen, ich meine Herrn Roſer und ſeine ſchöne Frau, auch den lieblichen kleinen Guſtav Roſer, bitte ich von mir vielmal zu grüßen; kann ich Ihrem Herrn Schwager in der Umgebung des Bodenſees oder in der Schweiz entomologiſche Aufträge beſorgen, ſo werde ich es mit eben ſo viel Pünktlichkeit als Vergnügen thun. Bitten Sie Schwab in meinem Namen auch an ſeine Frau einen ſchönen Gruß auszurichten. An ſein Buch werde ich am erſten Tage meiner Zuhauſekunft Hand anlegen und es ihm bald möglichſt zurückſenden. Vale et me amare perge.

Lassbergius.

Explicit am 6. September 1826.

Schon am Schluſſe des Jahres 1825 ſchreibt Uhland in einem Briefe an ſeinen Vater, wie folgt:

„Heute war Weiſſer bei mir und ſagte mir, ſein Bruder ſei geſtern von Tübingen zurückgekommen und habe den Auftrag von Ferdinand Gmelin, mich zu fragen, ob ich die Wahl zum Abgeordneten wieder annehmen würde? Ich weiß nicht, ob Gmelin von dortigen Bürgern veranlaßt iſt, ſich zu erkundigen. Bisher hatte ich keinen Anlaß, meine Entſchließung zu äußern, weil mich Niemand gefragt hat. Aber es iſt mein überlegter Entſchluß, dießmal keine Wahl anzunehmen. Indem ich die ſieben unruhigen Jahre durch ausgehalten habe, glaube ich meine Bürgerpflicht in dieſer Hinſicht erfüllt zu haben. Auf noch einmal ſechs Jahre mich von jedem andern Beruf und Beſtimmung auszuſchließen, kann nicht von mir verlangt werden, abgeſehen davon, daß mir auch ſonſt die Luſt und Liebe fehlt, die vor allem zu einem ſolchen Wirkungskreiſe erforderlich iſt. Wenn etwa der liebe Vater gefragt wird, ſo bitte ich ihn, den Fragenden meinen beſtimmten Entſchluß zu ſagen; daſſelbe wird auch Weiſſer in Beziehung auf Gmelins Anfrage heute an Onkel Doktor ſchreiben. Ich wünſchte nicht, daß Jemand vergeblich ſeine Stimme mir gäbe, oder gar eine vergebliche Wahl vorgenommen würde, indem ich ſie ablehnen würde.

Schlayer wäre wohl ſehr geeignet, für eine der Abgeordnetenſtellen von Stadt oder Amt Tübingen gewählt zu werden; ob er es wünſcht oder annehmen würde, iſt mir jedoch unbekannt.

Emma hat eine große Wäſche. Daher nur ihre herzlichen Grüße mit denen

Ihres gehorſamen Sohnes
L."

Stuttgart, 2. December 1825.

Ein Stammbuchblatt für Albert Schott, in Uhlands Gedichtſammlung mit der Aufſchrift: „In ein Stammbuch" aufgenommen, zeigt, wie dieſer Brief, daß die Hoffnung, Gutes und Erſprießliches für ſein Heimathland in der Ständekammer wirken zu können, durch die Zeit ſehr geſchmälert wurde. Noch im Jahre 1860, als er nach Schotts Tode für ſeinen Nekrolog um einige Data angegangen wurde, ſprach er es aus, indem er in ſeiner Antwort ſagte: „Ein Irrthum iſt, daß ich mit Schott aus der Kammer getreten ſei; ich verblieb in derſelben, wenn auch freudlos, bis zum Schluß der ſechsjährigen Wahlperiode."

Im häuslichen Kreiſe und unter Freunden behielt er aber guten Muth und trug durch ſeinen Humor oft ſogar weſentlich zur Erheiterung der Geſellſchaft bei. Zum Belege ſoll hier ein Brief folgen, der von Verkleidungen ſpricht.

Uhland an ſeine Frau.

Stuttgart, 1. Februar 1826.

„Liebes Weib!

Wie iſt es Dir denn bei der grimmigen Kälte gegangen? Wir haben uns zwar unbehaglich, aber ſonſt wohl befunden. Auch der kleine Neffe Guſtav iſt wieder geſund. Gerade als ich zu ſchreiben anfing, kam er mit Ludwig und gab mir einen Gruß an Dich auf.

Meine Abſicht war, Dir geſtern ſchon zu ſchreiben, aber Vormittags war Sitzung und Nachmittags Gaſtmahl beim Herrn Fürſtpräſidenten. Da hatte ich denn erſtaunlich mit meiner Toilette zu ſchaffen. Du hätteſt ſehen ſollen, wie ich einige Stunden lang alle Kiſten und Käſten, Schubladen und Fächer durchwühlt und umgekehrt habe, um die mancherlei Stücke meiner Amtsmaskerade zuſammenzuſuchen, und doch habe ich noch entlehnen müſſen.

Und wie ſteht es denn mit unſerer Maskerade? Biſt Du fleißig an meiner Flüeler Tracht geweſen und haſt Du für Dich eine hübſche Carikatur aufgefunden?

Jetzt ſind faſt täglich Ausſchußſitzungen. Zu Hauſe habe ich noch wenig gegeſſen. Mit Karl die Reiſe zu machen, wäre ich ſchon Amtshalber verhindert geweſen, und Du wirſt, rathe ich, auch die forcirte Rückreiſe nicht mitmachen.

Nun grüße die Calwer beſtens, ſage Bruder Guſtav meine herzlichſten Wünſche zum Geburtstag und kehre wohleingepackt zurück in die Arme

Deines harrenden
L."

Uhlands waren damals Theilnehmer eines ſogenannten Kränzchens. Die Mitglieder unterhielten ſich häufig durch Aufführung von Charaden oder durch Darſtellung Schiller'ſcher und anderer Balladen. Zu humoriſtiſchen Rollen, oder auch zu von ihm humoriſtiſch aufgefaßten, ließ ſich Uhland gerne bereit finden und ergötzte oft die Geſellſchaft durch ſeine heitern Einfälle, die ſo ungeſucht und anſpruchslos angebracht wurden.

Auf den Wunſch der Mutter des ſchon lange Jahre geiſteskranken Dichters Hölderlin beſorgte Uhland mit Freund Schwab die Herausgabe ſeiner Gedichte. Ein Brief Uhlands an Varnhagen, der ihn zur Theilnahme an einer neuen Literaturzeitung aufforderte und eine Recenſion von Hölderlins Gedichten ihm zu ſchreiben vorſchlug, gibt von dieſer Arbeit nähere Kunde.

Uhland an Varnhagen.

„Lieber Freund!

Deine Zeilen vom 26. December 1826 traf ich bei meiner Zurückkunft von einer kleinen Reiſe. Seit einigen Wochen bin ich der Beſchäftigung bei den Landſtänden entbunden und muß nun vor allem mein Beſtreben darauf richten, eine längſt angefangene, aber vielfach gehemmte Arbeit im Fache der Geſchichte der deutſchen Poeſie einmal zu Ende zu führen. In meinen Beruf zur Kritik im voraus mißtrauiſch, vermag ich für jetzt wenigſtens Deiner freundlichen Aufforderung nicht zu folgen, obgleich ich das Bedürfniß einer kritiſchen Zeitſchrift von regerem Geiſte als die bisher vorhandenen, vollkommen einſehe.

Was Hölderlins Gedichte insbeſondere betrifft, ſo iſt Dir vielleicht nicht unbekannt, daß die in Berlin veranſtaltete, dann durch Kerners Hand gegangene Sammlung, von Profeſſor Schwab und mir aus Druckſchriften und aus den uns von dem Stiefbruder des unglücklichen Dichters mitgetheilten Papieren, deren Durchſicht mit manchen Schwierigkeiten verbunden war, nach Kräften ergänzt worden iſt. Aus der Lava dieſer Handſchrift haben wir namentlich das Bruchſtück des Empedokles aufgegraben. An den Druckfehlern ſind wir unſchuldig, wir hatten uns zur Reviſion angeboten; nachdem aber die Handſchrift lange liegen geblieben, kam uns plötzlich der größere Theil des Buches, zu Augsburg gedruckt, vor Augen; nur durch ein langes Verzeichniß der Druckfehler, was einige Cartons veranlaßte, konnte ich, ſoweit es ohne das Manuſcript möglich war, noch nachhelfen. Bei jener Beſchäftigung mit den trefflichen Gedichten kam zwiſchen uns manches zur Sprache. Ich denke, daß die Anſicht, in der wir übereinſtimmten, bereits in einem Aufſatz ausgeſprochen ſein wird, den Schwab in das literariſche Converſationsblatt eingeſchickt hat, obgleich ich dieſen Aufſatz nicht ſelbſt vorher geleſen habe.

Kerner hat ſich in Weinsberg recht angenehm mit Haus und Garten angebaut, ein alter Thurm im Garten iſt zum romantiſchen Studirzimmer und zum Ueberblick der ſchönen Gegend eingerichtet; oft ſieht man von ſeiner Zinne papierne Drachen hoch in die Lüfte ſteigen. Auch mir geht es gut und ich habe mir jetzt wieder freiere Thätigkeit eröffnet.

Deines literariſchen Werkes freue ich mich von Herzen.

Dir, und wer ſich ſonſt meiner erinnert, die beſten Grüße

der Deinige
L."

Auszug aus einem Briefe Lachmanns.

Profeſſor Karl Lachmann aus Berlin bat um dieſe Zeit Uhland um ſeine Abſchrift des Weingarter Codex. „Sie wiſſen ja, daß ich lange zu Walther von der Vogelweide vorgearbeitet habe, mir fehlt nur noch dieſe Handſchrift." Mit Freuden ſchickt ihm Uhland die begehrte und am 15. Juni 1827 erhält er dann von Lachmann dieſelbe zurück. Dieſer ſchreibt dazu: „Jetzt endlich kommt Walther zu ſeinem Herrn zurück: ich meine nicht nur Ihre Abſchrift, ſondern die Lieder, die erſt durch Sie uns andern recht eingeleuchtet haben und mich zu den Anmerkungen geſpornt, wenn dieſe anders etwas Gutes enthalten. Was meine Kritik betrifft, ſo iſt mein höchſter Wunſch, Sie mögen finden, daß einige Lieder ſich jetzt erſt in ihrer ganzen Schönheit zeigen, und zugeben, daß ſo wenig auch Abdrücke von Handſchriften zu tadeln ſind, doch wenn dem Dichter kein Unrecht geſchehen ſoll, auch eine eigentlich kritiſche Behandlung nöthig iſt."

Den Monat Juli 1827 benützte Uhland zu einer Reiſe mit ſeiner Frau nach München, Salzburg, in das

Salzkammergut, Berchtesgaden, Innsbruck, Botzen, Meran, dann über Vorarlberg an den Bodenſee und nach Eppishauſen zu Laßberg. In München wurden die Kunſtſchätze mit dem angenehmſten Geleitsmann, Sulpiz Boiſſerée, mit großem Intereſſe geſehen; Uhland fühlte ſich beſonders auch durch die Landſchaften von Ruysdael angezogen. Von größerem Werthe waren für ihn aber doch vielleicht noch die Schätze der Bibliothek und die werthvolle Bekanntſchaft von Docen und von Schmeller, den er zum erſtenmale ſah und der ihm ein ſo theurer Freund wurde. Auch werthe frühere Bekannte, Profeſſor Maßmann und Hofrath Schorn, traf er in München wieder. Salzburg und das an großartiger Natur ſo reiche Tyrol ſprach Uhland ſehr an. Von Innsbruck aus wurde natürlich auch die Ambraſer Sammlung beſucht. Das Wiederſehen von Laßberg machte zu der ſchönen Reiſe einen erwünſchten Schluß.

Gegen das Ende des Jahres 1826 wurde Uhland durch Profeſſor Diez von Bonn mit ſeinem Werke über die Poeſie der Troubadours beſchenkt, mit einer ſehr herzlichen Anerkennung ſeiner wiſſenſchaftlichen Leiſtungen. Uhland ſchreibt hierauf:

„Verehrter Herr Profeſſor!

Sie haben mir mit Ihrem Werke über die Poeſie der Troubadours ein ſo erfreulich überraſchendes Geſchenk gemacht, daß ich mir ſehr vorwerfen muß, Ihnen meinen herzlichen Dank nicht früher ausgedrückt zu haben. Dieſes Werk, dem die verdiente Anerkennung gewiß nicht ſehlen wird, konnte wohl doch Niemand erwünſchter erſcheinen als mir, der ich mit der verwandten Poeſie der deutſchen Minneſänger ſeit einiger Zeit mich näher beſchäftigt hatte. Dabei kommt mir nun daſſelbe mit unentbehrlichen Unterſuchungen über den provençaliſchen Minneſang entgegen, welche weit vollſtändiger ſind und mir einen ſichereren Anhalt gewähren als diejenigen, welche ich ſelbſt anzuſtellen im Fall geweſen wäre. Hierüber aber hätte ich mich ausführlicher mit Ihnen zu unterhalten gewünſcht als mir bisher möglich war, und ich erſpare es auch beſſer, bis ich Ihnen meine Anſicht über die deutſchen Minnelieder einmal im Zuſammenhang werde vorlegen können, wobei Sie jedoch nicht gerade erhebliche Entdeckungen zu erwarten haben.

So ſehr ich Raynouards Leiſtungen dankbar erkenne, ſo hat es mir doch patriotiſche Befriedigung gewährt, zu erkennen, wie die Betrachtung des Gegenſtandes durch das deutſche Werk an Tieſe, Schärſe und Ueberſicht gewonnen hat. Fauriels geſchichtliche Darſtellung iſt mir noch nicht zugekommen.

Mögen Sie doch bald den zweiten Theil mit dem Leben der Sänger und, wie ich hoffe, mit zahlreichen Uebertragungen charakteriſtiſcher Lieder nachfolgen laſſen, wodurch das geſchichtlich poetiſche Leben jener Zeit zur volleren Anſchauung gebracht werden wird.

Bei Abfaſſung des Buches war Ihnen eine provençaliſche Handſchrift noch nicht bekannt, welche ſich in der Bibliothek des Fürſten von Wallerſtein befindet, von der Sie aber vielleicht wohl ſeitdem erfahren haben; das epiſche Gedicht von Fierabras, deſſen einſtiges? Vorhandenſein in altfranzöſiſcher Sprache mir längſt unzweifelhaft war. Ob daſſelbe urſprünglich provençaliſch abgefaßt war, iſt noch zu unterſuchen, da es in dieſer Sprache ziemlich vereinzelt daſteht, während es nordfranzöſiſch in einen vollſtändigen Cyklus einträte, in welchem es bisher vermißt wurde. Die Alexandrinerform und der epiſche Styl ſind dieſelben, wie in den nordfranzöſiſchen Chansons de Geste. Uebrigens wäre die Bekanntſchaft mit dieſem Gedicht für Ihr Werk mehr nur der literariſchen Seltenheit wegen von Intereſſe geweſen, da der Nerv der provençaliſchen Dichtung doch im Lyriſchen liegt. Der Anfang, woraus zugleich der nordfranzöſiſche Urſprung ſich beſtätigen möchte, lautet ſo: — — Sie erwähnen zweier altfranzöſiſcher Gedichte, wovon ich einſt Nachricht gegeben. Von allen Quellen entfernt, habe ich die altfranzöſiſchen Studien ſeither bei Seite liegen laſſen. Sollte Ihnen die Kenntniß dieſer Stücke von Intereſſe ſein, ſo würde mir es Freude machen, Ihnen ſolche zu jedem Gebrauche mitzutheilen. Wie ſehr wäre überhaupt zu wünſchen, daß Ihre Bemühungen auch auf die Poeſie der Nordfranzoſen, welche gerade in ihrem beſten und ergiebigſten Felde, dem epiſchen Kreiſe und dem romantiſchen Rittergedicht, noch ſo gänzlich vernachläſſigt iſt, ſich erſtrecken möchte. Allerdings wäre hier noch ein unüberſehbarer Stoff zu behandeln und ein längerer Aufenthalt in Paris wohl unerläßlich; aber welch ein Schatz neuer Entdeckungen und wichtiger Aufſchlüſſe für die Geſchichte der geſammten Poeſie der neuen Völker müßte dem muthigen Forſcher lohnen! Mit der aufrichtigſten Hochachtung

der Ihrige

L. Uhland."

Stuttgart, 12. Mai 1827.

Der alte Freund Uhlands, Baron Lamotte Fouqué, hatte einen jungen Norddeutſchen, Herrn Halling, der ſeine Studien in Tübingen fortſetzen wollte, an Uhland empfohlen. Sein Intereſſe für die altdeutſchen Dichtwerke erfreute Uhland, und da er beabſichtigte, das „glückhafte Schiff" von Fiſchart herauszugeben, ſo war ihm Uhland gerne behülflich. Die Oſiander'ſche Buchhandlung in Tübingen wollte die Herausgabe übernehmen, wenn Uhland ein Vorwort dazu gebe. Da arbeitete Uhland den Aufſatz über die Freiſchießen aus und dieſer wurde dem Werke vorgedruckt.

Es erfreute Uhland ſehr, wenn ſich jüngere, ſtrebſame Leute, wie Studenten der Hochſchule, vertrauensvoll an ihn anſchloſſen, und er war gerne im Verkehr mit ihnen, theilte ihnen auch gerne von dem mit, was ihn ſelbſt beſchäftigte; ſo gewann er manchen jungen Freund, der ihm ein Freund durch das ganze Leben blieb. So machte er auch die Bekanntſchaft Adolph Schölls von Brünn, ſpäter Hofrath in Weimar, der im Jahre 1828 längere Zeit in ſeinem Hauſe ein willkommener Gaſt war. Mit ihm zuſammen machte er eine Reiſe nach Nürnberg, wo ſich dann ihre

Wege ſchieden. Von dort aus ſchrieb er an ſeine Frau:

Nürnberg, 23. October 1828.

„Liebes Weib!

Indem ich Dir von meiner Ankunft in Nürnberg Kunde gebe, bin ich bereits nahe daran, den Wanderſtab zur Rückreiſe zu ergreifen. Die zwei Tage, die ich in Nürnberg zugebracht (denn geſtern waren wir in Erlangen), ließen wenig zum Schreiben kommen. Es gibt hier ſo mancherlei zu betrachten, daß ich das Geſehene, meiner bekannten Gabe der Kürze unerachtet, nicht in einen Brief zu faſſen wüßte, und daher alles mündlich beſchreiben werde. Und mehr noch als alles Einzelne iſt mir der Eindruck des Ganzen, den ich erſt noch in mir ſelbſt verarbeiten muß.

Von Roth und Andern, auch in Erlangen, wurde ich auf das Freundlichſte aufgenommen und der Himmel hat eine in dieſer Jahreszeit unerwartete Freundlichkeit bewieſen.

Ich dachte darauf, morgen Nachmittag noch eine Strecke des Rückwegs abzumachen, zweifle nun aber, ob ich noch dazu kommen werde. Heute kam ich von Morgen 8 Uhr bis Abends 8 Uhr nicht in meine Herberge zurück, bin aber doch noch für morgen mit Manchem im Rückſtand. Dagegen wird mich Wallerſtein nicht lange feſthalten, indem die Kunſtſachen ſchon von dort weggebracht ſein ſollen. Ich hoffe daher, zur beſprochenen Zeit einzutreffen und werde mich vom Anfang bis zum Ende des Remsthals nach lieber Begegnung umſehen. Allen herzliche Grüße, die innigſten aber Dir ſelbſt

von Deinem
L.“

Auf dem Heimweg von Nürnberg, den Uhland größtentheils zu Fuß zurücklegte, machte er einen Umweg zu dem Dorfe Eſchenbach, wo Wolfram von Eſchenbach begraben liegt; es konnte ihm aber nur die Stelle bezeichnet werden, wo ſein Grabſtein geweſen ſei. Es war ihm immer von Werth, ſich die Gegend zu beſehen, an der irgend eine Sage haftet, oder wo ein ausgezeichneter Menſch gelebt hat. Er ſagte, es werde ihm durch die Landſchaft und die Lage eines Ortes die Sage oder die Perſönlichkeit und die Werke viel gegenwärtiger und klarer. Manchem ſeiner Gedichte iſt es auch wohl anzufühlen, daß er ein klares Bild vor ſeinem geiſtigen Auge gehabt, als er zur Ausführung ſchritt. So zum Beiſpiel bei Tells Tod. So oft er an den Vierwaldſtädter See kam, ſo ging er auch nach Altdorf und in das Schächenthal hinauf. Wo es einen Drachenfelſen gibt, nicht nur am Siebengebirg, auch bei Dürkheim an der Hardt und in der Schweiz im Canton Unterwalden, ließ er ſich Zeit und Mühe nicht dauern, der Platz mußte beſichtigt werden. Auch im vorgerückten Alter noch beſtieg er auf Reiſen meiſtens den Kirchthurm, ſobald die Gegend irgend anziehend war.

Ueber die Abſichten, die er in dieſer Zeit für ſein künftiges Leben hatte, gibt ein Concept eines Briefes, der an Profeſſor Ferdinand Gmelin in Tübingen gerichtet war, uns Auskunft.

Uhland an Profeſſor Gmelin.

Stuttgart, 20. Februar 1829.

„Verehrteſter Herr Profeſſor!

Die Abſicht, ſelbſt nach Tübingen zu kommen und, ich darf es wohl ſagen, die ſorgfältige Ueberlegung Ihres Vorſchlags hat meine Antwort auf Ihr verbindliches Schreiben verzögert. Das Unternehmen, wovon Sie mir Nachricht geben, iſt mir zu achtbar, um nicht meine größte Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen, und doch ſehe ich nicht ab, wie ich im Stande wäre, mich demſelben wirkſam anzuſchließen. Als Redakteur voranzuſtehen, würde mir in keinem Fall geziemt haben, aber auch zu einer thätigen Theilnahme als Mitarbeiter finde ich mich dermal nicht in den Stand geſetzt. Erlauben Sie mir, hier über etwas weiter auszuholen.

Nachdem ich ſieben Jahre lang bei der ſtändiſchen Arbeit ausgeharrt und in dieſer Zeit den Beſchäftigungen meiner Neigung und meines innern Berufs mich großentheils entzogen hatte, war es mir klar geworden, daß wenn ich in letzteren nach meinen Kräften noch irgend etwas Tüchtiges leiſten wollte, es durchaus nothwendig wäre, von den erſtern zurückzutreten. Dabei war aber nicht meine Abſicht, mich einſiedleriſch einzuſpinnen, ſondern ich gab meinen Studien die beſtimmte

Richtung auf eine akademiſche Thätigkeit, wofür ich immer Vorliebe gehegt und wozu mir das Vertrauen, mit dem ſich mir häufig jüngere Männer näherten, einigen Aufruf zu geben ſchien. Es iſt Ihnen wohl bekannt, daß man mich auf meine, von dem Senate unterſtützte Meldung und in dieſem vorzüglich auch durch Ihr Wohlwollen, ſeit mehr als anderthalb Jahren in einer keineswegs aufmunternden Ungewißheit gelaſſen hat. Je weniger mir hier zu Lande nun äußere Förderung wird, um ſo nöthiger iſt es mir, mich für die Zwecke, die ich nicht aufgebe, innerlich geſammelt zu halten und durch keine neue, verſchiedenartige Wirkſamkeit davon abzulenken. Ich bin aber auch hier außer allen Verbindungen, welche mir von den Betrieben der neueren Geſetzgebung und Verwaltung eine genaue Kenntniß verſchaffen könnten. In Erörterungen ruhig abhandelnder Art, wie ſie einem Journal anſtehen, war ich ohnehin niemals geübt und meine landſtändiſche Kriegskunſt beſtand immer nur darin, einer Sache den Anſtoß zu geben, das von Andern Vorbereitete durchzufechten, Aug in Auge mit dem Gegner etwas kurz abzumachen.

Sollte ich gleichwohl durch irgend einen Gegenſtand aus dem Gebiete der bezweckten Zeitſchrift mich nicht bloß (was zuweilen der Fall iſt) heftig aufgeregt, ſondern auch durch ſpecielle Kenntniß der Behandlung desſelben gewachſen fühlen, ſo würde ich meine Anſichten nirgends lieber niederlegen als in einem Verein ſo geſchätzter, wohldenkender Männer. Entſchuldigen Sie,

daß ich ſo Vieles von mir geſprochen; aber ich glaubte die Rechenſchaft, die ich Ihren gütigen Geſinnungen ſchuldig war, nicht anders als aus meiner Perſönlichkeit geben zu können. Mit der aufrichtigſten Verehrung
Ihr ergebenſter
L. U.“

Die Regierung zeigte wenig Luſt, den freiſinnigen Abgeordneten in den Staatsdienſt zu berufen; als nun aber der Senat in ſeinem Jahresbericht in einem Monitorium nochmals auf die Beſetzung der vakanten Lehrſtelle der deutſchen Literatur antrug und Uhland neben Schwab wieder in Vorſchlag brachte, wurde er am Schluſſe des Jahres 1829 zum außerordentlichen Profeſſor ernannt; vielleicht nur, weil von einer Berufung nach Bayern die Rede war.

Zu der Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter wünſchte Uhland eine Handſchrift der Berner Bibliothek zu benützen; da es nicht möglich war, dieſelbe nach Stuttgart zu bekommen, ſo ließ der treue Freund Laßberg dieſelbe für ſich nach Eppishauſen kommen und Uhland konnte ſie dann bei ihm benützen und zugleich Laßbergs erweckenden Umgang genießen.

Uhland an ſeine Frau.

Eppishauſen, 5. Juli 1829.

„Hier, liebſte Emma, die Nachricht von meiner glücklichen Ankunft jenſeits des Bodenſees, dem Du ſo wenig Gutes zutrauen wollteſt. Erſt heute kann von hier ein Brief auf die Poſt gegeben werden. — Auf dem Poſtwagen traf ich den Maler Dieterich und einen Handlungsreiſenden. Es ſchien mich am meiſten zu fördern, zumal das Wetter ſich zweifelhaft anließ, wenn ich mit dem Wagen weiter bis Ebingen fuhr, wo derſelbe um ſieben Uhr ankam. Dieterich, der zu einer Arbeit in dieſe Gegend berufen war, entſchloß ſich, mich am folgenden Tag bis Biberach, ſeiner Vaterſtadt, zu Fuße zu begleiten, was mir recht angenehm war. Nachdem ich dort Gaab beſucht, auch bei einem Antiquar nach alten Sachen geſtöbert, war es Mittag geworden. Ich nahm ein Fuhrwerk bis Waldſee und ging dann zu Fuß noch bis Ravensburg. Auf dieſem Wege habe ich viel an unſere frühere Reiſe gedacht. Ich mußte meine Schritte beflügeln, um noch auf der bekannten Höhe die Sonne untergehen zu ſehen. Von Ravensburg ging ich über Weingarten, wo ich die große Kirche beſuchte, auf die Waldburg. Es iſt ein ſchöner, faſt ſchweizeriſcher Weg über zerſtreute Weiler, grüne Wieſen und durch kleine Tannenwälder, in denen noch lange das harmoniſche Glockengeläute von Weingarten (es war der Tag, wo Maria über das Gebirge ging), wie aus der verlorenen Kirche wiederhallte. Vom Altan auf dem Dache der alten Burg genoß ich der weiten Ausſicht, das Gebirg erfreute mich, wenn es auch nicht ganz entſchleiert war, den Säntis ſah ich mit ſeinem beſchneiten Haupte hell vor mir. Auf dem Wege von der Waldburg nach Tettnang überfiel mich ein ſtarker Regen, der den

Leuten, die überall in der Heuernte begriffen waren, ſehr ungelegen kam und an dieſem Tag kein gutes Zeichen iſt, indem nun unbeſtändiges Wetter folgen ſoll, bis Maria wieder zurückkommt. In Friedrichshafen kam ich bei guter Zeit an und hatte noch eine ſchöne Abendbeleuchtung am See. Morgens acht Uhr fuhr das Dampfſchiff nach Rorſchach, das Wetter war trüb, und ehe man landete, fiel Regen ein. In Rorſchach nahm ich daher einen Einſpänner, der mich gegen zwei Uhr nach Eppishauſen brachte. Herr von Laßberg nahm mich ſehr freundlich auf, hatte mich aber noch nicht erwartet und die Handſchrift von Bern war auch nicht da. Aber noch am nämlichen Abend traf ſie ein und ich habe geſtern ſchon fleißig daran gearbeitet, ſo daß ich gar nicht zum Hauſe hinauskam. Es iſt freilich ein gewaltiges Stück Pergament, und ich werde in der Zeit nicht kürzer wegkommen als ich bei der Abreiſe angenommen hatte; auch wird doch manche Stunde von Geſpräch über unſere gemeinſchaftlichen Beſchäftigungen hingenommen. Ich wohne in einem der Zimmer des oberen Stocks mit der ſchönen Ausſicht in das grüne Land, eben höre ich den ſonntäglichen Geſang von der Kirche im Thal. Wohl wäre es ſchön, wenn Du jetzt mit mir am offenen Fenſter ſtändeſt; aber wenn ich dann wieder über der alten Handſchrift ſäße, da hätteſt Du doch wenig Kurzweil. Wie freue ich mich auf das Wiederſehen in Tübingen, wohin ich an des Vaters Geburtstag ſchreiben werde. Lebe geſund und vergnügt und liebend eingedenk

Deines L.“

Einem Briefe von Laßberg an Uhland vom 28. November 1829 iſt Folgendes entnommen:

„Nun aber, lieber Freund, zürnen Sie mir nicht, wenn ich auch einmal nach dem Fortgang Ihres Werkes über die deutſche Heldenſage und den Minneſang frage. Während Ihres Hierſeins, ich geſtehe es, erwartete ich hierüber einige Mittheilung; denn ich wußte, daß Sie ſchon Andern einige Abtheilungen daraus vorgeleſen hatten: allein Sie ſchwiegen, und ſo getraute ich mich nicht davon anzuheben; nun aber, da man allgemein weiß, daß Ihr Buch ſchon ſo weit vorgerückt iſt und ſelbſt aus dem Norden hierüber Anfragen an mich geſchehen ſind, wage ich es, mich zu erkundigen, ob wir nicht bald etwas von Ihrer Arbeit zu ſehen bekommen? Sie haben mit Ihrem Walther von der Vogelweide alles auf dies noch nicht bearbeitete Feld unſerer Literatur aufmerkſam gemacht; aber nicht nur auf dieſes, ſondern ebenſo ſehr auf Sie ſelbſt, da man nun ſah, was Sie hierin im Stande ſind zu leiſten. Ich, dem Ihr literariſcher Ruhm nicht weniger am Herzen liegt als mich Ihr bürgerlicher erfreut, bin alſo wohl zu entſchuldigen, wenn Ihnen meine Anfrage auch etwas zudringlich vorkommen ſollte: wäre das, ſo ſehen Sie ſolches als nicht geſchehen an.

Des biedern Schwab und ſeiner geiſtreichen Frau Beſuch hat mich über die Maßen erfreut, und ich habe um ſo größeren Genuß davon gehabt, als das abſcheulichſte Wetter uns alle die Tage ihres Hierſeins in die Stube zuſammengeſperrt hat. Dies klingt zwar eigennützig; aber ich hoffe, meine lieben Gaſtfreunde ſind überzeugt, daß ich mit nicht weniger Freude mit ihnen in dem alten Sängerlande herumgefahren wäre, wenn es der Jupiter pluvius erlaubt hätte.

In Ihrem nächſten Briefe hoffe ich zu erfahren, ob ich Ihnen zum Profeſſor oder zum Bibliothekar Glück wünſchen ſoll. Eines und das andere wäre mir lieb, lieber das erſtere; aber secundum leges baiuvariorum vivere, möchte ich meinen guten lieben Uhland nicht gerne ſehen.

Leben Sie wohl und grüßen Sie aufs Herzlichſte die wackere Frau Emma von

Ihrem

J. Laßberg.“

Hätte Laßberg während Uhlands Beſuch nur getroſt nach ſeiner Arbeit gefragt, er hätte ihm gewiß gerne davon berichtet. Er hatte aber eine faſt unüberwindliche Schüchternheit, ſelbſt von ſeinen Arbeiten anzufangen, während ihm doch die Mittheilung gegen einen Freund ſo wohl that. Schwabs zutrauliches, zur Mittheilung Muth machendes Weſen wirkte deßhalb ſo günſtig auf Uhland ein. Recht gerne las er Schwab oder Mayer oder einem andern Freund von ſeinen poetiſchen oder proſaiſchen Arbeiten vor, wenn er Intereſſe dafür vorausſetzen konnte, aber ohne Aufforderung wäre er ſchwer dazu gekommen. Die Studien und Vorarbeiten zur Heldenſage und zum Minnelied, zum Theil zum Drucke bereit, wurden nun, da er zum Profeſſor ernannt war, zu Vorleſungen umgearbeitet und ſind dann von ihm nicht mehr im Drucke veröffentlicht worden. In die vierte Auflage der Gedichte, die in dieſem Jahr erſchienen war, kamen die Lieder: „Frühlingstroſt,“ „Künftiger Frühling,“ dann „Auf Wilhelm Hauffs frühes Hinſcheiden,“ „Die Ulme zu Hirſchau“ und: „Auf eine Tänzerin.“

Der Winter von 1829—30, der letzte ſeines beſtändigen Wohnens in Stuttgart, weckte die Luſt zum Dichten neu in Uhland auf. Sei es, daß die Befreiung von ſtändiſchen Arbeiten, oder ſein Schaffen in dem Felde ſeiner Neigung dazu beitrug. Im Laufe des Winters entſtunden: „Der Mohn,“ „Bertran de Born,“ „Der Waller,“ „Ver sacrum,“ „Münſterſage,“ „Merlin der Wilde“ (an Karl Mayer), „Der Graf von Greyers“ und „Tells Tod.“

Als der Frühling anbrach, im April, erfolgte die Ueberſiedlung nach Tübingen. Wohl ſchmerzte es ihn, werthe Verwandte und liebe Freunde, unter dieſen beſonders Schwabs, verlaſſen zu müſſen; aber in Tübingen warteten ſein theure Eltern und ein längſt erſehnter, ſeinen Talenten und Studien gemäßer Beruf.

Als er an dem Reiſetag an das Ende der Stuttgarter Markung kam, fand er ſeine Stuttgarter Freunde und manche Kampfgenoſſen aus der Ständeverſammlung, die ihm Glück auf die Reiſe wünſchten und einen Lorbeerkranz übergaben. Er nahm herzlichen Abſchied von den Freunden, aber den Lorbeerkranz hing er im nächſten Walde an eine Eiche auf, mit der Bemerkung gegen ſeine Frau: „Ich kann doch nicht mit einem Lorbeerkranz in Tübingen ankommen!“ und mit dem Scherze: „Wie wird der nächſte Wanderer ſich wundern, daß dieſe Eiche Lorbeerblätter trägt.“

VII.

Uhland als Lehrer an der Univerſität. Niederlegung ſeines Amtes. Ferneres Leben in Tübingen. Reiſe nach Wien.

1830 — 1838.

Groß war die Freude der Eltern, ihren Sohn nun an der Stelle zu ſehen, welche er und ſie ſchon lange für ihn gewünſcht hatten. Der Großvater hatte bis in das achtzigſte Lebensjahr eine Profeſſorsſtelle bekleidet, der Vater als Beamter ſein Leben der Univerſität gewidmet; daß nun auch der Sohn hier wirken ſolle, machte ſie ganz glücklich.

Unter der ſtudierenden Jugend kam Uhland viel Zutrauen und Neigung entgegen. Doctor Klüpfel ſagt in ſeinem Lebensabriß von Uhland über ſeine Lehrthätigkeit:

„Nach den Oſterferien eröffnete er ſeine Vorleſungen „in dem größten akademiſchen Hörſaale. Die Geſchichte „der deutſchen Poeſie im 13 — 14. Jahrhundert war „der Gegenſtand. Sein Vortrag war nicht frei; er las „das ſorgfältig ausgearbeitete Manuſcript vor, aber mit

„kräftiger, markiger Stimme; man fühlte es ihm an,
„daß er ſein Beſtes gab, daß er ſich mit ganzer Seele
„in den Stoff vertieft hatte. Das, was er vortrug,
„war nicht ein zum Behuf der Vorleſung im Drange
„des täglichen Bedürfniſſes niedergeſchriebenes Heft,
„ſondern die Frucht vieljähriger Forſchung. Im Sommerſemeſter
„des folgenden Jahres gab er die Fortſetzung
„der Geſchichte der deutſchen Poeſie im 15. und 16. Jahrhundert.
„So viele Geſchichten der Poeſie des Mittelalters
„wir auch ſeitdem in der deutſchen Literatur bekommen
„haben, ſo iſt doch keine vorhanden, die in
„wiſſenſchaftlicher Durcharbeitung des Stoffes, wie in
„Friſche und Schwung der Darſtellung, jenen Vorleſungen
„Uhlands gleichkäme. Im Winter 1831—32
„und im folgenden Sommer las er über romaniſche
„und germaniſche Sagengeſchichte, dazwiſchen erklärte er
„auch zweimal das Nibelungenlied. Uhlands Vorleſungen
„weckten bei Manchen ein tieferes Intereſſe für Poeſie
„und Geſchichte und würden noch mehr Anklang gefunden
„haben und zahlreicher beſucht worden ſein,
„wenn nicht damals die Philoſophie das Intereſſe der
„Höherſtrebenden vorzugsweiſe in Beſchlag genommen
„hätte. Noch mehr als durch ſeine wiſſenſchaftlichen
„Vorleſungen wirkte er durch die Uebungen in ſchriftlichem
„und mündlichem Vortrage, die er einmal in
„der Woche zu halten pflegte. Es wurden hier Gedichte
„oder proſaiſche Aufſätze eingereicht und entweder von
„den Verfaſſern, oder wenn dieſe, was bei Gedichten
„häufig der Fall war, ungekannt bleiben wollten, von

„Uhland vorgetragen und beurtheilt. Er hatte dabei „eine ungemein liebenswürdige Art, die Mängel zu „rügen und andererſeits das Gute anzuerkennen und „die Verfaſſer zu ermuthigen. Nie fehlte es an Stoff; „es fanden ſich immer Viele ein, um ſich zu betheiligen, „beitragend oder zuhörend.“ In einem Verzeichniß vom 1. Semeſter ſind 49 Numern von Beiträgen aufgeführt. Nach der erſten Vorleſung wurde Uhland durch einen ſtattlichen Fackelzug und ein Ständchen geehrt.

Die Freude der Wiedervereinigung mit den Eltern durfte Uhland nicht lange genießen. Im Frühjahr 1831 erkrankte die geliebte Mutter und ſtarb am 1. Juni. Manche Nacht hat der Sohn an ihrem Bette wachend zugebracht und hatte dann am Tage ein neues Colleg auszuarbeiten und vorzutragen. Wenige Minuten nach dem Verſcheiden, am Bette der Mutter, ſchrieb er die Strophe nieder:

Du, Mutter! ſahſt mein Auge trinken
Des ird'ſchen Tages erſtes Licht;
Auf Dein erblaſſend Angeſicht
Sah ich den Strahl des Himmels ſinken.

Und als er von ihrer Beſtattung zurückkam, entſtand eben ſo ſchnell:

Verweh'n, verhallen ließen ſie
Den frommen Grabgeſang:
In meiner Bruſt verſtummet nie
Von Dir ein ſanfter Klang.

Auch der geliebte Vater wurde den Kindern kurze Zeit darauf, am 29. Auguſt, durch den Tod hinweggenommen. Wie tief ihm der Verluſt der Eltern zu Herzen gieng, bezeugt das tief wehmüthige kleine Lied:

Zu meinen Füßen ſinkt ein Blatt,
Der Sonne müd, des Regens ſatt;
Als dieſes Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern, lieb und treu.

O wie vergänglich iſt ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbſtes Raub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
Mir ſo viel Liebes überlebt.

Während der Herbſtvakanz kamen Schwabs mit ihrem neu gewonnenen Freund Niembſch (Lenau) zu Uhlands. Es war eine wohlthätige Erheiterung für ihn. Mancher Gang in die ſchöne Umgebung Tübingens wurde mit den Freunden unternommen; häufig nahmen auch die gemeinſamen Freunde, Paul und Guſtav Pfizer, Theil an ſolchen Gängen. Mit Paul Pfizer wurde Uhland in der letzten Zeit ſeines Stuttgarter Aufenthalts durch Schwab bekannt. Pfizer wurde noch vor Uhlands Ernennung als Aſſeſſor an den Gerichtshof in Tübingen verſetzt. Die beiden Männer wurden bald innig befreundet. Die gemeinſame Liebe zum deutſchen Vaterlande beſeelte Beide. Der jüngere Bruder, Guſtav Pfizer, war dem Schluſſe ſeiner Studien nahe; er war ein eifriger Zuhörer Uhlands und ſeine dichteriſche Begabung brachte für das Styliſtikum ſehr willkommene Beiträge.

Niembſchs liebenswürdiges Weſen und ſein Dichtertalent machten ihn Uhland ſehr werth; er hatte aber frühe ſchon ein faſt ahnungsvolles Gefühl von dem Krankhaften in Niembſchs Stimmung.

Ein zweiter Beſuch von Schwab mit einer Anzahl Stuttgarter Bürger war für Uhland minder harmlos und zeigte ſich ſpäter als folgenſchwer. Es waren Stuttgarter Wahlmänner, die Uhland zur Annahme einer Wahl in die bevorſtehende Ständeverſammlung als Repräſentant ihrer Stadt zu beſtimmen ſtrebten. Die Vorgänge in Frankreich hatten die Hoffnungen der freiſinnigen Partei unter der Stuttgarter Bürgerſchaft neu belebt, und da auch Uhland die Anſicht theilte, daß die Verwirklichung der Verfaſſungsrechte und die Beſtrebungen für eine innigere Verbindung der deutſchen Stämme, als unter dem Bundestage bisher möglich war, mehr Ausſicht hätten durchzudringen, ſo glaubte er ſich dem Eintritt in die Kammer bei einer auf ihn fallenden Wahl nicht entziehen zu dürfen, ſo ſchwer ihm auch aus verſchiedenen Gründen der Entſchluß wurde. Am 3. Juni 1832 wurde er in Stuttgart, und Paul Pfizer in Tübingen gewählt. Beide wohnten dann auch Verſammlungen der liberalen Abgeordneten von Württemberg und von gleichgeſinnten Freunden in Boll und in Echterdingen an. Die Regierung, in der klugen Berechnung, daß die hochgehenden Wogen ſich mit der Zeit legen könnten, verſchob die Einberufung der Kammer ſo lang, als es nur immer möglich war, bis zum 15. Jan. 1833. Paul Pfizers Buch, Briefwechſel zweier Deutſchen, war in dieſer Zeit erſchienen und hatte großes Aufſehen gemacht. Er wurde von der württembergiſchen Regierung ſehr übel darum angeſehen und nahm ſeine Entlaſſung aus dem Staatsdienſt. So ſehr die Anſichten von Pfizer und Uhland in allen andern Punkten übereinſtimmten, ſo war dieſes bei Pfizers Ausführung, daß Preußens König an die Spitze von Deutſchland geſtellt werden ſollte, weniger der Fall, weil Uhland dieſes ohne Ausſchluß von Oeſterreich nicht für möglich hielt.

Die Beſchlüſſe des deutſchen Bundestags vom 28. Juni 1832, die die Verfaſſungsrechte ſo ſehr bedrohten, machten auf Uhland tiefen Eindruck, wie der nächſte Brief zeigt.

Uhland an Profeſſor v. Rotteck.

Tübingen, 14. Juli 1832.

„Hochwohlgeborner, hochverehrter Herr!

Sie haben mir die Ehre erwieſen, im Namen der Redaction des Freimüthigen mich zu Beiträgen für denſelben einzuladen. Es hat ſich mir bei allem Intereſſe für die vaterländiſchen Angelegenheiten doch niemals ein beſonderes Geſchick für politiſche Ausführungen ergeben, und ſo ſteht mir auch jetzt nichts zu Gebote, was ich der geehrten Redaction einſenden könnte. Aber die jetzige Zeit kann zu Manchem einüben, was man vorher nicht gelernt, und ſo iſt es für mich von größtem Werthe, mir vorkommenden Falles die Blätter dieſer liberalen Zeitſchrift geöffnet zu wiſſen und dadurch in Verbindung mit Männern treten zu können, deren Verdienſte für die Sache der bürgerlichen Freiheit ich ſo hoch ſtelle.

Mit der aufrichtigſten Verehrung beharre ich
Eurer Hochwohlgeboren
gehorſamſter Diener
L. U."

Im Herbſte, nach dem Schluſſe der Vorleſungen, machten Uhlands wieder eine Schweizerreiſe und dieſes Mal glückte ihnen die Beſteigung des Rigi beſſer, als die zwei früheren Male; ſie konnten bei klarem Himmel die Ausſicht, und Abends und Morgens die herrlich beleuchteten Schneeberge des Berner Oberlandes genießen. Ueber den Vierwaldſtätterſee fuhren ſie dann nach Altdorf und Bürglen, das Uhland als Tells Geburtsort immer anziehend war, ſtiegen das Schächenthal und den Gebirgspaß zwiſchen den Klariden hinauf und gelangten bei ſchon angebrochener Nacht noch glücklich ins Linththal, nach Stachelberg hinab. Den Schluß der Reiſe bildete auch in dieſem Jahre wieder ein Beſuch bei dem Freunde in Eppishauſen.

Uhland hatte ſeine Antrittsrede an der Univerſität lange verſchoben, weil ihm bei ſeiner Ernennung im Miniſterium geſagt worden war, ſie könne ihm erlaſſen werden; da aber die Anſicht in Tübingen eine andere war, ſo mußte er ſich doch noch dazu entſchließen. Er entwickelte dabei die Sage von Ernſt, Herzog von Schwaben. Da nach der Vakanz die Zeit bis zum Beginn der Ständeverſammlung nur noch kurz war, ſo konnte er keine Vorleſung mehr beginnen, und da er ſpäter, durch die Ereigniſſe gedrängt, um ſeine Entlaſſung einkam, ſo war dieſe Antrittsrede — eine eigene Ironie des Zufalls — Uhlands letzte akademiſche Thätigkeit. Deßhalb ſagte er ſpäter: die obligate Muſik dabei habe ihm „abgeblaſen.“

Nach dem Neujahr 1833 bezog Uhland mit ſeiner Frau eine Interims-Wohnung in Stuttgart. Auch bei dieſem Landtag wurde er in der Commiſſion mit der Dankadreſſe beauftragt. Schon in der Commiſſion, und noch mehr in der Kammerberathung, in geheimer Sitzung, wurde jeder Satz, der eine entſchiedene Farbe trug, verwiſcht, die neueſten Bundesbeſchlüſſe, die die Verfaſſung bedrohten, ſollten nicht erwähnt werden, ſo daß Uhland endlich ſelbſt gegen die Adreſſe ſtimmte. Erfahrungen dieſer Art mögen ihn ſpäter in ſeinem Gedichte „Wanderung“ zu der Stelle veranlaßt haben: „Nur nichts mein Lieber, nur nichts vom Bundestag!“

Die am 13. Febr. eingebrachte Motion des Abgeordneten Pfizer gegen die Bundesbeſchlüſſe vom 28. Juni 1832 wurde von der Regierung ſo übel aufgenommen, daß der Geheimerath, noch ehe die Kammer an die Berathung kam, in einem Reſcript einzelne Behauptungen der Motion, als „ungegründet und eben ſo wenig mit den Verhältniſſen des Königs zum deutſchen

Bunde, als mit deſſen Souveränetätsrechten vereinbar“ bezeichnete und hiernach die Erwartung für gerechtfertigt erklärte, „daß die Kammer der Abgeordneten die Pfizer'ſche Motion mit verdientem Unwillen verwerfen werde.“ Nicht nur bei den Meinungsgenoſſen von Pfizer, auch bei den ruhigeren Kammermitgliedern, wenn ſie auf die Rechte und die Ehre der Stände hielten, mußte dieſes Anſinnen der Regierung einen bittern Eindruck machen. Die ſtaatsrechtliche Commiſſion, von welcher Uhland und Pfizer Mitglieder waren, wurde mit der Berathung über dieſes Reſcript beauftragt und am 7. März trug Uhland als Berichterſtatter der Commiſſion eine feſte, entſchiedene Antwort an den Geheimenrath vor. Die Regierungspartei ſtrengte alle ihre Kräfte an, um dieſe Antwort zu hintertreiben, und jede Entgegnung für jetzt, bis auch die Motion ſelbſt berathen ſei, zu verſchieben. Obwohl ſonſt die Oppoſition in der Minderzahl war, wie bei der ſogenannten Demagogenfrage und der über die Wahl des Freiherrn von Wangenheim, ſo fühlten ſich doch in dieſem Falle auch manche andere Kammermitglieder gedrungen, nachdem die Adreſſe manche ihrer ſchärfſten Kanten durch ihre Amendements eingebüßt hatte (ſo daß Uhland bat, „die Adreſſe doch nicht ganz auszubeinen“), dieſes Mal mit der Oppoſition zu ſtimmen. Im Laufe der Debatte hatte Uhland erklärt, daß er die Motion auch zur ſeinigen mache. Die Adreſſe ſchließt mit dem Satze: „Nimmermehr würden wir uns beſtimmt finden können, eine Motion mit Unwillen zu verwerfen, welche uns noch unabhängig von unſerem Urtheil über die Hauptfrage, den Eindruck gewiſſenhafter Forſchung von Seiten des Verfaſſers zurückließ. Vornehmlich halten wir uns aber für verpflichtet, gegen die vorgreifende Einſchreitung in den gemeſſenen Gang unſerer Verhandlungen, wie ſolche durch den Erlaß vom 27/28. Febr. geſchehen iſt, eine Einſchreitung, wodurch uns für die Beſchlußnahme ſelbſt die Gemüthsſtimmung angeſonnen wird, ſowohl die Freiheit der Kammer als die verfaſſungsmäßige Unverantwortlichkeit des einzelnen Mitgliedes derſelben hiemit feierlich zu verwahren.“ Dieſer Erklärung folgte nach wenigen Tagen die Auflöſung der Kammer und neue Wahlausſchreiben. Auch in die neue Kammer wurde Uhland nach einem hitzigen Wahlkampf wieder gewählt. Er erhielt zwar nur Stimmengleichheit mit dem Obertribunalpräſidenten Bolley, welcher ſonach als der Aeltere in die Kammer zu treten gehabt hätte, aber die Wahl nicht annahm. Als Staatsdiener hatte Uhland die Genehmigung zum Eintritt von der Regierung nöthig, welche ihm aber verſagt wurde. In dem Reſcript an das Rectorat der Univerſität wird dieſem der Auftrag ertheilt, dem Profeſſor Uhland zu eröffnen: „Daß, da er auf dem aufgelöſten Landtag bei den Verhandlungen über die bekannte Pfizer'ſche Motion theils als Verfaſſer der Antwortsadreſſe auf das Geheimerathsreſcript, theils durch die bei der Berathung dieſer Adreſſe abgegebene Erklärung, wonach er ohne allen beſondern Anlaß, gleichſam dem Tadel des Geheimenraths zum Trotze, die Pfizer'ſche Motion nachträglich

„auch zu der ſeinigen machte, ein Benehmen ſich erlaubt hat, das, wie wenig es auch die Rechtsſphäre „des Abgeordneten an und für ſich überſchreiten mag, „doch mit der äußeren Achtung, welche der Staatsdiener gegen die Staatsregierung, ſelbſt als Mitglied „einer ſtändiſchen Oppoſition, nicht außer Augen ſetzen „darf, im offenen Widerſpruch ſteht, ihm der nachgeſuchte Urlaub zum Behuf ſeines abermaligen Eintritts in die Ständeverſammlung unter Beibehaltung „ſeines Amts nicht ertheilt werden könne.“ Die Ehre gebot Uhland, das ihm theure Amt zum Opfer zu bringen und um ſeine Entlaſſung in folgendem Schreiben einzukommen.

Profeſſor Dr. L. Uhland
kündigt ſeine Staatsdienſtſtellung ehrerbietigſt auf.

„E. K. Majeſtät!

Durch das akademiſche Rectoratamt wird mir ſo eben ein aus K. Miniſterium des Innern des Kirchen- und Schulweſens ergangener Erlaß vom 14. d. M. auf meine Eingabe vom 10. ebd. dahin eröffnet: „daß mir der nachgeſuchte Urlaub zum Behuf meines abermaligen Eintritts in die Ständeverſammlung unter Beibehaltung meines Amtes nicht ertheilt werden könne.“

Dieſe Verfügung des proviſoriſchen Departements-Chefs, über deren beigefügte Motive ich mich hier jeder Aeußerung enthalte, nöthigt mich, den bisher von mir bei hieſiger Univerſität bekleideten Staatsdienſt hiemit aufzukündigen.

In größter Ehrerbietung
E. K. M.
Dr. L. Uhland."

Tübingen, 16. November 1833.

Nun mußte Uhland aber auch noch um ſeine gleichbaldige Entlaſſung einkommen, um in die Kammer treten zu können, worauf wieder an das Rectorat die Antwort des proviſoriſchen Departements-Chefs, Staatsraths Schlayers, einlief:

„Da S. K. M. vermöge höchſter Entſchließung vom geſtrigen Tage dem Profeſſor Dr. Uhland an der Univerſität Tübingen auf deſſen dießfallſige Eingaben vom 16. und 19. d. M. die nachgeſuchte gleichbaldige Entlaſſung aus dem Staatsdienſte ſehr gerne zu ertheilen geruht haben, ſo wird ſolches dem akademiſchen Senat in Tübingen zu erkennen gegeben, um hievon dem Dr. Uhland Eröffnung zu machen und das Weitere zu beſorgen.

Schlayer."

Stuttgart, 22. Mai 1833.

Uhland reiste nun ſogleich nach Stuttgart ab, um ſein mühevolles Amt daſelbſt wieder anzutreten. Wie viel lieber und ſeiner Natur angemeſſener wäre das Fortwirken in ſeinem Lehrberufe für ihn geweſen, wenn ihn ſeine Ueberzeugung nicht zum Wiedereintritt in die

Kammer gedrungen hätte! Die Regierungspartei hatte ſich in der neuen Kammer doch etwas verſtärkt und feſt organiſirt; auch wurden durch die Nothwendigkeit, das Budget zuerſt zu berathen, die ſtaatsrechtlichen Fragen verſchoben, und als dann dieſes von der Mehrheit verwilligt war, ſo wurde im December die Kammer vertagt. Von den ſtaatsrechtlichen Fragen kam nur die eine Motion von Schott über die Herſtellung der Preßfreiheit nach der Berathung in der ſtaatsrechtlichen Commiſſion auch zur Berathung und Abſtimmung in der Kammer. Aus Uhlands Rede zur Unterſtützung von Schotts Antrag, „die Regierung um Wiederherſtellung der verfaſſungsmäßigen Preßfreiheit durch Aufhebung der Cenſur zu bitten," führen wir einige Stellen an:

„Von allen ſtaatsrechtlichen Fragen, die in dieſer Kammer angeregt wurden, von den Intereſſen, die man den materiellen gegenüber die geiſtigen nannte, iſt einzig die Frage von der Preßfreiheit zur Begutachtung und nun auch zur Berathung durchgedrungen. So oft aber auch dieſe Frage in Erinnerung gebracht wurde, war es immer, als ob ein Geſpenſt durch den Saal ſchritte, etwa der Geiſt eines Erſchlagenen. Ich gebe dieſer Scheue keine feindſelige Deutung, ſondern die billigſte. Es war eine alte Verheißung: „ein freies großes Deutſchland, lebenskräftig und in Einheit gehalten, wiedergeboren aus dem ureigenen Geiſte des deutſchen Volkes, ſollte wieder unter den Völkern Europa's erſcheinen." Das hatten nicht deutſche Demagogen verkündigt, ſondern mächtige Monarchen den Völkern zum Lohne ihrer Anſtrengungen verheißen. Aehnliches wurde auch zur Weihe des neueröffneten Bundestags ausgeſprochen. Die deutſchen Völker harrten in unermüdlicher Geduld auf die Erfüllung dieſer Verheißungen, ſie verharrten geduldig, auch nachdem ſie den Glauben an die Erfüllung derſelben aufgegeben hatten. Selbſt einzelne thätliche Ausbrüche der Ungeduld ſtehen in keinem Verhältniß mit der vorherrſchenden Ruhe in der großen Maſſe des Volkes. Es war aber auch in der That nicht möglich, daß die verheißene Verjüngung Deutſchlands in Erfüllung gehe. Sie ſollte heraustreten aus dem Geiſte des Volks. Dieſem Geiſte aber war kein Organ geſchaffen, kein Feld freier Wirkſamkeit für das große Erneuerungswerk eröffnet. Im Gegentheil wurde dieſer Geiſt in immer engere Bande geſchlagen. Die Beſchlüſſe, wodurch die Preßfreiheit vernichtet, Bücher und Zeitblätter verboten, die öffentlichen Verhandlungen der Volkskammern unter beſondere Aufſicht geſtellt, Vereine und Verſammlungen unterſagt, gemeinſchaftliche Vorſtellungen an den Bundestag über öffentliche Angelegenheiten für ungeſetzlich erklärt wurden, alle dieſe Beſchlüſſe waren nicht geeignet, den ureigenen Geiſt des deutſchen Volkes zur Geſtaltung zu bringen. Gleichwohl hat derſelbe jezuweilen ein Lebenszeichen gegeben. Die Julirevolution des Jahres 1830 gab nicht blos den politiſchen Ideen des weltbürgerlichen Liberalismus neues Leben; ſie erweckte auch ein Gefühl von mehr natürlicher als politiſcher Art, das Nationalgefühl. Auch in der deutſchen Eiche hob es wieder zu rauſchen an. Die Volksſtämme der vorliegenden conſtitutionellen Bundesſtaaten betrachteten ſich und ſahen ihre Blöße. Ohne ſelbſtſtändige Macht, ohne Anhalt in einem größeren Verbande, dem ſie mit Neigung und Vertrauen angehört hätten, ſtanden ſie in dumpfer Erwartung, ob ſie, bei ausbrechendem Kampfe, mit Aufopferung deutſchen Nationalgefühls dem Zuge der liberalen Ideen, oder im deutſchen Bundesheere der Fahne des Abſolutismus folgen würden. In dieſem peinlichen Zuſtand der Unentſchiedenheit mußte die Erinnerung an jene alte Verheißung von einem mächtigen zugleich und freien Deutſchland ſchmerzlich wiederkehren. — — Statt daß nun ein großartiger Entſchluß dieſen neuerwachten Regungen des deutſchen Nationalgefühls entgegen gekommen wäre, und ſich derſelben zu ſchöner Entwicklung bemächtigt hätte, folgten ſich Schlag auf Schlag weitere und verſtärkte Hemmungen und Gewaltmaßregeln. Selbſt die unſchuldigen Hülfrufe deutſcher Staatsbürger an den Bundestag zu Gunſten des mit der Verzweiflung ringenden polniſchen Volkes waren ſtrenge zurückgewieſen, und zum Anlaß genommen worden, die Thore des Bundespalaſtes gemeinſchaftlichen Vorſtellungen über öffentliche Angelegenheiten für immer zu verſchließen.

Nur vereinzelt beſtand noch in den minder mächtigen Staaten der ſtändiſche Organismus. Es gehört zur Unnatur der deutſchen Zuſtände, daß das Repräſentativſyſtem nur in den kleineren Bundesſtaaten ſich begründet hat. Die ſchwächeren Schultern ſollen die Träger der großen Volksrechte ſein .... Ermüden wir dennoch nicht, unſre ehrenvolle Bürde, das künftige Eigenthum des geſammten Deutſchlands, einer helleren Zukunft entgegenzutragen. Rechte und Freiheiten, die in unſerer Pflege mühſam gedeihen, konnen, wenn wir ſie nur treulich ſchirmen und furchtlos vertheidigen, einſt noch von größeren Volksvertretungen und in der Mitte ſelbſtſtändiger Bundesſtaaten von einer deutſchen Nationalverſammlung zu voller und ſegensreicher Entfaltung gebracht werden.

Die Frage von der Preßfreiheit iſt geeignet, alle übrigen Fragen, welche die freie Entfaltung des Volksgeiſtes angehen, zu vertreten und in ſich aufzunehmen. Unterliegen wir auch im Kampfe für ſie, einem Kampfe der geiſtigen, der moraliſchen Kraft gegen die mechaniſche, ſo werde ich doch niemals das Vertrauen aufgeben, daß der ureigene Geiſt eines großen reich begabten Volkes einſt noch dieſem die würdige Stellung erringen werde, die ihm nicht bloß von Monarchen dieſer Erde verheißen, ſondern von einer viel höheren Macht angewieſen iſt.“

Schotts Antrag in dieſer Sache erhielt zwar die Mehrheit, blieb aber, wie zu erwarten war, von der Regierung unberückſichtigt.

Ueber das Budget gab Uhland ſeine Stimme mit folgenden Worten ab: „Die Abſtimmung über das Budget iſt die Blume aller vorangegangenen Abſtimmungen. Früher ausgeſprochene Geſinnungen verlieren ihre

Geltung, wenn ſie hier nicht die Probe halten. Ich meines Theils würde mit meinem ganzen bisherigen Verfahren in Widerſpruch gerathen, wenn ich jetzt für die Verwilligung ſtimmte. Von den Verfaſſungsfragen, auf die ich beſonderen Werth legte, iſt keine erledigt. Ueber die Bundesbeſchlüſſe vom 28. Januar 1832, deren praktiſche Bedeutung wohl nicht lange mehr zweifelhaft ſein wird, hat keine Berathung ſtattgefunden. Durch Unterdrückung der Preßfreiheit iſt die Verfaſſung in einem der wichtigſten Rechte verletzt; darum kann es mir nicht genügen, um Herſtellung dieſes verfaſſungsmäßigen Rechtes zu bitten. Mit einer ſolchen Bitte iſt gar nichts geſchehen, wenn zugleich zur Fortſetzung des verfaſſungswidrigen Zuſtandes die Mittel dargebracht werden. Das Steuerverwilligungsrecht ſteht mir nur *durch* die Verfaſſung zu, ich darf es auch nur *für* dieſe, für den von ihr begründeten Rechtszuſtand gebrauchen. Im Laufe der Etatsberathung ſelbſt bin ich nach Form und Gegenſtand bei vielen und erheblichen Abſtimmungen in der Minderzahl geblieben. Vorzüglich finde ich den Aufwand für die Departements des Kriegsweſens und der auswärtigen Angelegenheiten, welch' letzteres zu den unſerem Verfaſſungsleben feindſeligen Beſchlüſſen mitgewirkt hat und ſolche täglich vollzieht, weder der Größe unſeres Landes angemeſſen, noch den wahren Intereſſen deſſelben förderlich. Dagegen ſind die Anerbietungen der Kammer für Zwecke des Unterrichts und der Volksbildung, worin ich unſere wahrſten Intereſſen erkenne, nicht angenommen worden. Unter ſolchen Umſtänden ſtimme ich, meinen früheren Abſtimmungen getreu, auch hier mit Nein."

Kurz vor dem Schluſſe des Jahres wurde die Kammer vertagt und Uhland konnte nun wieder nach Hauſe zurückkehren, aber leider nicht mehr zu dem ihm ſo werthen Amte, das er ſo lange ſich gewünſcht und gerne verſehen hatte. Wer es beobachten konnte, mit welch' herzlichem Vertrauen ihm viele ſeiner Zuhörer ergeben waren, wie ſein männlich feſter und doch milder Sinn ſie anſprach, der mußte, zumal beim Blick auf das fruchtloſe Ringen in der Kammer, es beklagen, daß dieſe Wirkſamkeit ein ſo frühes Ende finden ſollte. Zum Zeichen ihrer Anhänglichkeit wurde ihm nach ſeiner Zurückkunft von einer Deputation der Studentenſchaft ein ſchöner ſilberner Pokal übergeben, welcher in einem Kranze von Eichenlaub die Inſchrift enthielt: „Dem Meiſter deutſchen Rechts und deutſcher Kunſt. Die Studierenden der Univerſität Tübingen." Auf dem Deckel hält ein ruhender Löwe eine kleine Tafel mit der Inſchrift: „Das alte Recht."

Auch von ſeinen Stuttgarter Wählern wurde Uhland durch das Geſchenk eines koſtbaren Kunſtwerks, eines großen ſilbernen Pokals, geehrt. Die Zeichnung dazu war von Maler Schnitzer, die meiſterhafte Ausführung von Commerzienrath Sick. Den untern Theil des Pokals bildet eine gar ſchön modellirte Jünglingsgeſtalt, mit dem Schwert in der Hand, den andern Arm um den Stamm einer Eiche geſchlungen. Am Baume lehnt der Schild mit der Aufſchrift: Wahrheit. Die Trinkſchale ſelbſt zeigt an ihrer äußern Seite die vier Stände, den Handel mit der abgebrochenen Zollſchranke, den Lehrſtand, die Kunſt und den Ackerbau. Den Deckel ſchmückt ein goldner Lorbeerkranz und eine Lyra. Frauen und Jungfrauen Stuttgarts wollten Uhland auch durch ein Zeichen ihrer Liebe ehren. Ihre kunſtreichen Hände vereinigten ſich zur Fertigung eines höchſt geſchmackvollen Arbeitsſeſſels und Fußteppichs. Während des Landtags wurde Uhland durch einen Brief von Ferdinand Wolf aus Wien erfreut, von dem hier ein Auszug folgt.

Wien, 16. Auguſt 1833.

„Indem ich mir die Freiheit nehme, Ew. Wohlgeboren ein Exemplar meines Werkchens über das altfranzöſiſche Epos zu überſenden, erfülle ich nur die Pflicht der Dankbarkeit. Denn faſt auf jeder Seite habe ich Ihren trefflichen Aufſatz über dieſen Gegenſtand benützt und angeführt, und er iſt trotz der neueren Leiſtungen der Franzoſen mein ſicherſter Führer, ja die Grundlage meines Büchleins geblieben — — —“

Es war für Uhland immer eine wahre Erholung, wenn er von den aufregenden Landtagsbeſchäftigungen durch etwas von außen Kommendes wieder auf die eigenen Studien geführt wurde. Vereinigen konnte er die verſchiedenen Beſchäftigungen nicht, die politiſchen Gedanken ließen ihn nicht los, auch wann er Zeit zu Anderem gehabt hätte, was während dieſer Seſſion ſchon öfters der Fall geweſen wäre, weil er nicht wie früher in Commiſſionen beſchäftigt war.

Zu Hauſe angekommen, verſenkte er ſich dann in ſeine Forſchungen und arbeitete am Mythus vom Thor.

Ob ihm die Stille des Hauſes oder die ungeſtörte Arbeit wohl that, unerwartet regte ſich die Luſt zum Dichten im Frühling und Sommer 1834. Wie in ſeiner Jugend folgte eine Zeitlang ein Lied dem andern. In einem Heftchen, in welches er die meiſten der Dichtungen eintrug, welche er für den Druck beſtimmte, finden ſich folgende mit dem Datum der Ausführung eingetragen.

15/16. März Die Bidaſſoabrücke, 2. April Dichterſeegen. Am gleichen Tage Die Lerchen. 15. April Die Geiſterkelter, 27. Mai, mit dem Beiſatze: auf dem Wege nach Pfullingen: Maienthau. Ebendamals zu Unterhauſen: Die verſunkene Krone. 14. Juni Von den Sterbeklängen Nr. 2 und 3: Die Orgel und die Droſſel. 16. Juni Die Todtenglocke (Nachruf 6). Ebendamals Die Birke (in Schildeis). 20. Juni Die Glockenhöhle, 22. Abendwolken, 22/23. Juni Sonnenwende, 28/29. Reiſen, 7. Juli Die Malwe, 8. Juli Wein und Brod, 20. Juli Das Singenthal, 23. Das verſunkene Kloſter, 26. Das Glück von Edenhall. Auf dieſen Liederfrühling kommt dann wie ein trüber Herbſttag am 6/7. Octbr.: Wanderung.

Schon in der Blüthezeit von Uhlands Dichten finden wir die gleiche Erſcheinung von raſch ſich folgenden Liedern, wie wenn Ein Lied das andere weckte, und dann wieder von langen Pauſen, ohne daß in ſeinem äußern Lebensgang ein Grund für dieſen Wechſel zu finden wäre.

Von jetzt an begegnen wir dieſer anhaltenden dichteriſchen Stimmung nicht mehr bei Uhland und nur vereinzelt und nach längeren Pauſen entſteht ein neues Lied. Aus der erſten Jugendzeit, vom Jahr 1804, findet ſich ein ungedrucktes Lied von ihm, das faſt einer Prophezeiung oder einem frühen Grundſatz über das Dichten in ſpäteren Lebensjahren gleichen könnte.

Laßt uns Freude koſten, Freude ſingen,
Weil die Jugend in der Fülle blüht!
Will der Mann noch mit der Muſe ringen,
Wird's ein ernſtes dämmerichtes Lied.
Will der Greis die goldnen Saiten rühren:
Wird's ein Denkſpruch, ſeinen Stein zu zieren.

Es wurde an einer neuen Auflage (der achten) der Gedichte gedruckt, als die oben bezeichneten Gedichte entſtanden; ſo konnten die meiſten davon, gleich vom Herzen weg, eingereiht werden. Von nun an erſchien faſt jährlich eine, öfters auch zwei Ausgaben in einem Jahr, auch wurden die Ausgaben ſpäterhin von einem Tauſend auf zweitauſend Exemplare erhöht. Die Sangbarkeit der Lieder veranlaßte, daß viele davon componirt wurden, von Glück, Kreuzer, Silcher, ſpäter auch von Mendelsſohn und Anderen, was auch zur Verbreitung der Gedichte beitrug. Der folgende Brief Uhlands bezeichnet die Art ſeiner geſchäftlichen Verbindung mit der Cotta'ſchen Buchhandlung.

Uhland an den Kammerherrn G. von Cottendorf.

„Euer Hochwohlgeboren

haben die Güte gehabt, mir das Honorar für die achte Auflage mit 1000 fl. nebſt 24 Freiexemplaren ſelbſt zu überſenden, wofür ich meinen ergebenſten Dank bezeige und mir erlaube, die der Buchhandlung nöthige Quittung hier anzuſchließen.

Da ich ſelbſt nicht mehr als das bisherige Honorar in Anſpruch genommen hatte, ſo iſt nun nur zu wünſchen, daß der Erfolg der vermehrten Sammlung dem erhöhten Honorar und der übrigen Ausſtattung entſprechen möge.

Meine Frau beauftragt mich, für die ihr früher ſchon gütig überſchickten Exemplare des ſchön gearbeiteten Bildniſſes Ihnen verbindlichſt zu danken.

Verehrungsvoll verharre ich

Euer Hochwohlgeboren

gehorſamſter

L. U.“

Nach einem Beſuch, den Niembſch von Strehlenau bei Uhland machte, ſchreibt Niembſch an ſeinen Schwager Schurz nach Wien über dieſen Beſuch:

— — „Neulich war ich mit Mayer bei Uhland in Tübingen. Er war wieder ganz Poet, die leidige Politik iſt wenigſtens bis zum nächſten Landtag abgeſchüttelt. Er war auch ganz Freund und ich hatte ihn nie ſo liebenswürdig getroffen. Es iſt ein ſchöner Zug in ſeinem Charakter, dieſe wahrhaftige Freude an den poetiſchen Beſtrebungen eines Andern. Das Urtheil eines ſolchen Mannes wiegt Bibliotheken von Recenſionen auf. Ich las ihm einige Fauſtiana vor, und zwar die nächtliche Scene im Walde mit der Johannisproceſſion las ich ihm, ohne es zu wiſſen, gerade in der Johannisnacht. Er hatte große Freude daran. Von ſeinen Gedichten wird jetzt ſchon die achte Auflage gedruckt. Am Johannistag machten wir, nämlich Uhland ſammt Frau, Mayer und ich einen Ausflug nach Niedernau, einem hübſchen Badort. Auf dem Wege wurde ſehr viel über Poeſie verhandelt, bis in die kleinſten praktiſchen Details. Uhland ſpricht ſehr gründlich und iſt gewandt im Denken und ſcharf im Auffaſſen fremder Anſichten. Schwab äußerte einmal gegen mich ſeine Verwunderung, daß Uhland mit ſo viel Poeſie ſo viel Schärfe des Urtheils vereinige, mich wundert das gar nicht. Ohne ſcharfes Urtheil kann man bei der glücklichſten poetiſchen Fähigkeit nichts ſchreiben, das da fertig iſt, klippt und überall klappt. Mayer ſprach weniger, der Beſcheidene ſchien mehr ſeine Freude daran zu finden, daß er die Freunde hörte und genoß" — —

Die Liebe zu Kindern veranlaßte Uhlands, denen der Himmel die Freude eigener Kinder verſagt hatte, einen Knaben von fünf Jahren, Sohn eines früh geſtorbenen würdigen Geiſtlichen, Dekan Steudel, zu ſich zu nehmen und zu erziehen. Gott hat dieſen Entſchluß mit ſeinem Segen begleitet, der kleine Wilhelm wuchs fröhlich und geſund heran und vergalt

Liebe mit Liebe, ohne ſeiner Mutter und ſeinen Geſchwiſtern fremd zu werden. Uhland folgte bei ſeiner Erziehung dem Beiſpiele ſeiner eigenen Eltern und ließ den Knaben ſich frei entwickeln, dem guten Grunde vertrauend, den Wilhelms Eltern früh ſchon gelegt hatten. Wer neben Uhland aufwachſen durfte, ſeinen religiöſen Sinn, ſeine Liebe zu ſeinen Mitmenſchen, ſeine Seelenreinheit und Wahrhaftigkeit und ſeinen raſtloſen Fleiß täglich vor Augen hatte, brauchte auch nicht viele in Worte gefaßte Lehren.

Außer dieſem Pflegeſohn hatte Uhland, ſeitdem er in Tübingen wohnte, faſt immer den einen oder den andern jungen Anverwandten bei Tiſche, wohl auch im Hauſe, ſo lange die Studienzeit währte. So verſchieden die Naturanlagen dieſer jungen Leute auch waren, ſo gewannen doch Alle den Onkel Uhland von Herzen lieb, ſeine edle Männlichkeit war ein leuchtendes Beiſpiel für ſie.

Eine Reiſe, die von Uhlands im Sommer 1834 in das bayriſche Gebirge nach Partenkirchen, an den ſchönen Achenſee, dann nach München, Regensburg, Bamberg, Würzburg unternommen wurde, machte ihnen um ſo mehr Freude, als der Jugendfreund Karl Mayer, Oberamtsrichter in Waiblingen, zum Theil dabei ihr Begleiter war. Im September wartete Uhlands eine andere Freude. Auf einer größeren Reiſe nach Weſtphalen begriffen, verweilte Herr von Laßberg wieder einige Tage in ihrem Hauſe. Ein ſolcher Beſuch war Uhland immer ein Feſt und niemand würde ihn da wortkarg gefunden haben. Schmeller von München und Hoffmann von Fallersleben erfreuten Uhland auch durch ihren werthen Beſuch.

Den Winter von 1834—35 widmete Uhland faſt ausſchließlich dem Studium der nordiſchen Mythologie und der Abfaſſung der erſten Frucht dieſes Studiums, ſeines Thors, der 1836 ausgegeben wurde. Im Sommer 1835 führte ihn das Suchen nach alten Volksliedern den Rhein hinab, nach Cöln. Ein eigenes Zuſammentreffen war es, daß er in Cöln im gleichen Gaſthof mit dem König von Württemberg zu wohnen kam. Uhland wurde daſelbſt von einem großen Zuge Sänger und patriotiſcher Geſinnungsgenoſſen mit einem Ständchen überraſcht.

Die erſte Hälfte des Jahrs 1836 mußte er wieder in Stuttgart bei einem unerquicklichen Landtag zubringen.

Auch hatte er den Schmerz, die einzige Schweſter, die ihm ſo theuer war, während dieſer Zeit zu verlieren.

Nach dem Schluſſe des Landtags bezog Uhland ein neugekauftes Haus, das ihm durch ſeine freundliche Lage an der Neckarbrücke und durch den großen Garten, der hinter dem Hauſe terraſſenförmig am Oeſterberg hinaufführt und den weiten Ausblick über das Neckarthal gewährt, lieb wurde. Mancher Freund Uhlands wird ſich erinnern, mit welchem Behagen er ihn in ſeinen Garten führte, ihm mit heimathlichem Stolze von dort aus die Gegend zeigte und in traulichem Geſpräche mit ihm oben weilte. Wir erinnern uns beſonders auch eines ſolchen traulichen Morgens mit Anaſtaſius Grün. Bis in das hohe Alter, bis zu ſeiner letzten Krankheit ſtieg er mit Leichtigkeit die vielen Treppen zu der oberen Terraſſe hinan. Bei mancher frohen Weinleſe verſammelten ſich die Tübinger Freunde mit ihren Kindern dort oben, da ein Theil des Berges mit Reben bepflanzt war. Uhland war dann ein recht heiterer Wirth, hatte meiſtens zwei Kinder der Gäſte an den Händen, aus liebreicher Sorge für ſie, und Abends half er eifrig beim Abbrennen des Feuerwerks. Aber auch allein war er ſehr gerne oben, in ſeine Arbeiten vertieft. Viel beſchäftigte ihn auch der Wolken und des Windes Zug. Er war ein guter Wetterprophet, theilweiſe auch aus körperlicher Empfindung, denn das Herannahen eines Gewitters fühlte er durch einen Druck auf den Kopf lange vorher, ehe Andere ſeine Nähe ahneten.

Ueber den „Thor“ ſchreibt Freund Laßberg am 21. Auguſt 1836 wie folgt:

„Ich danke Ihnen herzlich für die Mittheilung Ihrer Sagenforſchungen. Ich habe bereits ein halbhundert Seiten in Ihrem Thor geleſen und es kam mir oft vor, als wenn ich es ſchon einmal geleſen hätte; als ich die Sache näher betrachtete, fand ſich, daß es Ihre Darſtellung, Ihre Anſicht, Ihre Erklärung war, die mich ſo anſprach, ich möchte ſagen: anheimelte; denn ich hatte von Anfang, als ich mit dieſen Mythen bekannt wurde, bis nun, ſie beinahe immer ſo angeſehen und aufgenommen, wie ich ſie in Ihrem Buche vorgetragen ſinde; auch habe ich wieder eine Klarheit und Gediegenheit in dieſem Opusculum gefunden, welche mich immer in Ihren Schriften, ſelbſt in Ihren poetiſchen, ſo ſehr erfreute. Aber welchen großen Plan, mein Freund! haben Sie ſich vorgezeichnet! Ich fürchte, daß die nordiſche Mythologie allein Ihre Zeit auf viele Jahre in Beſchlag nehmen werde; wo bleiben Zeit und Raum für unſere Lieder? — —“

Freund Schmeller ſchreibt aus gleicher Veranlaſſung:

„Ihre Darſtellung hat uns jenes großartige, ſinnbildliche Volksepos des Nordens vom Werden, Wirken und Vergehen der Welt und ihrer Kräfte freundlich und anſchaulich genug gemacht. Und damit mögen wir zufrieden ſein, da von Früherem, aus welchem auch dieſe in ihrem Dogmatismus ſchroffen und abenteuerlichen Phantaſiegebilde hervorgegangen ſein dürften, kaum mehr irgend ſchriftliche Kunde zu hoffen iſt. Hätten wir nur auch von Lappen, Finnen, Letten, Slaven wenigſtens ſo viel ſo Altes wie vom germaniſchen Norden.“

Uhland an Profeſſor A. W. Strobel in Straßburg.

Tübingen, 1. November 1836.

„Verehrteſter Herr Profeſſor!

Daß Sie in Gemeinſchaft mit Herrn Collard meine mythologiſche Arbeit in das Franzöſiſche übertragen wollen, gereicht mir ſehr zur Ehre und Freude. Iſt meine Schrift überhaupt geeignet, in Frankreich einigen

Anklang zu finden, ſo wird eine Bearbeitung aus ſo befreundetem Sinn und durch ſo geſchickte Hände, von der Sie mir bereits eine Probe gefälligſt überſchickt haben, das Beſte dazu thun. Mit Vergnügen würde ich die Verlagshandlung auffordern, Ihnen die Bogen der Fortſetzung zugehen zu laſſen, wenn ein zweiter Theil wirklich ſchon druckfertig wäre. Allein er muß erſt geſchrieben werden.

Als Mitglied unſerer Abgeordnetenkammer war ich acht Monate von Haus entfernt und größtentheils auch meinen Studien entfremdet, zu denen ich erſt kürzlich zurückgekehrt bin. Die Ungewißheit, ob und wann ich jene Arbeit fortzuführen im Falle ſein werde, veranlaßte mich, dem erſten Heft auch den beſonderen Titel zu geben, wodurch es als Monographie für ſich beſtehen könnte. Zwar beabſichtige ich, nun auch den Mythus von Odin zu behandeln, aber dazu ſind mir noch ſo manche Vorarbeiten nöthig, daß ich die Zeit der Beendigung noch nicht zu beſtimmen vermag, wenn mir auch die Luſt zum Werke ungeſchwächt bleiben ſollte. Ich hielt mich für verpflichtet, hierüber umſtändlicher zu ſein, weil es vielleicht auf Ihr Vorhaben Einfluß haben könnte.

Schon länger beſchäftigt mich eine Arbeit über die deutſchen Volkslieder, wie ſie in geſchriebenen und gedruckten Sammlungen, ſo wie auf fliegenden Druckblättern des 15. und 16. Jahrhunderts vorkommen. Da Straßburg eine der Hauptwerkſtätten dieſer alten Liederdrucke war (wie z. B. dort bei Thiebalt Berger um 1570 viele einzelne Liederbogen gedruckt wurden, auch nach Docens Miscellaneen I, 275 daſelbſt noch 1624 das große nun verſchollene Liederbuch von 333 ſchönen Liedern herauskam), ſo bat ich vor einiger Zeit Herrn Dr. Auguſt Stöber um Nachricht, ob ſich auf den dortigen Bibliotheken wohl noch Einiges für dieſen Zweck vorfinde, wie denn namentlich die alten Flugblätter öfters in Collectaneenbände zuſammengefaßt wurden. Er meldete mir, daß die Stadtbibliothek wegen Bauweſens derzeit nicht ganz zugänglich ſei, theilte mir jedoch einige Notizen mit, die er Ihrer Güte verdankte, worin unter Anderem eines Bohnenliedes von Murner gedacht iſt. Es iſt mir nun ſehr erwünſcht, mich an den in jener Zeit ſo wohl bewanderten Herausgeber der Beiträge zur deutſchen Literatur mit der Anfrage unmittelbar wenden zu können, ob ſich mir etwa in Straßburg noch Quellen für die Kenntniß der alten volksmäßigen Lieder erſchließen könnten?

Ihnen und dem Herrn Rektor Collard mich hochachtungsvoll empfehlend

Ihr ergebenſter
L. U.“

Uhland an Herrn Dr. Böhmer zu Frankfurt.

Tübingen, 24. December 1836.

„Hochgeehrteſter Herr Doctor!

Sie haben mich durch Ueberſendung des alten Liederbändchens, wofür ich den Empfangſchein hier beilege, ſehr erfreut. Daſſelbe enthält, wie es immer der

Fall iſt, nach Art, Alter und Werth ſehr verſchiedene Stücke; ich traf darunter manche alte Bekannte, doch unter anderen Druckorten, aber auch Mehreres, was mir neu iſt und meine Sammlung bereichert. Ich hoffe mit Vergleichung und Excerpten in einigen Wochen fertig zu ſein und dann Ihr weiteres ſo gütiges Erbieten benützen zu können. Daß Sie die einſt mit Brentano aufgezeichneten Notizen für mich nachſehen wollen, erkenne ich mit vielem Danke; das Wunderhorn hat ſeiner Zeit überaus anregend gewirkt, allein den Wenigen, welche die Neigung für dieſe alten Lieder nachhaltig bewahrt haben, muß es angelegen ſein, was dort erneuert und ergänzt iſt, in ſeiner urſprünglichen Geſtalt zu conſtatiren. Im zweiten Bande deſſelben, S. 302 ff., finden ſich die Abenteuer Thedels von Walmoden, nach den Reimen von Georg Thym (Wolfenbüttel 1563); dieſes Büchleins habe ich noch nirgends anſichtig werden können, ſollte Brentano ſolches etwa auch von der Frankfurter Bibliothek gehabt haben?

Verehrungsvoll beharre ich

Ihr gehorſamſter Diener

L. U.“

Uhland an Ferdinand Wolf in Wien.

Tübingen, 9. Mai 1827.

„Verehrteſter Herr!

Sie haben mir ſeiner Zeit mit den altfranzöſiſchen Unterſuchungen, dann mit Bruder Rauſch und nun neuerlich mit der Floreſta ſo werthvolle und erfreuliche Geſchenke gemacht, daß es höchſte Zeit iſt, mich über das lange Ausbleiben meines Dankes zu entſchuldigen. Bei einer ohnedieß nicht ſehr ſchreibſeligen Natur war ich in den letzten Jahren oft lange den Studien meiner Neigung gänzlich entrückt, und ſo gerieth auch mein literariſcher Briefwechſel in den leidigſten Rückſtand. Im Herzen blieb ich gleichwohl alter Sagen- und Liederdichtung treulich zugethan, und ſo habe ich auch Alles, was Sie für dieſes Feld theils in beſonderen Schriften, theils in den Wiener Jahrbüchern und den altdeutſchen Blättern geleiſtet, zu meiner Belehrung und Freude mit regem Antheil verfolgt.

Die jüngſte Zeit war auch unſerem gemeinſchaftlichen Intereſſe für die altfranzöſiſche Sagengeſchichte überaus günſtig. Durch die rüſtige und einſichtsvolle Thätigkeit Michels und Anderer öffnen ſich die Quellen täglich ergiebiger; und doch wie Vieles iſt hier noch zu thun! weitverzweigte Adern des karolingiſchen Epos ſind noch kaum geſchürft. Es wäre zu wünſchen, daß, während die Herausgabe der Quellen doch nur allmählig vorſchreiten kann, ein unterrichteter Mann ein überſichtliches Werk in lebendigen Auszügen aus den Gedichten aller franzöſiſchen Fabelkreiſe nach Art von Müllers Sagenbibliothek oder Ellis' Specimens lieferte. Dieſe Bücher ſind auch nach Veröffentlichung der altnordiſchen Sagen und der Metrical Romances von Weber, Utterſon ꝛc. nicht überflüſſig geworden, ſondern werden ſtets für den Ueberblick des Sageninhalts für literargeſchichtliche und andere Beziehungen nützliche Dienſte leiſten.

Lange ſchon iſt es mein Wunſch, Sie, geehrteſter Herr, einmal unter den reichen Schätzen der Wiener Bibliothek heimſuchen zu können. Wenn ich noch ein Heft der nordiſchen Forſchungen fertig haben werde, dann gedenke ich ernſtlich an die deutſche Heldenſage zu gehen, für deren Betrachtung mir jene nordiſchen Studien eine nothwendige Vorarbeit zu ſein ſchienen. Da ſollen denn Wolfdietrich, für den mich bereits Herrn Bergmanns Güte wohl ausgerüſtet hat, Herzog Ernſt, deſſen Sage bei Ihnen in einer noch wenig bekannten Bearbeitung vorhanden iſt u. ſ. w. an die Reihe kommen. Namentlich aber verſpreche ich mir in Wien noch manches Förderliche für eine Arbeit im Fache des älteren deutſchen Volksliedes. Ich gehe ſeit Jahren darauf aus, eine Sammlung alter, hoch- und niederdeutſcher Volkslieder mit einer überſichtlichen Einleitung und mit Anmerkungen zur Geſchichte der einzelnen Lieder, über die Anklänge derſelben in der Volkspoeſie verwandter Stämme u. dgl. m. zu Stande zu bringen. Schon manchmal habe ich für dieſen Zweck den Wanderſtab ergriffen, aber das Angeſammelte hat mir noch immer nicht die genügende Füllung. Was ich ſuche, ſind volksmäßige Lieder, wie ſie, wenn auch die beſten weit früheren Urſprungs, in handſchriftlichen Sammlungen des 15—16. Jahrhunderts zu finden ſind. Jene kurzen, epigrammatiſchen Tanzreime, Kinder des Augenblicks, wie ſie aus Oeſtreich, Steyermark, Tirol, dem bayriſchen Gebirge ſchon vielfach aufgezeichnet ſind, kommen mir weniger in Betracht, als die balladenartigen, typiſchen, ernſten oder ſcherzhaften Tones. Für dieſe Klaſſe iſt beſonders Meinerts leider nicht fortgeſetzte Sammlung ſehr ſchätzbar, und es werden wohl auch in dem unter Herrn Leitners Anordnung zu erwartenden ſteiriſchen Liederſchatze reichhaltige Beiträge dieſer Art zu Tage treten. Im Vorwort zu Ziska's und Schottky's öſtreichiſchen Volksliedern war eine eigene Sammlung des älteren öſtreichiſchen Volksgeſanges in Ausſicht geſtellt, es iſt aber nichts davon erſchienen.

Leon hat 20 Jahre vorher in Bragur (VI, 70) einige alte Stücke gegeben. — — — Dieß iſt z. B. einer der alterthümlichen Sammelbände, die ich unter Ihrer freundlichen Führung auf der kaiſerlichen Bibliothek einzuſehen begierig wäre.

Haben Sie die Gefälligkeit, auch Herrn Endlicher, dem Mitgeber des Bruder Rauſch, meinen herzlichen Dank zu ſagen.

Mit aufrichtiger Hochachtung und Ergebenheit
Ihr
L. U.“

Das Jahr 1837 durfte Uhland ſeinen Arbeiten widmen. Er ſtrebte ſeine ſchon lange begonnene Volksliederſammlung zu vervollſtändigen. Eine Reiſe nach Straßburg wurde auch zu dieſem Zwecke unternommen und zugleich wollte er auch ſeiner Frau das Münſter zeigen. Später im Jahre beſuchte er auch wieder Herrn von Laßberg in Eppishauſen, welchen er dieſes Jahr in neuer Häuslichkeit traf, da er ſich im Jahr 1835 eine Frau in Weſtphalen geholt, die ihn 1836 mit Zwillingstöchtern beſchenkt hatte.

Durch die Ernennung von Guſtav Schwab zum Pfarrer in Gomaringen, nur zwei Stündchen von Tübingen entfernt, wurde für Uhlands eine neue liebe Nachbarſchaft gewonnen. Als rüſtiger Fußgänger legte er den Weg dahin oft zurück, um einen Tag in dem behaglichen Pfarrhauſe bei den geliebten Freunden zuzubringen.

Mit dem Jahr 1838 begann wieder ein Landtag, dießmal ein außerordentlicher, hauptſächlich zur Berathung eines Criminalgeſetzbuches. Nun mußten wieder ſeine Arbeiten zur Seite gelegt werden; ſo wenig er mit der ſtrengen Richtung des vorgelegten Geſetzes einverſtanden war, ſo widmete er doch faſt all ſeine Zeit der mühſamen, unerquicklichen Prüfung deſſelben. Wenn er auch neben den täglichen Sitzungen und dem Durchgehen der Vorlagen einige freie Stunden hatte, ſo konnte er ſie nur zum Leſen eines Buches für ſeine Studien benützen, weil ſeine Gedanken zu ſehr von der fremdartigen Amtsaufgabe hingenommen waren.

Während all den Jahren ſeiner Landſtandſchaft hat er nur eine einzige Sitzung, und dieſe wegen Unwohlſeins verſäumt. Erleichtert wurde ihm die beſtändige Anweſenheit freilich dadurch, daß ſeine Frau über die Landtage mit ihm nach Stuttgart zog. Auch der Pflegeſohn und ein geliebtes Töchterchen der verſtorbenen Schweſter waren mit in Stuttgart.

Freiherr von Laßberg an Uhland.

Eppishauſen, am 21. Hornung 1838.

„Lieber Freund Uhlandus!

In der Freude meines alten, aber noch immer grünen Herzens kann ich nicht umhin, Ihnen zu ſagen, daß ich vorige Woche die Nachricht erhielt, wie daß mir die alte biſchöfliche Burg zu Meersburg für den von mir gebotenen Preis von der Domänenkammer zu Karlsruhe zugeſchlagen wurde. Eine ſchöne, große Burg, wohlerhalten, da vor einem Jahre noch das Hofgericht ſammt dem Hofrichter darinne ſaß, hell, warm, und in einer Lage, die eine der ſchönſten Ausſichten am Bodenſee gewährt. Sagen Sie dieß auch Schwab und Abel, und daß man in einem Sommertag von Stuttgart oder Tübingen, wenn man ein wenig frühe aufſteht, mit der Poſt bequem nach Meersburg kommen kann.

Wie viele geſchichtliche Erinnerungen knüpfen ſich an dieſe Beſitzung. König Dagobert von Auſtraſien baute ſie, Karl Martell erneuerte die Burg, die Welfen, die Hohenſtaufen beſaßen ſie. Wahrſcheinlich trat ſie Conradin ſeinem Vormunde, dem biedern Biſchofe Eberhard von Waldburg, ab. — — Die Gegend ſowie die ganze Nachbarſchaft iſt fruchtbar, freundlich und wohlangebaut; der Wein, welcher ſeit einigen Jahren da aus Traminertrauben gezogen wird, gehört gewiß unter die vorzüglichſten Weine Schwabens, und ich hoffe, wir ſollen in einem der runden Gemächer der alten Burg, welche die Ausſicht auf die blauen Fluthen des Potamus geben, mehr als Einmal die Erfahrung hievon machen. Jetzt geht es an's Einpacken, das iſt mühſam und langweilig; aber das Auspacken und Aufſtellen iſt hinwieder luſtig, und dann will ich auch wieder mit erneutem Muth und Luſt arbeiten; denn dort wird mir ein Wunſch gewährt, den ich bisher ſtets vergeblich nährte, alle meine Bücher und Handſchriften in einem ſchönen, hellen, gewölbten (ehemaligen Archiv) Saale beiſammen aufſtellen und durch die Glasthüre eines anſtoßenden Arbeitszimmers alles überſehen zu können.

Sie wiſſen nun, mein Freund! wo Sie uns wieder finden können; hiemit ſage ich Ade! Herzliche Grüße von Jenny und mir an Frau Emma. Wälzen Sie indeſſen den Stein des Siſyphus und laſſen Sie es ſich nicht verdrießen, quand même —

Ihr
treuer Freund
J. v. Laßberg."

Die Stände wurden im Juli vertagt und Uhland trat noch von Stuttgart aus eine Reiſe nach Wien an, allein, weil die Frau durch Sorge um eine kranke Schweſter vom Mitreiſen abgehalten wurde. Von dieſer Reiſe gibt er in den folgenden Briefen Bericht an ſeine Frau.

Wien, 10. Juli 1838.

„Liebſte!

Geſtern Abends gegen ſieben Uhr bin ich am Ziel meiner Reiſe angelangt; ich beeile mich, Dir davon

Kunde zu geben. Die Eilwagenreiſe nach Regensburg, wo man Morgens vier Uhr ankam, gewährte eben nicht viel Merkwürdiges; doch war es mir lieb, Freiſing und die vormalige Univerſitätsſtadt Landshut mit ihrem langen Thurme zu ſehen. Einer meiner Reiſegefährten, der meiſt die Unterhaltung führte, war ein Regensburger Iſraelit, Namens Lilienthal; dieß erinnerte mich daran, daß bei dem früheren Beſuche in Regensburg ein Herr Roſenheim meine erſte Bekanntſchaft war. Herr Gruber, Architekt und Profeſſor an der Gewerbeſchule, den ich damals auch kennen lernte, widmete ſich mir ſehr freundſchaftlich, er führte mich zur Walhalla und auf einige Bierkeller. Der Dom war dießmal innerlich ganz mit Gerüſten verſtellt, ich glaube um ein fehlendes Gewölbe zu ergänzen. Die Bibliothek beſchäftigte mich mehr als ich gehofft hatte. Den folgenden Morgen fuhr ich um vier Uhr mit dem Dampfſchiffe ab. Die zweitägige Donaufahrt war überaus genußreich, nicht durch alte oder neue Bekanntſchaften auf dem Schiffe, deren ſich mir keine darbot, ſondern durch den reichen Wechſel ſchöner Landſchaftsbilder; milde und fruchtbare Gegenden, mit der Ausſicht auf nahes oder ferneres Gebirge, wechſeln mit wilden Felspartien, wie beſonders beim Strudel und Wirbel der Donau, der Burg Dürrenſtein u. ſ. w. Mein Reiſebericht iſt freilich ein ſehr trockner, aber ich habe nicht die Gabe, ſolche Anſchauungen ſogleich wiederzugeben; ſie ſollen darum nicht verloren ſein. Einen eigenthümlichen Reiz hatte mir auch die fortlaufende Erinnerung an die Fahrten Kriemhildens und der Nibelungen. Auf der Poſt traf ich noch keinen Brief von Dir, will aber darum doch nicht zögern, den meinigen abgeben zu laſſen. Auf der Bibliothek, woſelbſt ich vorhin eine Weile war, wurde ich von Wolf freundlich aufgenommen und werde morgen meine Arbeiten beginnen. Dein nächſtes Schreiben adreſſirſt Du am beſten an mich im Gaſthof zur Stadt Frankfurt, wo ich geſtern mit Mühe Unterkunft fand. Möge mir bald erfreuliche Nachricht von Euch zukommen; ich bin ſehr begierig, wann Eure Abreiſe nach Tübingen ſtattfinden wird und reiſe in Gedanken mit Euch. Am Hochzeitfeſte bring' auch meine Glückwünſche dar, die mir aus treuem Herzen gehen. Meyer grüße beſtens. Lebe wohl, Liebe! Die Reiſe gibt viel Schönes und Werthes, aber Du wirſt es mir nicht verdenken, wenn ich mich auf die Heimath freue.

Dein L."

Wien, 18. Juli 1838.

„Dein Brief, Liebſte! hat mich ſehr erfreut; er bringt mir gute Nachrichten und er kommt von Dir. Ich las ihn gleich am Stephansthurme, in deſſen Nähe die Poſt iſt. Mein hieſiger Aufenthalt läßt ſich für meine literariſchen Zwecke günſtig an; ich finde Manches, was mir bisher nicht zugänglich war, und von Seiten der Beſitzer oder Bewahrer freundliches Entgegenkommen. Die öffentliche Bibliothek hat unter den Muſikalien viele ältere Liederbücher mit deutſchen Texten, die ich nacheinander durchgehe und deren Ertrag ich noch nicht bemeſſen kann. Ein hieſiger Antiquar, Namens Kuppitſch, iſt zugleich Liebhaber und Sammler ſeltener Drucke des ſechzehnten Jahrhunderts und hat davon einen ungemein reichen Vorrath zuſammengebracht, worunter denn auch Vieles an Liedern in Sammlungen und fliegenden Blättern ſich befindet. Er hat mir bereits Mehreres mit nach Hauſe gegeben. Ein Privatgelehrter, Kaltenbäck, hat mir gleichfalls ſein Beſitzthum in dieſem Fache zum Gebrauche angeboten. Das finde ich allerdings, daß ich in Folge meiner vielfachen Nachforſchungen auf dieſem Gebiet häufig auch alten Bekannten begegne. Auf der Bibliothek bringe ich gewöhnlich den Vormittag von neun bis zwei Uhr zu. Wolf iſt mir nicht nur hier gefällig, ſondern bringt mir auch aus ſeiner eigenen Bibliothek viel Intereſſantes von altfranzöſiſcher und altengliſcher Poeſie zu. Die Sammlung von Alterthümern, die einſt auf dem Schloſſe Ambras bei Innſpruck aufgeſtellt war und deren Cuſtos, Bergmann, mir ſchon durch Briefwechſel befreundet war, habe ich unter ſeiner Leitung geſehen. Einige auswärtige Arbeiter im Felde altdeutſcher Literatur, Mone von Karlsruhe und Hahn von Heidelberg, habe ich gleichfalls kennen gelernt. Dabei geht denn auch der geſellige Verkehr nicht leer aus. Am Samſtag machte ich mit Endlicher, dem Cuſtos des Naturalienkabinets, einem überaus freundlichen Manne und deſſen Familie, ſowie mit dem vorgenannten Herrn Kaltenbäck, nachdem wir in Endlichers Hauſe auf dem Lande zu Mittag gegeſſen, einen Spaziergang auf den Leopoldsberg und den Kahlenberg, Ausſichtspunkte, von denen man die Stadt Wien und den Lauf der Donau weithin überſchaut, dann das Marchfeld mit den kleinen Karpathen im Hintergrunde; nach der andern Seite zeigen ſich die ſteyriſchen Gebirge. Ein trauriger Anblick aber war das Dörfchen Kahlenberg, das an eben dieſem Tage zum größten Theil abbrannte. Auf heute Abend bin ich mit Mone zu Wolf eingeladen und auf Samſtag habe ich gar eine Einladung zum Erzherzog Karl nach ſeinem Schloſſe Weilburg bei Baden erhalten. Ich weiß nicht, ob ich dieſe Gunſt Bergmann verdanke, der die Söhne des Erzherzogs unterrichtet. Uebrigens verſichert Bergmann, daß dort ein einfacher Ton herrſche; auch werden wir damit einen Ausflug nach Heiligkreuzthal und Baden über den Sonntag verbinden. Im Ganzen bringe ich übrigens gerade die Abende meiſtens einſam zu; die Theater ſind bis zum Anfang Auguſts, eins ausgenommen, ſämmtlich geſchloſſen und die meiſten Angeſtellten fahren Abends oft ziemlich weit hinaus auf benachbarte Dörfer, wo ſie mit ihren Familien den Sommer über wohnen. Ich helfe mir dann mit Spaziergängen im Prater und andern öffentlichen Gärten. Doch erlaubt die große Hitze nicht frühe auszugehen. Ich finde den Aufenthalt hier nicht wohlfeil; man ißt an keiner Wirthstafel, ſondern zu jeder beliebigen Zeit nach der Karte, was ſich hier auch mir, meines geringen Appetits unerachtet, nicht als Erſparniß darſtellt. Mit dem erſten Auguſt hat die Bibliothek Ferien. Einige Tage dürften dann hinreichen, um noch einige wieder eröffnete Theater zu beſuchen und meine ſonſtigen Arbeiten abzuſchließen. In München möchte ich auf dem Rückweg ein Paar Tage verweilen, da ich dort noch Einiges einzuſehen habe.

Dieſe Zeilen treffen Dich ohne Zweifel in Tübingen. Mögen ſie Dich mit den Kindern geſund finden und in heiterer Stimmung und freundlich gedenkend

Deines L.

Grüße die Kinder."

Wien, 28. Juli 1838.

„Theuerſte!

Deiner lieben Briefe ſind nun drei in meinen Händen, der letzte vom 20. d., der mir Eure glückliche Ankunft in Tübingen meldet. Wenn Du mich gleich nicht im Garten erblickſt, ſo bin ich dennoch manchmal dort. Ich mache hier die Erfahrung, daß für einen kürzeren Aufenthalt in einer großen Stadt die Verfolgung eines nicht ganz beſchränkten literariſchen Zweckes etwas Mißliches hat. Will man dann dem Umgang, den Merkwürdigkeiten des Orts, den Umgebungen auch ihr Recht widerfahren laſſen, ſo iſt man bedeutend umgetrieben, ohne doch Allem genügen zu können. So habe ich mir ſelbſt am wenigſten genügt, indem ich dießmal mit dem Schreiben an Dich länger im Anſtand blieb. Oefters werde ich ſchon vor dem Gange auf die Bibliothek und dann auf dieſer ſelbſt mit Beſuchen erfreut und auch die Einladungen ſind mit großem Zeitaufwand verbunden. Die Reiſe nach Baden nahm zwei

Tage in Anſpruch. Früh morgens am Samſtag fuhr ich mit Bergmann hinaus, wurde dann um zehn Uhr in dem ſchön gelegenen Schloſſe Weilburg dem Erzherzog vorgeſtellt, hierauf von dem Erzieher ſeiner noch im Hauſe befindlichen Kinder zu der nahen Burgruine Rauheneck und in die ſchönen Gartenanlagen geführt und endlich zur Tafel gezogen. Es war bei all dieſem kein höfiſcher Zwang. Abends ging ich noch mit Bergmann durch ein ſchönes Thal nach dem Kloſter Heiligkreuz, wo wir im Wirthshaus übernachteten; den Vormittag hindurch und auch zum Mittageſſen waren wir im dortigen Ciſterzienſerſtift, wo Bergmann bekannt iſt; dieſes Kloſterleben war mir etwas Neues. Nachmittags machten wir den Rückweg durch die Briel, eine Gegend, die in ſolcher Nähe bei einer Reſidenzſtadt überraſcht; mächtige Felspartien, Wälder, friſche Wieſengründe, Ruinen, worunter zum Ueberfluß auch manche künſtliche, von denen der verſtorbene Fürſt Liechtenſtein ein großer Liebhaber war. Die Woche über ſetzte ich meine Arbeit auf der Bibliothek fort, beſuchte die Gemäldegallerie, auch einigemal das geöffnet gebliebene Theater in der Leopoldſtadt, und war zweimal, nach erhaltener Einladung, auf dem Lande: in Döbling bei einem der Collegen Wolfs, von Gevay, der jeden Dienſtag dort Geſellſchaft gibt, und in Penzing, bei Hofrath Kleyle, in deſſen Hauſe Niembſch wohlbekannt iſt. Der Tochtermann des Erſteren, von Löwenthal (als Dichter Otto von Walden), bei welchem Niembſch wohnt, führte mich dorthin und dann noch auf einen ſchönen Ausſichtspunkt bei St. Veit. Ein eifriger Freund der altdeutſchen Literatur, von Karajan, beim Archiv angeſtellt, der ſich mir überhaupt ſehr gefällig erweist, hat mich auch auf einen Abend in ſeine Wohnung in der Vorſtadt, bei der ein hübſcher Garten iſt, eingeladen. Am heutigen Sonntag werde ich mit Karajan zu Grillparzer nach Dornbach gehen, wo die Gegend ſehr ſchön ſein ſoll. Ich habe Grillparzer zuvor ſchon ein Paarmal hier geſprochen, er war ganz wieder, wie wir ihn in Stuttgart kennen gelernt hatten. Am Dienſtag iſt die Bibliothek zum Letztenmal geöffnet, dafür wird dann am Mittwoch die Hauptbühne, das Burgtheater, wieder eröffnet. Die Schätze des Antiquar Kuppitſch, Laxenburg, die Eiſenbahn u. ſ. f. dürften mich immer noch mehrere Tage beſchäftigen und meine Abreiſe bis zum Ende der Woche verzögern. So ſehr ich mich nach Hauſe freue, will ich doch, einmal hierher gekommen, das Erforderliche mitnehmen. Beſtimmtere Nachricht gebe ich Dir jedenfalls noch von hier aus.

Ich ſchließe dieſen Brief nach der Rückkehr von der heutigen Sonntagspartie, die wegen veränderlicher Witterung nicht nach Dornbach, ſondern nach Kloſterneuburg gemacht wurde, wo ich bei dem Geiſtlichen, der uns im Kloſter herumführte, meine Gedichte antraf. Grillparzer, Karajan, von Feuchtersleben und noch ein Freund von dieſen waren meine Geleiter.

Lebe wohl mit den Kindern, deren Wohlverhalten mich freut, grüße ſie und ſei aus liebendem Herzen gegrüßt.

Dein L.“

Wien, 6. Auguſt 1838.

„Liebſte Emma!

Mein Aufenthalt in Wien hat ſich länger hinausgezogen als ich bei Abſendung meines letzten Briefes vom 29. Juli, dem Deine erfreuenden Zeilen vom 26. entgegenkamen, mir gedacht hätte. Die Arbeit auf der Bibliothek ſetzte ich noch einen Tag über den Anfang der Ferienzeit fort und erhielt auch ſonſt Einiges mitgetheilt. Den ganzen Freitag war ich nicht hier; Wolf lud mich wiederholt zu einer Fahrt nach Ebergaſſing, einem Schloß, nicht weit von der ungariſchen Grenze, ein, wo ein Freund von ihm, der Baron Münch-Bellinghauſen, als Dichter des Trauerſpiels Griſeldis unter dem Namen Halm bekannt, ſich aufhält. Derſelbe wünſchte meine Bekanntſchaft zu machen und ſoll wegen Augenübels die Stadt jetzt nicht beſuchen. Das Schloß iſt an einem großen Park gelegen, der von einem friſchen Flüßchen durchſtrömt, angenehme Spaziergänge gewährt. Münch macht durch Einfachheit und Gutmüthigkeit bei geiſtiger Bildung einen vortheilhaften Eindruck. Ich hatte hier auch Gelegenheit, das Landleben einer öſterreichiſchen Adelsfamilie anzuſehen. Profeſſor Roſenkranz von Königsberg war mit mir eingeladen. Geſtern war ich, nachdem ich bei Karajan zu Mittag gegeſſen, mit dieſem in Laxenburg, wo auf einer Inſel des umfangreichen, mit ſchönen Waſſerſpiegeln geſchmückten Parkes, eine künſtliche Ritterburg erbaut iſt, in deren überfüllten Räumen aber viele wirkliche Alterthümer, Waffen, Rüſtungen, Glasgemälde und andere Bilder, Humpen u. dgl. verſammelt ſind.

Die Theater habe ich nun öfters beſucht und in der Oper beſonders das Enſemble, in Chören, Terzetten ꝛc. ausgezeichnet gefunden. Das neue, auch wieder eröffnete Burgtheater werde ich heute zum Erſtenmale beſuchen, um Kotzebues Kleinſtädter zu ſehen. Das Luſtſpiel ſoll dort vorzüglich aufgeführt werden.

Ich hätte gewünſcht, morgen Abend abzureiſen; allein der Eilwagen, auf dem nächſten Wege (über Braunau) nach München, auf welchem man, ohne längere Zeit vorher einen Platz beſtellt zu haben, expedirt werden muß, fährt erſt am Mittwoch Abend fünf Uhr von hier ab. Auf dieſen habe ich bereits ein Billet in Händen. Man kommt in München Samſtag in der Frühe an. Ich werde dieſen Aufſchub der Abreiſe benützen, um die Gemäldegallerie im Belvedere, die ich früher etwas raſch beſichtigt, noch einmal gemeſſeneren Schrittes zu durchwandern, auch einige weitere Merkwürdigkeiten noch mitzunehmen. In München iſt zwar der Sonntag für meine Abſichten auf der Bibliothek nicht günſtig, vielleicht aber kann ich an dieſem Tage die Pinakothek beſuchen. Wenn ich nicht irre, ſo fährt der Eilwagen von München Abends ab; ob ich davon am Montag Gebrauch machen kann, wird davon abhängen, wie ich mit meinen Deſiderien auf dortiger Bibliothek vorankomme.

Mein inniges Verlangen iſt, bald wieder bei Dir, Liebſte, zu ſein und noch einige Wochen mit Dir und unſeren lieben Pfleglingen in der ländlichen Stille unſeres Hauſes und Gartens vor dem herannahenden Landtage verleben zu können.

Im frohen Vorgefühl des Wiederſehens

Dein L.“

Nach der Rückkehr aus Wien mußte Uhland nochmals, doch nur auf einige Wochen, zum Landtag. Für das ſo mühſam und eifrig berathene Criminalgeſetz konnte er aber nicht ſtimmen, weil er mehrere Strafſätze zu hart fand und ihm andere Artikel nicht für einen conſtitutionellen Staat zu paſſen ſchienen.

Mit dieſer Seſſion war ſein ſtändiſches Wirken in Württemberg geſchloſſen.

VIII.

Rückkehr nach Tübingen und zu den Studien.

1839 — 1848.

Als Uhland auf ſeine Profeſſorsſtelle verzichtete, weil er es für Pflicht hielt, in einer Zeit, wie die damalige, dem an ihn ergangenen erneuten Ruf in die Kammer zu folgen, hegte er die Hoffnung, vielleicht nach dem Schluſſe des Landtags als Docent ſeine Vorleſungen fortſetzen zu können. Allein die ſchnöden Ausdrücke des Entlaſſungs-Reſcriptes machten es ihm unmöglich, denſelben Miniſter, von dem es ausgegangen, um die dazu nothwendige Erlaubniß anzuſprechen. Die langen Landtage in dieſer Wahlperiode (beſonders auch durch die Berathung des Criminalgeſetzes), hätten ihm aber auch kaum Zeit dazu vergönnt. So kehrte er eben zu ſeinen einſamen Studien, zu der Arbeit am „Odin“ und zur Volkslieder-Sammlung zurück. Er hat aber das ihm liebe Amt, das ihm durch den Umgang mit den Collegen und den Zuhörern Anregung für ſeine eigenen Arbeiten brachte, oft vermißt.

Für die Vervollſtändigung der Volkslieder war ihm keine Mühe zu groß. So ungern er ſonſt zum Briefeſchreiben kam, ſo hat er für dieſe Sammlung doch nach allen Seiten hin Anfragen und Bitten gerichtet. Auch ſeine häufigen Reiſen waren meiſtens für dieſen Zweck unternommen. Im Sommer 1839 benützte er die Bibliothek in Bern dafür, beſuchte auch wieder das Berner Oberland und am Schluſſe der Reiſe den Freund Laßberg auf ſeinem neuen Wohnſitze, der alten Meersburg.

Obgleich das collegialiſche Verhältniß zu den Profeſſoren nun aufgehört hatte, ſo blieb er doch mit manchen in Verbindung. Ein „Kränzchen“ verſammelte allwöchentlich eine Anzahl derſelben, nebſt andern Männern, abwechſelnd in ihren Häuſern, und der Hausherr hatte dann die Obliegenheit, ſeinen Gäſten neben der leiblichen Nahrung auch eine geiſtige Koſt durch einen zwanglos gehaltenen Vortrag zu reichen. Auch die Frauen nahmen von Zeit zu Zeit an den Zuſammenkünften Theil, und dann wurde ein Gegenſtand gewählt, der auch für ſie Intereſſe haben konnte. So hielt Uhland über die Maifahrten und über die Tanzwuth im Mittelalter anſprechende Vorträge. Außer dieſem geſelligen Kreiſe beſuchte er auch ein- oder zweimal in der Woche abendliche Zuſammenkünfte von Männern im Gaſthof oder in ländlichen Einkehrorten. Häufig war er freilich ein ſtummer Zuhörer, denn Stadtgeſchichten waren ihm gründlich zuwider und auch an politiſchen Diſputen nahm er nicht leicht Antheil; wenn aber etwas ſein inneres Feuer aufregte, ſo konnte er auch ſo lebhaft werden, daß er nachher meinte, zu viel geſprochen zu haben.

Seine größte Freude war, liebe Gäſte bei ſich im Hauſe zu haben. So lange Schwab in Stuttgart wohnte, erfreute er Uhland meiſtens in den Ferien durch ſeinen lieben Beſuch. Auch Karl Mayer aus Waiblingen, auch Niembſch und Paul und Guſtav Pfizer kehrten gerne bei ihm ein. Andere Freunde und Strebensgenoſſen beſuchten ihn wenigſtens auf der Durchreiſe.

Auch Briefe wie die folgenden von Jakob und Wilhelm Grimm, die er zwar noch nicht perſönlich kannte, aber ſchon lange verehrte und liebte, waren eine Quelle von Freude und Ermuthigung für Uhland.

Wilhelm Grimm an Uhland.

Kaſſel, 3. December 1839.

„Mit Vergnügen überſende ich Ihnen, verehrteſter Herr, den Meiſtergeſang von des Brennbergers Fahrt nach Frankreich, der dem Auszug in unſern Sagen zu Grund liegt; mein Bruder hatte ſelbſt in Dresden davon Abſchrift genommen, freilich vor langer Zeit, noch unter Napoleoniſcher Herrſchaft. Damals umgab, wie Sie bemerken, dieſe Studien noch die Friſche und der Reiz des erſten Beginnens, indeſſen hat der Fortſchritt andere Vortheile mit ſich geführt, auch die Beruhigung, daß dieſe Richtung nicht wieder untergehen kann. Es iſt ein erfreuliches Zeichen, daß Haupt mit dem Erec ſchon auf dieſer Stufe beginnt; wie viel aber noch vor uns liegt, zeigt ſich eben darin, daß ein ſo treffliches Gedicht bis dahin unbekannt geblieben iſt. Daß ich, was Sie indeſſen gethan haben, namentlich Ihre geiſtig belebten Unterſuchungen über Thör, in ihrem vollen Werth erkenne, brauche ich nicht zu ſagen. Ich freue mich im Voraus auf die Sammlung von Volksliedern um ſo mehr, da, wie es ſcheint, Meuſebach ſich nicht zu einer Bearbeitung und Herausgabe ſeiner Sammlung entſchließen wird. Wir Beide benutzen die uns zugetheilte Muße nach Kräften. Mein Bruder arbeitet den erſten Band ſeiner Grammatik um, oder vielmehr er liefert ein neues Werk, denn in den eilf bis jetzt gedruckten Bogen iſt keine Zeile der früheren geblieben. Ein Band der „Weisthümer“ und ein angelſächſiſches Gedicht wird in kurzer Zeit fertig ſein. Ich habe eine kritiſche Ausgabe der „Goldenen Schmiede“ mit einer Einleitung zum Druck bereitet, und ſie wird wohl zu Oſtern erſcheinen.

Die Vorarbeiten zu dem deutſchen Wörterbuch haben guten Fortgang, und ſchon kann ich faſt ſechzig Mitarbeiter zählen, die uns bei den Auszügen Beiſtand leiſten. Ich möchte nicht gerne zudringlich ſein, aber wenn es Ihnen möglich wäre, für dieſes Werk, das ſeiner Idee nach doch ein allgemein vaterländiſches iſt, etwas zu thun, oder in dem Kreis Ihrer Bekannten einen und den andern dafür zu gewinnen, ſo würde ich das dankbar anerkennen. Das Nähere über die Einrichtung will ich gerne mittheilen.

Indem wir Beide, mein Bruder und ich, Ihrem freundſchaftlichen Andenken uns empfehlen, verharre ich in herzlicher Verehrung

Wilh. Grimm.“

Jakob Grimm an Uhland.

Kaſſel, 31. December 1839.

„Meine Wege gehen auf Ihre Straße, aus der Sie aber auch gern in jene abzulenken pflegen.

Ich überſende hier die Ausgabe zweier angelſächſiſcher Gedichte, deren Styl ſchon an ſich merkwürdig iſt und manches aus Beowulf näher erläutert. Vielleicht achten Sie auch auf ein paar mythologiſche Bemerkungen, in denen verſucht iſt, den Abweichungen des angelſächſiſchen Cultus von dem altnordiſchen beizukommen. Daß uns die Edda über Oski und Omi im Dunkel läßt, mag eben im Hervortreten dieſer Aeußerungen derſelben Gottheit bei andern deutſchen Stämmen begründet ſein; wenn mich die aufgefundenen Spuren des Vunsc und Vôma nicht zu weit verleitet haben. Ich möchte darin eine etwas geiſtigere Stufe des Wuotan erkennen als die ſinnliche Faſſung des nordiſchen Odinn iſt. Auf allen Fall ſcheint mir die feſtere Anknüpfung und der Zuſammenhang des alten Leben von Wichtigkeit.

Haben wir nicht bald Ihre Unterſuchungen über Odin zu erwarten? Doch freue ich mich eben ſo ſehr auf die, welche Sie jetzt zunächſt dem Volksliede zu Theil werden laſſen.

Ganz Ihr

Jakob Grimm.“

Der Sommer 1840 führte Uhland und ſeine Frau an den Rhein und die Moſel. In Trier ſtieß Schwab zu ihnen, um die Moſelfahrt nach Coblenz mit ihnen zu machen. Das Dampfſchiff fuhr aber nur je den dritten Tag von Trier ab. Die Freunde warteten zwei Tage auf daſſelbe, die ihnen durch manche ihnen erzeigte Güte und Aufmerkſamkeit, ſo wie durch die Beſichtigung der Ueberreſte aus der Römerzeit, beſonders des theilweiſe erhaltenen Amphitheaters und der Porta nigra, angenehm verfloſſen. Als das Dampfſchiff endlich ankam, zeigte ſich, daß es beſchädigt war und am andern Morgen nicht abfahren konnte. Die Freunde entſchloſſen ſich nun, die Reiſe den Strom hinab auf einem Kahn zurückzulegen. So brauchten ſie dann freilich faſt drei Tage ſtatt des einen auf dem Dampfſchiffe. Sie hatten es aber nicht zu bereuen, das Wetter war nicht ungünſtig und die Geſellſchaft guten Muths. Die Moſel muß ſich in vielen Krümmungen um Bergvorſprünge herumwinden; dieß benützten die Freunde häufig zum Ausſteigen, um über den Berg hinüber auf die andere Seite zu Fuß zu gehen, wo dann ſpäter das Boot ſie wieder aufnahm. Sie hatten dabei ſchöne Blicke, bald auf waldige Berge, bald auf ſonnige Rebhügel, auf alte Burgen und Kapellen und den Fluß unter ihnen. In ländlicher Herberge warteten ſie dann wohl auch auf ihre zwei Schiffmänner mit dem Boote. Daß das Moſelthal ſehr verſchiedene Weine erzeuge, hatten ſie dabei auch Gelegenheit zu erfahren. Schwabs belebte Unterhaltung machte einen Hauptreiz der Fahrt aus.

Er hatte den „Auſonius" mitgenommen und verdeutſchte aus der „Mosella" den Freunden die Schilderung der Gegend, die ſie durchzogen. Mit ſeiner geiſtreichen Lebendigkeit konnte er in Jubel ausbrechen, daß ja Alles noch ſo ſei, wie es der Dichter vor fünzehnhundert Jahren geſchildert habe. Es war auch ergötzlich, ihm zuzuhören, wenn er die Schiffleute über die Fiſche in der Moſel ausfragte und die Namen mit denen im Buch verglich, wohl auch durch kühne etymologiſche Verſuche herausbrachte, es könnte dieſer oder jener Fiſch gemeint ſein.

Leider wurde dieſe genußreiche Reiſe in der Erinnerung ſchmerzlich getrübt, indem die Freunde auf dem Heimweg in Heidelberg Schwabs jüngſten Sohn, Ludwig, (Uhlands Pathchen), der dort bei Verwandten geblieben war, am Nervenfieber ſchwer erkrankt antrafen und wenige Tage darauf der Tod dieſes hoffnungsvollen Knaben erfolgte. Uhland ſchrieb über dieſen Todesfall folgenden Brief:

Uhland an Guſtav Schwab.

Tübingen, 27. October 1840.

„Lieber Schwab!

Wenn ich unter den Freunden, die Dir ihre Theilnahme bezeugen, vielleicht einer der ſpäteſten bin, ſo kann ich doch ſagen, daß mir der Antheil an Deiner Sorge und an Deinem Verluſte, ſeit wir uns zuletzt in Heidelberg ſahen, ein ſtets gegenwärtiger Begleiter war und mir beſonders auch bei der Rückkehr in die Heimath ſchmerzlich nahe trat, in der wir ſonſt die Zeugen Eurer Freude an dem lieben, reichbegabten Kinde waren. Eine harte Entbehrung wird es Dir ſein, daß Du nicht gleich wieder in den häuslichen Kreis zu ſtiller Sammlung eintreten durfteſt; zwar die Arbeit kann wohl auch ermuthigen, möge nur diejenige, die Dich jetzt in Stuttgart in Anſpruch nimmt, nicht zum Kummer den Verdruß bringen.[1]

Auf die Reiſe, die wir in ſo heiterer Stimmung und in einem längern, traulichen Zuſammenſein, wie es ſich uns noch ſelten gefügt hatte, zurücklegten, wirſt Dir freilich die nachgefolgte Trauer einen tiefen Schatten, und ein ſolcher iſt auch mir und meiner Frau auf die ſonſt werthen Erinnerungen gefallen. Dennoch iſt mir die Gegend, durch die wir im kleinen Kahne hinabfuhren, der ſtille Strom, mit ſeinen einſamen Bergufern, bald von tiefhängenden Regenwolken verdüſtert, bald vom durchbrechenden Sonnenſtrahl herrlich erleuchtet, auch wieder ſo erſchienen, daß ein trauerndes Gemüth ſich gerne in ſie verſenken könne.

Deiner lieben Frau, die hier nur durchgefahren iſt, konnten wir unſer inniges Beileid noch nicht ausdrücken. Am Samſtag werde ich aus Anlaß der Trauung meines Schwagers nach Stuttgart kommen, wo ich Dich zu ſehen und Paul Pfizer in völliger Wiedergeneſung zu treffen hoffe.

---

[1] Schwab war zu einer Commiſſion wegen eines neuen Geſangbuchs nach Stuttgart berufen.

In alter Treue

Dein

L. U.“

Uhland an Dr. Ph. Wackernagel zu Stetten.

Tübingen, 21. December 1840.

„Das Werk, durch deſſen Zueignung und Zuſendung Sie mich geehrt und erfreut haben, iſt ein ſolches, für das der Empfänger nur dadurch ſich dankbar erweiſen kann, daß er von tieferem Eingehen auf das Geleiſtete Zeugniß gibt.

Schreiben Sie es dieſem Gefühle zu, wenn ich mit dem Ausdruck meines Dankes zu ſehr im Verzuge geblieben bin.

Die Reichhaltigkeit der Sammlung und die Treue Ihrer Arbeit iſt mir zwar bald genug klar geworden, aber die rechte Benützung des Buches wird für mich erſt dann eintreten, wenn die Einleitung zu den Volksliedern, mit der ich jetzt beſchäftigt bin, mich auf das geiſtliche Lied führen und mir Anlaß geben wird, auch meinerſeits im Zuſammenhange darzulegen, wie ſich mir dieſe Seite des Volksgeſangs ergeben hat.

Eine Sammlung der hiſtoriſchen Lieder, mit derſelben Sorgfalt ausgeführt, wie die der kirchlichen, wird zu dieſen ein ſchönes Seitenſtück abgeben, und ich wünſche ſehr, daß Sie den Plan feſthalten. Weitſchichtig und mühſam iſt allerdings das Unternehmen, aber es fehlt Ihnen ja nicht an Eifer und Beharrlichkeit. Was meine Sammlung betrifft, ſo iſt von den fünf Büchern derſelben eines den geſchichtlichen Liedern beſtimmt; ich muß darauf bedacht ſein, auch dieſe Liederclaſſe durch eine Anzahl charakteriſtiſcher Stücke vertreten zu ſehen, aber den Reichthum derſelben irgend zu erſchöpfen, kann nicht meine Abſicht ſein, die übrigen Abtheilungen würden von der hiſtoriſchen erdrückt werden, wenn ich in dieſer auch nur eine relative Vollſtändigkeit erſtreben wollte; eine andere wird in dieſer Gattung überhaupt nicht erreichbar ſein, die ſchweizeriſchen allein könnten einen Band füllen.

Sie ſehen hieraus, daß wir einander nicht den Weg vertreten, und es kann für mich nur erfreulich ſein, wenn wir eine Strecke weit zuſammengehen.

Mit Hochachtung und Freundſchaft
der Ihrige
L. U."

Auszug aus einem Briefe Uhlands an Profeſſor Welcker in Freiburg.

Tübingen, 28. December 1840.

— — „Was aber das Staatslexikon betrifft, ſo bin ich der günſtigen Meinung, in der Du mich zur Theilnahme an einem ſo gediegenen Werke berufſt, aufrichtig dankbar, allein ich habe mich niemals als publiciſtiſcher Schriftſteller verſucht und bin auf keine

Weiſe gerüſtet, hier als erſprießlicher Mitarbeiter einzuſtehen.

Mit den Jahren, die ich unſern langwierigen Ständeverſammlungen zu widmen hatte, iſt mir ein gutes Stück Lebenszeit verrauſcht und ſo Manches, was ich begonnen oder vorbereitet hatte, liegt unausgeführt vor mir, daß ich alle Urſache habe, mich nicht in neue Bahnen zu werfen, ſondern auf dem mir durch Naturanlage, Neigung und Vorſtudien angewieſenen Felde zu fördern, was noch möglich iſt. Mit Rotteck traf ich zuletzt vor zwei Jahren in Wien zuſammen. Er war damals ſo aufrecht und rührig, daß ich ihn nicht ſo nahe dem Ziele ſeines thätigen Lebens geglaubt hätte. Sein Hinſcheiden begegnet ſich mit dem Ablauf einer Periode unſeres öffentlichen Lebens, deſſen Aufgang und Höhepunkt vorzüglich auch in ſeiner ausgezeichneten Perſönlichkeit vertreten war. Was an und in den Repräſentativverfaſſungen der mittleren deutſchen Staaten ſich entwickelt hat und entwickeln konnte, dazu hat er von Anfang an unermüdlich, oft ſiegreich gewirkt; aber wir ſtehen an der Grenze einer lebendigen Wirkſamkeit auf dieſem Wege; was irgend einmal entgegen kommen ſollte, die Volksvertretung eines größeren vaterländiſchen Staates, hat ſich nicht eingeſtellt, der Bündel iſt nicht zu Stande gekommen, das Beil hat kein Heft und die Stäbe liegen zerknickt umher. Selbſt die Hoffnung einer ſolchen Einigung in politiſcher Mündigkeit iſt neuerlich uns abgeſprochen worden, aber gegen das ſittlich Nothwendige gibt es keinen Bannſpruch, und eben in dem

Abſterben des kleinſtaatlichen Verfaſſungsweſens ſcheint mir die Nothwendigkeit einer großartigeren Entwicklung geſetzt zu ſein.

In Freundſchaft und Hochachtung

L. U.“

Aus einem Briefe Uhlands an Frau Welcker.

— — „Seit langer Zeit habe ich mich mit der Poeſie nicht in eigener Uebung, ſondern nur in geſchichtlichen Forſchungen beſchäftigt, und wenn ich überhaupt zu dichteriſchen Arbeiten zurückkehren ſoll, ſo wird mir dieß kaum bei einzelnen Anläſſen, ſondern nur durch eine veränderte Geſammtſtimmung möglich ſein, zu der mir die gegenwärtig waltenden Geſtirne wenig Hoffnung machen.“

Uhland an den bayriſchen Reichs- und Staatsrath Regierungspräſidenten Eduard von Schenk.

Tübingen, 13. Januar 1841.

„Euer Excellenz

haben mich aus hohem Auftrag mit der Einladung beehrt, über den vorläufigen Entwurf der Satzungen eines deutſchen Dichtervereins meine Anſicht darzulegen. Indem Euer Excellenz die Idee dieſes Unternehmens als eine ächt deutſche bezeichnen, ergibt ſich mir noch beſonders die Aufforderung, mich über daſſelbe mit Offenheit zu äußern.

Mancher einſam und wild gehende deutſche Dichter wird befremdet aufblicken, wenn der Ruf zu einer allgemeinen Verſammlung der Genoſſen und Freunde ſeiner Kunſt ihm zu Ohren kommt. Es iſt wahr, die ächten Schöpfungen der Poeſie ſteigen nur aus der Tiefe des geſammelten Geiſtes auf; aber nicht minder gewiß iſt, was ein alter Spruch ſagt: Glut belebt ſich an Glut, Mann wird dem Mann durch Rede kund. Zum erſtenmal in der neuen Zeit ſoll eine Geſammtheit von Dichtern als ſichtbarer Theil des Volkslebens perſönlich und öffentlich auftreten, und zwar nicht zu unbeſtimmtem geſelligem oder ſchöngeiſtigem Verkehr, ſondern zu einem ausgeſprochenen, gehaltigen Zwecke: „Förderung und Stärkung der Einigkeit aller deutſchen Völkerſtämme, auch in ihrer Dichtkunſt, Erweckung einer wahrhaften deutſchen Nationalpoeſie.“

Sollte dieſer neue und ſchöne Gedanke nicht lebhaften Anklang in einer Zeit finden, in der durch unleidliche Anmaßungen des Auslands das deutſche Nationalgefühl erregt iſt und jedes tüchtige Mittel zur Kräftigung deſſelben erwünſcht ſein muß? Eben dieſe praktiſche Beziehung führt aber auch darauf, die angezeigte nationale Richtung des Vorſchlags genauer in's Auge zu faſſen. Wenn die Beſeitigung der zwiſchen Süd- und Norddeutſchland theilweiſe beſtehenden literariſchen Trennung mit zum Zwecke des Vereins gezählt wird, ſo ſcheint mir dieſes von untergeordnetem Belange zu ſein; ich rechne jene Spaltung mehr nur zu den Dingen, an die man glaubt, weil davon geſprochen wird. Weſentlich iſt es, ſich zu vergegenwärtigen, wie der nationale Geiſt zu nehmen ſei, der in und mittelſt der Poeſie geweckt und genährt werden ſoll. Gewiß iſt es nicht die Abſicht, der Univerſalität des deutſchen Geiſtes, die ja eben auch zu ſeiner Eigenthümlichkeit gehört, Eintrag zu thun. Sofern aber durch die näheren Beſtimmungen dichteriſche Bearbeitungen deutſcher Nationalſtoffe, Forſchungen zur Geſchichte der deutſchen Poeſie, Herausgabe alter Lieder und Sagen in den Bereich der Geſellſchaft gezogen werden, iſt auch die Vorliebe für den hiſtoriſch-nationalen Standpunkt genugſam angedeutet. Meiner perſönlichen Neigung, den Studien, die ich fortwährend pflege, können die mitgehenden antiquariſchen Zwecke nur befreundet zuſagen, und auch ohne perſönliche Befangenheit wird ſich behaupten laſſen, daß mitten in unſrer vielſeitigen Bildung die Unkenntniß und Stumpfheit dem Heimiſchen gegenüber vielfach anerzogen, und es darum verdienſtlich ſei, nach dieſer vernachläſſigten Seite hin anzuregen. Der Werth des Vaterländiſchen ſteigt, wenn das Vaterland Unbill erfährt, und das Inſichgehen hat ſchon einmal ſich wirkſam auch zur That erwieſen. Gleichwohl darf ich nicht verſchweigen, daß es vorzüglich die Zeitgemäßheit des Unternehmens iſt, was ſich mir in Zweifel ſtellt. Die bezweckte „Einigkeit aller deutſchen Volksſtämme auch in ihrer Dichtkunſt“ iſt ein Beſtandtheil der umfaſſendern geiſtigen Einheit in Sprache, Wiſſenſchaft, Kunſt, geſchichtlicher Erinnerung, mit welcher neben dem Fortſchritte der merkantiliſchen und neuerlich auch der militäriſchen Einigung das gefühlte Bedürfniß eines engeren und kräftigen Nationalverbandes ſich zu beſchwichtigen ſucht. Jene geiſtige Einheit, nicht ſelten als Erſatz der ſtaatlichen, ja als ein viel Höheres angerühmt, hat noch jüngſt in Denkmalſtiftungen und Gedächtnißfeiern eine geſchäftige Rolle geſpielt. Der Befreier vom Römerjoche, der Erfinder des Bücherdrucks, der Dichter des Gedankens erheben ſich als Bürgen unſerer Nationaleinheit im Geiſte. Aber dieſe Denkmalfeſte haben auch gezeigt, daß die ehernen Standbilder hohl ſind, daß es der geprieſenen Einheit an einem feſten Anhalt im Leben fehlt; von dieſem Gebrechen niemals zu reden iſt ſtillſchweigende Bedingung jeder öffentlichen Feier; nicht in Feſſeln, nur mit Blumen bekränzt, durfte die deutſche Preſſe im Zuge geführt werden. Das Ungenügende ſolcher Abfindungen mit dem, was noth iſt, tritt noch merklicher in der neueſten Zeitbewegung zu Tage. Fremde, die ſich in Deutſchland gefielen, Verehrer deutſcher Literatur und Sitte, nahmen keinen Anſtand, dem geiſtig-einen Volke ſtatt der Rheinlande die vormals oſtgothiſche Küſte des ſchwarzen Meeres anzubieten und uns damit vom Sänger des Rheinliedes auf den alten Ulfila zu verweiſen. In gerechter Entrüſtung erwidern die Sprecher deutſcher Tagblätter, aber was wiegt die Rede, die nur geſtattet iſt, wann und wie ſie gerne gehört wird! Der Zwang ſtraft ſich, indem er den Patriotismus zur Wohldienerei ſtempelt; das Wort, augenblicklich und halb frei gegeben, wird von Solchen verſchmäht, die es am wirkſamſten zu führen wüßten;

der teutoburgiſche Hermann darf ſein Rieſenſchwert drohend nach Weſten ſtrecken, nach innen darf er keinen warnenden Finger heben. Warum uns das Ausland mißachtet, was wir beim Feſte miſſen und noch leidiger in der Stunde des bittern Ernſtes, das iſt die politiſche Einigung, nicht in einer ſtarren Centraliſation, ſondern in der lebendigen Gemeinſchaft einer vernünftigen Volksfreiheit; ein Volk, das durch geiſtige und ſittliche Eigenſchaften berufen iſt, keinem andern in politiſcher Berechtigung nachzuſtehen, wird im Stande politiſcher Unmündigkeit niedergehalten, es hat kein Organ in ſeinen Geſammtangelegenheiten, keine Stimme, kein freies Wort in den Fragen, die es mit Gut und Blut ausfechten ſoll.

Ergeht an die Deutſchen der Aufruf zu den Waffen, ſie werden abermals treulich für das Vaterland kämpfen; aber ein Rüſtzeug iſt ihnen verſagt, der Stolz des freien Bürgers. In einem Augenblick nun, der ſo herbes Bewußtſein aufdrängt, kann der beſtgemeinte neue Vorſchlag zur idealen Einigung eher verletzen als ermuthigen; immer nur der Stein ſtatt des Brodes. Selbſt was zum Glanz und Gedeihen des Vereines beſtimmt iſt, der Schutz eines kunſtliebenden Fürſten, würde die Verſammelten verpflichten, nichts zu berühren, was die obwaltenden Verhältniſſe von ſolcher Nähe ausſchließen. Nicht als ſollte die Politik vom Zaune gebrochen, der Dichterverein zum Parteikampfe verkehrt werden; aber wenn die deutſche Dichtkunſt wahrhaft national erſtarken ſoll, ſo können ihre Vertreter nicht auf ein hiſtoriſches oder idylliſches Deutſchland beſchränkt ſein, jede vaterländiſche Frage der Gegenwart, wem ſie das Herz bewegt, muß einer würdigen Behandlung offen ſtehen. Je allgemeiner eine ſo ungewohnte Verſammlung die Blicke auf ſich ziehen müßte, um ſo gewiſſer würden die Dichter mit der Freiheit auch das Vertrauen der Nation verſcherzen. Da aber die freie Bewegung der öffentlich vereinigten Dichter in unſern Tagen überhaupt nicht gedenkbar iſt, ſo erſcheint es räthlicher, daß ſie auch fernerhin im herkömmlichen Freiſtaate verharren.

Indem ich dieſes niederſchreibe, haben Euer Excellenz vielleicht von andern Seiten bereits entſprechendere und heiterere Anſichten vernommen; um ſo eher wird auch das Zurückſtehen eines Einzelnen freundliche Würdigung finden.

In vollkommener Verehrung
Euer Excellenz
gehorſamſter
L. U.“

Der Sommer 1841 verfloß Uhland in Tübingen, da ſchmerzliche Trauerfälle, der Tod ſeiner Schwägerin Roſer und des verehrten Vaters ſeiner Frau, von größeren Touren abhielten. Erſt im October reiſte er an den Bodenſee, wie uns ſein Brief erzählt.

St. Gallen, Freitag, 14. October 1841.

„Liebſte Emma!

Meine Reiſe hieher iſt wohl abgelaufen. In Hechingen war ich zwar unangenehm überraſcht zu hören, daß man nur fünf Minuten halte und die Paſſagiere ſchon in Tübingen geſpeiſt haben; doch raffte ich mir in Balingen einige Nahrung auf und wurde dann in Tuttlingen durch die gewohnte ſelbſteigene Bedienung des alten Poſtmeiſters entſchädigt. Die Haſelnüſſe zum Nachtiſch erinnerten mich freundlich an unſern Hausgenoſſen Hanſel.

Zu Stockach, wo man um Mitternacht ankam, ging ich dreiviertel Stunden, bis zur Abfahrt des Wagens nach Radolfszell, zwiſchen einem ſchnarchenden Kellner und einem ſchlafenden Hund in der Wirthsſtube auf und nieder. Um vier Uhr war man in Radolfszell und ich ruhte dann noch bis nach ſieben Uhr, ſo daß ich friſch die Weiterreiſe antreten konnte. Eine halbe Stunde weit fuhr ich auf dem See und gieng dann auf badiſcher Seite an dem ſich zum Rheine verengenden Seezuge nach Stein. Der Himmel wechſelte mit Regen und Sonnenſchein, und das gab mannigfaltige Beleuchtungen.

Zu Stein langte ich um ein Uhr an und begab mich gleich nach genommener Erfriſchung zum Pfarrer Kirchhofer. Den Liederband hatte er mir nicht geſchickt, weil er ihn bis jetzt nicht wieder gefunden hatte. Doch gab er für den Fall des Auffindens gute Zuſicherung. Ich beſchloß, von Stein aus den Weg nach St. Gallen über Frauenfeld zu nehmen, da ich dieſen Hauptort des Thurgau's noch nie geſehen hatte. Kirchhofer machte eine anſehnliche Strecke des Weges, der drei Stunden beträgt, meinen Wegweiſer, denn es iſt keine ſehr beſuchte Straße und man läßt ſich einmal, in Ermanglung einer Brücke, über die ſtark ſtrömende Thur ſchiffen.

Herr Briel, den ich in Frauenfeld aufſuchte, war in Zürich. Dagegen fand ich bei deſſen Schwager, dem Rector und Pfarrer Mörikofer, der ſich auch mit älterer deutſcher Literatur beſchäftigt, ſehr freundliche Aufnahme, brachte den Abend in ſeiner Familie zu und erhielt von ihm, was mir in Stein nicht geworden, einen Band mit alten Liederdrucken, den er mir zu benützen mitgab und der mir, wenn auch nicht erhebliche Ausbeute, doch immerhin eine Erweiterung meiner Kenntniſſe dieſes Feldes gewährt. Geſtern Morgen gieng ich, von Mörikofer begleitet, drei Stunden bis Münchwyl, und fuhr dann mit der Poſt nach St. Gallen, wo ich um fünf Uhr ankam. Ich wollte eben von einigen Adreſſen, die mir Mörikofer mitgegeben, Gebrauch machen, als man mir ſagte, daß eine dieſen Morgen begonnene wichtige Sitzung des Großen Rathes über die Inſtruction der St. Galliſchen Geſandtſchaft zur Tagſatzung in der Aargauiſchen Kloſterfrage noch immer fortdaure; das wollte ich doch nicht verſäumen und war auch bis nach neun Uhr in der Sitzung, die vor einem dichtgedrängten Publikum ſtatt fand. Um dieſe Zeit waren die Hauptfragen entſchieden, auf eine, wie mir ſcheint, diplomatiſch verzwickte Weiſe, welche zeigt, daß auch in dieſem Kanton die Reaktion der katholiſchen Partei ſtark heraufgewachſen iſt. Die Verhandlung war übrigens lebhaft und intereſſirte mich.

Jetzt, Vormittags, will ich meine Gänge machen und kann freilich noch nicht wiſſen, ob oder wie lange ich hier beſchäftigt ſein werde. Den Rückweg gedenke ich über Laßbergs alten Seethurm zu nehmen.

Ich hoffe, daß auch Du, Liebſte! wohl und geſund ſeieſt und mich über dieſe weitläufige Beſchreibung einer kurzen Reiſe ſchönſtens beloben werdeſt.

Innig Dein
L."

Nachdem ſich Uhland den Winter über mit der Volksliederſammlung beſchäftigt, reiste er dieſer zu liebe in die Maingegenden.

Uhland an ſeine Frau.

Frankfurt, Samſtag, 14. Mai 1842.

„Daß ich nicht auf Deinen Geburtstag in Tübingen zurück ſein könne, hat ſich nun freilich gezeigt. Dennoch werde ich an dieſem Tage innig bei Dir ſein, auf dem Rhein und auf dem Heidelberger Schloß. Geſtern war ich in Seligenſtadt an der Stelle, wo Eginhard und Emma beiſammen beſtattet ſind; wäre das Grabmal nicht mitten in der alten Kirche, wo keine Blumen wachſen, ſo würde ich Dir eine abgebrochen haben.

Die Zeit reicht nicht, von meiner Wanderung umſtändlich zu berichten. Seit ich bei Eberbach das Dampfboot verlaſſen, war ich Fußreiſender durch den Odenwald, über Erbach, Michelſtadt, Amorbach nach Werthheim und dem ehemaligen Kloſter Brummbach, dann wieder Main abwärts bis Miltenberg. Dort nahm ich geſtern Morgen einen Einſpänner nach Seligenſtadt und von da langte ich mit einem Retourkutſcher noch zeitig genug in Frankfurt an, um an dem ſchönen Abend noch faſt die ganze Stadt umwandern zu können. Aſchaffenburg ſah ich nur aus der Entfernung, es war mir der Bibliothek wegen darum zu thun, den Samſtag hier zu ſein, und ich werde gleich nachher Böhmer aufſuchen.

Meine Reiſe war im Ganzen vom Wetter ſehr begünſtigt. Wann im Odenwald die Vögel ſo vielſtimmig ineinander ſangen, war mir, ich müßte unſern Wilhelm luſtig mitpfeifen hören.

Du wirſt nun mit Deiner theuren Freundin und ihren Kindern viele Zeit im Garten zubringen; hoffentlich eilt ſie nicht ſo ſehr wieder nach Hauſe, daß ich ſie nicht um die Mitte der Woche noch in Tübingen treffen ſollte; grüße ſie beſtens von mir!

Für meine literariſchen Zwecke hat ſich mir bisher keine Ausbeute ergeben als die Spuren verlorener Liederbücher. Ob Frankfurt noch etwas abwirft, muß ſich heute zeigen.

Ein ernſter Reiſebegleiter war mir in den letzten Tagen der Gedanke an das ungeheure Unglück Hamburgs, wovon ich zuerſt bei der Ankunft in Werthheim Kunde erhielt; ich empfand an mir, wie mannigfach dieſe Flammenſchrift an Geiſt und Geſinnung ſprechen muß. Ob die Eindrücke tiefer gehen, wird die Zeit lehren.

Lebe wohl, Theuerſte! und gedenke auch Du liebend
Deines L."

Im Juli dieſes Jahrs wurde Uhland durch einen kurzen Beſuch von Nikolaus Niembſch erfreut. Nachher beſuchte Niembſch auch Freund Kerner in Weinsberg und erzählte ihm, daß Uhland ihm aus ſeiner Abhandlung über das Volkslied vorgeleſen habe. Er ſoll darüber geſagt haben: „Uhland hat ſich ganz in Liebe hingegeben an das Mittelalter. So ein Buch iſt für unſere Zeit ein Segen. Das klopft einmal wieder an der rechten Thüre, am Herzen. In einer Zeit, wo alles Abſtraktion, iſt dieß Beſchäftigen mit dem alten Volksliede viel werth. Es iſt wieder Naturboden.

Es iſt das Schwerſte, Alles ſo umfaſſend und prächtig einfach hinzuſtellen, wie er; man ſieht dem Mittelalter bis in's Herz hinein. Und dieſe Spürkraft, die Uhland hat! Wie der Indianer im Graſe weiß er die leiſeſte Spur zu finden." Es war der letzte Beſuch, den Niembſch in Tübingen gemacht. Wohl aber hat ihn Uhland während ſeines traurigen Aufenthalts in Winnenthal beſucht.

Nach Niembſch's Abreiſe traten Uhlands eine Reiſe nach Norddeutſchland an, welche auch auf Kopenhagen ausgedehnt wurde. Beide hatten die See noch nicht geſehen und in Kopenhagen hoffte Uhland auf der Bibliothek ſeine Sagenforſchungen vervollſtändigen zu können.

Bis nach Düſſeldorf wurde die Reiſe auf dem Rhein gemacht, dort die Bildergallerie beſichtigt und dann ging es Tag und Nacht fort nach Bremen. Die Söhne und die Tochter einer werthen, ſchon aus dem Leben geſchiedenen Freundin waren gütig bemüht, die Merkwürdigkeiten ihrer Vaterſtadt den Fremden zu zeigen. Da die alte Hanſeſtadt Uhlands ſehr intereſſirte, ſo machte Schwabs zweiter Sohn, der ſich damals in Bremen aufhielt, den Vorſchlag, mit ihm eine Fahrt auf der Weſer, der Stadt entlang, zu machen. Die alten hochgiebelichten Häuſer, mit Krahnen zum Ein- und Ausladen von Waaren verſehen, gaben ein lebhaftes anziehendes Bild der alten Handelsſtadt. Eine Abendcollation im Bremer Rathskeller war durch die Oertlichkeit und die Freundlichkeit der Bewirther noch labender als durch die Darreichung der berühmten Apoſtelweine.

Von der Weſer ging es nun zur Elbe, in das durch den ſchrecklichen, kaum erſt gedämpften Brand ſchwer heimgeſuchte Hamburg. Rechts und links vom Gaſthof, in dem die Reiſenden Wohnung genommen, lag alles in Trümmern. Von dem Hauſe gegenüber ſtand wohl noch die Façade, aber durch die ausgebrannten Fenſteröffnungen ſchaute man in den Graus der Zerſtörung. Auch der Blick von dem bekannten Jungfernſtieg zeigte weithin das Brandunglück. Uhland wurde von ſeinen früheren Bekannten, dem Syndicus Lappenberg und Profeſſor Wurm's freundlich aufgenommen und auch Neubekannte, wie Profeſſor Peterſen, erwieſen viele Freundſchaft. Ein Bruder des Letzteren, Steuermann auf einem Weſtindienfahrer geleitete die Reiſenden auf ſein Schiff. Ein ſolches Seeungethüm hatten die Binnenlandbewohner freilich noch nie geſehen! Von Lappenberg wurden ſie zu ſeiner Geburtstagsfeier nach Blankeneſe, auf das Gut ſeines Schwiegervaters, eingeladen. Schon vom Zimmer aus, und noch mehr von einem hoch aufgemauerten Walle des Parks, am Ufer der Elbe hinführend, war die Ausſicht den ſtattlichen Strom mit den vielen Segelſchiffen hinab beim Sonnenuntergang eine großartige und reizende zugleich, da der Park mit herrlichen Bäumen beſetzt war. Fühlte ſich Uhland durch das Geſpräch des gelehrten Freundes angezogen, ſo war ſeiner Frau ein Spaziergang mit der durch ihre Wirkſamkeit für Arme und Verlaſſene ſo rühmlich bekannten Amalie Sieveking von großem Werthe. Die Bekanntſchaft edler Menſchen iſt ja doch die beſte Reiſeerrungenſchaft. Von Hamburg fuhren Uhlands nach Kiel, wo ſie von den Landsleuten Pfaff und Dorner aufs Liebreichſte begrüßt und in den Kreis ihrer Bekannten eingeführt wurden. Uhland zu Ehren wurde ein großes Gaſtmahl in dem nahen Seebad Düſterbrook veranſtaltet. Auf reich geſchmückten und bewimpelten Schiffen, von Muſik begleitet, fuhr die große Geſellſchaft vom Hafen ab. Bei Tiſche wollten die Toaſte gar nicht enden. Wenn die Trinkſprüche Deutſchland galten, ſo ſtimmte Uhland von Herzen ein, ſich ſelbſt aber ſo überſchwänglich als es hier geſchah, preiſen zu hören, war für ſeinen beſcheidenen Sinn faſt peinlich. Liebe und Anerkennung that ihm freilich wohl, er mochte ſie aber lieber im Stillen fühlen dürfen als hören und — darauf antworten ſollen! Er war im Herzen dankbar und erfreut über die mehr als gaſtliche Aufnahme, die er in Kiel gefunden, äußerte aber ſpäter: eine Morgenfahrt im Nachen mit einem der Kieler Profeſſoren, ein erquickendes Seebad und Frühſtück darauf ſei doch ein behaglicherer Genuß als die große Ehre, die ihm zu Theil geworden. Nicht ohne Grund ſang einſt Freund Schwab von ihm: „Du liebeſt nicht das laute Lieben!“ Der freundſchaftliche, trauliche Ton der Kieler Profeſſoren unter einander gefiel Uhland gar wohl; er meinte, er habe es noch ſelten auf einer Univerſität ſo getroffen. Die zwei Tage in Kiel blieben ihm eine liebe Erinnerung. Die Fahrt auf der Oſtſee von Kiel nach Kopenhagen war ein neuer großer Genuß. Uhland konnte kaum vom Verdeck herabkommen. Die Mitternacht fand ihn noch oben und vor Sonnenaufgang war er wieder dort. Es fügte ſich auch günſtig, das Wetter war ruhig und klar und auf halbem Wege, ferne von allem Lande, ſahen die Reiſenden eine Reihe ruſſiſcher Linienſchiffe in geringer Entfernung vorüberziehen. In Kopenhagen war Uhland von Huldigungen gänzlich verſchont, aber durch einen Landsmann, den Hofbaumeiſter Hetſch, wurde unſern Reiſenden viele Freundlichkeit erwieſen, während mehrere Dänen, mit denen ſie in der Heimath bekannt geworden, die damals in ihrem Hauſe gerne verweilt und auf die ſie ſich gefreut hatten, ſich nun fremd und gleichgültig zeigten.

Die Zeitungsberichte von Kiel, von den ausgebrachten Toaſten auf Deutſchland mochten vielleicht erkältend gewirkt haben.

Die Bibliothek hielt Uhlands eine Woche feſt, dann fuhren ſie noch im Sund hinauf nach Helſingör. Am andern Morgen ging es zur Feſtung Karlskrona. Dieſe bot einen herrlichen Ausblick auf die Oſtſee, auf die nahe ſchwediſche Küſte und auf der andern Seite über einen großen Theil der Inſel Seeland. Uhland hatte beabſichtigt, auf die ſchwediſche Küſte überzuſetzen und das nahe Vorgebirge Kullen zu beſteigen; da es aber ſchwerer war, ſich verſtändlich zu machen als er geglaubt hatte, weil er mit Leichtigkeit die nordiſchen Sprachen leſen konnte, ſo gab er dieſen Plan auf und kehrte zu Lande, viel durch herrliche Buchenwälder, nach Kopenhagen zurück. Dort wurden in der Frauenkirche auch Thorwaldſens Meiſterwerke, Chriſtus und die Apoſtel und in ſeinem Atelier noch ſonſt viel Schönes bewundert.

Von Kopenhagen ſchifften Uhlands nach Lübeck über, wo ſie ſehr freundlich aufgenommen wurden. Im Lübecker Rathskeller war große Männergeſellſchaft, nachher wurde Uhland unter Fackelſchein ein Ständchen und Hoch gebracht. Herrlich nahmen ſich die alterthümlichen Gebäude am Marktplatze, von der Gluth der zuſammen geworfenen Fackeln beleuchtet, aus. Lübeck, beſonders die uralte Schifferhalle, mit einem an der Decke aufgehängten alten Boote, gefiel Uhland beſonders wohl. Nun ging es nach Lüneburg, wo wieder ein ſehr freundlicher

Empfang ihrer wartete und dann über Braunſchweig nach Wolfenbüttel. Dort hielten die Schätze der Bibliothek Uhland mehrere Tage feſt. Von Braunſchweig war er weggeeilt, ſobald er von einer Einladung hörte, aber die gaſtfreundliche Geſinnung folgte nach Wolfenbüttel nach und es wurde ihm zur Ehre eine Zuſammenkunft auf der alten Harzburg, unweit vom Brocken, veranſtaltet. Vom Städtchen Harzburg zog man mit Muſik voran zur Ruine hinauf und dann zu einem mit Feſtons geſchmückten Platz in einem Wäldchen. Dort wurde Halt gemacht, aber — der Sprecher, der Uhland begrüßen ſollte — fehlte. Nach einigem verlegenen Warten kam derſelbe, ein ſchon älterer, freundlicher Conſiſtorialrath, und ſprach ein lateiniſches Begrüßungsgedicht. Es hatte mit „Verehrter Greis“ beginnen ſollen, als aber der originelle Mann geſehen hatte, daß Uhland noch gar nicht wie ein Greis ausſah, war er verſchwunden, um die Eingangsſtrophe abzuändern. Im Freien wurde nun ein Gabelfrühſtück eingenommen, es ging ganz luſtig zu, die feierlichen Toaſte unterblieben glücklicherweiſe für Uhland. Gegen Abend trennte ſich die Geſellſchaft, die Einen fuhren nach Braunſchweig zurück und Andere begleiteten Uhlands auf den Brocken, wo die Nacht zugebracht wurde. Aber weder im Abendlicht noch bei Sonnenaufgang war der Himmel klar genug, um die Fernſicht zu genießen. Vom Brocken herabgeſtiegen, fuhren Uhlands nach Wernigerode, wo Uhland den gelehrten Bibliothekar Zeisberg und ſeine reiche Bibliothek beſuchte. Es war nach den belebten

Tagen ein erwünſchter Genuß für Uhland, mit einem ſo gefälligen und unterrichteten Studiengenoſſen in ſeinem freundlichen Hausweſen und unter den Bücherſchätzen ſich aufzuhalten. Von Wernigerode wurde über Gotha und Würzburg die Rückreiſe fortgeſetzt und ohne ferneren Aufenthalt die Heimath erreicht.

Uhland an ſeine Frau.

Tübingen, 28. November 1843

„Liebſte Emma!

Die Nachrichten, wie gut es Dir im Kreiſe der Geſchwiſter geht, haben mich herzlich erfreut. Auch Kunſtgenüſſe ſind Dir bereitet. Mich wird zwar die Vorſtellung des Herzog Ernſt nicht nach Stuttgart führen, Du weißt ja, daß ich Trauerſpiele nicht gerne beſuche; um ſo mehr aber würde es für mich von Intereſſe ſein, von Dir, als einer unparteiiſchen Zuſchauerin, zu vernehmen, wie das alte Ritterſtück ſich in dieſer modernen Welt ausgenommen hat. Vor Wilhelm darf ich nicht äußern, welches Vergnügen Du ihm bald zugedacht; auch ich würde ihm daſſelbe von Herzen gönnen, aber ſein eben erſt angetretener neuer Studienlauf würde doch auf einige Tage unterbrochen werden; auch der Confirmationsunterricht beginnt am Freitag wieder. Letzten Freitag hat er mit vergnügtem Geſicht ein gutes Zeugniß gebracht.

Du erhältſt hiebei zwei auf den 5. December fällige

Zinsquittungen, womit Du, wie ich hoffe, Dir und mir recht ſchöne Einkäuſe machen wirſt.

Der Taglöhner meint, daß es jetzt guter Boden zum Baumſetzen wäre. Es ſind außer dem vom Einſiedel verſprochenen Pfirſichbaum vier Stücke erforderlich. Einen Lederäpfelbaum und einen Bödigheimer würde man vielleicht zweckmäßiger vom Einſiedel beziehen als aus dem wärmeren Unterlande, aber eine gute Winterbergamotte und ein Aprikoſenſtämmchen möchten eher in Stuttgart zu Hauſe ſein.

Neues von hier weiß ich Dir nicht zu ſchreiben. Sei innig gegrüßt von

Deinem L."

Die bisherigen Briefe Uhlands an ſeine Frau waren größtentheils Reiſeberichte, der obige zeigt ihn nun auch als Hausvater. Der Garten war ihm zur Freude, er intereſſirte ſich namentlich für ſeine Bäume. Es war ihm und ſeiner Frau auch eine ergötzliche Beſchäftigung, nicht gar zu hohe Bäume zuſammen abzuleeren, obgleich er wegen ſeiner Kurzſichtigkeit häufig dabei das Glas zum Auge führen mußte. Geldgeſchäfte hingegen waren ihm läſtig und ſeine Schwäger ſtanden ihm deßhalb oft bei, rühmten auch immer, wie leicht mit ihm etwas zu beſorgen ſei, weil, was er that oder ſchrieb, mit Pünktlichkeit und Klarheit geſchah.

Den Winter über arbeitete Uhland an der Zuſammenſtellung der Volkslieder und an ſeinem Aufſatz dazu. Der Wunſch nach Vervollſtändigung dieſer Sammlung veranlaßte ihn zu einer Bitte in der Allgemeinen Zeitung um Mittheilung von Volksliedern und im Frühjahr zu einer Reiſe nach Nürnberg, Zwickau und Leipzig. Das Ergebniß derſelben enthalten die folgenden Briefe an ſeine Frau.

Nürnberg, Sonntag, 21. Mai 1843.

„Liebſte Emma!

Du wirſt mich wegen des ſchlechten Reiſewetters bedauert haben. Allein da ich dieſe Zeit über beſchäftigt war, ſo kam es mir für meinen Theil weniger auf die Witterung an. Für meine Liederſammlung zeigt ſich dießmal hier gute Ausbeute und es hat ſich bereits als zweckmäßig erwieſen, dieſe Reiſe noch vor Beginn des Druckes zu unternehmen. Beſonders iſt die Merkel'ſche Handſchrift, die ich ſeit vorgeſtern im Hauſe habe, reichen und für mich erheblichen Inhalts. Sie nach Tübingen zu erhalten, ſcheint Schwierigkeit zu haben, auch iſt es ein mächtiger Folioband, der nicht ſehr reiſefertig ausſieht.

So werde ich, beſonders wenn noch ein Ausflug nach Schwabach hinzukommt, nicht vor Mitte der Woche von hier fortkommen. Damit zieht ſich freilich meine Reiſe etwas länger hin als ich bezweckt hatte; allein es würde mich doch nachher reuen, wenn unbenützt geblieben wäre, was ich bereits in Händen hatte. Leid iſt mir freilich, daß eben dadurch auch eine Störung in Deinen Reiſeplan kommen kann.

Meine Ankunft fand am Donnerſtag gegen zehn Uhr

Vormittags ſtatt. Von Roth und Profeſſor Meyer, den ich vor zwei Jahren am Poſtwagen in Waiblingen kennen lernte, wurde ich freundlich aufgenommen und thätig gefördert. Vorgeſtern war ich bei Herrn von Tuchers Geburtstagsfeier in deſſen Hauſe, geſtern Abend, bei heiterem Sonnenuntergang, machte ich einen Spaziergang auf den Johanniskirchhof und ſah am Eingange deſſelben Krafts Chriſtus am Kreuze in der wirkſamſten Beleuchtung durch das ſinkende Sonnenlicht.

Wenn Du mir nach Empfang dieſes ſchreiben wollteſt, poste restante nach Zwickau, ſo könnte ich wohl dort Nachricht von Euch erhalten, wonach ich mich ſo ſehr ſehne. Jedenfalls ſchreibe bald nach Leipzig. Hier werde ich ohne Zweifel vergeblich ſchon nach einem Briefe von Dir fragen. Den Tag meiner Abreiſe von hier werde ich Dir noch beſtimmter ſchreiben, ſobald ich ihn wirklich angeben kann.

Lebe wohl und ſei mit Wilhelm innig gegrüßt von

Deinem L.

Die bedeutendſten Kunſtwerke ließ ich nicht unbeſucht, beſonders fand ich Sonntag Morgen die Lorenzkirche in ihren farbigen Fenſtern herrlich erleuchtet.“

Leipzig, 30. Mai 1843.

„Liebſte Emma!

Da ich auch hier mit der Zeit in einigem Gedränge bin, ſo kann mein Reiſebericht wieder nur kurz und dürftig ausfallen, die Ausmalung muß ich auf das Wiederſehen verſchieben. In Zwickau kam ich am Freitag

Abends zehn Uhr an, nachdem ich auf der Mittagsſtation in Hof unerwartet Herrn Erhard, der von der Leipziger Meſſe kam, angetroffen hatte. Den Samſtag blieb ich in Zwickau, wo ich die Bibliothek mit ihrem einſtigen Liederſchatze wirklich rein ausgeplündert fand. Ein einziges Lied, von unſerem Herzog Ulrich, der mir auch in Nürnberg begegnete, und der Schlacht bei Laufen, fand ich dort in einem mir noch unbekannten Drucke.

Uebrigens ward mir die freundlichſte Aufnahme, Conrector Lindemann führte mich Abends einen ſchönen Weg in das Muldethal und auf eine Anhöhe, von der man den Ausblick nach dem Erzgebirge hat. Das Hofleben der reichen Kohlenbauern, die rings bei ihren Kohlenſchachten in ſtattlichen Häuſern wohnen, deren eines eine wahre Villa, war mir neu und eigenthümlich. Auf dem Rückwege kamen wir nach einem Beluſtigungsorte der Zwickauer, dem Schwanenſchlößchen, über einem großen Teiche gelegen, wo ich durch eine große Geſellſchaft von Geſangfreunden überraſcht wurde. Sonntag Morgens fuhr ich auf einem ſogenannten Perſonenwagen nach Altenburg, in Begleitung des Juſtizamtmanns von Zwickau, Heiſterbergk, und ſeines hübſchen Knaben. Derſelbe war ſchon bei der Abendgeſellſchaft geweſen und fuhr jetzt mit mir auf Beſuch bei Verwandten in Leipzig; auf dem Wege ſahen wir viele Altenburger Bauersleute, von der Kirche kommend, in ihrer berühmten Volkstracht. In Altenburg, wo Mittag gemacht wurde, ſahen wir das Schloß, die Wachtparade und die vermauerten Fenſter, aus denen einſt die Prinzen geraubt wurden; ein Anſchlag bedroht mit zweitägigem Gefängniß jeden Erſteiger der Felſen, wahrſcheinlich damit nie mehr ein Prinz geſtohlen werde. Auf der Eiſenbahn kamen wir Nachmittags hier an und Abends holte mich mein Herr Juſtizamtmann mit ſeinem Schwager, einem jungen Prediger und deſſen Frau zu einem Gang in das Roſenthal ab. Dieſer „Dyregaarden“[1] der Leipziger, jedoch ganz nahe an der Stadt beginnend, iſt ein herrlicher, meilenweit ſich erſtreckender Eichwald; bei Gartenmuſik tranken wir Kaffee und hörten dann am Ufer der ſtark angeſchwollenen Elſter den Geſang der Nachtigallen nebſt dem Rufe des Kuckucks und dem Gezwitſcher der Grasmücke.

Geſtern Morgen ſchickte mir der Amtmann durch ſeinen Knaben ein kleines Gedicht zu, worin er ſich meinen Namen in ein hier erkauftes Exemplar meiner Lieder erbat. So gibt es nicht bloß in Schwaben poetiſche Oberamtsrichter! Vormittags machte ich die nöthigen Gänge, Nachmittags beſuchte ich zwei Bibliotheken, auf denen ich nicht Vieles, aber doch Einiges traf, was mich beſchäftigte. Zum Abendeſſen war ich in Geſellſchaft mehrerer Profeſſoren, auch der Buchhändler Reimer und Hirzel, bei Haupt, der ſich mir ſehr gefällig erweiſt. Hier wurde mir von den Studenten ein Vivat und Gaudeamus gebracht.

Heute Nachmittag will ich nun mit dem Bahnzug nach Dresden abgehen; Hoffmann von Fallersleben, der mich hier gleich auf der Rathsbibliothek aufſuchte, wird mit mir fahren. Dresden wird mich immerhin einige Tage feſthalten, dann denke ich wieder über Leipzig und Nürnberg, wo ich noch weiteren Beſcheid zu holen habe, die Rückreiſe zu machen. Dein zweiter Brief kam mir noch in Zwickau, gerade vor der Abreiſe, zu, den erſten langte ich geſtern hier ab und war durch beide höchlich erfreut. Ob ich in Dresden oder hier wieder einen finden werde, weiß ich freilich nicht. Aber nach Nürnberg könnteſt Du mir wohl noch ſchreiben. Thu' es doch, Liebe, und laß mich damit wieder die Heimathluft anwehen. Biſt Du noch in Tübingen, ſo grüße Wilhelm, Fritz, Mayer herzlich. Lebe wohl und denke

---

[1] Bezieht ſich auf den Dyregaarden bei Kopenhagen.

Deines L."

Dresden, Pfingſtfeſt, 4. Juni 1843.

„Liebſte Emma!

Heute Nachmittag, liebſte Emma, werde ich von hier, dem Endpunkte meiner Reiſe, mit dem Bahnwagen nach Leipzig zurückfahren. Dort hatte mir noch am Tage meines Abgangs ein junger Mann, Dr. Leyſer, der bei der Bibliothek angeſtellt iſt und früher ſelbſt eine Volksliederſammlung beabſichtigte, Mehreres mitgetheilt und noch Einiges in Ausſicht geſtellt, was mich wohl noch einen Tag in Leipzig feſthalten wird, ſo daß ich vermuthlich erſt am Dienſtag wieder auf die Eiſenbahn komme. Auch Nürnberg wird noch einen Tag erfordern, was mich zugleich der Beſchwerde enthebt, drei Nächte hintereinander auf dem Eilwagen zu ſein.

So dürfte meine Ankunft in Stuttgart etwa am Freitag erfolgen, genau kann ich freilich den Tag nicht beſtimmen. Du biſt wohl bereits dort angekommen.

Hier in Dresden war für meinen beſonderen Zweck geringe Ausbeute, doch brachte ich die Vormittage auf der Bibliothek zu, die mir, wenn nicht für die Sammlung, doch für die Abhandlung Brauchbares darbot. Freundliche Aufnahme iſt mir auch hier geworden. Oberbibliothekar Falkenſtein brachte mir herbei, was ihm irgend für mich dienlich erſchien, und war erfreut über die Beiträge, die ich ihm zu ſeiner Autographenſammlung lieferte. Der zweite Bibliothekar, Klemm, Beſitzer einer Sammlung deutſcher Alterthümer, behielt mich, nachdem er mir ſolche lehrreich gezeigt, beim Abendeſſen. Der Dichter Julius Moſen führte mich in die Werkſtätte des Bildhauers Hänel, bei dem das Modell zum Standbilde Beethovens für den Münſterplatz zu Bonn, ein wohlgelungenes Werk, zu ſehen war; von da brachte er mich nach dem Dorfe Steelen, wo er im Sommer mit ſeiner Familie wohnt, und hatte eine kleine, aber für mich paſſende Geſellſchaft eingeladen. Geſtern Abend ging ich noch auf eigene Fauſt nach dem ein halbes Stündchen von hier entlegenen großen Garten, dem Hauptſpaziergange der Dresdner, einem ſchönen Walde, wie das Leipziger Roſenthal, zwar ohne Fluß, aber mit Ausſicht nach den Höhen der ſächſiſchen Schweiz. Während ich meinen Durſt am geringen Bier ſtillte, ſchlürfte ein Dresdner Bürger neben mir einen Stiefel Zuckerwaſſer; er war voll Lobes ſeiner Stadt und Gegend, und als ich darein einſtimmte, gewann ich mir ſeine Gunſt und er geleitete mich auf einem ſchönen Wege durch den von Vogelſang durchhallten Wald nach der Stadt zurück. Dresden iſt wirklich eine ſchöne Stadt, ſeine Kirchen und die vielen palaisartigen Gebäude im Geſchmack der Renaiſſance und des Rococco, dabei aber grüne Alleen, Gartenanlagen, Terraſſen mit der Ausſicht auf den breiten, durch die berühmte Brücke, die ſtets voll Wandelnder iſt, durch Dampfſchiffe und andere bewimpelte Fahrzeuge belebten Strom, auf den ich auch von meinem Zimmer in der Stadt London, einem recht guten Gaſthauſe, den Ausblick habe; ein beſtimmter Charakter, ein ganz anderer als der von Nürnberg.

In die Gallerie führte mich geſtern der Maler Rolle und machte mir es möglich, auch in kürzerer Zeit das Schönſte der großen Sammlung kennen zu lernen. Die Madonna ſah mich, in der Lebensfarbe, freundlicher an als im Kupferſtiche, der ſie etwas ernſter gemacht hat.

Für dieſen Vormittag hat mich Hoffmann von Fallersleben zu ſich beſchieden, er hat ſeine Kiſten öffnen laſſen, um mir ſeine Sammlungen zu zeigen.

Wie ſehr freue ich mich nun auf das Wiederſehen!

Dein L."

Für die werthe Nähe von Freund Schwab, der bald nach dem Tode ſeines Sohnes als Stadtpfarrer nach Stuttgart zurückkehrte, wurde Uhland im Frühjahr 1843, durch die Ernennung von Karl Mayer zum

Oberjuſtizrath in Tübingen, der faſt tägliche Umgang eines andern theuren Freundes und Jugendgenoſſen zu Theil.

Profeſſor Lachmann von Berlin an Uhland.

Berlin, 4. November 1843.

„Mein hochverehrter Freund!

Die zweite Ausgabe vom Walther ſtellt ſich Ihnen mit einem Vorblatte dar, das ganz in demſelben Sinne, wenn auch vielleicht mit etwas anderen Worten, ſchon vor der erſten hätte ſtehen können, wenn mich nicht eine Art jugendlicher Blödigkeit davon abgehalten hätte. Möchten Sie nun mit den Zuſätzen der zweiten Ausgabe wenigſtens nicht ganz unzufrieden ſein.

Sie ſind wenigſtens mit Liebe gemacht und thun mir nur als verlaſſene Kinder weh, weil ich ſehe, daß eine Fortſetzung des „Minneſangs Frühling,“ wie ich auf Tſcherningiſche Weiſe die Lieder des zwölften Jahrhunderts zu nennen vorhabe, in meinem nächſten, durch die Läppereien des Rectorats verkümmerten Jahre, nicht zu Stande kommen wird.

Wenn Sie wüßten, oder ſich beſtimmter deutlich gemacht hätten, wie Bekker und ich es ſchmerzlich empfunden haben, daß Sie nicht entweder nach Berlin gekommen ſind oder uns nach Leipzig beſchieden haben, ſo hätten Sie uns Beiden das nicht zu Leide gethan. Indeſſen wir ſind noch alle vier jung genug, um das Verſäumte gut zu machen.

Indeſſen empfehle ich mich in herzlichem Zutrauen Ihrem Wohlwollen als

Ihr ergebenſter

L. Lachmann.“

Uhland an Profeſſor Lachmann.

Tübingen, 13. November 1843.

„Verehrteſter Freund!

Den werthvollen Geſchenken, die mir von Ihrer freundſchaftlichen Güte zugekommen ſind, haben Sie eines hinzugefügt, das ich mir ſo beſonders aneignen, zur Ehre und Freude rechnen darf. Ich habe den neuen Walther kaum erſt in Händen und bin durch bedeutſame Bemerkungen und Winke ſchon mannigfach angeregt und belehrt. Jetzt darf ich den Ausdruck meines innigen Dankes nicht mehr zurückhalten, mit dem ich früher nur darum gezögert habe, weil es unter Strebſamen der beſte Dank iſt, je nach Vermögen ein Lebenszeichen, ein fertiges Werk für das andere zu bieten. Noch kann ich aber von meiner Seite nichts aufweiſen, da mein Neueſtes, die Volksliederſammlung, erſt in dieſen Tagen an den Verleger abgeht; und dann iſt eben noch die Frage, wie die Sachkundigen es aufnehmen werden; denn, wie Sie zum Iwein bemerken, erſt gedruckt werden ſolche Dinge vollkommen deutlich, und meine Arbeit insbeſondere war eine einſame, ohne Beirath und prüfendes Auge von Freunden.

Der Ausblick, den Sie in das zwölfte Jahrhundert erſchließen, das ſchöne Vorhaben, die Lieder deſſelben zu ſammeln, wozu nun durch Pfeiffers gewiß ſorgfältige Ausgabe der Weingarter Handſchrift eine Vorbedingung erfüllt iſt, hat für mich um ſo größeren Belang, als auch die Geſchichte des Volkslieds mich überall auf jene jugendfriſche, ahnungsvolle Zeit hinweist.

Als ich im Mai dieſes Jahrs mich auf die Reiſe begab, ſtand mir allerdings Berlin im Sinne, wo theure Freunde aus früherer Zeit meiner treulich gedenken, und wo mir ein lange gehegter Wunſch erfüllt werden konnte, die Brüder Grimm einmal auch perſönlich kennen zu lernen. Dagegen war mir Menſebachs Liederſchatz nicht eine Verlockung, ſondern für dießmal eine Abhaltung. Quid juvat aspectus? Ich muß es natürlich finden, daß er, was er mit Liebe, Einſicht und großen Opfern geſammelt, auch für den entſchiedenſten Beruf der eigenen Herausgabe zuſammenhält. Damit iſt er in ſeinem vollen Recht. Ein Anderes aber, ein Unrecht iſt es, daß er ſeltene Bücher öffentlicher Bibliotheken auf unbegrenzte Zeit in ſeinen Verſchluß nimmt und ſo der freien Benützung jedes Anderen entzieht. Auf die ſeltenen Liederſammlungen der Zwickauer Bibliothek (Aufſeß's Anzeiger 1, 747, vgl. Bragur V. 2. S. 27) kann ihm ein ausſchließlicher Nießbrauch nicht zuſtehen, und nachdem ich an Ort und Stelle Kenntniß genommen, glaube ich in meiner Quellenangabe eine Mahnung nicht unterlaſſen zu dürfen, daß die ſeit vielen Jahren vorenthaltenen Liederbücher doch endlich wieder dahin geſtellt werden, wohin ſie gehören. Volkslieder ſind keine Monopole. Daß mir ſo manche der beſten Quellen, die ich vorhanden weiß, doch nicht erreichbar waren, wie z. B. auch eine öffentliche Anfrage nach den drei Theilen der Bergreihen, Nürnberg bei Hans Dautmann 1543 (wovon, wie ich neuerlich höre, von der Hagen eine Abſchrift haben ſoll) vergeblich war; dieſe Mangelhaftigkeit meines Unternehmens iſt mir jetzt, da ich abſchließen ſoll, beſonders fühlbar. Allein ich weiß nirgend weiter anzuklopfen und gebe nun, was ich geben kann.

Ueber den Streit der Jahreszeiten habe ich Manches zuſammengebracht und Sie ſelbſt haben mir aus dem dritten Bande der Müller'ſchen Sammlung den Kampf des Maien mit dem Herbſte freundlich mitgetheilt. Nun iſt auch ein niederländiſches Lied: vanden zomer und vanden winter etc. (Haupts Zeitſchrift 1. 238) angezeigt. Ich wandte mich deßhalb durch Pfeiffers Vermittlung an Herrn Zacher und dieſer verſprach ſeine Abſchriften aus dem Haager Codex an Pfeiffer zu ſchicken, ſobald Sie derſelben nicht mehr bedürfen würden. Mir iſt es nur um das einzelne Stück zu thun und Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie von demſelben eine Abſchrift für mich nehmen ließen, ja nicht, wie früher, ſelbſt nähmen. Herrn Zachers Zuſtimmung glaube ich nach obigen Umſtänden vorausſetzen zu dürfen.

Grüßen Sie mir Freund Bekker beſtens und ſeien Sie ſelbſt aus treuem Herzen gegrüßt

von Ihrem ergebenſten

L. U."

Von einer kleinen Reiſe in das Breisgau, die Uhland im Spätjahr noch unternommen, berichtet er in einem Briefe an den Profeſſor Dr. Schreiber in Freiburg.

Tübingen, 1. Februar 1844.

„Verehrter Freund!

Sie haben mich durch die gütige Zuſendung Ihrer neueſten Abhandlung auf das Angenehmſte überraſcht. Bin ich gleich in den keltiſchen Alterthümern ein Laie, ſo hat doch dieſe Wiederentdeckung eines verſchütteten Volkslebens für mich den größten Reiz. Die Feen hatte ich mir ſogleich verſchafft, als ich von dem Erſcheinen dieſer akademiſchen Schrift Kunde erhielt, und ich werde nun durch eines der beiden Exemplare meinen gelehrten Freund, Profeſſor Keller, erfreuen. Sie haben jenen mythiſchen Weſen die erſte umfaſſende Forſchung gewidmet, welche fruchtbar fortwirken wird. Ich geſtehe zwar, daß mich die römiſchen τρία φᾶτα nicht loslaſſen wollen, da die Feen auch, wo ſie nach Ihren belehrenden Nachweiſungen mit keltiſchen Denkmälern in Berührung treten, doch meiſt ſchickſalſpinnend und vorbeſtimmend erſcheinen, aber Ihre reichhaltige Schrift hat ſich mir bereits ſelbſt für die Auffaſſung der germaniſchen Nornen anregend erwieſen. Leider mußte ich Sie bei meinem letzten Beſuch in Freiburg verfehlen. Auch Welcker war noch nicht zurück und Rotteck kehrt niemals wieder. So eilte ich denn, nachdem ich den Münſterthurm und den Schloßberg beſtiegen, dem Rheine zu und freute mich in Breiſach eines ſchönen Herbſtabends; von da ging es nach Kolmar und Straßburg.

Schon vor mehreren Jahren hatte ich in Straßburg, wo eine der thätigſten Druckſtätten für die Liederbücher und fliegenden Liederblätter des 16. Jahrhunderts ſich befand, in dieſer Richtung vergeblich nachgeforſcht. Als ich nun meine Sammlung abſchließen ſollte, ließ es mir keine Ruhe, nochmals anzuklopfen, der Erfolg war aber nicht günſtiger. Sollte wirklich das Elſaß mit ſeinen alten Reichsſtädten nichts mehr von dieſem einſtigen Liederſchatz bewahrt haben, oder bin ich nur nicht an die rechten Quellen gekommen? Zwei handſchriftliche Lieder vom elſäßiſchen Bauernkrieg waren der ganze Ertrag, aber wie anderwärts Lieder gegen die Bauern; für dieſe habe ich bis jetzt überhaupt nur eines gefunden, von ihnen ſelbſt geſungen keines.

Meine Volksliederſammlung iſt jetzt unter der Preſſe und ich habe eben den fünfzehnten Bogen zur Reviſion, es werden deren gegen fünfzig werden. Die Darſtellung des deutſchen Volkslebens mittelſt dieſer alten Lieder würde eine ſehr mangelhafte geblieben ſein, wenn nicht auch die religiöſe Seite deſſelben bedacht würde. Das letzte Buch meiner Sammlung gibt daher geiſtliche Lieder, Wallfahrtslieder u. dgl., ſoweit auch auf dieſem Felde der Volkston eingehalten iſt, und ich hätte nur gewünſcht, daß mir auch hiefür reicherer Vorrath zu Gebote geſtanden wäre. Bei Anordnung dieſes Theils fand ich, daß Sie mir einmal von einem Hefte geiſtlicher Lieder aus dem fünfzehnten Jahrhundert geſchrieben haben, das Sie mir, da es ſich im Augenblicke verſchoben, ſpäter mittheilen würden. Nun kommt mir Ihre neue freundliche Sendung und ermuntert mich, Sie damit zu behelligen. Sollte jenes Heft inzwiſchen wieder zum Vorſchein gekommen ſein, ſo würde vielleicht Einiges von ſeinem Inhalt mit Verwandtem in meiner Sammlung ergänzend zuſammentreffen und könnte gerade noch an der rechten Stelle eingerückt werden. Iſt das Gedicht auf die Murtner Schlacht, das Sie zugleich mit dem Kranzliede aufgefunden, ſeitdem irgendwo abgedruckt worden, oder iſt es etwa kein Lied, ſondern eine nicht ſtrophiſche Erzählung?

Möge das angetretene Jahr Ihnen ein frohes, Ihren ſchönen Forſchungen gedeihliches ſein und Ihr freundſchaftliches Wohlwollen mir ſtets erhalten bleiben.

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebenſter
L. U.“

Sobald die erſte Abtheilung der Volkslieder revidirt war, im Anfang Auguſt 1844, begab ſich Uhland mit ſeiner Frau und einer Schwägerin auf eine Reiſe nach Belgien. Zuerſt den Rhein hinab nach Königswinter, wo der Drachenſtein beſtiegen wurde, dann über Bonn und Köln nach Aachen. Dort wurde der Dom und der alte Kaiſerpalaſt, die alte ſchmale Kaiſertreppe, über welche zweiunddreißig deutſche Kaiſer nach ihrer Krönung hinaufgeſtiegen, beſichtigt. Am andern Morgen wurde die Reiſe auf der Eiſenbahn über Lüttich nach Brüſſel fortgeſetzt; nach zwei Tagen führte die Bahn die Reiſenden nach Gent, wo Uhland von Herrn D. Willems und D. J. B. Wolf gar freundlich aufgenommen wurde und an ihnen die gütigſten Geleiter zu Kirchen und andern merkwürdigen Bauwerken fand. Dann wurde Oſtende beſucht und die hochgehenden Wogen der Nordſee angeſtaunt. Ueber Brügge und Löwen führte die Bahn die Reiſenden nach Antwerpen zu großem Kunſtgenuß in der Gemäldegallerie. Ueberall fanden ſich freundliche Begleiter zu dem vielen Schönen und Merkwürdigen, das die alten Städte darboten. Nach der Rückkehr in die Heimath ſchreibt Uhland an Dr. Wolf in Gent

Tübingen, 2. September 1844.

„Geehrteſter Herr und Freund!

Vor meiner Abreiſe von Gent erlaubte ich mir nicht mehr, Sie in Ihrem Hauſe aufzuſuchen, nachdem ich benachrichtigt worden war, in welcher Unruhe und Kümmerniß Sie ſich damals befanden. Meine innige Theilnahme und meinen gefühlteſten Dank, daß Sie noch unter ſolchen Umſtänden unermüdet für mich ſorgten, wollte ich Ihnen ſchriftlich ausdrücken, bevor ich den belgiſchen Boden verließe, aber die Haſt, mit der man bei jetziger Reiſeweiſe von Ort zu Ort, von einem Lande zum andern fortgeriſſen wird, läßt mich erſt von der Heimath aus jene angelegene Pflicht erfüllen. Ihrer thätigen Verwendung verdankte ich nicht nur an Herrn van Duyſe, deſſen Andenken ich mich herzlich empfehle, den gefälligſten Geleitsmann für Gent, ſondern auch über dieſe Stadt hinaus, in Brügge und Antwerpen, die beſte Aufnahme.

Die Ausbeute, die ich ſelbſt für mein Unternehmen mit nach Hauſe gebracht, iſt zwar nicht bedeutend: ein niederrheiniſches geſchichtliches Lied von der Stadtbibliothek zu Aachen, und ein lateiniſch flämiſches aus einer Handſchrift der burgundiſchen Bibliothek, welche ſich eben bei Herrn Abbé de Ram in Löwen befand. Allein Ihre literariſchen Freunde haben mir Verſchiedenes in Ausſicht geſtellt, was nachträglich meiner Arbeit zum Gewinne werden kann. Herr Abbé Carton in Brügge, deſſen intereſſante Bekanntſchaft uns unvergeßlich ſein wird, zeigte mir mehrere romanzenartige Lieder aus Volksmund, von denen er Abſchrift für mich nehmen laſſen wollte; er hat ſie zur Einſendung in die Wodana beſtimmt. Eifrig ſuchte er mit mir bei einem Antiquar nach alten Liederbüchern, die er bei demſelben geſehen; ſie waren im Augenblick nicht aufzufinden, doch gab er die Hoffnung nicht auf, ſie ſpäter noch zu entdecken. Herr van Kerkhoven, der uns in Antwerpen freundlich führte, glaubt von einem Freund in der Nachbarſchaft mir Beiträge verſchaffen zu können. Da dieſe Herren zu wiſſen wünſchten, durch welche Vermittlung ſie mir das etwa Aufgefundene zukommen laſſen ſollten, ſo zählte ich auch hiebei auf Ihre freundliche Vermittlung, indem ich Sie als Empfangnehmer bezeichnete. Nur das Bedenken, daß die unmittelbare Verſendung an mich Schwierigkeit finden möchte, beſtimmte mich, Ihnen dadurch neue Bemühung aufzuladen, daß ich Sie erſuche, wenn etwas für mich eingeht, mir ſolches auf dem Wege, der Ihnen der geeignetſte ſcheint, mit gefälliger Benennung jeder Auslage für Abſchriften und Porto, übermachen zu wollen.

Von meiner Volksliederſammlung wird ſoeben der erſte Theil ausgegeben, und ich habe die Cotta'ſche Buchhandlung beauftragt, Ihnen denſelben zugeben zu laſſen. Der literariſchen Geſellſchaft in Gent, die mir die Ehre erwieſen hat, mich zum correſpondirenden Mitglied zu ernennen, werde ich ein Exemplar beſſer erſt dann ſenden, wenn mit der zweiten Abtheilung die Sammlung vollſtändig erſchienen iſt, was, wie ich hoffe, noch in dieſem Spätjahr der Fall ſein wird.

Wenn ich Ihrer Aufforderung zu einem Lied an die wackeren Fläminge in der Zerſtreuung des Reiſelebens und bei dem Stillſtand, der überhaupt in meinen lyriſchen Stimmungen eingetreten iſt, nicht zu entſprechen vermochte, ſo wünſche ich nur um ſo mehr, daß meine Arbeit im Gebiete des Volkslieds einiges Zeugniß davon geben möchte, wie ſehr auch mir die flämiſch-deutſche Verbrüderung eine Sache des Herzens iſt.'

Meine Frau hegt mit mir den theilnehmenden Wunſch, daß die Gefahr, welche über Ihrem Familienkreiſe ſchwebte, glücklich vorübergegangen ſein möchte und uns hierüber günſtige Kunde zukommen möge.

In aufrichtiger Freundſchaft und Hochachtung

Ihr ergebenſter
L. U."

Uhland an Juſtinus Kerner.

Tübingen, 3. September 1844

„Lieber Kerner!

Als wir in jungen Jahren einmal von der Wurmlinger Kapelle herabkamen, hörten wir auf einem Hügel unter dem Kreuz einige Hirtenknaben volksmäßige Lieder ſingen. Wir gingen hinauf, ihnen die Lieder abzufragen, aber die Knaben wollten keinen Laut geben. Kaum waren wir wieder unten, ſo ſangen ſie uns zum Hohne von Neuem mit heller Stimme.

Noch in ſpäteren Jahren bin ich dieſen Liedern emſig nachgegangen und habe davon viele eingehaſcht, aber der romantiſche Duft, in dem ſie uns damals erglänzten, iſt ihnen hie und da von den Flügeln geſtreift, ſie ſind leibhafter, geſchichtlicher, ſelbſt gelehrter anzuſehen. Doch ſind ſie eben damit wahrer und ächter geworden, wie ſie aus dem Leben ihrer Zeit hervorſprangen. Ich kann Andern nicht zumuthen, daß ſie die lang genährte Vorliebe für das alte Liederweſen mit mir theilen, aber ich hoffe, daß Du in Erinnerung vergangener Tage die beifolgende Sammlung freundlich aufnehmen werdeſt.

Ich grüße Dich und Deine liebe Frau beſtens und wünſche bald auch wieder gute Nachricht von Eurem Befinden zu erhalten.

Von Herzen

Dein

L. U.“

Uhland an Geh. Regierungsrath Dr. Böckh zu Berlin.

Tübingen, 2. Mai 1845.

„Euer Hochwohlgeboren

hatten die Güte, mir das von Ihnen unterfertigte Diplom der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zugehen zu laſſen, wodurch ich zum Correſpondenten der Akademie der Wiſſenſchaften philoſophiſcher und hiſtoriſcher Klaſſe ernannt werde.

Mit den Geſchäftsformen dieſer gelehrten Geſellſchaft noch nicht bekannt, erlaube ich mir an Euer Hochwohlgeboren die angelegene Bitte, gegen dieſelbe den Ausdruck des ehrerbietigen Dankes vermitteln zu wollen, zu dem ich mich durch jene ehrenvolle Berufung verpflichtet fühle.

Mit größter Verehrung beharrend
Euer Hochwohlgeboren
gehorſamſter
Dr. Ludwig Uhland.“

Als die neue Aula in Tübingen eingeweiht wurde, am 31. October 1845, beehrte der Senat Uhland mit dem Doctorsdiplom der Philoſophie. So wurde ihm doch noch im Alter der Doctorstitel, den er in der Jugend am liebſten erſtrebt hätte. Aber auch die Facultät, der er ſich damals geweiht, zeichnete ihn im Jahre 1860, fünfzig Jahre nachdem er Doctor Juris geworden, durch Erneuerung und feierliche Uebergebung ſeines Doctordiploms aus.

„Juris legumque propugnatori acerrimo, incorruptissimo, poëtarum nostrae aetatis principi, antiquitatis germanicae investigatori sagacissimo, indefesso, viro morum integritate animique candore et constantia inter omnes conspicuo“ ſo lautet das Diplom.

Die Wiener Akademie der Wiſſenſchaften ernannte ihn am 4. Mai 1848 zu ihrem correſpondirenden Mitgliede. Hat es Uhland ſo an freundlicher Anerkennung nicht gefehlt, ſo hat ihn auch die Kritik erreicht. Goethe's herbe Aeußerung hat er im Stillen hingenommen. Unter ſeinen nachgelaſſenen Papieren fanden ſich die folgenden Zeilen, bei denen er vielleicht an Goethe gedacht hat.

Frage:

Gerne wüßt' ich, weil Dein Wort gar ſo mächtig iſt erklungen,
Wie Du denn ſo eigentlich ſelber das Geſchick bezwungen?

Heines Urtheile haben ihn ſehr ruhig gelaſſen. Hatte doch Heine wenige Jahre früher in einem Briefe an Uhland, bei Ueberſchickung der eigenen Gedichte, ſich mit viel Anerkennung über Uhlands Gedichte ausgeſprochen.

Eine Erholungsreiſe nach Rheinbayern, im September 1845, gewährte Uhland auch für ſeine Studien manches Erwünſchte. Bei Anweiler intereſſirte ihn beſonders die alte Burg Trifels, wegen ihrer pittoresken Lage auf einem Felsvorſprung und weil dort früher die Reichskleinodien aufbewahrt wurden. Dann zog ihn ein neuer „Drachenfels“, der zwiſchen Neuſtadt und Dürkheim ſeitab im Walde liege, ſo ſehr an, daß er den Umweg nicht ſcheute und dann auch durch eine ganz überraſchend ſchöne Ausſicht von einer ſchroff abfallenden Felsplatte herab ſich ſehr belebt fühlte. Während man ſich mitten im Walde glaubt, kommt man auf dieſe Stelle, und das Auge ſieht weit hinab, bis über Speyer hin, den Rhein erglänzen. Von Dürkheim aus wurde dann auch die ſchöne Kloſterruine Limpurg beſtiegen. Aus dem theilweiſe erhaltenen Chore tönten Uhland die eigenen Lieder, von jugendlichen Stimmen geſungen, entgegen. So mochte er ſeine Lieder am liebſten hören, wenn keiner der Sänger ihn kannte.

Seitdem Uhlands Namen bekannter geworden, wurde er gar häufig aufgefordert, ſeine Anſicht über ihm zugeſchickte Gedichte und Dramen zu ſagen. Oefters ſollte er auch Vorreden dazu ſchreiben und Verleger ſuchen. Auch ſollte er ſich äußern, ob der junge Verfaſſer nicht am Beſten thäte, all' ſeine Zeit der Poeſie zu widmen. Aus treuem Herzen widerrieth er dieſes in gar manchen Briefen, von denen wir hier einen vorlegen.

Uhland an Herrn Forſtkandidat N. N.

Tübingen, 30. September 1845.

„Geehrteſter Herr!

Von mehreren Seiten zugleich in Anſpruch genommen, konnte ich Ihre ſchätzbare Zuſendung nicht ſo zeitig beantworten, als ich ſelbſt gewünſcht hatte.

Sie außern Ihr Bedauern, durch ein Ihnen an ſich nicht unliebes Fachſtudium abgehalten zu ſein, Ihre ganze Zeit der Poeſie zu widmen. Ich habe ſchon mehrmals in ähnlichen Fällen vom Aufgeben des ergriffenen Berufes auf das Beſtimmteſte abgerathen; ſelbſt bei der entſchiedenſten poetiſchen Dichtergabe würde die ausſchließliche Beſchäftigung mit dem Idealen, ohne einen Widerhalt in poſitiven Kenntniſſen und ohne eine gemeſſene Thätigkeit im wirklichen Leben, der Poeſie ſelbſt zum Nachtheil gereichen. Die Lyrik vollends iſt ſo ſehr von Stimmungen, über die ſich nicht gebieten läßt, abhängig, iſt ſo vorwaltend Sache des jugendlich erregten Gefühls, daß auf ſie am wenigſten ein nachhaltiger Lebensplan gegründet werden kann. Denken Sie aber darauf, andere Wege des Dichtens einzuſchlagen, ſo kann hierüber nur das Bewußtſein der inneren Berufung, keine Weiſung von Außen, gültig entſcheiden. Der allgemeine Vorſatz, ſich in dieſer oder jener Dichtgattung zu verſuchen, kann noch kein lebenskräftiges Erzeugniß verbürgen; ein Gedanke, ein Gegenſtand muß voraus zur poetiſchen Darſtellung drängen, und dann wird ſich auch die rechte Form dazu ergeben. In den mitgetheilten Proben verkenne ich nicht die poetiſche Seelenſtimmung, die ideale Anſchauungsweiſe, finde aber im Allgemeinen zu wenig feſte Geſtaltung, zu viel verſchwimmenden Glanz, die Anlage manchmal zu künſtlich und den Ausdruck zu geſchmückt. Nur eine techniſche Bemerkung iſt es, daß mir die Ueberleitung des Satzverbandes von einer Strophe in die andere ſtörend erſcheint; eine Strophe, die mit „daß nicht“ ausklingt, iſt nicht mehr lyriſch, das heißt ſingbar. Am meiſten haben mir zugeſagt unter den Zeitgedichten Nr. 5 und Nr. 8. — — Daß überhaupt gewiſſe Naturbilder und ihre Beziehungen zum Geiſtigen gerne wiederkehren, ſcheint eben von der geringen Mannigfaltigkeit der Gegenſtände herzukommen und beſtärkt den Zweifel, ob dieſe Dichtweiſe ſich als andauernde Lebensaufgabe bewähren könne. Sie werden immerhin gut thun, in einer Zeitſchrift oder einem Almanach mittelſt ausgewählter Stücke die öffentliche Stimmung zu erforſchen, nur bin ich ſeit langer Zeit außer Verbindung mit belletriſtiſchen Blättern. Jungen Dichtern die Nativität zu ſtellen, aus ihren Erſtlingen das Maß ihrer künftigen Leiſtungen zu beſtimmen und darüber abzuurtheilen, ob ſie im Gedränge des poetiſchen Deutſchlands ſich in ausgeprägter, den Vorbildern ihrer erſten Verſuche entwachſener Eigenthümlichkeit hervorſtellen werden, iſt ein mißliches Geſchäft. Ich beſchränke mich auch in vorliegendem Falle auf den wohlgemeinten Rath: daß Sie auf eine feſte Berufsſtellung im practiſchen Leben und auf die Erweiterung Ihrer Kenntniſſe unverdroſſen hinarbeiten, der Poeſie als einer freundlichen Zugabe zu dieſen Beſtrebungen ſich erfreuen und mit ihr, ohne ſie ängſtlich aufzuſuchen, ſich gerade ſo weit und je in der Richtung beſchäftigen, wie Sie ſich dazu wahrhaft innerlich gedrungen fühlen.

Ihr ergebenſter
L. U.“

Dem Briefe des Oberbibliothekars Böhmer in Frankfurt, der Uhlands Wünſchen auf Mittheilung von Büchern und Handſchriften, ſowie ſeinen Bitten um Auskunft immer auf das freundlichſte entſprochen hatte, entnehmen wir einige Stellen:

„Eben erhalte ich auch den zweiten Band Ihrer Volkslieder, als ein von Ihnen mir beſtimmtes Geſchenk. Ich möchte es beſſer als durch guten Willen verdient haben. Genehmigen Sie meinen herzlichen Dank. Da meine Freunde Arnim und Brentano todt ſind, da Görres andere Bahnen verfolgt, freut es mich innig, daß doch noch Jemand, der jenem ſchönen Heidelberger Kreiſe nahe ſtand, Jemand, den Arnim in ſeinem Epilog zum „Wunderhorn“, obwohl ohne Namensnennung, als einen Segner des erſten Verſuches anruft, daß gerade Sie daſſelbe Unternehmen gediegener vollenden, als es einer jener Freunde vermocht hätte. Das allereinzige, woran ich mich noch gewöhnen muß, iſt die etwas pretentiöſe Druckausſtattung. — —“

Uhland an Oberbibliothekar Böhmer zu Frankfurt.

Tübingen, 28. October 1845.

„Verehrter Herr und Freund!

Herr Profeſſor Reyſcher, bekannt mit der freundlichen Förderung, die Sie meinen Studien angedeihen ließen, iſt der Meinung, daß vielleicht einige Zeilen von meiner Hand ſeinem erneuten Anſinnen zur Unterſtützung dienen könnten. Ich ſelbſt ſetze meinen Namen der öffentlichen Aufforderung nur bei, damit auch aus hieſiger Gegend ſich mehrſeitige Theilnahme an einem Unternehmen zeigen möge, das auf thätige Betheiligung aus allen deutſchen Ländern berechnet iſt. Eben in dieſer Hinſicht würde Frankfurt vermöge ſeiner centralen Lage ſich beſonders gut zur erſten Germaniſtenverſammlung eignen. In einer größeren Stadt treten auch die Anfänge eines ſolchen Unternehmens geräuſchloſer auf, die Bewohner derſelben brauchen nicht, wie an kleineren Orten, mit Quartierslaſt und andern Anſprüchen behelligt zu werden, und die Männer der Wiſſenſchaft können ſich, weil weniger bemerkt, um ſo geſammelter ihrem Zwecke widmen. Soll es aber Frankfurt ſein, ſo wären die Auſpicien ſehr ungünſtig, wenn Sie gänzlich zurückſtehen wollten. Die Sache muß ſich freilich erſt geſtalten, aber ſie kann nur dadurch die rechte Geſtalt gewinnen, daß die Berufenſten Hand anlegen.

In freundſchaftlicher Hochachtung

Ihr ergebenſter
L. U.“

Nach ſtillverlebtem Winter führte das Verlangen nach Vervollſtändigung der Volkslieder Uhland wieder auf die Reiſe. Zuerſt wieder nach Nürnberg, dann nach Bamberg, wo er an dem Privatgelehrten Heller eine ihm ſehr ſchätzbare Bekanntſchaft machte, und in das ganz vereinſamte Pommersfelden, wo ein Schloß, im Verſailler Styl gebaut, dem Grafen Schönborn gehörig, eine werthvolle Bibliothek und Gemäldeſammlung enthält. Wie in einer Einöde verborgen, wird es wohl deßhalb auch ſeltener beſucht. Dort verweilte er mit ſeiner Frau mehrere Tage, eifrig mit Abſchreiben beſchäftigt. Eine zweite kleine Reiſe mit Frau und Pflegeſohn in den Schwarzwald, nach Triberg und Allerheiligen, galt zuerſt mehr dem Naturgenuß, dann aber ging er noch allein weiter, den Handſchriften nach, und berichtet den in die Heimath zurückgekehrten Reiſegenoſſen wie folgt:

Straßburg. Sonntag, 26. Juli 1846.

„Liebſte Emma!

Seit wir uns bei Oppenau trennten, war ich ſo raſtlos auf Fahrt und Wanderung, daß ich mich nicht zum Schreiben niederſetzen konnte. Für meine Liederforſchungen hat ſich nicht eben Bedeutendes ergeben und die Bibliotheken waren raſch abgemacht, doch traf ich in Kolmar eine noch unbekannte Meiſterſängerſatzung und mit der dortigen Bibliothek iſt eine merkwürdige Sammlung altdeutſcher Bilder vereinigt. Je weniger mich die Gelehrſamkeit beſchäftigte, um ſo mehr nahm ich Anlaß, das naheliegende Gebirg etwas näher kennen zu lernen. Drei Gänge machte ich auf dieſes; den einen von Kolmar aus zu den drei alten Burgen von Rappoltsweiler, den andern von Schlettſtadt nach der Hochkönigsburg, der großartigſten Burgruine in den Vogeſen, den dritten gleichfalls von Schlettſtadt auf den Odilienberg. Alle drei gewährten reichen Genuß an herrlicher Nah- und Fernſicht, ſowie an geſchichtlichen Erinnerungen. Von den Brüdern Stöber in Mühlhauſen war ich für den ganzen Weg mit Empfehlungen an evangeliſche Geiſtliche wohl verſehen, bei denen ich gaſtliche Aufnahme und angenehme Begleitung fand, auch dienen mir dieſe Empfehlungen noch zu neuen Bekanntſchaften in Straßburg. Die Gebirgsgegenden und Ausſichten haben Aehnlichkeit mit denen von Trifels, der Madenburg und dem Drachenfels. Wenn ich dießmal Deine theilnehmende Gegenwart vermißte, ſo mußte mich die Erwägung tröſten, daß es Dir bei der großen Hitze ſehr beſchwerlich, zum Theil faſt unmöglich geweſen ſein würde, die weiten Bergpfade zu erſteigen. Hier werde ich, da am Sonntag die Bibliothek nicht zugänglich iſt, wohl aber Beſuche gemacht werden können, noch den morgigen Montag zu verbleiben haben. Wird mir nicht gerathen, noch einen Abſtecher nach Hagenau zu machen, ſo kann ich um die Mitte der Woche zurück ſein, etwa gleichfalls über Freudenſtadt; doch kann ich Sicheres in dieſem Augenblicke noch nicht beſtimmen.

Hoffentlich iſt auch eure Reiſe gut abgelaufen und Dein Aufenthalt bei Schweſter Ricke ein angenehmer geweſen. Da Du denſelben nur bis Montag oder Dienſtag ausdehnen wollteſt, ſo kann ich dieſen Brief nur nach Tübingen abgehen laſſen. Mayers Schreiben hab' ich hier auf der Poſt abgelangt und bin ihm dafür mit beſtem Gruße dankbar. Du ſelbſt ſei innig gegrüßt, ich freue mich ſehr auf das Wiederſehen und den mündlichen Austauſch unſerer Reiſeerfahrungen.

Mit treuem Herzen

Dein L."

Erinnerungen an dieſe Reiſe ſind auch niedergelegt in einem Brief Uhlands vom folgenden Jahr an G. Pfizer, worin er Erkundigungen wegen zweckmäßiger Einrichtung eines Ausflugs in dieſelbe Gegend eingehend beantwortet.

Uhland an Guſtav Pfizer.

„Es thut mir leid, die Anfragen Deiner lieben Frau in Beziehung auf eine Reiſe in's Elſaß nur höchſt ungenügend beantworten zu können. Mein Ausflug dahin im vorigen Sommer wurde ſo raſch beſchloſſen und ausgeführt, daß ich weder mit Handbuch noch Karte verſehen war, und ich weiß auch nicht, ob es überhaupt einen compendiöſen Wegweiſer für jene Gegend gibt.

……In Mühlhauſen würden die Brüder Stöber durch einen Beſuch von Dir ſehr erfreut werden und könnten zur Weiterreiſe guten Rath geben; wenn Du ſie beſuchſt, grüße ſie doch von mir! Von Mühlhauſen aus wird ſich die kurze Fahrt nach Thann, des dortigen Münſters wegen, wohl lohnen, ich ſelbſt kam nicht dahin. In Kolmar befindet ſich auf der Bibliothek eine ſehr ſehenswerthe Sammlung altdeutſcher Bilder, meiſt von Martin Schongauer; auch die Hauptkirche beſitzt eines ſeiner bedeutenderen Bilder. Von der Station Ribauviller (zu deutſch Rappoltsweiler) gelangt man mit dem Omnibus in kurzer Friſt nach dem Städtchen dieſes Namens und kann von da die drei Rappoltſteiner Burgen beſteigen, die, für ſich merkwürdig, auch eine treffliche Ausſicht gewähren; in einer Bergſchlucht liegen die Trümmer des Kirchleins am Duſenbach, wo die Spielleute, deren König der Herr von Rappoltſtein war, ihre Jahresfeier begiengen. Zu den Burgen muß man vom Städtchen aus einen Wegweiſer nehmen, der dann auch über den Kamm des Waldgebirges hinüber, zur Hochkönigsburg, einer vormaligen Veſte der Hohenſtaufen, der größten Burgruine im Elſaß, wieder mit ausgebreiteter Fernſicht, und von da hinunter nach der Bahnſtation St. Hippolyte (Pölten) führen kann. Jenſeits Schlettſtadt, von der Station Barr, bringt der Omnibus in ein Seitenthal zum Städtchen Barr, von wo aus man den berühmten Odilienberg beſteigt. Die verſchiedenen bedeutenden Ausſichtspunkte gewähren doch in der Hauptſache daſſelbe großartige Bild, rückwärts die Vogeſen, vorn hinaus das Hügelland und die Ebene, mit Burgen, Städten, dem glänzenden Laufe des Rheinſtroms und jenſeits dem Schwarzwaldgebirge. Reicht die Zeit nicht zu Mehrerem, ſo würde ich vorzugsweiſe zum Odilienberge rathen. Der ſchöne Weg durch die Wälder, die bedeutende Höhe des Bergs, das Nonnenkloſter mit der Wallfahrt, die keltiſchen Steinumhegungen, beim Herabſteigen die Burgruine Landsberg, auch der Anblick auf die furchtbare Baurenſchlachtſtätte von Scherweiler, Alles maleriſch, legendariſch, hiſtoriſch bedeutſam. In Barr wäre wohl auch, unter allen dieſen kleinern Städten, das beſte Nachtquartier, in dem Gaſthaus, wo der Omnibus anfährt und wo man auch mit einem Wegweiſer verſehen wird, bei einer höchſt rührigen, ältern Wirthsfrau.

Dieſſeits des Rheins biſt Du wohl ſchon bei den Waſſerfällen von Allerheiligen geweſen, die wir im vorigen Sommer von Oppenau aus mit großem Genuſſe beſuchten.

Meine Frau grüßt mit mir herzlich, wir freuen uns, daß Ihr nun unbeſorgt eine Erholungsreiſe antreten könnt und wünſchen Euch dazu den goldenſten Sonnenſchein. An Paul unſern herzlichen Gruß.

Dein

L. Uhland."

Tübingen, 24. Juni 1847.

Den Winter über beſchäftigten Uhland Arbeiten zur „Schwäbiſchen Sagengeſchichte“ und dieſen entſprangen auch die zwei Romanzen „Der Lerchenkrieg“ und „Der letzte Pfalzgraf“.

Als Uhland im September 1846 der Germaniſtenverſammlung anwohnte, wurde ihm die lang erſehnte perſönliche Bekanntſchaft der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, mit denen er ſchon ſeit längeren Jahren Briefe gewechſelt hatte. Es waren glückliche Tage, die er damals in Frankfurt verlebte, er hat ihrer oft mit Freuden gedacht. Der Zeitſchrift Diutiska vom 26. Nov. 1862 entnehmen wir aus einem Vortrag, den Doctor Theodor Creizenach bei einer Gedächtnißfeier des Liederkranzes zu Uhlands Andenken gehalten hat, das Folgende:

„Sechzehn Jahre ſind es, da ſahen wir ihn in unſerem Kaiſerſaal, geehrt unter den Meiſtern der deutſchen Forſchung, hochaufmerkend auf der Anderen Wort, am höchſten aber, wenn das Wort ein freies war.

Und am Abend des Tages ſprach er vor demſelben Verein, der dieſe Feier veranſtaltet, den denkwürdigen Spruch, der uns im Gedächtniß geblieben iſt: „„Wenn der Frühlingswind geht, knoſpet die Saat, wenn der Herbſt kommt, ſchießen die Trauben, wenn die Flamme ausbrechen ſoll, kommt es aus allen Ritzen; und als dieſen Morgen im Saal das Wort Freiheit genannt wurde, das gieng ja wie ein Lauffeuer durch die Verſammlung und man meinte, die alten Kaiſer wollten aus ihren Rahmen ſpringen.““

Weiter unten bemerkt Herr Creizenach, daß Uhland es geweſen ſei, der die Wahl Jakob Grimms zum Vorſitzenden angeregt habe.

Jakob Grimms Werke ſtanden immer auf Uhlands Schreibtiſch, ſein an das Arbeitszimmer anſtoßendes Bücherzimmer war ihm für dieſe werthen Schätze ſchon zu entfernt.

Von Dr. Mappes waren Uhlands auf das Liebreichſte als Gäſte aufgenommen worden, eine Bekanntſchaft, die in ernſteren Tagen, im Jahre 1848 ſich noch feſter knüpfte.

Groß war Uhlands Freude, als Jakob Grimm ſich entſchloß, nach der Germaniſtenverſammlung mit ihm nach Tübingen zu reiſen und wenigſtens einen Tag unter ſeinem Dache zuzubringen; nur hätte er den werthen Gaſt gar zu gern über die nahe Herbſtfeier bei ſich behalten, um auch den Tübinger Freunden, die jetzt noch in den Ferien waren, die Freude ſeiner Bekanntſchaft zu verſchaffen; Grimm konnte aber nicht länger verweilen.

Jacob Grimm an Uhland.

Berlin, 13. Juli 1847.

„Es wird Ihnen, verehrter Freund, wie mir von Dresden aus die Einladung zugekommen ſein, über einen Dichterpreis zu entſcheiden, der von Tiedge oder zu Tiedges Andenken geſtiftet worden iſt. Solch ein Urtheil vermögen Sie nun weit richtiger zu fällen als ich. Mir iſt der Gedanke gekommen, ob wir nicht denſelben Ihrem Landsmann Mörike zuwenden ſollten. Vor einiger Zeit las ich ſeine Idylle vom Bodenſee mit Wohlgefallen (iſt der gute Spaß mit der im Walde ſpöttiſch angeſtellten Hochzeit in ſchwäbiſcher Volksſitte gegründet?). Wenn Sie meiner Anſicht ſind, ſo melden Sie mir's, oder geben Sie noch Beſſeres an; denn ich folge Ihnen willig.

Seit Sie mich vorigen Herbſt zum Tübinger Poſthaus geleiteten, habe ich Sie noch oft in Gedanken geſehen. Im Poſtwagen ſaßen nur drei württembergiſche Schulmeiſter, die nichts von Ihnen wußten.

Unterdeſſen bin ich nicht faul geweſen und habe ſchon den erſten Theil meiner Geſchichte der deutſchen Sprache gedruckt vor mir liegen, von der ich Ihnen redete. Er ſoll aber erſt ausgegeben werden, wann auch der zweite vollendet ſein wird, und bis dahin werden Sie ſich ſchon gedulden.

Die herzlichſten Grüße an Sie und Ihre Frau.

Jacob Grimm."

Uhland an Jacob Grimm.

Tübingen, 22. Juli 1847.

„Verehrteſter Freund!

Auf das Schiedsrichteramt für die Preisſtiftung zu Tiedges Andenken glaubte ich ſeiner Zeit verzichten zu müſſen, weil ich der ſchönen Literatur der letzten fünf Jahre nicht ſo gefolgt bin, wie es der vielumfaſſende §. 18 des Statuts zu fordern ſchien. Sonſt kann ich über die Idylle vom Bodenſee vielleicht am unbefangenſten mich äußern, indem ich die Worte beiſetze, die ich unter dem friſchen Eindruck des erſten Leſens an Mörike ſchrieb. „„Es hat mir lange nichts ſo ungetrübten poetiſchen Genuß gemacht. Ein ſo trefflich gelungenes Werk muß zu weiteren Luſt und Muth geben. Dichten Sie rüſtig fort, ſo lange Ihnen dieſe glückliche Stimmung wach iſt! Sie haben ſich in unſerer unmüßigen Zeit den Frieden der Poeſie gewahrt, ohne ihn doch in idealer Ferne ſuchen zu müſſen, er lag Ihnen näher in der innerſten Wirklichkeit des Volkslebens und Volksgemüths.""

Dieſes lebendige Gefühl für die feinere Seele im Volk berührt ſich wohl auch mit den „höheren geiſtigen Intereſſen der Menſchheit," wovon das Statut ſpricht.

Mörike ließ ſich ſchon vor einigen Jahren wegen Kränklichkeit mit einem ohne Zweifel geringen Ruhegehalt vom Pfarramt entbinden. Er lebt in Mergentheim an unſerer fränkiſchen Grenze, und ſoll ſich neuerlich ſehr leidend befinden. Ein Sonnenblick der Anerkennung wird ihm wohl thun. Ich glaube kaum, daß der luſtigen Hochzeit im Wald eine Volksſitte zu Grunde liegt, ſie ſcheint mir einer dem Dichter eigenthümlichen Richtung der Phantaſie anzugehören.

Daß Sie, verehrter Freund, wenigſtens Tag und Nacht unter meinem Dache weilten, wo Sie doch längſt einheimiſch ſind, iſt mir ein dauernder Gewinn. Wäre ich nur im Stande geweſen, Sie länger feſtzuhalten, unſere Umgegend hätte doch einiges Anziehende bieten können. Seien Sie von meiner Frau und mir herzlich gegrüßt. Dem raſchen Fortſchritt Ihres neuen Werkes meine beſten erwartungsvollſten Wünſche.

Der Ihrige
L. U.

Was ſind denn die Tuwinge, wenn nicht Angehörige des noch nicht lautverſchobenen Ziu, (Tysaettungar) allemanniſche Cyuvari."

Hermann Meier aus Bremen an Uhland.

Bremen, 24. Juli 1847.

„Hochverehrter Herr!

Die Veranlaſſung der gegenwärtigen Zeilen iſt eine freundliche Bitte, die ich in meiner Aſſociés und meinem Namen vorzutragen habe, nämlich es gütigſt genehmigen zu wollen, daß wir einem neuen Schiffe, welches wir augenblicklich erbauen laſſen, Ihren gefeierten Namen geben; wenn gleich wir Kaufleute uns in unſerm vielbewegten Leben nicht ſo den Muſen weihen können, wie manchmal Erziehung und Neigung uns veranlaſſen würden, ſo möchten wir perſönlich doch gerne einen Beweis geben, wie ſehr wir den deutſchen Dichter und freien deutſchen Mann ehren und hochſchätzen, und hoffen deshalb, daß Sie unſere Bitte gütigſt gewähren werden. Der Uhland iſt zur Fahrt zwiſchen hier und New-Orleans beſtimmt und würde es uns lieb ſein, wenn Sie ſich perſönlich überzeugen könnten, ob das Schiff als ſolches würdig ſei, Ihren Namen zu tragen; ſollte uns dieſes Vergnügen nicht vergönnt ſein, ſo müſſen Sie ſich ſchon mit unſerer Verſicherung begnügen, daß wir es in jeder Hinſicht ſchön und tüchtig zu erbauen ſtreben; es iſt bis jetzt das größte Schiff, welches eine deutſche Flagge führt und wird derſelben hoffentlich Ehre machen.

Es wird Ende nächſten oder Anfang des folgenden Monats vom Stapel gelaſſen und wird ſeine erſte Fahrt etwa am 1. October antreten.

Indem ich mich Ihrer Frau Gemahlin beſtens zu empfehlen bitte, verharre ich mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr

ergebener
Hermann Meier.“

Uhland an Herrn Meier.

Tübingen, 9. Auguſt 1847.

„Hochgeehrter Herr!

Ihr freundliches Schreiben vom 24. vor. Monats iſt hier angekommen, während ich auf einer Reiſe mich befand; ich bitte damit die verſpätete Beantwortung für entſchuldigt zu halten.

Sie haben mir eine gänzlich überraſchende Ehre zugedacht, indem Sie Ihrem neuerbauten Seeſchiff meinen Namen mitgeben wollen. Ich meinestheils bin für dieſen neuen ausgezeichneten Beweis der freundſchaftlichen Geſinnung Ihnen und Ihren verehrten Aſſociés von Herzen dankbar und kann nur wünſchen, daß der Name dem ſtattlichen Fahrzeuge zur guten Vorbedeutung gereichen möge. Meine Fahrt, die freilich nicht auf dem großen Weltmeer gieng, hat ſich wohl mitunter etwas ſtürmiſch angelaſſen, dann iſt aber auch wieder Friede geworden und es iſt fortwährend mein Beſtreben, nicht ohne einigen Lebensertrag für mich und Andere in den Hafen einzulaufen. Ihnen und den Ihrigen unſere beſten Grüße!

In aufrichtiger Freundſchaft und Hochſchätzung
Ihr ergebenſter
L. U.“

Im Juli war Uhland in München, um die Bibliothek zu benützen, und im September machte er mit Frau und Pflegeſohn eine Schweizerreiſe. In Zürich hörte er, daß am folgenden Tag, am Sonntag, eine große Volksverſammlung des Canton Schwyz am Rothenthurm, einige Stunden vom Zürich-See entfernt, gehalten werden werde. Bei ſeinem großen Intereſſe für die Mitbetheiligung des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten konnte er dem Verlangen, dieſem Akte der Volksſouverainetät anzuwohnen, nicht widerſtehen und verabredete gegen den Rath ſeines alten, treuen Freundes, Profeſſor Caspar von Orelli, mit einigen Züricher Herren, die er im Gaſthof traf, auf den frühen Sonntagmorgen eine Fahrt zum Schauplatz der Verſammlung. Orelli begrüßte am Sonntag die in Zürich zurückgebliebene Frau mit den Worten: „Alſo macht Uhland wirklich den tollen Streich, er kann Schläge genug bekommen!“ Um Mitternacht kam aber Uhland wohlbehalten von der gewagten Fahrt zurück, und obwohl ihm der Beſchluß der Verſammlung: den Sonderbundskrieg zu beginnen, ſchlecht gefallen mußte, ſo war ihm die Art der Verhandlung und das Auftreten Abibergs doch als ein impoſantes Schauſpiel erſchienen.

Damals konnte Uhland noch nicht ahnen, daß das nächſte Jahr auch in Deutſchland Volksverſammlungen und Berathungen bringen werde. Leider iſt aus ihnen nicht eine feſtere Vereinigung der deutſchen Staaten hervorgegangen, wie es in der Schweiz nach dem Sonderbundskrieg doch noch der Fall war!

IX.

Uhland als Vertrauensmann in Frankfurt. Theilnahme an der Nationalverſammlung. Einberufung zum Staatsgerichtshof.

1848 — 1850.

Nach neun friedevollen Jahren, die Uhland ſeinen Forſchungen gewidmet hatte, brachte der Februar 1848 mit der franzöſiſchen Revolution große Aufregung für das Allgemeine, und für ihn eine völlige Unterbrechung ſeiner Arbeit.

Von den Tübinger Mitbürgern dazu aufgefordert, trug Uhland am 2. März in dem großen Tübinger Reithauſe vor einer ſehr zahlreichen Verſammlung von Bürgern, Profeſſoren und Studenten eine Adreſſe an den ſtändiſchen Ausſchuß vor, welche als das Grundgebrechen des deutſchen Geſammtvaterlandes bezeichnete, daß die volksmäßige Grundlage, die freie Selbſtthätigkeit des Volkes, die Mitwirkung ſeiner Einſichten und Geſinnungen bei der Beſtimmung ſeines ſtaatlichen Lebens fehle, und den Antrag ſtellte: der Ausſchuß möchte die alsbaldige Einberufung der vertagten Ständeverſammlung veranlaſſen. Er bezeichnete ſieben Punkte für ihre Berathung: 1) Ausbildung der Geſammtverfaſſung Deutſchlands im Sinne eines Bundesſtaats mit Vertretung durch ein deutſches Parlament; 2) allgemeine Volksbewaffnung; 3) Preßfreiheit im vollen Umfang, gemäß dem §. 28 der Verfaſſungsurkunde; 4) Aufhebung der Beſchränkung der Vereine; 5) vollſtändige Durchführung des Grundſatzes der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege; 6) vollſtändige Herſtellung der Selbſtſtändigkeit der Gemeinden und Bezirkskörperſchaften; 7) Reviſion der Verfaſſungsurkunde nach den gemachten Erfahrungen während ihres 28jährigen Beſtehens, namentlich zum Zweck der Herſtellung einer ungemiſcht aus dem Volke hervorgehenden Abgeordnetenkammer.

Die Adreſſe ſchließt mit den Worten: „Wir enthielten uns, die einzelnen Anträge ausführlicher zu begründen; ſie betreffen Gegenſtände, die einer deutſchen Ständeverſammlung wohlbekannt ſind, und wir ſetzen voraus, daß der Ruf der Zeit, wie er uns ergriffen hat, auch an die Herzen der Volsvertreter und der Leiter des Staats vernehmlich geſchlagen habe.“

Mit Begeiſterung ward der Vortrag angehört und die Abſendung der Adreſſe beſchloſſen, welche noch am gleichen Tage mit 1011 Unterſchriften nach Stuttgart abgieng.

Herrn Abgeordneten Dr. Duvernoy in Stuttgart.

„Lieber Duvernoy!

Hier geht die Stimmung nach Maß und Gegenſtand bereits über das hinaus, wozu ſie am Donnerſtag durch die Eingabe an den ſtändiſchen Ausſchuß zuſammengehalten werden konnte. Schon damals und gleich nachher wurden Anträge auf die Auflöſung der jetzigen Ständeverſammlung und Entlaſſung des Miniſteriums gewünſcht, vorerſt aber durch die Erwägung beſeitigt, daß die Regierung in dieſem Augenblicke durchaus von den Kammern umgeben ſein müſſe, daß die andringenden Begehren des Volks eben jetzt ein gemeinſames, verfaſſungsmäßiges Organ erheiſchen und die einzuberufende Vertretung vielleicht ſchon als eine verwandelte wiederkehren werde. Die Bewegung in Karlsruhe, durch Gerüchte noch übertrieben, die nur proviſoriſche Aufhebung der Cenſur, die hinausſchiebenden, wenig eingehenden Erwiderungen an den Ausſchuß, das geſtern verkündete Manifeſt ohne politiſchen Inhalt haben die Aufregung fortwährend geſteigert. Der kühle Miniſterialerlaß im heutigen Blatte wird ſie nicht dämpfen, ſo wenig als die ergangene Kanzleiſeuerordnung. Und auch heute wieder keine Einberufung der Kammern.

Wird Dasjenige, was man geben will und auf die Dauer doch nicht vorenthalten kann, wird es nicht unverzögert, rückhaltlos, klar und vollſtändig gegeben, werden bei weitſchichtigern Gegenſtänden nicht wenigſtens die Grundſätze voll und unwiderruflich ausgeſprochen

(z. B. bei dem Antrag auf Reviſion der Verfaſſungsurkunde der Grundſatz einer reinen Volkskammer, dieſes dringende Bedürfniß, dieſes billigſte Verlangen der Wegräumung einer konſtitutionellen Abnormität), ſo fällt der tiefſtehende Wärmemeſſer des Vertrauens jeden Tag noch tiefer, die Verwirrung ſteigt und die Vernünftigen wiſſen nicht mehr, was ſie den Unvernünftigen ſagen ſollen.

Dir, lieber Freund, iſt es wohl durch Stellung und Perſönlichkeit vor Andern möglich, ein unumwundenes, wirkſames Wort an der rechten Stelle zu ſprechen.

Mit herzlichem Gruße

Dein

L. Uhland.

Tübingen, 5. März 1848.

Uhland an Paul Pfizer.

. Tübingen, 7. März

„Lieber Pfizer!

Geſtern waren Albert Schott und H. Müller hier, ſie brachten Folgendes zur Sprache. Der Abgeordnete von . . ., des Vertrauens ſeiner Committenten verluſtig, ſei abgetreten, und ſolche Verzichtleiſtungen ſeien noch mehrere vorauszuſehen; ſo würden in der Kammer Plätze für Dich, für Schott und mich offen werden und es werde unſer Eintritt auch wirklich gewünſcht und erwartet. Was nun mich betrifft, ſo erwiederte ich, daß doch nur eine Stelle, eben die von . . . thatſächlich erledigt ſei, daß ein ſyſtematiſches Austreiben der einzelnen mißliebigen Abgeordneten im Gegenſatz zu einer neuen Wahl mir nicht gefalle, und daß ich überhaupt mich nicht zur Annahme einer neuen Wahl erklären könne. Meine Gründe ſind dieſe. Es fehlt mir der innere Ruf zu der Stellung, die ich einnehmen ſoll; ſchon in früheren Stadien unſerer ſtändiſchen Entwickelung war ich je nur in Augenblicken des erſten Anſtoßes und Kampfes ohne Verdroſſenheit an meiner Stelle, die langwierigen Verhandlungen lähmten mich und verdarben mir eine Reihe der beſten Jahre. Die einfache Urſache davon iſt, daß Politik, Rechts- und Staatskunde nie meine Lebensaufgabe waren, nur als Freiwilliger, als Burger, als Einer aus dem Volke trat ich mit an. Allerdings iſt jetzt wieder ein Augenblick eines gewaltigen Umſchwungs vorhanden, allein dieſer muß bei uns in den Hauptſachen vollzogen ſein, ehe nur eine neue Wahl im Ganzen oder im Einzelnen zu Stande kommen kann; dann würde erſt die Ausführung und Ausbildung in umfaſſenden Geſetzesentwürfen folgen, ich müßte alſo im 61ſten Jahre auf drei oder ſechs Jahre mich gerade wieder zu der mir widerſtrebenden Thatigkeit verpflichten und was ich auf meinem Wege aus eigenem Antrieb in der mir noch vergönnten Lebensfriſt leiſten könnte oder möchte, wäre für immer abgethan. Nach den Erfahrungen, die ich nur allzufühlbar gemacht habe, darf man nicht in augenblicklicher Anregung ohne freie Neigung oder das ſchlagende Bewußtſein einer ſittlichen Nothwendigkeit auf Jahre hin über ſich verfügen laſſen. Auch iſt ja nicht alle öffentliche Wirkſamkeit einzig auf den Sitz in der Kammer beſchränkt.

Andere in Anſpruch zu nehmen, wo man ſelbſt nicht einſtehen will, erſcheint zwar ungehörig; dennoch glaube ich dem dringenden Begehren der beiden Freunde nicht widerſtehen zu können, daß ich ihren Wunſch auch meinerſeits bei Dir befürworten möchte.

Allerdings trifft bei Dir im beſten Maße zu, was mir abgeht. Du haſt Recht, Staat und Kirche zum Gegenſtand des anhaltendſten und tiefſten Nachdenkens gemacht, Du biſt ſo beträchtlich jünger als ich, vor Allem aber biſt Du bewährter Vertreter eines Standpunktes, der eben jetzt nicht gefährdet werden darf. Dein „Briefwechſel zweier Deutſchen“ hat unter den Schwingungen der Julirevolution das deutſche Vaterlandsgefühl bei uns gerettet und gewahrt und in gleicher Hinſicht würde, einem ſelbſtvergeſſenen Enthuſiasmus für die franzöſiſche Erhebung gegenüber, Dein Auftreten die rechte Bürgſchaft ſein. Antworte mir nicht, lieber Freund, in dieſen unruhigen Tagen. Ich ehre im Voraus Deinen Entſchluß, wohin er falle.

Mit unſern beſten Grüßen

Dein

L. U.“

Wenige Tage ſpäter kam Pfizer auf Beſuch zu Uhland, und während ſeines Aufenthaltes kam die Aufforderung an ihn, als Chef des Juſtiz-Departements mit Duvernoy als Chef des Departements des Innern in's Miniſterium zu treten, worein er nur unter der Bedingung willigte, daß auch Römer, als Haupt der Oppoſition, berufen werde. Dieſes geſchah, und nun übernahm dieſer das Juſtiz-, Pfizer das Cult-Departement. Nach Pfizers Rückkehr nach Stuttgart ſchreibt er an Uhland:

Stuttgart, 15. März.

„Lieber Uhland!

Du weißt ohne Zweifel ſchon, daß durch förmlichen Bundesbeſchluß die ſämmtlichen Bundesregierungen eingeladen ſind, Männer des allgemeinen Vertrauens, und zwar für jede der 17 Stimmen des engeren Rathes einen, alsbald (ſpäteſtens bis zu Ende dieſes Monats) mit dem Auftrag nach Frankfurt abzuordnen, der Bundesverſammlung und deren Ausſchüſſen zum Behuf der Vorbereitung der Reviſion der Bundesverfaſſung mit gutachtlichem Beirath an die Hand zu gehen.

Könnteſt Du Dich entſchließen, Einer dieſer Siebenzehn zu ſein, ſo iſt kein Zweifel, daß die neueingetretenen Mitglieder des jetzigen Miniſteriums Deine Ernennung durchſetzen und dadurch eine Bürgſchaft, wie ſonſt kein anderer Name ſie darbietet, geben könnten. Ich bitte Dich daher inſtändig, entweder mit umgehender Poſt mit Ja zu beantworten, oder ſo bald als möglich ſelbſt hierher zu kommen.

Dich und Deine verehrte Gattin herzlich grüßend
Dein
P. Pfizer.“

Nach Beſprechung mit den Freunden in Stuttgart entſchloß ſich Uhland zur Uebernahme dieſes Auftrags und wurde hierauf zum König beſchieden. Er fühlte ſich gedrungen, dem König zu bemerken, daß im Falle er zu dem zu erwartenden Parlament gewählt werden ſollte, er wünſche, dieſer Verſammlung in freieſter Weiſe anwohnen zu können, worauf der König erwiederte, daß er damit ganz einverſtanden ſei. Eine gewünſchte Mittheilung der königlichen Anſicht über die ihm übertragene Stellung fand nicht ſtatt.

Vor der Abreiſe nach Frankfurt wurde Uhland von der Univerſität und Stadt durch einen ſchönen Fackelzug geehrt. Bei ſeiner Dankesrede ſagte er: „es
„erſcheine zwar als eine mißliche Sache, zu einem
„Manne des Vertrauens ernannt zu ſein, aber der
„heutige Abend gebe ihm die frohe Ueberzeugung, daß
„ihm hier wenigſtens das Vertrauen nicht fehle. Der
„eigenen Kraft traue er nicht Vieles zu, hoffe aber auf
„einen Erfolg der Beſtrebungen zum Beſten Deutſch-
„lands. Tübingen möge fortfahren auf der betretenen
„Bahn: hier habe kein Bruch des Geſetzes ſtattgefunden.
„Es gelte in einer Zeit, welche ſelbſt die verglimmende
„Aſche noch anfache und die jugendlichen Herzen noch
„anders anrege, neben der Feſtigkeit im Bewahren ſeiner
„Rechte, auch kein Recht zu verletzen.“

An dem Morgen des Tages, der nach Tübingen die falſche Kunde brachte, die Franzoſen ſeien im Anmarſche, reiſte Uhland nach Frankfurt ab.

Uhland an ſeine Frau.

Frankfurt, 28. März 1848.

„Liebſte Emma!

Meine Reiſe hieher iſt gut von Statten gegangen. Sonntag Vormittags 10 Uhr fuhr ich von Stuttgart mit dem Eilwagen nach Durlach ab, wo ich um 6 Uhr, und dann mit dem letzten Bahnzug um 8 Uhr Abends in Heidelberg ankam. Hier war großes Getümmel, da noch Viele von der Volksverſammlung ſich auf den Heimweg machten; es wurden auf den Straßen Freudenſchüſſe abgefeuert, auch hörte man Stimmen, welche die deutſche Republik leben ließen. Nach dem Rathe eines Mitreiſenden aus Mannheim begab ich mich in ein Gaſthaus zweiten Ranges, den Darmſtädter Hof, wo ich auch wirklich ein gutes Quartier fand. Im Gaſtzimmer fanden ſich viele junge Bürger von Heidelberg ein, die mit den heutigen Verhandlungen nicht recht zufrieden waren, es ſeien Gegenſtände zu wenig vorbereitet in die Verſammlung geworfen worden. Ich weiß nicht, wer mich erkannt hatte, doch ließen ſie bei aller Erregtheit mich ruhig und nur geiſtweiſe wurde ein Hoch auf Arndt, Uhland und andere deutſche Dichter ausgebracht. Die Stimmung war hier ganz im deutſchen Sinne. Um ſechs Uhr früh fuhr ich ab, freute mich der ſchönen Bergſtraße und traf um neun Uhr auf dem Sachſenhauſer Bahnhof ein. Von Mappes und Fräulein Gräter wurde ich mit bekannter Freundlichkeit empfangen und die Kinder bedauerten, daß Du nicht mitgekommen ſeieſt. Man wies mir daſſelbe Zimmer an, das wir zuſammen bewohnt haben.

Heute wird auch Wurm erwartet und morgen Wächter. Geſtern Abend war ich bei Welcker, der gleichzeitig mit mir angekommen war. Von den ſogenannten Vertrauensmännern hatte ſich außer mir noch keiner eingefunden. Es wird daher vor der großen Verſammlung, die am Freitag und Samſtag abgehalten werden ſoll, ſchwerlich ein Zuſammentritt ſtattfinden können. Doch zähle ich nicht auf eine lange Dauer des hieſigen Aufenthaltes.

Ich hoffe auf baldige gute Nachricht von Euch, grüße Euch Alle herzlich und bin mit inniger Liebe

Dein L.“

Frankfurt, 1. April.

„Liebſte Emma!

Begierig ſah ich einem Schreiben von Dir entgegen, geſtern Abend nun kamen die erwünſchten Nachrichten von Eurem Wohlbefinden an. Dießmal reicht mir die Zeit nur für wenige Linien, da Vormittags neun Uhr die zweite Verſammlung beginnt. Frankfurt iſt feſtlich geſchmückt, der Zug vom Römer in die Paulskirche war feierlich und die Verhandlung belebt. Während derſelben wurde verkündigt, daß eine bewaffnete Schaar zum Bockenheimer Thor eingedrungen ſei; es war ein blinder Lärm, den ein unbedeutender Krawall herbeigeführt hatte. Es ſind viele Württemberger anweſend, auch Pfizer. So viel nur in Eile, damit Du weißt, daß

ich wohl und geſund bin. Erfreue mich bald wieder mit einem Briefe. Grüße Wilhelm und Ludwig, wenn dieſe noch in Tübingen ſind. Auch Freund Mayer. Innig
Dein L.“

Emilie Uhland an ihren Mann.

Tübingen, 2. April 1848.

„Lieber Uhland!

Frau Profeſſor Ewald, die morgen nach Darmſtadt abreiſt, will die Güte haben, mir etwas für Dich mitzunehmen. Da ich nun dieſer Tage zu meinem Leidweſen geſehen, daß ich Dir ſtatt einem neuen ſeidenen Halstuch ein älteres eingepackt habe, ſo erhältſt Du nun auf dieſem Wege das neue. Am liebſten hätte ich mich ſelbſt von ihr mitnehmen laſſen, um zu ſehen, wie es Dir Geliebter geht. Meine Gedanken ſind immer bei Dir und Eurem ſchwierigen Werke.

Könnte ich Dich nur auch eine Stunde ſprechen hören. Die verſchiedenen Anſichten, die die Zeitungen ausſprechen, ohne daß ich ihnen eine eigene Anſicht entgegenzuſetzen habe, machen mir immer banger und banger für die Sache, an deren Löſung zu arbeiten Du berufen biſt.

Heute rückt württembergiſches Militär hier ein. Da meine Nachbarn Quartier erhalten, ſo erwartete ich ganz beſtimmt auch einige Mann als Gäſte. Ich hatte ſchon Wilhelms Zimmer als Wohnung für ſie beſtimmt, auch für Fleiſch und Brod geſorgt; es ſcheint aber, daß ich damit verſchont bleiben ſoll, wohl aus Rückſicht für Dich. Da Wilhelm noch hier iſt, hätte ich es mir aber nicht ſchwer genommen, um ſo mehr, als nur die Gemeinen einquartiert werden, den Officieren aber die Gaſthäuſer angewieſen ſind. Vielleicht kommt die Reihe das nächſte Mal an mich.

Freitag haben mich unſere lieben Gäſte verlaſſen; es iſt mir recht erwünſcht, daß Wilhelm noch einige Zeit hier bleiben will, daß ich nicht ſo ganz allein hier ſein muß. In unſerem Garten regt ſich Alles, Du würdeſt Dich freuen über den mancherlei Frühlingsblumen; geſtern habe ich faſt den ganzen Tag oben zugebracht. Auch die Nächte ſind gegenwärtig ſo ſchön und ſternhell. Der Blick zum Firmament hat doch etwas recht Beruhigendes und Tröſtendes. Der die Sternenheere in ihren Pfaden lenkt, wird auch die Erdengeſchicke in ſeiner feſten und weiſen Hand halten und leiten. Wenn Du nach Deiner lieben Gewohnheit vor Schlafengehen zum Himmel aufblickſt, dann denke auch an mich, wie ich an Dich denke.

Wie freue ich mich auf einen Brief von Dir, laſſe ihn wo möglich auch etwas lang ausfallen! Da von Deinen Stuttgarter Freunden mehrere in Frankfurt geweſen ſind, ſo wirſt Du wohl auch einen Entſchluß wegen des Eintritts in die Kammer haben ausſprechen müſſen; vergiß doch ja nicht, mir auch hierüber in Deinem nächſten Briefe Nachricht zu geben.

Es vergeht keine Stunde, in der ich Dir nicht etwas ſagen oder Dich um etwas fragen möchte.

Soeben kommt Wilhelm aus einer Volksverſammlung zurück, die von Reutlingen und Tübingen veranſtaltet wurde. Sie ſollte ſchon vor acht Tagen ſein, wurde aber damals wegen dem blinden Lärmen eines feindlichen Einfalls verſchoben.

Nicht nur eine, ſondern drei Adreſſen wurden beſchloſſen, die alle drei wohl beſſer unterblieben wären. Profeſſor . . . proponirte eine an die Franzoſen, eine Huldigung, daß ſie die Tricolorfahne als Panner des Fortſchritts der Welt aufgerichtet, dann eine an das öſtreichiſche und eine an das preußiſche Volk, an das letztere mit der Aufforderung, ihren König abzudanken. Die Verſammlung ſei nicht ſehr beſucht geweſen. Gegen die erſte Adreſſe habe Stockmeyer ſich ausgeſprochen und ungefähr Zweifünftel der Verſammlung haben ihm beigeſtimmt, doch gehe die Adreſſe ab.

Wenn doch nur das eingerückte Militär und die aufgeregten Bürger nicht heute Abend noch Streit bekommen!

Gott ſei mit Dir, lieber Mann, und gebe Segen zu Eurem Geſchäft.

Deine Emilie.“

Uhland an ſeine Frau.

Frankfurt, 5. April 1848.

„Liebſte Emma!

Geſtern Nachmittag uberbrachte mir Ewald Deinen Brief mit dem Halstuch. Ich bin durch Deine

Zeilen herzlich erfreut worden und bedauerte nur das Eine, daß Du über die hieſigen Vorgänge mehr bekümmert ſcheinſt, als wirklich dazu Grund vorhanden iſt. Vorgeſtern Abend wurde die große Verſammlung geſchloſſen und bereits iſt Frankfurt wieder im ruhigen Zuſtande. Ueber die Verhandlung ſelbſt werden die Zeitungen nun auch genügendere Berichte bringen und vielleicht iſt auch Fallati, den ich darum erſuchte, bereits bei Dir geweſen, um Dir mündlichen Bericht zu erſtatten, da mir ſelbſt in den letzten Tagen zum Schreiben weder Zeit noch Ruhe vergönnt war. Geſtern wurden bereits die Verhandlungen der Beigeordneten zum Bundestag wieder aufgenommen und heute fortgeſetzt. Ich wollte dabei vorerſt entnehmen, wie es ſich mit meinem Aufenthalt in Frankfurt geſtalten würde, und darauf muß ich nun auch, um den Brief nicht aufzuhalten, den Inhalt deſſelben beſchränken. Die conſtituirende Nationalverſammlung ſoll, wie Du geleſen haben wirſt, Anfang Mai's zuſammentreffen; dieß iſt aber leichter beſchloſſen als ausgeführt, und es mag damit wohl auch ſechs bis acht Wochen anſtehen. Bei dem halb aufgelösten Bunde iſt uns Beigeordneten die Fertigung eines Entwurfes der neuen Bundesverfaſſung aufgetragen und bis zum wirklichen Zuſammentritt der conſtituirenden Verſammlung werden wir kaum unſerer jetzigen Stellung enthoben werden. Ein Antrag für die neuen Wahlen in die württembergiſche Kammer iſt mir nicht gemacht worden, und ob ich für das conſtituirende deutſche Parlament (für das auf Württemberg des Guten faſt zu viel, etlich und zwanzig Mitglieder kommen würden) in Vorſchlag gebracht werde, iſt mir unbekannt. Die Dauer der Parlamentsberathungen (eine Verſammlung von etwa achthundert Mitgliedern) iſt gewiß auf einige Monate anzuſchlagen. Würde mein Aufenthalt aber auch nur ſechs Wochen dauern, ſo kann ich meinen freundlichen Wirth nicht ſo lange in Anſpruch nehmen. Es wird daher das Beſte ſein, mich demnächſt um ein kleines Logis für Dich und mich umzuſehen, denn wenn Du auch nicht die ganze Zeit hier zubringen wollteſt, ſo muß doch für Dein Unterkommen bald geſorgt werden, da, wenn die große Verſammlung heranrückt, die Wohnungen viel weniger zur Auswahl ſtehen werden.

Laß mich nun hierüber bald möglich Deine Anſicht wiſſen, oder beſſer, komme, wenn Deine Anweſenheit in Tübingen Dir nicht nothwendig erſcheint, ſelbſt hierher, um, da Du dieß beſſer verſtehſt, eine paſſende Unterkunft ausmitteln zu helfen. Wilhelm würde Dich wohl gerne bis Heidelberg begleiten, etwa ſo, wie ich die Reiſe gemacht habe: von Stuttgart zehn Uhr mit dem Eilwagen nach Durlach und dann gleich weiter auf der Bahn nach Heidelberg, wo Du 8 Uhr Abends ankämeſt, dann Morgens 6 Uhr hierher, wo die Ankunft 9 Uhr Vormittags erfolgt. Gib mir nur, wenn Du auch nicht gleich abkommen kannſt, jedenfalls baldige Nachricht, was und wie Du es für das Beſte hältſt.

Wenn Du gerne meine Mittheilungen hörteſt, ſo vermiſſe ich gewiß nicht minder, Dich zur Vertrauten meiner täglichen Erfahrungen zu haben.

Grüße Wilhelm und Mayer herzlich und laß uns ungebeugt zuſammen durch die ernſte Zeit gehen.

Mit treueſter Liebe

Dein L.“

Aus dieſem Briefe iſt wohl zu erſehen, daß Uhland ohne Illuſionen in die Zukunft ſah. Am Bunde völlige Rathloſigkeit, in den Volksverſammlungen widerſprechende Anſichten und überſtürzende Beſchlüſſe, und in dem Collegium der Vertrauensmänner bereits das Losſteuern auf das preußiſche Erbkaiſerthum, deſſen Realiſirung mit Oeſterreich ihm unmöglich erſchien, und ein Lostrennen von Oeſterreich konnte er ſich gar nicht denken. Aber auch von den andern Fürſten erwartete er eine entſchiedene Abneigung gegen dieſen Plan. In dem Collegium der Vertrauensmänner war die Ausarbeitung eines Entwurfes zu einer Reichsverfaſſung einem Comité von vier Mitgliedern neben dem Vorſitzenden übertragen. Selbſt den andern Mitgliedern des Collegiums gegenüber beobachteten dieſe völliges Stillſchweigen über ihre Thätigkeit und auch nach Vorlegung des Entwurfes wurde von der Mehrheit ausgeſprochen, daß derſelbe nur als ſchon beſchloſſenes Ganzes veröffentlicht werden ſolle. Da keine förmliche Endabſtimmung über das Ganze beliebt wurde, ſo konnte Uhland nur ſeine abweichende Stimme zu Protokoll geben und begründen. Jetzt erſt konnte er dem württembergiſchen

Geſandten Mittheilung machen und ſeine Anſicht ausſprechen. Seinen Bericht an die Regierung ſchließt er ſpäter mit den Worten: „Da für die nur in mangelhafter Zahl noch anweſenden Mitglieder kein mit ihrem urſprünglichen Auftrag zuſammenhängendes Geſchäft mehr vorhanden iſt, und ich zu denen zähle, welche die Stelle eines Beigeordneten am Bunde nicht mit der eines Mitglieds der conſtituirenden Nationalverſammlung wohl verträglich finden, ſo fühle ich unter geziemender Dankbezeugung für das mir bewieſene hohe Vertrauen bei der ganz nahe bevorſtehenden förmlichen Conſtituirung der Verſammlung mich gedrungen, um Enthebung von dieſem Auftrag hiemit einzukommen.“

Bald nach dem letzten Briefe Uhlands kam ſeine Frau nach Frankfurt und die Gatten bezogen ein paar Zimmer in der Nähe von ihrem Freunde Mappes.

Am 26. April war Uhland von den Wahlbezirken Tübingen-Rottenburg mit 7086 von 7682 Stimmen in das Parlament gewählt worden und ſchrieb darauf an die Wähler des Bezirkes Rottenburg-Tübingen:

„Da es mir nicht vergönnt war, perſönlich in Ihrer Mitte zu erſcheinen, ſo erfülle ich auf dieſem Wege die Pflicht des Dankes für das ehrenvolle Vertrauen, das Sie mir, dem Abweſenden, durch die Wahl zum Volksvertreter beim deutſchen Verfaſſungswerke erwieſen haben. Ich ſchreibe dieſe Zeilen in der Frühe des Tages, an welchem die nunmehr in genügender Zahl verſammelten Abgeordneten aus allen deutſchen Ländern zum feierlichen Beginn ihrer Arbeit erſtmals in die Paulskirche einziehen werden. Zwar kann ich meinen Wählern keine Verheißungen geben, wie der Bau ſich geſtalten werde, an dem ſo Viele mitzuſchaffen haben und der unter täglich wechſelnden Einwirkungen einer mächtig bewegten Zeit aufſteigen ſoll, aber das kann ich verſichern, daß ich beim Eintritt in die Verſammlung, zu der Sie mich abſenden, tief durchdrungen bin vom Ernſte der inhaltſchweren Aufgabe, alle die Bruderſtämme zum großen Geſammtweſen in Freiheit, Einheit und heilbringender Ordnung zu verbinden.

Ludwig Uhland.“

Frankfurt a. M., 18. Mai 1848.

Dieſe Aufgabe, alle deutſchen Bruderſtämme zum großen Geſammtweſen in Freiheit und Einheit zu verbinden, iſt nicht geglückt, aber das Bewußtſein, mit ſeinem beſten Wiſſen danach gerungen zu haben, durfte Uhland aus dem Schiffbruch aller Hoffnungen mit ſich in die Heimath nehmen.

Da Uhland ſeine Ueberzeugung keinem Parteigebot unterwerfen wollte, ſo geſellte er ſich zu keinem Clubb. Demokratiſcher geſinnt als Manche, denen er in anderen Lebensbeziehungen näher geſtanden wäre und ſich ſonſt gerne zugewandt hätte, war er auf der andern Seite durch Stimmung und durch verſchiedene Anſicht über die Wahl der Mittel von denen getrennt, mit deren politiſcher Ueberzeugung er mehr übereinſtimmte. Nur ſelten beſuchte er die Abendzuſammenkünfte des linken Centrums oder der linken Seite. Wenn Römer in

Frankfurt war, deſſen Anſichten er wohl am meiſten theilte, war er Abends oft bei Jakoby mit ihm zuſammen, ſonſt war ſeine Stellung eine einſame. Am Sonntag, vor Tiſch, war es ihm eine wahre Erholung, Jakob Grimm in ſeiner Gartenwohnung vor dem Bockenheimer Thor aufzuſuchen und in einem Geſpräch über die gemeinſamen Studien ſich die Seele zu befreien. Aber dieſer ſchied bald wieder von Frankfurt und kehrte zu ſeinen Arbeiten zurück.

Den Sonntag Mittag und Abend brachte Uhland mit ſeiner Frau meiſtens bei Freund Mappes oder mit ihm in den Umgebungen Frankfurts zu und ſchöpfte in der ſchönen Gegend, oft auf einer der Taunushöhen, neue Kraft für die ſchwüle Arbeit der Wochentage.

Uhland an ſeine Frau.

Frankfurt, 29. Juli 1848.

„Dieſer verſpätete Brief trifft Dich, liebſte Emma! vielleicht ſchon nicht mehr in Tübingen, doch wird er Dir nach Stuttgart nachgeſchickt werden. Seit Deiner Abreiſe war mit Ausnahme des Sonntags täglich Sitzung, meiſt bis drei Uhr, mitunter auch noch Abends Ausſchußſitzung. Dann waren gerade in den letzten Tagen werthe Gäſte hier, Wilhelm Roſer mit ſeiner Frau. Es war mir ſehr angelegen, geſtern an Dich zu ſchreiben; da war man aber halb ſieben Uhr früh zum Grabgeleite des Abgeordneten Wirth beſchieden, der nur eine Sitzung in der Paulskirche mitgemacht hatte. Nachmittag und Abend mußte ich Roſers widmen, mit denen ich vorgeſtern eigentlich nur beim Eſſen in Weſtendhall zuſammen ſein konnte. Sie ſcheinen gerne hier zu ſein. Roſer kommt Abends zu Jakoby und Fanny macht von Deiner Karte in der Paulskirche Gebrauch. Am Samstag voriger Woche fuhr ich nach Wiesbaden, um dreierlei Zwecke zu verfolgen. Einmal wollte ich Profeſſor Keller beſuchen, der mir hätte berichten ſollen, was ſich inzwiſchen im Gebiete der altdeutſchen Literatur Neues begeben; die Unruhen in Wiesbaden hatten ihn aber veranlaßt, ſeinen gewöhnlichen Kurort Baden wieder aufzuſuchen. Dann ging ich Morgens mit Wackernagel nach Schierſtein, eine kleine Stunde von Wiesbaden, um den Archivar Habel, der mich früher auf unſerer Rheinfahrt eingeladen hatte, zu beſuchen, traf aber auch dieſen nicht, doch war ein kurzer Aufenthalt in einem Wirthſchaftsgarten zu Biebrich, dicht am Rhein, ſehr lohnend.

In den Grundrechten iſt man während Deiner Abweſenheit nicht einen halben Schritt weiter gekommen. Erſt auswärtige Politik, dann vier Tage hindurch Poſener Frage, wobei eine ganze Sitzung nur auf die Abſtimmungen ging. Geſtern eine Verhandlung wegen Abkürzung der Berathungen über die Grundrechte, welche damit ſchloß, daß man über Anträge und Ausſchußbericht zur Tagesordnung überging. Heute iſt keine Sitzung. Montag Wahl des Präſidenten und neue Verlooſung der Abtheilungen, woran zu erſehen, daß wieder ein Monat abgelaufen iſt. Endlich Dienſtag: Grundrechte.

Auf morgen bin ich von Mappes zu einem Ausflug nach Königſtein und Kronenberg eingeladen, wo ſeine Kinder noch ſind, was mir nach der ſchwülen Woche ſchon erwünſcht iſt; Du ſollteſt nur dabei ſein. Es hat mich ſehr erfreut, aus Deinem lieben Briefe zu erſehen, daß Dir im eigenen Hauſe und Garten wohl iſt. Laß Dich die Sorge um mich nicht beſtimmen, zu kurz in Tübingen oder bei den Geſchwiſtern in Stuttgart zu bleiben. So ſehr ich mich auf Deine Zurückkunft freue, ſo muß ich doch erwägen, daß Du noch hinreichende Zeit in Frankfurt wirſt zubringen können.

Herzliche Grüße an Wilhelm, Ludwig und Mayers. Innig

Dein L."

Bei der Wahl des Reichsverweſers war Uhland unter den zuletzt Abſtimmenden und gab ſeine Stimme nicht dem Erzherzog Johann, ſondern Heinrich von Gagern. Damit wollte er wohl ausſprechen, daß er kein unverantwortliches gekröntes Haupt an der Spitze Deutſchlands wünſche, ſondern einen Präſidenten eines Bundesſtaats.

Es iſt geſagt worden: Uhland ſei ausſchließend für Oeſterreich und gegen Preußen eingenommen geweſen. Beides iſt unrichtig, er war nur für ein ganzes Deutſchland. Trotz wiederholter Aufforderung ſeiner Bekannten und der Fragen des Erzherzogs nach ihm kam er nie dazu, deſſen Soiréen zu beſuchen.

Als bei dem Leichenzug des General Gagern eine Geſellſchaft junger Männer Uhland, als einem Freunde der Freiheit, ein Lebehoch brachte, ſagte er mit großem Ernſte: „Ja, für die Freiheit bin ich, welche die Einheit ſchafft!“

Manche ſchriftliche Ausarbeitungen ſind noch vorhanden und zeugen davon, wie ſorgfältig ſich Uhland auf die Sitzungen vorbereitete, wenn er auch ſelten das Wort ergriffen hat. Wohl konnte er von ſich ſagen: Er habe die Stufen der Rednerbühne nicht abgetreten.

Uhland an Baron Tornis in Jena.

Frankfurt, 15. November 1848.

„Verehrter Herr!

Das Leben in den hieſigen öffentlichen Verhandlungen iſt von der Art, daß immerfort eine ſchwierige Frage, eine ſtürmiſche Verhandlung die andere ablöst, und ſo ſind der Tage und Tagesſtunden wenige, in denen für die ſtilleren Anregungen der Literatur und Kunſt Zeit und Sammlung bleibt. Seit acht Monaten von Hauſe entfernt, muß ich für dringende Beſorgungen die freien Stunden verwenden, und an die eigenen Studien kommt es, wenn überhaupt davon die Rede ſein kann, gewöhnlich zuletzt. Unter dieſen Umſtänden mögen Sie mich für entſchuldigt halten, wenn die freundlich mitgetheilten Zeichnungen allzu lang bei mir liegen geblieben ſind. Es iſt nicht möglich, ein Kunſtwerk in ſich aufzunehmen, wenn der Sinn verſchloſſen iſt. So bin ich erſt über den letzten Sonntag dazu gelangt, Ihre Darſtellungen aus der thüringiſchen Geſchichte und Sage vollſtändig und im Zuſammenhang mir vorüberzuführen. Ich bin Ihnen herzlich dankbar für dieſen Genuß, es war mir ein friſcher Hauch aus der altvertrauten Sagenwelt und beſonders hat mich erfreut, hier nicht jene verſchwommene manierirte Phantaſie zu treffen, in der man Gegenſtände aus dem Mittelalter häufig aufgehen läßt, vielmehr eine lebenskräftige Geſtaltung, die der Arabeske einen Stamm und dem landſchaftlichen Ausblick einen Vordergrund gewährt. Mit aufrichtiger Hochachtung

L. U."

Am 6. October hatte Uhland in längerer Rede gegen die Ausſchließung Oeſterreichs geſprochen und als im Januar die Reihe an die Berathung über das Reichsoberhaupt kam, erhob er ſeine Stimme gegen das Erbkaiſerthum in folgender Rede:

„Ich erkläre mich für periodiſche Wahl des Reichsoberhaupts durch die Volksvertretung. In voriger Sitzung habe ich, ohne Ausſicht auf Erfolg, für den weiteſten Kreis der Wählbarkeit geſtimmt, alſo folgerichtig auch dagegen, daß jene Würde nur einem regierenden Fürſten übertragen werden dürfe. Nachdem dieß nunmehr beſchloſſen iſt, ſo bleibt mir übrig, für Anträge zu ſtimmen, durch welche die Erblichkeit und eben damit die Bevorrechtung eines einzelnen Staates und Stammes, ſowie der Ausſchluß Oeſterreichs beſeitigt wird, vor allem für das Erachten IV. Wahl auf ſechs Jahre.

Befürchten Sie keine weitläufige Ausführung meiner Anſicht. Mein Vorhaben iſt einzig, jetzt, da wir vor dem Schlußſtein unſrer Arbeit ſtehen, mit wenigen Worten an den Grund derſelben, an unſern eigenen Urſprung zu erinnern, deſſen Gedächtniß mir nicht mehr überall lebendig zu ſein ſcheint. Es iſt in dieſen Tagen wiederholt von Jugendträumen geſprochen worden; ich bekenne meinerſeits, daß mich zuweilen noch ein Traum verfolgt, der Frühlingstraum des Jahres 1848.

Die von einem Theile des Ausſchuſſes angetragene Erblichkeit und die damit zuſammenhängende Nichtverantwortlichkeit iſt eine Anwendung bekannter Grundſätze der in den deutſchen Einzelſtaaten durchgeführten conſtitutionellen Erbmonarchie auf die neuzugründende Würde des Reichsoberhaupts. Ich will die Verdienſte dieſer Staatsform, ihre geſchichtlichen Leiſtungen und ihre Nützlichkeit in der Gegenwart keineswegs herabſetzen, darf aber auch eine Schattenſeite derſelben nicht unberührt laſſen, die ich gerade da erblicke, wo die reine Lehre den glänzendſten Lichtpunkt des Syſtems gefunden hat. Jene Schattenſeite beſteht, nach meinem Dafürhalten, darin, daß der unverantwortliche, erbliche Monarch nur ein perſonificirter Begriff der einheitlichen und ſtätigen Staatsgewalt iſt, ein allegoriſches Weſen, eine Fiction des Regierens, keine natürliche Wahrheit. Da er nicht vermöge ſeiner perſönlichen Eigenſchaften, ſondern durch das Erbfolgerecht zur Gewalt berufen iſt, ſo müſſen für den rechten Gebrauch der letztern verantwortliche Räthe einſtehen. Unter dieſer Bevormundung können ſelbſtſtändige Charaktere ſchwer gedeihen, oder wenn ſolche ſich fühlen, wenn ſie hervorbrechen wollen aus der läſtigen Stellung eines lebenden Gemäldes, ſo gerathen ſie mit dem conſtitutionellen Rahmen in Widerſtoß. Dieſes Syſtem hat ſich in England geſchichtlich herangebildet, hat von da aus weitere Pflanzungen gegründet und iſt ſodann von der Doctrin als das alleinſeligmachende für ewig feſtgeſtellt worden. Urſprünglich deutſch iſt es nicht. Die deutſchen Wahlkönige, erblich, ſo lange das Geſchlecht tüchtig war, fallen nicht unter dieſe Staatsform; es waren in langer Reihe Männer von Fleiſch und Bein, kernhafte Geſtalten, mit leuchtenden Augen, thatkräftig im Guten und Schlimmen. Der Mißſtand, den ich berührte, hat ſich in unſrer jetzigen Verhandlung auf merkwürdige Weiſe hervorgeſtellt. Ein früherer Redner hat uns belehrt, daß der König von Sachſen durch ſein dermaliges Miniſterium behindert ſei, ſeine urſprüngliche und auch jetzt unbezweifelte deutſche Geſinnung zu Gunſten des preußiſch-deutſchen Erbkaiſerthums wirkſam zu machen. Alſo diejenige Form, die dem Fürſten bei den hochherzigſten Entſchließungen die Hände bindet, wird uns für die neue Reichsgewalt empfohlen, von dem gleichen Redner lebhaft angeprieſen.

Eine mächtige Volkserhebung, wie die deutſche des vergangenen Frühjahrs, muß ſich aus ihrem eigenen Geiſte die rechte und lebenskräftige Form erſchaffen.

Wenn es neulich von dieſer Tribüne für einen Widerſpruch erklärt worden iſt, die Monarchie in den Zweigen zu erhalten und im Gipfel zu entbehren, ſo läßt ſich dem ein anderer Widerſpruch entgegenhalten. Iſt denn der Anſtoß und Grundtrieb unſrer politiſchen Neugeſtaltung von der monarchiſchen, oder dynaſtiſchen, ariſtokratiſchen Seite des bisherigen deutſchen Staatslebens ausgegangen? nein! unbeſtritten von der demokratiſchen. Die Wurzel alſo iſt eine demokratiſche: von der Wurzel aber, nicht von den Zweigen ſchießt auch der Gipfel auf. So kann es dem natürlichen Wuchſe der neuerſtehenden deutſchen Eiche nicht gemäß ſein, daß ihrem Gipfel ein Brutneſt erblicher Reichsadler aufgepflanzt werde.

Wollte man, der Syſtematik wegen, durchgängige Uebereinſtimmung des Ganzen mit dem Einzelnen verlangen, was ich nicht für nöthig halte, ſo würde viel eher folgen, daß das Alte ſich dem neuen, durchwaltenden Geiſte füge, als umgekehrt. Ich bin aber auch der Meinung, daß die Staatsformen oft in der Wirklichkeit nicht ſo weit aus einander liegen, als in der Theorie oder im Feldgeſchrei des Tages. Durch die Aufhebung der politiſchen Standesvorrechte und durch freiſinnige Wahlgeſetze werden die monarchiſchen Verfaſſungen der Einzelſtaaten den demokratiſchen Anforderungen der Neuzeit bedeutend näher gerückt. Ich mache daher auch keinen Angriff auf den Fortbeſtand dieſer Staatsform in ihrer Auffriſchung, ich glaube nur nicht, daß dieſelbe fähig ſei, eine neue, nachhaltige

Schöpfung, ein verjüngtes Geſammtdeutſchland, hervorzutreiben.

Ein Andres iſt der Fortbeſtand und die Verbeſſerung vorhandener Einrichtungen, ein Andres die Frage: ob eine gegebene Staatsform, hier die monarchiſch-conſtitutionelle, für eine gänzlich neue, viel umfaſſendere Schöpfung triebkräftig oder maßgebend ſein könne?

Ich geſtehe, einmal geträumt zu haben, daß ein großartiger Aufſchwung auch bedeutende politiſche Charaktere hervorrufen werde und daß hinfort nur die hervorragendſten an der Spitze des freigewordenen und geeinigten Deutſchlands ſollten ſtehen können. Dieß aber iſt nur durch Wahl, nicht durch Erbgang möglich. Hier auf gänzlich neuem Felde war freie Bahn für die Verwirklichung wahrer und kühner Gedanken und ich zweifelte nicht, daß das deutſche Volk für ſolche Gedanken empfänglich ſei. Ich mußte mir wohl einwenden: was vermag der einzelne Mann ohne Hausmacht, ohne dynaſtiſchen Glanz? Gleichwohl, wenn wir in der Zeit, als uns noch das volle Vertrauen des Volkes ein Rückhalt war und die Staatsmänner noch nicht aufhören mußten, Volksmänner zu ſein, wenn wir damals einen Mann an die Spitze geſtellt hätten, einen ſolchen, der in der ganzen Größe bürgerlicher Einfachheit durch den Adel ſeiner freien Geſinnung auch die rohe Gewalt zu bändigen, die verwilderte Leidenſchaft in die rechte Strömung zu lenken verſtanden hätte: ich denke, das geſammte deutſche Volk wäre ſeine Hausmacht geweſen.

Jugendträume! wie ſchon geſagt. Ein Hauch des urſprünglichen Geiſtes gab ſich wirklich noch in dem Beſchluſſe der Volksvertretung kund, gänzlich aus eigener Macht den Reichsverweſer zu wählen. Ein Fürſt wurde gewählt, nicht weil, ſondern obgleich er ein Fürſt war. Aber indem man die Nichtverantwortlichkeit beigefügt hatte, war ſchon wieder nach der conſtitutionellen Richtung eingebeugt. Ich habe weſentlich darum nicht für einen Fürſten geſtimmt, ich ſah in dieſer Verbindung bereits den doctrinären Erbkaiſer auftauchen, deſſen Widerſacher ich ſchon geweſen bin, als er noch bei den Siebzehnern in den Windeln lag und zärtlich gewiegt wurde, und der mir nicht lieber geworden iſt, nun er ernſtliche Verſuche macht, auf den deutſchen Thron zu klettern.

Seit jener Wahl iſt die Stimmung noch weiter zurückgegangen und der neueſte Beſchluß geſtattet nur noch die Berufung eines regierenden Fürſten. Das Wahlrecht iſt an ſich noch unverloren, aber auf dieſen engen Kreis von Wählbaren beſchränkt. Die Beſchränkung ſelbſt, wonach andere Angehörige der fürſtlichen Geſchlechter ausgeſchloſſen ſind, kann ſo aufgefaßt werden, daß es nicht die dynaſtiſche Eigenſchaft, ſondern der Regentenberuf iſt, wodurch die Wählbarkeit bedingt wird. Mit Feſthaltung der periodiſchen Wahl wäre mindeſtens jener äußerſte Partikularismus abgewieſen, vermöge deſſen ein Fürſtenhaus, ein Volk Gottes für ewig über alle andern deutſchen Stämme erhoben würde und dieſe, nach dem glücklichen Ausdruck des Berichterſtatters, in ein Verhältniß des Dienens träten. Der Reichsvorſtand ſoll nicht das Gepräge eines preußiſchen, eines öſtreichiſchen, ſondern das eines gemeinſam deutſchen Oberhauptes tragen. Dieſes aber wird nicht erreicht durch die neue Fiction: der zum Reiche berufene Fürſt eines Einzelſtaates werde nun ganz und einzig deutſch ſein, denn die Reichsverfaſſung ſelbſt beläßt ja eine, nur beſchränkte Selbſtſtändigkeit aller einzelnen Staaten. Jenes allgemein deutſche Gepräge kann vielmehr nur dadurch aufgedrückt und friſch erhalten werden, daß die Wahl durch die Geſammtvertretung der Nation periodiſch erneuert wird und daß die Möglichkeit der Wahl aus jedem deutſchen Volksſtamme, je nach dem Bedürfniß der Zeit und nach der Beſchaffenheit der Perſonen, gegeben bleibt. Eine erſte und einmalige Wahl, die Wahl eines Fürſten, der fortan die Würde vererben würde, wäre lediglich ein feierlicher Verzicht auf das Wahlrecht. Mögen Sie dieſen Verzicht nicht ausſprechen, er widerſtrebt dem Geiſte, der Sie hieher berufen hat. Die Revolution und ein Erbkaiſer, das iſt ein Jüngling mit grauen Haaren.

Ich lege nur noch meine Hand auf die alte, offene Wunde, den Ausſchluß Oeſtreichs. Ausſchluß iſt und bleibt das aufrichtige Wort, denn wenn Sie das erbliche Kaiſerthum ohne Oeſtreich beſchließen, ſo iſt keine Hoffnung, daß es noch irgend einmal eintreten werde. Ich erinnere abermals an die Zeit unſres Urſprungs. Als man Schleswig erobern wollte, wer hätte daran gedacht, daß wir Oeſtreich preisgeben würden?

Als die Abgeſandten aus Oeſtreich mit der deutſchen Fahne und mit den Waffen des Freiheitskampfes in die Verſammlung des Fünfzigerausſchuſſes einzogen und mit lautem Jubel begrüßt wurden, wer hätte da geträumt, daß vor Jahresfriſt die öſtreichiſchen Abgeordneten ohne Sang und Klang aus den Thoren der Paulskirche abziehen würden? Die deutſche Einheit ſollte ja geſchaffen werden; dieſe Einheit iſt aber nicht lediglich eine Ziffer, ſonſt wäre ſie vorhanden, wenn der edle Reichsapfel weiter und weiter ausgeſchält würde, wenn zuletzt Deutſchland in Liechtenſtein aufginge. Die wahre Einheit muß alle deutſchen Ländergebiete zuſammenfaſſen, wie es im erſten Satze der Reichsverfaſſung ausgeſprochen iſt; es iſt eine ſtümperhafte Einheit, die ein Dritttheil dieſer Gebiete außerhalb der Vereinigung läßt. Die Einigung mit Oeſtreich iſt ſchwierig, das wiſſen Alle, aber es ſcheint mir auch, Manche nehmen es zu leicht, auf Oeſtreich zu verzichten. Manchmal, wenn öſtreichiſche Männer in dieſem Saale ſprachen und wenn ſie auch nicht in meinem Sinne redeten, war es mir doch, als ob ich einen Ruf von den Tyroler Bergen vernehme oder das adriatiſche Meer rauſchen höre. Wie ſehr verengt ſich unſer Geſichtskreis, wenn wir Oeſtreich aufgeben! Um wieviel flacher und farbloſer wird das deutſche Vaterland, wenn die öſtlichen Hochgebirge zurückweichen, wenn die volle breite Donau nicht mehr deutſche Ufer ſpiegelt! Es genügt nicht, ſtaatsmänniſche Plane auszuſinnen und abzumeſſen, man muß ſich in die Anſchauung, in das

Land ſelbſt verſetzen, man muß ſich Oeſtreich vergegenwärtigen mit all ſeiner reichen Lebensfülle. Welche Einbuße wir, mit ſeinem Ausſcheiden, an Macht, an Gebiet, an Volkszahl erleiden würden, iſt hinreichend erörtert worden. Ich füge nur Eines hinzu: Deutſchland würde ärmer werden um alle die Kraft des Geiſtes und Gemüths, die in einer deutſchen Bevölkerung von acht Millionen lebendig iſt. Wenn wir mit einem Bundesſtaate ohne Oeſtreich nach Hauſe kommen, wird das deutſche Volk unſer Werk loben? zumal das ſüddeutſche, das mit dem öſtreichiſchen durch Naturanlage und geſchichtliche Erinnerung am nächſten verwandt iſt? Schonen Sie das Volksgefühl! *Dieſe* Gefühlspolitik iſt nicht ganz zu verwerfen. Ich habe Urſache, die hochfahrende Vernachläſſigung derſelben für bedenklich zu halten.

Wir wollen — zum letztenmal — einen Dom bauen. Wenn unſere alten Meiſter ihre rieſenhaften Münſter aufführten, der Vollendung des kühnen Werkes ungewiß, ſo bauten ſie den einen Thurm und für den andern legten ſie den Sockel. Der Thurm Preußen ragt hoch auf, wahren wir die Stelle für den Thurm Oeſtreich!

Doch der Thurmſpitzen iſt große Zahl, ich will es anders faſſen. Mitten in der Zerriſſenheit dieſer Verſammlung ergriff mich zuweilen das Gefühl, daß wir, ſo heftig wir uns gegen einander aufbäumen, dennoch durch das nicht mehr zu berechnende, im Volksbewußtſein gefeſtigte Gebot der deutſchen Einheit wie mit eiſernen Banden zuſammengeſchmiedet ſeien. Trennen wir Oeſtreich ab, ſo iſt das Band zerſchlagen.

Ich ſchließe: verwerfen Sie die Erblichkeit, ſchaffen Sie keinen ewig herrſchenden Einzelſtaat, ſtoßen Sie nicht Oeſtreich ab, retten Sie das Wahlrecht, dieſes edle Volksrecht, für das Sie der Nation verantwortlich ſind, dieſes fortwirkende Wahrzeichen des volksmäßigen Urſprungs der neuen Gewalt! Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutſchland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratiſchen Oeles geſalbt iſt!"

Uhland an ſeine Frau.

Frankfurt, 10. Februar 1849.

„Liebſte Emma!

Du haſt mich durch Deinen Reiſebericht ſehr erfreut. Hier haſt Du in der Paulskirche nichts verſäumt. Es wurde ein rückſtändiges Stück der Grundrechte ohne lebendige Theilnahme verhandelt und darauf wird auch noch der Anfang der nächſten Woche verwendet werden. Es war wohl davon die Rede, daß am 19. die Friſt der Erklärungen der Einzelſtaaten zu Ende gehe und dann ſogleich die ſchwierigen Paragraphen „vom Reiche" zur zweiten Berathung kommen ſollen. Aber da iſt nun auf einmal, als Seitenſtück der preußiſchen Note, vorgeſtern eine öſtreichiſche gekommen, worin Oeſtreich erklärt, daß es ſtatt, wie es gewünſcht hätte, in Gemeinſchaft mit Preußen, nun allein den Weg der Vereinbarung mit Frankfurt betrete, daß es ſich gegen einen einheitlichen Centralſtaat, gegen das Gagern'ſche Programm ausſpreche, daß es gegen eine Unterordnung des Kaiſers von Oeſtreich unter die von einem andern deutſchen Fürſten gehandhabte Centralgewalt ſich feierlichſt verwahre. Es bezeigt ſogar Luſt, nicht bloß mit ſeinen deutſchen, ſondern auch, wenn nicht gleich im Augenblick, doch weiterhin, zugleich mit ſeinen außerdeutſchen Ländern in Gemeinſchaft mit Deutſchland zu treten. Das würde nun auf ein Direktorium unter Oeſtreichs Vorſitz hinweiſen und in dieſer wie in anderer Hinſicht iſt dieſe Erklärung eine unerfreuliche. Zugleich aber wird dadurch das allzu übermüthige und gegen Oeſtreich ſchonungslos betriebene preußiſche Erbkaiſerthum gekreuzt.

Du wirſt der hieſigen Angelegenheiten wegen nicht Urſache haben, Deine Rückkehr zu beſchleunigen. Den Plan, Dir nach Heidelberg entgegen zu kommen, kann ich unter dieſen Umſtänden nicht feſthalten. Es könnte nöthig ſein, hier auf dem Platze zu bleiben, um ſich zu unterrichten.

Heute war ich mit Schott bei Mappes zu Tiſch. Am Mittwoch fuhr ich um eilf Uhr nach Mainz, weil mir in Erwartung eines raſchen Ausgangs der Verhandlungen der Nibelungenhort in Mainz keine Ruhe ließ; ich traf aber den Maler Becker, dem die Reiſe galt, nicht an. Der Tag war ſo blau, ſonnig und frühlingsmäßig, daß mir ein langer Gang am Rhein, deſſen Spiegel von Schiffen und deſſen Ufer von Spaziergängern wimmelte, im Anblick des herrlich erleuchteten

Gebirges ſehr wohlthuend war. Daß Du nicht bei mir warſt, iſt um ſo bedauerlicher, als Du mir am gleichen Tage über dichten Nebel klagſt.

Ich freue mich auf Deine Zurückkunft und bin äußerſt begierig auf Deine Berichte aus der Heimath. Grüße Ludwig, Wilhelm und Mayers und wer ſonſt von Bekannten mein gedenkt.

Mayer danke für ſeinen Brief.

Innig Dein
L.“

Am 22. März, bei der Kaiſerwahl, mußte Uhland ſeiner Ueberzeugung folgen und erklären: „Ich ſtimme nicht“ und als es am 11. April an die Abſtimmung über die Reichsverfaſſung kam, dieſelbe ablehnen.

Als der König von Preußen ſich gegen die Annahme der Reichskrone erklärte, zogen ſich viele Abgeordnete vom Parlamente zurück, weil ſie an einem günſtigen Ausgang verzweifelten.

Auf den Wunſch des Dreißiger-Ausſchuſſes verfaßte Uhland folgende Anſprache an das deutſche Volk.

„Die Nationalverſammlung fühlt ſich gedrungen, an das Volk, von dem ſie gewählt iſt und das ſie in ſeiner wichtigſten Angelegenheit zu vertreten hat, über ihre neueſte Stellung aufklärende und aufmunternde Worte zu richten. Dieſe Stellung iſt eine ſo ſchwierige geworden, daß es wohl das Anſehen gewinnen möchte, als ſtände die verfaſſunggebende Verſammlung ihrer Auflöſung nahe, als müßte eben damit das von ihr mühſam zu Ende geführte Verfaſſungswerk in Scherben gehen, als ſollte der gewaltige Strom der deutſchen Volkserhebung kläglich im Sande verrinnen. Die Schwierigkeiten, die ſich vor uns aufthürmen, kommen theils von Außen her, durch den Widerſtand der fünf mächtigſten Einzelregierungen und nun auch der von uns ſelbſt ins Leben gerufenen Centralgewalt gegen die Durchführung der endgiltig beſchloſſenen und verkündigten Reichsverfaſſung, theils aber und zumeiſt noch aus unſrer Mitte, durch den maſſenhaften Austritt derjenigen Mitglieder, die entweder dem Abruf ihrer Regierungen folgen zu müſſen vermeinten oder am Gelingen des Werkes und an allem fruchtbaren Fortwirken der Verſammlung verzweifelten. Dieſen Hinderniſſen zum Trotze glauben wir noch immer unſern Beſtand und die uns anvertraute Sache aufrecht erhalten zu können; wir ſetzen der Ungunſt der Verhältniſſe diejenige Zähigkeit entgegen, die ſchon manchmal zum endlichen Siege geführt hat. Den Regierungen, deren Staatsweisheit im vorigen Jahre ſo machtlos und rathlos, ſo gänzlich erſtarrt war, daß ſie jene ſiebzehn Vertrauensmänner am Bunde auffordern mußten, die Initiative eines Verfaſſungsentwurfs zu ergreifen, und die, nachdem ſie wieder warm geworden, uns nicht bloß Vereinbarung anſinnen, ſondern ſogar die Octroyirung in Ausſicht ſtellen, ihnen halten wir beharrlich den ſchon im Vorparlament geltend gemachten, dann im Anfang unſrer Verhandlungen feierlich ausgeſprochenen und fortan thatſächlich behaupteten Grundſatz der Nationalſouveränetät entgegen; wir lehnen uns an diejenigen, wenn auch minder mächtigen Staaten und ihre Bevölkerungen, welche die Beſchlüſſe unſrer Verſammlung für bindend und die verkündigte Verfaſſung für rechtsbeſtändig anerkannt haben. Die neueſten Erfahrungen haben ſchlagend bewieſen, daß aus einer Vereinbarung von neununddreißig Regierungen unter ſich und mit der Nationalvertretung, dazu noch mit allen Landesverſammlungen, niemals eine Reichsverfaſſung hätte hervorgehen können und daß die Nationalverſammlung, ſelbſt gegen eigene Neigung, das Verfaſſungswerk in die Hand hätte nehmen müſſen, wenn es überhaupt zu Stande kommen ſollte.

Gegenüber der durch unſer Geſetz vom 28. Juni v. J. geſchaffenen proviſoriſchen Centralgewalt, welche jetzt, da es gälte, die auf Durchführung der Verfaſſung gerichteten Beſchlüſſe zu vollziehen, ſich deſſen weigert und ein Miniſterium am Ruder läßt, dem die Verſammlung ihr Vertrauen alsbald abgeſagt hat, iſt in unſrer Sitzung vom 19. Mai, noch vor dem großen Austritt, beſchloſſen worden, daß die Verſammlung ſofort, wo möglich aus der Reihe der regierenden Fürſten, einen Reichsſtatthalter wähle, welcher vorerſt die Rechte und Pflichten des Reichsoberhaupts ausübe. Damit glaubte man auch für die Zeit des Uebergangs dem Sinne der Verfaſſung ſelbſt am nächſten zu kommen. Endlich der durch Maſſenaustritt dem Beſtande der Nationalverſammlung erwachſenen Gefahr ſuchten wir durch den geſtrigen Beſchluß zu begegnen, daß ſchon mit 100 Mitgliedern (ſtatt früher angenommenen 150) die Verſammlung beſchlußfähig ſei; nicht als ob wir eine ſo ſtark herabgeſchmolzene Zahl für keinen Uebelſtand anſahen, oder dadurch den Sieg einer ausharrenden Partei erringen wollten, ſondern darum, daß nicht das letzte Band der deutſchen Volkseinheit reiße, daß jedenfalls ein Kern verbleibe, um den bald wieder ein vollerer Kreis ſich anſetzen könne. Noch ſitzen in der Paulskirche Vertreter faſt aller deutſchen Einzelſtaaten und gerade diejenigen Staaten ſind noch immer namhaft vertreten, deren Abgeordnete zurückberufen wurden, Preußen, Oeſtreich und Sachſen. Eine bedeutende Zahl von Mitgliedern iſt nur zeitig abweſend und es ſoll für ihre Einberufung geſorgt werden; durch Stellvertreter und Nachwahlen iſt für Abgegangene Erſatz zu erwarten. Sollte aber auch nicht der ernſte Ruf des Vaterlandes ſeine Kraft bewähren, ſo gedenken wir doch, wenn auch in kleiner Zahl und großer Mühſal, die Vollmacht, die wir vom deutſchen Volk empfangen, die zerfetzte Fahne, treugewahrt in die Hände des Reichstags niederzulegen, der, nach den Beſchlüſſen vom 4. d. M. am 15. Auguſt zuſammentreten ſoll und für deſſen Volkshaus die Wahlen am 15. Juli vorzunehmen ſind. Selbſt aus dieſen Beſchlüſſen iſt ein Eingriff in die Regierungsrechte herausgefunden worden, während ſie eben dadurch unvermeidlich waren, daß vom Inhaber der proviſoriſchen Centralgewalt kein Vollzug zu gewarten ſtand.

Für dieſe Beſtrebungen, die Nationalvertretung unerloſchen zu erhalten und die Verfaſſung lebendig zu machen, nehmen wir in verhängnißvollem Augenblicke die thätige Mitwirkung des geſammten deutſchen Volkes in Anſpruch. Wir fordern zu keinem Friedensbruch auf, wir wollen nicht den Bürgerkrieg ſchüren, aber wir finden in dieſer eiſernen Zeit nöthig, daß das Volk wehrhaft und waffengeübt daſtehe, um, wenn ſein Anrecht auf die Verfaſſung und die mit ihr verbundenen Volksfreiheiten gewaltſam bedroht iſt, oder wenn ihm ein nicht von ſeiner Vertretung ſtammender Verfaſſungszuſtand mit Gewalt aufgedrungen werden wollte, den ungerechten Angriff abweiſen zu können; wir erachten zu dieſem Zwecke für dringlich, daß in allen der Verfaſſung anhängenden Staaten die Volkswehr ſchleunig und vollſtändig hergeſtellt und mit ihr das ſtehende Heer zur Aufrechthaltung der Reichsverfaſſung verpflichtet werde. Außerdem mahnen wir dazu, daß durch Erſatzmänner und Nachwahlen unſre Verſammlung ohne Säumniß Ergänzung erhalte. Vor Allem aber hegen wir zu dem Männerſtolz und Ehrgefühle unſeres zur Freiheit neuerwachten Volkes das feſte Vertrauen, daß es nimmermehr auf ein willkürlich octroyirtes Reichswahlgeſetz, ſondern einzig nach demjenigen, welches die verfaſſunggebende Verſammlung erlaſſen hat, die Wahlen vornehmen und daß, wenn der beſtimmte Wahltag herankömmt, gleichzeitig in allen deutſchen Gauen ein reger Wetteifer ſich bethätigen werde, das gemeinſame Wahlrecht zu gebrauchen oder zu erlangen.“

Zuſatz der Minorität des Dreißiger-Ausſchuſſes.

Grundbedingung für den Sieg der Ehre der Einheit und Freiheit des Vaterlandes iſt die Treue gegen die Reichsverfaſſung, ſomit das Unterlaſſen und Aufgeben aller Maßregeln, welche ihr widerſprechen; Grundbedingung iſt nicht minder die Treue gegen das Vaterland ſelbſt und ſeine Ehre, ſomit die entſchiedene Zurückweiſung jeder Einmiſchung der Fremden in die inneren vaterländiſchen Zwiſte, komme ſolche Einmiſchung vom Oſten oder vom Weſten.

Welcker. Kierulff. Liebmann. Backhaus.
Zachariä von Göttingen. Eckert.

Nach der Annahme dieſer Anſprache wurde der Antrag eingebracht: die Verſammlung nach Stuttgart zu verlegen. Uhland erklärte ſich gegen dieſen Antrag: „Unter den Beſchlüſſen des Vorparlaments, wie ſolche vom Fünfziger-Ausſchuß zuſammengeſtellt ſind, befand ſich einer, der ſo lautet: „„Die conſtituirende Nationalverſammlung hält ihre Sitzungen in Frankfurt a. M.;““ demgemäß hat das deutſche Volk ſeine Vertreter nach Frankfurt gewählt und es ſteht dieſen nicht an, ohne Noth den beſtimmten Ort zu verlaſſen. Noch ſind wir hier unvertrieben. Aber auch einzig vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit betrachtet, war Frankfurt uns nicht ohne Grund zum Aufenthalt angewieſen. Die centrale Lage der Stadt an der Mainlinie, wo Süd und Nord des deutſchen Vaterlandes ſich die Hand reichen, die neutrale Stellung derſelben als eines der mindeſt mächtigen Staaten, dieſe günſtigen Verhältniſſe bezeichneten Frankfurt wie keinen andern Ort zur Stelle des Zuſammentritts der gemeinſam deutſchen Volksvertretung. Eben darum aber wird, wenn wir von der Stelle weichen, wenn wir uns in eine ſüdliche Ecke zurückziehen, ein neuer Riß in die große deutſche Gemeinſchaft gemacht werden. Der Ortswechſel ſoll freilich nur eine Schwenkung ſein, um von dem Süden aus den Norden für die Verfaſſung zu erobern; aber ich fürchte, wir machen die Schwenkung, ohne durch ſie die Eroberung zu machen. Mit dieſer Erwägung hängt eine andere genau zuſammen. Die Mitgliederzahl dieſer Verſammlung hat ſich in dem Maße vermindert, daß wir durch verſchiedene Beſchlüſſe und Einleitungen ernſtlich dafür ſorgen mußten, ſie nicht völlig verſiegen zu laſſen. Wir haben bereits für die Beſchlußfähigkeit eine Zahl feſtgeſetzt, unter die nicht weiter herabgegangen werden kann. Denn die Vertretung einer großen Nation erfordert auch einen Körper, ſie kann nicht als bloße Idee lebendig und wirkſam ſein. Ich beſorge nun ſehr, wir würden uns ſelbſt auf die Seite ſchieben, würden durch den Beſchluß, von hier abzuziehen, einen weiteren Theil der Verſammlung gänzlich austreiben, einen ſehr achtbaren Theil, der hier ausgehalten hat und hier aushalten will, auch nachdem er ſich beträchtlich in der Minderheit befindet. Wir haben wahrhaftig nicht Urſache, uns noch weiter zu vermindern, vielmehr müſſen wir uns zu mehren und zu ſtärken ſuchen. Darum haben wir auch ferner beſchloſſen und dringend aufgefordert, daß durch Erſatzmänner und Neuwahlen die gebrochenen Lücken ſo viel möglich wieder ausgefüllt werden. Dieſer Aufruf wird aber in manchen Gegenden Deutſchlands um ſo weniger fruchtbar ſein, je mehr wir uns durch die veränderte Stellung dieſe Gegenden entfremden. Wir dürfen uns nicht verhehlen, es wird ſich, wenn auch ohne zureichenden Grund, die Vorſtellung bilden, als ſei die deutſche Nationalvertretung zu einem unfreien, die Bewegungen des ſüdlichen Deutſchland keineswegs leitenden, ſondern von ihr beherrſchten und bewältigten Winkelconvent geworden. So würde die Verlegung, die zur Aufrechthaltung und Kräftigung der deutſchen Nationalvertretung dienen ſoll, gerade in das Gegentheil umſchlagen.“ Uhlands Abmahnen wurde nicht beachtet, ſondern die Verlegung mit 71 gegen 64 Stimmen beſchloſſen und Uhland folgte, wenn auch mit ſchwerem Herzen, nach Stuttgart. Dort wurde gleich in der erſten Sitzung eine Regentſchaft von fünf Perſonen an die Stelle der Centralgewalt vorgeſchlagen. Römer, Schott, Uhland, Viſcher, Klett, Giskra und einige Andere ſtimmten gegen die Regentſchaft, welche aber in der nächſten Sitzung gewählt wurde. Uhland und die Obigen enthielten ſich der Abſtimmung.

Die Unmacht der Regentſchaft zeigte ſich bald bei dem der Verſammlung vorgelegten und von ihr angenommenen Geſetz für Bildung der Volkswehr, zur Durchführung der Reichsverfaſſung. Von einem Abgeordneten wurde ausgeſprochen, wenn Römer nicht zur Durchführung dieſes Geſetzes behülflich ſei, ſo ſei er ein Verräther.

Uhland nahm nun das Wort: „Ich habe weder die Kundgebungen des württembergiſchen Miniſteriums, noch die Beſchlüſſe der württembergiſchen Kammer zu vertreten, aber das iſt meine Ueberzeugung, daß, ſo wie die Verhältniſſe liegen, die Regierung, die Kammer, das Volk von Württemberg ohne vorgängige Prüfung nicht gedanken- und willenlos ſich allen und jeden Anforderungen der Nationalverſammlung und der von ihr eingeſetzten Regentſchaft zu fügen haben, ſelbſt dann, wenn ihnen vor Augen läge, daß die Erfüllung ſolcher Anforderungen, ohne dem Allgemeinen zu helfen, die Zerſpaltung und Zerrüttung des Landes herbeiführen müßten. Ich erkenne den rechtlichen Fortbeſtand der Nationalverſammlung bei einem Minimum von 100 anweſenden Mitgliedern fortwährend an; wenn ich dieß nicht thäte, ſo wäre ich nicht hier. Ich bezweifle auch nicht die Berechtigung der Verſammlung, eine Regentſchaft zu wählen, wie ſie gethan hat, und ich habe gegen dieſe neue Executivgewalt darum geſtimmt, weil ich ſie, ſo wie ſie geſtaltet iſt, weder für heilbringend, noch für wirkſam halten kann. Allein dieſelbe Nothwendigkeit, die für dieſe Abweichung von einem früheren Beſchluſſe dieſer Verſammlung geltend gemacht wurde, dieſelbe Nothwendigkeit, welche ſchon früher zu den wichtigſten Beſchlüſſen geführt hat, eben dieſe Nothwendigkeit iſt auch jetzt, wo Deutſchland mit ſeinen oberſten Gewalten überall aus den Fugen gegangen iſt, dieſe gebieteriſche Nothwendigkeit liegt für Württemberg vor, von ſich abzuwehren, was zu ſeinem offenbaren Verderben gereichen würde. Indem ich dieſe meine Anſicht offen ausſpreche, glaube ich ebenſo wenig einen Treubruch oder Hochverrath zu begehen, als ich meinen Freund Römer eines ſolchen ſchuldig erachten kann, wenn er nicht Land und Volk Württemberg eiligſt und unbedingt zu Handen und Banden der neuen Reichsgewalt ſtellen will. Man mag mir perſönliche Befangenheit vorwerfen, und Eines iſt, was ich aufrichtig bekenne: die deutſche Bewegung hat in größerer Anzahl Talente hervorgerufen und entwickelt als Charaktere. Um ſo weniger bin ich geneigt, einen Charakter, den ich einmal als einen geſunden, tüchtigen erkannt und erprobt habe, leichtfertig wegzuwerfen. Ich werde mein Urtheil dem ſeinigen nicht dienſtbar machen, aber ich werde, was von ihm ausgeht, genau anſehen, bevor ich verdamme — — Römer iſt ein Charakter, lauter wie Gold und feſt wie Stahl, ich weiß nicht, ob ſeine Nachfolger von edlerem Metalle ſein werden.“

Die Sorge um Aufrechthaltung des Friedens im Lande nöthigte bald darauf das Miniſterium, dem ferneren Tagen des Parlaments Einhalt zu thun. Römer ſchrieb dem Präſidenten und erſuchte ihn, „ohne Verzug dahin zu wirken, daß Parlament und Regentſchaft ſich einen andern Sitz ausſuchen und in Stuttgart jeden weiteren officiellen Akt unterlaſſen möchten.“ Dieſes Schreiben wurde in der württembergiſchen Kammer vorgelegt und Römer bemerkte: er habe noch keine Antwort hierauf. Der anweſende Vicepräſident des Parlaments Schoder, zugleich Kammermitglied, antwortete hierauf: „Die Antwort kann ich geben, um drei Uhr iſt Sitzung.“ Hierauf ließ Römer militäriſche Anſtalten treffen, um die Sitzung zu verhindern. Uhland war am Vormittag dieſes Tages in Berg bei Verwandten und hörte erſt nach Tiſch, bei einem Freund, von dem Vorgegangenen, und dann den Trommelſchlag und das Annähern des Militärs. Er eilte nun in des Präſidenten Löwe Wohnung und als er ihn da nicht antraf, in das Hotel Marquardt, dort war Löwe mit andern Parlamentsgliedern; ſie beſchloſſen nun, ſich im Zuge in die Sitzung zu begeben und dort die Gewalt an ſich vollziehen zu laſſen. Schott und Uhland nahmen den Präſidenten in ihre Mitte und gingen dem Sitzungslokale zu. In der Nähe deſſelben fanden ſie Infanterie aufgeſtellt, die ihnen das Weitergehen verwehrte. Aus den Reihen des Fußvolks trat der Civilcommiſſär und erklärte dem Präſidenten: daß keine Sitzung gehalten werden dürfe. Der Präſident wollte ſprechen und Proteſt einlegen, da wurden aber die Trommeln gerührt und als er es auf's Neue verſuchte, fielen die Trommeln wieder ein und von der Seite heran rückte die Cavallerie und drängte die Abgeordneten auseinander. Dieſe wichen nun der Gewalt und kehrten in das Hotel zurück, um dort ein Protokoll über den Vorgang aufzuſetzen. Zum Glück kam keine Verwundung vor.

Da übertriebene und widerſprechende Berichte in

Umlauf kamen, ſo veröffentlichte Uhland eine Darſtellung und Erklärung, deren Schluß hier folgt.

„Es wäre der Nationalverſammlung nicht angeſtanden, auf die bloße Meldung hin, daß die Straßen geſperrt ſeien, den Gang nach ihrem Sitzungslokale aufzugeben; ſie war es ſich und dem Volke ſchuldig, das ſie zu vertreten hatte, thatſächlich und augenfällig feſtzuſtellen, daß ſie nur der äußern Gewalt weiche und zugleich gegen dieſe Gewalt Verwahrung einzulegen.

Daß hiebei zwei Abgeordnete aus Württemberg zur Seite des Präſidenten mit an der Spitze gingen, war nahezu die einzige Gaſtfreundſchaft, welche der Verſammlung geworden iſt. Hier kam auch nicht die politiſche Parteiung in Betracht, ſondern einzig das Bewußtſein des Zuſammengehörens in dem zuletzt noch aufrecht gebliebenen Beſtande der deutſchen Nationalvertretung. In dem gemeinſamen Zuge lag weder für die Verſammlung ſelbſt noch für den öffentlichen Frieden eine wahrſcheinliche Gefahr. Es war nicht zu viel verlangt, wenn man erwartete, der Civilcommiſſär werde unter Hinweiſung auf die vor uns aufgeſtellten Truppen den Durchgang verweigern und ſodann den Präſidenten ſeine Verwahrung entgegenſetzen laſſen. Damit wäre der Sache von beiden Seiten Genüge geſchehen. Nicht zu erwarten war aber, daß die wiederholten Verſuche des Präſidenten, ſeinen Proteſt zu erheben, übertrommelt wurden, und noch weniger war es durch die Umſtände geboten, daß von der Seite her, und vor den Reihen des Fußvolks. Reiterei heranzog, um, wenn auch nur im Schritt vorrückend, die unbewaffneten Volksvertreter hinwegzudrängen oder abzuſchließen. Dadurch erſt war die Gefahr hervorgerufen, daß wenn die Entrüſtung des obwohl nicht zahlreich verſammelten Volkes ſich Luſt gemacht hätte, die Abgeordneten mitten in den Zuſammenſtoß gerathen wären.

Die Gerüchte, daß ich ſelbſt körperlich verletzt worden, ſind ſchon anderwärts widerlegt; die einzige Verletzung, die ich davon getragen, iſt das bittere Gefühl der unziemlichen Behandlung, welche dem letzten Reſte der Nationalverſammlung in meinem Heimathlande widerfahren iſt.“

In den erſten Tagen nach der Sprengung des deutſchen Parlaments reiſte Uhland nach Tübingen zurück, nachdem er fünfzehn Monate von Hauſe entfernt geweſen. Obgleich er ſich von Anfang an die Schwierigkeiten, die ſich einer glücklichen Neubildung der deutſchen Verhältniſſe entgegenſtellten, nicht verborgen hatte, ſo mußte ihm der Schiffbruch aller Hoffnungen doch ſehr ſchmerzlich ſein.

Es war vielleicht gut für ihn, daß er zu Hauſe vielerlei zu beſorgen vorfand nach der langen Entfernung. Während des Frankfurter Aufenthaltes hatte er einen geliebten Schwager, den Mann ſeiner verſtorbenen Schweſter, durch den Tod verloren; er hatte die Pflegſchaft des jüngeren der beiden Söhne zu übernehmen, der ihm nun während ſeiner Studienjahre ein lieber Hausgenoſſe wurde und dem er alle Liebe ſeines treuen Herzens zuwendete. Ludwig Meyer ſtudierte die Rechtswiſſenſchaft, Wilhelm Steudel, der andere Pflegeſohn, die Medicin. Die jungen Leute brachten Leben in das ſtille Haus und erhielten die Verbindung mit der Außenwelt. Uhland wußte, daß ſeine Tübinger Freunde und Bekannte größtentheils einer andern Anſicht in der Politik angehörten und zog deßhalb vor, in der nächſten Zeit von geſellſchaftlichen Vereinigungen ferne zu bleiben. Ueber ſeine Theilnahme am politiſchen Leben äußerte er einſt: „Es lag nie in meinem Wunſche, eine Stellung als Leiter einer Partei einzunehmen, überhaupt betheiligte ich mich an politiſchen Verhandlungen nur, weil ich es für Pflicht hielt, mich nicht zu entziehen, wenn ich dazu berufen wurde. Ich wollte aber immer nur als gemeiner Soldat dienen und ließ die hervorragenden Stellen gerne den Andern, die ſich dazu drängten. Ohne Rückhalt mich ausſprechen, wie meine Ueberzeugung gebot, das wollte ich, in der Ständeverſammlung, wie im Parlament. In letzterem hat es leider an den Officieren gefehlt." Von ſeinem Verbleiben bis zur Sprengung des Parlaments ſagte er: „Der maſſenhafte Austritt der Preußiſchgeſinnten hat mich ſo verletzt, daß er mich in dem Entſchluß, auszuharren bis zum Aeußerſten, befeſtigte. Auch hätte es mir, der kurz vorher die Proklamation mit der Aufforderung zum Bleiben und zur Vornahme neuer Wahlen verfaßt hatte, am wenigſten angeſtanden, ſelbſt auszutreten. Auch als Württemberger durfte ich es nicht. Meine wenn auch unmächtige Stimme gegen unſinnige Beſchlüſſe zu erheben, das war meine Pflicht, aber nicht durch meinen Austritt die Verſammlung unvollzählig zu machen, dieß hätte mich angewidert, wie alle die Anſinnen, die deßhalb an mich gemacht wurden. Wir mußten bleiben, dem Volk ſein Anrecht an ein Parlament erhalten, bis die faktiſche Unmöglichkeit conſtatirt war. Meine Lage war unerträglich, aber nur der Ausbruch des Bürgerkriegs hätte mich berechtigt, zu weichen."

So wenig Uhland den Aufſtand in Baden gebilligt hatte, ſo konnte er doch den ſtandrechtlichen Urtheilen, die der preußiſchen Militärgewalt von der wieder eingeſetzten Regierung in Baden überlaſſen wurden, nicht unthätig, ohne ſeine Stimme dagegen zu erheben, zuſehen. Dieß zeigt ſein nächſter Brief.

Uhland an Profeſſor Mittermaier.

Tübingen, 25. September 1849.

„Hochverehrter Herr!

Noch immer bringen uns die Zeitungsblätter aus Baden ſtandrechtliche Erkenntniſſe, meiſt Todesurtheile, und wo die Milde vorſchlägt, Verurtheilungen zu zehnjähriger Zuchthausſtrafe. Von Tag zu Tag hat man die Einſtellung dieſer außerordentlichen Strafrechtspflege erwartet, vergeblich! Wie die gleichgültigſte Friſterſtreckung wird die Fortdauer des Standrechts je wieder von vier Wochen zu vier Wochen verkündigt. Der Eindruck dieſes Verfahrens iſt der, daß nicht der gegenwärtige Zuſtand des badiſchen Landes die Verlängerung erheiſche, ſondern daß derſelbe lediglich verfügt werde, damit nicht die milderen, ordentlichen Gerichte eintreten, bevor Alle, an denen man ein blutiges Beiſpiel aufſtellen zu müſſen glaubt, ſtandrechtlich getroffen ſind. Umſonſt verſucht man es, für dieſe Gerichtsbarkeit überhaupt einen rechtlichen Standpunkt zu ergründen. Es iſt auch meines Wiſſens von der badiſchen Regierung nirgends ein ſolcher angegeben worden. Iſt es denn auch jemals erhört worden, daß eine Regierung den Stab der Blutgerichte über ihre eigenen Angehörige freiwillig in die Hände einer fremden Militärgewalt übergeben hat? Mußten es Kriegsgerichte ſein, war es denn durchaus unmöglich, aus einem neuen Kerne des badiſchen Heeres ordnungsmäßig ſolche herzuſtellen? Und war dieß wirklich nicht ausführbar, wäre man wirklich genöthigt geweſen, alle jene Proceſſe an den ordentlichen gemeinen Richter zu verweiſen, und hätte man dann auch nach früheren Erfahrungen von den Geſchworenen nur parteiiſche Losſprechungen erwarten zu dürfen gemeint, ſo fragt es ſich noch immer (und dieß iſt der politiſche Geſichtspunkt) auf welcher Seite lag das größere Unheil? Lag es darin, daß keine Hinrichtungen ſtattgefunden hätten, der ſtrafenden Gerechtigkeit nicht ihr Opfer geworden wäre, oder liegt es nicht vielmehr in einer Maßregel, welche die Wunden des zerrütteten Landes nicht heilen läßt, weil ſie täglich neu aufgeriſſen werden? Es iſt wahrlich nicht abzuſehen, wie eine Regierung ſich befeſtigen kann, die den ernſteſten Theil des Richteramts verfaſſungswidrig auf eine Weiſe hingibt, wodurch bei der beſiegten Partei fortwährend der Schrei der Rache geweckt, und auch bei Solchen, die nicht zu dieſer Partei zählen, der Groll des Widerwillens und der Entrüſtung erzeugt wird. Ja, verehrter Mann, Sie erinnern ſich, denn Sie haben in erſter Reihe daran gearbeitet, mit welchem Eifer, mit welcher ängſtlichen Sorgfalt wir in den Grundrechten des deutſchen Volkes und noch bei Berathung des letzten Ausnahmartikels der Verfaſſung die Strafrechtspflege unabhängig und unantaſtbar hinzuſtellen bemüht waren. Und nun, in einem Lande, deſſen Regierung die Grundrechte verkündet, die Verfaſſung anerkannt, dieſe Behandlung des Strafrechts! Die Zerrüttung, ich erkenne das an, iſt in Baden nicht von der Regierung ausgegangen, aber durch ſolche Maßregeln pflanzt ſie die Zerrüttung fort, verdirbt ſich gründlich ihre Stellung, bringt ſich um Zuneigung und Glauben im eigenen Land und im deutſchen Geſammtweſen; denn welcher Vaterlandsfreund ſollte ſich nicht tief verletzt, gedemüthigt fühlen, daß nach den Erwartungen und Anſtrebungen des Jahres 1848 in einem deutſchen Staate dieſer Zuſtand, und dazu noch mit dem harmloſen Anſpruch auf rechtliche Gültigkeit, ſeit Monaten ſich erhalten kann!

Sie haben wohl geleſen, daß in Württemberg von vielen Seiten, auch von den conſervativen Gemeindebehörden, dringende Aufforderungen an unſere Regierung ergehen, ſich mit allen ihr zu Gebot ſtehenden Mitteln für die Aufhör des badiſchen Standrechts überhaupt, und namentlich auch in Beziehung auf dort verhaftete

Württemberger zu verwenden. Ich weiß nicht, ob dem württembergiſchen Miniſterium die Mittel einer wirkſamen Verwendung zu Gebot ſtehen, ob nicht alle volksmäßigen Kundgebungen in dieſer Sache von den Gewalthabern in Baden nur für Parteigetrieb angeſehen werden. Unbekannt iſt mir auch, was in Ihrem Lande ſelbſt in dieſer Richtung geſchehen, ob insbeſondere etwas dem Aehnliches verſucht worden iſt, was ich Ihrer Erwägung hier vorzulegen mir geſtatte. Wenn angeſehene Rechtskundige, Sie, Welcker, Mohl und andere Männer, die außerhalb der ſchroffen Parteiung ſtehen, und dafür anerkannt ſind, die als badiſche Staatsbürger und Volksvertreter den nächſten, dringendſten Beruf der Betheiligung haben, wenn dieſe ungeſäumt und öffentlich vor Baden und vor der ganzen deutſchen Nation ihr nach allen Seiten rückhaltloſes Rechtsgutachten, ihren entſchiedenen Rechtsausſpruch darüber abgäben, gegenüber jenen Ausnahmgerichten: was Verfaſſung, Geſetz, ſelbſt die allgemeinſten Rechtsgrundſätze fordern und verwerfen, ich denke mir, eine ſolche Stimme würde nicht wirkungslos verhallen.

In dieſer quälenden Zeit ſinnt Jeder an ſeinem Theil auf Rath und Abhülfe; nehmen Sie auch meinen Gedanken, dem Sie vielleicht auf anderem Wege ſchon werkthätig vorgegriffen haben, mit derſelben freundlichen Geſinnung auf, der ich mich durch alle Wechſelfälle der Frankfurter Verſammlung von Ihnen zu erfreuen hatte.

In aufrichtiger Hochſchätzung

L. U.“

Auch in das württembergiſche Blatt, „Der Beobachter,“ ſchickte er folgenden Aufſatz ähnlichen Inhalts am 16. October ein:

Das Standrecht in Baden.

Die Auflehnungen der öffentlichen Meinung gegen das raſtlos fortarbeitende Blutgericht in Baden ſind nicht blos Ausdruck des natürlichen Gefühls oder der politiſchen Parteiung, es ſteht ihnen das ſtrenge, tiefverletzte Rechtsbewußtſein zur Seite. Wohl hätte ſich erwarten laſſen, daß im rechtsgelehrten Deutſchland gerade dieſer Standpunkt nachdrücklicher, entſchiedener eingenommen würde. Dem Schreiber dieſer Zeilen iſt nicht bekannt, was nach ſolcher Seite in Baden ſelbſt durch angeſehene Rechtskundige, Volksvertreter, Reichstags-Abgeordnete, die zu den Grundrechten mitgewirkt haben, öffentlich und mit dem vollen Gewicht ihres Namens geſchehen iſt. Wenn die Genoſſen der beſiegten Partei dort ihre Stimme nicht erheben können, wohl auch nur zu ihrem Nachtheil erheben würden, ſo iſt jetzt eben die rechte Zeit für das abwehrende Einſchreiten der Gemäßigten, Unverdächtigen, und wenn der Parteiruf verſtummen muß, iſt es ſtille Luft für die Schärfe des juriſtiſchen Urtheils. Aber es handelt ſich auch nicht lediglich um eine badiſche Angelegenheit. Mag die Reichsgewalt zerfallen, das Vaterland mehr als je zerriſſen ſein, dennoch iſt es eine gemeinſam deutſche Sache, daß nicht auch die Rechtsbegriffe untergehen, daß an keinem einzelnen Orte die Rechtsordnung und mit ihr die deutſche Bildung und Nationalehre zu Boden liege. Lebhaft hat ſich an dieſer Angelegenheit Württemberg betheiligt; aber auch hier iſt weniger der ſtreng rechtliche Geſichtspunkt feſtgehalten worden. Zu Gunſten derjenigen Württemberger, die in Baden wegen Theilnahme an dem dortigen Aufſtand gefangen und dem ſtandrechtlichen Verfahren ausgeſetzt ſind, iſt die Anſicht und Thätigkeit des württembergiſchen Miniſteriums in folgender Weiſe kund geworden. Die allgemeine Rechtsregel, daß den Gerichten des Landes, in welchem ein Verbrechen begangen worden, auch deſſen Beſtrafung zuſtehe, geſtatte dem Miniſterium nicht, die Auslieferung jener Gefangenen zu verlangen, es könne ſich nur dafür verwenden. Es habe darum auch nicht dieſelben reklamirt, wohl aber für ſie dringend ſich verwendet, und es ſei Hoffnung vorhanden, daß bei weitem der größte Theil derſelben an Württemberg werde ausgeliefert werden. Dieſe Hoffnung iſt bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen, und wenn ſie auch im bezeichneten Maße ſich verwirklicht, ſo werden doch unter jenem größeren Theile gerade die am meiſten Beſchwerten und Gefährdeten kaum begriffen ſein.

Daß ein Staat nicht in die unabhängige Strafrechtspflege des andern einſchreiten darf, iſt ein unbeſtrittener Rechtsſatz. Aber damit iſt der vorliegende Fall rechtlich nicht erſchöpft. Wenn die Angehörigen eines Staates in dem andern einer gerichtlichen Behandlung unterworfen werden, welche mit der Verfaſſung und den Geſetzen des letztern ſelbſt, wie mit den allgemeinſten Rechtsnormen im Widerſpruch ſteht, dann iſt nicht bloß eine Verwendung, ſondern eine Einſprache, eine Forderung gerechtfertigt, und geboten, das Verlangen, daß jene Angehörige nicht anders als in rechtsgültiger Form unterſucht und abgeurtheilt werden. Iſt es nun mit der badiſchen Verfaſſung, mit den badiſchen Geſetzen und Einrichtungen, geſchweige mit den von Baden verkündigten Grundrechten des deutſchen Volkes vereinbar, daß die Strafrechtspflege dieſes Landes einſeitig von der Regierung deſſelben — ein wohl niemals erhörter Fall — der Militärgewalt eines andern Staates überantwortet iſt? Daß die Standrechte fortdauern, und von Monat zu Monat, als wären es die gleichgültigſten Friſterſtreckungen, erneuert werden, nachdem die Grundbedingungen jeder Standrechtsbeſtellung, Kriegsgefahr, Aufruhr, ſo augenſcheinlich beſeitigt ſind, daß der größere Theil des eingerückten Heeres zurückgezogen werden konnte? oder wäre Das ein Rechtsgrund für das Fortleben der Standgerichte, daß nur mittelſt ihrer Diejenigen, die alle getroffen werden ſollen, mit der Todesſtrafe getroffen werden können? Wenn das württembergiſche Miniſterium, wie nicht zu zweifeln, ſich dieſe Fragen verneint, ſo wird es für ſein Recht und für ſeine Aufgabe erkennen, neben der Verwendung, ſei es auch ohne beſtimmte Ausſicht auf Erfolg, verlangend, einſprechend aufzutreten.

Es haftet Gefahr auf dem Verzuge.

L. U.“

Es iſt behauptet worden, daß dieſer Artikel nicht wirkungslos geblieben ſei.

Uhland an Profeſſor . . . . .

Tübingen, 24. November 1849.

Geehrter Herr!

„Auf Ihre freundliche Einladung zur Theilnahme an der neuen politiſchen Monatſchrift ſäume ich nicht, zu erwiedern, daß ich niemals mich als politiſcher Schriftſteller verſucht habe, die poetiſche Auffaſſung aber für mein Gefühl nicht an der Zeit iſt. Jetzt erſt in die ungewohnte Bahn einzutreten, wäre für mich um ſo ſchwieriger, als ich ſchon in Frankfurt und ſeitdem noch mehr die herbe Erfahrung gemacht habe, daß ich, wie die Parteien ſich geſtellt, mit meinen Anſichten und Neigungen ſehr vereinſamt ſtehe.

Achtungsvoll

L. U."

Uhland an Profeſſor Mühlenhoff in Kiel.

Tübingen, 30. December 1849.

„Sie erhalten hiebei, verehrteſter Herr Profeſſor, meinen freilich nicht ſehr reichen Apparat zum „Wolfdietrich." Der „Ambraſer Otnit" iſt Abſchrift von der Hand Bergmanns, der mich freundlich damit beſchenkt hat; den dazu gehörigen „Wolfdietrich," der leider auch in der Handſchrift unvollſtändig iſt, ließ ich durch Franz Goldhahn in Wien abſchreiben. Die Auszüge aus der ungenügenden Frankfurter Handſchrift habe ich ſelbſt gemacht. Es wäre zu wünſchen, daß von der Hagen, der, nach dem mit anliegenden Blatte, bedeutendes Material haben muß, Ihnen damit an Hand ginge, vielleicht könnte Maßmann, der ihm näher ſteht, dieß vermitteln. Ich würde ſogleich, als ich durch Pfeiffer von Ihrem Vorhaben hörte, Ihnen die Abſchriften angeboten haben, wenn ich nicht damals noch unſchlüſſig geweſen wäre, welche meiner angefangenen Arbeiten ich nach langer Abweſenheit von Hauſe zunächſt wieder aufnehmen ſolle. Zu einem Theil derſelben wären mir die Collectaneen für „Wolfdietrich“ unentbehrlich geweſen. Seitdem habe ich wieder zu den Volksliedern gegriffen, und Ihre Zuſchrift kommt jetzt meinen eigenen Gedanken erwünſcht entgegen. „Wolfdietrich“ war ſchon in früher Zeit mein Liebling; vor mehr denn vierzig Jahren, als Student, ließ ich in Seckendorfs Muſenalmanach einige Uebertragungen daraus, nach dem Heldenbuche von 1509, abdrucken, und ſpäterhin, als Univerſitätslehrer, ſuchte ich ihn wenigſtens im Kreiſe meiner Zuhörer zur verdienten Anerkennung zu bringen. Es muß von zufälligen Umſtänden herrühren, daß ſelbſt W. Grimm in der Heldenſage und Jacob Grimm in der Mythologie ihm nicht mehr Beachtung geſchenkt haben. Nach meiner Anſicht gehört er in mythiſcher und zumal auch in ethiſcher Beziehung zu dem Koſtbarſten, was uns hoch herab aus dem deutſchen Alterthum überliefert iſt. Um ſo mehr bin ich jetzt erfreut, die endliche Herausgabe in den beſten Händen zu wiſſen.

Für das gütig überſchickte Programm bin ich noch meinen herzlichen Dank ſchuldig; möchte bald die Fortſetzung dieſer ſchönen Abhandlung zu Tage treten.

Die Zurückſendung der beifolgenden Mittheilungen kann bis gegen den Sommer hin anſtehen, und wenn ich ihrer auch dann nicht bedürfen ſollte, noch weiterhin, denn ich wünſchte Ihnen zu erſparen, daß Sie nicht erſt Abſchriften davon nehmen zu laſſen brauchten, ſondern die meinigen unmittelbar zur Vereinigung des Textes benützen könnten.

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebenſter
L. U.“

Uhland an Profeſſor Haßler in Ulm.

Tübingen, 31. December 1849.

„Sie haben mich ſehr erfreut, verehrteſter Freund, indem Sie meiner literariſchen Anliegen ſo treulich gedenken. Sämmtliche Lieder näher kennen zu lernen, wird mir von Intereſſe ſein und nicht minder die Veeſenmaier'ſche Handſchrift, die ich in den Abgrund der Meuſebach'ſchen Sammlungen verſunken glaubte und nun zu meiner Befriedigung in Ihrem Beſitze weiß. Wollen Sie mir all' dieß gütig zukommen laſſen, ſo geht meine Ungenügſamkeit noch weiter, wenn ich Sie bitte, ein Lied auf Herzog Ulrich, von dem Sie mir ſagten, im Fall es ſich auch wieder vorgefunden hat, gleichmäßig beizulegen. Manches, was ſich mir nicht in die Liederſammlung ſelbſt eignet, zu der ich übrigens Nachträge zu geben denke, kann mir für die Abhandlung über die ältern deutſchen Volkslieder nützlich ſein, an der ich jetzt arbeite. Eben dieſe Beſchäftigung muß mich auch entſchuldigen, daß ich Ihre früheren Mittheilungen noch in Händen habe; ich werde ſie aber nunmehr erledigen und mit den neu zu hoffenden wohl bewahrt zurückliefern.

Eine Arbeit dieſer ſtillen Art ſetzt ſich freilich dem Vorwurf aus, daß ſie in der jetzigen Lage des Vaterlandes nicht an der Zeit ſei. Ich betrachte ſie aber nicht lediglich als eine Auswanderung in die Vergangenheit, eher als ein rechtes Einwandern in die tiefere Natur des deutſchen Volkslebens, an deſſen Geſundheit man irre werden muß, wenn man einzig die Erſcheinungen des Tages vor Augen hat, und deſſen edleren reineren Geiſt geſchichtlich herzuſtellen um ſo weniger unnütz ſein mag, je trüber und verworrener die Gegenwart ſich anläßt.

Die Gefangenen in Augsburg ſind nun doch noch zu Weihnachten frei geworden. Ich verweilte dort nur einen halben Tag, da Herberger verreist war. In Nördlingen, wonach Sie fragen, fand ich auf der Stadt- oder Gymnaſial-Bibliothek nur einige ältere Drucke von Fiſchart ꝛc. Dagegen wurde mir von der fürſtlich Wallerſteiniſchen in der Nachbarſchaft geſprochen, die ich vielleicht auf's Frühjahr beſuchen werde.

Nun, theurer Freund, noch meine beſten Wünſche zum angehenden Jahre; möge es Ihre Geſundheit völlig herſtellen und in lichteren Ausblicken für das Vaterland auch dem Vaterlandsfreunde froheren Muth bringen.

Der Ihrige
L. U."

Uhland an Profeſſor Moritz Haupt in Leipzig.

Tübingen, 10. Februar 1850.

„Sie haben durch Ihr gütiges Anerbieten, mir die wieder aufgetauchten Liederbücher zugehen zu laſſen, mich freudig überraſcht. Meine Reiſe nach Sachſen im Jahr 1843, auf der ich von Ihnen ſo gaſtfreundlich aufgenommen war, hatte beſonders auch den Zweck, jenen Liederbüchern nachzuforſchen. Was damals nicht gelang, ſoll jetzt in gelegenſter Zeit in Erfüllung gehen. Nachdem ich fünfzehn Monate von Haus und von den Studien entfernt war, und bei der Rückkehr ſo mancherlei zu ordnen vorgefunden hatte, bin ich endlich, wenn es auch nachſchwingt, dazu gelangt, mir die vorbereiteten, angefangenen, halbausgeführten Arbeiten wieder anzuſehen, und ich habe nun zunächſt wieder zu den Volksliedern gegriffen. Es ſoll ein Band der Abhandlung zum Drucke zugerüſtet werden, und ich dachte zugleich darauf, einen Nachtrag zur Liederſammlung aus dem ſpäter Gewonnenen und noch zu Erreichenden beizugeben. Sie ſehen hieraus, wie doppelt erfreulich mir eben jetzt die anerbotene Mittheilung kommen wird.

Ich werde dieſelbe mit achtſamer Sorge benützen und zurückbefördern.

Möge doch über dem Meuſebach'ſchen Nachlaß ein günſtiger Stern walten, damit nicht eine Sammlung in's Elend gehe, oder kläglich zerſtreut werde, die ſo recht dem eigenſten Leben des deutſchen Volkes angehört und, einmal verſchleudert, nicht mehr zu erſetzen wäre.

Nehmen Sie meinen beſten Dank für die ſchöne Erläuterung zum Parcival, die zuletzt an den Berg anknüpft, der eben in der Morgenſonne vor mir liegt.

In treuer Ergebenheit

Ihr

L. U."

Uhland an Rechtsanwalt .... in Münſter.

Tübingen, 21. März 1850.

„Hochgeehrter Herr!

Die verehrliche Zuſchrift vom 14./19. d. M., worin Sie als Vertheidiger des Herrn Oberappellationsgerichts-Directors Temme mich zum Zeugniß über deſſen Verhalten in den Clubverſammlungen zu Frankfurt und Stuttgart auffordern, ſäume ich nicht, mit Folgendem zu beantworten:

Während der ganzen Dauer des Parlaments in Frankfurt war ich niemals Mitglied eines Clubs. Einzelnen Clubverſammlungen, aber auch dieß nicht häufig, habe ich angewohnt, namentlich in ſolchen Fällen, wo über bedeutendere Fragen, welche der Nationalverſammlung zur Entſcheidung vorlagen, die verſchiedenen Fractionen der Linken, oder auch des linken Centrums, zu einer Vorberathung zuſammentraten.

Auch an den vorberathenden Zuſammenkünften in Stuttgart habe ich, in Folge meiner politiſchen Stellung zu der Mehrheit des dahin übergeſiedelten Parlamentes, nur wenig Theil genommen. Insbeſondere aber kann ich mich durchaus nicht erinnern, daß in irgend einer derartigen Verſammlung, ſoweit ich gegenwärtig war, Herr Temme als Sprecher aufgetreten wäre. Ich weiß nicht einmal mit Beſtimmtheit, welchem Club er ſich angeſchloſſen.

Unter dieſen Umſtänden vermag ich über einen poſitiven Inhalt deſſen, was Herr Temme in Clubverſammlungen zu Frankfurt oder Stuttgart geäußert, lediglich nichts auszuſagen. Das aber kann ich mit beſtem Gewiſſen bezeugen, daß ich in den von mir beſuchten Verſammlungen oder Vorberathungen niemals ein Wort vernommen habe, wodurch Herr Temme zum Verlaſſen des geſetzlichen Bodens oder zur Aufregung des Volkes gerathen hätte.

Eine Aeußerung dieſer Art, deren übrigens Temme gar nicht beſchuldigt zu ſein ſcheint, würde ſich meinem Gedächtniß um ſo gewiſſer eingeprägt haben, als die Erſcheinung des vielgeprüften Mannes vielmehr den entgegengeſetzten Eindruck, den Eindruck einer milden und ernſten Perſönlichkeit auf mich gemacht hat.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. L. Uhland.“

Aehnliche Anfragen und Anforderungen wie die in dem letzten Brieſe beantworteten, ſchmälerten die Zeit, die Uhland nach der langen Unterbrechung ſo gerne ungetheilt ſeiner Arbeit zugewendet hätte. Eine leidige Einberufung zum Staatsgerichtshof, in welchen er im Jahr 1848 von der zweiten Kammer gewählt worden war, hatte im Juli 1850 ſtatt. Herr Bibliothekar Dr. Klüpfel berichtet darüber Folgendes:

„Der damalige proviſoriſche Vorſtand des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherr von Wächter, ſpäter Juſtizminiſter, war wegen des Beitritts zum ſogenannten Interim, d. h. der interimiſtiſchen Bundescentralcommiſſion, welche 1849 durch Oeſtreich und Preußen eingeſetzt wurde, und wegen der Theilnahme am ſogenannten Münchner Dreikönigsbund in Anklageſtand verſetzt worden, weil er dieſe politiſchen Acte nicht, wie der Verfaſſung gemäß hatte geſchehen ſollen, den Ständen vorgelegt hatte. Uhland mußte nicht nur ſeinen Sitz im Staatsgerichtshof einnehmen, ſondern wurde auch zum Correferenten beſtellt. Er unterzog ſich dieſer ſchwierigen und unter damaligen Verhältniſſen, wo das fragliche Bündniß bereits keine practiſche Bedeutung mehr hatte, undankbaren Arbeit mit der gewohnten Sorgfalt und Gründlichkeit und verfaßte einen ausführlichen Bericht. Sein Votum ging dahin, daß allerdings eine Verfaſſungsverletzung vorliege, während der andere Referent auf Abweiſung der Klage und Freiſprechung des Angeklagten antrug. Letzteres Votum erhielt die Majorität.“

Die nächſtfolgenden Briefe ſchrieb Uhland während dieſer Arbeit von Stuttgart aus an ſeine Frau.

Stuttgart, 22. Juli 1850.

„Liebſte!

Meine Hoffnung, daß der vierte Bericht über das gerichtliche Verfahren, mit dem ich jetzt beſchäftigt bin, meine letzte ſchriftliche Arbeit in dieſer widerwärtigen Sache ſein werde, iſt leider nicht in Erfüllung gegangen. Es ſollen auch für die Hauptfragen die gleichen Referenten bleiben. Da die Parteien Reviſion ergreifen könnten, für welchen Fall dann beim nämlichen Gerichtshof neue Referenten beſtellt werden müßten, ſo ſollen nicht vier Mitglieder ſchon zum Voraus abgenützt werden.

Am Freitag hatte ich wieder den ganzen Tag zu arbeiten, und am Samſtag war Sitzung von neun bis halb zwei Uhr. Nun iſt man ſo weit, daß geſtern die Anklageſchrift dem Beklagten mitgetheilt und ihm zu ſeiner vorläufigen Vernehmlaſſung eine Friſt von acht Tagen gegeben wurde. Man hört, daß ihm ſehr an baldiger Erledigung gelegen ſei und er ſich deßhalb ſo ſchleunig erklären dürfte, daß man übermorgen vielleicht wieder Sitzung halten könnte. Dann wäre aber ein fernerer Termin etwa auch von acht Tagen für die öffentliche Verhandlung anzuberaumen, hierauf vom Referenten der Hauptbericht auszuarbeiten und mir zum Correferat zu geben, ſofort vom Gerichtshof über Schuld und Strafe zu berathen und zu beſchließen, endlich eine abermalige öffentliche Sitzung zu Verkündung des Urtheils zu veranſtalten. Wird nun, wie zu hoffen, auch nicht noch Reviſion verlangt, ſo geht doch immer noch eine mühſelige Zeit bis zu meiner Erlöſung vorüber.

Wilhelms Ankunft hat mich geſtern herzlich erfreut. Ich war bei Neeffs über Mittag und ging dann Abends mit ihm nach Gaisburg. Sein Ausſehen iſt gut, und ich hoffe, daß ihm dieſe Lebenserfahrung[1] nicht unzuträglich ſein werde.

Meine Ueberſiedlung in den Großfürſten führte ich gleich nach Deiner Abreiſe aus. Ich kann hier im Hauſe wohl zufrieden ſein; heute war Wilhelm bei mir zu Gaſte, er kann ſagen, ob es ihm wohl geſchmeckt hat.

Heute Abend wollen wir zuſammen auf der Eiſenbahn nach Untertürkheim fahren. Solche Abendausflüge in's Neckarthal, dieſen Morgen auch ein Neckarbad, ſind meine Erholung. Morgen ſoll ich bei Roſer mit ſeinen Kindern zu Abend eſſen.

Das Päckchen mit Wäſche iſt richtig angelangt. Für die öffentliche Sitzung werde ich die ſeidene Weſte nöthig haben, doch keineswegs, wie unſer Präſident andeutete, eine weiße Halsbinde.

Nun ſei beſtens gegrüßt, grüße Ludwig, Mayer und die Seinigen.

Iſt von Mappes keine Nachricht gekommen?

Innig Dein

L."

---

[1] Die militäriſche Dienſtleiſtung.

Stuttgart, 15. Auguſt.

„Liebſte Emma!

Mappes und ſeine Kinder ſind ſehr vergnügt mit ihrem Tübinger Aufenthalt hier angekommen und es haben mir geſtern Nachmittag alle zuſammen einen Beſuch gemacht. Später hatte ein Abendeſſen bei Marquart für den Frankfurter Freund ſtatt; es waren acht Gedecke; außer mir: Römer, Sternenfels, Friſch, Murſchel, Kreuſer und Duvernoy.

Als ich am Montag von meinem Ausflug zu Euch wieder ankam, war noch nichts für mich vorhanden. Doch brauchte ich nicht ärgerlich zu werden, denn als ich mich gegen vier Uhr eben zum Taufſchmauſe feſtlich ankleiden wollte, kamen zehn Bogen Referat, die ich vor Allem durchzuleſen für nöthig fand und deßhalb erſt um ſechs Uhr noch zum Nachtiſche bei Ferdinands eintraf. Es war dort, des Champagners unerachtet, kein großer Lärm, doch freute mich's, die Geſchwiſter zu ſehen; die Getaufte heißt Anna.

Da das Stück Referat, welches ich bis jetzt erhalten habe, ſich noch nicht über dasjenige erſtreckt, was ich für die Hauptſache halte, ſo wird noch ein ſtarker Nachſchub kommen, und es wird daher, wenn ich gleich jetzt ſchon arbeite, vor Ende nächſter Woche von einer Sitzung nicht die Rede ſein können, ſo daß alſo dieſe unerträgliche Geſchichte wohl nicht vor Anfang Septembers zu Ende geht.

Die Gedichte des Herrn .... in Hohenheim werden, ein zuſammengelegtes Papierheft, wahrſcheinlich auf dem

Kommödchen in meinem Arbeitszimmer unter Büchern und Brochüren liegen. Ich hatte die Abſicht, ſie ihm ſchon vor meiner Abreiſe zu ſchicken; aber gehetzt, wie ich bin, vergaß ich es, und Du wirſt mir einen Gefallen thun, wenn Du ſie, vielleicht mit ein paar Worten von Dir oder einem der jungen Leute, daß ich ſchon lange von Hauſe abweſend ſei, ihm zugehen läßſt; die Welt wird den Druck derſelben erwarten können.

Von Herzen

Dein L.“

Stuttgart, 21. Auguſt 1850.

„Liebſte Emma!

Du wirſt mir allerdings einen Gefallen thun, wenn Du nach Pfullingen ſchreibſt, wie Du nach Deinem letzten Brief im Sinne hatteſt. Wenn von Rechtsconſulent Traub inzwiſchen nicht die Rechnungen gekommen ſind, ſo wirſt Du wohl auch gegen die Theilungsbehörde erwähnen, daß ſolche Paſſiva noch von dort zu erwarten ſind.

Jetzt arbeite ich anhaltend an meinem Correferat; da übrigens das Referat, von dem ich ſechszehn Bogen in Händen habe, noch nicht ganz abgeſchloſſen iſt, obgleich nur Weniges noch fehlen wird, und da überhaupt die Sache doch weitläufiger iſt, als man meinen möchte, ſo werde ich noch dieſe Woche und einen Theil der nächſten vollauf zu thun haben. Der Vortrag der Referate wird kaum in einer Sitzung beendigt werden können, dann die Berathung, die doch auch ausführlicher werden wird, endlich noch eine Tagfahrt zur Verkündigung des Erkenntniſſes, das gibt wohl noch vierzehn Tage der Trübſal.

Richte es nun mit der Reiſe nach Hedelfingen ein, wie Du es am beſten findeſt; eher etwas mehr Luſt werde ich haben, wenn einmal die ſchriftliche Arbeit abgeſtoßen iſt; die Sitzungen werden mir dann, da ich lange genug vorbereitet bin, weniger zu ſchaffen machen.

Daß mich Profeſſor Liebrecht verfehlt hat, thut mir leid, da er ein in meinen Fächern kundiger und thätiger Mann iſt. Grüße unſere Leute und freue Dich, nicht Mitglied des Staatsgerichtshofs zu ſein wie

Dein mühſeliger
L.

Am Sonntag, Mittags zwölf Uhr, war Adolf Reeffs Trauung in der Hoſpitalkirche; ich war mit Ferdinand und Weigelin auf der Emporkirche und ſah in lebendiger Erinnerung auf die Stufen herab, auf denen einſt auch wir knieten.“

Nach Beendigung der läſtigen Arbeit am Staatsgerichtshof, der letzten politiſchen von Uhland, machte er eine kurze Schweizerreiſe an den Vierwaldſtädter-See und auf den Gotthard.

X.

Stillleben in Tübingen. Krankheit und Tod.

1851 — 1862.

Uhland an Profeſſor Moritz Haupt in Leipzig.

Tübingen, 7. October 1850.

„Verehrteſter Freund!

Dem Danke für die werthvolle Mittheilung der Liederbücher hab' ich jetzt bei Zurückſendung derſelben den weiteren beizufügen, daß Sie mir damit ſo ſehr lange Geduld tragen wollten. Ich hatte wohl den beſten Vorſatz, alles auf die beſtimmte Zeit zu erledigen, aber die Abhaltungen, die dazwiſchen traten, waren mannigfach. Zwei Sommermonate mußte ich als Mitglied unſeres Staatsgerichtshofs in Stuttgart Dienſte leiſten. Angenehmer war die Unterbrechung, die ſich ſchon früher dadurch ergab, daß der literariſche Verein, deſſen Leitung durch Keller und Holland jetzt von hier ausgeht, im Laufe dieſes Jahres mehrere Handſchriften von Heidelberg, Wolfenbüttel ꝛc. mitgetheilt erhielt, welche neben dem, was ſie für die Zwecke des Vereins ſelbſt darboten, auch für meine Studien im Gebiete der Volkspoeſie Manches abwarfen, während mir für gelegentliche Benützung derſelben nur genau bemeſſene Zeit übrig blieb. Es iſt Ihnen vielleicht nicht unlieb, zu hören, daß dem Verein neuerlich auch eine Abſchrift des Aufſeßiſchen Herzog Ernſt zugekommen iſt, deſſen Verhältniß zu dem Wiener Texte, von dem ich vor vier Jahren einige Auszüge gemacht, jetzt erſt unterſucht werden muß.

Mitten in der Schwüle dieſer zerrütteten Zeit laſſen es doch jene Brunnen aus der Tiefe des deutſchen Weſens niemals gänzlich an Labſal und Erfriſchung fehlen. Während des ſtürmiſch bewegten Lebens in Frankfurt habe ich mir, oft in der ſtillen Nacht, ohne Bücher und nur aus der Erinnerung an die heimathlichen Dinge, eine Art ſchwäbiſcher Mythologie zugebildet, an der ſich mir manchmal der Geiſt erholt hat, wenn ich ſie auch niemals ſchriftlich ausführen ſollte.

Sie, verehrteſter Freund, haben zu der Heilloſigkeit der allgemeinen Zuſtände noch beſondere, perſönliche Trangſal erleiden müſſen. Mögen ſich Ihnen hiebei die ſchönen Arbeiten, deren Vollendung wir begierig entgegenſehen, als ermuthigender Anhalt bewährt, vor allem aber Ihre angegriffene Geſundheit nicht weitere Störung erfahren haben.

Mit herzlichem Gruß

Ihr aufrichtig ergebener
L. U.″

Ueber das innerliche Schaffen an einer ſchwäbiſchen Mythologie, von welcher Uhland in dem letzten Briefe ſchreibt, hat er auf einem Spaziergang in Frankfurt ſeiner Frau folgendes mitgetheilt: „Es iſt eigen, mir ſchwebt jetzt, wo ich doch mit ganz Anderem beſchäftigt bin, oft in der ſtillen Nacht eine Mythengeſchichte von Schwaben vor. Es wird mir ohne alle Bücher manches klar und deutlich, und wann ich wieder nach Hauſe komme, will ich es ausarbeiten. Den letzten Winter habe ich mich viel mit fränkiſchen Mythen und Sagen beſchäftigt, und nun ich von Hauſe weg bin, iſt es als ob Schwaben mir deutlicher geworden wäre. Von den Sueven und Alemannen zieht ſich mir ein Faden durch die Heldenſage und das Mittelalter. Hauptſächlich im Schwarzwald und bis zum Bodenſee finde ich Vieles, was mir Licht verſchafft. Auch die Grafen von Tubingen gehören mir in dieſes Gebiet. Ich dachte daran, in Vorträgen an die Studenten das niederzulegen, was ich nicht mehr drucken laſſen kann; ich fühle nun aber, daß wann ich wieder heimkomme, ich etwas ſchaffen und ausführen muß; ſtudiren und vorbereiten wäre mir nach dem hieſigen Treiben nicht möglich. Vor dem Einſchlafen, beim Erwachen oder beim Baden kommen mir die Gedanken zu, ich arbeite im Geiſte fort ohne Hülfsmittel, vielleicht iſt manches darunter irrig, und doch meine ich, es ſei mir manches klar geworden.“ —

Zu dieſem Schaffen wurde ihm aber durch die nothwendigen Arbeiten, die er zu Hauſe traf, durch mannigfache politiſche Anfragen und durch die Einberufung zum Staatsgerichtshof nur wenig ruhige Zeit vergönnt.

Im October dieſes Jahrs kam Uhlands vieljähriger Freund Schwab (der, nachdem er Gomaringen verlaſſen, als Dekan nach Stuttgart zurückgekehrt und ſpäter zum Mitglied des Studienraths und zum Conſiſtorialrath ernannt wurde), auf Beſuch zu ſeinen Kindern nach Tübingen; ſeine älteſte Tochter war an den Bibliothekar Dr. Klüpfel daſelbſt verheirathet. Noch einmal hatte Uhland die Freude, den Umgang des Freundes zu genießen und ihn in ſeinem Hauſe einen Abend zubringen zu ſehen. Es war das letzte trauliche Beiſammenſein der Freunde, denn ſchon am 4. November wurde Schwab erſchütternd ſchnell vom Tode hingerafft und Uhland konnte am 6. November nur noch die Hülle des langjährigen Freundes zum Grabe geleiten.

Auszug aus einem Briefe Dr. Mappes' von Frankfurt an Uhland.

Frankfurt, 8. December 1850.

„Sehr werther Freund!

So oft ſeit unſerem Beſuche von Tübingen geſprochen wird, und das geſchieht oft, miſcht ſich in die Freude ein Gefühl der Beſchämung über meine Verſpätung. Ich bin lange nicht von einem Orte mit ſo ſchwerem Herzen weggegangen, als dieſes Mal von Tübingen. Ich ſaß lange ſtill im Wagen und erſt bei Bebenhauſen konnte ich ein Geſpräch beginnen. Die Kinder ſagten zu mir: Dir hat der Abſchied von Tübingen auch recht leid gethan, aber auch wir waren recht gerne dort.

Daß ich auf der überhaupt ſchönen, unvergeßlichen Tour nach Lichtenſtein Schwab in heiterer Lebensfriſche angetroffen und mit ihm noch herzlich verkehrt habe, iſt mir nun von großem Werthe; im Schloßhofe, als wir dort alle froh beiſammen ſaßen, erzählte er mir noch ſeinen früheren Anfall und wie er auf eine dann endigende Wiederholung gefaßt ſei. In zuverſichtlicher Entgegnung ſtieß ich noch mit ihm an auf recht langes Zuſammenleben und öfteres Wiederſehen. Um ſo erſchütternder war mir die baldige Erfüllung ſeiner Vorausſagung. Immer kleiner wird der Kreis der Zeitgenoſſen und Jugendfreunde. Ich habe Uhland im Geiſte mit zu ſeiner Leiche begleitet. — —

Indem ich den Brief überleſe, finde ich ihn ſonderbar abgefaßt. Er iſt bald an Eines, bald an Beide zugleich gerichtet, überſieht man aber dieſe ordnungswidrige Form, nun ſo iſt er ganz richtig ſeinem Weſen nach, weil mir Beide ſtets untrennbar vorſchweben, ich habe dann keines vom andern grüßen zu laſſen und nur die herzlichſten, dankbarſten Grüße der Kinder an Alle auszurichten. Ich wünſche Euch einen vom Innern aus glücklichen Winter, und daß der Störenfried von Außen Euch und uns Alle möglichſt verſchonen möge; wann der Sommer die Reiſeluſt weckt, ſo liegt Frankfurt an der Etappenſtraße und mein Haus zur längeren Raſt. Den werthen Pflegeſöhnen freundlichen Gruß.

Mappes.“

Mit der Dienſtleiſtung beim Staatsgerichtshof war Uhlands politiſche Thätigkeit beendigt und er hätte ſich nun ganz der Vollendung ſeiner angefangenen Arbeiten widmen können, wenn nicht immer in ſteigendem Maße Anforderungen und Geſuche an ihn gekommen wären, handſchriftliche Gedichte und Dramen zu leſen und zu beurtheilen, wohl auch Vorreden dazu zu ſchreiben, Verleger und Subſcribenten zu ermitteln. Auch ſollte er ſagen, ob der Verfaſſer ſich nicht beſſer der Poeſie ausſchließend widmen ſollte. Viele Stunden giengen ihm damit verloren, er hatte nicht die Gabe, ſchnell zu leſen und mit einigen Worten eine Sache abzufertigen, war auch zu gewiſſenhaft, einen oberflächlichen Ausſpruch zu thun. Er klagte oft, daß ihm der Kopf ſchwindle vor lauter Leſen. Wann er von einer Reiſe, die er für die eigenen Arbeiten unternommen, zurückkam und ſich freute, nun an die Ausarbeitung zu gehen, ſo fand er meiſtens eine Anzahl neu eingelaufener Manuſcripte in ſeinem Zimmer, oft auch ſchon wieder Mahnſchreiben der Verfaſſer wegen einer Antwort. Jeder Einzelne dachte nur an ſich und ſein Werk, nicht daran, daß Uhland auch arbeiten wolle und Andere die gleichen Anſprüche an ihn machten. Dem Einen ſollte Uhland ein Drama anbringen, zum Troſt, weil ihm ein Kind geſtorben; ein Herr wurde in ſeinen alten Tagen noch zum Dichter, weil er ſeine Frau verloren, er ſchickte ein Holzkiſtchen voll faſt unentzifferbarer Gedichte mit der eigenen Bemerkung: er ſollte freilich Uhlands alten Augen nicht zumuthen, ſeine undeutliche Handſchrift zu leſen, allein — er ſchicke ſie doch. Dieſem Verlangen konnte er aber bei all ſeinem guten Willen nicht entſprechen. Von einem jungen Mann kam ein Heft lyriſcher Gedichte mit dem naiven Beiſatz: er habe zwanzig davon nacheinander im Bette gemacht, ſo lange er geſchwitzt habe; er brauche ſich gar nicht zu beſinnen, die Gedanken fliegen ihm nur ſo zu; wie werde es erſt ſein, wenn er wieder geſund ſei? Uhland ſoll ihm ſagen: ob er ſich nicht lieber ganz der Poeſie widmen ſolle? Gar vielen dieſer Sendungen war der Vers aus Uhlands Gedicht: Freie Kunſt „Singe wem Geſang gegeben,“ als Motto vorgeſetzt, ſo daß er einſt im Unmuth ausrief: Ich habe aber geſagt: „Wem Geſang gegeben.“

Das eigenhändige Abſchreiben alter Lieder in ſeine Volksliederſammlung, ſo wie die Excerpte aus alten Handſchriften, die ihm geliehen waren, und die er aus Sorgfalt für dieſelben und wegen der ſchwierigen Rechtſchreibung, keiner fremden, weniger kundigen Hand anvertrauen wollte, nahm auch viel Zeit in Anſpruch.

Uhland an Herrn Karl Gödeke in Hannover.

Tübingen, 28. November 1851.

„Verehrter Herr!

Das Kiſtchen mit Ihrer ſchönen Sammlung alter Liederdrucke, dem Ihr freundliches Schreiben vom 12. d. vorausgegangen war, iſt ehegeſtern hier angelangt. Sie haben mich damit ſehr erfreut und ſchon ein raſcher

Durchblick hat ſich für meine Liederſtudien ergiebig und anregend erwieſen. Indem ich nicht ſäume, Sie über die glückliche Fahrt dieſer ſeltenen Blätter zu beruhigen, ſage ich für die Mittheilung aus der Ferne meinen verbindlichen Dank. Nur das muß ich bedauern, daß Sie nicht mir die Koſten einer ſo erwünſchten Zuſendung überlaſſen wollten. Wenn ich dieſelben wohlbehalten in Ihre Hände zurückgegeben haben werde, dann ergreiſe ich auch Ihr gütiges Erbieten, mir die inhaltreichen Mappen Ihrer abſchriftlichen Sammlungen zur Benützung zuzuſtellen. Ich gehe ſelbſt in troſtloſen Zeiten gerne in den grünen Wald.

Eben der heutige Morgen bringt uns Kunden aus Hannover, die nicht ſo heiterer und harmloſer Natur ſind, als was mir der vorgeſtrige von dorther gebracht hat.

Ihr achtungsvoll ergebener

L. U.“

Karl Gödeke an Uhland.

Hannover, 16. December 1851.

„Verehrteſter Herr!

Dankbar für die raſche Meldung des richtigen Empfanges meiner kleinen Liederbibliothek bitte ich Sie, ſich mit der Benutzung in keiner Weiſe zu übereilen. Ich werde ſobald keine Veranlaſſung haben, nach den Blättern zu greifen und weiß ſie bei Ihnen ſo gut aufgehoben wie bei mir ſelbſt.

Die anliegende kleine Schrift über Reinfrit, die wegen der Berührung mit dem Liede vom edeln Möringer zu Ihren Studien gehört, empfehle ich Ihrer Nachſicht und Geduld. Aus der Inhaltsangabe des Gedichts, die ich für den hieſigen hiſtoriſchen Verein übernommen hatte, iſt im Arbeiten ſelbſt etwas mehr geworden, aber etwas Unfertiges und Ungenügendes. W. Grimm, dem ich ein Exemplar mittheilte, meint, das ganze Gedicht würde ſich für die Veröffentlichungen des Stuttgarter literariſchen Vereins eignen. Darf ich Sie für den Fall, daß Sie mit Herrn Prof. Ad. Keller verkehren, bitten, ihm das zweite Exemplar zu übergeben und ihn zu fragen, ob er dem Vereine die Herausgabe vorſchlagen mag? Die Abhandlung kommt als ſelbſtſtändige Schrift nicht in den Buchhandel und iſt nur in 50 Exemplaren gedruckt.

Der niederdrückende Odem, der über die Welt geht, führt wieder zu den alten Dingen zurück, an denen mehr Freude offenbar wird, als an den aufreibenden, hoffnungsloſen politiſchen Kämpfen. Meine Mitbürger erwieſen mir einen üblen Dienſt, daß ſie mich gegen Stüve aufſtellten und damit wieder in den Parteikampf hineinzogen, dem ich glücklich entronnen war. Aber wer darf ſich ſträuben, wenn plötzlich die Zeit aus ſtillen Aſylen die Verſteckten hervorzieht an's helle Tageslicht und in's Geräuſch des lauten Marktes!

Wie ich aus F. W. Wolfs mythologiſchen Beiträgen ſehe, haben Sie ſich an die Spitze ſtellen müſſen, um ein oberrheiniſches Sagenbuch zu ſammeln. Wie beneide ich dieſen regen Trieb Ihrer Landsleute. Hier iſt nichts der Art zu Stande zu bringen, alles dem Glück des Einzelnen überlaſſen.

Bleiben Ihre nordiſchen Sagenforſchungen liegen? Sie haben uns ſo viel gegeben, daß wir im Verlangen kein Maß mehr kennen. Sie müſſen die unbeſcheidenen Wünſche ſtillen; Sie ſelbſt haben ſie angeregt.

Mit der innigſten Verehrung empfiehlt ſich Ihnen

Karl Gödeke.“

Uhland an Herrn Archivar Wintermantel in Donaueſchingen.

Tübingen, 4. Auguſt 1852.

„Verehrter Herr Archivar!

Es bedarf ſehr meiner Entſchuldigung, daß ich für die gütige Beſorgung und Ueberſendung der von mir gewünſchten Abſchriften aus der Zimmernſchen Hauschronik erſt jetzt meinen herzlichſten Dank abſtatte. Nach Empfang derſelben war ich durch ſo mancherlei gedrängt, was vor einer beabſichtigten Reiſe nach München und an den Bodenſee erledigt werden ſollte, von der ich nun am Ende voriger Woche zurückgekommen bin.

Die Auszüge aus jener reichhaltigen Handſchrift haben mir große Freude gebracht. Was ich mir einzeln angemerkt hatte, das bildet jetzt in der fortlaufenden Reihe ſorgfältiger Abſchriften eine Sammlung ſchwäbiſcher Volksſagen und Märchen, welche für die Arbeit, mit der ich gegenwärtig beſchäftigt bin, von erheblichem

Belang iſt. Es war mir freilich nicht möglich, innerhalb zweier Tage die beiden Foliobände ſo zu durchforſchen, daß mir nicht Manches ähnlicher Art entgangen ſein ſollte. Wenn z. B. pag. 1345 die copirte Erzählung vom Ritter von Staufenberg überſchrieben iſt: In Caput als von den Merfeynen geredt von Thierstein Zimbern und Tengen, ſo bezeugt dieß, daß an andern Stellen der Chronik noch Verſchiedenes von ſolchen Feen berichtet ſein müſſe. So wiederholte mir auch neuerlich Laßberg die Angabe, daß darin verzeichnet ſei: Wie Johann von Zimmern (oder etwa Werner? vor 1483 Ruckgaber S. 101) ſich vor der Peſt nach Wildenſtein geflüchtet und dort ein Lied von Dietrich von Bern gedichtet habe; welche Meldung ich nicht auffinden konnte, vielleicht aber unter vielen Nachträgen zu vorangehenden Capiteln hätte ſuchen ſollen.

Es iſt mein lebhafter Wunſch, ſpäter einmal, namentlich wenn auch das Pergamentexemplar der fürſtlichen Bibliothek von Karlsruhe zurückgekommen ſein wird, wieder einige Tage in dem gaſtfreundlichen Donaueſchingen zuzubringen und mich noch etwas tiefer in das nach vielen Seiten lehrreiche Buch einleſen zu können. Für jetzt bleibt mir nur die angelegene Bitte um nachträgliche Bezeichnung der für Mühe und Zeitaufwand des Copiſten ſchuldigen Entſchädigung. Habe ich außerdem in einem Theile der überſchickten Blätter ſogar Ihre eigene Handſchrift richtig erkannt, ſo verpflichtet dieß mich noch beſonders zum aufrichtigſten Danke.

Vor acht Tagen war ich in Meersburg bei dem theuren Laßberg, den auch Sie kürzlich beſucht haben. Der letzte Krankheitsanfall hat ihn leider körperlich bedeutend geſchwächt und er ſelbſt betrachtet ſich als einen Abſcheidenden. Gleichwohl belebte ſich im Verlaufe des Geſprächs ſeine Haltung und ſein Ausdruck in der Weiſe, daß ich die Hoffnung mit mir nahm, ſeine kräftige Natur könnte ſich auch dießmal wieder aufraffen.

Mit dankbarer Werthſchätzung

Ihr ergebenſter
L. U."

Von Gerichtswegen wurde an Uhland das Anſinnen geſtellt, auf Verlangen der kurheſſiſchen Staatsregierung, ſich über das Verhalten der kurheſſiſchen Parlamentsabgeordneten vernehmen zu laſſen. Uhland ſowie Profeſſor F. Viſcher, ebenfalls Parlamentsmitglied, berieſen ſich auf die Unverantwortlichkeit der Abgeordneten und verweigerten deshalb die Vernehmlaſſung. Der Gerichtshof entſchied mit Einer Stimme Mehrheit gegen ihre eingegebene Rechtsverwahrung und verurtheilte ſie zweimal in Geldſtrafen, ließ aber dann bei ihrem Beharren die Sache beruhen.

An Herrn Archivar Schneegans in Straßburg.

Tübingen, 20. Auguſt 1852.

„Verehrteſter Herr und Freund!

Bei meiner Zurückkunft von einer Reiſe nach Bayern und an den Bodenſee traf ich Ihre werthen

Mittheilungen vom 13. v. M. Noch bin ich Ihnen alten Dank ſchuldig und Sie erfreuen mich jetzt mit neuer Gabe. Die treffliche Tonſetzung, die meinem Bergliede durch Ihre verehrte Gemahlin geworden iſt, die Abſchriften der Geſchichtlieder aus dem ſechzehnten Jahrhundert, womit Sie zu meinem Bedauern eigenhändig ſich ſo ſehr bemüht haben, ſind mir in den ſtürmiſchen Tagen zugekommen, welche der Auflöſung des deutſchen Parlaments nahe vorangiengen. Dann aber hat auch die mehr als anderthalbjährige Abweſenheit von Haus mich in den ruhigeren Beſchäftigungen und namentlich im Briefwechſel weit zurückgeworfen, ſo daß ich ſehr verſpätet die angelegene Pflicht des Dankes Ihnen Beiden gegenüber für Altes und Neues zugleich erfülle. Das Wormſer Lied zähle ich zu dem Liebſten, was mir ſeit dem Drucke meiner Volksliederſammlung durch Freundeshülfe zugewachſen iſt; es wird einem Nachtrag, für den ſich inzwiſchen Manches ergeben hat, zu wahrer Zierde gereichen.

Der Ton iſt noch der des alten Heldenſangs, als ob er aus den Roſengartenliedern nachklänge, und wie heldenhaft erſcheint der Bürger, der auf der Mauer ſtehend das Liedlein geſungen hat.

Sie haben mir geſtattet, mein eigenes, auch ſchon altes Liedlein in das Album Ihrer hochgeehrten Gattin einzuſchreiben. Möge ſie dieſe Zeilen wohlwollend aufnehmen und mein herzlicher Glückwunſch zu ihrem Geburtstag nicht zu ſpät ankommen.

Ueber die nun vollendete elſäßiſche Sagenſammlung, an der Sie ſelbſt wohlthätigen Antheil genommen, habe ich meine dankbare Freude in einem Schreiben an Auguſt Stöber ausgeſprochen, das ich offen beizulegen mir erlaube, da ich weiß, daß Sie mit Stöber in regem Verkehr ſtehen, und es mir lieb wäre, wenn Sie vor gefälliger Weiterbeförderung vom Inhalt deſſelben Kenntniß nehmen wollten.

Ihre Beiträge zum Sagenbuche ſind großentheils handſchriftlichen Chroniken und anderen Aufzeichnungen des ſechszehnten Jahrhunderts entnommen, wie z. B. die mir beſonders merkwürdige Nachricht über das Wuotansheer im Elſaß und Breisgau, S. 433 ff. Auch meine Nachforſchungen zur ſchwäbiſchen Sagenkunde haben mich erkennen laſſen, wie viel lebendiger und vollſtändiger in den alten Städtechroniken und Hauschroniken angeſehener Geſchlechter die Volksſage meiſt noch wiedergegeben iſt, als ſie drei- vierhundert Jahre ſpäter aus mündlichen Ueberlieferungen aufgefaßt werden konnten; eben die Sage vom Wuotansheer greift, wie ſolche von Ihnen beurkundet iſt, noch unmittelbar in die damalige Zeitbewegung ein. Sollte Ihnen bei Gebrauch derartiger handſchriftlicher Quellen dieß oder jenes begegnet ſein, oder noch begegnen, was den Urſprung der Schwaben oder die Ableitung ihres Namens ſagenhaft berührt, was zum Ruhm oder zum Spotte (als Schwabenſtreiche) von denſelben gemeldet wird, ſo würde mir es ſehr erwünſcht ſein, darauf durch Ihre vielfach erfahrene Güte aufmerkſam gemacht zu werden.

Noch bitte ich Sie, mich Ihrem Herrn Schwager

Bergmann in freundliches Andenken zu rufen; daß ſein Eddawerk druckfertig ſei, habe ich von Prof. Keller mit lebhaftem Intereſſe vernommen.

In aufrichtiger Freundſchaft und Hochachtung

Ihr ergebenſter
L. U.“

Uhland an .... Schriftſetzer.

Tübingen, 7. November 1852.

„Geehrteſter Herr!

Ich lebe hier nicht in weiteren Kreiſen, in denen ich für Ihre Gedichte Unterzeichnungen ſammeln könnte. Setzen Sie mich ſelbſt mit zwei Exemplaren auf die Liſte. Die mitgetheilten Liederproben haben friſchen Klang, zeigen reges Gefühl, lebendige Bewegung; laſſen Sie ſich aber durch die Luſt und Leichtigkeit, womit Ihnen das Lied von ſtatten geht, nicht verleiten, zu viel und zu raſch zu dichten. Es genügt nicht am Drang, an der angeregten Stimmung; der poetiſche Gedanke muß klar vor dem Geiſte ſtehen, der Gegenſtand innerlich geſtaltet ſein, bevor zum Verſe gegriffen wird, ſonſt gibt es nur Anklänge und verſchwimmende Nebelbilder. Räthlich ſcheint mir, daß für die Sammlung, mit der Sie an die Oeffentlichkeit treten wollen, weniger auf große Liederzahl, als auf ſorgfältige Auswahl Bedacht genommen werde, weniger Blätter als Blumen.

Mit freundlichem Gruß

Ihr ergebener
L. U.“

Uhland an Fräulein Emma Schmeller in München.

Tübingen, 3. März 1853.

„Verehrtes Fräulein!

Sie haben mir mit dem wohlgetroffenen Bilde Ihres unvergeßlichen Vaters ein werthvolles Geſchenk gemacht, für das ich Ihnen den innigſten Dank ſage.

Daſſelbe wird fortan mit den Bildern einiger andern meiner theuerſten Freunde in meinem Arbeitszimmer hängen, und wie die Werke des Verewigten mir täglich zur Hand ſind, werden nun auch ſeine Geſichtszüge mir ſtets gegenwärtig ſein. Freilich werden ſie auch mitten unter dem Arbeiten mich an den ſchmerzlichen Verluſt mahnen, der mich durch ſeinen Hingang getroffen hat. Wer noch im ſpäteren Alter etwas zu Stande bringen möchte, dem fällt eine wichtige Aufmunterung hinweg, wenn gerade Diejenigen, Einer nach dem Andern, abſcheiden, deren billigendes Urtheil zu erlangen ein ſtilles Beſtreben war und der liebſte Lohn ſein ſollte.

Die wenigen Tage, die ich vorigen Sommer noch in Schmellers Umgang zubrachte, ſind mir jetzt von beſonderem Werth; leider ging gleich darauf ſein Weg nicht, wie gehofft war, zur Heilquelle, ſondern zum Friedhof. Die Verſpätung meines Dankes muß ich damit entſchuldigen, daß ich von einer eben erwarteten neuen Ausgabe meiner Lieder Ihnen ein Exemplar zu überreichen wünſchte, das ich nun mit der Bitte um gütige Aufnahme hier anſchließe.

Die mir überſchickten Bücherverzeichniſſe habe ich in geeigneten Kreiſen verbreitet, und hoffe, daß ſich auch aus unſerer Gegend Betheiligung zeigen werde.

Ihr ergebenſter
L. U.“

Eine längſt beabſichtigte Reiſe nach Berlin wurde im Juni und Juli 1853 von Uhland und ſeiner Frau ausgeführt. Die Schätze der Bibliothek, in welche nun auch die große Meuſebach'ſche Sammlung aufgenommen war, ſowie das Verlangen, theure Freunde wiederzuſehen, führten ihn dahin. Ueber Nürnberg und Leipzig, wo liebe Freunde beſucht wurden, kamen die Reiſenden nach Berlin. Die Bibliothek nahm gar viel von Uhlands Zeit in Anſpruch, um ſo mehr, als er die Manuſcripte nur dort benützen konnte. Abends erholte er ſich dann bei den Jugendfreunden Varnhagen von Enſe und dem werthen Immanuel Bekker, bei den verehrten Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm und dem immer gefälligen, treuen Freunde Maßmann.

Die traulichen Abende in dieſen Familien blieben für Uhland und ſeine Frau theure Erinnerungen. Mit dem raſchen Fußgänger Jakob Grimm ergieng er ſich einmal Abends bis gegen 10 Uhr im Thiergarten, ſo daß die Frauen Wilhelm Grimm und Uhland faſt beſorgt um die Männer wurden, die im eifrigen Gedankenaustauſch die einbrechende Nacht nicht beachteten.

Auch in abendlichen Leſezuſammenkünften von Profeſſoren war es Uhland vergönnt, intereſſante Stunden zubringen zu dürfen. Nachdem die Arbeiten in der Bibliothek beendigt, widmeten die Reiſenden noch einige Tage den Kunſtſchätzen Berlins und der Umgegend; Charlottenburg, Potsdam und Babelsberg wurden mit Intereſſe beſucht und die ſchönen Havelufer ergötzten die Reiſenden. Nach dem Abſchied von den theuren Freunden wurde das altbekannte Wolfenbüttel wieder beſucht (Bibliotheken hatten eine gar große Anziehungskraft) und dann führte die Reiſe nach Hannover und Bückeburg. In Hannover wurde ein Raſttag gemacht und unter dem gütigen Geleite Herrn Karl Gödekes einem großen Schützenfeſte angewohnt. Ueber Bückeburg und Minden führte die Bahn nach Köln und Bonn; dann wurde nach behaglichem Ausruhen in dem gaſtlichen Frankfurt bei Freund Mappes und nach Begrüßung werther Freunde, wie des unermüdet gefälligen Herrn Dr. Franz Roth, die Heimath wieder aufgeſucht.

Der September dieſes Jahres brachte durch das Tagen der Naturforſcherverſammlung in Tübingen werthe Freunde in das ſtille Uhland'ſche Haus. Juſtinus Kerner mit ſeiner Frau, dann Freund Mappes aus Frankfurt und Uhlands Schwager, Staatsrath Roſer, waren die werthen Gäſte, Andere kamen wenigſtens auf Stunden. Bei einem Feſte, das der Verſammlung in dem nahen Bade Niedernau gegeben wurde, ſchlug ein Fremder einen Toaſt auf Ludwig Uhland vor. Auf Uhlands ablehnende Entgegnung: das Feſt gelte den Naturforſchern, nicht den Dichtern, rief ein anderer Fremder entrüſtet aus: werft den Kerl zur Thür hinaus! natürlich zu großer Erheiterung derer, die Uhland kannten. Er ſelbſt lachte, daß ihm die Thränen in den Augen ſtunden, dazu. Es waren ſchöne, frohe Tage damals; ſeitdem ſind der Hauswirth und die lieben Gäſte alle in das Grab geſunken!

Karl Gödeke an Uhland.

Hannover, 16. September 1853.

„Hochgeehrteſter Herr!

Herr Berthold Seemann aus Hannover, der als Naturforſcher auf der britiſchen Fregatte „Herald" eine Reiſe um die Welt gemacht hat und zur Naturforſcherverſammlung nach Tübingen reiſt, erbietet ſich freundlich, die Ihnen verheißenen Blätter mitzunehmen und Ihnen mit meinen herzlichſten Grüßen zu überbringen. Der liebenswürdige Bote wird Ihnen vielleicht willkommener ſein, als was er bringt. Nach genaueſter Durchſicht meines eingebildeten Reichthums mit Ihrem Quellenverzeichniß fand ich, daß ich kaum irgend etwas beſitze, was Ihnen nicht bereits zu Gebote geſtanden. Was ich bieten kann, beſteht meiſt aus fliegenden Blättern geiſtlichen Inhalts. Vielleicht iſt eins oder anderes darunter, wenn auch nur mittelbar, für Ihre Studien brauchbar. Sehen Sie ſich alles mit voller Muße und zu gelegener Zeit durch; die Rückſendung hat keine Eile und iſt weder an Monate noch Jahre gebunden. — —

Die wenigen Stunden, die Sie unſerer Stadt ſchenkten, ſind ihr unvergeſſen und erfüllen mich immer noch mit ſonniger Feſttagsfreude. Möge auch Ihnen unſere Stadt beim Rückblick auf Ihre Sommerreiſe in freundlicher Erinnerung geblieben ſein. In treuer Verehrung für Sie ſteht Hannover keinem Orte des Vaterlandes nach. Als Sie abgereiſt waren, kannte die Stadt nur zwei Parteien, eine freudige, welche Sie geſehen, und eine bedauernde, die Sie verfehlt hatte. Empfehlen Sie mich Ihrer verehrten Frau freundlich.

Von ganzem Herzen

Ihr

Karl Gödeke.“

Uhland an ſeine Frau.

Schaffhauſen, Samſtag, 15. October 1853.

„Liebſte Emma!

Meine Reiſe iſt bis jetzt gut abgelaufen. Daß ich in Rottweil bis Dienſtag Abend verweilen mußte, habe ich nicht zu bedauern. Unter der Leitung des Stadtpfarrers Wolf, eines Freundes von Prof. Keller, beſuchte ich den älteſten Sänger in Schwaben, Orpheus, und andere römiſche Alterthümer, dann beſonders auch die in der Lorenzkapelle ein eigenes Muſeum bildende Sammlung alter Holzſchnitzwerke. In Donaueſchingen wurde ich wieder überall freundlich aufgenommen und eine handſchriftliche Chronik voll Mährchen, Sagen, Schwänke und alter Volksgebräuche hätte mich vielleicht noch den vierten Tag feſtgehalten, wenn ich nicht hier in Schaffhauſen an dem für meine Nachfragen ungünſtigen Sonntag anzulangen gefürchtet hätte. So ſchiffte ich mich in ſtrömendem Regen geſtern Abend 10 Uhr auf dem Eilwagen nach Schaffhauſen ein, kam hier zwiſchen 3 und 4 Uhr frühe an, begab mich dann im einfachen aber mir wohl zuſagenden Gaſthof zum Schwan noch auf mehrere Stunden zur Ruhe und verſpürte am Morgen, der freundlich aufgieng, nichts mehr von der Nachtfahrt. Frauer iſt in den Ferien abweſend. Aber ſein Amtsvorgänger Götzinger, ein Bekannter von früherer Zeit, geleitete mich dieſen Vormittag bei warmem, hellem Sonnenſchein zum Rheinfall, an deſſen Anblick ich Herz und Auge weidete. Götzinger gab ſein Lehramt am Gymnaſium auf, weil er auf der rechten Seite des Oberleibs gelähmt iſt, geht jedoch rüſtig und ſcheint gerne ſich zu bewegen. Er will ſich mir auch dieſen Nachmittag und Abend widmen und ſeine Mittheilungen werden auch für meine Studien nicht unergiebig ſein. Morgen um 8 Uhr fährt das Rheindampfboot von hier nach Konſtanz ab, von wo ich dann Nachmittags werde nach Meersburg überfahren können. Ob ich dann am Dienſtag, Mittwoch oder gar noch ſpäter mit der Eiſenbahn nach Stuttgart fahre, wird davon abhängen, wie ich es bei Laßberg treffe. Er ſoll ſich recht erfreulich erholt haben. Am wahrſcheinlichſten wird der Dienſtag mich nach Stuttgart bringen, ein ſpäterer Tag nur, wenn ich beſonderen Anlaß fände, mich länger zu verweilen. Ich freue mich innig darauf, Dich dort wiederzuſehen, und je früher ich ankomme, werde ich um ſo eher auch für den Stuttgarter Aufenthalt zugeben können.

Lebewohl, ſei mit Wilhelm und Mayer herzlich gegrüßt von

Deinem
L.

In Donaueſchingen, wo ich den größten Theil des Tags auf dem Archiv zubrachte, hätteſt Du wenig Kurzweil gehabt, aber am Rheinfall hätteſt Du bei mir ſein ſollen.“

An Ludwig Uhland.

Zwei Namen ſind, im Süden und im Norden,
Zugleich ob Deinem Haupte ſichtbar worden;
Laß mich den erſten ſein von allen Deinen,
Die feiernd und glückwünſchend Dir erſcheinen.

F. D.

München, 28. November 1853.
Angekommen in Tübingen am 30. November.

Dieſe Zeilen und ein Brief von Berlin, aber nicht wie irrthümlich geſagt wurde, von Jakob Grimm, veranlaßten Uhland zu dem nächſten Schreiben.

Uhland an Alexander v. Humboldt.

„Euer Excellenz!

Von verſchiedenen Seiten und in glaubhafter Weiſe kommt mir heute die Nachricht zu, daß das Kapitel des Ordens, der ſich Ihrer Vorſtandſchaft erfreut, beſchloſſen habe, mich zum Mitglied deſſelben vorzuſchlagen. Es mag voreilig erſcheinen, wenn ich vor erfolgter Beſtätigung dieſes Vorſchlags und vor irgend welcher amtlichen Eröffnung mir eine Aeußerung geſtatte, die eine gänzlich überflüſſige ſein kann. Gleichwohl ergreife ich eben den Augenblick der noch unentſchiedenen Sache, um nichts zu verſäumen, was ein ſo überraſchender und unverdienter Gunſterweis mir auflegt. Er verpflichtet mich, jetzt ſchon unrückhaltig zu ſagen, daß ich mit literariſchen und politiſchen Grundſätzen, die ich nicht zur Schau trage, aber auch niemals verläugnet habe, in unlösbaren Widerſpruch gerathen würde, wenn ich in die mir zugedachte, zugleich mit einer Standeserhöhung verbundene Ehrenſtelle eintreten wollte. Dieſer Widerſpruch wäre um ſo ſchneidender, als nach dem Schiffbruch nationaler Hoffnungen, auf deſſen Planken auch ich geſchwommen bin, es mir nicht gut anſtände, mit Ehrenzeichen geſchmückt zu ſein, während Solche, mit denen ich in Vielem und Wichtigem zuſammengegangen bin, weil ſie in der letzten Zerrüttung weiterſchritten, dem Verluſte der Heimath, Freiheit und bürgerlichen Ehre, ſelbſt dem Todesurtheil verfallen ſind, und doch, wie man auch über Schuld oder Unſchuld urtheilen mag, weder irgend ein Einzelner, noch irgend eine öffentliche Gewalt ſich aufrichtig wird rühmen können, in jener allgemeinen, nicht lediglich aus kecker Willkür, ſondern weſentlich aus den geſchichtlichen Zuſtänden des Vaterlands hervorgegangenen

Bewegung durchaus den einzig richtigen Weg verfolgt zu haben.

Der politiſch parteiloſe Standpunkt, den das verehrte Ordenskapitel einnimmt, das ausgezeichnete Wohlwollen, das mir in jetziger Zeitlage doppelt erfreuend zugewandt wird, müſſen, ich fühle das ſehr wohl, den Tadel ſchärfen, der unvermeidlich über meinen Entſchluß ergehen wird; aber Ueberzeugungen, die mich im Leben und im Liede geleitet haben, laſſen mir keine Wahl, ſo wenig ſie dem lebhaften Danke Eintrag thun, mit dem mich die mir in hohem Grad ehrenvolle Beſchlußnahme des Kapitels erfüllt hat.

Genehmigen Euer Excellenz den Ausdruck meiner vollkommenen, dankbarſten Verehrung.

Dr. L. U.“

Tübingen, 2. December 1853.

Alexander v. Humboldt an Uhland.

I.

„Ein ſo lange von mir gehegter, oft öffentlich ausgeſprochener Wunſch iſt endlich erfüllt worden. Als Kanzler des Ordens pour le Mérite für Wiſſenſchaft und Kunſt, von Friedrich dem Großen geſtiftet und von dem jetzigen König erweitert, kann ich Ihren ſchönen ächt deutſchen Namen in die Liſte der dreißig Ritter ſetzen, die, ſich ſelbſt wählend und erſetzend, über das ganze deutſche Vaterland zerſtreut leben. Mit übergroßer Stimmenmehrheit gewählt, ſind Sie heute von Seiner

Majeſtät dem König, der ſchon als Jüngling Ihre poetiſche Schöpfungen zu ſchätzen gelernt hatte, ernannt worden. Die officielle Bekanntmachung der Wahl als Erſatz von Ludwig Tieck kann ſtatutenmäßig erſt am 27. Januar 1854, am Geburtstag des großen Königs, erfolgen: ich aber habe mir die Freude nicht verſagen wollen, ſchon jetzt dieſe Zeilen an Sie, hochverehrter Mann, zu richten, und Ihnen die Huldigung zu erneuern, die hoher geiſtiger Begabung zum Lied, tiefem dichteriſchem Gefühle und edler Freiheit der Geſinnung im öffentlichen Leben ſo gerne gezollt wird.

Darf ich Sie freundſchaftlichſt bitten mir zu ſchreiben, ob wir Sie auf der zu veröffentlichenden Liſte des Inſtituts, das mehr eine Akademie als ein Orden iſt, alſo bezeichnen ſollen:

Dr. Uhland, Profeſſor in Tübingen?

Mit inniger Verehrung
Ihr
anhänglichſter
Alexander v. Humboldt."

Potsdam, Stadtſchloß,
5. Dec. 1853.

Alexander v. Humboldt an Uhland.

II.

Verehrungswerther Mann! An dem Tage, an dem der König Ihre Ernennung an unſerem rein wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Inſtitut, das in ſeiner freien Organiſation mit keinem andern Aehnlichkeit hat, beſtätigt; eine Stunde, nachdem ich Ihnen aus voller Seele mit der gutmüthigſten Vertraulichkeit meine Freude über eine endlich erfüllte Hoffnung äußerte, erhalte ich Ihren Brief vom 2. Dezember.

In einem 84jährigen vielbewegten Leben iſt mir wohl nie etwas mehr Unerwartetes vorgekommen! Bei der Gründung des Inſtituts, das ein äußeres Zeichen hat, das man tragen oder nicht tragen kann, ernannte der König die erſten 60 Mitglieder über ganz Europa (die Hälfte in allen deutſchen Gauen) ſelbſt. Mein theurer Freund Arago, bald darauf Präſident der franzöſiſchen Republik und damals ſchon durch ſeine republikaniſche Geſinnung bekannt, und Melloni, der größte Phyſiker unſeres Zeitalters, vormals Präſident della Giunta revoluzionaria in Parma, wurden zu Mitgliedern des Inſtituts ernannt recht eigentlich, um gleich bei der Gründung an den Tag zu legen, daß hier nur von Geiſtesgaben und intellectuellen Verdienſten die Rede ſei, daß politiſche Betrachtungen ſo wie alle kirchlichen ausgeſchloſſen blieben, nach des Gründers ernſtem und in der Folge beharrlich feſtgehaltenem Willen. Um noch mehr Freiheit zu geben, wurde eingeführt, daß ſo wie die deutſchen Mitglieder des Inſtituts ſich ſelbſt erſetzen, ſo werden die Fremden, bei denen Selbſtwahl wegen ihrer Zerſtreutheit über Europa und (wie ich hoffe) recht bald über die amerikaniſchen Freiſtaaten unmöglich iſt, von unſeren beiden Akademieen der Wiſſenſchaften und der Künſte, je drei Perſonen, vorgeſchlagen. Der König wählt ſich den, der unter dreien die meiſten Stimmen von den vorgeſchlagenen Ausländern hat. Arago antwortete: „dieſes Inſtitut iſt mehr als ein Orden, es iſt die Idee einer großen unabhängigen europäiſchen Akademie! Wie würde ich dazu es über mich gewinnen, auszuſchlagen und Dich in ſo bittere Verlegenheit ſetzen!“ Ich beläſtige Sie, edler Mann, mit dieſem kleinlichen Detail, weil ich die Hoffnung nicht aufgebe, daß wenn Sie von der innern Organiſation des Inſtituts genauer unterrichtet ſind, beſonders von der Tendenz, die ſich ſo klar darin ausſpricht, Sie vielleicht meine herzliche Bitte erfüllen und die Ernennung annehmen. Der große italieniſche Literator und Dichter Manzoni wollte auch erſt die Ernennung nicht annehmen, weil er ſich vorgeſetzt, keinen Orden zu tragen. Ich durfte ihm antworten, wie Ihnen, man wünſche ja nur, daß ein ſo ſchöner Name nicht auf einer Liſte mangle, welche die Illuſtrationen des Zeitalters enthalten ſoll; die Nothwendigkeit, den Orden zu tragen, beſchränkt ſich nur auf den Fall der Gegenwart des Monarchen, welcher der Gründer des wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Inſtituts iſt. Ich ehre tief die Grundſätze politiſcher Conſequenz, wie der Treue an die, welche nach dem Schiffbruch nationaler Hoffnungen verfolgt werden; aber unter Verhältniſſen, die (wie die Wahl von Arago und Melloni, von Manzoni und Thomas Moore, der die heilige Allianz ſo gewaltig in Verſen verſpottet hatte, bezeugen) der Politik wie den religiöſen Ahndungen total fremd ſind, werden Sie nicht in unlösbaren Widerſpruch mit ſich ſelbſt gerathen, wenn Sie einfach annehmen, was Sie „eine zugleich mit einer Standeserhöhung verbundene Ehrenſtelle“ nennen. Wer möchte bei dem gefeierten, ſchönen, mit dem Andenken an die große Zeit des Befreiungskrieges ſo eng verwandten Namen Ludwig Uhland an die Mythe von Standeserhöhung und Ritterthum denken? Erfüllen Sie meine Bitte, es iſt mir manches geglückt im Leben. Auch meine Geſinnungen, meine unveränderte Anhänglichkeit an freie Inſtitutionen ſtehen offenbar in meinen Schriften, die von 1768—1790 heraufreichen, als ich mit Georg Forſter in Paris war. Sollte ich nicht einiges Recht haben, Sie zu bitten, meiner zu gedenken, des Labyrinthes von Verlegenheiten, in welches Sie mich ſetzen, der es nicht um Sie verdient. Ich ehre über Alles den ſtrengen catoniſchen Sinn, auf Verhältniſſe angewandt, in denen er fruchtet und deren Werth er erhöht. Was ich gegen Sie unvorſichtig zu ſchützen wage, gehört einem andern Gebiete an. Erfreuen Sie mich bald mit einigen Zeilen.

Mit dem Ausdruck inniger Verehrung
Ihr
anhänglicher
A. v. Humboldt.

Potsdam, 5. December,
Nachts, 1853.

Verzeihen Sie einem Urmenſchen die Unleſerlichkeit und Incorrection des Styls.“

Uhland an Alexander v. Humboldt.

„Euer Excellenz!

Ihre verehrten Schreiben, beide vom 5. d. M., ſind mir ehegeſtern und geſtern zugegangen. Das zweite, ein Zeugniß unermüdeter Güte, ſagt mir leider, daß meine faſt voreilig beſchleunigten Zeilen vom 2. d. doch nicht zeitig genug in Ihre Hände gekommen ſind. Oeffentliche Blätter brachten und beſprachen zwar ſogleich die Kunde von der auf mich gefallenen Wahl des Ordenskapitels, von meiner Seite blieben Empfang und Inhalt der beiden Zuſchriften überall unerwähnt, ſo dankbar ich derſelben zu gedenken volle Urſache hätte.

Ein eigenes Zuſammentreffen der Umſtände hat es gefügt, daß am nächſten Morgen nach Abgang meines Schreibens vom 2. d. mir von München aus die Nachricht einer gleichen Verleihung amtlich zukam, worauf ich ſofort in derſelben Weiſe wie nach Berlin und mit Beziehung auf die hier rückſtellige Wahl meine Aeußerung einzuſchicken mich beeilte.

Darin liegt nun freilich, abgeſehen von den Grundſätzen, die thatſächliche Unmöglichkeit eines Wechſels meiner Entſchlüſſe. Mein Verhalten darf gewiß nicht nach der einen und der andern Seite ein verſchiedenes ſein; und wie könnte ich mit gutem Gewiſſen die huldvolle Wahlbeſtätigung Sr. Majeſtät des Königs von Preußen mir aneignen, da ich annehmen muß, daß dieſelbe nicht erfolgt wäre, wenn jener andere Vorgang, oder wenn meine in dem Schreiben an Euer Excellenz ausgeſprochene

Geſinnung zuvor noch zur höchſten Kenntniß hätte gelangen können. Um die Darlegung meines ehrfurchtsvollen Dankes an höchſter Stelle Sie zu bitten, darf ich mir unter ſolchen Verhältniſſen kaum geſtatten.

Tief empfinde ich, daß es minder ſchwer iſt, der Ungunſt und dem Unrecht die Stirne zu bieten, als einer großen und unerwarteten Begünſtigung ſich nicht entgegenkommend zu erzeigen; über Alles drückend aber iſt mir das Bewußtſein, daß Ihnen, edler hochgeſtellter Mann, in dem Augenblicke, da Sie für die wohlwollendſte mit Aufopferung verfolgte Abſicht nur Unluſt und Verlegenheit ernten, mein inniger Dank, meine anhänglichſte Verehrung nichts gelten kann.

Euer Excellenz

ehrerbietigſter

Dr. L. U."

Tübingen, 10. December 1853.

Uhland an S. Ex. Staatsminiſter von der Pfordten in München.

„Euer Excellenz

verehrte Zuſchrift, wodurch ich von der Aufnahme unter die Mitglieder des von Sr. Majeſtät dem Könige von Bayern neugeſtifteten Ordens für Wiſſenſchaft und Kunſt benachrichtigt werde, kommt ſo eben in meine Hände.

Die königliche Huld, von der mir dieſe große und überraſchende Auszeichnung zugedacht iſt, verehre ich mit tiefgefühltem Danke und würde den Ausdruck deſſelben an Sr. Majeſtät unmittelbar gerichtet haben, wenn nicht die nachbemerkten Umſtände dieß als weniger zukömmlich erſcheinen ließen.

Gleichzeitig mit der hohen Begünſtigung in München bin ich ebenſo unverhofft vom Kapitel des für gleichen Zweck gegründeten königlich preußiſchen Ordens zum Mitgliede gewählt worden. Da jedoch dieſe Wahl erſt noch höherer Beſtätigung bedurfte, ſo ergriff ich den Zeitpunkt der noch unentſchiedenen Sache, um den Vorſtand des Kapitels in Kenntniß zu ſetzen, daß ich durch den Eintritt in eine ſolche Ehrenſtelle mit literariſchen und politiſchen Grundſätzen, die ich nicht zur Schau trage, aber auch niemals verläugnet habe, in unlösbaren Widerſpruch gerathen und dieſer Widerſpruch um ſo ſtärker hervortreten würde, wenn ich in derſelben Zeit mich mit Ehrenzeichen geſchmückt fände, in welcher Solche, mit denen ich als Mitglied der Nationalverſammlung zwar nicht in Allem, aber doch in Vielem und Wichtigem zuſammengieng, dem drückendſten Looſe verfallen ſind.

Die Ueberzeugungen, die mich in dem einen Falle über Verdienſt zuerkannter Auszeichnung geleitet haben, müſſen auch im andern Falle meine Handlungsweiſe beſtimmen. Das Statut des Maximiliansordens kennt nun zwar nicht die zwei verſchiedenen Stufen der Wahl und der Beſtätigung, aber bis jetzt hat auch die Ausfertigung der königlichen Ernennungsdekrete noch nicht ſtattgefunden. In dem Augenblicke, da ich die hochverehrliche Benachrichtigung empfieng, war ich im Begriff, an einen würdigen Gelehrten in München die Bitte zu ſtellen, daß er am geeigneten Orte mein Bedenken zur Sprache bringen möchte, womit ſich denn das Beruhen der förmlichen Ernennung von ſelbſt ergeben würde. Jetzt bleibt mir nur übrig, Euer Excellenz zu verſichern, daß es mir für Erweiſe reichen Wohlwollens nicht an regem Gefühle fehlt, zumal in einer Zeit, die auch bittere Erfahrungen brachte, und daß es mir ſchwer fällt, durch Feſthalten an Grundſätzen, denen ich Treue ſchuldig bin, mich dem von anderem Standpunkt begründet erſcheinenden Vorwurf der Schroffheit gerade da auszuſetzen, wo ich ſo gerne nur den Empfindungen der Dankbarkeit Raum geben möchte.

Der ich in ausgezeichneter Verehrung unterzeichne
Euer Excellenz
ehrerbietiger
Dr. L. U.“

Tübingen, 3. December 1853.

Der Sommer des Jahres 1854 führte Uhlands über Badenweiler nach Baſel. Dort freute er ſich, ſeinen Freund und Studiengenoſſen, Profeſſor W. Wackernagel, beſuchen zu können, er war aber auf einem Gute ſeiner Schwiegermutter in der Nähe von Bukten. Das Verlangen, den Freund zu ſehen, führte Uhland ihm nach auf die Jurahöhe, wo das Gut auf ſchöner Alpe liegt. Ein gemüthlicher Abend und Morgen mit der werthen Familie verlebt, bot reichen Lohn. Ueber Aarau ging es dann weiter, wiederum zu Laßberg. Noch einmal durften Uhlands ſich des Umgangs des edlen

Greiſen erfreuen, das Letztemal! Gegen den Schluß des Jahrs verfaßte Uhland für eine Tochter ſeines Freundes Mayer, die ſich nach Amerika verheirathete, folgenden Scheidegruß.

Auf die Reiſe.

Um Mitternacht, auf pfadlos weitem Meer,
Wenn alle Lichter längſt im Schiff erloſchen,
Wenn auch am Himmel nirgends glänzt ein Stern,
Dann glüht ein Lämpchen noch auf dem Verdeck,
Ein Docht vor Windesungeſtüm verwahrt,
Und hält dem Steuermann die Nadel hell,
Die ihm untrüglich ſeine Richtung weiſt:
Ja, wenn wir's hüten, führt durch jedes Dunkel
Ein Licht uns, ſtille brennend in der Bruſt.

Freiherr von Laßberg an Uhland.

Meersburg, 9. November 1854.

„Welche große Freude haben Sie mir gemacht, mein theurer und herzlieber Freund, durch das mir ſo werthe und ſo wichtige Buch[1], welches in der Geſchichte unſeres lieben alten Schwabenlandes auf eine ſo verdienſtliche Weiſe eine ſo bedeutende Lücke ausfüllt. Nehmen Sie meinen beſten Dank für dieſes werthe Geſchenk an. Ich bin im Leſen ſelber ſchon ſo weit gekommen, daß ich den unermüdlichen Fleiß, die ſeltene Gründlichkeit des Verfaſſers erkennen und mich dankbar freuen muß. Vorzüglich befriedigend war mir auch zu ſehen, daß er, wie ich ſeit mehr als fünfzig Jahren, die Tübinger Grafen im Gegenſatz zu neueren Schriftſtellern von den mit Karl dem Großen verſchwägerten Buchhornern ableitet. Sehen Sie, mein lieber Freund! dieſen Herrn Dr. Schmid, ſo bitte ich Sie, ihm meinen Dank auszurichten für ſein Buch, das einem alten Schwaben ſchon viele vergnügte Stunden gemacht hat: ich leſe täglich darinne.

---

[1] Geſchichte der Pfalzgrafen von Tübingen von Dr. Schmid.

Ich frage nicht: Haben Sie eine gute Reiſe gemacht? Haben Sie an der Quelle des Iſters (wo Zeus nach der III. Pindar'ſchen Ode ſeinen Sohn Herakles hinſandte, um da den Oelbaum zu pflanzen) noch etwas gefunden: quod faciat ad rem?

Ich ſage auch nicht: Schreiben Sie mir! Denn ich weiß wohl, daß Sie anderes und beſſeres zu thun haben.

Wir alle, alt und jung, grüßen Sie und Frau Emma von ganzem Herzen. Wir haben das Haus voll Gäſte, und ich ſitze heute mit neun Laßbergen zu Tiſche; das iſt in meinem langen Leben nicht oft geſchehen.

An Dr. Keller und Holland und wer noch mein gedenkt, die beſten Grüße.

Leben Sie wohl und lieben Sie immer ein wenig
Ihren
alten Freund
Dr. Joſeph von Laßberg.

Von Freund Juſtinus, der uns wenige Tage nach Ihnen verließ, hörten wir nichts mehr. Schwabs Sophie, die uns ſchon im Auguſt beſuchen wollte, läßt auch nichts von ſich hören.“

Dieſer Brief war der letzte des treuen Freundes. Wenige Monden darauf ging der fünfundachtzigjährige Greis zur Ruhe ein.

Uhland an Freifrau von Laßberg.

Tübingen, 25. März 1855.

„Hochverehrte Frau!

Die Nachricht vom Hinſcheiden Ihres edlen Gemahls hat in weiten Kreiſen Trauer verbreitet; unter ſeinen vielen Freunden und Verehrern in Schwaben mußte ſie aber beſonders ſchmerzlich mich betreffen, der ich ſo lange Jahre hindurch ſeiner unwandelbaren wohlwollendſten Freundſchaft mich zu erfreuen hatte. Meine Frau nimmt an dieſem großen Verluſte den aufrichtigſten Antheil und gibt mir auf, Ihnen und den trauernden Töchtern mit meinem innigen Beileid auch das ihrige auszudrücken.

Wir hatten freilich bei wiederholten Beſuchen in den letzten Jahren uns ſagen müſſen, daß der Abſchied wohl auch einer für dieſes Leben ſein könne; aber ſeine kräftige Natur raffte ſich doch wieder auf und gerade noch im vorigen Sommer fand ich ihn geiſtig munterer als zweimal zuvor. Wie ich auf jeder Reiſe an den

Bodenſee auf dem einen oder andern Ufer gaſtfrei von ihm aufgenommen war, ſo wird auch ſein Andenken bei jedem ſpäteren Beſuch der Gegend in mir lebendig ſein. Während meiner letzten Anweſenheit in Meersburg ſaß Laßberg einmal an ſeinem ſonnigen Fenſter, eine alte Schrift in der Mappe für mich aufſuchend, ſein ehrwürdiges Geſicht hob ſich auf dem weiten Hintergrunde des Sees und Gebirges ab; ſo ſteht mir das Bild des ſchwäbiſchen Forſchers und Freundes unvergänglich vor dem geiſtigen Auge.

Möge, verehrte Frau, der Troſt von oben Ihnen und den Ihrigen dieſe ſchweren Tage tragen helfen.

Bewahren Sie uns fernerhin Ihre wohlwollende Geſinnung. Mit unveränderlicher Hochſchätzung

L. U.“

Waren mit Schwab und Laßberg werthe, langjährige Freunde aus dem Leben geſchieden, ſo wuchſen Uhland in jüngeren Männern auch neue und anhängliche Freunde heran. So ſtand er ſchon ſeit längerer Zeit mit Profeſſor, Bibliothekar Stälin in Stuttgart in brieflichem Verkehr und wenn er nach Stuttgart kam, ſo war meiſtens der erſte Ausgang zu ihm gerichtet. Der unermüdlich gefällige Freund machte ihn mit allem bekannt, was ſich in der Bücherwelt für Uhland merkwürdiges und neues begeben hatte, und der rege Antheil, den Stälin an ſeinen Studien nahm, war höchſt aufmunternd für Uhland, der wohl das Bedürfniß der Mittheilung, aber weniger die Leichtigkeit hatte, ſich mitzutheilen. Er ſtand in ſeiner Jugend mit ſeinen Studien ſehr allein. Die Freunde, wie Kerner und Mayer, hatten mehr Sinn für ſeine Poeſie als für ſeine Forſchungen; jedenfalls war er in dieſem Fache bei ihnen mehr der Geber als der Empfangende geweſen und hatte daher leicht das Gefühl, man ſei mehr aus Freundlichkeit theilnehmend, als aus Intereſſe für die Sache, deßhalb that ihm das rege Intereſſe, das er bei Stälin und ſeit Profeſſor Franz Pfeiffers Aufenthalt in Stuttgart auch bei dieſem für dieſe Seite ſeines Geiſtes fand, ſo wohl. Auch in Tübingen hatte er ſeit einigen Jahren das, was er für ſich ausgearbeitet, einem Kreiſe jüngerer Freunde, den Herren Profeſſoren Keller, Fallati, Rapp, Holland und Klüpfel, die faſt alle während der kurzen Zeit ſeiner Lehrthätigkeit ſeine Zuhörer geweſen, vorzutragen. Durch Pfeiffers neu entſtandene Zeitſchrift Germania bot ſich ihm nun auch eine willkommene Gelegenheit dar, die Früchte ſeines emſigen Fleißes in einzelnen Abſchnitten durch den Druck bekannt zu machen. So lange er die Hoffnung hatte, ſeine Abhandlungen über die Heldenſage, die ſchwäbiſche Sagengeſchichte und das Volkslied zu Ende zu führen, war er auf freundliche Aufforderungen zu Beiträgen in derartige Zeitſchriften nicht eingegangen, um ſeine Arbeit nicht zu zerſplittern; nun, da ihm aber die völlige Löſung der Aufgabe, die er ſich geſtellt, nicht mehr möglich ſchien, entſchloß er ſich gerne zu theilweiſer Veröffentlichung ſeiner ſtillen Arbeiten. So erſchienen nach und nach in der Germania aus der ſchwäbiſchen Sagenkunde: „Die Pfalzgrafen von Tübingen,“ „Dietrich von Bern,“ „Bodmann und die Todten von Luſtnau;“ letzterer Aufſatz, während der Krankheit von ihm vollendet, wurde erſt nach ſeinem Tode gedruckt. Zur Heldenſage gehören: „Sigemund und Sigefred,“ „Der Roſengarten von Worms.“ Der Abhandlung über das Volkslied entnommen ſind: „Zwei Geſpielen,“ „Rath der Nachtigall“ und „Sommer und Winter.“

Wie beſcheiden Uhland über ſeine eigenen Leiſtungen dachte, zeigen ſeine Briefe an Profeſſor Pfeiffer. Er ſchreibt bei der erſten Mittheilung: „In Folge Ihrer freundlichen Aufforderung zu einem Beitrag für die Germania überſende ich vorerſt nur zur Einſicht ein Stück meiner ſchwäbiſchen Sagenforſchungen. Ein zweites von minderem Umfang könnte ſich zu gleichzeitigem Abdruck reihen. Sie werden aber für das erſte Heft eine mehrſeitige Theilnehmerſchaft längeren Mittheilungen der Einzelnen vorziehen. Die hier mitfolgende bedarf jedenfalls einer nochmaligen Durchprüfung.“ In einem ſpäteren Briefe: „Hiebei folgt die nochmals durchgeſehene erſte Nummer meines Beitrags zum erſten Hefte Ihrer Zeitſchrift. Das Manuſcript iſt durch Zuſätze und Abänderungen weniger reinlich geworden und doch wäre eine nochmalige Reinſchrift umſtändlich geweſen. Sie haben wohl die Güte, wenn Ihnen Ueberſehenes auffällt, es zur Nachbeſſerung im Druck zu beachten.“

Pfeiffers Zeitſchrift wirkte günſtig auf Uhlands Produktivität. Die gelinde Nöthigung, mit der Arbeit abzuſchließen, war bei ihm, der ſich ſelbſt nie genug thun konnte, immer noch einen neuen Aufſchluß, eine nähere Begründung zu finden hoffte, am Platze. Wie das Styliſtikum während ſeiner akademiſchen Thätigkeit die Luſt zu dichten in ihm erregte, ſo wirkte die Gelegenheit, mit Einzelnem hervorzutreten, anfeuernd auf ſeine Arbeiten ein.

Doch lockte die ſchöne Jahreszeit ihn vom Schreibtiſch in die freie Natur zu einem Aufenthalt am Vierwaldſtädterſee, nach Beckenried, von wo er den Canton Unterwalden durchſtreifte und den Sagen von Arnold Winkelried, zu einem „Drachenloch“ nachging. Die Abtei Engelburg wurde auch beſucht, aber die frommen Brüder hatten nichts in ihrer Bibliothek für ſeine Studien.

Der Winter 1856 verfloß dann wieder in ſtiller Arbeit, bis der Bodenſee zum Baden einlud. Dießmal wurde Ueberlingen zum Aufenthalt gewählt. Die auf der andern Seite des Sees gar ſchön gelegene Ruine von Altbodmann, unten der neuere Herrſchaftsſitz der Herren von Bodmann, ſeit Jahrhunderten Beſitzer hier, intereſſirte Uhland lebhaft. Die alte Pfalz Bodmann und die Sagen, die an dem Geſchlechte hafteten, reizten ſeinen Forſchungstrieb nicht nur in dieſem, ſondern ebenſo im nächſten Sommer. Er wurde dabei von dem edlen, gaſtfreien Freiherrn von Bodmann auf das bereitwilligſte unterſtützt und ſo entſtand der Aufſatz „Bodmann,“ der im vierten Jahrgang der Germania abgedruckt wurde.

Nach Ueberlingen wurde auch noch der Bregenzer Wald beſucht.

Uhland an Profeſſor Pfeiffer.

Tübingen, 26. Februar 1856.

„Verehrter Herr und Freund!

Mein längeres Stillſchweigen war dadurch verurſacht, daß ich immer noch meinte, den „Dietrich von Bern“ rechtzeitig für das zweite Heft fertig bringen zu können, aber zu der äußeren Abhaltung kam auch noch Verſchiedenes, was in der Sache ſelbſt neu zu thun war. Während ich auf der einen Seite abzukürzen ſuchte, erſchloßen ſich auf der andern Ausblicke, die eine Erweiterung herbeiführten. Der Aufſatz wird nun voll das zweifache der Pfalzgrafenſage ausmachen, alſo etwa 2¼ Bogen. Da iſt es nun jedenfalls beſſer, wenn er erſt im dritten Heft erſcheint und ich nicht gleich wieder ſo beträchtlichen Raum einnehme. Ueber die von Kemnaten und Linouwe habe ich mich bei Herberger befragt und bin von ihm auf Kaiſers Oberdonaukreis, den auch Stälin anführt, und auf die Jahresberichte des hiſtoriſchen Vereins für dieſen Kreis aufmerkſam gemacht worden. Dieſe Schriften ſind hier, eine weitere darin genannte: Reiſers Wappen der Städte im Oberdonaukreis 1834, werde ich vielleicht in Stuttgart finden, wo auch anderwärts noch unbekannte Drucke von: Ecken Ausfahrt, Augsburg bei Hans Zimmermann, vorhanden ſind. Die Leimnauer in derſelbigen Gegend bei Kaufbeuren und Kloſter Irrſen (alt Urſin) kommen freilich überall kurz weg und ihnen beſſer auf die Spur zu kommen, wäre mir allerdings erwünſcht. Ich überzeuge mich immer mehr, daß ſie mit den Kemnaten zuſammentreffen.

Ihr erſtes Heft hat auf mich den günſtigſten Eindruck gemacht, ich freue mich aufrichtig dieſes Vereins neu auftauchender Kräfte mit ſchon bewährten, und ſehe darum den auf dem Umſchlag in Ausſicht geſtellten Arbeiten begierig entgegen.

Ihr

ergebenſter
L. U."

Uhland an Profeſſor Lüning in Zürich.

Tübingen, 6. Juni 1856.

„Hochgeehrter Herr!

Auf Ihre freundliche Anfrage beehre ich mich Folgendes zu erwidern. Es war wohl vormals meine Abſicht, auf ähnliche Weiſe wie den Mythus von Thôr, auch den viel umfaſſenderen von Odin zu behandeln; aber zu dem Umfang und den Schwierigkeiten der Aufgabe ſelbſt kamen äußere Unterbrechungen von langer Dauer und ich beſchränkte ſpäter meine Arbeit auf einen einzelnen Theil der Odinsfabeln. Allein auch mit dieſem bin ich noch nicht zum Abſchluß gekommen und kann nicht vorausſehen, ob und wann es dazu kommen werde.

Indem ich dem Erſcheinen Ihrer Schrift über die Edda mit regem Eifer entgegenſehe, bin ich hochachtungsvoll

Ihr

ergebenſter
L. U."

Profeſſor Pfeiffer an Uhland.

Stuttgart, 3. März 1857.

„Herzlichen Dank, verehrter Freund, für Ihren Beitrag. War er auch nicht ſo umfangreich als die in Ausſicht geſtellte Abhandlung über die Siegfriedsſage (die ich nun für's dritte Heft erhalte?), ſo habe ich doch alle Urſache, mit dem Tauſche zufrieden zu ſein. Ich ſchätze mich glücklich, in der Germania die erſte Probe Ihrer „Geſchichte des deutſchen Volksliedes". geben zu können, und bin überzeugt, meine Leſer werden davon ebenſo entzückt ſein, wie ich. Freilich wird dadurch die Sehnſucht nach dem Ganzen von neuem geweckt.

Holtzmann läßt herzlich grüßen. Mit dem Gloſſar zu den Nibelungen iſt er nun glücklich fertig und der Druck wird nun raſch beendigt werden können.

Leben Sie recht wohl. Mit herzlichen Grüßen
Ihr
treuergebener
Pfeiffer."

Die Beſchäftigung mit der Heldenſage veranlaßte Uhland im Juni 1857 zu einer Reiſe nach Rheinbayern. Er wollte in den Sagen genannte Oertlichkeiten, namentlich den Wasgenſtein, auch Waſichenſtein genannt, bei Schönau beſuchen. Von Bergzabern aus gelangte er nach Schönau und wurde von dem Direktor des dortigen Eiſenwerks ſehr freundlich geleitet. Der

Wasgenſtein liegt über der franzöſiſchen Grenze und die Begleitung war ihm deßhalb und weil der Weg viele Schwierigkeiten bot, recht von Nutzen und wurde dankbar von ihm gerühmt. Die Beſichtigung dieſer Felsgegend beſtärkte Uhland in der Vermuthung, daß hier wohl der Kampf Walthers vorgegangen ſein könnte. Bei Bergzabern beſuchte er auch die in ſchöner Waldgegend liegenden Burgruinen Berwartſtein und Trachenfels. Die Reiſe wurde dann nach Kaiſerslautern, auf den Donnersberg, Speyer und Worms fortgeſetzt, bei Freund Mappes in Frankfurt eingekehrt und über Baden die Heimath wieder erreicht. Nach dem gewöhnlichen Badaufenthalt am Bodenſee begab ſich Uhland im September zur Philologenverſammlung nach Augsburg. Es war ihm in Augsburg immer beſonders behaglich, wozu hauptſächlich der Umgang mit Archivar Herberger, der ihm immer ſo viele Güte und Gefälligkeit erwies, beitrug. Dießmal traf er auch ſonſt noch manche Bekannte und Freunde, welche auch die Verſammlung hergeführt hatte und mit denen er vergnügte Tage verlebte.

Mit dem Frühling 1857 hatte Uhland das ſiebenzigſte Lebensjahr zurückgelegt; außer einiger Abnahme des Geſichts und des Gehörs war er von Altersgebrechen frei, ſeine Haltung war aufrecht, ſein Gang raſch und leicht. Vom Eintritt der warmen Jahreszeit bis gegen den Herbſt gebrauchte er das Bad im heimathlichen Neckar, ſpäter im Sommer im Bodenſee. In Tübingen zog er vor, einen weiten, gegen Mittag oft heißen Gang bis weit über die Stadt hinauf zu machen, nur um im freien Fluß baden zu können; der Anblick der freien Gegend und das Schwimmen gehörte ihm weſentlich zum Badegenuß. Noch konnte er große Fußtouren ausführen und war jeder weichlichen Bequemlichkeit abhold. Manchen großen Stein, den die Fuhrleute am Wege liegen gelaſſen, hat er auf die Seite geſchafft, damit in der Nacht Niemand darüber fallen könne, und auf Spaziergängen die Dornenzweige, die von andern nachläſſig in den Weg geworfen waren, aus Rückſicht für die Frauen beſeitigt. Begegnete er auf ſeinen Gängen Gebrechlichen und Alten, die ihm der Unterſtützung bedürftig ſchienen, ſo ſchrieb er den Namen und ihre Wohnung in ſeine Schreibtafel, damit er ſich genauer nach ihnen erkundigen konnte. Es war ihm eine Freude, zu helfen, wo er konnte. Die Bücher, die er ſich für ſeine Studien angeſchafft, lieh er bereitwillig an Andere und es konnte wohl vorkommen, daß er ſich nach einem Buche auf der Bibliothek umſah, weil er das eigene Exemplar ausgeliehen hatte.

Bis in das Alter eilte er zu jedem Brande in der Stadt oder Umgegend. Noch vor etwa zehn Jahren hat er bei einer Feuersbrunſt in dem eine Stunde entfernten Dorfe Weilheim mit einem Bäuerlein an der Pumpe geſtanden, und als er nach gelöſchtem Feuer zu Hauſe bei Tiſch ſaß und die Feuerglocke nochmals ertönte, eilte er wieder dem Dorfe zu, bis er hörte, daß alle Gefahr vorüber ſei. Aber nicht nur gegen Menſchen war ſein Herz voll Mitgefühl, auch der Thierwelt ſtand es offen. Oft ſtand er vom Abendeſſen oder vom Leſen auf, um einem Nachtfalter, der in Gefahr war, ſich am Lichte zu verſengen, das Fenſter zu öffnen.

So ſtrenge er gegen ſich ſelbſt war, ſo war er gegen Andere mild und ſchonend. Liebloſes Urtheilen oder gar Rachſucht war ſeinem Herzen fremd.

Ueber ſich ſelbſt ſprach er wenig, ſelten ohne Aufforderung. Einiges, was er über ſeine Studien und ſeine Arbeiten ſeiner Frau gelegentlich geſagt, folgt hier. „Meine literariſchen Forſchungen ſind nun theilweiſe veraltet, die Wiſſenſchaft iſt über ſie hinausgeſchritten. Dennoch kann ich ſagen, daß ſie nicht ganz ohne Erfolg waren. Mein erſtes Werk „Ueber das altfranzöſiſche Epos" wurde bald von den Franzoſen anerkannt und oft citirt. Zum „Walther von der Vogelweide" kam ich, indem ich nach politiſchen Gedichten zu dem „Otto von Wittelsbach," den ich dramatiſch behandeln wollte, bei ihm ſuchte. Ich glaube, daß er ein Zeitgemälde iſt. Auch mein „Thôr" wurde und wird oft citirt. — Als ich am Anfang des Jahres prüfend überſchaute, was ich von meinem Vorbereiteten noch ausarbeiten könne, wählte ich mir zum Anfang das ſchwerſte und mühſamſte; komme ich mit dieſem zu Stande, ſo iſt dann das andere leichter, es iſt auch anſprechender." Auf die Frage: ob es der „Odin" ſei? ſagte er: „nur eine Seite deſſelben;" er beklagte, daß ihn niemand dazu anrege und ermuthige. Die Bemerkung, es müſſe im Dichtergemüth liegen, nur ſtückweiſe zu arbeiten und nach einiger Zeit zu Anderem überzugehen, gab er zu und bemerkte, der Reiz des Schaffens liege eben im Erfinden und Anlegen, im Ueberwinden des Schwierigen, nachher komme man lieber wieder zu etwas Neuem.

Später einmal ſagte er, es liege ihm noch zu viel Forſchung in dem, was er am „Odin" ausgearbeitet, er laſſe ihn übrigens nicht liegen, jede Spule ſei doch im Gange, wenn er gleich nicht jetzt gerade daran arbeite. Die Volkslieder ſeien ihm zu weit angelegt, das halte ihn ab davon. Er habe viel geſammelt, viel im Kopfe dazu, viel auch ſchon ausgearbeitet mit der Feder.

Im Geſpräch über Riehl und ſein Beſtreben, Vergangenes feſtzuhalten, äußerte Uhland: „Ich werde gar oft mißverſtanden; weil ich mich des Mittelalters erfreue, vieles ſchön finde, meinen die Leute, ich müſſe dafür ſein, daß es auch jetzt, in einer ganz anderen Zeit, wieder in das Leben treten ſoll. Ich kann mich wohl freuen, daß der Speyrer Dom hergeſtellt iſt, obgleich er mir etwas zu bunt ausgefallen iſt; aber ich kann mich nicht für den Ausbau des Kölner Domes begeiſtern. Als er unternommen wurde, da waren Meiſter und Geſellen, die Steinhauer- und Malerſchulen durchdrungen von dem, was ſie ſchufen, ſie lebten in den Ideen, die ihn hervorbrachten; das läßt ſich nicht mehr in unſere Zeit bringen, es iſt eine erzwungene Begeiſterung. Daß erhalten wird, was die ſchöne Zeit erſchaffen hat, das freut mich daran. Wenn ich mit

Liebe die alte Zeit erforſche und abſchildere, ſo iſt es nicht, daß ich ſie der Jetztzeit aufzwingen möchte, die eine materielle Richtung hat. Nur wiſſen ſollen ſie, daß es hinterm Berg auch Leute gab, daß eine andere Zeit auch Schönes hatte.

Für eine Poeſie für ſich, vom Volke abgewendet, eine Poeſie, die nur die individuellen Empfindungen ausſpricht, habe ich nie Sinn gehabt. Im Volke mußte es wurzeln, in ſeinen Sitten, ſeiner Religion, was mich anziehen ſollte. Schon von meiner Knabenzeit an habe ich die Poeſie ſo gefaßt. Als Student habe ich meine Freunde in unſerm Sonntagsblatt mit den Nibelungen bekannt gemacht, als noch keiner von ihnen etwas davon wußte. In Paris habe ich den Aufſatz „Ueber das altfranzöſiſche Epos“ geſchrieben. Eigentlich iſt es ein deutſches Epos aus Karl des Großen Zeit. Fünfzehn Jahre, nachdem ich den Aufſatz geſchrieben, wurde er hervorgezogen und anerkannt. Gedichte, deren Exiſtenz ich ahnete, wurden dann aufgefunden.

Es wurde mir öfters von Norddeutſchen der Vorwurf gemacht, ich habe zu wenig von der ausländiſchen Literatur Notiz genommen. Ich habe mich aber mit ſpaniſcher, franzöſiſcher und nordiſchen Sprachen viel beſchäftigt, habe es aber allerdings am meiſten in Bezug auf den Zuſammenhang mit der Literatur und der Geſchichte des deutſchen Volkes gethan. Dieſem galt mein Studium von meiner frühen Jugend an. Meine eigenen Gedichte ſind in der Liebe zu ihm gewurzelt, und nur als einen Theil der deutſchen Literatur möchte ich ſie angeſehen wiſſen. Auch meine dramatiſchen Stücke, die geſchriebenen, wie die, die ich mir vorgenommen hatte, zu ſchreiben, ſind daraus hervorgegangen. Wer ſich nicht mit meinen Studien befaßt, kann nicht über mich ſchreiben.“ — —

Der Niederlaſſung der beiden Pflegeſöhne, des Schweſterſohnes Ludwig Meyer als Rechtsconſulent in Reutlingen, Wilhelm Steudels als Arztes in Böblingen folgte bald auch ihre Verehelichung und ſpäter brachte das Aufblühen lieber Kleinen neue Freude in Uhlands Haus und veranlaßte auch zu Beſuchen in den neuen Hausweſen. Den Weg nach Reutlingen legte Uhland gerne zu Fuß zurück.

Dem alten Freunde, Juſtinus Kerner, war die geliebte Frau geſtorben und er ſelbſt ſeit Jahren faſt ganz des Augenlichtes beraubt. Dieß veranlaßte Uhland zu öfteren Beſuchen in Weinsberg. Sein Kommen erheiterte den gedrückten Freund ſichtlich. Es war dann ergötzlich, die beiden alten Männer zu hören, wie die Erinnerung an alte Zeiten ſie wie verjüngte, wie ſie herzlich zuſammen lachen konnten.

Zu Hauſe trat der Lebensernſt bei Uhland mehr hervor. Die Zeit war auch von der Art, daß ein deutſches Herz wenig Freude daran haben konnte. Ein Zeugniß ſeiner Stimmung über die allgemeinen Zuſtände gibt das Folgende.

Uhland an Herrn A., Director des Liederkranzes in N.

Ihr fordert, daß ich Lieder ſinge,
Mit Deutſchlands Barden Glied an Glied?
Der Anblick unſrer deutſchen Dinge,
Der geht mir über's Bohnenlied.

„Mit aufrichtiger Würdigung der vaterländiſchen Geſinnung des dortigen Liederkranzes.

Tübingen, im Februar 1859.

L. U.“

Uhland an Herrn Ph. Artaria in Mannheim.

Tübingen, 11. Februar 1859.

„Verehrteſter Herr!

Die vortrefflichen Kunſtwerke, mit denen Sie mir ein ſo werthvolles Geſchenk gemacht haben, werden meiner einfachen Wohnung zu großer Zierde gereichen, ſie werden mir ſelbſt, wie den Genoſſen und Freunden meines Hauſes mitten unter den Vorkommniſſen des täglichen Lebens einen ernſten und erhebenden Anblick darbieten. Es iſt aber noch ein Anderes, was mich erfreut und mit herzlichem Danke erfüllt, ich meine die überaus freundliche Geſinnung, die Sie mir, dem perſönlich Unbekannten, gänzlich überraſchend erwieſen haben. Zwar ſind die Lieder, die mir dieſes Wohlwollen verſchafften, ihrem Hauptbeſtande nach Erzeugniſſe längſtvergangener Jahre, das ſpätere Alter wird von lyriſchen Anregungen nicht ſo leicht ergriffen; aber die Grundſtimmung, aus welcher einſt Lieder hervorgegangen, iſt in mir noch jetzt lebendig und darum eigne ich mir dankbar an, was jenen Geiſteskindern Liebes geſchieht.

Möge, verehrter Herr, Ihr angeſtrengtes Wirken für die Verbreitung geiſtbildender Kunſtdenkmale forthin von ſegensreichem Erfolg begleitet ſein.

In größter Hochachtung

Ihr ergebenſter
L. U.“

Uhland an ſeinen Neffen, Ludwig Meyer.

Tübingen, 18. Juni 1859.

„Das frühe Erlöſchen der Elternfreude, die Euch in dem Neugeborenen und ſeinem anfänglichen Wohlbefinden aufgegangen war, hat auch uns ſchmerzlich betroffen. Vom Tauftage hatten wir doch einige Hoffnung mitgenommen, daß es noch beſſer mit dem leidenden Kinde werden könnte. Möge nur die Anſtrengung und Trauer auf die Geſundheit der lieben Luiſe nicht nachtheilig einwirken; in den zwei lebensfriſchen Kindern, um die Ihr im vorigen Jahre beſorgt waret, hat Euch Gott ja einen wohlthätigen Troſt erhalten. Wir werden morgen frühe mit unſeren Gedanken am ſtillen Grabe des lieben Ernſts gegenwärtig ſein. Mit inniger Theilnahme

Euer treuer Oheim
L. U.“

Du kamſt, Du gingſt mit leiſer Spur,
Ein flücht'ger Gaſt im Erdenland;
Woher? Wohin? wir wiſſen nur:
Aus Gottes Hand in Gottes Hand.

Der Sommer 1859 führte Uhland wieder in die geliebte Schweiz, nach Bern, Brienz, Lauterbrunnen, auf den Seelisberg, nach Altorf, wohin ihn die Tellsſage, der er immer noch eifrig nachging, zog. Dießmal mußte zwar der Gang über die beiden Scheidecken unterbleiben, weniger des Aufſteigens als des Abſteigens wegen, weil zunehmende Kurzſichtigkeit ihm den Tritt unſicher machte, doch brachte auch von den Thälern aus geſehen die Alpenwelt vielen Genuß. Einen andern brachte das Zuſammentreffen mit lieben Angehörigen. Werthe Freunde mußte Uhland auf der andern Seite nun in der Schweiz vermiſſen, den guten Orelli, der den Aufenthalt in Zürich immer ſo angenehm gemacht; dießmal konnten Uhlands nur ſein Grab auf dem St. Anna-Kirchhof aufſuchen, und der treue Freund Laßberg ruhte auch im Grabe.

Bei dem Schillerfeſte am 10. November 1859 war Uhland in Stuttgart zugegen. Folgende freigeſprochene, erſt nachher aufgeſchriebene Worte ſprach er nach dem Feſtmahl:

„Als auf dem Feſtplatz die große Glocke der Stadt Stuttgart erklang, gemahnte ſie mich daran, daß Schiller in jungen Jahren dieſelbe vielmals gehört haben muß, daß eben dieſer Klang in ſeiner Seele geſchlummert haben und lange nachher zum mächtigen Lied von der Glocke geworden ſein mag. Er hat die Glocke zum Symbol einer umfaſſenden dichteriſch-ſittlichen Weltanſchauung erkoren. Eine große, weitſchallende Glocke iſt Schillers ganze Poeſie. Der Dichter hat gleichwohl nicht das Haupt emporgeworfen. Im Augenblick, da die blühenden Töchter der Stadt den Fuß der Säule bekränzten, ſahen wir das edle, gebeugte Haupt vom hervortretenden Sonnenſcheine beleuchtet. Ueber Länder und Meere tönt heute die Feſtglocke der Schillerfeier. Auch jenſeits des Oceans werden Deutſche, die nun ſeit zehn Jahren in der Verbannung leben, von einer heftig erregten Zeit her, in welcher ſelbſt die Höchſten und Edelſten nicht auf feſtem Boden ſtanden, dieſen Laut vernehmen, mit ſchmerzlicher Erinnerung und doch mit freudigem Stolz auf den Gewaltigen aus dem Heimathlande. In der deutſchen Heimath ſelbſt wird die Glocke nicht unwirkſam und ſegenslos verhallen. Daß die Feier, zu der ſie geladen, eine volksthümliche ſei, des ſind wir alle Zeugen, die wir den in Ernſt und Scherz wohlgelungenen Feſtzug angeſehen. Mahnend und zugleich ermuthigend wird der ernſte Klang in deutſche Länder dringen, die ſo lange ſchon in ihren theuerſten Rechten ſich tief gekränkt fühlen.

„Heil'ge Ordnung, Himmelstochter!" ſpricht der Meiſter des Glockenguſſes; zu der heiligen Ordnung aber zählt er das frohbewegte Leben „in der Freiheit heil'gem Schutz." Ertönen wird der Glockenruf in die Zerriſſenheit des deutſchen Geſammtvaterlandes, in deſſen klaffende Wunde wir eben erſt tief hinabblickten. „Concordia ſoll ihr Name ſein!“ tauft der Meiſter ſeine Glocke. Concordia bedeutet aber nicht eine träge, todte Eintracht, nein! wörtlich: Einigung der Herzen, in Schillers Sinne gewiß: Eintracht, friſcher, thatkräftiger, redlicher, deutſcher Herzen. Concordia ſchalle hoch!“

Unter Uhlands Papieren fand ſich noch ein kurzer Trinkſpruch, den er entweder auch an dieſem Feſte ausgebracht hat, oder auszubringen beabſichtigte, dann aber wieder unterließ, weil er den längeren inzwiſchen improviſirt hatte. Er heißt:

„Es iſt Gegenſtand gelehrter Forſchung geworden, ob jemals ein Tell gelebt habe? [Wenn die Frage verneint wird, das iſt erſt recht Tells Tod.] Ich habe mich lebhaft mit dieſen Unterſuchungen beſchäftigt, denen die Berechtigung nicht abgeſprochen werden kann; hieher gehören ſie nicht. Aber Eines gehört hieher: gewiß iſt, daß ein Schiller gelebt hat; er lebt noch und mit ihm lebt ein Tell, ſie ſind unzertrennlich verbunden, der Denker und Dichter, der Held der Freiheit, ſie leben hoch!“

Der Tod von Wilhelm Grimm ging Uhland ſehr zu Herzen; ein, jedoch nicht abgeſchickter Brief an ſeinen Bruder Jakob gibt davon Kunde. Daß der Brief nicht abgeſchickt wurde, kam daher, daß in Uhlands Hauſe zur Zeit, wo er geſchrieben wurde, eine ſchwer kranke Nichte lag; in der Beſtürzung jener Tage blieb der Brief unbeſorgt und dann ſchien es Uhland zu ſpät dazu. Nun iſt der verehrte Bruder, an den er gerichtet war, den Uhland ſo hoch hielt, dem Bruder auch im Tode gefolgt!

Uhland an Jacob Grimm.

Tübingen, 31. December 1859.

„Geſtatten Sie, Verehrteſter, auch mir ein Wort der ſchmerzlichen Theilnahme. Die erſchütternde Todesnachricht traf mich eben in einer Zeit, in welcher das treffliche Buch über die deutſche Heldenſage zu täglicher, treueſter Berathung bei einſamen Studien dieſes Bereichs vor mir lag. Auch der Roſengarten war mir neuerlich viel zur Hand, dem er ſo unermüdliche Pflege gewidmet hat und an ſeinem Urtheil über meine Auffaſſung dieſes Gedichts, die ich verſuchen wollte, mußte mir an erſter Stelle gelegen ſein. Für wen ſchreibt man denn, wenn nicht für diejenigen, auf die man am meiſten vertraut?

Das iſt ein bitteres Geſchick des Alters, das doch nicht müßig gehen will, daß Einer nach dem Andern von denen, die man bei der Arbeit im Auge hat, unverſehens hinwegſchwindet. Vollends im Fache des deutſchen Alterthums, wenn die Erwecker und Gründer hingehen, die Unerſetzlichen, denen in der wiſſenſchaftlichen Vertiefung auch die jugendliche friſche Luſt des erſten Schaffens geblieben iſt, die Herzenswärme, die Poeſie.

Meine Frau nimmt mit mir den innigſten Antheil an der herben Trauer, die ein theures Haus betroffen hat, in dem wir, als ich den Hingeſchiedenen zuletzt ſah, ſo gaſtfreundlich aufgenommen waren. Fortwährend hat er mich durch werthvolle Spenden ſeiner fruchtbaren Thätigkeit und wohlwollende Geſinnung zu andauerndem Danke verpflichtet.

Möge das eintretende Jahr Ihnen die rüſtige Kraft erhalten, von welcher das ablaufende kaum erſt in der Schillersrede und dem neueſten Hefte des Wörterbuchs erfreuendes Zeugniß gebracht hat, möge der geliebte Bruder als lichter, tröſtender Geiſt der Erinnerung und der Hoffnung Ihnen forthin unzertrennlich zur Seite ſtehen.

Treuergeben

der Ihrige
L. U.“

Ueber Jakob Grimm, den er ſo hoch hielt, der ihm ſo innig theuer war, ſagte er: „Er hat mehr geleiſtet, als die Forſcher anderer Nationen. Als ich mir Michelets Werk anſchaffte und mit großer Begierde zu leſen anfing, da fand ich, daß er es ohne Grimm gar nicht hätte ſchreiben können. Ebenſo iſt es mit dem Werke von Kemble.“

Am 5. April 1860 waren es fünfzig Jahre, daß Uhland zum Doctor creirt worden war. Eine Deputation der Juriſtenfacultät ehrte ihn an dieſem Tage mit ihrem Beſuch und mit der Erneuerung des Diploms, wie ſchon früher angeführt worden iſt.

Auch die Berliner Univerſität erfreute ihn mit einem Glückwunſch. Uhland dankte darauf in folgendem Briefe.

Uhland an den Geheimenrath Dr. Böckh in Berlin.

„Die Glückwünſche, die Sie als Vorſtand und im Auftrag des Senats der Univerſität Berlin mir am Morgen des 5. April zugehen ließen, verpflichten mich zum innigſten Danke. Sie konnten dieſer wohlwollenden Zuſchrift nichts mir Ehrenvolleres voranſtellen, als daß Sie mich mit dem Namen eines treuen Vaterlandsfreundes begrüßten. Unter den Wirren der Gegenwart iſt uns ja das wieder ſo dringend noth, daß die Liebe zum deutſchen Geſammtvaterlande allerwärts lebendig ſei, daß ſie dem Alter nicht verlöſche und in den Herzen der Jugend thatkräftig aufglühe.

Mit aufrichtiger Hochſchätzung

Tübingen, 11. April 1860. Dr. L. U.“

Präſident Jaup an Uhland.

Darmſtadt, 10. April 1860.

„Hochverehrter deutſcher Mann!

Die Allgemeine meldet, daß Sie am 5. dieſes Monats Ihre fünfzigjährige Doctorwürde erlebt haben. Deutſchland muß hiezu ſich glückwünſchen; erlauben Sie mir (der bereits im September 1853 ein ſo alter Doctor geworden) Ihnen dieß auszudrücken, in der nicht beſcheidenen Hoffnung, daß Sie aus der Zeit der ſiebenzehn Vertrauensmänner und der verfaſſunggebenden

Nationalverſammlung meiner großen Verehrung für Sie noch eingedenk ſeien.

Gott ſegne Sie, Gott erhalte Sie ferner!

Präſident Jaup.“

Nach der gewöhnlichen Badereiſe an den Bodenſee, wo dieſes Jahr der Aufenthalt in Rorſchach genommen wurde, wurde im Herbſte noch Stuttgart und Weinsberg beſucht. Der Winter verfloß im ſtillen Schaffen, wie denn in der Germania 1860: „Sommer und Winter“ und im erſten Hefte von 1861 der „Roſengarten von Worms“ erſchien. Im Juni 1861 ſchied ein alter treuer Freund und Mitkämpfer aus dem Leben: Procurator Albert Schott. Als ihn Uhland im Frühjahr auf ſeinem Krankenlager beſucht hatte, kam er ſehr wehmüthig von ihm zurück. Zu ſeiner Beſtattung eilte er nach Stuttgart und obwohl noch ganz geſund, ſoll er doch auf dem Rückweg vom Gottesacker geſagt haben: „Jetzt kommt die Reihe auch bald an mich.“ Ueber Schott äußerte er: „Der Rückblick auf ſeinen Lebensgang beſtätigt mir recht anſchaulich wie: ſein Herz nicht müde ward, von Neuem zu erglühen.“

Uhland an ſeine Frau.

Tübingen, 21. Juni 1861.

„Liebſte Emma!

Da ſich keine andere Gelegenheit zeigt, Dir die gewünſchten Gegenſtände zu ſchicken, erhältſt Du ſie durch die Poſt. Vorgeſtern kam ich Abends ſieben Uhr nicht beſonders ermüdet hier an; ich hatte die Sonne im Rücken und den Luftzug im Geſicht; in Weilheim machte ich eine halbe Stunde Raſt. Haus und Garten fand ich in Ordnung und aus letzterem erhielt ich ſchöne Preſtlinge zum Nachtiſch. Geſtern machte ich einen Beſuch bei Mayers Bäbele; ſie war auf, ſieht aber angegriffen aus. Sie ſagte mir, daß ſie ihre Herrſchaft in den nächſten Tagen erwarte. Wirklich fanden ſich dann ſchon heute Morgen die beiden Töchter in unſerem Hauſe ein. Dem Vater iſt gerathen, noch eine Woche in Cannſtadt zu bleiben, wo ihm die Kur wohl bekomme. Von unſern Reutlingern hätte ich gerne hier Nachricht angetroffen und es hat mich dieß hauptſächlich ſchon hierher getrieben. Jetzt werden ſie eher nach Niedernau ſchreiben, nachdem uns die heutige Zeitung als Badgäſte angezeigt hat. Die böhmiſche Badmuſik für Niedernau hat auf der Durchreiſe bereits hier geſpielt. Ich werde ſie noch zur Genüge hören, da die nächſte Woche den Badgäſten gar zwei tanzfrohe Feiertage bringt. Dieß ſoll mich aber nicht abhalten, wenn nicht noch irgend eine geſchäftliche Beſorgung mich feſthält, am Montag nach Niedernau zurückzukehren. Wenn mir auch die Stille ſonſt zuſagt, ſo iſt mir doch das Haus ohne Deine liebe Gegenwart ſehr verödet.

Innig grüßend

Dein

L.“

Am erſten September wurde wieder die Reiſe an den Bodenſee unternommen und trotz ziemlich kühlem Wetter badete Uhland im See. Er war ſich ſo wenig weich, daß als er einſt morgens vergeblich an das Badhaus ging und dann Nachmittags der Badfrau Vorwürfe machte, daß er es verſchloſſen gefunden habe, dieſe ihm erwiederte: „Wer wird denn auch bei eilf Grad im See baden und,“ ſetzte ſie hinzu, „vollends ein ſo alter Herr, wie Sie!“ Er machte auch gerne noch größere Spaziergänge und nach einer Anzahl Bäder eine Eiſenbahntour um den Wallenſtadter See. Auf der Heimreiſe wurde auch noch des theuren Freundes Laßberg Grab beſucht. Der Kirchhof von Meersburg iſt hoch gelegen; an der obern Ecke deſſelben ruht er bei ſeiner hochbegabten und edlen Schwägerin, Annette von Droſte-Hülshoff und ihrer Mutter, die beide bei Laßberg ihre letzten Tage zugebracht hatten. Eine ſchönere Ruheſtätte konnten der deutſche Mann und die ſinnige Dichterin nicht finden. Von ihrem Grabe aus überſieht man den See in ſeiner ganzen Ausdehnung, mit ſeinem herrlichen Gelände und von den Schweizer und Tyroler Alpen begrenzt. Mit der ſcheidenden Sonne, die See und Berge vergoldete, ſchieden Uhlands in tiefer Rührung von dem theuren Grabe. In den verödeten Burghof, wo ſonſt eine herrliche Blüthenfülle von der Hausfrau gepflegt wurde, warfen ſie nur wehmüthige Blicke, da Laßbergs Wittwe und ſeine Töchter auf Beſuch in Weſtphalen waren, und ſchieden von dem Orte, wo ihnen ſo viele genußreiche Stunden geworden waren. Noch einmal weilten ſie in Stuttgart bei dem ſchon leidenden Schwager Roſer und kehrten dann in die Heimath zurück. Bald darauf hatte Uhland die Freude, Freund Simrock mit ſeinen Kindern bei ſich zu ſehen.

Die letzten Tage des Jahrs führten Uhland zu einem ſchmerzlichen Gange nach Stuttgart, er geleitete den durch mehr als fünfzig Jahre ihm ſo innig verbundenen Freund, ſeinen Schwager Roſer zu Grabe. Als Jünglinge, als rüſtige Männer, als Greiſe war ihre Freundſchaft — unbeirrt durch verſchiedene Anſicht und Lebensſtellung — die gleiche geblieben, Freud' und Leid wie Brüder zuſammen theilend, wie ihre Frauen leibliche Schweſtern waren. Stiller noch als ſonſt floß der Winter Uhland dahin. Etwas mehr Müdigkeit, weniger Luſt zum Spazierengehen war von der Frau wohl bemerkt, aber auf Rechnung des erlittenen Verluſtes gedeutet worden. Doch mochte er auch im Januar gerne einem Tauffeſte bei dem Pflegeſohn Steudel in Böblingen anwohnen. Die Arbeit machte ihm auch noch den gleichen Genuß wie ſonſt, und wenn ihn Freund Mayer Abends in eine Männergeſellſchaft abholte, fand er ihn ſtets geneigt dazu. Er arbeitete dieſen Winter an drei Aufſätzen. Der eine: Die Todten von Luſtnau, wurde während ſeiner Krankheit noch vollendet. Der andere gehörte zur deutſchen Sagengeſchichte: Walther vom Wasgenſtein, und der dritte zum gothiſchen Sagenkreiſe: König Ermenarich beſchäftigte ihn noch oft in ſeinen Gedanken während der Krankheit.

Eine neue Trauerbotſchaft erreichte Uhland am 23. Februar. Sein alter Freund Kerner war einem Anfall der Grippe, die ſich zu ſeinem Gichtleiden geſellte, unterlegen. Im Spätherbſt hatte Uhland ihn beſucht, hatte ihn zwar leidend gefunden, aber das Wiederſehen des Freundes hatte ihn ſo erheitert, daß es dennoch faſt frohe Stunden waren, die ſie mit einander zubrachten. Doch mußte der Abſchied bei Kerners leidendem Zuſtand ein wehmüthiger ſein.

Der Winterkälte unerachtet ließ ſich Uhland nicht abhalten, der Beerdigung in Weinsberg anzuwohnen; er und Freund Mayer machten die Reiſe dahin zuſammen. Es war ihm nach der Zurückkunft kein Unwohlſein anzufühlen, und einige Tage nach der Zurückkunft begleitete er in Tübingen nochmals einen Jugendgenoſſen und Schulkameraden, den Profector Bauer, zu ſeiner letzten Ruheſtätte. Zwei Tage darauf fühlte er ſich heiſer, klagte aber nicht weiter darüber. An dieſem Tage ſchrieb er den letzten Brief mit eigener Hand.

Uhland an Karl von Killinger in Karlsruhe.

Tübingen, 8. März 1862.

„Theuerſter Vetter!

Es war uns eine innig erfreuende Nachricht, die wir von der Verlobung Deiner Marie mit einem ihrer Achtung und Liebe ſo würdigen Lebensgefährten erhalten haben. Die junge Verwandte iſt uns perſönlich ſehr werth geworden, ſo daß wir dieſen ihren wichtigen Schritt mit den theilnehmendſten Glückwünſchen begleiten.

Hoffentlich gebt Ihr uns bald einmal durch freundlichen Beſuch Gelegenheit, Euch in dieſer frohen Erweiterung Eures Kreiſes wiederzuſehen.

Die neueſte Zeit hat mir freilich auch Trauriges bereitet. Zum Jahresſchluß ſtand ich am Sarge meines treuen Freundes und Schwagers Roſer, in vorletzter Woche warf ich die Scholle in das Grab Kerners, den ich jährlich in Weinsberg heimzuſuchen pflegte, und eben noch in dieſen Tagen gab ich einem hieſigen Schulkameraden, Profector Baur, das letzte Geleit. So bringt es das vorgerückte Alter mit ſich; da leuchten aber auch wieder die hellen Glückesſterne herein, die über den Häuptern eines jüngeren befreundeten Geſchlechtes aufgehen.

Dir und den Deinigen unſere herzlichen Grüße.

Dein treu ergebener
L. U.“

Am folgenden Tag, Sonntag den 9. März, am allgemeinen Bußtag, wollte Uhland trotz der fortwährenden Heiſerkeit mit ſeiner Frau in die Kirche gehn, ließ ſich aber durch ihren Rath davon abhalten. Den Arzt rufen zu laſſen, hielt er nicht für nöthig, doch willigte er gegen Abend, da ſein Ausſehen offenbares Unwohlſein verkündete, auf ihre Bitte und den Zuſpruch eines Freundes darein. Der Arzt fand den Puls ſchnell und ungleich und eine Entzündung des Rippenfells angezeigt. Auf die angewendeten Mittel beſſerte ſich zwar das Befinden wieder, ſo daß der Patient nach einigen Wochen außer Bett ſein und bald auch bei warmen Stunden in den Garten gehen konnte; aber die Kräfte kehrten nicht zurück und der ſchnelle Puls und ungleiche Athem traten immer von Zeit zu Zeit wieder ein. In guten Stunden unterhielt er ſich gerne mit ſeinen Freunden, behielt das rege Intereſſe für ſeine Studien und war dankbar, wenn ſeine Freunde Keller und Holland bei ihren Beſuchen ihm Neues darüber mittheilten. Aber die Nächte waren häufig unruhig und wenn er ſchlief, ſo plagten ihn aufregende Träume, oft von Ermenarich, über den er vor dem Erkranken einen Aufſatz angefangen hatte. Der Ermenarich hat mich wieder nicht ſchlafen laſſen! klagte er einigemal des Morgens.

Obwohl er keine eigentlichen Schmerzen hatte, ſo war dieſer Zuſtand für ihn, der ſeit ſeinen Kinderjahren keine Krankheit gehabt, in langen Jahren nie einen Tag zu Bette zugebracht hatte, doch eine ſchwere Prüfung. Mit Ergebung nahm er aber das Leiden auf ſich und beklagte nur, daß er unthätig ſein müſſe. An einem leichteren Tag ließ er ſich ſeine Papiere geben und gieng den Aufſatz: Die Todten von Luſtnau durch. Mit ſtrahlendem Geſicht erzählte er es der Frau, die ausgegangen geweſen. Dann kamen aber wieder unruhige Nächte und das Arbeiten mußte unterbleiben. So kam ſein Geburtstag, der 26. April, heran; er wurde mit Sorgen von den Seinen begangen. So viel als möglich wurden glückwünſchende Beſuche ferne gehalten, ſogar der alte Freund Hoffmann von Fallersleben, der am Abend zuvor ihn begrüßen wollte, gab ſeinen ſchönen Glückwunſch nur der Frau, da er hörte, daß Uhland nur wenige Beſuche ſehen könne und ſchon mehrere bekommen habe. Aus allen Gegenden Deutſchlands kamen Telegramme und Glückwünſche, aber Uhland lag ſtill, meiſtens ſchlummernd in ſeinem Bette. Doch konnte er zu Tiſch aufſtehen und mit den Pflegeſöhnen eine gemüthliche Stunde zubringen. Aus Oberſchwaben hatte er von fremder Hand ein Briefchen, von „einem Schwabenkinde“ erhalten mit beigeſchloſſenem Goldſtückchen. Im Briefe ſteht: der Schreiber ſei am Feſte von Mariä Verkündigung mit dem Gedanken an dieſes Feſt ſpazieren gegangen, da ſei ihm Uhlands „Waller“ in den Sinn gekommen; „froh“ — fährt er fort — „in dem Bewußtſein, daß die Reine, die der Himmel mit ſeinen Gnaden überſchüttet, ſolch einen würdigen Sänger gefunden, faßte ich den glücklichen Entſchluß, Euer Wohlgeboren zum 75. Geburtsfeſt in beiliegendem Scherflein den Tribut meiner Verehrung zu bringen. Trinken Sie dafür eine Flaſche des allerbeſten Weins, der Ihr Herz mit Himmelswonne laben möge!“ Nicht leicht war Uhland durch ein ihm gebrachtes Zeichen von Liebe und Anerkennung ſo freudig bewegt, ſo heiter geſtimmt worden, als durch dieſe Zeilen und das ſo gut gemeinte Geſchenk. Der Wein wurde von ihm und den

Pflegeſöhnen getrunken und des Gebers dankbar dabei gedacht.

Als der Arzt am Tage der Erkrankung Uhlands Herzſchlag unterſuchte, fand er an der linken Bruſt einen kleinen Auswuchs, der ihm bedenklich war; Uhland hatte dieſen ſchon längere Zeit bemerkt, aber entweder ſich keine Sorge darüber gemacht, oder aus zu viel Schonung gegen ſeine Frau nicht davon ſprechen wollen. Als der Entzündungszuſtand ſich gebeſſert und die Kräfte wieder mehr gehoben hatten, trug der Arzt auf die Wegnahme des Auswuchſes an, da zu befürchten war, daß bei fernerer Entwicklung derſelbe gefährlich werden könnte. Uhland war gleich dazu entſchloſſen und die Operation gieng glücklich und ſchnell vorüber. Uhland hatte vorgezogen kein Chloroform zu nehmen und war ſo ruhig und getroſt, daß er es war, der die zagende Frau aufrichtete und auf Gottes wohlmachende Führung verwies. Der Kranke wurde auch durch die Operation nicht mehr geſchwächt und die Heilung trat vollſtändig ein. Aber die Hoffnung, die man ſich gemacht, daß nun die völlige Geneſung und die Wiederkehr der früheren Kraft erfolgen werde, gieng nicht in Erfüllung. Die unruhigen Nächte und der immer wiederkehrende ſchnelle, ungleiche Puls dauerten fort. An guten Tagen konnte er ausfahren und ſeinen Garten beſuchen, aber die Lebensgeiſter waren auch oft ſehr gedämpft, und die Sorge der Seinigen wuchs von Tag zu Tag. Auf Uhlands Wunſch, dem der Arzt nicht entgegen war, wenn er ſich gleich kaum eine günſtige Wirkung des

Bades verſprechen konnte, wurde ein Beſuch des Soolenbades Jaxtfeld unterhalb Heilbronn beſchloſſen. Uhland ſuchte ſeine Papiere zuſammen und brachte voll Freude ſeiner Frau die drei begonnenen Aufſätze, die er in Jaxtfeld zu vollenden hoffe. Er ertrug die Reiſe gut, ſo daß die Frau und der Pflegeſohn, ſeit kurzem Badarzt in Jaxtfeld, neue Hoffnung für das geliebte Leben faßten; aber die erwartete Hebung der Kräfte trat nicht ein, der früher ſo rüſtige Wanderer war vom kleinſten Gang erſchöpft, die Nächte brachten wenig Schlaf, dagegen war der Kranke bei Tag öfters in einem ſchlummerhaften Zuſtand. Das mit Vorſicht gebrauchte Salzbad blieb ohne Wirkung, auch der Athem wurde eher ſtockender als leichter. Auf der hochaufgemauerten Terraſſe vor dem Hauſe, wo man den Neckar weit hinauf und hinab ſieht und das liebliche Wimpfen dem Hauſe gegenüber die Landſchaft ſchmückt, ſaß Uhland ſtundenlang, bald mit ſeinem Glaſe die Landſchaft betrachtend, bald in Gedanken verſunken. An einem beſonders leichten Tage freute er ſich des Planes, den er ausgedacht, er wolle auf dem täglich in der Frühe am Hauſe haltenden Dampfſchiff nach Heidelberg fahren, dort wolle er Freund Holtzmann zu ſich zu Tiſche bitten, mit ihm über ihre Studien ſprechen und Abends mit dem Bahnzug nach Stuttgart zurückkehren. Es war der letzte Reiſeplan, den er ſich ausgedacht! Dem guten Tage folgten matte, bedrückte Tage und ſchlafloſe Nächte, auch der Athem wurde beklommener. Als nach einer ſehr übeln, fieberhaften Nacht ſeine Frau ihm mit Zuſtimmung des

Arztes die Abreiſe, vorerſt nach Stuttgart vorſchlug, um von dort nach einigen Ruhetagen die Heimath zu erreichen, ſagte er mit der liebreichſten Schonung gegen ſie: aber liebe Frau! es könnte auch leicht meine letzte Stunde in Stuttgart herbeikommen. — Die Reiſe gieng leichter vorüber, als zu erwarten war, er konnte auch in Stuttgart kurze Beſuche der Verwandten und Freunde mit ſeiner gewohnten Herzlichkeit annehmen, ſonſt blieb er auf ſeinem Zimmer, viel bei Tage ſchlummernd. Nach acht Tagen der liebreichſten Aufnahme und Pflege der Geſchwiſter reiste er am 10. September nach Tübingen zurück. Es war ein ſchmerzliches Heimkehren, da die gehoffte günſtige Wirkung des Bades ſo gar nicht eingetreten. Noch konnte er bei guten Tagen im Garten ſich aufhalten oder ausfahren, er konnte auch mit einem Freunde heiter, ja ſcherzhaft ſein; aber oft war auch der Geiſt durch die körperliche Schwäche gedrückt. In freieren Stunden ließ er ſich gern aus der Bibel vorleſen oder ein Lied von Paul Gerhard, deſſen Lieder er gerne hörte. Auch ſein Intereſſe für die deutſchen Studien blieb lebendig. Von der Philologen-Verſammlung in Augsburg und von der in Reutlingen ließ er ſich mit reger Theilnahme durch die Freunde Keller und Holland berichten. Als gegen das Ende Octobers ein Brief von Profeſſor Wilhelm Wackernagel an ihn ankam, welcher mit herzlichen Worten der Anerkennung und Liebe eine neue, Uhland gewidmete Ausgabe des Walthers von der Vogelweide, von Max Rieger und W. Wackernagel herausgegeben, ankündigte, die demnächſt in Tübingen ankommen werde, und zugleich liebevolle Wünſche für Uhlands Geneſung ausſprach, war Uhland freudig bewegt, und als er am andern Morgen aufwachte, ſuchte er das Buch auf der Bettdecke, das ihm doch erſt angekündigt war, und ſagte dann mit Lächeln: „So hat es mir alſo nur geträumt, daß es angekommen ſei.“ Auch die Widmung eines andern Buchs (zugleich mit Freund Keller) und ein freundlicher Brief der Verfaſſers, Herrn Michelant, machte ihm in dieſen Tagen noch Freude.

Bald aber konnten die Seinigen ſich nicht mehr verbergen, daß ſein Lebenstag ſich neige. So freundlich er auch die von Stuttgart aus ihn beſuchenden Verwandten und die Tübinger Freunde, vor allen Freund Mayer begrüßte, ſo konnte er doch nur ganz kurze Zeit bei ihnen im Zimmer bleiben und mit ihnen ſprechen. Er ſchlummerte viel bei Tage und war beim Erwachen ſich nicht immer gleich klar bewußt. Bei Tag war er noch außer Bett, aber die Nächte waren häufig faſt ohne Schlaf. Wenn ſeine Frau ihn tröſtete, es könne mit Gottes Hülfe auch wieder beſſer kommen, ſo ſagte er freundlich: „Und wenn Gott es anders fügt, ſo ſchicke ich mich auch darein, wenn ich auch gerne noch bei Dir geblieben, gerne noch gearbeitet hätte.“ Er klagte wenig, war immer dankbar für jede Hülfleiſtung und bedauerte nur, daß er Mühe machen müſſe. „Nur Ruhe, nur Stille und Du zur Pflege“ war ſein Verlangen. Der Zuſtand wurde ſchlimmer, die Füße ſchwollen mehr an und das Gehen wurde ihm ſchwerer. Am 6. November ließ er ſich mit fromm gehobener Stimmung das Abendmahl von ſeinem Freunde und Seelſorger reichen. Seine irdiſchen Angelegenheiten hatte er ſchon vor Monaten geordnet. Nach wenigen Tagen mußte er auch den Tag über zu Bette ſein; ſeine Klage: was habt ihr mir für ein ſchweres Tuch auf den Kopf gelegt, warum denn? zeigte, daß nun auch das Gehirn von der Krankheit ergriffen ſei. War dadurch auch die Geiſteskraft und das Gedächtniß theilweiſe getrübt, ſo blieb ſein liebreiches Gemüth, der Zartſinn, der ihn auszeichnete, ſich doch gleich. Am vorletzten Tage rief er mit ganz glückſeliger Stimme dreimal: Mutter, Mutter! und Vater! (War ſein Geiſt da ſchon loſer von der irdiſchen Hülle oder träumte er ſich in längſt vergangene Tage zurück?) Es kamen nun noch ſchwere Stunden für den Leidenden, ſchwere Stunden für die Seinen, die dem Ringen nach Athem zuſehen mußten und hülflos dabeiſtanden. Da kam die Erlöſungsſtunde doch noch früher und ſanfter als ſie gedacht. Am 13. November Abends neun Uhr verließ der unſterbliche Geiſt die müde Hülle.

Wettgeſang

zwiſchen Uhland und Rückert

herausgegeben

von

Wilhelm Ludwig Holland.

Tübingen.
Gedruckt bei Heinrich Laupp.
1876.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Strophen, welche ich hier mittheile, haben ſich in Uhlands Nachlaſſe gefunden. Sie ſind auf zwei Seiten in Quarto von Uhland und Rückert in der Art eigenhändig geſchrieben, daß je einer Strophe des einen Dichters eine ſolche des andern folgt. Die erſte Strophe iſt von Uhland, die zweite von Rückert und ſo fort. Da es im Ganzen dreizehn Strophen ſind, ſo fällt die letzte, wie die erſte, wiederum Uhland zu.

Die Bezeichnung „Wettgeſang“ habe ich dem dichteriſchen Spiele, das keine Aufſchrift hat, nach der erſten Strophe gegeben.

Die Entſtehung der gemeinſamen Dichtung fällt in die Zeit von Rückerts Aufenthalt in Stuttgart, wohin er gegen den Schluß des Jahres 1815 gekommen iſt.

Den Reiz dieſer ſchalkhaft anmuthigen Strophen wird wohl niemand verkennen. Sie ſind ein erwünſchter Beitrag zu dem Bilde, das man ſich gerne von dem friedlichen Verkehre der beiden Meiſter entwirft, die eine harmloſe Tenzone über die Frage gewechſelt:

Was iſt mindre Noth,
Der Geliebten Treuebruch,
Oder der Geliebten Tod?

Daß Rückert ſpäterhin in abweichender politiſcher Anſicht auch ein ernſt gemeintes Streitgedicht gegen ſeinen Sangesgenoſſen gerichtet, wird der Erwähnung kaum bedürfen.

Was die Art meiner Herausgabe betrifft, ſo habe ich Schreibung und Interpunction der Handſchrift genau wiederholt. Die Anfangsbuchſtaben der Namen beider Dichter vor jeder Strophe und die Zeilenzahlen rühren von mir her.

Tübingen, 23 September 1876.

W. L. H.

U. Ein ſchönes Fräulein ſchreibt an einem Brief,
Es zittert ihr die Hand, ſie ſeufzet tief;
Nun, Sänger, der zum Wettgeſang mich rief!
Was ſchreibt ſie, was?

R. Mein Herz gedenket dein ohn' Unterlaß,
Du deſſen ich, ſeit ich mich ſelbſt beſaß,
In keinem Augenblicke je vergaß.
Wem ſchreibt ſie ſo?

U. Ja wenn ſie wüßte, wer er iſt und wo?
Er ſah, er küßte ſie, und er entfloh.
Des ſüßen Briefleins, glaub' ich, wär' er froh,
Wer trägt's ihm zu?

R. Da eben drückt das Kind ihr ſchöner Schuh;
Sie weiß nicht, wie dem Boten kund ſies thu',
Drum macht ſie rüſtig ſelber ſich dazu,
Und geht, wohin?

U. Nicht allzu weit, zum Buſch von Rosmarin,
Da ſitzt ein Vogel, glänzend wie Rubin,
Dem reicht ſie das verliebte Brieflein hin,
Und was geſchieht?

R. Nicht viel! denn eh vom Platz der Bote ſchied,
Sieht ihn ein Geyer, der in Lüften zieht,
Der, als des Vogels Sendung er errieth,
Beginnt, was nun?

Seite 2. U. Beginnt: um Brieflein iſt mirs nicht zu thun
Und auch den magern Vogel laß' ich ruhn,
Im Hofe drüben haust ein feiſtes Huhn. —
Da fliegt er fort.

R. Doch das hilft nichts dem armen Vogel dort;
Gelähmt von dem gehörten Geyerwort,
Bleibt, wie gebannt, der Liebesbot' am Ort,
Die Botſchaft auch.

U. Da ſchleicht ein blaues Kätzlein durch den Strauch,
Der Vogel kennt des ſchlimmen Thieres Brauch,
Drum bleibt ihm keine Wahl, dem armen Gauch,
Er fliegt, wo aus?

---

21 Statt Bote hat Rückert zuerſt Vogel geſchrieben.

R. Wohin Gott will! der Vogel fliegt nach Haus;
Doch ſoll der Katze ganz entgehn der Schmauß?
Sie haſcht den Brief, und frißt ihn ſtatt 'ner Maus.
Wie thut es ihr?

U. Am Briefe liegt dem Fräulein nicht, noch mir,
Wie an dem Ring mit köſtlichem Sapphir,
Den trägt der Vogel durch das Luftrevier,
Den bringt er, wem?

R. Das iſt zu ſagen mir nicht angenehm;
Kommt Zeit, kommt Rath, dann ſprech' ich auch von dem;
Der Brief im Leibe iſt ſehr unbequem
Der Katze; drum —

U. Drum ſoll ſie laſſen fremdes Eigenthum,
Drum pfeift ſie aus der Vogel, eben drum,
Als er die Botſchaft ausgeführt mit Ruhm;
Was bracht' er mit?

---

50 Statt ſie hat Uhland zuerſt ihn geſchrieben.
52 Statt bracht' hieß es zuerſt bringt.

C

Ein Gedicht Uhlands

Freunden zum Gruß mitgetheilt

von

Adelbert von Keller.

In wenigen Exemplaren gedruckt
bei H. Laupp in Tübingen
1876.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Am 23 Nov. 1816 wurden in Tübingen meine Schwiegereltern getraut, Auguſt Friedrich Weißer (geboren in Stuttgart 7 Auguſt 1787, geſtorben als Obertribunalrath ebendaſelbſt 4 Jul. 1835) und Wilhelmine Luiſe Uhland (geboren in Tübingen 2 Mai 1789, geſtorben in Stuttgart 21 Jun. 1866), Ludwig Uhlands Baſe und Jugendgeſpielin.

Wenige Tage darauf fand das junge Ehepaar beim Nachhauſekommen ein Blatt an der Thüre ſtecken, auf welchem Uhlands „verſpätetes Hochzeitlied“ ſtand, das Lied, welches F. v. Viſcher (Äſthetik S. 1374) „zu den ſchönſten Epigrammen aller Zeiten“ rechnet. Es hatte aber eine Strophe mehr, als im Drucke. Statt der zweiten Strophe lautete der Urtext:

So auch zu Eurem Feſte
Erſcheinet ſie zu ſpät
Und bittet nun auf's beſte,
Daß Ihr ſie nicht verſchmäht.
Nicht iſt ſie umgeſprungen
Mit eitlem Spiel und Tand,
Sie hat dießmal gerungen
Für's theure Vaterland.

Sie frägt, was es bedeute,
Daß ſie verzüglich war.
Trifft ſie denn nicht auch heute
Ein herzlich liebend Paar?
Des ſchönſten Glückes Schimmer
Erglänzt Euch eben dann,
Wenn man Euch jetzt und immer
Ein Brautlied ſingen kann.

Das Blatt wird noch jetzt in der Familie verwahrt. Das Original findet ſich in Uhlands Nachlaſs. Sauber geſchrieben war es wohl urſprünglich zur Überreichung beſtimmt, wurde aber wegen einiger nachträglich angebrachter Änderungen im Texte zurückgehalten.

Auf dieſes Blatt nun ſchrieb Uhland ſpäter folgendes Liedchen:

2 Mai 17.

Wie kann aus dieſem Röſelein
So kräftig Labſal quillen?
Wie kann ein Blümchen, zart und klein,
So tiefen Kummer ſtillen?

Das Röslein kömmt von Ihrer Hand,
Drum macht es mich geſunden;
Ich glaub': ein Dorn, von Ihr geſandt,
Er könnte nicht verwunden.

Zu meinem Buche über Uhland als Dramatiker (Stuttgart bei J. G. Cotta 1877) trage ich folgende Berichtigungen nach:

1, 1 lies Juli.

365 Seitenzahl des Manuſcripts: 2!

259, 16 (477) Ein die Situation des uhlandiſchen Ständchens darſtellendes Bild von German von Bohn befindet ſich in der k. Gemäldeſammlung in Stuttgart.

322, 26 lies Körte u. ſ. w. Kurz 4, 508.

380, 9. 18 iſt „Vgl." zu tilgen.

Zu
Ludwig Uhlands Gedächtnis

Mittheilungen
aus ſeiner akademiſchen Lehrthätigkeit

von

Wilhelm Ludwig Holland

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1886.

Alle Rechte vorbehalten.

Am 26 April 1887 ſind es hundert Jahre, ſeitdem Ludwig Uhland zu Tübingen geboren worden iſt.

Zu dieſem Gedenktage biete ich hier Mittheilungen aus der akademiſchen Lehrthätigkeit des ſeltenen Mannes, die gewis, ſo hoffe ich, vielen willkommen ſein werden.

Profeſſor Adelbert von Keller, mein unvergeßlicher ſeliger Lehrer und Freund, hat bald nach des Dichters Heimgange eine kleine Schrift „Urkundliches zu Uhlands Leben“ veröffentlicht. Unter den hier vereinigten durchaus zuverläſſigen und darum höchſt dankenswerthen biographiſchen Aufzeichnungen Kellers, der noch Uhlands Zuhörer geweſen, darauf lange Jahre hindurch mit ihm verbunden geblieben und ſein Nachfolger im Lehramte geworden iſt, findet ſich folgendes:

„Uhlands Thätigkeit als Univerſitätslehrer in Tübingen war von kurzer Dauer. Im Jahre 1829 machte der Senat Vorſchläge endlicher Widerbeſetzung des erledigten Lehrſtuhls der deutſchen Litteratur und nannte dabei neben Guſtav Schwab, damals Profeſſor am Gymnaſium in Stuttgart, Ludwig Uhland mit einſtimmigem Beſchluſſe als den tüchtigſten Candidaten. Unter dem 29 Dezember 1829 erfolgte darauf die Ernennung Uhlands zum außerordentlichen Profeſſor der deutſchen Sprache und Litteratur und zum Mitgliede der philoſophiſchen Facultät mit dem Gehalte eines Ordinarius und mit der Zuſicherung, daß für den Fall ſeiner künftigen Beförderung zum ordentlichen Profeſſor die Ordnung des Dienſtalters von der Zeit ſeiner Anſtellung vorbehalten werden ſoll. Das Cultusdepartement bekleidete damals Miniſter von Schmidlin. Der factiſche Amtsantritt durch Eröffnung der Vorleſungen geſchah am 3 Mai 1830. Im Merz 1832 beginnen aber ſchon die Unterbrechungen durch die landſtändiſche Thätigkeit. Die letzte akademiſche Amtshandlung war die Haltung der lange verzögerten Inauguralrede[1] am 22 Merz 1832, worin die Sage von Herzog Ernſt behandelt wurde. Darauf folgte am 7 Dezember 1832 die Beeidigung als Profeſſor, im Mai 1833 aber ſeine nachgeſuchte Entlaſſung aus dem Staatsdienſt. Die näheren Umſtände dieſer raſchen Beendigung einer ſo hoffnungsvoll begonnenen Lehrthätigkeit ſind bekannt. Auch ein am 16 Merz 1848 geſtellter Antrag des Senats auf Uhlands Ernennung zum Profeſſor honorarius mit Titel und Rang eines ordentlichen Profeſſors, der Erlaubnis zu leſen und Sitz im Senat, hatte, trotz der Geneigtheit des neuen Departementschefs, Staatsraths Paul von Pfizer, eine Reactivierung nicht zur Folge, da Uhland die Erklärung abgegeben hatte, daß er dem Lehramt ſeit einer Reihe von Jahren allzu fremd geworden ſei, um zu akademiſchen Vorleſungen ſich entſchließen zu können: auch widerſtrebe es ſeiner Denkart, die Rechte eines öffentlichen Lehrers zu erhalten, ohne deſſen Pflichten werkthätig zu erfüllen.

Uhland las im Sommer 1830 die Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter viermal wöchentlich vor 53 Zuhörern, im

---

[1] Die obligate Muſik dabei, ſagte Uhland ſpäter, habe ihm „abgeblaſen". – Vergl. Ludwig Uhland. Eine Gabe für Freunde. Zum 26 April 1865. Als Handſchrift gedruckt. S. 239.

Winter 1830 bis 1831 über das Nibelungenlied viermal vor 12, im Sommer 1831 Geſchichte der deutſchen Poeſie im 15 und 16 Jahrhundert dreimal wöchentlich vor 22, im Winter 1831 bis 1832 Sagengeſchichte der germaniſchen und romaniſchen Völker dreimal wöchentlich vor 41 Zuhörern,[1] und zwar alle außer der erſten Vorleſung öffentlich. Daneben hielt er widerholt Übungen im ſchriftlichen und mündlichen Vortrag, an welchen ſich ein äußerſt zahlreicher Kreis von Studenten theils mitwirkend, theils zuhörend betheiligte. Man reichte die ſchriftlichen Ausarbeitungen, Proſa oder Poeſie, dem Profeſſor ein, der ſie dann in der Stunde durch den Verfaſſer vortragen ließ, anonyme ſelbſt vortrug und immer zum Schluß ſein Urtheil beifügte, ſtets treffend, aber auch, wenn Tadel nothwendig war, mild, ſchonend und ermuthigend. Ein Blick auf die Zuhörerliſten zeigt eine Menge von Namen, die ſich ſpäter litterariſch, im Amt oder ſonſt im öffentlichen Leben hervorgethan haben."

Aus der zuletzt genannten Vorleſung, aus dieſen „ſtyliſtiſchen Übungen",[2] will ich nun hier ausheben, was Uhland ſelbſt vorgetragen hat; es liegt mir in ſeiner eigenen Handſchrift vor.

Man wird daraus erkennen, wie er ſich im unmittelbaren Verkehr mit der Jugend verhalten, man wird gerne ſeinen gedankenreichen Ernſt und ſeinen anmuthigen Scherz vernehmen, man wird gerne hören, wie der Dichter über Poeſie und ihre Technik, über einzelne Dichtungen ſich ausgeſprochen hat.

*

---

[1] Dieſe Vorleſungen ſind nebſt der oben erwähnten Antrittsrede bekanntlich ſeitdem mit anderem in „Uhlands Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage", (acht Bände, Stuttgart 1865 bis 1873) von Adelbert von Keller, Franz Pfeiffer und mir herausgegeben worden.

[2] Uhland hielt dieſe Übungen vom 6 Mai bis 23 September 1830, vom 4 November 1830 bis 17 Merz 1831, vom 21 April bis 15 September 1831, vom 17 Mai bis 20 September 1832.

Da dem Lehrer neben Gedichten wiſſenſchaftliche Ausarbeitungen aus den verſchiedenſten Gebieten zur Beurtheilung eingereicht wurden, war er veranlaßt, ſich über die mannigfaltigſten Gegenſtände zu äußern und hier ergibt ſich denn ganz von ſelbſt die Beobachtung, daß Uhland ſeinen Studien nicht etwa enge Grenzen abgeſteckt, daß er vielmehr überall ſich umgeſehen und außer ſeinem Fache, in welchem er all ſein Leben der gründlichſte und glücklichſte Forſcher war, ein weites Feld des Wiſſens ſicher beherrſchte.

Tübingen, 10 Mai 1886.

W. L. Holland.

Am 6 Mai 1830 eröffnete Uhland das „Styliſticum“ folgendermaßen:

„Wenn ich in den kürzlich begonnenen hiſtoriſchen Vorleſungen den einen beſtimmten Gegenſtand in ſeinem ſtrengern Zuſammenhange zu verfolgen habe, ſo wünſche ich mittelſt der Übungen, die ich heute eröffne, eine möglichſt freie und mannigfaltige geiſtige Mittheilung zu veranlaſſen; wenn dort mir allein das Wort zu führen obliegt, ſo wünſchte ich, daß hier Sie es abwechſelnd mit mir nähmen; wenn dort die Verantwortlichkeit der Leiſtung auf mir haftet, ſo möchte ich ſolche hier weſentlich auf Sie überwälzen.

Ich lade Sie nemlich ein, dasjenige, was jeder von Ihnen aus dem Kreiſe ſeiner Studien und geiſtigen Beſchäftigungen zur Mittheilung für Andre geeignet finden ſollte, zum Vortrage zu bringen.

Zum Gedeihen dieſes Unternehmens ſcheint es mir unerläßliche Bedingung, daß in Beziehung auf die Theilnahme überhaupt ſowohl, als auf die Wahl der Gegenſtände und die Art des Vortrags die gröſte Freiheit beſtehe.

Eine belebende Theilnahme kann ich nur von dem erwarten, der ſich ſelbſt dazu angeregt fühlt. Es kann Manchem, der ſonſt wohl dazu geneigt wäre, eine ſtrengere Pflicht gebieten, ſeine Zeit und ſeine Kräfte, die er jetzt eben dem umfaſſendern Studium ſeiner Berufswiſſenſchaft zu widmen hat, nicht in einzelnen Ausarbeitungen zu zerſplittern. Andre wollen vielleicht erſt abwarten, wie ſich die Sache geſtalten werde, aber vielleicht wird auch ihnen durch den Vorgang derjenigen, welche früher mit geeigneten Beiträgen gefaßt ſind, die Luſt und Liebe zur Theilnahme geweckt werden.

Was die Wahl der Gegenſtände betrifft, ſo werden zwar die Fächer der Geſchichte, der Alterthumskunde, der Philoſophie und der ſchönen Künſte am meiſten für einen weitern Kreis Mittheilbares darbieten. Gleichwohl ſollen die eigentlichen Berufswiſſenſchaften ſo wenig ausgeſchloſſen ſein, daß ich gerade darauf einen beſondern Werth legen würde, wenn Gegenſtände aus dieſen auf eine allgemein verſtändliche und anſprechende Weiſe, die ich bei Arbeiten aus den vorgenannten Fächern ohnehin vorausſetze, zum Vortrage kämen. Denn ſo wenig die Disciplin das Populariſieren in ihrem Innern dulden kann, ſo gewis ſie hier ihre ſtrengern Formen, ihre abkürzende Terminologie einhalten muß, ſo hat doch wohl auch jede eine dem allgemein menſchlichen Verſtändnis und Intereſſe zugewandte Seite. Ja, es möchte Manchem ſelbſt für den innern Betrieb ſeiner Wiſſenſchaft eine nicht unerſprießliche Controle ſein, wenn er zuweilen den Verſuch machte, wie dasjenige, was er ſonſt nur in beſtimmten Formen und Terminologieen, in welche der Geiſt nur allzu leicht ſich einfängt, zu denken und auszudrücken gewohnt iſt, nun auch in der gemeinfaßlichen Sprache des Lebens, des geiſtig geſelligen Verkehrs ſich ausnehme.[1] Ob übrigens die Mittheilungen abhandelnd oder darſtellend, ob metriſch oder in Proſa, ob ſie eigene Arbeiten oder Übertragungen ſeien (vorausgeſetzt, daß das Überſetzen, wie namentlich bei Dichterwerken fremder Sprachen, Kunſtfertigkeit und angeſtrengtere Bemühung erfordre), in jeder dieſer Formen werden ſie willkommen

[1] Bei der widerholten Vorleſung fügte Uhland den Satz ein: „Auch die Ereigniſſe der Zeit und die Eindrücke, welche ſie auf Geiſt und Gemüth machen, waren niemals ausgeſchloſſen, nur durfte der Unterſchied zwiſchen einem akademiſchen Hörſaal und einer Verſammlung zu politiſchen Zwecken, zwiſchen einer bildenden Übung und einer publiciſtiſchen Polemik nicht vergeſſen werden.“

ſein. Es kann wohl auch zuweilen die Ausarbeitung des Einen Andre veranlaſſen, denſelben Gegenſtand in entgegengeſetzter oder doch verſchiedener Anſicht zu behandeln. Denn die fruchtbarſte Polemik in wiſſenſchaftlichen Dingen, die zugleich die Gewähr ihrer Mäßigung in ſich trägt, iſt die poſitive, diejenige, welche den Gegenſtand von vorn herein neu auffaßt und auf eigenem Wege ausführt. Das wird der Zweck der Mannigfaltigkeit mit ſich bringen, daß die einzelnen Aufſätze nicht von zu großem Umfang ſeien, ſo daß in jeder Stunde mehr als ein Gegenſtand zum Vortrage gelangen kann. Dieſe nothwendige Beſchränkung kann zugleich für die Angewöhnung zur Gedrängtheit nützlich ſein. Größere Ausarbeitungen können wohl auch in einzelnen intereſſantern Partieen, oder auf mehrere Stunden vertheilt, vorgetragen werden.

Die Art des Vortrags iſt wider durchaus freigeſtellt. Er wird wohl gewöhnlich im Vorleſen ſchriftlicher Ausarbeitungen beſtehen. Zur Übung im freien, mündlichen Vortrage, deſſen man ſich in ſpätern Jahren ſo ſchwer bemächtigt, möchte ich ſehr gerne Gelegenheit geben. Diejenigen, welche bei ihren ſchriftlichen Arbeiten nicht genannt ſein wollen, könnten ſolche Arbeiten durch einen ihrer Freunde vortragen laſſen und auch ich werde ſtets bereit ſein, den Vortrag intereſſanter Aufſätze von mäßigem Umfange zu übernehmen. Darum erſuche ich zum voraus, mir die Ausarbeitungen, welche zum Vortrag kommen ſollen, jedesmal einige Zeit vorher mitzutheilen, damit ich eine zweckmäßige Anordnung für jede Stunde treffen und über etwa erforderliche Abänderungen mit den Verfaſſern mich zum voraus verſtändigen kann.

Im Übrigen wird mein Antheil darin beſtehen, daß ich vorzüglich über die techniſche Behandlung des Stoffes, die Zweckmäßigkeit der Anordnung, die Angemeſſenheit der Darſtellung für ihren Gegenſtand, über Styl und Ausdruck im Allgemeinen meine Meinung äußre. Erſcheinen in dieſer Beziehung unſre Übungen zunächſt als ein Styliſticum, ſo werde ich doch, wenn der Gegenſtand im Bereiche meiner eigenen Beſchäftigungen liegt, keinen Anſtand nehmen, auch auf die Sache ſelbſt einzugehen: ich nehme hierin auch für mich die Freiheit in Anſpruch, mich zu äußern oder nicht zu äußern. Denn nicht in den Bemerkungen und Urtheilen, womit ich die eingekommenen Aufſätze begleite, ſuche ich die Frucht dieſer Stunden, ſondern in dem anregenden Austauſch der Ideen und Beſtrebungen, der dadurch unter Ihnen ſelbſt veranlaßt wird. Mitunter denke ich auch Einzelnes, was mir etwa anderwärts her von Freunden zukommt, mitzutheilen. Überhaupt aber wird uns Alles erwünſcht ſein, was dazu wirken kann, das Styliſticum über ſeine Grenzen hinaus zu einem vielſeitigern Geiſtesverkehr zu erweitern und zu erheben.

Fortgang oder Stillſtand dieſes Unternehmens wird gänzlich von dem Grad Ihrer Theilnahme abhängen. Daß ſolches an ſich ausführbar ſei, dafür habe ich aus meiner Studienzeit den Vorgang einer ähnlichen Veranſtaltung des Herrn Profeſſors Conz, deſſen Andenken ich ſtets dankbar ehren werde.

Da für heute noch kein andrer Gegenſtand vorräthig ſein kann, ſo hebe ich Einiges, was mir in meiner Lectüre vorgekommen iſt, aus, was vielleicht Einen oder den Andern aus Ihrem Kreiſe zum Nachdenken und zu näherer Beleuchtung veranlaſſen könnte. Nicht, als ob ich dieſe Stellen als Themate vorſchreiben wollte, ſondern mehr nur, um zu zeigen, wie ich mir die Gegenſtände für kürzere Ausarbeitungen ungefähr denke.“

Uhland trug ſofort Schillers Brief an Göthe, Jena den 27 Merz 1801 vor.

* * *

An dieſe Eröffnungsvorleſung ſchließt ſich mit dem Datum „13 Mai 30" folgendes an:

„Meiner Einladung in der vorigen Stunde iſt eine ſehr erfreuliche Theilnahme entgegengekommen, ſo daß bereits über die heutige und ſelbſt die nächſte Stunde hinaus Vorrath vorhanden iſt und es alſo über die Fortſetzung dieſer Übungen vorderhand keiner beſondern Anzeige mehr bedarf.

1. Erwähnung des Aufſatzes über Schillers Brief [von ph. ſt. Mögling].
2. Gedicht an die Nacht [von th. ſt. Wagner von Lauffenburg].
3. Über thieriſchen Magnetismus [von med. ſtud. Duttenhofer].
4. Gedicht: die Schwalbe [von Wagner von Lauffenburg].
5. Über die chriſtliche Sittenlehre, aus: Bautain, La Morale de l'Évangile comparée à la Morale des Philosophes. Straßburg 1827. [von th. ſt. Werner].
6. Gedicht: der deutſche Sänger [von Wagner von Lauffenburg].

„Die ſchöne Einfachheit dieſer tiefempfundenen Gedichte ſpricht für ſich. Die Altarglocke hat drei reine Klänge angeſchlagen."

Diß bildet den Inhalt der 2 Stunde. Die 3 Stunde vom 27 Mai 1830 fängt mit der Beſprechung des Aufſatzes über Schillers Brief an.

„Die ſtyliſtiſchen Übungen im Winterhalbjahr 1830/31" beginnen „4 Nov. 30":

„Die Übungen, zu welchen ich am Anfang des vorigen Semeſters eingeladen hatte, fanden ſo erfreuliche Theilnahme, daß ich mich dadurch aufgefordert finden muſte, ſie auch im Laufe des Winterhalbjahrs fortzuſetzen.

Für diejenigen Herren, denen die Einrichtung nicht ſchon bekannt iſt, widerhole ich, was bei der erſten Eröffnung darüber vorangeſchickt wurde.

Dieſe Stunden ſollen den Anlaß geben, dasjenige ꝛc."

Das „Styliſticum“ des Sommerhalbjahres 1831 eröffnete Uhland 21 April 1831 mit folgendem Vortrage:

„1. Zur Einleitung.

Die Einrichtung der Übungen, deren drittes Semeſter wir heute antreten, iſt Ihnen bekannt. Statt nach ſeinem ganzen Umfange zu widerholen, was ich ſonſt zur Einleitung vorangeſchickt, halte ich für zweckmäßig, einige Erfahrungen zur Sprache zu bringen, die wir im bisherigen Verlaufe gemacht haben und deren Beachtung uns für die Fortſetzung dieſer Übungen nützlich ſein kann.

Bei Eröffnung derſelben hatte ich u. A. bemerkt:

> was die Wahl der vorzutragenden Gegenſtände betreffe, ſo werden zwar die Fächer der Geſchichte, die Alterthumskunde, der Philoſophie und der ſchönen Künſte am meiſten für einen weitern Kreis Mittheilbares darbieten. Gleichwohl ſollen die eigentlichen Berufswiſſenſchaften ſo wenig ausgeſchloſſen ſein, daß ich darauf einen beſondern Werth legen würde, wenn Gegenſtände aus dieſen auf eine allgemein verſtändliche und anſprechende Weiſe zum Vortrage kämen. Denn ſo wenig die Disciplin in ihrem Innern das Populariſieren dulden könne, ſo gewis ſie hier ihre ſtrengeren Formen, ihre abkürzende Terminologie einhalten müſſe, ſo habe doch wohl auch jede eine dem allgemein menſchlichen Verſtändnis und Intereſſe zugewandte Seite. Ja, es möchte manchem ſelbſt für den innern Betrieb ſeiner Wiſſenſchaft eine nicht unerſprießliche Controle ſein, wenn er zuweilen den Verſuch mache, wie dasjenige, was er ſonſt nur in beſtimmten Formen und Terminologieen, in welche der Geiſt nur allzu leicht ſich einfängt, zu denken und auszudrücken gewohnt iſt, nun auch in der gemeinfaßlichen Sprache des Lebens, des geiſtig geſelligen Verkehrs ſich ausnehme.

Es ſind nun auch wirklich in beiden Semeſtern nicht nur aus den namentlich bezeichneten Fächern, der Philoſophie, beſonders auch in Anwendung auf die Kunſt, und der Geſchichte, dieſer jedoch nur in Bezug auf die neueſten Zeitereigniſſe, Abhandlungen eingekommen, wogegen das Fach der Alterthumskunde, unter der ich, bei der wenig verbreiteten Bekanntſchaft mit den germaniſchen Alterthümern, hauptſächlich die griechiſchen und römiſchen, die altclaſſiſchen Dichterwerke, die in neuerer Zeit mit beſondrem Eifer bearbeitete Mythologie u. ſ. w. verſtand, keinen Beitrag aufzuweiſen hat.

Aber auch aus dem Kreiſe der Berufswiſſenſchaften iſt Mehreres zum Vortrage gebracht worden und zwar großentheils auf eine Weiſe, die es auch den Nichteingeweihten wohl möglich machte, dem Gange der Erörterung zu folgen.

Hat ſich nun auch von Seiten der Verſtändlichkeit kein beſondrer Anſtand gezeigt, ſo ſchien dagegen eine andre Rückſicht, die der Wiſſenſchaftlichkeit, des ſtrengern wiſſenſchaftlichen Ernſtes, in Folge eigener und fremder Beobachtungen, zu nochmaliger Überlegung aufzufordern.

Vorerſt warf ich mir ſelbſt noch beſtimmter die Frage auf: Führt es doch nicht zu oberflächlichem und fruchtloſem Treiben, wenn einzelne Materien aus dem Zuſammenhange der Wiſſenſchaft vor einer gemiſchten Hörerſchaft und an einem Orte verhandelt werden, wo am Ende kein ſachkundiger Richter vorhanden iſt, um das Ergebnis zu ziehen und über deſſen Werth zu entſcheiden?

Dieſe Frage muſte mir um ſo erheblicher erſcheinen, als von ihrer Beantwortung die Möglichkeit der Fortführung des Unternehmens überhaupt abhieng.

Denn betrachten wir dieſe Übungen auch lediglich als ſtyliſtiſche, ſo können doch die Aufſätze, deren Styl geprüft werden ſoll, nicht inhaltlos ſein. Bloße Formulare zu geben, wie im allzeit fertigen Briefſteller, wäre recht eigentlich leeres Stroh gedroſchen. Kleinere Verſehen und Gebrechen des Ausdrucks habe ich, wo etwa ſolche vorkamen, lieber vor dem öffentlichen Vortrage den Verfaſſern bemerklich gemacht. Überhaupt aber iſt mir der gute Styl nichts an ſich, ſondern der beſte Styl iſt mir die ihrem Gegenſtand angemeſſenſte Darſtellung. Ich vermag alſo auch über den Styl nur im Verhältnis zum Inhalt und zum Zwecke des Vortrags zu urtheilen. Je größer daher die Mannigfaltigkeit der zur Verhandlung kommenden Gegenſtände, je vielſeitiger die Theilnahme aus verſchiedenen Gebieten des Wiſſens, um ſo mehr wird auch das Styliſticum ſchon als ſolches an Reichhaltigkeit gewinnen. Selbſt numerär betrachtet, würde durch Beſchränkung auf wenige, einzelne Fächer ſehr bald Mangel und Stillſtand eintreten. Ich hatte aber auch bei der Eröffnung noch ferner erklärt, daß uns Alles erwünſcht ſein werde, was dazu wirken könne, das Styliſticum über ſeine Grenzen hinaus zu einem vielſeitigern Geiſtesverkehr zu erweitern und zu erheben. Müſte auf die Verfolgung dieſes Zweckes verzichtet werden, ſo würde mir, wie ich nicht verhehle, für das Styliſticum ſelbſt wenig Intereſſe mehr übrig bleiben. Als ein Verzicht aber wär' es anzuſehen, wenn Wiſſenſchaften, welche das ernſteſte Beſtreben in Anſpruch nehmen, von dieſem Gedankenaustauſch ausgenommen, wenn diejenigen, welche ſich eben von einem Gegenſtande ihres Hauptſtudiums auf das lebhafteſte ergriffen und zur Mittheilung und Verhandlung ihrer Anſichten in einem größeren Kreiſe Mitſtudierender gedrungen fühlen, von ſolchem Verkehr ausgeſchloſſen wären.

Alle dieſe Rückſichten müſten gleichwohl verſtummen, wenn wirklich ein Nachtheil für die Gründlichkeit und Würde des wiſſenſchaftlichen Betriebes zu befürchten wäre.

Allein in dieſer Beziehung mag es doch der Oberflächlichkeit der Ausarbeitungen nicht eben förderlich ſein, wenn ſie einem größern Kreiſe vorgelegt werden, in dem ſie nicht bloß dem ſtillen Urtheil aller Anweſenden, welche ſämmtlich ſich den Wiſſenſchaften widmen, und darunter auch derjenigen desſelben Faches ausgeſetzt ſind, ſondern in welchem auch noch jede Behauptung, die zu gewagt oder zu unreif ſchien, ſogleich ihren erklärten Gegner gefunden hat. Ein Richter über die verſchiedenen Meinungen iſt allerdings nicht vorhanden, allein, wenn es auch unbeſtreitbar iſt, daß ein Lehrer des Faches ſelbſt, dem der Gegenſtand der Verhandlung angehört, dieſe am zweckmäßigſten leiten und am eheſten eine alle Theile überzeugende Entſcheidung ausſprechen würde, ſo kommt doch auch wider in Betracht, daß in allem Wiſſenſchaftlichen die letzte Berufung nicht an den Meiſter, ſondern an die Wiſſenſchaft ſelbſt geht; und auf dieſe oberſte Inſtanz hinzuweiſen, iſt ja eine vorzügliche Obliegenheit des akademiſchen Unterrichts überhaupt. Dieſe Berufung an die Wiſſenſchaft iſt aber auch hier nicht ausgeſchloſſen, denn wenn die Vorträge, welche hier gehalten werden, ihren Gegenſtand auch nicht erledigen, ſo können ſie doch zum weitern ſelbſtändigen Nachdenken über denſelben anregen und jeden Prüfenden zum eigenen Urtheil auffordern.

Bei dieſen Erwägungen war es mir erwünſcht, auch von andrer Seite die vorliegende Frage, wenn auch zunächſt in Beziehung auf eine einzelne Wiſſenſchaft, erörtert zu finden.

Es iſt mir am Schluſſe des vorigen Semeſters eine kurze Erörterung zugekommen:

> wiefern theologiſche Gegenſtände überhaupt hieher gehören und wie ſie als Gemeingut zu behandeln ſeien.

Dieſer Aufſatz war durch den damals verhandelten Streit über die Trinitätslehre veranlaßt. Der Verfaſſer wollte denſelben nicht mehr in dieſer ſpeciellen Beziehung zum Vortrag bringen, überließ mir aber, davon für die allgemeinere Frage Gebrauch zu machen. Seine Bemerkungen hierüber ſind folgende:

> „Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier nur von der Religion als Wiſſenſchaft die Rede iſt, denn ſofern die Religion als Fer-

ment aller Geſittung in Politik, Kunſt und Litteratur erſcheint, bietet ſie ja ohnehin des fruchtbarſten und gerade bei den unſere Zeit bewegenden Intereſſen lehrreichſten Stoffes zu allgemeineren Mittheilungen genug dar. Aber auch die Religion als Wiſſenſchaft hat die Beſtimmung, ſoweit es ſein kann, ohne ihren wiſſenſchaftlichen Charakter zu verlieren, immer mehr Gemeingut zu werden, denn es hat ja jeder nicht nur das Recht, ſondern die Pflicht, dasjenige, was ihm die Kirche als Gegenſtand ſeines Glaubens darſtellt, ſelbſtſtändig zu prüfen und ſich ſo anzueignen, und es greift ja die Erfüllung dieſer Pflicht in alle Gebiete des Lebens auf die wirkſamſte Weiſe ein. Nachgerade haben aber dann die, welche ihr Beruf zur Pflege und Förderung der Wiſſenſchaft verbindet, die Verpflichtung, ihre wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe zum Gemeingut und auch denen zugänglich zu machen, welche den Gängen des im Begriff arbeitenden Geiſtes zu folgen nicht gerüſtet ſind. Auch ſind die Verdienſte berühmter Theologen in dieſer Hinſicht nicht ohne Anerkennung und ohne Wirkung geblieben. Iſt es aber ſo in allwege zuläſſig und ſogar nothwendig, theologiſche Gegenſtände auch außerhalb der theologiſchen Republik zur Sprache zu bringen, ſo wird es nicht nöthig ſein, noch im beſondern zu zeigen, wie auch von dem Felde, auf dem wir hier ſtehen, theologiſche Gegenſtände durchaus nicht auszuſchließen ſeien, beſonders wenn man ſich den Zweck dieſer Verſammlungen vergegenwärtigt, der, wenn wir anders nicht irren, dahin hauptſächlich geht, das wiſſenſchaftliche und geiſtige Leben der akademiſchen Jugend durch Zeugnis und Urtheil auch in eigenen Productionen zu fördern und zu mehren. Allein die Behandlung theologiſcher Gegenſtände für ſolche Kreiſe und die Geſtaltung derſelben zum Gemeingut für alle auf einer gewiſſen Bildungsſtufe Stehenden erfordert wie eine gründliche und freie wiſſenſchaftliche Erkenntnis, ſo eine vielſeitige und lebensreiche Cultur überhaupt. Die Thätigkeit des Verſtandes und Gemüths muß die Vernunft, den Ernſt der Wiſſenſchaft muß die Fülle des Lebens begleiten. Nur unter dieſer Bedingung können ſolche Diſcuſſionen erſprießlich ſein. Ohne ſie werden ſie zum Ärgerniſſe ꝛc. Unterſuchungen über Glaubenslehren erhalten nur dann eine allgemeine Bedeutung in ihrer wiſſenſchaftlichen Darſtellung, wenn der Gang und die Bedürfniſſe des menſchlichen Geiſtes in deren Entwicklung nachgewieſen und man durch Zurückführung auf das philoſophiſche Princip oder durch Übertragung in den Inhalt auf klarer Einſicht beruhender frommer Überzeugung in der Erkenntnis gefördert und zu eigenem Weiterſchreiten in der Prüfung an der Hand ſolcher wiſſenſchaftlichen Deutungen geführt wird. Solcherlei Vorträge werden aber immer in dem Geiſte gehalten werden, der, gegeben durch chriſtliches Leben und chriſtliche Speculation, ſich als die durch beides erleuchtete Vernunft erweiſt, welches die älteren Dogmatiker unter dem testimonium spiritus sancti verſtanden. Praktiſch im beſten und vollſtändigſten Sinne des Worts werden ſie ſein, da in ihnen immer das Wort des Herrn wirkſam ſich erweiſen wird: *Ἐάν τις θέλῃ τὸ θέλημα αὐτοῦ ποιεῖν, γνώσεται περὶ τῆς διδαχῆς* u. ſ. w. (Joh. 7, 17.) Stets aber werden auch in ſolchem Geiſte gehaltene Vorträge dieſen Verſammlungen zur Zierde und zum Gedeihen gereichen, wenn ſie, was wohl nicht anders ſein kann, auch noch ſo ſelten gehört werden mögen."

Dieſe inhaltreiche Erörterung ſtimmt zwar inſoferne mit meiner oben ausgeführten Anſicht und mit unſrem bisherigen Gebrauche überein, als ſie auch aus dem Gebiete der Theologie wiſſenſchaftliche Vorträge von allgemeinerem Intereſſe in unſrem Kreiſe zuläßt, aber ſie knüpft dieſe Zulaſſung an Bedingungen, welche nahezu dem Ausſchluſſe gleich kommen. Daß das Ideal eines vollkommenen Vortrags über ſolche Gegenſtände in dieſer Höhe aufgefaßt werde, darin trete ich mit Freuden bei; darum kann ich aber noch keineswegs jeden Vortrag für einen ungeeigneten anſehen, der ſich dieſem hohen Ziele etwa nur annäherte. Denn ſchon die ſubjective Anforderung, welche an den Verfaſſer einer ſolchen Arbeit geſtellt wird, daß derſelbe mit einer gründlichen und freien wiſſenſchaftlichen Erkenntnis eine vielſeitige und lebensreiche Cultur verbinde, oder, wie es an einer andern Stelle ausgedrückt wird, daß den Ernſt der Wiſſenſchaft die Fülle des Lebens begleite, ſchon dieſe Anforderung ſcheint mir auf die Jahre des akademiſchen Studiums kaum anwendbar zu ſein. Ich betrachte die Vorträge, welche an dieſer Stelle gehalten werden, als Mittheilungen von Strebenden an Strebende. Iſt nur das Streben ſelbſt, das ſich in einem Vortrage darlegt, kein unedles und die Form der Mittheilung keine an ſich unſtatthafte, ſo finde ich keinen Grund der Nichtaufnahme; davon aber iſt das Urtheil unabhängig, wieviel mit dem Streben auch wirklich geleiſtet ſei. Würden wir den Maßſtab anlegen, der in obigem Aufſatze als Bedingung der Mittheilung ſelbſt an die Hand gegeben iſt, ſo würden, was der Verfaſſer nicht unbemerkt läßt, theologiſche Vorträge, wie er ſie verlangt, allerdings ziemlich ſelten gehört werden; folgerichtig müſte aber auch in den andern Fächern jeder Verſuch, jede Übung zurückgedrängt und nur vollendeten Ausarbeitungen die Bahn eröffnet werden. Denn wenn ich gerne zugebe, daß religiöſe Gegenſtände beſondere Rückſicht verlangen, ſo bin ich doch mit dem Verfaſſer auch darin einverſtanden, daß, wie er ſich ausſpricht, die Religion als Ferment aller Geſittung in Politik, Kunſt und Litteratur erſcheine. Damit erhält jede Wiſſenſchaft und jede Kunſt ihre Weihe; und wenn man uns auch als allein zweckmäßigen Gegenſtand unſrer Übungen lediglich die ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften einräumen könnte, ſo müſten wir doch auch für die Poeſie die Verbindung des Ernſtes mit der

Fülle des Lebens und für das Schöne ſeinen Antheil am Göttlichen anſprechen.

Der Verfaſſer des angeführten Aufſatzes äußert ſonſt noch den Zweifel, ob es überhaupt auf polemiſchem Standpunct möglich ſei, den von ihm geſtellten Forderungen zu entſprechen. Auch über dieſen Punct, die Polemik in unſern Übungen, habe ich Einiges aus unſrer Erfahrung anzufügen.

Bei der Eröffnung hatte ich bemerkt, daß wohl auch zuweilen die Ausarbeitung des Einen Andre veranlaſſen könnte, denſelben Gegenſtand in entgegengeſetzter oder doch verſchiedener Anſicht zu behandeln. Auch hieran hat es nicht gefehlt. Es iſt nun allerdings zweierlei, die Tendenz eines frühern Vortrags bekämpfen oder den Gegenſtand desſelben in entgegengeſetzter Anſicht bearbeiten. Gegen das Erſtere iſt wohl der erwähnte Zweifel über die Zweckmäßigkeit des polemiſchen Standpuncts zunächſt gerichtet, wenn er ſich nicht überhaupt auf die Polemik gegen bisher angenommene Meinungen bezieht. Aber auch die Verſuche der Widerlegung eines früheren Sprechers kann ich an ſich nicht für unzweckmäßig erachten, indem eben darin, wie ich ſchon berührt, ein Gegengewicht gegen zu raſche oder zu kecke Aufſtellungen liegt. Denn ſetzen wir gerade die verkehrteſte Meinung, ſo wird es dieſer am geſundeſten ſein, wenn ſie, ſtatt einſam über ſich zu brüten, beizeiten zu Tage tritt und in ihrer Verkehrtheit beleuchtet wird. Davon jedoch bin ich vollkommen überzeugt, daß, je mehr ſich die Erörterung in die Replik und Duplik zieht, ſie um ſo mehr ſich zu verflüchtigen und den rechten Eindruck zu verfehlen pflege. Die erſprießlichſte Polemik, wie die fruchtbarſte Kritik, iſt mir die poſitive, eben jene, welche den Gegenſtand in entgegengeſetzter Anſicht behandelt, d. h. ihn von vornherein neu auffaßt und auf eigenem Wege ausführt. So iſt es auch in unſrem Kreiſe wirklich ſchon geſchehen, daß weniger befriedigende Arbeiten andre veranlaßt haben, die wir uns zum Gewinne rechnen durften. Was ich über die rathſame Mäßigung des Tones in polemiſchen Aufſätzen oder ſolchen, welche vorausſichtlich die Polemik hervorrufen, in einer der letzten Stunden bemerkt habe, bedarf keiner Widerholung.

Im Allgemeinen haben mich die angeführten Gründe beſtimmt, dem bisher befolgten Plane auch in Beziehung auf die hier ausgehobenen Puncte im neuen Semeſter getreu zu bleiben, dabei aber die gemachten Erfahrungen nicht ungenützt zu laſſen. Bemerkungen, wie die des angeführten Aufſatzes, welche darauf abzwecken, ins Klare zu ſetzen, was unſrem Unternehmen anſteht oder nicht anſteht, werden mir ſtets erfreulich ſein.

Es war beim Beginn deſſelben meine Abſicht, damit je über ein Semeſter auszuſetzen, damit ſich während der Pauſe um ſo eher neuer Vorrath anſammeln könnte. Da ſich jedoch beidemal auch gegen das Ende des Curſes thätige Theilnahme zeigte, ſo habe ich abermals zur Fortſetzung eingeladen. Von dem Maße dieſer thätigen Theilnahme von Ihrer Seite wird nun auch im Laufe dieſes Sommers Fortgang oder Stillſtand des Unternehmens abhängen.

Für heute ſind noch einige Lieder vorhanden, die ein kürzlich von hier abgegangener Theilnehmer an dieſen Übungen, dem dieſelben während beider Semeſter erfreuliche poetiſche Beiträge verdanken, zum Abſchiede zurückgelaſſen hat:

2. Stille.
3. Herbſtzeit.
4. Kloſterbau.
5. Das Todtenamt in St Juſte.
6. Zum Abſchied.

* * *

An dieſe Eröffnungsreden reihe ich nun dasjenige an, was ich aus den vier Semeſtern, in welchen Uhland die ſtyliſtiſchen Übungen gehalten, vorzulegen habe.

Aus dem Sommerhalbjahr 1830.

Med. ſtud. Duttenhofer hatte einen Aufſatz „Über thieriſchen Magnetismus“ eingereicht.

Uhland bemerkte darüber unter anderem 13 Mai 1830:

„Der Styl des vorgetragenen Aufſatzes iſt bilderreich. Dieſes veranlaßt mich, über die Zuläſſigkeit des bildlichen Ausdrucks in wiſſenſchaftlichen Vorträgen mich kürzlich zu äußern. Ich halte denſelben, eine treffende Wahl der Bilder vorausgeſetzt, nicht bloß für zuläſſig, ſondern für erklärend, veranſchaulichend und belebend, da, wo es ſich mehr von Darſtellung, als von Unterſuchung, mehr von Ergebniſſen, als von Forſchung, handelt. Schädlich iſt er, wenn das Gleichnis für Beweis gelten ſoll, wenn die Grenzlinie zwiſchen beiden verwiſcht wird. Man hat auf dieſe Art in den Wiſſenſchaften und ſelbſt in der Politik die willkürlichſten Argumentationen führen geſehn. Allerdings beſteht zwiſchen der Sache und dem Bilde irgend eine Verwandtſchaft, ſonſt wäre die Vergleichung ſelbſt gar nicht möglich; die verglichenen Gegenſtände, z. B. eine geiſtige Thätigkeit und eine phyſiſche, können einem gemeinſchaftlichen Geſetze unterliegen und ſich gegenſeitig zur Beſtätigung dienen. Aber dieſes gemeinſame Geſetz muß nachgewieſen, es muß klar ſein, daß es auf beide in gleichem Maß anwendbar ſei, daß nicht neben der Ähnlichkeit zugleich Verſchiedenheiten obwalten, welche eine analogiſche Beweisführung aufheben. Der Herr Verfaſſer hat dieſe Klippe vermieden, höchſtens einmal daran geſtreift.“

Aus Anlaß eben dieſes Aufſatzes von Duttenhofer ſagte Uhland vorher:

„Dieſer Aufſatz gibt mir zu folgenden Bemerkungen Anlaß:

1. Es iſt für jeden, der einigermaßen auf der Bahn ſeiner Studien vorgeſchritten iſt, gewis von großer Wichtigkeit, ſich ſeine Wiſſenſchaft und jeden bedeutendern Zweig derſelben als ein Gan-

zes klar zu machen. Der Verfaſſer hat es im heutigen Vortrag unternommen, das Leben der phyſiſchen und pſychiſchen Welt auf ein Grundgeſetz, das Geſetz der Polarität, zurückzuführen und aus dieſem in markierten Grundzügen die verſchiedenen Entwicklungsſtufen des unorganiſchen und organiſchen Naturlebens darzuſtellen. Über den Grundſatz ſelbſt und deſſen Anwendung kommt mir kein Urtheil zu, aber das Verfahren im Allgemeinen, die concentrierende Rechenſchaft über ein größeres Studium, finde ich empfehlungswerth und dem Zweck unſrer Übungen entſprechend.

2. Mittheilungen aus dem Innern einer beſondern Scienz für einen weitern Kreis haben allerdings nicht unbedeutende Schwierigkeiten; aber eben die Bekämpfung dieſer Schwierigkeiten ſcheint mir, wie ich ſchon früher angedeutet, auch für die eigene Verſtändigung des Mittheilenden nützlich zu ſein. Andern klar zu werden, welche in dieſe beſondern Studien nicht eingeweiht ſind, dazu ſcheint mir hauptſächlich das erforderlich, daß die erſten und durchgreifendſten Begriffe und Eintheilungen möglichſt deutlich dargelegt werden. Iſt hier, in der Grundlage, die Verſtändigung gewonnen, ſo wird man ſchon kühner fortbauen dürfen.

Dieſes angewandt auf die vorliegende Abhandlung, hätte vielleicht der Begriff der Polarität und ihrer Indifferenz, der mehr nur vorausgeſetzt iſt, etwas breiter aufgeſtellt, das Weſen der Hauptſyſteme des thieriſchen Organismus (Ganglien-, Gefäßſyſtem u. ſ. w.) etwas belehrender für diejenigen, welche nicht vom Fache ſind, bezeichnet werden ſollen.“

Th. ſt. Werner ſprach „Über die chriſtliche Sittenlehre, aus: Bautain, La Morale de l'Évangile comparée à la Morale des Philosophes, Straßburg 1827.“

Uhland wurde 13 Mai 1830 durch dieſen Vortrag zu folgender Bemerkung veranlaßt:

„Die Beſchäftigung mit wiſſenſchaftlichen Werken der franzöſiſchen Litteratur kann, abgeſehen vom Inhalt, für uns Deutſche von einem nicht unerheblichen, formellen Nutzen ſein. Die Franzoſen geben in der Regel, was ſie geben, vollſtändig und klar, in ſeiner natürlichen Beſchränkung. Wir Deutſche wollen oft zu viel geben und geben eben darum das, was gegeben werden ſollte, unklar und ungenügend. Jeder einzelne Gegenſtand hat allerdings einen Zuſammenhang mit dem Ganzen des Natur- oder Geiſterreichs, aber er hat auch ſeine Begrenzung in ſich und dieſe darf nicht aus den Augen geſetzt werden, wenn er uns deutlich in ſeiner Eigenthümlichkeit dargelegt werden ſoll.“

Th. ſt. Wagner von Lauffenburg hatte ein Sonett übergeben, worin er die Freiheit mit einer Alpenroſe vergleicht.

Uhland bemerkte darüber in einer Ausarbeitung vom 3 Juni 1830:

„Iſt die Freiheit eine Alpenroſe? iſt ſie ſo wehrlos und dornenlos, ſo leicht verwelkend, ſie, die man wohl gar, wie jene rothe und weiße Roſe, als das Zeichen jedes zerſtörenden Kampfes betrachtet hat? lebt ſie wirklich nur und kann ſie nur im wilden Gebirge leben?

Ich verfolge dieſe Fragen nicht, ſofern ſie uns auf Erörterungen über die beſte Staatsform führen könnten. Aber es gibt eine innere Freiheit, eine Selbſtändigkeit der Geſinnung, welche Grund und Bedingung jeder äußern Freiheit iſt, ohne welche man in der freieſten Verfaſſung ein Knecht ſein und unter dem härteſten äußern Drucke ſich die Menſchenwürde rein bewahren kann. Man kann viel von Recht, Freiheit, Vaterland ſingen und ſagen und doch in die gedankenloſeſten Formeln gebunden ſein. Jene innere Freiheit des Denkens und Wollens, des Geiſtes und der Liebe nun iſt allerdings empfindlich, wie ein Gewiſſen, verletzlich, wie eine Alpenroſe: ſie blüht nur auf den Höhen der Menſchheit, dort, im reinen Elemente, gedeiht ihr jugendliches Wachsthum, nicht die Stürme des Gebirges entblättern ſie, aber ſie welkt dahin, wenn die Hand eines Kunſtgärtners ſie in abgezirkelte, dumpfe Beete verſetzen will.“

Bei Beſprechung eines Gedichtes von Köſtlin „Dichters Erkennung“ ſagte Uhland 1 Juli 1830 unter anderem:

„So viele Abſtracta, Demuth, Liebe, Glauben, Hochmuth, Neid, ſollte der Dichter nicht in zwei Zeilen zuſammendrängen. Sie machen ihn viel zu rückſichtlich, geniert.

Ein Dichter, wie er hier gedacht wird, iſt um ſeine Haltung zwiſchen Demuth und Hochmuth gar nicht verlegen, er geht in Gottes Namen ſeinen Weg. Wenn er aber auch gedrungen iſt, ſich über ſein Weſen auszuſprechen, ſo ſpricht er ſich eben nicht ſo abſtract aus. Das Bewußtſein des Dichters beruht in der Totalität ſeiner Auffaſſungen, in der Gedanke, Bild, Empfindung zuſammenfallen, und ſo gleicht auch ſein Ausdruck jenen Gewitterſchlägen, in denen der Blitz leuchtet, der Donner hallt und die Wolke ſtrömt.

Was ich an dem Gedichte zu rühmen habe, das iſt die unverkennbare Liebe zu ſeinem Gegenſtande, die es erwärmt, und unter den Anforderungen, die an den Dichter gemacht werden, der Ernſt des Strebens und die Wahrheit der Empfindung:

> Ernſt iſt und ſchwer des Sängers Leben
> Und Opfer fordert der Geſang.

und wider:

> Was du nicht ſelbſt erfuhrſt im Herzen,
> Das glaubt ein andres Herz dir nicht.

Vom 22 Juli 1830.

„Ich habe mich ſonſt ſchon gegen die Abſtracta in der Poeſie erklärt, ſofern ſie nemlich einer tiefergehenden und poetiſchlebendigen Auffaſſung des Gegenſtandes hinderlich ſind. Worte, welche die allgemeinſten und höchſten Begriffe bezeichnen, welche vorzugsweiſe dem Reiche des Gedankens angehören, können gerade am bequemſten gebraucht werden, um ſich des Denkens zu überheben, um ſie ſtatt der Gedanken figurieren zu laſſen. Begibt ſich die Poeſie der Darſtellung im Naturbilde, im Lebendigen, in Geſtalt, Charakter, Handlung, dann bleibt nichts übrig, als entweder der hohle Wortlaut, oder die Fülle und Klarheit der Idee. Bedient ſich auch die Idee für ihren Ausdruck jener abſtracten Worte, ſo werden uns doch dieſe über dem Inhalt verſchwinden; wollen ſie aber für ſich gelten, ſo nehmen wir ihnen mit Recht die Prieſterbinde vom Haupt."

Bei Beurtheilung eines eingeſandten Gedichtes „Das Ideal" führte Uhland 22 Juli 1830 folgendes aus:

„Schiller[1] fand den Inhalt der Knoſpe klein und karg, wer ihn groß und reich findet, wer uns diß im Gedichte ſagen will, zeig' uns die volle entfaltete Blume!

Im Übrigen ſcheint mir, daß das Gedicht dem lockenden Laut Ideal nur zu raſch ins Allgemeine gefolgt ſei. Eine Wahrheit, welche in demſelben angedeutet iſt und wohl eine weitere Ausführung verdient hätte, iſt dieſe: daß die Jugendträume, auf die man oft zu altklug herabblickt, nicht ſo gehaltlos weder in ſich, noch fürs künftige Leben ſind; daß ſie der Blüthe gleichen, ohne

*

---

[1] (in ſeinem Gedichte.)

welche niemals eine Frucht reiſen wird; daß die rege Empfänglichkeit für alles Edle und Schöne, das Feuer des Strebens, wenn auch nach unbeſtimmbarem Ziele, doch für ſich ſchon ein Poſitives iſt; und daß der Menſch glücklich zu ſchätzen, der auch für ſpätere Jahre ſich eine Jugend des Geiſtes und Herzens ſich zu bewahren weiß."

Zu einem dem Preis des Geſanges gewidmeten Gedichte „Der Strom" verwies Uhland 29 Juli 1830 zur Vergleichung auf Horaz, Carm. IV, 2: Monte decurrens u. ſ. w., auf Schiller in den „Idealen" nach der älteren Faſſung, auf ſeine „Macht des Geſanges", auf Hölderlins „Rhein" und knüpfte hieran folgendes:

„Die großen Naturbilder, als Ausdruck geiſtiger Beziehungen, ſind ein gemeinſames Eigenthum der Dichter aller Zeiten. Auch den brauſenden Fall des Stromes wird nicht ein einzelner in Beſchlag nehmen, wie man ein Fiſchwaſſer pachtet, wenn auch gleich derjenige zunächſt der Herr desſelben heißen mag, der zuletzt und noch unübertroffen dieſe Naturerſcheinung ergriffen hat. Wir ſahen dieſelbe von verſchiedenen Dichtern und zum Theil von demſelben auf verſchiedene Weiſe angewendet. Als Bild des dithyrambiſchen Liederſchwunges, als das des ungeſtümen Jugendmuthes, als das der unerklärbaren und doch unwiderſtehlichen Macht des Geſanges (das was wir im Briefe Schillers an Göthe, Jena, 27 Merz 1801, die dunkle, aber mächtige Totalidee nennen hörten), endlich in voller Perſonification des ringenden Götterſohns.

Es gereicht dem Gedichte, von dem wir ausgegangen ſind und das in edlem Style durchgeführt iſt, zum Nachtheil, daß es zu viele Beziehungen in ſein Bild zu legen ſtrebt, während die andern Dichter ſich bei einer begnügt haben; und darum iſt auch ſein Eindruck kein ſo ſchlagender. Beſonders ſcheint mir die Idee der letzten Strophe[1] nicht recht klar hervorzutreten. Denn wenn der Strom des Geſanges ewig rauſcht, ſo blühen ja die Geſchlechter auch ewig fort, ſofern wir auf beiden Seiten das Genus nehmen; nehmen wir aber die Species, das Individuelle, ſo können Lieder untergehen, wie Menſchen ins Grab ſinken."

Ein Aufſatz „Über Oſſians Werke. Bemerkungen von Cullen", aus dem Engliſchen von j. ſt. Fallati, gab Uhland Gelegenheit, 5 Auguſt 1830 ſich folgendermaßen auszuſprechen:

„Dieſe Überſetzung iſt mir aus Anlaß einer Äußerung in meinen hiſtoriſchen Vorleſungen zugeſtellt worden. Ich hatte dort bemerkt, daß ich die oſſianiſchen Gedichte, in der Geſtalt, wie wir ſie haben, nicht für echt, d. h. nicht für das Werk eines alten Barden oder vielmehr, was nach meinen Anſichten der Fall ſein müſte, für ein Erzeugnis alter Volkspoeſie halten könne. Daß ich ihnen aber damit eine echte Grundlage nicht abſtreite, habe ich gezeigt, indem ich ein Beiſpiel aus ihnen, den Kampf des Vaters mit dem Sohne, der uns in den Sagen ſo vieler Volksſtämme begegnet, zur Erklärung des Weſens der allgemeinen Sagenpoeſie benützte.

Es ſind über dieſe oſſianiſchen Gedichte von jeher ſehr verſchiedenartige Urtheile ergangen. Ich führe nur zwei Stimmen an. Göthe, der im Werther eine der ſchönſten Scenen eingerückt hat, läßt Werthern einmal ſagen:

---

[1] Die letzte Strophe lautet:

Geſchlechter blühen auf und ab,
Jahrtauſende vorüber wallen,
Die Welt ein gähnend weites Grab,
Paläſte ſtürzen, Reiche fallen;
So altern ſtets und wechſeln ſie,
Doch ewig friſchen vollen Klanges
Rauſcht in das Meer der Harmonie
Der Strom des heiligen Geſanges.

„Neulich fragte mich einer, wie mir Oſſian gefiele.“

Alſo man darf nicht einmal fragen, wenn anders hier nicht eben bloß Werthers Stimmung bezeichnet ſein ſoll.[1]

Ich laſſe die Frage über den poetiſchen Werth des Oſſian auf ſich beruhen. Hier berührt uns bloß die Echtheit oder Unechtheit desſelben. Aber keineswegs, als wollte ich die Streitfrage an ſich erörtern, oder gar zur Entſcheidung bringen. Letzteres können wir nur von denen erwarten, die der Nationalſprache und des Volksgeſangs in Irland und dem ſchottiſchen Hochland kundig, uns belehren werden, wie denn die wirklich noch gangbaren Lieder von Fingal ꝛc. beſchaffen ſeien. Neuere engliſche Gelehrte, z. B. Conybeare, über die angelſächſiſche Poeſie, verwerfen geradezu die Echtheit der oſſianiſchen Lieder, aber ſie geben uns keinen Begriff vom echten Volksgeſange, ſie ſagen uns nicht beſtimmt, ob ſie denn auch allen Sageninhalt abläugnen.

Ich bleibe gänzlich bei dem vorliegenden Aufſatze ſtehen und behaupte, daß dieſer nicht beweiſe, was er beweiſen ſoll, eher das Gegentheil.

Gerade jene feinen Nüancen der Naturmalerei, welche hier [als] Folgen einer Beobachtung, die nur dem Naturſohne möglich ſei, hervorgehoben werden, ſind nicht die Sache der älteſten Poeſie. Dieſe faßt die Natur, nach den Erfahrungen bei allen Völkern, nicht landſchafteriſch, ſondern mythiſch, ſymboliſch belebend und geſtaltend. Die Landſchaftmalerei, in bildender Kunſt und in der Poeſie, iſt erſt ein Bedürfnis der weit vorgerückten Cultur. Sie iſt, wie die Idylle, ein Erſatz für die verlorene Naturanſchauung.

---

[1] Hieran reihen ſich die Worte: „Dagegen äußert ſich A. W. Schlegel in den Charakteriſtiken und Kritiken folgendermaßen“ u. ſ. w.

Sie trägt die Natur in die Mauern herein, welche ſie ausgeſchloſſen haben. Am wenigſten wird aber jemals ein alter Barde ein Lied geſungen, ein Volk in ſeiner epiſchen Zeit ein Lied gedichtet haben, wie das an die Sonne, welches, gleichſam um allen Beweis umzuwerfen, an den Schluß geſtellt iſt.

Über die Versart, in welcher die beſondre Überſetzung dieſes Liedes abgefaßt iſt, habe ich mich ſonſt ſchon erklärt. Wirklich ſcheint ſie mir vor der poetiſchen Proſa, die man ſonſt, wie Göthe im Werther, für die Überſetzungen des macpherſoniſchen Oſſians zu gebrauchen pflegt, keinen Vorzug zu verdienen. Die Stelle z. B die Eichen ꝛc. iſt durch den freien Vers weder beſſer noch richtiger geworden, als in der Proſa."

Vom 26 Auguſt 1830.

„Je mehr in unſrer Zeit eine poetiſche Sprache ſich faſt ſelbſtändig ausgebildet hat, um ſo mehr iſt, wie ich glaube, darnach zu fragen, ob das einzelne Bild auch wirklich innerlich angeſchaut ſei, woraus allein dem Ausdruck das rechte Leben erwächſt."

Die ſtyliſtiſchen Übungen des Sommerhalbjahres 1830 ſchloſſen am 23 September 1830 mit dem Vortrage zweier Gedichte des übrigens nicht genannten th. ſt. Guſtav Pfizer „Die Bürger" und „Geſang der Mänaden". Die beiden Stücke erfuhren folgende Beurtheilung von Seiten Uhlands:

Die Bürger.

„In dieſem Liede ſpringt aus dem neueſten Kampfe, wie aus Schwertſchlägen der Funke, ſogleich die rechte Idee leuchtend hervor, daß die Zeit des Bürgerthums herangereift, d. h. die höchſte, jedem Würdigen, aber nur dieſem zugängliche Standes- und Rangſtufe der geiſtigen und ſittlichen Bildung."

Ein Gedicht in drei Abtheilungen: Geſang der Mänaden ꝛc.

„Ich bin erfreut, dieſe Stunden mit einem Gedichte ſchließen zu können, deſſen Anlage ſo großartig und deſſen Ausführung ſo glänzend iſt. Der ethiſche Zweck und der poetiſche ſind in demſelben Eins geworden. Wenn in den beiden erſten Geſängen die ungezügelte, ſinnlich, irdiſch austobende Kraft in glühenden Bildern vergöttert zu ſein ſcheint, die auch einer kühnen Phantaſie nichts zu wünſchen übrig laſſen (wie wenn das ſterbliche Weib zur Eos zu erglühen meint), wenn ſelbſt eine oder die andre Stelle die Grenze des Zuläſſigen überſchreiten möchte, ſo iſt doch der dritte Chor, welcher das Maß und die Sitte ſingt, nicht minder ſchwungvoll und farbenhell durchgeführt. Wenn wir den Wahn, daß eben jenes zügelloſe Toben die rechte Kraftprobe ſei, wenn wir die unerſättlichen Anſprüche an das Leben und die Begierde, die Schranken des Geſetzes und der Sitte zu durchbrechen, hauptſächlich bei ſolchen herrſchend finden, welche noch erſt den Beweis ſchuldig ſind, daß ſie auch nur den Kreis, in dem ſie ſich für beengt halten, auszufüllen wiſſen, daß ſie ſelbſt den mäßigſten und und gerechteſten Anſprüchen genügen und das beſcheidene Loos, das ihnen geworden iſt, verdienen; ſo muß uns ein Lied wohlthätig begegnen, das uns die geſundeſte, gediegenſte, wahrhaft göttliche Kraft, diejenige, welche nicht der Selbſtverweichlichung den Zügel ſchießen läßt, ſondern auch eine ſtarke Natur mächtig zu bändigen weiß, eben im gehaltenen Geſangesſchritte des Maßes und der heiligen Sitte zeigt.

Wenn Dichter der neueren Zeit ſich nicht ſelten darin gefallen haben, mit ihrer eigenen Zerriſſenheit, ja Verdorbenheit zu liebäugeln und den innern Moder mit der Gabe einer üppigen Darſtellung zu übertünchen, ſo muß uns wider ein Lied willkommen ſein, deſſen Dichter zuerſt beweiſt, daß ihm auch die brennenden Farben zu Gebot ſtehen, dann aber das, was man ſo gerne die

Proſa nennt, eben das Maß und die Sitte, mit dem ſchönſten Glanze der Poeſie zu durchdringen weiß. Er zeigt uns die heilige Wage, aber die Schaalen dieſer Wage ſind mit reiner Poeſie erfüllt.

Dieſes Gedicht kann uns zugleich ein Beitrag zur Löſung der früher aufgeworfenen Frage ſein, in wie fern Reflexionspoeſie wirklich als Poeſie gelten könne. Die Poeſie iſt ein Schaffen, im Gegenſatze des philoſophiſchen Erkennens. Soll dieſes Erkennen mit Erfolg in die Poeſie übergetragen werden, ſo handelt es ſich darum, ob die Idee, welche zur dichteriſchen Ausführung gelangen ſoll, ſelbſt eine poetiſche ſei, eine ſolche, welche den Keim des Schaffens in ſich trägt. Als eine ſolche hat ſich uns die des vorliegenden Gedichtes bewährt und es iſt aus ihr auf der einen Seite die flammende Nacht des Mänaden- und Korybantenfeſtes, auf der andern der goldene Morgen der Demetersfeier aufgegangen.“

Aus dem Winterhalbjahr 1830 bis 1831.

Bei Beſprechung einer Abhandlung von th. ſt. Waſſermann „Über das Schöne und deſſen Verhältnis zu dem Wahren“ bemerkte Uhland 25 November 1830:

„. . . das getreue Nachmachen läßt uns einzig die Geſchicklichkeit des Nachmachers bewundern. Auch die Kunſtwerke, welche der Verfaſſer hier im Auge hat, werden, ſofern ſie wirklich den Schönheitsſinn anſprechen, irgend etwas in ſich tragen, was ſie über die bloße Nachahmung erhebt oder in der Wirklichkeit ſelbſt ſchon irgend eine Seite des Schönen darbietet. Die potteriſche Kuh, die auf der Grenze des Wahren und Schönen ſteht, muß eben darum wenigſtens einen ihrer vier Füße auf das Gebiet des Schönen geſetzt haben.“

In der nemlichen Beſprechung findet ſich weiter folgende Äußerung Uhlands:

„Es iſt aber ſelbſt noch das die Frage, ob denn wirklich der Künſtler das Gute leichter zur Darſtellung bringe, als das Böſe: Dantes Hölle hat noch immer mehr Bewunderung gefunden, als ſein Paradies.“

Vom 25 November 1830.

„Die Geſtalt der höhern Berge ſelbſt legt oft die Perſonification nahe und die Phantaſie des Volkes hat einen der höchſten und leuchtendſten die Jungfrau genannt. Nicht unbedenklich iſt es aber, die Ähnlichkeit, über den erſten und ganzen Eindruck der Erſcheinung hinaus, auch in die einzelnen Theile zu verfolgen und auszumalen: was auch hier nicht überraſchend und nöthigend hervorſpringt, wird die Täuſchung eher ſtören, als erhöhen.“

Vom 9 December 1830.

„Es wäre ein Zeichen der Verdumpfung, wenn die Stimmen unſrer ſturmbewegten Zeit keinen Widerhall in den akademiſchen Sälen gefunden hätten. Es wäre ein Zeichen der Verwilderung, wenn ſie das innere Leben der auf die ewigen Ideen gerichteten Forſchung zu übertäuben vermöchten. Eben vom Standpunct einer Pflegſtätte geiſtigen Lebens werden wir nie vergeſſen, daß die Erde zwar eine Bewegung um ihre Axe hat, daß ſie aber neben dieſer täglichen Bewegung noch in einer größern um die wandelloſe Sonne begriffen iſt.“

Vom 16 December 1830.

„Das iſt doch wohl das Weſen der Poeſie, das in keiner Dichtart verloren gehen darf, daß die Idee und ihre Geſtalt zu einem lebendigen Organismus unzertrennlich verbunden ſeien.“

Theol. ſt. Eyth hatte zwei griechiſche Trinklieder mit deutſcher Überſetzung eingereicht. Das erſte lautet folgendermaßen:

Auf dem Berge
Möcht' ich haben
Mir zur Mutter
Die Traube;
Mich bedünket,
Ihre Milch ſei
Unter allen
Mir die beſte.

Uhland bemerkte darüber 16 December 1830:

„Es wäre unpaſſend, über ſo kurze und ſchmale Lieder ein Langes und Breites zu ſprechen. Ich rühme darum auch nur ihre Kürze im Gegenſatz ſo mancher allzu langen Trinklieder. Man iſt in der That ſelbſt in Trinkliedern zu gründlich geweſen und hat [in] ihnen ganze Theorieen der Lebensweisheit, der Vaterlandsliebe u. ſ. f. geben wollen. Da ſcheint nun beſonders das erſte der beiden griechiſchen Stücke [das hier mitgetheilte] zu zeigen, wie man vom Weine kurz und doch mit Geiſte ſprechen könne. Ich habe ſeiner Zeit ſtets diejenigen bewundert, welche die zahlloſen Strophen des Liedes, das den Refrain hat:

Trink Wein, trink Wein!
Und du wirſt weiſe ſein

von Anfang bis zum Ende ohne Fehler, oder, wie es in den Meiſterſängerſchulen hieß, „ohne Laſter“ durchſingen konnten.

Es heißt irgendwo von den Deutſchen:

Sie lieben das Unendliche ſehr,
Im Denken, im Dichten, im Trinken.

Wenn ſie es aber auch in den Trinkliedern lieben, ſo geſchieht es auf die Gefahr, langweilig zu werden.“

Die poetiſche Bearbeitung bibliſcher Gegenſtände.[1]

Vom 30 December 1830.

„Die poetiſche Bearbeitung bibliſcher Gegenſtände, beſonders des neuen Teſtaments, hat ihre unverkennbaren Schwierigkeiten. Der urkundliche Charakter der heiligen Schriften iſt der Freiheit des dichteriſchen Schaffens nicht förderlich. Soll die Geſchichtserzählung durch Fictionen erweitert werden, ſo ſträubt auf der einen Seite die Autorität der Glaubensurkunde ſich gegen eigenmächtige Zuthat, während auf der andern die bildende Phantaſie ſich durch eben jene Autorität gebunden fühlt. Soll die bibliſche Lehre, gleichfalls didaktiſch, umſchrieben werden, ſo kommt der Umſchreibung nichts von der heiligen Scheue zu, die dem Bibelwort, auch nur poetiſch betrachtet, ſo mächtigen Eindruck verſchafft, die Vermittlung zwiſchen dem Schriftwort und den poetiſchen Zuſätzen erſcheint hier noch ſchwieriger, als im erſtern Falle. Beides, Erzählung und Lehrſprache der Schrift, trägt überdem das Gepräg einer einfachen Größe, von der die Paraphraſe oft merkbar abſtechen wird und immer iſt es gewagt, dem Schöpfer, dem Erlöſer, den Apoſteln Mehreres in den Mund zu legen, als in den kanoniſchen Büchern ſelbſt geſchieht. Die künſtleriſche Auffaſſung bibliſcher Gegenſtände iſt darum wohl auch am meiſten ſolchen Künſten gelungen, deren Werkzeug nicht wider das Wort iſt, der Tonkunſt und vorzüglich der bildenden Kunſt. Selbſt die

---

[1] Veranlaſſung zu dieſer Erörterung gab ein von theol. ſt. Straub eingereichtes Gedicht „Paulus Abſchied von Epheſus" nach Apoſtelg. C. 20. Das Gedicht wurde freundlich beſprochen. In formeller Beziehung machte Uhland folgende Ausſtellung: „Was die Handhabung des Verſes betrifft, ſo iſt der Hiatus zu wenig vermieden worden, auch wo er leicht zu vermeiden wäre; umgekehrt iſt einige male apoſtrophiert, wo kein Vocal folgt und das tonloſe e, außer dieſem Falle, nicht füglich wegbleiben kann."

Dichter haben ſich häufig damit begnügt, bibliſche Gemälde zu geben, Bilder, die unſrer ſtillen Betrachtung einzelne Scenen und Gruppen näher vergegenwärtigen ſollen. Die freithätige Dichtkraft aber hat ſich mehr der Legende bemächtigt.“

Für das Styliſticum waren im Winter Frühlingslieder eingereicht worden, ſo von theol. ſt. Helfferich „Maimorgen“.

Uhland ließ ſich darüber 13 Januar 1831 alſo vernehmen:

„Mailieder im ſtrengen Winter! Ich habe ſchon öfters bemerkt, daß Herausgeber äſthetiſcher Tagblätter die Gedichte, welche ſie mittheilen, gerne den Jahreszeiten und dem Mondenwechſel anpaſſen. Am 1 Mai einen Frühlingsgeſang, am 1 December ein Winterlied. Die Poeſie liebt allerdings, Hand in Hand mit der Natur zu gehen, folgt ihren unmittelbaren Eindrücken und ſpiegelt die Erſcheinungen derſelben zurück. Aber ſie hat auch wider ihre Witterung für ſich, ſie fühlt den Frühling oft am innigſten mitten im Winter, ſie ſchafft im December den Mai, ſie lebt jenes Traumleben, das uns die beiden letztern Gedichte [Traumesleben. Dichters Schlaf] blüthenduftig heraufführen. Und wir mögen wohl mit ihrem Dichter ſprechen:

Iſt auch öd und kahl mein Leben,
Sei mein Traum doch hoffnungsſchön!“

Über zwei Gedichte von jur. ſtud. Köſtlin „Troſt“, „Wächterruf“ ſprach ſich Uhland 13 Januar 1831 ſo aus:

„Stimmen, die wir als alltägliche meiſt gleichgiltig überhören, die uns aber doch oft wunderbar bewegen, ſind hier ernſt ins Gemüth gefaßt. Beſonders im zweiten Gedichte fühlen wir uns aus der Dämmerung des irdiſchen Tages auf einmal in die eines andern, ahnungsvollern Morgens verſetzt.“

Theol. ſt. Wagner von Lauffenburg hatte zwei Gedichte „Verſchiedene Trauer“, „Bring Knabe“ ꝛc. vorgelegt.

Uhlands Urtheil darüber lautete 13 Januar 1831:

„Das erſte dieſer ſchönen Lieder vergleicht den männlichen Schmerz gekränkter Liebe der ſtechenden Biene, den weiblichen der honigſammelnden. Die neuere Lyrik zückt jenen Stachel des Hohnes, auch der Selbſtverhöhnung, mit ſolcher Vorliebe, daß man mitunter an der Wahrheit des Schmerzes irre wird. Die Biene ſtirbt, wenn ſie geſtochen hat, die Lyriker ſtechen immerfort und ſterben niemals. Im zweiten Liede tönt auch der Schmerz des Mannes mild und harmoniſch aus.“

Jur. ſtud. Fallati hatte für das Styliſticum „Die Makame von El Buting“ eingereicht.

Uhland bemerkte darüber 3 Februar 1831 folgendes:

„Die Form dieſer Dichtart iſt gereimte Proſa, d. h. ohne irgend ein Maß des Vers- oder Strophenbaues und im ſcheinbaren Fluſſe der Proſa beſteht dennoch das Ganze aus einem fortlaufenden Gewebe ſich ſchlagender und durchkreuzender Reime.

Wer mit friſchem Muthe auf ein eben erlebtes, außergewöhnliches Ereignis zurückblickt, fühlt ſich wohl auch angeregt, daſſelbe von der humoriſtiſchen Seite aufzufaſſen. So hat der Verfaſſer der vorgetragenen weſtöſtlichen Makame ſeinen Gegenſtand genommen und ergetzlich durchgeführt.

Die hieſigen Ereigniſſe der letzten Zeit bieten aber auch eine ernſtere und darum doch nicht unerfreuliche Seite dar. Sie haben gezeigt, daß beim Alter und bei der Jugend die ſittlichen und geiſtigen Triebfedern das Beſte thun, daß in ihnen die zuverläſſigſte und allein nachhaltige Bürgſchaft der Ordnung und Sicherheit liege und daß, von ihnen verlaſſen, die mechaniſche Gewalt, wenn auch ſonſt ihre Dienſte nöthig ſind, doch oft im entſcheidenden Augenblicke nur eine todte ſei. Mög' uns dieſe Erfahrung zugleich die Gewähr geben, daß Geiſt und Sitte für eine Anſtalt, in der ihnen ihre eigenſte Pflanzſtätte angewieſen iſt, auch in ihrem vollen Werthe anerkannt und von dieſem Anerkenntnis alle uns bevorſtehenden Einrichtungen geleitet und durchdrungen ſein werden!"

Med. ſt. Duttenhofer hatte für die ſtyliſtiſchen Übungen eine Überſetzung der „Stanzen des Poliziano auf Giulio von Medicis" übergeben. Die erſte Hälfte wurde am 3, die zweite Hälfte am 10 Februar 1831 vorgetragen.

Uhland äußerte darüber 10 Februar 1831:

„1. Das Gedicht iſt in Anlage und Ausführung mehr ein Werk gelehrter Bildung, als naturkräftiger Poeſie. Muſter ſind die römiſchen Dichter, beſonders Virgil und Ovid, in denen ſelbſt ſchon das Mythiſche ein auf gelehrtem Wege angebildetes iſt. Polizianos mythologiſche und allegoriſche Figuren hemmen auf der einen Seite die freiere Darſtellung des Lebens und der Natur, wozu ſonſt dem Verfaſſer, nach manchen belebtern Stellen ſeiner Dichtung, die Fähigkeit nicht abzuſprechen wäre; auf der andern Seite findet man ſich auch nicht durch eine tiefere, geiſtige Auffaſſung der bekannten Mythen entſchädigt. Die Liebe iſt ihm faſt bloßes Naturgeſetz, wie großentheils den Dichtern der alten Welt. Aber die kosmogoniſchen Mythen von Uranos und Gäa ſtehen in einem ſonderbaren Contraſte mit den Feinheiten des florentiniſchen Hofes und gewis mehr, als das mythologiſche Prachtgemälde im Palaſte der Venus, würde uns eine mehr aus lebendiger Anſchauung genommene Schilderung der Turniere und Jagden, der Studien und Liebſchaften mediceiſcher Großen angezogen haben.

Soviel zum Nachtheile des Gedichtes. Man möchte vielleicht überhaupt noch das Höfiſche in demſelben tadelnd ausheben. Dabei kommt jedoch billig in Betracht, daß der Dichter dem Hauſe, in das er als Jüngling aufgenommen worden war und mit deſſen berühmtem Sprößlinge Lorenz er den Unterricht getheilt hatte, durch innigere Bande der Zuneigung und Dankbarkeit ſich verknüpft fühlen muſte und daß es weniger unrühmlich war, dem wiſſenſchaftlich und kunſtliebend gebildeten Hofe der Mediceer zu dienen, als dem irgend eines von fürſtlichem Glanz umgebenen Barbaren.

Was zum Vortheile des Werkes anerkannt werden muß, läßt ſich wohl am kürzeſten unter dem Namen der Eleganz zuſammenfaſſen. Der Wohllaut der Verſe iſt ausgezeichnet und unter den eigenthümlich und mit Feinheit ausgeführten Bildern erinnere ich nur an das von der Roſe, die noch im Entblättern die Erde ſchmückt.

2. Die Überſetzung iſt mit Sorgfalt gearbeitet und der Grundton des Originals wohl aufgefaßt. Über Einzelheiten, die uns hier zu weit geführt hätten, habe ich mich mit dem Verfaſſer beſonders beſprochen. Wenn eine Arbeit dieſer Art nicht auf den erſten Gang ihre Vollendung erlangt, ſo gereicht ihr dieſes nicht zum Vorwurf; mit der Übertragung eines größeren Gedichtes in der gemeſſenen Form der Octave wird man eigentlich niemals fertig; ſtets wird man nachzubeſſern finden, hier zur Berichtigung, dort zur Deutlichkeit, hier zur Milderung, dort zur Kräftigung des Ausdrucks, das Techniſche ohnehin läßt immer zu glätten übrig. Die verſchiedenen Ausgaben der Überſetzungen von Gries zeugen von dieſer andauernd nöthigen Mühe.

Daß der Überſetzer ſich nicht an den von Gries beobachteten regelmäßigen Wechſel männlicher und weiblicher Reime gebunden hat, damit bin ich ganz einverſtanden. Die italiäniſchen Dichter ſelbſt, bei denen, der Natur ihrer Sprache nach, der weibliche Reim herrſchend iſt, legen ſich dieſes Geſetz nicht auf, warum ſollen wir es thun, da wir ohnediß mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen haben? Es liegt aber auch in der Aufgabe jedes epiſchen Versmaßes, das für Dichtungen von größerem Umfang auszuhalten hat, daß es zwar durch eine feſte Grundform gebunden ſei, aber innerhalb dieſer auch jede ſie nicht aufhebende Mannigfaltigkeit offen laſſe. Ich brauche hiebei nur auf den antiken Hexameter zu verweiſen. Wird aber die Octave auf kleinere Gedichte, auf die Lyrik, angewandt, dann, glaube ich, ſoll auch im Wechſel der Reimklänge eine ſtrengere Regel eintreten.

Das jedoch hätte in der Überſetzung vermieden werden dürfen, daß nicht in demſelben Geſange die nemlichen Reime der Octave ſich widerholen. So findet ſich in drei Strophen der dreimalige Reim auf -oſſen: Str. 17 Genoſſen, umſchloſſen, umgoſſen; Str. 27: umgoſſen, aufgeſchloſſen, verſchloſſen; und dann gleich in der zweitnächſten nach dieſer, der 29ſten: Genoſſen, angeſchloſſen, Roſſen.

Dieſes geſtatten ſich, ſoviel mir bekannt, die Italiäner nicht, und mit Recht, denn es gibt den Schein des Mangels in einer Reimweiſe, die auf Fülle berechnet iſt.“

Aus Anlaß einer eingereichten „Kleinen Folge von Liedern, die ſich auf die Muſik beziehen“, bemerkte Uhland 17 Februar 1831:

„Ich ſchließe hier ein Lied an, das mich in der Gedichtſammlung von Platen beſonders angeſprochen hat, S. 23, XIII.

Es ſollte mich wundern, wenn dieſes kleine Lied noch nicht componiert worden iſt. Dasſelbe würde ſich gut zu einer Compoſition eignen, in der die ſchöne Stimme durchklänge, die ſo tief das Herz ergreift und für ſich ſchon Geſang iſt.“

Vom 17 Februar 1831.

„Die Blumen als irdiſche Sterne, die Sterne als Blumen des Himmels zu betrachten, hat ſich die Poeſie längſt das Recht genommen. Beſonders Calderons bilderreiche Dichterſprache liebt dieſe Gegenüberſtellung. Wenn ich mir aber Rechenſchaft geben ſoll, was dabei einigermaßen die Täuſchung ſtört, ſo liegt es wohl darin, daß wir zu gut unterrichtet ſind, um die ſo ſehr verſchiedene Größe der beiderlei Gegenſtände vergeſſen zu können, um nicht, gerade in der Zuſammenſtellung, in der Blume nur eine Blume, im Stern aber eine ganze Welt zu erkennen.“

Über wiſſenſchaftliche Polemik.

Von theol. ſt. Wurſter wurde eine „Polemiſche Antwort gegen Herrn Zeller“ eingereicht (es handelte ſich um Anſichten über die Reformation).

Uhland bemerkte darüber am 3 Merz 1831, dem Tage des Vortrags:

„Herr W. hat ſeine Antwort eine polemiſche überſchrieben. Im erſten Theile dieſer Antwort, worin er vom Formellen ſeines frühern Aufſatzes ſpricht, glaubt er ſich wegen einiger, wie er ſie nennt, „harten und nicht ſehr lieblichen Ausdrücke“ rechtfertigen zu müſſen, und er äußert zu dieſem Behuf, es werde nicht geläugnet werden können, daß einem jeden Begriff und einer jeden Sache das denſelben zukommende Prädicat beigelegt werden müſſe: wozu brauche man da viele Umſchweife zu machen? Auch die beiden andern Sprecher ſcheinen dieſer Anſicht zu ſein und ich ſelbſt bin gerne damit einverſtanden, daß man das nicht zu bemänteln brauche, was man nach ruhiger Überlegung für Wahrheit erkannt hat. Zugleich aber glaube ich, es werde auch das nicht geläugnet werden können, daß es eine größere oder geringere Steigerung des Ausdrucks gebe, von welcher die Beſtimmtheit richtiger Prädicierung unabhängig iſt. Was insbeſondre die wiſſenſchaftliche Polemik betrifft, von der zu ſprechen eine polemiſche Antwort Anlaß gibt, ſo muß es hier, wo Alles auf den Sieg [der] Überzeugung, nicht auf den der Überredung oder Übertäubung ankommt, viel wichtiger erſcheinen, in den Gründen, in der Beweisführung energiſch zu ſein, als im Ausdruck. Beſonders wird das rechte Maß hierin wohl angebracht ſein, wenn Sätze aufgeſtellt werden, welche angenommenen Meinungen den Umſturz drohen und eben darum ſchon in ſich eine Aufforderung zum Widerſpruche tragen, und wenn ſomit Entgegnungen und weitere wechſelſeitige Erörterungen vorausgeſehen werden können. Es iſt ein bekanntes Sprichwort, wie man in den Wald rufe, ſo ſchall' es heraus. Ich finde dieſes Sprichwort nicht ganz richtig und anwendbar. Denn wenn auch noch ſo laut in den Wald gerufen wird, ſo ſchallt es doch immer etwas gedämpfter heraus, und je vielfacher das Echo ſich fortſetzt, um ſo mehr ſchwächt es ſich ab. In der Polemik aber pflegt umgekehrt der zweite Ruf lauter zu ertönen, als der erſte, und je mehr Stimmen auf einander folgen, um ſo gewaltiger ſchwillt der Schall an, ſo daß es gerathen iſt, vom Anfang an, und ſo auch im Fortgang, den Ton nicht allzu ſtark anzugeben.“

Vom 3 Merz 1831.

„Die Auffaſſung der Natur in der lyriſchen Poeſie iſt meiſt gedoppelter Art. Entweder überläßt der Dichter die Natur ihrem eigenen Leben und gibt nur die Eindrücke wider, welche dieſes in ihm zurückgelaſſen hat. Dabei wird der Werth des Gedichtes vorzüglich davon abhängen, daß nicht eine Reihe von Naturbildern bloß äußerlich an die Schnur gefaßt, ſondern daß der Geiſt, der in der Natur ſelbſt wirkt, in irgend einer ſeiner Erſcheinungen lebendig ergriffen ſei. Oder der Dichter gebraucht das Naturbild bloß als Symbol ſeiner Ideen und Empfindungen. Hier wird es darauf ankommen, daß er nicht dem Naturleben ſeine Willkür aufdrücke und damit von der Naturwahrheit abweiche, ſodann daß nicht das Naturbild der Idee nur gleichnisweiſe gegenübergeſtellt ſei, ſondern die Stimmung der Dichterſeele in der Natur, mit der ſie in Beziehung tritt, einen tiefern Anklang finde. Jede dieſer beiden Auffaſſungsweiſen öffnet ſich ſonach von gewiſſer Seite gegen die andre hin und damit wird ſich eine dritte und zwar die am meiſten dichteriſche Art der Behandlung ergeben, in welcher das Leben des Dichters und das der Natur ſich unausſcheidbar verſchmelzen, die Naturerſcheinung vergeiſtigt und die Idee natürlich belebt wird.“

Über eine von med. ſt. Duttenhofer verſuchte Übertragung von Petrarcas Sonett 129 bemerkte Uhland 10 Merz 1831:

„Das zweite Quatrain ſcheint weniger gelungen, als das erſte.

Die lieben Veilchen, deren Glanz verglommen,
Der Schattenhain, der Sonnenlicht bekommen ꝛc.

Amorosette e pallide viole.
Ombrose selve, ove percote il sole ꝛc.

Der Veilchen verglommener Glanz iſt auf der einen Seite zu ſtark, auf der andern das Bekommen des Sonnenlichts zu nüchtern, ja es läßt ſich nun an, als ſtänden der Glanz der Veilchen und das aufgehende Sonnenlicht der Schönheit in Beziehung oder Gegenſatz, dergleichen im Original nichts beabſichtigt iſt. Vielleicht ließen ſich die Reime umſtellen:

Ihr Veilchen, blaß vor Sehnſucht und verkommen,
Du Waldesnacht, wo eine Sonn' erglommen.

Die Zeile:

Als hier die keuſchen Glieder ſittſam ruhten ꝛc.

iſt noch etwas geſchraubt.“

Zu einer Überſetzung des ſpaniſchen „Amor, der Schütze“ bemerkte Uhland 10 Merz 1831:

„Wir ſehen, Amor ſpricht in allen Zungen.“

Vom 10 Merz 1831.

„Der Speculation, welche je von der Höhe ihrer Zeit ausgeht, pflegt ſich die Vergangenheit auf den erſten Anblick ſtarr und leblos gegenüber zu ſtellen. Aber je länger und genauer die ſcheinbar todte Maſſe betrachtet wird, um ſo mehr wird ſie ſich bewegen und beleben. Es entfaltet ſich dann eine Fülle von Leben, die in der Beſchränktheit der unmittelbaren Umgebung oft nicht einmal geahnt war, und es drängt ſich die Anſicht auf, daß nicht je die Gegenwart die vollkommenſte Zeit ſei, daß die menſchliche Natur nicht jede ihrer Anlagen gleichzeitig zur äußerſten Entwicklung bringe, daß jeder Frühling ſeine Blüthe habe, daß wir neuen geiſtigen Beſitz oft nur auf Koſten eines frühern erringen, daß das Ganze der unendlich mannigfaltigen Bildungen, deren die Menſchheit fähig iſt, nur im Complex aller Zeiten zu ſuchen und eben damit über die Zeit erhaben ſei.“

Uhland trug 17 Merz 1831 folgendes vor:[1]

„In früheren Zeiten aber, und die Frühe der Zeiten iſt überall, wo noch der Volksgeſang blühen kann, giengen Dichtkunſt und Muſik noch unzertrennlich Hand in Hand. Die Pflege der Dichtkunſt durch die Blinden kann jedoch nur bei ſolchen erfolgreich gedacht werden, welche blind geworden, nicht geboren ſind, wie auch in dem angeführten pſeudoherodotiſchen Leben Homers dieſer Sänger erſt in ſpäterer Zeit das Augenlicht verliert.

---

[1] Der Anfang dieſer Ausführungen findet ſich leider nicht.

Der natürliche Erklärungsgrund hat jedoch nicht abgehalten, der Sache auch eine geiſtige Bedeutung zu geben. Man betrachtete die Erblindung des Auges als die Kehrſeite einer innerlich aufgegangenen Erleuchtung. Um jenen Preis hatte Teireſias die Gabe der Weiſſagung erlangt. Wider in der Odyſſee, dem 10ten Geſange, wird Odyſſeus mit ſeinen Gefährten zum Hades gewieſen:

V. 492 Um Teireſias Geiſt, des thebäiſchen Manns, zu befragen,
Jenes erblindeten Sehers, in dem kraftvoll das Gemüth iſt.
Dieſem verlieh die Beſinnung im Tod auch Perſephoneia,
Weiſe zu bleiben allein; ſonſt flüchtige Schatten umherziehn.

So hat Teireſias durch das innere Licht nicht bloß die Verdunklung des irdiſchen Sinnes, ſondern ſelbſt die Schatten des Todes überwunden und die, welche die Sehenden waren, ſind nun ſelbſt zu Schatten geworden.

Aber auch vom Sänger Demodokos iſt geſagt:

Den ſehr liebte die Muſ' und verlieh ihm Gutes und Böſes,
Denn ſie beraubt' ihn der Augen und gab anmuthigen Sang ihm.

Was uns aber als fortwährend giltiges Ergebnis aus dieſen Betrachtungen hervorgeht, iſt dieſes: es iſt für den Dichter nicht mit der bloß äußerlichen Auffaſſung der Sinnenwelt gethan, ein inneres Auge muß ſich ihm erſchließen, eine innere Welt ſich ihm ausbreiten, in der die irdiſchen Geſtalten in größerem Maßſtab, in wunderbarer Beleuchtung vor ihm aufſteigen, wie das Epigramm,[1] von dem wir ausgiengen, vom blinden Homer ſagt:

Doch in der Seele innen in glänzend lichtem Gefilde
Schritt der Pelide, ſchritt Hektors gewaltige Kraft.

In den cultivierten Ländern, in welchen der Volksgeſang verſtummt iſt, aber die Schreibfeder rauſcht, verlangt man von den

*

---

[1] Das Epigramm iſt von theol. ſtud. Euth überſetzt.

Dichtern nicht, daß ſie blind ſeien, man iſt höchſtens gewohnt, daß ſie kurzſichtig ſind und Brillen tragen.

Fragen wir, was aus dem rhapſodiſchen Geſange der alten Blinden geworden ſei, ſo iſt es etwa noch die Ballade, die Romanze, was ihm in der neueren Poeſie einigermaßen entſpricht.

Mehrere Stücke dieſer Dichtart, die uns bisher nur ſelten vorgekommen iſt, von verſchiedenen Verfaſſern, liegen vor uns.[1] Indem ich ſie zum Vortrage bringe, halte ich, ſtatt einer in das Einzelne gehenden Prüfung, für zweckmäßiger, den allgemeinen Geſichtspunct hervorzuheben, der uns durch das Bisherige angedeutet iſt. Fragen wir uns bei jedem, ob ſeine Geſtaltungen vor dem geiſtigen Auge der Poeſie klar und ahnungsvoll zugleich emporgeſtiegen, ob ſie als ſolche ſich auch uns bewähren, wenn wir ſie, gleichſam mit geſchloſſenem Auge, vor der innern Anſchauung vorüberführen, ob vor dem Sänger, wie über dem Haupte des blinden Demodokos die hellaustönende Lyra hieng, deren Töne das Ganze zu reiner Harmonie ſtimmen!"

Das Styliſticum des Winterhalbjahres 1830 bis 1831 ſchloß Uhland am 21 April 1831 folgendermaßen:

„Für heute ſind noch einige Lieder vorhanden, die ein kürzlich von hier abgegangener Theilnehmer an dieſen Übungen, dem dieſelben während beider Semeſter erfreuliche poetiſche Beiträge verdankten, zum Abſchiede zurückgelaſſen hat:

---

[1] Reinhold Köſtlin hatte „den kleinen Romanzenkreis" „Das Förſterskind von Lichtenſtein" eingereicht. Uhland vergleicht demſelben die ſchottiſche Ballade „Lahmbein" (Lamkin) in Jamieſons ſchottiſchen Volksballaden und Liedern, Edinb. 1806. Er theilt davon eine eigene Überſetzung mit und bemerkt: „Die tragiſche Richtung, welche hier von vorn herein der Handlung gegeben iſt, muſte für ſich ſchon gewaltigere Situationen herbeiführen, als in den Romanzen von dem Förſterskinde auf Lichtenſtein. Ich glaube aber überhaupt, daß dieſe ſchottiſche Ballade eine bedeutende Kraft des Volksgeſanges in der Gruppierung und dem Ausdruck der Charaktere mit wenigen, aber ſtarken Zügen darlegt."

2. Stille.
3. Herbſtzeit.
4. Der Kloſterbau.
5. Das Todtenamt in St Juſte.
6. Zum Abſchied.

Wünſchen auch wir dem Sänger eine heitre liederreiche Wanderung! Er hat uns ſonſt manchmal hübſche Legenden gegeben, ſenden auch wir ihm eine ſolche nach!

Die Legende vom heiligen Gangolf, dem Patron aller Fußgänger, erzählt Folgendes:

Dieſer fromme Mann kam einſt auf der Wanderſchaft zu einer klaren Quelle und trank daraus. Der Eigenthümer des Platzes, wo die Quelle floß, kam hinzu, ſah, wie dem Wanderer das Waſſer mundete, und bot ihm die Quelle feil. Der heilige Gangolf nahm keinen Anſtand, ſie zu kaufen. Als er aber nach Hauſe gekommen war und den Seinigen dieſen Kauf erzählte, lachten ſie ihn aus. Da ſtieß er ſeinen Stab in die Erde, und als er ihn wider herauszog, brach ſogleich die Quelle hervor, die er gekauft hatte. So läßt der Wanderſtab des Dichters alle die friſchen Lebensquellen daheim aufſpringen, die er auf dem Wege eingeſogen hat.“

Aus dem Sommerhalbjahr 1831.

Aus Anlaß einer vorgelegten Abhandlung, wie es ſcheint, über das Weſen des Schönen, bemerkte Uhland:

„Was nun jene reinen, ewigen Geſtalten betrifft, die der Verfaſſer im Innern des Gemüthes vorausſetzt und deren Übertragung in die Außenwelt ihm die Aufgabe der Kunſt iſt, ſo weicht hierin meine Vorſtellung von der ſeinigen ab. Ihm ſtehen dieſe idealen Geſtalten von Ewigkeit her in ruhiger Vollendung da, ihre Verhüllung darf nur abgeſtreift werden, es bedarf nur der Aufheiterung des wolkigen Himmels, damit die ewig leuchtenden Sterngebilde ſichtbar werden. Die poſitive Geiſtesthätigkeit beginnt erſt mit dem Widergeben dieſer innern Anſchauungen im Spiegel der Außenwelt.

Hier nun ſcheint es mir, als ob nicht vornherein die Schönheit ſo fertig daſtehe, vielmehr nicht nur im Geiſte des Einzelnen die fortſchreitende Entwicklung eines Grundtriebs ſtattfinde, ſondern überhaupt das Reich des Schönen in einem fortwährenden Schaffen begriffen ſei. Wenn die Welt nicht vollkommen erſchaffen iſt, ſo iſt dem Menſchen, der zuletzt erſchaffen ward, der göttliche Odem eingehaucht, der an dem in ihm offen gelaſſenen Schöpfungswerke unabläſſig fortarbeitet und die äußerlich unvollkommene Welt in einem geiſtigen Bilde ihres vollkommenen Zuſtandes auszuſchaffen und zu verklären ſtrebt. Und dieſes volle, mangelloſe Sein, das die dichtende Kraft nach allen Richtungen zu geſtalten ringt, wäre mir, nach Schellings Ausdrucke, die Schönheit."

Für das „Styliſticum" des Sommerhalbjahrs 1831 wurde eingereicht:

„Über die Minnehöfe des Mittelalters bis ins vierzehnte
Jahrhundert, von Fallati."

Uhland bemerkte darüber 5 Mai 1831:

„Die Frage über Wirklichkeit und Weſen der Minnehöfe gehört zu den feineren Unterſuchungen im Gebiete der Antiquitäten des Mittelalters. Sie kann zum Beiſpiel dienen, daß in der Geſchichte wenig mit allgemeinen Betrachtungen geholfen ſei, wenn ſie nicht von der Einſicht in die beſonderſten Zuſtände ausgehen.

Namentlich in der höchſt eigenthümlichen Sittengeſchichte des Mittelalters iſt oft gerade dasjenige nicht das Richtige, was uns als das Natürlichſte erſcheint, und was wir auf den erſten Anblick für unmöglich hielten, war wirklich vorhanden und zeigt auch bei tieferer Forſchung die natürlichen Gründe ſeines Vorhandenſeins.

Bei Gegenſtänden, wie der vorliegende, ſind daher für eine zweckmäßige und weiter fördernde Behandlung vorzüglich die beiden Wege offen, einerſeits das bisher geſchichtlich Erforſchte mit noch unerwogenen Thatſachen zu vermehren, anderſeits aus der vorgängigen genauen Bekanntſchaft mit den factiſchen Momenten allgemeinere Ergebniſſe zu ziehen.

Herr F. hat beiderlei Richtungen verfolgt. In der erſtern hat er die Stelle aus dem Wilhelm von Orleans beigezogen, welche zwar den Litteratoren nicht unbekannt, aber doch für den beſondern Zweck nicht näher erörtert war; in der andern Hinſicht hat er mit dem Stande der Forſchung, wie er zuletzt durch F. Diez aufgeklärt worden iſt, ſich genauer bekannt gemacht und ſo ſeinen allgemeinern Anſichten eine factiſche Grundlage bereitet. Das Ergebnis ſtimmt in der Hauptſache mit dem von Diez in ſeiner Schrift über die Minnehöfe gezogenen überein, nur daß es ſich mehr auch auf Nordfrankreich erſtreckt und zwar dort ein noch beſtimmteres Gepräge zeigt, als für Südfrankreich möglich war. Zwiſchen den beiden Äußerſten nemlich, welche hier in Frage kommen, der juridiſchen Gebundenheit und der poetiſchen Freiheit, ergibt ſich ein Mittelweg in der geſellſchaftlichen Convenienz; die gerichtliche Strenge auf der einen, die Empfindung und Leidenſchaft auf der andern Seite gleichen ſich aus in einem geſelligen, witziggalanten Spiele, das jedoch in den Formen des Ernſtes geſpielt wird. Zwei geiſtige Zuſtände, die man am meiſten zu den phantaſtiſchen rechnet, die Liebe und die Narrheit, haben im Mittelalter das Schickſal gehabt, in ihr Entgegengeſetzteſtes, die juridiſche Form, gebunden zu werden, und es möchte ſich manches Analoge ergeben, wenn man der Abhandlung über die Minnehöfe eine andre über die Narrengerichte jener Zeit gegenüber ſtellte.

In dem vorgetragenen Aufſatze iſt mit Recht vorzüglich diejenige Seite des Gegenſtandes hervorgehoben worden, auf der er am ſchärfſten an die Wirklichkeit, an das Rechtsgebiet angrenzt. Den eben hier ſteckt der Knoten, der zu löſen war. Es möge nun auch noch ein kleiner Beitrag folgen von der phantaſtiſchen Seite, aus dem Gebiete der allegoriſch-märchenhaften Dichtungen vom Hofe der Liebe! Eine altfranzöſiſche poetiſche Erzählung (Barbazan und Méon, Fabliaux et Contes u. ſ. w. Band IV. Paris 1808. S. 354 ff.), die auch von Diez, S. 63 ff. beachtet, jedoch nach ſeinem Zwecke nur kurz bezeichnet worden iſt, hat folgenden Inhalt:

An einem Sommermorgen giengen zwei ſchöne Mädchen in einen Garten, um ſich zu vergnügen. Ihre Mäntel waren von zwei Feen auf einer Inſel gewoben. Der Zettel war von Schwertlilien und der Eintrag von Maienroſen: genäht waren ſie mit Vogelſang. Am Rand eines Baches, unter einem Ölbaume, ſetzten ſich die beiden Freundinnen nieder und vertrauten ſich gegenſeitig ihre Liebesgeheimniſſe. Aber bald geriethen ſie in lebhaften Streit. Die eine, Florance, liebte einen Ritter, die andre, Blancheflor, einen Schriftkundigen (clerc), und nun entſpann ſich heftige Rede und Gegenrede darüber, welcher von Beiden, vermöge ſeines Standes, den Vorzug in der Liebe verdiene. Da ſie ſich auf keine Weiſe verſtändigen konnten, ſo beſchloſſen ſie, am Hofe des Gottes der Liebe ein Urtheil einzuholen. Am Tag, auf den ſie ſich beſchieden, traten ſie die Reiſe zuſammen an. Sie trugen Gewande von lichten Roſen mit Gürteln von Veilchen, Schuhe von Schlüſſelblumen und Hüte von friſchem Akanth. Sie ritten ſchneeweiße Roſſe; die Sättel von Elfenbein, die Decken von Seide, die Zäume von Gold, das Reitzeug mit goldenen und ſilbernen Glöckchen behängt, welche durch Zauber eine ſo ſüße Weiſe ſpielten, daß ein Todtkranker vom Hören dieſes Klanges geſund worden wäre. Als ſie bis zum Nachmittag geritten, erblickten ſie den Palaſt des Liebesgottes, welcher nicht von Stein erbaut war; ſeine Mauern waren aus den Bogen gewölbt, mit welchen der Gott zu ſchießen pflegt. Dieſer lehnte bei offnen Thüren auf einem Ruhebette von Roſen, das ſtatt der Nägel mit duftigen Nelken befeſtigt war. Den Mädchen, die vor dem Saale abgeſtiegen, kamen zwei Vögel entgegen und führten ſie hinauf zum Gotte der Liebe. Sogleich erhob ſich dieſer, grüßte ſie höflich, nahm ſie bei den Händen und ſetzte ſie neben ſich. Nachdem ſie ihm ihren Handel auseinandergeſetzt, verſammelte er alsbald den Hof ſeiner Vaſallen, der aus lauter Vögeln beſtand, und legte demſelben die ſtreitige Frage vor. Aber die Meinung war auch hier getheilt. Der Sperber, welcher alle Geſetze der Liebe zu kennen ſich rühmte, der Falke und der Häher traten auf die Beine und ſprachen, als wehrhafte Vögel, für den Vorzug des Ritters, die Heidelerche dagegen, die Feldlerche und die Nachtigall, als die geſangreichen, erklärten ſich für das Vorrecht der geiſtigen Bildung. Die Nachtigall erbot ſich ſogar, den Beweis ihrer Behauptung durch Zweikampf zu führen. Da ſprang der Papagai auf und warf den Handſchuh hin. Der König hieß nun beide ſich waffnen. Ihre Helme waren von Anemonen, ihre Harniſche von Ringelblumen, ihre Schwerter Roſenzweige. Die Nachtigall kämpfte ſo hitzig, daß ſie, obgleich ihr ſelbſt der Helmring geſpalten wurde, ihren Gegner zu Boden warf. So war der Papagai genöthigt, ihr ſein Schwert zu übergeben und öffentlich anzuerkennen, daß die Schriftkundigen vor den Rittern den Vorrang in der Liebe verdienen. Da fing Florance zu weinen an, raufte ſich die Haare, wand die Hände, ſank nieder und verſchied. Zu ihrer Beſtattung verſammelten ſich alle Vögel, begruben ſie in einem koſtbaren Sarge und ſtreuten Blumen auf ihr Grab. Auf ihren Leichenſtein aber ſchrieben ſie: „Hier liegt Florance begraben, die eines Ritters Freundin war.“

Für das „Styliſticum“ des Sommerhalbjahres 1831 wurde gleichfalls von Fallati übergeben „Der Heimathloſe. Drei Sonette.“

Uhland bemerkte darüber 19 Mai 1831:

„Von dieſen drei Sonetten, die ſich zu einem Charakterbild, einem innern Lebenslauf zuſammenreihen, hat mich das zweite am meiſten durch Idee und Ausführung angezogen; ich meine die Idee, daß der Wanderer ſich nicht etwa durch den Anblick eines ſtillen, abgeſchloſſenen Thales zur Begrenzung ſeiner Bahn gemahnt findet, ſondern eben durch das vielbewegte, grenzenloſe Meer, um das aber doch ein mildes Abendroth ſeinen Saum zieht.

Es hat ſich mir dabei ein eigener Entwurf aus früherer Zeit vergegenwärtigt: auch ein Wandrer ſollte dargeſtellt werden, der, nachdem er ſich lang auf dem Ocean umgetrieben, ſich nach dem Lande ſeiner Jugend zurückſehnt. Nach einer ſtürmiſchen Fahrt langt ſein Schiff an, wo der breite Strom ſich in das Meer ergießt. Er ſteigt an das Land, aber noch ſchwankt ihm der Boden unter den Füßen und das Getümmel der großen Seeſtadt umbrauſt ihn, wie kaum zuvor das ſturmbewegte Meer. Er zieht landeinwärts am Strome hinauf. Sein Weg führt ihn zu einem weiten, hochgewachſenen Ährenfelde, das im Winde wallt und wogt; eben weht ein Windhauch die Halme auseinander, es öffnet ſich ein ſchmaler Pfad und der Wandrer ſtürzt mit freudigem Grauen hinein, während über ihm die goldenen Wogen zuſammenſchlagen. Er kommt auf ſeiner Weiterreiſe dahin, wo die weite Ebene aufhört und der Strom zwiſchen einer grünen Pforte von Rebenbergen hervorrauſcht. Schon hat dort die fröhliche Weinleſe begonnen. Der Wandrer ſteht droben im Weingarten und hält eine volle Traube gegen die Sonne. Da faßt ihn ein plötzlicher Schreck, in den kleinen, goldnen Beeren ſchläft ein ſtürmiſch Meer von Meeren. Das Haupt ſchwindelt, der Fuß ſchwankt ihm, wie als er nach dem Seeſturme das Land betrat. Er zieht weiter hinauf, wo der Strom über die Felſen ſtürzt, wo er im waldigen Thale die Sägmühlen, die Hammerwerke treibt. Von da gelangt er in ein grünendes Hirtenthal, durch das der Bach hinrieſelt, droben aber aus der Felſengrotte ſpringt der Quell des Baches, ein Silberſtrahl, zu dem eben eine ſchlanke, jungfräuliche Geſtalt mit dem Kruge tritt. Der dürſtende Wanderer nähert ſich ihr, ſie um einen Trunk zu bitten. Plötzlich tritt er erſtaunt zurück; er hat in ihr, herrlich aufgeblüht, ſeine erſte, frühe Jugendliebe wider erkannt. Sie aber reicht ihm freundlich den Krug, in den ſie eben den Quell gefaßt, der immerfort zum Bach, zum Strom, zum Meere wird. Und der Wandrer verjüngt ſich vom Trunke des Quelles.“

Vom 19 Mai 1831.

„Es hat ſich in neuerer Zeit, auch bei verdienten Dichtern, eine auffallende Liebhaberei gezeigt, Criminalfälle, Mord- und andre Schauergeſchichten, in Balladenform zu behandeln. Das Grauſenhafte ſolcher Stoffe mag ſich auch noch eher für die Erzählung eignen, als für die, unmittelbar die Sinne treffende dramatiſche Darſtellung, für welche ſie etwas früher mit Vorliebe verarbeitet wurden. Eine Ballade hält uns wenigſtens nicht allzu lange in peinlicher Spannung. Es iſt auch nicht zu läugnen, daß Gegenſtände der erwähnten Art zu manchem pikanten Gemälde mit dunkeln Schatten und brennenden Lichtern Gelegenheit gegeben haben. Die raſche Beleuchtung des Blitzes wird freilich auch hier die vortheilhafteſte ſein. Im Intereſſe der Poeſie aber müſſen wir zweierlei fordern, einmal, daß nicht das Stoffartige vorwiege, denn je ſchärfer ſich ein ſolcher Fall nach außen geſtaltet, um ſo mehr entrückt er ſich dem ahnungsvollen Gebiete der Poeſie, und je fertiger und eigenthümlicher die Criminalanekdote ſich abſchließt, um ſo weniger läßt ſie der Phantaſie noch freien Spielraum. Sodann verlangen wir billiger Weiſe, daß die Diſſonanz, die in der Natur ſolcher Gegenſtände liegt, zu irgend einer Löſung durchbreche, denn, wie keck auch die Poeſie alle Saiten anſchlagen möge, ſo kann ſie doch nicht im beharrlichen, unauflösbaren Mistone gedacht werden.“

Vom 19 Mai 1831.

„Die neuere lyriſche Dichtkunſt hat ſich meiſt auf kürzere Lieder zurückgezogen. Dieſe haben für ſich, daß die lyriſche Stimmung auch nur für einen geringern Umfang ungetrübt auszuhalten pflegt, ſie haben aber auch gegen ſich, daß ſie nur zu leicht in kleinliche, inhaltloſe Spielerei ausarten.

Es iſt erfreulich, einmal wider ein größeres Lied in der Weiſe der früher viel geübten Hymnendichtung zu hören, in welcher, eben des größern Umfangs wegen, mehr die Idee, als die Empfindung des Augenblicks, vorwalten muß. Reichhaltig und wahrhaft poetiſch aber iſt die Idee, in der Thräne die wunderbare Miſchung des ganzen Menſchenlebens aus Freude und Schmerz zu veranſchaulichen und den Tropfen aus dem Auge zum Weltſpiegel zu erheben.“

Am 26 Mai 1831 widmete Uhland einigen von Theilnehmern an den ſtyliſtiſchen Übungen übergebenen Liedern folgende Beurtheilung:

„Es ſind in den vorgetragenen Liedern drei Töne der Lyrik angeſchlagen. Die Lieder des Herrn Lämmert bezeichnet ein ſanfter Ernſt, der ſeine Gefühle in Sinnbildern kund gibt; er zeigt uns die ſüßduftende Blume der Liebe, deren Stengel aber oft allzu gebrechlich iſt, und die Blüthe der Hoffnung, die leicht zerwehte, deren Stengel immerfort treibt. Dem poetiſchen Gedanken nach möchte ich jedoch dem erſten Liede den Vorzug geben, wo in die lockende Muſik des Ständchens die fromme Abendglocke hinein klingt.

Der zweite, nicht mehr hier anweſende Sänger huldigt der ſtillen Trauer, die in der ſanftlöſenden Thräne, im Geſang der Nachtigall, in der Tiefe des Grabes ihre Beſchwichtigung ſucht und der deshalb, um bei dem Bilde von den Blumen zu bleiben, die des Todtenkranzes oder diejenigen, welche die Gräber ſchmücken, die ſchönſten ſind. Das Lied „Thränen“ wird an ein in voriger Stunde vorgetragenes größeres Gedicht erinnert haben. Wenn dieſes allerdings einen höhern und weitern Schwung genommen hat, ſo ſind doch gleich die Eingangszeilen des kleinern Liedes von eigenthümlicher Schönheit:

Kennſt du auch den Werth der Zähren,
Die du in dem Aug' erdrückſt?

Die Lieder des dritten Verfaſſers neigen ſich zu der Verhöhnung des eigenen Schmerzes und ſtecken am Ende die dunkelglühende Giftblume zu ihrem Zeichen auf. Es iſt die in neuerer Zeit von Heine mit glänzendem Erfolg angebaute Weiſe.

Jeder dieſer drei Töne hat ſein unbeſtreitbares Recht in der lyriſchen Dichtung. Aber auch jede der drei Richtungen hat ihre beſondre Klippe, die erſte im Spielenden, die zweite im Empfindſamen, die dritte im Grellen.

Es iſt, was dieſe letzte betrifft, allerdings in der menſchlichen Natur gegründet, daß ein herber Schmerz gegen ſich ſelbſt den Stachel des Hohnes wende. Eben darum aber verfällt dieſe Weiſe der Unnatur, ſobald der Schmerz nicht mehr ein unfreiwillig quälender, der auf jede Weiſe Erleichterung ſucht, ſondern ein ſelbſtgefällig gepflegter iſt. Auch dient die Saite nur ſo lange der Poeſie, als ſie tönt, nicht mehr, wenn ſie gellend zerſpringt.

Von den drei Liedern unſres Verfaſſers ſcheint mir das zweite am innerlichſten aufgefaßt und der ſchöne Schluß ſiegt über die Selbſtverſpottung:

Diß morſche Herz zerbröckelt,
Was iſts? es lächelt doch.
Diß kranke Herz verathmet,
Wohl ihm! es jubelt noch."

Über eine von th. ſt. Ed. Eyth eingereichte Überſetzung des griechiſchen Epigramms:

Δηλοῦντες φθονερὰν τ' αἶσαν, μόρον ἠδ' ἀξίζωον,
δάκρυ θεοὶ μεγάλῳ χάρματι προσκρίμασαν.

Anzukünden den Neid des Geſchicks und den Wechſel des Schickſals,
Hat zu der Freude Genuß Gott eine Thräne gefügt.

bemerkte Uhland 9 Juni 1831:

„Das Anſchauliche, was in dem Worte *προσκρίμασαν* liegt, hätte vielleicht in der Überſetzung getreuer widergegeben werden können, etwa ſo:

Hat an das Auge der Luſt Gott eine Thräne gehängt.

Die Thräne, die wir erſt im größern Hymnus, dann im kürzern Liede gefeiert fanden, glänzt nun auch im elegiſchen Epigramm, überall bedeutungsvoll."

Über eine von med. ſt. Duttenhofer ausgeführte Überſetzung des zweiten Geſanges des „geraubten Eimers" von Taſſoni äußerte ſich Uhland 9 Juni 1831 dahin:

„Taſſoni, der Dichter des geraubten Eimers, ſtritt ſich mit ſeinem Zeitgenoſſen Bracciolini, dem Verfaſſer des scherno degli Dei (Verſpottung der Götter), um den Ruhm der erſten Erfindung des komiſchen Heldengedichts in der neueren Litteratur. Dieſer Ruhm iſt ein zweifelhafter; es liegt ein gewiſſer, gerade dem Humoriſtiſchen wenig zuſagender Zwang darin, durch den weiten Umfang einer Epopöe unaufhörlich luſtig zu ſein. Eine ſolche Beſondrung des komiſchen Elementes der Poeſie, zumal wenn ſie in großen Maſſen vorgenommen wird, gehört den Zeiten einer künſtlichern poetiſchen Bildung an. Das Epos, wie es naturgemäß aus dem Leben der Völker hervorgeht, trägt Ernſt und Laune noch ungeſchieden in ſich, wenn es auch dem erſtern billig das Übergewicht einräumt. Die homeriſchen Geſänge laſſen neben den erhabenen Heroen auch die komiſchen Geſtalten des Therſites, des Cyclopen auftreten; das deutſche Heldenlied hat, ſeiner tragiſchen Richtung unerachtet, die launigen Charaktere des Meiſters Hildebrand, des Mönches Ilſan, des Küchenmeiſters Rumold. Auch in andern Zeiten, als denen des epiſchen Volksgeſangs, haben reiche Dichter die Verbindung des Ernſtes mit dem Scherze für die Darſtellung eines vollen und ganzen Lebens unerläßlich gefunden, ſo Shakſpere, Jean Paul.

Mag aber auch die Poeſie im Fortſchritte der Cultur mit einer gewiſſen Nothwendigkeit ihre geſchloſſene Blume immer mehr auseinander blättern, mag ſie der Zerſpaltung in alle gedenkbare, nach Geiſt und Form verſchiedene Dichtungsarten entgegenſtreben, ſo wird man doch gerade von dem iſolierten Beſtandtheil eine um ſo reichere Fülle ſeines beſondern Weſens verlangen dürfen. Von einem komiſchen Heldengedicht erwarten wir denn auch ein wirkliches Heldenthum der komiſchen Kraft. Soweit ſich nun Taſſonis humoriſtiſches Vermögen in den vorgetragenen zwei Geſängen geoffenbart hot, läßt es uns im Zweifel, ob es noch für weitere zehn Geſänge befriedigend ausreichen werde. Der hartnäckige Streit um den Eimer iſt ein treffendes Bild des Fehdeweſens der kleineren italiäniſchen Staaten, aber doch erſcheint dieſer Eimer nicht ſo unerſchöpflich, um eine Epopöe von zwölf Geſängen mit komiſcher Poeſie zu tränken. Wenn manche für ihre Zeit beluſtigende Anſpielung für uns die Bedeutung verloren hat, ſo dürfen wir zwar dieſes dem Dichter nicht zur Laſt legen, aber ein wahrhaft komiſches Gedicht wird doch auch für andre Zeiten ſeine Giltigkeit behaupten: dieſe iſt dem vorliegenden in einzelnen Situationen und Figuren nicht abzuſtreiten, ohne daß wir jedoch im Ganzen in fortwährender Anregung erhalten würden.

Was die Überſetzung betrifft, ſo habe ich ſchon früher bei Herrn D. Bearbeitung der Stanzen des Poliziano bemerkt, wie man bei Übertragungen eines größeren Gedichts in der Form der Octave niemals fertig ſei, am wenigſten auf den erſten Wurf. Von der Verdeutſchung eines komiſchen Gedichts gilt dieſes nur in erhöhtem Maße. Ich hebe darum auch nicht einzelne Stellen aus, welche in Beziehung auf die Treue der Überſetzung, auf die Herr D. im Allgemeinen große Sorgfalt verwendet hat, oder auf die Deutlichkeit und Richtigkeit des Ausdrucks, oder auf das Techniſche einer Nachhilfe bedürfen möchten. Die Einzelheiten, die ich berühre, ſind nur ſolche, die auf den Ton des Ganzen einigen Einfluß äußern. Ich finde, daß Herr D. dieſen wohl aufgefaßt hat. Taſſoni gibt zwar ein parodiſches Gegenbild zu den bekannten Muſtern der epiſchen Dichtkunſt, aber er hält ſich nicht durchgängig in der ruhigen Ironie, ſondern er bricht häufig mit dem Burlesken und Carikierten und ſo auch mit der derberen Sprache des gemeinen Lebens hervor. Es ſcheint mir hierin einiger Zwieſpalt zu liegen, indem nun weder die Ironie, noch die offene Komik rein durchgeführt iſt; und dieſer Zwieſpalt wird verſtärkt, wenn die Überſetzung ſtärker aufträgt, als das Original. Es ſind jedoch im Ganzen nur wenige Stellen, auf welche dieſe Bemerkung anzuwenden iſt; z. B. wenn Mars von der Venus ſagt la mia diva (II. 52) und dieſes überſetzt wird „mein Schatz“, oder wenn (I, 11) das einfache gamba, das menſchliche Bein, in eine Hintertatze verwandelt wird. Ausgleichen würde ſich dieſes nur etwa dann, wenn nachzuweiſen wäre, daß, wie hier verſtärkt, ſo an andern Stellen gemildert wäre.“

Über die Ballade.

In folgender längerer Erörterung hat ſich Uhland 9 Juni 1831 über die Ballade verbreitet:

„Über Urſprung und Weſen der Ballade, einer auch in unſrer Zeit nicht unbeliebten Dichtungsweiſe, ſind mir wenige tiefer eingehende Unterſuchungen bekannt. Die ausgeführteſte iſt eine Abhandlung von W. Alexis: Über Balladenpoeſie, im Hermes von 1824. St. 1. (Nr XXI.)

Ich hebe die Hauptſätze dieſer Abhandlung aus:

S. 3 f. „Wenn wir von der alten Eintheilung der Poeſie ausgehen und fragen: welche der drei Gattungen, die lyriſche, epiſche oder dramatiſche, erſcheint zuerſt im Kindesalter eines Volkes? ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß die künſtliche dramatiſche von dieſem Wettſtreit zurücktritt. Schwieriger aber iſt die Entſcheidung, ob die Lyrik oder das epiſche Element zuerſt Sprache gewonnen. Gab der Menſch zuerſt ſeinen Gefühlen bei Schmerz und Freude Sprache, oder pries er zuerſt erzählend die Thaten der Vorwelt?“

Die Antwort liegt in folgenden Sätzen:

S. 4. „Der rhythmiſche Erguß der Empfindungen wurde, wenn er in beſtimmten Worten von Mund zu Mund ſich fortpflanzte, zum Liede, und dieſes, als Repräſentant der Lyrik, iſt ſomit die erſte Form, in welcher die Dichtung den Völkern ſich kund gab.“

S. 11. „Bald reichte ihr (der Lyrik) das Epiſche die Hand; aber es dauerte nicht lange, ſo trat das letztere ſchon kräftig und vorherrſchend auf. Das Lied, welches eine That erzählte, oder einzelne Bilder der als bekannt vorausgeſetzten That abrißweiſe aufführte, ward das, was wir Ballade nennen ꝛc.“

S. 14 f. „Um mit wenigen Worten den hiſtoriſchen Standpunct der Ballade anzugeben, ſagen wir: Die Ballade ſteht zwiſchen dem freien Liede und dem Epos mitten inne. Sie iſt mit beiden nahe verwandt, indem ſie die Tochter des Liedes war und die Mutter des Epos ward.“

S. 29. „Aber auch zwiſchen der alten Volksballade und dem Drama findet ſich ſchon einige Verwandtſchaft, wenn man auch nicht geradezu ſagen kann, daß das Drama gleich dem Epos aus der Ballade entſtanden ſei.“

S. 30. „. . . es liegt auch in der alten Volksballade ſelbſt das dramatiſche Element. In den beſten Volksliedern dieſer Art bei allen Nationen findet man die charakteriſtiſchen Stellen dramatiſiert.“

„Iſt nun das vollendete Drama auch die höchſte Dichtung, ſo hat die Volkspoeſie in den Balladen ſchon die höchſte Stufe der Poeſie erreicht ꝛc.

Die Poeſie iſt ſo mächtig geworden, daß das ſchlichte Volkslied nicht mehr durch lyriſche Anklänge an die geſchehenen Thaten erinnert, nicht mehr ſie als Geſchichte erzählt, ſondern ihre Helden uns lebendig in der Gegenwart vorzaubert.“

„Wir müſſen die allgemeine Betrachtung über die hiſtoriſche Entſtehung der Ballade mit der Anerkennung ſchließen, daß wir in der einfachen Volksballade, wie ſie uns vorliegt, das lyriſche Element im Liede, das epiſche in der referierenden Erzählung und das dramatiſche in den dialogiſierten Balladen vorfinden, daß ſomit, abgeſehen von ihrer ehrwürdigen Entſtehung, eine Dichtung, welche die Beſtandtheile aller Poeſie in ſich vereinigt, ſchon um deswillen nicht ganz beiſeit geſetzt werden darf.“

Hören wir nun auch, wie A. W. Schlegel in ſeiner Beurtheilung der Bürgerſchen Gedichte (Kritiſche Schriften, Theil II) ſich ſchon früher über dieſen Gegenſtand geäußert hat!

S. 18 f. „Die Frage: war Bürger ein Volksdichter? verwandelt ſich in folgende: ſind ſeine Romanzen echte und unvermiſchte Romanzen? Seine Begriffe von dieſer Dichtart können uns die Prüfung nicht erleichtern, er hat ſie bloß in ſeiner Ausübung niedergelegt: denn daß er bei der zweiten Ausgabe ſeiner Gedichte, was er ſonſt Balladen und Romanzen genannt, unter dem Titel „epiſch-lyriſche Gedichte“ zuſammenordnete, darf man nicht zu hoch anrechnen. Werden dieſe Kunſtwörter ſtreng im Sinne der Alten genommen, ſo läßt ſich nichts widerſinnigeres denken; aber ihre Vereinigung ſoll wohl nichts weiter bedeuten, als daß in der Romanze etwas erzählt wird und daß ſie auch geſungen werden kann, folglich iſt ſie ein epiſch-lyriſches Gedicht. Man ſieht, diß Stück Theorie iſt wohlfeil zu haben, und Bürger hatte es in der guten Zeit, als noch Engels Theorie der Dichtarten oder gar der Batteux etwas galt, unbeſehens angenommen. Ich will hier nicht entſcheiden, ob ſich die Romanze und die übrigen eigenthümlich modernen Gattungen anders als hiſtoriſch und genetiſch ableiten laſſen, da die neuere oder romantiſche Poeſie ſich nicht wie die claſſiſche unmittelbar aus reinen Kunſtgeſetzen ſtetig entwickelt hat, ſondern nur unter Vermittlung aller Zeitumſtände, welche die Widergeburt der Welt begleiteten, vielleicht als Gegenſatz nothwendig, aber doch mit dem Scheine der Zufälligkeit entſtanden. Es wird für unſern Zweck hinreichend ſein, die alten Romanzen, die nicht mit Abſicht für das Volk, ſondern unter dem Volke gedichtet wurden, deren Dichter gewiſſermaßen das Volk im Ganzen war, zu charakteriſieren, wie wir ſie bei den Spaniern, Engländern, Schotten, Dänen und Deutſchen wirklich vorfinden.“

In dieſer Charakteriſtik erſcheint nun als das Bedeutendſte Folgendes:

S. 20 f. „Die Darſtellung iſt in den alten Romanzen überhaupt ſummariſch und abgeriſſen, manchmal zählt ſie Thatſachen und Namen chronikenmäßig auf; aber nie iſt ſie bemüht, auch das Wunderbarſte vorzubereiten, noch läßt ſie ſich mit Entwickelung der Triebfedern ein. Jenes beglaubigt (ſich von ſelbſt) und dieſes bringt, da nichts mit klügelnder Willkür erfunden, ſondern alles mit der reinſten und kindlichſten Anſchauung aufgefaßt iſt, einen ahndungsvollen Unzuſammenhang hervor, der uns mit unausſprechlichem Zauber feſthält. Keine Rhetorik im Ausdruck der Leidenſchaften, bei deren faſt ſchüchterner Andeutung die rege Handlung um ſo gewaltiger trifft. Überhaupt wird man niemals mit der Schilderung der Gegenſtände übertheuert, wenn ich ſo ſagen darf, die Sache gibt ſich ſelbſt ohne Anſpruch und Bewuſtſein und nirgends iſt eine Richtung auf den Effect wahrzunehmen. Durch alle diß ſind die alten Romanzen in der Kühnheit weiſe, in der Ruhe herzlich rührend, im Abenteuerlichen und Fantaſtiſchen natürlich und einfältig und im ſcheinbar Kindiſchen oft unergründlich tief und göttlich edel. Dem ſorglos dichtenden Triebe gelang, wozu nun der abſichtsvolle Meiſter zurückkehrt, mit den unſcheinbarſten Mitteln das gröſte auszurichten. Ein gebildetes Zeitalter betrachtet dieſe Naturerzeugniſſe mit einer Art von Vergnügen, wie es Kenner der Malerei an leichten Skizzen und hingeworfenen Gedanken finden, wo man gleichſam die Grundanſchauung eines großen und reichen Kunſtwerks in wenigen geiſtvollen Strichen vor ſich hat. Es wird Ergänzung der Einbildungskraft dazu erfordert ꝛc.“

In beſonderer Beziehung auf die deutſche Dichtkunſt ſtellt Roſenkranz in ſeiner Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter (S. 43) zwiſchen eine erſte, epiſche Periode und eine dritte, vorzugsweiſe dramatiſche, die zweite, lyriſche mittenein und charakteriſiert ſie ſo:

„Die andere Epoche der Entzweiung des Volkes in ſich ſelbſt durch den Kampf des Adels mit den Bürgern und des Klerus mit den Laien iſt die des in ſich gehenden Bewuſtſeins, was ſich ſelbſt zu faſſen beginnt. Sie iſt lyriſch zu nennen. Nicht ein Stand nur, der ritterliche, ſondern das ganze Volk fühlt die Schläge ſeines Herzens und ſtrömt ſie aus im Geſang. Die Gewalt des wirklichen Liedes ergreift nun ſelbſt das Epiſche, welches die Form von Romanzen und Balladen annimmt.“

Endlich noch eine kurze Äußerung von Göthe in den Excurſen zum weſtöſtlichen Divan (S. 120):

„Es gibt nur drei echte Naturformen der Poeſie: die klar erzählende, die enthuſiaſtiſch aufgeregte und die perſönlich handelnde, Epos, Lyrik und Drama. Dieſe drei Dichtweiſen können zuſammen oder abgeſondert wirken. In dem kleinſten Gedicht findet man ſie oft beiſammen und ſie bringen eben durch dieſe Vereinigung im engſten Raume das herrlichſte Gebild hervor, wie wir an den ſchätzenswertheſten Balladen aller Völker deutlich gewahr werden.“

Die Fragen, auf welche ſich dieſe verſchiedenen Erörterungen über Urſprung und Weſen der Ballade oder Romanze[1] zurückführen laſſen, ſind folgende:

1. Wie verhält ſich dieſe Dichtart zu den anerkannten Grundformen der Poeſie?
2. Wie hat ſie ſich hiſtoriſch oder genetiſch gebildet?
3. Welche allgemeinere, nicht bloß hiſtoriſche Giltigkeit kommt ihr zu?

*

---

[1] Ballade und Romanze ſind nur nationale Verſchiedenheiten derſelben Dichtart, Ballade iſt die Romanze des Nordens, Romanze die Ballade des Südens, wie diß auch von Andern bemerkt worden iſt.

Zu 1. Über das Verhältnis der Ballade zu den Grundformen der Poeſie äußert ſich Schlegel bloß negativ, indem er die Bezeichnung der Ballade als epiſch=lyriſches Gedicht, wenn dieſe Kunſtwörter ſtreng im Sinne der Alten genommen werden, für durchaus widerſinnig erklärt. Roſenkranz findet in den ältern deutſchen Balladen und Romanzen das Epiſche von der Gewalt des wirklichen Liedes ergriffen. W. Alexis erkennt in der Ballade eine Vereinigung der drei Elemente der Poeſie, des lyriſchen, epiſchen und dramatiſchen, ſo jedoch, daß ihm die Ballade in dramatiſcher Form als die vollendetſte erſcheint. Göthe hat in den ſchätzenswertheſten Balladen aller Völker ein Zuſammenwirken der drei echten Naturformen der Poeſie, Epos, Lyrik und Drama, wahrgenommen.

Diß Letzte iſt denn auch Thatſache und vor ihr wird der theoretiſche Zweifel Schlegels ſich heben müſſen. Nehmen wir die drei Hauptformen in ihrer ſtrengſten Sonderung und im beſtimmteſten äußern Gepräge dieſer Beſonderheit, dann erſcheint freilich alle Vereinigung aufgehoben, wiewohl Göthe ſelbſt noch im ältern griechiſchen Trauerſpiel alle drei verbunden ſieht. Aber ſowie nach der Seite ihres Auseinandertretens können wir die Grundformen auch nach der Seite ihrer Einigung verfolgen. Es hindert uns nichts, eine Dichtart anzunehmen, in der lyriſche Empfindung, epiſche Anſchaulichkeit und dramatiſche Handlung verbunden ſind, und dieſe Annahme verwirklicht ſich in den Erſcheinungen der Balladendichtung. Wenn übrigens Roſenkranz die dramatiſche Form gänzlich übergeht, ob ſie gleich auch in den deutſchen Balladen augenſcheinlich vorhanden iſt, und wenn umgekehrt W. Alexis eben in ihr die höchſte Vollendung der Ballade ſucht, ſo kann ich mit Keinem von Beiden einverſtanden ſein, mit dem Erſtern nicht, weil ſich die Thatſache dawider erklärt, mit dem Letztern eben ſo wenig, nicht bloß weil dadurch die früher angenommene Vereinigung wider aufgelöſt würde, ſondern weil es je vom beſondern Gegenſtand und vom einzelnen Moment der Darſtellung abhängen muß, welche der drei Formen am zweckmäßigſten eingreife. Sie bleiben in der Balladendichtung jedes Volkes im Ganzen verbunden, aber ſie können in den einzelnen Erzeugniſſen dieſer Dichtart nach den Umſtänden bald mehr vereinigt, bald mehr geſondert zu Tage treten.

Zu 2. Die Frage über das Hiſtoriſche oder Genetiſche der Ballade wird wider verſchieden beantwortet. Schlegel deutet an, daß die Romanze überhaupt nicht anders, als auf dieſem Wege abzuleiten ſein möchte, als eine Gattung der neuern oder romantiſchen Poeſie, die ſich nicht wie die claſſiſche unmittelbar aus reinen Kunſtgeſetzen ſtetig entwickelt habe und vielleicht als Gegenſatz nothwendig, doch mit dem Scheine der Zufälligkeit entſtanden ſei. W. Alexis bemerkt, daß auch den größern und zuſammengeſetztern epiſchen Dichtwerken der alten Welt, wenn gleich dieſe die älteſten noch vorhandenen Urkunden ſeien, einfachere balladenartige Dichtungen vorangegangen ſein müſſen. Was aber die Entſtehung der Ballade überhaupt betrifft, ſo hält er die Lyrik für die älteſte Form der Poeſie, läßt aus dem Lied die Ballade und aus dieſer das Epos entſpringen. Roſenkranz dagegen bezeichnet die erſte Periode der deutſchen Poeſie, ſelbſt in ihren lyriſchen und didaktiſchen Erzeugniſſen, als eine epiſche und erſt die zweite, in welcher das Epiſche, von der Gewalt des Liedes ergriffen, die Balladenform angenommen habe, als eine lyriſche. Göthe ſteigt nicht über das von ihm thatſächlich angenommene Zuſammenſein der drei Dichtweiſen in den beſten Balladen aller Völker hinauf, wenn er jedoch unmittelbar darauf von dem ältern griechiſchen Trauerſpiele ſagt, daß wir ſie in dieſem gleichfalls alle drei verbunden ſehen und ſie erſt in einer gewiſſen Zeitfolge ſich ſondern, ſo iſt ihm wenigſtens hier der Zuſtand des Verbundenſeins ein mehr urſprünglicher, als derjenige der Sonderung.

In Erörterung dieſer Fragpuncte muß ich mich zuvörderſt von der Anſicht Schlegels losſagen, als könnte die Ableitung der Ballade in dem Sinne eine hiſtoriſche ſein, daß dieſe Dichtart als eine der neuern oder romantiſchen Poeſie eigenthümliche und darum, wenn nicht zufällige, doch nur als Gegenſatz nothwendige Erſcheinung darzuſtellen wäre. Die Bemerkung von W. Alexis, daß auch dem homeriſchen Epos, und dasſelbe muß von dem deutſchen behauptet werden, einfachere, balladenartige Dichtungen vorangegangen ſein müſſen, iſt einleuchtend, ſie entſpricht dem, was wir bei allen Völkern, deren Poeſie ſich noch zur Wiege des lebendigen Volksgeſanges verfolgen läßt, beobachten können.

Wenn Roſenkranz die Balladen einer zweiten, lyriſchen Periode der deutſchen Poeſie einverleibt, der eine erſte, epiſche, vorangegangen, ſo iſt diß eine Folge der geringen Sorgfalt, welche überhaupt noch einer tiefern Erforſchung unſrer ältern Balladendichtung gewidmet worden iſt. Die Meinung iſt nur allzu herkömmlich, welche die Zeit der ſchriftlichen Aufzeichnung und Sammlung unſrer alten Volkslieder mit der Zeit ihres Urſprungs verwechſelt oder doch ihr allzu nahe rückt. Schon längerher mit geſchichtlichen Unterſuchungen über die altdeutſchen Balladen beſchäftigt, habe ich die Überzeugung erlangt, daß balladenartige Lieder, welche noch jetzt vom Volke geſungen werden, ſich in hohes Alter hinauf verlieren, wenn wir uns die Mühe nicht verdrießen laſſen, ſoweit als möglich ihrer echten und urſprünglichen Geſtalt nachzuſpüren. Es iſt darum auch wünſchenswerth, daß die Reſte ſolcher Volkslieder, die immer mehr von modernen Geſängen verdrängt werden, auch in ihrer meiſt fragmentariſchen und durch Vermiſchung verſchiedener Lieder oder andre Misverſtändniſſe oft höchſt verworrenen Geſtalt, wo ſich irgend Gelegenheit dazu gibt, aufgefaßt werden. Aus der Zuſammenſtellung und Ausſcheidung ſolcher Fragmente läßt ſich doch zuletzt das reine und volle Lied, wenn nicht äußerlich herſtellen, doch für die Phantaſie ergänzen.

Die hiſtoriſche Ableitung der Ballade, um auf unſern Gegenſtand wider einzulenken, muß am Ende doch eine wahrhaft genetiſche werden; ſie muß über die Erſcheinungen bei einzelnen Völkern oder in beſtimmten Zeitaltern hinaus zu einer gemeinſamen Entwicklung der Naturformen der Poeſie, wie Göthe ſie nennt, aufſteigen. Sie dahin aufſteigen zu laſſen, iſt auch wirklich von Alexis und, in ſeinem Kreiſe, von Roſenkranz verſucht worden; aber ſie kommen auf entgegengeſetzte Ergebniſſe, indem dem Einen das lyriſche, dem Andern das epiſche Element in der natürlichen Folge der Entwicklung voranſteht.

Die Lyrik iſt nun allerdings die Mutter aller Poeſie, ſofern wir unter ihr die poetiſche Grundſtimmung, die Anregung des Gemüths verſtehen, welche jeder dichteriſchen Schöpfung, ſelbſt der objectiveſten, vorangehen muß. Unternimmt aber dieſe Stimmung, für ſich ſelbſt im Innern fortzuarbeiten und die Darlegung ſolcher Seelenzuſtände mittelſt des Liedes zu einer beſondern Dichtweiſe auszubilden, ſo gehört ſie längſt nicht mehr in die Anfänge der poetiſchen Cultur eines Volkes.

Auch die innere Stimmung wird vornherein mehr ſinnlich geſtaltend ſich äußern und ſo in der Anſchaulichkeit ihrer Erzeugniſſe die andre Anſicht zu rechtfertigen ſcheinen, nach welcher die epiſche Form voranzuſtellen iſt. Das Wahre jedoch liegt, nach meinem Dafürhalten darin, daß die Empfindung und die geſtaltende Phantaſie noch ungetrennt und unbewuſt zuſammenwirken.

Wie in den jugendlichen Zeitaltern, in welchen die Poeſie ihre gröſte Gewalt ausübt und die vorherrſchende geiſtige Thätigkeit ausmacht, ſich überhaupt eine gewiſſe Ungeſchiedenheit der Geiſteskräfte offenbart, ſo erwächſt auch in der Poeſie ſelbſt erſt der ungetheilte Stamm, bevor er ſich in ſeine Äſte ſpaltet und dieſe, wider ſtammartig, ihre Zweige ausſpreiten. Ein Zuſtand der Möglichkeit aller beſondern Entwicklungen geht dieſen ſelbſt voraus. Das Gedicht dieſes urſprünglichen Zuſtandes der Poeſie iſt die Ballade, eben vermöge des in ihr bemerkten Zuſammenſeins der verſchiedenen Dichtformen. Ein ſolches Zuſammenſein iſt aber auch nur für den geringern Umfang poetiſcher Bildungen gegeben, den ſchon die Beſtimmung derſelben für den lebendigen Volksgeſang mit ſich bringt. Je weiter der Umfang der Gedichte ſich ausdehnt, je mehr auch die einzelnen Geſänge nur Theile eines größeren Ganzen ausmachen, um ſo entſchiedener werden die beſondern Formen ſich entfalten. Die Lyrik, die Gemüthsbewegung, kann in der Art, wie ſie in einer Ballade austönt, nicht für längere Heldengeſänge ausdauern, ſie muß hier zurücktreten und der ruhigern Geſtaltung, dem epiſchen Elemente, Raum geben. Das Epos verfolgt nun ſelbſtändig ſeine Bahn und wir fanden es in einer der letzten Stunden bis zu der künſtlichen Spaltung in ernſthaftes und komiſches vorgeſchritten.[1] Aber auch die Lyrik ſucht ſich ihren eigenen Weg. Sie muß, während das Epos längſt in breiten Strömen fließt, noch immer unterirdiſch quellen und ringen. An dem deutſchen Minneſange, von dem uns heut einige Proben gegeben worden,[2] würde ſich vollkommen genetiſch die allmähliche Ablöſung der Lyrik von der Balladendichtung nachweiſen laſſen. All dieſer tauſendſtimmige Minneſang beruht auf einer Ballade von der Liebe im Frühling, oder vielmehr auf dem mannigfach ausgeprägten Typus einer ſolchen. Aber die Naturbilder, die äußere Handlung, ohne die in früherer Zeit die Gemüthsſtimmung keine Worte hat, treten mehr und mehr zurück, ſie werden nur noch zum blumigen Rahmen, zur herkömmlichen Formel, ſie werden ſelbſt ganz abgeworfen und aus dem tieferen Gemüthe einzelner Sänger bricht, faſt farblos, zu einem eigenthümlichen Leben gereift, die lautere Seele hervor. Das dramatiſche Element bleibt zunächſt noch in den andern eingeſchloſſen. Aber es dringt im epiſchen heran, indem es die äußere Handlung immermehr zur innern durchbildet, und wir ſehen z. B. im Nibelungenliede, namentlich in der Abenteure von Rüdigers Tode, dieſe Durchbildung nahezu ſoweit vollendet, als es ohne das materielle Vorhandenſein einer Bühne überhaupt möglich iſt. Indeſſen tritt auch das innere Leben der Lyrik nicht bloß in Wechſel- oder Geſprächsliedern in Handlung, ſondern ſie arbeitet auch dem im Epos ſich regenden dramatiſchen Element mächtig entgegen, indem ſie die Tiefen der Gemüthswelt ergründet und erſchließt.

---

[1] Als von Duttenhofers Überſetzung der zwei erſten Geſänge aus Taſſonis geraubtem Eimer die Rede war. Vergl. oben S. 55 bis 57.

[2] Es waren Minnelieder des Markgrafen Otto von Brandenburg vorgetragen worden.

Zu 3. Ob der Balladendichtung neben der hiſtoriſchen Geltung eine allgemeinere, auch für den Stand unſrer geiſtigen Bildung ſich bewährende zukomme, wird eben dadurch zweifelhaft, daß ihr erſtes, naturgemäßes Erſcheinen in die Zeiten des lebendigen Volksgeſanges zurückfällt. Dazu kommt noch, daß ſie, ſoweit ſie in unſern Tagen betrieben wird, nicht als eine ſtetige Entwicklung aus andern, früher geübten Dichtweiſen anzuſehen iſt. Die erſte Sammlung alter ſchottiſcher und engliſcher Balladen, welche Percy 1757 herausgab, die Anregung, welche Herder dadurch empfieng, die Stimmen vieler Völker in ſeinen Volksliedern, die zuerſt 1778 erſchienen, vernehmen zu laſſen, die Aufmerkſamkeit, welche nun auch auf die verwehten Töne des älteren deutſchen Volkslieds ſich lenkte und in Göthes Balladen fruchtbar wurde, Bürgers Bearbeitungen der Balladen aus Percy und ſeine eigenen Erzeugniſſe ſolcher Art, dieſes ſind wohl die Hauptmomente, durch die ſich die neuere Balladendichtung in Deutſchland begründete, und auch hierin möchte weniger ein genetiſcher, als ein gelehrter und litterarhiſtoriſcher Hergang gefunden werden. Der lebhafte und nachhaltige Eindruck, den die wider aufgefundenen alten Volksgeſänge hervorbrachten, zeugt dafür, daß ihnen auch eine anlautende Stimmung, ein tieferes Verlangen im Herzen der neueren Zeit entgegenkam. Mitten im Bezirke der gelehrten und wohlgeregelten Dichtkunſt vernahm man, wunderbar bewegt, die Alphornklänge des vergeſſenen Heimathlandes.

Die Schriftſteller, deren Anſichten wir erörtert haben, laſſen ſich auf die Frage von der Bedeutung der Ballade in der heutigen Dichtkunſt nicht beſonders ein. Nur etwa die Bemerkung von Schlegel kann hieher gezogen werden, daß in den alten Romanzen dem ſorglos dichtenden Triebe gelungen, wozu nun der abſichtsvolle Meiſter zurückkehre: mit den unſcheinbarſten Mitteln das Gröſte auszurichten.

Das Einfachſte ſcheint mir, wenn wir die fortwährende Geltung der Ballade in ihrem urſprünglichen Weſen, in eben dem ſuchen, was auch in jenem frühern Zeitalter ihre Lebenskraft, ihren natürlichen Beſtand ausmachte: in der Concentrierung der poetiſchen Elemente. Nicht, als ob es einen beſondern Werth hätte, die verſchiedenen Formen der Poeſie durcheinander ſpielen zu ſehen. In formeller Hinſicht müſte man gerade in der reinen Ausſcheidung der Dichtarten die ſchönſte Befriedigung finden. Aber die verſchiedenen Formen ſind Wirkung und Ausdruck verſchiedener Geiſtesthätigkeiten und das harmoniſche Zuſammenwirken von dieſen iſt es, was auch in geringem Raume poetiſche Fülle gewähren kann. Ja, es ſcheint, als könnte ein ſolches poetiſches Zuſammenwirken auch wirklich nur innerhalb eines beſchränkteren Umfangs ungetrübt ſtatt finden. Gemüthsſtimmung, Empfindung, in Lebensbildern, in Geſtalt und Handlung, ſich ausprägend; Anſchauungen, Bilder des Lebens und der Phantaſie, vom Gefühl durchdrungen: Klang und Farbe, Seele und Geſtalt, inneres und äußeres Leben innigſt verſchmolzen: eine Verſchmelzung, die eben das Merkmal der echten, alten oder neuen, Ballade ausmacht, wird nicht leicht für eine längere Dauer anhalten. Bei größeren Ausführungen wird das Subjective der Lyrik zurücktreten und die epiſche oder dramatiſche Objectivität ſich ſelbſtändig herausſtellen. Die Ballade ſelbſt wird um ſo ſicherer ihre eigenthümliche Wirkung üben, je weniger ſie ausmalt, je weniger ſie über die weſentlichen Züge der Anſchauung, Situation oder Handlung, die den Empfindungen zum Träger dienen ſoll, hinausgeht. Nur darin darf ſie nicht ſparſam ſein, was ihr die muſikaliſche Bewegung gibt. Darum findet man auch die beſten alten Balladen häufig in den Hauptzügen gedrängt, ſelbſt abgebrochen, dabei aber mit bloß tonanſchlagenden Wendungen und refrainartigen Widerholungen reichlich bedacht.“

Wenn durch das Bisherige der Ballade eine allgemeinere, nicht bloß antiquariſche Geltung zu vindicieren verſucht wurde, ſo ſoll damit nicht behauptet werden, daß ſie zu den höchſten Leiſtungen im Gebiete der Poeſie gehöre. Es liegt am Tage, daß im Drama und in der lyriſchen Didaktik unſrer Zeit ſich ein viel höherer Aufſchwung des Geiſtes, eine viel reichere Ideenfülle offenbaren könne, als in einer ſchlichten Ballade. Aber gerade bei vorherrſchenden Richtungen, welche über die Aufgabe der Poeſie, als ſolcher, hinausgehen, mag es nützlich ſein, eine Dichtart zur Seite zu haben, auf die kein anderer, als der dichteriſche Maßſtab anwendbar iſt und welche ſonach wenigſtens die Dienſte einer poetiſchen Stimmgabel leiſten kann. Eine Ballade wie „der König von Thule“ iſt gar nichts, wenn ſie nicht Poeſie iſt, iſt ſie daher überhaupt etwas, ſo muß ſie auch ganz nur Poeſie ſein. Manche, in der Überlieferung vielleicht verkümmerte alte Balladen haben in mir das Gefühl erweckt, als hätte ich nur hier erſt den reinſten, eigenſten Klang der Poeſie vernommen. Es gibt feine Metalle, edle Geſteine, die man nur in kleinen Stücken findet; von ſolcher Art ſcheinen mir die echten Balladen zu ſein. Ja, es möchte ſich fragen, ob nicht die kleine Probe lauterer Poeſie, gehörig erkannt, uns größere Funde ahnen laſſe; ob nicht darauf hin gearbeitet werden ſollte, die ganze, große Maſſe der Poeſie von aller erdigen, klangloſen Beimiſchung zu läutern; ob wir nicht den Dichter noch zu erwarten haben, der uns durchaus jene reinen und vollen Accorde vernehmen laſſen wird, die wir nur in den erleſenſten Stellen der bisher bekannten Dichtwerke angeſchlagen fanden."

Folgende Bemerkung Uhlands vom 7 Juli 1831 galt einer Übertragung von „Das Geſicht Alps, des Renegaten", von Byron. (Aus der Belagerung von Korinth.)

„Der Überſetzer hat ſich ſtatt des vierfüßigen Jambus im Original meiſt des fünffüßigen bedient, und allerdings war es bei der Menge einſilbiger Wörter in der engliſchen Sprache und bei dem Sachreichthum der Byronſchen Poeſie ſchwierig, im Deutſchen dasſelbe Maß einzuhalten. Es war auch dieſe Abweichung um ſo erlaubter, da der Rhythmus überhaupt ein freierer und der Ton im Ganzen der Überſetzung wohl gehalten iſt. So eigenthümlich Byron in der neueren engliſchen Poeſie hervorgetreten iſt, ſo zeigt er doch in dieſer Scene das dieſer Poeſie Gemeinſame der ſorgfältigſten Ausführung, die ihren Gegenſtand völlig erſchöpft und den Leſer der eigenen Thätigkeit enthebt."

Th. ſt. Ed. Eyth hatte Aphorismen eingereicht. Uhland ſagte darüber:

„Aphorismen laſſen ſich nicht anders kritiſieren, als etwa wider mit einem Aphorismus:

Es iſt mit den Aphorismen, wie mit dem Feuerſchlagen. Das einemal zündets nicht; das andremal zündets."

Von jur. ſt. Fallati wurde eine metriſche Überſetzung der auch von Herder in den Volksliedern (I, 89) übertragenen ſchottiſchen Ballade „Sir Patrick Spence“ nach Percy (I, 63) mitgetheilt. Uhland bemerkte:

„Es iſt vielleicht keine der alten ſchottiſchen Balladen in ſo vielen Recenſionen auf uns gekommen. Nach Percy findet ſie ſich immer wider mit Varianten und Ergänzungen in den Balladenſammlungen von Jamieſon, W. Scott, Finlay, Buchan. In der letztgenannten Sammlung, die zu Edinburg 1828 erſchienen iſt, hat ſie 28 Strophen, alſo über das Doppelte mehr, als in dem erſten Drucke bei Percy, wo ſie deren 11 hat, obgleich ſie von dieſem, wie es ſcheint, aus ältern Handſchriften, von dem neueſten Herausgeber aber nach der mündlichen Überlieferung eines blinden Sängers aus den letzten 50 Jahren mitgetheilt iſt. Sie ſcheint ſich auf ein wirkliches Ereignis des 13 Jahrhunderts zu gründen, in welchem ein ſchottiſcher König eine Königstochter von Norwegen heimführte, die auch in dem vollſtändigern Texte vorkommt. Beſonders aber iſt ſie in den verſchiedenen Recenſionen belehrend über das Verfahren des Volksgeſangs. Wenn wir von der ſtrophenreichſten Überlieferung bei Buchan auch diejenigen abziehen, welche für neuere Zuſätze gelten mögen, ſo bleiben über den Text bei Percy, welchem die vorgetragene Überſetzung gefolgt iſt, noch immer als urſprüngliche Beſtandtheile die beſtimmtern geſchichtlichen und örtlichen Angaben, die ausführlichere Beſchreibung des Seeſturms u. dgl. Und doch vermiſſen wir dieſe in dem kürzern Texte bei Percy nicht, ja er hat vielleicht an poetiſcher Wirkung gewonnen, indem nun die Hauptſituationen um ſo ungetrübter hervortreten: am Anfang der König, wie er im Schloß am Meere mit ſeinen Rittern den blutrothen Wein trinkt, und am Schluſſe der treffliche Seemann, im Meeresgrunde liegend, ſeine Gefährten zu ſeinen Füßen. Wir erſehen daraus, wie die Volkspoeſie, wenn ſie auch auf geſchichtlichem Boden ruht, doch immermehr das Unweſentliche abſtreift, aber das Reinpoetiſche bewahrt und läutert.“

Ein von jur. ſt. Köſtlin vorgelegter Aufſatz
„Über die Bedeutung der Rechtswiſſenſchaft“
erfuhr 15 September 1831 folgende Beurtheilung Uhlands:

„Die ſogenannten Facultätswiſſenſchaften von ihrer lebendigen, allgemein menſchlichen Seite darzuſtellen, iſt eine Aufgabe, die ich ſchon bei Eröffnung dieſer Stunden als eine für dieſelben geeignete bezeichnet habe. Am ſchwierigſten mag die Löſung der Aufgabe eben bei der Rechtswiſſenſchaft erſcheinen, weil wirklich auch ſie am meiſten ausgeſetzt iſt, an ihrem innern Leben verkümmert zu werden. Die Theologie, wenn gleich auch ſie in dogmatiſchen Spitzfindigkeiten erſtarren kann, hat es doch weſentlich mit den Regionen zu thun, von denen ewiges Geiſtesleben ausſtrömt; die Medicin, wie jede andre Naturwiſſenſchaft, fühlt doch immer den Pulsſchlag des warmen Naturlebens. Daß der Jurisprudenz die Lebensnerve allzu häufig unterbunden werden, daß ſie eben darum auch Manchen völlig leblos erſcheine, iſt die Klage des vorgetragenen Aufſatzes und der Verſuch, jene Lebensnerve nachzuweiſen und frei zu machen, das Verdienſt desſelben.

Der Verfaſſer erkennt zwei Quellen der Belebung des Rechts: das Volksleben und die Rechtsidee. Seine Ausführung iſt vorzüglich der erſtern Seite, der Begründung und Verjüngung des Rechts im Volksleben, mit Einſicht und Wärme zugewandt. Die Richtung auf die Rechtsidee iſt weniger beharrlich verfolgt, vielleicht aus allzu großer Scheue vor den Abſtractionen des Vernunftrechts.

Wen man auf dem populärſten Wege vom Ungrund der Vorurtheile gegen die allgemein menſchliche Bedeutung des Rechts überzeugen will, den darf man nur daran erinnern, daß doch er ſelbſt einen Geſetzgeber und Richter in ſeinem Buſen trägt: das Gewiſſen, dieſen gemeinſamen Urquell alles Rechts, mag es in den Völkern naturkräftig ſich ausbilden oder in der Rechtslehre zur bewuſten Erkenntnis gebracht werden. Das Gewiſſen iſt auch dem eingebornen Gefühle des Menſchen eine ſo heilige Macht, daß ſchon der Gedanke an dieſes Princip des Rechts dem Rechte ſelbſt eine Würde gibt, neben der alles Formelnſpiel als bloße Entweihung desſelben erſcheint. Denken wir auch noch an die Gegenſtände, die jetzt ſo lebhaft die Theilnahme Aller aufregen, an die Kämpfe, von denen uns noch eben einige Lieder geſungen haben,[1] worin anders iſt dieſe Theilnahme begründet, als darin, daß wir in ihnen das in ganzen Nationen zur That gewordene Gefühl des erlittenen Unrechts, das Weltgericht in der Weltgeſchichte erkennen.“

Aus dem Sommerhalbjahr 1832.

Über ein von phil. cand. Schultheiß übergebenes Gedicht „Die Cholera“ ſprach ſich Uhland am 24 Mai 1832 ſo aus:

„Ob die Darſtellung einer verheerenden Seuche ein Gegenſtand für die Kunſt ſei, wird ſich im Allgemeinen nicht zum voraus beſtimmen laſſen. Es liegt im ſchöpferiſchen Weſen der Kunſt, daß ſie das Unerwartete leiſte, ihr Wirken greift immer in das Künftige, in das Werden, hinaus. Man bewundert übrigens die poetiſche Schilderung der Peſt von Lucretius und die hiſtoriſche bei Thucydides.

*

---

[1] Die erwähnten Lieder ſind: 1. Der Schwur zur Bürgertreue. (Lebret.) 2. An die Franzoſen. (Ebd.) 3. Polen. (Krais.) 4. Die beiden Adler. (Krais.)

Es iſt anzuerkennen, daß der Verfaſſer des Choleragedichts ſeinen ſchwierigen Stoff ſtark erfaßt, ſeine gefährliche Aufgabe in einem friſchen und raſchen Zuge durchgeführt hat. Er hat das Bild der Bildloſen, wie er ſelbſt ſie nennt, als ein gänzlich rieſenhaftes ausgemalt. Es fragt ſich dabei, ob ſie nicht allzu mechaniſch, ſtampfmühlartig auftrete, während ſie in der Wirklichkeit oft ſo leiſen Trittes, plötzlich überſchleichend daherkommt und eben in dieſer Unſichtbarkeit ein beſondres Grauen liegt. Doch läßt ſich die Sache auch anders anſehen. Eben das Ungeheure, Unbildſame nöthigt, da ihm nichts im Ernſte genügt, zu den Mitteln des Humoriſtiſchen zu greifen und dieſem entſpricht hier auch die raſche Bewegung des Versmaßes. (Zu ſyſtematiſches Streben nach Vollſtändigkeit.) Unter den vielen einzelnen Scenen, die das ganze Gemälde umfaßt, ſind nicht alle mit gleicher Lebendigkeit dargeſtellt. Während die einen durch individuelle Züge überraſchen, halten andre ſich zu ſehr im Allgemeinen. So hätte wohl da, wo Cholera die Schnitter überfällt, der Gegenſatz herausgeſtellt werden können, daß die Schnitter alle hingemäht liegen und das goldne Ährenfeld, aufrecht und unverletzt, über ihnen zuſammenrauſcht. Manche Scenen ſind allzu mediciniſch. An der Sprache iſt zu loben, daß ſie den rhetoriſchen Prunk verſchmäht, eher ſinkt ſie hin und wider zu ſehr in den proſaiſchen Ausdruck. Tautologiſche Überfüllung, wie: ſchaudernd voll Grauen, dem in Angſt bang zitternden Volke ꝛc. kommt einige Male vor. Ein Haupteinwurf dürfte jedoch der ſein, ob ein poetiſch genügender Grundgedanke das Ganze durchdringe und ihm höhere Bedeutung gebe. Denn dabei kann es unmöglich ſein Bewenden haben, wie einmal geſagt iſt:

> Daß das Morden ſchon Freud' iſt der Argen.

Hier nun ergibt ſich uns allerdings der Gegenſatz der Seuche mit der Geiſtespeſt des Deſpotismus und der Unfreiheit. Aber diß erſcheint mir wirklich mehr als eine epigrammatiſche, nur äußerlich im Verſtande beruhende Zuſammenſtellung, nicht als eine poetiſch beſeelende Grundidee, und um als bloßes Gleichnis oder Gegenbild zu dienen, iſt die Darſtellung der Cholera zu ausgeführt und in der That auch zu lebendig.“

Eine Ballade „Othar und Syrith“ von phil. ſt. Eytel gab Uhland 14 Juni 1832 zu folgender Bemerkung Anlaß:

„In dieſer Ballade iſt eine alte däniſche Sage, welche Saxo Grammaticus im 7 Buche ſeiner däniſchen Geſchichte erzählt, getreu widergegeben. Der Verfaſſer hat ſich dazu der Weiſe däniſcher und ſchwediſcher Balladen bedient, die ſich im Mittelalter bildete und noch jetzt im Volksgeſange üblich iſt. Auch den nordiſchen Refrain (däniſch omqvaede) hat er beigezogen und ihn, ſeiner urſprünglichen Beſtimmung gemäß, mit dem Inhalt des Liedes in beſtimmtere Verbindung geſetzt. Gleichwohl iſt zu bezweifeln, ob dieſer Kehrreim, als in eigenthümlichen Bedingungen des Vortrags der alten Lieder begründet, in der heutigen Balladendichtung ungekünſtelt erneut werden könne.“

Die Beurtheilung eines von phil. ſt. Groß im Wilhelmsſtift eingereichten Aufſatzes über Napoleon ſchloß Uhland 14 Juni 1832 folgendermaßen:

„Bei einer unbeſtimmten und nicht ſtreng eingehaltenen Aufgabe konnte auch kein beſtimmtes Reſultat erlangt werden. Die Hauptfrage, durch welche ein ſolches hätte angeſtrebt werden mögen, wäre, meines Erachtens, die geweſen: hat Napoleon ſeine unbeſtrittene Geiſtesmacht und die ungemeſſene äußre Gewalt, die in ſeinen Händen lag, für das Heil und die Würde der Menſchheit angewandt, waren es ſolche Zwecke, denen ſo zahlloſe Opfer fallen muſten?

Unter den Einzelheiten der Darſtellung zeichne ich die Stelle aus, wie Napoleon von den Alpen, wie aus den Wolken, herabkam und die feindlichen Heere ſchlug.“

Über das Märchen[1].

14 Juni 1832.

„Das Märchen[2] iſt diejenige Art des erzählenden Gedichts, in welcher die Einbildungskraft am freieſten und ſcheinbar bis zur volleſten Willkür ſpielt. Keine der bekannten Dichtarten iſt aus der Theorie oder aus abſichtlicher Erfindung hervorgegangen. Alle ſtanden ſchon als freigewachſenes Naturerzeugnis da, als ſich die Theorie ihrer bemächtigte und die künſtleriſche Berechnung ſie zu bewuſtern Zwecken ausbildete. So geſchah es auch dem Märchen.

Schon in ſeiner geſchichtlichen Erſcheinung aber bietet dasſelbe eine zweifache Weiſe der Betrachtung dar. Einerſeits können die altüberlieferten Volksmärchen als Auflöſungen, als fragmentariſche Überreſte ſolcher Mythen und Sagen betrachtet werden, deren urſprüngliche Bedeutung verloren und deren größerer Zuſammenhang zerſtört iſt. Nicht bloß ſpricht hiefür das Ergebnis der allgemeinen Sagengeſchichte, daß bei Völkern und in Zeiten, wo Götter- und Heldenſage in vollern und feſtern Geſtaltungen vorhanden ſind, die eigentliche Märchendichtung viel ſparſamer entwickelt erſcheint, als da, wo Mythus und Epos in jener Klarheit und Fülle längſt erloſchen ſind, ſondern es laſſen ſich auch wirklich in manchen der gangbaren Märchen beſtimmte Spuren der in ihnen aufgelöſten mythiſchen oder heroiſchen Sagen nachweiſen. Die Sammler der deutſchen Kinder- und Hausmärchen, die Brüder

---

[1] Anlaß zu dieſer Erörterung gab eine von theol. ſt. Seeger verfaßte Dichtung „Die Waldfrau. Ein Märchen“.

[2] Vgl. Baur, Symbolik und Mythologie I, 53 f. Wiener Jahrbücher 1819, Band VI, S. 229 ff.: Hammer, über die Märchen der Beduinen

Grimm, haben nicht nur einzelne Nachweiſungen dieſer Art gegeben, ſondern ſtellen auch in ihrer Einleitung (I, XXVII f.) folgende Sätze als allgemeinern Erfund auf:

„Was den Inhalt [der Märchen] ſelbſt betrifft, ſo zeigt er bei näherer Betrachtung nicht ein bloßes Gewebe phantaſtiſcher Willkür, welche nach der Luſt oder dem Bedürfnis des Augenblicks die Fäden bunt in einander ſchlägt, ſondern es läßt ſich darin ein Grund, eine Bedeutung, ein Kern gar wohl erkennen. Es ſind hier Gedanken über das Göttliche und Geiſtige im Leben bewahrt, alter Glaube und Glaubenslehre in das epiſche Element, das ſich mit der Geſchichte eines Volks entwickelt, getaucht und leiblich geſtaltet ꝛc.

Es wird ꝛc. niemand mehr die Behauptung auffallen, daß hier alte, verloren geglaubte, in dieſer Geſtalt aber noch fortdauernde deutſche Mythen anzuerkennen ſind.“

Anderſeits jedoch iſt gleichfalls nicht zu verkennen, daß die auf uns gekommenen Märchen nicht zunächſt den Eindruck der Entſtellung und verlorenen Bedeutung einſtiger Sagenpoeſie machen, ſondern daß ſie eben in ihrem freieren Spiel eine eigenthümliche Geltung anſprechen und ſolche auch im poetiſchen Gemüth und in der Kinderſeele nicht verfehlen, wie ſie denn auch, wider nach den Worten der Brüder Grimm, noch immer erzählt werden, „damit in ihrem reinen und milden Lichte die erſten Gedanken und Kräfte des Herzens aufwachen und wachſen“. (I, XXI.)

Dieſe Märchendichtung nun, deren geſchichtlichen Beſtand wir kurz angedeutet haben, iſt von der neueren Zeit auch als eine beſondre Kunſtgattung erfaßt worden. Was zuerſt die Theorie betrifft, ſo iſt es damit gerade hier eine misliche Sache. Theoretiker ohne lebendigere poetiſche Anſchauung werden an dieſen beweglichſten Gebilden der Phantaſie am meiſten irre werden, dichteriſche Geiſter zeigen eine gewiſſe Scheue, ihnen die luftigen Flügel zu binden und ſie ſtreng prüfend zu betaſten. Novalis ſagt in den Fragmenten (II, 206): „Hätten wir auch eine Phantaſtik wie eine Logik, ſo wäre die Erfindungskunſt erfunden.“

In Tiecks Phantaſus finden wir die Äußerung (I, 137):

> „Es iſt ſchwer, zu beſtimmen, worin denn ein Märchen eigentlich beſtehen und welchen Ton es halten ſoll. Wir wiſſen nicht, was es iſt, und können auch nur wenige Rechenſchaft darüber geben, wie es entſtanden ſein mag.“

Göthe läßt vor ſeinem Märchen, in den Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter, einen der Sprechenden ſo einfallen (XV, 208 f.):

> „Fahren Sie nicht fort, Ihre Anforderungen an ein Product der Einbildungskraft umſtändlicher auszuführen! Auch das gehört zum Genuß an ſolchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen, denn ſie ſelbſt kann nicht fordern, ſie muß erwarten, was ihr geſchenkt wird. Sie macht keine Pläne, nimmt ſich keinen Weg vor, ſondern ſie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem ſie ſich hin und her ſchwingt, bezeichnet ſie die wunderlichſten Bahnen, die ſich in ihrer Richtung ſtets verändern und wenden.“

Ich hebe hier, in Bezug auf das Theoretiſche, die Äußerungen der berühmteſten neuern Märchendichter aus, die zugleich über dieſe Dichtart reflectiert haben, wie ich für die hiſtoriſche Betrachtung die Anſichten der kundigſten Sammler angeführt habe.

Dieſelbe doppelte Richtung aber, die wir bei den alten Märchen geſchichtlich bemerken konnten, kehrt auch in der neueren Märchendichtung, nur unter andern Formen, praktiſch wider. Wir ſehen dieſe neuere Dichtung bald mehr der allegoriſchen Bedeutung, bald mehr dem freien Phantaſieſpiele zugewandt, ſie will bald mehr eine Wahrheit in der Hülle der Dichtung, bald eben nur die reine Dichtung geben, ſie will in ihren wunderbaren Bildern bald einen Gedanken, bald einen Gemüthseindruck, eine Ahnung aus der Natur oder Geiſterwelt, zum Ausdruck bringen.

Dieſe verſchiedenen Richtungen finden wir in den eigenen Productionen ſowohl, als in den Reflexionen der genannten Märchendichter bald in vorwiegender Hinneigung nach der einen Seite, bald zwiſchen beiden vermittelnd, behandelt. (Vgl. Göthe, XV, 308. Novalis, II, 234 f. Phantaſus, I, 148 f.) Die Vermittlung verſucht namentlich Tieck in folgender Schilderung der Dichtweiſe ſeines Freundes Novalis (I, XXXVI. Vorrede zur 3 Auflage):

> „Jene Erzählungen, die wir in neuern Zeiten Märchen genannt haben, kamen mit ihrer wunderlichen Weiſe ſeinen Vorſtellungen am meiſten entgegen, er ſah in ihnen tiefern Sinn und ſuchte, ihn auf die vielſeitigſte Art in eigenen Dichtungen auszuſprechen. Ihm war es zur natürlichſten Anſicht geworden, das Gewöhnlichſte, Nächſte als ein Wunder, und das Fremde, Übernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten; ſo umgab ihn das alltägliche Leben ſelbſt wie ein wundervolles Märchen, und jene Region, die die meiſten Menſchen nur als ein Fernes, Unbegreifliches ahnden oder bezweifeln wollen, war ihm wie eine liebe Heimath.“

Jede der angegebenen beiden Hauptrichtungen, die wir als die allegoriſche und die phantaſtiſche bezeichnen, hat ihre beſondre Klippe. Die erſtere kann leicht zu ſchwerfällig, trocken und begriffsmäßig werden und die Poeſieprobe wird hier die ſein, ob die Bilder, ſchon für ſich betrachtet und ohne Beziehung auf die innwohnende Idee, farbenhell und lebendig hervortreten. Die phantaſtiſche Richtung dagegen, zu einſeitig verfolgt, wird den unangenehmen Eindruck der Willkür und das Gefühl der innern Leerheit zurücklaſſen. Ihr iſt, wenn ſie ſich auch nicht mit greifbaren Gedanken befrachten will und ſoll, doch anzurathen, daß ſie ſich der Wirklichkeit nicht gänzlich entäußre, ſondern ihre duftigen Gewebe an einem feſtern Beſtandtheil anknüpfe, wie wir denn auch die beſten alten Volksmärchen von den einfachſten Verhältniſſen des gewöhnlichen Lebens ausgehen und von da erſt in die ſchönen Wildniſſe des Wunderbaren ſich verirren ſehen, während manche neuere Märchen das Zauberhafte, als ihren einzigen Beſtand, allzu dicht aufzutragen ſich genöthigt fanden.

Das Märchen der vorigen Stunde gehört mehr der allegoriſchen, das der heutigen[1] der phantaſtiſchen Richtung an. Dieſes letztere will nicht eine beſtimmte Idee ſinnbildlich darſtellen, es will uns den Geiſt der Waldnatur in all ihren Reizen und Schauern, die Waldliebe mit all ihrem Traulichen und Grauenhaften erahnen laſſen. Der grüne Schein des Waldes iſt auch wirklich darüber ausgebreitet; wir ſehen das Spiel ſeiner Lichter und Schatten und vernehmen ſeine wunderbaren Klänge. Was ich aber vermiſſe, iſt jener feſtere Anhalt an die Wirklichkeit, der für dieſe Art von Märchen gerathen ſchien. Wir befinden uns allzu ſehr von Anfang bis zum Ende im Gebiete der Ahnungen und Träume; dieſe ſtehen ſchon ganz im Vordergrunde, während ſie ihrer Natur nach und um ihre rechte Wirkung auszuüben, mehr nur im Hintergrunde ſchweben ſollten."

Eine Arbeit „Über den Standpunct der altgriechiſchen Kunſt" von ph. ſt. Zeller ward für Uhland 28 Juni 1832 Veranlaſſung zu folgender Entwicklung:

„Über den Standpunct der altgriechiſchen Kunſt hat der Verfaſſer, nach der Überſchrift ſeines Aufſatzes, zu ſprechen ſich vorgenommen. Er bemerkt vorn herein, daß jede hiſtoriſche Erſcheinung für ihre rechte Würdigung einestheils in ihrer Unmittelbarkeit und von ihrem eigenen Standpunct, anderntheils in ihrem geſchichtlichen Zuſammenhang und ihrer Bedeutung für das Ganze aufzufaſſen ſei. In der Ausführung ſelbſt hat er Beides in der Art verbunden, daß der eigene Standpunct, die Eigenthümlichkeit der altgriechiſchen Kunſt, erſt aus dem Zuſammenhang und den Gegenſätzen hervorgeht. Zuerſt wird die alte Kunſt überhaupt der neuern gegenüber als eine unbewuſte, unbefangen lebendige, dieſe neuere ſelbſt aber als eine bewuſte, wiſſenſchaftlich reflectierende bezeichnet. Dieſer Gegenſatz wird dann für richtig geſtellt anzuerkennen ſein, wenn er ſoviel beſagt, daß im neueren Kunſtgebiet zu dem künſtleriſchen Schaffen die reflectierende Betrachtung hinzugetreten ſei und ſelbſt manche Kunſterzeugniſſe aus der Reflexion hervorgehen. Das aber wird, wenn der neueren Zeit überhaupt noch eine Kunſt zugeſtanden werden ſoll, nicht behauptet werden können, daß die Production ſelbſt eine bewuſte ſei, daß wahrhafte, lebenskräftige Kunſtwerke nicht auch jetzt, wie in der alten Zeit, aus derſelben unmittelbaren Kraft des künſtleriſchen Schaffens zu Tage treten. Der Künſtler kann allerdings heutzutage zugleich Theoretiker ſein, aber der Moment der Production, wenn er ſich wirklich einer ſolchen rühmen darf, wird gleichwohl in ihm von dem der theoretiſchen Erwägung verſchieden bleiben. Weitere, nationale und zugleich kunſtgeſchichtliche Gegenſätze bilden ſich dann dem Verfaſſer innerhalb des Umkreiſes der alten Kunſt ſelbſt. Die Kunſt der Völker des Orients, mit dem Gepräge des Myſtiſchen, phantaſtiſch Dämmernden, ſteht gegenüber dem Kunſtcharakter der alten nordiſchen und weſtlichen, beſonders der germaniſchen Völker, welcher ſich im ſtärkſten Hervortreten des Individuellen, des männlich Strebenden äußert. Zwiſchen beiden vermittelnd nun ſteht die griechiſche Kunſt, und während jene beiden Richtungen vermöge ihrer Einſeitigkeit im Subjectiven haften, ſo zeigt ſich als Standpunct der griechiſchen Kunſt, daß ſie, die Entgegengeſetzten verſchmelzend, das rein Objective, Gegenſtändliche, hervorbringt. In

---

[1] „Die Waldfrau" von th. ſt. Seeger.

Beziehung auf dieſen innern Gegenſatz der alten Kunſt und deſſen Vermittlung ergeben ſich mir folgende Bedenken. Es kann, wie ich vorausſetze, nicht davon die Rede ſein, daß den Griechen eine myſtiſche Kunſt des Orients einerſeits und eine energiſche des Nordens und Weſtens anderſeits in wirklicher Erſcheinung vorgelegen und ſie ſo zum Werke der Vermittlung äußerlich aufgefordert geweſen ſeien. Denn ſoviel insbeſondre die Kunſt der germaniſchen Völker betrifft, was wuſten davon die Griechen und was weiß man von ihr aus jener Zeit überhaupt? Es kann ſich alſo nur davon handeln, worauf auch die Ausführung gerichtet iſt, daß die verſchiedenen Nationen ihre durch natürliche und politiſche Verhältniſſe begründete Verſchiedenheit auch in der Kunſt ausgedrückt haben, unabhängig von einander, ſich gegenſeitig unbekannt und ſelbſt in ihrer Entwicklung ungleichzeitig, nur von einem, viele Zeiten und Räume überblickenden Höhepunct ſich der Vergleichung und Combination darbietend.

Aber gerade von ſolchem Geſichtspunct aus ſind wir am wenigſten veranlaßt, beliebig zu conſtruieren, ſondern wir können uns und wir müſſen uns in einer hiſtoriſchen Auffaſſung auch an das geſchichtlich Gegebene halten. Von den beiden Entgegengeſetzten berühre ich nun bloß die Kunſt der germaniſchen Völker. Dieſe haben, nach der eigenen Bemerkung des Verfaſſers, außer ihren Liedern, keine andre Kunſtwerke, und wenn er anderwärts von den Altären der Germanen ſpricht, ſo haben dieſe Altäre wohl niemals darauf Anſpruch gemacht, für Kunſtwerke zu gelten. Germaniſcher Tempel, nordiſcher Götterhäuſer u. dgl. m. wird zwar erwähnt, aber nirgends zeigt ſich ein auf dieſe Gegenſtände gerichtetes Kunſtbeſtreben. Selbſt in religiöſer Hinſicht ſagt Tacitus, daß die Germanen es der Götter nicht für würdig hielten, ſie in Wände einzuſchließen. Es ſind wirklich nur die Lieder, in denen eine germaniſche Kunſt der alten Zeit ſich bethätigt. Eben dieſes aber führt auf einen Gegenſatz zur griechiſchen Kunſt ſelbſt, welche die Gegenſätze vermitteln ſoll. Der griechiſchen Kunſt iſt, nach unſrem Aufſatze, eigenthümlich, daß ihr Alles gegenſtändlich wird, daß ſich in ihr, wie am Zeus des Homer und des Phidias gut ausgeführt iſt, die Poeſie mit der Plaſtik in gewiſſem Maße identificiert. Dieſes Streben nach außen, in die abgeſchloſſene Geſtalt, fällt nun natürlich da hinweg, wo für die bildende Kunſt kein Gegenſtand, kein Werkzeug, keine Übung vorhanden iſt. Hier bewegt ſich Alles im Gebiete der in keinen Stoff herabgeſtiegenen Phantaſie und es ſind nirgends die Linien der Begrenzung gezogen. Wenn wir unter den Götterweſen der nordiſchen Mythologie auch ſolche hervorheben, welche am meiſten dem Naturleben angehören, alſo am eheſten eine beſtimmtere Geſtaltung zu geſtatten ſcheinen, ſo ſind doch auch dieſe nur einer innern Anſchauung erfaßbar. Die Frühlingsgöttin Freya, deren leuchtender Halsſchmuck der Schmuck des Frühlings ſelbſt iſt, die Sommergöttin Sif, deren goldne Haare im Ährenfelde wogen, entziehen ſich jeder bildneriſchen Darſtellung, die nicht als ſolche ihr wehendes, fließendes Weſen aufhöbe. Je geiſtiger die mythiſchen Beziehungen andrer Gottheiten werden, um ſo ſchwieriger die Erfaſſung in begrenzter Geſtalt. So betrachtet nun ſteht die germaniſche Kunſt mit der griechiſchen in einem entſchiedenen Gegenſatz. Letztere kann auch dieſen Gegenſatz nicht dadurch in ſich vermitteln, daß ſie die Kunſt des Orients, welche der Verfaſſer der germaniſchen gegenüberſtellt, zugleich in ſich aufnimmt. Denn erwägen wir den beſondern Charakter dieſer, ſo tritt ſie in der Beziehung, in welcher die germaniſche Kunſt einen Gegenſatz zu der griechiſchen bildet, auf die Seite der erſtern, ja in ihr herrſchen noch weit mehr, wie es der Verfaſſer ſelbſt nennt, die dämmernden Geſtalten, und ſie iſt alſo unvermögend, den Gegenſatz zwiſchen germaniſcher und griechiſcher Kunſt durch ihren Eintritt in dieſe auszugleichen.

Wenn mir hiernach gleich verſchiedene Einwendungen gegen die hiſtoriſche Deduction des Verfaſſers übrig bleiben, ſo miskenne ich doch nicht das ſinnige Auge, mit welchem er ſeinen Gegenſtand betrachtet hat.“

Über ein Gedicht „Ausbeute“ von th. ſt. Seeger.

28 Juni 1832.

„Das Gedicht gibt uns den wahren und friſchen Eindruck einer Schwarzwaldgegend mit ihrem heimlichen Innern und ihren weiten Ausblicken. Der Geiſt des Waldes ſcheint mir hier näher zu treten, als im Märchen [„Die Waldfrau“], vielleicht eben weil er nicht beſonders beſchworen wird. Das Märchen läßt die Einflüſſe von Tiecks Runenberg und Sternbergs Waldgeſpenſt bemerken, das Gedicht hat ſeine Stimmung unmittelbar aus der Natur empfangen; dem Phantaſtiſchen des erſtern ziehe ich die Wahrheit und Einfachheit des letztern vor. Da ſämmtliche Strophen, außer der erſten, mit zweiſilbigem Reime ſchließen, ſo ſollte gerade in der erſten, welche die tonangebende iſt, der Schlußreim nicht einſilbig ſein.“

Über ein Gedicht „Des Barden Wanderſchaft“ von theol. ſt. Klenert bemerkte Uhland 28 Juni 1832:

„Es herrſcht in dieſem Lied eine edle feierliche Stimmung, der auch die Naturbilder in ihrem größern, ſtillernſten Zug entſprechen. Wenn im vorigen Gedichte [„Ausbeute“ von Seeger] die volle Befriedigung in der Natur ſich ausſprach, ſo ſtrebt dieſes unbefriedigt über die Natur hinaus. Beiderlei Empfindungen haben ihre Wahrheit. Die Natur iſt allerdings nicht der Geiſt und die Liebe ſelbſt, aber doch können wir in ihr den Geiſt und die Liebe waltend fühlen. Was das Techniſche betrifft, ſo iſt der

Hiatus in dem öfter widerkehrenden „führte ihn, fehlte ihr“ ꝛc. zu wenig vermieden, während umgekehrt vor dem Conſonanten apoſtrophiert wird:

Hier der Bard' die Schönheit glänzen.

Doch ſtört diß nicht den innern Rhythmus des Ganzen und kann leicht verbeſſert werden.“

Über ein Trinklied.

28 Juni 1832.

„Wie es einem Trinklied anſteht, bewegt ſich dieſes leicht in hellen, gefälligen Bildern. Der Reim gibt einer kleinen Ausſtellung Raum. Schlegel hat neuerlich in einem beſondern Epigramm die Schwaben darüber angegriffen, daß ſie Schooße auf Roſe reimen. Fänd' er aber hier gar Roſen mit gegoſſen und erſchloſſen gereimt, ſo könnt' ihm diß eine ſchädliche Alteration zuziehen.“

Über das Gelegenheitsgedicht.

5 Juli 1832.

„In gewiſſem Betracht ſind die meiſten lyriſchen Gedichte Gelegenheitsgedichte. Sie nehmen ihren Anlaß von beſtimmten Erſcheinungen und Ereigniſſen, welche die poetiſche Stimmung anregen; nur daß im eigentlichen Gelegenheitsgedichte der beſondre Gegenſtand nicht immer mächtig genug iſt, eine ſolche Stimmung wirklich zu wecken, und daher die gewandte Behandlung eines an ſich auch weniger dichteriſchen Stoffes das Beſte thun muß.

„Soll übrigens ein Gelegenheitsgedicht auf allgemeineres Intereſſe Anſpruch haben, ſo kann billig verlangt werden, daß es in ſich vollſtändig, d. h. ohne vorausgängige Erläuterung durch ſich ſelbſt verſtändlich ſei. Bedenklich iſt daher immer, wenn wir erſt durch die längere Überſchrift eines kurzen Gedichts auf den Inhalt desſelben vorbereitet werden.“

5 Juli 1832.

„In den Wirren der bewegten Zeit iſt es heilſam, manchmal auch der ſichern, ewigen Weltlenkung zu gedenken.“

Über die Überſetzung des Homer in Jamben.

5 Juli 1832.

„Ein früherer Theilnehmer an den ſtyliſtiſchen Übungen [Eyth] hat es unternommen, die Odyſſee in deutſche Jamben zu übertragen. Er hat mir als Probe davon zuerſt die Überſetzung des 6 Buches handſchriftlich mitgetheilt und mir freigeſtellt, davon für dieſe Stunden Gebrauch zu machen. Ich gebe daraus folgende Stelle. Odyſſeus iſt nach dem Untergange ſeines Schiffes tagelang auf dem Meer umhergeſchwommen und hat endlich die Inſel der Phäaken erreicht. Hier legt er ſich erſchöpft im Geſträuche nieder und fällt in tiefen Schlaf. Die Königstochter Nauſikaa kommt mit ihren Mägden in jene Gegend, um an dem Fluſſe zu waſchen: „Nun waren ſie ꝛc. Speiſ' und Trank!“

„Meine Anſicht über dieſe Form der Übertragung äußerte ich gegen den Überſetzer ungefähr dahin: es ſcheine mir zwar, daß der Hexameter in Verdeutſchungen griechiſcher Gedichte allmählich zu ſehr, über ſeinen urſprünglichen Charakter hinaus, in das Prunkvolle ſich geſteigert habe, und dieſer Steigerung gegenüber, möge die Überſetzung homeriſcher Geſänge im einfachern jambiſchen Versmaß (das auch früher ſchon Bürger verſucht hat) ſich als eine Rückkehr zum natürlichen Tone des Originals empfehlen, gleichwohl befürchte ich, daß dieſe Versart auf die Länge zu einförmig und nicht für die Mannigfaltigkeit der in einem größern Epos dargeſtellten Situationen ausreichend erfunden werden möchte; wenn ſie für ſtillere, idylliſche Scenen, wie die auf der Phäakeninſel, ſich eigne, ſo könnte ſie bei ſtärker bewegten, heroiſchen, den Dienſt verſagen. Hierauf hat mir der Überſetzer auch das 9 Buch der Odyſſee, auf gleiche Weiſe behandelt, zugeſandt, um zu zeigen, wie ein mehr heroiſcher Theil des Gedichts ſich in deutſchen Jamben ausnehme. Aus dieſem Buche laſſe ich die Erzählung von der Blendung des Cyklopen folgen. Odyſſeus befindet ſich mit mehrern ſeiner Gefährten in der Höhle Polyphems, der bereits zwei derſelben verſpeiſt hat: „Als nun in roſigem Gewand u. ſ. w. bete zu Poſeidon“.

Der leichte, natürliche Fluß des Vortrags iſt auch in dieſer Probe anzuerkennen. Dennoch könnte ich im Allgemeinen nicht zum Aufgeben des Hexameters für eine Überſetzung Homers rathen. Der Hexameter entſpricht vorzugsweiſe der Anforderung an einen epiſchen Vers, daß er Gleichmäßigkeit mit Mannigfaltigkeit verbinde. Innerhalb der ſtets gleichen Anzahl und Dauer der Versglieder und Zeilen läßt der Hexameter doch einen überaus mannigfachen rhythmiſchen Wechſel zu und iſt dadurch für alle Abſtufungen des ſanfteren und ſtärkeren Ausdrucks, des ruhigeren und raſcheren Fortſchreitens geſchickt. Bei einem ſolchen Vers iſt auch das umfangreiche Epos geſichert, weder in ſich unſtet zu zerfallen, noch durch Eintönigkeit des Rhythmus zu ermüden. Den deutſchen Jamb ſind wir zwar auch gewohnt auf größere, dramatiſche Kunſtwerke angewendet zu ſehen, aber gerade der dramatiſchen Art, in welcher ein beſtändiger und raſcher Wechſel der ſprechenden Perſonen, der handelnden Charaktere, obwaltet, mag um ſo eher in der äußern Form das Bindemittel eines einfacheren Versmaßes anſtehen; und dieſer deutſche dramatiſche Jamb iſt überhaupt auch kein Muſter der Rhythmik. Im übrigen möchte von allen epiſchen Gedichten des Alterthums die Odyſſee dasjenige ſein, welches ſich noch am eheſten für die Übertragung in Jamben eignet.“

Über ein Gedicht „Die polniſchen Helden“.

19 Juli 1832.

„Der Verfaſſer hat zwar mit Wärme, aber nicht in einer neuen poetiſchen Idee den Gegenſtand aufgefaßt, der ſchon ſo viele Gedichte hervorgerufen.

Hält ſich ſo der Gang des Ganzen zu ſehr im ſchon Bekannten, ſo wird auf eine noch bedenklichere Weiſe im Einzelnen des Ausdrucks und der Darſtellung von der herkömmlichen Dichterſprache Gebrauch gemacht. In einem langen und vielfältigen poetiſchen Betrieb hat ſich uns allmählich ein beträchtlicher Vorrath dichteriſcher Bilder und Redeweiſen angehäuft, der jedem neu hinzutretenden Geſangluſtigen immer wider zu Gebote ſteht. Durch die fortwährende Anwendung aber ſind dieſe Bilder und Redeweiſen ſo geläufig geworden, daß Verfaſſer und Leſer bei ihnen wenig mehr an die eigentliche und urſprüngliche Bedeutung zu denken pflegen. Ja, man hat ſich gewöhnt, nach Art dieſer gangbaren Ausdrücke auch andre von ähnlichem Klange neu zu bilden, über die man ſich eben ſo wenig eine beſtimmtere Rechenſchaft gibt. Daher kommt es denn, daß in manchen Gedichten Wortbildungen vorkommen, die ſich auf keinen Wortſinn zurückführen laſſen, oder Bilder, welche zu keiner Vorſtellung gebracht werden können oder ſich unter einander aufheben, eben weil ſie gar nicht aus eigener Anſchauung hervorgegangen ſind. Von dieſem Fehler nun kann auch das vorliegende Gedicht an einigen Stellen nicht freigeſprochen werden. Vorzüglich leidet daran der Anfang desſelben:

> Wie öd', wie ſchaurig leer ſind deine Kraftgefilde!

Was ſind Kraftgefilde?

> Wo Männertugend ſonſt in hohem Glanzgebilde
> Zum hehren Sonnenkreis die reiche Palme bog!

Wie biegt man eine Palme zum Sonnenkreis? und zwar in hohem Glanzgebilde?

Jedes Bild, und am meiſten das ſchon viel gebrauchte, muß immer wider friſch aus der Natur oder aus dem klaren Schauen der Einbildungskraft entnommen ſein, wenn es nicht Gefahr laufen ſoll, zur bloßen Phraſe zu werden. Die Roſe iſt ein immer widerkehrendes, ja unentbehrliches Bild des Jugendreizes, aber nur Derjenige wird ſich dieſes Bildes wahrhaft poetiſch bedienen, dem wirklich eine Roſe mit ihrem zarten Glanz und ihrem ſüßen Dufte vor dem Sinne blüht.

Schon bei ſo manchen hier vorgetragenen Gedichten hab' ich einerſeits gegen den Hiatus, anderſeits gegen den unſtatthaften Gebrauch der Apokope zu kämpfen gehabt. Von letzterem muß ich auch hier ein Beiſpiel ausheben, das uns zeigen kann, wie leicht dadurch Sinn und Zuſammenhang eines ganzen Gedichtes geſtört wird. Nachdem in den beiden erſten Strophen die Grabesſtille über Polen geſchildert und zuletzt noch von den gefallenen Helden geſagt iſt:

Sieh! dort in jenem Thal, dort ſchlummern ihre Leichen ꝛc.

ſo beginnt nun die dritte Strophe:

Wie kühn drängt' ſich die Schaar zum heilgen Freiheitszeichen,
Bereit zum Tod, bereit zum furchtbar ſchönen Sieg!

Wer drängt ſich auf einmal zu Tod und Sieg? ſind die Leichen, die noch eben ſchlummerten, plötzlich zum Kampfe wider erſtanden? Nein, der Verfaſſer wollte ſagen „Wie kühn drängte ſich die Schaar zum Freiheitszeichen!" er ſpricht rückblickend vom ausgekämpften Kampfe der Gefallenen. Allerdings hat er drängt' mit dem Apoſtroph verſehen, aber Gedichte ſollen nicht bloß dem Leſer verſtändlich ſein. Beim mündlichen Vortrage war es nicht möglich, das Präteritum zu bezeichnen, zumal als gleich die nächſtfolgenden Zeilen ins Präſens treten:

Der Muth bricht durch, die Schlacht häuft Leichen über Leichen."

Über zwei Chöre aus einer Tragödie „Tod Achills“

von jur. ſt. E. von Seckendorff.

19 Juli 1832.

„Da die Hauptwirkung des Chores darin beruht, daß er zur rechten Zeit harmoniſch zwiſchen die Handlung eintrete, ſo können die vorliegenden Chöre, außer ihrem Zuſammenhang mit dem Stücke, dem ſie angehören, nicht vollſtändig beurtheilt werden. Für ſich betrachtet, bildet der erſte mehr ein lyriſches Ganzes und die einzelne Stimme der Sehnſucht zwiſchen den beiden Hauptchören gibt ihm muſikaliſche Gruppierung, doch herrſcht darin mehr der Ton des neueren Singſpiels, als der des ernſten, antiken Chorgeſanges. Der zweite ſchreitet zwar ſchickſalverkündend heran, aber die tragiſchen Geſchicke ſind doch nur zu äußerlich berührt, nicht in die tiefere Betrachtung aufgefaßt.

Nicht paſſend iſt der Ausdruck, wenn es von dem prophezeienden Krieger heißt:

Der Geiſt der Götter weht durch dich hin.“

Über ein Gedicht „Halbheit“.

19 Juli 1832.

„Ich kann dieſe Äußerungen gegen die Halbheit doch nur zur Hälfte richtig finden. Disparates zuſammenkleben iſt wohl eine unfruchtbare Halbheit, aber einen Zuſammenhang des Neuen mit dem Alten anerkennen, darum keineswegs. Was iſt ganzer, als die Natur, und iſt nicht eben ſie in einer ſtetig fortſchreitenden Entwicklung des Neuen aus dem Alten begriffen? Oder nehmen wir eine andre, idealere Ganzheit, gerade den Complex der Ideen, welche die alte Welt völlig neu geſtalten ſollen! Iſt dieſes Gedankenganze plötzlich in einem beſondern Schöpfungsacte neu entſprungen oder iſt es nicht in einem längern Stufengange geiſtiger Bildung herangereift? Das Ganze alles Lebens iſt nur in einem unausgeſetzten Fortſchritt gedenkbar und wir müſten uns gegen ein Neues verwahren, das nicht ein Altes werden, ein weiteres Neues aus ſich entfalten könnte. Eine Halbheit bliebe jedes in ſich noch ſo vollſtändige Ideal der geſelligen Zuſtände, in welches nicht die Fülle des Lebens ſelbſt in ihrer jeweiligen natürlichen Entwicklung einträte. Damit aber bin ich vollkommen einverſtanden, daß nicht das bereits Abgeſtorbene mit dem Lebendigen zu einem Ganzen verbunden werden kann, oder mit den Worten des Sonetts:

Nein, laſſet ruhn, was ſie begraben haben!

Man ſchneidet den dürren Halm ab, wenn die Ähre reif iſt, aber ſie iſt darum doch aus dem Halme heraufgereift und wäre nicht zur Reife gelangt, wenn man den Halm vorzeitig abgeſchnitten hätte.

Es ſind zwei Loſungsworte unſrer bewegten Zeit: Freiheit und Nationalität. Geben wir zu, die Idee der Freiheit ſei völlig neu, oder ſei ſo vergeſſen geweſen, daß ſie völlig neu erſcheine, die Nationalität wurzelt um ſo beſtimmter in geſchichtlichem Boden, iſt alſo mehr oder weniger alt, und wer nun beide haben will, dem geht es am Ende doch, wie das Sonett nicht haben will:

Vom Alten wird er kleben zu dem Neuen.

Grammatiſch unrichtig iſt das Imperfectum „ſchwoll“ in folgender Verbindung:

Das hohe Bild, deß unſer Buſen voll,
Das unſern Muth zum kühnſten Wagen ſchwoll.

In tranſitiver, activer Form muß es heißen „ſchwellte“. Intranſitiv wäre jenes richtig, etwa:

Dem unſer Muth zum kühnſten Wagen ſchwoll.“

Von einem nicht genannten Verfaſſer wurde ein Gedicht „Volkslied“ eingereicht.

Uhland bemerkte darüber 19 Juli 1832:

„Den Ton des Volkslieds abſichtlich nachzubilden, iſt immer bedenklich und auch das vorliegende Lied iſt dadurch zu ſehr in das Tändelnde gerathen.“

Am 19 Juli 1832 wurden ferner folgende Gedichte vorgelegt:

6. Liebesfarben.

7. Liebestöne.

Uhland äußerte ſich dahin:

„Es hat ſich zufällig gefügt, daß zu den drei Liebesfarben gerad auch drei Liebestöne von andrem Verfaſſer [Duttenhofer, med. ſt.] gekommen ſind.

Ich überlaſſe Jedem, ſich unter dieſen ſechſerlei Stimmungen die ihm zuſagende auszuwählen.

Im Allgemeinen entziehen ſich zwar auch die lyriſchen Formen der objectiven Darſtellung nicht, in ihrem eigenſten Gebiete fühlt man aber doch die Lyrik, wo der Dichter ſeiner eigenen, ſubjectiven Stimmung Worte gibt, und ſo ſtelle ich auch über die drei Liebesfarben die nachfolgenden Strophen desſelben Verfaſſers:

8. Liebe ein Schlingkraut.

Von gleichem Verfaſſer ſind zwei weitere Gedichte:

9. Der Süden.

10. Poeſie, Freundſchaft, Liebe.

Das erſtere dieſer beiden inhaltreichen und ſchön ausgeführten Gedichte ſpiegelt in der Natur des Südens den Charakter ſeiner Bewohner; das zweite ſchildert die unmittelbaren Erfahrungen im eigenen Gemüthe; und in der Vergleichung beider bewährt ſich mir die obige Bemerkung über Objectives und Subjectives in der Darſtellung des innern Lebens; ich fühle die Wärme des Herzens mir näher, als die des ſüdlichen Feuerberges.“

Über ein Gedicht „Die drei Farben“ von phil. ſt. Schultheiß führte Uhland 16 Auguſt 1832 folgendes aus:

„Das Lied von den drei Farben führt mich auf eine Bemerkung zurück, die ich ſchon bei andern Anläſſen gemacht habe, daß Gedichte, welche die Verbindlichkeit übernehmen, ſich durch irgend ein äußerlich gegebenes Schema durchzuſpielen, zum voraus das Bedenken erregen, ob ſie nicht mehr eine Aufgabe des Witzes zu löſen, als einem eigentlich dichteriſchen Drange zu genügen beſtimmt ſeien. Je zufälliger jenes äußere Schema iſt, wie hier die drei franzöſiſchen Nationalfarben, um ſo ſchwieriger iſt die Aufgabe in poetiſcher Hinſicht. Sie wird dann ihre Richtung hauptſächlich darauf zu nehmen haben, daß ſich das Zufällige zum innern Zuſammenhang in einer Grundidee durcharbeite, und dieſen Weg hat allerdings der Verfaſſer des vorliegenden Gedichtes eingeſchlagen.

Dieſes Lied von drei Farben hat mich an ein andres von vier Farben erinnert, welches in einem früheren Semeſter hier zum Vortrage kam.

Ich theil' es zur Vergleichung mit:

Die Farben der Elemente.

Die drei erſten dieſer Elementarfarben ſind dieſelben, die wir nun auch als politiſche poetiſch behandelt fanden. Sie ſind die der drei ſchwebenden Elemente, des wogenden, des wehenden und des flammenden; des vierten, feſten Elements, der grünen Erde, haben ſich die drei Juliusfarben allerdings nicht in dem Maße bemächtigt, als man früher erwarten mochte.

Der Schluß des Gedichts ſagt mir zu viel:

Freiheit macht Irdiſche Seligen gleich.

Ich ſehe die Freiheit für eine Bedingung des Glücks an, weil ſie die Würde des Menſchen ausmacht, aber nicht für die Seligkeit ſelbſt.“

Th. ſt. Looſe hatte drei Gedichte: „Offenbarung“, „Zurückhaltung“, „Liebesweh“ eingereicht. Uhland bemerkte 16 Auguſt 1832:

„Das erſte dieſer Gedichte ſpricht die Anſicht des Verfaſſers vom Weſen der Poeſie dahin aus, daß dieſelbe in der Verſchmelzung des Idealen mit der Natur, des Überſinnlichen mit dem ſinnlich Erfaßbaren, ihren Urſprung nehme, und man wird ſich in dieſer Anſicht leicht mit ihm einverſtanden erklären.“

Jur. ſtud. E. von Seckendorff hatte zur Beurtheilung vorgelegt „Achills Tod“, 5ter Act.

Uhland machte 16 Auguſt 1832, nachdem er an dieſem Drama getadelt, „daß darin die antike Tragödie zu ſehr in das moderne Singſpiel übergehe“, ſchließlich noch folgende formelle Ausſtellung:

„Im Verſe ſind die weiblichen, zweiſilbigen Ausgänge zu vorherrſchend. Sie geben, zu häufig gebraucht, der Sprache weniger den Charakter des Rüſtigen und Gedrängten.“

30 Auguſt 1832.

„Es leidet keinen Zweifel, daß religiöſe Beziehungen, auch in der Poeſie, an alle Verhältniſſe des Lebens angeknüpft werden können. Aber immer wird das Religiöſe, wenn auch im Hintergrunde ſtehend, das Höhere bleiben müſſen, es wird nicht anderartigen Intereſſen zur bloßen Folie dienen dürfen.“

Von th. ſt. Looſe war ein Gedicht „Der Dom", ein anderes „Abendglocke", ein drittes „Unſterblichkeit" übergeben worden.

Uhland ſagte darüber 30 Auguſt 1832:

„Dieſe [Abendglocke] läutet wider eine andre [von den übrigen Gedichten verſchiedene] Weiſe ein, die Andacht im Dome, der in ſchönen Farben dargeſtellt iſt. Zuletzt aber wird die religiöſe Ahnung und Empfindung zur geſammelten und beſonnenen Betrachtung über die Unſterblichkeit. Für dieſe iſt allerdings der ſtärkſte unter den Vernunftgründen geltend gemacht: daß in dem Gedanken der Unſterblichkeit und dem Sehnen nach ihr auch die Bürgſchaft für dieſelbe gegeben ſei."

„Es war anfänglich meine Abſicht, von dieſem letzten Gedichte den Anlaß zu einigen Betrachtungen über didaktiſche oder Reflexions-Poeſie zu nehmen, der man ſchon zuweilen quæstionem status im Reiche der Dichtkunſt moviert hat. Es konnten die Fragen aufgeworfen und erörtert werden: Iſt dieſe Didaktik dennoch wirklich Poeſie? und wie iſt ſie dann dem ganzen Schema der Dichtformen einzureihen? Vielleicht aber findet ſich jemand aus Ihrer Mitte zur Beleuchtung dieſes Gegenſtandes angeregt und ich würde dann auch meine Bemerkungen beſſer bis dahin ausſetzen."

Am 6 September 1832 kam zur Beſprechung „Erſter Geſang eines romantiſchen Epos „Friedrich II" von E. von Seckendorff."

Uhland bemerkte:

„Da die Erzählung von der ſchwarzen Zither, wie Str. 53 geſagt wird, am Hofe Friedrichs II bereits allgemeinen Beifall gefunden und ſelbſt manche Dame auf den Sänger den holden Blick geſenkt hat, ſo könnte jede weitere Kritik für entbehrlich gehalten werden: Str. 59 ruft jedoch der Verfaſſer für ſich erſt die

Hilfe dieſes Kleinods an und ich geſtatte mir daher einige Bemerkungen.

Die Bedeutung der wunderbaren Zither iſt Str. 7 angezeigt:

Es war in ihr der erſte Blüthenmorgen
Der Poeſie jedweden Volks verborgen.

Dieſe Idee iſt ſchön und einer reichen Entfaltung fähig. Die alte Leier des Orpheus ſoll die Grundtöne in ſich ſchließen, die durch den Geſang aller Völker hindurchgehn, es gibt einen gemeinſamen, rein menſchlichen, ja göttlichen Urkeim aller Poeſie, der bei den verſchiedenen Nationen die mannigfachſten Blüthen getrieben hat. Eben dieſe Idee in einem umfaſſenden Gemälde durchzuführen, wäre allerdings eine ſtarke Aufgabe und man kann wohl zufrieden ſein, wenn die beſondre Entwicklung jenes gemeinſamen Keimes auch nur an einem einzelnen Beiſpiele klar und lebendig dargeſtellt iſt. Aber ſei es, daß die Idee nicht in voller Klarheit aufgefaßt war oder nicht in ſolcher feſtgehalten wurde, die Ausführung, ſo weit ſie vorliegt, entſpricht nicht ganz dem, was jene beiden inhaltreichen Zeilen erwarten ließen."

Derſelben Dichtung von E. von Seckendorff galten noch die folgenden Äußerungen:

„Der Sinn eines Dichtwerks ſoll freilich nicht in den Sentenzen liegen, ſondern als Ergebnis der lebendigen Darſtellung hervorſpringen."

„Eben dieſe Kataſtrophe, daß der alte Zauberer vom Klange der Zither, die einſt ſein eigener Beſitz war, beſiegt, daß dieſe in der Rührung des ſtarren Herzens ihren höchſten Sieg erlangt, iſt glücklich herbeigeführt."

Über ein von ph. ſt. Schultheiß eingereichtes Gedicht „Die richtige Mitte“ ließ ſich Uhland 6 September 1832 alſo vernehmen:

„Über das juste milieu, das den Gegenſtand des vorgetragenen ergetzlichen Gedichts ausmacht, hat ſich Jeder längſt ſeine Anſicht gebildet. Die Abneigung gegen dieſen beſtimmten Mittelweg des franzöſiſchen Miniſteriums kann aber nicht jeden Mittelweg verwerflich machen. Die rechte Mitte kann natürlich nie zwiſchen Wahr und Unwahr, Recht und Unrecht, Gut und Böſe, Frei und Unfrei an ſich liegen, wohl aber zwiſchen dem, was in einem jeweiligen Kampfe die Parteien für das Eine oder das Andre erklären. Die Behauptung, die Wahrheit liege in der Mitte, wäre, allgemein genommen, eben ſo falſch, als ſie im beſondern Falle richtig ſein kann.“

Über die didaktiſche oder Reflexions-Poeſie.

Vom 20 September 1832.

„Ich hatte in einer der vorigen Stunden die Frage aufgeworfen, ob das, was man Reflexions-Poeſie, oder didaktiſche Poeſie nennt, wirklich zum Gebiete der Poeſie zu rechnen ſei.

Es ſind hierüber zwei kurze Ausführungen[1] eingekommen.“

Nach Beurtheilung dieſer Ausführungen fuhr Uhland fort:

„Die didaktiſche oder Reflexions-Poeſie hat, beſonders in neuern Zeiten, den Äſthetikern mannigfache Zweifel und Schwierigkeiten erregt. Iſt ſie, der man jene Namen gibt, wirklich Poeſie? und wie iſt ſie dann dem ganzen Schema der Dichtformen einzuordnen? Bald ſchließt man ſie ganz aus, bald führt man ſie nur im Schlepptau nach. Göthe ſpricht einmal (in den Noten und Abhandlungen zum weſtöſtlichen Divan, S. 120) entſchieden aus: „Es gibt nur drei echte Naturformen der Poeſie: die klar erzählende, die enthuſiaſtiſch aufgeregte und die perſönlich handelnde: Epos, Lyrik und Drama.“ Eine poetiſche Didaktik läßt er hier gänzlich zur Seite.

---

[1] Die eine von th. ſt. Murbach unter dem Titel „Iſt die Reflexion in der Poeſie erlaubt?“, die andre von ph. ſt. Gundert unter der Aufſchrift „Auch einige Worte über didaktiſche Poeſie“.

Gleichwohl zeigt die Erfahrung, daß keine Geſchichte der Dichtkunſt irgend eines Volkes geſchrieben werden kann, ohne daß auch der didaktiſchen Poeſie ihr Fach angewieſen wird. Es iſt Thatſache, daß in dem poeſieliebenden Deutſchland ein reflectierender Dichter die volle Gunſt der Nation gewonnen hat, und derjenige ſelbſt, der obigen Ausſpruch that, iſt, wie in jeder andern, ſo auch in der didaktiſchen Dichtweiſe fruchtbar geweſen.

Was ſich ſo, thatſächlich, auf dem Gebiete der Poeſie geltend macht, wird doch wohl auch einer Begründung im Weſen dieſer fähig ſein. Die Urſache des Ausſchluſſes oder der Beiſeitſetzung mag aber vorzüglich darin liegen, daß man, wie jene Äußerung ſelbſt andeutet, bei den Claſſifikationen der Poeſie zunächſt auf ihre Formen, auf ihre äußere Darſtellung und deren verſchiedene Arten, das Augenmerk gerichtet hat. Auch hiebei iſt zwar nicht mit Nothwendigkeit abzuſehen, warum nicht den drei für echt erklärten Naturformen der Poeſie, der klar erzählenden, der enthuſiaſtiſch aufgeregten und der perſönlich handelnden, noch eine vierte, die ſtill betrachtende, hätte beigefügt werden können. Soviel aber kann jedenfalls behauptet werden: daß die Formen der poetiſchen Darſtellung, welche und wie vielerlei ſie ſein mögen, doch ſelbſt auf einem tiefern Grunde beruhen, aus dem Weſen und den Elementen der Poeſie hervorgegangen ſein müſſen.

Gehen wir davon, als einer anerkannten Sache, aus, daß in der Poeſie, vorzugsweiſe vor andern Geiſtesthätigkeiten ein ungetheiltes Zuſammenwirken verſchiedener Geiſteskräfte: der Phantaſie, des Empfindungsvermögens, der Denkkraft, ſich äußre, ſo werden die verſchiedenen Formen der Poeſie wohl eben darin ihren innern Grund haben, daß dieſe Geiſteskräfte in verſchiedenem Maß, in verſchiedener Miſchung zuſammenwirken. Bald wird mehr die eine, bald mehr die andre ſich hervorſtellen und eben in dieſem wechſelnden Hervortreten zeigt ſich die Vielſeitigkeit und mannigfaltige Beweglichkeit der Poeſie. Tritt vorzugsweiſe die Denkkraft heraus, ſo haben wir den Charakter der Didaktik. Nun iſt zwar nicht [zu] verkennen, daß unter den in der Poeſie zuſammenwirkenden Elementen Empfindung und Phantaſie wider als die eigenthümlichſt poetiſchen ſich darſtellen. Allein ſo lange der Gedanke von der Wärme des Gefühls getragen iſt oder in den Bildern der Phantaſie ſeinen Ausdruck ſucht, ſo lang er ſich nicht entſchieden iſoliert hat, iſt auch das Gebiet der Poeſie nicht völlig verlaſſen. Einen Übergang, eine Vermittlung verſchiedener Gebiete müſſen wir ohnehin im Reiche des Geiſtes, wie in dem der Natur, gelten laſſen. Ein Gedicht wie Schillers „drei Worte“ kann in ſeinem ſtrengen, faſt bildloſen Ausdrucke allerdings Zweifel erregen, ob es noch in die Grenzen der Poeſie falle; und dennoch fühlt man unter dieſen bildloſen Worten eine Wärme, die ihm den Schwung verleiht, den man füglich einen poetiſchen nennen darf. Das Bedürfnis dieſer Wärme iſt wohl auch der Grund der häufigen Verbindung der Lyrik mit der Didaktik. Die Lehrweiſe der Bibel hat durch die in ihr waltende ſittliche Wärme, vom paraboliſchen Ausdrucke abgeſehen, durchweg auch ein poetiſches Element.

Wenn jugendliche, mehr in der ſinnlichen Anſchauung befangene Zeitalter für die poetiſche Darſtellung immer auch eines äußern Gegenſtands bedürfen, ſo iſt unſre philoſophiſche Zeit unläugbar dahin gekommen, daß ihr Gedanken, wie Helden, Gedankenreihen, Ideenverbindungen, wie epiſche Situationen und Handlungen, Gegenſtand der Poeſie werden. Ob man unkörperliche Poeſie nun, in der die Erſcheinungswelt wenigſtens nicht für ſich, ſondern nur in ſymboliſchem Gebrauche Geltung hat, Reflexions-Poeſie oder didaktiſche Poeſie nennen will, laſſe ich dahin geſtellt ſein: keine der beiden Benennungen iſt völlig genügend, indem auch in ihr weder der folgernde Gang der Reflexion, noch der abſichtliche Lehrzweck herrſchen ſoll."

„Es ſind nicht viele Beiträge mehr vorhanden, aber ſoweit das Vorhandene ausreicht, wünſcht' ich daſſelbe in der heutigen Stunde noch zum Vortrage zu bringen.

1. Von ph. ſt. Richter: „Die Kapelle", „Warnung", „Anrufung", „An die Liebe", „Den Polen".

„Es ſpricht ſich in dieſen ſämmtlichen Liedern Empfindung und würdige Geſinnung aus. Daß ſolchen, die auf das innere Leben zugewandt ſind, eines angereiht iſt, das ſich auf die Zeitgeſchichte bezieht, kann ich nur paſſend finden. Wer das bewegte äußere Leben mit dem ſtillen innern in Berührung zu bringen ſich gewöhnt, wird für jenes an Ernſt und Bedeutung, für dieſes an Reichthum und Friſche gewinnen. Und leider iſt gerade die Sache der Polen nur zu ſehr in die Idee getreten, das Vaterland lebt nur noch im Gemüthe der Vertriebenen und eine günſtige Zukunft erſt ſoll es wider in die Wirklichkeit pflanzen.

Was das Techniſche des letzterwähnten Liedes betrifft, ſo würde ich mich mit der Gleichheit des Reimworts je in der erſten und dritten Zeile eher befreunden können, wenn das gleiche Wort in verſchiedener Sinnverbindung gebraucht wäre, während jetzt auch gröſtentheils der Sinn ſich widerholt."

2. Von th. ſt. Looſe: „Schauen“, „Glaube“, „Träumen“, „Der Todtenſang“, „Almas Gebet“, „Todtenſcene“.

„Bei einem Theile der eben vorgetragenen Lieder macht ſich mir eine Wahrnehmung deutlicher, die ich bei einigen frühern deſſelben Verfaſſers noch weniger beſtimmt zu bezeichnen wuſte: daß nemlich dieſelben zu ſehr noch in der allgemeinen, ahnenden Stimmung ſchweben, aus welcher erſt die klarern poetiſchen Geſtalten hervortreten ſollen. Allerdings iſt die bemerkte Seelenſtimmung der Lyrik eigen und bildet gewiſſermaßen ihren Grundton, aber wenn ihre einzelnen Erzeugniſſe nicht über dieſe vorbereitende Empfindung hinausgehen, ſo können ſie leicht zu eintönig werden. Am meiſten iſt in dem letzten Gedichte „Todtenſcene“ darauf Bedacht genommen, die verſchwebenden Klänge der Todtenglocke in ſichtbaren Gebilden feſtzuhalten. Zuviel Diminutive.“

3. Gleichfalls von Looſe: „Des Knaben Morgengang“.

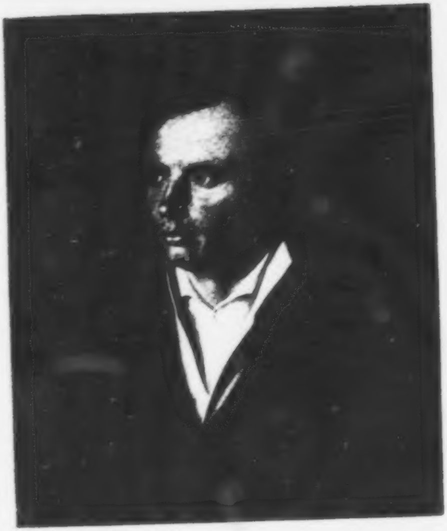
„Die blühende Schöne und die bleiche Geliebte und der Jüngling, der an jener vorübergeht, um zu dieſer zu eilen, bilden eine belebte Gruppe. Dagegen iſt der Tod durch den Duft oder die Berührung des Blumenſtraußes, ich möchte ſagen, zu überzart.“

4. Von th. ſt. Murbach: „Vergißmeinnicht“.

„Das artige Vergißmeinnicht iſt vielleicht darum geruchlos, weil die Poeten zuviel damit geſpielt haben. Um ſo mehr iſt zu loben, daß das vorliegende Idyll ihm etwas Neues abgewonnen hat. Der Anblick des Blümchens ruft dem verſtimmten Wandler die ganze große Natur in Erinnerung und aus dieſem kleinſten Blümchen entfaltet ſich das blaue Himmelszelt mit dem goldenen Sonnenglanze.

Bei der gewählten, ohnehin gezogenern Versweiſe hätte der Hiatus „Nie hatte ers ꝛc. Schon hatte er ꝛc.“ beſſer vermieden werden dürfen.“

Druck von Pöſchel und Trepte in Leipzig.



D. L. Uhland.

Uhlands Tagbuch

1810–1820.

Aus des Dichters handſchriftlichem Nachlaß

herausgegeben von

J. Hartmann.

Mit einem Bild Uhlands nach dem Gemälde von Morff aus dem Jahr 1818.

Stuttgart 1898.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
Nachfolger.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

Vorwort.

Uhlands handſchriftlicher Nachlaß, im Beſitz des Schwäbiſchen Schillervereins, enthält von Ungedrucktem, außer den demnächſt gleichfalls im Cottaſchen Verlag erſcheinenden Gedichten, hauptſächlich einen unſchätzbaren Beitrag zur Geſchichte des Dichters aus der vielleicht ſchaffensfroheſten Zeit ſeines Lebens, welche die ſchönſten ſeiner Lieder, viele der beſten Romanzen und Balladen, die vaterländiſchen Gedichte, die zwei Dramen und die erſten ſeiner gediegenen Proſaſchriften hervorgebracht hat. Es iſt das Tagbuch, welches Uhland von Neujahr 1810 bis zum 31. Dezember 1820 in der Weiſe geführt hat, daß er die meiſt täglich auf loſe Blätter gemachten Aufſchriebe in der Regel nach dem Ende eines jeden Monats auf ungehefteten Halbbogen in Quart zuſammenſtellte.

Uhlands Witwe hat aus dieſem Tagbuch in ihrer vortrefflichen Lebensgeſchichte des Gatten (Stuttgart, Cotta 1874) manche Stellen mitgeteilt, die in vielen Leſern das Verlangen nach weiteren geweckt haben dürften. Die koſtbare Handſchrift ſelbſt blieb jedermann, auch den Herausgebern des dramatiſchen und des gelehrten Nachlaſſes von Uhland, unzugänglich, wie denn A. v. Keller in ſeiner Schrift „Uhland als Dramatiker“ (Stuttgart, Cotta 1877) eine einzige, augenſcheinlich durch Frau Uhland ihm gewordene Mitteilung aus dem Tagbuch macht (Seite 320), während er nicht wenige Angaben und Vermutungen in dem ſorgfältigen Buch bei Kenntnis der Handſchrift hätte richtig ſtellen können. (Ein von Keller S. 264 und von Holland handſchriftlich zu dem Gedicht „Der Kuß“ erwähntes Tagbuch von 1809 iſt wohl nur das bei Keller S. 120 genannte Excerptenheft.)

In den nachſtehenden Blättern liegt nun, dank freundlicher Einwilligung der Vorſtände des Schwäbiſchen Schillervereins, das Tagbuch, welches mit Ausnahme der wenigen Wochen 6. bis 30. November 1813 und 3. bis 19. März 1814 lückenlos erhalten iſt, in allen ſeinen Hauptbeſtandteilen vor. Der Herausgeber glaubte nur da, wo im gewohnten Tageslauf längere Zeit ganz dasſelbe, oft wörtlich, wiederkehrt, kürzen zu ſollen. Im übrigen iſt aus den ehrwürdigen Blättern, die bei des Verfaſſers bekannter Strenge gegen ſich ſelbſt und nun auch durch ihr Alter ganz unverfänglich ſind, alles mitgeteilt, was einen tieferen Blick in des herrlichen Mannes Lebensführung gewährt: in ſeine Bildungsgeſchichte, die Werkſtatt des Dichters und Gelehrten, das Werden und erſte Wirken des Politikers, Uhlands Verkehr mit den Eltern, der Schweſter, Verwandten und Freunden, den weiten Weg, auf welchem endlich dem „Unſtern“, dem äußerlich faſt nichts gelungen, ein heller Stern aufgeht und der langgeprüfte brave Menſch zu einem der glücklichſten wird. Das alles zu erfahren, darf in der großen Gemeinde der Leſer ſeiner Dichtungen die nicht kleine der Verehrer des ganzen Uhland mit Recht erwarten. Dabei wird viel Licht auf die Menſchen jenes Zeitalters, ihre Lebensweiſe, Anſchauungen, Gewohnheiten ꝛc. fallen, werden zahlreiche „Stätten, die der gute Menſch betrat“, eine auch heute noch vielen willkommene Weihe erhalten.

Die Anmerkungen über Menſchen und Dinge laſſen dem Kundigen noch manches zu ergänzen und wohl auch zu berichtigen übrig; der Herausgeber kann nur verſichern, daß er es, in ſtetem Gedenken an den einſtigen beglückenden Verkehr mit Uhland, K. Mayer und anderen Angehörigen des edlen Kreiſes, an Fleiß und Umſicht nicht hat fehlen laſſen.

Stuttgart im Herbſt 1897.

Dr. J. Hartmann.

Inhalt.

Seite
I. Letzte Studienzeit und Pariſer Reiſe.
Januar 1810 bis Februar 1811 1
II. Advokatur in Tübingen.
Februar 1811 bis Dezember 1812 36
III. In Stuttgart auf der Kanzlei des Juſtizminiſters.
Dezember 1812 bis Mai 1814 100
IV. Advokatur in Stuttgart. Kampf um das alte Recht.
Mai 1814 bis Juni 1819 131
V. Im Landtag. Verlobung, Heirat und erſter Hausſtand.
Juli 1819 bis Dezember 1820 271

I.

Letzte Studienzeit und Pariſer Reiſe.

Januar 1810 bis Februar 1811.

Die Doctordiſſertation. Der Lehrer Conz. Die Freunde Kölle, A. Mayer, Sieveking. Stuttgart-Feuerbach-Schmiden. — Reiſe nach Paris. Geſandtſchaft, Landsleute und ältere Freunde: Graf Zeppelin, Graf Wintzingerode, Seeger, Schott, Ed. Gmelin, Schickardt, Pregizer, Bellnagel, Schubart, Hetſch, Seybold, Varnhagen u. a. Neue Bekannte: Chamiſſo, Haſe, Bekker, Henneberg, Pilat, Koreff, Bartholdy, Stoll, Gall, Jourdain, Roquefort u. a. Arbeit auf der Kaiſerlichen Bibliothek. Kauf alter Bücher. Franzöſiſche und ſpaniſche Stunden. Vorleſung. Heimreiſe über Straßburg, Karlsruhe (Kölle, Rehfues), Wildbad (Kerner).

Dichtungen. Lyriſche und epiſch-lyriſche: Die Ruinen. Der Räuber. Die Roſen. Tells Platte. Erträumter Schmerz. Das Schifflein. Leander und Hero. Märznacht. Sängers Vorüberziehn. Die Rache. Der Liebesbrief. Begräbnis. Der Knecht. Das Ständchen. Der kaſtiliſche Ritter. Das Schloß im Walde. Die Sonette. Der Weiſe vom Morgenland. Die Harfe. Der nächtliche Ritter. Der Roſenkranz. Das Reh. Amors Pfeil. Der Königsſohn. Schickſal. Sehnſucht. Die Königstochter. Sankt Ildeſons. Liebestod. Graf

Eberhards Weißdorn. Graf Richard Ohnefurcht. Die Nixe. Der verlorene Jäger. Die Jagd von Wincheſter. Todesgefühl. Zu einer ſilbernen Hochzeit. **1811**: Der Ring. Die drei Schlöſſer.

Dramatiſche: Der eiferſüchtige König. Benno. Tamlan.

1810. Tübingen.

Januar.

1. Brief von Kerner[1]) aus Wien vom 17. Dezember. Varnhagen[2]).

3. Erſter Entwurf eines Trauerſpiels nach der altſchottiſchen Ballade: Der eiferſüchtige König[3]), die ich, nach Tiſch, bei Kölle[4]), in Herders Volksliedern wieder geleſen. Die Grundidee iſt: Auflöſung des Helden, Verklingen der Begebenheit ins Gedicht, in die Sage, in die zu Grund gelegte Ballade.

5. Kölles Abreiſe. 6. Begräbniß des Pfarrers in Entringen[5]).

12. Aus dem Schwäb. Merkur: „Für die auch meinem Hauſe am letztverwichenen Donnerſtag gedrohte Feuersgefahr ſtatte ich hiemit allen denjenigen guten Freunden, welche mir dabei mit ihrer thätigen Hülfe an die Hand gegangen ſind, meinen verbindlichſten Dank ab." Brief von Kerner aus Wien vom 1. Jan. Das Trauerſpiel: Benno[6]) ins Reine geſchrieben.

18. Brief von Varnhagen aus Wien vom 9., mit Lied.

---

[1]) Juſtinus Kerner 1786—1862. Die Briefe, ſoweit vorhanden, neueſtens veröffentlicht von Theob. Kerner. — [2]) Karl Auguſt Varnhagen von Enſe 1785—1858, in Tübingen 1808—09. Vgl. Uhlands Leben von der Wittwe (künftig immer nur Leben citirt) 48. 53. — [3]) Keller, Uhland als Dramatiker 309. — [4]) Chph. Fr. Karl Kölle von Stuttgart-Tübingen, geb. 1781, wurde Diplomat; Hebels „Adjunkt", geſt. 1848. Vgl Leben 25. 36. 54. — [5]) Der 78jährige M. Andr. Heinr. Zeller. — [6]) Vgl. Leben 52. Keller 289. 478.

Brief von Kerner ebendaher vom 8.: Fortſetzung der Schatten nach dem Schattenſpiel; Anzeige wegen des Baggeſenſchen Almanachs[1]). — Nachts das Epigramm: Der Schläfer in Ruinen[2]) gedichtet.

20. Nachts: Idee zu dem Gedichte: Der Räuber.

21. Morgens Ausfuhrung dieſes Gedichts. Abſendung des Briefs an Kerner[3]) mit der Antwort wegen der Anzeige. Unter anderem ſchrieb ich ihm folgendes: Endlich hab' ich eine ſchottiſche Ballade (in Herders Volksliedern): Der eiferſüchtige König zu einem Drama, wiewol erſt leicht, ſkizziert. Junker Waters verläßt das väterliche Haus, zieht zu Hofe, ein Minſtrel geſellt ſich zu ihm, als der ritterlichem Thatenleben nachtretende Geſang. Waters gefällt der Königin, der eiferſüchtige König wirft ihn ins Gefängnis, läßt ihn hinrichten. Das blühende Leben iſt untergegangen; der Minſtrel verläßt den Hof, der Geſang geht ins Land aus. Waters Eltern u. Geſchwiſter ſitzen daheim nächtlich am Kamin, es befällt ſie ein Gelüſte nach ſchaurigen Märchen, der verirrte Minſtrel tritt herein u. ſingt die Ballade von Waters Tode. Die Liebe der Königin zu Waters ſoll ſo behandelt werden, daß ſie ihres liebſten Hoffräuleins Neigung zu Waters begünſtigt, gleichſam um ihn mittelbar zu lieben.

23. Das Epigramm: Die Roſen gedichtet, veranlaßt durch die Stelle in Lafontaines Aline von Rieſenſtein, wo Roſalie Roſen auf das Grab pflanzt.

25. Vorm. das ſchon früher in Proſa verfaßte Gedicht: Tells Platte in Diſtichen eingekleidet.

26. Vormittags das Sonett: Erträumter Schmerz gedichtet.

28. Nachts die Romanze: Das Schifflein gedichtet, könnte vielleicht auch als Epilog zu dem Almanache gebraucht werden.

29. Vorm. das Epigramm: Leander u. Hero gedichtet.

---

[1]) Von Jens Baggeſen, 1764—1826, erſchien zu Tübingen: Taſchenbuch für Liebende auf 1810. — [2]) In den Gedichtſammlungen: Die Ruinen. — [3]) Leben 55.

Februar.

1. Conz [1]) hatte mir poetiſche Manuſcripte von Nehrlich [2]) mitgetheilt u. meine ſchriftlichen Bemerkungen darüber verlangt, welche ich ihm heute brachte. Der Eingang derſelben iſt folgender: Die Poeſie des Verfaſſers möchte ſich in gewiſſer Hinſicht mit dem Anfange des Frühlings vergleichen laſſen, wo ſchon der milde blaue Himmel durch den Duft erglänzt, die Bäume mit lichtem Blätteranflug geſchmückt ſind, die Wieſen grünen, auch die verſteckten Frühblumen nicht fehlen, die ſich mehr durch Duft als Farbe verkünden. Aber der Frühling iſt darum noch nicht vollendet, die farbigen, geſtalteten Blumen- u. Blütenſträuße ſind noch zu erwarten. Oder ohne Bild: was für dieſe Gedichte einnimmt, iſt der zarte poetiſche Sinn, aus dem ſie hervorgegangen; was ihnen Eintrag thut, iſt die Unklarheit eines Theils des Hervorgegangenen, die durch Weitläufigkeit nicht vermindert, ſondern vermehrt wird, ſodann einige Einförmigkeit. Die kürzeren Gedichte ſind hienach meiſt die beſſern. Ich weiß, daß das Epigramm im griechiſchen Styl nicht jene ſcharfe Pointe liebt, die mehr dem neuern eigen iſt, allein um ſo mehr muß der Hauptgedanke von unbedeutenden Umgebungen entblößt ſein; das Laub ſoll die Blume zieren, nicht verdecken.

Nachts das Epigramm: Märznacht gedichtet.

3. Vorm. die Romanze: Sängers Vorüberziehn — Mittags die Ballade: Der Mordknecht [3]) — bald nachher das kleine Gedicht: Der Liebesbrief u. das Diſtichon: Begräbniß gedichtet. Das letzte veranlaßt durch das Vorbeigehen am ſchneebedeckten Gottesacker, wo gerade ein Grab gemacht wurde.

5. Angefangene Abſchrift der Diſſertation [4]).

---

[1]) Karl Phil. C., Profeſſor der klaſſiſchen Literatur in Tübingen, geſt. 1827. Vgl. Leben 20. — [2]) Von einem K. Nehrlich erſchienen Gedichte Hechingen 1805. Schickte 1807 oder 8 Lieder für das Wunderhorn an Arnim in Heidelberg (Steig I, 229. 250), ſtand mit Kerner und Kölle in Verbindung (ebenda 248). — [3]) In den Gedichten: Die Rache. — [4]) S. 1. März. Vom 6. Febr. großer Brief an K. Mayer in deſſen: Uhland u. ſ. Freunde I, 145 ff.

7. Nachts das Gedicht: Der Knecht gemacht.

8. Roſas [1] Lieder. Durch eines derſelben veranlaßte Idee zu einer Romanze von dem Wanderer, der vom Ausfluſſe des Stromes ins Meer, an Stadten, dem Königsſchloſſe, den Mühlen u. Gewerken vorbei, an demſelben hinaufzieht und ihn, wo er immer kleiner wird, bis zur Quelle verfolgt, wo des Wanderers Geliebte am Bronnen ſitzt mit dem Kruge [2].

9. ff. Den Eulenſpiegel geleſen, Claudine u. mehrere kleinere Stücke von Goethe wieder geleſen.

15. Früh, noch in der Nacht: Mein Leben gleicht ſeit geraumer Zeit in mehrerer Hinſicht einer ſchlafloſen Winternacht.

17. Abends im Adler: Conzs Erzählung von dem Bürgertheater zu Gmünd [3], wo die Hunde auf der Bühne herumliefen, wo der Sekretär des Pilatus das Todesurtheil vorlas: Nachdem Jeſus Chriſtus von Nazareth ꝛc. und ſich beim Namen Jeſus verbeugte.

20. Beſuch bei Conz; v. d. Hagen und Büſching Deutſche Gedichte des Mittelalters von ihm mitgenommen.

22. Brief von Breſſand [4], worin mir ein Armenprozeß aufgetragen werden ſollte, und Antwort darauf.

24. Kaufmannsball.

März.

1. Dem Präſes die Diſſertation [5] überſendet. Nachts Idee zu einer Ballade: Die Sage, daß die dem Tode Nahen Muſik zu hören glauben, könnte ſo benutzt werden, daß ein

---

[1] Varnhagens Schweſter, geboren 1783, ſeit 1815 mit David (Aſſur) Aſſing in Hamburg vermählt, geſtorben 1840. — [2] Vgl. 1816, Juli 5. — [3] Conz war in dem nahen Lorch, wo auch der Knabe Schiller 1763—66 lebte, 1762 geboren und dort aufgewachſen. — [4] K. Fr. Breſſand, Ober Juſtiz-Prokurator und Hofrath in Stuttgart, 1775—1845. — [5] De juris Romani servitutum natura dividua vel individua. Noch Vangerow gedachte der durch Feinheit, Schärfe und Reichhaltigkeit ausgezeichneten Arbeit rühmend. Leben 59.

krankes Mädchen vor ihrem Fenſter gleichſam ein geiſtiges, überirdiſches Ständchen zu hören meinte 1).

2. König Rother beendigt.

10. Salomon und Morolf beendigt.

12. Die Gärtnerin ſingend im Winde.

13. Die Diſſertation dem Dekan Tafinger übergeben.

14. Dieſelbe dem Drucker zugeſtellt.

16. Nachts die Romanze: Des Ritters Vorüberziehn 2) gedichtet.

17. Die übrigen 4 Romanzen: Der Ritter 3) gedichtet.

18. Die Vorleſung, gemalte Augen, der Träumende. Gedicht von Stoll 4): Des Müllers Wiederkehr mir von dem Verfaſſer durch Kerner aus Wien zum Gruß geſchickt.

20. Abſendung der Papiere Varnhagens nach Berlin.

21. Shakeſpeares Luſtige Weiber von Windſor.

22. Nachts das Gedicht: Das Schloß im Walde gemacht.

25. Befehl wegen Abzugs der Studenten.

28. Nachricht von Wiedereinberufung der Studenten 5).

April.

1. Austragen der Diſſertation. Sievekings 6) Anweſenheit.

3. Akt der Diſſertation. Schmaus.

---

1) Siehe das Gedicht: Das Ständchen, 4. Okt. 1810. — 2) 3) Die 5 zuſammen in den Gedichten: Der kaſtiliſche Ritter. — 4) Joh. Ludwig Stoll, geb. Wien 1778, Freund Leo Seckendorffs, geſt. in ſeiner Vaterſtadt in dürftigſten Verhältniſſen 22. Juni 1815. Uhland, mit dem St. in Paris viel verkehrte, hat ihm das Gedicht: Auf einen verhungerten Dichter gewidmet. — 5) Am 20. Jan. 1810 ergieng ein Dekret, daß die Studenten ſich nicht perſönlich bei der Konſcription ſtellen müſſen, am 28. März wurde dieſes Dekret zurückgenommen. Vielleicht bezieht ſich Obiges hierauf. — 6) Karl S. aus Hamburg, 1787—1847, reiſte eben damals nach Paris (ſ. u.), um Rechtsſachen für das elterliche Geſchäftshaus zu ordnen, ſpäter hamburgiſcher Syndikus und Diplomat.

7. Reiſe nach Feuerbach[1]. Mühle, in deren Nähe die Geſtalten verſchwinden. Die jungen Philiſter an der Ecke.

8. (Stuttgart) Oper Ulyſſes, Muſik von Cimaroſa. Nicht opernmäßiges Sujet.

9. Gänge in Stuttgart wegen der Reiſe. Des Magiſters Z.[2] umſtändliche Reiſebeſchreibung.

10.—12. Regentage in Feuerbach. Contes moraux de Marmontel. Franzöſiſches Quartier.

16. Plötzlicher Entſchluß noch nach Schmiden[3] zu gehen.

17. Gang über Eßlingen, Denkendorf, Köngen, das Brückenhaus, Nürtingen, Neckardolfingen[4], Walddorf nach Tübingen. Umlaufen im Wald bei Mondſchein. Angetroffener erſter Brief von Fouqué[5].

20. Nachtmahl.

21. Jean Pauls Flegeljahre beendigt, die mir während der Diſputationszeit u. dgl. viel Troſt geweſen.

22. Bouterweks Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit angefangen. Bei dieſer Gelegenheit erwachte Luſt zu einer größeren epiſchen Dichtung. Vorſchläge: Pontus; gehörnter Siegfried, nach dem Volksroman, in volksmäßigem Tone, der Versart des Heldenbuchs, Triſtan u. ſ. w. Epiſche Dichtung als Liebesſpiel; der Dichter weiht das Gedicht ſeiner Geliebten u. verflicht die Erzählung in die Ergießungen, Situationen, Begebenheiten ſeiner eigenen Liebe.

23. Axel u. Walburg[6]. Erteilung des Paſſes vom Oberamt. Spaziergang nach Luſtnau, Begegnung des alten Bettlers u. der Kinder.

---

[1] Hier war Uhlands Oheim, M. Joh. Ge. Schmid, Gatte der Luiſe Gottliebin Uhland, Pfarrer 1787—1820 (ſ. Anhang). — [2] ? Zenneck, M. Ludw. Heinr. v. Tübingen, 1779—1859, eine Zeitlang Profeſſor der Naturgeſchichte und Chemie in Hohenheim. — [3] Dort war der Bruder von Uhlands Mutter, M. Chr. Eberh. Hofer, Pfarrer 1800—1813 (Seite 9, A. 1). — [4] Neckarthailfingen; ähnlich liebte U. mundartlich Häslich für Heslach, Meiringen für Möhringen zu ſchreiben. — [5] Der Romantiker Fr. Hnr. K. de la Motte-Fouqué, 1777—1843, bat U. um Beiträge zum Berliner Pantheon. — [6] Tragödie von Oehlenſchlager, Tübingen 1810.

24. Traum: Vom Himmelsbogen fuhr auf mich der Schmerzenspfeil. Unvollſtändiger Entwurf zu einer Ballade von der Königin Genevra. Die Weidenpfeifen im Frühling. Nachſommer der Liebe.

27. Bouterwek beendigt. A. Mayers[1]) Gedichte. Abends das (mißlungene?) Sonett: Die Sonette gedichtet. Tragiſche Handlung, tragiſche Charaktere. Der unermüdliche Freier. Romanze vom Liebesſterne oder: Der Weiſe vom Morgenland.

28. Vormittags gedichtet: Schlimme Nachbarſchaft. Nachm. auf dem Spaziergang Folgendes zum Tämlän[2]):

Zu ſchön erglänzt die Morgenröte,
Nicht ſchweigen darf des Hirten Flöte.
Schon ſtehn in Glut die hohen Wälder,
Bald glühen auch im Thal die Felder.
Zwar hab' ich Grund, in meinem Herzen
Zu nähren nicht geringe Schmerzen,
Doch allzu herrlich ſteigt die Sonne,
Es überwältigt mich die Wonne.

Thomas der Reimer[3]), als Wechſelbalg des Dichters. Abends vor 6 Uhr die Romanze: Die Harfe gedichtet, nach einem Traum von der Nacht auf Sonntag d. 26. Juli 1807. Ich ſchrieb damals Folgendes auf: Kerner hatte ein altes Buch gefunden, das eine ziemlich große altteutſche Ballade enthielt. Sie fieng ungefähr an, wie das fragmentariſche Lied: Es gieng ein Knab ſpazieren . . Weiterhin kam von einem Ritter, der ſich wegen unglücklicher Liebe in einen Wald begab; hier begegnete ihm ſehr kontraſtierend ein zärtliches Paar. Er kam darauf an eine einſame Hütte, vor deren Thür eine Harfe hieng. Dieſe hatte der Liebende, welcher ihm mit ſeiner Geliebten begegnet war u. welcher ſich auch einſt hier wegen ähnlicher Leiden aufgehalten hatte, zurückgelaſſen. Der Ritter nahm Beſitz von dieſer Einſiedelei. Uebrigens war die

---

[1]) Auguſt Mayer, Karl M.s jüngerer Bruder, geb. 1792, Juriſt, in Rußland geblieben 1812. — [2]) Tamlan und Jannet, Keller 263. 477. — [3]) Im Tamlan.

Geſchichte etwas verwickelt u. das Erzählte ſchien beinahe epiſodiſch aufgeführt zu ſein. Dieſes Blatt kam mir dieſen Abend zufällig wieder unter die Hände u. veranlaßte die genannte Romanze.

Reiſe nach Paris.

(Geſchrieben in Coblenz.) Am 6. Mai, Sonntag, reiſte ich mit meinen guten Eltern u. der Schweſter von Tübingen ab. Wir machten den Weg über Herrenberg, die Aidlinger Steige, Weilerſtadt, wo wir die Kirche ſahen, durch den Hagelſchieß bis Pforzheim, wo wir Abends ankamen, das Städtchen noch in Augenſchein nahmen u. übernachteten. Am folgenden Vormittag kamen wir in Carlsruhe an u. wurden herzlich empfangen[1]. Kölle[2] führte mich denſelbigen Tag noch zu Hebel[3]. Den Morgen darauf reiſte mein Vater zu-

---

[1] Im Hauſe des Hofraths Hoſer, der ein Bruder von Uhlands Mutter war. Hier, auch zum Verſtändniß der Beziehungen Uhlands zu den Hoſerſchen in Schmiden und den Faberſchen in Heilbronn ꝛc. eine kleine Stammtafel:

Jakob Samuel Hoſer,
Univ.-Sekretär in Tübingen,
1711—1796.

Konrad Friedrich, Konſulent der Ritterſchaft, Hofrath in Kochendorf und Karlsruhe, 1748—1815.	Chriſtian Eberhard, Pfarrer in Schmiden, 1753—1813.	Roſine Eliſabeth, geb. Tübingen 11. Aug. 1760, geſt. 1. Juni 1831. Verh. Tüb. 20. März 1783 an Joh. Friedr. Uhland, Univ.-Sekretär, geb. Tübingen 11. Juli 1756, geſt. 29. Aug. 1831.
Friederike, geb. 1781. Verh. an Aug. Ferd. v. Killinger, großh. bad. Major.	a. Heinrich Jakob, Advokat in Heilbronn. b. Friederike Roſ. Magd. Verh. an Pfarrer Faber in Nordheim, Heilbronn, Biſſingen, Oberſtenfeld. c. Julie Wilhelmine. Verh. an einen Pfarrer Kapff. d. Chriſtian Friedrich, geb. 1781, Rechnungsrath, Finanzaſſeſſor, Kameralverwalter in Lauffen, Großbottwar.	a. Friedrich, geb. 1785, geſt. 1794. b. Ludwig, geb. 26. April 1787, geſt. 11. Nov. 1862. Verh. 1820 an Emilie Viſcher, geſt. 1881. c. Luiſe, geb. 1795, geſt. 1836. Verh. 1818 an Diett. Fr. W. Meyer, geſt. als Stadtpfarrer in Pfullingen 1848.
Karl Aug. v. Killinger, geb. 1802.		

[2] Seite 2. — [3] Dem Dichter Joh. Peter H., 1760—1826.

rück, ich begleitete ihn bis nahe vors Thor von Durlach, wo wir Abſchied nahmen. Mein Aufenthalt in Carlsruhe, der vom Montag bis zum Sonntag dauerte, wird mir immer eine theure Erinnerung bleiben. Am Vormittag gieng ich öfters mit dem Oncle aufs Muſeum. Mit Kölle nahm ich einmal ein Bad in Beiertheim. Auf dem Caffee fand ich Abends Hebels angenehme Geſellſchaft. Der originelle Moriz [1]) machte mir viele Freude. Ich machte mit ihm einen Spaziergang in die Faſanerie, den Marſtall, zum Affen. Einmal war ich im Weinbrennerſchen Theater, wo Inos del Caſtro von Soden gegeben wurde. Mina zeigte ſich mir beſonders liebenswürdig am Freitag als wir nach Beiertheim ſpazierten. Am Samstag war Parthie nach Muhlburg zu Jeckles Kuchen. Am Sonntag nach 4 Uhr gieng ich von Oncles Hauſe weg. Abſchied von meiner Mutter. Eine Nachtigall ſchlug noch vor meinen Fenſtern. Beim Poſtwagen traf ich den luſtigen Holländer Kerkhoven u. die Darmſtädter Frau, die mit dem Reſedaſtock von Raſtadt bis Darmſtadt fuhr. Die weitere Geſellſchaft war der Jude L. von Straßburg u. ein junger Carlsruher von der Handlung, beide nach Frankfurt inſtradiert. In Bruchſal trafen wir die holländiſche Frau u. den Holländer Withaus, auch die Graubündtneriſche Familie. In Heidelberg beſtiegen wir das Schloß u. den fliegenden Garten. Der Jude ſagte, daß er noch ſeinen Kindern u. Kindskindern von dem Schloß u. dem großen Faß erzählen werde. Geſang u. Declamation des Carlsruhers. Der mondhelle Garten in Weinheim. Darmſtadt Ausſteigen der Frau. Bier bei dem Frankfurter Wartthurm mit dem Graubündtner u. dem gefälligen Commis. Gegen 2 Uhr Nachmittags kamen wir in Frankfurt an. Ich logirte im ſchwarzen Bock, beſtieg den Dom u. gieng um die ganze Stadt. Es war der letzte Tag der Meſſe, auf dem Platz vor dem Wirthshaus ſtanden Buden mit Geiſtererſcheinungen, Marionetten, Volksliedern ꝛc. Ich kaufte den Finkenritter [2]). Am andern Vormittag um 10 Uhr fuhr ich mit dem Marktſchiff, auf u. in welchem mehr als

---

[1]) Der Vetter M. v. Killinger. — [2]) Eines der alten Volksbücher, oft gedruckt, zuletzt bei Simrock, Deutſche Volksbücher 33.

100 Perſonen waren, ab. Die alte Außenſeite von Höchſt gefiel mir ſehr. Herrliche Anſicht der Stadt Mainz bei der Einfahrt in den Rhein, beſonders durch den in der Mitte ſtehenden Dom. In Mainz wollte ich auf den Thurm des Domes ſteigen, wurde aber berichtet, daß es zu ſpät ſei. Ich ſuchte außer der Stadt eine Höhe zu erreichen, von der ſich eine Anſicht der Stadt öffnete, konnte aber wegen der Fortifikationen nicht zu meinem Zwecke gelangen. Neuer Paß über Coblenz. Der Regen u. das Umlaufen wegen des Paſſes hinderten mich, die merkwürdigen Gebäude zu ſehen. Ich war aber mit der Anſicht des Doms vergnügt, den ich ganz umgieng. Wir logierten im Hotel zur Stadt Berlin bei Wagner in der Lehrgaſſe. Rue de la Reine de Hollande. Am andern Morgen früh fuhren wir mit der Jacht ab, durch das Rheingau, am Johannisberg ꝛc. vorbei. Nothwendigkeit wegen des conträren Winds einige Zeit das Verdeck zu verlaſſen. Räthſel, Charaden, Rechenexempel. Herrliche Gegend von Bingen bis Boppard. Die unbeſchreiblich ſchönen Ruinen, beſonders die von Fürſtenberg wegen des Felſens. Schoppen in Kaub. Altes Anſehen von Bacharach. Der luſtige unbekannte Geſelle mit dem Poſthorn, das er zwar ſchlecht blies, wovon ſich jedoch die Töne im Wiederhall verklärten. Der Breslauer Reiſende, der auf einmal mit der Flöte hervorkam. Geſang u. Muſik auf dem Schiffe. Sonderbares Zuſammentreffen mit meinem Liede: Das Schifflein [1]). Mondſchein. Ankunft in Coblenz Nachts 10 Uhr. Der Fall ins Waſſer beim Ausſteigen. Der Douanier wollte meinen Koffer nimmer viſitiren, auch wäre es ohnedies für die Diligence, die Morgens 4 Uhr abfährt, zu ſpät geworden. Ich mußte daher den Donnerſtag in Coblenz zubringen. Wir begaben uns in die Goldene Traube. Morgens Abſchied von der Schiffgeſellſchaft. Fahrt auf der Brücke nach Ehrenbreitſtein. Beſteigung der zerſtörten Feſtung, wo nur ein einzelnes Schaf weidete. Ein Weib mähte auch noch das Gras ab, das auf den Ruinen gewachſen war. Nachmittags Spaziergang um und durch die Stadt. Die hübſchen Mädchen dieſer Gegend. Ueble Stim-

---

[1]) Siehe S. 3.

mung. Widerlichkeit aller Packträger 1), Poſtgeld, verlorner Poſtſchein ꝛc. Abends Erinnerung mit Thränen an Carlsruhe und Niederſchreiben alles Bisherigen. Gott ſchenke mir morgen einen guten Tag!

(Fortſetzung, geſchrieben in Paris.)

Als ich am Freitag früh das Wirtshaus in Coblenz verlaſſen, wußte ich den Ort, von wo die Diligence abging, nicht gleich zu finden. Ich lief noch eine gute Weile herum in der Bangigkeit, zu ſpät zu kommen. Dies war jedoch nicht der Fall. Ich traf in der Diligence einen alten Mann, ich weiß nicht, war es ein Kaufmann oder ein Geiſtlicher. Er zeigte Beleſenheit in der römiſchen Hiſtorie. Noch andere kamen hinzu, ein Trierer Bürger u. ein Poſthalter, in deſſen Hauſe wir nachher zu Mittag ſpeiſten. Der Verluſt des Billets hatte bald für mich eine unangenehme Folge. Ich hatte den zweiten Platz eingenommen, der für mich auf dem Billet bezeichnet war. Nun hatte aber der Trierer auch ein Billet auf den zweiten Platz u. nahm ſein Recht in Anſpruch. Marterthal. Der ſonderbar gewundene Waldſtrom. Da die Diligencen dieſer Gegend mehr Privatunternehmungen ſind, ſo konnte die Geſellſchaft übereinkommen, die Nacht durch zu fahren, was in der Regel nicht geſchieht. Nativität mir von dem Alten geſtellt 2).

Am Samſtag früh, ungefähr um 5 Uhr kamen wir in Trier an. Ich betrachtete den Dom u. beſonders die daneben ſtehende uralte Kirche. Um 7 Uhr reiſte ich mit der Diligence weiter. Meine Geſellſchaft war ein im vorigen Kriege bleſſierter franzöſiſcher Soldat, der, wenn wir ausgeſtiegen waren, ſich gewöhnlich an die Wand lehnte, um die Riſſe ſeines Mantels zu bedecken. Wir kamen bei Zeit in Luxemburg an, ſo daß ich die merkwürdige Lage dieſer Feſtung ſehen, auch nachher noch einen Spaziergang innerhalb der Stadt u.

---

1) An die Eltern: Die ewigen Trinkgelder für die Träger ꝛc. Auch mußte ich natürlich immer ein wachſames Auge darauf haben. Es war mir oft, wenn ich ſo hinter Coffer u. Mantelſack herging, wie wenn ich Frau u. Kind bei mir hätte, nach denen ich beſtändig ſehen mußte. — 2) Uhland ſei ein ehrſamer Handwerker, etwa ein Uhrmacher. Leben 61.

auf den Wällen machen konnte. Ich verglich die Sperrung dieſer Feſtungen mit der freien Lage von Carlsruhe. Von Luxemburg nach Metz fuhr ich am folgenden Tage, Sonntag, mit einem Metzger u. einem Italiener, wahrſcheinlich Kaufleuten. In Metz hatte ich noch gute Zeit, umzulaufen, um einen Platz auf irgend einer Diligence zu bekommen. Ich engagierte mich endlich auf die Patache. Dies iſt ein einſpänniges, zweiräderiges Gefährt zu 4 Plätzen. Sind dieſe beſetzt, ſo ſitzt der Poſtillon ſehr luſtig außen, wo nicht, ſo ſetzt er ſich herein. Die Patache fährt nur bei Tage, geht aber morgens 4—5 Uhr ab. Angenehm iſt, daß ſie meiſt abends ſo ankommt, daß man die Städte noch in Augenſchein nehmen kann. In Metz machte ich, ſtatt ins Theater zu gehen, noch einen Spaziergang durch die Stadt. Sie iſt ſehr ſchön von der Moſel durchſchnitten, über welche mehrere Brücken führen. Die Hauptkirche könnte man eine gotiſche Niedlichkeit oder ein Modell einer gotiſchen Kirche nennen. Weil gerade Meſſe war, ſo waren die angenehmen Spaziergänge, in welchen ſich die Buden befinden, ausnehmend belebt: Carouſſels, Harlekine, erleuchtete Buden aller Art.

Am folgenden Morgen fuhr ich mit der Patache ab. Drei franzöſiſche Offiziere waren meine Geſellſchaft. Sie moquierten ſich über meine Unbeholfenheit in der franzöſiſchen Sprache u. die dadurch veranlaßten verkehrten Antworten. Welch peinigender Gedanke war es mir nun, mit dieſen Leuten 4 Tage lang reiſen zu müſſen! Als ich jedoch beim Abendeſſen in Verdun die Sache auf eine höfliche Art abzulehnen ſuchte, wurden ſie ſehr artig[1]. In Verdun ſah ich noch die Kirche u. die angenehmen Inſelſpaziergänge. Man hörte auf dieſen mehr engliſch als franzöſiſch reden, weil die gefangenen

---

[1] An ſeine Eltern ſchrieb U. genauer: Beſonders war ein älterer Mann darunter, wie ich glaube Colonel, dem die andern mit beſonderem Reſpekt begegneten. Dieſer Mann war mir auf mehrfache Art nützlich. Er ſagte mir mehreres über die Sprache u. auch ſonſt, wenn ich z. B. bei Tiſch etwas gegen die franzöſiſchen Sitten verſtoßen hatte, ſagte er mir es nachher, wenn wir allein waren. Ich bezeugte ihm dafür vielen Dank, was ihn gefreut zu haben ſcheint.

Engländer ſich in Verdun aufhalten. Den folgenden Tag ging die Reiſe bis **Chalons**. Nicht weit von da ſteht, wenn ich nicht irre, bei einem Kloſter eine alte gotiſche Kirche, die mich ſehr intereſſierte. Ihr Bau iſt ſo ſonderbar, daß er dem Blödſichtigen faſt wie eine Ruine erſcheint; ſie iſt gleichſam alt geboren. Die Kalkſteine der Champagne geben ihr die Farbe der Totengerippe. Der Telegraph auf dem Turm dieſer Kirche nimmt ſich ſonderbar aus. Chalons iſt von herrlichen Alleen umgeben. In der Stadt iſt an einigen Orten das ſumpfige modrige Waſſer unangenehm. Einer der Offiziere verließ uns hier. Den Tag darauf ging es über St. Emilion, wo mir der rote Champagner faſt wie preußiſches Blut vorkam, Epernay, Chateau Thierry nach la **Ferté** u. am Donnerſtag (31. Mai) endlich über Meaux, durch mehrere Dörfer mit ſchönen Landhäuſern u. Gärten, durch lange Alleen, was alles eine große Stadt ankündigt, nach **Paris**, wo wir ungefähr um 2 Uhr ankamen. Ich logierte mich vorderhand im Bureau der Patachen ein u. ließ mich dann noch in Kapitän Seegers[1]) u. Eduard Gmelins[2]) Logis weiſen, bei welcher Gelegenheit ich das erſtemal durchs Palais royal kam, traf aber beide nicht, worauf ich noch einen Spaziergang auf den Boulevards machte. Am folgenden Morgen begab ich mich gleich wieder ins Hotel de Piémont[3]), um Gmelin zu treffen. Wer mir zuerſt begegnete, war Pregitzer[4]), der auch hier logiert, ſowie Bellnagel[5]). Ich quartierte mich nun gleichfalls ſogleich hier ein. Nach und nach fand ich auch die übrigen Freunde, Schickardt[6]) u. Schubart[7]).

---

[1]) Wohl Chriſtoph Karl Benj. v. Seeger, geb. 1780, württ. Offizier, geſt. als Oberſt 1820. — [2]) Geboren (aus einer Tübinger Profeſſorenfamilie) Göttingen 1786, ſpäter Oberjuſtizprokurator in Tübingen, geſt. 1873. — [3]) Nach den Briefen: Rue Richelieu 22, 5 Tr. — [4]) M. Chriſtoph Friedr. Pregitzer, geb. Lorch 1782, geſt. als Repetent 1811 (ſ. u.). — [5]) Der nachmalige K. württ. Stallmeiſter Wilh. Jul. v. Bellnagel, geb. Stuttgart 1788, nach einem Brief Uhlands „ein ſehr gutartiger Menſch, der ſich durch Reiſen ſehr gebildet hat, auch das Franzöſiſche vortrefflich ſpricht". Vgl. Mayer I, 182. — [6]) Ludw. Adolf Sch., geb. Tübingen 1785, Repetent 1811, Profeſſor am Gymnaſium in Ulm 1814, geſt. 1816. Vgl. Leben 43. — [7]) Ein junger Buchhändler (bei Treuttel und

Paris.

Sodann bis zum 3ten Juni: Beſuch der Muſeen, der Kirche Notredame, des Manuſcriptendepots der Bibliothek; Bekanntſchaft mit Haſe[1]); Partie mit ihm in den Garten des Choiſeul-Gouffier, Bau des Landhauſes, Basreliefs vom Pantheon, ſchöne Anſicht von Paris[2]); Invalidenhotel, Marsfeld, Luxemburg, Tivoli, Champs Elyſées, Montmartre, Conſervatoire des Arts ꝛc.

Montag den 4. Juni. Gelderhebung bei Rougemont, 20 Louisd'or. Erkaufte Volksromane bei den obern Brücken: L'histoire des quatre fils d'Aymon 12 Seiten. Histoire de Jean de Paris 4 S. Histoire de Valentin et Orson 12 S. Abends Gang mit Bellnagel u. Pregitzer ins Palais Royal, erſte glace. Collation auf Bellnagels Zimmer mit Gmelin bis 1 Uhr.

5. Erſter Gang zu den gedruckten Büchern der Kaiſ. Bibliothek u. zu den Antiken. Jardin des Plantes.

6. Gang auf die Quais. Spaniſches Dictionnaire. Muſeum. Klinkowſtröm[3]). Diner mit Sieveking[4]) bei Grignon. Odeon: Le nozze di Figaro.

Würz), der ſpäter und, wie es ſcheint, auch früher bei Cotta in Tübingen war. An die Eltern: Schubart iſt uns hier ſehr von Nutzen, er iſt in Paris trefflich orientiert u. dabei ſehr gefällig.

[1]) Karl Benedikt Haſe, Philolog, geb. Sulza bei Weimar 1780, ging 1801 nach Paris, ſeit 1805 an der kaiſerl. Bibliothek angeſtellt, geſt. 1864. — [2]) An die Eltern: Haſe kutſchirte mich u. Pregitzer in den Garten des Hrn. Ch. G., der lange in Griechenland gereiſt iſt u. von dort Altertümer, beſonders Reliefs von dem atheniſchen Tempel Parthenon mitgebracht hat, die nun in dieſem Garten in einem prächtigen Landhauſe, an dem gebaut wird, aufgeſtellt werden. Haſe hatte vom Beſitzer eine Einladungskarte erhalten. Zwei von den Offiziers, die mit mir gereiſt ſind, traf ich hier wieder; einer davon, der Colonel, wollte mich einmal beſuchen. — [3]) Der Offizier und Maler, Freund Pilats (ſ. u.), Friedr. Aug. v. Klinkowſtröm, geb. 1778, 1808—10 in Paris, ſpäter zur katholiſchen Kirche übergetreten, geſt. 1835. — [4]) Seite 6.

7. Durchleſung der ſpaniſchen Grammatik. Parade. Gang nach dem Platz des Temple.

8. Palais de Juſtice: Sache der Mlle. Lever. Abend mit Schickardt u. Schubart im Café de l'Empire. Spielſäle.

9. Mittageſſen mit den Freunden bei Chion. Luſtige Fahrt nach Bagatelle u. vergnügte Feier des Abſchieds von Schickardt.

10. Feſt, das die Stadt Paris dem Kaiſer u. der Kaiſerin gab. Champs Elyſées. Gewitter u. Platzregen. Volksſpiele. Verlieren von Pregitzer. Illumination, Feuerwerk.

13. Viſite bei Graf Zeppelin[1]. Theater Faydeau: Cendrillon.

15. Beſuch bei Ulmer[2]. Brille. Brief nach Tübingen u. an Kerner an Schott[3] abgegeben.

16. Wiederauffaſſung der Idee zu einer Romanze: Die Heimkehr aus dem Meere bis zur Quelle des Stroms[4]. Auf der Bibliothek Abſchrift des Märchens vom verkauften Schatten. Das ſingende Fräulein, das dem nach einem andern fragenden Ritter nicht antwortet, ſondern immer ſo laut zu ſingen fortfährt, daß die Berge widerhallen.

17. Sonntag. Fahrt nach Verſailles mit Gmelin u. Pregitzer. Rückweg bis Sevres zu Fuß; Heuhauſen, friſchere Natur[5].

19. Beendigung des Auszugs aus dem Katalog der Bibliothek.

22. Das Mädchen auf der Brücke. Bücherverſteigerung, Lope de Vega.

---

[1] Graf Ferdinand Z., von Weihnachten 1807 bis Juli 1810 württ. Geſandter in Paris. — [2] Vielleicht Joh. Karl U., der als junger Hofmedikus in Ludwigsburg 1830 ſtarb. — [3] Legationsrath Joh. Eberhard v. Schott, 1764—1841. — [4] Vgl. S. 5. — [5] Vgl. Brief an die Eltern v. 18. Juni: Ich denke viel an Euch u. die Unſrigen, ſodann auch an die freie Tübinger Natur. Man trifft hier wol ſchöne Gärten u. Spaziergänge, aber alles iſt ſo ausgetreten u. beſtaubt. Ueberhaupt iſt die Vegetation in dem Kalkboden nicht ſehr üppig, u. man ſieht nirgends ein volles, friſches Gras wie auf der Schmalwieſe u. dem Schwanzer.

23. Theater von Pierre. 24. Feſt der Garde[1].

25. Der friſierte Schuhflicker. Abend mit Bellnagel auf dem Café des Étrangers.

28. Gang in die Souterrains mit Bellnagel, Henneberg[2], Franken[3] u. den andern.

29. Fahrt nach Montmorency. St. Denis, die Königin von Neapel, die Kirche. Rouſſeaus Hermitage. Der Knabe.

30. Wiederſehen Varnhagens[4] auf der Galerie. Diner bei Grignon. Abend in Tivoli zu Bellnagels Abſchied. Der nächtliche Tanz mit dem Kutſcher.

Juli.

1. Sonntag. Häusliches Tag. Beſuch von Hetſch[5].

2. Nachricht von dem geſtrigen ſchrecklichen Balle bei Fürſt Schwarzenberg[6]. Erſte Zuſammenkunft mit Chamiſſo[7] auf der Galerie.

3. Katafalk des Marſchall Lannes im Dom der Invaliden mit Bellnagel geſehen.

5. Frascati mit Varnhagen, Briefe von Fouqué an V.

---

[1] An die Eltern: Hr. v. Seeger hatte uns Karten in die École militaire verſchafft, wozu wir uns Battenrock, Weſte u. Degen zu mieten hatten. Wir mußten uns halbkrank lachen, wie wir in dieſem Aufzug vor einander ſtanden, beſonders wird mir Pregizer ewig im Andenken bleiben. Das Feſt verdiente aber gewiß, daß man ſich ein wenig genirte. — [2] Ge. K. Ludw. Henneberg, geb. Braunſchweig 1787, trat in den weſtfäliſchen, ſpäter den braunſchweigiſchen Staatsdienſt, geſt. 1857. — [3] Offizier? In Stuttgart lebte damals eine Obriſten-Witwe v. Fr.; ein bayriſcher Geheimerath v. Fr. war 1810 württ. Kammerherr. — [4] „Ganz unerwartet fand ich in der Galerie des Louvre die lieben Tübinger Uhland u. Pregizer u. bald auch zeigte ſich aus Hamburg Sieveking“ — Varnhagen, Denkwürdigkeiten II, 198. Dort auch Chamiſſo, Bekker, Koreff, Haſe, Pilat, Gall. — [5] Der Architekt Guſt. Friedr. Hetſch, Sohn des Malers, geb. Stuttgart 1788, geſt. 1864 in Kopenhagen. — [6] Zur Feier der Verbindung Napoleons mit Marie Luiſe; es verbrannten die Schwägerin des Fürſten und mehrere weitere Perſonen. Vgl. Varnhagen, Denkw. II, 193 ff. — [7] Der Dichter Ad. v. Ch., 1781—1838.

6. Obſervatoire. Bibliothek des Pantheon mit der Abbildung von Rom. Feierliche Ueberfuhrung der Leiche des Marſchall Lannes ins Pantheon. — Bauchredner Fiz James.

7. Erdbeere von ſchönen Händen. Odeon: La Molinara.

8. Sonntag. Gang mit den Freunden auf den Mont Calvaire, uber St. Cloud nach Sevres; Magazin der Porcellainfabrik. Fiſcherſtechen. Kirchweihe von Meudon.

9. Neuangefangenes Manuſcript auf der Bibliothek Nr... Diner mit Chamiſſo bei Lambert u. übriger Abend mit ihm. Die Romanze: La fille du Roy d'Espagne.

11. Il Hijo del Roduan. Angefangne Ueberſetzung der Novelle von dem Mädchen aus Carthago. Romanze von dem nächtlichen Ritter. Dadurch veranlaßte Idee zu einem Drama.

13. Sourds-Muets [1]. Gobelins. Manufacture de Glaces. Jardin Turc.

15. Maneſſiſcher Codex. Franconi: Reiterſtücke, der Hirſch [2], Subacot.

17. Gang zu Seeger wegen des Paſſes. Beſuch bei Kimly [3]. Theatre des Variétés: Contremarque. Il arrive, il arrive. Frascati mit Schubart, Varnhagen, Sieveking.

19. Frascati. Die einſame Limonadière. Die Türken.

20. Cabinet des gravures mit Sieveking u. a. Rafaels. Nächtlicher Beſuch von Sieveking u. Annaherung.

21. Cabinet des gravures, Rafael, Dürer Odeon: Li finti rivali.

22. Sonntag. Gang mit Gmelin u. Pregitzer nach Pré St. Gervais, wo wir in dem hohen Pavillon mit der ſchönen Ausſicht auf St. Denis ſpeiſten. Fortſetzung des Wegs nach

---

[1] An die Eltern: Examen der Taubſtummen des Abb. Picard, was wirklich Verwunderung erregt — [2] Ebend.: Der Hirſch Franconis, auf dem man wie auf einem Pferde im Kreis herumreitet u. ihn nach Belieben lenkt; dieſer Hirſch ſpringt mit dem Reiter durch eine Papierſcheibe u. ſogar durch ein Gerüſte, auf dem ein Feuerwerk abgebrannt wird — [3] ?

Belleville; die Höhe mit den Windmühlen, Ausſicht auf Paris. Gerſtenberg u. Dittmar. Gang mit ihnen um die vielen Barrieren in die Eremitage. Der rote Ochſe.

23. Abend bei Chamiſſo vor ſeiner Abreiſe nach Chaumont[1]; Scenen aus ſeinem Fortunat[2]) von ihm vorgeleſen.

24. Theatre français: Polyeucte; Talma als Severe ꝛc.

25. Erſter Beſuch bei Pilat[3]). Gedichte von Koreff[4]).

26. Séance bei den Quinze-Vingts[5]). Die Verfolgung. Nachts Idee zu dem Gedichte von dem alten Ritter.

27. Ausführung des gedachten Gedichtes unter dem Titel: Der Roſenkranz. Den Vers: „Kenne ſolche Zeitvertreibe“ im Palais Royal unter der Menſchenmenge.

28. Diner mit Varnhagen, Bekker[6]) u. Pregitzer bei Grignon, nachher Café in den Tuilerien; luſtige Unterhaltung.

29. Sonntag. Monuments français. Saal des Corps legislatif; die ſpaniſchen Fahnen.

Auguſt.

2. Gérard de Nevers nach Treſſan geleſen: erweckte Luſt zur dramatiſchen Bearbeitung dieſes Romans.

---

[1]) Zu Aug. W. Schlegel und Frau v. Staël (ſ. 4. Oktober). — [2]) Fortunati Glückſeckel und Wunſchhütlein. Ein Spiel von Ad. v. Ch. (1806). Aus der Handſchrift zum erſtenmale herausgegeben von E. F. Koßmann 1896. — [3]) Joſ. Ant. Pilat v. Augsburg, Publiziſt, 1782—1865, damals Sekretär Metternichs. Bei Pilats Erwähnung ſchreibt U. an die Eltern: Man lernt in Paris einigermaßen auch Teutſchland kennen, indem man hier Leute aus allen teutſchen Provinzen antrifft. — [4]) Geb. Breslau 1783, Mediziner, Politiker, Dichter, 1810—16 Arzt in Paris, wo er während der Okkupation zum Glanzpunkt der Geſellſchaft wurde, 1816 ff. in Berlin, dann wieder in Paris, wo er 1851 ſtarb. — [5]) Die Blinden des vom heil. Ludwig für 15mal 20 (300) Blinde errichteten Hoſpitals. — [6]) Immanuel Bekker, der bekannte Philolog, geb. Berlin 1785, geſt. daſelbſt 1871. Blieb von Mai 1810 an dritthalb Jahre in Paris.

3. Verſifizierter Roman von Gerard auf der Bibliothek. Romanze von Guillaume au court nés abgeſchrieben. Brief von Roſa[1]). Jardin des Plantes mit Bekker u. Pregizer.

4. Beſuch bei Pilat; des misères de la vie humaine: Butterbrod im Winter zu ſtreichen.

5. Sonntag. Spaziergang mit Gmelin, Pregizer, Sieveking nach Moulin-Joli; der verwilderte Garten.

12. Sonntag. Fahrt nach Morfontaine, zu Fuß nach Ermenonville. Der herrliche Park. Eſſen im Park mit der ſchönen Ausſicht. Fahrt auf den Seen im Mondſchein, Verirrung in wunderbare Gegenden.

13. Rückfahrt nach Paris. Dejeuner im Louvre.

15. Napoleonsfeſt. Konzert in den Tuilerien. Il pleure par conséquence, il passe. Voilà l'Empereur, qui se mouche.

17. Galerie d'Architecture und Jardin des Plantes mit Varnhagen, Bekker, Bartholdy[2]).

18. Säle des Senat Conſervateur im Luxembourg mit Gmelin, Pregitzer, Meerem[3]).

19. Sonntag. Gmelins u. Hennebergs Abreiſe. Caveau des Sauvages mit Pilat u. ſeiner Familie; Emma.

25. Die neufranzöſiſchen Gemälde. Diner bei Very in den Tuilerien mit den Teutſchen.

26. Seybolds[4]) Ankunft. Abend in St. Cloud: Illumination, Springen der Waſſer, Schnarren mit den Rohrpfeifen, Brückenübergang.

---

[1]) Varnhagens Schweſter Roſa Maria. — [2]) Jak. Levi Salomo B., Iſraelit, geb. 1779 Berlin, 1805 zum Proteſtantismus übergetreten, kämpfte wie Varnhagen mit den Oeſterreichern gegen Napoleon, wurde preußiſcher Generalkonſul in Rom, wo er die Kunſt förderte, geſt. 1825. — [3]) Vgl. 1814, April 29. — [4]) Repetent M. Joh. Fr. S., geb. 1782, geſt. als Pfarrer in Erdmannhauſen 1863, Neffe von Uhlands Lehrer, Profeſſor Dav. Chph. S. in Tübingen.

September.

2. Sonntag. Tour nach Charenton u. Vincennes mit Pregitzer u. Seybold. Der ungeheure Staub.

4. Jeux gymniques: Le passage du mont St. Bernard. Union de Mars et Flore. La peyrouse.

5. Galerie mit Varnhagen. Die Kirmſen von Rubens und Teniers.

7. Tour mit Pregitzer u. Seybold nach Malmaiſon, Marly und St. Germain; ni à manger ni à boire.

8. Pregizers Abreiſe. Abends erſte Stunde mit Jourdain [1].

9. Sonntag. Galerie des Luxembourg mit Seybold. Böckhs [2] Ankunft. Brief von den Eltern und von Wilmele.

10. Beſuch bei Niethammer [3] u. bei Jourdain. Der würzburgiſche Juſtizrath auf der Galerie.

11. Theatre français: Le médecin malgré lui von Molière.

12. Beſuch von Sieveking mit der Nachricht von Varnhagens Abreiſe.

14. Morgens das Gedicht: Das Reh gemacht. Verſtimmung durch die Nachricht von der Geldabſchätzung. Abends das Epigramm: Amors Pfeil gedichtet.

15. Schickardts [4] Zurückkunft.

16. Sonntag. Wettrennen im Marsfelde.

18. Tour nach St. Denis und Montmorency mit Seybold. Die weiße Wandrerin. Großes Trinkgeld. Die heimkehrende Familie. Schöner Gewitterhimmel beim Heimweg.

19. Schlegels Gedichte: Roland. Wieder erwachte Luſt zu den Romanzen vom Königsſohn. Die beiden Stücke:

---

[1] Nach den Briefen Sekretär des Grafen Hauterine, „ich gebe ihm im Teutſchen Unterricht, wobei aber immer franzöſiſch geſprochen wird. Dagegen überſetze ich für ihn ins Franzöſiſche, was er immer mit großer Sorgfalt durchſieht.“ — [2] Ludwig Friedr. B., 1784—1831, Arzt, zuletzt in Ebingen. — [3] Wohl der württ. Lieutenant N. — [4] Seite 14.

Der Fiſcher u. der Traum dazu gefertigt. Nachher das kleine Lied: Schickſal u. Abends das Epigramm: Sehnſucht gedichtet.

20. Beſuch bei Seeger u ein kürzerer Beſuch beim Geſandten. Abends bei Pilats; üble Laune des Unpäßlichen; eigene Verſtimmung.

21. Beſtimmter aufgefaßte Idee, den Gerard von Nevers als erzählendes Gedicht in Ottave rime zu bearbeiten. Brief nach Tübingen an Schubart abgegeben.

22. Spaniſche Grammatik. Seybolds Heimkunft vom Montcalvaire, ſeine Erzählung von der Wallfahrt, kaffeehausartige Kapelle. Nachts: Der kleine Däumling[1], einige Ideen zu deſſen Bearbeitung.

23. Sonntag. Große Parade von Barths[2]) Zimmer aus geſehen; die Portugieſen, die holländiſche Garde.

24. Odeon: Il impresario in angustie von Cimaroſa.

25. Beſuch bei Böckh. Im Lope de Vega die Romanze vom Erzbiſchof Ildefonſo gefunden. Nachts Ueberſetzung der altfranzöſiſchen Romanze von der ſpaniſchen Königstochter[3]).

27. Ueberſetzung der Romanze von Ildefons[4]). Erkaufung des Hüon und Robert le Diable.

28. Gedanke, den Robert metriſch zu bearbeiten.

29. Angefangene Bearbeitung des Robert. Ecole de Natation mit Sieveking u. Seybold; mislungenes Schwimmen.

Oktober.

1. Erſte Lection in der Ecole de Natation[5]); Nachricht von Stolls[6]) Ankunft.

---

[1]) In den Gedichten: Romanze vom kl. D. 1812. — [2]) Ge Gottlieb B. von Stuttgart, Architekt, 1777—1848. — [3]) In den Gedichten: Die Königstochter — [4]) Geſammelte Gedichte: Sankt Ildefons. — [5]) Weil es ihm, dem geübten Schwimmer, in der ſtillen Seine nicht ſo leicht wie im Neckar ging. Leben 67. (Vgl. 29. Sept.) — [6]) Seite 6.

2. Erſter Beſuch von Stoll. Briefe von den Eltern u. von Kerner, günſtig lautend. Erwachte Luſt, nach Havre zu reiſen.

4. Fehlgang zu Seeger. Zurückerhaltung meiner Gedichte von Chamiſſo[1]; Verſtimmung dadurch; angenehmer Spaziergang mit Seybold nach Belleville und Prés St. Gervais, Ausruhen auf dem Hügel mit der Ausſicht auf St. Denis. Nachts das Gedicht Ständchen[2] nach einer früheren Idee.

5. Gang zu Seeger wegen der Reiſe nach Havre; notwendige Erneurung des Paſſes. Beſuch bei Nagel[3]. Abends bei Pilats; Emma; Nachricht von ihrer baldigen Abreiſe; verlegene Unterhaltung bis zu Pilats Nachhauſekunft, worauf ich ihm meine Gedichte mittheilte u. er ſie bei einem Verleger unterzubringen ſich erbot, auch mir ſein Gedicht auf Haſes Namenstag mittheilte; immer einſamer werdendes Leben u. Verſchwinden der Erwartungen.

6. Brief nach Tübingen wegen Verlängerung des Paſſes.

7. Sonntag. Tour nach Verſailles u. den Trianons mit Seybold; ſeine Ermüdung im Parke. Das holländiſche Militär. Hin- u. Herweg zu Fuße.

8. Gang zu Seeger wegen des Permis de séjour; Einladung, Diner bei Winzingerode[4]. Abend bei Pilat; Koreff, zum erſtenmale geſehen; Gall[5]; die ſchlafende Emma. Gedichte von mir durch Koreff vorgeleſen, worunter das Sonett: Liebestod beſondern Eindruck zu machen ſchien. Gall:

---

[1] Mit einem Briefchen: „Ich ſchäme mich, lieber U., Ihr Manuſcript alſo zurückzuſchicken, ohne Ihnen etwas erfreuliches darüber ſagen zu können. Schlegel" (ſ. 23. Juli) „wußte die ganze Zeit über vor Arbeit u. Mißmuth ſich nicht zu faſſen — nun wird unſre Colonie durch einen Blitzſchlag auseinander geſprengt" (Ausweiſung der Frau v Staël). „Ich ſelber habe zur Abreiſe nur ein paar Stunden. Grüßen Sie die Freunde. Ad. v. Chamiſſo." — [2] S. 1. März. — [3] Wohl der ſpäter geadelte Offizier Karl N. aus Eßlingen. — [4] Graf Heinrich Levin Wintzingerode, 1810—13 württ. Geſandter in Paris, geſt. 1856. — [5] Franz Joſ. Gall, der Urheber der Phrenologie, 1758—1828, ſeit 1807 Arzt in Paris.

Gellerts Geſpenſt, durch Verſe verſcheucht. Nachricht von Schlegels baldiger Hieherkunft; Einladung von Koreff. Briefe an Kerner, Roſer[1], Hermann[2] Pilat gegeben. Wiedereinladung von Pilat, als ich Abſchied nehmen wollte. Neuerwachte Hoffnungen.

9. Beſuch bei Jourdain wegen der Päſſe. Abends letzter Beſuch bei Pilats, Händel, Koreff ꝛc. Nachricht von dem Ertrunkenen in der Schwimmſchule. Der Italiener R., der immer bei den in der Abreiſe Begriffenen angetroffen wird.

11. Gang auf die Polizei; aufgegebene Havrereiſe. Galerie, der rüſtige Maler, der fortmalt, ohne aufs Tuch zu ſehen.

12. Spaziergang auf die Quais; Auffindung u. Erkaufung der guerras civiles de Granada auf dem Pont St. Michel; da mir ſchon oft von alten Büchern, die ich fände, geträumt, ſo zweifelte ich im erſten Augenblick beinahe, ob es nicht ein Traum wäre.

13. Beſuch bei Jourdain: durch ihn neu angefriſchte Hoffnung zur Reiſe nach Havre. Brief von Kerner, Nachricht von Mayers[3]) Zurückkunft. Nachts gegen 10 Uhr faſt ganz im Palais Royal die Romanze von Graf Eberhards Hagdorn[4]) gedichtet. Idee zu einer Romanze aus dem franzöſiſchen Volksroman Richard saus peur[5]), nemlich aus der Stelle von dem Schiffbruch.

14. Sonntag. Fête St. Denis. Erſte Kälte. Gang mit Seybold in einige katholiſche Kirchen. Teutſche Predigt in der proteſtantiſchen Kirche. Théatre de la gaieté: l'homme de la forêt noire: ungezogene dritte Galerie. Sinnreicher Schild eines Tabaksmagazins in der Rue St. Denis: Friedrich der Große, ſchnupfend.

16. Wiedereröffnung der Bibliothek: Roman de Roy et des Ducs de Normandie, verwirrtes Manuſcript.

---

[1] Karl R., der ſpätere Schwager Uhlands, geb. 1787, geſt. als Staatsrath 1861. — [2] Gmelin, geb. Tübingen 1786, geſt. als Oberjuſtizrath 1834. — [3] Karl M., ſ. u. — [4] In den Gedichten: Graf E. Weißdorn. — [5] In den Gedichten: Graf Richard Ohnefurcht

17. Bibliothek. Der Roman Gestes des Anglois.

18 [1]. Bibl. Der Roman von Wilhelm von England. Abends Ueberſetzung der Romanze: Schön Curiant.

19. Bibl. Herrliche Stellen in dem Roman von Wilhelm. Die normänniſchen Sagen von Richard. Begeiſterung dadurch. Apollo, wirſt du dieſe Glut noch lindern? Abends Ueberſetzung der Sage von dem Handſchuh.

21. Sonntag. Regentag. Ueberſetzung der normänniſchen Kunde von dem ertrunkenen Mönche u. angefangene Ueberſetzung der von Gonnor. Diner im Eſtaminet Turc mit Seybold u. Böckh. Der Declamator. Theatre des Variétés; ſchlechter Platz; les pièces sans paroles, qui ne disent rien.

22. Seybolds Abreiſe. Bibliothek. Legenden: von der normänniſchen Kirche des h. Michael am Meere, welche des Tags zweimal durch die Flut unzugänglich war, wo eine ſchwangere Frau, welche, da ſie nicht ſchnell gehen konnte, von der Flut übereilt wurde, den Erzengel anrief, welcher ſie vor der Flut ſchützte, ſo daß ſie mitten in derſelben gebar u. den betenden Pilgerinnen, welche ſie ſchon verloren gegeben, ihr Kind zubrachte; von der Nonne, welche, obgleich die h. Jungfrau ihr einigemale in den Weg getreten, endlich doch mit einem Mönche durchging, mit dem ſie 10 bis 20 Jahre lebte, während welcher Zeit die h. Jungfrau ihren Dienſt als Sacriſtanin verſah, bis die Nonne reuig wieder zurückkam u. die h. Jungfrau ihr den Dienſt abtrat, auch dafür ſorgte, daß die Sache unbekannt geblieben wäre, wenn die Nonne ſie nicht ſelbſt entdeckt hätte; von dem Feſt der Geburt Mariä ꝛc.

---

[1] Von Holland abgeſchrieben finden ſich in A. v. Kellers Nachlaß: Deviſen, für Zuckerbäcker. Paris d. 18. Okt. 1810.

Wer heilen kann von Liebesweh,
Der komm zu mir, bevor ich ſterbe!

Ich kenne Zwei, und Eins bin ich,
Die ſchmerzet Liebe bitterlich.

Errathen magſt du, wen ich liebe,
Von mir erfährſt dus nimmermehr.

Abends Gefuhl der Einſamkeit[1]. Nachts Brief an Fouqué[2]. Das Gedicht: Die Nixe, nach einer früheren Idee.

23. Ombres chinoises: Marionetten: Der kleine Däumling.

24. Wilkens Geſchichte der Kreuzzüge.

25. Abends Beſuch von Sieveking u. Bekker.

27. Abends: Figaro, mit Schickardt.

28. Sonntag. Ball im Cirque Olympique mit Schubart u. Schickardt, Unterhaltung mit letzterem von alten Tübinger Lächerlichkeiten.

31. Bibliothek. Beendigung der normänniſchen Geſchichten von Wace. Morgenblätter. Abends Brief von den Eltern wegen des ſchwierig gemachten Urlaubs. Erſtes Einheizen.

November.

2. Bibliothek. Erec et Enide: Gedanke an dramatiſche Bearbeitung. Feydeau: L'intrigue par les fenêtres, der Portier im Dachfenſter. Cendrillon: geringerer Eindruck als das erſtemal.

3. Bibl. Fabliaux par Barbaçon et Mère.

4. Sonntag. Verſuchter Beſuch bei Koreff. Diner mit Böckh u. dem Italiener. Tivoli mit dem letztern, überhaupt nähere Bekanntſchaft mit demſelben.

5. Ueberſetzung des kleinen Liedes: Or la voi etc.

6. Bibl. Das Fabliau von Floire et Blanceflor. Mr. Roquefort[3]. Abends vergeblicher Verſuch mit Barth, die erſte Vorſtellung von La nouvelle Cendrillon im Odeon zu ſehen.

---

[1] Vgl. Leben 67. — [2] Leben 68 ff. — [3] An die Eltern 4. Dez: Aus meinen Bibliothek-Collectaneen hoffe ich nach meiner Zurückkunft ein kleines Werk im Fache der altfranzöſiſchen Literatur ausarbeiten zu können. Mit einem jungen franzöſiſchen Gelehrten Roquefort, der ſich mit demſelben Gegenſtande beſchäftigt, beſpreche ich mich öfters hierüber auf der Bibliothek.

7. Angefangene Abſchrift des Gedichtes: Guillaume d'Angleterre. Stoll auf der Bibliothek.

8. Böckh auf der Bibliothek. Ueberſetzung der 2ten normänniſchen Sage vom Meiſter Bernard.

9. Gang zu Rougemont[1]. Odeon: La nouvelle Cendrillon: der garçon. cette femme est un homme de lettres: j'ai ris comme une bête.

10. Nachts nach 11 Uhr die beiden Gedichte: Der verlorene Jäger und Die Jagd von Wincheſter gemacht, letzteres nach der normänniſchen Geſchichte von Wace; ein drittes von Amor als Jäger entworfen. Stürmiſche Nacht.

11. Sonntag: Das Gedicht: Wincheſters Jagd vollendet. Oper: Iphigenie von Gluck. Urtheil eines Franzoſen: C'est beau, mais cette beauté ennuie un peu.

12. Theatre français: Le mariage de Figaro.

15. Abends unvermutet Hagens, Docens u. Büſchings Muſeum der altdeutſchen Literatur u. Kunſt I. Bd. 2. Heft durch Schubart erhalten.

16. Bibl. Beendigung der Abſchrift von Wilhelm von England. Angefangene Abſchrift von Flos u. Blankflos. Diner mit Stoll bei Champeaux; wie dieſer durch ſeine Bedenklichkeiten immer dasſelbe erhielt. Cabinet de Lecture: Nouvelles de la Reine de Navarre. Treſſans Floire et Blanchefleur.

17. Bibliothek. Das Manuſcript Pipin et Berthe. — Hoffnung zu Auffindung einer Reihe fränkiſcher Sagen. Sage von Pipin. Beſtimmtere Auffaſſung der Tendenz meiner Sammlung altfranzöſiſcher Poeſien: hauptſächlich Sage, Heldenſage, Nationalſage, lebendige Stimme, mit Hintanſetzung des künſtlichen, bürgerlichen ꝛc. Erkaufung einiger Bände der Bibl. de Romans.

---

[1] Dem Bankier. Nach einem Briefe des Vaters erhob U. durch Cottas Vermittlung, zur Reiſe nach Paris und während des dortigen Aufenthalts zuſammen 1820 Livre.

18. Sonntag. Morgens Beſuch von Stoll und Einladung von Freiberg 1). Diner mit dieſem bei Champeaux.

19. Bibl. Der Wolfenbüttler Codex vom Markgrafen von Naribon.

23. Morgens das Gedicht Todesgefühl gemacht, veranlaßt durch die Gefühle der Nacht. Begegnung Seegers auf den Boulevards u. Nachricht von Königs 2) Ankunft.

24. Diner mit Barth beim Louvre.

25. Sonntag. Spaziergang mit Schubart, dem wieder angekommenen Schickardt u. ſeinen Eleven in die Champs Elyſées. Beſuch von Stoll, ſein Geſang, Deklamirung ſeiner Gedichte. Der L..iſche Almanach, den ich jetzt durchgehen werde.

Abends um 6 Uhr: wo bin ich wohl übers Jahr um dieſe Zeit, in welchen Verhältniſſen; wie wird es mit Kerners Almanach ſein? wie mit den altfranzöſiſchen Dichtungen?

26. Bibl. Barths u. Richters 3) Bitte um Verfertigung eines Gedichtes auf die ſilberne Hochzeit ihres Principals.

27. Traum von R. M. 4), wie ſie nach Paris gekommen, u. den blonden, ſchön verflochtenen Haaren. Vormittags Verfertigung des obgedachten Gedichtes. Dergleichen Gedichte gehören zur dramatiſchen Art, weil ſie im Geiſte derjenigen gemacht ſein müſſen, für welche ſie beſtimmt ſind.

Rouſſeaus Neue Heloiſe iſt vielleicht das Höchſte, was nicht die Glut der Phantaſie, aber die Glut des Herzens hervorgebracht hat.

28. Muſeum mit Schickardt. Beſuch bei Jourdain. Abends im Palais Royal Begegnung Stolls u. Erzählung

---

1) Nach einem Brief an die Eltern vom 4. Dez.: ein Baron Trieberg. „Er iſt ein großer Freund der Muſik u. ſelbſt Compoſiteur u. ſeine Abſicht ſcheint geweſen zu ſein, daß ich ihm eine Oper für die Compoſition dichte; ich habe jedoch zu einer ſolchen Arbeit weder Luſt noch Zeit." — 2) An die Eltern 4. Dez.: „König, ich glaube aus Güglingen, der in Tübingen ſtudirte u. nachher in Amſterdam war, befindet ſich hier, ich habe ihn aber noch nicht geſehen." — 3) Architekt? Vgl. 23. Sept. — 4) Roſa Maria Varnhagen, S. 5

der komiſch-lamentablen Entwendung eines Theils ſeiner philoſophiſchen Hefte, die er nachher im eiteln Regen im Garten ſuchte. Ferner Begegnung Bekkers; ſein Vorſchlag zuſammen das Spaniſche zu treiben.

29. Erſte ſpaniſche Stunde mit Bekker. El Rey Bamba.

30. Bibl. Beendigung der Abſchrift von Floire und Blancheflor.

Dezember.

1. Auffindung der Sage von Rollandin auf der Bibliothek.

2. Sonntag. Advent. Feſt der Krönung. Ich hatte Morgens in Lope de Vega die Romanze von Kaiſer Karl ꝛc. geleſen; mit dem Gedanken an dieſen Fabelkreis gieng ich gegen die Notredamekirche, auf dem Pont Michel vergeblich nach alten Büchern ſuchend, bis ich endlich ganz unvermuthet beim Louvre den Volksroman von Karl dem Großen fand. Beſuch von Stoll. Abends Illumination der Tuilerien, Stunde mit Bekker.

3. Verſuchter Beſuch bei Koreff. Vergeblicher Gang in Jourdains Haus wegen der juridiſchen Vorleſung[1]. Begegnung des würtembergiſchen Küfers unter Jourdains Hausthüre. Durch den Volksroman erweckte Begierde nach dem Gedichte von Fierabras.

5. Beſuch bei Seeger u. bei dem Geſandten. Sein Vorſchlag[2]. Spaziergang mit Schickardt u. Beſuch bei ihm. Café mit Bekker. Geſpräch über Ovid, Homer ꝛc.

6. Wiederholte Abſchrift der Romanze von Guillaume au court nés. Roqueforts[3] Nachricht von ſeinen Verhältniſſen mit Grimm. Stunde mit Bekker. Beendigung des Casamiento en la muerte.

7. Bibl. Nachſuchung nach dem Fierabras, wozu ich

---

[1] An die Eltern 4. Dez : Von dieſer Woche an werde ich mit meinem Hrn Jourdain ein franzöſiſches Collegium eines Hrn. Paſtouret über das Völkerrecht beſuchen. — [2] Sekretär bei ihm zu werden. — [3] 6. Nov.

mir das Mſcpt. Nr. . . geben ließ, worin ich zwar nicht das Geſuchte, aber die Belagerung von Vianes fand. Vergeblicher Gang ins Collège de France zu Paſtourets Vorleſung. Morgenblätter durch Schubart.

8. Leſung der herrlichen Scenen in der Belagerung von Vianes. Abends Brief von den Eltern mit der wiewohl noch unbeſtimmten Nachricht von dem Befehl, in 2 Monaten zurückzukehren.

11. Angefangene Abſchrift der Belagerung von Vianes.

12. Diner beim Geſandten. Rechtliche Frage. Anekdote von dem Kanzliſten, der ſeinen zu langen Ueberrock nicht wollte abnehmen laſſen, weil es ſchade wäre.

12. Beſuch beim Geſandten u. von ihm verlangte Ausarbeitung.

13. Diner mit Bekker bei Champeaux.

14. Gedanke im Traum: Das menſchliche Gemüth gleich dem Meere, das auch wenn es am ruhigſten iſt doch immer einige Wellen treibt. Neuerwachte Luſt zu irgend einer Bearbeitung des Bernardo del Carpio von Lope de Vega[1].

16. Der Volksroman Galien Restauré auf dem Quai gefunden. Theatre français: Tartuffe. Bei der Zuhauſekunft erſter Brief von Kerner aus Dürrmenz.

18. Calderons Principe constante mit Bekker angefangen.

19. Nachts Brief an Fouqué[2] wegen Kerners Almanach.

20. Gang zu Rougemont. Feuerlarmen.

21. Theatre français: La fête de Perrault ou l'horoscope des Cendrillons, nicht übel. Les ruines de Babilone.

22. Café Lemblin mit Stoll: ſein Sonett vom Salamander, Epiſtel vom Glücke. Theatre des Variétés mit ihm:

---

[1] Hiernach Keller 429 zu berichtigen. — [2] Vgl. Leben 70.

La Chatte merveilleuse etc.: moitié cotton. moitié soie. voilà la coeur d'une mère.

23. Brief an Chamiſſo. Café du Caveau mit Stoll: Erzählung von ſeinen veränderten Glücksumſtänden.

24. Chriſtmeſſe [1]) mit Barth, Roſenſtiel [2]) ꝛc.

25. Den Volksroman Galien Restauré angefangen, vortreffliche Erzählung von Karl u. ſeinen Pairs am Hofe von Conſtantinopel.

26. Sitzung des Inſtituts bei Aufnahme Esmenards [3]).

27. Brief von den Eltern mit dem Dekrete wegen der Rückreiſe.

28. Beendigte Abſchrift der Belagerung von Vianes. Café de Chartres mit Stoll; mannigfaltige Ueberſetzungen von Verklärung des Genius.

29. Theatre français: Voltaires Oedipe; Talmas vortreffliches Spiel; vous frémissez, Madame! — et je suis votre fils.

30. Fahrt mit Barth ꝛc. nach Bicêtre; der Bronnen; die Narren, der an Ketten gelegte im Stroh; Citoyen; die Narrenſtube; der teutſche Zeichner; der Kaiſer, Luſtigmachen der andern Narren über denſelben, l'empereur en chimère, la famille. Die Salpetrière, das Dorf der närriſchen Weiber; der Brief.

31. Anfang der Luſiaden mit Bekker.

---

[1]) An die Eltern: Die Chriſtmeſſe iſt hier eine Art Carneval. Es wird um Mitternacht Meſſe geleſen u. die Kirchen, die ſonſt ſo leer ſind, werden dann ſo überfüllt, daß die Wachen die Leute abtreiben müſſen. Die Straßen ſind voll Menſchen u. in den Cafés u. dgl. trifft man morgens 2—3 Uhr eine Menge Menſchen. — [2]) Architekt wie Barth? — [3]) Dichter und Politiker, bald darauf von Napoleon verbannt und an den Folgen eines Sturzes aus dem Wagen geſtorben.

1811.

Januar.

1. Die Orange des Garçon[1].

2. Die kalten Hände.

3. Nachts Beſuch von Schickardt; Vorleſung mehrerer meiner Gedichte, Erweckung dadurch u. Entwurf der Romanze vom Ringe.

4. Morgens im Bette Ausführung dieſer Romanze.

5. Brief an Kerner auf die Poſt gegeben, als der letzte von Paris mit Vorſtellungen wegen des Almanachs.

6. Beſuche bei Seeger, Bekker, Stoll. Bei dem letzten der neu geſetzte Ofen; erſter Druckbogen ſeiner Schriften; der ſchwarze Rock, welcher durch Aufſetzung gelber Knöpfe dunkelgrün werden ſoll.

7. Das Gedicht: Die drei Schlöſſer im Bette erſonnen u. ausgeführt. Die Veranlaſſung dazu war der Gedanke an Kerners Schatten u. ob er wol den Vorſchlag, die Kunden der am Strome hin liegenden Burgen darin erzählen zu laſſen, ausgeführt.

10. Morgens Beſuch von Schickardt mit der Nachricht von der Tante[2] Tod u. von ſeiner Zurückberufung. Café in der Rue du Bacq mit ihm u. Schubart.

11. Panorama von Wagram. Spaziergang mit Schickardt auf der Terraſſe der Tuilerien u. Berathung über ſeine Lage.

12. Odeon mit Schickardt u. Barth.

13. Beſuch bei Stoll; Bettliegen zu Vorbeugung der Krankheit. Muſeum mit Schickardt. Spaziergang im Palais Royal mit Bekker, der mir Bartholdys Der Liebe Luftgewebe[3]

---

[1] Im Kaffeehaus. — [2] Roſine Uhland, geb. 1753, ſtarb unvermählt (ſ. Anhang). — [3] Luſtſpiel, im Berliner Taſchenbuch Melpomene und Thalia 1809 erſchienen.

brachte. Geſpräch über Oehlenſchläger [1]), Goethes Stanzen vor dem Fauſt, über Gewiſſenhaftigkeit nicht zu ſchreiben, was nicht wirklich gefühlt worden.

14. Préfecture de Police u. Abſchiedsbeſuch beim Geſandten mit Schickardt. Odeon: Nozze de Figaro, mit demſelben u. ſeinen Eleven.

19. Briefe von den Eltern und von Mayer [2]).

20. Sonntag. Beſuch bei Olivier. Dejeuner mit Bekker im Café Chartres; Brüderſchaft mit ihm. Geſpräch über die Teutſchen. Antiken. Diner mit Bekker u. Schickardt bei Very. Café des mille Colonnes mit denſelben u. Stoll. Café du Caveau. Nachts bei der Zuhauſekunft Brief von Fouqué [3]) u. das ſpaniſche Hiſtorienbuch.

21. Collegium von Paſtouret. Beſuch bei Mlle. Mackeldey [4]).

22. Beendigung der Bibliothekarbeiten.

23. Packen des Coffers. Ehrlichkeit der Bijoutière mit den Perlen [5]). Café des mille Colonnes mit Schickardt u. Schubart.

24. Beſtellung des Velocifère. Galerie mit Bekker, mit ihm Diner bei Very; Geſpräch über die Poeſie der neuern Zeit u. über mein Dichten.

25. Abſchied von M. Bion. Café Chartres mit Schickardt, Bekker, Schubart. Abſchied von den beiden letztern. Nacht mit Schickardt auf meinem Zimmer.

---

[1]) Der Dichter Adam Gottlob Oe., 1779—1850. — [2]) Mayer, Uhland I, 156 ff. — [3]) Im Berliner Pantheon ſeien von U. abgedruckt: Klein Roland („mein theurer Liebling“), Des Goldſchmieds Töchterlein, Die Rache, Das Schifflein, Des Hirten Winterlied und Seliger Tod. — [4]) An die er einen Brief aus Tübingen zu beſorgen hatte. — [5]) Ohrringe mit Perlen, wobei ihm nach Brief aus Straßburg vom 30. Jan. bange war, ob er der l. Mutter Geſchmack entſprochen habe. Auch ſeinem Bäschen Luischen brachte er ein Perlkreuzchen von Paris mit (Württ. Vierteljahrsh. 1887, S. 9).

Heimreiſe von Paris.

Januar 26.—29. Menſch u. Thiere ſchliefen feſte ꝛc. Abreiſe von Paris mit dem Velocifère. Der Cuiraſſier u. der Holzhändler von Saint Dizier. Kalte Nacht. Von Nancy an der Kellner Georges, ehemaliger Proviſor; warum er nicht zum geiſtlichen Stande getreten; das hübſche Mädchen in Blamont. Die Ruinen.

30. Morgens Ankunft in Strasburg. Um- u. Durchgehen des Münſters, bei Glockenklang und Nachts. O Strasburg, o Strasburg, du wunderſchöne Stadt ꝛc. Grab des Maréchal de Saxe: Mumien, Inſchriften.

31. Nebliger Morgen, Spaziergang auf den Wällen, in die Ruprechtsau, durch die Stadt. Abends Uebergang nach Kehl, wo wir Extrapoſt nahmen bis Stollhofen. Nächtliche Geſellſchaft, in Raſtadt Beleuchtung der Geſellſchaft, Vetter Michel, das Stuttgarter Mädchen.

1. Febr. Morgens Ankunft in Carlsruhe. Frühſtuck im Creutz. Abſchied von Schickardt. Kölle u. Rehfues auf dem Muſeum. 3. Entworfenes Sonett [1]). Bis 7. dreimal Theater. Dem. Bach, Mlle. Leonhard. Concert. Oefterer Beſuch des Muſeums. Hebel.

8. Die Blumen am Fenſter. Abſchied von Rehfues [2]) u. Kölle beim Steinwein. Wiederantreffen derſelben im Creutz. Abfahren in der Nacht. Die Frau mit dem Kinde. Der hellblaue Mann mit grünen Extremitäten; krampfhafte knetende Bewegung ſeiner Hände gegen den Morgen.

9. Ankunft in Pforzheim. Gang im Regen über Neuenbürg nach Wildbad. Schöne Lage von Neuenbürg. Mittageſſen dort. Der Flötzer. Ankunft bei Kerner; Almanach, Briefe.

10. Bad. Fouqués Heldenſpiel.

---

[1]) Siehe 1. März. — [2]) Joh. Phil. R. von Tübingen, 1779 bis 1843, in Dienſten des Kronprinzen Wilhelm von Württemberg, zuletzt Kurator der Univerſität Bonn.

11. Abends Beſuch bei Amtmanns[1]; Kronprinz.

12. Stube bei Spießwirths; Spaziergang mit dem Amtmann.

13. Gang nach Calw. Begleitung von Kerner bis auf die Calmbacher Steig. Trennung im Schneegeſtöber u. Sturm. Schlimmer Weg nach Calw. Ausgetretener Strom. Theater in Calw: Die Organe des Gehirns von Kotzebue. Des Buchbinders Rede über den Selbſtmord.

14. Axel u. Walburg[2]) die erſten 4 Akte [geleſen]. Fahrt mit dem Calwer Boten nach Herrenberg. Unvermuthetes Antreffen einer Retourchaiſe, mit der ich nach Tübingen fuhr. Ankunft Nachts 11 Uhr, wo mir der Oncle[3]) die Hausthüre öffnete u. ich die Eltern aus dem Schlaf aufſtörte.

---

[1] K. Fr. Lutz. — [2] S. 1810 April 23. — [3] (Gotthold Uhland, 1759—1834, Oberamtsarzt in Tübingen (ſ. Anhang).

II.

Advokatur in Tübingen.

Februar 1811 bis Dezember 1812.

Aufſatz über das altfranzöſiſche Epos, öfter umgearbeit, beendigt 3. Mai 1812. Poetiſcher Almanach (1812). Vorbereitung des Deutſchen Dichterwalds (1813). Die Freunde Auguſt Mayer, Guſtav Schwab, Aſſur, Gangloff, Pauli, G. und A. Köſtlin, Fr., L. u. Ch. Gmelin, Rooſchüz, Fues, Dörr, Liſt, Geß, Sigwart ꝛc. Tübinger Familien und Perſönlichkeiten: Conz, Hehl, Fleiſchmann, Knapp, Geß, Schott, Schrader, Baur, Pfleiderer, Bühler, Wangenheim ꝛc. Wilmele u. Luischen Uhland, Margot Batz, Friederike Pfleiderer. Kerner und ſein Rickele. Nach Heilbronn (Mayer, Bruckmann), Welzheim (Kerner). Schachſpiel. Rechtspraxis. Berufung nach Stuttgart.

Dichtungen. Lyriſche und epiſch lyriſche: 1811. Junker Rechberger. Graf Heinrich. Caſilde. Roland und Alda. Die Looſe. Theelied. Charade auf Roſa Maria. (Juridiſche) Klage. Oeder Frühling. Madonna della Sedia. Die teure Stelle. Sonett. Inſchrift. Lob des Frühlings. Lied von König Franz. Aucaſſin und Nicolette. Das Thal. Der Ruderſklave. Nachtreiſe. Märchen. Königsſohn. Ueberſetzung aus dem Lancelot de Lac. Scheiden und Meiden.

Die Locken. Das Vermächtnis. Die zwo Jungfrauen. Neue Thetis. Die Schiffenden. Der Blumenſtrauß. Troſt in der Ferne. An Petrarca. Entſchuldigung. Lindheimer. Schlußſonett. Roland Schildträger. Kloſter Hirſchau. Abreiſe. Roman de Viane. Im Walde wohnt mein Leid. Auf den Kopfer (Heilbronn). Vogelſteller. Winterreiſe. Heimkehr. Morgenlied. Einkehr. Der Lautenſpieler. Traum. Der weiße Hirſch. Nächtliche Stimme. Der Schnee. — 1812: Trinklied. Siegfrieds Schwert. Zimmerſpruch. Die verlorene Kirche. Das traurige Turnei. Königsſohn. Rebenblüthe. Ruhethal. Klage. Jägerlied. Frühlingsahnung. Frühlingstroſt. Grabſchrift eines Dichters. Bitte. Jungfrau Sieglinde. Der irrende Ritter. Liebeserklärung. Sonett an Aug. Mayer über Tübinger Neuigkeiten. Aucaſſin u. Nicolette. An den Unſichtbaren. Frühlingslied des Rezenſenten. Freie Kunſt. Sängerliebe: Rudello, Don Maſſias, Caſtellan von Coucy, Dante. An einem heitern Morgen. Romanze vom kleinen Däumling. Taillefer.

Dramatiſches: Tamlan. Franceska. Karl der Große. Schildeis.

Febr. 21. Beendigung von Flos und Blankflos in Bruns' Romantiſchen und andern Gedichten in altplattdeutſcher Sprache[1]. Ein weniger orientaliſcher u. merklich deutſcher Ton. Beſuch bei A. Mayer u. erſte Zuſammenkunft mit Schwab[2]. Auffinden des merkwürdigen Buchs: Stockhauſen, Wunderliche Todesvorboten. Leſen darin auf dem Schloßberge. Nachher die Erzählung vom Junker Rechberger; hienach Entwurf u. zum großen Theil Ausführung einer Ballade. Paket von Kerner mit Scenen des Schattenſpiels: Der erſte Bärnhäuter[3].

23. Brief von Bekker mit dem Anfang der fils d'Aymon.

25. Gang um die Neckarſeite des Oeſterbergs u. durch das Wäldchen auf den Berg; dabei Entwurf des Gedichts vom Grafen Heinrich.

---

[1] Erſchien 1798. — [2] Guſtav Schwab, der Dichter, 1792 bis 1850. — [3] Vgl. Leben 75; Mayer I, 171.

26. Traum von der Jagd u. dem im Walde verirrten Leichenzug. Vormittags Erzählung von Caſilde in dem ſpaniſchen Valerio u. darnach verfertigte Romanze.

27. Beendigung der Ueberſetzung von Roland u. Aude.

März.

1. Ausführung des in Carlsruhe entworfenen Sonetts: Die Looſe. Angefangen Hamlet.

2. Großentheils Ueberſetzung der Legende von der ſchwangeren Frau[1]. Beendigung des Junker Rechberger auf dem Spaziergang über den Schloßberg in den Wald.

8. Angefangener Aufſatz über die altfranzöſiſche Poeſie[2].

9. Brief an Kölle mit dem Sonett[3]. Wiedererwachte Luſt zur Bearbeitung des Bernardo del Carpio[4]. Tamlan[5].

10. Vorm. das Lied: Mein Sohn, wenn du ſpazieren gehſt u. die Ballade von Harald für den Tamlan gemacht. Abends auf dem Spaziergang über die Ammerbrücke, den Schloßberg, in den Wald u. zurück die Scene, wie Jannet von den Elfen geneckt wird.

11. Vorm. die übrigen Scenen im Elfenlande, bis wo Thomas ihr die Probe erzählen will.

13. Schlegels Dramaturgie angefangen.

14. Abend bei Hehls[6]: Theelieder; Heloiſe; wie H. nach den Sternen ſah.

15. Vorm Theelied. (Karl) Mayers Ankunft: Beſuch bei ſeinem Bruder (Auguſt), Abend im Ochſen; der Breisgauer, der aus Rußland kam, erzählt vom Theaterbrand, wie

---

[1] 22. Okt. 1810. — [2] Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage Bd. IV, 329—406; Geſammelte Werke in 6 Banden IV, 49—126. — [3] Siehe 1. März. — [4] 15. Dez 1810. — [5] Siehe 1810 April 28. — [6] Dr. Eberh. Friedr. Hehl, 1765 bis 1847, Hofgerichtsadvokat; Chriſtiane, geb. Hehl, 1777—1854.

ſein Kamerade anfangs glaubte, es wäre Tag u. aufſtehen wollte, dann ſich die Augen rieb u. ſagte: ich glaube, es brennt, und ſich wieder aufs Ohr legte; ſeine Landsleute die Glashändler, ſein Vetter der Univerſitäts-Pedell; Hamburg an der Maas.

16. Leſung der Gedichte, beſonders der drei Schlöſſer; A. Mayers Theelied. Vorgehabter Spaziergang mit den beiden Mayer u. Schwab auf die Wurmlinger Kapelle; Umkehren auf dem Schloßberg wegen des Lärmens vom Waldbrand; Gang über den Waldhäuſer Berg an Kerners Liebeslokal vorbei nach Luſtnau; auf der Waldhäuſer Heide Geſpräch von den Minneſingern, in Luſtnau von Hochs [1] Vorſtellung bei Kerner u. dgl.

17. Beſuch mit Mayer bei Kerners Rickele [2]. Begleitung Mayers nach Waldenbuch mit ſeinem Bruder. Geſpräch von Roſa [3].

18. Beſuch von Köſtlin [4], der mir Schlegels Spaniſches Theater brachte.

20. Beſuch von Schwab, der mir ſeine Gedichte brachte. Abend mit Köſtlin im Ochſen, Geſpräch von meinem Gedicht auf W. Tod [5].

21. Auf dem Schloßberge Zuſammentreffen mit Mayer u. Schwab, die von der Wurmlinger Kapelle kamen. Geſpräch von Räthſeln u. dgl.

22. Früh die Charade auf Roſa Maria gedichtet. Stimmung zur Poeſie: Der, der ſeine Geliebte verſpielt ꝛc.

23. Beendigte Reviſion meiner Beiträge zum Almanach [6] an Kerner.

---

[1] ? M. Immanuel Hoch, 1788—1856, ſchrieb über den Aſperg, Neuffen ꝛc. — [2] Friederike Ehmann, Kerners Braut, die bei Hehls zu Beſuch war. — [3] Varnhagen. — [4] Schwerlich der 1808 von Tübingen abgegangene Mediziner Heinrich Köſtlin, 1787—1859, geſt. als Obermedizinalrath in Stuttgart; eher einer ſeiner Brüder: der Repetent Gottlieb K., 1785—1854; oder der Stud. jur. Auguſt, 1792—1874. — [5] Auf Wilhelmine Gmelin 1806, gedruckt. — [6] Poetiſcher Almanach für 1812. Heidelberg, Braun. (Auch 1818. Karlsruhe, Braun.)

24. Sonntag. Brief von Kölle. Beſuch von Köſtlin. Spaziergang mit ihm, Schwab u. A. Mayer über den Oeſterberg nach Luſtnau; die Bauerjungen u. Mädchen am Sonntag; Anekdote von M.[1]), wie er, nach ſeinem Kompendium leſend, ſagte: Hier hat unſer Autor wieder eine Sottiſe gemacht.

25. Feiertag. Spaziergang mit Fues[2]) u. Hauff[3]) nach der Wurmlinger Kapelle; ſchöne Ausſicht ins Gäu aus dem Walde; **Schwabs** Gedicht auf der Kapelle; Weg über Wurmlingen u. auf dem Nachen über den Neckar nach Bühl; Follettes Entenfang, aber ach! der Fuhrmann fehlt. Angetroffene Einladung zu Hehls; Hofacker[4]); wie M.[5]) auf einmal auffuhr u. ſagte, daß es aber nicht gut paſſen würde, wenn man noch ein Haus neben die Kapelle baute, ohne daß irgend jemand dieſen Vorſchlag gethan hatte; der Schr.[6]) Lachen darüber.

26. Die Andacht zum Kreuze geleſen, größtentheils auf dem Oeſterberg. Die Schärpe u. die Blume angefangen. Wieder erwachte Luſt zu der Tragödie Franceska[7]).

27. Ausarbeitung, bis auf weniges, der Scene zur Franceska, wo Guido, Paolo, Lanciotto ꝛc. ſich über das Feſt beſprechen. Brief von Kerner mit dem Plane zur Abtheilung des Almanachs.

28. Brief an Kerner. Beſuch bei Hehls. Spaziergang mit A. Mayer. Abend mit Schnurrer[8]) bei Rehfues[9]). Juridiſche Klage, kläglich ausgeſprochen.

---

[1]) Der Juriſt Jul. Friedr. Malblanc, 1752—1828. — [2]) Ludw. Fr. F., geb. Tübingen 1787, Buchhändler daſelbſt, geſt. 1865. — [3]) Joh. Gottlieb H., geb. in Tübingen 1790, geſt. als Pfarrer in Grünthal 1834, oder der Kaufmann H. von Tübingen? — [4]) Ludwig H., Juriſt, von dem Näheres ſpäter. — [5]) A. Mayer? — [6]) Wohl Frau Profeſſor Schrader; Sch. Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft in Tübingen 1818—1858. — [7]) Francesca von Rimini, erſtmals 1807. Keller 88. 474. — [8]) Wohl der jüngere der 2 Söhne des Kanzlers Schnurrer: Dr. jur. Chriſtian, Konſulent in Tübingen, geſt. 1820, und Dr. med. Friedrich, geb. 1784, Arzt in Herrenberg (Mayer I, 188), Vaihingen, zuletzt Leibarzt in Biberich, geſt. 1833. — [9]) Eine Wirthſchaft.

29. Beſuch bei Conz u. Spaziergang mit ihm über den Schloßberg; ſeine von ihm vorgeleſenen Gedichte: Liebe, die Geiſtermeſſe, große Elegie ꝛc. Graf Balduin von Flandern in Meißners Skizzen. Abends, nachdem ich in Mayers ältern Briefen geleſen, das Sonett *Im Frühling*[1] gedichtet.

30. Vormittags die beiden Sonette: *Madonna della Sedia* und *Die theure Stelle* gedichtet. Beſuch von Profeſſor Klotz[2]; für ihn zu übernehmende Arbeit u. dadurch einigermaßen vereitelte Hoffnung zur Vakanzreiſe. Abends Abſchiedsbeſuch von A. Mayer, wo er mir ſein Lied: Heimath gebracht. In der Stuttgarter Zeitung Ankündigung des Verkaufs eines Hauſes zu Weinhandel u. Cafeewirthſchaft: Da wir nunmehr unter den milden Scepter der Krone Würtemberg gekommen ꝛc.

31. Sonntag. Spaziergang auf den Spitzberg, zum erſtenmale nach der Zurückkunft: die zwei Mädchen, welche Arm in Arm auf der Sonnenſeite des Berges ſaßen, gegen Rotenburg. Nachher darüber entworfenes *Sonett*.

April.

1. oder 2. Brief von Kerner mit dem erſten Bogen der Schattenbriefe.

3. Beſuch von Schwab, mit dem Pantheon[3]. Spaziergang mit ihm auf den Steinenberg, wo wir Fouqués Galgenmännlein laſen; gewitterartiger Tag, weiterer Gang nach Luſtnau. Abſchied vor ſeiner Vakanzabreiſe. Nachts das Gedicht: *Inſchrift* gemacht.

4. Von Kerner das Almanachs-Manuſcript offen von der Poſt erhalten[4]. Leſen der nordiſchen Lieder von v. d. Hagen im Pantheon, auf dem Wall. Die vorübergehenden Unbekannten vom Spitzberge.

---

[1] In den Gedichten: Oeder Frühling. — [2] Chriſtian K. Aug. K., außerord. Profeſſor der Rechte, Mitglied des Spruchkollegiums. — [3] S. 33 A. 3. — [4] Vgl. Mayer I, 173.

5. Beſuch von Aſſur[1]), den ich zum erſtenmale ſah; Geſpräch über Stoll.

6. Brief an Mayer mit einigen Abtheilungen des Almanachs zur Abſchrift. Angefangene Abſchrift von Fouqués Schlachtfeld.

7. Sonntag. Spaziergang in das Käſebachthal; Sonnenregen, ſommerliches Wetter; das wunderliche Gartenhäuschen am Bache; Saatengrün, Stück eines Regenbogens über dem Berg nach Waldhauſen. Geſellſchaft bei Klotz; die Minnigliche, der Spitzberg, die Wurmlinger Kapelle, das wiederbelebte Hammerwerk.

8. Morgens: fortarbeitendes Hammerwerk; das kleine Lied: Lob des Frühlings gedichtet. Idee zu einem Gedicht von einer Liebe, welche hätte werden können. Erſter Spaziergang von 7—8, trübes Mondlicht, der zitternde Baum mit dem Nachtvogel, auf dem Schloßberg; das rüſtig arbeitende Hammerwerk im nächtlichen Thale u. das ſchlagende Herz. Ueberraſchung dadurch wegen der Idee vom vorigen Abend u. vom Morgen.

9. Beruhigung u. Sicherheit des Liebenden in Ungunſt u. Oede der Zeit, durch den Gedanken, daß ein Herz ihrer gedenkt. Begegnung Rickeles[2]) auf dem Spaziergang. Nachricht von Kerners bevorſtehender Ankunft. Abſendung des Pantheon u. von 4 Abtheilungen des Almanachs an Schwab. Abend mit den beiden Schnurrer u. F. Gmelin[3]) in der Krone.

10. Erſter kalter Tag. Ernſts[4]) Ankunft. Beſuch von Weiſſer[5]). Botaniſcher Garten mit Ernſt, Rudiger[6]) u. dem Oberarzt: Abend im Ochſen mit denſelben.

---

[1]) D. A. Aſſing, genannt Aſſur, geb. Königsberg 1787, wurde Arzt in Hamburg, heirathete 1816 Varnhagens Schweſter Roſa Maria, ſtarb 1842. — [2]) S. 39. — [3]) Friedrich, geb. 1784, geſt. als Staatsrath 1847. — [4]) Ernſt Uhland, des Dichters Vetter, geb. 1788, geſt. als Oberamtsarzt in Ludwigsburg 1834 (ſ. Anhang). — [5]) Auguſt W., Juriſt, geb. 1787, heirathete 1816 Uhlands Bäschen Wilmele, ſtarb als Obertribunalrath 1835 (ſ. Anhang). — [6]) Friedr. Chriſt., Arzt in Tübingen, 1784—1814.

11. Schnee. Abend im Lamm mit Ernſt, Louis Gmelin[1], Rüdiger ꝛc.

12. Charfreitag. Nachmittags erſter Beſuch bei Aſſur; von ihm mitgenommene J. Böhmes Aurora.

15. Oſtermontag. Nachts Kerners Ankunft, der mich in den Ochſen berief.

16. 17. 18. Arbeit für Klotz, wegen der ich Kerner wenig genießen konnte.

19. Abgegebene Arbeit für Klotz. Beſuch bei Conz mit Kerner, auf den Schloßberg u. ſodann, als uns der Regen überfiel ins Schloß; die öden Zimmer, die alten Oefen. Thee bei Hehls, Kerners Maultrommelſpiel.

20. Ankunft der Karlsruher[2] u. Kölles. Spaziergang ins Waldhorn mit Rickele, Gerold[3], Kerner, Conz, Kölle. Geſpräch über die poetiſchen Schulen, Kölle gegen Conz. Abend mit Kerner u. Oſiander[4] in der Krone.

21. Sonntag. Spaziergang auf den Spitzberg mit Hehls, Rickele, Gerold, Kerner, Kölle, Sturmer[5]. Abendeſſen bei Conz.

22. Geſchäft für Schramm u. Maklot[6]. Abend mit Schnurrer in der Krone.

23. Vorgehabter Spaziergang mit Hehls nach Waldhauſen; mein Fehlgang dahin, Warten auf der Heide, die Blütenbäume, Regen, Unterſtehen unter dem Gartenhauſe am Ende des Hohlwegs.

24. Beſuch von Schwab, der aus der Vakanz zurückgekommen, mit den geiſtlichen Liedern der Nonne von Pfullingen[7]. Gewitter, Abend bei Doctors mit den Karlsruhern, Tante von Feuerbach ꝛc.

---

[1] Geb. 1786, geſt als Oberamtsrichter in Rottenburg 1855. — [2] Seite 9. — [3] Gräflich Erbachiſcher Rath in Eſchenau, oder deſſen Sohn? — [4] Gottlieb O., geb Stuttgart 1786, Repetent 1811, Diakonus in Balingen 1812, Dekan in Knittlingen 1823, geſt. 1827. — [5] Joh Fr. Karl, Konſulent, dann Obertribunal-Prokurator in Tübingen. — [6] Nachdruck betreffend, ſ. unten. — [7] Unter Uhlands Papieren findet ſich in Abſchrift von ſeiner Hand: Ein Man. Ein Badliedlein. Maria. Aus einem Coder

25. Spaziergang mit Kerner, Kölle u. Schwab nach Luſtnau, mit den geiſtlichen Liederbüchern. Wunderlicher Beſuch unſer aller bei Conz. Abend bei Hehls; Kölles Pfarrfamilie, Nachmattagseſſen.

26. Mein Geburtstag. Kopfſchmerz. Spaziergang mit Rickele, Geroldin u. Schwab über den Waldhäuſer Berg nach Luſtnau; Geſpräch von Kerner u. ſeiner Schnecke; die Stellen von Kerners Liebe, der Altan ꝛc., wobei Rickele weinte. Abend mit Rickele u. Kerner allein in Hehls Haus. Kerners Bauchrednerei.

27. Spaziergang nach Luſtnau mit Kerner, Kölle, Schwab u. Schnurrer. Abend mit dieſen u. Conz im Löwen, Geſpräch über Fauſt u. die Bearbeitungen. Allerlei aus Marionettenſtücken: Ich bin ein Teufel ꝛc.

28. Sonntag. Spaziergang mit Kerner, Schwab u. Kölle über den Schloßberg. Das ſchöne blonde Kind des Prof. B.[1]).

29. Abreiſe Kerners mit Rickele, die ich mit Schnurrer bis über den Ammerhof begleitete. Beſuch bei Prokurator Schott[2]) wieder wegen der Schrammſchen Geſchichte.

30. Abreiſe der Karlsruher, Luiſchens u. Kölles.

Mai.

1. Gelegenheit, mit der Tante nach Feuerbach zu reiſen, hauptſächlich wegen des noch nicht angekommenen Almanachs-Manuſcripts von Mayer aufgegeben.

2. Herrlicher Maiabend, Regenbogen von der untergehenden Sonne gebildet, Nachtigallen, daraus Idee zu einem

---

vom 15ten Jahrhundert mitgetheilt von Ferd. Weckherlin. W. war Adjunkt der Hofbibliothek in Stuttgart, früh geſtorben 1817. Vgl. Leben 82.

[1]) Bahnmaier, Baur? — [2]) Karl Friedr. Sch., 1773—1846, zuletzt Obertribunalrath, heirathete 15. Nov. 1811 Charlotte Haug, Uhlands Verwandte.

Gedicht. Beſuch bei A. Mayer, der mit dem Almanachs-Manuſcript zurückgekommen.

4. Schlegels Spaniſches Theater beendigt. Abſendung des Almanach-Manuſcripts an Kerner.

5. Sonntag. Fußreiſe nach Feuerbach. Begleitung von Schwab u. Mayer bis auf den Luſtnauer Berg. Wie der Junge auf dem Dettenhäuſer Berge ſang:

Ein Kütſchlein ſah ich fahren,
Darin drei Grafen ſaßen;

wie mir Stuttgart von der Weinſteige aus ſo klein erſchien: Regen und Sturm auf dem Feuerbacher Berge; Unterſtehen in dem Weinberghäuschen u. in der Steingrube in Geſellſchaft vieler Feuerbacher.

6. Raſttag in Feuerbach.

7. Mittags Fahrt nach Stuttgart. Beſuch bei Harpprechts[1], Haugs[2], Breſſands. Abends mit Herm. Gmelin[3] im Wildenmann, Geſpräch über Religion; Uebernachten bei ihm.

8. Beſuch bei Köſtlin[4], bei ihm angetroffene Reiſeſchatten[5]. Beſuch bei Pregizer; bei Haug, diesmal u. nachher Geſpräch über Almanach, Romantiker &c. Gang mit Hermann[6] nach Feuerbach, dort Geſpräch über Erziehungsweſen, von dem kleinen Proviſor, welcher ſeinen Vortrag begann: Bei dem jetzigen Verfall der Philoſophie.

9. Vormittags die Reiſeſchatten geleſen. Nachmittags Beſuch von Pfarrers von Zuffenhauſen[7], mit allerlei Hochzeitgedichten. Gang nach Schmiden, Gedanken an die Reiſeſchatten.

---

[1] Geh. Regiſtrator, ein Verwandter Uhlands, Vater Friedr. H.s, des Juriſten, der mit Uhland ſtudirte, dann Soldat wurde und als Lieutenant im ruſſiſchen Feldzug ſtarb, worauf U. ſeine Gedichte herausgab (ſ. u.). — [2] Friedrich H., Bibliothekar, der witzige Epigrammendichter, 1761—1829, gleichfalls mit U. verwandt. — [3] Geb. Tübingen 1786, geſt. als Oberjuſtizrath 1834. — [4] Dem Arzt Heinrich. — [5] Kerners, ſ. 12. Juli. — [6] Gmelin. — [7] M. Eberh. Friedr. Jeniſch.

10. Morgens: Das ſonnige Blumengärtlein. Nachmittags Spaziergang mit Onkel nach Rommelshauſen und Fellbach, zwiſchen welchen beiden Orten uns ein Gewitter uberfiel. Das ſchaurige Schlafzimmer in Schmiden.

11. Gang über Rems [1]), Marbach, Großbottwar, Winzerhauſen, Ilsfeld, Flein nach Heilbronn. „Als ich wollt gehn nach Roſenberg.“ Wiederſchein und Wiederhall bei Rems. Die wandernden Mädchen. Brücke vor Marbach. Gedanke, daß ehemals der Großvater hier gewohnt [2]). Ausſicht auf dem Marbacher Berge bei dem Hochgericht. Jagd im Thale bei Steinheim. Einkehr in Großbottwar bei Heinrike [3]). Die geſang-, beſonders nachtigallreichen Wälder: Umgehen im Walde vor Flein. Ankunft in Heilbronn an demſelben Abend, wo noch Chriſtian [4]) ankam.

12. Sonntag. Morgens Spaziergang mit Faber [5]) u. Chriſtian in des erſtern Garten. Beſuch bei Mayer [6]): mit ihm Spaziergang u. Ausruhen in der Allee, der nachtigallreiche Stadtgraben, die Dichterin J.... Nachmittags Spaziergang mit Mayer u. Chriſtian aufs Jägerhaus: der Kronprinz; weiteres Fortgehen mit M. auf der Höhe, Ausſicht auf die Weibertreu, nach Löwenſtein, Lichtenſtern.

13. Vormittags mit Mayer durchgeſehene Riepenhauſiſche Genoveva (beſonders die Abſchiedsſcene) u. Geſchichte der Künſte. Abends nach Sontheim. Angenehmes Abendeſſen bei Mayer. Erzählung von der Rheinfahrt, den Katakomben in Paris ꝛc.

14. Vormittags mit Mayer zu den Mühlwerken, einziehendes Militär. Beſteigen des Thurms mit Mayers Schweſtern, G.s Todesangſt, der herabgefallene Hut, die wunderlichen Figuren. Abends auf den Wartthurm, trüber Himmel

---

[1]) Neckarrems. — [2]) Als Diakonus 1749—53. — [3]) Uhlands Oheim Ernſt U. war Stadtpfarrer in G. 1811—32, aber wie es ſcheint, damals noch nicht aufgezogen; Heinrike eine Verwandte oder ſonſt Bekannte. — [4]) Ein Vetter, Hoſer, Kameraliſt, S. 9; vgl. Mayer I, 181. — [5]) Stadtpfarrer in Heilbronn, bei dem, einem Verwandten (S. 9), U. wohnte — [6]) Karl M., deſſen Eltern in Heilbronn lebten.

nach lang angedauerter Heiterkeit; trübſinnige gerührte Stimmung. Ausſichten vom Wartberg; die Hochzeit; wunderbarer Abendhimmel.

15. Abſchied in Mayers Hauſe, der Seitenblick, das Kätzchen, Marſch! Pfarrer Röder [1]. Gang von Heilbronn nach Feuerbach, mit Chriſtian bis Lauffen. Seine Erzählung von der Maskerade in Altdorf, wo er ganz in Bretzeln gehüllt erſchien [2]. Einkehr in Lauffen bei Doctor [3]. Fortſetzung der Reiſe allein, in in ſich gekehrter, bloß ins Herz hinab ſchlummernder Stimmung, die dem trüben farbloſen Tag entſprach. Ueberfall von Regen. Wie die Feuerbacher Glocke aus der Dämmerung acht ſchlug.

16. Brief von Kölle mit Theelied und Rehfues, Graf Orry (?). Erasmus Schleicher [4]. Spaziergang ins Pfarrhaus zu Weilimdorf.

17. Fahrt nach Stuttgart. Theater: Abbé de l'Epée. Der Doppelpapa, wie ſie Bruderſchaft tranken, der eine langſam, der andre ſchnell. Uebernachten bei Harpprechts.

19. Sonntag. Spaziergang mit Luischen, Harpprechtin und den 3 Hauginnen durch den Wald nach Feuerbach, der Mädchen Blumenſuchen; Neckereien über Tiſch; die Jasminlaube; Malchen, wie ſie glauben machte, daß Mehrere in den Garten kämen.

---

[1] In Walheim, Verfaſſer geographiſcher Bücher über Württemberg, geſt. 1831. — [2] Näheres in einem Brief von Uhland Mayer I, 181. — [3] In einem prächtigen Brief der Mutter an den Sohn, der ſeine erſte ſelbſtändige Reiſe nach Heilbronn und Brackenheim machte, Tübingen 2. Okt. 1801, heißt es: Der Hr. Proviſor Vollmer werde ihn in Stuttgart abholen, „kommſt unterwegs nach Laufen u. wäreſt zu müd, voll nach Heilbronn zu gehen, gehſt zu Herrn Doctors u. ruhſt einen Tag aus“. (Gemeint iſt der Stadt- und Amtsphyſikus Zeller, ein Verwandter.) Der Brief voll wohlgemeinter Rathſchläge und Warnungen ſchließt: Dein Vater hofft, Du werdeſt Dich ſowohl bei der Reiſe, als auch wo Du Dich aufhältſt, vernünftig aufführen, damit der erſte Ausflug nicht der letzte ſein müſſe. — [4] Leben und Meinungen, auch ſeltſame Abenteuer Er. Schleichers, eines ruhenden Mechanikus. Von K. G. Cramer (dem Genoſſen der Spieß, Vulpius ꝛc.). Leipzig 1789. 4. Aufl. 1809.

20. Zuſammentreffen vieler Univerſitätsbekannten auf Haſenmaiers[1] Zimmer, Trinken auf Georgiis[2] Zimmer; Wörterbuch der Liebe: verabredete Zuſammenkunft für den Abend. Beſuch bei Schott[3]: eingefallenes Gewitter, wodurch die Zuſammenkunft im Garten größtenteils vereitelt wurde, indem nur wenige u. ſpät erſchienen; der aufgerichtete Tanzſaal; Hoffnungen.

21. Vormittags Stuttgarter Meſſe. Gang nach Feuerbach. Spaziergang nach dem reichen Maienblumenwalde, den ich aber verfehlte u. in einen tüchtigen Regenguß kam. Beim Abendeſſen Erzählung des Oheims, wie er mit einem Kameraden auf Einem Pferde ins Kloſter[4] transportiert wurde u. die Väter nebenhergiengen; wie ſein Vater das Pferd mit ſeinem Stabe in den Weg bringen wollte, jenes eine ſchnelle Wendung machte u. ſeine Reiter, den einen auf die rechte, den andern auf die linke Seite abwarf.

22. Gang nach Stuttgart, aufſteigender Nebel. Unſeliger Brillenkauf. Wie ich niemand bei Harpprechts antraf. Gang nach Tübingen. Einkehr in Waldenbuch. Der dienſtſuchende Knecht, der Ebinger Bauer, der 2 Burſche auf dem Berge ſah. Auf dem Luſtnauer Berge Gewitterbeleuchtung der Alb, beſonders Reutlingens u. der Achalm. Begegnung Aſſurs auf der Luſtnauer Straße.

23. Glocker[5] u. ſeine Braut. Beſuch bei A. Mayer, wo ich Schwab antraf; Geſpräch von den Reiſeſchatten. Bier in Luſtnau.

24. Beſuch bei Conz in ſeinem Garten. Goethes Wahlverwandtſchaften wieder angefangen.

25. Beſuch von Repetent Hochſtetter[6], der nach Paris

---

[1] Wohl der im Staatshandbuch 1815 als Advokat aufgeführte K. Aug. H. von Enzweihingen. — [2] Wahrſcheinlich der 1810 ff. genannte Prokurator Joh. Ph. Aug. Georgii. — [3] Albert, Prokurator, 1782—1861, ſpäter Uhlands politiſcher Genoſſe. — [4] Eines der Seminare für künftige Theologen. — [5] Vielleicht Ludw. Friedr. G., Rechnungsrath, ſeit 1812 Kameralverwalter in Stuttgart, nachmals Schwiegervater des Hiſtorikers C. F. Stälin. — [6] Ernſt Friedr., geb. Tübingen 1785, geſt. als Profeſſor am Gymnaſium in Stuttgart 1839.

reiſen will; von Aſſur mit Varnhagens Brief an Kerner u. Kerners Ballade von Eberhard dem Greiner: Geſpräch über Rouſſeaus Heloiſe, ſie iſt mehr muſikaliſch, Werther mehr pittoresk. Beſuch der Bibliothek, Eichhorns Kulturgeſchichte über franzöſiſche Ritterpoeſie. Abends Spaziergang um den Oeſterberg: wie der Krieg von Wartburg als Ballade zu behandeln wäre.

26. Sonntag. Mit Schwab u. Schnurrer.

27. Brief an Bekker. Ankunft der Feuerbacher.

28. Der Menſch wechſelt zuweilen, nicht ſowohl in der Anſicht Anderer, als nach ſeiner eigenen Meinung, ſeinen Charakter. So kann etwan ein gewöhnlich Ernſter in einer heiteren Stimmung ſich für munter u. leichtſinnig halten u. ſich in dieſer Rolle gefallen. Doch wird die Rückkehr bald u. nur zu leicht mit Kränkung u. Schmerz geſchehen. — Beſuch bei Hehlin, wo Schrader und Froriep[1]. Abend mit Schnurrer im Ochſen.

29. Beſuch von Hochſtetter u. dem neu angekommenen Schickardt. Angefangene Ueberſetzung der Belagerung von Viane. Abend mit Schnurrer, Schickardt u. Hochſtetter im Ochſen vor des letztern Abreiſe nach Paris.

30. Weiſſers[2] Herzenserleichterungen im Morgenblatt.

31. Ueberſetzung des Liedes von König Franz. Zum erſtenmal wieder Abend beim Schloßküfer[3] mit Schnurrer.

Juni.

1. Abends die Fabliaux et Contes par Méon von Schubart erhalten; dadurch Erweckung zur Poeſie aus der bisherigen Niedergeſchlagenheit; Plan, an die Erzählung Du vair Palefroy die übrigen anzuknüpfen; Auffaſſung der Idee des Wunderpferdes. Abend mit Schnurrer auf dem Schloß;

---

[1] Profeſſor der Medizin 1808—14. — [2] Friedrich W. in Stuttgart, 1761—1836, Dichter, Antiromantiker (vgl. Mayer I, 40). — [3] Die durch Mörikes Gedicht: Des Schloßküfers Geiſter zu Tübingen bekannte Wirtſchaft am Schloßberg.

mein Schulkamerad Boſſert[1]; beobachtete Stellungen der Kegelnden.

2. Pfingſtfeſt. Beſuch bei Schrader wegen eines Briefs nach Paris[2]. Erſter Beſuch bei Knapps[3]. Mit Schwab, Schnurrer u. Schickardt nach Luſtnau. Briefe für Bekker ꝛc. an Hochſtetter abgeſchickt.

3. Bei Fues in ſeinem Garten. Mit Schnurrer u. Röslin[4] ins Waldhorn, wo getanzt wurde. Beendigung von A. W. Schlegels Vorleſungen I. Ein Junge ſticht dem andern mit dem Meſſer das Auge aus.

4. Aucaſſin u. Nicolette ꝛc. geleſen. Idee für Veränderung des Schluſſes dieſer Erzählung. Abſicht, am folgenden Tage die Bearbeitung der Gedichte in Stanzen anzufangen. Tante von Feuerbach. Beim Nachteſſen Geſpräch davon, daß Prokurator Schott mir einen Prozeß übertragen wolle; Disharmonie mit der obgedachten Abſicht.

5. Anfang der gedachten Bearbeitung durch 6 Stanzen gemacht. Nachmittags veränderte Anſicht u. gefaßter Plan, die Bearbeitung in Hans Sachſiſchen Verſen vorzunehmen, wodurch zugleich die normänniſchen Kunden, die von Floris ꝛc. hineingezogen u. das Ganze getreuer würde. Erheiterung dadurch.

7. Fouqués Eginhard u. Emma geleſen. Recenſion der Reiſeſchatten gemacht[5].

8. Ausführung der Kernerſchen Parodie: Ha! trockne die Thränen, ſchön Röſchen traut! Nachricht von Schotts Verlobung[6] S. 44. Abends Bad mit A. Mayer, Schloß u. Spaziergang mit Oſiander.

9. Sonntag. Beſuch bei Böckh. Mit Schnurrer ins Waldhorn; Abend in der Krone, die Mädchen zum erſtenmal bemerkt.

---

[1] Kaufmann, hernach eines der Tübinger Originale. — [2] Vgl. 21. Jan. — [3] Der mit Uhland verwandte Gottfr. Gabr. K., als Oberamtmann in Rottweil 1810 willkürlich entlaſſen, dann Hofgerichtsadvokat, ſpäter Oberjuſtizrath in Tübingen, des Dichters Albert K. Vater, 1765—1828. — [4] Prokurator in Tübingen. — [5] Vgl. 2. Juli. — [6] S. 44.

10. Rickeles Abreiſe ins Wildbad. Von Schott übertragene Prozeßſachen. Beſuch bei Schickardt. Bad. Abend auf dem Schloß, Harttmann[1] zum erſtenmal wieder geſprochen.

11. Nachricht von Aushebung der Studenten. Abends mit A. Köſtlin[2], Schnurrer, Veiel[3] ꝛc. auf dem Schloß; Veiels Feuer-Stein.

12. Ankunft Hermanns mit der Nachricht, daß ſein Bruder[4], Fues ꝛc. zu Soldaten genommen worden; Adler, Ochs mit ihm.

13. Beſuch bei A. Mayer, der während meiner Anweſenheit einen Brief erhielt, worin ſeines Großvaters[5] Tod u. ſeine Wegnahme zum Militär gemeldet wurde. Abend auf dem Schloß, Stürmer, Studenten: Knapp[6], Mandelsloh[7] ꝛc.

14. Beſuch von Fues u. von Schwab. Was iſt das: Ein Apfel, darin ein Stern, darunter eine Linſe u. ein Netz, darüber ein Lied[8]. Abend mit Schnurrer u. a. auf dem Schloß; wie Schnurrer ein Gedicht gemacht auf Schw. Geburtstag.

15. Traum: wie mir Prokurator Schott zuerſt den Riß eines Dorfes für eine Prozeßſache zeichnen wollte, wie er dann zum Schloſſe kam u. dieſes ſich nach u. nach zum Schloſſe in den Wahlverwandtſchaften ausbildete, mit großer Eleganz u. Reinlichkeit, u. romantiſcher Umgebung mit einer Ruine, deren Entdeckung mir beſondere Freude machte. Brief an Kölle mit dem Lied von König Franz.

16. Sonntag. Beſuch von Hauff, Schwab, Schnurrer. Spaziergang mit Schwab ins Waldhorn, Weib mit Volksſchriften, Schwarzes Band ꝛc.

---

[1] Gottlieb Friedr., geb. 1785, Repetent, nachher Profeſſor in Maulbronn, geſt. in Nordamerika 1853. — [2] Auguſt, geb. 1792, geſt. 1873 als Staatsrath und Konſiſtorialpräſident a. D. — [3] Wohl Karl Friedr. V., Advokat — [4] Guſtav Adolf, geb. 1790, geſt. 1814 als Oberarzt. — [5] Joh. Georg Hartmann, Hof- und Domänenrath in Stuttgart, 1731—1811. — [6] Franz Guſt. Ad., geb. 1791, wurde Lieutenant, ſpäter Oberamtmann. — [7] Graf Karl Aug., geb. 1788, ſpäter Geſandter und Staatsrath. — [8] Augapfel.

17. Abends Schloß, Muſik u. dadurch angeregtes Gefühl: das Toſen des Windes mit den Wetterfahnen u. in den leeren Gemächern des Schloſſes, beim Heraufſteigen zum Schloßküfer vom Hagthor.

18. Shakeſpeares Kaufmann von Venedig und Wie es euch gefällt nach Schlegel beendigt. Durchſicht meiner Lieder u. Plan einer chronologiſchen Ordnung. Anregung durch das lange von mir unbeachtete Gedicht: Des Sängers Abendgang[1]. Prof. Weißin[2]) von Heidelberg.

19. Von Aucaſſin u. Nicolette einen Theil überſetzt. Beſuch von Prokurator Schott. Abends Gang um den Oeſterberg u. durch das Luſtnauer Wäldchen: beim Aufſteigen zu dieſem erregte Stimmung zu einem Gedichte: Das Thal, das ich nachher beim Umgehen auf dem Berg ausdachte u. beinahe ganz ausführte. Bei der Zurückkunft Sage, daß der König am folgenden Tage kommen würde, in Angelegenheiten der Studentenaushebung.

20. Berichtigung dieſer Sage. Gaabs[3]) Zurückſetzung, Verluſt der Privilegien der Univerſität.

21. Schlegels Kritiken u. Charakteriſtiken von Schickardt mitgenommen.

22. Die Bemerkungen über altfranzöſiſche Poeſie nach neuer Einrichtung niederzuſchreiben angefangen. Ankunft von Harpprechts.

23. Spaziergang mit Fr(iedr). Harpprecht auf den Schloßberg. Geſpräch über Goethes Wahlverwandtſchaften ꝛc. Abends bei Tiſch Anekdote von denen, die bei der Frankfurter Kaiſerkrönung immer in den Wandkaſten ſahen[4]); von denen, die auf einem Faß ſtanden, deſſen Boden einbrach.

24. Johannisfeiertag. Fahrt nach Niedernau mit Harp-

---

[1]) In den Gedichten: Des Dichters Abendgang (1805). — [2]) Ein Profeſſor Ferd. Chriſtoph Weiße von Tübingen war in Heidelberg 1804 ff. Vgl. auch Leben 19. — [3]) Profeſſor u. Stiftsephorus in Tübingen. — [4]) Vgl. Ganzhorns Gedicht über die Reutlinger Geſandten zur Kaiſerkrönung: Hartmann, Geſchichte Schwabens im Munde der Dichter 235.

prechts, wo ich nach langer Zeit wieder einmal tanzte. Auf der Heimfahrt Singen alter Studentenlieder, Declamation von Schillers Erwartung mit 3 verſchiedenen Stimmen.

25. F. Harpprechts Abreiſe. Abends: Springer[1] beim Schießhaus; ſie ſaß vor der Scheibe wie ein Töpfer u. drehte ihr Kind in beliebige Geſtalten.

27. Beſuche bei Aſſur, Hehlin, Conz; von dieſem mitgenommene ſpaniſche Gedichte. Schloßküfer.

29. Ueberſetzung der 2 ſpaniſchen Romanzen vom Ruderſklaven. Schloßküfer. Mit Oſiander zu den Kunſtreitern. Brief von Helmina[2] mit dem Gedicht von Haugwitz[3].

Julius.

1. Geſchäft von Präzeptor Werner[4]. Abends Krone mit A. Mayer, Geſpräch von Tiecks Volksmährchen, im Blaubart u. blonden Eckbert ſcheinen die Geiſter am Mittag zu wandeln.

---

[1] Kunſtreiter (ſ. 29), auch Seiltänzer. — [2] Helmina v. Chezy, 1783–1856, Dichterin. Viele Jahre nachher legt U. in einem Brief an G. v. Cotta, 7. Dez. 1854, für „die erblindete Frau v. Ch., deren Aufenthalt u. trauriges Geſchick mir bisher nicht bekannt war.“ Fürſprache ein für das Erſcheinen einer neuen ergänzten Ausgabe ihrer Gedichte, wovon ſie einige Linderung ihres Nothſtandes hoffe. Die Gedichtausgaben der Frau ſeien nicht zu ihm gelangt, aber von früheren Proben ihrer Liederdichtung ſei ihm der Eindruck geblieben, daß derſelben in ſeltenem Grade der wahrhaft lyriſche Charakter, der muſikaliſche Ausdruck der Empfindung und Leidenſchaft eigen ſei, von dem ſich auch Weber als Tonſetzer angezogen finden mochte. — Ein in Uhlands Nachlaß befindliches Sonett: Dank und Segensworte von Helmina an L. Uhland ſchließt:

Du, deſſen Bruſt durchglüht der Gottesfunken,
Der ewige des Mitleids und der Milde,
Einſt ſchweb' ich dir im himmliſchen Gefilde
Entgegen, lächelnd, von Entzücken trunken,
Da du mich, ganz in Sorg und Harm verſunken,
Mächtig geſchirmt mit deinem heilgen Schilde.

[3] Otto Graf v. H., 1767–1842. — [4] Georg Andr., 1752–1824, tüchtiger Lehrer, ſpäter in Stuttgart.

2. Beſuch von Pregizer[1] u. Schwab mit der Recenſion von Kerners Reiſeſchatten in der Zeitung für die elegante Welt[2].

4. Brief an Mayer mit dem Liede: Das Thal. Gang um den Graben u. über die Ammerbrücke, zum Schloßküfer. Dabei wieder aufgefaßte Idee von St. Georgs Ritter. Nachricht, daß ſich einer auf dem Gänswaſen erſchoſſen.

5. Ausführung der Romanze von St. Georgs Ritter.

7. Sonntag. Beſuch von Procurator Schott mit dem Auftrag der Wuchereriſchen Sache. Spaziergang auf den Schloßberg, trüb u. regneriſch. Nachts nach 10 Uhr im Bett das Lied: Nachtreiſe gedichtet, nach einer früheren Idee.

9. Haugs Ankunft mit ſeiner Tochter. Die Recenſion von den Reiſeſchatten in den Ueberſ.[3] von Schwab in der kleinen Allee mir mitgetheilt.

12. Idee zu einem Sonette an den Schattenſpieler Luchs[4]; ärgerliche Rechnungen in der Prozeßſache, Idee zu einer Bearbeitung des Mährchens: La belle au bois dormant[5]. Nachmittags u. Abends auf dem Spaziergang Ausführung mehrerer Verſe dazu. Gewaltſames u. inſtinktartiges Vordringen der Poeſie unter ganz fremdartigen Beſchäftigungen, wie ich mir das Verfallen auf die Idee dieſes Gedichts durchaus nicht zu erklären weiß.

13. Abſchickung der gefertigten Prozeßſache an Schott. Brief an Kerner mit Gedichten.

15. Schreiben nach Balingen u. dadurch wieder auf einige Zeit erlangte Freiheit.

16. Fortſetzung der Bemerkungen über die altfranzöſiſche Poeſie.

17. Ebenſo. Beſuch von Schickardt mit einem Band der Ueberſetzung von Legrand.

---

[1] S. 14. — [2] Vgl. 7. Juni. — [3] Ueberſichten im Morgenblatt (vgl. Mayer, Uhland I, 274). — [4] Juſtinus Kerners Reiſeſchatten von dem Schattenſpieler Luchs erſchienen Karlsruhe 1811. — [5] In den Gedichten: Märchen.

18. Zweiter Band von Schlegels dramaturgiſchen Vorleſungen I. Angefangene Ueberſetzung der ſpaniſchen Lieder.

19. Beendigte Ueberſetzung der ſpaniſchen Lieder.

20. Idee, die Erzählung von Karl und den 12 Pairs am Hofe zu Konſtantinopel dramatiſch in Hans Sachſiſcher Manier zu bearbeiten, auch überhaupt als Idee zu einem für mich tauglichen Genre.

21. Sonntag. Brief von Camerer[1]) wegen der Wuchereriſchen Geſchichte. Akten von Reutlingen mit der Beſtellung zum Commiſſarius für ein Zeugenverhör. Abends Spaziergang mit beiden Schnurrer ins neue Wirthshaus[2]), wo wir in der hintern Laube waren.

22. Brief nach Reutlingen. Ausarbeitung des dramatiſchen Schwankes. Beſuch von Schwab mit ſeinem Gedicht: Die Todte. Brief von Kerner mit Gedichten von Roſa[3]) u. Amalie[4]). Nach dem Nachteſſen wiederaufgefaßte Idee des Gedichtes vom Königsſohn u. dafür gewonnener Ton zuerſt in der Seefahrtsſcene.

23. Vormittags bis 10 Uhr in der hintern Stube Ausarbeitung des Gedichts.

24. Spaziergang in das Thal hinter dem Schlößchen; Blumen am Fenſter. Brief von Kerner mit den franzöſiſchen Mährchen; ſonderbarer Zufall, daß vielleicht das Gedicht vom Königsſohn noch nicht zu Stande gekommen wäre, wenn nicht Kerner am erſten Poſttag vergeſſen hätte, mir die Mährchen zu ſchicken.

25. Fortarbeitung an dem Mährchen von der Schlafenden[5]).

26. Beabſichtigte Fortſetzung der Bemerkungen über die altfranzöſiſche Poeſie, als ich wieder einen Brief von Balingen erhielt.

28. Spaziergang mit den beiden Schnurrer u. Stürmer

---

[1]) Bürgermeiſter in Reutlingen. — [2]) Das jedem ehemaligen Tübinger Studenten bekannte Weilheimer Kneiple. — [3]) Varnhagen. — [4]) Amalie Weiſe, ſpäter verehlichte Schoppe, 1791 bis 1858. — [5]) 12. Juli.

über Derendingen ins Waldhorn. Malblanc, der auf der Straße mitten unter die Bauern hineingekommen.

29. Briefe nach Balingen u. nach Reutlingen wegen der Prozeßſachen.

30. Beendigung der Bemerkungen über die altfranzoſiſche Poeſie.

Auguſt.

1. Aermliches Concert der Frankfurter, mit Amalie Knapp, Schwabs Schweſter.

2. Abfaſſung der Citationen in der Reutlinger Sache. Ueberſetzung der Stelle aus dem Lancelot[1]. Abend bei Hehls, Lotte Schwab, Widerſchein des Weltgerichts im Harniſch des Engels, A. Mayer vom Wildbad zurückgekommen, Elbens[2] Abſchied.

3. Abſendung der Citation nach Maulbronn. Beichte. Schloß mit Schnurrer: Erzählung von dem Cantor, der den Stern in ein niedriges Zimmer bringen ſollte, u. ſagte: Die Atmoſphäre iſt zu kurz; blinder Lärmen von einem Brande in Stuttgart: die Kanoniere ſollen trompeten.

4. Sonntag. Regentag. Nachtmahl; gute Predigt von Bengel[3] über die Worte: Und alles Volk entſetzte ſich, denn er redete gewaltig u. nicht wie die Schriftgelehrten.

5. Abſendung der Citation nach Reutlingen. Im Stricker[4] geleſen. Ankunft der R. Stäudlin[5]. Auffaſſung der Bemerkungen über die altfranzoſiſchen epiſchen Gedichte von einer anderen Seite. Abends im Löwen der Mann, der von ſeiner Audienz beim Konig erzahlte, wie er gefragt: ob der Konig zu Haus ſei? wie er immer eine Antwort gegeben, die gerade auf die Frage paßte: der andere Bauer, der jenem mit Reſpekt zuhörte u. immer beiſtimmte.

---

[1] Siehe 1812, Jan. 18. — [2] Lieutenant, früh geſtorben, ſ. u. — [3] Ernſt Gottlieb B., 1769–1826, Profeſſor der Theologie und Prälat. — [4] Dem bekannten Epiker des 13. Jahrhunderts. — [5] Roſine St., geb. 1767, vgl. zum 19. Jan. 1813.

6. Beendigung der Gedichte von Karl dem Großen im Schilter[1]). Brief von Koſtlin[2]) mit Görres' Volksbüchern. Abend beim Schloßküfer: merkliche Abnahme des Tags; Malblanciana: Weißzeug, dahin rechnet man Hemder, Halstücher, Strümpfe, Stiefel ꝛc.; die Ehe iſt die Verbindung einer Perſon zweierlei Geſchlechts: wie er im vollen Auditorium zu einem Butterhändler ſagte: Er ſieht ja, daß niemand da iſt.

8. Angefangene Umarbeitung der Bemerkungen über die Gedichte von Karl dem Großen nach den einzelnen bedeutenden Momenten dieſer Heldengeſchichte. Beſuch von Schwab; bringt Buch der Helden von v. der Hagen, worin ich dieſen u. den folgenden Tag den Siegfried, Etzels Hofhaltung u. Alpharts Tod las. Es öffnet ſich in dieſen Gedichten eine ganz eigene Anſicht der Poeſie: die äußerſte Objektivität, der durchgängige treue teutſche Sinn. Von Kerner die erſten 13 Bogen des gedruckten Almanachs.

9. Beſuch vom Heiligenvogt Roller[3]). Bei A. Mayer mit dem Almanach. Der närriſche Hund Trouvé.

10. Bemerkungen über altfranzöſiſche Poeſie nach dem neuen Entwurf.

11. Sonntag. Fortſetzung der Bemerkungen. Arioſtos Raſenden Roland nach Gries' Ueberſetzung angefangen.

12. Beendigung des Mährchens von der ſchlafenden Schönen. Wuchereriſche Gantakten von Reutlingen erhalten. Der Luftſpringer Uetz, der ſtarke Deutſche, beim Schießhaus. Wie Nachts Handwerksburſche ſangen:

Meine Aſchen in der Erde
Soll zu Deinem Dienſte ſeyn.

---

[1]) Thesaurus antiquitatum Teutonicarum, 3 Bde. Ulm 1728. — [2]) Heinrich K., ſchrieb unter anderem: Die giftige u. wüthige Ejaculation auf den Schattenſpieler Luchs (ſ. 9. Juli) iſt, ich weiß nicht aus welchem Kopfe des hundertköpfigen ſchmälenden Wurms gequollen; entweder aus Heidelberg (wie Haug mir einmal ſagte) oder vielleicht aus dem Herrn Cotta grimmigen Andenkens. Ich ſagte dem Haug, das wäre es ja gerade, was man gern ſehe, wenn jene Menſchen recht wüthig werden. — [3]) Von Balingen, ſ. o.

13. Bei A. Mayer. Spaziergang über das neue Wirthshaus nach Cresbach den Unſrigen u. den Geßiſchen[1]) entgegen; die Birnen, der zerbrochene Schirm als Andenken beſſerer Zeit.

14. Bewegung unter den Advokaten durch die Nachricht von Errichtung der Spruchkollegien.

15. Nach Reutlingen. Abſtand auf der Poſt. Beſuch beim Oberamtmann. Beſteigung der Höhe der Achalm, beſtimmte Umriſſe von Tübingen durch die dahinterſtehende Sonne, das im Schatten der Achalm liegende Eningen. Einkehr in dem Achalmer Wirthshaus, Aehnlichkeit mit der Lage u. der Ausſicht vom Wartthurm bei Heilbronn. Die kommerſchierenden Reutlinger Herren, der fremde Kaufmannsdiener, welcher einige Aehnlichkeit mit Karl Mayer hat u. mit dem ich zurückgieng. Auf der Poſt angetroffener Schulkamerade Cotta[2]). Nachteſſen mit Dr. Fetzer[3]), Oberzoller Klocker ꝛc. Nachher der Bräutigam Enslin[4]), mit dem ich noch lange zuſammenblieb.

16. Beſuch bei Enslin. Spaziergang um die Stadt, der Kirchthurm. Zeugenverhör. Die alten gemalten Scheiben auf dem Rathhaus[5]). Kopfſchmerz, finſtere Stimmung. Enslins Hochzeitbeſtellungen. Zurückfahrt mit ihm nach Tübingen.

17. Abend im Löwen, wo Conz kam u. von den altteutſchen Narrenbüchern ſprach; ſein altes handſchriftliches Gedicht auf die Stadt Weilerſtadt[6]).

18. Sonntag. Vormittags Bad. Das Lied Scheiden u. Meiden nach einer früheren Idee. Abends Schloßküfer, Blocks Erzählungen von Rom u. dem Papſte.

19. Beſuch von Aſſur, der aus dem Wildbad zurückgekommen, mit Brief von Kerner. Nachmittags Beſuch von

---

[1]) S. 21. Sept. — [2]) Wohl der ſpäter erwähnte Stallmeiſter (Staatshandb. 1815 Bereiter) aus der Tübinger Buchdruckerfamilie. — [3]) Joh. Jak., Bürgermeiſter der Reichsſtadt, ſpäter Kämpfer gegen das neuwürttembergiſche Regiment. — [4]) Advokat in Reutlingen. — [5]) Vgl. in dem Gedicht von der Reutlinger Schlacht: Dort auf den Rathhausfenſtern, in Farben bunt und klar, ſtellt jeden Ritters Name und Wappenſchild ſich dar. — [6]) Von Conz mitgetheilt in Gräters Idunna und Hermode 1814, 11 f.

A. Mayer, dem ich, gewiſſermaßen zum Abſchied, mein Mahrchen von der ſchlafenden Schönen vorlas. In Luſtnau: wie der Wirth demonſtrierte: Wenn Luſtnau ein Meerhafen wäre . .

20. Abends Abſchied von A. Mayer in Regen u. Finſterniß beim Heimweg von der Krone.

21. Traum von Ottern. Bei Prokurator Schott. Beſuch von Schwab, ihm vorgeleſenes Mährchen; wie ſich das Leben hier immer mehr veröde im Verhältniß zum vorigen Frühling. Abend im Löwen, Muſikanten, ein junges Mädchen, das ſehr gut die Trompete blies.

22. Abſendung des Zeugen-Rotulus u. der Akten nach Reutlingen. Bibliothek, wo ich in einer normänniſchen Chronik las.

23. Idee zu einer Legende von Räubern, die an einer Kapelle bauten u. dadurch bekehrt wurden. Die 2 Sonette: Die Locken u. Das Vermächtniß gedichtet nach Ideen vom vorigen Abend.

24. Spaziergang mit Conz, dem ich mehrere Gedichte gebracht hatte, über den Schloßberg in ſeinen Garten, Grimms altdäniſche Gedichte, Prof. Bengel. Luſtnauer Kirchweihe mit Schnurrer: die blonde, roſenfarbe Kellerin[1]).

25. Sonntag. Abſchied von Aſſur. Brief von Balingen erwünſchten Inhalts. Kirchweihe in Luſtnau. Nachts Luftballon, der beim Schießhaus aufſtieg.

26. Wuchereriſche Gantakten. Oeſterberg, Mondſchein u. Abendroth.

27. Im Petrarca geleſen, den ich fruher noch nicht genauer kannte.

28. Petrarca. Die beiden Sonette: Die zwo Jungfrauen u. Die neue Thetis nach früheren Ideen ausgeführt. Nachmittags die Oktave: Die Schiffenden gleichfalls nach einer älteren Idee, wozu ich durch ein Gedicht in den Romantiſchen Wäldern von Schutz[2]) veranlaßt worden

---

[1]) Schwäbiſch = Kellnerin. — [2]) Wilh. v. Schütz 1808.

war, ſodann das Sonett: Der Blumenſtrauß gedichtet. Begegnung Conzs auf dem Schloßberg, wie er mein Mährchen ungerecht finde, auch kein Freund von allegoriſchen Mährchen ſei, wie er den Unterſchied zwiſchen der romantiſchen u. klaſſiſchen Poeſie nicht anerkennen könne, da ſie ja doch im Geiſte des Heldenthums zuſammentreffen :c.

29. Brief von u. an Kölle wegen der im Almanach ausgelaſſenen Gedichte[1]. Im Regierungsblatt neue Juſtiz-Organiſation u. Erſetzung der Stellen, auch Verordnung, daß man bei Oberämtern u. dgl. gedient haben müſſe, ehe man zu höheren Stellen zugelaſſen werde.

30. Fahrt mit den Schnurrer nach Herrenberg zu Roſer[2]; Rückfahrt im Mondſchein.

31. Von Procurator Schnurrer zugeſandte Akten.

September.

1. Sonntag. Schwab mit dem letzten Bogen des Almanachs. Beſuch bei Bühler[3], Stadtſchreiber[4], Tafinger.

2. Zurückſendung der Wuchereriſchen Gantakten mit Schreiben an Camerer u. einem Exhibitum an das Oberamt.

3. Vormittags in der hintern Stube das Sonett: Troſt in der Ferne ausgeführt nach einer früheren Idee; ferner die beiden Sonette: An Petrarca und Entſchuldigung gedichtet. Spaziergang zum Schloß hinaus u. um den Zwinger; herbſtlich heiterer Tag, Abnehmen der Zwetſchgen.

4. Arioſt. Romantiſche Wälder. Als ich Abends ausgehen wollte, um Schnurrer vor ſeiner Abreiſe nach Herren-

---

[1] Kölle ſchrieb ſehr gereizt, ſchloß aber: Ich wünſche, daß Sie Gegenwärtiges als einen Beweis anſehen möchten, wie werth mir Ihre Freundſchaft iſt, da mich das Gefühl, mich legerement behandelt zu ſehen, ſo ſehr ſchmerzt. — [2] Der Vater von Karl R. war Oberamtmann in Herrenberg. — [3] ? Der 13. Sept. genannte Hr. v. Bühler, der nach dem in der Anmerkung Geſagten vielleicht eine Zeit lang in Tübingen wohnte, wo ſein Vater 1809 geſtorben war (ſ. 1813, April 17). — [4] Schwarzmann.

berg noch aufzuſuchen, kam ein Stipendiat, welcher dem Oncle[1] melden wollte, daß ein Tribunalrath auf der Balinger Straße für todt umgefallen. Ich gieng hinaus, auch der Oncle wurde aufgefunden; es war Kölle, der auf dem Schoß ſeiner jammernden Frau auf der Straße lag, der Mond war noch nicht aufgegangen; er wurde nach Hauſe geführt, wo ich ihn herauftragen u. auskleiden half; alle Rettungsverſuche waren vergebens; ich ſchrieb ſogleich einen Brief an den Sohn[2]), der durch Expreſſen beſorgt wurde. Brief von Kerner mit dem Mährchen Goldener u. Briefen von Amalia u. Roſa.

5. Wenn man auch eben den Tod nicht ſehr ſcheut, ſo iſt doch das Körperliche daran ſchauerhaft, u. traurig der Gedanke, wie viel man noch liebe Todte werde ſehen müſſen. — Kerners himmliſches, goldenes Mährchen, das ganz Goldglanz iſt, geleſen. Wenn mich etwas recht entzückt, ob es gleich an ſich nicht von der rührenden Art iſt, ſo pflegt es mich Thränen zu koſten, ſo auch hier. Die Ballade Lindheimer nach einer Sage von Calw, die mir Kerner erzählt, gedichtet. Die Briefe von Roſa und Amalia geleſen; Gedichte aus dem Buche: Beatus[3]). Nachmittags auf der Bibliothek die Kunde vom Fels der Liebenden aus Mariana[4]) abgeſchrieben. Spaziergang bis in die Nacht, Gedanke an Kerners Mährchen, man ſoll es an einem trüben Abend leſen, damit es den goldenen Abendglanz erſetze.

6. Uracher Akten. Beſuch bei dem heute Nacht angekommenen Kölle, Beſuch für ihn bei einigen Stipendiaten, die ſich um ſeinen Vater bemüht hatten. A. W. Schlegels ältere Gedichte u. Tiecks Don Quixote von Schwab mitgenommen. Idee zu dem Schlußſonett.

7. Begräbniß Kölles. Ausführung des Schlußſonetts. Brief an Kerner mit meinen neueren Gedichten; von Kerner aus Enzweihingen, wo er ſich wegen Krankheit ſeiner Mutter aufhält.

8. Sonntag. Beſuch von Schwab, mit einem Briefe

---

[1] Oberamtsarzt U. — [2] Den oftgenannten Kölle. — [3] Von K. Thorbecke, vgl. 13. Sept. und Mayer I, 213 f. — [4] Dem ſpaniſchen Jeſuiten.

Goethes an einen jungen holſteiniſchen Dichter Böttcher[1]. Mit Conz vom Schloßberg in den Löwen; wie er ſich gegen H.[2]) wegen der an ſeinem Gedichte Die Raubritter vorgenommenen Verſchlimmbeſſerungen, z. B. Orkusbrut, ereiferte.

10. Idee zu der Romanze *Roland Schildträger* u. Ausführung derſelben am Vor- u. Nachmittag. Der Komet.

11. Das Erwachen aus dem Traum kam mir vor wie das Hereinſehen vom Fenſter, durch das ich in eine blühende Gegend ſah. Schach mit Fues.

12. Brief von Kerner, Poſſe über den Komet. Bibliothek, Leſſings literariſche Beiträge über das Kloſter Hirſchau, beſonders die Fenſtergemälde.

13. Idee zu einem *Gedicht über das Kloſter Hirſchau* u. Ausarbeitung der letzten Verſe dazu. Beſuch von Hrn. v. Bühler[3].

14. Diſputation der (Schwarzen, durchgeſtrichen) Stipendiaten, namentlich Zellers[4]. Nachts das Lied *Abreiſe*, einigermaßen nach einer früheren Idee gemacht.

15. Sonntag. Abends Löwen mit Procurator Schnurrer u. Stürmer, Geſpräch über unſere Ausſichten.

16. Honorar von Schott 18 Gulden. Beſuch oben[5] wegen Wilmeles Unpäßlichkeit, der Cottaiſche Almanach.

18. Rückkehr zu der Ueberſetzung des *Roman de Viane*. Poet. Almanach durch Schwab erhalten. Beſuch bei Conz in ſeinem Garten, mit dem Almanach.

19. Roman de Viane. Akten von Schott. Zum letztenmal Bibliothek, Abſchrift einer Stelle aus Reuber von dem Comet von 839.

---

[1] ? Gottfr. Heinr. B., Poetiſche Blätter, Hannover 1800. — [2] ? Haug im Morgenblatt. — [3] ? Friedr. Chriſtoph v. B., 1761 bis 1833, Stallmeiſter der Karlsakademie, zuletzt Landesoberſtallmeiſter in Karlsruhe; vermachte der Univerſität Tübingen eine anſehnliche Stiftung. — [4] Magiſter wurde 1811 mit Schwab, F. Ch. Baur ꝛc. Jak. Guſt. Ad. Zeller von Stuttgart, geſt. 1866 als Stadtpfarrer in Giengen. — [5] Onkel U. wohnte im oberen Stock desſelben Hauſes mit dem Sekretär U.

21. Feiertag. Regentag u. vereitelter Spaziergang auf die Wurmlinger Kapelle mit den Geßiſchen[1]. Traum von einem Gedichte über einen Jäger, deſſen Horn die Waldſchauer repräſentiert: ein Jäger, kühn und bald, Aſtolfs Horn. Mit Schickardt im Löwen, Geſpräch von franzöſiſcher Ausſprache.

22. Sonntag. Nachmittags Spaziergang auf die Wurmlinger Kapelle mit Luiſchen, W. Geß, Knapp, Zeller. Regen beim Ausgehen, ſchlimmer Weg, guter Mut. Im Walde trafen wir ein Weib, welche auf unſre Frage: warum ſie denn dieſen ungewöhnlichen Waldweg nach Hirſchau mache? antwortete: ſie möge nicht gehen, wo andre Leute gehen wegen ihrer großen Leiden, ihr Mann habe ſie verlaſſen. Inſchriften bei der Kapelle, Trauben. Einkehr in Hirſchau, Chokolade, die die Mädchen kochten. Geſpräche der Bauern, wie einer ſagte: er möchte nur auch einmal in ſeinem Leben wieder Käſe eſſen. Waldgefühl. W. Prophezeiung aus der Hand: langes Leben, viel Liebe, Ehre, wenig Glück.

23. Das Lied: *Im Walde wohnt mein Leid* gemacht. Begegnung Conz's unter dem Hagthor, ſeine Empfindlichkeit wegen der weggelaſſenen Ueberſetzungen.

25. Magiſterium[2], wo Wangenheim[3] zum erſtenmal erſchien. Geringe Hoffnung vom Juſtizminiſter. Botaniſcher Garten u. Kunſtreiter mit Faber von Heilbronn und Julchen.

26. Brief von Mayer mit Einladung in den Herbſt.

27. Duplik für Stürmer ausgearbeitet.

28. Samenhändler von Gönningen, der mir ſeine Rechtsſache übertrug.

29. Beſuch des Amtsſchreibers Fritz von Fellbach. Beſuch oben; wie Luischen, Margot[4] ꝛc. mit einem Finger-

---

[1] Chr. Fr. W., Gerichtsprokurator. Auf eine ſeiner Töchter ſoll die „ſchlimme Nachbarſchaft“ ſich beziehen. Notter, Uhland 158. — [2] Siehe Anm. 4 S. 62. — [3] Karl Auguſt, der bekannte Staatsmann, 1773—1850, 1811—15 Präſident des Obertribunals u. Curator der Univerſität. — [4] Batz. Tochter des Obertribunalrats v. B., ſtarb unvermählt um 1866.

hut Verſteckens ſpielten. Abend im Löwen mit Roslin, der morgen nach Aalen[1] abreiſen will.

30. Erſter Tag der Weinleſe. Abends, als ich die Münzgaſſe hinabgieng, fiel mir auf, daß ich kein Licht in des alten Schnurrers[2] Zimmer ſah; Clavier in Gmelins Hauſe, dem ich eine Weile zuhörte, am Neuenbau hinab Gedanke des Getrenntſeins von Freunden, Gefühl der Trennung von Geſtorbenen; als ich um die Ecke der Kirche herumgekommen, im Schatten derſelben, bei der ſogenannten Kapelle, Begegnung der beiden Schnurrer, wovon mir der jüngere Pregizers Tod meldete.

Oktober.

1. Herbſt[3] mit Schramms[4] u. den Eltern in der Sonnhalde, der vergnügte Weingärtner.

2. Abſendung der Exception für den Gönninger. Herbſt mit den Eltern, der Schweſter, Tante, Wilmele, Luischen bei der Milcherin[5] auf dem Oeſterberg. Schöne Beleuchtung des Neckarthals, wie die Sonne erſt nur einen einzelnen Fleck beſchien u. ſich dann immer weiter verbreitete; prächtiger Regenbogen; auf dem Rückweg romantiſche Lichter in den Bäumen bei Ernſts[6] Gartenhauſe; Abendröthe. Bei der Zurückkunft Leſen in Schillers Gedichten. Mondſchein; alle ſchöne Lichter des Himmels zeigen ſich heute; wir hatten in dem Herbſte ſchon von der Natur Unterhaltung genug; artiger Geſang der Handwerksburſche im Mondſchein beim Collegium[7]:

Denn ſolang das Feuer brennet
Und die Berge tragen Wein,
Und ſolang das Waſſer fließet,
Sollſt nur du mein eigen ſeyn.

Ich wollt' wünſchen, ich könnt' lieben,
Wie ichs treu von Herzen mein',
Meine Aſchen in der Erde
Soll zu deinem Dienſte ſeyn.

---

[1] Als Oberamtmann. — [2] Kanzlers a. D. — [3] Schwäbiſch = Herbſtfeier, Weinleſe. — [4] S. 22. April. — [5] Frau, welche täglich die Milch ins Haus bringt. — [6] Seite 42. — [7] Das ehemalige Collegium illustre, jetzt katholiſches Konvikt.

3. Herbſt mit den Eltern, der Tante, Wilmele, Luischen im Buckelo.

4. Gang nach Stuttgart mit Oncle Chriſtian[1]; vorher ſeine langſame Eilfertigkeit, ſein Wühlen in den Schluſſeln. Einkehr in Echterdingen: Regierungsrath Schott[2] u. Michaelis[3], des letztern Witzelei gegen den Wirth. In Stuttgart vergebliches Aufſuchen A. Mayers in den Kaſernen. Gang im Regen nach Feuerbach.

5. Herbſt in Feuerbach.

6. Sonntag. Gang nach Heilbronn; in Eglosheim die ſchöne Blondine, die mich nach Nachkommenden fragte. In Beſigheim Herbſtgetändel, überraſchende Zuſammenkunft mit A. Mayer, Gangloff[4] u. Profeſſor Schrader, die auch nach Heilbronn giengen. Gangloffs, den ich zum erſtenmal ſah, Zeichnung zu Axel u. Walburg. Vereinter Marſch nach Heilbronn, wo ich, weil es ſchon ſpät war, mit Schrader in der Sonne ſpeiſte u. übernachtete.

7. Einzug in Fabers[5] Hauſe. Beſuch der Stadtbibliothek mit Schrader u. den beiden Mayer; hüpfende Verſe vor der Thür, wodurch man zu Vermehrung der Bibliothek aufgefordert wird; Portraits von Rathsherrn, mit der Feder gezeichnet, deren lockige Perücken aus lauter Schrift beſtehen; alte Ueberſetzungen der Ilias u. Aeneis: Der Prieſter Chryſes lobeſam; ille ego . . ein bäuriſch Liedlein ꝛc. Beſteigung des Thurms u. Gang zu den Mühlen. Mittageſſen bei Mayers. Spaziergang aufs Jägerhaus, (K. Mayer gehe wie ein Mops, Gangloff wie ein Pappelbaum), in Roſas Weinleſe, wo Mayers Schweſtern ꝛc. waren, auf den Wartthurm.

8. Gang nach Weinsberg, Beſteigung der Weibertreu im Regen, verbotene Trauben, die Weinsberger Mädchen, die ſich in das Weinberghaus flüchten wollten; Einkehr im Stern, Gang auf den Wartberg.

---

[1] Uhland, 1764—1835, Advokat in Tübingen, ſpäter in Stuttgart. — [2] Johann Chriſtian, Albert Schotts Vater. — [3] S. H. M., durch Wangenheim eine Zeit lang Profeſſor der deutſchen Sprache und Litteratur in Tübingen. — [4] Karl Wilh., von Leutkirch-Merklingen, 1790—1814, der vielverſprechende Zeichner, Vetter K. Mayers. — [5] Seite 9.

9. Fabers Herbſt. Eſſen im Weinberg. Abends Feuerwerk. Bierhaus mit K. Mayer.

10. Nachmittags einſames Zuhauſeſein, da Mayer in einem Herbſte, Faber in Nordheim war. Später Gang auf den Wartthurm allein, die vielen geputzten Leute, die wie zu einer Wallfahrt hinaufzogen, ſchöner violett-goldener Abendhimmel. Gangloff, Mayer mit Amalien ꝛc. aus dem Herbſte kommend. Geſpräch mit Gangloff über Malerei, Brüderſchaft mit ihm. Abenteuer mit der Polizei, die mich und Schickardt wegen fehlender Laterne anhielt, der ich entwiſchte, aber in eine Sackgaſſe, mich wieder ſtellte, vom Sonnenwirth als Profeſſor Schrader genannt wurde ꝛc.

11. A. Mayers u. Gangloffs Abreiſe, von denen ich mich nicht mehr verabſchieden konnte. Reue. Mit K. Mayer nach Wimpfen. Das ſteinerne Bild an der Kapelle: Der engliſche Gruß; die gothiſche Kirche mit den Lindengängen u. dem Bronnen, der ſchöne Kirchhof auf dem Berge, das ſchützende Kreuz in der Mitte, herrliche Ausſicht, Beſteigung des blauen Thurms, wie der Thürmer, der uns grade von ſeinem muſikaliſchen Treiben erzählte, abgerufen wurde, um einer kranken Sau beizuſtehen, ſein Unwillen darüber; Gang ins Dominikanerkloſter. Heimweg über Neckarſulm. Das Feld von Mayers Poeſie.

12. Spaziergang mit K. Mayer auf den Damm, mit dem Almanach. Mit Faber zu Schuars (?) unſichtbarem Mädchen. Spaziergang mit Mayer in das dunkle Waldthal Köpfer[1]) auf Veranlaſſung Fabers, der ein Gedicht von mir darüber verlangte; artige Anlagen daſelbſt. Wartthurm.

13. Sonntag. In der Frühe Regen u. Wind, dadurch veranlaßtes Gedicht auf den Köpfer[2]). Gang mit Mayer in die katholiſche Kirche, ſodann in die Allee, wo er meine neueren Gedichte las. Abſchied in Mayers Hauſe, erſt gegen ½4 Uhr Abreiſe[3]), mit Faber, der mich bis auf die Höhe

---

[1]) Ehmalige Richtſtätte. — [2]) Gedruckt Mayer I, 194. — [3]) Das Folgende genauer bei Mayer I, 192 f.

hinter Flein begleitete. Nächtliche Ankunft in Beilſtein, von wo aus ich mit Hochzeitgäſten, die mit einer Fackel heimzogen, weiter gieng: wie mich einer fragte: ob ich beim neuen oder beim alten Stadtpfarrer übernachten wolle[1]; wie einer irdenes Geſchirr im Sacke trug; Aufhaltung in Chriſtenfeld u. vermüßigte Einkehr mit der Geſellſchaft, ſpäte Ankunft in Großbottwar, wo ich in der Roſe übernacht blieb.

14. Spaziergang mit Oncles[2] u. Röſe Schönleber auf den Lichtenberg, die ſtarken hohen Mauern der Burg. Einkehr im Wirthshaus auf dem Berge; wie ſich die Bauern gegen uns entſchuldigten, daß ſie den Weinſchenken duzten, ſie wären aus Einem Dorfe mit ihm, hätten ſich ehemals viel mit ihm herumgeſchlagen u. ſagten nun Du zu ihm, ob er ſchon ſo ein großer Herr geworden. Die Guitarre.

15. Fußreiſe mit R. Schönleber[3], einem Calwer Kaufmann u. ſeiner Frau über Murr u. Benningen nach Ludwigsburg. Das Kind u. die Vögel im Korbe, gefährlich am Abhang ſtehend. Kurze Einkehr in Ludwigsburg, ſodann noch Gang nach Feuerbach; Unheimlichkeit des Kometen als begleitenden Geſtirns[4].

16. Gang nach Schmiden. Der Weingärtner, der eine ganze Reihe von Thieren, worunter ſogar ein Froſch, aufzählte, die ſich zu den guten Trauben zu Gaſt geladen. Rückkehr nach Feuerbach.

17. Stimmung zur Poeſie, gothiſch groß. Leſen in Wilibald u. Hugo von Stadeck, einem Ritterroman der abgedroſchenſten Art.

18. Nach Stuttgart, wo ich mich bei Harpprechts einquartierte. Beſuch bei Köſtlin, Schwab, wo ich den am Fuße verwundeten Pauli[5] antraf; Mayers gute Manier, dieſem Novalis' Schriften zu bringen ꝛc.

---

[1] „Das letztere wäre ziemlich ſchaurig geweſen“ a. a. O. — [2] Ernſt Uhlands, 1811—32 Stadtpfarrer in G., geſt. 1837. — [3] Einer Ludwigsburgerin. — [4] „Einen Bauern hörte ich ſagen: Unſereins verſteht dieſen Stern nicht“ a. a. O. — [5] Karl Wilh. P. von Lübeck, Juriſt, 1792—1879.

19. Theater: Knapps[1]) Minneſänger, die Heirath durch ein Wochenblatt. Herbſtkranz, der letzte im Garten; H— verwünſchte Blödigkeit, die mich nicht mit ihr ſprechen ließ.

20. Sonntag. Mit Schwab auf der Planie, wo uns Haug begegnete, der den Almanach rühmte. Silberburg, trübes nebliges Wetter. Ernennung Schnurrers, Hollands[2]), Golthers[3]) in der Zeitung.

21. Beſuch bei Kohlhaas[4]). Rückkehr nach Tübingen. Nebel.

22. Bei Prokurator Schott, bei Conz in ſeinem Garten, wie er mir Grimms altdäniſche Gedichte, auf die ich mich lange gefreut hatte, noch nicht gab. Im Schreiberſchen Almanach, von Conz mitgetheilt, auf dem Schloßwall geleſen.

23. Eingeholtes Tagbuch von der Reiſe. Weckherlins „Beiträge" mir von dem Verfaſſer durch Schwab zugeſchickt.

24. Darin geleſen. Mit dem wieder angekommenen Kölle, Rüdiger, Dörr[5]) im Adler.

25. Klagſchrift zum Oberamtsgericht Horb ausgearbeitet für Stürmer. Fortgeſetzte Ueberſetzung aus dem Roman de Viane.

27. Sonntag. Viſite bei Wangenheim. Nachmittags oben u. bei Hauff.

28. Beſuche bei Schraders, Hehlin, Fues u. Kölle. Geſpräch über die deutſchen Dialekte.

29. Reſponſorium nach Rottenburg für Schott. Abend mit Kölle u. den Repetenten Köſtlin[6]), Harttmann, Andler[7]).

---

[1]) Friedrich Knapp, Regiſtrator, hat das von U. in Gemeinſchaft mit Kerner gedichtete Stück „Die Bärenritter" in Muſik geſetzt, während U. für den bei Knapp regelmäßig verſammelten Kreis das „Metzelſuppenlied" dichtete. Keller 196 f. — [2]) Von Tübingen, wurde Aktuar in Ulm. — [3]) Von Tübingen, wurde Aktuar in Rottenburg. — [4]) 1815 Geh. Kabinettsſekretär. — [5]) Wohl der Theolog Imm. Gottl. D. von Tübingen, 1787—1845. — [6]) Gottlieb K., 1785—1854, zuletzt Ephorus des Seminars Urach. — [7]) Rud. Friedr., 1786—1842, geſt. als Dekan in Vaihingen.

30. Brief von Kerner aus dem Wildbad, mit der Nachricht, daß er eine Schrift über das Wildbad verfaßt.

31. Schott, mit dem nicht durchgegangenen Reſponſorium nach Urach.

November.

1. Excerpte aus Omeis' Poetik. Klienten von Walddorf. Mit Kölle, Rüdiger, Reinhardt [1] im Löwen.

2. Dem erſten Frühling ähnlicher Herbſt. Abſchied von Kölle.

3. Sonntag. Von Schnurrer mir übertragenes Geſchäft von Pfrondorf.

5. Uracher Reſponſorium an Schott. Akten aus der Stadtſchreiberei geholt, Akten von Taſinger.

6. Schotts [2] Rede in der aula nova zur Feier des Königl. Geburtstags. Abends Ball in der Traube, erſtes Auftreten der Wangenheimſchen. Aergerliche Scene wegen des Singens.

7. Durchgehen der Taſingerſchen Akten. Taigel [3] von Derendingen ſei von den Galioten losgekommen u. ſtreiche bewaffnet in der Gegend herum.

9. Schöner ſpätherbſtlicher Morgen. Fortgeſetzte Ueberſetzung aus dem Roman de Viane. Wiederauffaſſung der Bemerkungen über altfranzöſiſche Poeſie u. Abſicht, dieſelben für die „Studien“ einzuſenden.

10. Sonntag. Brief an Ferd. Weckherlin.

11. Extrahierung der Kochſchen Gantakten. Beſuch von Prokurator Schott u. Uebertragung der Völterſchen Sache. Brief von Kerner mit der Romanze St. Alban u. der Nachricht von Fortſetzung des Almanachs. Der Bauer von Rüb-

---

[1] Wohl Karl Friedr. R., J. U. Dr., 1815 Advokat in Stuttgart. — [2] Andr. Heinr., 1758—1831, Profeſſor der Philoſophie und Beredſamkeit. — [3] Der „Korrektionär“ T. entwich aus dem Arbeitshaus in Markgröningen und kam in das Zuchthaus Gotteszell (Rechtserkenntniſſe von 1812).

garten, der mir ſeinen Rechtsſtreit wegen einer Hausvertheilung übertrug: wie ihm Gott ſoviel Verſtand gegeben, daß er ſpät noch leſen lernte.

12. Der Pfrondorfer Bauer wegen des Allmandprozeſſes. Verſtimmung dadurch. Berufung in den Adler, wo Rooſchüz[1], Repetent Hochſtetter, den ich zum erſtenmal ſeit ſeiner Zurückkunft von Paris wieder ſah, u. a. waren.

13. Brief von Mayer[2] mit der Nachricht von ſeiner Heidelberger Reiſe u. mit dem Buche: Beatus, deſſen Verfaſſer, wie ich gewünſcht u. geahnt hatte, Thorbecke[3] ſei, von dem mir Mayer früher geſagt. Anregung durch die Gedichte. Das Gedicht vom Vogelſteller[4] gemacht. Noch eh' ich es ganz vollendet hatte, übertragener Prozeß von einem Pfullinger. Spaziergang in den Tannenwald, rauhes Wetter, auf dem Rückweg das Lied: Winterreiſe gedichtet. Beſuch von Weiſſer[5].

14. Hechinger Klienten.

15. Spaziergang in den Tannenwald mit dem Beatus.

16. Ablieferung der Fragſtücke in causa Kochin in die Stadtſchreiberei. Spaziergang im froſtigen Regen auf den Schloßberg. Im Götz von Berlichingen geleſen.

18. Alimentationsklage von Gniebel.

19. Aktenextrakt für Tafinger. Wilmeles Vertrauen. Das Lied: Heimkehr gedichtet.

20. Vormittags die Lieder: Morgenlied, Einkehr u. Der Lautenſpieler gemacht. Abends mit Repetent Hochſtetter Rückerinnerungen an Paris, beſonders die Galerie.

21. Brief nach Pfullingen wegen Akten. Aktenextrakt an Tafinger. Spaziergang mit Schwab, Abends bei Knaus, allein unter den Spielenden.

---

[1] Der ſpätere Oberamtsrichter in Rottenburg u. Marbach, Vater von Ottilie Wildermuth. — [2] Vgl Uhlands Antwort Mayer I, 211 f. — [3] Karl Th., Mitarbeiter am Deutſchen Dichterwald, geb. 1775. — [4] Jetzt gedruckt in Kerners Briefwechſel. — [5] Siehe 10. April.

22. Ueberſetzung aus dem Roman de Viane. Löbens Arkadien.

23. Beendigte Ueberſetzung des Fragments: Roland u. Olivier. Spaziergang in den Tannenwald. Idee zu einer Romanze von dem Adlerneſt. Brief an Kerner.

24. Sonntag. Löbens Arkadien.

25. Aktenextrakt von Tafinger. Beſuch von Roſer, der als Kommiſſär in der Taigelſchen Sache hier war.

26. Brief von Weckherlin. In den Tannenwald, ſchöne Abendnebel.

27. Brief von Kerner mit den Gedichten: Kloſter Hirſchau, Regiswindis, An Amalia, Sympathie des Weins, An Leo, mit Briefen von Amalia, Roſa ꝛc. an ihn, auch mit der Zeichnung von Gangloff aus dem Roſenkranz u. mit der Nachricht, daß Gangloff auch Gedichte gemacht habe. Auf den Schloßberg, wo mir die Idee zu dem Traum kam, im Tannenwald bei der Ausſicht gegen den Schwarzwald. Leſen der Kernerſchen Gedichte, wobei wie durch ein Wunder plötzlich die Vögel frühlingsmäßig in den Wipfeln ſingen. Auf dem Rückweg das Gedicht: Der weiße Hirſch gemacht.

28. Früh noch in der Nacht die beiden Gedichte: Traum und Sonett an Kerner ausgeführt. Goethes Leben 1. Theil größtentheils geleſen.

29. Beſuch von Schwab mit ſeinen Gedichten: Nachruf u. Im Herbſt. Beſuch bei Conz. In den Tannenwald. Rehfues' Brautfahrt nach Spanien 1. Theil geleſen.

Dezember.

1. Arbeit an dem Herrenberger Reſponſum. Brief von Weckherlin mit dem Legrand.

4. Beendigung des Götz von Berlichingen. In den Tannenwald. Idee zu dem Gedicht von den Schwabenſtreichen.

5. Ankündigung von Fr. Schlegels Deutſchem Muſeum. Im Legrand geleſen.

6. Petitum für die Einſiedler Bötin. Im Legrand die herrliche Stelle vom noble bachelier geleſen. Beſuch bei Wangenheim, Geſpräch über Weiſſer.

7. Brief an Kerner. In den Tannenwald. Im Adler, Geſpräch von Ahndungen.

8. Sonntag. **Früh nach 3 Uhr im Bett ausgeſonnener Plan zu einem dramatiſchen Spiele: Das Minnegericht, worauf ich ſchon in früher Zeit gedacht hatte, aber einer die Form ausfüllenden Idee ermangelte.** Aretin über die Minnegerichte wieder geleſen. Schöner friſcher Wintertag. Konzert des Harfeniſten Holenſtein. In der Krone, Geſpräch über die Liebe der Weiber; Heimkehr mit Hochſtetter über den Wörth in der ſternhellen Nacht, Geſpräch über den Verfall der Menſchheit.

9. Brief von Bekker aus Paris mit Abſchriften aus den Fils d'Aymon u. ungünſtiger Beurtheilung des Almanachs[1]. In den Tannenwald.

10. In den Tannenwald. Bei Knaus mit Stürmer, Oberamtsaktuar Liſt[2] ꝛc.

11. Von Conz Grimms altdäniſche Heldenlieder ꝛc. erhalten. Im Tannenwald Leſen darin unter einer Tanne, im Sonnenſchein Abends Idee zu einer zuſammenhängenden Bearbeitung der Bemerkungen über altfranzöſiſche Poeſie. Collationierung eines Gantresponsi mit dem Vater.

12. In den Tannenwald.

13. Uebertragene Defenſion einer Kindsmörderin[3] in Rottweil, Gang zu Mieg[4]. Tannenwald.

14. In Tittmanns Handbuch[5] geleſen; wie mir Schott abrieth, nach Rottweil zu reiſen, ehe ich die Akten hier hätte; Abſendung eines Expreſſen, um die Akten von Rottweil zu holen.

---

[1] Mayer I, 214 f. — [2] Der nachmals berühmte Nationalökonom Friedr. L., 1789—1846. — [3] Einer Landſtreicherin, welche eingeſtanden hatte, zwei ihrer Kinder ins Waſſer geworfen zu haben, Mayer I, 214. — [4] Oberamtmann, Oberregierungsrat. — [5] Des Strafrechts 1807.

15. Sonntag. Eingang des Klotziſchen Geldes 27 Gulden. Prokurator Schott bringt mir die erbetenen Formulare ſelbſt. Tannenwald, beſchneite Berge. Abends zum erſtenmal beſuchte Geſellſchaft bei Dahmes, das Trinklied vom Fuhrmann. Grimms Däniſche Gedichte.

17. Schnee. Leſen in Meiſters Criminale. Ankunft der Akten von Rottweil. Durchleſung derſelben.

18. Extrahierung der Akten.

20. Herrlicher Traum von üppigem, thauendem Frühlingswetter, das mitten im Winter die Bäume blühen machen wird, Bläue durch die Nebel, Mahl im Frühlingsregen, ſchwellender Strom, der nicht mehr durch die Joche der Brücke durch kann u. ſie zu ſprengen droht. Beſuch von Schwab, der mir Paulis Recenſion des Almanachs vorlas. Auf dem Schloßberg, die ſchwarzen Bäume u. der Weingärtner am Saume des Berges vor dem Abendgold wie chineſiſche Schatten.

22. Sonntag. Reiſe nach Rottweil. Abfahrt morgens vor 6 Uhr. Regen; im Steinlachthal das Lob von Kerners Goldener in Verſe gebracht; Einkehr in Hechingen, Maxele. Schnee. Einkehr in Balingen. Eiſige Steige vor Rotweil u. Mühe, das Pferd hinaufzubringen. Ankunft zwiſchen 5 u. 6. Edles Ausſehn der Stadt.

23. Gang zu Kern[1]). Gütliches Verhör auf dem Rathhaus. Beſteigung des hohen Thurms, weite Ausſicht, Schnee u. ſchwarze Wälder, die Kapelle gegen Tuttlingen. Spaziergang um die Stadt, merkwürdige Lage derſelben, ſonderbare Windung des Neckars. Gang in die Kirche. Beſuch des Oberamtmanns. Aufſuchen des Auditors Gaupp, der aber verreiſt war.

24. Rückreiſe nach Tübingen. Einkehr in Balingen u. Oſterdingen, wo Kuchenbackerei. 1/2 7 Uhr in Tübingen. Briefe von Kölle u. Mayer, von Kerner aus Enzweihingen mit der Nachricht von ſeiner bevorſtehenden Niederlaſſung in Welzheim u. mit dem altteutſchen Gedicht: Der Wirtemberger.

---

[1]) Kriminalrat der Landvogtei.

25. Chriſttag. Regen u. Schnee. Beendigte Leſung der altdäniſchen Gedichte. Gedicht: Nächtliche Stimme nach einer Anekdote.

26. Ausarbeitung der Defenſion.

27. Oben, Kränzchen, ſympathetiſches Gefühl der am Hauſe Vorbeigehenden.

28. Nachts das Gedicht: Der Schnee gemacht.

30. Kälte.

31. Sehr werther Brief von Varnhagen. Abends Beſuch oben.

1812.

Januar.

1. Mittwoch. Abends das Trinklied[1] gedichtet.

2. Kaufmann Baurs[2] Taufſchmaus.

4. und 5. Ganz zu Hauſe geblieben, um die Defenſionsſchrift zu beendigen u. abzuſchreiben. Katarrh.

6. Dreikönigstag. Brief von Kerner aus Enzweihingen mit dem Gedicht: Graf Montfort von der Rotenfan. Abends im Adler mit Schickardt u. Hochſtetter, Geſpräch über die Wahlverwandtſchaften.

7. Brief an Braun in Karlsruhe, worin ich ihm meine Gedichte in Verlag anbot.

8. Beſuch von Schwab, der mir einige neuere Gedichte vorlas. Abends zu Hauſe. Das Gedicht: Hörnen Siegfried[3] nach einer frühern Idee, ſpäter den Zimmerſpruch gemacht.

9. Vormittags Entwurf u. Ausführung des Gedichtes: Die verlorene Kirche.

---

[1] „Wir ſind nicht mehr am erſten Glas". — [2] Die Frau des Oheims Gotthold Uhland war eine geborene Baur von Tübingen. — [3] In den Gedichten: Siegfrieds Schwert.

10. Arbeit an der Reutlinger Sache. Abends im Parthénope geleſen. Nach Tiſch die Romanze: Das traurige Turnei erfunden u. ausgeführt.

11. Die Romanze in anderem Sylbenmaße.

12. Sonntag. An der Reutlinger Sache. Schnee.

15. Abſchrift der Reutlinger Arbeit. Nicht im Caſino.

16. Idee zu einem Sonett vom Traumſchloß, nach einem Traum. Klagſchrift für die Beckin von Gniebel. Brief von Braun, daß er meine Gedichte nicht in Verlag nehme. Wiederholter Vorſchlag von Schickardt zu einer Schlittenfahrt.

18. Neuangefangene Behandlung der Beiträge zur Kenntniß der altfranzöſiſchen Literatur. Schickardt bringt das Stück der Süddeutſchen Miscellen[1], worin meine Ueberſetzung aus dem Lancelot de Lac[2] ſteht.

19. Sonntag. Fortſetzung der Beiträge.

20. In der Nacht Idee zu einem Titelkupfer für den Almanach[3]. Duplik nach Reutlingen geſchickt. Abends mit Schickardt u. Liſt bei Knaus.

21. Geld von Ernſt Wetzel eingenommen. Brief an K. Mayer[4] u. Gangloff mit dem Entwurf zu einem Titelkupfer für den Almanach[5]. Abends im Legrand geleſen.

22. Caſino. 23. Ball bei Wangenheim; Kinderball.

25. Arbeit an den Bemerkungen über altfranzöſiſche Poeſie.

26. Sonntag. Kälte. Dieſelbe Arbeit. Beſuch von Bürgermeiſter Camerer von Reutlingen, der mir 2 Prozeſſe für die Stadt übertrug. Schach mit Hauff.

27. Kälte. Dieſelbe Arbeit.

28. Ebenſo. Abends mit Roſer, deſſen Vater u. a. im Ochſen.

---

[1] S. M. für Leben, Literatur und Kunſt. Herausg. v. P. J. Rehfues. I. Jahrg. Karlsruhe 1811. — [2] S. 1811, Aug. 2. — [3] D. h. die Fortſetzung: Deutſcher Dichterwald. — [4] Mayer I, 214 f. — [5] Welchen Entwurf Gangloff eingeſandt hatte (M. 212).

29. Kälte. Tod der Madel[1]. Heymonskinder. Caſino, ohne Intereſſe.

30. Beendigte Lectüre der verſchiedenen Heymonskinder. Angefangene Umarbeitung des *Königsſohns*. Thauwetter, Regen.

31. Früh, im Bett, ausgeführte Umarbeitung des *Königsſohns*. Dann noch Vormittags das Gedicht: *König Karls Meerfahrt* nach einer früheren Idee ausgeführt. Nachmittags Begräbniß der Madel, ihr alter Bruder. Herrlicher, klarer, frühlingsmäßiger Himmel, Sonnenuntergang. Abend bei Knaus mit Studenten u. Repetenten.

Februar.

1. Abſchrift der Klagſchrift für die Beckin von Gnibel.

2. Sonntag. Altfranzöſiſch. Abends bei Knaus mit den Kaufleuten.

3. Abends Amtsſchreibers u. Stiftsverwalters bei uns. Wie dem Amtsſchreiber ein ehemaliger Pflegſohn vom Cap aus einen Brief an ein Mädchen eingeſchloſſen u. dabei geſchrieben, er ſolle doch für ſichere Ueberlieferung beſorgt ſein, denn es ſey Liebe darin.

4. Altfranzöſiſch. Abends bei Knaus mit Stürmer, Schickardt, Liſt. Anekdoten von Juden, 9 und 6, wie einer ſagte, er habe gutes Gold gegeben, das Meſſing habe er drein geſchenkt.

5. Thauwetter. Altfranzöſiſch. Abends das Lied *Roſenblüthe* gedichtet.

6. Altfranzöſiſch. Erſter Brief von Kerner aus Welzheim mit 2 Liedern. Erſte Nachrichten vom ausbrechenden Krieg.

---

[1] Die mehr als 50 Jahre bei dem Großvater Hofer (Seite 9) gedient und ſeit dem Tode der Frau die Wirtſchaft geführt hatte. Leben 6 ff.

7. Brief an Bekker. Spaziergang auf dem Schloß, dabei das Lied Ruhethal gedichtet.

8. Brief an Kerner[1] mit Gedichten.

9. Sonntag. Arbeiten für Wuchererin u. Präzeptor Werner[2]. Bezahlung von Roller[3].

11. Altfranzöſiſch.

12. Ebenſo. Zerſprungene Pulvermühle. Stammbuchblatt für A. Mayer. Abends Lieutenant Seybold, ſein Bruder ꝛc.

13. Uebelbefinden. Beſuch bei Seybold, luſtiges Geſpräch mit ſeinem Bruder. Sendung von Kerner. Briefe von Fouqué, Löben, Amalia, Roſa, Dorothea Schlegel, Aſſur, Diſtichen von Köſtlin, auch Brief von Braun, daß er den Almanach fürs künftige Jahr nicht verlegen wolle. Abends bei Knaus, einſam, aber in Gedanken an die Briefe vergnügt.

15. Eichhorns Kulturgeſchichte angefangen.

16. Sonntag. Abends mit Lieutenant Seybold ꝛc. in der Krone. Deſſen Erzählung von den franzöſiſchen Seegefechten.

17. Tiecks Don Quixote angefangen. Abends mit den Repetenten in der Krone Geſpräch über Mährchen, Ideen in der Poeſie ꝛc.

19. Erſter Theil des Don Quixote beendigt. Erſter Spaziergang in den Tannenwald nach dem Winter. Caſino.

20. Eichhorn. Mit Schickardt durch den Tannerwald, über das Schwärzloch, durchs Ammerthal.

21. Tannenwald, Frühlingswärme. Neue Auffaſſung der Beiträge über altfranzöſiſche Poeſie.

22. Altfranzöſiſch. Dippoldts Geſchichte Karls des Großen von Weckherlin erhalten.

24. 25. Altfranzöſiſch.

---

[1] Abgedruckt bei Notter, Uhland 117 f. — [2] S. 1811, Juli 1. — [3] Seite 57.

26. Ebenſo. Unruhe wegen der ſchwierigen Herausgabe der Bemerkungen. Caſino. Nachher Vorſchlag des Vaters, die Bemerkungen bei Schramm drucken zu laſſen.

22. Altfranzöſiſch. Zurückkunft Wilmeles von Stuttgart.

März.

1. Brief an Kerner mit Diſtichen. Dippoldt. Don Quixote 2. Theil.

2. Altfranzöſiſch. Wie wir Abends auf dem Heimweg vom Ochſen unter Bälken einen Betrunkenen fanden, welcher deutſch, franzöſiſch, italieniſch u. ſpaniſch ſprach.

3. Schneeflocken. Altfranzöſiſch. Bei Conz. Brief an Fouqué, unter anderem: „Ein Luftſchloß iſt auch die Idee zu einer politiſchen Zeitung, welche am Sonntag erſcheinen müßte, wie andere Blätter an den Werktagen. Man ſcheint in Deutſchland nicht nur die reflektirende Poeſie der produktiven, ſondern ſogar das Sprechen von Poeſie über die Poeſie ſelbſt, die Recenſion über das Gedicht zu ſetzen, u. es würde mich nicht wundern, wenn jemand behauptete: Goethe habe ſeine Werke nur geſchrieben, um ſchließlich als Beilagen zu ſeiner Lebensgeſchichte zu dienen. Eine Zeitung nun wünſchte ich, welche bloß der unmittelbarſten Poeſie, bloß Gedichten gewidmet wäre, u. zwar als Sonntagsblatt, weil es ſo einestheils nicht leicht an tauglichem Vorrath fehlen könnte, anderntheils, ſtatt daß der Almanach nur einmal im Jahre kömmt u. eine Blume die andere drängt, ſtatt deſſen wöchentliche Blätter den Frühling über das ganze Jahr verbreiteten, die Luſt friſch erhielten u. jede einzelne Blüte ruhig betrachten ließen."

Brief an Rickele[1], darin: Die Achalm ſehe ich täglich, ſie ſteht noch immer feſt, bald in Wolken, bald in Sonnenſchein.

---

[1] Ehmann-Kerner.

Ich hab' einen Ring gefunden
In einem alten Schloß,
Der Ring hält mich gebunden,
Ich denke zu allen Stunden
Nur an das alte Schloß.

4. Früh das Lied: Klage gedichtet, durch einen Traum veranlaßt. Einſchreiben verſchiedener Gedichte. Caſino. Tanz.

5. Abfaſſung einer Duplik. Eſchenmayers[1]) Antrittsrede.

6. Altfranzöſiſch. Friedr. Schlegels Recenſion von Jacobis Schrift.

8. Sonntag. Altfranzöſiſch, Beendigung des Aufſatzes. Schach mit Hauff. Tannenwald, Ueberfall vom Regen.

9. Altfranzöſiſch. Brief von Bekker mit den letzten Auszügen aus den fils d'Aimon. Bei Hehlin, den Percy mitgenommen.

10. Altfranzoſiſch. Dippoldt.

11. Beſuch von Bürgermeiſter Camerer. Arbeit für Wuchererin. Athenäum[2]). Letztes Caſino.

12. Trüber Tag. Völterſche Rechnungen. Dreſchs[3]) Antrittsrede.

13. Völterſche Arbeiten. Tannenwald, Idee zu einem Gedichte von einer Heiligen, welche durch Liebe geſiegt, wie die Helden durch das Schwert; Idee zu 2 Sonetten von Gott, veranlaßt durch Fr. Schlegels Aufſatz über die Philoſophie, im Athenäum.

15. Turpin. Konzert von Kreuzer[4]) auf dem Flügel u. Panmelodion, welches letztere durch die Hitze im Zimmer verſtimmt wurde. Bei Ris. Kartenkünſte.

16. Recenſion des Poetiſchen Almanachs in der Zeitung für die elegante Welt. Beſuch von Schwab. Fortgeſetztes

---

[1]) Dr. med. aus Neuenbürg, Profeſſor der Philoſophie 1812 bis 1837. — [2]) Die von Schlegel u. a. herausgegebene Zeitſchrift. — [3]) Aus Bamberg, Profeſſor der Geſchichte 1810—25. — [4]) Konradin Kreutzer, 1780—1849, Kapellmeiſter in Stuttgart 1812—16.

Konzert von Kreuzer, der mich zu ſprechen verlangte, als Compoſiteur meiner Romanze: Des Knaben Tod. In der Krone mit den Repetenten, Bibliothekar Hoffmann[1]) u. Vikarius Dörr, deſſen mimiſche u. andre Künſte.

19. Anfang der Oſtervakanz. Memoire von Galland über altfranzöſiſche Dichter in den Mémoires de l'Académie d'inscriptions. Brief von Kerner mit Diſtichen u. dem Gedichte Hohenſtaufen, auch Aufforderung von Fouqué, zu ſeinem Journal: Die Muſen und zu dem poetiſchen Almanach eines Ungenannten, von dem er zugleich Beiträge für unſern Almanach überſandte; Brief von Löben[2]). Wolfs Prolegomena angefangen. Nachts Anregung zu einem Gedichte von der Wildheit des Waldes.

20. Wolf. Auf dem Schloßberg, Regen, Unterſtehn unter dem Kiereckerſchen Hauſe, laue Luft, Frühlingsahnungen.

21. Vormittags die Gedichte: Jägerlied, Frühlingsweihe, Frühlingsahnung, Frühlingstroſt, Grabſchrift eines Dichters, Bitte gemacht. Das erſte nach der Anregung von vorgeſtern, das zweite nach einer Idee von dieſem Jahr, das vierte u. ſechste nach ältern Ideen. Im Ganzen war die Stimmung zu dieſen Frühlingsliedern durch das geſtrige Unterſtehn auf dem Schloßberg rege geworden. Mittags Idee zu einer Romanze.

22. Palmtag. Vormittags Ausführung der geſtern entworfenen Romanze: Jungfrau Sieglinde. Brief an Kerner. Abends in der Krone, Geſpenſtergeſchichten.

23. Wiederauffaſſung der Idee zu einer Romanze von dem irrenden Ritter. Trüber Abend. In den Tannenwald, dabei Ausführung einiger Strophen dazu.

24. Beendigung der gedachten Romanze. Wuchereriſche Arbeiten. Unterhaltung auf dem Zimmer des Bibliothekar Hoffmann: Gottſchalks Ritterburgen. Abends im Adler: Obertribunalrath Eiſenbachs Erzählungen vom Advokaten

---

[1]) Fr. Ernſt Gottlieb, 1789—1866, wurde Geiſtlicher in Stuttgart und Unterenſingen. — [2]) Leben 79 ff.

Schnell, wie er es als einen Widerſpruch rügte, daß ſein Gegner „Sonnabend Morgens“ datirt hatte.

25. Nachmittags Lamentation in der katholiſchen Kirche, wo ich mit Schickardt war. Schneegeſtöber. Idee, die Bemerkungen über die *altfranzöſiſche Poeſie* auf das Epos zu beſchränken, fur Fouqués Journal.

26. Gründonnerſtag. Kirche, Beichte. Schneegeſtöber.

27. Kirche, Abendmal. In den Tannenwald. Sigwart[1]), von Berlin auf Beſuch gekommen.

28. Duplik für einen Wirth aus dem Hechingenſchen.

29. Oſtertag. Gottſchalks Bergſchlöſſer, die herrlichen Sagen vom Kyffhäuſer, Anregung, dieſelben als ein Ganzes in Romanzen zu bearbeiten. In den Tannenwald, warmer Frühlingswind, Einiges für die gedachten Romanzen entworfen.

30. Gottſchalk. Ins neue Wirthshaus, wo getanzt wurde.

31. Juridiſches. Ahlwardts grobe Recenſion verſchiedener Oſſiane in der Jenaer Literaturzeitung. Schöner Abend.

April.

3. Altfranzöſiſch. Tannenwald. Akten von Rotenburg zu einer abermaligen Criminaldefenſion.

4. Ablehnung der Defenſion. Wuchereriſche Arbeiten. Tannenwald. Beendigung von Wolfs Prolegomena I. Krone: Leo et vulpes se salutabant, der Löwe u. der Fuchs tanzten mit einander. Brief von Fouqué[2]).

5. Sonntag. Wuchereriſches. Tannenwald. Abends das Gedicht *Liebeserklärung* gemacht.

7. Angefangene Abſchrift der Ueberſetzung aus dem Roman von Viane. Spaziergang in das Käſebachthal zum

---

[1]) G. K. L., von Tübingen, 1784—1864, Chemiker und Botaniker. — [2]) Einladung zur Teilnahme an der Zeitſchrift von F. und Neumann: Die Muſen.

Andenken an das vorige Jahr[1]. Paket von Kerner mit Gedichten: St. Elsbeth, Die traurige Hochzeit, auch mit dem Manuſcript der Wildbader Schrift, Fouqués vaterländiſchen Schauſpielen, A. W. Schlegels Gedichten, Klübers Baden ꝛc.

9. Schneegeſtöber. Beendigte Abſchrift. Brief an Fouqué mit Gedichten.

10. Schneegeſtöber. Altfranzöſiſch.

11. Kalter heller Tag. Durchſicht der Abhandlung über das altfranzöſiſche Epos. Brief von Mayer mit Abſchrift von Auguſts Briefen aus dem Felde.

12. Sonntag. Exceptionsſchrift für einen Gönninger. Sich mildernde Temperatur. Tannenwald. Auf dem Schloßberg veilchenleſende Mädchen, Begegnung von W. G. u. M.[2]

13. Kerners Wildbadſchrift durchgegangen. Brief von Auguſt Mayer, veranlaßt mich zu einem Sonett über die Tübinger Neuigkeiten, das ich auf dem Spaziergang in den Tannenwald machte. Fouqués Waldemar.

14. Juridiſche Arbeiten. Lied der Nibelungen wieder zu leſen angefangen, um deſſen Styl mit dem des altfranzöſiſchen Epos zu vergleichen. Tannenwald ꝛc.

15. Der Eindruck des Nibelungenliedsläßt ſich mit dem Vs. 3681 desſelben vergleichen:

Im ragete von dem herzen ein gerstange lang.

Tannenwald. Wärme. Erſtes entferntes Gewitter.

16. Juridiſches. Bei Conz. Tannenwald. Im Ochſen, Geſpräch von den Nibelungen. Die Wange.

17. Schneegeſtöber. Juridiſches.

19. Juridiſches. Mit Schickardt, Geß, Gerock[3] ꝛc. nach Luſtnau, wo uns der Wirth mit Subſtitutſagen viel zu lachen machte. Brandlärmen, von Tubingen im Adler.

20. Juridiſches. Brief von Kerner aus Enzweihingen: daß der Almanach einen Verleger gefunden[4]; von Roſa: daß

---

[1] Seite 42. — [2] Wilhelmine Gmelin (1798—1856) und Margot Baz. — [3] Geſtorben als Prälat 1865, des Dichters Karl G. Vater. — [4] S. 1813, Mai 3.

ſie nächſten Sommer über ein Jahr nach Schwaben kommen wolle; Gedichte von Aſſur. Tannenwald, wo ich jenes unter meiner Lieblingstanne las.

21. Schneegeſtöber. Zurüſtungen zum Almanach, an Kerner. In den Tannenwald. Beſuch von Schwab.

23. Juridiſches. Brief von Kölle, mit Gedichten u. einem zweiten Verleger des Almanachs. Kölles Verſetzung nach Dresden.

25. Reinſchrift der Abhandlung über altfranzöſiſche Poeſie.

26. Sonntag. Mein Geburtstag. Reinſchrift. Viſiten bei Wangenheim u. Kapff[1] wegen der Prokuratur. Bläſibad, Bier.

27. Frühlingswärme. Reinſchrift. Kegelſpiel in Luſtnau mit den Repetenten.

28. Markt. Beendigte Reinſchrift. Pferdemarkt. Repetenten, Pfarrer Hafner[2] ꝛc.

29. Erſtes Caſino; S. Sch.[3] grün u. rothes Band; Prokurator Schott u. ſeine Frau.

Mai.

1. Beſuch von Subſtitut Völter wegen ſeines Prozeſſes. Engliſche Reiter beim Schießhaus.

2. Altfranzöſiſch. Schloßberg.

3. Sonntag. *Beendigte Durchſicht des Altfranzöſiſchen* u. *ſomit Beendigung der ganzen Arbeit.* Erſte Blütenbäume. Abends Konfirmationsſchmaus bei Kaufmann Baur.

4. Zu Stürmer in der Völterſchen Sache. In der Allee; Schaar von Leuten, welche den Wörth für das Ausfahren

---

[1] Sixt Jak. K., 1761—1821, Profeſſor, Geh. Rat, Direktor des Oberappellations-Tribunals, deſſen Präſident v. Wangenheim war. — [2] Geſtorben als Prälat 1858. — [3] Sophie Schott, Alberts Schweſter, 1789—1830.

der Erde von Unkraut reinigten — kalenderartige Scene. Abends mit den Repetenten um den Oeſterberg, Nachtigallen, blühende Bäume, Schoppen in der Krone.

5. Altengliſche Balladen von Artus ꝛc. im Percy geleſen. Schach mit Ines.

6. Entwürfe zu einem gründlichen Studium der altdeutſchen Poeſie. Donquixote: Zorayda. Abends das erſtemal bei Schloßküfer.

7. Himmelfahrtstag. Percy, Donquixote. Mit Schickardt ꝛc. nach Kirchentellinsfurth; die Kinder, welche durch die Blütenbäume am Berg erſchienen, das hübſche Bauermädchen.

8. Erſtes Bad. Beſuch von Schwab, A. W. Schlegels Triſtan.

9. Angefangene Bearbeitung von Aucaſſin u. Nicolette. Bibliothek. Brief an Subſtitut Völter. Bad. Caſino, S. S.

10. Sonntag. Aucaſſin u. Nicolette. Schach mit Hauff. Nach Luſtnau mit Schickardt ꝛc.; wie der Adlerwirth einen Bauerburſch prügelte, welcher ihm die Platten auf der Kegelbahn zuſammenwarf, weil der Adlerwirth ihm 2 Gänſe todtgeſchlagen hatte. Abends allein in das Oſſiansthal.

12. Bad. Aucaſſin u. Nicolette. Beſuch bei Madame Hehl. Antwort von Fouqué auf mein Anerbieten des Aufſatzes über das altfranzöſiſche Epos für ſein Journal[1].

13. Abſendung des Aufſatzes u. der dramatiſchen Skizze Schildeis an Fouqué. Caſino.

14. Amtſchreiber Kegeles Tod. Mit Schickardt ꝛc. nach Bebenhauſen, zum Pfiſtermeiſter, ſonderbares Haus, Gelbveigelein vor dem Fenſter, Geſpräch von Shakeſpeare, Hölty ꝛc.

15. Luischens[2] Abreiſe in die Schweiz[3]. Tannenwald. Schloßküfer mit Schwab, welchem ich von Aucaſſin u. Nicolette erzählte.

---

[1] Die Muſen, hsg. v. Fouqué und Neumann. — [2] Des Bäschens. — [3] Mit den Baziſchen, ſ. 28. Mai.

16. Aucaſſin u. Nicolette. Tannenwald, Mairegen. Kirche, Leichenrede für Kegele. Brief von Helmina[1]) mit Beiträgen zum Almanach.

17. Pfingſtfeſt. Beendigung des früher entworfenen Sonetts An den Unſichtbaren.

18. Bad. Beſuche. Im Ammerthal u. auf den Schloßberg. Idee zu einem Gedichte: was da hätte aus einem werden können.

19. Vorm. Frühlingslied des Recenſenten gedichtet. Oncles von Großbottwar u. Feuerbach mit Ernſt.

21. Bei Conz. Akten von Reutlingen. Schloßkäfer.

22. Juridiſches. Schloßberg.

23. Juridiſches. Beſuch von Georg Jäger[2]), das erſtemal nach ſeiner Verheirathung. Tannenwald. Brief von Varnhagen mit Beiträgen zum Almanach.

24. Sonntag. Leſen der Varnhagenſchen Gedichte. Das Lied Freie Kunſt gedichtet. Mit Schickardt ꝛc. nach Luſtnau: wie Pr. P.[3]) den Horaz u. das Werden der Gedichte erklärte, indem er zuerſt den Satz ganz plan u. proſaiſch gab u. dann ſagte: Heben Sie ſich, meine Herrn, erheben Sie ſich noch mehr! Wie einer in Ciceros Rede pro Milone die Worte: certa crux est überſetzte: es iſt ein wahres Kreuz. Den Weinbergen Verderben drohende Kälte.

25. Juridiſches. Bei Amtspfleger Schütz wegen Geſchäfte. Abends mit den Repetenten u. Vicar Schott[4]) zum Maien.

26. Fußreiſe nach Herrenberg mit Schickardt u. Hochſtetter über Reuſten ꝛc. unter beſtändigem Regenrieſeln. Antreffen Roſers u. Nachricht von ſeiner Anſtellung[5]). Geſchäft mit dem Oberamtmann, Mittageſſen in der Oberamtei. Nachmittags in der Cameralverwaltung. Rückfahrt bis Entringen

---

[1]) Chezy. — [2]) Der Arzt und Naturforſcher, 1785–1866. — [3]) Wohl Profeſſor Pauly in Maulbronn, 1801–1813. — [4]) Geſtorben als Stiftsprediger in Oberſtenfeld 1849. — [5]) Als Sekretär im Miniſterium des Innern. Der Oberamtmann war ſein Vater.

mit Schnurrer, den beiden Romig[1]), Sturmer. Einkehr, Geſang. Ueber den Roſecker Berg im Mondſchein, Erinnerungen, das weiße Thal.

27. Brief von Kerner. Recenſion von den Reiſeſchatten in der Leipziger Literaturzeitung. Juridiſches. Caſino.

28. Beſuch bei Amtspfleger Schütz. Mit Schickardt ꝛc. ins Waldhorn, unter dem Baum. Begegnung Luischens u. der Baziſchen, die aus der Schweiz zurückkamen.

29. Wiederauffaſſung der Tragödie Franzeska. Gewitter.

30. Ausarbeitung der Scene zwiſchen Franzeska u. Guido. In Onkels Garten mit Wilmele, Margot u. Luischen, Schaukel, Regen.

Juni.

1. Nachdenken über die Tragödie Franzeska. Bad. Waſſerſpringer beim Schießhaus.

2. Juridiſches. Luiſe Harpprecht u. Tante von Feuerbach.

3. Bad. Beendigung des Tieckſchen Don Quixote. Caſino.

4. Angefangen il mostro turchino von Gozzi. Durch Breſſand übertragene Armenſache. Bebenhauſen; Studenten, die von einem betrunkenen Fechtmeiſter erzählten, welchen ſie in ein Schlittengeſchirr mit Schellen gewickelt: der elegante Hausſchneider, zugleich Meßner. Heimweg über den Berg.

5. Fr. Schlegels Aufſatz über nordiſche Dichtkunſt im Deutſchen Muſeum.

7. Sonntag. Juridiſches. Beendigte Correctur von Kerners Wildbadſchrift. Mit den Eltern u. Luiſe Harpprecht nach Luſtnau.

8. Juridiſches. Hirſchauer Weg, Waldhörner auf dem Schloßberg.

---

[1] Wohl Söhnen des Kameralverwalters in Herrenberg.

9. Juridiſches. Studentenleiche. Goethes Pandora beendigt. Brief von Kerner, im Käſebachthal geleſen.

10. An Kerner. Caſino.

12. Neuaufgefaßte Idee u. ausgearbeiteter Eingang eines Gedichts: Sängerliebe. Juridiſches. Tannenwald.

13. Ausarbeitung eines großen Theils der Romanze von Rudell. Bibliothek, wo ich die Geſchichten von Macias, Dante ꝛc. nachſchlug. Abends in das Oſſiansthal.

14. Sonntag. Ausarbeitung der Romanze von Macias.

15. Juridiſches. Geſchichte des Caſtellans von Coucy im Bouterweck geleſen.

16. Juridiſches. Dante. Regen, aber ſchöner Abend. Auf den Schloßberg, Beſchäftigung mit der Romanze vom Caſtellan von Coucy.

17. Regen. Beendigung der Romanze. Geſchäft für Amtspfleger Schutz.

18. Dante. Bibliothek. Ueber den Oeſterberg.

19. Dante. Schluß des Paradieſes: Anſchauung Gottes. Auf die Oeſterberger Heide.

20. Uebelbefinden. Brief an Bolter. Schloßberg.

21. Sonntag. Uebelbefinden. Voßs Zeitmeſſung. Schloßberg; Unterſchied von Philoſophie u. Poeſie: jene hebt das Beſondere ins Allgemeine, dieſe ſtellt das Allgemeine im Beſondern dar; ſie ſind entgegengeſetzte Richtungen des menſchlichen Geiſtes, die dennoch zuſammenwirken, vergleichbar dem Waſſer, das ſelbſt wo es in kleineren Bächen Blumenauen durchſtreift oder Mühlen treibt, immer die Richtung nach dem Meere beibehält, vom Meere aber wieder ſich in Wolken erhebt u. auf die Erde zurückkehrt.

22. Voß. Beſuch von Schwab. Regen.

23. Regen. Voß beendigt. Ankunft des Almanach-Manuſcripts von Kerner.

24. Anordnung des Almanachs. Caſino.

26. Beſchäftigung mit Extraprobator Bolter u. Traiteur Beck. Abends nach einem Gewitter auf dem Schloßberg.

bei Sonnenuntergang Helle im Oſten, wie wenn die Sonne wieder aufgehen wollte, Stuck eines gluthrothen Regenbogens; vorletzte Strophe zu der Romanze Dante.

27. Juridiſches. Tannenwald: regneriſch, Ausführung der 3 Strophen von Beatricens Begräbniß. Schwab mit 2 neuen Sonetten.

28. Am Almanach. Ueber den Schloßberg.

30. Beſuch von Camerer in Reutlingen.

Juli.

1. Fußreiſe nach Reutlingen. Beſichtigung des Waſſerbaus mit Camerer u. dem geweſenen Stadtſchreiber Wunderlich. Mittageſſen mit dieſen u. 2 Commis, wovon einer ſich meiner von Paris erinnerte. Prozeßgeſchichte der Wuchererin. Die leichte Neuvermählte. Bierhaus mit Sekretär Lieb, Rückweg mit ihm. Des Vaters Unwille, daß ich vergeſſen hatte, den Oberamtmann zu beſuchen.

2. Juridiſches. Bläſibad, in der Laube. Schloßkufer.

4. Brief von Fouqué mit den Almanachsbeiträgen[1].

5. Sonntag. Fouqués Beiträge geleſen, innige Freude über Burg Volmarſtein. Luſtnauer Berg.

7. Juridiſches u. Almanach. Vorſtand bei dem Fünfergericht wegen des Völterſchen Gutsverkaufs.

8. Vorſtand bei Stadtgericht zur Ratifikation des Verkaufs. Abſendung des Almanach-Manuſcripts an Kerner. Tannenwald. Caſino; die Schweſter der Verſtorbenen.

10. Juridiſches. Die Sage von Karl d. Gr. im Aretin geleſen. Ueber den Schloßberg, Regen. Krone.

---

[1] F. ſchrieb unter anderem: Wenn ich übrigens darin recht geben muß, daß das Publikum dieſe Skizze — Schildeis — nicht eher zu ſehen braucht, als bis es Ihren Namen allgemeiner kennt und preiſt, ſo würde ich es doch für eine Verſündigung erklären, dies kräftig ergötzliche Gedicht niemals an das Licht treten zu laſſen.

11. Die Muſen[1], 1. Quartal. Klage für die Seilerin an das Oberjuſtizkollegium.

12. Sonntag. Heitrer Himmel nach trüben Tagen; ein Lied[2] darüber gedichtet. Tod des Stipendiaten Pauly[3]. Mit Fues nach Hohenentringen u. Roſeck; das romantiſche kleine Thal. Schloßküfer.

13. Juridiſches. Concert der 2 Spanierinnen Moreno.

14. Begräbnis Paulys; Todtengarten mit den Mädchen oben u. Luiſe Geß, Schwabs Rede. Remers Allgemeine Geſchichte angefangen.

15. Juridiſches. Kerners Gedicht Alphorn. Remer. Spaziergang um die Stadt, Unterſtehn vor dem Regen unter einer blühenden Linde bei der Ammerbrücke. Caſino, S. S.

18. Remer. Schloßküfer, allein; Streit der Philiſter über dem Kartenſpiel.

19. Sonntag. Remer. Juridiſches. Mit Schickardt u. Hochſtetter durchs Wankheimer Thal ins Waldhorn.

20. Expeditionen nach Reutlingen ꝛc. Bad. Schloßküfer.

23. Remer. Bei Hochſtetter vor ſeiner nahen Abreiſe; Geſpräch über Görres' Volksbücher. Bad. Schloßberg.

25. Brief von Kerner mit einem von Loben, u. des letztern Almanachsbeiträge, auch ſolche von Florens[4].

26. Sonntag. Fußreiſe nach Herrenberg. Lied von Florens in dem Thal beim Poltringer Schlößchen geleſen. Einkehr auf der Poſt, kommerſchirende Studenten, die aus den Bädern zurückkamen. Mittageſſen bei der Frau von Seckendorf mit Schnurrer u. Stürmer. Guitarre. Spaziergang der ganzen Geſellſchaft auf den Mönchberg. Der Kirchhof mit ſchöner Ausſicht. Der Thurm; Kirſchen unter der Linde. Einkehr in Entringen, Heimkehr über den Roſecker Berg.

---

[1] Zeitſchrift von Fouqué. — [2] In den Gedichten: An einem heitren Morgen. Vgl. Brief an Mayer von dieſem Tage M. I, 246. — [3] Sohn des Profeſſors in Maulbronn (S. 85), älterer Bruder des Stuttgarter Gymnaſialprofeſſors; ein tiefangelegter, geiſtvoller Menſch Mayer I, 216. 247. 261. — [4] D. h. Eichendorff.

28. Rouſſeaus Confessions angefangen.

30. Remer. Brief von Kerner mit einem von M. Campe über den Almanach und Böhl v. Fabers1) Sammlungen.

Auguſt.

1. Vorſtand bei dem Juſtiziariatamt. Beſuch bei Wangenheim wegen Falke. Bei Mad. Hehl.

2. Sonntag. Bad. Fahrt nach Stuttgart mit der Schweſter, Einkehr in Echterdingen, Langſamkeit des Kutſchers, wegen der ich ausſtieg, um noch nach Feuerbach zu kommen, Incommodität am rechten Fuße.

3. Leſen in der Leipziger Literaturzeitung. Gang nach Stuttgart; bei Köſtlin ꝛc.

4. Ankunft des Spezials2) mit Mad. Haug u. ihrer Schweſter3), zur Viſitation. Abzug nach Stuttgart. Zu Weckherlin4), den ich zum erſtenmal ſprach, Generalſekretar Piſtorius5), H. Gmelin. Mittageſſen bei Harpprechts. Abreiſe nach Tübingen nach völlig entleidetem Aufenthalt in Stuttgart. Durch Schmerz am Fuße gehinderter Gang. Bier in Echterdingen. Zweite Einkehr in Dettenhauſen; Subſtitut Gentner; Gang in der Nacht durch den Schönbuch, Regen, Finſterniß, Aufrauſchen des Wildes, Leuchten der Johanniswürmchen, Begegnung der zwei Schäfer auf dem Luſtnauer Berg.

5. Jean Pauls Titan angefangen. Beſuch bei Prokurator Schotts, die fromme W. Caſino, wie alle Studenten zu tanzen aufhörten, wegen einer Streitigkeit mit Obertribunalrath Faber, Luftballone, S. S.

6. Nachricht, daß Fräulein von S.6) Hofdame geworden.

---

1) In Hamburg, hatte in Spanien altſpaniſche Dichtungen geſammelt, die ſpäter, 1821 ff., im Druck erſchienen. — 2) G. H. Rieger, 1804—14. — 3) Verwandte der Uhlandſchen. — 4) Den öfter erwähnten Acceſſiſten an der Hofbibliothek. — 5) Karl Friedr., geb. 1781, geſt. als Geheimerat 1853. — 6) Seckendorf.

8. Brief an Loben[1] u. Kerner.

9. Sonntag. Juridiſches. Confessions. Schloßkufer.

11. Gährung unter den Studenten gegen Wangenheim.

13. Traum von Altona, in Sievekings Haus. Juridiſches. Schloßberg, Schloßkufer.

16. Sonntag. Anfang beſſerer Witterung. Juridiſches. Brief von Auguſte Mayer wegen Gelegenheit an ihren Bruder Auguſt zu ſchreiben; Brief[2] u. Abſchrift von Gedichten für ihn. Schloßkufer mit Chriſtian Gmelin[3] u. Stud. Schmid[4], Geſpräch von Paris.

18. Literaturzeitungen u. Hefte von Schlegels Muſeum durch Zeller bekommen. Concept der Exceptionsſchrift in der Gerberwöhrſache nach Reutlingen.

19. Brief an Fouqué ꝛc. Nachricht, daß mein Geſuch um eine Prokuratur abgeſchlagen worden. Caſino.

20. Bad. Remer. Titan. Brief von Kerner mit einem von Fouqué u. Gedichten.

21. Bad. Fouqués Zauberring. Schloßkufer mit Liſt ꝛc.

22. Tod der Pfleiderer[5].

23. Sonntag. Zauberring beendigt. Schlegels Muſeum. Darin Grimm über Reinhart den Fuchs. Gedanke auf ein Drama vom h. Graal.

26. Fußreiſe nach Rottenburg. Kirche, Erinnerung an ehmalige Frohnleichnamsfeſte. Vorſtand bei dem Oberamtsgericht. Gang auf die Weilerburg, zum erſtenmal. Mittageſſen mit Schnurrer ꝛc. in der Krone. Bier in der Klauſe mit Schnurrer. Beſuch bei Advokat Heigelin. In Tübingen Caſino, das ſchwarzäugige Mädchen von Eßlingen. Gruß von A. M.[6] durch Knapp.

27. Bad. Remer. Brief von Mayer mit einem So-

---

[1] Vielmehr Fouqué: Leben 84. Deutſcher Dichterwald 203. — [2] Mayer I, 257 f. — [3] Der Chemiker, 1792–1860. — [4] Wohl dem ſpäter wiederholt genannten Juriſten von Urach. — [5] Friederike, Tochter des Profeſſors der Mathematik. — [6] Auguſt oder Auguſte Mayer?

nett von Thorbecke. Schwabs Gedicht auf den Tod der Pfleiderer[1].

29. Remer. Confessions. Luſtnauer Kirchweihe mit Schickardt, Oſiander ꝛc.

30. Sonntag. Flatts[2] Abſchiedspredigt. Schach mit Fues unter der Linde bei der Traube. Luſtnauer Kirchweihe, ſchlechter Wein.

September.

1. Einleitung zu von der Hagens Liedern der Sämunds-Edda. Theater mit Stadtſchreiberin von Weinſperg u. der Mutter.

2. Bad. v. d. Hagen. Bouterwecks Geſchichte der deutſchen Poeſie angefangen. Misrathenes Caſino, weil keine Frauenzimmer erſchienen.

3. Bouterwek, Wuchererin. Kegelparthie zu Luſtnau mit Schickardt ꝛc., Plan zu einer Reiſe über Achalm, Urach, Neuffen, Teck nach Hohenſtaufen. Schloßküfer.

8. Bouterwek. Titan. Spaziergang mit Eduard Gmelin, zu Dörr[3], von dem ſich Gmelin malen läßt. Brief von Mayer mit Thorbeckes Luſt- u. Trauerſpielen. Ball im Lamm, von Gmelin u. den Fleiſchmänniſchen[4] gegeben, Tanz mit S. S.[5]; die durch Krankheit bleicher, aber ſchöner gewordene B., während des Eſſens Sitz bei L. Geß, Brüderſchaft mit Schwab u. Repetent Geß[6].

9. Vorſtand beim Oberamtsgericht in der Sailerſchen Sache. Titan. Thorbecke.

---

[1] Alſo iſt das von einigen Uhland zugeſchriebene gedruckte Gedicht nicht von ihm verfaßt. Vgl. auch Mayer I, 256. — [2] Profeſſor der Theologie, wurde Stiftsprediger und Konſiſtorialrat in Stuttgart. — [3] C. Fr., von Tübingen, Maler, 1777—1842. — [4] Unter Uhlands Jugendgeſpielen waren Auguſt F., 1787—1875, Sohn des Diakonus, geſtorben als General und Geſandter a. D., und Wilhelmine F., Kaufmanns Tochter, geb. 1790, geſt. 1857 als Gattin Eduard Gmelins. — [5] Sophie Schott, 29. April. — [6] Chr. Ludw. Fr., 1787—1841, geſt. als Prälat in Heilbronn.

10. Beſuch von Schwab, ſein Sonett auf Paulys Tod.

11. Prozeßſachen von Oberamtmann Lang u. Efferenn.

13. Sonntag. Juridiſches. Die Nibelungen nach v. d. Hagens Ausgabe angefangen. Lamm.

15. Mit Schickardt, Geß, Oſiander u. Eytel[1] nach Hagelloch über den Berg, angenehmes Gelag im Garten der Förſterin. Nachricht vom Tode des Lieutenant Batz. Spaziergang im Mondſchein auf der Rotenburger Straße.

16. Beſuch von Schickardt bei den Eltern, von der projektirten Reiſe über die Alpſchlöſſer u. dann nach Welzheim. Nachher Brief vom Criminalrath in Calw zu Uebertragung einer Criminaldefenſion, wodurch der Reiſeplan vereitelt wurde. Beſuch bei Schickardt in ſeinem gemietheten Garten auf dem Oeſterberg. Letztes Caſino. Nachricht, daß Batz nicht todt, aber verwundet u. gefangen ſeye.

18. Criminalakten. Klotzs[2] Diſputation. Sein Doctorſchmaus im Löwen.

20. Sonntag. Facultäts-Responsa in Brandſtiftungsſachen geleſen. Mit den Repetenten ins Waldhorn; das Mädchen u. der Junge mit der Harfe, aus dem Gebüſche tretend.

21. Criminalakten extrahirt. Nach Rotenburg mit Schickardt ꝛc. Bier im ehmaligen Capucinerkloſter, angenehme Ausſicht. Hirſch.

22. Beendigter Aktenextrakt. Brief von Fouqué mit Schildeis u. mit der Nachricht, daß meine Abhandlung in den Muſen nächſtens erſcheinen werde. Lamm.

23. Vorbereitung fürs gütliche Verhör. Confessions.

24. Kälte. Reiſe nach Calw im Cabriolet. In Herrenberg Beſuch in der Oberamtei, von wo ich die kleine Faber mit nach Calw nahm. Abſteigquartier im Waldhorn. Beſuch beim Criminalrath[3]. Gütliches Verhör des Brandſtifters

---

[1] Chr. L. E., geb. 1787, geſt. als penſ. Dekan von Hall 1856. — [2] Prokurator in Tübingen. — [3] E. Fr. Märklin. Bei jeder der 12 Landvogteien war ein Kriminalrat angeſtellt.

Kieſer. Abends im Waldhorn mit dem Criminalaktuar Hörner, wie er Gedichte von mir auswendig wußte. In Schillers Räubern geleſen.

25. Rückreiſe nach Herrenberg. Mittageſſen auf der Poſt mit Schnurrer u. Bilhuber[1]. Beſuch bei Frau v. Seckendorf. Einkehr im Pfarrhaus in Kayh.

26. Kälte. Angefangene Ausarbeitung der Defenſion. Ueber den Oeſterberg, erfrorene Weinberge, wehmüthige Stimmung. Confessions. Im Lamm mit Schickardt, Eytel, Hoffmann, Dillen[2]), Kern[3]), Anekdoten, z. B. von einem betrunkenen Studenten, der ſein Pferd zu Bühl ſtehn ließ u. zu Fuß hieher trabte, in der Meinung er reite.

28. Criminaldefenſion. Auf den Einſiedel mit Schickardt, Eytel, Dillen ꝛc., wie der letztere den Kloſterkoch die Geſchichte von der Maus erzählen ließ. Volle Obsbäume.

29. Defenſion. Brief von K. Mayer mit einem von ſeinem Bruder aus Wilna. Confessions. Lamm.

Oktober.

2. Defenſion. Beendigung des Faktums.

3. Defenſion. Confessions. Rouſſeaus erwachtes Liebesgefühl in der Eremitage. Lamm, Kaufleute.

8. Nochmalige Durchgehung der Akten. Abends Lamm, allein, wo ich im Morgenblatt las.

9. Völlige Beendigung der Defenſion. Beſuch bei Procurator Schott. Confessions.

10. Abſchrift des gütlichen Verhörs. Schillers Räuber. Brief von Kerner, mit Briefen von Roſa u. Aſſur.

11. Sonntag. Brief an Kerner. Confess. Lamm.

13. Expedition der Defenſion.

---

[1]) Präzeptor in Herrenberg. — [2]) Ferd. Dillenius, geb. 1791, Dekan in Weinsberg 1836—1857. — [3]) Friedr. Hnr., geſt. als Profeſſor der Theologie in Tübingen 1842.

18. Sonntag. Juridiſches. Plötzlich eröffnete Ausſicht zu einer andern Lage[1]. Beſuch bei Profeſſor Majer[2]. Beendigung der Confessions. Lamm, allein.

20. Nachmittags Fahrt nach Stuttgart mit einer Retourchaiſe. In Waldenbuch ſtiegen 2 Perſonen ein, durch die Fragen des einen, eines Quartiermeiſters, zeigte ſich, daß der andere ein Handelsmann Uhland von Gartach war, welcher mir mehreres von unſrer Familie erzählte[3]. Abends 10 Uhr in Stuttgart, Einkehr im König von Württemberg.

21. Beſuch bei v. der Lühe[4], bewegungsloſes Geſicht, Statuenaugen. Einquartierung bei Harpprechts. Mit H. Gmelin im Wildenmann. Wie Liebenau[5] über Tiſch die bedenklichen Ausſagen des Couriers über Harpprecht brachte.

22. Exhibitum an das Juſtizminiſterium. Beſuche. Mit H. Gmelin nach Uhlbach, trefflicher Wein, der nicht unwirkſam blieb. Rückkehr mit Fackelſchein. Bei der Heimkunft Nachricht, daß Harpprecht der rechte Fuß zerſchmettert u. amputiert worden.

23. Vormittags 10 Uhr angetretene Reiſe nach Welzheim. Mittageſſen in Waiblingen. Liebliches Remsthal u. ſchöne Anſicht von Waiblingen aus demſelben. Einkehr in Schorndorf, dann in Haubersbronn, von wo ich, da es bereits Nacht war, einen Boten mitnahm; wie dieſer halbwegs umkehren wollte. Bei der Ankunft in Welzheim ärgerliche Nachricht, daß Kerner wegen Krankheit ſeiner Mutter nach Enzweihingen geholt worden. Einquartierung neben Kerners Zimmer[6].

24. Regen, in Hebels Schatzkäſtlein geleſen. Spaziergang gegen Lorch hin, der kaiſerliche Hohenſtaufen, Idee zu einem Gedicht an Kerner: disjecti membra poetae. Der

---

[1] Verwendung in Stuttgart (ſ. u.). — [2] Joh. Chriſtian, Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft 1778—1821. — [3] Ueber des Dichters Kleingartacher Ahnen vgl. Württ. Vierteljahrsh. 1887, S. 2 f. — [4] Aus einer mecklenburgiſchen Familie, Juſtizminiſter in Württemberg 1809—1817. — [5] Hofrat und Hofkaſſier. — [6] Vgl. Kerner an Mayer, M. I, 266.

höfliche Apotheker, welcher mich nach dem Nachteſſen mit der Laterne in ſein Haus abholte.

25. Leſen in den Reiſeſchatten. Frühſtück in der Apothek. Begleitung des Apothekers auf dem wilden Wege nach Ruderſperg. Einkehr daſelbſt. Schöne Alpanſicht auf der Ruderſperger Höhe. Einkehr in Winnenden, Jagdlärm. Ankunft in Schmiden, wo ich mich entſchloß, am folgenden Tage mit Julle und Fabers Kindern nach Heilbronn zu fahren. Nachts 12 Uhr gefährlicher, aber unſchädlicher Tritt auf ein zerbrochenes Glas, welches das aufgemachte Fenſter herabgeworfen.

26. Fahrt nach Heilbronn, Regen, Mittageſſen in Lauffen, das hübſche blonde Wirthsmädchen; um 3 Uhr Ankunft in Heilbronn. Beſuch bei Mayer, gute Nachrichten von ſeinem Bruder aus Moskau: Ankündigung der Bibliotheca Vaticana. Abends mit Mayer, Zeller[1]), Bruckmann[2]) beim Bier.

27. Beſchloſſen, daß das Pferd heute ausruhen ſolle. Der Märziſche Herbſt, luſtig u. nobel.

28. Abfahrt um 9 Uhr. Mittageſſen in Beſigheim. Von Kannſtadt an nächtlicher Marſch mit Julle nach Schmiden.

29. Gang nach Feuerbach.

30. Nach Stuttgart zu Harpprechts. Lieutenant Bülow.

31. Rückkehr nach Tübingen. Nachricht von Subſtitut Zellers Tod. Brief von Kerner.

November.

1. Bei Profeſſor Majer u. bei Conz. Recenſion von den Reiſeſchatten in der Jenaer Literaturzeitung. Lamm, wie Dahmes zu ſeinen Töchtern, als ſie Wolle zupften, ſagte: euch könnte man ja mit Recht Wollenzupferinnen heißen.

3. Juriſtiſches. Titan. Springer im Schloßhof, die

---

[1]) Wohl der Oberamtmann Friedrich Z. — [2]) Der Stadtſchreiber, nachmalige Stadtſchultheiß Clemens B., Karl Mayers Schwager, oder deſſen Vetter Peter B., Begründer des Silberwarengeſchäfts.

ſchöne, lächelnde Cornelia. Abends Krone, der von Paris zurückgekommene Repetent Köſtlin [1].

4. Büſchings u. v. der Hagens Grundriß.

5. Fußreiſe nach Rotenburg im Regen. Vorſtand beim Oberamtsgericht. Paket von Kerner mit dem Manuſcript ſeines Romans: Der Wanderer zum Morgenroth.

6. Des Königs Geburtstag. Conzs Rede über den Einfluß der griechiſchen u. römiſchen Literatur auf die deutſche. Kerners Roman geleſen. Titan. Ball.

7. Juridiſches. Springer, wie die ſchöne Cornelia auf dem Seile auf das Schloßdach gieng u. wieder herab.

8. Sonntag. Grundriß beendigt. Abends Lamm. Jagdlärm.

9. Juridiſches. Königliche Schweinhatz bei Bebenhauſen [2].

10. Bei Schrader, der mir eine Inſtituts-Repetition für den Grafen von Zeil-Wurzach antrug. Juridiſches. Titan. Des verſtorbenen Pauly Aufſatz in den Süddeutſchen Miſcellen [3].

11. Idee zu einem Trauerſpiel: Balder, nach Saxo Grammaticus. Die Edda nach Rühs Ueberſetzung geleſen. Im Löwen Helfer Oſianders [4] Abſchied.

15. Neuaufgefaßte Idee zum altfranzöſiſchen Decameron, als Mährchenbuch des Königs von Frankreich. Nachmittags angefangene Ausarbeitung. Dazwiſchen hinein Abſchrift einer Beweisſchrift Privatſatisfaktion betreffend. Abends im Lamm mit Schickardt, Köhler [5], Geß u. Eytel, welche beiden letztern von einer Reiſe nach Stuttgart zurück-

---

[1] Seite 68. — [2] Das von Matthiſſon beſchriebene Dianenfeſt. — [3] Vgl. Jan. 18. In Nr. 103 den 25. Dez. 1811: Nachtrag zu den Commentarien über die Commedia divina von Dante. — [4] Gottl. Ulr. O., geb. 1786, Diakonus in Balingen 1812, geſt. als Dekan in Knittlingen 1827. — [5] Joh. Gottlieb Fr. K., 1788—1855, wurde Pfarrer in Lauffen u. Degerloch, ein achtungswerter Dichter geiſtlicher Lieder.

kamen u. ihre Abenteuer mit umgeworfenem Gefährt u. gemachtem Heurathsantrag erzählten.

16. An dem Mährchen von Karl u. Hug von Conſtantinopel gearbeitet. Abends alte Briefconcepte, Briefe von Härlin[1]) 2c. geleſen. Träume von S. S.

17. Remer. Pferdemarkt. Tannenwald.

19. Remer. Idee zu Vorleſungen über die Geſchichte der Poeſie im Mittelalter.

21. Juridiſches. Titan. Gang in der Stadt herum. Lamm, Ankunft des neuen Repetenten Planck[2]).

24. Brief von Harpprecht an ſeine Eltern über ſeinen verlorenen Fuß. Titan. Lamm.

28. Remer. Im Ammerthal, dichter Nebel, aus welchem ich bei Beſteigung des Schloßbergs plötzlich heraustrat, Herabſchauen aus der hellen Höhe auf das Nebelmeer, unter welchem Getümmel u. auch ein Grabgeſang zu hören war.

30. Vormittags die Romanze vom kleinen Däumling nach einer früheren Idee gedichtet. Spaziergang mit Sekretär Lieb nach Reutlingen.

Dezember.

1. Juridiſches. Abends zu Hauſe, Idee zu einem Gedicht von einem goldenen Schloſſe mit einer Jungfrau, das mit dem Saitenklang ſich erhebt u. verſchwindet.

2. Den erſten Theil von Remer beendigt.

3. Remer. Brief von Kerner über ſeinen Roman. Schmerzliche Stimmung dadurch u. angefangene Widerlegung. Im Lamm mit Studenten.

4. Juridiſches. Spaziergang auf dem Schloßberg; Abbrechen des Thurms. Cottaiſcher Almanach[3]).

---

[1]) Samuel Benjamin H., geb. 1786, geſt. als Obermedizinalrat 1865, ein beliebter Gelegenheitsdichter. — [2]) Heinr. P., geb. 1788, wurde 1815 Diakonus, ſpäter Rektor in Nürtingen und ſtarb als Pfarrer von Bempflingen 1839. — [3]) Taſchenbuch für Damen.

5. Remer. Cottaiſcher Almanach.

6. Sonntag. Decret wegen meiner Anſtellung in Stuttgart[1]. Schreiben an den Miniſter. Lamm.

8. Juridiſches. Hebels Rheinländiſcher Hausfreund für 1813. Remer.

10. Vorm. die Romanze Taillefer entworfen u. größtentheils ausgeführt. Nachm. mit Schickardt, Geß u. Eytel nach Bebenhauſen, die Kirche. Bei der Zurückkunft Unwille des Vaters über den Gang bei ſo rauhem Wetter.

12. Den ganzen Tag Bücher, Briefe ꝛc. ausgeſucht u. gepackt. Abends holte Schwab mich ab u. wir laſen uns vor was wir Neues gedichtet. Brief von Breſſand, daß mir mein Armenprozeß nicht abgenommen werden könne.

13. Sonntag. Abſchiedsbeſuche. Lamm.

14. Juridiſches. Abſchiedsbeſuche. Abends Abſchiedscollation im Lamm mit den Repetenten.

15. Juridiſches. Abſchiedsbeſuche, die verſchloſſene Thür. Abends im Lamm mit Schickardt, Geß, Eytel, Knapp.

---

[1] Als Acceſſiſt des Generalſekretariats im Juſtizdepartement, wie der Advokat Joh. Ludw. U. im Staatshandbuch von 1813 heißt. Generalſekretär war K. Fr. Piſtorius Im Staatshandbuch 1815 ſteht Joh. Ludw. U., J. U. D., wieder unter den Advokaten aus dem Jahr 1808.

III.

In Stuttgart auf der Kanzlei des Juſtizminiſters.

Dezember 1812 bis Mai 1814.

Eintritt in das unbeſoldete Amt 22 Dezember 1812. Wohnung bei Weinhändler Bauder in der Königsſtraße, ſeit 16. Januar 1813 bei Geh. Hofrat Schwab in der Hohenſtraße. Schattengeſellſchaft: Cleß, Gmelin, Heigelin, Jäger, Köſtlin, Roſer, Schott, Spittler u. a. (Aufnahme in den Kreis erſt 19. September 1813.) Weitere Freunde: Breſſand, Erbe, Finckh, Gangloff, Gerber, Günzler, Graf Leutrum, Graf Mandelsloh, Seyffer, Weyſer. Familien Duttenhofer, Harpprecht, Haug, Knapp (Muſikkranz), Otto, Schott (Leſekranz, Griechiſch), Schwab, Staudlin. Wirtſchaft von Laſtin. Muſeum (Leſegeſellſchaft). Theater. Ausflüge in die Umgegend. Die Pfarrhäuſer in Feuerbach u. Schmiden; Tod des Oheims in Schmiden. Oefteres Kommen Kerners u. Mayers. Zweimal in Tübingen (Wangenheim, Cotta). Kriegsnachrichten, Truppendurchzüge, Zeitgedichte Deutſcher Dichterwald mit Kerner, Schwab u. a. Denkmal Friedrichs v. Harpprecht. Verſuche, eine beſoldete

Anſtellung zu erlangen. Entlaſſungsgeſuch, Schwanken, Austritt.

Gedichte. 1813. Geiſterleben. Geſang und Krieg 1. Im Frühling. Deutſche Weiſe. Auf den Tod eines Landgeiſtlichen. Unſtern. (Fortunat.) Patriotiſches Gedicht. — 1814. Graf Eberſtein. Metzelſuppenlied. An das Vaterland. Geſang und Krieg 2. (Widerruf.) Lied eines deutſchen Sängers. Die große Wäſche bei Leipzig. Vorwärts. Gloſſe (Serenade). Romanze von Claros. Silvio. Der Schattenwirth. Dramatiſches: Kyffhäuſer. Bär. Fortunat. Oper Roland u. Alda.

Dezember 16. Abſchied vom elterlichen Hauſe. Abfahrt mit dem Poſtwagen über Reutlingen nach Stuttgart. Einkehr im König von Württemberg.

17. Herumlaufen mit dem jungen Schickardt[1], nach einem Logis, Miethung des Bauderſchen[2]), Beſorgung des Faſſes vom Waghauſe, Aufſchlagen meines Bettes.

18. Herbeiſchaffung des Koffers u. völlige Niederlaſſung im Logis. Brief an die Eltern, während deſſen mich Harpprecht[3] beſuchte u. mir das Logis vollends gänzlich entleidete. Rauch des Ofens. Brief an Kerner geſchrieben, mit dem Tailleſer. Abends Geſellſchaft im Schatten[4]), Herm. u. Ed. Gmelin, Köſtlin, Schott[5] ꝛc.

19. Unruhige Nacht wegen des Logis, beſtändiger Wandel im Hauſe. Vorm. das Tagbuch ins Reine gebracht. Gott füg' es beſſer! Vorſtellung beim Miniſter. Gang nach Feuerbach mit Thränen in den Augen. Wie das gequälte Herz ſich nur vor Gott aufſchließt.

---

[1] Juriſt (ſ. 1814 Sept. 6), Bruder des oftgenannten Theologen. — [2] Bei Weinhändler B. in der Königsſtraße, jetzt Hotel Marquardt (Mayer, Uhland I, 273). — [3] Der Vater oder ein Bruder Friedr. Harpprechts (25. Dez.). — [4] Der „Schatten“, in dem die Freunde des Dichters am Montag und Freitag zuſammenkamen, wozu ſie übrigens Uhland erſt im September 1813 einluden (ſ. u.), war die durch 2 Gedichte von U. verewigte Wirtſchaft des Traiteurs Rudolph in der Bandgaſſe am Marktplatz. — [5] Albert Sch., 1782—1861, Advokat und Politiker.

22. Beeidigung u. angefangene Arbeit auf dem Bureau: eine Strafnachlaßtabelle. Brief von Fouqué.

25. Chriſttag. Vormittags Neujahrswunſch für Luischen[1]. Mittageſſen in Degerloch, das Chriſtkind, wehmüthige

---

[1] Das oftgenannte Bäschen. Ein ſolcher Neujahrswunſch von Uhlands Hand (auf einem Blättchen im Beſitz von O. Keller in Prag):

Ich hab' es abgeſehn von Dir,
Was ich Dir wünſchen ſoll:
Der Himmel ſey Dir, wie Du mir,
So mild, ſo liebevoll!

Zwei andere teilt die Tochter der Wilhelmine Weiſſer-Uhland in den Württ. Vierteljahrsheften 1887, S. 9 mit:

Wie glänzt mit ihren Blüthentagen
Der Kindheit Frühlingszeit um mich!
Ich hör' ein Jahr dem andern ſagen:
Du warſt ſo ſchön, ſo froh wie ich!
Und ſtets aus fühlendem Gemüte
Ertönt mir dann der laute Ruf:
O Dank dem Vater, deſſen Güte
Mir jedes Jahr ſo glücklich ſchuf!

Wie wandr' ich gut an Deiner Seite,
O Vater, durch des Lebens Flur!
Du ſorgſt, Du blickeſt in die Weite,
Ich pfluck' am Wege Blumen nur.
Drum faſſ' ich heut' am Jahresmorgen
Die Vaterhand ſo frohgemut.
Dank Dir für Deine treuen Sorgen!
O führe ferner mich ſo gut!

Weitere nach Abſchriften von Luischens Gatten, Dr. Leube (in A. Kellers Nachlaß):

Mein ABC nur bring ich hier,
Mach Du daraus ein Wünſchchen Dir.

Ein Jahr iſt wieder hingeſchwunden
Voll ſüßer, freudevoller Stunden,
Die Deine Huld mir glücklich ſchuf!
Dir die Gefühle zu enthüllen,
Die jetzt mein Innerſtes erfüllen,
Gebietet mir des Herzens Ruf.

Empfindungen. Muſeum, Goethes Leben fortgeſetzt. Abends allein im Waldhorn.

27. Sonntag. Kälte. Beſuch im Schwabiſchen Haus u. Beſehen des Logis[1]). Bei Harpprechts[2]). Nachricht durch den zurückgekommenen General Kerner, daß ihr Sohn in Wilna

---

O möchte lange noch im Frieden,
Von jedes Leidens Sturm vermieden,
Die Blume Deines Lebens blühn;
Daß ich durch Fortgang auf dem Steige
Der Tugend meinen Dank Dir zeige —
Denn Worte ſind zu ſchwach für ihn.

Dir hätt' ich gern an dieſem Morgen
Den ſchönſten Wunſch für's Jahr geweiht,
Doch für mein Denken und mein Sorgen
Iſt noch ein Jahr zu lange Zeit
Drum wünſch' ich nur, der Himmel wolle
Dir heut den frohſten Tag verleihn,
Doch jeden künftgen Morgen ſolle
Sich dieſer kurze Wunſch erneun.

Dir, Vater, komm' ich heut entgegen
Mit Wünſchen zierdelos, doch wahr:
Es ſchenke Dir des Himmels Segen
Die ſchönſten Freuden dieſes Jahr!
Und, o wie würd' ichs froh erkennen,
Wenn unter dem, was Dich erfreut,
Sich einſt die Liebe dürfte nennen,
Die Dir mein kindlich Herz geweiht!

Für ſo viel Liebe, ſo viel Güte
Kann ich nur ſchwachen Dank Dir weihn,
Doch ſelbſt Geringes, das ich biete,
Mag leicht Dein Vaterherz erfreun.
Der Baum, der ſich von Früchten beuget,
Iſt nicht allein des Gärtners Lohn,
Ihn freut die erſte Blüthe ſchon,
Die ſich am jungen Bäumchen zeiget.

[1]) Bei Guſtav Schwabs Vater, dem Geh. Hofrat S., in der Hohen Straße. Uhland bezog die Wohnung am 16. Jan. 1813 (ſ. u.). — [2]) Geh Regiſtrator H. Wie Uhland das Leben und die Gedichte des in Rußland gebliebenen Sohnes Friedrich herausgab, ſiehe 1813, Nov. 11.

zurückgeblieben. Muſeum. Abends Beſuch mit Roſer bei Jäger, Geſang der Mad. Müller.

28. Bureau. Brief an die Eltern. Beſuch bei Wächter[1]. Waldhorn mit H. Gmelin, Leutrum[2] ꝛc.

31. Bureau. Mittags zu Hauſe. Speiſen der von Hauſe geſchickten Lebensmittel. Abends allein im König von Württemberg, Muſeum.

1813.

Januar.

1. Gang nach Feuerbach. Auf der Höhe des Bergs angenehme Wärme des anbrechenden Thauwetters, Idee zu einem *Gedicht von dem Leben im bloßen Gefuhl des Herzens*[3]. In Wagners reiſenden Malern geleſen.

2. Rückkehr nach Stuttgart mit Eisſporen. Bureau. Kerners Ankunft, Nachricht vom nicht erſcheinenden Almanach.

3. Sonntag. Begleitung Kerners nach Schwieberdingen. Abends im Waldhorn mit Roſer.

6. Dreikönigstag. Beſuche. Bei Laſting[4] Döbbelins[5] Geſang von dem Kampfe des Schneiders mit der Laus ꝛc. Mit Roſer nach Canſtadt zu Sailer, luſtige Geſellſchaft. Abends Muſeum, literariſcher Streit von Rühs u. Grimm, Geſpräch mit Weckherlin darüber.

10. Sonntag. Gang nach Feuerbach.

11. Rückkehr mit dem Onkel im Schlitten.

---

[1] Joh. K. Friedr., Advokat. — [2] Graf Karl L. von Ertingen, 1782—1842, Offizier, 1828—41 Hoftheaterintendant. — [3] An Mayer 20. Jan. 1813 von der Sammlung durch die Gänge nach Feuerbach: „Gedichtet habe ich freilich noch nichts, doch wird mir die Poeſie in dieſer äußern Abgeſchiedenheit von ihr gewiſſermaßen innerlich klarer u. lebendiger, wie es oft bei entfernten Freunden der Fall iſt.“ — [4] Laſtin, Traiteur in der Engen Straße, wo U. ſpeiſte. — [5] Hofſchauſpieler und Hofſänger.

15. Brief von Grimm an Weckherlin über den Almanach[1]. Waldhorn mit H. Gmelin.

16. Auszug ins Schwabiſche Haus.

17. Sonntag. Nach Feuerbach. Waldhorn mit Roſer.

19. Beſuche bei Tante Stäudlin[2] u. bei dem unglücklichen Haſenmaier[3]. Durch Dinte verdorbene neue und einzige Beinkleider.

20. Zeitungsbericht vom würtembergiſchen Offiziercorps, worunter A. Mayer als vermißt aufgeführt wird. Brief von Kerner mit einem von Oſiander an ihn, daß er den Almanach verlegen wolle[4].

22. Brief von Schwab mit einer Almanach-Vorrede.

24. Sonntag. Akten. Beſuche bei den Reviſionsräthen u. bei Rehfues[5], von welchem ich einen Band von Treſſan mit G. d. Montglaive[6] mitnahm. Nach Feuerbach.

25. Kälte. Rückkehr nach Stuttgart. Von Weckherlin das Buch der Liebe erhalten u. Nachricht, daß die Melanges, worin Graf Balduin von Flandern, auf der Bibliothek ſeien.

26. Das dritte Heft von den Muſen, worin mein Aufſatz, gekauft[7]. Den Aufſatz geleſen. Abends mit H. Gmelin bei Ranz[8], Lotte, muſikaliſche Unterhaltung, ſchnelle Bekanntſchaft.

---

[1] Den poetiſchen Almanach von 1812. — [2] Uhlands Großmutter war eine Stäudlin (ſ. Anhang). — [3] S. 1811, Mai 20. — [4] Er verlegte ihn doch nicht, ſ. 3. Mai. — [5] Joh. Phil. R. von Tübingen, Seite 34, damals Bibliothekar des Kronprinzen Wilhelm. — [6] Dem Roman Garin de Montglaive. — [7] In Fouqués „Muſen“ erſchien die Abhandlung: Ueber das altfranzöſiſche Epos. Nicht einmal ein Freiexemplar dieſes ſeines für die romaniſche Wiſſenſchaft grundlegenden Aufſatzes hatte U. erhalten. Am 20. Jan. ſchrieb er an ſeine Eltern: Aus unſerem Almanach wird vielleicht nichts, weil er durch die Cenſur zu lang aufgehalten wurde. Mein Aufſatz in Fouqués Journal ſoll zwar gedruckt ſein, ich erhalte aber das Heft nicht, es will mir überhaupt mit meinen litterariſchen Unternehmungen wenig glücken. Abends von 9—10 Uhr bin ich gewöhnlich auf dem Muſeum, dies iſt aber auch alle Zeit, die ich der Litteratur widmen kann. Vgl. auch Mayer, Uhland II, 1 f. — [8] Stadtmuſikus (und Wirt?).

29. Idee zu einer Almanach-Vorrede u. angefangene Verſe. Abends bei Schafer. Muſeum.

30. Schnee. Fruh im Bett das Sonett: Geiſterleben gemacht, veranlaßt durch einen Traum, dann eine Strophe für die Vorrede. Gar. de Montglaive. Briefe an Schwab u. Schickardt. Wilmele bei Haugs.

31. Sonntag. Meinen Aufſatz in den Muſen durchgegangen. Canſtadt. Muſeum. Waldhorn.

Februar.

3. Beendigung der Almanach-Vorrede: Rechtfertigung[1]), zum Theil noch auf dem Bureau. Criminalanbringen. Silberhochzeit bei Harpprechts.

7. Sonntag. Feuerbach. Abends unvermutete Begegnung Kerners auf der Straße, Abend mit ihm im König von Würtemberg u. von England, ſeine nahe Verheurathung, Vorſagen unſerer neuen Gedichte.

8. Verſtimmung durch angekommene Reutlinger Akten.

14. Sonntag. Fouqués Siegeskranz u. Apels[2]) Brautring geleſen. Beſuch von Fues. Pochſpiel bei Laſtings.

17. Sonett: Im Frühling. Beſuch von dem neuangekommenen Schickardt auf dem Bureau.

18. Nähere Auffaſſung der Idee zu der kläglichen Trinkgeſchichte[3]). Muſeum. Waldhorn.

21. Sonntag. Fortdauerndes Frühlingswetter. Abſchriften für den Almanach. Muſeum, Gedichte von Fouqué in der Salina[4]). Spaziergang allein auf den Haſenberg, Freude am Tannenwald. Waldhorn.

---

[1]) In den Gedichten: Geſang und Krieg 1: Wühlt jener ſchauervolle Krieg aus Norden . . . — [2]) Joh. Aug., 1771—1816, Geſpenſterbuch — Novellen 1810 ff. — [3]) Das 1814 vollendete Gedicht: Von den ſieben Zechbrüdern. — [4]) Herausgegeben von Eberhard ꝛc. Halle I. 1812, II. 1816.

22. Abfertigung des Almanach-Manuſcripts, Brief an Schwab. Abends mit Schickardt bei Laſting.

28. Sonntag. Kerners Hochzeittag.

März.

1. Nachmittags. Abrufen vom Bureau durch Kerner u. Rickele.

2. Abends bei Kerner u. Rickele in des Generals[1] Hauſe. Waldhorn mit H. Gmelin, Seyffer[2], Auditor Becher, Barth; Auſtern, Brüderſchaften.

4. Abends Muſeum, Recenſion meines Aufſatzes über das altfranzöſiſche Epos in den Erholungen. Brief von Schwab, daß Oſiander den Druck des Almanachs hinausſchiebe[3].

5. Stellen zu einem Lied: Deutſche Weiſe.

7. Sonntag. Tiecks Phantaſus angefangen, innigſtes Verſinken in dieſes Buch. Mit Wilmele nach Feuerbach.

8. Rückkehr, Wind. Beſuch bei Breſſands, Nachfrage wegen Beſetzung der Auditorſtellen. Waldhorn.

9. Idee, die Sagen vom Kyffhäuſerberg dramatiſch zu bearbeiten.

12. Fortdauernde Kälte. Brief von Schwab, daß der Almanach doch zu Stande komme. Schäfer. Muſeum.

14. Sonntag. Tieck, der Pokal. Idee zu einer Erzählung: Stille Liebe, welche mich den ganzen Tag begleitete. Nach Canſtadt mit Roſer, luſtige Unterhaltung mit den Kaufleuten, beſonders Gaupp. Waldhorn.

15. Fortdauernde Beſchäftigung mit obiger Idee, welche mir bis zur Ausführung klar worden. Bei Schwabs.

22. Muſeum, meine Ueberſetzung: Der Ruder-

---

[1] v. Kerner. — [2] Ernſt Eberh. Fr., Hof- und Finanzrat. — [3] Der Tübinger Buchdrucker konnte zu einem angefangenen Werk kein zweites in Angriff nehmen.

ſklave in den Süddeutſchen Miscellen; Schellings Zeitſchrift 1. Heft. Bei Schäfer.

24. Regen. Wiederauffaſſung des Rüdell.

28. Sonntag. Juridiſches. Wachparade. Spaziergang mit Köſtlin u. Roſer nach Berg, wo die Ottoſche[1]) Geſellſchaft, ſchöne Ausſicht von dem Altan, die Kinder, Adele, Einſchenken ꝛc. Muſeum. Waldhorn.

29. Bei Harpprechts, Nachricht, daß ſie eine Rechnung im Namen des todten Harpprecht unterſchrieben erhalten haben. Nach Feuerbach. Vetter Gerber[2]).

30. Rückkehr, Nebel, Sonnenhelle auf der Heide, Schloß Würtemberg als Inſel.

April.

2. Gewitterhimmel. S. S. hier. Bei Schäfer mit H. Gmelin. Wie ich von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen bin[3]).

3. Gegen Morgen hatte ich folgenden Traum[4]): In der obern Kammer eines Hauſes ſtand ein altes Clavier. Dieſe Kammer zu betreten, noch viel mehr aber das Clavier zu ſpielen, war von alter Zeit her verboten. Ein Mädchen des Hauſes aber wurde von ihrem Geliebten verleitet, leichtſinniger

---

[1]) Staatsrat, ſpäter Miniſter, deſſen Tochter Heinrich Köſtlin heiratete. — [2]) Friedr. Adolf G., Sekretariats-Acceſſiſt beim Kriminaltribunal. — [3]) Vgl. zum 18. Dez. 1812 u. unten 25. Juni 1813. — [4]) Träume im Bisherigen öfters erwähnt. Aus ſpäterer Zeit findet ſich in Hollands Sammlung abſchriftlich ein Uhlandſcher Aufſchrieb über einen Traum vom 8. Juni 1828: Unter den überraſchenden Erſcheinungen einer künftigen Welt wird auch die ſeyn, daß, ſowie wir himmliſche Gedanken u. Empfindungen haben werden, ſo auch für die Aeußerung derſelben ſich uns ein neues Organ erſchließen, aus der irdiſchen Sprache eine himmliſche hervorbrechen wird. Eine Ahnung von dieſer kann uns nicht ſowohl der Glanz u. Pomp der jetzigen Sprache, als die Ruhe u. (belebte) Stille der Sprache der altern deutſchen Dichter geben, wie in meinem Liede in der Stille des Sonntagmorgens der Himmel ſich öffnen will, wie nur, wenn es ganz ſtille iſt, die Töne der Aeolsharfe oder der Mundharmonika vernommen werden.

Weiſe in die Kammer zu gehen u. da ſich von ihm auf dem Clavier ſpielen zu laſſen. Es war verſtimmt u. der Verführer that zuerſt die gewöhnlichſten Griffe, um es zu prüfen u. damit ins Reine zu kommen. Die Muſik tönte ganz gewöhnlich u. man lachte über den abergläubiſchen Schauer, den man vor dem Inſtrument gehabt hatte. Als ich nach einiger Zeit hinaufgieng, ſo waren der Menſch u. das Mädchen ganz alt, blaß u. zerſtört geworden, dennoch hielten auch mich die ſüßen Töne durch Zauber feſt, ob ich gleich wußte, daß die Muſik zuletzt zu fürchterlichem Sturm u. Wirbel anwachſen, auch alle Zuhörer altern, wahnſinnig werden, hinſterben würden. Wie ich loskam, eh' es zum Schröcklichen gelangte, weiß ich nicht, doch ſpürte auch ich ſchon das Alter. Nachher kam ich wieder hinauf, die Muſik hatte aufgehört, das Mädchen ſaß ſterbend da, der teufliſche Clavierſpieler ſtand kalt u. matt neben ihr: mit einem Beile, das ſchwankend am abgebrochenen Stiele hieng, ſpaltete ich ihm, nach mehreren vergeblichen Schlägen, das Haupt. — Man könnte dieſen Traum ſo erklären: Das Clavier iſt die Sünde, welche auch im frömmſten ſtillſten Hauſe irgendwo verborgen lauert u. auf Anklang wartet. Der Geliebte des Mädchens iſt der Teufel, er weiß die Sünde zu handhaben, daß ſie erſt ganz unverfänglich gewöhnlich tönt. Der Klang wird immer ſüßer, lockender, hält mit Zaubergewalt feſt, dann wird er fürchterlich, u. in wilden Stürmen geht das einſt fromme u. friedliche Haus unter.

4. Sonntag. Bureau, an einem Criminalfalle puncto homicidii gearbeitet. Wachparade. Ueber dem Mittageſſen aufgeregter Adelſtolz des v. B. Mit Roſer nach Canſtadt u. Gaisburg, herrliche Ausſicht aus dem obern Zimmer, Traulichkeit zwiſchen uns beiden. Gang durch die Stadt, Verdorbenheit von Stuttgart. Waldhorn.

7. Juridiſches. Muſeum: Schlegels Deutſches Muſeum, Grimms Aufſatz über Mythus, Epos u. Geſchichte.

8. Lärmen wegen Annäherung der Ruſſen. Bürgerwache. Schwabs Ankunft. Waldhorn.

9. Abmarſch des Regiments Friedrich. Abends Beſuch

bei dem krank gewordenen Schwab. Laſting mit Schickardt, Peterſen[1]. Muſeum.

11. Sonntag. Canſtadt, dann Beſuch der neueröffneten Silberburg, blühende Bäume. Waldhorn.

12. Bei Schwab. Bureau. Abends Gang nach Feuerbach, ſchöner Sonnenuntergang.

15. Gründonnerſtag. Marſch nach Tübingen, ohne einzukehren, von ½7 bis nach 12 Uhr.

17. Mit dem Vater u. Autenrieth[2] auf den Kirchhof wegen Bühlers[3] Grabmahl. Bei Wangenheim. Schloßberg.

18. Oſterſonntag. Fahrt nach Stuttgart mit Profeſſor Schott, Prof. Baur[4] und Wilmele Schott. Gang den Luſtnauer Berg hinauf, Erbleichen auf der Echterdinger Höhe, Laugenbrezeln. Der warme Ofen. Die Weinſteige. Färbung. In Stuttgart um 12 Uhr. Zu Hauſe ſüße Thränen.

20. Mit Roſer über den Berg nach Häslach, herrliche Blüthe, Wechſel der Thäler. Muſeum. Waldhorn.

21. Vormittags Spaziergang durch die Allee, Licht meiner Phantaſie, Gluth meines Herzens. Bureau, erſte Führung des Protocolls im Reviſorat[5] in Piſtorius[6] Abweſenheit. Bei Schwab.

22. Abends Waldhorn mit Roſer, Heigelin ꝛc. Des Senators Ludwig[7] drollige Geſpräche u. Erzählungen, drei Seelen u. ein Schuhknecht.

24. Abends Spaziergang u. beim lateiniſchen Metzger mit H. Gmelin. Feuerlärm. Kranzball, wo ich nicht bin.

25. Sonntag. Feuerbach. Abends Muſeum, Nachricht, daß ſchöne Geſellſchaft in Gaisburg geweſen. Waldhorn.

---

[1] Der Bibliothekar, Schillers Jugendfreund, 1758—1815. — [2] Der Profeſſor der Medizin, hernach Kanzler. — [3] Adolf Chriſtoph B., herzoglicher Stallmeiſter u. Obriſt, geſt. in Tübingen 1809, Vater des S. 60. 62 Genannten. — [4] Val. Friedr., geb. 1757, außerord. Profeſſor der Theologie, ſtarb noch in dieſem Jahre (ſ. u.). — [5] Des Juſtizminiſteriums. — [6] Generalſekretär in dieſem Miniſterium. — [7] Konditor und Ratsverwandter in der Calwerſtraße.

28. Schwabs Abreiſe. Abends luſtige Collation beim lateiniſchen Metzger mit Mandelsloh[1], Weyſer[2] u. Schmid von Urach[3].

Mai.

1. In der Minerva Kinds Schmetterlingskabinet geleſen. Gaisburg mit Roſer, Köſtlin, einem Baron v. Bülow ꝛc. Waldhorn, Köſtlins Theorie von den Unſchuldigen u. Melancholiſchen.

2. Sonntag. Spaziergang mit Schickardt durch die Allee, Maiblumen, die ſchöne Spaziergängerin. Grimms Kindermährchen angefangen. Canſtadt.

3. Unvermuthet die 3 erſten Druckbogen vom Almanach[4] durch Schwab erhalten. Gang nach Schmiden, um den kranken Oncle zu beſuchen.

4. Heiterer Morgen des Oncle. Rückkehr nach Stuttgart. Durchgehen der Druckbogen. Gewitter. Grimms Mährchen. Waldhorn mit Roſer u. Heigelin.

6. Mittageſſen bei v. der Lühe. Grimm. Abendeſſen bei Baurs[5], Abſchied von Wilmele.

7. Nachricht von einem Siege der Franzoſen bei Lützen. Abends Waldhorn, ganz andre Nachrichten.

9. Sonntag. Bureau, Anbringen puncto infanticidii. Grimm. Canſtadt mit Roſer, Regen. Waldhorn, Dummheit des Senators Ludwig.

10. Feuerbach. Unpäßlichkeit Oncles, der doch von ſeiner Krankheit wiederhergeſtellt war. Zufriedenheit. W. S.

11. Rückkehr nach Stuttgart. Aeußerung des Miniſters, daß er mit mir zufrieden ſey, aus Gelegenheit eines An-

---

[1] Graf Karl v. M., geb. 1788, ſpäter Geſandter und Staatsrat. — [2] Ein W. war Architekt, ſpäter Baurat, ſein Bruder Bergrat. — [3] Einer der Söhne des Stadtſchreibers in Urach (ſ. u.). — [4] Deutſcher Dichterwald. Von Juſt. Kerner, Fr. Baron de la Motte Fouqué, L. Uhland u. a. Tübingen, in der J. F. Heerbrandſchen Buchhandlung 1813. — [5] Oberjuſtizrat.

bringens, mit welchem er nicht zufrieden war. Nachricht von Harpprechts Tod. Canſtadt. Waldhorn.

12. Franzöſiſche Siegesnachrichten. Berg, Bierhaus.

13. Kopfſchmerz. Regen. Das neue Muſeum.

14. Kopfweh. Abends nach Feuerbach.

15. Mit Roſer zum erſtenmal nach Gablenberg, Pfarrer von Untertürkheim[1]) mit ſeinem Töchterlein. Waldhorn.

16. Sonntag. Juridiſches. Jacobis Iris. Bei Harpprechts, Vorwürfe über mein langes Wegbleiben u. daß ich der letzte ſey, der condoliere, heftiges Weinen, Fritzens angefangene Gedichtſammlung[2]). Silberburg.

18. Regneriſch. Maienfeſt in der Allee.

20. Bei Harpprechts, die mir den ſchriftlichen Nachlaß ihres Sohns übergeben, um ihn für den Druck zu ordnen.

21. Nachricht von dem Tode des Oncle in Schmiden. Brief an die Eltern. Vereitelter Beſuch der Schweizerfamilie[3]), Entſchädigung durch das Tafingerſche[4]) Maienfeſt auf der Silberburg, mit Roſer, Gangloff ꝛc.

22. Abends Waldhorn mit Mandelsloh, Wepfer, Heigelin, Pfarrer Kern[5]) ꝛc., Bruderſchaft mit ſämtlichen.

23. Sonntag. Früh nach Schmiden, Begleitung von Roſer. Nachmittags Beerdigung, ärgerliche Rede des Specials, in der Kirche Idee zu einem Gedicht auf den Tod des Oncle[6]), Ausführung desſelben auf dem Heimweg.

26. Almanach mit Briefen von Schwab u. der Mutter.

27. Gretchen, Kartenſchlagen. Badgarten. Waldhorn.

28. Abends Canſtadter Maientag mit Roſer.

---

[1]) Buſch. — [2]) Welche U. hernach zum Druck brachte (ſ. u.). — [3]) Bekannte Oper von Weigl 1809. — [4]) M. Tafinger errichtete im Jahre 1800 eine höhere Mädchenſchule. — [5]) In Weiler bei Weinsberg. — [6]) In den Gedichten: Auf den Tod eines Landgeiſtlichen. U. ſchickt es am 10. Oktober ſeiner Mutter und ſchreibt: Seit dieſer Zeit habe ich keinen Vers mehr gemacht. Es kommen mir wohl manchmal Ideen zu Gedichten, aber zur Ausführung habe ich nicht Zeit und Ruhe.

30. Sonntag. Durchgehen der Harpprechtſchen Papiere. Mittageſſen bei Lempp[1], den ich durch ſeine intereſſanten Aeußerungen über Poeſie ꝛc. von einer mir ganz neuen Seite kennen lernte. Einweihung von Laſtings Garten, Gretchen.

Juni.

1. Harpprechts Papiere. Gangloff. Berg.

3. Muſeum. Abends Geſellſchaft in Laſtings Garten, von uns gegeben; Köſtlins Declamation meines Lieds vom Apfelbaum, geringe Wirkung, H. Gmelins Geſang ꝛc.

3. Spaziergang mit Nane[2], Oſiandrin[3] u. Weckherlin[4] in Laſtings Garten, Roſenſtöcke geſetzt. Nach Feuerbach.

5. Rückkehr im Regen. Gretchen beim Mittageſſen, Abſchied. Waldhorn mit Heigelin.

6. Pfingſtfeſt. Mit Gangloff nach Canſtadt. Ungemein ſanfte, liebliche Beleuchtung bei der Rückkehr. Muſik in den Anlagen. Waldhorn mit Schnurrer ꝛc.

7. Nachricht vom Waffenſtillſtand, Parade. Canſtadt.

8. Harpprechts Papiere.

11. Die Papiere zurückgegeben. Nach Feuerbach. Romantiſche Gefühle in der Abendſonne, eine ſonnige Fläche mit einer Capelle, alles von Sonnenſchein ſtäubend.

12. Nachricht von Schickardt, daß der Bär[5] nun componirt ſey[6]. Brief von Kerner mit Gedichten.

13. Sonntag. Häslich im Garten, Silberburg, Mandelslohs Anekdoten von Cleß[7]: ein nußgroßes Hagelwetter,

---

[1] Albr. Friedr. L., 1763—1819, Oberjuſtizrat, Schillers Jugendfreund, geſtorben als Wirkl. Geheimerat. — [2] Laſtins Tochter (ſ. u.). — [3] Tochter der Oberhelfer Oſianders Witwe, Nachbarin von Uhland in der Hohenſtraße (ſ. 24. Juni). — [4] In Laſtins Haus verkehrte der Maler Joh. Friedr. Weckherlin (ſiehe 1814 Juni 16). — [5] Drama von 1809. Keller 193 ff. — [6] Nämlich von Knapp (ſ. 1. Aug.). — [7] Der durch Juſt. Kerners Bilderbuch bekannte Kammerrat und Stabskeller von Hohenaſperg, 1744—1806.

Nr. 9 ein das Weib den Mann ſchlagender Teppich. Harprechts Bitte, ein Gedicht auf den Tod ſeines Sohnes zu machen. Duvernoy[1]. Waldhorn.

20. Sonntag. Parthie nach Hohenheim. Frühſtück im Garten, Mittageſſen in Plieningen, Spiel im Gartenſaal.

24. Johannisfeiertag. Canſtadt, Badgarten, Seiler, luſtige Converſation. Rückweg über den Kahlenſtein. Erbes[2] Geburtstagsfeier in Laſtings Garten, Beſänftigung der Zecher durch geregelten Geſang, die Nachbarin O.[3], Heimbegleitung derſelben.

25. Mit Jäger, Köſtlin, Roſer über den Bopſerwald nach Gabelberg. Schöne Ausſicht bei der Tannengruppe, Heidelbeeren. Einkehr. Trennung von den andern, die in den Schatten giengen, Verſtimmung dadurch[4]. Waldhorn.

26. Von Haug die neue Auflage von Jean Pauls Aeſthetik mitgenommen. Reinſpurg. Waldhorn.

28. Jean Paul. Abends mit H. Gmelin nach Degerloch in die Spelunke.

30. Mit Schwab, der wegen Krankheit ſeiner Mutter hiehergekommen, Blomberg[5] ꝛc. im Waldhorn. Laſting.

Juli.

2. Nachricht von Profeſſor Baurs[6] Tode. Waldhorn mit Gaisberg[7] u. Blomberg.

---

[1] Karl W. L., Arzt, 1786–1837. — [2] Oberjuſtizprokurator. — [3] Oſiander, ſ. 4. Juni. — [4] Vgl. Brief an K. Mayer v. 24. April (M. II, 1): Mein Leben könnte um vieles angenehmer ſein, wenn ich weniger von meinen Freunden abgeſchloſſen wäre. In ihre eigentlichen Verſammlungen, die ſogen. Schattengeſellſchaft, welche wöchentlich zweimal statthat u. welche größtenteils aus unſern vormaligen Univerſitätsbrüdern beſteht, bin ich nicht aufgenommen. Ich wurde zwar proponirt, der Vorſchlag iſt aber nicht durchgegangen. Manchen Abend bin ich einſam im Wirtshauſe u. unterhalte mich mit dem Hunde des Wirths. — [5] Auguſt v. B., Kammerjunker, Aſſeſſor, ſpäter Bundestagsgeſandter, geſt. 1857. — [6] S. 18. April. — [7] Ludw. K. Sigm. Wilh., Kammer-

7. Beſuch bei Aſſeſſor Jäger wegen des Knappſchen Buchs[1]. Gablenberg.

10. Muſeum, die Königin von Hortenſia. Zu Hauſe in Flemmings Gedichten geleſen. Waldhorn.

11. Sonntag. Harpprechtiſches. Flemming. Nach Schmiden, wo die Mutter.

14. Nach Feuerbach, die Mutter zu beſuchen.

16. Bei Schwabs mit der Mutter. Verkauf der Herzoge u. Prälaten[2] im Landſchafthofe. Theater mit der Mutter: Die junge Zigeunerin von Kotzebue. Waldhorn.

20. Abreiſe der Mutter mit dem Poſtwagen. Abends mit Roſer nach Gaisburg, der heurathluſtige Roth[3].

21. An einem Gedichte auf Harpprecht gemacht. Flemming, das herrliche Sonett auf den Klee.

24. Flemming. Weinſteige, Waldhorn. Ball in den Anlagen mit Hermann u. Mandelsloh.

25. Sonntag. Flemming. Nachmittags Gang nach Feuerbach auf dem Herdweg. Friſche des Waldes. Abends im Garten mit Oncle die Blumen u. Bienen betrachtet.

28. Azur. Erquickung dadurch. Waldhorn.

Auguſt.

1. Sonntag. Mit Schickardt bei Knapp, welcher uns vieles aus dem Bär ſpielte, ſowie auch von Grieſinger[4], Klemmer[5], Löhle[6] Stücke daraus geſungen wurden. Abends

---

junker, Oberjuſtizrat, ſpäter Landtagsabgeordneter, Direktor im Obertribunal, geſt. 1852.

[1] ? Repertorium der württ. Geſetze von Gottfried Knapp in Tübingen (S. 50). — [2] Nämlich ihrer Bilder, wovon einige in die Staatsſammlung vaterländiſcher Kunſt- und Altertumsdenkmale gerettet worden ſind. — [3] Es gab damals junge Beamte dieſes Namens in allen Departements; der bekannte Philolog und Pädagog Karl Ludw. R. war erſt 23 Jahre alt, übrigens ſchon Gymnaſiallehrer. — [4] Hofſänger. — [5] Sekretär im Finanzdepartement. — [6] Tenoriſt des Theaters.

Theater. Waldhorn mit Wepfer, Heigelin ꝛc. Wie wir mit einem anweſenden Schweizer von dem Renommiſten Weber ſprachen u. jener ſich endlich ſelbſt dafür erklärte. Seine Erzählung, daß er ein Auge im Fechten verloren, daß Peizner, welcher auf einem Weinwagen gefahren, von einem zerſprungenen Reif herabgeworfen worden u. den Wagen mit umgeriſſen habe, ohne weiteren Schaden zu leiden, als eine geſchwollene Bruſt.

2. Bei Knapp wegen des Bären. Waldhorn.

4. Nachricht, daß der junge Mandelsloh erſtochen worden. Bei Schwabs. In Laſtings Garten.

6. Abends nach Feuerbach. Daſelbſt lebendige Erinnerung an letzte Oſtern.

9. Brief vom Vater wegen der zu erwartenden Erledigung von Liebs[1]) Stelle. Waldhorn.

15. Sonntag. Mittageſſen u. nachher Parthie in Laſtings Garten mit Mlle. Mayer[2]), Hiemer[3]) ꝛc.

16. Nachricht vom Wiederausbruch des Kriegs.

18. Vormittags am Bären gearbeitet. Nachmittags die Hortenſia an meinem Gitter. Abends in Laſtings Garten zu Naneles Geburtstagsfeier, Geſang Hermanns u. der Mayer ꝛc.

20. Unterredung mit dem Miniſter aus Veranlaſſung der erledigten Secretärsſtelle in Tübingen. Abends Don Juan, in welchen ich wegen Ausfertigung der Reſolution zu ſpät kam. Trübe Stimmung. Waldhorn.

21. Am Bären gearbeitet. Gaisburg mit Roſer.

22. Sonntag. Neuer Rock, welcher mir zu kurz erſchien. Verſtimmung dadurch. Beendigte Reviſion des Bären[4]). Theater: Graf Armand; tiefe, kräftige Muſik. Waldhorn.

23. Kälte. Trauliches Geſpräch über Tiſch von den Alp-

---

[1]) Sekretär am Ober-Appellations-Tribunal in Tübingen. — [2]) Sopraniſtin des Hoftheaters. — [3]) Sekretär des Oberhofmarſchallamts, Dichter, 1768—1822. — [4]) Wie er dennoch „nicht die Theater-Cenſur paſſirte, weil Hr. v. Matthiſſon den Text zu gemein fand“, ſ. Mayer II, 19.

gegenden. Nachricht von Aufkündigung des Waffenſtillſtands u. der Kriegserklärung Oeſtreichs.

24.—28. Harpprechtiſches. Waldhorn.

29. Sonntag. Meſſe in der catholiſchen Kirche, Geſang der Bek[1]. Nach Gaisburg mit Roſer, Köſtlin ꝛc.

September.

1. Bülletin von dem Siege der Franzoſen bei Dresden. Feſt der Kinder vom Armeninſtitut in der Allee. Häslich.

2. Geſellſchaft bei Laſting von uns gegeben. Die Mayer[2] als Braut. Geſang der beiden Märklin. Feuerlärm von Leonberg, während Hermann den Catalogo[3] ſang.

3. Beſuch von Karl Mayer, Ausſchnitte der Greyers[4]. Bei Wallis mit Mayer, Spaziergang mit ihm. Gangloff u. Lieutenant Wagner[5]. Häslich.

5. Sonntag. Zu Hauſe mit Mayer Sängerliebe, Schildeis ꝛc. geleſen. Häslich, Wetterleuchten.

7. Ablieferung der Harpprechtſchen Blätter. Bopſer.

8. Bei Harpprecht. Bild ihres Sohns aus ältern Porträts u. Schattenriß, von Wächter[6]. Waldhorn.

9. Zuſätze zum Harpprechtſchen. Abendeſſen mit Mayer, Auguſte, Kupferſtecher Müllers[7] bei Knapps.

11. Bei Haug. Weiſſers Recenſion des Dichterwalds. Bei Wilhelmine Knapp in Duttenhofers[8] Haus. Gaisburg.

12. Sonntag. Gang nach Leonberg Mayer u. ſeiner Schweſter entgegen, welche mit Gangloff in Merklingen ge-

---

[1] Am Hoftheater waren damals drei Mlle. Beck, 2 Sopraniſtinnen und eine Altiſtin. — [2] ? Die Hofſängerin, oder — ſ. 9. 12. — Karl Mayers Schweſter Auguſte, welche 1814 den Stadtſchultheiß Bruckmann in Heilbronn heiratete. — [3] In Mozarts Don Juan. — [4] Claire Forſter, Tochter der Thereſe Huber, Gattin des bayeriſchen Forſtmanns v. Greyerz. Vgl. Mayer II, 6. — [5] Wie Gangloff Verwandter Mayers, trat in däniſche Dienſte. — [6] Dem Maler Eberhard W., 1762—1852. — [7] Der Sohn, Friedrich, 1782—1816, und Henriette, geb. Rapp. — [8] Chr. Fr. Tr. D., Kupferſtecher, 1778—1846.

weſen. Auguſte begegnet mir über der Solitude fahrend. Mittageſſen in Leonberg mit Mayer u. Gangloff. Die Grabſteine an der Kirche, das Schloß, das ſtille Thal. Rückweg über Bothnang. Leſen in Flemming u. Fiſchart mit Mayer.

15. Vormittags Gedanke zu einem Gedicht vom Unſtern, der zuletzt bloß aus Mißverſtändniß u. Verfehlung in die Hölle ſtatt in den Himmel kommt, woraus ihm endlich ein Engel wieder hilft. Gablenberg. Waldhorn.

17. Reutlinger Prozeß. Mittageſſen mit Klein[1]), der Nanele operirt. Muſeum. Waldhorn.

19. Sonntag. Reutlinger Prozeß. Beſuch bei Nanele. Mit Roſer, Spittler[2]) u. Ed. Gmelin über Sillenbuch, Rohracker, wo wir einkehrten, Hedelfingen u. Wangen nach Gaisburg. Herrlicher Herbſttag, ländlicher Platz bei Sillenbuch, Obſtſegen, ſonnige Rebenhügel. In Gaisburg noch Wepfer, Heigelin, Müller, Mandelsloh. Einladung zur Schattengeſellſchaft. Waldhorn.

20. Schatten mit Roſer, Heigelin, Köſtlin, Spittler, Schott. Diſpute mit Köſtlin. Grimms ſchottiſche Balladen.

26. Sonntag. Beſuch bei Nane. Mit Roſer, Ed. Gmelin u. Spittler über Untertürkheim auf den Rothenberg. Entzweiung wegen des weiten Wegs. Schloß Würtemberg. Einkehr in Obertürkheim. Waldhorn.

27. Savigny. Bei Weckherlin u. Nane. Schatten.

29. Reutlinger Prozeß. Auf dem Theater mit Hiemer u. Weckherlin, um die Anſtalten zu der Geiſtererſcheinung in der Merope zu ſehen. Merope, der Königin Geburtstag zu Ehren, Hofſtaat. Im König von England.

Oktober.

1. Abſendung der Reutlinger Duplik. Schatten, Roſtbeef.

3. Sonntag. Verzeichniß von Schriften zur altdeutſchen Literatur für Profeſſor Gaab. Bei Nane. Waldhorn.

---

[1]) Leibmedicus Chr. Klein, 1740—1815. — [2]) ? einer der zwei Oberfinanzräte Spittler.

6. Idee zu einer Bearbeitung des Fortunatus als tragiſche Trilogie, Fortuna macht das Verhängniß. Abends erſchien mir jedoch der Stoff weniger günſtig, als ich gehofft hatte. Waldhorn.

7. Fortunat beendigt. Theater. Waldhorn. Schäfer.

8. Muſeum: Seumes Leben angefangen. Schatten, Streit mit Hermann über Ehebruchsſtrafen.

11. Beſuch von Schwab, der aus der Schweiz zurückgekommen. Bei Nane, bei Schwab. Schatten, Schotts Vorſchlag zu einer Abendgeſellſchaft, wo vorgeleſen würde.

12. Traum von Margot[1], wie ſie mir zurief. Fouqués dramatiſche Dichtungen für Deutſche angefangen. Harpprechts Denkmal[2] erhalten. Anlagen. Waldhorn.

13. Gang nach Feuerbach.

14. Zurückhaltung in F. durch den Regen.

16. Bei Harpprechts, wo die Schweſter angekommen.

19. Muſeum, Thümmel. Waldhorn.

25. Zeitungsnachricht von der großen Schlacht bei Leipzig. Muſeum. Schatten.

27. Beſuch bei Nanele. Wielands Muſarion. Theater.

30. Stiefelputzerei. Kranz im römiſchen Kaiſer.

November.

1. Fouqué. Thümmel. Schatten.

5. Ebenſo. (6.—30. fehlt[3].)

---

[1] Baz S. 63. — [2] Denkmal Friedrichs v. H., geſt. am 10. Jan. 1813. **Aus** ſeinem ſchriftlichen Nachlaſſe herausgegeben (von U.). Stuttgart, Cotta 1813. — [3] Dieſe Lücke einigermaßen auszufüllen, mag folgender Brief dienen.

Feuerbach d. 7. Nov. 13.

Liebſte Eltern!

Die 100 fl. habe ich richtig erhalten und danke recht ſehr dafür. Die Seelen (Backwerk) haben mir vortrefflich geſchmeckt. Das allerhöchſte Geburtsfeſt (6. Nov.) habe ich ganz in der

Dezember.

4. Muſeum: Feuerbachs Wiederherſtellung Deutſchlands.

5. Sonntag. Fouqués vaterländiſche Schauſpiele beendigt. Canſtadt, öſtreichiſche Grenadiere. Muſeum: Schlegels Continentalſyſem. Diehm.

7. Allee, Exercitium der ſchwarzen Jäger. Diehm.

8. Zum erſtenmal geheizt. Erklärung gegen Mayer wegen meiner Angelegenheiten.

9. Idee zu einem Gedicht auf Kerners neugeborne Tochter. Die erſten Ruſſen. Durchmarſch der Gardecoſaken, Huſaren, Uhlanen, Artillerie vom Wittgenſteinſchen Corps.

Stille gefeiert, indem ich mich geſtern Vormittag hieher begab. Der Miniſter hatte mich zwar zu der großen Mahlzeit eingeladen, die er an dieſem Tage zu geben pflegt, ich lehnte es aber damit ab, daß ich kaum wagen würde, bei einer ſo höchſt feierlichen Gelegenheit unter lauter Uniformirten ohne Uniform zu erſcheinen. Ich hatte nemlich bemerkt, daß er dieſe Entſchuldigung zu erwarten ſchien, welche er auch annahm, übrigens dabei äußerte, daß ich ein andermal dafür bei ihm eſſen ſolle u. daß ich nun bald nicht mehr ohne Uniform ſein werde. Dies wäre freilich hohe Zeit, es iſt nun nächſtens ein Jahr, daß ich das Dekret meiner Anſtellung erhalten habe, und ich würde es für das Beſte halten, wenn er nicht bis auf dieſen Termin ſeine Zuſage hält, ihm geradezu zu erklären, daß ich um meine Entlaſſung bitten müſſe, übrigens wenn der geſchickte Zeitpunkt endlich gekommen wäre, wo auf eine beſoldete Stelle angetragen werden könnte, ich allenfalls wieder zu Dienſt ſtehen würde.

Der Tod des Obertribunalraths von Eiſenbach war uns ſehr überraſchend. Es iſt nun doch ſchon manche Veränderung in Tübingen ſeit meiner Abweſenheit vorgegangen. Wenn Herr Profeſſor Reuß u. Frau Profeſſor Diezin miteinander im Himmel angekommen ſind, ſo wird man ſich dort verwundern, was es in Tübingen für liebenswürdige Leute gibt.

Die Anweſenheit der Schweſter, die ich herzlich grüße, hat mich ſehr erfreut, ich wünſchte nur, daß ſie länger hätte bleiben dürfen, jetzt könnte ſie im Kranze tanzen.

Hier in Feuerbach koſtet der Wein 19—22 fl., die Trauben ſind paſſabel.

Mit vielen Grüßen, auch von den Feuerbachern

Ihr gehorſamer Sohn L.

11. Wittgenſteins Ankunft. Nanele wieder bei Tiſch.

12. Sonntag. Horns Darſtellung der Poeſie des 18. Jahrhunderts. Einzug der erſten ruſſiſchen Infanterie.

14. Coſaken vom Platowiſchen Corps. Bei Mühlbach[1].

16. Barclay de Tolly u. ſeine ſchönen Cüraſſierregimenter. Spaziergang durch die Allee, die Jäger, Fues. Abends Mühlbach mit Schickardt, der den Jahrestag meiner Ankunft in Stuttgart mit einer Bouteille Wein feierte.

18. Offert des Miniſters durch Piſtorius, nun einen Antrag[2] zu machen. Muſeum. Schäfer.

19. Sonntag. Brief an die Eltern wegen des Antrags. Horn. Streitigkeiten über Tiſch mit dem ungeſchliffenen Lieutenant H. Muſeum, Thümmel. Mühlbach.

20. Theater: Die Zauberflöte; Barclay de Tolly. Schatten mit Roſer, Köſtlin, Wepfer, Hermann.

21. Kölle. Werners Weihe der Unkraft geleſen.

23. In den Anlagen, Speiſung der ruſſiſchen Küraſſiere auf der Wieſe. Theater: Die Veſtalin, Conſtantin[3].

25. Chriſtfeſt. Horn. Nach Feuerbach.

26. In Chateaubriands Reiſe nach Jeruſalem geleſen. Rückkehr nach Stuttgart. Aufforderung an die Väter der 8 erſten Klaſſen[4], ihre Söhne zu ſtellen. Mühlbach.

28. Verſe zu einem ſchon früher entworfenen patriotiſchen Gedicht. Schäfer. Mühlbach.

30. Ruſſiſche Artillerie, die am Schloß vor dem König defilirte. Brief von der Mutter, daß ihr ein Unglück wegen meiner ahne[5]. Muſeum. Mühlbach.

---

[1] Weinſchank in der Eberhardſtraße. — [2] Auf Anſtellung mit Beſoldung, woraus aber nichts wurde. — [3] Großfürſt von Rußland. — [4] Der Rangordnung. — [5] Leben 89. Voraus war, 25. Dezbr., folgender Brief gegangen:

Hier, l. Louis, einige Chriſtkindles Gutlen von mir u. eine Weſte vom l. Vater. An Geld ſchickt er Dir nichts, Du könnſt ja haben u. fordern was Du von ihm braucheſt . . Sey mir doch recht vorſichtig wegen Deinem Geſuch, ich wüßte mir ja nichts ärgers, es wäre mir über meine Kräften, Dich als Soldat zu

31. Brief an die Eltern wegen der Aushebungen zum Militär u. einer künftigen Landwehr[1]). Nicht ſonderlich luſtige Neujahrsnacht im Schatten.

1814.

Januar.

1. Mittageſſen mit der Oſiander u. den beiden Barrier[2]). Zu den Anlagen öſtreichiſches Militär. Laſting. Mühlbach.

2. Verſe für die Romanze von Dante. In den Anlagen Begegnung Schubarts, der aus Frankreich gekommen.

3. Nachricht von L. Müllers Aushebung zum Militär, durch Dorſch[3]), welcher zugleich wußte, daß der Acceß[4]) überhaupt nicht befreie. Bei Harpprechts. Schatten.

6. Dreikönigsfeſt. Reutlinger Sache. Figaro.

8. Abſchrift der Sage vom Grafen Eberſtein aus der Alterthumszeitung, dabei gefaßte Idee zu Bearbeitung dieſer Sage. Bei Kölle. Diehm.

---

wiſſen, gib doch acht! Anfangs der Woche war es etwas ruhiger, deßwegen hielt ich eine große Waſch, die mir dann aber Angſt einjagte, weil ſo unzählich viele Truppen dann kamen. Heute halt Conſtantin Raſttag hier, es gieng als ſchrecklich zu, zum Theil quartirten ſich die Herren ein, wo ſie wollten, ich hatte keine, aber dieſe Woche habe zu erwarten. deßwegen weiß ich noch nicht, wann ich Dir Deine Waſch gebuglet ſchicken kann, ich möchte nur wiſſen, wie viele 1000 hier u. hier durch in Zeit 14 Tagen geweſen, mein letzter Quartiersherr hinterließ mir auch einige Vögel, doch gegen andre kam ich gut weg. Sie koſteten neben der Unreinlichkeit die Leute noch fürchtig viel, ſie machten zum Theil ungeheure Prätenſionen.

Deine treue Mutter.

Ich meine eben immer, es wäre im Beſten, Du ſuchteſt mit Ernſt die Secretariatsſtelle hier.

[1]) Leben 89, Notter 144 ff. — [2]) Kaufmannsfamilie in Stuttgart. — [3]) ? Sekretär der Bau- und Gartendirektion. — [4]) Uhland war „Acceſſiſt“ beim Juſtizminiſterium.

9. Sonntag. Die Sage vom Bärenhäuter im Simpliciſſimus geleſen. Ausarbeitung der Ballade Graf Eberſtein. Beim Schnee mit Roſer, Spittler u. Kupferſtecher Müller nach Canſtadt. Muſeum. Mühlbach.

16. Sonntag. v. der Hagens Sammlung altdeutſcher Litteratur u. Kunſt I. Band 1. Stück. Theater. Lienhardt.

17. Idee zu einer Oper von Roland und Alda. Nachricht durch Schubart von Guſtav Gmelins 1) Tod. Muſeum: Wielands Idris u. Zenide. Gedanken zu einem Gedichte über Gmelins Tod. Schatten.

19. Abends bei Knapp mit Schickardt, Häſer 2), Finckh 3) u. Seiz 4). Tieckiſches Trinklied von Knapp componirt.

20. Brief von Aſſur 5) aus Nordlos bei Gorkum.

21. Wiederauffaſſung der Idee zu der Trinkballade 6). An Kerner. Muſeum. Schatten.

23. Sonntag. Horn II Theil. Beſuch von Weckherlin, Nachricht, daß der Parcival u. Titurel hier zu finden ſeyen. Cantſtadt. Barbier von Sevilla. Mühlbach.

24. Cancionero de Romances durch Weckherlin erhalten. Schatten, Ströhlins 7) Abſchied.

26. Abends bei Knapp, Häſers Compoſitionen Körnerſcher Kriegslieder, Geſang zur Guitarre. Verſe über Abſchlachtung eines Schweins 8).

27. Weitere Verſe zum geſtrigen Thema. Mühlbach.

29. Vormittags das Gedicht An das Vaterland ſtatt einer Zueignung meiner Lieder gemacht. Auf dem Bureau

---

1) Starb als Oberarzt im Militärſpital auf der Solitude 16. Januar. — 2) Sänger und Schauſpieler des Hoftheaters. — 3) Friedr. Ludw. Finckh, geb. 1784, Hofmeiſter des Prinzen Friedrich 1813, Profeſſor am Seminar Urach 1818, geſt. 1836. — 4) Franzöſiſcher Sprachlehrer. — 5) Er war damals, wie U. an ſeinen Vater ſchrieb, Oberarzt bei der kurmärkiſchen Landwehr, „Fouqué, nachdem er ſich in mehreren Schlachten ſehr rühmlich ausgezeichnet, ſeiner Geſundheits-Umſtände wegen auf ſein Gut zurückgekehrt“. — 6) Seite 106. — 7) Offizier? — 8) Das Metzelſuppenlied (16. Febr.).

die Stanzen Widerruf[1]) gemacht. Nachmittags Beendigung des früher zum Theil ausgeführten Liedes eines deutſchen Sängers. Neuerſtandener Kranz.

30. Sonntag. Thauwetter. Einſchreiben der neuen Gedichte. Horn. Theater. Mühlbach mit Roſer. Nachricht, daß Günzler[2]) ausgehoben worden.

31. Beſuch bei Harpprechts u. Schwabs. Muſeum: Kerners herrliches Gedicht vom König Georg in den deutſchen Blättern. Schatten mit Roſer, Schott, Dan. Hofacker.

Februar.

Auf einem Doppeloktavblatt, welches den Entwurf des letzten Verſes von Widerruf (ſpäter Geſang und Krieg 2) enthält, findet ſich das Konzept des Tagbuchs 1. Februar bis 2. März.
3.—19. März fehlt[3]).

---

[1]) In den Gedichten: Geſang und Krieg 2. — [2]) Amandus Heinrich, Juriſt, geb. 1787, wurde Kanzleidirektor des Geheimen Rats; oder ſein jüngerer Bruder Amandus Friedrich, geb. 1789, zuletzt Oberamtmann in Oehringen. Ein anderer G. aus dem Uhlandiſchen Kreiſe war Amandus Friedrich, 1782—1833, geſt. als Dekan in Leonberg. — [3]) Zur Ausfüllung der Lücke etwas aus einem Brief der Mutter, Tübingen 12. März: Ey — iſts wahr, daß nun beſtimmte Nachricht da ſey, daß Auguſt Mayer todt ſey? Die Mayer müſſen was eignes haben, das angenehm iſt, wirklich ſtudirt ein Ausländer hier, der auch ſo artig u. geſittet u. ſchön iſt, er kommt auch bisweilen zu uns (Meyer heirathete ſpäter Luiſe Uhland, ſ. u.). Am Mittwoch waren die Mädchen noch ſehr vergnügt im letzten Caſino, es war außerordentlich voll u dauerte bis nach 1 Uhr, den andern Tag kam aber ein kalter Streich darauf, da morgens ſich die Nachricht verbreitete, es ſey einer im Duell erſtochen worden, es war eine allgemeine Aufregung, 2 Studenten namens Gmelen u. Iſelen, beide aus dem Badiſchen, duellirten ſich, Iſelen erlegte Gmelen, er ging ſogleich fort ſamt den Sekundanten Sachs u. Zelger, man ſetzte ihnen gleich nach, bekam aber nur Iſelen. Sein Vater iſt Arzt, hat außer dem Sohn nur noch 2 Töchter u. wartet mit Verlangen, bis der einige zurückkommt, um ihn zu unterſtützen. Er iſt aus einer guten u. reichen Famille, Gmelen eines Pfarrers Sohn, beide Famillen ſind die beſten Freunde, auch die Söhne waren vom 8. Jahr gute Freunde, zuſammen im Carlsruher Gimnaſium u. dann auf Univerſitäten, ſeit einiger Zeit waren ſie es nimmer ſo, die Urſache iſt ganz unbedeutend, warum ſie ſich ſchlugen. Sie waren an

1. Vormittags den letzten Vers zu dem Gedicht Geſang u. Krieg gemacht, nach einer Idee von geſtern.

2. Lichtmeß. Geſellſchaft bei Knapp, ſeine Compoſitionen meiner Wanderlieder, des Rolandslieds von Sinclair. Deſſen Kriegslieder von Schickardt erhalten.

4. Fruh im Bett die Gedichte: Die große Wäſche bei Leipzig[1]) und Vorwärts gemacht. Muſeum: Recenſion meines Aufſatzes über das altfranzöſiſche Epos in der Wiener Literaturzeitung, ohne Zweifel von Büſching. Fouqués herrliche Balladen: Der Bauer in Schlegels Deutſchem Muſeum. Schatten.

5. Muſeum. Mühlbach, Nachricht von Kerners Erkranken. Bewegung dadurch u. Träume von ihm.

6. Reutlinger Koſtenverzeichniß. Gang in General Kerners Haus, um mich wegen Juſtinus zu erkundigen. Horn. Nachricht vom Siege bei Brienne[2]), allgemeine Freude.

---

einem Tiſch im Hirſch, laſen da eine alte Zeitung, auch etwas vom Großherzog von Baden, Iſelen ſagte, was das auch vor ein dummes Geſchwäz ſey, daß man ſeiner Landsmutter der Großherzogin nachſage, ſie wäre arretirt, weil ſie in einem Briefwechſel mit Napoleon ſtehe u. dieſem alles berichte, was gegen ihn vorgenommen werde, auf das fuhr Gmelen auf u. ſagte: weißt, daß das Geſchwäz hier von mir herkommt? Du haſt mich alſo beleidigt, ich habe das aus Spaß ausgeſtreut (er hat längſt den Namen Luge-Gmelen, weil er öfters ſolche Poſſen treibt), drauf ſagte Iſelen: ich wollte dich nicht beleidigen, nehme es nicht übel, Gmelen forderte ihn aber heraus auf Haudegen beim Tobias, ſie verwahrten faſt den ganzen Körper mit Binden, Handſchuh u. dgl., ſo daß wenig geſchehen könne u. gar oft ein ſolcher Duell ohne Folgen zugehe, Iſelen brachte Gmelen einen kleinen Riß am Finger an, hielt den Degen vor ſich u. ſoll gefragt haben: haſt nun genug? Gmelen ſey aber ganz raſend geweſen, auf Iſelen gerinnt in der Wuth, u. zugleich in Degen, der ging durchs Herz u. er war augenblicklich todt. Beede haben ein gutes Prädicat, beſonders aber Iſelen, ich bin nur froh, daß es durchaus nicht aus Gelegenheit des Caſinos entſtande. Nun ſind immer Verhör, ſogar morgen am Sonntag. — (Der Gefallene war Wilhelm Gmelin, Sohn des Pfarrers in Badenweiler, geb. 1792. Ein jüngerer Bruder Karl ſoll um dieſelbe Zeit als Offizier im Elſaß geſtorben ſein. Stammbaum der Familie Gmelin 1877, S. 39.)

[1]) Nicht aufzufinden. — [2]) Am 1. Februar.

Artillerie auf dem mit Menſchen uberſäten Eßlinger Berg. Salven der Garde in den Anlagen. Feier des Siegs im Schatten mit Gluhwein.

7. Nachricht, daß Kerner gar nicht krank ſey. Schatten.

9. Abends Kranz bei Knapp, Hofmuſikus Keller[1].

10. Brief von Kerner u. an ihn mit Gedichten.

11. Frühlingsluft. Anlagen mit Schickardt. Schatten zu Görizs Abſchied, welcher Auditor geworden[2].

12. Arndts Gedichte für Teutſche gekauft. Diehm.

13. Sonntag. Hell u. kalt. Spaniſche Romanzen. Nach Feuerbach durch die Weinberge.

14. Nachricht, daß Schickardt Profeſſor in Ulm geworden. Schatten.

16. Bei Knapp, Vorleſung meines Metzelſuppenlieds. Hellers u. Häſers Guitarreſpiel.

20. Sonntag. Aeltre Briefe von Fouqué, Löben, Varnhagen geleſen. Nach Feuerbach.

21. Kälte. Abmarſch des Leibregiments, der Landſcharfſchützen ꝛc. Schatten mit Roſer u. Koſtlin.

23. Beim Mittageſſen luſtiges Reimen auf U.[3] mit Kinzelbach[4]. Kranz, Potpourri aus der Schweizerfamilie von Knapp u. Mad. Keller geſpielt.

25. Nachricht von dem Verluſt der Württemberger. Muſeum. An die Eltern. Schatten.

27. Sonntag. Condolenzviſiten bei Tante Stäudlin[5] u. Hofrath Breſſand. Gaisburg. Muſeum. Mühlbach.

28. Spaziergang mit Kolle. Schatten.

---

[1] Flötiſt, ſpäter in Donaueſchingen, wo ihn U. 1824 traf. — [2] Später Oberjuſtizprokurator in Ulm. — [3] Uhland? — [4] Hofmechanikus? — [5] S. Anhang.

März.

1. Anfang des milden Wetters. Gangloff bei Tiſch, daß er eine Hermannsſchlacht angefangen. Nachricht, daß die Alliirten bis Langres ſich zurückgezogen. Von Schubart v. d. Hagens Heldenromane u. Büſchings Erzählungen ꝛc. des Mittelalters mitgenommen. Mühlbach.

2. Nachricht durch Kölle von dem guten Stand der deutſchen Sache. Innige Freude. Kranz bei Knapp, Geſänge aus dem Bären von der Gelthaar [1], Grieſinger, Löhle.

(Lücke bis 19., ſ. o.)

20. Sonntag. Der erſte Frühlingstag, jedoch noch viel Schnee auf den Bergen. Brief an Fouqué [2]. Büſchings Volksſagen. Gaisburg. Muſeum. Mühlbach.

23. Muſeum. Neuer Liedertext zu der Serenade und Idee zu einer Gloſſe darüber, Kranz bei Knapp.

24. Einzelne Verſe zu der Serenade. Theater.

27. Sonntag. Die Romanze von Claros entworfen u. großentheils ausgearbeitet. Nach Gaisburg. Strichregen.

29. Verſtimmung dadurch, daß die längſt ausgefertigte Note an das Finanzminiſterium wegen meiner noch immer nicht abgegangen [3]. Berg, Gaisburg. Mühlbach.

30. Die Romanze von Claros beendigt. Gang über die Planie u. Auffaſſung der Idee von Silvio. Nachmittags Spaziergang bis Häslich, zum Theil Ausarbeitung der letzteren Romanze. Kranz bei Knapp.

31. Geſchriebenes Liederbuch von Tieck [4]. Nachricht von dem vermuthlichen Einrücken der Alliirten in Paris.

---

[1] Gattin oder Tochter des Hofſchauſpielers G. — [2] Der um Beiträge zum Frauentaſchenbuch (Nürnberg, Schrag) gebeten hatte. — [3] Leben 94 f. — [4] Nicht zu ermitteln, ob von Tieck ſelbſt an U. geſandt. Uhland und Tieck in Heidelberg, Auguſt 1817 ſ. unten. In einem undatirten Brief, welchen Tieck Ende der 1820er Jahre der Schauſpielerin Crelinger nach Stuttgart mitgab, welche „ſehr ausgezeichnete Frau die perſönliche Bekanntſchaft des Manns zu machen wünſchte, deſſen Lieder von allen Lippen

April.

2. Sehr warm. Kanonade wegen des Siegs bei Fère Champenoiſe. Nachmittags Salve der Garden in den Anlagen.

3. Sonntag. Abſendung meines Entlaſſungsgeſuchs an den Miniſter. Bei Lempp wegen des Strafgeſetzes. Gaisburg.

4. Berufung zum Miniſter, der wegen meines geſtrigen Schrittes empfindlich war, mir nun aber innerhalb 4 Wochen Entſcheidung verſprach. Muſeum. Schatten.

6. Protokollführung im Reviſorat wegen Piſtorius' Unpäßlichkeit. Kranz bei Knapp, der Violonцelliſt Rhode, herrliche Quartette.

7. Gründonnerſtag. Nachricht von der Einnahme von Paris [1]). Kanonendonner, Herold. Umherlaufen wegen des Ausſchreibens des Kirchendankfeſts. Mit Roſer u. Aug. Köſtlin den neuen Weg auf den Kahlenſtein, über Berg nach Gaisburg. Schatten zur Feier der Einnahme von Paris.

8. Charfreitag. Gaisburg. Oratorium: Moſes Sendung im Redoutenſaal. Schatten.

11. Oſtermontag. Kirchenzug des Hofs, Nachricht, daß Napoleon gefangen ſey. Gaisburg. Nachteſſen u. Glühwein bei Schott. Erklärungen des franzöſiſchen Senats wegen Abſetzung Napoleons.

12. Nichtbeſtätigte Nachricht von der Gefangennahme Napoleons. Mühlbach mit Schwab, A. Köſtlin, L. Mayer ꝛc.

15. Fouqués Undine angefangen. Gaisburg. Schatten.

17. Napoleons Abdankungsurkunde u. franzöſiſche Conſtituante [2]). Theater: Zauberflöte. Mühlbach.

18. Kölles Anſtellung als 2ter Sekretär in Tübingen.

19. Die Wilkinaſaga angefangen. Abfertigung der Note ans Finanzminiſterium. Haſenberg, Wald. Mühlbach.

20. Nach Gaisburg, allein. Herrlich ausbrechende Blüte.

---

tönen", bittet Tieck: Erhalten oder ſchenken Sie Ihre Freundſchaft Ihrem Ludwig Tieck.

[1]) 30. März. — [2]) 6. April.

21. Langerſehnter Regen. Theater. Diehm.

22. Beſuch von Gangloff mit einer Zeichnung zu einem bibliſchen Gemälde; daß er eine Folge von Scenen aus den Nibelungen zeichnen wolle. Auf den Bopſer zu den Pappeln u. Tannen. Schatten.

23. Georgii. Schriftliche Aufkündigung des Logis. Spaziergang vom Tübinger zum Eßlinger Thor mit Finckh u. ſeinem Zögling [1]): wenn ich nur einen Falken hätte, um mir die Schmetterlinge zu fangen! Häslach. Laſting.

29. Erfrieren des Weinſtocks. Dr. Merrem [2]) als Armenarzt. Schatten.

30. Weiteres Erfrieren. Schotts Geburtstagsfeier, Maskerade, ich als Spanier, Gedicht vom Schattenwirth [3]), Sitz bei den Ottoſchen.

Mai.

7. Eröffnung des Miniſters, daß morgen das Anbringen meiner Sache gehen ſoll. Bei Schott. Diehm.

8. Sonntag. Im Zerbino [4]) geleſen. Goethes Leben 3. Theil angefangen. Mit Roſer ꝛc. über Gaisburg u. das Waſſerhaus nach Canſtadt. Waldhorn.

9. Stürmiſcher Tag. Bis Häslich, über die untere Reinſpurg zurück, Gebet. Bureau, die Reſolution in meiner Angelegenheit, wodurch dem Antrag auf Anſtellung mit Gehalt nicht entſprochen, jedoch mir der freie Austritt unbenommen gelaſſen worden [5]). Mit Spittler auf die Rohraker Kirchweihe, wo Mandelsloh, Roſer, Hierlinger [6]). Auf dem Rückweg Dankgebet. Schatten.

11. Brief von Roſer mit freundſchaftlichem Anerbieten [7]).

---

[1]) Prinz Friedrich von Württemberg, geb. 1808. — [2]) Vgl. 1810, Aug. 18. — [3]) Abgedruckt Notter, Uhland 148 (dort von ſeiner Freude an Verkleidungen und ſeinem Witz dabei. Vgl. auch Leben 213). — [4]) Prinz Zerbino von Tieck. — [5]) Leben 95. — [6]) Imm. Joſ. v. H., Sekretär des Geiſtlichen Rats. — [7]) Eines Vorſchuſſes, bis er bequem vom Ertrag ſeiner Geſchäfte leben könne. Leben 98.

Gegen 11 Uhr Abreiſe nach Tübingen. Einkehr in Dettenhauſen, gegen Abend Kälte. Ankunft nach 8 Uhr, liebreiche Aufnahme u. günſtige Stimmung.

12. Beſuch bei Wangenheim auf dem Schloß. Leſegeſellſchaft in Cottas[1]) Garten. Kölle. Krone.

13. Von Schwab das Heft der Muſen mit den Ueberſetzungen und Auszügen aus dem Roman von Viane erhalten

14. Obiges geleſen. Nach Tiſch Abreiſe, Begleitung von Schwab u. dem Hanoveraner Meyer[2]), Bangigkeiten. Ankunft in Stuttgart um 8 Uhr. Schlußkranz, Tanz.

15. Sonntag. Heimweh nach dem elterlichen Hauſe.

16. Erklärung gegen den Miniſter, welche nicht ganz wohl aufgenommen wurde, u. Abſchied vom Bureau. Beſuch bei Wepfer[3]) wegen des Logis. Gewitterregen mit einem einzigen Donner, ſonderbare Aehnlichkeit mit der Befreiung Abſalons in dem Ständchen. Schatten.

---

[1]) Des Buchhändlers. — [2]) Theolog, der ſpätere Gatte von Uhlands Schweſter Luiſe (ſ. Seite 124). — [3]) Bergrat Wepfer wohnte bei dem Buchhalter der Schuldenzahlungskaſſe Eiſenbach, Ecke der Kanzlei- u. Calwerſtraße, wo U. am 11. Auguſt einzog (ſ. u.).

IV.

Advokatur in Stuttgart. Kampf um das alte Recht.

Mai 1814 bis Juni 1819.

Geſchäftsverbindung mit Prokurator Schott. Wohnungen: ſeit Auguſt 1814 bei Buchhalter Eiſenbach, Ecke der Kanzlei- und Calwerſtraße, Auguſt 1816 ganz kurz bei Hoffmann in der Hirſchgaſſe, dann bei Weiſſer-Uhlands am Marktplatz, ſeit November 1817 bei Roſers in der Schloßſtraße. Knappſcher Muſikkranz. Ottoſcher Kranz. Bei Roſers; Emma, erſtmals erwähnt 15. Dezember 1814. Feuerbach, Gaisburg ꝛc. Tübingen — Eltern, Wangenheim, Schwab ꝛc. Haiterbach — Schweſter und Schwager. Neue Freunde. Reiſen nach Welzheim und Gaildorf (Kerners, Preſcher), Heilbronn (Mayers), Heidelberg (Boiſſerée, Winter ꝛc.), Wallerſtein, Karlsruhe (Varnhagen). Nachrichten aus dem Krieg, Gedanke an Beteiligung. Altdeutſche Sagen. Verkehr mit den Landtagsabgeordneten, eifrige Beſchäftigung mit den ſtändiſchen Angelegenheiten. Abſchreiben und Zuſammenſtellen der Gedichte, Cotta übernimmt den Verlag.

Rückert in Stuttgart Januar 1816 bis Mai 1817. Vaterländiſche Gedichte. Herzog Ernſt. Ludwig der Baier. Dramatiſche Entwürfe. Vorarbeiten zu Walther von der Vogelweide. Suchen einer Anſtellung daheim und draußen. Endlich ſeiner Liebe ſicher.

Gedichte. Auf K. Gangloffs Tod. Unſtern. Sillenbuch. Auf das Kind eines Dichters. Die Götter des Alterthums. Gloſſe. Hans und Grete. Lied vom langen Rocke. Auf Cleß's Hochzeit. Liebesklagen 2: Der Jäger. Schattenlied. Sängerliebe: Dante, Durand, Rüdell. Der blinde König. Gloſſe: Eines ſchickt ſich 2c. Captatio benevolentiae. Vorwort zu den Gedichten. An ein Kind. Sonett auf Spindelmanns (Weiſſers) Sonette. Fortunat. Lied von Annele u. Urſele. Romanzen vom bunten Pferd. Die Zechbrüder. Des Sängers Fluch. Schwäbiſche Kunde. Frühlingsfeier. Die Bildſäule des Bacchus. — 1815. Ach daß die Liebe Herzen bricht. Frühlingsritt. Die Mähderin. Romanze vom Rezenſenten. Bedenklichkeiten eines Liebesdichters (Der mißgelaunte Liebesdichter). Des Sängers Wiederkehr. Graf Eberhard der Rauſchebart. Bildungsreiſe. Reim zum Geburtstagsgeſchenk für die Schweſter. Auf den 18. Oktober. Lob des Liedes. — 1816. Lückenbüßer. Das Rothhemd. Gedicht für den Fürſten von Hohenlohe. Tenzon (Sängerſtreit). Romanzen-Tenzon (Wettgeſang). An die Bundſchmecker. Das alte gute Recht. Trinklied (Wir ſind nicht mehr). Sonett auf entlehnte Gedichte. Sonett auf G. Schwabs Socken. Mailied, Klage, Rechtfertigung. Bitte an die geiſtlichen Dichter. Der Nordlinger Wachtelkrieg. Das taubſtumme Kind. Würtemberg. Morgenlied. Geſpräch. An die Volksvertreter. Die neue Muſe. Andere Zeiten. Das neue Märchen. Ausſicht. An die Mutter. An die Mädchen. (Blücher.) Wehmutſänger. Apfelbäume. Der Schenk von Limburg. Auf den 18. Oktober. Auf einen verhungerten Dichter. Schwindelhaber. Hausrecht. Das Herz für unſer Volk. Narziß. Verſpätetes Hochzeitgedicht. Der Wundermann. Neujahrswunſch. — 1817. Das papierne Recht. An die deutſche Sprachgeſellſchaft. An die Landſtände. Gebet eines Würtembergers. Nachruf. — 1818. Hochzeitgedicht. Auf der Roſerin Geburtstag. Auf Oncles in Feuerbach Geburtstag. — 1819. Auf den Tod der Königin Catharina. Der Ungenannten.

Dramatiſches. 1814. Normänniſche Sitte.

17. Spaniſche Romanzen von Bernardo del Carpio abgeſchrieben. Goethes Leben. Nach Feuerbach.

19. Himmelfahrtsfeſt. Beſchäftigung mit meinen Gedichten. Zerbino. Nachricht durch Hiemer von Gangloffs Tode. Goethe. Mit Roſer, Jäger u. A. Köſtlin nach Sillenbuch, wohin die Diehmiſche Geſellſchaft vorangegangen. Unterwegs im Wald Entwurf zweier Sonette auf Gangloffs Tod. In Sillenbuch Extraprobatoren [1])-Geſellſchaft im Freien. Weiterer Gang nach Rohracker u. Einkehr daſelbſt mit Roſer, Mühlberger [2]), Schwegler [3]) ꝛc. Zu Hauſe das dritte Sonett auf Gangloff von der Hermannsſchlacht entworfen.

20. Gang aufs Bureau, wohin ich beſchieden worden; wie es mir nach u. nach klar wurde, daß ich wieder daſelbſt arbeiten ſollte. Viſite beim Miniſter, welcher meinen Wiedereintritt auf das Bureau verlangte. Peinliche Lage. Männergeſellſchaft in Laſtings Garten. Schatten.

21. Schreiben an den Miniſter. Beſuch von Roſer wegen meiner Angelegenheit. Tafingerſcher Maientag auf der Silberburg.

22. Sonntag. Parthie nach Sillenbuch mit den Ottoſchen, Amalie Batz, Julie, Harpprechts ꝛc. Gewitterregen u. ſchwieriger Weg auf der Heimkehr. Schatten.

23. Rückkehr des erſten Regiments aus dem Felde. Zu Schott, Anknüpfung des Geſchäftsverhältniſſes mit ihm. Aktenleſung bis 7 Uhr, Beruhigung durch die Arbeit. Schatten.

25. Arbeit an der erſten Prozeßſchrift. Brief an die Eltern, worin ich ihnen meine letzten Schickſale berichtete.

---

[1]) Rechnungsbeamte. — [2]) Redakteur der Hofzeitung. — [3]) Hofmuſikus.

Nach Häslich: Köſtlin[1]) Stadtdirektionsarzt. Wie wir uns dieſen Tag feſtſetzten, um an demſelben übers Jahr zurückzudenken, was ſich ſeitdem in unſer aller Schickſal geändert hätte.

27. Juridiſches. Die erſte Schrift an Schott abgegeben. Theater, neue Oper von Schwegler: Der Sklavenhändler. Schatten.

28. Faktum in der Halberſtadtiſchen Sache aufgeſetzt. Umtrieb wegen gedachter Sache. Häslich. Diehm.

29. Pfingſtfeſt. Gang mit Roſer, Spittler ꝛc. über Untertürkheim u. Uhlbach, wo wir luſtig frühſtückten, zur Catharinenlinde. Wie Spittler geſucht u. im Walde gefunden wurde. Hinabſteigen über Rudern nach Obertürkheim. Am Ausgang von Rudern herrlicher Durchblick zwiſchen den Bäumen auf den Neckar. Mittageſſen in Obertürkheim. Geſang, Rückweg im Regen. Angetroffenes Schreiben von Piſtorius mit Entlaſſungsdecret.

30. Pfingſtmontag. An die Eltern. Canſtadt, Geſang der Handwerksburſche bei Seiler. Schatten.

31. Abſendung der Klage gegen Halberſtadt. Fouqués Erzählungen. Häslich. Diehm.

Juni.

1. Ausführung der 3 Sonette auf Gangloffs Tod. Gang zum Canſtadter Maientag. Rückweg allein zwiſchen 11 u. 12 Uhr, warme Mondnacht.

2. Brief vom Vater wegen des Exhibitums um eine Procuratur. Juridiſches. Erſte griechiſche Stunde in Schotts Garten. Fouqué. Diehm.

3. Neuaufgefaßte Idee u. angefangene Ausführung der Romanze von Unſtern. Theater. Schatten.

4. Nachricht vom Abſchluß des Friedens. An der Ro-

---

[1]) Heinrich.

manze von Unſtern gearbeitet. Fouqué. Griechiſche Stunde mit Schott bei mir. Nach Feuerbach.

5. Sonntag. Orgelſpiel während des Abendmahls. Chateaubriands Reiſe.

6. Juridiſches. Beendigung der Romanze von Unſtern. Griechiſche Stunde. Schatten.

8. Abſchrift des Exhibiti um eine Procuratur. Aktenleſung. Griechiſche Stunde. Diehm.

9. Brief von Löben aus Heidelberg mit Gedichten. Aktenleſen. Entwurf des Sonetts von Sillenbuch[1], nach einem früher aufgefaßten Bilde[2]. Griechiſche Stunde.

10. Mit Schott u. Hermann Gmelin nach Plieningen über Eßlingen, Scharnhauſen. Leſen im Horaz, während Schott auf dem Rathhaus war, dann Spaziergang mit ihm in den Hohenheimer Anlagen u. auf die Terraſſe. Mittageſſen in Plieningen mit dem Amtsoberamtmann Breuning, Hermann u. den Schultheißen. Rückfahrt mit Hermann, deſſen Pferd Schott ritt. Theater: Die Geiſterinſel[3]) mit Mad. Schott. Schatten.

11. Vormittags das früher entworfene Gedicht: Auf das Kind eines Dichters[4]) ausgeführt. Griechiſche Stunde in Schotts Garten. Bei Mandelsloh, der die rothen Flecken bekommen. Häslich. Diehm.

12. Sonntag. Gang zum Canſtadter Sauerbronnen mit Schott u. Wepfer, Beſichtigung der Anlagen[5]). Abſchiedsviſiten bei den Oberjuſtizräthen. Aktenleſen. Goethes Leben.

13. Juridiſches. Muſeum: Fouqués Erzählung Violante. Neues Auffaſſen der Romanze vom zerſtörten Königsſchloß, der Serenade. Schatten, die aus dem Feld wiederangekommenen Göriz, Ströhlin ꝛc.

15. Juridiſches. Fouqués Erzählung: Das Opfer.

---

[1]) Verloren? — [2]) 19. Sept. 1813? — [3]) Oper von Zumſteeg. — [4]) Siehe 9. Dez 1813. — [5]) Welche damals „ein dankbarer Kurgaſt“, Hofrat Sick aus Stuttgart, machen ließ.

Neuaufgefaßte Idee der Dichtung von der normänniſchen Sitte als Drama, angefangene Ausführung[1]. Gaisburg.

16. Auf die Bibliothek wegen ruſſiſchen Geſetzbuchs. Aktenleſen. Verdächtige Umſtände wegen Maler Weckherlins[2] Entfernung, welche nachher durch die in ſeinem Zimmer vorgefundenen Schriften zur Gewißheit wurden. Badgarten. Diehm, wohin Hiemer die Beſtätigung brachte, daß der bei Berg vorgefundene Leichnam Weckherlins ſey.

17. Juridiſches. Silberburg. Ball bei Mlle. Hopfengärtner[3] bis Morgens nach 5 Uhr.

18. Fahrt nach Tübingen mit Harpprecht, Cleß u. ſeiner Braut[4]. Einkehr in Waldenbuch, Kirchweihkuchen.

19. Sonntag. Beſuche oben, bei Kolle, bei Wangenheim, der mir die Einrückung meiner Sonette auf Gangloff mit einer biographiſchen Skizze ins Modejournal vorſchlug. Schloßwall. Gang ins Kloſter[5] zum Mittageſſen mit Cleß u. den beiden Louiſen[6]. Ankunft in Stuttgart 9 Uhr.

20. Juridiſches. Brief an Mayer[7] wegen Gangloffs. Griechiſche Stunde bei Schott. Knapp. Schatten.

24. Beſuch von Schwab, gegenſeitige Mittheilung unſrer neuſten Gedichte. Angefangene Anordnung meiner Gedichte zur Abſchrift. Das Epigramm: Die Götter des Alterthums gemacht, nach einer etwas früheren Idee. Theater.

25. Idee zu einer neuen Gloſſe. Canſtadt. Diehm. Ausführung eines Theils der Gloſſe.

26. Sonntag. Beendigung der Gloſſe. Canſtadt.

28. Juridiſches. Das kleine Gedicht Hans u. Grete gemacht. Akten von Mayer. Muſeum: Goethes Leben. Griechiſche Stunde bei Schott. Beſuch bei Knapp, den ich um

---

[1] Siehe 1815 Febr. 14. — [2] Porträtmaler, Seite 113. — [3] Hausbeſitzerin am Poſtplatz. — [4] Ge. Phil., med. Dr., 1786 bis 1860. Die Braut, Luiſe Harpprecht, Uhlands Verwandte. — [5] Stift (theologiſches Seminar). — [6] Schweſter und Baſchen Harpprecht. — [7] Karl Mayer, Vetter Gangloffs; der Brief M. II, 23.

die Compoſition des Schwabſchen Commerſchgebets[1]) erſuchte. Bei Schäfer mit Schwab u. A. Köſtlin, Geſpräch von Sonetten u. Gloſſen. Diehm.

Juli.

1. Juridiſches. Griechiſche Stunde bei Schott. Schatten, Fleiſchmann; Köſtlin ſich als Bräutigam[2]) ankündigend.

2. Advokatenkranz auf der Silberburg. Das Lied vom langen Rocke[3]). Diehm.

3. Sonntag. Juridiſches. Bei Knapp, wo von Häſer u. Grieſinger geſungen wurde. Nach Häslich mit den Ottoſchen, Köſtlin, Batz ꝛc. Spiel u. Geſang im Garten. Verſtimmung, einſames Heimgehn. Diehm.

4. Brief vom Vater mit dem Concept einer unmittelbaren Eingabe wegen der Procuratur[4]). Schatten.

5. Gang nach Feuerbach, Oncle im Garten, Roſenblüthe.

6. Brief an die Eltern. Im Garten mit Oncle, die Bienen, die Blumen. Die Störche. Wohlthätiges Gefühl der Natur. Nachmittags eingerichtetes Jagen[5]) auf der Schlotwieſe. Abends Rückkehr nach Stuttgart. Schatten.

8. Erſte Badfahrt[6]) mit Schott, Roſer ꝛc. Schatten.

9. Beſuch von Roſer mit der Nachricht von der erledigten Regierungs-Secretärsſtelle. Badfahrt. Diehm.

10. Sonntag. Morgens ½6 Uhr zum Canſtadter Sauerbronnen mit Schott, Roſer, A. Köſtlin ꝛc. Das Madchen, das, auf einem Maulbeerbaume ſitzend u. von den Blättern verſteckt, wie ein Zaubervogel in dem Mährchen uns das Schickſal des Tages ſang. Nach Obertürkheim, Bad von der Inſel aus. Weiterer Marſch nach Uhlbach. Gang in das enge

---

[1]) Steht in Schwabs Gedichten 1. Aufl. 1828 als „Tiſchgebet" (1813): Du haſt uns aufgeſetzet Von deinem guten Wein.

[2]) Heinrich Köſtlin und Mathilde Otto.

[3]) Vgl. 11. Dez. 1810. Oder 22. Aug. 1813?

[4]) Vgl. Leben 103.

[5]) Vgl. Wagner, Geſch. d. württ. Jagdweſens S. 314 ff. Schlotwieſe, wo jetzt das Dorf Kornthal.

[6]) Nach Berg, in den Neckar.

Erlenthal zu einer Quelle des Bachs. Mittageſſen. Ankunft der übrigen Geſellſchaft. Verdrießliche Unentſchloſſenheit, endlich Abmarſch auf den Rothen Berg: Beſteigung des Altans, dann luſtiges Gelag u. Geſang auf der Baſtei. Mondartige Sonne. Rückkehr der Fahrenden nach Uhlbach. Heimkehr nach Stuttgart mit Roſer u. A. Köſtlin. Diehm.

11. Exhibitum um die erledigte Regierungsſecretärsſtelle. Abreiſe des geſtern Nachts angekommenen Kronprinzen unter großem Jubel, wozu ich aber zu ſpät kam. Gang zum Miniſter Reiſchach[1] u. Eingabe des Exhibitums. An die Eltern. Badfahrt. Schatten.

13. Feſtlicher Einzug des Kronprinzen. Illumination. Nachtmuſik.

15. Viſiten bei den Staatsräthen Wächter u. Bühler, tröſtliche Verſicherungen. Theater mit der Schweſter: Entführung aus dem Serail. Schatten.

16. Aktenleſen. Entwurf u. angefangene Ausarbeitung eines Gedichts auf Cleß' künftige Hochzeit[2]. Verlorner Commodeſchlüſſel. Griechiſche Stunde bei Schott. Diehm.

17. Sonntag. Regen. Juridiſches. Die Romanze: Als ich einſtmals in den Wäldern[3] beendigt. Goethes Leben. Diehm mit Roſer, Mandelsloh, Heigelin, A. Köſtlin, Morff[4], Günzler, Louis Gmelin ꝛc.: dieſer Hund raucht einen ſchlechten Taback.

18. Bei Knapp, Melodie des Schwäbiſchen Commerſchgebets; mit Knapp in den Anlagen. Schatten.

19. Beſuch von der Schweſter u. von Stud. Meyer[5]. Mit Cleß u. ſeiner Braut u. der Schweſter in die Menagerie; Nachteſſen mit ihnen u. Harpprechts auf der Silberburg.

22. Juridiſches. Theater mit der Schweſter: Julius

---

[1] Graf v. Reiſchach, Miniſter des Innern. — [2] Siehe 18. Juni. — [3] In den Gedichten: Liebesklagen. 2. Der Jäger. — [4] Gottlob Wilh. Morff, Bildnismaler, 1771—1857. — [5] Siehe 14. Mai.

von Tarent. Schatten, Commerſch, Schwabs Commerſchgebet[1]) zum erſtenmal.

23. Vormittags das Schattenlied[2]) gemacht. Griechiſche Stunde mit Schott. Brief von Mayer mit Akten u. dem ſchönen Aufſatz über Gangloff[3]). Berg. Diehm.

24. Sonntag. Einige Strophen zu der Romanze von Dante. Haslich im Garten. Diehm.

26. Schreiben an den Miniſter wegen des Strafgeſetzes aufgeſetzt. Schlußſtein zu der Romanze von Dante. Griechiſche Stunde bei Schott, Nachricht von der Beſetzung der Oberregierungs-Secretärsſtelle durch Klett[4]). Badfahrt. Diehm.

27. Vormittags die Romanze Durand gemacht, wozu mich die Muſe durch vergebliches Warten auf Akten veranlaßte. Nachmittags Einiges zu der Romanze von Rüdell.

30. Hitze. Badfahrt. Schattenfeſt. Abreiſe Mandelslohs.

31. Sonntag. Hitze. Petrarka. Silberburg. Diehm.

Auguſt.

3. Beſchäftigung mit dem Schreiben an den Miniſter. Aktenleſen. Badfahrt. Schatten.

4. Durchſicht u. Reinſchrift des Schreibens an den Miniſter. Muſeum: Goethes Wahrheit u. Dichtung 3. Band beendigt. Badfahrt. Diehm.

5. Wilkinaſaga. Juridiſches. Wiederauffaſſung der Ballade vom blinden König. Die Romanze: Sängerliebe beendigt. Theater: Die Schweizerfamilie. Schatten.

7. Sonntag. Vormittags Bad in Berg. Wilkinaſaga, die vortreffliche Mähre von Wieland, Luſt ſolche in Balladen zu bearbeiten. Nachmittags Idee zu einer Sammlung von

---

[1]) S. 28. Juni und 18. Juli. — [2]) Abgedruckt bei Notter 149 und Leben 93 — [3]) Vgl. Mayer II, 23 ff. — [4]) Vormaliger Oberauditor, der „allerdings dringende Titel für ſich hatte". M. II, 26.

Bearbeitungen der anziehendſten alten Sagen. Silberburg. Häslich. Diehm.

8. Juridiſches. Uebergabe des Schreibens an den Miniſter. Bei Schwabs. Wilkinaſaga. Badfahrt. Schatten.

9. Brief vom Vater mit der Nachricht von der geſchehenen unmittelbaren Eingabe wegen einer Procuratorſtelle[1].

11. Wilkinaſaga. Muſeum: De l'Allemagne par Me. Staël. Einzug bei Eiſenbach[2]. Bad. Badgarten. Diehm.

12. Wilkinaſaga, beſonders von den Wappen der Helden, daraus gefaßte Idee zu einem Gedicht von Dietrich von Bern u. ſeinen Geſellen. Bad mit Schott, Roſer, Schmelzle. Schatten.

13. Brief von Fouqué[3] mit Coſakenliedern. Abendgeſellſchaft bei Tante Stäudlin, Declamation der Bürger.

14. Sonntag. Waſſerparthie nach Mühlhauſen, Rückweg von Canſtadt allein.

15. Einſchrift der Liebesklagen u. Sängerliebe.

16. Beſuch von H. Gmelin: daß Cotta meine Gedichte in Verlag nehmen wolle. Beendigte Einſchrift der Gedichte.

18. Aktenleſen. Angefangenes Zuſammenſchreiben meiner Gedichte. Badgarten. Diehm.

19. Klarer, ſonniger Tag. Fahrt nach Tubingen mit Mayer u. ſeiner Schweſter Jette[4]. Leſung meiner neueſten Gedichte in Waidenbuch. Beſteigung des Tubinger Schloſſes. Wie Wangenheim mich zu ſich hinaufrief u. mir mehrere von Raimars[5] Deutſchen Gedichten vorlas. Abfahrt der Schweizerreiſenden[6] u. Begleitung mit der Schweſter bis zum neuen

---

[1] S. 4. Juli. — [2] S. 16. Mai. — [3] Er dankt für die trefflichen Gaben zum Taſchenbuch (ſ. 20. März), beſonders den Coucy; fordert den „hochbegabten Dichter" auf, eine Sammlung ſeiner Gedichte herauszugeben. (Schon 1812 Dez. 5 hatte Fouqué geſchrieben: Sie ſind mir ein ſo lieber herrlicher Dichter im beſten Sinn des Wortes, ein Dichter, von dem verſtanden zu werden, meinen Stolz und meine Erquickung ausmachen hilft. — [4] Später verehlichten Pfarrerin Drück. — [5] Rückerts. — [6] K. Mayers und ſeiner Schweſter. Mayer II, 28.

Wirthshaus. Rückweg über Derendingen u. die Allee, wo Muſik war. Beſuch von Schwab, Meyer u. Oſiander.

20. Raimars deutſche Gedichte geleſen. Krone. Nach dem Nachteſſen Leſen in Goethes Gedichten. Idee zu einer Gloſſe über das Thema: Eines ſchickt ſich nicht für alle. Ausführung dieſer Idee theils noch in der Nacht, größtentheils aber in der Frühe des folgenden Tags.

21. Sonntag. Goethes Gedichte. Bei Wangenheim. Abends Krone mit Schwab u. Meyer.

22. Fouqués neue Erzählungen. Abreiſe. Nichteinkehr.

23. 24. Abſchrift der Gedichte. Häslich. Diehm.

25. Abſchrift. Epigramm: Captatio benevolentiae[1]. Nach Feuerbach durch den Wald.

27. Rückkehr. Abſchrift. Diehm.

28. Sonntag. Regen. Abſchrift der Sonette. Abends Entwurf des Prologs zu meinen Gedichten u. Ausführung bis auf den letzten Vers. Dazwiſchen hinein bei Diehm.

29. Beendigung des Prologs. Abſchrift. Schatten.

30. Juridiſches u. Abſchrift. Wilkinaſaga. Diehm.

September.

1. Abreiſe nach Welzheim, heitres Wetter, Begleitung von Schott durch die Anlagen. Einkehr in Waiblingen u. Haubersbronn. Auf der Welzheimer Höhe ſeltſame Begegnung des Garniſonspredigers Dillen[2], der nach Welzheim zu gehen meinte, dann aber mit mir umkehrte. Nichtantreffen Kerners, der in Backnang war. Marie[3].

2. Leſen in Kerners Korreſpondenz. Kerners Ankunft. Spaziergang nach Alfdorf, von wo Dillen nach Gmünd zurückkehrte. Der Exclamations-Pfarrer. Gang in den Schloßgarten, in die Kirche. Rückkehr nach Welzheim, Rickele zu Pferd.

---

[1] Verloren? — [2] Dillenius in Gmünd. — [3] Kerners älteſtes Kind, geb. im Dezbr. 1813.

3. Kälte. Zu Haus. Preſchers Altgermanien, die hohenſtaufiſchen Merkwürdigkeiten.

4. Sonntag. Gang u. respective Ritt nach Gſchwend. Die Linde des Teſchenhofs. Pfarrer Preſcher[1]), ſeine warme Alterthumsliebe, ſeine Bilder, geiſtliche u. andre Gedichte. Rückweg über den Hagberg, wohin uns Preſcher führte.

5. Gang über Lorch, Lenglingen u. Hohenſtaufen, wo ich einkehrte, auf den Hohenſtaufer Berg. Ankunft nach Mittag, herrliche Ausſicht, im Herabſteigen Leſen eines alten Lieds im Seckendorfiſchen Almanach. Beſichtigung der Dorfkirche, wo das Kaiſerbild übertüncht war. Gang auf den Rechberg. Rührung durch die Erinnerung der alten Zeit. Der Hohenſtaufen wie eine Sphinx. Regen. Alterthümlichkeit des Rechberger Schloſſes. Bier im Pfarrhaus, wo ich den Regen verpaßte. Gang nach Gmünd, wo ich auf der Poſt Quartier nahm. Launige, katholiſch-charakteriſtiſche Erzählungen eines Doktors[2]).

6. Beſuch von Dillen, mit ihm Beſichtigung der Kirchen, Beſteigung des mit der äußerſten Geſchmackloſigkeit geiſtlich aufgeputzten St. Salvatorbergs. Regen. Bier in einem Gartenſaal, vertrauliches Geſpräch. Mittageſſen auf der Poſt mit Dillen, Ankunft des Auditors Schickardt[3]). Rückkehr im beſtändigen Regen über Lorch nach Welzheim.

7. Regneriſch. Kerners Gedicht von der Roſe von Ettiswyl. Ritt auf den Haghof, würziger Wein, Glockenſpiel. Beſuch beim Amtſchreiber.

8. Regneriſch. Abends Spaziergang zu den Anlagen um eine Eiche. Beſuch beim Apotheker.

9. Regen. 10. Ritt nach Lorch im Regen. Beſichtigung der Kloſterkirche. Mittageſſen in der Sonne, der Clavierſpieler. Beſuch in der Oberamtei. Auf dem Rückweg Be-

---

[1]) Verdienter Geſchichts- und Altertumsforſcher, 1749 bis 1827. Vgl. Mayer II, 56. — [2]) Des Satirikers Dr. Keringer, geſt. 1829. — [3]) Bruder des oftgenannten Freundes von U.; der Vater war Pfarrer in Lorch.

trachtung der Gemälde der verreiſten Cameralverwalterin[1]). Einkehr auf dem Haghof. Vermeinter Verluſt des Beutels.

11. Sonntag. Regneriſch. Kerners Ausritt nach dem Lettenhof, wo ein Mädchen ſich am Hirtenfeuer verbrannt u. daran ſtarb. Nachmittags Schoppen im Hirſch mit der Welzheimer Honoratiorenſchaft. Abends des Scribenten Fabers Vorleſung ſeines Luſtſpiels von den Liebhabern der Wirthstochter: Mein Herr iſt in Melancholie verſunken, er iſt ſeit anderthalb Stunden in keine Geſellſchaft mehr gegangen.

12. Vormittags gegen 9 Uhr Abreiſe von Welzheim. Begleitung von Kerner eine Strecke weit. Auf dem Wege gegen Schorndorf Entwurf u. Ausführung einer weitern (der 4ten) Strophe zum Vorwort. Zwiſchen Schorndorf u. Waiblingen Idee zu einem Gedicht von der Heimkehr des Sängers vom Gebürge. Einkehr in Waiblingen. — Angenehmer Abend zur Rückkehr nach Stuttgart. Brief an die Eltern wegen der Procuratur[2]). Muſeum. Diehm.

13. Entwurf u. Ausführung des Gedichts: An ein Kind[3]). Gang zu Piſtorius wegen der Procuratur. Monitorium deshalb ꝛc., Viſite bei Neurath[4]). Abſchrift. Diehm.

14. Abſchrift. Beſchäftigung mit der 4ten Strophe des Vorworts. Muſeum, Staël. Diehm.

16. Abſchrift. Gedanke zu einem Gedicht auf den Hohenſtaufen. Spaziergang auf die Weinſteig, glühender Abendhimmel. Schatten.

17. Abſchrift. Schweizer Müller bei Tiſch, Nachricht, daß Cotta nach Wien verreist ſey[5]). Sonett auf Spindel-

---

[1]) Neuffer, ſ. Mayer II, 20. — [2]) Leben Seite 103. — [3]) Marie Kerner Seite 141. — [4]) Conſt. Franz v. N., Geh. Rat geſt. als Juſtizminiſter 1817. — [5]) An die Eltern 23. Sept.: Dannecker u. Cotta ſind auch nach Wien gereiſt, erſterer wegen eines zu errichtenden Denkmals auf die Leipziger Schlacht, letzterer, wie man ſagt, um in Gemeinſchaft mit Bertuch von Weimar, aus Auftrag der übrigen Buchhändlerſchaft, wegen Aufhebung des Nachdrucks u. anderer Buchhändler-Angelegenheiten Verſuche zu machen.

manns Sonett[1]. Weinſteig. Nachteſſen bei Jäger mit Braut- u. Eheleuten.

18. Sonntag. Herrliches Wetter. Beendigte Abſchrift der Gedichte. Bei Knapp im neuen Logis in der Hauptſtadter Straße, Kellers Vortrag meiner Wanderlieder. Brief an Kerner[2]. Muſeum. Diehm.

19. Durchleſung der Gedichte. Nach Feuerbach.

20. Wilkinaſaga. Muſeum: Fragment aus Fouqués Corona. Diehm.

21. Durchleſung der Gedichte. Wilkinaſaga. Aerger über Johanns Ausbleiben. Gang nach Feuerbach, Mahlzeit zur Feier des morgigen Geburtstags des Oncles, Peterſen, Haug, Dr. Erhard[3], Geiſtliche, Profeſſorin Druck[4]. Diſpute über die Offenbarung ꝛc. Heimweg über die Chauſſee, Fuhren Peterſens[5]. Muſeum. Diehm.

23. Beendigte Durchleſung der Gedichte u. Fertigung des Regiſters. Beſuch von Schwab, der nun hier bleibt.

24. Wiederaufgefaßte Idee zu Bearbeitung des Fortunats, aber als erzählendes Gedicht; Leſen des Volksbuchs[6]. Mit Roſer u. ſeiner Braut nach Haslich.

---

[1] „Die Bekehrung zum Sonett." (Spindelmann = Fr. Weiſſer.) — [2] Mit dem Gedicht an ſein Kind (ſ. 13. Sept.) und einem in der Gedichtſammlung weggelaſſenen Eingang. Notter, Uhland 160. — [3] Kanzleiadvokat, Beſitzer der Metzlerſchen Buchhandlung. — [4] K. Mayers Schwiegermutter. — [5] Dem wohl der Wein des Pfarrherrn zugeſetzt hatte. — [6] Von Fortunat und ſeinem Wünſchhut und immer vollen Seckel; von 1509—1787 in vielen Ausgaben gedruckt. In Hollands Sammlung findet ſich Folgendes:

Bei der Handſchrift des Gedichts (die Handſchrift enthält nicht mehr als der Druck) lag ein Octavblättchen, auf welchem ohne Ueberſchrift Folgendes, wol der Plan der Dichtung, ſteht:

1. Ausfahrt u. Abenteuer bei dem Grafen von Flandern.
2. Hieronymus Robertus.
3. Erlangung des Seckels. Leopoldus. Der diebiſche Wirth in Conſtantinopel u. die Ausſteuer.
4. Heimkunft nach Famaguſta. Auswahl der Braut. Hochzeit. Leopoldi Zurückziehn.

25. Sonntag. Nachſinnen über die Bearbeitung des Fortunat u. Erfaſſung der beiden erſten Bücher bis zur Flucht von Conſtantinopel, beſonders Pyramus u. Thisbe. Abends über die Silberburg nach Häslich, Rückkehr im Mondſchein.

26. Angefangene Bearbeitung des Fortunat.

27. Fortunat. Beſuch von Schwab, der mir von ſeinen älteren Gedichten vorlas, ich ihm dagegen was ich am Fortunat gemacht. Diehm.

28. Die Rede der Fortuna gedichtet. Shakſpeares Sommernachtstraum angefangen. Nachteſſen bei Cleß mit Eh- u. Brautleuten.

29. Shakſpeare. H. Gmelins Abhandlung von den Nullitäten. Oper: Telemach, zur Feier des Geburtstags der Königin. Diehm.

30. Sommernachtstraum. Fortunat. Muſeum: Recenſion des Dichterwalds, auch des Stucks der Muſen mit den Ueberſetzungen, in der Wiener Literaturzeitung. Schatten.

Oktober.

1.—3. Aktenleſen. Diehm.

4. Aktenleſen. Nach Feuerbach.

---

5. Die beiden Knaben. Fortunats Wieder-Ausfahrt. Entführung des Wünſchhütleins. Fortunats u. Caſſandras Tod.

6. Andoloſoſias (!) Ausfahrt. Abenteuer mit Agrippina. Verluſt des Seckels durch ſie. Rückkehr nach Famaguſta.

7. Wie Andoloſia (!) mittelſt des Wünſchhütles die Prinzeſſin entführt, aber auch dieſes verliert. Seine Verzweiflung in der Wüſte.

8. Belehrung durch den Einſiedler. Die Hörner. Abermalige Entführung Agrippinas. Agrippina ins Kloſter gebracht. Andaloſias (!) Rückkehr nach Famaguſta.

9. Wie Andaloſ. (!) ſie wieder abholt, damit ſie dem Sohn des Königs von Cypern vermählt wird. Andaloſ. Gefangenſchaft. Der Brüder Tod. Rache

Auf der Rückſeite des Blättchens:

3. Erlangung des Seckels. Die Glashütte.
4. Leopold.
5. Conſtantinopel.
6. Das Fegfeuer.

5. Shakſpeares Romeo u. Julia.

6. Juridiſches. Griechiſche Stunde bei Schott, Oedipus Rex angefangen. Erſter Kranz bei Knapp: Häſer, Schickardt, Malté[1], Piſtorius, Finckh, Scheid[2], Grieſinger[3], Keller, Zeller.

10. Gang nach Plieningen mit Spittler. Vorſtand vor dem Oberamtsgericht. Mittageſſen mit Grieſinger[4], Hermann[5] u. den Schultheißen. Umhergehn in den Hohenheimer Anlagen. Herzog Karls Grabſtein. Muſeum. Diehm.

11. Brief von Mayer aus Ulm, Aufforderung nach Welzheim zu kommen. Cottaiſcher Almanach. Juridiſches. Schott.

12. Milderes Wetter. Reiſe nach Welzheim. Mittageſſen in Schorndorf, Zuſammentreffen mit Mayer u. Jette[6]. Unbehaglichkeit.

13. Spaziergang auf den Haghof, Rückkehr bei Fackelſchein. Ueberraſchende Nachricht, daß General Kerners angekommen, Nachteſſen mit dieſen.

14. Abreiſe von Welzheim mit Mayer u. Jette. Geſpräch von Tiecks Phantaſus ꝛc. Vergeblicher Wunſch, noch in Knapps Maler[7], die heute zum erſtenmale gegeben wurden, zu kommen. Schatten.

16. Sonntag. Romeo. Ausbleiben des Johann. Beſuch bei dem kranken Schott u. Beſtellung eines andern Bedienten. Beſuch von den beiden Mayer. Leſen in meinen Gedichten ꝛc. Diehm.

17. Milder Herbſttag. Romeo. Schwab mit ſeinem Gedicht auf die Leipziger Schlacht. Feierliche Erinnerung an dieſe Tage, wie Charfreitag. Begleitung Mayers u. ſeiner Schweſter, die beiden Hartmann[8] bis an den Bothnanger Berg: Schwab, der unterwegs verſchiedene ſeiner Gedichte herſagte, bis Bothnang. Entſchluß bis Leonberg mitzugehen.

---

[1] Violiniſt am Hoftheater. — [2] Präzeptor am Gymnaſium. — [3] Hofſänger. — [4] Amtsoberamtmann, Regierungsrat. — [5] Gmelin. — [6] S. 19. Auguſt. — [7] Oper. — [8] Die Mayerſchen Vetter Auguſt Hartmann, Staatsrat, und Heinrich H., Kammerrat bei der Steuerdirektion.

Herbſtliche Färbung der Wälder. Mittageſſen in Leonberg. Abſchied. Rückkehr über Bothnang. Erfreuliche Nachricht, daß Feuer auf der Feuerbacher Heide zu Stand kommen werden. Diehm.

18. Jahrestag der Leipziger Schlacht. Juridiſches. Beſuch von Schwab mit einem Sonett auf den heutigen Tag. Abends durch die Polizei verhinderte Feier des Jahrstags durch Anzünden der Feuer auf der Heide. Romeo beendigt. Mahlzeit im Schatten.

19. Juridiſches. Hamlet. Erſter Abend bei Hafner Uebelen mit Spittler, Profeſſor Uebelen u. Hierlinger. Das Lied von Annele und Urſele gemacht.

20. Juridiſches. Hamlet. Feuerwerk u. Ball auf der Silberburg. Nahende Geldnot.

23. Sonntag. Ueber Sillenbuch nach Rohracker, ſchlimmer Rückweg im Regen. Uebelen.

25. Juridiſches. Ausgehn wegen Kälte. Kranz bei Knapp. Der Jahreszeiten Herbſtheft von Finckh erhalten.

31. Geld vom Vater erhalten. Nachricht, daß Roſer heute getraut worden. Nach Feuerbach wegen einer Weinbeſtellung[1]. Muſeum: Hebels Hausfreund. Uebelen.

November.

1. Hamlet. Juridiſches. Probe für den Muſikkranz bei Föhr[2]. Stücke aus dem Bären. Bei Knapp mit Grieſinger.

2. Gang auf den Tutelarrath u. zu Prokurator Feuerlein. Aktenleſen. Bier bei Silber, wegen abhanden gekommener Laterne. Muſeum. Uebelen.

3. Regen. Holzkauf. Aktenleſen. Gang zu Jäger[3], wegen Oncles von Feuerbach. Kranz bei Knapp. Mozartſche Quartette.

---

[1] Für den Vater. — [2] Es gab einen Gaſtgeber F. zum Grünen Baum und einen Kaufmann F. — [3] Dem Arzt Georg J.

4. Warmer Tag. Aktenleſen. Beſuch bei Finckh im Schloß. Schatten.

6. Sonntag. Juridiſches. Spaziergang in den Anlagen. Finſtre Stimmung. Muſeum. Uebelen.

8. Juridiſches. Nach Feuerbach u. zurück. Griechiſche Stunde mit Schott. Muſeum. Uebelen.

10. Abends in Goethes Gedichten geleſen. Griechiſche Stunde mit Schott. Uebelen.

12. Kälte. Juridiſches. Mit Knapp in den Anlagen, in ihm erweckte Idee, Goethes untreuen Knaben zu componiren. Hamlet. Goethes Romanzen. Muſeum: Artikel in der Nürnberger Zeitung von der getäuſchten Mahderin, Bemerkung derſelben zur Bearbeitung als Romanze.

14. Juridiſches. Fouqués Frauentaſchenbuch gekauft, Aerger darüber[1]. Angefangenes Vorleſen des Don Carlos bei Schott. Uebelen.

15. Fouqués Almanach. Idee zu Bearbeitung der Erzählung du vair palefroy in Balladen, gemachter Anfang.

16. An den Romanzen vom bunten Pferd gearbeitet. Die Zueignung dieſer Romanzen an Fouqué gemacht. Theater: Axur. Uebelen.

17. An den Romanzen gearbeitet. Beſuch von Böcking (?) aus Saarbrück wegen ſeines Steinkohlenkaufs. Die Papiere in dieſer Sache geleſen. Kranz bei Knapp.

18. Aktenleſen. Griechiſche Stunde mit Schott. Muſeum: Staël. Schatten.

19. Beſuch von A. Köſtlin u. Schwab mit Briefen über Fouqué u. Rückert, auch Gedichten des letztern, von Wangenheim mitgetheilt. Bartholdys Tirolerkrieg. Griechiſche Stunde. Uebelen.

22. Juridiſches: Hamlet. Erſter Beſuch bei Roſers[2]. Spaziergang mit Roſer in den Anlagen. S. S. Uebelen.

---

[1] Vgl. Mayer II, 28. — [2] Erſter im neuen Hausſtand, ſ. 31. Oktober.

23. An die Eltern u. an Wangenheim. Wäſchpacken. Mittageſſen bei Roſers[1]. Don Carlos bei Schott.

24. Aktenleſen. Goethes Lieder. Fouqués beide Hauptleute. Kranz bei Knapp. Kranz bei Legationsrath Schott, Erwachen an beſtimmten Stimmen.

25. Das Gedicht von den Zechbrüdern entworfen u. angefangen[2]. Abends Beendigung im Rohen. Schatten.

26. Regen. Die Ballade ins Reine gebracht. Beſuch bei Knapp mit der Ballade. Fouqué. Don Carlos bei Schott. Nachteſſen bei Roſers.

27. Sonntag. Kopfſchmerz. Fouqué. Goethes Gedichte. Theater: Der Doktor u. der Apotheker. Uebelen.

28. Kopfſchmerz. Shakeſpeares Sturm. Vorſchlag von Zenneck[3] zu Uebernahme von Geſchäften auf dem Tutelarrath. Griech. Stunde mit Schott. Uebelen.

29. Aktenleſen. Brief von Kerner mit Briefen von Löben, Roſa u. Aſſur an ihn. Griech. Stunde. Uebelen.

Dezember.

1. Bauren-Audienz. Löbens Schrift über das Werk der Staël. Beſuch von Roſer. Kranz bei Knapp. Köſtlins Hochzeittag.

3. Angefangene Ausarbeitung der ſchon früher entworfenen[4] Ballade: Des Sängers Fluch. Die Ballade bis auf einiges beendigt. Vorleſung bei Schott, Kabale u. Liebe. Uebelen.

4. Sonntag. Die Ballade ins Reine gebracht. Theater.

5. Die Ballade: Der blinde König[5] umgearbeitet.

---

[1] „Auf bregelte Spatzen, mein Leibeſſen, eingeladen", wie er den Eltern ſchrieb. — [2] Vgl. 1813 Februar 18. Uhland an Rotter 1861: „ohne mir erinnerlichen Bezug auf ein Abenteuer der (Schatten-)Vereinsglieder ſelbſt." — [3] Beamter beim Kgl. Tutelarrat. — [4] Der eiferſüchtige König, Seite 3 (Keller 309). — [5] Vom Auguſt 1804.

Beſuch bei Roſers, wo Hofraths Piſtorius. Feuerleinſcher Familienkranz bei Piſtorius.

6. Früh die Schwäbiſche Kunde wieder[1]) aufgefaßt u. Vormittags dieſelbe ausgearbeitet. Schott, Kabale u. Liebe.

7. Das Gedicht Fruhlingsfeier[2]) wieder vorgefunden u. zugerüſtet. ·Shakeſpeares Sturm, Goethes Gedichte. Uebelen.

7. Schnee. Früh Idee zu dem Gedichte: Die Bildſäule des Bacchus. Vormittags Ausarbeitung. Abends Goethes Gedichte. Einige weitere Verſe zu dem heutigen Gedicht. Kranz bei Knapp.

9. Juridiſches. Goethes Gedichte. Schatten, wo Mandelsloh zum erſtenmal wieder ſeit ſeiner Zurückkunft von Lauſanne.

14. Juridiſches. Brief von Kerner. Bei Knapp. Theater: Rochus Pumpernikel. Uebelen.

15. Juridiſches. Beſuch bei Roſers, Spaziergang mit ihnen, Emma[3]) u. Elben nach Canſtadt zu Wergos, wo auch Piſtorius, Elbens, Conradis[4]). Frühlingsmäßiges Wetter. Kranz bei Knapp.

16. Juridiſches. In den Anlagen, ſchöner Abendhimmel. Goethes Römiſche Elegien. Schatten.

17. Juridiſches. Gang aufs Salzkomtoir. Leſen der Maria Stuart bei Schotts mit Sophie Schott, H. Gmelin,

---

[1]) Erſtmals im dramatiſchen Entwurf von Karl dem Großen in Jeruſalem. Keller 318. — [2]) Vgl. Seite 807 — [3]) Erſte, fortan unzählige Male wiederkehrende Nennung der nachmaligen Gattin, Emilie Viſcher („nur der Kürze wegen im Elternhauſe Emma genannt"). Vgl. Leben 165 ff. — [4]) Die Mutter von Emma Viſcher, Friederike Auguſte Emilie, geb. Feuerlein, vermählt 1795 mit Joh. Martin Viſcher, Kaufmann in Calw, 1803 mit dem Hofrat Joh. Aug. Ferd. Piſtorius, hatte 7 Schweſtern, verheiratet an Oberamtmann Heller in Liebenzell, Profeſſor und Redakteur des Schwäbiſchen Merkurs Elben in Stuttgart, Fabrikant Wergo in Cannſtatt, Kaufmann Conradi in Stuttgart, Finanzrat Jäger in Stuttgart und Ludwigsburg (in zweiter Ehe Pfarrer Hoffmann in Betzingen , den verwitweten Gatten der Schweſter: Piſtorius, Pfarrer Hoffmann in Betzingen (nach dem Tod der Jäger Hoffmann).

Morff. Geſang der Sophie u. ihrer Schweſter W.[1]). Nachteſſen daſelbſt.

18. Sonntag. Juridiſches. Goethes Alexis u. Dora. In den Anlagen, ſchöner blau u. röthlicher Himmel. Theater: Romeo u. Julia; Emma, Marſiſa, die ſchwarze Müllerin.

19. Juridiſches. Goethes Euphroſyne geleſen, dadurch veranlaßte Idee zu einer dramatiſchen Dichtung: Polyxena.

23. Abſchrift meiner 2 ältern nordiſchen Gedichte. Beſuch bei der ſchlafenden todesbleichen Nane[2]). Schnee. Schatten[3]) bei Roſer, Emma.

24. Unfrieds Anerbieten, mit ihm u. ſeiner Schweſter, L. Gmelins Braut, nach Tübingen zu fahren. Fahrt. Mittageſſen in Waldenbuch, luſtige Unterhaltung mit einem Stipendiaten[4]) von Studentengeſchichten. In Tübingen gegen 3 Uhr. Abends zu Hauſe.

25. Sonntag. Chriſttag. Im Cottaſchen Almanach geleſen. Abends Chriſtkind oben, Margot[5]).

26. Mit Kölle, Forſtner[6]) u. Profeſſor Gaab die Balinger Straße hinaus. Chriſtkind bei uns.

27. Reinſchrift der Gedichte. Muſeum, wo Wangenheim, ſein Erbieten, wegen meiner Gedichte an Cotta zu ſchreiben. Abends oben, Margot.

28. Reinſchrift. Kölle. Corona[7]) angefangen. Adler mit Kielmeyer[8]), Kölle, Dreſch, Ferd. Gmelin.

29. Beendigte Reinſchrift. Gedichte für den Schatten an Schott abgeſchickt. Beſuch von Meyer. Oben.

30. Beſuch bei Wangenheim, Hehlin, Knappin, Conz. Rückertſche Gedichte: Vorreiter Schill, Körners Geiſt ꝛc. von

---

[1]) Wilhelmine, 1797–1816. — [2]) Laſtin (Seite 113 ff.). — [3]) D. h. Schattengeſellſchaft. — [4]) Stiftler. — [5]) Baz. — [6]) ? Dem nachmaligen Landwirtſchaftsprofeſſor und Abgeordneten G. Ferd. v. F., 1765–1832. — [7]) Rittergedicht von Fouqué, Tübingen, Cotta 1814. — [8]) K. H. Kielmeyer, 1765–1844, der Naturforſcher, in Tübingen 1790–1814.

Wangenheim mitgetheilt. Ueberſendung meines Manuſcripts an Wangenheim. Abends bei Kaufmann Fleiſchmann.

31. Regneriſch. Wiederauffaſſung des Fortunats. Corona. Einladung durch Wangenheim in den Adler, Nachteſſen u. Punſch. S. S.

1815.

Januar.

1. Sonntag. Corona. Bei Fleiſchmann, Fues, Klozin, oben. Adler mit dem Vater, nach dem Nachteſſen Beſuch von den Oberen.

2. Beſuche bei Wangenheim ꝛc. Brief von Roſer wegen der Breſſandiſchen Praxis. Anweiſung von Hitzig wegen des Honorars vom Frauen-Almanach [1]. Fahrt nach Stuttgart mit Ed. Gmelin. Bei Eiſenbachs u. Schotts. Uebelen.

3. Cannſtatt. Shakeſpeares Was ihr wollt bei Schotts geleſen. Uebelen.

4. Oſſian. Muſeum, Minerva, worin Fouqués Belagerung von Ankona. Abends Franzöſiſche Lieder von Finckh.

5. Uebernahme der Breſſandiſchen Akten u. angefangene Durchgehung derſelben. Kranz bei Knapp.

7. Schnee. Breſſandiſches. Macbeth bei Schotts.

8. Sonntag. Breſſandiſches. Nach Feuerbach. Abends Goethes Fauſt angefangen. Muſeum. Uebelen.

9. Breſſandiſches. Spaziergang mit Roſers u. Emma in die Anlagen. Muſeum. Uebelen. Fauſt.

10. Breſſandiſches. Nachteſſen bei Roſers mit Heigelin, Geiſtergeſchichten.

11. Regen. Beſuch von Schwab [2]) mit neuen Gedichten

---

[1] Frauen-Taſchenbuch von Fouqué, Horn, Kind, Uhland u. a. Nürnberg, Schrag 1815 ff. — [2] Damals Vikar in Bernhauſen unfern Stuttgart. Vgl. Mayer II, 29.

von der Alp, Wurmlinger Kapelle ꝛc. Plutarchs Alexander mit Schott angefangen. Manifeſt wegen Errichtung der Landſtände. Uebelen.

12. Briefe an Breſſandiſche Clienten. Fauſt. Kranz bei Knapp.

13. Schnee. Theater, Eßlairs treffliches Spiel als Tell. Schatten.

14. Bei Schotts Hinsbergs Nibelungenlied angefangen.

15. Sonntag. Juridiſches. Fauſt. Von Finckh das Winterheft der Jahreszeiten mit Fouqué's Bild erhalten. Sintram u. ſeine Gefährten angefangen. Uebelen.

16. Das Lied: Ach daß die Liebe Herzen bricht[1]) gemacht. Juridiſches. Beſuch von A. Köſtlin, Vorleſen meiner neueren Gedichte.

17. Juridiſches. Aufkündung bei Laſtins. Plutarch mit Schott. Becker mit H. Gmelin.

18. Juridiſches. Mittageſſen in der Sonne u. Eintritt zu der dortigen Tiſchgeſellſchaft. Muſeum. Uebelen.

19. Juridiſches. Brief von der Mutter, worin ſie von mir den Familienverband beſſer geachtet wünſcht[2]). Kranz

---

[1]) Nirgends zu finden. — [2]) Der Brief der grundgeſcheiden, liebevollen Mutter, Tübingen 17. Januar 1815, lautet in der Hauptſache: Ich glaube, man iſt nie recht gut Freund mit einander u. meint es nicht ganz herzlich, als wann man gerade ſagt, was man vom andern ſo man liebt denkt, ſo ſey es dann auch gemeint, wann ich Dir recht aufrichtig ſage: daß es mich zwar innig freut, daß Du ſo gut mit Cleßs, Roſers u d.g. in freundſchaftlicher Verbindung ſtehſt, das iſt ganz nach meiner Geſinnung, beſonders biſt Du Roſer vielen Dank ſchuldig, das iſt aber nun nach Deinem Geſchmack u. Herzen, dem folgſt Du alſo gern, aber einen Beſuch zu machen, der Dich genirt, das iſt zwar niemands Sache es gern zu thun, aber doch inſofern es pflichtmäßig iſt, kann man es auch ſo weit bringen, es gern zu thun. Ich bin noch nach altem Schrot u. Korn u. alt deutſch, wo doch Famillen, die in einem gewiſſen Verein bleiben, mir immer u. noch mehr als Deutſcher Fürſtenbund ehrwürdig ſchienen, wie meine alte Baſen ſagten, ſeit man nimmer Vetter u. Bas ſage, wiſſe man nimmer, wer zuſammen gehöre u. ohne gerade ein Vetterles-Gericht zu bilden, kann man doch oft einander wechſelſeitig nuzen. Es fiel mir dies bei, hätteſt Du die alte Freund-

bei Knapp, die Waldhorniſten Gebrüder Schunke[1]) und ihr kleiner Claviervirtuos[2]).

20. Kälte. Juridiſches. Spaziergang bis Häslich. Theater, Häſers Benefiz: Der Blaubart; Rips Raps. Schatten.

22. Sonntag. Verſe zum Fortunat vom Turnier. Theater: Die Veſtalin. Kranz bei Knapp, Schunkes Waldhorn.

23. Nachricht von der Laſtin Tode u. Aufforderung, nach ihrem Willen die Todesanzeige abzufaſſen. Gang in Laſtins Haus, Abfaſſung dieſer Anzeige. Schach mit Fues bei Silber. Muſeum. Uebelen.

24. 25. Fortunat.

26. Ebenſo. Fauſt. Kranz bei Piſtorius, Schwindel.

27. Fauſt. Mit Mandelsloh u. Auditor Piſtorius nach Berg ins Bierhaus, angenehme Luft. Beſuch bei Eiſenbach, wo Klotz von Tübingen, durch den ich in dringender Noth[3]) Quittungen[4]) erhielt. Theater: Don Juan. Schatten.

28. Fortunat. Hutkauf. Fauſt. Muſeum. Uebelen.

ſchaft oder Verwandtſchaft bei Breſſands fortgeſetzt, ſo würdeſt Du von ſeinen Geſchäften nicht durch die dritte Hand bekommen haben, ſondern durch Ihn, das iſt aber Stuttgart, entweder ſinds Schmeichler, die zuviel gute Wort austheilen, oder ſich nichts um andre bekümmern, nehme dieſe Unart nicht von ihnen an . . Ich bin zwar recht geneigt zu glauben, daß Du auch ohne die Ceremonien jedem Gefälligkeit erweiſen würdeſt, u. zwar recht gern, aber auch zu dieſem ſezt man ſich aus Entfernung außer Stand, weil man dann nimmer gern als Fremder wagt um etwas zu erſuchen, auch wünſchte ich Dich u. Luiſe bei vieler Liebe, die Ihr gegen einander habt, noch viel inniger u. anſchließender . . Du wirſt denken, ich hätte meinen Brief erſparen können, Du ſeieſt ſelbſt nun alt genug, hätte ich Dich aber weniger lieb als ich Dich habe, ſo ſchwieg ich, nimmſt Du diß als einen ſolchen Beweis auf, ſo wirſt glauben, daß es eben herzlich gut mit Dir meint Deine Dich zärtlich liebende Mutter U.

[1]) Gottfried und Michael Schunke von Weißenfels an der Saale, die nach ihren Zügen durch Europa 1815 ſich dauernd in Stuttgart niederließen. — [2]) Einer der 3 jüngeren Brüder Schunke. — [3]) Davon iſt ſchon länger herein öfters die Rede (vgl. S. 117). — [4]) Vom Vater zum Einwechſeln bei der Staatsſchuldenkaſſe.

29. Sonntag. Juridiſches. Beſuch bei Laſtin, zum Dank für das Servietteband. Fauſt beendigt. Theater.

30. Beendigung des erſten Geſangs von Fortunat. Brief an die Eltern. H. Gmelin. Uebelen.

Februar.

1. Bauernaudienz. Muſeum, abſcheuliche Zeitungsartikel über Süddeutſchland. Aktenleſen. Theater. Waldhorn mit Gaisberg.

2. Juridiſches. Einladung zum Ottoſchen Kranz[1]. Muſeum, Jean Paul. Kranz bei Knapp, Rombergiſche Violinquartette von Kraft, Müller, Malté u. Keller geſpielt.

3. Juridiſches. Umlaufen wegen Maske[2] ꝛc. Kranz bei Ottos.

5. Sonntag. Regen. Viſite bei Ottos mit Mandelsloh. Stolls Schnecken[3] ꝛc. geleſen. Uebelen.

6. Juridiſches. Beſuch von Schwab, dem ich den erſten Geſang vom Fortunat vorlas. Beſuch bei Knapp, der mit Häſer u. Keller ſehr befriedigt von Tübingen zurückgekommen. Brief von den Eltern mit meinem Manuſcript von Wangenheim[4]. Uebelen.

7. Juridiſches. Vorleſung bei Schotts, Romeo und Julie.

8. Abends Corona. Die Romanze: Frühlingsritt gedichtet. Muſeum.

9. Vormittags die Romanze: Die Mähderin, nach einer Anekdote im Nürnberger Correſpondenten[5], größtentheils ausgeführt, Abends beendigt. Beſuch von Louis Mayer[6]. Uebelen.

10. Die Romanze ins Reine gebracht. Corona. Mu-

---

[1] Staatsrat Otto, ſpäter Miniſter, Schwiegervater von U.s Freund Dr. Heinr. Köſtlin (ſ. 1813 März 28). — [2] Vgl. 1814 April 30. — [3] Die Schneckenkomödie. Ein ſcherzhaftes Taſchenbuch auf das Jahr 1810. — [4] Vgl. 1814 Dezbr. 27. Leben 102 f. — [5] Vgl. 1814 Novbr. 12. — [6] Bruder von Karl und Auguſt M., Landſchaftsmaler.

ſeum, guter Artikel in der Aarauer Zeitung über die würtembergiſche Verfaſſung. Theater: Axur; Brandlärm. Schatten.

13. Vormittags die Romanze vom Recenſenten gedichtet, aus Veranlaſſung der Romanze vom Philoſtrat in der Corona. Theater: Die Jäger, Eßlair als Oberförſter.

14. Vormittags im Bett Corona, vom Adlerkönig. Ausführung eines großen Theils der Normänniſchen Sitte[1]), beſonders der Romanze. Abends Fortarbeiten an dem Gedicht.

15. Corona. Das Gedicht: Normänniſcher Brauch beendigt. Muſeum. Uebelen.

16. Stürmiſch. Gang nach Feuerbach.

17. Corona. Gedanken an Fortunat, Leopold. Rückkehr von Feuerbach. Juridiſches. Idee zum Fortunat: das Fegefeuer, die Glashütte, letzteres nur näher ausgedacht u. eingeordnet. Schatten.

19. Sonntag. Corona. Juridiſches. Zeitungsnachricht, daß Oncle in Carlsruh[2]) geſtorben. Kranz bei Knapp.

20. Abſchrift der neueſten Gedichte. Beſuch von Schwab. Ueberſendung des Manuſcripts an Cotta. Theater: Fiesko, Eßlair. Uebelen.

21. Juridiſches. Beſuch von Schwab mit neuen Gedichten: Die Tübinger Linde, Die Ulrichshöhle. Antwort von Cotta, wonach er zum Verlag bereit iſt. Waldhorn.

22. Briefe an die Mutter[3]) u. an die Tante in Carlsruhe wegen dem Tod des Onkels. Gang zu Cotta, Vorſchlag. Leſen bei Schotts mit Morff: Sommernachtstraum.

26. Sonntag. Gang mit Schott zu Weishaar[4]), der mir Geſchäfte übertrug. Corona. Gaisburg. Uebelen.

---

[1]) S. 1814 Juni 14. — [2]) Seite 9. — [3]) Leben 103, wo fälſchlich Juni ſteht. — [4]) Landtagsabgeordneter, Kammerpräſident und zuletzt Miniſter des Innern, 1775—1834.

März.

1. Aktenleſen. Theater: Der Ruſſe in Deutſchland von Kotzebue; die Alpenhütte von Kreutzer. Uebelen.

5. Sonntag. Juridiſches für Weishaar. Jahrbüchlein deutſcher Gedichte[1]) u. Brief von Seegemund[2]). Uebelen.

6. Vorſtand beim Stadtgericht. Muſeum. Uebelen.

7. Ludwig Gieſebrechts ſchöne Sonette in Gaisburg geleſen. Das Sonett Bedenklichkeiten eines Liebesdichters[3]) gemacht. Muſeum. Uebelen.

8. Jahrbüchlein, herrliche Poeſie. Beſuch von Conz u. Haug. Theater: Das unterbrochene Opferfeſt. Uebelen.

9. Antwort von Cotta, wonach er zu 400 Gulden bereit iſt. Kranz bei Knapp.

10. Vormittags das Gedicht: Des Sängers Wiederkehr gemacht, nach einer Idee von geſtern. Schneegeſtöber.

11. Nachricht von Napoleons Entkommen von Elba u. Landung in Frankreich[4]). Muſeum. Uebelen.

12. Sonntag. Beſuch von Weiſſer, der ſich auch[5]) um die landſchaftlichen Stellen[6]) bewerben will. Gang mit ihm zu Reiſchach[7]). Theater. Uebelen.

13. Gang zu Hohenloh[7]) mit Weiſſer, dann zu Schott, wo Reg.Rath Schott[8]) u. Burgermeiſter Steinhäuſer von Rottweil[9]), guter Geiſt. Aufſetzung des Exhibitums an die Ständeverſammlung. Sage, daß Napoleon ermordet worden.

14. Reinſchrift des Exhibitums u. Uebergabe desſelben

---

[1]) Almanach von Löſt, Fouqué, Gieſebrecht u. a., Stettin 1815. — [2]) Joh. Georg S. aus Stettin, Theolog, 1813—15 Lieutenant, bei Dennewitz ſchwer verwundet, zuletzt Schulrat in Frankfurt a. O. — [3]) Auch „Der mißgelaunte Liebesdichter" betitelt. Vgl. Rotter 165. — [4]) Landung 1. März! — [5]) Wie Uhland, ſ. Leben 107. — [6]) Als Sekretär oder Regiſtrator. — [7]) Einflußreiche Mitglieder der Ständeverſammlung. — [8]) Albert Schotts Vater, geweſener Oberamtmann von Tübingen. — [9]) Abgeordneter.

an Schott. Wagners Ferd. Miller. Theater: Don Carlos; Hofrath Mayer[1]. Uebelen.

15. Chriſtophstag. Aufzug der Stände, pompoſe Auffahrt des Königs; Betſtunde. Nachmittags Vivat, den Ständen gebracht. Ehrenvoller Beſchluß der Verſammlung[2].

16. Die Adreſſe. Nachrichten von Napoleons Fortſchritten. Muſeum. Uebelen.

17. Gute Nachrichten vom Landtag. Schatten.

19. Palmſonntag. Taſſo Gerusalema liberata angefangen. Finckh. Cantſtadt. Regen. Uebelen.

21. Frühlingsanfang. Warmer, klarer Tag. Concert des Muſikinſtituts. Uebelen.

22. Probe der Schöpfung. Bei Schott, gute Neuigkeiten vom Landtag. Uebelen.

24. Charfreitag. Beſuch von Mayer, Vorleſen meiner neuen Gedichte u. des Fortunats, Leſen in Seegemunds Jahrbüchlein. Schatten, Erklärung wegen der getheilten Meinungen.

25. Mit Mayer bei Duttenhofer[3], Kupferſtiche vom Kölner Dom, Maler Dörr. Antwort von Cotta, wonach er das Honorar jetzt zu zahlen bereit iſt. Nachteſſen bei Jäger.

26. Oſterfeſt. Vergebliche Gänge zu Waldeck[4] u. Faber[5]. Wagners Wilibald angefangen. Berg. Uebelen.

27. Viſite bei Waldeck. Menagerie mit Mayer, Bruckmanns ꝛc. Schäfer. Theater. Uebelen.

28. Beſuch bei Hofrath Faber[5]. Wilibald. Uebelen.

30. Beſuch vom Hanoveraner Meyer. Kranz bei Jägers, patriotiſche Lieder der Studenten.

31. Schwül. Das Honorar von Cotta erhalten[6].

---

[1] Von Heilbronn, Landtagsabgeordneter, Vater von Karl, Auguſt und Louis M. Mayer II, 30. — [2] Vgl. Brief an die Eltern, Leben 107 ff. — [3] Kupferſtecher, 1778—1846, Mitarbeiter an dem Boiſſereeſchen Werk über den Kölner Dom. — [4] Führer der Oppoſition im Landtag. — [5] Vizepräſident des Landtags. — [6] 400 Gulden (ſ. 9. März).

Schenkendorfs Gedichte. Schatten[1] im Waldhorn, Streit mit Hermann u. Schott.

April.

2. Sonntag. Bei Breſſand, Cotta ꝛc. Schenkendorf beendigt. Gaisburg. Muſeum. Uebelen.

4. Juridiſches. Wilibald. Muſikaliſcher Abend bei Mandelsloh.

6. Juridiſches. Einkauf bei Rapp[2]. Letzter Kranz bei Knapp, wo Hochſtetter.

7. Juridiſches. Brief von Kerner mit Gedichten von Aſſur u. Schreiben von Faber wegen der Freiwilligen[3]. Nach Gaisburg, herrliche Blüthe. Schatten.

8. Juridiſches. Auftrag von Weishaar nach Heilbronn.

9. Sonntag. Juridiſches. Nach Uhlbach u. Obertürkheim mit Roſer, Mandelsloh ꝛc. Herrliche Blüthe. Brüderſchaft mit Piſtorius u. Otto. Uebelen.

10. Fußreiſe nach Heilbronn in der von Bühlerſchen Sache. Klarer Himmel, herrliche Blüthe. Einkehr in Bietigheim u. Sontheim. Abſtand bei Mayers.

11. Aktenleſen. Patriotiſches Feſt, dem Landvogt Biſſingen gegeben, allgemeine Luſtigkeit, Brüderſchaft mit Zeller.

12. Aktenextrakt. Mit Mayer, Peter Bruckmann u. Stadtſchreiber Br. auf den Berg beim Trappenſee.

13. Beſuch von Rath Bühler[4]. Vergleichsverhandlungen auf dem Rathhaus. Durchzug bairiſcher Chevauxlegers.

14. Brand in Flein. Aufſetzung des Vergleichs.

16. Sonntag. Zerſtörender Froſt. Bairiſche Huſaren. Wartberg, Thurm. Nachricht von einem morgen abfahrenden Neckargmünder Schiff, Beſichtigung desſelben am Krahnen. Einwilligung der Mutter zur Heidelberger Reiſe.

---

[1] Schattengeſellſchaft. — [2] Tuchhandlung. — [3] Siehe 24. April. — [4] Hofrath Friedr. v. B., Adminiſtrator der gräflich Neippergiſchen Beſitzungen in dem benachbarten Schwaigern.

17. Geſchäfte. Nachmittags 2 Uhr Abfahrt mit Mayer u. Dörr. Kalter Wind, aber ſchöne Beleuchtung, Wimpfen, Ehrenberg, Gundelsheim, Hornberg, Neuhaus. Landung in Neckarelz, Uebernachten auf der Poſt.

18. Morgens 5 Uhr Abfahrt. Minneberg, Zwingenberg, die bebuſchte Ruine, Einkehr in Eberbach. Warmer Sonnenſchein, Hirſchhorn, Dilsberg, Neckarſteinach mit ſeinen 4 Burgen. Anfahrt in Neckargmünd. Marſch nach Heidelberg. Abſtand im Carlsberg. Beſteigung des Schloſſes.

19. Untröſtliche Nachricht, daß die Boiſſeréeſche Sammlung eingepackt ſey. Gang zu den Boiſſerées, wo uns dennoch herrliche Gemählde von van Eyck (Lukas), Hemmelink (die Reiſe der 3 Könige, die 3 Könige mit den Seitenſtücken Johannes u. St. Chriſtoph, Manna, Abraham), Holbein, Dürer ꝛc. gezeigt wurden. Truppenmärſche. Beſteigung des Heiligenbergs.

20. Schloßberg. Boiſſerée. Rückreiſe über das Gebirg; herrliche Ausſicht u. Durchſicht. Einkehr in Mauer, Uebernachten in Sinzheim.

21. Einkehr in Fürfeld im Pfarrhaus. Mittag in Frankenbach. Bairiſches Militär. Abreiſe von Heilbronn halb 10 Uhr mit dem Poſtwagen, Mondnacht.

22. Gegen 8 Uhr in Stuttgart. Zu Schott, Weißhaar[1], Knapp. Brief von Fouqué. Muſeum. Uebelen.

23. Sonntag. Zu Baron v. Weiler im Römiſchen Kaiſer. Beſuch von Schwab, der künftige Woche nach Berlin abreiſen will. Bier bei Silber. Muſeum. Uebelen.

24. Fertigung des Tagbuchs ꝛc. Mandelslohs Ernennung zum Geſchäftsträger in Petersburg. Hofkammerrath Gleich wegen einer Prozeßſache. Faber, der ſich beim Kronprinzen wegen eines Freiwilligenkorps gemeldet. Schatten, zu Mandelslohs Abſchied. Nachricht von Kerners Verſetzung nach Gaildorf.

---

[1] „Dem mein Vergleich" — in einem U. übertragenen Prozeß — „nicht ſo recht einzuleuchten ſcheint, was auch nicht gerade zu meiner Erheiterung diente" (M. II, 32).

26. Mein Geburtstag. Schirmkauf. An Fouqué [1]). Theater: Dieſes Haus iſt zu verkaufen. Uebelen.

27. Juridiſches. Brief von den Eltern, von Mayer mit Büchern, Ulrich von Lichtenſtein ꝛc. Canſtadt. Oeſtreicher.

28. Juridiſches. In den Anlagen, Maienkäfer. Schatten.

29. Juridiſches. Chriſtian Gryphius' Gedichte. Häslich. Idee zu einem Gedicht an die Landſtände, wenn ſie aufgelöſt werden ſollten.

30. Sonntag. Juridiſches. Ulrich von Lichtenſtein, Frauendienſt angefangen. Häslich, Köſtlins u. a. Uebelen.

Mai.

1. Juridiſches. Ulrich v. Lichtenſtein. Nach Gaisburg ins Schlößchen, wo Roſers, Emma ꝛc. Uebelen.

2. Beendigung der Bühlerſchen Relation. Nach Feuerbach, Abendeſſen der Holzſpalter.

3. Vormittags vergnüglicher Spaziergang in den Wald. Marmontel. Gewitter. Rückkehr nach Stuttgart. Ulrich v. Lichtenſtein. Häslich. Uebelen.

4. Himmelfahrtsfeſt. Juridiſches. Nach Cannſtadt in den Badgarten, Erzherzog Ferdinand. Uebelen.

5. Juridiſches. Theater: Axel u. Walburg. Schatten, Brüderſchaft mit Ströhlin u. Gerber.

6. Briefe für Schwab [2]) an Fouqué, Bekker, Seegemund. Frauendienſt. Nachtmuſik, dem Kronprinzen von den Landſtänden zu ſeiner morgigen Abreiſe gebracht. Uebelen.

8. Gang zu Weishaar. Vorſtand auf dem Tutelarrath. Bei Roſers im neuen Logis. Häslich. Uebelen.

12. Juridiſches. Ueberraſchender Beſuch von Kerner, Vorleſen des Fortunats ꝛc. Beſuch mit K. bei Hofrath Mayer,

---

[1]) Der wieder um Beiträge zum Frauentaſchenbuch gebeten hatte. — [2]) Der nach Norddeutſchland reiſte.

dann Gang in des Generals[1] Haus, wo Rickele u. das Kind. Theater mit Kerner: Die Kleinſtädter, höchſt langweilig. Schatten.

13. Menagerie mit Kerners u. Generals. Mittageſſen bei Piſtorius mit Kerners, Roſers, Zahn[2]. Abends Häslich mit Kerners, Köſtlins, Roſers, Emma ꝛc. Regenbogen.

14. Pfingſtfeſt. Regneriſch. Gänge mit Kerner in Haugs Haus ꝛc. Fahrt zu Wergos mit Piſtorius u. Kerners. Rickeles Geſichtsſchmerz. Blumenaltan, Clavier, Ruheſtall, Garten. Rückweg mit Kerner.

15. Familienkranz bei Piſtorius mit Kerners u. Tritſchlers[3] im Garten u. Gartenſaal, Maultrommelſpiel. Emmas Geburtstag.

18. Begleitung Kerners auf ihrem Wägelchen bis an den Feuerbacher Weg. Abſchied. Mittageſſen in Feuerbach. Die Amſterdamer Erbſchaftsgeſchichte. Abends Muſeum, Buhrlens Erzählung: Freuden u. Leiden einer Luſtparthie in der Zeitung für die elegante Welt. Uebelen.

19. Juridiſches. Theater: Tell, Eßlair. Schatten.

21. Sonntag. Juridiſches. Mit Köſtlins, Weyſers ꝛc. den Rohracker Weg hinauf durch den Wald nach Gabelberg, luſtiger Abend, Geſang. Uebelen.

22. Juridiſches. Zu Weishaar. Nachricht von wahrſcheinlicher Auflöſung der Stände. Reiſeſchatten. Bei Roſers.

23. Erſter Correcturbogen meiner Gedichte. Juridiſches. Audienz. Nach Häslich mit den Reiſeſchatten. Uebelen.

26. Correctur. Juridiſches. Schatten.

29. Zerbino. Antrag von Schott, mit ihm nach Heilbronn zu fahren. Landtagsverhandlungen. Uebelen.

31. Juridiſches. Sismondi über die Literatur des ſüdlichen Europa angefangen. Uebelen.

---

[1] Juſtinus' Bruder Karl, ſpäter Miniſter des Innern, 1775 bis 1840. — [2] Dr. jur., Cottas Geſchäftsgenoſſe, Abgeordneter, 1765—1830. — [3] Arzt in Cannſtatt, Studienfreund Uhlands, 1785—1841.

Juni.

1. Juridiſches. In den Anlagen. Warten auf den Kaiſer Alexander, Einkehr im Pavillon der Maierei mit Piſtorius ꝛc. Ankunft des Kaiſers Abends 7 Uhr. Muſeum. Uebelen.

2. Ankunft des Kaiſers Franz u. ſeiner Gemahlin. Abfahrt der Majeſtäten nach Ludwigsburg. Aktenleſen. Schatten, neue Mitglieder: A. Köſtlin, L. Müller.

3. Juridiſches. Lokrine. Zerbino beendigt. Perikles. Sismondi. Uebelen.

4. Sonntag. Nachdenken über Franceska da Rimino. Theater: Roſamunde, Eßlair; Emma. Uebelen.

5. Fortunat. Gewitter. Marionetten. Correctur.

6. Fertigung des Aufſatzes. Schreiben an Zahn[1]. Fortunat. Häslich. Uebelen.

7. Briefe. Juridiſches. Genoveva. Häslich. Uebelen.

9. Juridiſches. Correctur. Genoveva. Schatten. Piſtorius, Uebelen[2] als neue Mitglieder. Gewitter.

11. Sonntag. Regen. Genoveva. Theater: Arur. Die Imploration an die Garanten der Würt. Verfaſſung[3] geleſen. Uebelen.

14. Juridiſches. Beſuch von Hofmuſikus Huber, der mein Metzelſuppenlied componirt. Correctur. Canſtadt mit Roſer.

15. Abmarſch von Stuttgart ½6 Uhr. Ueber Häslich, Kaltenthal, Vaihingen nach Böblingen. Einkehr auf der Poſt. Vor Holzgerlingen Aufhaltung durch eine öſterreichiſche Patrouille. Fortſetzung des Wegs über Bebenhauſen u. den Bebenhauſer Berg. In Tübingen nach 2 Uhr. Von der Sonne verbranntes Geſicht.

16. Ankunft u. Durchzug öſtreichiſcher Grenadiere. Muſeum mit dem Vater, Wangenheim, Conz, Fues, Kölle. Oben.

---

[1] Leben 110. — [2] Profeſſor, ſpäter Rektor am Gymnaſium, 1781—1854 (S. 147). — [3] England, Preußen u Dänemark.

17. Beſuche. Gottſchalks Volksmährchen. Mit dem Vater nach Luſtnau in den Adler. Gewitter.

18. Sonntag. Kirchenparade u. Gottesdienſt der öſtreichiſchen Grenadiere, Erzherzog Ludwig. Adler.

19. Wangenheims Idee der Staatsverfaſſung[1]. Ankunft des Erzherzogs Ferdinand. In Oncles Garten.

20. Idee zur Bearbeitung der Sagen vom Grafen Iſang ꝛc. Durchzug öſtreichiſcher Kuraſſiere. Spittlers Wirtembergiſche Geſchichte angefangen. Idee zu einem Gedicht von Eberhard dem Greiner. Abends Spaziergang in den Tannenwald, wobei ich mich mit dieſer Idee beſchäftigte.

21. Regen. Geſchäftsbrief. Bei Conz, der mir eine Canzone ꝛc. vorlas. Spittler. Beſuch von Meyer.

22. Die Geſchichte Eberhards des Greiners in Cruſius Schwäbiſcher Chronik geleſen. Nähere Auffaſſung des Gedichts. Nachricht von einem Sieg Wellingtons über Napoleon bei Jemappes. Gang mit dem Hanoveraner Meyer in ſein Gartenhaus auf dem Oeſterberg, Eröffnung[2], Bruderſchaft. Verſe zum Gedicht von Eberhard dem Greiner.

23. Regneriſch. Vormittags die Flucht aus dem Wildbad ausgeführt. Bülletin über Wellingtons Sieg. Aenderungen an der Ballade. Schloßberg. Oben.

24. Spittler. Muſeum, die deutſche Bundesakte in der Allgemeinen Zeitung; Näheres von der Schlacht in den Niederlanden[3]. Beſuch von den Obern.

25. Sonntag. Regen. Spittler. Kirche, Bahnmaiers Siegespredigt. Beſuche. Leſegeſellſchaft. Schloßküfer.

27. Das Lied: Bildungsreiſe entworfen u. größtentheils ausgeführt. Spittler. Nachricht von Napoleons Abdankung zu Gunſten ſeines Sohns. Löwen mit H. Gmelin, Kölle, Dreſch, Hofacker, Hofrath Ploucquet.

28. A. Schott. Juridiſches. Oben. Beſuch bei Boſſert, Hehls. Fouqués Thiodolf. Langweiliges Caſino.

---

[1] Anonym Frankfurt 1815. — [2] Seiner Liebe zu Luiſe U. — [3] Waterloo 18. Juni.

Juli.

1. Die Schlacht bei Reutlingen großentheils ausgeführt. Abends mit dem Vater nach Luſtnau, goldne Abendbeleuchtung.

2. Sonntag. Vormittags die Ballade beendigt u. die von der Döffinger Schlacht angefangen. Nachmittags die Scene von Ulrichs Tod ausgeführt. Abends Schloßkufer, Heimweg die Stadtmauer herab, wehmüthige Stimmung durch die Veränderungen am Schloſſe ꝛc.

3. Vormittags das Gedicht von Eberhard dem Greiner beendigt. Nachmittags Leſegeſellſchaft, Berichte von den Gefechten der Würtemberger im Elſaß. Traube mit dem Vater.

4. Regneriſch. Vormittags die Geſchichten Eberhards im Sattler geleſen. Der Ueberfall in Heimsheim, Idee, dieſen noch zu bearbeiten. Nachmittags Sattler, Beſuch bei Oncle Chriſtian. Einige Verſe von den 3 Königen zu Heimſen.

5. Abreiſe um 11 Uhr, Begleitung des Vaters bis gegen die Luſtnauer Brücke. Vom Luſtnauer Berg bis gegen Dettenhauſen hinab die Vorrede zum Eberhard dem Rauſchebart gedichtet. Einkehr in Waldenbuch. Rauher Weg von Degerloch nach Häslich hinab. Einkehr daſelbſt. In Stuttgart um ½9 Uhr. Bierhaus mit den beiden Wepſer, Spittler u. den beiden Schmid[1] bis 12 Uhr.

6. Vormittags Kopfweh. Audienz. Uebertragener Finanzkammerprozeß. Canſtadt. Uebelen.

8. Juridiſches. Concert zum Beſten der hieſigen Weingärtner, in welchem die Nachricht vom Einzug der Alliirten[2] bekannt gemacht u. mit Jubel empfangen wurde. Uebelen.

9. Sonntag. Juridiſches. Muſeum, Militärconvention vor Paris. Einiges zum Ueberfall von Heimſen. Kanſtadt.

---

[1] Karl Chriſtian, geſtorben 1850 als Oberamtmann in Göppingen, und ſein Bruder Heinrich, geſtorben 1853 als penſ. Oberamtsrichter von Heidenheim. — [2] In Paris, fand übrigens erſt am 9. ſtatt.

10. Weitere Ausführung des Ueberfalls von H. Zu Juſtitiar Wächter. Silber. Muſeum. Uebelen.

11. Die 3 Könige von Heimſen beendigt. Muſeum, Nachſchlagen in Campe, Gehres' Chronik von Weilerſtadt ꝛc. Abänderungen an der Ballade von der Reutlinger Schlacht.

12. Zurückſendung des Fiskalprozeſſes an Wächter. Nach Feuerbach. Die Störche, die Bienen. Abends in den Weilimdorfer Wald.

13. Roman von Lafontaine. Rückkehr. Natalie angefangen. Erſter Silberball[1], Roſers, Emma.

14. Rechnungen, Briefe. Beſuch bei Morff, ſeine Porträts, worunter Schott, der Garten am Hauſe. Bad. Schatten.

15. Briefe ꝛc. Natalie. Bad. Schatten zur Feier der Einnahme von Paris.

17. Einſchrift des Gedichts von Eberhard dem Rauſchebart.

18. Durchſicht des Gedichts. Häslich. Uebelen.

19. Correktur ꝛc. Theater, Häſer zum letztenmal.

20. Eberhard der Greiner für den Druck abgeſchrieben u. an Cotta abgeſchickt. Correktur. Kranz bei Knapp zu Häſers Abſchied. Auf dem Heimweg Nachricht durch Schott, daß Napoleon ſich den Engländern übergeben[2].

21. Verſuchtes Abſchiedslied für Häſer. Häslich mit Wepſers u. der Berner Gmelin[3]. Schatten.

25. Gang zum Sauerbronnen nach Cannſtadt, allein. Gruß. Darſtellung des Betragens der würt. Landſtände[4]. Kirchweihe in Gaisburg. Uebelen.

26. Regneriſch. Aufzug der Landſtände zu ihrer vielleicht letzten Sitzung. Nachtmuſik, den Ständen gebracht. Erfriſchung bei Schott, Vorleſung der landſtändiſchen Eingabe. Nicht erfolgte Reſolution.

---

[1] Im Café Silber. — [2] Am 3. Juli! — [3] Gattin des Berner, dann Tübinger Profeſſors der Rechte Chr. Gmelin, Tochter des Kupferſtechers Müller, Schweſter der Bergrätin Wepſer. — [4] Verfaſſer der Abgeordnete Bollen.

27. Juridiſches. Nachgebende Antwort des Königs. Fiſchart. Cantſtadt. Uebelen.

28. Juridiſches. Nachricht von einer noch ſtärkeren Eingabe der Stände. Correktur. Schatten.

31. Juridiſches. Nachricht von Auflöſung der Landſchaft. Correktur. Fiſchart. Häslich, Erzählungen des Wirthsmädchens. Uebelen.

Auguſt.

2. Brief an die Eltern, daß ich unter gegenwärtigen Umſtänden mich um keine Prokuratur ꝛc. bewerben könne[1]. Schott. Aktenleſen. Canſtadt. Uebelen.

5. Sommertag. Juridiſches. Unangenehmer Auftrag von Schott. Correktur. Nachricht, durch Aſſeſſor Jäger, daß der Rauſchebart zur Cenſur gekommen. Gaisburg. Uebelen.

6. Sonntag. Regen. Fiſchart. Heinrichs Reichsgeſchichte der Hohenſtaufen. Silber. Muſeum. Uebelen.

8. Brief an die Mutter. Juridiſches. Das Königliche Manifeſt. Reichsgeſchichte. Nach Feuerbach.

10. Das merkwürdige Protokoll des Stuttgarter Magiſtrats[2]. Heinrich. Häslich. Uebelen.

11. Juridiſches. Pfiſters Geſchichte von Schwaben gekauft u. zu leſen angefangen. Häslich. Schatten.

12. Correktur. Idee zu einer Hermannsſchlacht, einem deutſchen Heldenbuch ꝛc. Juridiſches. Cantſtadt. Uebelen.

15. Pfiſter. Correkturbogen mit Eberhard dem Greiner.

16. Correktur. 19 Bogen. Gefertigtes Inhaltsverzeichniß. Juridiſches. Pfiſter. Häslich, mit Roſers, Köſtlins ꝛc. Rückweg im Mondſchein; es kommen geſchoſſen Geſtalten auf Roſſen. Uebelen.

---

[1] Leben 111 f. — [2] U. ſchickte es an Mayer, in deſſen Buch es II, 43 abgedruckt iſt. Die Eingabe der Stuttgarter Bürger gegen die Vertagung der Stände, welche Eingabe Notter und Mayer von U. verfaßt ſein laſſen, erwähnt dieſer im Tagbuch nicht, es ſei denn der „unangenehme Auftrag von Schott“.

20. Sonntag. Landparthie auf den Rothenberg u. die Obertürkheimer Inſel mit den Ottoſchen, Roſers, Emma, Jägers, Völter[1]), Piſtorius ꝛc. Frühſtück auf dem Rothenberg. Die Kirche u. der Kirchhof. Mittageſſen auf der Inſel. Taſchenſpielerei. Waſſerfahrt. Spiel. Geſang.

22. Letzte Correktur. Pfiſter. Häslich. Uebelen.

23. Zurücknahme des Geſuchs um eine Prokuratur. Juridiſches. Bad. Uebelen.

24. Bartholomäus-Feiertag. Fahrt nach Markgröningen mit Unfried[2]), Buchhalter Schickhardt, Repetent Rapp[3]), Präzeptor Roth[4]). Kirche. Schäferlauf. Mittageſſen bei Unfried, die Theuß[5]), der Napoleoniſt. Garten, Schießplatz, Tanz, Geſang auf der Rückfahrt. Uebelen.

26. Juridiſches. Pfiſter. Badfahrt mit Roſer ꝛc. nach Berg, wo gerade der ertrunkene Völter herausgezogen wurde.

28. Juridiſches. Pfiſter; Herzog Ernſt. Badfahrt; wie ein ertrunkener Soldat herausgezogen wurde, der einen andern hatte retten wollen. Uebelen.

29. Die Gedichte vom Buchbinder erhalten. Idee zu einem Gedicht von Herzog Ernſt, den Volksroman von ihm geleſen. In den Gedichten geleſen. Häslich. Uebelen.

30. Cruſius, Pfiſter. Nachricht von dem Vorgang mit den nach Ludwigsburg[6]) Deputirten. Uebelen.

31. Mit der Schweſter nach Feuerbach. Nachricht durch Heigelin, daß der König die alte Verfaſſung angenommen.

September.

5. Juridiſches. Idee zu dramatiſcher Bearbeitung der Geſchichte von Herzog Ernſt. Pfiſter. Waldecks Hausarreſt[7]). Canſtadt. Uebelen.

---

[1]) Seite 83. — [2]) Rechnungskammer-Buchhalter. — [3]) Geſtorben als Dekan in Böblingen. — [4]) Der ſpätere Oberſtudienrat und Prälat, 1790—1868. — [5]) Die Gattin des Stadtſchreibers Theuß von Waiblingen, ſpätern Oberamtsrichters in Nürtingen, ſtammte von Markgröningen. — [6]) Zum König. — [7]) Graf Waldeck

6. Juridiſches. Neues Konigliches Manifeſt ſchlimmſten Inhalts. Zweites Heft der landſchaftlichen Verhandlungen.

7. Juridiſches. Bald gelöſchter Brand bei der Sonne. Landſchaftliche Verhandlungen. Häslich. Kranz bei Knapp. Silberball.

8. Juridiſches. Theater mit der Schweſter: König Lear, Eßlair. Schatten.

9. Juridiſches. Die landſtändiſche Beſchwerdeſchrift; niederſchlagende Ueberzeugung. Berg. Uebelen.

10. Sonntag. Juridiſches. Calderons Standhafter Prinz. Häslich, allein. Uebelen.

11. Juridiſches. Reim zum Geburgstagsgeſchenk für die Schweſter. Häslich. Uebelen.

15. Gang nach Feuerbach mit der Schweſter. Gewitter, das in Stuttgart an einigen Orten in Wetterableiter ſchlug. Schatten, Nachricht von einer neuen Eingabe des hieſigen Magiſtrats.

17. Sonntag. Regneriſch. Juridiſches. Wielands Briefe. Theater mit der Schweſter, Don Juan. Muſeum. Uebelen.

21. Nach Feuerbach, wo die Eltern, ſowie auch Haugs zur Feier von Oncles Geburtstag. Rückweg mit der Schweſter.

22. Mit den Eltern in Menagerie, Anlagen, in mein Logis ꝛc., Begleitung auf die Weinſteig. Schatten.

23. Münſinger Vertrag[1]). Juridiſches. Häslich, allein.

24. Sonntag. Münſinger Vertrag. Die Freiexemplare der Gedichte erhalten. Muſeum, Recenſion einer ſerbiſchen Volksliederſammlung in der Wiener Literaturzeitung. Uebelen.

26. Juridiſches. Muſeum, der beiden Stolberg vaterländiſche Gedichte. Uebelen[2]), Quartette der ſächſiſchen Kinder; Sage, daß Frankreichs ſogenannte Integrität bewilligt ſey.

---

war, als er von einer Reiſe zum Freiherrn vom Stein zurückkehrte, verhaftet, aber wegen der Aufregung des Volks nach 24 Stunden wieder freigelaſſen worden.

[1]) Von 1482. — [2]) Zu S. 147 ff. ſei hier nachgetragen, daß die Weinſtube in der Bergſtraße lag.

Oktober.

2. Fahrt nach Heilbronn mit Hofrath Mayer u. ſeiner jüngſten Tochter[1]. Mittageſſen in Beſigheim. Märziſcher Herbſt.

4. Abreiſe mit Karl u. Louis Mayer. Mittageſſen in Neuſtadt bei Ernſt[2]; ſein Söhnlein. Die Neuſtadter Linde. Fahrt über Oehringen u. Neuenſtein nach Waldenburg: Dr. Baumann, Pfarrer Raiffeiſen.

5. Erwachen im Glanz der aufgehenden Sonne. Beſteigung des Thurms u. Spaziergang um das Städtchen mit den Genannten. Weiterer Marſch durch den Wald über Gottwollshauſen ꝛc. u. die Gradirhäuſer nach Hall. Mittageſſen. Beſichtigung der Kirche. Reiches Leben der Gegend von Comburg. Beſichtigung dieſer geiſtlichen Burg. Beſteigung des Einkorns, Kirchenruine. Marſch über Michelbach, wo ein Führer genommen wurde, durch die ſternhelle Nacht nach Gaildorf. Quartier in der Krone, Kerner.

6. Bei Kerners u. Beſuchung des Vitriolbergwerks mit Rath Seubert. Spaziergang auf den Kirgel. Krone mit Kerner, Pfarrer Pahl[3] u. dem Landvogteiarzt Frölich von Ellwangen.

7. Gang nach Oberſontheim, wo Apothekerviſitation. Abreiſe in der Frühe mit Kerner u. Letſch[4], deſſen Erzählungen von Spanien; die Schneiderswieſe. Frühſtück in Mittelfiſchach. Das Archiv in Oberſontheim, darin das marmorne Marienbild von der Herberge[5]. Liqueur bei dem gefälligen Sekretär Löber. Erſteigung der Tannenburg. Mittageſſen in Bühlerthann, wohin auch Kerner, Letſch ꝛc. kamen. Rückweg mit der Fackel durch den Wald.

8. Sonntag. Fahrt mit Kerner nach Weſtheim im Roſen

---

[1] Der ſpäteren Gattin von U.s Freund Auguſt Köſtlin. — [2] Ernſt Uhland, des Dichters Vetter, Arzt. — [3] Von Fichtenberg, ſpäter Prälat, bekannter Geſchichtſchreiber, 1768—1839. — [4] Spezialſuperintendent in Gaildorf. — [5] D. h. aus der Kirche im Weiler Herberg (ſ. u.); kam in Kerners Beſitz.

garten, Ueberfahrt über den Kocher unweit der Mühle, wohin Kerner zu einem Kranken berufen war. Erſteigung des Buchhorns. Rückfahrt nach Gaildorf. Gang auf den Rotherthurm. Nach dem Abendeſſen Kerners Spindellied von R. S. zur Mandoline geſungen. Ihr herrliches Clavierſpiel in der Stadtſchreiberei.

9. Abreiſe von Gaildorf. Kerners Vorſchlag zu weiterem Eindringen ins Kocherthal. Schloß Schmidelfeld, Kirche daſelbſt mit Denkmälern. Herberg, unerwartetes Auffinden der herrlichen Altargemälde von Bartholomäus Zeitblom von Ulm 1497 u. des Schnitzwerks auf der Bühne[1]. Ruinen der Burg Cranſperg. Einkehr in Gröningen, Schloß mit Kirche. Weg über das Gebirg nach Frickenhofen, Erſteigen des Kirchthurms, große Alpanſicht gerade vor Sonnenuntergang. Ankunft in Gſchwend. Preſcher mit ſeinem Manuſcript.

10. Frühſtück bei Preſcher, die Streithämmer, Gedicht des Joh. Lämmerle[2]. Hagberg mit Preſcher. Das Geiſtloch. Preſchers vortreffliche Erzählungen von den Siebzehnern[3], von Prälat Oetinger[4] ꝛc. Saurer Wein in Kirchenkirnberg. Abſchied von Kerner. Begleitung von Preſcher bis auf die Chauſſee nach Murrhardt. Mittageſſen. Beſuch bei Präzeptor Moſer, der uns dann auf den Walderich u. in die uralte Capelle[5] führte. Altes Gemählde in der Sacriſtei; Denkmal[6] Ludwigs des Frommen. Aufſteigen durch das Lauterthal im Mondſchein. Lichtenſtern[7]. Ankunft in Löwenſtein.

11. Die Burgruine. Weiteres Erſteigen des Bergrückens bis zur Ausſicht nach Lichtenſtern. Gang nach Eſchenau, wo wir, in Abweſenheit Uxkulls, ſeine Kunſtſachen betrachteten

---

[1] Jetzt im Stuttgarter Muſeum vaterländiſcher Kunſt- und Altertumsdenkmale, leider verreſtauriert. — [2] Joh. Lämmerer, Weber und Filialſchullehrer, deſſen Gedichte Kerner 1819 herausgab. — [3] Siebzehnergericht freier Bauern in der ſog. Waibelhube, ein echtes Thing bis ins 19. Jahrhundert herein. — [4] Der in Murrhardt 1782 ſtarb. — [5] Gotiſche Walderichskirche und romaniſche Walderichskapelle. — [6] Späteres. — [7] Ehmaliges Ciſterzienſer-Frauenkloſter.

u. uns beſonders mit den Carſtens u. Dürers beſchäftigten[1]. Abends Rückkehr über Weinsberg nach Heilbronn. Stadtſchreiberei. Nachricht, daß die Unterſuchung gegen Mayer[2] von neuem angefangen habe.

12. Nachricht von der verbotenen öffentlichen Feier des 18. Oktober. Beſuch bei Bruckmann, wo der ſilberne Becher für Wächter[3]. Wartberg.

13. Heimreiſe. Mittageſſen in Beſigheim. Einkehr in Kornweſtheim. Ankunft in Stuttgart nach 8 Uhr. Schatten.

15. Sonntag. Feierlicher Kirchgang der Landſtände zuerſt in die Stiftskirche, wo Flatt predigte, dann in die katholiſche Kirche, wo Meſſe war. Stille Würde dieſer allgemeinen Feier. Theater. Uebelen.

16. Juridiſches. Auftrag zu einem Gedicht auf den 18. Oktober. Entwurf eines ſolchen. Nachmittags angefangene Ausführung des Gedichts. Muſeum. Uebelen.

17. Beendigung des Gedichts. Cantſtadt. Uebelen.

18. Juridiſches. Feier des 18. Oktober auf der Silberburg; Gedichte. Verbrennen der Alemannia[4]. Deputation der Stände. Allgemeine Freude u. Begeiſterung. Uebelen.

19. Nach Feuerbach. Abends Muſeum. Schläfriger Schatten.

20. Marſch nach Tübingen. Mittageſſen in Echterdingen. Einkehr in Dettenhauſen, Zuſammentreffen mit dem Hanoveraner Meyer, der nach Hauſe reiſt. Nachricht durch ihn, daß Rückert zur Redaktion des Morgenblatts nach Stuttgart kommen werde.

23. Fahrt mit dem Poſtwagen nach Sulz. In Rottenburg Schlegels Geſchichte der Literatur angefangen. Schöne

---

[1] Vgl. D. Fr. Strauß' Geſammelte Schriften II, 242 ff.: Der Freiherr K. F. E. v. Uexküll und ſeine Gemäldeſammlung — [2] Karl M. als Verfaſſer einer Eingabe von Bürgern des Oberamts Heilbronn an den König. Mayer, Uhland II, 45 ff. — [3] Den in Ungnade verſetzten Oberamtmann. — [4] Adelsfreundliche Zeitſchrift.

Lage von Horb. In Sulz Quartier in der Traube. Militärmuſik von den Kaiſerhuſaren.

24. Regneriſch. Beſuch beim Stadtſchreiber. Leſen der Vaihingerſchen Gantakten. Abends im Ochſen.

25. Regen. Akten. Bier in der Sonne.

26. Markt. Geſchäftliches. Erſteigung des Bergs über der Brücke, Umſicht in der Gegend. Geſchäft. Traube.

27. Relation vor Oberamtsgericht. Spaziergang auf die Ruinen von Albeck, das heimliche[1] grüne Neckarthal durch die Maueröffnung; Erheiterung, Geſchäft. Traube.

28. Fahrt nach Haigerloch, Mittageſſen, Betrachtung der wunderlichen Lage des Orts. Marſch nach Rottenburg über Hardt, Bitenhauſen ꝛc. Idee zu einem Gedicht von Burgruinen. Bier im vormaligen Capuzinerkloſter.

30. Marſch nach Stuttgart im Regen. Ueber Waldenbuch Idee zu Sonetten über die Zurücknahme der Kunſtwerke von Paris[2], Laokoon, Eroberung, Helena, Apollo, heilige Familie. Von Echterdingen Marſch mit einem vielgereiſten Zimmergeſellen. Muſeum. Uebelen.

31. Beſuch von dem wiedergekehrten Schwab, vortheilhafte Einwirkung der Reiſe auf ihn, ſeine Romanze von Luther auf der Wartburg, Mönch u. Nonne. Häslich.

November

1. Beſuch bei Wangenheim, der mir Rückerts Idyll Rodach mitgab. Abend bei Harpprechts. Uebelen.

3. Regen. Tagbuch. Rechnung. Juridiſches. Abends vollſtändigere Auffaſſung des Charakters vom Andreas zum Fortunat. Schatten, Streit mit Uebelen.

6. Beſuch mit Schott beim Fürſten von Wallerſtein[3],

---

[1] „Die Empfindung des Vertrauten, Traulichen erweckend", wie Schmeller das mundartliche Wort gut erklärt. — [2] Vgl. Mayer II, 58. 67. — [3] Ludwig Kraft Ernſt, 1791—1870, der bekannte bayriſche Staatsmann, damals in der württ. Kammer auf der Seite der Oppoſition.

deſſen Erzählung von ſeiner Sammlung, ſeiner Capelle, ſeinem Manuſcript des franzöſiſchen Gedichts vom Fierabras. Nach Feuerbach. Uebelen.

7. Schlegels Geſchichte der Literatur. Emma. Haslich.

13. Juridiſches. Beſuch von Reuß[1]) u. Meiderlen[2]) mit einem ſilbernen Becher zum Andenken des 18. Oktober.

14. Audienz. Die Landesbeſchwerden angefangen. Juridiſches. Muſeum. Uebelen.

15. Juridiſches. Die neue Königliche Reſolution[3]). Landesbeſchwerden. Muſeum. Uebelen.

19. Sonntag. Juridiſches. Einmarſch des Regiments Prinz Friedrich. Haslich mit Roſers, Emma ꝛc. Schlegel.

20. Regen u. Schnee. Juridiſches. Leſen in meinen Gedichten. Uebelen.

25. Geldhülfe durch Schott. Nachdenken über die dramatiſche Bearbeitung der Geſchichte von Herzog Ernſt. Canſtadt.

27. Gang zu Schmitz-Grollenburg[4]). Juridiſches.

29. Juridiſches. Spaziergang auf den Kahlenſtein, gefrorner Neckar. Muſeum. Uebelen.

30. Juridiſches. Brief an Naßmann[5]) wegen einer Zeitſchrift u. Sonetten-Anthologie. Theater. Uebelen.

Dezember.

1. Juridiſches. Schatten, ärgerlicher Artikel aus der allgemeinen Zeitung über die letzte ſtändiſche Adreſſe.

3. Sonntag. Juridiſches. Beendigte Arbeit für Schmitz-Grollenburg. Hammerſteins alte Sagen von der Hermannsſchlacht. Cantſtadt. Muſeum. Uebelen.

---

[1]) Kaufmann in der Kronprinzſtraße. — [2]) Kaufmann in der Grabenſtraße. — [3]) Leben 113. — [4]) Frhr. Phil. Mor., 1765 bis 1849, 1812—17 Direktor des Kath. Kirchenrats, 1817 Vizepräſident der Oberregierung. — [5]) Wohl verſchrieben für Raßmann, ſ. 1816 Juli 11.

4. Juridiſches. v. der Hagens Eddalieder von den Nibelungen. Abends bei H. Gmelin.

5. Juridiſches. Abends Strophen zu einem Gedichte: Lob des Liedes. Uebelen.

6. Juridiſches. Eddalieder. Idee zu einer Ballade: wie ein Sänger durch ein Lied ſein Haupt löst.

8. Juridiſches. Theater: Jephthas Tochter; Ideen zum Herzog Ernſt, beſonders der letzten Scene. Schatten.

9. Kälte. Schnee. Lebendige Ausbildung des Plans zum Trauerſpiele vom Herzog Ernſt. Canſtadt. Uebelen.

13. Beſuch von dem neuangekommenen Rückert[1]) mit Haug, Napoleon u. der Drache[2]). Juridiſches. Uebelen.

14. Juridiſches. Gang nach Tübingen, ſchneeig aber mild. Schwab.

15. Fahrt mit dem Poſtwagen nach Sulz. Zu Rotenburg Rückerts Napoleon angefangen.

16. 17. Aktenleſen u. Vorbereitung.

18.—20. Liquidationsverhandlung.

21. Thomasfeiertag. Aktenleſen. Schlittenfahrt nach Aiſteig mit Oberamtmanns ꝛc.

22. 23. Liquidation ꝛc.

24. Fahrt bis Horb. Von da zu Fuß nach Tübingen, Einkehr in Eutingen u. Rotenburg.

25. Chriſtfeſt. In Rückerts Napoleon geleſen. Beſuch von Schwab[3]), dann in ſeinem Logis Aſſurs Gedichte ꝛc. Oben.

26. Schmidts Geſchichte der Deutſchen wegen der Geſchichte von Herzog Ernſt. Hermannus Contractus. Leſegeſellſchaft. Abends die Obern bei uns.

27. Juridiſches. Mit Schwab nach Luſtnau, wo ich ihm den Plan zum Herzog Ernſt entwickelte. Abend bei Faber.

---

[1]) Vgl. 20. Oktober und Uhland an Mayer 5. November: Rückerts eigentliche Abſicht ſoll ſein, das Theater kennen zu lernen. Mayer II, 57. — [2]) Rückerts ariſtophaniſches Luſtſpiel: N. u. d. Dr. Stuttg. 1815. — [3]) Welcher Repetent im Stift geworden war.

28. Wippos Leben Conrads des Saliers geleſen. Nachricht von Peterſens Tod, Vorſchlag der Eltern, mich um die Stelle¹) zu bewerben, Beängſtigung dadurch. Leſegeſellſchaft.

29. Veldekes Herzog Ernſt. Bei Knapps, Faber, Conz. Hahns Deutſche Reichshiſtorie. Beſuch oben.

30. Veldeke. Excerpte aus Hermannus Contractus. Nähere Auffaſſung des Charakters von Werner. Muſeum mit dem Vater, Kölle, Dreſch, Gaab, Hauff, Fues ꝛc. Auſtern.

31. Warten auf den Poſtwagen, dadurch gewonnene Zeit zu Excerpten. Abfahrt um 12 Uhr, Ankunft in Stuttgart nach 7 Uhr. Brief von Fouqué. Neujahrsnacht im Römiſchen Kaiſer. Ausbleiben der Frauenzimmer. Geſang, zerbrochener Spiegel.

1816.

Januar.

1. Beſuch von Schwab. Rückerts Napoleon u. der Drache beendigt. Muſeum, Rückerts Neujahrsgedicht. Mit Schwab, Aug. Köſtlin u. Rückert über die obere Reiniſpurg nach Häslach. Abends Grimms zwei älteſte deutſche Gedichte. Uebelen, mit Frommann²) allein.

3. Juridiſches. Abſchiedsbeſuch von Schwab. Beſuch von Rückert, Mittageſſen mit ihm in der Sonne. Cantſtadt.

4. Juridiſches. Mittageſſen mit Rückert im Wildenmann.

5. Juridiſches. Beſuch von Rückert, dem ich den Fortunat vorlas. Alte Papiere. Schatten.

7. Sonntag. Juridiſches. Beſuch bei Rückert. Theater.

---

¹) An der Stuttgarter K. Oeffentlichen Bibliothek. 14 Jahre ſpäter, November 1829, hat U., was bis jetzt nicht bekannt geworden, ſich um die durch Matthiſſons Weggang erledigte Stelle eines Oberbibliothekars bei der genannten Bibliothek vergeblich gemeldet. — ²) Sekretariats-Acceſſiſt beim Tutelar-Rat.

8. Nachricht von der Mutter, daß Moriz[1]) in Karlsruhe geſtorben. Juridiſches. Sonett: Lückenbüßer entworfen u. zum Theil ausgeführt. Cantſtadt.

9. Grimms älteſte deutſche Gedichte beendigt. Pfiſter.

11. Nachdenken über H. Ernſt. Eiſenbachs Beerdigung.

12. Brief von Kerner mit Lämmerers Gedichten[2]), Durchleſen derſelben. Juridiſches. Theater. Schatten.

13. Nachdenken über H. Ernſt. Juridiſches. Beſuch von Haug, Antrag wegen Peterſens Stelle. Müllners Vertraute angefangen. Cantſtadt mit Roſer. Wildenmann.

14. Sonntag. Nachdenken über meine Lage. Beſuch bei Rückert mit Finckh. Theater. Wildenmann.

15. Juridiſches. Nachdenken über meine Lage.

16. Jurid. Abends mit Finckh u. Rückert bei Diehm[3]).

17. Juridiſches. Privatbibliothek des Königs mit Rückert, der Weingartner Minneſänger-Coder, Friedrich von Schwaben, Nachſchlagen zum Herzog Ernſt. Nachdenken über H. Ernſt.

18. Mit Bruckmann u. Zeller[4]) Nachteſſen bei Duttenhofers, Feuerlärm, der Dichter Viſcher[5]).

19. Juridiſches. Feuerlärm von Cantſtadt. Müllners Angoliſcher Kater[6]). Theater. Schatten.

21. Sonntag. Feier der Vermählung des Kronprinzen[7]). Juridiſches. Müllner. Abendeſſen bei Roſers mit Emma.

24. Juridiſches. Muſeum; Dobeneck, Des deutſchen Mittelalters Volksglauben u. Heroenſagen. Bei Rückert mit Finckh. Diehm.

25. Die Ballade: Das Rothhemd gedichtet. Mit

---

[1]) v. Killinger (Seite 9). — [2]) Seite 171. — [3]) Oft genannte Wirtſchaft in der Poſtſtraße, oder der Calwerſtraße. — [4]) Beide von Heilbronn, ſ. o. — [5]) Chr. G. V., geb. Ludwigsburg 1786, Poſtbeamter, geſt. Frankfurt 1836; „Oden“ und andere Gedichte im Morgenblatt 1814—17, ſpäter in der Zeitung für die elegante Welt; „Lautentöne“ Frankfurt 1822. — [6]) Luſtſpiel, im Morgenblatt 1815. — [7]) Wilhelm von Württemberg mit der Großfürſtin Katharina von Rußland in St. Petersburg (ſ. 13. April).

Roſer nach Cantſtadt, wo Piſtorius u. Rückert. Dobeneck. Beſuch bei Rückert mit Finckh. Diehm.

26. Brief an die Eltern, Geldpacken. Muſeum, Schmalz u. Niebuhr über politiſche Vereine. Schatten. Adreſſe der Landſtände wegen der Subſidiengelder[1]).

27. Juridiſches. Auftrag von Feuerlein zu einem Gedicht für **Hohenloh**[2]) u. Entwurf deſſelben. Abends Beendigung. Diehm.

28. Sonntag. Dobeneck beendigt. Abſenden des Gedichts[3]). Theater: Dido. Wildenmann.

30. Juridiſches. Schrift gegen Beilage Lit. A[4]). Brief vom Vater, beruhigend[5]) Cantſtadt mit Roſer. Diehm.

Februar.

1. Juridiſches. Abends Diehm mit Rückert u. Finckh.

2. Lichtmeß. Gedichte von Rückert: Der Liebesbaum, Flor u. Blankflor. Juridiſches. Theater. Schatten.

---

[1]) Statt neue Steuern auszuſchreiben — verlangten die Stände — ſollten die engliſchen Subſidien, welche ja die von der Staatskaſſe beſtrittenen Kriegskoſten weit überſtiegen, verwendet werden (Landſt. Verhandl. XVIII). — [2]) Fürſt von H.-Oehringen, Präſident der Landſtände 1815 f. U. an die Eltern 13. Febr.: Vor einiger Zeit ließ mich der landſtändiſche Präſident Fürſt von Hohenlohe durch Procurator Feuerlein erſuchen, ihm auf die Zurückkunft ſeiner Gemahlin, die mit ihren zwei Kindern ein halbes Jahr lang bei ihren Eltern auf Beſuch war, ein kleines einfaches Gedicht zu machen. Ich ſchickte ihm hierauf die hier beifolgenden Verſe . . — [3]) U. ſchickte mit dem Gedicht das an Feuerlein gerichtete Dankſchreiben des Fürſten den Eltern, worauf von ihnen eine für ſie (und den Sohn) bezeichnende Antwort kam. Die Mutter ſchrieb: „es gefiel uns wohl, auch der Brief von Hohenloh, wir bemerkten aber dabei, daß Du Dir immer gleich bleibſt und nicht gern Viſiten machſt, freilich bei der Gelegenheit mag Deine Delicateſſe ins Spiel gekommen ſein, daß Du nicht zu Ihm giengſt. Auch Du biſt der alte Louis geblieben, daß die Frage des l. Vaters unbeantwortet blieb wegen dem Profeſſorat.“ Der Vater fügte bei: „Du haſt nun durch Dein Gedicht Gelegenheit bekommen, Dich dem Herrn F. v. H. aufs neue empfehlen zu können.“ — [4]) Des Verfaſſungsentwurfs oder der ſtändiſchen Verhandlungen? — [5]) Wegen Geldſachen.

3. Flor u. Blankflor. Nachdenken über Herzog Ernſt. Auszüge aus Hegidan[1]. Diehm mit Rückert u. Finckh.

5. Juridiſches. Muſeum. Theater: Phädra. Kranz bei Knapp mit Rückert.

6. Juridiſches. Muſeum. Diehm mit Rückert, Finckh u. Bockshammer[2].

7. Diehm mit denſelben, Rückerts Vorſchlag zu Tenzone.

8. Thema eines Tenzons. Gang zu Hrn. v. Weiler, Verlegenheit wegen der Inventurgeſchichte. Zu Rückert, Verabredung wegen des Tenzons. Ausarbeitung von 3 Strophen. Diehm mit Rückert.

9. Das Tenzon[3] beendigt. Nach Cantſtadt, wo Roſer, Hofraths Piſtorius ꝛc. Diehm mit Rückert, Mittheilung meines Tenzons.

10. Kälte. Idee zu Tenzonen in Romanzenform. Juridiſches. Abends Anfang eines Romanzen-Tenzons[4], an dem Rückert, der mich beſuchte, fortmachte. Nachteſſen bei Roſers mit Jägers, Uebelen ꝛc.

11. Sonntag. Kälte. Juridiſches. Mit Roſer nach Gaisburg. Theater: Achilles. Diehm mit Rückert, Finckh, A. Köſtlin. Romanzen-Tenzon.

12. Beſuch von Rückert[5]. Schnee. Ein Zaubertag von Rienſtedt[6]. Abendeſſen auf Finckhs Einladung bei Diehm, mit Bockshammer, Hochſtetter, Rückert, Walther[7].

14. Juridiſches. Beſuch von Rückert, Romanze. Gaisburg. Theater. Diehm mit Rückert u. Finckh.

15. Juridiſches. Beſuch von Rückert. Fouqués Frauen-Taſchenbuch. Beſuch von Rückert. Diehm mit ihm u. Finckh.

---

[1] ? — [2] Der Philoſoph Guſtav B., geb. 1784, geſt. 1822 als Pfarrer in Buttenhauſen. — [3] Als „Sängerſtreit“ im Frauentaſchenbuch 1817 durch Rückert veröffentlicht. — [4] Als „Wettgeſang zwiſchen U. und Rückert“ von Holland herausgegeben, Tübingen 1876. — [5] An die Eltern 13. Febr.: Der neue Mitredakteur vom Morgenblatt, Rückert, iſt mir eine ſehr angenehme Bekanntſchaft, ich komme viel mit ihm zuſammen. — [6] Romantiſche Komödie. Berlin 1816. Wilh Rienſtadt, geb. Braunſchweig 1784. — [7] Oberregierungsrat?

16. Juridiſches. Rückert. Fouqué. Schatten, Mandelsloh von Petersburg zurückgekommen.

17. Juridiſches. Spaziergang mit Roſer u. Piſtorius nach Cantſtadt. Schneegeſtöber. Fouqués Almanach. Diehm mit Rückert u. Finckh.

19. Juridiſches. Nach Cantſtadt u. Feuerbach.

20. General Fouqués[1] Leben in Baurs Galerie hiſtoriſcher Gemälde, Idee zu Balladen; Ninon de l'Enclos. Rückkehr nach Stuttgart, Thauwetter. Muſeum: Schmalziſches[2]. Diehm mit Rückert u. Finckh. Sonett an die Bundſchmecker.

21. Beſchäftigung mit dem Sonett. Cantſtadt. Diehm mit Rückert, Finckh, Walther.

24. Schalttag. Matthiasfeiertag. Juridiſches. Schlegels Geſchichte der Literatur I. beendigt. Das Lied vom alten guten Recht, auf Jägers Veranlaſſung entworfen und großenteils ausgeführt, Nachts beendigt. Diehm.

25. Sonntag. Beſchäftigung mit dem Gedichte. Spaziergang mit A. Köſtlin, dem ich vom Herzog Ernſt erzählte, nach Gaisburg, wo Roſer, Piſtorius ꝛc. Theater: Rochus Pumpernikel. Diehm.

26. Regen u. Schnee. Juridiſches. Muſeum: Dabelows Flugſchrift über den 13. Artikel der deutſchen Bundesakte. Bei Schott. Werners 24. Februar geleſen. Diehm mit Rückert u. Finckh.

27. Müllners 29. Februar geleſen. Juridiſches. Mit Roſer nach Cantſtadt. Muſeum. Wildenmann.

28. Juridiſches. Eiſenbachiſche Bücherauktion. Bei Schott. Diehm mit Rückert u. Finckh.

29. Juridiſches. Auktion. Mit Roſer nach Gaisburg, Schneegeſtöber. Ammermüllers Hohenſtaufen. Diehm mit Rückert u. Finckh.

---

[1] Großvater des Dichters, 1698—1774. — [2] Die bekannte Denunziation der angeblichen Geheimbünde in Deutſchland.

März.

1. Schnee. Idee zu einem Trauerſpiel: Konradin[1]). Ammermüller. Theater. Schatten.

2. Nachdenken über Herzog Ernſt. Ammermüller. Idee zu einem Drama: Die Weiber von Weinsberg. Diehm.

3. Sonntag. Thauwetter, Regen. Angefangne Ausarbeitung der Weiber von Weinsberg. Diehm mit Rückert u. Finckh.

4. Weiber von Weinsberg. Cantſtadt. Theater. Abendeſſen bei Duttenhoſers mit Bruckmanns u. Gaupps[2]).

5. Juridiſches. Weiber von Weinsberg. Beſuch bei Bruckmann, Chriſtophs-Ring[3]). Diehm mit Rückert.

6. Frühlingsluft. Juridiſches. Weiber von Weinsberg. Diehm mit Rückert, Finckh, Walther.

7. Ammermüller, Hohenſtaufen. Otto von Wittelsbach als Stoff eines Trauerſpiels[4]). Juridiſches. Spaziergang mit Roſers, Emma, Piſtorius, Conradi ꝛc. nach Gaisburg. Otto von Wittelsbach in Cruſius, Aventin ꝛc. Diehm.

10. Sonntag. Rauh. Juridiſches. Mit Roſer nach Gaisburg. Diehm mit Rückert u. Finckh.

11. Juridiſches. Weiber von Weinsberg. Diehm.

13. Juridiſches. Gaisburg. Diehm mit Rückert u. Finckh.

14. Frühlingstag. Juridiſches. Alberada von Birnbaum. Vorſtand beim Stadtgericht. Cantſtadt. Diehm.

15. Juridiſches. Spaziergang in den Anlagen mit Rückert, ſchwül. Nach Gaisburg, Daphnen[5]). Alberada. Herzog Ernſt. Schatten, Nachricht von dem unruhigen Chriſtophs-Mahle der Landſtände.

16. Rauh. Juridiſches. Gemälde des Laſalle mit Dutten-

---

[1]) Keller 6 ff. Siehe 1818, Juni 18. — [2]) Gottlob G., geb. Calw 1795, Lic. med., Garniſonsapotheker in Stuttgart, 1817 ff. Landtagsabgeordneter. — [3]) Der Silberfabrikant B. in Heilbronn fertigte allerlei Zeichen der Erinnerung an den in der Zeit des Verfaſſungsſtreits hochgefeierten Herzog Chriſtoph (1515 bis 1568). — [4]) Keller 410 ff. — [5]) Seidelbaſt, Kellerhals.

hoſers: Madonna von Murillo, Pouſſin, Rubens. Spaziergang mit Rückert in den Anlagen, dann mit ihm bei Dannecker[1]), Amor, Ariadne. Alberada. Diehm mit Rückert u. Finckh.

17. Sonntag. Juridiſches. Gaisburg. Bodmers Minneſinger. Diehm.

18. Juridiſches. Gaisburg, über Cantſtadt nach Feuerbach. Störche. Diehm mit Rückert.

19. Juridiſches. Beſuch von Prälat Gaab. Gaisburg. Diehm mit Rückert u. Finckh.

21. Trüb. Juridiſches. Nach Gaisburg, allein. Minneſinger. Diehm mit Rückert, Finckh, Walther.

22. Trüb. Juridiſches. Zu Oberjuſtizrath Georgii wegen des Abelſchen Prozeſſes. Minneſinger. Schatten. Abſtimmung auf Veränderung des Lokals.

23. Juridiſches. Muſeum. Minneſinger. Diehm mit Rückert, Finckh, Walther.

24. Sonntag. Trüb. Juridiſches. Nach Rohracker. Minneſinger. Diehm.

25. Mariä Verkündigung. Beſuch von Stadtſchreiber Bruckmann mit einem Brief von Winter in Heidelberg[2]) an Mayer. Ueberraſchung von der Mutter u. der Schweſter, die vor der Krankheit nach Feuerbach geflüchtet wird. Fahrt dahin. Spaziergang in den Wald.

26. Rauh. Weiterer Brief von Mayer wegen Heidelberg. Brief an ihn mit Gedichten[3]). Diehm mit Rückert, Uebelen, Heigelin, Walther.

27. Goethes neue Gedichte. Juridiſches. In die Stadtſchreiberei. Nach Gaisburg u. Feuerbach, auf dem Rückweg Begleitung von der Schweſter. Diehm mit Rückert u. Finckh.

28. Juridiſches. Schneegeflock. Muſeum: Gedicht von Robert[4]). Brief von v. Hornthal[5]) mit den Frühlingskränzen.

---

[1]) In dem Atelier am Schloßplatz. — [2]) Chr. Fr. aus Württemberg, 1773—1858, Buchhändler, ſpäter Verleger von Uhlands Herzog Ernſt (ſ. u.). — [3]) M. II, 67. — [4]) Ludwig R., 1778—1832. — [5]) Joh. Peter, aus Bamberg, 1794—1864.

Gaisburg mit Roſer. Ordnen der Papiere. Brief an Kerner. Diehm mit Rückert u. Finckh.

30. Kalt. Juridiſches. Nach Feuerbach, wo ich die Schweſter unpäßlich antraf. Rückkehr nach Stuttgart, wo ich Jägern[1] abholte, Beruhigung. Uebernachten in Feuerbach.

31. Sonntag. Kalt. Wohlbefinden der Schweſter. Corona. Diehm mit Rückert u. Finckh.

April.

1. Hell. Juridiſches. Mit Roſer nach Gaisburg. Schattenfeſt, zugleich zu Mandelslohs Abſchied, bei Denninger[2].

4. Beſuch von Schwab. Mit Roſer, den Magiſtern Schott u. Elben nach Gaisburg. Ordnen der Papiere. Diehm mit Rückert, Finckh, A. Köſtlin, Heigelin.

6. Thauwetter, Rieſel. Juridiſches. Cantſtadt. Pfiſters hiſtoriſcher Bericht über das Weſen der würtemb. Verfaſſung[3]. Diehm.

8. Frühlingsmäßig. Juridiſches. Das Trinklied gemacht[4]. Beſuch von Schwab; das Rothhemd an Fouqué. Nach Feuerbach.

9. Aktenleſen. Corona. Diehm mit Rückert, Finckh ꝛc.

10. Geſchäftsbriefe. Beſchäftigung mit dem Trinklied. Stadtſchreiberei. Schickardts[5] Büchercatalog. Nach Haslich mit Roſer. Diehm mit Rückert und Finckh.

11. Gründonnerſtag. Warm. Juridiſches. Nach Feuerbach, zurück mit der Schweſter. Pfiſters Bericht. Audienz.

12. Charfreitag. Juridiſches. Stabat mater in der katholiſchen Kirche. Emma u. die Schweſter. Erſter Schatten im Wildenmann.

13. Juridiſches. Ankunft des Kronprinzen u. ſeiner Ge-

---

[1] Den Arzt. — [2] In der Tübingerſtraße. — [3] Heilbronn 1816. — [4] Was iſt das für ein durſtig Jahr? — [5] Der oftgenannte Freund war 11. Febr. 1816 als Profeſſor in Ulm geſtorben.

mahlin[1]. Pfiſters Bericht beendigt. Diehm mit Rückert, A. Köſtlin ꝛc.

14. Oſterfeſt. Regen u. Schnee. Sonett auf entlehnte Gedichte. Einſchrift meiner neuern Gedichte. Sonett auf Schwabs Socken[2]. Muſeum. Diehm.

16. Juridiſches. Mit Roſer nach Gaisburg. Minneſinger. Muſeum: Idee der Staatsconſtitution[3]. Diehm mit Rückert, Finckh ꝛc.

17. Aufſatz über das Wangenheimiſche Oberhaus[4]. Gaisburg. Milderes Wetter. Juridiſches. Diehm mit Rückert, A. Köſtlin, Heigelin ꝛc.

19. Warm, Regen, Donner. Juridiſches. Vorſchlag von Schott, mit ihm nach Wallerſtein zu reiſen[5]. Wildenmann.

20. Juridiſches. Umlaufen wegen Paſſes. Nachteſſen bei Schott. Abfahrt nach 8 Uhr.

21. Sonntag. Frühſtück in Aalen. Bopfingen, der Ipf, Flochberg, Kloſter Kirchheim. Ankunft in Wallerſtein gegen Mittag. Nachmittags Viſite beim Fürſten. Gang auf den Felſen mit Schott. Concert. Eſſen bei Hof, wie nachher immer.

22. Gang nach Nördlingen; die Kirche, Altarblatt von Hans Schäufelein, Bilder von Herlein. Einkehr. Gang um die Stadt, Rückkehr nach Wallerſtein zum Mittageſſen. Galerie. Capelle. Abends Spaziergang mit Schott gegen Nördlingen. Begegnung des Fürſten, Kohlers u. Mannoſtetters[6], mit denen wir umkehrten. Steinwein bei Ritter[6].

23. Gries' Calderon. Gang auf den Felſen. Alte Handſchriften mit Bildern, Kupferſtiche, auf Kohlers Zimmer. Spaziergang im Schloßgarten mit Schott u. Ritter. Galerie.

24. Elfenbeine ꝛc. Die Minneburg. Im Garten mit dem Fürſten u. Schott. Galerie, Abſchied. Abfahrt gegen 12 Uhr. Fahrt über Nördlingen, Neresheim, Heidenheim,

---

[1] Vgl. 21. Januar. — [2] Notter 166. — [3] Schrift von Wangenheim, ſiehe 1815, Juni 19. — [4] Nicht das Flugblatt „Keine Adelskammer!“ Siehe 1817, April 1. — [5] Vgl. 1815, Nov. 6. — [6] Fürſtliche Beamte.

Weißenſtein (geiſtliche Comödie) nach Göppingen, wo wir übernachteten.

25. Abfahrt Morgens 5 Uhr. Filsthal, Plochingen, Eßlingen. Blühende Bäume. Ankunft in Stuttgart um ½10 Uhr. Beſuch bei Roſers. Durch Hofrath Mayer Nachricht von gutem Stand der Landſchaftsangelegenheiten, worüber ſich der König referiren läßt. K. Mayers Aufſatz über Gangloff[1]. Diehm.

26. Mein Geburtstag. Geldnoth. Juridiſches. Mit Roſer nach Häslich. Kopfweh. Muſeum. Diehm.

27. Juridiſches. Kopfweh. Muſeum: Minneſinger.

29. Juridiſches. Mit der Schweſter nach Feuerbach, Blüthe. Chateaubriand. Abends Spaziergang mit der Schweſter in den Wald, die friſchgrünen Birken.

30. Rückkehr nach Stuttgart. Gehobene Geldnoth. Juridiſches. Häslich. Diehm.

Mai.

1. Philippus u. Jakobus. Mit Roſer, Jäger, Piſtorius, Uebelen, A. Köſtlin, beiden Schmid u. Zech[2] nach Uhlbach. Herrliche Blüthe. Frühſtück. Gang über Riedern u. den Wachthurm nach Obertürkheim, wo Mittag gehalten wurde. Gewitter. Spaziergang auf die Inſel. Beſuch bei Rückert, ſein Tenzon. Diehm.

2. Juridiſches. Muſeum: Lieder von Aſſur. Gewitter.

3. Juridiſches. Nach Feuerbach über den Herdweg.

4. Stürmiſch. **Mailied.** Rückfahrt mit der Schweſter, während der ich jenes Lied ausführte. Bild[3]. Mittags weiteres Lied[4]. Muſeum: Röslins Herzog Chriſtoph. Beſuch bei Rückert. Diehm mit ihm, A. Köſtlin, Finckh ꝛc.

6. Regneriſch. Kunſtausſtellung mit der Schweſter. Abreiſe der Schweſter. Röslin. Diehm.

8. Juridiſches. Mit Rückert in den Anlagen. Muſeum:

---

[1] Seite 133. — [2] Kriegsrat. — [3] [4] Klage, Rechtfertigung — beide vom 4. Mai 1816.

Waldheims Gedichte. Theater: Don Juan, E. Diehm mit Rückert, A. Köſtlin, Finckh.

10. Regneriſch. Juridiſches. Zu Juſtitiar Wachter. Mit Roſer nach Häslich. Calderon. Schatten bei Silber.

11. Aprilwetter. Juridiſches. Beſuch bei Rückert.

12. Ebenſo. Juridiſches. Zu Wächter. Varnhagens Gedichte[1]. Mit Roſer u. Piſtorius nach Gaisburg.

13. Regen u. Schneegeſtöber. Juridiſches. Unerwartet Geld von Sulz. Mit Roſer nach Häslich, drohendes Erfrieren. Varnhagen. Wildenmann. Thauwetter.

15. E. Geburtstag. Beſſere Witterung. Spaziergang auf den Kahlenſtein. Walther von der Vogelweide. Cantſtadt. Verſtimmung. Wildenmann.

16. Maiwetter. Juridiſches. Calderon. Häslach.

17. Ebenſo. Juridiſches. Maifeſt in der Allee. Calderon. Häslach. Schatten bei Silber.

18. Juridiſches. Mai in der Allee mit Roſer. Muſeum im neuen Lokal. Calderon. Cantſtadt.

19. Sonntag. Juridiſches. Calderon. Mit Roſers nach Gaisburg. Gewitterregen. Schöner duftender Abend.

23. Himmelfahrtsfeſt. Juridiſches. Calderon. Mit Roſer nach Häslich. Brief von Varnhagen durch Rückert, der von Frankfurt zurückgekommen[2]. Beſuch bei Rückert. Diehm.

---

[1] In dem unten 23. erwähnten Brief von Varnhagen, Frankfurt 19. Mai: „Meine Büchlein wirſt Du erhalten haben; ich bin unverſehens in die Geſchichte gerathen, ſie iſt auch eine Muſe, wenn man ihr nur nicht todte Zuſammenraffung, ſondern lebendige Auffaſſung der Gegenwart zumuthet. Die Gedichte, die ich gleichſam hinterdrein geworfen, wirſt Du bekommen haben; dieſe Sammlung unterſcheidet ſich von andern darin, daß ſie wahrſcheinlich nur vermindert, ſchwerlich aber vermehrt wird." —

[2] „Rückert lobte Dich wie ein wahrer Freund u. ich erkannte Dich in ſeinen Mittheilungen ganz ſo, wie ich Dich früher gekannt! Auch Wangenheim ſprach würdig u. liebevoll von Dir u. ich freute mich ungemein, Dich überall gelten zu ſehn. Deſto mehr that es mir leid, zu erfahren, daß Du von juriſtiſcher Praxis faſt gänzlich hingenommen ſeiſt . . wie oft dacht' ich für Dich an

25. Juridiſches. Gewitterluft. Beſuch von Rückert. Regen. Fouqués Gedichte aus den Jünglingsjahren. Gaisburg, Roth, Piſtorius. Diehm.

26. Sonntag. Regen. Juridiſches. Fouqué. Theater: Die Veſtalin. Diehm mit Rückert u. A. Köſtlin.

29. Gänge mit Mayer zu Rückert u. Duttenhofers. Fouqué. Diehm mit Rückert u. H. Gmelin.

30. Calderon. Begleitung Mayers durch die Anlagen zum Chauſſeehaus. Häslach. Diehm mit Rückert.

31. Juridiſches. Muſeum: Büſchings Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geſchichte, Kunſt u. Gelehrtheit des Mittelalters. Mit Roſer nach Häslach. Regen. Schatten bei Silber.

Juni.

2. Pfingſtfeſt. Juridiſches. Calderon. Mit Roſer ꝛc. nach Gaisburg ins Schlößchen, ſchöner Abend. Diehm.

3. Parthie nach Uhlbach u. Oberturkheim mit Roſer, Uebelen ꝛc. Muſeum. Diehm.

4. Juridiſches. Kunſtausſtellung. Calderon. Diehm.

5. Juridiſches. Tafingers Maientag auf der Silberburg. Diehm.

6. Kalter Regen. Nachdenken über Versarten zum deutſchen Trauerſpiel. Angefangenes Aufſchreiben des Plans zum Herzog Ernſt. Unerwarteter Spaziergang nach Häslach mit Roſers u. Emma. Vom Todtengarten, das Kind. Diehm.

7. Beendigtes Aufſetzen des Plans zum Herzog Ernſt. Juridiſches. Calderon. Häslach. Schatten bei Silber.

Reiſen, an freie Bewegung, an höhere Arbeiten im Leben, wenn ich vom Leſen Deiner herrlichen Gedichte erfriſcht die günſtigen Bedingungen noch unzähliger Hervorbringungen, denen Dein jugendliches Alter entgegenſtreben muß, ſuchen wollte!"

8. Juridiſches. Fouqué's Sängerliebe angefangen. Spaziergang im Regen mit Roſer u. H. Gmelin nach Berg ins Lamm. Diehm.

9. Sonntag. Regneriſch. Juridiſches. Beſuche. Angefangene Abſchrift des Wippo. Mit Roſer nach Gaisburg.

10. Regen. Wippo. Juridiſches. Mit Roſer nach Berg ins Lamm. Sängerliebe. Muſeum. Diehm.

12. Sängerliebe. Brief von Löben, Schreiben an Kerner[1]. Juridiſches. Gablenberg. Diehm.

14. Juridiſches. Nach Feuerbach. Muſeum. Sängerliebe. Häslach. Schatten bei Silber, ſtändiſche Adreſſe über das Steuerweſen.

15. Gewitterluft. Juridiſches. Mit Roſer u. Uebelen zum Canſtadter Maientag, der nicht ſehr lebhaft war. Diehm.

16. Sonntag. Juridiſches. Sängerliebe. Nach Rohracker. Diehm mit Heigelin, Günzler ꝛc.

18. Regneriſch. Juridiſches. Sängerliebe. Mit Roſer nach Häslach. *Bitte an die geiſtlichen Dichter.* Schattenfeſt bei Silber.

20. Juridiſches. Sängerliebe. Häslach. Landſtändiſche Adreſſe über das Schuldentilgungs-Statut bei Meiderlen[2].

22. Juridiſches. Lobgeſang auf den h. Anno. Häslach. In den Anlagen, Akazienbluthe. Diehm.

23. Sonntag. Juridiſches. Gewitterregen. Anno. Zu den Waſſerfallen mit Roſer, Uebelen, Jäger; Häslach. Diehm.

24. Anno beendigt. Juridiſches. Durch den Wald nach Wangen. Muſeum. Diehm.

25. Brief von den Eltern wegen der Schweſter. Juridiſches. Beſuch bei Ruckert, Spaziergang mit ihm in den Anlagen. Häslach mit Roſer. Diehm.

27. Regen. Juridiſches. Gang zu Ruckert. Fortunat. Mit Roſer nach Berg. Diehm.

---

[1] Mit „Mailied“ und „Klage“ Notter 183. — [2] S. 1815 November 13.

28. Regneriſch. Einpacken. Abſchied bei Roſers. E. Gang nach Tübingen. Mittag in Waldenbuch. Idee zu einem Gedicht auf den 8. Juli: Freiheit und Freude. Ankunft in Tübingen nach 4 Uhr.

29. Bei Schwab u. oben. Leſegeſellſchaft. Luſtnau mit Schwab. Ueber den Schloßberg.

30. Sonntag. Memoiren des Freiherrn von S—a. Bei Kolle, Stürmer, Uhlandin. Goethes Kunſt u. Alterthum am Rhein. Mit den Eltern u. der Schweſter nach Luſtnau.

Juli.

1. Juridiſches. Beſuch von Schwab. Einladung zu der Berliniſchen Geſellſchaft für deutſche Sprache. Regen. Goethe. Idee zu einem Aufſatz über das Leben der deutſchen Sprache in der Dichtkunſt[1].

2. Beſuch bei Conz. Grimms Altdeutſche Wälder. Leſegeſellſchaft.

3. Regen. Juridiſches. Beſuch bei Prälat Gaab. Umſicht auf dem Schloß. Leſegeſellſchaft. Grimm. Auf dem Schloßberg. Beſuch bei Fues. Abends bei Heckmann[2].

5. Regneriſch. Juridiſches. Leſegeſellſchaft. Schillers Gedichte: wiederangeregte Idee zu dem Gedichte von der Heimkehr zur Quelle[3]. Nachricht, daß Haug Bibliothekar, Weiſſer Sekretär geworden ꝛc. durch Schwab. Im Löwen.

7. Sonntag. Spaziergang ins Kaſebachthal. Schiller. Leſegeſellſchaft. Der Nördlinger Wachtelkrieg[4]. Adler.

9. Gang nach Stuttgart mit Schwab. Bier in Dettenhauſen; läufige Pferde u. geſtürzter Wagen eines Fuhrmanns. Hitze. Einkehr in Echterdingen. Hagelwetter zwiſchen Echter-

---

[1] Leben Seite 125. Im Nachlaß findet ſich ein Aufſatz Uhlands über die Berliniſche Geſellſchaft für teutſche Sprache. — [2] Wirtſchaft. — [3] Siehe 1810, Febr. 8. — [4] Ob die Grundlage des Gedichts von 1847 „Lerchenkrieg“? Vgl. Notter 402, unten 27. Juli.

dingen u. Degerloch. Einkehr am letztern Ort. Ankunft in Stuttgart nach 7 Uhr. Diehm. Geldnoth. Beſchwerliches Stiefelausziehen u. Auftreten.

10. Gang nach Feuerbach, Bienenſchwärme. Herabgefallener Storch. Gewitter. Häslach. Diehm.

11. Juridiſches. Beſuch bei Rückert. Raßmanns[1]) Gedichte. Häslach. Muſeum. Diehm.

12. Juridiſches. Beſuche von Mayer u. Rückert. Schreibers Rheinſagen. Theater mit Mayer, Schwab ꝛc.: Die Braut von Meſſina. Abendeſſen bei Drucks.

13. Juridiſches. Beſuch von Mayer u. Kölle. Spaziergang mit Mayer, ſeiner Braut[2]) ꝛc. in den Anlagen. Diehm.

14. Sonntag. Juridiſches. Mit Mayer u. den Druckſchen ꝛc. nach Gaisburg in den Garten. Schöner Abend; Rückert, Elben. Diehm. Bei Drucks.

15. Juridiſches. Görres' Lohengrin. Nachricht durch Uebelen, daß Hofräthin Piſtorius[3]) geſtorben. Abends Beſuch von Mayer, daß noch Hoffnung vorhanden ſey. Diehm.

18. Juridiſches. Begräbniß der Hofräthin Piſtorius, Kirchhof, Flatts Rede in der Spitalkirche. Beſuch von Mayer u. ſeiner Braut. Bei Drucks. Diehm.

20. Erſter klarer Sommertag. Juridiſches. Beſuch bei Rückert. Mit Roſer über die obere Reinſpurg nach Häslach. Rebenblüte. In Häslach Spittler. Geſpräch von der Verſtorbenen[4]). Muſeum. Diehm.

21. Sonntag. Verſuchtes Gedicht auf die Verſtorbene. Juridiſches. Lohengrin. Mit Roſer nach Berg ins Lamm. Diehm.

22. Juridiſches. Beſichtigung eines Logis im Nachbarhauſe. Brief vom Vater wegen Kölles Stelle[5]). Lohengrin.

---

[1]) Friedrich R. von Wernigerode, 1772—1831: Auserleſene poetiſche Schriften, Heidelberg 1816. — [2]) Friederike Druck, 1792 bis 1844. — [3]) Emilie, geb. Feuerlein, die Mutter der Emma Viſcher (Seite 150). — [4]) Frau Piſtorius. — [5]) K. gab die Sekretärſtelle am Obertribunal in Tübingen auf, um nach Italien zu reiſen.

Aufhören der Diehmſchen Wirthſchaft, weil der Alte heute geſtorben; Schwaderer[1]) mit Günzler.

26. Juridiſches. Beſuch von Weiſſer[2]), der ſich mir als Wilmeles[3]) Brautigam vorſtellte. Häslach mit Roſer. Schatten bei Silber.

27. Juridiſches. Handſchriftliche Oettingiſche Geſchichte[4]). Silber, Glühwein wegen Heigelins Abreiſe nach Neapel.

28. Sonntag. Brief an die Eltern wegen der Tubinger Secretärſtelle[5]). Juridiſches. Mit Roſers, Emma, Piſtorius u. Günzler über die obere Reinſpurg nach Häslach, das erſtemal ſeit dem Tod der Mutter. Nachher bei Roſers, um ihr Kind zu ſehen. Muſeum. Silber.

30. Regen. Juridiſches. Cruſius uber Nördlingen. Silber.

Auguſt.

1. Juridiſches. Muſeum: Beſchreibung der Feierlichkeit am Kiliansstag[6]) im römiſchen Kaiſer. Akten zu Conſilien von Sulz. Häslach, erſte Kartoffeln. Silber.

2. Piſtoriusſche Taufe. Häslach. Schatten bei Silber.

---

[1]) Gaſthof zum König von England. — [2]) Auguſt W., geb. 1787, geſt. als Obertribunalrat 1835. — [3]) Uhland — ſiehe Anhang. — [4]) Wohl von Wallerſtein her geliehen. — [5]) Siehe 22. Abgedruckt Leben 115 f. Antwort der Mutter ebenda 117 ff. — [6]) Flugſchrift über die ſtändiſche Feier vom 8. Juli zur Erinnerung an den Tübinger Vertrag von 1514: „Nach Uebergabe eines Ehrenbechers an den Abgeordneten von Stuttgart, Klüpfel, ſtimmten vier Knaben, Söhne Eines Vaters, ein Lied an, in deſſen Chor die ganze Verſammlung einſtimmte. Dieſes Lied vom alten guten Recht der Wirtemberger von einem unſerer erſten Dichter mit einfachem vaterländiſchen Sinn gedichtet, hat ſchon längſt den ungetheilten Beyfall aller Redlichen; es lautet wie folgt:

Wo je bey altem gutem Wein . .

Bei dieſer Gelegenheit können wir nicht umhin, ein anderes minder bekanntes von demſelben Dichter gleichfalls zu Ehren des Hrn. Repräſentanten Klüpfel am 18. October 1815 verfaßtes Gedicht in Erinnerung zu bringen:

Die Schlacht der Völker ward geſchlagen . .“

4. Sonntag. Sommertag. Juridiſches. Lohengrin. Mit Jäger nach Häslach, wo Roſers. Rückweg mit dieſen. Emmas Trauer. Begegnung Rückerts auf dem Schloßplatz. Waldhorn mit ihm.

5. Juridiſches. Beſuch von Rückert. Muſeum: Rückerts Sonette auf den Tod der Piſtorius[1]. Lohengrin. Gaisburg.

6. Juridiſches. Mit Roſers, Emma ꝛc. nach Häslach, wo Harpprechts, Elbens ꝛc.; vom Kirchengehen. Klarer Abend. Muſeum. Uber.

8. Juridiſches. Beſuch bei Wilmele, die geſtern angekommen, dann bei Rückert, deſſen Vorſchlag wegen gemeinſchaftlicher Schweizergedichte. Gang durch die Allee. Brunnenhold u. Brunnenſtark. Mit Roſers, Emma ꝛc. nach Häslach, wo Köſtlin. Erheiterung. Anlagen. Silber.

9. Brief an die Mutter wegen meiner Lage[2]. Beſuch von Rückert. Muſeum: Rückerts weitere Sonette auf die Verſtorbene. H. Gmelin. Bad. Schatten. Gewitter.

10. Auszug zu Hoffmann[3]. Trübe Stimmung. Mit Roſer u. Uebelen nach Häslach. Muſeum. Silber.

11. Sonntag. Der Mutter Geburtstag. Einräumen. Beſuch bei Rückert. Muſeum: Rückerts Sonette abgeſchrieben. Gaisburg, ſchöner Abend. Muſeum. Silber.

12. Juridiſches. Muſeum: Fiſchers[4] Votum über die Kaſſe. Gaisburg, Wilmele ꝛc. Muſeum. Silber.

14. Juridiſches. Muſeum: Jean Pauls Vorleſungen. Nach Häslach, Begegnung Roſers mit Emma, Brener aus Neapel ꝛc. Schwül. Muſeum. Silber.

16. Juridiſches. Jean Paul. Häslach, wohin Roſers

---

[1] Zuerſt im Morgenblatt. — [2] Leben 120 f. — [3] Senator H. in der Hirſchgaſſe. U. zog von da bald zu Weiſſers, Ecke von Marktplatz und Münzſtraße, und als dieſe wegen Verwandlung des Hauſes in das Gaſthaus zum Schwanen im Herbſt 1817 ausziehen mußten, zu Roſers in der Schloßſtraße, in das Nebenhaus des Stammhauſes der Schwiegermutter Piſtorius, des Feuerleinſchen Hauſes, jetzt durch den Bahnhofbau entfernt (W. Vierteljsh. 1887, S. 10. 16). — [4] Abgeordneter für Wiblingen, geſt. als Staatsrat 1841.

u. Emma kamen, Erinnerungen an die Schweiz. Schatten bei Silber.

17. Juridiſches. Wiederauffaſſen des Herzog Ernſt. Häslach. Abendeſſen bei Reeſſs[1].

18. Sonntag. Regneriſch. Beſuch bei Rückert. Fouqué; handſchriftliche Gedichtſammlung. Häslach mit Roſers, Emma über den Tod ihrer Mutter. Muſeum. Silber.

21. Juridiſches. Beſuch bei Rückert. Muſeum: Artikel aus Zürich über meine Gedichte in der Muſikaliſchen Zeitung. Idee zu einem Gedichte: Das taubſtumme Kind, nach einem Artikel im Freimüthigen. Angefangene Ausarbeitung.

23. Juridiſches. Bei Weckherlin auf der Bibliothek, Bannformel ꝛc. zum H. Ernſt. Beſuch von Weckherlin mit Peterſen[2]; Anzeichnungen zu Conrad II u. Heinrich III. Schatten.

25. Sonntag. Juridiſches. Muſeum: Altes Teſtament. Häslach, Kirchweihe. Muſeum. Silber.

26. Zu Schott. Juridiſches. Bibliothek, Stumpfs Schweizerchronik; die Geſchichte von Erchinger u. Berchthold. Gablenberg, wo Roſers u. Emma. Muſeum. Geldnoth.

27. Juridiſches. Gang zu Schott, Landtagsſchriften. Muſeum: Altes Teſtament. Nach Feuerbach.

28. Spaziergang mit Oncles. Obsbäume. Wolf von Leonſtein. Garten, Tante Gottliebin. Weg über Bothnang durch den Wald nach Häslach. Muſeum. Laſtin.

29. Juridiſches. Gang zu den aufgegrabenen Alterthümern bei Zazenhauſen mit Roſer, Uebelen ꝛc., von da nach Feuerbach.

30. Juridiſches. Gehobene Geldnoth durch Quittungen. Muſeum: Altes Teſtament, landſtändiſche Verhandlungen. Häslach, wo Roſers. Gedanke, nach Gaildorf zu reiſen. Schatten bei Silber, gegen die Tadler der Landſtände.

31. Landtagsverhandlungen ꝛc. Nachmittags Marſch nach Backnang. Einkehr in Winnenden. Regen.

---

[1] Kaufmann, Gatte einer Halbſchweſter von Frau Roſer und Frau Uhland. — [2] ? Sohn des 1815 verſtorbenen Bibliothekars.

September.

1. Sonntag. Fortſetzung der Reiſe über Oppenweiler, Murrhard, wo ich einkehrte, durch das Roththal nach Gaildorf. Auf dem Wege Entwurf u. Ausführung des Gedichtes: Würtemberg, Ankunft in Gaildorf gegen 3 Uhr. Hagelwetter. Kerners neues Logis.

2. Beſichtigung des Schloſſes. Beſuche bei Romig u. Hock. Fahrt ins Waldhaus, wo Preſcher, Pahl, Scholl[1] ꝛc.

3. Morgens das Gedicht: Morgenlied, nachher das Geſpräch gemacht. Gang mit Kerners zum Schleifrain: Sagen von dem Geiger u. von dem Grafen von Limburg. Beſichtigung der Kirche. Rückerts Gedichte. Dr. Wagenmann[2]). Spaziergang mit Kerner gegen Münſter.

4. Abfahrt mit Kerner nach Welzheim. Einkehr bei Preſcher. Mittageſſen in Welzheim. Der neue Thurm. Beſuch bei Wagenmann. Ritt nach Waiblingen, der träge Gaul. Heimweg zu Fuß.

5. Einſchrift der Gedichte. Juridiſches. Häslach.

6. Gang zu Schott u. Rückert. Entwurf u. Ausführung des Gedichtes: An die Volksvertreter. Der landſtändiſche Entwurf des Organismus. Häslach. Muſeum. Schatten.

7. Beendigung des früher angefangenen Gedichts: Rechtfertigung[3]). Juridiſches. Begleitung von Oncle Doctor u. Rickele, die Wilmele abholten, bis zur Weinſteig. Nach Häslach, allein. Auf dem Rückweg das Gedicht: Die neue Muſe entworfen u. auf dem Schloßplatz ausgeführt. Silber.

8. Sonntag. Juridiſches. Die Lieder: Andre Zeiten, Das neue Mährchen, Ausſicht gemacht. Idee zu denen: An die Mutter, An die Mädchen, von Blücher. Nachmittags Ausführung der beiden erſtern. Häslach mit Roſer.

10. Klarer Sommertag. Aktenleſen. Angefangene Umarbeitung des Gedichts: Der Wehmuthſänger[4]). Gaisburg.

---

[1]) Pfarrer in Kirchenkirnberg. — [2]) Unteramtsarzt in Welzheim. — [3]) S. 4. Mai. — [4]) Vom 4. und 5. April 1805.

11. Juridiſches. Brief von Kerner. Beſuch bei Rückert, Vorſchlag zu einer literariſchen Unternehmung. Canſtadt.

13. Juridiſches. Muſeum: Birnbaums Adalbert von Babenberg. Häslach. Schatten. Geldnoth.

17. Schönes Wetter. Juridiſches. Beſuch von Rückert. Nach Gaisburg u. Canſtadt, zu Dorrs Gemälden[1]. Silber.

18. Juridiſches. Herzog Ernſt, Idee der Beſchreibung von Conrads Königswahl. Häslach. Muſeum. Silber.

19. Jurid. Erſte Verſe zum H. Ernſt. Landſchaftliche Protocolle im Ständehaus geleſen. Abend bei H. Gmelin.

23. Juridiſches. Beſtellung des Weiſſerſchen Logis. Weiber von Weinsberg. Gang nach Feuerbach durch den Wald, Oncles Geburtstag. Muſeum. Silber.

25. Billet an Weishaar. Unvermutheter Spaziergang mit Roſers u. Emma nach Häslach. Muſeum. Silber.

26. Muſikſtücke für Knapp, Beſuch von ihm. Geldnoth.

27. Beſchäftigung mit den ältern Gedichten: Der Wehmuthſänger u. Die Apfelbäume[2]. Gaisburg. Schatten.

28. Vormittags die Ballade: Der Schenk von Limburg[3] großentheils ausgeführt. Gaisburg mit Roſers. Abends zu Hauſe wegen Geldnoth, die Ballade beendigt.

29. Sonntag. Die Ballade achtzeilig bearbeitet. Beſuch von Schwab, ſeine Romanzen von Herzog Chriſtoph. Gang nach Feuerbach.

30. Regen. Feuerbach. Schmidts Geſchichte der Deutſchen, die fränkiſchen Kaiſer.

Oktober.

1. Rückkehr von Feuerbach, Idee zu einem Gedicht auf den 18. Oktober. Schmidt. Häslach. Muſeum.

3. Juridiſches. Abends Spaziergang gegen Häslach,

---

[1] Mondſcheinlandſchaften. Mayer II, 29. — [2] Wehmutſänger ſ. 10. Sept. Die Apfelbäume vom 25. und 26. Novbr. 1805. — [3] Vgl. 3. Sept.

woher Roſers u. Emma kamen; mein Name am Fenſter zu Neckarthailfingen, Zwetſchgen. Muſeum.

8. Juridiſches. Beſuch von Rückert. Die Theeſtunde von Trinius geleſen, Anregung dadurch. Muſeum: Neuffers Tag auf dem Lande. Römiſcher Kaiſer mit Rückert, Schach mit ihm. Nachtmuſik.

10. Relation über die Wangenheimiſche Schrift vom Schuldentilgungsſtatut. Muſeum. Häslach. Silber.

11. Juridiſches. Hans Sachs. Wangenheims Schrift über zwei Kammern. Schatten bei Silber.

12. Juridiſches. Mit Jäger u. Roſer nach Cantſtadt, wo wir bei Memminger[1]) die ausgegrabenen Thierknochen ſahen. Muſeum. Silber.

15. Gedicht auf den 18. Oktober. Häslach. Silber.

16. Beſichtigung des neuen Logis mit Weiſſer[2]). Gedicht. Häslach. Muſeum. Silber.

17. Gedicht. Juridiſches. Abends das Gedicht auf einen verhungerten Dichter[3]) gemacht. Häslach. Silber.

18. Juridiſches. Gang nach Feuerbach. Abends Ruckkehr von da, vereiteltes[4]) Feuer auf der Heide. Schattenfeſt bei Silber.

19. Begegnung E. Abſchiedsbeſuch von Schwab. Uebelbefinden. Bei Kraus. Muſeum. Silber.

23. Kalt. Wiederauffaſſung des Fortunat. Muſeum.

24. Fortunat. Gang nach Feuerbach. Concert der Catalani, das ich nicht beſuchte.

27. Sonntag. Angenehm. Fortunat. Schmidt. Aeußerſte Geldnoth durch Roſer gehoben. Mit Roſer ꝛc. nach Gaisburg.

29. Fortunat. Häslach. Berg. Silber. Bevorſtehender Tod des Königs. Fortunat 2tes Buch beendigt.

---

[1]) Präzeptor, der nachmalige verdiente Landesbeſchreiber, geb. Tübingen 1773, geſt. Stuttgart 1840. Bei der Beſichtigung dieſer Mammutfunde zog König Friedrich am 26. ſich eine tödliche Krankheit zu (ſ. u.). — [2]) Seite 192. — [3]) D. h. Joſ. Ludw. Stoll, vgl. Mayer I, 39 f. — [4]) Durch die Polizei verbotenes.

30. Nachts 2 Uhr Tod des Königs. Fortunat durchgeſehen. Muſeum, Calderon. Silber.

November.

1. Gänge zu Weiſſer, Schott, Weishaar. Die 6 vaterländiſchen Gedichte. Idee zu einem Gedicht über das Königliche Proclama. Abends Königlicher Leichenzug. Muſeum. Schatten bei Silber.

2. Schreiben an den Juſtizminiſter wegen zweier Sträflinge[1]. Schmidt. Muſeum, Calderon. Silber.

3. Sonntag. Angenehm. Briefe von Varnhagen[2]. Schreiben an ihn mit Gedichten. Gaisburg. Adreſſe der Stände an den neuen König. Muſeum. Silber.

4. Juridiſches. Zweiter Bericht eines würtembergiſchen Landſtands[3]. Spaziergang mit Rückert in den Anlagen. Diehm.

7. Zu Schott, Roſer &c. Nach 10 Uhr Abreiſe nach Tübingen. Einkehr in Echterdingen, Markt. Gewaltiger Regen. In Waldenbuch Fleiſchmanns u. Ed. Gmelins; Einladung, mit den erſtern nach Tübingen zu fahren.

8. Juridiſches. Bei Schwab. Leſegeſellſchaft. Abends im Löwen mit Schwab, Vorleſung des 2ten Geſangs vom Fortunat. Idee zu einer Aenderung am Schluſſe.

9. Grimms Deutſche Sagen. Muſeum mit dem Vater.

11. Der neue Geheime Rath. Abends mit Meyer u. Schwab im Löwen.

12. Schnee u. Regen. Schwab mit Romanzen zu ſeinem Chriſtoph. Schach mit Meyer. Zeitungen, Idee zu einem Gedichte vom Schwindelhaber[4].

---

[1] Vgl. 14. Jan. 1817. — [2] Aus Mannheim; V., preuß. Geſchäftsträger am badiſchen Hofe, bittet um U.s „herrliches Lied zum 18. Oktober“. — [3] Flugſchrift über die Verhandlungen vom Oktober 1815 bis Juli 1816. (Erſter Bericht über die Verhandlungen vom März bis Juli 1815.) — [4] Nach einer Polizeiverordnung vom 4. Nov. gegen den Genuß des kranken Getreides. Rotter 183.

13. Ausführung des Gedichts. Heckmann mit H. Gmelin.

14. Beſchäftigung mit dem Gedicht. Ueberſendung desſelben an Schott. Leſegeſellſchaft. Schach mit Meyer.

15. Zahns, Bolleys, Weishaars Vorträge[1]) über Wangenheims u. Eſchenmayers Schriften. Beſuch oben.

17. Sonntag. Schnee. Juridiſches. Nach 12 Uhr Abfahrt mit Oberamtmann Knapp, Raſtin, Camererin[2]). Einkehr in Echterdingen. Muſeum. Silber.

18. Schnee. Spaziergang auf den Kahlenſtein, Begegnung Emmas mit den Mädchen. Beſuch bei Schott, Hofacker, trübe Anſichten. Muſeum: Kampfgedichte[3]) im Morgenblatt.

20. Juridiſches. Abends das Gedicht: Hausrecht gemacht. Silber.

21. Vormittags das Gedicht: Das Herz für unſer Volk nach einer früheren Idee entworfen u. zum größern Theil ausgeführt. Abends Beendigung des Gedichts. Diehm.

22. Kälte. Abſchrift der Gedichte. Ueberſendung derſelben an Rückert. Abholen Roſers bei Piſtorius, Emma, Fouqués Almanach, Tenzon[4]). Schatten, Vorleſung des geſtrigen Gedichts.

23. Schnee. Gaisburg. Abends das Epigramm Narziß. Weiſſers u. Wilmeles Ankunft. Silber.

24. Sonntag. Juridiſches. Verſpätetes Hochzeitgedicht[5]). Haslach. Muſeum. Silber.

26. Juridiſches. Mit Roſers u. Emma nach Gaisburg. Schmidt. Leben u. Regierungsgeſchichte Kaiſer Conrads des Saliers, Leipzig 1794, angefangen. Muſeum. Silber.

28. Juridiſches. Menagerie mit Roſer. Conrad der

---

[1]) Drei Vorträge in der württ. Ständeverſammlung (von Bolley, Weishaar, Varnbüler), ein weiterer von Zahn gegen Wangenheims von Eſchenmayer verteidigtes Oberhaus. — [2]) Aus Tübingen gebürtige Stuttgarter Profeſſorsfrauen. — [3]) Uhlands Vaterländiſche Gedichte. — [4]) S. 9. Februar. — [5]) Für das eben genannte Weiſſer-Uhlandiſche Paar.

Salier. Idee zum 4. Geſang des Fortunat: Der griechiſche Kaiſerthron u. das Ehepaar. Muſeum. Silber.

30. Gang zu Schott wegen des Drucks meines Gedichts: Das Herz für unſer Volk, abgelehntes Gelegenheitsgedicht für F. v. H.[1]. Abendeſſen bei Weiſſers.

Dezember.

1. Sonntag. Heiter u. friſch. Juridiſches. Mit Roſer nach Gaisburg. Conrad der Salier. Erſter Abend auf dem Muſeum beim Wein.

2. Bei Schott, Wangenheimſche Schriften[2]. Silber.

4. Juridiſches. Zahn über die Worte zur Vermittlung[3].

9. Exhibitum für Vetter Uhland von Nordheim. Silber.

11. Juridiſches. Antwort des Königs an Oberjuſtizrath Georgii[4]. Abendeſſen bei H. Gmelin.

12. Gang zu Schott. Gedicht vom Wundermann[5]. Silber, wo Schott, H. Gmelin u. Fleiſchmann[6], der nach München abgeht.

14. Juridiſches. Mit Roſers u. Emma die Anlagen hinab. Ausgetretener Strom. Grimm, Deutſche Sagen. Silber.

17. Juridiſches. Grimm. Muſeum. Silber. Idee zu einem Gedicht von Herzog Chriſtophs Sticheln.

18. Juridiſches. Billet von Rückert wegen meiner Lieder[7].

---

[1] Vgl. S. 178f. — [2] S. 1815 Juni 19. und 1816 Dez. 31. — [3] Vgl. 31. Dez. — [4] Eberh. Friedr., der verdiente Staatsmann. (S. 182.) — [5] Wangenheim. — [6] Der Offizier und Diplomat, S. 92. — [7] Der Brief (in Uhlands Nachlaß) lautet: Es freut mich, daß ich durch Ihre Mitteilung des langerwarteten Schwabiſchen Chriſtophs Gelegenheit finde, Ihnen in Ihre mir unbekannte neue Wohnung etwas zuzuſchicken. Sie haben mir nicht wiſſen laſſen, wie Sie die Beantwortung Ihres Gedichts im Morgenblatt von mir aufgenommen haben; ich habe nur darauf 3 andere von Ihnen erhalten, die ich ähnlicher Weiſe zu beantworten weder Beruf noch Luſt fühlte. Ich hätt' es Ihnen an Bitterkeit nicht gleichthun können noch mögen. Indeß hat ſich ein anderer, vielleicht nicht ganz berufener Beantworter gefunden, deſſen Verſe ich

Antwort an Rückert[1]. Grimms Deutſche Sagen. Muſeum mit Rückert.

19. Juridiſches. Herzog Ernſt. Vorleſung bei Schotts mit Lieſchings[2], H. Gmelin, Hofacker u. ſeiner Schweſter: Was ihr wollt. Silber.

20. Conrad der Salier. Mit Roſer nach Gaisburg. Erſte Scene vom H. Ernſt zum Theil ausgeführt, einige Anfangsverſe fallen früher. Abendeſſen bei Duttenhofers.

21. Juridiſches. Beſuch bei Rückert, Vorleſung des

ſchon lange im Haus habe, mit dem Auftrag, ſie Ihnen mitzuteilen. Nehmen Sie ſie hier u. denken davon, was Sie wollen. Sie ſehen wenigſtens ſo viel daraus, daß Sie mit Ihren Angriffen Erbitterung zu erregen im Stande ſind, wenn gleich nicht von mir. Mit mehr Freude teile ich Ihnen einen Brief im Original mit, den ich von meinem Freund Wangenheim zur Abſchrift in Händen habe; er iſt von einem Würtemberger, gegen den Sie Ihr Hausrecht nicht brauchen können, u. iſt gleichſam eine aus Ueberwältigung eigenen Gefühls ohne alle äußere Veranlaſſung geſtellte Ehrenerklärung im Namen aller Landsleute des Schreibenden an einen von letzterm mißhandelten Mann. Wenn Sie ſo denken, wie ich, ſo kommen Sie nächſtens zu mir, bringen mir den Brief ſelbſt zurück u. laſſen uns gut Freund mit uns u. den Muſen ſein.
Rückert.

[1] Nach dem Konzept in Uhlands Nachlaß: Daß Ihre Verhältniſſe Sie mir nicht gänzlich entfremdet haben, freut mich von Herzen. Durch Erbitterung über Ihr Gedicht iſt keines von den meinigen entſtanden. Dieſe ſind Ausdruck meiner innigſten Ueberzeugung. Auch Sie werden nach Ihrer Ueberzeugung handeln, nur das bitte ich Sie, wenn Sie an unſern Angelegenheiten Theil nehmen, ſchaffen Sie ſich ja dieſe Ueberzeugung gründlich. Alsdann dürften Sie erkennen, daß es nicht mißhandeln heißt, wenn man demjenigen, der ſo mißhandelt hat, ſein Recht anthut. Können Sie bei meiner erklärten Geſinnung freundſchaftlich mit mir fortleben, ſo laſſen Sie uns gleich dieſen Abend zuſammen zubringen. Sie treffen mich um 8 Uhr, oder wann Sie ſonſt wollen, auf dem Muſeum. Können Sie das nicht, ſo iſt es für mich ein Schmerz, den ich nicht verhehle.

18. Dec. 16.

(Auf Uhlands „Geſpräch“ im Morgenblatt — Und immer nur vom alten Recht — hatte Rückert ebendort geantwortet: Ich bin des Alten treuer Knecht . .)

[2] Sam. Gottlieb L., Buchhändler.

2ten Geſangs vom Fortunat. Mit Roſer, Uebelen, A. Köſtlin, Sick[1]) u. a. nach Canſtadt. Ruckerts Horn u. Riminild. Vorleſung bei Lieſchings: Tell.

22. Sonntag. Kalt. Juridiſches. Mit Roſer nach Gaisburg, Rückerts Hornkind. Muſeum. Silber.

25. Chriſtfeſt. Angenehm. Juridiſches. Beſuch von Rückert. Mit Roſers, Emma u. Uebelen nach Cantſtadt; E.s düſtere Lebensanſicht. Muſeum, Buchhändler Brockhaus.

26. Beſuch von Schwab: Mit ihm u. A. Köſtlin nach Gaisburg, wohin Roſers u. Emma nachkommen. Vorleſung bei Schott, Kaufmann von Venedig.

27. Beſuch von K. u. L. Mayer u. Schwab, Vorleſung des Fortunats. Silber.

28. Beide Mayer u. Schwab. Gaisburg. Muſeum. Silber. Neujahrswunſch.

29. Stürmiſch. Umarbeitung des Neujahrswunſchs.

30. Mit Mayer bei Rückert. Fouqué, Karls des Großen Geburt u. Jugendjahre. Muſeum. Silber.

31. Juridiſches. Muſeum: Fiſcher über die Worte zur Vermittlung[2]). Silber, um 11 Uhr nach Hauſe.

1817.

Januar.

1. Regen. Beſuch bei Weiſſers. Das Gedicht: Das papierne Recht gemacht. Muſeum. Fiſchers Aufſatz beendigt. Muſeum mit Mayer, Roſer u. Reuß.

4. Juridiſches. Mit Roſer nach Gaisburg. Fouqués Karl der Große. Beſuch von Schott, Antrag wegen einer

---

[1]) Siehe 1814, Juni 12. — [2]) Gegen die anonyme Schrift v. Wangenheims und Eſchenmayers: „Worte zur Vermittlung in den landſtändiſchen Angelegenheiten Würtembergs" ſchrieb der „Repräſentant Fiſcher von Wiblingen": Worte zur Verwahrung des Rechts und der Vernunft gegen die Willkühr der Phantaſie.

Stelle in Wallerſtein[1]). Muſeum. Vorleſung bei Schott, Braut von Meſſina.

5. Sonntag. Frühlingsmäßig. Juridiſches. Karl d. Gr. Nach Gaisburg, wo Roſers u. Emma. Gang zu Schott, Ablehnung des Antrags. Muſeum. Silber.

6. Drei Könige. Juridiſches. Mit Roſers, Emma u. Spittler nach Häslach. Adelungs Auszug aus der deutſchen Sprachlehre. Muſeum. Silber.

8. Jurid. Beſuch bei Rückert. Wippo. Mit Roſer in den Anlagen. Muſeum mit Rückert. Nachdenken über den Aufſatz zur Berliniſchen Geſellſchaft[2]). Theater. Silber.

9. Angefangene Ausarbeitung des Aufſatzes. Muſeum mit Rückert u. Uebelen.

10. Kalt. Beendigung des Aufſatzes. Gaisburg. Muſeum. Schatten bei Silber.

11. Angenehm. Juridiſches. Gaisburg. Breyers Univerſalgeſchichte. Vorleſung bei Lieſching, Hamlet.

12. Sonntag. Juridiſches. Breyer. Gaisburg mit Roſers, Emma. Theater. Silber.

14. Landſchaftsverhandlungen. Muſeum mit Roſer, Geß, Rückert; Nachricht durch Müller von der Begnadigung Küſtners u. Glucks[3]). Silber.

15. Breyer. Urania für 1817. Muſeum. Silber.

17. Ständiſcher Verfaſſungsentwurf. Theater. Schatten bei Silber.

18. Jurid. Kahlenſtein. Vorleſung bei Schott, Hamlet.

20. Das Lied: Das Herz für unſer Volk gedruckt erhalten. Kahlenſtein. Theater.

21. Warm. Brief von Kerner u. Antwort an ihn wegen

---

[1]) Vgl. April 1816. — [2]) Siehe Juli 1. — [3]) Wohl die Klienten Uhlands S. 197; K. wohl Joh. K. von Ludwigsburg, 1813 wegen Entwendung Königlichen Eigentums zu zehnjähriger Zuchthausſtrafe verurteilt, mit dem Anfügen, daß nach 6 Jahren wieder ſeinetwegen allerunterthänigſt angefragt werden ſoll (Regierungsblatt 1813 S. 235).

ſeiner Eingabe über die Wahl der Aerzte. Mit Roſer auf den Kahlenſtein. Verfaſſungsentwurf. Muſeum mit Rückert.

23. Juridiſches. Gaisburg mit Roſers u. Emma. Das Gedicht: An die deutſche Sprachgeſellſchaft entworfen u. den Abend über ausgeführt.

24. Brief von Mayer wegen der Backnanger Repräſentantenſtelle. Antwort[1]. Muſeum. Schatten.

25. Juridiſches. Gaisburg. Verfaſſungsentwurf. Vorleſung bei H. Gmelin, Macbeth.

26. Sonntag. Frühlingsmäßig, warm u. heiter. Nachdenken über Herzog Ernſt. Fouqués Knecht Ruprecht. Theater.

27. Ebenſo. Wippo. Gaisburg. Am Herzog Ernſt fortgearbeitet. Muſeum. Silber.

28. Nebel. H. Ernſt, Beendigung der erſten Scene.

29. Zu General Döring. Gaisburg. Stumpfs Schweizerchronik. Muſeum. Silber.

30. Abends neue lebhafte Auffaſſung des Herzog Ernſts.

31. Regen. Herzog Ernſt. Theater: Die großen Kinder von Müllner. Schatten bei Silber.

Februar.

1. Regen. Juridiſches. Bei Weiſſers. Vorleſung bei Schott, Sommernachtstraum.

2. Sonntag. Regneriſch. Kahlenſtein. Theater: Die Räuber. Nachteſſen bei Weiſſers.

3. Juridiſches. Kahlenſtein. Majer Geſchichte der Ordalien. Muſeum. Silber.

4. Juridiſches. Gaisburg. Silber. Arbeit bis Morgens 2 Uhr für Finckh von Schiltach.

---

[1] An die Eltern 9. Febr.: Wenn ich ſchon 30 Jahre alt wäre, ſo würde ich wahrſcheinlich zu der erledigten Repräſentantenſtelle vom Oberamt Backnang gewählt worden ſein. Siehe auch Mayer II, 73.

7. Regen. Juridiſches. Theater: Feodora, Wallenſteins Lager, erſtes Erſcheinen des Königs u. der Königin[1]. Schatten bei Silber.

8. Frühlingsmäßig. Juridiſches. Mit Roſer auf den Kahlenſtein. Erläuterungen über einige Grundbegriffe der würt. Verfaſſung[2]. Vorleſung bei H. Gmelin, die Schuld.

9. Sonntag. Juridiſches. Mit Roſers u. Emma nach Cantſtadt. Paulus Recenſion der Wangenheimſchen Schriften[3].

11. Regen. Muſeum: Eſchenmayers Replik: Worte der Vermittlung[4]. Muſeum mit Rückert.

12. Jahns Schrift gegen Eſchenmayer. Muſeum. Silber.

14. Hofackers Trauerſpiel[5]. Schatten bei Silber.

15. Herzog Ernſt, den erſten Akt mit Ausnahme der Zwiſchenſcenen beendigt. Vorleſung bei Schott, Der Sturm.

18. Herzog Ernſt. Kahlenſtein mit Roſer ꝛc. Grimms Volksſagen. Muſeum. Silber.

19. Juridiſches. Grimm beendigt. Muſeum mit Rückert.

20. Die Vorzeit 1s Heft. Theater: Tankred. Silber.

21. Möſers Osnabrückiſche Geſchichte. Schatten.

22. Jahns Replik. Kahlenſtein mit Roſer. Idee zu einer dramatiſchen Bearbeitung der Erzählung vom bunten Pferde. Vorleſung bei H. Gmelin, Romeo und Julie.

23. Sonntag. Juridiſches. Mit Roſer nach Cantſtadt. Theater: Wallenſteins Tod. Silber.

25. Juridiſches. Muſeum: Fiſchhaber gegen die Idee

---

[1] An die Eltern 9. Febr.: Die Beifallsbezeugungen beim Empfang waren ſehr gemäßigt. Ob es mir gleich für den König u. ſeine Frau für ihre Perſonen leid that, ſo fand ich doch darin einen richtigen Takt des Publikums. Der König kann hiedurch aufmerkſam gemacht worden ſein, daß man von ihm die Hauptſache noch erwarte, wohingegen ein allzulebhafter Zuruf von gewiſſen Leuten als ein Zeichen unbedingter Zufriedenheit hätte gedeutet werden mögen. — [2] Flugſchrift. — [3] Vgl. Paulus' Leben von Reichlin-Meldegg II, 130 ff. Dagegen Hegel, Briefe II, 6. — [4] Siehe 1816, Dezbr. 31. — [5] Die Handſchrift des 1821 in Tübingen gedruckten „Vaterländiſchen Trauerſpiels“ Walderich.

der Staatsverfaſſung. Nachricht, daß Miniſter Stein angekommen[1]). Abendeſſen bei Roſers mit Mayer ꝛc.

26. Juridiſches. Kahlenſtein mit Roſer ꝛc. Abendeſſen bei Müllers u. verſäumte Feierlichkeit vor dem Schloſſe.

27. Juridiſches. Der Tübinger Vertrag[2]). Theater mit Mayer, ſeiner Braut u. Jette: Figaro. Emma.

März

1. Regneriſch. Fahrt mit Jäger nach Feuerbach wegen Unpäßlichkeit des Oncles. Vorleſung bei Lieſching, Clavigo.

2. Sonntag. Juridiſches. Auf den Kahlenſtein mit Roſers, Hofrath Piſtorius, Emma. Frühlingsgefühl. Fauſts Frühlingsſpaziergang geleſen. Muſeum. Silber.

3. Flatts Predigt zu Wiedereröffnung der Ständeverſammlung. Des Königs Auftritt in das Ständehaus[3]). Nachmittags des Königs Verfaſſungs-Entwurf bei Hofacker eingeſehen. Kahlenſtein. Muſeum. Silber. Gewitter.

4. Sturm u. Regen. An einem Aufſatz über die Adelskammer gearbeitet. Muſeum: Königl. Verfaſſungsentwurf.

5. Verfaſſungsentwurf. Kahlenſtein. Muſeum. Silber.

6. Juridiſches. Gaisburg. Tübinger Vertrag. Silber.

7. Juridiſches. Bannformel in Kleinſchrods Abhandlungen. Schatten bei Silber.

9. Sonntag. Schnee. 40 Ritter. Juridiſches. Walderich[4]). Kahlenſtein, Ueberſchwemmung, Schneeſturm. Silber.

---

[1]) Vgl. Hartmann, Chronik der Stadt Stuttgart, S. 213 (209). Uhland an die Eltern 3. März: „Der Miniſter Stein iſt ſchon geſtern oder vorgeſtern wieder abgereiſt. Ohne Zweifel wollte er mit einem ſolchen Verfaſſungswerke nichts zu thun haben.“ — [2]) Von 1514, die „Grundſäule der württembergiſchen Landesfreiheiten“ (C. F. Stälin). Eine Flugſchrift darüber ſiehe S. 191. — [3]) An die Eltern Leben 126 f. (wo 3. März zu leſen). — [4]) Siehe 14. Febr.

11. Juridiſches. Abends bei Schott, unterbliebene Vorleſung wegen des Politiſchen.

12. Frühlingsmäßig. Juridiſches. Gaisburg. Müllers Sagabibliothek von Lachmann. Muſeum. Silber.

14. Juridiſches. Sagabibliothek. Gaisburg. Gedicht an die Landſtände. Schatten bei Silber.

15. Chriſtophstag. Rauh. Vormittags das Gedicht in der Landſchaft abgegeben. Sagabibliothek. Abendeſſen bei Schott mit Maſſenbach[1]), Hofacker, Winter, Lieſching.

16. Sonntag. Beſuch bei Lieſching, wo Winter u. Schott. Wächters Löwe von Florenz[2]). Gaisburg. Bei Weiſſers.

17. Abdrücke des Gedichts. Theater. Silber.

19. Die vaterländiſchen Gedichte an Fues zum Druck abgeſchickt. Nach Feuerbach. Muſeum. Silber.

20. Bemerkung über das Geh. Raths-Reſcript vom 16. d. an Weishaar. Gaisburg mit Roſer, deſſen Geburtstag; Rückweg über Berg, in den Anlagen ſeine Frau u. Emma.

21. Juridiſches. Altdeutſches Gedicht von Kohler[3]) auf den Geburtstag des Fürſten von Wallerſtein. Gaisburg. Muſeum. Schatten bei Silber.

22. Schnee. Juridiſches. Brief vom Vater, daß ich als Profeſſor[4]) in Vorſchlag gebracht ſey. Silber, jus potandi.

23. Sonntag. Kaffee bei Weiſſers, Prälat Schmid[5]). Anlagen. Sagabibliothek. Muſeum. Silber.

25. Juridiſches. Ausſchnitt[6]) von Duttenhoferin. Gaisburg. Gaisburg, Berg. Muſeum. Silber.

26. Frühlingsmäßig. Juridiſches. Beſuch bei Roſer, dem heute der 2te Knabe geboren worden, die Wöchnerin,

---

[1]) Der unglückliche preußiſche Oberſt Chriſtian v. M., 1758 bis 1827, 1817 Mitglied der Ständekammer, bald aus Stuttgart und dann aus Heidelberg ausgewieſen, in Frankfurt verhaftet, in Preußen zu 14jähriger Feſtungsſtrafe verurteilt, 1826 begnadigt. — [2]) Dem eine Mutter ihr Kind entreißt — Gemälde, jetzt in der Stuttgarter Staatsgalerie. — [3]) Siehe 1816, April 22. — [4]) Nach Tübingen. — [5]) J. Chph., 1756–1827, der bekannte Geſchichts- und Dialektforſcher. — [6]) Schattenriß.

Emma. Gaisburg. Sagabibliothek. Brief von Varnhagen an Kerner. Muſeum. Silber.

27. Correktur der vaterländiſchen Gedichte. Nachricht von der heutigen Sitzung, daß die Stände jetzt zu den Hauptpunkten geſchritten. Abend bei Weiſſers mit Abgeordneten.

28. Correktur. Gaisburg. Schatten bei Silber, Brief von Kerner durch Köſtlin, Kränkung dadurch[1].

29. Juridiſches. Gaisburg. Gmelins Schrift über die Kaſſe. Muſeum: Paulus, Haupturkunden[2]. Silber.

30. Sonntag. Palmſonntag. Warmer Regen. Juridiſches. Schwab. Fetzer, Grundzüge der erbländiſchen Verfaſſung. Muſeum. Silber.

April

1. Beſuch bei Schott, hiedurch veranlaßter Aufſatz: Keine Adelskammer![3] Ueberſendung desſelben an Bollen. Mit Roſer nach Gaisburg. Unerwartete Aeußerungen Roſers wegen E. Abſendung des Aufſatzes an Zahn. Armenconcert.

2. Billets von Weishaar u. Bollen. Um 10 Uhr Abfahrt nach Tübingen mit Weiſſers.

3. Gründonnerſtag. Schön. Bei Fues, dem ich den Aufſatz zu drucken gab. Spaziergang ins Ammerthal. Leſegeſellſchaft mit dem Vater. Spaziergang mit den Eltern gegen Luſtnau, ſpäter mit Weiſſers u. den Mädchen zur Schleifmühle u. durch den Wald auf den Schloßberg. Correktur.

4. Charfreitag. Schön. Kirche. Beſuch bei Knapp u. bei Fues. Spaziergang über den Waldhäuſer Berg u. Bebenhauſen mit Weiſſers, der Schweſter u. den Baschen. Fouqués Frauentaſchenbuch.

---

[1] Vgl. Notter 193 ff. Mayer II, 75. Württ. Vierteljſch. 1878 S. 217 ff. — [2] Der württ. Landesgrundverfaſſung. — [3] Als Flugblatt gedruckt (ſ. 3), wiedergedruckt bei Mayer im Album ſchwäbiſcher Dichter I, 10 und bei Notter 187.

5. An Varnhagen[1]. Luſtnau mit dem Vater ꝛc.

6. Oſterfeſt. Beſuche bei Ferd. Gmelin, Rösler, Bengel. Leſegeſellſchaft. Spaziergang um den Oeſterberg. Bei Oncle Chriſtian. Adler mit dem Vater.

7. In das Käſebachthal u. auf den Schloßberg. Schach mit Meyer. Abendgeſellſchaft bei Faber[2].

8. Warmer klarer Tag. Beſuch bei Fues u. oben. Rückmarſch nach Stuttgart. Concert: Die Schöpfung. Silber.

9. Bei Weiſſer u. Schott. Juridiſches. Bolleys Vortrag über den Verfaſſungsentwurf. Gaisburg. Silber.

11. Muſeum: Votum eines deutſchen Mannes gegen Errichtung eines Oberhauſes, in der Nemeſis[3]. Haupturkunden. Schatten bei Silber.

14. Juridiſches. Beſuch von Maſſenbach. Gaisburg. Theater: König Yngurd, ſehr unbefriedigend. Emma. Silber.

15. Juridiſches. Beſuch von Maſſenbach, mitgetheilter Aufſatz[4]. Haupturkunden. Landtagsverhandlungen. Silber.

16. Regen u. Schnee. Aufſatz über die itio in partes. Beſuch bei Maſſenbach. Landſtändiſche Verhandlungen. Silber.

18. Stück der Speierer Zeitung mit meinem Gedicht. Haupturkunden. Abends das Gebet eines Würtembergers gemacht. Schatten bei Silber, Vorleſen des Gedichts.

20. Sonntag. Rauh. Billet von Haakh[5] wegen einer Repräſentantenſtelle. Brief von Varnhagen. Beſuch bei Schott. Idee zu einem Gedicht in Schotts Stammbuch[6]. Cantſtadt.

21. Beſuch von Schwab, Vorleſen aus H. Ernſt. Gang nach Feuerbach. Billet von Fetzer[7] wegen einer Reiſe nach Künzelsau. Muſeum. Silber.

---

[1] Leben 129 f. — [2] Obertribunalrat. — [3] Zeitſchrift von Luden in Jena IX. — [4] Wohl der, in welchem v. M. die Verfaſſung als einen pyramidalen Bau zeichnete mit 3 Stockwerken (Volk, Stände und Miniſterium) und einer kleinen Kuppel, in welcher die Majeſtät ſitzt. — [5] Hofrat in Heilbronn, 1778—1825, Abgeordneter für Beſigheim und Heilbronn. — [6] Ausgeführt erſt 1819, Sept. 27. — [7] Dr. K. H. von Stuttgart, 1777—1835, Abgeordneter für Weinsberg.

23. Juridiſches. Gänge zu D. Römer, Föhr, Procurator Moſer. K. Reſcript wegen der itio in partes. Silber.

24. Nachricht, daß die Stände auf $^{2}/_{3}$ eingewilligt. Landtagsverhandlungen. Roſer Oberregierungsrath. Silber.

26. Mein Geburtstag. (Taufe bei Roſers.) Marſch nach Beſigheim.

27. Sonntag. Marſch nach Heilbronn, Schneeſturm. Fahrt nach Künzelsau, Erliegen der Pferde in Neuenſtein. Ankunft in Künzelsau gegen 12 Uhr.

28. Ausarbeitung des Receſſes, Vorſtand bei Stadtgericht. Amtsverhandlung. Speierer Zeitung. Abends Spaziergang auf den Berg.

29. Abreiſe von Künzelsau über Ingelfingen, wo ich bei dem Helfer Geßler einkehrte, Niedernhall, Forchtenberg, Sindringen, Ohrnberg (Schmerz am Knie), Erlenbach nach Neuſtadt zu Uhlands[1]. Der kleine Karl. Geh. Raths-Reſcript vom 27. d.[2].

30. Ritt mit Ernſt nach Heilbronn. Fahrt nach Ludwigsburg mit einem Extraprobator u. einem Apotheker. Von Ludwigsburg zu Fuß nach Stuttgart, angenehmer Abend, Mondſchein. Silber, Nachrichten von dem Eindruck des Reſcripts.

Mai.

2. Brief von Winter. Juridiſches. Abholen Roſers in der neuen Wohnung. Emma. Gaisburg. Schatten bei Silber, Heigelin von Neapel zurückgekommen.

3. Juridiſches. Haupturkunden. Armenconcert, Emma.

4. Sonntag. Schmerz am Knie. Bei Duttenhofers.

5. Beſuch von Oehlenſchläger u. Rückert[3]. Gaisburg mit Roſer, Blüthe. An Varnhagen. Silberburg.

---

[1] Seite 170. — [2] Vgl. Fricker und Geßler, Geſch. der württ. Verfaſſung. S. 213. — [3] Letzterer ſchrieb nach dieſem Beſuch an U.: „Wenn Sie Oehlenſchläger beſuchen wollen, ſo will

6. Schönes, warmes Wetter. Geburtstag von Emmas Mutter. Juridiſches. Beſuch bei Rückert. Nachmittags bei Oehlenſchläger, wo Rückert. Haslach. Muſeum. Silber.

8. Nachricht, daß Neuwürtemberg die Altwürtemberger[1] aufgegeben. Unterhaltung mit Gaupp, Lang[2], Weishaar. Landſtänd. Verhandlungen. Häslach mit Roſer. Silber.

9. Warm. Abſchiedsbillet von Rückert[3]. Juridiſches. Landtagsverhandlungen. Muſeum: Diſtelkrönung in der Allg. Zeitung. Gewitter. Reiſeſchatten. Häslach. Schatten.

10. Juridiſches. Muſeum: Oehlenſchläger. Angefangene Reinſchrift des Fortunat. Häslach. Silber.

11. Sonntag. Uhlbach u. Obertürkheim mit Roſer, H. Gmelin, Uebelen, A. Köſtlin, Schäfer[4], Mörike[5]. Regen. Beſchwerlicher Rückweg. Einkehr in Gaisburg. Silber.

13. Beſuch bei Schott u. Weishaar, wo Gaupp u. Varnbüler. Beſuch von Erhard, Antrag wegen Redaktion einer würtembergiſchen Zeitſchrift. Häslach mit Roſer u. Prof. Elben. Muſeum. Silber.

15. Himmelfahrt. Emmas Geburtstag. Erwachen über einem muthmaßlichen Dieb. Juridiſches. Spaziergang Reinſpurg, Haslach, Silberburg, Allee. Schöner Morgen, Blüthe.

---

ich Ihnen ſagen, wo er wohnt, da Sie leider ihn danach zu fragen vergeſſen haben. Warum waren Sie ſo kalt gegen den ſo herzlich warmen"? Oe. und U. hatten ſich ſchon in Tübingen gekannt.

[1] Im Landtag. — [2] Juriſt, Abgeordneter für Maulbronn. — [3] Findet ſich in U.s Nachlaß und lautet: Ein herzliches Lebewohl! Hieben noch einiges von Ihnen, das ſich vorgefunden hat, das Weckherliniſche u. die Reiſeſchatten. Zu Kerner werde ich leider jezt nicht kommen. Noch eins. Neulich habe ich zum Abſchied noch einen politiſchen Hieb nach Ihnen als würtembergiſchem Patrioten geführt, welche Qualität in Ihnen ich von Ihren übrigen ſchon längſt geſchieden habe, um Sie für dieſe leztern lieb zu behalten. Laſſen Sie dieſe billige Scheidung auch eintreten, wenn etwa das Gedichtchen, das nicht gedruckt wird, doch zu Ihrer Kenntniß gelangen ſollte.

Der Ihrige

Rückert.

[4] Kameraliſt. — [5] Prokurator.

Idee zu einem Gedicht. Nachmittags mit Roſer über den Haſenberg nach Häslach, wo Roſers Frau u. Emma, Namen, Vergißmeinnicht. In den Anlagen, Nachtigall. Silber.

16. Juridiſches. Reiſeſchatten. Volkslieder. Schatten.

17. Gerichtliche Verhandlung. Meyer. Silber.

18. Sonntag. Gänge zu Hoſer[1], Oberfinanzrath Hartmann[2], Oberjuſtizrath Georgii. Cantſtadt. Silber.

23. Juridiſches. In den Anlagen Haakh, Hofacker u. Schott, Nachricht, daß der König auf morgen das ſtändiſche Comité zu ſich berufen. Schatten bei Silber.

24. Juridiſches. Nachricht von dem Königlichen Ultimatum. Idee zu einem Gedicht u. angefangene Ausarbeitung.

25. Pfingſtfeſt. Juridiſches. Minneſänger. Mit Roſer nach Cantſtadt. Muſeum. Silber. Geldnoth.

26. Beſichtigung eines Logis auf dem kleinen Graben. Häslach. Muſeum. Juridiſches.

28. Juridiſches. Gang auf den Kahlenſtein u. in die Bellevue[3], große Ueberſchwemmung. Kraus. Muſeum.

29. Beſuch von Wilh. v. Schütz[4]. Juridiſches. Häslach. Muſeum. Hirſch. Auflauf vor Wangenheims Haus.

30. Beſuch bei Schütz. Silberburg, Dannecker, Anlagen mit Schütz u. Maſſenbach. Vorleſung einer Aufruhrsbill. Schatten bei Silber.

31. Juridiſches. Abſchiedsbeſuch von Schütz, Vorleſung des Fortunats u. Ernſts. Nachdenken über H. Ernſt. Häslach mit Roſer u. Piſtorius. Muſeum.

---

[1] Advokat in Heilbronn, Vetter Uhlands, der im Auguſt über H. an die Eltern ſchreibt: Hr. Heinrich H. will jetzt auch den Staat organiſiren helfen; er befindet ſich in dieſen Angelegenheiten hier, conferirt über ſeine Plane mit Hrn. v. Wangenheim u. wird in Geſellſchaft des Hrn. Profeſſor Michaelis geſehen. — [2] Heinrich H., Seite 146. — [3] Wirtſchaft am Fuß des Kahlenſtein (Roſenſtein). — [4] Der Dichter, aus Berlin, 1776–1847.

Juni.

1. Sonntag. Juridiſches. Minneſänger. Giſela u. Adalbert. Mit Roſer nach Gaisburg, wo Roſerin u. Emma; Ehrenpreis; eingeſunkene Häuſer. Nach Feuerbach.

2. Klebers Rheinreiſe. Garten. Tulpen. Nachmittags Rückkehr nach Stuttgart. Zu Schott, Nachricht von dem rühmlichen Erfolg der heutigen Sitzung, Nichtannahme des Ultimatums. Haslach. Muſeum. Geldnoth.

5. Juridiſches. Nachricht von Auflöſung der Stände. Feuerbach mit Jäger. Muſeum.

6. Juridiſches. Haslach. Schatten im Hirſch, Auflöſung der Geſellſchaft[1]).

7. Bei Schott. Spaziergang durch die Allee, Waldecks Votum. Das Gedicht Nachruf[2]) angefangen, Nachmittags beendigt. Haslach. Muſeum, Bier.

8. Sonntag. Beſchäftigung mit dem Gedicht. Möſers Osnabrückiſche Geſchichte. Auf den Kahlenſtein. Hirſch.

9. Beſchäftigung mit dem Gedicht. Bei Schott. Cannſtadt, auf dem Rückweg Begegnung Hofackers, dem eröffnet worden, daß man wünſche, daß er das Land verlaſſe[3]).

---

[1]) Ohne Zweifel wegen der politiſchen Gegenſätze. — [2]) An die aufgelöſten Stände. — [3]) Er, Ludwig H., der oft erwähnte Schwager Alb. Schotts, wurde übrigens im Auguſt „zum Privatlehrer der Rechte in Tübingen ernannt“. Vordem war er unter König Friedrich Geh. Kabinettsſekretär geweſen, im März 1812 als Legationsſekretär nach Karlsruhe verſetzt, von da im Juni d. J. wegen angeblichen Briefwechſels mit einem Denunzianten auf den Asberg gebracht worden, wo er „acht Monate lang, vermauert und bewacht vor menſchlichem Verkehr, in dumpfem Kerker neben einem Raubmords halber in Eiſen geſchmiedeten Franzoſen lag“; darauf in Eßlingen als Tribunalſekretär angeſtellt, aber aus den Königlichen Reſidenzen verbannt; wandte ſich im Januar 1816 an die Ständeverſammlung, welche ein Komitee zu gutachtlichem Bericht für dieſen und ähnliche Fälle niederſetzte; wurde im Auguſt „auf ſein allerunterthänigſtes Anſuchen der Königlichen Dienſte entlaſſen“ (Verhandl. der Verſamml. der Landſtände XVII. Staats- und Regierungsblatt 1816 und 17).

12. Juridiſches. Gang mit Meyer nach Feuerbach. Mit Roſer nach Haslach, wohin Jäger, Roſerin, Emma nachkommen; das Gedicht. Muſeum.

17. Brief von Kerner, dem ein Sohn geboren worden. Juridiſches. Möſer. Haslach. Muſeum.

18. Juridiſches. Muſeum mit Oncle von Feuerbach. Möſer. Haslach mit Roſer ꝛc. Roſers Anerbieten ſeines Logis.

19. Juridiſches. Vogts Rheiniſche Geſchichten, Freude darüber. Häslach mit Roſer, Anſpielungen. Abendeſſen bei R.

20. Vogt. Rückerts Kranz der Zeit 2r Theil. Bad mit Roſer. Muſeum.

21. Herzog Ernſt: Scene zwiſchen Warmann u. Mangold im 1. Akt. H. Ernſt 2. Akt. Häslach. Muſeum.

22. Sonntag. Früh Gewitter. Juridiſches. Rückerts Kranz der Zeit. In den Anlagen. H. Ernſt. Muſeum.

23. Gang zu Schott. Allee. H. Ernſt, Hugo u. Ernſt. Beſuch von Bührlen[1]. Häslach. Muſeum.

24. Johannisfeiertag. Früh Spaziergang auf den Kahlenſtein. H. Ernſt, Werners Erzählung. An Kerner. Gewitter. Pfiſter. Häslach mit Roſer u. Jäger. Muſeum.

25. Juridiſches. Möſer. H. Ernſt. Loblied auf den h. Anno. Häslach. Abendeſſen bei Roſers mit Piſtorius, Reuffer, Jäger. Das Marmorbild.

26. Zu Feuerlein u. Schott. Nach Feuerbach durch den Wald. Horns Guiscardo. Rückkehr über die Bothnanger Höhe u. Haslach. Muſeum.

28. Morgens nach Cantſtadt zum Sauerbrunnen. H. Ernſt, Werners Erzählung beendigt. Häslach, Emma. Hirſch.

29. Sonntag. H. Ernſt, Beendigung des 2ten Aufzugs. Häslach mit Roſers u. Emma. Abendeſſen bei H. Gmelins mit Roſer u. Jäger.

---

[1] Fr. Ludw., 1777–1850, Beamter, Novelliſt.

Juli.

1. Gang nach Tübingen. Frühſtück in Echterdingen. H. Ernſt, Adalberts Monolog ꝛc. In Tübingen nach 1 Uhr. Beſuch oben u. bei Schwab.

2. H. Ernſt, Giſela u. Hugo. Beſuch von Schwab. Luſtnau mit Schwab u. Ullmann[1]. Vorleſen der beiden Akte von H. Ernſt bei Schwab. In Oncles Garten.

3. Bad. Volksbuch von H. Ernſt. Gerberts Historia sylvae nigrae. Abends in den Tannenwald, Verſe zum Herzog Ernſt.

4. Regen. H. Ernſt. Abends Spaziergang auf dem Schloß.

5. Regen. H. Ernſt, Beendigung des 3ten Aufzugs. Löwen mit Schwab und Ullmann, Vorleſen des 3. Akts.

6. Sonntag. Vormittags Spaziergang auf dem Schloßberg, regneriſch, Verſe zu der Waldſcene. Auffaſſung der 2 letzten Akte. Beſuche bei Gaab u. Ferd. Gmelin, oben u. bei Knapp. Luſtnau mit der Schweſter, Schwab u. ſeiner Braut[2], Ullmann ꝛc. Nachricht von Meyers Ernennung nach Haiterbach.

7. In das Ammerthal u. auf den Schloßberg. H. Ernſt, 1. Akts 1. Scene beendigt. Traube mit dem Vater.

8. Juridiſches. Bei Conz in ſeinem Garten. Fouqués Alf u. Yngwi und Irmenſäule geleſen. Mit den Eltern über den Schloßberg, nachher auf die Oeſterberger Heide.

9. Auf den Schloßberg u. in das Käſebachthal. Idee zu der Scene mit Warin. Nachmittags Ausführung dieſer Scene. Mit der Schweſter über den Galgenberg u. Derendingen durch die Allee, Muſik.

10. Parthie in die Nebelhöhle, auf Lichtenſtein u. die

---

[1] Karl U., 1796–1865, der nachmalige Profeſſor in Heidelberg und Prälat in Karlsruhe. — [2] Sophie Gmelin, jüngere Schweſter der Jugendfreundin Uhlands, Wilhelmine Gmelin (S. 39).

Achalm mit der Schweſter, Schwab u. ſeiner Braut, ſeiner Schweſter, Märklin, Truck, Knob, Dörner u. ſeiner Braut, Pfefferkorn.

11. Des Vaters Geburtstag. Die 2te Scene des 4. Akts angefangen. Bad mit Schwab. Tiecks Phantaſus. Ueber die Abtheilung der Akte. Obige Scene beendigt. Mit den Eltern ins Ammerthal.

12. Regen. Des 4. Akts 3. Scene. Beſuch von Sigwart u. Conz. Beendigung des 4. Akts. Bei Schwab, Vorleſen des 4. Akts. Ermuthigung dadurch. Spaziergang auf den Schloßberg.

13. Sonntag. Auf den Schloßberg, Regen. Anfang des 5. Akts. Beſuch von Schwab. Phantaſus. Auf der Luſtnauer Straße mit dem Vater u. der Schweſter. In den Tannenwald, am 5. Akt.

14. Auf den Steineberg u. in das Kaſebachthal, regneriſch, Ernſts letzte Worte ꝛc. Nachmittags Beendigung des 5. Akts außer der Schlacht. Beſuch bei Schwab, Vorleſung des 5. Akts. Traube mit dem Vater.

15. H. Ernſt. Warins Tod. Meyers Ankunft. Rückreiſe nach Stuttgart, Regen.

16. Muſeum, der Däne Kruſe[1]. Kraus. Silber.

17. Brief an Kerner wegen der Welzheimer Adreſſe[2]. Juridiſches. Geſchichte Konrads des Saliers. Kraus.

20. Sonntag. H. Ernſt, Beſchreibung der Schlacht ꝛc. Beſuch von Schwab, mit ihm nach Cantſtadt. Häslach, wo Roſers, Emma ꝛc. Muſeum. Hirſch.

21. Gänge zu Ritter[3], Schott, Feuerlein. Beſuch bei Prof. Kruſe, der mir einige Scenen aus ſeinem Trauerſpiel: Ezzelino der Tyrann vorlas. Durchgehen des H. Ernſt. Mit Roſer auf den Kahlenſtein, dann in Piſtorius Weinberg, wo Roſerin, Emma u. die Kinder. Muſeum. Hirſch.

---

[1] Laurids K. aus Kopenhagen, 1778–1839. — [2] Um Verleihung der von den Ständen verworfenen Verfaſſung. Notter 193. — [3] Stadtrat, Dichter.

22. Klarer Tag. Frühſtück mit Schwab, der nach Tübingen zurückgieng, in Degerloch. Rückweg durch den Wald über Böhmisreute, Verſe zum 5. Akt des H. Ernſt, beſonders die Schlußverſe. Zu Hauſe weitere Durcharbeitung des 5. Akts. Nachmittags Beſuch von Kruſe, von der Hagen[1], Heigelin. Angefangene Reinſchrift des H. Ernſt. Häslach, wo Roſers, Emma ꝛc. Muſeum. Hirſch.

23. Beſuch bei von der Hagen. Reinſchrift. Begräbniß des Oberſt Stumpe. Kraus mit Roſer. Silber.

24. Juridiſches. Reinſchrift. Spaziergang in den Anlagen, Ernſt. Silber.

25. Reinſchrift. Beſuch bei Schott, wo Buchhändler Reimer von Berlin. Cantſtadt. Muſeum. Silber.

26. Reinſchrift. Häslach, E. Hirſch.

27. Sonntag. Beendigte Reinſchrift. Leben Conrads des Saliers. Abſendung des H. Ernſt an Schott. Häslach, wo Roſers u. Emma, Nelke. Anlagen. Hirſch.

28. Feierlicher Empfang des erſten Erntewagens[2]. Predigt. Haslach mit Reimers u. Schotts, nachher Thee bei Lieſchings, Vorleſen des Ernſt.

29. Schmidts Geſchichte der Deutſchen. Beſuch bei Schott u. Reimers. Häslach, E. Anlagen. Hirſch.

30. Bad in Berg. Mittageſſen bei Weiſſers. Nachricht, daß ſie ein Logis gemiethet, wohin ich ihnen nicht folgen könne. Mit Roſer nach Gablenberg. Muſeum. Hirſch.

31. Wippo. Haslach. Muſeum. Silber.

Auguſt.

1. Juridiſches. Pfiſter. Beſuch von Meyer, der mit den Eltern u. der Schweſter in Haiterbach geweſen. Haslach mit Roſers u. Emma, über weibliche Freundſchaft. Hirſch.

3. Sonntag. Heinrichs deutſche Reichsgeſchichte. Durch

---

[1] Der Germaniſt Fr. H. v. d. H. aus Berlin, 1780—1856. — [2] Nach dem Teurungsjahr 1816.

ſicht einer Abſchrift des H. Ernſt. Mit Roſer nach Häslach. Eröffnung, daß ich mich vom Advokatenweſen loszureißen ſuche.

4. Vergeblicher Gang zu Eßlair[1]. Brief von Reimer[2], Vorſchlag von Schott zu einer Reiſe nach Heidelberg. Uebergabe des H. Ernſt durch Schott an die Theaterdirektion. Ammermullers Hohenſtaufen, Abtheilung der Hohenſtaufiſchen Geſchichte in 6 Schauſpiele. Kraus mit Roſer. Silber.

7. Heinrichs Reichsgeſchichte, die Hohenſtaufen. Silber.

8. Heinrich. Hegewiſch Geſchichte Friedrichs II. Haslach.

9. Hegewiſch. Scenen zu Friedrich II. Haslach. Silber.

10. Sonntag. Hegewiſch beendigt. Häslach. Silber.

11. Juridiſches. Bibliothek. Nach Feuerbach durch den Wald. Geldnoth.

12. Spaziergang mit Oncle Chriſtian, Kornfeld. Veit Weber[3]. Nachmittags Rückkehr, Regen. Silber.

14. Juridiſches. Bannformeln in Baluzzi. Haslach allein. Muſeum. Silber.

15. Durchſicht des H. Ernſt. Baluzzi. Mattheus Pariſienſis[4]. Häslach. Muſeum. Silber.

17. Sonntag. Juridiſches. Matth. Paris. Cantſtadt, wo Roſer u. ſein Vater. Muſeum. Silber.

18. Fahrt nach Heilbronn mit Schotts u. Gaupps. Einkehr in Beſigheim bei Oſiander[5]. Mittageſſen in der Sonne in Heilbronn. Caffee bei Haakhin. Beſuch bei Landauers[6] u. Bruckmanns. Spaziergang auf das Orthiſche Gut u. zum Krahnen, Beſtellung des Schiffs.

19. Neckarfahrt bis Neckargmünd mit Schotts, Schmelzle,

---

[1] Ferd., 1772–1840, Hofſchauſpieler in Stuttgart, 1807 und 1815–17. — [2] Der den Herzog Ernſt verlegen wollte, aber, weil Mohr und Winter in Heidelberg früheres Anrecht hatten, „dieſen lieben und braven Männern“ — bei denen er ſich eben befand — „nicht in den Weg treten wollte“. (Auch Fues in Tubingen und Metzler in Stuttgart boten ſich an.) — [3] Pſeudonym für Paul Wigand: Kriegslieder der Deutſchen, Kaſſel 1813. — [4] Ueber die letzten Kämpfe der Staufer. — [5] Dem Studienfreund, der hier Diakonus geworden war. — [6] Advokat.

Gaupps, Oſiandrin u. Haakhin u. ihren Knaben, Seefahrer Winter.

20. Weitere Fahrt bis Heidelberg. Schott u. ich bei Winters. Beſuch bei Paulus. Abends Schloß.

21. Görres' Volks- u. Meiſterlieder. Wolfsbrunnen mit Schott, Winter u. Gaupps, Fries[1]) auf dem Rückweg begegnend, Gaupps Hut unter dem Rade. Abendgeſellſchaft bei Paulus, Jean Paul zu Ehren, Heinrich Voß.

22. Fahrt nach Speier auf Fries Wagen mit Schotts, Gaupps, den beiden Winter, Mellin[2]). Fries Garten, die blinden Heſſen. Der Dom von Speier. Rudolfs von Habsburg Steinbild unter des Schulmeiſters Stiege. Rheinüberfahrt, Mellin, Geſang. Abendeſſen bei Fries mit Paulus ꝛc. Vorleſen des 1. Akts von H. Ernſt.

23. Görres. Nachricht, daß Tieck[3]) angekommen. Schloß mit Paulus. Mittageſſen bei Paulus. Bibliothek, die altdeutſchen Handſchriften. Auf den Zettabühel mit Schott u. Fries, ſchöner Sonnenuntergang. Beim Abendeſſen Mohr u. Fries, Vorleſen des 2. Akts.

24. Sonntag. Aufwecken zum weitern Vorleſen des H. Ernſt durch Mellin. Vorleſen des 3. Akts u. eines Theils des 4ten. Unterredung mit Tieck bei Boiſſerée. Schloß mit Schotts, der Paulus, Winter, Gaupps. Nachmittags Beſuch bei Fries im Obsgarten. Schloß mit Schotts, Gaupps, Paulus, Winter; Abſchluß über den Verlag des H. Ernſt[4]). Abendgeſellſchaft bei Winters, die Weiber von Weinsberg. Nach Entfernung der Gäſte Vorleſen des noch übrigen Theils vom H. Ernſt.

25. Fahrt mit Schotts u. Gaupps über Bruchſal nach Maulbronn.

26. Kirche u. Kloſter beſichtigt. Fahrt über Vaihingen nach Stuttgart. Mittag in Schwieberdingen durch Stadt-

---

[1]) Der Philoſoph Jak. Friedrich, 1773—1843, zuletzt in Jena. — [2]) Friedr. Alb. Imm., 1796—1859, Offizier, nach dem Krieg Baumeiſter, geſt. als Generalbaudirektor in Berlin. — [3]) Vgl. 1814, März 31. — [4]) Mit Winter.

ſchreiber Frey Nachricht, daß die Schweſter in Stuttgart angekommen. Thee bei Gaupp mit Schott u. Weishaar. Die Schweſter u. Meyer bei Cleßs.

27. Fahrt mit der Schweſter u. Meyer nach Feuerbach. Thee bei Weiſſers mit denſelben.

29. Bei Conz, Hartmann. Brief von Wilh. v. Schütz mit Gedichten. Matth. Paris. Muſeum. Zilber.

30. Juridiſches. Mit Roſer auf den Kahlenſtein. Abendeſſen bei Duttenhofers mit Sulpiz Boiſſerée.

31. Sonntag. Klarer Tag. Frühſtück mit Schwab in Degerloch. Matth. Paris. Haslacher Kirchweih mit der Schweſter. Von da nach Gaisburg, wo Roſers, Emma ꝛc. Rückweg mit ihnen über den Stöckicht. Muſeum. Zilber.

September.

1. Juridiſches. Beſuch von Meyer u. der Schweſter. Nach Haslach mit Roſer u. A. Köſtlin, Kirchweih. Zilber.

2. Jurid. Weckherlinſche Liquidation. Haslach. Zilber.

6. Schön. Juridiſches. In meinen Gedichten geleſen.

7. Sonntag. Schön. Bei Schott. Brief an Winter. Auf den Kahlenſtein. Muſeum. Zilber.

10. Schön, heiß. Reiſe nach Tübingen über Sindelfingen, wo ich den kranken Knapp[1]) beſuchte. Einkehr in Böblingen, von da Fahrt nach Luſtnau. Abendgeſellſchaft bei uns wegen Weiſſers, Planck[2]) als Erklärten von Rickele[3]). Meyers Ankunft.

11. Ebenſo. Beſuch oben. In das Käſebachsthal u. auf den Schloßberg. Verlobung der Schweſter. Ins Waldhorn. Oberamtmann Knapp.

12. Ebenſo. Bei Schwab, Vorleſer ſeiner weitern Chriſtophs Romanzen. Um 11 Uhr Abreiſe von Tübingen

---

[1]) Den Muſiker, ſiehe 11. Oktober. — [2]) M. Karl P., geſt. als Pfarrer a. D. von Feuerbach 1872. — [3]) Uhland (ſ. Anhang).

Einkehr in Echterdingen. Abends im Hirſch mit H. Gmelin, der zum Aſſeſſor in Eßlingen ernannt iſt, u. Meyer, der zu Pferd nachgekommen.

14. Sonntag. Ebenſo. Juridiſches. Oehlenſchlägers Correggio. Häslach, wo Roſers, Emma u. ihre kleinen Brüder.

15. Jurid. Beſuch von Schott mit Mühlenfels[1] u. Stahl[2]. Mittageſſen mit ihnen im Hirſch. Häslach. Abendeſſen bei Schotts mit Stahl, Weishaar, Gaupp.

18. Jurid. Görres' Volks- u. Meiſterlieder. Häslach. Muſeum: Zriny. Silber.

21. Sonntag. Jurid. Goethes Taſſo 1r. Akt. Mit Roſers über den Bopſer u. Gablenberg, Bier bei Roſers, ihre Kinder. Muſeum. Silber.

22. Jurid. Nach Feuerbach zur Feier von Oncles Geburtstag, die Bottwarer, Haug.

23. Reviſion des H. Ernſt. Taſſo. Nach Häslach mit Roſers u. Emma; der Wunſch. Muſeum. Silber. Gewitter. Herzog Louis[3], Begräbniß.

24. Bei Schott. Reviſion des H. Ernſt. Abendeſſen bei Gaupps mit Weishaar, Schott ꝛc.

25. Kopfweh. Reviſion. Vorſtand bei Stadtgericht. Taſſo. Häslach. Muſeum.

26. Reviſion des H. Ernſt. Abſendung des Manuſcripts an Winter. Kraus mit Roſer. Muſeum.

27. Jurid. Beſchäftigung mit der Scene zwiſchen Werner u. Mangold. Häslach mit Roſer. Silber.

28. Sonntag. Regen. Taſſo beendigt. Schlegels Vorleſungen über dramatiſche Kunſt u. Literatur.

29. Schlegels Vorleſungen. In der Strohhütte in den Anlagen während des Regens geleſen, wegen Geldnoth. Beſuch von Schwab, gehobene Geldnoth durch ihn u. nachher durch Bezahlung von Schmitz (Grollenburg[4]).

---

[1] K. Adam v. M., Erzieher König Wilhelms, ſpäter Graf, Generaladjutant und Geh. Rat, geſt. 1838. — [2] Expeditor beim Studienrat. — [3] Oheim des Königs. — [4] Seite 174.

Oktober.

1. Juridiſches. Beſchäftigung mit der Scene zwiſchen Werner u. Mangold. Schlegel. Kraus. Muſeum.

2. Concert der Italianerin Marinoni mit Luiſe.

3. Die Aenderungen der 2. Scene des 4. Akts an Winter abgeſchickt. Schlegel. Hagens Niflungaſaga in dramatiſcher Beziehung zu leſen angefangen[1]. Muſeum.

4. Nifl. Saga u. Nibelungen, Mittageſſen bei Roſer, Emma. Begleitung Roſers, der nach Herrenberg ging, Einkehr in Vaihingen; die ich meine. Muſeum.

5. Sonntag. Theater mit Luiſe: Die Ahnfrau. Emma.

6. Regen, kalt. Nibelungen beendigt. Abendeſſen bei Schott mit Hofacker.

7. Walther von Aquitanien. Brief von Winter wegen eines hiſtoriſchen Anhangs zum Ernſt. Antwort. Kraus.

9. Jurid. Spaziergang, erſter, nach Gaisburg mit Roſers. Abends Gang nach Feuerbach mit Oncle Pfarrer. Idee zu einem mittlern Schauſpiel über die Nibelungen, Chriemhildens Wittwenthum[2] ꝛc.

10. Schlegel. Nachmittags Rückkehr. Gaisburg mit Roſer, Conradis. Schlegel. Muſeum. Silber.

11. Manöver zwiſchen Zuffenhauſen u. Kornweſtheim. Begräbniß Knapps[3]. Muſeum.

14. Schlegel. Sophokles von Stolberg, Elektra. Nach Feuerbach. Muſeum.

15. Elektra. Nibelungen. Gaisburg mit Roſer. Fouqués Frauentaſchenbuch. Muſeum.

16. Juridiſches. Schlegel. Gang über Gaisburg nach Feuerbach. Gewaltiger Schnupfen.

17. Schädlicher Reif. Rückkehr nach Stuttgart. Nach

---

[1] Durch dies u. das Folgende wird die kurze Angabe bei Keller 378 genauer beſtimmt. — [2] Keller 378 ff. — [3] Siehe 10. September.

Gaisburg, wo Roſers, Emma, ihr Bruder mit ſeiner Braut. Der Huſten. Oedipus in Theben. Muſeum.

18. Juridiſches. Beſuch von Schwab und Morff. Gaisburg. Oedipus in Kolonos. Ball auf dem Muſeum.

19. Sonntag. Antigone. Cantſtadt. Schlegel. Muſeum.

21. Schlegel. Nachdenken über die Nibelungen. Gaisburg. Nibelungen wieder zu leſen angefangen. Abſteckung der 5 Akte von Siegfrieds Tod. Muſeum.

23. Juridiſches. Nibelungen. Erſter Bogen von H. Ernſt. Beſuch bei Schott, Geſpräch über die Nibelungen. Muſeum.

24. Die Klage angefangen. Kahlenſtein. Muſeum.

25. Jurid. Nibelungen-Entwurf. Gaisburg. Die Klage fortgeſetzt. Muſeum mit Roſer.

26. Sonntag. Nibelungen. Kantſtadt. Die Klage beendigt. Muſeum.

27. Bei Morff, der mich aufnahm[1]. Görres Aufſatz über die Nibelungen in der Zeitung für Einſiedler. Das Volksbuch vom gehörnten Siegfried. Muſeum.

28. Juridiſches. Nachricht, daß ich zum Hofkammer-Advokaten vorgeſchlagen u. dieſer Antrag übel aufgenommen worden. Gaisburg. Luthers Leben im Pantheon der Deutſchen. Muſeum mit Roſer ꝛc.

31. Reformationsfeſt. Warm. Juridiſches. Gaisburg. Luthers Leben beendigt. Muſeum.

November.

1. Ueber die Nibelungen in Grimms Altdeutſchen Wäldern. Muſeum.

4. Juridiſches. Brief vom Vater, Anfrage wegen des

---

[1] Das Bild iſt mehrfach vorhanden, eines — D. Uhland von seinem Freunde Morff gem. 1818 — im Beſitz des Sanitätsrats Dr. Steudel in Stuttgart (nach dieſem unſer Titelbild), ein zweites in der Familie Karl Mayers (vgl. K. Mayer im Album ſchwäbiſcher Dichter III S. 17).

Univerſitäts-Juſtitiariats. Nachricht, daß Bibliothekar Weckherlin in Baſel geſtorben[1]. Gaisburg. Muſeum.

8. Die Nibelungen wiederholt zu leſen u. zu extrahiren angefangen. Gaisburg. Muſeum.

9. Sonntag. Nibelungen. Gaisburg mit Roſer, nachher Roſerin, Emma, Lieut. Viſcher mit ſeiner Braut, Schauber von Calw. Muſeum.

10. Nibelungen. Nachricht, daß die ſchon gedruckte Organiſation zurückgenommen worden[2]. Gaisburg mit Roſer; Sage, daß er nach Heilbronn beſtimmt ſey. Muſeum.

13. Entwurf von Siegfrieds Tod. Concert, E.

14. Entwurf von Chriemhildens Rache. Gaisburg.

15. Niflung Saga. Gaisburg. Reviſion der 6 erſten Druckbogen vom H. Ernſt. Muſeum.

16. Sonntag. Rüſtung zum Auszug. Gaisburg.

18. Jurid. Druckfehlerverzeichniß an Winter.

19. Weiſſers Auszug. Muſeum.

20. Mein Auszug zu Roſers[3]. Muſeum.

21. Marſch nach Herrenberg, ſehr ſchlimmer Weg. Einkehr im Hirſch.

22. Fahrt mit Oberamtmann Roſer bis Oberjettingen. Mittag zu Nagold in der Sonne. Marſch nach Haiterbach. Meyer, Pregizer[4]. Das Büchlein Ruth geleſen. Abendeſſen bei Pregizer mit dem Decan Harpprecht u. dem Schultheiß.

23. Sonntag. Meyers Einſegnung, Pregizers Predigt, Meyers Lebenslauf. Eſſen im Hirſch. Rückweg mit Stadtſchreiber Hofacker, zum Theil mit v. Kechler fahrend, nach Nagold. Uebernachten daſelbſt.

24. Gang nach Herrenberg. Mittag daſelbſt in der Oberamtei. Marſch nach Stuttgart ohne Einkehr, ſchlimmer

---

[1] U. an die Eltern: auf einer Fußreiſe. — [2] An die Eltern 134. — [3] In die Schloßſtraße (wo jetzt der Bahnhof). — [4] Stadtpfarrer Chriſt. Gottlob P., 1751–1824, bekannt als Stifter der Gemeinſchaft der Pregizerianer.

Weg. Die 2 letzten Bogen vom H. Ernſt angetroffen. Muſeum: neue Organiſation.

27. Jurid. Bei Roſers, E. Katzenbergers Badreiſe[1].

28. Katzenbergers Badreiſe beendigt. Wilkina Sage. Kahlenſtein mit Roſer; E.s Stimme. Muſeum.

29. Schön. Das altdeutſche Gedicht: Der arme Heinrich nach dem Coloczaner Codex zum Behuf dramatiſcher Bearbeitung geleſen[2]. Gaisburg. Der arme Heinrich, Entwurf.

30. Sonntag. Volſunga-Saga. Kahlenſtein. Muſeum.

Dezember.

1. Warm. Jurid. Gaisburg mit Roſers, Emma, Piſtorius, Elben, Conradi. Volſungaſaga beendigt. Muſeum.

2. Juridiſches. Gaisburg, E. Nach Feuerbach.

3. Sophokles Antigone von Stolberg geleſen. Rückweg über Gaisburg. Chaucers Erzählung im Pantheon. Muſeum.

4. Schneegeſtöber. Juridiſches. Yngurd. Muſeum.

6. Juridiſches. Gaisburg mit Roſers, Emma, Piſtorius. Yngurd. Concert im Muſeum, E.

7. Sonntag. Juridiſches. Die Freiexemplare des H. Ernſt erhalten. Gaisburg. Beſuch von Schott wegen Jena[3]. Exemplare an Roſer für ihn u. Emma gegeben. Abendeſſen bei Schotts mit Hofacker u. Lieſching.

8. Verſendung des Ernſt nach Tübingen[4], Heilbronn[5], Gaildorf[6]. Bei Gaupp. Muſeum.

9. Juridiſches. Yngurd beendigt. Muſeum.

10. Jurid. Anfangsverſe zu Siegfrieds Tod.

11. Jurid. Wiederauffaſſen des armen Heinrich.

12. Rede des Arztes im armen Heinrich. Das alte Ge-

---

[1] Von Jean Paul. — [2] Hiernach Leben 140 und Keller 408 zu berichtigen. — [3] Profeſſur? — [4] Leben 135. — [5] Karl Mayer. M. II, 78. — [6] Kerner.

dicht nochmals geleſen. Uebertragung einer Criminaldefenſion[1]. Abholen Roſers, Emma, mir für den Ernſt dankend. Gaisburg. Colocẓaner Codex. Abendeſſen bei Roſers.

14. Sonntag. Juridiſches. Gaisburg mit Roſers, Emma ꝛc. Nachricht, daß morgen wegen ſämtlicher Procuratorſtellen Gutachten werden erſtattet werden. Muſeum.

15. Regen u. Schnee. Juridiſches. Görres Volks- u. Meiſterlieder. Muſeum.

16. Görres. Beſuch bei Kerners Frau, die mich wegen unſrer Verhältniſſe[2] zu ſprechen verlangte. Brief vom Vater wegen der Profeſſorſtelle für deutſche Literatur in Tübingen[3]. Brief an Kerner. Beſuch bei Gaupp. Kahlenſtein. Muſeum.

17. Juridiſches. Brief an die Eltern[4]. Muſeum mit Schwab, der jetzt als Repetent hier iſt.

19. Fahrt nach Ludwigsburg. Mittag bei Speidel[5] mit Kapff. Gütliches Verhör. Ruckfahrt nach Stuttgart.

20. Juridiſches. Brief von den Eltern wegen meines Grundſatzes. Bei Roſers. E. Concert im Muſeum. E. Die Verſetzung der Procuratoren.

21. Sonntag. Juridiſches. Förſters Sängerfahrt: Tiecks Donauweib. Chriſtkind bei Roſers. E. Amor. Muſeum.

24. Juridiſches. Chriſtkind bei Schott mit H. Gmelin, Lieſching. Muſeum.

25. Chriſtfeſt. Juridiſches. Gaisburg. Romanzen vom Bernardo del Carpio[6] geleſen. Muſeum.

27. Juridiſches. Beſuch von K. Mayer u. ſeiner Braut. Abendeſſen bei Roſers mit Piſtorius, Conradi, Emma.

28. Sonntag. Juridiſches. Abſendung der Defenſion[7].

29. Die Geſchichte der Agnes Bernauerin in Zſchokkes bairiſcher Geſchichte geleſen, dramatiſche Auffaſſung.

---

[1] An die Eltern: Der Fall betrifft Wilderei u. Mißhandlung eines Unterförſters. — [2] Der politiſchen Mißhelligkeiten, ſiehe 28. März. — [3] Leben 135. — [4] Leben 136. — [5] Rat bei der Finanzkammer. — [6] Seite 38. — [7] Siehe 12. Dezbr.

30. Kalt. Brief von Kerner. Beſuch bei Morff mit Mayer. Vorleſen des H. Ernſt bei Drucks. Muſeum mit Mayer. Abſchied.

31. Juridiſches. Gaisburg. Brief an die Eltern[1]. Muſeum. Abendeſſen bei Roſers.

1818.

Januar.

1. Juridiſches. Gaisburg. Abſendung des Nachtrags zur Defenſion. Bei Schott. Muſeum.

3. Zſchokkes bairiſche Geſchichte. Gaisburg. Concert im Muſeum, Emma.

4. Sonntag. Mone über die Nibelungen. Gaisburg.

6. Dreikönigsfeſt. Zſchokke. Gaisburg mit Roſers, Emma, Elbens. Muſeum.

9. Bei Morff, Untermalen[2]. Zſchokke. Muſeum.

10. Bei Morff. Zſchokke. Muſeum.

11. Sonntag. Zſchokke, Aventin, Schlacht von Muhldorf ꝛc. Anlagen mit Roſer ꝛc. Abends dramatiſche Auffaſſung Ludwigs des Baiern. Muſeum.

12. Ludwig der Baier. Auffaſſung des 2ten Akts. Anlagen mit Roſer. Verſe zu Ludwig d. B. Muſeum.

13. Zu Ludwig d. B. Beſuch von Kernerin. Juridiſches. Bibliothek. Gaisburg mit Roſer. Pez Scriptores rerum austriacarum. Muſeum mit Schwab. Entſchluß, die Advokatur aufzugeben u. deßhalb in den nächſten Tagen nach Tübingen zu gehen.

---

[1] „Wehmütig, mehr für ſie als für ſich bekümmert.“ Leben 137 f. — [2] An die Eltern 16. Jan.: Auch ich bin neuerlich vom Hofmaler Morff gemahlt worden. Ich ſoll ſehr gut getroffen ſein, das Gemählde iſt aber noch nicht fertig.

14. Frühlingsmäßig. Juridiſches. Pez. Beſuch von Schwab u. Schott. Abholen Roſers. E., die vor meinem Bild erſchrocken. Gaisburg. Olenſchlagers Staatsgeſchichte[1]. Beſuch bei Kernerin. Muſeum.

16. Jurid. Begegnung E. Malenlaſſen, wüßte nicht für wen. Brief an die Eltern. Olenſchlager. Muſeum.

17. Jurid. Gaisburg mit Roſers, Emma, die Brautwahl. Olenſchlager. Abendeſſen auf dem Muſeum wegen Mandelsloh.

19. Nach Feuerbach. Rheiniſches Taſchenbuch.

20. Pfiſters Geſchichte von Schwaben, Ludwig den Baier betreffend. Rückweg über Gaisburg. Brief von Varnhagen[2]). Abendeſſen bei Duttenhofers mit Bruckmann.

23. Jurid. Theater: Schweizerfamilie. Muſeum.

25. Sonntag. Fahrt nach Tübingen mit Weiſſer.

26. Jurid. Beſuch bei Prälat Gaab. Auf dem Schloßberg. Heinrichs Reichsgeſchichte. Lamm mit dem Vater.

27. Beſuche bei Bengel, Conz. Hahns Reichshiſtorie von Ludwig dem Baier. Mayers Ankunft.

28. Hahn. Bericht von dem Burſchenfeſt auf der Wartburg. In den Tannenwald. Abends Geſellſchaft bei Ferd. Gmelin.

29. Beſuch von Prälat Gaab. Auf die Canzley im Adler. In den Tannenwald. Concert in der Traube. Taufſchmaus bei Baurs.

30. Jurid. Fahrt nach Stuttgart mit einem Studenten. Muſeum. Kotzebues Recenſion des H. Ernſt in den Literariſchen Anzeigen.

31. Nachricht durch Roſer von des jungen Elbens[3]) Tod. Bei Schott. In den Anlagen. Aventin. Auffaſſung des 3. Akts von Ludwig dem Baier. Muſeum.

---

[1]) Erläuterte Staatsg. des röm. Kaiſertums in der 1. Hälfte des 14. Jahrh. 1753. — [2]) Aus Karlsruhe, 7. Jan. Lobt den Herzog Ernſt, auch das Techniſche, ſetzt ſich politiſch mit dem Altrechtler auseinander. — [3]) Eduard E., Oberlieutenant.

Februar.

1. Sonntag. Ausgänge. Gaisburg. Gevatterſtehn bei Schott[1]), Taufſchmaus.

2. Lichtmeß. Heinrichs Reichsgeſchichte. Anlagen. Theater: Julius Cäſar von Shakeſpeare. Muſeum.

3. Jurid. Mit Roſer auf den Kahlenſtein, von da nach Feuerbach, um dem Maskenball zu entgehen.

4. Wegen übeln Wetters in Feuerbach geblieben. Alringers Doolin von Mainz. Ludwig der Baier.

5. Nachmittags Rückkehr nach Stuttgart. Heinrichs Reichsgeſchichte. Bei Schott. Muſeum.

6. Jurid. Heinrich. Kahlenſtein. Beſuch von Schwab, dem ich den Plan zu Ludwig d. B. vollends erzählte.

7. Heinrich. Kahlenſtein. Jurid. Grimms Erklärung des armen Heinrichs. Muſeum.

8. Sonntag. Jurid. Bei Morff. Zahns Bild. Kahlenſtein, Auffaſſen der 2 letzten Akte von Ludwig d. B. Muſeum.

10. Jurid. Nachrichten von Wilmeles glücklicher Entbindung. Kahlenſtein. Heinrich. Angefangene Ausarbeitung des erſten Aktes von Ludwig d. B. Muſeum.

11. Am 1. Akt fortgefahren. Beſuch von Stadtpfarrer Pregizer. Mit Roſer auf den Kahlenſtein. Aufſetzung des Plans von Ludwig d. B. Muſeum mit Schwab ꝛc.

12. Juridiſches. Excerpte zu Ludwig d. B. Concert im Muſeum. Weinhaus in der Gartenſtraße, Haſenmaier ꝛc.

13. Juridiſches. Excerpte. Gaisburg mit Roſers. Racine Britannicus. Muſeum.

15. Sonntag. Juridiſches. Gaisburg. Excerpte. Muſeum. Recenſion des H. Ernſt in der Speirer Zeitung durch Schott. Beſtimmtere Auffaſſung Ludwigs d. B. als Symbol der deutſchen Stammeseinheit.

---

[1]) Für den Sohn Sigmund, der ſich als Politiker und Dichter bekannt gemacht, geb. 5. Jan. 1818, geſt. 1895.

17. Schön. Juridiſches. Gaisburg mit Roſers u. Emma, nach 4 Wochen. Gang nach Feuerbach.

18. Schön. Rheiniſches Taſchenbuch. Rückkehr. Juridiſches. Muſeum.

19. Juridiſches. Gaisburg mit Roſers, Emma ꝛc. u. ihren Schweſtern. Beſuch von Schwab. Britannicus.

21. Juridiſches. Gaisburg mit Roſer u. Profeſſor Roth. Blick auf den würt. Landtag[1]. Muſeum mit Weishaar ꝛc.

22. Sonntag. Regen. An Ludwig d. B. fortgefahren.

23. Sturm, Schneegeſtöber. Zu Ludwig d. B. Juridiſches. Kind, Van Dyks Landleben. Muſeum.

24. Matthiasfeiertag. Ludwig d. B. Spaziergang mit Roſer u. Schwab in den Anlagen. Beendigung des 1. Akts. Beſuch von Varnhagen. Abendeſſen mit ihm im König von Würtemberg.

25. Jurid. Beſuch bei Varnhagen. Kahlenſtein mit Roſer. Britannicus. Theater mit Varnhagen[2]: Der deutſche Mann von Kotzebue. Muſeum.

26. Juridiſches. Beſuch von Varnhagen u. von Schwab. Concert im Muſeum.

27. Juridiſches. Beſuch von Varnhagen. Joh. Müller, Die Schlacht von Morgarten. Anlagen mit Roſer. Beſuch von Schott, Vorleſen des 1. Akts von Ludwig d. B. Joh. Müller. Beſtimmtere Auffaſſung des 2. Akts. Muſeum bei Varnhagen, Abſchied.

28. Juridiſches. Taufſchmaus bei Weiſſers. Muſeum.

März.

1. Sonntag. Jurid. Kahlenſtein mit Roſer. Olenſchlager. Die Eingangsſcene von den Bäckern vom 3. Akt Ludwigs d. B. gemacht. Muſeum.

---

[1] Flugſchrift, Berlin 1818 bei G. Reimer. — [2] Wie Uhland zunächſt nicht mitgehen wollte, weil er nicht auf den erſten Platz gehen könne, ſ. Varnhagen, Denkwürdigkeiten IX, 233.

2. Zu der geſtrigen Scene. Muſeum, Berenice. Auf den Kahlenſtein. Zum 2. Akt: Friedrich u. Iſabelle. Muſeum.

3. Schön. Zum 2. Akt: Leopold. Gaisburg mit Roſers. Berenice. Ausführung der 2. Scene des 2. Akts bis zum Erſcheinen des Legaten. Muſeum.

4. Beendigung der 2. Scene. Jurid. Kahlenſtein. Zſchokke. Muſeum.

5. Juridiſches. Raßmanns Balladenſammlung. Spaziergang vom Calwer- zum Büchſenthor, Auffaſſung der Scene zwiſchen Ludwig, dem Burggrafen u Schweppermann. Abholen Roſers, E. Gaisburg. Ausführung obiger Scene.

6. Regen. Juridiſches. Nachleſen für Ludwig d. B. Beſuch von Schwab, Vorleſen der neuen Scenen. Nicolai Burgundi Hist. Bavarica. In den Anlagen, Nachdenken über die 2. Scene des 3. Akts. Muſeum.

7. Dritten Akts 2te Scene. Gaisburg mit Roſer. Obige Scene, Ritterſchlag, beendigt. 3ten Akts 3te Scene faſt zu Ende. Muſeum.

8. Sonntag. Stürmiſche Nacht. Beendigung der 3. Scene. Vormittags 4. Scene u. ſomit Beendigung des 3. Akts. Beſuch von Schwab, Vorleſen des Neuern. In den Anlagen. Raßmann. Muſeum.

9. Schneeſturm. Nic. Burgund. Beſuch von Schott. Vorleſen des 2. u. 3. Akts. In den Anlagen, Nachdenken über die 1. Scene des 4. Akts. Muſeum.

10. Ebenſo. Fahrt nach Feuerbach mit Tante Doktorin, Rückfahrt. Abendeſſen bei Weiſſers.

11. Ebenſo. Jurid. Beſuch bei Schott, Wintergerſts [1] Zeichnung zum Herzog Ernſt. Nic. Burgund. Anlagen.

12. Schnee u. Regen. Jurid. Anlagen. Berenice. Concert im Muſeum.

13. Maria Verkündigung. Zſchokke. Nic. Burgund. Anlagen. Kahlenſtein. Muſeum.

---

[1] Joſef W. von Wallerſtein, 1783–1867, zuletzt in Düſſeldorf.

14. 1te Scene des 4. Akts. Kahlenſtein. Beendigung obiger Scene. Abend bei Schwab mit Köſtlin, Repetenten Wächter, Wurm, Hochſtetter.

15. Palmtag. 2te Scene des 4. Akts angefangen. Gaisburg mit Roſer. Muſeum.

17. Die 2te Scene des 4. Akts beendigt. Gaisburg mit Roſer. Stürmiſch. Nachleſen zu der 3. Scene. Anlagen. Ausführung der Geiſterſcene. Muſeum.

18. Beendigung der 3. Scene. Spaziergang vom Calwer zum Seegaſſenthor, Nachdenken über die 4. Scene des 4. Akts. Gaisburg mit Roſers u. Emma. Nic. Burg. Muſ.

19. Gründonnerſtag. Schön. Juridiſches. Gaisburg mit Roſers u. Emma, Veilchenſtrauß, im Garten, Rückweg über Berg. Theater: Die Schöpfung. Bei Weiſſers.

20. Charfreitag. Warm. Juridiſches. Nic. Burg. Gaisburg mit Roſer. Spaniſche Romanzen vom Cid. Muſ.

21. Juridiſches. Gaisburg. Vie de P. Corneille.

22. Oſterfeſt. Juridiſches. Oſtereier in Piſtorius Garten, wo ich den Hofrat nach ſeiner Krankheit zum erſtenmal wieder ſah; Emma feſtlich. Gaisburg. Corneilles Cid. Muſ.

23. Catharr. Cid. Abholen Roſers, Emma, über Sprechen u. Schweigen. Gaisburg. Muſeum.

25. Juridiſches. Kantſtadt mit Roſers. Theater: Maria Stuart. Muſeum.

26. Corneilles Horace. H. Teſtament. Bei Weishaar. Gaisburg mit Roſer, Blüthen am Mandelbaum. Concert im Muſeum, Emma.

27. Schnee u. Regen. Verſe zu Ludwig d. B. Horace. Beſuch von Schott u. Wintergerſt, deſſen Carton von Ludwig d. B. 2c. Vorleſen Ludwigs d. B. bei Schotts.

28. Jurid. Horace. Gaisburg mit Roſer, die Worte des Burgvogts zu Ludwig d. B. Gedanke, wie die Horatier anders bearbeitet werden könnten. Abendeſſen bei Roſers.

29. Kalt. Jurid. Voltaires Zaire. Mit Roſer über Berg. Beſuch von Wintergerſt. Muſeum.

30. Jurid. Beſuch bei Schott, wo Wintergerſt. Gaisburg mit Roſer. Ausführung des größten Theils der Schlußſcene des 4. Akts von Ludwig d. B. Muſeum.

31. Kalt. Juridiſches. Revue. Gang nach Feuerbach.

April.

1. Boileau, l'art poétique. Schlußverſe zum 4. Akt. Rückkehr nach Stuttgart. Beendigung des 4. Akts. Nachleſen zum 5ten. Muſeum mit Schwab.

2. Olenſchlager. Kahlenſtein mit Roſer. Boileau beendigt. Nachdenken über den 5. Akt. Muſeum.

3. Jurid. Beſuch von Schwab. Vorleſen des 4. Akts. Nach Feuerbach. Zaire. Muſeum.

5. Sonntag. Schön. Juridiſches. Abholen Roſers bei Piſtorius, erſter Spaziergang mit Roſers u. Emma nach Haslach über die mittlere Reinſpurg, Händedruck. Zaire. Muſ.

7. Alzire. Sismondi Geſchichte der ital. Freiſtaaten angefangen. Gaisburg mit Roſers. Muſeum.

10. Juridiſches. Gaisburg mit Roſer, der Mandelbaum in voller Blüthe. Sismondi ꝛc. Spaziergang in die Allee. E. mit dem Hut. Muſeum.

11. Jurid. Sismondi. Durchgehen der 4 erſten Akte Ludwigs d. B. Amerika[1]) mit Roſer. Muſeum.

13. Sismondi. Sitzung bei Morff. Amerika. Muſ.

17. Warm. Jurid. Sismondi. Haslach mit Roſers u. Emma; Nachricht, daß ſie morgen mit ihrer Schweſter nach Calw reiſe; ſchwere Herzen. Muſeum.

18. Begegnung der Wegfahrenden. Sismondi. Den 5. Akt Ludwigs d. B. angefangen, Friedrich u. Iſabella. Muſ.

19. Sonntag. Zum 5. Akt. Juridiſches. Kahlenſtein mit Roſer. Sismondi. Muſeum. Herausrathen.

20. Frühſtück in Degerloch, Frühling. Nachdenken über Ludwig d. B. Juridiſches. Gang nach Feuerbach, Begleitung von Roſer. Nachdenken über Ludwig d. B.

---

[1]) Wirtſchaft?

21. Theils im Garten, theils am Walde an der 1. Scene des 5. Akts fortgefahren, Leopolds Aufforderung: grüne Birken, Ueberfall vom Gewitterregen. Donner. Nachmittags Rückkehr. Zu Ludwig d. B. Um die Thore. Muſeum.

22. Zu Ludwig d. B. Bei Lieſching mit Schotts, ſeine neuen Bilder. Sismondi. Mit Prälat Gaab u. Director Kapff[1]) auf den Kahlenſtein. Um die Thore. Muſeum.

25. Juridiſches. Bei Morff. Spaziergang vor das Calwerthor, die Hereinfahrenden[2]). Muſeum.

26. Sonntag. Geburtstag. Warm. Volle Blüthe. Bei Morff. Mittageſſen bei Roſers, Emma. Abends Spaziergang über Barmesreuthe in den Wald mit Roſers u. Emma; es iſt doch ſchön auf der Welt: Erklärung, die Weinende. Häslach im Garten. Abendeſſen bei Roſers mit Emma, der ſchöne Himmel, bei Tag die ſchönen Bäume. Nachhausbegleitung, wie es geh', Ihre Achtung bleibt mir.

27. Morff. Vorſtand bei Stadtgericht. Juridiſches. Mit Schwabs, die mich abholten, nach Gaisburg, Blüthe, Gewitter, herrliche Beleuchtung des Neckarthals.

28. Morff. Zurüſtungen zur Reiſe nach Tübingen. Nachdenken über ein Hochzeitgedicht für die Schweſter. Häslach mit Roſers.

30. Himmelfahrtsfeſt. Frühſtück mit Roſer, tröſtliche Worte beim Abſchied. Gang bis auf den Berg über Waldenbuch, wo ich den Kutſcher Binder einholte. Beſuch oben. Gewitter. Spaziergang auf dem Schloßberg. Meyers Ankunft. Repetent Oſiander beim Abendeſſen.

Mai.

1. In das Ammerthal. Fouqués Frauentaſchenbuch. Abendgeſellſchaft oben.

2. Hochzeitgedicht[3]). Trauung der Schweſter.

---

[1]) Sixt Eb., 1774—1851, ſpäter Geh. Rat, 1831—32 Departementschef. — [2]) S. 18. April. — [3]) Gedruckt bei Rotter 207.

Oſianders treffliche Rede. Beendigung des Gedichts. Mit dem Vater u. Meyers in den botaniſchen Garten, Hitze. Hochzeitſchmaus, Vorleſen des Gedichts.

3. Sonntag. Frauentaſchenbuch. Spaziergang mit dem Vater u. Meyer gegen Luſtnau, nachher allein in das Ammerthal.

5. Reiſe mit Meyers u. der Mutter bis Wilferdingen. Blüthe.

6. Ankunft in Karlsruh, herzlicher Empfang. Beſuch bei Buhlers, Spaziergang mit ihnen in den Schloßgarten. Nachmittags Spaziergang mit der Mutter, Meyers u. Mine in der Markgräfin Garten, die neuen Kirchen. Beſuch bei Varnhagen. Spaziergang mit ihm, ſeiner Frau, Doktor Lindner[1] u. deſſen Frau im Schloßgarten, Nachtigallen. Contraſt der verſchiedenartigen Geſellſchaft.

7. Meyers u. Luiſens Abreiſe nach Mannheim. Spaziergang im Schloßgarten. Beſuch bei Varnhagen, Vorleſen des Fortunats, des 2ten Buchs vor ſeiner Frau u. Lindner. 4 Uhr Abreiſe, Begleitung von Ricke u. Mine bis Durlach, Fahrt bis Pforzheim.

8. Rückreiſe von Pforzheim nach Tübingen. Spaziergang mit der Mutter um u. durch Weilerſtadt. Die ſchönen Saatfelder bei Herrenberg. In Tübingen um $^{1}/_{2}$8 Uhr.

9. In das Käſebachthal, wo ich bei der Kelter das Bisherige von Ludwig dem Baier durchlas, weiterer Gang durch das enge Thal über die Heide bis an den Wald. Neuheit des leztern Wegs, Einſamkeit, große Umſicht, Hohenſtaufen u. Hohenzollern als geſchichtliche Punkte, Rückweg durch das

---

[1] Fr. Ludw. aus Mitau, 1772—1845 (ſ. u.). Am 14. Juni gab Varnhagen Lindner ein Brieflein mit nach Stuttgart an U.: Seine literariſch-politiſchen Pläne, die ihn wegen Verabredungen mit Hrn. v. Cotta auf einige Tage nach Stuttgart führen, können Deiner Thätigkeit in der Folge wichtig werden, wie dieſe ſelbſt für ihn nützlich. Von ſeinem Werthe als Menſchen ſage ich Dir nichts, als daß er redlich u. edel, daß er Rahels vieljähriger u. mein neuerworbener Freund iſt.

Thal, Regen. Nachmittags Beſuch bei Conz. Juridiſches. Auf dem Schloßberg, Abendroth, Anregung dadurch, Verſe zu Ludwig d. B.

10. Pfingſtfeſt. Ludwig d. B.: Leopold u. Friedrich, 5. Akts 1. Scene. Beſuch oben. Leſſings theatraliſche Bibliothek. Mit den Eltern gegen Luſtnau, nachher allein auf den Oeſterberg. Traube mit dem Vater, Nachts Gewitter.

11. Pfingſtmontag. Juridiſches. Brief von Meyers aus Mainz. Leſſing. Beſuch von Conz. Luſtnau mit den Eltern. In das Ammerthal.

12. Des 5. Akts 1. Scene beendigt, Friedrich u. Iſabella. Nachmittags Geſellſchaft im botaniſchen Garten. 5. Akts 2. Scene angefangen, das Ballſpiel. Schloßberg.

13. 5. Akts 2. Scene, Ludwig u. die Bürger. In das Kaſebachthal. Nachmittags auf die Oeſterbergsheide.

14. Regen. Beendigung des 5. Akts, Ludwig u. Friedrich. Uebelbefinden des Vaters. Auf dem Schloß zum Eingang des 2. Akts. Beſuch oben.

15. E. Geburtstag. Regneriſch. Ausfuhrung des noch Fehlenden im 2. Akt, Albertus u. die Edelknaben, u. damit Beendigung des ganzen Schauſpiels. Nachmittags Geſellſchaft im botaniſchen Garten. Angefangene Durchgehung des Stucks, Bezeichnung der Handlung ꝛc. Auf dem Schloßberg bis in den Tannenwald.

16. Regneriſch. Weitere Durchgehung, Nachmittags beendigt. Auf den Schloßberg, Beſchaftigung mit der letzten Scene.

17. Sonntag. Regneriſch. Beſuche. Um 11 Uhr Abreiſe nach Stuttgart, Beſchaftigung mit Ludwig d. B. Einkehr in Echterdingen. Bei Weiſſers, Schott. E. Muſeum, Abendzeitung, Correſpondenz aus Wien uber Herzog Ernſt.

18. Regen. Angefangene Reinſchrift Ludwigs d. B. Beſuch von Schwab, Vorleſen des 5. Akts. Bei Schott u.

Lieſching, Wintergerſts Bild von Ludwig u. Friedrich[1]. Reinſchrift. Anlagen mit Roſer, Kraus. Muſeum.

19. Reinſchrift. Bei Schott u. Lieſching. Häslach mit Roſer u. Schott. Muſeum.

20. Reinſchrift. Audienzen. Häslach. Bei Schott Vorleſen des 4. u. 5. Akts.

21. Reinſchrift. Beſuch von Prälat Gaab. Häslach. Bei Schott, Guitarre im Garten.

22. Reinſchrift. Bei Schott u. Weiſſers. Muſeum.

23. Beendigte Reinſchrift. Bei Lieſching. Durchſicht. Häslach. Muſeum. Bei Schott.

24. Sonntag. Durchſicht. Bei Lieſching, Abſendung des Manuſcripts[2]. Gang nach Feuerbach, wo Planck u. ſeine Braut, Luiſe, Weiſſer, Neufferin. Rückweg mit ihnen durch den Wald. Muſeum.

25. Frühſtück in Häslach mit Weiſſers, Planck u. ſeiner Braut ꝛc. Nachleſen für Konradin u. Otto von Wittelsbach. Zu Procurator Schmidlin. Excerpte. Anlagen.

26. Juridiſches. Nachleſen über Johann von Schwaben[3]. Häslach. Muſeum.

27. Juridiſches. Sismondi. Häslach mit Roſers u. Emma. Geſellſchaft bei Schott, Fleiſchmann, nach Paris beſtimmt, Mad. Eßlair ꝛc.

28. Juridiſches. Grimms Deutſche Sagen. 2. Band. Häslach mit Roſer. Muſeum.

---

[1] Die Verſöhnung „als wahrhaft poetiſche Leiſtung anerkannt" (Seubert, Allg. Künſtlerlexikon. III, 596). — [2] Nach München. König Max Joſeph hatte einen Preis für ein Drama aus der bayeriſchen Geſchichte ausgeſetzt. An die Eltern 25. Mai: Das Schauſpiel iſt nun abgegangen. Ich kann mir nicht wohl denken, daß dasjenige, was das Stück vom Pabſt enthält, nachtheilig ſein könne. Ich habe mich hierin getreu an die Geſchichte gehalten u. die noch vorhandenen Urkunden faſt wörtlich benutzt. Auch ſind, da ausdrücklich ein Stück aus der bairiſchen Geſchichte verlangt wurde, bei der Commiſſion ohne Zweifel Hiſtoriker, welche dieſes wohl beurtheilen können. Ueberhaupt aber iſt in dem Stücke nichts von gewaltſamen Invectiven ꝛc. — [3] Keller 470.

29. Regen, kalt. Juridiſches. An Kerner. Sismondi. Kraus mit Roſer. Abendeſſen bei Schotts mit Seybold von Brackenheim[1], Weishaar, Gaupp, Lieſching.

31. Sonntag. Froſt, dem niedern Felde ſehr ſchädlich. Juridiſches. Beſuch von Wilmele. Sismondi. Häslach mit Roſer und A. Köſtlin. Muſeum.

Juni.

1. Warm. Jurid. Bei Schott. Sismondi. Canſtadt mit Roſer, D. Zellers von Heilbronn. Muſeum.

3. Jurid. Bei Schott. Sismondi. Häslach mit Roſers u. Emma, im Garten.

4. Gang nach Feuerbach. Müllers Schweizergeſchichte. Idee zu einem dramatiſchen Gedichte vom alten Welf[2]. Nachmittags weitere Ausbildung dieſer Idee. Rückweg durch den Wald, wohin Roſer entgegenkam. Concert im Muſeum. Nachricht, daß Herzog Ernſt zu Hamburg gegeben worden[3].

5. Nachleſen über Welf. Vorſtand bei Stadtgericht. Bei Schott. Mit Roſers, Emma ꝛc. nach Häslach, im Garten.

6. Nachleſen. Bei Schott, Anlehn. Einkauf. Cruſius. Tacitus Germania. Harmonie-Concert auf der Silberburg.

7. Sonntag. Juridiſches. Tacitus Germania beendigt. Feuerbach mit Jäger, Rückweg durch den Wald, wo Roſer uns erwartete. Muſeum.

8. Juridiſches. An die Eltern. Häslach mit Roſers. E. Abendeſſen bei Schwabs, Vorleſen Ludwigs d. B.

9. Frühſtück in den Anlagen. Sismondi, die Geſchichte

---

[1] Ludw. G. Fr., Sohn von **Uhlands** Lehrer S. in Tübingen, 1819 als Hauptmann a. D. Abgeordneter für Brackenheim, ſpäter Redakteur des „Beobachter“, geſt. 1842. — [2] Keller 404 ff. — [3] 5. Mai und gleich am 10., Pfingſtfeſt, wiederholt. „Bei uns hat freilich der Schauſpieldichter von ſolchen Vorſtellungen eines gedruckten Stücks keinen Vortheil, während ihm in Frankreich jede Vorſtellung auf jedem Theater ſeine Procente abwirft.“ (An die Eltern 8. Juni.)

von der Marcheſella als dramatiſches Sujet. Mit Roſer durch die Allee, wo Maientag, nach Häslach.

11. 12. Feuerbach. Sismondi.

13. Juridiſches. Wetzels Trauerſpiel Hermannfried. Silberburg, Concert, Roſers u. Emma. Muſeum.

14. Sonntag. Sismondi. Bei Schott. Regen. E. Häslach mit Roſer. Muſeum.

17. Frühſtück in den Anlagen. Niederkunft der Königin mit einer Prinzeſſin[1]. Sismondi. Auf den Bopſer. Muſ.

18. Sismondi. Conradin[2]. Concert im Muſeum, Geſellſchaft bei Schwab zur Feier ſeines Geburtstags.

19. Frühſtück in den Anlagen. Pfiſter u. Cruſius über Conradin. Jägers Leben Conradins. Häslach mit Roſer ꝛc.

20. Bei Schott. Giannone über Conradin. Muratori. Haugs alte Lieder: poetiſcher Luſtwald, Handſchrift. Concert auf der Silberburg, Regen; E. Muſeum.

21. Sonntag. Beſuch von Oberamtmann Roſer. Muratori. Haugs Luſtwald. Anlagen. Kraus. Muſeum.

23. Sismondi. Gedicht auf der Roſerin Geburtstag. Haugs Luſtwald. Häslach mit Roſers u. Emma. Muſ.

24. Johannisfeiertag. Haugs Luſtwald. E.: guten Morgen! Muſeum: Kleiſts Robert Guiscard im Phöbus.

26. Sismondi. Nachdenken über Adelarda. Kantſtadt im Ochſen mit Schnurrer, Jäger, Roſer, Kölreuter[3], Reuß[4], Köſtlin ꝛc. Muſeum.

28. Sonntag. Frühſtück in Degerloch mit Secretär Köſtlin[5] u. Maler Seubert[6]. Sismondi. Gewitter. Muſ.

29. Peter u. Paul. Sismondi. Bei Schott, Ob.Finanzrath Hartmann, Weiſſers, Schwabs. Beſuch von Enslin von

---

[1] Sophie, nachmalige Königin der Niederlande. — [2] Siehe 1. März 1816, 25. Mai 1818. — [3] Friedr., Regimentsarzt, geſt. 1822, oder Eberh., Generalſtabsarzt, geſt. 1828 — beide jung geſtorben. — [4] Joh. Chr. Gottlieb, Arzt, 1784–1847, Studienfreund Uhlands. — [5] Auguſt K. — [6] Joh. Fr. von Stuttgart, 1780–1859.

Reutlingen. Muſeum, Kupfererklärung aus Klingemanns: Deutſche Treue, im Taſchenbuch Kronos. Gang nach Feuerbach. Conzs Worte der Weihe.

30. In den Wald. Conz. Sage, daß E. den — ausgeſchlagen. Rückkehr. Sismondi. Anlagen. Muſeum.

Juli.

2. Jurid. Wittenbachs[1] Brautkranz. Häslach mit Roſer, Haug, Elſaßer ꝛc. Muſeum.

3. Voltaires Tancred. Gaisburg mit Roſer, Rückweg durch Piſtorius Weinberg, wo Roſerin, Emma ꝛc. in den Johannisbeeren. Abendeſſen in Lieſchings Garten mit Schotts, Gaupps, Weishaar.

1. Frühſtück in Degerloch. Das Gedicht vom armen Heinrich wieder geleſen. Tancred. Concert auf der Silberburg, Emma. Muſeum.

8. Anlagen. Juridiſches. E. Gläſer putzend. Tancred. Häslach mit Roſer. Anlagen. Muſeum.

9. Juridiſches. Excerpte aus Muratori über Marcheſella.

10. Zurüſtung zur Abreiſe, Ausgänge. Bei Georgii, Schwab ꝛc. Häslach mit Roſer u. Haug. E. Anlagen. Muſ.

11. Geburtstag des Vaters. Reiſe nach Tübingen, von Degerloch an mit einer Gelegenheit. Briefe der Schweſter aus Walsrode[2]. Luſtnau mit dem Vater, Mandelsloh ꝛc.

12. Sonntag. Bad unterhalb der Stadt. Schillers Jungfrau von Orleans. Regen, Traube mit dem Vater.

13. Bad. Jungfrau v. Orleans; Nachdenken über Adelarda. Geſellſchaft im botaniſchen Garten.

14. Bad. Bei Conz. Hahns Reichsgeſchichte über Otto von Wittelsbach u. Conradin. Bei Prälat Gaab. Jungfrau v. Orleans. Lebendigere Auffaſſung des Conradin. Auf den Oeſterberg u. den Schloßberg.

---

[1] ? Joh. Wyttenbach, 1766—1848. — [2] Der Heimat ihres Gatten.

15. Der Piſtorius Todestag. Bad. Keyßlers Reiſe, über Neapel[1]. Jungfrau v. Orleans. Botaniſcher Garten, Unterhaltung mit Conz über Conradin.

16. Bad. Die Minneſinger über Conradin. Jungfrau von Orleans beendigt. Nachdenken über Conradin.

17. Bad. Excerpte aus den Minneſingern u. Hahns Reichshiſtorie. Beſuch bei Feuerlein. Kaffee im botaniſchen Garten. Excerpte. Spaziergang mit dem Vater gegen Luſtnau, nachher allein auf den Oeſterberg zu der Sandgrube, wehmüthiges Heimathsgefühl beim Ueberblick der Stadt u. der Thäler.

18. Beſichtigung des Bauweſens auf dem Schloß[2]. Bad. Leſſings theatraliſche Bibliothek. Litteraturzeitungen. Luſtnau mit dem Vater.

19. Sonntag. Rückreiſe nach Stuttgart zu Fuß. Mittageſſen in Echterdingen. Beſuch bei Weiſſers. Emma. Muſeum.

20. Bei Schott. Sismondi Litteratur des ſüdlichen Europa über die Troubadours. Nachricht in der Zeitung über eingekommene 38 Schauſpiele für die Münchner Preisaufgabe. Saba Malaspina[3]. Berg mit Roſer u. Schott, Feuerwerk im Badgarten vom Kahlenſtein aus geſehen. Muſeum.

21. Sab. Malasp. Häslach mit Roſer u. Hofrath Haug.

22. Jurid. Malasp. Gang nach Feuerbach durch den Wald.

23. Launs Erzählungen. Rückkehr. Häslach mit Roſer u. Elbens. E. Muſeum.

24. Hitze. Bei Schwab, wo Ullmann. Werners Garten mit ihnen, Köſtlin ꝛc. Malasp. Beſuch von Ullmann u. Schwab, beide im Begriff, nach Heidelberg zu reiſen. Concert auf der Silberburg. E. Muſeum.

28. Regen. Juridiſches. Muſeum, Göthe über Neapel.

---

[1] Wegen Konradin. — [2] Einrichtung des Ritterſaals im nördlichen Flügel für die Univerſitätsbibliothek. — [3] Darſtellung der Schickſale des Hohenſtaufen Manfred bei Muratori VIII.

Bei Gaupp mit D. Härlin[1], Schott, Nördlinger[2], Mühlberger. Brief vom Vater, Nachricht von Hanneles[3] Tod. Schillers Recenſion von Bürger und Matthiſſon. Concert im Muſeum.

29. Juridiſches. Muſeum, Schillers Nachlaß: Die Malteſer; Körners Nachrichten von Schillers Leben. Häslach mit Roſer ꝛc.

30. Ausgänge. Bei Roſers. Gang nach Backnang. Einkehr in Waiblingen. Ankunft um 8 Uhr, Uebernachten auf der Poſt.

31. Ausſicht von der Kirche. Liquidation. Nachmittags Rückweg. Hitze. Einkehr in Waiblingen. Ernteleben, dadurch erregtes Gefühl. Aufſitzen auf einem Mühlwagen bis zur Kantſtadter Mühle. Ankunft in Stuttgart um ½9 Uhr. Muſeum.

Auguſt.

1. Juridiſches. Muſeum, Schiller über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden. Concert auf der Silberburg.

2. Sonntag. Schiller über die tragiſche Kunſt. Beſuch bei Schwab. Racines Phädra. Häslach mit Roſer ꝛc. E.

3. Juridiſches. Beſuch von Stephan Schütze[4]. Häslach mit Roſer. Anlagen. Muſeum.

5. Beſuch von Varnbüler wegen einer Proceßſache. Juridiſches. Beſuch von Kand. Härlin[5] mit Gedichten eines Landmanns aus der Baar. Den Aufſatz über das altfranzöſiſche Epos geleſen. Häslach. Anlagen. Muſeum.

6. Frühſtück in den Anlagen. Muratori. Häslach.

---

[1] Seite 98. — [2] Oberfinanzrat Jul. Simon N., 1771 bis 1860. — [3] Magd bei Dr. E. Uhlands. — [4] Aus Weimar, 1771 bis 1839, Herausgeber verſchiedener Taſchenbücher. — [5] ? Theolog, Bruder des 28. Juli Genannten.

7. Juridiſches. Beſuch von Rödiger[1] u. einem andern Jenaer Studenten. Schreiben von Piſtorius in Eßlingen wegen Uebernahme einer Defenſion. Muſeum, Göthes natürliche Tochter. Kraus[2] mit Roſer. Um 9 Uhr Feuerlärm vom Feuerbacher Brande. Eiliger Gang dahin[3]. Anblick vom Berge. Waſſerbieten.

8. Links Reiſe nach Portugal. Schmidts Geſchichte der Deutſchen über Conradin. Beſichtigung des Brandplatzes. Rückkehr nach Stuttgart. Kraus. Anlagen. Muſeum.

9. Sonntag. Nachricht, daß Roſerin in der Nacht von einem Mädchen entbunden worden. Jurid. Schreiben von Piſtorius, daß ich von der Defenſion diſpenſirt ſey. Beſuch bei Weishaar, wo Advokat Hofmann von Kaſſel mit Schott u. Lieſching. Mittageſſen bei Lieſching mit Hofmann u. Schott, Kafee bei Gaupp. Fahrt mit Gaupp über Kaltenthal, Vaihingen, Meiringen[4], Degerloch. Muſeum.

11. Der Mutter Geburtstag. Frühſtück in Degerloch mit Schott u. Hofmann, der nach Tübingen abgieng. Juridiſches. Göthes natürliche Tochter. Kraus. Muſeum.

12. Juridiſches. Muſeum, Reiſe nach Hammelburg. Göthe. Häslach mit Roſer u. Köſtlins.

15. Juridiſches. Sophokles Philoktet von Stolberg.

16. Sonntag. Philoktet. Geſellſchaftsgericht im Muſeum. Brodhags Neukauf. Häslach mit Roſer. Muſeum.

17. Philoktet. Beſuch von Profeſſor Dahlmann[5] aus Kiel. Trachinerinnen. Beſuch bei Roſers, E. Concert auf der Silberburg, E. Muſeum.

---

[1] Ge. Lud. Karl R. aus Jena, Dichter des Wartburgfeſtes von 1817, geſt. 1866. — [2] Ein Bäcker und ein Metzger Krauß hatten Wirtſchaften. — [3] An die Eltern 10. Aug.: Im Pfarrhaus, wo ſich viele Leute einfanden, wurde gepackt. Oncle war auf dem Brandplatze u. ich half Waſſer bieten. Vgl. Leben 454: Bis in das Alter eilte er zu jedem Brande in der Stadt oder Umgegend. — [4] Möhringen auf den Fildern. Vgl. Seite 7. — [5] Bei Springer, Dahlmann I, 222 kurz erwähnt, mit U. auch Jäger, Kielmeyer, Gros.

18. Trachinerinnen. Ajas. Mit Roſer den Heerdweg hinauf: Concert im Muſeum, E.

19. Wiederauffaſſung des Vorſpiels Welf. Frühſtück in Degerloch u. Rückweg über den Bopſer: Durchdenken des Plans auf dem Hinwege, Anfang. Regen. Ajas. Welf. Abendeſſen bei Roſers.

20. Ajas. Brief von den Eltern, daß die Mutter krank geweſen. Kraus mit Schwab, Oſiander u. Roſer. E.

21. Frühſtück in den Anlagen. Juridiſches. Remers Handbuch der neuern Geſchichte über die franzöſiſche Revolution. Brief an die Eltern. Abendeſſen bei Schotts mit Gaupps, Lieſching ꝛc.

23. Sonntag. Remer. Frau v. Staël Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution. Kahlenſtein mit Roſer ꝛc.

25. Nachricht, daß Meyers heute in Feuerbach anlangen. Ausgänge. Gang durch den Wald nach Feuerbach, wo Meyers mit Oncle von Großbottwar angekommen.

26. Spaziergang in den Wald. Friedrich von Werben, Roman v. Filibert[1]). Abends wieder in den Wald.

27. Fahrt nach Stuttgart mit Meyers, Oncle u. Tante Gottliebin. Beſuch von Meyers, E. Haslach mit Meyer u. Roſer.

28. Juridiſches. Beſuch von Scheidler aus Gotha. Mittageſſen bei Schwabs mit Meyers. Fahrt nach Tübingen mit Meyers, Sophie Schwab, Oſiander. Empfang der Walsröder[2]), die Mutter wiedergeneſend. Beſuch oben.

29. Staël. Spaziergang über den Wörth, den Hirſchauer Weg hinaus. Luſtnauer Kirchweihe mit dem Vater u. Meyers.

30. Sonntag. Staël. Beſuch bei Oncle Chriſtian u. oben. Nachmittags wie geſtern, von der Mutter, die zum erſtenmal wieder ausging, u. Knappin begleitet.

31. Rückkehr nach Stuttgart. Ankunft um 3 Uhr. Roſers

---

[1]) F. = Ludw. Aug. Kähler, 1802. — [2]) S. 11. Juli.

Taufe. Muſeum, die Uebergabe der Coblenzer Adreſſe[1]. Die badiſche Verfaſſung. Kraus.

September.

1. Hitze. Staël. Beſuch von Schott, Nachricht, daß ich keinen der Münchner Preiſe davongetragen. Häslach mit Roſer, Eröffnung, daß ich mich um eine Stelle außer Lands umſehen müſſe. Muſeum.

2. Hitze. Kopfſchmerz. Beſuch von Morff wegen ſeiner Penſion. Staël. Matthäus von Pappenheim Chronik der Truchſeſſen von Waldburg wegen Conradins. Häslach. Abendeſſen bei Roſers. Nachts Gewitter.

4. Juridiſches. Bei Morff. Waldburger Chronik. Staël. Häslach mit Roſer ꝛc. Muſeum.

9. Juridiſches. Erklärung zur Stadtdirection wegen Nichtannahme einer Oberamtsrichterſtelle. Anlagen mit Roſer, Erzählung vom heutigen Piſtoriusſchen Familienfeſt u. Emmas Anſtalten. Kraus, Feuerleins Gedicht auf das Feſt. Muſeum, Die entzauberte Roſe.

11. Staël. Bei Schott, Nachricht, daß Paulus angekommen. Muſeum.

12. Staël. Anlagen mit Roſer. Abendeſſen bei Schott mit Paulus, Weishaar, Gaupp.

16. Regen. Juridiſches. Beſuch von Weiſſer aus Anlaß Mauclers, wegen einer Stelle bei einem Gerichtshof, Beharren[2]). Muſeum. Kraus.

18. Juridiſches. Brief an die Eltern. Anlagen, Abendeſſen bei Gaupp mit Paulus, Schotts, Nördlinger.

---

[1] Von Joſ. Görres, um eine landſtändiſche Verfaſſung. G. mußte fliehen und kam über die Schweiz für immer nach Bayern. — [2] Auf der Weigerung, vor Wiederherſtellung der Verfaſſung in den Staatsdienſt zu treten. Aehnlich glaubte U. ſpäter, als die Tübinger in den 1850er Jahren ihn zum Landtagsabgeordneten wählen wollten, wegen der willkürlichen Aufhebung der Verfaſſung von 1849 und 1850 ablehnen zu müſſen.

19. An Varnhagen[1]. E. Der Brief. Häslach mit Roſer. Anlagen. Muſeum.

21. Matthäusfeiertag. Juridiſches. Mit Roſer über Sillenbuch, Rohracker, Hedelfingen, Obertürkheim nach Untertürkheim, Garten, Kirchweihe. E. mit Schwabs in Gaisburg geweſen. Muſeum.

22. Gedicht auf Oncles in Feuerbach Geburtstag[2]. Nach Feuerbach durch den Wald. Rückfahrt mit Haugs. Concert im Muſeum, Karl Mayer u. ſeine Frau, E.

23. Juridiſches. Beſuch von Mayer. Haslach mit Roſer. Muſeum. Feuerlärm, das Haus des Chaiſenfabrikanten an den Weinbergen abgebrannt.

27. Sonntag. Jurid. Beſuch von Schott. Beſuch bei A. W. Schlegel[3], bei Gaupps, mit Schott. Auf den Bopſer mit Schott u. Lieſching. Häslach mit Schwab. Thee bei Gaupps, Schlegels Vorleſen aus Shakeſpeare. Nachteſſen bei Schotts mit Paulus.

28. Landwirthſchaftliches Feſt in Kantſtadt, mit Roſer, Schwab, Mayer ꝛc. Wettrennen, Fiſcherſtechen. Rückweg mit Mayer. Vorleſen Ludwigs des Baiern bei Schlegel.

Oktober.

1. Juridiſches. Staël. Anlagen mit Roſer, Nachricht von H. Bewerbung. Muſeum.

3. Juridiſches. Brief vom Vater wegen der Secretariats-Adjunktenſtelle[4]. Staël. Müllers Schweizergeſchichte über Johann von Schwaben wieder geleſen. Kahlenſtein mit Roſer. Das Manuſcript Ludwigs des Baiern von Winter ohne Erklärung zurückerhalten. Bei Gaupp mit Schott u. Lieſching, Abendeſſen mit Schlegel.

---

[1] Wegen eines „Unterkommens auswärts". Leben 147 f. — [2] Gedruckt bei Notter 213. — [3] Der mit ſeinem Schwiegervater Paulus von Heidelberg kam. Paulus' Leben v. Reichlin Meldegg II, 206. — [4] Bei dem Vater Univerſitätsſekretär.

4. Sonntag. Regen. Nachdenken über des Vaters Brief. Antwort an den Vater[1]). Staël. Muſeum.

5. Juridiſches. Gang nach Feuerbach. Obsſeegen.

7. Juridiſches. E. Erſter Spaziergang nach Gaisburg mit Roſer. Beſuch von Schwab, Hirſch mit ihm, Eröffnung von E. Unterhaltung mit ſeiner Frau. Beunruhigung. Muſeum. Schlafloſe Nacht.

8. Nachdenken über das Geſtrige. Abholen Roſers, E., Gaisburg. Beſuch bei Schwabs, Beruhigung.

9. Heitere Stimmung. Juridiſches. Staël. Abends Beſuch von Schwab, erſchütternde Nachrichten. Abendeſſen bei Schott, mit Schlegel, Paulus ꝛc.

10. Beſuch bei Schwabs, Frühſtück mit Schwab in den Anlagen. Brief vom Vater. Spaziergang mit Roſer auf den Kahlenſtein, Regen: Es geſchah' Ihm recht, wenn Er noch unter die Trauſe käme, weil Er nicht unter meinen Schirm hat wollen. Beſuch bei Schwabs. Muſeum.

11. Sonntag. Schöner Herbſttag. Roſern den ganzen Hergang der Sache erzählt. Beſuch von Schwab. Spaziergang mit Roſer über Berg nach Gaisburg, Furcht u. Hoffnung, Störung durch Andere. Abends zu Hauſe, ohne Nachricht.

12. Ebenſo. Angſt. Beruhigung durch Roſer, daß die Mitbewerbung beſeitigt. Beſuch von Schwab. Reiſe nach Tübingen, bis Waldenbuch zu Fuß, von da mit einer Gelegenheit. Vergeblicher Gang, um Prof. Bahnmaier wegen der neuen Univerſität Baſel[2]) zu ſprechen, da ſolcher verreiſt.

13. Ebenſo. Rückreiſe zu Fuß. In Echterdingen Oncle Chriſtian eingeholt. E. außen ſtill ſtehend. Einzug der ruſſiſchen Kaiſerin Mutter[3]), Illumination, Begegnung E. Muſ.

14. Anfang der Weinleſe. Schön. Beſuch bei Schwabs. Begegnung E., ihre Niedergeſchlagenheit, Erklärung. Mit Weiſſer nach Feuerbach, Rückweg im Mondſchein. Muſeum.

15. Juridiſches. Begegnung Schwabs u. ſeiner Frau.

---

[1]) Leben 143 ff. — [2]) Vgl. Leben 148. 149. — [3]) Maria Feodorowna, geborene Herzogin von Württemberg.

Nachricht, daß E. bei ihnen geweſen. Warnungsbrief von der Schweſter. Abendeſſen bei Schotts mit Paulus, Unterredung mit ihm wegen einer Stelle außer Lands, namentlich zu Frankfurt.

16. Schön. Beſuch von Profeſſor Bahnmaier wegen Baſel. Einladung durch Roſerin mit Karl in Piſtorius Herbſt. Beſuch von Schwab. Piſtorius Weinleſe, E. nach Hauſe begleitet.

17. Ebenſo. Jurid. Frühſtück bei Werner. Spaziergang um die Heuſteig. E. Muſeum, Recenſion des Herzog Ernſt in der Leipziger Litteraturzeitung. Staël. Gang mit Roſer auf den Kahlenſtein zum Feuerwerk.

18. Sonntag. Ebenſo. Juridiſches. Staël. Cantſtadt im Ochſen mit Roſer. Beſuch bei Schott. Muſeum.

19. Brief an die Eltern. Häslach mit Roſer, von der Stelle zu Baſel. Staël. Muſeum.

23. Nachdenken über Johann von Schwaben. Nachleſen in Müller, Pfiſter ꝛc. Abholen Roſers, E. Gaisburg.

24. Kälte. Staël. Gaisburg. Albertus Argentinensis und Ottokar von Horneck über Johann von Schwaben. Muſeum, Dr. Lindner. Bengaliſches Feuer in den Anlagen.

25. Sonntag. Beſuche bei Schwab, Weiſſers, Paulus. Gaisburg mit Roſer. Hofball, der Kaiſerin zu Ehren, von mir nicht beſucht. Muſeum.

26. Juridiſches. Gaisburg, Kantſtadt, Feuerbach.

27. Rückkehr. Vereitelter Spaziergang mit E. nach Gaisburg durch Roſers Abhaltung. Staël. Theater: Die Schuld, geringer Eindruck. Muſeum.

28. Beſuch bei Weishaar, wo Varnbüler, Procurator Georgii, Schwabs, Weiſſers. Abholen Roſers, abermalige Verhinderung, E. die Handſchrift Ludwigs des Baiern gegeben. Gaisburg. Begegnung E. mit dem Manuſcript.

29. Gang nach Tübingen, wo Meyers. Beſuch oben.

30. Das Bibliothekbauweſen auf dem Schloß geſehen[1].

---

[1] Siehe 18. Juli.

Beſuch bei Gaab u. Bahnmaier, durch letztern Nachricht, jedoch unbeſtimmte, von Baſel. Botaniſcher Garten mit Meyers. Löwe mit Meyer u. Profeſſor Sigwart.

31. Rückkehr nach Stuttgart. Widrige Antwort von Winter wegen Ludwigs d. B. Bei Weiſſers. Muſeum

November.

1. Sonntag. Beſuch bei Schwabs, wo Pfarrer Dillenius. Auf den Kahlenſtein. Leiendecker[1] mit Schwab, Dillenius, Demmler. Muſeum.

2. Juridiſches. Vorſtand bei Stadtgericht. Gaisburg. Staël. Beſuch bei Conſulent Fetzer. E., der Moſt, Mißverſtändniß. Muſeum, H. Gmelin.

3. Warm. Staël. Gaisburg mit Roſer u. Steinhofer[2], nachher Emma, Roſerin u. die Kinder gefahren. Gang zu Schott. Begegnung E. mit Schwabs, Thee bei dieſen, die Gedichte.

4. Juridiſches. Gaisburg. Theater: Lear. Muſeum, Nachricht von der Verhaftung des W. Bär.

5. Schön. Staël beendigt. Gaisburg. Concert im Muſeum, E., beſtimmtere Auffaſſung des Johann von Schwaben.

6. Ebenſo. Zu Johann von Schwaben nachgeleſen u. entworfen. E. Anlagen mit Roſer u. Steinhofer. Muſeum.

7. Nachdenken über Johann von Schwaben. Abholen Roſers, E. Gaisburg. Heinrichs Reichsgeſchichte. Muſeum.

9. Juridiſches. Schreiben an Reimer mit Ludwig dem Baier. Anlagen mit Roſer. Zurückkunft von Truppen aus dem Elſaß. Bei Gaupp. Muſeum.

10. Shakeſpeares König Johann angefangen. Beſuch

---

[1] Wirtſchaft. — [2] Aktuar.

von Kerners, Thee mit ihnen bei Doctor Kernerin[1], Schübler, A. Köſtlin, Geh. Rat Kerner. Muſeum.

11. König Johann. Muſeum mit Mayer u. Kerner, Abſchied von letzterem.

12. Juridiſches. Brief vom Vater wegen E. König Johann. Bei Schwabs u. Gaupps. Gaisburg, E.

13. Jurid. Abholen Roſers, E. Gaisburg. Brief an die Eltern. Beſuch von Schwab. König Johann. Muſeum.

15. Sonntag. König Johann. Gaisburg mit Emma u. Roſers, auf dem Rückweg Regen, E. von mir geführt. König Johann beendigt. Muſeum.

16. Richard II. Anlagen mit Roſer. Muſeum. Gang nach Feuerbach.

17. Richard II. Nachdenken über Johann von Schwaben. Rückkehr. Abendeſſen bei Roſers mit Emma, ihrem Vater u. Bruder u. des erſteren Schweſter.

18. Theater: Hamlet; Emma. Muſeum.

19. Jurid. Brief vom Vater mit der Nachricht, daß Meyers Vater geſtorben. Anlagen mit Roſer, Nachricht, daß Jägers Frau gefährlich krank. Richard II. Concert auf dem Muſeum, E.

20. Richard II. Nachricht durch Roſer, daß Dr. Jägerin geſtorben. Gang nach Feuerbach, wo Weiſſers.

. . . ein ſolcher Augenblick,
Wo man unwillgen Blicks auf Viele ſieht,
Daß überläſtig ſie den Boden treten,
Indeß die Edelſten das Grab verſchlang.

Rückfahrt mit Weiſſers.

21. Heinrich IV. Abholen Roſers, E. Anlagen. Leiendecker mit Schwab, Erzählung Johanns von Schwaben.

22. Sonntag. Juridiſches. Heinrich IV. Brodhags[2]

---

[1] Witwe Georg Kerners, Friederike geb. Duncker, lebte nach des Gatten Tod, 1812, einige Jahre in Stuttgart. — [2] Wohl W. Friedr., Arzt, 1784—1833.

Abſchied. Begegnung E., Nachricht von ihres Vaters Verſpruch mit Lore Feuerlein[1]. Thee bei Schwabs, E.

24. Juridiſches. Anlagen mit Roſer, E. Beſuch bei Schott, durch ihn die Recenſion vom Herzog-Ernſt in den Heidelberger Jahrbüchern erhalten. Muſeum.

25. Juridiſches. Bollen über die neue Juſtizorganiſation. Regen. Brief an Meyer über den Tod ſeines Vaters.

26. Regen. Heinrich IV. Altdeutſche Gedichte, vom verſtorbenen Ob.Reg.Rath Büttner aus einer alten Handſchrift abgeſchrieben. Muſeum mit Roſer.

28. Juridiſches. Heinrich IV. Abholen Roſers, E. Anlagen. Solgers Vorrede zum Sophokles. Bei Weiſſers.

29. Sonntag. Solger. Bei Roſers, wo E., Oberamtmann R. und ſeine Tochter, Piſtorius, Steinhofer, über Abzeichnung des Charakters. Anlagen, E. Muſeum.

30. Saxo Grammaticus angefangen. Kahlenſtein. An die Eltern. Muſeum.

Dezember.

1. Saxo Grammaticus. Gaisburg mit Roſer u. Steinhofer. Muſeum.

2. Saxo Gramm. E. Spaziergang mit Roſer bis Gaisburg, von da über Kanſtadt nach Feuerbach.

3. Heinrich IV. Rückkehr nach Stuttgart. Angetroffene Antwort von Baſel, ungewiß, hinausſchiebend. Concert auf dem Muſeum, Emma.

5. Frühſtück mit Roſer. Gang nach Tübingen. Schoppen in Waldenbuch, Geldklemme. Beſuch bei Bahnmaier. Geſellſchaft in Hechts Haus mit dem Vater, H. Gmelin ꝛc. Nach dem Abendeſſen den Eltern mein Verhältniß mit E. eröffnet.

6. Sonntag. Briefe an Bürgermeiſter Wieland u. Pro-

---

[1] Joh. Aug. Ferd. Piſtorius, 1767–1841, und Eleonore Feuerlein, geſt. 1870, Schweſter der 1816 geſtorbenen Emilie (Seite 150).

feſſor Miville in Baſel entworfen. Beſuch oben. Herm. Gmelins Tiſchruckete. Abendgeſellſchaft in der Traube.

7. Gang nach Haiterbach. Mittag in Hailfingen, Weg durch den Wald, Mondſchein. Befragung des Schneiders, der leutſeligſte Weg über Kalw. Nach dem Abendeſſen von E. erzählt, Zuſammenſitzen bis Mitternacht.

8. Beſuch bei Pregizer. Begleitung von Meyers den Waldweg, von ihm bis auf die Höhe gegen Nagold. Einkehr in Wildberg. Das waldige Nagoldthal, Begegnung der von Kalw zurückkehrenden Marktleute. Einkehr im Waldhorn, Marktbauern, Gang zum Biſcherſchen Haus, ſchmerzliches Gefühl, E. nicht beſuchen zu dürfen.

9. Abreiſe von Kalw um 9 Uhr. Gang über Hirſchau, Liebenzell, Reichenbach, durch den Wald nach Pforzheim. Wehmuth, als ich den würtembergiſchen Schwarzwald im Rucken hatte. Einkehr in Pforzheim. Klaggeſchrei eines Mädchens um ein verlornes Halstuch. Einkehr in Wilferdingen, wo ich den Tod des Großherzogs[1]) zuerſt erfuhr. Weiterer Gang im Mondſchein bis Karlsruhe, wo ich gegen 9 Uhr ankam. Einkehr im Kreuz.

10. Regen. Gute Aufnahme bei der Tante, ebenſo bei Varnhagen[2]). Brief an die Eltern. Regierungsrath Wundt. Abends bei Varnhagen, Vorleſen Ludwigs des Baiern, ihm und Philippsborn[3]), dann Punſch im vordern Zimmer.

11. Beſuch bei Varnhagen. Nachmittags bei Wundt, Unterredung mit ihm über meine Angelegenheiten[4]). Spaziergang mit ihm in der Markgräfin neuem Garten u. auf dem Schrickelſchen Gut. Einführung ins Muſeum, Hebel. Beſuch bei Varnhagen. Abends 10 Uhr der feierliche Leichenzug.

---

[1]) Großherzog Karl ſtarb in Raſtatt 8. Dezember 1818. — [2]) Siehe 1816 Nov. 3. — [3]) Preußiſcher Legationsrat, geb. 1784. — [4]) An die Eltern 16. Dez.: Zu Karlsruh erfuhr ich im allgemeinen ſo viel, daß mit einer Kanzleiſtelle nichts zu machen ſein werde, indem der überflüſſig Angeſtellten ohnehin genug ſeyen. Eher bei einer der beiden Univerſitäten könnte ſich Ausſicht eröffnen.

12. Muſeum. Beſuch bei Bühlers[1]. Bei Aloys Schreiber[2] mit Wundt. Eſſen bei Varnhagen. Muſeum. Wieder bei Varnhagen.

13. Sonntag. Muſeum. Beſuch bei Varnhagen. Spaziergang nach Beiertheim mit Wundt und v. Keller[3]. Beſuch bei Hebel mit Wundt. Abſchied von Varnhagen. Bier auf dem Muſeum mit Wundt, Knittel, Hebel ꝛc.

14. Abſchiedsbeſuch bei Wundt. Gang zu Braun[4] wegen der „Studien“. Abreiſe um 10 Uhr. Kalter Wind. Einkehr in Pforzheim. Ankunft in Vaihingen gegen 9 Uhr, Einkehr in der Krone.

15. Abreiſe um 10 Uhr. Kalt. Mittag in Schwieberdingen. Ankunft in Stuttgart nach 4 Uhr. Angetroffene Antwort von Reimer ſamt den Wechſeln[5]. Abends bei Schwabs, zufälliges Zuſammentreffen mit E., Nachricht, daß ſie nicht in Kalw geweſen. Herzensergießung, die Locke, Heimbegleitung.

16. Beſuch bei dem winterkranken Schott. Gaisburg mit Roſer. Brief an die Eltern. Muſeum.

17. Schreiben an Cotta wegen des Abſatzes meiner Gedichte. Brief an Paulus[6]. Bei Schwab u. Schott. Saxo Gramm. Concert auf dem Muſeum, E.

18. Die Schreiben an Paulus, Wieland und Miville[7] ausgefertigt. Bei Schott. Saxo Gramm. Schäfer. Muſeum, Bauchredner.

19. Juridiſches. Antwort von Cotta mit Dumges[8]

---

[1] Landesoberſtallmeiſter, 1761—1833 (Seite 62). — [2] Hofhiſtoriograph 1813—26. — [3] Franz Frhr. v. K.-Schleitheim, geb. 1767, Rat, Schriftſteller. — [4] Verleger des Poetiſchen Almanachs für 1812. — [5] An die Eltern 18. Dez.: Mein Schauſpiel Ludwig der Baier iſt nun an den Buchhändler Reimer in Berlin für 300 Gulden verhandelt. Ich habe die Wechſel für dieſe Summe bereits in Händen. — [6] Leben 149 f. An die Eltern 21. Dez.: Nach Baſel habe ich geſchrieben, wie ich es in Tübingen entworfen. Auch habe ich Paulus erſucht, ſich für mich in Frankfurt zu erkundigen, ob dort nichts zu machen ſey. Es wird gut ſein, an mehreren Orten zugleich anzuklopfen. — [7] Siehe 6. Dez. — [8] Archivrat in Karlsruhe. Aus dem Plan wurde nichts.

Plan zur Herausgabe der deutſchen Geſchichtſchreiber des Mittelalters. Anlagen mit Roſer. Bei Schott, das Geld für die Reimerſchen Wechſel. Saxo Gramm. Muſeum.

20. Sonntag. Das Tagbuch nachgeholt. Gaisburg mit Roſer, auf dem Rückweg E. u. Roſerin begegnet. Saxo Gramm. Theater: Sappho; E. Muſeum.

21. Schreiben an Reimer u. nach Karlsruhe. Gaisburg mit Roſer, wo Schwabs. Brief an die Eltern. Saxo Gr. Chriſtkind bei Roſers, E., die bezauberte Roſe, chineſiſches Räthſelſpiel. Wiederauffaſſung des Otto von Wittelsbach. Muſeum.

22. Nachleſen u. Nachdenken über Otto von Wittelsbach. Chriſtkind von den Eltern. Anlagen mit Roſer. Muſ.

23. Angefangene Reinſchrift des Fortunats. Anlagen. Bei Schott. Juridiſches. Muſeum, Spittler. Eröffnung ſeiner traurigen Lage.

24. Vorſtand bei Stadtgericht. Weckherliniſches Locations Urthel. Fortunat. Cantſtadt mit Roſer. Fortunat. Chriſtkind bei Schotts. Abendeſſen bei Drucks mit Mayer.

25. Chriſtfeſt. Kalt. Fortunat. Beſuch von Mayer, Leſen der 4 erſten Akte von Ludwig d. B. Abholen Roſers, E., Gaisburg. Leſen des 5. Akts mit Mayer. Bei Drucks.

26. Fortunat. Beſuch von Mayer. Abholen Roſers, E. Gaisburg. Rückkehr mit E., Schwabs ꝛc. Fortunat. Theater: Der deutſche Mann von Kotzebue. Muſeum.

27. Sonntag. Kalt. Die Reinſchrift des Fortunat beendigt. Bei Schott u. Brodhags. Bei Roſers, E. Anlagen mit Roſer. Dumges Plan zur Herausgabe der deutſchen hiſtoriſchen Schriftſteller des Mittelalters. Theater: Wallenſtein. Muſeum.

28. Juridiſches. Anlagen mit Roſer. Bei Schwabs u. Schott. Idee zu einem Gedicht auf E. Theater. Muſeum.

29. Jurid. Gaisburg mit Roſer. Nachdenken über Otto von Wittelsbach. Muſeum.

30. Thauwetter. Juridiſches. Abholen Roſers, E. Anlagen mit Roſer. Theater. Muſeum.

31. Juridiſches. Bei Schwabs. Anlagen. Brief an Varnhagen. Muſeum. Auf dem Heimweg Begegnung E.

1819.

Januar.

1. Vorm. den Fortunat an Varnhagen geſchickt. Shakeſpeares Heinrich IV. Juridiſches. Piſtorius' Orden. Muſeum.

3. Sonntag. Juridiſches. Bei Roſers, E. Anlagen. Heinrich IV. Theater: Fiesko. Muſeum.

4. Theater: Joſeph u. ſeine Brüder. Muſeum.

5. Juridiſches. Gang nach Eßlingen. Mittageſſen in der Krone. Beſuch bei Mayers, Deſſner[1]. Muſeum, wo Piſtorius u. Steck, Begleitung von dieſen und Mayer nach Obertürkheim. Brief von den Eltern. Muſeum.

6. Dreikönigsfeſt. Juridiſches. Spaziergang mit E. und Roſers, K. Elben und ſeiner Schweſter nach Gaisburg.

7. Juridiſches. Nachdenken über Otto von Wittelsbach. Abholen Roſers, E. Anlagen. Muſeum.

8. Metzelſuppe bei Schott mit Gaupps, Cleßs, Weishaar, Staatsrath Fiſcher: Nachricht, daß wieder Landſtände im Werk ſeyen.

9. Juridiſches. Nachricht vom unerwarteten Tode der Königin[2]. Beſuch bei Schwab u. Weiſſers. E. Muſeum.

10. Sonntag. Juridiſches. Nachdenken über Otto von Wittelsbach. Muſeum.

11. Juridiſches. Ueber Otto v. W. Nachmittags E.

---

[1] Fabrikant, ſpäter Landtagsabgeordneter, geſt. 1846. — [2] Katharina.

Anlagen mit Roſer. Abends mit Schotts bei Schwab, der ſeine Romanzen von Herzog Chriſtoph vorlas.

12. Juridiſches. Abholen Roſers, E. Regen. Leichenzug der Königin vom Schloß in die griechiſche Capelle.

13. Juridiſches. Godofredus Coloniensis zu Otto von Wittelsbach geleſen. Muſeum.

14. Juridiſches. Leichenbegängniß der Königin. Bei Haugs, wo die Feuerbacher. Antwort von Paulus u. Schmid[1], daß in Frankfurt nichts zu machen. Schlegels dramaturgiſche Vorleſungen über Shakeſpeare. Zu Otto v. W. Muſeum.

15. Juridiſches. Katafalk der Königin in der Stadtkirche. E. Chronicon abbatis Urspergensis zu Otto v. W. Kerner bei ſeinem Bruder beſucht. Muſeum.

17. Sonntag. Juridiſches. Bei Roſers, E. Nachdenken über Otto v. W. Muſeum.

18. Juridiſches. Muſeum. Abgelehnte Aufforderung zu einem Gedicht für die Trauerfeierlichkeit im Muſeum.

19. Juridiſches. Bei Roſers, E. Shakeſpeares Heinrich V. Beſchäftigung mit einem Gedichte für die Trauerfeier im Muſeum.

21. Juridiſches. Abendeſſen bei Roſers mit Emma und Jäger — vom Frühling.

22. Juridiſches. Uebergabe der Weckherlinſchen Sache an Römer. Nachricht von einem Comité für landſtändiſche Angelegenheiten. Shakeſpeares Heinrich V. Muſeum.

23. Juridiſches. Roſers, Emma, die Flegeljahre. Das Organiſations-Edikt. Metzelſuppe bei Gaupps mit Schotts, Weishaar, Nördlingers ꝛc.

24. Sonntag. Brief von Varnhagen[2]. Bei Roſers, E.

---

[1] K. F. W. aus Schorndorf, 1761—1821, Profeſſor der Rechte in Tübingen 1790, Syndikus der Stadt Frankfurt ſeit 1794. — [2] Ueber Bemühungen um Anſtellung U.s, den handſchriftlich mitgeteilten Fortunat, der in die neue Auflage der Gedichte gehöre ꝛc. „Eure Stimmen fordern ja immer lauter die Wiederberufung von Ständen!“ Auch in Heſſen wird die Forderung mit dreiſter Kraft erhoben. Mir iſt über die Erlangung

Mozarts Requiem auf dem Muſeum zum Andenken der Königin, Uebelens Rede u. Schwabs Gedicht; E. bei Schwabs.

26. Juridiſches. Gaisburg mit Roſers und Emma. Gang nach Feuerbach.

27. Vorm. Heinrich V. Angefangenes **Gedicht auf den Tod der Königin.** Nachm. Spaziergang in den Wald gegen die Solitüde, weiter gedichtet. Nachts das Gedicht beendigt.

28. Vorm. das Gedicht aufgeſchrieben. Nachm. Rückkehr nach Stuttgart. Bei Schott. Abendeſſen bei Schwabs, Vorleſen des Gedichts.

29. Juridiſches. Beſchäftigung mit dem Gedicht. Gaisburg. Abendeſſen bei Weiſſers mit E. Müller, Hofkameralverwalter Weckherlin[1] u. dem däniſchen Lieut. Wa..er[2].

30. Juridiſches. Organiſations-Edikte. Gaisburg. Heinrich V. Muſeum.

31. Sonntag. Juridiſches. Bei Schwab. Anlagen mit Roſer. Heinrich V. Muſeum.

Februar.

1. Juridiſches. Uebergabe des Gedichts an Haug für das Morgenblatt. Schneegeſtöber; Gaisburg mit Schwabs u. Emma; das Gedicht E. gegeben, Thränen. Abekens Aufſatz über Shakeſpeare in der Urania. Kranz bei Schott.

3. Juridiſches. Mittageſſen bei Gaupps mit Schott, Weishaar, Winter u. Melly[3]. Abſchrift des Schenken von Limburg für die Cornelia. Muſeum.

---

dieſes Ziels keine Sorge mehr. Aber ſehr ſorge ich, daß die Völker in Deutſchland zu ſehr ihr Auge auf den Prozeß richten, den ſie mit den Fürſten zu haben meinen, und daß darüber der Prozeß, den ſie mit dem Adel haben, verloren geht. Hier (in Baden) iſt der Adel ſehr unzufrieden, daß ihm, da eine erſte Kammer für ihn geſtiftet worden, nicht auch in der zweiten eine gewichtige Theilnahme bedungen iſt."

[1] Geſtorben als hohenzoller. Geheimerat a. D. 1868. — [2] Seite 117. — [3] ? Mellin Seite 218.

4. Heinrich V. Bei Maler Wachter mit Winter, Schott, Lieſching, Duttenhofer; Wachters Ulyſſes u. die Sirenen.

5. Das Morgenblatt mit meinem Gedicht erhalten. Schreiben an Varnhagen mit demſelben[1]. Juridiſches. Kranz bei Weishaar.

7. Sonntag. Schreiben von Cotta wegen einer neuen Auflage meiner Gedichte. Nachmittags bei Roſers. E. Kahlenſtein mit Roſer. Heinrich V. Muſeum.

8. Angefangene Aufzeichnung des Plans zum Otto von Wittelsbach. Bei Roſers, E. Anlagen mit Roſer. Hirſch.

9. Beendigung des Plans. Brief von D. Miville, daß die Profeſſorsſtelle in Baſel erſetzt ſey. Bei Roſers, E. Anlagen mit Roſer, Schott, Schwabs. Nachleſen zu Otto von Wittelsbach. Walther von der Vogelweide. Muſeum.

10. Nachleſen zu Otto v. W. Anlagen mit Roſer und Vikar Schott. Begegnung E. mit ihren Geſchwiſtern. Muſeum mit Haug.

11. Juridiſches. Heinrich V. beendigt. Bei Roſers, E. Gaisburg mit Roſer. Schreiben von Paulus wegen Uebernahme der Redaktion einer Zeitſchrift in Frankfurt. Walther von der Vogelweide. Muſeum.

12. Juridiſches. Walther v. d. V. Idee zu einer Blumenleſe aus den Minneſingern. Bei Roſers, E. Gaisburg mit Roſer. Idee zu einer *litterar-hiſtoriſchen Schilderung Walthers von der Vogelweide*. Muſeum.

13. E. nach Kalw. Walther v. d. V. Bibliothek, Matthiſſon. Muſeum, Heinrichs Reichsgeſchichte.

14. Sonntag. Regen u. Schnee. Schreiben an Paulus und Ullmann. Walther v. d. V. Muſeum.

15. Chronicon Urspergense. Benachrichtigung von Mad. Brede, daß ſie den Herzog Ernſt geben wolle[2]. Excerpte

---

[1] Ebenſo an die Eltern mit dem Gedicht. Leben 152. —
[2] Sie habe den H. E. der Intendanz vorgelegt und die Aufführung zu ihrem kontraktmäßigen Benefiz begehrt.

bei Schott aus dem Basler Lexicon. Beſuch bei Brede wegen des H. Ernſt. Hirſch mit Roſer ꝛc.

16. Chron. Ursp. Minneſinger, der Truchſeß von Singenberg u. der Schenk von Landegg. Muſeum.

17. Juridiſches. v. Arx Geſchichte des Kantons St. Gallen. Abendeſſen bei Schwabs, Sophiens[1]) Geburtstag.

18. Weingarter Codex auf der K. Privatbibliothek. Chronicon Claustro-Neoburgense. Anlagen. Muſeum.

19. Weingarter Codex. Beſuch bei Brede wegen H. Ernſt. Anlagen mit Roſer. Muſeum.

20. Weing. Codex. Godofredus Coloniensis. Geſellſchaft im König von Würtemberg, Commers.

21. Sonntag. Juridiſches. Bei Roſers. Gang nach Feuerbach. v. Arx St. Gallen angefangen.

22. In Feuerbach. v. Arx.

23. v. Arx. Spaziergang zum Walde.

24. Schneegeſtöber. v. Arx. Rückkehr nach Stuttgart. Bei Schwab u. Schott. Abendeſſen bei Schwabs.

25. v. Arx. Anlagen mit Roſer. Bibliothek, Notizen über Walther v. d. V. Muſeum.

26. Schnee. Schreiben an Docen u. Arx wegen Walthers v. d. V. E. Zurückkunft von Kalw. Muſeum.

27. v. Arx. Bei Roſers, E. Anlagen. Zigelen[2]).

28. Sonntag. Arx. Anlagen mit Roſers u. Emma. Bei Schwabs, wo Emma. Muſeum.

März.

1. Brief an Varnhagen wegen Bonn[3]). Arx. Gaisburg mit Roſer. Godofr. Colon. Kranz bei Schott.

2. Juridiſches. Bei Weishaar, der einen Aufſatz über

---

[1]) Frau Schwab. — [2]) Gaſtgeber zum König von Württemberg in der Kronprinzſtraße. — [3]) Siehe 8. März.

den h. Bund vorlas. Gaisburg mit Emma u. Roſers. Godofr. Colon. Arr. Muſeum.

3. Jurid. Arr. Excerpte. Leſeprobe vom Herzog Ernſt. Kranz bei Weishaar. Varnbuler.

4. Juridiſches. Arr. Excerpte. E. Anlagen. Hirſch mit Schwab u. Roſer. Muſeum.

5. Juridiſches. Anlagen mit Emma u. Roſers. Bibliothek. Einpacken. Muſeum.

6. Fußreiſe nach Tubingen.

7. Sonntag. Conzs Rede zur Trauerfeier der Königin in aula nova. Rede im Convikt. Nachmittags mit dem Vater bei Hecht. Spaziergang in das Ammerthal u. auf den Schloßberg. Abends bei Hehls mit den Repetenten Schmid, Oſiander, Wachter, Heyd 2c. Wanderlieder.

8. Walthers v. d. V. Gedichte nochmals geleſen u. in Rubriken gebracht. Brief an Varnhagen wegen Bonn. Schreiben an Koreff[1]. Abends Krieg der Studenten mit den Bauern in Luſtnau, Sturmläuten, Lärmtrommel[2].

9. Walthers v. d. V. Gedichte beendigt. Spaziergang mit H. Gmelin um den Graben. Beſuch bei Conz. Löwen mit dem Vater, Conz, Knapp 2c.

10. Frühlingswetter. Den Aufſatz über Walther v. d. V. angefangen. Brief an Varnhagen. Beſuch von Prälat Gaab, von Repetent Oſiander und Doctors. Beſuch oben.

11. Fortſetzung des Aufſatzes. Auf den Schloßberg u. ins Ammerthal. Löwe mit dem Vater, Conz 2c.

12. Fortſetzung. Beſuch von Conz. Abends bei Hecht.

---

[1] Vortragenden Rat im Miniſterium des Unterrichts, wegen Bonn, das A. W. Schlegel mit Berlin vertauſchen wolle. Notter 211. Varnhagen hatte (Karlsruhe, 4. März) U. geraten, an Koreff zu ſchreiben. In dieſem Brief erteilt V. gute, von U. befolgte Ratſchläge für Anordnung der zweiten Auflage der Gedichte. „Dein Gedicht auf Katharina — wer hätte es nicht auf den erſten Blick als Dein erkannt! — hat uns alle zur Bewunderung hingeriſſen. Das iſt kernhaft und kühn! Die lyriſche Kühnheit ordnet ſich die politiſche unter.“ — [2] Eifert Klüpfel, Geſch. d. Univ. Tübingen. S. 307 ff.

13. Fortſetzung. In den Tannenwald. Bei Repetent Oſiander. Nachleſen in Hahns Reichsgeſchichte.

14. Sonntag. Fortſetzung bis zum Kirchgang zu Magdeburg. Bei Conz. Auf den Schloßberg, ſchöner Abend. Geſellſchaft in der Traube.

15. Schön. Fahrt nach Stuttgart mit Prälat Gaab und Prof. Sigwart. Mittag in Echterdingen. Beneckes Minnelieder. Bei Schwabs, ſein Kind. Anlagen. Hirſch mit Roſer, Jäger ꝛc. Muſeum.

16. Fortſetzung des Aufſatzes. Gang nach Feuerbach mit Jäger durch den Wald. Beſuch von Schwab, Vorleſung meines Aufſatzes. Hirſch mit Schwab. Muſeum.

17. Stürmiſch. Fahrt mit Gaupp nach Marbach wegen Heigelins Ernennung zum Oberamtmann in Leonberg; Roſe.

18. Für Walther v. d. V. Anlagen mit Roſer. Reinmars des Alten Lieder geleſen. Concert auf dem Muſeum, E. nicht anweſend.

19. Fortſetzung des Aufſatzes. Muſeum.

20. Regen. Ebenſo. Bei Schwab. Zigelen.

21. Sonntag. Fortſetzung. Geſellſchaftsgericht im Muſeum wegen Storr 1). Mittageſſen bei Roſer. Anlagen. Walthers v. d. V. Minnelieder durchgegangen.

22. Fortſetzung. Stadtgericht. Beſuch von Weishaar; von Schwab, Nachricht, daß E. in Tübingen geweſen. Schreiben von Eßlair über Herzog Ernſt 2). Hirſch. Muſeum.

23. Fortſ. Unterredung mit Eßlair. Nachmittags bei Roſers, Emma. Anlagen. Muſeum.

24. Walther v. d. V. Bibliothek. Concert im Muſeum. E. Nachricht, daß Kotzebue ermordet worden 3).

---

1) Nämlich deſſen Aufnahme in die Geſellſchaft. — 2) Das Stück ſehr rühmend, rät er, der Dichter möge es, der Wirkung wegen, mit dem Tode Ernſts aus ſein laſſen. — 3) Die Mutter ſchrieb 29. Mai an U.: „Die Kotzebueſche Geſchichte iſt ſchrecklich; ich ſahe einmal den Sand, der es gethan“ (S. ſtudierte in Tübingen 1814—15). „Es war ein äußerſt beſcheidener Menſch u. ich bedauerte ihn, daß er freiwillig unters Militair mußte, nach-

25. Juridiſches. E. Anlagen mit Roſer u. Steinhofer, erſtes Wieſengrün. Walther v. d. V. Muſeum.

26. Fortſetzung des Aufſatzes. Bibliothek. Fahrt mit Gaupp über Kantſtadt und Untertürkheim. Regen. Muſeum.

27. Fortſ. Brief von Ildefons v. Arx. Bei Roſers, E. Zu Walther v. d. V. Beſuch von Schwab. Vorleſen der Fortſetzung meines Aufſatzes. Zigelen.

28. Sonntag. Fortſ. Nachm. bei Roſer, E. Muſeum mit Schwab, dem ich den früher gefaßten Plan zu Agnes Bernauerin erzählte.

29. Fortſ. Gaisburg mit Roſer u. Steinhofer; der Mandelbaum fängt zu blühen an; Roſerin u. Emma vom Schlößchen aus zu Ramminger kommend. Juridiſches. Hirſch.

30. Fortſ. Bei Roſers, E. Gaisburg. Nitharts Gedichte geleſen. Abendeſſen bei Roſers mit Emma, Piſtorius, Zahns.

31. Fortſ. Nithart. Zu Walther v. d. V. Concert im Muſeum, Emma, die in Eßlingen bei Mayers[1] geweſen.

April.

1. Warm und ſchön. Geſchichte Friedrichs II. Bei Roſers, E. Gaisburg, von da Gang nach Feuerbach.

2. Friedrich II. Auf den Schneckenberg mit Oncles u. Gottliebin. Rückkehr nach Stuttgart. Muſeum.

3. Zu Walther v. d. V. Reinmars von Zweter Gedichte. Mit Schwab in den Anlagen. Kranz bei Schott,

---

her wurde er frei u. ſtudirte fort, ſchrieb einmal Meyer von Erlangen aus von ſeinen Ueberzeugungen, die er nun als Theolog erhalten u. früher nicht gehabt. Er muß ganz exaltirt geworden ſein, ſeinem ganzen Weſen nach ſieht ihm die That nicht gleich; er muß irr ſein. (Sage es aber nicht, daß Meyer ſo gut mit ihm bekannt war, der könnte ſonſt auch wegen ihm ausgefragt werden. Den erſten altdeutſchen Rock ſah ich an ihm, er hatte mehr ein Frauenzimmer- als ein männliches Geſicht."

[1] Karl M. und Frau.

Waldeck, Nachricht von zu hoffender Vereinigung der Verfaſſung.

4. Sonntag. Schön. Zu Walther v. d. V. Bei Roſers, Emma. Kantſtadt mit Roſer. Bei Schwabs. Muſeum.

5. Fortſ. des Aufſatzes. Bei Roſers, Emma. Gaisburg mit Roſer. Marners Gedichte. Hirſch. Muſeum.

6. Fortſetzung des Aufſatzes. Bei Gaab. Muſeum.

7. Ebenſo. Gaisburg mit Roſer, auf dem Rückweg Emma mit Roſerin, der blühende Mandelbaum. Muſeum.

8. Gründonnerſtag. Schön. Fortſ. des Aufſatzes. Bei Roſers, Emma. Hadlaubs Gedichte. Erſter Spaziergang nach Häslach, mit Roſers u. Emma, wiederkehrender Frohſinn.

9. Charfreitag. Fortſ. des Aufſatzes. Gaisburg mit Roſer. Bei Schwabs, wo Emma. Muſeum.

10. Fortſ. des Aufſatzes. Fahrt mit Gaupp in den Kranz zu Schwieberdingen. Ludwig den Baier durch Erhard erhalten. Schwaderer.

11. Oſterfeſt. Schön, warm. Ludwig den Baier geleſen. Bei Roſers, Emma, Ludwig d. B. ihr gegeben. Mit ihnen den oberen Weg nach Häslach. Anlagen. Muſeum.

12. Heiß. Fortſ. des Aufſatzes. Beſuch bei Schott in ſeinem Garten. Theater, wieder eröffnet mit: Das Leben ein Traum; Emma nach Hauſe begleitet. Muſeum.

13. Schluß des Aufſatzes. Bei Roſers, E. Nachträge zum Aufſatz. Kraus mit Roſer ꝛc. Muſeum.

14. Nachträge. Geſellſchaft bei Jäger: Gaab, Roſer ꝛc.

15. Aenderungen an dem Aufſatz. Hadlaubs Lieder. Feuerlärm. Spaziergang mit Roſer über die Stitzenburg, Blüthe. Kraus. Muſeum.

16. Juridiſches. Bei Roſers, E. Theater: Die heimliche Ehe. Muſeum.

17. Zum Aufſatz. Heinrich von Morungen. Beſuch von Schwab u. Repetent Oſiander, Vorleſen des Schluſſes vom Aufſatz. Mit Roſer um die Stadt zu Kraus, Blüthe.

18. Sonntag. Wiederauffaſſung des Conradin. Juri-

diſches. Bei Roſers, Emma, Seidewinden. Theater: Die Veſtalin. Muſeum.

19. Fahrt nach Eßlingen mit Gaupp u. Weishaar. Mittageſſen bei Mayers. Mit Mayer über die Burg aufs Jägerhaus, Vorleſen Walthers von der Vogelweide. Blüthe, ſchöne Alpbeleuchtung.

20. Benvenuto Cellini. Mit Mayers u. Deffner über Bergheim nach dem Sirnauer Hof. Nach der Zurückkunft weiteres Vorleſen aus Walther v. d. V.

21. Beſuch bei Oberjuſtizrath Schott. Gang auf die Burg, Blüthendampf. Roſers Ankunft. Abends Begleitung von Mayer, Schott u. Ferd. Piſtorius nach Obertürkheim, Einkehr daſelbſt. Rückkehr mit Roſer nach Stuttgart, Emma. Die Exemplare von Ludwig dem Baier angetroffen.

22. Juridiſches. Bei Roſers, Emma. Concert auf dem Muſeum. E., Prälat Gaab.

23. Die Romanzen von Bernardo v. Carpio geleſen, neue Auffaſſung dieſes dramatiſchen Stoffes. Lope de Vegas Casamiento en la muerte[1]). Mit Roſer nach Häslach, wohin Roſerin, E. u. ihre Schweſtern nachkamen. Muſeum.

24. Juridiſches. Schreiben an Varnhagen mit Ludwig dem Baier[2]). Weitere Auffaſſung des Bernardo. Schwaderer.

25. Sonntag. Nachdenken über Bernardo. Geſchäft mit Oberreviſor Künſtle. Bei Roſers, E. Theater mit Bruckmann: Don Carlos. Kranz bei Schott.

26. Nordwind. Juridiſches. Anlagen mit Schwab. Seine Chriſtophs-Romanzen geleſen. Hirſch. Muſeum.

27. Ebenſo. Juridiſches. Schwabs Romanzen beendigt. Durch Mißverſtändniß verſäumtes Abendeſſen bei Roſers.

---

[1]) Keller 429 wird hiedurch berichtigt. — [2]) Varnhagen dankt 4. Mai: Dein Trauerſpiel, das mir ſchon vom Vorleſen her äußerſt werth geworden, gewinnt beim eigenen Leſen noch ungemein wegen der Wahrheit u. Reinheit, worin jeder einzelne Ausdruck das Ganze fortbewegt. Rahel, die hierin mit Befugnis urtheilt, findet, daß es für die Aufführung die größte Wirkung verſpricht, beklagt aber, daß nicht mehr Frauen darin vorkommen u. ſelbſt die eine zwar bedeutend, aber als Nebengeſtalt darin ſteht.

28. Verderblicher Froſt. Juridiſches. Schreibers Rheinſagen. Bei Roſers, E. Roſerin krank. Bei Schwabs. Kraus.

29. Juridiſches. Bei Roſers, E. Gang nach Feuerbach. Adelbert der Wilde von Müller.

30. Spaziergang in den Bergwald. Nachdenken über Bernardo von Carpio, das Weib, dem die Sichel verbrannt. Rückkehr nach Stuttgart. Kraus mit Roſer. Muſeum.

Mai.

1. Juridiſches. Gänge zu Morff, Weiſſers, D. Kernerin. Bei Roſer, E. Schreibers Rheinſagen. Häslach mit Roſer. Muſeum.

2. Sonntag. Die Romanzen von Bernardo wieder geleſen. Beſuch von Schultheß aus Zürich[1]. Die handſchriftlichen Gedichte des verſtorbenen Schultheß geleſen. Häslach mit Roſer. Muſeum.

3. Frühſtück in Gaisburg, Nachdenken über Bernardo. Vorſtand bei Stadtgericht. Bei Roſer, E. Trauerſpiel Bernaldo angefangen. Muſeum mit D. Stintzing aus Lübeck.

4. Bernaldo. Spaniſche Romanzen. Auf dem Bopſer mit Roſer. Laſtin mit Gerber, Uebelen, A. Köſtlin, Spittler.

7. Unerwartete Ankunft der Eltern mit Oncles Luiſe. Beſuch mit ihnen bei Weiſſers, Schwabs, Haugs. Theater: erſte Vorſtellung des Herzog Ernſt. Abendeſſen mit den Eltern bei Sigelen.

8. Schreiben an Eßlair[2]) und Brede. Bei Schwab u.

---

[1]) Wohl Heinr. Sch., 1790–1840. — [2]) Der den Werner ſpielte, „nach ſeiner ebenſo ſchönen als gewaltigen Naturbegabung der größte unter allen, die je in Stuttgart Aufenthalt gefunden, u. ganz gemacht zu Rollen wie die von ihm in jener Tragödie übernommene“. Notter 214. Varnhagen ſchrieb Karlsruhe 20. Mai ſehr erfreut über den „vollſtändigen Erfolg“, will ſeinen „Aerger über Madame Thereſe Huber unterdrücken, denn von ihr iſt doch ohne Zweifel die kleinliche, zum Lob gezwungene, neidiſch boshafte Berichterſtattung im Morgenblatt, die uns mit

Schott. Begegnung E. Fahrt mit den Eltern u. Oncle Luiſe nach Tübingen, wo die Schweſter.

9. Sonntag. Grillparzers Sappho. Mit den Eltern u. der Schweſter durch Luſtnau.

10. Durch das Käſebachsthal auf die Viehweide. Sappho. Stadtpfarrer Pregizers Ankunft. Ins Ammerthal und auf den Oeſterberg.

11. Auf den Spitzberg. Bernaldo. Oehlenſchlägers Hugo v. Rheinberg von Chriſtiani[1] angefangen. Ins Ammerthal u. Traube mit dem Vater.

12. Um den Oeſterberg. Bernaldo. Hugo von Rheinberg. Mit den Eltern u. der Schweſter auf den neuerrichteten Turnplatz, nachher allein auf den Schloßberg.

14. Vormittags Spaziergang in das Käſebachsthal, Lied auf E. Geburtstag[2]. Beſuche. Fahrt nach Stuttgart mit Oncle Doctor. Muſeum.

15. E. Geburtstag. Beſuche bei Weiſſers, Eßlair ꝛc. Unterredung mit Eßlair über die zweite Vorſtellung des Herzog Ernſt. Abendeſſen bei Roſers mit E. u. Jäger, das Geburtstagsgedicht.

16. Sonntag. Beſuche. Muſeum. Begegnung E., Ring. Theater: Zweite Vorſtellung des H. Ernſt[3]. Abendeſſen bei Schwabs.

17. Beſchäftigung mit Bernaldo. Spaniſche Romanzen.

---

dem größten Widerwillen erfüllt hat u. über welche Dich Dein beſſeres Gefühl leicht tröſten möge!“ Uebrigens hatte Thereſe Huber kurz zuvor „mit Vergnügen durch Nachfrage über Vogelweides Geburtsort Herrn Uhland ihre Achtung bewieſen“.

[1] Tragödie Oehlenſchlägers, däniſch; deutſch herausgegeben von R. Chriſtiani, Göttingen 1818. — [2] Vgl. Leben 167. — [3] „Vor ziemlich zahlreicher Verſammlung — fiel wieder gut aus. Es gab auch eine komiſche Scene: zu Anfang des 4. Akts erſchien auf einmal mitten unter den umhergelagerten Kriegsleuten ein modern gekleidetes Frauenzimmer mit einem Strohhut, das ſich ſonderbarer Weiſe auf die Bühne verirrt hatte. Das Wegbleiben des Adels mag doch auch von der Hoftrauer herkommen.“ (An die Eltern 19. Mai.)

Spaziergang mit Roſers u. E. den Herdweg hinauf. Hirſch. Muſeum.

18. Deppings Spaniſche Romanzen. Beſuch bei Mevius[1]). Mariana, Geſchichte von Spanien wegen Bernaldo. Spaziergang um die Heuſteig. E., die in Haslach geweſen.

20. Himmelfahrtsfeſt. Hitze. Mariana. Häslach mit Roſers u. E. Anlagen. Muſeum.

21. Mariana. Bei Roſers, E. Gang nach Feuerbach durch den Wald. Gewitter.

22. Adalbert der Wilde. In den Bergwald, Bernaldo, Auffaſſung ſeines u. des Königs Charakters. Rückfahrt mit den Feuerbachern. Taufſchmaus bei Weiſſers. Muſeum.

23. Sonntag. Mariana. Beſuch von Schott[2]), Brief von Varnhagen[3]). Bei Roſers, E. Mit Roſer nach Wangen durch den Wald, von dem wir ins Rohracker Thal verirrten.

24. Hitze. Mariana. Pfaffs Geſchichte von Wirtemberg über Eberhard den Greiner. Kranz bei Schott im Garten.

27. Reinſchrift von Gedichten für die zweite Auflage. Bei Roſers, E. Haslach. Muſeum.

28. Regen. Reinſchrift. Schreiben an Cotta wegen der zweiten Auflage. Shakeſpeares Wie es euch gefällt.

29. Beſuch von K. Mayer. Gänge mit ihm. Juridiſches. Begleitung Mayers bis Obertürkheim, Einkehr. Muſeum.

30. Pfingſtfeſt. Regen. Wie es euch gefällt. Bei Roſers, E. Beſuch bei Wächters u. Schwabs, wo E.

31. Juridiſches. Beſuch bei D. Kernerin. Bei Roſers. Haslach mit Jäger, Roſer, Weyſer. Muſeum.

---

[1]) Schauſpieler. — [2]) Der in Karlsruhe zwei Sitzungen der neuen Ständeverſammlung angewohnt, auch Varnhagen beſucht hatte. — [3]) S. 8. Mai, Anm.

Juni.

1. Jurid. Wie es euch gefällt. Häslach. Laſtin.

4. Heiß. Juridiſches. Antwort von Cotta[1]. Muſeum.

5. Juridiſches. Antwort an Cotta. Bei Roſers, E. Shakeſpeares Heinrich VI. Kraus. Anlagen. Muſeum.

6. Sonntag. Heiß. Heinrich VI. Mit Roſers und E. nach Haslach, wohin Schwab u. K. Mayer nachkamen.

8. Heimeran von Erhard[2]. Bei Roſers, E. Mit Jager nach Feuerbach, Gewitter.

9. Heinrich VI. In den Bergwald, wilde Roſen, Auffaſſung Ezzelinos. Rückkehr nach Stuttgart, Regen. Nachricht von der geſtrigen Geheimenraths-Sitzung über Wiedereinberufung der Stände.

10. Heimeran. Brauns Raphael[3]. Sismondi u. Ge-

---

[1] Die mit den Verlegern, Johann Friedrich v. Cotta und Georg v. Cotta, gewechſelten Briefe zeigen ſeit dem Erſcheinen der 2. Auflage 1819 dauernd einen freundſchaftlichen Verkehr. Dem Dichter werden die Verlagswerke zugeſandt, von welchen die Verleger annehmen können, daß ſie denſelben anziehen werden, und Uhland reiht an ſeine Dankſagung öfters einige jener ſinnigen, bedeutenden Worte, die ſeine Briefe für uns ſo wertvoll machen. So 1843 über das illuſtrierte Nibelungenlied: „Es iſt für mich beſonders anziehend, die Sagengeſtalten, wie ſie mir oft vor das innere Auge treten, mit der Auffaſſung geiſtreicher Künſtler vergleichen zu können. Dem Holzſchnitt, auf die rechten Gegenſtände angewandt, bin ich überhaupt zugethan.“ 1847 über Kaulbachs Reineke Fuchs: „Alt u. Jung erfreuen ſich an dieſen heiteren Bildern. Wir haben hier in der Nähe, an der uralten Kapelle von Schwärzloch, einiges Steinbildwerk aus der Tierfabel u. nun erweist ſie ihr unerſchöpfliches Leben auch in dem reichen Werke neueſter Kunſt.“ — [2] Trauerſpiel, München 1819. Andr. E. von Botzen, geſt. als Profeſſor in München, wurde bei der Preisbewerbung, an welcher auch U. ſich beteiligt hatte, gekrönt, „vermutlich weil das ſogenannte Bairiſch-Vaterländiſche mit dem Kirchlichen vereint war“ (Gödeke). 27. Mai ſchrieb U. an die Eltern: Nach einer Münchner Zeitung findet dort Ludwig der Baier beim Publikum Gefallen u. es nennt ſich einer der Preisrichter, der für dieſes Stück auf den erſten Preis geſtimmt hatte. — [3] Dramatiſches Spiel, Mainz 1819. Ge. Chrn. B. von Weilburg in Naſſau, 1785—1834.

ſchichte Friedrichs II. über Ezzelino. Anlagen, Roſenblüthe. Abendeſſen bei Roſers mit E., ihrem Bruder und Jäger; Waldhörner.

11. Brauns Raphael. Gerh. Mauris. Historia Ezzelini[1]. Häslach mit Roſers und E. Anlagen. Muſeum.

12. Mauris. Rolandin. Chron.[2]. Kraus. Muſeum.

13. Sonntag. Landtagsverhandlungen geleſen. Reſcript wegen Einberufung der Stände[3]. Bei Roſers, E. Abendeſſen mit Roſers bei Hofrath Piſtorius.

14. Juridiſches. Landtagsverhandlungen. Abendeſſen bei Schwab mit einem Neffen von Truchſeß[4] u. deſſen Hofmeiſter: Repetent Oſiander, Cleß, Schott, Köſtlin.

15. Landtagsverhandlungen. Schoppen und Käſe bei Kraus ſtatt des Mittageſſens. Bei Roſers, E. Honorar von Cotta für die zweite Auflage der Gedichte[5]. Häslach mit Roſers, E. ꝛc. Traubenblüthe. Muſeum. Laſtin.

16. Regneriſch. Schreiben an Cotta. Landtagsverhandlungen. Roqueforts[6] Preisſchrift. Muſeum.

17. Ständiſcher Verfaſſungsentwurf. Bei Roſers, E.

19. Beſuch von Bürgermeiſter Honold wegen der Repräſentanten-Stelle von Eßlingen. Bei Roſers, E. Verfaſſungsentwurf. Spaziergang nach Gaisburg ins Schlößchen zu Schwabs Geburtstagsfeier mit E. und Schwabs.

20. Sonntag. Bote von Tübingen wegen der Repräſentanten-Stelle für das Oberamt Tübingen. Antwort. Gang nach Eßlingen. Mittageſſen in Obertürkheim. Unterredung mit Deffner, beiden Steudel[7], Honold. Muſeum.

21. Frühſtück in Beckers Garten. Verfaſſungsentwurf. Bei Roſers, E. Schreiben nach Eßlingen wegen Procurator

---

[1] Pietro Gerardo (v. Padua), Vita et gesti di Ezzelino terzo da Romano. — [2] Rolandini Patavini Chronicon (1200 bis 1260). — [3] Vgl. an die Eltern 14. Juni. Leben 154. — [4] Dem bekannten Gönner Rückerts und anderer Dichter: Frhr. v. Truchſeß von Wetzhauſen auf der Bettenburg bei Haßfurt in Franken, 1755–1825. — [5] Auflage 1000, Honorar 800 Gulden. — [6] Seite 26. — [7] Zwei Brüder, Arzt und Kaufmann.

Gmelin[1]. Beſuch von Oncle von Feuerbach wegen der Repräſentanten Stelle für das Amtsoberamt. Silbers Garten mit Schwab und Roſer. Abendeſſen bei Roſers.

22. Bei Schott und Procurator Gmelin. Urkunde vom 15. März 1815. Franzöſiſche Charte. Concert im Fuldaiſchen Garten. Muſeum.

23. Königlicher Verfaſſungs Entwurf. Abendgeſellſchaft bei Haug wegen Jean Paul[2], Weiſſer, Thumb[3], Schelling[4], Klein[5], Schultheiß[6], Gos[7].

24. Brief vom Vater, daß der vorige Repräſentant des Oberamts Tübingen[8] wieder gewählt ſeyn wolle. Verfaſſungsentwurf. Mit Schwab, Köſtlin ꝛc. nach Gaisburg ins Schlößchen, wo E. mit Piſtorius. Beſuch bei Hofräthin Herz[9] im Römiſchen Kaiſer. Muſeum.

25. Beſuch bei Schott. Brief vom Vater. Brief u. Schriften von A. L. Follen. Die Boiſſereeſchen Bilder mit Hofräthin Herz und den Humboldtiſchen geſehen. Briefe nach Tübingen, nachher zernichtet. Kahlenſtein. Muſeum.

---

[1] Nämlich deſſen Wahl zum Landtagsabgeordneten. — [2] Der vom 7. Juni bis 9. Juli in Stuttgart weilte. — [3] **Karl Konrad** T. v. Neuburg, 1785–1831, Dramendichter. — [4] Karl Eberh., Bruder des Philoſophen, Arzt, 1783–1854. — [5] K. Chriſtian, Arzt, 1772–1825. — [6] Hofrat, Waiſenhausverwalter. — [7] Legationsrat. — [8] Amtsſchultheiß Walker in Waldorf. — [9] Henriette Herz aus Berlin, auf der Rückreiſe von Rom mit Frau v. Humboldt. Fürſt, H. Herz 73. Die Frauen führen ſich bei U. mit nachſtehendem Brief Imm. Bekkers, Mailand 13. Juni, ein: Ich hatte gehofft, liebſter Uhland, meine Rückreiſe aus Italien über Schwaben zu nehmen u. ſo auch Dich wieder zu ſehn nach langen neun Jahren. So gut will es mir nun zwar für diesmal nicht werden, wohl aber kann ich Dich an mich erinnern durch ein recht freundliches Organ. Frau von Humboldt Exc. mit ihren Töchtern und die Hofräthin Herz ehren u. lieben Dich längſt u. freuen ſich darauf, Dich zu ſehn. Wie ich dieſe ſeit alter Zeit kenne u. jene ſeit ich in Italien bin, beſonders ſeit ich ſie von Rom hieher begleitet, darf ich auch Dir Freude an ihnen verſprechen. Genieße deren in reichem Maße u. laß mich bald hören, daß ich nicht Unrecht habe in der Freundſchaft und Zuverſicht, womit ich auf Dich zähle u. an Dir hange, ungeſtört durch den Abſtand von Zeit u. Ort. Dein J. Bekker.

26. Schreiben an den Vater[1] u. an Bekker. Bei Schwabs u. bei Hofrathin Herz. K. Verfaſſungs-Entwurf. Follens Liederſammlung. Concert auf der Silberburg.

27. Sonntag. Beſuch von Unfried[2] wegen der Repräſentantenſtelle vom Oberamt Ludwigsburg. Bei Roſers, die von Herrenberg zurückgekommen, E. Häslach mit ihnen. Briefe von Tübingen u. Neuenbürg wegen der Wahlen.

28. Brief nach Hofen[3] u. nach Tübingen[4]. Bei Roſers, E. Verfaſſungs-Entwurf. Häslach mit Roſer, A. Köſtlin &c.

29. K. Verfaſſungs-Entwurf. Beſuch bei D. Kernerin. Bei Roſers, E. Landſtändiſche Verhandlungen. Abendeſſen bei Schwab, der von Tübingen zurückgekommen, Oſiander.

---

[1] Er wolle den vorigen Repräſentanten des Oberamts Tübingen (ſ. u.), den er nicht perſönlich kenne, der aber für das Recht geſtimmt habe, auf keine Weiſe aus dem Vertrauen ſeiner Amtsgenoſſen verdrängen. — [2] Apotheker in Markgröningen, OA. Ludwigsburg, Schwiegervater Ludwig Gmelins. — [3] OA. Neuenbürg. — [4] Leben 154 f.

V.

Im Landtag. Verlobung. Heirat und erſter Hausſtand.

Juli 1819 bis Dezember 1820.

Wahl für das Amt Tübingen in den Verfaſſungs-Landtag von 1819. Ständiſche Arbeiten. Aufführung des Herzog Ernſt zur Verfaſſungsfeier; Prolog. Walther von der Vogelweide. Dramatiſche Entwürfe. Gedichte zweite Auflage. Geſchichte der Poeſie des Mittelalters begonnen. Wahl für die Stadt Tübingen in den Landtag 1820—24. Verlobung. Landſtändiſches. Hochzeit, Hochzeitreiſe in die Schweiz. „Häusliches Glück."

Gedichte. 1819. Inſchrift auf den Becher der Böblinger für A. Schott. 1820. Grabſchrift für den Vater Viſcher in Calw. — Dramatiſches: **Bernardo del Carpio.** (**Penelope.**) **Konradin.**

Juli.

1. Morgens Nachricht von der auf mich gefallenen Repräſentantenwahl für das Amt Tübingen. Antwortſchreiben. Landſtändiſche Verhandlungen. Bei Roſers, E. Concert auf dem Muſeum, E.

2. Landſtändiſche Verhandlungen. Vincke, Verwaltung Großbritanniens. Häslach mit Roſers und E. Bei Schott.

3. Vincke. Wahldekret. Kantſtadt. Muſeum.

4. Sonntag. Vincke. Bei Roſers, E. Träublensherbſt bei Piſtorius, Emma, Luiſe, Jäger, Geſang. Nachteſſen bei Piſtorius.

5. Hitze. Einkauf, Zurüſtungen für den Landtag. Vincke. Häslach mit Roſer u. Jäger. Abendeſſen bei Gaupp mit Paulus, Weishaar, Schott, Seybold.

6. Große Hitze. Vincke. Bei Roſers, E. Concert im Fuldaiſchen Garten mit Roſers, Piſtorius, E. Abendeſſen bei Schott mit Paulus, Weishaar, Gaupp.

7. Ebenſo. Früh ½4 Uhr Gang nach Waldenbuch. Einkehr in Echterdingen. Von Waldenbuch mit Extrapoſt nach Tübingen. Beſuch bei Oberamtmann u. oben. Spaziergang mit dem Vater gegen Luſtnau.

8. Ebenſo. Beſuch bei Amtspfleger, Hehlin, Amtsſchreiber. Bad ob der Stadt. Bei Oncle Chriſtian und Tante auf dem Markt. Zeitungen ꝛc. Löwen mit dem Vater, Oberamtmann, Conz ꝛc. Gewitter.

9. Kühler. Fahrt nach Stuttgart mit einer Retourchaiſe. Bei Roſers, E. Häslach mit ihnen. Abendeſſen bei Roſers mit Emma und Jäger.

11. Sonntag. Fahrt nach Ludwigsburg mit Schott, Fetzer u. Krehl[1]. Einrichtung bei Schönlebers[2]. Mittageſſen bei Regierungsrath Schott[3]. Cafee im Adler, Bekanntſchaften. Legitimation, Verſammlungsſaal. Beſuch von Hehl[4], Weishaar. Spaziergang mit Schott vor das Oſterholzthor. Abends in der Kanne, große landſtändiſche Geſellſchaft[5].

---

[1] Abgeordneter von Sulz. — [2] Abgeordneteter von Ludwigsburg. — [3] Vater von U.s Freund Albert Schott. — [4] S. 38. Abgeordneter der Stadt Tübingen. — [5] An die Eltern: „Es iſt jetzt überall die ſchönſte Eintracht, die freundſchaftlichſte Geſinnung. Ob es ſo bleiben wird?“

12. Beſuche bei uns ꝛc. Mittageſſen im Adler. Legitimations-Berichtigung. Kanne.

13. Zug vom Rathhaus in das Schloß[1]), Eröffnung der Verſammlung, Wahl der Vicepräſidenten. Mittageſſen Kanne. Abends Tanzmuſik im Salon, Emma, Schwab, die Feuerbacher. Adler mit Bruckmann, Zahn, Weishaar ꝛc.

14. Committeeſitzung wegen der Adreſſe. Entwürfe von Zahn und von mir.

15. Committeeſitzung. Plenarverſammlung. Debatten über die Adreſſe. Abends mit Gmelin nach Hoheneck.

16. Verhandlung über die Wahl der Commiſſarien[2]). Abendeſſen in Schönlebers Garten.

17. Wahl der Commiſſarien[3]). Abends Gang nach Stuttgart über Feuerbach. Abendeſſen bei Roſers, E., Begleitung.

18. Sonntag. Juridiſches. Ausgänge. Mittageſſen bei Roſers, E. Häslach mit ihnen und Schwabs.

19. Verhandlungen über das Committee. Abends Bier mit Gmelin in Wintermantels Garten. Ball in der Kanne.

20. Beſchluß über Committee ꝛc. Mittageſſen Adler. Gang nach Marbach mit Hauſer u. Schönleber. Gewitter.

21. Regen. Feuerlein ꝛc. bei uns. Rotteck über Landſtände ꝛc. Kanne.

22. Sitzung, Committee-Vortrag[4]) über Liſt[5]). Ankunft der K. Commiſſarien. Rotteck. Beſuch bei Schönlebers

---

[1]) Ein Augenzeuge ſchreibt: „Ein Zug von etwa 50 Abgeordneten, die ganz ſtill u. demütig vom Rathaus ins Schloß zogen. Da war nicht die geringſte Feierlichkeit, keine Kirche, die Soldaten exercirten fort, die Zuſchauer beſtanden aus einer Hand voll Ludwigsburger, aus Profeſſoren, Studenten u. Gymnaſiſten. Und doch war dieſe kleine Anzahl Menſchen eine ſo ſeltene Erſcheinung, daß ich mehrere ſagen hörte, ſo voll ſei es in Ludwigsburg ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr geweſen.“ Rieke, Meine Eltern ꝛc. 1897. S. 29. — [2]) Leben 155. — [3]) Ebenda 157. — [4]) Uhlands. — [5]) Deſſen Wahl wegen Minderjährigkeit beanſtandet war und blieb.

Mutter, Anlagen mit Schönleber, Hehl, Gmelin. Abends im Bären.

23. Sitzung, Druck der Verhandlungen, Wahl zur Deputation. Fahrt nach Stuttgart mit Gaupp u. Schott. Beſuch bei Roſers, E. Abendeſſen bei ihnen.

24. Beſuch bei Schwab. Vorſtellung der landſtändiſchen Deputation beim König. Er: ich habe Ihnen noch für ein Gedicht zu danken. Ich: es hat meine tiefſte Empfindung ausgeſprochen. Er: ich hoffe, wenn wir in den Meinungen verſchieden ſind, ſo werden wir es nicht in den Gefühlen ſeyn[1]. Mittagsmahl von Maucler auf dem Muſeum. Kahlenſtein mit Roſer. Beſuch bei Schott. Abendeſſen bei Roſers.

25. Sonntag. Rotteck. Muſeum. Mittageſſen bei Roſers, E. Beſuch bei Weiſſers. Haslach mit Roſer. Abendeſſen bei Schwabs.

26. Fahrt nach Ludwigsburg mit Gaupp. Studien. Anlagen mit Schott. Bär[2].

27. Rotteck. In der Amtsſchreiberei, wo die Bottwarer. Mit Gmelin nach Osweil.

28. Beſuch von 2 Darmſtädtern. Einſicht der Volkswünſche auf dem Secretariat. Rotteck. Verfaſſungs-Entwurf über die Adelsverhältniſſe. Spaziergang gegen Egolsheim. Kanne.

29. Angefangener Aufſatz über die Landſtandſchaft des Adels. Ankunft Ernſts von Neuſtadt[3], Beſuch mit ihm bei Schönlebers Mutter. Kornweſtheim mit Gmelin u. Burkhard[4]. Abendeſſen in Schönlebers Garten.

30. Fortſetzung des Aufſatzes. Mittageſſen im Adler. Abends allein in Osweil, Studien über Herzog Ernſt, ſchöner Abendhimmel. Adler. Urlaub.

31. Badiſche Landtagsverhandlungen. Beſuch bei Uxkull, ſeine Kunſtſchätze[5]. Beſuch bei Schotts. Mittageſſen

---

[1] Vgl. Leben 178. Beſcheidenes Urteil U.'s über ſeine Kammerthätigkeit in einem Brief an Notter 1861. N. 216. — [2] Gaſthof. — [3] S. 42. 170. — [4] Abg. v. Rottweil. — [5] S. 171.

bei Zeiz. Gang nach Stuttgart, Einkehr in Zuffenhauſen. Abendeſſen bei Roſers mit Emma, die dort logirt.

Auguſt.

1. Sonntag. K. Verfaſſungs-Entwurf. Bei Roſers, Emma, Oberamtmann Roſer. Abends Häslach mit Roſer u. Steinhofer. Begegnung E., daß ſie nun ganz bei Roſers wohne. Muſeum.

2. Verf. Entwurf. Bei Schwabs u. Weiſſers. Bei Roſers, E. Beſuch von Schwab. Bei Kraus mit ihm u. Roſer. Gewitter. Muſeum.

3. Juridiſches. Gönners Staatsrecht. Häslach mit Roſer. Laſtin, Herausrathen.

4[1]). Gönner. Bei Roſers, E. Anlagen mit Roſer, Regen, Einkehr im Bade[2]). Muſeum.

5. Juridiſches. Aufſatz über Adelsverhältniſſe. Beſuch von Schwab. Häslach mit Roſer. Abendeſſen bei Schwabs, Jäger mit ſeiner Braut.

6. Verfaſſungs-Entwurf. Schrift über Falllehen. Bei Roſers, E. Häslach mit Roſer u. Direktor Kapff, auf dem Rückweg Roſerin u. E. Abendeſſen bei Roſers.

8. Sonntag. Beſuch von Kerner. Landſtändiſches. Boiſſereeſche Sammlung mit Kerners. Bei Roſers, E. Muſeum mit Schwab, Roſer, nachher Kerner. Abendeſſen bei Schott.

9. Vormittags Abſchied von E. Gang nach Feuerbach, Abends nach Ludwigsburg. Adler.

10. Volkswünſche. Adler.

11. Volkswünſche. Reinſchrift des Aufſatzes über Adels-

---

[1]) **An die Eltern**: „Bei der Tübinger Unterſuchung" (gegen die Burſchenſchaft infolge der Ermordung Kotzebues, ſ. 24. März) „wird wohl nicht viel herausgekommen ſein, wie es denn überhaupt viel blinder Lärm zu ſein ſcheint." — [2]) Königsbad, jetzt Tierarzneiſchule.

verhältniſſe. Egolsheim mit Gmelin, Burkhard, Schönleber, Hauſer[1]; Rückkehr im Regen. Adler, Uebergabe des Aufſatzes an Weishaar.

12. Volkswünſche. Haakh[2] u. Oſiander[3] von Beſigheim. Abends mit letzterem u. Schott bei Hardegg[4]. Adler.

13. Volkswünſche abgegeben. Mittageſſen bei Gros, Honold von Eßlingen. Nachricht, daß die Regierung zwei Kammern wolle. Gang auf den Aſperg mit Schott, Schönleber u. Hauſer, Schubarts Gefängniß. Adler.

14. Gänge zu Theobald[5] u. Weishaar, wo Varnbüler[6], wegen der zwei Kammern. Volkswünſche auf der Canzley. Abends Fahrt nach Stuttgart mit Piſtorius u. Schott. Abendeſſen bei Roſers, E.

15. Sonntag. Gewitter, Regen. Muſeum ꝛc. Bei Roſers, E. Rückfahrt nach Ludwigsburg mit Weishaar. Adler mit Zahn, Gmelin ꝛc.

16. Juridiſches. Volkswünſche auf der Canzley. Zum Brückenhaus u. nach Egolsheim mit Gmelin u. Burkhard.

17. Juridiſches. Die Würtemberger in Mergentheim[7]. Gutachten der Immediatcommiſſion über die Geſchwornengerichte. Osweil mit Schott. Adler.

18. Gutachten über Geſchwornengerichte. Beſuch von Lieſching ꝛc. Volkswünſche auf der Canzley. Beſuch von Mayer. Ueber Harteneck nach Hoheneck mit Hehl, Schönleber u. Hauſer. Adler.

19. Gutachten. Görres: Kotzebue u. was ihn gemordet. Osweil mit Gmelin u. Burkhard. Adler.

20. Gutachten. Briefe nach Tübingen[8]. Fahrt nach Marbach mit Gmelin, Burkhard u. Hauſer. Adler.

---

[1] Abg. v. Marbach. — [2] S. 208. — [3] Arzt in Beſigheim. — [4] Leibmedikus in Ludwigsburg. — [5] Generalmajor a. D. und Abgeordneter von Eßlingen. — [6] Karl v. V., ritterſchaftlicher Abgeordneter, geſt. als Finanzminiſter 1832. — [7] Schrift über den Aufſtand der Mergentheimer 1809, erſchienen 1818. — [8] Auch an den Oberamtspfleger Schütz, welchem U. mehrmals für ſeine Wähler über die ſtändiſchen Verhandlungen Bericht erſtattete.

21. Nachricht von der Schweſter glücklicher Entbindung. Gutachten. Fahrt mit Bürgermeiſter Weckherlin, Schott u. Gmelin bis über Zuffenhauſen, von da zu Fuß über Feuerbach nach Stuttgart; E., Roſer verreiſt. Muſeum.

22. Sonntag. Bei Weiſſers u. Schwabs. Haslach mit Schwab. Abends bei Schwabs, E.

23. Juridiſches. Briefe an die Eltern[1] u. Luiſe. Bei Roſerin u. E. Gutachten. Haslach mit Legationsrath Elſäßer.

24. Gutachten. Bei Roſerin, E. Gang nach Feuerbach.

25. Regen. Corneilles Cinna. Gang nach Ludwigsburg.

26. Cinna beendigt. Gang zu Feuerlein, dann auf die Canzley. Nachricht, daß die Verſammlung am 2. September wieder eröffnet werde. Gutachten. Eglosheim mit Gmelin, Schönleber, Hauſer, Rau[2] ꝛc. Adler.

27. Juridiſches. Ueber Oeffentlichkeit der Verhandlungen. Beſuch bei Hofrath Piſtorius, von meinem Verhältniß zu E. Gutachten. Osweil mit Schönleber, Hauſer, Rau, Hehl, Eſſich[3] u. Piſtorius. Adler.

28. Fahrt mit Gaupp über Kanſtadt nach Stuttgart. Bad im Badgarten. Mittageſſen bei Gaupps. Bei Roſers, E. Beſuch von Schwab, Gutachten. Beckers Garten mit Roſers, ihrem Buben und E. Abendeſſen bei Roſers.

29. Sonntag. Gutachten. Bei Roſers, E. Gaisburg mit Roſer. Muſeum.

30. Fahrt nach Ludwigsburg mit Gaupp. Kopfweh[4]. Gutachten. Spaziergang mit Schönleber u. Gmelin gegen Kornweſtheim, Gewitter[4]. Adler.

31. Gutachten. Erſter Bogen des commiſſariſchen Entwurfs. Eglosheim mit Gmelin, Stadtſchreiber u. Guſtel Schönleber. Adler.

---

[1] Leben 160. — [2] Abgeordneter von Urach. — [3] Abgeordneter von Heidenheim. — [4] Vgl. Leben 257: U. war ein guter Wetterprophet, teilweiſe auch aus körperlicher Empfindung, denn das Herannahen eines Gewitters fühlte er durch einen Druck auf den Kopf lange vorher, ehe andere ſeine Nähe ahnten.

September.

1. Landſtändiſches.

2. Erſte Sitzung ſeit Beendigung der commiſſariſchen Arbeiten; Verhandlung über die Oeffentlichkeit der Sitzungen. Abends Committeeſitzung. In den Anlagen mit Hehl u. Schott.

3. Landſtändiſches. Fahrt mit Gaupp und Majer von Hall[1] bis über Zuffenhauſen, von da Gang über Feuerbach nach Stuttgart. Abendeſſen bei Roſers mit E.

4. Landſtändiſches. Bei Roſers, E. Begleitung von ihnen durch die Anlagen. Einkehr in Zuffenhauſen, Schultheiß Schäfer, Leibmedicus Hardegg, mit dem ich nach Ludwigsburg zurückfuhr. Bogen der commiſſariſchen Propoſition von der Adelskammer. Adler.

5. Sonntag. Uebelſeyn. Landſtändiſches. Mittageſſen bei Gros[2] mit Schwabs, Gmelins, Schönlebers ꝛc. In Schönlebers Garten mit den Stuttgartern. Nach Neckarweihingen mit Schott, Schönleber u. Gmelin.

6[3]. Committeeſitzung. Plenarverhandlung: Das erſte Capitel des commiſſariſchen Entwurfs.

7.—11. Sitzungen. 11. Abends Fahrt nach Stuttgart mit Spittler. Abendeſſen bei Roſers, E.

12. Sonntag. Landſtändiſches. Beſuch bei Schwab. Mittageſſen bei Roſers. Abends Rückkehr nach Ludwigsburg, Begleitung von Roſers und E.

13.—18. Sitzungen. 18. Abends Beendigung der Verhandlungen über den Entwurf.

19. Sonntag. Fahrt nach Stuttgart mit Gaupp. Briefe[4] ꝛc. Mittageſſen bei Roſers. Gaisburg mit E., Roſers u. ihrem Karl. Abendeſſen bei Piſtorius.

20. Landſtändiſches. Bei Roſers, E. Rückfahrt nach Ludwigsburg mit Gaupp. Gros.

---

[1] Abgeordneter. — [2] Wirtſchaft. — [3] Brief an die Eltern. Leben 161 f. — [4] An die Eltern. Leben 162 ff.

21. Sitzung. Committeeſitzung. Abendgeſellſchaft bei Regierungsrath Schott.

22. Sitzung. Parthie nach Hochberg mit Schönlebers, Hausmanns, Schott, Weishaar ꝛc.

23. Vormittags Sitzung. Nachmittags ebenſo. Annahme des zurückgekommenen Entwurfs. Garten der Königin mit Hehl u. Hauſer. Abendſitzung wegen der Adreſſe. Egolsheim mit Gmelin, Rau, Erhard ꝛc. Adler.

24. Nachmittags Sitzung. Unterſchrift der Urkunde bis 10 Uhr. Adler.

25. Solenniſation des Vertrags. Tafel bei Hof. Fahrt mit Gaupp u. Gmelin bis über Zuffenhauſen. Gang nach Feuerbach.

26. Sonntag. Regen. In Feuerbach, Ovid ꝛc. Abends Rückkehr nach Ludwigsburg. Beſuch von Profeſſor Welcker[1]). Abſchiedsmahl in der Kanne.

27. Sitzung. Protokollverleſen.

28. Gang nach Kantſtadt zum Volksfeſte mit Schönlebers, M. Gunzler und ſeiner Braut, Schott u. Hauſer. Preisvertheilungen, Wettrennen. Emma. Mittageſſen bei Weckherlin[2]) mit mehreren Landſtänden, Vivat der Studenten. Badgarten, wo Emma mit Schwabs, Gang nach Stuttgart mit ihnen u. Procurator Gmelins. Thee bei Schwabs mit E. Abendeſſen mit ihr bei Roſers, ihr Porträt.

29. Rückkehr nach Ludwigsburg. Abſchiedsbeſuche bei Hardegg, Uexkull, Schotts, Heuglins[3]). Anlagen. Ball in der Kanne.

30. Einpacken. Abſchied von Ludwigsburg. Fahrt nach Stuttgart mit Schott. Auspacken, Aufräumen. Bei Weiſſers ꝛc. Abendeſſen bei Roſer mit E., ihrem Bruder u. ſeiner Frau, die auf den Ball giengen. Emmas Bild.

---

[1]) Dem Heidelberger Juriſten und Politiker, 1790–1869.
[2]) Landtagsabgeordneter für Cannſtatt. — [3]) Amtsſchreiber.

Oktober.

1. Hitze. Frühſtück mit Roſer und E., die früher aufgeſtanden. Gang nach Tübingen. Mittageſſen in Waldenbuch. Raſt im Tannengehölz wegen der Hitze, das Bild. In Luſtnau den Vater mit Meyer und Sigwart angetroffen. Luiſe u. der kleine Fritz.

2. Meyer, der nach Haiterbach zurückgieng, von Luiſe u. mir begleitet. Beſchlüſſe der Bundesverſammlung gegen Preßfreiheit ꝛc. Luſtnau mit dem Vater, H. u. F. Gmelin, Autenrieth ꝛc.

3. Sonntag. Beſuch bei Oberamtmann Seubert u. Amtspfleger. Luſtnau mit den Eltern u. Luiſe, die ihren Kleinen eine Strecke mitnahm. Abends auf dem Ballhaus mit dem Vater, Sigwart, Tafel ꝛc.

4. Zeitungen. Beſuche. Spaziergang über den Wörth, herbſtlich. Auf den Schloßberg, das Bild. Beſuch oben.

5. Fahrt nach Stuttgart mit den Studenten Unfrid u. Märklin. Gewitterregen. Beſuch bei Roſers, Emma, ihr Bild zu eigen erhalten. Muſeum. Laſtin mit Cleß, Otto ꝛc.

6. Nachdenken über Johann von Schwaben. Bei Roſers, E. Gang mit Weiſſer nach Feuerbach. Muſeum.

7. Regen. Correcturen von meinen u. Fouqués Gedichten[1]. Beſuch von Profeſſor Pfaff aus Kiel[2]. Bei Roſers, E. Concert, E.

8. Schreiben an meine Committenten[3]. Beſuch bei

---

[1] Im Frauentaſchenbuch? — [2] Der Phyſiker Chrph. Hnr. P., geb. Stuttgart 1773, geſt. 1852. In ſeinen Lebenserinnerungen 1854 S. 175 werden nur Abel und Autenrieth erwähnt, Uhland beim letzten Beſuch Pfaffs in der Heimat 1847 S. 259. — [3] Das Schreiben geht davon aus, daß die Verfaſſung nur allgemeine Grundſätze über die Rechte der Staatsbürger und die Regierung des Staates aufzuſtellen habe, manche gerechte Beſchwerden und Wünſche, wie ihm auch ſolche von ſeinen Kommittenten in bedeutender Zahl mitgeteilt worden, ihre Abhilfe und Erfüllung noch nicht erwarten durften. Die unleugbaren Mängel der Verfaſſung werden im Lauf der Zeit zu verbeſſern, die Keime des Guten, welche in ihr liegen, zur Entwicklung zu bringen ſein.

Roſers. E. Schreiben ꝛc. auch an die Eltern. Abendeſſen auf dem Muſeum zu Spittlers Abſchied, Schaffer.

10. Sonntag. Jurid. Mittageſſen bei Roſers. Gang mit Roſer, Schwab ꝛc. nach Obertürkheim, wohin Roſerin, Emma u. Schwabin gefahren kamen; Spaziergang auf den Berg mit E. und Schwabs. Abendeſſen bei Roſers, E.

11. Correctur. Juridiſches. Vorſtand bei Stadtgericht. Bei Roſers, E. Haslach. Muſeum.

13. Den Aufſatz über Walther von der Vogelweide durchleſen. Bei Roſers, E. Haslach mit Roſer, Herbſt im Luziſchen Weinberg. Thee mit E. Muſeum.

14. Regen. Jurid. Die Romanzen von Bernardo del Carpio wieder geleſen. Bei Schwabs. Muſeum.

15. Juridiſches. Bei Roſers, E. Theater: Die Braut von Meſſina, Maurer[1]). Muſeum.

16. Mariana zu Bernardo. Anlagen mit Schwab, dem ich den Plan zu Bernardo erzählte. Gaisburg mit Roſers u. E. Gang nach Feuerbach, wo Doktors Luiſe.

17. Sonntag. Regen. Shakeſpeares Heinrich VI., 2r. Theil. Nachdenken über Bernardo.

18. Regen. Heinrich VI. Rückkehr nach Stuttgart. Hofrath Piſtorius' Weinleſe, E. Abendeſſen bei Roſers mit E. u. ihren Brüdern, der Cottaſche Almanach.

19. Correkturen. Bei Roſers, E.; Geldbeutel von ihr

„Bei allem dem enthält dieſe Verfaſſung die wichtigſten Rechte des Volks u. die weſentlichſten Bedingungen einer geſetzlichen Freiheit. Vieles Gute in unſerer alten Verfaſſung iſt in ihr wieder aufgelebt. Schon dadurch, daß ſie im Wege eines freien Vertrages zwiſchen Regenten u. Volk errichtet worden iſt, zeichnet ſie ſich vor allen neueren Verfaſſungen aus." (Folgt einzelnes.) „Ich ſchließe mit dem ernſtlichen Wunſche, daß dieſelbe, ſo wie ſie durch freies u. glückliches Einverſtändnis zu Stande gekommen iſt, ſo auch durch ferneres Zuſammenwirken des Königes u. ſeines getreuen Volkes zum allgemeinen Wohle angewendet u. ausgebildet, auch gegen jede Störung von außen unerſchütterlich behauptet werde."

[1]) Aug. Wilh., Schüler Ifflands, erſetzte Eßlair 1819.

zum Geſchenk erhalten. Taſſo E. u. ihrer Schweſter vorgeleſen. Abendeſſen bei Schwabs mit E. und M. Steudel[1].

20. Mariana. Heinrich VI. Bei Roſers, E. und Luiſe Jäger. Kahlenſtein. Nachdenken über Bernardo. Muſeum.

21. Angefangenes Aufſchreiben des Plans zu Bernardo. Gaisburg mit Roſers u. E. Juridiſches. Muſeum.

22. Plan zu Bernardo. Bei Roſers, E. Theater: Beſchämte Eiferſucht von Weiſſenthurn; die Seelenwanderung von Kotzebue. Muſeum.

24. Heinrich VI. Bei Hofrath Piſtorius, Roſers. Abendeſſen bei Piſtorius. Zurückkunft des Königs von Warſchau, feierlicher Empfang.

25. Feuerbach. Rückfahrt. Einladung von Fehleiſen[2] zum Verfaſſungsfeſte nach Tübingen. Bei Schott, der von Mannheim zurückgekommen. Beſuch bei Emma. Anlagen. Nachricht durch Roſer, daß Herzog Ernſt zur Feier der Verfaſſung gegeben werden ſoll, und Aufforderung zu einem Prolog. Thee bei Piſtorius mit E., Schwab, Conradis, den beiden Boiſſerées und Bertram[3].

27. Ausarbeitung des Prologs. Fahrt nach Tübingen mit Studenten, Einkehr in Echterdingen, Zuſammentreffen mit noch mehrern, worunter Lang[4]. Abends mit dem Vater im Ballhaus.

28. Verfaſſungsfeſt. Rede des Oberbürgermeiſters vom Rathhaus u. Geſang auf dem Markte. Zug in die Kirche. Mittagsmahl in der Traube. Abholen in den Löwen zu den Bürgern, Geſang, H. Gmelin, Conz, Vollmer[5], Lang ꝛc. Vorleſen des Prologs, Tanz mit den Bürgersfrauen. Ball in der Traube.

29. Regen. Rückfahrt nach Stuttgart mit einer Retour

---

[1] Wurde Pfarrer in Winterhauſen, ſtarb als Dekan in Brackenheim ſchon 1834, worauf Uhlands ſeinen Sohn Wilhelm als Pflegſohn aufnahmen. — [2] Tübinger Bürger. — [3] Dem Freund und Genoſſen der Boiſſerée. — [4] ? Oberamtmann a. D. — [5] ? Mädchenſchulmeiſter.

chaiſe. Theater: Prolog, Geſang, Herzog Ernſt. Abendeſſen bei Roſers mit E.

30. Regen. Gänge zu Schwab, Schott, Weiſſers. Correktur. Bei Roſers, E., Abendeſſen mit Piſtorius'.

31. Sonntag. Den Prolog für das Morgenblatt abgeſchickt. Bei Harpprechts. Kantſtadt mit Roſer und Jäger, Begleitung von E. und Roſerin durch die Anlagen. Muſeum, Recenſion meiner Gedichte in der Halliſchen Literaturzeitung. Abendeſſen bei Piſtorius mit E., Roſers, Bertram.

November.

1. Diatenzettel ꝛc. Bei Roſers, E. Beſuch von Schlayer[1]) wegen der Verfaſſungs-Denkmünze[2]). Bei Schott. Taſſo, mit E. und Roſerin fortgeſetzt. Muſeum.

2. Schreiben an Schlayer wegen der Denkmünze. Bei Roſers, E. Regen. Heinrich VI. Uexkulls würtemb. Kunſtgeſchichte. Thee mit E. u. Roſerin, M. Elben[3]). Laſtin.

3. Heinrich VI. Holzkauf. Bei Roſers, E. Horns Umriß der neueſten ſchönen Literatur. Anlagen. Muſeum.

4. Fortſetzung des Plans von Bernardo. Gaisburg mit E., Roſer, Steinhofer. Horns Umriß. Abendeſſen bei Roſers mit E., Jägers u. Schwab.

5. Fortſetzung des Plans zu Bernardo. Bei Roſers, E. Anlagen mit General Theobald. Theater: Maria Stuart.

6. Correktur. Fortſetzung des Plans. Bei Roſers, E. Fouqués Hieronymus von Stauf. Kahlenſtein. Goethes Divan. Römiſcher Kaiſer.

---

[1]) Uhlands Tübinger Landsmann (geb. 1792), der nachmalige Miniſter, damals Kanzleidirektor im Miniſterium des Innern. — [2]) Hiernach ſtammen die Umſchriften der Münze „Verfaſſungsvertrag d. 25. Sept. 1819“, an der Seite des Königs: „Furchtlos und trew“, gegenüber als Denkſpruch des Volks: „Allweg beſtändig“ (Binder, Württ. Münz- u. Med.-Kunde 285) vielleicht von U. — [3]) Vetter von Emma Viſcher, Emil E., 1795—1873, 1823 ff. Redakteur des Schwäb. Merkur.

7. Sonntag. Beendigung des Plans. Bei Roſers, E. Mit Roſer nach Kantſtadt. Muſeum mit Schwab u. Prof. Bauer von Marburg[1]. Abend bei Piſtorius mit E. und Roſers.

9. Fouqué. Bei Roſers, E. Anlagen. Thee bei Schwabs mit E. u. ihrer Schweſter, Prof. Bauers von Marburg, Jägers, Sulpiz Boiſſerée und Bertram.

10. Nachdenken über dramatiſche Behandlung des Vehmgerichts. Bibliothek, Bercks Geſchichte der Vehmgerichte. Bei Roſers, E. Horns Umriß.

11. Correkturen. Fouqué. Bei Roſers. Anlagen mit E. u. Roſerin. Concert auf dem Muſeum.

12. Correktur. Anmerkungen zu Walther v. d. V. Bei Roſers, E. Anlagen. Muſeum.

13. Walther v. d. V. Thee bei Roſers, Taſſo. Laſtin.

14. Sonntag. Walther v. d. V. Gaisburg mit Roſers u. E. Les vêpres Siciliennes von Delavigne. Abendeſſen bei Piſtorius; vorher bei Regierungsräthin Feuerlein.

15. Walther v. d. V. Die Geſchichte von Otto dem Schützen in Dilichs heſſiſcher Chronik geleſen. Gang nach Feuerbach, von Schwab bis auf den Gahkopf begleitet. Inſchrift auf den Becher, den die Böblinger für Schott beſtimmt[2].

16. Heinrich VI. Spaziergang in den Wald. Rückkehr nach Stuttgart. Bei Roſers, E. Correktur. Muſeum. Laſtin.

19. Walther v. d. V. Regiſter zu den Gedichten. Bei Roſers, E. Gaisburg mit Roſer. Theater: Rothkäppchen von Boildieu. Muſeum.

20. Walther v. d. V. Görres, Deutſchland u. die Revolution. Muſeum. Laſtin.

21. Sonntag. Uebelſein. Görres. Regen. Beſuch von Sulpiz Boiſſerée. Abendeſſen bei Piſtorius' mit E., die vom

---

[1] Anton B. von Marburg, 1772—1843, Lehrer des Straf- [illegible] rburg und Göttingen. — [2] Notter 147. Leben 170.

Hofe[1] zurückgekommen, Roſer, Hofkaplan Cleß u. ſeiner Braut[2].

22. Görres. Bei Roſers, E. Gaisburg mit Schwabs. Theater: Nathan. Muſeum.

24. Schnee. Tanhuſers Gedichte. Thee und Abendeſſen bei Schwabs mit E.

25. Schnee. Walther v. d. V. Bei Roſers, E. Anlagen. Muſeum, über einen Recenſenten des Almanachs Penelope im Morgenblatt, Idee dieſen Stoff dramatiſch zu behandeln. Nachdenken u. Nachſchlagen darüber. Concert im Muſeum, weitere Ausbildung des Stoffes.

26. Correktur. Beſchäftigung mit dem geſtrigen Plane. Bei Roſers, E. Beſuch von Haug, das Lied vom edeln Moringer. Theater: Kotzebues Gaugericht. Abendeſſen bei Jägers mit E., Roſers, Schwabs.

27. Die zweite Hälfte der Voſſiſchen Odyſſee angefangen. Bei Roſers, E. Laſtin.

28. Sonntag. Odyſſee. Zurückkunft auf den Plan von Conradin. Beendigte Vorleſung des Taſſo. Abendeſſen bei Piſtorius.

29. Jägers Leben Conradins. Gaisburg mit E., Roſer, Steck[3]) Sismondi über Conradin. Muſeum.

30. Nachleſen über Conradin. Bei Roſers, E. Vorleſen: Adam Wiederbauer von Fouqué, in ſeinem Almanach. Muſeum. Laſtin.

Dezember.

1. Geſchichtſchreiber in Muratori über Conradin. Bei Roſers, E. Theater. Muſeum.

2. Muratori. Nachleſen über Conradin. Bei Schott. Muſeum mit Schott und D. Waagen[4] aus Hamburg.

---

[1] Ihingerhof bei Leonberg, im Beſitz der Viſcheriſchen Familie. — [2] Julie Elben. — [3] Oberjuſtizrat, Kanzleidirektor im Juſtizminiſterium. — [4] Der bekannte Kunſtſchriftſteller, 1794 bis 1868.

3. Aufräumen. Abſchied von E. Fahrt nach Tübingen mit einer Gelegenheit.

4. Conradin angefangen[1]). Auf dem Schloßberg. Schnee. Löwe mit dem Vater, Gaab ꝛc.

5. Sonntag. Julia u. Conradin. Mit den Eltern gegen Luſtnau. Löwe mit dem Vater, Sigwart ꝛc.

6. Leipziger Literaturzeitung. Beſuch von Fehleiſen. Schützentüchlein. Bei Hehls. Mit Fues gegen Luſtnau. Görres.

7. Conradin und Friedrich. Kafee bei Hecht. Spaziergang gegen Jeſingen, Nachdenken über Konradin. Beſuch von Onkel Chriſtian und den Tanten. Traube mit dem Vater.

8. Konradin und Truchſeß. Ins Ammerthal. Heinrichs Reichsgeſchichte über Konradin.

9. Beendigung des erſten Aufzugs. Einberufung der Landſtände in der Zeitung. Nachdenken über den zweiten Aufzug. Giannone. Löwe mit dem Vater, H. Gmelin ꝛc.

10. Giannone. Görres. Bei Oſiander die Nibelungen u. Hagens Schrift darüber gekauft. Ins Ammerthal. Bei Conz, Vorleſen des erſten Aufzugs von Konradin. Hecht.

11. Thauwetter. Frigedank in der Müllerſchen Sammlung. Mit dem Vater gegen Luſtnau. Zeitungen. Görres.

12. Sonntag. Görres. Beſuche. Vollmers Begräbniß. Ins Ammerthal. Löwe. Beſuch von den Obern.

13. Görres. Spaziergang gegen Luſtnau. Schnee. Beſuche bei Oncle Chriſtian, Fues, oben.

14. Fahrt nach Stuttgart. Einkehr in Echterdingen. Beſuch bei E., bei Weiſſers u. Schwabs. Muſeum. Laſtin.

15. Briefe ꝛc. Kantſtadt mit Roſer. Beſuch von Schwab und K. Mayer, Vorleſen des erſten Aufzugs von Konradin.

16. v. d. Hagen über die Nibelungen. Gänge mit Mayer in die Metzlerſche Buchhandlung, den Landſchaftsſaal. Abends bei Roſers. Muſeum mit Reuß ꝛc.

---

[1]) Die erſten Anfänge ſ. Seite 181.

17. Walther von der Vogelweide. Bei Roſers, E. Muſeum. Hirſch mit Roſer, Jäger, Erhard.

18. Regen. Walther v. d. V. Beſuch bei Emma. Bei Schott. Laſtin.

19. Sonntag. Regen. Walther v. d. V. Beſuch von Schwab mit dem Maler R. von Heidelberg, mit ihnen zu Boiſſerées, der h. Mauritius. Abendeſſen bei Piſtorius.

21. Walther v. d. V., angefangenes Verzeichniß ſeiner Töne. Chriſtkind von den Eltern. Bei Schott mit den Abgeordneten von Böblingen u. Sindelfingen, die ihm den ſilbernen Becher[1]) und das Bürgerdiplom überbrachten. Mit Schott auf den Kahlenſtein, Ueberſchwemmung. Beſuch oben[2]). Abendeſſen bei Schott mit 2 Studenten, Stockmayer u. Zais, Vorleſen des erſten Aufzugs von Konradin.

22. Wachler. Walther v. d. V. Chriſtkind bei Roſers, Brieftaſche von Roſer.

23. Verfaſſungsurkunde. Walther v. d. V. Bei Haug auf der Bibliothek. Beſuch oben, das Fräulein vom See[3]) E. gegeben.

25[4]). Chriſtfeſt. Walther v. d. V. Beſuch oben. Anlagen. Abendeſſen bei Roſers.

26. Walther v. d. V. Boiſſereeſche Sammlung mit K. Mayer ꝛc. Beſuch oben. Muſeum mit Mayer u. Roſer. Abendeſſen bei Piſtorius.

27. Walther v. d. V. Kantſtadt mit Roſer, Jäger, Mayer. Muſeum mit Mayer, Schwab, Sigwart, Oberamtmann Knapp von Lorch. Abend bei Regiſtrator. Müller mit Mayer ꝛc.

28. Verfaſſungsurkunde. Bote von Tübingen mit der Nachricht, daß ich heute zum Abgeordneten der Stadt gewählt worden. Vorleſen bei Roſers: Der Schopenhauer Erinnerungen von einer Reiſe nach England. Laſtin.

---

[1]) Vgl. 15. Novbr. — [2]) Im Roſerſchen Hauſe, wo Uhland unten zwei Zimmer gemietet. — [3]) Von Walter Scott. Eine Ueberſetzung der engliſchen Dichtung erſchien Eſſen 1819. — [4]) 24. an die Eltern. Leben 169 f.

29. Antwort nach Tübingen[1]). Verfaſſungsurkunde. Mit Schott beim Fürſten von Wallerſtein. Beſuch oben.

30. Juridiſches. Beſuch von Schwab, Boiſſerée, der mir die Pfalzer Handſchrift 350[2]) brachte. Abendeſſen bei Weiſſers mit Ed. Gmelin, Prof. Camerer[3]) ꝛc.

31. Voß über Stolberg im Sophronizon. Pfalzer Handſchrift. Beſuch oben. Brief an die Eltern. Neujahrsnacht bei Laſtin.

1820.

Januar.

1. Schnee, heiter. Pfälzer Handſchrift. Voß über Stolberg. Nachmittags Gaisburg mit Emma, Roſers u. Stecks. Abendeſſen bei Roſers.

2. Sonntag. Titurel, von Boiſſerée. Kantſtadt mit Roſer. Abendeſſen bei Piſtorius.

3. Walther von der Vogelweide. Pfälzer Handſchrift. Beſuch von Karl u. Louis Mayer. Muſeum.

4. Pfälzer Handſchrift. Voß über Stolberg. Laſtin.

6. Dreikönigsfeſt. Voß. Muſeum, Allgemeine Zeitung über die franzöſiſchen u. engliſchen Verhandlungen. Schoppen mit Schwab u. A. Köſtlin.

7. Voß. Gang nach Feuerbach. Nachmittags Rückkehr, Fall auf dem Eiſe. Kälte. Beſuch oben. Hirſch. Muſeum.

8. Organiſationen. Muſeum, Allgemeine Zeitungen.

9. Sonntag. Kälte. Organiſationen. Beſuch bei Schotts. Anlagen mit Roſer u. Piſtorius. Badiſche Geſchäftsordnung[4]). Feier des Todestags der Königin[5]) auf dem Muſeum. Gedicht von Schwab, Mozarts Requiem.

---

[1]) Leben 170. — [2]) Von der Heidelberger Bibliothek. — [3]) Am Gymnaſium in Stuttgart. — [4]) Der Ständekammer. — [5]) Katharina.

10. Kälte. Organiſationen. Muſeum, Lindner über die Standeverſammlung[1]. Benthams Taktik.

11. Kälte. Abſchied oben. Gang nach Tübingen; Einkehr in Echterdingen u. Dettenhauſen; bedeutende Kälte.

12. Beſuche oben, bei Efferenn, Baur, Seubert, Gaab. Nachmittags bei Laupp, Knaus, Sigwart, H. Gmelin, Oncle Chriſtian. Abends auf dem Ballhaus mit dem Vater.

13. Beſuche von Laupp, Efferenn, Fehleiſen[2]. Fahrt nach Stuttgart mit Etter[3]; Mittageſſen in Echterdingen, Zuſammentreffen mit Gaab[4]. Beſuch bei Schott, wo Weber von Künzelsau[5]. Metzelſuppe bei Gaupp, mit Zahn, Schott, Weber, Kapff, Nördlinger, Härlin von Nürtingen.

14. Bentham. Legitimation. Bei Schott, wo Feuerlein[6], Rau, Erhard, Zimmerle[7] ꝛc. Landſtändiſches.

15. Landtagspredigt. Eröffnung u. Beeidigung der Standeverſammlung durch den König. Mahlzeit bei Hrn. v. Maucler. Theater: Achilles. Muſeum.

16. Sonntag. Landſtändiſches. Mittageſſen der Landſtände im Römiſchen Kaiſer, Nachricht durch Feuerlein, daß heute meine Verlobung mit Emma werde erklärt werden. Beſuch oben, wo ich des Gleichen verſichert wurde. Beſuch bei Hofrath Piſtorius u. Regierungsrathin Feuerlein[8], Erklärung. Abendeſſen bei Piſtorius mit meiner Braut, Roſers, Zahn.

17.—22. Landſtändiſche Sitzungen. Spaziergänge mit Emma auf den Feuerbacher Berg u. in die Anlagen. Beſuche mit ihr bei Conradis, Elbens, Weiſſers, wo wir die Feuerbacher trafen. Briefe nach Tübingen u. Antwort[9]. Abendeſſen bei Roſers, Schwabs. Landſtändiſche Eſſen auf dem Muſeum u. bei Otto. Deputation[1]) an den König.

---

[1] In der von ihm herausgegebenen Tribüne, württ. Zeitung für Verfaſſung und Volkserziehung zur Freiheit. Stuttg. 1819. — [2] Alle 3 Tübinger Bürger. — [3] Gaſtwirt in Tübingen, Abgeordneter für das Oberamt 1820—24. — [4] Der als Prälat gleichfalls zum Landtag reiſte. — [5] Der Satiriker K. J. Weber, 1767—1832, Landtagsabgeordneter für Künzelsau 1820—24. — [6] Abgeordneter für Göppingen. — [7] Abg. für Ellwangen. — [8] Dem Stiefvater und der Großmutter von E. Viſcher. — [9] Die Briefe der Eltern, beſonders der der Mutter mit der Anrede:

23. Sonntag. Landſtändiſches. Gaisburg mit Emma und Roſer. Abendeſſen bei Piſtorius.

24. Landſtändiſches. Mittageſſen mit E., Gang mit ihr nach Feuerbach, freundliche Aufnahme. Abendeſſen bei Roſers.

25. Sitzung im Legitimations-Comité u. in der Verſammlung, Antrag wegen Prüfung der Organiſationen[2]). Kahlenſtein mit Emma. Abendeſſen bei Tuttenhofers.

26. Juridiſches. Anlagen mit E.* Landſtändiſches.

28. Sitzung über die Organiſationen. Secretariat. Profeſſorskränzchen bei Piſtorius. Abend bei Roſers.

29. Sitzung. Fahrt nach Tübingen mit Emma u. Feuerlein. Freude der Eltern. Beſuch oben. Ball in der Traube.

30. Sonntag. Beſuche mit E. Rückfahrt nach Stuttgart.

31. Sitzung. Beſuche mit E. Secretariat. Muſeum.

Februar.

1. Sitzung. Anlagen mit E.[3]) Comitteeſitzung. Laſtin.

2. Landſtändiſche Commiſſionsſitzung. Gevatterſtehn bei Schott, Libertas Auguſta[4]), Taufſchmaus. Zuſammenkunft bei Gmelin über die Steuerverwilligung. Abend bei Roſers.

Lieber Louis Bräutigam, ſprechen innige Freude aus. Am 24. ſchreibt der Vater, ſie erhalten viele Glückwünſche; „ſogar beim Hanskarle, bei welchem Pedell Payer in einer großen Geſellſchaft von Bürgern ein Glas Bier trank, wurde viel darüber geſprochen, u. eine große Freude darüber beſonders auch in der Rückſicht geäußert, weil Du nun gewiß im Land bleiben werdeſt".

[1]) Bei welcher U. wieder war, wie in der Kommiſſion für Entwerfung der (ohne Zweifel von U. verfaßten) Adreſſe an den König. — [2]) Uhlands Motion, die Prüfung der Organiſations-Edikte von 1817 und 1818 betreffend. — [3]) So fortan faſt täglich. — [4]) So hieß das Patenkind.

3. Sitzung. Zuſammenkunft mit den Königl. Commiſſaren über die Geſchäftsordnung. Concert im Muſeum.

4. Bei Schwab. Commiſſions-Sitzung. Vertrauliche Beſprechung mit der erſten Kammer. Beſichtigung des Logis in der Kronenſtraße mit Emma. Sitzung über die Bewilligung der Jahresſteuer, Abſtimmung. Theater mit Emma: Die Fürſten Chawansky. Abendeſſen bei Roſers.

5. Sitzung. Landſtändiſche Zuſammenkunft bei Majer von Hall. Abendeſſen bei Roſers.

7. Landſtändiſche Organiſations-Commiſſion.

8. Sitzung. Kahlenſtein mit E. Muſeum.

9. Sitzung. Theater. Muſeum.

10. Sitzung. Commiſſions-Sitzung. Abend bei Roſers.

11. Ebenſo. Theater mit E.: Tankred. Bei Roſers.

12. 14. 15. Commiſſions-Sitzungen.

16. Commiſſions- u. Hauptſitzung. Abendeſſen bei Roſers, mit Viſchers von Calw, freundliche Aufnahme.

17.—26. Oeffentliche u. Commiſſions-Sitzungen. Landſtändiſche Arbeiten. Spaziergänge mit E. Am Sonntag d. 20. Gang mit ihr nach Feuerbach, da Oncle von einem Anfall betroffen.

23. Warm. Commiſſ.-Sitzung. Spaziergang auf dem Heerdweg mit E. Landſtändiſches. Abends bei Hofrath Piſtorius[1]) mit E., Flatt, Süskind, Gaab[2]) ꝛc.

25. Sitzung. Abſchied von Karl Viſcher, der nach Wien reiſt. Römiſcher Kaiſer. Muſeum.

März.

27.—3. Oeffentliche u. Commiſſions-Sitzungen. Spaziergänge mit E.

4. Schnee. Beſuch von Buchhändler Braun[3]). Landſtändiſches. Muſeum. Abendeſſen bei Roſers.

---

[1]) Der wieder Landtagsabgeordneter war. — [2]) Sämtlich Prälaten und als ſolche Landtagsabgeordnete. — [3]) Aus Karlsruhe.

6. 7. 8. Sitzungen. 8. Beſuch bei Piſtorius, Zahn am Clavier[1].

9. ff. Sitzungen.

15. Mahlzeit der Landſtände auf dem Muſeum zur Feier des Chriſtophstags. Abends bei Piſtorius.

19. Sonntag. Landſtändiſches. Mit E. nach Feuerbach, wo Weiſſer; der Storch. Muſeum. Bei Piſtorius.

4.—24. Oeffentliche u. Commiſſions-Sitzungen. Spaziergänge mit E. Landſtändiſches.

24. Entwurf einer Adreſſe wegen Verlobung des Königs[2].

25. Sitzung, worin dieſe Verlobung verkündigt wurde. Theater mit E.: Zauberflöte.

26. Palmtag. Schnee. Landſtändiſches.

28. Landſtändiſches. Fahrt nach Eßlingen mit E. und Piſtorius, Beſuch bei dem wiedergeneſenen Mayer.

30. Gründonnerſtag. Fahrt nach Tübingen mit E. u. ihrer Schweſter Lotte. Abends Spaziergang mit Vater u. E. die Rotenburger Straße hinauf u. über den Worth.

31. Charfreitag. Zeitungen. Beſuch mit E. bei Feuerleins[3]. Spaziergang mit den Eltern, E. und Onkels Luiſe nach Luſtnau. Abends Regen.

April.

1. Brautviſiten bei Kapffs, Knapps, Pfarrer Jägerin, Knappin, Amtsſchreiberin, Warthin, Oncle Chriſtian. Spaziergang mit E. den Graben hinum, Strichregen. Beſuch mit ihr bei Feuerleins. Nachmittags Spaziergang mit E., Schwab, Ullmann, Ed. Gmelin, Leop. Gmelin[4], deſſen Frau u. Schwa

---

[1] Dr. Zahn, der Vormund Emiliens, iſt als Komponiſt von Schillers Reiterlied im Wallenſtein noch bekannt. — [2] Mit ſeiner Baſe, Herzogin Pauline. — [3] F., der Oheim von U.s Braut, mit U. im Landtag, war damals Oberjuſtizprokurator in Tübingen. — [4] Dem Heidelberger Chemiker, 1788—1853.

gerin über die Oeſterberger Heide nach Luſtnau, wohin auch Herm. u. Chriſt. Gmelin kamen. Abendeſſen bei Doktors.

2. Oſterfeſt. v. Laßbergs Liederſaal. Brautviſiten bei Ploucquetin, H. Gmelin, Hehlin, Klotzin, Rückweg über den Wörth. Nachmittags Spaziergang mit den Eltern u. E. ins Ammerthal, dann mit E. allein auf den Schloßberg. Ausſicht am Weinberghauſe, Emmas Rührung; Rückkehr den Weinbergweg hinab und über den Wörth. Auszug aus der Vorrede des Liederſaals. Abendeſſen mit E. bei Feuerleins.

3. Oſtermontag. Abreiſe der Eltern nach Haiterbach. Rückfahrt mit E., Lotte u. dem kleinen Schill nach Stuttgart. Abendeſſen bei Roſers.

4. Landſtändiſches. Beſuch von Schott mit Büchner aus Darmſtadt. Auszug aus Walther von der Vogelweide für Laßberg[1]. Häslach mit E. u. Roſers. Laſtin.

5. Landſtändiſches. Beſuch von Heſſemer[2] aus Darmſtadt, Vorleſen ſeiner Gedichte. Anlagen mit E. Muſeum.

6. Landſtändiſches. Gegen Mittag Gewitter. Beſuch von Heſſemer, Vorleſen des 1. Akts von Conradin. Anlagen, friſches Gras. Muſeum. Abendeſſen bei Roſers.

9. Sonntag. Juridiſches. Bei O.Reg.Rath v. Wöllwarth u. bei Weiſſers. Spaziergang mit E. nach Feuerbach. Rückweg mit ihr u. Weiſſer. Muſeum. Abend bei Piſtorius.

10. Landſtändiſches. Beſuch von Oſiander und Ullmann. Landſtändiſches. Beſuch bei Schwab, Vorleſen ſeines Robert des Teufels, Abſchied von Ullmann. Abend bei Roſers.

12. Landſtändiſches. Mit Emma im Garten. Beſuch von Haug u. Pfarrer Euler[3]. Sitzung der Organiſations-Commiſſion, Referat über Nothwendigkeit eines deutſchen bürgerlichen Geſetzbuchs u. über Oeffentlichkeit der bürgerlichen Rechtspflege[4]. Muſeum. Abend bei Roſers.

---

[1] Dem bekannten Germaniſten Joſ. v. L., 1770—1855, fortan in regem brieflichen und perſönlichen Verkehr. — [2] Friedr. H., gab Turnlieder heraus Darmſtadt 1816. — [3] Von Frankfurt? — [4] Vorgetragen in der Kammer 13. Juni, abgedruckt in den

13. Warm. Landſtändiſches. Beſuch von Haug mit Trinius[1]. Bei Weishaar, wo Hardegg, wegen der Dankadreſſe für den Verzicht[2] auf die Prinzeſſen-Steuer. Commiſſion wegen dieſer Adreſſe. Spaziergang um den See mit Emma. Muſeum. Abend bei Roſers.

14. Warm. Aufbrechen der Blüthe. Plenarſitzung. Nachmittags Landſtändiſches auf dem Secretariat. Häslach mit E. und Roſers. Muſeum. Abend bei Roſers.

15. Vermählung des Königs[3]; Eſſen bei Hof. Illumination des Schloſſes, vom Winde verweht. Bei Roſers.

16. Sonntag. Landſtändiſches. Beſuch oben. Landſtändiſches Mittagsmahl im römiſchen Kaiſer zur Feier der Königl. Vermählung. Freitheater: Cortez. Bei Piſtorius.

17. Landſtändiſches. Beſuch bei Spezial Köſtlin wegen der Proclamation[4]. Hormayrs Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte. Mit Emma auf den Eßlinger Berg, Blüthe; E. weinend über den Verluſt ihrer Eltern. Illumination des Schloſſes mit E. Abendeſſen bei Roſers.

18. Sitzung, Geſchäftsordnung. Organiſations-Commiſſion. Theater: Wurm[5] im Wirrwarr ꝛc. Muſeum.

20. Sitzung. Schreiben vom Freiherrn v. Laßberg mit ſeinem Liederſaal. Mit E. nach Haslach den obern Weg, Blüthe. Abendeſſen bei Roſers.

23. Sonntag. Schreiben an Laßberg mit meinen Gedichten. Nach Häslach mit E. und Schwabin. Bei Piſtorius.

26. Emmas Glückwunſch zum Geburtstag. Sitzung, über Sectionen. Kaminbrand im Schloſſe. Organiſations-Commiſſion. Abendeſſen bei Schwabs mit E. zur Feier des heutigen Tages[6].

Verhandlungen v. 1820, 2. Beil.-Heft. Ein weiterer Bericht U.s über die Rechtspflege ebend. 3. Beil.-H.

[1] K. B. Tr. aus Eisleben, 1778—1844, Arzt der Herzogin Antoinette von Württemberg in Rußland, Dichter. — [2] Des Königs. — [3] In die landſtändiſche Deputation zum Trauungsakt war auch U. gewählt. — [4] Eheverkündigung durch den Superintendenten und Pfarrer an der Hoſpitalkirche. — [5] Schauſpieler. — [6] Uhlands Geburtstag.

27. Sitzung. Organiſ.Commiſſion. Theater mit E. und Lotte Heller: Wurm als politiſcher Zinngießer.

29. Sitzung. Fahrt nach Tubingen mit E. und Feuerlein; Luiſe u. ihr Kleiner.

30. Sonntag. Beſuch bei Feuerleins, Spaziergang mit E. in das Kaſebachsthal, Verſpatung. Nachmittags mit den Eltern, der Schweſter und E. nach Luſtnau, nachher mit E. auf den Oeſterberg.

Mai.

1. Rauh. Landſtändiſches. Mit E. uber den Schloßberg u. den Worth. Beſuche bei Oncle Chriſtian u. bei H. Gmelin. Zurückfahrt nach Stuttgart mit E. u. Feuerlein.

2. 3. 4. Sitzungen. Organiſ.Commiſſion.

5. Kopfweh. Sitzung. Theater: Die Sängerinnen vom Lande, Wurm als Marco. Abendeſſen bei Roſers.

6. Kopfweh. Landſtandiſches. Gang mit E. ins neue Logis, Anlagen. Mayer. Bei Roſers.

7. Sonntag. Landſtändiſches. Organiſ.Commiſſion.

9. Warm. Landſtändiſches. Commiſſ.Sitzung. Mit E. und Schwab nach Häslach. Aepfelbluthe. Laſtin.

10. Landſtändiſches. Sitzung. Nachricht von Meyers Ernennung nach Pfullingen[1]). Organiſ.Commiſſion. Mit E. vom Eßlinger Thor zum Rothenbuhlthor. Bei Roſers.

11. Himmelfahrtsfeſt. Landſtandiſches. Mit E. durch den Wald nach Feuerbach, friſches Grün, belebter Wald.

12. Landſtändiſches. Organiſ.Commiſſion. Profeſſorskranz in Piſtorius' Garten. Abend bei Procurator Gmelin.

14.—20. Landſtändiſches. Verhandlungen über den Finanzetat. Spaziergänge mit E. nach Häslach ꝛc.

21. Pfingſtfeſt. Regen. Landſtandiſches. Mit E. bei Schwabs. Abend bei Piſtorius.

---

[1]) Als Diakonus; 1836 wurde er Stadtpfarrer daſelbſt

24. Sitzung. Beſuch von Mayer, Vorleſen eines Theils meiner Relation. Mit E. nach Gaisburg, wohin Roſer nachkam; ſchöner Abend, Regen und Sonnenſchein, Gaisblattlaube.

28. Sonntag. Landſtändiſches. Ankunft der Eltern u. der Haiterbacher. In den Anlagen mit E. u. Meyers. Abendeſſen bei Piſtorius mit E., den Eltern, Roſers, Viſchers, Zahns.

29. Mein Hochzeittag. Vormittags Beſuch bei Emma. Sitzung. Mittageſſen bei Piſtorius. Nachmittags Trauung. Piſtorius' Garten mit dem Vater, Oncle von Feuerbach, Meyer. Hochzeitſchmaus bei Piſtorius, Gedicht von Schwab, Nachtmuſik.

Dienstag d. 30. — Mittwoch d. 14. Juni. Landſtändiſche Sitzungen. Organiſations-Commiſſion. Ausarbeitung und Erſtattung des Commiſſionsberichts über die Rechtspflege[1]. Häusliches Glück.

15. Wahl des Staatsgerichtshofs u. des Ausſchuſſes[2].

18. Sonntag. Walther von der Vogelweide. Die Geſchwiſter bei uns zu Gaſt.

19. Vorm. und Nachm. Sitzung. Abends im König von Württemberg mit Landſtänden.

20. Vertagung der Landſtände. Erſte Commiſſionsſitzung. Nachm. Heidelberger Handſchrift. Abend bei Elbens.

21. Heidelberger Handſchrift. Abend bei Roſers.

23. Walther von der Vogelweide, von der Hagens Briefe in die Heimath.

25[3]. v. d. Hagen. Roſers bei uns zu Gaſte.

---

[1] Bericht die Rechtspflege mit Ausnahme der freiwilligen Gerichtsbarkeit betreffend, vorgetragen in der Kammer d. Abg. d. 13. Junius 1820 durch den Abg. der Stadt Tübingen Uhland. — Verhandl. in der Kammer d. Abg. 1820, 2. außerord. Beil.-Heft, S. 39—84. — [2] In den Ausſchuß, „die zurückzulaſſende Kommiſſion" von 3 Mitgliedern der erſten und 12 der zweiten Kammer, wurde U. mit 76 Stimmen, der drittgrößten Stimmenzahl, gewählt. — [3] An die Eltern: Seit Dienſtag kann ich nun wieder freier athmen u. befinde mich recht behaglich in meinem

24. Feierliche Grundſteinlegung für das Katharinenhoſpital. Schwabs, Jägers, Roſer bei uns zum Abendeſſen.

27. Walther v. d. Vogelweide. Häslach mit E. u. Roſer.

28. Ebenſo. Beſuch von Laßberg[1]). Walther v. d. V.

29. Beſuch von Laßberg, K. Privatbibliothek mit ihm. Nachm. Fahrt nach Uhlbach, Erſteigung des Rothenbergs.

30. Walther v. d. V. Häslach mit E. u. Mayers.

Juli.

1. Walther v. d. V. Commiſſionsſitzung. Beſuche.
2. Walther v. d. V. Beſuch von Boiſſerée. Beſuche.
3. Walther v. d. V. Landſtändiſches.
4. Commiſſionsſitzung. Beſuche.
5. Ebenſo, Wahl für die beſondern Commiſſionen.
7. Anſtalten zur Reiſe. Beſuche.

Hochzeit-Reiſe in die Schweiz.

8. Reiſe mit Extrapoſt von Stuttgart über Urach, Münſingen, Ehingen nach Biberach. Fruchtbare, angenehme Gegend bei Metzingen. Hohenurach. Seeburger Thal. Beſuch bei Plancks[2]) in Münſingen. Oede Albgegend. Donauthal, Buſſen. Rißthal, Schloß Warthauſen. Erſteigung des Wachthurms in Biberach. Düſteres Ausſehen der Stadt.

Sonntag 9. Extrapoſt von Biberach über Waldſee, Baindt, Altdorf u. Ravensburg nach Mörsburg. Kloſter

---

Hausweſen. Uebrigens bin ich vorderhand hieher gebannt, da immer 6 Mitglieder der landſtändiſchen Commiſſion auf dem Platze ſein ſollen. Dagegen hoffe ich in der erſten Woche des Juli auf einige Wochen Urlaub zu erhalten, welcher zu einer Reiſe mit meiner l. Frau entweder in die Rheingegenden oder an den Bodenſee u. in die Schweiz benützt werden ſoll. Morgen habe ich mit den übrigen landſtändiſchen Commiſſarien der feierlichen Legung des Grundſteins für das neue Krankenhaus anzuwohnen.

[1]) Leben S. 175 — [2]) S. 219; P. Diakonus in M ſeit 1818.

Weingarten, Erzahlung von den Welfen. Angenehmer Eindruck von Ravensburg; bei der Einfahrt die blumenreichen, wohlgeordneten Gartchen mit Springbrunnen und hubſchen Gartenhäuſern. Erſteigung des Schloßberges, oder der St. Veitsburg; der alte Thurm, die rotherhaltenen Ziegeldacher; erſter Blick auf den Bodenſee. Das nahe Thal mit ſeinen Muhlen; die Weinberge; Kloſter Weiſſenau; lebendige Vorſtellung von einer altdeutſchen Stadt; die Ringmauern rein erhalten u. nicht zu ſehr mit Hauſern ausgefullt; die Häuſer noch in alter Bauart, vielfenſtrig, bemalt, aber reinlich u. unverfallen; Waſſer durch die Stadt fließend; die glanzenden Meſſingbeſchläge an den Hausthüren; der freundliche Bierkeller außerhalb der Stadt. Bei Markdorf Duft der Rebenbluthe. Ankunft in Mörsburg um Mittag; Erfriſchung im Baren; Ausſicht auf den See vom neuen Schloſſe, glanzend blaues Colorit von Himmel, See u. Bergen; widriger Abſtich der geſchmackloſen Zimmerverzierung gegen die herrliche Natur; Gartenterraſſe, der Schloßgartner, Roſen ſpendend. Das alte Schloß, die Brücke uber die Felsſchlucht, Bach u. Weg durch letztere. Fahrt von Mörsburg nach Meinau; das leere Johanniterſchloß[1]), Balkon. Gang uber den Steg, durch den Wald über Petershauſen nach Konſtanz. Quartier im Adler. Erſteigung des Domthurmes; das Thurmſtübchen, herrliche Abendbeleuchtung, klarer Ueberblick der ganzen Seegegend; der Säntis; goldner Abendhimmel, Hohenſtoffeln, Hohentwiel, Hohenhewen; Eigenthümliches, den See ſo zu überſehen, daß man im Vordergrunde nur die Kreuzform des Domgebäudes u. dann den weiten Waſſerſpiegel im Auge hat. Heimweg über die Promenade. Bei Tiſch Nachricht, daß Laßberg nicht in Eppishauſen ſey.

10. Morgens: Die Wallfahrt nach Loretto; Leichtſinn und Mußiggang ſolcher Ceremonien, nachdem der religiöſe Sinn derſelben ſich verloren. Beſuch des Doms; Gang in den Hafen, das Wachthauschen im See; Concilienſaal, Seſſel von Kaiſer u. Pabſt, alter Helm, Schilde der Kreuzritter, großes Netz. Fahrt über Arbon nach St. Gallen mit einer Retour-

---

[1]) Vielmehr Deutſchordensſchloß.

chaiſe. Durch das Thurgau Wohlgeruch der blühenden Weingärten, Durchblicke auf den See. In Arbon Anfahrt am Gaſthauſe zum Kreutz, komiſche Scene, als wir nicht wußten, ob wir recht waren u. uns eins ums andre in die Zügel fiel; Mittageſſen in dem neuen durchſichtigen Gartenhäuschen dicht am See; unmittelbares Leben in dieſer Natur, die baumreichen St. Galliſchen Berge im Waſſerſpiegel, Muſikant. Am Wege nach St. Gallen Feldlager des thurgauiſchen Militärs. Rückblicke auf den See. Das St. Galler Thal mit den vielen umher zerſtreuten Wohnungen von heitrem Ausſehen, die Gärten. Quartier im Hecht. Erſteigung des Freudenbergs durch die Schlucht mit den vielen übereinander ſtehenden Mühlen und den Tannenwald, Rückweg über St. Georgen, Verirren in der Stadt; bei Tiſch die reiſenden Sänger, Meinung, daß der Rhein von Baſel hieherwärts fließe.

11. Vormittags Gelderhebung bei Mayer, vergebliches Aufſuchen des Ildefons v. Arx[1], der in Baden befindlich. Hr. Fels. Beſichtigung der Bibliothek, Inkunabeln, die Nibelungenhandſchrift, das goldene Evangelienbuch, Malereien, Tutilos Schnitzwerk auf der Buchdecke; gewaltiges altes Schlachtſchwerdt ꝛc. Die moderne Kloſterkirche. Erſteigung des Thurms der Stadtkirche, Ueberſicht des Kloſterbezirks. Nachmittags Fahrt nach Vöglisegg, auf der Berghöhe Begegnung des Oberfinanzraths Jäger u. ſeiner Tochter. Spaziergang auf den Bergrücken. Weitere Fahrt über Speicher, Teufen und Büler nach Gais. Quartier im Ochſen. Beim Abendeſſen Landsmann Buri aus St. Gallen.

12. Molken-Promenade. Gang über Appenzell nach Weißbad, wohin die Frauen mit Buri und Jäger zu Wagen nachkommen. Erſteigung des Wildkirchleins und, durch die Berghöhle, der Ebenalp. Sonderbares Leben auf dem Felſen, Gampe. Gartenartiges der ſonnigen Ebenalp mit den vielerlei Alpblumen, die zutragenden Hirtenkinder, der hülfreiche Junge beim Schneeſteigen; Schneeballen; Buris Perſpektiv,

---

[1] Benediktiner, 1755—1833, Stiftsarchivar in St. Gallen (Seite 258 ff.)

deutliche Anſicht von Gais; der Seealper See, der Altmann, der Säntis, das Oehrli; der Bodenſee, das Rheinthal; die Kinder allein in der Sennhütte, wohlſchmeckende Milch. Mittageſſen in Weißbad. In den Badanlagen der Sitz am Zuſammenrauſchen der beiden Sittern. Kafee in dieſen Anlagen mit den Gaiſer Kurgäſten. Rückkehr nach Gais zu Fuß, Emma und Jägers wie oben. Abſchied von Buri.

13. Bekanntſchaft mit Pfarrer Appenzeller von Biel, Empfehlung von ihm an den Abt Konrad von Einſiedeln. Fahrt von Gais über Appenzell, Gonten, Urnäſchen, Waldſtatt, Schönengründ, Peterzell (die Haſt des mitlaufenden graulockigen Mannes, das Gatter aufzumachen) durch das Neckarthal (?), bei den abſeits liegenden Brunnadern die Steige hinauf, Lichtenſteg, Wattwyl (theures Glas Waſſer), Hummelwald aufs Bildhaus. Mittag auf dem einzeln liegenden Wirthshaus Prieſig. Wilde, doch nicht romantiſche Gegend im Toggenburgiſchen; bei Wattwyl im Thurthal das Schloß Yberg mit St. Maria. Durch den Hummelwald Regen, welcher uns hier u. im Bildhaus die Ausſicht benahm. Anruf aller Feuerleinſchen ꝛc. Tanten.

14. Blick auf den Zürcherſee, als es ſich Vormittags aufhellte. Fahrt im Gefährte des Wirts, am Kloſter Sion vorbei durch das hochbaumige Gaſter über Kaltbrunn und Schännis, am Linthkanal nach Weſen. Regen. Quartier im Schwerdt am Geſtade. Nachmittags Vorleſen aus Müllers Schweizergeſchichte. Abends, nachdem der Regen aufgehört, Spaziergang am Seeufer, gegen den Fall des Schrenbachs, deſſen Entfernung uns täuſchte. Abendbeleuchtung, dem Ernſte der Gegend angemeſſen. Der Waſſerfall bei Weſen. Ausſicht bei dem hochgelegenen Hauſe: Siegelkamm, Mürtſchenſtock, Glärniſch.

15. Vormittags Fahrt auf dem Wallenſee nach den Waſſerfällen gegen Quinten; der Bach dicht am See, von dem einſt ein Mann fortgeriſſen worden ſein ſoll; unter dem Siegelkamm in der Kluft, zu der man ausſteigt, der Schrenbach hoch u. weit ſichtbar, wie ein Flor in mehreren Fällen von den Felſen herabfallend, daneben der Baierbach in ſtarkem Strom

aus dem Felſen hervorbrechend, nach der Sage der Schiffer aus dem Rheine kommend, beide dicht neben einander, aber keiner den andern angehend, in der Kluft bilden ſie einen Strom, der ſogleich in den See ſich ergießt; Kaſtanien-, Nuß-, Kirſchenbäume, Reben am Abhange, Hütten dazwiſchen, treffliche Kirſchen. Mühlihorn Kerenzen gegenüber. Weiter unten Näfels, Urnen. Einfluß der Linth. Nachmittags Fahrt mit einer Retourchaiſe über Urnen, Bilten, Reichenburg, Schübelbach, Galgenen nach Lachen. Bei Galgenen über die Aa. Einkehr in Lachen, Blick über den obern Zürcherſee. Fußweg auf den Etzel, ſchöne Blicke, zumal auf dem Etzel ſelbſt, über den Tannenwald auf den Zürcherſee, Inſel Ufnau, Rapperſchwyl u. die Brücke; in der Ferne der Greifenſee u. der See von Pfäffikon. Kapelle auf dem Etzel. Vom Etzel über die große ſteinerne Sihlbrücke nach Einſiedeln. Glühende Abendbeleuchtung, in der die Schneeberge, Glärniſch ꝛc., das grüne Thal, die kegelförmigen Schwyzerhacken ſich wunderbar ausnahmen. Kloſter Einſiedeln auf dem Hügel. Harmoniſches Geläute. Alles geeignet, den Wallfahrtsort in ideales Licht zu ſtellen. Einkehr im Ochſen, Menge von Pilgrimen auf dem Platze u. im Hauſe.

Sonntag 16. Vormittags Gang ins Kloſter; Abt Konrad nach Pfeffers verreiſt; der Mönch u. der Ablaßſuchende vor den Schranken; anſprechende Abgeſchloſſenheit des Chors. Hochamt in der Kloſterkirche, die Kapelle mit dem ſchwarzen Marienbild, lärmende Muſik. Alles berechnet, auf die Pilgrime Eindruck zu machen. Menge der verſchiedenſten Trachten aus allen Gegenden. Beim Heuſen der Thurmglocke Niederfallen aller Anweſenden auf dem Platze. Der Brunnen mit 14 Röhren. Gang über Alpthal u. den Hacken nach Schwyz. Beſchwerlicher Weg, hinaufwärts über gelegte Scheiter, hinunter über böſes Steinpflaſter. Auf der Höhe jedoch erhebender Blick rückwärts auf die Glarner Schneegebirge, links auf den Felsſtock der Mythen, an deren Fuß man ſich befindet, vorn hinaus auf den Lauerzer See, den Rigi, die Muotta, Brunnen, den Vierwaldſtätterſee, die Aa, darüber die Engelberger u. Urner Gebirge. Einkehr im Wirthshaus auf dem Hacken. In Schwyz Quartier im Hirſch. Spaziergang durch

u. um den Flecken. Kirche u. Kirchhof. Angenehme Herberge.

17. Gang über Sewen, am Lauerzer See hin, auf welchem die Ruine von Schwanau zwiſchen dem Gebüſche wie in einem Neſte liegt, über das verſchüttete Goldau auf den Rigi. Hitze. Die Stationen. Mittageſſen in der Krone. Quartier im Wirtshaus auf der Rigiſtaffel, das wir für das oberſte hielten; treffliche Ausſicht. Aufklärung des Irrthums. Aufbruch u. Hinaufſteigen auf den Kulm. Als wir dort angekommen, Ausbruch eines Gewitters. Ausſicht, jedoch nicht vollſtändig, auf die Gebirge. Späterhin wieder Gewitter, Blitze aus dem Thal. Familie aus Schwyz, Engländer ꝛc.

18. Auf dem Rigi. Nebel, der ſich in Regen auflöſte. Die in Einſiedeln erkaufte Geſchichte des Gnadenbilds ꝛc. geleſen. Abends ſchöne Blicke, Regenbogen von Arth aufſteigend. Abendeſſen mit der Frau von Zürich.

19. Allarm im Hauſe, als unerwartet die Sonne glühend aufſtieg, welche jedoch nach wenigen Augenblicken wieder von Wolken bedeckt wurde. Erfreuliche Ausſicht. Abreiſe. Händedruck des Wirths nach tüchtiger Zeche. Das Keſſibodenloch. Beſteigen des Kanzelis mit Emma, Ausſicht auf den Vierwaldſtätterſee. Herabſteigen von der Rigiſtaffel nach Küßnacht, am Wege das ſteinerne Kreuz auf dem Felsſtücke, als Denkmal des hier geſtorbenen Ritters v. Eſchenbach. In Küßnacht Einkehr beim Landſchreiber, im Adler, Ausſicht über das hübſche Gärtchen auf den See u. den Pilatus. Gang in die hohle Gaſſe zur Tellskapelle, deren alte Innſchrift einer neuen geſchmackloſen weichen mußte. Fahrt vom Gärtchen aus über den See nach Luzern. Ruine von Geßlers Burg an der Anhöhe über Küßnacht. Trümmer von Habsburg. St. Nikolauskapellchen auf dem Felſen im See. Ankunft in Luzern um Mittag. Quartier im Adler. Gelderhebung bei Schmid u. Comp. Die Reuß, bei der Brücke aus dem See gewaltig hervorſchießend. Brief nach Tübingen. Maler Reinhards Schweizertrachten. Die Kapelle für Ludwig XVI. Der ſterbende Löwe über dem bourboniſchen Schilde, nach Canovas[1])

---

[1]) Vielmehr Thorwaldſens.

Modell, in den Felſen gehauen, als Denkmal der gefallenen Schweizergarden, noch unvollendet unter dem Gerüſte. Künſtleriſch einfachgroße Idee, welches auch die Sache ſey. Unterhaltung darüber mit Obriſt Pfyffer, dem Leiter der Arbeit u. Eigentümer des Platzes. Regen. Heimweg über die zwei bedeckten Brücken; die Jeſuitenkirche. Abends Gang, allein, auf den hochliegenden Kirchhof. Regen.

20. Vormittags, nachdem der Regen ſich gelegt, Gang mit Emma in den Haven u. auf den Kirchhof, wunderliche Denkmaler, namentlich der Tod mit der Geige vor einem Chordirektor in der Perücke. Abſicht, von Luzern nach Alpnach auf dem See zu fahren, durch Gewitter vereitelt. Nachmittags Fahrt zu Lande nach Winkel, von da zu Waſſer nach Alpnach. Donner im Gebirge, als wir uns eben eingeſchifft, ungewiſſes Wetter. Der handfeſte, trotzig ſchlaue Schiffmann. Das Häuschen um den Felſen, bei dem man vor dem Wetter Schutz ſuchte u. das ſich beim Anlanden plötzlich in eine Auberge verwandelte. Von Alpnach zu Fuß über Kägiswyl nach Sarnen. Gewitter u. ſtarker Regen; Unterſtehn an der neuen Alpnacher Kirche, die Gräber der Rathsherrn. In Sarnen Quartier im Schlüſſel. Erſteigen des Hügels, wo Landenbergs Burg geſtanden, jetzt das Zeug- u. Schützenhaus ſteht. Der Prieſter, das Sakrament dem Sterbenden bringend, empfangen u. weg begleitet von kerzentragenden Weibern, Gebet auf dem offenen Platze.

21. Fahrt auf einem Bankwagen von Sarnen über Sachſeln u. den Kaiſerſtuhl nach Lungern. Schöner Spiegel der Landſchaft im Sarner See. Hohe Nußbäume. Die Kirche zu Sachſeln mit Bildern von Niklas von der Flüe. Die Kirche von Giswyl, einzeln auf einem Hügel mitten im Thale liegend. Trümmer der Burg Rudenz, von der unſer Fuhrmann, Wirz von Rudenz, herzuſtammen ſich rühmte. Auf dem Kaiſerſtuhl tüchtiger Regen bis Lungern. Weg dicht am Lungernſee hin. Mittageſſen zu Lungern im Löwen; Ausſicht zum neuen Speiſezimmer hinaus auf den Waſſerfall u. den See. Der Himmel heitert ſich unerwartet auf. Fortſetzung der Reiſe, zu Fuß über den Brünig nach Brienz. Beim Anſteigen

ſchöner Rückblick auf den See, hohe Buchen und Tannen, felſiger Weg. Beim Niederſteigen Ausſicht nach Meyringen, auf die Fälle des Oltſchibachs u. des Wandelbachs, ſowie auf den See. Zu Brienz Quartier im Kreuz (in Tracht); neues nettes Wirthshaus am See. Ueberfahrt zum Gießbach; deſſen herrlicher Fall; dieſer wie die übrigen Waſſerfälle durch den Regen verſtärkt; Blick von ihm auf den ruhigen See hinaus. Der Vorſprung mit der überragenden alten Linde, welche die Wurzeln hinausſtreckt, am gewaltigſten Sturze; der Steg. Wohnung des Schulmeiſters, der die Wege u. übrigen Erleichterungen des Betrachtens ausgeführt; ſein u. ſeiner Kinder Geſang am Klavier, das Lied vom Gießbach. Auf der Rückfahrt Wetteifer der zugleich überſchiffenden Mädchen. Der Speiſeſaal mit den blanken Fenſtertafeln. Aufgehen des Mondes, deſſen Spiegel im See. Die Sängerinnen.

22. Vormittags von Brienz nach Meyringen zu Fuß, an den Fällen des Oltſchibachs u. des Wandelbachs vorbei; die Aar ſtark ſtrömend. Zu Meyringen Quartier im Landhaus (Bären), Ausſicht von da auf den Roſenlauigletſcher u. das Blumhorn, auf der andern Seite auf den Alpbach. Nachmittags Aufſteigen zu den verſchiedenen Fällen des Reichenbachs; nachher zum Alpbach, von da Ausſicht auf das Wetterhorn u. deſſen Gletſcher im goldnen Abendlicht. Gang zu den Ruinen der Burg Reſti, einem alten Thurme.

Sonntag 23. In der Nacht, unerwartet, Gewitter mit ſtarkem Regen, der den Tag über mit kurzer Unterbrechung fortdauerte. Bekanntſchaft mit den Malern Lori, Vater u. Sohn, die in demſelben Wirthshaus wohnen. Die Kirchgehenden, Rechenverkauf. Das Tagbuch von der ganzen Reiſe bis heute gefertigt. Gang zum Alpbach, der ſchauerlich ſchwarz herunterſtürzt, dem Dorf ein gefährlicher Nachbar.

24. Regen mit weniger Unterbrechung. Die Wyß' Reiſe ins Berner Oberland geleſen. Gang in die finſtre u. die lautre Schlauſe, Blick nach Im Grund.

24. Gang über die Scheideck nach Grindelwald von 9 Uhr Vormittags bis nach 6 Uhr Abends. Roſenlauigletſcher. Der Reichenbach an der Seite. Einkehr in der Sennhütte der

Alp Schwarzwald. Käſemagazin. Schöne Staublawine am Ganzenlauinengletſcher. Regen ſchon vor der Schwarzwaldalp bis Grindelwald faſt ununterbrochen, die Gipfel der Berge umwölkt. Brauſende Bergſtröme mit ſchmalen Stegen. Abſtieg zum obern Grindelwaldgletſcher. Quartier im Gemsbock.

25. Vormittags Regen; Müllers Schweizergeſchichte. Nachmittags einiger Sonnenſchein; Gang zum untern Gletſcher, Eisthor, aus welchem die Lütſchine hervorſtrömt.

26. Gang über die Wengernalp nach Lauterbrunn. Beim Aufſteigen das Faulhorn ſchon beleuchtet. Auf der Bergſcheide Begegnung Deffners[1]) mit ſeiner Frau u. Legationsrat Wagners[2]). Die Hochgebirge anfangs gänzlich verhüllt, nach u. nach in Umriſſen hervortretend, mehr u. mehr ſich entſchleiernd. Mehrſtündiger Aufenthalt auf der Wengernalp, um dieſes anzuſehen, Imbis auf dem Dache. Lawinen. Beim Niederſteigen ſchöne Anſicht des Silberhorns, dann Hervortreten der Jungfrau hoch über den Wolken. Das friſchgrüne Lauterbrunnenthal mit ſeinem Strom u. ſeinen Waſſerfällen, u. oben die erleuchtete Gebirgswelt, magiſche Streiflichter an den Schneebergen im Hintergrunde des Thals, der Felſenerker. Verweilen in Anſchauung der herrlichen Gegend. In Lauterbrunn wohlgelegenes Wirtshaus, vom Speiſeſaal Ausſicht auf das verglühende Gebirg, das nachher im Mondlicht weiß hervortrat. Beim Abendeſſen ein etwas liebenswürdiger Engländer, franzöſiſche Unterhaltung.

27. Vormittags Gang zum Staubbach, der mit prächtigem Regenbogen geſchmückt war; nachher zum Trumletenbach, der zwiſchen den Felſen, wie in einer Wendeltreppe, herabkömmt, u. zum Mirrenbach, der breit und durchſichtig wie ein Gewand an der Felswand herabwallt; Anſicht der Jungfrau, wie nur ſie, kein andres Gebirg daneben, zwiſchen Tannenwäldern wie ein Palaſt aufſteigt; auf dem Rückweg der Staubbach auf eine andre Seite geweht, als wir ihn beim

---

[1]) Karl Deffner von Eßlingen (S. 254), ſpäter, 1833 ff., mit Uhland Landtagsabgeordneter auf Seiten der Oppoſition, geſt. 1846. — [2]) Wagner war ein Bruder von Deffners Frau, ein kunſtſinniger Mann.

Ausgehn geſehen hatten; völlige Auflöſung deſſelben in lichtes Staubgewölk. Beim Mittageſſen Menzel[1], ſonſt in Bonn, jetzt in Aarau. Nachmittags Fahrt nach Unterſeen, Fall des Sausbachs, Zweilütſchinen, Ruine von Unſpunnen. Quartier im Kaufhaus. Gang auf den Hohbühl, Anſicht von Ringenberg; dann auf das Rugenhübeli, Sonnenuntergang über dem Thunerſee, Nieſen u. Stockhorn in duftigrothem Scheine.

28. Morgens Gang nach Neuhaus, von da Fahrt auf dem See nach Thun, Ausſteigen zur Beatenhöhle. In Thun Jahrmarkt, Gang auf den hochgelegenen Kirchhof. Mittageſſen im Freihof. Vierſpänniges Retourgefährt nach Bern. Quartier daſelbſt im Falken. Stattliches, reiches Ausſehen dieſer Stadt. Kübelwäſche an allen Brunnen. Gang zu Königs Mondſcheingemälden, widriges Gefühl, über der künſtlichen Beleuchtung die natürliche der untergehenden Sonne zu verſäumen. Am Abendeſſen v. Fichard[2] aus Frankfurt mit ſeiner neuanvermählten Frau.

Sonntag 29. Vormittags Gang auf die Enge, Anſicht des Gebirgs. Der Bärengraben. Herumgehn in der Stadt. Das prächtige Bürgerſpital. Militärmuſik u. Promenade auf der Platteforme. Beſuch bei Profeſſor Emmert[3]. Nachmittags Gang mit Emmert zu den Bädern im Marzili, von denen wir keinen Gebrauch machen konnten, um nicht den Abend auf der Enge zu verſäumen. Wiederholter Gang auf die Enge, Thee daſelbſt, Geſellſchaftsſpiele der Berner Jugend, herrlicher Sonnenuntergang an den Gebirgen. Eigenheit der Gebirgsanſicht von Bern, daß hier die Hochgebirge des Oberlands faſt ohne allen Vordergrund andrer Berge hervortreten.

30. Morgens Abreiſe von Bern zu Fuß; wegen unge-

---

[1] Wolfgang Menzel, ſpäter, 1833 ff., mit Uhland im Landtag, geſt. 1873, erwähnt das Zuſammentreffen in ſeinen Denkwürdigkeiten S. 157. — [2] Der verdiente Hiſtoriker ſeiner Vaterſtadt, Joh. Karl v. F., 1773—1829. — [3] Karl Friedr. Emmert aus Göttingen, hatte in Tübingen 1805 doktoriert, ſeit 1812 Profeſſor der Chirurgie in Bern, Bruder des Aug. Gottfr. Ferd. E., der 1815—19 Profeſſor der Anatomie in Tübingen war.

bührlicher Forderung des Trägers trug ich das Gepäck bis gegen Gümlingen, Emmas Thränen darüber. Hitze. Weg über Worb ꝛc. nach Signau. Einkehr in Hochſtetten. Das Signauer Schloß mit Geſpenſterſage. Einkehr in Signau, die Weiber Thee zum Weine trinkend. Einkehr in Langnau, die beiden alten Männer vom Gebirge, wovon der eine, in den Siebenzigen, gekommen war, ſich einen Zahn ausreißen zu laſſen, der aber ſo feſt ſtand, daß er abgebrochen wurde; Emma als Berner Bäurin verkleidet. Der dicke Kutſcher nach langem Warten erſcheinend. Langſame Fahrt mit ihm auf dem Bankwagen, den heimkehrenden Alten begegnend, am Langnauer Armenhauſe vorbei, durch das Ilfisthal, über Eſchlismatt, wo es bereits dunkel war, nach Schüpfheim. Ankunft daſelbſt um 11 Uhr.

Auguſt.

1. Zu Fuß über Entlebuch u. die Bramegg nach Schachen. Die hübſche 15jährige Trägerin, an den Armen mit Namen und Schere bezeichnet. Liebliche Gegend des Entlebuchs, friſchgrüne Hügel mit zerſtreutem Tannengehölz. Einkehr in Entlebuch, die dicken Wirtsleute, die feindlichen Eheleute, den Friedensrichter ſuchend. Hitze beim Uebergang über die Bramegg, Ausruhen am Walde. Oben Ausſicht auf den Pilatus u. den Rigi. Mittageſſen in Schachen, Ausruhen im Grasgarten. Abends Fortſetzung der Fußreiſe über Malters, Platten, Littau nach Luzern. Die ſtumpige Trägerin, der ihr Tragkorb zu hoch war; das hülfreiche, ſchöne Mädchen von Wallis; der unterhaltſame Zinngießers-Junge von Eſchlismatt, der von ſeiner Reiſe ins Wallis mit ſeinem Oheim, dem Geiger, u. von den reitenden Lawinen erzählte, auch unterwegs jedermann, beſonders den betrunkenen Rathsherrn Dahm, bekannt anredete; angenehme Unterhaltung in dieſer Geſellſchaft. Zu Luzern Quartier im weißen Rößli.

2. Vormittags Gang auf den Leodegars-Kirchhof. Fahrt auf dem See nach Küßnacht mit zwei vermuthlichen Künſtlern, worunter ein Witzbold von Bern; gewaltiger Regen auf der

Fahrt; Frage des Schiffers an ſeinen Kameraden: ob es da hinten auch regne? Mittag in Küßnacht im Adler. Nachmittags, bei beſſerem Wetter, Gang durch die hohle Gaſſe über Arth, wo wir einkehrten, den See entlang nach Zug. Quartier im Ochſen.

3. Morgens durch L. Jäger, aus Kieſers Brief, Nachricht vom Tod der Schwägerin Mine[1]. Fahrt nach Zürich über den Albis. Erſteigung der Hochwacht, herrliche Ueberſicht des vielumwohnten Zürcherſees, die Gebirge noch verhüllt. Mittageſſen im Albiswirthshauſe. Zu Zürich Quartier im Schwert. Gang auf die Poſt, wo ich Roſers Brief mit dem umſtändlichen Berichte vom Tode der Schwägerin antraf; erſte Mitteilung dieſer Nachricht an Emma, welche deßhalb nach Hauſe drängte, ſowie Jägerin, um ihren Bräutigam noch zu treffen. Spaziergang zu Geßners Denkmal u. auf die Katze, von da ſchöne Ausſicht auf See u. Gebirg bei Sonnenuntergang. An der Wirtstafel Fürſt Eſterhazy mit Familie.

4. Fahrt über Baden nach Zurzach. In Baden Erſteigung des alten Schloſſes, Betrachtung desſelben u. der Gegend in Beziehung auf Johann von Schwaben, die Nicolauskapelle. Auf dem Wege von Baden nach Zurzach Blick auf Königsfelden, Brugg, Windiſch, Habsburg. Bei Zurzach Ueberfahrt nach Rheinen. Von da Extrapoſt nach Schaffhauſen. Quartier in der Krone. Gang zum Rheinfall auf der Seite des Schloſſes Laufen, ſchöner Abend; Betrachtung des Falles zuerſt vom Gerüſt, dann vom Häuschen aus, nachher Ueberfahrt u. Rückweg auf der andern Seite. Nachts Gewitter.

5. Theure Zeche. Fahrt mit Extrapoſt, zuerſt bei Regenwetter, über Tuttlingen bis Balingen. Auf der Tuttlinger Höhe Blick auf den Bodenſee, Hohentwiel, Hohenhöwen ꝛc. In Tuttlingen Mittageſſen auf der Poſt, Beſuch bei Beckh[2]. Zu Balingen Ankunft um 10 Uhr, Quartier in der alten Poſt.

---

[1] Wilhelmine Amalie, geb. Piſtorius, erſte Gattin des einzigen Bruders von Frau Uhland, Guſtav v. Viſcher, Rittmeiſter a. D. — [2] Kaufmann und Bürgermeiſter, mit Uhland im Landtag 1819.

Sonntag 6. Vormittags Fahrt mit Extrapoſt über Hechingen nach Tübingen. In Hechingen das neue Schloß, noch unausgebaut. Spaziergang um den Oeſterberg mit den Eltern, Doktorin, Weiſſers u. ihren Kindern nach Luſtnau, wohin der Oncle vom Einſiedel her kam. Beſuch bei Feuerlein.

7. Fahrt mit den Eltern zu Meyers nach Pfullingen. Einkehr bei Pfarrer Hoffmann in Betzingen[1]. Nach Tiſch Spaziergang zur Papiermühle. Rückweg nach Reutlingen zu Fuß mit Meyer, Einkehr bei Hoſerin. Rückfahrt nach Tübingen.

8. Vormittags Dankſagungsviſiten bei Tante Uhland, Baurs, Knapps, Klotzin, Schützs, Oncle Chriſtian, Faber. Nachmittags Fahrt nach Stuttgart. Einkehr in Echterdingen. Beſuch bei der Großmutter u. bei Roſers.

Stuttgart.

Auguſt 9. Bei Schott, Mayers, Schwabs. Roſerin bei uns zu Tiſch. Beſuch von Roſer. Bei Zahn. Muſeum.

10. Zeitungen. Beſuch von Zahn. Landſchaftliche Commiſſionsſitzung. Partie auf die Obertürkheimer Inſel auf Elbens Einladung mit Conradis, Roſers, Cleßs, Oberamtmann Roſer, Profeſſor Roth, Erhard, Neeff. Fahrt auf dem Neckar, Geſang.

11. Zeitungen: die neapolitaniſche Revolution, die badiſchen Ständeverhandlungen. Karl Viſcher. Anlagen.

12. Das Tagebuch von Grindelwald an nachgeholt. Mittags Gewitter. Walther v. d. V. Abend bei Schwabs.

13. Sonntag. Walther v. d. V. Fahrt auf dem Familienwagen mit E. u. der Piſtorius nach Kantſtadt, wo wir zuerſt im Badgarten Reuffers, dann im Ochſen die Feuerbacher beſuchten.

14. Erklärungen wegen der Einkommens- und Capitalſteuer. Walther v. d. V. Bad im Neckar. Zahn u. Schott bei uns zum Abendeſſen.

---

[1] S. 150.

15. Fahrt mit E. auf Guſtavs Hof[1]. Minens[2] Grab. Erndte. Rückfahrt allein. Laſtin.

16. Walther v. d. V. Commiſſionsſitzung. Bad im Neckar. Mittag bei Roſers. Abend bei Piſtorius.

17. Walther v. d. V. Bad. Zurückkunft Emmas, der ich auf den Haſenberg entgegen ging.

18. Commiſſionsſitzung. Oncles von Feuerbach bei uns zu Tiſche. Muſeum. Anlagen.

19. Landſtändiſches. Commiſſionsſitzung. Bad, durchregnete Kleider. Mayers u. Schwabs beim Abendeſſen.

20. Sonntag. Kopfweh. Beſuch von Zahn. Beſuche bei Roſers u. der Großmutter[3]. Abend bei Piſtorius.

21. Landſtändiſches. Commiſſionsſitzung. Neckarbad.

23. Walther v. d. V. Haslach mit E. Beſuch bei Piſtorius, Boiſſeree.

24. Gang zu Fuß nach Ludwigsburg zu Jägers[4], wohin E. mit den Eltern fuhr. Spaziergang nach Harteneck. Heimfahrt auf dem Bock.

26. Walther v. d. V. Commiſſionsſitzung. Neckarbad.

27. Walther v. d. V. Nach Gaisburg mit E. u. Roſers. Abendeſſen in der Seegaſſe[5].

29. Walther v. d. V. Commiſſ. Sitzung. Neckarbad. Schönleber, Gmelin u. Schott bei uns zum Abendeſſen.

30. Walther v. d. V. Anlagen mit E. Muſeum. Abends bei A. Köſtlin mit Hofkaplan Cleß, Pauli aus Lübeck, Schwab, Sekretär Müller[6] u. Mediz.Rath Köſtlin.

September.

2. Walther v. d. V. Kaſſenſturz auf der Schuldenzahlungskaſſe[7]. Walther v. d. V. Anlagen. Muſeum.

---

[1] S. 285. — [2] S. 308. — [3] Feuerlein (S. 150). — [4] S. 150. — [5] Im Feuerleinſchen Hauſe. — [6] Der eine Schweſter Karl Mayers zur Frau hatte. — [7] Dem U. als Landtagsabgeordneten anzuwohnen hatte.

7. Altdeutſche Meiſterlieder in Mullers Sammlung. Commiſſ. Sitzung. Sonnenfinſterniß. Häslach mit E. u. Roſers. Beſuch in der Seegaſſe.

8. Erſte Sitzung der gemeinſchaftlichen Organiſations-Commiſſion. Altdeutſche Meiſterlieder. Abend bei Roſers.

10. Sonntag. Walther v. d. V. Beſuch von Haug; Burgold u. Strecker, Heidelberger Studenten; Boiſſeree. Altdeutſche Meiſterlieder. Häslach mit E. Abend in der Seegaſſe.

11. Landſtändiſches. Commiſſ. Sitzung. Auszüge aus der Heidelberger Handſchrift von Minneſängern. Anlagen.

12. Auszüge aus der Heidelberger Handſchrift. Laſtin.

13. Auszuge. Zu Weishaar. Lothars Volksſagen.

14. Landſtändiſches. Emma auf die Solitude. Gemeinſchaftl. Organiſations-Commiſſion. Anlagen. Muſeum.

15. Beendigung der Auszuge. Anlagen mit E., Herbſtblumen. Muſeum. Roſers zum Abendeſſen.

17. Sonntag. Walther v. d. V. Ferdinands[1]) Confirmation. Gaisburg mit E., Roſers ꝛc. Abends den erſten Akt von Konradin Emma vorgeleſen.

19. Gemeinſchaftliche Organiſ. Commiſſion. Landſtändiſches. Walther v. d. V. Abend in der Seegaſſe mit Boiſſeree.

21. Landſtändiſches. Mittageſſen bei Roſers mit Müllers vom Kap. Muſeum mit Mayer u. Roſer.

22. Walther v. d. V. Hormayrs Taſchenbuch für 1820. Profeſſorskränzchen bei Schwab, wo Wachler[2]) von Breslau.

23. Wiederaufgefaßte Idee einer Darſtellung der Poeſie des Mittelalters. Commiſſionsſitzung. Gemeinſchaftl. Organiſ. Commiſſion. Anlagen. Muſeum.

24. Sonntag. Gang mit E., Schwabs, Schott und Prof. Chriſtian Gmelin über Bothnang u. die Solitude nach Leonberg zu Gmelins[3]). Auf dem Rückweg Beſteigung des

---

[1]) **Piſtorius**, geb. 1806, geſt. 1863 als **Archivrat**, Stiefbruder der Frau U. — [2]) Ludwig W., Litteraturhiſtoriker, 1767 bis 1838. — [3]) Ludwig, Oberamtsrichter, **Abgeordneter** für Marbach 1819–21, für Sulz 1826.

Obſervatoriums der Solitude, wo Prof. Bohnenberger[1]) mit Meſſungen beſchäftigt. Schönes Aufgehen des Mondes auf dem Heimweg. Abendeſſen in der Seegaſſe.

25. Nachſchlagen zu der Darſtellung der Poeſie des Mittelalters. Landſtändiſches Mittageſſen zur Verfaſſungsfeier im Waldhorn; Schweder[2]) aus Berlin. Bei Schwab, wo Hanſſtengel[3]) aus Hannover und 2 Andre.

26. Schreiben an Benecke[4]), Stallmeiſter Cotta ꝛc. Manuſcript aus Süddeutſchland[5]). Laſtin.

27. Manuſcript aus S. Eſſen bei Maucler zum Geburtstag des Königs. Anlagen. Muſeum.

28. Beſchäftigung mit Bernardo. Volksfeſt in Kantſtadt; im Zollerſchen Garten mit E., dem Schwiegervater, Neuffers[6]) von Lorch und Kapffs[7]) von Schorndorf. Rückweg mit E. Freitheater: Emma von Resburgh. Seegaſſe.

29. Manuſcript aus Südd. Romanzen von Bernardo geleſen. Landſtändiſches. Commiſſion. Mittag- und Abendeſſen bei Roſers wegen Krankheit der Magd. Muſeum.

30. Brief von Laßberg. Commiſſions-Sitzung. Gemeinſchaftl. Organiſ.Commiſſion. Anlagen. Muſeum.

Oktober.

1. Sonntag. Beſchäftigung mit Bernardo. Geſellſchafts-Ausſchuß im Muſeum. Nach Kantſtadt im Regen. Theater: Jungfrau von Orleans. Seegaſſe.

2. Juridiſches. Das Kloſter der Minne geleſen.

3. Landſtändiſches. Organiſ.Section. Muſeum, Concert.

6. Juridiſches. Mit E. durch den Wald nach Feuerbach.

---

[1]) Von Tübingen, Schwager Chr. Gmelins, begründete damals die Vermeſſung und Kartierung des Landes. — [2]) ? J. G. D. Sch., Herausgeber von Denkmälern Liv- und Eſthlands 1821. — [3]) ? — [4]) Den altdeutſchen Philologen in Göttingen, 1762–1844. — [5]) Verfaßt von dem oben mehrmals genannten Dr. Lindner auf Anregung König Wilhelms. — [6]) Kameralverwalter. — [7]) Dekan.

7. Juridiſches. Commiſſionsſitzung. Briefe von Viſcher 1) und Schnyder von Wartenſee 2) mit deſſen Compoſitionen meiner Lieder. Gemeinſch. Organiſ.Commiſſion. Anlagen. Muſeum.

8. Sonntag. Juridiſches. Mit Emma über Barmesreuthe durch den Wald nach Degerloch; Unterhaltung von der Schweizerreiſe. Muſeum. Seegaſſe.

12. Gang mit E. nach Eßlingen. Mittageſſen in Obertürkheim. In Eßlingen bei Mayer. Die Frauenkirche. Begleitung von M. bis Obertürkheim, wo wir einkehrten.

14. Fahrt nach Tübingen mit E., mit einer Retourchaiſe. Alte Bücher bei Laupp gekauft. Luiſe mit ihrem Kind.

15. Sonntag. Regen. Oberlins Abhandlung über Konrad von Würzburg geleſen. Muſeum mit dem Vater. Abends im Löwen.

16. Rückkehr nach Stuttgart. Verdrießlichkeit mit dem Kutſcher, der zu fünf fahren wollte. Muſeum. Seegaſſe. Roſers.

17. Rühs Geſchichte des Mittelalters. Angefangene Darſtellung der Poeſie des Mittelalters. Laſtin.

18. Stellen über die Bardenpoeſie zuſammengetragen. Grimms Altdeutſche Wälder ꝛc. Muſeum. Anlagen.

19. Landſtändiſches. Commiſſions-Sitzung. Gemeinſchaftl. Organiſations-Commiſſion. Anlagen. Muſeum.

20. Gemeinſch. Org.Commiſſion. Lachmanns Auswahl aus den hochdeutſchen Dichtern. Fortſetzung der Darſtellung.

21. Darſtellung. Landſtändiſches. Commiſſion. Berichte. Anlagen. Rühs. Muſeum.

22. Sonntag. Predigt von Flatt, Abendmahl. Beſuch von Arnim 3). Kantſtadt mit Roſer. Beſuch von Schwabs, Vorleſen der Einleitung zur Darſtellung. Seegaſſe.

24. Rühs. Nordiſche Litteratur. Muſeum. Laſtin.

25. Nordiſches. Commiſſionsſitzung. Gemeinſchaftl. Organiſ.Commiſſion. Abendeſſen bei Roſers.

---

1) In Baſel. — 2) Xaver S. v. W., 1786—1868, der bekannte Komponiſt. — 3) Dem bekannten Romantiker Achim v. A., 1781—1831 (Gef. Mitteil. Steigs.)

26. Landſtändiſches. Altnordiſche Poeſie. Muſeum.

29. Sonntag. Emmas Abreiſe nach Calw mit Roſerin. Altnordiſches. Feuerbach mit Weiſſers. Seegaſſe.

November.

1. **Landſtändiſches.** Organiſ. Commiſſion. Brief an Emma. Muſeum.

4. Fahrt mit den Schwiegereltern, Tante Elben u. Zahn auf den Hof[1]), wohin Emma mit Guſtav, Roſerin u. ihren Knaben gekommen war, um nach Stuttgart zurückzukehren. Die Grabſchrift[2]) an Guſtav übergeben. Brief von Kerner.

5. Sonntag. Muſeums-Ausſchuß. Gaisburg. Ueber die Kreisregierungen. Abendeſſen in der Seegaſſe.

7. Landſtändiſches. Commiſſionsſitzung. Marionettentheater im römiſchen Kaiſer. Laſtin.

9. Altnordiſches. Commiſſions-Sitzung. Schwabs beim Abendeſſen.

11. Walther v. d. V. Gemeinſchaftl. Organiſ.-Commiſſion. Concert im Muſeum. Abendeſſen bei Roſers.

12. Sonntag. Schreiben an Schrag[3]). Beſuch von Schott und Börne[4]). Mit Emma nach Feuerbach zum kranken Oncle, Vicar Knapp[5]).

13. Landſtändiſches. Gemeinſch. Organiſ. Commiſſion. Thee bei Schott mit Börne, Liſt, Erhard, Lieſching.

16. Commiſſions-Sitzung. Gemeinſch. Organiſ. Commiſſion. Erklärung der K. Commiſſarien über die Kreisregierungen. Abends in der Seegaſſe.

---

[1]) S. 1819 Nov. 21. — [2]) Für den Vater Bücher in Calw: „Wenn Du auf dieſem Leichenſteine.“ — [3]) Arzt in Schorndorf, 1779—1841. — [4]) Cotta hatte Börne nach Stuttgart gezogen, er war aber nur einigemale kurze Zeit hier. Gutzkow, Geſ. Werke. XII, 311 ff. — [5]) Albert K., der bekannte Prediger und Dichter, Verwandter des Uhlandſchen Hauſes, vgl. ſein Leben S. 107 f.

18. Commiſſ. Sitzung. Schublerſche[1]) Auction. Landſtändiſches. Abends bei Schwab, Vorleſen des Fräuleins vom See[2]).

22. Juridiſches. Uebergabe von Emmas Vermögen an mich auf der Stadtdirection. Schwabs bei uns zum Vorleſen, das Fräulein vom See.

23. CommiſſionsSitzung. Brief von Beneke über Walther v. d. V. Fahrt nach Feuerbach mit Jäger zum kranken Onkel. Muſeum, Auffindung der Grabſchrift Walthers v. d. V. in den Göttinger Anzeigen.

25. Landſtändiſches. Beſuch von Heddäus[3]). Groppii Scriptores Wirceburgenses[4]).

26. Sonntag. Landſtändiſches. Feuerbach mit Emma, eiſiger Weg, der Onkel ſehr geſchwächt, doch etwas beſſer.

29. Commiſſ. Sitzung. Landſtändiſches. Vorleſen bei Schwabs mit Schotts u. Pfarrers Dillenius, der arme Heinrich.

Dezember.

1. Erſte Sitzung der wiederverſammelten Kammer, Adreſſe wegen der Denkmünze[5]). Landſtändiſches. Indianiſche Gaukler im Theater. Roſers bei uns zum Abendeſſen.

2. 4. 5. Sitzungen.

3. Sonntag. Bei Weiſſers, wo Oncle Doktor von Feuerbach zurückkommend. Muſeums-Ausſchuß. Landſtändiſches Mittagsmahl auf dem Muſeum. Landſtändiſches.

6. Sitzung der Kammer. Legitimations-Commiſſion wegen Liſt[6]). Landſtändiſches. Abends bei Schotts mit

---

[1] Oberregierungs- und Studienrat. — [2] 1819 Dez. 24. — [3] Wohl Friedr. H., Juriſt, der über badiſches Recht ſchrieb 1827. — [4] Wegen Walthers Grablege in Würzburg. — [5] Dank an den König für die Mitteilung der goldenen Verfaſſungsmünze an die Stände. Abgedruckt Verhandl. 1820, XIII. Beil. 1. — [6] Der zum Abgeordneten für Reutlingen gewählt war und am 7. Dez. eintreten durfte.

Schwabs, Winter u. Fries von Heidelberg, Lieſching, Vorleſen des 1. Akts von Conradin.

8. Landſtändiſches. Fahrt mit Emma u. Weiſſers nach Feuerbach, wo die Umſtände des Oncles ſich ſehr verſchlimmert. Landſtändiſches Abendeſſen bei Roſers.

9. Sitzung. Beſuch von K. Mayer und Heddäus. Landſtändiſches. Muſeum.

11. Sitzung der Kammer. Commiſſions Sitzung. Abends Schotts u. Schwabs bei uns, angefangenes Vorleſen des Nibelungenlieds.

12. Sitzung. Gang nach Feuerbach, wo ich die Nacht hindurch bei dem todtkranken Oncle wachte.

13. Rückkehr nach Stuttgart, begleitet von Vicar Knapp. Sitzung der Kammer, CommiſſionsSitzung. Römiſcher Kaiſer.

14. Zuſammenkunft[1] im römiſchen Kaiſer. Bei Gleich.

15. Sitzung u. Abendſitzung der Kammer. Römiſcher Kaiſer. Roſers bei uns zum Abendeſſen.

16. Sitzung der Kammer. Kopfweh. Ideen zum 3. Akte des Bernardo.

17. Sonntag. Landſtändiſches. Fahrt mit Weiſſers nach Feuerbach, beim Einſteigen Nachricht von Oncles Hinſcheiden.

19. Sitzung der Kammer. Erſtattung des Juſtizberichts[2]. Landſtändiſches. Römiſcher Kaiſer. Laſtin.

20. Beerdigung des Oncle in Feuerbach. Seegaſſe.

21. Landſtändiſches. Walther v. d. V. Chriſtkind bei Roſers. Muſeum mit Roſer.

22. Walther v. d. V. Chriſtkind bei uns.

23. Fahrt nach Tübingen mit Emma. Schnee.

24. Vorrede zu Walther v. d. V. Mit Vater und E. die Luſtnauer Straße hinaus, nachher mit E. auf den Oeſterberg, Schneelandſchaft im Sonnenſchein. Schacht über Ottokar von Horneck. Chriſtkind oben.

---

[1] Der Abgeordneten. — [2] S. 12. April.

25. Chriſtfeſt. Ottokar v. H. Emma mit der Mutter nach Pfullingen.

26. Fahrt mit dem Vater nach Pfullingen. Kälte. Chriſtkind daſelbſt. Kurrers lateiniſche Gedichte[1]. Rückfahrt mit den Eltern u. Emma.

27. Ottokar v. H. Bei Conz. Mit Emma über den Schloßberg.

28. Rückfahrt nach Stuttgart. Ottokar v. H.

29. Königl. Privatbibliothek, Weingarter Codex[2]. Ausſchußſitzung. Muſeum. Roſers zum Abendeſſen.

30. Weingarter Codex. Schacht beendigt.

31. Auszüge aus dem Meiſtergeſangbuch in der Müllerſchen Sammlung. Beſuch mit Emma bei Gaupps. Muſeum, Auszüge. Theater mit Ricke Kapff: Fanchon[3]. Neujahrsnacht bei Laſtin.

---

[1] K. Ph. Fr. K., Stadtpfarrer in Pfullingen 1817—27. Gute lateiniſche Gedichte, überſetzt von Doll in Birlingers Alemannia V, 269 ff. — [2] Der Minneſänger. — [3] Oper von Kotzebue und Himmel.

◆

Regiſter.

Aalen 64. 184.
Abeken 256.
Abel, Geſandter 182.
— Prälat 280.
Achalm 50. 78. 215.
Adelung 202.
Ahlwardt 81.
Aidlingen 9.
Aiſtaig 175.
Alb, Schwäb. 92. 93. 96. 116. 153. 263.
Albeck bei Sulz 173.
Albertus Argentin. 247.
Alexander I, K. v. Rußl. 163.
Alfdorf 141.
Almanach, poet. von 1812 28. 30. 34. 36. 39. 40 ff. 44 f. 66. 72. 105.
Altdorf, Univ. 47.
Altdorf Weingarten 297.
Altona 91.
Alxinger 228.
Ammerhof 44.
Ammermüller 180 f.
Ammerthal 207. 214 f. 233. 235. 259. 265. 286. 293.
Andler 68.
Apel 106.
Appenzell 299 f.
Appenzeller 300.
Arbon 299.
Arioſt 57.
Armer Heinrich 224. 239. 315.
Arndt 126.
Arnim, A. v. 4. 313.
Aſperg 276.
Arx, v. 258. 259. 261. 299.
Aſſing, Dav. (Aſſur) 5. 42. 43. 49. 53. 58. 59. 77. 83. 94. 123. 149. 159. 185.
— Roſa Maria ſ. Varnhagen
Athenaum 79.
Autenrieth 110. 280.
Aventin 181. 225 f.

Bach, Dem. 34.
Bacharach 11.
Backnang 141. 193. 203. 241.
Baden im Aargau 308.
Baggeſen 3.
Bahnmaier 44. 164. 246–248. 250.
Baindt 297.
Balingen 54 ff. 59. 73. 308.
Baluzzi 217.
Bar 248.
Barclay de Tolly 121.
Barmesreute 233. 313.
Barrier 122.

Barth 22. 26. 28. 31. 32. 107.
Bartholdy 20. 32. 148.
Baſel 223. 247. 248. 250 f. 257. 313.
Bauder 101.
Bauer 284.
Baumann 170.
Baur, Kaufm. 74. 83. 227. 388. 309.
— Oberjuſtizrat 111.
— Prof., F. Chr. 63.
— Prof., Val. Fr. 44. 110. 114.
Baz, v. 63. 82. 84. 86—93. 119. 133. 137. 151.
Bebenhauſen 84. 86. 97. 163. 207.
Becher 107.
Beck, Sängerin 117.
— Traiteur 87.
Becker (Weinwirt in der Calwerſtraße) 153. 268. 277.
Beckh 308.
Beiertheim 10.
Beilſtein 67.
Bekker 17. 19. 20. 26. 29 ff. 37. 49. 50. 77. 79. 161. 269 f.
Bellevue 211.
Beneke 260. 312. 315.
Bengel 56. 59. 208. 227.
Benningen 67.
Bentham 289.
Berck 284.
Berg bei Stuttg. 108. 113. 127. 128. 136. 137. 139. 154. 168. 169. 188. 190. 196. 206. 216. 231.
Berkheim bei Eßlingen 263.
Berlin 6.
Bern 306.
Bernhauſen 152.
Bertram 282. 283. 284.
Beſigheim 65. 96. 170. 172. 209. 217. 276.
Betzingen 150. 309.
Bibel 193. 222.
Biberach 297.
Bietenhauſen 173.
Bietigheim 159.
Bildhaus 300.
Bilhuber 94.
Binder 233.
Bingen 11.
Bion 33.
Birnbaum 181. 195.
Biſſingen bei Ludwigsburg 9.
Biſſingen, Graf v. 159.
Blamont 34.
Bläſibad 83. 88.
Block 58.
Blomberg, v. 114.
Blücher 194.
Böblingen 163. 219. 271. 284. 287.
Böckh 21. 22. 25 ff. 50.
Böcking 147.
Bockshammer 179.
Bodmer 182.
Böhl v. Faber 90.
Böhmisreute 216.
Bohnenberger 312.
Boieldieu 284.
Boileau 232.
Boiſſerée 160. 218. 219. 269. 275. 282. 284. 287. 288. 297. 310. 311.
Bolley, Landtagsabgeordneter 166. 198. 207. 208. 250.
Bonn 258 f.
Bopfingen 184.
Boppard 11.
Börne 314.
Boſſert 50. 164.
Bothnang 118. 146 f. 193. 311.
Böttcher 62.
Bouterwek 7. 92.
Brackenheim 47. 237.
Braun, Buchhändler 74. 75. 79. 252. 291.
— Dichter 267 f.
Brede 257 f. 264.
Breſſand 5. 45. 86. 99. 107. 126. 152—154. 159.
Breuning 135.

Breyer, Kaufmann 192.
— Prof. 202.
Brienne 125.
Brienz 303.
Brockhaus 201.
Brodhag 242. 249. 253.
Bruckmann 96. 159. 172. 177. 181. 182. 217. 227. 263. 273.
Brünig 303.
Buchhorn bei Gaildorf 171.
Büchner 293.
Bühl bei Tübingen 40. 94.
Bühler (v.) 60. 62. 110. 138. 159. 161. 232. 252.
Bühlerthann 170.
Bührlen 162. 213.
Bülow, v. 96. 111.
Bürger, Dichter 241.
— Frau 140.
Burgundus 230 f.
Buri 299.
Burkhard 274. 275.
Buſch 112.
Büſching 5. 27. 97. 125. 127. 187.
Buſſen 297.
Büttner 250.

Calderon 169. 184. 186 f. 197. 262.
Calw 35. 61. 67. 93 f. 150. 223. 232. 251. 252. 257 f. 271. 291. 314.
Camerer, Bürgerm. 55. 60. 75. 79. 88.
— Prof. 198. 288.
Campe, Buchhändlers Gattin zu Hamburg 90.
— ? Der bekannte Schriftſteller (Wörterbuch) 166.
Cannſtatt 96. 104. 107. 109 ff. 119. 123. 129. 134—137. 140. 150. 152. 161 ff. 177 ff. 279. 312.
Carſtens 172.
Catalani 196.
Chalons 14.
Chamiſſo 17—19. 23. 31.
Chateaubriand 121. 135. 185.
Chateau Thierry 14.
Chaucer 224.
Chezy, H. v. 53. 85.
Choiſeul Gouffier 15.
Chriſtiani 265.
Cid 231.
Cimaroſa 7. 22. 262.
Cleß, Arzt 136. 138. 145. 153. 219. 254. 268. 280. 309. 310.
— Hofkaplan 285.
— Kammerrat 113.
Comburg 170.
Conradi 150. 181. 221. 224. 225. 282. 289. 309.
Conz 4. 5. 41. 43. 44. 53. 58 bis 60. 62. 63. 68. 71. 72. 78. 82. 85. 96. 97. 151. 157. 163 f. 176. 189. 214. 215. 219. 227. 235. 239 f. 259 f. 272. 282. 286. 317.
Corneille 231. 277.
Cotta, Buchhändler, J. Fr. 15. 27. 53. 62. 98. 130. 140. 143. 146. 151. 156. 157. 159. 166. 234. 252. 257. 266—268. 287.
— Chr. Fr.? 57.
— Stallmeiſter 58. 312.
Cramer 47.
Crelinger 127.
Cruſius 164. 168. 181. 191. 237 f.

Dabelow 180.
Dahlmann 242.
Dahm 307.
Dahmes 96.
Dannecker 143. 182. 211.
Dante 87. 88.
Darmſtadt 10. 274. 293.
Deſſner 254. 268. 305.
Degerloch 102. 114. 165. 190. 215. 219. 232. 238. 239. 242. 243. 313.

Delavigne 284.
Demmler, Gymn.-Prof. 248.
Denkendorf 7.
Denninger 183.
Derendingen 56. 69. 141. 214.
Deſchenhof 142.
Dettenhauſen 45. 90. 130. 165. 172. 189 289.
Dichterwald, deutſcher (1813) 75. 77. 82. 83. 85. 87. 88. 104 ff. 111. 112. 145.
Diehm 120. 133 ff. 177. 191.
Diez 120.
Dilich 284.
Dillenius 94. 141 f. 248. 315.
Dilsberg 160.
Dittmar (? = Dittmer, ſchleſiſcher Dichter) 19.
Döbbelin 104.
Dobeneck 177.
Docen 27. 258.
Donquixote 84. 86.
Döring 203.
Dörner 215.
Dörr, Maler 92. 160. 195.
— Theol. 68. 80.
Doriſch 122.
Dreſch 79. 151. 164. 176.
Dresden 117.
Drück 140. 144. 205. 215. 225 f. 253.
Dumge 252 f.
Dürer 18. 160. 172.
Durlach 10. 234.
Durrmenz 30.
Duttenhofer 117. 177. 181. 187. 200. 206. 209. 219. 227. 257. 290.
Duvernoy 114.

Ebenalp 299.
Eberbach a. N. 160.
Echterdingen 65. 90. 110. 172. 173. 189. 197. 214. 220. 235. 240 246. 260. 272. 282. 286. 289. 309.
Edda 97. 175. 224.
Efferenn (Kaufmann in Tübingen) 93. 289.
Eglosheim 65. 274. 276 f. 279.
Ehingen 297.
Ehmann 39 (ſ. auch Kerner, Fr.).
Ehrenberg, Burg 160.
Ehrenbreitſtein 11.
Eichendorff 89.
Eichhorn 49.
Einkorn 170.
Einſiedel bei Tübingen 72. 309.
Einſiedeln, Kloſter 300 f.
Eiſenbach, Buchhalter 80. 120.
— Obertribunalrat 130. 140. 152. 154. 177. 180.
Elben, Julie 285.
— K., Redakteur 254.
— Lieutenant 56.
— Magiſter 183. 283.
— Profeſſor 150. 190. 192. 210. 224. 226. 227. 240. 289. 296. 309. 314.
Ellwangen 170. 289.
Elſaßer, Legationsrat 239. 277.
Emmert 306.
Eningen 58.
Enslin 58. 238.
Entlibuch 307.
Entringen 2. 85. 89.
Enzweihingen 61. 73. 74. 82.
Epernay 14.
Eppishauſen 298.
Erbe 114
Erdmannhauſen 20.
Erhard, Buchhändler 144. 210. 262. 287. 289. 309. 314.
— Dichter 267.
Erhardt, Abg. für Munſingen 279.
Erlenbach bei Weinsberg 209.
Erlangen 361.
Eſchenau 171.
Eſchenmayer 79. 198. 201. 204.
Esmenard 31.
Eſſich 277.

Eßlair 153. 156. 162. 163. 169. 217. 236. 260. 264. 265. 281.
Eßlingen 7. 91. 135. 185. 220. 254. 261. 263. 268. 276. 292. 313.
Eſterhazy, Fürſt 308.
Etter 289.
Eulenſpiegel 5.
Euler 293.
Eutingen 175.
Eyck, van 160.
Eytel 93. 94. 97. 99.

Faber, Hofrat, Abg. 159 f.
— Obertribunalrat 90. 175. 176. 208. 309.
— Skribent 143.
— Stadtpfarrer 9. 46. 63. 65 f. 93. 96.
Falke (? Sekretär) 90.
Fehleiſen 282. 286. 289.
Fellbach 46. 63.
Fels 299.
Fère-Champenoiſe 128.
Feyer, Bürgermeiſter 58.
— Rechtsanwalt, Abgeordneter 207. 208. 248. 272.
Feuerbach bei Stuttg. 7. 43 ff. 47. 65. 67. 90. 96. 101. 104 bis 108. 110—113. 115. 116. 119—121. 126. 133. 135. 137. 141. 144. 145. 147. 148. 152. 156. 161. 162. 166—169. 172. 174. 180. 182. 183. 185. 190. 193. 195. 196. 205. 208 212. 213. 217. 219—221. 224. 227—230. 232. 236—240. 242. 243. 245—247. 249. 250. 256. 258. 260. 261. 264. 266. 267. 273. 275. 277—282. 288. 290—293. 295. 312. 314—316.
Feuerbach, Juriſt 120.
Feuerlein, Prokurator, Abg. 147. 178. 213. 215. 244. 273. 277. 289. 290. 292 f. 295. 309.
— Regierungsrat u. Fam. 150. 192. 250. 284. 289. 309. 310.
Fichard 306.
Filibert 243.
Filsthal 185.
Finckh, Mag. 123. 129. 146 bis 148. 152. 153. 177 ff.
— von Schiltach 203.
Finkenritter 10.
Fiſchart 118. 167.
Fiſcher 192. 201. 254.
Fiſchhaber, Profeſſor 204.
Fiz James 18.
Flatt 92. 172. 190. 205. 291. 313.
Flein 46. 67. 159.
Fleiſchmann 92. 137. 152. 197.
Fleming 115. 118.
Flochberg 184.
Föhr 147. 209.
Follen 269.
Forchtenberg 209.
Forſter 117.
Förſter 225.
Forſtner, v. 151.
Fouqué 7. 17. 26. 30. 33. 34. 41. 42. 50. 77. 78. 80 ff. 84. 88. 91. 93. 102. 105. 106. 119. 120. 123. 125—128. 134. 140. 141. 144. 148. 149. 152. 153. 160. 161. 164. 176. 179 f. 183. 187. 188. 198. 201. 203. 207. 214. 221. 233. 280. 283—285.
Franconi 18.
Franken, v. 17.
Frankenbach 160.
Frankfurt a. M. 10. 52. 56. 186. 247. 255. 257. 306.
Franz, K. v. Oeſterreich 163.
Freiberg, v. (?) 28.
Freidank 286.
Frey, Abgeordneter 219.
Frickenhofen 171.
Friedrich der Große 24.

Fries 218. 316.
Fritz 63.
Frölich 170.
Frommann 176.
Froriep 49.
Fues 40. 50. 51. 62. 68. 84. 89—92. 106. 121. 152. 154. 163. 176. 189. 206—208. 286.
Fulda 272.
Fürfeld 160.

Gaab 52. 118. 151. 176. 182. 189. 214. 227. 233. 236. 239. 248. 259 f. 262. 263. 286. 289. 291.
Gablenberg 112. 114. 115. 118. 162. 188. 193. 216. 220.
Gaildorf 160. 170 f. 193 f.
Gais 299.
Gaisberg, v. 114. 155.
Gaisburg 109—111. 115—118. 126—129. 156. 157. 159. 161. 166. 179 ff.
Gall 17. 23.
Galland 80.
Gangloff 63 f. 71. 75. 112. 113. 117 f. 127. 129. 133. 136. 139. 185.
Ganzhorn 52.
Gaupp, Apotheker, Abgeordneter 107. 181. 210. 217—220. 224. 225. 237. 239. 241. 242—245. 248. 249. 254 bis 256. 260—263. 272 ff. 289. 317.
— Auditor 73.
— Kaufmann (?) 107.
Gehres 166.
Gellert 24.
Gelthaar 127.
Gentner 90.
Georgii, Oberjuſtizrat 182. 199. 211. 239.
— Prokurator 247.
Gerard 20.
Gerardo 268.
Gerber 108. 161. 264.
Gerbert 214.
Gerock 82.
Gerold 43. 44.
Gerſtenberg (? aus Schleswig-Holſtein, Sohn des Dichters v. G.) 19.
Geß, Univ.-Syndicus u. Fam. 58. 63. 89.
— Theol. 82. 92. 93. 97. 99. 202.
Geßler 209.
Geßner 308.
Giannone 238. 286.
Gieſebrecht 157.
Gießbach 304.
Gleich 160.
Glocker 48.
Gluck 27.
Glück 202.
Gmelin, Chriſtian Gottlieb, Jur. 64.
— Chriſtian Gottlob, Chem. 91. 293. 311.
— Chriſtian Heinr., Jur. 166.
— Eduard 14 ff. 18. 20. 24. 92. 101. 118. 152. 197. 288. 292.
— Ferdinand 151. 208. 214. 227.
— Friedrich 42. 207. 269. 273 ff. 279. 280. 290. 295. 310.
— Guſtav 51. 123.
— Hermann 45. 51. 90. 95. 101. 104. 105. 107. 108. 110. 113—117. 119. 120. 135. 140. 145. 146. 153. 155. 159. 164. 175. 187. 188. 192. 195. 198—200. 203. 204. 210. 213. 220. 225. 248. 250. 251. 259. 282. 286. 289. 293. 295.
— Karl 125.
— Leopold 292.
— Ludwig 43. 138. 151. 270. 311.
— Sophie 214.

Gmelin, Wilhelm 124 f.
— Wilhelmine 39. 82.
Gmünd 5. 141 f.
Gniebel bei Tüb. 70. 75. 76.
Godofredus Colon. 255.
Golther 68.
Gönner 275.
Gönningen 63. 64. 82.
Göppingen 185.
Göriz 126. 135.
Görres 57. 89. 190. 218. 220. 222. 225. 244. 276. 284 ff.
Gös 269.
Goethe 5. 33. **44**. 49. 52. 62. 70. 71. 78. 87. 103. 129. 133. 135. 137. 139. 141. 148—154. 182. 189. 205. 220. 240. 242. 263. 282 bis 285.
Gotha 243.
Gottfried v. Köln 258.
Gottſchalk 81. 164.
Gottwollshauſen 170.
Gozzi 86.
Greyerz, v. 117.
Gries 57. 184.
Grieſinger, Hofſänger 115. 127. 137. 146. 147.
— Regierungsrat 146.
Grillparzer 221. 253. 265.
Grimm 29. 59. 68. 72. 73. 91. 104. 105. 109. 111. 118. 176 f. 189. 197. 199 f. 204. 222. 228. 236. 313.
Grimmelshauſen 123.
Grindelwald 304.
Gropp 315.
Gros, Ob.-Trib.-Präſ. 242.
— Wirtſchaft 276 ff.
Großbottwar 9. 46. 67.
Gryphius 161.
Gſchwend 142. 171.
Güglingen 28.
Gundelsheim 160.
Günzler 124. 138. 188. 191. 279.
Haakh 208. 211. 217 f. 276.
Hadlaub 262.
Hafner 83.
Hagelloch bei Tübingen 93.
Hagen, von der 5. 27. 41. 57. 92. 97. 123. 127. 175. 216. 221. 286. 296.
Haghof, Hagberg 142 f. 146. 171.
Hahn 176. 227. 239 f. 260.
Haigerloch 173.
Hailfingen 251.
Haiterbach 214. 216. 223. 251. 280. 293.
Halberſtadt 134.
Hall, Schwäbiſch 170. 278. 291.
Hamburg 6. 17. 237.
Hammerſtein 174.
Händel 24.
Hanfſtengel 312.
Hannele 241.
Hardegg 276. 278. 279. 294.
Hardt in Hohenzollern 173.
Härlin 98. 247. 289.
Harpprecht 45. 47. 52 f. 67. 86. 90. 95. 96. 98. 101. 103. 106. 108. 112—115. 119. 122. 124. 133. 136. 138. 173. 192. 223. 283.
Harteneck 271. 310.
Hartmann, Aug. 146. 219?
— Heinr. 146. 211. 219? 238.
— Joh. Georg 51.
— v. Aue 224.
Harttmann 51. 68. 219?
Haſe 15. 17. 23.
Haſenmaier 105. 228.
Häſer 123. 126. 137. 146. 154. 155. 166.
Haubersbronn 95. 141.
Hauff 40. 51. 68. 75. 79. 84. 176.
Haug 45. 47. 54. 57. 62. 68. 90. 106. 114. 117. 144. 157. 162. 169. 175. 177. 189. 220. 238—240. 245. 255. 257.

264. 269. 285. 287. 293. 294. 311.
Haugwitz, Gr. v. 53.
Hauſer 273. 276. 277. 279.
Hausmann 279.
Hauterine 21.
Haydn 208. 231.
Hebel 2. 9. 10. 34. 95. 99. 147. 251 f.
Hechingen 4. 70. 73. 81. 309.
Hecht 250. 259. 286.
Heckmann 189. 198.
Heddäus 315. 316.
Hedelfingen 118. 245.
Hegewiſch 217.
Hehl 38. 40. 43. 44. 49. 53. 56. 68. 79. 84. 151. 164. 272. 274. 276—279. 286. 293.
Heidelberg 4. 10. 52. 57. 70. 135. 159 f. 182. 218. 240. 287. 288. 296. 311. 316.
Heidenheim 184. 277.
Heigelin, Juriſt 91. 110—113. 116. 118. 138. 152. 182—184. 188. 191. 209. 216. 260.
Heilbronn 9. 46 f. 58. 65 f. 96. 159. 162. 170. 172. 209. 211. 217. 223. 237.
Heinrich 167. 217. 227 f. 248. 257. 286.
— v. Morungen 262.
Heldenbuch 57.
Heller, Lotte 295.
— Muſiker 126. 150.
Hemmelink (Memling) 160.
Henneberg 17. 20.
Herberg bei Gaildorf 170 f.
Herder 2. 3.
Herlen 184.
Hermann der Lahme 175.
Herrenberg 9. 60. 71. 85. 89. 93. 94. 221. 223. 234. 270.
Herz, Henr. 269 f.
Heslach 7. 110. 113. 117. 127. 129. 134. 137. 140. 145. 154. 161 ff.
Heſſemer 293.
Hetſch 17.
Heuglin 279.
Heyd 259.
Hiemer 116. 118. 133. 136.
Hierlinger 129. 147.
Himmel 317.
Hinsberg 153.
Hirſau, Kloſter 62. 251.
Hirſchau bei Tübingen 63.
Hirſchhorn a. N. 160.
Hitzig 152.
Hoch 39.
Hochberg bei Ludwigsburg 279.
Höchſt 11.
Hochſtetter, Repetent, ſpäter Profeſſor († 1839) 49. 50. 70. 72. 74. 89. 159. 179.
— Repetent, ſpäter Geiſtlicher († 1867) 231.
Höck 194.
Hofacker, Dan. 124.
— Ludw. (Jur.) 40. 164. 198. 200. 204—206. 211. 212. 221. 224.
— Stadtſchreiber 223.
Höfen OA. Neuenbürg 270.
Hoffmann, Senator 192.
— Theol. 80. 94. 150. 309.
Hofmann 242.
Hohenaſperg 276.
Hoheneck 273. 276.
Hohenentringen 89.
Hohenheim 114. 135. 146.
Hohenlohe-Oehringen, Fürſt v. 157. 178. 199.
Hohenſtaufen 95. 142. 143. 180 f. 234.
Hohenzollern 234.
Holbein 160.
Holenſtein 72.
Holland, W. 2. 25. 67. 144.
Hölty 84.
Holzgerlingen 163.
Homer 29. 80. 285.
Honold 268. 276.
Hopfengärtner 136.
Horaz 135.

Horb 68. 173. 175.
Hormayr 294. 311.
Horn 121. 283 f.
Hornberg a. R. 160.
Hörner 94.
Hornthal, v. 182.
Hoſer, Familie 9. 43. 44. 309.
— Chr. Eb. 9.
— Heinr. 9. 156.
— Hofrat u. Fam. 9. 211. 251.
— Pfarrer 7. 9. 46. 111. 112.
— Univ.-Sekr. 9. 76.
Huber, Muſiker 163.
— Thereſe 117. 264 f.
Humboldt, Frau v. 269.

Jacobi 112.
Jäger, Arzt 85. 104. 114. 133. 144. 147. 168. 179. 180. 183. 185. 188. 192. 196. 205. 212. 213. 237. 238. 242. 249. 255. 260. 262. 265—268. 272. 275. 283—285. 287. 297. 315.
— Aſſeſſor 115. 167.
— Luiſe 282.
— Oberfinanzrat u. Fam. 150. 299 f. 308. 310.
— Pfarrers We. 292.
— Wilh. 238.
Jean Paul 7. 90. 114. 155. 192. 218. 224. 269.
Jena 224. 242.
Jeniſch 45.
Iffland 156. 281.
Ihinger Hof 285. 310. 314.
Ilsfeld 46.
Ingelfingen 209.
Johann v. Schwaben 308.
Jourdain 21. 24. 28. 29.
Ipf 184.
Iſelin 124 f.
Jungfrau 305.

Kahlenſtein (Roſenſtein) 114. 174. 186. 198. 202—205. 211 bis 213. 215. 219. 222. 224. 225. 228—233. 240. 243. 245 bis 247. 250. 257. 269. 274. 282. 283. 287. 290. 291.
Kahler 243.
Kaltenthal 163. 242.
Kapff, Dekan 312.
— Dir. 225. 233. 275. 289.
— Pfarrer 9.
— Prof. 83. 292.
— Ricke 317.
Karl, Großh. v. Baden 251.
Karlsruhe 9 f. 34. 38. 74. 177. 234. 251. 253. 266.
Kaſſel 242.
Kaub 11.
Kaulbach 267.
Kayh 94.
Kechler, v. 223.
Kegele 84.
Kehl 34.
Keller, Muſiker 126. 144. 146. 155.
— Prof. 25. 102.
Keller-Schleitheim, v. 252.
Keringer 142.
Kerkhoven 10.
Kern, Kriminalrat 73.
— Theol. 94. 112.
Kerner, Friederike 39. 42—44. 51. 78. 107. 141. 162. 225. 226. 249.
— Georg u. Frau 249. 264. 266. 270.
— Juſtinus 2—4. 6. 8. 16. 23. 24. 30. 32. 34 f. 37. 39. 40. bis 45. 49. 50. 54. 55. 57. 58. 61. 62. 69. 72—74. 76 bis 78. 80. 82. 83. 86—91. 94—98. 101. 103—107. 113. 120. 123—126. 141—144. 149. 150. 159—162. 170 f. 177. 183. 188. 194. 195. 202. 207. 213. 215. 225. 226. 237. 249. 255. 275. 314.
— Karl 107. 125. 146. 162. 249. 255.
— Marie 120. 141. 143. 162.

Kerner, Theobald 213.
Keyßler 240.
Kieſer 94.
Kielmeyer 151. 242.
Kierecker 80.
Kieſer (? Hofrat) 308.
Killinger, v. 9. 10. 177.
Kimly 18.
Kind 111. 229.
Kinzelbach 126.
Kirchenkirnberg 171.
Kirchentellinsfurt 84.
Kirchheim am Ries 184.
Kleber 212.
Klein 118. 269.
Kleinſchrod 205.
Kleiſt 238.
Klemmer 115.
Klett 139.
Klingemann 239.
Klinkowſtröm 15.
Klocker 58.
Kloſter Neuburger Chronik 258.
Klotz, Prof. 41—43. 293. 309.
— Prokurator 93. 154.
— Witwe 152.
Klüber 82.
Klüpfel 191.
Knapp, Albert 50. 314. 316.
— Amalie 56.
— Franz 51. 63. 99. 287.
— Friedr. 68. 115—117. 123. 125—128. 136—138. 144. 146—150. 152—157. 159. 160. 169. 179. 195. 219. 221.
— Gottfried 50. 91. 115. 176. 198. 207. 214. 219. 259. 292. 309.
— Wilhelmine 117.
— Witwe 151. 243. 292.
Knaus 289.
Knittel 252.
Knob 215.
Koblenz 11 f. 244.
Koch 69. 70.
Kochendorf 9.
Kocherthal 171.
Kohler 184. 206.
Köhler 97.
Kohlhaas 68.
Kölle 2. 4. 10. 34. 38. 40. 43. 44. 47. 60. 61. 68. 69. 73. 83. 122. 126—128. 151. 163. 176. 189. 190.
Kölreuter 238.
König, Maler 306.
— (Offizier?) 28.
Konrad von Würzburg 313.
Konſtantin, Großfürſt 121 f.
Konſtanz 298.
Koreff 17. 19. 23. 24. 26. 29. 259.
Körner, Chr. G. 241.
— Th. 123. 220.
Kornthal 137.
Kornweſtheim 172. 221. 274. 277.
Köſtlin, Auguſt 39. 40. 51. 128. 133. 137. 138. 148. 153. 163. 170. 176. 179. 180. 183 bis 187. 201. 210. 219. 231. 237. 239. 240. 249. 264. 268 bis 270. 288. 310.
— Gottlieb 39. 40. 68. 97.
— Heinrich 39. 45. 57. 67. 77. 90. 101. 108. 111. 113. 114. 117. 118. 121. 126. 134. 149. 155. 161. 162. 168. 192. 207. 238. 242. 310.
— Nathanael 294.
Kotzebue 157. 227. 229. 253. 260. 275. 282. 285. 317.
Krauß, Wirtſchaft 196 ff. 242. 262 ff.
Krehl 272.
Kreßbach bei Tüb. 58.
Kreutzer 79 f. 157.
Kruſe 215 f.
Künſtle 263.
Künzelsau 208. 209. 289.
Kurrer 317.
Küſtner 292.
Küßnacht 302. 307.
Kyffhäuſer 81. 107.

Lachmann 206. 313.
La Ferté 14.
Lafontaine 3. 195.
Lämmerer 171. 177.
Landauer 217.
Landegg, Schenk v. 258.
Lang, Abgeordneter 210.
— Oberamtmann 93. 282 f.
— Witwe 242.
Langnau 307.
Lannes 17. 18.
Laſalle 181.
Laſtin 104 ff. 151. 153—155. 193. 264. 268. 275. 280. 283 ff. 310 ff.
Laßberg, v. 293. 294. 297. 298. 312.
Lauffen a. N. 47. 96.
Laupp 289. 313.
Lauſanne 150.
Legrand 71. 75.
Leiendecker, Wirtſchaft 249.
Leipzig 119. 125.
Leiſewitz 138.
Lempp 113. 128.
Lenglingen 142.
Leonberg 117 f. 146 f. 260. 311.
Leonhard, Dlle. 34.
Leſſing 62. 235. 240. 285.
Letſch 170.
Lettenhof (Lettenſtich) 143.
Leube 63. 102.
Leutrum v. Ertingen, Graf 104.
Lichtenberg OA. Marbach 67.
Lichtenſtein, Schloß 214.
— Ulrich v. 161.
Lichtenſtern 46. 171.
Lieb 98. 116.
Liebenau, v. 95.
Liebenzell 150. 251.
Lienhardt 123.
Lieſching 200—202. 205. 206. 216. 224. 225. 233. 236. 237. 239. 242. 243. 245. 257. 276. 314—316.
Lindner 234. 247. 289. 312.
Link 242.
Liſt 72. 75. 76. 273. 314.
Löben, Gr. v. 70. 77. 80. 89. 91. 126. 135. 149. 188.
Löber 170.
Löhle 115. 127.
Lope de Vega 16. 22. 29. 30. 38. 225. 263 f.
Lorch 5. 95. 142. 287.
Lori 304.
Lothar 311.
Löwenſtein 46. 171.
Lübeck 264.
Luden 208.
Ludwig 110.
Ludwigsburg 16. 42. 67. 150. 163. 168. 209. 225. 270. 272 ff. 310.
Lühe, v. der 95. 99. 101. 111. 116. 120. 121. 128—130. 133. 139. 140. 197.
Luſtnau 7. 9. 39. 40. 44. 50. 59. 82—86. 90. 110. 164. 165. 175. 189. 207 f. 214. 219. 235. 239. 240. 243. 250. 280. 292. 293. 295. 309.
Luther 222.
Lutz 35.
Lützen 111.
Luxemburg 12.
Lux 281.
Luzern 302 f. 307.

Mackelden 33.
Madel 76.
Mainau 298.
Mainz 11.
Majer, Abgeordneter 278. 291.
— Prof. 95. 96. 293.
Maklot 43.
Malblanc 40. 56. 57.
Malte 140. 155.
Mandelsloh, Gr. v. 51. 111 bis 113. 115. 116. 118. 129. 135. 138. 139. 150. 154. 155. 159. 160. 180. 183. 227. 239.
Mannheim 282.

Mannoſtetter 184.
Marbach 46. 260. 273. 276.
Marburg 284.
Maria Feodorowna, K. v. Rußland 246 f.
Mariana 266. 281.
Marinoni 221.
Markdorf 298.
Markgröningen 168. 270.
Märklin 93. 117. 280.
Marmontel 7. 161.
Marner 262.
März (Merz) 96.
Maſſenbach, v. 206. 211.
Mattheus Parisiensis 217. 219.
Matthiſſon 116. 176. 241. 257.
Maucler (Geh. Rat) 244. 274. 289. 312.
Mauer in Baden 160.
Maulbronn 56. 89. 218.
Maurer 281.
Max Joſeph, K. v. Bayern 236.
Mayer, Auguſt 8. 37—41. 45. 50. 51. 53. 56—59. 65—67. 77. 82. 91. 94. 96. 105. 124.
— Auguſte 91. 116 f.
— Chph. Fr. u. Familie 46 f. 65 f. 96. 159. 161. 170. 172. 185.
— Henriette 140. 146. 205.
— Karl 4. 24. 33. 38. 39. 41. 42. 44. 46 f. 54. 58. 63. 65 f. 70. 73. 75. 82. 91. 92. 94. 96. 114. 117 f. 120. 136. 139. 140. 146. 160. 161. 168. 170. 182. 185. 187. 190. 201. 203. 205. 222. 225. 226. 245. 249. 253. 261. 263. 266. 267. 286—288. 292. 296. 297. 309. 310. 313. 316.
— Louis 128. 155. 170. 201. 288.
— Sängerin 116. 117?
— Wilhelmine 170.
Meaux 14.
Meersburg 298.
Mehul 254.
Meiderlen 174. 188.
Meiringen 304.
Meiſterſänger 311. 317.
Mellin 218. 256.
Memling 160.
Memminger 196.
Menzel 306.
Meon 49.
Mergentheim 276.
Merklingen bei Leonberg 117.
Merrem 20. 129.
Merz 170.
Metz, Stadt 13.
Metzingen 297.
Metzler 286.
Mevius 266.
Meyer 9. 124. 130. 138. 141. 164. 172. 197 f. 208. 211. 213—216. 219. 220. 223. 233 ff. 243. 247—251. 277. 280. 295. 296. 309. 313.
Michaelis 65. 211.
Michelbach a. d. Bils 170.
Mieg 72.
Minneberg 160.
Minneſinger 39. 182. 240. 257 f. 260. 317.
Mittelfiſchbach 170.
Miville 251. 252. 257.
Mohr 218.
Möhringen bei Stuttg. 7. 242.
Molière 30.
Mönchberg 89.
Monn 226.
Moreno 89.
Morff 138. 151. 156. 166. 222. 226. 228. 232. 233. 244. 264.
Morgenblatt 26. 30. 49. 54. 62. 94. 256. 257. 283. 285.
Mörike, Ed. 49.
— Prokurator 210.
Moſer 171. 209.
Möſer 204. 212 f.
Mozart 121. 122. 138. 147. 154. 169. 186. 256. 288. 292.
Mühlbach 121.

Mühlberger (Mülberger) 133. 241.
Mühlburg 10.
Mühlenfels, v. 220.
Mühlhauſen bei Cannſtatt 140.
Müller, E. 256.
— Friedrich 117. 123.
— Friedr. Aug. (Dichter) 264. 266.
— Gotthard 166.
— Johannes 229. 237. 245. 247. 305.
— Ludwig 118. 122. 163. 202.
— Madame 104.
— Muſiker 155.
— P. E. 206.
— Regiſtrator, Sekr. 205. 287. 310.
— Schweizer 143.
— vom Kap 311.
Müllner 177. 203. 204. 247.
Münſingen 169. 297.
Muratori 238 f. 241. 285.
Murillo 182.
Murr bei Marbach 67.
Murrhardt 171. 194.

Nagel 23.
Nagold 223. 251.
Nancy 34.
Nanz 105.
Napoleon I. 16. 17. 20. 31. 128. 157. 164. 166. 175.
Naſt 198.
Nebelhöhle 214.
Neckarelz 160.
Neckargemünd 159 f. 218.
Neckarſteinach 160.
Neckarſulm 66.
Neckarthailfingen 7. 196.
Neckarweihingen 278.
Neeff 193. 309.
Nehrlich 4.
Neresheim 184.
Neuenbürg 34. 270.
Neuenſtadt a. d. L. 170. 209. 274.
Neuenſtein 170. 209.
Neuffer, Kameralverwalter 143. 213. 236. 309. 312.
— Pfarrer 196.
Neuhaus am Neckar 160.
Neurath, v. 143.
Nibelungenlied 82. 93. 153. 175. 221 ff. 224. 226. 267. 286. 316.
Nicolaus Burgundus 230 f.
Niebuhr 178.
Niedernau 52.
Niedernhall 209.
Nienſtädt 179.
Niethammer 21.
Nithart 261.
Nordheim 9.
Nördlingen 184. 189. 191.
Nördlinger 241. 244. 255. 289.
Notter 149.
Novalis 67.
Nürtingen 7. 289.

Oberiettingen 223.
Oberlin 313.
Oberſontheim 170.
Oberſtenfeld 9. 67.
Obertürkheim 118. 134. 137. 159. 168. 185. 187. 210. 245. 254. 263. 266. 268. 281. 309. 313.
Oehlenſchläger 7. 33. 35. 209 f. 220. 265.
Oehringen 170.
Ohrnberg 209.
Olenſchlager 227. 229. 232.
Olivier 33.
Oppenweiler 194.
Orth 217.
Oſiander, Arzt 276.
— Buchhändler 105. 107. 286.
— Ernſt 141. 233 f. 243. 259 f. 262. 268. 270. 293.
— Fräulein 113. 114. 122.
— Gottlieb 43. 50. 92. 93. 97. 217 f.

Oſſian 152.
Oeſterreich, Erzh. Ferdinand 161. 164.
— Ludwig 164.
— Kaiſer Franz 163.
Oßweil 274. 276.
Oetinger 171.
Oettingen-Wallerſtein, Fürſt v. 173. 184. 206. 288.
Otto 108. 129. 133. 137. 155. 159. 168. 280. 290.
Ottokar v. Horneck 247. 316 f.
Ovid 29. 270.

Pahl 170. 194.
Pappenheim, v. 244.
Parcival 123.
Paris 6. 9 ff. 14 ff. 46. 49. 50. 88. 91. 97. 127. 128. 236.
Paſtouret 29. 30. 33.
Pauli 67. 73. 310.
Paulus 204. 207. 218. 244 bis 247. 252. 255. 257. 272.
Pauly 85. 89. 93. 97.
Payer 290.
Peizner 116.
Peren 84
Peterſen 111. 144. 176. 177. 193.
Petrarca 59. 139.
Pez 226 f.
Pfaff, Hiſt. 266.
— Phyſ. 280.
Pfefferkorn 265.
Pfiſter 167 f. 177. 183 f. 213. 216. 227. 238. 247.
Pfleiderer 91. 92.
Pforzheim 9. 34. 234. 251. 252.
Pfrondorf bei Tüb. 69. 70.
Pfullingen 9. 43. 70. 295. 309. 317.
Pyffer 303.
Philippsborn 251.
Picard 18.
Pilat 15. 19. 20. 23. 24.
Piſtorius 90. 99. 110. 121. 128. 143. 146. 150. 154. 159. 162. 163. 168. 178—181. 185 bis 187. 190—192. 198. 205. 210. 213. 215. 224. 225. 231. 232. 239. 240. 242. 244. 247. 250. 254. 261. 263. 268. 269. 272. 276—278. 281—285. 287—296. 308—312.
Planck, Heinr. 98.
— Karl 219. 236. 297.
Plieningen 114. 135. 146.
Plochingen 185.
Ploucquet 164. 293.
Plutarch 153.
Poltringen 89.
Pouſſin 182.
Pregizer, C. F. 14—21. 45. 54. 64.
— Stadtpfarrer 223. 228. 251. 265.
Preſcher 142. 171. 194.
Purgold 311.

Racine 228 f. 241.
Rafael 18.
Raiffeiſen 170.
Rapp, Kaufm. 159.
— Theol. 168.
Raſtatt 10. 34.
Raßmann 174. 190. 230.
Rau 277. 289.
Ravensburg 298.
Rechberg 142.
Rehfues, Joh. Phil. 34. 47. 75. 105.
— Wirtſchaft 40.
Reichenbach, Unter- 251.
Reimer 216. 217. 248. 252 f.
Reinhardt 69.
Reinmar der Alte 260.
— von Zweter 261.
Reiſchach, Gr. v. 138. 157.
Remer 89. 243.
Reuſten 85.
Reuß 120. 174. 201. 238.

Reutlingen 55—59. 75. 85. 88. 89. 91. 98. 101. 106. 118. 122. 125. 239. 309. 316.
Rhein 11 f.
Rhode 128.
Richter 28.
Rieger 90.
Riepenhauſen 46.
Rigi 302.
Ritter 184. 215.
Robert 182.
Röder 47.
Rödiger 242.
Rohracker 118. 129. 133. 147. 182. 188. 245. 266.
Rolandinus Patavinus 268.
Roller 57. 77.
Romberg 155.
Römer 209. 255.
Romig 86. 194.
Rommelshauſen 46.
Rooſchüz 70.
Roquefort 26. 29. 268.
Roſeck 86. 89.
Roſengarten 170.
Roſenſtein ſ. Kahlenſtein
Roſenſtiel (? franz. Diplomat aus dem Elſaß) 31.
Roſer 24. 60. 75. 85. 104. 105. 107—112. 114—118. 121. 123. 124. 126. 128. 129. 133. 134. 137. 138. 140. 147 bis 153. 159. 161—163. 166 bis 168. 174. 177—181. 183 ff. 209 ff. 223.
Rösler (Prof. d. Geſch. in Tübingen) 208.
Röslin, Rößlin 50. 64. 185.
Roth 115.
— K. L., Philolog 115. 168. 187. 229. 309.
Rothenberg 108. 118. 138. 168. 297.
Rötherturm 171.
Roththal 194.
Rotteck 273 f.
Rottenburg a. N. 68. 81. 91. 93. 97. 172 f. 175.
Rottweil 72. 73. 157. 274.
Rougemont 15. 27. 30.
Rouſſeau 17. 28. 38. 49. 90 ff.
Rubens 21. 182.
Rübgarten 69.
Rückert 140. 148. 151. 172. 173. 175—188. 190. 192 bis 204. 209 f. 213.
Rüdern 134. 185.
Rudersberg 96.
Rüdiger 42. 43. 68. 69.
Rudolph 101.
Rühs 97. 104. 313.
Rußland ſ. Alexander, Konſtantin, Maria Feodorowna.

Saarbrücken 148.
Saba Malaſpina 240.
Sachs, Hans 50. 55. 196.
— Stud. 124.
Sailer (Seiler) 89. 92. 104. 114. 134.
Saint Dizier 34.
Saint Emilion 14.
Sand 260.
Sankt Gallen 299.
Sarnen 303.
Savigny 118.
Saxo Grammaticus 97. 250. 252 f.
Schachen 307.
Schacht 316.
Schäfer (Schäffer) Kameraliſt 210. 281?
— Schultheiß 278.
— Wirtſchaft 106 ff. 252.
Schaffhauſen 308.
Scharnhauſen 135.
Schatten 101. 114. 118 ff. 212.
Schauber 223.
Schäufelin 184.
Scheid 146.
Scheidler 243.
Schelling, Arzt 269.

Schelling, Philoſoph 108.
Schenkendorf 159.
Schickardt 14. 16. 21. 26. 28. 32—34. 49—52. 54. 63. 66. 74—77. 81. 82. 84—86. 87. 92—94. 97. 99. 101. 106 bis 108. 110. 113. 115. 121. 123. 125. 126. 142. 146. 183.
Schickhardt 168.
Schill 293.
Schiller 5. 53. 64. 94. 148—150. 153. 156. 162. 189. 190. 201—204. 231. 239 f. 241. 253. 254. 263. 281. 283. 292. 312.
Schilter 57.
Schlayer 283
Schlegel, A. W. 19. 21—24. 38. 39. 45. 50. 52. 55. 61. 82. 84. 220 ff. 245 f. 255. 259.
— Dorothea 77.
— Friedr. 71. 79. 86. 91. 109. 125. 172. 180.
Schlotwieſe 137.
Schmalz 178. 180.
Schmelzle 140. 218.
Schmid, Juriſten 91. 111. 165. 185.
— Pfr. u. Fam. 7. 43. 49. 50. 85. 86. 111. 137. 144. 169. 193. 194. 205. 213. 220. 221. 245. 255. 261. 266. 269. 273. 291. 296. 309. 310. 314 bis 316.
— Prälat 206.
— Repetent 259.
— Syndikus 255.
Schmidelfeld 171.
Schmiden bei Cannſtatt 7. 9. 45 f. 67. 96. 111. 112.
Schmidlin 236.
Schmidt 175. 195 ff. 216. 242.
Schmitz Grollenburg, v. 174. 220.
Schnell 81.
Schnurrer, Brüder 40. 42—44. 49—51. 55. 56. 59. 60. 62. 64. 68. 69. 86—89. 91 94 113. 238.
Schnyder v. Wartenſee 313.
Scholl 194.
Schönbuch 90.
Schönleber 67. 272 ff. 310.
Schopenhauer, Johanna 287.
Schoppe ſ. Weiſe.
Schorndorf 95. 143. 146. 312.
Schott, Albert 101. 118. 119. 128. 129. 133—141. 146. 148—153. 155—160. 162. 166. 167. 184. 193. 194. 197 bis 204. 206—208. 210 bis 213. 215—222. 225—228. 230—233. 235—247. 250. 252—258. 261—263. 265. 266. 268. 269. 271. 272. 274. 276—279. 282—285. 287 bis 290. 293. 309—311. 314 bis 316.
— Andr. Hnr. 69. 110.
— Joh. Chr. 65. 157. 272. 279.
— Joh. Eb. 16. 149.
— K. Fr. 44. 50—52. 54. 59. 62. 68. 69. 72. 73. 83. 90. 94.
— Oberjuſtizrat 263.
— Sigmund 228.
— Sophie 83. 84. 92. 98. 108. 148. 150 f.
— Theol. 85. 257.
— Wilhelmine 110. 151.
Schrader 40. 49. 50. 65. 68. 97.
Schrag 314.
Schramm 43. 44. 64. 78.
Schreiber 190. 252. 264.
Schubart, Buchhändler 14. 16. 18. 22. 26—28. 30. 32. 33. 49. 122. 123. 127.
— Dichter 276.
Schübler 249. 315.
Schultheiß 269.
Schultheß 264.
Schulze, E. 244. 253.
Schunke 154.
Schütz 85—87. 272. 280. 309.
— v. 59. 211. 219.

Schütze 241.
Schwab, Guſt. 37. 39—45. 49 bis 51. 54. 55. 57. 59. 61. 62. 67. 68. 70. 71. 73. 74. 79. 83. 84. 87. 89. 92. 93. 99. 105—107. 109—112. 114. 119. 130. 137—139. 144 bis 148. 152. 155. 156. 160. 161. 173. 175. 176. 183. 184. 189. 190. 195—197. 199. 201. 207. 208. 214—216. 219. 220. 222. 225—233. 235. 241. 243. 245—250. 252 bis 268. 270. 273. 275. 277—279. 281. 288. 293—297. 309—316.
— J. Chph. 103. 105. 107. 115. 116. 124. 140.
— Lotte 56. 215.
— Sophie 214. 243. 258 (ſiehe auch Guſt.).
Schwaderer 191. 262 f.
Schwarzenberg, Fürſt v. 17.
Schwarzmann 60.
Schweder 312.
Schwegler 133. 134.
Schweiz 84. 86. 119. 140. 193. 297 ff. 313.
Schwerzloch 77. 267.
Schwieberdingen 104. 218. 252. 262.
Schwyz 300.
Scott, Walter 287.
Seckendorf, v. 6. 89. 90. 94.
Seeburg 297.
Seegemund 157. 161.
Seeger, v. 14. 17. 22. 23. 28. 29. 32.
Seeger, Amtsſchreiber 292.
Seiler ſ. Sailer.
Seiz 123.
Seubert, Oberamtmann 272. 280. 289.
— Rat 170.
— Maler 238.
Seume 119.
Seybold, Offizier, Abg. 237. 272.
— Theol. 20—25. 77.
Seyffer 107.
Shakeſpeare 6. 38. 52. 84. 145 f. 151 f. 155 f. 169. 200—204. 228. 245. 248 ff. 254—257. 266. 267. 281—284.
Sick 135. 201.
Sieveking 6. 15. 17. 18. 20 bis 22. 26. 91.
Sigelen 258. 260 f.
Sigwart 81. 215. 248. 260. 280. 286. 287.
Silber 147 ff. 269.
Sillenbuch 118. 133. 147. 245.
Simpliciſſimus 123.
Sinclair 125.
Sindelfingen 219. 287.
Sindringen 209.
Singenberg, Truchſ. v. 258.
Sinsheim 160.
Sirnau 263.
Sismondi 162. 232. 236 ff. 267. 285.
Solger 250.
Solitude 118. 311 f.
Sontheim bei Heilbronn 46. 159.
Sophokles 221 f. 224. 242 f. 250.
Speidel 225.
Speier 218.
Spittler 118. 123. 129. 134. 146. 147. 164. 165. 190. 202. 253. 264. 278. 281.
Spontini 263. 294.
Staël, Mad. de 19. 23. 140. 148. 148. 243 ff.
Stahl, Sekretär 220.
Stalin 48.
Staubbach 305.
Stäudlin 56. 105. 126. 140.
Steck, Juriſt 254. 285. 288.
Stein, Frhr. vom 169. 205.
Steinhäuſer 157.
Steinheim bei Marbach 46.
Steinhofer 248. 250. 261. 275. 283.
Steudel v. Eßlingen 268.
— Theol. 282.

Steudel, Wilh., Arzt 222. 282.
Stintzing 264.
Stockhauſen 37.
Stockmayer 287.
Stolberg 169. 221. 224. 242. 288.
Stoll 6. 22. 23. 27—32. 42. 155. 196.
Stollhofen 33.
Storr 260.
Straßburg 10. 34.
Strecker 311.
Stricker 56.
Ströhlin 123. 135. 161.
Stumpe 216.
Stumpf 193. 203.
Stürmer 43. 51. 55. 62. 63. 72. 76. 83. 86. 89. 189.
Stuttgart 2. 7. 45. 47. 56. 67. 90. 95. 97. 99 ff. 167. 169.
Sulz 172 f. 175. 186. 191.
Süskind 291.

Tacitus 237.
Tafel (Prof. G. L. F., 1787 bis 1860) 280.
Tafinger, Mag. 112. 133. 187.
— Prof. 6. 60. 69—71.
Taigel 69.
Talma 31.
Tannhäuſer 285.
Tellskapelle 302.
Teniers 21.
Thannenburg 170.
Theobald, v. 276. 283.
Theuß 168.
Thorbecke 61. 70. 92.
Thorwaldſen 302.
Thumb v. Neuburg 269.
Thümmel 119. 121.
Thurgau 299.
Tieck 53. 61. 77. 84. 86. 97. 107. 123. 127. 129. 146 163. 215. 218. 225.
Titurel 123. 288.
Treſſan 19. 27. 105.
Treuttel u. Würtz 14.
Trieberg, v. (?) 28.
Trier 12.
Trinius 196. 294.
Tritſchler 162.
Truchſeß, Frhr. v. 268.
Tübingen 1 ff. 16. 35 ff. 110. 116. 120. 128. 130. 136. 140. 151 f. 155. 163. 172. 175. 189. 191. 197. 207. 214. 219. 225—227. 233. 234. 239. 242—244. 246. 247 f. 250. 259. 260. 265. 269—272. 275. 276. 280. 286—290. 292 f. 295. 309. 313. 316 f.
Tuttlingen 308.

Uebelen, Prof. 147. 163. 169. 182. 185. 187. 188. 190. 192. 193. 256. 264.
— Wirt 147 ff.
Uetz 57.
Uhland, Stammbaum: Anhang.
— von Kleingartach 95.
— von Nordheim 199.
— des Dichters Großvater 46.
— Vater u. Mutter 9. 21. 27. 65. 72. 78. 86. 88. 99. 110. 112. 115. 116. 119. 121 f. 130. 134. 137. 153. 169. 176. 178. 182. 188—192. 197. 206. 208. 214—216. 222. 225. 226. 234. 235. 239. 242 f. 259. 260. 264 f. 269. 277. 281. 286. 287. 289 f. 292. 296. 309. 317.
— Schweſter Luiſe 9. 64. 90. 120. 136. 138. 140. 168 f. 182 f. 185. 188. 189. 207. 214—216. 219. 221. 233 f. 239. 265 (ſ. auch Meyer).
— Gattin (ſ. auch Viſcher) 9. 150 ff.
— Chriſtian, Oheim 65. 165. 208. 217. 243. 246. 272. 286. 289. 292. 309.

Uhland, Ernſt, Oheim u. Frau 46. 65. 67. 152. 164. 175 f. 189. 194. 208. 214. 230. 243. 259. 265. 272. 280. 290. 293. 295. 309. 315. 317.
— Ernſt, Vetter 42. 43. 64. 85. 170. 209. 274.
— Friederike, Bäschen 194. 219. 236.
— Gotthold, Oheim u. Frau 35. 61. 64. 74. 85. 220. 243. 274.
— Gottliebin, Tante 8. 193. 243. 261.
— Kaufmanns (Joh. Mich.) Witwe 189. 272. 286. 309.
— Luiſe (Luischen) Bäschen 33. 44. 47. 63—65. 84. 86. 102. 264 f. 281. 292.
— Roſine, Tante 32.
— Wilhelmine (Wilmele), Bäschen — ſ. auch Weiſſer — 21. 42. 62. 64. 65. 70. 78. 86. 106. 107. 111. 191. 192. 194.
Uhlbach 95. 134. 137 f. 159. 185. 187. 210. 297.
Ullmann 214. 240. 257. 292. 293.
Ulm 126. 146. 171.
Ulmer 16.
Unfried (Umfrid) 151. 168. 270. 280.
Untergröningen 171.
Untertürkheim 112. 118. 134. 245. 261.
Urach 61. 69. 111. 277. 289. 297.
Ursperger Chronik 255. 257.
Urkull, v. 171. 274. 279. 283.

Vaihingen a. d. Enz 218. 252.
— a. d. Fildern 163. 221. 242.
Vaihinger 173.
Vangerow 5.
Varnbüler, v. 198. 210. 241. 259. 276.
Varnhagen, K. A. 2. 6. 17—21. 49. 74. 77. 85. 126. 186. 197. 207. 209. 227. 229. 234. 245. 247. 251 f. 254. 255. 257—259. 263. 264. 266.
— Rahel 234. 273.
— Roſa Maria (ſ. auch Aſſing) 5. 20. 28. 39. 55. 61. 71. 82.
Veiel 51.
Veldeke 176.
Vellnagel 14. 15. 17.
Verdun 13.
Vincke 272.
Viſcher, von Baſel 313.
— Dichter, von Ludwigsburg 177.
— Kaufmann, von Calw, und Familie 9. 150. 223. 251. 268. 271. 279. 281. 285. 291. 292. 296. 308. 310. 314.
Vogt 213.
Vollmer 47. 282. 286.
Voltaire 231 f. 239.
Völter 69. 79. 83. 84. 87. 88. 168.
Voß 87. 218. 285. 288.

Waagen 285.
Wace 26. 27.
Wachler 287. 311.
Wächter, Juriſt 104. 166. 186.
— Maler, Eb. 117. 206. 257.
— Oberamtmann 172.
— Repetent 231. 259.
— Staatsrat 138. 266.
Wagenmann 194.
Wagner, Legat.-Rat 305.
— Offizier 117. 256.
Waivelhube 171.
Waiblingen 95. 141. 143. 194. 241.
Waldburg, Truchſ. v. 244.
Walddorf bei Tübingen 7. 69. 269.
Waldeck, Gr. v. 169. 212. 262.
Waldenbuch 39. 95. 136. 140.

151. 165. 173. 189. 197. 233. 246. 250. 272. 280.
Waldenburg 170.
Waldhauſen bei Tübingen 42. 43. 207.
Waldheim 186.
Waldſee 297.
Walker 269 f.
Wallenſee 300.
Wallerſtein (ſ. auch Oettingen) 184 f. 191. 202.
Walsrode 239. 243.
Walter Scott 287.
Waltharius 221.
Walther 179. 182.
— v. d. Vogelweide 186. 257 ff. 281. 287 f. 293. 296 f. 309 ff.
Wangen bei Stuttgart 118. 188. 266.
Wangenheim, v. 63. 65. 68. 69. 72. 75. 83. 90. 91. 110. 130. 136. 140 f. 148 f. 151 f. 155. 163 f. 173. 184. 186. 196. 198—201. 204. 211.
Warth 292.
Warthauſen 297.
Waterloo 164.
Weber, K. J. (der Satiriker) 289.
— Stud. 116.
— Veit 217.
Weckherlin, Abgeord. 277. 279.
— Biblioth. 44. 68. 69. 71. 90. 104. 105. 123. 193. 223.
— Hofkameralverwalter 256.
— Maler 113. 118. 136. (? 219. 253. 255.)
Weeſen 300.
Weibertreu 46. 65.
Weigl 112. 139. 227.
Weil der Stadt 9. 58. 234.
Weiler, v. 160. 179.
Weilheim bei Tübingen 55.
Weilimdorf 47.
Weingarten 258. 297 f. 317.
Weinheim 10.
Weinsberg 65. 92. 172.
Weiſe, Amalie 55. 61. 71. 77.
Weishaar 156 f. 159—162. 195. 197. 198. 206. 207. 210. 219. 220. 229. 231. 237. 239. 242. 244. 247. 254—260. 263. 272. 273. 276. 279. 294. 311.
Weiſſer, Aug. u. Wilhelmine (ſ. auch Uhland) 42. 102. 157. 189. 191. 192. 195—199. 203. 206—208. 216. 219. 223. 227—230. 235—238. 240. 244. 246—249. 254. 256. 264. 265. 266. 274. 275. 277. 279. 280. 283. 286. 288. 289. 292. 293. 309. 314 bis 316.
— Friedrich, 49. 72.
Weiß, Weiße 52.
Weißbad 299 f.
Weißenau 298.
Weißenſtein 185.
Weißenthurn 282.
Welcker 279.
Welzheim 73. 76. 93. 95 f. 141 f. 146. 194. 215.
Wengernalp 305.
Wepſer 111. 112. 116. 118. 121. 130. 135. 162. 165. 166.
Wergo 150. 162.
Werner, Präz. 53. 77.
— Wirtſchaft 240. 247.
— Zacharias 121. 180.
Weſtheim 170.
Wetzel, Dichter 238.
— von Tübingen 75.
Wieland in Baſel 250. 252.
— der Dichter 119. 123. 169.
Wien 2. 6.
Wigand 217.
Wildbad 34. 51. 56. 58. 69. 82. 86.
Wildberg 251.
Wildkirchlein 299.
Wilferdingen 234. 251.
Wilken 26.
Wilkinaſaga 128. 139 f. 144.
Wimpfen 65. 160.

Winnenden 96. 193.
Winter, Buchhändler 182. 206. 209. 218–221. 223. 245. 248. 256. 257. 316.
— Opernkomp. 157.
Wintergerſt 230–232. 236.
Wintermantel 273.
Wintzingerode, Gr. v. 23. 33.
Winzerhauſen 46.
Wipo 176. 188. 202 f.
Withaus 10.
Wittgenſtein, v. 121.
Wolf, F. A. 80. 81.
Wöllwarth, v. 293.
Wucherer 54 ff. 77. 79. 81. 88. 92.
Wundt 251 f.
Wurm, Schauſpieler 294 f.
— Theol. 231.
Wurmlinger Kapelle 39. 40. 42. 63. 153.
Württemberg, Schloß ſ. Rothenberg.
— Karl, Herzog 146.
— Dorothee, Herzogin 246.
— Friedrich, König 52. 97. 121. 163. 167–169. 174. 185. 196 f.
— Mathilde, Königin 145. 279.
— Wilhelm, Kronprinz, König 34. 138. 160. 161. 177. 183. 197. 204. 205. 211. 274. 282. 289. 290. 292. 294. 312. 315.
— Katharina, Königin 183. 204. 238. 254–256. 259. 288.
— Pauline, Königin 292.
— Ludwig, Herzog 220.
— Antoinette (Alexander), Herzogin 294.
— Friedrich, Prinz 129.
— Sophie, Prinzeſſin 238.
Würzburg 315.
Wyß 305.
Wyttenbach 239.

Zahn 162. 163. 198. 204. 207. 228. 261. 273. 276. 289. 292. 296. 309. 310. 314.
Zais 287.
Zazenhauſen 193.
Zech 185.
Zeil-Wurzach, Gr. v. 97.
Zeitblom 171.
Zelger 124.
Zeller, Arzt 47. 146 (?) 237.
— Oberamtmann 96. 159. 177.
— Subſtitut 96.
— Theolog 62. 63. 91.
Zenneck 7. 149.
Zeppelin, Gr. v. 16. 22.
Zimmerle 289.
Zoller 312.
Zſchokke 225 f. 230.
Zuffenhauſen 45. 275. 277 f.
Zug 308.
Zumſteeg 135.
Zurich 193. 308.
Zwingenberg 160. 264.

Uhlandſcher

Jako
Bürger und Zimmermann

Johann M
Quartiermeiſter im erbprinzl
geb Dezember

Joſeph Uhland
Bürger u. Handelsm. in Tübingen, geb. Kleingartach
27. Dez. 1688, † Tübingen 18. Aug. 1772.

Ludwig Joſeph Uhland
geb. Tüb. 15. Mai 1722, Repetent 1746,
Helfer i. Marbach 1749, 2. Helfer i. Tübing.
1753, 1. 1757, ord. Prof. d. Geſchichte 1761,
Ephorus d. Stifts 1772, a o. Prof. d. Theol.
1776, Frühprediger 1777, 1. Superattend.,
Dekan u. 2. Frühpred. 1780, † 15. Dez. 1803.
Heir. 3. Nov. 1749 Gottliebin Stäudlin,
geb. 19. Febr. 1731, † 26. April 1793.

Mari
geb. 17
Heir.
Wild,
in

Ludwig Gottlieb
Uhland
geb. Marbach
23. Dez. 1751
Magiſter der Philoſ.
Kand. der Theol.
† als Hofmeiſter u.
Lehrer in Venedig
1777.

Roſine
1753—1810.

Luiſe Gottliebin
geb. 1755, † 1829.
Heir. 1787
Joh. Ge. Schmid
geb. Metzingen
22. Sept. 1755
Pfarrer in Feuerbach
1787
† 17. Dez. 1780.

Johann Friedrich
Uhland
geb. Tüb. 11. Juli 1756
Jur. utr. Lic.
Hofgerichtsadvokat
in Tübingen, 1783
Univerſ.-Sekretarius
† 29. Aug. 1831
Heir. 20. März 1783
Roſine Eliſabeth
geb. Hofer
geb. 11. Aug. 1760
† 1. Juni 1831.

E
pen
vo
9
Wi
v.

Friedrich
geb. Tüb. 1785
† 12. März 1794.

Ludwig Uhland
geb. Tübingen
26. April 1787
† Tübingen
11. Nov. 1862
Heir. 1820 Emilie
Viſcher
geb. Calw
15. Mai 1799
† Stuttgart
5. Juni 1881.

Luiſe
geb. Tüb. 1795
† Pfulling. 1836
Heir. 1818 Dietrich
Friedr. Wilhelm
Meyer, geb. Walsrode in Hannover
28. April 1794
† als Stadtpfarrer
in Pfullingen 1848.

E
ge
5.
† al
in
7
Hei

kob **Uhland**
m in Hattenhoſen, Göpp. Amts.

Michael Uhland
inzlichen Kreisregiment zu Pferd
iber 1658, † 1705.

Stammbaum.

ch

Johann Michael Uhland
geb. Kleingartach 24. Jan. 1696, Sattler u. Gerichtsverwandter daſelbſt, Stammvater einer zahlreichen Nachkommenſchaft.

larie **Dorothee** . 1721, † 1750 ir. Ludw. **Adam** ild, Kaufmann in Durlach.	Roſine Margarete † unverheir.	Joh. Michael Uhland **Kaufmann** in Tübingen † 1796.	Marie Jakobine Heir. Jak. Friedr. Weiß, g. Stuttgart 19. April 1731 Repet. 1757, Helf. i. Göppingen 1761 Oberhelfer 1767 Spez. i. Sulz 1774 † 11. März 1793.	Marie Veronika † 1767, Heir. 1766 Ernſt Kaſpar Aeckerlin Kaufmann in Heilbronn.

6 t	Ernſt Chriſtian **Uhland** geb. **Tübingen** 26. Mai 1758 † **Teinach als** penſ. Stadtpfarrer von Großbottwar 9. Juli 1837. Heir. Juſtine Wilhelmine Müller v. Ludwigsburg.	Gotthold Immanuel Uhland geb. Tüb. 5. Sept. 1759 † als Oberamtsarzt in Tübingen 22. Mai 1834. Heir. Dorothee Baur von Tübingen.	Friederike 1760—1844.	Chriſtian Gottfried Uhland geb. 1764 **Rechts-** **konſulent** in Stuttgart † 1835.	Marie Veronika Gottliebin 1767—1838.

6 h t s er er s.	Ernſt Ludwig **Uhland** geb. **Balingen** 5. **Sept.** 1788 † als Oberamtsarzt in Ludwigsburg 7. **Aug.** 1834. Heir. **Wilhelmine** Erbe.	1. Wilhelmine, geb. Tübingen 2. **Mai** 1789, † Stuttgart 21. Juni 1866. Heir. Aug. Weiſſer, geb. 7. Aug. 1787 † als Obertribunalrat in Stuttgart 4. Juli 1835. 2. Friederike, geb. Tübingen 24. **Apr.** 1793, † 10. **Mai** 1864. Heir. Karl **Planck**, † als **Pfarrer** a. D. **von Feuerbach** 1872. 3. Luiſe, geb. **Tüb.** 16. **Sept.** 1801, † 1837. Heir. Wilh. Leube, † als Medizinalrat in **Ulm** 1881.

Verbeſſerungen.

Seite 53 Anm. 4 ſetze: Phil. Heinr., geb. 1760.
„ 63 Anm. 1 lies: Joh. Friedr., Univerſität-Syndicus. Auf ſeine Tochter Luiſe, nachmalige Gattin des Profeſſors der Chirurgie Gärtner, ſoll . . . 158. (Nach zuverläſſigerer Familienerinnerung ſind „die zwo Jungfrauen“, auf dem Tübinger Schloßberg, Luiſe Geß und Wilmele oder Luiſe Uhland.)
„ 77. 20. lies: Tannenwald.
„ 101 Anm. 3 lies: 27. Dez.
„ 129. 29. lies: Armeearzt.
„ 134. 3. Unſtern. Vgl. S. 128.
„ 139. 5. Der blinde König. Vgl. S. 149.
„ 178 Anm. 3 Z. 6 v. u. lies: Auch da biſt . .

Johann Fiſchart's,
genannt Mentzer,

Glückhaftes Schiff
von
Zürich.

In einem treuen Abdruck herausgegeben und erläutert
durch
Karl Halling,

und mit einem einleitenden Beitrage zur Geſchichte
der Freiſchießen begleitet
von
Dr. Ludwig Uhland.

Tübingen,
bei C. F. Oſiander.
1828.

6808711*3

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Exemplum vobis dedi, ut plura faciatis.

Martinus Lutherus in libello: Aliquot nomina propria Germanorum in priscam etymologiam restituta. Witemb. 1553. 8.

Seinem

theuren Lehrer und väterlichen Freunde,

Herrn

Dr. Franz Horn

zu Berlin,

Als Zeichen ſeines Dankes und
ſeiner Verehrung

der Herausgeber.

Schon lange, theurer Lehrer und Freund, habe ich eine Gelegenheit geſucht, Ihnen einen Beweis meiner innigen Verehrung und meines Dankes für alle die herrlichen Lehren und Leitungen zum Ziele des Guten und Schönen darzulegen, welche ich in ihrem Hauskreiſe ſo viele Jahre hindurch genoß, und da Sie gewohnt ſind, den guten Willen nicht mit dem Vermögen in Anſchlag zu bringen: ſo will ich bei der Herausgabe dieſes Werkchens die geſuchte Gelegenheit gefunden haben, und ſelbiges Ihnen aus treuem Herzen zueignen. —

Meine Liebe für die großen Schöpfungen und Thaten unſerer Altvordern erwachte ſchon früh in mir, wußte aber lange nicht, was ſie recht eigentlich wollte, bis ſie dann endlich durch Ihre Weiſungen eine beſtimmte Richtung gewann.

So von Ihnen ſcheidend, um mit meinen Lehrjahren auch nicht die Wanderjahre zu vergeſſen, mich auch im Süden meines Vaterlandes umzuſehen, kam ich nach Stuttgart und fand — wonach ich in meiner Heimath lange vergebens geſucht — fand daſelbſt ein glückliches Schifflein vor Anker liegen, und da ein jeder junger Autor wohl gerne glücklich in den Ocean der Schriftſtellerwelt hinausſegelt: ſo war es, denke ich, natürlich, daß ich die Anker des glückhaften Schiffleins lichtete, und — hoffentlich mit gutem Winde hinausſegele.

Doch wer darf zu ſicher auf das wankende Glück vertrauen, auch wenn er, wie ich, das Privilegium in Händen hat! — Es dürfte dennoch wohl ſo ein kleines kritiſches Donnerwetter hereinbrechen und mein armes Schifflein übel zurichten. — Sie verzeihen mir daher, wertheſter Lehrer, wenn ich mich durch Amtsgeſchäfte ein wenig in der Unterredung mit Ihnen ſtören laſſe. — Meine Pflicht gebietet: an das Steuer! —

In unſeren Tagen, wo man erkannt, wie viel Erſprießliches unſerer Sprache und Litteratur aus dem Studium der alten, älteren und älteſten deutſchen Schriftdenkmale erwächſt, hoffe ich, wird das Unternehmen eines treuen Abdrucks von einem in mehrfacher Hinſicht wichtigen Werke eine gute Aufnahme ſich verſprechen dürfen, um ſo mehr, da die alten Exemplare dieſes Gedichts aus der Welt verſchwunden zu ſein ſcheinen. — In welcher Hinſicht nun namentlich Fiſchart es verdient, von den Todten wiederum aufzuerſtehen, iſt in den folgenden Einleitungen und an andern Orten zu oft auseinander geſetzt, als daß es hier noch einer abermaligen Erörterung bedürfte. —

Was zu bedauern, iſt mein Unternehmen, die Einleitung bis auf das Allgemeinere von Fiſcharts Leben und Schriften auszudehnen, da uns vom Herrn von Meuſebach in Berlin nicht nur das Ergebniß fünfundzwanzigjährigen Forſchens und Sammelns hierüber, ſondern auch eine Geſammtausgabe der druckbaren Werke Fiſcharts bevorſteht; doch erfuhr ich leider dieſes Unternehmen zu ſpät, um das meinige aufgeben zu können.

Daß ich nun in allem, was ſich auf Fiſcharts Leben und Schriften bezieht, nur etwas Mangelhaftes leiſten konnte, wird jedem meiner Leſer einleuchten, der da weiß, wie ſelten ſämmtliche Schriften Fiſcharts ſich gemacht haben, aus denen doch alles geſchöpft werden mußte. Anfangs lag das auch nicht in meinem Plane, da mir bis nach der Vollendung der Erklärungen zum Gedichte ſelbſt faſt kein einzig anderes Werk Fiſcharts zu Gebote ſtand, als das glückhafte Schiff, und ich erſt nachdem ſich bereits der Herr Verleger zur Uebernahme der Ausgabe willig befunden, andere Werke zur Einſicht erhielt, die mir nur geringen Stoff boten, den ich aber mitzutheilen mich verpflichtet fühlte, weil ich doch wenigſtens einige Stunden im Leben eines ſo großen Mannes etwas mehr zu erhellen vermochte, und mir immer noch das Unternehmen des Herrn von Meuſebach unbekannt war. Erſt als der Druck ſchon begonnen, liefen mehr alte, und neue mir wichtige Werke, die ſich durch den ſaumſeligen Buchhandel verſpätet, ein, ſowie die Nachricht des Herrn von Meuſebach über ſeine Plane. So blieb denn nichts übrig, als auf dem begonnenen Wege fortzuſchreiten, und aus den verſpäteten Büchern ſo viel zu benutzen, als noch möglich war einzuſchalten. Daher ſind viele Werke in Hinſicht des Stoffes, den ſie enthielten, oft nicht ganz erſchöpft worden, da in dem Nachtrage nur das Wichtigſte aufgenommen werden konnte.

Wer nun alle dieſe widrigen Umſtände, die mir in den Weg traten, bei der Ausarbeitung des erſten Theils der Einleitung gehörig erwägt, wird gewiß den Mängeln, welche ſie hat, die gerechte Nachſicht nicht verſagen; wenigſtens bietet ſie doch ein Bedeutendes mehr, als alle Verſuche meiner Vorgänger, welche über das Leben und die Schriften Fiſcharts etwas zu geben bezweckten, obwohl dieſe in einer für das Sammeln noch günſtigeren Zeit lebten.

Dennoch will ich den ganzen biographiſchen und litterariſchen Abſchnitt (in welchem letzteren ich aus eben dem Mangel an alten

Ausgaben von Fiſchartſchen Schriften, keine chronologiſche Ordnung treffen konnte) nur als einen Verſuch, zu zeigen, daß es nicht unmöglich iſt, etwas Vollſtändiges in dieſer Beziehung zu leiſten, angeſehen wiſſen. — Dieſer Abſchnitt, das Ergebniß ſo kurzer Forſchungen, mag zeigen, wie viel ſich von dem Werke des Herrn von Meuſebach erwarten läßt.

Auch der Beweis für Fiſcharts Verfaſſerſchaft des Kehrabs hätte aus anderen Werken, wie ich zu ſpät fand, mit weit ſprechernden Gründen geführt werden können, und was ferner die ſprachlichen Vorbemerkungen betrifft, ſo ſchienen mir dieſelben im Verhältniß zu der Erklärung des Gedichts unerläßlich. Der ſachkundige Leſer wird beim erſten Blick erkennen, daß ſich nur die allgemeinſten Regeln, nicht Ausnahmen von denſelben aufſtellen ließen, denn da der Entwicklungsgang der Sprache in allen Kreiſen Deutſchlands damals ein verſchiedener war: ſo weicht man mit dem letzten Viertheil des ſechzehnten Jahrhunderts ſchon ſehr oft ab; dennoch nimmt ſogar zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts

Ritter in ſeiner Grammatik die meiſten dieſer Regeln noch wieder auf, wiewohl damals nur wenige daran dachten, ſie zu befolgen. —. Fiſchart in den früheren Ausgaben ſeiner Schriften bleibt aber dieſen Geſetzen ziemlich treu. —

Was nun die Grundſätze und Zwecke betrifft, die mich bei der Erklärung des Gedichts leiteten, ſo ſind ſie vornämlich folgende: erſtens Widerlegung der irrigen Meinung, welche nur aus Scheu vor der beſchwerlichen Correctur entſteht, und welche viele Herausgeber von Schriften aus jener Zeit einen gewaltigen Mißgriff thun läßt *), die

---

*) Hier kann ich zum Belege meiner Ausſage nicht umhin, auf den fünften Band der ſonſt ſo ſehr ſchätzbaren Ausgabe der ſämmtlichen Werke Huttens, durch Herrn Profeſſor E. Münch, aufmerkſam zu machen, wo die Erneuerung der deutſchen Schriften um ſo unverzeihlicher iſt, da Herr Münch für den Nichtgelehrten eine eigene Auswahl der Schriften Huttens veranſtaltet hat, welche den größten Theil der deutſchen enthält. Was beſtimmte Herrn Münch anders zu der neuen Herausgabe, als die große Seltenheit der Schriften Huttens, über die er ſelbſt ſo oft klagt, und nun frage ich,

Meinung, als ſei die Sprache dieſes Jahrhunderts ein regelloſes Kind gleichſam der heutigen, welchem man den neuen Modeſchnitt anpaſſen müſſe, um es unter uns geregelten und gebildeten Menſchen erſcheinen zu laſſen; dann: durch ganz genauen Wiederabdruck, das alte Exemplar erſetzend, dem Sprachforſcher, und durch ganz ausführliche Erklärungen auch dem gewöhnlichen Leſer zu genügen, da ich in Erfahrung gebracht, daß die letzteren, wenn ſie das ſo ausgeſtattete Werk verſchmähen, es eben ſo wenig bei erneuerter Sprach- und Schreibart leſen. Im erſten Falle hatte ich beſonders vor Augen, auf den inneren Zuſammenhang einer jeden jetzt beſonders fremden Wortverbindung aufmerkſam zu machen, zu zeigen, daß ſelbſt im Verſe die ſcheinbar überflüſſigen, unwichtig-

---

iſt denn durch eine ſolche ſprachliche Zwittergeſtalt das alte Werk erſetzt, vor dem Untergange bewahrt? Sollten nicht die Urkunden der Wiedergeburt des Worts, des Geiſtes, der Wiſſenſchaft, der Sprache und der Kraft im deutſchen Vaterlande lieber mit jedem Druckfehler der Nachwelt wiedergegeben werden?

ſten Wörtchen nicht ohne Bedeutung, ohne Zweck ſtehn, ſowie im einleitenden §. 7. darzulegen, daß auch die Schreibart, über die man beſonders Geſchrei erhebt, ſelbſt in ihrer größten Verſchiedenheit nicht willkührlich ſich ſo geſtaltet, ja ſich nothwendig ſo geſtalten mußte. Im anderen Falle ſuchte ich bisweilen durch Wiederholen der Erklärung dem Vergeßlichen eine Erleichterung zu verſchaffen. — Warum ſoll man ſich einem gutwilligen Leſer zu Gefallen nicht lieber etwas der Mühe mehr machen?

Die Anführung der mir aufgeſtoßenen oft augenſcheinlichen Druckfehler ſchien mir zweckmäßig, theils zur leichteren Unterſcheidung der Ausgaben, theils weil aus dieſer ſich wohl am ſicherſten der Originaldruck von Fiſcharts Hand ausſindig machen ließe. —

Dies nun waren meine Zwecke, die ich zu verfolgen ſuchte. Habe ich ſie nicht erreicht, ſo lag es an meinen Kräften, nicht an meinem Willen, da eben das Sprachſtudium dieſes Jahrhunderts wegen des Zuſammenfließens der Mundarten mit ſo großen Schwierigkeiten verknüpft iſt, und mir meine früheren Beobachtungen in meiner Sammlung von Schriften aus jener Zeit, ſo fern von meiner Heimath, zur Anführung von Beiſpielen fehlten, zum Theil auch das ſchätzbare Wörterbuch des Daſypodius zu ſpät, andere, wie des Joſua Maaler, des Stieler und die älteſten Vocabularien aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, ſowie alte Grammatiken außer den benutzten gar nicht aufzutreiben waren. — Irrte ich wo, ſo wird mich eine jede gründliche Belehrung des Sachkenners zum wahrhafteſten Danke verpflichten. Aus dieſem Grunde möchte ich den beſcheidenen Wunſch ausſprechen, vom Herrn von Meuſebach ſelbſt dieſe meine Ausgabe beurtheilt zu ſehen. — —

So viel, theuerſter Lehrer und Freund, wird hinreichend ſein, mein glückhaftes Schifflein in Gottes Namen vom Stapel laufen zu laſſen, und daher zu Ihnen zurück! Vielleicht iſt Ihnen die Zeit lang geworden über

großen Vorkehrungen, die mich von Ih-
n entfernten, ich mußte jedoch theils dem
eurtheiler den Grund der Mängel bekannt
achen, um ihn nicht ungerecht gegen mich
n zu laſſen, theils auch von Ihnen eine
tige Nachſicht für dieſelben mir zu ver-
affen ſuchen. —

Genug hiervon! — Noch deutlich ſchwe-
n die Tage mir vor, in welchen Sie mich
erſt mit Fiſchart bekannt machten, in wel-
en ich mich mit Ihnen über das glück-
fte Schifflein unterredete, und Sie den
unſch äußerten, dieſes herrliche Werk —
nannten Sie es — in einem neuen Ab-
uck erſcheinen zu ſehn. — Er iſt jetzt da.
ehmen Sie ihn daher als Zeichen meiner
erehrung, und ich will wünſchen, daß die
usſtattung deſſelben Ihren Beifall findet.

Indem ich ſchließlich noch den verehrte-
n Männern, Herrn Dr. Ludwig Uhland in
tuttgart, den Herrn Cuſtos Docen und
r. Maßmann in München, und vielen an-

dern, die mir mit Rath und That in meinem Unternehmen beigeſtanden, meinen verbindlichſten Dank abſtatte, ſcheide ich zugleich von Ihnen, theuerſter Lehrer, im vollſten Bewußtſeyn deſſen, was ich Ihren gütigen Weiſungen verdanke, und wovon ich Ihnen hier eine nur ſchwache Probe geben konnte, mit dem Wunſche, den warmen Lehrer und väterlichen Freund bei meiner Rückkehr in die Heimath wiederzufinden, den ich vor einem Jahre aus innerem Drange nach der blauen Ferne zu verlaſſen getrieben wurde.

Tübingen, den 26. des Brachmonats 1828.

Karl Halling.

Zur

Geſchichte der Freiſchießen

von

Dr. Ludwig Uhland.

Im Sommer des Jahres 1576 hatte die Reichsſtadt Straßburg ein großes Schieſſen mit Armbruſt und Büchſe, ſammt Ausſpielung eines Glückstopfes, veranſtaltet. Die Feſtlichkeiten dauerten faſt zween Monate hindurch. Von den befreundeten Städten am Rhein, in Schwaben und in der Schweitz, namentlich von dem altverbündeten Zürich, waren bereits die Schützen angelangt. Da ſchifften ſich in der Frühe des 20. Jun. noch weitere 54 Armbruſtſchützen zu Zürich auf der Limmat ein und landeten Abends gegen 9 Uhr zu Straßburg, einen Hirſebrei in ehernem Topfe noch warm zur Tafel des Ammeiſters liefernd. Damit zeigten ſie, daß ſie aus 4 Tagreiſen eine machen und in Nothfällen den Freunden Hülfe bringen können, bevor ein Brei kalt werde.

Jenes große Volksfeſt und dieſes Zwiſchenſpiel deſſelben, Wiederholung eines ähnlichen Unternehmens der Zürcher von 1456, ward in gebundener und ungebundener Rede, in deutſchen und lateiniſchen Verſen, durch Steininſchrift, Mauergemälde, Zeichnungen aller Art, durch Denkmünzen und koſtbares Trinkgeſchirr, endlich auch durch die noch vorhandenen ſtädtiſchen Rechnungen, zum Gedächtniß der Nachwelt feſtgehalten. Insbeſondre hat

Johann Fiſchart in deutſchem Gedichte das glückhafte Schiff von Zürich beſungen, nicht etwa, wie man von dem erſten Satoriker der Zeit erwarten möchte, den günſtigen Stoff zum Scherze benützend, ſondern in völlig ernſter Geſinnung. Ja, als ein Spötter mit ſeinem Schmachſpruche die Sache zu verunglimpfen wagte, war Fiſchart ungeſäumt mit einem ſehr heftigen und handgreiflichen **Kehrab**[1] über ihn her. In ſpäterer Zeit ſind dem Schützenfeſte von 1576 und der Fahrt des Breitopfs geſchichtliche, litterariſche und äſthetiſche Erörterungen gewidmet worden. Ein Hauptgegenſtand derſelben aber, Fiſcharts Lobſpruch, hat ſich überaus ſelten gemacht. Es ſchien daher nicht überflüſſig, dieſes Denkmal deutſcher Sittengeſchichte und der Sinnesart ſeines bedeutenden Verfaſſers durch einen ſorgfältigen Wiederabdruck zu erneuen.

Aufgefordert, dieſen neuen Abdruck, deſſen übrige Ausſtattung gänzlich dem Herrn Herausgeber angehört, mit einem Vorworte zu begleiten, bezweckte ich anfangs, das Gedicht und deſſen ernſte Haltung im Zuſammenhang mit einer mir beſonders anziehenden Seite von Fiſcharts Charakter darzuſtellen, ich meine die volksthümliche, vaterländiſche

---

[1] Vergl. **Bienenkorb**, 1588. Bl. 4: „Obiurgatorium Clericorum, der Geiſtlichen **Kehrab**.“ Auf den Schmachſpruch erſchienen **mehrere** Antworten, ſ. (Ring) Reiſe des Zürich. Breitopfs S. 138 ff.

Geſinnung dieſes Schriftſtellers, ſeine rege Vorliebe für Alles, was die Schweizer Landskraft nennen. Nicht blos, daß er von deutſcher Tüchtigkeit und Treue, vom Adel der deutſchen Sprache ꝛc. mit ſtolzem Bewußtſeyn ſpricht; er bewährt die Macht dieſer Sprache, indem er, ein Brunnen mit zahlloſen Röhren, ihren überſtrömenden Reichthum ausgießt, indem er für ſich allein eine Gewalt der Sprachbildung ausübt, welche ſonſt nur der allmähligen Entwicklung des Sprachgeiſtes durch die Geſammtheit eines Volkes vorbehalten ſcheint; er bewährt die treue Anhänglichkeit an das Vaterländiſche durch ſeine umfaſſende Bekanntſchaft mit allen Aeuſſerungen des deutſchen Lebens. Wie man auf dem Schieſſen zu Straßburg zweierlei Waffen gebrauchte, die neuere Büchſe und die alterthümliche Armbruſt, ſo beſitzt Fiſchart neben der Schulgelehrſamkeit ſeiner Zeit noch die reiche Kenntniß heimiſcher Ueberlieferung. Er iſt wohl bekannt mit den Geſtalten des Heldenbuchs, mit den ſcherzhaften und romantiſchen Erzählungen, wovon ein Theil noch in unſern Volksbüchern fortlebt, und er ſelbſt hat Einiges dieſer Art bearbeitet, er kennt die Schule der Meiſterſänger und parodirt ſie, er kennt die ganze Fülle des Volksgeſangs, die Spiele, Sprüchwörter, Volksſagen, Kunkelmärlein, allen Kinderglauben. Er kennt die Sitten und Gebräuche, die Mundarten, die Trachten der deutſchen Volksſtämme, auch was der eine dem andern zum Spotte nachſagt, er kennt die Merkwürdigkeiten, die kleinſten Eigenheiten der einzelnen Landſchaften und Städte a)). Ein großer Theil der Werke dieſes ſprachgewaltigſten Deutſchen beſteht in Bearbeitungen aus fremder Sprache, als wollt' er eben nur zeigen, was ein ſolcher Bearbeiter vermag; ſeine üppige Kraft ergreift das fremde Gerüſt, wie die traubenſchwere Rebe ſich Stab und Geländer ſucht. Vom kühnſten der franzöſiſchen Humoriſten angeregt, ringt er mit dieſem, nicht ſieglos, um den Preis der Kühnheit.

---

a) Nehmen wir z. B. den Druckort vorliegenden Büchleins. Fiſchart kennt das große Faß auf dem Schloß zu Tübingen (Gargant Cap. 4.) und das große Buch daſelbſt (Ebd. Cap 42.), die Raupen von Tübingen (Prakt.), den Schwank vom Tübingiſchen Mönch im Ofen (Garg Cap. 1.); er weiß von „Rotenburg bey Tübingen, dahin die Studenten wöchlich vmb guten Wein walfahrten, Papir zu holen, welchs ſie gleich ſo wolfeyl ankompt, als wann die Nörnbergiſche Bierbrewer jährlichs Hefen in Thüringen holen oder es ſtattlicher zu vergleichen, als wann man das Pallium zu Rom holet.“ (Ebd. Cap. 27.) Ferner: „Zu Tübingen, ſagt Henrichman, wird wenig Gelts bald verzehrt ſeyn“ Die Stelle iſt aus Jac. Henrichm. Prognost. Cap. 20: „Tubingae modicum pecuniae cito consumetur.“ Bebels Facetiae, wovon Henrichmans Prognostica, aus Schwärzloch 1508 datirt, einen Anhang ausmachen, ſind von Fiſchart mehrfach benützt. Rabelais ſelbſt kennt: „ces fols Astrologues de Tubinge“ (Pantagr. Progn. Ch. 1.) und die ſeltſamen Bücher zu St. Victor läßt er zum Drucke fördern: „en ceste noble ville de Tubinge.“ (Pantagr. L. II. Ch. 6.)

Die drei weltgeſchichtlichen Erſcheinungen, welche am Eintritt der neuen Zeit, den Charakter derſelben weſentlich beſtimmend, von Deutſchland ausgegangen: die Erfindung des Schießpulvers, die der Druckkunſt und die Reformation, nahmen, jede auf ihre Weiſe, Fiſcharts Thätigkeit und Nationalgefühl in Anſpruch. Schießpulver und Feuergewehr, obgleich damals längſt im Gebrauche, hatten doch das Erſchütternde des erſten Eindrucks noch nicht verloren. Davon zeugt, was im Gargantua Cap. 26. geſagt wird, daß ſeit Erfindung der Bertholdiſchen Büchſen die Leute nicht mehr des Donners und Erdbebens achten, ja ſchier den jüngſten Tag verachten, dieweil er im Feuer kommen ſolle. Der aufſtrebende Bürgerſtand vornehmlich hatte ſich der neuerfundenen Feuerwaffe bemächtigt, und die Uebungen in derſelben, bei ſtädtiſchen Feſtſpielen, waren zugleich der Anlaß, Verbindungen und Freundſchaften von bedeutender Folge zu ſtiften und zu befeſtigen. Bedenken wir, wie genau Fiſchart, im angeführten Cap. 26., mit den Handgriffen und Kunſtausdrücken der Schießſtätte ſich vertraut zeigt, wie treffend er die hundert Ausflüchte der Schützen, die gefehlt haben, aufzuzählen weiß, ſo mögen wir leicht annehmen, daß er ſelbſt ſolche Uebungen mitgemacht und bei der Bürgerluſt von 1576 mit ſeiner Büchſe auf dem Platz geweſen. Mit Begeiſterung ſpricht Fiſchart von dem großen Funde Gutenbergs zu Straßburg und der Schäffer von

Mainz [3]). Er ſelbſt ſtand in einem genauen und einflußreichen Verhältniſſe zu der edeln Druckkunſt. Bernhard Jobin, Buchdrucker zu Straßburg, war ſein Schwager, und ſowie dieſer ihn zu manchen Arbeiten veranlaßte, ſo war anderſeits ein mächtiges Werkzeug litterariſch-polemiſcher Wirkſamkeit dadurch in Fiſcharts Hand gegeben, daß ihm Preſſe und Geſchäftsverbindungen eines unternehmenden proteſtantiſchen Druckerherrn zu Gebote ſtanden.

---

3) Garg. Cap. 55. (Anrede an die Bücher und Autoren:)
Gelobet ſey der löblich Fund
Der edlen Truckerey,
Der euch vns noch erhält zur ſtund;
Gelobet ſey die Trew
Der beyd Erfinder Guttenberck
Vnd Scheffers, ſampt ſein Gſipten,
Die gmeinem Nutz zu gut ſolch Werk
Zu Straßburg, Menz erſt übten.
Der Ein bracht vns viel Berg vnd Gut,
Ja Bergwerck guter Künſt,
Der Schäffer auß eim Jaſons Mut
Brachts gulden Fleß erwünſcht,
Der weißt das gulden Schaaffell recht,
Die Woll, ſo recht iſt gulden.
O daß der ewig ſey verſchmächt,
Der die Kunſt nicht mag dulden ꝛc.
Hett Welſchland dieſen Fund ergründt,
Seins Rühmens wär kein End:
Nun hats euch Teutſchen Gott gegündt,
Deßhalb ihn wol anwend ꝛc.
Ihr [die Bücher] ſtrafft die Fürſten, den ſonſt wenig
Einreden dörffen, frey:
Ja von euch haben Keyſer, König,
Zu thun was vnrechts Schew ꝛc. (Vergl. Cap. 17.)

Denn eben der Kampf für die neuerrungene Glaubensfreiheit war es, was ſeine raſtloſeſte Thätigkeit aufregte [4]. Seine vielverbreiteten Streitſchriften und Spottgedichte in deutſcher Sprache konnten nicht ohne bedeutende Wirkung im Volke bleiben; Joh. Valentin Andreä nennt ihn mit Recht: den Schriftführer der deutſchen Nation (Germanicae nationis a libellis).

Unter ſolchen Geſichtspunkten wird es nicht mehr befremdlich ſeyn, daß Fiſchart jene deutſche Schützenluſt zu Straßburg als etwas Ernſtes und Würdiges betrachtete, daß ihm der nachbarliche Freundſchaftsbeweis der in Glaubensfreiheit verwandten Stadt Zürich werth und bedeutend war, und daß er nicht mit kaltem Blute zuſehen konnte, wenn dasjenige, was er in ſeinem Ehrengedichte gefeiert hatte, durch ſchnöden Mißbrauch der edeln Druckkunſt, von einem Anhänger des Pabſtthums verhöhnt und eben dadurch ein Samen der Zwietracht ausgeſtreut wurde [5].

---

[4] Wohlgefällig überſchaut Fiſchart in ſeinem ſcherzhaften Kalender die Gebiete des deutſchen Vaterlandes, in welchen der Kampf ſiegreich beſtanden iſt: „In Sachſen, Pommern, auch gen Brämen, Embden, Genff, Straßburg, Vlm, Reutlingen, Eßlingen, Nürnberg. Zürch, Heidelberg, werden nit vil Ablaßkrämer noch Legaten de Latere ankommen. Die Märcker vnd Wirtenberger werden nicht viel gen Rom walfahrten, noch die Preuſſen viel Annaten daſelbſt löſen.“ (Vergl. Rabel. Progn. Ch. 6.)

[5] S. Kehrab, V. 475 ff. 549 f. 805 f. 821 f. Daß

Ein Verſuch, die vorſtehenden Andeutungen über Fiſcharts Beziehung zum deutſchen Volksleben ins Einzelne auszuführen, etwas mühſelig für eine Zugabe zum glückhaften Schifflein, würde gleichwohl nur einen abgeſonderten Theil der umfaſſenden Cha-

---

Spottworte vom kühwarmen Brei und viel gröbere, wie ſie der Schmachſpruch enthält und der Kehrab unermüdlich zurückwirft, eben ſolche, womit man die Schweitzer, als Hirtenvolk, auch ſonſt zu necken pflegte, gar leicht zu ernſtlicher Entzweiung führen konnten (wie denn, laut Schmachſpr. V. 119., ein beſondres Mandat gegen das Beleiten der Schweitzer ergangen ſein ſoll, vgl. Ring, S. 131.), beweiſt die Fehde über den Kühplappert, welche Stumpff in der Schweitzerchron. (Ausg. v. 1548. II. 94b.) erzählt: „Anno dom. 1458. auff eim Schieſſen zu Coſtentz kam ein Burger von Lucern vnd einer von Coſtentz in Zerwürffnuß von wegen eines alten Bernerplapparts (eine Scheidemünze), den derſelbig von Coſtentz ſpöttlich ein Kuplappart nennet. Darauß volget ſo vil vnradts, daß gemeine Eydgnoſſen, auff deren von Lucern Manung, wider die von Coſtentz zu Veld zugend, vnd ruckend hinauß gen Wynfelden. Das ſelbig Schloß vnd Herrlichkeit was damals einem Burger von Coſtentz zugehörig. Das Schloß ward vberrumplet, doch nit gebrochen. Diſer Krieg ward gericht durch Biſchoff Heinrichen vnd Herrn Albrechten von Sax Freyherren ꝛc.“ Vgl. Maurer, Warm. Hirſebr. S. 43. Stalder, Schweiz. Idiot. II 142. Fiſchart ſelbſt enthält ſich anderwärts ſolcher Anſpielungen keineswegs, z. B. Garg. Cap. 12: „ein Saw für ein Bayer, ein Nuß für ein Schwaben, ein Maulthier für ein Francken, ein Schleſiſchen Eſel für aller Haſen Großmutter, ein Kuh für ein Schweitzer ꝛc. anſehen.“ — Die alten und mannigfachen Verbindungen zwiſchen Straßburg und Zürich hat Maurer ausführlich nachgewieſen.

rakteriſtik berühren, die wir von einem künftigen Bearbeiter der Fiſchart'ſchen Werke zu erwarten haben [6].

Ich fand daher paſſender, mich vom Dichter auf den Gegenſtand des Gedichts zurückzuziehen und dem Schützenfeſte zu Straßburg ein Seitenſtück aus dem Lande, in welchem der neue Abdruck erſcheint, aufzuſtellen, wodurch zwar das Reich der Poeſie ſich wenig erweitern, wohl aber die Geſchichte der Freiſchieſſen einen nicht verwerflichen Beitrag erhalten und auf den Hofhalt eines der ausgezeichnetſten Fürſten des 16. Jahrhunderts ein heiteres Licht

---

6) Indem ich von den Verdienſten Fiſcharts ſprach, war es keineswegs meine Abſicht, ſeinen Cynismus zu dieſen zu rechnen. Doch iſt derſelbe nur unſchön und ungeſchlacht, nicht verführeriſch und lüſtern, ein Unterſchied, worauf Fiſchart ſelbſt hinweiſt, wenn er zu bedenken giebt, daß doch „das ohrenzart Frawenzimmer wol etliche Zotten vertragen könne", welche in verſchiedenen damals beliebten Unterhaltungsbüchern, dergleichen auch unſere Zeit aufzuzeigen hat, enthalten ſeyen. Nicht minder verſpottet er die Empfindſamen, die „Amadisleſer, die vber dem verlohrenen Kind Keyſers Octavianus weinen". Im Gargantua, dem Hauptwerke Fiſcharts, iſt das Leben eines rieſenhaften, in ſinnlicher Ueberfülle ſtrotzenden Geſchlechtes dargeſtellt, ein reicher Stoff für die Laune eines Schriftſtellers, der ſelbſt von gigantiſcher Natur iſt; darum findet ſich auch in dieſem Buche die rückhaltloſeſte Schilderung natürlicher und ſinnlicher Dinge. Dennoch treffen wir eben hier, mitten unter dem Rohen, auf das Edelſte und Reinſte, z. B. Mehreres, was vom ehlichen Leben, von der Heiligkeit der Ehe, geſprochen wird.

fallen dürfte. Die handſchriftliche Quelle des Folgenden iſt zwar auch ein Reimgedicht, ein Lobſpruch, daſſelbe kann jedoch nicht auf Vergleichung mit dem Fiſchart'ſchen Anſpruch machen, obgleich, nach meiner Anſicht, der dichteriſche Werth des letztern zumeiſt in der kernhaften Gedrungenheit der Sinnſprüche liegt, Fiſcharts eigenthümlichſte Poeſie aber in ſeiner Proſa zu ſuchen iſt; nur in dieſer fühlt er ſich völlig frei, hier ſpielt er die Sprache mit unerhörter Wagniß durch alle Biegungen und Töne, hier nimmt er den dithyrambiſchen Schwung, gegen welchen der gemeſſene Schritt ſeines Allemand d'Amour etwas ſteif ſich ausnimmt.

Der Schriftſteller, von dem ich jetzt zu reden habe, iſt Lienhard Flexel, weiland Bürger und Pritſchenmeiſter zu Augsburg. Seine Werke ſind, meines Wiſſens, nie zum Drucke gelangt, dafür aber in den Handſchriften mit heraldiſchem Schmucke wohl ausgeſtattet. Beſonders reich an ſolchen iſt die Heidelberger Bibliothek; es ſind gereimte Beſchreibungen verſchiedener Hauptſchieſſen: des Büchſenſchieſſens zu Paſſau 1555 (Cod. Nr. 686. Geſch. der Heidelb. Bücherſamml. S. 520.), deſſen zu Worms 1575 (Nr. 405. Ebd. S. 469.), des Stahl- oder Armbruſtſchieſſens zu Stuttgart 1560, doppelt (Nr. 325. 836. Ebd. S. 409. 512.). Von letztgenanntem Stücke findet ſich auch zu Wien eine Handſchrift, woraus Pfiſter (Herz. Chriſt. II. 158—60.) gedrängte Notiz gegeben hat. Aber zu

Stuttgart ſelbſt liegt eine ſolche, mit glänzender Wappenmalerei und häufiger Goldſchrift (Cod. Histor. Nr. 165. der öffentl. Bibl. Pag. gr. Fol.), ohne Zweifel das Hauptexemplar, da es dem Veranſtalter des Schieſſens, Herzog Chriſtoph, zugeeignet iſt.

Die Turniere und mit ihnen das Heroldamt waren im 16. Jahrhundert merklich in Abgang gekommen [7]. Um ſo freudiger erhoben ſich die Schieſſen mit dem Pritſchenmeiſter [8]. Dieſer, von ſeinem Werkzeug, einem klatſchenden Kolben oder Schwerte von Holz oder Meſſing, ſo benannt, ahndete mit den Schlägen der Pritſche die Ungebühr und Ungeſchicklichkeit einzelner Schützen und hielt die Zuſchauer in Ordnung. Der Fröhlichkeit ſolcher Feſte war es angemeſſen, daß auch die Zucht-

---

[7] Garg. Cap. 11: „Seither aber die Thürnier, das iſt die Adels Probier, ſind abgangen, haben die Fuhrleut ihren Gäulen die Schellen [ſonſt ein Schmuck der Wappenröcke] angehängt." Vgl. Cap. 53. a E.

[8] Ueber den Pritſchenmeiſter ſ. Friſch's t. lat. Wörterbuch 1741. S. 140. wo derſelbe ſo definirt wird: praeco, morionis versicolore habitu, quo ii utuntur, qui se in areis publicis sagittis vel globos plumbeos explodendo exercent, ut eis locum monstret quem tetigerunt globo vel sagitta, ut certos errores ferula sua puniat, et rhythmos extemporales pronunciet. Ferner Flögel, Geſch. d. kom. Litter. I. 341. Schmeller, Baier. Wörterb. I. 272 f. Nach Letzterem gab es in Wien: „Kaiſerl. Majeſtät Pritſchenmaiſter und Hofpoeten."

und Strafgewalt ſo weit als möglich nur eine ſcherzhafte ſey. Der Pritſchenmeiſter war ſomit zugleich der Luſtigmacher der Geſellſchaft. Pries der Herold die Großthaten der Wettkämpfer, ſo verſpottete der Pritſcher ihre Mißgriffe; der letzte Gewinnſt hieß nach ihm der Pritſchenſchuß. Beide verfertigten Spruchgedichte auf die Feſtlichkeiten, bei denen ſie Dienſte geleiſtet. Sowie aber der Herold mehr und mehr vom Spaßmacher angenommen hatte [9]), ſo gieng umgekehrt von der Feierlichkeit des Herolds Einiges auf den Pritſchenmeiſter über. In ſolcher Haltung erſcheint unſer Lienhard Flexel; als ein erfahrener Meiſter beſucht er, eingeladen oder ſelbſt ſeine Dienſte anbietend, die bedeutendſten Schieſſen, wird bei ſolchen angeſtellt und beſchreibt ſie dann, mit mäßigem Humor, in Reimſprüchen, die er, ausgemalt mit den Wappen der angeſehenern Perſonen, den Gebern der Feſte und den vornehmſten Theilnehmern überreicht, wohl auch ſonſt an fürſtlichen Höfen, wo man gerne von derlei Feſtlichkei-

---

9) Der Ehrenhold Johann Holands, um 1421, eröffnet ſeinen Reimſpruch vom turnierfähigen Adel in Baiern (Duellii Excerpt. p. 255 seqq.), welcher überhaupt hieher zu vergleichen, mit ähnlichen Späſſen über ſeine Eß- und Trinkluſt, wie wir ſie nachher bei Flexel finden werden. — Ueber Wappendichter und damit verbundene Dichtung im 14. Jahrh. iſt neuerlich durch Primiſſers Ausgabe des Suchenwirt mehreres Licht verbreitet worden. Für das 13 Jahrh. mögen einige Stellen aus dem Gedichte von Dietlieb angemerkt werden: V. 9569 f. 11883—6.

ten Kunde nimmt, in vervielfachten Exemplaren abſetzt.

Von dieſer Art iſt dasjenige ſeiner Werke, wovon ich hier einen Auszug gebe.

Herzog Chriſtoph zu Würtemberg ſchrieb auf den 23. Sept. 1560 ein großes Stahlſchieſſen aus. Die Schützenbriefe ergiengen weithin in deutſche Lande, auch in die Eidgenoſſenſchaft. Ein Dukaten ſoll eingelegt werden, hundert Dukaten ſetzt der Herzog als das Beſte aus. Zimmerleute werden beſchickt, um die Zielſtätte zu bauen. Vier Herren des Raths zu Stuttgart (Konrad Egen, Burgermeiſter, Cyriacus Horn, fürſtl. Leibapotheker, Wilhelm Schlaginhauffen, Hofrichter, Bartholome Meſſerer, alten Burgermeiſter) erwählt der Fürſt, daß ſie Alles einrichten und ordnen. Lienhard Flexel, Pritſchenmeiſter von Augsburg, befindet ſich eben auf dem Wege gen Kolmar, wohin man ihn auf ein Büchſenſchieſſen eingeladen 10). Da begegnet ihm ein alter Mann, der ihm einen Schützenbrief von Stuttgart zeigt und ihm dorthin zu ziehen räth. Flexel befolgt den Rath, ſammt ſeinem Sohne Va-

---

10) Des Freiſchieſſens zu Kolmar von 1560 erwähnt Stalder, Fragm. üb. Entlebuch II 262. Die in dieſen Band aufgenommenen Beiträge zur Geſchichte der Gymnaſtik der Schweizer ſind inhaltreich für die geſchichtliche Kenntniß des Schützenweſens und geben auch, S. 270 ff, über das Straßburger Schieſſen von 1576 einiges Nachträgliche zu den Schriften von Maurer und Ring.

lentin, und es hat ihn nicht gereut. Er preiſt die Stadt und das Land:

Dieſelb Stadt iſt mir wol bekannt,
  Dann Suttgart iſt dieſelb genannt,
Und iſt ein fürſtliche ſchöne Stadt,
  Wann ſie alſo den Namen hat.
Die Burger ſeind drin weit erkannt
  In deutſchen und in welſchen Land.
Die Stadt liegt in eim tiefen Thal,
  Groß Berg ſeind drumb wol überall.
Darauf da wächſt ein edler Saft,
  Gar guter Wein, gibt groſſe Kraft.
Wann Einer deſſelben zuviel thut trinken,
  Wol auf den Bank da muß er ſinken,
Das thät oft manigem Schützen and.
  Es iſt ein wol erbautes Land
Von Städt, Schlöſſern, Dörfern, überall,
  Im Land iſt gar viel Berg und Thal,
Daß man nit findt bald ſein geleich.
  An Wein und Traid iſt es faſt reich,
Fiſch und Wilbret hat es gar viel,
  Das muß man haben zu ſolchem Spiel [11]).

---

11) Die Schreibweiſe der ausgehobenen Stellen iſt der jetzigen näher gebracht, beſonders ſchien es unthunlich, die läſtige Buchſtabenhäufung wiederzugeben, z. B. ſinckhenn, Lanndt, ſinken, Land. Dagegen bemerke ich hier die hauptſächlichſten Sprachеigenheiten, von denen freilich meiſt nicht zu beſtimmen iſt, ob ſie dem Verfaſſer des Spruchs oder

In Stutgart ſteht ein fürſtlich Haus, überaus wohl erbaut, mit welſchen Gängen und weiten Schnecken [12]. Dieſe geht Flexel hinauf und kommt in einen langen, groſſen Gang. Zween dergleichen ſind auf einander gebaut, durchſichtig, mit ſchönen ſteinernen Säulen; aus ihnen kann man in alle Zimmer gehn. Er kommt in den Ritterſaal, darin ſtehen Tiſche, mit ſchwarzem Sammt und gutem Tuch bedeckt. Hier findet er einen Herrn, den er geſucht, einen der Ordner des Feſtes. Zwo Thüren hat der Saal, auch einen viereckten Gang mit Eiſengittern, worin der Kredenztiſch ſteht:

Von gulden Scheuren (Pokalen) ſtand er voll.
Darzu die groſſen ſilbernen Flaſchen,

---

dem Schreiber aus Paſſau angehören: 1) Freulach, Pluemlach, Perlach, Pledlach, Fräulein, Plümlein, Perlein, Plättlein, in der Mehrzahl. 2) Bam (Reim auf gan), Bamb, Bamenn (R. auf Namenn), Baum, Bäume, Bäumen. 3) Sich öfters für ſie, Mehrz. 4) eindig, auffig, hinein, hinauf, vor unmittelbar folgendem g. 5) geſchwingt (Reim auf Laberindt), zwingen, zwang, geſchwind, gewinnen, gewann. 6) ſtaindt, ſtand. 7) ſtaindant, plueſſant, werdans, ſtanden, blieſen, werden ſie. 8) was, waſſent (dieſes nur einmal), war, waren.

[12] Dieſes fürſtliche Haus, jetzt das alte Schloß, H. Chriſtophs Gründung, ſtand eben damals friſch aus der Arbeit, noch nicht ganz vollendet, da. Flexel ſagt:

Mit dem Gebäu thät man faſt eilen.

Das nachher beſchriebene Luſthaus iſt nicht zu verwechſeln mit dem von H. Ludwig 1581 angelegten neuen Luſthaus, dem heutigen Hoftheater.

Die gfielen mir zum aller baſten,
Sie waren voll mit gutem Wein,
Gab mir zu trinken und ſchenkt mir ein,
Der ſilberen Becher waren ſo viel,
Daß ich der Zahl nit ſchreiben will.

Auch zahlloſe ſilberne Schüſſeln, viel tauſend Gulden werth, ſind vorhanden; denn in lauter Silber trägt man zu eſſen. Eine weite Schnecke hinab, worin Zween neben einander reiten können, wird Flexel in die Dürlitz[13]) geführt, einen Saal mit großem Thore, worin bei neunzig (?) bedeckte Tiſche ſtehen. Nie hat er eine größere Dürlitz geſehen, mit Roß und Wagen könnte man hinein fahren. Hier wird das Hofgeſinde geſpeiſt:

Und wie man ward zu Tiſch geſeſſen,
Der Salmeiſter thät das nit vergeſſen,
So gieng er nauf wol in den Sal,
Da mußt man ſchweigen überall,
Dann er war weiſ und darzu klug,
Mit einem Stecken er da ſchlug
Wol auf ein Tiſch, ſo ſchwieg man ſtill,
Das war meins gnädigen Fürſten Will.
So thät ein Knab dann fürher ſtan,
Der fieng gar züchtig zu beten an
Und ſaget Gott gar fleiſſig Dank
Umb ſein Speis und umb ſein Trank.

---

13) Richtiger: Dürnitz. Ueber dieſes Wort ſ. Schmeller, I. 398 f.

Darnach hat man ſich bald bedacht
Und hat dem Hofgſind zeſſen bracht.
Seit ich die Warheit reden ſoll,
Man hat ſie gſpeiſt fürſtlich und wol.

Die Wißbegierde treibt den Gaſt weiter:

Nach dem *Keller* hät ich Verlangen,
Von ſtundan ward ich darein gführt,
Denſelben hab ich wol probiert.

Gröſſere Fäſſer hat er nie geſehen, den Boden kann er weit nicht erreichen [14]). Vom Keller geht er in die *Kuchel*. Es ſind zwo Küchen, wovon die eine dem Fürſten beſonders zugehört. Den Haushalt der andern beſchreibt Flexel nicht ohne Lüſternheit:

Darin da thät man ſieden und braten
Von Wildbret, Kapaunen, Hüner und Hennen,

---

[14] Eines ähnlichen Kellerbeſuchs gedenkt *Fiſchart*, Garg. Cap. 4: „Ich weiß wol wie es dem Poeten gieng auff der Hochzeit zu Studgarten, im Kellerſtüblein, da jhn das new Faß anlacht, welches hielt der Fuder zwantzig ſieben, welche jhm recht die Reiß antrieben." Und weiterhin: „Ja da war mehrerley Wein, dann zu Stutgart auff der Hochzeit beſchrieben worden, als Würtenbergiſcher, Weybenberger, der von Lauffen, ſo etwan die Ferdinandiſchen Knecht machet laufen, vnd die Landgräviſchen nachlauffen. Item der Elfinger, ſo die Finger vnd Bein elenlang macht, den Beutelſpacher, ſo Beuttel machet kracken, der Hebbacher gieng glatt in Rachen, rote Felbacher, Mönchberger, Weinſteimer, weiß vnd roth Wangheimer, die offt gut Vers helffen erdencken ꝛc." (Man will dem Weine von Wangen dieſe Eigenſchaft nicht mehr zugeſtehn.) Dieſe Hochzeit zu Stuttgart iſt ohne Zweifel die von Jac. *Friſchlin* beſungene Vermählungsfeier des H. Ulrich, 1511.

Gut Vögel und Rebhüner thu ich nennen,
Fiſch und Krebs kocht man darneben,
Guts ſchweines Wildbret thät man geben
In ſchwarzem Pfeffer, der war gut,
Man briet viel Gäns, hät man in Hut,
Das gfiel mir wol und ward mir eben;
Gut Spänſäu briet man auch darneben,
Wie es dann ghört zu ſolchen Sachen,
Welſchen Salat ließ man viel machen,
Der ſeltſamen Richt waren ſo viel,
Daß ichs nit alls beſchreiben will.

Eiſerne Häfen, Keſſel, Pfannen, die ſchönſten Lö ſel. — Alles zieht die Blicke des Gaſtes an. Im Hofe ſieht er einen ſchönen Rohrkaſten und in de Küche läuft friſch Brunnwaſſer aus einer Säule. Die Köche heißen ihn gottwillkomm ſeyn, ſie ſin alle behend und keiner faul. Hirſche, Rehe, wild Schweine liegen im Hof umher:

Zu Hof da waren ſie eingführt,
Daſelbs hat mans zerhauen und gſchnitten
Nach fürſtlicher Ehr, Würd und Sitten.

Das Schloß hat zwei Thore mit Aufziehbrücken um daſſelbe ein tiefer, feſter Graben, worin ſch ne Hirſche und Stuckwild gehn, für die man ſch ne Ställe gebaut hat:

Sie mochten gan drin aus und ein,
Ein fürſtlicher Luſt kunt das geſein.

Hierauf begiebt Flexel ſich in den fürſtlichen Lu garten, woſelbſt das Schieſſen gehalten werd ſoll. Vor deſſen Thore ſtehen viel Trawanden (Trabanten) mit Schieſſen und Hellebarten. Gleich am Eingang iſt eine künſtliche Mühle, man ſieht kein Waſſer und hört kein Rad, ſie iſt unter der Erde gebaut, erſt wenn man ganz nahe tritt, vernimmt man ſie. Nicht weit davon ein Rohrkaſten von Kupfer. Ferner ſieht er: . .

Das aller wolerbauteſt Haus,
  Gar luſtig gmacht ganz überaus,
Dann es war mir auch unbekannt,
  Das fürſtlich Luſthaus war es gnannt,
Nit luſtiger kunt es wahrlich ſeyn,
  Die Fürſtin gieng drin aus und ein,
Und auch der hochgeboren Fürſt,
  Den allezeit nach Ehren dürſt,
Unds Frauenzimmer gar wolgeboren
  Mit den vom Adel auserkoren.

Im Luſthaus ein ſchöner Saal mit vier runden Erkern und welſchen Kaminen; von ihm kann man überall hinausſehn:

Den Saal hat man in guter Hut,
Niemands dorft gan drin aus noch ein
Dann er mußt von dem Adel (Hofadel) ſeyn.

Auch hier ſind die Tiſche mit ſchwarzem Sammt und gutem Tuche bedeckt. An den Saal ſtoſſen zwei Zimmer; da ſteht ein Rohrkaſten von Metall, darein aus ſchönen Bildern friſches Waſſer läuft. Viel Tafeln (Gemälde) ſind im Saal aufgeſchlagen, von alten Schlachten und ſeltſamen Geſchichten. In einem Schnecken ſteigt Flexel in Keller und Kuchel nieder, wo er ſich die ſchönen Stuben und Gewölbe beſchaut. Das Haus ſteht frei, ringsweis kann man drum gehn und ſehen. Von da wird er in ein Labyrinth, einen Irrgarten, geführt. Dieſer hat ſchöne Gänge und gewölbte Bogen, alle überwachſen und bezogen mit Trauben und welſchen Bäumen, deren ſeltſame Namen der Erzähler nicht anzugeben weiß. In der Mitte ein Vogelhaus mit eiſernen Gittern, darin Vögel ein und ausfliegen. Fürbaß zeigt man ihm ein ſchönes Rendill, eine Stechbahn, gleich vor dem Luſthaus, ſo daß die Fürſtin darauf hinausſehen kann. Nicht weit davon ein wohlgepflegter Wintergarten:

Darumb hat man ein Mauer gebaut,
Ich hab zun Fenſtern einhig (hinein) gſchaut,
Das ſag ich euch bei meinen Pflicht:
Die Bäum die trugen welſche Frucht,
Ein ſchöner Luſt mocht das geſein,
Im Winter kunt man heitzen ein,
Wie es dann ghört zu ſolchen Sachen,
Den Bäumen kunt man warm machen,
Das hab ich von dem Gärtner ghört;
Darneben ſtand ein Vogelherd,
Der war gar ſchön und luſtig gebaut,
Durch die Hecke hab ich hinein gſchaut.

Weiter hinein wird Flexel, denn zu ſeinem Verdruſſe muß er eilends gehn, zu den drei Schießbergen geführt, die man für das Feſt erbaut hat. Sie ſind ſchön bemalt, mit den fürſtlichen Wappen geſchmückt und mit goldnen Knöpfen, worauf die Fahnen ſtecken, auch mit Schranken, Zielhäuſern, darhinder die Zieler ſich bergen können, und andrer Zugehör wohl verſehen. Beſonders der mittlere gleicht einem Schloſſe; man kann ihn umtreiben, er iſt mit Kupfer bedeckt, der Thurm durchſichtig und Glocken hangen darin, auch eine Uhr iſt angebracht. Sofort wird das Schießhaus mit ſeinen Sälen für Fürſten und Herrn beſchrieben; einer heißt die fürſtliche Rüſtkammer, worin die Stähle hangen. Die Stühle für Fürſten und Grafen ſind mit Sammt überzogen, die andern mit ſchwarzem Tuch. Hinter dem Schießhaus ein Irrgarten mit einem Sommerhaus, unter dieſem ein gewölbter Gang mit einer langen Tafel, darauf man mit Steinen ſchieſſen kann. Zween Kraniche gehen im Garten um.

Vor dem einen der drei Thore des ringsummauerten Gartens ſtehen zu beiden Seiten viel ſchönen Kramen, Krambuden, unter denen Flexel faſt verirrt. Sammet, Seide, goldne Borten, goldne Scheuren und Silbergeſchirr, findet man hier zu kaufen. Auch viele Küchen ſind aufgeſchlagen, ſowie zwei ſchöne Zelte, das eine für die Provoſaner[15], welche die Nacht über wachen, das andre für die Würfelbrette (zum Prenden[16]), wo man ſeines Geldes los werden kann. Daneben der Kegelplatz, wozu auch Gewinnſte gegeben ſind; dann der Hahn (Hahnenſprung?), wo es oft lächerlich zugeht, die Gewinnſte hängen dabei. Weiter noch zween Schießberge mit einer langen Schießhütte. Ein durchſichtig Reigerhaus mit mannshoher Mauer und durchfließendem Waſſer.

---

[15] Anderwärts: Proviſioner, Provoſoner ꝛc. Ueber dieſe Klaſſe von Dienſtleuten ſ. Pfiſters H. Chriſt. I. 582. Schmeller, I. 346.

Wieder kehrt Flexel in den Garten und beſchreibt Pritzenbank und zwei Gezelte mit Tiſchen und Bänken, darunter man nachher den Undarntrunk (Veſpertrunk) giebt, auch die fürſtliche Schenke genannt.

Am beſtimmten Tage, Montag d. 23. Sept., ſind die Schützen mit Macht eingezogen. Man führt ſie in ihre Herbergen und erbietet ihnen alle Zucht und Ehre:

Das kommt der Stadt zu gutem Frommen. Abends reiten die Fürſten ein: der Kurfürſt, Pfalzgraf Friedrich, ſammt ſeinem Sohne Johann Caſimir; mit ihnen Johann Wilhelm, Herzog von Sachſen, Herzog Reichart, Pfalzgraf am Rhein, und Philibert, Markgraf zu Baden. Zween Fürſten kommen erſt auf das Nachſchieſſen: Herzog Karl, auch Markgraf zu Baden, und mit ihm der junge Pfalzgraf Johann Georg. Herzog Chriſtoph reitet den Fürſten entgegen mit ſeinem Adel und den reiſigen Knechten; auch nimmt er ſeinen lieben Sohn, Herzog Eberhard, mit. Er führt ſie ins Schloß, wo jeder Fürſt ein eigenes Zimmer erhält. Der Adel bringt ihnen Waſſer auf die Hände, dann ſitzt man zum Nachteſſen, nach welchem ihnen die edeln Knaben mit Windlichtern auf die Zimmer leuchten. Am Morgen läßt man umſchlagen, daß die Schützen zur Wahl der Neuner ſich verſammeln. Nach der Morgenpredigt zieht man aus dem Schloß in den Luſtgarten. Trabanten dienen dabei, die vier Trompeter des Herzogs blaſen vor, drei Spiele von Trommeln und Pfeifen ziehen mit. Der Empfang im Garten geſchieht durch den fürſtlichen Rath, D. Johann Krauß. Dieſer verlieſt auch die Artikel und verkündet den Burgfrieden. Dann ſchreitet man zur Wahl der Neuner; den erſten wählen die Fürſten, den zweiten Ritterſchaft und Adel, den dritten die Reichsſtädte, den vierten die Fürſtenſtädte, der fünfte iſt aus der Eidgenoſſenſchaft, die vier übrigen wählt der Herzog, und zwar die vorgenannten vier Rathsherrn von Stuttgart. Dieſe haben auch die Dienerſchaft anzunehmen: Schreiber, Zieler und Pritſcher. Von letzter Art beſtellt man anfangs nur drei, auserwählte Meiſter, darunter unſer Dichter mit ſeinem Sohn:

---

[16] Garg. Cap. 2: „wurff in die Prenten.“ Vgl. Friſch unter: Bränte.

Ich dank ihm faſt der groſſen Ehren.

Nachher finden ſich noch viele Pritſcher ein, die ſeine Eiferſucht erregen:

Die wollten all ſeyn in dem Spiel,
Der Pritzer waren ſchier zwiel,
Der nie kein Schieſſen war nachzogen.

Der Herzog läßt den Neunern von Stuttgart ſchöne, neue Hofkleider ſchenken:

Gut Lyndiſch (leidniſch, niederländiſch Tuch), Rock, Wames und Hoſen.

Auch die Diener und Spielleute werden in Lündiſch gekleidet, 29 Kleider ließ man machen. Der Hofmarſchalk und der Haushofmeiſter des Herzogs nehmen die Diener in Pflicht. Hierauf treten die Neuner zuſammen, um das Schieſſen zu ordnen. Es werden 6 Viertel gemacht, jedes erhält ſeine Fahne, nach Farben verſchieden. Wegen des Anſchieſſens wird geloost. Am Donnerſtag beginnt das Schieſſen; die Fürſten unter der rothen Fahne ſchieſſen an:

Herzog Chriſtoph hat parſonlich (perſönlich) gſchoſſen.

Zwei ſchöne Bladt, Scheiben, ſind aufgeſteckt, 24 Schüſſe muß je Einer thun. Die Bolze werden ausgeſchrieen und eingeſchrieben, in Beiſeyn der Neuner, welche großen Fleiß ankehren, daß Keinem Unrecht geſchehe.

Während des ganzen Feſtes übt der Herzog die volleſte Gaſtfreiheit. Zwei der Viertel werden jeden Tag, zu Morgen und Abend, ins Schloß geladen, in die Brunnenſtube, wo ſie mit 13 Richten geſpeist werden. Mit den Neunern wird angeſangen, zween Freitafeln werden ihnen gehalten, jede Mahlzeit giebt man ihnen 16 Richten. Im goldnen Scheuren ſchenkt man ihnen ein, keine Kurzweil wird da geſpart, der Kuchelmeiſter, Burkhart Mettelin, trägt ſelbſt auf, mit Trommeln und Pfeifen werden ſie hineingeführt.

Am Sonntag hält der Fürſt ein Laufen. Ein lündiſch Paar Hoſen iſt der erſte Preis, der zweite ein Wams, der dritte ein ſchöner Hut mit einer Feder:

Ich gwann ihr keins, das thät mir Zorn.

Darnach fängt ein Fechten im Luſtgarten an. Die Fürſtin fährt mit 4 Wagen aus dem Schloß. Im vordern ſitzt ſie ſelbſt, mit fünf jungen Fräulein, ihren Töchtern 17):

Mit Samat war der Wagen bedeckt,
Trawanden hants Volk oft erſchreckt.
Das Volk, das lief und wollt nit beiten (warten),
Trawanden giengen zu beiden Seiten ꝛc.
Vier Löwen ſeind auf dem Wagen gſeſſen,
Zwen ſaſſen vorne und zwen dahinden,
Gar ſchön verguldt, thu ich verkünden,
Sie waren gemacht nach künſtlichem Sinn,
Des Fürſten Wagen hieltens vor ihnn.

---

17) Die vierte derſelben, Kemille, damals 10 Jahre alt, wurde ſpäter die Gemahlin des Pfalzgrafen Richard, der dem Schieſſen angewohnt. — Die Herzogin ſelbſt rühmt Flexel als eine Wohlthäterin der Armen.

Drei Wagen fahren der Fürſtin nach, worin die vom Adel mit dem Frauenzimmer ſitzen. Von ihrem gnädigen Herrn und dem Kurfürſten wohl empfangen, ſieht ſie mit ihren Fräulein aus den Fenſtern des Luſthauſes der Fechtſchule zu. Ein Wams von lauter Tafft giebt der Herzog zum beſten:

Ich facht mit drumb, das war mir eben.

Auch läßt er zu jeglicher Wehr dem, der das Beſte gethan, zween Thaler geben.

Nach dem Fechten geht man wieder ins Schießhaus und ſetzt das Schieſſen fort:

Zum Undarntrunk da ſeind ſie gangen,
So merket weiter, was ich ſag,
Denſelben gab man alle Tag,
Gut Käs und Brot und darzu Wein,
Den Schützen ſchankt man dapfer ein,
Sie thätens einander waidlich bringen,
Mir war gar wol mit dieſen Dingen,
Kehrten den Bechern das Unter überſich,
Das war fürwahr ein Spiel für mich.
Gut Oepfel und Bieren lag darneben,
Gar gut friſch Nuß thät man auch geben,
Darauf da ſchmeckt Eim ein Trunk gar wol,
Seit ich die Wahrheit reden ſoll,
Dann welcher gwann, der lebt im Saus.

Hierauf findet ein Umzug ſtatt; unter Vortritt der Pritſcher, der Trompeter und zweier Spiele, und im Gefolge der Renner, tragen 110 weißgekleidete Knaben, mit goldnen Ketten und ſchönen Schnüren geziert, ſchwarz und gelbe, mit Wappen geſchmückte Fahnen, darunter die Ritterfahnen, die nächſten nach dem Hauptpreiſe. Zween tragen die Beutel mit den Gewinnſten an einer Stange. Der Zug geht nach der Schranke, darauf die Fahnen aufgeſteckt werden. Die Schützen ſind voll Erwartung, was Jeder gewinnen werde. Um das Beſte, eine große ſeidene Fahne, von einem Edelknaben getragen, an der die 100 ungariſche Dukaten ſtehen, müſſen zween Männer noch beſonders ſtechen (ſchieſſen). Wendel Stettner aus der berühmten Stadt Nürnberg gewinnt dieſen Preis:

Der Fürſt, der ſchankt ihm auch darzu
Ein ſameten Seckel, das nahm ich Acht,
Derſelb war gelb und ſchwarz gemacht.

Den zweiten Preis, einen Seckel mit 50 fl., erhält Melchior Straub von Donzdorf. Auch den Andern giebt man ihre Fahnen, das Geld liegt je darneben. Solche Fahnen pflegte man, als Beweis erprobter Kunſtfertigkeit, in die Heimath mitzunehmen und zur Schützengilde oder auf das Rathaus einzuliefern. Zuletzt erſcheint, unter Vortritt des Marſchalls und vier blaſender Trompeter, von zween Grafen geführt, Jungfrau Hedwig, des Herzogs älteſte Tochter (damals 13 Jahre alt):

Sie gieng daher gar züchtig und klug
Und in der Hand die Fürſtin trug
Ein ſchönen wolgemachten Kranz,
Von Gold und Perlein war er ganz.

Jedermann iſt begierig, wem ſolcher zu Theil werden ſolle.

Die Fürſtin thät ſich bald bedenken,
Dem Churfürſten aufſetzen und ſchenken,
Pfalzgraf Friderich an dem Rhein,
Ein Herzog in Bairn, als ich mein.
Den ſchönen, wolgemachten Kranz,
Mit einer ſchönen Red und Subſtanz,
Dieſelbig hat der Marſchalk gethan.
Der Churfürſt nahm ihn in Gnaden an
Und ſagt dem Fürſten groß Lob und Dank.

So nimmt dieſes Schieſſen ein Ende, auf welchem, laut der Bücher, 505 Schützen geweſen.

Noch iſt aber ein Nachſchieſſen im Ausſchreiben angeſagt, wobei ein Ochs das Beſte ſeyn ſoll:

Derſelbig war dreiſſig Gulden werth,
Ich habs vom Metzger ſelbert ghört.
Der Ochs war ſchön bekleidt und ziert
In lauter Seiden, man hat ihn gführt
Für die Fürſten, Graven und Herren.
Man hat ihn gführt mit groſſen Ehren
Ringweis wol auf der Zielſtatt rumb,
Darumt ich an die Trumeter kumb,
Die blieſen ſtedig vor ihm her,
Das thät man den Schützen zu groſſen Ehr.

Ein Gulden iſt das Leggeld auf 15 Schüſſe. Der Herzog erzeigt dieſelbe Gaſtfreiheit, wie beim Hauptſchieſſen. Peter Spieß von Neuenſtadt an der Hardt gewinnt den Ochſen mit 19 Schüſſen. Dritthalbhundert ſind der Schützen. Der Herzog läßt ihnen durch D. Johann Krauß mit großen Ehren abdanken. Dann geben die Neuner vor den Fürſten und ſagen ihm groß Lob und Dank um ſeine Speiſe und ſeinen Trank:

Ihr Obrigkeit wollten ſies zeigen an,
Die große Ehr, die man ihnn hat than,
Und wolltens auch ihren Kindern ſagen,
Daß ſie bei allen ihren Tagen
Kein koſtlichers Schieſſen hant gſchehen.

Auch die Knaben, welche die Fahnen getragen, werden gen Hof geführt, der Fürſt will ſich ein Gedächtniß machen:

Mit Eſſen und Trinken hielt mans gar wol
Und hätten gar ein frolichs Leben,
Eim ieglichen hat man ſein Bſoldung geben,
Der Fürſt thäts ihnn aus Gnaden ſchenken,
Ueber hundert Jahr werdens ſein gedenken.

Der Spruch ſchließt mit einer Entſchuldigung gegen Herzog Chriſtoph, dem er zu Ehren gemacht iſt, wenn der Sache zu wenig geſchehen. Die Zahl der Verſe iſt zu 1640 angegeben.

Auf das Gedicht folgen die Bilder und Wappen. Zuerſt die Fahnen der 6 Viertel, mit Verzeichnung, wie Viele jedes Standes und Ortes darunter geſchoſſen. Es erſchienen hiebei 6 Fürſten, 14 Grafen und Herrn, 40 von Ritterſchaft und Adel. Gröſſere und kleinere Reichsſtädte haben ihre Schützen geſendet: Straßburg 14, Augsburg 17, Worms 4, Nürnberg 24, Regensburg, Frankfurt, Speier, Hagenau, Lindau ꝛc. Die nähergelegenen fehlen ohnehin nicht. Von eidgenöſſiſchen Städten: Zürich 5 [18]), Baſel 1, Schafhauſen 6, St. Gallen 4, Mühlhauſen 1. Unter den Fürſtenſtädten: München, Ingolſtadt, Landshut, Freiſingen, Paſſau, Ens, Schwatz, Anſpach, Heidelberg, Freiburg, Coſtnitz, einige Städte im Elſaß ꝛc. Dann die würtembergiſchen Städte und Flecken, darunter Stutgart 27, Tübingen 10 ꝛc. Nach der Ordnung des Aufzugs ſind Zieler, Pritſchmeiſter, Spielleute, Bolzträger, Neuner, Fahnenträger, Meſſer, Trompeter, in ihren Amtstrachten und mit ihren Geräthſchaften abgebildet. Die braunen Hofkleider mit bunten Borten ꝛc. nehmen ſich ganz wohl aus. Auch die Pritſcher tragen ſolche, ſie führen eine Art von Kolben, oben gerundet, mit dem herzoglichen Wappen. Mit Trommlern und Pfeifern war, wie es ſcheint, der Herzog für gewöhnlich nicht verſehen, eine Folge der damaligen Einrichtung des Landaufgebots; die drei Spiele ſind von Leonberg, Pforzheim und Göppingen, ſie werden beſonders zu dem Feſte beſtellt und gekleidet. Daher wird im Gedichte der 4 herzoglichen Trompeter ſtets mit beſonderm Nachdruck gedacht:

---

[18] Die 5 von Zürich ſind: Junker Hans Victor von Schönau, Konrad Amann, Jude Hering, Ulrich Zimmermann, Michel Mayer. Dieſe Nemlichen, auſſer dem Vorletzten, erſcheinen auch auf dem Straßburger Armbruſtſchieſſen von 1576, auch hier ſteht Hans Victor von Schönau an der Spitze der Stahlſchützen. Maurer, S. 49. 52. Stalder, Fragm. II 271. — Von den Fürſten, die zu Stuttgart einritten, iſt der Pfalzgraf Caſimir nachher zu Straßburg anweſend (Maurer S. 86); ein Schießregiſter deſſelben: was er 1555—87 mit eigener Hand geſchoſſen, Heidelb. Hdſchr 769. (Verz. S. 541.) zeugt noch von ſeinem Eifer für die löbliche Schützenkunſt — Ein armer Wildſchütz von Kanſtadt gewann zu Straßburg den erſten Preis mit der Büchſe. (Maurer, S. 59. Ring, S. 33.)

Ja war das nit ein fürſtliche Ehr!
Des Fürſten vier Trumeter blieſen vorher.

Hierauf die 92 Gewinnſtfahnen, je mit dem Namen des Schützen, ſowie mit Angabe des Gewinnſtes und der Schüſſezahl. Die erſte iſt diejenige, worauf die 100 Dukaten ſtanden, ſie hat auf der rechten Seite das Wappen des Herzogs, auf der linken das der Herzogin, das brandenburgiſche. Die weiteſte Fahne mit 1 fl. 40 kr. erhielt der von Ens gekommene Schütze; die letzte iſt die Pritſchenfahne, auch mit 1 fl. 40 kr. Nach dieſem die prächtig gemalten Wappen der Fürſten und Fürſtinnen, zuerſt das kurpfälziſche, dann das würtembergiſche; der Grafen und Freiherrn; der Ritterſchaft und des Adels; der vornehmſten wappenmäſſigen Herrn aus Reichs- und Fürſtenſtädten, wobei der Kuchelmeiſter Burkart Mettelin nicht vergeſſen iſt; der Reichsſtädte; der Städte aus der kurfürſtlichen alten und jungen Pfalz, aus Ober- und Niederbaiern, der Vogteien und Städte des Fürſtenthums Würtemberg, der Städte aus den Markgrafſchaften Brandenburg und Baden, der gräflichen und freiherrlichen, der eidgenöſſiſchen Städte, derjenigen aus den Bisthümern und Probſteien. Bei jedem Orte ſind die von da gekommenen Schützen namentlich aufgeführt. Endlich die Aemter und 55 Fahnen des Nachſchieſſens. Dabei fehlt auch das fürſtliche Beſte, der bedeckte Ochs, nicht; die koſtbare Wappendecke verhüllt ihn bis zum Boden, auch der Kopf iſt in die Hoffarben gekleidet, die Hörner vergoldet; er iſt von beiden Seiten dargeſtellt, damit weder dem Wappen des Herzogs auf der rechten, noch dem der Herzogin auf der linken, ſeine Ehre entgehe; ſein Werth, ohne die Decke, 30 fl., ſammt fürſtlicher Fahne. Den Beſchluß machen die Wappen des Ambroſius Neumaier von Paſſau, der das Buch geſchrieben, des Lienhard Flexel, der den Ehrenſpruch gedichtet, und ſeines Sohnes, endlich des Buchbinders zu Augsburg, der dieſes fürſtliche Buch gebunden. Einige Wappenſchilde ſind leer geblieben, vermuthlich weil Flexel die Wappen nicht auftreiben konnte. Er entſchuldigt in der proſaiſchen Zueignung an den Herzog, vom 21. März 1562, den Verzug des Werkes mit der ganz glaubhaften Schwierigkeit: ſo viele Wappen hin und wieder zu wegen zu bringen. Wer ſie gemalt, iſt nicht ausdrücklich beſagt.

Dieſer ganze Wappenprunk iſt offenbar eine mißverſtandene Anwendung der Heraldik vom Turnier auf das Schieſſen. Das Turnier war ein Vorrecht des Adels; die Turnierfähigkeit zu erkennen, war daher eine ſtrenge Wappenſchau erforderlich. Armbruſt und Büchſe, Waffen des Fußvolks, wurden vorzüglich in bürgerlichen Genoſſenſchaften, ſtädtiſchen Schützenvereinen gepflegt. Zur Theilnahme an den Schützenfeſten befähigte alſo nicht die wappenmäſſige Abkunft, ſondern die Mitgliedſchaft in einer Schützengilde. Allerdings iſt auf ſolche Feſtſpiele Manches von der Einrichtung der Turniere übergegangen, wie ſich im Einzelnen nachweiſen ließe. Beſonders wo Fürſten und Adel an Schieſſen Theil nahmen, oder ſelbſt ſolche veranſtalteten, mochten die Pritſchmeiſter auch die Heraldik zu ihrem Berufe rechnen. Lienhard Flexel, vielleicht aus einem Heroldsgeſchlechte ſtammend, nun aber, wie er beſcheiden in der Zueignung ſagt, „ein ringverſtändiger Lai und einfältiger Pritſchenmeiſter“, rühmt doch von ſich:

> Die vom Adel thunt ihn wol erkennen,

und richtet auch ſein Abſehen durchaus darauf, ſein Werk den Herrſchaften, denen es gewidmet iſt und von denen er den Lohn dafür erwartet, mundgerecht zu machen. In dieſem Sinne beginnt er, angeblich nach einem alten Buche, mit der Erörterung, von wem das Schieſſen hergekommen. Billig hebt er bei der Schöpfung Himmels und der Erden, bei den erſten Eltern und deren Vertreibung aus dem Paradiesgarten an. Als die Menſchen ein groſſes Geſchlecht worden, macht Gott unter ihnen Fürſten und hochgeborne Grafen, denen Gehorſam angelobt wird. Der erſte Schütz aber iſt Lamech, der, nicht eben zu gutem Anfang, in ſeiner Blindheit von einem Knaben geführt, den umherirrenden Kain, ſeinen Ahn, der ſich im Buſche bewegt, ſtatt eines Wildes erſchießt. Eſau, der zweite Schütze, geht in den grünen Wald, wo die Vögel mannigfalt ſingen, um ſich durch ein Wildbret ſeines Vaters Segen zu erwerben. Dieſe haben den Handbogen geführt, Stahl- oder Armbruſt wurde zuerſt von den Griechen vor Troia, und in dem Kriege des Königs Priamus wider Türken und Heiden gebraucht. Zuletzt kam die Zielbüchſe auf, nachdem ein Mönch im Jahre 1380 das Pulver erdacht. An dieſe mythiſche Geſchichte der Schießkunſt wird ein Verſuch geknüpft, das Schieſſen als ein Ritterſpiel darzuſtellen, denn die erſten Schützen ſelbſt:

Daß ich die Sach gar recht bedeut,
Die zween waren auch Edelleut,
Das war Eſau und auch Lamech,
Die warn geboren von edlem Gſchlecht,
Dann Gott hatt Iſac auserkoren,
Und war ein Fürſt gar wohlgeboren
Unter den Kindern von Israel ꝛc.

Der Verfaſſer ſtreicht denn auch bei jeder Gelegenheit die Vorzüge des Adels heraus, den Glanz des Hofes, und ſelbſt wie die Trawanden das Volk erſchrecken. Weil er aber doch getreulich erzählt, ſo erkennt man leicht, daß Herzog Chriſtoph den Geiſt des Schieſſens beſſer aufgefaßt, als ſein Pritſchmeiſter. Der Hof behauptet allerdings ſeine Etikette; der Adel (d. h. hier überall der Hofadel, im Gegenſatze der freien Ritterſchaft) hat das Vorrecht, den Fürſten Handwaſſer zu bringen, Windlichter vorzutragen, mit dem Frauenzimmer in das Luſthaus zu fahren, welches, nach Flexels Aeuſſerung, nur vom Adel betreten werden darf; zween Herrn von Adel führen die Prinzeſſin mit dem Kranz, und der adliche Marſchalk hält an ihrer Stelle die ſchöne Red' und Subſtanz. Aber bei all Dieſem ſteht der Adel, als ſolcher, meiſt auſſerhalb des Schieſſens und hat lediglich die Vorrechte des Hofdienſtes. Der Schützenſtaat beſteht unabhängig in ſich, unter ſeinen ſelbſtgewählten Neunern. Von dieſen ſind nur zween aus Fürſten und Ritterſchaft gewählt, und die vier vom Herzog beſtellten ſind Rathsherrn von Stuttgart. D. Joh. Krauß, fürſtlicher Rath, hat im Namen des Herzogs das Ehrenamt beim Schieſſen. Auch die Viertel ſind nicht ſo ſcharf abgetheilt, als es beim erſten Anblick ſcheint. Die rothe Fahne, darunter Fürſten und Herren ſtehen, mag zwar nicht durch bloſſen Zufall das Loos des Anſchieſſens ziehen, aber unter ihren 92 Schützen befinden ſich 32 von den Städten. Aus dieſen iſt überhaupt bei weitem der gröſte Theil der Anweſenden. Der Kranz, dem Ceremoniel angehörend, wird dem Vornehmſten der Geſellſchaft, dem

Kurfürſten von der Pfalz, aufgeſetzt, über die Schießpreiſe aber entſcheidet einzig die Kunſt der Schützen, nach dem Urtheil der Neuner. Endlich die herzliche Gaſtfreiheit des fürſtlichen Wirthes verbreitet ſich gleichmäſſig über Alle. Wer Vergleichungen anſtellen wollte, dem würde die gröſte Uebereinſtimmung dieſes Fürſtenſchieſſens mit der Einrichtung der ſtädtiſchen, namentlich des Armbruſtſchieſſens zu Straßburg von 1576, bemerklich werden.

Flexel ſpricht in der Zueignung die Vermuthung aus, daß dieſer Gegenſtand „vielleicht zuvor durch Andere auch begriffen und E. Fürſtl. Gnaden preſentirt ſeyn möchte.“ Wirklich ſind unter den deutſchen Handſchriften der Heidelb. Biblioth. (Nr. 77. 78. Verz. S. 335.) zwei Exemplare einer Beſchreibung des Stuttgarter Schieſſens von 1560 durch Ulrich Erthel von Augsburg, das eine, mit ausgemalten Wappen, dem Pfalzgrafen Richard, das andre dem Pfalzgrafen Friedrich gewidmet. Auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart fand ſich keines vor.

Noch kann ich von drei Armbruſtſchießen Nachricht geben, welche, der Zeit nach dem Hauptſchieſſen zu Straßburg noch näher, am 16. 25. und 29. Jul. 1571, gleichfalls zu Stuttgart, im Thiergarten, gehalten wurden und auch in einem Spruchgedichte beſchrieben ſind. Das erſte gab Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg, Oheim des Herzogs Ludwig, das zweite dieſer ſelbſt, das dritte der Landhofmeiſter Junkher **Jakob von Hoheneck**. Der Verfaſſer des Spruchs, ſelbſt aus der Zahl der Schützen, iſt **Hans Son**, des Spitals zu Eßlingen Hofmeiſter zu Kanſtadt [19]. Da jedoch dieſe Schieſſen weder in Anſehung der Menge der Theilnehmer, worunter keine auswärtige genannt ſind, noch des feſtlichen Glanzes und des Betrags der Preiſe, ſich mit demjenigen von 1560 vergleichen laſſen, auch der trockene, mit der trübſeligen Beſchreibung eines Mißjahrs ſchlieſſende Bericht des Hans Son, der ſelbſt die Beſorgniß äuſſert, daß ihm, der nur ein Weingärtner und eines Bauren Abkömmling ſey, die Kunſt entwiſcht ſeyn möchte, ſich nicht mit der ausgeführten Darſtellung des Lienhard Flexel meſſen darf, ſo genügt es, einzelie beachtenswerthere Züge hier auszuheben, welche zugleich zu dem Fiſchartſchen Lobſpruch und deſſen Anhängen einige Beziehung darbieten.

---

[19] Es befinden ſich davon unter den Handſchr. der Stuttg. Biblioth. 2 Exemplare, das eine (Histor. 297.) dem Herzog Ludwig, das andre (152.) dem Grafen Friedrich von Mömpelgart gewidmet, beide mit einigen Wappen und Bildern, Pap. kl. Fol. Dem Spruche vom Schieſſen iſt ein weiterer vom Lande Würtemberg und deſſen Herren, ihrem Urſprung und Aufkommen angehängt. Der Verf. ſagt nemlich in der Zueignung an den Grafen Friedrich, er habe zu ſeiner Beſchreibung 3 Bücher binden laſſen, das dritte Ex. vermuthlich für den Landhofmeiſter, da er aber in jeglichem „vnbeſchribenes Pap. irs ein gutten Thail vberig gehabpt, damit es nit lehr ſteh", hab er noch den Anhang von den Herrſchaften Würtemberg und Mömpelgart zu verfaſſen ſich unterſtanden. Er giebt darin auch von den Bauwerken H. Chriſtophs Nachricht und hat nach allen Umſtänden Flexels Muſter vor Augen gehabt.

Eine beſondre Ergötzlichkeit jener drei Schieſſen ſcheinen die Späſſe des Narren Hans Hetz ausgemacht zu haben:

Er machet manchen guten Boſſen,
Er thät manchem die Brütſchen ſchlagen,
Umſonſt thät er Eim dWarheit ſagen.

Der Narr erhält auf dem zweiten Schieſſen drei Schilde, den einen vom Herzog Ludwig, der jenen mitgebracht, den zweiten vom Grafen Friedrich von Mömpelgart, den dritten von Herrn Philipp von Gemmingen. Kleine, ſilberne Schilde, mit den Wappen der Geber, wurden bei ſolchen Anläſſen an Pritſcher, Spruchdichter, Spielleute ꝛc. ausgetheilt und von dieſen nach Art einer Halskette umgehängt, wie auch in Flexels Buche die Pritſchmeiſter gemalt ſind. Hans Son iſt mit dieſer Freigebigkeit nicht ganz einverſtanden:

Gwinnt Einer ſchon den beſten Fahnen,
So trägt der Gauch viel mehr von dannen,
Er kann allweg das Beſt erſchnappen,
Das gwinnt er mit ſeiner Narrenkappen.

Dreifach, in brandenburgiſchen, würtembergiſchen und hoheneckiſchen Farben, iſt der Narr mit Pritſchſchwert und Schellenkappe, die Fahne mit dem Kranze ſchwingend, abgebildet, und zuletzt noch, wie er ſelbſt, über der Schranne liegend, von dem

Spruchdichter abgepritſcht wird, worüber dieſer mit Aufbietung ſeines ganzen Witzes ſich luſtig macht; eine Züchtigung, welche daran erinnert, wie der Verfaſſer des Kehrabs den des Schmachſpruchs mit dem Pläuel bedient:

Khrb V. 3: Soll man eim Narren dann zuhören,
Vnd jn nicht wie ein Narren bören?
(durchprügeln.)

Ebendaſelbſt, V. 763 ff., iſt erſichtlich, daß auch auf dem Straßburger Schieſſen der Narr mit Schellen und Reimſprüchen nicht vermißt wurde. (Vgl. Ring, S. 139. 142. Maurer, S. 43 f.)

Wie Herzog Chriſtoph beim Nachſchieſſen einen Ochſen, ſo giebt der Landhofmeiſter von Hoheneck einen Hammel, mit vier Hörnern, zum Beſten, bedeckt mit 6 Ellen rothen Taffts, darauf das hoheneckiſche Wappen.

Beim erſten Schieſſen verehrt der Markgraf dem Herzog Ludwig den Kranz, beim zweiten der Herzog dem Landhofmeiſter, beim dritten dieſer dem Herrn Philipp von Gemmingen. Die Verleihung des Kranzes iſt eine Aufforderung an den Empfänger, nun ſeinerſeits auch ein Schieſſen zu veranſtalten. Darum heiſt es vom H. Ludwig:

Nahm ihn mit groſſen Ehren an,
Wöllt den Kranz nit verdorren lan.
Bald trat Herr Doctor Peter Sing
Für Herrn und Schützen in den Ring,
Er danket ihnen fleiſſig ab,

Ihnen zu verſtehen wieder gab,
Wie daß Ihr Fürſtlich Gnad thät bſchlieſſen,
Wöllt wieder geben zu verſchieſſen
Zehen Thaler in zweien Tagen.

Philipp von Gemmingen, der zuletzt den Kranz empfangen und das Schieſſen weiter zu mehren verſprochen, ſtarb noch vor Abfaſſung des Spruchs. Der Verfaſſer wünſcht ihm die ewige Seligkeit, giebt aber den Anſpruch auf die Erfüllung der Zuſage nicht auf:

Wir hoffen, daß der Kranz darbei
Nit darum auch verdorret ſey,
Der Sohn iſt dannoch noch in Leben,
Er wirds vons Vaters wegen geben,
Er wird das Schieſſen weiter mehrn,
Seinem Herrn Vater zLob und Ehrn,
Damit es ein Gedächtnuß ſey
Und ſein in Treuen denk darbei.

Hiemit erklärt ſich die Stelle des Kebrabs V. 612 ff.:

Nach dem etlich mal geſchehen,
Das jnen (den Straßburgern) etlich Stätt
vnd Ständ
Han, wie präuchlich, Kränz zugeſend,
Auch neulich auf dem Wurmſiſch ſchieſſen,
Die ſie dan nicht verwelken 20) liſen,

---

20) So auch bei Stumpff, II. Bl. 453. b.: „Aber nach diſem Schieſſen [zu Zürich 1504.] iſt die ſach

Sonder ſie prachten an den Tag,
Wie ir Außſchreiben ſolchs vermag (beſagt).

Das hier erwähnte Schieſſen zu Worms hatte am 7. Aug. 1575 ſeinen Anfang genommen und iſt daſſelbe, über welches Lienhard Flexel gleichfalls einen Reimbericht verfaßt hat.

Vorhin iſt angedeutet worden, daß Fiſcharts und ſeiner Zeitgenoſſen lebhafte Theilnahme an dem Schützenfeſte zu Straßburg und der Schiffahrt der Zürcher nicht einzig der unbefangenen Luſt an ſolchen Volksfeſten, ſondern allerdings auch der Bedeutung derſelben für politiſche und kirchliche Verbindungen zugeſchrieben werden müſſe. Es fragt ſich, ob auch für die zu Stuttgart abgehaltenen Stahlſchieſſen ſolche Beziehungen auszumitteln ſeyen? Die Anweſenheit des Markgrafen von Brandenburg im Jahre 1571 war nicht ohne beſtimmten Zweck, dieſer Fürſt war Mitvormund des jungen Herzogs Ludwig, aber die bei dieſem Anlaß gehaltenen Schieſſen ſind doch als bloſe Feierlichkeit anzuſehen. Hans Son ſagt darüber:

---

wider erſchſſen, vnd der Meyen verdorben" (Stalder, Fraam II. 203.) — Bei den Turnieren waren die Frauenbänke beſtimmt, „den nächſten Turnier zu legen." (Büſching, Ritterz. I. 351. 55 f.) — Aus dem Spruche des Hans Son erklärt ſich auch der Stichſchuß in die Sau, Schmachſpr. V. 121, Kebrab V. 845., als ein Ausdruck der Schützenſprache im Armbruſtſchieſſen für den letzten Treffer.

Herr Marggraf Georg Friderich
Iſt auf den Tag gen Stuttgart kommen,
Gſchäft halb Ihr Gnad hat fürgenommen,
Was daſſelbig war zu der Friſt,
Mir unnöthig zu wiſſen iſt.

Doch erzählt er nachher, daß am 21. Jul. die Räthe in der Kanzlei zuſammengekommen, indem der Markgraf, der nicht länger bleiben wollen, Land und Leute in Herzog Ludwigs Gewalt übergeben habe, unter der Statthalterſchaft des Grafen Heinrich von Caſtell.

Bedeutender erſcheint unter obigem Geſichtspunkt das groſſe Schieſſen des Herzogs Chriſtoph, wenn gleich Lienhard Flexel auch nichts dergleichen zu vermelden weiß. Mehrere der angeſehenſten proteſtantiſchen Fürſten ſind hier verſammelt. Auch Geſchäftsmänner finden wir in den Reihen der Schützen, namentlich den Magiſter Jörg Weißbrot, kurfürſtlicher Pfalz Secretari, der von den Fürſtenſtädten zum Neuner gewählt wird, und den Doktor Johann Jacob Varembüler, Markgräfiſch Badenſchen Kanzler.

Weit die größte Zahl der übrigen Schützen gehört evangeliſchen Reichsſtädten, Fürſtenſtädten und Ständen der Eidgenoſſenſchaft an. Das Schieſſen fällt in die Zeit, in welcher Chriſtoph eifrigſt mit dem von ihm ausgegangenen Plane beſchäftigt war, die evangeliſchen Fürſten und Stände zu einer neuen

Unterſchrift des Augsburgiſchen Bekenntniſſes und einer feſteren Verbrüderung in ſolchem, zugleich zur Abweiſung aller Theilnahme am Concilium zu Trient, zu verſammeln. Bei einer Zuſammenkunft mit dem Kurfürſten Friedrich von der Pfalz und dem Herzog Johann Friedrich von Sachſen, zu Speier im April 1560, hatte er dieſe beiden Fürſten für ſeinen Plan gewonnen. Am 8. Febr. 1561 kam dieſer wirklich mittelſt der Fürſtenverſammlung in Naumburg zu Stande. Gerade in der kurzen Zwiſchenzeit, während welcher Chriſtoph auch durch Briefwechſel den Verein thätigſt betrieb, im Sept. 1560, gab er das groſſe Schieſſen zu Stuttgart, und faſt alle die Fürſten, welche hier beiſammen waren, namentlich: Herzog Chriſtoph ſelbſt mit ſeinem Sohne Eberhard, Pfalzgraf Friedrich, Herzog Johann Wilhelm von Sachſen, Markgraf Karl von Baden und Herzog Georg aus der Pfalz, erſcheinen dann auch, der letztgenannte durch Geſandtſchaft, die übrigen perſönlich, auf dem Tage zu Naumburg [21]. Es iſt ſchwer zu begreifen, daß eine Angelegenheit, welche des Herzogs ganze Seele beſchäftigte, bei der Gegenwart jener Fürſten an ſeinem Hofe nicht in Bewegung ſollte gebracht worden ſeyn; und wenn nun weiter geſchichtlich iſt, daß beabſichtigt wurde, die Berufung nach Naumburg vor dem Kaiſer und dem Pabſte ſoviel möglich geheim zu halten (Sattlers Herzoge, IV. 152. Pfiſter, I. 374.), ſo begründet ſich allerdings die Vermuthung, daß die Schützenluſt zu Stuttgart der heitere Vorwand ernſterer Verhandlungen geweſen ſey.

---

[21] H. Chriſtophs Schützenbriefe waren, nach Flexel, auch „in das Haus von Oeſterreich" (jedoch erfolglos) ergangen, ſey es nun des Anſtandes und der ſcheinbaren Unbefangenheit wegen, oder weil man Maximilians Gegenwart wünſchte. Soviel iſt ſonſt bekannt, daß dieſer anfangs auch nach Naumburg eingeladen werden ſollte (Pfiſter, I. 37.) — Der Lobſpruch rühmt von H. Chriſtoph nur im Allgemeinen:

Das göttlich Wort lat (läßt) er verkünden.

Einleitung

des

Herausgebers.

Druckfehler.

Trotz meiner Sorgfalt, die ich auf die Correctur verwendet habe, ſind doch mehrere Druckfehler überſehen worden, die ich vor dem Leſen des Werks den geneigten Leſer zu verbeſſern bitte.

S. 5 Zeile 8 von oben ließ zu überſetzen und ediren ſtatt zu überſetzen.
— 24 — 13 v. ob. l. 1570 ſt. 1572.
— — — 14 v. ob. l. 1570 ſt. 1572.
— 34 — 10 v. u. l. Piccart ſt. Piccard.
— 46 — 2 v. u. l. Rabelais ſt. Rabelai
— 47 — 9 v. ob. l. 1631 ſt. 1531
— 61 — 5 v. u. l. catalogorum ſt. cotalogorum.
— 63 — 11 v. u. l. Ueberſetzer ſt. Ueberſetzer
— — — 10 v. u. l. Ueberſetzer des Bodin ſt. des Bodin.
— 77 — 7 v. ob. l. Herolden ſt. Horbelden.
— 81 — 3 v. u. l. herrühre ſt. herrührte.
— 84 — 2 Anmerk. l. 1552 ſt. 1554.
— 96 — 3 v. ob. l. Schriftſtellern ſt. Schriftſtern
— 101 — 6 v. ob. l. 1520 ſt. 1525.
— 127 — 2 v. u. Anm. l. Stärt ſt. Stürz.
— 243 — 5 v. ob. l. Das ſt. Das.

Im Text des Gedichtes wird hoffentlich nach einem zweimaligen buchſtäblichen Vergleichen mit dem alten Druck kein einziger Fehler ſtehen geblieben ſein, außer: Gl. Sch. V. 4. Furet ſtatt Füret, der entſtand, weil das ü des Originals nicht recht ausgedruckt war. Außerdem lieſt das Original Gl. Sch. V. 12. dauon, wo im Abdruck davon ſteht; eben ſo ſteht Gl. Sch. V. 1045 im Abdruck Diwell, wo im Original Diwil. Beide Fehler entſtanden, da an andern Orten die Schreibart davon und die Form Diwell neben jener im Original vorkommen.

Einleitung.

§. 1.

Unterſuchungen über Fiſcharts Lebensumſtände.

Die Nachrichten, welche von Fiſcharts Leben auf uns gekommen, ſind höchſt gering. Das neue Licht der Wiſſenſchaft, welches mit Reuchlin über Deutſchland anbrach, hatte die Bruſt aller, die nicht zu dem Otterngezücht der Pfaffenwelt gehörten, mit Freude erfüllt. Aber eben dieſe Freude, der Eifer, mit dem man die neue Sonne begrüßte, hatte trotz ſeines ewig bleibenden Nutzens für unſer deutſches Volk, manche nachtheilige Folgen. Man wurde einſeitig in der Verehrung, man ließ bald nichts mehr gelten, was nicht mehr oder minder den Stempel des klaſſiſchen Alterthums trug, und nur für das Feld der Religion hatte Luther, wie vom Himmel dazu berufen und geweiht, ſeiner Mutterſprache Bahn gebrochen. Aber auch nur der Religion ward das Recht, ſich dem Deutſchen deutſch zu enthüllen; alle andere Wiſſenſchaften, und auch die Poeſie, beherrſchte gebieteriſch die lateiniſche Sprache. So mußte es natürlich geſchehen, daß der Geiſt der Form unterlag, und der poetiſche Werth nach der Zierlichkeit des Verſes gemeſſen wurde. Trotzein Dichter dem Strome, und ſchrieb deutſch, ſo blieb er ausgeſchloſſen aus den heiligen Reihen der Gelehrten, dagegen gewann er ſich die Liebe des Volks, und ſeine Schriften wurden von dieſem verbraucht.

Fiſchart, der das Beſſere erkannt, ſagte ſich los von jener Wortgelehrſamkeit, und trug dafür die Nichtachtung derer, die etwas über ihn hätten aufbewahren können, zum Lohne. Hierzu kam nun noch der Umſtand, daß er mit einem zu Frankfurt lebenden Rechtsgelehrten, Johann Fichard, ſogar bis auf unſere Zeit verwechſelt wurde *), und da von Herdeſianus das Leben dieſes den von ihm verfaßten Consiliis vorangeſtellt war: ſo

---

*) Daß beide, Fichard und Fiſchart, nicht eine und dieſelbe Perſon waren, iſt jetzt hinlänglich erwieſen. Man braucht nur das Bildniß Johann Fiſcharts (auf der Rückſeite des Titels vom Ehezuchtbüchlein, Straßb 1607) und Johann Fichards (vor den von ihm verfaßten Consiliis, Francof. 1590. Fol.) zu vergleichen, um die Verſchiedenheit beider Perſonen zu erſehen. Das Bildniß Joh. Fiſcharts aber, welches Meiſter in ſeinen Charakteriſtiken deutſcher Dichter giebt, iſt aus den erwähnten Consiliis entnommen und daher das des Johann Fichard. E. Stöber (kurze Geſchichte und Charakteriſtik der ſchönen Literatur Deutſchlands, Paris und Straßburg 1826 8. S. 63.) ſagt: der Frankfurter Fichard habe ſich Fiſchart geſchrieben, und ebenfalls Mentzer genannt, und ſtützt ſich auf Hermann Notices sur la ville de Strasbourg, daſelbſt 1810, aber er irrt, denn jener Frankfurter Rechtsgelehrte hat ſich nie anders als Fichard geſchrieben, und der Beiname Mentzer rührt nur von der Verwechſelung mit unſerem Fiſchart her.

glaubte man über unſeren Johann Fiſchart ſchon längſt im Reinen zu ſein. Nicht minder trug dazu bei, daß Fiſchart faſt auf jede ſeiner Schriften einen anderen Namen ſtellte.

Sein wahrer Name war Johann Friederich *) Fiſchart, nicht Fichard oder Fiſcher, denn: auf der Straßburgiſchen Univerſitätsbibliothek befinden ſich mehrere Bücher, namentlich die Holoandriſche Ausgabe des Corpus juris civilis, welche ihm ehedem zugehört, und worein er mit eigener Hand Johannes Fischart, alias Menzer, Doctor geſchrieben hat **). Dann ſchreibt er ſich auf ſeinen gedruckten Schriften immer Fiſchart; und eben ſo alle ſeine Zeitgenoſſen, wo augenſcheinlich keine Verwechſelung ſtatt findet. So ſein Schwager Bernhard Jobin, Buchhändler zu Straßburg, in der Vorrede zum Ehezuchtbüchlein, und andere.

Sein Geburtsjahr fällt, nach meiner Anſicht, in den Zeitraum von 1520 bis 1530. Gründe dafür ſind: 1) Fiſchart erreichte kein ſo hohes Alter, welches ihn in Unthätigkeit ſetzte, noch weniger ſchriftſtelleriſche, denn ſein Schwager Bernhard Johin, in der erwähnten Vorrede zum Ehezuchtbüchlein*), ſagt: „Es hat aber ſolcher von allerhand „Sprach Traktat etliche, vor vier oder fünf „Jahren der hochgelahrt, mein günſtiger lieber „Schwager, Doctor J. Fiſchart G. Mentzer, aus „Ermahnung vieler fürnehmer Herrn und Freund, „bei welchen ſein Penn und Stylus des teutſchen „Vertirens in Achtung kommen, neben ſeiner Weil, „für Luſt und Uebung zu verteutſchen angefangen, „mit der Zeit dergleichen nützliche philoſophiſche Opuscula vielmehr zu „verdolmetſchen — — demnach er aber ſolch „Werk anderer nöthiger Geſchäfft halben nicht vollführen mögen u. ſ. w." In dieſem Jahre 1591 iſt Fiſchart aber, wie ich unten darthun werde, ſchon tod. Dieſe erwähnten nöthigeren Geſchäfte können, meiner Meinung nach, nur Amtsgeſchäfte ſein. Wäre Fiſchart nun vor 1520 geboren, ſo wäre er in einem Alter von mehr als 70 Jahren noch im Amte geweſen, was zwar möglich, aber nicht wahrſcheinlich iſt, denn ein Greis, der in einem ſolchen Alter noch vielmehr zu verdolmetſchen gedenkt, würde wohl die Ruhe geſucht haben. Geſetzt auch, es wäre hier nicht von Amtsgeſchäften die Rede, ſo läßt ſich ein ſolcher Entſchluß nicht gut bei einem ſiebzigjährigen Greiſe, auch nicht bei dem rüſtigſten vorausſetzen, da er ſich doch dem Grabe ſchon nahe fühlen muß. Ueber das Mannesalter muß Fiſchart aber ſchon hinaus geweſen ſein, da mit dem Jahre 1580 ſeine blühendſte Schriftſteller-Periode ſchließt, er nun mehr ohne ellopoſkleriſche Weiſe zu überſetzen anfängt, und die Zeit ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit vierzig Jahre umfaßt. So: De magorum Daemonomania 1581. 8. Malleus Maleficarum 1582. 8. Ehezuchtbüchlein vor 1591 *). Dieſe Ueberſetzungen geben nun aber zugleich auch einen Beleg zu dem Bericht Jobins, daß Fiſchart noch vielmehr habe verdolmetſchen wollen. Außer dem ließe ſich die Hypotheſe aufſtellen, daß Fiſchart 1546, beim Abſterben Luthers, oder früher, noch nicht in einem Alter war, was ihn ſchriftſtellern ließ, denn wäre er in demſelben geweſen, ſo hätte er gewiß ſchon damals Luther und die Reformation durch eine Schrift verherrlicht, wenigſtens Luthers Tod, da alle ſeine

---

*) Daß er den Namen Friederich führte, wird aus einer Randgloſſe des Bienenkorbs Blatt 67. a und b. wahrſcheinlich. Weiter unten wird dieſe Stelle ausführlicher in Betracht gezogen.

**) S. Ueber die Reiſe des Züricher Breitopfs nach Straßburg. Bayreuth 1757. S. 55.

---

*) Joh. Fiſcharts philoſophiſches Ehezuchtbüchlein. Straßburg bei Bernhard Jobin 1591. 8. Die Vorrede iſt von Jobin auf dem Sonntag Reminiſcere des Jahrs 1591 unterzeichnet.

---

*) Das einzige ſatyriſche Werk Fiſcharts aus dieſer Zeit: Catalogus catalogorum perpetuo durabilis 1590. 8. Sicher iſt dieſes zum Theil ſchon in früheren Jahren entſtanden, und die Worte des Titels: „Gottlob durch unſer Fleiß und groß Müh iſt des Catalogi erſt Theil allhie" beweiſen, daß es ihm ſchon ſauer geworden, und der zweite Theil iſt nicht erſchienen. Vergl. Flögel Geſch. der kom. Litteratur. III. S. 370.

Schriften beweiſen, daß er jede Gelegenheit, wo ſich nur irgend eine bot, dieſes Werk direkt, oder indirekt durch Satyre gegen die Pfaffen, zu erheben, wahrgenommen. Eine ſolche Schrift war nicht ſo dem Verlorengehn (was etwa dagegen eingewendet werden möchte) ausgeſetzt, wie ſo viele andere von Fiſchart, da ſie ſich ſchon eher in einer theologiſchen Bibliothek ein Plätzchen verſchafft haben würde. So haben ſich uns auch alle Schriften Fiſcharts, die einen ſolchen Zweck hatten, erhalten, und der Bienenkorb iſt die häufigſte von allen.

2) Später aber als 1530 kann Fiſchart ebenfalls nicht geboren worden ſein, denn von 1552 iſt ſchon, wie Koch *) gewiß verſichert, eine Ausgabe des Pantagruel (Herr Dr. Anton in Görlitz war im Beſitz derſelben, und machte ſie im deutſch. Muſeum, Dec. 1778. S. 513—16.) bekannt) vorhanden, vor der, wie die Worte des Titels: Auch zu dieſem Truck wieder auf dem Amboß gebrogt, beweiſen, wenigſtens noch eine vorhergegangen ſein muß, etwa 1551, ſonſt wäre Fiſchart zu jung geweſen, um ein ſolches Werk zu verfaſſen.

Nach dem allen kann man nun den oben angenommenen Zeitraum, 1520 bis 1530, in welchen

---

*) Compendium der deutſchen Literatur I. S. 162. woſelbſt der ausführliche Titel dieſer Ausgabe abgedruckt iſt.

Fiſcharts Geburt fallen ſoll, noch auf 1525 bis 1530 beſchränken, und dann ſtehen die Schriftſteller-Perioden Fiſcharts und ſeine Werke mit ſeinem Alter in dem beſten Verhältniß. Nimmt man das Jahr 1525 als Geburtsjahr an, ſo war Fiſchart beim Tode Luthers 1546 erſt 21 Jahr alt, und vielleicht wegen der damals obwaltenden Streitigkeiten in der evangeliſchen Kirche ſelbſt noch nicht mit ſich im Reinen. Bei der Bearbeitung des Rabelais etwa 26 oder 27 Jahr, und wenn man das Werk aufmerkſam lieſt, ſo ſollt' ich meinen, daß dieſe Zügelloſigkeit ſeines Witzes, die jede Schranke überſchreitet, ſich am beſten mit einem jungen genialen Kopfe verträgt, der zum erſten Male auftretend, den Parnaß mit Sturm erobern will. Vielleicht hatte er aber auch ſchon früher einige Verſuche drucken laſſen, die nicht ſonderlichen Beifall gefunden, und die er mit dieſem überglänzen wollte. Um wie viel milder geht er nicht in ſeinen ſpäteren Schriften, welche uns bekannt ſind, zu Werke, und weßhalb hätte er ſonſt den zweiten Theil des Rabelais, den Pantagruel, unbearbeitet gelaſſen, da doch das Werk ſo vielen Beifall fand? Wahrſcheinlich ſah er bald nach dem Druck ſelbſt ein, daß er es doch etwas zu toll gemacht, um ſo fortfahren zu können.

In die fünfziger und ſechziger Jahre fallen nun die von ihm im Bienenkorbe verzeichneten Schriften, von denen ſich faſt keine erhalten hat, wenn

nicht noch die eine oder die andere aus dem Schut
und Staub der Bibliotheken hervorgegraben wird
oder ſie wirklich gedruckt ſind.

Wenn wir nun für die blühende Periode 156
bis 1580 annehmen, ſo umfaßt ſie die Lebensjahr
Fiſcharts vom vierzigſten bis fünf und fünfzigſten
und ſein vollendetſtes Gedicht, das Glücksſchiff
entſteht in ſeinem fünfzigſten Lebensjahre, welchem
Alter es, meiner Meinung nach, ganz entſpricht
Die letzte Periode von 1580 bis 1590 umfaßt di
Zeit vom fünf und fünfzigſten bis fünf und ſech
zigſten Jahre ſeines Alters, und Fiſchart wäre be
Verdolmetſchung des Ehezuchtbüchleins, 4 Jahr
vor dem Druck, alſo 1587, etwa 62 Jahre alt ge
weſen. In einem ſolchen Alter läßt es ſich begreif
lich finden, wie Fiſchart im Sinne haben konnte
„mit der Zeit noch vielmehr dergleichen nützli
che philoſophiſche Opuscula zu verdolmetſchen“
da ein zwei und ſechszigjähriger Greis, falls e
ſich noch rüſtig fühlt (was aber aus jener ange
führten Stelle hervorgeht), noch immer dreiſt i
die Ferne hinausſchauen kann.

Das Todesjahr Fiſcharts iſt 1591; der Todes
tag fällt wahrſcheinlich in den April oder Mai
denn: in der Vorrede zum Ehezuchtbüchlein vo
genannten Jahre ſagt Bernhard Jobin, wie obe
erwähnt: „Fiſchart habe es vor 4 oder 5 Jahre
zu vertiren angefangen“, mithin lebte er no
1587. Aber auch im Jahre 1590 kann er noch

nicht tod geweſen ſeyn, weil da erſt der von ihm verfaßte erſte Theil des **Catalogus Catalogorum perpetuo durabilis** herauskam, auf deſſen Titel folgende beweiſende Worte befindlich:

„Gottlob durch unſer Fleiß und groß Müh,
„Iſts Catalogi erſt Theil allhie,
„Drum laßt euch nicht ſo faſt verlangen,
„Der ander kommt hernach mit Brangen
(Prangen)“ *).

Außerdem enthält der Titel noch die Worte: „Vormals nie auskommen, ſondern vor den „ſinnarmen und buchſchreibreichen (die) an ſtarken „Ketten bisher verwart gelegen, neulich aber „durch Artwiſum von Fiſchmentweiler erdichtricht, „abgelöſt und an Tag gebracht“. — Der verſprochene Theil iſt aber nie erſchienen, was alſo auf ein baldiges Abſterben ſchließen läßt.

Und dieſes erfolgte nun im Jahre 1591, denn was bisher von faſt allen, die über Fiſchart geſchrieben, überſehen oder nicht genug beachtet iſt, auf dem Titel des Ehezuchtbüchleins vom genannten Jahre, das ich aus der Bibliothek des Herrn Prof. Conz beſitze, ſteht ausdrücklich:

Durch „Weiland“ den Ehrnveſten Hochgelehrten Herrn Johann Fiſcharten genannt Mentzer, der Rechten

---

*) Flögel a. a. O. S. 370, wo der ganze Titel, und auch einiges aus dem Werke ſelbſt mitgetheilt wird.

> Doctorn „ſeligen“ auß Griechiſchen
> und andern Sprachen verteutſcht und
> zuſamengetragen,

wobei es mir unerklärlich, daß Koch (Comp. I, S. 110.), der einzige, der dieſen Titel genau kannte, nur das weiland zum Beweiſe, daß Fiſchart ſchon vor 1591 geſtorben, anführt, und das ſeligen übergeht.

Somit wäre nur noch zwiſchen 1590 und 1591 zu entſcheiden. Meine Gründe für das letzte Jahr ziehe ich aus der ſchon öfter erwähnten Vorrede des Bernhard Jobin. Die ganze Stelle lautet: „Es hat aber ſolcher von allerhand Sprach
„Tractat etliche, vor vier oder fünf Jahren der
„Hochgelehrt, mein gönſtiger lieber Schwa-
„ger, Doctor J. Fiſchart G. Mentzer, aus Er-
„mahnung vieler fürnehmer Herrn und Freund, bei
„welchen ſein Vena und Stylus des Teutſchen
„Vertirens in Achtung kommen, neben ſeiner Weil
„für Luſt und Uebung zu verteutſchen angefan-
„gen, verhabens, mit der Zeit dergleichen
„nützliche philoſophiſche Opuscula
„vielmehr zu vertolmetſchen, darmit män-
„niglichen zu verſtehn zu geben, daß wir Teutſchen,
„wo wir uns nicht verdrießen laſſen — —

„Demnach er aber ſolch Werk anderer nöthi-
„ger Geſchäfft halben nicht vollführen mögen, und
„ich gleichwohl geſehen, daß allbereit die gegen-
„wärtige Tractatus, von Ehegeſatzen, der Kinder-

„zucht und anderen darzu dienlichen Materien dermaſen verteutſchet waren, daß ſie vielen zu Gfallen und Nutz mochten gereichen, hab ich treuer Meinung angehalten, ſolche nicht zu untertrucken, oder geringächtlich hinzuwerfen, ſondern mir zu gonnen, ſie in Truck zu färtigen, und daſſelb aus zwoen Urſachen, erſtlich hierdurch vielen anderen Hochbegabten Perſonen (wo er es je nit ſelber aus allerley Ungelegenheit ausführen könnte) zu Vertirung löblichen Werk dergleichen Muth und Anleitung zu ſchaffen, und nachfolgends darmit männigliches Standts Eheleuten zu ihrer Unterweiſung und Wolfart zu dienen.

„Welches er mir dann, nit allein aus ſchwägerlicher Verwandtſchaft, ſondern auch von wegen der letzten Urſach nit hat abſchlagen wollen; aber in der erſten angezogenen Urſach etwas Bedenkens gehabt, demnach ſich heut allerley ernſthaftes Diſputirens über dem Teutſchen Transferiren erhebet und begibet."

Wenn man die Art und Weiſe, wie Jobin hierin ſeines Schwagers gedenkt, etwas aufmerkſam betrachtet, ſo muß es jedem einleuchten, daß Fiſchart, als dieſe Vorrede geſchrieben wurde, noch nicht todt war. Jobin, der vorhergeſehen, daß Fiſchart dieſes Werk nicht mehr vollenden würde, hatte es ſich zum Druck erbeten, ſo weit es war, und fand aus ſchwägerlicher Verwandtſchaft ſeine Bitte gewährt. Schon die damalige Sitte, und die Ehrfurcht, die Jobin vor ſeinem Schwager bezeugt, hätten ihn beſtimmt, im Anfang der Stelle nach „J. Fiſchart G. Mentzer“ ein „ſeliger“ ſetzen zu laſſen, wie das der neue Herausgeber dieſes Buches, Carolus, in der Ausgabe vom Jahre 1607 nicht verſäumt hat. Ohne Grund möchte es manchem bedenklich ſcheinen, wie auch Koch a. a. O., daß Fiſchart bei der Herausgabe gar nicht Hand angelegt hat, ja daß ſogar der Titel nicht einmal „elloposkleriſcher Art“ iſt, wie Koch meint, ich ſage ohne Grund, denn wer die Vorrede Bernhard Jobins ganz geleſen, wird geſtehen, daß Jobin ein Mann war, dem Fiſchart ſo etwas wohl anvertrauen konnte. Dazu kommt noch, daß Fiſchart ſelbſt vielleicht die fernere Luſt an dieſem Werke verloren, was durch die angeführten Worte Jobins: *habe ich treuer Meinung angehalten, ſolche nicht zu untertrucken, ſondern mir zu gonnen, ſie in Truck zu färtigen, — — welches er mir dann, nit allein aus ſchwägerlicher Verwandtſchaft, ſondern auch von wegen der letzten nun gedachten Urſach nit hat abſchlagen wollen,* — mehr als wahrſcheinlich wird.

Was auffallend ſcheinen könnte, wäre, daß nun aber doch auf dem Titel des Werks Fiſchart *ſelig* genannt wird. Freilich nimmt ſich das im

Verhältniß zu der angeführten Stelle ſeltſam aus, aber alle dieſe Seltſamkeiten verſchwinden, wenn man erwägt, daß Fiſchart noch während des Drucks dieſes Werkes — vielleicht durch einen plötzlichen Tod — in jene Welt abgerufen werden konnte, nachdem die Vorrede von Bernhard Jobin geſchrieben. Um nun nicht die treffliche Vorrede (ſo muß ſie mit Recht genannt werden) zu ändern, die der Verfaſſer Fiſcharten gewiß vorgeleſen, und die dieſer vielleicht ſehr gelobt hatte, oder zu der Fiſchart vielleicht ſelbſt einige Ideen angegeben, denn ſie theilt ganz Fiſcharts Anſichten: ſo ſchaltete er lieber auf dem Titel das erklärende Wörtchen ſelig ein, und glaubte nicht, daß die Nachwelt ſich darüber den Kopf zerbrechen werde, denn den damaligen Leſern Fiſcharts wird wohl der Tod ihres Autors bekannt geworden ſein, und das am Ende der Vorrede geſetzte Datum ließ ja die frühere Abfaſſung erkennen. Vielleicht wurde Jobin aber auch durch eine Reiſe oder ſonſtige Umſtände abgehalten, noch die Vorrede zu ändern, und ſein Sohn Tobias *), ſowie deſſen Gehülfen, wagten es nicht, und hielten es für hinreichend, nur auf den Titel „ſelig“ zu ſetzen; denn was ich früher vermuthete, daß das ganze Werk ſchon fertig geweſen, und Jobin nur einen neuen Titel habe drucken laſſen, fand

---

*) Daß Jobins Sohn Tobias hieß, ergiebt ſich aus der Vorrede Johann Carolus zu der Ausgabe des Ehezuchtbüchleins von 1607.

ich durch das Zuſammenhangen deſſelben mit dem letzten Blatt der Vorrede widerlegt. Vielleicht iſt aber die Nachricht von Fiſcharts Tode gerade zu Jobin gelangt, da der Bogen der Vorrede ſchon geſetzt, ſogar einige Titel ſchon gedruckt waren, und er ſchaltete während der Correctur noch das „ſelig“ ein. Letzteres wird dadurch wahrſcheinlich, daß auf meiner Ausgabe das „ſeligen“ und die obere und untere Zeile an derſelben Stelle ganz ſchief gedruckt ſind; vorzugsweiſe aber das „ſeligen“. Es iſt ſogar möglich, daß das „ſeligen“ nicht auf allen, und zwar den früher gedruckten, Exemplaren dieſer Ausgabe ſteht, und daß daher Fiſcharts Todesjahr ſo lange unbekannt geblieben iſt, denn das „weiland“ könnte man auch anders, als von Fiſcharts Tode verſtehen. — Für einen plötzlichen Tod ſpricht Fiſcharts Rüſtigkeit im Alter.

Was noch in Betracht gezogen werden muß, iſt, daß Koch (a. a. O. I, 170.) die Möglichkeit einer früheren Ausgabe dieſes Ehezuchtbüchleins aufſtellt, ſich ſtützend auf folgende Stelle aus der Vorrede Johann Carolus zu der Ausgabe von 1607: „Wenn dann Herr Bernhard Jobin, ſeligen, der „dann dieſes Traktätlin in Anno 91 auch im Truck „hat kommen laſſen“, u. ſ. w. Daß aber dieſes auch ſo viel heißen kann, als neben andern Büchern auch dieſes, gibt der Sinn der Stelle ſelbſt zu verſtehen.

Wachler *) aber führt eine Ausgabe dieſes Ehezuchtbüchleins vom Jahre 1578. 8. (Straßb.) an. Dagegen ſpricht aber dieſe Stelle der Vorrede Jobins, vom J. 1591 unterzeichnet, durchaus. Wenn Jobin in dieſem Jahre ſchreibt, „daß Fiſchart vor vier Jahren das Büchlein habe angefangen zu überſetzen“, ſo ſieht jeder die Unſtatthaftigkeit einer Ausgabe von 1578 ein, und geſetzt, dieſe Vorrede befände ſich wörtlich in der fraglichen, von Wachler nur gekannten Ausgabe, ſo würde Jobin, der ſich als einen umſichtigen Mann bewährt, auch nicht das Datum erneut haben, wenn dadurch ein ſo offenbarer Irrthum entſtand. Dazu kommt, daß bei Wachler die Literatur Nebenſache war, und daß er ſein Urtheil über dieſes Werk gewiß nicht unmittelbar nach dem Leſen deſſelben geſchrieben, und auch die Ausgabe ſelbſt ſicher nur aus dem Gedächtniß angeführt hat. So iſt denn leicht eine Verwechſelung zu erklären.

Es bleibt nun noch übrig, meine Annahme des Monats, in welchem Fiſchart verſchied, zu rechtfertigen. Dieſe ergiebt ſich aber aus der Unterzeichnung der Vorrede. Jobin ſchrieb dieſelbe an dem Sonntag Reminiſcere des 1591. Jahrs. Dieſer Sonntag mußte aber zwiſchen dem 20ſten und 26ſten März fallen, wie ſich durch Berechnung er=

---

*) Vorleſungen über die Geſchichte der deutſchen Literatur. Frankf. a. M. 1818. I. S. 210.

giebt; rechnet man nun auf den Druck 4 bis 8 Wochen (das Werk umfaßt nur 1 Alphabet), ſo wurde er im April oder Mai beendet, und Fiſchart mußte vor der Vollendung deſſelben geſtorben ſein. Eine Verzögerung des Drucks von Seiten Jobins läßt ſich nicht annehmen, da er ſelbſt Buchdrucker war.

So hätten wir denn das Reſultat unſerer Unterſuchungen, daß Fiſchart wahrſcheinlich zwiſchen 1525 und 1530 geboren, gewiß aber 1591 geſtorben. Jetzt aber erhebt ſich eine neue Schwierigkeit in Ermittelung ſeines Geburtsortes. Flögel, ſich blos auf den Ausſpruch Zinkgräfs *): „Johann Fiſchart von Straßburg“ ſtützend, läßt ihn in Straßburg geboren werden. Andere nehmen Mainz zu ſeinem Geburtsort an, denn Mainz hieß im ſechzehnten Jahrhundert allgemein Mentz (So bei Fiſchart ſelbſt im Bienenkorbe (v. 1579) Bl. 215. b. in der Randgloſſe, und daſelbſt Bl. 44. b. im Text. Bei Hutten „Klag über den Lutherſchen Brand zu Mentz“. Bei Münſter in der Coſmographie (S. 704 f.) „Vom Mentzer Biſtumb“, ferner „Hoffart eines Apts zu Mentz“) und Fiſchart nennt ſich ſelbſt immer Mentzer, d. h. nach den oben angeführten Stellen Mainzer. Recht hat Koch, wenn er zum Beleg der Frage, ob Fiſchart zu Mainz geboren (Comp. I, 109.), die ge-

---

*) Apophthegmata, der Deutſchen ſcharſſinnige kluge Sprüch. Straßb. 1639. 8. Vorrede S. 10.

reimte Vorrede Fiſcharts auf dem Titel ſeines Bienenkorbes anführt, denn die hierher gehörige Stelle lautet:

„Der römiſch Bienenkorb — — iſt ausgangen,
— — —
„Welchs Teutſch die Naß (Joh. Naſus) nicht ſchmecken mag,
„Deshalb, damit er führ kein Klag,
„Will ichs ihm zu Lieb teutſchen thun
„Auf gut preit Fränkiſch hochteutſch nun;
„Dann ich ihn ſo viel lieber haß,
„Weil er nit iſt geſchaider baß.“ — —

Dies ſpräche nun freilich für Mainz, da ſich bis dahin wohl der fränkiſche Dialekt erſtreckte. Dennoch könnte man einwenden, daß Joh. Naß in Franken geboren ſein ſoll, und da Fiſchart in allen Dialekten zu Hauſe, er vielleicht deßhalb im fränkiſchen Dialect geſchrieben habe. Vielleicht war aber auch der Ausdruck ſprüchwörtlich, und ſoll ſo viel heißen als derb, wie man noch jetzt in dem Sinne Deutſch gebraucht. — Noch eine andere Stelle in dem Bienenkorbe kann die aufgeſtellte Anſicht wahrſcheinlicher machen. In der angeführten Ausgabe (Bl. 67. a u. b.) ſchreibt Fiſchart:

„Ich hab auch bei dem Kuttenſtreitſchreiber und
„Naſenfiſcher Mentzer ein alt geſchrieben lateiniſch
„Mönchsbüchlein geſehn, welchs aus dem Ceſario, aus
„dem Bienenbüchlein, genannt Apiarium, und anderen
„katholiſchen Scribenten colligirt iſt, und mehr dann

„hundert ſolcher fleiſchlichen und blutigen Wunderzeichen vom Sacrament ordentlich mit Benennung der „Ort, Leut und anderer Umſtänd beſchreibt, „welchs „Büchlein ihm ſehr lieb iſt, und ſparts auf die Naſität ſeines lieben Naſen, wenn er einmal wieder anfängt zu ſchändturiren, daß ers ihm zum neuen Jahr „im offnen Truck verehre, und des Magiſters Rauſchers päpſtliche Lugenten mehre *).“ Neben dieſer Stelle ſteht nun die Randgloſſe: „Neu Rauſchers „Legend dem Naſen verheißen von Joh. Friedr. Guicciard Moguntinus“ (nach Koch Moguntino), und im Index zum Bienenkorbe vom genannten Jahre ſteht: „Rauſcheriſch neu Römiſch Lugentenbuch von Wunderzeichen des Sacraments, vom „Mentzer dem F. Naſen verſprochen“, und an einer anderen Stelle des Regiſters: „Johann Friedrich Gwiſchart Legend Bl. 67. a. u. b“. Es wird alſo Moguntinus durch Mentzer überſetzt. Ferner im Gargantua ſagt Fiſchart „meiner-„Mentzerſchen Landsleut“ und endlich auf dem innern Titel der Legende vom Jeſuiter Hütlein (1591. 8.) ſteht ausdrücklich: „J. Pickhart von Mentz.“

Ueberdies war es im ſechzehnten Jahrhundert ganz gewöhnlich, ſich nach ſeinem Geburtsort zu benennen, und oft den Familiennamen ganz auszulaſſen. So z. B. der Reformator Heinrich vom Kettenbach, der einzig unter dieſem Namen be-

---

*) Vielleicht iſt es nicht erſchienen, da in der Ausgabe des Bienenkorbs von 1588 ebenfalls ſo ſteht.

bekannt iſt. Ferner der Reformator Eberlin von Günzburg, der Dichter Eoban Heß, und andere.

In neuerer Zeit hat aber Hermann a. a. O. und nach ihm Stöber ohne Weiteres angenommen, Fiſchart ſei in Straßburg geboren, ſtamme aber aus Mainz, und ſei ein Vetter des Frankfurter Joh. Fichard, der eben daher *).

Wie wir aber oben geſehn, iſt nicht viel auf dieſe Bemerkung zu geben; dennoch dürfen wir es uns nicht erlaſſen, dieſelbe ausführlicher in Betracht zu ziehn.

Freilich hat dieſe Angabe das für ſich, daß Fiſchart ſchon in früheren Schriften eine große Localkenntniß Straßburgs zeigt, nicht ſo von Mainz, daß er einen großen Theil ſeines Lebens in Straßburg zugebracht, daß ſeine Gattin wahrſcheinlich aus Straßburg, und wie die Ausgabe der Flohatz vom Jahre 1594 erkennen läßt, auch die von Wachler gekannte Ausgabe vom Jahre 1557 wahrſcheinlich ſchon bei Jobin verlegt geweſen iſt, denn Jobins Erben warnen in der von 1594 vor Nachdruck. Ferner läßt ſich der Beiname Mentzer auch gut durch alleinige Abſtammung aus Mainz erklären.

Ein jeder ſieht ein, daß es bis jetzt unmöglich, etwas Entſcheidendes aus dieſen Angaben zu ziehen; dennoch hat wohl der Geburtsort Mainz mehr für ſich.

---

*) Geſch. der ſchönen Litteratur Deutſchlands. S. 63.

Geſtorben iſt Fiſchart wahrſcheinlich zu Straßburg, oder zu Forbach, einem Städtchen unweit Saarbrücken, wo er in ſeinen ſpäteren Jahren, wie unten ausführlicher dargethan werden wird, einen Poſten bekleidete.

Fiſchart mag nun in Mainz geboren worden ſein, hat dann vielleicht zu Frankfurt den erſten Unterricht genoſſen, mag dann nach Freiburg gegangen ſein, um dort die Rechte zu ſtudiren, welche unter Zaſius daſelbſt blühten. Joh. Fichard hatte hier ſtudirt, und ſo kann dies Veranlaſſung zur Verwechſelung beider gegeben haben.

Neben den Rechten trieb er neuere Sprachen, lernte Hebräiſch *), und lag beſonders der Geſchichte und Alterthumskunde ob **). Seine bewundernswürdige Kenntniß der deutſchen Sprache giebt zu erkennen, daß er auch dieſer manche Stunde gewidmet hat, und vielleicht hat Luthers Styl beſonders ihn angeſprochen, ſo daß er ſich manches von ihm angebildet zu haben ſcheint.

---

*) Hiervon zeugen ſeine Ueberſetzungen, und dafür, daß er der hebräiſchen Sprache mächtig geweſen, zeugt an vielen Stellen die Ueberſetzung des Bodin: de magorum Daemonomania.

**) Joh. Jac. Friſius in ſeinem Appendix ſchreibt von ihm: Joh. Fischartus, dictus Mentzer, antiquitatum diligentissimus indagator: Genealogias omnium fere principium Germaniae conscripsit, nondum quod sciam editas. (S. dieſe Stelle bei Meiſter Charakteriſtik I. S. 100.) Hier findet erſichtlich keine Verwechſelung mit Joh. Fichard ſtatt, ſondern Friſius ſcheint genauer mit Fiſchart bekannt geweſen zu ſein, weil er ungedruckte Werke von ihm kennt.

Neben allen dieſen Beſchäftigungen muß er auch an den theologiſchen Streitigkeiten lebhaft Antheil genommen haben, und wahrſcheinlich das eifrige Studium Luthers, aus dem er in jeder Beziehung lernen, und ſeine Talente zur Poeſie nähren konnte, hat ihn auch in dieſem Felde der Wiſſenſchaft gute Fortſchritte machen laſſen *).

Seinen glücklichen Talenten kam ein großer Fleiß zu Hülfe **), und ſo erwarb er ſich tüchtige Kenntniſſe, wovon alle ſeine Schriften zeugen. Früh ſcheint er ſich den Grad eines Doctors utriusque juris ***) erworben, und nebenbei fleißig den Muſen geopfert zu haben.

Zu Anfang der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts findet er in dem Gargantua des Rabelais Stoff, ſein Talent zu verſuchen, und bald lacht alle Welt über den launigen Kopf, der dem großen Franzoſen die Meiſterſchaft ſtreitig macht, und in einem kleinen Werke ein wahres Witzmagazin, aus dem manche Scribenten vor Hungersnoth bewahrt werden konnten, niederlegt.

---

*) Sein Bienenkorb und alle ſeine Schriften gegen Pabſt und Kleriſei bewähren eine große Umſicht in dieſem Felde.

**) Liebe der Arbeitſamkeit iſt ein Grundzug in Fiſcharts Charakter, was durch das „glückhafft Schiff" hinlänglich belegt wird.

***) Dieſe Nachricht iſt uns in dem Werke Malleus Maleficarum, welches Fiſchart überſetzte, durch den Verleger Lazarus Zetzner aufbehalten. S. dieſe Stelle bei Flögel a. a. O. III. S. 330.

Jetzt mag er vielleicht auch nach Straßburg gekommen ſein, wo er die Schweſter des Buchhändlers Jobin kennen lernt, und wie einmal die Poetenwelt leicht von Liebe erglüht, mag er ſie zur Gattin erkoren haben *).

Weitere Nachrichten über ſein hieſiges Leben finden ſich nicht. Wahrſcheinlich hat ihm die Ehe viel des Glücks geboten, denn nur wer wahrhaft liebt, kann ſo feurig von der Liebe ſprechen:

— — Drum hab ich mir
Meins Gleichen ein erwählet,
Sie iſt die Blum und Zier,
Und nur nach ihr
Muß ſein mein Herz geſtellet
Von nun an für und für.
Sie iſt der Klang,
Nach dem ich gang,
Sie iſt das Geſang,
Nach dem ich hang,

Univ.-Bibl.
München

---

*) Bernhard Jobin nennt ihn in der Vorrede zum Ehezuchtbüchlein, wie oben erwähnt, immer Schwager, und da Fiſchart aus Mainz ſtammt, ſo iſt es wahrſcheinlicher, daß Fiſchart eine Schweſter Jobins, wie daß dieſer eine Schweſter Fiſcharts zur Frau hatte.

Sie iſt die Lieb,
In der ich leb,
Sie iſt mein Ruh und Frieden,
In der ich ruh auf Erd! —
O Gott gieb du eim jeden,
Daß ihm ſein Eva werd! *)

Hier mag denn auch in Straßburg ſein Gedicht Flohatz entſtanden, und eben ſo wie vielleicht ſchon der Gargantua von Jobin verlegt worden ſein **).

Jetzt tritt ein Zeitraum von zwanzig Jahren ein, in welchem man faſt gar nichts von Fiſchart weiß. Doch wird es wahrſcheinlich, daß er ſich nicht ſo gar lange in Straßburg aufgehalten, ſondern vielleicht einige Zeit in Ingolſtadt, wo er ſich einen ſo großen Feind an dem Mönch, Johann Naß, gewann, den er während ſeines ganzen Lebens mit glühendem Witz zu geißeln nicht müde ward.

---

*) S. das Gedicht im Anhange zum Glückſchiff. Fiſchart ſchreibt zwar, er habe es einem zu hochzeitlichen Freuden gedichtet, aber das Feuer, welches aus ihm ſpricht, läßt es eher für einen Freudenausruf in ſeinen glücklichen Stunden erkennen.

**) Daß die Flohatz eine Jugendſchrift iſt, die vielleicht ſchon während ſeiner Studirjahre, ja vielleicht vor dem Gargantua entſtanden iſt, wird einem jeden, der es aufmerkſam lieſt, einleuchten. Ich möchte darum nicht an der von Wachler gekannten Ausgabe vom Jahre 1557 zweifeln, da die Vorrede
„Weil jedermann diß Buch will han,
„Und man es nicht genug kann trucken,
„So viel pflegt mans hinweg zu zucken“
beweiſt, daß uns viele Ausgaben unbekannt ſind.

Faſt ſcheint es, als ob eine perſönliche Kränkung vorangegangen, die Fiſchart ſpäter nur darum rächte, weil Naß, noch ein ächter Verkleiſterer der Wahrheit von Schrot und Korn, die römiſche Kirche auf eine ſo dumme ungeſchliffene Weiſe vertheidigte, die alle Gränzen überſteigt, und ſpäter, als vollends das berüchtigte Werk des Mönchs: „Urtheil, daß alle Lutherſche Weiber Huren ſind“ *) erſchien, da konnte Fiſchart ſeinen „lieben Naſen“, wie er ihn nennt, gar nicht genug verſpotten. Alle ſeine Schriften ſind theilweis gegen Naß gerichtet.

Auch von Schriften Fiſcharts kennen wir keine, die in den Zeitraum von 1560 bis 1572 fallen, und vom Jahre 1572 bis 1580 ſind auch nur die Abkonterfeyung 28 Römiſcher Päbſt, Podagramiſch Troſtbüchlein, und einige andere, und es iſt nicht zu erwarten, daß ein ſo fruchtbares Genie, wie Fiſchart war, in jenem erſten Zeitraum ganz geſchwiegen haben ſoll, daher iſt es glaublich, daß die uns jetzt unbekannten Schriften Fiſcharts, von denen der Bienenkorb Meldung thut, faſt alle erſchienen und verloren ſind.

Wenn wir einer Stelle im Buche „Aller Practik Großmutter“ trauen dürfen **), ſo iſt es ihm

---

*) Noch andere Schriften Naſens ſiehe Koch Comp. I. S. 159. und Flögel III. S. 104.

**) In der Ausgabe von 1623, die keine Seitenzahlen hat, ſteht ſie Bogen H [illegible] auf der vierten Seite vom Ende des ganzen Werks und lautet: „Nun veilleicht während dieſes Zeitraums nicht zum beſten ergangen.

Erſt mit dem Jahre 1576 finden wir Fiſchart in Straßburg bei den glücklichen Schiffern auf dem Hauptſchießen wieder, wo ihm das ſchöne Gedicht von dem „glücklichen Schiff“ aus der Feder floß, denn ein jeder wird einſehen, der dieſes Gedicht und den dazu gehörigen Kehrab lieſt, daß Fiſchart Augenzeuge war.

Lange aber kann er ſich hier nicht aufgehalten haben, und vielleicht iſt er ſelbſt nur zum Beſuch, wie das Schießen viele Gäſte herbeilockte, hier geweſen, denn er unternahm, vielleicht in Amtsgeſchäften, im Jahre 1577 oder 1578 eine Reiſe nach Holland, wo er in Antwerpen den holländiſchen und franzöſiſchen, 1571 erſchienenen, Bienenkorb des Marnix *) vorfand **), und ihn gleich für ſeine Feder beſtimmte, um von neuem den wahrſcheinlich ſchon lange entſponnenen Kampf mit Joh. Naß

---

daß ich es recht beſchließ, dann ſo das End gut iſt, ſo iſt alles gut, ſagt einmal ein Herr ſehr reich, mir ungleich.“ — —

*) Die Litteratur dieſes holländiſchen Werks ſ. bei Flögel a. a. O. III.

**) Fiſchart ſagt dies ſelbſt vor dem Bienenkorbe (Chriſtlingen 1579 8.) in der Zuſchreibung auf S. 5. alſo: „Deshalben, als ich nun unlängſt in der Stadt Antorff (ſo wurde früher die Stadt Antwerpen von den Deutſchen genannt) ein franzöſiſch und niederdeutſch Büchlin feil ſahe u. ſ. w.“

wieder anzufachen, dem er die Ueberſetzung und Ueberarbeitung, die zuerſt im Jahre 1579 erſchien, widmete.

Wiewohl dies Werk die Pfaffen im ächten Geiſt der Satyre hinlänglich zügelte, ſo konnte er die Liebe zu ſeinem „Ohrwürdigen Katterrolligen Kartenſchwürmer oder Kartenhäußlinſtürmer Pater Frater Naſen", wie Fiſchart ſagt, nicht unterdrücken, und im folgenden Jahre 1580 dedicirte er ihm, wahrſcheinlich von Speier aus, die „wunderlichſt unerhörteſt Legend vom vierhörnigen Suiterhütlein", vielleicht das Bitterſte, Witzigſte, Glühendſte, was je gegen die Pfaffen geſchrieben worden iſt.

Unter allen dieſen Streitigkeiten verlor er dennoch ſein Hauptziel nicht aus den Augen, und im Jahre 1581 ſehen wir ihn mit einemmale als Reichskammer-Advokat zu Speier *), und es iſt nicht

---

*) In dem von Fiſchart auf Veranlaſſung des Frankfurtiſchen Buchhändlers Lazarus Zetzner überſetzten, und ſchon erwähnten Hexenhammer, Malleus Maleficarum, nennt Zetzner ihn: „Joannes Fischartus, cognominatus Mentzer, V. J. Doctor, Imperialisque Cameræ modo advocatus." S. dieſe Stelle bei Flögel a. a. O. III. S. 330., und die Vorrede Fiſcharts vor dem von ihm überſetzten Werk des Bodin, de magorum Daemonomania, Straßb. 1581. 8. (Erſte Ausgabe), welche an den „Wolgebornen Herrn, Herrn Egenolff, Herrn zu Rapoltsſtain, Hohenack und Geroltzeck am Waſſichin, meinem Gnädigen Herrn," gerichtet iſt, hat er unterzeichnet: „Datum Speir, auff den Tag S.

unwahrſcheinlich, daß er dieſen Poſten vielleicht ſchon lange bekleidet hat, wie das Werk „Aller Praktik Großmutter“, welches ſchon 1572 erſchien (ſ. unten §. 3.), aus einer Stelle, die die Kammer zu Speier bewitzelt, vielleicht erkennen ließe. Er ſagt: „Rübenſchreier, Brotreier, Künhauer, Bürſtenbinder, Baderknecht und das ſchwerköpfige Geſchlecht „und langweiligs Gemächt wird dies Jahr nicht „große Arreſt ausbringen, noch am Kammergericht zu Speyr große Sachen verlieren“ *).

Vielleicht durch Vermittelung des Herrn Egenolff von Geroltzeck, der in Straßburg Verwandte haben mochte, die Fiſcharten auf die Empfehlun-

---

Bartholomei, den 24. Auguſti, Anno 1581. underthäniger Johann Fiſchart G. M. der Rechten Doctor.“ Ferner in demſelben Werk S. 532. ſagt er: „Sonſt wann ein Beſeſſener oder Verzauberter „Menſch in Teutſchland auf einen Zauberer, der „ihm den Böſen Geiſt eingeſchworen oder ein Herenubel ſ llt zugefügt haben, einen Argwohn faſſet, laſſen die Richter in der Keiſerlichen Kammer zu Speier, die Unholden in „Beiweſen des Verhexſten dieſe Wort ſprechen: „Benedico tibi in nomine Patris et Filii et Spiritus „sancti in tuis locis, sanguine et armento, und „alsbald werden ſolche Perſonen der Plag ledig.“ Aus dem allen erhellt unſere Annahme hinlänglich, und den Titel Reichskammer Advokat hat Fiſchart nur aus Beſcheidenheit unter der Vorrede ausgelaſſen

*) S. dieſe Stelle in der angeführten Ausgabe Bogen E. 8. a.

gen ſeines Gönners zur Erhaltung eines vortheilhafteren Amtes behülflich ſein konnten *), mag er ſchon zu Anfang des Jahres 1582 von Speier nach Straßburg berufen worden ſein, um dort den Poſten eines Amtmanns, wovon unten, anzunehmen. Die Stelle Zetzners aus dem Hexenhammer Johannes Fischartus imperialis Camerae modo advocatus macht dies wahrſcheinlich, da man das modo am beſten durch „vor Kurzem" verſtehen muß, und Egenolff wird ſich gewiß Fiſcharten dankbar erzeigt haben, da dieſer theils ihm zu Gefallen das Werk des Bodin überſetzte **).

Wenigſtens im Jahre 1586 finden wir Fiſchart, wie ſchon erwähnt, als Amtmann zu Forbach, einem Städtchen an der franzöſiſchen Gränze, unweit Saarbrücken ***).

---

*) Daß Herr Egenolff von Geroltzeck Verwandte in Straßburg gehabt, wird wahrſcheinlich aus einer Stelle der erwähnten Zueignung Fiſcharts, wo er ſagt: „Wie dann deſſen, daß E. G. Junges Herr„lein nit ſehr unlängſt zur Hohen Schul gen Straß„burg um Erlehrnuß löblicher Künſt und Sprachen „gethan" u. ſ. w.

**) Fiſchart ſchreibt in der erwähnten Zueignung: „weil mir ſeit eim Jahr her, da dieſer Traktat „Franzöſiſch ausgangen — — mehrmals angezeigt „worden, wie E. G. ein ſonderlich Nachfrag nach „deſſelbigen Verſion ſollen gehabt haben, und noch„mals zweifelsohn haben werden."

***) Die zweite Ausgabe des Werks de magorum Daemonomania, Straßb. 1586. 8. iſt unterzeichnet: „Datum Forpach den erſten September 1586. Jo-

Dieſes Amt machte jedoch ſeine Anweſenheit in Forbach nicht nothwendig *), und nur wenn er viele Geſchäfte dort hatte, oder bisweilen zum Vergnügen verweilte er dort, und ſo mag Straßburg, das er beſonders liebte, ſein gewöhnlicher Aufenthaltsort geweſen ſein, weshalb ihn Zinkgräf in ſeinen Apophthegmatis „Joh. Fiſchart von Straßburg“ nennen könnte.

Unter dieſen Verhältniſſen erreichte er ein anſehnliches Alter, in welchem die durch Jobin uns aufbehaltene ſchriftſtelleriſche Thätigkeit von großer Rüſtigkeit zeugt, und vielleicht verwaltete er bis an ſein Ende das Amt zu Forbach, bis ihn ein wahrſcheinlich plötzlich erfolgter Tod im April oder Mai des Jahres 1591 in jene Welt abrief.

Ueber ſeine Gattin und ob ſeine Ehe durch Kinder geſegnet war, darüber läßt ſich jetzt wegen Mangel an Nachrichten nichts entſcheiden.

Dies iſt alles, was ich über die Lebensumſtände dieſes großen Mannes habe ermitteln können, aber bei weitem nicht alles, was zuverläſſig noch geſchehen kann. Wäre Fiſchart ſo glücklich, ein

---

„Johann Fiſchart G. M. der Rechten Doctor und Amtmann zu Forrach“ S. Flögel a. a. O.

*) S. Reiſe des Züricher Breitopfs S. 152. — Auch im Preußiſchen finden ſich noch jetzt ſolche Stellen, wo dieſes Amt von einer nahe gelegenen Stadt aus, wo das Hauptgericht iſt, verwaltet wird.

Paar Patrioten an Ort und Stelle zu finden — und ſollten Mainz und Straßburg, die ſo großen Städte, nicht einen in ihrer Mitte finden, der ſo viel Ehrfurcht ſeinem großen Landsmanne ſchenkte — der die Archive, Kirchenbücher, Leichenpredigten, Hochzeits-Carmina und dergleichen, wenn auch nur in müßigen Stunden, durchſtöberte, wir würden bald unſere Hypotheſen auf feſteren Grund bauen können.

Sollten nicht vielleicht in Straßburg die Herren Engelhard und Stöber, und in Mainz Herr Bibliothekar Lehne und Herr Profeſſor Schacht, Männer, die ihre Liebe zur Sache ſchon bewährt, im Stande ſein, etwas Weiteres über Fiſchart zu ermitteln?

§. 2.

Entwurf ſeines Charakters und Würdigung ſeines Talents.

Mehr, wie von ſeinen Lebensumſtänden, iſt uns von ſeinem Charakter aufbehalten. Seine Schriften ſind der treue Spiegel ſeines Innren, und wiewohl die alles zerſtörende Zeit auch dieſen übel mit geſpielt zu haben ſcheint, und hat: ſo ſind doch dieſe wenigen, die auf uns gekommen, hinreichend, ſein Innres durchſchauen zu laſſen. Unter allen aber, die ich von ſeinen Schriften kennen gelernt habe, iſt das Glückhafft Schiff und der dazu gehörige Kehrab mit die wichtigſte zu dieſem Behuf.

Er ſtellt ſich uns dar als einen Mann von ächter deutſcher Treuherzigkeit (bei Satyrikern eine große Tugend), arbeitſam wie die Biene, redlich und gottergeben, derb wo es ſein mußte, wie ſeine Zeit *), ewig heiter, weil er ewig ernſt war. Ein Tag im Schweiße des Angeſichts vollbracht, wie der der Zürichiſchen Schiffart, konnte ihn zur höchſten Begeiſterung entflammen. Nie läßt er die reiche Fülle ſeines Witzes ſprühen, um zu verwunden: den Irrenden weiſt er liebreich zurecht, aber gegen vorſätzlich Böſe ſchwingt er bitter ſein Schwert. Heuchelei und Bosheit ſind ihm die Pole des Schlechten, ſie verfolgt er und geißelt er, ſo lange er Worte findet. Er will die Schlangen aus der Welt vertilgen, denn durch ſie ward die Menſchheit ſchuldig des Böſen.

Sein Witz, mit dem er überreich ausgeſtattet, iſt elektriſcher Art, er mußte gerieben werden, dann ſprühte er glühende Funken, eben wegen ſeiner natürlichen Treuherzigkeit. Aus der iſt es zu erklä-

---

*) Daß ihm eine gewiſſe Derbheit, ja manchmal für uns Roheit, die ſich in einigen ſeiner Schriften findet, nicht Gewohnheit, und daß er nur dann dieſen Ton anſtimmt, wenn es ſein Zweck mit ſich brachte, beweiſt ſein Glückhafftes Schiff hinlänglich. Wer aber ſein Jahrhundert kennt, wird wiſſen, daß man ſich damals nicht die Hand vors Geſicht hielt, um durch die Finger zu ſehn. Man findet bei Luther Stellen, die eine Paralele zu Fiſchart bieten, und die Luther ſich nicht ſcheuen brauchte, von der Kanzel zu ſprechen.

ren, wie er den Wortwitz ſo überſchwenglich anbaute. Man findet Ausdrücke bei ihm, die nur in „Müllibingen“ und im „Nibel-Nubbel-Nebellande“ heimiſch ſind. Sein tiefſchauender Geiſt hatte ihn die deutſche Sprache bis auf ihre innerſten Geheimniſſe erforſchen laſſen, und da er erkannt, was alles aus ihr werden könnte, nahm er ſie in die Lehre und brachte ihr Gelenkigkeit bei. In einem Wortſpiele iſt oft ſo viel geſagt, wie man durch ſeitenlange Sätze nicht im Stande iſt auszulegen. Viele ſind ſo tief, daß ſie für uns ganz unverſtändlich, denn ſeine große Kenntniß und noch größere Beleſenheit läßt ihn alles für ſeinen Zweck benutzen. Nicht gering iſt ſein Talent für die lyriſche Poeſie. Man ſtelle ſein Jahrhundert neben ihn, ſehe zu, wie er hervorragt, und erwäge, was er in einer anderen Zeit hätte werden können, denn, mit einem Wort, er war ein wirkliches Genie.

Fiſchart, wenn man mich nicht mißverſieht, war der alte Jean Paul, und damit Punctum.

§. 3.

Literatur.

Von den Schriften Fiſcharts weiß man faſt noch weniger, wie von ſeinem Leben; da ſie aber mit dieſem in ſo inniger Berührung ſtehn, und um die Einleitung möglichſt vollſtändig zu geben, ſo habe ich dieſen Abſchnitt nicht übergehen können.

Jede Schrift Fiſcharts iſt faſt ein Phönix in der Bücherwelt (man könnte den Bienenkorb allein ausnehmen), und in der That kennt man die meiſten nur der Sage nach. Nur der nicht Gelehrte las ſeine Schriften, und ſo fanden ſie in Bibliotheken kein Obdach. — Viele ſind vielleicht im dreißigjährigen Kriege untergegangen.

Die Titel derſelben ſind uns meiſtens bei Fiſchart ſelbſt aufbewahrt, und viele ſind, wie ich zuverläßig glaube, niemals von ihm geſchrieben worden, manche geſchrieben, aber vielleicht wegen Zügelloſigkeit nicht gedruckt, zumal da die Familie Jobins kurz nach Fiſcharts Tode auch ausgeſtorben zu ſein ſcheint. -Ueberdies hatte Fiſchart die Gewohnheit, Schriften von ſich als gedruckt anzuführen, bevor er ſie herausgab. So z. B. citirt er im Bienenkorbe von 1579, Bl. 55. b. „den heiligen Brotkorb“ und ſagt dalſebſt Bl. 176. a: — „welches Buch „in kurze Jeſuwalt Pickhart ſeinem Ordensbruder, „dem Hennengreifenden Frater Naſen, ſammt dem „Heiligen Brotkorb der Würdigen Römiſchen „Heiligthumbs Brocken wird wiſſen zu verehren.“ — Wer im Beſitze eines alten Meßkatalogs wäre, könnte bald einiges Licht über ihr Daſein verbreiten.

Was aber auch viel zur Dunkelheit, die über ſeinen Schriften ſchwebt, beigetragen hat, ſind die vielen Namen, unter welchen er ſie herausgab. Mir ſind folgende bekannt geworden:

1) Johann Fiſchart. Dieſen ſeinen wahren Namen braucht Fiſchart beſonders vor Ueberſetzungen, wo er nicht nöthig hat, denſelben zu verhüllen. So vor dem Ehezuchtbüchlein, de Magorum Daemonomania, Panvinus u. a.

2) J. F. Mentzer (Mainzer). Vor dem Naſenſpiegel, im Bienenkorbe von 1579. Bl. 202. und an anderen Orten.

3) Reznem, das umgekehrt geleſene Mentzer. So im Geckelraben, und vor dem Schlußgedicht des Werks: Aller Practik Großmutter.

4) Huldrich Elloposkleros. Eine Ueberſetzung ſeines Namens. Huldreich iſt die Bedeutung von „Johannes“, und „Elloposkleros“ aus ἔλλοψ Fiſch, und σκληρος hart. So vor dem Gargantua u. a.

5) Jeſuwalt Pickhart. Vor dem Bienenkorbe u. a.

6) J. Piccard. (S. Bienenk. Bl. 39. a. in einer Randgloſſe).

7) Joh. Fried. Guicciard. (Bienenk. Bl. 67. in einer Randgloſſe.)

8) Ulrich Mannsehr vom Treubach. Allein vor dem glückhaften Schiff.

9) Artwiſus von Fiſchmentzweiler. Vor dem Catalogus catalogorum perpetuo durabilis.

10) Huldrich Wiſchhart. So ſchreibt ſich

Fiſchart auf dem 7 Bl. b. der Vorrede zum Bienenkorbe von 1579.

11) Johann Friderich Gwiſchart Legend. So wird im Regiſter zum Bienenkorbe vom Jahre 1579 die daſelbſt Bl. 67. a. b. angeführte Neu Rauſchers Legend citirt.

12) Wolbeſchreiter Mäusſtörer Winhold Alcofribas Wüſtblutus von Ariſtephans Nebelſtatt. Vor dem Werke: Aller Praktik Großmutter.

13) Joh. Adelphus (zweifelhaft).

14) Jakob Eiſenberg (zweifelhaft).

15) Die Buchſtaben J. F. G. M. So im Ehezuchtbüchlein vom Jahre 1591. Bogen J. 6. b. Das heißt: J-ohann F-iſchart G-enannt M-entzer.

16) Die Buchſtaben M. G. F. J. (Rückwärts geleſen: Johann Fiſchart Genannt Mentzer.)

Fiſchart führt viele Titel ſeiner Schriften in ſeinem Bienenkorb und in ſeinem Gargantua ſelbſt auf. Die im Gargantua ſind folgende:

1) Gargantua, Pantagruel.
2) Geſeßpinte und Fleiſiſeidlin.
3) Von letzter Lätzen letzwürde.
4) Erbißen zum Speck mit der Auslegung.
5) Aller Practik Großmutter.
6) Der Practik Mutter Erſtgeborner Sohn.
7) Die Spiegeleul Geſangsweis.
8) Flohatz, Apologie der Flöhe wider die Weiber.

9) Podagrammiſch Troſtbüchlein.
10) Die Träum des ſchlafenden Reinike Fuchs.
11) Von Bauung des Kaſtells in Spanien.
12) Von neuerfundnen Inſuln in den Lüften.
13) Von der Zwergſchlacht mit den Kranichen.
14) Schnaken- und Mückenlob.
15) Von dem Spruche Magister hic opus habet.
16) Vom Streit des Wermuths und des Wendunmuths.
17) Die ſtolz Armuth und der arm Stolz, ſammt dem ſtinkenden Bettlers-Dreck.
18) Von blinder Hundsgeburt heutigen Bücherſchreibens.
19) Theſes im Frauenzimmer zum Diſputiren vorgelegt.
20) Die Simonei der Buhler, ſo ſie mit der Huldſchaft treiben.
21) Schwäbiſch Ehrenrettung der Nötlichkeit der Löffel wider Diogenem.
22) Die Kunkel oder Rockenſtub.
23) Fratz tratz Brief.
24) Bacbuc.
25) Schwalm und Spatzenhatz.
26) Gauchlob.
27) Rathſchlag von Erweiterung der Höllen.
28) Die Hofſupp.
29) Aller Geſäß Mummplatz.
30) Die Schiffart zum Beutellägele.
31) Die Göffellöſlichkeit.

32) Froſchgoſch.
33) Die Halb Dachiſch volle Säuordnung.
34) Anatomie der Knackwürſt.
35) Würdigkeit der Säuſtäll.
36) Trollatiſch Träum.
37) Gerichtlicher Proceß des Herrn Speckeßers gegen den von Hering.

Daß dieſes, bis auf wenige Schriften, welche wirklich gedruckt worden ſind, ein ſatyriſches Verzeichniß iſt, wird einem jeden in die Augen fallen. Auch Flögel, nach dem dieſes Verzeichniß gegeben iſt, nimmt nur 6 als wirklich gedruckt an. Dagegen ſind die in den Randgloſſen des Bienenkorbs verzeichneten vielleicht alle erſchienen, und meiſtens verloren, oder doch nicht bekannt.

In dem jetzt folgenden Verzeichniß der wirklich oder wahrſcheinlich gedruckten, werde ich des Raumes wegen die Titel nur kurz angeben, da dieſer Abſchnitt doch nur mehr oder minder eine Compilation ſein kann. Deſto genauer werde ich aber in der Angabe der verſchiedenen Ausgaben ſein.

I. Bekannte Schriften Fiſcharts.

1) Das Glückhaft Schiff von Zürich. — Wahrſcheinlich iſt das Gedicht Fiſcharts: „das glückhafft Schiff“, anfangs einzeln gedruckt worden, ohne das Schmachgedicht und ohne den Kehrab, und dieſe Ausgabe iſt noch bis jetzt unbekannt geblieben. Dafür ſpricht: daß der Na-

me Manſehr vom Treubach nicht auf dem Haupttitel ſieht in den bekannten Ausgaben, ferner, daß das Schmähgedicht v. 45, 73, 74, auf Fiſcharts Gedicht, das Glückhafft Schiff, anzuſpielen ſcheint. —

Mir ſind folgende drei Ausgaben bekannt geworden.

A. Ausgabe in klein 4. ohne Ort und Jahr. Befindet ſich auf der Bibliothek zu Stuttgart, und iſt diejenige Ausgabe, nach welcher der Abdruck beſorgt wurde.

Der Titel iſt mit rothen und ſchwarzen Lettern gedruckt, und die rothen Lettern ſollen in dem hier folgenden genauen Abdruck durch geſperrte Schrift bezeichnet werden:

„Das Glückhafft Schiff | von Zürich. | Ein Lobſpruch, vonn der | Glücklichen vnd Wolfertigen Schiffart, einer | Burgerlichen Geſelſchafft auß Zürich, auff das | außgeſchriben Schieſſen gehn Straßburg den 21. Junij, | des 76. jars, nicht vil erhörter weiß | vollbracht. |

Darzu eines Neidtgen Vervnglimpfers ſchant= | licher Schmachſpruch, von gedach= | tem Glückſchiff: |

Samt deſſelbigen Notwendigem | Kehrab iſt gethan worden. | “

Die ſenkrechten Striche bezeichnen, daß jedesmal eine Zeile des Titels ſchließt, und die In=

terpunktion iſt hier wie im Original beibehalten worden.

Unter den eben angeführten Worten des Titels folgt nun die Holzſchnittvignette. Sie ſtellt das glückhafte Schiff dar, in deſſen Mitte auf einem dem Anſcheine nach quer über das Schiff gelegtem Brette der Topf oder Haſen ſteht. Er hat zwei Henkel, und die niedrige, nach unten zu ſich erweiternde Form des Gefäßes, was man im Preußiſchen Schmortopf nennt. Auf der rechten Seite des Topfes oder Haſens ſitzen die Ruderer, deren auf der dem Leſer zugekehrten Seite des Schiffes vier an der Zahl ſind, und welche alle vier die Pätſchen oder Ruder im Waſſer haben, jedoch nur ſo weit, daß noch der obere Theil der Ruderfläche aus dem Waſſer hervorragt. Die Zahl der Ruderer auf der anderen Seite iſt nicht genau zu erkennen. Hinter den Ruderern, auf der rechten Spitze des Schiffes, ſteht dem Anſcheine nach der Querpfeifer, welcher ſeine Flöte mit der linken Hand in die Höhe hält. Auf der linken Seite vom Topfe ſind nur noch zwei Bänke, auf welchen die Gefährten ſitzen, welche ſich auszuruhen ſcheinen, von denen jedoch nur die vorne, dem Leſer zu ſitzenden deutlich zu erkennen ſind. Hinter dieſen, auf der linken Spitze des Schiffes, ſieht der Steuermann, der ebenfalls ſein Ruder im Waſſer hält, deſſen Ruderfläche aber durch die Gränzlinie des Waſſers halbſchräg abgeſchnitten wird. Die Ruderer haben ihre Geſichter der linken Seite, die ſtill Sitzenden der rechten Seite des Titelblattes, und daher beide auch dem in der Mitte befindlichen Torſe zugekehrt. Da der Steuermann auf der linken Spitze des Schiffes ſteht, und die Ruderer ihre Geſichter nach dieſer Seite richten, ſo ergiebt ſich daraus, daß das Schiff nach der rechten Seite des Titelblattes zufährt. Das Waſſer iſt auf beiden Seiten von zwei paralelen Strichen begränzt, und unten von dreien. Der Haſen, der vordere Theil des Schiffes, die Kleidung des Steuermanns und der auf der Vorderſeite ſitzenden Gefährten, einige Häte derſelben, auch einige Geſichter, und die Ruderflächen ſind roth gefärbt, doch dem Anſcheine nach nicht durch Druck, ſondern durch eine ſpätere Hand. — Die Waſſerfläche hat von der rechten bis zur linken Gränze ungefähr die Länge von 4 Zoll. Dicht unter der Vignette ſtehn die Verſe:

Sal. iii.

Sein zeyt hat bawen vnd die freud,
Sein zeyt hat brechen vnd das leyd:
Fürnemlich aber hat ſein zeyt
Schweigen vnd Reden, Frid vnd Streit.

Der Raum des Titelblatts unter der Vignette geſtattete es nicht, die vier Verſe untereinander abzudrucken, daher ſind die erſten beiden zur linken Hand, die andern beiden zur rechten Hand unter dem Holzſchnitte gedruckt.

Der innere Titel auf der erſten Seite des zweiten Blatts lautet buchſtäblich:

„Das Glückhafft Schiff von Zürich. | Artliche Beſchreybung der vngewonten, vnd doch | glückfertigen Schiffart etlicher Burger von | Zürich auff das vilberhümt Hauptſchieſſen | gehn Straßburg gethan. |

Geſtellet ein Loblichen Eydgnoſchafft, einer Statt | vnd gemein Zürich, auch dem mit freuden vollbrachten Straß= | burgiſchen Schieſſen, Vnd der ehrlichen Nachbarlichen beſuchung, der | Glückhafften Schiffartgeſelſchafft, zu gedächt= | nus Rhum vnnd Ehren.

Durch Vlrich Mansehr vom Treübach.“

Dieſer ganze Titel iſt ſchwarz gedruckt. Noch auf derſelben Seite (A, 2) beginnt das Gedicht. Es iſt in zwei Spalten gedruckt, und immer je zwei und zwei Verſe ſind herausgerückt. Da Blatt 1 des Bogens A den Titel ausmacht, ſo wollen wir die erſte Seite des 2. Blatts des Bogens A: „Seite 1.“ nennen, da das Gedicht keine Seitenzahlen hat, und ſo fort die Seiten und die Verſe, welche ſie enthalten, beſtimmen.

Seite 1 ſchließt mit V. 52. Seite 2 mit V. 140. Seite 3 mit V. 226. Seite 4 mit V. 316. Seite 5 mit V. 406. Seite 6 mit V. 494. Seite 7 mit V. 582. Seite 8 mit V. 670. Seite

9 mit V. 758. Seite 10 mit 846. Seite 11 mit 930. Seite 12 mit 1014. Seite 13 mit 1092. Seite 14 mit 1174, d. h. mit dem Gedicht vom Glückhafften Schiff.

Seite 15 auf der erſten Columne folgen die Namen der glücklichen Schiffer mit folgender Ueberſchrift:

Die Namen der Herren | vnnd Freundt des Glückhafften | Schiffs von Zürich. |

Die Namen füllen dieſe ganze Columne, und auf der anderen Columne beginnt der Schmachſpruch mit folgender Ueberſchrift:

„Schmachſpruch aines | Neidigen Schänders, denen von | Zürich, vnd andern jren Eidgnoſſen, | auch dem Ehrlichē Straßburgiſchē Haupt= | ſchieſſen, zu verachtung gedichtet. |"

Dieſe Columne ſchließt mit V. 36. Die nächſte Seite, Seite 16, wird gerade durch den Schmachſpruch ausgefüllt.

Auf Seite 17, Columne 1, beginnt der Kehrab mit folgender Ueberſchrift:

„Notwendiger Kehrab | Auf aines Vngehöbelten Neidi= | gen Schanddichters mutwilliges vnd Ehr= | rüriges Spottgedicht, von der neulich im | verſchinenem Sommer zu Straßburg bey | jrem Hauptſchieſſen, gepflägter Nachbarli= | cher beſuchung vnd kurtzweil, Ehrver= | geſſener, vnnd ſchmählicher | weiß außgeſtraiet. |"

Seite 17 ſchließt mit V. 76 dieſes Gedichts.

Seite 18 mit V. 164. Seite 19 mit 252. Seite 20 mit 340. Seite 21 mit 428. Seite 22 mit 516. Seite 23 mit 602. Seite 24 mit 690. Seite 25 mit 778. Seite 26 mit 858, d. h. mit dem ganzen Gedicht. Die Seite hat nur noch ſo viel Raum, daß der im Abdruck ſelbſt angehängte Vers des Spruch Platz hat.

Das ganze Gedicht umfaßt demnach 3½ Bogen. Der Druck iſt klein, da jede Seite 88 Verſe enthält. Die Seitenüberſchrift vom glücklichen Schiff iſt auf der linken: „das Glückhafft Schiff", auf der rechten: „von der Statt Zürich"; die vom Kehrab auf der linken: „Notwendiger Kehrab"; auf der rechten: „Auf den Schmachſpruch."

B. Eine Ausgabe in groß 4. ohne Ort und Jahr führt Meuſel hiſtor. ſtatiſtiſch litter. Magazin Th. I. S. 225. an, und beſchreibt ſie folgendergeſtalt: „So lautet der äuſſere Titel — und ſo iſt er geſezt — was wir mit Sternchen bezeichnen: das iſt mit rother Farbe gedruckt:

Das Glückhafft Schiff (von Zürich) Ein Lobſpruch von der (*Glücklichen und Wolfertigen Schiffart einer) Burgerlichen Geſellſchafft auß Zürich, auff daß (außgeſchribne Schieſſen gen Straßburg den 21. Junij) des 76. jars, nicht vil erhörter weiß) vollbracht (* dazu eines Neydigen Verunglimpfers ſchant-) licher Schmachſpruch, von gedach- (tem Glückſchiff) * Samt deſſelbigen Nothwendigem) Kehrab iſt gethan worden.

Eine Holzſchnittvignette füllt das Uebrige der Seite, ſie ſtellt das Schiff vor, in deſſen Mitte der Breitopf ſteht; zu beiden Seiten, vor und hinter dem Topfe, ſitzen Männer, rechts acht rudernde, links andere, die nicht rudern, ſondern ſtille ſitzen, und vielleicht ausruhen, vielleicht die Vornehmern von der Geſellſchaft vorſtellen; voran ſteht der Steuermann mit dem Ruder. Die ganze Vignette iſt mit rother Farbe, was den Topf, die Kleider der Männer, den Steuermann und den untern Theil des Schiffes betrifft, ſo wie auch die flachen Theile der Ruder, abgedruckt, das Uebrige ſamt dem Waſſer iſt weiß gelaſſen. Unter dem Holzſchnitte ſteht: Sal. III.

Sein Zeyt hat bawen vnd die Freud,
Sein Zeyt hat brechen vnd das leyd:
Fürnemlich aber hat ſein Zeyt
Schweigen vnd Reden, Frid vnd Streit.

Der innere Titel, oben an der Seite, auf welcher das Gedicht ſelbſt anfängt, lautet ſo:

Das Glückhafft Schiff von Zürich. Artliche Beſchreybung der vngewonten, vnnd (doch glückfertigen Schiffart etlicher Burger von) Zürich auff das vilberümt Hauptſchieſſen (gen Straßburg gethan). Geſtellet einer Loblichen Eydgnoſchafft, einer Statt vnnd (gemein Zürich, auch dem mit Freuden vollbrachten Straßburgiſchen)

Schieſſen, Vnd der ehrlichen Nachbarlichen Beſuchung, der (Glückhafften Schiffartgeſellſchaft zu gedächt(nus, Rum vnd Ehren) „Durch Ulrich Manſehr vom Treůbach.“

Meuſel theilt daſelbſt V. 1 bis 714 des Gedichts in einem treuen Abdruck mit, und ich habe dieſen Abdruck immer unter B unten angeführt. Er weicht in manchen Schreibarten von A ab, ohne daß ſich beſtimmen ließe, welche von beiden in einer ſüdlicheren Gegend, etwa zu Zürich, gedruckt wäre, da beide Ausgaben wechſelsweiſe manche ſüdliche Schreibart annehmen, und fortlaſſen. Auch in dieſer Ausgabe ſind immer je zwei und zwei Verſe herausgerückt, und nur von 535 bis 538 ſind alle viere herausgerückt.

C. In (groß?) 4. mit Druckort: Zürich, und Jahrszahl: 1576. Dieſe beſaß Herr Generalſuperintendent von Schmid in Ulm, und in dem Verzeichniß der Bibliothek deſſelben (Ulm im October 1827), welche um dieſe Zeit daſelbſt verſteigert wurde, wird ſie S. 91. Nro. 2132 alſo angezeigt: „Das Glückhafft Schiff von Zürich (der von Zürich nach Straßburg gefahrne Breitopf), ein Gedicht. Zürich 1576. 4. (v. Ulrich Mannsehr vom Treubach.)“ Dieſes Exemplar wurde vom Herrn von Mäuſebach in Berlin erſtanden, der ſchon früher im Beſitz einer Ausgabe war, wie ich aus ſicherer Quelle weiß.

Noch befindet ſich eine Ausgabe auf der Stiftsbibliothek zu Zürich in einer Sammlung von 25 Folio- und Quartbänden hiſtoriſcher Schriften, welche den Titel führt: „Allerhand hiſtoriſche Collectanea, enthaltend gedruckte und geſchriebne Tractätlein, neue Zeitung und Hiſtorien, de annis 1529 ad annum 1587. (S. Reiſe des Züricher Breitopfs S. 149., woſelbſt noch die Titel vieler anderer hiehergehöriger Gedichte und Urkunden über die Schiffart, die ebenfalls in jener Sammlung befindlich, angeführt werden.) Meuſel ſcheint, aus einer Stelle a. a. O. S. 223, des Gedicht, ſo wie die Beſchreibung nur in Abſchrift überkommen zu haben, und da bisher nur die in Zürich befindliche Ausgabe bekannt war, ſo wird wahrſcheinlich dieſe die unter B beſchriebene ſein.

Ebert in ſeinem bibliographiſchen Lexicon irrt ſehr, da er das Werk: Maurers warmer Hirſebrei auf dem Freiſchießen zu Straßburg, für eine neue Ausgabe des glücklichen Schiffes von Fiſchart hält. Es kommen nur wenige Stellen aus dem Gedicht in demſelben vor.

2) **Gargantua und Pantagruel durch Hultrich Ellopoſkleron** (bisweilen iſt dieſem Namen noch **Menzer** beigefügt). Dieſes Werk iſt eine Umarbeitung des Gargantua vom Rabelai. Bekannte Ausgaben ſind 1552. 8. (welches nicht die erſte, wie die Worte des Ti-

tels: Auch zu dieſem Truck wieder auf den Amboß gebrogt, beweiſen.) Spätere: 1575. — 1577. — 1580. — 1582. — 1590. — 1594. — 1596. — 1600. — 1605. — 1608. — 1607. — 1620. — 1631. — 1651 alle in 8. Die vom Jahre 1631 befindet ſich auf der Bibliothek zu Stuttgart, und die vom Jahre 1651 im Beſitz des Herrn Doctor L. Uhland. Letztere iſt ein buchſtäblich treuer Abdruck der von 1531.

Neu bearbeitet von Dr. Eckſtein (Chr. Fried. Sander), unter dem Titel: Gargantua und Pantagruel, 1785—87. 3 Th. 8.

3) Flohaz Weibertratz, der Flöhe Rechtshandel mit den Weibern, durch Hultrich Elloposkleron. — O. O. und J. — Straßb. 1557. 8. (Wachlers Vorleſ.) — Straßb. 1577. 8. Die gereimte Vorrede beweiſt, daß dieſer viele Ausgaben vorangegangen. — Außerdem 1594. 8. — 1610. in klein 8. — Abgedruckt ſteht dieſes Gedicht in Dornavii Amphitheatrum. Ueber dieſes Gedicht herrſcht noch große Dunkelheit, zumal da die ſpäteren Ausgaben mit einigen geſchmackwidrigen Gedichten vermehrt ſind, die nicht von Fiſchart herrühren. Dahin gehört zuverläſſig auch „der Strauß des Flohes mit der Laus.“ Die Vergleichung älterer Ausgaben kann bald hierüber Licht verbreiten.

4) Bienenkorb des heiligen Römiſchen Immenſchwarms, nach dem Holländiſchen

des Marnix bearbeitet durch Jeſuwalt Pickhart. Chriſtlingen 1579. 8. — Spätere Ausgaben alle daſelbſt: 1580, 8. — 1581, 8. — 1582, 8. (in dieſem Jahre zweimal gedruckt) — 1586, 8. — 1588, 8. — Chriſtlingen o. J. 8. — Leipz. 1657, 8. — Die häufigſte von Fiſcharts Schriften.

5) **De Magorum Daemonomania** von allerhand Zauberern. Aus dem Franzöſiſchen des Joh. Bodin, durch Johann Fiſchart G. M. Straßb. 1581. 8. umfaßt 806 Seiten. — Etwas vermehrt, und mit verkürztem Titel 1586. 8. daſ. — 1591. Fol. Der Titel und die Vorrede ſind gleich mit der Ausgabe von 1586. Aber dieſer Ausgabe iſt noch ein 36 Folio-Seiten langes „Rechtliches Bedenken in Maleſiz Sachen, ob drei Weiber der Zauberei ſchuldig“ angehängt, deſſen Verfaſſer ſich H. A. B. V. J. D. unterzeichnet, und am Schluß „Frankfurt den 1ſten September 90.“ datirt, wovon Fiſchart nicht der Verfaſſer. Dieſe Ausgabe umfaßt ohne Regiſter 336 Seiten. — **Hermann** (**notices sur la ville de Strasbourg** S. 307.) ſchreibt dieſe Ueberſetzung dem Frankfurter Fichard zu, und glaubt daher auch, daß dieſer Fichard Amtmann zu Forbach geweſen, bevor er nach Frankfurt ging. Die einzige Nachricht, daß ein Fiſchart Amtmann zu Forbach geweſen, iſt uns durch die Ueberſetzung des Bodin vom Jahre 1586 aufbehalten. Der Ueber-

ſetzer dieſes Werks lebte nach der erwähnten Vorrede noch 1586, und der Frankfurter Rechtsgelehrte ſtarb ſchon 1581 den 7ten Juni (vergl. Jöchers Gelehrten-Lexikon; ferner das von Herdeſianus verfaßte Leben des Frankfurter Rechtsgelehrten Fichard in: Fichardi **Consilia.** Francof. 1590. fol.). Daher iſt die Annahme Hermanns ungegründet.

6) Panvini Beſchreib- und wahre Abkontrafeyung 28 Römiſcher Päbſt in künſtlichem Holzſchnitt, durch Johann Fiſchart aus dem Latein verdolmetſcht. Straßb. 1573. Fol. (Auf der Wolfenbüttelſchen Bibliothek.)

7) Das Philoſophiſche Ehezuchtbüchlein, durch Joh. Fiſchart g. M. Straßb. 1591, 8. bei Bernhart Jobin. — 1597, 8. daſ. — 1607, 8. bei Joh. Carolo, welcher Ausgabe das Bildniß des Johann Fiſchart auf der Rückſeite des Titels beigefügt iſt, mit der von Hermann a. a. O. II. S. 306. mitgetheilten Ueberſchrift:

> Joannes Fischartus Jurisconsultus et Philosophus.

und der Unterſchrift:

> Sim quamvis Jurisconsultus clarus in arte,
> Me tamen et Sophiae plus capit unus amor.

Ferner: 1614, 8. — 1623, 8. — 1683, 8.

8) Podagrammiſch Troſtbüchlein. Durch

Hultrich Ellopoſkleron. Straßb. 1577, 8. 1591 o. O. 8. bei Bernhard Jobin. — 1604, 8. — Nach Fiſcharts Bearbeitung wieder ins Lateiniſche überſetzt in Dornavii Amphitheatrum. — Dieſes treffliche Werk, welches auch nicht einen rohen Ausdruck, ſondern nur frohe Laune, und viele ſehr komiſche Gedanken des ſchalkhaften Verfaſſers bietet, iſt nicht nach Pirkheimers Laus podagrae bearbeitet, wie viele glauben, ſondern der erſte Theil iſt ganz Fiſcharts Eigenthum, und nur der zweite geringere enthält eine dem Anſcheine nach ziemlich treue Ueberſetzung des Laus podagrae von Pirkheimer.

9) **Johann Fiſcharts, genannt Mentzer, Erklärung und Auslegung** einer von verſchiedenen zahm und wilden Thieren haltenden Meß u. ſ. w. Straßb. 1608. bei Joh. Carolo. Ein Holzſchnitt in Fol., welcher die Figuren darſtellt, und zu welchem das Gedicht gedruckt iſt. — Abgedruckt in „Schadäus Beſchreibung des Münſters zu Straßburg, 1617, 4. S. 59.“, woſelbſt der Holzſchnitt beigefügt iſt, der dieſe Figuren vorſtellt. Auch Flögel, Geſch. der kom. Liter. III. S. 351., theilt eine Abbildung der Figuren mit. — Die erſte Ausgabe, „in welcher das „monumentum vor Jahren in Holz geſchnitten, „und mit einer ſchönen Auslegung reymensweiſe „durch D. Johann Fiſchart genannt Mentzer in „Truck gegeben worden“ (ſo Schadäus S. 59.),

muß ſchon vor 1579 erſchienen ſein, da Fiſchart dieſes Gedicht im Bienenkorbe vom genannten Jahre Bl. 220. a. erwähnt. — Das Gedicht hat 221 Verſe. —

10) Gedicht über das künſtliche Uhrwerk im Münſter zu Straßburg. Dieſes theilt Schadäus a. a. O. S. 39. ebenfalls mit, und zugleich auch eine Abbildung der Uhr. Wahrſcheinlich iſt es einigen Ausgaben des vorigen Gedichts beigefügt. Nach dem Schadäus hat es Meuſel im hiſtor. litt. bibliogr. Magazin (Zürich 1791. 8.) Stück IV. S. 81. treu abdrucken laſſen. Es umfaßt 111 Verſe.

11) Von S. Dominici des Predigermönchs, und S. Francisci artlichem Leben und groſſen Greueln, dem grauen Bettelmönch F. J. Naſen zu Jngolſtadt dedicirt — — — Geſtellet aus Liebe der Wahrheit von J. F. Mentzern. — Darunter ſteht ein Holzſchnitt, auf welchem die Hiſtorie abgebildet, wie der heilige Franciſcus den heiligen Dominicus auf den Schultern durch einen Fluß trägt. Unter dem Holzſchnitte ſteht Psalm 115: Sie haben Naſen und riechen nichts. Anno M. D. LXXI. 4. ohne Druckort. Vergl. Flögel Geſch. der kom. Litt. III. S. 361., wo einige Stellen daraus mitgetheilt werden. Ein Weiteres ſiehe unter dem folgenden Werke. — Dieſe Schrift iſt eine und dieſelbe mit der, welche von Fiſchart

unter dem Titel „Schwalmhatz“ im Gargantua als die ſeinige erwähnt wird. Siehe die folgen-Schrift.

12) Der Barfüßer Sekten- und Kuttenſtreit, dem Fr. Naſen und ſeiner Anatomy zu Liebe geſtellt durch Johann Fiſchart M. G. — Gedicht von 779 Verſen. Bis jetzt nur aus dem Fanciſcaner Alkoran o. O. 1614. 8. Blatt 104. bekannt, wo es ganz abgedruckt iſt. Die erſte Ausgabe muß vor 1579 fallen, da es im Bienenkorbe von 1579 Blatt 25. a. alſo erwähnt wird: „Es verheißt doch der J. F. Mentzer dem „Frater Naß in der gereimten Beſchreibung des ungereimten Lebens des S. „Dominici und Francisci, er wolle ihm hundert „und ſechzig ungleiche Orden und Rotten unter „dem Pabſtthum nennen und beſchreiben, ohne „was andre finden werden. Ja er hat daſelbſt im Dominico, und beſonders in „einem langen Zedul von der Anatomy Franciſci, oder von der Barfüßer „Sekten und Kuttenſtreit, zur Prob allein 19 unterſchiedene Orden, deren jeder ſich „unter der Regul Franciſci verkauft, mit ihrem „Namen und Beſchreibung eingeführt.“ — Jetzt führt er alle die Orden an. Neben dieſem Text ſteht als Randgloſſe: „Naſenſpiegel von S. Dominici Leben, dem F. Naß zugeſchrieben, durch „J. F. Mentzer.“ Und beſſer unten bei derſel-

den Stelle die Randgloſſe: „Anatomia Franciſci, „oder der Barfüßer Secten und Kuttenſtreit.“ Ferner erzählt Fiſchart im Bienenkorbe von 1579 Bl. 156. b.: „Es war ein tapferer heiliger „Mönch, der ſtetiglich bis in ſein höchſtes Alter „vom Teufel gequälet ward, und da es ihne auf „das letzt verdrießen ward, bat er den Teufel „ſehr freundlich, daß er ihne mit Frieden laſſen „wollte. Darauf nun der Teufel antwortet: ſo „du ein Heimlichkeit, die ich dir ſagen werd, zu „halten wilt ſchwören, ſo will ich dich zu plagen aufhören. Der Mönch gelobts ihme mit „ſchwerem Eid. Da ſagt der Teufel: wo du „willt, daß ich dich nicht mehr quäle, ſo magſt „du wohl dies Bild nicht mehr anbeten, und zeigt „zugleich auf unſer L. Frauen Bild. Aber der „Mönch war verſchmitzter als der Teufel, und „beichtet des andern Tags ſolches ſeinem Abt, „der entſchlug ihne des Eids, ſo er allzeit das „H. Bild forthin anbeten würde.“ — Neben dieſer Geſchichte ſteht als Randgloſſe: „Gehört „ins Mentzer Naſenſpiegel von Dominici Leben, „da er wider F. Naſen die Kundſchaft der Teufel zu den Mönchen beweiſet.“ Ferner in derſelben Ausgabe des Bienenkorbs Bl. 199. b. ſteht die Randgloſſe: „Gleichmäßigen Mönchſtreit und „Boſſen beſchreibt auch Erasmus in Colloquiis, „wie ſie bei eim Sterbenden umb die Speckſupp „zankten, welches auch im Naſenſpiegel von Do-

„minici Leben zu finden.“ Ferner daſelbſt Blatt 202. b. ſchreibt er: „Ja der Mentzer hat auch „im Naſenſpiegel von S. Dominici Leben die le„gentiſch Theomachiam, das iſt der Heiligen „Götterkrieg und Aemterzank in den Lugenten „merklich angerührt: wie nämlich die katholiſche „Lugentenſchmid oft ein Beinlein und eine Kunſt „ihre zween oder drei Heiligen zugeſchrieben ha„ben, und alſo eine Verwirrung und Unordnung „unter ſie gebracht.“ — — Aus dem allen erhellt, daß dieſes Gedicht mit dem Nro. II. angeführten „Naſenſpiegel von Dominici Leben“ einen Zweck hatte, und mit dieſem gewiß in ziemlich gleicher Zeit verfaßt worden, ja vielleicht anfangs mit demſelben zuſammen gedruckt worden iſt, wie die Stelle aus dem Bienenkorbe, welche eben angeführt worden, Bl. 25. a., es nicht unwahrſcheinlich macht.

Man hat bisher aus Unkenntniß dieſer beiden Gedichte: „von Dominici Leben“ und „Barfüßer Kuttenſtreit“, die von Fiſchart im Gargantua als die ſeinige erwähnte Schrift „Schwalm und Spatzenhatz“ (ſ. oben S. 36.), als eine eigene unbekannte, oder ungedruckte Schrift Fiſcharts halten wollen, aber einige Stellen im Kuttenſtreit geben zu erkennen, daß „das Leben des Predigermönchs Dominici“ die „Schwalmhatz“, und „der Secten- und Kuttenſtreit“ die „Spatzenhatz“ ſei. Fiſchart ſagt daſelbſt V. 747:

— — —

„Ich dacht ſehr lang nach dem Geſicht,
„Bis ich mich aus der Gſchicht bericht,
„Das ſei dis ſchreiend Mertzenkalb,
„Dominicus der Predigſchwalb,
„Dann Prediger Mönch, die Schwalmenbrüder, —
„Seind Barfüßern, den Spatzen, zuwider.“

Und am Schluß des Gedichts folgt dieſes Nachwort:

„Naaß, das iſt nur der Spatzenkrieg,
„Wart, bis die Schwalb hernacher flieg,
„Und dann der Benedicter Sieg.“

Aus dieſer zuletzt angeführten Stelle ergiebt es ſich nun aber auch, daß die erſte Ausgabe des Kuttenſtreits vor dem Leben des Dominicus gedruckt ſein muß, und da von dieſem eine Ausgabe von 1571 bekannt iſt, vor oder in dem Jahre 1571. —

Auch Flögel kam ſchon auf die Vermuthung unſerer obigen Angabe, und führte zum Beleg folgende Stellen aus dem Leben des Dominicus an:

„Und was die grau Kutt nur vermag
„Was ſie für ſchöne Früchtlein trag,
„Wie ſich die geilen grauen Spatzen
„Um des Franciſci Regel kratzen,
„Auch haſt die Schwalbenkutt darneben,
„Was ſie führ für ein ſauber Leben.“

In der Randgloſſe dabei ſteht: „Weil Barfüßer „gern ſatzen, darumb hieß ſie der Teufel Spa„tzen. Prediger Mönch ſind halb, darumb hei„ßens ein Schwalb.“ Er redet auch von Prediger Schwalben und Barfüßer Spatzen. Und als er die Legende erzählt, wie der Teufel in Geſtalt eines Spatzen in ein Nonnenkloſter gekommen, ſagt der heilige Dominicus zum Teufel:

„Dominicus der merket dieß,
„Daß es der Teufel wär gewiß,
„Und ſchrei, du loſer grauer Spatz,
„Was kommſt du mir herein zu Tratz,
„Ich bin doch kein Barfüßer nicht,
„Dieſelben ſind grau, wie man ſicht,
„Sondern mein Münch und Ordenskleid
„Ein ſchwarz und weißer Schwalb bedeut.“

So weit Flögel. — —

13) Die wunderlichſt unerhörteſt Legend und Beſchreibung des vierhörnigen Jeſuitenhütleins, Fr. Naſen zu Gefallen durch Jeſuwalt Pickhart gedichtet. Die erſte Ausgabe fällt vor 1579, da ſie im Bienenkorbe von dieſem Jahre Blatt 19, b. 33, b. 158, a. 251, b. angeführt wird. Bekannte Ausgaben: 1580, 8. gedruckt zu Lauſanich bei Gangwolf Suchnach, 3 Bogen ſtark. — 1591, 8. ebendaſelbſt, 3 Bogen ſtark. Das Gedicht hat in dieſer Ausgabe 1142 Verſe. Sie befindet ſich auf der Stuttgartſchen Bibliothek. — 1593, 8.

14) **Sacrorum Bibliorum figurae** von Stimmer, wozu Fiſchart Verſe dichtete, und ſie herausgab. Die erſte Ausgabe dieſer Verſe muß ſchon vor 1579 fallen, denn **Fiſchart**, da er in der Ausgabe des Bienenkorbs vom genannten Jahre Bl. 159, a. über die Bilder der Katholiken ſpricht, macht folgende Randgloſſe: „Darum, „wie Mentzer in der Vorrede über Stimmers „bibliſche Figuren aus Vaſari anzeucht, mußt in „Italia ein Maler einem Prälaten, der ſich an „der Magdalena frechgemaltem Bild ärgert, die „S. Magdalena mit eim **Bart malen.**“ Bekannte Ausgaben unter dem oben erwähnten Titel ſind von 1586, wahrſcheinlich in klein 8. — Darauf 1628. — Dieſe Nachricht verdanke ich dem Werke: **Hermann notices sur la ville de Strasbourg.** Strasb. 1819. II Tom. 8. Es heißt daſelbſt Tom II. p. 309.: „Fischart est de plus l'auteur des vers qui se trouvent dans un petit livre très-rare, intitulé, **Sacrorum Bibliorum figurae**, publié en 1586, dont il a paru une seconde édition en 1628, et dont les figures sont l'ouvrage de Tobie Stimmer, peintre célèbre.“ — Uns ſtützend auf dieſe Angabe Hermanns, können wir noch eine dritte Ausgabe nachweiſen, welche folgenden Titel führt: Johann Fiſchart Mentzer genannt J. V. D. M. Pauli Crusii Argentinensis ad S. Willhelm. diaconi versus la-

tinos Sacrorum Biblicorum figuris substratos ῥυθμοῖς ἐντέχνοις exposuit. Argentor. 1625, 8. Dieſe Ausgabe erwähnt Neumeister in dissertat. de poetis Germ. saeculi XVII. p. 33.

15) Fürtreffliches artliches Lob des Landluſts, Meyermuts und luſtigen Feldbaumanns Lebens, aus des Horatii epodo, Beatus ille qui cet. verdeutſcht durch J. F. G. M (Johann Fiſchart, Genannt Mentzer.) Abgedruckt iſt dieſes Gedicht in dem Werke: Sieben Bücher vom Feldbau und vollkommener Beſtellung eines Landguts oder Meyerhofs aus dem Franzöſiſchen des Carolo Stephano und Johann Liebalto durch Melchior Sebizio, Silesio, der Arznei Doctorn. Straßb. 1579. Fol., und daraus in Meuſels hiſt. litt. bibliogr. Magazin (Zürich 1791) Stück V. S. 87 — 96. Es zählt 29, Verſe. — Außer dieſem Gedicht hat Fiſchart einen ſehr großen Theil erwähnten Werkes überſetzt, namentlich alle Stücke, durch welche die ſpäteren, nach 1579 erſchienen, Ausgaben vermehrt ſind. Dieſes ergiebt ſich aus der Vorrede der Ausgabe dieſes Werks, Straßb. 1598. Fol. bei Jobins Erben. Das Werk in dieſer Ausgabe hat XV Bücher, iſt mit ſehr vielen ſchönen Holzſchnitten geziert, und faßt ohne das Regiſter 763 Seiten. Das Gedicht

in dieſer Ausgabe ſteht nach der Vorrede, und hat ſeltſamer Weiſe zur Ueberſchrift: — — „teutſch „gegeben durch D. J. F. G.“ d. h. Doctor Johann Fiſchart Genannt. **Mentzer** fehlt; jedoch wird ſeiner mehrmal, mit dem Beinamen **Mentzer**, auf dem Titel und in der Vorrede erwähnt. Die hierher gehörige Stelle der Vorrede des **Druckers** lautet: — — „D. Joh. „Fiſchart, welcher beides ein Theil des gedachten „erſten Truckbuchs, aus Bitt gemeltes Herrn „Sebitzii, und dann ferner alle hienach vom „angeregten Karolo Liebalto in folgenden Trücken, und beſonders im letzten de anno 1583 „beygethane Vermehrungen hat an ihre gebürende Stellen verteutſcht eingebracht, und auch „ſonſten, was er der teutſchen Landesart zum „gemäßeſten gewußt, aus mancherlei ſeinen Collectaneis und Obſervationen hievon ordentlich beygeſetzt, und gleichſam aus dem Baurenhof zuweilig einen bekommlichen Landſitz gemacht.“ — Nach dem Gedicht Fiſcharts ſteht in dieſer Ausgabe noch ein anderes kurzes Gedicht, betitelt: „Antwort auf die Reimen vom Lob des Landluſts D. G. Marii M. D. Warnung.“ — Ein Exemplar dieſer Ausgabe befindet ſich auf der Bibliothek zu Stuttgart.

16) **Gereimte zwei Bogen lange Vorrede** zu dem alten Gedicht: „Peter von Staufenberg und die Meerſey von Erkenbold.“ Straßb,

1588. 8. — Daſelbſt 1589. 8. — Magdeb. bei Johann Franken o. J. 8. — Straßb. 1598 bei Jobins Erben. 10½ Bogen 8. Eine dabei befindliche drei Bogen ſtarke proſaiſche Vorrede von Bernhard Jobin iſt vom Jahr 1588 datirt, und daher die Ausgabe von 1588 wohl die erſte. Die beiden folgenden Bogen begreifen Fiſcharts Vorrede, die übrigen das Gedicht in 19 Kapiteln, jedes mit einem Holzſchnitt. — Noch eine Ausgabe Straßb. 1595, 8. bei Tobias Erben. — Man hat „Tobias“ für einen Druckfehler halten und „Jobins“ leſen wollen, doch geſchieht dies irrig, wie ich aus der Vorrede zu Fiſcharts Ehezuchtbüchlein vom Jahre 1607 beweiſen, und die Frage Herrn Engelhards (in der Einleitung zu ſeiner Ausgabe des alten Gedichts Peter von Staufenberg. 1823, 8. S. 13.) ob Joh. Carolus Fortſetzer der Jobiniſchen Druckerei geweſen, beantworten kann. Die Stelle lautet: „Wann dann, großgünſtiger Junker (an
„dieſen iſt die Vorrede gerichtet) Herrn Bern-
„hard Jobin ſeligen — — von E. V.
„viel und mancherley Gut und Wohlthaten er-
„zeigt und bewieſen worden, wie auch nachmals
„Ehrengedachtes Herrn Bernhard Sohne, H. To-
„bia ſeligen, widerfahren — — ſo hab E.
„V. ich dies Ehezuchtbüchlein (weil mir daſ-
„ſelbe neben andern Tractätlein in
„Erkaufung der Jobinſchen Truckerei

„auch zu Handen kommen) under derſ „Schutz und Schirm ausgehn laſſen, mit nich„ten umgeben wollen.“ — Es ſcheint demnach, daß H. Tobias gleich nach ſeinem Vater geſtorben. — Bernhard Jobins Tod fällt zwiſchen 1591 und 1594, denn vom erſten Jahre iſt ſeine Vorrede zum Ehezuchtbüchlein deſſelben Jahrs unterzeichnet, und auf der Flohatz von 1594 ſteht ſchon „Jobins Erben.“ — „Tobias“ ſcheint Vorname geweſen zu ſein, und daher iſt zu erklären, wie auf der Ausgabe von 1598 wieder ſtehen kann „Jobins Erben.“ — Noch eine Ausgabe beſorgte Carolus o. J. Straßburg.

17) Aller Praktik Großmutter u. ſ. w. durch den wohlbeſchraiten Mausſtörer Winhold Alcofribas Wüſtblutus von Ariſtephans Nebelſtatt, des Herrn Pantagruel zu Landagruel Löffelreformirer. 1572, 4. nach Wachler. — 1574. o. D. 8. — 1593, 8. — 1598, 8. — 1607, 8. — 1623, 8. welche im Beſitz des Herrn Dr. Uhland, und umfaßt H. Bogen. Den Typen nach zu urtheilen iſt ſie mit der Ausgabe des Gargantua von 1623 in einer Druckerei gedruckt.

18) Catalogus Catalogorum perpetuo durabilis. Das iſt einer ewigwährenden gordianiſchen Bibliothek Verzeichnuß u. ſ. w. Durch Artwiſum von Fiſchmentzweiler. Gedruckt zu Nienendorf bei Nirgendheim im Mentzergrund.

1590, 8. — Den ausführlichen Titel und einige Proben findet man bei Flögel.

19) Der heilig Brotkorb der H. Römiſchen Reliquien, Partikeln oder Procken. 1584, 8. — Greifsw. 1585, 8. — Chriſtlingen bei Vrſino Gotwino. 1594, 8. Sammt beigethanen Wunders Wundern der Stadt Rom. Der Brotkorb umfaßt 88 Blätter, die Wunder der Stadt Rom umfaſſen 91 Seiten. Dieſe Ausgabe befindet ſich auf der Stuttgartſchen Bibliothek. — Auſſerdem iſt es noch öfter gedruckt. — Fiſchart führt dieſe Schrift im Bienenkorbe vom Jahre 1579 Blatt 55. a. als die ſeinige auf. Die Vorrede iſt zwar von Jakob Eiſenberg unterzeichnet, aber da im Eingange des Werks ein Gedicht Pickharts ſteht, ſo bin ich der Meinung, daß man ſie ihm nicht abſprechen darf. Der Styl des Brotkorbs iſt ganz der Fiſcharts, dagegen gehört ihm das angehängte Werkchen „Wunder der Stadt Rom“ ſicherlich nicht zu. Ueberdies ſpricht Jobin in Bezug auf Fiſchart im Ehezuchtbüchlein, und in der Vorrede zu de Magorum Daemonomania, und noch an anderen Orten Fiſchart ſelbſt aus, „daß die Theologen ein groſſes Geſchrei zu erheben pflegten, wenn ein Laie in ihrem Gebiet ſchriftſtellerte“, und findet daher oft Bedenklichkeiten beim Beginn eines Werks der Art. Da nun dieſes Werk ganz theologiſchen Inhalts iſt,

ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß Fiſchart aus dieſem Grunde den Namen „Eiſenberg“ wählte, um gewiß nicht erkannt zu werden.

20) Malleus maleficarum Francof. 1582. 8. II Tom. Nach Flögel wurde dieſer Hexenhammer auf Anſuchen des Buchhändlers Lazarus Zetzner von Fiſchart revidirt, mit Randgloſſen verſehen und herausgegeben, was Zetzner in der Vorrede des Werkes ſelbſt ausſpricht. Da nun das Werk zu Frankfurt gedruckt iſt, Zetzner aber Buchdrucker zu Straßburg war (z. B. iſt das Werk des Schadäus über den Münſter zu Straßburg 1617 zu Straßburg bei „Lazari Zetzners Erben“ gedruckt) ſo findet Hermann (notices sur la ville de Strasbourg Tom II. S. 307) Veranlaſſung zu ſchließen, daß nicht der Dichter Johann Fiſchart, ſondern der Frankfurter Rechtsgelehrte Johann Fichard, den er ebenfalls Fiſchart ſchreibt, Ueberſetzer dieſes Werks ſei, eben wie des Bodin de Magorum Daemonomania. Daß nun Fiſchart, nicht Fichard, Ueberſetzer des Bodin, iſt oben erwieſen. Hier will ich nur einwenden, daß es auch möglich iſt, Zetzner habe eben wie in Straßburg auch eine zweite Druckerei in Frankfurt gehabt, was wahrſcheinlich wird, da Flögel den Zetzner, der Vorrede dieſes zum Hexenhammer zufolge, „Frankfurter Buchhänder“ nennt. Vielleicht verlegte aber auch Zetzner ſeine Dru-

ckerei erſt nach 1582 von Frankfurt nach Straßburg. — Abgeſehen hievon, ſo iſt dieſe Annahme Hermanns ſchon dadurch widerlegt, daß er ſagt: Zetzner habe ſich an Fiſchart wegen der Ueberſetzung dieſes Werks „comme au traducteur da la Démonomanie de Bodin“ gewendet, er mithin von jener Ueberſetzung auf dieſe ſchließt. Daß Hermann nun aber beim Bodin irrt, iſt erwieſen, mithin widerlegt ſich auch dieſe Annahme.

21) Vorrede Fiſcharts zu den Fabeln des Mathias Holzwart: Emblematum tyrocinia. Straßb. bei Jobin 1581. Fol.

22) Lateiniſche Vorrede zum Buche: Onomastica duo, philosophicum ac medicum synonymum Theophrasti Paracelsi. Argent. apud Jobinum 1574, 8. Dieſe Vorrede iſt überſchrieben: Aequis lectoribus ac medicinae studiosis S. Joh. Fischartus d. M. Auf dieſe Vorrede ſich ſtützend ſagt Hermann: „Sans nous arrêter à l'opinion de Floegel, qui prétend que le poëte de Strasbourg s'appeloit Fischart, et le jurisconsulte francfortois Fischard (ce qui peut être contesté) il est certain, que le premier étoit médecin. On en trouve la preuve sans réplique dans la préface.“ Er irrt aber, denn wer Fiſcharts vielſeitige Bildung kennt, wird bald die Ungegründetheit dieſer Annahme

erſehen, abgeſehen davon, daß ſie durch viele andere Stellen widerlegt wird.

II. Unbekannte und zweifelhafte Schriften.

1) Bericht, welchergeſtalt ſich Sanct Benedictus, des Benedictiner Ordens erſter Stifter, in vielen Stücken mit dem Propheten Elia vergleicht, aus alten Legenden zuſammengezogen, und in teutſche Reime verfaſſet. — So lautet der Titel eines Gedichts im Alcoran von 1614, unmittelbar vor dem daſelbſt mitgetheilten Secten- und Kuttenſtreit.

Was mich beſtimmt, dieſes Gedicht Fiſchart zuzuſchreiben, ſind die Schlußverſe des Kuttenſtreits:

„Naaſt, dies iſt nur der Spatzenkrieg,
„Wart bis die Schwalb hernacher flieg,
„Und dann der Benedicter Sieg.“

Die Art und Weiſe der Dichtung iſt wohl im Fiſchartſchen Geiſte, doch findet ſich kein einziges Wortſpiel in demſelben, was eben ſo ſehr gegen ihn zeugt.

2) „Malchopapo. Anno 78. durch J. Piccart ausgangen.“ So eine Randgloſſe im Bienenkorbe vom Jahre 1579 Blatt 39. a. Unbekannt und bisher von allen überſehen. Der Text in der angeführten Stelle lautet: „Darum „machts jener Reimiſt im Gemäl des Malcho-

„papo gar ungereimt, daß er ſetzt, als auch Petrus den H. Pabſt vonweg der entwendten „Schlüſſel, ſchlag auf den Drüſſel: ſo ers doch „im Widerſpiel dem armen Fiſcher Petro thut, „ſeit er einmal ja ſeine und ſeiner Mitbrüder „Schriften verſchloſſen hält."

3) Noſce te ipsum iſt blos durch Zinkgräf bekannt geworden, der in der Vorrede zu ſeinen Apophthegmatis deſſelben alſo gedenkt: „Dr. „Johann Fiſchart von Straßburg, welcher auch „das einzige Noſce te ipsum, mit dem die „Griechen und Römer ſo viel Gepràngs machten, faſt auf vierzigerlei Weiß mit lauter teutſchen gangbaren Sprüchwörtern alſo reichlich „verändert und abwechſelt, daß aus dieſem allein von dem übrigen zu urtheilen."

Von Vielen iſt dieſes Noſce te ipsum für eine eigene Schrift gehalten worden, aber ich fand meine Vermuthung, daß es blos eine Stelle aus einem anderen Werke ſei, beſtätigt, denn es kommt im Podagrammiſchen Troſtbüchlein, dieſem wahrhaft trefflichen Werke Fiſcharts, vor, und lautet: Noſce te ipsum

1) Erkenne dich ſelbs.
2) Zeuch dich ſelbs bei der Naſen.
3) Riech dir ſelbs inn Buſen.
4) Gang inn dein aigen Hertzkämmerlin.
5) Guck inn dein hintern Wotſack.
6) Vrtail dich ſelbs, ſo richt dich niemand.

7) Beſeh was im Bad von dir geht.
8) Gang inn dein aigen Gartenjetten.
9) Artzt hilff dir ſelbs.
10) Zih den Balcken vor auß deim Aug, eh eim andern nach ſeim Splitter greiffſt.
11) Sih was klebt dir im Bart.
12) Feg vor für deiner Thür.
13) Frag dich ſelbs, das Hertz leugt nit.
14) Guck inn dein aigen Häfelin.
15) Sihe inn dein aigen ſpil.
16) Kart auß deiner Hand, wilt du gewinnen.
17) Denck an dich ſelbs, ſo denckſt du weiters.
18) Schaw inn dein Hauß, darnach darauß.
19) Sorg für dich, darnach für mich.
20) Sihe in dein Kuchen.
21) Dein aigen gut bedenck, eh du ſagſt henck.
22) Was du beſſer biſt, gib im herauß.
23) Zeuchſt wol an gleichem Karren, Biſt jm noch nit entwachſſen.
24) Schrei nit Zu, ſeiſt dann vber den Zaun.
25) Gedenck wer du warſt, vnd wie du noch fahrſt.
26) Hang dich auch mit an Raien.
27) Greiff nur ans Röcklin.
28) Sag niemand wer er iſt, du wiſſeſt dann wer du biſt.
29) Fahe an dir an, rc.

Die Ausgabe des Podagrammiſchen Troſtbüchleins, aus welcher dieſes Noſce te ipsum entlehnt, iſt die vom Jahre 1591. Es ſteht in derſelben Bogen E. Blatt 4. a und b. — In dieſer Ausgabe ſtimmt nun aber die Zahl der Auslegungen, 29, nicht mit der von Zinkgräf angegebenen zuſammen, und das nach der 29ſten Auslegung in dieſer Ausgabe befindliche „rc.“ läßt mich vermuthen, daß in dieſer ſpäteren eine Abkürzung vorgenommen worden iſt, und daß in den früheren Ausgaben die hier fehlenden Auslegungen befindlich ſind.

4) Nachtrab oder Nebelkräh von Reßnem wider Geckel Rab geſchrieben. (So eine Randgloſſe im Bienenkorbe vom Jahr 1579. Bl. 19. b.) Bisher unbekannt. Fiſchart ſagt daſelbſt im Text: „Inmaßen (vom Urſprung
„der Jeſuiter) der Scribent des Nachtrabens
„ſehr luſtig ſchreibt zu End des Nebelkräh:
„daß der Don Ignatius Loyol, nachdem er in
„eim Schloß von den Franzoſen zwiſchen beide
„Beine geſchoſſen worden, aus Verzweiflung ei-
„nen neuen Orden angefangen habe, und mit
„zwölf Geſellen (welche er ſeine Apoſtel nannte)
„nach Rom, und von dannen nach Venedig ſei
„gezogen, fortan gen Jeruſalem zu reiſen, aber
„dieweil er kein Gereitſchafft von Schiffen an-
„traf, ſei er wiederum umkehrt nach der H.
„Stadt Rom, allda ihm dieſer Schatz wunder-
„lich ward geoffenbaret.“

5) Spiegeleul Geſangsweis. — Fiſchart gedenkt deſſelben namentlich im zwölften Kapitel des Gargantua mit folgenden Worten: „denn „wer wollt nit glauben, daß der Himmel plo „ſei, was auch des Mentzers Geſangsweis geſtellter Eulenſpiegel dawider diſputiret.“ Ein Eulenſpiegel Reimenweis iſt wirklich erſchienen, und kam vor einem oder vor zwei Jahren zu Frankfurt am Main in einer vom Buchhändler Hermann geleiteten Auction vor (ich habe ihn ſelbſt im Verzeichniß geleſen). Auch in der **Bibl. Gottfr. Thomasii Vol. III. Sect. I. p. 95.** ſteht: „Eulenſpiegel Reimenweis. Frankfurt. 8.“ wo er unter Fiſcharts Büchern, jedoch ohne ſeinen Namen, mit aufgeführt iſt. — Nur ſoll Murner ebenfalls einen Eulenſpiegel Reimenweis verfaßt haben (ſ. Murners Leben von Waldau), und es wäre leicht möglich, daß eine Verwechſelung beider Statt finden könnte. Vielleicht hat Murner einen „Eulenſpiegel“, und Fiſchart eine „Spiegeleul Geſangsweis“ geſchrieben, wie er ihn im oben S. 35. mitgetheilten Verzeichniß der im Gargantua angeführten Schriften nennt. Fiſchart kommt außer der angeführten Stelle, in ſeinen Schriften noch öfters auf ſeinen Eulenſpiegel zu reden, z. B. im Podagrammiſchen Troſtbüchlein vom Jahre 1591, Bogen B. Blatt 7. b.: „wie der Vorredner im

„gereimten Eulenſpiegel an die Schalksklügler
„ſchreibt:

„Wo man nicht kann purgiren,
„Daſelbs für ſie laxiren,
„Wo man nicht leid Juſtieren,
„Daſelbs für ſie Luſtieren,
„Und was nicht zu poliren,
„Daſſelbig kuttenieren.“

Ferner in dem Werk: Aller Pracktik Großmutter vom Jahre 1623, Bogen A. Blatt 4. a.: „Erſcheint der Regenbogen zu klaren Zeiten, ſo „wird die Helle nicht lang beiten, ſondern mit „winterlichem Luft und Regen ſcheiden, das macht „die Dämf gefrieren und kongelieren, wann nicht „die Fürtz ſtets ſchüren im warmen Diegel, wie „ſolches dem Kürßner beweiſet der Reimenweis Eulenſpiegel.“ — Zu dieſen Stellen führt Flögel noch folgende (Band III. S. 374 f.) an: Aus der Flohatz:

„Was ſoll ich vom Eulenreimer melden,
„Der im gereimten Eulenhelden
„Den Eulenſpiegel ſteckt zum Zweck
„Allen Schälken im Bubeneck,
„Im großen Bubeneck der Welt,
„Dann Schälk erfüllen Städt und Feld.“

Im Gargantua kommt Fiſchart noch öfter auf den Eulenſpiegel zu ſprechen. So in der Vorrede, die er Beraitſchlag nennt, ſagt er: „es

„ſteht in des gereimten Eulenſpiegels Vorred,
„es ſei angenehmer, ermahnt werden ſcherzlich
„als ſchmerzlich, ſchimpflich dann ſtimpflich, geck-
„lich dann ſchrecklich, wörtlich dann mördlich.“
Endlich im 27. Kapitel des Gargantua, von Anlegung des Regenwetterszeit, führt er noch eine Stelle aus dieſem Eulenſpiegel an: „O ihr
„getaufte Juden, und Element Bodenloſe Erz-
„herzen und Landranzionierer, gelt der Reimen-
„weis Eulenſpiegel kann euch ſchimpfsweiß im
„70. Kapitel fein treffen mit den ſteinenen Stul-
„räubern: darum brechen euch auch die Stül,
„weil ihr ſo gar ſchwer ſteinen ſeid, wenn ſchon
„euer Häuſer vom Blutſchweiß gemörtelte ſtarke
„Pfeiler haben: Was achts er, wann ihr ſchon
„Geld auf Leben leibet, daß ihr Junkherrn ſeiet:
„und die Seel in die Küſt pfrengen, und das
„Gewiſſen über die Oberthür an Nagel hängen,
„und nicht glaubet, daß ein Kerles im andern
„ſteck: Ihr werdt mir kein Kaz im Sack ver-
„kaufen, wann ihr ſchon zu Linſen und Bonen
„ſeid geweſen: ſcheiſſet alle in Brey, ſagts Glo-
„ckengießers Hänßlein zu Nürnberg.“ — Aus dieſen Stellen ſcheint zu folgen, fährt Flögel fort, daß dieſes Buch vom Fiſchart nicht der Eulenſpiegel in deutſche Verſe überſetzt ſei. Ob aber dieſes Buch noch mag vorhanden ſein? — — Wenn man dieſe Stellen mit dem bekannten „Eulenſpiegel Reimenweiß“ vergliche, würde es

gewiß ſich ergeben, ob Fiſchart der Verfaſſer ſei oder nicht, und was ſein Inhalt ſei. —

6) Schwalm und Spatzenhetze. S. oben §. 3. 1, 11 und 12.

7) Die Geiſtlos Krotteſtiſch mül von Pickhart beſchrieben. Dieſe Schrift iſt, obwohl von Fiſchart verfaßt, dennoch wahrſcheinlich nicht gedruckt worden. Fiſchart gedenkt ihrer im Bienenkorbe von 1588, wie in der Ausgabe von 1579, Blatt 33. b., mit folgenden Worten: „dann wie in der grillekrotteſtiſcher „geiſtloſer Mül zur Römiſchen Frucht ſteht, ſo „will die Spreier allzeit oben ſchweben, und „wenn man das bös Korn nicht bald malet, ſo „fliegts aus. — O wie ein gut Werk thet Poetiſch Kornwerfer derſelben Mül, wenn „er, wie er daſelbs der Naſen verheißt, den „Römiſchen Beutelſack bald ließ ausgehn, gleich „wie ers ihm mit Beſchreibung der Eſauiter „Schiltkrotthütlein und viereckichter Cornuthauben hat gehalten.“ Und unten Blatt 268. a.: „Alſo, daß michs Wunder nimpt, daß der Pickhart, ſo die Croteſtiſch Romaniſtiſch „Pfaffenmül vor kurtzer Zeit hat ausgelegt, „des Römiſchen Bienenkorbs darbei vergeſſen „hat. Aber gewart, heißt nicht geſchenkt!“ So auch in der Ausgabe von 1588.

8) Neu Rauſchers Legend dem Naſen verheißen

von Joh. Fried. Guicciard Moguntinus. Dieſe Randgloſſe des Bienenkorbes ſteht in den Ausgaben 1579 und 1588 neben folgendem Texte: „Ich hab auch bei dem Kuttenſtreifſchreiber oder Naſenfiſcher Menzer „ein alt geſchrieben Lateiniſch Mönchsbüchlein „geſehen, welches aus dem Ceſario, aus dem „Bienenbüchlein, genannt Apiarium, aus des „Vincentii Speculo, und andern katholiſchen „Scribenten colligirt iſt, und mehr dann hundert ſolcher fleiſchlichen und blutigen Wunderzeichen vom Sacrament mit Benennung der „Ort, Leut und anderer Umſtänd beſchreibt, „welches Büchlein ihm ſehr lieb iſt, und ſparts „auf die Naſität ſeins lieben Naſen, wann „der einmal wieder anfanget zu ſchändturiren, daß ers ihm zum Neuen Jahr im offenen Truck verehre, und des Magiſters Rauſchers Päpſtliche Lugenten mehre." — Vom Lateinſchreiben war Fiſchart kein Freund, und es iſt daher offenbar, daß er hier eine deutſche Bearbeitung im Sinne hat, die, wenn ſie einſt erſcheinen ſollte, den in der Randgloſſe angenannten Titel führen werde. Da dieſelben Worte noch in der Ausgabe von 1588 ſtehen, ſo läßt ſich an ihrer Erſcheinung zweifeln.

9) Geſchichten Kaiſer Friedrichs I. von Joh. Adelphus (Fiſchart). — Meiſter in ſeiner Characte-

riſtik deutſcher Dichter (St. Gallen 1789. I. S. 100.) legt ihm dieſe Schrift bei, aus welchem Grunde, weiß ich nicht.

10) Endlich ſchreibt man Fiſchart noch den Franziskaner Alkoran vom Jahre 1614 zu, theils weil er einen etwas ellopoſkleriſchen Titel hat, theils weil demſelben die oben S. 52. Nro. 12. angeführte Schrift beigedruckt iſt. — Wenn nicht der frühere Tod Fiſcharts dieſes widerlegte, ſo wäre es ſchon höchſt unwahrſcheinlich dadurch, daß Fiſchart ſich hier, wie bisher an keinem Orte, Fiſcher geſchrieben hätte.

Dies wäre nun alles, was ich bis jetzt über Fiſchart habe ermitteln können. Ich geſtehe es gerne zu, daß wahrſcheinlich von meiner Seite viel mehr hätte geleiſtet werden können, wenn ich mehr von Fiſchart geleſen, aber wer wüßte nicht, wie ſchwer es hält, auch nur die Schriften Fiſcharts wegen ihrer großen Seltenheit aufzutreiben, die ich aufgetrieben habe. Vielleicht ſteht mir ſpäter eine ſehr bedeutende Sammlung ſeiner Schriften zu Gebote, und ich bin geneigt, falls dieſes Werk Beifall finden ſollte, in einem eigenen Werkchen über das Leben dieſes Dichters meine Beobachtungen und Erfahrungen mitzutheilen.

§. 4.

Beſondere Einleitung in das glückhaffte Schiff.

Die Begebenheit, welche dem Gedichte den Stoff gab, iſt eine der ſchönſten die unſere Vorwelt aufzuweiſen hat. Sie iſt ſo ganz dem alten deutſchen Volksgeiſte angemeſſen, daß wer ſie ohne Bezeichnung des Orts, meinetwegen in Kolumbien erzählen hörte, und ihm lebte ein treues Bild unſerer Vorväter in der Seele, daß der ſie auf den erſten Blick für eine deutſche erkennen müßte. — Biederkeit, Treuherzigkeit, fromme Einfalt (man verſtehe dieſes Wort in dem Sinne, wie es Luther gebrauchte; leider kennen wir die hohe Bedeutung nicht mehr), harmloſe Fröhligkeit, iſt der Charakter des einſtigen deutſchen Volksgeiſtes. — Die Bruſt war voll, darum ſtrömte ſie ſo reich im Geſange. — Ein ſolcher Geiſt mußte die Helden dieſer Begebenheit beſeelen. —

Schon ſeit geraumen Zeiten hatte zwiſchen Straßburg und Zürich ein ſehr freundſchaftliches Verhältniß ſtatt gefunden, welches durch gegenſeitige Hülfe in Kriegsangelegenheiten immer feſter und feſter begründet wurde. Man beſuchte ſich gegenſeitig an Feſtlichkeiten, übte ſich in den Waffen, ſchmauſte und zechte mit einander, drückte ſich die Hand, und wanderte ſeiner Heimath wieder zu.

Wahrſcheinlich war nun in der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts dieſes brüderliche Verhältniß von Seiten Straßburgs, vielleicht durch religiöſe Angelegenheiten veranlaßt, etwas loſer geworden: da faßten die edlen Zürcher den Entſchluß, den alten treuen Freunden bei erſter Gelegenheit eine Probe ihrer noch freundlichen Geſinnung zu geben, und wie die Züricher noch immer Leute von Entſchloſſenheit und Ausdauer ſeien, um im Fall der Noth den Straßburger Freunden ſchnelle Hülfe zu leiſten.

Die Gelegenheit fand ſich bald. Straßburg ſchrieb auf den 21ſten Juni des 1576. Jahrs ein groſſes Hauptſchießen aus, theils, wie es jährlich der Fall war, ſeine Bürger in den Waffen zu üben, theils ſich auf eine harmloſe Weiſe zu beluſtigen.

Die Zürcher rüſten demnach ihren Brei an, ſchiffen (wie das Weitere das Gedicht enthält) in einem Tage den Weg von 30 deutſchen Meilen, geben an Ort und Stelle den noch warmen Hirſebrei ihren Freunden zum Beſten, und erinnern ſie wie nahe Nachbaren ſie wäre, wie man zu Zürich kochen und in Straßburg eſſen könnte, und daß man daher eben ſo ſchnell den lieben Freunden im Fall der Noth Hülfe leiſten könnte und würde. Man gedenkt mit Freuden der früheren Zeiten, wie das ihre Vorväter immer ſo gehalten, ißt, trinkt, freut ſich mit dem

Fröhlichen, trauert mit dem Trauernden, beſieht mit einander, was ſehenswerth, und die freundlichen Gäſte, um recht zu zeigen, wie ſie nur gekommen, ihre Gewogenheit zu bewähren, ziehen nach etlichen Tagen, noch lange vor Beendigung der Luſtbarkeiten, mit Sang und Klang, mit Horbelden, von tauſend Bezeugungen des Dankes, der innigſten Freundſchaft begleitet, fröhlichen Muthes wieder heim. — —

Iſt dieſe Begebenheit nicht unendlich komiſch und rührend zugleich?

Werke, in denen dieſe Schiffart ausführlicher abgehandelt wird, ſind:

1) (Hofrath Ring) Ueber die Reiſe des Züricher Breitopfs nach Straßburg 1576. Bayreuth 1787. 8. — Dieſes Werk, in welchem die drei Seiten lange Reiſebeſchreibung (faſt eben ſo wunderbar, wie ihr Stoff) nur 10 volle Bogen einnimmt, und welches dennoch gewiß von einem jeden mit Vergnügen zu Ende geleſen wird, enthält ein großes Verzeichniß von anderen alten Schriften, welche dieſen Gegenſtand behandeln, und die lieben Züricher ſollten doch bald ſo viel Patriotismus gewinnen, die Urkunden ihres Ruhms ans Licht zu fördern!!

2 H. R. Maurer. Der warme Hirsbrei von Zürich auf dem Freiſchießen zu Straßburg. Zürich 1792, 4. mit Kupfern. Dieſes Werk läßt ſich allen, denen vielleicht die Geſchichte des werthen Topfes, und der noch wertheren Schiffer beſonders am Herzen liegen ſollte, ſehr empfehlen. Es behandelt die Verbindungen zwiſchen den beiden Städten Zürich und Straßburg ausführlich, und widmet einen bedeutenden Theil dem Hirſebrei. Auch über einige der Helden ertheilt es Nachricht.

§. 5.

Beurtheilung dieſes Gedichts.

Viele Kritiker, die daſſelbe wegen ſeiner Seltenheit nicht geleſen, preiſen es als Fiſcharts Meiſterwerk, und ſie haben es ziemlich richtig getroffen. Eigentlich ſteht es unter allen ſeinen Werken ganz für ſich allein da, denn Fiſchart iſt hier nicht Fiſchart, er iſt in einer andern Welt, und in derſelben zu Hauſe. Er konnte ſeine despotiſche Gewalt über die Sprache doch bis zu einem gewiſſen Grade mildern, und ſeine frohe neckende Laune ganz verleugnen. Daher haben diejenigen Unrecht, welche dieſes Gedicht ein komiſches Epos nennen.

Man könnte eigentlich uneinig ſein, ob man es als ein epiſches Gedicht gelten laſſen ſoll. Der Stoff ſpricht dafür, aber die Behandlung des Stoffes geht ſo über die Gränzen der epiſchen Poeſie hinaus, daß es ſich mehr als einen Hymnus auf die Arbeitſamkeit und Herzlichkeit der guten Züricher darſtellt.

Fiſchart iſt, wie ſchon oben erwähnt, begeiſtert über die That der Züricher, und in der Begeiſterung will er alles was Ohren hat zu hören mit ſich entflammen zum Lobe und Ruhme ſeiner Helden.

Im Eingange des Gedichts ſpricht ſich die didactiſche Tendenz des Ganzen ſehr lebhaft aus, und er iſt voll der herrlichſten Lebensſprüche. Sobald aber das Schiff vom Lande ſtößt, da erhebt ſich Fiſcharts Geiſt auch von der Erde, und eine Fülle der reichſten und ſchönſten poetiſchen Anſchauungen, welche die ganze Natur thätig ſehen die Helden zu verherrlichen, tagen ihm in ſeiner Begeiſterung. Der Vers, der in anderen Gedichten oft nur die Silben zählt, fließt eben und lauter mit den Waſſern des Rheines, man hört die Ruderſchlage, man ſieht wie das Schifflein dahingleitet: es hat alles Leben!

Faßt man das Gedicht ſo auf, ſo muß man es als ganz vollendet gelten laſſen, denn es verliert mitten unter Klippen, die namentlich Fiſcharten gefährlich waren, nicht den Faden. Er bleibt ſich überall gleich. So iſt es zu bewundern, daß Fiſchart den warmen Hirſebrei, der auch in dieſer Haltung des Gedichts manche ellopoiklerische Betrachtungen zugelaſſen hätte, ganz verſchmäht, und nur ſo kurz wie möglich die Tage ihres Aufenthalts und ihrer Reiſe beſchreibt, die er auch vielleicht fortgelaſſen hätte, wenn es möglich geweſen. Schön iſt der Schluß des Gedichts.

Was aber dieſem Gedicht ſo einen beſondern Werth giebt, iſt, daß es in ſeinem ganzen Jahrhundert einzig in ſeiner Art daſteht. Das Elend was vor der Reformation über Deutſchland haftete, die Gaukeleien der Pfaffenwelt hatten die Sonne des deutſchen Geiſtes ſich verfinſtern laſſen, und die Blüthen ſeiner Phantaſie verwelken. Jetzt wurde ihr durch Luther der ehemalige Glanz wieder gegeben, aber ein Frühlingstag lockt keine Blume hervor. Die größeren Gedichte dieſes Jahrhunderts gleichen Strömen, die in Wolken entſpringen und durch blumenloſe Ufer dahin fließen. Wer ſie abwandern will, und kennt nicht das Ziel, was er ſich vorgeſetzt, ermüdet; doch führen ſie viel des Goldſandes mit.

Bei dieſem Gedichte wird keinem die Zeit lang (er müßte denn ſelbſt ein etwas langweiliger Menſch ſein): man hat blumichte Ufer und des Goldſandes die Menge. —

Der Kehrab giebt einen Beleg zu den obigen Worten über Fiſcharts Charakter. Ich glaube, ein Freund hat ihn gemahnt, das Gedicht zu ſchließen, ſonſt wäre es noch zwei dreimal ſo lang geworden. Es iſt ihm unmöglich zu vergeſſen, wie ein Menſch ſo boshaft ſein kann, und eine ſo edle That verſpotten. Sein ganzer innerer Menſch g in Aufruhr, und ſo oft er ſich vornimmt abzubrechen, ſo hat er es in demſelben Augenblicke ſchon vergeſſen, und ſein Witz geiſſelt den armen Schreiber wieder von neuem mit glühenden Ruthen. Gerade aber die große Bitterkeit, welche dieſes Gedicht erzeugt hat, iſt ſchuldig daran, daß es nur zu den mittelmäßigen Satyren Fiſcharts gezählt werden darf. Es fehlt hier bei weitem jene Fülle und Kürze, welche Fiſchart vor ſeinem Jahrhundert auszeichnen. Viele Stellen ſind breit, und ſagen oft nichts weiter, als was ſchon geſagt worden. —

Das Schmähgedicht trägt das Gepräge perſönlicher Abneigung oder Haſſes, vielleicht aus Religionseifer entſprungen. Manche Stellen in demſelben verrathen einen launigen Kopf, viele aber wollen durch abgeſchmackte Rohheiten, welche meilenweit zuſammengegriffen, ſich reimen wie eine Warze auf des Frater Naſen Naſe (nach Fiſchart), dem Leſer das Zwergfell erſchüttern, verfehlen aber meiſtens ihren Zweck.

§. 6.

Unterſuchung über den Verfaſſer des Kehrabs.

Wir dürfen es uns hier nicht erlaſſen, eine Frage aufzuwerfen, wer wohl der Verfaſſer jenes Schmähgedichts ſei, und ob der Kehrab wirklich von Fiſchart herrührte.

1) Der Name, der Wohnort des Schmachſprechers, und andres der Art möchte wohl nicht

zu ermitteln ſein, da Herr Ring in ſeiner Reiſe des Züricher Breitopfes, nichts weiter über ihn geben konnte, als: „er müſſe, wie aus allem erhellet, ein dummeifriger Katholik geweſen ſein“, wiewohl Herrn Ring noch viele andre Urkunden über dieſe Schiffahrt und mehrere Vertheidigungen gegen den Schmachſprecher zu Gebote ſtanden.

Aus dem Kehrab läßt ſich nichts weiter ſchließen, als daß der Schmachſprecher ein Copiſt in Elſaß, ein Katholik war. — Die vielen Wortſpiele mit „Naſe“, wie ich unten darthun werde, haben keine weitere Beziehung auf den Schmachſprecher.

2) Was Veranlaſſung geben könnte zu zweifeln, ob Fiſchart der Verfaſſer des Kehrabs, iſt beſonders Folgendes: Man hat nirgends eine Bemerkung eines älteren Schriftſtellers aufzuweiſen, der Fiſcharten dieſes Gedicht zuſchreibt. Er ſelbſt hat ſich nicht genannt, und nicht auf dem Titel des ganzen Werks, ſondern nur unter dem des glückhaften Schiffs beſonderen ſteht der Name „Mansehr vom Treubach.“ Man ſollte daher billig erwarten, daß Fiſchart dieſen verhüllten Namen gewiß nicht dem einen Gedicht würde gegeben haben, falls beide von ihm waren. — Ferner findet man in dem Gedicht nicht die vielen Wortſpiele, von denen faſt alle Gedichte Fiſcharts voll ſind, und die Ausdrücke V. 65.

— — „Ich muß die Sachen
Auf grob Schweizeriſch mit dir ausmachen.“

Ferner V. 858.

„Den wollen wir alsdann aufs Friſch
„Empfangen auf grob Schweizeriſch.“

laſſen eher auf einen Schweizer als Verfaſſer ſchließen, wie auf Fiſchart.

Aber dem ſei, wie ihm wolle, ſo wären allein die Wortſpiele und Witze mit dem Worte Naſe hinreichend alle jene Einwürfe zu widerlegen. Fiſchart hatte einen Feind an dem Mönch zu Ingolſtadt, Johann Naß, den er wie die Sünde ſelbſt haßte, und da er für ſeinen Hang zum Wortſpiele in dem Namen Naß hinreichenden Stoff fand, ſo verſchmähte er ihn nicht, machte ſich aber die Witze und Wortſpiele mit demſelben ſo zur Gewohnheit, daß alle ſeine Schriften, wenigſtens die ſatyriſchen faſt damit beſät ſind. Man könnte ein eigenes Wörterbuch ſchreiben von Anſpielungen der Art. So findet ſich V. 92:

— — „Murnarr
„Dem wird er nicht für übel haben,
„Wenn der ihm ſagt vom Naſſen Knaben.“

oder V. 202: Naſweiß. — V. 256: Mund und Naß. — V. 319: Mit der Naſe in den Miſt. — V. 631: Naſengroß. — V. 710: Naſſen Knaben. — Ich will nur eine Paralelſtelle aus dem Vorwort zum Gragantua S. 3. anführen: „Was kann der Kühtreck dafür, daß er eim die Naß austruckt, nach dem er drein fallt?“ welches in mehrfacher

Hinſicht belegend hieherpaßt *). Wer aber das Werk „Aller Praktik Großmutter“ lieſt, der wird faſt keine Seite umſchlagen können, wo er nicht ein Paar, oder doch wenigſtens ein Wortſpiel der Art findet, und darum erlaſſe ich mir es, weitere auszuheben.

Widerlegen wir jetzt die obigen Einwürfe nach einander. 1) Alte Schriftſteller haben überhaupt ſich wenig um Fiſchart bekümmert, da nur wenigen der vielgeſtaltige Autor in ſeiner wahren bekannt war. 2) Wie eben S. 37. erwähnt iſt, wird es wahrſcheinlich, daß das Glückſchiff erſt einzeln ohne den Kehrab und das Schmähgedicht gedruckt worden iſt, denn V. 45, 73, 74 des Schmähgedichts ſcheinen nicht nur auf Fiſchart, ſondern vorzüglich V. 73 auf Fiſcharts Gedicht „das Glückhafft Schiff“ anzuſpielen, und ſo kann die Aufſchrift vor dem Anfange des Gedichts vielleicht der Titel der bisher ungekannten Ausgabe ſein, und dies Veranlaſſung gegeben haben, den Namen „Mansehr vom Treubach“ nicht noch erſt auf den Haupttitel zu ſetzen. Vielleicht hatte Fiſchart auch Gründe, ſich nicht als Verfaſſer des Kehrabs zu beurkunden. 3) Was die Wortſpiele betrifft, ſo muß zugeſtanden werden, daß dieſelben in dieſem Gedicht ſparſamer ſind als in

---

*) Wenn dieſe Stelle in der Ausgabe des Gargantua vom Jahr 1575 ſich findet, dann ließe ſich vielleicht die Zeit wo ſich der Streit mit Joh. Naß entſponnen, genauer beſtimmen.

anderen, dennoch ſind **Narrwon** und **Narrweden** V. 637 ganz in Fiſcharts Weiſe. Wenn man aber die Gemüthsſtimmung, in welcher dieſes Gedicht geſchrieben, genau erwägt, ſo ſpricht der höchſte Zorn aus ihr, und der Zorn, wie einem jeden einleuchten wird, ſpielt nicht gern mit Worten, ſondern lieber mit dem Knüttel in der Hand: V. 2, 8, 9, u. a. 4) Mit den Ausdrücken „grob Schweizeriſch“ darf man es nicht ſo ſtreng nehmen, denn in noch bei weitem mehr Stellen ſpricht der Verfaſſer immer in der dritten Perſon von den Schweizern, z. B. V. 285, und in jenen Stellen repräſentirt er als Verfechter der Schweizer, dieſelben, was auch nicht ſo auffallend iſt.

Außerdem beurkundet das Gedicht an vielen Stellen ganz den Geiſt und die Grundſätze Fiſcharts. So V. 83:

— — „Dich lan den Rüttler bleiben,
„Und von deim Gedicht nu etwas ſchreiben,
„Doch auf gut Deutſch und kein Latein,
„Denn was Deutſch anfängt ſoll Deutſch ſein.“

Wer die ganze Vorrede Bernhard Jobins zum Ehezuchtbüchlein geleſen hat, die ganz aus Fiſcharts Grundſätzen gefloſſen zu ſein ſcheint, und ſonſtige Stellen aus Fiſcharts Schriften damit vergleicht z. B. im Gargantua Kap. 2: „Aber inſonderheit „ſind zu Ehren der uralten für ſich ſelbſt beſtän-

„digen teutſchen Sprach" — — oder daſelbſt „Dann „wie ſie ihr Sprach nicht von andern haben (nämlich die Deutſchen), alſo wollen ſie auch nicht nach „andern traben: eine jede Sprach hat ihr ſondere „angeartete Tönung, und ſoll auch bleiben bei derſelben Angewöhnung" — der muß Fiſcharts Zeitalter ſchlecht kennen, wenn er dies für eine gewöhnliche, oder alltägliche Aeußerung anſieht. Wer wie Fiſchart Lateiniſch ſchreiben konnte, buhlte gern um den Kranz der Gelehrtenwelt, und nur Grundſätze wie ſeine, blieben' ſich immer treu, und unwandelbar. Darum beſitzen wir keine einzige lateiniſche Schrift von ihm, und lateiniſche Brocken bringt er nur ironiſcher Weiſe vor.

Ferner beobachte man, wie Fiſchart V. 413. und an vielen andern Stellen über den römiſchen Stuhl loszieht, wie er jede Gelegenheit wahrnimmt, wo er nur ein Wörtchen gegen denſelben mit einſchalten kann, und vergleiche ſeine übrigen Schriften damit. Ueberall dieſelben Grundſätze, und dieſelbe Art und Weiſe zu ſpötteln.

Außerdem beachte man die Parallelen Glückh. Schiff V. 1.

„Man lißt von Xerxe dem Beherrſcher
— — — —
„Daß er ließ geyſelen das Meer,"

und vergleiche Kehrab V. 695.

„Was ſchadts eim marmolſtainin Bild,
„Wanns einer geyſelt oder ſchilt?
„Und was hat es dem Meer geſchad,
„Daß es Xerxes gegeißelt hat?“

Was aber noch ſehr wichtig zur Entſcheidung ſein muß, iſt, daß die Sprache des Kehrabs nicht nur mit der des Glückſchiffs ganz zuſammenſtimmt, ſondern auch mehr oder minder mit der aller andern Schriften. Beſonders aber kommt ſie mit der des Werks „Aller Practik Großmutter“ überein, in welchem ſich faſt alle die Ausdrücke: Treckrürer, Naſſen Knaben, Calmäuſer, Kleiber, und überhaupt alle ſelteneren Ausdrücke des Kehrabs beinahe in derſelben Beziehung wiederfinden. Wer dieſes Werk aufmerkſam geleſen, wird keinen Zweifel mehr gegen die Verfaſſerſchaft Fiſcharts hegen, zumal wenn er die Mehrzahl der Gründe für ihn erwägt. — —

§. 7.

Sprachliche Vorbemerkungen.

Die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit Fiſcharts fällt in die Zeit, wo ſich der oberſächſiſche Dialekt, durch Luther auf eine bewundernswürdige Höhe der Bildung erhoben, über ganz Deutſchland als Schriftſprache zu verbreiten anfing.

Wie das geſchehen konnte, zu entwickeln, liegt außer unſerem Kreiſe. —

Wenn ſich die Volksdialekte dem einen oberſächſiſchen, wenigſtens für die Schrift, unterwerfen ſollten, ſo konnte dies nur durch eine allmähliche Verleugnung ihrer ſelbſt geſchehen. Sie konnten nicht gleich jeder Eigenthümlichkeit der Wortforſchung und Wortfügung huldigen, ſondern mußten das ihnen anfangs Verwandteſte ſich anzueignen ſuchen, und die förmliche Ausgleichung der ſpäteren Zeit überlaſſen, die durch Umſtände aller Art willig die Hand zu bieten ſchien.

Wiewohl dieſe Verbreitung der Lutherſchen Sprache nur anfangs durch die Schrift auf die Schrift wirken, und ſomit ſich nur über die Welt der Gelehrten erſtrecken konnte, ſo mußte dieſes dennoch bald auf die Ausſprache von Einfluß ſein, und da ein Dialekt an und für ſich dem Lutheriſchen verwandter und ſomit fähiger war, jene Eigenthümlichkeit ſich anzueignen, als der andere: ſo mußten nothwendig jene Volksdialekte fürs erſte ihre Einheit verlieren, und ſich in eine Sprache umgeſtalten, die bald ein wahres Quodlibet von Red- und Schreibweiſen aller Art zu ſein ſchien: wiederum ein treues Beiſpiel, wie ſich in der Sprache eines Volks jedesmal ſein hiſtoriſcher Charakter, ja ſogar oft in ſeinen verſchiedenen Epochen ganz treu abſpiegelt. —

Im glückhaften Schiff Fiſcharts iſt nun die Miſchung von ſüddeutſchen Mundarten, beſonders des Elſaſſiſchen, Schweizeriſchen und Schwäbiſchen mit dem Lutherſchen an vielen Stellen unverkennbar, und häufiger, wie in irgend einer anderen ſeiner Schriften, wozu aber hauptſächlich die örtliche Beziehung, welche dieſes Gedicht hat, gewirkt haben mag; dennoch herrſcht der Lutherſche ſchon überall vor. Man darf ſich daher nicht wundern, wenn man bald fröud, bald freud, bald gefraut gleich gefrait (Kehrab V. 597.) findet. So wechſeln Meer, Mör, Mer; ſo Ruder, Ruoder, Ruder; Rum, Rhuom, und überhaupt das u, uo, ů in allen Wörtern, wo ſich im Mittelhochdeutſchen der alte volle Vokal uo fand. Vergl. Grimms Gram. I. S. 358. *) —

Durch dieſe Miſchung der Dialekte mußte nun aber auch nothwendig eine oft ſehr verſchiedene Schreibweiſe eintreten, da jeder Schriftſteller die Ausſprache durch die Schrift ſo bezeichnete, wie nah er dem Lutherſchen Dialekte in ſeiner Ausſprache gekommen. Obwohl es daher faſt ſo viel Schreibarten giebt, wie Schriftſteller, ſo findet doch bei weitem nicht die große Unregelmäßigkeit ſtatt, wel-

---

*) Oft rührt auch die Miſchung von dem Drucker her. So finden ſich z. B. Flugſchriften von Luther, welche, in Süddeutſchland gedruckt, mehr oder weniger die ſüddeutſchen Formen annehmen. Aus dieſem Grunde ließe ſich vielleicht nur aus dem Reim auf die eigentliche Schreibart Liſiarts ſchließen, zumal da andere Schriften von ihm ſich nie ſo zum ſüdlichen Dialekt hinneigen, als dieſes Gedicht.

che viele neuere Herausgeber von Schriften aus jenem Zeitalter zu finden glauben *).

Die einzige wirkliche Regelloſigkeit, welche aber nicht uncharakteriſtiſch für jene Zeit iſt, findet ſich in dem Schreiben der Wörter mit großen und kleinen Anfangsbuchſtaben, und da man überhaupt in neuerer Zeit der Rechtſchreibung dieſes Jahrhunderts keine oder nur geringe Aufmerkſamkeit geſchenkt hat und ſchenkt, und da dieſe grammatiſchen Eigenheiten bei Bearbeitung dieſes Gedichtes, aus dem Gebiete der Bemerkungen heraustretend, unter dem Texte nicht entwickelt werden konnten: ſo wollen wir im Folgenden dieſe Eigenheiten ſo viel es der Raum geſtattet, vorzugsweiſe in Betracht ziehn, weil manche an ſich leichte Redensart durch die abweichende Schreibart verdunkelt wird. Zugleich wollen wir die grammatiſchen Haupteigenthümlichkeiten des glückhaften Schiffs noch kurz zuſammen faſſen, damit mancher Leſer, welcher eine oder die andere Bemerkung und ihren Ort vergeſſen haben ſollte, ſich hier Raths erholen mag.

---

* Am wenigſten ſollten wir uns aber an ſolche ſcheinbare Regelloſigkeit ſtoßen, da unſere Rechtſchreibung in dieſer Hinſicht gar nicht vertheidigt werden kann, zumal in unſerem Jahrhundert. Ueberdies wäre es auch wichtig, den allmähligen Sieg der Sprache Luthers zu verfolgen: wir würden manche wichtige Beobachtung für unſere Sprache daraus ſchöpfen können.

I. Von der Rechtſchreibung.

Die Rechtſchreibung ſollte ſich mit wenigen Ausnahmen eigentlich immer auf die Ausſprache gründen, dennoch iſt dies, beſonders in Sprachen, welche noch auf einer niedrigen Stufe der Bildung ſtehn, ſehr oft nicht der Fall. Man kann daher dieſen Abſchnitt der Grammatik in nothwendige und zufällige Rechtſchreibung trennen.

Da nun in dieſem Jahrhundert die verſchiedenen Schreibarten eben auf die durch ein allmähliges Verähnlichen und Annähern der Volksmundarten an die Lutherſche beruhen: ſo haben wir im Folgenden die Ausſprache, ſo viel es das Verſtändniß des glückhaften Schiffs verlangt, als den weſentlichen Grund der Rechtſchreibung, vorangehn laſſen.

a) Gründe für die Rechtſchreibung in der Ausſprache der einfachen Vokale.

a wie bei uns.

e fällt oft mit ä zuſammen, z. B. Kette und Kätte. So faſt überall im Umlaute das e ſtatt ä, wie: waren, Conjunct.: weren; hatten, hetten; Statt, Stette. Beiſpiele finden ſich unten häufig.

Am Ende und in der Mitte eines Wortes iſt das e oft faſt ſtumm, und kann daher ganz wegfallen oder ſtehn bleiben. Z. B. Gl. Sch. V.

600: Küle; V. 604: die Sonn; 573: welches; 538: welchs. Vergl. Ritt. Gr. p. 3.

Nach einem i iſt das e ſtumm, und da das i vor einem e ſelten wie j ausgeſprochen wird (wovon unten), auch da, wo das ie das Wort beginnt. Z. B. die wie bei uns; jeder wie ider. Daher wird in der Schrift das e oft ganz ausgelaſſen, z. B. Gl. Sch. 535 jedoch und 609 idoch.

i wurde vom ü in der Ausſprache häufig nicht gehörig unterſchieden, wie es noch jetzt in einigen Wörtern bei uns der Fall iſt (Hülfe und Hilfe). Daher findet man Gl. Sch. V. 775: mieh, und 1118: müh; und Kehrab V. 597: gefrait, gereimt auf gegenwärtigkait.

o nähert ſich im Volksdialekte oft etwas dem u.

v vertrat dazumal oft die Stelle unſeres u.

w vertritt in Diphthongen oft die Stelle des u.

b) Gründe für die Rechtſchreibung in der Ausſprache der Diphthonge und Umlaute.

ä ſiehe unter e.

ö war verſchieden von dem e in den ſüddeutſchen Mundarten, hatte jedoch oft nicht ganz den vollen Laut ö, ſondern näherte ſich dem e. Daher unten oft freud und fröud.

ü ſiehe oben unter i.

aw und au wie unſer au.

ew und eu wie unſer eu.

ei und ey wie ei. In vielen Wörtern hat dieſer Diphthong aber den Laut ai. So das unbeſtimmte Geſchlechtswort, z. B. Gl. Sch. 15: ein, und ain in der Ueberſchrift des Kehrabs. Ferner vorzüglich in den Endungen heit und keit, bei Subſtantivis von Adjectiven auf ich und ig ausgehend. S. Kehrab 345. und die Anmerkung. Vergl. Ritt. Gr. p. 7.

äu häufig im Umlaut wie eu, da ä in ſolchen Fällen oft dem e gleichlautet.

ai wie bei uns.

öu nur in ſüddeutſchen Mundarten, näherte ſich dem eu, doch ſo, daß das ö und das u etwas hörbar, und verähnlichte ſich allmählich dem ei; daher reimt Fiſchart Gl. Sch. 798. auf Oberkeit, und ſchreibt freit; und daſ. 697 reimt er fröuden und leiten.

uo der mittelhochdeutſche Vokal, in der Schrift mit einem dem u übergeſchriebenen o bezeichnet. (vergl. Grimm Gr. I. S. 358.), ſchon im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts nur noch in ſüddeutſchen Mundarten, ſchwächte ſich zu Fiſcharts Zeit oft ſchon in ue (nicht Umlaut ü) und verſchwand ganz. Daher Gl. Sch. 220: Ruder, daſ. 281: Rüder, daſ. 380: ruodern.

ie vielleicht vor u ſo ausgeſprochen, daß beide Vokale hörbar, ſchwächte ſich in i ab. Daher Gl. Sch. 221: gieng und an anderen Orten ging.

c) Ausſprache der Conſonanten.

b wechſelt wie noch jetzt in vielen Dialekten häufig mit p.

ch wird im ſüddeutſchen Dialekt noch jetzt auch im Anfange eines Worts wie ch ausgeſprochen, und ſo auch wahrſcheinlich im Schmachſpruch 35: Chnaben.

d wechſelt häufig mit t.

j vertritt im Anfange eines Wortes immer die Stelle eines langen i, ſobald ein Conſonant darauf folgt. Vor a, o, u und deren Umlaute wird es wie unſer Conſonant j ausgeſprochen. — Bei Weſtphalen auch vor e. S. die Ausſprache der Vokale, und vergl. Ritt. Gr. p. 4.

v oder u wie unſer u.

d) Von der zufälligen Rechtſchreibung.

Hier muß zuerſt die Frage aufgeworfen werden, wie es kam, daß man mit dem Anfang des zweiten Viertheils des ſechzehnten Jahrhunderts (oder doch nur wenige Jahre früher) anfing Wörter außer den Eigennamen mit großen Anfangsbuchſtaben zu ſchreiben, und nicht nur Subſtantiva, ſondern auch oft Adjectiva und Verba.

So ganz unregelmäßig verfährt man hier nicht, wie man glauben könnte, und ſelbſt Luther, bei welchem ſich dieſe Methode in den Flugſchriften bis zu den erſten zwanziger Jahren nicht findet, huldigt ſpäter dieſem Gebrauch.

Wenn man dieſe Eigenheit in ihrer Entſtehung genauer beobachtet, ſo läßt ſich nicht verkennen, daß ein beſonderes Hervorheben des in dem Worte Ausgeſprochenen zum Grunde liegt. Das Jahrhundert verlangte, daß mit Nachdruck geſprochen werden mußte, und dieſes war die Veranlaſſung die großen Buchſtaben zu wählen *).

Bald aber ging der Nachdruck in eine gewiſſe Zierde der Schreibart über, da nicht jeder mit dem Gefühle, was beſonders zu betonen ſei, begabt war **).

An dieſes Vorheben des Gegenſtandes durch große Buchſtaben knüpfte ſich bald die häufigere Verdoppelung der Conſonanten (wovon unten ausführlicher) und bald fand auch dieſe Schreibweiſe nur ſtatt, um pomphafter und mit mehr Nachdruck zu ſchreiben ***). So findet man in der letzten Hälfte des Jahrhunderts oft in Stellen, die mit Affect geſchrieben, und in Ueberſchriften das Verdoppeln der Conſonanten, beſonders des f, k in ck, n, z in tz, wogegen ſich das ſ nicht ſelten vereinfachte, um die vielen Ziſchlaute zu vermeiden.

---

*) Auch Brücker führt in ſeiner Grammatik S. 16 an: „wo man viel von eim Ding redet oder ſchreibet, oder alſo davon handelt“, ſchreibt man ein Wort groß.

**) Man höre nur jemanden vorleſen, wie unzähligemal wird man durch die unrichtige Betonung auf die Folter geſpannt!

***) Auch Ritter Gram. p. 8. ſagt, es geſchähe ornatus gratia.

Im letzten Viertheil des ſechzehnten Jahrhunderts hat ſich aber wenigſtens das Großſchreiben der Wörter ſchon bei einigen norddeutſchen Schriftſtern auf das Hauptwort allein beſchränkt (wiewohl bei wenigen), und Ritter in ſeiner Grammatik S. 8 ſtellt ſchon die Regel auf: Quod apud Latinos nominibus propriis evenit, ut majusculis scribantur litteris, illud apud Germanos omnibus nominibus substantivis contingit. — Dennoch war um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts der Gebrauch noch lange nicht allgemein.

Gehen wir jetzt auf einzelne Fälle über.

1) Das j zu Anfang eines Wortes wenn ein e oder ein Conſonant darauf folgt, vertritt immer die Stelle eines langen i z. B. jr, jn.

2) Für den alten Vokal u hatte man zwei Zeichen, unſer v und unſer u. Erſteres ſtand immer zu Anfang eines Worts, niemals am Ende, ſelten in der Mitte, und mußte zugleich auch die Stelle unſeres v zu Anfang eines Wortes vertreten. Man ſchrieb z. B. vnd, vergeſſen. Das Zeichen unſeres u hingegen ſtand immer in der Mitte und am Ende eines Worts z. B. zu, und vertrat gewöhnlich die Stelle des v in der Mitte eines Worts, ſo z. B. vnuerdroſſen. Zu Anfang eines Wortes mußte das v auch immer die Stelle unſeres ú vertreten, z. B. Gl. Sch. 861 vben ſtatt üben.

3) Das i konnte niemals ein Wort ſchließen, daher trat immer an ſeine Stelle das y z. B. frey, zwey, drey. — Am häufigſten findet ſich hievon die Präpoſition bei ausgenommen. Andere beſonders aus fremden Sprachen gebildete ſeltener. Vergl. Ritt. Gr. p. 4 und 9.

4) Für au und eu findet man am Schluß eines Worts immer aw, ew, in der Mitte des Wortes häufig. Vergl. Ritteri Gr. p. 9.

5) Die Konſonanten k, f, z werden nach Vokalen und Liquidis häufig in ck, ff, tz verſtärkt.

6) Die Liquidä werden häufig ornatus gratiæ verdoppelt, auch da, wo es nicht nöthig iſt; z. B. vnnd. — Nur das m ſchaltet gemeinhin ſtatt der Verdopplung einen der Lippenbuchſtaben b und p vor den Zungenbuchſtaben d und t ein, und zwar Media vor Media, alſo b vor d, und Tenuis vor Tenuis, alſo p vor t. z. B. frembd, er kompt. — Die Präpoſition vmb iſt davon ausgenommen, und läßt bald das b weg, bald nimmt ſie es an.

7) Die Konſonanten am Ende eines Wortes werden häufig ornatus gratia verdoppelt oder verſtärkt z. B. d durch t, Pfundt; g durch k wenn es hart ausgeſprochen werden ſoll z. B. tagk. Vergl. Ritt. Gr. p. 8.

8) Das h ſteht wie bei uns oft nur als Zeichen des Dehnens, ſo jhr, ſtatt jr.

9) Die Buchſtaben d und t, p und b werden wegen der Verwandſchaft des Organs, womit ſie ausgeſprochen, häufig verwechſelt, wie ſchon erwähnt.

10) Noch kann man bemerken, daß ein Wort zu Anfang eines Satzes, zuweilen nach einem Komma, Semikolon, Kolon, und nach einem Punct, groß geſchrieben wird. Eben ſo Eigennamen. Vergl. Brücker Gr. S. 16.

11) Die Abreviation dz und wz iſt aufzulöſen in das, daß und was.

II. Haupteigenheiten der Sprache des glückhaften Schiffs.

e) Eigenheiten der Pronominal-Deklination.

1) Das Geſchlechswort hat für die Formen des Dativ des Maſcul. und den Dativ des Neutr. dem, häufig die Form: deme. — Der Dativ des Fem. ſtatt der öſters deren.

2) Das unbeſtimmte Geſchlechtswort hat im Maſcul. Gent.: eines; Dat.: einem verkürzt eim (ſo auch kein Dat. oft keim) Accuſ.: einen, ein (kein).

3) Das männliche reflexive Pronomen der dritten Perſon Gent.: ſeiner, ſein; Dat.: im, ſelten ſich; Acc.: ſich.

Das weibliche reflexive Pronomen der dritten Perſon Gent.: jrer, jr'r und daraus jr; Dat.: ir und jren; Acc.: ſich.

Der Plural der dritten Perſon des reflexiven Pronomens für beide Geſchlechter Gent.: jrer verkürzt jr; Dat.: jnen verkürzt jn, ſelten ſich; Acc. ſich.

4) Das dritte Perſonenwort hat im Nom.: er; Gent.: ſeiner; Dat.: jme, jm; Acc.: jn, jne. Plur. Nom.: ſie; Gent.: jrer, iren (wie derer und deren); Dat. jnen und jn entſtanden aus jn'n, wie es ſich ohne Apoſtroph Gl. Sch. 662 geſchrieben findet.

f) Conjugation.

1) Die Conjugations-Endungen werden häufig im Verſe verſchlungen z. B. Gl. Sch. V. 294: bereit ſtatt bereitet; 307: geleit ſtatt geleitet.

2) Die zweite Perſon Plur. des Präſ. Indik. endet oft der erſten Perſon Plur. gleich. z. B. Gl. Sch. V. 356: jr hoffen; 257: jr namen vor.

3) Das Hülfszeitwort haben bildet noch öfters die alte Form ſie hant ſtatt ſie haben, und im Infint.: han ſtatt haben.

4) Die Wörter geben, ſtehen, laſſen, kommen außerdem noch in den Formen ſtan, ſton; gan, gon; lan, lon vor, und haben

dieſe Formen in allen Flexions-Fällen, die mit dem Infinitiv gleich lauten.

g) Verſchiedene Bemerkungen.

1) Die Caſus des Artikels, die auf einen Vokal ausgehen, erleiden häufig eine Abwerfung der Vokale, und das übrig gebliebene d ſchließt ſich an das ihm zugehörige Hauptwort an, als wenn es unmittelbar zu ihm gehörte. Gewöhnlich findet man in dieſem Falle das Hauptwort groß geſchrieben. z. B. Gl. Sch. 69: in d'Stadt.

2) Die Verbal-Pronomina der zweiten Perſon Sing. und Plur. ſchließen ſich oft, wenn ſie ihrem Verbum nachſtehen, ſo an daſſelbe an, daß ſie mit ihm ein Wort bilden. So zu Fiſcharts Zeit noch oft wiltu ſtatt willſt du, und Gl. Sch. 846: ſolltens für ſollten ſie.

3) Das Pronomen es ſchließt ſich gern an andere Pronomina auf ähnliche Weiſe an. z. B. Gl. Sch. V. 846: ſichs ſtatt ſich es; was auch noch bei uns im Gebrauch.

4) Wie der Dativ des Artikels nach der Präpoſition in und an ſich mit demſelben in im und am vereinigt, ſo geſchieht es im ſechzehnten Jahrhundert noch häufig mit dem Acc. z. B. Gl. Sch. 258: inn Rein für in den Rein, und daſ. 828: an Mund für an den Mund.

§. 8.

Kurze Ueberſicht der in den Anmerkungen angezogenen Werke.

Agrikola, Joh. ſiebenhundert und fünfzig deutſche Sprüchwörter ausgelegt. o. O. 1541. 8.

Brücker, Jakob, deutſche Grammatika. Frankf. 1628. 8.

Cholini Dictionarium v. Frisius.

Friſch, Joh. Leonhard, Teutſch-Lateiniſches Wörterbuch. Berlin 1741. 4.

Frisii Joannis et Petri Cholini Dictionarium Latino-Germanicum. Tiguri. 1541. fol.

Grimms deutſche Grammatik. (Götting. Bd. I. und II.

Haltaus Glossarium Germanicum. Lipsiae 1758. fol.

Königshofens Elſaſſiſche und Straßburgiſche Chronika herausgegeben durch Schilter. Straßb. 1698. 4.

Luthers Werke. 9 Bände Fol. Jena 1573.

— — Bibelüberſetzung.

Maurer, der warme Hirſebrei auf dem Freiſchießen zu Straßburg. Zürich 1792. 4.

(Meuſebach, K. H. G. von) zur Recenſion der deutſchen Grammatik von J. Grimm, herausgegeben durch J. Grimm. Caſſel 1826. 8.

Meuſel hiſtor. litter. ſtatiſtiſches Magazin. Zürich 1802. 8.

Münſteri Coſmographei. 1550. Fol.

Reiſe, über die des Züricher Breitopfs nach Straßburg. Bayreuth 1787. 8.

Ritteri Grammatica Germanica nova. Marpurgi. 1616. 8. Umfaßt 185 Seiten. Dieſes Werk, welches eigentlich für Ausländer geſchrieben worden iſt, bleibt noch immer ſehr brauchbar beſonders durch eine zweckmäßige Methode, das Geſchlecht der deutſchen Hauptwörter nach den Endungen zu beſtimmen.

Schlegel, Aug. Wilh. von, Ueberſetzung des Shakeſpeare. Band 1. Romeo und Julie.

Stumpf Schwytzer Chronika. Zürich 1554. 8.

Wachteri Glossarium Germanicum. Lipsiae 1537. fol.

Die Abkürzungen, welcher wir uns in den Anmerkungen erlaubt haben, ſind die in allen Grammatiken gebräuchlichen, und bedürfen dabei keiner weiteren Erklärung; nur die beim Anführen gegenwärtigen Gedichts heißen: Gl. Sch. Glückhaftes Schiff; Kehra. Kehrab; und Schmachſp. Schmachſpruch.

Das glückhafte Schiff.

An das Schifflin.

Nu libs Wagſchifflin ſchiff hinein
Inn d'Welt, laß dir befolen ſeyn
Das gantz Teutſchland, welches fürwar
Die alt Poeſey nicht libet zwar,
Deß baß magſt ſeyn allzeyt gefliſſen
Wa lib nit wont, dahin zeflieſen,
Vnd in allſamen zeigen an,
Wie auch die Alten gtichtet han:
Diweil die Alt ſchön poeſey
Vaſt offt wol vortrifft noch die new.
Wolan lib Schifflein far jetz zuo,
Vnd gonn dir keine weil kein ruow:
Wie etwan von Zürich gezogen
Gehn Strasburg biſt inn eyl geflogen
Alſo auch jetz durch alle Land,
Den liben Teutſchen wol bekannt,
Vnd wann dann biſt beladen frey
Mit Lib zur ſchönen poeſey
Der Alten, magſtu keeren heim!
Jetz Schifflin far! — Das iſt mein Reim.

Das Glückhafft Schiff
von
Zürich.

Ein Lobſpruch vonn der Glücklichen vnd Wolfertigen
Schiffart einer Burgerlichen Geſelſchafft auß Zürich,
auff das außgeſchriben Schieſſen gehn Straßburg,
den 21. Junij *) des 76. jars, nicht vil erhörter
weiß, vollbracht.

Darzu eines Neidigen Verunglimpfers ſchant-
licher Schmachſpruch von gedachtem
Glückſchiff,

Samt deſſelbigen Notwendigem Kehrab
iſt gethan worden.

Sal. iii.

Sein zeyt hat bawen vnd die freud,
Sein zeyt hat brechen vnd das leyd,
Fürnemlich aber hat ſein zeyt
Schweigen vnd Reden, Frid vnd Streit.

---

*) Die Angabe der Tageszahl geht nicht auf die Fahrt, ſondern auf das Schießen einen Tag nach der Fahrt; wie ſolches Gl. Sch. V. 879. und deſſen Ueberſchrift beweiſt.

Das Glückhafft Schiff von Zürich.

Artliche Beſchreybung der vngewonten vnd doch glückfertigen Schiffart etlicher Burger von Zürich, auff das vilberhümt Hauptſchieſſen, gehn Straßburg gethan.

Geſtellet ein Loblichen Eydgnoſchafft einer Statt vnd gemein Zürich, auch dem mit freuden vollbrachten Straßburgiſchen Schieſſen, Vnd der ehrlichen Nachbarlichen beſuchung der Glückhafften Schiffartgeſelſchafft zu gedächtnus, Rhum vnnd Ehren.

Durch Vlrich Mansehr vom Treubach.

Man liſt von Xerxe, dem Beherſcher
Des auffgangs vnd der Edlen Perſer,
(Welcher neunhundert dauſent mann
Füret wider die Griechen an),
Das, als er het zu Meer geſtritten,
Vnd ſehr groſſen verluſt gelitten,
Da ward er ſo ergrimmet ſehr,
Das er heß geyſelen [1] das Meer [2],
Vnd wurff ketten drein, es zuſtillen [3]

---

1) Geißeln. 2) Meer. Später oft in dem ſüddeutſchen Volksdialekt: Mör. S. Glb. Gch. V. 685. 3) Statt: zu ſtillen. Fiſchart, und faſt alle Schriftſteller sei-

Vnd es zufeſſeln nach ſeim willen.
Aber 1) was half jn 2) diſer hon?
So vil als nichts, er floch davon.
Desgleichen hört man von Venedig,
Das ſie, zuſchaffen das Meer gnädig,
Järlich werffen hinein ein 3) Ring.
Das es ſie wie ein Braut vmbfing.
Aber wie offt hats ſich erwiſen
Gantz feindtlich mit den Vbergüſſen? 4)
Auch wann ſie jrer Gmahl wol trauten,
Was dorffts 5), das ſie vil Dämm vmbbauten?
Deßhalb ein andre weiß iſt gwiß,
Zuzämen die Waſſer vnd Flüß,
Das ſie geſchlacht 6) vnd folgig werden,
Vnd die leut fertigen 7) on bſchwerden.
Welchs iſt dieſelb? Nemlich nur die,
Welche wir han erfaren hie,
Das neulich ſie gebrauchet hat
Die jung Mannſchafft auß Zürch der. Statt.
Das iſt: handueſt Arbeitſamkeit

---

ner Zeit trennen das zu unſeres Infinitivs nicht von demſelben.

1) Im Orig. der Druckfehler Abrr. 2) Der Buchſtab j ſteht immer zu Anfang eines Worts, wenn das i lang iſt; dagegen: i, wo es kurz. 3) Der Accuſat. kommt faſt immer ſo vor. Eben ſo der Dat. eim. In der Proſe waren die ausgebildeten Caſus: einen, einem, gebräuchlicher. 4) Ueberſchwemmungen. 5) Was bedurft es deſſen. 6) gelaſſen, ruhig. 7) abfertigen, daher: fördern, weiter fördern.

Vnd ſtandhafft vnuerdroſſenheit
Durch Rudern, Riemen [1]), ſtoſſen, ſchalten,
Vngeacht müh ernſthafft anhalten,
Nicht ſchewen hitz, ſchweiß, gfärligkeit,
Noch der waſſer vngſtümmigkeit,
Nicht erſchrecken ab [2]) wirbeln, wällen,
Sonder ſich hertzhafft gegenſtellen;
Je meh die Flüß laut rauſchend trutzen,
Je kräfftiger hin wider ſtutzen [3]);
In ſumma: durch ſtandhafft gemüt
Vnd ſtrenge hand, die nicht ermüd;
Dann nichts iſt alſo ſchwer vnd ſcharff [4]),
Das nicht die arbeit vnderwarff [5]),
Nichts mag kaum ſein ſo vngelegen,
Welchs nicht die Arbeit bring zuwegen;
Was die faulkeit halt für vnmüglich,
Das vberwind die Arbeit füglich:
Die Arbeit hat die Berg durchgraben,
Vnd das Thal in die höh erhaben [6]),

---

[1]) Iſt hier das Verbum, vom Lat. remus gebildet, und hat die Bedeutung pätſcheln oder pätſchen. 2) Wie das Lat. timere ab aliquo. Die Präpoſition ab war im ſechzehnten Jahrhundert bei den Verbis, die eine Furcht, Beſorgniß, ein Entſetzen ausdrückten allgemein für unſer vor. Die Präpoſition ab drückt hier den Begriff einer Trennung aus, ihrer urſprünglichen Bedeutung gemäß, was wir durch unſer zurück geben, z. B. zurückſchaudern. 3) ſtämmen. 4) Durchdringend, mühevoll. 5) Das Imperf. Der Infin. underwerffen, ſubjicere, wie noch jetzt. 6) Dieſes Particip. vom Infinit.: erheben, war noch im acht-

Hats Land mit Stetten wonhafft gmacht,
Vnd die Ström zwiſchen Damm gebracht,
Hat Schif gebaut, das Meer zuzwingen,
Das es die Leut muß vberbringen,
Vnd die leut vber flüß müß tragen,
Vnd ſich mit Ruodern [1] laſſen ſchlagen,
Das es die Schiff ſo gſchwind muß füren,
Als die vögel der lufft [2] thut rüren [3].
Derwegen, dieweil durch ſolch weiß [4],
Namlich durch arbeitſamen fleiß,
Die Zürcher haben vorgetroffen [5]
Vilen, die auch dergleichen hofften,
Vnd han [6] ein beſſern weg gefunden,
Wie die flüß werden vberwunden,
Vnd alſo han geſchafft [7] ein Nam,
Der bleibt, ſo lang der Limmatſtram [8])

---

zehnten Jahrhundert im Gebrauch, und hat ſich erhalten in unſerem Adj. erhaben, sublimis.

1) Mittelhochdeutſch ruodern. Im ſechzehnten Jahrhundert fand ſich der Vokal uo nur noch in den ſüddeutſchen Mundarten, und verſchwand, jemehr der Lutheriſche Dialekt zur Schriftſprache wurde. Aus dem Kampfe der Volksausſprache mit dieſer Schriftſprache erklärt ſich, wie man in einem Buche beide Sprechweiſen gedruckt findet. So hier Ruodern und Gl. Sch. V. 31. Rudern, ſo V. 280. Ruom und V. 620. Rum. 2) Im ſechzehnten Jahrhundert noch Maſcul. 3) So viel als: dahintragen. 4) Auf ſolche Weiſe. 5) Uebertreffen, welches auch damals ſchon gebräuchlicher. Dagegen ſagte man, wie heute, für: trefflich, excellens. 6) Haben. 7) Erworben. 8) Stram ſtatt Strom war im Anfang des ſechzehnten

Zu irem Vater laufft in Rein,
Vnd der Rein kehrt im Meerkreiß ein,
So wer es je 1) ein vnuerſtand,
Die Gſchicht zumachen nicht bekant,
Dieweil es je kein Fabel iſt,
Wie man vom Triptolemo liſt,
Der in kurtzer zeit hat durchgangen
Die gantze welt auff fliegend ſchlangen,
Noch ein gedicht von fliegend drachen,
Welche Medea zam kont machen.
Hie darff 2) das Schiff kein 3) flügel nit,
Wie Perſei Luftpferd, welchs er ritt,
Hie darff kein fettich 4) man vmbthun,
Wie Jkarus, ſo ſchmeltzt die Sunn,
Sondern ſtandmut 5) vnd feſte Hand,
Das macht recht fligen durch die land,
Arbeit vnd fleiß, das ſind die flügel,
So füren vber Stram 6) vnd bügel.
Derhalben weichet jr Poeten,

Jahrhunderts gebräuchlicher, als zu Fiſcharts Zeit. Zuweilen hatte es auch die Bedeutung Geſtade, litus maris. Vergl. Fr. L. Limmatſtram, ſo viel als Strom der Limmat; daher ſteht im nächſten Verſe das Fem. irem

1) Steht für ja (certe), welches damals auch ſchon im Gebrauch war. 2) Dürfen im Sinne des unſrigen bedürfen und dürfen (S. gleich unten V. 77.); jedoch iſt auch bedürfen im Gebrauch, ſ. Gl Sch. V. 148. 3) Dürfen mit dem Acc. iſt ſeltener, wie mit dem Genit. 4) Fittich. 5) Ausdauer. 6) S. die Anmerk. zu V. 65.

Die war geſchicht in falſch gdicht nöten [1].
Vnd laſt vns hören mit verlangen,
Wie im Sommer, newlich vergangen,
Von Zürch ein Gſellig Burgerſchafft
Mit gutem Glück vnd Manneskrafft
Gen Straßburg auf das Schieſſen fuhr,
Da ſie all freuntlichheit erfuhr.
Als nun war außgebrochen [2]) weit
Deren von Straßburg willigkeit
Zu pflantzung Nachbarlicher freundſchafft,
In jrem Außſchreiben, gemeinhafft
Hin vnd wider an Ständ vnd Stett,
Vnd alle Nachbawrn, die es het,
Zu eim Hauptſchieſſen, ſchön mit luſt,
Zugleich mit Büchſen vnd Armbruſt,
Zu [3]) deren jedem [4]) war das beſt
Hundert gulden [5]), on ſonſt den Reſt [6]):
Da ſind von hoch vnd nider Stand
Erſchinen vil auß Statt vnd Land;
Deßhalb die Löblich lieblich Statt
Zürich, die nach ſeim Nam ſtifften that,
Turich [7]), ein König der Heldwallen

---

[1] Nöthigen, zwingen. Wie noch jetzt in der Redensart in Reime zwingen. [2] zur Kunde gekommen, zur Kunde gebracht. [3] Bei. [4] Zu ergänzen Hauptſchieſſen. [5] Es wurden an einem ſolchen Feſte Geldſummen zur Vertheilung unter die beſten Schützen ausgeſetzt. [6] Nämlich der Preiſe, die es nach Abzug des Geldes noch gab. [7] Gewöhnlicher Thurico.

Vnd Balgerhelden [1], ſtarck vor allen,
Vor Chriſti gburt zweitauſent jar,
(Von dem auch Trüehr [2]) gbawet war) [3]
Vnd im Heldſaß [4]) die Statt Türacburg [5])
110 Bei den Trüwonern [6]), heut gnant Straßburg;
Welche berühmte Türuchiner [7])

---

1) Thurico herrſchte, der Sage nach, über die Arelatenſer, den Bewohnern der Gegend um Arela, der heutigen Stadt Arles in Frankreich. Die Namen Heldwallen und Balgerhelden ſollen die kriegeriſche Eigenſchaft dieſes Volkes bezeichnen: denn im Mittelhochdeutſchen hieß balgen ſo viel als kämpfen, ringen, und wallen gleichbedeutend mit umherſchweifen. In Heldwallen liegt Helvetia und davon Helveter, und in Balgerhelden wahrſcheinlich Belgii, der alte Name eines Galliſchen Volkes verſteckt. 2) Trier, [illegible]: Fiſchart liebte das Wortſpiel über das Maß, ſo daß er oft die entfernteſten Laute für ſeinen Zweck verwechſelte. (Unzählige Beiſpiele im Gargant.) Zumal hier, da er den Zürchern Weihrauch ſtreuen will, denn aus dem Namen der Stadt will er die Eigenſchaften der mit Zürich verwandten Trierer, Treue und Ehre Trü ehr zu erkennen geben. Eben ſo verwandelt er V. 109 Elſaß in Heldſaß. 3) Zürich ſoll, der Fabel nach, [illegible] Jahre ſpäter, als Trier, gebaut ſein (S. die Schwytzer Chron.). Eine andere Sage ſchreibt die Erbauung Triers dem Trebeta zu, Sohne der Babyloniſchen Königin Semiramis, von wo aus er wegen Anwachs ſeines Volkes auch Straßburg und mehrere andere Städte am Rhein gegründet haben ſoll. S. Königshovens Elſaß. und Straßb. Chron. S. [illegible]. 4) S. oben V. [illegible], Anmerk. [illegible]. 5) Straßburg, Lat. Argentoratum, ſeltener Argentoracum (S. Königsh. Chron. S. [illegible]), in welchem letzteren Fiſchart den Namen ihres fabelhaften Erbauers, Thurico, Turich, wieder finden will. 6) Die Trieriſchen Arelaten hatten ihre Macht bis Straßburg ausgedehnt, daher von Trier, Trüehr, Trüwoner. 7) Abgeleitet aus dem lat.

Zu Cäſars zeiten waren küner,
Als andre im Heldvätterland [1]),
Vnd zogen oft mit gwerter [2]) hand
Den Römern ins Keiſerlich gbiet,
Zuſchützen ir freiheit damit,
Wie ſie ſich dann auch Mannlich ſtelten
Bei Rudolph von Habſpurg, dem Helden,
Vnd andern Keiſern, ſo nachkamen;
Daher groß freiheit ſie bekamen;
Ja [3]) die Statt ward ſo hoch geacht
Vonwegen irer Tugendmacht,
Das ſie den Eydgnoſſen hat gfallen,
Zu ſein das erſt Ort [4]) vnder allen.
Ja, diſe alt berümbte Statt,
So die Limmat eingfangen [5]) hat,
Mit etlich ſchönen weiten Brucken,
Vnd iſt berümt von vilen ſtucken,
Von Policey, Religion,
Von mancher Gelerter Perſon,
Von Weiſen Leuten zuo dem Rhat,
Vnd Streitbarn leuten zu der that,
Dieſelbig wolt auch nicht erloſen [6]),

Namen Zürichs, Tigurum, und deren Bewohner Ti
gurini. Fiſchart, auf Turich anſpielend, verſetzt di
Buchſtaben g und r, und verwandelt das g in ch.

[1]) Helveterland, das Vaterland der Helden
[2]) Wehrhaft. [3]) Dieſe Partikel nimmt den ſchon obe
V. 101 geſchloſſenen Vorderſatz wieder auf, in dem Sin
ne unſeres: ja, ſage ich. [4]) Zu Fiſcharts Zeit ei
Neutr. [5]) Eingefangen, eingeſchloſſen. [6]) Erloſen

Die glegenheit, ir auffgeſtoſen,
Ir vralt freund vnd Nachbarleut,
Heimzuſuchen in freuden weit 1),
Vnd ſolches auf ein ſonder 2) weiß,
Die ſich reimpt zu der freudenreiß 3).
Dann gleich wie ſein zeit hat das leid,
Alſo, hat ſein zeit auch die freud,
Vnd wie das leyd inn vnmut ſteht 4),
Alſo die freud auff kurtzweil gebt 5).
Deßhalben ſich ein ehrlich Gſelſchafft
Von vier vnd fünfftzig ſammenthaft 6),
So all in Leibfarb 7) warn bekleidt,
Zuzeigen ir einmütigkeit,
Verglichen haben eines ſtücks,
Welches bedörfft wol groſſes Glücks,
Nemlich, in ein tag thun 8) ein fart,
Die man kaum in vier tagen fahrt,
Vnd in dem folgen 9) den Vorfaren,
Die auch dergleichen Schifleut waren;

---

nur des Reims wegen, denn erlaſſen, laſſen war allgemein im Gebrauch. Aber damit ſoll nicht geſagt ſein, daß er des Reims wegen eigene Wörter bildete, ſondern daß er ältere Formen und Provinzialismen in ſolchem Falle benutzte

1) Weit, gehört zu heimzuſuchen. 2) Beſondere 3) Freudenreiſe. 4) Beſteht, mit dem Begriff einer Dauer. 5) Ausgebt. 6) In allem, zuſammen. Gewöhnlicher aber war damals ſamentlich. 7) In rother Farbe. (Vergl. Ueber die Reiſe des Züricher Breitopfs.) 8) zu thun. 9) zu folgen.

Dann wz [1]) ſtaht baſz [2]), dann wann die jugend
Nachſchlägt [3]) irer Vorfaren tugend?
155 Dann alſo grünen die Stätt hie,
Wann tugend bleibt bey alter blüh [4]);
Aber wo auſz der art man ſchlegt [5]),
Vnd täglich newe bräuch erregt,
Da kumpt gewiſz ein Newerung,
160 Die ſelten eim Land wol gelung,
Vnd wiewol heut die junge welt
Für ſchlecht der Alten thaten hällt,
Von ſchlecht [6]) richtiger vmſtänd wegen,
So ſolte doch dieſelb erwegen [7])
165 Das ſie durch die ſchlecht Richtigkeit [8])
Jren ſolch macht hat zubereit [9]),
Da man durch new vnrichtigkeit [10]),
Heut täglich ſicht entſtehn groſz leyd.

---

1) Eine ſehr gewöhnliche Abkürzung des Druckes für was, andere Form des Relativs. Eben dieſes findet bey der Conj. daß ſtatt; jedoch nicht immer. 2) Steht beſſer. Baß der Comparativ von gut. Man comparirte: gut, baß, zu Fiſcharts Zeit häufiger beſſer, und Superl. bäſt, welcher aber auch durch die Poſit. mit der Partikel vaſt gegeben wurde: vaſt gut, vaſt wol. 3) Wir gebrauchen in dieſem Sinne einſchlagen, z. B. der Knabe ſchlägt ein. 4) Blüthe. 5) Die Verwandlung des a in e in der 3 Perſ. des Präſens iſt die ältere Form (man ſchrieb auch ſchlecht), und oben V. 154. legt dar, daß beide Formen, ſchlägt und ſchlegt, nebeneinander beſtanden. Ueberhaupt findet ſich e oft für ä. 6) Ein Wortſpiel, für unrichtiger Gründe wegen. Fiſchart will die junge Welt mit ihrer eigenen Meinung widerlegen. 7) Erwägen. 8) Sich. S. die Einleitung. Schlechte Richtigkeit erklärt V. 163. 9) Erworben. 10) Nämlich: der Denkart.

Darumb vil anders gſinnet war
Diſe Zürchiſch Gſellſchafft zwar 1),
Die auch erweiſen wolt die kraft
Der Alten bey junger Mannſchaft,
Vnd erzeigen durch ſolch Wagſtück,
Das mit Zürch noch halt das alt Glück.
Rüſten 2) derwegen zu ein Schiff,
Welchs in eim Tag gen Straßburg lif,
Verſahen es mit aller ghör 3)
Damit recht zuerlangen ehr,
Beſtellten Schifleut, ſo regirten,
Vnd die jung Manſchafft wol anführten.
Nach dem nun alles war verſehen 4),
Ward zu der Abfart angeſehen
Im Brachmonat der zwentzigſt tag,
Das man es mit dem Wagſchiff wag.
Kamen darauff faſt 5) vm zwo Vren,
Gleich gegen tag, das ſie abfuohren,
Trugen ein warmen hirß 6) ins Schiff,
In einem groſſen hafen 7) tif,
Zu zeigen an, das wie ſie könten
Den Hirß warm lifern an ferrn 8) enden,

---

1) Steht oft bei den Pronominibus wie das Lat. quidem verſtärkend. 2) Noch abhängig vom obigen dieſe. 3) Zubehör. Dabei mag bemerkt werden, daß die Vorſilben be, ge und das alte ze häufig eine Abwerfung des e erleiden, wie z. B. zſamen, was häufig vorkommt. 4) Noch jetzt im Sinne von verwalten, verrichten. Hier zugerichtet. 5) Ungefähr. In anderen Verbindungen hat es die Bedeutung ſehr. 6) Hirſebrei. 7) Ein irdenes Gefäß. Hier Topf. 8) Fern.

Alſo weren ſie allzeit gwärtig,
Zu dienen iren freunden färtig.
All warens freudig, das mans wag,
Vnd grüßten da den lieben tag
Mit Trommen 1) vnd Trommeten ſchall,
Das es gab durch den See ein hall:
O heller Tag, O liebe Sonn,
Sprachen ſie, Nun dein Schein vns gonn!
Zeig vns dein liechtes 2) rotes Haupt,
Des 3) vns haſt diſe Nacht beraubt!
Geh auf mit freuden vns zu heil,
Das wir vollbringen vnſer theil!
Halt bey vns heut mit deinem ſchein,
Laß dir kein Wolck hinderlich ſein,
Zünd 4) durch dein liecht den weg vns heut
Auf Straßburg, welchs noch iſt ſehr weit,
Dan du auch wirſt durch diſe gſchicht
Noch berümpt, wo man dauon ſpricht!
Wolan! dein vortrab 5), Morgenröt,
Zeigt, das 6) bey vns wilt halten ſtät.

Man ſagte im ſechzehnten Jahrhundert allgemein ſerr oder verr. S. Gl. Sch. V. 66.

1) Trommel. 2) Lichtes. 3) Zu ergänzen du. Die Perſonalpronomen werden, wenn ſie vor dem Verbum ſtehn, häufig ausgelaſſen, beſonders wenn ſie aus einem vorhergegangenen ergänzt werden können. S. V. 110. 4) Erleuchte, erhelle. Im ſüddeutſchen Dialekt noch jetzt gebräuchlich. 5) Gebräuchlicher Ausdruck für alles, was wir bildlich unter Vorläufer verſtehn. Hier Vorſchein. 6) Zu ergänzen du. S. oben V. 200. Anm. 3.

Wan wir dem bißlich heut empfinden,
Wöllen wir dem beyſtand verkünden.
Hierauff ruofft men das volck zuo:
Glück zu! Glück zu! mit guoter ruoh
Vollbringet friſch vnd gſund die reiß!
Gleich wie ir den Hirs lifert heiß!
Laſst euch kein arbeit nicht verdrieſſen,
Dann ir dadurch grhümt werden müſſen [1])!
Hiemit ſo ſtieß man ab von Land,
Vnd legt an d'Ruder [2]) manlich hand.
Da gieng es daher inn der wog,
Als ob es in dem waſſer flog,
Die Ruder giengen auff vnd ab,
Schnell, das es ein anſehen gab,
Als ob ein frembds vngwont Geſügel [3])
Da auff dem Waſſer rhürt die flügel.
Die Limmat, welche her entſpringt
Vom Märchberg, der Bry vmringt,
Vnd durchs Linthal für Glaris laufft,

---

[1] Müſſen gehört zu ihr; man conjegirte noch zu Fiſcharts Zeit wir müſſen, ihr müſſen, ſie müſſen. So unten Gl. Sch. V. 356. daß ihr vollbrächten. Die anderen Formen müſſet, vollbrächtet waren aber gebräuchlicher. [2] Der Artikel erleidet zur Erleichterung des Verſes oft eine Abwerfung der Vocale, und muß ſich dann an das ihm zugehörige Hauptwort anſchließen, hauptſächlich vor Liquidis. Beiſpiele ſind häufig. [3] Geſügel, von dem damals auch ſchon gebräuchlichen Vogel: Gevögel, Geſügel, im Sinne von Geflügel. S. Luth. Bibelüberſetz. 1. Moſ. 1, 21.

Vnnd in dem Oberſee erſaufft,
Aber im Zürchſee fürkompt wider,
Vnd ſtrack 1) für Baden laufft hernider,
Die wolt ſich erſtlich etwas ſtrauſſen 2),
Erzeigt ſich wild mit rauſchen, prauſſen 3),
Dan ir war vngwont ſolch ſchnell ſchiffen,
Vnd het ſie gern ein weil ergriffen,
Von inen zuerfahren bſcheidt,
Was ſolches eylen doch bedeut,
Ob jre Landzucht 4) Zürch vileicht
Groß not lit, das man von jr weicht.
Aber eh ſie es hat erfaren,
Kamen ſie ſchnell auß jr in dAren.
Die Aar beim höchſten gbürg entſpringt,
Dem Gotthart, der in dWolcken dringt,
Vnd ſich wie ein Fiſchangel windt
Durch Brientz vnd Thunerſee geſchwind,
Vnd vmringt Bern die Landreich Statt,
Die wol ein Berenmuot 5) zwar 6) hat,

---

1) Heißt gerad. 2) Sträuben. Von dieſem Worte iſt noch bei uns Strauß, ſo viel als Kampf, Streit, im Gebrauch. 3) Brauſen. 4) So viel als Vaterſtadt, wörtlicher Erziehungsort. 5) Wortſpiel. Fiſchart will aus dem Namen der Stadt die Eigenſchaften der Bewohner beweislich darthun. Gleichlautende Wörter haben, was unſer Reim belegt, eine gewiſſe Verwandſchaft des Sinnes. Was können Bären (urſi) nun anders gemein haben mit Bern, als Muth; daher Berenmuot. S. oben V. 103. Anm. 2. 6) S. oben V. 170. Anm. 1.

Beides: in pflantzung warer lehr [1]),
Vnd ſchirmung jrer Land mit wehr.
Folgends bey Arberg ſich krümpt eben,
Die alt Statt Solthurn zu vmbgeben,
Welche auch König Türich [2]) bawt
Zuo eim ſal [3]), des Thurn man noch ſchawt,
Ja in die Aar, ſo gibt den namen
Dem Argaw, ein recht Adelsſaamen [4]).
Dieſelb Arig [5]) hat ſie geleit
Inn [6]) Rein mit ſchnäller fertigkeit [7]).
Da frewten ſich die Reißgeferten,
Als ſie den Rein da rauſchen hörten,
Vnd wünſchten auff ein newes Glück,
Das Glücklich ſie der Rein fortſchick,
Vnd grüßten jn da mit Trommeten:

---

1) Bern hatte ſich während der Reformation, beſonders in den Murneriſchen Streitigkeiten 1526, hervorgethan. 2) Soll heiſſen Turich; denn Fiſchart hätte dieſe Schreibart gewiß für das obige Wortſpiel mit Zürich benutzt (S. oben V. 195. Anm. 2.), da u und ü häufig wechſeln. 3) Im ſechzehnten Jahrhundert allgemein für Hof eines Fürſten (aula). 4) Wortſpiel. Fiſchart verwechſelt Aar (den Fluß) mit Aar (aquila), um zu bezeichnen, daß der Adel im Argau blühte, denn Aar iſt bekanntlich das Bild des Adels. 5) Vielleicht die Volksausſprache für Aar. 6) Hier liegt der Artikel in der Präpoſ. inn, darum mit doppeltem n geſchrieben. In der gewöhnlichen Rede würde man auch heute noch hören in'en Rhein, ſtatt in den Rhein. Sonſt ſteht inn am liebſten vor Vocalen; doch nicht ausſchließlich. S. oben V. 141. Unten (Gl. Sch. 658. Hingegen ebendaſ. V. 728. 7) Eilfertigkeit.

Univ.-Bibl. München

„Nun han wir deiner hilff vonnöten,
O Rein, mit deinem hellen fluß[1])!
Dien du vns nun zur fürdernuß!
Laß vns genieſen deiner Gunſt,
Dieweil du doch entſpringſt bey vns
Am Vogelberg bey den Luchtmannen[2]),
Im Rheinzierland, von alten Anen[3]),
Vnd wir dein Thal, dadurch du rinnſt,
Mit bawfeld zieren, dem ſchönſten dienſt!
Schalt[4]) diß Wagſchifflin nach begeren,
Wir wöllen dir es doch verehren[5]),
Leit es gen Straßburg, dem zird,
Darfür du gern laufſt mit begird,
Weil es dein[6]) ſtrom ziert vnd ergetzt,
Gleich wie ein Gſtein im Ring verſetzt!“
Der Rein mocht diß kaum hören auß,
Da wund er vmb das ſchiff ſich krauß,
Macht vmb die Ruder ein weit Rad[7]),
Vnd ſchlug mit freuden auff geſtad,
Vnd ließ ein rauſchend Stimm da hören,
Drauß man mocht diſe wort erklären:
Friſch dran, ir lieben Erdgenoſſen!

---

1) Lautere Woge. 2) Die Anwohner des Lukmánierberges, eines Theils des Gotthart's, auf welchem der Vorder-Rhein entſpringt. 3) Rheinzierland, ſo viel als Zierde des Rheins, aus dem alten Rhaetis gebildet, welches ſich bis an die Quelle des Rheins erſtreckte; daher von alten Ahnen. 4) Fortſtoßen. Beſonders vom Schiffe geſagt. Lat. trudere naves. 5) Weihen. 6) Der Accuſ. 7) Wellenkreis.

Sprach er, friſch dran! ſeit vnuerdroſſen!
Alſo folgt eweren Vorfaren
Die diß thaten vor hundert jaren!
Alſo muoß man hie Rhuom erjagen,
Wann man den Alten will nachſchlagen.
Von ewerer Vorfaren wegen
Seit jr mir willkomm hie zugegen [1]).
Ir ſuocht die alt Gerechtigkeit [2]),
Die ewer Alten han bereit [3]),
Dieſelbig will ich euch gern gonnen [4]),
Wie es die Alten han gewonnen [5]).
Ich weiß, ich werd noch offtmals ſehen,
Solchs von ewern nachkommnen gſchehen.
Alſo erhelt man nachbarſchafft;
Dann je der Schweitzer eigenſchafft
Iſt Nachbarliche freuntlichkeit,
Vnd in der Not ſtandhafftigkeit.
Ich hab vil ehrlich leut vnd Schützen,
Die auf mich in Schiff thäten ſitzen,
Gelait gen Straßburg, auff das ſchieſſen;
Dahin [6]) mit freuden ich thu flieſſen,
Aber keins hab ich gelait [7])
Noch heut des tags mit ſolcher freud.
Fahr fort [8])! fahr fort! laßt euch nichts ſchrecken,

---

1) Gegenwärtig Allhier. 2) Ihr ſucht die alte Gerechtſame nach 3) Ausgewirkt. 4) Gönnen, vergönnen. Noch jezt im Schwäbiſchen 5) Erlangt haben. 6) Wo ich vorüberfließe 7) Abgekürzte Form für geleitet. 8) An das Schiff gerichtet, welches, da es alle die Per-

310 Vnd thut die lenden daran ſtrecken [1].
Die Arbeit trägt darvon den ſieg,
Vnd macht das man hoch daher flieg
Mit Fama, der Rumgöttin herlich [2];
Dann wz [3] gſchicht ſchwärlich, dz wirt ehrlich [4].
315 Mit ſolchen leuten ſolt man ſchiffen
Durch die Meerwirbeln vnd Meertiffen,
Mit ſolchen forcht man kein Meerwunder
Vnd kein wetter, wie ſehr es tunder [5],
Mit ſolchen dörfft man ſich vermeſſen,
320 Das eine [6] fremde ſich nicht freſſen:
Dann die alles vberſtreitten [7]
Durch jr vnuerdroſſen arbeiten.
Mit diſen Knaben ſolte einer
Werden des Jaſons Schiffartgmeiner [8]
325 In die Inſul zum Gulden Wider [9];

ſonen, zu denen zuvor geredet ward, in ſich faßt, die Schiffenden gleichſam in ſeiner Geſtalt repräſentirt.

1) Sie ruderten ſitzend, und mußten, ſo bald ſie das Ruder nach ſich zogen, die Füße anſtämmen. 2) Der herrlichen Ruhmgöttin. Man ſetzte zu Fiſcharts Zeit noch häufig das Adjectivum dem Subjectivum nach. Dann wurde es aber nicht deklinirt, ſondern erhielt die Geltung eines Adverbiums, vor welchem das Relativum nebſt der Kopula ergänzt werden mußte. 3) S. oben V. 153. Anm. 1. 4) Ehrenvoll, ehrbringend. 5) Donnern. Man ſagte auch tondern. 6) Eine ſtatt einen, Accuſat. des unbeſtimmten Pronomens. Dieſe Form entſtand, indem man in einen das letzte e auswarf, und für das entſtehende nn blos n der leichteren Ausſprache wegen ſetzte, dann aber des Verſes wegen das e an das entſtandene ein anhängte. 7) Ueberwältigen. 8) Schiffarthsgenoſſe. 9) Widder.

Da wüſt er, das er käm herwider.
Weren diſe am Meer geſeſſen,
So lang wer vnerſuocht [1] nicht gweſen
America, die newe Welt;
Dann jr Lobgir het dahin gſtellt [2].
Laſt euch nicht hindern an dem thun,
Das auff die haut euch ſticht die Sunn,
Sie will euch manen nur dadurch,
Das jr ſchneid dapffer durch die furch [3].
Dann ſie ſeh gern, das jr die gſchicht
Vollbrächten [4] bey jrm [5] ſchein vnd liecht,
Damit ſie auch Rhuom dauon trag,
Gleich wie ich mich des Rhümen mag.
Die Blatern, die ſie euch nun brennt,
Vnd die jr ſchaffet [6] in der hend [7])
Werden euch dienen noch zu Rhům,
Wie zwiſchen Tornen eine blům [8].
Jr dörft euch nicht nach wind vmbſehen,
Jr ſeht, der wind will euch nachwähen.
Gleich wie euch nun diß wetter libt,

---

[1] Unentdeckt. [2] Getrachtet. [3] Daß ihr tapfer durch die Furche dahinfahrt. Denn bei jedem Ruderſchlag entſteht auf dem Waſſer eine neue Furche, und die alte muß nothwendig durchfahren (durchſchnitten) werden. Demnach heißt durch die Furche ſchneiden, ſchnell rudern, ſchiffen. [4] Für vollbrächtet. S. oben V. 21[illegible]. Anm. 1. [5] Ihrem. [6] Arbeitet. Das Wort ſchaffen in dieſem Sinne iſt noch jetzt im ſüddeutſchen Dialekt allgemein gangbar. [7] Hand. Alte, damals vielleicht nur noch in Süddeutſchland gangbare Form. S. Grimm Gr. I, 676. [8] Ergänze wächſt.

Alſo bin ich auch vnbetrübt,
Ir ſehet je mein waſſer klar,
Gleich wie ein Spiegel, offenbar.
So lang man würd den Rein abfaren
Würd keiner ewer lob nicht ſparen,
Sonder wünſchen, das ſein ſchiff liff,
Wie von Zürch das Glückhaffte ſchiff.
Wolan, friſch dran! ir habt mein gleit
Vnd ewer ſtandhafft freudigkeit,
Die ſtraſſ auff Straßburg ſey euch offen,
Ir werd erlangen was ir hoffen:
Was ir euch heut frü namen vor
Das würd den abend euch noch wor [1],
Heut werd ir die Statt Straßburg ſehen,
So war ich ſelbs herzuo werd nähen [2],
Heut werd ir als wolkommen [3] gäſt
Zuo Straßburg noch ankommen reiſch [4].
Nun liebs Wagſchiflin lauff behend,
Heut würſt ein Glückſchiff noch genent,
Vnd durch dich wert ich auch gepriſen,
Weil ich ſolch trew dir hab bewiſen.
Solch ſtimm der Gſellſchafft ſeltzam war

---

[1] Geht in Erfüllung, denn **wahr werden** drückt nur das Verwirklichen ihres Zweckes aus. [2] **Nähen** für **nahen**, des Reims wegen, denn letzteres war allgemein im Gebrauch. **Nähen** hier ſo viel als **kommen**. [3] **Willkommen**. [4] Dem niederſächſiſchen **riſch** verwandter als unſerem **raſch**. Die Form **raſch** war im ſechzehnten Jahrhundert in Gebrauch.

Vnd ſchwig drob ſtill erſtaunet gar [1].
Es daucht ſie, das ſie die Stimm fül,
Als wann ein wind bließ in ein hül [2];
Derhalb jagt ſie jr vn [3] ein muot,
Gleichwie das horn vnd [4] ruoffen thut
Des Jägers, wann es weit erſchallt
Den Hunden inn dem finſtern wald,
So ſie im tieffen Thal verlauffen,
Vnd die Berg auff vnd ab durchſchnauſen,
Alsdan in erſt die waffel [5] ſchaumpt [6],
Vnd kommen auff die ſpür vngſaumpt [7],
Alſo war auch dem Schiff die Stimm,
Bekam zu ruodern erſt ein grimm [8],
Thäten ſo ſtarck die Ruder zucken [9],
Als wolten fallen ſie an rucken [10],
In gleichem zug, in gleichem flug [11]
Der Steürman ſtůnd feſt an dem pflug [12]
Vnd ſchnitt ſolch furchen inn den Rein,

---

[1] Ganz. Z. B. ich bin ganz erſtaunt. [2] Hül, die Höhle. Daher iſt das fül des vorigen Verſes ein geiſtiges, etwa: vernehmen. [3] Die Ausgabe B lieſt ein, was ich vorziehen möchte. [4] Man conſtruire: und wie das Horn, u. ſ. w. Eine ſeltene poetiſche Freiheit, die Conjunction faſt an das Ende des Satzes zu ſtellen. [5] Maul, beſonders vom Hunde. [6] Schäumt. [7] Ungeſäumt. [8] Begierde, Luſt. [9] Nach ſich ziehen. [10] Indem ſie die Ruder nach ſich zogen, beugten ſie ſich hinten über das Gefäß, ſo daß ſie zu fallen ſchienen. [11] In gleicher Eil. Dieſe Bedeutung hat ſich noch in flugs, d. h. geſchwind, bei uns erhalten. [12] Das Steuer, welches mit dem Stürz des Pflugs große Aehnlichkeit hat. Daher die Verwechſelung.

Daß das vnderſt zu oberſt ſchein 1).
Die Sonn het 2) auch jr freud damit,
Das ſo dapffer das Schiff fortſchrit,
Vnd ſchin ſo hell inn d'Ruder rinnen 3),
390 Das ſie von ferrn wie Spiegel ſchinen.
Das geſtad ſchertzt auch mit dem Schiff,
Wann das waſſer dem land zulifſ,
Dann es gab einen widerthon,
Gleich wie die Ruder thäten gon 4);
395 Ein Fluot die ander trib ſo gſchwind,
Das ſie ein vnderm gſicht 5) verſchwind 6).
Ja der Rein warff auch auff klein wallen,
Die dantzten, vmb das ſchiff zu gſellen 7),
Inn ſumma: alles fröudig 8) war,
400 Die Schiffart zuvollbringen gar.

---

1) Der untere Theil des Schiffes ſpiegelte ſich, und ſo ſchien er im Waſſer der oberſte geworden zu ſein. Man könnte es auch erklären, daß die unteren Waſſer durch die Furchen empor bewegt wurden. Ich möchte die erſtere vorziehen. 2) Het, alte Form, und davon hetten, V. 437. S. Grimm I, S. 966. 3) Rinnen nennt Fiſchart die flachen Seiten des Ruders, an denen das Waſſer herablief. 4) So viel als plätſchern. Fiſchart findet Muſik in dieſem Ton, und in dieſer Verbindung ſagen auch wir: die Weiſe geht ſchön. 5) Unter den Augen. 6) Man ſollte das Imperfectum erwarten. Die Zeitfolge iſt aber im Teutſchen nicht ſo genau, wie im Lateiniſchen. 7) Geleiten. 8) Wieder ein Beiſpiel des Kampfes zwiſchen dem ſüddeutſchen Volksdialekt und dem zur Schriftſprache gewordenen Lutheriſchen. Bis hieher ſchrieb Fiſchart immer freudig, z. B. V. 116. 138. 140. 193. 201., und von nun ab faſt immer fröudig, z. B. V. 697. 773. 774., und an vielen andern Orten.

Die vertröſtung Rhuom zuerjagen,
Erhitzigt [1] ir hertz, nicht zuzagen,
Wiewol ſie jetzund gar nah kamen
Auff Lauffenberg, ſo hat den Namen
Von des Reins hohem lauff vnd fall,
Da etlich Berg mit groſſem ſchall [2]
Dem Rein auß neid ſich widerſetzen,
Die ſich dadurch doch ſelbs verletzen,
Dann je der Rein on alle ſchew
Etzt durch ſie eine ſtraſſen frey,
Vnd wirt ſie mit der weil verzeren,
Zu eim vorbild, demut zulehren,
Vnd nicht zu vnderſtohn mit Zwergen [3]
Den Himel zuſtürmen mit Bergen. —
Als ſie daſelbs nu durch die Brück
Füren mit des Reins gutem glück,
Da danckten ſie jm für die trew,
Vnd beſahen das ſchön gebew [4],
Vnd redten von der Salmen wog [5],
Wie der Rein da vil Salmen zog [6].
Folgends auff Seckingen ſie ſchifften,

---

1) Bei uns entflammte. 2) Getöſe. 3) Der Sinn dieſer Stelle iſt: Mit Zwergen (die Kräfte der Berge gegen die des Rheins) Berge aufthürmend, um den Himmel zu ſtürmen. 4) Wir ſagen Gebäu. 5) Der Salmen wog, ſo viel als Lachswaſſer, denn im ſechzehnten Jahrhundert war Salmen (salmo) allgemein gebräuchlich für Lachs. 6) Wahrſcheinlich wurde damals bei Lauffenburg viel Lachs gefangen.

Die das volck der Segwanen [1] ſtifften,
Da des Reins achteſt Bruck angeht,
Vnd in Sant Fridlins [2] Inſul ſteht.
Noch muſten ſie ſich weiter ſchicken
Zu einem Strudel vnder Bücken,
Welcher der dritt iſt in dem Rein
Vnd ſchrecklich laut vom namen ſein [3],
Dann er genant iſt im Höllhacken [4],
Weil nach den ſchiffen er thut zwacken,
Da ſprachen ſie dem Schiflin zu,
Das es jetzund ſein beſtes thu,
Vnd erſt auff Reinfelden geſchwind,
Da es die neundte Reinbruck find.
Wann es durchbrech den Waſſerbruch,
So find es darnach, was es ſuech.
Eh ſie diß hetten außgeredt,
Waren ſie hindurch auff der ſtett [5]:
Da lobten ſie den reinen fluß [6],
Das er ſo gdultig on verdruß [7]
Durchtring [8] durch [9] ſein ſtandhafftigkeit

---

[1] Sequani. Von dieſen leitet man den Urſprung der Stadt her [2] Seckingen liegt auf einer Inſel, die der Rhein bildet, St Fridolins-Inſel genannt [3] Hier das Pronomen. [4] Jetzt die Wilde des Rheins genannt S. Maurer, der warme Hirsbrei u. ſ. w. S. 19. [5] Die Waſſerebne, im Gegenſatz zu dem obigen (V. 435.) Waſſerbruch. [6] Der Rhein. Reiner Fluß, ſo viel tugendhafter, frommer Fluß. [7] Wir ſagen ohne es ſich verdrießen zu laſſen. [8] Durchdringen, bei uns nur in ſeltenen Verbindungen, beſonders lebhaften Schilderungen. z. B. er durchdrang die Schaaren der Feinde, transitiv. [9] So viel als vermöge.

Der Felſen vngeſtümmigkeit.
Alſo müſt allen den gelingen,
Die durch [1] den Neid nach ehren ringen,
Alſo auch vnſerm Schif geling [2]
Das es noch heut ſein lauff vollbring!
Inn des kamen ſie für Reinfeld,
Welchs billich alſo wirt gemeldt [3],
Dieweil daſelbs der Rein fängt an
Zurinnen reyn vnd ſtill dauon,
Das er ſicht [4] wie ein eben feld,
Vnd vnbetrübt [5] ſich forthin ſtellt,
Welchs er gleichſam zu lieb thun ſcheint
Der Statt, die ſich jm längſt verfreund,
An bey [6] dem Gſtad, Baſil genant
Dem haupt in dem Trautricherland [7].

---

1) Hier hat durch die eigentliche Bedeutung per; daher zu verſtehn: durch den Neid hindurch, d. h. von vielen Seiten beneidet. 2) Der Optativ es möge gelingen. 3) Im Sinne von genannt des Reims wegen. 4) Ausſieht Sicht, veraltete Form, neben ſieht in Gebrauch. Man conjugirte: ich ſich, ich ſach, ich hab geſähen. Vergl. Gl. Sch. W. [illegible] 1. 5[illegible]1. 922. und Ritt. Gram. p. 142. Im ſüddeutſchen Dialect verwandelt man noch jetzt oft das h in ch. z. B. Viech ſtatt Vieh. 5) So viel als ruhigen Laufs. 6) Bey verſtärkt das an, ganz nahe (proxime), denn Baſel wird vom Rhein durchſtrömt. 7) Rauraci, ein Volk im Erzbiſthum Baſel bis an den Jura, im Deutſchen gewöhnlich Rauricher (oder Rauracher, wovon unten Gl. Sch. W. 4[illegible]7. 460.). Fiſchart wandelt die Sylbe Rau in Traut (lieb, werth), um dem Stammvolke Baſels eine löbliche Eigenſchaft beizulegen. Demnach Trautricherland das Land der lieben, werthen Rauricher.

Die mit Augſt, etwan [1]) genant Rurich [2]),
Gebawt ward von des Königs Turich [3])
Vnderthanen, den Treuwackern [4]),
460 Die von dem Rein mit den Trautrachern [5]),
Auff das man das Reinland erfüll [6]),
Zogen dem Gbürg nach, vnd der Ill
Auff Illfurt, da ſie vberfürten,
Durchs Leimtal der Birſick [7]) nachſpürten,
465 Deren [8]) ſie folgten, biß ſie länden,
Da Birſick vnd Birß in Rein wenden.
Da ließ ſich nider der ein hauf

---

[1]) Noch im achtzehnten Jahrhundert in der Bedeutung einſtmals gebräuchlich. [2]) Augſt, im Alterthume die Hauptſtadt des Rauracherlandes, iſt jetzt ein Dorf. Der alte Name war Augusta Raurica, daher der jetzige Name Augſt, und der von Fiſchart angeführte Rurich. Vergl. Münſteri Coſmograph. S. 500. [3]) S. oben V. 105. Anm. 7. und 8. [4]) Trierer und Straßburger waren nach einer Sage ein verwandtes Volk, nämlich ſo, daß Trier Mutter- und Straßburg Tochterſtadt war. Fiſchart benutzt für ſeinen Zweck den alten Namen Straßburgs Argentoracum (ſ. oben V. 109. Anm. 5.), wirft die Silben Argen weg (weshalb? ſ. Königshof. Chron. S. 600.), verwandelt die Silbe to in Treu, auf Trier anſpielend (daher oben V. 108. Trüehr ſtatt Trier), und die Silben racum, auf Straßburg deutend, wandelt er in wacker, daher Treuwackern, das aus Trierern und Straßburgern gemiſchte, dem Turich unterthänige Volk. [5]) Von der andern Form Rauraci wie oben abgeleitet. [6]) Bevölkern. [7]) Birs und Birſeck, zwei kleine Flüſſe, die bei Baſel in den Rhein fallen. Im Orig. ſteht vor Birſeck das Geſchlechtswort dem, was offenbar ein Druckfehler, wie das deren des 465. Verſes beweiſt. Ausgabe B lieſt auch der Briſick. [8]) Deren Dat. ſtatt der. S. die Einleit.

Vnd nanten das ort Baß Ill drauf,
Weil ſie ein Bäſſer Ill da funden,
Da ſie der Ill vergeſſen kunten.
Von diſer alten Kundtſchafft wegen,
Meint man, zeig ſich der Rein ſo glegen,
Eh er auff die Statt Baſſil kompt,
Dieweil ſie ſein Gſtad hat vil gfromt
Beides mit dapffrer leut vertrawung
Vnd ſeines Talgeländs erbawung,
Welcher kundtſchafft [1]) auch hat genoſſen
Zum gleit die gſelſchafft vnuerdroſſen [2]),
Dieweil ſie der Statt vnd dem land [3])
Mit Eidverbündnuß war verwant.
Derhalben als ſie ſah von weite
Der Statt ſpitzen, ſich ſehr frewte,
Vnd ſprach alsbald zuſamen do [4]):
„Ein guts ſtück wegs ſind wir nun fro,
Baſel ſoll vns ſein ein gut zeichen;
Das wir noch Straßburg auch erreichen.
Diſe Statt frewt vns wol ſo ſehr
Als Orion die leut zu Meer.
Han wir den rauchſten [5]) weg erwunden [6]),
Der weiteſt wirt auch wol gefunden.
O Baſel, du holtſelig Statt,
Die den Rein in der mitte hatt,

---

1) Bekanntſchaft. 2) Ununterbrochen, ohne daß es den Rhein verdroß. 3) Ergänze Baſel. 4) Da und do, beide Formen waren im Gebrauch. 5) Rauch ſtatt rauh. 6) Ueberwunden.

Allda er nimt ein newen ſchwang
Gegen mitnacht vom Nidergang 1),
Du muſt gewiß ſehr freuntlich ſein,
Weil durch dich freundtlich rinnt der Rein!
Darumb nach deiner freündtlichkeit
Auff Straßburg freündtlich vns geleit!“
Hiemit ſtallten ſie friſche an 2).
Die fueren für die Statt hinan
Vmb zehen vhr, da ſah man ſtehn
Sehr vil volcks auf der Reinbruck ſchön,
Zuſehen diſe waghafft Gſellen,
Wie auff dem Rein ſie daher ſchnellen 3),
Vnd verrichten ein ſolche that,
Die in vil jaren niemandt that,
Damit ſie ſolches iren Kinden,
Wan ſies nicht glaubten 4), auch verkündten,
Vnd dabei jnen zeigten an,
Wie küne arbeyt alles kan.
Als ſie das volck nun allda ſah

---

1) Fiſchart iſt ſehr genau in örtlichen Beſchreibungen, daher wird dieſer Vers wohl nur auf eine einzelne, vielleicht ſehr kleine Krümmung des Rheins unterhalb Baſel gehn, oder er bezeichnet die etwas nordöſtliche Richtung, welche der Rhein an der weſtlichen Gränze von Baden nimmt. 2) Ergänze Ruderer, welche abwechſelten. Anſtallen, auch zu Fiſcharts Zeit nicht mehr recht gebräuchliche Form. Bei uns hat ſich die einfache Form ſtallen noch in der Bedeutung ſtallen (mingere, von der Stellung des Pferdes), in dem Compoſitum beſtallen, und in einigen Subſtantivis erhalten, z. B. Anſtalt. 3) Gebräuchlich im Sinne von eilen. 4) Nämlich, daß ſo etwas möglich ſei.

Durch die Bruck faren alſo gah [1],
Als ob ein pfeil flüg von dem Bogen,
Oder ein Sperwer wer entflogen,
Da rüfft [2] es ſie gantz freudig an:
„Der Mechtig Gott leyt ſie fort an [3],
Der jnen ſo weit geholffen hat
Der helff jn weiter zu der Statt!
Ein ſolchen mut wöll [4] Gott den geben,
Welche nach Ruom vnd ehren ſtreben!“
Hinwiderumb thoneten ſie auch
Mit den Trommeten ſcharff vnd rauch,
Das es gab ſo ein widerhall,
Als thet ein Baum im thal ein fall,
Dan vom Ruodern vnd [5] gſchwindigkeit [6]
Ward der thon gbrochen vnd verleyt [7].

---

1) Gab noch früher gach, ſo viel als ſchnell. 2) Man findet V. 372 rufen geſchrieben, und viele andere Wörter bald mit dem Vocal uo bald ü. Dieſe Verwechſelung iſt aus einer Abſchwächung des alten vollen Lauts uo zu erklären, und wurde wie ue ausgeſprochen, die durch den oberſächſiſchen Dialect entſtand. 3) Fort an für fortan. Fiſchart trennt häufig dergleichen Wörter, wie oben V. 455. an bey, und 447 inn der. 4) Im ſechzehnten Jahrhundert waren die beiden Formen wollen und wöllen in Gebrauch, und zwar ſo, daß einige Schriftſteller die Form wöllen durchgängig, andere wollen vorzugsweiſe ſchrieben, andere bald die eine, bald die andere. Daher: ich wöll und ich will, aber im Plural immer wir wöllen. Imperf. ich wollte. Perf. ich hab gewöllt und gewollt. Der Conjunctiv dagegen lautete von beiden Formen: ich wöll, ich wöllte u. ſ. w. Fiſchart gebraucht auch beide Formen nebeneinander. 5) Ergänze von der. 6) Nämlich des Schiffens. 7) Für hin und wieder geleitet. Es gab ein Echo.

Das volck[1] het kaum ihr[2] wunſch verricht,
Verlor das Schiff ſich auß dem gſicht.
Demnach[3] nun Baſel war fürvber,
Sah die Geſelſchaft Briſach lieber;
Aber bei Jßſtein, einem Schloß,
Welches zerſtört ſteht, öd vnd bloß,
Wolt ſich erſt auch ein Strudel ſtreuben,
Vnd thät groß wällen da auftreiben;
Jedoch die Gſellſchafft es veracht
Vnd ſprach, Es het gleich ſo vil macht
Als diß Schloß, bei dem er her ſtrudelt,
Welchs zu der Wehr war gar verdudelt[4].
Konten wir Strudelberg[5] durchtringen[6],
Wir wölln auch Hügel vberſpringen;
Kan vns den Muot kein hitz zerſpalten
Würd den kein Eisſtein[7] nicht erkalten.
Trangen demnach auff Newenburg,
Ein Stettlein ſo bedarff groß ſorg,
Dieweil der Rein mit ſeinem lauff
Tringt alſo ſtarck vnnd heffitg drauff,
Vnd laßt ſein macht ſo ſtreng da ſchawen,
Das man jn nicht gnug kan verbawen;
Hat mit der weil auch mit ſein güſſen[8])

---

[1] Wie im Lat. bei Collectivis, ſo hier das Prädikat im Plural. [2] Statt ihre. [3] Nachdem. [4] Verdudeln ſo viel als verderben. [5] Lauffenburg, weil da der Hauptſtrudel war. [6] S. oben V. 441 Anm 9. [7] Wortſpiel. Fiſchart verwandelt Jßſtein in Eisſtein, weil vom Erkalten die Rede iſt. Jß iſt aber ſo viel als Eis, und nur ältere Form. [8] Schnelles, reißendes, überſchwemmendes Strömen.

Der Statt ein gut ſtuck hingeriſſen,
Welchs die Geſelſchafft thet betrauren,
Vnd baten [1]) den Rein vmb bedauren [2]),
Das er ſein zorn wöll lan [3]) verfliſen,
Vnd ſie einmal der Ruh lan quiſen.
Weil ſie noch reden diſe Wort,
Stis ſie der Rein auf Preiſach [4]) fort,
Welche Statt an eim Berg ſich helt,
Von deren Briſgaw wurd gemelt,
Vnd lag etwa [5]) mitten im Rein,
Daher es ſchein Elſaſſiſch ſein [6]).
Als ſie dieſelbig ſahen weit,
Da gab es jnen muot vnd freidt [7]),
Dieweil da halber weg zu Rein
Von Baſel ſoll auff Straßburg ſein.
Vor groſſer freud, die ſie empfiengen,
Die Rhuder des [8]) fertiger giengen,
Alſo, das ſie ehe kamen hin,

---

1) Auffallender, wie oben V. 527, iſt hier das Prädikat im Plural, abhängig von dem Collectivum Geſellſchaft, da der Singul. vorhergegangen. 2) Mitleiden. 3) Laſſen. 4) Fiſchart ſchreibt Preiſach, um daran ein folgendes Wortſpiel zu knüpfen 5) S. oben V. 256. 6) Nach älteren Berichten ſoll der Rhein hier bei Breiſach ſeinen Lauf öfters geändert haben, ſo daß nach dem einen der Berg Breiſach eine zu Elſaß gehörige Inſel gebildet habe, nach dem andern ganz mit Elſaß verbunden geweſen ſei. S. Münſteri Cosmogr. 7) Die dritte Schreibart in dieſem Gedicht für Freude, denn fröud, Gl. Sch. V. 697, freud, V. 136. Die hieſige ſcheint der Reim veranlaßt zu haben, mit dem es Fiſchart ziemlich genau nahm. 8) Unſer deſto.

Dann ſie es hetten inn dem ſinn:
Nemlich vngefer zu [1]) zwey vhren.
Welche [2]) als die Burger erfuohren [3]),
Lieſſen ſie zu, die zu beſchawen,
Die groſe Flüß zuzwingen trawen [4]),
Welches [5]), als ſie beſehen [6]) hatten,
Lobten ſie jhre mannlich thaten,
Das ſie ein ſolchs beynah vollbrächten,
Welchs ſein vnmüglich vil gedächten [7]).
Derhalben werd man ſie auch Preiſen
Allweil [8]) Preisgaw vom Preiß würd heiſen.
Nachdem nun ſie auch an dem ort
Durch die Bruck fuoren glücklich fort,
Da manten ſie einander wider,
Das man nun käcklich [9]) führ hernider,
Dieweil der Rein doch für ſie wer [10]),
Vnd ſtrenger [11]) nun zulauffen beger.
Aber je meh der Rein fort ſtis [12]),
Je meh die Sonn jr kraft bewis;

---

[1]) Wir ſagen, jedoch auch nicht ſehr gewöhnlich, bei. [2]) Lateiniſche Anknüpfungsweiſe mit dem Relativ, quos, quum vidiſſent etc. [3]) Gewahrgeworden, wahrgenommen. [4]) Zu zähmen, bändigen ſich getrauen. [5]) Wie oben V. 7 . Das Relativum geht auf das Unternehmen der Schiffenden. [6]) Beſehen, betrachten, erwägen. [7]) Dieſe latein. Conſtruction des Accuſ. mit dem Infin. findet ſich in dieſem Jahrhundert häufig bei ſolchen Schriftſtellern, die gewöhnlich lat. ſchrieben. So bei Hutten unzähligemal. [8]) So lange. [9]) Rüſtig. [10]) Mit ihnen wäre, ihnen günſtig wäre. [11]) Heftiger, ſchneller. [12]) Fortſtoßen, nämlich ſeine Wogen, d. h. forttreiben.

Dann als ſie mit irn ſchnellen geulen 1)
So hefftig in die höh thät eylen,
Zu ſein im Mitten 2) zu Mittag,
Auff das ſie da außſpannen mag,
Ward ſie vom eilen ſo erhitzt,
Das ſie nur feurſtral von ir 3) ſchwitzt;
Die ſchos ſie hin vnd her ſehr weit,
So wol auff arbeitſame leut,
Als müſſige, auff jene drumb,
Das bald zu end ir arbeit kumb 4),
Auff diſe drum, das ſie empfinden,
Wie ſich arbeitend Leut befinden,
Dan welchen die hitz thut gewalt 5),
Die ſtellen 6) nach der Küle bald,
Vnd fördern ire ſachen meh 7),
Das ſie diſelb erlangen eh 8).
Fürnemlich aber ſchos 9) ir ſtral
Die Sonn auf vnſer Schiflin ſchmal,
Weil ſie im ſchir 10) vergonnen thet,
Das es lif mit ir vm die wett,

---

1) Roſſen. 2) Ihrer Bahn nämlich. 3) Das Pronomen reflexiv. der dritten Perſon hatte im Dativ ſtatt ſich die Formen ihm und ihr, im Accuſ. ſich, und im Ablativ von ihm, von ihr, ſtatt von ſich. 4) Komme. 5) So viel als beſchweren, beſchwerlich fallen. 6) Wonach ſtellen, ſo viel als wonach ſtreben. 7) Mehr. 8) Eher. 9) Wir ſagen in dieſem Sinne werfen. 10) Schier, heute gewöhnlich in dem Sinne von beinahe (ferme). Hier aber hat es die Bedeutung des alten vaſt, nämlich jetzt.

Vnd wolt jr nachthun jren lauf:
Mit jr gehn nider, wie auch auf.
Jdoch [1] die manlich Reisgefärten
610 Achteten nichts [2] der beſchwärden,
Jr ehrenhitzig Rumbegird
Stritt mit der Sonnen Hiz vngeirrt [3],
Die euſſerliche prunſt [4] am leib,
Die innerlich prunſt nicht vertreib.
615 Je meh erhitzigt ward jr Plut,
Je meh entzündet ward jr Mut,
Je meh von jnen der Schweis floß,
Je meh Muts jn die Reis eingoß [5],
Dan arbeit, mühde, Schweiß vnd Froſt
620 Sind des Rums vnd der Tugend koſt,
Das ſind die ſtaffeln [6] vnd ſtegreif,
Darauf man zum lob ſteiget ſteif [7],
Mit müſiggang vnd gmachlichkeit
Man keinen Namen nicht [8] bereit,
625 Die ſchimlig faulkeit vnd wolluſt
Ligen vergraben inn dem Miſt.
Aber von ernſthitzigem fleiß

---

1) **Jedoch.** Das e nach einem i wurde in der alten Ausſprache verſchlungen, wie bei uns noch in **die**, daher findet es ſich öfters ausgelaſſen. 2) Hat dem Lat. gemäß einen Genit. partitiv. bei ſich. 3) **Ungeirrt** wie bei uns **ungehindert**. 4) Flamme, Hitze. Es hat ſich bei uns in **Feuersbrunſt** erhalten. 5) Einfloßen. 6) Stiege. 7) So viel als **ſicher**. 8) Der Gebrauch der doppelten Negation findet ſich in dieſer Zeit häufig, was um ſo auffallender, da ſich die deutſche Sprache vieles aus der Lateiniſchen anbildete.

Mus der ſtahl ſchmeltzen wie das Eiß,
Vnd widerumb durch ſtanthaft anhalten 1)
Mus das Eiß in Kriſtall erkalten,
Gleich wie auch von der Sonnen gſchicht,
Wie man im Schweitzergbürg oft ſicht.
Mit der weis 2) kan ein ſtanthaft Man
Eben dis, ſo die Sonn auch kan.
Wie ſolt dan ſolchen ſtanthaft Freunden,
Die zu der Arbeit ſich vereinten,
Die Sonn nun etwas angewinnen 3),
So ſie doch ire Kunſt auch künnen?
Vnd gleich wie ſie die Erd erhert 4),
Vnd das Wachs erweicht vnd verſert,
Alſo zutrotz dem Sonnenſtrall
Erherten ſie gleich wie Kriſtall,
Vnd die müh, welche ſcheint Kriſtallen 5),
Weichen ſie, das ſie muſt zerfallen 6),
Vnd halten nur der Sonnen ſtich 7),
Für anmanung zu fördern ſich 8):

---

1) Wahrſcheinlich zu ergänzen der Kälte im Winter, denn ſonſt wüßte ich keinen Sinn in dieſe Stelle zu bringen. Der Sinn iſt, wofür auch die folgenden Verſe ſprechen: wiewohl ſich die Sonne bemüht, das Eis zu ſchmelzen, ſo widerſteht es derſelben durch Anhalten der Kälte. 2) Im Orig. wis. Ich habe die Lesart weis aus der Ausgabe B vorgezogen. 3) Wir ſagen abgewinnen. 4) Erhärtet. 5) Kriſtallen ſteht als Bild der Härte; daher ſo viel als kriſtallenhart. 6) So viel als verſchwinden. 7) Stich iſt hier Subſtantivum: die Stiche der Sonne. 8) Der Sinn: ſie halten ſtich, um ſich

Dan wer ſchön Wetter haben will,
Mus leiden, das er die Sonn fül.
Derwegen als die Sonn vermerckt,
Das nur jr Manheit wurd geſterckt,
Vnd ſah allweil das Schiff forteilen,
Da ſorgt 1) ſie, ſie möcht ſich verweilen,
Das jr vileicht das Schiff vorkäm,
Vnd alſo jr das lob benäm,
Derhalben, nicht halb außgeruht,
Spannt ſie friſch Pferd vor wolgemut,
Lis ſich aus jrem guldnen Sal,
Vnd rennt inn eim Kib 2) ab zu thal,
Als wann vom Hymel ein Feurſtral
Schießt plötzlich inn ein ferres thal.
Sie praucht 3) ſich auch ſo emſiglich,
Das ſie bei Reinau jnn 4) verſtrich 5),
Vnd zeigt ſich dem Schiff auf den ſeiten 6),
Im 7) zu dem Wettlauf auszubieten,

---

durch (für) ihre Anſtrengung (anmannung) weiter zu fördern.

1) Beſorgen. 2) Kippiſch ſein — zörnen, trotzen, ſchmollen nennen wirs. So erklärt Meuſel dieſen Ausdruck in ſeinem hiſtor. litt. ſtat. Magaz. I. S. 249. 3) Sich prauchen, daſſelbe, was unſer ſich zuſammennehmen. 4) Im Orig. inn, was aber ein Druckfehler. S. oben V. 11. Anm. 2. 5) Vorkommen, voreilen. 6) Die Sonne war mehr gegen Abend zugegangen, mußte alſo dem nördlich fahrenden Schiff auf die Seite ſtrahlen. 7) Im iſt des Dativ und gehört zu ausbieten, denn eim (einem) ausbieten, alſo ausbieten mit dem Dativ verbunden, war ſo viel als hervorfordern.

Welchs diſe Männer meh ermant,
Das weidlich ſie anlegten hand,
Fürnemlich da ſie daucht von ferr,
Wie ein neu gſtirn in forſchin her [1])
Vom widerſchein der hohen ſpitzen
Des Thurns zu Straſburg, durch hell plitzen [2]),
Die auf der ſpitz die Sonn erregt,
Auf das ſie die Gſelſchafft bewegt [3]),
Vnd alſo gleichſam mit ir ſchertzt,
Vnd ſie zufaren macht behertzt.
Dan ir der Kib vergangen war,
Als ſie ward ires vorteils gwar,
Vnd liß die Pferd gern langſam traben,
Meh kurtzweil mit dem Schiff zuohaben,
Welchs mit ir, vngewonter weis,
Auf dem Rein wett lif vm den preis.
Dann groſe händel [4]) vnderſtehn [5])
Würd ſo wol globt, als ſie begehn.
Aber ſie mußt hernider eilen,
Die Erd ſich laſſen zuerkülen,
Vnd ſich ſelbs im Mör [6]) zuerfriſchen,
Vnd den feurig ſchweiß abzuwiſchen;
Idoch zuletzt eh ſie verlauf
Sprang ſie zu etlich malen auf
Hinter den Bergen mit jrn plicken,

---

[1]) Her ſchien. [2]) Dieſer Nachſatz gehört zu wiederſcheinen. [3]) Anregen. [4]) Noch jetzt gebräuchlich im Sinne von Streit, daher hier Wettſtreit. [5]) Unternehmen. [6]) Mör für Meer.

690 Zuſehen, wie ſie ſich nachſchicken [1],
Vnd als ſie es ſah ſchier [2] vollpracht,
Sprang ſie noch eins zu guter nacht,
Vnd befal die Gſelſchaft dem Rein,
Der ſie leit gar [3] in dStatt hinein,
695 Welchs der Rein gar treulich that,
Vnd ließ ſich hören am geſtad
Mit gröſſerm rauſchen vor meh [4] fröuden,
Das ſie ſo nah der Statt zuleiten [5].
Sie lieſſen auch zu Lob dem Rein,
700 Vnd zum zeichen, das ſie da ſein,
Die Trommen vnd Trommeten gehn,
Das es gab ein groß fröuden gthön,
Sie danckten Gott auch ſonderlich [6],
Der jnen hat ſo gnädiglich
705 Sein Gſchöpf [7] zu der fart dienen lon [8]:

---

[1] Wir ſagen noch ſich anſchicken, ſo ſich nachſchicken gleich ſich nachbegeben, nachfolgen.
[2] Hier hat ſchier die Bedeutung beinahe. Vergl. oben V. 605.
[3] Ganz. In der Bedeutung ſehr ſteht es im folgenden Vers.
[4] Meh heißt mehr. Daher hier größer, mit größern Freuden.
[5] Zuleiten, das heißt zulenken. Zuleiten ſollte eigentlich mit zwei t geſchrieben werden, da es das Imperfect., aus leiteten entſtanden, iſt. Man verkürzte in Verſen ſehr häufig die Conjugations-Endungen. S. oben V. 294. 307.
[6] Beſonders.
[7] Geſchöpfe, was bei uns Werke der Schöpfung, hier Waſſer, Wetter, Sonne. S. den folgenden Vers.
[8] Verkürzte Form für laſſen. Dieſe Form fand im Infinitiv und allen dem Infinitiv ähnlich ausgehenden Conjugations-Fällen ſtatt. So: wir lon, auch lan, gelon. Doch wurde bei dieſem Particip in Verbindungen, wie die hieſige, auch die Vorſilbe ge weggelaſſen, wie auch wir ſagen: ich habe dies thun laſſen, für gelaſſen.

Die Waſſer, Wetter vnd die Sonn,
Vnd ſie vor aller gfahr bewart,
Auch jn kreft 1) geben zu der fart.
Drauf hat der Rein ſein abſcheid gnommen,
Auf das er bald ins Mör möcht kommen,
Vnd jhm die fremde zeitung pringen,
Wie er vm rum 2) werd mit jm 3) Ringen,
Weil man auf jm 4) fahr auch ſo gſchwind,
Darzu on Segel vnd on Wind.
Doch zu Strasburg an der Reinprucken
Da hat der Rein geſucht ein lucken 5)
Von altem her hinein inn dStatt
Mit eim Arm auß ſondrer libthat 6),
Nicht allein drum 7), das ſie 8) die Ill,
Davon man Elſas nennen will,
Samt der Preiſch 9) lait zum Haupt dem Rein 10);
Vnd alſo mit der Stat verein 11), —

---

1) Zu Fiſcharts Zeit ſchrieb man noch häufig für den Umlaut ä das e. So z. B. Statt, Stette, Kraft, Krefte. 2) Ruhm. 3) Dem Meere. 4) Dem Rhein. Das reflexive Pronom. 5) Oefnung. 6) Verehrung. 7) Das Folgende zur Bekräftigung des eben Geſagten. 8) Nämlich: die Statt Straßburg. 9) Breuſch und Ill. Beide Flüſſe vereinigen ſich bei Straßburg. 10) Wiewohl erſt unterhalb Straßburg die Ill in den Rhein fällt, ſo hat Fiſchart die poetiſche Anſchauung, daß Straßburg dieſe Flüſſe dem Rhein, als dem Haupte der Flüſſe, zuführe, gleichſam als eine Ehrenbezeugung, oder einen Tribut. 11) Der ganze Vers iſt dunkel und hat folgenden Sinn: und auf dieſe Weiſe (alſo) den Rhein (welches aus dem vorigen Verſe zu ergänzen) mit ſich (denn Statt iſt überflüſſig, da das Subject Statt iſt) vereine, d. h. ſich verbindlich mache.

Sonder auf das der Rein zugleich
Durch diſen Arm der Stat ſein[1]) raich[2]),
Was jnen[3]) wirt gefüret zu,
Es auſzuladen mit guter rhu,
Vnd[4]) durch den Arm, genant der Gieſen,
Die Schiff wie in ein Port[5]) darfließen,
Vnd die Freund, ſo ſie bſuchen wöllen[6]),
Mögen in mittler Stat[7]) ausſtellen[8]). — —
Zum ſelben Gieſen ſie[9]) anfuren,
Vngefär vm die ſibend vren;
Weil man aber vor[10]) hat vernommen,
Das die Geſelſchaft an ſolt kommen,
Auch etlich Gwett[11]) drauf waren bſchehen[12]),
Wo man ſie heut würd kommen ſehen:
Da[13]) ſtund vom Gieſen zwar herauf
Zum Kaufhaus zu ein ſolcher hauf

---

1) Ganz können wir den Sinn des alten Ausdrucks fein nicht wiedergeben, aber am nächſten kommt ihm unſer wohl. 2) Reichen, darreichen. 3) Eine lateiniſche Conſtruction. Das Statt im vorigen Verſe wird als Collectivum angeſehn, daraus der Begriff der Mehrheit entnommen, und als Subject im folgenden Verſe angewandt. So ſagt Cicero de nat. deor. 2. 6. ut hoc idem generi humano evenerit, quod in terra collocati sint. Hier bei jnen iſt demnach Bewohner der Stadt zu denken. 4) Alles noch abhängig von der Conj. das V. 723. 5) Port (portus) der Hafen. 6) S. oben V. 510. Anm. 4. 7) Lat. in media urbe, in der Mitte der Stadt. 8) Bei uns anlanden, ankern. 9) Mit dieſem Verſe ſchreitet die Erzählung weiter, daher ſie auf die Züricher zu beziehn. 10) Vorher. 11) Wetten. 12) Bei uns geſchehen. 13) Unſer ſo.

Von Mann vnd Weibern, Jung vnd Alt,
Das es ſah [1] wie am Gſtad ein Wald,
Welcher [2] hauf als ers [3] ſah herkommen
Mit jren Trommeten vnd Trommen,
Da ſprach er: „Allhie ſind die Leut,
Die wir heut han erwart ſo weit,
Hie ſind dieſelben Eidgenoſſen [4],
Welche vollpracht en, was ſie bſchloſſen!
Wer will forthin meh können ſagen,
Das Arbeit nicht könn als erjagen [5],
Weil ſie [6] aus vier Tagreiſen heut
Hat ein gemacht, vnd nah das weit,
Vnd gzeigt, das Nachbarn nicht allein
Auf etlich zwentzig Meilen ſein,
Sonder dreiſig, ja ſechtzig Meil,
Wan man nach der Reiß rechnen will?
Dis ſind recht Nachbarn, die wol weit [7],
Doch, wan ſie wöllen, nach [8] ſind heut,
Vnd Naben Nachbarn auch zugan [9],
Vnd ſich kein müh dran hindern lan.
Wie ſolt man nicht als guts [10] den trauen [11],
Die kein müh noch not hat gerauen [12],

---

1) Wir ſagen ausſah, als ob. 2) Wieder die lateiniſche Anknüpfung quod vulgus, quum etc.; nur entſpricht ihr das da V. 743 nicht. 3) Das Schiff. 4) Im Orig. der Druckfehler Eignoſſen. 5) Erjagen, d. h möglich machen, alles erreichen. 6) Nämlich: die Arbeit. 7) Ergänze ſind. 8) d. h. nah. 9) Zugan, d. h. zu geben, an die Hand gehn. 10) Alles Gute. 11) Zutrauen. 12) Altes Particip von gerewen.

Jr Nachbarn zubeſuchen weit,
Was thäten ſie zu andrer zeit?
Darumm ſind ſie vns wol [1]) willkommen,
Die vns zu lib ſolchs für hant [2]) gnommen.
Billich thun wir jn [3]) an all Ehr,
Die vns zur Ehr auch kommen her.
Gott wöll die libe Nachbarſchaft:
Ein Statt Straßburg vnnd Eidgnoſſchaft,
Jn ſtäter freuntſchaft ſtäts erhalten,
Wie ſie beſteht noch von den Alten [4])!“
Dis vnd dergleichen ſagten da
Die Burger, vnd was jn [5]) zuſah.
Desgleich die Gſelſchaft ſehr erfröut,
Das man jr [6]) wart mit groſſer fröud,
Sprachen: vmſonſt iſt nicht die mieh [7]),
Weil man mit danck verſtehet [8]) die.
Wer wolt den nicht zu lib was thun,
Die liblich [9]) ein empfangen nun.
Haben wir anders nicht davon,
Tragen wir doch den Rum zu lon [10]).

---

1) So viel als ſehr, recht. 2) Für haben. Alte Form, die zu Fiſcharts Zeit nur noch in Dialecten im Gebrauch, und aus dieſer trifft man ſie noch bisweilen in Gedichten, ſeltener in Proſa. S. über dieſelbe Grimm I. S. 966. 3) Inen, gleich denen. 4) Straßburg und Zürich waren ſeit langer Zeit Bundesverwandte geweſen. 5) Inen, d. h. den Zürichern. 6) Statt irer. 7) Wohl nur des Reims wegen. Denn müh kommt vor Gl. Sch. V. 1118. 8) Bemerken, ſehen. Der Sinn iſt: weil man die (Straßburger) dankbar ſieht. 9) Liebreich. 10) Lohn.

Wer aber nichts vm Rum darf [1] wagen,
An dem mag man der Ehr verzagen [2].
In dem furen ſie fort im Gieſen,
Da ſie die Kinder [3] willkomm hieſen,
Den wurfen ſie nach altem ſitt [4],
Welches bedeutet danck vnd frid,
Ir Zürchiſch Brot, gnant Simelring [5],
An das Geſtad, das mans empfieng [6].
Das wärt hinauff das gantz geſtaden,
Dan ſie vor hatten eingeladen
Treihundert ſolcher Semelbrot,
Welchs [7], wann man bei den Alten bot,
Deuts Gaſtfreiheit vnd Freuntlichkeit,
Darvon [8] die Schweitzer ſind beſchreit [9].
Folgends, als aus dem Schiff ſie giengen,
Zwen [10] Herrn des Rhats ſie da empfiengen [11]

---

[1] Hat hier die Geltung von mögen. [2] Die Hoffnung aufgeben. [3] Conſtruire: da die Kinder ſie (Accuſat.) willkommen hießen. [4] Ehemals wie faſt alle Wörter, die wie ſitt auf itt, oder auf it ausgingen, ein Maſcul. [5] Bei uns Semmelring, ein Backwerk in der Geſtalt eines Ringes, wofür in einigen Provinzen jetzt Kringel oder Krengel gebräuchlich, denn das bekanntere Brätzel entſpricht der Geſtalt wegen nicht ganz dem Simelring. [6] Empfangen, hatte damals dem Lat. accipere gemäß auch die Bedeutung annehmen. [7] Lateiniſche Anknüpfung. [8] Dadurch. [9] Beſchreien, d. h. beſprechen, und daraus bekannt ſein. [10] Das alte Zahlwort hatte die drei Geſchlechter, maſc. zween, fem. zwo, neutr. zwey, doch wichen dieſelben nur im Nominat. und Accuſ. des Maſc. und Fem. ab. Das Neutrum wurde wie bei uns declinirt. [11] Der Empfang war mit Worten beglei-

Von wegen einer Oberkeit,
Welche ſich irer ankonft freit [1]),
Die alſo wunder glücklich ſei
800 Vollpracht, auß Nachbarlicher treu,
Welche beſuchung ſie nun mehr
Nehme für gros Freuntſchafft vnd Ehr,
Iren [2]) vnd irem Schweiſſen gſchehen,
Darfür man iren danck ſoll ſehen,
805 Vnd iren fleiß, ſtehts [3]) zuerfüllen
Den Alten Nachbarlichen willen,
Wünſchend, das gleich wie die Schiffart
Glücklich vollpracht wer vnd bewart,
So glücklich beſteh jederzeit
810 Der beiden Stett lib freuntlichkeit.
Nach geendter Red führt man ſie all
Mit Trommen vnd Trommeten ſchall
Aufs Ammeiſters Stub zu dem Eſſen,
Da vil Volcks war zu Tiſch geſeſſen
815 Von Burgern vnd fremd Schützen zwar [4]),
Die jrenthalb warn kommen dar [5]).
Auch erſchinen jn da zu Ehren
Stett- vnd Ammeiſter vnd Rhatsherren,
Die zwiſchen ſich zu Tiſch ſie [6]) ſetzten,

---

tet, daher geht Fiſchart, als aus dem Sinne der Empfangenden erzählend, im Folgenden in die indirecte Rede über

[1]) Freit für freut, des Reims wegen [2]) Das Pronom reflex. Dat.: ir. S. die Einleit. [3]) D. h. ſtäts, immer. [4]) S. oben V. 170. [5]) Darkommen, für hinkommen, herzukommen. [6]) Die Züricher. Der Accuſ.

Vnd mit geſpräch vnd Speis ergetzten,
Desgleichen auch mit Muſicſpilen,
Vnd was ſie wußten jn [1]) zu willen.
Sie [2]) liſen auch gleich pringen dar
Den Hirs, der zu Zürch kochet war,
Vnd liſen des [3]) auf jden Tiſch
Ein Platt [4]) voll tragen, warm vnd friſch,
Deſſen ſich mancher gwundert hat,
Wann er jn an [5]) Mund prennen that.
Hatten drob mancherlay geſpräch,
Das jn des [6]) kurtzer wurd die Zäch,
Sagt jder auch von ſeinen Reiſen,
Vnd wolt das ſein vor allen preiſen,
Doch lobet [7]) mehrtheils die Reiß,
Die jnen den Hirs liferť heiß,
Vnd preißten die Zürcherknaben,
Das ſie ſo wol ſich gprauchet haben [8]),
Desgleichen auch die Eidgnoſſchaft,
Die jn den Abend frölich ſchaft.
Man ſprach auch zu [9]) den Schiffartgſellen,
Das ſie ſich frölich wolten ſtellen [10]),
Diweil man vm ergezlichkeit

---

[1]) Den Zürichern zu Wunſche. [2]) Die Züricher. [3]) Des, d. h. deſſen, nämlich des Hirſebreies. Des iſt abhängig von dem folgenden Platt. [4]) Schüſſel. [5]) Der fehlende Artikel liegt in an. [6]) Deſto. [7]) Iſt auf das jder V. 831. zurückzubeziehen. [8]) S. oben V. 661. [9]) Zu iſt auf ſprach zu beziehen. Der Sinn iſt: ſie ſprachen zu, d. h. redeten zu. [10]) Sich fröhlich ſtellen, ſo viel als ſich fröhlich benehmen, luſtig ſein.

Wer zſamen [1]) kommen alſo weit,
Vnd ſie geländt [2]) weren an dem ort,
Da gut ſei der Haſen vnd Port,
Wie Glückhafft ſie zu ſchiffen weren:
So freuntlich ſoltens ſichs erklären [3]);
Dan man ſagt, wem das Glück wol will,
Der dantzt auch on ein Seitenſpil,
Vnd welchen das Glück an thut lachen,
Der kan auch andre lachen machen;
Auch darum erfröut ein das Glück,
Das er auch ander Leut erquick;
Dan gwißlich iſt vnfreuntlichkeit
Ein ſtuck [4]) der vnglückſeligkeit.
Diß ſei der Freuntſchaft eigenſchaft:
Zur fröud hertzhaft, zur not ſtandhaft.
Sie ſolten mit Wein külen nun
Was heut verprennet het die Sunn,
Vnd ſolten jtzt zu lib dem Rein
Auch truncken Raun [5]) den Reiniſchen Wein;

---

1) Zſamen ſtatt zuſamen, oder zeſamen.
Geländet wären. 3) D. h. auslegen, eine Vorb
deutung daraus ziehn. Der Sinn: wie glückha
ſie zu Schiffe wären, ſo freuntlich (glücklich) möchte
ſie ſich es auslegen. 4) Ein Theil. 5) Der Diphthon
ei oder ey hatte in einigen Wörtern die Ausſprache vo
ai, und daher findet man ai und ei, e verwechſe
z. B. ein, ain. S. [illegible] Gr. Rein hat bi
die Geltung von ungemiſcht, ungetrübt, und ma
könnte es auf Wein beziehn, dann wäre aber, wie m
es ſcheint, der Ausdruck zu unthätig, daher glaube i
eher, daß Fiſchart es für heiter, fröhlich nimm
gleichſam durch das Wortſpiel anzuzeigen, daß der R

Sie ſolten nun die Bächer vben [1]),
Gleich wie ſie heut die Ruder triben,
Vnd werfen auf ein Glückgeſchirr [2]),
Welchs jres Glückſchiffs Namen führ.
Dergleichen mocht man in zuſprechen
Nach der Freund Ehren [3]) Fröud zurechen [4]),
Demnach von Freud gnant ſind die freund;
Gleich wie von Fehde ſind die Feind.
Hierauf die Gſelſchaft ſich erzeigt,
Wie Freund, zu freundtlichkeit geneigt,
Erwis [5]), von wegen jrer Statt [6]),
Das Hertz, ſo ſie zu Straßburg hat,
Vnd wie ſie noch die Alten weren,
Die Nachbarſchaft zuhalten bgeren [7]).
Nach dem das Mal nun war vollend
Lait [8]) ſie in jr bſtellt Loſament
Zum Hirtzen [9]), die Herrſchaft der Statt,

---

me Reinwein es ſchon mit ſich bringe, daß er rein, d. h. fröhlich, heiter getrunken werden müſſe.

1) Ueben 2) Glückgeräth. Es wurde nämlich den Gäſten zu Ehren eine große Lotterie angeſtellt, deren Gewinnſte in allerlei Geräthen von Silber und dergleichen beſtanden. Die Looſe wurden aus dem Glückstopf des Hirſebreies gezogen. Vergl. Maurer S. 36. 3) Ehrenbezeugungen der Straßburger 4) Zurechnen für zu rechnen, d. h. zu ſchätzen, wägen. 5) Ergänze vor erwis die Conjunct. und. 6) D. h. in Anſehung ihrer Stadt Zürich. 7) Die unrichtige Zeitfolge giebt zu erkennen, daß hier der Dichter aus dem Sinne jener ſpricht. 8) Führte die Herrſchaft der Stadt u. ſ. w. 9) Zum Hirſch. Wie auch wir Gaſthäuſer nach dergleichen Thieren benennen.

Da die Gſelſchaft ir Rhu dan hat.
(Donnerſtag, den 21. Junij)
Folgenden tag führt man ſie hnaus
Auff den ſchießplan [1]) ins Neu Schießhaus,
Zeigt jn herum den gantzen Plan,
Beid Zilſtett [2]), vnd was drum vnd dran.
An allem gſul [3]) jn der gros fleiß
Fürnemlich am künſtlichen Ghens [4]),
Welches den Armproſtrain [5]) vmfieng.
Nach diſem man in d.Herberg gieng.
Nach mittag die geordnet [6]) Herren
Zeigten, was ſie [7]) mochten begeren:
Als das berhümt herrlich Zeughaus,
Ein Kleinot diſer Statt voraus [8])
Burgern vnd Freunden zu eim ſchutz,
Vnd den Feinden zu einem trutz.
Dan tröſtlich ſoll man ſein den Freunden,
Vnd ſchrecklich zu der not den Feinden,
Jens, das man meh Freuntſchafft erreg,
Diſes, das man Feindſchafft zerleg [9]).

---

1) Plan, ehemals allgemein für Ebne, Platz, daher Schießplatz. 2) Beide Zielſtetten. 3) Geſtel. 4) Gehäuſe 5) Rain, zuförderſt ein abhängiger Ort, dann Markung, Gränze. Davon Armbruſtrain, ein ſchmaler grüner Ort, von welchem aus nach dem Ziele geſchoſſen wurde. Hier war er mit einem Hauſe, vielleicht nur einem künſtlichen Dache, überbaut 6) Vom Range geſagt, denn Herren des Raths führten die Schiffer herum. S. Maurer S. 8[illegible] 7) Nämlich die Züricher. 8) D. h. vor vielen andern Dingen. 9) Vernichte.

Auch zeigt man jn auß ſondern treuen [1])
Die Speicher vnd die Kellereien,
Vnd als der Tag ward [2]) hingepracht,
Gieng man auff dSchneiderzunft zu nacht,
Dan ſie dahin lud, das man käm,
Von Zürich der Burgermeiſter **Bräm**,
Weil daſelbs wern [3]) loſiret ein
All Eidgnoßiſchützen, die da ſein.

(Freitag, den 22. Junij.)

Am Freitag führt man ſie darnach
Inn das Münſter [4]), da man beſach
Das künſtlich Vrwerk, gantz vollkommen,
Desgleich man nicht vil hat vernommen,
Darab [5]) man ſpürt, wie Künſtlichkeit
Auch werd halt [6]) diſe Oberkeit;
Dan nichts ziert eine Statt ſo ſehr,

---

[1] Aus beſonderer Gewogenheit, denn dies bezog ſich ſchon auf das häusliche Leben der Straßburger, in welches man nur Vertraute einweiht. [2] Das Hingehen nach der Schneiderzunft gehört noch mit zum Hinbringen des Tages, daher das Imperfectum. [3] Aus dem Sinne des Bürgermeiſters geſprochen, daher der Conjunctiv wären. Es waren außer unſeren Glückſchiffern noch andere Eidgenoſſen zu der Feſtlichkeit gekommen, die ſich auch bis an das Ende des Schieſſens aufhielten. [4] Das Meiſterwerk der gothiſchen Kirchenbaukunſt, welches 1277 angefangen ward. Die Uhr lehrte den Lauf der Sterne, künftiger Finſterniſſe, die Zeiten der Monate, Tage, Stunden, Minuten, Länge der Nächte, ſelbſt Jahrhunderte, und noch viele andere Dinge durch ihren Mechanismus, weshalb ſie Fiſchart auch durch ein Gedicht verherrlichte. [5] Daran. [6] Werth halten.

Als ehrlich Künſt vnd gute Lehr,
Diweil ſie weißlich führen, lenden 1),
Die Jugend fein in allen Ständen.
915 Daher jung Leut, wol angewiſen,
Das Lebendig Gmeur 2) der Stat biſen.
Folgends man auf den Thurn hoch ſtig
Das man das ſchön Gebeu erwig 3).
Da ward auf des Thurns höchſten plon 4)
920 Angericht ein Collation,
Vnd demnach inn das Chor gegangen,
Da man beſach mit gros verlangen
Das Einhorn, welchs acht ſchuch 5) lang war,
Ein herliches Kleinot fürwar.
925 Nach Mittag giengen ſie gleich all
Auf die Pfaltz 6), Cantzley vnd Marſtall,

---

1) Lenken, d. h. leiten. S. Haltaus. Das vorige ſie iſt auf Künſte und Lehren zu beziehen, daher der Sinn: weil ſie weißlich die Jugend führen und lenken. 2) Gemäuer. 3) Erwägen, hier: in Betracht nehmen. 4) Wie Plan, ein Platz. Zur großen Ueberraſchung der Gäſte war ihnen hier ein Morgenbrod angerichtet. S. Maurer S. 83 5) Schuh, Fuß. Wie gewöhnlich in Kirchen, ſo fanden ſich auch hier allerlei Merkwürdigkeiten. Die wichtigſte derſelben, ein in Stein gehauenes Bild, auf welchem ein todter Fuchs von einem Schweine, einem Bock, Haſen, Wolf, Bär, zu Grabe getragen wird, und welchem ein Hirſch — mit langen Geweihen — Meſſe lieſt, und ein Eſel das Sterbelied ſingt, hat Fiſchart beſungen: Auslegung der von verſchiedentlichen Thieren gehaltenen Meß u. ſ. w. durch Joh. Fiſchart. (Vergl. Flögel Geſch. der kom. Litterat. III. S. 350. Daſelbſt hat man auch eine Copie jenes Bildes.) 6) Das Straßburger Rathhaus.

Folgends inns Spital man ſie leit,
Da ein Abendtrunck war bereit,
Auch Wein von Hundert viertzig Jar,
Welchem doch grawet noch kein Har.
(Sambſtag den 23. Junij.)
Am Samſtag, da man innen ward,
Das die Gſelſchaft wolt auf die fart [1],
Da dankten jn die Herren ſehr
Der Freudenbeſuchung vnd Ehr,
Vnd das ſie nun erneuert hetten,
Was vorlängſt jr Vorfaren theten
Auß Nachbarlichem willen gfliſſen [2],
Deſſen ſehr groſſen danck jn wiſſen [3],
Ein gantzer Rhat, ſamt der Gemein,
Vnd ſind geneigt, ſolchs nicht allein
Vm ein gantzen Ehrſamen Rhat
Zu Zürich, mit jr möglichſter that,
Sonder beſonder vm ein jden
Zubſchulden [4] mit gonſt, Ehrerbiten,
Auch zu gedächtnus der Schiffart
Den Hafen [5], darauf gwettet ward,
Vnd [6] wog hundert vnd zwentzig pfund,
Aufzuheben, das es werd kund;

---

[1] Abreiſen wollte.
[2] Befliſſen.
[3] Deſſen ein ganzer Rath ſammt der Gemein ihnen Dank wiſſen.
[4] Der Sinn: Nicht allein um den Rath, ſondern um einen jeden mit Gunſt und Ehrerbietung verſchuldet, verpflichtet ſich zu zeigen, ſind ſie geneigt.
[5] Topf. Noch jetzt iſt in Süddeutſchland dieſer Ausdruck allgemein.
[6] Ergänze welcher.

Ferner zu Steiſer [1]) bezeugung
Irer gantz Nachbarlichen neigung
Zu Zürich, vnd alln inſonderheit [2])
Sei jdem ein Fanen bereit,
Mit der Stattwapen ſein gezirt,
Wie der [3]) eim guten Schützen gbürt,
Den werd man einem jden reichen
Zu jrer Reiß glückhafftem zeichen,
Dan weil ſie könten ſo geſchwind
Als ein Pfeil vom Armbroſt verſchwind [4])
Von Zürch gen Straßburg flieſend ſchieſen [5]),
Solten ſie billich des genieſen,
Gleich wie ein andrer ſchütz des gnießt
Wan er zu [6]) dem Zweck [7]) gewiß ſchießt,
Weil ſie den Zweck, jn [8] gſetzet vor,
Nemlich Straßburg, erreicht han zwar [9]),
Dan diß ein gwiſſer [10]) Schütz wol heißt,

---

1) Steif ſo viel als feſt in ſpäterer Zeit. 2) Der Sinn: daß ihre Neigung zu Zürich kund werde, und außerdem allen, ſo ſei u. ſ. w. 3) Ergänze Fanen aus V. 952 Fanen war damals Maſcul. Die Fahnen waren, nach Maurer, ſchwarz und roth und in der Mitte mit dem Straßburgiſchen Wappen geziert. 4) Verſchwindet 5) Fließend ſchieſen bildlich für: auf dem Strom dahin fließend ſchießen. Fiſchart will damit ſagen, ſie hatten auch nach dem Ziele geſchoſſen: ſo wie jene Armbruſtſchützen nach der Scheibe, ſo ſie von Zürich mit dem Schiffe nach Straßburg. 6) Wir ſagen nach. 7) Ziel. 8) In geſetzet vor, ſo viel als: welchen ſie ſich vorgeſetzt. Inen hier Pronom. reflexiv. 9) Zwar, hier uberflüſſig, des Reims wegen. 10) Gwiß, für ſicher.

Der das erreicht, nach dem er reiſt [1],
Vnd kan das vnſtät Glück noch zwingen,
Jne, dahin er ſinnt, zubringen.
Auch wöll man der Statt zugedencken
An jden Fanen dazu hencken
Ein Atlaßſeckel [2], vnd darinnen
Fünf Denckpfenning, ſolchs lang zuſinnen [3].
Nach diſem man die Giſelſchafft nam [4]
Vnd aufs Ammeiſters Stub gleich [5] kam,
Vnd da die Letz [6] mit jnen aß,
Vnd keiner Freuntlichkeit vergaß,
Mit gutem gſpräch, mit tranck vnd Speiß,
Mit Muſic auf vilerley weiß.
Als nun der Imbiß ward geendt,
Vnd der danck nach gebür vollendt,
Da fand die Giſelſchafft ſechs Rollwägen
Vor jrer Herberg gleich zugegen [7],
Darauf ſie furen hin [8] mit fröuden,
Vnd thaten ſie vil Herrn geleiten,
Meh, dann auf dreiſig Pferd hinaus,
Auch Stett= vnd Ammeiſter voraus [9].

---

1) Sobald man reiſt, hat man ein gewiſſes Ziel vor Augen, daher von den Zürichern auf das Allgemeine bezogen. 2) Ein Säckchen, Beutelchen von Atlaß. 3) Zu gedenken. 4) Nehmen iſt hier etwas ungewöhnlich. Der Sinn: man nahm darauf die Geſellſchaft in Beſchlag, und kam mit ihr zum Ammeiſter. 5) So gleich. 6) Abſchiedsſchmaus. 7) Gleich zugegen finden heißt gleich in Bereitſchaft finden. 8) Dahin fahren. 9) Der Stett- und Ammeiſter ritten vor ihnen her.

Vnd als ſie bei die Marckpruck [1]) kamen,
Die Herren da jr Vrlaub namen,
Mit vberreichung [2]) Wein vnd Prot,
990 Welchs man jn in die Wägen bot.
Da gieng die rechte letz [3]) erſt an.
Jder wolt ſein zugdencken lan [4]),
Vnd entdecken ſein hertzlich treu.
Fürnemlich ſagt die Gſelſchaft [5]) frei,
995 Sie wolt, bei Treu der Eidgnoſſen,
Bewiſen Treu [6]) Vnbſchuld nicht loſen [7]),
Vnnd forthin Strasburg Trausburg [8]) haiſen,
Vnd die Trau bei Nachkommnen preiſen.
Auch diſe Fanen, jn gegeben,
1000 Zu gdächtnuß ſolcher Treu, aufheben,
Vnd die Denckpfenning ſtäts anbencken [9]),
Kindskinden, Strasburg zugedencken. —
Secht, was die Treu hat für groſt kraft,
Die ein ſtarck Freuntſchaft ſterker ſchaft,
1005 Deshalb ſich Teutſcher Treu gefliſſen [10])!
Vm die ſtäts warn die Teutſchen gpriſen,

---

1) Gränzbrücke. 2) Ergänze von. 3) Abſchiedſchmaus. 4) Gedenken laſſen. 5) Nämlich: der Züricher. 6) Die ihnen von den Straßburgern bewieſene Treue. 7) Unbeſchuldet nicht laſſen, d. h. nicht unvergolten laſſen. So ſagen wir: ich habe bei jemand viel verſchuldet, d. h. ich bin ihm viel ſchuldig, ich habe ihm viel zu vergelten. 8) Trausburg von Treue oder Trau. 9) Aufbewahren für ihre Kindeskinder, an Straßburg zu gedenken (ut memores essent Argentorati). 10) Dieſer Vers iſt hier ein Ausruf an ſeine Teutſchen.

Vnd welcher auſſ der art will ſchlagen,
Den ſoll kein Teutſchen ſein, man ſagen [1].
Als man ſich nun het gnug geletzt,
Mit gſpräch, wunſch, grus vnd trunk ergezt,
Auch gwünſcht, dz ſie zuland glück heten,
Gleich wie ſie zu Schiff haben theten,
Zuohr die Geſelſchaft auf Benufelden,
Da ſie dieſelbig nacht einſtellten [2].

(Sontag 24. Junij)

Morgens tags, als die Sonn herſchein [3],
Kam die Geſelſchaft vberein,
Mittags zu Schletſtatt auszuſpannen.
Schickten deshalben vor von dannen [4])
Ein Soldner [5], welcher ſolchs beſtellt;
Dan jnen wurden [6]) zugeſtellt
Zwen Soldner von Strasburg, der Stat,

---

1) Wieder die dem Lat. nachgebildete Conſtruction des Accuſ. mit dem Infinit. Aufgelöſt: von dem ſoll man nicht ſagen, daß er ein Teutſcher ſei. — Im Orig. iſt das Pronomen man mit einem doppelten n geſchrieben: mann, doch iſt dies offenbar ein Druckfehler, da die ganze Stelle, wenn man ſtatt des Pron. das Subſtantivum verſteht, keinen Sinn giebt. — **Einſtellen**, hier wegen des Fuhrwerks gebraucht, welches dort abgeſtellt werden mußte: dann liegt zunächſt die Bedeutung einkehren darin. 3) **Herſcheinen**, ſo viel als **hervorſcheinen**, d. h. aufgehen. Es war nöthig, ſich vor der Abfahrt über den nächſten Abſteigeort zu beſprechen, da man einen Boten zur Beſtellung der Wohnung voranſendete. 4) Von **dannen** ſo viel als **von dort aus**. 5) Beſoldeter Bote. 6) Im Orig. **worden**.

Deren [1]) der ein den Befelch [2]) hat,
Das er ſolt der Furirer ſein,
Der ander ſolt biß Zürch hinein
Zalen, beides, für Roß vnd Man,
Welchs da beid Soldner han gethan;
Doch theten von Schletſtatt die Herren
Der Gſelſchafft da den Wein verehren. —
Von dannen ſie auf Kolmar raißten,
Da jn die Herrn [3]) gut Gſelſchaft leiſten.

(Montag, den 25. Junij)

Auf Montag ſie auf Enſißheim [4]) zugen [5]),
Vnd fortan [6]) jr Nachtläger ſchlugen
Bei den Eidgnoſſen zu Müllhauſen,
Die ſie mit freuden da behaußten [7]),
Lößten ſie koſtfrei von dem Wirt,
Vnd hiltens, wie Eidgnoſſen gbürt.
Dan ſie [8]) zu Habſen zu Mittag
Sie [9]) auch frei hielt folgenden tag,
Darum es wol Mülhauſen bis,
Diweil ſie ſich ſehr milt [10]) erwis.

---

1) Was unſer von denen. 2) Befehl. Die Form Befelch iſt jetzt noch in Süddeutſchland im Gebrauch. 3) Nämlich: die Herren aus Colmar. 4) Dem heutigen Enſisheim. 5) Zogen. 6) Darauf. 7) Beherbergen. — Ergänze vor dem folgenden Verſe und. 8) Fiſchart faßt die Bewohner der Stadt hier unter dem Begriff Stadt zuſammen, daher das Pronom ſie, die Stadt. 9) Dieſes Pronom. geht nun auf die Züricher. 10) Mildreich.

(Zinſtag, 26. Junij)

Als ſolgends ſie auf Baſel kamen,
Die Basler ſie ſehr bald vernamen,
Vnd wie ſie jnen vor mit ſchieſſen,
Als ſie vorſchifften, Ehr bewiſen,
Alſo bewiſens 1) ſie nun auch,
Vnd ſchoſen 2), das es gab ein rauch.
Es war von Volck ein groß geträng,
Als ſie einfuren, von der māng 3),
Sah 4) die Fanen mit luſt voraus,
Die ſie ſteckten zun Wägen aus. —
Daſelbs 5) geſchah jn auch vil Ehr
Mit Ehrenwein 6), vnd anders mehr.

(Mitwoch, 27. Junij)

Morgens frü ſchickt man hinder ſich 7)
Die Wägen, die in Nachbarlich
Die von Straßburg gaben bewerlich 8),
Vnd verletzten 9) die Fuhrleut ehrlich;

---

1) Aufzulöſen in bewieſen es. 2) Schoſen ſtatt ſchoſſen. 3) Gehört zu Volk. 4) Sie die Volksmenge. Das folgende ſie geht dann natürlich auf die Helden. 5) Nämlich: in Baſel. 6) Wein, welcher ihnen unentgeltlich verabreicht wurde. 7) Hinter ſich ſchicken gleichbedeutend mit zurückſchicken. 8) Wir würden ſagen bewahrlich. Die Wagen waren ihnen gegeben zu Schutz und Schirm, Bewahrung, vor dem Wetter. Vielleicht um die Züricher weniger der Hitze auszuſetzen. So kommt im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert werlicheit (defensio) vor. 9) Das Compoſit. von letzen. Daher verletzen: ſtattlich jemanden bewirthen, ſpeiſen.

Nachgehends auf die Pferd ſie ſaſen,
Vnd zu Mumpf gleich zu Mittag aſen,
Zu Pruck [1]) den Nachtimbiß ſie namen,
Da man jn ſchenckt den Wein allſamen;
Daſelbs ſie vberein all kamen,
Das ſie auf morn [2]) den Imbis namen
Zu Altſtetten, von Zürch nicht weit,
Vnd folgends [3]) jder ſich bereit [4])
Im Schüzenhaus mit ſeinem Fan,
Vnd in die Statt fortzih als dan.

(Donnerſtag, den 28. Junij)

Inn welchem [5]) ſie auch ſo fortfuren,
Vnd zogen ein faſt [6]) vm zwo vren,
Mit Fänlin fünffzig vier [7]), mit fröuden,
Samt den zwen Soldnern, die ſie leiten [8]),
Die man vir tag hielt auf zur hand [9]),
Biß man ſie wol verlezt heimſant.
Der einzug war luſtig zu ſchauen
Beides, von Mannen vnd von Frauen [10]),
Vnd gleich wie hofnung ſie ergezt
Vor, als das Schiff ſich hat gelezt,

---

1) Jezt *Brugg*. 2) Allgemein für *morgen*. 3) Darauf. 4) Bereit halten, um darauf vereint in die Stadt zu ziehen. 5) Nämlich: dem, was ſie verabredet hatten. 6) Ungefähr. 7) D. h. mit vier und fünfzig Fähnlein. 8) Welche ſie geleitet hatten. — Leiten iſt das Imperfect., entſtanden aus *leit'ten*. 9) *Bei der Hand* ſagen wir, d. h. ſie mußten alle Freuden mit den Helden theilen. 10) Männer und Frauen ſahen den Einzug mit Luſt.

Alſo fröut[illegible]ſie jzunt vil mehr
Die vollbracht Schiffart vnd jr Ehr.
Sie ſprachen: „Nun wirt man am Rein
Der Aidgnoſſen ſtäts eingdenck ſein,
Man würd dennoch von Zürchern ſagen,
Das ſie zu Land vnd Schiff ſich wagen,
Vnd das gwis Zürch müſt ſein glückſelig,
Vnd Strasburg gwis nicht vnglückſelig,
Diweil die Stras auf Strasburg je[1])
Gantz glückhaft ſei, wie man ſpürt hie[2])
Inn dem, das man zum zweitenmol
So glücklich Schiff[3]) zuſamen wol.
Hie ſicht man, warum Gott die Flüß
Geſchaffen hat, nur darum gwis,
Damit man durch jr mittel, weg[4]),
Nachbarſchaft beſuch, halt vnd pfleg;
Wie man dan liſt, das ob[5]) den Pronnen[6])
Vnd den Bächlin ſich hab angſponnen
Der Menſchen erſtlich Nachbarſchaft,
Daraus kam Sipſchaft[7]), Schwagerſchaft,
Vnd folgends Dörfer, Flecken, Stett,
Wie es noch gibt die täglich Red,
Das man ſpricht, wir ſind Nachbarn[8]) nach

---

1) Je ſtatt ja. 2) Hie ſtatt hier. 3) Das Zeitwort ſchiffen. 4) Durch ihre Mittel und Wege (welche ſie bieten). 5) Dieſes ob hat die Geltung von an. 6) Brunnen. 7) Bei uns nur noch in verächtlichem Sinne, damals allgemein im Sinne von Verwandſchaft gebräuchlich. 8) Wiewohl man im ſüddeutſchen Dialect

1100 Wir ſchöpfen Waſſer aus eim Bach.
Drum wir die Aar vnd Limmat preiſen,
Die vns den Rein zum Nachbarn weiſen [1].
Auch preiſen wir euch Zürcherknaben,
Die ſolche Nachbarn gſuchet haben,
1105 Vnd Gott geb, das die Nachbarſchaft
So lang inn Freuntſchafft pleib verhaft [2],
So lang die Ström zuſamen flieſen,
Vnd vnder einander ſich begrieſen [3]!
Gott geb euch liben Eidgenoſſen,
1110 Die irs gewagt habt vnuerdroſſen,
Vnd nun glückhafft trett hie herein,
Vil Hails zu Land, gleich wie zu Rein!
Ir ſeit ja wol der Fanen werd [4],
Weil ir erſigt [5], was ir begert,
1115 Vnd habt ein ehrlichs Lob geſchaft
Dem Vatterland der Eidgnoſſchaft!
Gott wöll auch ewig ſegnen die,
So die in zu lib ghabte müh
Vnd Nachbarliche Freuntlichkeit

---

die Comparation nach, näher, zunächſt findet, ſo bin ich dennoch der Meinung, daß man Nacharn als Volksausdruck faſſen kann, da in der gewöhnlichen ſchnellen Rede häufig Buchſtaben, welche die Ausſprache erſchweren, ausgelaſſen oder vielmehr verſchluckt werden. Daß Fiſchart übrigens den Volksausdruck beachtet, davon giebt oben V. 214. einen Beleg.

[1] Als Nachbarn zeigen. [2] Verhaften. Daſſelbe, was befeſtigen. [3] Begrüßen. [4] Werth. [5] Erſiegen, d. w. erringen.

Haben erkant mit danckbarkeit!
Gott wöll die Statt Straßburg erhalten,
Die vorlengſt ward geehrt von Alten,
Vnd die die jung Welt nun auch ehret,
Das [1]) ir Ehr vnd Lob ewig wäret,
Das ſie, gleich wie jr Namen deit [2]),
Ein Burg ſei Türes Rhats [3]) allzeit,
Vnd Zürich von Rum Thewr vnd rich [4]),
Vnd bald bei Gott Reich ewiglich [5]).“
Solchs vnd dergleichen etlich redten,
Etlich es heimlich wünſchen theten,
Biß das der Abend herein trung [6]),
Das jder frölich heimzu [7]) gung [8]).

---

1) Drückt die Abſicht aus, daher ſo viel als damit. 2) Deutet. 3) Wieder ein Wortſpiel. Fiſchart ſcheint hier beide Namen, Argentoratum und deutſch: Straßburg, im Sinne gehabt zu haben, ſo daß tor, da das o im ſüddeutſchen Dialect ohnehin der Ausſprache des u ſich nähert, in Tür, und rat (das r mußte ſich nun ſchon eine doppelte Benutzung gefallen laſſen) in Rath verwandelt, Burg dagegen von Straßburg genommen wurde. 4 Theur und rich ſpielt auf Zürichs Erbauer Turich an, von welchem oben V. 105. 5) Nämlich, weil ſie ſo edle Bewohner hat. 6) Hereindrang von hereindringen. 7) Heimzu, ein Adverbium im Sinne von der Heimath zu. 8) Gehen. Dieſes Wort war im ſechzehnten Jahrhundert in drei Formen aus den verſchiedenen Dialecten nebeneinander in Gebrauch. Man ſagte gon, gan, gehen. Präſ. ich gae, für beide Formen gan, gon. Von gehen das Präſ. wie bei uns. Das Imperfect. ich gieng, ich gung, für alle Formen wechſelnd. Das Particip. für alle Formen: gangen, gegangen. Der Imperat. von gan und gon hieß gang; von gehen: geh.

NUn es will mir auch Abend werden,
Mein Stern neigt ſich nun auch zur erden,
Apollo der Poeten Freund,
Will auch nit wider kommen heunt 1),
Mercurius, der Redkunſt hold,
Pinzelt 2), als ob er ſchlafen wolt.
Derhalben will ich auch mein ſchreiben
Zu gnaden laſen gahn vnd pleiben,
Vnd nun zulezt dem liben Schiff,
Welchs gſchwinder, dan mein Feder, liff,
Vnd der Geſelſchaft, die vil mehr
Als ich kan ſchreiben, erlangt 3) Ehr,
Wünſchen, das ſie Rhumshalb empfangen,
Was der Held Jaſon thet erlangen
Samt ſeinem Schiff, Argo geheiſen,
Nemlich, das man ſie lang mög preiſen,
Dieweil ſie vnderſtunden 4) mehr,
Als des Jaſons Gſellſchaft zu Mör,
Bedacht 5), das ſie kein bhelf 6) nicht haten

---

1) Heunt auch hinte und heut, alle drei Formen für heute im ſechzehnten Jahrhunderte gebräuchlich. Heut iſt aber das gewöhnliche. 2) Was bei uns plinken in einigen Dialecten, bedeutet, wenn man die Augen bald auf bald zu macht. 3) Ergänze hat. 4) Verſtehe: ſich unterſtunden. 5) Dieſes Particip geht auf das Pron. man V. 1138, und iſt zu verſtehn: nachdem man bedacht. Dieſe Conſtruction entſpricht der Lat., wo ein Particip allein die Stelle des Ablat. abſol. vertritt. z. B. Curtius Ruf. 5, 13. Alexander, audito Darium appropinquare, cet. 6) Hilfe.

Von Winden, die ſie treiben thaten,
Noch Segeln, die ſich treiben lieſen,
Davon, wie ein Delphin, zuſchieſen 1);
Sonder durch kecken Mut allein,
Vnd vbung ſtarker Arm vnd Bein,
Fuhren ſie, als vom Windsgewalt 2)
Vnd als von Segeln fortgeſchalt 3).
Auch ſinds 4) nach keinem Gold gereiſt,
(Wie ſolchs das Gulden Vellus 5) heiſt),
Sonder nach Rum vnd freuntſchafft ehrlich,
Das war jr Gulden Wider herrlich,
Vnd haben ſolchs fridlich erſigt,
Nit wie jene durch gwalt erkrigt 6).
Drum hat meh Rum die Zürchiſch freuntſchaft 7),
Dan die Jaſoniſch Argiſch 8) gmeinſchaft. —

---

1) Davon zu eilen. Es ſoll hier aber eine ſehr große Schnelligkeit ausgedrückt werden, daher ſchießen, davonſchießen. 2) Vom Windsgewalt. Gewalt war im ſechzehnten Jahrhundert ein Maſcul. 3) Schalten, bei Schiffen eigenthümlich im Gebrauch, im Sinne von ſtoßen und lenken. Man ſagte, die Schiffe ſchalten — ſchalten trudere naves, und Schalter gubernator. 4) Iſt aufzulöſen in ſind ſie. 5) Der Widder. 6) Durch Krieg erlangen. 7) Freundſchaft bezeichnete oft einen Kreis von Verwandten. Hier heißt es Freundeskreis. 8) Fiſchart benutzt dieſes Wort, vom Schiffe Argos genommen, um hier gleichſam einen Beleg zu der Ausſage, daß den Zürichern mehr Ruhm gebühre, als den Argonauten, zu geben; denn er ſpielt hier auf das Wort arg an, und glaubt Recht zu thun, da jene Fahrt durch den Zweck, Gold zu gewinnen, und die Mittel zum Zweck, die Entführung der Medea, bei ihm in keinem beſonderen Lichte ſtand.

So las 1) ich andre nun beſchreiben
Die Mörſchiffart 2), die vil aufreiben,
Ich aber hab ein Glückſchiff bſchriben,
1170 Welches das Glück ſelber hat getriben,
Von dem man ſagen würd allweil 3),
Straſsburg von Zürch ligt treiſig Meil 4).
Hiemit ſchütz Gott die Eidgnoſſchaft
Vnd jre libe Nachbarſchaft!

---

1) Laſſen. 2) Meerſchiffahrt kann hier auf die des Jaſon bezogen, oder allgemein genommen werden. In Beziehung auf das Folgende iſt das Leztere beſſer. Mörſchiffart iſt hier der Plural und die Endung nur des Verſes wegen ausgelaſſen. Der Sinn: die Meerſchiffahrt koſte vielen das Leben, er habe es mit dem Glückſchiff zu thun. 3) Immer. 4) Man denke hinzu: und dennoch haben ſie die Fahrt in einem Tage vollbracht.

Die Namen der Herren vnnd Freundt des Glückhafften Schiffs von Zürich.

Herrn des Rhats waren: Caſpar Thoman; Johan Eſcher; Johan Zigler *); Sixt Vogel; Heinrich Wunderlich.

Herrn der zwaihundert: Georg Ott; Felix Schneberger; Caſpar Wüſt; Georg Fietz; Heinrich Widerler; Johan Stampfer.

Burger: Georg Keller, Medicus; Jacob Bindſchädler; Hans Conrad Eſcher; Hans Jacob Schmid; Wolf Dietrich Hartman; Abraham Geßner; Conrad vnd Caſpar Pluntſchli; Chriſtoff von Lär; Johan Schwitzer; Rodolf vnd Felix Schüchtzer; Diethelm Wiß; Caſpar Wüſt der Jünger; Heinrich Aſper; Andreas Kippenhan; Johan Heinrich Zigler; Rodolf Wägman; Jacob Locher; Johan Bartolme Käufeler; Johan Chriſten; Georg Straſer; Heinrich, Jacob, Ludwig vnd Rodolf Waſer; Adrian Zigler; Huldrich Schwiter; Johan Wunderlich;

---

*) Eigentlich Hans im Weerd, ein Urenkel des Mannes, der zuerſt mit Ziegeln von Ton die Häuſer deckte, und daher den Namen Ziegler auf ſeine Nachkommen brachte, war die Urſache der Schiffart und der Rentmeiſter der fröhlichen Bande. So Maurer S. 61.

Hans Peter, vnnd Hans Huldrich Lochman; Jacob Weißling; Fridelin Weiß; Johan Ringli; Thomas zur Linden; Felix Pantli; Johan Sturm; Trei Trommeter; Salomon vnd Hans Selbler; Thomas Eberhart; Zwen Trommenſchlager; Hans Aſper; vnd Hans Erſam; Johan Mülli, ein Pfeiffer.

Der Schmachſpruch.

Schmachſpruch aines Neidigen Schänders, denen von Zürich, vnd andern jren[1] Eidgnoſſen, auch dem Ehrlichen Straßburgiſchen Hauptſchieſſen zu verachtung gedichtet.

GRoß wunder muß ich ſagen fry[2],
Mit gunſt zumelden, von eim Bry[3],
Der droben in dem Schwytzerland
Nochdan[4] gekocht on Wyber hand,
Koſtlich[5] von Milach[6] zugerüſt,
Inns Elſas chom[7] iſt diſer friſt[8],
Als zu Straßburg das Schieſſen war, —
Het ſchier geſagt das Jubeljar —
Darnach geſänt[9] hat mäniglich[10],
Ouch jren vil[11] vermeſſen ſich, —
Wanns[12] nur ſo lang das leben han[13],

---

1) Ihren anderen. 2) Frei. Dieſes Gedicht nähert ſich mehr dem ſüddeutſchen Dialect, wie ſich im Folgenden bewahren wird. 3) Brei. 4) Unlängſt. 5) Köſtlich. Ergänze vorher und. 6) Milch. 7) Im Orig. der Druckfehler chon. Das ch hat in dieſem Dialect die Geltung von k, daher chom: gekommen. Es findet ſich zwar (Schmachſpr. V. 33.) kamen, aber eben ſo findet man die beiden Schreibarten: Knaben daſ. V. 10, und Chnaben V. 35. 8) Zeit. 9) Geſehnt, Verlangen getragen. 10) Jeder. 11) Wie wir ſagen deren viele. Der Sinn: Auch deren viele ſich vermeſſen haben. 12) Aufzulöſen in wann ſie. Dieſer und die beiden folgenden Verſe ſind als Zwiſchenſatz zu faſſen. 13) Haben. Hier der Conjunctiv haben möchten.

Das diß Schieſſen möcht fangen an,
Vnd ſolch 1) kurtzweil beſchähen 2) all,
Alsdann ſo wöllends 3) in dem fall
Gar geren 4) ſterben. — Ach der Narren!
Die nichts geſächen 5) noch erfaren,
Vermeynen ſchlecht 6), die göucheri 7)
Der gröſt Triumpf vf Erden ſy,
Vnd gaffens 8) mit verwundern an,
Hands 9) Maul vnd Naſen offen ſtan;
Doch mein ich, das dus 10) wißteſt, die 11)
Ir lebtag weiter kamen nie,
Dann biß an Ryn vnd Ruprechtsouw 12),
Vnd wann jn nicht alsbald die Frouw 13)
Ein friſch Hembd hat geſchickt hernoch 14),
So hebt ſich an ein groſſe ſchmoch 15):

---

1) Im Sinne von dergleichen auf Schießen zu beziehen. 2) Geſchähen. 3) Wollten ſie. 4) Gern. 5) Geſehen haben. 6) Schlechthin. 7) Göuch und Gauch ehemals ein Narr. Daher göucheri, d. w. Narrheit. — Das ſy (ſei) des folgenden Verſes iſt hier nach göucheri herüberzunehmen. 8) Iſt aufzulöſen in gaffen es. Dieſes es iſt auf die Feierlichkeiten des Hauptſchießens zu beziehen. 9) Iſt aufzulöſen in han das. 10) Iſt an den Leſer gerichtet. 11) Nimm das kamen aus dem Folgenden herüber. 12) Ruprechtsau iſt ſprichwörtlich, wenn man anzeigen will, daß jemand nicht weit gekommen. Es iſt ein Dorf im Elſaß. 13) Frouw (Frau), alte ſüddeutſche Form. Gebräuchlicher war frawe, was unten Schmachſpr. V. 85. 14) Hernoch zu ſchicken, ſteht für nachſchicken. 15) Schmach. Die vier folgenden Verſe ſollen verächtlich bloß anzeigen, daß die Züricher nie weit von Hauſe geweſen; denn zu einer weiten Reiſe muß man

Ich glaub du loſer Balg 1) meynſt fry,
Das ich ein ſchlimmer Schuſter 2) ſy,
Wyl 3) du mir nicht haſt nochgeſend
Ein par ſöcklin 4) vnd wyſes 5) Hemd! —
Hieneben will ich diß wenden lan,
Vnd mynen Hurßbry richten an.
Die Schwytzer kamen hrab den Ryn 6)
Gefaren biß gen Straßburg yn 7)
Zuom ſchieſſen fry; dieſelben Chnaben 8)
Den Bry ſo 9) warm mit ſich bracht haben
Von Zürch herab wol viertzig myl 10)
Vf ſchneller Poſt, Datum in yl,
Der 11) iſt inn einer hitz gebachen 12),
Sind das nicht treflich ſelſam ſachen?
Hör wunder vber wunder zu 13)!
Ein Bry wirt vß dem Land zu Mu 14)

ſich mit Wäſche verſehen. Vornehmlich will der Verfaſſer den Zürichern eine Weichlichkeit andichten, was unten Kehrab V. 730 beweiſt.

1) Ein Schimpfwort. 2 Schlimmer Schuſter, ein Ausdruck, der eine gewiſſe Verächtlichkeit bezeichnet, wie unſer dummer Teufel, jedoch in anderem Sinne 3) Weil. 4) Söcklein, Socken 5) Weiß, ſo viel als rein. 6) Rhein. — Der Diphthong ei wird in dieſem Dialect immer in y verwandelt. 7) Ein, hinein. 8) S. oben Schmachſpr. V. 6. Anm 7. 9) Der Nachſatz folgt V. 39. 10) Meile. — Eben ſo im andern V. Eile. 11) Ergänze zuvor daß. 12) Gebacken. 13) An den Leſer gerichtet. 14) Muen in der Schweiz vom Rindvieh für brüllen, daher mu der Stier, Ochſe. Der Autor will ſagen, aus dem Lande, wo die Ochſen zu Hauſe ſind, denn bekanntlich iſt die Viehzucht in der Schweiz ſehr groß.

So warm biß ghon [1]) Strasburg brocht.
Wer hets ſin lebtag je gedocht [2]),
45 Das ein Ku ſolt mehr ſchiſſen, dan
Ein Nachtigall [3])! — Nun weiter dran [4]):
Ein vberſcherd [5]) ſie machen laſſen
Von holtz, den Hafen drin zufaſſen,
Der war mit Kütreck wol beſchmirt.
50 Alſo nach Strasburg wurd geführt,
Vnd brangen [6]) mit dem Hirsbry ſehr,
Gleichſam [7]) es köſtlich Heiltum wer.
Ward [8]) doch gekocht nicht weit vom See,
Da find des Kütrecks man noch mee [9]),
55 Den man darunder hat gemengt,
Alsdan darzu auch Milch geſprengt [10]).
Alſo von try [11]) gewychten ſachen
Thät man diß Hailtum machen,
Vnd ward von Predigern conſecrirt,
60 Von aller ſententz approbirt.

---

1) **Ghon** ſtatt **gen**, welches V. 34. vorkam. So im folgenden Verſe **brocht** (gebracht), wiewohl oben V. 36. die gewöhnliche Form. 2) Gedacht. 3) Stercus tacere. Der Autor ſcheint hier und unten V. 73. 74. auf Fiſchart anzuſpielen. Vergl. die Einl. 4) An die Sache. 5) Ein hölzernes Gefäß, in welches der Topf geſtellt wurde, und welcher, nach den Nachrichten des Autors, mit **Kütreck** (Kuhmiſt) beſtrichen, um den Brei durch das Abhalten der Luft länger warm zu erhalten. 6) Prangen. 7) **Als ob es** ein köſtliches Heiligthum wäre. 8) Ergänze **er**. 9) Mehr. 10) Gegoſſen. 11) **Drei**. Nämlich: Milch, Hirſe, Kutreck.

Als ſie gehn Straßburg kamen an,
Da war groß fröud bey jederman,
Mit frolockung ein groß geſchrey,
Das jetz ankomen wer der Prey.
Wie nun ein ſchön Oration
Vom Pry gehalten vnd gethon [1]),
So habend ſie jn preſentiert
Dem Ammeiſter, wie ſichs gebürt;
Doch weiß ich von dem Hafen nicht,
Drumb gib [2]) ich deshalb kein bericht,
Glaub aber, das die Knaben
Den Hafen vßgedinget [3]) haben,
Dann er ſoll ſein, wie ich vermerck [4])
Ein ſtuck der ſiben Wunderwerck. —
Meinſt nit, ſie haben kunſt [5]) getriben,
Das der Pry ſo lang warm ſey bliben
Ein ſolchen ferren wäg vnd reyß?
Doch ſchin die Sonn ſehr warm vnd heiß,
Das hat geholffen, das der Bry
So fein Küwarm beliben [6]) ſey.
Wie werdents ſo manch ewig [7]) nacht
On allen ſchlaf han zugebracht,
Eh ſie das wunderwerck erdacht. —

---

1) Gethan war. 2) Ich gebe. 3) Ausdingen, verkaufen. 4) Vernehmen. 5) Schwarze Kunſt. 6) Beliben eine Dehnung des Verſes wegen, aus bliben (geblieben). 7) Für lang.

Alsbald der Bry genomen an [1],
Ein groſſer huf Frawen vnd Man
Den Bry beleitet in proceß
Vfs Herren [2] Stuben zum gefräß,
Daſelbſt mit Reverentz ſo bald [3]
Würd er getheilt vß Jung vnd alt [4]
Vf alle Tiſch gerings herum,
Damit es in gedächtnuß kom,
Vnd daruon äſſen jederman
Propter rei memoriam,
Das beid, Frembd vnd Heimiſch allſamen [5]
Erkennen des Monarchen [6] Namen,
Der diß Schieſſen het angfangen,
Vnd bei weß Regiment [7] ergangen,
Darnach man ghabt ſo groß verlangen.
Was von dem Bry da vberbliben,
Damit hat man groß wunder triben,
Nämlich gar herlich Balſamirt,
Vf das es lang werd reſerviert,
Zur dächtnuß ewig diſer ſachen.
Wer wolt der Narren doch nit lachen!
Han nun die Schweitzer ſollich ſchieſſen

---

[1] Mit Freuden aufgenommen war. Das huf im folgenden Vers heißt Haufen. [2] Des Ammeiſters. [3] Sogleich. [4] Der Dativ, ſtatt an Jung und Alt. [5] Alleſammt. [6] So nennt er ſpöttelnd den Ammeiſter, weswegen ihn Fiſchart im Kehrab V. 553 ſ. bitter ſtraft. [7] Ergänze es.

Nit wol verehrt, ſo laſt michs wiſſen [1]),
Mit einem nagelneuen Bry?
Mir nit [2]), das ichs hieß melckery [3]).
Jetz merck die ſtatlich gſchenck vnd gaben,
110 Damit verehrt ſind diſe Knaben!
Jn ward ein Kůflad [4]) hôflich zwar [5])
Zum Schanden getragen dar
Jnn ire Hütten oder Zelt
Vf dem Schießrein [6]) inn freyem Feld.
115 Jſt das nicht groſe leckery,
Ein Kůdreck tuſchen vm ein Bry?
Man ſolts in zwar nicht haben thon [7]),
Dann es was [8]) verbotten jederman
Vf allen Zünfften vnd Mandieren [9]),
120 Man ſolt die Schweizer nicht vexieren.
Dabei will ichs nun bleiben lan,
Das [10]) Schieſſen vngefatzet [11]) han.

---

1) Der Sinn: das wollt ich wiſſen. 2) Mir fehlt nicht viel. 3) Melkerey, ein Viehhof, wahrſcheinlich, weil man nach des Autors Erzählung in dieſem Brei alles antrifft, was in einem ſolchen Hofe: die Hirſe gewiſſermaßen das Futter, die Milch und den Miſt. 4) [illegible] die Bedeutung nämlich. 6) S. oder Gl. Sch. [illegible] Anm. 5. 7) Gethan. 8) [illegible] Von Mandare. Es ſoll ſo viel heißen als Mandate [illegible] Verbote und. 11) Fatzen, ein jetzt ungebräuchliches Wort, hatte damals die Bedeutung von verſpotten; daher ungefatzet, d. w. unverſpottet.

Vnd in die Saw 1) ein ſtichſchutz 2) thun;
Wer nur will ſtechen, ſchick ſich nun!

---

1) Sprüchwörtlich. Bezeichnet bloß allgemein den Gegenſtand des Verſpottens. 2) Stichſchuß.

Der Kehrab.

Notwendiger Kehrab 1) Auf aines Vngehöbelten 2) Neidigen Schandtichters mutwilliges vnd Ehrrüriges Spottgedicht, von der neulich inn verſchinenem 3) Sommer zu Straßburg bey irem Hauptſchieſſen gepflägter 4) Nachbarlicher beſuchung vnd kurtzweil, Ehrvergeſſener vnnd ſchmählicher weiß außgeſtraiet 5).

Sol man dann einem Wäſcher ſchweigen
Vnd im nicht ſeinen Pläuel 6) zeigen?
Soll man eim Narren dann zuhören
Vnd in nicht wie ein Narren hören 7)?
5 Ja ſoll man einem Schänder ſchweigen
Vnd in der ſchand 8) nicht vberzeugen?
Nein, ſondern man ſol ſolchen Plaudrern
Den Pläuel 9) vm den Kopf wol ſchlaudern,

---

1) Von abkehren. Ein Säuberungsmittel. 2) Ungehobelt. 3) Verfloſſen. 4) Wir gebrauchen das Particip von pflegen unregelmäßig, gepflogen, in demſelben Sinne. 5) Ausgeſtreuet. 6) Ein Knüttel, womit man jemanden durchbläut, d. h. ſchlägt, bis er blaue Flecke davonträgt. Hier nennt Fiſchart nun im edlen Zorne ſein Gedicht Pläuel! 7) Bohren. Dieſer Ausdruck hat die Bedeutung ſchelten, ſchmähen, oder wie wir ſagen einem etwas ſtechen. So kommt es bei Schlegel, Shakeſpeare I. in Romeo und Julie vor. 8) Nämlich: die er ſich ſelbſt dadurch zugezogen hat. 9) Durch das Wortſpiel Plauderer und Pläuel will Fiſchart zeigen, wie nahe der Pläuel dem Plauderer verwandt ſei.

Vnd jnen mit dem Kolben 1) lauſen,
Damit 2) ſie ſich ſo häfftig ſtrauſen 3).
Ja den Schändern ſol man jr ſchänden
Selbs in jr eignen Buſen wenden,
Vnd wie vns lehret Salomon,
Dem Narren antworten zu hon
Nach 4) ſeiner Narrheit, damit nitt
Er ſich für klug halt, nach ſeim ſitt 5).
Derhalben kan ichs nicht erlaſſen 6),
Das ich nicht auch meß ſolcher maſſen 7)
Einem Närriſchen Lumpenſchwetzer,
Des Lands vnd der Stett Ehrnerletzer,
Der neulich mit eim Schandgedicht
Sich wider fromm Leut hat gericht,
Ja ſelbs wider ſein Nachbarſchafft,
Die Stat Straßburg vnd Eidgnoſſchaft,
Vnd wider vil fromm Redlich Schützen,
Durch ſein vnflat ſie zubeſchmitzen 8),
Vnd hat alſo ſein Erbar leben
Durch ein ſchandſchrift an tag gegeben,
Vnd ſein witz außgſchütt mit dem Brey,
Das man jn jetzund kent 9) darbey.

---

1) Knüttel. Sprichwörtlich. S. Agricol. 37. 2) Womit. 3) Strauſen, jetzt noch im Wort Strauß, Zwiſt, gebräuchlich, hieß damals eigentlich widerſtreben, daher hier ſträuben. 4) Gemäß. 5) Wie ſie zu thun pflegen. 6) Unterlaſſen. 7) Solcher maßen meßen, d. h. ſolchergeſtalt ihm ſein verdientes Maß geben. 8) Beſchmutzen. 9) Erkennt. Fiſchart hatte nämlich, wie ſich unten zeigen wird, erkannt, wer der Dichter obigen Schmähgedichtes war.

So trett du Preimaul nun herfür,
Hör wie man dir den Prei nun rür 1)!
Du biſt fürwar ein ſauber Kund 2),
Dein Prei hängt dir noch an dem Mund,
Die händ ſind dir damit noch bſudelt,
Vnd dein Schreiben gar mit verhudelt;
Derhalb geh hin, vnd wäſch dich vor,
Vnd komm darnach vnd ſpitz das Ohr,
Dann man wol weiß, das du dich haſt
Mit deim Prei drum vermummet faſt 3),
Auf das man dich nicht kennen ſoll,
Vnd dich laß lauffen durch die Roll 4).
Drum wäſch dich, eh du iman ſchändſt,
Vnd wiſch das gſicht, eh einen plendſt 5). —
Nun da er dannoch 6) gwäſchen iſt,
So ſicht er etwas Schreiberiſch 7),
Man muß in dannocht nicht vexieren, —
Er kan Notieren vnd Koppieren,
Wir möchten ſonſt vns grob vergeſſen,
Dann er kein heiſſen Prei mag eſſen.
Nun weicht, das man in ſitzen laß! —
Mein Jackel 8), was hängt an der Naß? 9)

---

1) Wie er ihm in den folgenden Verſen den Brei rühren werde. 2) Sauberer Kunde. 3) Ganz. 4) Vermöge deiner Maſke. 5) Der Sinn: er ſähe ſo aus, daß man blind werden könne, wenn man ihn anſieht. 6) Dann jezt, jezo. 7) Wie ſich aus dem Folgenden ergiebt, hatte Fiſchart einen Schreiber zu Straßburg im Verdacht. 8) Das Deminutiv von Jack, in Norddeutſchland damals Jäck, ein Narr, Poſſenreißer, Geck. 9)

Wie ſollen wir nun Ehren dich,
Das [1]) den Prei rürſt ſo ſäuberlich?
55 Gwiß muſt deins Preiß ein mul [2]) vol haben,
Vnd dann zur Schelmenzunfft [3]) vortraben [4]),
Da krönt dein Nachbaur Murrnarr [5]) dich
Zum Oberſten Treckrüttler gleich.
Willkomm du ſchöner Katverrürer! [6])
60 Du Oberſter Mundpreiprobirer!
Man kent dich Reimendichter wol.
Verzeih mir gleichwol jetzumol,
Das ich dich dautz [7]), Ich muß die ſachen
Auff gut Schweitzriſch mit dir außmachen;

Naſe. Der Sinn dieſer Redensart muß ſein, da er ſeine Naſe von Koth geſäubert hat (ſ. V. [illegible]): wonach ſpitzeſt du deine Naſe, was iſt dir nun gefällig? Dafür ſpricht auch der folgende Vers.

1) Weil. S. Kehrab V. 10. Anm. 2. — Ergänze du. 2) Muſt ihr mul, [illegible] mußt du. — Ein Maul voll deines Breies. 3) Thomas Murner, der berühmte Gegner Luthers, beſonders im Handel mit dem Könige von England, und einer der größten Satiriker des ſechzehnten Jahrhunderts, hatte eine Satyre, Schelmenzunft, geſchrieben. Da er aber ſelbſt ein Menſch von ſchlechtem Character war, ſo gilt er gewöhnlich als Meiſter in jener Zunft. 4) In der Schelmenzunft voranſchreiten. 5) Da ſein Name veranlaßte, ihn mit einer Katze zu vergleichen, ſo wurde er denn im ſechzehnten Jahrhundert auch gewöhnlich mit einem Katzenkopfe und mit Krallen abgebildet, und des Namens erſte Silbe, dem Bilde gemäß, von murren Murr geſchrieben; die zweite dagegen in narr verwandelt. 6) Kat iſt unſer Koth, daher Kothverrührer. 7) Dauzen, was bei uns duzen, jemanden durch du begrüßen.

Jedoch kanſt mirs nicht vbel meſſen,
Dieweil ein Schulſack [1]) haſt gefreſſen [2]),
Darauf Lateiniſch ſtund geſchriben:
Tu Asine, der [3]) noch biſt bliben.
So dank ich dich auff dein Latein,
Welchs in deim [4]) ſchandſpruch oft mengſt ein,
Doch auf gut Schreiberiſch verrüret,
Als approbiret, Reſeruiret,
Vnd da du als ein Treckordnirer
Rürſt die Zürchiſche Conſecrirer.
Dein Latein kompt dich wolfeil an,
Weil es auch an deim Prei muß ſtahn.
Aber du haſts villeicht ſeciret,
Das kein grob Schweitzer es ſentiret [5]),
Oder du haſt villeicht timiret,
Das man nicht den Katrütler ſpüret [6]).
Dieweil dich dan gibſt ſelbs zukennen [7]),

---

1) Man ſagt noch jetzt: ſeinen ganzen Schulſack (was man alles in der Schule gelernt) auskramen. 2) So ſagt man jetzt: die Weisheit mit Löffeln freſſen. 3) Ergänze du. Regel: Wenn ſchon ein Perſonalpronom. vorhergegangen, aus welchem die Perſon beim Verbum ergänzt werden kann, ſo fehlt das Verbalpronom. ſehr oft. Beiſpiele ſind ſehr häufig. 4) Verkürzte Form für deinem. 5) Grob heißt hier ſchlicht, nicht ſo fein gebildet, und ſentiret verſtehn; denn ohne Zweifel würden ſie ihn, falls ſie den Verfaſſer erfahren, für dieſen Uebermuth belohnt haben. 6) Merken. Der Sinn: Oder du haſt vielleicht gefürchtet, daß man den Kotbrüttler nicht einmal beachten möchte, weshalb du dich als einen gelehrten Mann haſt kund thun wollen. 7) Nämlich: durch ſeine Schreiberfloskeln.

Wöllen wir dir dein lob nicht nemmen [1],
Sonder dich lan den Rütller pleiben,
Vnd von deim gdicht nu etwas ſchreiben,
Doch auf gut Teutſch, vnd kein Latein:
Dan wz Teutſch anfängt, ſoll Teutſch ſein.
Wie wöllen wirs aber anfangen,
Das wir nicht vngonſt [2] hie erlangen.
Von vnſerem ſauberen Scribenten.
Ich wolt ich könnt nach Murrnarr ſenden,
Dem würd er nicht für vbel haben [3],
Wann er im ſagt vom Naſſen [4] knaben,
Vnd rüfet [5] im den Wein wol auß,
Oder ſchickt im die Säu zu Haus [6],
Dieweil er ſein Landsmannus iſt
Vnd Zunftbruder zum faulen Miſt.
Aber weil wir in nicht außgraben [7],
Muß er mit vns für gut wol haben [8].
So will ich nun gleich anfangs prangen,
Gleich wie er ſelbs hat angefangen. —
Groß wunder muß ich ſagen frei,

---

[1] Des Reims wegen für nehmen. [2] Ungunſt. [3] Für übel halten, übel nehmen. [4] Sprichwertlich für betrunken. [5] Ausrufen ſteht für herausbeſchworen, denn Murner hatte ſich durch ſeine beiden Schriften: die Narrenbeſchwörung, und vom großen Lutheriſchen Narren, wie ihn Thomas Murner beſchworen hat, als einen guten Beſchwörer kund gethan. [6] Die nämlich, welche er ſtechen wollte. Vergl. Schmachſp. V. 123. [7] Aus der Erde nämlich. Murner war ſchon vor 1537 geſtorben. [8] Vorlieb nehmen, zufrieden ſein.

Mit gonſt [1], vom Narren vnd ſeim Prei,
Den er jm hat im Elſaß kocht,
Das er damit die Schweitzer pocht [2];
Dan da er ſie ſah Hirßprei Eſſen,
Wolt er jn zu leid Kükat [3] freſſen,
Wolt eh zu einer Küpräm [4] werden,
Dan das er zeigt Schweitzer geberden [5],
Vnd zog darzu kein Händſchuch an,
Wie ſonſt gezimt eim Schreiber, dan
Der zart Händ hat [6], auf daß er nicht
Beſudelt ſein ſchön Narren gſicht [7].
Aber er hat geeilt ſo ſehr,
Damit er zeitlich fertig wer,
Wan die Schweitzer von Straßburg kämen,
Dz ſie ſein thorheit bald vernämen,
Das einen an der Thur vnd Jll
Alſo der giftig Neid verfüll [8],
Das jm die Menſchlich ſpeiß erleid [9],
Vnd [10] ſich wie ein Gauchkäfer [11] weid [12],
Oder das jn der Neid ſo plend,

---

[1] Gunſt, Erlaubniß. [2] Pochen, was unſer trotzen. [3] Kuhkoth. [4] Präm für Bräm, Brumme, Bremſe (tabanus), eine Art Fliegen, welche im Sommer die Kühe ſehr plagen. [5] Damals häufig für Sitten, Gebräuche. [6] Ironiſch. Zarte Hände, die nicht zum Rudern ſich eignen [7] Narrengeſicht. [8] Verfüllen zeigt das Uebermaß an. [9] Verleidet. [10] Nach und iſt er aus dem vorhergegangenen im zu ergänzen [11] Miſtkäfer. Gauche iſt eigentlich die Feuchtigkeit, welche der Miſt abſondert. [12] Letzen, an dem Kothe nämlich.

Das er nicht Kat für 1) Prei erkent.
Seh, des iſt ſich zu wundern mehr,
Als dis, des du dich wunderſt ſehr,
Nemlich, das ein Menſch darf auß Neid,
Dem andern Menſchen nur zu leid,
Auß Menſchen 2) zum Katkäfer werden:
Wie man dan ſicht an deinen gberden,
Das dir das, ſo die Menſchen ſpeiſen,
Mus (pfu der ſchand!) ein Thierkat heiſen 3),
Wie du es dann 4) ſehr oft vergleichſt,
Vnd an dem Kochen doch oft leugſt 5).
Aber nach Kat ſtinckt dir dein Maul,
Drum meinſtu aller Prei ſei faul.
Wa 6) haſtu dein verſtand da ſtecken,
Der all ding wilt ſo gnau außhecken 7)?
Soll dis eins Erbarn Mans witz ſein,
Wie du wilt gſehen ſein zum ſchein?
Vnd machſt die Leut zum Vieh vnd ſtir 8)?
Warlich, vor witz wirſtu zum Thir!
Vnd iſt 9) eins Katrüttlers vernunft,
Welche gehört in dSchelmenzunft.
Ja einer Roßpräm ſie 10) zuſieht,
Die inn Roßfeigen 11) nur vmgeht!

---

1) Statt. 2) Aus einem Menſchen. 3) Heiſſen. 4) Denn 5) Zum Lügner wirſt 6) Allgemein für wo. 7) Im Original außecken. 8) Stier 9) Gehört. Nämlich: der Witz gehört der Vernunft eines Katrüttlers zu. 10) Die Vernunft. 11) Pferdeäpfel d. i. Pferdemiſt.

Ein ſchand iſts von eim ſolchen Man,
Der ſich nimt [1] für ein Glehrten an.
Glehrte han deiner ſehr gros Rum:
Gleich wie des Knoblochs eine Plum.
Im Roßſtall magſtu han gſtudirt,
Daſelbs man alſo kälberirt [2],
Vnd nicht bei vernünftigen Leuten,
Die dis nicht für vernünftig deuten.
Biſtu ſo mächtig groß erfaren,
Das ganz Länder ſchiltſt vnerfaren,
Vnd weiſt noch nit was kurtzweil iſt,
Wie man dieſelb zur fröud zurüſt [3]?
Vnd das man alsdann vil fürnimt,
Welchs ſich zur ander zeit nicht zimt?
Vnd das, wan man ein [4]) lad [5] zur fröud,
Sich [6] anders erzeigt, als zu leid?
Oder biſtu derſelb Fantaſt,
Dem d'Witz thut ſo groß vberlaſt,
Das ſie [7] dich vor ängſtigen anſchlägen [8]
Nicht lachen laſt, noch fröudig regen?
Man ſicht wol ein [9] an deim gedicht,

---

[1] Sich annehmen, ſo viel als ſich halten für etwas. [2] Kälberiren, was kälbern. Letzteres gebraucht man, wenn ein erwachſener Menſch kindiſch-albern ſich benimmt. [3] Machen, bereiten. [4] Der Accuſ. einen. [5] Ladet. [6] Das Pronom man iſt aus dem vorigen Verſe vor ſich zu ergänzen. [7] Die Phantaſie. [8] Die Ueberlaſt des Witzes möchte ihm die Hirnſchale ſprengen. [9] Im Orig. ſteht nein, und nach nein ein Komma, was keinen guten Sinn giebt.

Das du nicht haſt 1) ſo ernſthaft gſicht,
Weil eh 2) zu Kükat machſt den Prei,
Nur, das du habſt zu Kälbern frei;
Sonder 3) auß angenommenem Neid
Haſſeſt die kurtzweil frommer Leut,
Vnd thuſt, wie alle giftig ſpinnen,
Die das gut in gift kehren können,
Vnd nimmer inen 4) gfallen laſſen,
Was diſe machen, die ſie haſſen.
Aber der Gnidet 5) pleibt 6) zu leid
Dem Nider, das er drob abweid 7).
Ja, biſt du alſo hoch erfaren,
Das du vil Völcker hältſt für Narren,
Vnd weiſt nicht, oder wilt nicht wiſſen,
Warum angſehen ſind die Schieſſen?
Vnd wie man gmeinlich druf erſcheint,
Nämlich, als Nachbarn vnd gut Freund,
Mit allerhand erfundner freud,
Zu bringen all Gutwilligkeit 8)?
Ja, biſtu alſo glidert 9) wol,

---

1) Ergänze nach haſt das unbeſtimmte Geſchlechtswort ein. 2) Steht hier überflüſſig. Am beſten läßt es ſich noch in dem Sinne von lieber nehmen. 3) Dieſes ſonder nimmt die Negation des 166. V. wieder auf. 4) Sieh. S. oben Gl. [illegible] V. 5[illegible]. Anm. 5) Geneidete, Beneidete. 6) So viel als ſteht, trotzt. 7) Weiden heißt freſſen, zehren. Hier vom Verdruß geſagt, ſo viel als ſich abärgern, da der Aerger im Innern des Menſchen zehrt. 8) Wohl wollen. 9) Alſo iſt hier verſtärkend. — Gliedert verſtehe geglidert, d. h. geſchaffen. Am beſten ent-

Das du hältſt jederman für Toll?
Und weiſt [1]) nicht, das es nicht iſt Neu,
Zu wetten auf ein heiſſen Brei,
Jnen [2]) an weit ort Warm zuliſern?
Dan ſolchs noch gmein [3]) iſt vilen Schiffern
Unten am Rein, und Möranſtöſen [4]),
Wie ich wüßt vil Exempel deſſen.
Aber was darf mans vil bewären.
Wie mancher Bot kan dirs erklären,
Das er auf wettung hat in Eil
Warm ſpeiß [5]) gebracht uber vil meil!
Ja hetſt nur ein alt Weib gefragt,
Es het dir vileicht auch geſagt,
Das gleicher gſtalt vor hundert Jaren
Die von Zürch ſint gen Straßburg gfaren,
Und wie wol auch weiß [6]) Leut da waren,
Und mehr, als du Naſweiß, erfaren [7]):
Waren ſie doch nicht Tadelſüchtig,
Das ſie gleich helten für gantz nichtig,
Was zur ubung, ſtärck, gſchwindigkeit

ſpräche unſer **beſchaffen** in ſeiner urſprünglichen Bedeutung. Daher der Sinn: Biſt du ſo wohl (an Verſtand) ausgeſtattet, daß u. ſ. w.

1) Weißt. 2) Den Brei. 3) Gemein, gebräuchlich. 4) Meeranſtößern, die an das Meer ſtoßen, an dem Meere wohnen 5) Speiſe. 6) Weiſe. Im Jahre 1456 wurde der erſte Verſuch gemacht, dieſe Rheinfahrt mit einem warmen Hirſebrei in einem Tage zu vollbringen, und es gelang. S. Maurer a. a. O. S. 26. 7) Erfahren hatten.

Vnd Nachbarlichem willen leit[1].
Auch, wie ſehr es dich nun verdrieß,
Vnd ob der Preiß dirs hertz abſtieß,
So iſt es dannoch[2] wunderlich,
Inn kürtz[3] zuthun ein ſolchen ſtrich[4],
Nämlich, auf[5] dreißig Teutſcher Meilen
In neuntzehen ſtunden ereilen[6],
Fürnämlich durch ſolch gfärlich Flüß,
Wie Limmat vnd der Rein iſt gwiß[7].
Dann was ſelten pflegt zugeſchehen,
Das iſt auch wunderlich zuſehen,
So wol als diß, welchs vor nie gſchah,
Oder welchs mancher vberſah[8].
Trotz aber[9]! biſt ſo hoch erfaren?

---

1) Leitet, führt. 2) Dennoch. 3) Die Kürze, d. h. kurze Zeit. 4) Häufig ſo viel als Weg, Reiſe. 5) An. 6) Durcheilen. 7) Gewißlich iſt. 8) Dieſer Vers iſt aus der Meinung des Gegners geſprochen, denn Fiſchart widerlegt gleich darauf dieſe Worte durch die Aufforderung an jenen, er ſolle ihm ein ſolches Beiſpiel zeigen, wenn er dies für ſo gewöhnlich halte. 9) Der Satz hat Schwierigkeit, da im Originale nach erfahren ein Fragezeichen und nach aber ein Komma ſteht. Meiner Meinung nach muß nach Trotz aber ein Ausrufungszeichen ſtehn, und dann widerlegt Fiſchart mit dieſem Ausrufe den vorigen Vers im Sinne von trotz aber dem, d. h. dem aber widerſpreche ich. In dem Folgenden tritt nun ein hypothetiſcher Satz ein, deſſen Bedingungsglied mit erfahren, und deſſen Folgerungsglied mit V. 224. ſchließt, und der einen verneinenden Sinn hat. Die Ungenauigkeit der Interpunction der Alten erſtreckte ſich der Natur der Sache nach aber nicht auf das Fragezeichen, daher muß daſſelbe ſtehn bleiben, und der Satz als fragendes Ver-

220 So wett ich mit dir auf den Narren [1]),
Wa [2]) nun ernennſt an Jll vnd Thur,
Der [3]) deßgleichen Schiffart [4]) erfuhr,
Vnd ſolchs zuthun hab vnderſtanden,
Als hie die Zürchiſch Bundtsverwandten.
225 Wann es dir dann vngwonlich war; [5]),
Was ſchiltſt dus dann ſo höniſch gar [6])?
Oder ſchmackt [7]) dir nichts als dein Feigen [8])?
So wolt ich, das dus müſt bezeugen [9]).
Doch, weil die Schiffart verachtſt,
230 Denck ich, das du es [10]) drumb verlachſt,
Diweil [11]) du mit geſchwinderm griff [12])
Zubreſt vmms [13]) Branden Narrenſchiff [14])
Jnn Narragoni vnd Schlauraffen,

---

dingungsweiſe angeſehn werden; dann hat aber das folgende ſo die Geltung von gut, ſo u. ſ. w. — Der Sinn von erfahren iſt demnach: biſt du nun ſo ſehr erfahren, ſo kundig ſolcher Thaten, gut ſo u. ſ. w.

1) D. h. ſo will ich der Narr ſein. 2) Wo. 3) Bezieht ſich auf ein im Vorigen zu ergänzendes Demonſtrativum. 4) d. h. eine Schiffart der Art. — Pronomina, die der Sinn ergänzen läßt, werden häufig ausgelaſſen. 5) Der vorige Satz war, wie bemerkt, negirend, und hatte gleichſam den Sinn: du haſt dergleichen Schiffarten noch nicht geſehn. — Das es geht auf die ganze Begebenheit der Schiffart. 6) So überaus höhniſch. 7) Schmeckt. 8) S. Kehrab V. 144. 9) Nämlich: durch ein Beiſpiel. 10) Faßt den ganzen Satz auf, nicht das eine Wort Schiffart. 11) Bei Fiſchart gewöhnlich diweil. 12) Das Greifen. Hier: mit rüſtigeren Händen, nämlich: als die Schweizer. 13) Jn des. 14) Sebaſtian Brant, geb. 1458, geſt. 1520, war Rechtsgelehrter zu Baſel, und ſchrieb

Da 1) du dan allzeit haſt zuſchaffen,
235 Vnd im Hafen rürſt den Compaß 2),
Davon dir voll iſt Mund vnd Naß.
Vor ſolcher deiner Narrenfart
Verſtehſt nicht, wa der Weiß 3) hinfahrt.
Vnd nicht deſtminder 4), ob dir auch
240 Der Neid zerreiſſen ſolt den Bauch,
So muſt dein hertzenleid doch ſehen,
Das ſolche ſchiffart iſt geſchehen,
Vnd zur not, wa es Gott thät ſchicken,
Noch möcht einmal zum beſten glücken.
245 Vnd ie gſchwinder die Schiffart iſt,
Je leider 5) gſchicht du auf dem Miſt 6),
Vnd ie ſtärcker die Schweitzer rudern,
Je meh muß dich der Neid erſchudern 7).
Würd doch dein armer Neid nit hindern,
250 Das Nachbarn iren willen mindern 8),

---

verſchiedene Satyren, unter welchen das hier benannte Narrenſchiff die berühmteſte. Brant, alle Verirrungen ſeiner Zeit ſtrafend, ladet die Verirrten (Narren) in ein Schiff und ſchickt ſie nach Narragonien (Narrenland).

1) Wo. 2) Fiſchart, auf die Schiffart nach Narragonien deutend, verwandelt Compoſt in Compaß. Compoſt (vom Lat. compositum) bezeichnet Eingemachtes; in einigen Gegenden aber vorzugsweiſe einen Milchbrei, der durch die Art der Zubereitung ſehr lange ſchmackhaft bleibt. Hier geht es auf ſeinen Brei. 3) Der Weiſe. 4) Für nichtsdeſtoweniger. 5) Je übler. 6) Nämlich: den du eingerührt und gegeſſen haſt. 7) Erſchaudern, ſo viel als erſchüttern, und daher tranſitiv. 8) Ihre Unternehmungen mindern, d. h. Entſchlüſſe unausgeführt laſſen.

Vnd freuntlich reiſen nicht [1]) zuſamen,
Welches kein friedſam Leut verdammen,
Dann [2]) ſolch Miſtbummeln, wie du biſt,
Die ſtäts vnrühig ſind im Miſt,
255 Vnd gern haben, das der Kat ſtinck,
Vnd alles in ein hauffen ſinck [3]). —
Ey lieber ſchöner Guckinn Haſen [4]),
Was meinſtu dann mit deinem ſtrafen [5])?
Meinſt, das vm dein Preimulitet [6])
260 Gehalten werd darinn [7]) für ſchnöd
Die Geſellenſchiffart zu den zeiten [8])
Bey vernünftig erfahrnen Leuten?
Nein, ſonder man wurd [9]) ſein [10]) mehr achten,
Je meh ſolch Neidhund ſie verachten,
265 Dieweil weiß Leut der Neid nicht plend [11]),
Sonder ſehen auf das gut End [12]).

---

1) Dieſes **nicht** gehört zu **das**, nach **hindern**, dem Lat. cohibere, quominus, und prohibere, ne gemäß. 2) Häufig für **als**. 3) In einen Haufen ſinke, d. h. zu einem Miſthaufen werde. 4) **Guck-in-Hafen** nach **Guck-in-die-Welt** gebildet. Ueber dieſe eigene Imperativzuſammenſetzung vergl. Grimms Gram. B. II. S. 961. 1022. und „zur Recenſ. von Grimms Gram." S. 40—[illegible]. 59. 59—62., wo dieſes Beiſpiel nachzutragen. Das doppelte n der Präpoſ. deutet hier auf den Artikel, der in ſolchen Zuſammenſetzungen gewöhnlich das d abwarf, und ſich mit der Präpoſition vereinigte. Z. B. **Guck in den Hafen**, daraus **Guckin'nhafen**. Vergl. Gl. Sch. 258. 5) Schmähen. 6) Preimaulität. 7) In deinem Strafen. 8) Zu dieſen Zeiten, d. h. jetzt. 9) Wird. S. V. 269. 10) Der Geſellenſchiffart. 11) Weil weiſe Leute der Neid nicht blendet. 12) Endzweck.

Welchshalb die Schiffart an war gſehen [1],
Als: vm Freuntſchafft, ſo nit zuſchmehen.
Zu dem allweil der Rein wurd reiſſen [2],
Vnd die Limmat ir Tück beweiſen.
Allweil wurd man die Schweitzer loben,
Das ſie, vngeacht beider toben [3],
Beid flüß hand [4] inen gfölgig gmacht
In eil durch ſtreng arbeitſam macht,
Durch Handveſt vnuerdroſſenheit [5],
Wie dann gezimt Eydgnoſſen Leut.
Sintemal man nicht hat erfaren,
Das ob [6] der Jll vor diſen Jaren
Solch Wagſtück Leut begangen haben,
On [7] die, wie dus nennſt, Schweitzerknaben.
Du magſt ſie ſpotsweiß Knaben heiſſen [8],
Sih, ob ſie nicht den Mann beweiſen.
Doch haben ſie des Worts [9] kein ſchand,
Dann jr Vorfahrn warn alſo gnant
Von wegen jrer jungen Mannſchafft,
Die ſie brauchten zu ſchutz der Landſchafft.
Auch haben deines gleichen Gſellen [10]
Wol in verloffenen Kriegsfällen
Mit Blutig [11] Köpfen oft erfahren,

---

[1] Wir ſagen: ich habe mir einen Tag angeſehen (feſtgeſetzt), u. ſ. w. [2] Wird reißend ſein. [3] Toben iſt hier ein Subſtantivum. [4] Sie haben. [5] Handfeſte Unverdroſſenheit. [6] Ober. [7] Außer. [8] Heißen, nennen. [9] Des Wortes halber. [10] Geſellen deines gleichen. [11] Blutig.

Was die Schweitzer für Knaben waren.
Vnd ſolch Mannheit ſie noch erhalten,
Dieweil ſie volgen jren Alten,
Vnd was dieſelben thaten Redlich,
Demſelbigen nachſetzen weidlich [1],
Wie ſie dann auch die Schiffart han
Den lieben Alten nachgethan,
Welche darum kein Narren waren,
Wie du Narr ſie ſchilſt [2] all für Narren,
Dieweil keiner, der vnerfaren,
Durch ſolche gfar wird ſicher faren.
Oder ſchiltſt Närriſch du all Alten,
So ſich, wie ſolches magſt erhalten [3]
Daheim bey deiner Prieſterſchafft,
Die nur am alten won [4] ſtäts haft [5].
Aber was darf ich erſt vil wort [6]
Mit dir zerprechen [7] an dem ort?
Dan wan ich auf dein Lumpengſtück,
Welchs tauſent in das hundert ſtück [8],
Solt antworten von ſtück zu ſtück,
Wann wurd ich fertig mit dem ſtrick [9]?
Man würd meinen, ich tobt [10] mit dir.

---

[1] Brav, tapfer. Daher tapfer nacheifern. [2] Schiltſt. [3] Entnehmen, erfahren. [4] Wahn. Die alte Form hat ſich in Argwohn erhalten. [5] Haftet. — Der Satz wird hier abgebrochen, da Fiſcharten einfällt, er habe noch wichtigeres mit ihm abzumachen. [6] Aber was bedarf ich erſt vieler Worte. [7] Zerbrechen. [8] Welches das Tauſendſte in das Hundertſte ſpielt. [9] Gedrehe, Gewirre. [10] Zu dem Toben

Derhalben will ichs kürtzen mir,
Vnd antworten auf etlich ſchmach [1],
Die wol verdienten gröſſer Rach.
315 Du nennſt nach deiner Grobeſeltet [2]
Das Schieſſen zu Straßburg gantz ſchnöd
Ein Triumpf vnd ein Jubeljar.
Er wie trifſt dus bey einem har!
Ja, mit der Naſen in den Miſt!
320 Zwar mir nicht lieb vnd wenig biſt [3],
(Deinthalben der dich Römiſch nennſt [4]),
Vnd andre Religion ſonſt ſchändiſt)
Das du das Schieſſen rhümſt ſo ſehr,
Vnd gibſt im Heilig Römiſch Ehr,
325 (Wo anderſt eim zur Ehr gereicht,
Da [5] man mit ſolchem [6] ein vergleicht).
Iſt dir Straßburg jetz worden Rom,
Da jeder, wie man meint, wirt fromm?

---

liegt der Sinn ohne Grund, weil toben faſt ſo ſtark als wüthen zu nehmen iſt.

[1] Schmähungen. Man ſieht hieraus, daß ſchmach damals noch im Plural gebräuchlich war. [2] Grobe Eſelei. Hier latiniſirt Grobeſeltet. Im Originale ſtand Grabeſeltet; dawider ſpricht aber der allgemeine Gebrauch von grob und unten V. [illegible]. [3] Zwar biſt du mir nicht um Weniges lieb. Der Nachſatz beginnt mit V. 323. [4] Der du dich deinethalben Römiſch nennen magſt. — Worauf Fiſchart aber dieſes ſtützt, weiß ich nicht, denn im ganzen Schmachſpruch kommt keine Stelle vor, welche ſchließen läßt, daß er ein Römling war. [5] Wo, wenn. [6] Hat keine beſtimmte Beziehung, und deutet auf alles, was der römiſchen Kirche eigen.

Wie wilt dan deren 1) widerſtreben,
Die dir kan böſen Ablaß geben?
Weiſt nit, wan ſich der froſch will ſtreuſſen
Gen dem Ochſen, muß er zerreiſſen 2)?
Ey wie haſt dich, du mein Koppiſt,
Der ſonſt im Prei verbiſſen biſt,
So grob verred im Jubeliar 3),
Welchs dich noch bringen möcht in gfar,
Wann dich zu red dein Pfarrher ſtellt,
Warum Straßburg für Rom haſt gzehlt 4),
Dieweil allein das Heilig Rom
Hat macht zu einem Jubelkrom 5),
Vnd du wolſt ein New irrthum dichten 6),
Nach Straßburg die Walfart zurichten?
Oder warumb dir hat ein Schieſſen
Ein Jubeliar nun heiſen 7) müſſen?
Vnd alſo Weltlich fleiſchlichait 8)

---

1) Der Dativ des weiblichen Geſchlechtsworts für der, wobei Kirche zu ergänzen. Vergl. oben Gl. Sch. V. [illegible] 2) Ich entſinne mich keines ähnlichen Ausdrucks. Man muß zerreißen daher durch erliegen, ausreißen nehmen. 3) Der Sinn: wie haſt du dich ſo grob verredet, da du Jubeljahr geſagt haſt. 4) Zählen im Sinne von dafürhalten. 5) Jubelkram. 6) Einen neuen Irrthum. Fiſchart hat nämlich im Sinn, es giebt in der röm. Kirche doch ſchon Irrthümer genug. 7) Heißen. 8) Fleiſchlichkeit. — Alle Adjectiva, auf lich ausgehend bildeten noch im funfzehnten Jahrhundert durchgängig das Subſtantivum durch Anhängung von ait, und erſt im ſiebzehnten Jahrhundert wurde allgemein die Silbe keit daraus; dagegen warfen die Adjectiva, die auf ig ausgingen, das

Vergleichſt mit höchſter Geiſtlichkait?
Dann man möcht [1]) denken, wie auf ſchieſſen
Man nach den Plättern [2]) pflegt zu ſchieſſen,
Alſo ſchieß man im Jubeljar
350 Nach Seckeln [3]) biß ſie werden klar,
Welchs [4]) wer ein groſſe Kätzerey,
Davon dich prächt der Neidig Prey.
Aber ſich in deim Formular
Da findſt entſchuldigung gleich par [5]),
355 Das, als es ſchribſt, nit beim [6]) ſeiſt gweſen,
Vnd von S. Vrbans plag [7]) warſt bſeſſen,
Weil der Heilig dein Nachbar iſt,
Vnd dir oft vnders Hütlin miſt [8]),
Vnd fürnemlich dich häßlich [9]) ritt,
360 Als deinen Prei haſt außgeſchütt,
Vnd alſo nicht wuſt [10]), was du klaffſt [11]),
Vnd wie dich mit der Naſen traffſt [12]),
Darum du wol ein buß verſchuldſt [13]),

ſt weg und hingen kait an. So Würdikeit ſtatt Würdigkeit. Im ſechzehnten Jahrhundert beſtanden beide Formen nebeneinander.

[1]) Man möchte dann. [2]) Blatt d. h. Scheibe. [3]) Geldbeutel. [4]) Nämlich: wenn du das hätteſt damit ſagen wollen. [5]) Baar. [6]) D. h. bei dir ſelbſt. [7]) Sanct Urbans Plage iſt ſprüchwörtlich für Trunkenheit. Er war nämlich bei einigen Völkern Schutzpatron des Weins. Vergl. Agricol. 438. [8]) Miſtet. Man ſagt auch jetzt: er hat ſich etwas unter das Hütlein getrunken. [9]) Garſtig. [10]) Gewußt. [11]) Reden. Fiſchart nennt ihn Kebrab V. 24. Neidhard. [12]) S. Kebrab V. 310. [13]) Nicht bloß verſchulden, ſondern ſtärker: auch den Lohn empfangen.

Wa anders du nur geduldſt [1]).
Derhalben, wann ich Bapſt ſolt ſein
Im Jubeljar, welchs du führſt ein,
Legt ich dir auf kein ander Buoß,
Als legt ein Säuſtrick [2]) dir an fuoß,
Und hieng ein Küſchwantz dir auf dbruſt [3]),
Und brent [4]) mit dem Prei, dem vnluſt [5]),
Dir heiß ein Zeichen in den Backen,
Da müſt du gnug an dem Prey ſchmacken,
Und rüren dem Petroleum [6]),
Und ziehen zum Triumpf herum.
Sih, werſt nit auch wol eingeweihet?
Solch Weih kein Biſchof dir verleihet,
Und iſt vil ſchärpfer, als die Weih,
Die du zu gebſt dem heiſſen Prey,
Da du ſchreibſt, das man in thät machen
Auß Hirs, kat, Milch, drey gweichten [7]) ſachen.
Pfey auß [8]) der ſchand! du Erzvnflat
Solſt [9]) du heiſſen, geweicht dem [10]) Kat?

---

[1] Der Sinn: wenn du nur Geduld haben willſt. [2] Ein Strick, welcher den Schweinen gewöhnlich an den einen Hinterfuß gebunden wird, um ſie ſo leichter führen zu können. [3] Die Bruſt. [4] Nur im Sinne von brandmarken zu nehmen. [5] Aerger, den du an ſo harmloſen Freuden genommen. Unluſt war damals [illegible]. [6] Lat. petroleum. Steinöl, Catharinenöhl, Peteröhl. Hier Weiheöhl. [7] Geweiht. [8] Was unſer Pfui! Ausruf des Eckels. [9] Am Ende dieſes Verſes ſteht im Orig. ein Fragezeichen, daher dieſes ſollen im Sinne von willſt du, daß du heißen ſollſt, daß du genannt werden ſollſt? [10] Im Orig. den.

Helſt alſo dein Religion,
So magſtu zu den Säuen gohn!
385 Da findſtu gnug derſelben Weiß,
So wont ein Sau der andern bei.
Hie ſicht man dein ſchön erbar leben,
Vnd was auf dein Wort iſt zugeben;
Dann wann ein ehrlich Ader [1] hetſt,
390 Würdſt ſchämen dich, das ſolches redſt,
Geſchweig dz ſolchs ſchrifftlich ſtreweſt auß,
Vnd wilt darzu gerümt ſein drauß.
Darumb wirt man nur hie verzeihen,
Das ich ſo grob dich muß entweihen,
395 Dan die Laug muß ſein wie der Kopf [2],
Der Keul [3], wie am Aſt der Knopf,
Ich muß die Miſtflieg Miſtflig nennen,
Damit man lehr jr art erkennen,
Ich muß ein ſolchen Grobian
400 Die ſach grob geben zuverſtahn.
Billich [4], was einer eingebrockt hat,
Das er ſich deſſen auch freß ſatt,
Wie einer rüfet in den Wald
Das es im auch ſo widerhald [5].
405 Doch wo dich des [6] wolſt beſchwären,

---

[1] Wir ſagen: ein Fünkchen von Ehrlichkeit. [2] Nämlich: den ſie beizen ſoll. [3] Der Knüttel. [4] Es iſt billich. [5] Wiederhallen. [6] Statt der Präpoſ. über mit dem Accuſ. ſteht im ſechzehnten Jahrhundert faſt immer der Genitiv ohne Präpoſition, ſo z. B. V. 405, und weiter unten V. 417.

Magſt dich in kurtzem deß erklären,
So wöllen es verbeſſern wir
Vm etlich ſtück zum beſſen dir.
Aber es daucht mich gnädig gnug,
Dieweil du ſo gar grob, on fug,
Als der gröbſt Baur, der nichts mag 1) wiſſen,
Vergleichſt dem Jubeljar das Schieſſen.
Was iſt für gleichheit zwiſchen beiden 2)?
In eim ſind ſich kurtzweil vnd freuden,
Im andern der gröſt ernſt ſich find,
Da man berewen ſoll die Sünd,
Da mancher kratzt im Kopf der 3) Buß,
Wann er ſo vil Gelts opffern muß.
In eim Geiſtlich vbung beſtaht,
Im andern Kriegiſch vbung gaht 4);
In eim kurtzweilt man vmb ſein Gelt,
Im andern man ein Buß drumb ſtellt 5);
In eim, wann einer etwas gwinnt,
Sein ſatzgelt 6) wider er verdient,
Im andern muß man Gelt einbüſen,

---

1) Mögen und können. Beide Formen waren im ſechzehnten Jahrhundert gleichbedeutend mit posse im Gebrauche; jedoch mit einem Unterſchiede: mögen, was unſer vermögen, geht auf das Körperliche, können auf das Geiſtige. Daher entſprang aus jenem das Subſtantivum Vermögen, aus dieſem Kunſt. 2) Fiſchart war der entſchiedenſte Gegner des römiſchen Stuhls, und benutzt jede Gelegenheit, wo er denſelben zum Gegenſtand ſeines Witzes machen kann. 3) Ueber die Buße. 4) Im Sinne von vorgehen. 5) Anſtellt. 6) Einſatzgeld.

Vnd darfür Brief vnd Plei [1]) genieſen;
In eim gwinnts, der am beſten ſchieſt,
Wann er ſchon nicht vil Gelts einbüßt,
Im andern wer am beſten zahlt,
430 Gewinnts, wie vbel er ſich halt:
In eim ſucht man nur guten willen,
Im andern den Geltſack zufüllen.
Sichſt alſo, lieber Jubelman,
Das dein gleichnuß geht [2]) eben an
435 Gleich wie der Prei zu deinem Kot.
Derhalben thät es iz wol Not
Wir betten mit dir vnſer Jubel,
Vnd zögen dir an eine gugel [3]),
Vnd ſetzten auf ein Eſel dich,
440 Der gſpalten wer ſein hinder ſich,
Vnd geben dir in d.Hand ſein ſchwantz,
Krönten dich mit eim Neſſelkrantz,
Schmirten mit dem Prei dir den Rüſſel,
Zulecken allzeit etlich büſſel,
445 Schickten dich auf S. Lienhart [4]) fort,
Der dir außtrib dein Läſterwort,

---

[1] Blei. [2] Der Sinn: du ſiehſt alſo, daß ſich das Jubeljahr zu deinem Gleichniß verhält, wie u. ſ. w. In ſolchen Verbindungen hat angehen die Bedeutung von verhalten. [3] Gugel iſt eine Kopfbedeckung die noch jetzt von Frauen in einigen ſüddeutſchen Gegenden getragen wird. Hier hat es die Bedeutung Narrenkappe. Dieſe Kappen hatten oben zwei herunter hängende Zipfel, an deren Ende eine Schelle befeſtigt war. Abgebildet findet man ſie bei Brant im Narrenſchiff. [4] St. Leonhard.

Vnd den Narren, der dich beſitzt,
Vnd alſo auf dem Eſel plitzt 1),
Auf das du lehrnteſt baß erkennen,
Wie ein Hauptſchieſſen ſei zunennen,
Nämlich: ein Nachbarliche fröud,
Vnd nicht ein Römiſch Jubelleid.
Oder ſind Schieſſen Jubeljar,
So ſind jr warlich vil im Jar,
Auch bei denen, die Römiſch ſind,
Davon der Bapſt doch nichts gewinnt.
Dan die von Straßburg haben nit
Erſt angefangen diſen ſitt,
Er war eh deines gleichen Narren
Konten den Prei im Hafen ſcharren 2),
Aber den Namen könſt baß geben
Den Kirchweihen, darauf jr leben,
Das ſind die rechten Jubeltag,
Da recht regirt Sant Vrbans plag,
Da geht es zu gantz ordenlich,
Wie etwan 3) hab geſehen ich
Auf dem ſchönen Zabern Meſſztag 4),
Vnd andern, die ich nun nicht ſag,
Aber du merckſt es on die ſchrift,
Nämlich: die dem Sant Vrban ſtift 5).
Nun, diß ſei gnug vom Jubelfeſt,
Davon du drum tribſt ſo vil Feſt 6),

---

1) Blinkt, glänzt. 2) Rühren. 3) Einſt. 4) Meßtag zu Zabern. 5) Stiftete. 6) Eine ſeltene Redensart

Diweil nach deinem Teufels neid,
Der vns auch ſtäts vergont 1) die fröud,
Nicht ſehen magſt, das Nachbarleut
Freundlich zuſamen kommen heut,
Bſorgſt, das ander Leut freuntlichkeit
Dir, Schadenfro, gereich zu leid.
Oder meinſt, das vileicht ſolch Leut
Nicht werd 2) ſein, das ſie han ſolch freud?
So würd des Weer 3) dir geſchehen,
Das ſolche Leut muſt frölich ſehen.
O wie fro ſind wir arme Leut,
Das du nicht Bapſt biſt worden heut 4),
Du hetſt gebotten ſonſt beim Bann,
Das die Bauren 5) kein Schieſſen han,
Vnd das ſie auch nicht lachen ſolten,
Dan 6), wan ſie dich anlachen wolten,
Dich nämlich, mit deim Prei beſchmirt,
Der vnter freud den neid gern rürt,
Ja das kein Baur kurtzum nicht huſt 7),
Wie ſehr auch rüttelſt deinen Wuſt 8),
Wann du ein Fürſt im Elſas hießt 9),

Feſt treiben, ſie hat den Sinn: viel Erhebens machen von einer Sache.

1) Vergönnen für misgönnen. So: verdeuten, wiewohl ſelten, für misdeuten noch bei uns. 2) Werth. 3) Deſto weher. Des war allgemein im Gebrauch ſtatt deſto beim Comparativ. 4) Zu dieſer Zeit. Daher heute allgemein auf die Gegenwart 5) Für Bürger häufig Vergl. Friſch I. 6) Außer. 7) Huſte. 8) Geht auf ſeinen Brei. 9) Hießeſt.

Gleich wie nur ein Calmäuſer 1) biſt:
So hetteſt du zerſtöret zwar
Diſes Straßburgiſch Jubeliar.
Derhalb ſind gantz fro die Schützen,
Das du nichts kanſt als Federſpitzen,
Vnd Kat ſchlecken 2) für Dinten lecken,
Welchs ſie dir gar wol laſſen ſchmecken,
Vnd wöllen dir zu danck bald ſchicken
Ein Karch 3) voll, dapffer dran zuſchlicken 4):
Ich wolt, wer Freud vergont den Freunden,
Das er als leid erführ von Feinden,
Vnd wer nicht gern ſicht Leut beiſamen,
Das er gantz einſam müßt griſgrammen,
Vnd wer nieman mag frölich ſchauen,
Das er im ſelber wer ein grauen;
Dan des 5) iſt werd ſolch Teufelsart,
Das iren, was im, widerfart 6),
Nämlich, das weil ſie fröut das leid,
Sie ſitzt in ſtäter traurigkeit,
Vnd müß ertauben vnd erplinden,
Ander Leut freud nicht zuempfinden:

---

1) Calmäuſer erklärt Friſch durch homo umbratilis, ein Menſch der ſich am Tage wenig ſehen läßt, und nur am Abende, den Fledermäuſen gleich, ausfliegt. Dies iſt aber nur die Grundbedeutung. Häufiger ſteht es im Sinne von Duckmäuſer, ein ganz obſcurer Menſch. 2) Etwas Köſtliches ſo recht mit kleinen Biſſen eſſen S. Friſch. 3) Karren. 4) Was oben V. 499: ſchlecken. 5) Deſſen iſt würdig. 6) Der Sinn: daß ihr, der Teufelsart, daſſelbe, was ihm, widerfahre.

Wie dich der Neid dan hat geplend,
Das du nicht haſt die Ehr erkent,
Die ein Statt Strasburg hat bewiſen
Willig alln Fremden auf dem ſchieſſen,
Auch dir, der dus vnwürdig warſt,
Wie du es jzunt offenbarſt.
Derhalben ſagt man recht vom Neid,
Er ſteh auch in vndankbarkeit 1),
Vnd ſei wie ein ſtinkendes faß,
Welchs alls erſtänk 2), was man drein faß 3),
Das iſt, verkehr 4) die Gutthat auch
Inn böſes, nach der Spinnen brauch.
Ain ſolches ſtinckend Faß du biſt,
Gſchiſſen voll Nid 5), des Teufels Miſt,
Drum kanſt nichts anders von dir ſpeien,
Als Teufels kat, ſchand, Maledeien.
Dan iſt das nicht ain Teufliſch Schänder,
Der ſchänden darf ganz Stätt vnd Länder,
Vnd aine Hohe Oberkeit,
Die ain glid iſt des Reichs gefreit 6)?
Vnd er doch ſelbs will ſein ain glid,
Schänd alſo ſelbs das Reich damit 7).
Diweil aber du Reichsverletzer

---

1) D. h. er beſtehe auch in Undankbarkeit. 2) Stinkend machen. 3) Faſſen. 4) Er verkehre u. ſ. w. 5) Voll von Neid. 6) Des gefreiten Reichs. Hier auf Straßburg zu beziehen. 7) Der Sinn: ſogar auch damit ſchändet er das Reich (Straßburg), daß er ſich ein Glied deſſelben nennt.

Biſt ein Koppiſt vnd Gerichtsſchwetzer,
So ſoll dir billich ſein bekant,
Was für ſtraf gebürt auf ſolch ſchand,
Vnd denen, die Schmachſchrifften dichten,
Vnd ſchmählich des Reichß Ständ ausrichten [1]),
Nämlich, das man ſie ſtrafet gleich
Wie die Aufrürer inn aim Reich,
Duweil ſie durch jr Zung vnd ſchreiben,
Wie jene durch gwalt, aufrur treiben,
Vnd vnterſtehn durch jr los ſchwetzen
Die Leut inn einander zuhetzen,
Vnd durch der Ständ verkleinerung
Zu trennen der Ständ ainigung:
Wie dan du Lugentrüſſel thuſt,
Inn dem du auſſchütſt deinen Wuſt
Wider die Ehrende [2]) Ammaiſter
Von Strasburg, die du nenneſt Kaiſer,
Ja Monarch, ſo herſchen allein,
So doch allda herſcht die Gemein.
Entweder nicht, du Munaff [3]), waiſt,
Was recht das Wort Monarcha [4]) haißt,
Biſt alſo der gwalt Schulſackeſel [5]),
Welcher kain Kraut kent, als die Neſſel,
Oder du thuſt es nur zu ſchmach,

---

[1]) Schmählich ausrichten für: durch Reden, Worte übel zurichten. [2]) Die zu ehrenden. [3]) Sollte eigentlich heißen Maulaff; Fischart ſpielt durch das Mun auf Monarch an, von dem jener geſchwatzt hatte. [4]) Gr. μοναρχια. [5]) S. oben Kehrab V. 66.

Verdinſt deshalb wol ain ſcharf raw,
Das dein Monarch der Henker wer,
Vnd lehrt dich tadeln des Reichs Ehr;
Dan Straßburg ja jr Freihait hat
Von Kaiſern, wie ander 1) Reichſtat,
Das ſie jr Oberkait beſez,
Doch nit zu Nachthail des Reichs Gſez,
Wie du Neidhund führſt ain gebell,
Als ob ſie die Welt freſſen wöll;
Sonder dem Reich zu Ehr vnd nuz,
Vnd jrer Vndertanen ſchuz.
Darum ſind jr die freihait 2) geben,
Deren ſie (Gottlob noch geleben 3)
Dir vnd deins gleichen zu aim Dorn
Jnn Augen, vnd zu laid dem zorn;
Dann nieman haßt die Oberkeit,
Als, der ſich legt auf vppigkait,
Gleich wie kain Vogel haßt das Licht,
Als der auf Diebſtal iſt gericht.
Oder, du Neidiſch Teufelsgſider,
Jſt dir die Perſon ſo zuwider,
Die damals hilt das Regiment
Als man das Schieſſen hat vollend,
So zaigſt du wol dein Neidig art 4),
Die ſich an vnſchuld auch nicht ſpart 5),

---

1) Ergänze vorher ein. 2) Freiheiten. Die Declinationsendung fehlt nur des Verſes wegen. 3) Geleben iſt veraltet, hat hier den Sinn von genießen. 4) Deine neidige Art. 5) D. h. ſie vergreift ſich.

Vnd nur haßt, was nicht iſt jrs gleichen,
Als die Frommen vnd Tugendreichen.
Dann wz hat ſie doch durchs gantz ſchieſſen
Gethan, welchs jman möcht verdrieſſen?
That ſie nicht freuntlich ſich erweiſen
Allen fremden, wie ſies noch preiſen?
Hat ſie nicht ſelber mit geſchoſſen
Vnd gleiches vortail mit genoſſen?
Wa hat ſie ſich erzaigt beſchwärlich?
War ſie nicht allen Schützen Ehrlich [1]?
Alſo das ſie ſich hant gefräut [2]
Ab ſeiner gegenwärtigkait?
Was darfſt du ſein dan ſo vergeſſen,
Der auf dem Schieſſen ſelbs biſt gweſen,
Vnd haſt ſolch freundtlichkait geſehen,
Dz dus ain Monarchi darfſt ſchmehen?
(Dan ainem geben höhern Namen,
Als aim gebürt, haiſt ain beſchamen [3]).
Du Neidhund waiſt wol glegenhait [4],
Was Straßburg hab für Oberkait,
Vnd das kain Monarchi da ſei,
Sonder die Gmain regir da frei.
Auch das nicht ain Perſon allain,
Sunder die Burgerlich Gemain

---

[1] Gegen alle herablaſſend. [2] Gefreut. [3] Beſchämen. [4] Man ſagt, die Gelegenheit eines Orts erkunden. So hier: du weißt, wie ſich alles verhält, wie alles ſteht.

Dis ehrlich Schieſſen an hab gſehen [1],
Nach dem etlich mal geſchehen,
Das jnen etlich Stätt vnd Ständ
Han, wie präuchlich, Kränz zugeſend.
Auch neulich auf dem Wurmſiſch [2] ſchieſſen,
Die ſie dan nicht verwelken liſen,
Sonder ſie prachten an den tag [3],
Wie ir Auſſchreiben ſolchs vermag [4].
Noch [5] ſpeit dem Kål gift, wie ain ſchlang,
Welche erſtecken [6] ſolt ain ſtrang,
Aber was ſoll ich ernſt vil prauchen
Mit Narren, die man nur ſoll ſtauchen [7].
Ich mus darfür deinr thorhait lachen,
Das du mainſt, es kön ſonſt nit machen
Ain Oberkait jr ainen Namen,
On, wan er [8] dSchützen rüf zuſammen.
Als ob nicht ander thaten weren,
Die dis Hoch Amt nun längſt her ehren,

---

[1] Ich habe mir einen Tag angeſehn, ſagt man noch jezt. Daher hier angeſezt. [2] Wormſiſch. [3] d. h. ſie nuzten die Kränze, indem ſie ein Schieſſen anſezten. [4] Der Sinn: Ihr Ausſchreiben vermochte es, Schützen genug zuſammen zu bringen, alſo ein Beweis, daß andre nicht, wie du, ſo ſchlecht von dergleichen Vergnügungen denken. [5] Dennoch. [6] Erſticken machen. [7] Stauchen hieß ehemals und noch jezt ſo viel als etwas frei ſtehen machen, davon hier ſtehen laſſen. Bei uns laufen laſſen. [8] Um dieſes er zu erklären, da Oberkait ein Femin., muß man aus dem Worte Oberkait ſich den hohen Rath derſelben herausnehmen.

Vnd Strasburg nit längſt het ain Namen,
Eh je [1] die Schieſen noch aufkamen.
Da ſicht man dein Nasgroſe [2] wiz,
Wie du ſeiſt ſo erfaren, ſpiz,
Minder, als Ruprechtsauer bauren,
Die meh inn jrm Schulthaiß erdauren [3]
Vnd du wilt, waiß nit wo, ſein'gweſen,
Weit vber Ruprechtsau geſeſſen,
Als inn Narrwon [4] vnd Narrweden,
Vnd kanſt nicht baß von ſachen reden,
Warum ain Weiſe Oberkait
Solch kurtzweil anricht vnd berait?
Nämlich, zu guter freuntſchaft pflanzung,
Vnd Nachbarlicher lib ergänzung [5].
Haißſt du dan nit ain ſchlimmer Schuſter,
Vnd eins Neidigen Narrens muſter?
Ich ſeh wol, du dörffſt auch wol ſchliſen,
Wan nun dein Landfürſt hilt ein ſchiſen,
Das ers vonwegen Namens thät,

---

[1] Ja.

[2] Naſengroß.

[3] Erdauren, ein veraltetes Wort, heißt erfahren, noch öfter erforſchen. — Schultheiß ſteht hier in räumlicher Beziehung, nämlich für Gerichtsſprengel, den er unter ſich hat.

[4] Fiſchart wählt die beiden Länder Arragon und Norwegen des Wortſpiels wegen. Narrwon, wo Narren wohnen. Narrweden für Norwegen, wo das weden bloß des Reims wegen zu ſtehen ſcheint. Denn wollte man weden auf das niederſächſiſche Wede, die Wieſe, beziehn, wofür Murners Gedicht Gauchmat (Narrenwieſe) ſpricht, ſo läßt ſich dagegen einwenden, daß Fiſchart doch ſonſt nicht in jenen Dialect hinübergeht.

[5] Vermehrung.

Auf das man von ſeim Namen Red,
Gleich wie Kinder jr Namen graben
Inn Wänd vnd Glocken [1], jn zuhaben.
Ei, wie haſt dus ſo fein getroffen!
Ei das man zünd [2] dem Herren ſchlofen!
Damit ain ſchläflin er drauff thu,
Vnd laß der Wiz ain wenig Rhu.
Ich glaub du mainſt, aim jeden ſei,
Wie dir Kathan [3] mit deinem Prei,
Den du darum haſt angericht,
Zuſagen von deim Predigedicht [4],
Wie man im Elſas find ain Schreiber,
Der maiſterlich zerrür die Kleiber [5],
Vnd welcher [6] Saurſenf machen wöll,
Das er daſſelb Preimaul [7] beſtell,
Der könn jm ſchaffen ainen Namen [8]

---

1) Knaben beſteigen gern die Thürme und ſchreiben ihren Namen an die Glocken. Vielleicht hängt es aber auch mit dem damals gebräuchlichen Worte klack, die Spalte, zuſammen, oder auch jede Oeffnung. Dann ſtände es hier in der Bedeutung Thür, wie wir noch jetzt ſagen Wand und Thür in derſelben Verbindung. 2) Zünden. Hier leuchten. Der Sinn: ihm ſchlafen leuchten. 3) Kothbahn. 4) Prädigtgedicht. 5) Kleiben hieß kleben. Davon Kleiber ſo viel als Kleiſter, welches hier aber nur für Brei ſteht. 6) Wer Sauerſenf, d. h. Senfbrei. Senf wurde damals noch wie bei uns Kohl für langweilige Rede gebraucht. Vergl. Friſch Lex. 7) Den Schreiber. 8) Der Sinn: der Schreiber könne ſich bald in ſolcher Activität einen Namen erwerben; beſonders, ſetzt Fiſchart ironiſch hinzu, wenn man bedenkt, was er ſchon alles geleiſtet hat.

Inn vergleichung der ding zuſammen:
Den Kat zum Prei, Triumpf zum ſchieſſen,
Vnd kurzum des Haupts zu den füſen [1]).
Der würd noch inn die Chronich kommen
Wie er die Zürcher wahr [2]) hab gnommen,
Vnd ſein pro rei memoria,
Der ewig Thor inn Moria [3]).
Dann welcher nicht berümt mag werden
Durch ehrlich Thaten hie auf Erden,
Der ſucht durch vnehr ainen weg,
Auf das man von jm ſagen mög,
Wie diſer, der ain Kirch verprant,
Damit ſein Namen würd bekant.
Alſo haſt du die Leut geſchänt,
Auf das man dich Schandvogel kent,
Vnd am Vorbild der Schänder würſt [4]),
Die ſchand finden, darnach ſie dürſt [5]),
Die man am ſchänden kennen kan,
Das ſie auch vm mit ſchanden gahn.
Aber ſolch Schänder nichts meh kränkt,
Als das jr falſch Zung nichts verfängt [6]),
Vnd hat an Frommen minder kraft,
Als wan ain Pfeil auf Eiſen haft [7]).

---

1) Füße. 2) Im Orig. nahr. 3) Fiſchart wirft die Silbe me fort, und behält Moria, griechiſch μωρία, die Thorheit. Der Sinn wird deutlicher, wenn man vor dem Anfang des Verſes als ergänzt. 4) Vnd zu würdeſt. 5) Dürſtet, verlangt. 6) Nichts ausrichtet. 7) Im Sinne von trifft.

Oder als wan ain Weſpe kummt,
Vnd auf vnd ab lang vmher prummt,
Vnd ſich zu lezt ſtoſt an die Wand,
Vnd fellt herab on widerſtand.
Alſo was hilfts, dich Hurnaus thumm [1],
Das du lang bumſt vnd prummſt herum
Mit ſchelten an ſtandhafften Leuten,
So es für Prämenſchnurren [2] deiten.
Was ſchadts aim Marmolſtainin [3] Bild,
Wans ainer gaiſelt oder ſchilt?
Vnd was hat es dem Mör geſchad,
Das es Xerres gegaiſelt hat?
Alſo was mag dem ſchmach verdunklen
Bei hohen, die alles verfunkeln [4]?
Was reibſt dich an die Oberkait,
An deren man die Köpf lauft prait [5]?
Waiſt nicht, wer vber ſich will hauen [6],
Dem fallen die Spän [7] inn die Augen?
Vnd das man ſich an Hecken reiſt,
Vnd an dem Nidern [8] gras beſcheiſt?
Solchs vnd dergleichen, ſchöner Aff,
Solſt, eh du ſchribſt, han wol begafft,
Weil du ſo weit wilt gwandert haben [9],

---

[1] Dich dumme Horniſſe. [2] Das Geſumme einer Bremſe. [3] Marmorſtein. [4] Die alles überſtrahlen. [5] Breit laufen. [6] Hat die Bedeutung von Holz hauen. [7] Spähne. [8] Im Orig. den Nidern. [9] Die Verbindung von wandern in der Conjugation mit haben iſt auffallend.

710 Auf deim Handwerk der Naſſen knaben [1]),
Das du meinſt andre Nationen,
Allzeit wie Schnecken daheim wonen,
So doch in die fürnembſte Land
Die Schweitzer werden in Krieg gſand,
715 In die Land nemlich, da du Narr
Selbs achtſt, das man mehrteils erfahr [2]),
Vnd iſt ſolch erfahrnus im Krieg
Mehr, als wan müſig man vmzüg [3])
Mit ſicherheit in Venus Haus,
720 Vnd pring fremd ſitten dan heraus,
Könn [4]), wie ir Kunden, prechtig ſchwetzen
Von Narrentäding [5]) vnd von Metzen.
Solches verderbt die alte Sitten,
Welchs die Schweitzer han ſtets vermitten [6]),
725 Vnd darum noch mit alten Preuchen
Iren Vorfaren Lob erreichen [7]).
Deshalb ſolt man ausleuten [8]) dir,
Da du prmaſt Hemd vnd Socken für,
Dan wer weis nit, das [9]) Schweitzerland
730 Hart Volck zeucht, wie auch iſt dz Land?
Aber nach deiner Schreiber art,

---

1) Ein naſſer Knabe wie naſſer Bruder, d. h. trunken. 2) Erfahrung mache. 3) Umzöge, herumzöge. 4) Noch abhängig von als man V. 718. 5) Hier Narrethei. Gewöhnlicher Narrengeſchwätz. 6) Des Verſes wegen aus vermyden, vermeiden. 7) Erreichen im Sinne von erlangen. 8) Ein Zeichen des Misfallens. Hier ausläuten ſo viel als auszischen, auspfeifen. 9) Nicht der Artikel, ſondern die Conjunction.

Die man ziecht auf dem Küſſen zart,
Wilt du von andern auch vrtheilen,
Gleich wie dein Weib mit dir muſs geilen [1],
Vnd dir dz Hemd ins Bett warm pringen,
Vnd die Natrain [2] an ſocken zwingen.
Drum läutet jm nur all Säuglocken,
Das man ausläut [3] die Schreiberſocken,
Dieweil er ſorg trägt für die ſtös [4],
Vnd für die Händ nicht, die er bſchiſs,
Als er, wie er von ſich ſelbs meld,
Schob Kükat, mit erlaup [5], innd zelt [6].
Diſs iſt wol, wie ſchreibſt, leckerei,
Vnd aine ſchleckhaft [7] ſchälkerei,
Welche die Schweizer ſehr verirt,
Dieweil jn [8]) du haſt angerürt.
Dan welcher iſt, den nicht verdriſst
Wann ainer Kat zu laid aim friſst?
Du hetſt noch wol ain andern boſſen
Können reiſſen den Eidgnoſſen,
Wan du das Maul hetſt gnommen voll,
Vnd an die zelt geſpritzet wol.
O wie hetten ſie gzörnt [9]) darzu.

---

[1] Sich einer weichlichen Lebensart hingeben. [2] Nathrand. Die Frau ſoll ihm die Nath im Strumpfe preſſen, pletten, zwingen, damit er nicht gedrückt werde. [3] Ausklopfen. Dieſes Bild iſt von dem Schlagen des Klöppels in der Glocke hergenommen. [4] Stöße für das Drücken [5] Mit Erlaubniß. [6] Zelte, welche des Schießens wegen aufgeſchlagen waren. [7] Leder. [8] Den Brei. [9] Gezürnt.

Vnd dir vil gwünscht auß dem Land Mu.
Ich wolt zur gdechtnus auf den Maien 1)
Dich lan inn Külein contrafaien,
Vnd dein Nas gar ſchön drein viſiren,
Ja dich gar damit Balſamiren,
Dan du biſt mir nun nicht meh fail 2),
Weil du biſt ſo boſſirlich gail;
Gewis man dich zuprauchen hat
Für ein kurzweil vnd vnflats Rhat 3),
Vnd hettens die von Straſburg gwißt 4),
Sie hetten wol ains Narren gmißt,
Vnd dich damals behenkt mit Schellen,
Diweil du doch kanſt Reimen ſtellen.
Nicht das ich dich vexiren thu,
Dan du biſt mir zu lib darzu;
Idoch darf ich dich wol vexiren
Dan du laßſt mir noch nicht mandiren: —
Gleich, wie du ſagſt, das man mandirt,
Das man die Fremde 5) nicht vexirt,
Welches doch eiſt 6) ſehr billich wer,

---

1) Main hieß ſonſt überhaupt eine ſchlechte That. Dieſes Wort hat ſich noch bei uns in Meineid erhalten. Die aufgelöſte Form iſt freilich ungewöhnlich, und ſollte den Monat Mai verſtehn laſſen. Aber ich wüßte keine Beziehung, da das Schießen und die Schiffart im Juni war. 2) Feil iſt hier ironiſch. Fiſchart will ſagen: du biſt mir ſo werth, daß ich dich balſamiren laſſe. 3) Wörtlich: für einen Rath des Unflats. 4) Gewußt. 5) Die Fremden. 6) Im Schwäbiſchen noch jetzt ſo viel wie gerade, durchaus.

Vnd anderswo iſt präuchlich ſehr,
Wo anders biſt in Fremde gweſen,
Wie du dich mächtig ausgibſt deſſen.
Dan man die Fremde ſoll empfangen,
Wie man von jn will gonſt erlangen.
Vnd welchen Prei ſelbs nicht magſt freſſen,
Sollſt [1]) auch aim andern nicht zumeſſen.
Wolan! ich halt [2]) lang auf dein lib [3]),
Dein Prei würd ſchir vom rüren trüb,
Pringt dir Katrüttler ſchir den ſchnuppen.
Mein, wolſt jn ain klains vberſuppen [4]),
Weil der Mundpreicredentzer biſt,
Ob er Prei oder Kat nun iſt.
Gleichwol verzeih mir mein vnglimpf,
Das ich zu bekant mit dir ſchimpf,
Ich meint es gut, on ſcherzen, frei
Dich auszuwäſchen von deim Prei;
Dan mich gedauret haſt gar faſt,
Das dich damit verwüſtet [5]) haſt,
Vnd verglichen die Menſchenſpeis
Zum [6]) Viehkat, vnflätigerweis,
Auch das die Schiffart, rümlich gſchehen,

---

1) Den ſollſt du. 2) Bezieht ſich auf den oben V. 770. erwarteten Befehl; daher halten für harren. 3) Dein lieb, für: dich, ein brieflicher Ausdruck. 4) Koſten, ſchmecken. Gebräuchlicher war ſupfen. 5) Hier beſudelt. So kommt wüſt noch oft im ſüddeutſchen Dialect vor. 6) Vergleichen zu etwas für mit etwas.

Darfſt vngegründter ſachen [1]) ſchmehen,
Vnd thun, wie der Neid, ſo nur lacht,
Wan ein Schiff vntergeht vnd kracht.
Auch dz ſchieſſen, bedacht auf freundſchaft,
Häſſig [2]) deüten auf troz vnd feindſchaft,
Auch deine aigne Nachbarſchaft
Schänden aus Neid gantz lugenhaft [3]),
Vnd beſchmaitzen mit Neidig gift
Am Oberkait, vom Reich geſtift,
Ja, allenthalb erzaigſt dein Neid,
Vnd dein luſt zur vnainigkeit:
So muſt ich dem Bellenden Hund
Ja ſtopfen mit ſeim Prei den Mund,
Vnd jne [4]) zalen mit der Münz,
Mit der er andern zalt die zins.
Hetſt du geſpart den Atham [5]) dein,
Damit dein Prei zublaſen ſein,
Vnd dein Maul geſtopft mit deim Kat,
Het ich dir nicht thun dörfen Rhat
Mit ainem Katgſchmirten Gebiß,
Welchs dein zung hilt im zaum gewiß,
Wiwol inn manchem Wort vnd ſtück
Sie wol verdinet ainen ſtrick,
Fürnemlich, da du treibſt dein gſpött
Mit Oberkait der Land vnd Stätt,

---

[1]) Ungegründeter Weiſe ſagen wir. [2]) Noch abhängig von darfſt du V. 796. [3]) Lügenhaft. [4]) Ine für ihm des Verſes wegen. [5]) Athem.

Vnd gern wolſt die lib Eidgnoſſchaft
Verklainern bei der Nachbarſchaft.
Waiſt nit wer wol redt, hört auch wol [1]
Jder, wie er ſäyt [2]), mäyen ſoll?
Wann die Hurnaus die Binen plagt,
Würd ſie von Binen auch gejagt:
Wann du wereſt ain erbar Man,
Nämeſt dich nicht des ſchändens an,
Niman het dich ein Narren gſchezt,
Wan nicht geredt heſt vnd geſchwezt.
Wan die Buzſchär [3]) aufreißt das Maul,
So ſicht [4]) man erſt, das ſie ſtinkt faul.
Aber villeicht wolſt aim hofieren
Mit deim preirüren vnd kälbriren,
So haſt dus mächtig gut gemacht,
Das man jez allenthalb dein lacht,
Das ein Muck will ain Seul vmſtoſen,
Die ſie doch aufrecht ſtehn mus loſen,
Vnd will ſein arm Nachgir vnd Neid
Beweiſen in dem, welchs nichts deit;
Deshalben muſt man dich bkränzen
Mit Dannzweigen vnd Eſelsſchwänzen,
Vnd dich außſtreichen [5]) vnd ſchön molen [6])
Mit deinem Prei, mit ſpeck vnd Kolen.
Ich hab die Sau, darein du ſtichſt,

---

1) Erklärt ſich durch den folgenden Vers. 2) Säen, mähen. 3) Putzſchere. 4) Sehen im Sinne von wahrnehmen. 5) Anſtreichen. 6) Malen.

Nicht können bſchwären, wie du ſichſt,
Sonder um Sauſchären vnd ſtechen
Wöllen wir dich den Maiſter rechen [1]).
Du ſtichſt weit hinein inn aim Jor [2]),
850 Stech immer fort, ſie lauſt empor [3]),
Aber die Sau muſt ſengen ich,
Die ſchick ich dir jetz zu dem ſtich,
Vnd will himit geworſen han
Vnter die Hund, ſo bellen an,
855 Vnd welcher würd getroffen hie,
Der mag ſich laſen hören frü,
Den wollen wir als dan aufs friſch [4])
Empfangen auf grob Schweitzeriſch.

---

[1]) Dich als den Meiſter rechnen d. h. dafürnehmen.
[2]) Jahr. [3]) Etwa ſo viel als: ſie läuſt dir zur Hand.
[4]) Aufs neue.

Spr. XII.

Ain falſch Neidiſch herz iſt wie ain Lockvogel auf dem Kloben, vnd lauret was er ſchänden mög. Dann was er guts ſihet, deutet er aufs ärgſt, vnd das beſt ſchändet er aufs höchſt: Hüt dich vor ſolchen Buben, ſie haben nichts guts im ſinn.

Anhang.

Die Ehe,

ein künſtlich vnd lehrreich Tantzliedlein

im Thon des Allemant d'amour Tantz

geſtellet von

Johann Fiſchart

Mentzer genannt.

Einleitung.

Dieſes bis auf wenige Stellen ſo ſchöne lyriſche Gedicht iſt aus Fiſcharts Ehezuchtbüchlein (Straßb. 1591.) entlehnt. Das Ausheben dieſes Liedes, abgeſehen davon, daß es mir darum zu thun war, die Vielſeitigkeit Fiſcharts zu beurkunden, iſt um ſo eher zu rechtfertigen, da es nicht dem Ehezuchtbüchlein ſein Daſein verdankt, ſondern früher ſchon von Fiſchart verfaßt wurde, und demnach ganz für ſich beſteht. Fiſchart ſagt dieſes ſelbſt a. a. O. (Bogen J. 6. b.): „Darumb kann „ich das künſtlich und lehrreich Tanzliedlein, das „etwan einem zu hochzeitlichen Freuden durch J. „F. G. M. (d. h. Johann Fiſchart genannt Menzer) gemacht worden, nicht unterlaſſen hieher zu „ſetzen, dieweil es eben die erſt gedacht Lehr von „Gleichheit der Eheleut ſchön außſtreichet, und iſt „in dem Ton des Allemant d'amour Tanz geſtellet.“

Ich bezweifle, was Fiſchart hier in Abſicht auf die Entſtehung dieſes Gedichts ſagt, daß er es einem etwan zu hochzeitlichen Freuden gedichtet, und glaube vielmehr, daß es ein Herzenserguß aus des Dichters glücklichen Stunden iſt, welchen er einſt vielleicht bei einer ſolchen Gelegenheit benutzte. In einer ſo bewegten Zeit, wie jene es war, wo eben das Wort Gottes in ſeiner ehemaligen Lauterkeit wieder erſtanden, die unbefriedigten Herzen mit unendlicher Kraft beſiegte und beſeligte, war es faſt nicht erlaubt, anders, als mit Worten der Schrift die Neuverehlichten zu begrüßen. Wollte man aber dieſen Grund nicht für triftig genug anerkennen, ſo iſt der zweite wichtigere der ſo zarte lyriſche Ton, der durch das ganze Gedicht hindurchgeht. Hier iſt kein bloßes Spiel der Phantaſie wahrzunehmen, der Dichter hat mit geliebt und gelebt, und geſetzt auch, ein hochzeitliches Feſt eines Freundes habe das Niederſchreiben deſſelben veranlaßt, ſo war es in der Seele des Dichters gewiß ſchon lange durch eigenes häusliches Glück hervorgerufen und vollendet. —

Wahrſcheinlich iſt dieſes Gedicht noch einzeln gedruckt erſchienen und bisher unbekannt geblieben, was um ſo leichter der Fall ſein kann, als über die Fluggedichte des ſechzehnten Jahrhunderts überhaupt noch eine ſehr große Dunkelheit herrſcht.

Es verlohnt ſich wahrlich der Mühe, dieſen Gedichten des ſechzehnten Jahrhunderts eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken!

Die Ehe.

I.

Kein gröſſer freud,
Als wo zwey gleiche Hertzen
Einander lieben beid, :||:
Kein gröſſer leid,
Dann mit vndanck vnd ſchmertzen
Lieb haben on beſcheid.
Dann gleich vnd gleich
Geſellt ſich gleich, :||:
Vngleich gepreuch
Trennen ein Reich.
Derhalben wol :||:
Ein jeder ſoll
Seins gleichen jm erleſen,
Das auch die Lieb gleich ſteh, :||:

Dann bei vngleichem weſen
Sind vngleich Sinn vnd Eh.

II.

Es ſchicken ſich
Nicht gleich allerhand Blumen
Zuſamen ordenlich, :||:
Sonder man ſicht,
Das ſein zuſamen kommen
Die Gruch vnd farb verpflicht;
Dann ſo die ein
Solt riechen rein, :||:
Die ander ſein
Stinckend on ſchein,
So ſchänd ze eyns :||:
Dem andern ſeins;
Alſo iſt mit der Bulſchafft,
Da muß ein gleicheyt ſein, :||:
Vnd ein anmut zur Huldſchafft,
Sonſt kompts nicht vberein.

III.

Dann wer iſt der,
So ein vngleich par Rinder

Kan zwingen vngefär, :||:
Daß es daher
Zeucht gleich keins meh noch minder,
Dem will ich folgen ſehr;
Aber ich halt,
Das mann nicht bald :||:
Vnd ſolcher gſtalt
Ein, dere verwalt;
Alſo iſt auch :||:
Inn lieb der brauch,
Da ſpannt mann nicht zuſammen
Zwey vngleich Hertzen nur, :||:
Sonder die zſammen kamen
Auß Anmut der Natur.

IIII.

Alsdann wird leicht
Als, was ſie in fürnemmen,
Weil ſich ir Gmüt vergleicht, :||:
All vnwill fleucht,
Thut keins ſichs andern ſchämen.
Die Lieb all fähl verſtreicht,
Vnd keins rupfft auff
Dem andern den kauff, :||:

Das es zu hauff
Gezwungen lauff,
Sonder ſie ſeind :||:
Fridſam verfreundt,
Gedencken, das ſie beyde
Gott ſo zuſammen fügt :||:
Auß der Natur beſcheyde,
Welche dann nicht betreigt.

V.

Derhalben auß,
Was ſich nicht recht vereinet!
Es macht ſonſt eng das Hauß; :||:
Aber vorauß
Iſt eynigkeyt das Kleynet,
Welchs macht, das man wol haußt,
Dann wie ſolln, ſecht,
Zwey tantzen recht, :||:
So das eyn ſchlecht
Nicht folgen möcht:
Alſo wie ſoll :||:
Die Lieb ſtehn wol,
So daß ein ſicht gehn Norten,
Das ander ſicht gen Weſt,

Wie Adler auff den Orten:
Eins ſchirt, das ander leſcht.

VI.

Aber wie ſüß,
Wo gleich Menſurlich tretten
Zur Melodei die Füß! :||:
Dann je gewiß
Der Tantz der iſt ein Schätten,
Wie lieb vnd Eh ſein müß,
Das wie der gang
Geht nach dem Klang, :||:
Alſo on zwang
Ir Hertz auch gang
Nach beider will :||:
Geſtimmt in ſtill.
Wo dann ſich eins ſo ſtimmet
Nachs andern Sinn vnd Stimm, :||:
Als dan̄ der Spruch ſich gzimmet,
Das, was ſich reimt, ſich rüm. —

VII.

Drumb hab ich mir
Meins gleichen ein erwehlet,

So iſt die Blum vnd zir, :||:
Vnd nur nach jr
Muß ſein mein Hertz geſtellet
Von nun an für vnd für!
Sie iſt der Klang,
Nach dem ich gang! :||:
Sie iſt das Geſang,
Nach dem ich hang!
Sie iſt die Lieb, :||:
Inn der ich leb!
Sie iſt mein Rou vnd Friden,
Inn der ich rhu auff Erd! :||:
O Gott, gib du eim jden,
Das jm ſein Eua werd!

Nachträge

und

Berichtigungen

zur

Einleitung,

Ergebniſſe einer Reiſe, welche erſt während des
Druckes unternommen werden konnte.

1.

Nachtrag

einiger Bemerkungen, welche das Leben Fiſcharts erhellen.

Zu Seite 8.

Das Fiſcharts blühendſte Schriftſteller-Periode zwiſchen die Jahre 1565 bis 1580 zu ſetzen, leidet jetzt weniger Zweifel, da faſt alle ausgezeichneteren Werke Fiſcharts ihre Entſtehung den ſiebziger Jahren des ſechzehnten Jahrhunderts verdanken. So wird unten der Nachtrag noch die wahrſcheinlich erſte Ausgabe der bibliſchen Figuren von Stimmer, vom Jahr 1576, und die erſte Bearbeitung des Bienenkorbs, hinzufügen.

Zu Seite 15.

Herr Profeſſor Veeſemeyer in Ulm iſt wirklich im Beſitz einer Ausgabe des Ehezuchtbüchleins, auf deren Titel das Jahr 1578 ſteht, und er hat ſie in den „litterariſchen Blättern" (Nbg. 1803. 4.) Bd. III. Nro. 13, S. 85. bekannt gemacht, — worin ſich die oben oft erwähnte Vorrede Jobins befindet. Jobin widerſpräche ſich aber zu augenſcheinlich in der Ausgabe vom Jahre 1591; daher iſt anzunehmen, daß das auf dem Titel der fraglichen Ausgabe befindliche Jahr 1578 ein Druckfehler iſt. Eigen wäre es auch, daß in dem ganzen Zeitraume, von 1578 bis 1591, ſo viel jetzt bekannt iſt, dieſes Werk keine einzige neue Auflage erlebt haben ſollte, während vom Jahre 1591 an, deren ſo viele vorhanden ſind.

Zu Seite 20.

Das Gedicht vom Barfüßer Sekten- und Kuttenſtreit beginnt:

„Da ich in Welſchland war vor Jahren
„Zu Senis, etwas zu erfahren,
„Da mein Studiren zu vollenden,
„Da hört ich an denſelben Enden“ u. ſ. w.

Außerdem kommen noch mehrere Stellen in dem Gedichte vor, welche ſich auf Fiſcharts Leben zu beziehen ſcheinen; dennoch könnte erſt aus einer eigenen, von Fiſchart ſelbſt beſorgten Ausgabe etwas Beſtimmtes geſchloſſen werden.

Zu Seite 23.

Daß Fiſcharts dauernder Aufenthalt während dieſes Zeitraums nicht in Straßburg war, ergiebt ſich aus einer Stelle der Vorrede Fiſcharts zu Stimmers bibliſchen Figuren vom Jahre 1576. Er ſagt daſelbſt
— — „aber T. Gwerin (Drucker zu Baſel) hat
„neben meinem Schwager Bernhart Jobin, ſo ſol-
„che Figuren zum Schneiden und Trucken helfen
„färtigen, bei mir, als eim erkannten Freund, bitt-
„lich angehalten, ihm in Stellung etlicher Vers
„unter jede Figur — — zu ſeim Nutz dienſtlich zu

„ſein. Welchs ich ihm von wegen freundlicher und
„billiger Bitt, als zur Förderung göttlicher Ehr gereichend,
„auch Gelegenheit halben, daß ich ohn
„diß die Zeit über, als ſie getruckt wurden,
„bei meim Schwager mich hielte,
„nicht hab wägern können noch ſollen.“

Dies ſchreibt Fiſchart am 1. April 1576, und ſpäter beweiſen ſeine Aemter, daß Straßburg nicht ſein gewöhnlicher Aufenthaltsort war.

Zu Seite 24.

Schadäus in der Beſchreibung des Münſters zu Straßburg ſagt S. 67: „Wiewohl nun dieſe beide
„vorgeſetzte Auslegungen (die von Fiſchart und eine
„lateiniſche von Joh. Wolfius über die ſatyriſchen Bilder
„im Münſter zu Straßburg) ſo hell, lauter und
„klar, daß ſie ein Blinder greifen und fühlen kann,
„hat doch Fr. Joh. Naß auch ſeine Naß in dieſes
„Werk geſtoſſen, ſeinen Geiffel in obgedachtes Herrn
„Fiſcharts Auslegungen geſchmiert, und ſolches monumentum
„auf fromme getreue evangeliſche Prediger
„und Diener des Worts ganz ungereimt in ſeinem
„Warnungsbüchlein zu appliciren unterſtanden,
„aber dadurch nichts erlangt, als daß man ſich ſeiner
„Thorheit, Läſterungen und närriſchen Poſſen
„verwundern müſſen!“

Zu Seite 25.

Die Vorrede zu den bibliſchen Figuren Stimmers vom Jahre 1576 iſt von Fiſchart unterzeichnet:
„Gegeben zu Straßburg den erſten Tag Aprilis des

„1576. Jahrs. Johann Fiſchart genannt Mentzer, „der Rechten Doctor.“ Aus dieſer oben S. 44. ganz angeführten Stelle ergiebt ſich, daß Fiſchart ſich während des Drucks in Straßburg bei ſeinem Schwager, Bernhart Jobin, aufgehalten hat, und da er im Juni beim Hauptſchieſſen zugegen geweſen zu ſein ſcheint, er wohl den ganzen Sommer des Jahrs 1576 hier verlebt haben mag.

Mit der Reiſe Fiſcharts nach Holland iſt es ein Irrthum, zu dem ich verführt wurde, da ich die Zueignung an Sonnius, die eigentlich dem Rabotenu gehört, ebenfalls von Fiſchart auf ſeine Weiſe umgearbeitet glaubte. Jedoch hat mich namentlich die Ausgabe von 1576 eines beſſeren belehrt, ſo daß ſich Fiſchart hier treuer am Originale gehalten zu haben ſcheint. Daher iſt auch in der zum Beweiſe angeführten Stelle nicht von dem Bienenkorb des Rabotenu, der auch franzöſiſch und niederdeutſch herauskam, die Rede, ſondern von dem Briefe des Gentian Herwet. Dennoch iſt eine Reiſe nach Holland nicht als ganz ungegründet, und in etwa derſelben Zeit anzunehmen. Aus der Vorrede Fiſcharts zu Stimmers bibliſchen Figuren von 1576 wird es mehr als wahrſcheinlich, daß er zu eben der Zeit eine Reiſe nach England gemacht, wo ihn ſein Weg wahrſcheinlich durch Holland geführt hat. Fiſchart ſagt hier: —— „wie ehrlich „ſolche Kunſtwerk König Heinrich in Engelland gehalten, hab ich vor kurzen Jahren mit großer Verwunderung an den Kunſtwerken der berühmteſten

„Meiſter, deren ganze Säl voll im Schloß zu London, wahrgenommen."

Zu Seite 27.

Die Vorrede zur zweiten Ausgabe des Bodin von allerhand Hexenſachen beſtätigt die Annahme, daß Fiſchart auf Empfehlungen des Herrn von Gerolzeck das Amt in Forbach überkommen hat.

II.

Nachtrag

Litterariſcher Bemerkungen und Berichtigungen.

Zu Seite 35.

Der Name Adelphus wird Fiſcharten fälſchlich, nicht zweifelhaft, beigelegt.

Zu Seite 46.

Gargantua.

Herr von Meuſebach in Berlin hält die Ausgabe von 1575 für die erſte, die damals, wie er ſich in der Rezenſion der Grimmſchen Grammatik S. 53 ausdrückt, noch eine Geſchichtſchrift, ſpäter eine Geſchichtklitterung (etwa wie der Bienenkorb, vergleiche unten Nachtrag zu S. 47. Bienenkorb) wurde. Aber obwohl der Herr von Meuſebach ſo viel Schriften und Ausgaben von Fiſchart beſitzt, wie der eiſrigſte Sammler in fünf und zwanzig ſelteren Jahren, als die unſrigen, zuſammen bringen kann, und ſeine Angabe durch ein eben ſo langes Studium Fiſcharts (wie ich kürzlich aus ſicherer Quelle erfuhr) faſt als ein unbedingter Autoritätsſpruch gelten ſollte: ſo iſt es dennoch möglich, daß ſich ein Gargantua von 1552 wohl ein halbes Jahrhundert ſelbſt vor dem Umſichtigſten verſtecken kann. Sollte ein ſo reiches Genie, wie Fiſchart, alle ſeine Schriften in einem einzigen Jahrzehent (von 1570 bis 1580) geſchrieben und im kräftigſten Mannesalter nichts anders als Ueberſetzungen zur Welt gebracht haben? Außer dem Gargantua und vielleicht der Flohatz iſt kein einziges Werkchen bekannt, welches früher als 1570 erſchienen wäre, und eben ſo keins, wo ſich Fiſcharts Geiſt in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit abſpiegelte, als der Catalogus catalogorum perpetuo durabilis erſt 1590.

Vom Jahre 1600 ſind zwei verſchiedene Ausgaben des Gargantua vorhanden. Die eine, den Typen nach zu urtheilen, iſt mit den Ausgaben von 1590 und 1594 (ältere habe ich nicht zu Geſicht bekommen) an einem Orte gedruckt. Sie iſt weſentlich von der anderen durch einen großen Druckfehler verſchieden, denn in ihr fehlt der ganze Anfang des „Parats und Beraitſchlags in die Chronik vom Grandgoſchier“, und über Blatt 1. (die Blätter ſind bezeichnet) ſteht unmittelbar die Seitenüberſchrift: „in Grandgoſchier vnd Gurgelſtrotza“, und der Tert des Parats fängt gleich an mit der Stelle: „ſeine verzuckerte Gallen vnd Pillulen, vnd „Honiggebeitzte Spinnen. Sihe da, jr ſeine Schnudelbutzen, Jr Luegluſtiche Backenhalter vnd Wackenader“, u. ſ. w. Es fehlen demnach von dem Parat die Ueberſchrift und die erſten dreißig Zeilen des Tertes. Außerdem giebt es in dieſer Ausgabe keinen Bogen A, denn der erſte Bogen, mit den gewöhnlichen Zeichen der Vorrede bezeichnet, enthält den Titel und die Rede „an alle Klugkropfige Nebelverkappte Nebel Nebuloner“ u. ſ..w., welche gerade dieſen Vorredebogen ausfüllt. Dann folgt gleich Bogen B, mit der Blattbezeichnung 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 und ſo fort in gehöriger Ordnung, der mit der eben angeführten Stelle des Parats beginnt.

Die andere Ausgabe vom Jahre 1600 hat größere Typen, und ſcheint dieſen nach mit den Ausgaben des Gargantua vom Jahre 1631 und 1651 in einer Druckerei gedruckt worden zu ſein.

Beide Ausgaben befinden ſich in meiner Sammlung.

Zu Seite 47.

Der Bienenkorb.

Auf der königl. Central-Bibliothek zu München befindet ſich folgende ältere, bisher unbekannte Ausgabe dieſes Werks vom Jahre 1576. 8. Sie führt den Titel:

„BJENKORB | Der Heilig. Römiſcher „Kirchen. | Das iſt: | (Hierauf folgt derſelbe Holz-

„ſchnitt, der auf den ſpäteren bekannten Ausgaben „befindlich iſt, nur ſo groß, daß er das ganze Titelblatt ausfüllt.) Unter dieſem Holzſchnitte ſteht: „Anno M. D. LXXVI.“

Merkwürdig iſt die Ausgabe dadurch, daß die ſpäteren, vom Jahre 1579 an, ganz umgearbeitet und vermehrt ſind. In ihr finden ſich, ſo viel es nur die Zeit geſtattete, ſie durchzuſehen, noch keine Randbemerkungen und Citate über andere Schriften Fiſcharts, und keine gegen Joh. Naß polemiſirende Stellen. Die Eintheilung und Zahl der Kapitel iſt in dieſer und den ſpäteren Ausgaben gleich.

Durch das Anſchauen dieſer Ausgabe glaube ich mich zu erinnern, vor mehreren Jahren in einem Helmſtädtſchen Bücherverzeichniſſe, wahrſcheinlich dem Wiedeburgſchen, eine entweder eben ſo alte, oder, wenn ich nicht irre, eine noch ältere Ausgabe vom Jahre 1571. 8. geleſen zu haben.

Vom Jahre 1579 ſind mir zwei verſchiedene Ausgaben zu Geſicht gekommen: 1) ohne Regiſter. Chriſtlingen. 8., auf der Central-Bibliothek zu München; 2) mit Regiſter. Chriſtlingen. 8. in meiner Sammlung.

Vom Jahre 1581 ebenfalls zwei Ausgaben: 1) mit der gereimten Vorrede auf dem Titel. Am Ende: Chriſtlingen, 1581. 8. 2) ohne die gereimte Vorrede auf dem Titel. Am Ende: Chriſtl. 1581. 8. — Beide Ausgaben befinden ſich zu München, Central-Bibl.

Da nun auch von 1582 zwei verſchiedene Ausgaben vorhanden ſind, ſo wird wohl noch in mehreren anderen Jahren dieſes Werk verſchiedene Auflagen erlebt haben.

Zu Seite 57.

Stimmers bibliſche Figuren.

Die wahrſcheinlich älteſte Ausgabe iſt vom Jahre 1576. Baſel bei Thoma Gwarin 1576. 4. Auf der Central-Bibliothek zu München befindlich. Der vollſtändige in einem zierlichen Holzſchnitte eingedruckte Titel lautet:

„Neue Künſtliche Figuren Bibliſcher Hiſtorien
„grüntlich von Tobia Stimmer geriſſen: Vnd zu
„Gotsförchtiger ergetzung andächtiger hertzen mit
„artigen Reimen begriffen durch J. F. G. M. Zu
„Baſel bei Thoma Gwarin. Anno M, D LXXVJ,

Darunter folgt das Malerzeichen Stimmers, in einem verſchlungenen lateiniſchen S. T. beſtehend. — Die Vorrede iſt an „den wolgebornen Herrn, „Herrn Philips Ludwigen Graven zu Hanau vnd „Rineck, Herrn zu Münzenburg ꝛc. meinem gnädigen Herrn“ gerichtet. Die eigentlichen Figuren gränzen rechts und links an den Zierleiſten, die ebenfalls wieder treffliche Holzſchnitte ſind, laſſen aber ober und unter dem bibliſchen Bilde einen leeren Raum, jenen für die Ueberſchrift der Bibelſtelle, welche der jedesmalige Holzſchnitt darſtellt, dieſen für die Verſe Fiſcharts, welche gewöhnlich fünf, ſelten ſechs bis acht Zeilen lang ſind. Dieſe Ausgabe umfaßt X Bogen in 4.

Außer dieſer beſitze ich noch folgende Ausgaben in 8.:

Vom Jahre 1590. führt den Titel: „Novae „Tobiae Stimmeri sacrorum bibliorum figu„rae: versibus Latinis et Germanicis exposi„tae. Neve Bibliſche Figuren durch Tobiam Stim„mer geriſſen. Mit Lateiniſchen vnnd Teutſchen „Verſen außgelegt. Cum Gratia et Privile. Caes. „Maj. M. D. XC. Getruckt zu Straßburg bei „Bernhart Jobin.“ Am Ende des Werks ſteht aber: Getruckt zu Straßburg bei Bernhart Jobin. M. D. LXXXIX., woraus zu ſchließen, daß das Werk ſelbſt noch am Ende des Jahrs 1589, der Titel nebſt Vorrede aber erſt zu Anfang des Jahres 1590 vollendet wurde. In dieſer, wie wahrſcheinlich in allen Octavausgaben, ſind die Seiten nur mit einer ſchmalen gedruckten Zierleiſte umgeben. Ueber den Holzſchnitten ſtehen ebenfalls, wie in der erſten, die Bibelſtellen mit einem kurzen Inhalte des Holzſchnitts in Proſa, unter denſelben zuerſt die Ueberſetzung der Fiſchartſchen Verſe in lateiniſche Hexameter von Paul Cruſius, an der Kirche zu St. Wilhelm in Straßburg Diaconus, den Fiſchart in der Vorrede als Verfaſſer nennt, darunter Fiſcharts Verſe ſelbſt. Dieſe Ausgabe umfaßt ohne Vorrede L Bogen. Nach dem Titel folgt hier noch eine drei Seiten lange lateiniſche Vorrede, von Thomas Guarin und

Bernhart Jobin unterzeichnet, dann auf den elf folgenden Seiten die deutſche, in der erſten Ausgabe befindliche, hier wenig veränderte, von Fiſchart unterzeichnet.

Vom Jahre 1625. 8. Sie führt den Titel: „Novae Tobiae Stimmeri Sacrorum Bibliorum „figurae. Newe Bibliſche Figuren durch Tobiam „Stimmer geriſſen: Mit Lateiniſchen vnnd Teutſchen Verſen außgelegt.“ Weiter unten: „Getruckt zu Straßburg in verlegung Lazari Zetzners „Erben 1625. 8.“ In den Hauptſachen ſtimmt ſie mit der vorigen Ausgabe überein; nur ſind die Holzſchnitte bei weitem ſchlechter.

Durch dieſen Titel wird der von Neumeiſter angeführte Titel einer Ausgabe von 1625, alſo von demſelben Jahre, etwas verdächtig. — Beide Ausgaben befinden ſich, außer in meiner Sammlung, noch auf der Central-Bibliothek zu München, und die vom Jahr 1590 auch daſelbſt auf der Univerſitäts-Bibliothek.

Merkwürdig, und wohl nur durch Unbekanntſchaft des Titels iſt es zu erklären, wie dieſes Werkchen ſo lange unbekannt bleiben konnte, da es gewiß in ſehr vielen Ausgaben erſchienen iſt, und auf größeren Bibliotheken nicht ſo ſelten zu ſein ſcheint.

Zu Seite 58.

Vom Feldbau ꝛc.

Sieben Bücher vom Feldbau u. ſ. w. Straßb. 1580. bei Bernhart Jobin. Fol. Dieſe und die erſte Ausgabe vom Jahre 1579 befindet ſich zu München, Centr. Bibl. Vielleicht iſt die Ueberſetzung der andern 8 Bücher, um welche die Ausgabe vom Jahre 1598 vermehrt iſt, und welche, wie die oben Seite 59 angeführte Stelle kund thut, Fiſcharts Werk ſind, die Arbeit und Lieblingsbeſchäftigung Fiſcharts im Alter und ſo ſein letztes Werk geweſen. Dieſes beſtätigte dann auch keinen dauernden Aufenthalt Fiſcharts in Straßburg.

Zu Seite 59.

Peter von Staufenberg.

Nicht bloß die Vorrede, wie ich anfangs glaubſte, gehört Fiſcharten zu, ſondern dieſes ganze ſehr große Gedicht. Es iſt eine Ueberarbeitung des alten Druckes aus dem letzten Viertheil des ſechzehnten Jahrhunderts, wie ſich aus folgender Ausgabe ergiebt. Der vollſtändige Titel lautet:

„Erneuwerte Beſchreibung der wolgedenckwürdi-
„gen Alten vnd warhafften wunderlichen Geſchicht
„Vom Herren Petern von Stauffenberg genannt
„Diemringer aus der Ortenaw bey Rhein, Rittern.
„Was wunders jhme mit einer Meerwein oder Meer-
„fähe ſeye begegnet. Darzu ein außführlicher Be-
„richt vnd Vorred gethan worden, warumb eben
„bey heutigem vielerley Diſputieren vom Zauberwerck
„gegenwertige Beſchreibung nunmals wieder auß-
„kommen, vnd dann ſonderlich, was von derglei-
„chen vnd andern Familiarn oder geheimen zuküp-
„peligen Geiſtern ſey zu halten. Zu Magdeburg bey

„Johan Franken. (o .J. 8.) —“ So viel Jobins lange Vorrede erkennen läßt, wurde die neue Bearbeitung auf Veranlaſſung „des Edlen Ehrnweſten Melchior Widergrün von Stauffenberg meinem ſonders günſtigen Junckhern“, dem das ganze Werk dedicirt wird, unternommen. Jobin ſagt nämlich an einer Stelle: „— — haben E. E. — — nun „eine ziemliche Zeit her offt bey mir angehalten, zu „verſchaffen, daß ſolche Stauffenbergiſche Geſchicht „wiederum in offenem Truck gebracht, und durch „Ueberſehung des alten Trucks Reimen (deren „Autor ſich Herr Erckenbold nennet), und Verbeſſerung der Figuren, auch ausführlicher Vorred von „Beſchaffenheit dergleichen vorkommenden Geſicht, „und der geheimen Geiſter Zuwohnungen gantz aufs „Neu erneuert würde. Welchs ich zwar zu erweiſen willig vorlengeſt gern geleiſtet hätte, wenn ich „nicht zu etlichen malen darvon were abgehalten worden. Straßb. den 7ten Novemb. 1588.“ Die lange Vorrede Jobins, welche von Ajj bis Dja geht, enthält eine ausführliche Abhandlung über das Weſen der Feen nach dem Maasſtabe der damaligen Zeit, und durch Hiſtorien belegt. Jobin zeigt, wie ſeit undenklichen Zeiten Menſchen mit dieſen Weſen in Berührung gekommen ſeien, und wie dem edlen Staufenberg ſeine Hingebung an die Wunderfrau keineswegs zur Schande gereiche. Ein Theil der Abhandlung ſtellt Unterſuchungen über den Namen „Fee“ an.

Nach dieſer Vorrede folgt der innere Titel:

„Ernewerte Beſchreibung der wol gedenckwür-
„digen Alten vnd warhafften verwunderlichen Ge-
„ſchicht von dem nun lengſt Berühmten Thewren
„vnd Geſtrengen Abentheurlichen Ritter Herrn Pe-
„ter von Stauffenberg genannt Diemringer aus der
„Ortenaw bey Rhein Vnd beſonders wie er nicht
„viel erhörter weiß ſich mit einer Meerwein oder
„Meervenus zu ſteter lieb vnd Trew hat verpflich-
„tet, Aber als er ihren trewen Rath nicht allerdings
„nachgeſetzt, alsbald darüber in dreyen Tagen in
„beſter blühender Jugend ſey geſtorben. Nun auff
„ein newes zu ein rechten Adelsſpiegel darinn er ſich
„ſeiner Adelichen Gebür hab zu erſehen ernewert vnd
„an tag gebracht durch J. F. G. M.“

Nach dieſem Titel folgt nun ein über 800 Verſe langer Eingang in die Hiſtorie, der von Fiſchart eigends herrührt, darauf das Gedicht ſelbſt. Die Art und Weiſe der Bearbeitung beſteht eigentlich in einer Umſtellung der alten Verſe, ſo viel ſich aus dem Vergleich mit dem von Engelhard herausgegebenen Manuſcript der Hiſtorie ſchließen, und die große Fülle von alten, Fiſcharten nicht mehr ganz eigenen, ſondern durch den alten Druck veranlaßte Sprachformen erkennen läßt. — Dieſe Ausgabe befindet ſich ebenfalls auf der Central-Bibliothek zu München.

Aus dieſer Bearbeitung des Staufenbergs von Fiſchart iſt die im Wunderhorn Bd. I. S. 417. in ſieben Romanzen mitgetheilte Er-, Ver- und Zerneuerung des alten Gedichts von Staufenberg geſchehen. Wenn die Herrn Herausgeber aus einem über drei bis viertauſend Verſen langen epiſchen Gedichte ſieben Romanzchen machen, und dem guten Leſer die ſieben Romanzchen für ein altes Gedicht ausgeben konnten, wie mag es da um andere Lieder in derſelben Sammlung ausſehen, die nicht vom Druck, ſondern von Mund zu Mund hineingerathen ſind!

Zu Seite 62.

Brotkorb.

Vom Jahre 1583 bei Urſino Gutwino. Chriſtlingen 8. (München, Centr. Bibl.). Vom Jahre 1601. Chriſtlingen, daſ. 8. (Ebenfalls zu München in der Centr. Bibl.)

Zu Seite 64.

Lateiniſche Vorrede u. ſ. w.

Der Titel dieſes Werkes iſt in der Einleitung falſch angegeben. Er lautet: **Onomastica II. — I. Philosophicum, medicum, synonymum ex variis vulgaribusque linguis. II Theophrasti Paracelsi, hoc est, earum vocum, quarum in scriptis ejus solet usus esse, explicatio.** Wie zwei Stellen aus den Vorreden der beiden Herausgeber **Micaelus Toxites** und **Joannes Fischart** beweiſen, iſt die Nomenklatur ein Werk beider. Die hieher gehörige Stelle aus der Vorrede Fiſcharts lautet: **Quamobrem speramus, neminem sani judicii hominem hanc operam nostram, quam cohortatione Clarissimi viri D.**

Doctoris Michaelis Toxitae in declarando, adaugendo, et vulgaribus linguis huic composito prius Onomastico addendo, suscepimus, improbaturum esse. Die Onomaſtika ſelbſt rühren aber von einem früheren Verfaſſer her, deſſen Namen Toxites verſchweigt, wie die Vorrede dieſes in folgender Stelle kund giebt: Cum autem hactenus magna hinc inde a multis quaerela audita sit, qui Paracelsi libros evolverunt: esse in iis barbaras et obscuras voces, unde intelligi scripta ejus minime possint: diu sane multumque investigavi, an aliquam suarum vocum explicationem sive onomasticon aliquod nobis reliquisset: quod in lucem edi, ad scripta ejus melius intelligenda utile esset. Sed cum nequidquam jam per aliquot annos in eo laborassem: Dei opt. max. beneficio a viro quodam bono, maximeque in re medica exercitato, et fideli in Bavaria onomasticon philosophicum, medicum, synonimon ex variis linguis, ante annos fere centum collectum, accepi, cujus nomen propter Zoilorum obtrectationem reticeo. Hoc jam a me auctum in multorum gratiam, qui hoc desiderarunt, typis excudendum dedi, adjecique aliud Theophrasticum: hoc est earum vocum, quibus Theophrastus in suis scriptis usus est, explicationem: partim ab aliis, partim a me ipso ex ejus libris congesta, in ordinem alphabeti redegi. Quaedam conjectura quadam ex-

posui: nihilque aliud studui, quam ut Hermeticae artis studiosos, non exercitatos, qui meis laboribus non opus habent, sed rudes aliquo modo adjuvarem, et alacriores ad philosophorum atque Paracelsi lectionem redderem, ne vocabulorum obscuritate deterriti, artem quoque ipsam floccipendant.

Merkwürdig iſt, daß Toxites in dieſer Stelle des Mitarbeiters Fiſchart mit keinem einzigen Worte gedenkt, wie es auch ſonſt in anderen Stellen der Vorrede nicht geſchieht, da Fiſcharten gewiß der größte Theil der deutſchen Erklärungen gehört.

Zu Seite 69.

Eulenſpiegel.

Dieſer Fiſchartiſche Eulenſpiegel iſt wirklich vorhanden und im Beſitz des Herrn von Meuſebach in Berlin.

Zu S. 73, 9.

Geſchichten Friedrichs I.

Nach einer mündlichen Mittheilung des Herrn Cuſtos Docen in München, ſoll Fiſchart die Geſchichten Kaiſer Friedrichs I., von Adelphus beſchrieben, herausgegeben haben, und ſo erklärt es ſich, wie Meiſter a. a. O. dieſe Ausgabe für ein Werk Fiſcharts gehalten haben mag. Mir iſt jedoch dieſe vermeinte Ausgabe Fiſcharts nie zu Geſicht gekommen, wohl aber eine andere deutſche Ausgabe in Folio.

Zu Seite 36. Nr. 31.

So eben beim Beſchluß des Druckes läuft mir noch ein Bücherverzeichniß ein, betitelt: „Zehntes Verzeichniß von gebundenen Büchern, welche bei Wolfg. Neubronner in Ulm zu haben ſind. Juni 1828“, und ich finde in demſelben S. 167. Nro. 6199 angezeigt: „Sätze von der Löffeley, ſamt derſelben Eigenſchaften und unterſchiedlichen Gattungen. o. O. 1593. 4. 12 kr.“ Sollte dieſes Werkchen, was im Verzeichniß unter dem Abſchnitt Schöne Wiſſenſchaften aufgeführt, und daher wahrſcheinlich gereimt iſt, ſollte dieſes Werkchen vielleicht die bisher ungedruckt geglaubte, oben S. 36. Nro. 31. angeführte Schrift Fiſcharts: „die Göffellöſſichkeit“ ſein? — Der veränderte Titel ließe ſich wohl bei einer Ausgabe ſpäterer Hand erklären. — Leider war ſie ſchon beim Empfang des Verzeichniſſes vergriffen.

MUENCHEN

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK

SCHENKUNG
CG. v. MAASSEN

Gedichte

von

Ludwig Uhland

D 988

Fünfte vermehrte Auflage.

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1831.

15 S.

AD
BIBL.UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorwort

zu der erſten Auflage 1815.

Lieder ſind wir, unſer Vater
Schickt uns in die offne Welt,
Auf dem kritiſchen Theater
Hat er uns zur Schau geſtellt.
Nennt es denn kein frech Erkühnen,
Leiht uns ein geneigtes Ohr,
Wenn wir gern vor euch Verſammelten
Ein empfehlend Vorwort ſtammelten!
Sprach doch auf den griech'ſchen Bühnen
Einſt ſogar der Fröſche Chor.

Anfangs ſind wir faſt zu kläglich,
Strömen endlos Thränen aus,
Leben dünkt uns zu alltäglich,
Sterben muß uns Mann und Maus.
Doch man will von Jugend ſagen,
Die von Leben überſchwillt!
Auch die Rebe weint, die blühende,
Draus der Wein, der purpurglühende
In des reifen Herbſtes Tagen,
Kraft und Freude gebend quillt.

Und, bei Seite mit dem Prahlen!
Andre ſtehn genug zur Schau,
Denen heiße Mittagsſtralen
Abgeleckt den Wehmuthsthau.
Wie bei alten Ritterfeſten
Mit dem Tode zog Hanswurſt,
Alſo folgen ſcherzhaft ſpitzige
Und, will's Gott, erträglich witzige.
Aechtes Leid ſpaßt oft zum beſten,
Kennt nicht eiteln Thränendurſt.

Lieder ſind wir nur, Romanzen,
Alles nur von leichtem Schlag,
Wie man's ſingen oder tanzen,
Pfeifen oder klimpern mag.
Doch vielleicht, wer ſtillem Deuten
Nachzugehen ſich bemüht,
Ahnt in einzelen Geſtaltungen
Größeren Gedichts Entfaltungen
Und als Einheit im Zerſtreuten
Unſres Dichters ganz Gemüth.

Bleibt euch dennoch Manches kleinlich,
Nehmt's für Zeichen jener Zeit,
Die ſo drückend und ſo peinlich
Alles Leben eingeſchneit!
Fehlt das äußre freie Weſen,
Leicht erkrankt auch das Gedicht;
Aber nun die hingemoderte
Freiheit Deutſchlands friſch aufloderte,
Wird zugleich das Lied geneſen,
Kräftig ſteigen an das Licht.

Seyen denn auch wir Verkünder
Einer jüngern Brüderſchaar,
Deren Bau und Wuchs geſünder,
Höher ſey, als unſrer war!
Dieß iſt, was wir nicht geloben,
Nein! vom Himmel nur erflehn.
Und ihr ſelbſt ja ſeyd Vernünftige,
Die im Jetzt erſchaun das Künftige,
Die an junger Saat erproben,
Wie die Frucht einſt wird beſtehn.

Gedichte.

Inhalt.

Seite
Vorwort zu der erſten Auflage 1815 . . . III

Lieder.

Des Dichters Abendgang 3
An den Tod 4
Harfnerlied am Hochzeitmahle 6
Der König auf dem Thurme 8
Maiklage 9
Lied eines Armen 11
Geſang der Jünglinge 13
Lied des Gärtners 15
Die Kapelle 16
Die ſanften Tage 17
Im Herbſte 19
Wunder 20
Mein Geſang 21
Mönch und Schäfer 23
Schäfers Sonntagslied 24
Geſang der Nonnen 25
Des Knaben Berglied 27
Brautgeſang 28
Entſchluß 29
Lauf der Welt 30
Waldlied 31
Seliger Tod 32
Untreue 33
Die Abgeſchiedenen 34

Seite

Die Zufriedenen 35
Hohe Liebe 36
Nähe 37
Vorabend 38
Der Sommerfaden 39
Nachts 40
Schlimme Nachbarſchaft 41
Bauernregel 42
Hans und Grete 43
Der Schmied 44
Jägerlied 45
Des Hirten Winterlied 46
Lied des Gefangenen 47
Der Kirchhof im Frühling 48

Frühlingslieder.

1. Frühlingsahnung 49
2. Frühlingsglaube . . . . . . —
3. Frühlingsruhe 50
4. Frühlingsfeier . . . . . . —
5. Lob des Frühlings 51
6. Der große Frühling . . . . . . —
7. Frühlingslied des Recenſenten 52
Der Ungenannten 53
Freie Kunſt 54
Bitte 56
Auf eine Tänzerin 57
Auf einen verhungerten Dichter 58
Das Thal 60
Ruhethal 61
Mailied 62
Klage 63
Rechtfertigung 64
An einem heitern Morgen 65
Gruß der Seelen 66
Auf der Ueberfahrt 67
Der Mohn 68

Seite

Wanderlieder. 70
1. Lebewohl . . . . —
2. Scheiden und Meiden 71
3. In der Ferne . . . . —
4. Morgenlied 72
5. Nachtreise . . . . —
6. Winterreise 73
7. Abreise 74
8. Einkehr 75
9. Heimkehr 76
Zimmerspruch 77
Verspätetes Hochzeitlied 78
Ehelied 80
Metzelsuppenlied 82
Trinklied 83
Trinklied 86
Lied eines deutschen Sängers 87
Auf das Kind eines Dichters 88
Vorwärts . . . . 90.
Die Siegesbotschaft 91
An das Vaterland 92
Die deutsche Sprachgesellschaft. 1817 94
Ernst der Zeit 95
Das neue Märchen 96
Aussicht 97
An die Mütter 98
An die Mädchen 99
Die neue Muse . . . .

Vaterländische Gedichte.

1. Am 18. October 1815 105
2. Das alte gute Recht 106
3. Würtemberg 108
4. Gespräch 110
5. An die Volksvertreter 112
6. Am 18. October 1816 113

Seite
7. Schwindelhaber 116
8. Hausrecht 118
9. Das Herz für unſer Volk . . . . . —
10. Neujahrswunſch. 1817 120
11. Den Landſtänden zum Chriſtophstag 1817 . 121
12. Gebet eines Würtembergers 123
13. Nachruf, im Juni 1817 124
14. Prolog zu dem Trauerſpiel: Ernſt, Herzog von Schwaben 126

Sinngedichte.

An Apollo, den Schmetterling 131
Achill . . . . —
Narziß und Echo 132
Die Götter des Alterthums . . . . . —
Tells Platte 133
Die Ruinen . . . . —
Begräbniß 134
Mutter und Kind . . . . —
Märznacht . . . . —
Im Mai . . . . —
Tauſch 135
Amors Pfeil . . . . —
Traumdeutung . . . . —
Die Roſen . . . . —
Antwort 136
Die Schlummernde . . . . —
An Sie 137
Greiſenworte 138
Auf den Tod eines Landgeiſtlichen . . . 139
Nachruf 140
Auf einen Grabſtein 142
In ein Stammbuch 143
Auf Wilhelm Hauff's frühes Hinſcheiden . . 144
Schickſal 145

Seite

Sonette. Oktaven. Gloſſen.

Vermächtniß 149
An Petrarka 150
In Varnhagens Stammbuch 151
An Kerner 152
Auf Karl Gangloff's Tod 153
An den Unſichtbaren 156
Todesgefühl 157
Erſtorbene Liebe 158
Geiſterleben 159
Jeder Frühling 160
Die theure Stelle 161
Die zwo Jungfraun 162
Der Wald 163
Der Blumenſtrauß 164
Entſchuldigung 165
Vorſchlag 166
Die Bekehrung zum Sonett 167
Schlußſonett 168
An die Bundſchmecker. 1816 169
An K. M. 170
Ein Abend 171
Rückleben 172
Geſang und Krieg 173
Katharina 176

Gloſſen.

1. Der Recenſent 179
2. Der Romantiker und der Recenſent . . 181
3. Der Nachtſchwärmer 183

Dramatiſche Dichtungen.

Schildeis. Fragment 187
Das Ständchen 194
Normänniſcher Brauch 200

Seite

Balladen und Romanzen.

Entſagung 211
Die Nonne 213
Der Kranz 214
Der Schäfer 216
Die Vätergruft 218
Die ſterbenden Helden 219
Der blinde König 221
Der Sänger 224
Gretchens Freude 225
Das Schloß am Meere 227
Vom treuen Walther 229
Der Pilger 231
Abſchied 233
Des Knaben Tod 235
Der Traum 236
Drei Fräulein 237
Der ſchwarze Ritter 241
Der Roſengarten 244
Die Lieder der Vorzeit 247
Die drei Lieder 249
Der junge König und die Schäferin . . . 250
Des Goldſchmieds Töchterlein 259
Der Wirthin Töchterlein 262
Die Mähderin 263
Das Ständchen 266
Die Harfe 267
Der Leitſtern 268
Des Sängers Wiederkehr 270
Das Schifflein 271
Sängers Vorüberziehn 272
Traum 273
Der gute Kamerad 275
Der Roſenkranz 276

Seite
Das traurige Turnei 280
Jungfrau Sieglinde 282
Der Sieger 284
Der nächtliche Ritter 285
Der kaſtiliſche Ritter 286
Sankt Georgs Ritter 289
Romanze vom kleinen Däumling 293
Romanze vom Recenſenten 295
Ritter Paris 297
Der Räuber 299
Sängerliebe 300
- 1. Rudello . . . . —
- 2. Durand 303
- 3. Der Kaſtellan von Coucy 305
- 4. Don Maſſias 309
- 5. Dante 311

Liebesklagen.

- 1. Der Student 314
- 2. Der Jäger 316

Bertran de Born 318
Der Waller 321
Unſtern 325
Der Ring 327
Die drei Schlöſſer 329
Graf Eberhards Weißdorn 332
Die Ulme zu Hirſau 334
Münſterſage 336
Das Reh 338
Der weiße Hirſch 339
Die Jagd von Winchester 340
Harald 342
Die Elfen 345
Merlin der Wilde 348
Die Bildſäule des Bacchus 353
Von den ſieben Zechbrüdern 355

Seite
Junker Rechberger 35
Der Graf von Greiers 36
Graf Eberstein 36
Schwäbiſche Kunde 367
Die Rache 369
Das Schwert 370
Siegfrieds Schwert 371
Klein Roland 373
Roland Schildträger 379
König Karls Meerfahrt 387
Taillefer 390
Das Nothhemd 393
Graf Eberhard der Rauſchebart 396
1. Der Ueberfall im Wildbad . . . . —
2. Die drei Könige zu Heimſen 400
3. Die Schlacht bei Reutlingen 402
4. Die Döffinger Schlacht 407
Der Schenk von Limburg 412
Ver sacrum 416
Der Königsſohn 421
Des Sängers Fluch 42
Tells Tod 43
Die verlorene Kirche 43
Märchen 43

Altfranzöſiſche Gedichte.

Die Königstochter 45
Graf Richard ohne Furcht 45
Legende 460
Roland und Alda 463

Fortunat und ſeine Söhne. Fragment.

Erſtes Buch 471
Zweites Buch 491

Lieder.

Des Dichters Abendgang.

Ergehſt du dich im Abendlicht, —
Das iſt die Zeit der Dichterwonne —
So wende ſtets dein Angeſicht
Zum Glanze der geſunknen Sonne!
In hoher Feier ſchwebt dein Geiſt,
Du ſchaueſt in des Tempels Hallen,
Wo alles Heil'ge ſich erſchleußt
Und himmliſche Gebilde wallen.

Wann aber um das Heiligthum
Die dunkeln Wolken niederrollen:
Dann iſt's vollbracht, du kehreſt um,
Beſeligt von dem Wundervollen.
In ſtiller Rührung wirſt du gehn,
Du trägſt in dir des Liedes Segen;
Das Lichte, das du dort geſehn,
Umglänzt dich mild auf finſtern Wegen.

An den Tod.

Der du ſtill im Abendlichte
Wandelſt durch der Erde Beet,
Klare Blumen, goldne Früchte
Sammelſt, die dir Gott geſä't:
Schon', o Tod, was, ſanft entzücket,
An des Lebens Bruſt ſich ſchmiegt,
Sich zum ſüßen Liede wiegt
Und zum Mutterauge blicket!

Laß der Erde ihre Söhne,
Deren Kraft im Sturme fleugt,
Daß ein freudiges Getöne
Schnell aus todten Wäldern ſteigt!
Löſche nicht den Geiſt des Weiſen,
Deſſen heil'gen Sonnenglanz,
Schön verwebt in ſich'rem Tanz,
Jugendliche Mond' umkreiſen.

Auf der Silberwolke fahre
Still dahin zur Sternezeit,
Wo ein Greis am Hausaltare
Jedem Abend Thränen weiht;
Sprich die Namen ſeiner Lieben,
Führ' ihn auf in ihren Kranz,
Wo des Auges ew'gen Glanz
Keiner Trennung Zähren trüben!

Und den Jüngling, dem die Liebe
Heißes Sehnen aufgeweckt,
Der in ungeſtilltem Triebe
Offne Arme ausgeſtreckt,
Dann zur Blumenflur der Sterne
Aufgeſchauet liebewarm:
Faß' ihn freundlich Arm in Arm,
Trag' ihn in die blaue Ferne!

Wo es bräutlich glänzt und hallet,
Liebeathmend ihn umſchließt,
Was ihn geiſtig einſt umwallet
Und mit leichtem Gruß gegrüßt;
Wo es in der Seele malet,
Die, von neuem Leben jung,
Ewiger Begeiſterung,
Ewigen Geſangs ſich freuet.

Harfnerlied am Hochzeitmahle.

Feſtlich iſt der Freude Schall
Durch dieß hohe Haus geſchwebet,
Und ein dumpfer Widerhall
Aus der Gruft emporgehebet.
In der ſchönen Jubelnacht
Habt der Väter ihr gedacht,
Manche hohe That beſungen
Aus der Vorzeit Dämmerungen.

Oft war dieſes Saales Raum
Schimmervoll bei frohen Feſten,
Wie mit jedem Lenz der Baum
Prangt in friſchen Blüthenäſten.
Ach! die hier in Fröhlichkeit
Treuer Liebe Bund geweiht,
Drunten in der Schlummerhalle
Ruhen ſie beiſammen alle.

Auf des Lebens Bahn dahin
Fleugt der Menſch mit Sturmeseile,
Dann in treuer Freunde Sinn
Dauert er noch kurze Weile.
Durch den Saal, in Erz und Stein,
Stehn der Vorwelt lange Reih'n,
Können nicht das Auge heben,
Nicht das Wort der Liebe geben.

Keine ewig helle That
Hebt dich aus der Nacht der Grüfte;
Niemand ſah des Donners Pfad,
Noch den Fittig ſanfter Lüfte.
Wie du auf zu Gott geblickt,
Wie des Freundes Hand gedrückt,
Wie der Liebe Kuß gegeben,
Das entſchwindet mit dem Leben.

Auch das Kind, das lächelnd ſich
In der Mutter Arm geſchmieget;
Und der Greis, der wonniglich
Enkel auf dem Schooß gewieget;
Und die Braut, mit Jugendluſt
Hängend an des Treuen Bruſt:
Alle lebten ſchönes Leben,
Alle ſoll das Lied erheben!

Der König auf dem Thurme.

Da liegen ſie alle, die grauen Höhn,
Die dunkeln Thäler in milder Ruh;
Der Schlummer waltet, die Lüfte wehn
Keinen Laut der Klage mir zu.

Für Alle hab' ich geſorgt und geſtrebt,
Mit Sorgen trank ich den funkelnden Wein;
Die Nacht iſt gekommen, der Himmel belebt,
Meine Seele will ich erfreun.

O du goldne Schrift durch den Sternenraum!
Zu dir ja ſchau' ich liebend empor.
Ihr Wunderklänge, vernommen kaum,
Wie beſäuſelt ihr ſehnlich mein Ohr!

Mein Haar iſt ergraut, mein Auge getrübt,
Die Siegeswaffen hängen im Saal,
Habe Recht geſprochen und Recht geübt,
Wann darf ich raſten einmal?

O ſelige Raſt, wie verlang' ich dein!
O herrliche Nacht, wie ſäumſt du ſo lang,
Da ich ſchaue der Sterne lichteren Schein,
Und höre volleren Klang!

Maiklage.

Leuchtet ſchon die Frühlingsſonne
Ueber See und Aue hin?
Hat zur Stätte ſtiller Wonne
Sich gewölbt der Zweige Grün?
Ach! die Gute, die ich meine,
Schenkt mir keinen Maienſtral,
Wandelt nicht im Blüthenhaine,
Ruhet nicht im Quellenthal.

Ja! es waren ſchön're Zeiten,
Als in buntbekränzten Reih'n
Hirten mit den ſüßen Bräuten
Walleten zum Opferhain;
Als die Jungfrau, Krüge tragend,
Oft zum kühlen Brunnen trat,
Und der Wandrer, ſehnlich fragend,
Sie um Trunk und Liebe bat.

Ach! das Toben roher Stürme
Riß den goldnen Frühling fort.
Schlöſſer ſtiegen auf und Thürme,
Traurig ſaß die Jungfrau dort;
Lauſchte nächtlichem Geſange,
Sah hinab in's Schlachtgewühl,
Sah es, wie im Waffendrange
Ihr getreuer Streiter fiel.

Und ein Alter, dumpf und trübe,
Lagerte ſich auf die Welt,
Das die ſchöne Jugendliebe
Wie ein Traum befangen hält.
Im Vorübereilen grüßen
Sich mit Blicken, voll von Schmerz,
Die ſich feſt und ewig ſchließen
Möchten an das treue Herz.

Welkt, ihr Blumen und ihr Bäume,
Höhnet nicht der Liebe Schmerz!
Sterbet auch, ihr Jugendkeime!
Schmachte hin, du volles Herz!
In die öde Nacht der Grüfte
Sinkt, ihr Jünglinge, hinab!
Flieder wallen in die Lüfte,
Roſen blüh'n um euer Grab.

Lied eines Armen.

Ich bin ſo gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Muthes ſeyn.

In meiner lieben Aeltern Haus
War ich ein frohes Kind,
Der bittre Kummer iſt mein Theil
Seit ſie begraben ſind.

Der Reichen Gärten ſeh' ich blüh'n,
Ich ſeh' die goldne Saat:
Mein iſt der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe trat.

Doch weil' ich gern mit ſtillem Weh
In froher Menſchen Schwarm,
Und wünſche Jedem guten Tag,
So herzlich und ſo warm.

O reicher Gott! du ließeſt doch
Nicht ganz mich freudenleer:
Ein ſüßer Troſt für alle Welt,
Ergießt ſich himmelher.

Noch ſteigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgeſang
Ertönet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wenn die Abendglocke hallt,
Da red' ich, Herr, mit dir.

Einſt öffnet jedem Guten ſich
Dein hoher Freudenſaal,
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und ſetze mich an's Mahl.

Geſang der Jünglinge.

Heilig iſt die Jugendzeit!
Treten wir in Tempelhallen,
Wo in düſtrer Einſamkeit
Dumpf die Tritte widerſchallen!
Edler Geiſt des Ernſtes ſoll
Sich in Jünglingsſeelen ſenken,
Jede ſtill und andachtsvoll
Ihrer heil'gen Kraft gedenken.

Gehn wir in's Gefild hervor,
Das ſich ſtolz dem Himmel zeiget,
Der ſo feierlich empor
Ueber'm Erdenfrühling ſteiget!
Eine Welt von Fruchtbarkeit
Wird aus dieſer Blüthe brechen.
Heilig iſt die Frühlingszeit,
Soll an Jünglingsſeelen ſprechen!

Faſſet die Pokale nur!
Seht ihr nicht ſo purpurn blinken
Blut der üppigen Natur?
Laßt uns hohen Muthes trinken!
Daß ſich eine Feuerkraft
Selig in der andern fühle.
Heilig iſt der Rebenſaft,
Iſt des Jugendſchwungs Geſpiele.

Seht das holde Mädchen hier!
Sie entfaltet ſich im Spiele;
Eine Welt erblüht in ihr
Zarter, himmliſcher Gefühle.
Sie gedeiht im Sonnenſchein,
Unſre Kraft in Sturm und Regen.
Heilig ſoll das Mädchen ſeyn,
Denn wir reifen uns entgegen!

Darum geht in Tempel ein,
Edeln Ernſt in euch zu fangen;
Stärkt an Frühling euch und Wein,
Sonnet euch an ſchönen Augen!
Jugend, Frühling, Feſtpokal,
Mädchen in der holden Blüthe,
Heilig ſey'n ſie allzumal
Unſrem ernſteren Gemüthe!

* * *

Lied des Gärtners.

Laßt euch pflücken, laßt euch pflücken,
Lichte Blümlein, meine Luſt!
Denn ihr ſolltet lieblich ſchmücken
Meiner ſchönſten Fürſtin Bruſt.

Glühet purpurn nach der Süßen,
Aeugelt blau empor zu ihr!
Ach! ihr müßt es endlich büßen,
Sinken ohne Glanz und Zier.

Einſt auch glühten meine Wangen,
Meine Augen hin nach ihr:
Nun iſt alles Roth vergangen,
Aller blaue Schimmer mir.

◆

Die Kapelle.

Droben ſtehet die Kapelle,
Schauet ſtill in's Thal hinab,
Drunten ſingt bei Wieſ' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille ſind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauſcht empor.

Droben bringt man ſie zu Grabe,
Die ſich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch ſingt man dort einmal.

Die ſanften Tage.

Ich bin ſo hold den ſanften Tagen,
Wann in der erſten Frühlingszeit
Der Himmel, bläulich aufgeſchlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme ſtreut;
Die Thäler noch von Eiſe grauen,
Der Hügel ſchon ſich ſonnig hebt;
Die Mädchen ſich in's Freie trauen,
Der Kinder Spiel ſich neu belebt.

Dann ſteh' ich auf dem Berge droben
Und ſeh' es alles, ſtill erfreut,
Die Bruſt von leiſem Drang gehoben,
Der noch zum Wunſche nicht gedeiht.
Ich bin ein Kind und mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt,
In ihre ruhigen Gefühle
Iſt ganz die Seele eingewiegt.

Ich bin ſo hold den ſanften Tagen,
Wann ihrer mild beſonnten Flur
Gerührte Greiſe Abſchied ſagen;
Dann iſt die Feier der Natur.
Sie prangt nicht mehr mit Blüth' und Fülle,
All ihre regen Kräfte ruhn,
Sie ſammelt ſich in ſüße Stille,
In ihre Tiefen ſchaut ſie nun.

Die Seele, jüngſt ſo hoch getragen,
Sie ſenket ihren ſtolzen Flug,
Sie lernt ein friedliches Entſagen,
Erinnerung iſt ihr genug.
Da iſt mir wohl im ſanften Schweigen,
Das die Natur der Seele gab;
Es iſt mir ſo, als dürſt' ich ſteigen
Hinunter in mein ſtilles Grab.

* * *

Im Herbſte.

Seyd gegrüßt mit Frühlingswonne,
Blauer Himmel, goldne Sonne!
Drüben auch aus Gartenhallen
Hör' ich frohe Saiten ſchallen.

Ahneſt du, o Seele, wieder
Sanfte, ſüße Frühlingslieder?
Sieh umher die falben Bäume!
Ach! es waren holde Träume.

Wunder.

Sie war ein Kind vor wenig Tagen,
Sie iſt es nicht mehr, wahrlich nein!
Bald iſt die Blume aufgeſchlagen,
Bald hüllt ſie halb ſich wieder ein.
Wen kann ich um das Wunder fragen?
Wie? oder täuſcht mich holder Schein?

Sie ſpricht ſo ganz mit Kinderſinne,
So fromm iſt ihrer Augen Spiel;
Doch großer Dinge werd' ich inne,
Ich ſchau' in Tiefen ohne Ziel.
Ja! Wunder ſind's der ſüßen Minne,
Die Minne hat der Wunder viel.

Mein Geſang.

Ob ich die Freude nie empfunden?
Ob ſtets mein Lied ſo traurig klang?
O nein! ich lebte frohe Stunden,
Da war mein Leben Luſtgeſang.
Die milde Gegenwart der Süßen
Verklärte mir das Blumenjahr.
Was Morgenträume mir verhießen,
Das machte ſtets der Abend wahr.

O könnten meiner Wonne zeugen
Des Himmels und der Bäche Blau,
Die Haine mit den Blüthenzweigen,
Der Garten und die lichte Au'!
Die haben Alles einſt geſehen,
Und haben Alles einſt gehört.
Doch ach! ſie müſſen traurig ſtehen,
Auch ihre Zier iſt nun zerſtört.

Du aber zeuge, meine Traute!
Du Ferne mir, du Nahe doch!
Du denkſt der kindlich frohen Laute,
Du denkſt der ſel'gen Blicke noch.
Wir hatten uns ſo ganz empfunden,
Wir ſuchten nicht das enge Wort;
Uns floß der raſche Strom der Stunden
In freien Melodieen fort.

Du ſchiedeſt hin, die Welt ward öde,
Ich ſtieg hinab in meine Bruſt;
Der Lieder ſanfte Klagerede
Iſt all mein Troſt und meine Luſt.
Was bleibt mir, als in Trauertönen
Zu ſingen die Vergangenheit?
Und als mich ſchmerzlich hinzuſehnen
In neue goldne Liebeszeit?

Mönch und Schäfer.

Mönch.

Was ſtehſt du ſo in ſtillem Schmerz?
O Schäfer, ſag es mir!
Wohl ſchlägt auch hier ein wundes Herz,
Das ziehet mich zu dir.

Schäfer.

Du frageſt noch! o ſieh umher
In meinem trauten Thal!
Die weite Au' iſt blumenleer
Und jeder Baum iſt kahl.

Mönch.

Du klage nicht! Was iſt dein Weh?
Was, als ein ſchwerer Traum?
Bald glänzt die Blume aus dem Klee,
Die Blüthe von dem Baum.

Dann ſteht das Kreuz, davor ich knie',
Im grünen Baumgefild;
Doch ach! es grünt und blühet nie,
Trägt ſtets ein ſterbend Bild.

Schäfers Sonntagslied.

Das iſt der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch Eine Morgenglocke nur!
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O ſüßes Grau'n! geheimes Weh'n!
Als knieten Viele ungeſehn'
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er iſt ſo klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen ſich.
Das iſt der Tag des Herrn!

Geſang der Nonnen.

Erhebet euch mit heil'gem Triebe,
Ihr frommen Schweſtern, himmelan,
Und ſchwebt auf blüh'nder Wolkenbahn!
Da leuchtet uns die reinſte Sonne,
Da ſingen wir in Frühlingswonne
Ein Lied von dir, du ew'ge Liebe!

Ob welken alle zarte Blüthen
Von dem Genuß der ird'ſchen Glut:
Du biſt ein ewig Jugendblut
Und unſrer Buſen ſtäte Fülle,
Die ew'ge Flamme, die wir ſtille
Am Altar und im Herzen hüten.

Du ſtiegeſt nieder, ew'ge Güte,
Du lagſt, ein lächelnd Himmelskind,
Im Arm der Jungfrau, ſüß und lind;
Sie durft' aus deinen hellen Augen
Den Glanz der Himmel in ſich ſaugen,
Bis ſie die Glorie umglühte.

Du haſt mit göttlichem Erbarmen
Am Kreuz die Arme ausgeſpannt.
Da ruft der Sturm, da dröhnt das Land:
Kommt her, kommt her von allen Orten!
Ihr Todte, ſprengt des Grabes Pforten!
Er nimmt euch auf mit offnen Armen.

O Wunderlieb', o Liebeswonne!
Iſt dieſe Zeit ein Schlummer mir,
So träum' ich ſehnlich nur von dir;
Und ein Erwachen wird es geben,
Da werd' ich ganz in dich verſchweben,
Ein Glutſtral in die große Sonne.

Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlöſſer all herab.
Die Sonne ſtralt am erſten hier,
Am längſten weilet ſie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier iſt des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn friſch vom Stein heraus,
Er brauſt vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der iſt mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen ſie von Nord und Süd,
So überſchallt ſie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So ſteh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne ſie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einſt erſchallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann ſteig' ich nieder, tret' in's Glied,
Und ſchwing' mein Schwert, und ſing mein Lied!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Brautgeſang.

Das Haus benedei' ich und preiſ' es laut,
Das empfangen hat eine liebliche Braut;
Zum Garten muß es erblühen.

Aus dem Brautgemach tritt eine herrliche Sonn';
Wie Nachtigall'n locket die Flöte,
Die Tiſche wuchern wie Beete,
Und es ſpringet des Weines goldener Bronn.

Die Frauen erglühen
Zu Lilien und Roſen;
Wie die Lüfte, die loſen,
Die durch Blumen ziehen,
Rauſchet das Küſſen und Koſen.

* * *

Entſchluß.

Sie kommt in dieſe ſtillen Gründe,
Ich wag' es heut mit kühnem Muth.
Was ſoll ich beben vor dem Kinde,
Das Niemand was zu Leide thut?

Es grüßen Alle ſie ſo gerne,
Ich geh' vorbei und wag' es nicht;
Und zu dem allerſchönſten Sterne
Erheb' ich nie mein Angeſicht.

Die Blumen, die nach ihr ſich beugen,
Die Vögel mit dem Luſtgeſang,
Sie dürfen Liebe ihr bezeugen:
Warum iſt mir allein ſo bang?

Dem Himmel hab' ich oft geklaget
In langen Nächten bitterlich:
Und habe nie vor ihr gewaget
Das Eine Wort: ich liebe dich!

Ich will mich lagern unter'm Baume,
Da wandelt täglich ſie vorbei;
Dann will ich reden als im Traume,
Wie ſie mein ſüßes Leben ſey.

Ich will — o wehe! welches Schrecken!
Sie kommt heran, ſie wird mich ſehn;
Ich will mich in den Buſch verſtecken,
Da ſeh' ich ſie vorübergehn.

Lauf der Welt.

An jedem Abend geh' ich aus,
Hinauf den Wieſenſteg.
Sie ſchaut aus ihrem Gartenhaus,
Es ſtehet hart am Weg.
Wir haben uns noch nie beſtellt,
Es iſt nur ſo der Lauf der Welt.

Ich weiß nicht, wie es ſo geſchah,
Seit lange küſſ' ich ſie.
Ich bitte nicht, ſie ſagt nicht: ja!
Doch ſagt ſie: nein! auch nie.
Wenn Lippe gern auf Lippe ruht,
Wir hindern's nicht, uns dünkt es gut.

Das Lüftchen mit der Roſe ſpielt,
Es fragt nicht: haſt mich lieb?
Das Röschen ſich am Thaue kühlt,
Es ſagt nicht lange: gieb!
Ich liebe ſie, ſie liebet mich,
Doch Keines ſagt: ich liebe dich!

Waldlied.

Im Walde geh' ich wohlgemuth,
Mir graut vor Räubern nicht;
Ein liebend Herz iſt all mein Gut,
Das ſucht kein Böſewicht.

Was rauſcht, was raſchelt durch den Buſch?
Ein Mörder, der mir droht?
Mein Liebchen kommt geſprungen, huſch!
Und herzt mich faſt zu Tod.

Seliger Tod.

Geſtorben war ich
Vor Liebeswonne;
Begraben lag ich
In ihren Armen;
Erwecket ward ich
Von ihren Küſſen;
Den Himmel ſah ich
In ihren Augen.

Untreue.

Dir iſt die Herrſchaft längſt gegeben
Zu meinem Liede, meinem Leben!
Nur dieſe Nacht, o welch ein Traum!
O laß das ſchwere Herz mich löſen!
Es ſaß ein fremd verſchleiert Weſen
Dort unter unſrer Liebe Baum.

Wie hält ſie meinen Sinn gefangen!
Ich nahe mich mit ſüßem Bangen,
Sie aber hebt den Schleier leicht;
Da ſeh' ich — deine lieben Augen,
Ach! deine blauen, trauten Augen,
Und jeder fremde Schein entweicht.

Die Abgeſchiedenen.

So hab' ich endlich dich gerettet
Mir aus der Menge wilden Reih'n;
Du biſt in meinen Arm gekettet,
Du biſt nun mein, nun einzig mein.
Es ſchlummert Alles dieſe Stunde,
Nur wir noch leben auf der Welt;
Wie in der Waſſer ſtillem Grunde
Der Meergott ſeine Göttin hält.

Verrauſcht iſt all das rohe Toſen,
Das deine Worte mir verſchlang;
Dein leiſes, liebevolles Koſen
Iſt nun mein einz'ger, ſüßer Klang.
Die Erde liegt in Nacht gehüllet,
Kein Licht erglänzt auf Flur und Teich;
Nur dieſer Lampe Schimmer füllet
Noch unſrer Liebe kleines Reich.

Die Zufriedenen.

Ich ſaß bei jener Linde
Mit meinem trauten Kinde,
Wir ſaßen Hand in Hand.
Kein Blättchen rauſcht' im Winde,
Die Sonne ſchien gelinde
Herab auf's ſtille Land.

Wir ſaßen ganz verſchwiegen,
Mit innigem Vergnügen,
Das Herz kaum merklich ſchlug.
Was ſollten wir auch ſagen?
Was konnten wir uns fragen?
Wir wußten ja genug.

Es mocht' uns nichts mehr fehlen,
Kein Sehnen konnt' uns quälen,
Nichts Liebes war uns fern.
Aus liebem Aug' ein Grüßen,
Vom lieben Mund ein Küſſen
Gab Eins dem Andern gern.

Hohe Liebe.

In Liebesarmen ruht ihr trunken,
Des Lebens Früchte winken euch;
Ein Blick nur iſt auf mich geſunken,
Doch bin ich vor euch allen reich.

Das Glück der Erde miſſ' ich gerne,
Und blick', ein Märtyrer, hinan,
Denn über mir in goldner Ferne,
Hat ſich der Himmel aufgethan.

Nähe.

Ich tret' in deinen Garten;
Wo, Süße, weilſt du heut?
Nur Schmetterlinge flattern
Durch dieſe Einſamkeit.

Doch wie in bunter Fülle
Hier deine Beete ſtehn!
Und mit den Blumendüften
Die Weſte mich umwehn!

Ich fühle dich mir nahe;
Die Einſamkeit belebt;
Wie über ſeinen Welten
Der Unſichtbare ſchwebt.

Vorabend.

Was ſtreiſt vorbei im Dämmerlicht?
War's nicht mein holdes Kind?
Und wehten aus dem Körbchen nicht
Die Roſendüfte lind?

Ja! morgen iſt das Maienfeſt,
O morgen welche Luſt!
Wann ſie ſich glänzend ſchauen läßt,
Die Röslein an der Bruſt.

Der Sommerfaden.

Da fliegt, als wir im Felde gehen,
Ein Sommerfaden über Land,
Ein leicht und licht Geſpinnſt der Feen,
Und knüpft von mir zu ihr ein Band.
Ich nehm' ihn für ein günſtig Zeichen,
Ein Zeichen, wie die Lieb' es braucht.
O Hoffnungen der hoffnungsreichen,
Aus Duft gewebt, von Luft zerhaucht!

Nachts.

Dem ſtillen Hauſe blick' ich zu,
Gelehnt an einen Baum;
Dort liegt ſie wohl in ſchöner Ruh'
Und glüht in ſüßem Traum.

Zum Himmel blick' ich dann empor,
Er hängt mit Wolken dicht.
Ach! hinter ſchwarzem Wolkenflor,
Da glänzt des Vollmonds Licht.

Schlimme Nachbarſchaft.

Nur ſelten komm' ich aus dem Zimmer,
Doch will die Arbeit nicht vom Ort;
Geöffnet ſind die Bücher immer,
Doch keine Seite rück' ich fort.

Des Nachbars lieblich Flötenſpielen
Nimmt jetzt mir die Gedanken hin,
Und jetzt muß ich hinüberſchielen
Nach meiner hübſchen Nachbarin.

Bauernregel.

Im Sommer ſuch' ein Liebchen dir
In Garten und Gefild!
Da ſind die Tage lang genug,
Da ſind die Nächte mild.

Im Winter muß der ſüße Bund
Schon feſt geſchloſſen ſeyn,
So darfſt nicht lange ſtehn im Schnee
Bei kaltem Mondenſchein.

Hans und Grete.

Sie.

Guckſt du mir denn immer nach,
Wo du nur mich findeſt?
Nimm die Aeuglein doch in Acht!
Daß du nicht erblindeſt!

Er.

Guckteſt du nicht ſtets herum,
Würdeſt mich nicht ſehen;
Nimm dein Hälschen doch in Acht!
Wirſt es noch verdrehen.

Der Schmied.

Ich hör' meinen Schatz,
Den Hammer er ſchwinget,
Das rauſchet, das klinget,
Das dringt in die Weite,
Wie Glockengeläute,
Durch Gaſſen und Platz.

Am ſchwarzen Kamin,
Da ſitzet mein Lieber,
Doch geh' ich vorüber,
Die Bälge dann ſauſen,
Die Flammen aufbrauſen
Und lodern um ihn.

Jägerlied.

Kein' beßre Luſt in dieſer Zeit,
Als durch den Wald zu dringen,
Wo Droſſel ſingt und Habicht ſchreit,
Wo Hirſch' und Rehe ſpringen.

O ſäß' mein Lieb im Wipfel grün,
Thät wie 'ne Droſſel ſchlagen!
O ſpräng' es, wie ein Reh, dahin,
Daß ich es könnte jagen!

◆

Des Hirten Winterlied.

O Winter, ſchlimmer Winter!
Wie iſt die Welt ſo klein!
Du drängſt uns all' in die Thäler,
In die engen Hütten hinein.

Und geh' ich auch vorüber
An meiner Liebſten Haus,
Kaum ſieht ſie mit dem Köpfchen
Zum kleinen Fenſter heraus.

Und nehm' ich's Herz in die Hände,
Und geh' hinauf in's Haus:
Sie ſitzt zwiſchen Vater und Mutter,
Schaut kaum zu den Aeuglein heraus.

O Sommer, ſchöner Sommer!
Wie wird die Welt ſo weit!
Je höher man ſteigt auf die Berge,
Je weiter ſie ſich verbreit't.

Und ſteheſt du auf dem Felſen,
Traut Liebchen! ich rufe dir zu.
Die Halle ſagen es weiter,
Doch Niemand hört es, als du.

Und halt' ich dich in den Armen
Auf freien Bergeshöhn:
Wir ſeh'n in die weiten Lande,
Und werden doch nicht geſehn.

Lied des Gefangenen.

Wie lieblicher Klang!
O Lerche dein Sang,
Er hebt ſich, er ſchwingt ſich in Wonne.
Du nimmſt mich von hier,
Ich ſinge mit dir,
Wir ſteigen durch Wolken zur Sonne.

O Lerche! du neigſt
Dich nieder, du ſchweigſt,
Du ſinkſt in die blühenden Auen.
Ich ſchweige zumal
Und ſinke zuthal,
Ach! tief in Moder und Grauen.

◆

Der Kirchhof im Frühling.

Stiller Garten, eile nur,
Dich mit jungem Grün zu decken,
Und des Bodens letzte Spur
Birg mit dichten Roſendecken!

Schließe feſt den ſchwarzen Grund!
Denn ſein Anblick macht mir bange,
Ob er Keines aus dem Bund
Meiner Liebſten abverlange.

Will mich ſelbſt die dumpfe Gruft,
Nun wohlan, ſie mag mich raffen!
Dünkt mir gleich, in friſcher Luft
Hätt' ich Manches noch zu ſchaffen.

Frühlingslieder.

1. Frühlingsahnung.

O ſanfter, ſüßer Hauch!
Schon weckeſt du wieder
Mir Frühlingslieder,
Bald blühen die Veilchen auch.

2. Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte ſind erwacht,
Sie ſäuſeln und weben Tag und Nacht,
Sie ſchaffen an allen Enden.
O friſcher Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, ſey nicht bang!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird ſchöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernſte, tiefſte Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden.

3. Frühlingsruhe.

O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben ſeyn,
Lieg' ich in's tiefe Gras hinein.

In Gras und Blumen lieg ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

---

4. Frühlingsfeier.

Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?

Doch warum in dieſer Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling iſt ein hohes Feſt:
Laßt mich ruh'n und beten!

5. Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amſelſchlag,
Sonnenregen, linde Luft!

Wenn ich ſolche Worte ſinge,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preiſen, Frühlingstag?

6. Der große Frühling.

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling, mild und licht,
Auch jener große, klare —
Getroſt! er fehlt dir nicht;
Er iſt dir noch beſchieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahneſt ihn hienieden
Und droben bricht er an.

7. Frühlingslied des Recenſenten.

Frühling iſt's, ich laſſ' es gelten,
Und mich freut's, ich muß geſtehen,
Daß man kann ſpazieren gehen,
Ohne juſt ſich zu erkälten.

Störche kommen an und Schwalben,
Nicht zu frühe, nicht zu frühe!
Blühe nur, mein Bäumchen, blühe!
Meinethalben, meinethalben!

Ja! ich fühl' ein wenig Wonne,
Denn die Lerche ſingt erträglich,
Philomele nicht alltäglich,
Nicht ſo übel ſcheint die Sonne.

Daß es Keinen überraſche,
Mich im grünen Feld zu ſehen!
Nicht verſchmäh' ich auszugehen,
Kleiſtens Frühling in der Taſche.

Der Ungenannten.

Auf eines Berges Gipfel,
Da möcht' ich mit dir ſtehn,
Auf Thäler, Waldeswipfel,
Mit dir herniederſehn;
Da möcht' ich rings dir zeigen
Die Welt im Frühlingsſchein,
Und ſprechen: wär's mein eigen,
So wär' es mein und dein.

In meiner Seele Tiefen,
O ſähſt du da hinab,
Wo alle Lieder ſchliefen,
Die je ein Gott mir gab!
Da würdeſt du erkennen:
Wenn Aechtes ich erſtrebt,
Und mag's auch dich nicht nennen,
Doch iſt's von dir belebt.

◆

Freie Kunſt.

Singe, wem Geſang gegeben,
In dem deutſchen Dichterwald!
Das iſt Freude, das iſt Leben,
Wenn's von allen Zweigen ſchallt.

Nicht an wenig ſtolze Namen
Iſt die Liederkunſt gebannt!
Ausgeſtreuet iſt der Samen
Ueber alles deutſche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gieb ſie keck im Klange frei!
Säuſelnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singſt du nicht dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn:
Gieb ein fliegend Blatt den Winden,
Muntre Jugend haſcht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unſre Kunſt heißt Poeſie.

Heilig achten wir die Geiſter,
Aber Namen ſind uns Dunſt;
Würdig ehren wir die Meiſter,
Aber frei iſt uns die Kunſt.

Nicht in kalten Marmorſteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den friſchen Eichenhainen
Webt und rauſcht der deutſche Gott.

Bitte.

Ich bitt' euch, theure Sänger,
Die ihr ſo geiſtlich ſingt,
Führt dieſen Ton nicht länger,
So fromm er euch gelingt!
Will Einer merken laſſen,
Daß er mit Gott es hält,
So muß er keck erfaſſen
Die arge, böſe Welt.

Auf eine Tänzerin.

Wenn du den leichten Reigen führeſt,
Wenn du den Boden kaum berühreſt,
Hinſchwebend in der Jugend Glanz:
In jedem Aug' iſt dann zu leſen,
Du ſeyeſt nicht ein irdiſch Weſen,
Du ſeyeſt Aether, Seele ganz.

Mir aber grauet: wenn nach oben
Du plötzlich würdeſt nun enthoben,
Wie wäreſt, Seele, du bereit? —
Wohlan! der ſich auf Blumen ſchaukelt,
Der Schmetterling, der ewig gaukelt,
Iſt Sinnbild der Unſterblichkeit.

Auf einen verhungerten Dichter.

So war es dir beſcheeret,
Du lebteſt kummervoll,
Du haſt dich aufgezehret,
Recht wie ein Dichter ſoll.

Das gab die Pieride
An deiner Wiege kund;
Sie weihte dir zum Liede,
Zu Andrem nicht, den Mund.

Die Mutter ſtarb dir frühe,
Man ſah an dem Verluſt,
Daß dir kein Heil erblühe
Von einer ird'ſchen Bruſt.

Die Welt mit ihren Schätzen,
Mit allem Ueberfluß,
Soll nur dein Auge laben,
Für Andre der Genuß!

Der Frühling war dein Leben,
Die Blüthe war dein Traum,
Ein Andrer preßt die Reben,
Ein Andrer leert den Baum.

Du haſt an manchem Tage
Den Waſſerkrug geſtürzt,
Indeß man Feſtgelage
Mit deinem Lied gewürzt.

Du warſt ſchon hier verkläret
Und wenig mehr, als Geiſt,
Nun biſt du heim gekehret,
Wo man Ambroſia ſpeist.

Zu Grab getragen werde
Was einem Leichnam gleicht!
Du drückeſt nicht die Erde,
Sey dir die Erde leicht!

Das Thal.

Wie willſt du dich mir offenbaren,
Wie ungewohnt, geliebtes Thal!
Nur in den frühſten Jugendjahren
Erſchienſt du ſo mir manchesmal.
Die Sonne ſchon hinabgegangen,
Doch aus den Bächen klarer Schein!
Kein Lüftchen ſpielt mir um die Wangen,
Doch ſanftes Rauſchen in dem Hain!

Es duftet wieder alte Liebe,
Es grünet wieder alte Luſt;
Ja ſelbſt die alten Liedertriebe
Beleben dieſe kalte Bruſt.
Natur! wohl braucht es ſolcher Stunden,
So innig und ſo liebevoll,
Wenn dieſes arme Herz geſunden,
Das welkende geneſen ſoll!

Bedrängt mich einſt die Welt noch bänger,
So ſuch' ich wieder dich, mein Thal!
Empfange dann den kranken Sänger
Mit ſolcher Milde noch einmal!
Und ſink' ich dann ermattet nieder,
So öffne leiſe deinen Grund,
Und nimm mich auf, und ſchließ ihn wieder,
Und grüne fröhlich und geſund!

Ruhethal.

Wann im letzten Abendſtral
Goldne Wolkenberge ſteigen
Und wie Alpen ſich erzeigen,
Frag' ich oft mit Thränen:
Liegt wohl zwiſchen jenen
Mein erſehntes Ruhethal?

Mailied.

Wenig hab' ich noch empfunden
Von der werthen Frühlingszeit;
All die Luſt und Lieblichkeit
Hat zu mir nicht Bahn gefunden.
Ach! was ſollt' ein Herz dabei,
Das ſich ſo zerriſſen fühlet!
Jetzt empfind' ich erſt den Mai,
Seit der Sturm in Blüthen wühlet.

Klage.

Lebendig ſeyn begraben,
Es iſt ein ſchlimmer Stern;
Doch kann man Unglück haben,
Das jenem nicht zu fern:
Wenn man bei heißem Herzen
Und innern Lebens voll,
Vor Kümmerniß und Schmerzen
Frühzeitig altern ſoll.

Rechtfertigung.

Wohl geht der Jugend Sehnen
Nach manchem ſchönen Traum.
Mit Ungeſtüm und Thränen
Stürmt ſie den Sterneraum.
Der Himmel hört ihr Flehen
Und lächelt gnädig: nein!
Und läßt vorübergehen
Den Wunſch zuſammt der Pein.

Wenn aber nun vom Scheine
Das Herz ſich abgekehrt,
Und nur das Aechte, Reine,
Das Menſchliche begehrt,
Und doch, mit allem Streben,
Kein Ziel erreichen kann:
Da muß man wohl vergeben
Die Trauer auch dem Mann.

An einem heitern Morgen.

O blaue Luft nach trüben Tagen,
Wie kannſt du ſtillen meine Klagen?
Wer nur am Regen krank geweſen,
Der mag durch Sonnenſchein geneſen.

O blaue Luft nach trüben Tagen,
Doch ſtillſt du meine bittern Klagen!
Du glänzeſt Ahnung mir zum Herzen:
Wie himmliſch Freude labt nach Schmerzen.

Gruß der Seelen.

Löſen ſich die ird'ſchen Bande?
Wird auch mir die Schwinge frei?
Daß ich in dem Heimathlande,
Freundin, dir vereinigt ſey?
Ja! dein ſeliges Entſchweben
Zog mir längſt den Blick empor.
Jetzt im Lichte, jetzt im Leben
Find' ich, die ich nie verlor. —

„Was vernehm' ich? lockſt du nieder,
Oder ſteigſt du auf zu mir?
Lacht mir Erdenfrühling wieder,
Oder blüht ein ſchön'rer hier?
Ja in dieſer lichten Höhe
Haſt du Eine mir gefehlt.
Komm! ich fühle deine Nähe,
Die den Himmel mir beſeelt."

Auf der Ueberfahrt.

Ueber dieſen Strom, vor Jahren,
Bin ich einmal ſchon gefahren.
Hier die Burg im Abendſchimmer,
Drüben rauſcht das Wehr, wie immer.

Und von dieſem Kahn umſchloſſen
Waren mit mir zween Genoſſen:
Ach! ein Freund, ein vatergleicher,
Und ein junger, hoffnungsreicher.

Jener wirkte ſtill hienieden
Und ſo iſt er auch geſchieden,
Dieſer, brauſend vor uns Allen,
Iſt in Kampf und Sturm gefallen.

So, wenn ich vergangner Tage,
Glücklicher, zu denken wage,
Muß ich ſtets Genoſſen miſſen,
Theure, die der Tod entriſſen.

Doch was alle Freundſchaft bindet,
Iſt, wenn Geiſt zu Geiſt ſich findet;
Geiſtig waren jene Stunden,
Geiſtern bin ich noch verbunden. —

Nimm nur, Fährmann, nimm die Miethe,
Die ich gerne dreifach biete!
Zween, die mit mir überfuhren,
Waren geiſtige Naturen.

Der Mohn.

Wie dort, gewiegt von Weſten,
Des Mohnes Blüthe glänzt!
Die Blume, die am beſten
Des Traumgotts Schläfe kränzt;
Bald purpurhell, als ſpiele
Der Abendröthe Schein,
Bald weiß und bleich, als fiele
Des Mondes Schimmer ein.

Zur Warnung hört' ich ſagen,
Daß, der im Mohne ſchlief,
Hinunter ward getragen
In Träume, ſchwer und tief;
Dem Wachen ſelbſt geblieben
Sey irren Wahnes Spur,
Die Nahen und die Lieben
Halt' er für Schemen nur.

In meiner Tage Morgen,
Da lag auch ich einmal,
Von Blumen ganz verborgen,
In einem ſchönen Thal.
Sie dufteten ſo milde!
Da ward, ich fühlt' es kaum,
Das Leben mir zum Bilde,
Das Wirkliche zum Traum.

Seitdem iſt mir beſtändig,
Als wär' es ſo nur recht,
Mein Bild der Welt lebendig,
Mein Traum nur wahr und ächt;
Die Schatten, die ich ſehe,
Sie ſind, wie Sterne, klar.
O Mohn der Dichtung! wehe
Um's Haupt mir immerdar!

Wanderlieder.

1. Lebewohl.

Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!
Muß noch heute ſcheiden.
Einen Kuß, einen Kuß mir gieb!
Muß dich ewig meiden.

Eine Blüth', eine Blüth' mir brich,
Von dem Baum im Garten!
Keine Frucht, keine Frucht für mich!
Darf ſie nicht erwarten.

2. Scheiden und Meiden.

So ſoll ich nun dich meiden,
Du meines Lebens Luſt!
Du küſſeſt mich zum Scheiden,
Ich drücke dich an die Bruſt.

Ach Liebchen! heißt das meiden,
Wenn man ſich herzt und küßt?
Ach Liebchen! heißt das ſcheiden,
Wenn man ſich feſt umſchließt?

3. In der Ferne.

Will ruhen unter den Bäumen hier,
Die Vöglein hör' ich ſo gerne.
Wie ſinget ihr ſo zum Herzen mir!
Von unſrer Liebe was wiſſet ihr
In dieſer weiten Ferne?

Will ruhen hier an des Baches Rand,
Wo duftige Blümlein ſprießen.
Wer hat euch, Blümlein, hieher geſandt?
Seyd ihr ein herzliches Liebespfand
Aus der Ferne von meiner Süßen?

4. Morgenlied.

Noch ahnt man kaum der Sonne Licht,
Noch ſind die Morgenglocken nicht
Im finſtern Thal erklungen.

Wie ſtill des Waldes weiter Raum!
Die Vöglein zwitſchern nur im Traum,
Kein Sang hat ſich erſchwungen.

Ich hab' mich längſt in's Feld gemacht,
Und habe ſchon dies Lied erdacht,
Und hab' es laut geſungen.

5. Nachtreiſe.

Ich reit' in's finſtre Land hinein,
Nicht Mond, noch Sterne geben Schein,
Die kalten Winde toſen.
Oft hab' ich dieſen Weg gemacht,
Wann goldner Sonnenſchein gelacht,
Bei lauer Lüſte Koſen.

Ich reit' am finſtern Garten hin,
Die dürren Bäume ſauſen drin,
Die welken Blätter fallen.
Hier pflegt' ich in der Roſenzeit,
Wann Alles ſich der Liebe weiht,
Mit meinem Lieb zu wallen.

Erloſchen iſt der Sonne Stral,
Verwelkt die Roſen allzumal,
Mein Lieb zu Grab getragen.
Ich reit' in's finſtre Land hinein,
Im Winterſturm, ohn' allen Schein.
Den Mantel umgeſchlagen.

6. Winterreiſe.

Bei dieſem kalten Wehen
Sind alle Straßen leer,
Die Waſſer ſtille ſtehen,
Ich aber ſchweif' umher.

Die Sonne ſcheint ſo trübe,
Muß früh hinuntergehn,
Erloſchen iſt die Liebe,
Die Luſt kann nicht beſtehn.

Nun geht der Wald zu Ende,
Im Dorfe mach' ich Halt,
Da wärm' ich mir die Hände,
Bleibt auch das Herze kalt.

7. Abreiſe.

So hab' ich nun die Stadt verlaſſen,
Wo ich gelebet lange Zeit;
Ich ziehe rüſtig meiner Straßen,
Es giebt mir Niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerriſſen,
Es wär' auch Schade für das Kleid!
Noch in die Wange mich gebiſſen
Vor übergroßem Herzeleid.

Auch Keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh';
Sie konnten's halten nach Belieben;
Von Einer aber thut mir's weh.

8. Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngſt zu Gaſte;
Ein goldner Apfel war ſein Schild
An einem langen Aſte.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit ſüßer Koſt und friſchem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in ſein grünes Haus
Viel leichtbeſchwingte Gäſte;
Sie ſprangen frei und hielten Schmaus
Und ſangen auf das Beſte.

Ich fand ein Bett zu ſüßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirth, er deckte ſelbſt mich zu
Mit ſeinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da ſchüttelt' er den Wipfel.
Geſegnet ſey er allezeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

9. Heimkehr.

O brich nicht, Steg, du zitterſt ſehr;
O ſtürz' nicht, Fels, du dräueſt ſchwer!
Welt, geh' nicht unter, Himmel, fall nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebſten ſeyn!

Zimmerſpruch.

Das neue Haus iſt aufgericht't,
Gedeckt, gemauert iſt es nicht,
Noch können Regen und Sonnenſchein
Von oben und überall herein;
Drum rufen wir zum Meiſter der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Seegen gießen aus
Hier über dieſes offne Haus.
Zuoberſt woll' er gut Gedeih'n
In die Kornböden uns verleih'n;
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Geſundheit allermeiſt,
In den Keller dem Wein einen guten Geiſt;
Die Fenſter und Pforten woll' er weih'n,
Daß nichts Unſelig's komm' herein,
Und daß aus dieſer neuen Thür
Bald fromme Kindlein ſpringen für.
Nun, Maurer, decket und mauret aus!
Der Seegen Gottes iſt im Haus.

* * *

Verſpätetes Hochzeitlied.

Die Muſe fehlt nicht ſelten,
Wenn man ſie eben will;
Sie ſchweift in fernen Welten
Und nirgends hält ſie ſtill.
Die Schwärmerin verträumet
Gar oft den Glockenſchlag,
Was ſag' ich? ſie verſäumet
Selbſt einen Hochzeittag.

So auch zu eurem Feſte
Erſcheinet ſie zu ſpät,
Und bittet nun auf's Beſte,
Daß ihr ſie nicht verſchmäht.
Des ſchönſten Glückes Schimmer
Erglänzt euch eben dann,
Wenn man euch jetzt und immer
Ein Brautlied ſingen kann.

Theelied.

Ihr Saiten, tönet ſanft und leiſe,
Vom leichten Finger kaum geregt!
Ihr tönet zu des Zärtſten Preiſe,
Des Zärtſten, was die Erde hegt.

In Indiens mythiſchem Gebiete,
Wo Frühling ewig ſich erneut,
O Thee, du ſelber eine Mythe,
Verlebſt du deine Blüthezeit.

Nur zarte Bienenlippen ſchlürfen
Aus deinen Kelchen Honig ein,
Nur bunte Wundervögel dürfen
Die Sänger deines Ruhmes ſeyn.

Wann Liebende zum ſtillen Feſte
In deine duft'gen Schatten fliehn,
Dann rühreſt leiſe du die Aeſte
Und ſtreueſt Blüthen auf ſie hin.

So wächſeſt du am Heimathſtrande,
Vom reinſten Sonnenlicht genährt.
Noch hier in dieſem fernen Lande
Iſt uns dein zarter Sinn bewährt.

Denn nur die holden Frauen halten
Dich in der mütterlichen Hut;
Man ſieht ſie mit dem Kruge walten,
Wie Nymphen an der heil'gen Flut.

Den Männern will es ſchwer gelingen,
Zu fühlen deine tieſe Kraft;
Nur zarte Frauenlippen dringen
In deines Zaubers Eigenſchaft.

Ich ſelbſt, der Sänger, der dich feiert,
Erfuhr noch deine Wunder nicht;
Doch was der Frauen Mund betheuert,
Iſt mir zu glauben heil'ge Pflicht.

Ihr aber möget ſanft verklingen,
Ihr meine Saiten, kaum geregt!
Nur Frauen können würdig ſingen
Das Zartſte, was die Erde hegt.

Metzelſuppenlied.

Wir haben heut nach altem Brauch
Ein Schweinchen abgeſchlachtet;
Der iſt ein jüdiſch ekler Gauch,
Wer ſolch ein Fleiſch verachtet.
Es lebe zahm und wildes Schwein!
Sie leben alle, groß und klein,
Die blonden und die braunen!

So ſäumet denn, ihr Freunde, nicht,
Die Würſte zu verſpeiſen,
Und laßt zum würzigen Gericht
Die Becher fleißig kreiſen!
Es reimt ſich trefflich: Wein und Schwein,
Und paßt ſich köſtlich: Wurſt und Durſt,
Bei Würſten gilt's zu dürſten.

Auch unſer edles Sauerkraut,
Wir ſollen's nicht vergeſſen;
Ein Deutſcher hat's zuerſt gebaut,
Drum iſt's ein deutſches Eſſen.
Wenn ſolch ein Fleiſchchen, weiß und mild,
Im Kraute liegt, das iſt ein Bild
Wie Venus in den Roſen.

Und wird von ſchönen Händen dann
Das ſchöne Fleiſch zerleget,
Das iſt was einem deutſchen Mann
Gar ſüß das Herz beweget.
Gott Amor naht und lächelt ſtill,
Und denkt: nur daß, wer küſſen will,
Zuvor den Mund ſich wiſche!

Ihr Freunde, tadle Keiner mich,
Daß ich von Schweinen ſinge!
Es knüpfen Kraftgedanken ſich
Oft an geringe Dinge.
Ihr kennet jenes alte Wort,
Ihr wißt: es findet hier und dort
Ein Schwein auch eine Perle.

Trinklied.

Was iſt das für ein durſtig Jahr!
Die Kehle lechzt mir immerdar,
Die Leber dorrt mir ein.
Ich bin ein Fiſch auf trocknem Sand,
Ich bin ein dürres Ackerland;
O ſchafft mir, ſchafft mir Wein!

Was weht doch jetzt für trockne Luft!
Kein Regen hilft, kein Thau, kein Duft,
Kein Trunk will mir gedeihn.
Ich trink' im allertiefſten Zug,
Und dennoch wird mir's nie genug,
Fällt wie auf heißen Stein.

Was herrſcht doch für ein biß'ger Stern!
Er zehrt mir recht am innern Kern
Und macht mir Herzenspein.
Man dächte wohl, ich ſey verliebt;
Ja, ja! die mir zu trinken giebt,
Soll meine Liebſte ſeyn.

Und wenn es euch, wie mir, ergeht,
So betet, daß der Wein geräth,
Ihr Trinker insgemein!
O heil'ger Urban, ſchaff uns Troſt!
Gib heuer uns viel edeln Moſt,
Daß wir dich benedei'n!

Trinklied.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dieß und das,
Was rauſchet und was brauſet.

So denken wir an den wilden Wald,
Darin die Stürme ſauſen,
Wir hören, wie das Jagdhorn ſchallt,
Die Roſſ' und Hunde brauſen,
Und wie der Hirſch durch's Waſſer ſetzt,
Die Fluten rauſchen und wallen,
Und wie der Jäger ruft und hetzt,
Die Schüſſe ſchmetternd fallen.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauſchet und was brauſet.

So denken wir an das wilde Meer,
Und hören die Wogen brauſen,
Die Donner rollen drüberher,
Die Wirbelwinde ſauſen.
Ha! wie das Schifflein ſchwankt und dröhnt,
Wie Maſt und Stange ſplittern,
Und wie der Nothſchuß dumpf ertönt,
Die Schiffer fluchen und zittern!

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dieß und das,
Was rauſchet und was brauſet.

So denken wir an die wilde Schlacht,
Da fechten die deutſchen Männer,
Das Schwert erklirrt, die Lanze kracht,
Es ſchnauben die muth'gen Renner.
Mit Trommelwirbel, Trompetenſchall,
So zieht das Heer zum Sturme;
Hin ſtürzet von Kanonenknall
Die Mauer ſammt dem Thurme.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dieß und das,
Was rauſchet und was brauſet.

So denken wir an den jüngſten Tag,
Und hören Poſaunen ſchallen,
Die Gräber ſpringen vom Donnerſchlag,
Die Sterne vom Himmel fallen.
Es brauſt die offne Höllenkluft
Mit wildem Flammenmeere,
Und oben in der goldnen Luft,
Da jauchzen die ſel'gen Chöre.

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dieß und das,
Was rauſchet und was brauſet.

Und nach dem Wald und der wilden Jagd,
Nach Sturm und Wellenſchlage.
Und nach der deutſchen Männer Schlacht,
Und nach dem jüngſten Tage:
So denken wir an uns ſelber noch,
An unſer ſtürmiſch Singen,
An unſer Jubeln und Lebehoch,
An unſrer Becher Klingen!

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dieß und das,
Was rauſchet und was brauſet.

Lied eines deutſchen Sängers.

Ich ſang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei,
Von alten, frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.
Nun iſt es ausgeſungen,
Es dünkt mir alles Tand:
Der Heerſchild iſt erklungen,
Der Ruf: für's Vaterland!

Man ſagt wohl von den Katten:
Sie legten Erzring' an,
Bis ſie gelöst ſich hatten
Mit einem erſchlag'nen Mann.
Ich ſchlag' den Geiſt in Bande
Und werf' an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenoß.

Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldenthum,
Iſt mir das Lied erkoren
Zu Luſt und ſchlichtem Ruhm:
Doch möcht' ich Eins erringen
In dieſem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu ſingen
Des deutſchen Volkes Sieg.

Auf das Kind eines Dichters.

Sey uns willkommen, Dichterkind,
An deines Lebens goldner Pforte!
Wohl ziemen dir zum Angebind
Sich Lieder und prophet'ſche Worte.

In großer Zeit erblüheſt du,
In ernſten Tagen, wundervollen,
Wo über deiner kind'ſchen Ruh'
Des heil'gen Krieges Donner rollen.

Du aber ſchlummre ſelig hin
In angeſtammten Dichterträumen
Von Himmelsglanz und Waldesgrün,
Von Sternen, Blumen, Blüthenbäumen!

Derweil verrauſchet der Orkan,
Es weicht der blut'gen Zeiten Trübe;
Wohl blühſt als Jungfrau du heran,
Du kündeſt ſo das Reich der Liebe.

Was einſt als Ahnung, Sehnſucht nur
Durchdrungen deines Vaters Lieder,
Das ſinkt von ſel'ger Himmelsflur
Als reiches Leben dir hernieder.

Vorwärts!

Vorwärts! Fort und immerfort;
Rußland rief das ſtolze Wort:
Vorwärts!

Preußen hört das ſtolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!

Auf, gewalt'ges Oeſterreich!
Vorwärts! thu's den andern gleich!
Vorwärts!

Auf, du altes Sachſenland!
Immer vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!

Baiern, Heſſen, ſchlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!

Vorwärts, Holland, Niederland!
Hoch das Schwert in freier Hand!
Vorwärts!

Grüß euch Gott, du Schweizerbund!
Elſaß, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Vorwärts, Franken, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand!
Vorwärts!

Vorwärts, fort und immer fort!
Guter Wind und naher Port!
Vorwärts!

Vorwärts heißt ein Feldmarschall.
Vorwärts, tapfre Streiter all!
Vorwärts!

Die Siegesbotſchaft.

Es war ſo trübe, dumpf und ſchwer,
Die ſchlimme Sage ſchlich umher,
Sie krächzte, wie zur Dämmerzeit
Ein ſchwarzer Unglücksvogel ſchreit.

Die ſchlimme Sage ſchlich im Land
Mit ſchnöder Schattenbilder Tand,
Sie zeigte Zwietracht und Verrath,
Vernichtung aller edeln Saat.

Des Böſen Freunde trotzen ſchon,
Sie lachen hämiſch, ſprechen Hohn,
Die Guten ſtehen ernſt und ſtill
Und harren, was da werden will.

Da ſchwingt ſich's über'm Rhein empor
Und bricht den düſtern Wolkenflor;
Iſt's ſtolzer Adler Sonnenflug?
Iſt's tönereicher Schwäne Zug?

Es rauſcht und ſingt im goldnen Licht:
Der Herr verläßt die Seinen nicht,
Er macht ſo Heil'ges nicht zum Spott.
Viktoria! Mit uns iſt Gott!

An das Vaterland.

Dir möcht' ich dieſe Lieder weihen,
Geliebtes deutſches Vaterland!
Denn dir, dem neuerſtand'nen, freien,
Iſt all mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut iſt dir gefloſſen,
Dir ſank der Jugend ſchönſte Zier:
Nach ſolchen Opfern, heilig großen,
Was gälten dieſe Lieder dir?

Die deutſche Sprachgeſellſchaft.

1817.

Gelehrte deutſche Männer,
Der deutſchen Rede Kenner,
Sie reichen ſich die Hand,
Die Sprache zu ergründen,
Zu regeln und zu ründen
In emſigem Verband.

Indeß nun dieſe walten,
Beſtimmen und geſtalten
Der Sprache Form und Zier:
So ſchaffe du inwendig,
Thatkräftig und lebendig,
Geſammtes Volk, an ihr!

Ja! gieb ihr du die Reinheit,
Die Klarheit und die Feinheit,
Die aus dem Herzen ſtammt!
Gieb ihr den Schwung, die Stärke,
Die Glut, an der man merke,
Daß ſie vom Geiſte flammt!

An deiner Sprache rüge
Du ſchärfer nichts, denn Lüge,
Die Wahrheit ſey ihr Hort!
Verpflanz' auf deine Jugend
Die deutſche Treu' und Tugend
Zugleich mit deutſchem Wort!

Zu buhleriſchem Girren
Laß du ihn niemals kirren,
Der ernſten Sprache Klang!
Sie ſey dir Wort der Treue,
Sey Stimme zarter Scheue,
Sey ächter Minne Sang!

Sie diene nie am Hofe
Als Gauklerin, als Zofe,
Das Liſpeln taugt ihr nicht;
Sie töne ſtolz, ſie weihe
Sich dahin, wo der Freie
Für Recht, für Freiheit ſpricht!

Wenn ſo der Sprache Mehrung,
Verbeſſerung und Klärung
Bei dir von ſtatten geht:
So wird man ſagen müſſen,
Daß, wo ſich Deutſche grüßen,
Der Athem Gottes weht.

Ernſt der Zeit.

Wann ward der erſte Kranz gewunden?
Wann flog der erſte Ball an's Ziel?
Wann ward der heitre Tanz erfunden?
Und wann das loſe Pfänderſpiel?

Ach! wohl in fernen, fernen Tagen,
Die unſern hätten's nie erdacht,
Wo bald im Feld die Völker ſchlagen
Und bald der innre Zank erwacht.

Das neue Märchen.

Einmal athmen möcht' ich wieder
In dem goldnen Märchenreich;
Doch ein ſtrenger Geiſt der Lieder
Fällt mir in die Saiten gleich.

Freiheit heißt nun meine Fee,
Und mein Ritter heißet Recht;
Auf denn, Ritter, und beſtehe
Kühn der Drachen wild Geſchlecht!

Ausſicht.

Wird das Lied nur immer tönen
Mit dem ernſten ſcharfen Laut?
Und das Feld des heitern Schönen
Bleibt es forthin ungebaut?

Sind die Wälder erſt gelichtet
Und die Sümpfe abgeführt,
Dann zu reiner Sonne richtet
Sich das Auge, fromm gerührt.

An die Mütter.

Mütter! die ihr euch erquickt
An der Kinder theuren Zügen,
Und mit ahnendem Vergnügen
Vieles Künft'ge drin erblickt:

Schaut einmal recht tief hinein,
Und verſchafft uns ſich're Kunde:
Wird der Väter Kampf und Wunde
In den Kindern fruchtbar ſeyn?

An die Mädchen.

Ihr beſonders dauert mich,
Arme Mädchen, inniglich,
Daß ihr juſt in Zeiten fielet,
Wo man wenig tanzt und ſpielet.

Eine Mädchenjugend iſt
Abgeblüht in kurzer Friſt;
Müſſet ihr nun Blüthe tragen
In ſo rauhen, trüben Tagen!

Ja! mir dünket oft ſo ſehr
Eure Jugend freudenleer,
Daß euch keine Zuflucht bliebe,
Als die wahre, fromme Liebe.

Die neue Muſe.

Als ich mich des Rechts befliſſen
Gegen meines Herzens Drang,
Und mich bald nur losgeriſſen
Von dem lockenden Geſang:
Wohl dem Gotte mit der Binde
Ward noch manches Lied geweiht,
Keines jemals, dir, o blinde
Göttin der Gerechtigkeit!

Andre Zeiten, andre Muſen!
Und in dieſer ernſten Zeit
Schüttert nichts mir ſo den Buſen,
Weckt mich ſo zum Liederſtreit:
Als wenn du, mit Schwert und Wage,
Themis, thronſt in deiner Kraft,
Und die Völker rufſt zur Klage,
Könige zur Rechenſchaft!

Vaterländiſche Gedichte.

---

1. Am 18. Oktober 1815.

Herrn Bürgermeiſter Klüpfel,

ſtändiſchem Abgeordneten der Stadt Stuttgart.

Die Schlacht der Völker ward geſchlagen,
Der Fremde wich von deutſcher Flur,
Doch die befreiten Lande tragen
Noch manches vor'gen Dranges Spur;
Und wie man aus verſunk'nen Städten
Erhab'ne Götterbilder gräbt,
So iſt manch heilig Recht zu retten,
Das unter wüſten Trümmern lebt.

Zu retten gilt's und aufzubauen,
Doch das Gedeihen bleibet fern,
Wo Liebe fehlet und Vertrauen
Und Eintracht zwiſchen Volk und Herrn.
Der Deutſche ehrt' in allen Zeiten
Der Fürſten heiligen Beruf,
Doch liebt er, frei einherzuſchreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erſchuf.

So wirkt auch ihr im feſten Bunde,
Ihr guten Hüter unſres Rechts!
Ihr bauet auf dem alten Grunde
Das Wohl des künftigen Geſchlechts.
Uneingedenk gemeinen Lohnes,
Seyd ihr beharrlich, emſig, treu;
Des Volkes Würde, wie des Thrones,
Beachtet ihr mit heil'ger Scheu.

Drum, da wir heut das Feſt begehen,
Dem tauſend Freudenfeuer ſprüh'n,
Und, wo ſie nicht von Bergen wehen,
Doch tief in allen Herzen glüh'n:
Was kann ſo edlen Schmuck gewähren
Dem Mahle, das uns hier vereint,
Als einen Mann bei uns zu ehren,
Der's ſo getreulich mit uns meint!

Den Mann, der, unſrer Stadt entſproſſen,
Stets ihres Wohles treu gedacht,
Dem wir uns innig angeſchloſſen,
Der unſer Theuerſtes bewacht;
Der unerſchüttert ausgehalten
Im Sturm der ſchreckensvollen Zeit,
Und der auch jetzt mit kräft'gem Walten
Dem neuen Werk ſein Leben weiht.

Nie kommt das Wort, ihr treuen Väter!
Dem heißen Herzensdanke gleich,
Nie ſpricht es aus, ihr Volksvertreter!
Wie wir ſo Eines ſind mit euch.
Als jüngſt in hehren Tempelhallen
Die Menge ſich mit euch erbaut,
Da ſprach das Schweigen über Allen
Mehr, als der hellſte Jubellaut.

So laß dir's, Edler, denn gefallen
Bei unſrem fröhlichen Gelag,
Und will dich düſtrer Ernſt umwallen,
So denk' an künft'gen Feſtestag:
Wann jener Schlacht Gewitterſegen
Sichtbar auch unſer Heil erneut,
Wann ſich die Saaten ſchwellend regen,
Die ihr im Sämond ausgeſtreut!

* * *

2. Das alte gute Recht.

Wo je bei altem, gutem Wein
Der Würtemberger zecht,
Da ſoll der erſte Trinkſpruch ſeyn:
Das alte, gute Recht!

Das Recht, das unſres Fürſten Haus
Als ſtarker Pfeiler ſtützt,
Und das im Lande ein und aus
Der Armuth Hütten ſchützt.

Das Recht, das uns Geſetze giebt,
Die keine Willkühr bricht;
Das offene Gerichte liebt
Und gültig Urtheil ſpricht.

Das Recht, das mäßig Steuren ſchreibt
Und wohl zu rechnen weiß,
Das an der Kaſſe ſitzen bleibt
Und kargt mit unſrem Schweiß.

Das unſer heil'ges Kirchengut
Als Schutzpatron bewacht,
Das Wiſſenſchaft und Geiſtesglut
Getreulich nährt und facht.

Das Recht, das jedem freien Mann
Die Waffen giebt zur Hand,
Damit er ſtets verfechten kann
Den Fürſten und das Land.

Das Recht, das Jedem offen läßt
Den Zug in alle Welt,
Das uns allein durch Liebe feſt
Am Mutterboden hält.

Das Recht, deß wohlverdienten Ruhm
Jahrhunderte bewährt,
Das Jeder, wie ſein Chriſtenthum,
Von Herzen liebt und ehrt.

Das Recht, das eine ſchlimme Zeit
Lebendig uns begrub,
Das jetzt mit neuer Regſamkeit
Sich aus dem Grab erhub.

Ja! wenn auch wir von hinnen ſind,
Beſteh' es fort und fort,
Und ſey für Kind und Kindeskind
Des ſchönſten Glückes Hort;

Und wo bei altem, gutem Wein
Der Würtemberger zecht,
Soll ſtets der erſte Trinkſpruch ſeyn:
Das alte, gute Recht!

* * *

3. Würtemberg.

Was kann dir aber fehlen,
Mein theures Vaterland?
Man hört ja weit erzählen
Von deinem Segensſtand.

Man ſagt: du ſeyſt ein Garten,
Du ſeyſt ein Paradies;
Was kannſt du mehr erwarten,
Wenn man dich ſelig pries?

Ein Wort, das ſich vererbte,
Sprach jener Ehrenmann:
Wenn man dich gern verderbte,
Daß man es doch nicht kann.

Und iſt denn nicht ergoſſen
Dein Fruchtfeld wie ein Meer?
Kommt nicht der Moſt gefloſſen
Von tauſend Hügeln her?

Und wimmeln dir nicht Fiſche
In jedem Strom und Teich?
Iſt nicht dein Waldgebüſche
An Wild nur allzu reich?

Treibt nicht die Wollenheerde
Auf deiner weiten Alb?
Und nähreſt du nicht Pferde
Und Rinder allenthalb?

Hört man nicht fernhin preiſen
Des Schwarzwalds ſtämmig Holz?
Haſt du nicht Salz und Eiſen,
Und ſelbſt ein Körnlein Golds?

Und ſind nicht deine Frauen
So häuslich, fromm und treu?
Erblüht in deinen Gauen
Nicht Weinsberg ewig neu?

Und ſind nicht deine Männer
Arbeitſam, redlich, ſchlicht?
Der Friedenswerke Kenner,
Und tapfer, wenn man ficht?

Du Land des Korns und Weines,
Du ſegenreich Geſchlecht,
Was fehlt dir? — All und Eines:
Das alte, gute Recht.

4. Geſpräch.

„Und immer nur vom alten Recht?
„Wie du ſo ſtörrig biſt!“
Ich bin des Alten treuer Knecht,
Weil es ein Gutes iſt.

„Das Beßre, nicht das Gute nur,
„Zu rühmen, ſey dir Pflicht!“
Vom Guten hab' ich ſich're Spur,
Vom Beß'ren, leider! nicht.

„Wenn ich dir's aber weiſen kann,
„So merk' und trau' auf mich!“
Ich ſchwör' auf keinen einzeln Mann,
Denn Einer bin auch ich.

„Iſt weiſer Rath dir kein Gewinn,
„Wo zündeſt du dein Licht?“
Ich halt' es mit dem ſchlichten Sinn,
Der aus dem Volke ſpricht.

„Ich ſehe, daß du wenig weißt
„Von Schwung und Schöpferkraft.“
Ich lobe mir den ſtillen Geiſt,
Der mäßig wirkt und ſchafft.

„Der ächte Geiſt ſchwingt ſich empor
„Und rafft die Zeit ſich nach.“
Was nicht von innen keimt hervor,
Iſt in der Wurzel ſchwach.

„Du haſt das Ganze nicht erfaßt,
„Der Menſchheit großen Schmerz.“
Du meinſt es löblich, doch du haſt
Für unſer Volk kein Herz.

5. An die Volksvertreter.

Schaffet fort am guten Werke
Mit Beſonnenheit und Stärke!
Laßt euch nicht das Lob bethören,
Laßt euch nicht den Tadel ſtören!

Tadeln euch die Ueberweiſen,
Die um eigne Sonnen kreiſen:
Haltet feſter nur am ächten,
Alt-erprobten einfach Rechten!

Höhnen euch die herzlos Kalten,
Die Erglüh'n für Thorheit halten:
Brennet heiſſer nur und treuer
Von des edlen Eifers Feuer!

Schmäh'n euch Jene, die zum Guten
Lautern Antrieb nie vermuthen:
Zeigt in deſto ſchön'rer Klarheit
Reinen Sinn für Recht und Wahrheit!

Was ihr Treues uns erwieſen,
Sey von uns mit Dank geprieſen!
Was ihr ferner werdet bauen,
Sey erwartet mit Vertrauen!

6. Am 18. Oktober 1816.

Wenn heut ein Geiſt herniederſtiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein ſolcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der ſänge wohl auf deutſcher Erde
Ein ſcharfes Lied, wie Schwertesſtreich,
Nicht ſo, wie ich es künden werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich:

„Man ſprach einmal von Feſtgeläute,
Man ſprach von einem Feuermeer,
Doch was das große Feſt bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müſſen Geiſter niederſteigen,
Von heil'gem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt.“

„Ihr Fürſten! ſeyd zuerſt befraget:
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue ſie erprobt,
So iſt's an euch, nicht zu vertröſten,
Zu leiſten jetzt, was ihr gelobt.“

„Ihr Völker! die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den ſchwülen Tag?
Das Herrlichſte, was ihr erſtritten,
Wie kommts, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat ſich nichts gehellt,
Und Freie ſeyd ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht feſtgeſtellt.“

„Ihr Weiſen! muß man euch berichten,
Die ihr doch Alles wiſſen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihr, daß in den heißen Gluten
Die Zeit, ein Phönix, ſich erneut,
Nur um die Eier auszubruten,
Die ihr geſchäftig unterſtreut?“

„Ihr Fürſtenräth' und Hofmarſchälle,
Mit trübem Stern auf kalter Bruſt,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute nichts gewußt,
Vernehmt! an dieſem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht.
— Ihr aber hört nicht, was ich ſage,
Ihr glaubt an Geiſterſtimmen nicht.“

„Was ich geſollt, hab' ich geſungen,
Und wieder ſchwing' ich mich empor,
Was meinem Blick ſich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem ſel'gen Chor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröſtlich iſt's noch allerwärts,
Doch ſah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz."

7. Schwindelhaber.

Ei! wer hat in dieſem Jahre
All den Wuſt in's Korn gebracht,
Mutterkorn und andre Waare,
Die im Kopfe damiſch macht,
Raden, Ruß, am meiſten aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

Was die neuen Früchte taugen,
Sah man jüngſt beim Schützenfeſt:
Allen tanzt' es vor den Augen
Und nicht Einer traf in's Neſt;
In dem jungen Bier war aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

Worfeln ſoll man, beuteln, ſieben,
Was der Krankheit Spuren tragt;
Tüchtig werd' es durchgetrieben,
Abgegerbt und ausgefegt!
Weg den Wuſt, beſonders aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

Die ihr ſorgt in unſrem Namen
Für die neue, große Saat,
Sichtet aus den falſchen Samen,
Der ſchon ſo viel Böſes that:
Raden, Ruß, vor allem aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

8. Hausrecht.

Tritt ein zu dieſer Schwelle!
Willkommen hier zu Land!
Leg' ab den Mantel, ſtelle
Den Stab an dieſe Wand!

Sitz' obenan zu Tiſche!
Die Ehre ziemt dem Gaſt.
Was ich vermag, erfriſche
Dich nach des Tages Laſt!

Wenn ungerechte Rache
Dich aus der Heimath trieb,
Nimm unter meinem Dache
Als theurer Freund vorlieb!

Nur Eins iſt, was ich bitte:
Laß du mir ungeſchwächt
Der Väter fromme Sitte,
Des Hauſes heilig Recht!

9. Das Herz für unſer Volk.

An unſrer Väter Thaten
Mit Liebe ſich erbau'n,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertrau'n;
In ſolchem Angedenken
Des Landes Heil erneu'n;
Um unſre Schmach ſich kränken,
Sich unſrer Ehre freu'n;
Sein eignes Ich vergeſſen
In aller Luſt und Schmerz:
Das nennt man, wohlermeſſen,
Für unſer Volk ein Herz.

Was unſre Väter ſchufen,
Zertrümmern ohne Scheu,
Um dann hervorzurufen
Das eigne Luftgebäu;
Fühllos die Männer läſtern,
Die wir uns ausgewählt,
Weil ſie dem Plan von geſtern
Zu huldigen verfehlt;
Die alten Namen nennen
Nicht anders, als zum Scherz:
Das heißt, ich darf's bekennen,
Für unſer Volk kein Herz.

Jetzt, da von neuem Lichte
Die Hoffnung ſich belebt,
Und da die Volksgeſchichte
Den Griffel wartend hebt:
O Fürſt! für deſſen Ahnen
Der unſern Bruſt gepocht,
Und unter deſſen Fahnen
Die Jugend Ruhm erfocht,
Jetzt, unvermittelt, neige
Du dich zu unſrem Schmerz!
Ja! du vor Allen zeige
Für unſer Volk ein Herz!

10. Neujahrswunſch 1817.

Wer redlich hält zu ſeinem Volke
Der wünſch' ihm ein geſegnet Jahr!
Vor Mißwachs, Froſt und Hagelwolke
Behüt' uns aller Engel Schaar!
Und mit dem bang erſehnten Korne,
Und mit dem lang entbehrten Wein,
Bring' uns dieß Jahr in ſeinem Horne
Das alte gute Recht herein!

Man kann in Wünſchen ſich vergeſſen,
Man wünſchet leicht zum Ueberfluß,
Wir aber wünſchen nicht vermeſſen,
Wir wünſchen, was man wünſchen muß.
Denn ſoll der Menſch im Leibe leben,
So brauchet er ſein täglich Brot,
Und ſoll er ſich zum Geiſt erheben,
So iſt ihm ſeine Freiheit noth

11. Den Landſtänden

zum Chriſtophstag 1817.

Und wieder ſchwankt die ernſte Wage,
Der alte Kampf belebt ſich neu;
Jetzt kommen erſt die rechten Tage,
Wo Kern ſich ſondern wird von Spreu,
Wo man den Falſchen von dem Treuen
Gehörig unterſcheiden kann,
Den Unerſchrocknen von dem Scheuen,
Den halben von dem ganzen Mann.

Den wird man für erlaucht erkennen,
Der von dem Recht erleuchtet iſt,
Den wird man einen Ritter nennen,
Der nie ſein Ritterwort vergißt,
Den Geiſtlichen wird man verehren,
In dem ſich regt der freie Geiſt,
Der wird als Bürger ſich bewähren,
Der ſeine Burg zu ſchirmen weißt.

Jetzt wahret, Männer, eure Würde,
Steht auf zu männlichem Entſcheid!
Damit ihr nicht dem Land zur Bürde,
Dem Ausland zum Gelächter ſeyd.
Es iſt ſo viel ſchon unterhandelt,
Es iſt geſprochen fort und fort,
Es iſt geſchrieben und geſandelt —
So ſprecht nun euer letztes Wort!

Und kann es nicht ſein Ziel erſtreben,
So tretet in das Volk zurück!
Daß ihr vom Rechte nichts vergeben,
Sey euch ein lohnend ſtolzes Glück!
Erharret ruhig und bedenket:
Der Freiheit Morgen ſteigt herauf,
Ein Gott iſt's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltſam iſt ihr Lauf!

Univ. Bibl.
München

12. Gebet eines Würtembergers.

Der du von deinem ew'gen Thron
Die Völker hüteſt, groß' und kleine:
Gewiß! du blickſt auch auf das meine,
Du ſiehſt das Leiden, ſiehſt den Hohn.

Zu unſrem König, deinem Knecht,
Kann nicht des Volkes Stimme kommen;
Hätt' er ſie, wie er will, vernommen,
Wir hätten längſt das theure Recht.

Doch dir iſt offen jeglich Thor,
Dir keine Scheidwand vorgeſchoben,
Dein Wort iſt Donnerhall von oben:
Sprich du an unſres Königs Ohr!

* * *

15. Nachruf.

Noch iſt kein Fürſt ſo hochgefürſtet,
So auserwählt kein ird'ſcher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürſtet,
Er ſie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in ſeinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuſpenden
So viel, ſo wenig ihm gefällt.

Die Gnade fließet aus vom Throne,
Das Recht iſt ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdenſohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut;
Und wann ſich Männer frei erheben
Und treulich ſchlagen Hand in Hand,
Dann tritt das innre Recht in's Leben
Und der Vertrag giebt ihm Beſtand.

Vertrag! es ging auch hier zu Lande
Von ihm der Rechte Satzung aus,
Es knüpfen ſeine heil'gen Bande
Den Volksſtamm an das Fürſtenhaus.
Ob Einer im Palaſt geboren,
In Fürſtenwiege ſey gewiegt,
Als Herrſcher wird ihm erſt geſchworen,
Wenn der Vertrag beſiegelt liegt.

Doch theure Wahrheit ward verfochten,
Und überwunden iſt ſie nicht.
Euch, Kämpfer, iſt kein Kranz geflochten,
Wie der beglückte Sieg ihn flicht:
Nein, wie ein Fähnrich, wund und blutig,
Sein Banner rettet im Gefecht,
So bliebt ihr, tief gekränkt, doch muthig
Und ſtolz auf das gewahrte Recht.

Kein Herold wird's den Völkern künden
Mit Pauken- und Trommetenſchall,
Und dennoch wird es Wurzel gründen
In deutſchen Gauen überall:
Daß Weisheit nicht das Recht begraben,
Noch Wohlfahrt es erſetzen mag,
Daß bei dem biedern Volk in Schwaben
Das Recht beſteht und der Vertrag!

14. Prolog zu dem Trauerſpiel: Ernſt, Herzog von Schwaben.

(Zur Feier der würtembergiſchen Verfaſſung wurde am 29. October 1819 auf dem Hof- und National-Theater i Stuttgart das genannte Trauerſpiel des Verfaſſers die Gedichte mit dem hier abgedruckten Prolog aufgeführt.)

Ein ernſtes Spiel wird euch vorübergehn,
Der Vorhang hebt ſich über einer Welt,
Die längſt hinab iſt in der Zeiten Strom,
Und Kämpfe, längſt ſchon ausgekämpfte, werden
Vor euern Augen ſtürmiſch ſich erneu'n.

Zween Männer, edel, bieder, fromm und kühn,
Zween Freunde, treu und feſt bis in den Tod,
Preiswerthe Namen deutſcher Heldenzeit,
Ihr werdet ſehn, wie ſie, geächtet, irren
Und, in Verzweiflung fechtend, untergehn.

Das iſt der Fluch des unglückſel'gen Landes,
Wo Freiheit und Geſetz darnieder liegt,
Daß ſich die Beſten und die Edelſten
Verzehren müſſen in fruchtloſem Harm,
Daß, die für's Vaterland am reinſten glüh'n,
Gebrandmarkt werden als des Land's Verräther,

Und, die noch jüngſt des Landes Retter hießen,
Sich flüchten müſſen an des Fremden Heerd.
Und während ſo die beſte Kraft verdirbt,
Erblühen, wuchernd in der Hölle Segen,
Gewaltthat, Hochmuth, Feigheit, Schergendienſt.
Wie anders, wenn aus ſturmbewegter Zeit
Geſetz und Ordnung, Freiheit ſich und Recht
Emporgerungen und ſich feſtgepflanzt!
Da drängen die, ſo grollend ferne ſtanden,
Sich fröhlich wieder in der Bürger Reih'n,
Da wirket jeder Geiſt und jede Hand,
Belebend, fördernd, für des Ganzen Wohl,
Da glänzt der Thron, da lebt die Stadt, da grünt
Das Feld, da blicken Männer frei und ſtolz;
Der Fürſten und des Volkes Rechte ſind
Verwoben, wie ſich Ulm' und Reb' umſchlingen,
Und für des Heiligthums Vertheidigung
Setzt Jeder freudig ein mit Gut und Blut.

Man rettet gern aus trüber Gegenwart
Sich in das heitere Gebiet der Kunſt,
Und für die Kränkungen der Wirklichkeit
Sucht man ſich Heilung in des Dichters Träumen.
Doch heute — wen vielleicht der Bühne Spiel
Verwundet, der gedenke, ſich zum Troſte,
Welch Feſt wir wahr und wirklich heut begehn!
Da mag er ſeh'n, für was die Männer ſterben.

Da ſteigen Götter auf die Erde nieder,
Da treten die Gedanken, die der Menſch

Die höchſten achtet, in das Leben ein.
Ja! mitten in der wildverworrenen Zeit
Erſteht ein Fürſt, vom eignen Geiſt bewegt,
Und reicht hochherzig ſeinem Volk die Hand
Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts.
Ihr habt's geſehen, Zeugen ſeyd ihr alle,
In ihre Tafeln grab' es die Geſchichte!
Heil dieſem König, dieſem Volke Heil!

Sinngedichte.

Diſtichen.

An Apollo, den Schmetterling.

Göttlicher Alpenſohn, ſey huldreich uns Epigrammen;
Ueber der nächtlichen Kluft flatterſt du, ſpielend im Glanz.

Achill.

1.

Durch der Schlachten Gewühl biſt du ſtets ſicher gewandelt,
Aus Skamanders Gewog tratſt du gerettet hervor;
Als du der Jungfrau Hand empfingſt im Tempel des Friedens,
Göttergleicher Achill! traf dich der tödtliche Pfeil.

2.

Dort nun thronet Achill, ein Gott, in der Seligen Lande,
Wogen umſchlingen es: du, Göttin der Wogen, den Sohn.

Narziß und Echo.

1.

Seltſam ſpieleſt du oft mit Sterblichen, Amor! es liebet
Einen Schatten Narziß, aber ihn liebet ein Hall.

2.

Das noch tröſtete ſie, das Wort des ſpröden Geliebten
Nachzuſtöhnen; nun gar iſt er zur Blume verſtummt.

3.

Schmerzlich dachte Narziß: o wär' ich wieder ein Jüngling!
Echo dachte ſogleich: könnt' ich als Mädchen zurück!

4.

Amor, und dieß dein Spiel! bald lockſt du die zärtliche Echo,
Bald in der kindiſchen Hand drehſt du den goldnen Narziß.

Die Götter des Alterthums.

Sterbliche wandeltet ihr in Blumen, Götter von Hellas,
Ach! nun wurdet ihr ſelbſt Blümchen des neuen Gedichts.

Tells Platte.

Hier iſt das Felſenriff, drauf Tell aus der Barke geſprungen;
Sieh! ein ewiges Mal hebet dem Kühnen ſich hier.
Nicht die Kapelle dort, wo ſie jährliche Meſſen ihm ſingen!
Nein! des Mannes Geſtalt, ſiehſt du, wie herrlich ſie ſteht?
Schon mit dem einen Fuße betrat er die heilige Erde,
Stößt mit dem andern hinaus weit das verzweifelnde Schiff.
Nicht aus Stein iſt das Bild, noch von Erz, nicht Arbeit der Hände,
Nur dem geiſtigen Blick Freier erſcheinet es klar;
Und je wilder der Sturm, je höher brauſet die Brandung,
Um ſo mächtiger nur hebt ſich die Heldengeſtalt.

Die Ruinen.

Wandrer! es ziemet dir wohl, in der Burg Ruinen zu ſchlummern,
Träumend bauſt du vielleicht herrlich ſie wieder dir auf.

Begräbniß.

Als des Gerechten Sarg mit heiliger Erde bedeckt war,
Deckte der Himmel darauf freundlich den ſilbernen Schnee.

Mutter und Kind.

Mutter.

Blicke zum Himmel, mein Kind! dort wohnt dir ein ſeliger Bruder,
Weil er mich nimmer betrübt, führten die Engel ihn hin.

Kind.

Daß kein Engel mich je von der liebenden Bruſt dir entführe,
Mutter, ſo ſage du mir, wie ich betrüben dich kann!

Märznacht.

Horch! wie brauſet der Sturm und der ſchwellende Strom in der Nacht hin!
Schaurig ſüßes Gefühl! lieblicher Frühling, du nahſt!

Im Mai.

Blumen und Blüthen wie licht, und das Glorienlaub um die Bäume!
Bleib nur, Himmel, bewölkt! Erde hat eigenen Glanz.

Tauſch.

Als der Wind ſich erhob, da flog, zerblättert, die Blume,
Aber der Schmetterling ſetzt' in dem Laube ſich feſt.

Amors Pfeil.

Amor! dein mächtiger Pfeil, mich hat er tödlich getroffen,
Schon im elyſiſchen Land wacht' ich, ein Seliger, auf.

Traumdeutung.

Geſtern hatt' ich geträumt, mein Mädchen am Fenſter zu ſehen;
Doch was ſah ich des Tags? Blumen der Lieblichen nur.
Heute nun war mir im Traum, als ſäh' ich am Fenſter die Blumen;
Darum ſchau' ich gewiß heute die Liebliche ſelbſt.

Die Roſen.

Oft einſt hatte ſie mich mit duftigen Roſen beſchenket;
Eine noch ſproßte mir jüngſt aus der Geliebteſten Grab.

Antwort.

Das Röschen, das du mir geſchickt,
Von deiner lieben Hand gepflückt,
Es lebte kaum zum Abendroth,
Das Heimweh gab ihm frühen Tod;
Nun ſchwebet gleich ſein Geiſt von hier
Als kleines Lied zurück zu dir.

Die Schlummernde.

Wann deine Wimper neidiſch fällt,
Dann muß in deiner innern Welt
Ein lichter Traum beginnen:
Dein Auge ſtralt nach innen.

An Sie.

Deine Augen ſind nicht himmelblau,
Dein Mund, er iſt kein Roſenmund,
Nicht Bruſt und Arme Lilien.
Ach! welch ein Frühling wäre das,
Wo ſolche Lilien, ſolche Roſen
Im Thal und auf den Höhen blühten,
Und alles das ein klarer Himmel
Umfinge, wie dein blaues Aug'!

◆

Greiſenworte.

Sagt nicht mehr: guten Morgen! guten Tag!
Sagt immer: guten Abend! gute Nacht!
Denn Abend iſt es um mich und die Nacht
Iſt nahe mir; o wäre ſie ſchon da!

Komm her, mein Kind! o du mein ſüßes Leben!
Nein! komm, mein Kind, o du mein ſüßer Tod!
Denn Alles, was mir bitter, nenn' ich Leben!
Und was mir ſüß iſt, nenn' ich alles Tod.

Auf den Tod eines Landgeiſtlichen.

Bleibt abgeſchied'nen Geiſtern die Gewalt,
Zu kehren nach dem ird'ſchen Aufenthalt,
So kehreſt du nicht in der Mondennacht,
Wann nur die Sehnſucht und die Schwermuth wacht.
Nein! wann ein Sommermorgen niederſteigt,
Wo ſich im weiten Blau kein Wölkchen zeigt,
Wo hoch und golden ſich die Ernte hebt,
Mit rothen, blauen Blumen hell durchwebt,
Dann wandelſt du, wie einſt, durch das Gefild
Und grüßeſt jeden Schnitter freundlich mild.

* * *

Nachruf.

1.

Du, Mutter, ſahſt mein Auge trinken
Des ird'ſchen Tages erſtes Licht;
Auf dein erblaſſend Angeſicht
Sah ich den Stral des Himmels ſinken.

2.

Ein Grab, o Mutter, iſt gegraben dir
An einer ſtillen, dir bekannten Stelle,
Ein heimathlicher Schatten wehet hier,
Auch fehlen Blumen nicht an ſeiner Schwelle.

Drin liegſt du, wie du ſtarbeſt, unverſehrt,
Mit jedem Zug des Friedens und der Schmerzen,
Auch aufzuleben iſt dir nicht verwehrt:
Ich grub dir dieſes Grab in meinem Herzen.

3.

Verweh'n, verhallen ließen ſie
Den frommen Grabgeſang;
In meiner Bruſt verſtummet nie
Von dir ein ſanfter Klang.

4.

Du warſt mit Erde kaum bedeckt,
Da kam ein Freund heraus,
Mit Roſen hat er ausgeſteckt
Dein ſtilles Schlummerhaus.

Zu Haupt zwei ſanfterglühende,
Zwei dunkle niederwärts;
Die weiße, ewig blühende,
Die pflanzt' er auf dein Herz.

Auf einen Grabſtein.

Wenn du auf dieſem Leichenſteine
Verſchlungen ſieheſt Hand in Hand,
Das zeugt von irdiſchem Vereine,
Der innig, aber kurz, beſtand,
Es zeugt von einer Abſchiedſtunde,
Wo Hand aus Hand ſich ſchmerzlich rang,
Von einem heil'gen Seelenbunde,
Von einem himmliſchen Empfang.

◆

In ein Stammbuch.

Die Zeit, in ihrem Fluge, ſtreift nicht blos
Des Feldes Blumen und des Waldes Schmuck,
Den Glanz der Jugend und die friſche Kraft:
Ihr ſchlimmſter Raub trifft die Gedankenwelt.
Was ſchön und edel, reich und göttlich war,
Und jeder Arbeit, jeden Opfers werth,
Das zeigt ſich uns ſo farblos, hohl und klein,
So nichtig, daß wir ſelbſt vernichtet ſind.
Und dennoch wohl uns, wenn die Aſche treu
Den Funken hegt, wenn das getäuſchte Herz
Nicht müde wird, von neuem zu erglühn!
Das Aechte doch iſt eben dieſe Glut,
Das Bild iſt höher, als ſein Gegenſtand,
Der Schein mehr Weſen, als die Wirklichkeit.
Wer nur die Wahrheit ſieht, hat ausgelebt;
Das Leben gleicht der Bühne, dort wie hier
Muß, wann die Täuſchung weicht, der Vorhang fallen.

Auf Wilhelm Hauff's frühes Hinſcheiden.

Dem jungen, friſchen, farbenhellen Leben,
Dem reichen Frühling, dem kein Herbſt gegeben,
Ihm laſſet uns zum Todtenopfer zollen
Den abgeknickten Zweig — den blüthenvollen!

Noch eben war von dieſes Frühlings Scheine
Das Vaterland beglänzt. — Auf ſchroffem Steine,
Dem man die Burg gebrochen, hob ſich neu
Ein Wolkenſchloß, ein zauberhaft Gebäu.
Doch in der Höhle, wo die ſtille Kraft
Des Erdgeiſts — räthſelhafte Formen ſchafft:
Am Fackellicht der Phantaſie entfaltet,
Sah'n wir zu Heldenbildern ſie geſtaltet;
Und jeder Hall, in Spalt' und Kluft verſteckt,
Ward zu beſeeltem Menſchenwort erweckt.

Mit Heldenfahrten und mit Feſtestänzen,
Mit Satyrlarven und mit Blumenkränzen
Umkleidete das Alterthum den Sarg,
Der heiter die verglühte Aſche barg:
So hat auch Er, dem unſre Thräne thaut,
Aus Lebensbildern ſich den Sarg erbaut.

Die Aſche ruht — der Geiſt entfleugt auf Bahnen
Des Lebens, deſſen Fülle wir nur ahnen,
Wo auch die Kunſt ihr himmliſch Ziel erreicht,
Und vor dem Urbild jedes Bild erbleicht.

Schickſal.

Ja, Schickſal! ich verſtehe dich:
Mein Glück iſt nicht von dieſer Welt,
Es blüht im Traum der Dichtung nur.
Du ſendeſt mir der Schmerzen viel
Und gibſt für jedes Leid ein Lied.

Sonette. Oktaven. Gloſſen.

Vermächtniß.

Ein Sänger in den frommen Rittertagen,
Ein kühner Streiter in dem heil'gen Lande,
Durchbohrt von Pfeilen, lag er auf dem Sande,
Doch konnt' er dieß noch ſeinem Diener ſagen:

„Verſchleuß mein Herz, wann es nun ausgeſchlagen
In jener Urne, die vom Heimathſtrande
Ich hergebracht mit manchem Liebespfande!
Drin ſollſt du es zu meiner Herrin tragen!“

So ich, Geliebte! der nur dich gefeiert,
Verblute, fern von dir, in Liebesſchmerzen,
Schon decket meine Wangen Todesbläſſe.

Wann deinen Sänger Grabesnacht umſchleiert,
Empfange du das treuſte aller Herzen
In des Sonettes goldenem Gefäße!

An Petrarka.

Wenn du von Laura Wahres haſt geſungen,
Von hehrem Blick, von himmliſcher Gebärde: —
Und ferne ſey, daß angefochten werde,
Was dir das innerſte Gemüth durchdrungen! —

War ſie ein Zweig, im Paradies entſprungen,
Ein Engel in der irdiſchen Beſchwerde,
Ein zarter Fremdling auf der rauhen Erde,
Der bald zur Heimath ſich zurückgeſchwungen:

So fürcht' ich, daß auch auf dem goldnen Sterne,
Wohin du, ein Verklärter, nun gekommen,
Du nimmer das Erſehnte wirſt erringen;

Denn Jene flog indeß zur höhern Ferne,
Sie ward in heil'gern Sphären aufgenommen,
Und wieder mußt du Liebesklage ſingen.

Zu Varnhagens Stammbuch.

Als Phöbus ſtark mit Mauern, Thürmen, Gittern
Die Königsburg von Niſa half bereiten,
Da legt' er ſeiner Lyra goldne Saiten
Auf einen Mauerſtein mit leiſem Schüttern.

Die Zinne konnte nicht ſo ſehr verwittern,
Daß nicht den Marmor noch in ſpäten Zeiten,
Selbſt bei des Fingers leichtem Drübergleiten,
Durchklungen hätt' ein ſanft melodiſch Zittern.

So legt' auch ich auf dieß Gedächtnißblatt,
Das du wohl öfters, blätternd, wirſt berühren,
Mein Saitenſpiel, auch gab es einen Ton.

Und dennoch zweifl' ich, ob an dieſer Statt
Du jemals einen Nachklang werdeſt ſpüren,
Denn ich bin Phöbus nicht, noch Phöbus Sohn.

An Kerner.

Es war in traurigen Novembertagen,
Ich war gewallt zum ſtillen Tannenhaine
Und ſtand gelehnet an der höchſten eine,
Da hielt ich deine Lieder aufgeſchlagen.

Verſunken war ich in die frommen Sagen:
Bald kniet' ich vor Sankt Albans Wunderſteine,
Bald ſchaut' ich Regiswind im Roſenſcheine,
Bald ſah ich Helicena's Münſter ragen.

Welch lieblich Wunder wirkten deine Lieder!
Die Höh' erſchien im gold'nen Maienſtrale
Und Frühlingsruf ertönte durch die Wipfel.

Doch bald verſchwand der Wunderfrühling wieder,
Er durfte nicht ſich ſenken in die Thale,
Im Fluge ſtreift' er nur der Erde Gipfel.

Auf Karl Gangloff's Tod.

(† am 16. Mai 1814, 21 Jahre alt, zu Merklingen im Württembergiſchen, an einer Nervenkrankheit. Die nachſtehenden Sonette beziehen ſich auf die letzten Zeichnungen und Entwürfe des genialen jungen Künſtlers.)

1.

In dieſer Zeit, ſo reich an ſchönem Sterben,
An Heldentod in frühen Jugendtagen,
Ward dir's nicht, auf dem Siegesfeld erſchlagen,
Den heil'gen Eichenkranz dir zu erwerben.

Beſchleichend Fieber brachte dir Verderben,
Du wurdeſt bei der Eltern Weheklagen
Aus deinem Heimathhauſe hingetragen
Zur Stätte, die nicht Blut, nur Blumen färben.

Doch nein! auch dich ergriff die Zeit des Ruhmes,
Dich drängt' es, eine Hermannsſchlacht zu ſchaffen,
Ein ſinnig Denkmal deutſchen Heldenthumes.

Wohl hörteſt du noch ſcheidend Kampfruf ſchallen,
Es wogt' um dich von Männern, Roſſen, Waffen:
So biſt du in der Hermannsſchlacht gefallen.

2.

Nach Hohem, Würd'gem nur haſt du gerungen,
Das Kleinliche verſchmähend wie das Wilde;
So faßteſt du in kräftige Gebilde
Das wundervolle Lied der Nibelungen.

Schon hatte Hagens Größe dich durchdrungen,
Schon ſtand vor dir die Rächerin Chriemhilde,
Vor Allem aber rührte dich die Milde
Des edeln Sifrids, Giſelhers, des jungen.

Mit Fug ward Giſelher von dir beklaget,
Der blühend hinſank in des Kampfs Bedrängniß;
Dich ſelbſt hat nun ſo früher Tod erjaget.

Warſt du vielleicht zu innig ſchon verſunken
In jenes Lied, deß furchtbares Verhängniß
Zum Tode Jedem, nun auch dir gewunken?

3.

Bedeutungsvoll haſt du dein Künſtlerleben
Mit jenem frommen, ſtillen Bild geſchloſſen:
Wie Abraham mit ſeines Stamms Genoſſen
Das Land begrüßt, das ihm der Herr gegeben.

Da lehnen ſie auf ihren Wanderſtäben,
Von Wald und Felſenhang noch halb umſchloſſen,
Doch herrlich ſehn ſie unter ſich ergoſſen
Das weite Land voll Kornes und voll Reben.

So biſt auch du nun, abgeſchied'ne Seele,
Aus dieſes Erdelebens rauher Wilde
Zu deiner Wand'rung frohes Ziel gekommen;

Und durch das finſtre Thor der Grabeshöhle
Erblickſt du ſchon die ſeligen Gefilde,
Das himmliſche Verheißungsland der Frommen.

An den Unſichtbaren.

Du, den wir ſuchen auf ſo finſtern Wegen,
Mit forſchenden Gedanken nicht erfaſſen,
Du haſt dein heilig Dunkel einſt verlaſſen
Und trateſt ſichtbar deinem Volk entgegen.

Welch ſüßes Heil, dein Bild ſich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufaſſen!
O ſelig, die an deinem Mahle ſaßen!
O ſelig, der an deiner Bruſt gelegen!

Drum war es auch kein ſeltſames Gelüſte,
Wenn Pilger ohne Zahl vom Lande ſtießen,
Wenn Heere kämpften an der fernſten Küſte:

Nur um an deinem Grabe noch zu beten,
Und um in frommer Inbrunſt noch zu küſſen
Die heil'ge Erde, die dein Fuß betreten.

Todesgefühl.

Wie Sterbenden zu Muth, wer mag es ſagen?
Doch wunderbar ergriff mich's dieſe Nacht;
Die Glieder ſchienen ſchon in Todes Macht,
Im Herzen fühlt' ich letztes Leben ſchlagen.

Den Geiſt befiel ein ungewohntes Zagen,
Den Geiſt, der ſtets ſo ſicher ſich gedacht;
Erlöſchend jetzt, dann wieder angefacht,
Ein mattes Flämmchen, das die Winde jagen.

Wie? hielten ſchwere Träume mich befangen?
Die Lerche ſingt, der rothe Morgen glüht,
In's rege Leben treibt mich neu Verlangen.

Wie? oder ging vorbei der Todesengel?
Die Blumen, die am Abend friſch geblüht,
Sie hängen hingewelket dort vom Stengel.

◆

Erſtorbene Liebe.

Wir waren neugeboren, himmliſch helle
War uns der Liebe Morgen aufgegangen.
Wie glühten, Laura, Lippen dir und Wangen!
Dein Auge brannt', es ſchlug des Buſens Welle.

Wie wallt' in mir des neuen Lebens Quelle!
Wie hohe Kräfte raſtlos mich durchdrangen!
Sie ließen nicht des Schlafes mich verlangen,
Lebendig kurzer Traum vertrat die Stelle.

Ja! Lieb' iſt höher Leben im gemeinen;
Das waren ihre regen Lebenszeichen:
Nun ſuch' ich ſie an dir, in mir vergebens.

Drum muß ich, Laura! dich und mich beweinen:
Wir beide ſind erloſchner Liebe Leichen,
Uns traf der Tod des liebeloſen Lebens.

Geiſterleben.

Von dir getrennet, lieg' ich wie begraben,
Mich grüßt kein Säuſeln linder Frühlingslüfte;
Kein Lerchenſang, kein Balſam ſüßer Düfte,
Kein Stral der Morgenſonne kann mich laben.

Wann ſich die Lebenden dem Schlummer gaben,
Wann Todte ſteigen aus dem Schooß der Grüfte,
Dann ſchweb' ich träumend über Höh'n und Klüfte,
Die mich ſo fern von dir gedränget haben.

Durch den verbot'nen Garten darf ich gehen,
Durch Thüren wandl' ich, die mir ſonſt verriegelt,
Bis zu der Schönheit ſtillem Heiligthume.

Erſchreckt dich Geiſterhauch, du zarte Blume?
Es iſt der Liebe Weh'n, das dich umflügelt.
Leb' wohl! ich muß in's Grab, die Hähne krähen.

Oeder Frühling.

Wohl denk' ich jener ſel'gen Jugendträume,
Obſchon ſich die Gefühle mir verſagen,
Wann in den erſten, milden Frühlingstagen
Im Buſen ſich mir drängten volle Keime.

Die Ahnung lockte mich in ferne Räume,
Wenn wo ein Laut des Lenzes angeſchlagen;
Die Hoffnung wollte ſich zum Lichte wagen,
Wie aus den Knospen friſches Grün der Bäu

Doch nun, da ich das Höchſte jüngſt genoſſen,
Geriſſen aus dem innigſten Vereine,
Vom reichſten Paradieſe kaum verſtoßen:

Was ſollen nun mir halbergrünte Triften,
Einſamer Amſelſchlag im todten Haine,
Ein armes Veilchen, noch ſo ſüß von Düften?

Die theure Stelle.

Die Stelle, wo ich auf verſchlung'nen Wegen
Begegnete dem wunderſchönen Kinde,
Das, leicht vorübereilend mit dem Winde,
Mir ſpendete des holden Blickes Segen:

Wohl möcht' ich jene Stelle liebend hegen,
Dort Zeichen graben in des Baumes Rinde,
Mich ſchmücken mit der Blumen Angebinde,
Zu Träumen mich in kühle Schatten legen.

Doch ſo verwirrte mich des Blickes Helle,
Und ſo geblendet blieb ich von dem Bilde,
Daß lang ich wie ein Trunkner mußte wanken;

Und nun mit allem Streben der Gedanken,
So wie mit allem Suchen im Gefilde,
Nicht mehr erforſchen kann die theure Stelle.

Die zwo Jungfraun.

Zwo Jungfrau'n ſah ich auf dem Hügel droben,
Gleich lieblich von Geſicht, von zartem Baue;
Sie blickten in die abendlichen Gaue,
Sie ſaßen traut und ſchweſterlich verwoben.

Die eine hielt den rechten Arm erhoben,
Hindeutend auf Gebirg und Strom und Aue;
Die Andre hielt, damit ſie beſſer ſchaue,
Die linke Hand der Sonne vorgeſchoben.

Kein Wunder, daß Verlangen mich beſtrickte
Und daß in mir der ſüße Wunſch erglühte:
O ſäß' ich doch an Einer Platz von Beiden!

Doch wie ich länger nach den Trauten blickte,
Gedacht' ich im beſänftigten Gemüthe:
Nein! wahrlich, Sünde wär' es, ſie zu ſcheiden!

Der Wald.

Was je mir ſpielt' um Sinnen und Gemüthe
Von friſchem Grün, von kühlen Dämmerungen,
Das hat noch eben mich bedeckt, umſchlungen,
Als eines Maienwaldes Luſtgebiete.

Was je in Traum und Wachen mich umglühte
Von Blumenſchein, von Knoſpen, kaum geſprungen,
Das kam durch die Gebüſche hergedrungen,
Als leichte Jägerin, des Waldes Blüthe.

Sie floh dahin, ich eilte nach, mit Flehen,
Bald hätten meine Arme ſie gebunden,
Da mußte ſchnell der Morgentraum verwehen.

O Schickſal, das mir ſelbſt nicht Hoffnung gönnte!
Mir iſt die Schönſte nicht allein verſchwunden,
Der Wald ſogar, drin ich ſie ſuchen konnte.

Der Blumenſtrauß.

Wenn Sträuchen, Blumen manche Deutung eigen,
Wenn in den Roſen Liebe ſich entzündet,
Vergißmeinnicht im Namen ſchon ſich kündet,
Lorbeere Ruhm, Cypreſſen Trauer zeigen;

Wenn, wo die andern Zeichen alle ſchweigen,
Man doch in Farben zarten Sinn ergründet,
Wenn Stolz und Neid dem Gelben ſich verbündet,
Wenn Hoffnung flattert in den grünen Zweigen:

So brach ich wohl mit Grund in meinem Garten
Die Blumen aller Farben, aller Arten,
Und bring' ſie dir, zu wildem Strauß gereihet:

Dir iſt ja meine Luſt, mein Hoffen, Leiden,
Mein Lieben, meine Treu, mein Ruhm, mein Neiden,
Dir iſt mein Leben, dir mein Tod geweihet.

* * *

Entſchuldigung.

Was ich in Liedern manchesmal berichte
Von Küſſen in vertrauter Abendſtunde,
Von der Umarmung wonnevollem Bunde,
Ach! Traum iſt, leider, Alles und Gedichte.

Und du noch geheſt mit mir in's Gerichte,
Du zürneſt meinem prahleriſchen Munde:
Von nie gewährtem Glücke geb' er Kunde,
Das, ſelbſt gewährt, zum Schweigen ſtets verpflichte.

Geliebte, laß den ſtrengen Ernſt ſich mildern
Und lächle zu den leichten Dichterträumen,
Dem unbewußten Spiel, den Schattenbildern!

Der Sänger ruhet ſchlummernd oft im Kühlen,
Indeß die Harfe hänget unter Bäumen
Und in den Saiten Lüfte ſäuſelnd wühlen.

Vorſchlag.

Dem Dichter iſt der Fernen Bild geblieben,
Bei dem er einſam oftmals Troſt gefunden,
Und hält des Lebens Wirrung ihn umwunden,
Er fühlt am Buſen doch das Bild der Lieben.

Auch was der Dichter ſang, ſehnſuchtgetrieben,
Die Schöne lieſt es oft in Abendſtunden,
Und Manches hat ſo innig ſie empfunden,
Daß ihr es tief im Herzen ſteht geſchrieben.

Ein theures Bild, wohl wirkt es wunderkräftig,
Wohl mancher Kummer weicht des Liedes Tönen,
Doch ewig bleibt der Trennung Schmerz geſchäftig.

O Schickſal! wechsle leicht nur mit den Looſen:
Den Dichter führe wieder zu der Schönen,
Die Lieder mögen mit dem Bilde koſen!

Die Bekehrung zum Sonett.

Der du noch jüngſt von deinem krit'ſchen Stuhle
Uns arme Sonettiſten abgehudelt,
Der du von Gift und Galle recht geſprudelt
Und uns verflucht zum tiefſten Höllenpfuhle:

Du reines Hermelin der alten Schule,
Wie haſt du nun dein weißes Fell beſudelt!
Ja! ein Sonettlein haſt du ſelbſt gedudelt,
Ein ſchnalzend Seufzerlein an deine Buhle.

Haſt du die ſelbſtgeſteckten Warnungszeichen,
Haſt du, was halb mit Spott und halb mit Knirſchen
Altmeiſter Voß gepredigt, all vergeſſen?

Fürwahr! du biſt dem Lehrer zu vergleichen,
Der ſeinen Zögling ob geſtohl'nen Kirſchen
Ausſchalt und ſcheltend ſelber ſie gefreſſen.

Schlußſonnet.

Wie, wenn man auch die Glocke nicht mehr ziehet,
Es lange dauert, bis ſie ausgeklungen;
Wie, wer von einem Berge kam geſprungen,
Umſonſt, den Lauf zu hemmen, ſich bemühet;

Wie oft aus Bränden, welche längſt verglühet,
Ein Flämmchen unverſehens ſich geſchwungen;
Und ſpät noch eine Blüthe vorgedrungen
Aus Aeſten, die ſonſt völlig abgeblühet;

Wie den Geſang, den zu des Liebchens Preiſe
Der Schäfer angeſtimmt aus voller Seele,
Gedankenloſe Halle weiter treiben:

So geht es mir mit der Sonettenweiſe:
Ob mir's an Zweck und an Gedanken fehle,
Muß ich zum Schluſſe dieß Sonett doch ſchreiben.

An die Bundſchmecker.

1816.

Die ihr mit ſcharfen Naſen ausgewittert
Viel höchſt gefährlicher, geheimer Bünde,
Vergönnt mir, daß ich einen euch verkünde,
Vor dem ihr wohl bis heute nicht gezittert!

Ich kenne, was das Leben euch verbittert,
Die arge Peſt, die weitvererbte Sünde:
Die Sehnſucht, daß ein Deutſchland ſich begründe,
Geſetzlich frei, volkskräftig, unzerſplittert;

Doch Andres weiß ich, und vernehmt ihr's gerne,
So will ich einen mächt'gen Bund verrathen,
Der ſich in ſtillen Nächten angeſponnen:

Es iſt der große Bund zahlloſer Sterne,
Und wie mir Späher jüngſt zu wiſſen thaten,
So ſteckt dahinter ſelbſt das Licht der Sonnen.

An K. M.

Wann die Natur will knüpfen und erbauen,
Dann liebt in ſtillen Tiefen ſie zu walten;
Geweihten einzig iſt vergönnt, zu ſchauen,
Wie ihre Hand den Frühling mag geſtalten,
Wie ſie erzieht zu Eintracht und Vertrauen
Die Kinder früh in dunkeln Aufenthalten.
Nur wann ſie will zerſtören und erſchüttern,
Erbraust ſie in Orkanen und Gewittern.

So übet auch die Liebe tief und leiſe
Im Reich der Geiſter ihre Wundermacht;
Sie zieht unſichtbar ihre Zauberkreiſe
Am goldnen Abend, in der Sternennacht;
Sie weckt durch feierlicher Lieder Weiſe
Verwandte Chöre in der Geiſter Schacht;
Sie weiß durch ſtiller Augen Stral die Seelen
Zu knüpfen und auf ewig zu vermählen.

Dort in des Stromes wild empörte Wogen
Warf ſich ein Jüngling, voll von raſchen Gluten,
Doch jene Wallung, die ihn fortgezogen,
Sie mußt' ihn wieder an das Ufer fluten.
Ich aber ſah es, wie des Himmels Bogen,
Der Erde Glanz im ſtillen Teiche ruhten:
Da ſank ich hin, von ſanfter Wonne trunken,
Ich ſank und bin auf ewig nun verſunken.

Ein Abend.

Als wäre nichts geſchehen, wird es ſtille,
Die Glocken hallen aus, die Lieder enden.
Und leichter ward mir in der Thränen Fülle,
Seit Sie verſenket war von frommen Händen.
Als noch im Hauſe lag die bleiche Hülle,
Da wußt' ich nicht, wohin nach ihr mich wenden;
Sie ſchien mir, heimatblos, mit Klaggebärde,
Zu ſchweben zwiſchen Himmel hin und Erde.

Die Abendſonne ſtralt', ich ſaß im Kühlen
Und blickte tief in's lichte Grün der Matten;
Mir dünkte bald, zwei Kinder ſäh' ich ſpielen,
So blühend, wie einſt wir geblühet hatten.
Da ſank die Sonne, graue Schleier fielen,
Die Bilder flieh'n, die Erde liegt im Schatten;
Ich blick' empor, und hoch in Aethers Auen
Iſt Abendroth und all mein Glück zu ſchauen.

Rückleben.

An Ihrem Grabe kniet' ich, feſtgebunden,
Und ſenkte tief den Geiſt in's Todtenreich.
Zum Himmel reichte nicht mein Blick, es ſtunden
Des Wiederſehens Bilder fern und bleich.
Da ſo ich vorwärts Grauen nur gefunden,
Vergang'ne Tage, flüchtet' ich zu euch;
Ich ließ den Sarg des Grabes Nacht entheben,
Zurück Sie tragen in das ſchöne Leben.

Schon huben ſich die bleichen Augenlieder,
Ihr Auge ſchmachtete zu mir empor;
Bald ſtrebten auf die friſchverjüngten Glieder,
Sie ſchwebte blühend in der Schweſtern Chor;
Der Liebe goldne Stunden traten wieder,
Selbſt mit des erſten Kuſſes Luſt, hervor;
Bis ſich verlor Ihr Leben und das meine
In ſel'ger Kindheit Duft und Morgenſcheine.

Geſang und Krieg.

1.

Wühlt jener ſchauervolle Sturm aus Norden
Zerſtörend auch im friſchen Liederkranze?
Iſt der Geſang ein feiges Spiel geworden?
Wiegt fürder nur der Degen und die Lanze?
Muß ſchamroth abwärts flieh'n der Sängerorden,
Wann Kriegerſchaaren zieh'n im Waffenglanze?
Darf nicht der Harfner, wie in vor'gen Zeiten,
Willkommen ſelbſt durch Feindeslager ſchreiten?

Bleibt Poeſie zu Wald und Kluft verdrungen,
Bis nirgends Kampf der Völker Ruhe ſtöret,
Bis das vulkan'ſche Feuer ausgerungen,
Das ſtets ſich neu im Erdenſchooß empöret:
So iſt bis heute noch kein Lied erklungen,
Und wird auch keins in künft'ger Zeit gehöret.
Nein! über ew'gen Kämpfen ſchwebt im Liede,
Gleichwie in Goldgewölk, der ew'ge Friede.

Ein jedes weltlich Ding hat ſeine Zeit,
Die Dichtung lebet ewig im Gemüthe,
Gleich ewig in erhab'ner Herrlichkeit,
Wie in der tiefen Lieb' und ſtillen Güte,
Gleich ewig in des Ernſtes Düſterheit,
Wie in dem Spiel und in des Scherzes Blüthe.
Ob Donner rollen, ob Orkane wühlen,
Die Sonne wankt nicht und die Sterne ſpielen.

Schon rüſten ſich die Heere zum Verderben,
Der Frühling rüſtet ſich zu Spiel und Reigen;
Die Trommeln wirbeln, die Trommeten werben,
Indeß die wilden Winterſtürme ſchweigen;
Mit Blute will der Krieg die Erde färben,
Die ſich mit Blumen ſchmückt und Blüthenzweigen:
Darf ſo der ird'ſche Lenz ſich frei erſchließen,
So mög' auch unſer Dichterfrühling ſprießen!

2.

Nicht ſchamroth weichen ſoll der Sängerorden,
Wann Kriegerſchaaren zieh'n im Waffenglanze;
Noch iſt ſein Lied kein ſchnödes Spiel geworden,
Doch ziert auch ihn der Degen und die Lanze;
Wohl ſchauervoll iſt jener Sturm aus Norden,
Doch weht er friſch und ſtärkt zum Schwertertanze.
Wollt, Harfner, ihr durch Feindeslager ſchreiten,
Noch ſteht's euch frei — den Eingang zu erſtreiten.

Wann: Freiheit! Vaterland! ringsum erſchallet,
Kein Sang tönt ſchöner in der Männer Ohren,
Im Kampfe, wo ſolch heilig Banner wallet,
Da wird der Sänger kräftig neugeboren.
Hat Aeſchylos, deß Lied vom Siege hallet,
Hat Dante nicht dieß ſchönſte Loos erkoren?
Cervantes ließ, gelähmt, die Rechte ſinken
Und ſchrieb den Don Quixote mit der Linken *).

---

*) Dieſes iſt unrichtig: dem Cervantes wurde in dem Seetreffen bei Lepanto die linke Hand gelähmt.

Auch unſres deutſchen Liedertempels Pfleger,
Sie ſind dem Kriegesgeiſte nicht verdorben,
Man hört ſie wohl, die freud'gen Telynſchläger,
Und mancher hat ſich blut'gen Kranz erworben.
Du, Wehrmann Leo, du, o ſchwarzer Jäger,
Wohl ſeyd ihr ritterlichen Tods geſtorben!
Und Fouqué, wie mir du das Herz durchdringeſt!
Du wagteſt, kämpfteſt — doch du lebſt und ſingeſt.

Den Frühling kündet der Orkane Sauſen,
Der Heere Vorſchritt macht die Erde dröhnen,
Und wie die Ström' aus ihren Ufern brauſen,
So wogt es weit von Deutſchlands Heldenſöhnen;
Der Sänger folgt durch alles wilde Grauſen,
Läßt Sturm und Wogen gleich ſein Lied ertönen.
Bald blüht der Frühling, bald der goldne Friede,
Mit mildern Lüften und mit ſanftrem Liede.

Katharina.

Die Muſe, die von Recht und Freiheit ſinget,
Sie wandelt einſam, ferne den Paläſten;
Wenn Luſtgeſang und Reigen dort erklinget,
Sie hat nicht Antheil an des Hofes Feſten:
Doch nun der laute Schmerz die Flügel ſchwinget
Da kommt auch ſie mit andern Trauergäſten,
Und hat ſie nicht die Lebenden erhoben,
Die Todten, die nicht hören, darf ſie loben.

Die Stadt erdröhnt vom Schall der Todtenglocken
Die Menge brüſtet ſich im ſchwarzen Kleide,
Kein Antlitz lächelt und kein Aug' iſt trocken,
Ein Wettkampf iſt im ungemeſſ'nen Leide:
Doch all dieß kann die Muſe nicht verlocken,
Daß ſie das Falſche nicht vom Aechten ſcheide;
Die Glocke tönet, wenn man ſie geſchwungen,
Und Thränen giebt es, die nicht tief entſprunge

Der reiche Sarg, von Künſtlerhand gezimmert,
Mit einer Fürſtin purpurnem Gewande,
Mit einer Krone, die von Steinen flimmert,
Bedeutet er nicht großes Weh dem Lande?
Doch wie der Purpur, wie die Krone ſchimmer
Die Muſe huldigt nimmermehr dem Tande;
Der ird'ſche Glanz, kann er die Augen blenden
Die ſich zum Licht der ew'gen Sterne wenden?

Sie blickt zum Himmel, blickt zur Erde wieder,
Sie ſchaut in alle Zeiten der Geſchichte:
Da ſteigen Königinnen auf und nieder,
Und viele ſchwinden hin, wie Traumgeſichte,
Und ſind verſchollen in dem Mund der Lieder,
Und ſind erloſchen in des Ruhmes Lichte,
Indeß in friſchem, unverblühtem Leben
Die Namen edler Bürgerinnen ſchweben.

Drum darf die Muſe wohl, die ernſte, fragen:
„Hat dieſer goldne Schmuck ein Haupt umfangen,
Das würdig und erleuchtet ihn getragen?
Hat unter dieſes Purpurmantels Prangen
Ein hohes, königliches Herz geſchlagen?
Ein Herz, erfüllt von heiligem Verlangen,
Von reger Kraft, in weiteſten Bezirken
Belebend, hülfreich, menſchlich groß zu wirken?“

So frägt die Muſe, doch im innern Geiſte
Ward ihr voraus der rechten Antwort Kunde,
Da ſpricht ſie manches Schmerzliche, das Meiſte
Verſchließt ſie bitter in des Buſens Grunde;
Und daß auch ſie ihr Todtenopfer leiſte,
Ihr Zeichen ſtifte dieſer Trauerſtunde,
Legt ſie zur Krone hin, der goldesſchweren,
Bedeutſam einen vollen Kranz von Aehren:

„Nimm hin, Verklärte, die du früh entſchwunden!
Nicht Gold noch Kleinod iſt dazu verwendet,
Auch nicht aus Blumen iſt der Kranz gebunden,
In rauher Zeit haſt du die Bahn vollendet:
Aus Feldesfrüchten hab' ich ihn gewunden,
Wie du in Hungertagen ſie geſpendet;
Ja! gleich der Ceres Kranze, flocht ich dieſen,
Volksmutter, Nährerin, ſey mir geprieſen!“

Sie ſpricht's – und aufwärts deutet ſie, da weichen
Der Halle Bogen, die Gewölke fliehen,
Ein Blick iſt offen nach des Himmels Reichen
Und droben ſieht man Katharinen knieen,
Sie trägt nicht mehr der ird'ſchen Würde Zeichen,
Sie ließ der Welt, was ihr die Welt geliehen,
Doch auf die Stirne fällt, die reine, helle,
Ein Lichtſtral aus des Lichtes höchſtem Quelle.

Gloſſen.

1. Der Recenſent.

Süſſe Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken ſteh'n zu fern;
Nur in Tönen mag ſie gern
Alles, was ſie will, verſchönen.

Tieck.

Schönſte! du haſt mir befohlen,
Dieſes Thema zu gloſſiren;
Doch ich ſag' es unverhohlen:
Dieſes heißt die Zeit verlieren,
Und ich ſitze wie auf Kohlen.
Liebtet ihr nicht, ſtolze Schönen!
Selbſt die Logik zu verhöhnen,
Würd' ich zu beweiſen wagen,
Daß es Unſinn iſt, zu ſagen:
Süſſe Liebe denkt in Tönen.

Zwar verſteh' ich wohl das Schema
Dieſer abgeſchmackten Gloſſen,
Aber ſolch verzwicktes Thema,
Solche räthelhafte Poſſen
Sind ein gordiſches Problema.
Dennoch macht' ich dir, mein Stern!
Dieſe Freude gar zu gern.
Hoffnungslos reib' ich die Hände,
Nimmer bring' ich es zu Ende,
Denn Gedanken ſteh'n zu fern.

Laß, mein Kind! die ſpan'ſche Mode,
Laß die fremden Triolette,
Laß die wälſche Klangmethode
Der Kanzonen und Sonette,
Bleib' bei deiner ſapph'ſchen Ode!
Bleib' der Aftermuſe fern
Der romantiſch ſüßen Herrn!
Duftig ſchwebeln, luſtig tänzeln
Nur in Reimchen, Aſſonänzeln,
Nur in Tönen mag ſie gern.

Nicht in Tönen ſolcher Gloſſen
Kann die Poeſie ſich zeigen;
In antiken Verskoloſſen
Stampft ſie beſſer ihren Reigen
Mit Spondeen und Moloſſen.
Nur im Hammerſchlag und Dröhnen
Deutſchhelleniſcher Kamönen
Kann ſie ſelbſt die alten, kranken,
Allerhäßlichſten Gedanken,
Alles, was ſie will, verſchönen.

2. Der Romantiker und der Recenſent.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!
Tieck.

Romantiker.

Finſter iſt die Nacht und bange,
Nirgends eines Sternleins Funkel!
Dennoch in verliebtem Drange
Wandl' ich durch das grauſe Dunkel
Mit Geſang und Lautenklange.
Wenn Kamilla nun erwacht
Und das Lämpchen freundlich facht,
Dann erblick' ich, der Entzückte,
Plötzlich eine ſterngeſchmückte
Mondbeglänzte Zaubernacht.

Recenſent.

Laß Er doch ſein nächtlich Johlen,
Poetaſter Helikanus!
Was Er ſingt, iſt nur geſtohlen
Aus dem Kaiſer Oktavianus,
Der bei mir nicht ſehr empfohlen,
Den ich der gelehrten Welt
Von den Alpen bis zum Belt
Preisgab als ein Werk der Rotte,
Die den Unſinn hub zum Gotte,
Die den Sinn gefangen hält.

Romantiker.

Welche Stimme, rauh und heiſcher!
Iſt das wohl der Bau'r Hornvilla?
Iſt es Klemens wohl, der Fleiſcher?
Von den Fenſtern der Kamilla
Heb' dich weg, du alter Kreiſcher!
Was die krit'ſche Feder hält,
Von den Alpen bis zum Belt,
Wüth' es doch zu Haus und ſchäume,
Nur verſchon' es Ihrer Träume
Wundervolle Märchenwelt!

Recenſent.

Bänkelſänger, Hackbretſchläger,
Volk, das Nachts die Stadt durchleiert,
Nennt ſich jetzt der Muſen Pfleger;
Nächſtens, wenn Apoll noch feiert,
Dichten ſelbſt die Schornſteinfeger.
Zeit, wo man mit Wohlbedacht
Nur latein'ſchen Vers gemacht,
Zeit gepuderter Perrücken,
Drauf Pfalzgrafen Lorbeern drücken,
Steig' auf in der alten Pracht!

3. Die Nachtſchwärmer.

Eines ſchickt ſich nicht für Alle:
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle!

Göthe.

Der Unverträgliche.

Stille ſtreif' ich durch die Gaſſen,
Wo ſie wohnt, die blonde Kleine;
Doch ſchon ſeh' ich Andre paſſen
Und mir war's im Dämmerſcheine,
Einer würd' hineingelaſſen.
Regt es mir denn gleich die Galle,
Daß ſie Andern auch gefalle?
Sey's! doch kann ich nicht verſchweigen:
Jeder hab' ein Liebchen eigen!
Eines ſchickt ſich nicht für Alle.

Der Hülfreiche.

Zu dem Brunnen, mit den Krügen,
Kommt noch ſpät mein trautes Mädchen,
Rollt mit raſchen, kräft'gen Zügen
Huſch! die Ketten um das Rädchen;
Ihr zu helfen, welch Vergnügen!
Ja! ich zog mit ganzem Leibe,
Bis zerſprang des Rädchens Scheibe.
Iſt es nun auch ſtehn geblieben,
Haben wir's doch gut getrieben,
Sehe Jeder, wie er's treibe!

Der Vorſichtige.

Zwölf Uhr! iſt der Ruf erſchollen
Und mir ſinkt das Glas vom Munde.
Soll ich jetzt nach Haus mich trollen
In der ſchlimmen Geiſterſtunde,
In der Stunde der Patrollen?
Und daheim zum Zeitvertreibe
Noch den Zank von meinem Weibe!
Dann die Nachbarn, häm'ſche Tadler! —
Nein! ich bleib' im goldnen Adler,
Sehe Jeder, wo er bleibe!

Der Schwankende.

Ei! was kann man nicht erleben!
Heute war doch Sommerhitze,
Und nun hat's Glatteis gegeben;
Daß ich noch auf's Pflaſter ſitze,
Muß ich jeden Schritt erbeben;
Und die Häuſer taumeln alle,
Wenn ich kaum an eines pralle.
Hüte ſich in dieſen Zeiten
Wer da wandelt, auszugleiten,
Und wer ſteht, daß er nicht falle!

Dramatiſche Dichtungen.

Schildeis.

Fragment.

Böhmerwald. Im Hintergrunde das Schloß Schildeis.

Herzog Eginhard, die Herzogin, Ritter Dietwald und ein Einſiedler treten auf.

Einſiedler.

Dort liegt das Jagdſchloß, ſo man Schildeis nennt,
Ganz in des Böhmerwaldes Innerſtem.

Dietwald (zum Herzog).

Das iſt das Schloß, von dem ich Euch geſagt,
Daß es die beſte Zuflucht bieten mag.
Ich hätt' es wahrlich ſelbſt nicht mehr gefunden,
Denn alle Weg' und Stege ſind verwachſen,
Seitdem der ſel'ge Herzog hier gejagt,
Es ſind nun fünf und zwanzig Jahre her.

Herzog (zum Einſiedler).

Dank, frommer Bruder, Euch für das Geleit!
Ihr ſeyd der wilden Gegend trefflich kund.

(Zur Herzogin).

Und du, mein gutes Weib! nun daß du endlich
Des weiten Wegs Beſchwerden überſtanden.

Herzogin.

Viel wohler, als in des Palaſtes Pracht,
Der ich unwürdig oft mich achtete,
War mir auf dieſer mühevollen Fahrt.
So meint' ich abzubüßen meine Schuld,
Die Schuld, ach! die ich nicht bereuen kann.

Herzog.

Dort kömmt ein Jägersmann am Fels herum.

Einſiedler.

Der alte Eckart, dieſes Schloſſes Vogt.

Dietwald.

Wie iſt er grau geworden und gebeugt!

(Eckart tritt auf).

Herzog.

Willkommen, treuer Eckart!

Eckart.

Seh' ich recht?
So wird mir noch einmal in dieſem Leben
Die Freude, meinen lieben Herrn zu ſchau'n!

Herzog.

Wie kennſt du plötzlich, den du nie geſeh'n?

Eckart.

Iſt's möglich? Seyd ihr nicht mein junger Herr,
Der Herzog Wolf?

Herzog.

Du ſprichſt von meinem Vater,
Der vor drei Monden zu den Ahnen ging.

Eckart.

Um Gott! Davon gelangte nichts zu uns.
Der Himmel ſchenk' ihm eine ſanfte Ruh!
Er ſah doch ganz wie Ihr, der gute Herr,
Als er vor Jahren hier bei'm Jagen war.
Auch dünkt es mir nicht gar ſo lange her,
Und ſteht noch Alles drüben in der Burg
So wie der Herr es hinterlaſſen hat.
Die Sanduhr iſt ſeitdem nicht mehr gelaufen,
Die Armbruſt hängt noch dort, unabgeſpannt,
Sein Jägerhut noch mit dem Tannenzweig,
Sein Falke ſitzt im Käfig, ausgebälgt.
Das alte Liederbuch, darin er las,
Iſt aufgeſchlagen, wo er aufgehört;
Ihr könnt fortleſen, wo der Vater blieb,
Es kommen erſt die herrlichſten Geſchichten.

Einſiedler.

Ja! Euer Schloß iſt ein ſeltſamer Ort,
Es wandeln dort in ſtiller Mitternacht
Die Geiſter längſt Verſtorbner durch die Hallen.
Sie kehren gerne zu dem Haus zurück,
Wo Alles noch iſt, wie zu ihrer Zeit.

Eckart.

Das iſt wohl gar der Junker Dietwald hier,
Der mit dem ſel'gen Herzog bei uns war?
Ihr habt Euch was verändert, doch nicht ſehr.

Dietwald.

Das hör' ich gern, mein alter Jagdgeſell!

Herzogin (zu Eckart).

Ihr habt wohl manches Jährlein hinter Euch?

Eckart.

Ein Sechzig.

Dietwald.

Und ein Dreißig noch dazu.

Einſiedler.

Das Jahr nicht kennend, das der Welt ihn gab,
Hat er ſchon längſt auf ſechzig ſich geſchätzt,
Doch neigt das Jahr ſich wieder, denkt er ſtets:
Ich hab' ein Jährlein leicht zuviel gezählt;
So tritt er über ſechzig nie hinaus.

Eckart.

Es liegt ja doch am Ende wenig dran.

Einſiedler.

Kein Wunder, daß die Zeit ihm ſtille ſtand
Und daß er meinet, Alles ſteh' im Alten;
Denn kein Ereigniß zeichnet' ihm die Tage,
Seitdem der ſel'ge Herzog hier gejagt,
Noch hört er Kunde von dem Lauf der Welt.
Den Wechſel ſelbſt der Jahreszeiten läßt
Der Tannenwälder ewig Dunkelgrün,
Der Felſen ewig frühlingsloſe Oede
In unſrer Wildniß weniger bemerken.

Eckart.

Ganz recht! ich hab' es niemals ſo bedacht.

Einſiedler.

Ihr Theuerſten! des Menſchen Leben iſt
Ein kurzes Blühen und ein langes Welken.
Durch dieſen einfach langen Wechſel zieht
Der Jahreszeiten ſchneller, bunter Tauſch,
Und ſchafft dem Menſchen, der, dazwiſchen ſtehend,
Nicht folgen kann, ſo manigfaches Weh.
Denn wann der Herbſt das Feld entblümt, entlaubt,
Da trübt ſich ſelbſt des friſchen Jünglings Sinn,
Er muß das Alter koſten vor der Zeit.
Noch ſchmerzlicher — wann ſich der Lenz belebt,
Da will des Greiſen Wange neu ſich röthen,
Sich zu verjüngen meint das matte Herz;
Ach! kurze Täuſchung nur;
Der dürre Stamm, er treibt ein ſchwaches Laub,
Doch zu geſunder Blüthe bringt er's nicht.
Drum lob' ich dieſe wechſelloſe Gegend,
Wo nichts im Herzen weckt der Sehnſucht Qual.

Dietwald (ſeitwärts zum Herzog).

Der Pred'ger in der Wüſte hier hat wohl
Seit langer Zeit ſich nicht mehr ausgeſprochen.

Einſiedler.

Es iſt, als wäre dieſe Gegend früh
Zurückgeblieben hinter'm Schritt der Zeit.
Die weiten, ſtillen Wälder, wo der Menſch,
Des Schöpfers letztes Werk, noch fehlt.
Und dort noch in der Ferne das Gebirg,
Das liegt nun vollends außer aller Zeit.

Auch nicht das Pflanzenreich iſt dort geſchaffen
Die Elemente ſind noch nicht geſchieden,
Ein Chaos ungeheurer Felſenblöcke,
Voll tiefer Klüfte, drein kein Licht noch fiel,
Nur daß oft Flammen aus dem Abgrund zucken!
Die dunkeln Waſſer rauſchen ſchaurig drunten,
Und Wolken liegen in den Schluchten hin.
Es kam mich einsmals dort gar ſeltſam an,
Als ich ſo über die todten Maſſen
In eigner kräftiger Bewegung ſchritt.
Es glüht mein Aug', es hebet ſich mein Arm,
Mein Mantel wallt, es flattern meine Locken,
Ich rufe durch die Stille hin: Es werde! —
Unmächt'ge Stimme ſchwacher Kreatur!

Herzog.

Auch hieher dringt noch die raſtloſe Zeit;
Die Tannen, die ſo trotzig ſtehn, ſie müſſen
Zur Menſchenwohnung ſich zuſammen fügen;
Die Felſen werden vom Gebirg gerollt
Und ſteigen neu, als hehre Dom', empor.

Dietwald.

Kaum tretet Ihr in dieſe Wildniß ein,
Und habt ſchon ſo tiefſinnige Gedanken.

Herzog.

Und nun, mein guter Eckart, ſey mir treu,
Wie du es meinem lieben Vater warſt!
Wir nehmen unſern Sitz in dieſem Schloß.

Ich und die werthe Frau hier, mein Gemahl,
Doch bleibt es ein Geheimniß, wer wir ſind.

Herzogin.

So zieh'n wir denn zur neuen Hofburg ein!

(Alle ab.)

Ein Wanderer (tritt auf und ſingt:)

O Tannenbaum, du edles Reis!
Biſt Sommer und Winter grün.
So iſt auch meine Liebe,
Die grünet immerhin.

O Tannenbaum! doch kannſt du nie
In Farben freudig blühn.
So iſt auch meine Liebe,
Ach! ewig dunkel grün.

(Ab.)

* * *

Das Ständchen.

Junker David. Abſalon und andere Bediente Davids.

Garten. Mondſchein.

David.
Wie angenehme, warme Sommernacht!
Die Fröſche ſingen und die Grillen pfeifen;
So ſtimmen wir auch unſre Muſik an!

Abſalon.
Wir ſollten eine ſchwärzre Nacht erwarten
Mit unſrem Frevel gegen die Muſik;
Verruchte Thaten lieben Finſterniß.

David.
Hier iſt kein Frevel! Meiner Dame Herz
Möcht' ich erſteigen auf der Töne Leiter.

Abſalon.
O trauet Eurer Leiter nicht zu ſehr!
Es krachen, brechen alle Sproſſen.

David.
Schweig!
Was murrſt du ewig, du Undankbarer,
Den brotlos ich in meine Dienſte nahm?

Abſalon.
Noch hatt' ich Brot und brotlos ward ich erſt

In Eurem Dienſt, vom Dienſte lebt ſich's nicht.
Doch dieß iſt nicht mein höchſtes Mißgeſchick.

David.

In der Muſik ließ ich dich unterweiſen
Auf dein inſtändig Flehen.

Abſalon.

Traun! Ihr trefft
Die rechte Saite, die Ihr nie noch traft.
Als ich ein Knabe war, da kamen oft
Die Harfner, wandernd, vor des Vaters Thür.
Sie dünkten theure Boten mir zu ſeyn
Aus einer Welt von vollern Harmonien,
Nach der ſie heißes Sehnen mir erweckten.
Und bald verließ ich meiner Eltern Heerd,
Als wollt' ich ſuchen das gelobte Land,
Wo jene Himmelsſprache der Muſik
Geſprochen würde — weh! ich kam zu Euch,
Dem Gegenfüßler der melod'ſchen Zone.

David.

Ha! Kommt nicht mein tonliebendes Geſchlecht
Vom König David her, der Harfner erſtem?

Abſalon.

Von König David und Bathſeba wohl,
Drum blieb zum Fluch Euch der unſel'ge Hang.

David.

So ſucht' ich dich umſonſt mir zu verbinden,
Da ich den Namen Abſalon dir gab
Und väterlich die Kunſt in dir gepflegt?

Abſalon.

Ich weiß es nicht, durch welchen Höllenzauber
Ihr mich geriſſen aus der Chriſtenheit
Und feſt mich haltet in verhaßtem Bann.

David.

Vergebens gab ich dir die ſchöne Geige,
Ein werthes Erbſtück, trefflich ausgeſpielt?

Abſalon.

Das eben iſt mein Jammer, daß Ihr mich
Gekettet an dieß mißgelaunte Werkzeug,
Dieß Ungeheuer, jeden Wohllauts Feind,
Ganz ungelehrig für die Melodie.
Mein Flehen, all mein innigſtes Verlangen
Hat ihm noch keinen lautern Ton entlockt.
Ich mag es ſtreicheln, ſchüttern, ſchlagen, nichts
Gewinn' ich, als ein mürriſches Gekreiſch.
Ich hörte, daß man böſe Geiſter oft
In Säcke bannt und in den Strom verſenkt;
Fürwahr, in dieſer Geige Kaſten ſind
Des Mißlauts Plagegeiſter all gebannt,
Wo ſie nun ewig ſtöhnen, winſeln, heulen.
Laßt mich ſie ſenken in des Meeres Tiefe,
Zum tauben Abgrund, zu den ſtummen Fiſchen!
Und reißt ſich dennoch ſolch ein Mißton los,
Dann bäumt, ihr Wellen, euch, verſchlinget ihn!
Ihr Stürme, macht euch auf, ihn zu zerreißen,
Bevor zu Menſchenohren er gelangt!

David.

Halt ein! Zum Werk, ihr Leute! Flugs geſtimmt!

(Sie ſtimmen.)

Abſalon.

Iſt keine Rettung? Iſt die Harmonie
Geſtorben? Sind die Engel der Muſik
Gefallen und Satane worden?

David.

Still!

(Er ſingt zur Harfe.)

David ward herabgelaſſen
Von dem Fenſter an dem Seil,
Michal, ſeine treue Gattin,
Ließ ihn nieder, ihm zum Heil.
Schönſtes Fräulein! liebſte Michal!
Hör' auf meiner Triller Lauf!
Ziehe du zu deinem Fenſter
Mich verkehrten David auf!

Abſalon.

Zerkratzen ihr mit grimmigem Gekreiſch,
So muß ich noch als euer Opfer ſterben!
Bin ich von dieſem grauſen Mißgetön
Nicht krumm gewachſen? Haben ſich die Augen
Mir nicht verdreht?

David.

Verruchter Läſterer!
Verhöhneſt du des eignen Herrn Geſtalt?

Abſalon.

Nun weiß ich, wie dem Abſalon es war,
Als an den Haaren er vom Baume hing
Und ihm drei Spieße fuhren durch das Herz.

David.

O Undank! wahrhaft zweiter Abſalon!

Abſalon.

Ich könnte nicht dem Abſalon verargen
Den Aufruhr gegen ſeinen eignen Vater,
Wenn dieſer hätte muſizirt wie Ihr.

David.

Recht rührend war's. Ein Stein erbarmte ſich.

Abſalon.

Gebt Acht, daß nicht dieß Haus zuſammenſtürzt!
Amphions göttliche Muſik bewog
Die Steine, ſelber ſich zum Bau zu fügen,
Die unſre muß der Mauern Fugen löſen.

David.

Was zeigt ſich Weißes dort am Fenſter? Seht
Die Feueraugen! Merket auf, ſie ſpricht!

Abſalon.

Des Fräuleins Katze ruft uns Beifall zu.
Das Fräulein wird ſich in die Decke hüllen,
Ergrauend vor der Nachtgeſpenſter Lärm.

David.

Nur Eines noch, ſo wird ſie ſelbſt erſcheinen!

(Die Stimmen wieder).

Abſalon.

Der Mond, die Sterne, die ſo freundlich erſt
Herniederlauſchten, hoffend auf Muſik,
Sie haben, gleich dem Fräulein, ſich verhüllt.
Wir haben aufgeregt des Himmels Zorn,
Ich höre ſchon die fernen Donner grollen.
Der Himmel wirft die Blitze nach uns aus,
Wie König Saul nach Eurem Ahn den Spieß.

David.

Es ſchlägt der Blitz wohl gern in die Muſik?
Mich überfällt ein Schauer. Laßt uns flieh'n!

Abſalon.

Hätt' dieſe Unmuſik noch lang gewähret,
Es wären, traun! Erdbeben noch entſtanden,
Die Erde hätt' im Innern ſich geſchüttelt.

(Es donnert. Alle ab, außer Abſalon.)

Ich höre dich, gewalt'ge Donnerſtimme!
Dich herrlichen Choral der Wolken.
Vergeh, erbärmlich Machwerk! ich bin frei!

(Er ſchleudert die Geige an die Mauer. Ab.)

Normänniſcher Brauch.

Dem Freiherrn de la Motte Fouqué zugeeignet.

Walder, ein Seefahrer. Richard, ein Fiſcher.
Thorilde.

Fiſcherhütte auf einer Inſel an der Küſte der Normandie.

Walder.

Dieß auf dein Wohlſeyn, vielgeehrter Wirth!
Fürwahr, ich hab's dem tollen Sturme Dank,
Der mich in deiner Inſel Bucht gejagt;
Denn ſolch ein traulich Mahl am ſtillen Heerd
Hat mich ſeit langer Zeit nicht mehr gelabt.

Richard.

Man trifft's in Fiſcherhütten beſſer nicht,
Hat's dir behagt, viel Ehr' und Freude mir!
Inſonders werth iſt mir ſo edler Gaſt,
Der aus dem nord'ſchen Heimathlande kömmt,
Von wannen unſre Väter hergeſchifft,
Davon man noch ſo Vieles ſagt und ſingt.
Doch muß ich dir eröffnen, edler Herr,
Wer bei mir einkehrt, ſey er noch ſo arm,
Wird angeſprochen um ein Gaſtgeſchenk.

Walder.

Mein Schiff, das in der Bucht vor Anker liegt,
Es hegt der ſeltnen Waaren mancherlei,

Die ich vom Mittelmeere hergeführt,
Feldfrüchte, ſüße Weine, bunte Vögel;
Auch wahrt es Waffen, nord'ſcher Schmiede Werk;
Zweiſchneid'ge Schwerter, Harniſch, Helm und Schild.

Richard.

Nicht ſolches meint' ich, du verſtehſt mich falſch.
Es iſt ein Brauch in unſrer Normandie:
Wer einen Gaſt an ſeinem Heerd empfing,
Verlangt von ihm ein Märchen oder Lied
Und giebt ſofort ein Gleiches ihm zurück.
Ich halt' in meinen alten Tagen noch
Die edeln Sagen und Geſänge werth,
Darum erlaſſ' ich dir die Fordrung nicht.

Balder.

Ein Märchen iſt oft ſüß wie Cyperwein,
Wie Früchte duftig und wie Vögel bunt,
Und manch ein alterthümlich Heldenlied
Ertönt wie Schwertgeklirr und Schildesklang,
Drum war mein Irrthum wohl nicht allzu groß.
Zwar weiß ich nicht ſo Herrliches zu melden,
Doch ehrt' ich gern den löblichen Gebrauch.
Vernimm denn, was in heitrer Mondnacht jüngſt
Ein Schiffgenoß auf dem Verdeck erzählt!

Richard.

Noch einen Trunk, mein Gaſt! Beginne dann!

Balder.

Zween nord'ſche Grafen hatten manches Jahr
Das Meer durchſegelt mit vereinten Wimpeln,

Vereint beſtanden manch furchtbaren Sturm
Manch heiße Schlacht zur See und am Geſtad,
Auch manchesmal im Süden oder Oſten
Auf blüh'ndem Strand zuſammen ausgeruht;
Jetzt ruhten ſie daheim auf ihren Burgen,
In gleiche Trauer Beide tief verſenkt,
Denn Jeder hatt' ein treues Ehgemahl
Unlängſt begleitet nach der Ahnengruft.
Doch ſproßt' auch Jedem aus dem düſtern Gram
Ein ſüßes, ahnungsvolles Glück herauf:
Dem Einen blüht' ein muntrer Sohn,
Der Andre pflegt' ein liebes Töchterlein.
Um ihren alten Freundſchaftsbund zu krönen
Und dauerndes Gedächtniß ihm zu ſtiften,
Beſchloſſen ſie, die theuren Sprößlinge
Dereinſt durch heil'ge Bande zu verknüpfen.
Zween goldne Ringe ließen ſie bereiten,
Die man, den zarten Fingern noch zu weit,
An bunten Bändern um die Hälschen hing.
Ein Sapphir, wie des Mägdleins Auge blau,
War in des jungen Grafen Ring gefügt,
Im andern glüht ein roſenrother Stein,
Recht wie des Knaben friſches Wangenblut.

Richard.

Ein roſenrother Stein im goldnen Reif,
Das war des Mädchens Schmuck? Verſtand ich's wohl

Balder.

Ja! wie du ſagſt, doch kömmt's darauf nicht an.

Schon wuchs der Knabe hoch und ſchlank herauf,
In Waffenſpielen ward er früh geübt,
Schon tummelt' er ein kleines, ſchmuckes Roß.
Nicht ſoll er, wie der Vater, einſt das Meer
Auf abenteuerlicher Fahrt durchſchweifen,
Beſchirmen ſoll er einſt mit ſtarker Hand
Das mächtige Gebiet, die hohen Burgen,
Vereintes Erbthum beider Grafenſtämme.
Des jungen Ritters Bräutlein lag indeß
Noch in der Wieg', im dämmernden Gemach,
Von treuen Wärterinnen wohl beſorgt.
Nun kam ein milder Frühlingstag in's Land,
Da trugen ſie das ungeduld'ge Kind
Zum ſonnig heitern Meeresſtrand hinab
Und brachten Blum' und Muſchel ihm zum Spiel.
Die See, von leiſem Lufthauch kaum bewegt,
Sie ſpiegelte der Sonne klares Bild
Und warf den Zitterſchein auf's junge Grün.
Am Strande lag gerad' ein kleiner Kahn,
Den ſchmücken jetzt die Frau'n mit Schilf und Blumen
Und legen ihren holden Pflegling drein
Und ſchaukeln ihn am Ufer auf und ab.
Das Kindlein lacht, die Frauen lachen mit,
Doch eben unter'm fröhlichſten Gelächter
Entſchlüpft das Band, daran ſie ſpielend zieh'n,
Und als ſie es bemerken, kann ihr Arm
Das Schifflein nicht vom Strande mehr erreichen.
So ſcheinbar ſtill die See, ſo wellenlos,
Doch ſpült ſie weiter ſtets den Kahn hinaus.

Man höret noch des Kindes herzlich Lachen,
Die Frauen aber ſeh'n verzweifelnd nach,
Mit Händeringen, wildem Angſtgeſchrei.
Der Knabe, der ſein Liebchen zu beſuchen
Gekommen war und jetzt das leichte Roß
Auf grüner Uferwieſe tummelte,
Er ſprengt auf das Geſchrei im Flug heran,
Er treibt ſein Pferdchen muthig in die See
Und meint das blum'ge Fahrzeug zu erſchwimmen.
Kaum aber prüft das Thier die kalte Flut,
So ſchüttelt ſich's und wendet ſtörrig um
Und reißt den Reiter an den Strand zurück.
Derweil hat ſchon der Nachen mit dem Kinde
Hinausgetrieben aus der ſtillen Bucht,
Und friſches Wehen auf der offnen See
Entführt ihn bald den Blicken.

Richard.

Armes Kind!
Die heil'gen Engel mögen dich umſchweben!

Balder.

Dem Vater kömmt die Schreckensbotſchaft zu,
Gleich läßt er alle Schiffe, groß und klein,
Auslaufen und das ſchnellſte trägt ihn ſelbſt.
Doch ſpurlos iſt das Meer, der Abend ſinkt,
Die Winde wechſeln, nächtlich tobt der Sturm.
Von mondenlangem Suchen bringen ſie
Den leeren, morſchen Nachen nur zurück,
Mit abgewelkten Kränzen —

Richard.

Was ſtört dich in der Rede, werther Gaſt?
Du ſtockſt, du athmeſt tief.

Balder.

Ich fahre fort.
Seit jenem Unfall freute ſich der Knabe
Nicht mehr des Roſſelenkens, wie zuvor,
Viel lieber übt' er ſich im Schwimmen, Tauchen,
Am Ruder prüft' er gerne ſeinen Arm.
Als er zum kräft'gen Jüngling nun erſtarkt,
Da heiſcht' er Schiffe von dem Vater.
Nichts hat das feſte Land, was er begehrt,
Kein Fräulein auf den Burgen reizet ihn,
Dem wilden Meere ſcheint er anverlobt,
Darein das Mädlein und der Ring verſank.
Auch rüſtet er ſein Hauptſchiff ſeltſam aus
Mit Purpurwimpeln, goldnem Bilderſchmuck,
Wie Einer, der die Braut meerüber holt.

Richard.

Faſt wie das deine drunten in der Bucht,
Nicht wahr, mein wackrer Seemann?

Balder.

Wenn du willſt.
Mit jenem reich geſchmückten Hochzeitſchiff
Hat er in manchem grauſen Sturm geſchwankt,
Wenn ſo zu Donnerſchlag und Sturmgebraus
Die Wogen tanzen, ſeiner Hochzeittanz!
Manch blut'ge Seeſchlacht hat er durchgekämpft
Und iſt davon im Norden wohl bekannt.

Mit ſondrem Namen ward er dort belegt:
Springt er hinüber, mit geſchwungnem Schwert,
Auf ein geentert Schiff, dann ſchreit das Volk:
„Weh uns! vertilg uns nicht, Meerbräutigam!“
Das iſt mein Märchen.

Richard.

Habe Dank dafür!
Es hat mir recht mein altes Herz bewegt.
Nur, dünkt mir, fehlt ihm noch der volle Schluß.
Wer weiß, ob wirklich denn das Kind verſank,
Ob nicht ein fremdes Schiff vorüber fuhr,
Das flugs an Bord den armen Fündling nahm,
Den morſchen Kahn der Meerflut überließ?
Vielleicht auf einer Inſel, wie die unſre,
Ward dann das ſchwache Kindlein abgeſetzt,
Von frommen Händen ſorgſamlich gepflegt,
Und iſt zur holden Jungfrau nun erblüht.

Balder.

Du weißt geſchickt ein Märchen auszuſpinnen.
So laß uns deines hören, wenn's beliebt!

Richard.

In vor'gen Tagen wußt' ich manche Mähr'
Von unſern alten Herzogen und Helden
Und ſonderlich von Richard Ohnefurcht,
Der Nachts ſo hell als wie am Tage ſah,
Der durch den öden Wald allnächtlich ritt
Und mit Geſpenſtern manchen Strauß beſtand;
Doch jetzt iſt mein Gedächtniß alterſchwach,

Verworren ſchwankt mir Alles vor dem Sinn.
Drum ſoll das junge Mädchen mich vertreten,
Das dort ſo ſtill und abgewendet ſitzt
Und Netze ſtrickt beim trüben Lampenſchein.
Sie hat ſich manches gute Lied gemerkt
Und hat 'ne Kehle, wie die Nachtigall.
Thorilde! darfſt den edeln Gaſt nicht ſcheu'n.
Sing uns das Lied vom Mägdlein und vom Ring,
Das einſt der alte Sänger dir gereimt!
Ein feines Lied! ich weiß, du ſingſt es gern.

Thorilde (ſingt:)

Wohl ſitzt am Meeresſtrande
Ein zartes Jungfräulein,
Sie angelt manche Stunde,
Kein Fiſchlein beißt ihr ein.

Sie hat 'nen Ring am Finger
Mit rothem Edelſtein,
Den bind't ſie an die Angel,
Wirft ihn in's Meer hinein.

Da hebt ſich aus der Tiefe
'ne Hand, wie Elfenbein,
Die läßt am Finger blinken
Das goldne Ringelein.

Da hebt ſich aus dem Grunde
Ein Ritter, jung und fein,
Er prangt in goldnen Schuppen
Und ſpielt im Sonnenſchein.

Das Mägdlein ſpricht erſchrocken:
„Nein, edler Ritter, nein!
Laß du mein Ringlein golden!
Gar nicht begehrt' ich dein.“

„Man angelt nicht nach Fiſchen
Mit Gold und Edelſtein,
Das Ringlein laß ich nimmer,
Mein eigen mußt du ſeyn.“

Balder.

Was hör' ich? ſeltſam ahnungsvoller Sang!
Was ſeh' ich? welch ein himmliſch Angeſicht
Hebt ſüß erröthend ſich aus goldnen Locken
Und mahnt mich an die ferne Kinderzeit!
Ha! an der Rechten blinkt der goldne Ring,
Der rothe Stein; du biſt's, verlorne Braut!
Ich bin's, den ſie Meerbräutigam genannt,
Hier iſt der Sapphir, wie dein Auge blau,
Und drunten liegt das Hochzeitſchiff bereit.

Richard.

Das hab' ich längſt gedacht, verehrter Held!
Ja! nimm ſie hin, mein theures Pflegekind,
Halt ſie nur feſt in deinem ſtarken Arm,
Du drückſt ein treues Herz an deine Bruſt.
Doch ſieh einmal! du haſt dich ganz verwirrt
Im Netze, das mein fleißig Kind geſtrickt.

* * *

Balladen und Romanzen.

Entſagung.

Wer entwandelt durch den Garten
Bei der Sterne bleichem Schein?
Hat er Süßes zu erwarten?
Wird die Nacht ihm ſelig ſeyn?
Ach! der Harfner iſt's, er ſinkt
Nieder an des Thurmes Fuße,
Wo es ſpät herunterblinkt,
Und beginnt zum Saitengruße:

„Lauſche, Jungfrau, aus der Höhe
Einem Liede, dir geweiht!
Daß ein Traum dich lind umwehe
Aus der Kindheit Roſenzeit.
Mit der Abendglocke Klang
Kam ich, will vor Tage gehen,
Und das Schloß, dem ich entſprang,
Nicht im Sonnenſtrale ſehen.

Von dem kerzenhellen Saale,
Wo du thronteſt, blieb ich fern,
Wo um dich bei'm reichen Mahle
Freudig ſaßen edle Herrn.
Mit der Freude nur vertraut,
Hätten Frohes ſie begehret,
Nicht der Liebe Klagelaut,
Nicht der Kindheit Recht geehret.

Bange Dämmerung, entweiche!
Düſtre Bäume, glänzet neu!
Daß ich in dem Zauberreiche
Meiner Kindheit ſelig ſey.
Sinken will ich in den Klee,
Bis das Kind mit leichtem Schritte
Wandle her, die ſchöne Fee,
Und mit Blumen mich beſchütte.

Ja! die Zeit iſt hingeflogen,
Die Erinn'rung weichet nie;
Als ein lichter Regenbogen
Steht auf trüben Wolken ſie.
Schauen flieht mein ſüßer Schmerz,
Daß nicht die Erinn'rung ſchwinde.
Sage das nur, ob dein Herz
Noch der Kindheit Luſt empfinde?“

Und es ſchwieg der Sohn der Lieder,
Der am Fuß des Thurmes ſaß;
Und vom Fenſter klang es nieder,
Und es glänzt' im dunkeln Gras.
„Nimm den Ring, und denke mein,
Denk an unſrer Kindheit Schöne!
Nimm ihn hin! ein Edelſtein
Glänzt darauf und eine Thräne.“

Die Nonne.

Im ſtillen Kloſtergarten
Eine bleiche Jungfrau ging;
Der Mond beſchien ſie trübe,
An ihrer Wimper hing
Die Thräne zarter Liebe.

„O wohl mir, daß geſtorben
Der treue Buhle mein!
Ich darf ihn wieder lieben:
Er wird ein Engel ſeyn,
Und Engel darf ich lieben.“

Sie trat mit zagem Schritte
Wohl zum Mariabild;
Es ſtand in lichtem Scheine,
Es ſah ſo muttermild
Herunter auf die Reine.

Sie ſank zu ſeinen Füßen,
Sah auf mit Himmelsruh,
Bis ihre Augenlieder
Im Tode fielen zu;
Ihr Schleier wallte nieder.

Der Kranz.

Es pflückte Blümlein manigfalt
Ein Mägdlein auf der lichten Au;
Da kam wohl aus dem grünen Wald
Eine wunderſchöne Frau.

Sie trat zum Mägdlein freundlich hin,
Sie ſchlang ein Kränzlein ihm in's Haar:
„Noch blüht es nicht, doch wird es blühn;
O trag' es immerdar!“

Und als das Mägdlein größer ward,
Und ſich erging im Mondenglanz,
Und Thränen weinte, ſüß und zart:
Da knoſpete der Kranz.

Und als ihr holder Bräutigam
Sie innig in die Arme ſchloß:
Da wanden Blümlein wonneſam
Sich aus den Knoſpen los.

Sie wiegte bald ein ſüßes Kind
Auf ihrem Schooße mütterlich:
Da zeigten an dem Laubgewind
Viel goldne Früchte ſich.

Und als ihr Lieb geſunken war
Ach! in des Grabes Nacht und Staub:
Da weht' um ihr zerſtreutes Haar
Ein herbſtlich falbes Laub.

Bald lag auch ſie erbleichet da,
Doch trug ſie ihren werthen Kranz:
Da war's ein Wunder, denn man ſah
So Frucht als Blüthenglanz.

Der Schäfer.

Der ſchöne Schäfer zog ſo nah
Vorüber an dem Königsſchloß;
Die Jungfrau von der Zinne ſah,
Da war ihr Sehnen groß.

Sie rief ihm zu ein ſüßes Wort:
„O dürft' ich gehn hinab zu dir!
Wie glänzen weiß die Lämmer dort,
Wie roth die Blümlein hier!“

Der Jüngling ihr entgegenbot:
„O kämeſt du herab zu mir!
Wie glänzen ſo die Wänglein roth,
Wie weiß die Arme dir!“

Und als er nun mit ſtillem Weh
In jeder Früh' vorübertrieb:
Da ſah er hin, bis in der Höh'
Erſchien ſein holdes Lieb.

Dann rief er freundlich ihr hinauf:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ihr ſüßes Wort ertönte drauf:
„Viel Dank, du Schäfer mein!“

Der Winter ſloh, der Lenz erſchien,
Die Blümlein blühten reich umher,
Der Schäfer thät zum Schloſſe ziehn,
Doch Sie erſchien nicht mehr.

Er rief hinauf ſo klagevoll:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ein Geiſterlaut herunter ſcholl:
„Ade, du Schäfer mein!“

* * *

Die Vätergruft.

Es ging wohl über die Haide
Zur alten Kapell' empor
Ein Greis im Waffengeſchmeide,
Und trat in den dunkeln Chor.

Die Särge ſeiner Ahnen
Standen die Hall' entlang,
Aus der Tiefe thät ihn mahnen
Ein wunderbarer Geſang.

„Wohl hab' ich euer Grüßen,
Ihr Heldengeiſter! gehört.
Eure Reihe ſoll ich ſchließen:
Heil mir! ich bin es werth.“

Es ſtand an kühler Stätte
Ein Sarg noch ungefüllt,
Den nahm er zum Ruhebette,
Zum Pfühle nahm er den Schild.

Die Hände thät er falten
Auf's Schwert, und ſchlummert' ein.
Die Geiſterlaute verhallten;
Da mocht' es gar ſtille ſeyn.

Die ſterbenden Helden.

Der Dänen Schwerter drängen Schwedens Heer
Zum wilden Meer.
Die Wagen klirren fern, es blinkt der Stahl
Im Mondenſtral.
Da liegen, ſterbend, auf dem Leichenfeld
Der ſchöne Sven und Ulf, der graue Held.

Sven.

O Vater! daß mich in der Jugend Kraft
Die Norne rafft!
Nun ſchlichtet nimmer meine Mutter mir
Der Locken Zier,
Vergeblich ſpähet meine Sängerin
Vom hohen Thurm in alle Ferne hin.

Ulf.

Sie werden jammern, in der Nächte Graun
Im Traum uns ſchaun.
Doch ſey getroſt! bald bricht der bittre Schmerz
Ihr treues Herz.
Dann reicht der Buhle dir bei Odins Mahl,
Der goldgelockte, lächelnd den Pokal.

Sven.

Begonnen hab' ich einen Feſtgeſang
Zum Saitenklang,

Von Königen und Helden grauer Zeit
  In Lieb' und Streit.
Verlaſſen hängt die Harfe nun, und bang
Erweckt der Winde Wehen ihren Klang.

Ulf.

Es glänzet hoch und hehr im Sonnenſtral
  Allvaters Saal,
Die Sterne wandeln unter ihm, es ziehn
  Die Stürme hin.
Dort tafeln mit den Vätern wir in Ruh,
Erhebe dann dein Lied und end' es du!

Sven.

O Vater! daß mich in der Jugend Kraft
  Die Norne rafft!
Noch leuchtet keiner hohen Thaten Bild
  Auf meinem Schild.
Zwölf Richter thronen hoch und ſchauerlich,
Die werthen nicht des Heldenmahles mich.

Ulf.

Wohl wieget Eines viele Thaten auf, —
  Sie achten drauf —
Das iſt um deines Vaterlandes Noth
  Der Heldentod.
Sieh hin! die Feinde fliehen; blick hinan!
Der Himmel glänzt, dahin iſt unſre Bahn!

Der blinde König.

Was ſteht der nord'ſchen Fechter Schaar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in ſeinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bittrem Harme
Auf ſeinen Stab gelehnt,
Daß über'm Meeresarme
Das Eiland widertönt:

„Gieb, Räuber, aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenſpiel, ihr Lied, ſo ſüß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Haſt du ſie weggeraubt,
Dir iſt es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt.“

Da tritt aus ſeiner Kluft hervor,
Der Räuber, groß und wild,
Er ſchwingt ſein Hünenſchwert empor
Und ſchlägt an ſeinen Schild:
„Du haſt ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient ſo mancher Fechter,
Und keiner kämpft um Sie?

Noch ſtehn die Fechter alle ſtumm,
Tritt keiner aus den Reihn,
Der blinde König kehrt ſich um:
„Bin ich denn ganz allein?“
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn ſo warm:
„Vergönn' mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm.“

„O Sohn! der Feind iſt rieſenſtark,
Ihm hielt noch Keiner Stand.
Und doch! in dir iſt edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie iſt der Skalden Preis.
Und fällſt du, ſo verſchlinge
Die Flut mich armen Greis!“

Und horch! es ſchäumet und es rauſcht
Der Nachen über's Meer.
Der blinde König ſteht und lauſcht,
Und alles ſchweigt umher;
Bis drüben ſich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall,
Und Kampfgeſchrei und Toben,
Und dumpfer Widerhall.

Da ruft der Greis ſo freudig bang:
„Sagt an, was ihr erſchaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab ſo ſcharfen Laut.“
Der Räuber iſt gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor allen,
Du ſtarker Königsſohn!

Und wieder wird es ſtill umher,
Der König ſteht und lauſcht!
„Was hör' ich kommen über's Meer?
Es rudert und es rauſcht.“
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In ſonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild.“

„Willkommen! — ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab —
Nun wird mein Alter wonnig ſeyn
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legſt mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang,
Gunilde, du Befreite,
Singſt mir den Grabgeſang.“

◆

Der Sänger.

Noch ſingt den Widerhallen
Der Knabe ſein Gefühl;
Die Elfe hat Gefallen
Am jugendlichen Spiel.
Es glänzen ſeine Lieder
Wie Blumen rings um ihn;
Sie gehn mit ihm wie Brüder
Durch ſtille Haine hin.

Er kommt zum Völkerfeſte,
Er ſingt im Königsſaal,
Ihm ſtaunen alle Gäſte,
Sein Lied verklärt das Mahl;
Der Frauen ſchönſte krönen
Mit lichten Blumen ihn;
Er ſenkt das Aug' in Thränen
Und ſeine Wangen glühn.

Gretchens Freude.

Was ſoll doch dieß Trommeten fern?
Was deutet dieß Geſchrei?
Will treten an das Fenſterlein,
Ich ahne, was es ſey.

Da kehrt er ja, da kehrt er ſchon
Vom feſtlichen Turnei,
Der ritterliche Königsſohn,
Mein Buhle wundertreu.

Wie ſteigt das Roß und ſchwebt daher!
Wie trutzlich ſitzt der Mann!
Fürwahr! man dächt' es nimmermehr,
Wie ſanft er ſpielen kann.

Wie ſchimmert ſo der Helm von Gold,
Des Ritterſpieles Dank!
Ach! drunter glühn vor Allem hold
Die Augen, blau und blank.

Wohl ſtarrt um ihn des Panzers Erz,
Der Rittermantel rauſcht:
Doch drunter ſchlägt ein mildes Herz,
Das Lieb' um Liebe tauſcht.

Die Rechte läßt den Gruß ergehn,
Sein Helmgefieder wankt;
Da neigen ſich die Damen ſchön,
Des Volkes Jubel dankt.

Was jubelt ihr und neigt euch ſo?
Der ſchöne Gruß iſt mein.
Viel Dank, mein Lieb! ich bin ſo froh,
Gewiß, ich bring' dir's ein.

Nun zieht er in des Vaters Schloß
Und knieet vor ihm hin,
Und ſchnallt den goldnen Helm ſich los
Und reicht dem König ihn.

Dann Abends eilt zu Liebchens Thür
Sein leiſer, loſer Schritt;
Da bringt er friſche Küſſe mir
Und neue Liebe mit.

Das Schloß am Meere.

Haſt du das Schloß geſehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und roſig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte ſich niederneigen
In die ſpiegelklare Flut;
Es möchte ſtreben und ſteigen
In der Abendwolken Glut.

„Wohl hab' ich es geſehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber ſtehen,
Und Nebel weit umher.“

Der Wind und des Meeres Wallen
Gaben ſie friſchen Klang?
Vernahmſt du aus hohen Hallen
Saiten und Feſtgeſang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu.“

Saheſt du oben gehen
Den König und ſein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen?
Der goldnen Kronen Stral?

Führten ſie nicht mit Wonne
Eine ſchöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Stralend im goldnen Haar? „

„Wohl ſah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im ſchwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau ſah ich nicht.“

Vom treuen Walther.

Der treue Walther ritt vorbei
An unſrer Frau Kapelle.
Da kniete gar in tiefer Reu'
Ein Mägdlein an der Schwelle.
„Halt an, halt an, mein Walther traut!
Kennſt du nicht mehr der Stimme Laut,
Die du ſo gerne hörteſt?“

„Wen ſeh' ich hier? Die falſche Maid,
Ach! weiland, ach, die Meine!
Wo ließeſt du dein ſeiden Kleid?
Wo Gold und Edelſteine?“
„O daß ich von der Treue ließ!
Verloren iſt mein Paradies,
Bei dir nur find' ich's wieder.“

Er hub zu Roß das ſchöne Weib,
Er trug ein ſanft Erbarmen;
Sie ſchlang ſich feſt um ſeinen Leib
Mit weißen, weichen Armen.
„Ach, Walther traut! mein liebend Herz,
Es ſchlägt an kaltes, ſtarres Erz,
Es klopft nicht an dem deinen.“

Sie ritten ein in Waltbers Schloß,
Das Schloß war öd' und ſtille,
Sie band den Helm dem Ritter los;
Hin war der Schönheit Fülle.
„Die Wangen bleich, die Augen trüb,
Sie ſind dein Schmuck, du treues Lieb!
Du warſt mir nie ſo lieblich.“

Die Rüſtung löst die fromme Maid
Dem Herrn, den ſie betrübet.
„Was ſeh' ich? ach! ein ſchwarzes Kleid
Wer ſtarb, den du geliebet?“
„Die Liebſte mein betraur' ich ſehr,
Die ich auf Erden nimmermehr,
Noch über'm Grabe finde.“

Sie ſinkt zu ſeinen Füßen hin,
Mit ausgeſtreckten Armen.
„Da lieg' ich arme Büßerin,
Dich fleh' ich um Erbarmen.
Erhebe mich zu neuer Luſt!
Laß mich an deiner treuen Bruſt
Von allem Leid geneſen!“

„Steh auf, ſteh auf, du armes Kind!
Ich kann dich nicht erheben;
Die Arme mir verſchloſſen ſind,
Die Bruſt iſt ohne Leben.
Sey traurig ſtets, wie ich es bin!
Die Lieb' iſt hin, die Lieb' iſt hin,
Und kehret niemals wieder.“

Der Pilger.

Es wallt ein Pilger hohen Dranges,
Er wallt zur ſel'gen Gottesſtadt,
Zur Stadt des himmliſchen Geſanges,
Die ihm der Geiſt verheißen hat.

„Du klarer Strom! in deinem Spiegel
Wirſt du die heil'ge bald umfahn.
Ihr ſonnehellen Felſenhügel!
Ihr ſchaut ſie ſchon von Weitem an.

Wie ferne Glocken hör' ich's klingen,
Das Abendroth durchblüht den Hain.
O hätt' ich Flügel, mich zu ſchwingen
Weit über Thal und Felſenreihn!“

Er iſt von hoher Wonne trunken,
Er iſt von ſüßen Schmerzen matt,
Und, in die Blumen hingeſunken,
Gedenkt er ſeiner Gottesſtadt.

„Sie ſind zu groß noch, dieſe Räume,
Für meiner Sehnſucht Flammenqual;
Empfahet ihr mich, milde Träume,
Und zeigt mir das erſehnte Thal!“

Da iſt der Himmel aufgeſchlagen,
Sein lichter Engel ſchaut herab:
„Wie ſollt' ich dir die Kraft verſagen,
Dem ich das hohe Sehnen gab!

Die Sehnſucht und der Träume Weben,
Sie ſind der weichen Seele ſüß,
Doch edler iſt ein ſtarkes Streben
Und macht den ſchönen Traum gewiß.“

Er ſchwindet in die Morgendüfte;
Der Pilger ſpringt geſtärkt empor,
Er ſtrebet über Berg' und Klüfte,
Er ſtehet ſchon am goldnen Thor.

Und ſieh! gleich Mutterarmen ſchließet
Die Stadt der Pforte Flügel auf;
Ihr himmliſcher Geſang begrüßet
Den Sohn nach tapfrem Pilgerlauf.

Abſchied.

Was klinget und ſinget die Straß' herauf?
Ihr Jungfern, machet die Fenſter auf!
Es ziehet der Burſch in die Weite,
Sie geben ihm das Geleite.

Wohl jauchzen die Andern und ſchwingen die Hüt',
Viel Bänder darauf und viel edle Blüth',
Doch dem Burſchen gefällt nicht die Sitte,
Geht ſtill und bleich in der Mitte.

Wohl klingen die Kannen, wohl funkelt der Wein:
„Trink aus und trink wieder, lieb Bruder mein!“
„Mit dem Abſchiedsweine nur fliehet,
Der da innen mir brennet und glühet!“

Und draußen am allerletzten Haus,
Da gucket ein Mägdlein zum Fenſter heraus,
Sie möcht' ihre Thränen verdecken
Mit Gelbveiglein und Roſenſtöcken.

Und draußen am allerletzten Haus,
Da ſchlägt der Burſche die Augen auf,
Und ſchlägt ſie nieder mit Schmerze
Und leget die Hand auf's Herze.

„Herr Bruder! und haſt du noch keinen Strauß
Dort winken und wanken viel Blumen heraus.
Wohlauf, du Schönſte von Allen,
Laß ein Sträußlein herunterfallen!“

„Ihr Brüder, was ſollte das Sträußlein mir?
Ich hab' ja kein liebes Liebchen, wie ihr.
An der Sonne würd' es vergehen,
Der Wind, der würd' es verwehen.“

Und weiter, ja weiter mit Sang und mit Klang!
Und das Mägdlein lauſchet und horchet noch lang.
„O weh! er ziehet, der Knabe,
Den ich ſtille geliebet habe.

Da ſteh' ich, ach! mit der Liebe mein,
Mit Roſen und mit Gelbveigelein;
Dem ich Alles gäbe ſo gerne,
Der iſt nun in der Ferne.“

Des Knaben Tod.

„Zeuch nicht den dunkeln Wald hinab!
Es gilt dein Leben, du junger Knab'!“
„Mein Gott im Himmel, der iſt mein Licht,
Der läßt mich im dunkeln Walde nicht.“

Da zeucht er hinunter, der junge Knab',
Es brauſt ihm zu Füßen der Strom hinab,
Es ſauſt ihm zu Haupte der ſchwarze Wald,
Und die Sonne verſinket in Wolken bald.

Und er kommt an's finſtere Räuberhaus,
Eine holde Jungfrau ſchauet heraus:
„O wehe! du biſt ſo ein junger Knab',
Was kommſt du in's Thal des Todes herab?“

Aus dem Thor die mördriſche Rotte bricht,
Die Jungfrau decket ihr Angeſicht,
Sie ſtoßen ihn nieder, ſie rauben ſein Gut,
Sie laſſen ihn liegen in ſeinem Blut.

„O weh! wie dunkel! keine Sonne, kein Stern!
Wen ruf' ich an? iſt mein Gott ſo fern?
Ha! Jungfrau dort, im himmliſchen Schein,
Nimm auf meine Seel' in die Hände dein!“

Der Traum.

Im ſchönſten Garten wallten
Zwei Buhlen, Hand in Hand,
Zwo bleiche, kranke Geſtalten,
Sie ſaßen in's Blumenland.

Sie küßten ſich auf die Wangen
Und küßten ſich auf den Mund,
Sie hielten ſich feſt umfangen,
Sie wurden jung und geſund.

Zwei Glöcklein klangen helle,
Der Traum entſchwand zur Stund';
Sie lag in der Kloſterzelle,
Er fern in Thurmes Grund.

Drei Fräulein.

1.

Drei Fräulein ſahn vom Schloſſe
Hinab in's tiefe Thal.
Ihr Vater kam zu Roſſe,
Er trug ein Kleid von Stahl.
„Willkomm, Herr Vater, Gottwillkomm!
Was bringſt du deinen Kindern?
Wir waren alle fromm.“

„Mein Kind im gelben Kleide!
Heut hab' ich dein gedacht.
Der Schmuck iſt deine Freude,
Dein Liebſtes iſt die Pracht.
Von rothem Gold die Kette hier
Nahm ich dem ſtolzen Ritter,
Gab ihm den Tod dafür.“

Das Fräulein ſchnell die Kette
Um ihren Nacken band.
Sie ging hinab zur Stätte,
Da ſie den Todten fand.
„Du liegſt am Wege, wie ein Dieb,
Und biſt ein edler Ritter,
Und biſt mein feines Lieb.“

Sie trug ihn auf den Armen
Zum Gotteshaus hinab;
Sie legt ihn mit Erbarmen
In ſeiner Väter Grab.
Die Kett', die ihr am Halſe ſchien,
Die zog ſie feſt zuſammen,
Und ſank zum Lieb dahin.

2.

Zwei Fräulein ſahn vom Schloſſe
Hinab in's tiefe Thal.
Ihr Vater kam zu Roſſe,
Er trug ein Kleid von Stahl.
„Willkomm, Herr Vater, Gottwillkomm!
Was bringſt du deinen Kindern?
Wir waren beide fromm.“

„Mein Kind im grünen Kleide!
Heut hab' ich dein gedacht.
Die Jagd iſt deine Freude
Bei Tag und auch bei Nacht.
Den Spieß an goldnem Bande hier
Nahm ich dem wilden Jäger,
Gab ihm den Tod dafür.“

Sie nahm den Spieß zu Händen,
Den ihr der Vater bot,
Thät in den Wald ſich wenden,
Ihr Jagdruf war der Tod.
Dort in der Linde Schatten traf
Sie bei den treuen Bracken
Ihr Lieb im tiefen Schlaf.

„Ich komme zu der Linde,
Wie ich dem Lieb verhieß.“
Da ſtieß ſie gar geſchwinde
In ihre Bruſt den Spieß.
Sie ruhten bei einander kühl,
Die Waldvöglein ſangen oben,
Grün Laub herunter fiel.

3.

Ein Fräulein ſah vom Schloſſe
Hinab in's tiefe Thal.
Ihr Vater kam zu Roſſe,
Er trug ein Kleid von Stahl.
„Willkomm, Herr Vater, Gottwillkomm!
Was bringſt du deinem Kinde?
Ich war wohl ſtill und fromm.“

„Mein Kind im weißen Kleide!
Wohl hab' ich dein gedacht.
Die Blumen ſind dein' Freude,
Mehr als des Goldes Pracht.
Das Blümlein, klar wie Silber, hier,
Nahm ich dem kühnen Gärtner,
Gab ihm den Tod dafür.“

„Wie war er ſo verwegen?
Warum erſchlugſt du ihn?
Er thät der Blümlein pflegen,
Die werden nun verblühn.“
„Er hat mir wunderkühn verſagt
Die ſchönſte Blum' im Garten,
Die ſpart' er ſeiner Magd.“

Das Blümlein lag der Zarten
An ihrer weichen Bruſt.
Sie ging in einen Garten,
Der war wohl ihre Luſt.
Da ſchwoll ein friſcher Hügel auf,
Dort bei den weißen Lilien,
Sie ſetzte ſich darauf.

„O könnt' ich thun zur Stunde
Den lieben Schweſtern gleich!
Doch's Blümlein giebt kein' Wunde,
Es iſt ſo zart und weich.“
Auf's Blümlein ſah ſie, bleich und krank,
Bis daß ihr Blümlein welkte,
Bis daß ſie niederſank.

Der ſchwarze Ritter.

Pfingſten war, das Feſt der Freude,
Das da feiern Wald und Haide.
Hub der König an zu ſprechen:
„Auch aus den Hallen
Der alten Hofburg allen
Soll ein reicher Frühling brechen!“

Trommeln und Trommeten ſchallen,
Rothe Fahnen feſtlich wallen.
Sah der König vom Balkone;
In Lanzenſpielen
Die Ritter alle fielen
Vor des Königs ſtarkem Sohne.

Aber vor des Kampfes Gitter
Ritt zuletzt ein ſchwarzer Ritter.
„Herr! wie iſt Eu'r Nam' und Zeichen?“
„Würd' ich es ſagen,
Ihr möchtet zittern und zagen,
Bin ein Fürſt von großen Reichen.“

Als er in die Bahn gezogen,
Dunkel ward des Himmels Bogen
Und das Schloß begann zu beben.
Beim erſten Stoße
Der Jüngling ſank vom Roſſe,
Konnte kaum ſich wieder heben.

Pfeif' und Geige ruft zu Tänzen,
Fackeln durch die Säle glänzen;
Wankt ein großer Schatten drinnen.
Er thät mit Sitten
Des Königs Tochter bitten,
Thät den Tanz mit ihr beginnen.

Tanzt im ſchwarzen Kleid von Eiſen,
Tanzet ſchauerliche Weiſen,
Schlingt ſich kalt um ihre Glieder
Von Bruſt und Haaren
Entfallen ihr die klaren
Blümlein welk zur Erde nieder.

Und zur reichen Tafel kamen
Alle Ritter, alle Damen.
Zwiſchen Sohn und Tochter innen
Mit bangem Muthe
Der alte König ruhte,
Sah ſie an mit ſtillem Sinnen.

Bleich die Kinder beide ſchienen,
Bot der Gaſt den Becher ihnen:
„Goldner Wein macht euch geneſen."
Die Kinder tranken,
Sie thäten höflich danken:
„Kühl iſt dieſer Trunk geweſen."

An des Vaters Bruſt ſich ſchlangen
Sohn und Tochter; ihre Wangen
Thäten völlig ſich entfärben.
Wohin der graue,
Erſchrockne Vater ſchaue,
Sieht er eins der Kinder ſterben.

„Weh! die holden Kinder beide
Nahmſt du hin in Jugendfreude:
Nimm auch mich, den Freudeloſen!“
Da ſprach der Grimme
Mit hohler, dumpfer Stimme:
„Greis! im Frühling brech' ich Roſen.“

Der Roſengarten.

Vom ſchönen Roſengarten
Will ich mit Sang euch melden.
Am Morgen luſtwandelten Fraun,
Am Abend fochten die Helden.

„Mein Herr iſt König im Land,
Ich herrſch' im Garten der Roſen.
Er hat ſich die güldene Kron',
Ich den Blumenkranz mir erkoſen.

So hört, ihr junge Recken,
Ihr lieben drei Wächter mein!
Laßt alle zarten Jungfräulein,
Laßt keinen Ritter herein!

Sie möchten die Roſen verderben,
Das brächte mir große Sorgen.“
So ſprach die ſchöne Königin,
Als ſie dannen ging am Morgen.

Da wandelten die drei Wächter
Gar treulich vor der Thür.
Die Röslein dufteten ſtille
Und blickten lieblich herfür.

Und kamen des Wegs mit Sitten
Drei zarte Jungfräulein:
„Ihr Wächter, liebe drei Wächter,
Laßt uns in den Garten ein!“

Als die Jungfraun-Roſen gebrochen,
Da haben ſie all geſprochen:
„Was blutet mir ſo die Hand?
Hat mich das Röslein geſtochen?“

Da wandelten die drei Wächter
Gar treulich vor der Thür.
Die Röslein dufteten ſtille
Und blickten lieblich herfür.

Und kamen des Wegs auf Roſſen
Drei freche Rittersleut':
„Ihr Wächter, ſchnöde drei Wächter,
Sperret auf die Thüre weit!“

„Die Thüre, die bleibet zu,
Die Schwerter, die ſind bloß,
Die Roſen, die ſind theuer,
Eine Wund' gilt jegliche Roſ'.“

Da ſtritten die Ritter und Wächter,
Die Ritter den Sieg erwarben,
Zertraten die Röslein all,
Mit den Roſen die Wächter ſtarben.

Und als es war am Abend,
Frau Königin kam herbei:
„Und ſind meine Roſen zertreten,
Erſchlagen die Jünglinge treu:

So will ich auf Roſenblätter
Sie legen in die Erde.
Und wo der Roſengarten war,
Soll der Liliengarten werden.

Wer iſt es, der die Lilien
Mir treulich nun bewacht?
Bei Tage die liebe Sonne,
Der Mond und die Sterne bei Nacht.“

Die Lieder der Vorzeit.

1807.

Als Knabe ſtieg ich in die Hallen
Verlaßner Burgen oft hinan;
Durch alte Städte thät ich wallen,
Und ſah die hohen Münſter an.
Da war es, daß mit ſtillem Mahnen
Der Geiſt der Vorwelt bei mir ſtand,
Da ließ er frühe ſchon mich ahnen,
Was ſpäter ich in Büchern fand:

Daß Jungfraun dort von ew'gem Preiſe,
Die heil'gen Lieder, einſt gewohnt,
Und in der Edelfrauen Kreiſe
Beim Feſte des Geſangs gethront.
Da kam der Krieger wild Geſchlechte
Und warf den Brand in's frohe Haus.
Die Schweſtern flohn im Graun der Nächte
Nach allen Seiten zagend aus.

Wie manche ſchmachtet, hart gefangen,
In eines Kerkers dunklem Grund!
Zu keinem milden Ohr gelangen
Die Kläng' aus ihrem zarten Mund.
Ach! Jene, die auf öden Wegen
Umhergeirret, krank und müd,
Sie iſt dem ſchweren Gram erlegen,
Und ſang noch einmal, eh ſie ſchied.

In eines armen Mädchens Kammer
Iſt einer Andern Aufenthalt,
Sie miſcht ſich in der Freundin Jammer,
Wann ſtill der Mond am Himmel wallt.
Auch manche wagt der Märterinnen
Sich in des Marktes frech Gewühl,
Sie will der Menſchen Herz gewinnen
Und ſinget ſanft zum Saitenſpiel.

Getroſt! ſchon ſinken eure Bande
Und Boten ziehn nach Oſt und Weſt,
In eine Stadt am Neckarſtrande
Zu laden euch zum neuen Feſt.
Ihr Heitern kommt zu Tanzes Feier,
Laßt wehn das roſige Gewand!
Ihr Ernſten, wallt im Nonnenſchleier,
Die weiße Lilie in der Hand!

Die drei Lieder.

In der hohen Hall' ſaß König Sifrid:
„Ihr Harfner! wer weiß mir das ſchönſte Lied?“
Und ein Jüngling trat aus der Schaar behende,
Die Harf' in der Hand, das Schwert an der Lende.

„Drei Lieder weiß ich; den erſten Sang,
Den haſt du ja wohl vergeſſen ſchon lang:
Meinen Bruder haſt du meuchlings erſtochen!
Und aber: haſt ihn meuchlings erſtochen!

Das andre Lied, das hab' ich erdacht
In einer finſtern, ſtürmiſchen Nacht:
Mußt mit mir fechten auf Leben und Sterben!
Und aber: mußt fechten auf Leben und Sterben!“

Da lehnt' er die Harfe wohl an den Tiſch,
Und ſie zogen beide die Schwerter friſch,
Und fochten lange mit wildem Schalle,
Bis der König ſank in der hohen Halle.

„Nun ſing' ich das dritte, das ſchönſte Lied,
Das werd' ich nimmer zu ſingen müd:
König Sifrid liegt in ſeim rothen Blute!
Und aber: liegt in ſeim rothen Blute!“

Der junge König und die Schäferin.

1.

In dieſer Maienwonne,
Hier auf dem grünen Plan,
Hier unter der goldnen Sonne,
Was heb' ich zu ſingen an?

Wohl blaue Wellen gleiten,
Wohl goldne Wolken ziehn,
Wohl ſchmucke Ritter reiten
Das Wieſenthal dahin.

Wohl lichte Bäume wehen,
Wohl klare Blumen blühn,
Wohl Schäferinnen ſtehen
Umher in Thales Grün.

Herr Goldmar ritt mit Freuden
Vor ſeinem ſtolzen Zug,
Einen rothen Mantel ſeiden,
Eine goldne Kron' er trug.

Da ſprang vom Roß geſchwinde
Der König wohlgethan,
Er band es an eine Linde,
Ließ ziehn die Schaar voran.

Es war ein friſcher Bronne
Dort in den Büſchen kühl;
Da ſangen die Vögel mit Wonne,
Der Blümlein glänzten viel.

Warum ſie ſangen ſo helle?
Warum ſie glänzten ſo baß?
Weil an dem kühlen Quelle
Die ſchönſte Schäferin ſaß.

Herr Goldmar geht durch Hecken,
Er rauſchet durch das Grün;
Die Lämmer drob erſchrecken,
Zur Schäferin ſie fliehn.

„Willkommen, Gottwillkommen!
Du wunderſchöne Maid!
Wärſt du zu Schrecken gekommen,
Mir wär' es wahrlich leid.“

„Bin wahrlich nicht erblichen,
Als ich dir ſchwören mag;
Ich meint', es hab' durchſtrichen
Ein loſer Vogel den Hag.“

„Ach! wollteſt du mich erquicken
Aus deiner Flaſche hier,
Ich würd' es in's Herz mir drücken
Als die größte Huld von dir.“

„Meine Flaſche magſt du haben,
Noch Keinem macht' ich's ſchwer,
Will Jeden daraus laben,
Und wenn es ein König wär'.“

Zu ſchöpfen ſie ſich bücket,
Aus der Flaſch' ihn trinken läßt,
Gar zärtlich er ſie anblicket,
Doch hält ſie die Flaſche feſt.

Er ſpricht, von Lieb' bezwungen:
„Wie biſt du ſo holder Art!
Als wäreſt du erſt entſprungen
Mit den andern Blumen zart.

Und biſt doch mit Würd' umfangen,
Und ſtraleſt doch Adel aus,
Als wäreſt hervorgegangen
Aus eines Königs Haus.“

„Frag meinen Vater, den Schäfer:
Ob er ein König was?
Frag meine Mutter, die Schäfrin:
Ob ſie auf dem Throne ſaß?“

Seinen Mantel legt er der Holden
Um ihren Nacken klar,
Er ſetzet die Krone golden
In ihr nußbraunes Haar.

Gar ſtolz die Schäferin blicket,
Sie ruft mit hohem Schall:
„Ihr Blumen und Bäume, bücket,
Ihr Lämmer, neigt euch all!“

Und als den Schmuck ſie wieder
Ihm beut mit lachendem Mund,
Da wirft er die Krone nieder
In des Bronnens klaren Grund.

„Die Kron' ich dir vertraue,
Ein herzlich Liebespfand,
Bis ich dich wiederſchaue
Nach manchem harten Stand.

Ein König liegt gebunden
Schon ſechszehn lange Jahr',
Sein Land iſt überwunden
Von böſer Feinde Schaar.

Ich will ſein Land erretten
Mit meinen Rittern traut,
Ich will ihm brechen die Ketten,
Daß er den Frühling ſchaut.

Ich ziehe zum erſten Kriege,
Mir werden die Tage ſchwül.
Sprich! labſt du mich nach dem Siege
Hier aus dem Bronnen kühl?“

„Ich will dir ſchöpfen und langen
Soviel der Bronn vermag.
Auch ſollſt du die Kron' empfangen
So blank, wie an dieſem Tag.“

Der erſte Sang iſt geſungen,
So folget gleich der letzt';
Ein Vogel hat ſich geſchwungen,
Laßt ſehen, wo er ſich ſetzt!

2.

Nun ſoll ich ſagen und ſingen
Von Trommeten und Schwerterklang',
Und hör' doch Schallmeien klingen,
Und höre der Lerchen Geſang.

Nun ſoll ich ſingen und ſagen
Von Leichen und von Tod,
Und ſeh' doch die Bäum' ausſchlagen
Und ſprießen die Blümlein roth.

Nur von Goldmar will ich melden,
Ihr hättet es nicht gedacht:
Er war der erſte der Helden,
Wie bei Frauen, ſo in der Schlacht.

Er gewann die Burg im Sturme;
Steckt' auf ſein Siegspanier;
Da ſtieg aus tiefem Thurme
Der alte König herfür.

„O Sonn'! o ihr Berge drüben!
O Feld und o grüner Wald!
Wie ſeyd ihr ſo jung geblieben,
Und ich bin worden ſo alt!“

Mit reichem Glanz' und Schalle
Das Siegesfeſt begann;
Doch wer nicht ſaß in der Halle,
Das nicht beſchreiben kann.

Und wär' ich auch geſeſſen
Dort in der Gäſte Reihn,
Doch hätt' ich das Andre vergeſſen
Ob all dem edeln Wein.

Da thät zu Goldmar ſprechen
Der königliche Greis:
„Ich geb' ein Lanzenbrechen,
Was ſetz' ich euch zum Preis?“

„Herr König, hochgeboren,
So ſetzet uns zum Preis,
Statt goldner Helm' und Sporen,
Einen Stab und ein Lämmlein weiß!“

Um was ſonſt Schäfer laufen
In die Wett' im Blumengefild,
Drum ſah man die Ritterhaufen
Sich tummeln mit Lanz' und Schild.

Da warf die Ritter alle
Herr Goldmar in den Kreis,
Er empfing bei Trompetenſchalle
Einen Stab und ein Lämmlein weiß.

Und wieder begann zu ſprechen
Der königliche Greis:
„Ich geb' ein neues Stechen
Und ſetz' einen höhern Preis.

Wohl ſetz' ich euch zum Lohne
Nicht eitel Spiel und Tand,
Ich ſetz' euch meine Krone
Aus der ſchönſten Königin Hand.“

Wie glühten da die Gäſte
Beim hohen Trommetenſchall,
Wollt' Jeder thun das Beſte,
Herr Goldmar warf ſie all.

Der König ſtand im Gaden
Mit Frauen und mit Herrn,
Er ließ Herrn Goldmar laden,
Der Ritter Blum' und Stern.

Da kam der Held im Streite,
Den Schäferſtab in der Hand,
Das Lämmlein weiß zur Seite,
An roſenrothem Band.

Der König ſprach: „ich lohne
Dir nicht mit Spiel und Tand,
Ich gebe dir meine Krone
Aus der ſchönſten Königin Hand.“

Er ſprach's und ſchlug zurücke
Den Schleier der Königin.
Herr Goldmar mit keinem Blicke
Wollt' ſehen nach ihr hin.

„Keine Königin ſoll mich gewinnen
Und keiner Krone Stral,
Ich trachte mit allen Sinnen
Nach der Schäferin im Thal.

Ich will zum Gruß ihr bieten
Das Lämmlein und den Stab.
So mög' euch Gott behüten!
Ich zieh' in's Thal hinab.“

Da rief eine Stimm' ſo helle,
Und ihm ward mit einem Mal,
Als ſängen die Vögel am Quelle,
Als glänzten die Blumen im Thal.

Die Augen thät er heben,
Die Schäferin vor ihm ſtand,
Mit reichem Geſchmeid' umgeben,
Die blanke Kron' in der Hand.

„Willkommen, du viel Schlimmer,
Zu meines Vaters Haus!
Sprich! willſt du ziehn noch immer
In's grüne Thal hinaus?

So nimm doch zuvor die Krone,
Die du mir ließeſt zum Pfand!
Mit Wucher ich dir lohne,
Sie herrſcht nun über zwei Land'.“

Nicht länger blieben ſie ſtehen
Das Eine vom Andern fern.
Was weiter nun geſchehen,
Das wüßtet ihr wohl gern?

Und wollt' es ein Mädchen wiſſen,
Dem thät' ich's plötzlich kund,
Dürft' ich ſie umfahn und küſſen
Auf den roſenrothen Mund.

Des Goldſchmieds Töchterlein.

Ein Goldſchmied in der Bude ſtand
Bei Perl' und Edelſtein:
„Das beſte Kleinod, das ich fand,
Das biſt doch du, Helene,
Mein theures Töchterlein!“

Ein ſchmucker Ritter trat herein:
„Willkommen, Mägdlein traut!
Willkommen, lieber Goldſchmied mein!
Mach mir ein köſtlich Kränzchen
Für meine ſüße Braut!“

Und als das Kränzlein war bereit
Und ſpielt' in reichem Glanz,
Da hängt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
An ihren Arm den Kranz.

„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Krönlein tragen ſoll.
Ach! ſchenkte mir der Ritter traut
Ein Kränzlein nur von Roſen,
Wie wär' ich freudenvoll!“

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Kränzlein wohl beſchaut':
„O faſſe, lieber Goldſchmied mein,
Ein Ringlein mit Demanten
Für meine ſüße Braut!“

Und als das Ringlein war bereit
Mit theurem Demantſtein,
Da ſteckt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
Es bald an's Fingerlein.

„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Ringlein tragen ſoll.
Ach! ſchenkte mir der Ritter traut
Nur ſeines Haars ein Löcklein,
Wie wär' ich freudenvoll!“

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Ringlein wohl beſchaut':
„Du haſt, o lieber Goldſchmied mein!
Gar fein gemacht die Gaben
Für meine ſüße Braut.

Doch daß ich wiſſe, wie ihr's ſteh',
Tritt, ſchöne Maid, herzu!
Daß ich an dir zur Probe ſeh'
Den Brautſchmuck meiner Liebſten,
Sie iſt ſo ſchön, wie du.“

Es war an einem Sonntag früh,
Drum hatt' die ſchöne Maid
Heut angethan mit ſondrer Müh,
Zur Kirche hinzugehen,
Ihr allerbeſtes Kleid.

Von holder Scham erglühend ganz,
Sie vor dem Ritter ſtand.
Er ſetzt' ihr auf den goldnen Kranz,
Er ſteckt ihr an das Ringlein,
Dann faßt' er ihre Hand.

„Helene ſüß, Helene traut!
Der Scherz ein Ende nimmt,
Du biſt die allerſchönſte Braut,
Für die ich's goldne Kränzlein,
Für die den Ring beſtimmt.

Bei Gold und Perl' und Edelſtein
Biſt du erwachſen hier,
Das ſollte dir ein Zeichen ſeyn,
Daß du zu hohen Ehren
Eingehen wirſt mit mir.“

Der Wirthin Töchterlein.

Es zogen drei Burſche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin, da kehrten ſie ein.

„Frau Wirthin! hat ſie gut Bier und Wein?
Wo hat ſie ihr ſchönes Töchterlein?“

„Mein Bier und Wein iſt friſch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr.“

Und als ſie traten zur Kammer hinein,
Da lag ſie in einem ſchwarzen Schrein.

Der erſte, der ſchlug den Schleier zurück
Und ſchaute ſie an mit traurigem Blick:

„Ach! lebteſt du noch, du ſchöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieſer Zeit.“

Der zweite deckte den Schleier zu,
Und kehrte ſich ab, und weinte dazu:

„Ach! daß du liegſt auf der Todtenbahr!
Ich hab' dich geliebet ſo manches Jahr.“

Der dritte hub ihn wieder ſogleich,
Und küßte ſie an den Mund ſo bleich:

„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit.“

Die Mähderin.

„Guten Morgen, Marie! ſo frühe ſchon rüſtig und rege?
Dich, treuſte der Mägde, dich machet die Liebe nicht träge.
Ja! mähſt du die Wieſe mir ab von jetzt in drei Tagen,
Nicht dürft' ich den Sohn dir, den einzigen, länger verſagen.“

Der Pächter, der ſtattlich begüterte, hat es geſprochen,
Marie, wie fühlt ſie den liebenden Buſen ſich pochen!
Ein neues, ein kräftiges Leben durchdringt ihr die Glieder,
Wie ſchwingt ſie die Senſe, wie ſtreckt ſie die Mahden danieder!

Der Mittag glühet, die Mähder des Feldes ermatten,
Sie ſuchen zur Labe den Quell und zum Schlummer den Schatten.
Noch ſchaffen im heißen Gefilde die ſummenden Bienen,
Marie, ſie ruht nicht, ſie ſchafft in die Wette mit ihnen.

Die Sonne verſinkt, es ertönet das Abendgeläute,
Wohl rufen die Nachbarn: „Marie, genug iſt's für heute!“
Wohl ziehen die Mähder, der Hirt und die Heerde von hinnen,
Marie, ſie dengelt die Senſe zu neuem Beginnen.

Schon ſinket der Thau, ſchon erglänzen der Mond und die Sterne,
Es duften die Mahden, die Nachtigall ſchlägt aus der Ferne,
Marie verlangt nicht zu raſten, verlangt nicht zu lauſchen,
Stets läßt ſie die Senſe, die kräftig geſchwungene, rauſchen.

So fürder von Abend zu Morgen, von Morgen zu Abend,
Mit Liebe ſich nährend, mit ſeliger Hoffnung ſich labend;
Zum drittenmal hebt ſich die Sonne, da iſt es geſchehen,
Dort ſeht ihr Marien, die wonniglich weinende, ſtehen.

„Guten Morgen, Marie! was ſeh' ich! o fleißige Hände!
Gemäht iſt die Wieſe! das lohn' ich mit reichlicher Spende;
Allein mit der Heirath — du nahmeſt im Ernſte mein Scherzen,
Leichtgläubig, man ſieht es, und thöricht ſind liebende Herzen.“

Er ſpricht es und gehet des Wegs, doch der armen Marie
Erſtarret das Herz, ihr brechen die bebenden Kniee.
Die Sprache verloren, Gefühl und Beſinnung geſchwunden,
So wird ſie, die Mähderin, dort in den Mahden gefunden.

So lebt ſie noch Jahre, ſo ſtummer, erſtorbener Weiſe,
Und Honig, ein Tropfen, das iſt ihr die einzige Speiſe.
O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendſten Wieſe!
So liebende Mähderin gab es doch nimmer, wie dieſe.

Das Ständchen.

Was wecken aus dem Schlummer mich
Für ſüße Klänge doch?
O Mutter, ſieh! wer mag es ſeyn,
In ſpäter Stunde noch?

„Ich höre nichts, ich ſehe nichts,
O ſchlummre fort ſo lind!
Man bringt dir keine Ständchen jetzt,
Du armes, krankes Kind!“

Es iſt nicht irdiſche Muſik,
Was mich ſo freudig macht;
Mich rufen Engel mit Geſang,
O Mutter, gute Nacht!

Die Harfe.

In Wälder floh mit ſeinem Grame
Ein Ritter, den verſchmäht die Dame.
Ihm kommt auf ungebahnten Wegen
Ein traut umfangen Paar entgegen.

Er kann ihr Koſen ganz verſtehen,
Da ſie auf ſich nur hören, ſehen:
Sie ſind ſich kaum zurückgegeben
Zu neuer Liebe, neuem Leben.

Muß Alles ſeinen Schmerz erfriſchen!
Er fliehet zu den dunklern Büſchen.
Da ſteht in ſchwarzer Tannen Mitte,
Verlaſſen, eine Bruderhütte.

Hier liegt die Eremitenhülle,
Dort hängt die Harfe traurig ſtille;
Gewiß, den er geſehn im Glücke,
Der ließ ſein Trauern hier zurücke.

Er eilt, die Kutte anzulegen,
Er prüft das Spiel mit dumpfen Schlägen:
„Wie lange werd' ich, fern der Süßen,
Auf dieſer Harfe ſpielen müſſen?“

Der Leitſtern.

Der ausfuhr nach dem Morgenlande,
Des fremden Schiffes leichte Laſt,
Schon führt er zu der Heimath Strande,
Von Golde ſchwer, den eignen Maſt.

Er hat ſo oft nach keinem Sterne,
Wie nach dem Liebesſtern, geſchaut.
Der lenkt' ihn glücklich aus der Ferne
Zur Vaterſtadt der theuren Braut.

Noch hat er nicht das Ziel gefunden,
Obſchon er in die Thore trat;
Wie mag er gleich die Braut erkunden
Im Labyrinth der großen Stadt?

Wie mag ſein Auge ſie erlauſchen?
Der Blick iſt überall verbaut.
Wie mag er durch der Märkte Rauſchen
Vernehmen ihrer Stimme Laut?

Dort iſt ein Fenſter zugefallen,
Vielleicht hat ſie herausgeſchaut;
Hier dieſes Schleiers eilig Wallen,
Verbirgt es nicht die theure Braut?

Schon dunkeln ſich die Abendſchatten,
Noch irrt er durch die Straßen hin;
Die Füße wollen ihm ermatten,
Das rege Herz doch treibet ihn.

Was hält er plötzlich ſtaunend inne?
Horch, Saiten! welcher Stimme Laut!
Umſonſt nicht ſah er ob der Zinne
Den Liebesſtern, dem er vertraut.

Des Sängers Wiederkehr.

Dort liegt der Sänger auf der Bahre,
Deß bleicher Mund kein Lied beginnt,
Es kränzen Daphnes falbe Haare
Die Stirne, die nichts mehr erſinnt.

Man legt zu ihm in ſchmucken Rollen
Die letzten Lieder, die er ſang;
Die Leier, die ſo hell erſchollen,
Liegt ihm in Armen, ſonder Klang.

So ſchlummert er den tiefen Schlummer,
Sein Lied umweht noch jedes Ohr,
Doch nährt es ſtets den herben Kummer,
Daß man den Herrlichen verlor.

Wohl Monden, Jahre ſind verſchwunden,
Cypreſſen wuchſen um ſein Grab;
Die ſeinen Tod ſo herb empfunden
Sie ſanken alle ſelbſt hinab.

Doch, wie der Frühling wiederkehret
Mit friſcher Kraft und Regſamkeit,
So wandelt jetzt, verjüngt, verkläret,
Der Sänger in der neuen Zeit.

Er iſt den Lebenden vereinet,
Vom Hauch des Grabes keine Spur;
Die Vorwelt, die ihn todt gemeinet,
Lebt ſelbſt in ſeinem Liede nur.

Das Schifflein.

Ein Schifflein ziehet leiſe
Den Strom hin ſeine Gleiſe.
Es ſchweigen, die drin wandern,
Denn Keiner kennt den Andern.

Was zieht hier aus dem Felle
Der braune Waidgeſelle?
Ein Horn, das ſanft erſchallet;
Das Ufer widerhallet.

Von ſeinem Wanderſtabe
Schraubt Jener Stift und Habe,
Und miſcht mit Flötentönen
Sich in des Hornes Dröhnen.

Das Mädchen ſaß ſo blöde,
Als fehlt' ihr gar die Rede,
Jetzt ſtimmt ſie mit Geſange
Zu Horn und Flötenklange.

Die Rudrer auch ſich regen
Mit taktgemäßen Schlägen.
Das Schiff hinunter flieget,
Von Melodie gewieget.

Hart ſtößt es auf am Strande,
Man trennt ſich in die Lande.
Wann treffen wir uns, Brüder!
Auf Einem Schifflein wieder?

Sängers Vorüberziehn.

Ich ſchlief am Blüthenhügel,
Hart an des Pfades Rand.
Da lieh der Traum mir Flügel
In's goldne Fabelland.

Erwacht, mit trunknen Blicken,
Wie wer aus Wolken fiel,
Gewahr' ich noch im Rücken
Den Sänger mit dem Spiel.

Er ſchwindet um die Bäume,
Noch hör' ich fernen Klang.
Ob der die Wunderträume
Mir in die Seele ſang?

Traum.

Es hat mir jüngſt geträumet,
Ich läg' auf ſteiler Höh';
Es war am Meeresſtrande,
Ich ſah wohl in die Lande
Und über die weite See.

Es lag am Ufer drunten
Ein ſchmuckes Schiff bereit,
Mit bunten Wimpeln wehend,
Der Ferg' am Ufer ſtehend,
Als wär' ihm lang die Zeit.

Da kam von fernen Bergen
Ein luſt'ger Zug daher.
Wie Engel thäten ſie glänzen,
Geſchmückt mit Blumenkränzen,
Und zogen nach dem Meer.

Voran dem Zuge ſchwärmten
Der muntern Kinder viel.
Die Andern Becher ſchwangen,
Muſizirten, ſangen,
Schwebten in Tanz und Spiel.

Sie ſprachen zu dem Schiffer:
„Willſt du uns führen gern?
Wir ſind die Wonnen und Freuden,
Wollen von der Erde ſcheiden,
All von der Erde fern.“

Er hieß in's Schiff ſie treten,
Die Freuden allzumal,
Er ſprach: „Sagt an, ihr Lieben!
Iſt Keins zurückgeblieben
Auf Bergen, noch im Thal?“

Sie riefen: „Wir ſind Alle!
Fahr zu, wir haben Eil'!“
Sie fuhren mit friſchen Winden,
Fern, ferne ſah ich ſchwinden
Der Erde Luſt und Heil.

Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen beſſern findſt du nit.
Die Trommel ſchlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite,
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggeriſſen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!

◆

Der Roſenkranz.

In des Maies holden Tagen,
In der Aue Blumenglanz,
Edle Knappen fechten, jagen
Um den werthen Roſenkranz.
Wollen nicht mit leichtem Finger
Blumen pflücken auf dem Plan,
Wollen ſie, als wackre Ringer,
Aus der Jungfrau Hand empfahn.

In der Laube ſitzt die Stille,
Die mit Staunen Jeder ſieht,
Die in ſolcher Jugendfülle
Heut zum erſten Male blüht.
Volle Roſenzweig' umwanken,
Als ein Schattenhut, ihr Haupt;
Reben mit den Blüthenranken
Halten ihren Leib umlaubt.

Sieh! im Eiſenkleid ein Reiter
Zieht auf krankem Roß daher,
Senkt die Lanz', als müder Streiter,
Neigt das Haupt, wie ſchlummerſchwer.
Dürre Wangen, graue Locken;
Seiner Hand entfiel der Zaum.
Plötzlich fährt er auf, erſchrocken,
Wie erwacht aus bangem Traum.

„Seyd gegrüßt auf dieſen Auen,
Schönſte Jungfrau, edle Herrn!
Dürfet nicht ob mir ergrauen,
Eure Spiele ſchau' ich gern.
Gerne möcht' ich für mein Leben
Mit euch brechen einen Speer,
Aber meine Arme beben,
Meine Kniee wanken ſehr.

Kenne ſolche Zeitvertreibe,
Bin bei Lanz' und Schwert ergraut,
Panzer liegt mir noch am Leibe,
Wie dem Drachen ſeine Haut.
Auf dem Lande Kampf und Wunden,
Auf dem Meere Wog' und Sturm;
Ruhe hab' ich nie gefunden,
Als ein Jahr im finſtern Thurm.

Weh! verlorne Tag' und Nächte!
Minne hat mich nie beglückt;
Nie hat dich, du rauhe Rechte!
Weiche Frauenhand gedrückt.
Denn noch war dem Erdenthale
Jene Blumenjungfrau fern,
Die mir heut zum erſten Male
Aufgeht, als ein neuer Stern.

Wehe! könnt' ich mich verjüngen!
Lernen wollt' ich Saitenkunſt,
Minnelieder wollt' ich ſingen,
Werbend um der Süßen Gunſt.
In des Maies holden Tagen,
In der Aue Blumenglanz,
Wollt' ich freudig fechten, jagen,
Um den werthen Roſenkranz.

Weh! zu früh bin ich geboren!
Erſt beginnt die goldne Zeit.
Zorn und Neid hat ſich verloren,
Frühling ewig ſich erneut.
Sie, in ihrer Roſenlaube,
Wird des Reiches Herrin ſeyn.
Ich muß hin zu Nacht und Staube,
Auf mich fällt der Leichenſtein!“

Als der Alte dieß geſprochen,
Er die bleichen Lippen ſchloß.
Seine Augen ſind gebrochen,
Sinken will er von dem Roß.
Doch die edlen Knappen eilen,
Legen ihn in's Grüne hin;
Ach! kein Balſam kann ihn heilen,
Keine Stimme wecket ihn.

Und die Jungfrau niederſteiget
Aus der Blumenlaube Glanz;
Traurig ſich zum Greiſe neiget,
Setzt ihm auf den Roſenkranz:
„Sey des Maienfeſtes König!
Keiner hat, was du, gethan.
Ob es gleich dir frommet wenig,
Blumenkranz dem todten Mann.“

Das traurige Turnei.

Es ritten ſieben Ritter frei,
Mit Schilden und mit Speeren,
Sie wollten halten gut Turnei,
Des Königs Kind zu Ehren.

Und als ſie ſahen Thurm und Wall,
Ein Glöcklein hörten ſie drüben;
Und als ſie traten in Königs Hall',
Da ſahen ſie Kerzen ſieben.

Da ſahen ſie liegen, todesblaß,
Die holde Adelheide,
Der König zu ihrem Haupte ſaß
In großem Herzeleide.

Da ſprach der ſtolze Degenwerth:
„Das muß ich immer klagen,
Daß ich umſonſt gegürt't mein Pferd,
Mein Schild und Speer getragen.“

Drauf ſprach der jung' Herr Adelbert:
„Wir ſollen das nicht klagen,
Des Königs Tochter iſt immer werth,
Daß wir drum ſtechen und ſchlagen.“

Herr Walther ſprach, ein Ritter kühn:
„Nach Hauſe wollen wir reiten,
Es kann uns wenig Heil erblühn,
Um eine Todte zu ſtreiten.“

Sprach Adelbert: „wohl iſt ſie todt,
Doch lebet keine ſo Holde.
Sie trägt einen Kranz von Roſen roth
Und einen Ring von Golde.“

Sie ritten auf den Sand hinaus,
Die freien Ritter ſieben.
Sie ſtritten alſo harten Strauß,
Bis ſechſe todt geblieben.

Der ſiebente war Herr Adelbert,
Der Sieger über alle.
Er ſtieg ſo bleich von ſeinem Pferd,
Und trat in Königs Halle.

Er nahm den Kranz von Roſen roth,
Dazu den Ring von Golde,
Er fiel zur Erde, bleich und todt,
So bleich wie ſeine Holde.

Der König trug ein ſchwarz Gewand,
Er ließ die Glocke läuten,
Sechs freie Ritter von dem Sand
Thät er zu Grab begleiten.

Der ſiebente war Herr Adelbert,
Mit ſeiner Adelheide.
Die liegen zuſammen in kühler Erd',
Ein Stein bedecket Beide.

Jungfrau Sieglinde.

Das war Jungfrau Sieglinde,
Die wollte früh aufſtehn,
Mit ihrem Hofgeſinde
Zum Frauenmünſter gehn.
Sie ging in Gold und Seide,
Mit Blumen und Geſchmeide,
Das ward zu großem Leide.

Es ſtehn drei Lindenbäume
Wohl vor der Kirchenpfort';
Da ſaß der edle Heime,
Der ſprach viel leiſe Wort':
„Was Gold, was Edelſteine!
Hätt' ich der Blumen eine
Aus deinem Kranz, du Feine!“

So ſprach der Jüngling leiſe,
Da trieb der Wind ſein Spiel,
Daß aus der Blumen Kreiſe
Die ſchönſte Roſe fiel.
Herr Heime thät ſich bücken,
Die Roſe wegzupflücken,
Damit wollt' er ſich ſchmücken.

Da war ein alter Ritter
In Siegelindens Chor,
Dem war es leid und bitter,
Gar zornig trat er vor:
„Muß ich dich Hofzucht lehren?
Darfſt du vom Kranz der Ehren
Ein Läublein nur begehren?“

O weh dem Garten immer,
Der ſolche Roſen bracht'!
O Heil den Linden nimmer,
Wo ſolcher Streit erwacht!
Wie klangen da die Degen,
Bis unter wilden Schlägen
Der Jüngling todt erlegen!

Sieglinde beugt' ſich nieder
Und nahm die Roſ' empor,
Steckt' in den Kranz ſie wieder,
Und ging zur Kirche vor.
Sie ging in Gold und Seide,
Mit Blumen und Geſchmeide,
Wer thät' ihr was zu Leide?

Vor Sankt Mariens Bilde
Nahm ſie herab die Kron':
„Nimm du ſie, Reine, Milde!
Kein Blümlein kam davon.
Der Welt will ich entſagen,
Den heil'gen Schleier tragen
Und um die Todten klagen.“

Der Sieger.

Anzuſchauen das Turnei,
Saßen hundert Frauen droben;
Dieſe waren nur das Laub,
Meine Fürſtin war die Roſe.
Aufwärts blickt' ich keck zu ihr,
Wie der Adler blickt zur Sonne.
Wie da meiner Wangen Glut
Das Viſier durchbrennen wollte!
Wie des Herzens kühner Schlag
Schier den Panzer durchgebrochen!
Ihrer Blicke ſanfter Schein
War in mir zu wildem Lodern,
Ihrer Rede mildes Wehn
War in mir zu Sturmestoben,
Sie, der ſchöne Maientag,
In mir zum Gewitter worden.
Unaufhaltbar brach ich los,
Sieghaft Alles niederdonnernd.

Der nächtliche Ritter.

In der mondlos ſtillen Nacht
Stand er unter dem Altane,
Sang mit himmliſch ſüßer Stimme
Minnelieder zur Guitarre.
Dann auch mit den Nebenbuhlern
Hat er tapfer ſich geſchlagen,
Daß die hellen Funken ſtoben,
Daß die Mauern widerhallten.
Und ſo übt' er jeden Dienſt,
Den man weihet edeln Damen,
Daß mein Herz in Lieb' erglühte
Für den theuern Unbekannten.
Als ich drauf am frühen Morgen
Bebend blickte vom Altane:
Blieb mir nichts von ihm zu ſchauen,
Als ſein Blut, für mich gelaſſen.

Der kaſtiliſche Ritter.

1.

„Beſter Ritter von Kaſtilien!
Wann die fernen Berge toſen,
Mein' ich deinen Kampf zu hören:
Doch es iſt des Donners Rollen.
Wann es hinter jenen Höhen
Roth und golden glüht am Morgen,
Mein' ich, daß du wollſt erſcheinen:
Doch es kommt herauf die Sonne.“

2.

„Darum ward ein Weg betreten
Längſt von Pilgern, Sängern, Wappnern,
Darum ward ein Schloß erbauet,
Herrlich, an des Weges Rande;
Darum ſchaute von den Zinnen
Bis auf mich wohl manche Dame:
Weil der ſchönſte, kühnſte Ritter
Sollte hier vorüberfahren.
Wehe nun! es iſt erfüllt,
Was ſo lange ward erharret.
Weh! die Augen werden brechen,
Die ſo hohen Adel ſahen

Weh! die Mauern werden ſinken,
Drin des Roſſes Tritt verhallet.
Weh! der Pfad, den er verließ,
Wird vergehn in hohem Graſe.“

3.

Nimmer mochten ihn verwunden
Liebesblicke ſüßer Schönen,
Nimmer mochten ihn bezwingen
Schwerterſchläge, Lanzenſtöße.
Als er einſam ritt auf Bergen,
Fuhr ein Blitz aus dem Gewölke;
Und ſo iſt er unterlegen
Nur dem Stral von Himmelshöhen.

4.

Schwarze Wolken ziehn hinunter,
Golden ſtralt die Sonne wieder,
Fern verhallen ſchon die Donner,
Und die Vögelchöre ſingen;
Blumen heben ſich und Bäume,
Sind erfriſchet vom Gewitter,
Wanderer, die ſich geborgen,
Schreiten wieder raſch von hinnen:

Nur des Waldes höchſte Eiche
Hebt nicht mehr die ſtolzen Wipfel,
Nur Kaſtiliens beſter Streiter
Bleibt am Fuß der Eiche liegen.

5.

Alle Damen ſchmachten, hoffen,
Ihn, den Schönſten, zu empfahen;
Alle Mohren zagen, zittern
Vor des kühnſten Streiters Nahen.
Damen! würdet nicht mehr hoffen,
Mohren! würdet nicht mehr zagen:
Wüßtet ihr, daß im Gebirge
Längſt Gewitter ihn erſchlagen.

Sankt Georgs Ritter.

1.

Hell erklingen die Trommeten
Vor Sankt Stephan von Gormaz,
Wo Fernandes von Kaſtilien
Lager hält, der tapfre Graf.
Almanſor, der Mohrenkönig,
Kommt mit großer Heeresmacht
Von Kordova hergezogen,
Zu erſtürmen jene Stadt.
Schon gewappnet ſitzt zu Pferde
Die kaſtil'ſche Ritterſchaar!
Forſchend reitet durch die Reihen
Fernandes, der tapfre Graf:
„Paskal Vivas! Paskal Vivas!
Preis kaſtil'ſcher Ritterſchaft!
Alle Ritter ſind gerüſtet,
Du nur fehleſt auf dem Platz.
Du, der erſte ſonſt zu Roſſe,
Sonſt der erſte zu der Schlacht,
Hörſt du heute nicht mein Rufen,
Nicht der Schlachttrommeten Klang?
Fehleſt du dem Chriſtenheere
Heut, an dieſem heißen Tag?
Soll dein Ehrenkranz verwelken,
Schwinden deines Ruhmes Glanz?“
Paskal Vivas kann nicht hören,
Fern iſt er im tiefen Wald,

Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.
An der Pforte ſteht ſein Roß,
Lehnet Speer und Stahlgewand,
Und der Ritter knieet betend
Vor dem heiligen Altar;
Iſt in Andacht ganz verſunken,
Höret nicht den Lärm der Schlacht,
Der nur dumpf, wie Windesſtoßen,
Durch das Waldgebirge hallt;
Hört nicht ſeines Roſſes Wiehern,
Seiner Waffen dumpfen Klang.
Doch es wachet ſein Patron,
Sankt Georg, der Treue, wacht;
Aus der Wolke ſteigt er nieder,
Legt des Ritters Waffen an,
Setzt ſich auf das Pferd des Ritters,
Fleugt hinunter in die Schlacht.
Keiner hat wie er geſtürmet,
Held des Himmels, Wetterſtral!
Er gewinnt Almanſors Fahne
Und es flieht die Mohrenſchaar.
Paskal Vivas hat beſchloſſen
Seine Andacht am Altar,
Tritt aus Sankt Georgs Kapelle,
Findet Roß und Stahlgewand;
Reitet ſinnend nach dem Lager,
Weiß nicht, was es heißen mag,
Daß Trommeten ihn begrüßen
Und der feſtliche Geſang:

„Paſkal Vivas! Paſkal Vivas!
Stolz kaſtil'ſcher Ritterſchaft!
Sey geprieſen, hoher Sieger,
Der Almanſors Fahne nahm!
Wie ſind deine Waffen blutig,
Wie zermalmt von Stoß und Schlag!
Wie bedeckt dein Roß mit Wunden,
Das ſo muthig eingerannt!“
Paſkal Vivas wehrt vergebens
Ihrem Jubel und Geſang,
Neiget demuthsvoll ſein Haupt,
Deutet ſchweigend himmelan.

2.

In den abendlichen Gärten
Ging die Gräfin Julia.
Fatiman, Almanſors Neffe,
Hat die Schöne dort erhaſcht;
Flieht mit ſeiner ſüßen Beute
Durch die Wälder, Nacht und Tag,
Zehn getreue Mohrenritter,
Folgen ihm gewappnet nach.
In des dritten Morgens Frühe
Kommen ſie in jenen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.
Schon von Weitem blickt die Gräfin
Nach des Heil'gen Bild hinan,
Welches ob der Kirchenpforte,
Groß in Stein gehauen, prangt:

Wie er in des Lindwurms Rachen
Mächtig ſticht den heilgen Schaft,
Während, an den Fels gebunden,
Bang die Königstochter harrt.
Weinend und die Hände ringend,
Ruft die Gräfin Julia:
„Sankt Georg, du heil'ger Streiter,
Hilf mir aus des Drachen Macht!“
Siehe! wer auf weißem Roſſe
Sprengt von der Kapell' herab?
Goldne Locken weh'n im Winde
Und der rothe Mantel wallt.
Mächtig iſt ſein Speer geſchwungen,
Trifft den Räuber Fatiman,
Der ſich gleich am Boden krümmet,
Wie der Lindwurm einſt gethan.
Und die zehen Mohrenritter
Hat ein wilder Schreck gefaßt.
Schild und Lanze weggeworfen,
Fliehn ſie über Berg und Thal.
Auf den Knieen, wie geblendet,
Liegt die Gräfin Julia:
„Sankt Georg, du heil'ger Streiter,
Sey geprieſen tauſendmal!“
Als ſie wieder hebt die Augen,
Iſt der Heil'ge nicht mehr da,
Und es geht nur dumpfe Sage,
Daß es Paſkal Vivas war.

Romanze vom kleinen Däumling.

Kleiner Däumling! kleiner Däumling!
Allwärts iſt dein Ruhm poſaunet.
Schon die Kindlein in der Wiege
Sieht man der Geſchichte ſtaunen.
Welches Auge muß nicht weinen,
Wie du lieſſt durch Waldes Grauſen,
Als die Wölfe hungrig heulten
Und die Nachtorkane ſauſten!
Welches Herz muß nicht erzittern,
Wie du lagſt im Rieſenhauſe
Und den Oger hörteſt nahen,
Der nach deinem Fleiſch geſchnaubet!
Dich und deine ſechs Gebrüder
Haſt vom Tode du erkaufet,
Liſtiglich die ſieben Kappen
Mit den ſieben Kronen tauſchend.
Als der Rieſe lag am Felſen,
Schnarchend, daß die Wälder rauſchten,
Haſt du keck die Meilenſtiefel
Von den Füßen ihm gemauſet.
Einem vielbedrängten König
Biſt als Bote du gelaufen;
Köſtlich war dein Botenbrot:
Eine Braut vom Königshauſe.

Kleiner Däumling! kleiner Däumling!
  Mächtig iſt dein Ruhm erbrauſet,
  Mit den Siebenmeilenſtiefeln
  Schritt er ſchon durch manch Jahrtauſend.

Romanze vom Rezenſenten.

Recenſent, der tapfre Ritter,
Steigt zu Roſſe, kühn und ſtolz;
Iſt's kein Hengſt aus Andaluſien,
Iſt es doch ein Bock von Holz.
Statt des Schwerts, die ſcharfe Feder
Zieht er kampfbereit vom Ohr,
Schiebt, ſtatt des Viſiers, die Brille
Den entbrannten Augen vor.
Publikum, die edle Dame,
Schwebt in tauſendfacher Noth,
Seit ihr bald, barbariſch ſchnaubend,
Ein Siegfried'ſcher Lindwurm droht,
Bald ein ſüßer Sonettiſte
Sie mit Lautenklimpern lockt,
Bald ein Mönch ihr myſtiſch predigt,
Daß ihr die Beſinnung ſtockt.
Recenſent, der tapfre Ritter,
Hält ſich gut im Drachenmord,
Schlägt in Splitter alle Lauten,
Stürzt den Mönch vom Kanzelbord.
Dennoch will er, groß beſcheiden,
Daß ihn Niemand nennen ſoll,
Und den Schild des Helden zeichnet
Kaum ein Schriftzug, räthſelvoll.

Recenſent, du Hort der Schwachen,
Sey uns immer treu und hold!
Nimm zum Lohn des Himmels Segen,
Des Verlegers Ehrenſold!

Ritter Paris.

Paris iſt der ſchönſte Ritter,
Alle Herzen nimmt er hin.
Jede Dame kann's beſchwören
An dem Hof der Königin.
Was der ſchönen Siegeszeichen
Warf das Glück in ſeinen Schooß!
Briefe, die von Küſſen rauſchen,
Locken, Ringe, zahllos.
Allzu leichter Siege Zeichen!
Ungebetnes Minneglück!
Bann und Feſſel nennt euch Paris,
Stößt ſein ſüßes Loos zurück.
Schwingt zu Roß ſich, ſchwergerüſtet,
Glüht von edler Heldenluſt,
Beut den Frauen all den Rücken,
Beut den Männern keck die Bruſt.
Doch es will kein Feind ſich zeigen,
Frühling waltet im Gefild,
Mit dem Helmbuſch ſpielen Lüſtchen,
Sonne ſpiegelt ſich im Schild.
Weit ſchon iſt er ſo geritten,
Siehe! da an Waldes Thor
Hält ein Ritter, hoch zu Roſſe,
Strecket ihm die Lanze vor.
Ritter Paris fliegt zum Kampfe,
Eilte nie zum Reihn ſo ſehr;
Wirft den Gegner ſtracks zur Erde,
Blickt als Sieger ſtolz umher;

Naht ſich hülfreich dem Geworfnen,
Nimmt ihm ab des Helms Gewicht:
Sieh! da wallen reiche Locken
Um ein zartes Angeſicht.
Wie er Schien' und Panzer löſet,
Welch ein Buſen! welch ein Leib!
Hingegoſſen ohne Leben,
Liegt vor ihm das ſchönſte Weib.
Würden erſt die bleichen Wangen
Röthen ſich von neuer Glut,
Hüben erſt ſich dieſe Wimpern:
Wie dann, Paris, junges Blut?
Ja! ſchon holt ſie tiefen Athem,
Schlägt die Augen zärtlich auf;
Die als wilder Feind geſtorben,
Lebt als milde Freundin auf.
Dort, in Stücken, liegt die Hülle,
Die ein ſtarrer Ritter war,
Hier, in Paris Arm, die Fülle.
Süßer Kern, der Schaale baar.
Paris ſpricht, der ſchöne Ritter:
„Welcher Sieg nun? welcher Ruhm?
Soll mir nie ein Strauß gelingen
In dem ernſten Ritterthum?
Wandelt ſtets, was ich berühre,
Sich in Scherz und Liebe mir?
Minneglück, das mich verfolget,
Zürn' ich oder dank' ich dir?“

Der Räuber.

Einſt am ſchönen Frühlingstage
Tritt der Räuber vor den Wald.
Sieh! den hohlen Pfad hernieder
Kommt ein ſchlankes Mädchen bald.
„Trügſt du, ſtatt der Maienglocken, —
Spricht des Waldes kühner Sohn —
In dem Korb den Schmuck des Königs,
Frei doch zögeſt du davon.“
Lange folgen ſeine Blicke
Der geliebten Wallerin,
Durch die Wieſengründe wandelt
Sie zu ſtillen Dörfern hin.
Bis der Gärten reiche Blüthe
Hüllt die liebliche Geſtalt.
Doch der Räuber kehret wieder
In den finſtern Tannenwald.

Sängerliebe.

Seit der hohe Gott der Lieder
Mußt' in Liebesſchmerz erbleichen,
Seit der Lorbeer ſeiner Schläfe
Unglückſel'ger Liebe Zeichen:
Wundert's wen, daß ird'ſchen Sängern,
Die daſſelbe Zeichen kränzet,
Selten in der Liebe Leben
Ein beglückter Stern erglänzet?
Daß ſie ernſt und düſter blicken,
Ihre Saiten traurig tönen,
Daß von Luſt ſie wenig ſingen,
Aber viel von Schmerz und Sehnen?
Sängerliebe, tief und ſchmerzlich,
Laßt euch denn in ernſten Bildern
Aus den Tagen des Geſanges,
Aus der Zeit der Minne, ſchildern!

1. Rudello.

In den Thalen der Provence
Iſt der Minneſang entſproſſen,
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder inniger Genoſſen.
Blüthenglanz und ſüße Stimme
Konnt' an ihm der Vater zeigen,

Herzensglut und tiefes Schmachten
War ihm von der Mutter eigen.
Selige Provencer Thale,
Ueppig blühend wart ihr immer,
Aber eure reichſte Blüthe
War des Minneliedes Schimmer.
Jene tapfern, ſchmucken Ritter,
Welch ein edler Sängerorden!
Jene hochbeglückten Damen,
Wie ſie ſchön gefeiert worden!
Vielgeehrt im Sängerchore
War Rudello's werther Name,
Vielgeprieſen, vielbeneidet
Die von ihm beſungne Dame.
Aber Niemand mocht' erkunden,
Wie ſie hieße, wo ſie lebte,
Die ſo herrlich, überirdiſch
In Rudello's Liedern ſchwebte;
Denn nur in geheimen Nächten
Nahte ſie dem Sänger leiſe,
Selbſt den Boden nie berührend,
Spurlos, ſchwank, in Traumesweiſe.
Wollt' er ſie mit Armen faſſen,
Schwand ſie in die Wolken wieder,
Und aus Seufzern und aus Thränen
Wurden dann ihm ſüße Lieder.
Schiffer, Pilger, Kreuzesritter
Brachten dazumal die Mähre,
Daß von Tripolis die Gräfin
Aller Frauen Krone wäre;

Und ſo oft Rudell es hörte,
Fühlt' er ſich's im Buſen ſchlagen,
Und es trieb ihn nach dem Strande,
Wo die Schiffe fertig lagen.
Meer, unſichres, vielbewegtes,
Ohne Grund und ohne Schranken!
Wohl auf deiner regen Wüſte
Mag die irre Sehnſucht ſchwanken.
Fern von Tripolis verſchlagen,
Irrt die Barke mit dem Sänger;
Aeußrem Sturm und innrem Drängen
Widerſteht Rudell nicht länger.
Schwer erkranket liegt er nieder,
Aber oſtwärts ſchaut er immer,
Bis ſich hebt am letzten Rand
Ein Palaſt im Morgenſchimmer.
Und der Himmel hat Erbarmen
Mit des kranken Sängers Flehen,
In den Port von Tripolis
Fliegt das Schiff mit günſt'gem Wehen.
Kaum vernimmt die ſchöne Gräfin,
Daß ſo edler Gaſt gekommen,
Der allein um ihretwillen
Ueber's weite Meer geſchwommen:
Alſobald mit ihren Frauen
Steigt ſie nieder, unerbeten,
Als Rudello, ſchwanken Ganges,
Eben das Geſtad betreten.
Schon will ſie die Hand ihm reichen,
Doch ihm dünkt, der Boden ſchwinde.

In des Führers Arme ſinkt er,
Haucht ſein Leben in die Winde.
Ihren Sänger ehrt die Herrin
Durch ein prächtiges Begängniß,
Und ein Grabmal von Porphyr
Lehrt ſein trauriges Verhängniß.
Seine Lieder läßt ſie ſchreiben
Alleſammt mit goldnen Lettern,
Köſtlich ausgezierte Decken
Giebt ſie dieſen theuren Blättern;
Lieſt darin ſo manche Stunde,
Ach! und oft mit heißen Thränen,
Bis auch ſie ergriffen iſt
Von dem unnennbaren Sehnen.
Von des Hofes luſt'gem Glanz,
Aus der Freunde Kreis geſchieden,
Suchet ſie in Kloſtermauern
Ihrer armen Seele Frieden.

9. Durand.

Nach dem hohen Schloß von Balbi
Zieht Durand mit ſeinem Spiele;
Voll die Bruſt von ſüßen Liedern,
Naht er ſchon dem frohen Ziele.
Dort ja wird ein holdes Fräulein,
Wann die Saiten lieblich rauſchen,
Augen ſenkend, zart erglühend,
Innig athmend, niederlauſchen.

In des Hofes Lindenſchatten
Hat er ſchon ſein Spiel begonnen,
Singt er ſchon mit klarer Stimme
Was er ſüßeſtes erſonnen.
Von dem Söller, von den Fenſtern
Sieht er Blumen freundlich nicken,
Doch die Herrin ſeiner Lieder
Kann ſein Auge nicht erblicken.
Und es geht ein Mann vorüber,
Der ſich traurig zu ihm wendet:
„Störe nicht die Ruh der Todten!
Fräulein Blanka hat vollendet.“
Doch Durand, der junge Sänger,
Hat darauf kein Wort geſprochen,
Ach! ſein Aug' iſt ſchon erloſchen,
Ach! ſein Herz iſt ſchon gebrochen.
Drüben in der Burgkapelle,
Wo unzähl'ge Kerzen glänzen,
Wo das todte Fräulein ruht,
Hold geſchmückt mit Blumenkränzen:
Dort ergreifet alles Volk
Schreck und Staunen, freudig Beben,
Denn von ihrem Todtenlager
Sieht man Blanka ſich erheben.
Aus des Scheintods tiefem Schlummer
Iſt ſie blühend auferſtanden,
Tritt im Sterbekleid hervor
Wie in bräutlichen Gewanden.
Noch, wie ihr geſchehn, nicht wiſſend,
Wie von Träumen noch umſchlungen,

Fragt ſie zärtlich, ſehnſuchtsvoll:
„Hat nicht hier Durand geſungen?“
Ja! geſungen hat Durand,
Aber nie mehr wird er ſingen,
Auferweckt hat er die Todte,
Ihn wird Niemand wiederbringen.
Schon im Lande der Verklärten
Wacht' er auf und mit Verlangen
Sucht er ſeine ſüße Freundin,
Die er wähnt vorangegangen;
Aller Himmel lichte Räume
Sieht er herrlich ſich verbreiten;
Blanka! Blanka! ruft er ſehnlich
Durch die öden Seligkeiten.

5. Der Kaſtellan von Couci.

Wie der Kaſtellan von Couci
Schnell die Hand zum Herzen drückte,
Als die Dame von Fayel
Er zum erſten Mal erblickte!
Seit demſelben Augenblicke
Drang durch alle ſeine Lieder,
Unter allen Weiſen, ſtets
Jener erſte Herzſchlag wieder.
Aber wenig mocht' ihm frommen
All die ſüße Liederklage,
Nimmer darf er dieſes hoffen,
Daß ſein Herz an ihrem ſchlage.

Wenn ſie auch mit zartem Sinn
Eines ſchönen Lieds ſich freute,
Streng und ſtille ging ſie immer
An des ſtolzen Gatten Seite.
Da beſchließt der Kaſtellan,
Seine Bruſt in Stahl zu hüllen
Und mit drauf geheft'tem Kreuz
Seines Herzens Schlag zu ſtillen.
Als er ſchon im heil'gen Lande
Manchen heißen Tag geſtritten,
Fährt ein Pfeil durch Kreuz und Panzer,
Trifft ihm noch das Herze mitten.
„Hörſt du mich, getreuer Knappe?
Wann dieß Herz nun ausgeſchlagen,
Zu der Dame von Favel
Sollſt du es hinübertragen!“
In geweihter, kühler Erde
Wird der edle Leib begraben;
Nur das Herz, das müde Herz,
Soll noch keine Ruhe haben.
Schon in einer goldnen Urne,
Liegt es, wohl einbalſamiret,
Und zu Schiffe ſteigt der Diener,
Der es ſorgſam mit ſich führet.
Stürme brauſen, Wogen ſchlagen,
Blitze zucken, Maſte ſplittern,
Aengſtlich klopfen alle Herzen,
Eines nur iſt ohne Zittern.
Golden ſtralt die Sonne wieder,
Frankreichs Küſte glänzet drüben,

Freudig ſchlagen alle Herzen,
Eines nur iſt ſtill geblieben.
Schon im Walde von Favel
Schreitet raſch der Urne Träger,
Plötzlich ſchallt ein luſtig Horn
Sammt dem Rufe wilder Jäger.
Aus den Büſchen rauſcht ein Hirſch,
Dem ein Pfeil im Herzen ſtecket,
Bäumt ſich auf und ſtürzt und liegt
Vor dem Knappen hingeſtrecket.
Sieh! der Ritter von Favel,
Der das Wild in's Herz erſchoſſen,
Sprengt heran mit Jagdgefolg
Und der Knapp' iſt rings umſchloſſen.
Nach dem blanken Goldgefäß
Taſten gleich des Ritters Knechte,
Doch der Knappe tritt zurück,
Spricht mit vorgehaltner Rechte:
„Dieß iſt eines Sängers Herz,
Herz von einem frommen Streiter,
Herz des Kaſtellans von Couci,
Laßt dieß Herz im Frieden weiter!
Scheidend hat er mir geboten:
Wann dieß Herz nun ausgeſchlagen,
Zu der Dame von Favel
Soll ich es hinübertragen.“
„Jene Dame kenn' ich wohl!“
Spricht der ritterliche Jäger
Und entreißt die goldne Urne
Haſtig dem erſchrocknen Träger;

Nimmt ſie unter ſeinen Mantel,
Reitet fort in finſtrem Grolle,
Hält ſo eng das todte Herz
An das heiße, rachevolle.
Als er auf ſein Schloß gekommen,
Müſſen ſich die Köche ſchürzen,
Müſſen gleich den Hirſch bereiten
Und ein ſeltnes Herze würzen.
Dann, mit Blumen reich beſtecket,
Bringt man es auf goldner Schaale,
Als der Ritter von Favel
Mit der Dame ſitzt am Mahle.
Zierlich reicht er es der Schönen,
Sprechend mit verliebtem Scherze:
„Was ich immer mag erjagen,
Euch gehört davon das Herze.“
Wie die Dame kaum genoſſen,
Hat ſie alſo weinen müſſen,
Daß ſie zu vergehen ſchien
In den heißen Thränengüſſen.
Doch der Ritter von Favel
Spricht zu ihr mit wildem Lachen:
„Sagt man doch von Taubenherzen,
Daß ſie melancholiſch machen:
Wie viel mehr, geliebte Dame,
Das, womit ich euch bewirthe!
Herz des Kaſtellans von Couci,
Der ſo zärtlich Lieder girrte.“
Als der Ritter dieß geſprochen,
Dieſes und noch andres Schlimme,

Da erhebt die Dame ſich,
Spricht mit feierlicher Stimme:
„Großes Unrecht thatet Ihr,
Euer war ich ohne Wanken,
Aber ſolch ein Herz genießen
Wendet leichtlich die Gedanken.
Manches tritt mir vor die Seele,
Was verlängſt die Lieder ſangen,
Der mir lebend fremd geblieben,
Hält als Todter mich befangen.
Ja! ich bin dem Tod geweihet,
Jedes Mahl iſt mir verwehret,
Nicht geziemt mir andre Speiſe,
Seit mich dieſes Herz genähret.
Aber Euch wünſch' ich zum Letzten
Milden Spruch des ew'gen Richters.“ —
Dieſes alles iſt geſchehen
Mit dem Herzen eines Dichters.

---

1. Don Maſſias.

Don Maſſias aus Gallizien
Mit dem Namen: **der Verliebte**,
Saß im Thurm von Arjonilla,
Klagend um die Treugeliebte.
Einen Grafen, reich und mächtig,
Gab man jüngſt ihr zum Genoſſen,
Und den vielgetreuen Sänger
Hält man ferngebannt, verſchloſſen.

Traurig ſang er oft am Gitter,
Machte jeden Wandrer lauſchen,
Theure Blätter, liederreiche,
Ließ er oft vom Fenſter rauſchen.
Ob es Wandrer fortgeſungen,
Ob es Winde hingetragen:
Wohl vernahm die Heißgeliebte
Ihres treuen Sängers Klagen.
Ihr Gemahl, argwöhniſch ſpähend,
Hatt' es alles gut beachtet:
„Muß ich vor dem Sänger beben
Selbſt wann er im Kerker ſchmachtet?"
Einsmals ſchwang er ſich zu Pferde,
Wohlgewaffnet, wie zum Sturme,
Sprengte nach Granada's Grenze
Und zu Arjonilla's Thurme.
Don Maſſias, der Verliebte,
Stand gerade dort am Gitter,
Sang ſo glühend ſeine Liebe,
Schlug ſo zierlich ſeine Zither.
Jener hub ſich in den Bügeln,
Wuthvoll ſeine Lanze ſchwingend;
Don Maſſias iſt durchbohret,
Wie ein Schwan, verſchied er ſingend.
Und der Graf, des Siegs verſichert,
Kehret nach Gallizien wieder.
Eitler Wahn! es ſtarb der Sänger,
Doch es leben ſeine Lieder;
Die durch alle ſpan'ſchen Reiche
Tönevoll, geflügelt, ziehen,

Andern ſind ſie Philomelen,
Jenem nur ſind ſie Harpyjen.
Plötzlich oft vom Freudenmahle
Haben ſie ihn aufgeſchrecket,
Aus dem mitternächt'gen Schlummer
Wird er peinlich oft erwecket:
In den Gärten, in den Straßen
Hört er Zithern hin und wieder,
Und wie Geiſterſtimmen tönen
Des Maſſias Liebeslieder.

5. Dante.

War's ein Thor der Stadt Florenz,
Oder war's ein Thor der Himmel,
Draus am klarſten Frühlingsmorgen
Zog ſo feſtliches Gewimmel?
Kinder, hold wie Engelſchaaren,
Reich geſchmückt mit Blumenkränzen,
Zogen in das Roſenthal
Zu den frohen Feſtestänzen.
Unter einem Lorbeerbaume
Stand, damals neunjährig, Dante,
Der im lieblichſten der Mädchen,
Seinen Engel gleich erkannte.
Rauſchten nicht des Lorbeers Zweige,
Von der Frühlingsluſt erſchüttert?
Klang nicht Dante's junge Seele,
Von der Liebe Hauch durchzittert?

Ja! ihm iſt in jener Stunde
Des Geſanges Quell entſprungen,
In Sonetten, in Kanzonen
Iſt die Lieb' ihm früh erklungen.
Als, zur Jungfrau hold erwachſen,
Jene wieder ihm begegnet,
Steht auch ſeine Dichtung ſchon
Wie ein Baum, der Blüthen regnet.
Aus dem Thore von Florenz
Zogen dichte Schaaren wieder,
Aber langſam, trauervoll,
Bei dem Klange dumpfer Lieder.
Unter jenem ſchwarzen Tuch,
Mit dem weißen Kreuz geſchmücket,
Trägt man Beatricen hin,
Die der Tod ſo früh gepflücket.
Dante ſaß in ſeiner Kammer,
Einſam, ſtill, im Abendlichte,
Hörte fern die Glocken tönen
Und verhüllte ſein Geſichte.
In der Wälder tiefſte Schatten
Stieg der edle Sänger nieder,
Gleich den fernen Todtenglocken
Tönten fortan ſeine Lieder.
Aber in der wildſten Oede,
Wo er ging mit bangem Stöhnen,
Kam zu ihm ein Abgeſandter
Von der hingeſchiednen Schönen;
Der ihn führt' an treuer Hand
Durch der Hölle tiefſte Schluchten,

Wo ſein ird'ſcher Schmerz verſtummte
Bei dem Anblick der Verfluchten.
Bald zum ſel'gen Licht empor
Kam er auf den dunkeln Wegen,
Aus des Paradieſes Pforte
Trat die Freundin ihm entgegen.
Hoch und höher ſchwebten Beide
Durch des Himmels Glanz und Wonnen,
Sie, aufblickend, ungeblendet,
Zu der Sonne aller Sonnen;
Er, die Augen hingewendet
Nach der Freundin Angeſichte,
Das, verklärt, ihn ſchauen ließ
Abglanz von dem ew'gen Lichte.
Einem göttlichen Gedicht
Hat er Alles einverleibet,
Mit ſo ew'gen Feuerzügen,
Wie der Blitz in Felſen ſchreibet.
Ja! mit Fug wird dieſer Sänger
Als der Göttliche verehret,
Dante, welchem ird'ſche Liebe
Sich zu himmliſcher verkläret.

Liebesklagen.

1. Der Student.

Als ich einſt bei Salamanka
  Früh in einem Garten ſaß
  Und beim Schlag der Nachtigallen
  Emſig im Homerus las:
Wie in glänzenden Gewanden
  Helena zur Zinne trat
  Und ſo herrlich ſich erzeigte
  Dem trojaniſchen Senat,
Daß vernehmlich Der und Jener
  Brummt' in ſeinen grauen Bart:
  „Solch ein Weib ward nie geſehen,
  Traun, ſie iſt von Götterart!“
Als ich ſo mich ganz vertiefet,
  Wußt' ich nicht, wie mir geſchah:
  In die Blätter fuhr ein Wehen,
  Daß ich ſtaunend um mich ſah.
Auf benachbartem Balkone,
  Welch ein Wunder ſchaut' ich da!
  Dort in glänzenden Gewanden
  Stand ein Weib wie Helena,
Und ein Graubart ihr zur Seite,
  Der ſo ſeltſam freundlich that,
  Daß ich ſchwören möcht', er wäre
  Von der Troer hohem Rath.

Doch ich ſelbſt ward ein Achäer,
Der ich nun ſeit jenem Tag
Vor dem feſten Gartenhauſe,
Einer neuen Troja, lag.
Um es unverblümt zu ſagen:
Manche Sommerwoch' entlang
Kam ich dorthin jeden Abend
Mit der Laut' und mit Geſang,
Klagt' in mannigfachen Weiſen
Meiner Liebe Qual und Drang,
Bis zuletzt vom hohen Gitter
Süße Antwort niederklang.
Solches Spiel mit Wort und Tönen
Trieben wir ein halbes Jahr,
Und auch dieß war nur vergönnet,
Weil halbtaub der Vormund war.
Hub er gleich ſich oft vom Lager,
Schlaflos, eiferſüchtig bang,
Blieben doch ihm unſre Stimmen
Ungehört, wie Sphärenklang.
Aber einſt, die Nacht war ſchaurig,
Sternlos, finſter wie das Grab,
Klang auf das gewohnte Zeichen
Keine Antwort mir herab.
Nur ein alt zahnloſes Fräulein
Ward von meiner Stimme wach,
Nur das alte Fräulein Echo
Stöhnte meine Klagen nach.
Meine Schöne war verſchwunden,
Leer die Zimmer, leer der Saal,

Leer der blumenreiche Garten,
Rings verödet Berg und Thal.
Ach! und nie hatt' ich erfahren
Ihre Heimath, ihren Stand,
Weil ſie, Beides zu verſchweigen
Angelobt mit Mund und Hand.
Da beſchloß ich, ſie zu ſuchen,
Nah und fern, auf irrer Fahrt.
Den Homeros ließ ich liegen,
Nun ich ſelbſt Ulyſſes ward.
Nahm die Laute zur Gefährtin
Und vor jeglichem Altan,
Unter jedem Gitterfenſter
Frag' ich leis mit Tönen an;
Sing' in Stadt und Feld das Liedchen,
Das im Salamanker Thal
Jeden Abend ich geſungen
Meiner Liebſten zum Signal;
Doch die Antwort, die erſehnte,
Tönet nimmermehr und ach!
Nur das alte Fräulein Echo
Reiſt zur Qual mir ewig nach.

2. Der Jäger.

Als ich einsmals in den Wäldern
Hinter einer Eiche ſtand,
Lauernd, oft mich vorwärts legend,
Auch die Büchſe ſchon zur Hand:

Da vernahm ich leichtes Rauſchen,
Und mein Hühnerhund ſchlug an,
Fertig hielt ich gleich die Büchſe,
Paßte mit geſpanntem Hahn:
Sieh! da kam nicht Reh noch Haſe,
Kam ein Wild von ſchönrer Art,
Trat ein Mägdlein aus den Büſchen,
Jung und friſch, und lind und zart.
So von ſeltſamen Gewalten
Ward ich plötzlich übermannt,
Daß ich faſt vor eitel Liebe
Auf die Schönſte losgebrannt.
Immer geh' ich nun den Fährten
Dieſes edlen Wildes nach
Und vor ſeinem Lager ſteh' ich
Jeden Abend auf der Wach'.
Um es unverblümt zu ſagen:
Vor der Lieblichſten Altan
Steh' ich pflichtlich jeden Abend,
Blicke traurig ſtill hinan.
Doch von ſolcher ſtummen Klage
Wird ihr gleich die Zeit zu lang,
Lieder will ſie, ſüße Weiſen,
Flötentöne, Lautenklang.
Ach! das iſt ein künſtlich Locken,
Drin ich Waidmann nichts vermag,
Nur den Kukucksruf verſtehend
Und den ſchlichten Wachtelſchlag.

Bertran de Born.

Droben auf dem ſchroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr ſteht gefeſſelt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamſt du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

Steht vor mir, der ſich gerühmet
In vermeſſner Pralerei:
Daß ihm nie mehr, als die Hälfte
Seines Geiſtes nöthig ſey?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf' den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!“

„Wie du ſagſt, mein Herr und König!
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

Deine Tochter ſaß im Saale
Feſtlich, eines Herzogs Braut,
Und da ſang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,
Sang, was einſt ihr Stolz geweſen,
Ihres Dichters Sehnſuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeſchmeide
Ganz von Thränen war bethaut.

Aus des Oelbaums Schlummerſchatten
Fuhr dein beſter Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgeſängen
Ich beſtürmen ließ ſein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor.

Blutend lag er mir im Arme,
Nicht der ſcharfe, kalte Stahl —
Daß er ſterb' in deinem Fluche,
Das war ſeines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
Ueber Meer, Gebirg und Thal,
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe,
Blieb mir Saite nicht, noch Schaft.

Leicht haſt du den Arm gebunden,
Seit der Geiſt mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hatt' er noch ſich aufgerafft.“

Und der König ſenkt die Stirne:
„Meinen Sohn haſt du verführt,
Haſt der Tochter Herz verzaubert,
Haſt auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten!
Die, verzeihend, ihm gebührt.
Weg die Feſſeln! Deines Geiſtes
Hab' ich einen Hauch verſpürt.“

◆

Der Waller.

Auf Galliciens Felſenſtrande
Ragt ein heil'ger Gnadenort,
Wo die reine Gottesmutter
Spendet ihres Segens Hort.
Dem Verirrten in der Wildniß
Glänzt ein goldner Leitſtern dort,
Dem Verſtürmten auf dem Meere
Oeffnet ſich ein ſtiller Port.

Rührt ſich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach;
In den Städten, in den Klöſtern
Werden alle Glocken wach.
Und es ſchweigt die Meereswoge,
Die noch kaum ſich tobend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder
Bis er leis ſein Ave ſprach.

An dem Tage, da man feiert
Der Geprieſ'nen Himmelfahrt,
Wo der Sohn, den ſie geboren,
Sich als Gott ihr offenbart:
Da, in ihrem Heiligthume,
Wirkt ſie Wunder mancher Art;
Wo ſie ſonſt im Bild nur wohnet,
Fühlt man ihre Gegenwart.

Bunte Kreuzesfahnen ziehen
Durch die Felder ihre Bahn,
Mit bemalten Wimpeln grüßet
Jedes Schiff und jeder Kahn.
Auf dem Felſenpfade glimmen
Waller, feſtlich angethan;
Eine volle Himmelsleiter,
Steigt der ſchroffe Berg hinan.

Doch den heitern Pilgern folgen
Andre, baarfuß und beſtaubt,
Angethan mit bärnen Hemden,
Aſche tragend auf dem Haupt;
Solche ſind's, die der Gemeinſchaft
Frommer Chriſten ſind beraubt,
Denen nur am Thor der Kirche
Hinzuknieen iſt erlaubt.

Und nach Allen keuchet Einer,
Deſſen Auge troſtlos irrt,
Den die Haare wild umflattern,
Dem ein langer Bart ſich wirrt;
Einen Reif von roſt'gem Eiſen
Trägt er um den Leib geſchirrt,
Ketten auch um Arm' und Beine,
Daß ihm jeder Tritt erklirrt.

Weil erſchlagen er den Bruder
Einſt in ſeines Zornes Haß,
Ließ er aus dem Schwerte ſchmieden
Jenen Ring, der ihn umfaßt.

Fern vom Heerde, fern vom Hofe,
Wandert er und will nicht Raſt,
Bis ein himmliſch Gnadenwunder
Sprenget ſeine Kettenlaſt.

Trüg' er Sohlen auch von Eiſen,
Wie er wallet ohne Schuh,
Lange hätt' er ſie zertreten,
Und noch ward ihm nirgend Ruh.
Nimmer findet er den Heil'gen,
Der an ihm ein Wunder thu';
Alle Gnadenbilder ſucht er,
Keines winkt ihm Frieden zu.

Als nun der den Fels erſtiegen
Und ſich an der Pforte neigt,
Tönet ſchon das Abendläuten,
Dem die Menge betend ſchweigt.
Nicht betritt ſein Fuß die Hallen,
Drin der Jungfrau Bild ſich zeigt,
Farbenhell im Stral der Sonne,
Die zum Meere niederſteigt.

Welche Glut iſt ausgegoſſen
Ueber Wolken, Meer und Flur!
Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Roſenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine ſelbſt hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

Alle Pilger gehn getröſtet,
Nur der Eine rührt ſich nicht,
Liegt noch immer an der Schwelle,
Mit dem bleichen Angeſicht.
Feſt noch ſchlingt um Leib und Glieder
Sich der Feſſeln ſchwer Gewicht;
Aber frei iſt ſchon die Seele,
Schwebet in dem Meer von Licht.

* * *

Unſtern.

Unſtern, dieſem guten Jungen,
Hat es ſeltſam ſich geſchickt,
Manches wär' ihm faſt gelungen,
Manches wär' ihm ſchier geglückt.
Alle Glückesſtern' im Bunde
Hätten weihend ihm gelacht,
Wenn die Mutter eine Stunde
Früher ihn zur Welt gebracht.

Waffenruhm und Heldenehre
Hätten zeitig ihm geblüht,
War doch in dem ganzen Heere
Keiner ſo von Muth erglüht:
Nur als ſchon in wilden Wogen
Seine Schaar zum Sturme drang,
Kam ein Bote hergeflogen,
Der die Friedensfahne ſchwang.

Nah iſt Unſterns Hochzeitfeier,
Hold und ſittig glüht die Braut;
Sieh! da kommt ein reichrer Freier,
Der die Eltern baß erbaut.
Dennoch hätte die Geraubte
Ihn als Wittwe noch beglückt,
Wäre nicht der Todtgeglaubte
Plötzlich wieder angerückt.

Reich wär Unſtern noch geworden
Mit dem Gut der neuen Welt,
Hätte nicht ein Sturm aus Norden
Noch im Port das Schiff zerſchellt.
Glücklich war er ſelbſt entſchwommen,
Einer Planke hatt' er's Dank,
Hatte ſchon den Strand erklommen,
Glitt zurück noch und verſank.

In den Himmel, ſonder Zweifel,
Würd' er gleich gekommen ſeyn,
Liefe nicht ein dummer Teufel
Juſt ihm in den Weg hinein.
Teufel meint, es ſey die Seele,
Die er eben holen ſoll,
Packt den Unſtern an der Kehle,
Rennt mit ihm davon wie toll.

Da erſcheint ein lichter Engel
Rettend aus dem Nebelduft,
Donnert flugs den ſchwarzen Bengel
In die tiefſte Höllenkluft,
Schwebt der goldnen Himmelsferne
Mit dem armen Unſtern zu,
Ueber gut' und böſe Sterne
Führt er den zur ew'gen Ruh.

Der Ring.

Es ging an einem Morgen
Ein Ritter über die Au'.
Er dacht' in bangen Sorgen
An die allerſchönſte Frau.

„Mein werthes Ringlein golden!
Verkünde du mir frei,
Du Pfand von meiner Holden,
Wie ſteht es mit ihrer Treu?“

Wie er's betrachten wollte,
Vom Finger es ihm ſprang,
Das Ringlein hüpft' und rollte
Den Wieſenrain entlang.

Er will mit ſchnellen Händen
Es haſchen auf der Au',
Doch goldne Blumen ihn blenden
Und Gräſer, betropft von Thau.

Ein Falk' es gleich erlauſchte,
Der auf der Linde ſaß,
Vom Wipfel er niederrauſchte,
Er holt' es aus dem Gras.

Mit mächtigem Gefieder
Er in die Luft ſich ſchwang.
Da wollten ſeine Brüder
Ihm rauben den goldenen Fang.

Doch keiner gewann's von allen,
Das Ringlein fiel aus der Höh'.
Der Ritter ſah es fallen
In einen tiefen See.

Die Fiſchlein hüpften munter,
Zu haſchen den goldnen Tand;
Das Ringlein ſank hinunter,
Bis es den Blicken ſchwand.

„O Ringlein! auf den Triften,
Da äſſen dich Gras und Blum';
O Ringlein! in den Lüften,
Da tragen die Vögel dich um.

O Ringlein! in Waſſers Grunde,
Da haſchen die Fiſche dich frei.
Mein Ringlein! iſt das die Kunde,
Die Kunde von Liebchens Treu?“

◆

Die drei Schlöſſer.

Drei Schlöſſer ſind in meinem Gaue,
Die ich mit Liebe ſtets beſchaue;
Und ich, der wohlbeſtellte Sänger,
Durch Feld und Wald der raſche Gänger,
Wie ſollt' ich ſchweigen von den Dreien,
Die ſich dem Gau zum Schmucke reihen?

Das erſt' iſt kaum ein Schloß zu nennen,
An wenig Trümmern zu erkennen,
Verſunken dort am Waldeshange,
Sein Name ſelbſt verſchollen lange,
Denn ſeit nicht mehr die Thürme ragen,
Verging nach ihm der Wandrer Fragen.
Doch ſchreckt dich nicht durch Waldes Dichte
Der Zweige ſchlagen in's Geſichte:
Dort, wo des Beiles Schläge fallen,
Einſame Waldhornklänge hallen,
Dort kannſt du Wundermähr' erfragen
Von Mauern, welche nicht mehr ragen.
Ja! ſetzeſt du im Mondenſcheine
Dich auf's verfallene Geſteine:
So wird die Kund', auch unerbeten,
Dir vor die ſtille Seele treten.

Das zweite meines Dreivereines,
Es ſcheint ein Schloß, doch iſt es keines.

Du ſiehſt vom hohen Bergesrücken
Es ſtolz im Sonnenſtrale blicken,
Mit Thürmen und mit Zinnen prangen,
Mit tiefem Graben rings umfangen,
Voll Heldenbilder aller Orte,
Zween Marmorlöwen an der Pforte:
Doch drinnen iſt es öd' und ſtille,
Im Hofe hohes Gras in Fülle,
Im Graben quillt das Waſſer nimmer,
Im Haus iſt Treppe nicht, noch Zimmer,
Ringsum die Epheuranken ſchleichen,
Zugvögel durch die Fenſter ſtreichen.
Dort ſaßen mit der goldnen Krone
Voreinſt die Herrſcher auf dem Throne,
Von dortaus zogen einſt die Helden,
Von denen die Geſchichten melden.
Die Herrſcher ruhn in Gräberhallen,
Die Helden ſind im Kampf gefallen;
Verhallet war der Burg Getümmel,
Da fuhr ein Feuerſtral vom Himmel,
Der reiche Schatz verging in Flammen,
Gemach und Treppe fiel zuſammen.
Inwendig ward das Schloß verheeret,
Doch außen blieb es unverſehret.
Sobald erloſch der Edeln Orden,
Iſt auch ihr Haus verödet worden.
Doch wie noch die Geſchichten melden
Der Herrſcher Namen und der Helden:
So ſieht man auch die Thürm' und Mauern
Mit ihren Heldenbildern dauern.

Auch wird noch ferner manch Jahrhundert
Das hohe Denkmal ſchaun verwundert
Und jenes Schloß auf Berges Rücken
Verklärt im Sonnenſtral erblicken.

Dann zwiſchen beiden in der Mitte,
Ein luſtig Schlößlein, ſteht das dritte;
Nicht ſtolz auf Berges Gipfel oben,
Doch auf dem Hügel, ſanft gehoben;
Nicht in des Waldes finſtern Räumen,
Doch unter friſchen Blüthenbäumen;
Mit blanken Mauern, rothen Ziegeln,
Mit Fenſtern, die wie Sonnen ſpiegeln.
Es iſt zu klein für die Geſchichte,
Zu jung für Sagen und Gedichte.
Doch ich, der wohlbeſtellte Sänger,
Durch Feld und Wald der raſche Gänger,
Ich ſorge redlich, daß nicht länger
Das Schlößlein bleibe ſonder Kunde.
Zur Morgen- und zur Abendſtunde
Umwandl' ich es mit meiner Laute,
Und wenn dann Klelia, die Traute,
An's Fenſter tritt mit holdem Grüßen:
So will in mir die Hoffnung ſprießen,
Daß eine Kunde, drin Geſchichte
Sich ſchön verwoben mit Gedichte,
Daß ſolche Kunde bald beginne
Von Klelia's und Sängers Minne.

Graf Eberhards Weißdorn.

Graf Eberhard im Bart
Vom Würtemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
Zu Paläſtina's Strand.

Daſelbſt er einsmal ritt
Durch einen friſchen Wald;
Ein grünes Reiß er ſchnitt
Von einem Weißdorn bald.

Er ſteckt' es mit Bedacht
Auf ſeinen Eiſenhut;
Er trug es in der Schlacht
Und über Meeres Flut.

Und als er war daheim
Er's in die Erde ſteckt,
Wo bald manch neuen Keim
Der milde Frühling weckt.

Der Graf, getreu und gut,
Beſucht' es jedes Jahr,
Erfreute dran den Muth,
Wie es gewachſen war.

Der Herr war alt und laß,
Das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals ſaß
Der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung, hoch und breit,
Mit ſanftem Rauſchen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land.

◆

Die Ulme zu Hirſau.

Zu Hirſau, in den Trümmern,
Da wiegt ein Ulmenbaum,
Friſchgrünend, ſeine Krone
Hoch über'm Giebelſaum.

Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Kloſterbau,
Er wölbt ſich ſtatt des Daches
Hinaus in Himmelsblau.

Weil des Gemäuers Enge
Ihm Luft und Sonne nahm,
So trieb's ihn hoch und höher,
Bis er zum Lichte kam.

Es ragen die vier Wände,
Als ob ſie nur beſtimmt
Den kühnen Wuchs zu ſchirmen,
Der zu den Wolken klimmt.

Wenn dort im grünen Thale
Ich einſam mich erging,
Die Ulme war's, die hehre,
Woran mein Sinnen hing.

Wenn in dem dumpfen, ſtummen
Getrümmer ich gelauſcht,
Da hat ihr reger Wipfel
Im Windesflug gerauſcht.

Ich ſah ihn oft erglühen
Im erſten Morgenſtral;
Ich ſah ihn noch erleuchtet,
Wann ſchattig rings das Thal.

Zu Wittenberg, im Kloſter,
Wuchs auch ein ſolcher Strauß
Und brach mit Rieſenäſten
Zum Klauſendach hinaus.

O Stral des Lichts! du bringeſt
Hinab in jede Gruft.
O Geiſt der Welt! du ringeſt
Hinauf in Licht und Luft.

Münſterſage.

Am Münſterthurm, dem grauen,
Da ſieht man, groß und klein,
Viel Namen eingehauen,
Geduldig trägt's der Stein.

Einſt klomm die luſt'gen Schnecken
Ein Muſenſohn heran,
Sah aus nach allen Ecken
Hub dann zu meißeln an.

Von ſeinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf;
Den Thurm durchfährt ein Zittern
Vom Grundſtein bis zum Knauf.

Da zuckt in ſeiner Grube
Erwin's, des Meiſters, Staub,
Da hallt die Glockenſtube,
Da rauſcht manch ſteinern Laub.

Im großen Bau ein Gähren,
Als wollt' er wunderbar
Aus ſeinem Stamm gebären
Was unvollendet war! —

Der Name war geſchrieben,
Von Wenigen gekannt;
Doch iſt er ſtehn geblieben
Und längſt mit Preis genannt.

Wer iſt noch, der ſich wundert,
Daß Ihm der Thurm erdröhnt,
Dem nun ein halb Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt? *)

---

*) Auf der Plattform des Straßburger Münſters ſteht unter vielen auch Göthe's Name, von ſeinen akademiſchen Jahren her, eingehauen.

Das Reh.

Es jagt' ein Jäger früh am Tag
Ein Reh durch Wälder und Auen,
Da ſah er aus dem Gartenhag
Ein roſig Mägdlein ſchauen.

Was iſt geſchehn dem guten Pferd?
Hat es den Fuß verletzet?
Was iſt geſcheh'n dem Jäger werth,
Daß er nicht mehr ruft und hetzet?

Das Rehlein rennet immer noch
Ueber Berg und Thal ſo bange.
Halt an, du ſeltſam Thierlein, doch
Der Jäger vergaß dich lange.

Der weiße Hirſch.

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birſch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirſch.

Sie legten ſich unter den Tannenbaum,
Da hatten die Drei einen ſeltſamen Traum.

Der Erſte.

Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Buſch,
Da rauſchte der Hirſch heraus, huſch, huſch!

Der Zweite.

Und als er ſprang mit der Hunde Geklaff,
Da brannt' ich ihn auf das Fell, piff paff!

Der Dritte.

Und als ich den Hirſch an der Erde ſah,
Da ſtieß ich luſtig in's Horn, trara!

So lagen ſie da und ſprachen, die Drei,
Da rannte der weiße Hirſch vorbei.

Und eh' die drei Jäger ihn recht geſehn,
So war er davon über Tiefen und Höhn.

Huſch huſch! piff paff! trara!

Die Jagd von Wincheſter.

König Wilhelm hatt' ein' ſchweren Traum,
Vom Lager ſprang er auf,
Wollt' jagen dort in Wincheſters Wald,
Rief ſeine Herrn zuhauf.

Und als ſie kamen vor den Wald,
Da hält der König ſtill,
Giebt Jedem einen guten Pfeil,
Wer jagen und birſchen will.

Der König kömmt zur hohen Eich',
Da ſpringt ein Hirſch vorbei,
Der König ſpannt den Bogen ſchnell,
Doch die Sehne reißt entzwei.

Herr Titan beſſer treffen will,
Herr Titan drückt wohl ab,
Er ſchießt dem König mitten in's Herz
Den Pfeil, den er ihm gab.

Herr Titan fliehet durch den Wald,
Flieht über Land und Meer,
Er flieht wie ein geſcheuchtes Wild,
Find't nirgends Ruhe mehr.

Prinz Heinrich ritt im Wald umher,
Viel Reh' und Haſen er fand:
„Wohl träf' ich gern ein edler Wild
Mit dem Pfeil von Königs Hand.“

Da reiten ſchon in ernſtem Zug
Die hohen Lords heran,
Sie melden ihm des Königs Tod,
Sie tragen die Kron' ihm an.

„Auf dieſer trauervollen Jagd
Euch reiche Beute ward,
Ihr habt erjagt, gewalt'ger Herr!
Den edeln Leopard.“

Harald.

Vor ſeinem Heergefolge ritt
Der kühne Held Harald.
Sie zogen in des Mondes Schein
Durch einen wilden Wald.

Sie tragen manch' erkämpfte Fahn',
Die hoch im Winde wallt,
Sie ſingen manches Siegeslied,
Das durch die Berge hallt.

Was rauſchet, lauſchet im Gebüſch?
Was wiegt ſich auf dem Baum?
Was ſenket aus den Wolken ſich
Und taucht aus Stromes Schaum?

Was wirft mit Blumen um und um?
Was ſingt ſo wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reihn?
Schwingt auf die Roſſe ſich?

Was koſt ſo ſanft und küßt ſo ſüß?
Und hält ſo lind umfaßt?
Und nimmt das Schwert, und zieht vom Roß,
Und läßt nicht Ruh noch Raſt?

Es iſt der Elfen leichte Schaar;
Hier hilft kein Widerſtand.
Schon ſind die Krieger all dahin,
Sind all im Feenland.

Nur er, der Beſte, blieb zurück,
Der kühne Held Harald.
Er iſt vom Wirbel bis zur Sohl'
In harten Stahl geſchnallt.

All ſeine Krieger ſind entrückt,
Da liegen Schwert und Schild,
Die Roſſe, ledig ihrer Herrn,
Sie gehn im Walde wild.

In großer Trauer ritt von dann
Der ſtolze Held Harald,
Er ritt allein im Mondenſchein
Wohl durch den weiten Wald.

Vom Felſen rauſcht es friſch und klar,
Er ſpringt vom Roſſe ſchnell,
Er ſchnallt vom Haupte ſich den Helm
Und trinkt vom kühlen Quell.

Doch wie er kaum den Durſt geſtillt,
Verſagt ihm Arm und Bein;
Er muß ſich ſetzen auf den Fels,
Er nickt und ſchlummert ein.

Er ſchlummert auf demſelben Stein
Schon manche hundert Jahr',
Das Haupt geſenket auf die Bruſt,
Mit grauem Bart und Haar.

Wann Blitze zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbraust im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald.

Die Elfen.

Erſte.

Kommt herbei, ihr luſt'gen Schweſtern!
Seht! ein holdes Erdenkind!
Sputet euch, bevor ſie fliehet!
Solch ein Herzchen iſt geſchwind.

Alle.

Mädchen, komm zum Elfentanze,
Komm im Mond- und Sternenglanze!

Zweite.

Traun! du biſt ein leichtes Liebchen,
Wiegſt nicht über fünfzig Pfund,
Haſt ein kleines, flinkes Füßchen;
Tanze mit uns in die Rund'!

Dritte.

Kannſt wohl frei in Lüften ſchweben
Bis man eben drei gezählt,
Stampfſt zuweilen kaum ein wenig,
Daß man nicht den Takt verfehlt.

Alle.

Zürne nicht, du flinke Kleine,
Tanze friſch im Mondenſcheine!

Vierte.

Trautes Liebchen! kannſt du lachen?
Weinſt du gern im Mondenſchein?
Weine nur, ſo wirſt du ſchmelzen,
Bald ein leichtes Elfchen ſeyn!

Fünfte.

Sprich! iſt auch dein Fleiß zu loben?
Iſt dir keine Arbeit fremd?
Iſt dein Brautbett ſchon gewoben?
Spinnſt du ſchon für's Todtenhemd?

Sechste.

Kennſt du auch die große Lehre
Von der Butter und dem Schmalz?
Spürſt du in den Fingerſpitzen:
Wieviel Pfeffer, wieviel Salz?

Alle.

Liebchen, laß uns immer fragen!
Darfſt uns keine Antwort ſagen.

Siebente.

Haſt du nichts auf dem Gewiſſen,
Wie ſo manches arme Kind,
Von verſtohlnen ſüßen Küſſen,
Welches große Sünden ſind?

Achte.

Oder biſt du ſchon ein Bräutchen,
Haſt 'nen Bräutigam ſo treu,
Der dich darf ſpazieren führen
Nachmittags von Eins bis Zwei?

Neunte.

Haſt du einen Ring am Finger,
Schwer von Gold, mit Stein geſchmückt?
Das iſt ächte Lieb' und Treue,
Wenn es recht am Finger drückt.

Zehnte.

Liebchen! biſt noch immer böſe?
Haſt du ſo ein hitzig Blut?
Mußt dir's Zürnen abgewöhnen,
Iſt nicht für die Ehe gut.

Alle.

Liebchen, friſch zum Elfentanze!
Auf im Mond- und Sternenglanze!

Merlin der Wilde.

Du ſendeſt, Freund, mir Lieder
Voll friſcher Waldesluſt,
Du regteſt gerne wieder
Auch mir die Dichterbruſt.
Du zeigſt an ſchatt'ger Halde
Mir den beſchilften See,
Du lockeſt aus dem Walde
Zum Bad ein ſcheues Reh.

Ob einem alten Buche
Bring' ich die Stunden hin,
Doch fürchte nicht, ich ſuche
Mir trockne Blüthen drin!
Durch ſeine Zeilen windet
Ein grüner Pfad ſich weit
In's Feld hinaus und ſchwindet
In Waldeseinſamkeit.

Da ſitzt Merlin der Wilde
Am See, auf moos'gem Stein,
Und ſtarrt nach ſeinem Bilde
Im dunkeln Widerſchein.
Er ſieht, wie er gealtet
Im trüben Weltgewühl;
Hier, in der Wildniß, waltet
Ihm neuer Kraft Gefühl.

Vom Grün, das um ihn thauet,
Iſt ihm der Blick geſtärkt,
Daß er Vergangnes ſchauet
Und Künftiges ermerkt.
Der Wald, in nächt'ger Stunde,
Hat um ſein Ohr gerauſcht,
Daß es in ſeinem Grunde
Den Geiſt der Welt erlauſcht.

Das Wild, das um ihn weilet,
Dem ſtillen Gaſte zahm,
Es ſchrickt empor, enteilet,
Weil es ein Horn vernahm.
Von raſchem Jägertroſſe
Wird er hinweggeführt,
Fern zu des Königs Schloſſe,
Der längſt nach ihm geſpürt.

„Geſegnet ſey der Morgen,
Der dich in's Haus mir bringt,
Den Mann, der, uns verborgen,
Den Thieren Weisheit ſingt!
Wohl möchten wir erfahren,
Was jene Sprüche werth,
Die dich ſeit manchen Jahren
Der Waldesſchatten lehrt.

Nicht um den Lauf der Sterne
Heb' ich zu fragen an,
Am Kleinen prüft' ich gerne,
Wie es um dich gethan.

Du kommſt in dieſer Frühe
Mir ein Geruf'ner her,
Du löſeſt ohne Mühe,
Wovon das Haupt mir ſchwer.

Dort, wo die Linden düſtern,
Vernahm ich dieſe Nacht
Ein Plaudern und ein Flüſtern,
Wie wenn die Liebe wacht.
Die Stimmen zu erkunden,
Lauſcht' ich herab vom Wall,
Doch wähnt' ich ſie gefunden,
So ſchlug die Nachtigall.

Nun frag' ich dich, o Meiſter,
Wer bei den Linden war?
Dir machen deine Geiſter
Geheimes offenbar,
Dir ſingt's der Vögel Kehle,
Die Blätter ſäuſeln's dir;
Sprich ohne Scheu, verhehle
Nichts, was du ſchaueſt, mir!“

Der König ſteht umgeben
Von ſeinem Hofgeſind,
Zu Morgen grüßt' ihn eben
Sein roſenblühend Kind.
Merlin, der unerſchrocken
Den Kreis gemuſtert hat,
Nimmt aus der Jungfrau Locken
Ein zartes Lindenblatt.

„Laß mich dieß Blatt dir reichen,
Lies, Herr, was es dir ſagt!
Wem nicht an ſolchem Zeichen
Genug, der ſey befragt:
Ob er in Königshallen
Je Blätter regnen ſah?
Wo Lindenblätter fallen
Da iſt die Linde nah.

Du haſt, o Herr, am Kleinen
Mein Wiſſen heut' erprobt,
Mög' es dir ſo erſcheinen,
Daß man es billig lobt!
Löſt' ich aus einem Laube
Dein Räthſel dir ſo bald,
Viel größ're löſt, das glaube!
Der dichtbelaubte Wald.“

Der König ſteht und ſchweiget,
Die Tochter glüht von Schaam.
Der ſtolze Seher ſteiget
Hinab, von wo er kam.
Ein Hirſch, den wohl er kennet,
Harrt vor der Brücke ſein,
Und nimmt ihn auf und rennet
Durch Feld und Strom waldein. —

Verſunken lag im Mooſe
Merlin, doch tönte lang
Aus einer Waldkluft Schooße
Noch ſeiner Stimme Klang.

Auch dort iſt längſt nun Friede;
Ich aber zweifle nicht,
Daß, Freund, aus deinem Liede
Merlin der Wilde ſpricht.

Die Bildſäule des Bacchus.

Kalliſthenes, ein Jüngling zu Athen,
Kam einſt, nach einer durchgeſchwärmten Nacht,
Den welken Epheukranz um's wilde Haar,
Hintaumelnd in der Dämmerung, nach Haus,
Er ſelber, wie die Dämm'rung, wüſt und bleich.
Als nun der Diener nach dem Schlafgemach
Ihm leuchtet durch den hohen Säulengang,
Da tritt mit Eins im vollen Fackelſchein
Des Bacchus göttlich Marmorbild hervor,
Von ſchöpferiſcher Meiſterhand geformt.
In Jugendfülle hebt ſich die Geſtalt,
Aus reichem, lang hinwallendem Gelock
Erglänzt das feingewölbte Schulternpaar,
Und unter'm Schatten üppigen Geflechts
Von Rebenlaub und ſchwellender Traubenfrucht
Erſcheint das runde, blühende Geſicht.
Erſchrocken fährt Kalliſthenes zurück
Vor der Erſcheinung Herrlichkeit und Glanz,
Ihm iſt, als hätte mit dem Thyrſusſtab
Der Gott die Stirne ſtrafend ihm berührt,
Als ſpräche zürnend der belebte Mund:
„Was ſpuckſt du hier, du wankendes Geſpenſt?
Ereb'ſcher Schatten, kraftlos, ſinnbetäubt!
Du haſt den heil'gen Epheu mir entweiht,

Du nenneſt frevelnd meinen Prieſter dich;
Hinweg von mir! ich kenne deiner nicht.
Ich bin die Fülle ſchaffender Natur,
Die ſich beſonders in dem edeln Blut
Der Rebe reich und göttlich offenbart.
Will euer wüſtes Treiben einen Gott,
So ſucht ihn nicht auf ſonnigem Weingebirg,
Nein! ſucht ihn drunten in des Hades Nacht!“
Der Gott verſtummt, der Fackel Licht erliſcht,
Der Jüngling ſchleicht beſchämt in ſein Gemach,
Er nimmt vom Haupt den welken Epheukranz,
Und ſtill in des Gemüthes Innerſtem
Beſchwöret er ein heiliges Gelübd.

Von den ſieben Zechbrüdern.

Ich kenne ſieben luſt'ge Brüder,
Sie ſind die durſtigſten im Ort,
Die ſchwuren höchlich, niemals wieder
Zu nennen ein gewiſſes Wort,
In keinerlei Weiſe,
Nicht laut und nicht leiſe.

Es iſt das gute Wörtlein: Waſſer,
Darin doch ſonſt kein Arges ſteckt.
Wie kommt's nun, daß die wilden Praſſer
Dieß ſchlichte Wort ſo mächtig ſchreckt?
Merkt auf! ich berichte
Die Wundergeſchichte.

Einſt hörten jene durſt'gen Sieben
Von einem fremden Zechkumpan,
Es ſey am Waldgebirge drüben
Ein neues Wirthshaus aufgethan,
Da fließen ſo reine,
So würzige Weine.

Um einer guten Predigt willen
Hätt' Keiner ſich vom Platz bewegt,
Doch gilt es, Gläſer gut zu füllen,
Dann ſind die Burſche gleich erregt.
„Auf laſſet uns wandern!“
Ruft Einer dem Andern.

Sie wandern rüſtig mit dem Frühen,
Bald ſteigt die Sonne drückend heiß;
Die Zunge lechzt, die Lippen glühen
Und von der Stirne rinnt der Schweiß:
Da rieſelt ſo helle
Vom Felſen die Quelle.

Wie trinken ſie in vollen Zügen!
Doch als ſie kaum den Durſt geſtillt,
Bezeigen ſie ihr Mißvergnügen,
Daß hier nicht Wein, nur Waſſer, quillt:
„O fades Getränke!
O ärmliche Schwenke!“

In ſeine vielverwebnen Gänge
Nimmt jetzt der Wald die Pilger auf,
Da ſtehn ſie plötzlich im Gedränge,
Verworrnes Dickicht hemmt den Lauf;
Sie irren, ſie ſuchen,
Sie zanken, ſie fluchen.

Derweil hat ſich in finſtre Wetter
Die ſchwüle Sonne tief verhüllt,
Schon rauſcht der Regen durch die Blätter,
Es zuckt der Blitz, der Donner brüllt,
Dann kommt es geſtoſſen,
Unendlich ergoſſen.

Bald wird der Forſt zu tauſend Inſeln,
Zahlloſe Ströme brechen vor;
Hier hilft kein Toben, hilft kein Winſeln,
Er muß hindurch, der edle Chor.
O gründliche Taufe!
O köſtliche Traufe!

Vor Alters wurden Menſchenkinder
Verwandelt oft in Quell und Fluß,
Auch unſre ſieben arme Sünder
Bedroht ein gleicher Götterſchluß.
Sie triefen, ſie ſchwellen,
Als würden ſie Quellen.

So, mehr geſchwommen, als gegangen,
Gelangen ſie zum Wald hinaus;
Doch keine Schenke ſehn ſie prangen,
Sie ſind auf gradem Weg nach Haus;
Schon rieſelt ſo helle
Vom Felſen die Quelle.

Da iſt's, als ob ſie rauſchend ſpreche:
„Willkommen, ſaubre Brüderſchaar!
Ihr habt geſchmähet, thöricht Freche!
Mein Waſſer, das euch labend war.
Nun ſeyd ihr getränket,
Daß ihr daran denket.“

So kam es, daß die ſieben Brüder,
Das Waſſer fürchteten hinfort,
Und daß ſie ſchwuren, niemals wieder
Zu nennen das verwünſchte Wort,
In keinerlei Weiſe,
Nicht laut und nicht leiſe.

Junker Rechberger.

Rechberger war ein Junker keck,
Der Kaufleut' und der Wandrer Schreck.
In einer Kirche, verlaſſen,
Da thät er die Nacht verpaſſen.

Und als es war nach Mitternacht,
Da hat er ſich auf den Fang gemacht.
Ein Kaufzug, hat er vernommen,
Wird frühe vorüberkommen.

Sie waren geritten ein kleines Stück,
Da ſprach er: „Reitknecht! reite zurück!
Die Handſchuh hab' ich vergeſſen
Auf der Bahre, da ich geſeſſen.“

Der Reitknecht kam zurück ſo bleich:
„Die Handſchuh hole der Teufel Euch!
Es ſitzt ein Geiſt auf der Bahre;
Es ſtarren mir noch die Haare.

Er hat die Handſchuh angethan
Und ſchaut ſie mit feurigen Augen an,
Er ſtreicht ſie wohl auf und nieder;
Es beben mir noch die Glieder.“

Da ritt der Junker zurück im Flug,
Er mit dem Geiſte ſich tapfer ſchlug,
Er hat den Geiſt bezwungen,
Seine Handſchuh wieder errungen.

Da ſprach der Geiſt mit wilder Gier:
„Und läßt du ſie nicht zu eigen mir,
So leihe mir auf ein Jährlein
Das ſchmucke, ſchmeidige Pärlein!“

„Ein Jährlein ich ſie dir gerne leih',
So kann ich erproben des Teufels Treu.
Sie werden wohl nicht zerplatzen
An deinen dürren Tatzen.“

Rechberger ſprengte von dannen ſtolz,
Er ſtreifte mit ſeinem Knecht im Holz.
Der Hahn hat ferne gerufen,
Da hören ſie Pferdehufen.

Dem Junker hoch das Herze ſchlug,
Des Weges kam ein ſchwarzer Zug
Vermummter Rittersleute;
Der Junker wich auf die Seite.

Und hinten trabt noch Einer daher,
Ein ledig Räpplein führet er,
Mit Sattel und Zeug ſtaffiret,
Mit ſchwarzer Decke gezieret.

Rechberger ritt heran und frug:
„Sag an! wer ſind die Herren vom Zug?
Sag an, traut lieber Knappe!
Wem gehört der ledige Rappe?“

„Dem treueſten Diener meines Herrn,
Rechberger nennt man ihn nah und fern.
Ein Jährlein, ſo iſt er erſchlagen,
Dann wird das Räpplein ihn tragen.“

Der Schwarze ritt den Andern nach,
Der Junker zu ſeinem Knechte ſprach:
„Weh mir! vom Roß ich ſteige,
Es geht mit mir zur Neige.

Iſt dir mein Rößlein nicht zu wild,
Und nicht zu ſchwer mein Degen und Schild:
Nimm's hin dir zum Gewinnſte,
Und brauch es in Gottes Dienſte!“

Rechberger in ein Kloſter ging:
„Herr Abt, ich bin zum Mönche zu ring,
Doch möcht' ich in tiefer Reue
Dem Kloſter dienen als Laie.“

„Du biſt geweſen ein Reitersmann,
Ich ſeh' es dir an den Sporen an,
So magſt du der Pferde walten,
Die im Kloſterſtalle wir halten.“

Am Tag, da ſelbiges Jahr ſich ſchloß,
Da kaufte der Abt ein ſchwarz wild Roß,
Rechberger ſollt' es zäumen,
Doch es thät ſich ſtellen und bäumen.

Es ſchlug den Junker mitten auf's Herz,
Daß er ſank in bitterem Todesſchmerz.
Es iſt im Walde verſchwunden,
Man hat's nicht wieder gefunden.

Um Mitternacht, an Junkers Grab,
Da ſtieg ein ſchwarzer Reitknecht ab,
Einem Rappen hält er die Stangen,
Reithandſchuh am Sattel hangen.

Rechberger ſtieg aus dem Grab herauf,
Er nahm die Handſchuh vom Sattelknauf,
Er ſchwang ſich in Sattels Mitte,
Der Grabſtein diente zum Tritte.

Dieß Lied iſt Junkern zur Lehr' gemacht:
Daß ſie geben auf ihre Handſchuh Acht,
Und daß ſie fein bleiben laſſen,
In der Nacht am Wege zu paſſen.

Der Graf von Greiers.

Der junge Graf von Greiers, er ſteht vor ſeinem Haus,
Er ſieht am ſchönen Morgen weit in's Gebirg hinaus,
Er ſieht die Felſenhörner verklärt im goldnen Stral
Und dämmernd mitten inne das grünſte Alpenthal.

„O Alpe, grüne Alpe! wie zieht's nach dir mich hin!
Beglückt, die dich befahren, Berghirt' und Sennerin!
Oft ſah ich ſonſt hinüber, empfand nicht Leid noch Luſt,
Doch heute dringt ein Sehnen mir in die tiefſte Bruſt.“

Und nah und näher klingen Schallmeien an ſein Ohr,
Die Hirtinnen und Hirten, ſie zieh'n zur Burg empor,
Und auf des Schloſſes Raſen hebt an der Ringeltanz,
Die weißen Aermel ſchimmern, bunt flattern Band und Kranz.

Der Sennerinnen jüngſte, ſchlank, wie ein Maienreis,
Erfaßt die Hand des Grafen, da muß er in den Kreis.
Es ſchlinget ihn der Reigen in ſeine Wirbel ein:
„Hei! junger Graf von Greiers, gefangen mußt du ſeyn!“

Sie raffen ihn von hinnen mit Sprung und Reigenlied,
Sie tanzen durch die Dörfer, wo Glied ſich reiht an Glied,
Sie tanzen über Matten, ſie tanzen durch den Wald,
Bis fernhin auf den Alpen der helle Klang verhallt.

Schon ſteigt der zweite Morgen, der dritte ſchon wird klar:
Wo bleibt der Graf von Greiers? iſt er verſchollen gar?
Und wieder ſinkt zum Abend der ſchwülen Sonne Lauf,
Da donnert's im Gebirge, da ziehn die Wetter auf.

Geborſten iſt die Wolke, der Bach zum Strom geſchwellt,
Und als mit jähem Strale der Blitz die Nacht erhellt,
Da zeigt ſich in den Strudeln ein Mann, der wogt und ringt,
Bis er den Aſt ergriffen und ſich an's Ufer ſchwingt.

„Da bin ich! weggeriſſen aus eurer Berge Schooß,
Im Tanzen und im Schwingen ergriff mich Sturmgetos;
Ihr alle ſeyd geborgen in Hütt' und Felſenſpalt,
Nur mich hat fortgeſchwemmet des Wolkenbruchs Gewalt.

Leb' wohl, du grüne Alpe, mit deiner frohen Schaar!
Lebt wohl, drei ſel'ge Tage, da ich ein Hirte war!
O! nicht bin ich geboren zu ſolchem Paradies,
Aus dem mit Blitzesflamme des Himmels Zorn mich wies.

Du friſche Alpenroſe, rühr' nimmer meine Hand!
Ich fühl's, die kalte Woge, ſie löſcht nicht dieſen Brand.
Du zauberiſcher Reigen, lock' nimmer mich hinaus!
Nimm mich in deine Mauern, du ödes Grafenhaus!“

* * *

Graf Eberſtein.

Zu Speier im Saale, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.

Und als er ſie ſchwingt nun im luſtigen Reigen,
Da flüſtert ſie leiſe, ſie kann's nicht verſchweigen:
„Graf Eberſtein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird dein Schlößlein gefährdet ſeyn.“

Ei! denket der Graf, Euer kaiſerlich' Gnaden,
So habt Ihr mich darum zum Tanze geladen!
Er ſucht ſein Roß,
Läßt ſeinen Troß
Und jagt nach ſeinem gefährdeten Schloß.

Um Eberſteins Veſte da wimmelt's von Streitern,
Sie ſchleichen im Nebel mit Hacken und Leitern.
Graf Eberſtein
Grüßet ſie fein,
Er wirft ſie vom Wall in die Gräben hinein.

Als nun der Herr Kaiſer am Morgen gekommen,
Da meint er, es ſeye die Burg ſchon genommen.
Doch auf dem Wall
Tanzen mit Schall
Der Graf und ſeine Gewappneten all.

„Herr Kaiſer! beſchleicht Ihr ein andermal Schlöſſer,
Thut's Noth, Ihr verſtehet auf's Tanzen Euch beſſer.
Euer Töchterlein,
Tanzet ſo fein,
Dem ſoll meine Veſte geöffnet ſeyn.“

Im Schloſſe des Grafen, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.

Und als er ſie ſchwingt nun im bräutlichen Reigen,
Da flüſtert er leiſe, nicht kann er's verſchweigen:
„Schön Jungfräulein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird ein Schlößlein gefährdet ſeyn.“

Schwäbiſche Kunde.

Als Kaiſer Rothbart lobeſam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüſt und leer.
Daſelbſt erhub ſich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutſche Reitersmann
Hat dort den Trunk ſich abgethan.
Den Pferden war's ſo ſchwach im Magen,
Faſt mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und ſtarker Hand,
Deß Rößlein war ſo krank und ſchwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben
Und koſtet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück,
Da ſprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkiſche Reiter daher,
Die huben an, auf ihn zu ſchießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' ſich nit,
Ging ſeines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ ſich den Schild mit Pfeilen ſpicken
Und thät nur ſpöttlich um ſich blicken,
Bis Einer, dem die Zeit zu lang,

Auf ihn den krummen Säbel ſchwang.
Da wallt dem Deutſchen auch ſein Blut,
Er trifft des Türken Pferd ſo gut,
Er haut ihm ab mit Einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erſt ſein Schwert mit Macht,
Er ſchwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten ſieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken herunterſinken.
Da packt die Andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und Jedem iſt's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeſchnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Chriſtenſchaar,
Die auch zurück geblieben war,
Die ſahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unſer Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiſer vernommen,
Der ließ den Schwaben vor ſich kommen,
Er ſprach: „Sag an, mein Ritter werth!
Wer hat dich ſolche Streich' gelehrt?“
Der Held bedacht' ſich nicht zu lang:
„Die Streiche ſind bei uns im Schwang,
Sie ſind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt ſie halt nur Schwabenſtreiche.“

Die Rache.

Der Knecht hat erſtochen den edeln Herrn,
Der Knecht wär' ſelber ein Ritter gern.

Er hat ihn erſtochen im dunkeln Hain
Und den Leib verſenket im tiefen Rhein.

Hat angeleget die Rüſtung blank,
Auf des Herren Roß ſich geſchwungen frank.

Und als er ſprengen will über die Brück',
Da ſtutzet das Roß und bäumt ſich zurück.

Und als er die güldnen Sporen ihm gab,
Da ſchleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der ſchwere Panzer ihn niederzwingt.

Das Schwert.

Zur Schmiede ging ein junger Held,
Er hatt' ein gutes Schwert beſtellt.
Doch als er's wog in freier Hand,
Das Schwert er viel zu ſchwer erfand.

Der alte Schmied den Bart ſich ſtreicht:
„Das Schwert iſt nicht zu ſchwer noch leicht,
Zu ſchwach iſt Euer Arm, ich mein',
Doch morgen ſoll geholfen ſeyn.“

„Nein, heut! bei aller Ritterſchaft!
Durch meine, nicht durch Feuers Kraft.“
Der Jüngling ſpricht's, ihn Kraft durchdringt,
Das Schwert er hoch in Lüften ſchwingt.

◆

Siegfrieds Schwert.

Jung Siegfried war ein ſtolzer Knab,
Ging von des Vaters Burg herab.

Wollt' raſten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet' ihm manch Ritter werth
Mit feſtem Schild und breitem Schwert.

Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.

Und als er ging im finſtern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.

Da ſah er Eiſen und Stahl genug,
Ein luſtig Feuer Flammen ſchlug.

„O Meiſter, liebſter Meiſter mein!
Laß du mich deinen Geſellen ſeyn!

Und lehr' du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!"

Siegfried den Hammer wohl ſchwingen kunnt,
Er ſchlug den Ambos in den Grund.

Er ſchlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eiſen in Stücke ſprang.

Und von der letzten Eiſenſtang'
Macht' er ein Schwert, ſo breit und lang.

„Nun hab' ich geſchmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andre Ritter werth.

Nun ſchlag' ich wie ein andrer Held
Die Rieſen und Drachen in Wald und Feld.“

Klein Roland.

Frau Berta ſaß in der Felſenkluft,
Sie klagt' ihr bittres Loos.
Klein Roland ſpielt' in freier Luft,
Deß Klage war nicht groß.

„O König Karl, mein Bruder hehr!
O daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr',
Nun zürnſt du ſchrecklich mir.

O Milon! mein Gemahl ſo ſüß!
Die Flut verſchlang mir dich.
Die ich um Liebe Alles ließ,
Nun läßt die Liebe mich.

Klein Roland, du mein theures Kind!
Nun Ehr' und Liebe mir!
Klein Roland, komm herein geſchwind!
Mein Troſt kommt all von dir.

Klein Roland, geh zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speiſ' und Trank,
Und wer dir giebt eine kleine Gab',
Dem wünſche Gottes Dank!“

Der König Karl zur Tafel ſaß
Im goldnen Ritterſaal.
Die Diener liefen ohn' Unterlaß
Mit Schüſſel und Pokal.

Von Flöten, Saitenſpiel, Geſang
Ward jedes Herz erfreut,
Doch reichte nicht der helle Klang
Zu Berta's Einſamkeit.

Und draußen in des Hofes Kreis,
Da ſaßen der Bettler viel,
Die labten ſich an Trank und Speiſ'
Mehr, als am Saitenſpiel.

Der König ſchaut in ihr Gedräng
Wohl durch die offne Thür,
Da drückt ſich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab' herfür.

Des Knaben Kleid iſt wunderbar,
Vierfarb zuſammengeſtückt;
Doch weilt er nicht bei der Bettlerſchaar,
Herauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wär's ſein eigen Haus.
Er hebt eine Schüſſel von Tiſches Mitt'
Und trägt ſie ſtumm hinaus.

Der König denkt: „was muß ich ſehn?
Das iſt ein ſondrer Brauch.“
Doch weil er's ruhig läßt geſchehn,
So laſſen's die Andern auch.

Es ſtund nur an eine kleine Weil',
Klein Roland kehrt in den Saal.
Er tritt zum König hin mit Eil'
Und faßt ſeinen Goldpokal.

„Heida! halt an, du kecker Wicht?“
Der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er ſchaut.

Der König erſt gar finſter ſah,
Doch lachen mußt' er bald.
„Du trittſt in die goldne Halle da
Wie in den grünen Wald.

Du nimmſt die Schüſſel von Königs Tiſch
Wie man Aepfel bricht vom Baum;
Du holſt wie aus dem Brunnen friſch,
Meines rothen Weines Schaum.“

„Die Bäurin ſchöpft aus dem Brunnen friſch,
Die bricht die Aepfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildbrät und Fiſch,
Ihr rothen Weines Schaum.“

„Iſt deine Mutter ſo edle Dam',
Wie du berühmſt, mein Kind!
So hat ſie wohl ein Schloß luſtſam
Und ſtattlich Hofgeſind?

Sag an! wer iſt denn ihr Truchſeß?
Sag an! wer iſt ihr Schenk?“
„Meine rechte Hand iſt ihr Truchſeß,
Meine linke, die iſt ihr Schenk.“

„Sag an! wer ſind die Wächter treu?“
„Mein' Augen blau allſtund.“
„Sag an! wer iſt ihr Sänger frei?“
„Der iſt mein rother Mund.“

„Die Dam' hat wackre Diener, traun!
Doch liebt ſie ſondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuſchaun,
Mit Farben mancherlei.“

„Ich hab' bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat.“

„Die Dame hat, nach meinem Sinn,
Den beſten Diener der Welt.
Sie iſt wohl Bettlerkönigin,
Die offne Tafel hält.

So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe ſeyn.
Wohlauf, drei Damen! auf, drei Herrn!
Führt ſie zu mir herein!“

Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach;
Drei Damen, auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

Es ſtund nur an eine kleine Weil',
Der König ſchaut in die Fern',
Da kehren ſchon zurück mit Eil'
Die Damen und die Herrn.

Der König ruft mit einem Mal:
„Hilf Himmel! ſeh' ich recht?
Ich hab' verſpottet im offnen Saal
Mein eigenes Geſchlecht.

Hilf Himmel! Schweſter Berta, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf Himmel! in meinem Prunkſal reich
Den Bettelſtab in der Hand!“

Frau Berta fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt ſich plötzlich der alte Grimm
Er blickt ſie an ſo wild.

Frau Berta ſenkt die Augen ſchnell,
Kein Wort zu reden ſich traut.
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Oehm begrüßt er laut.

Da ſpricht der König in mildem Ton:
„Steh auf, du Schweſter mein!
Um dieſen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen ſeyn.“

Frau Bertha hebt ſich freudenvoll:
„Lieb Bruder mein! wohlan:
Klein Roland dir vergelten ſoll,
Was du mir Guts gethan.

Soll werden, ſeinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farb' von manchem Reich
In ſeinem Banner und Schild.

Soll greifen in manches Königs Tiſch
Mit ſeiner freien Hand;
Soll bringen zu Heil und Ehre friſch
Sein ſeufzend Mutterland.“

* * *

Roland Schildträger.

Der König Karl ſaß einſt zu Tiſch
Zu Aachen mit den Fürſten,
Man ſtellte Wildbrät auf und Fiſch
Und ließ auch Keinen dürſten.
Viel Goldgeſchirr von klarem Schein,
Manch rothen, grünen Edelſtein
Sah man im Saale leuchten.

Da ſprach Herr Karl, der ſtarke Held:
„Was ſoll der eitle Schimmer?
Das beſte Kleinod dieſer Welt,
Das fehlet uns noch immer.
Dieß Kleinod, hell wie Sonnenſchein,
Ein Rieſe trägt's im Schilde ſein,
Tief im Ardennerwalde.“

Graf Richard, Erzbiſchof Turpin,
Herr Heimon, Naims von Baiern,
Milon von Anglant, Graf Garin
Die wollten da nicht feiern.
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hießen ſatteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Rieſen.

Jung Roland, Sohn des Milon, ſprach:
„Lieb Vater! hört, ich bitte!
Vermeint ihr mich zu jung und ſchwach,
Daß ich mit Rieſen ſtritte,
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen Euern Speer
Sammt Eurem guten Schilde.“

Die ſechs Genoſſen ritten bald
Vereint nach den Ardennen,
Doch als ſie kamen in den Wald,
Da thäten ſie ſich trennen.
Roland ritt hinter'm Vater her;
Wie wohl ihm war, des Helden Speer,
Des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenſchein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen,
Doch fanden ſie den Rieſen nicht
In Felſen und Gehegen.
Zur Mittagsſtund' am vierten Tag
Der Herzog Milon ſchlafen lag
In einer Eiche Schatten.

Roland ſah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Stralen in dem Wald
Die Hirſch' und Reh' aufſcheuchten;
Er ſah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Rieſe, groß und wild,
Vom Berge niederſteigend.

Roland gedacht im Herzen ſein:
„Was iſt das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im beſten Schlaf erwecken?
Es wachet ja ſein gutes Pferd,
Es wacht ſein Speer, ſein Schild und Schwert,
Es wacht Roland, der junge.“

Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milons ſtarkes Waffen,
Die Lanze nahm er in die Hand
Und thät den Schild aufraffen.
Herrn Milons Roß beſtieg er dann
Und ritt ganz ſachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

Und als er kam zur Felſenwand,
Da ſprach der Rieſ' mit Lachen:
Was will doch dieſer kleine Fant
Auf ſolchem Roſſe machen?
Sein Schwert iſt zwier ſo lang als er,
Vom Roſſe zieht ihn ſchier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken.“

Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
Dich reuet noch dein Necken.
Hab' ich die Tartſche lang und breit,
Kann ſie mich beſſer decken;
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Muß eins dem andern helfen.“

Der Rieſe mit der Stange ſchlug,
Auslangend in die Weite,
Jung Roland ſchwenkte ſchnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Rieſen ſchwang,
Doch von dem Wunderſchilde ſprang
Auf Roland ſie zurücke.

Jung Roland nahm in großer Haſt
Das Schwert in beide Hände,
Der Rieſe nach dem ſeinen faßt',
Er war zu unbehende;
Mit flinkem Hiebe ſchlug Roland
Ihm unter'm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

Dem Rieſen ſchwand der Muth dahin,
Wie ihm der Schild entriſſen,
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
Mußt' er mit Schmerzen miſſen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
Doch Roland in das Knie ihn ſtach,
Daß er zu Boden ſtürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter,
Ein großer Strom von Blute lief
In's tiefe Thal hinunter;
Und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach,
Und freute ſich am Glanze.

Dann barg er's unter'm Kleide gut,
Und ging zu einem Quelle,
Da wuſch er ſich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung' Roland,
Dahin, wo er den Vater fand,
Noch ſchlafend bei der Eiche.

Er legt' ſich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe ſelbſt bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgeſprungen:
»Wach auf, wach auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze ſchnell zur Hand,
Daß wir den Rieſen ſuchen!«

Sie ſtiegen auf und eilten ſehr,
Zu ſchweifen in der Wilde,
Roland ritt hinter'm Vater her
Mit deſſen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
Wo Roland jüngſt geſtritten hät,
Der Rieſe lag im Blute.

Roland kaum ſeinen Augen glaubt',
Als nicht mehr war zu ſchauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen,
Nicht mehr des Rieſen Schwert und Speer,
Auch nicht ſein Schild und Harniſch mehr,
Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

Milon beſah den großen Rumpf:
„Was iſt das für 'ne Leiche?
Man ſieht noch am zerhau'nen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Das iſt der Rieſe, frag' ich mehr?
Verſchlafen hab' ich Sieg und Ehr',
Drum muß ich ewig trauern.“ —

Zu Aachen vor dem Schloſſe ſtund
Der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl geſund?
Sie weilen allzu lange.
Doch ſeh ich recht, auf Königswort!
So reitet Herzog Heimon dort,
Des Rieſen Haupt am Speere.“

Herr Heimon ritt in trübem Muth,
Und mit geſenktem Spieße
Legt' er das Haupt, beſprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
Und fünfzig Schritte weiter lag
Des Rieſen Rumpf am Boden.“

Bald auch der Erzbiſchof Turpin
Den Rieſenhandſchuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin,
Er zog ſie aus und lachte:
„Das iſt ein ſchön Reliquienſtück,
Ich bring' es aus dem Wald zurück,
Fand es ſchon zugehauen.“

Der Herzog Naims von Baierland
Kam mit des Rieſen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen, ſtark und lange.
Wohl ſchwitz' ich von dem ſchweren Druck;
Hei! bairiſch Bier, ein guter Schluck,
Sollt' mir gar köſtlich munden!“

Graf Richard kam zu Fuß daher,
Ging neben ſeinem Pferde,
Das trug des Rieſen ſchwere Wehr,
Den Harniſch ſammt dem Schwerte:
„Wer ſuchen will im wilden Tann,
Manch Waffenſtück noch finden kann,
Iſt mir zu viel geweſen.“

Der Graf Garin thät ferne ſchon
Den Schild des Rieſen ſchwingen.
„Der hat den Schild, deß iſt die Kron',
Der wird das Kleinod bringen!“
„Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn!
Das Kleinod hätt' ich gar zu gern,
Doch das iſt ausgebrochen.“

Zuletzt thät man Herrn Milon ſehn,
Der nach dem Schloſſe lenkte,
Er ließ das Rößlein langſam gehn,
Das Haupt er traurig ſenkte.
Roland ritt hinter'm Vater her
Und trug ihm ſeinen ſtarken Speer
Zuſammt dem feſten Schilde.

Doch wie ſie kamen vor das Schloß
Und zu den Herrn geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
Den Zierath in der Mitten;
Das Rieſenkleinod ſetzt' er ein,
Das gab ſo wunderklaren Schein,
Alswie die liebe Sonne.

Und als nun dieſe helle Glut
Im Schilde Milons brannte,
Da rief der König frohgemuth:
„Heil Milon von Anglante!
Der hat den Rieſen übermannt,
Ihm abgeſchlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entriſſen.“

Herr Milon hatte ſich gewandt,
Sah ſtaunend all die Helle:
„Roland! ſag an, du junger Fant!
Wer gab dir das, Geſelle?“
„Um Gott, Herr Vater! zürnt mir nicht,
Daß ich erſchlug den groben Wicht,
Derweil Ihr eben ſchlieſet!“

König Karls Meerfahrt.

Der König Karl fuhr über Meer
Mit ſeinen zwölf Genoſſen,
Zum heil'gen Lande ſteuert' er,
Und ward vom Sturm verſtoßen.

Da ſprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und ſchirmen,
Doch hält mir dieſe Kunſt nicht Stand
Vor Wellen und vor Stürmen.“

Dann ſprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe ſchlagen;
Was hilft mir das, wenn alſo ſtark
Die Wind' und Wellen jagen?“

Herr Oliver war auch nicht froh,
Er ſah auf ſeine Wehre:
„Es iſt mir um mich ſelbſt nicht ſo,
Wie um die Altekläre.“

Dann ſprach der ſchlimme Ganelon,
Er ſprach es nur verſtohlen:
„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' euch der Teufel holen!“

Erzbiſchof Turpin ſeufzte ſehr:
„Wir ſind die Gottesſtreiter;
Komm, liebſter Heiland, über das Meer
Und führ' uns gnädig weiter!“

Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geiſter aus der Hölle!
Ich hab' euch manchen Dienſt gethan,
Jetzt helft mir von der Stelle!“

Herr Naimis dieſen Ausſpruch that:
„Schon Vielen rieth ich heuer,
Doch ſüßes Waſſer und guter Rath
Sind oft zu Schiffe theuer.“

Da ſprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen,
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinſt in's Trockne legen.“

Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
Der fing wohl an zu ſingen:
„Ich wollt', ich wär' ein Vögelein,
Wollt' mich zu Liebchen ſchwingen.“

Da ſprach der edle Graf Garein:
„Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trink' viel lieber den rothen Wein,
Als Waſſer in dem Meere.“

Herr Lambert ſprach, ein Jüngling friſch:
„Gott woll' uns nicht vergeſſen!
Eß' lieber ſelbſt 'nen guten Fiſch,
Statt daß mich Fiſche freſſen.“

Da ſprach Herr Gottfried lobeſan:
„Ich laſſ' mir's halt gefallen,
Man richtet mir nichts anders an,
Als meinen Brüdern allen.“

Der König Karl am Steuer ſaß,
Der hat kein Wort geſprochen,
Er lenkt das Schiff mit feſtem Maaß,
Bis ſich der Sturm gebrochen.

Taillefer.

Normannenherzog Wilhelm ſprach einmal:
„Wer ſinget in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer ſinget vom Morgen bis in die ſpäte Nacht,
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?“

„Das iſt Taillefer, der ſo gerne ſingt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen ſchwingt,
Im Saale, wann er das Feuer ſchüret und facht,
Wann er Abends ſich legt und wann er Morgens erwacht.“

Der Herzog ſprach: „ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht,
Er treibt mein Rad und ſchüret mein Feuer gut,
Und ſinget ſo hell, das höhet mir den Muth.“

Da ſprach der Taillefer: „und wär' ich frei,
Viel beſſer wollt' ich dienen und ſingen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich ſingen und klingen mit Schild und mit Schwert!“

Nicht lange, ſo ritt der Taillefer in's Gefild,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schweſter ſchaute vom Thurm in's Feld,
Sie ſprach: „dort reitet, bei Gott! ein ſtattlicher Held.“

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,
Da ſang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie ſprach: „der ſinget, das iſt eine herrliche Luſt!
Es zittert der Thurm und es zittert mein Herz in der Bruſt.“

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er ſprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei! — rief er — ich faſſ' und ergreife dich, Engelland!“

Als nun das Normannenheer zum Sturme ſchritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab' ich geſungen und Feuer geſchürt,
Manch Jährlein geſungen und Schwert und Lanze gerührt.

Und hab' ich Euch gedient und geſungen zu Dank;
Zuerſt als ein Knecht und dann als ein Ritter frank:
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergönnet mir auf die Feinde den erſten Schlag!“

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Speer,
Er ſang ſo herrlich, das klang über Haſtingsfeld,
Von Roland ſang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erſcholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze ſchwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth,
Der Taillefer ſang und ſchürte das Feuer gut.

Dann ſprengt' er hinein und führte den erſten Stoß,
Davon ein engliſcher Ritter zur Erde ſchoß,
Dann ſchwang er das Schwert und führte den erſten Schlag,
Davon ein engliſcher Ritter am Boden lag.

Normannen ſahen's, die harrten nicht allzu lang,
Sie brachen herein mit Geſchrei und mit Schilderklang.
Hei! ſauſende Pfeile, klirrender Schwerterſchlag!
Bis Harald fiel und ſein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm ſteckte ſein Banner auf's blutige Feld,
Inmitten der Todten ſpannt' er ſein Gezelt,
Da ſaß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland.

„Mein tapfrer Taillefer! komm, trink mir Beſcheid!
Du haſt mir viel geſungen in Lieb und in Leid,
Doch heut im Haſtingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Lebenlang."

Das Nothhemd.

„Ich muß zu Feld, mein Töchterlein,
Und Böſes dräut der Sterne Schein,
Drum ſchaff du mir ein Nothgewand,
Du Jungfrau, mit der zarten Hand!“

„Mein Vater! willſt du Schlachtgewand
Von eines Mägdleins ſchwacher Hand?
Noch ſchlug ich nie den harten Stahl,
Ich ſpinn' und web' im Frauenſaal.“

„Ja! ſpinne, Kind, in heil'ger Nacht,
Den Faden weih der hölliſchen Macht,
Draus web' ein Hemde, lang und weit!
Das wahret mich im blut'gen Streit.“

In heil'ger Nacht, im Vollmondſchein,
Da ſpinnt die Maid im Saal allein.
„In der Hölle Namen!“ ſpricht ſie leis,
Die Spindel rollt in feurigem Kreis.

Dann tritt ſie an den Webeſtuhl
Und wirft mit zager Hand die Spul';
Es rauſcht und ſauſt in wilder Haſt,
Als wöben Geiſterhände zu Gaſt.

Als nun das Heer ausritt zur Schlacht,
Da trägt der Herzog ſondre Tracht:
Mit Bildern, Zeichen, ſchaurig, fremd,
Ein weißes, weites, wallendes Hemd.

Ihm weicht der Feind, wie einem Geiſt,
Wer böt' es ihm, wer ſtellt' ihn dreiſt,
An dem das härteſte Schwert zerſchellt,
Von dem der Pfeil auf den Schützen prellt!

Ein Jüngling ſprengt ihm vor's Geſicht:
„Halt, Würger, halt! mich ſchreckſt du nicht.
Nicht rettet dich die Höllenkunſt,
Dein Werk iſt todt, dein Zauber Dunſt.“

Sie treffen ſich und treffen gut,
Des Herzogs Nothhemd trieſt von Blut;
Sie haun und haun ſich in den Sand
Und Jeder flucht des Andern Hand.

Die Tochter ſteigt hinab in's Feld:
„Wo liegt der herzogliche Held?“
Sie find't die todeswunden Zwei,
Da hebt ſie wildes Klaggeſchrei.

„Biſt du's, mein Kind? Unſel'ge Maid!
Wie ſpanneſt du das falſche Kleid?
Haſt du die Hölle nicht genannt?
War nicht jungfräulich deine Hand?“

„Die Hölle hab' ich wohl genannt,
Doch nicht jungfräulich war die Hand,
Der dich erſchlug, iſt mir nicht fremd,
So ſpann ich, weh! dein Todtenhemd.“

Graf Eberhard der Rauſchebart.

Iſt denn im Schwabenlande verſchollen aller Sang,
Wo einſt ſo hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verſchollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Thaten, der alten Waffen Glanz?

Man liſpelt leichte Liedchen, man ſpitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüſtig Heldenleben längſt auf Beſchwörung lauſcht,
Da trippelt man vorüber und ſchauert, wenn es rauſcht.

Brich denn aus deinem Sarge, ſteig aus dem düſtern Chor
Mit deinem Heldenſohne, du Rauſchebart, hervor! *)
Du ſchlugſt dich unverwüſtlich noch greiſe Jahr' entlang,
Brich auch durch unſre Zeiten mit hellem Schwertesklang!

1. Der Ueberfall im Wildbad.

In ſchönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn,
Die Wälder luſtig grünen, die Gärten blühend ſtehn,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von ſtolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauſchebart.

---

*) Graf Eberhard von Wirtemberg, genannt der Greiner, auch der Rauſchebart († 1392), und deſſen Sohn Ulrich († 1388) ſind im Chor der Stiftskirche zu Stuttgart beigeſetzt.

Mit wenig Edelknechten zieht er in's Land hinaus,
Er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht geht's auf blut'gen Strauß,
In's Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entſpringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greiſe wieder jüngt.

Zu Hirſau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein
Und trinkt bei Orgelſchalle den kühlen Kloſterwein.
Dann geht's durch Tannenwälder in's grüne Thal geſprengt,
Wo durch ihr Felſenbette die Enz ſich rauſchend drängt.

Zu Wildbad an dem Markte, da ſteht ein ſtattlich Haus,
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus.
Dort ſteigt der Graf vom Roſſe, dort hält er gute Raſt,
Den Quell beſucht er täglich, der ritterliche Gaſt.

Wann er ſich dann entkleidet und wenig ausgeruht
Und ſein Gebet geſprochen, ſo ſteigt er in die Flut;
Er ſetzt ſich ſtets zur Stelle, wo aus dem Felſenſpalt
Am heißeſten und vollſten der edle Sprudel wallt.

Ein angeſchoßner Eber, der ſich die Wunde wuſch,
Verrieth vereinſt den Jägern den Quell in Kluft und Buſch,
Nun iſt's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waſchen und zu ſtrecken den narbenvollen Leib.

Da kommt einsmals geſprungen ſein jüngſter Edelknab':
„Herr Graf! es zieht ein Haufe das obre Thal herab.

Sie tragen ſchwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein roth von Golde und einen Eber wild.“

„Mein Sohn! das ſind die Schlegler, die ſchlagen kräftig drein, —
Gieb mir den Leibrock, Junge! — das iſt der Eberſtein,
Ich kenne wohl den Eber, er hat ſo grimmen Zorn,
Ich kenne wohl die Roſe, ſie führt ſo ſcharfen Dorn.“

Da kommt ein armer Hirte in athemloſem Lauf:
„Herr Graf! es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf.
Der Hauptmann führt drei Beile, ſein Rüſtzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's, wie Wetterleuchten, noch in den Augen beißt.“

„Das iſt der Wunnenſteiner, der gleißend' Wolf genannt, —
Gieb mir den Mantel, Knabe! — der Glanz iſt mir bekannt,
Es bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut. —
Bind mir des Schwert zur Seite! — der Wolf, der lechzt nach Blut.

Ein Mägdlein mag man ſchrecken, das ſich im Bade ſchmiegt,
Das iſt ein luſtig Necken, das Niemand Schaden fügt,
Wird aber überfallen ein alter Kriegesheld,
Dann gilt's, wenn nicht ſein Leben, doch ſchweres Löſegeld.“

Da ſpricht der arme Hirte: „deß mag noch werden Rath,
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Menſch betrat,
Kein Roß mag ſie erſteigen, nur Geißen klettern dort,
Wollt Ihr ſogleich mir folgen, ich bring' Euch ſicher fort.“

Sie klimmen durch das Dickicht den ſteilſten Berg hinan,
Mit ſeinem guten Schwerte haut oft der Graf ſich Bahn.
Wie herb das Fliehen ſchmecke, noch hatt' er's nie vermerkt,
Viel lieber möcht' er fechten, das Bad hat ihn geſtärkt.

In heißer Mittagsſtunde bergunter und bergauf!
Schon muß der Graf ſich lehnen auf ſeines Schwertes Knauf.
Darob erbarmt's den Hirten des alten, hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rücken: „ich thu's von Herzen gern.“

Da denkt der alte Greiner: „es thut doch wahrlich gut,
So ſänftlich ſeyn getragen von einem treuen Blut;
In Fährden und in Nöthen zeigt erſt das Volk ſich ächt,
Drum ſoll man nie zertreten ſein altes, gutes Recht.“

Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart ſitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnißmal,
Er gibt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
Auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

Dann ſchickt er tücht'ge Maurer in's Wildbad alſofort,
Die ſollen Mauern führen rings um den offnen Ort,

Damit in künft'gen Sommern ſich jeder greiſe Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

2. Die drei Könige zu Heimſen.

Drei Könige zu Heimſen, wer hätt' es je gedacht!
Mit Rittern und mit Roſſen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es ſind die hohen Häupter der Schlegelbrüderſchaft,
Sich Könige zu nennen, das giebt der Sache Kraft.

Da thronen ſie beiſammen und halten eifrig Rath,
Bedenken und beſprechen gewalt'ge Waffenthat:
Wie man den ſtolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt
Und, beſſer als im Bade, ihm jeden Schlich verſtellt.

Wie man ihn dann verwahret und ſeine Burgen bricht,
Bis er von allem Zwange die Edeln ledig ſpricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! dann, Lehndienſt, gute Nacht!
Dann iſt's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

Schon ſank die Nacht hernieder, die Kön'ge ſind zur Ruh,
Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu,
Da ſchallt mit ſcharfem Stoße das Wächterhorn vom Thurm,
Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! das Horn verkündet Sturm.

In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer
Und zieht von allen Seiten ſich um das Städtlein her;

Verhaltne Männerſtimmen, verworrner Gang und Drang,
Hufſchlag und Roſſesſchnauben und dumpfer Waffenklang!

Und als das Frühroth leuchtet und als der Nebel ſinkt,
Hei! wie es da von Speeren, von Morgenſternen blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern ſtehn um den Ort geſchaart,
Und mitten hält zu Roſſe der alte Rauſchebart.

Die Schlegler möchten ſchirmen das Städtlein und das Schloß,
Sie werfen von den Thürmen mit Steinen und Geſchoß.
„Nur ſachte! — ruft der Greiner — euch wird das Bad geheizt,
Aufdampfen ſoll's und qualmen, daß euch's die Augen beizt!“

Rings um die alten Mauern iſt Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geſchichtet und wohl mit Theer beträuft,
Drein ſchießt man glüh'nde Pfeile, wie raſchelt's da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kränze, wie flackert's lichterloh!

Und noch von allen Enden wird Vorrath zugeführt,
Von all den rüſt'gen Bauern wird emſig nachgeſchürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und ſchweift,
Und ſchon mit luſt'gem Praſſeln der Thürme Dach ergreift.

Ein Thor iſt freigelaſſen, ſo hat's der Graf beliebt,
Dort hört man, wie der Riegel ſich leiſe, loſe ſchiebt.

Dort ſtürzen wohl, verzweifelnd, die Schlegler jetzt heraus?
Nein! friedlich zieht's herüber, alswie in's Gotteshaus.

Voran drei Schlegelkön'ge, zu Fuß, demüthiglich,
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unter ſich;
Dann viele Herrn und Knechte, gemachſam, Mann für Mann,
Daß man ſie alle zählen und wohl betrachten kann.

„Willkomm! — ſo ruft der Greiner — willkomm in meiner Haft!
Ich traf euch gut beiſammen, geehrte Brüderſchaft!
So konnt' ich wieder dienen für den Beſuch im Bad;
Nur Einen miſſ' ich, Freunde! den Wunnenſtein, 's iſt Schad'!"

Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,
Lehnt dort an ſeinem Spieße, nimmt Alles wohl in Acht:
„Drei Könige zu Heimſen, — ſo ſchmollt es — das iſt viel!
Erwiſcht man noch den vierten, ſo iſt's ein Kartenſpiel."

3. Die Schlacht bei Reutlingen.

Zu Achalm auf dem Felſen, da hauſt manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit ſeiner Ritterſchaar;
Wild rauſchen ihre Flüge um Reutlingen, die Stadt,
Bald ſcheint ſie zu erliegen, vom heißen Drange matt

Doch plötzlich einſt erheben die Städter ſich zu Nacht,
In's Urachthal hinüber ſind ſie mit großer Macht,
Bald ſteigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig roth,
Die Heerden weggetrieben, die Hirten liegen todt.

Herr Ulrich hat's vernommen, er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt ſoll kommen kein Huf und auch kein Horn!“
Da ſputen ſich die Ritter, ſie wappnen ſich in Stahl,
Sie heiſchen ihre Roſſe, ſie reiten ſtracks zuthal.

Ein Kirchlein ſtehet drunten, Sankt Leonhard geweiht,
Dabei ein grüner Anger, der ſcheint bequem zum Streit.
Sie ſpringen von den Pferden, ſie ziehen ſtolze Reihn,
Die langen Spieße ſtarren, wohlauf! wer wagt ſich drein?

Schon ziehn vom Urachthale die Städter fern herbei,
Man hört der Männer Jauchzen, der Heerden wild Geſchrei,
Man ſieht ſie fürder ſchreiten, ein wohlgerüſtet Heer;
Wie flattern ſtolz die Banner! wie blitzen Schwert und Speer!

Nun ſchließ dich feſt zuſammen, du ritterliche Schaar!
Wohl haſt du nicht geahnet ſo dräuende Gefahr.
Die übermächt'gen Rotten, ſie ſtürmen an mit Schwall,
Die Ritter ſtehn und ſtarren wie Fels und Mauerwall.

Zu Reutlingen am Zwinger, da iſt ein altes Thor,
Längſt wob mit dichten Ranken der Epheu ſich davor,
Man hat es ſchier vergeſſen, nun kracht's mit einmal auf,
Und aus dem Zwinger ſtürzet, gedrängt, ein Bürgerhauf.

Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauſer Wuth,
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber ſo meiſterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber ſo purpurroth gefärbt!

Heut nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
Heut ſprüßt das Blut wie Regen, der Anger blümt ſich roth.
Stets drängender umſchloſſen und wüthender beſtürmt,
Iſt rings von Bruderleichen die Ritterſchaar umthürmt.

Das Fähnlein iſt verloren, Herr Ulrich blutet ſtark,
Die noch am Leben blieben, ſind müde bis in's Mark.
Da haſchen ſie nach Roſſen und ſchwingen ſich darauf,
Sie hauen durch, ſie kommen zur feſten Burg hinauf.

„Ach Allm —“ ſtöhnt' einſt ein Ritter, ihn traf des Mörders Stoß —
Allmächt'ger! wollt' er rufen — man hieß davon das Schloß.
Herr Ulrich ſinkt vom Sattel, halbtodt, voll Blut und Qualm,
Hätt' nicht das Schloß den Namen, man hieß' es jetzt: **Achalm.**

Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen an's Thor
Manch trauervoller Knappe, der ſeinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathhaus liegen die Todten all gereiht,
Man führt dahin die Knechte mit ſicherem Geleit.

Dort liegen mehr denn ſechszig, ſo blutig und ſo bleich,
Nicht jeder Knapp' erkennet den todten Herrn ſogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
Gewaſchen und gekleidet in weißes Grabgewand.

Auf Bahren und auf Wagen getragen und geführt,
Mit Eichenlaub bekränzet, wie's Helden wohl gebührt,
So geht es nach dem Thore, die alte Stadt entlang,
Dumpf tönet von den Thürmen der Todtenglocken Klang.

Götz Weiſſenheim eröffnet den langen Leichenzug,
Er war es, der im Streite des Grafen Banner trug,
Er hatt' es nicht gelaſſen, bis er erſchlagen war,
Drum mag er würdig führen auch noch die todte Schaar.

Drei edle Grafen folgen, bewährt in Schildesamt,
Von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entſtammt.
O Zollern! deine Leiche umſchwebt ein lichter Kranz:
Sahſt du vielleicht noch ſterbend dein Haus im künft'gen Glanz?

Von Sachſenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn,
Die liegen ſtill beiſammen in Lilien und in Mohn,

Auf ihrer Stammburg wandelt von Alters her ein Geiſt,
Der längſt mit Klaggebärden auf ſchweres Unheil weiſt.

Einſt war ein Herr von Luſtnau vom Scheintod auferwacht,
Er kehrt' im Leichentuche zu ſeiner Frau bei Nacht,
Davon man ſein Geſchlechte *die Todten* hieß zum Scherz,
Hier bringt man ihrer einen, den traf der Tod in's Herz.

Das Lied, es folgt nicht weiter, des Jammers iſt genug,
Will Jemand Alle wiſſen, die man von dannen trug:
Dort auf den Rathhausfenſtern, in Farben bunt und klar,
Stellt jeden Ritters Name und Wappenſchild ſich dar.

Als nun von ſeinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
Da reitet er nach Stuttgart, er hat nicht ſehr geeilt;
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl,
Ein froſtiger Willkommen! kein Wort ertönt im Saal.

Dem Vater gegenüber ſitzt Ulrich an den Tiſch,
Er ſchlägt die Augen nieder, man bringt ihm Wein und Fiſch;
Da faßt der Greis ein Meſſer, und ſpricht kein Wort dabei,
Und ſchneidet zwiſchen Beiden das Tafeltuch entzwei.

4. Die Döffinger Schlacht.

Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es ſtill zu ſeyn,
Man hört nur leiſes Beten bei Kreuz und Leichenſtein;
Zu Döffingen war's anders, dort ſcholl den ganzen Tag
Der feſte Kirchhof wider von Kampfruf, Stoß und Schlag.

Die Städter ſind gekommen, der Bauer hat ſein Gut
Zum feſten Ort geflüchtet und hält's in tapfrer Hut;
Mit Spieß und Karſt und Senſe treibt er den Angriff ab,
Wer todt zu Boden ſinket, hat hier nicht weit in's Grab.

Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Noth,
Schon kommt er angezogen mit ſtarkem Aufgebot,
Schon iſt um ihn verſammelt der beſten Ritter Kern,
Vom edeln Löwenbunde die Grafen und die Herrn.

Da kommt ein reiſ'ger Bote vom Wolf von Wunnenſtein:
„Mein Herr mit ſeinem Banner will Euch zu Dienſte ſeyn."
Der ſtolze Graf entgegnet: „ich hab' ſein nicht begehrt,
Er hat umſonſt die Münze, die ich ihm einſt verehrt."

Bald ſieht Herr Ulrich drüben der Städte Schaaren ſtehn,
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn,

Da brennt ihn ſeine Narbe, da gährt der alte Groll:
„Ich weiß ihr Uebermüth'gen, wovon der Kamm euch
ſchwoll."

Er ſprengt zu ſeinem Vater: „heut zahl' ich alte Schuld,
Will's Gott, erwerb' ich wieder die väterliche Huld!
Nicht darf ich mit dir ſpeiſen auf einem Tuch, du
Held!
Doch darf ich mit dir ſchlagen auf einem blut'gen Feld."

Sie ſteigen von den Gaulen, die Herrn vom Löwenbund,
Sie ſtürzen auf die Feinde, thun ſich als Löwen kund.
Hei! wie der Löwe Ulrich ſo grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen, er hat ſein Wort verbürgt.

Wen trägt man aus dem Kampfe, dort auf den Eichenſtumpf?
„Gott ſey mir Sünder gnädig!" — er ſtöhnt's, er röchelt's dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerſpällt!
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!

Da ruft der alte Recke, den nichts erſchüttern kann:
„Erſchreckt nicht! der gefallen, iſt wie ein andrer Mann.
Schlagt drein! die Feinde fliehen!" — er ruft's mit
Donnerlaut!
Wie rauſcht ſein Bart im Winde! hei! wie der Eber
haut!

Die Städter han vernommen das ſeltſam liſt'ge Wort.
„Wer flieht?“ ſo fragen Alle, ſchon wankt es hier und dort.
Das Wort hat ſie ergriffen gleich einem Zauberlied,
Der Graf und ſeine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

Was gleißt und glänzt da droben, und zuckt wie Wetterſchein?
Das iſt mit ſeinen Reitern der Wolf von Wunnenſtein.
Er wirft ſich auf die Städter, er ſprengt ſich weite Bucht,
Da iſt der Sieg entſchieden, der Feind in wilder Flucht.

Im Erntemond geſchah es, bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edeln Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch ſo mancher Schnitter die Arme ſinken läßt!
Wohl halten dieſe Ritter ein blutig Sichelfeſt.

Noch lange traf der Bauer, der hinter'm Pfluge ging,
Auf roſt'ge Degenklinge, Speereiſen, Panzerring,
Und als man eine Linde zerſägt und niederſtreckt,
Zeigt ſich darin ein Harniſch und ein Geripp verſteckt.

Als nun die Schlacht geſchlagen und Sieg geblaſen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„Hab Dank, du tapfrer Degen, und reit' mit mir nach Haus!
Daß wir uns gütlich pflegen nach dieſem harten Strauß.“

„Hei! — ſpricht der Wolf mit Lachen — gefiel Euch dieſer Schwank?
Ich ſtritt aus Haß der Städte und nicht um Euern Dank.
Gut' Nacht und Glück zur Reiſe! es ſteht im alten Recht.“
Er ſpricht's und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
Bei ſeines Ulrich's Leiche, des einz'gen Sohns, verbracht.
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet ſein Geſicht,
Ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht.

Des Morgens mit dem Frühſten ſteigt Eberhard zu Roß,
Gen Stuttgart fährt er wieder mit ſeinem reiſ'gen Troß,
Da kommt des Wegs gelaufen der Zuffenhauſer Hirt';
„Dem Mann iſt's trüb zu Muthe, was der uns bringen wird?“

„Ich bring' Euch böſe Kunde, nächt iſt in unſern Trieb
Der gleißend' Wolf gefallen, er nahm ſoviel ihm lieb.“
Da lacht der alte Greiner in ſeinen grauen Bart:
„Das Wölflein holt ſich Kochfleiſch, das iſt des Wölfleins Art.“

Sie reiten rüſtig fürder, ſie ſehn aus grünem Thal
Das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenſtral,

Da kommt des Wegs geritten ein ſchmucker Edelknecht;
„Der Knab' will mich bedünken, als ob er Gutes bracht'.“

„Ich bring' Euch frohe Mähre: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein, hold und ſein.“
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn ſey Dank
und Preis!“

Der Schenk von Limburg.

Zu Limburg auf der Veſte,
Da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner ſeiner Gäſte
Jemals zu Hauſe traf.
Er trieb ſich allerwegen
Gebirg und Wald entlang,
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet' ihm den Gang.

Er trug ein Wams von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder,
Das ſteht den Jägern gut;
Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er ſchreiten
Und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht' und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war ſein ganz Geleite
Ein Jagdſpieß, ſtark und lang,
Mit dem er über breite
Waldſtröme kühn ſich ſchwang.

Nun hielt auf Hohenſtaufen
Der deutſche Kaiſer Haus.
Der zog mit hellen Haufen
Einsmals zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und haſtig vor,
Daß ihn ſein Jagdgeſinde
Im wilden Forſt verlor.

Bei einer kühlen Quelle
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen manigfalt.
Hier dacht' er ſich zu legen
Zu einem Mittagsſchlaf,
Da rauſcht' es in den Hägen
Und ſtand vor ihm der Graf.

Da hub er an zu ſchelten:
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hauſe weilt er ſelten,
Zu Hofe kommt er nie:
Man muß im Walde ſtreifen,
Wenn man ihn ſahen will,
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonſt hält er nirgends ſtill.“

Als drauf ohne alle Fährde
Der Graf ſich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerſtange ſtieß,

Da griff mit beiden Händen
Der Kaiſer nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm' ihn mir zu Haft.

Der Spieß iſt mir verfangen,
Deß ich ſo lang begehrt,
Du ſollſt dafür empfangen
Hier dieß mein beſtes Pferd.
Nicht ſchweifen im Gewälde
Darf mir ein ſolcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel beſſer dienen kann.“

„Herr Kaiſer, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir ſchwer.
Laßt mir mein freies Leben,
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich ſchon eigen,
Für Eures ſag' ich Dank;
Zu Roſſe will ich ſteigen,
Bin ich 'mal alt und krank.“

„Mit dir iſt nicht zu ſtreiten,
Du biſt mir allzu ſtolz.
Doch führſt du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz;
Nun macht die Jagd mich dürſten,
Drum thu mir das, Geſell,
Und gib mir Eins zu bürſten
Aus dieſem Waſſerquell!“

Der Graf hat ſich erhoben,
Er ſchwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiſer dar.
Der ſchlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein
Und zeigt ein ſolch Vergnügen,
Als wär's der beſte Wein.

Dann faßt der ſchlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du ſchwenkteſt mir den Becher
Und füllteſt ihn zum Rand,
Du hielteſt mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du biſt von dieſer Stunde
Des deutſchen Reiches Schenk!“

Ver sacrum.

Als die Latiner aus Lavinium
Nicht mehr dem Sturm der Feinde hielten Stand,
Da hoben ſie zu ihrem Heiligthum,
Dem Speer des Mavors, flehend, Blick und Hand.

Da ſprach der Prieſter, der die Lanze trug:
„Euch künd' ich, ſtatt des Gottes, der euch grollt:
Nicht wird er ſenden günſt'gen Vogelflug,
Wenn ihr ihm nicht den Weihefrühling zollt.“

„Ihm ſey der Frühling heilig!“ rief das Heer —
„Und was der Frühling bringt, ſey ihm gebracht!“
Da rauſchten Fittige, da klang der Speer,
Da ward geworfen der Etrusker Macht.

Und Jene zogen heim mit Siegesruf,
Und wo ſie jauchzten, ward die Gegend grün,
Feldblumen ſproßten unter jedem Huf,
Wo Speere ſtreiften, ſah man Bäum' erblühn.

Doch vor der Heimath Thoren, am Altar,
Da harrten ſchon zum feſtlichen Empfang
Die Frauen und der Jungfrau'n helle Schaar
Bekränzt mit Blüthe, welche heut' entſprang.

Als nun verrauſcht der freudige Willkomm,
Da trat der Prieſter auf den Hügel, ſtieß
In's Gras den heil'gen Schaft, verneigte fromm,
Sein Haupt und ſprach vor allem Volke dieß:

„Heil dir, der Sieg uns gab in Todesgraus!
Was wir gelobten, das erfüllen wir.
Die Arme breit' ich auf dieß Land hinaus
Und weihe dieſen vollen Frühling dir.

Was jene Trift, die heerdenreiche, trug,
Das Lamm, das Zicklein flamme deinem Herd!
Das junge Rind erwachſe nicht dem Pflug,
Und für den Zügel nicht das muth'ge Pferd!

Und was in jenen Blüthegärten reift,
Was aus der Saat, der grünenden, gedeiht,
Es werde nicht von Menſchenhand geſtreift:
Dir ſey es Alles, Alles dir geweiht!“

Schon lag die Menge, ſchweigend, auf den Knien,
Der gottgeweihte Frühling ſchwieg umher,
So leuchtend, wie kein Frühling je erſchien,
Ein heil'ger Schauer waltet' ahnungſchwer.

Und weiter ſprach der Prieſter: „Schon befreit
Wähnt ihr die Häupter, das Gelübd vollbracht?
Vergaßt ihr ganz die Satzung alter Zeit?
Habt ihr, was ihr gelobt, nicht vorbedacht?

Der Blüthen Duft, die Saat im heitern Licht,
Die Trift, von neugeborner Zucht belebt,
Sind ſie ein Frühling, wenn die Jugend nicht,
Die menſchliche, durch ſie den Reigen webt?

Mehr, als die Lämmer, ſind dem Gotte werth
Die Jungfraun in der Jugend erſtem Kranz,
Mehr, als der Füllen auch, hat er begehrt
Der Jünglinge im erſten Waffenglanz.

O nicht umſonſt, ihr Söhne, waret ihr
Im Kampfe ſo von Gotteskraft durchglüht!
O nicht umſonſt, ihr Töchter, fanden wir,
Rückkehrend, euch ſo wundervoll erblüht!

Ein Volk haſt du vom Fall erlöst, o Mars!
Von Schmach der Knechtſchaft hielteſt du es rein,
Und willſt dafür die Jugend eines Jahrs;
Nimm ſie! ſie iſt dir heilig, ſie iſt dein.“

Und wieder warf das Volk ſich auf den Grund,
Nur die Geweihten ſtanden noch umher,
Von Schönheit leuchtend, wenn auch bleich der Mund,
Und heil'ger Schauer lag auf Allen ſchwer.

Noch lag die Menge, ſchweigend wie das Grab,
Dem Gotte zitternd, den ſie erſt beſchwor,
Da fuhr aus blauer Luft ein Stral herab
Und traf den Speer und flammt' auf ihm empor.

Der Prieſter hob dahin ſein Angeſicht,
Ihm wallte glänzend Bart und Silberhaar;
Das Auge ſtralend von dem Himmelslicht,
Verkündigt' er, was ihm eröffnet war:

„Nicht läßt der Gott von ſeinem heil'gen Raub,
Doch will er nicht den Tod, er will die Kraft;
Nicht will er einen Frühling, welk und taub,
Nein! einen Frühling, welcher treibt im Saft.

Aus der Latiner alten Mauern ſoll
Dem Kriegsgott eine neue Pflanzung gehn;
Aus dieſem Lenz, innkräft'ger Keime voll,
Wird eine große Zukunft ihm erſtehn.

Drum wähle jeder Jüngling ſich die Braut,
Mit Blumen ſind die Locken ſchon bekränzt,
Die Jungfrau folge dem, dem ſie vertraut;
So zieht dahin, wo euer Stern erglänzt!

Die Körner, deren Halme jetzt noch grün,
Sie nehmet mit zur Ausſaat in der Fern',
Und von den Bäumen, welche jetzt noch blühn,
Bewahret euch den Schößling und den Kern!

Der junge Stier pflüg' euer Neubruchland,
Auf eure Weiden führt das muntre Lamm,
Das raſche Füllen ſpring' an eurer Hand,
Für künft'ge Schlachten ein geſunder Stamm!

Denn Schlacht und Sturm iſt euch vorausgezeigt,
Das iſt ja dieſes ſtarken Gottes Recht,
Der ſelbſt in eure Mitte niederſteigt,
Zu zeugen eurer Könige Geſchlecht.

In eurem Tempel haften wird ſein Speer,
Da ſchlagen ihn die Feldherrn ſchütternd an,
Wann ſie ausfahren über Land und Meer
Und um den Erdkreis ziehn die Siegesbahn.

Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt,
Geht hin, bereitet euch, gehorchet ſtill!
Ihr ſeyd das Saatkorn einer neuen Welt;
Das iſt der Weihefrühling, den er will.“

Der Königsſohn.

1.

Der alte, graue König ſitzt
Auf ſeiner Väter Throne.
Sein Mantel glänzt wie Abendroth,
Wie ſinkende Sonn' die Krone.

„Mein erſter und mein zweiter Sohn!
Euch theil' ich meine Lande.
Mein dritter Sohn, mein liebſtes Kind!
Was laſſ' ich dir zum Pfande?“

„Gieb mir von allen Schätzen nur
Die alte, roſtige Krone!
Gieb mir drei Schiffe, ſo fahr' ich hin,
Und ſuche nach einem Throne.“

2.

Der Jüngling ſteht auf dem Verdeck,
Sieht ſeine Schiffe fahren,
Die Sonne ſtralt, es ſpielt die Luft
Mit ſeinen goldnen Haaren.

Das Ruder ſchallt, das Segel ſchwillt,
Die bunten Wimpel fliegen,
Meerfrauen mit Geſang und Spiel
Sich um die Kiele wiegen.

Er ſpricht: „Das iſt mein Königreich,
Das frei und luſtig ſtreifet,
Das um die träge Erde her
Auf blauen Fluten ſchweifet.“

Da ziehen finſtre Wolken auf
Mit Sturm und mit Gewitter.
Die Blitze zucken aus der Nacht,
Die Maſte ſpringen in Splitter.

Und Wogen ſtürzen auf das Schiff,
So wilde, Bergen gleiche;
Verſchlungen iſt der Königsſohn
Sammt ſeinem luſt'gen Reiche.

3.

Fiſcher.

Verſunken, wehe, Maſt und Kiel!
Der Schiffer Ruf verſchollen!
Doch ſieh' wer ſchwimmet dort herbei,
Um den die Wogen rollen?

Er ſchlägt mit ſtarkem Arm die Flut
Und fürchtet die Wellen wenig,
Trägt hoch das Haupt mit goldner Kron',
Es dünkt mir wohl ein König.

Jüngling.

Ein Königsſohn, mir aber iſt
Die Heimath längſt verloren.
Erſt hat die ſchwache Mutter mich,
Die irdiſche, geboren.

Doch nun gebar die zweite Mutter,
Das ſtarke Meer, mich wieder.
In Rieſenarmen wiegte ſie
Mich ſelbſt und meine Brüder.

Die Andern all ertrugen's nicht,
Mich brachte ſie hier zum Strande.
Zum Reiche wohl erkor ſie mir
All dieſe weiten Lande.

4.

Fiſcher.

Was ſpäheſt du nach der Angel
Vom Morgen bis zur Nacht,
Und haſt mit aller Mühe doch
Kein Fiſchlein aufgebracht?

Jüngling.

Ich angle nicht nach Fiſchen,
Ich ſah in Meeresſchacht,
Wohl jeder Angel allzu tief,
Viel königliche Pracht.

5.

Wie ſchreitet königlich der Leu!
Schüttelt die Mähn' in die Lüfte.
Er ruft ſein Machtgebot
Durch Wälder und Klüfte.

Doch werd' ich ihn ſtürzen
Mit dem Speer in ſtarker Hand,
Um die Schultern mir ſchürzen
Sein Goldgewand.

Der Aar, ein König, ſchwebet auf,
Er rauſchet in Wonne,
Will langen ſich zur Kron' herab
Die goldene Sonne.

Doch in den Wolken hoch
Soll ihn fahen und ſpießen
Mein geflügelter Pfeil,
Daß er mir ſinke zu Füßen.

6.

Im Walde läuft ein wildes Pferd,
Hat nie den Zaum gelitten,
Goldfarb, mit langer, dichter Mähn',
Schlägt Funken bei allen Tritten.

Der Königsſohn, er fängt es ein,
Hat ſich darauf geſchwungen,
Es bläht die Bruſt und ſchwingt den Schweif,
Kommt wiehernd hergeſprungen.

Und Alle horchen ſtaunend auf,
Die in den Thälern hauſen.
Sie hören's vom Gebirge her
Wie Sturm und Donner brauſen.

Da ſprengt herab der Königsſohn,
Umwallt vom Fell des Leuen,
Des wilden Roſſes Mähne fleugt,
Die Hufe Feuer ſtreuen.

Da drängt ſich alles Volk herzu
Mit Jubel und Geſange:
„Heil uns! er iſt's, der König iſt's,
Den wir erharrt ſo lange!“

7.

Es ſteht ein hoher, ſchroffer Fels,
Darum die Adler fliegen,
Doch wagt ſich keiner drauf herab,
Den Drachen ſehn ſie liegen.

In alten Mauern liegt er dort,
Mit ſeinem goldnen Kamme,
Er raſſelt mit der Schuppenhaut,
Er hauchet Dampf und Flamme.

Der Jüngling, ohne Schwert und Schild,
Iſt keck hinaufgedrungen,
Die Arme wirft er um die Schlang'
Und hält ſie feſt umrungen.

Er küßt ſie dreimal in den Schlund,
Da muß der Zauber weichen,
Er hält im Arm ein holdes Weib,
Das ſchönſt' in allen Reichen.

Die herrliche, gekrönte Braut
Hat er am Herzen liegen,
Und aus den alten Trümmern iſt
Ein Königsſchloß geſtiegen.

8.

Der König und die Königin
Sie ſitzen auf dem Throne,
Da glüht der Thron wie Morgenroth,
Wie ſteigende Sonn' die Krone.

Viel ſtolze Ritter ſtehn umher,
Die Schwerter in den Händen,
Sie konnen ihre Augen nicht
Vom lichten Throne wenden.

Ein alter blinder Sänger ſteht
An ſeine Harf' gelehnet,
Er fühlet, daß die Zeit erſchien,
Die er ſo lang erſehnet.

Und plötzlich ſpringt vom hohen Glanz
Der Augen finſtre Hülle.
Er ſchaut hinauf und wird nicht ſatt
Der Herrlichkeit und Fülle.

Er greifet in ſein Saitenſpiel,
Das iſt gar hell erklungen,
Er hat in Licht und Seligkeit
Sein Schwanenlied geſungen.

Des Sängers Fluch.

Es ſtand in alten Zeiten ein Schloß, ſo hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin ſprangen friſche Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort ſaß ein ſtolzer König, an Land und Siegen reich,
Er ſaß auf ſeinem Throne ſo finſter und ſo bleich;
Denn was er ſinnt, iſt Schrecken, und was er blickt, iſt Wuth,
Und was er ſpricht, iſt Geißel, und was er ſchreibt, iſt Blut.

Einſt zog nach dieſem Schloſſe ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der ſaß auf ſchmuckem Roß,
Es ſchritt ihm friſch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte ſprach zum Jungen: „nun ſey bereit, mein Sohn!
Denk unſrer tiefſten Lieder, ſtimm an den vollſten Ton,
Nimm alle Kraft zuſammen, die Luſt und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs ſteinern Herz.“

Schon ſtehn die beiden Sänger im hohen Säulenſaal,
Und auf dem Throne ſitzen der König und ſein Gemahl:

Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtſchein,
Die Königin, ſüß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da ſchlug der Greis die Saiten, er ſchlug ſie wundervoll;
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre ſchwoll,
Dann ſtrömte himmliſch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwiſchen, wie dumpfer Geiſterchor.

Sie ſingen von Lenz und Liebe, von ſel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Sie ſingen von allem Süßen, was Menſchenbruſt durchbebt,
Sie ſingen von allem Hohen, was Menſchenherz erhebt.

Die Höflingsſchaar im Kreiſe verlernet jeden Spott,
Des Königs troß'ge Krieger, ſie beugen ſich vor Gott,
Die Königin, zerfloſſen in Wehmuth und in Luſt,
Sie wirft den Sängern nieder die Roſe von ihrer Bruſt.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?“
Der König ſchreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft ſein Schwert, das blitzend des Jünglings Bruſt durchdringt,
Draus, ſtatt der goldnen Lieder, ein Blutſtral hochauf ſpringt.

Und wie vom Sturm zerſtoben iſt all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in ſeines Meiſters Arm,
Der ſchlägt um ihn den Mantel und ſezt ihn auf das Roß,
Er bindt ihn aufrecht feſte, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er ſeine Harfe, ſie aller Harfen Preis,
An einer Marmorſäule, da hat er ſie zerſchellt,
Dann ruft er, daß es ſchaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr ſtolzen Hallen! nie töne ſüßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Geſang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen, und ſcheuer Sklavenſchritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeiſt zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieſes Todten entſtelltes Angeſicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell verſiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen verſteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umſonſt ſey all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name ſey vergeſſen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sey, wie ein leztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!“

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen ſind zerſtört,
Noch Eine hohe Säule zeugt von verſchwundner Pracht,
Auch dieſe, ſchon geborſten, kann ſtürzen über Nacht.

Und rings, ſtatt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verſtreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Verſunken und vergeſſen! das iſt des Sängers Fluch.

Tells Tod.

Grün wird die Alpe werden,
Stürzt die Lawin' einmal;
Zu Berge ziehn die Heerden,
Fuhr erſt der Schnee zu Thal.
Euch ſtellt, ihr Alpenſöhne,
Mit jedem neuen Jahr
Des Eiſes Bruch vom Föhne
Den Kampf der Freiheit dar.

Da braust der wilde Schächen
Hervor aus ſeiner Schlucht,
Und Fels und Tanne brechen
Von ſeiner jähen Flucht.
Er hat den Steg begraben,
Der ob der Stäube hieng,
Hat weggeſpült den Knaben,
Der auf dem Stege gieng.

Und eben ſchritt ein Andrer
Zur Brücke, da ſie brach;
Nicht ſtutzt der greiſe Wandrer,
Wirft ſich dem Knaben nach,
Faßt ihn mit Adlerſchnelle,
Trägt ihn zum ſichern Ort;
Das Kind entſpringt der Welle,
Den Alten reißt ſie fort.

Doch als nun ausgeſtoſſen
Die Flut den todten Leib,
Da ſtehn um ihn, ergoſſen
In Jammer, Mann und Weib;
Als kracht' in ſeinem Grunde
Des Rothſtocks Felsgeſtell,
Erſchallt's aus einem Munde:
Der Tell iſt todt, der Tell!

Wär' ich ein Sohn der Berge,
Ein Hirt am ew'gen Schnee,
Wär' ich ein kecker Ferge
Auf Uri's grünem See,
Und trat' in meinem Harme
Zum Tell, wo er verſchied:
Des Todten Haupt im Arme,
Spräch' ich mein Klagelied:

„Da liegſt du, eine Leiche,
Der Aller Leben war;
Dir trieft noch um das bleiche
Geſicht dein greiſes Haar.
Hier ſteht, den du gerettet,
Ein Kind, wie Milch und Blut,
Das Land, das du entkettet,
Steht rings in Alpenglut.

Die Kraft derſelben Liebe,
Die du dem Knaben trugſt,
Ward einſt in dir zum Triebe
Daß du den Zwingherrn ſchlugſt.
Nie ſchlummernd, nie erſchrocken,
War Retten ſtets dein Brauch,
Wie in den braunen Locken,
So in den grauen auch.

Wärſt du noch jung geweſen,
Als du den Knaben fiengſt,
Und wärſt du dann geneſen,
Wie du nun untergiengſt,
Wir hätten draus geſchloſſen
Auf künft'ger Thaten Ruhm:
Doch ſchön iſt nach dem groſſen
Das ſchlichte Heldenthum.

Dir hat dein Ohr geklungen
Vom Lob, das man dir bot,
Doch iſt zu ihm gedrungen
Ein ſchwacher Ruf der Noth.
Der iſt ein Held der Freien,
Der, wann der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, ſich dem zu weihen,
Was frommet und nicht glänzt.

Geſund biſt du gekommen
Vom Werk des Zorns zurück,
Im hülfreichen, frommen,
Verließ dich erſt dein Glück.
Der Himmel hat dein Leben
Nicht für ein Volk begehrt;
Für dieſes Kind gegeben,
War ihm dein Opfer werth.

Wo du den Vogt getroffen
Mit deinem ſichern Stral,
Dort ſteht ein Bethaus offen,
Dem Strafgericht ein Mal;
Doch hier, wo du geſtorben,
Dem Kind ein Heil zu ſeyn,
Haſt du dir nur erworben
Ein ſchmucklos Kreuz von Stein.

Weithin wird lobgeſungen,
Wie du dein Land befreit,
Von großer Dichter Zungen
Vernimmt's noch ſpäte Zeit;
Doch ſteigt am Schächen nieder
Ein Hirt im Abendroth,
Dann hallt im Felsthal wieder
Das Lied von deinem Tod.

Die verlorene Kirche.

Man höret oft im fernen Wald
Von obenher ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche ſoll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einſt war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn keiner mehr zu finden.

Jüngſt ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betretner Steig ſich dehnet,
Aus der Verderbniß dieſer Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingeſehnet.
Wo in der Wildniß Alles ſchwieg,
Vernahm ich das Geläute wieder,
Je höher meine Sehnſucht ſtieg,
Je näher, voller klang es nieder.

Mein Geiſt war ſo in ſich gekehrt,
Mein Sinn vom Klange hingenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich ſo hoch hinauf gekommen.
Mir ſchien es mehr denn hundert Jahr',
Daß ich ſo hingeträumet hätte:
Als über Nebeln, ſonneklar,
Sich öffnet' eine freie Stätte.

Der Himmel war ſo dunkelblau,
Die Sonne war ſo voll und glühend,
Und eines Münſters ſtolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken ihn,
Gleich Fittigen, emporzuheben,
Und ſeines Thurmes Spitze ſchien
Im ſel'gen Himmel zu verſchweben.

Der Glocke wonnevoller Klang
Ertönte ſchütternd in dem Thurme,
Doch zog nicht Menſchenhand den Strang,
Sie ward bewegt von heil'gem Sturme.
Mir war's, derſelbe Sturm und Strom
Hätt' an mein klopfend Herz geſchlagen;
So trat ich in den hohen Dom
Mit ſchwankem Schritt und freud'gem Zagen.

Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten ſchildern.
Die Fenſter glühten dunkelklar
Mit aller Märtrer frommen Bildern;
Dann ſah ich, wunderſam erhellt,
Das Bild zum Leben ſich erweitern,
Ich ſah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesſtreitern.

Ich kniete nieder am Altar,
Von Lieb' und Andacht ganz durchſtralet.
Hoch oben an der Decke war
Des Himmels Glorie gemalet;
Doch als ich wieder ſah empor,
Da war geſprengt der Kuppel Bogen,
Geöffnet war des Himmels Thor
Und jede Hülle weggezogen.

Was ich für Herrlichkeit geſchaut
Mit ſtill anbetendem Erſtaunen,
Was ich gehört für ſel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Poſaunen:
Das ſteht nicht in der Worte Macht,
Doch wer darnach ſich treulich ſehnet,
Der nehme des Geläutes Acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!

Märchen.

Ihr habt gehört die Kunde
Vom Fräulein, welches tief
In eines Waldes Grunde
Manch hundert Jahre ſchlief.
Den Namen der Wunderbaren
Vernahmt ihr aber nie
Ich hab' ihn jüngſt erfahren:
Die deutſche Poeſie.

Zwo mächt'ge Feen nahten
Dem ſchönen Fürſtenkind,
An ſeine Wiege traten
Sie mit dem Angebind.
Die Erſte ſprach bebende:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir frühes Ende
Von einer Spindel Stich.“

Die Andre ſprach dagegen:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir meinen Segen,
Der heilt den Todesſtich;
Der wird dich ſo bewahren,
Daß ſüßer Schlaf dich deckt,
Bis nach vierhundert Jahren
Ein Königsſohn dich weckt.“

Da ward in's Reich erlaſſen
Ein feierlich Gebot,
Verkündet in allen Straſſen,
Der Tod darauf gedroht:
Wo Jemand Spindeln hätte,
Die ſollte man liefern ein,
Und ſie an offner Stätte
Verbrennen insgemein.

Nicht nach gewohnter Sitte
Erzog man dieſes Kind
In dumpfer Kammern Mitte,
Noch ſonſt wo Spindeln ſind;
Nein, in den Roſengärten,
In Wäldern, friſch und kühl,
Mit luſtigen Gefährten,
Bei freiem, kühnem Spiel.

Und als es kam zu Jahren,
Ward es die ſchönſte Frau,
Mit langen, goldnen Haaren,
Mit Augen dunkelblau;
In Gang, Gebärde züchtig,
In Reden treu und ſchlicht,
In aller Arbeit tüchtig,
Nur mit der Spindel nicht.

Viel ſtolze Ritter gingen
Der Holden Dienſte nach,
Heinrich von Oſterdingen,
Wolfram von Eſchenbach.
Sie gingen in Stahl und Eiſen,
Goldharfen in der Hand;
Die Fürſtin war zu preiſen,
Die ſolche Diener fand.

Mit Degen und mit Speere
Waren ſie ſtets bereit,
Den Frauen gaben ſie Ehre,
Und ſangen widerſtreit.
Sie ſangen von Gottesminne
Von kühner Helden Muth,
Von lindem Liebesſinne,
Von ſüßer Maienbluth.

Von alter Städte Mauern
Der Widerhall erklang,
Die Bürger und die Bauern
Erhuben friſchen Sang.
Der Senne hat geſungen,
Der über den Wolken wacht,
Ein Lied iſt aufgeklungen
Tief aus des Bergmanns Schacht.

In einer Mainacht blinkten
Die Sterne wunderſchön,
Der Fürſtin war, als winkten
Sie ihr zu Thurmes Höhn.
Sie ſtieg hinauf zum Dache,
Die Zarte ganz allein,
Da fiel aus einem Gemache
Ein trüber Lampenſchein.

Ein Weiblein, grau von Haaren,
Dort an dem Rocken ſpann,
Sie hatte wohl nichts erfahren
Vom ſtrengen Spindelbann.
Die Fürſtin, die noch nimmer,
Geſehen ſolche Kunſt,
Sie trat in Weibleins Zimmer:
„Wer biſt du, mit Vergunſt?“

„Man nennt mich, ſchönes Liebchen!
Die Stubenpoeſie;
Denn aus dem trauten Stübchen
Verirrt' ich mich noch nie.
Ich ſitz' am lieben Platze
Beim Rocken, wandellos,
Meine alte, blinde Katze,
Die ſpinnt auf meinem Schooß.

Lange lange Lehrgedichte,
Die ſpinn' ich recht mit Fleiß,
Flächſene Heldengedichte,
Die haſpl' ich ſchnellerweiſ'.
Mein Kater maut Tragödie,
Mein Rad hat lyriſchen Schwung,
Meine Spindel ſpielt Komödie
Mit Tanzbeluſtigung."

Die Fürſtin thät erbleichen,
Als man von Spindeln ſprach,
Sie wollte flugs entweichen,
Die Spindel ſprang ihr nach;
Und an der morſchen Schwelle,
Da fiel das Fräulein jach,
Die Spindel auf der Stelle
Sie in die Ferſe ſtach.

Was war das für ein Schrecken,
Als man ſie Morgens traf!
Sie war nicht mehr zu wecken,
Sie ſchlief den Zauberſchlaf.
Ein Lager ward bereitet
Im hohen Ritterſaal,
Goldſtoffe drauf gebreitet
Und Roſen ohne Zahl.

So ſchlief ſie in der Halle,
Die Fürſtin, reich geſchmückt.
Bald hatte die Andern alle
Der gleiche Schlaf berückt.
Die Sänger, ſchon in Träumen,
Rührten die Saiten bang,
Bis in des Schloſſes Räumen
Der letzte Laut verklang.

Die Alte ſpann noch immer
Im ſtillen Kämmerlein,
Es woben in jedem Zimmer
Die Spinnen, groß und klein,
Die Hecken und Ranken woben
Sich um den Fürſtenbau,
Und um den Himmel oben,
Da ſpann ſich Nebelgrau. —

Wohl nach vierhundert Jahren,
Da ritt des Königs Sohn
Mit ſeinen Jägerſchaaren
In's Waldgebirg davon:
„Was ragen doch da innen,
Ob all dem hohen Wald,
Für graue Thürm' und Zinnen
Von ſeltſamer Geſtalt?“

Am Wege ſtund gerade
Ein alter Spindelmann:
„Erlauchter Prinz, um Gnade!
Hört meine Warnung an!
Romantiſche Menſchenfreſſer
Hauſen auf jenem Schloß,
Die mit barbariſchem Meſſer
Abſchlachten Klein und Groß.“

Der Königsſohn verwegen
Thät mit drei Jägern ziehn,
Sie hieben mit den Degen
Sich Bahn zum Schloſſe hin.
Geſenket war die Brücke,
Geöffnet war das Thor,
Daraus im Augenblicke
Ein Hirſchlein ſprang hervor.

Denn in des Hofes Räumen,
Da war es wieder Wald,
Da ſangen in den Bäumen
Die Vögel manigfalt.
Die Jäger ohn' Verweilen,
Sie drangen muthig hin,
Wo eine Thür mit Säulen
Aus dem Gebüſch erſchien.

Zween Rieſen ſchlafend lagen
Wohl vor dem Säulenthor,
Sie hielten, in's Kreuz geſchlagen,
Die Hellebarden vor,
Darüber rüſtig ſchritten
Die Jäger allzumal,
Sie gingen mit kecken Tritten
Zu einem großen Saal.

Da lehnten in hohen Niſchen
Geſchmückter Frauen viel,
Gewappnete Ritter dazwiſchen
Mit goldnem Saitenſpiel.
Hochmächtige Geſtalten,
Geſchloßnen Auges, ſtumm:
Grabbildern gleich zu halten
Aus grauem Alterthum.

Und mitten ward erblicket
Ein Lager, reich von Gold,
Da ruhte, wohlgeſchmücket,
Eine Jungfrau wunderhold.
Die Süße war umfangen
Mit friſchen Roſen dicht,
Und auch von Mund und Wangen
Schien zartes Roſenlicht.

Der Königsſohn, zu wiſſen,
Ob Leben in dem Bild,
Thät ſeine Lippen ſchließen
An ihren Mund ſo mild.
Er hat es bald empfunden
Am Odem, ſüß und warm,
Und als ſie ihn umwunden,
Noch ſchlummernd, mit dem Arm.

Sie ſtreifte die goldnen Locken
Aus ihrem Angeſicht,
Sie hob, ſo ſüß erſchrocken,
Ihr blaues Augenlicht.
Und in den Niſchen allen
Erwachen Ritter und Frau,
Die alten Lieder hallen
Im weiten Fürſtenbau.

Ein Morgen, roth und golden,
Hat uns den Mai gebracht;
Da trat mit ſeiner Holden
Der Prinz aus Waldesnacht.
Es ſchreiten die alten Meiſter
In hehrem, ſtolzem Gang,
Wie rieſenhafte Geiſter,
Mit fremdem Wunderſang.

Die Thäler, ſchlummertrunken,
Weckt der Geſänge Luſt;
Wer einen Jugendfunken
Noch hegt in ſeiner Bruſt,
Der jubelt, tief gerühret:
„Dank dieſer goldnen Früh',
Die uns zurückgeführet
Dich, deutſche Poeſie!

Die Alte ſitzt noch immer
In ihrem Kämmerlein;
Das Dach zerfiel in Trümmer,
Der Regen drang herein.
Sie zieht noch kaum den Faden,
Gelähmt hat ſie der Schlag;
Gott ſchenk' ihr Ruh in Gnaden
Bis über den jüngſten Tag!

Altfranzöſiſche Gedichte.

Die Königstochter.

Des Königs von Spanien Tochter
Ein Gewerb' zu lernen begann.
Sie wollte wohl lernen nähen,
Waſchen und näh'n fortan.

Und bei dem erſten Hemde,
Das ſie ſollte gewaſchen han,
Den Ring von ihrer weißen Hand
Hat in's Meer ſie fallen lan.

Sie war ein zartes Fräulein,
Zu weinen ſie begann.
Da zog des Wegs vorüber
Ein Ritter lobeſan.

„Wenn ich ihn wiederbringe,
Was giebt die Schöne dann?“ —
„Einen Kuß von meinem Munde
Ich nicht verſagen kann.“

Der Ritter ſich entkleidet,
Er taucht in's Meer wohlan,
Und bei dem erſten Tauchen
Er nichts entdecken kann.

Und bei dem zweiten Tauchen,
Da blinkt der Ring heran,
Und bei dem dritten Tauchen
Iſt ertrunken der Rittersmann.

Sie war ein zartes Fräulein,
Zu weinen ſie begann,
Sie ging zu ihrem Vater:
„Will kein Gewerb' fortan!“

Graf Richard ohne Furcht.

1.

Graf Richard von der Normandie
Erſchrack in ſeinem Leben nie.
Er ſchweifte Nacht wie Tag umher,
Manchem Geſpenſt begegnet' er,
Doch hat ihm nie was Graun gemacht,
Bei Tage noch um Mitternacht.
Weil er ſo viel bei Nacht thät reiten,
So ging die Sage bei den Leuten:
Er ſeh' in tiefer Nacht ſo licht,
Als mancher wohl am Tage nicht.
Er pflegte, wenn er ſchweift' im Land,
So oft er wo ein Münſter fand,
Wenn's offen war, hinein zu treten,
Wo nicht, doch auſſerhalb zu beten.
So traf er in der Nacht einmal
Ein Münſter an im öden Thal;
Da ging er fern von ſeinen Leuten,
Nachdenklich, ließ ſie fürbaß reiten.
Sein Pferd er an die Pforte band,
Im Innern einen Leichnam fand.
Er ging vorbei hart an der Bahre
Und kniete nieder am Altare,
Warf auf 'nen Stuhl die Handſchuh' eilig,
Den Boden küßt' er, der ihm heilig.

Noch hatt' er nicht gebetet lange,
Da rührte hinter ihm im Gange
Der Leichnam ſich auf dem Geſtelle.
Der Graf ſah um und rief: „Geſelle!
Du ſeyſt ein Guter oder Schlimmer,
Leg dich auf's Ohr und rühr' dich nimmer!“
Dann erſt er ſein Gebet beſchloß,
Weiß nicht, ob's klein war, oder groß.
Sprach dann, ſich ſegnend: „Herr! mein' Seel'
Zu deinen Händen ich empfehl'.“
Sein Schwert er faßt' und wollte gehen,
Da ſah er das Geſpenſt aufſtehen,
Sich drohend ihm entgegen recken,
Die Arme in die Weite ſtrecken,
Als wollt' es mit Gewalt ihn faſſen
Und nicht mehr aus der Kirche laſſen.
Richard beſann ſich kurze Weile,
Er ſchlug das Haupt ihm in zwei Theile;
Ich weiß nicht, ob es wehgeſchrien,
Doch mußt's den Grafen laſſen ziehn.
Er fand ſein Pferd am rechten Orte;
Schon iſt er aus des Kirchhofs Pforte,
Als er der Handſchuh' erſt gedenkt.
Er läßt ſie nicht, zurück er lenkt,
Hat ſie vom Stuhle weggenommen;
Wohl Mancher wär' nicht wieder kommen.

2.

In der Abtei von Sankt Ouan
War dazumal ein Sakriſtan;
Er war als frommer Mönch genannt,
Ihm gutes Zeugniß zuerkannt.
Allein je mehr die Seele werth,
Je mehr der Teufel ihr begehrt.
Einſt ging der Mönch, von dem ich ſprach,
Im Münſter ſeinem Amte nach,
Da mußt' er eine Dame ſehen,
Er liebt ſie, kann nicht widerſtehen,
Er ſtirbt, wird ſie ihm Gunſt verſagen,
Er will an ſie ſein Alles wagen.
Wie er nun bat, wie er verhieß,
Die Dame ſich bereden ließ,
Sie zeigte Zeit und Ort ihm an,
Wo er zunacht ſie treffen kann.
Als nun die Nacht gedunkelt tief
Und Alles in dem Kloſter ſchlief,
Begann der Bruder ſeinen Gang,
Er ſuchte nicht Geſellſchaft lang.
Zum Haus der Dame war kein Weg,
Als über einen ſchmalen Steg,
Darüber wollt' er eilig gehen;
Nun weiß ich nicht, wie ihm geſchehen,
Ob er ſich ſtieß, ſich übertrat,
Ob einen falſchen Tritt er that:
Er fiel in's Waſſer und verſank,
Ohn' alle Rettung er ertrank.

Ein Teufel gleich die Seele nahm,
So warm ſie aus dem Leibe kam,
Er wollte ſie zur Hölle ziehn,
Da trat ein Engel vor ihn hin.
Sie thäten um die Seele ſtreiten,
Mit Gründen wechſelnd ſich bedeuten.
Der Teufel ſprach: „es ziemt dir ſchlecht,
Zu greifen in mein beſtes Recht.
Du weißt, die Seel' iſt mir gebunden,
Die ich ob böſen Werken funden.
Ich traf den Mönch ob böſen Werken,
Wie an dem Wege leicht zu merken,
Der Weg hat ihm den Stab gebrochen.
Du weißt, es hat der Herr geſprochen:
Wo ich dich find', will ich dich richten.“
Der Engel ſprach darauf: „mit nichten!
Der Bruder lebte wandelfrei,
So lang er war in der Abtei,
Nun hat die Schrift uns klar bedeutet:
Dem Guten iſt ſein Lohn bereitet.
Dem Unſern muß der Lohn nun werden
Des Guten, das er that auf Erden.
Die Sünde war noch nicht erfüllt,
Darum du ſchon ihn richten willt.
Er iſt aus der Abtei getreten,
Er hat die Planke zwar betreten,
Allein er konnte noch zurücke,
Wär' er geſtürzt nicht von der Brücke.
Des Böſen, das er nicht gethan,
Darf er die Strafe nicht empfahn.

Und um ein wenig Wollen, nein!
Kann er nicht ein Verdammter ſeyn.
Doch klage Keiner über'n Andern,
Laß uns zum Grafen Richard wandern!
Von ihm ſey unſer Span geſchlichtet!
Er hat noch immer gut gerichtet.“
Der Teufel ſprach: „ich bin's zufrieden!
Von ihm ſey zwiſchen uns entſchieden!“
Sie eilten in's Gemach des Grafen,
Er lag im Bett und hatt' geſchlafen,
Doch war er jetzo eben wach
Und dachte manchen Dingen nach.
Sie meldeten ihm Alles klar,
Wie's mit der Seel' ergangen war.
Sie bäten ihn nun, zu entſcheiden,
Wem ſie gehören ſollt' von Beiden.
Herr Richard hielt nicht lange Rath,
Er kürzlich dieſen Ausſpruch that:
„Die Seele gebt dem Leib zurücke,
Und ſtellt das Pfäfflein auf die Brücke,
Dahin gerade, wo es fiel!
Dann miſche Keiner ſich in's Spiel!
Und rennt es in geſtrecktem Lauf
Voran, und ſchaut nicht um, noch auf,
So fall' es in des Böſen Schlinge
Ohn' Widerſpruch und lang Gedinge!
Doch wenn es anders ſich entſchieden
Und ſich zurückzieht, hab' es Frieden!“
Der Rechtsſpruch, den der Graf gethan,
Stand Einem, wie dem Andern an,

Die Seele ſie dem Leib einblieſen,
Dem Mönch die alte Stelle wieſen.
Als ſich der Bruder wieder fand
Und friſch auf beiden Beinen ſtand,
Zog ſchneller er zurück den Schritt,
Als wer auf eine Schlange tritt.
Kaum hatten ſie ihn losgelaſſen,
Thät er mit Abſchied kurz ſich faſſen,
Er floh in größter Haſt nach Haus,
Verkroch ſich, wand die Kleider aus.
Noch immer er zu ſterben bebte,
Er war im Zweifel, ob er lebte.
Als nun der Morgen brach heran,
Da ging der Graf nach Sankt Ouan,
Berief die Brüderſchaft zuhand,
Den Mönch in naſſen Kleidern fand.
Richard ihn zu ſich kommen ließ
Und vor den Abt ihn treten hieß:
„Herr Bruder! wie iſt's Euch ergangen,
Was habt Ihr Schlimmes angefangen?
Ein andermal habt beſſer Acht
Beim Plankengehen in der Nacht!
Erzählt dem Abte frei und offen,
Was Euch in dieſer Nacht betroffen!“
Der Bruder ſchämte ſich zu tod,
Er ward bis über die Ohren roth,
Vor Abt und Grafen ſo zu ſtehen,
Doch thät er Alles frei geſtehen.
Der Graf beſtärkte den Bericht,
So kam die Wahrheit an das Licht,

Und in der Normandie noch lange
War dieſes Stichelwort im Schwange:
„Mein frommer Bruder, wandelt ſacht,
Und nehmt auf Stegen Euch in Acht!“

Legende.

Es iſt 'ne Kirche wohl bekannt,
Sankt Michael vom Berg genannt;
Am Ende vom Normannenlande,
Auf eines hohen Felſen Rande,
Umſchloſſen überall vom Meer,
Nur daß von einer Seite her,
So wie die Flut zurücke trat,
Sich öffnet ein gebahnter Pfad.
Es kommt die Flut zweimal im Tage
Mit ſchnell- und ſtarkem Wellenſchlage,
Daß mancher zu derſelben Friſt
Mit großer Noth entronnen iſt.
Viel Waller zu der Kirche kommen,
Zu ihres ew'gen Erbes Frommen.
Einmal, an einem hohen Feſte,
Beeilten ſich die frommen Gäſte,
Zur heil'gen Meſſe hinzuwallen:
Doch hat die Flut ſie überfallen.
Sie flohen auf des Pfades Enge
Mit Haſt und mächtigem Gedränge.
Nur einer armen Schwangern war
Die Kraft geſchwunden ganz und gar,
Gehemmt ihr Lauf von herben Schmerzen,
Die ſich ihr regten unter'm Herzen.

Sie ward geſtoßen von der Menge
Und fiel zu Boden im Gedränge.
So blieb ſie liegen, unbeachtet,
Weil Jeder ſich zu retten trachtet.
Die Andern waren all' entronnen
Und hatten ſchon den Berg gewonnen,
Doch wie ſie nach der Frau hinſahen,
So thät ſich ſchon die Flut ihr nahen;
Wohl jede Hülfe war zu ſpät,
Drum wandten ſie ſich zum Gebet.
Auch Jene, die, dem Tode nah,
Nicht Menſchenhülfe möglich ſah,
Sie hat zu Jeſus und Marien
Und zum Erzengel laut geſchrieen.
Die Pilger haben's nicht vernommen,
Zum Himmel iſt der Ruf gekommen.
Die ſüße Gottesmutter oben
Hat ſich von ihrem Thron erhoben,
Die heilge Herrin voll Erbarmen
Wirft einen Schleier hin der Armen,
Die unter ſolcher Decke Schutz
Bewahrt iſt vor der Wellen Trutz.
Denn mitten in der Waſſer Braus
Iſt ihr gebaut ein trocknes Haus.
Die Ebbezeit nicht ferne war,
Noch ſtund am Strand die ganze Schaar.
Die Frau man längſt verloren gab;
Da wich die Flut vom Land hinab,
Und trat aus all der Wellen Grund
Die Frau, ganz freudig und geſund,

Und in den Armen hielt ſie lind
Ein lieblich neugeboren Kind.
Da thäten Geiſtliche und Laien
Des ſchönen Wunders hoch ſich freuen,
Mit Staunen auf die Frau ſich wieſen,
Den Herrn und ſeine Mutter prieſen.

Roland und Alda.

Aus einem Heldengedichte.

Schon kehren die Vianer in die Stadt,
Gehoben wird die Brück', das Thor verwahrt.
Als Kaiſer Karl es ſieht, ſein Blut aufwallt,
Lautauf er ſchreit, von wildem Zorn entbrannt:
„Wohlan zum Sturme, wackre Ritterſchaft!
Wer jetzt mir fehlt, was er zu Leben hat,
Hab' er in Frankreich Bergſchloß oder Stadt,
Thurm oder Veſte, Flecken oder Mark,
Es wird ihm all dem Boden gleich gemacht.“
Auf ſolche Worte kommen All' heran,
Die Schildner dringen auf die Mauern dar,
Mit Hammer ſchlagend und geſtähltem Schaft.
Die von Viane ſteigen maueran,
Da werfen Stein' und Scheiter ſie herab,
Und mehr als ſechzig werden da zermalmt
Der Jünglinge vom ſchönen Frankenland.
„Herr Kaiſer! — ſpricht der Herzog Naims im Bart —
Wollt ihr die Stadt gewinnen mit Gewalt,
Die hohen Mauern mit den Zinnen ſtark,
Die feſten Thürme, manch Jahrhundert alt,
So Heiden einſt erbaut mit großer Kraft:
In Eurem Leben wird es nicht vollbracht.
Drum ſendet eh' zurück nach Frankenland,
Daß Zimmerleute werden hergeſchafft!

Und ſind ſie angekommen vor der Stadt,
So laßt ſie bauen Rüſtzeug mancher Art,
Davon die Mauern ſtürzen!“

Der Kaiſer hört es, mächtig er ergrimmet.
„Monjoie!“ ruft er aus mit lauter Stimme,
„Was zögert ihr, ihr meine kühnen Ritter!“
Von Neuem da der wilde Sturm beginnet,
Sie werfen, ſchleudern in gewalt'gem Grimme.
Und ſieh! ſchön' Alda dort, die Minnigliche!
Mit reichem Mantel war ſie wohl gezieret,
Der mit Goldfaden meiſterlich geſticket;
Die Augen blau und blühend das Geſichte.
Sie trat auf der gewalt'gen Feſte Zinnen.
Als ſie den Sturm, das wilde Toben ſiehet,
Da bückt ſie ſich, 'nen Stein hat ſie ergriffen,
Auf eines Gascons Helm wirft ſie ihn nieder,
Daß ſie den ganzen Cirkel ihm zerſplittert,
Es fehlte wenig, wär' er todt geblieben.
Roland erſah es, mit dem kühnen Blicke,
Der edle Graf, er rief mit lauter Stimme:
„Von dieſer Seite, bei dem Sohn Mariens!
Wird man die Veſte nimmermehr gewinnen,
Denn gegen Damen ſtürm' ich nun und nimmer.“
Er ließ nicht länger, daß er nicht ihr riefe:
„Wer ſeyd Ihr doch, o Jungfrau, Minnigliche?
Wenn ich Euch frage, nehmt's im guten Sinne!
Ich frag' es nicht um irgend Unglimpfs willen.“
„Herr! — ſagte ſie — es bleib' Euch unverſchwiegen!
Die mich erzogen, Alda ſie mich heißen,

Die Tochter Rainers, welchem Genua pflichtet,
Die Schweſter Olivers mit kühnem Blicke,
Gerhards, des mächtigen Gebieters, Nichte;
Mein Stamm, er iſt erlaucht und hochgebietend.
Bis heute bin ich ohne Herrn geblieben
Und werd' es bleiben, bei dem Sohn Mariens!
Es wäre denn mit Herzog Gerhards Willen
Und Olivers, den Rittertugend zieret.“
Da ſprach Roland für ſich mit leiſer Stimme:
„Es thut mir leid, bei'm ew'gen Sohn Mariens!
Daß Ihr Euch nicht in meiner Haft befindet.
Doch ſoll es noch geſchehn, nach Gottes Willen,
Durch jenen Kampf, zu welchem mich beſchieden,
Oliver, der Genueſer.“

So ſprach ſchön' Alda, die Verſtändige:
„Herr Ritter! nun ich hab' Euch nicht verhehlt,
Was Ihr von mir erforſchet und begehrt:
Nun ſagt hinwieder mir, ſo Euch gefällt,
Von wann Ihr ſeyd, und welches Eu'r Geſchlecht!
Es ſteht Euch wohl der Schild, mit Banden feſt,
Und jenes Schwert, das Euch zur Seite hängt,
Und jene Lanze, dran das Fähnlein weht,
Und unter Euch das apfelgraue Pferd,
Das ſchnell, wie ein beſchwingter Pfeil, hinrennt.
Ihr drängtet heute mächtig unſer Heer,
Vor allen Andern ſcheinet Ihr ein Held.
Nun glaub' ich wohl, wie mir's in Sinnen ſteht,
Daß Eure Freundin hohe Schönheit trägt.“

Roland vernahm es und er lachte hell.
„Ja, Dame! — ſprach er — wahr iſt, was Ihr ſprecht,
In Chriſtenlanden keine Gleiche lebt,
Noch ſonſten, daß ich wüßte.“

Als Roland höret, daß ſie alſo ſpricht,
Entdeckt er ihr ſein ganzes Herze nicht,
Doch allerwegen gut er ſie beſchied:
„Jungfrau! nach Wahrheit geb' ich Euch Bericht:
Roland benennen meine Freunde mich.“
Schön' Alda hört' es, wohl ihr das gefiel:
„Seyd Ihr der Roland, welcher, wie man ſpricht,
Mit meinem Bruder ſich zum Kampf beſchied:
Noch wißt Ihr wenig, wie ſo kühn er iſt.
Und habt Ihr Kampf beſchloſſen gegen ihn:
Auf Treue ſag' ich Euch, es kränket mich,
Weil man für meinen Freund Euch halten will,
Wie mir zu Ohren kam von dort und hie.
Bei jener Treu, womit Ihr Karlen dient!
Wär' ich nicht geſtern Eurer Haſt entwiſcht,
Erbarmen nicht, noch Gnade hättet Ihr,
Daß zu den Meinen Ihr mich wieder ließt.“
Roland vernahm es wohl, antwortet' ihr:
„Ich bitt' in Liebe, ſpottet meiner nicht!“ —
Der Kaiſer rief den Grafen von Berri:
„Herr Lambert! gebt mir redlichen Bericht:
Wer iſt die Dam' auf jener alten Zinn',
Die mit dem Roland ſpricht und er mit ihr?“
„Bei meiner Treue! — Lambert ihn beſchied —
Schön' Alda iſt's, das edle Frauenbild,

Rainers von Genua, des Tapfern, Kind,
Der Lombard ſoll ſie führen nach Rein.“
„Das wird er nicht — verſetzt' der Kaiſer ihm —
Roland hat ſelbſt auf ſie geſtellt den Sinn.
Eh' ſtürben hundert Mann, in Stahl geſtrickt,
Bevor der Lombard Alden führte hin.“
So ſprach der Kaiſer. Roland aber ſchied
Von Alden, die auf hoher Mauer blieb.
Der König ſieht ihn, neckt ein wenig ihn.
„Traut Neffe! — ſpricht er — was iſt Euer Sinn
Gegen die Maid, mit der Ihr ſprachet hie?
Wenn irgend Zorn ihr heget gegen ſie:
In Liebe bitt' ich Euch, verzeihet ihr!“
Roland vernahm's, ſein Blut empörte ſich
Aus Scham vor ſeinem Oehme.

„Traut Neffe mein! — ſprach Karl, der ſtarke Held —
Ob jener Maid, mit welcher Ihr geredt,
Habt Ihr zu lang verweilet an der Stell'.
Denn aus der Stadt brach Oliver indeß,
Und mit ihm hundert Ritter, wohl bewehrt,
Sie haben überfallen Euer Heer,
Der Unſern Zwanzigen das Haupt geſpellt
Und ihrer viel gefangen weggeſchleppt.
Die Jungfrau Alda wußt es wohl vorher,
Sie hat Euch nur gehöhnet und geneckt.“
Roland vernahm's, ſchier kam von Sinnen er,
Von wildem Grimm das Angeſicht ihm brennt.
Als nun der Kaiſer Rolands Zorn erſehn,
Da that er gütlich ihn beſchwichtigen:

„Traut Neffe! — ſprach er — zürnet nicht ſo ſehr!
Ob jener Maid, mit welcher ihr geredt,
Ziehn wir zurück zu Hütten und Gezelt,
Und ihr zu Liebe nimmt der Sturm ein End'.“
Roland verſetzte: „So wie Ihr befiehlt!“
Ein Horn erſcholl, es wandte ſich das Heer
Zurück zu den Gezelten.

Fortunat und ſeine Söhne.

Fragment.

Erſtes Buch.

Ihr Wolken, die ihr bunt den Himmel ſäumet,
Aufſteigt, Geſtalten wechſelt und vergehet!
Ihr Wellen, die ihr Sterne jetzt beſchäumet,
Jetzt tief zum Abgrund ſtürzt, jetzt neu erſtehet!
Ihr Winde, die ihr jene Wellen bäumet
Und jene Wolken durch die Lüfte wehet!
Euch ruf' ich an als Muſen, führt zum Ziele
Mein Lied von der Fortuna laun'ſchem Spiele.

Glück zu! ſchon ſind die Segel aufgezogen,
Von Cyperns Küſte ſtößt das fremde Schiff.
Da zeigt ſich noch mit Federſpiel und Bogen
Ein ſchlanker Jüngling auf dem nahen Riff.
Er ruft, er ſpringt hinab, er theilt die Wogen,
Bis er das zugeworfne Thau ergriff.
Mit einem Zug iſt er an Bord geriſſen,
Gleichwie ein Stör, der in die Angel biſſen.

Das Schiff, woſelbſt der Jüngling angeſchwommen,
Es war ein guter Venetianer Maſt,
Der von Jeruſalem zurückgekommen
Und Waſſer hier, nebſt Cyperwein, gefaßt.
Gar freundlich iſt der Schwimmer aufgenommen,
Man drängt ſich um den wunderlichen Gaſt.
Da ſetzt er ruhig ſich auf eine Tonne
Und ſpricht alſo, ſich trocknend an der Sonne:

„Ihr guten Herren, die ihr jetzt mein Ohr
Mit Fragen täubet und mein Kleid zerzauſet,
Wißt denn, mein Vater iſt Herr Theodor,
Der dort in Famaguſta's Mauern hauſet!
Er war der reichſte Bürgersmann hievor,
Die Freunde haben ihm ſein Gut verſchmauſet;
Frau Graziana, die geehrte Dame,
Iſt meine Mutter, Fortunat mein Name.“

„Nun denkt ihr leicht, und ich bekenn' es ehrlich,
Daß mir's daheim nicht ſehr behagen mochte.
Für Durſt zu trinken, und zu ſpeiſen nährlich,
Wo man vordem zahlloſen Gäſten kochte;
Ermunternde Geſellſchaft fand ſich ſpärlich,
Wenn nicht ein Gläubiger zuweilen pochte,
Noch minder taugten, mich zu unterhalten,
Der Mutter Sorgenblick, des Vaters Falten.“

„Mein einzig Labſal blieb die Jägerei;
Und ward, bei einem verhegtem Königsforſte,
Mir nie ein Wild mit ſtattlichem Geweih,
Viel weniger ein Thier mit ſtolzer Borſte,
Ein Vogel kaum, mit hungrigem Geſchrei
Hintaumelnd um die dürren Klippenhorſte:
Doch that mir's gut, auf Felſen und in Klüften
Umherzuklettern und die Bruſt zu lüften."

„Und heute ſah ich juſt aus meiner Wüſte
Das Schiff die Segel ungeduldig ſchwellen,
Da faßte mich ein plötzliches Gelüſte,
Der reiſemuth'gen Schaar mich zu geſellen.
Gedacht, gethan! ich rannte flugs zur Küſte,
Ein ſichrer Schwimmer, ſprang ich in die Wellen.
Fleug, Falke, nun nach Süden oder Norden!
Dein Jäger iſt ein freier Seemann worden."

„Ach! Eines fällt mit einmal mir auf's Herz:
Hin fuhr ich, ohne nur Valet zu ſagen.
Oft mahnt' ich zwar die Eltern, halb im Scherz:
Viel Glück iſt in der Welt noch, laßt mich's wagen!
Dennoch trifft unerwartet ſie der Schmerz,
Mir iſt, als hört' ich die Verlaßnen klagen;
Die Mutter ſonderlich, die gute Mutter,
Sie weint ſo leicht, ſie hat ein Herz wie Butter."

„Weil's aber nun geſchehn und ſchon die Zinnen
Von Famaguſta fern hinabgetaucht,
So muß ich jetzt auf andre Dinge ſinnen,
Denn plutt und bloß bin ich hieher gehaucht.
Durch Herrendienſt möcht' ich mein Brot gewinnen,
Iſt Keiner hier, der einen Diener braucht?
Manch edeln Ritter ſeh' ich ja im Kreiſe,
Ich dient' ihm wohl, daheim und auf der Reiſe.“

Er ſprach's und ließ die Blicke forſchend wandern,
Bis ſie auf Einem feſtgeheftet blieben:
Das war der edle Graf Hubert von Flandern,
Der ſich auf frommen Fahrten umgetrieben;
Anſehnlich ſtand er da vor allen Andern,
Wohlwollen war dem Antlitz eingeſchrieben,
Und leicht verſtehend unſres Jünglings Auge,
Sprach lächelnd er: „Schlag ein, wenn ich dir tauge!“

„Denn ſind wir nicht ein ſeltſames Geſpann,
Nach Sinn und Neigung ganz und gar verſchieden?
Du reißt dich eben aus der Heimath Bann
Und willſt in weiter Welt ein Glück dir ſchmieden,
Dagegen ich ein reiſemüder Mann,
Der nach den Stürmen Ruhe ſucht und Frieden,
Der ſehnlich wünſcht, nach mannigfachen Fährden,
Zum Port des Ehſtands eingelotet zu werden.“

„Ein Port die Ehe! — rief der Narr des Grafen,
Er war zum heil'gen Grabe mitgefahren, —
Er möge doch vor ſolchem Ruhehafen
Der Himmel jeden Biedermann bewahren!
Ein Meer iſt ſie, deß Wellen nimmer ſchlafen,
Drauf ewig ſich die tollen Stürme paaren,
Ein falſches Meer, ein wildes Meer, Eu'r Liebden,
Ein hölliſch Meer voll Scyllen und Charybden!“

„Zwei Dinge brachten mich zu dem Entſchluß,
Den friſchen Leib der Seefahrt preis zu geben:
Das eine war der Andacht Ueberfluß,
Die Sehnſucht, an dem heil'gen Grab zu kleben,
Das andre war der tägliche Verdruß,
Der mir geblüht im lieben Eheleben.
Nie hat dies Schiff im Sturme ſo geſchwanket,
Wie unſer Häuschen, wenn mein Weib gezanket.“

Doch laßt uns, was der Schalksnarr weiter ſpricht,
Mit einer Göttin Selbſtgeſpräch vertauſchen!
Seht ihr die neckiſche Fortuna nicht
Aus jener goldnen Wolke niederlauſchen?
Sie ſchaut das Schiff im heitern Morgenlicht,
Sie hört die muntern Ruderſchläge rauſchen.
Denn wird ein Anker irgendwo gelichtet,
Dahin iſt gleich Fortunens Blick gerichtet.

„Ha! — ſpricht ſie — fahre wohl auf ſchwankem Kiel,
Fahr' wohl, mein Fortunat, du goldner Knabe!
O Heil mir, daß hieher mein Auge fiel,
Wo längſt Geſuchtes ich gefunden habe!
Du Vogelfreier, ſey mein luſtig Spiel!
Dich werd' ich redlich tummeln bis zum Grabe,
Dich werd' ich, meine Macht an Tag zu legen,
Durch Luſt= und Trauerſpiele friſch bewegen.“

„Durch Trauerſpiele, ja! wenn gleich die Dichter
Als Zufall in das Luſtſpiel mich gebannt.
Sie ziehen, traun! ſo wichtige Geſichter,
Wie zum Verwaltungsrath der Welt ernannt.
Und vor dem Stuhle dieſer ird'ſchen Richter
Werd' ich für blind, für ungerecht erkannt.
Bedachte Keiner denn, daß mit der Binde
Die ſtrenge Dice ſelbſt ihr Aug' umwinde?“

„Ein Weſen haben ſie nun ausgeſonnen,
Verhängniß heißt es, finſter, räthſelhaft.
Bereiteſte Rechtspfleg' iſt hier gewonnen,
Wie bei der Fehme dunkler Brüderſchaft.
Ein Mord iſt, eh' drei Stunden hingeronnen,
Beredt, verübt, gerichtet, abgeſtraft.
Was iſt's, wo iſt es denn? Man ſagt dem Volke:
Gafft nur hinauf und ſeht die ſchwarze Wolke!“

„Kein Wunder denn, daß längſt ich meine Gunſt
Der überweiſen Dichterzunft entzogen!
Nach Brote ging von jeher alle Kunſt,
Den Dichtern wird's am kargſten zugewogen.
Doch nähren ſie ja gerne ſich vom Dunſt
Und weiden ſich am bunten Regenbogen;
Iſt einem alles Lebensglück verdorben,
Geduld! man ehrt ihn ſchön, wenn er geſtorben.“

„Zwar hat ſo eben Einer von der Gilde
Ein Lied, das mir geweiht iſt, angehoben,
Doch wenig Gutes führet er im Schilde,
Drauf deuten ſchon die wunderlichen Proben,
Auch war ich ſeither ihm nicht allzu milde
Und wenig Urſach fand er, mich zu loben,
Drum bind' ich ihm noch fürder ſo die Hände,
Daß er es mühſam oder nie vollende.“

„Mein Fortunat! von welchem ungeſehen
Und ungehört, ich hier in Wolken hange,
Du wirſt, ich hoff's, dich nie zum Dichter blähen,
Sonſt wär' es mir um unſre Freundſchaft bange,
Ein Liedchen höchſtens kann ich zugeſtehen,
Das man vor Frauen ſingt zum Lautenklange.
Nimm Alles leicht! das Träumen laß' und Grübeln!
So bleibſt du wohlbewahrt vor tauſend Uebeln.“

Mit dieſen inhaltſchweren Götterworten
Sag' ich von anderem Bericht mich ledig;
Nichts von der Anfahrt in ſo manchen Porten,
Nichts von beglückter Landung in Venedig,
Nichts von dem Eintritt in die Gent'ſchen Pforten,
Nicht, wie der Graf, dem Jüngling mehr als gnädig,
So ſtattlich ihn beritten macht und kleidet,
Daß ihn die ganze Dienerſchaft beneidet!

Auch von des Grafen feſtlicher Vermählung
Mit einer herzoglichen Braut von Cleve
Erſpar' ich mir, wie billig, die Erzählung,
Kein Lorbeer grünet hier für meine Schläfe.
Erſt als die Luſt gehetzt bis zur Entſeelung,
Der Freudenkelch geleert bis auf die Hefe,
Erſt nach der Ritterfeſte vierzehn Sonnen
Hat, was zu melden ſich verlohnt, begonnen.

Wann ſchon der Schnitter Fleiß in vollen Schwaden
Des Sommers goldnen Segen hingebreitet,
Wann ſchon die Erntewagen, hoch geladen,
Hinfahren, von Geſang und Klang begleitet:
Iſt auf der Stoppelfelder öden Pfaden
Der Aehrenleſe magres Feſt bereitet.
O gieriges Gewühl zerlumpter Knaben,
Baarfüß'ger Mädchen, heiſchrer Krähn und Raben!

So auf dem Plan, der vom Turnei der Ritter
Zerwühlt iſt und umwölkt mit Staub und Dampf,
Wo abgeknickte Büſche, Lanzenſplitter,
Schildtrümmer zeugen von dem heißen Kampf,
Wo rings zerquetſcht die Schranken und die Gitter
Von wilder Roſſe mächtigem Geſtampf:
Dorthin berufet nun zum Nachgefechte
Trommetenſchall die Knappen und die Knechte.

Wohl nennt uns der homeriſche Geſang
Die Völker und die Häuptlinge des Breiten,
Die hier vom Strand aufziehn im Donnergang,
Die dort aus Troja's Mauern niederſchreiten,
Mich aber ſpornet kein vermeßner Drang,
Mit ſolchem Meiſter um den Kranz zu ſtreiten,
Drum meld' ich kurz die Männer und die Rotten,
Die zum Turniere traben oder trotten.

Des Vorſaals und des Stalles edle Stämme
Man ſieht ſie alleſammt zu Gaule ſteigen,
Wer je ein Roß geritten in die Schwemme,
Der will ſich heut als wackern Renner zeigen,
Der Meiſter Kellner auch iſt keine Memme,
Gevatter Koch iſt keiner von den Feigen,
Selbſt der noch jüngſt den Bratſpieß mußte wenden,
Er ſprengt heran, den Lanzenſchaft in Händen.

Und keinen dieſer Tapfern ſoll man ſchelten,
Erſcheint er nicht ſogleich bei'm erſten Ruf,
Denn widerſpenſt'ge Roſſe ſind nicht ſelten
Und manche giebt's, die Gott ſehr träge ſchuf.
Auch muß ja Alles heut für Streitroß gelten,
Was irgend Mähne zeigen kann und Huf,
Zieht ſchon ein Ohr ſich merklich in die Länge,
Die Wappenſchau iſt heut nicht allzu ſtrenge.

Ein hölzern Männlein, wunderlich geſchmückt,
Iſt aufgeſtellt vor all den kühnen Recken,
Ein Männlein, in die Stellung hingebückt,
Die hinter Zäunen heimiſch iſt und Hecken;
Durch innere Gewerke vorgedrückt,
Entfallen Münzen in ein klingend Becken;
Je länger ſie den Preis ſich ſtreitig machen,
Je reicher ſtets wird er dem Sieger lachen.

Nach dieſem ſegenſchwangern Bilde blickt
Mit heißer Sehnſucht manch ein armer Knappe.
Wen aber mehr die Ruhmbegierde zwickt,
Dem winkt ein goldnes Diadem von Pappe,
Rings von Kapaunenfedern bunt umnickt,
Ein Mittelding von Kron' und Narrenkappe.
Nichts Seltſames noch Aermlichs hegt die Erde,
Drum nicht geworben und gehadert werde.

Als nun zum Angriff die Trommete ſchallt,
Da kommt's von allen Seiten hergeſchoſſen;
Mit Schwertern, Kolben, Lanzen, neu und alt,
Wird dreingehaun, geſchlagen und geſtoſſen,
Das pfeift und ziſcht, das ſchmettert und das prallt,
Die Kreuz' und Queer', wie Hagelſturm und Schloſſen,
Und als am tollſten ſich gewirrt der Knäuel,
Verhüllet dichter Staub den ganzen Greuel.

Doch wie aus düſtrem, nebelſchwerem Himmel
Mit flücht'gem Schimmer blickt ein Sonnenſtral,
So bricht aus jenem ſtäubenden Gewimmel
Der ſchmucke Fortunatus manchesmal,
Er tummelt meiſterhaft den raſchen Schimmel
Er glänzt in bunter Tracht und blankem Stahl,
Recht ritterlich erſcheint er, feſt und munter,
Bald taucht er auf, bald wieder taucht er unter.

Zuletzt, als ſich der wilde Lärm gelegt
Und nun das dichte Staubgewölke ſinkt,
Da ſieht man erſt, was ſich am Boden regt,
Wie Mancher kraftlos dort um Hülfe winkt,
Auch Manchen, der nach ſeinem Roſſe fragt,
Und Manchen, der beſchämt vom Platze hinkt:
Nur Fortunat ſitzt aufrecht in den Bügeln,
Und: Sieger! Sieger! hallt's von allen Hügeln.

Seit dieſes Tages wohlerworbnen Kränzen
Hält ihn der Graf noch werther als zuvor,
Vor allen Andern ſoll der Jüngling glänzen,
Er ſteigt zum ehrenvollſten Dienſt empor,
Beim Mahle darf er den Pokal kredenzen,
Die Schlüſſel wahrt er zu des Burghofs Thor,
Man ſendet ihn, zu laden hohe Gäſte,
Er folgt dem Herrn zum Jagen und zum Feſte.

Und will die Gräfin oft an Regentagen
Sich ſelbſt und ihren Fraun Kurzweil bereiten,
So heißt ſie ihn die griech'ſche Zither ſchlagen
Und Heimathliedchen ſingen in die Saiten,
Auch giebt's von Cypern mancherlei zu fragen,
Von Frauentracht und andern Seltſamkeiten,
Er ſagt's in böſem Deutſch, doch zierlich immer
Von hellem Lachen hallen dann die Zimmer.

Je reicher ihm die Gnade zugemeſſen,
Je gift'ger ſchwillt der andern Diener Neid,
Zumal dem Narren will's das Herz zerfreſſen,
Verſchmäht zu ſeyn, wie ein verbrauchtes Kleid,
Denn Niemand horchet jetzt den froſt'gen Späſſen,
Von böſen Weibern und von Eheleid;
Wie könnten ſie dem neuen Paare munden
In ſeiner Ehe goldnen Flitterſtunden?

Es war an einem Abend in der Schenke,
Schon zog die ernſte Mitternacht in's Land,
Schon leerten mählig ſich die meiſten Bänke,
Nur eine Kameradſchaft hielt noch Stand;
Doch lehnt ſich, müd von Zechen und Gezänke,
Der auf den Tiſch und Jener an die Wand;
Die Lampe hängt erſterbend von der Decke,
Da hebt der Narr ſich an des Tiſches Ecke:

„Nicht mehr verbeiß' ich dieſen herben Kummer,
Maulhenker ihr, Schlafmützen, Memmen, Tröpfe!
Erwacht einmal aus eurem dumpfen Schlummer,
Ehrloſe, ſinnverlaſſene Geſchöpfe!
Geſchehn nicht Dinge, ſchreien möcht' ein Stummer?
Ihr aber ſchweigt dazu und kratzt die Köpfe.
Hat ſich die Welt ſo wunderbar verwandelt,
Daß nur der Narr noch denkt und ſpricht und handelt?“

„Der Fremdling, den wir aus dem Meer gezogen,
Viel beſſer hätten wir ihn drin verſenkt,
Der unſern Herrn beſchmeichelt und belogen,
Der unſre Frau am Narrenſeile lenkt,
Der um den Kampfpreis ſchmählich uns betrogen,
War doch die beſte Rüſtung ihm geſchenkt:
Den ſeht ihr uns verdrängen, uns vernichten,
Und Keiner wagt, ſich männlich aufzurichten?“

„Merkt auf! mir ſchieße Jeder dritthalb Thaler,
So ſchaff' ich den Verhaßten euch vom Ort.
Das Doppelte gelob' ich jedem Zahler,
Iſt Jener nicht in dreißig Tagen fort.
Ihr gafft mich an, ihr wähnt, ich ſey ein Praler,
Nein, Freunde! Narrenwort iſt auch ein Wort.
So eilig ſoll er aus dem Lande jagen,
Als wollt' er mit dem Sturm die Wette wagen.“

Noch war der ſcharfe Redner nicht am Ende,
Als Jeder ſchon entflammt vom Sitze fuhr.
Die Gläſer wirft man jubelnd an die Wände
Und Mancher trägt des Eifers blut'ge Spur;
Dann reichen ſie zum Bunde ſich die Hände,
Gleich der Verſammlung, die im Rütli ſchwur;
Die Glocke kündet Zwölf mit dumpfem Schalle,
Die Lamp' erliſcht, nach Hauſe taumeln Alle.

Von dieſer Zeit an wirbt der luſt'ge Rath
Um unſres Jünglings Neigung und Vertrauen.
O Fortunat, mein theurer Fortunat!
Du machſt mir bang, du haſt's mit einem Schlauen.
Nicht wahr, er dienet dir mit Rath und That,
Führt dich zu gutem Wein und ſchönen Frauen?
Er lobt dich, nennt dich einen ſchmucken Ritter?
Wohl weiß er, ſolche Rede ſchmeckt nicht bitter.

Und ſeltſam! was das traute Paar verzehrt,
Der Narr bezahlt die Zeche ſtets von Beiden;
So ſehr der ehrenhafte Jüngling wehrt,
Er kann es doch am Ende nie vermeiden.
Den Andern dünkt das alles höchſt verkehrt:
„Will er ihm ſo den Aufenthalt verleiden?
Wär' Fortunatus noch auf Cyperns Küſte,
Er käme flugs, wenn er ſolch Leben wüßte.“

Einsmals, zur Ruhe war die Herrſchaft ſchon,
Der Jüngling war noch auf der Kammer wach,
Da hört' er draußen leiſen Seufzerton
Und bebend trat der Narr in das Gemach:
„O Fortunat, mein armer, liebſter Sohn!
Ach, Fortunat, mein ſüßer Liebling, ach!
Beſchloſſen iſt's, es ſchaudert mir die Haut,
Mein Freund, der Kanzler, hat mir's ſelbſt vertraut.“

„Ach! du begreifſt mich nicht, ich muß mich faſſen,
Eh' die Gefahr noch enger dich umſtrickt.
O Freund! es hätte längſt ſich merken laſſen,
Daß Eiferſucht an ſeinem Herzen pickt.
Auch mochte wohl die Gräfin dich nicht haſſen,
Sie hat dem Sänger freundlich oft genickt.
Ja! — ſchwur der Graf — ich ſchaff' es nächſter Tage,
Daß er viel zärter noch die Triller ſchlage.“

„Der Siegesſchmuck mit Federn von Kapaunen
Ward dir zu ſchlimmem Zeichen aufgeſetzt.
Und morgen ſchon! ich hört' es deutlich raunen,
Die Stunde naht, das Meſſer iſt gewetzt.
Statt deiner trug ich oft der Herrſchaft Launen,
Wie gerne doch verträt' ich dich auch jetzt!
Und thät ich's nicht zur Freundſchaft dem Genoſſen,
Doch thät ich's meinem Ehgeſpann zum Poſſen.“

„Zwar wenn es dir nicht allzu ſchrecklich wäre,
Geduldig dich zu fügen der Gewalt:
Du lebſt an unſrem Hof in hoher Ehre
Und nirgends triffſt du beſſeren Gehalt,
Auch trocknet Freundeshand ja manche Zähre,
Wenn jemals ich für einen Freund dir galt —
Allein ich ſeh', du bebſt an allen Gliedern,
Auf ſolche Antwort läßt ſich nichts erwidern.“

„So höre denn ein Mittel, das dich rette!
Ein guter Engel flüſtert's mir in's Ohr.
Frühmorgens, wenn man läutet in die Mette,
Erſchließet ſich zuerſt das Norderthor,
Dann, Theurer, hebe ſchleunig dich vom Bette
Und wie zur Jagd gerüſtet reit' hervor!
Biſt du hinaus, dann laß dein Roß ſich ſtrecken!
Des Himmels Heere mögen dich bedecken!“

Er ſpricht's und des Erſchrocknen bleiche Wange
Küßt er mit Judaskuß und ſchleicht nach Haus.
Dem neuen Attis iſt's ſo herzensbange,
Bald überläuft ihn Glut, bald kalter Graus.
Die längſte Nacht, ſie währt' ihm nie ſo lange,
Verzweifelnd blickt er nach dem Morgen aus;
Noch immer lächelt, wie mit kaltem Hohne,
Die keuſche Luna nach dem Schmerzensſohne.

Mich ſelbſt, den Dichter, überſchauert's leiſe,
Iſt gleich der ganze Lug mir aufgedeckt,
Denn ſollte Fortunat ſo ſchnöder Weiſe
Geſtümmelt werden, wie der Narr ihn ſchreckt,
So ſtürbe mir an meinem Lorbeerreiſe
Manch edles Blatt, das noch im Keime ſteckt,
So könnte mein Geſang ja nur ertönen
Vom Fortunat, und nicht von ſeinen Söhnen.

Horch! was vernehm' ich? hallet nicht Geläute?
Es iſt's, der Mettenglock' erſehnter Klang.
O heller Laut, wie oft berief'ſt du Bräute,
In Luſt erſchreckende, zum Tempelgang!
Doch wie dem angſtgequälten Jüngling heute,
So ſüß erklangſt du nie, ſo freudig bang.
Kaum heben ſich des Thores Gatterbalken,
Er ſprengt geduckt hinaus mit Hund und Falken.

Und als nun hinter ihm die Mauern ragen,
Da fliegt er über Hecken hin und Gräben,
Die Dogge meint den ſchnellſten Hirſch zu jagen,
Der Falke meint im Sturmgewölk zu ſchweben,
Der Reiter nur will über Trägheit klagen
Und hört nicht auf, den heißen Sporn zu geben,
Entfiel' ein Aug' ihm in der großen Eile,
Es aufzuheben nähm' er ſich nicht Weile.

Die Meeresflut, unendlich hingegoſſen,
Sie ſetzet erſt der wilden Flucht ein Ziel,
Doch eben will ein Schiff vom Strande ſtoßen,
Er dingt ſich ein um wenig oder viel.
Zurück noch ſchickt er ſeine Reisgenoſſen
Den Schimmel ſammt dem Hund und Federſpiel.
Hin fährt das Schiff; wohin? ich kann's nicht ſagen,
Vergaß ja doch der Flüchtling ſelbſt zu fragen.

So ging's dem Jüngling in den Niederlanden,
Ich malte treu und redlich die Geſchichten,
Auch etwas niederländiſch, ſey's geſtanden!
Man muß ſich nach des Landes Weiſe richten,
Wie in Getränken, Speiſen und Gewanden,
So manchmal auch im Malen und im Dichten.
Wird unſer Schiff nach China hingeweht,
Mal' ich chineſiſch euch, ſo gut es geht.

Und will mich dennoch Der und Jener ſchmälen,
Daß ich ſein feineres Gefühl beleidigt,
So hört denn, ekle Ohren, zarte Seelen,
Ein Wörtchen noch, das mich gewiß vertheidigt!
Die Wahrheit darf ich nimmermehr verhehlen,
Dem alt ehrwürd'gen Buch bin ich vereidigt,
Sollt' ich an ihm das Schmähliche vollziehen,
Dem unſer Held meerüber muß entfliehen?

Zweites Buch.

Wirf ab, mein Lied, den niederländ'ſchen Schuh
Und ſchnalle den Kothurn dir an die Sohlen!
Der herriſchen Fortuna pflichteſt du
Und dieſe hat ein Trauerſpiel befohlen,
Aus Wolken ſprach ſie den Prolog dazu,
Und nicht beliebt's ihr, ihn zu wiederholen.
Tritt auch der Held nicht alsbald auf die Bretter,
Noch blieb er unverſenkt von Sturm und Wetter.

Der Schauplatz unſres Stückes iſt zu London,
Die Zeit — ich dächte wohl, im Februar?
Denn welcher rühmet ſich von allen Monden,
Daß er dem Trauerſpiele günſt'ger war?
Doch meine Göttin ſchüttelt ihre blonden
Stirnlocken, fürder deutet ſie in's Jahr:
Den wechſelnden April hat ſie erkoren,
Ihr Dichter ſelbſt iſt im April geboren.

Zu London alſo war ein Kaufmann ſäſſig,
Roberto, von toſkaniſchem Geſchlechte.
Von Jugend auf bedacht, arbeitſam, mäßig,
Hatt' er beſiegt die kargen Schickſalsmächte,
Noch jetzo warb und ſchafft' er unabläſſig,
Streng hielt er ſeine Schreiber, ſeine Knechte,
Zu Strömen kam ihm der Gewinnſt gefloſſen,
Doch nahm er auch den kleinen gern zum groſſen.

Als dieſer einſt am Pulte ſaß und ſann,
Hört' er im Gange drauſſen raſche Tritte.
Es klopft, und eh' er Antwort geben kann,
Steht ihm der Gaſt ſchon in des Zimmers Mitte,
Ein langer, hagerer, frühverzehrter Mann,
Nach Farb' und Wuchs und Kleidertracht kein Britte;
Die dunkeln Augen läßt er kecklich ſchweifen
Und was er anſieht, ſcheint er zu ergreifen.

„Andreas Rodio bin ich genannt, —
So ſpricht er — von Florenz, wie Ihr, entſproſſen.
Mein Vater Lucas iſt Euch wohl bekannt,
Er rühmt ſich Eurer Jugendzeit Genoſſen,
Hat gute Seidenwaar' Euch ſtets geſandt
Und Euch getreulich in's Gebet geſchloſſen.
Bei der Bewandtniß darf ich mich erfrechen,
Um einen Freundſchaftsdienſt Euch anzuſprechen."

„Ein edler Lord iſt zu Turin gefangen,
Deß kläglich Schickſal mir das Herz bewegt.
Dem armen Manne war es beigegangen,
Daß er ſich eine Sammlung angelegt,
Nicht von Zwiefaltern, Steinen, Muſcheln, Schlangen,
Noch Andrem, was man ſonſt zu ſammeln pflegt,
Nein, wie die Britten ſtets Beſondres freute,
Von Rechnungen der Wirth' und Handelsleute.“

„Seit Monden ſchmachtet er in Block und Eiſen
Ob dieſer Neigung für das Ungemeine;
Nun kam ich jüngſt dorthin auf meinen Reiſen,
(Ich kaufte dort verſchiedne Edelſteine),
Da ließ ich mir das Sehenswürd'ge weiſen,
Die Kirchen, Klöſter, heiligen Gebeine:
Und durft' ich wohl den Schuldthurm übergehen,
Wo jene ſeltne Sammlung iſt zu ſehen?“

„Als Kenner hatt' ich bald mich überzeugt,
Sie halt' im Werthe vierzehntauſend Kronen,
Den Sammler aber fand ich tiefgebeugt,
Er konnte nicht der dumpfen Luft gewohnen,
Und wie mich leicht das Mitleid überfleugt,
So ſchwur ich, keinen Fleiß für ihn zu ſchonen,
Und nennt mich einen Schurken, wenn ich raſte,
Bis ich der leid'gen Feſſeln ihn entlaſte!“

„Geloben mußt' ich noch am Abſchiedstag,
Nicht ganz umſonſt die Sache zu betreiben,
Auch will er gerne dreifach den Betrag
Von dem, was ihm geliehen wird, verſchreiben.
Roberto — ſprach er — weiß, was ich vermag,
Der wird gewiß nicht ungerühret bleiben. —
So bin ich vor Roberto denn getreten,
Er ſey um dieſen Liebesdienſt gebeten!“

Glaubt nicht, daß mit demüthiger Gebärde
Andreas dieſe Worte vorgebracht!
Hält er nicht, wie der Bettler mit dem Schwerte,
Mit ſcharfem Blick den Handelsfreund bewacht?
Doch dieſer iſt der kältſte Mann der Erde
Und nie empfand er noch der Blicke Macht.
Geruhig ſpricht er, einen Brief entfaltend
Und ihn dem Fremdling vor die Augen haltend:

„Mit dieſem Schreiben ward ich heute Morgen
Von Eurem Vater aus Florenz beehrt.
Herr Lucas iſt um Euch in großen Sorgen,
Weil Ihr auf Reiſen Geld und Gut verzehrt,
Er warnt mich, Euch das Mindeſte zu borgen,
Wenn Ihr vielleicht hieher den Flug gekehrt,
Auch ſchrieb er ſo nach vielen Handelsplätzen,
Um ſich und Andre aus Gefahr zu ſetzen.“

„Gleichwohl geſteh' ich, daß mir wohl gefällt
Was Ihr betreibt, es iſt ein gut Geſchäfte.
Der edle Lord, von dem Ihr vor gemeldt,
Erlangt noch einſt durch reiches Erbgut Kräfte.
Ich werde zahlen, wenn ihr Bürgen ſtellt,
Es fehlt Euch nicht, faßt Ihr's am rechten Hefte:
Er hat Verwandte, die ihm helfen können,
Der König ſelber wird ihm Gutes gönnen.“ —

Andreas eilt zu Vettern und Gevattern,
Sie ſind die Reichſten auf der reichen Inſel,
Er ſpricht von faulem Stroh und gift'gen Blattern,
Er ſchildert des Verlaſſenen Gewinſel,
Er malt ihn halb verzehrt von grimmen Nattern,
Er taucht in jeden Höllengraus den Pinſel;
Vergeblich! alle Kunſt iſt hier verſchwendet:
„Der König helfe, der hat ihn verſendet!“

Der König helfe! Nach der Hofburg ſchreitet
Andreas, vor den Kämmrer tritt er hin:
„Britannia! — ruft er — Schmach iſt dir bereitet,
Dein Bote liegt im Kerker von Turin.
Siehſt du, wie er nach dir die Arme ſpreitet,
Und haſt du keinen Schilling mehr für ihn?
Der Pöbel ſammelt ſich vor ſeinem Gitter
Und jubelt: Seht doch Sankt Georg, den Ritter!“

Der Kämmrer drauf: „Mein Lord muß ſich gedulden,
Es hilft ihm nichts, wenn er die Haare rauſt,
Er macht zu großer Unzeit ſeine Schulden,
Kein überflüſſig Geld iſt hier gehauft,
Der ſchöne Brautſchmuck koſtet manchen Gulden,
Den unſer König ſeiner Schweſter kauft,
Herr Edmund, der den theuren Schatz verſchließet,
Der zeig' es Euch, wohin das Geld uns fließet!“

Geziemt' es, Höll' und Himmel zu vergleichen,
So ſprach' ich: wie ein heller Sternekranz
Hervortritt, wenn die Wolken plötzlich weichen,
So dem Andreas jener neue Glanz!
O armer Lord, wie muß dein Bild erbleichen!
Der Brautſchmuck füllet ihm die Seele ganz;
Und gierig nach dem koſtbarn Augenſchmauſe,
Eilt er die Straße hin zu Edmunds Hauſe.

Der Ritter Edmund war ein frommer Chriſt,
Doch hatt' er nicht das Leibliche vergeſſen.
So war er eben auch zu jener Friſt
Mit Frau und Kindern an den Tiſch geſeſſen,
Und wie er immer gut und freundlich iſt,
So bittet er den Fremden gleich zum Eſſen.
Wie auch der ungeduld'ge Gaſt ſich wehret,
Er muß erſt ſpeiſen, was der Herr beſcheeret.

Einſtweilen doch beginnt er zu erzählen
Und giebt dem Wirthe ſein Begehren kund.
Er nennt ſich einen Händler in Juwelen,
Und führt die ſchönſten auf dem Erdenrund.
Er hat gehört, der König will vermählen,
Die Schweſter an den Herzog von Burgund,
Auch von dem Brautgeſchenk hat er vernommen,
Zu ſehn, zu handeln, iſt er hergekommen.

„Das ſoll geſchehn, das ſoll geſchehn nach Tiſche!
Warum verſchmäht Ihr ſo mein häuslich Mahl?
Entdeckt Ihr nichts, was Euch den Gaumen friſche?
Ihr nehmt vom Rebhuhn nicht und nicht vom Aal!“
Doch Jener denkt an Vögel nicht, noch Fiſche,
Und jede Schüſſel bringt ihm neue Qual.
Bis endlich, nach geſprochnem Tiſchgebete,
Der Wirth zu holen geht das Brautgeräthe.

So wie ein Faun vom buſchigen Geſtade
Mit brünſt'gen Blicken nach der Nymphe ſpäht,
Die ſich entkleiden will zum kühlen Bade
Und bald in offner Fülle vor ihm ſteht:
So blickt der Florentiner nach der Lade,
Daran Herr Edmund jetzt den Schlüſſel dreht;
Und als es nun an dem, ſie aufzudecken,
Da zittert ihm das Herz vor Luſt und Schrecken.

Wie blitzen der Demanten helle Sonnen!
Wie ſpielen farbig all die edeln Sterne!
Und Perlen, Nereus Töchtern abgewonnen,
Und ſchönes, blankes Gold vom reinſten Kerne!
Gleichwie, in der Gedanken Meer zerronnen,
Ein Seher aufblickt zur geſtirnten Ferne,
So dem Andreas am Juwelenſchranke
Verirrt in's Grenzenloſe der Gedanke:

„Ich ſchaue hin, und ſchaue hin auf's Neue,
Es iſt der Erde Gott, was vor mir liegt.
Vor dieſem Zauber weicht die fromme Scheue,
Und des Gewiſſens Zweifel iſt beſiegt,
Von ihm bezwungen wird des Weibes Treue,
Von ihm des Mädchens Unſchuld eingewiegt.
Solch einen Talisman an jedem Finger,
Du biſt ein Fürſt, du biſt ein Weltbezwinger!“

„Und mußt' ich ſo die ſchönſte Zeit verſchwenden,
Die Kraft der Jugend, mit unwürd'ger That!
Was hieß es, falſche Wechſel auszuſenden,
Die man bei'm erſten Blick mit Füßen trat?
Verliebte Wittwen um ihr Gut zu pfänden?
O leichtes Spiel, o kindiſcher Verrath!
Kommt mir der wahre Sinn ſo ſpät zur Reife,
Daß ich erſt jetzo nach dem Höchſten greife?“

„Nur weil ihr pranget mit den Diademen,
Ihr Fürſten, ſeyd ihr Herrſcher dieſer Zeit,
Wird man euch dieſe Zier vom Haupte nehmen,
So weicht die Blendung eurer Herrlichkeit.
Ein Schatten iſt der Menſch, ein trüber Schemen,
Wenn ihm das Gold nicht ſeinen Schimmer leiht.
Ich aber will mich ſchwingen aus dem Dunkeln,
Der Schmuck iſt mein, ein König werd' ich funkeln!“

So fuhr' er fort, zu träumen und zu raſen,
Da frägt Herr Edmund: „Nun geſteht mir frei!
Was denkt Ihr von den feurigen Topaſen?
Was von dem großen Diamanten-Ei?
Was hier von den milchweißen Perlenblaſen?
Und habt Ihr ſelber was, das ſchöner ſey?“
Der Fremdling ſpricht: „Ich werd' Euch Meines weiſen,
Beliebt es morgen Euch, mit mir zu ſpeiſen.“

Drauf kehrt Andreas zu dem Gaſtfreund wieder
Und iſt der angenehmſten Botſchaft voll:
Ein Mann hat ſich gefunden, feſt und bieder,
Der für den Sammler ſich verſchreiben ſoll;
Auch ſinget er dem Kaufherrn ſeine Lieder
Von ſichrer Bürgſchaft auf des Königs Zoll:
„Schafft morgen nur ein ſtattlich Mahl, denn wiſſet,
Daß unſer guter Bürge mit uns iſſet!“

Roberto rüſtet ſtattlich ſeine Küche,
Der Gaſt erſcheinet mit dem Stundenſchlag,
Er wittert ferne ſchon die Wohlgerüche,
Sie künden ihm ein treffliches Gelag.
Man ißt, man trinkt, man bringt ſich gute Sprüche,
Und Jeder denkt im Herzen, was er mag;
Doch iſt's verpönet, daß kein Wort entwiſche,
Von dem Geſchäft, nach Tiſche das, nach Tiſche!

Als nun der Gaſt die Mahlzeit eingenommen,
Und manches Glas genippt vom edeln Wein,
Da ſieht man recht, wie es ihm wohlbekommen,
Denn freundlich, wie ein Engel, blickt er drein.
Das innige Behagen dieſes Frommen,
Es rührte wohl ein Herz von Kieſelſtein.
Andreas aber naht ſich ihm geſellig:
„Zur Sache nun, Herr Ritter, wenn's gefällig!“

Nicht ahnt der Arme, wie man ihn beliſte,
Er dankt für Alles, was er Gut's genoß,
Und kindlich froh, als ging's zum heil'gen Chriſte,
Folgt er dem Schalk in's obere Geſchoß.
Dort ſteht in öder Kammer eine Kiſte;
Schon öffnet ſich das wohlverwahrte Schloß,
Herr Edmund beugt ſich hin, ſo ſieht er's beſſer,
Da fährt ihm in's Genick des Wälſchen Meſſer.

Drauf nimmt der Mörder dem entſeelten Gaſt
Den Daumenring, womit er ſonſt geſiegelt,
Reißt ihm vom Gurt die Schlüſſel, und mit Haſt
Entweichet er, nachdem er feſt verriegelt.
Du aber, Edmund, hätteſt dich im Glaſt
Der eiteln Erdenſchätze gern geſpiegelt:
Wie iſt dir, als mit einmal ſich verbreiten
Vor deinem Blick des Himmels Herrlichkeiten?

Der Mörder rennt hinab in's Haus des Todten,
Wo er die Frau, nun Wittwe, ſo verſtändigt:
„Herr Edmund ſendet mich als ſeinen Boten,
Er läuft nicht gern, wenn er ein Mahl beendigt,
Und daß er löſe jeden Zweifelsknoten,
Hat er mir Ring und Schlüſſel eingehändigt.
Er ſchickt mich, weil zum Tauſch wir nöthig haben
Das Käſtlein mit den ſeinen Hochzeitgaben.“

Hat auch die Frau noch irgend ein Bedenken,
Der Wälſche weiß, wie man mit Weibern ſpricht;
Sie ſucht in allen Kammern, allen Schränken,
Sie ſucht und ſucht, das Käſtlein find't ſie nicht.
Das hat er nun von allen ſeinen Ränken,
Von ſeiner blut'gen That, der Böſewicht!
Doch er, der Welt und ſeines Ichs Verächter,
Bricht aus in ein ſataniſches Gelächter.

Die Stunde drängt und Eile will die Flucht,
Bevor um Rache ſchreit der grauſe Mord.
Drum flügelt er die Schritte nach der Bucht
Und wirft ſich an des nächſten Schiffes Bord.
Wer vor dem Henkerbeile Rettung ſucht,
Dem gilt es gleich, nach Süd hin oder Nord.
Das Hurrah ſchallt, die Barke fleugt mit vollen
Gefiedern — aber ferne Donner rollen.

Der Kaufherr ſaß indeß daheim und ſchrieb,
Da quoll das Blut hernieder durch die Dielen,
Doch weil er ſein Geſchäft mit Eifer trieb
Und nicht gewohnt war, über's Blatt zu ſchielen,
Kein Wunder! daß er unbekümmert blieb,
Bis ihm die Tropfen in die Rechnung fielen.
Ob er ſich wohl am Federmeſſer ritzte?
Ob er mit rother Dinte ſich beſchmitzte?

Roberto! bebt es an, ſich dir zu lichten?
Erbebſt du vor der gräßlichen Entfaltung?
Nicht wahr, von derlei blutigen Geſchichten
Stand nichts in deiner doppelten Buchhaltung?
In ebnem Gleiſe ging dein Thun und Tichten,
Da faßt dich furchtbar des Geſchickes Waltung,
Das Angewohnte fällt, das alte, theure,
Du mußt hinüber in das Ungeheure!

Roberto ſteckt die Feder hinter's Ohr,
Berufet zitternd ſeine Hausgenoſſen
Und ſteigt mit ihnen zum Gemach empor,
Von wo der böſe Thau herabgefloſſen,
Wohl ſchöbe Jeder gern den Andern vor,
Die Thüre wird gewaltſam eingeſtoßen:
Dort liegt Herr Edmund blutig bei der Truhe,
Dort hält Herr Edmund tiefe Mittagsruhe.

Hat ſich in einem Hauſe was geändert,
Auf ſolche Weiſe, drob das Herz erſchaudert,
Und kömmt ein Freund des Hauſes hergeſchlendert,
Der ſonſt wohl manches Stündlein dort verplaudert:
Wie der erſtaunt und, ſelbſt noch unverändert,
Die Wohlbekannten zu erkennen zaudert!
Denn Alle ſind, wie man Lemuren ſchildert,
Verfärbt, entſtellt, die Stimmen ſelbſt verwildert.

So hätt' es Einer bei Roberto troffen,
Bis man ſich mählig ſammelt und bedenkt:
Kann man die Leiche wegzubringen hoffen?
Wird der Verdacht noch irgend abgelenkt?
Ein tiefer Brunnen ſteht im Keller offen,
Wohlan! dort wird der todte Leib verſenkt.
Doch bleibt dem Hauſe Luſt und Muth verdorben,
Als wäre der Gebieter ſelbſt geſtorben.

Geſtorben nicht, doch auch nicht mehr lebendig!
Er hat ja keine Luſt mehr an den Zahlen,
Er weiß noch kaum das Einmaleins auswendig,
Vergißt den Monatstag zu öftern Malen
Und ſtößt ſich in den Rechnungen beſtändig,
Denn immer, wenn er ſitzt ob den Journalen,
Iſt's ihm, als ob das Blut herniedertropfe
Und an der Thüre ſchon der Häſcher klopfe.

Geduld! die Sage rennt auf allen Pfaden,
Der König hört, daß man den Ritter miſſe,
Herr Edmund ſtand bei ihm in großen Gnaden,
Und mehr noch macht der Schmuck ihm Kümmerniſſe.
Zum Florentiner war der Mann geladen,
Dort iſt es glaublich, daß man von ihm wiſſe.
Jetzt klopft es erſt! der Richter mit den Bütteln,
Um Alles auszuſtöbern, aufzurütteln!

Auch die Gewölbe werden nicht verſchont
Und ſo durchſtört vom Boden bis zur Decke,
Daß keine Ratz' im Loche ſichert wohnt
Und keine Fledermaus in ihrer Ecke.
Da denkt noch Einer: „ob ſich's wohl verlohnt,
Daß ich ein Windlicht in den Brunnen ſtrecke?“
Und ſieh! entſetzlich aus der feuchten Tiefe
Starrt eine Hand, als ob ſie Rache riefe.

Nicht ſoll Medea ihre Kinder ſchlachten
Vor allem Volke, hat Horaz gelehrt,
Und ſeinen Ausſpruch ziemt es uns zu achten,
Da er, Fortuna, deinen Ruhm gemehrt.
Drum, wenn wir Keckes auf die Bühne brachten,
So bleib' uns doch das Aeußerſte verwehrt:
Wie man den Herrn aufhenkt zuſammt den Knechten,
Weil ſie den Mord verhehlt, nach Landesrechten.

Und euch, Zuſchauer, die ihr müde ſeyd
Der traurigen und fürchterlichen Dinge,
Zeig' ich zum Troſte, wie man herbes Leid
Und finſteres Entſetzen bald bezwinge,
Wenn ich ein junges Weib in ſchwarzem Kleid,
Camillen, Edmunds Wittwe, vor euch bringe.
Die Schöne, deren Trauerzeit noch dauert,
Hat doch im Herzen mählig ausgetrauert.

Erſt fühlt ſie ihre Zähren ſanfter rinnen,
Gemäßigter ertönt ihr Weh und Ach,
Schon hört ſie auf, ſich feindlich einzuſpinnen,
Sie läßt die Sonne ſchon in ihr Gemach,
Schon ſieht ſie wieder ihre Nachbarinnen,
Und merkt es ſich, was eine treffend ſprach,
Sie ſprach: „O laßt Euch eine Wittwe ſagen,
Wie ihr des todten Manns Euch könnt entſchlagen!“

„Jetzt, da die Blüthenknoſpe wieder quellen,
Und da der Kuckuck rufet, früh und ſpät,
Jetzt laſſet Eure Bettſtatt anders ſtellen,
Als ſie noch ſeit des Sel'gen Tagen ſteht,
Und denkt an einen ſeinen Junggeſellen,
Jedoch in Ehren, wenn Ihr ſchlafen geht!
Die Todten zu den Todten, mein' ich eben,
Die Lebenden zu denen, die da leben!“

Camilla drauf: „Gevatterin, bei Leibe!
Sollt' ich vergeſſen meines liebſten Herrn?“
Doch als ſie nun allein iſt, kömmts dem Weibe
Nicht aus dem Sinne, ſie verſucht' es gern.
Und wär' es auch zum bloßen Zeitvertreibe,
Die Bettſtatt ſoll vom alten Platze fern.
Doch als man rückt, was hat ſich da gefunden?
Das Käſtlein, das ſeit Edmunds Tod verſchwunden.

Die Wittwe wendet ſich an zween geehrte
Verwandte, die ihr oft zu Rathe waren,
Die Männer aber ſchütteln ihre Bärte:
„Was hilft es Euch, den theuren Schmuck bewahren?
Unmöglich iſt es, daß man ihn verwerthe,
In aller Welt hat man davon erfahren.
Viel beſſer iſt's, Ihr tragt ihn ſelbſt zum Throne
Und harret, wie der König Euch belohne.“

Da ſchmücket ſich Camilla, wie es denen,
Die um den Gatten trauern, ſich gebührt.
An ihre Wimpern hängt ſie Wittwenthränen,
In Seufzer wird die ſchöne Bruſt geſchnürt,
Und nichts verſäumt ſie, was an Magdalenen
Die Augen locket und die Herzen rührt.
Das Käſtlein hüllet ſie in ihre Flöre
Und meldet ſich dem König zum Gehöre.

Als drauf der König an dem theuren Funde
Den Blick geſättigt, denket er im Stillen:
„Die Pflicht erheiſcht, daß noch in dieſer Stunde
Mein voller Dank ſich zeige Frau Camillen.
Um was nun trägt ihr Herz die tiefe Wunde,
Als um des jetztgefundnen Schmuckes willen?
Drum iſt es billig, daß aus dieſem Schatze
Ein neues Glück ihr aufblüht zum Erſatze.“

Und mitten aus der unſchätzbaren Habe
Entnimmt er einen Ring von hohem Preis:
„Empfangt, Camilla, die geringe Gabe!
Doch nicht als meiner Dankbarkeit Beweis,
Nein! daß ich Euch von des Gemahles Grabe
Zurücke zieh' in meines Hofes Kreis.
Ihr aber werbet, meines Throns Vaſallen,
Wer dieſen Ring gewinne von euch allen!“

Nun ſteht ein Junker, blondgelockt und ſchlank,
Des Dienſtes wartend, bei des Königs Stuhle.
Bevor noch Edmund in die Grube ſank,
Hieß es, daß Jener um Camillen buhle
Und daß er Tag für Tag, nicht ohne Dank,
Sein Roß an ihrem Haus vorüberſchule.
Der bittet jetzo, nicht umſonſt, die Dame
Um ihren Ring, ein Tröſter ihrem Grame.

Doch ihr, Demanten, königliche Spende,
Wohl mögt ihr eine reine Stirne ſchmücken,
Und ihr, der Perlen köſtliche Gebände,
Ihr mögt um eine fromme Bruſt euch drücken,
Ihr aber, goldne Spangen, zieret Hände,
Die nichts denn wohlthun, ſegnen und beglücken,
Daß ihr entſündigt werdet, Brautkleinode,
Die ihr befleckt ſeyd mit vielfachem Tode!

Britanniens großer König ſey geprieſen,
Wie er der frommen Wittwen ſich erbarme!
Noch eine ſoll den Tröſter ſich erkieſen,
Roberto's Wittwe, Cordula, die Arme.
Obſchon ſich ihre Unſchuld klar erwieſen,
Doch lebt ſie, ſammt den Waiſen, tief im Harme:
Denn als ihr Eheliebſter hing am Galgen,
Da ließ man um ſein Gut das Volk ſich balgen.

Der König ruft ſie, reichlich auszuſtatten
Gedenkt er ſie, erſcheinet nur ein Freier.
Zwar längern ſich ſchon ihres Lebens Schatten,
Doch löst ſie gerne noch den Wittwenſchleier.
Sie ſpricht von einem Diener ihres Gatten:
Zur Zeit des Mords verſchickt geweſen ſey er,
Er ſey, unangeſehen ſeiner Jugend,
Ein Muſterbild der Frömmigkeit und Tugend.

Der König läßt den jungen Mann beſchicken,
Nur denkt er, als er Jenen ſich beſchaut:
„An dem iſt wenig Tugend zu erblicken,
Er ſcheint mir eine leichte, lockre Haut.
Doch meint die Frau an ihm ſich zu erquicken,
So werde ſie noch heut' ihm angetraut!“ —
Wir aber wünſchen: möge wohlgerathen
Die Ehe Cordula's mit — Fortunaten!

Der Vorhang fällt. Was wir euch aufgetiſchet,
Sagt, iſt es nicht ein ächtes Trauerſpiel?
Zwar iſt der ärgſte Böſewicht entwiſchet,
Der Hehler des Verbrechens aber fiel,
Die Wittwenthränen hat man abgewiſchet,
Und Alles kam an ein verſöhnend Ziel.
Doch mag die Welt nun tadeln oder loben,
Schon hat Fortuna neues Spiel erhoben.

Druck der J. G. Cotta'ſchen Officin in Stuttgart.